Die

Serapions-Brüder.

Geſammelte
Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben
von

E. T. A. Hoffmann.

Erſter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1871.

E. T. A. Hoffmann's

geſammelte Schriften.

Erſter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1871.

6905 599*8

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Die Serapions-Brüder.

Erſter Band.

Vorwort.

Die Aufforderung des Herrn Verlegers, daß der Herausgeber ſeine in Journalen und Taſchenbüchern verſtreuten Erzählungen und Mährchen ſammeln und Neues hinzufügen möge, ſo wie, daß dieſer mit einigen herzgeliebten, ſeinen Dichtungen geneigten Freunden nach langer Trennung wirklich an einem Serapionstage wieder zuſammentrat, veranlaßten dies Buch, und die Form in der es erſcheint. Eben dieſe Form wird — muß an Ludwig Tieck's Phantaſus erinnern. Wie ſehr würde der Herausgeber aber bei dem Vergleich beider Werke verlieren! — Abgeſehen davon, daß es ihm wohl nicht beikommen kann, den die ganze Seele ergreifenden Dichtungen des vollendeten Meiſters die ſeinigen an die Seite ſtellen zu wollen, ſo enthalten die dort eingeflochtenen Geſpräche auch die tiefſten ſcharfſinnigſten Bemerkungen über Kunſt und Literatur; hier ſoll die Unterhaltung der Freunde, welche die verſchiedenen Dichtungen mit einander verknüpft, aber nur das treue Bild des Zuſammenſeyns der Gleichgeſinnten aufſtellen, die ſich die Schöpfungen ihres Geiſtes mittheilen und ihr Urtheil darüber ausſprechen. Nur die Bedingniſſe eines ſolchen heitern unbefangenen Geſprächs, in dem recht eigentlich ein Wort das andere giebt, können hier zum Maaßſtabe dienen. Auch fehlen der Geſellſchaft die beiden

Frauen, die im Phantaſus ein mannigfaltiges anmuthiges Farbenſpiel anzuregen wiſſen.

Den vielgeneigten Leſer bittet der Herausgeber daher recht innig, jenen ihm nachtheiligen Vergleich nicht anzuſtellen, ſondern ohne weitere Anſprüche gemüthlich das hinzunehmen, was ihm anſpruchslos aus treuem Gemüth dargeboten wird.

Erſter Abſchnitt.

„Stelle man ſich auch an wie man wolle, nicht wegzuläugnen, nicht wegzubannen iſt die bittre Ueberzeugung, daß nimmer — nimmer wiederkehrt, was einmal da geweſen. Eitles Mühen, ſich entgegenzuſtemmen der unbezwinglichen Macht der Zeit, die fort und fort ſchafft in ewigem Zerſtören. Nur die Schattenbilder des in tieſe Nacht verſunkenen Lebens bleiben zurück, und walten in unſerm Innern, und necken und höhnen uns oft, wie ſpukhafte Träume. Aber Thoren! wähnen wir, das, was unſer Gedanke, unſer eignes Ich worden, noch außer uns auf der Erde zu finden, blühend in unvergänglicher Jugendfriſche. — Die Geliebte, die wir verlaſſen, der Freund von dem wir uns trennen mußten, verloren ſind beide für uns auf immer! — Die, die wir vielleicht nach Jahren wiederſehen, ſind nicht mehr dieſelben, von denen wir ſchieden, und ſie finden ja auch uns nicht mehr wieder!“

So ſprach Lothar, indem er heftig vom Stuhl aufſprang, dicht an den Camin hinanſchritt und die Arme übereinander geſchlagen mit finſterm Blick in das luſtig kniſternde Feuer hineinſtarrte.

Wenigſtens, begann jetzt Theodor, wenigſtens, lieber Freund Lothar, bewährſt Du Dich in ſo fern ganz als denſelben, von dem ich vor zwölf Jahren ſchied, als Du noch eben ſo wie damals geneigt biſt, nur im mindeſten ſchmerzlich berührt, Dich allem Unmuth rückſichtslos hinzugeben. Wahr iſt es, und ich, Ottmar und Cyprian, wir alle fühlen es gewiß eben ſo lebhaft als Du, daß unſer erſtes Beiſammenſeyn nach langer Trennung gar nicht ſo erfreulich iſt, als wir es uns wohl gedacht haben mochten. Wälze die Schuld auf mich, der ich aus einer unſerer unendlichen Gaſſen in die andere lief, der ich nicht abließ, bis ich Euch heute Abend hier vor meinem Camin zuſammengebracht hatte. Geſcheuter wäre es vielleicht geweſen, hätt' ich unſer Wiederſehn dem günſtigen Zufall überlaſſen, aber unerträglich war mir der Gedanke, daß wir, die wir Jahre lang durch herzliche Liebe, durch ein gleiches ſchönes Streben in Kunſt und Wiſſenſchaft innig verbunden zuſammenlebten, die nur der wilde Orkan, wie er daher brauſte in der verhängnißvollen Zeit die wir durchlebt, auseinander ſchleudern konnte, daß wir, ſage ich, auch nur einen Tag in demſelben Hafen geankert haben ſollten, ohne uns mit leiblichen Augen zu ſchauen, wie wir es unterdeſſen mit geiſtigen gethan. Und nun ſitzen wir ſchon ein paar Stunden zuſammen und quälen uns mörderlich ab mit dem Enthuſiasmus unſerer friſchblühenden Freundſchaft. Und keiner hat bis zu dieſem Augenblick etwas Geſcheutes zu Markte gebracht, ſondern fades langweiliges Zeug geſchwatzt zum Bewundern. Und woher kommt das Alles anders, als daß wir insgeſammt recht kindiſche Kinder ſind, daß wir glaubten, es werde nun gleich wieder fortgehen in derſelben Melodie, die wir vor zwölf Jahren abbrachen. Lothar ſollte uns vielleicht wieder zum Erſtenmale Tieck's Zerbino vorleſen, und ausgelaſſene, jauchzende, jubelnde Luſt uns alle erfaſſen. Oder Cyprian müßte vielleicht irgend ein fantaſtiſches Gedicht oder wohl gar eine ganze überſchwengliche Oper mitgebracht haben, und ich ſie zur Stelle komponiren, und auf demſelben lendenlahmen Pianoforte wie vor zwölf Jahren losdonnern, daß alles an dem armen lebensſatten Inſtrumente knackt und ächzt. Oder Ottmar müßte erzählen von irgend einer herrlichen Rarität, die er aufgeſpürt, von einem auserleſenen Wein, von einem abſonderlichen Haſenfuß ꝛc., und uns alle in Feuer und Flamme ſetzen, und uns aufregen zu allerlei ſehr ſeltſamen Anſchlägen, wie wir beides zu genießen und zu verarbeiten gedächten, auserleſenen Wein und abſonderlichen Haſenfuß. Und da das Alles nun nicht geſchehen iſt, ſchmollen wir insgeheim auf einander, und jeder denkt vom Andern: ei, wie iſt der Gute ſo ganz und gar nicht mehr derſelbe, daß der ſich ſo ändern könnte, nimmermehr hätt' ich das gedacht! — Ja freilich ſind wir alle nicht mehr dieſelben! Daß wir zwölf Jahre älter worden, daß ſich wohl mit jedem Jahr immer mehr und mehr Erde an uns anſetzt, die uns hinabzieht aus der luftigen Region, bis wir am Ende *unter* die Erde kommen, das will ich gar nicht in Anſchlag bringen. Aber wen von uns hat indeſſen nicht der wilde Strudel von Ereigniß zu Ereigniß, ja von That zu That fortgeriſſen? Konnte denn alles Schrecken, alles Entſetzen, alles Ungeheure der Zeit an uns vorübergehen ohne uns gewaltig zu erfaſſen, ohne tief in unſer Inneres hinein ſeine blutige Spur einzugraben? — Darüber erbleichten die Bilder des früheren Lebens, und fruchtlos bleibt nun das Mühen, ſie wieder aufzufriſchen! — Mag es aber auch ſeyn, daß manches, was uns damals im Leben ja an und in uns ſelbſt als hoch und herrlich erſchien, jetzt merklich den blendenden Glanz verloren, da unſere Augen durch ſtärkeres Licht verwöhnt, die innere Geſinnung, aus der unſere Liebe entſproßte, iſt doch wohl geblieben. Ich meine, ein Jeder glaubt doch wohl noch vom Andern, daß er was erkleckliches tauge, und inniger Freundſchaft werth ſey. Laßt uns alſo die alte Zeit und alle alte Anſprüche aus ihr her vergeſſen, und von jener Geſinnung ausgehend, verſuchen, wie ſich ein neues Band unter uns verknüpft.

Dem Himmel ſey gedankt, unterbrach hier Ottmar den Freund, dem Himmel ſey gedankt, daß Lothar es nicht mehr aushalten konnte in unſerm närriſchen verzwickten Weſen, und daß Du, Theodor, gleich das ſchadenfrohe Teufelchen feſtpackſt, das uns alle neckt und quält. Mir wollt' es die Kehle zuſchnüren, dies gezwungene, fatale Freudigthun, und ich fing gerade an mich ganz entſetzlich zu ärgern, als Lothar losfuhr. Aber nun Theodor gerade herausgeſagt hat, woran es liegt, fühle ich mich Euch Allen um vieles näher gerückt, und es iſt mir ſo als wolle die alte Gemüthlichkeit mit der wir uns ſonſt zuſammenfanden, alle unnützen Zweifel wegbannend, wieder die Oberhand gewinnen. Theodor hat Recht, mag denn die Zeit auch vieles umgeſtaltet haben, feſt ſteht doch in unſerm Innern der Glaube an uns ſelbſt. Und hiermit erkläre ich die Präliminarien unſers neuen Bundes feierlichſt für abgeſchloſſen, und ſetze feſt, daß wir uns jede Woche an einem beſtimmten Tage zuſammenfinden wollen, denn ſonſt verlaufen wir uns in der großen Stadt hierhin, dorthin, und werden auseinander getrieben noch ärger als bisher.

Herrlicher Einfall, rief Lothar, füge doch noch ſogleich, lieber Ottmar, gewiſſe Geſetze hinzu, die bei unſern beſtimmten wöchentlichen Zuſammenkunften ſtatt finden ſollen. Z. B. daß über dieſes oder jenes geſprochen oder nicht geſprochen werden darf, oder daß jeder gehalten ſeyn ſoll, dreimal witzig zu ſeyn, oder daß wir ganz gewiß jedesmal Sardellen-Salat eſſen wollen. Auf dieſe Art bricht denn alle Philiſterei auf uns ein, wie ſie nur in irgend einem Clubb grünen und blühen mag. Glaubſt Du denn nicht, Ottmar, daß jede beſtimmte Verabredung über unſer Beiſammenſeyn ſogleich einen läſtigen Zwang herbeiführt, der mir wenigſtens allen Genuß verleidet? Erinnere Dich nur des tiefen Widerwillens, den wir ehemals gegen alles hegten, was ſich nur im mindeſten als Clubb, Reſſource, oder wie ſonſt ſolch eine tolle Anſtalt heißen mag, in der Langeweile und Ueberdruß ſyſtematiſch gehandhabt werden, geſtalten wollte, und nun verſuchſt Du ſelbſt das vierblättrige Kleeblatt, das nur natürlich, ohne Zwang des Gärtners emporkeimt, in ſolch böſe Form einzuzwängen!

Unſer Freund Lothar, begann Theodor, läßt nicht ſo leicht ab von ſeinem Unmuth, das wiſſen wir ja alle eben ſo, als daß er in ſolch böſer Stimmung Geſpenſter ſieht, mit denen er wacker herumkämpft, bis er, todmüde, ſelbſt eingeſtehen muß, daß es nur Geſpenſter waren, die das eigne liebe Ich ſchuf. — Wie iſt es nur möglich, Lothar, daß Du bei Ottmars harmloſem und dabei höchſt vernünftigem Vorſchlag ſogleich an Clubbs und Reſſourcen denkſt, und an alle Philiſterei, die damit nothwendig verknüpft iſt. Aber dabei iſt mir ein gar ergötzliches Bild aus unſerm frühern Leben aufgegangen. Erinnerſt Du Dich wohl noch der Zeit, als wir das Erſtemal die Reſidenz verließen und nach dem kleinen Städtchen P*** zogen? — Anſtand und Sitte verlangten es, wir mußten uns ſofort in den Clubb aufnehmen laſſen, den die ſogenannten Honoratioren der Stadt bildeten. Wir erhielten in einem feierlichen im ſtrengſten Geſchäftsſtyl abgefaßten Schreiben die Nachricht, daß wir nach geſchehener Stimmenſammlung wirklich als Mitglieder des Clubbs aufgenommen worden, und dabei lag ein wohl funfzehn bis zwanzig Bogen ſtarkes ſauber gebundenes Buch, welches die Geſetze des Clubbs enthielt. Dieſe Geſetze hatte ein alter Rath verfaßt, ganz in der Form des preußiſchen Landrechts, mit der Eintheilung in Titel und Paragraphen. Etwas ergötzlicheres konnte man gar nicht leſen. So war ein Titel überſchrieben: Von Weibern und Kindern, und deren Befugniſſen und Rechten, worin dann nichts geringeres ſanktionirt wurde, als daß die Frauen der Mitglieder jeden Donnerſtag und Sonntag des Abends in dem Lokal des Clubbs Thee trinken, zur Winterszeit aber ſogar vier- oder ſechsmal tanzen durften. Wegen der Kinder waren die

Beſtimmungen ſchwieriger und kritiſcher, da der Juriſt die Materie mit ungemeinem Scharfſinn behandelt und unmündige, mündige, minderjährige und unter väterlicher Gewalt ſtehende Perſonen ſorglich unterſchieden hatte. Die unmündigen wurden gar hübſch ihrer moraliſchen Qualität nach in artige und unartige Kinder eingetheilt, und letzteren der Zutritt in den Clubb unbedingt unterſagt, als dem Fundamental-Geſetz entgegen; der Clubb ſollte durchaus nur ein artiger ſeyn. Hierauf folgte unmittelbar der merkwürdige Titel von Hunden, Katzen und andern unvernünftigen Creaturen. Niemand ſolle, hieß es, irgend ein ſchädliches wildes Thier in den Clubb mitbringen. Hatte alſo ein Clubbiſt ſich etwa einen Löwen, Tiger oder Parder als Schooßhund zugelegt, ſo blieb alles Mühen vergebens, die Beſtie in den Clubb einzuführen, ſelbſt mit verſchnittenen Haaren und Nägeln verwehrten unbedingt die Vorſteher dem thieriſchen Schismatiker den Eintritt. Waren doch ſelbſt geſcheute Pudel und gebildete Möpſe für nicht clubbfähig erklärt, und durften nur ausnahmsweiſe zur Sommerzeit, wenn der Clubb im Freien ſpeiſte, auf den Grund der nach Berathung des Ausſchuſſes ertheilten Erlaubnißkarte mitgebracht werden. Wir — ich und Lothar, erfanden die herrlichſten Zuſätze und Declarationen zu dieſem tiefſinnigen Codex, die wir in der nächſten Sitzung mit dem feierlichſten Ernſt vortrugen, und zu unſerer höchſten Luſt es dahin brachten, daß das unſinnigſte Zeug mit großer Wichtigkeit debattirt wurde. Endlich merkte dieſer, jener den heilloſen Spaß, man traute uns nicht mehr, doch geſchah nicht, was wir wollten. Wir glaubten nemlich, daß der förmliche Bann über uns ausgeſprochen werden würde. — Ich erinnere mich der luſtigen Zeit gar wohl, ſprach Lothar, und bemerke zu meinem nicht geringen Verdruß, daß dergleichen Myſtificationen mir jetzt ſchlecht gerathen würden. Viel zu ſchwerfällig bin ich geworden, und ſehr geneigt darüber mich zu ärgern, was mich ſonſt zum Lachen reizte.

Das glaub' ich nun und nimmermehr, fiel Ottmar ein, überzeugt bin ich vielmehr, Lothar, daß nur der Nachhall irgend eines feindlichen Ereigniſſes gerade heute in Deiner Seele ſtärker nachtönt als ſonſt. — Aber ein neues Leben wird bald wie Frühlingshauch Dein Inneres durchwehen, in ihm verklingt der Mißton, und du biſt wieder ganz der alte gemüthliche Lothar, der Du ſonſt warſt vor zwölf Jahren! — Euer Clubb in P*** hat mich übrigens an einen andern erinnert, deſſen Stifter von dem herrlichſten Humor beſeelt geweſen ſein muß, und der in der That nicht wenig an den prächtigen Narrenorden erinnerte. Denkt Euch eine Geſellſchaft, die durchaus organiſirt iſt wie ein Staat! — Ein König, Miniſter, Staatsräthe ꝛc. Die einzige Tendenz, der ganze Zweck dieſer Geſellſchaft war — gut zu eſſen und noch beſſer zu trinken. Deshalb geſchahen die Verſammlungen in dem Hotel der Stadt, wo die beſte Küche und der beſte Keller anzutreffen. Hier wurde nun ernſt und feierlich verhandelt über das Wohl und Wehe des Staats, das in nichts anderm beſtand, als eben in guten Schüſſeln und auserleſenem Wein. — So berichtet der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten: daß in einer entfernteren Handlung der Stadt vorzüglicher Rheinwein angekommen. Sogleich wird eine Sendung dorthin beſchloſſen! — Männer von vorzüglichem Talent, d. h. mit auserleſener Weinzunge, werden gewählt, ſie erhalten weitläuftige Inſtructionen, und der Miniſter der Finanzen weiſet einen außerordentlichen Fond an die Koſten der Geſandtſchaft und des Ankaufs bewährt gefundener Waare zu beſtreiten. — So geräth alles in Beſtürzung, weil ein Ragout mißrathen, — es werden Memoires gewechſelt, — harte Reden über das bedrohliche Ungewitter, das über den Staat heraufgezogen. — So tritt der Staatsrath zuſammen um zu beſchließen, ob und von welchen Weinen heute der kalte Punſch zu bereiten. In tiefes Nachdenken verſunken hört der König den Vortrag im Kabinett an; er nickt: das Geſetz vom kalten Punſch wird gegeben, und die Ausführung dem Miniſter übertragen. Der Miniſter des Innern kann aber ſchwachen Magens halber nicht Citronenſäure vertragen, er ſchält daher Pomeranzen in das Getränk, und durch ein neues Geſetz wird der kalte Punſch dahin deklarirt, daß er Cardinal ſey. — So werden Künſte und Wiſſenſchaften beſchützt, indem der Dichter, der ein neues Trinklied gedichtet, ſowie der Sänger, der es komponirt und abgeſungen, vom Könige das Ehrenzeichen der rothen Hahnenfeder erhält, und beiden die Erlaubniß ertheilt wird, eine Flaſche Wein mehr zu trinken als gewöhnlich, d. h. auf ihre Koſten! — Uebrigens trug der König, repräſentirte er ſeine Würde, eine ungeheure Krone aus goldnem Pappendeckel geſchnitten, ſo wie Szepter und Reichsapfel; die Großen des Reichs ſchmückten ſich dagegen mit ſeltſam geformten Mützen. Das Symbol der Geſellſchaft beſtand in einer ſilbernen

Büchſe, auf der ein ſtattlicher Hahn, die Flügel ausgebreitet, krähend, ſich mühte, Eier zu legen. — Rechnet zu dem allen, daß wenigſtens zu der Zeit, als mich der Zufall in dieſe höchſt herrliche Geſellſchaft brachte, es gar nicht an geiſtreichen der Rede mächtigen Mitgliedern fehlte, die von der tiefen Ironie des Ganzen ergriffen, ihre Rollen wacker durchführten, ſo werdet Ihr mirs glauben, daß nicht ſo leicht mich ein Scherz ſo angeregt, ja ſo begeiſtert hat, als dieſer.

Ich gebe, ſprach Lothar, der Sache meinen vollſten Beifall, nur begreife ich doch nicht, wie es auf die Länge damit gehen konnte. Der beſte Spaß ſtumpft ſich ab, vollends wenn er ſo dauernd und dabei ſo ſyſtematiſch getrieben wird, wie es in Deiner Geſellſchaft, in Deiner Loge zum eierlegenden Hahn wirklich geſchah. — Ihr habt beide, Theodor und Ottmar, nun erzählt von großen breiten Clubbs mit Geſetzen und fortwuchernden Myſtificationen, laßt mich des einfachſten Clubbs erwähnen, der wohl auf der Welt exiſtirt haben mag. — In einem kleinen polniſchen Grenzſtädtchen, das ehemals von den Preußen in Beſitz genommen, waren die einzigen deutſchen Offizianten ein alter invalider Hauptmann, als Poſthalter angeſtellt, und der Acciſe-Einnehmer. Beide kamen jeden Abend auf den Schlag fünf Uhr in der einzigen Kneipe, die es an dem Orte gab, und zwar in einem Kämmerchen zuſammen, das ſonſt niemand betreten durfte. Gewöhnlich ſaß der Acciſe-Einnehmer ſchon vor ſeinem Kruge Bier, die dampfende Pfeife im Munde, wenn der Hauptmann eintrat. Der ſetzte ſich mit den Worten: Wie gehts, Herr Gevatter? dem Einnehmer gegenüber an den Tiſch, zündete die ſchon geſtopfte Pfeife an, zog die Zeitungen aus der Taſche, fing an emſig zu leſen, und ſchob die geleſenen Blätter dem Einnehmer hin, der eben ſo emſig las. In tiefem Schweigen blieſen ſich beide nun den dicken Tabacksdampf ins Geſicht, bis auf den Glockenſchlag acht Uhr der Einnehmer aufſtand, die Pfeife ausklopfte, und mit den Worten: ja ſo gehts, Herr Gevatter! die Kneipe verließ. Das nannten denn beide ſehr ernſthaft: Unſere Reſſource.

Sehr ergötzlich, rief Theodor, und wer in dieſe Reſſource als ehrenwerthes Mitglied recht hineingetaugt hätte, das iſt unſer Cyprian. Der hätte gewiß niemals die feierliche Stille unterbrochen durch unzeitiges Schwatzen. Er ſcheint gleich den Camadulenſer Mönchen das Gelübde des ewigen Stillſchweigens abgelegt zu haben, denn bis jetzt iſt auch nicht ein einfaches Wörtlein über ſeine Lippen gekommen.

Cyprian, der in der That bis dahin geſchwiegen, ſeufzte auf, wie aus einem Traum erwachend, warf dann den Blick in die Höhe und ſprach mit mildem Lächeln: Ich will es Euch gern geſtehen, daß ich nun heute durchaus nicht die Erinnerung an ein ſeltſames Abentheuer los werden kann, das ich vor mehreren Jahren erlebte, und wohl geſchieht es, daß dann, wenn innere Stimmen recht laut und lebendig ertönen, der Mund ſich nicht öffnen mag zur Rede. Doch ging nichts an mir vorüber, was bis jetzt zur Sprache kam, und ich kann darüber Rechenſchaft geben. Fürs Erſte hat Theodor ganz recht, daß wir Alle kindiſcher Weiſe glaubten, gleich da wieder anfangen zu können, wo wir vor zwölf Jahren ſtehen blieben, und da dies nicht geſchah, nicht geſchehen konnte, auf einander ſchmollten. Ich behaupte aber, daß, trabten wir wirklich gleich in demſelben Geleiſe fort, nichts in der Welt uns mehr als eingefleiſchte Philiſter kund gethan hätte. Mir fallen dabei jene Philoſophen ein — doch, das muß ich fein ordentlich erzählen! — Denkt Euch zwei Leute — ich will ſie Sebaſtian und Ptolemäus nennen — denkt Euch alſo, daß dieſe auf der Univerſität zu K— mit dem größten Eifer die Kantiſche Philoſophie ſtudiren, und ſich beinahe täglich in den heftigſten Disputationen über dieſen, jenen Satz erlaben. Eben in einem ſolchen philoſophiſchen Streit, eben in dem Augenblick, als Sebaſtian einen kräftigen entſcheidenden Schlag geführt, und Ptolemäus ſich ſammelt ihn wacker zu erwidern, werden ſie unterbrochen, und der Zufall will es, daß ſie ſich nicht mehr in K— zuſammentreffen. Der eine geht hierhin, der andere dorthin. Beinahe zwanzig Jahre ſind vergangen, da ſieht Ptolemäus in B— auf der Straße eine Figur vor ſich herwandeln, die er ſogleich für ſeinen Freund Sebaſtian erkennet. Er ſtürzt ihm nach, klopft ihm auf die Schulter, und als Sebaſtian ſich umſchaut, fängt Ptolemäus ſogleich an: Du behaupteſt alſo daß — kurz! — er führt den Schlag zu dem er vor zwanzig Jahren ausholte. Sebaſtian läßt alle Minen ſpringen die er in K— angelegt hatte. Beide disputiren zwey, drey Stunden hindurch Straß' auf Straß' ab wandelnd. Beide geben ſich ganz erhitzt das Wort den Profeſſor ſelbſt zum Schiedsrichter aufzufordern, nicht bedenkend, daß ſie in B— ſind, daß der alte Immanuel ſchon ſeit vielen Jahren im Grabe ruht, trennen ſich und finden ſich nie mehr wieder. — Dieſe Geſchichte die das Eigenthümliche für ſich hat, daß ſie ſich wirklich begeben, trägt für mich wenigſtens beinahe etwas ſchauerliches in ſich. Ohne einiges Entſetzen kann ich nicht dieſen tiefen geſpenſtiſchen Philiſtriſmus anſchauen. Ergötzlicher war mir unſer alter Commiſſionsrath, den ich auf meiner Herreiſe beſuchte. Er empfing mich zwar recht herzlich, indeſſen hatte ſein Betragen etwas ängſtliches gedrücktes, das ich mir gar nicht erklären konnte, bis er eines Tages auf einem Spaziergange mich bat, ich möge doch um des Himmelswillen mich wieder pudern und einen grauen Hut aufſetzen, ſonſt könne er nicht an ſeinen alten Cyprianus glauben. Und dabey wiſchte er ſich den Angſtſchweiß von der Stirne und flehte mich an, ſeine Treuherzigkeit doch nur ja nicht übel zu nehmen! — Alſo! — wir wollen keine Philiſter ſeyn, wir wollen nicht darauf beſtehen jenen Faden, an dem wir vor zwölf Jahren ſpannen, nun fortzuſpinnen, wir wollen uns nicht daran ſtoßen, daß wir andere Röcke und andere Hüte, wir wollen andere ſeyn als damals und doch wieder dieſelben, das iſt nun ausgemacht. Was Lothar ohne eigentlichen Anlaß über das Unweſen der Clubbs und Reſſourcen geſagt hat, mag richtig ſeyn und beweiſen, wie ſehr der arme Menſch geneigt iſt ſich das letzte Reſtchen Freiheit zu verdämmen und überall ein künſtlich Dach zu bauen, wo er noch allenfalls zum hellen heitern Himmel hinaufſchauen könnte. Aber was geht das uns an? — Auch ich gebe meine Stimme zu Ottmars Vorſchlag, daß wir uns wöchentlich an einem beſtimmten Tage zuſammenfinden wollen. Ich denke die Zeit mit ihren wunderbarſten Ereigniſſen hat dafür geſorgt, daß wir, lag auch wirklich, wie ich indeſſen gar nicht glauben und zugeben will, einige Anlage dazu in unſerm Innern, keine Philiſter werden konnten. Iſt es denn möglich, daß unſere Zuſammenkünfte jemals in den Philiſtriſmus eines Clubbs ausarten können? — Alſo es bleibt bey Ottmars Vorſchlag.

Beſtändig, rief Lothar, beſtändig werde ich mich dagegen auflehnen und damit wir nur gleich aus dem ärgerlichen Hin- und Herreden darüber heraus kommen, ſoll uns Cyprian das ſeltſame Abentheuer erzählen, das ihm heute ſo in Sinn und Gedanken liegt. — Ich meine, ſprach Cyprian, daß immer mehr und mehr uns eine fröhliche gemüthliche Stimmung erfaſſen wird, zumal wenn es unſerm

Theodor gefällt jene geheimnißvolle Vaſe, welche die feinſten aromatiſchen Düfte verbreitet und aus der berühmten Geſellſchaft des eierlegenden Hahns herzuſtammen ſcheint, zu öffnen. Nichts in der Welt könnte aber dem friſchen Aufkeimen alter Luſt mehr hinderlich ſeyn, als eben mein Abentheuer, daß ihr, ſo wie wir jetzt beyſammen ſind, fremdartig, unintereſſant, ja albern und fratzenhaft finden müßt. Dabei trägt es einen düſtern Charakter und ich ſelbſt ſpiele darinn eine hinlänglich ſchlechte Rolle. Urſache genug davon zu ſchweigen. — Merkt ihr wohl, rief Theodor, daß unſer Cyprian, unſer liebes Sonntagskind, wieder allerlei bedenkliche Geiſter geſehen hat, die zu erſchauen nach ſeiner Weiſe, er unſern gänzlich irdiſchen Augen nicht zutraut! — Doch nur heraus, Cyprian, mit deinem Abentheuer und ſpielſt du darinn eine ſchlechte Rolle, ſo verſpreche ich dir ſogleich mich auf eigne Abentheuer zu beſinnen und dir aufzutiſchen worinn ich noch viel alberner erſcheine als Du. Ich leide daran gar keinen Mangel.

Mag es denn ſeyn, ſprach Cyprian und begann, nachdem er ein paar Sekunden nachdenklich vor ſich hingeſchaut, in folgender Art.

Ihr wißt, daß ich mich vor mehreren Jahren einige Zeit hindurch in B***, einem Orte der bekanntlich in der anmuthigſten Gegend des ſüdlichen Teutſchlands gelegen, aufhielt. Nach meiner Weiſe pflegte ich allein ohne Wegweiſer, deſſen ich wohl bedurft, weite Spaziergänge zu wagen und ſo geſchah es, daß ich eines Tages in einen dichten Wald gerieth und je ämſiger ich zuletzt Weg und Steg ſuchte, deſto mehr jede Spur eines menſchlichen Fußtritts verlor. Endlich wurde der Wald etwas lichter, da gewahrte ich unfern vor mir einen Mann in brauner Einſiedlerkutte, einen breiten Strohhut auf dem Kopf, mit langem ſchwarzem verwildertem Bart, der dicht an einer Bergſchlucht auf einem Felsſtück ſaß und die Hände gefaltet gedankenvoll in die Ferne ſchaute. Die ganze Erſcheinung hatte etwas fremdartiges, ſeltſames, ich fühlte leiſe Schauer mich durchgleiten. Solchen Gefühls kann man ſich auch wohl kaum erwehren, wenn das, was man nur auf Bildern ſah oder nur aus Büchern kannte, plötzlich ins wirkliche Leben tritt. Da ſaß nun der Anachoret aus der alten Zeit des Chriſtenthums in Salvator Roſa's wildem Gebürge lebendig mir vor Augen. — Ich beſann mich bald, daß ein ambulirender Mönch wohl eben nichts ungewöhnliches in dieſen

Gegenden ſey und trat keck auf den Mann zu mit der Frage, wie ich mich wohl am leichteſten aus dem Walde herausfinden könne um nach B*** zurückzukehren. Er maß mich mit finſterm Blick und ſprach dann mit dumpfer feierlicher Stimme: „Du handelſt ſehr leichtſinnig und unbeſonnen, daß Du mich in dem Geſpräch, daß ich mit den würdigen Männern, die um mich verſammelt, führe, mit einer einfältigen Frage unterbrichſt! — Ich weiß es wohl, daß bloß Neugierde mich zu ſehen und mich ſprechen zu hören Dich in dieſe Wüſte trieb, aber Du ſiehſt, daß ich keine Zeit habe mit Dir zu reden. Mein Freund Ambroſius von Camaldoli kehrt nach Alexandrien zurück, ziehe mit ihm.“ Damit ſtand der Mann auf und ſtieg hinab in die Bergſchlucht. Mir war als läg' ich im Traum. Ganz in der Nähe hörte ich das Geräuſch eines Fuhrwerks, ich arbeitete mich durchs Gebüſch, ſtand bald auf einem Holzwege und ſah vor mir einen Bauer, der auf einem zweirädrigen Karren daher fuhr und den ich ſchnell ereilte. Er brachte mich bald auf den großen Weg nach B***. Ich erzählte ihm unterweges mein Abentheuer und fragte ihn, wer wohl der wunderliche Mann im Walde ſey. „Ach lieber Herr, erwiederte der Bauer, das iſt der würdige Mann, der ſich Prieſter Serapion nennt und ſchon ſeit vielen Jahren im Walde eine kleine Hütte bewohnt, die er ſich ſelbſt erbaut hat. Die Leute ſagen, er ſei nicht recht richtig im Kopfe, aber er iſt ein lieber frommer Herr der niemandem etwas zu Leide thut und uns im Dorfe mit andächtigen Reden recht erbaut und uns guten Rath ertheilt wie er nur kann.“ Kaum zwey Stunden von B*** hatte ich meinen Anachoreten angetroffen, hier mußte man auch mehr von ihn wiſſen, und ſo war es auch wirklich der Fall. Doktor S** erklärte mir alles. Dieſer Einſiedler war ſonſt einer der geiſtreichſten vielſeitig ausgebildetſten Köpfe die es in M— gab. Kam noch hinzu, daß er aus glänzender Familie entſproſſen, ſo konnt' es nicht fehlen, daß man ihn, kaum hatte er ſeine Studien vollendet, in ein bedeutendes diplomatiſches Geſchäft zog, dem er mit Treue und Eifer vorſtand. Mit ſeinen Kenntniſſen verband er ein ausgezeichnetes Dichtertalent, alles was er ſchrieb, war von einer feurigen Fantaſie, von einem beſondern Geiſte, der in die tiefſte Tiefe ſchaute, beſeelt. Sein unübertrefflicher Humor machte ihn zum angenehmſten, ſeine Gemüthlichkeit zum liebenswürdigſten Geſellſchafter, den es nur geben konnte.

Von Stufe zu Stufe geſtiegen hatte man ihn eben zu einem wichtigen Geſandtſchaftspoſten beſtimmt, als er auf unbegreifliche Weiſe aus M— verſchwand. Alle Nachforſchungen blieben vergebens und jede Vermuthung ſcheiterte an dieſem, jenem Umſtande, der ſich dabey ergab.

Nach einiger Zeit erſchien im tiefen Tyrolergebürge ein Menſch, der in eine braune Kutte gehüllt in den Dörfern predigte und ſich dann in den wildeſten Wald zurück zog, wo er einſiedleriſch lebte. Der Zufall wollte es, daß Graf P** dieſen Menſchen, der ſich für den Prieſter Serapion ausgab, zu Geſicht bekam. Er erkannte augenblicklich in ihm ſeinen unglücklichen aus M— verſchwundenen Neffen. Man bemächtigte ſich ſeiner, er wurde raſend und alle Kunſt der berühmteſten Aerzte in M— vermochte nichts in dem fürchterlichen Zuſtande des Unglücklichen zu ändern. Man brachte ihn nach B*** in die Irrenanſtalt und hier gelang es wirklich dem methodiſchen auf tiefe pſychiſche Kenntniß gegründeten Verfahren des Arztes, der damals dieſer Anſtalt vorſtand, den Unglücklichen wenigſtens aus der Tobſucht zu retten, in die er verfallen. Sey es, daß jener Arzt ſeiner Theorie getreu dem Wahnſinnigen ſelbſt Gelegenheit gab zu entwiſchen oder daß dieſer ſelbſt die Mittel dazu fand, genug er entfloh und blieb eine geraume Zeit hindurch verborgen. Serapion erſchien endlich in dem Walde zwey Stunden von B*** und jener Arzt erklärte, daß, habe man wirkliches Mitleiden mit dem Unglücklichen, wolle man ihn nicht aufs neue in Wuth und Raſerei ſtürzen, wolle man ihn ruhig und nach ſeiner Art glücklich ſehen, ſo müſſe man ihn im Walde und bei vollkommener Freiheit laſſen nach Willkühr zu ſchalten und zu walten. Er ſtehe für jede ſchädliche Wirkung. Der bewährte Ruf des Arztes drang durch, die Polizeybehörde begnügte ſich damit den nächſten Dorfgerichten die entfernte unmerkliche Aufſicht über den Unglücklichen zu übertragen und der Erfolg beſtätigte, was der Arzt vorhergeſagt. Serapion baute ſich eine niedliche ja nach den Umſtänden bequeme Hütte, er verfertigte ſich Tiſch und Stuhl, er flocht ſich Binſenmatten zum Lager, er legte ein kleines Gärtlein an in dem er Gemüſe und Blumen anpflanzte. Bis auf die Idee daß er der Einſiedler Serapion ſey, der unter dem Kaiſer Dezius in die Thebaiſche Wüſte floh und in Alexandrien den Märtyrer-Tod litt, und was aus dieſer folgte, ſchien ſein Geiſt gar nicht zerrüttet. Er war im Stande die geiſtreichſten Geſpräche zu führen, ja nicht ſelten traten Spuren jenes ſcharfen Humors, ja wohl jener Gemüthlichkeit hervor, die ſonſt ſeine Unterhaltung belebten. Uebrigens erklärte ihn aber jener Arzt für gänzlich unheilbar und widerrieth auf das ernſtlichſte jeden Verſuch ihn für die Welt und für ſeine vorigen Verhältniſſe wieder zu gewinnen. — Ihr könnt Euch wohl vorſtellen, daß mein Anachoret mir nun nicht aus Sinn und Gedanken kam, daß ich eine unwiderſtehliche Sehnſucht empfand ihn wiederzuſehen. — Aber nun denkt Euch meine Albernheit! — Ich hatte nichts geringeres im Sinn, als Serapions fixe Idee an der Wurzel anzugreifen! — Ich las den Pinel — den Reil — alle mögliche Bücher über den Wahnſinn, die mir nur zur Hand kamen, ich glaubte, mir, dem fremden Pſychologen, dem ärztlichen Layen ſey es vielleicht vorbehalten in Serapions verfinſterten Geiſt einen Lichtſtrahl zu werfen. Ich unterließ nicht außer jenem Studium des Wahnſinns mich mit der Geſchichte ſämmtlicher Serapions, deren es in der Geſchichte der Heiligen und Märtyrer nicht weniger als acht giebt, bekannt zu machen, und ſo gerüſtet ſuchte ich an einem ſchönen hellen Morgen meinen Anachoreten auf. Ich fand ihn in ſeinem Gärtlein mit Hacke und Spaten arbeitend und ein andächtiges Lied ſingend. Wilde Tauben, denen er reichliches Futter hingeſtreut, flatterten und ſchwirrten um ihn her und ein junges Reh guckte neugierig durch die Blätter des Spaliers. So ſchien er mit den Thieren des Waldes in vollkommener Eintracht zu leben. Keine Spur des Wahnſinns war in ſeinem Geſicht zu finden, deſſen milde Züge von ſeltener Ruhe und Heiterkeit zeugten. Auf dieſe Weiſe beſtätigte ſich das, was mir Doktor S** in B*** geſagt hatte. Er rieth mir nehmlich, als er meinen Entſchluß den Anachoreten zu beſuchen, erfuhr, dazu einen heitern Morgen zu wählen, weil Serapion dann am freiſten im Geiſte und aufgelegt ſey, ſich mit Fremden zu unterhalten, wogegen er Abends alle menſchliche Geſellſchaft flöhe. Als Serapion mich gewahr wurde ließ er den Spaten ſinken und kam mir freundlich entgegen. Ich ſagte, daß ich auf weitem Wege ermüdet, mich nur einige Augenblicke bey ihm auszuruhen wünſche. „Seid mir herzlich willkommen, ſprach er, das wenige, womit ich Euch erquicken kann, ſteht Euch zu Dienſten.“ Damit führte er mich zu einem Mooſitz vor ſeiner Hütte, rückte einen kleinen Tiſch heraus, trug Brod, köſtliche Trauben und eine Kanne Wein auf und lud mich gaſtlich ein zu eſſen und zu trinken, indem er ſich mir gegenüber auf einen Schemmel ſetzte und mit vielem Appetit Brod genoß und einen großen Becher Waſſer dazu leerte. In der That wußt ich gar nicht, wie ich ein Geſpräch anknüpfen, wie ich meine pſychologiſche Weisheit an dem ruhigen heitern Mann verſuchen ſollte. Endlich faßte ich mich zuſammen und begann: Sie nennen ſich Serapion, ehrwürdiger Herr? Allerdings, erwiederte er, die Kirche gab mir dieſen Namen. „Die ältere Kirchengeſchichte, fuhr ich fort, nennt mehrere heilige berühmte Männer dieſes Namens. Einen Abt Serapion, der ſich durch ſein Wohlthun auszeichnete, den gelehrten Biſchoff Serapion, deſſen Hieronymus in ſeinem Buche de viris illustribus gedenkt. Auch gab es einen Mönch Serapion. Dieſer befahl, wie Heraclides in ſeinem Paradieſe erzählt, als er einſt aus der Thebaiſchen Wüſte nach Rom kam, einer Jungfrau, die ſich zu ihm geſellte vorgebend, ſie habe der Welt entſagt und ihrer Luſt, um dies zu beweiſen, mit ihm entkleidet durch die Straßen von Rom zu ziehen und verſtieß ſie, als ſie es verweigerte. „Du zeigſt, ſprach der Mönch, daß Du noch nach der Natur lebſt und den Menſchen gefallen willſt, glaube nicht an Deine Größe, rühme Dich nicht, Du habeſt die Welt überwunden!“ — Irr' ich nicht, ehrwürdiger Herr, ſo war dieſer ſchmutzige Mönch (ſo nennt ihn Heraclid ſelbſt) eben derſelbe, welcher unter dem Kaiſer Dezius das grauſamſte Märtyrerthum erlitt. Man trennte bekanntlich die Juncturen der Glieder und ſtürzte ihn dann vom hohen Felſen hinab.“ „So iſt es, ſprach Serapion, indem er erbleichte und ſeine Augen in dunklem Feuer aufglühten. So iſt es, doch dieſer Märtyrer hat nichts gemein mit jenem Mönch, der in aszetiſcher Wuth gegen die Natur ſelbſt ankämpfte. Der Märtyrer Serapion, von dem Sie ſprechen, bin ich ſelbſt.“ „Wie, rief ich mit erkünſteltem Erſtaunen, Sie halten ſich für jenen Serapion, der vor vielen hundert Jahren auf die jämmerlichſte Weiſe umkam?“ — „Sie mögen, fuhr Serapion ſehr ruhig fort, das unglaublich finden und ich geſtehe ein, daß es manchem der nicht weiter zu ſchauen vermag, als eben ſeine Naſe reicht, ſehr wunderbar klingen muß, allein es iſt nun einmahl ſo. Die Allmacht Gottes hat mich mein Märtyrerthum glücklich überſtehen laſſen, weil es in ſeinem Rathſchluß lag daß ich noch einige Zeit hindurch hier in der Thebaiſchen Wüſte ein ihm gefälliges Leben führen ſollte. Ein heftiger Kopfſchmerz und eben ſo heftiges Ziehen in den Gliedern, nur das allein erinnert mich noch zuweilen an die überſtandenen Qualen.“ Nun, glaubt' ich, ſey es an der Zeit mit meiner Kur zu beginnen. Ich holte weit aus und ſprach ſehr gelehrt über die Krankheit der fixen Ideen die den Menſchen zuweilen befalle und nur wie ein einziger Mißton den ſonſt rein geſtimmten Organism verderbe. Ich erwähnte jenes Gelehrten der nicht zu bewegen war vom Stuhle aufzuſtehen, weil er befürchtete dann ſogleich mit ſeiner Naſe dem Nachbar gegenüber die Fenſterſcheiben einzuſtoßen; des Abts Molanus der über alles ſehr vernünftig ſprach und bloß deshalb ſeine Stube nicht verließ, weil er beſorgte ſofort von den Hühnern gefreſſen zu werden, da er ſich für ein Gerſtenkorn hielt. Ich kam darauf, daß die Vertauſchung des eignen Ichs mit irgend einer geſchichtlichen Perſon gar häufig als fixe Idee ſich im Innern geſtalte. Nichts tolleres nichts ungereimteres könne es geben, meinte ich ferner, als den kleinen, täglich von Bauern, Jägern, Reiſenden und Spaziergängern durchſtreiften Wald zwey Stunden von B*** für die Thebaiſche Wüſte, und ſich ſelbſt für denſelben heiligen Schwärmer zu halten, der vor vielen hundert Jahren den Märtyrer-Tod erlitt. — Serapion hörte mich ſchweigend an, er ſchien den Nachdruck meiner Worte zu fühlen und in tiefem Nachdenken mit ſich ſelbſt zu kämpfen. Nun glaubt ich den Hauptſchlag führen zu müſſen, ich ſprang auf, ich faßte Serapions beide Hände, ich rief mit ſtarker Stimme: Graf P** erwachen Sie aus dem verderblichen Traum der ſie beſtrickt, werfen Sie dieſe gehäſſigen Kleider ab, geben Sie ſich Ihrer Familie, die um Sie trauert, der Welt, die die gerechteſten Anſprüche an Sie macht, wieder! — Serapion ſchaute mich an mit finſterm durchbohrenden Blick, dann ſpielte ein ſarkaſtiſches Lächeln um Mund und Wange, und er ſprach langſam und ruhig: Sie haben, mein Herr, ſehr lange und Ihres Bedünkens auch wohl ſehr herrlich und weiſe geſprochen, erlauben Sie, daß ich Ihnen jetzt einige Worte erwiedere. — Der heilige Antonius, alle Männer der Kirche die ſich aus der Welt in die Einſamkeit zurückgezogen, wurden öfters von häßlichen Quälgeiſtern heimgeſucht, die, die innere Zufriedenheit der Gottgeweihten beneidend ihnen hart zuſetzten ſo lange, bis ſie überwunden ſchmählich im Staube lagen. Mir geht es nicht beſſer. Dann und wann erſcheinen mir Leute die vom Teufel angetrieben mir einbilden wollen, ich ſey der Graf P** aus M—, um mich zu verlocken zur Hoffarth und allerley böſem Weſen. Half nicht Gebet, ſo nahm ich ſie bey den Schultern, warf ſie hinaus und verſchloß ſorgfältig mein Gärtlein. Beinahe möcht ich mit Ihnen, mein Herr, verfahren auf gleiche Weiſe. Doch wird es deſſen nicht bedürfen. Sie ſind offenbar der ohnmächtigſte von allen Widerſachern die mir erſchienen und ich werde Sie mit Ihren eigenen Waffen ſchlagen, das heißt mit den Waffen der Vernunft. Es iſt vom Wahnſinn die Rede, leidet einer von uns an dieſer böſen Krankheit, ſo iſt das offenbar bey Ihnen der Fall in viel höherem Grade als bey mir. Sie behaupten, es ſey fixe Idee, daß ich mich für den Märtyrer Serapion halte, und ich weiß recht gut, daß viele Leute daſſelbe glauben oder vielleicht nur ſo thun als ob ſie es glaubten. Bin ich nun wirklich wahnſinnig, ſo kann nur ein Verrückter wähnen, daß er im Stande ſeyn werde mir die fixe Idee die den Wahnſinn erzeugt hat, auszureden. Wäre dies möglich ſo gäb' es bald keinen Wahnſinnigen mehr auf der ganzen Erde, denn der Menſch könnte gebieten über die geiſtige Kraft die nicht ſein Eigenthum ſondern nur anvertrautes Gut der höhern Macht iſt, die darüber waltet. Bin ich aber nicht wahnſinnig und wirklich der Märtyrer Serapion, ſo iſt es wieder ein thörigtes Unternehmen mir das ausreden und mich erſt zu der fixen Idee treiben zu wollen, daß ich der Graf P** aus M— und zu Großem berufen ſey. Sie ſagen daß der Märtyrer Serapion vor vielen hundert Jahren lebte und daß ich folglich nicht jener Märtyrer ſein könne, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil Menſchen nicht ſo lange auf Erden zu wandeln vermögen. Fürs erſte iſt die Zeit ein eben ſo relativer Begriff wie die Zahl und ich könnte Ihnen ſagen, daß, wie ich den Begriff der Zeit in mir trage, es kaum drey Stunden oder wie Sie ſonſt den Lauf der Zeit bezeichnen wollen, her ſind, als mich der Kaiſer Dezius hinrichten ließ. Dann aber, davon abgeſehen, können Sie mir nur den Zweifel entgegenſtellen, daß ein ſolch langes Leben, wie ich geführt haben will, beiſpiellos und der menſchlichen Natur entgegen ſey. Haben Sie Kenntniß von dem Leben jedes einzelnen Menſchen der auf der ganzen weiten Erde exiſtirt hat, daß Sie das Wort beiſpiellos keck ausſprechen können? — Stellen Sie die Allmacht Gottes der armſeligen Kunſt des Uhrmachers gleich, der die todte Maſchine nicht zu retten vermag vor dem Verderben? — Sie ſagen, der Ort, wo wir uns befinden ſey nicht die Thebaiſche Wüſte ſondern ein kleiner Wald, der zwey Stunden von B*** liege und täglich von Bauern, Jägern und andern Leuten durchſtreift werde. Beweiſen Sie mir das!

Hier glaubte ich meinen Mann faſſen zu können. Auf, rief ich, kommen Sie mit mir, in zwey Stunden ſind wir in B*** und das was ich behauptet, iſt bewieſen.

Armer verblendeter Thor, ſprach Serapion, welch ein Raum trennt uns von B***! — Aber geſetzten Falls ich folgte Ihnen wirklich nach einer Stadt, die Sie B*** nennen, würden Sie mich davon überzeugen können, daß wir wirklich nur zwey Stunden wandelten, daß der Ort, wo wir hin gelangten, wirklich B*** ſei? — Wenn ich nun behauptete, daß eben Sie von einem heilloſen Wahnſinn befangen die Thebaiſche Wüſte für ein Wäldchen und das ferne, ferne Alexandrien für die ſüddeutſche Stadt B*** hielten, was würden Sie ſagen können? Der alte Streit würde nie enden und uns beiden verderblich werden. — Und noch eins mögen Sie recht ernſtlich bedenken! — Sie müſſen es wohl merken, daß der, der mit Ihnen ſpricht, ein heitres ruhiges mit Gott verſöhntes Leben führt. Nur nach überſtandenem Märtyrerthum geht ein ſolches Leben im Innern auf. Hat es nun der ewigen Macht gefallen einen Schleier zu werfen über das, was vor jenem Märtyrerthum geſchah, iſt es nicht eine grauſame heilloſe Teufelei, an dieſem Schleier zu zupfen?

Mit all meiner Weisheit ſtand ich vor dieſem Wahnſinnigen verwirrt — beſchämt! — Mit der Conſequenz ſeiner Narrheit hatte er mich gänzlich aus dem Felde geſchlagen und ich ſah die Thorheit meines Unternehmens in vollem Umfange ein. Noch mehr als das, den Vorwurf, den ſeine letzten Worte enthielten, fühlte ich eben ſo tief als mich das dunkle Bewußtſeyn des frühern Lebens, das darinn wie ein höherer unverletzbarer Geiſt hervorſchimmerte, in Erſtaunen ſetzte.

Serapion ſchien meine Stimmung recht gut zu bemerken, er ſchaute mir mit einem Blick, in dem der Ausdruck der reinſten unbefangenſten Gemüthlichkeit lag, ins Auge und ſprach dann: Gleich hielt ich Sie eben für keinen ſchlimmen Widerſacher, und ſo iſt es auch in der That. Wo mag es ſeyn, daß dieſer, jener, ja vielleicht der Teufel ſelbſt Sie aufgeregt hat, mich zu verſuchen, in Ihrer Geſinnung lag es gewiß nicht und vielleicht nur, daß Sie mich anders fanden, als

Sie ſich den Anachoreten Serapion gedacht hatten, beſtärkte Sie in den Zweifeln, die Sie mir entgegen warfen. Ohne im mindeſten von jener Frömmigkeit abzuweichen, die dem ziemt, der ſein ganzes Leben Gott und der Kirche geweiht, iſt mir jener aszetiſche Cynismus fremd, in den viele von meinen Brüdern verfielen und dadurch ſtatt der gerühmten Stärke, innere Ohnmacht, ja offenbare Zerrüttung aller Geiſteskräfte bewieſen. Des Wahnſinns hätten Sie mich beſchuldigen können, fanden Sie mich in dem heilloſen abſcheulichen Zuſtande, den jene beſeſſene Fanatiker ſich oft ſelbſt bereiten. Sie glaubten den Mönch Serapion zu finden, jenen cyniſchen Mönch, blaß, abgemagert, entſtellt von Wachen und Hungern, alle Angſt, alles Entſetzen der abſcheulichen Träume im düſtern Blick, die den heiligen Antonius zur Verzweiflung brachten, mit ſchlotternden Knieen, kaum vermögend aufrecht zu ſtehen, in ſchmutziger blutbedeckter Kutte, und treffen auf einen ruhigen heitern Mann. Auch ich überſtand dieſe Qualen, von der Hölle ſelbſt in meiner Bruſt entzündet, aber als ich mit zerriſſenen Gliedern, mit zerſchelltem Haupt erwachte, erleuchtete der Geiſt mein Innres und ließ Seele und Körper geſunden. Möge Dich, o mein Bruder! der Himmel ſchon auf Erden die Ruhe und die Heiterkeit genießen laſſen, die mich erquickt und ſtärkt. Fürchte nicht die Schauer der tiefen Einſamkeit, nur in ihr geht dem frommen Gemüth ſolch ein Leben auf!

Serapion, der die letzten Worte mit wahrhaft prieſterlicher Salbung geſprochen, ſchwieg jetzt, und hob den verklärten Blick gen Himmel. War's denn anders möglich, mußte mir nicht ganz unheimlich zu Muthe werden? — Ein wahnſinniger Menſch, der ſeinen Zuſtand als eine herrliche Gabe des Himmels preiſt, nur in ihm Ruhe und Heiterkeit findet und recht aus der innerſten Ueberzeugung mir ein gleiches Schickſal wünſcht!

Ich gedachte mich zu entfernen, doch in demſelben Augenblick begann Serapion mit verändertem Ton: Sie ſollten nicht meinen, daß dieſe rauhe unwirthbare Wüſte mir für meine ſtillen Betrachtungen oft beinahe zu lebhaft wird. Täglich erhalte ich Beſuche von den merkwürdigſten Männern der verſchiedenſten Art. Geſtern war Arioſt bey mir, dem bald darauf Dante und Petrarch folgten, heute Abends erwarte ich den wackern Kirchenlehrer Evagrius und gedenke, ſo wie geſtern über Poeſie, heute über die neueſten Angelegenheiten der Kirche zu ſprechen. Manchmal ſteige ich auf die Spitze jenes Berges, von der man bey heitrem Wetter ganz deutlich die Thürme von Alexandrien erblickt, und vor meinen Augen begeben ſich die wunderbarſten Ereigniſſe und Thaten. Viele haben das auch unglaublich gefunden und gemeint, ich bilde mir nur ein, das vor mir im äußern Leben wirklich ſich ereignen zu ſehen, was ſich nur als Geburt meines Geiſtes, meiner Fantaſie geſtalte. Ich halte dies nun für eine der ſpitzfündigſten Albernheiten die es geben kann. Iſt es nicht der Geiſt allein, der das was ſich um uns her begiebt in Raum und Zeit, zu erfaſſen vermag? — Ja was hört, was ſieht, was fühlt in uns? — vielleicht die todten Maſchinen, die wir Auge — Ohr — Hand ꝛc. nennen und nicht der Geiſt? — Geſtaltet ſich nun etwa der Geiſt ſeine in Raum und Zeit bedingte Welt im Innern auf eigne Hand und überläßt jene Funktionen einem andern uns inwohnenden Prinzip? — Wie ungereimt! Iſt es nun alſo der Geiſt allein, der die Begebenheit vor uns erfaßt, ſo hat ſich das auch wirklich begeben, was er dafür anerkennt. — Eben geſtern ſprach Arioſt von den Gebilden ſeiner Fantaſie und meinte, er habe im Innern Geſtalten und Begebenheiten geſchaffen, die niemals in Raum und Zeit exiſtirten. Ich beſtritt, daß dies möglich, und er mußte mir einräumen, daß es nur Mangel höherer Erkenntniß ſey, wenn der Dichter alles, was er vermöge ſeiner beſonderen Sehergabe vor ſich in vollem Leben erſchaue, in den engen Raum ſeines Gehirns einſchachteln wolle. Aber erſt nach dem Märtyrerthum kommt jene höhere Erkenntniß, [illegible]ährt wird von dem Leben in tiefer Einſamkeit. — Sie ſcheinen [illegible]it mir einig, Sie begreifen mich vielleicht gar nicht? — Doch [illegible]ch, wie ſollte ein Kind der Welt, trägt es auch den beſten Willen dazu in ſich, den Gott geweihten Anachoreten begreifen können in ſeinem Thun und Treiben! — Laſſen Sie mich erzählen, was ſich heute als die Sonne aufging und ich auf der Spitze jenes Berges ſtand, vor meinen Augen begab. —

Serapion erzählte jetzt eine Novelle, angelegt, durchgeführt, wie ſie nur der geiſtreichſte, mit der feurigſten Fantaſie begabte Dichter anlegen, durchführen kann. Alle Geſtalten traten mit einer plaſtiſchen Rundung, mit einem glühenden Leben hervor, daß man fortgeriſſen, beſtrickt von magiſcher Gewalt wie im Traum daran glauben mußte, daß Serapion alles ſelbſt wirklich von ſeinem Berge erſchaut. Dieſer

Novelle folgte eine andere und wieder eine andere, bis die Sonne hoch im Mittag über uns ſtand. Da erhob ſich Serapion von ſeinem Sitz und ſprach in die Ferne blickend: Dort kommt mein Bruder Hilarion, der in ſeiner zu großen Strenge immer mit mir zürnt, daß ich mich der Geſellſchaft fremder Leute zu ſehr hingebe. Ich verſtand den Wink und nahm Abſchied, indem ich fragte, ob es mir wohl vergönnt ſey, wieder einzukehren. Serapion erwiederte mit mildem Lächeln: Ei, mein Freund! ich dachte, Du würdeſt hinauseilen aus dieſer wilden Wüſte, die Deiner Lebensweiſe gar nicht zuzuſagen ſcheint. Gefällt es Dir aber, einige Zeit hindurch Deine Wohnung in meiner Nähe aufzuſchlagen, ſo ſollſt Du mir jederzeit willkommen ſeyn in meiner Hütte, in meinem Gärtlein! Vielleicht gelingt es mir den zu bekehren, der zu mir kam als böſer Widerſacher! — Gehab Dich wohl, mein Freund! — Gar nicht vermag ich den Eindruck zu beſchreiben, den der Beſuch bei dem Unglücklichen auf mich machte. Indem mich ſein Zuſtand, ſein methodiſcher Wahnſinn, in dem er das Heil ſeines Lebens fand, mit tiefem Schauer erfüllte, ſetzte mich ſein hohes Dichter-Talent in Staunen, erweckte ſeine Gemüthlichkeit, ſein ganzes Weſen, das die ruhigſte Hingebung des reinſten Geiſtes athmete, in mir die tiefſte Rührung. Ich gedachte jener ſchmerzlichen Worte Opheliens: O welch ein edler Geiſt iſt hier zerſtört! Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge, des Kriegers Arm, des Staates Blum und Hoffnung, der Sitte Spiegel und der Bildung Muſter, das Merkziel der Betrachter, ganz, ganz hin — ich ſehe die edle hochgebietende Vernunft, mißtönend wie verſtimmte Glocken jetzt; dies hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend, durch Schwärmerei zerrüttet, — und doch konnt' ich die ewige Macht nicht anklagen, die vielleicht auf dieſe Weiſe den Unglücklichen vor bedrohlichen Klippen rettete in den ſichern Hafen. Je öfter ich nun meinen Anachoreten beſuchte, deſto herzlicher gewann ich ihn lieb. Immer fand ich ihn heiter und geſprächig, und ich hütete mich wohl, etwa wieder den pſychologiſchen Arzt machen zu wollen. Es war bewundrungswürdig, mit welchem Scharfſinn, mit welchem durchdringenden Verſtande mein Anachoret über das Leben in allen ſeinen Geſtaltungen ſprach, höchſt merkwürdig aber, aus welchen von jeder aufgeſtellten Anſicht ganz abweichenden tiefern Motiven er geſchichtliche Begebenheiten entwickelte. Nahm ich mir's zuweilen heraus, ſo ſehr mich auch der Scharfſinn ſeiner Divinationen traf, doch einzuwenden, daß kein hiſtoriſches Werk der beſonderen Umſtände erwähne, die er anführe, ſo verſicherte er mit mildem Lächeln, daß wohl freilich kein Hiſtoriker der Welt das alles ſo genau wiſſen könne, als er, der es ja aus dem Munde der handelnden Perſonen ſelbſt hätte, die ihn beſucht. — Ich mußte B*** verlaſſen, und kehrte nach drei Jahren wieder zurück. Es war ſpäter Herbſt, in der Mitte des Novembers, wenn ich nicht irre gerade der vierzehnte, als ich hinauslief, um meinen Anachoreten aufzuſuchen. Von weitem hörte ich den Ton der kleinen Glocke, die über ſeiner Hütte angebracht war, und fühlte mich von ſeltſamen Schauern, von düſterer Ahnung durchbebt. Ich kam endlich an die Hütte, ich trat hinein. Serapion lag ausgeſtreckt, die Hände auf der Bruſt gefaltet, auf ſeinen Binſenmatten. Ich glaubte, daß er ſchliefe. Ich trat näher heran, da merkt' ich es wohl — er war geſtorben! —

Und Du begrubſt ihn mit Hülfe zweier Löwen! — So unterbrach Ottmar den Freund. Wie? — was ſagſt Du? rief Cyprian, ganz erſtaunt. Ja, fuhr Ottmar fort, es iſt nicht anders. Schon im Walde, noch ehe Du Serapions Hütte erreicht hatteſt, begegneten Dir ſeltſame Ungeheuer, mit denen Du ſprachſt. Ein Hirſch brachte Dir den Mantel des heiligen Athanaſius und bat Dich Serapions Leichnam darin einzuwickeln. — Genug, Dein letzter Beſuch bei Deinem wahnſinnigen Anachoreten gemahnt mich an jenen wunderbaren Beſuch, den Antonius dem Einſiedler Paulus abſtattete, und von dem der heilige Mann ſo viel fantaſtiſches Zeug erzählt, daß man wohl wahrnimmt, wie es ihm ziemlich ſtark im Kopf ſpukte. Du ſiehſt, daß ich mich auch auf die Legenden der Heiligen verſtehe! — Nun weiß ich, warum vor einigen Jahren Deine ganze Fantaſie von Mönchen, Klöſtern, Einſiedlern, Heiligen erfüllt war. Ich merkte das aus dem Briefe, den Du mir damals ſchriebſt, und in dem ein ſolch eigner myſtiſcher Ton herrſchte, daß ich auf allerlei ſonderbare Gedanken gerieth. — Irr ich nicht, ſo dichteteſt Du damals ein ſeltſames Buch, das, auf den tiefſten katholiſchen Myſticismus baſirt, ſo viel wahnſinniges und teufliſches enthielt, daß es Dich hätte bei ſanften hochgeſcheuten Perſonen um allen Credit bringen können. Gewiß ſpukte damals der höchſte Serapionismus in Dir. So iſt es, erwiederte Cyprian, und ich möchte beinahe wünſchen, jenes fantaſtiſche Buch, das indeſſen doch als Warnungszeichen den Teufel an der Stirn trägt, vor dem ſich jeder hüten kann, nicht in die Welt geſchickt zu haben. Freilich regte mich der Umgang mit dem Anachoreten dazu an. Ich hätt' ihn vielleicht meiden ſollen, aber Du, Ottmar, ihr Alle kennt ja meinen beſondern Hang zum Verkehr mit Wahnſinnigen; immer glaubt' ich, daß die Natur gerade beim Abnormen Blicke vergönne in ihre ſchauerlichſte Tiefe und in der That, ſelbſt in dem Grauen, das mich oft bei jenem ſeltſamen Verkehr befing, gingen mir Ahnungen und Bilder auf, die meinen Geiſt zum beſonderen Aufſchwung ſtärkten und belebten. Mag es ſeyn, daß die von Grund aus Verſtändigen dieſen beſondern Aufſchwung nur für den Paroxysmus einer gefährlichen Krankheit halten; was thut das, wenn der der Krankheit Angeklagte ſich nur ſelbſt kräftig und geſund fühlt.

Das biſt Du ganz gewiß, mein lieber Cyprian, nahm Theodor das Wort, und das beweiſet Deine robuſte Conſtitution, um die ich Dich beinah beneiden möchte. Du ſprichſt von dem Blick in die ſchauerlichſte Tiefe der Natur, möge nur jeder ſich vor einem ſolchen Blick hüten, der ſich nicht frei weiß von allem Schwindel. — So wie Du uns Deinen Serapion dargeſtellt haſt, wird wohl niemand leugnen können, daß ſein gutmüthiger ſtiller Wahnſinn gar nicht in Betracht kommen konnte, da der Umgang mit dem geiſtreichſten, lebendigſten Dichter kaum mit dem ſeinigen zu vergleichen. Geſtehe aber nur ein, daß, vorzüglich da nun Jahre darüber vergangen, als Du ihn lebend verließeſt, Du uns ſeine Geſtalt nur in vollem glänzenden Licht, wie ſie in Deinem Innern lebt, darſtellen konnteſt. Dann aber behaupte ich meiner Seits, daß mich wenigſtens bei einem Menſchen, der eben auf ſolche Weiſe wahnſinnig, wie Dein Serapion, die innere Angſt, ja das Entſetzen nie verlaſſen würde. Schon bei Deiner Erzählung, als Serapion ſeinen Zuſtand als den glücklichſten pries, als er Dich ſo ſelig wünſchte, als er ſelbſt ſich fühlte, ſtanden mir die Haare zu Berge. — Es wäre heillos, wenn der Gedanke dieſes glücklichen Zuſtandes Wurzel faſſen im Gemüth, und dadurch den wirklichen Wahnſinn herbeiführen könnte. — Nie hätte ich mich ſchon deshalb Serapions Umgange hingegeben, und dann iſt noch außer der geiſtigen Gefahr die leibliche zu fürchten, daß, wie der franzöſiſche Arzt Pinel häufige Fälle anführt, von fixen Ideen Befallene oft plötzlich in Tobſucht gerathen, und wie ein wüthendes Thier alles um ſich her morden.

Theodor hat Recht, ſprach Ottmar, ich tadle, o Cyprian, Deinen närriſchen Hang zur Narrheit, Deine wahnſinnige Luſt am Wahnſinn. Es liegt etwas überſpanntes darin, das Dir ſelbſt mit der Zeit wohl läſtig werden wird. Daß ich Wahnſinnige fliehe wie die Peſt, verſteht ſich wohl, aber ſchon Menſchen von überreizter Fantaſie, die ſich auf dieſe oder jene Weiſe ſeltſamlich äußert, ſind mir unheimlich und fatal.

Du, nahm Theodor das Wort: Du, lieber Ottmar, gehſt hierin wieder offenbar zu weit, indem, wie ich wohl weiß, Du Alles, was ſich von innen heraus im Aeußern auf nicht gewöhnliche etwas ſeltſame Weiſe gebehrden will, haſſeſt. Das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben, welches der reizbare Menſch fühlt, treibt ihn wohl zu beſonderen Grimaſſen, die die ruhigen Geſichter, über die der Schmerz ſo wenig Gewalt hat als die Luſt, nicht begreifen können, ſondern ſich nur darüber ärgern. Merkwürdig iſt es aber, daß Du, mein Ottmar, ſelbſt ſo leicht verwundlich, geneigt biſt, aus allen Schranken zu treten, und ſchon oft den Vorwurf des vollkommenſten Spleens auf Dich geladen haſt. — Ich denke eben an einen Mann, deſſen toller Humor in der That bewirkte, daß die halbe Stadt, wo er lebte, ihn für wahnſinnig ausſchrie, unerachtet kein Menſch weniger Anlage zum eigentlichen, entſchiedenen Wahnſinn haben konnte, als eben er. — Die Art, wie ich ſeine Bekanntſchaft machte, iſt eben ſo ſeltſam komiſch, als die Lage, in der ich ihn wiederfand, rührend und das innerſte Herz ergreifend. Ich möcht' Euch davon erzählen, um den ſanften Uebergang vom Wahnſinn durch den Spleen in die völlig geſunde Vernunft zu bewirken. Befürchten muß ich nur, zumal, da von Muſik viel die Rede ſeyn dürfte, daß Ihr mir denſelben Vorwurf machen werdet, den ich unſerm Cyprianus entgegenwarf, nehmlich, daß ich meinen Gegenſtand fantaſtiſch ausſchmücke, und viel von dem meinigen hinzufüge, was denn doch gar nicht der Fall ſeyn wird. — Ich bemerke indeſſen, daß Lothar ſehnſüchtige Blicke nach jener Vaſe wirft, die Cyprian geheimnißvoll genannt, und ſich von ihrem Inhalt viel erſprießliches verſprochen hat. Laßt uns den Zauber löſen! —

Theodor nahm den Deckel von dem Gefäße herab, und ſchenkte ſeinen Gäſten ein Getränk ein, das König und Miniſter der Geſellſchaft vom fliegenden Hahn als übervortrefflich anerkannt und ohne

Bedenken im Staat eingeführt haben würden. Nun, rief Lothar, nachdem er ein paar Gläſer geleert hatte, nun Theodor, erzähle von Deinem ſpleeniſchen Mann. Sey humoriſtiſch — luſtig — rührend — ergreifend — ſey alles was Du willſt, nur erlöſe uns von dem vermaledeiten wahnſinnigen Anachoreten, hilf uns heraus aus dem Bedlam, in das uns Cyprianus geſchleppt! —

Der Mann, begann Theodor, von dem ich ſprechen will, iſt niemand anders als der Rath Kreſpel in H—.

Dieſer Rath Kreſpel war nehmlich einer der allerwunderlichſten Menſchen, die mir jemals im Leben vorgekommen. Als ich nach H— zog, um mich einige Zeit dort aufzuhalten, ſprach die ganze Stadt von ihm, weil ſo eben einer ſeiner allernärriſchſten Streiche in voller Blüthe ſtand. Kreſpel war berühmt als gelehrter, gewandter Juriſt und als tüchtiger Diplomatiker. Ein nicht eben bedeutender regierender Fürſt in Deutſchland hatte ſich an ihn gewandt, um ein Memorial auszuarbeiten, das die Ausführung ſeiner rechtsbegründeten Anſprüche auf ein gewiſſes Territorium zum Gegenſtand hatte, und das er dem Kaiſerhofe einzureichen gedachte. Das geſchah mit dem glücklichſten Erfolg, und da Kreſpel einmal geklagt hatte, daß er nie eine Wohnung ſeiner Bequemlichkeit gemäß finden könne, übernahm der Fürſt, um ihn für jenes Memorial zu lohnen, die Koſten eines Hauſes, das Kreſpel ganz nach ſeinem Gefallen aufbauen laſſen ſollte. Auch den Platz dazu wollte der Fürſt nach Kreſpels Wahl ankaufen laſſen; das nahm Kreſpel indeſſen nicht an, vielmehr blieb er dabei, daß das Haus in ſeinem vor dem Thor in der ſchönſten Gegend belegenen Garten erbaut werden ſolle. Nun kaufte er alle nur mögliche Materialien zuſammen und ließ ſie herausfahren; dann ſah man ihn, wie er Tagelang in ſeinem ſonderbaren Kleide (das er übrigens ſelbſt angefertigt nach beſtimmten eigenen Principien) den Kalk löſchte, den Sand ſiebte, die Mauerſteine in regelmäßige Haufen aufſetzte u. ſ. w. Mit irgend einem Baumeiſter hatte er nicht geſprochen, an irgend einen Riß nicht gedacht. An einem guten Tage ging er indeſſen zu einem tüchtigen Maurermeiſter in H— und bat ihn, ſich morgen bei Anbruch des Tages mit ſämmtlichen Geſellen und Burſchen, vielen Handlangern u. ſ. w. in dem Garten einzufinden, und ſein Haus zu bauen. Der Baumeiſter fragte natürlicher Weiſe nach dem Bauriß, und erſtaunte nicht wenig, als Kreſpel erwiederte, es bedürfe deſſen gar nicht, und es werde ſich ſchon alles, wie es ſein ſolle, fügen. Als der Meiſter andern Morgens mit ſeinen Leuten an Ort und Stelle kam, fand er einen im regelmäßigen Viereck gezogenen Graben, und Krespel ſprach: „Hier ſoll das Fundament meines Hauſes gelegt werden, und dann bitte ich die vier Mauern ſo lange heraufzuführen, bis ich ſage, nun iſt's hoch genug.“ „Ohne Fenſter und Thüren, ohne Quermauern?“ fiel der Meiſter, wie über Krespels Wahnſinn erſchrocken, ein. „So wie ich Ihnen es ſage, beſter Mann,“ erwiederte Krespel ſehr ruhig, „das übrige wird ſich alles finden.“ Nur das Verſprechen reicher Belohnung konnte den Meiſter bewegen, den unſinnigen Bau zu unternehmen; aber nie iſt einer luſtiger geführt worden, denn unter beſtändigem Lachen der Arbeiter, die die Arbeitsſtätte nie verließen, da es Speis und Trank vollauf gab, ſtiegen die vier Mauern unglaublich ſchnell in die Höhe, bis eines Tages Krespel rief: „Halt!“ Da ſchwieg Kell' und Hammer, die Arbeiter ſtiegen von den Gerüſten herab, und indem ſie den Krespel im Kreiſe umgaben, ſprach es aus jedem lachenden Geſicht: Aber wie nun weiter? — „Platz!“ rief Krespel, lief nach einem Ende des Gartens, und ſchritt dann langſam auf ſein Viereck los, dicht an der Mauer ſchüttelte er unwillig den Kopf, lief nach dem andern Ende des Gartens, ſchritt wieder auf das Viereck los, und machte es wie zuvor. Noch einige Male wiederholte er das Spiel, bis er endlich mit der ſpitzen Naſe hart an die Mauern anlaufend, laut ſchrie: „Heran, heran ihr Leute, ſchlagt mir die Thür ein, hier ſchlagt mir eine Thür ein!“ — Er gab Länge und Breite genau nach Fuß und Zoll an, und es geſchah wie er geboten. Nun ſchritt er hinein in das Haus und lächelte wohlgefällig, als der Meiſter bemerkte, die Mauern hätten gerade die Höhe eines tüchtigen zweiſtöckigen Hauſes. Krespel ging in dem innern Raum bedächtig auf und ab, hinter ihm her die Maurer mit Hammer und Hacke, und ſo wie er rief: Hier ein Fenſter ſechs Fuß hoch, vier Fuß breit! — dort ein Fenſterchen drei Fuß hoch, zwei Fuß breit! ſo wurde es flugs eingeſchlagen. Gerade während dieſer Operation kam ich nach H— und es war höchſt ergötzlich anzuſehen, wie hunderte von Menſchen um den Garten herumſtanden, und allemal laut aufjubelten, wenn die Steine herausflogen und wieder ein neues Fenſter entſtand, da wo man es gar nicht vermuthet hatte. Mit dem übrigen Ausbau des Hauſes und mit allen Arbeiten, die dazu nöthig waren, machte es Kreſpel auf eben dieſelbe Weiſe, indem ſie alles an Ort und Stelle nach ſeiner augenblicklichen Angabe verfertigen mußten. Die Poſſierlichkeit des ganzen Unternehmens, die gewonnene Ueberzeugung, daß alles am Ende ſich beſſer zuſammengeſchickt als zu erwarten ſtand, vorzüglich aber Kreſpels Freigebigkeit, die ihm freilich nichts koſtete, erhielt aber alle bei guter Laune. So wurden die Schwierigkeit, die die abentheuerliche Art zu bauen herbeiführen mußte, überwunden und in kurzer Zeit ſtand ein völlig eingerichtetes Haus da, welches von der Außenſeite den tollſten Anblick gewährte, da kein Fenſter dem andern gleich war u. ſ. w., deſſen innere Einrichtung aber eine ganz eigene Wohlbehaglichkeit erregte. Alle die hineinkamen, verſicherten dies, und ich ſelbſt fühlte es, als Kreſpel nach näherer Bekanntſchaft mich hineinführte. Bis jetzt hatte ich nämlich mit dem ſeltſamen Manne noch nicht geſprochen, der Bau beſchäftigte ihn ſo ſehr, daß er nicht einmal ſich bei dem Profeſſor M*** Dienſtags, wie er ſonſt pflegte, zum Mittagseſſen einfand, und ihm, als er ihn beſonders eingeladen, ſagen ließ, vor dem Einweihungsfeſte ſeines Hauſes käme er mit keinem Tritt aus der Thür. Alle Freunde und Bekannte verſpitzten ſich auf ein großes Mahl, Kreſpel hatte aber niemanden gebeten, als ſämmtliche Meiſter, Geſellen, Burſche und Handlanger, die ſein Haus erbaut. Er bewirthete ſie mit den feinſten Speiſen; Maurerburſche fraßen rückſichtslos Rebhuhn-Paſteten, Tiſchlerjungen hobelten mit Glück an gebratenen Faſanen, und hungrige Handlanger langten diesmal ſich ſelbſt die vortrefflichſten Stücke aus dem Trüffel-Frikaſſee zu. Des Abends kamen die Frauen und Töchter, und es begann ein großer Ball. Kreſpel walzte etwas weniges mit den Meiſterfrauen, ſetzte ſich aber dann zu den Stadtmuſikanten, nahm eine Geige und dirigirte die Tanzmuſik bis zum hellen Morgen. Den Dienſtag nach dieſem Feſte, welches den Rath Kreſpel als Volksfreund darſtellte, fand ich ihn endlich zu meiner nicht geringen Freude bei dem Profeſſor M***. Verwunderlicheres als Kreſpels Betragen kann man nicht erfinden. Steif und ungelenk in der Bewegung, glaubte man jeden Augenblick, er würde irgendwo anſtoßen, irgend einen Schaden anrichten, das geſchah aber nicht, und man wußte es ſchon, denn die Hausfrau erblaßte nicht im mindeſten, als er mit gewaltigem Schritt um den mit den ſchönſten Taſſen beſetzten Tiſch ſich herumſchwang, als er gegen den bis zum

Boden reichenden Spiegel manövrirte, als er ſelbſt einen Blumentopf von herrlich gemaltem Porcellan ergriff und in der Luft herumſchwenkte, als ob er die Farben ſpielen laſſen wolle. Ueberhaupt beſah Kreſpel vor Tiſche alles in des Profeſſors Zimmer auf das genaueſte, er langte ſich auch wohl, auf den gepolſterten Stuhl ſteigend, ein Bild von der Wand herab, und hängte es wieder auf. Dabei ſprach er viel und heftig, bald (bei Tiſche wurde es auffallend) ſprang er ſchnell von einer Sache auf die andere, bald konnte er von einer Idee gar nicht loskommen, immer ſie wieder ergreifend, gerieth er in allerlei wunderliche Irrgänge, und konnte ſich nicht wieder finden, bis ihn etwas anderes erfaßte. Sein Ton war bald rauh und heftig ſchreiend, bald leiſe gedehnt, ſingend, aber immer paßte er nicht zu dem, was Kreſpel ſprach. Es war von Muſik die Rede, man rühmte einen neuen Komponiſten, da lächelte Kreſpel, und ſprach mit ſeiner leiſen ſingenden Stimme: „Wollt ich doch, daß der ſchwarzgefiederte Satan den verruchten Tonverdreher zehntauſend Millionen Klafter tief in den Abgrund der Hölle ſchlüge!" — Dann fuhr er heftig und wild heraus: „Sie iſt ein Engel des Himmels, nichts als reiner Gott geweihter Klang und Ton! — Licht und Sternbild alles Geſanges!" — Und dabei ſtanden ihm Thränen in den Augen. Man mußte ſich erinnern, daß vor einer Stunde von einer berühmten Sängerin geſprochen worden. Es wurde ein Haſenbraten verzehrt, ich bemerkte, daß Kreſpel die Knochen auf ſeinem Teller vom Fleiſche ſorglich ſäuberte, und genaue Nachfrage nach den Haſenpfoten hielt, die ihm des Profeſſors fünfjähriges Mädchen mit ſehr freundlichem Lächeln brachte. Die Kinder hatten überhaupt den Rath ſchon während des Eſſens ſehr freundlich angeblickt, jetzt ſtanden ſie auf und nahten ſich ihm, jedoch in ſcheuer Ehrfurcht und nur auf drei Schritte. Was ſoll denn das werden, dachte ich im Innern. Das Deſſert wurde aufgetragen; da zog der Rath ein Kiſtchen aus der Taſche, in dem eine kleine ſtählerne Drehbank lag, die ſchrob er ſofort an den Tiſch feſt, und nun drechſelte er mit unglaublicher Geſchicklichkeit und Schnelligkeit aus den Haſenknochen allerlei winzig kleine Döschen und Büchschen und Kügelchen, die die Kinder jubelnd empfingen. Im Moment des Aufſtehens von der Tafel fragte des Profeſſors Nichte: „Was macht denn unſere Antonie, lieber Rath?" — Kreſpel ſchnitt ein Geſicht, als wenn jemand in eine bittere Pomeranze beißt, und dabei ausſehen will, als wenn er ſüßes genoſſen; aber bald verzog ſich dies Geſicht zur graulichen Maske, aus der recht bitterer, grimmiger, ja wie es mir ſchien, recht teufliſcher Hohn herauslachte. „Unſere? Unſere liebe Antonie?“ frug er mit gedehntem, unangenehm ſingenden Tone. Der Profeſſor kam ſchnell heran; in dem ſtrafenden Blick, den er der Nichte zuwarf, las ich, daß ſie eine Saite berührt hatte, die in Kreſpels Innerm widrig diſſoniren mußte. „Wie ſteht es mit den Violinen?“ frug der Profeſſor recht luſtig, indem er den Rath bei beiden Händen erfaßte. Da heiterte ſich Kreſpels Geſicht auf, und er erwiederte mit ſeiner ſtarken Stimme: „Vortrefflich, Profeſſor, erſt heute hab' ich die treffliche Geige von Amati, von der ich neulich erzählte, welch' ein Glücksfall ſie mir in die Hände geſpielt, erſt heute habe ich ſie aufgeſchnitten. Ich hoffe, Antonie wird das übrige ſorgfältig zerlegt haben.“ „Antonie iſt ein gutes Kind,“ ſprach der Profeſſor. „Ja wahrhaftig, das iſt ſie!“ ſchrie der Rath, indem er ſich ſchnell umwandte, und mit einem Griff Hut und Stock erfaſſend, ſchnell zur Thüre hinausſprang. Im Spiegel erblickte ich, daß ihm helle Thränen in den Augen ſtanden.

Sobald der Rath fort war, drang ich in den Profeſſor, mir doch nur gleich zu ſagen, was es mit den Violinen und vorzüglich mit Antonien für eine Bewandniß habe. „Ach, ſprach der Profeſſor, wie denn der Rath überhaupt ein ganz wunderlicher Menſch iſt, ſo treibt er auch das Violinbauen auf ganz eigne tolle Weiſe.“ „Violinbauen?“ fragte ich ganz erſtaunt. „Ja,“ fuhr der Profeſſor fort, „Kreſpel verfertigt nach dem Urtheil der Kenner die herrlichſten Violinen, die man in neuerer Zeit nur finden kann; ſonſt ließ er manchmal, war ihm eine beſonders gelungen, andere darauf ſpielen, das iſt aber ſeit einiger Zeit ganz vorbei. Hat Kreſpel eine Violine gemacht, ſo ſpielt er ſelbſt eine oder zwei Stunden darauf, und zwar mit höchſter Kraft, mit hinreißendem Ausdruck, dann hängt er ſie aber zu den übrigen, ohne ſie jemals wieder zu berühren oder von andern berühren zu laſſen. Iſt nur irgend eine Violine von einem alten vorzüglichen Meiſter aufzutreiben, ſo kauft ſie der Rath um jeden Preis, den man ihm ſtellt. Eben ſo wie ſeine Geigen, ſpielt er ſie aber nur ein einziges Mal, dann nimmt er ſie auseinander, um ihre innere Struktur genau zu unterſuchen, und wirft, findet er nach ſeiner Einbildung nicht das was er gerade ſuchte, die Stücke unmuthig in einen großen Kaſten, der ſchon voll Trümmer zerlegter Violinen iſt.“ „Wie iſt es aber mit Antonien?“ frug ich ſchnell und heftig. „Das iſt nun, fuhr der Profeſſor fort, das iſt nun eine Sache, die den Rath mich könnte in höchſtem Grade verabſcheuen laſſen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß bei dem im tiefſten Grunde bis zur Weichlichkeit gutmüthigen Charakter des Rathes es damit eine beſondere geheime Bewandtniß haben müſſe. Als vor mehreren Jahren der Rath hierher nach H— kam, lebte er anachoretiſch mit einer alten Haushälterin in einem finſtern Hauſe auf der —Straße. Bald erregte er durch ſeine Sonderbarkeiten die Neugierde der Nachbarn, und ſogleich als er dies merkte, ſuchte und fand er Bekanntſchaften. Eben wie in meinem Hauſe gewöhnte man ſich überall ſo an ihn, daß er unentbehrlich wurde. Seines rauhen Aeußern unerachtet, liebten ihn ſogar die Kinder, ohne ihn zu beläſtigen, denn trotz aller Freundlichkeit behielten ſie eine gewiſſe ſcheue Ehrfurcht, die ihn vor allem Zudringlichen ſchützte. Wie er die Kinder durch allerlei Künſte zu gewinnen weiß, haben Sie heute geſehen. Wir hielten ihn alle für einen Hageſtolz, und er widerſprach dem nicht. Nachdem er ſich einige Zeit hier aufgehalten, reiſte er ab, niemand wußte wohin, und kam nach einigen Monaten wieder. Den andern Abend nach ſeiner Rückkehr waren Krespels Fenſter ungewöhnlich erleuchtet, ſchon dies machte die Nachbarn aufmerkſam, bald vernahm man aber die ganz wunderherrliche Stimme eines Frauenzimmers, von einem Pianoforte begleitet. Dann wachten die Töne einer Violine auf und ſtritten in regem feurigen Kampfe mit der Stimme. Man hörte gleich, daß es der Rath war, der ſpielte. — Ich ſelbſt miſchte mich unter die zahlreiche Menge, die das wundervolle Konzert vor dem Hauſe des Rathes verſammelt hatte, und ich muß Ihnen geſtehen, daß gegen die Stimme, gegen den ganz eignen tief in das Innerſte dringenden Vortrag der Unbekannten mir der Geſang der berühmteſten Sängerinnen, die ich gehört, matt und ausdruckslos ſchien. Nie hatte ich eine Ahnung von dieſen lang ausgehaltenen Tönen, von dieſen Nachtigallwirbeln, von dieſem Auf- und Abwogen, von dieſem Steigen bis zur Stärke des Orgellautes, von dieſem Sinken bis zum leiſeſten Hauch. Nicht einer war, den der ſüßeſte Zauber nicht umfing, und nur leiſe Seufzer gingen in der tiefen Stille auf, wenn die Sängerin ſchwieg. Es mochte ſchon Mitternacht ſeyn, als man den Rath ſehr heftig reden hörte, eine andere männliche Stimme ſchien, nach dem Tone zu urtheilen, ihm Vorwürfe zu machen, dazwiſchen klagte ein Mädchen in abgebrochenen Reden. Heftiger und heftiger ſchrie der Rath, bis er endlich in jenen gedehnten ſingenden Ton fiel, den Sie kennen. Ein lauter Schrei des Mädchens unterbrach ihn, dann wurde es todtenſtille, bis plötzlich es die Treppe herabpolterte, und ein junger Meyſch ſchluchzend hinausſtürzte, der ſich in eine nahe ſtehende Poſtchaiſe warf und raſch davon fuhr. Tags darauf erſchien der Rath ſehr heiter, und niemand hatte den Muth, ihn nach der Begebenheit der vorigen Nacht zu fragen. Die Haushälterin ſagte aber auf Befragen, daß der Rath ein bildhübſches, blutjunges Mädchen mitgebracht, die er Antonie nenne, und die eben ſo ſchön geſungen. Auch ſey ein junger Mann mitgekommen, der ſehr zärtlich mit Antonien gethan, und wohl ihr Bräutigam ſeyn müſſe. Der habe aber, weil es der Rath durchaus gewollt, ſchnell abreiſen müſſen. — In welchem Verhältniß Antonie mit dem Rath ſtehet, iſt bis jetzt ein Geheimniß, aber ſo viel iſt gewiß, daß er das arme Mädchen auf die gehäſſigſte Weiſe tyranniſirt. Er bewacht ſie, wie der Doctor Bartholo im Barbier von Sevilien, ſeine Mündel; kaum darf ſie ſich am Fenſter blicken laſſen. Führt er ſie auf inſtändiges Bitten einmal in Geſellſchaft, ſo verfolgt er ſie mit Argusblicken, und leidet durchaus nicht, daß ſich irgend ein muſikaliſcher Ton hören laſſe, viel weniger daß Antonie ſinge, die übrigens auch in ſeinem Hauſe nicht mehr ſingen darf. Antonien's Geſang in jener Nacht iſt daher unter dem Publikum der Stadt zu einer Fantaſie und Gemüth aufregenden Sage von einem herrlichen Wunder geworden, und ſelbſt die, welche ſie gar nicht hörten, ſprechen oft, verſucht ſich eine Sängerin hier am Orte: was iſt denn das für ein gemeines Quinkeliren? — Nur Antonie vermag zu ſingen.“ —

Ihr wißt, daß ich auf ſolche fantaſtiſche Dinge ganz verſeſſen bin, und könnt wohl denken, wie nothwendig ich es fand, Antonien's Bekanntſchaft zu machen. Jene Aeußerungen des Publikums über Antonien's Geſang hatte ich ſelbſt ſchon öfters vernommen, aber ich ahnte nicht, daß die Herrliche am Orte ſey, und in den Banden des wahnſinnigen Krespel wie eines tyranniſchen Zauberers liege. Natürlicher Weiſe hörte ich auch ſogleich in der folgenden Nacht Antonien's wunderbaren Geſang, und da ſie mich in einem herrlichen

Adagio (lächerlicher Weiſe kam es mir vor, als hätte ich es ſelbſt komponirt) auf das rührendſte beſchwor, ſie zu retten, ſo war ich bald entſchloſſen, ein zweiter Aſtolfo, in Krespels Haus wie in Alzinens Zauberburg einzudringen, und die Königin des Geſanges aus ſchmachvollen Banden zu befreien.

Es kam alles anders, wie ich es mir gedacht hatte; denn kaum hatte ich den Rath zwei- bis dreimal geſehen, und mit ihm eifrig über die beſte Structur der Geigen geſprochen, als er mich ſelbſt einlud, ihn in ſeinem Hauſe zu beſuchen. Ich that es, und er zeigte mir den Reichthum ſeiner Violinen. Es hingen derer wohl dreißig in einem Kabinet, unter ihnen zeichnete ſich eine durch alle Spuren der hohen Alterhümlichkeit (geſchnitzten Löwenkopf u. ſ. w.) aus, und ſie ſchien, höher gehängt und mit einer darüber angebrachten Blumenkrone, als Königin den andern zu gebieten. Dieſe Violine, ſprach Krespel, nachdem ich ihn darum befragt, dieſe Violine iſt ein ſehr merkwürdiges, wunderbares Stück eines unbekannten Meiſters, wahrſcheinlich aus Tartini's Zeiten. Ganz überzeugt bin ich, daß in der innern Struktur etwas beſonderes liegt, und daß, wenn ich ſie zerlegte, ſich mir ein Geheimniß erſchließen würde, dem ich längſt nachſpürte, aber — lachen Sie mich nur aus, wenn Sie wollen — dies todte Ding, dem ich ſelbſt doch nur erſt Leben und Laut gebe, ſpricht oft aus ſich ſelbſt zu mir auf wunderliche Weiſe, und es war mir, da ich zum erſten Male darauf ſpielte, als wär' ich nur der Magnetiſeur, der die Somnambule zu erregen vermag, daß ſie ſelbſtthätig ihre innere Anſchauung in Worten verkündet. — Glauben Sie ja nicht, daß ich geckhaft genug bin, von ſolchen Fantaſtereien auch nur das mindeſte zu halten, aber eigen iſt es doch, daß ich es nie über mich erhielt, jenes dumme todte Ding dort aufzuſchneiden. Lieb iſt es mir jetzt, daß ich es nicht gethan, denn ſeitdem Antonie hier iſt, ſpiele ich ihr zuweilen etwas auf dieſer Geige vor. — Antonie hört es gern — gar gern. Die Worte ſprach der Rath mit ſichtlicher Rührung, das ermuthigte mich zu den Worten: O mein beſter Herr Rath, wollten Sie das nicht in meiner Gegenwart thun? Krespel ſchnitt aber ein ſüßſaures Geſicht, und ſprach mit gedehntem ſingenden Ton: Nein, mein beſter Herr Studioſus! Damit war die Sache abgethan. Nun mußte ich noch mit ihm allerlei zum Theil kindiſche Raritäten beſehen; endlich griff er in ein Kiſtchen, und holte ein zuſammengelegtes Papier heraus, das er mir in die Hand drückte, ſehr feierlich ſprechend: Sie ſind ein Freund der Kunſt, nehmen Sie dies Geſchenk als ein theures Andenken, das Ihnen ewig über Alles werth bleiben muß. Dabei ſchob er mich bei beiden Schultern ſehr ſanft nach der Thür zu, und umarmte mich an der Schwelle. Eigentlich wurde ich doch von ihm auf ſymboliſche Weiſe zur Thür hinausgeworfen. Als ich das Papierchen aufmachte, fand ich ein ungefähr ein Achtel-Zoll langes Stückchen einer Quinte, und dabei geſchrieben: „Von der Quinte, womit der ſelige Stamitz ſeine Geige bezogen hatte, als er ſein letztes Konzert ſpielte.“ — Die ſchnöde Abfertigung, als ich Antonien's erwähnte, ſchien mir zu beweiſen, daß ich ſie wohl nie zu ſehen bekommen würde; dem war aber nicht ſo, denn als ich den Rath zum zweitenmale beſuchte, fand ich Antonien in ſeinem Zimmer, ihm helfend bei dem Zuſammenſetzen einer Geige. Antonien's Aeußeres machte auf den erſten Anblick keinen ſtarken Eindruck, aber bald konnte man nicht loskommen von dem blauen Auge und den holden Roſenlippen der ungemein zarten lieblichen Geſtalt. Sie war ſehr blaß, aber wurde etwas geiſtreiches und heiteres geſagt, ſo flog in ſüßem Lächeln ein feuriges Inkarnat über die Wangen hin, das jedoch bald im röthlichen Schimmer erblaßte. Ganz unbefangen ſprach ich mit Antonien, und bemerkte durchaus nichts von den Arguöblicken Kreſpels, wie ſie der Profeſſor ihm angedichtet hatte, vielmehr blieb er ganz in gewöhnlichem Geleiſe, ja er ſchien ſogar meiner Unterhaltung mit Antonien Beifall zu geben. So geſchah es, daß ich öfter den Rath beſuchte, und wechſelſeitiges Aneinandergewöhnen dem kleinen Kreiſe von uns dreien eine wunderbare Wohlbehaglichkeit gab, die uns bis ins Innerſte hinein erfreute. Der Rath blieb mit ſeinen höchſt ſeltſamen Skurilitäten mir höchſt ergötzlich; aber doch war es wohl nur Antonie, die mit unwiderſtehlichem Zauber mich hinzog, und mich manches ertragen ließ, dem ich ſonſt ungeduldig, wie ich damals war, entronnen. In das Eigenthümliche, Seltſame des Rathes miſchte ſich nämlich gar zu oft Abgeſchmacktes und Langweiliges, vorzüglich zuwider war es mir aber, daß er, ſobald ich das Geſpräch auf Muſik, insbeſondere auf Geſang lenkte, mit ſeinem diaboliſch lächelnden Geſicht und ſeinem widrig ſingenden Tone einfiel, etwas Heterogenes, mehrentheils Gemeines, auf die Bahn bringend. An der tiefen Betrübniß, die dann aus Antonien's Blicken ſprach, merkte ich wohl, daß es nur geſchah, um irgend eine Aufforderung zum Geſange mir abzuſchneiden. Ich ließ nicht nach. Mit den Hinderniſſen, die mir der Rath entgegenſtellte, wuchs mein Muth ſie zu überſteigen, ich mußte Antonien's Geſang hören, um nicht in Träumen und Ahnungen dieſes Geſanges zu verſchwimmen. Eines Abends war Krespel bei beſonders guter Laune; er hatte eine alte Cremoneſer Geige zerlegt, und gefunden, daß der Stimmſtock um eine halbe Linie ſchräger als ſonſt geſtellt war. Wichtige, die Praxis bereichernde Erfahrung! — Es gelang mir, ihn über die wahre Art des Violinenſpielens in Feuer zu ſetzen. Der, großen wahrhaftigen Sängern abgehorchte Vortrag der alten Meiſter, von dem Krespel ſprach, führte von ſelbſt die Bemerkung herbei, daß jetzt gerade umgekehrt der Geſang ſich nach den erkünſtelten Sprüngen und Läufen der Inſtrumentaliſten verbilde. Was iſt unſinniger, rief ich, vom Stuhle aufſpringend, hin zum Pianoforte laufend, und es ſchnell öffnend: Was iſt unſinniger, als ſolche vertrackte Manieren, welche, ſtatt Muſik zu ſein, dem Tone über den Boden hingeſchütteter Erbſen gleichen. Ich ſang manche der modernen Fermaten, die hin und her laufen, und ſchnurren, wie ein tüchtig losgeſchnürter Kreiſel, einzelne ſchlechte Accorde dazu anſchlagend. Uebermäßig lachte Krespel und ſchrie: „Haha! mich dünkt, ich höre unſre deutſchen Italiener oder unſere italiäniſchen Deutſchen, wie ſie ſich in einer Arie von Pucitta oder Portogallo oder ſonſt einem Maestro di Capella oder vielmehr Schiavo d'un primo uomo übernehmen.“ Nun, dachte ich, iſt der Zeitpunkt da. „Nicht wahr,“ wandte ich mich zu Antonien, „nicht wahr, von dieſer Singerei weiß Antonie nichts?“ und zugleich intonirte ich ein herrliches ſeelenvolles Lied vom alten Leonardo Leo. Da glühten Antonien's Wangen, Himmelsglanz blitzte aus den neubeſeelten Augen, ſie ſprang an das Pianoforte — ſie öffnete die Lippen — Aber in demſelben Augenblick drängte ſie Krespel fort, ergriff mich bei den Schultern, und ſchrie im kreiſchenden Tenor — „Söhnchen — Söhnchen — Söhnchen.“ — Und gleich fuhr er fort, ſehr leiſe ſingend, und in höflich gebeugter Stellung meine Hand ergreifend: „In der That, mein höchſt verehrungswürdiger Herr Studioſus, in der That, gegen alle Lebensart, gegen alle guten Sitten würde es anſtoßen, wenn ich laut und lebhaft den Wunſch äußerte, daß Ihnen hier auf der Stelle gleich der hölliſche Satan mit glühenden Krallenfäuſten ſanft das Genick abſtieße, und Sie auf die Weiſe gewiſſermaßen kurz expedirte; aber davon abgeſehen müſſen Sie eingeſtehen, Liebwertheſter! daß es bedeutend dunkelt, und da heute keine Laterne brennt, könnten Sie, würfe ich Sie auch grade nicht die Treppe herab, doch Schaden leiden an Ihren lieben Gebeinen. Gehen Sie fein zu Hauſe; und erinnern Sie ſich freundſchaftlichſt Ihres wahren Freundes, wenn Sie ihn etwa nie mehr — verſtehen Sie wohl? — nie mehr zu Hauſe antreffen ſollten!“ — Damit umarmte er mich, und drehte ſich, mich feſthaltend, langſam mit mir zur Thüre heraus, ſo daß ich Antonien mit keinem Blick mehr anſchauen konnte. — Ihr geſteht, daß es in meiner Lage nicht möglich war, den Rath zu prügeln, welches doch eigentlich hätte geſchehen müſſen. Der Profeſſor lachte mich ſehr aus, und verſicherte, daß ich es nun mit dem Rath auf immer verdorben hätte. Den ſchmachtenden ans Fenſter heraufblickenden Amoroſo, den verliebten Abentheurer zu machen, dazu war Antonie mir zu werth, ich möchte ſagen, zu heilig. Im Innerſten zerriſſen verließ ich H—, aber wie es zu gehen pflegt, die grellen Farben des Fantaſiegebildes erblaßten, und Antonie — ja ſelbſt Antonien's Geſang, den ich nie gehört, leuchtete oft in mein tiefſtes Gemüth hinein, wie ein ſanfter, tröſtender Roſenſchimmer.

Nach zwei Jahren war ich ſchon in B** angeſtellt, als ich eine Reiſe nach dem ſüdlichen Deutſchland unternahm. Im duftigen Abendroth erhoben ſich die Thürme von H—; ſo wie ich näher und näher kam ergriff mich ein unbeſchreibliches Gefühl der peinlichſten Angſt; wie eine ſchwere Laſt hatte es ſich über meine Bruſt gelegt, ich konnte nicht athmen; ich mußte heraus aus dem Wagen ins Freie. Aber bis zum phyſiſchen Schmerz ſteigerte ſich meine Beklemmung. Mir war es bald als hörte ich die Akkorde eines feierlichen Chorals durch die Lüfte ſchweben — die Töne wurden deutlicher, ich unterſchied Männerſtimmen, die einen geiſtlichen Choral abſangen. — „Was iſt das? — was iſt das?“ rief ich, indem es wie ein glühender Dolch durch meine Bruſt fuhr! — „Sehen Sie denn nicht,“ erwiederte der neben mir fahrende Poſtillon, „ſehen Sie es denn nicht? da drüben auf dem Kirchhof begraben ſie einen!“ In der That befanden wir uns in der Nähe des Kirchhofes, und ich ſah einen Kreis ſchwarzgekleideter Menſchen um ein Grab ſtehen, das man zuzuſchütten im Begriff ſtand. Die Thränen ſtürzten mir in die Augen, es war, als begrübe man dort alle Luſt, alle Freude meines Lebens. Raſch vorwärts von dem Hügel herabgeſchritten, konnte ich nicht mehr in den Kirchhof hineinſehen, der Choral ſchwieg, und ich bemerkte unfern des Thores ſchwarzgekleidete Menſchen, die von dem Begräbniß zurückkamen. Der Profeſſor mit ſeiner Nichte am Arm, beide in tiefer Trauer ſchritten dicht bei mir vorüber, ohne mich zu bemerken. Die Nichte hatte das Tuch vor die Augen gedrückt und ſchluchzte heftig. Es war mir unmöglich in die Stadt hineinzugehen, ich ſchickte meinen Bedienten mit dem Wagen nach dem gewohnten Gaſthofe, und lief in die mir wohlbekannte Gegend heraus, um ſo eine Stimmung los zu werden, die vielleicht nur phyſiſche Urſachen, Erhitzung auf der Reiſe u. ſ. w. haben konnte. Als ich in die Allee kam, welche nach einem Luſtorte führt, ging vor mir das ſonderbarſte Schauſpiel auf. Rath Krespel wurde von zwei Trauermännern geführt, denen er durch allerlei ſeltſame Sprünge entrinnen zu wollen ſchien. Er war, wie gewöhnlich, in ſeinen wunderlichen grauen, ſelbſt zugeſchnittenen Rock gekleidet, nur hing von dem kleinen dreieckigen Hütchen, das er martialiſch auf ein Ohr gedrückt, ein langer ſchmaler Trauerflor herab, der in der Luft hin und herflatterte. Um den Leib hatte er ein ſchwarzes Degengehenk geſchnallt, doch ſtatt des Degens einen langen Violinbogen hineingeſteckt. Eiskalt fuhr es mir durch die Glieder; der iſt wahnſinnig, dacht' ich, indem ich langſam folgte. Die Männer führten den Rath bis an ſein Haus, da umarmte er ſie mit lautem Lachen. Sie verließen ihn, und nun fiel ſein Blick auf mich, der dicht neben ihm ſtand. Er ſah mich lange ſtarr an, dann rief er dumpf: „Willkommen, Herr Studioſus! — Sie verſtehen es ja auch" — damit packte er mich beim Arm und riß mich fort in das Haus — die Treppe herauf in das Zimmer hinein, wo die Violinen hingen. Alle waren mit ſchwarzem Flor umhüllt: die Violine des alten Meiſters fehlte, an ihrem Platze hing ein Cypreſſenkranz. — Ich wußte, was geſchehen — Antonie! ach Antonie! ſchrie ich auf in troſtloſem Jammer. Der Rath ſtand wie erſtarrt mit übereinandergeſchlagenen Armen neben mir. Ich zeigte nach dem Cypreſſenkranz. „Als ſie ſtarb," ſprach der Rath ſehr dumpf und feierlich: „Als ſie ſtarb, zerbrach mit dröhnendem Krachen der Stimmſtock in jener Geige, und der Reſonanzboden riß ſich auseinander. Die Getreue konnte nur mit ihr, in ihr leben; ſie liegt bei ihr im Sarge, ſie iſt mit ihr begraben worden.“ — Tief erſchüttert ſank ich in einen Stuhl, aber der Rath fing an, mit rauhem Ton ein luſtig Lied zu ſingen, und es war recht graulich anzuſehen, wie er auf einem Fuße dazu herumſprang, und der Flor (er hatte den Hut auf dem Kopfe) im Zimmer und an den aufgehängten Violinen herumſtrich; ja ich konnte mich eines überlauten Schreies nicht erwehren, als der Flor bei einer raſchen Wendung des Rathes über mich herfuhr; es war mir, als wollte er mich verhüllt herabziehen in den ſchwarzen entſetzlichen Abgrund des Wahnſinns. Da ſtand der Rath plötzlich ſtille, und ſprach in ſeinem ſingenden Ton: „Söhnchen? — Söhnchen? — warum ſchreiſt Du ſo; haſt Du den Todtenengel geſchaut? — das geht allemal der Ceremonie vorher!“ — Nun trat er in die Mitte des Zimmers, riß den Violinbogen aus dem Gehenke, hielt ihn mit beiden Händen über den Kopf, und zerbrach ihn, daß er in viele Stücke zerſplitterte. Laut lachend rief Krespel: „Nun iſt der Stab über mich gebrochen, meinſt Du Söhnchen? nicht wahr? Mit Nichten, mit Nichten, nun bin ich frei — frei — frei — Heiſa frei! — Nun bau ich keine Geigen mehr — keine Geigen mehr — heiſa keine Geigen mehr.“ — Das ſang der Rath nach einer ſchauerlich luſtigen Melodie, indem er wieder auf einem Fuße herumſprang. Voll Grauen wollte ich ſchnell zur Thür heraus, aber der Rath hielt mich feſt, indem er ſehr gelaſſen ſprach: „Bleiben Sie, Herr Studioſus, halten Sie dieſe Ausbrüche des Schmerzes, der mich mit Todesmartern zerreißt, nicht für Wahnſinn, aber es geſchieht nur alles deswegen, weil ich mir vor einiger Zeit einen Schlafrock anfertigte, in dem ich ausſehen wollte wie das Schickſal oder wie Gott!“ — Der Rath ſchwatzte tolles grauliches Zeug durch einander, bis er ganz erſchöpft zuſammenſank; auf mein Rufen kam die alte Haushälterin herbei, und ich war froh, als ich mich nur wieder im Freien befand. — Nicht einen Augenblick zweifelte ich daran, daß Krespel wahnſinnig geworden, der Profeſſor behauptete jedoch das Gegentheil. „Es giebt Menſchen,“ ſprach er, „denen die Natur oder ein beſonderes Verhängniß die Decke wegzog, unter der wir andern unſer tolles Weſen unbemerkter treiben. Sie gleichen dünn gehäuteten Inſekten, die im regen ſichtbaren Muskelſpiel mißgeſtaltet erſcheinen, ungeachtet ſich alles bald wieder in die gehörige Form fügt. Was bei uns Gedanke bleibt, wird dem Krespel alles zur That. — Den bittern Hohn, wie der, in das irdiſche Thun und Treiben eingeſchachtete

Geiſt ihn wohl oft bei der Hand hat, führt Kreſpel aus in tollen Gebehrden und geſchickten Haſenſprüngen. Das iſt aber ſein Blitzableiter. Was aus der Erde ſteigt, giebt er wieder der Erde, aber das Göttliche weiß er zu bewahren; und ſo ſteht es mit ſeinem innern Bewußtſeyn recht gut, glaub' ich, unerachtet der ſcheinbaren nach außen herausſpringenden Tollheit. Antoniens plötzlicher Tod mag freilich ſchwer auf ihn laſten, aber ich wette, daß der Rath ſchon morgenden Tages ſeinen Eſelstritt im gewöhnlichen Geleiſe weiter forttrabt." — Beinahe geſchah es ſo, wie der Profeſſor es vorausgeſagt. Der Rath ſchien andern Tages ganz der vorige, nur erklärte er, daß er niemals mehr Violinen bauen, und auch auf keiner jemals mehr ſpielen wolle. Das hat er, wie ich ſpäter erfuhr, gehalten.

Des Profeſſors Andeutungen beſtärkten meine innere Ueberzeugung, daß das nähere ſo ſorgfältig verſchwiegene Verhältniß Antoniens zum Rath, ja daß ſelbſt ihr Tod eine ſchwer auf ihn laſtende, nicht abzubüßende Schuld ſein könne. Nicht wollte ich H— verlaſſen, ohne ihm das Verbrechen, welches ich ahnete, vorzuhalten; ich wollte ihn bis in's Innerſte hinein erſchüttern, und ſo das offene Geſtändniß der gräßlichen That erzwingen. Je mehr ich der Sache nachdachte, deſto klarer wurde es mir, daß Kreſpel ein Böſewicht ſein müſſe, und deſto feuriger, eindringlicher wurde die Rede, die ſich wie von ſelbſt zu einem wahren rhetoriſchen Meiſterſtück formte. So gerüſtet und ganz erhitzt lief ich zu dem Rath. Ich fand ihn, wie er mit ſehr ruhiger lächelnder Miene Spielſachen drechſelte. „Wie kann nur," fuhr ich auf ihn los, „wie kann nur auf einen Augenblick Frieden in Ihre Seele kommen, da der Gedanke an die gräßliche That Sie mit Schlangenbiſſen peinigen muß?" — Der Rath ſah mich verwundert an, den Meißel bei Seite legend. „Wie ſo? mein Beſter," fragte er; — „ſetzen Sie ſich doch gefälligſt auf jenen Stuhl!" — Aber eifrig fuhr ich fort, indem ich mich ſelbſt immer mehr erhitzend, ihn geradezu anklagte, Antonien ermordet zu haben, und ihm mit der Rache der ewigen Macht drohte. Ja, als nicht längſt eingeweihte Juſtizperſon, erfüllt von meinem Beruf, ging ich ſo weit, ihn zu verſichern, daß ich alles anwenden würde, der Sache auf die Spur zu kommen, und ſo ihn dem weltlichen Richter ſchon hienieden in die Hände zu liefern. — Ich wurde in der That etwas verlegen, da nach dem Schluſſe meiner gewaltigen pomphaften Rede der Rath, ohne ein Wort zu erwiedern, mich ſehr ruhig anblickte, als erwarte er, ich müſſe noch weiter fortfahren. Das verſuchte ich auch in der That, aber es kam nun alles ſo ſchief, ja ſo albern heraus, daß ich gleich wieder ſchwieg. Krespel weidete ſich an meiner Verlegenheit, ein boshaftes ironiſches Lächeln flog über ſein Geſicht. Dann wurde er aber ſehr ernſt, und ſprach mit feierlichem Tone: „Junger Menſch! Du magſt mich für närriſch, für wahnſinnig halten, das verzeihe ich Dir, da wir beide in demſelben Irrenhauſe eingeſperrt ſind, und Du mich darüber, daß ich Gott der Vater zu ſein wähne, nur deshalb ſchiltſt, weil Du dich für Gott den Sohn hältſt; wie magſt Du dich aber unterfangen, in ein Leben eindringen zu wollen, ſeine geheimſten Fäden erfaſſend, das Dir fremd blieb und bleiben mußte? — Sie iſt dahin, und das Geheimniß gelöſt!“ — Krespel hielt inne, ſtand auf und ſchritt die Stube einige Male auf und ab. Ich wagte die Bitte um Aufklärung; er ſah mich ſtarr an, faßte mich bei der Hand, und führte mich an das Fenſter, beide Flügel öffnend. Mit aufgeſtützten Armen legte er ſich hinaus, und ſo in den Garten herabblickend erzählte er mir die Geſchichte ſeines Lebens. — Als er geendet, verließ ich ihn gerührt und beſchämt.

Mit Antonien verhielt es ſich kürzlich in folgender Art. — Vor zwanzig Jahren trieb die bis zur Leidenſchaft geſteigerte Liebhaberei, die beſten Geigen alter Meiſter aufzuſuchen und zu kaufen, den Rath nach Italien. Selbſt baute er damals noch keine, und unterließ daher auch das Zerlegen jener alten Geigen. In Venedig hörte er die berühmte Sängerin Angela —i, welche damals auf dem Theatro di S. Benedetto in den erſten Rollen glänzte. Sein Enthuſiasmus galt nicht der Kunſt allein, die Signora Angela freilich auf die herrlichſte Weiſe übte, ſondern auch wohl ihrer Engelsſchönheit. Der Rath ſuchte Angela's Bekanntſchaft, und trotz aller ſeiner Schroffheit gelang es ihm, vorzüglich durch ſein keckes und dabei höchſt ausdrucksvolles Violinſpiel ſie ganz für ſich zu gewinnen. — Das engſte Verhältniß führte in wenigen Wochen zur Heirath, die deshalb verborgen blieb, weil Angela ſich weder vom Theater, noch von dem Namen, der die berühmte Sängerin bezeichnete, trennen oder ihm auch nur das übeltönende „Krespel“ hinzufügen wollte. — Mit der tollſten Ironie beſchrieb Krespel die ganz eigne Art, wie Signora Angela, ſobald ſie ſeine Frau worden, ihn marterte und quälte. Aller Eigenſinn, alles launiſche Weſen ſämmtlicher erſter Sängerinnen ſei, wie Krespel meinte, in Angela's kleine Figur hineingebannt worden. Wollte er ſich einmal in Poſitur ſetzen, ſo ſchickte ihm Angela ein ganzes Heer von Abbates, Maeſtro's, Akademiko's über den Hals, die, unbekannt mit ſeinem eigentlichen Verhältniß, ihn als den unerträglichſten, unhöflichſten Liebhaber, der ſich in die liebenswürdige Laune der Signora nicht zu ſchicken wiſſe, ausfilzten. Gerade nach einem ſolchen ſtürmiſchen Auftritt war Krespel auf Angela's Landhaus geflohen, und vergaß, auf ſeiner Cremoneſer Geige fantaſirend, die Leiden des Tages. Doch nicht lange dauerte es, als Signora, die dem Rath ſchnell nachgefahren, in den Saal trat. Sie war gerade in der Laune, die Zärtliche zu ſpielen, ſie umarmte den Rath mit ſüßen ſchmachtenden Blicken, ſie legte das Köpfchen auf ſeine Schulter. Aber der Rath, in die Welt ſeiner Akkorde verſtiegen, geigte fort, daß die Wände wiederhallten, und es begab ſich, daß er mit Arm und Bogen die Signora etwas unſanft berührte. Die ſprang aber voller Furie zurück; „bestia tedesca“ ſchrie ſie auf, riß dem Rath die Geige aus der Hand, und zerſchlug ſie an dem Marmortiſch in tauſend Stücke. Der Rath blieb erſtarrt zur Bildſäule vor ihr ſtehen, dann aber wie aus dem Traume erwacht, faßte er Signora mit Rieſenſtärke, warf ſie durch das Fenſter ihres eignen Luſthauſes, und floh, ohne ſich weiter um etwas zu bekümmern, nach Venedig — nach Deutſchland zurück. Erſt nach einiger Zeit wurde es ihm recht deutlich, was er gethan; obſchon er wußte, daß die Höhe des Fenſters vom Boden kaum fünf Fuß betrug, und ihm die Nothwendigkeit, Signora bei obbewandten Umſtänden durchs Fenſter zu werfen, ganz einleuchtete, ſo fühlte er ſich doch von peinlicher Unruhe gequält, um ſo mehr, da Signora ihm nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß ſie guter Hoffnung ſei. Er wagte kaum Erkundigungen einzuziehen, und nicht wenig überraſchte es ihn, als er nach ungefähr acht Monaten einen gar zärtlichen Brief von der geliebten Gattin erhielt, worin ſie jenes Vorganges im Landhauſe mit keiner Sylbe erwähnte, und der Nachricht, daß ſie von einem herzallerliebſten Töchterchen entbunden, die herzlichſte Bitte hinzufügte, daß der Marito amato e padre felicissimo doch nur gleich nach Venedig kommen möge. Das that Krespel nicht, erkundigte ſich vielmehr bei einem vertrauten Freunde nach den näheren Umſtänden, und erfuhr, daß Signora damals leicht wie ein Vogel in das weiche Gras herabgeſunken ſey, und der Fall oder Sturz durchaus keine andere als pſychiſche Folgen gehabt habe. Signora ſei nämlich nach Kreſpels heroiſcher That wie umgewandelt; von Launen, närriſchen Einfällen, von irgend einer Quälerei ließe ſie durchaus nichts mehr verſpüren, und der Maeſtro, der für das nächſte Carneval componirt, ſei der glücklichſte Menſch unter der Sonne, weil Signora ſeine Arien ohne hunderttauſend Abänderungen, die er ſich ſonſt gefallen laſſen müſſen, ſingen wolle. Uebrigens habe man alle Urſache, meinte der Freund, es ſorgfältig zu verſchweigen, wie Angela kurirt worden, da ſonſt jedes Tages Sängerinnen durch die Fenſter fliegen würden. Der Rath gerieth nicht in geringe Bewegung, er beſtellte Pferde, er ſetzte ſich in den Wagen. „Halt!“ rief er plötzlich. — „Wie,“ murmelte er dann in ſich hinein: „iſt's denn nicht ausgemacht, daß, ſobald ich mich blicken laſſe, der böſe Geiſt wieder Kraft und Macht erhält über Angela? — Da ich ſie ſchon zum Fenſter herausgeworfen, was ſoll ich nun in gleichem Falle thun? was iſt mir noch übrig?“ — Er ſtieg wieder aus dem Wagen, ſchrieb einen zärtlichen Brief an ſeine geneſene Frau, worin er höflich berührte, wie zart es von ihr ſey, ausdrücklich es zu rühmen, daß das Töchterchen gleich ihm ein kleines Mahl hinter dem Ohre trage, und — blieb in Deutſchland. Der Briefwechſel dauerte ſehr lebhaft fort. — Verſicherungen der Liebe — Einladungen — Klagen über die Abweſenheit der Geliebten — verfehlte Wünſche — Hoffnungen u. ſ. w. flogen hin und her von Venedig nach H—, von H— nach Venedig. — Angela kam endlich nach Deutſchland, und glänzte, wie bekannt, als Prima Donna auf dem großen Theater in F**. Ungeachtet ſie gar nicht mehr jung war, riß ſie doch alles hin mit dem unwiderſtehlichen Zauber ihres wunderbar herrlichen Geſanges. Ihre Stimme hatte damals nicht im mindeſten verloren. Antonie war indeſſen herangewachſen, und die Mutter konnte nicht genug dem Vater ſchreiben, wie in Antonien eine Sängerin vom erſten Range aufblühe. In der That beſtätigten dies die Freunde Kreſpels in F**, die ihm zuſetzten doch nur einmal nach F** zu kommen, um die ſeltene Erſcheinung zwei ganz ſublimer Sängerinnen zu bewundern. Sie ahneten nicht, in welchem nahen Verhältniß der Rath mit dieſem Paare ſtand. Kreſpel hätte gar zu gern die Tochter, die recht in ſeinem Innerſten lebte, und die ihm öfters als Traumbild erſchien, mit leiblichen Augen geſehen, aber ſo wie er an ſeine Frau dachte, wurde es ihm ganz unheimlich zu Muthe, und er blieb zu Hauſe unter ſeinen zerſchnittenen Geigen ſitzen.

Ihr werdet von dem hoffnungsvollen jungen Componiſten B… in F** gehört haben, der plötzlich verſcholl, man wußte nicht wie; (oder kanntet Ihr ihn vielleicht ſelbſt?) Dieſer verliebte ſich in Antonien ſo ſehr, daß er, da Antonie ſeine Liebe recht herzlich erwiederte, die Mutter anlag, doch nur gleich in eine Verbindung zu willigen, die die Kunſt heilige. Angela hatte nichts dagegen, und der Rath ſtimmte um ſo lieber bei, als des jungen Meiſters Compoſitionen Gnade gefunden vor ſeinem ſtrengen Richterſtuhl. Kreſpel glaubte Nachricht von der vollzogenen Heirath zu erhalten, ſtatt derſelben kam ein ſchwarz geſiegelter Brief von fremder Hand überſchrieben. Der Doctor R… meldete dem Rath, daß Angela an den Folgen einer Erkältung im Theater heftig erkrankt, und gerade in der Nacht, als am andern Tage Antonie getraut werden ſollen, geſtorben ſei. Ihm, dem Doctor, habe Angela entdeckt, daß ſie Kreſpels Frau, und Antonie ſeine Tochter ſei; er möge daher eilen, ſich der Verlaſſenen anzunehmen. So ſehr auch der Rath von Angela's Hinſcheiden erſchüttert wurde, war es ihm doch bald, als ſei ein ſtörendes unheimliches Princip aus ſeinem Leben gewichen, und er könne nun erſt recht frei athmen. Noch denſelben Tag reiſte er ab nach F**. — Ihr könnt nicht glauben, wie herzzerreißend mir der Rath den Moment ſchilderte, als er Antonien ſah. Selbſt in der Bizarrerie ſeines Ausdrucks lag eine wunderbare Macht der Darſtellung, die auch nur anzudeuten ich gar nicht im Stande bin. — Alle Liebenswürdigkeit, alle Anmuth Angela's wurde Antonien zu Theil, der aber die häßliche Kehrſeite ganz fehlte. Es gab kein zweideutig Pferdefüßchen, das hin und wieder hervorgucken konnte. Der junge Bräutigam fand ſich ein, Antonie mit zartem Sinn den wunderlichen Vater im tiefſten Innern richtig auffaſſend, ſang eine jener Motetten des alten Padre Martini, von denen ſie wußte, daß Angela ſie dem Rath in der höchſten Blüthe ihrer Liebeszeit unaufhörlich vorſingen müſſen. Der Rath vergoß Ströme von Thränen, nie hatte er ſelbſt Angela ſo ſingen hören. Der Klang von Antonien's Stimme war ganz eigenthümlich und ſeltſam, oft dem Hauch der Aeolsharfe, oft dem Schmettern der Nachtigall gleichend. Die Töne ſchienen nicht Raum haben zu können in der menſchlichen Bruſt. Antonie vor Freude und Liebe glühend, ſang und ſang alle ihre ſchönſten Lieder und B… ſpielte dazwiſchen, wie es nur die wonnetrunkene Begeiſterung vermag. Kreſpel ſchwamm erſt in Entzücken, dann wurde er nachdenklich — ſtill — in ſich gekehrt. Endlich ſprang er auf, drückte Antonien an ſeine Bruſt, und bat ſehr leiſe und dumpf: „Nicht mehr ſingen, wenn Du mich liebſt — es drückt mir das Herz ab — die Angſt — die Angſt — Nicht mehr ſingen.“ —

„Nein,“ ſprach der Rath andern Tages zum Doctor R…, „als während des Geſanges ihre Röthe ſich zuſammenzog in zwei dunkelrothe Flecke auf den blaſſen Wangen, da war es nicht mehr dumme Familienähnlichkeit, da war es das, was ich gefürchtet.“ — Der Doctor, deſſen Miene vom Anfang des Geſprächs von tiefer Bekümmerniß zeigte, erwiederte: „Mag es ſein, daß es von zu früher Anſtrengung im Singen herrührt, oder hat die Natur es verſchuldet, genug, Antonie leidet an einem organiſchen Fehler in der Bruſt, der eben ihrer Stimme die wundervolle Kraft und den ſeltſamen, ich möchte ſagen über die Sphäre des menſchlichen Geſanges hinaustönenden Klang giebt. Aber auch ihr früher Tod iſt die Folge davon, denn ſingt ſie fort, ſo gebe ich ihr noch höchſtens ſechs Monate Zeit. Den Rath zerſchnitt es im Innern wie mit hundert Schwerdtern. Es war ihm, als hinge zum erſten Male ein ſchöner Baum die wunderherrlichen Blüthen in ſein Leben hinein, und der ſolle recht an der Wurzel zerſägt werden, damit er nie mehr zu grünen und zu blühen vermöge. Sein Entſchluß war gefaßt. Er ſagte Antonien Alles, er ſtellte ihr die Wahl, ob ſie dem Bräutigam folgen und ſeiner und der Welt Verlockung nachgeben, ſo aber früh untergehen, oder ob ſie dem Vater noch in ſeinen alten Tagen nie gefühlte Ruhe und Freude bereiten, ſo aber noch Jahre lang leben wolle. Antonie fiel dem Vater ſchluchzend in die Arme, er wollte, das Zerreißende der kommenden Momente wohl fühlend, nichts deutlicheres vernehmen. Er ſprach mit dem Bräutigam, aber unerachtet dieſer verſicherte, daß nie ein Ton über Antonien's Lippen gehen ſolle, ſo wußte der Rath doch wohl, daß ſelbſt B… nicht der Verſuchung würde widerſtehen können, Antonien ſingen zu hören, wenigſtens von ihm ſelbſt componirte Arien. Auch die Welt, das muſikaliſche Publikum, mocht' es auch unterrichtet ſein von Antonien's Leiden, gab gewiß die Anſprüche nicht auf, denn dies Volk iſt ja, kommt es auf Genuß an, egoiſtiſch und grauſam. Der Rath verſchwand mit Antonien aus F** und kam nach H—. Verzweiflungsvoll vernahm B… die Abreiſe. Er verfolgte die Spur, holte den Rath ein, und kam zugleich mit ihm nach H—. — „Nur einmal ihn ſehen und dann ſterben," flehte Antonie. „Sterben? — ſterben?" rief der Rath in wildem Zorn, eiskalter Schauer durchbebte ſein Inneres. — Die Tochter, das einzige Weſen auf der weiten Welt, das nie gekannte Luſt in ihm entzündet, das allein ihn mit dem Leben verſöhnte, riß ſich gewaltſam los von ſeinem Herzen, und er wollte, daß das Entſetzliche geſchehe. — B… mußte an den Flügel, Antonie ſang, Krespel ſpielte luſtig die Geige, bis ſich jene rothen Flecke auf Antonien's Wangen zeigten. Da befahl er einzuhalten; als nun aber B… Abſchied nahm von Antonien, ſank ſie plötzlich mit einem lauten Schrei zuſammen. „Ich glaubte (ſo erzählte mir Krespel), ich glaubte ſie wäre, wie ich es vorausgeſehen, nun wirklich todt und blieb, da ich einmal mich ſelbſt auf die höchſte Spitze geſtellt hatte, ſehr gelaſſen und mit mir einig. Ich faßte den B…, der in ſeiner Erſtarrung ſchaafsmäßig und albern anzuſehen war, bei den Schultern, und ſprach: (der Rath fiel in ſeinen ſingenden Ton) da Sie, verehrungswürdigſter Claviermeiſter, wie Sie gewollt und gewünſcht, Ihre liebe Braut wirklich ermordet haben, ſo können Sie nun ruhig abgehen, es wäre denn, Sie wollten ſo lange gütigſt verziehen, bis ich Ihnen den blanken Hirſchfänger durch das Herz renne, damit ſo meine Tochter, die, wie Sie ſehen, ziemlich verblaßt, einige Couleur bekomme durch Ihr ſehr werthes Blut. — Rennen Sie nur geſchwind, aber ich könnte Ihnen auch ein flinkes Meſſerchen nachwerfen! — Ich muß wohl bei dieſen Worten etwas graulich ausgeſehen haben; denn mit einem Schrei des tiefſten Entſetzens ſprang er, ſich von mir losreißend, fort durch die Thüre, die Treppe herab. — Wie der Rath nun, nachdem B… fortgerannt war, Antonien, die bewußtlos auf der Erde lag, aufrichten wollte, öffnete ſie tiefſeufzend die Augen, die ſich aber bald wieder zum Tode zu ſchließen ſchienen. Da brach Krespel aus in lautes, troſtloſes Jammern. Der von der Haushalterin herbeigerufene Arzt erklärte Antonien's Zuſtand für einen heftigen aber nicht im mindeſten gefährlichen Zufall, und in der That erholte ſich dieſe auch ſchneller, als der Rath es nur zu hoffen gewagt hatte. Sie ſchmiegte ſich nun mit der innigſten kindlichſten Liebe an

Krespel; ſie ging ein in ſeine Lieblingsneigungen — in ſeine tollen Launen und Einfälle. Sie half ihm alte Geigen aus einander legen, und neue zuſammen leimen. „Ich will nicht mehr ſingen, aber für Dich leben,“ ſprach ſie oft ſanft lächelnd zum Vater, wenn jemand ſie zum Geſange aufgefordert und ſie es abgeſchlagen hatte. Solche Momente ſuchte der Rath indeſſen ihr ſo viel möglich zu erſparen, und daher kam es, daß er ungern mit ihr in Geſellſchaft ging, und alle Muſik ſorgfältig vermied. Er wußte es ja wohl, wie ſchmerzlich es Antonien ſein mußte, der Kunſt, die ſie in ſolch hoher Vollkommenheit geübt, ganz zu entſagen. Als der Rath jene wunderbare Geige, die er mit Antonien begrub, gekauft hatte und zerlegen wollte, blickte ihn Antonie ſehr wehmüthig an, und ſprach leiſe bittend: „Auch dieſe?“ — Der Rath wußte ſelbſt nicht, welche unbekannte Macht ihn nöthigte, die Geige unzerſchnitten zu laſſen, und darauf zu ſpielen. Kaum hatte er die erſten Töne angeſtrichen, als Antonie laut und freudig rief: „Ach das bin ich ja — ich ſinge ja wieder.“ Wirklich hatten die ſilberhellen Glockentöne des Inſtruments etwas ganz eigenes wundervolles, ſie ſchienen in der menſchlichen Bruſt erzeugt. Krespel wurde bis in das Innerſte gerührt, er ſpielte wohl herrlicher als jemals, und wenn er in kühnen Gängen mit voller Kraft, mit tiefem Ausdruck auf und niederſtieg, dann ſchlug Antonie die Hände zuſammen, und rief entzückt: „Ach das habe ich gut gemacht! das habe ich gut gemacht!“ — Seit dieſer Zeit kam eine große Ruhe und Heiterkeit in ihr Leben. Oft ſprach ſie zum Rath: „Ich möchte wohl etwas ſingen, Vater!“ Dann nahm Krespel die Geige von der Wand, und ſpielte Antonien's ſchönſte Lieder, ſie war recht aus dem Herzen froh. Kurz vor meiner Ankunft war es in einer Nacht dem Rath ſo, als höre er im Nebenzimmer auf ſeinem Pianoforte ſpielen, und bald unterſchied er deutlich, daß B... nach gewöhnlicher Art präludire. Er wollte aufſtehen, aber wie eine ſchwere Laſt lag es auf ihm, wie mit eiſernen Banden gefeſſelt vermochte er ſich nicht zu regen und zu rühren. Nun fiel Antonie ein in leiſen hingehauchten Tönen, die immer ſteigend und ſteigend zum ſchmetternden Fortiſſimo wurden, dann geſtalteten ſich die wunderbaren Laute zu dem tief ergreifenden Liede, welches B... einſt ganz im frommen Styl der alten Meiſter für Antonie componirt hatte. Krespel ſagte, unbegreiflich ſei der Zuſtand geweſen, in dem er ſich befunden, denn eine entſetzliche Angſt habe ſich gepaart mit nie gefühlter Wonne. Plötzlich umgab ihn eine blendende Klarheit, und in derſelben erblickte er B… und Antonien, die ſich umſchlungen hielten, und ſich voll ſeligem Entzücken anſchauten. Die Töne des Liedes und des begleitenden Pianofortes dauerten fort, ohne daß Antonie ſichtbar ſang oder B… das Fortepiano berührte. Der Rath fiel nun in eine Art dumpfer Ohnmacht, in der das Bild mit den Tönen verſank. Als er erwachte, war ihm noch jene fürchterliche Angſt aus dem Traume geblieben. Er ſprang in Antonien's Zimmer. Sie lag mit geſchloſſenen Augen, mit holdſelig lächelndem Blick, die Hände fromm gefaltet, auf dem Sopha, als ſchliefe ſie, und träume von Himmelswonne und Freudigkeit. Sie war aber todt. —

Während Theodor dies alles erzählte, bewies Lothar auf mancherlei Weiſe ſeine Ungeduld, ja ſeinen lebhaften Widerwillen. Bald ſtand er auf und ſchritt im Zimmer auf und ab, bald ſetzte er ſich wieder hin ein Glas nach dem andern leerend und ſich wieder einſchenkend, dann trat er an Theodors Schreibtiſch, wühlte unter den Papieren und Büchern und holte endlich nichts geringeres hervor als Theodors großen mit weißem Papier durchſchoſſenen Hauskalender, den er eifrig durchblätterte und endlich mit einer Miene, als habe er das merkwürdigſte intereſſanteſte darin gefunden, aufgeſchlagen vor ſich hin auf den Tiſch legte.

„Nein, das iſt nicht auszuhalten,“ rief nun, als Theodor ſchwieg, Lothar, „nein, das iſt nicht auszuhalten! — Du willſt nichts zu thun haben mit dem gutmüthigen Schwärmer, den uns unſer Cyprianus vor Augen führte, Du warnſt vor Blicken in die ſchauerliche Tiefe der Natur, Du magſt von derlei Dingen nicht reden, nicht reden hören, und fällſt ſelbſt mit einer Geſchichte hinein, die in ihrer kecken Tollheit mir wenigſtens das Herz zerſchneidet. Was iſt der ſanfte glückliche Serapion gegen den ſpleniſchen, und in ſeinem Spleen grauenhaften Kreſpel! Du wollteſt einen ſanften Uebergang vom Wahnſinn durch den Spleen zur geſunden Vernunft bewirken und ſtellſt Bilder auf, über die man, faßt man ſie recht ſcharf ins Auge, alle geſunde Vernunft verlieren könnte. Mag Cyprianus bei ſeiner Erzählung unbewußt von dem ſeinigen hinzugefügt haben, Du thateſt das gewiß noch vielmehr, denn ich weiß es ja, ſobald nur die Muſik im Spiele iſt, geräthſt Du in einen ſomnambulen Zuſtand und daß die ſeltſamſten Erſcheinungen. Nach Deiner gewöhnlichen Weiſe haſt Du dem Ganzen einen geheimnißvollen Anſtrich zu geben gewußt, der wie alles Wunderbare, ſey es auch noch ſo verrückt, unwiderſtehlich fortreißt, aber Maaß und Ziel muß jedes Ding haben und nicht ins Blaue hinein Verſtand und Geiſt verwirren. Antonien's Zuſtand, ihre Sympathie mit jenem alterthümlichen Inſtrument Kreſpels iſt rührend, wer wird das nicht geſtehen — aber auf eine Weiſe rührend, daß man heißes Herzblut rinnen fühlt und es liegt im Schluß ein Jammer, eine Troſtloſigkeit, die durchaus keine Beruhigung zuläßt und das iſt abſcheulich — abſcheulich ſage ich und kann das harte Wort nicht zurücknehmen."

„Habe ich denn," ſprach Theodor lächelnd, „habe ich denn, lieber Lothar, eine fingirte nach der Kunſt geformte Erzählung Euch vortragen wollen? War nicht bloß von einem ſeltſamen Mann die Rede, an den ich durch den wahnſinnigen Serapion erinnert wurde? — Sprach ich nicht von einer Begebenheit, die ich wirklich erlebt, und ſollte Dir, lieber Lothar! manches unwahrſcheinlich vorgekommen ſeyn, ſo magſt Du bedenken, daß das, was ſich wirklich begiebt, beinahe immer das unwahrſcheinlichſte iſt."

„Das alles," erwiederte Lothar, „kann Dich nicht entſchuldigen, ſchweigen hätteſt Du ſollen von Deinem fatalen Kreſpel, ganz ſchweigen oder vermöge der beſondern Kunſt des Kolorits, die Du wohl beſitzeſt, dem barocken Mann aus dem Grauen heraus eine anmuthigere Farbe geben. — Doch nur zu viel ſchon von dem Ruhe verſtörenden Baumeiſter, Diplomatiker und Inſtrumentenmacher, den wir hiemit der Vergeſſenheit übergeben wollen. — Aber nun, mein Cyprian, ich beuge meine Knie vor Dir! — Nicht mehr nenne ich Dich einen fantaſtiſchen Geiſterſeher — Du beweiſeſt, daß es mit Rückerinnerungen ein ganz eignes geheimnißvolles Ding iſt. — Dir kommt heute der arme Serapion nicht aus Sinn und Gedanken. — Ich merke Dir's an, daß nun, da Du nur von ihm erzählt haſt, Du freier im Geiſte geworden! — Schaue her in dieſes merkwürdige Buch, in dieſen herrlichen Hauskalender, der Aufſchluß giebt über Alles! — Haben wir denn nicht heute den vierzehnten November? — War es nicht am vierzehnten November, als Du Deinen einſiedleriſchen Freund todt in ſeiner Hütte fandeſt? Und wenn Du ihn auch nicht, wie Ottmar vorhin meinte, mit Hülfe zweier Löwen begrubſt und eben ſo wenig andere Wunder auf Dich zugetreten, ſo würdeſt Du doch gewiß bei dem Anblick Deines ſanft entſchlafenen Freundes bis ins Innerſte getroffen. Der Eindruck blieb unauslöſchlich und wohl mag es ſeyn, daß der innere Geiſt mittelſt einer geheimnißvollen Dir ſelbſt unbewußten Operation das Bild des verlornen Freundes an ſeinem Todestage friſcher gefärbt vorſchiebt als ſonſt. — Thu mir den Gefallen, Cyprianus, und füge Serapions Tode noch einige wunderbare Erſcheinungen hinzu, damit dem zu einfachen Schluß der Begebenheit etwas aufgeholfen werde."

Als ich, ſprach Cyprian, tief bewegt, ja erſchüttert von dem Anblick des Todten aus der Hütte trat, ſprang mir das zahme Reh, deſſen ich früher gedachte, entgegen, helle Thränen perlten in ſeinen Augen und die wilden Tauben umſchwirrten mich mit ängſtlichem Geſchrei, mit banger Todesklage. Da ich aber zum Dorfe hinabſtieg, um den Tod des Einſiedlers kund zu thun, kamen mir die Bauern ſchon mit einer Todtenbahre entgegen. Sie ſagten, an dem Anziehen der Glocke zur ungewöhnlichen Stunde hätten ſie gemerkt, daß der fromme Herr ſich hingelegt habe zum Sterben, und wohl ſchon wirklich geſtorben ſey. — Dies iſt Alles, lieber Lothar, was ich Dir auftiſchen kann, damit Du Deine Neckerei daran übeſt.

Was ſprichſt Du, rief Lothar mit lauter Stimme, indem er ſich vom Stuhle erhob, was ſprichſt Du von Neckerei, was glaubſt Du von mir, o mein Cyprianus? — Bin ich nicht ein ehrliches Gemüth, ein rechtſchaffner Charakter, fern von Lug und Trug — eine treuherzige Seele? — ſchwärme ich nicht mit den Schwärmern? fantaſire ich nicht mit den Fantaſten? weine ich nicht mit den Weinenden, jubilire ich nicht mit den Jubelnden? — Aber ſchaue her, o mein Cyprianus, ſchaue nochmals in dies herrliche Werk voll unumſtößlicher Wahrheit, in dieſen ſehr ſtattlichen Hauskalender. Bei dem vierzehnten November findeſt Du zwar den ſchnöden Namen Levin verzeichnet, aber werfe Deinen Blick in dieſe katholiſche Colonne! — Da ſteht mit rothen Buchſtaben: Serapion, Märtyrer! — Alſo an dem Tage des Heiligen, für den er ſich ſelbſt hielt, ſtarb Dein Serapion! Heute iſt Serapionstag! — Auf! — ich leere dieſes Glas zum Gedächtniß des Einſiedlers Serapion; thut, meine Freunde! desgleichen!

Aus ganzer Seele, rief Cyprian und die Gläſer erklangen.

Ueberhaupt, fuhr nun Lothar fort, bin ich jetzt, nachdem ich mich recht beſonnen, oder vielmehr, nachdem mich Theodor mit dem häßlichen widrigen Krespel recht in Harniſch gebracht hat, mit Cyprians Serapion ganz ausgeſöhnt. Noch mehr als das: ich verehre Serapions Wahnſinn deshalb, weil nur der Geiſt des vortrefflichſten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Ich will mich nicht darauf als auf etwas Altes, zum Ueberdruß wiederholtes beziehen, daß ſonſt den Dichter und den Seher daſſelbe Wort bezeichnete, aber gewiß iſt es, daß man oft an der wirklichen Exiſtenz der Dichter eben ſo ſehr zweifeln möchte als an der Exiſtenz verzückter Seher, welche die Wunder eines höheren Reichs verkünden! — Woher kommt es denn, daß ſo manches Dichterwerk, das keinesweges ſchlecht zu nennen, wenn von Form und Ausarbeitung die Rede, doch ſo ganz wirkungslos bleibt, wie ein verbleichtes Bild, daß wir nicht davon hingeriſſen werden, daß die Pracht der Worte nur dazu dient, den inneren Froſt, der uns durchgleitet, zu vermehren. Woher kommt es anders, als daß der Dichter nicht das wirklich ſchaute, wovon er ſpricht, daß die That, die Begebenheit, vor ſeinen geiſtigen Augen ſich darſtellend mit aller Luſt, mit allem Entſetzen, mit allem Jubel, mit allen Schauern, ihn nicht begeiſterte, entzündete, ſo daß nur die inneren Flammen ausſtrömen durften in feurigen Worten. Vergebens iſt das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben ſollen, woran er ſelbſt nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erſchaute. Was können die Geſtalten eines ſolchen Dichters, der jenem alten Wort zu Folge nicht auch wahrhafter Seher iſt, anderes ſeyn als trügeriſche Puppen, mühſam zuſammengeleimt aus fremdartigen Stoffen! —

Dein Einſiedler, mein Cyprianus, war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geſchaut, was er verkündete, und deshalb ergriff ſeine Rede Herz und Gemüth. — Armer Serapion, worin beſtand dein Wahnſinn anders, als daß irgend ein feindlicher Stern dir die Erkenntniß der Duplizität geraubt hatte, von der eigentlich allein unſer irdiſches Seyn bedingt iſt. Es giebt eine innere Welt, und die geiſtige Kraft, ſie in voller Klarheit, in dem vollendetſten Glanze des regeſten Lebens zu ſchauen, aber es iſt unſer irdiſches Erbtheil, daß eben die Außenwelt, in der wir eingeſchachtet, als der Hebel wirkt, der jene Kraft in Bewegung ſetzt. Die inneren Erſcheinungen gehen auf in dem Kreiſe, den die äußeren um uns bilden, und den der

Geiſt nur zu überfliegen vermag in dunklen geheimnißvollen Ahnungen, die ſich nie zum deutlichen Bilde geſtalten. Aber du, o mein Einſiedler! ſtatuirteſt keine Außenwelt, du ſahſt den verſteckten Hebel nicht, die auf dein Inneres einwirkende Kraft; und wenn du mit grauenhaftem Scharfſinn behaupteteſt, daß es nur der Geiſt ſey, der ſehe, höre, fühle, der That und Begebenheit faſſe, und daß alſo auch ſich wirklich das begeben, was er dafür anerkenne, ſo vergaßeſt du, daß die Außenwelt den in den Körper gebannten Geiſt zu jenen Funktionen der Wahrnehmung zwingt nach Willkühr. Dein Leben, lieber Anachoret, war ein ſteter Traum, aus dem du in dem Jenſeits gewiß nicht ſchmerzlich erwachteſt. — Auch dieſes Glas ſey noch deinem Gedächtniß dargebracht.

Findet Ihr nicht, ſprach nun Ottmar, daß Lothar ſeine Miene ganz verändert hat? Dank ſey es Deinem wohl bereiteten Getränk, Theodor! das alles ſauertöpfiſche Weſen gänzlich niedergekämpft hat.

Schreibt nur nicht, nahm Lothar wieder das Wort, mein erheitertes Weſen lediglich dem begeiſternden Inhalt jener Vaſe zu, ihr wißt ja, daß die beſſere Stimmung mir kommen muß, ehe ich ein Glas anrühre. Aber in der That, erſt jetzt fühle ich mich wieder wohl und heimiſch unter Euch. Die ſeltſame Spannung, in der ich mich, zugeſtanden ſey es, erſt befand, iſt vorüber, und da ich unſerm Cyprian den wahnſinnigen Serapion verziehen nicht allein, ſondern dieſen auch in der That liebgewonnen habe, ſo mag auch dem Freunde Theodor ſein fataler Kreſpel hingehen. Aber nun habe ich noch mancherlei zu reden mit Euch! — Mich bedünkt, es ſey nun ausgemacht, daß, wie ſchon vorhin Theodor erwähnte, wir alle von einander glauben, es ſey etwas an uns daran, und jeder es werth hält mit dem andern die alte Verbindung zu erneuern. Aber das Gewühl der großen Stadt, die Entfernung unſerer Wohnungen, unſer verſchiedenartiges Geſchäft wird uns auseinander treiben. Beſtimmen wir daher heute Tag, Stunde und Ort, wo wir uns wöchentlich zuſammenfinden wollen. Noch mehr! — Es kann nicht fehlen, daß wir, einer dem andern, nach alter Weiſe manches poetiſche Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Laßt uns nun dabei des Einſiedlers Serapion eingedenk ſeyn! — Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geſchaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt laut damit zu werden. Wenigſtens ſtrebe jeder recht ernſtlich darnach, das Bild, das ihm im Innern aufgegangen, recht zu erfaſſen mit allen ſeinen Geſtalten, Farben, Lichtern und Schatten, und dann, wenn er ſich recht entzündet davon fühlt, die Darſtellung ins äußere Leben zu tragen. So muß unſer Verein, auf tüchtige Grundpfeiler geſtützt, dauern, und für jeden von uns allen ſich gar erquicklich geſtalten. Der Einſiedler Serapion ſei unſer Schutzpatron, er laſſe ſeine Sehergabe über uns walten, ſeiner Regel wollen wir folgen, als getreue Serapions-Brüder! —

Iſt denn, ſprach Cyprian, iſt denn unſer Lothar nicht der verwunderlichſte von allen verwunderlichen Menſchen? — Erſt iſt er es allein, der gegen Ottmars ganz vernünftigen Vorſchlag, uns wöchentlich an einem beſtimmten Tage zuſammen zu finden, wüthet und tobt, der ohne Urſache in das Capitel von Clubbs und Reſſourcen geräth ſich über Gebühr ereifernd und nun iſt er es wieder, der die verworfenen Zuſammenkunfte nicht allein nöthig und erſprießlich findet, ſondern auch ſchon an die Tendenz unſers Vereins denkt und an ſeine Regel!

Mag es ſeyn, erwiederte Lothar, daß ich mich erſt gegen alles Förmliche oder nur Beſtimmte unſerer Zuſammenkunfte auflehnte, es geſchah in mißmüthiger Stimmung, die vorübergegangen. — Sollte denn bey uns poetiſchen Gemüthern und gemüthlichen Poeten jemals eine Art Philiſtrismus einbrechen können? — Einen gewiſſen Hang dazu tragen wir wohl in uns, ſtreben wir nur wenigſtens nach der ſublimſten Sorte; ein kleiner Beigeſchmack davon iſt zuweilen nicht ganz übel! — Schweigen wir aber über alles Verfängliche unſeres Vereins, das der Teufel ſchon von ſelbſt hineintragen wird, bei guter Gelegenheit, und ſprechen wir von dem Serapiontiſchen Prinzip! Was haltet ihr davon? —

Theodor, Ottmar und Cyprian waren darin einig, daß ohne alle weitere Abrede ſich die litterariſche Tendenz von ſelbſt bei ihren Zuſammenkünften eingefunden haben würde, und gaben ſich das Wort der Regel des Einſiedlers Serapion, wie ſie Lothar ſehr richtig angegeben, nachzuleben, wie es nur in ihren Kräften ſtehe, welches dann, wie Theodor ſehr richtig bemerkte, eben nichts weiter heißen wollte, als daß ſie überein gekommen, ſich durchaus niemals mit ſchlechtem Machwerk zu quälen.

In voller Fröhlichkeit ſtießen ſie die Gläſer zuſammen und umarmten ſich als getreue Serapions-Brüder.

Die Mitternachtsſtunde, ſprach nun Ottmar, iſt noch lange, lange nicht herangekommen, und es wäre in der That ganz hübſch, wenn jemand von uns noch irgend etwas heiteres auftiſchen wollte, um all' das Trübe, ja Grauenhafte, das über uns kam, in den Hintergrund zurückzuſtellen. Eigentlich wär' es Theodors Pflicht, ſeinen verſprochenen Uebergang zur geſunden Vernunft zu vollenden.

Iſt es Euch recht, ſprach Theodor, ſo gebe ich Euch eine kleine Erzählung zum Beſten, die ich vor einiger Zeit aufſchrieb und zu der mich ein Bild anregte. So wie ich nehmlich dieſes Bild anſchaute, wurde mir eine Bedeutung klar, an die der Künſtler gewiß nicht gedacht hatte, nicht hatte denken können, da Rückerinnerungen aus meinem früheren Leben auf ſeltſame Weiſe aufgingen und eben erſt jene Bedeutung ſchufen.

Ich hoffe, ſprach Lothar, daß kein Wahnſinniger auftritt, deſſen ich nun heute ein für allemal überhoben ſeyn will und daß ſich Deine Erzählung vor unſerm Schutzpatron verantworten laſſen wird.

Für das erſte ſtehe ich ein, erwiederte Theodor, was aber das letzte betrifft, ſo muß ich es auf das Urtheil meiner würdigen Serapions-Brüder ankommen laſſen, die ich aber im Voraus bitte, nicht zu ſtrenge zu ſeyn, da mein Werklein nur auf die Bedingniſſe eines leichten, luſtigen, ſcherzhaften Gebildes baſirt iſt und keine höhere Anſprüche macht als für den Moment zu beluſtigen.

Die Freunde verſprachen um ſo mehr Nachſicht, als die erſt heute eingeführte Regel des Einſiedlers Serapion eigentlich nur auf künftige Produkte bezogen werden könne.

Theodor holte ſein Manuſkript hervor, und begann in folgender Art:

Die Fermate.

Hummels heitres lebenskräftiges Bild, die Geſellſchaft in einer italiäniſchen Lokanda, iſt bekannt worden durch die Berliner Kunſtausſtellung im Herbſt 1814, auf der es ſich befand, Aug' und Gemüth gar Vieler erluſtigend. — Eine üppig verwachſene Laube — ein mit Wein und Früchten beſetzter Tiſch — an demſelben zwei italiäniſche Frauen einander gegenüberſitzend — die eine ſingt, die andere ſpielt Chitarra — zwiſchen beiden hinterwärts ſtehend ein Abbate, der den Muſikdirector macht. Mit aufgehobener Battuta paßt er auf den Moment, wenn Signora die Cadenz, in der ſie mit himmelwärts gerichtetem Blick begriffen, endigen wird im langen Trille, dann ſchlägt er nieder und die Chitarriſtin greift keck den Dominanten Accord. — Der Abbate iſt voll Bewunderung — voll ſeligen Genuſſes — und dabei ängſtlich geſpannt. — Nicht um der Welt Willen möchte er den richtigen Niederſchlag verpaſſen. Kaum wagt er zu athmen. Jedem Bienchen, jedem Mücklein möchte er Maul und Flügel verbinden, damit nichts ſumſe. Um ſo mehr iſt ihm der geſchäftige Wirth fatal, der den beſtellten Wein gerade jetzt im wichtigſten höchſten Moment herbeiträgt. — Ausſicht in einen Laubgang, den glänzende Streiflichter durchbrechen. — Dort hält ein Reiter, aus der Lokanda wird ihm ein friſcher Trunk auf's Pferd gereicht. —

Vor dieſem Bilde ſtanden die beiden Freunde Eduard und Theodor. „Je mehr ich, ſprach Eduard, dieſe zwar etwas ältliche aber wahrhaft virtuoſiſch begeiſterte Sängerin in ihren bunten Kleidern anſchaue, jemehr ich mich an dem ernſten ächt römiſchen Profil, an dem ſchönen Körperbau der Chitarrſpielerin ergötze, jemehr mich der höchſt vortreffliche Abbate beluſtigt, deſto freier und ſtärker tritt mir das Ganze ins wirkliche rege Leben. — Es iſt offenbar karrikirt im höheren Sinn, aber voll Heiterkeit und Anmuth! — Ich möchte nur gleich hineinſteigen in die Laube, und eine von den allerliebſten Korbflaſchen öffnen, die mich dort vom Tiſche herab anlächeln. — Wahrhaftig, mir iſt es, als ſpüre ich ſchon etwas von dem ſüßen Duft des edlen Weins. — Nein, dieſe Anregung darf nicht verhauchen in der kalten nüchternen Luft, die uns hier umweht. — Dem herrlichen Bilde, der Kunſt, dem heitern Italia, wo hoch die Lebensluſt aufglüht, zu Ehren, laß uns hingeben und eine Flaſche italiäniſchen Weins ausſtechen." —

Theodor hatte, während Eduard dies in abgebrochenen Sätzen ſprach, ſchweigend und tief in ſich gekehrt da geſtanden. „Ja, das laß uns thun!" fuhr er jetzt auf, wie aus einem Traum erwachend, aber kaum loskommen konnte er von dem Bilde, und als er, dem Freunde mechaniſch folgend, ſich ſchon an der Thür befand, warf er noch ſehnſüchtige Blicke zurück, nach den Sängerinnen und nach dem Abbate. Eduards Vorſchlag ließ ſich leicht ausführen. Sie gingen quer über die Straße, und bald ſtand in dem blauen Stübchen bei Sala Tarone eine Korbflaſche, ganz denen in der Weinlaube ähnlich, vor ihnen. „Es ſcheint mir aber,“ ſprach Eduard, nachdem ſchon einige Gläſer geleert waren, und Theodor noch immer ſtill und in ſich gekehrt blieb, „es ſcheint mir aber, als habe Dich das Bild auf ganz beſondere und gar nicht ſo luſtige Weiſe angeregt, als mich?“ „Ich kann verſichern,“ erwiederte Theodor, „daß auch ich alles Heitere und Anmuthige des lebendigen Bildes in vollem Maaße genoſſen, aber ganz wunderbar iſt es doch, daß das Bild getreu eine Scene aus meinem Leben mit völliger Portraitähnlichkeit der handelnden Perſonen darſtellt. Du wirſt mir aber zugeſtehen, daß auch heitere Erinnerungen dann den Geiſt gar ſeltſam zu erſchüttern vermögen, wenn ſie auf ſolche ganz unerwartete ungewöhnliche Weiſe plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag geweckt, hervorſpringen. Dies iſt jetzt mein Fall.“ „Aus Deinem Leben,“ fiel Eduard ganz verwundert ein, „eine Scene aus Deinem Leben ſoll das Bild darſtellen! Für gut getroffene Portraits habe ich die Sängerinnen und den Abbate gleich gehalten, aber daß ſie Dir im Leben vorgekommen ſeyn ſollten? Nun, ſo erzähle nur gleich, wie das Alles zuſammenhängt, wir bleiben allein, niemand kommt um dieſe Zeit her.“ „Ich möchte das wohl thun,“ ſprach Theodor, „aber leider muß ich ſehr weit ausholen — von meiner Jugendzeit her.“ „Erzähle nur getroſt,“ erwiederte Eduard, „ich weiß ſo noch nicht viel von Deinen Jugendjahren. Dauert es lange, ſo folgt nichts ſchlimmeres daraus, als daß wir eine Flaſche mehr ausſtechen, als wir uns vorgenommen; das nimmt aber kein Menſch übel, weder wir, noch Herr Tarone.“

Daß ich nun endlich, fing Theodor an, alles andere bei Seite geworfen und mich der edlen Muſica ganz und gar ergeben, darüber wundere ſich niemand, denn ſchon als Knabe mochte ich ja kaum was anderes treiben, und klimperte Tag und Nacht auf meines Onkels altem, knarrenden, ſchwirrenden Flügel. Es war an dem kleinen Orte recht ſchlecht beſtellt um die Muſik, niemanden gab es, der mich hätte unterrichten können, als einen alten eigenſinnigen Organiſten, der war aber ein todter Rechenmeiſter und quälte mich ſehr mit finſtern übelklingenden Toktaten und Fugen. Ohne mich dadurch abſchrecken zu laſſen, hielt ich treulich aus. Manchmal ſchalt der Alte gar ärgerlich, aber er durfte nur wieder einmal einen wackern Satz in ſeiner ſtarken

Manier ſpielen, und verſöhnt war ich mit ihm und der Kunſt. Ganz wunderbar wurde mir dann oft zu Muthe, mancher Satz, vorzüglich von dem alten Sebaſtian Bach, glich beinahe einer geiſterhaften graulichen Erzählung, und mich erfaßten die Schauer, denen man ſich ſo gern hingiebt in der fantaſtiſchen Jugendzeit. Ein ganzes Eden erſchloß ſich mir aber, wenn, wie es im Winter zu geſchehen pflegte, der Stadtpfeifer mit ſeinen Geſellen, unterſtützt von ein Paar ſchwächlichen Dilettanten, ein Concert gab und ich in der Simphonie die Pauken ſchlug, welches mir vergönnt wurde wegen meines richtigen Takts. Wie lächerlich und toll dieſe Concerte oft waren, habe ich erſt ſpäter eingeſehen. Gewöhnlich ſpielte mein Lehrer zwei Flügel-Concerte von Wolff oder Emanuel Bach, ein Kunſtpfeifer-Geſell quälte ſich mit Stamitz, und der Acciſe-Einnehmer blies auf der Flöte gewaltig und übernahm ſich im Athem ſo, daß er beide Lichter am Pult ausblies, die immer wieder angezündet werden mußten. An Geſang war nicht zu denken, das tadelte mein Onkel, ein großer Freund und Verehrer der Tonkunſt, ſehr. Er gedachte noch mit Entzücken der älteren Zeit, als die vier Cantoren der vier Kirchen des Orts ſich verbanden zur Aufführung von Lottchen am Hofe, im Concertſaal. Vorzüglich pflegte er die Toleranz zu rühmen, womit die Sänger ſich zum Kunſtwerk vereinigt, da außer der katholiſchen und evangeliſchen noch die reformirte Gemeinde ſich in zwei Zungen, der deutſchen und franzöſiſchen, ſpaltete; der franzöſiſche Cantor ließ ſich das Lottchen nicht nehmen, und trug, wie der Onkel verſicherte, brillbewaffnet die Parthie mit dem anmuthigſten Falſet vor, der jemals aus einer menſchlichen Kehle herauspfiff. Nun verzehrte aber bei uns (am Orte, mein' ich) eine fünf und funfzigjährige Demoiſelle, Namens Meibel, die karge Penſion, welche ſie als jubilirte Hofſängerin aus der Reſidenz erhielt, und mein Onkel meinte richtig, die Meibel könne für das Geld noch wirklich was weniges jubiliren im Concerte. Sie that vornehm, und ließ ſich lange bitten, doch gab ſie endlich nach, und ſo kam es im Concerte auch zu Bravour-Arien. Es war eine wunderliche Perſon, dieſe Demoiſelle Meibel. Ich habe die kleine hagere Geſtalt noch lebhaft in Gedanken. Sehr feierlich und ernſt pflegte ſie mit ihrer Parthie in der Hand in einem buntſtoffnen Kleide vorzutreten, und mit einer ſanften Beugung des Oberleibes die Verſammlung zu begrüßen. Sie trug einen ganz ſonderbaren

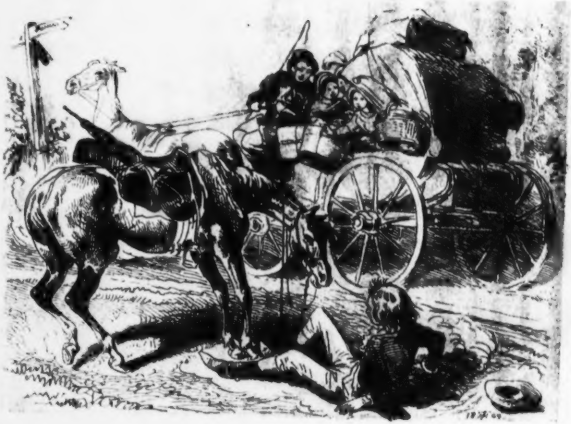
Kopfputz, an deſſen Vorderſeite ein Strauß von italiäniſchen Porcellain-Blumen befeſtigt war, der, indem ſie ſang, ſeltſam zitterte und nickte. Wenn ſie geendigt und die Geſellſchaft nicht wenig applaudirt hatte, gab ſie ihre Parthie mit ſtolzem Blick meinem Lehrer, dem es vergönnt war, in die kleine Porcellain-Doſe zu greifen, die einen Mops vorſtellte und die ſie hervorgezogen, um daraus mit vieler Behaglichkeit Taback zu nehmen. Sie hatte eine garſtig quäkende Stimme, machte allerlei ſkurrile Schnörkel und Colloraturen und Du kannſt denken, wie dies, verbunden mit dem lächerlichen Eindruck ihrer äußeren Erſcheinung auf mich wirken mußte. Mein Onkel ergoß ſich in Lobeserhebungen, ich konnte das nicht begreifen und gab mich um ſo eher meinem Organiſten hin, der, überhaupt ein Verächter des Geſanges, in ſeiner hypochondriſchen boshaften Laune die alte poſſirliche Demoiſelle gar ergötzlich zu parodiren wußte.

Je lebhafter ich jene Verachtung des Geſanges mit meinem Lehrer theilte, deſto höher ſchlug er mein muſikaliſches Genie an. Mit dem größeſten Eifer unterrichtete er mich im Contrapunkt und bald ſetzte ich die künſtlichſten Fugen und Tokkaten. Eben ſolch ein künſtliches Stück von meiner Arbeit ſpielte ich einſt an meinem Geburtstage (neunzehn Jahr war ich alt worden) dem Onkel vor, als der Kellner aus unſerm vornehmſten Gaſthauſe ins Zimmer trat, zwei ausländiſche eben gekommene Damen ankündigend. Noch ehe der Onkel den großgeblümten Schlafrock abwerfen und ſich ankleiden konnte, traten die Gemeldeten ſchon hinein. — Du weißt, wie jede fremde Erſcheinung auf den in kleinſtädtiſcher Beengtheit Erzogenen elektriſch wirkt; — zumal dieſe, welche ſo unerwartet in mein Leben trat, war ganz dazu geeignet, mich wie ein Zauberſchlag zu treffen. Denke Dir zwei ſchlanke hoch gewachſene Italiänerinnen, nach der letzten Mode fantaſtiſch bunt gekleidet, recht virtuoſiſch keck und doch gar anmuthig auf meinen Onkel zuſchreitend und auf ihn hineinredend mit ſtarker aber wohltönender Stimme. — Was ſprechen ſie denn für eine ſonderbare Sprache? — Nur zuweilen klingt es beinahe wie deutſch! — Der Onkel verſteht kein Wort — verlegen zurücktretend — ganz verſtummt zeigt er nach dem Sopha. Sie nehmen Platz — ſie reden unter einander, das tönt wie lauter Muſik. — Endlich verſtandigen ſie ſich dem Onkel, es ſind reiſende Sängerinnen, ſie wollen Concert geben am Orte und wenden ſich an ihn, der ſolche muſikaliſche Operationen einzuleiten vermag.

Wie ſie mit einander ſprachen, hatte ich ihre Vornamen herausgehorcht und es war mir, als könne ich, da zuvor mich die Doppelerſcheinung verwirrt, jetzt beſſer und deutlicher jede einzeln erfaſſen. Lauretta, anſcheinend die ältere, mit ſtrahlenden Augen umherblitzend, ſprach mit überwallender Lebhaftigkeit und heftiger Geſtikulation auf den ganz verlegenen Onkel hinein. Nicht eben zu groß, war ſie üppig gebaut und mein Auge verlor ſich in manchen mir noch fremden Reizen. Tereſina, größer, ſchlanker, länglichen ernſten Geſichts, ſprach nur wenig, indeſſen verſtändlicher dazwiſchen. Dann und wann lächelte ſie ganz ſeltſam, es war beinahe als ergötze ſie ſehr der gute Onkel, der ſich in ſeinen ſeidenen Schlafrock wie in ein Gehäuſe einzog, und vergebens ſuchte ein verrätheriſches gelbes Band zu verſtecken, womit die Nachtjacke zugebunden, und das immer wieder ellenlang aus dem Buſen hervorwedelte. Endlich ſtanden ſie auf, der Onkel verſprach für den dritten Tag das Concert anzuordnen und wurde ſammt mir, den er als einen jungen Virtuoſen vorgeſtellt, höflichſt auf Nachmittag zur Ciocolata von den Schweſtern eingeladen. Wir ſtiegen ganz feierlich und ſchwer die Treppen hinan, es war uns beiden ganz ſeltſam zu Muthe, als ſollten wir irgend ein Abentheuer beſtehen, dem wir nicht gewachſen. Nachdem der Onkel, gehörig dazu vorbereitet, über die Kunſt viel ſchönes geſprochen, welches niemand verſtand, weder er noch wir andern, nachdem ich mit der brühheißen Chokolade mir zweimal die Zunge verſengt, aber ein Scävola an ſtoiſchem Gleichmuth, gelächelt hatte zum wüthenden Schmerz, ſagte Lauretta, ſie wolle uns etwas vorſingen. Tereſina nahm die Chitarra, ſtimmte und griff einige volle Accorde. Nie hatte ich das Inſtrument gehört, ganz wunderbar erfaßte mich tief im Innerſten der dumpfe geheimnißvolle Klang, in dem die Saiten erbebten. Ganz leiſe fing Laurette den Ton an, den ſie aushielt bis zum Fortiſſimo und dann ſchnell losbrach in eine kecke krauſe Figur durch anderthalb Octaven. Noch weiß ich die Worte des Anfangs: „Sento l'amica speme." — Mir ſchnürte es die Bruſt zuſammen, nie hatte ich das geahnet. Aber ſo wie Lauretta immer kühner und freyer des Geſanges Schwingen regte, wie immer feuriger funkelnd der Töne Strahlen mich umfingen, da ward meine innere Muſik, ſo lange todt und ſtarr, entzündet und ſchlug empor in mächtigen herrlichen Flammen. Ach! — ich hatte ja zum erſtenmal in meinem Leben Muſik gehört. — Nun ſangen beide Schweſtern jene ernſte tief gehaltene Duetten vom Abbate Steffani. Tereſina's volltönender himmliſch reiner Alt drang mir durch die Seele. Nicht zurückhalten konnte ich meine innere Bewegung, mir ſtürzten die Thränen aus den Augen. Der Onkel räusperte ſich, mir mißfällige Blicke zuwerfend, das half nichts, ich war wirklich ganz außer mir. Den Sängerinnen ſchien das zu gefallen, ſie erkundigten ſich nach meinen muſikaliſchen Studien, ich ſchämte mich meines muſikaliſchen Treibens und mit der Dreiſtigkeit, die die Begeiſterung mir gegeben, erklärte ich geradezu heraus: erſt heute hätte ich Muſik gehört! „Il bon fanciullo," lispelte Lauretta recht ſüß und lieblich. Als ich nach Hauſe gekommen, befiel mich eine Art von Wuth, ich ergriff alle Tokkaten und Fugen, die ich zuſammengedrechſelt, ja ſogar fünf und vierzig Variationen über ein kanoniſches Thema, die der Organiſt komponirt und mir verehrt in ſauberer Abſchrift, warf alles in's Feuer und lachte recht hämiſch als der doppelte Contrapunkt ſo dampfte und kniſterte. Nun ſetzte ich mich an's Inſtrument und verſuchte erſt die Töne der Chitarra nachzuahmen, dann die Melodien der Schweſtern nachzuſpielen, ja endlich nachzuſingen. „Man quäke nicht ſo ſchrecklich und lege ſich ſein auf's Ohr," rief um Mitternacht endlich der Onkel, löſchte mir beide Lichter aus und kehrte in ſein Schlafzimmer zurück, aus dem er hervorgetreten. Ich mußte gehorchen. Der Traum brachte mir das Geheimniß des Geſanges — ſo glaubte ich — denn ich ſang vortrefflich „sento l'amica speme." — Den andern Morgen hatte der Onkel alles, was nur geigen und pfeifen konnte, zur Probe beſtellt. Stolz wollte er zeigen, wie herrlich unſere Muſik beſchaffen, es lief indeſſen höchſt unglücklich ab. Lauretta legte eine große Scene auf, aber gleich im Recitativ tobten ſie alle durcheinander, keiner hatte eine Idee vom Akkompagniren. Lauretta ſchrie — wüthete — weinte vor Zorn und Ungeduld. Der Organiſt ſaß am Flügel, über den fiel ſie her mit den bitterſten Vorwürfen. Er ſtand auf und ging in ſtummer Verſtocktheit zur Thüre hinaus. Der Stadtpfeifer, dem Lauretta ein: Asino maledetto, an den Kopf geworfen, hatte die Violine unter den Arm genommen und den Hut trotzig auf den Kopf geworfen. Er bewegte ſich ebenfalls nach der Thüre, die Geſellen, Bogen in die Saiten geſteckt, Mundſtücke abgeſchraubt, folgten. Blos die Dilettanten ſchauten umher mit weinerlichen Blicken und der Acciseinnehmer rief tragiſch: „O Gott, wie alterirt mich das!“ — Alle meine Schüchternheit hatte mich verlaſſen! Ich warf mich dem Stadtpfeifer in den Weg, ich bat, ich flehte, ich verſprach ihm in der Angſt ſechs neue Menuetts mit doppeltem Trio für den Stadtball. — Es gelang mir, ihn zu beſänftigen. Er kehrte zurück zum Pulte, die Geſellen traten heran, bald war das Orcheſter hergeſtellt, nur der Organiſt fehlte. Langſam wandelte er über den Markt, kein Winken, kein Zurufen lenkte ſeine Schritte zurück. Tereſina hatte alles mit verbiſſenem Lachen angeſehen; Lauretta, ſo zornig ſie erſt geweſen, ſo heiter war ſie jetzt. Sie lobte über Gebühr meine Bemühungen, ſie fragte mich, ob ich den Flügel ſpiele und ehe ich mir's verſah, ſaß ich an des Organiſten Stelle vor der Partitur. Noch nie hatte ich den Geſang begleitet oder gar ein Orcheſter dirigirt. Tereſina ſetzte ſich mir zur Seite an den Flügel und gab mir jedes Tempo an, ich bekam ein aufmunterndes Bravo nach dem andern von Lauretta, das Orcheſter fügte ſich, es ging immer beſſer. In der zweiten Probe wurde alles klar und die Wirkung des Geſanges der Schweſtern im Concerte war unbeſchreiblich. Es ſollten in der Reſidenz bei der Rückkunft des Fürſten viele Feierlichkeiten ſtattfinden, die Schweſtern waren hinüberberufen um auf dem Theater und im Concert zu ſingen; bis zur Zeit, wenn ihre Gegenwart nothwendig, hatten ſie ſich entſchloſſen in unſerm Städtchen zu verweilen, und ſo kam es denn, daß ſie noch ein paar Concerte gaben. Die Bewunderung des Publikums ging über in eine Art Wahnſinn. Nur die alte Meibel nahm bedächtig eine Priſe aus dem Porzellan-Mops und meinte: ſolch impertinentes Geſchrei ſey kein Geſang, man müſſe hübſch duſe ſingen. Mein Organiſt ließ ſich gar nicht mehr ſehen, und ich vermißte ihn auch nicht. Ich war der glückſeligſte Menſch auf Erden! — Den ganzen Tag ſaß ich bei den Schweſtern, akkompagnirte und ſchrieb die Stimmen aus den Partituren zum Gebrauch in der Reſidenz. Lauretta war mein Ideal, alle böſen Launen, die entſetzlich aufbrauſende Heftigkeit — die virtuoſiſche Quälerei am Flügel — alles ertrug ich mit Geduld! — Sie, nur ſie hatte mir ja die wahre Muſik erſchloſſen. Ich fing an das Italiäniſche zu ſtudiren und mich in

Canzonetten zu verſuchen. Wie ſchwebte ich im höchſten Himmel, wenn Lauretta meine Compoſition ſang und ſie gar lobte! Oft war es mir, als habe ich das gar nicht gedacht, und geſetzt, ſondern in Lauretta's Geſange ſtrahle erſt der Gedanke hervor. An Tereſina konnte ich mich nicht recht gewöhnen, ſie ſang nur ſelten, ſchien nicht viel auf mein ganzes Treiben zu geben und zuweilen war es mir ſogar, als lache ſie mich hinterrücks aus. Endlich kam die Zeit der Abreiſe heran. Nun erſt fühlte ich, was mir Lauretta geworden und die Unmöglichkeit mich von ihr zu trennen. Oft, wenn ſie recht smorfiosa geweſen, liebkoſte ſie mich, wie wohl auf ganz unverfängliche Weiſe, aber mein Blut kochte auf und nur die ſeltſame Kälte, die ſie mir entgegen zu ſetzen wußte, hielt mich ab, hell auflodernd in toller Liebeswuth ſie in meine Arme zu faſſen. — Ich hatte einen leidlichen Tenor, den ich zwar nie geübt, der ſich aber jetzt ſchnell ausbildete. Häufig ſang ich mit Lauretta jene zärtliche italiäniſche Duettini, deren Zahl unendlich iſt. Eben ein ſolches Duett ſangen wir, die Abreiſe war nahe — „senza di te ben mio, vivero non poss'io." — Wer vermochte das zu ertragen! — Ich ſtürzte zu Lauretta's Füßen — ich war in Verzweiflung! Sie hob mich auf: „aber mein Freund! dürfen wir uns denn trennen?" — Ich horchte voll Erſtaunen hoch auf. Sie ſchlug mir vor, mit ihr und Tereſina nach der Reſidenz zu gehen, denn aus dem Städtchen heraus müßte ich doch einmal, wenn ich mich der Muſik ganz widmen wolle. Denke Dir einen, der in den ſchwärzeſten bodenloſen Abgrund ſtürzt, er verzweifelt am Leben, aber in dem Augenblick, wo er den Schlag, der ihn zerſchmettert, zu empfinden glaubt, ſitzt er in einer herrlichen hellen Roſenlaube und hundert bunte Lichterchen umhüpfen ihn und rufen: Liebſter, bis dato leben Sie noch! — So war mir jetzt zu Muthe. Mit nach der Reſidenz! das ſtand feſt in meiner Seele! — Nicht ermüden will ich Dich damit, wie ich es anfing dem Onkel zu beweiſen, daß ich nun durchaus nach der ohnehin nicht ſehr entfernten Reſidenz müßte. Er gab endlich nach, verſprach ſogar mitzureiſen. Welch ein Strich durch die Rechnung! — Meine Abſicht mit den Sängerinnen zu reiſen, durfte ich ja nicht laut werden laſſen. Ein tüchtiger Katarrh, der den Onkel befiel, rettete mich. Mit der Poſt fuhr ich von dannen, aber nur bis auf die nächſte Station, wo ich blieb, um meine Göttin zu erwarten. Ein wohlgeſpickter

Beutel ſetzte mich in den Stand, alles gehörig vorzubereiten. Recht romantiſch wollte ich die Damen wie ein beſchützender Paladin zu Pferde begleiten; ich wußte mir einen nicht beſonders ſchönen, aber nach der Verſicherung des Verkäufers geduldigen Gaul zu verſchaffen und ritt zur beſtimmten Zeit den Sängerinnen entgegen. Bald kam der kleine zweiſitzige Wagen langſam heran. Den Hinterſitz hatten die Schweſtern eingenommen, auf dem kleinen Rückſitz ſaß ihr Kammermädchen, die kleine dicke Gianna, eine braune Neapolitanerin. Außerdem war noch der Wagen mit allerlei Kiſten, Schachteln und Körben, von denen reiſende Damen ſich nie trennen, vollgepackt. Von Gianna's Schooße bellten mir zwei kleine Möpſe entgegen, als ich froh die Erwarteten begrüßte. Alles ging glücklich von ſtatten, wir waren ſchon auf der letzten Station, da hatte mein Pferd den beſondern Einfall, nach der Heimath zurückkehren zu wollen. Das Bewußtſein, in dergleichen Fällen nicht mit ſonderlichem Erfolg Strenge brauchen zu können, rieth mir alle nur mögliche ſanfte Mittel zu verſuchen, aber der ſtarrſinnige Gaul blieb ungerührt bei meinem freundlichen Zureden. Ich wollte vorwärts, er rückwärts, alles was ich mit Mühe über ihn erhielt, war, daß, ſtatt rückwärts auszureißen, er ſich nur im Kreiſe drehte. Tereſina bog ſich zum Wagen heraus und lachte ſehr, während Lauretta beide Hände vor dem Geſicht, laut aufſchrie, als ſey ich in größter Lebensgefahr. Das gab mir den Muth der Verzweiflung, ich drückte beide Sporen dem Gaul in die Rippen, lag aber auch in demſelben Augenblick unſanft hinabgeſchleudert auf dem Boden. Das Pferd blieb ruhig ſtehen, und ſchaute mich mit lang vorgerecktem Halſe ordentlich verhöhnend an. Ich vermochte nicht aufzuſtehen, der Kutſcher eilte mir zu helfen, Lauretta war herausgeſprungen und weinte und ſchrie, Tereſina lachte unaufhörlich. Ich hatte mir den Fuß verſtaucht und konnte nicht wieder auf's Pferd. Wie ſollte ich fort? Das Pferd wurde an den Wagen gebunden, in den ich hineinkriechen mußte. Denke Dir zwei ziemlich robuſte Frauenzimmer, eine dicke Magd, zwei Möpſe, ein Dutzend Kiſten, Schachteln und Körbe, und nun noch mich dazu in einen kleinen zweiſitzigen Wagen zuſammengepackt — denke Dir Lauretta's Jammern über den unbequemen Sitz — das Heulen der Möpſe — das Geſchnatter der Neapolitanerin — Tereſina's Schmollen — meinen unſäglichen Schmerz am Fuße, und Du wirſt das Anmuthige



Univ. [illegible]bl.
Mün[illegible]

meiner Lage ganz empfinden. Tereſina konnte es, wie ſie ſagte, nicht länger aushalten. Man hielt, mit einem Satz war ſie aus dem Wagen heraus. Sie band mein Pferd los, ſetzte ſich quer über den Sattel und trabte und kourbettirte vor uns her. Geſtehen mußte ich, daß ſie ſich gar herrlich ausnahm. Die ihr in Gang und Stellung eigene Hoheit und Grazie zeigte ſich noch mehr auf dem Pferde. Sie ließ ſich die Chitarra hinausreichen und, die Zügel um den Arm geſchlungen, ſang ſie ſtolze ſpaniſche Romanzen, volle Accorde dazu greifend. Ihr helles ſeidenes Kleid flatterte, im ſchimmernden Faltenwurf ſpielend, und wie in den Tönen koſende Luftgeiſter, nickten und wehten die weißen Federn auf ihrem Hute. Die ganze Erſcheinung war hoch romantiſch, ich konnte kein Auge von Tereſina wenden, unerachtet Lauretta ſie eine phantaſtiſche Närrin ſchalt, der die Keckheit übel bekommen würde. Es ging aber glücklich, das Pferd hatte allen Starrſinn verloren oder es war ihm die Sängerin lieber als der Paladin, kurz — erſt vor den Thoren der Reſidenz, kroch Tereſina wieder in's Wagengehäuſe hinein.

Sieh mich jetzt in Concerten und Opern, ſieh mich in aller möglichen Muſik ſchwelgen — ſieh mich als fleißigen Correpetitore am Flügel, Arien, Duetten, und was weiß ich ſonſt einſtudiren. Du merkſt es dem ganz veränderten Weſen an, daß ein wunderbarer Geiſt mich durchdringt. Alle kleinſtädtiſche Scheu iſt abgeworfen, wie ein Maeſtro ſitze ich am Flügel vor der Partitur, die Scenen meiner Donna dirigirend. — Mein ganzer Sinn — meine Gedanken ſind ſüße Melodie. — Ich ſchreibe unbekümmert um contrapunktiſche Künſte, allerlei Canzonetten und Arien, die Lauretta ſingt, wie wohl nur im Zimmer. — Warum will ſie nie etwas von mir im Concert ſingen? — Ich begreife es nicht! — Aber Tereſina erſcheint mir zuweilen auf ſtolzem Roß mit der Lyra, wie die Kunſt ſelbſt in kühner Romantik — unwillkührlich ſchreib' ich manch' hohes ernſtes Lied! — Es iſt wahr, Lauretta ſpielt mit den Tönen wie eine launiſche Feenkönigin. Was darf ſie wagen, das ihr nicht glücke? Tereſina bringt keine Roulade heraus — ein ſimpler Vorſchlag, ein Mordent höchſtens, aber ihr langgehaltener Ton leuchtet durch finſtern Nachtgrund und wunderbare Geiſter werden wach und ſchauen mit ernſten Augen tief hinein in die Bruſt. — Ich weiß nicht, wie ich ſo lange dafür verſchloſſen ſein konnte. —

Das den Schweſtern bewilligte Benefiz-Concert war herangekommen, Lauretta ſang mit mir eine lange Scene von Anfoſſi. Ich ſaß wie gewöhnlich am Flügel. Die letzte Fermate trat ein. Lauretta bot alle ihre Kunſt auf, Nachtigalltöne wirbelten auf und ab — aushaltende Noten — dann bunte krauſe Rouladen, ein ganzes Solſeggio! In der That ſchien mir das Ding diesmal beinahe zu lang, ich fühlte einen leiſen Hauch; Tereſina ſtand hinter mir. In demſelben Augenblick holte Laurette aus, zum anſchwellenden Harmonika-Triller, mit ihm wollte ſie in das a Tempo hinein. Der Satan regierte mich, nieder ſchlug ich mit beiden Händen den Accord, das Orcheſter folgte, geſchehen war es um Lauretta's Triller, um den höchſten Momept, der alles in Staunen ſetzen ſollte. Lauretta, mit wüthenden Blicken mich durchbohrend, riß die Parthie zuſammen, warf ſie mir an den Kopf, daß die Stücke um mich her flogen und rannte wie raſend durch das Orcheſter in das Nebengemach. So wie das Tutti geſchloſſen, eilte ich nach. Sie weinte, ſie tobte. „Mir aus den Augen Frevler,“ ſchrie ſie mir entgegen — „Teufel, der hämiſch mich um Alles gebracht — um meinen Ruhm, um meine Ehre — ach um meinen Trillo — Mir aus den Augen verruchter Sohn der Hölle!“ — Sie fuhr auf mich los, ich entſprang durch die Thüre. Während des Concerts, das eben Jemand vortrug, gelang es endlich Tereſinen und dem Kapellmeiſter die Wüthende ſo weit zu beſänftigen, daß ſie wieder vorzutreten ſich entſchloß; ich durfte aber nicht mehr an den Flügel. Im letzten Duett, das die Schweſtern ſangen, brachte Lauretta noch wirklich den anſchwellenden Harmonikatriller an, wurde über die Maßen beklatſcht und gerieth in die beſte Stimmung. Ich konnte indeſſen die üble Behandlung, die ich in Gegenwart ſo vieler fremder Perſonen von Lauretta erduldet, nicht verwinden, und war feſt entſchloſſen, den andern Morgen nach meiner Vaterſtadt zurück zu reiſen. Eben packte ich meine Sachen zuſammen, als Tereſina in mein Stübchen trat. Mein Beginnen gewahrend rief ſie voll Erſtaunen: „Du willſt uns verlaſſen?“ ich erklärte, daß, nachdem ich ſolche Schmach von Lauretta erduldet, ich länger in ihrer Geſellſchaft nicht bleiben könne. „Alſo die tolle Aufführung einer Närrin, ſprach Tereſina, die ſie ſchon herzlich bereut, treibt Dich fort? Kannſt Du denn aber beſſer leben in Deiner Kunſt als bei uns? Nur auf Dich kommt es ja an, durch Dein Betragen Lauretta von ähnlichem Beginnen abzuhalten. Du biſt zu nachgiebig, zu ſüß, zu ſanft. Ueberhaupt ſchlägſt Du Lauretta's Kunſt zu hoch an. Sie hat keine üble Stimme und viel Umfang, das iſt wahr, aber alle dieſe ſonderbaren wirblichen Schnörkel, die ungemeſſenen Läufe, dieſe ewigen Triller, was ſind ſie anders, als blendende Kunſtſtückchen, die ſo bewundert werden, wie die waghalſigen Sprünge des Seiltänzers? Kann denn ſo etwas tief in uns eindringen und das Herz rühren? Den Harmonika-Triller, den Du verdorben, kann ich nun gar nicht leiden, es wird mir ängſtlich und weh dabei. Und dann dies hinauf Klettern in die Region der drei Striche, iſt das nicht ein erzwungenes Ueberſteigen der natürlichen Stimme, die doch nur allein wahrhaft rührend bleibt? Ich lobe mir die Mittel- und die tiefen Töne. Ein in das Herz dringender Laut, ein wahrhaftes Portamento di voce geht mir über alles. Keine unnütze Verzierung, ein feſt und ſtark gehaltener Ton — ein beſtimmter Ausdruck, der Seele und Gemüth erfaßt, das iſt der wahre Geſang und ſo ſinge ich. Magſt Du Lauretta nicht mehr leiden, ſo denke an Tereſina, die Dich ſo gern hat, weil Du nach Deiner eigentlichen Art und Weiſe eben mein Maeſtro und Compoſitore werden wirſt. — Nimm mir's nicht übel! Alle Deine zierlichen Canzonetten und Arien ſind gar nichts gegen das einzige." — Tereſina ſang mit ihrer ſonoren Stimme einen einfachen kirchenmäßigen Canzone, den ich vor wenigen Tagen geſetzt. Nie hatte ich geahnt, daß das ſo klingen könnte. Die Töne drangen mit wunderbarer Gewalt in mich hinein, die Thränen ſtanden mir in den Augen vor Luſt und Entzücken, ich ergriff Tereſina's Hand, ich drückte ſie tauſendmal an den Mund, ich ſchwur, mich niemals von ihr zu trennen. — Lauretta ſah mein Verhältniß mit Tereſina mit neidiſchem verbiſſenen Aerger an, indeſſen ſie bedurfte meiner, denn trotz ihrer Kunſt war ſie nicht im Stande, Neues ohne Hülfe einzuſtudiren, ſie las ſchlecht und war auch nicht tactfeſt. Tereſina las alles vom Blatt, und daneben war ihr Tactgefühl ohne Gleichen. Nie ließ Lauretta ihren Eigenſinn und ihre Heftigkeit mehr aus als beim Accompagniren. Nie war ihr die Begleitung recht — ſie behandelte das als ein nothwendiges Uebel — man ſollte den Flügel gar nicht hören, immer pianissimo — immer nachgeben und nachgeben — jeder Tact anders, ſo wie es in ihrem Kopfe ſich nun gerade geſtaltet hatte im Moment. Jetzt ſetzte ich mich ihr mit feſtem Sinn entgegen, ich bekämpfte ihre Unarten, ich bewies ihr, daß ohne Energie keine Begleitung denkbar ſei, daß Tragen des Geſanges ſich merklich unterſcheide von tactloſer Zerfloſſenheit. Tereſina unterſtützte mich treulich. Ich komponirte nur Kirchenſachen und gab alle Soli der tiefen Stimme. Auch Tereſina hofmeiſterte mich nicht wenig, ich ließ es mir gefallen, denn ſie hatte mehr Kenntniß und (ſo glaubte ich) mehr Sinn für deutſchen Ernſt als Lauretta.

Wir durchzogen das ſüdliche Deutſchland. In einer kleinen Stadt trafen wir auf einen italiäniſchen Tenor, der von Mailand nach Berlin wollte. Meine Damen waren entzückt über den Landsmann; er trennte ſich nicht von ihnen, vorzüglich hielt er ſich an Tereſina, und zu meinem nicht geringen Aerger ſpielte ich eine ziemlich untergeordnete Rolle. Einſt wollte ich mit einer Partitur unter dem Arm gerade ins Zimmer treten, als ich drinnen ein lebhaftes Geſpräch zwiſchen meinen Damen und dem Tenor vernahm. Mein Name wurde genannt — ich ſtutzte, ich horchte. Das Italiäniſche verſtand ich jetzt ſo gut, daß mir kein Wort entging. Lauretta erzählte eben den tragiſchen Vorfall im Concert, wie ich ihr durch unzeitiges Niederſchlagen den Triller abgeſchnitten. „Asino tedesco," rief der Tenor — es war mir zu Muthe als müßte ich hinein, und den luftigen Theaterhelden zum Fenſter hinauswerfen — ich hielt an mich. Lauretta ſprach weiter, daß ſie mich gleich fortjagen wollen, indeſſen ſei ſie durch mein flehentliches Bitten bewogen worden, mich noch ferner um ſich zu dulden aus Mitleid, da ich bei ihr den Geſang ſtudiren wollen. Tereſina beſtätigte dies zu meinem nicht geringen Erſtaunen. „Es iſt ein gutes Kind," fügte ſie hinzu, „jetzt iſt er in mich verliebt, und ſetzt alles für den Alt. Einiges Talent iſt in ihm, aber er muß ſich aus dem Steifen und Ungelenken herausarbeiten, das den Deutſchen eigen. Ich hoffe mir aus ihm einen Compoſitore zu bilden, der mir, da wenig für den Alt geſchrieben wird, einige tüchtige Sachen ſetzt, nachher laſſe ich ihn laufen. Er iſt mit ſeinem Liebeln und Schmachten ſehr langweilig, auch quält er mich zu ſehr mit ſeinen leidigen Compoſitionen, die zur Zeit ganz erbärmlich ſind." „Wenigſtens bin ich ihn jetzt los, fiel Lauretta ein, was hat mich der Menſch verfolgt mit ſeinen Arien und Duetten, weißt Du wohl noch Tereſina?" — Nun fing Lauretta ein Duett an, das ich komponirt, und das ſie ſonſt hoch gerühmt hatte. Tereſina nahm die zweite Stimme auf und beide parodirten in Stimme und Vortrag mich auf das Grauſamſte. Der Tenor lachte, daß es im Zimmer ſchallte, ein Eisſtrom goß ſich durch meine Glieder — mein Entſchluß war gefaßt unwiderruflich. Leiſe ſchlich ich mich fort von der Thür in mein Zimmer zurück, deſſen Fenſter in die Seitenſtraße gingen. Gegenüber war die Poſt gelegen, eben fuhr der Bamberger Poſtwagen vor, der gepackt werden ſollte. Die Paſſagiere ſtanden ſchon vor dem Thorwege, doch hatte ich noch eine Stunde Zeit. Schnell raffte ich meine Sachen zuſammen, bezahlte großmüthig die ganze Rechnung im Gaſthofe, und eilte nach der Poſt. Als ich durch die breite Straße fuhr, ſah ich meine Damen, die mit dem Tenor noch am Fenſter ſtanden, und ſich auf den Schall des Poſthorns herausbückten. Ich drückte mich zurück in den Hintergrund und dachte recht mit Luſt an die tödtende Wirkung des gallbittern Billets, das ich für ſie im Gaſthofe zurückgelaſſen hatte. —

Mit vieler Behaglichkeit ſchlürfte Theodor die Neige des glühenden Eleatiko aus, die ihm Eduard eingeſchenkt. „Der Tereſina,“ ſprach dieſer, indem er eine neue Flaſche öffnete und geſchickt den oben ſchwimmenden Oeltropfen wegſchüttete, „der Tereſina hätte ich ſolche Falſchheit und Tücke nicht zugetraut. Das anmuthige Bild, wie ſie zu Pferde, das in zierlichen Courbetten daher tanzt, ſpaniſche Romanzen ſingt, kommt mir nicht aus den Gedanken.“ Das war ihr Culminationspunkt, fiel Theodor ein. Noch erinnere ich mich des ſeltſamen Eindrucks, den die Scene auf mich machte. Ich vergaß meine Schmerzen; Tereſina kam mir in der That wie ein höheres Weſen vor. Daß ſolche Momente tief in's Leben greifen und urplötzlich manches eine Form gewinnt, die die Zeit nicht verdüſtert, iſt nur zu wahr. Iſt mir jemals eine kecke Romanze gelungen, ſo trat gewiß in dem Augenblick des Schaffens Tereſina's Bild recht klar und farbigt aus meinem Innern hervor.

„Doch,“ ſprach Eduard, „laß uns auch die kunſtreiche Lauretta nicht vergeſſen, und gleich, allen Groll bei Seite geſetzt, auf das Wohl beider Schweſtern anſtoßen.“ — Es geſchah! — „Ach,“ ſprach Theodor: „wie wehen doch aus dieſem Wein die holden Düfte Italiens mich an — wie glüht mir doch friſches Leben durch Nerven und Adern! — Ach warum mußte ich doch das herrliche Land ſo ſchnell wieder verlaſſen!“ „Aber,“ fiel Eduard ein: „noch fand ich in Allem, was Du erzählteſt, keinen Zuſammenhang mit dem himmliſchen Bilde und ſo, glaube ich, haſt Du noch mehr von den Schweſtern zu ſagen. Wohl merke ich, daß die Damen auf dem Bilde keine anderen ſind als eben Lauretta und Tereſina ſelbſt." „So iſt es in der That," erwiederte Theodor: „und meine ſehnſüchtigen Stoßſeufzer nach dem herrlichen Lande leiten ſehr gut das ein, was ich noch zu erzählen habe. Kurz vorher, als ich vor zwei Jahren Rom verlaſſen wollte, machte ich zu Pferde einen kleinen Abſtecher. Vor einer Lokanda ſtand ein recht freundliches Mädchen und es fiel mir ein, wie behaglich es ſein müſſe, mir von dem niedlichen Kinde einen Trunk edlen Weins reichen zu laſſen. Ich hielt vor der Hausthüre in dem von glühenden Streiflichtern durchglänzten Laubgange. Mir ſchallten aus der Ferne Geſang und Ghitarratöne entgegen. — Ich horchte hoch auf, denn die beiden weiblichen Stimmen wirkten ganz ſonderbar auf mich, ſeltſam gingen dunkle Erinnerungen in mir auf, die ſich nicht geſtalten wollten. Ich ſtieg vom Pferde und näherte mich langſam und auf jeden Ton lauſchend der Weinlaube, aus der die Muſik zu ertönen ſchien. Die zweite Stimme hatte geſchwiegen. Die erſte ſang allein eine Canzonetta. Je näher ich kam, deſto mehr verlor ſich das Bekannte, das mich erſt ſo angeregt hatte. Die Sängerin war in einer bunten krauſen Fermate begriffen. Das wirbelte auf und ab — auf und ab — endlich hielt ſie einen langen Ton — aber nun brach eine weibliche Stimme plötzlich in tolles Zanken aus — Verwünſchungen, Flüche, Schimpfreden! — Ein Mann proteſtirt, ein anderer lacht. — Eine zweite weibliche Stimme miſcht ſich in den Streit. Immer toller und toller brauſt der Zank mit aller italiäniſchen **Rabbia**! — Endlich ſtehe ich dicht vor der Laube — ein Abbate ſtürzt heraus und rennt mich beinahe über den Haufen — er ſieht ſich nach mir um, ich erkenne meinen guten Signor Ludovico, meinen muſikaliſchen Neuigkeitsträger aus Rom! — „Was um des Himmelswillen" rufe ich — „Ah Signor Maeſtro! — Signor Maeſtro" ſchreit er: „Retten Sie mich — ſchützen Sie mich vor dieſer Wüthenden — vor dieſem Krokodill — dieſem Tiger — dieſer Hyäne — dieſem Teufel von Mädchen. — Es iſt wahr — es iſt wahr — ich gab den Takt zu Anfoſſos Canzonetta, und ſchlug zu unrechter Zeit mitten in der Fermate nieder — ich ſchnitt ihr den Trillo ab — aber warum ſah ich ihr in die Augen, der ſataniſchen Göttin! — Hole der Teufel alle Fermaten — alle Fermaten!" — In ganz beſonderer Bewegung trat ich mit dem Abbate raſch in die Weinlaube und erkannte auf den erſten Blick die Schweſtern Lauretta und Tereſina. Noch ſchrie und tobte Lauretta, noch ſprach Tereſina heftig in ſie hinein — der Wirth, die nackten Arme über einander geſchlagen, ſchaute lachend zu, während ein Mädchen den Tiſch mit neuen Flaſchen beſetzte. So wie mich die Sängerinnen erblickten, ſtürzten ſie über mich her: „Ah Signor Theodoro!" und überhäuften mich mit Liebkoſungen. Aller Streit war vergeſſen. „Seht hier," ſprach Lauretta zum Abbate: „Seht hier einen Compoſitore graziös wie ein Italiener, ſtark wie ein Deutſcher!" — Beide Schweſtern, ſich mit Heftigkeit ins Wort fallend, erzählten nun von den glücklichen Tagen unſers Beiſammenſeins, von meinen tiefen muſikaliſchen Kenntniſſen ſchon als Jüngling — von unſern Uebungen — von der Vortrefflichkeit meiner Compoſitionen — nie hätten ſie etwas anderes ſingen mögen, als was ich geſetzt — Tereſina verkündigte mir endlich, daß ſie von einem Impreſſario zum nächſten Carneval als erſte tragiſche Sängerin engagirt worden, ſie wolle aber erklären, daß ſie nur unter der Bedingung ſingen werde, wenn mir wenigſtens die Compoſition einer tragiſchen Oper übertragen würde. — Das Ernſte Tragiſche ſey doch nun einmal mein Fach u. ſ. w. Lauretta meinte dagegen: „Schade ſei es, wenn ich nicht meinem Hange zum Zierlichen, Anmuthigen, kurz zur Opera buffa nachgeben wollte. Für dieſe ſei ſie als erſte Sängerin engagirt, und daß niemand anders als ich die Oper, in der ſie zu ſingen hatte, komponiren ſolle, verſtehe ſich von ſelbſt. Du kannſt denken, mit welchen beſonderen Gefühlen ich zwiſchen beiden ſtand. Uebrigens ſiehſt Du, daß die Geſellſchaft, zu der ich trat, eben diejenige iſt, welche Hummel malte und zwar in dem Moment, als der Abbate eben im Begriff iſt in Lauretta's Fermate hineinzuſchlagen." „Aber dachten ſie denn," ſprach Eduard: „gar nicht an Dein Scheiden, an das gallbittre Billet?" „Auch nicht mit einem Worte," erwiederte Theodor, „und ich eben ſo wenig, denn längſt war aller Groll aus meiner Seele gewichen und mein Abentheuer mit den Schweſtern mir ſpaßhaft geworden. Das einzige was ich mir erlaubte, war, dem Abbate zu erzählen, wie vor mehreren Jahren mir auch in einer Anfoſſiſchen Arie ein ganz gleicher Unfall begegnet, wie heute ihm. Ich drängte mein ganzes Beiſammenſeyn mit den Schweſtern in die tragikomiſche Scene hinein, und ließ kräftige Seitenhiebe austheilend die Schweſtern das Uebergewicht fühlen, das die an mancher Lebens- und Kunſterfahrung reichen Jahre mir über ſie gegeben hatten. Und gut war es doch, ſchloß ich, daß ich hineinſchlug in die Fermate, denn das Ding war angelegt auf ewige Zeiten und ich glaube, ließ ich die Sängerin gewähren, ſo ſäß ich noch am Flügel.“ „Doch' Signor,“ erwiederte der Abbate: „welcher Maeſtro darf ſich anmaßen der Prima donna Geſetze zu geben, und dann war Ihr Vergehen viel größer als das meinige, im Concertſaal, und hier in der Laube — eigentlich war ich nur Maeſtro in der Idee, niemand durfte was darauf geben — und hätte mich dieſer himmliſchen Augen ſüßer Feuerblick nicht bethört, ſo wär' ich nicht ein Eſel geweſen.“ Des Abbate letzte Worte waren heilbringend, denn Lauretta, deren Augen während der Abbate ſprach, wieder zornig zu funkeln anfingen, wurde dadurch ganz beſänftigt.

Wir blieben den Abend über beiſammen. Vierzehn Jahre, ſo lange war es her als ich mich von den Schweſtern trennte, ändern viel. Lauretta hatte ziemlich gealtert, indeſſen war ſie noch jetzt nicht ohne Reiz. Tereſina hatte ſich beſſer erhalten und ihr ſchönen Wuchs nicht verloren. Beide gingen ziemlich bunt gekleidet, und ihr ganzer Anſtand war wie ſonſt, alſo vierzehn Jahre jünger als ſie ſelbſt. Tereſina ſang auf meine Bitte einige der ernſten Lieder, die mich ſonſt tief ergriffen hatten, aber es war mir als hätten ſie anders in meinem Innern wieder geklungen und ſo war auch Lauretta's Geſang, hatte ihre Stimme auch weder an Stärke und Höhe zu merklich verloren, ganz von dem verſchieden, der als der ihrige in meinem Innern lebte. Schon dieſes Aufdringen der Vergleichung einer innern Idee mit der nicht eben erfreulichen Wirklichkeit, mußte mich noch mehr verſtimmen, als es das Betragen der Schweſtern gegen mich, ihre erheuchelte Extaſe, ihre unzarte Bewunderung, die doch ſich wie gnädige Protektion geſtaltete, ſchon vorher gethan hatte. — Der drollige Abbate, der mit aller nur erdenklichen Süßigkeit den Amoroſo von beiden Schweſtern machte, der gute Wein reichlich genoſſen, gaben mir endlich meinen Humor wieder, ſo daß der Abend recht froh in heller Gemüthlichkeit verging. Auf das eifrigſte luden mich die Schweſtern zu ſich ein, um gleich mit ihnen das nöthige über die

Parthien zu verabreden, die ich für ſie ſetzen ſollte. — Ich verließ Rom ohne ſie weiter aufzuſuchen.

„Und doch,“ ſprach Eduard: „haſt Du ihnen das Erwachen Deines innern Geſanges zu verdanken.“ „Allerdings,“ erwiederte Theodor: „und eine Menge guter Melodien dazu, aber eben deshalb hätte ich ſie nie wiederſehen ſollen. Jeder Componiſt erinnert ſich wohl eines mächtigen Eindrucks, den die Zeit nicht vernichtet. Der im Ton lebende Geiſt ſprach und das war das Schöpfungswort, welches urplötzlich den ihm verwandten im Innern ruhenden Geiſt weckte; mächtig ſtrahlte er hervor und konnte nie mehr untergehen. Gewiß iſt es, daß, ſo angeregt, alle Melodien die aus dem Innern hervorgehen, uns nur der Sängerin zu gehören ſcheinen, die den erſten Funken in uns warf. Wir hören ſie und ſchreiben es nur auf, was ſie geſungen. Es iſt aber das Erbtheil von uns Schwachen, daß wir, an der Erdſcholle klebend, ſo gern das Ueberirdiſche hinabziehen wollen in die irdiſche ärmliche Beengtheit. So wird die Sängerin unſere Geliebte — wohl gar unſere Frau! — Der Zauber iſt vernichtet und die innere Melodie, ſonſt herrliches verkündend, wird zur Klage über eine zerbrochene Suppenſchüſſel oder einen Tintenfleck in neuer Wäſche. — Glücklich iſt der Componiſt zu preiſen, der niemals mehr im irdiſchen Leben die wiederſieht, die mit geheimnißvoller Kraft ſeine innere Muſik zu entzünden wußte. Mag der Jüngling ſich heftig bewegen in Liebesqual und Verzweiflung, wenn die holde Zauberin von ihm geſchieden, ihre Geſtalt wird ein himmelherrlicher Ton und der lebt fort in ewiger Jugendfülle und Schönheit und aus ihm werden die Melodien geboren, die nur ſie und wieder ſie ſind. Was iſt ſie denn nun aber anders als das höchſte Ideal, das aus dem Innern heraus ſich in der äußern fremden Geſtalt ſpiegelte.“

„Sonderbar aber ziemlich plauſibel,“ ſagte Eduard, als die Freunde Arm in Arm aus dem Sarmiſchen Laden hinausſchritten ins Freie.

Die Freunde ſtimmten darin überein, daß, wenn auch Theodors Erzählung nicht im eigentlichen Sinn wie er einmal angenommen, ſerapiontiſch zu nennen, da er Bild und Geſtalten, die er beſchrieben, wohl auch mit leiblichen Augen geſchaut, ihr doch eine gewiſſe tiefe und freie Gemüthlichkeit nicht abzuſprechen und ſie daher des Serapionclubbs nicht ganz unwürdig zu nennen ſey. Du haſt, ſprach Ottmar, Du haſt mein lieber Freund Theodor! mir durch Deine Erzählung Deine Beſtrebungen in der herrlichen Kunſt der Muſik recht vor Augen gebracht. Ein jeder von uns trachtete Dich hin zu verlocken in ein anderes Gebiet. Während Lothar nur Inſtrumentalſachen von Dir hören wollte, beſtand ich auf komiſche Opern und während Cyprian in, wie er jetzt eingeſtehen wird, gänzlich form- und regelloſen Gedichten, die Du componiren ſollteſt, Dir das Unerhörte zutraute, gefielſt Du Dich nur in ernſter Kirchenmuſik. So wie die Sachen nun einmal ſtehen, möchte doch wohl die ernſte tragiſche Oper die höchſte Stufe ſeyn die zu erreichen der Componiſt ſtreben muß, und es iſt mir unbegreiflich, daß Du nicht ſchon längſt ein ſolches Werk unternommen und etwas Tüchtiges geleiſtet haſt.

Wer anders, erwiederte Theodor, wer anders iſt Schuld an meiner Säumniß als Du Ottmar eben ſo wie Cyprian und Lothar? Hat ſich wohl einer von Euch entſchließen können mir eine Oper zu ſchreiben alles Bittens, Flehens, Andringens ungeachtet?

Wunderlicher Menſch, ſprach Cyprian, hab' ich nicht genug mit Dir über Operntexte geſprochen, verwarfſt Du nicht die ſublimſten Ideen als gänzlich unausführbar? — Verlangteſt Du nicht zuletzt ſonderbarer Weiſe, daß ich förmlich Muſik ſtudiren ſolle, um Deine Bedürfniſſe verſtehen und ſie befriedigen zu können? — Da mußte mir ja wohl alle Luſt zur Poeſie der Art vergeben, als Du, von dem ich das nimmermehr geglaubt, zeigteſt, daß Du eben ſo gut wie alle handwerksmäßige Componiſten, Kapellmeiſter und Muſikdirektoren an der hergebrachten Form klebſt und davon auf keine Weiſe abweichen willſt.

Was aber, nahm Lothar das Wort, was aber gar nicht zu erklären iſt. — Sagt, warum in aller Welt ſchreibt ſich Theodor, der des Wortes, des poetiſchen Ausdrucks mächtig iſt, nicht ſelbſt eine Oper? — Warum muthet er uns zu, daß wir Muſiker werden ſollen und unſer dichteriſches Talent verſchwenden nur um ein Ding zu ſchaffen, dem er erſt Leben und Regung giebt? Kennt er nicht am beſten ſein Bedürfniß? — Liegt es nicht bloß an der Imbezillität der mehrſten Componiſten, an ihrer einſeitigen Ausbildung, daß ſie anderer Hülfe bedürfen zu ihrem Werk? — Iſt denn nicht vollkommene

Einheit des Textes und der Muſik nur denkbar, wenn Dichter und Componiſt ein und dieſelbe Perſon iſt?

Das klingt, ſprach Theodor, das klingt alles ganz erſtaunlich plauſibel und iſt doch ſo ganz und gar nicht wahr. Es iſt, wie ich behaupte, unmöglich, daß irgend einer allein ein Werk ſchaffe gleich vortrefflich in Wort und Ton.

Das, fuhr Lothar fort, das lieber Theodor, bildeſt Du Dir nur ein, entweder wegen unbilliger Muthloſigkeit oder wegen — angeborner Faulheit. Der Gedanke, Dich erſt durch die Verſe durcharbeiten zu müſſen um zu den Tönen zu gelangen, iſt Dir ſo fatal, daß Du Dich gar nicht darauf einlaſſen magſt, unerachtet ich doch glaube, daß dem begeiſterten Dichter und Componiſten Ton und Wort in *einem* Moment zuſtrömt.

Ganz gewiß, riefen Cyprian und Ottmar.

Ihr treibt mich in die Enge, ſprach Theodor, erlaubt, daß ich ſtatt aller Widerlegung Euch ein Geſpräch zweier Freunde über die Bedingniſſe der Oper vorleſe, das ich vor mehreren Jahren aufſchrieb. — Die verhängnißvolle Zeit, die wir erlebt, war damals im Beginnen. Ich glaubte meine Exiſtenz in der Kunſt gefährdet, ja vernichtet, und mich überfiel eine Muthloſigkeit, die auch wohl in körperlichem Kränkeln ihren Grund haben mochte. — Ich ſchuf mir damals einen ſerapiontiſchen Freund, der ſtatt des Kiels das Schwerdt ergriffen. Er richtete mich auf in meinem Schmerz, er ſtieß mich hinein in das bunteſte Gewühl der großen Ereigniſſe und Thaten jener glorreichen Zeit.

Ohne weiteres begann Theodor:

Der Dichter und der Componiſt.

Der Feind war vor den Thoren, das Geſchütz donnerte rings umher, und feuerſprühende Granaten durchſchnitten ziſchend die Luft. Die Bürger rannten mit von Angſt gebleichten Geſichtern in ihre Wohnungen, und die öden Straßen erhallten von dem Pferde-Getrappel der Reiter-Patrouillen, die daher ſprengten und fluchend die zurückgebliebenen Soldaten in die Schanzen trieben. Nur Ludwig ſaß in ſeinem Hinterſtübchen, ganz vertieft und verſunken in die herrliche, bunte phantaſtiſche Welt, die ihm vor dem Flügel aufgegangen; er hatte ſoeben eine Symphonie vollendet, in der er alles das, was in ſeinem Innerſten erklungen, in ſichtbarlichen Noten feſtzuhalten geſtrebt, und es ſollte das Werk, wie Beethovens Compoſitionen der Art, in göttlicher Sprache von den herrlichen Wundern des fernen romantiſchen Landes reden, in dem wir in unausſprechlicher Sehnſucht untergehend leben; ja es ſollte ſelbſt, wie eines jener Wunder, in das beengte dürftige Leben treten, und mit holden Sirenenſtimmen die ſich willig Hingebenden hinauslocken. Da trat die Wirthin ins Zimmer, ſcheltend, wie er in dieſer allgemeinen Angſt und Noth nur auf dem Flügel ſpielen könne, und ob er ſich denn auf ſeinem Dachſtübchen todtſchießen laſſen wolle. Ludwig begriff die Frau eigentlich nicht, bis in dem Augenblick eine daher brauſende Granate ein Stück des Dachs wegriß, und die Fenſterſcheiben klirrend hineinwarf; da rannte die Wirthin ſchreiend und jammernd die Treppe hinab, und Ludwig eilte, ſein Liebſtes, was er nun beſaß, nehmlich die Partitur der Symphonie, unter dem Arm tragend, ihr nach in den Keller. Hier war die ganze Hausgenoſſenſchaft verſammelt. In einem Anfall von Liberalität, die ihm ſonſt gar nicht eigen, hatte der im untern Stock wohnende Weinwirth ein paar Dutzend Flaſchen ſeines beſten Weins Preis gegeben, die Frauen brachten, unter Zittern und Zagen, doch, wie immer auf des Leibes Nahrung und Nothdurft bedacht, manches köſtliche Stück aus ihrem Küchenvorrath im zierlichen Strickkörbchen herbei; man aß, man trank — man ging aus dem durch Angſt und Noth exaltirten Zuſtand bald über in das gemüthliche Behagen, wo Nachbar an Nachbar ſich ſchmiegend, Sicherheit ſucht und zu finden glaubt, und gleichſam jeder kleinliche künſtliche Pas, den die Convenienz gelehrt, in dem großen Dreher untergeht, zu dem des Schickſals eherne Fauſt den gewaltigen Tact ſchlägt. Vergeſſen war der bedrängte Zuſtand, ja die augenſcheinliche Lebensgefahr, und muntere Geſpräche ergoſſen ſich von begeiſterten Lippen. Hausbewohner, die, ſich auf der Treppe begegnend, kaum den Hut gerückt, ſaßen Hand in Hand beieinander, ihr Innerſtes in wechſelſeitiger, herzlicher Theilnahme aufſchließend. Sparſamer fielen die Schüſſe, und mancher ſprach ſchon vom Heraufſteigen, da die Straße ſicher zu werden ſcheine. Ein alter Militair ging weiter, und bewies ſo eben, nachdem er zuvor über die Befeſtigungskunſt der alten Römer und über die Wirkung der Katapulte ein paar lehrreiche Worte fallen laſſen, auch aus neuerer Zeit des Vauban mit Ruhm erwähnt, daß alle Furcht unnütz ſei, da das Haus ganz außer der Schußlinie liege — als eine anſchlagende Kugel die Ziegelſteine, womit man die Zuglöcher verwahrt, in den Keller ſchleuderte. Niemand wurde indeſſen beſchädigt, und als der Militair mit dem vollen Glaſe auf den Tiſch ſprang, von dem die Ziegelſteine die Flaſchen hinabgeworfen, und jeder fernern Kugel Hohn ſprach, kehrte allen der Muth wieder. — Dies war indeſſen auch der letzte Schreck; die Nacht verging ruhig, und am andern Morgen erfuhr man, daß die Armee eine andere Stellung genommen, und dem Feinde freiwillig die Stadt geräumt habe. Als man den Keller verließ, durchſtreiften ſchon feindliche Reiter die Stadt, und ein öffentlicher Anſchlag ſagte den Einwohnern Ruhe und Sicherheit des Eigenthums zu. Ludwig warf ſich in die bunte Menge, die auf das neue Schauſpiel begierig, dem feindlichen Heerführer entgegenzog, der unter dem luſtigen Klange der Trompeten, umgeben von glänzend gekleideten Garden, eben durch das Thor ritt. — Kaum traute er ſeinen Augen, als er unter den Adjutanten ſeinen innig geliebten akademiſchen Freund Ferdinand erblickte, der in einfacher Uniform, den linken Arm in einer Binde tragend, auf einem herrlichen Falben dicht bei ihm vorüber courbettirte. „Er war es — er war es wahr und wahrhaftig ſelbſt!“ rief Ludwig unwillkührlich aus. Vergebens ſuchte er dem Freunde zu folgen, den das flüchtige Roß ſchnell davon trug, und gedankenvoll eilte Ludwig in ſein Zimmer zurück: aber keine Arbeit wollte von Statten gehn, die Erſcheinung des alten Freundes, den er ſeit Jahren ganz aus dem Geſichte verloren, erfüllte ſein Inneres, und wie in hellem Glanz trat die glückſelige Jugendzeit hervor, die er mit dem gemüthlichen Ferdinand verlebt. Ferdinand hatte damals keineswegs irgend eine Tendenz zum Soldatenſtande gezeigt; er lebte ganz den Muſen, und manches geniale Erzeugniß beurkundete ſeinen Beruf zum Dichter. Um ſo weniger begreiflich war daher Ludwigen die Umformung ſeines Freundes, und er brannte vor Begierde, ihn zu ſprechen, ohne zu wiſſen, wie er es anfangen ſolle ihn aufzufinden. — Immer lebendiger und lebendiger wurde es nun am Orte, ein großer Theil der feindlichen Armeen zog durch, und an ihrer Spitze kamen die verbündeten Fürſten, welche ſich daſelbſt einige Tage Ruhe gönnten. Je größer aber nun das Gedränge im Hauptquartier wurde, deſto mehr ſchwand Ludwigen die Hoffnung, den Freund wieder zu ſehen, bis dieſer endlich in einem entlegenen, wenig beſuchten Kaffeehauſe, wo Ludwig ſein frugales Abendbrod zu verzehren pflegte, ihm ganz unerwartet mit einem lauten Ausruf der innigſten Freude in die Arme fiel. Ludwig blieb ſtumm, denn ein gewiſſes unbehagliches Gefühl verbitterte ihm den erſehnten Augenblick des Wiederfindens. Es war ihm, wie manchmal im Traume man die Geliebten umarmt, und dieſe ſich nun ſchnell fremdartig umgeſtalten, ſo daß die ſchönſten Freuden ſchnell untergehen, im höhnenden Gaukelſpiel. — Der ſanfte Sohn der Muſen, der Dichter manches romantiſchen Liedes, das Ludwig in Klang und Ton gekleidet hatte, ſtand vor ihm im hohen Helmbuſch, den gewaltigen, klirrenden Säbel an der Seite, und verleugnete ſelbſt ſeine Stimme im harten, rauhen Ton aufjauchzend! Ludwigs düſterer Blick fiel auf den verwundeten Arm und glitt hinauf zu dem Ehren-Orden, den Ferdinand auf der Bruſt trug. Da umſchlang ihn Ferdinand mit dem rechten Arm, und drückte ihn heftig und ſtark an ſein Herz. „Ich weiß,“ ſagte er: „was Du jetzo denkſt, was Du empfindeſt bei unſerm Zuſammentreffen! — Das Vaterland rief mich, und ich durfte nicht zögern, dem Rufe zu folgen. Mit der Freude, mit dem glühenden Enthuſiasmus, den die heilige Sache entzündet hat in jedes Bruſt, den die Feigherzigkeit nicht zum Sclaven ſtempelt, ergriff dieſe Hand, ſonſt nur gewohnt den leichten Kiel zu führen, das Schwerdt! Schon iſt mein Blut gefloſſen, und nur der Zufall, der es wollte, daß ich unter den Augen des Fürſten meine Pflicht that, erwarb mir den Orden. Aber glaube mir, Ludwig! die Saiten, die ſo oft in meinem Innern erklungen, und deren Töne ſo oft zu Dir geſprochen, ſind noch unverletzt; ja, nach grauſamer, blutiger Schlacht, auf einſamen Poſten, wenn die Reiter im Bivouac um das Wachtfeuer lagen, da dichtete ich in hoher Begeiſterung manches Lied, das in meinem herrlichen Beruf, zu ſtreiten für Ehre und Freiheit, mich erhob und ſtärkte.“ Ludwig fühlte, wie ſein Inneres ſich aufſchloß bei dieſen Worten, und als Ferdinand mit ihm in ein kleines Seitengemach getreten, und Kasket und Säbel abgelegt, war es ihm, als habe der Freund ihn nur in wunderlicher Verkleidung geneckt, die er jetzt abgeworfen. Als beide Freunde nun das kleine Mahl verzehrten, das ihnen indeſſen aufgetragen war, und die Gläſer an einander geſtoßen luſtig erklangen, da erfüllte ſie froher Muth und

Sinn, die alte, herrliche Zeit umfing ſie mit allen ihren bunten Farben und Lichtern, und alle jene holdſeligen Erſcheinungen, die ihr vereintes Kunſtſtreben wie mit mächtigem Zauber hervorgerufen, kamen wieder in herrlichem Glanze erneuter Jugend. Ferdinand erkundigte ſich angelegentlich nach dem, was Ludwig unter der Zeit componirt habe, und war höchlich verwundert, als dieſer ihm geſtand, daß er noch immer nicht dazu gekommen ſey, eine Oper zu ſetzen und auf das Theater zu bringen, da ihn bis jetzt durchaus kein Gedicht, was Sujet und Ausarbeitung anbelange, zur Compoſition habe begeiſtern können.

Ich begreife nicht, ſagte Ferdinand, daß Du ſelbſt, dem es bei einer höchſt lebendigen Phantaſie durchaus nicht an der Erfindung des Stoffs fehlen kann, und dem die Sprache hinlänglich zu Gebote ſteht, Dir nicht längſt eine Oper gedichtet haſt!

Ludwig. Ich will Dir zugeſtehen, daß meine Phantaſie wohl lebendig genug ſein mag, manches gute Opernſujet zu erfinden; ja, daß, zumal wenn Nachts ein leichter Kopfſchmerz mich in jenen träumeriſchen Zuſtand verſetzt, der gleichſam der Kampf zwiſchen Wachen und Schlafen iſt, mir nicht allein recht gute, wahrhaft romantiſche Opern vorkommen, ſondern wirklich vor mir aufgeführt werden mit meiner Muſik. Was indeſſen die Gabe des Feſthaltens und Aufſchreibens betrifft, ſo glaube ich, daß ſie mir fehlt, und es iſt uns Componiſten auch in der That kaum zuzumuthen, daß wir uns jenen mechaniſchen Handgriff, der in jeder Kunſt zum Gelingen des Werks nöthig, und den man nur durch ſteten Fleiß und anhaltende Uebung erlangt, aneignen ſollen, um unſere Verſe ſelbſt zu bauen. Hätte ich aber auch die Fertigkeit erworben, ein gedachtes Sujet richtig und mit Geſchmack in Scenen und Verſe zu ſetzen, ſo würde ich mich doch kaum entſchließen können, mir ſelbſt eine Oper zu dichten.

Ferdinand. Aber niemand könnte ja in Deine muſikaliſchen Tendenzen ſo eingehen, als Du ſelbſt.

Ludwig. Das iſt wohl wahr; mir kommt es indeſſen vor, als müſſe dem Componiſten, der ſich hinſetzte, ein gedachtes Opernſujet in Verſe zu bringen, ſo zu Muthe werden, wie dem Maler, der von dem Bilde, das er in der Phantaſie empfangen, erſt einen mühſamen Kupferſtich zu verfertigen genöthigt würde, ehe man ihm erlaubte, die Malerei mit lebendigen Farben zu beginnen.

Ferdinand. Du meinſt, das zum Componiren nöthige Feuer würde verkniſtern und verdampfen bei der Verſifikation?

Ludwig. In der That, ſo iſt es! Und am Ende würden mir meine Verſe ſelbſt nur armſelig vorkommen, wie die papiernen Hülſen der Raketen, die geſtern noch in feurigem Leben praſſelnd in die Lüfte fuhren. Im Ernſte aber, mir ſcheint zum Gelingen des Werks es in keiner Kunſt ſo nöthig, das Ganze mit allen ſeinen Theilen bis in das kleinſte Detail im erſten regſten Feuer zu ergreifen, als in der Muſik. denn nirgends iſt das Feilen und Aendern untauglicher und verderblicher, ſo wie ich aus Erfahrung weiß, daß die zuerſt gleich bei dem Leſen eines Gedichts wie durch einen Zauberſchlag erweckte Melodie allemal die beſte, ja vielleicht im Sinn des Componiſten die einzig wahre iſt. Ganz unmöglich würde es dem Muſiker ſeyn, ſich nicht gleich bei dem Dichten mit der Muſik, die die Situation hervorgerufen, zu beſchäftigen. Ganz hingeriſſen und nur arbeitend in den Melodien, die ihm zuſtrömten, würde er vergebens nach den Worten ringen, und gelänge es ihm, ſich mit Gewalt dazu zu treiben, ſo würde jener Strom, brauſte er auch noch ſo gewaltig in hohen Wellen daher, gar bald, wie im unfruchtbaren Sande verſiegen. Ja, um noch beſtimmter meine innere Ueberzeugung auszuſprechen: in dem Augenblick der muſikaliſchen Begeiſterung würden ihm alle Worte, alle Phraſen ungenügend — matt — erbärmlich vorkommen, und er müßte von ſeiner Höhe herabſteigen, um in der untern Region der Worte für das Bedürfniß ſeiner Exiſtenz betteln zu können. Würde aber hier ihm nicht bald, wie dem eingefangenen Adler der Fittig gelähmt werden, und er vergebens den Flug zur Sonne verſuchen?

Ferdinand. Das läßt ſich allerdings hören: aber weißt Du wohl, mein Freund, daß Du mehr Deine Unluſt, Dir erſt durch all die nöthigen Scenen, Arien, Duetten ꝛc. den Weg zum muſikaliſchen Schaffen zu bahnen, entſchuldigſt, als mich überzeugſt?

Ludwig. Mag das ſeyn; aber ich erneuere einen alten Vorwurf: Warum haſt Du ſchon damals, als gleiches Kunſtſtreben uns ſo innig verband, nie meinem innigen Wunſche genügen wollen, mir eine Oper zu dichten.

Ferdinand. Weil ich es für die undankbarſte Arbeit von der Welt halte. — Du wirſt mir eingeſtehen, daß niemand eigenſinniger in ſeinen Forderungen ſeyn kann, als ihr es ſeyd, ihr Componiſten;

und wenn Du behaupteſt, daß es dem Muſiker nicht zuzumuthen ſey, daß er ſich den Handgriff, den die mechaniſche Arbeit der Verſifikation erfordert, aneigne, ſo meine ich dagegen, daß es dem Dichter gar ſehr zur Laſt fallen dürfe, ſich ſo genau um eure Bedürfniſſe, um die Structur eurer Terzetten, Quartetten, Finalen ꝛc. zu bekümmern, um nicht, wie es denn leider uns nur zu oft geſchieht, jeden Augenblick gegen die Form, die ihr nun einmal angenommen, mit welchem Recht, mögt ihr ſelbſt wiſſen, zu ſündigen. Haben wir in der höchſten Spannung darnach getrachtet, jede Situation unſeres Gedichts in wahrer Poeſie zu ergreifen und in den begeiſtertſten Worten, den geründetſten Verſen zu malen, ſo iſt es ja ganz erſchrecklich, daß ihr oft unſere ſchönſten Verſe unbarmherzig wegſtreichet, und unſere herrlichſten Worte oft durch Verkehren und Umwenden mißhandelt, ja im Geſange erſäufet. — Das will ich nur von der vergeblichen Mühe des ſorglichen Ausarbeitens ſagen. Aber ſelbſt manches herrliche Sujet, das uns in dichteriſcher Begeiſterung aufgegangen, und mit dem wir ſtolz in der Meinung, euch doch zu beglücken, vor euch treten, verwerft ihr geradezu als untauglich und unwürdig des muſikaliſchen Schmuckes. Das iſt denn doch oft purer Eigenſinn, oder was weiß ich ſonſt: denn oft macht ihr euch an Texte, die unter dem Erbärmlichen ſtehen, und —

Ludwig. Halt, lieber Freund! — Es giebt freilich Componiſten, denen die Muſik ſo fremd iſt, wie manchen Verſedrechslern die Poeſie: die haben denn oft jene, wirklich in jeder Hinſicht unter dem Erbärmlichen ſtehende Texte in Noten geſetzt. Wahrhafte, in der herrlichen, heiligen Muſik lebende und webende Componiſten wählten nur poetiſche Texte.

Ferdinand. Aber Mozart …?

Ludwig. Wählte nur der Muſik wahrhaft zuſagende Gedichte zu ſeinen claſſiſchen Opern, ſo paradox dies manchem ſcheinen mag. — Doch davon hier jetzt abgeſehen, meine ich, daß es ſich ſehr genau beſtimmen ließe, was für ein Sujet für die Oper paßt, ſo daß der Dichter nie Gefahr laufen könnte, darin zu irren.

Ferdinand. Ich geſtehe, nie darüber nachgedacht zu haben, und bei dem Mangel muſikaliſcher Kenntniſſe würden mir auch die Prämiſſen gefehlt haben.

Ludwig. Wenn Du unter muſikaliſchen Kenntniſſen die ſogenannte Schule der Muſik verſtehſt, ſo bedarf es deren nicht, um richtig über das Bedürfniß der Componiſten zu urtheilen: denn ohne dieſe kann man das Weſen der Muſik ſo erkannt haben, und ſo in ſich tragen, daß man in dieſer Hinſicht ein viel beſſerer Muſiker iſt, als der, der im Schweiße ſeines Angeſichts die ganze Schule in ihren mannigfachen Irrgängen durcharbeitend, die todte Regel wie den ſelbſtgeſchnitzten Fetiſch, als den lebendigen Geiſt verherrlicht und den dieſer Götzendienſt um die Seligkeit des höhern Reichs bringt.

Ferdinand. Und Du meinſt, daß der Dichter in jenes wahre Weſen der Muſik eindringe, ohne daß ihm die Schule jene niedrigern Weihen ertheilt hat?

Ludwig. Allerdings! — Ja, in jenem fernen Reiche, das uns oft in ſeltſamen Ahnungen umfängt, und aus dem wunderbare Stimmen zu uns herabtönen und alle die Laute wecken, die in der beengten Bruſt ſchliefen, und die nun erwacht, wie in feurigen Strahlen freudig und froh herausſchießen, ſo daß wir der Seligkeit jenes Paradieſes theilhaftig werden — da ſind Dichter und Muſiker die innigſt verwandten Glieder einer Kirche: denn das Geheimniß des Worts und des Tons iſt ein und daſſelbe, das ihnen die höchſte Weihe erſchloſſen.

Ferdinand. Ich höre meinen lieben Ludwig, wie er in tiefen Sprüchen das geheimnißvolle Weſen der Kunſt zu erfaſſen ſtrebt, und in der That, ſchon jetzt ſehe ich den Raum ſchwinden, der mir ſonſt den Dichter vom Muſiker zu trennen ſchien.

Ludwig. Laß mich verſuchen, meine Meinung über das wahre Weſen der Oper auszuſprechen. In kurzen Worten: Eine wahrhafte Oper ſcheint mir nur die zu ſeyn, in welcher die Muſik unmittelbar aus der Dichtung als nothwendiges Erzeugniß derſelben entſpringt.

Ferdinand. Ich geſtehe, daß mir das noch nicht ganz eingeht.

Ludwig. Iſt nicht die Muſik die geheimnißvolle Sprache eines fernen Geiſterreichs, deren wunderbare Accente in unſerm Innern wiederklingen, und ein höheres, intenſives Leben erwecken? Alle Leidenſchaften kämpfen ſchimmernd und glanzvoll gerüſtet mit einander, und gehen unter in einer unausſprechlichen Sehnſucht, die unſere Bruſt erfüllt. Dies iſt die unnennbare Wirkung der Inſtrumentalmuſik. Aber nun ſoll die Muſik ganz in's Leben treten, ſie ſoll ſeine Erſcheinungen ergreifen, und Wort und That ſchmückend, von beſtimmten Leidenſchaften und Handlungen ſprechen. Kann man denn vom Gemeinen in herrlichen Worten reden? Kann denn die Muſik etwas anderes verkünden, als die Wunder jenes Landes, von dem ſie zu uns herübertönt? — Der Dichter rüſte ſich zum kühnen Fluge in das ferne Reich der Romantik; dort findet er das Wundervolle, das er in das Leben tragen ſoll, lebendig und in friſchen Farben erglänzend, ſo daß man willig daran glaubt, ja daß man, wie in einem beſeligenden Traume, ſelbſt dem dürftigen, alltäglichen Leben entrückt in den Blumengängen des romantiſchen Lebens wandelt, und nur ſeine Sprache, das in Muſik ertönende Wort verſteht.

Ferdinand. Du nimmſt alſo ausſchließlich die romantiſche Oper mit ihren Feen, Geiſtern, Wundern und Verwandlungen in Schutz?

Ludwig. Allerdings halte ich die romantiſche Oper für die einzig wahrhafte, denn nur im Reich der Romantik iſt die Muſik zu Hauſe. Du wirſt mir indeſſen wohl glauben, daß ich diejenigen armſeligen Produkte, in denen läppiſche, geiſtloſe Geiſter erſcheinen, und ohne Urſache und Wirkung Wunder auf Wunder gehäuft werden, nur um das Auge des müßigen Pöbels zu ergötzen, höchlich verachte. Eine wahrhaft romantiſche Oper dichtet nur der geniale, begeiſterte Dichter: denn nur dieſer führt die wunderbaren Erſcheinungen des Geiſterreichs in's Leben; auf ſeinem Fittig ſchwingen wir uns über die Kluft, die uns ſonſt davon trennte, und einheimiſch geworden in dem fremden Lande, glauben wir an die Wunder, die als nothwendige Folgen der Einwirkung höherer Naturen auf unſer Seyn ſichtbarlich geſchehen, und alle die ſtarken, gewaltſam ergreifenden Situationen entwickeln, welche uns bald mit Grauſen und Entſetzen, bald mit der höchſten Wonne erfüllen. Es iſt, mit einem Wort, die Zauberkraft der poetiſchen Wahrheit, welche dem, das Wunderbare darſtellenden Dichter zu Gebote ſtehen muß, denn nur dieſe kann uns hinreißen, und eine bloß grillenhafte Folge zweckloſer Feereien, die, wie in manchen Produkten der Art, oft bloß da ſind, um den Pagliaſſo im Knappenkleide zu necken, wird uns als albern und poſſenhaft immer kalt und ohne Theilnahme laſſen. — Alſo, mein Freund, in der Oper ſoll die Einwirkung höherer Naturen auf uns ſichtbarlich geſchehen, und ſo vor unſern Augen ſich ein romantiſches Seyn erſchließen, in dem auch die Sprache höher potenzirt, oder vielmehr jenem fernen Reiche entnommen, d. h. Muſik, Geſang iſt, ja wo ſelbſt Handlung und Situation in mächtigen Tönen und Klängen ſchwebend, uns gewaltiger ergreift und hinreißt. Auf dieſe Art ſoll, wie ich vorhin behauptete, die Muſik unmittelbar und nothwendig aus der Dichtung entſpringen.

Ferdinand. Jetzt verſtehe ich Dich ganz, und denke an den Arioſt und den Taſſo; doch glaube ich, daß es eine ſchwere Aufgabe ſey, nach Deinen Bedingniſſen das muſikaliſche Drama zu formen.

Ludwig. Es iſt das Werk des genialen, wahrhaft romantiſchen Dichters. — Denke an den herrlichen Gozzi. In ſeinen dramatiſchen Mährchen hat er das ganz erfüllt, was ich von dem Operndichter verlange, und es iſt unbegreiflich, wie dieſe reiche Fundgrube vortrefflicher Opernſujets bis jetzt nicht mehr benutzt worden iſt.

Ferdinand. Ich geſtehe, daß mich der Gozzi, als ich ihn vor mehreren Jahren las, auf das lebhafteſte anſprach, wiewohl ich ihn von dem Punkte, von dem Du ausgehſt, natürlicher Weiſe nicht beachtet habe.

Ludwig. Eins ſeiner ſchönſten Mährchen iſt unſtreitig der Rabe. — Millo, König von Frattombroſa, kennt kein anderes Vergnügen, als die Jagd. Er erblickt im Walde einen herrlichen Raben, und durchbohrt ihn mit dem Pfeil. Der Rabe ſtürzt herab auf ein Grabmal vom weißeſten Marmor, das unter dem Baume aufgerichtet iſt, und beſpritzt es, zum Tode erſtarrend, mit ſeinem Blute. Da erbebt der ganze Wald, und aus einer Grotte ſchreitet ein fürchterliches Ungeheuer hervor, das dem armen Millo den Fluch zudonnert: Findeſt Du kein Weib, weiß, wie des Grabmals Marmor, roth, wie des Raben Blut, ſchwarz, wie des Raben Federn, ſo ſtirb in wüthendem Wahnſinn. — Vergebens ſind alle Nachforſchungen nach einem ſolchen Weibe. Da beſchließt des Königs Bruder, Jennaro, der ihn auf das zärtlichſte liebt, nicht eher zu ruhen und zu raſten, bis er die Schöne, die den Bruder rettet vom verzehrenden Wahnſinn, gefunden. Er durchſtreicht Länder und Meere, endlich ſieht er, von einem in der Negromantik erfahrnen Greiſe auf die Spur geleitet, Armilla, die Tochter des mächtigen Zauberers Norand. Ihre Haut iſt weiß, wie des Grabmals Marmor, roth, wie des Raben Blut, ſchwarz, wie des Raben Federn ſind Haare und Augenbraunen; es gelingt ihm ſie zu rauben, und bald ſind ſie nach ausgeſtandenem Sturm in der Nähe von Frattombroſa gelandet. — Ein herrliches Roß, und einen Falken von den ſeltenſten Eigenſchaften, ſpielt ihm, als er kaum ans Ufer getreten, der Zufall in die Hände, und er iſt voll Entzücken, nicht allein den Bruder retten, ſondern ihn überdem auch mit Geſchenken, die ihm ſo werth ſeyn müſſen, erfreuen zu können. Jennaro will in einem Zelte, das man unter einem Baume aufgeſchlagen, ausruhen: da ſetzen ſich zwei Tauben in die Zweige und fangen an zu ſprechen: „Weh Dir, Jennaro, daß Du geboren biſt! Der Falke wird dem Bruder die Augen auspicken; überreichſt Du ihn nicht, oder verräthſt Du, was Du weißt, ſo wirſt Du zu Stein. — Beſteigt Dein Bruder das Roß, ſo wird es ihn augenblicklich tödten; giebſt Du es ihm nicht, oder verräthſt Du, was Du weißt, ſo wirſt Du zu Stein. Vermählt ſich Millo mit Armilla, ſo wird ihn in der Nacht ein Ungeheuer zerfleiſchen; übergiebſt Du ihm Armilla nicht, oder verräthſt Du, was Du weißt, ſo wirſt Du zu Stein.“ — Norand erſcheint, und beſtätigt den Ausſpruch der Tauben, der die Strafe für Armilla's Raub enthält. — In dem Augenblick, als Millo Armilla ſieht, iſt er von dem Wahnſinn, der ihn ergriffen, geheilt. Das Roß und der Falke werden gebracht, und der König iſt entzückt über die Liebe des Bruders, der durch herrliche Geſchenke ſeinen Lieblings-Neigungen ſchmeichelt. Jennaro trägt ihm den Falken entgegen, aber als Millo ihn ergreifen will, haut Jennaro dem Falken den Kopf ab, und des Bruders Augen ſind gerettet. Eben ſo, als Millo ſchon den Fuß in den Bügel ſetzt, um das Roß zu beſteigen, zieht Jennaro das Schwerdt, und haut dem Pferde auf einen Streich beide Vorderbeine ab, daß es zuſammenſtürzt. Millo glaubt nun überzeugt zu ſeyn, daß eine wahnſinnige Liebe den Bruder zu dieſem Betragen reize, und Armilla beſtätigt die Vermuthung, da Jennaro's heimliche Seufzer und Thränen, ſein zerſtreutes ausſchweifendes Betragen, in ihr längſt den Argwohn erzeugt haben, daß er ſie liebe. Sie verſichert dem Könige ihre innigſte Neigung, die ſchon früher dadurch entſtanden ſey, daß Jennaro während der Reiſe von ihm, dem geliebten Bruder, auf die lebhafteſte und rührendſte Weiſe geſprochen. Sie bittet nun ihrer Seits, um jeden Verdacht zu entfernen, die Verbindung zu beſchleunigen, die denn auch vor ſich geht. Jennaro ſieht ſeines Bruders Untergang vor Augen; er iſt in Verzweiflung, ſich ſo verkannt zu ſehen, und doch droht ihm ein gräßliches Verhängniß, wenn nur ein Wort des fürchterlichen Geheimniſſes ſeinen Lippen entflieht. Da beſchließt er, es koſte, was es wolle, ſeinen Bruder zu retten, und dringt durch einen unterirdiſchen Gang in das Schlafzimmer des Königs. Ein fürchterlicher, feuerſprühender Drache erſcheint, Jennaro fällt ihn an, aber ſeine Streiche ſind fruchtlos. Das Ungeheuer nähert ſich dem Schlafzimmer; da faßt er in höchſter Verzweiflung das Schwerdt mit beiden Händen, und der fürchterliche Streich, der das Ungeheuer tödten ſoll, ſpaltet die Thüre. Millo kommt aus dem Schlafzimmer, und da das Ungeheuer verſchwunden, ſieht er in dem Bruder den Meineidigen, den der Wahnſinn einer verrätheriſchen Liebe zum Brudermorde treibt. Jennaro kann ſich nicht entſchuldigen; er wird von den herbeigerufenen Wachen entwaffnet und ins Gefängniß geſchleppt. Er ſoll die ihm aufgebürdete That mit dem Leben auf dem Richtplatz büßen: aber noch vor dem Tode will er den heißgeliebten Bruder ſprechen. Millo giebt ihm Gehör; Jennaro erinnert ihn in den rührendſten Worten an die innige Liebe, die ſie ſeit ihrer Geburt verband: aber als er fragt, ob er ihn wohl für fähig halte, den Bruder zu morden? verlangt Millo Beweiſe der Unſchuld, und nun entdeckt Jennaro unter wüthendem Schmerz die verhängnißvollen gräßlichen Prophezeihungen der Tauben und des Negromanten Norand. Aber zum ſtarren Entſetzen Millo's ſteht er nach den letzten Worten in eine Marmorſtatue verwandelt da. Nun erkennt Millo Jennaro's Bruderliebe, und von den herzzerreißendſten Vorwürfen gemartert, beſchließt er die Statue des geliebten Bruders nie mehr zu verlaſſen, ſondern zu ihren Füßen in Reue und Verzweiflung zu ſterben. Da erſcheint Norand. „In des Schickſals ewigem Geſetzbuch,“ ſpricht er, „war des Raben Tod, Dein Fluch, Armillens Raub geſchrieben. Dem Bruder giebt nur eine That das Leben wieder, aber dieſe That iſt gräßlich. — Durch dieſen Dolch ſterbe Armilla an der Seite der Statue, und im Leben erglüht der kalte Marmor, von ihrem Blute beſpritzt. Haſt Du Muth, Armilla zu morden: thu' es! Jammere, klage, ſo wie ich!“ — Er verſchwindet. Armilla entreißt dem unglücklichen Millo das Geheimniß von Norands ſchrecklichen Worten. Millo verläßt ſie in Verzweiflung; und von Grauſen und Entſetzen erfüllt, das Leben nicht mehr achtend, durchſtößt ſich Armilla ſelbſt mit dem Dolch, den Norand hingeworfen. So wie ihr Blut die Statue beſpritzt, kehrt Jennaro in das Leben zurück. Millo kommt — er ſieht den Bruder belebt, aber die Geliebte todt daliegend. Verzweiflungsvoll will er ſich mit demſelben Dolche, der Armilla tödtete, ermorden. Da verwandelt ſich plötzlich die finſtre Gruft in einen weiten glänzenden Saal. Norand erſcheint: das große, geheimnißvolle Verhängniß iſt erfüllt, alle Trauer geendet, Armilla lebt, von Norand berührt, wieder auf, und alles endet glücklich.

Ferdinand. Ich erinnere mich jetzt ganz genau des herrlichen, phantaſtiſchen Stücks, und noch fühle ich den tiefen Eindruck, den es auf mich machte. Du haſt Recht, das Wunderbare erſcheint hier als nothwendig, und iſt ſo poetiſch wahr, daß man willig daran glaubt. Es iſt Millo's That, der Mord des Raben, die gleichſam an die eherne Pforte des dunklen Geiſterreichs anſchlägt, und nun geht ſie klingend auf, und die Geiſter ſchreiten hinein in das Leben, und verſtricken die Menſchen in das wunderbare, geheimnißvolle Verhängniß, das über ſie waltet.

Ludwig. So iſt es, und nun betrachte die ſtarken, herrlichen Situationen, die der Dichter aus dieſem Conflict mit der Geiſterwelt zu ziehen wußte. Jennaro's heroiſche Aufopferung, Armilla's Heldenthat — es liegt eine Größe darin, von der unſere moraliſchen Schauſpieldichter, in den Armſeligkeiten des alltäglichen Lebens, wie in dem Auskehrigt, der aus dem Prunkſaal in den Schuttkarren geworfen, wühlend, gar keine Idee haben. Wie herrlich ſind nun auch die komiſchen Parthieen der Masken eingeflochten.

Ferdinand. Ja wohl! — Nur im wahrhaft Romantiſchen miſcht ſich das Komiſche mit dem Tragiſchen ſo gefügig, daß beides zum Totaleffect in Eins verſchmilzt, und das Gemüth des Zuhörers auf eine eigne, wunderbare Weiſe ergreift.

Ludwig. Das haben ſelbſt unſere Opernfabrikanten dunkel gefühlt. Denn daher ſind wohl die ſogenannten heroiſch-komiſchen Opern entſtanden, in denen oft das Heroiſche wirklich komiſch, das Komiſche aber nur inſofern heroiſch iſt, als es ſich mit wahrem Heroismus über alles wegſetzt, was Geſchmack, Anſtand und Sitte fordern.

Ferdinand. So wie Du das Bedingniß des Operngedichts feſtſtellſt, haben wir in der That ſehr wenig wahre Opern.

Ludwig. So iſt es! — Die mehrſten ſogenannten Opern ſind nur leere Schauſpiele mit Geſang, und der gänzliche Mangel dramatiſcher Wirkung, den man bald dem Gedicht, bald der Muſik zur Laſt legt, iſt nur der todten Maſſe aneinander gereihter Scenen, ohne innern poetiſchen Zuſammenhang und ohne poetiſche Wahrheit zuzuſchreiben, die die Muſik nicht zum Leben entzünden konnte. Oft hat der Componiſt unwillkührlich ganz für ſich gearbeitet, und das armſelige Gedicht läuft neben her, ohne in die Muſik hineinkommen zu können. Die Muſik kann dann in gewiſſem Sinn recht gut ſeyn, das heißt, ohne durch innere Tiefe mit magiſcher Gewalt den Zuhörer zu ergreifen, ein gewiſſes Wohlbehagen erregen, wie ein munteres, glänzendes Farbenſpiel. Alsdann iſt die Oper ein Concert, das auf dem Theater mit Coſtüm und Decorationen gegeben wird.

Ferdinand. Da Du auf dieſe Weiſe nur die, im eigentlichſten Sinne romantiſchen Opern gelten läſſeſt, wie iſt es nun mit den muſikaliſchen Tragödien, und dann vollends mit den komiſchen Opern im modernen Coſtume? Die mußt Du ganz verwerfen?

Ludwig. Keinesweges! — In den mehrſten älteren, tragiſchen Opern, wie ſie leider nun nicht mehr gedichtet und componirt werden, iſt es ja auch das wahrhaft Heroiſche der Handlung, die innere Stärke der Charaktere und der Situationen, die den Zuſchauer ſo gewaltig ergreift. Die geheimnißvolle dunkle Macht, die über Götter und Menſchen waltet, ſchreitet ſichtbarlich vor ſeinen Augen daher, und er hört, wie in ſeltſamen, ahnungsvollen Tönen die ewigen, unabänderlichen Rathſchlüſſe des Schickſals, das ſelbſt die Götter beherrſcht, verkündet werden. Von dieſen rein tragiſchen Stoffen iſt das eigentlich Phantaſtiſche ausgeſchloſſen: aber in der Verbindung mit den Göttern, die den Menſchen zum höheren Leben, ja zu göttlicher That erweckt, muß auch eine höhere Sprache in den wundervollen Accenten der Muſik erklingen. Wurden, beiläufig geſagt, nicht ſchon die antiken Tragödien muſikaliſch declamirt? und ſprach ſich nicht darin das Bedürfniß eines höhern Ausdrucksmittels, als es die gewöhnliche Rede gewähren kann, recht eigentlich aus? — Unſere muſikaliſchen Tragödien haben den genialen Componiſten auf eine ganz eigene Weiſe zu einem hohen, ich möchte ſagen, heiligen Styl begeiſtert, und es iſt, als walle der Menſch in wunderbarer Weihe auf den Tönen, die den goldnen Harfen der Cherubim und Seraphim entklingen, in das Reich des Lichts, wo ſich ihm das Geheimniß ſeines eigenen Seyns erſchließt. — Ich wollte, Ferdinand, nichts Geringeres andeuten, als die innige Verwandtſchaft der

Kirchenmuſik mit der tragiſchen Oper, aus der ſich die ältern Componiſten einen eigenen herrlichen Styl bildeten, von dem die Neueren keine Idee haben, den in üppiger Fülle überbrauſenden Spontini nicht ausgenommen. Des herrlichen Gluck, der wie ein Heros daſteht, mag ich gar nicht erwähnen; um aber zu fühlen, wie auch geringere Talente jenen wahrhaft großen, tragiſchen Styl erfaßten, ſo denke an den Chor der Prieſter der Nacht in Piccini's Dido.

Ferdinand. Es geht mir jetzt eben ſo, wie in den früheren, goldnen Tagen unſers Zuſammenſeins: indem Du von Deiner Kunſt begeiſtert ſprichſt, erhebſt Du mich zu Anſichten, die mir ſonſt verſchloſſen waren, und Du kannſt mir glauben, daß ich mir in dem Augenblick einbilde, recht viel von der Muſik zu verſtehen. — Ja, ich glaube, kein guter Vers könne in meinem Innern erwachen, ohne in Klang und Sang hervorzugehen.

Ludwig. Iſt das nicht die wahre Begeiſterung des Operndichters? — Ich behaupte, der muß eben ſo gut gleich alles im Innern componiren, wie der Muſiker, und es iſt nur das deutliche Bewußtſeyn beſtimmter Melodien, ja beſtimmter Töne der mitwirkenden Inſtrumente, mit einem Worte die bequeme Herrſchaft über das innere Reich der Töne, die dieſen von jenem unterſcheidet. Doch ich bin Dir meine Meinung über die Opera buffa noch ſchuldig.

Ferdinand. Du wirſt ſie, wenigſtens im modernen Coſtume, kaum gelten laſſen?

Ludwig. Und ich, meines Theils, lieber Ferdinand, geſtehe, daß ſie mir gerade im Coſtume der Zeit nicht allein am liebſten iſt, ſondern in dieſer Art, eben in ihrem Charakter, nach dem Sinn, wie ſie die beweglichen reizbaren Italiäner ſchufen, mir nur allein wahr dazuſtehen ſcheint. Hier iſt es nun das Phantaſtiſche, das zum Theil aus dem abentheuerlichen Schwunge einzelner Charaktere, zum Theil aus dem bizarren Spiel des Zufalls entſteht, und das keck in das Alltagsleben hineinfährt, und alles zu oberſt und unterſt dreht. Man muß zugeſtehen, Ja, es iſt der Herr Nachbar, im bekannten, zimmtfarbenen Sonntagskleide, mit goldbeſponnenen Knöpfen, und was in aller Welt muß nur in den Mann gefahren ſeyn, daß er ſich ſo närriſch gebehrdet? — Denke Dir eine ehrbare Geſellſchaft von Vettern und Muhmen mit dem ſchmachtenden Töchterlein, und einige Studenten dazu, die die Augen der Couſine beſingen, und vor den

Fenſtern auf der Guitarre ſpielen. Unter dieſe fährt der Geiſt Droll in neckhaftem Spuk, und nun bewegt in tollen Einbildungen, in allerlei ſeltſamen Sprüngen und abentheuerlichen Grimaſſen ſich alles durcheinander. Ein beſonderer Stern iſt aufgegangen, und überall ſtellt der Zufall ſeine Schlingen auf, in denen ſich die ehrbarſten Leute verfangen, ſtrecken ſie die Naſe nur 'was weniges vor. — Eben in dieſem Hineinſchreiten des Abentheuerlichen in das gewöhnliche Leben, in den daraus entſtehenden Widerſprüchen liegt, nach meiner Meinung, das Weſen der eigentlichen Opera buffa; und eben dieſes Auffaſſen des ſonſt fern liegenden Phantaſtiſchen, das nun ins Leben gekommen, iſt es, was das Spiel der italiäniſchen Komiker ſo unnachahmlich macht. Sie verſtehen die Andeutungen des Dichters, und durch ihr Spiel wird das Skelett, was er nur geben durfte, mit Fleiſch und Farben belebt.

Ferdinand. Ich glaube Dich ganz verſtanden zu haben. — In der Opera buffa wäre es alſo eigentlich das Phantaſtiſche, was in die Stelle des Romantiſchen tritt, das Du als unerläßliches Bedingniß der Oper aufſtellſt, und die Kunſt des Dichters müßte darin beſtehen, die Perſonen nicht allein vollkommen geründet, poetiſch wahr, ſondern recht aus dem gewöhnlichen Leben gegriffen, ſo individuell auftreten zu laſſen, daß man ſich augenblicklich ſelbſt ſagt: Sieh da! das iſt der Nachbar, mit dem ich alle Tage geſprochen! Das iſt der Student, der alle Morgen in's Collegium geht, und vor den Fenſtern der Couſine erſchrecklich ſeufzt u. ſ. w. Und nun ſoll das Abentheuerliche, was ſie, wie in ſeltſamer Kriſe begriffen, beginnen, oder was ihnen begegnet, auf uns ſo wunderſam wirken, als gebe ein toller Spuk durchs Leben und treibe uns unwiderſtehlich in den Kreis ſeiner ergötzlichen Neckereien.

Ludwig. Du ſprichſt meine innigſte Meinung aus, und kaum hinzuſetzen darf ich, wie ſich nun auch, nach meinem Princip, die Muſik willig der Opera buffa fügt, und wie auch hier ein beſonderer Styl, der auf ſeine Weiſe das Gemüth der Zuhörer ergreift, von ſelbſt hervor geht.

Ferdinand. Sollte aber die Muſik das Komiſche in allen ſeinen Nuancen ausdrücken können?

Ludwig. Davon bin ich auf das innigſte überzeugt, und geniale Künſtler haben es hundertfältig bewieſen. So kann z. B. in der Muſik der Ausdruck der ergötzlichſten Ironie liegen, wie er in Mozarts herrlicher Oper Cosi fan tutte vorwaltet.

Ferdinand. Da dringt ſich mir die Bemerkung auf, daß, nach Deinem Princip, der verachtete Text dieſer Oper eben wahrhaft opernmäßig iſt.

Ludwig. Und eben daran dachte ich, als ich vorhin behauptete, daß Mozart zu ſeinen klaſſiſchen Opern nur der Oper ganz zuſagende Gedichte gewählt habe, wiewohl Figaro's Hochzeit mehr Schauſpiel mit Geſang, als wahre Oper iſt. Der heilloſe Verſuch, das weinerliche Schauſpiel auch in die Oper zu übertragen, kann nur mißlingen, und unſere Waiſenhäuſer, Augenärzte u. ſ. w. gehen gewiß bald der Vergeſſenheit entgegen. So war auch nichts erbärmlicher und der wahren Oper widerſtrebender, als jene ganze Reihe von Singſpielen, wie ſie Dittersdorf gab, wogegen ich Opern, wie das Sonntagskind und die Schweſtern von Prag, gar ſehr in Schutz nehme. Man könnte ſie ächt deutſche Opere buffe nennen.

Ferdinand. Wenigſtens haben mich dieſe Opern, bei guter Darſtellung, immer recht innig ergötzt, und mir iſt das recht zu Herzen gegangen, was Tieck im geſtiefelten Kater den Dichter zum Publikum ſprechen läßt: „Sollten ſie daran Gefallen finden, ſo müßten ſie alle ihre etwanige Bildung bei Seite ſetzen, und recht eigentlich zu Kindern werden, um ſich kindlich erfreuen und ergötzen zu können.“

Ludwig. Leider fielen dieſe Worte, wie ſo manche andere der Art, auf einen harten, ſterilen Boden, ſo daß ſie nicht eindringen und Wurzel faſſen konnten. Aber die vox populi, welche in Sachen des Theaters meiſtens eine wahre vox Dei iſt, übertäubt die einzelnen Seufzer, welche die ſuperfeinen Naturen über die entſetzlichen Unnatürlichkeiten und Abgeſchmacktheiten, die in ſolchen, nach ihrem Begriff, läppiſchen Sachen enthalten, ausſtoßen, und man hat ſogar Beiſpiele, daß, wie hingeriſſen von dem Wahnſinn, der das Volk ergriffen, mancher mitten in ſeinem Jammerthum in ein unmäßiges Lachen ausgebrochen, und dabei verſichert, er könne ſein eigenes Lachen gar nicht begreifen.

Ferdinand. Sollte Tieck nicht der Dichter ſeyn, der, wenn es ihm gefiele, gewiß dem Componiſten romantiſche Opern, ganz nach den Bedingniſſen, die Du aufgeſtellt, ſchreiben würde?

Ludwig. Ganz zuverläſſig, da er ein ächt romantiſcher Dichter iſt; und ich erinnere mich wirklich, eine Oper in Händen gehabt zu haben, die wahrhaft romantiſch angelegt, aber im Stoff überfüllt und zu ausgedehnt war. Wenn ich nicht irre, hieß ſie das Ungeheuer und der bezauberte Wald.

Ferdinand. Du ſelbſt bringſt mich auf eine Schwierigkeit, die ihr dem Operndichter entgegenſtellt. — Ich meine die unglaubliche Kürze, welche ihr uns vorſchreibt. Alle Mühe, dieſe oder jene Situation, den Ausbruch dieſer oder jener Leidenſchaft, recht in bedeutenden Worten aufzufaſſen und darzuſtellen, iſt vergebens; denn alles muß in ein paar Verſen abgethan ſeyn, die ſich noch dazu rückſichtslos nach eurem Gefallen drehen und wenden laſſen ſollen.

Ludwig. Ich möchte ſagen, der Operndichter müſſe, dem Decorations-Maler gleich, das ganze Gemälde nach richtiger Zeichnung, in ſtarken, kräftigen Zügen hinwerfen, und es iſt die Muſik, die nun das Ganze ſo in richtiges Licht und gehörige Perſpective ſtellt, daß Alles lebendig hervortritt, und ſich einzelne, unwillkürlich ſcheinende Pinſelſtriche zu kühn herausſchreitenden Geſtalten vereinen.

Ferdinand. Alſo nur eine Skizze ſollen wir geben, ſtatt eines Gedichts?

Ludwig. Keineswegs. Daß der Operndichter, rückſichtlich der Anordnung, der Oekonomie des Ganzen, den aus der Natur der Sache genommenen Regeln des Drama treu bleiben müſſe, verſteht ſich wohl von ſelbſt: aber er hat es wirklich nöthig, ganz vorzüglich bemüht zu ſeyn, die Scenen ſo zu ordnen, daß der Stoff ſich klar und deutlich vor den Augen des Zuſchauers entwickele. Beinahe ohne ein Wort zu verſtehen, muß der Zuſchauer ſich aus dem, was er geſchehen ſieht, einen Begriff von der Handlung machen können. Kein dramatiſches Gedicht hat dieſe Deutlichkeit ſo im höchſten Grade nöthig, als die Oper, da, ohne dem, daß man bei dem deutlichſten Geſange die Worte doch immer ſchwerer verſteht, als ſonſt, auch die Muſik gar leicht den Zuhörer in andere Regionen entführt, und nur durch das beſtändige Einlenken auf den Punkt, in dem ſich der dramatiſche Effect concentriren ſoll, gezügelt werden kann. Was nun die Worte betrifft, ſo ſind ſie dem Componiſten am liebſten, wenn ſie kräftig und bündig die Leidenſchaft, die Situation, welche dargeſtellt werden ſoll, ausſprechen; es bedarf keines beſondern Schmuckes, und ganz vorzüglich keiner Bilder.

Ferdinand. Aber der Gleichniß-reiche Metaſtaſio?

Ludwig. Ja, der hatte wirklich die ſonderbare Meinung, daß der Componiſt, vorzüglich in der Arie, immer erſt durch irgend ein poetiſches Bild begeiſtert werden müßte. Daher denn auch ſeine ewig wiederholten Anfangsſtrophen: Come una tortorella etc., come spuma in tempesta etc., und es kam auch wirklich oft, wenigſtens im Accompagnement, das Girren des Täubchens, das ſchäumende Meer u. ſ. w. vor.

Ferdinand. Sollen wir uns aber nicht allein des poetiſchen Schmuckes enthalten, ſollen wir auch jedes ferneren Ausmalens intereſſanter Situationen überhoben ſeyn? z. B. der junge Held zieht in den Kampf und nimmt von dem gebeugten Vater, dem alten Könige, deſſen Reich ein ſiegreicher Tyrann in ſeinen Grundveſten erſchüttert, Abſchied, oder ein grauſames Verhängniß trennt den liebenden Jüngling von der Geliebten: ſollen denn nun beide nichts ſagen, als: Lebe wohl?

Ludwig. Mag der erſte noch in kurzen Worten von ſeinem Muth, von ſeinem Vertrauen auf die gerechte Sache reden, mag der Andere noch der Geliebten ſagen: daß das Leben ohne ſie nur ein langſamer Tod ſey: aber auch das einfache Lebewohl wird dem Componiſten, den nicht Worte, ſondern Handlung und Situation begeiſtern müſſen, genug ſeyn, in kräftigen Zügen den innern Seelenzuſtand des jungen Helden oder des ſcheidenden Geliebten zu malen. Um recht in Deinem Beiſpiel zu bleiben: in welchen, bis tief in das Innerſte dringenden Accenten haben ſchon unzähligemal die Italiener das Wörtchen Addio geſungen! Welcher tauſend und abermal tauſend Nuancen iſt der muſikaliſche Ausdruck fähig! Und das iſt ja eben das wunderbare Geheimniß der Tonkunſt, daß ſie da, wo die arme Rede verſiegt, erſt eine unerſchöpfliche Quelle der Ausdrucksmittel öffnet!

Ferdinand. Auf dieſe Weiſe müßte der Operndichter rückſichtlich der Worte nach der höchſten Einfachheit ſtreben, und es würde hinlänglich ſein, die Situation nur auf edle und kräftige Weiſe anzudeuten.

Ludwig. Allerdings: denn wie geſagt, der Stoff, die Handlung, die Situation, nicht das prunkende Wort, muß den Componiſten begeiſtern, und außer den ſogenannten poetiſchen Bildern, ſind alle und jede Reflexionen für den Muſiker eine wahre Mortification.

Ferdinand. Glaubſt Du aber wohl, daß ich es recht lebhaft fühle, wie ſchwer es iſt, nach Deinen Bedingniſſen eine gute Oper zu ſchreiben? Vorzüglich jene Einfachheit der Worte —

Ludwig. Mag euch, die ihr ſo gern mit Worten malt, ſchwer genug werden. Aber wie Metaſtaſio, meines Bedünkens, durch ſeine Opern recht gezeigt hat, wie Operntexte nicht gedichtet werden müſſen, ſo giebt es auch viele italiäniſche Gedichte, die als wahre Muſter recht eigentlicher Geſangtexte aufgeſtellt werden können. Was kann einfacher ſein als Strophen, wie folgende weltbekannte:

Almen se non poss'io
seguir l'amato bene
affetti del cor mio
seguitelo per me!

Wie liegt in dieſen wenigen, einfachen Worten die Andeutung des von Liebe und Schmerz ergriffenen Gemüths, die der Componiſt auffaſſen, und nun in der ganzen Stärke des muſikaliſchen Ausdrucks den innern angedeuteten Seelenzuſtand darſtellen kann. Ja die beſondere Situation, in der jene Worte geſungen werden ſollen, wird ſeine Phantaſie ſo anregen, daß er dem Geſange den individuellſten Charakter giebt. Eben daher wirſt Du auch finden, daß oft die vortrefflichſten Componiſten ſogar herzlich ſchlechte Verſe gar herrlich in Muſik ſetzten. Da war es aber der wahrhaft opernmäßige, romantiſche Stoff, der ſie begeiſterte. Als Beiſpiel führe ich Dir Mozarts Zauberflöte an.

Ferdinand war im Begriff zu antworten, als auf der Straße dicht vor den Fenſtern der Generalmarſch geſchlagen wurde. Er ſchien betroffen, Ludwig drückte tief ſeufzend des Freundes Hand an ſeine Bruſt. „Ach Ferdinand, theurer, innig geliebter Freund! rief er aus: was ſoll aus der Kunſt werden in dieſer rauhen ſtürmiſchen Zeit? Wird ſie nicht, wie eine zarte Pflanze, die vergebens ihr welkes Haupt nach den finſtern Wolken wendet, hinter denen die Sonne verſchwand, dahinſterben? — Ach Ferdinand, wo iſt die goldene Zeit unſerer Jünglingsjahre hin. Alles Beſſere geht unter in dem reißenden Strom, der die Felder verheerend dahinſtürzt; aus ſeinen ſchwarzen Wellen blicken blutige Leichname hervor, und in dem Grauſen, das uns ergreift, gleiten wir aus — wir haben keine Stütze — unſer Angſtgeſchrei verhallt in der öden Luft — Opfer der unbezähmbaren

Muth ſinken wir rettungslos hinab!“ — Ludwig ſchwieg, in ſich verſunken. Ferdinand ſtand auf; er nahm Säbel und Kaskett; wie der Kriegsgott zum Kampf gerüſtet, ſtand er vor Ludwig, der ihn verwundernd anblickte. Da überflog eine Glut Ferdinands Geſicht; ſein Auge erſtrahlte in brennendem Feuer, und er ſprach mit erhöhter Stimme: „Ludwig, was iſt aus Dir geworden; hat die Kerkerluft, die Du hier ſo lange eingeathmet haben magſt, denn ſo in Dich hineingezehrt, daß Du krank und ſiech nicht mehr den glühenden Frühlingshauch zu fühlen vermagſt, der draußen durch die, in goldner Morgenröthe erglänzenden Wolken ſtreicht? — In träger Unthätigkeit ſchwelgten die Kinder der Natur, und die ſchönſten Gaben, die ſie ihnen bot, achteten ſie nicht, ſondern traten ſie in einfältigem Muthwillen mit Füßen. Da weckte die zürnende Mutter den Krieg, der im duftenden Blumengarten lange geſchlafen. Der trat, wie ein eherner Rieſe, unter die Verwahrloſten, und vor ſeiner ſchrecklichen Stimme, von der die Berge wiederhallten, fliehend, ſuchten ſie den Schutz der Mutter, an die ſie nicht mehr geglaubt hatten. Aber mit dem Glauben kam auch die Erkenntniß: nur die Kraft bringt das Gedeihen — dem Kampfe entſtrahlt das Göttliche, wie dem Tode das Leben! — Ja, Ludwig, es iſt eine verhängnißvolle Zeit gekommen, und wie in der ſchauerlichen Tiefe der alten Sagen, die, gleich in ferner Dämmerung wunderbar murmelnden Donnern, zu uns herübertönen, vernehmen wir wieder deutlich die Stimme der ewig waltenden Macht — ja ſichtbarlich in unſer Leben ſchreitend, erweckt ſie in uns den Glauben, dem ſich das Geheimniß unſers Seins erſchließt. — Die Morgenröthe bricht an und ſchon ſchwingen ſich begeiſterte Sänger in die duftigen Lüfte und verkünden das Göttliche, es im Geſange lobpreiſend. Die goldnen Thore ſind geöffnet und in Einem Strahl entzünden Wiſſenſchaft und Kunſt das heilige Streben, das die Menſchen zu einer Kirche vereinigt. Drum, Freund, den Blick aufwärts gerichtet — Muth — Vertrauen — Glauben!“ — Ferdinand drückte den Freund an ſich. Dieſer nahm das gefüllte Glas: „Ewig verbunden zum höhern Sein im Leben und Tode!“ „Ewig verbunden zum höhern Sein im Leben und Tode!“ wiederholte Ferdinand, und in wenig Minuten trug ihn ſein flüchtiges Roß ſchon zu den Schaaren, die in wilder Kampfluſt hoch jubelnd dem Feinde entgegenzogen.

Die Freunde fühlten ſich tief bewegt. Jeder gedachte der Zeit, als der Druck des feindſeligſten Verhängniſſes auf ihm laſtete und aller Lebensmuth dahin zu ſterben, unwiederbringlich verloren zu ſeyn ſchien. — Wie dann durch die finſtern Wolken die erſten Strahlen des ſchönen Hoffnungsſterns brachen, der immer heller und herrlicher aufging erquickend und zum neuen Leben ſtärkend. — Wie im freudigen Kampf ſich alles jauchzend regte und bewegte. — Wie den Muth — den Glauben, der herrliche Sieg krönte! —

In der That, ſprach Lothar, jeder von uns hat wohl in ſich ſelbſt hinein geſprochen auf dieſelbe Weiſe, wie es der ſentimentaliſche Ferdinand that, und wohl uns, daß das bedrohliche Gewitter, das über unſern Häuptern donnerte, ſtatt uns zu vernichten, uns nur geſtärkt hat und erkräftigt, wie ein tüchtiges Schwefelbad. Es iſt mir ſo, als fühle ich erſt jetzt unter Euch meine vollkommene Geſundheit und neue Luſt, mich nun, da jenes Gewitter ſich ganz verzogen, wieder recht zu rühren in Kunſt und Wiſſenſchaft. Theodor thut das, wie ich weiß, recht tapfer, er ergiebt ſich nun wieder ganz und gar der alten Muſik, wobei er denn doch das Dichten ganz und gar nicht verſchmäht, weshalb ich glaube, daß er uns nächſtens mit einer trefflichen Oper, die ihm, was Gedicht und Muſik betrifft, ganz allein angehört, überraſchen wird. Alles, was er ſophiſtiſcher Weiſe über die Unmöglichkeit ſelbſt eine Oper zu dichten und zu componiren, vorgebracht, mag recht plauſibel klingen, es hat mich aber nicht überzeugt.

Ich bin, ſprach Cyprian, der entgegengeſetzten Meinung. Doch laſſen wir den unnützen Streit, der um ſo unnützer iſt, als Theodor, leuchtet ihm jene Möglichkeit, die er beſtreitet, ein, der erſte ſeyn wird, der ſie mit der That beweiſet. — Viel beſſer, wenn Theodor ſein Pianoforte öffnet, und, nachdem er uns mit ganz artigen Erzählungen ergötzt, uns auch von ſeinen neueſten Compoſitionen irgend etwas zum Beſten giebt.

Oefters, nahm Theodor das Wort, öfters hat mir Cyprian vorgeworfen, daß ich zu ſehr an der Form hänge, daß ich jedes Gedicht verwerfe, welches ſich nicht in die gewöhnlichſten Formen der Muſik einſchachteln läßt. Ich beſtreite das und will es jetzt dadurch beweiſen, daß ich ein Gedicht in Muſik zu ſetzen unternommen, welches auf eine von jeder gewöhnlichen Art, von jeder verbrauchten Form abweichende Behandlung Anſpruch macht. Ich meine nichts anders, als den Nachtigallſang aus der Genoveva des Maler Müller. Alle ſüße Schwermuth, aller Schmerz, alle Sehnſucht, alle geiſterhafte Ahnung des von hoffnungsloſer Liebe zerriſſenen Herzens liegt in den Worten dieſes herrlichen Gedichts. Kommt nun noch hinzu, daß die Verſe einen alterthümlichen recht ins Herz dringenden Charakter tragen, ſo glaube ich, daß die Compoſition ohne allen Prunk irgend eines begleitenden Inſtruments bloß für Singſtimmen in dem Styl des alten Aleſſandro Scarlatti oder des ſpätern Benedetto Marcello gehalten ſeyn müſſe. Das ganze Werk iſt fertig im Innern, aber nur den Anfang ſchrieb ich auf, habt Ihr nun die Muſik, das Singen nicht ganz bei Seite geſtellt, habt Ihr noch den Nutzen unſerer ergötzlichen Uebungen, nach unſichtbaren Noten zu ſingen, und trefft ihr noch wacker, ſo möchte ich wohl, daß wir das, was ich von dem Gedicht aufgeſchrieben, abſängen.

Ha! — rief Ottmar, ich erinnere mich wohl jener Uebung, die Du meinſt, mit dem Singen nach unſichtbaren Noten. — Du zeigteſt die Accorde aus den Taſten des Pianofortes ohne ſie anzuſchlagen, und jeder gab den Ton der ihm zugetheilten Stimme an ohne ihn vorher auf dem Inſtrumente zu hören. Denen, die jene Operation des Bezeichnens der Taſten nicht bemerkten, war es unbegreiflich, wie wir aus dem Stegreif mehrſtimmige Sachen ſingen konnten und für die, die das Talent haben, ſich höchlich zu verwundern, iſt das Ding auch wirklich eine ergötzliche muſikaliſche Gaukelei. — Ich für mein Theil ſinge noch immer wie ſonſt meinen mittelmäßigen feurigen Bariton und habe eben ſo wenig das Treffen verlernt als Lothar, der mit ſeinem Baß noch immer tüchtige Fundamente legt, auf denen Tenoriſten, wie Du und Cyprian, mit Sicherheit in die Höhe bauen können.

Für den ſchönen, weichen Tenor meines Cyprian, ſprach Theodor, iſt nun mein Werk ganz und gar geeignet, ihm theile ich daher die erſte Tenorſtimme zu, indem ich ſelbſt die zweite übernehme. Ottmar, der immer die Noten tüchtig traf, mag den erſten, Lothar aber den zweiten Baß ſingen, doch bei Leibe nicht brummen, ſondern die Töne leiſe und zart tragen, wie es der Charakter des Stücks erfodert. — Theodor ſchlug auf dem Pianoforte einige einleitende Accorde an, dann begannen die vier Stimmen in langen gehaltenen Tönen den Chor aus dem As dur:

Klarer Liebesſtern
Du leuchteſt fern und fern
Am blauen Himmelsbogen.
Dich rufen wir heut Alle an
Wir ſind der Liebe zugethan.
Die hat uns ganz und gar zu ſich gezogen.

Die beiden Tenore traten nun im Duett F moll ein:

Still und hehr die Nacht,
Des Himmels Augen-Pracht
Hat nun den Reihn begangen.
Schweb hoch hinauf wie Glockenklang
Der Liebe ſanfter Nachtgeſang
Klopf' an die Himmelspfort' mit brünſtigem Verlangen.

Der Geſang hatte ſich bei den Worten: Schweb hoch ꝛc. nach Des dur gewandt, in B moll begannen Lothar und Ottmar:

Die ihr dort oben brennt
Und keuſche Flammen kennt,
Ihr Heiligen mit reinen Zungen
Ach benedeiet unſer Herz.
Wir dulden — dulden bittern Schmerz.
Wir haben ſchon gerungen.

Nun ſangen die vier Stimmen in F dur:

Klopft ſanft mit beiden Flügeln an,
Klopft ſanft und Euch wird aufgethan! —

Alle, Lothar, Ottmar und Cyprian fühlten ſich von Theodors in der That wundervoll ganz im einfachen ins Innerſte dringenden Styl der alten Meiſter gehaltner Muſik tief ergriffen. Die Thränen ſtanden ihnen in den Augen, ſie umarmten den herz- und gemüthreichen Tonſetzer, ſie drückten ihn an ihre Bruſt. Die Mitternachtsſtunde ſchlug. — Gebenedeit, rief Lothar, ſey unſer Wiederfinden! — O der herrlichen Serapions-Verwandtſchaft, die uns mit einem ewigen Band umſchlingt! — Ja, du trefflicher Serapions-Clubb, grüne und blühe immerdar! — ſo wie heute wollen wir uns fortan auf allerlei geiſtreiche Weiſe jedem Zwange fremd, erquicken und erheben, zunächſt aber über acht Tage uns wieder hier bei unſerm Theodor einfinden.

Darauf gaben ſich die Freunde, als ſie ſchieden, das Wort.

Zweiter Abſchnitt.

Es ſchlug ſieben Uhr. Mit Ungeduld erwartete Theodor die Freunde. Endlich trat Ottmar hinein. Eben, ſprach er, war Leander bei mir, er hielt mich auf bis jetzt. Ich verſicherte, wie leid es mir thäte, daß mich ein unaufſchiebbares Geſchäft abrufe. Er wollte mich begleiten bis an den Ort meiner Beſtimmung, mit Mühe entſchlüpfte ich ihm in der finſtern Nacht. Recht gut mocht' er wiſſen, daß ich zu Dir ging, ſeine Abſicht war mit herzukommen. Und, fiel Theodor ein, und Du brachteſt ihn nicht zu mir? Er wäre willkommen geweſen. — Nein, erwiederte Ottmar, nein mein lieber Freund Theodor, das ging nun ganz und gar nicht an. Fürs erſte getraue ich mir nicht ohne die Zuſtimmung ſämmtlicher Serapions-Brüder einen Fremden, oder da Leander gerade kein Fremder zu nennen, überhaupt einen Fünften einzuführen. Dann iſt es aber auch mit Leander eine mißliche Sache worden durch Lothars Schuld. — Lothar hat mit ihm, nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe, mit Begeiſterung von unſerm herrlichen Serapions-Clubb geſprochen. Er hat mit vollen Backen die vortreffliche Tendenz, das ſerapiontiſche Prinzip gerühmt, und nichts weniger verſichert, als daß wir immer jenes Prinzip im Auge, an uns ſelbſt untereinander bildende Hand legen und ſo uns zu allerlei ſublimen Werken entzünden würden. Da fing nun Leander an, längſt ſey eine ſolche Verbindung mit litterariſchen Freunden ſein innigſter Wunſch geweſen, und er hoffe, wollten wir ihm den Beitritt nicht verſagen, ſich als höchſt würdiger Serapions-Bruder zu beweiſen. — Vieles, vieles habe er in Petto. — Bei dieſen Worten machte er eine unwillkührliche Bewegung mit der Hand nach der Rocktaſche. Sie war dick aufgeſchwollen, und zu meinem nicht geringen Schreck bemerkte ich, daß es mit der andern Taſche derſelbe Fall war. Beide ſtrotzten von

Manuſcripten, ja ſelbſt aus der Buſentaſche ragten bedrohliche Papiere hervor. —

Ottmar wurde durch Lothar unterbrochen, der geräuſchvoll eintrat und dem Cyprian folgte. Eben, ſprach Theodor, zog eine kleine Gewitterwolke auf über unſern Serapions-Clubb, Ottmar hat ſie aber geſchickt abgeleitet. Leander wollte uns heimſuchen, er iſt dem armen Ottmar nicht vom Leibe gegangen, bis dieſer ſich durch heimliche Flucht in der finſtern Nacht gerettet.

Wie, rief Lothar, warum hat Ottmar meinen lieben Leander nicht hergebracht? Er iſt verſtändig — geiſtreich — witzig — wer taugt beſſer zu uns Serapions-Brüdern? — So biſt Du nun einmal Lothar, nahm Ottmar das Wort. Du bleibſt Dir immer gleich, indem Du ewig die Meinung wechſelnd, immer die Oppoſition bildeſt. Hätte ich Leander wirklich hergebracht, von wem hätte ich bittere Vorwürfe hören müſſen, als eben von Dir! — Du nenneſt Leander verſtändig, geiſtreich, witzig, er iſt das alles, ja noch mehr! — Alles, was er produzirt, hat eine gewiſſe Ründe und Vollendung, die von geſunder Kritik, ſcharfſinnigem Urtheil zeigt! — Aber! — Fürs erſte, denk ich, kann niemandem weniger unſer ſerapiontiſches Prinzip innwohnen als eben unſerm Leander. Alles, was er ſchafft, hat er gedacht, reiflich überlegt, erwogen, aber nicht wirklich geſchaut. Der Verſtand beherrſcht nicht die Phantaſie, ſondern drängt ſich an ihre Stelle. Und dabei gefällt er ſich in einer weitſchichtigen Breite, die, wenn auch nicht dem Leſer, doch dem Zuhörer unerträglich wird. Werke von ihm, denen man Geiſt und Verſtand durchaus nicht abſprechen kann, erregen, lieſt er ſie vor, die tödtlichſte Langeweile.

Ueberhaupt, unterbrach Cyprian den Freund, überhaupt iſt es mit dem Vorleſen ein eignes Ding. Ich meine rückſichtlich der Werke, die dazu taugen. Es ſcheint, als ob außer dem lebendigſten Leben durchaus nur ein geringer Umfang des Werks dazu erfordert werde.

Dies kommt daher, nahm Theodor das Wort, weil der Vorleſer durchaus nicht förmlich deklamiren darf, dies iſt nach bekannter Erfahrung unausſtehlich, ſondern die wechſelnden Empfindungen, wie ſie aus den verſchiedenen Momenten der Handlung hervorgehen, nur mäßig andeutend im ruhigen Ton bleiben muß, dieſer Ton aber wieder auf die Länge eine unwiderſtehliche narkotiſche Kraft übt.

Meines Bedünkens, ſprach Ottmar, muß die Erzählung, das Gedicht, was im Vorleſen wirken ſoll, ſich ganz dem dramatiſchen nähern, oder vielmehr ganz dramatiſch ſeyn. Aber wie kommt es denn nun wieder, daß die mehreſten Komödien und Tragödien ſich durchaus gar nicht vorleſen laſſen, ohne Widerwillen zu erregen und gräßliche Langeweile.

Eben, erwiederte Lothar, weil ſie ganz undramatiſch ſind, oder weil auf den perſönlichen Vortrag des Schauſpielers auf dem Theater gerechnet werden und das Gedicht ſo kraftlos und ſchwächlich iſt, daß es an und für ſich ſelbſt in dem Zuhörer kein farbigt Bild mit lebendigen Figuren hervorzurufen vermag, das ihm Theater und Schauſpieler reichlich erſetzt. — Aber wir kommen ab von unſerm Leander, von dem ich Ottmars Widerſpruch unerachtet noch immer keck behaupte, daß er in unſern Kreis aufgenommen zu werden verdient.

Recht gut, ſprach Ottmar, aber erinnere Dich, liebſter Lothar, doch nur gefälligſt an alles das, was Dir ſchon mit Leander geſchehen? — Wie er Dich einmal mit einem dicken — dicken dramatiſchen Gedicht verfolgte und Du ihm immer auswichſt, bis er Dich und mich zu ſich einlud und uns bewirthete mit auserleſenen Speiſen und köſtlichem Wein, um uns nur ſein Gedicht beizubringen. Wie ich zwei Acte treulich aushielt und mich rüſtete zum dritten, wie Du aber ungeduldig auffuhrſt und ſchwurſt, Dir ſey übel und weh, und den armen Leander ſitzen ließeſt mit ſammt ſeinen Speiſen und ſeinem Wein. — Erinnere Dich, wie Leander Dich beſuchte, wenn mehrere Freunde zugegen. Wie er dann und wann mit Papieren in der Taſche rauſchte und mit ſchlauen Blicken umherſah, damit nur einer ſagen ſollte: Ei, Sie haben Uns gewiß etwas ſchönes mitgebracht, lieber Herr Leander! Wie Du aber insgeheim uns Alle um Gotteswillen bateſt doch nur auf jenes bedrohliche Rauſchen nicht zu achten und ſtill zu ſchweigen. Erinnere Dich, wie Du den guten Leander, der immer ein Trauerſpiel im Buſen trug, immer bewaffnet, immer ſchlagfertig, wie Du ihn verglichſt mit Meros der zum Tyrannen ſchleicht, den Dolch im Buſen! — Wie er einmal, als Du ihn hatteſt einladen müſſen, eintrat mit einem dicken Manuſcript in der Hand, daß uns allen Muth und Laune ſank. Wie er dann aber mit ſüßem Lächeln verſicherte nur ein Stündchen könnte er bei uns bleiben, da er früher der und der Madam verſprochen bei ihr Thee zu trinken und ihr ſein neueſtes Heldengedicht in zwölf Geſängen vorzuleſen. Wie wir alle

Athem ſchöpften eines ſchweren Faß entnommen, wie wir, als er das Zimmer verlaſſen, einſtimmig riefen: Ach die arme Madam! — die arme unglückliche Madam! —

Höre auf, rief Lothar, höre auf Freund Ottmar, alles, deſſen Du erwähnſt, hat ſich in der That begeben, aber unter uns Serapions-Brüdern kann ſo etwas nicht geſchehen. Bilden wir nicht eine tüchtige Oppoſition gegen alles, was unſerm Grundprinzip widerſtrebt? — Ich wette, Leander würde ſich dieſem Prinzip fügen.

Glaube das ja nicht, lieber Lothar, ſprach Ottmar. Leander hat das mit vielen eitlen Dichtern und Schriftſtellern gemein, daß er nicht hören mag, eben deshalb aber nur allein leſen, nur allein ſprechen will. Mit aller Gewalt würde er dahin trachten, unſere Abende ganz auszufüllen mit ſeinen endloſen Werken, jeden Widerſtand ſehr übel vermerken, ſo aber alle Gemüthlichkeit zerſtören, die das ſchönſte Band iſt, das Uns verknüpft. — Er ſprach heute ſogar von gemeinſchaftlicher litterariſcher Arbeit, die wir zuſammen unternehmen wollten! — Damit würd' er uns nun vollends ganz entſetzlich plagen! —

Ueberhaupt, nahm Cyprian das Wort, iſt es mit dem gemeinſchaftlichen Arbeiten ein mißliches Ding. Vollends unausführbar ſcheint es, wenn mehrere ſich vereinen wollen zu einem und demſelben Werk. Gleiche Stimmung der Seele, tiefes Hineinſchauen, Auffaſſen der Ideen, wie ſie ſich aufeinander erzeugen, ſcheint unerläßlich, ſoll nicht, ſelbſt bei verabredetem Plan verworrenes, barockes Zeug herauskommen. Ich denke eben an etwas ſehr luſtiges in dieſer Art. — Vor einiger Zeit beſchloſſen vier Freunde, zu denen ich auch gehörte, einen Roman zu ſchreiben, zu dem ein jeder nach der Reihe die einzelnen Kapitel liefern ſollte. Der eine gab als Saamenkorn, aus dem alles hervorſchießen und hervorblühen ſollte, den Sturz eines Dachdeckers vom Thurme herab an, der den Hals bricht. In demſelben Augenblick gebährt ſeine Frau vor Schreck drei Knaben. Das Schickſal dieſer Drillinge, ſich in Wuchs, Stellung, Geſicht u. ſ. w. völlig gleich, ſollte im Roman verhandelt werden. Ein weiterer Plan wurde nicht verabredet. Der andere fing nun an und ließ im erſten Kapitel von dem Einen der Helden des Romans von einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft ein Stück aufführen, in dem er ſehr geſchickt und auf herrliche geniale Weiſe den ganzen Gang, den die Geſchichte wohl nehmen könnte, angedeutet hatte. Hieran mußten ſich nun alle halten und ſo wäre jenes Kapitel ein ſinnreicher Prolog des Ganzen geworden. Statt deſſen erſchlug der erſte (der Erfinder des Dachdeckers) im zweiten Kapitel die wichtigſte Perſon, die der zweite eingeführt, ſo daß ſie wirkungslos ausſchied, der dritte ſchickte die Schauſpieler-Geſellſchaft nach Polen und der vierte ließ eine wahnſinnige Hexe mit einem weiſſagenden Raben auftreten und erregte Grauen ohne Noth, ohne Beziehung. — Das Ganze blieb nun liegen! —

Ich kenne, ſprach Theodor, ich kenne ein Buch, das auch von mehreren Freunden unternommen, aber nicht vollendet wurde. Es iſt mit Unrecht nicht viel in die Welt gekommen, vielleicht weil der Titel nichts verſprach oder weil nöthige Empfehlung mangelte. Ich meine Carls Verſuche und Hinderniſſe*). Der erſte Theil, welcher nur ans Licht getreten, iſt eins der witzigſten, geiſtreichſten und lebendigſten Bücher, die mir jemals vorgekommen. Merkwürdig iſt es, daß darin nicht allein mehrere bekannte Schriftſteller, wie z. B. Johannes Müller, Jean Paul u. a. ſondern auch von Dichtern geſchaffene Perſonen, wie z. B. Wilhelm Meiſter nebſt ſeinem Söhnlein u. a. in ihrer eigenthümlichſten Eigenthümlichkeit auftreten.

Ich kenne, ſprach Cyprian, ich kenne das Buch, von dem Du ſprichſt, es hat mich gar ſehr ergötzt und ich erinnere mich noch daraus, daß Jean Paul zu einem dicken Manne, den er auf einem Felde im Schweiß ſeines Angeſichts Erdbeeren pflückend antrifft, ſpricht: Die Erdbeeren müſſen recht ſüß ſeyn, da Sie es ſich ſo ſauer darum werden laſſen! — Doch wie geſagt, das Zuſammentreten zu einem Werk bleibt ein gewagtes Ding. Herrlich iſt dagegen die wechſelſeitige Anregung wie ſie wohl unter gleichgeſtimmten poetiſchen Freunden ſtatt finden mag und die zu dieſem, jenem Werk begeiſtert.

Eine ſolche Anregung, nahm Ottmar das Wort, verdanke ich unſerm Freunde Severin, der, iſt er nur erſt, wie zu erwarten ſteht, hier angekommen, ein viel beſſerer Serapions-Bruder ſeyn wird als Leander. — Mit Severin ſaß ich im Berliner Thiergarten, als ſich das vor unſern Augen zutrug, was den Stoff hergab zu der Erzählung, die ich unter dem Titel: Ein Fragment aus dem Leben dreier

---

*) Einen Roman der im Jahr 1808 im Verlage der Realſchulbuchhandlung zu Berlin erſchien.

Freunde aufſchrieb und die ich mitgebracht habe um ſie euch vorzuleſen. Als nehmlich, wie Ihr nachher vernehmen werdet, das ſchöne Mädchen das ihr heimlich zugeſteckte Brieflein mit Thränen in den Augen las, warf mir Severin leuchtende Blicke zu und flüſterte: das iſt etwas für Dich Ottmar! — Deine Phantaſie muß die Fittige regen! — ſchreibe nur gleich hin, was es für eine Bewandtniß hat mit dem Mädchen, dem Brieflein und den Thränen! — Ich that das! —

Die Freunde ſetzten ſich an den runden Tiſch, Ottmar zog ein Manuſcript hervor und las:

Ein Fragment

aus dem Leben dreier Freunde.

Am zweiten Pfingſttag war das ſogenannte Weberſche Zelt, ein öffentlicher Ort im Berliner Thiergarten, von Menſchen allerlei Art und Gattung ſo überfüllt, daß Alexander nur durch unabläſſiges Rufen und Verfolgen dem verdrießlichen, durch die Menge hin und hergedrängten Kellner einen kleinen Tiſch abzutrotzen vermochte, den er unter die ſchönen Bäume hinten heraus, auf den Platz am Waſſer ſtellen ließ und woran er mit ſeinen beiden Freunden Severin und Marzell, die unterdeſſen, nicht ohne ſtrategiſche Künſte, Stühle erbeutet, in der gemüthlichſten Stimmung von der Welt ſich hin ſetzte. Erſt ſeit wenigen Tagen hatte jeder ſich in Berlin eingefunden, Alexander aus einer entfernten Provinz, um die Erbſchaft einer alten Tante, die unverheirathet geſtorben, in Empfang zu nehmen, Marzell und Severin, um die Civilverhältniſſe wieder anzuknüpfen, die ſie, den eben beendigten Feldzug mitmachend, ſo lange aufgegeben. Heute wollten ſie ſich des Wiederſehens und Wiederfindens recht erfreuen, und, wie es zu geſchehen pflegt, nicht der Ereignißreichen Vergangenheit, nein! des nächſten Augenblicks, des eben beſtehenden Thuns und Treibens im Leben wurde zuerſt gedacht. „Wahrhaftig, ſprach Alexander, indem er die dampfende Kaffeekanne ergriff und den Freunden einſchenkte, wahrhaftig, wenn Ihr mich ſehen ſolltet, in der abgelegenen Wohnung der verſtorbenen Tante, wie ich Morgens in finſtern Schweigen pathetiſch die hohen mit düſtern Tapeten behängten Zimmer durchwandle, wie dann Jungfer Anne, die Haushälterin der Seeligen, ein kleines geſpenſtiſches Weſen, hineinkeucht und hüſtelt, die zinnernen Präſentirteller mit dem Frühſtück in den zitternden Armen tragend, das ſie mit einem ſeltſamen rückwärts ausgleitenden Knix auf den Tiſch ſtellt, und dann ohne ein Wort zu reden ſeufzend und auf zu weiten Pantoffeln ſchlarrend, wie das Bettelweib von Lokarno, ſich weg begiebt; wie Kater und Mops, mich mit ungewiſſen Blicken von der Seite anſchielend, ihr folgen, wie ich dann allein von einem melancholiſchen Papagey angeſchnurrt, von nickenden Pagoden dumm angelächelt, eine Taſſe nach der andern einſchlürfe, und kaum wage, das jungfräuliche Gemach, in dem ſonſt nur Bernſtein- und Maſtix-Opfer galten, durch ſchnöden Tabacksqualm zu entweihen — ja wenn Ihr mich ſo ſehen ſolltet, Ihr müßtet mich durchaus was weniges für verhext, für eine Art Merlin halten. Ich kann Euch ſagen, daß nur die leidige Bequemlichkeit, die Ihr ſchon ſo oft mir vorwarfet, daran Schuld iſt, daß ich gleich, ohne mich nach einer andern Wohnung umzuſehen, in das öde Haus der Tante zog, das die pedantiſche Gewiſſenhaftigkeit des Teſtamentvollziehers zu einem recht unheimlichen Aufenthalt gemacht hat. So wie die wunderliche Perſon, die ich kaum gekannt, es verordnete, blieb alles bis zu meiner Ankunft in unverändertem Zuſtande. Neben dem in ſchneeweißen Linnen und meergrüner Seide prangenden Bette, ſteht noch das kleine Tabouret, auf dem, wie ſonſt, das ehrbare Nachtkleid mit der ſtattlichen vielbebänderten Haube liegt, unten ſtehen die grandioſen geſtickten Pantoffeln und eine ſilberne hellpolirte Sirene als Henkel irgend eines unentbehrlichen Geſchirrs funkelt unter der mit weißen und bunten Blumen beſtreuten Bettdecke hervor. Im Wohnzimmer liegt die unvollendete Nätherei, die die Selige kurz vor ihrem Hinſcheiden unternahm, Arndts wahres Chriſtenthum aufgeſchlagen daneben; was aber für mich wenigſtens das Unheimliche und Grauliche vollendet, iſt, daß in eben demſelben Zimmer das lebensgroße Bild der Tante hängt, wie ſie ſich vor fünf und dreißig bis vierzig Jahren in vollem Brautſchmuck malen ließ und daß, wie mir die Jungfer Anne unter vielen Thränen erzählt hat, ſie in eben dieſem vollſtändigen Brautſchmuck begraben worden iſt.“ „Welch eine eigne Idee,“ ſprach Marzell, „die aber ſehr nahe liegt,“ fiel ihm Severin ins Wort, „da verſtorbene Jungfrauen Chriſtusbräute ſind, und ich hoffe, daß niemand ſo ruchlos ſeyn wird, dieſen auch der bejahrten Jungfrau geziemenden frommen Glauben zu belächeln, wiewohl ich nicht verſtehe, warum ſich die Tante früher gerade als Braut malen ließ.“ „So wie mir erzählt worden, nahm Alexander das Wort, war die Tante einmal wirklich verſprochen, ja, der Hochzeittag war da, und ſie erwartete in vollem Brautſchmuck den Bräutigam, der aber ausblieb, weil er für gut gefunden hatte, mit einem Mädchen, die er früher geliebt, an demſelben Tage die Stadt zu verlaſſen. Die Tante zog ſich das ſehr zu Gemüthe und ohne im mindeſten verwirrten Verſtandes zu ſeyn, feierte ſie von Stund an den Tag des verfehlten Eheſtandes auf eigne Weiſe. Sie legte nämlich früh Morgens den vollſtändigen Brautſtaat an, ließ, wie es damals geſchehen, in dem ſorgfältig gereinigten Putzzimmer ein kleines, mit vergoldetem Schnitzwerk verziertes Nußbaum-Tiſchchen ſtellen, darauf Chokolade, Wein und Gebackenes für zwei Perſonen ſerviren und harrte, indem ſie ſeufzend und leiſe klagend im Zimmer auf- und abging, bis zehn Uhr Abends des Bräutigams. Dann betete ſie eifrig, ließ ſich entkleiden und ging ſtill in ſich gekehrt zu Bette.“ „Das kann nun,“ ſprach Marzell, „mich bis in das Innerſte rühren. Weh' dem Treuloſen, der der Armen dieſen nie zu verwindenden Schmerz bereitete.“ „Die Sache, erwiederte Alexander, hat eine Kehrſeite. Den Mann, den Du treulos ſchiltſt, und der es bleibt, mochte er auch Gründe dazu haben wie er wollte, warnte doch wohl zuletzt ein guter Genius, oder wenn Du willſt, ein beſſerer Sinn wurde Meiſter über ihn. Er hatte nur nach der Tante ſchnödem Mammon getrachtet, denn er wußte, daß ſie herrſchſüchtig, zänkiſch, geizig, kurz ein arger Quälgeiſt war.“

„Mag das ſeyn, ſprach Severin, indem er die Pfeife auf den Tiſch legte und mit über einander geſchränkten Armen ſehr ernſt und nachdenklich vor ſich hinſchaute, mag das ſeyn, aber konnte denn die ſtille rührende Todtenfeier, die reſignirte, nur ins Innere hineintönende Klage um den Treuloſen anders, als aus einem tiefen, zarten Gemüthe kommen, dem jene irdiſchen Gebrechen, wie Du ſie der armen Tante vorwirfſt, fremd ſeyn müſſen? Ach! wohl oft mag jene Verbitterung, der wir, hart im Leben angegriffen, kaum zu widerſtehen vermögen, wohl oft mag ſie mißgeſtaltet hervorgetreten ſeyn, daß es auf alles, was die Alte umgab, ſo verſtörend wirkte; aber ein Jahr voll Plage hätte jener wiederkehrende fromme Tag für mich wenigſtens gut gemacht.“ Ich gebe Dir Recht, Severin, ſprach Marzell;

die alte Tante, der der Herr eine fröhliche Urſtänd geben möge, kann nicht ſo böſe geweſen ſeyn, wie Alexander, doch nur von Hörenſagen, behauptet. Mit im Leben und durch das Leben verbitterten Perſonen mag ich indeſſen auch nicht viel zu thun haben; und es iſt beſſer, daß Freund Alexander ſich an der Geſchichte von der Hochzeits-Todtenfeier der Alten erbaut und die gefüllten Kiſten und Kaſten durchſtöbert, oder das reiche Inventarium beäugelt, als daß er die verlaſſene Braut lebendig im Brautſchmuck des Geliebten harrend, um ihren Chokoladentiſch wandeln ſieht. Heftig ſetzte Alexander die Taſſe Kaffee, die er an den Mund gebracht, ohne zu trinken wieder auf den Tiſch, und rief, indem er die Hände zuſammenſchlug: Herr des Himmels! bleibe mir weg mit ſolchen Gedanken und Bildern, es iſt mir wahrhaftig hier im lieben hellen Sonnenſchein ſo zu Muthe, als werde mitten aus jener Gruppe von jungen Mädchen dort die alte Tante im Brautſchmuck recht geſpenſtiſch hervorgucken. Dieſes grauliche Gefühl, ſprach Severin leiſe lächelnd, und die kleinen blauen Wölkchen aus der Pfeife, die er wieder genommen, ſchnell weghauchend, dieſes grauliche Gefühl iſt die gerechte Strafe Deines Frevels, da Du von der Seligen, die Dir im Tode Gutes erzeigt, ſchlecht geſprochen. Wißt Ihr wohl, Leute, fing Alexander wiederum an, wißt Ihr wohl, daß es mir ſcheint, als wäre die Luft in meiner Wohnung ſo von dem Geiſt und Weſen der alten Jungfer imprägnirt, daß man nur ein paarmal vier und zwanzig Stunden drinn geweſen ſein darf, um ſelbſt etwas davon wegzubekommen? Marzell und Severin ſchoben in dem Augenblick ihre leere Taſſen Alexandern hin, der mit Geſchicklichkeit und Umſicht den Zucker in gehörigem Verhältniß vertheilte, eben ſo mit Kaffee und Milch verfuhr und alſo weiter ſprach: Schon daß mir das meiner Art und Weiſe ganz fremde Talent des Kaffee-Einſchenkens mit einem Mal zugekommen; daß ich, als gält' es der Uebung meines Berufs, gleich die Kanne ergriff, daß ich des geheimen Verhältniſſes der Süße und der Bitterkeit mächtig bin, daß ich kein Tröpfchen vergieße, ſchon das muß Euch, Ihr Leute! beſonders und geheimnißvoll vorkommen, aber Ihr werdet noch mehr erſtaunen, wenn ich Euch ſage, daß ſich bei mir ein beſonderes Wohlgefallen an blankgeſcheuertem Zinn und Kupfer, an Linnen, an ſilberner Geräthſchaft, an Porcellain und Gläſern, kurz an einer eingerichteten Wirthſchaft, wie ſie im Nachlaß der Tante vorhanden, eingefunden hat. Ich ſchaue das alles mit einer gewiſſen Behaglichkeit an, und mir iſt es plötzlich ſo, als ſey es hübſch, mehr zu beſitzen, als ein Bett, einen Tiſch, einen Schemel, einen Leuchter und ein Tintenfaß! — Mein Herr Teſtamentsvollzieher lächelt und meint, ich dürfe nun nach gerade heirathen, ohne mich um etwas anders zu bekümmern, als um die Braut und um den Prediger. Im Herzen, meint er denn nun wohl weiter, daß die Braut nicht weit zu ſuchen ſeyn dürfte. Er hat nämlich ſelbſt ein Töchterlein, ein ganz kleines putziges Ding mit großen Augen, die noch kindlich und kindiſch thut, wie Gurli mit naiven Redensarten um ſich wirft und herumhüpft wie eine Bachſtelze. Das mag nun vor ſechszehn Jahren ihr, vermöge der kleinen Elfenfigur, recht gut geſtanden haben, aber jetzt im zwei und dreißigſten Jahre wird einem ganz bange und unheimlich dabei. Ach, rief Severin, und doch iſt dieſe verderbliche eigene Myſtifikation ſo natürlich! — Wo iſt der Punkt zu finden, in dem ein Mädchen, das ſich durch irgend eine Eigenthümlichkeit im Leben feſtgeſtellt hat, plötzlich ſich ſelbſt ſagen ſoll: ich bin nicht mehr das, was ich war; die Farben, in die ich mich ſonſt putzte, ſind friſch und jugendlich geblieben, aber mein Antlitz iſt verbleicht! Darum — man dulde! — man ertrage! Mir flößt ein ſolches, doch nur in harmloſer Verirrung befangenes Mädchen, Gefühle der tiefſten Wehmuth ein, und ſchon deshalb könnte ich mich tröſtend ihr anſchmiegen. Du merkſt, Alexander, ſprach Marzell, daß Freund Severin heute in ſeiner duldſamen Stimmung iſt. Erſt hat er ſich der alten Tante angenommen, jetzt flößt ihm Deines Teſtamentsvollziehers — es iſt ja doch wohl der Kriegsrath Falter — ja jetzt flößt ihm Falters zwei und dreißigjähriges Alräunchen, die ich recht gut kenne, wehmüthige Gefühle ein, und er wird Dir gleich rathen, ſie zur Frau zu nehmen, um ſie nur der unheimlichen Naivetät zu entreißen, denn der wird ſie, wenigſtens Hinſichts Deiner, gleich nach dem Jawort entſagen. Aber thu es nicht, denn die Erfahrung lehrt, daß kleine naive Perſonen der Art bisweilen, oder vielmehr gar oft, etwas kätzlicher Natur ſind, und aus dem Sammtpfötchen, womit ſie Dich vor dem Prieſterſegen ſtreichelten, bald nachher bei ſchicklicher Gelegenheit gar nicht unebne Krallen hervorſpringen laſſen. „Herr des Himmels!“ unterbrach Alexander den Freund, „Herr des Himmels! welch Geſchwätz! Weder Falters naives zwei und dreißigjähriges Alräunchen, noch ſonſt ein Gegenſtand, ſey er zehnmal ſo hübſch und jung und reizend als ſie, kann mich verlocken, die goldenen Jahre jugendlicher Freiheit, die ich nun erſt, da mir Geld und Gut zugefallen, recht nutzen will, mir ſelbſt muthwillig zu verderben. In der That, die alte bräutliche Tante wirkt ſo ſpukhaft auf mich ein, daß ich unwillkührlich mit dem Worte Braut ein unheimliches, grauliches freudeſtörendes Weſen verbinde.“ Ich bedaure Dich, ſprach Marzell, was mich betrifft, ſo fühle ich, denke ich mir ein bräutlich geſchmücktes Mädchen, ſüße heimliche Schauer mich durchbeben, und ſehe ich ſolch ein Weſen dann wirklich, ſo iſt es mir, als müſſe mein Geiſt ſie mit einer höhern Liebe, die nichts gemein hat mit dem Irdiſchen, umfaſſen. O ich weiß es ſchon, erwiederte Alexander, Du verliebſt Dich in der Regel in alle Bräute, und oft ſteht in dem Sanktuario, das Du phantaſtiſcher Weiſe in Deinem Innern angelegt, wohl auch ſchon die Geliebte eines Andern. Er liebt mit den Liebenden, ſprach Severin, und darum liebe ich ihn ſo herzlich! — Ich werde ihm, rief Alexander lachend, die alte Tante über den Hals ſchicken und ſo mich von einem Spuk befreien, der mir läſtig iſt. — Ihr ſchaut mich mit fragenden Blicken an? — Nun ja doch! — die alte Jungfern-Natur läßt ſich in mir auch dadurch verſpüren, daß ich an einer ganz unerträglichen Geſpenſterfurcht leide, und mich gebehrde, wie ein kleiner Bube, den die Wartfrau mit irgend einem Mummel ängſtigt. Es paſſirt mir nämlich nichts Geringeres, als daß ich oft am hellen Tage, vorzüglich in der Mittagsſtunde, wenn ich in die großen Kiſten und Kaſten ſchaue, dicht neben mir der alten Tante ſpitze Naſe erblicke und ihre langen dürren Finger, wie ſie hineinfahren in die Wäſche, in die Kleider und darin wühlen. — Nehme ich wohlgefällig ein Keſſelchen herab oder eine Kaſſerolle, ſo ſchütteln ſich die übrigen, und ich denke, nun wird die geſpenſtiſche Hand mir gleich ein anderes Keſſelchen oder Kaſſerollchen präſentiren. Da werfe ich alles bei Seite und renne, ohne mich umzuſchauen, nach dem Zimmer zurück und ſinge oder pfeife durchs geöffnete Fenſter auf die Straße heraus, worüber ſich Jungfer Anne ſichtlich ärgert. Daß nun aber die Tante in der That jede Nacht punkt zwölf Uhr umherwandelt, ſteht feſt. Marzell lachte laut auf, Severin blieb ernſt und rief: „Erzähle nur; am Ende läufts auf eine Abgeſchmacktheit hinaus, denn wie ſollteſt Du bei Deiner entſetzlichen Aufklärung zum Geiſterſeher werden.“ „Nun Severin, fuhr Alexander fort, und Du, Marzell, Ihr wißt beide, daß niemand ſich mehr geſträubt hat gegen allen Geſpenſterglauben, als ich. Niemals in meinem Leben, bis jetzt, iſt mir das mindeſte Außerordentliche begegnet, und ſelbſt die ſonderbare, Sinn und Geiſt in körperlichem Schmerz lähmende Angſt, die die Nähe des fremden geiſtigen Princips aus einer andern Welt verurſachen ſoll, blieb mir fremd. Hört aber nur, was mir geſchah in der erſten Nacht, als ich eingetroffen." Erzähle leiſe, ſprach Marzell, denn mich dunkt, hier unſere Nachbarſchaft müht ſich zuzuhören und zu verſtehen. „Das ſoll ſie, erwiederte Alexander, um ſo weniger, als ich eigentlich auch Euch meine Geſpenſtergeſchichte verſchweigen wollte. Doch — ich will nun einmal erzählen! Alſo! — Jungfer Anne empfing mich ganz in Schmerz und Trauer aufgelöſt. Den ſilbernen Armleuchter in der zitternden Hand, ächzte und leuchte ſie vor mir her durch die öden Zimmer, bis in's Schlafgemach. Hier mußte der Poſtknecht meinen Koffer abſetzen. Der Kerl, indem er das reichliche Trinkgeld mit einem: Schön Dank, ſehr weitläuftig, den breiten Rock zurückſchlagend, in die Hoſentaſche hineinſchob, ſah ſich mit lachendem Geſicht im Zimmer um, bis ſein Blick auf das hochaufgethürmte Bett mit meergrünen Gardinen fiel, von dem ich ſchon vorhin ſprach. „Tauſend — tauſend! rief er nun, da wird der Herr ſchön ruhen, beſſer wie im Poſtwagen, und da liegt ja auch ſchon Schlafrock und Mützchen!" — Der Ruchloſe meinte der Tante ehrbares Nachtkleid. Jungfer Anne ließ, wie zuſammenſinkend, beinahe den ſilbernen Leuchter fallen, ich ergriff ihn ſchnell und leuchtete dem Poſtknecht hinaus, der ſich mit einem ſchelmiſchen Blick auf die Alte entfernte. Als ich zurückkam, zitterte und bebte Jungfer Anne, ſie glaubte, nun würde das Entſetzliche geſchehen, nämlich ich würde ſie fortſchicken, und ohne Umſtände das jungfräuliche Bett einnehmen. Sie lebte auf, als ich höflich und beſcheiden erklärte, daß ich nicht gewohnt ſey, in ſolch' weichen Betten zu ſchlafen, und daß ſie mir, ſo gut es ginge, ein ſchlichtes Lager im Wohnzimmer bereiten möge. Das Entſetzliche unterblieb auf dieſe Weiſe, doch das Unerhörte geſchah, nämlich Jungfer Anna's gramverſchrumpftes Geſicht heiterte ſich auf, wie ſeitdem nicht mehr, zum holdſeligen Lächeln; ſie tauchte herab zur Erde mit ihren langen knochendürren Armen, fingerte geſchickt die niedergetretenen Hintertheile der Pantoffeln herauf an die ſpitzen Fußhacken, und trippelte mit einem leiſen, halb furchtſamen, halb freudigen: Sehr wohl, mein geehrter junger Herr! zur Thür hinaus. „Da ich gedenke einen langen Schlaf zu thun, bitt' ich um Kaffee erſt zur neunten Stunde.“ So beinahe mit Wallenſteins Worten entließ ich die Alte. Todmüde, wie ich war, glaubt' ich vom Schlaf gleich überwältigt zu werden, doch ihm widerſtanden die mannigfaltigen Ideen und Gedanken, die ſich in mir zu kreuzen begannen. Erſt jetzt trat mich der ſchnelle Wechſel meiner Lage recht lebendig an. Erſt jetzt, das neue Beſitzthum wirklich beſitzend und in ihm verweilend, wurde es mir klar, daß, aus drückender Bedürftigkeit herausgeriſſen, das Leben ſich mir in wohlthuender Behaglichkeit erſchließe. Des Nachtwächters widrige Pfeife quäkte — eilf — zwölf — ich war ſo munter, daß ich das Picken meiner Taſchenuhr, daß ich das leiſe Zirpen eines Heimchens vernahm, das ſich irgendwo eingeniſtet haben mußte. Aber mit dem letzten Schlage zwölf einer aus der Ferne dumpf tönenden Thurmuhr fing es an, in dem Zimmer mit leiſen abgemeſſenen Tritten auf- und abzuwandeln, und bei jedem Tritt ließ ſich ein ängſtliches Seufzen und Stöhnen hören, das ſteigend und ſteigend den herzzerſchneidenden Lauten eines von der Todesnoth bedrängten Weſens zu gleichen begann. Dabei ſchnüffelte und kratzte es an der Thür des Nebenzimmers, und ein Hund winſelte und jammerte, wie in menſchlichen Tönen. Ich hatte den alten Mops, der Tante Liebling, ſchon Abends vorher bemerkt, ſeine Klage vernahm ich jetzt unſtreitig. Ich fuhr auf von meinem Lager; ich blickte mit offenen ſtarren Augen in das vom Nachtſchimmer matt erleuchtete Gemach hinein; Alles was darin ſtand, ſah ich deutlich, nur keine auf- und abwallende Geſtalt, und doch vernahm ich die Tritte, und doch ſeufzte und ſtöhnte es wie zuvor, dicht vor meinem Lager vorbei. Da ergriff mich plötzlich jene Angſt der Geiſternähe, die ich nie gekannt, ich fühlte, wie kalter Schweiß auf der Stirn tropfte und wie in ſeinem Eiſe gefroren mein Haar ſich emporſpießte. Nicht vermögend, ein Glied zu rühren, den Mund zum Schrei des Entſetzens zu öffnen, ſtrömte das Blut raſcher in den hüpfenden Pulſen, und erhielt den innern Sinn wach, der nur nicht über die äußern, wie im Todeskampf erſtarrten Organe zu gebieten vermochte. Plötzlich ſchwiegen die Tritte, ſo wie das Stöhnen; dagegen hüſtelte es dumpf, die Thüre eines Schrankes knarrte auf, es klapperte wie mit ſilbernen Löffeln; dann war es, als wurde eine Flaſche geöffnet und in den Schrank geſtellt, wie, wenn jemand etwas verſchluckt — ein ſeltſames widriges Räuſpern — ein lang gedehnter Seufzer. — In dem Augenblick wankte eine lange weiße Geſtalt aus der Wand hervor; ich ging unter in dem Eisſtrom des tiefſten Entſetzens, mir ſchwanden die Sinne. —

Ich erwachte mit dem Ruck des aus der Höheſtürzens; dieſe gewöhnliche Traumerſcheinung kennt Ihr alle, aber das eigne Gefühl, das mich nun erfaßte, vermag ich kaum Euch zu beſchreiben. Ich mußte mich erſt darauf beſinnen, wo ich mich befand, dann war es mir, als ſey etwas Entſetzliches mit mir vorgegangen, deſſen Erinnerung ein langer tiefer Todesſchlaf weggelöſcht hatte. Endlich kam mir alles nach und nach in den Sinn, indeſſen hielt ich es für einen ſpukhaften Traum, der mich geneckt. Als ich nun aufſtand, fiel mir zuerſt das Bild der bräutlich geſchmückten Jungfrau, ein lebensgroßes Knieſtück ins Auge, und kalter Schauer fröſtelte mir den Rücken herab, denn es war mir, als ſey dieſe Geſtalt mit lebhaften kennbaren Zügen in der Nacht auf- und abgeſchritten; doch der Umſtand, daß ſich in dem ganzen Zimmer kein einziger Schrank befand, beſtätigte es mir aufs Neue, daß ich nur geträumt habe. Jungfer Anna brachte den Kaffee, ſie blickte mir länger und länger ins Geſicht und ſprach dann: „Ei, du lieber Gott, wie ſehen ſie doch ſo krank und blaß aus, es iſt Ihnen doch nichts paſſirt?" — Weit entfernt, der Alten nur das mindeſte von meinem Spuk merken zu laſſen, gab ich vor, daß ein heftiges Bruſtdrucken mich nicht habe ſchlafen laſſen. „Ei, liſpelte die Alte, das iſt der Magen, das iſt der Magen, ei, ei, dafür wiſſen wir Rath!" — Und damit ſchlarrte die Alte auf die Wand zu, öffnete eine von mir nicht bemerkte Tapetenthür, und ich ſah einen Schrank, in welchem ſich Gläſer, kleine Flaſchen und ein paar ſilberne Löffel befanden. Nun nahm die Alte klappernd und klirrend einen Löffel heraus, dann öffnete ſie eine Flaſche, tröpfelte etwas von dem darin enthaltenen Saft in den Löffel, ſetzte ſie wieder in den Schrank und wankte auf mich zu. Ich ſchrie auf, vor Entſetzen, denn der vorigen Nacht ſpukhafte Erſcheinungen traten ins Leben. „Nun, nun," ſchnarrte die Alte mit ſeltſam ſchmunzelndem Geſicht, „nun, nun, lieber junger Herr! es iſt ja nur eine tüchtige Medicin; die ſelige Mamſell litt auch am Magen und nahm dergleichen öfters!" Ich ermannte mich und ſchluckte das kräftig brennende Magenelixir hinunter. Mein Blick war ſtarr auf das Bild der Braut gerichtet, das gerade über dem Wandſchrank hing. Wen ſtellt das Bild dort vor, fragte ich die Alte. „Ei, du mein lieber Gott, das iſt ja die ſelige Mamſell Tante!“ erwiederte die Alte, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten. Der Mops fing an zu winſeln, wie in der Nacht, und mit Mühe das innere Erbeben beherrſchend, mit Mühe Faſſung erringend ſprach ich: Jungfer Anna, ich glaube, die ſelige Tante war in voriger Nacht um zwölf Uhr an dem Wandſchrank dort und nahm Tropfen? Die Alte ſchien gar nicht verwundert, ſondern ſprach leiſe, indem eine ſeltſame Todtenbleiche den letzten Lebensfunken aus dem verſchrumpften Geſicht weglöſchte: „Haben wir denn heute wieder Kreuzeserfindungstag? Der dritte Mai iſt ja längſt vorüber!“ — Es war mir nicht möglich, weiter zu fragen; die Alte entfernte ſich, ich zog mich ſchnell an, ließ das Frühſtück unberührt ſtehen und rannte hinaus in das Freie, um nur den grauenhaften träumeriſchen Zuſtand, der ſich meiner aufs neue bemächtigen wollte, los zu werden. Ohne daß ich es befohlen, hatte die Alte am Abend mein Bett in ein freundliches Kabinett nach der Straße heraus getragen. Ich habe kein Wort weiter über den Spuk mit der Alten geſprochen, noch vielweniger dem Kriegsrath etwas davon erzählt, thut mir den Gefallen und ſchweigt auch darüber, ſonſt gäb' es nur ein ärgerliches Geſchwätz, ein Erkundigen und Fragen ohn' End und Ziel, und wohl gar läſtige Nachforſchungen geiſterkundiger Dilettanten. Selbſt in meinem Kabinett glaub' ich jede Nacht Punkt zwölf Uhr die Tritte und das Stöhnen zu hören, doch will ich noch einige Tage dem Grauen widerſtehen und dann zuſehen, wie ich ohne vielen Rumor das Haus verlaſſen und eine andere Wohnung finden kann.“ —

Alexander ſchwieg, und erſt nach einigen Sekunden hob Marzell an: Das mit der alten ſpukhaften Tante iſt wunderbar und graulich genug, aber ſo ſehr ich daran glaube, daß ein fremdes geiſtiges Prinzip ſich uns auf dieſe oder jene Weiſe kund thun kann, ſo läuft mir doch Deine Geſchichte zu ſehr ins Gemeinmaterielle; die Tritte, das Seufzen und Stöhnen, alles das laſſ' ich gelten, aber daß die Selige, wie im Leben, Magentropfen zu ſich nimmt, das gemahnt mich an jene nach dem Tode wiederkehrende Frau, die, wie ein Kätzchen, am verſchloſſenen Fenſter herumkirrte. Das iſt nun, ſprach Severin, wieder eine uns ganz eigene Myſtifikation, daß wir, nachdem wir die mögliche Kundmachung des fremden geiſtigen Prinzips durch wenigſtens ſcheinbares Einwirken auf unſere äußeren Sinne feſtgeſtellt, nun auch gleich dieſem Prinzip eine gehörige Education geben und es darüber belehren wollen, was ihm anſtändig ſey oder nicht. Nach Deiner Theorie, lieber Marzell! darf ein Geiſt mit Pantoffeln einhergehen, ſeufzen, ſtöhnen, nur keine Flaſche öffnen oder gar ein Schlückchen nehmen. Hier iſt nun zu bemerken, daß unſer Geiſt im Traum an das höhere, nur in Ahnungen ſich geſtaltende Seyn oft Gemeinplätze des befangenen Lebens hängt, dieſes aber dadurch auf bittere Weiſe zu ironiſiren weiß. Kann dieſe Ironie, die tief in der, ihrer Entartung ſich bewußten Natur liegt, nicht auch der entpuppten, der Traumwelt entzogenen Pſyche eigen ſeyn, wenn ihr Rückblicke in den verlaſſenen Körper vergönnt ſind? So würde das lebhafte Wollen und Einwirken des fremden geiſtigen Prinzips, welches den Wachenden im Wachen in die Traumwelt führt, jede Erſcheinung bedingen, die er mit äußeren Sinnen wahrzunehmen glaubt, und es wäre doch komiſch, wenn wir dieſen Erſcheinungen irgend eine ſittliche Norm nach unſerer Art geben wollten. Merkwürdig iſt es, daß Nachtwandler, aktive Träumer, oft in den gemeinſten Funktionen des Lebens befangen ſind; denkt nur an jenen, der in jeder Vollmondsnacht ſein Pferd aus dem Stalle zog, es ſattelte, wieder abſattelte, in den Stall zurückführte, und dann das verlaſſene Bett ſuchte. — Alles, was ich ſage, ſind nur membra disjecta, ich meine aber nur — „Du glaubſt alſo doch an die alte Tante?“ unterbrach der ziemlich erblaßte Alexander den Freund. „Was wird er nicht glauben,“ rief Marzell: „bin ich denn nicht auch ein Gläubiger, wiewohl kein ſo ausgemachter entſchiedener Viſionair, wie unſer Severin? Nun will ichs aber auch länger nicht verhehlen, daß mich in meiner Wohnung ein beinahe noch ärgerer Spuk, als ihn Freund Alexander erfuhr, bis auf den Tod erſchreckt hat.“ „Iſt es mir denn beſſer gegangen?“ murmelte Severin. — „Gleich, nachdem ich angekommen, fuhr Marzell fort, miethete ich in der Friedrichsſtraße ein nettes meublirtes Zimmer; wie Alexander warf ich mich todmüde aufs Lager; doch kaum mochte ich wohl eine Stunde geſchlafen haben, als es mir wie ein heller Schein auf die geſchloſſenen Augenlider brannte. Ich öffne die Augen und — denkt euch mein Entſetzen! dicht vor meinem Bette ſteht eine lange hagere Figur, mit todtbleichem, gräßlich verzogenem Gesicht, und starrt mich an mit hohlen gespenstischen Augen. Ein weißes Hemde hängt der Gestalt um die Schultern, so daß die Brust ganz entblößt ist, die mir blutig scheint; in der linken Hand trägt sie einen Armleuchter mit zwei angezündeten Kerzen, in der rechten ein großes, mit Waſſer gefülltes Glas. — Sprachlos starrte ich das geſpenstische Unweſen an, das Leuchter und Glas mit schauerlich wechſelnden Tönen in großen Kreiſen zu ſchwingen begann. Wie es Alexander beſchrieben, ſo packte auch mich die Geſpenſterfurcht. — Langſamer und langſamer ſchwang das Geſpenſt Leuchter und Glas, bis beides ſtill ſtand. Nun war es mir als zöge ein leiſer Geſang durch das Zimmer, da entfernte ſich die Geſtalt mit ſeltſam grinſendem Lächeln langſamen Schrittes durch die Thür. Lange dauerte es, bis ich mich ermannte, ſchnell aufſprang und die Thüre, die ich, wie ich nun bemerkte, vor dem Schlafengehen zu verſchließen vergeſſen, abriegelte. Wie oft war es mir im Leben geſchehen, daß unvermuthet ein fremder Menſch vor meinem Bette ſtand, wenn ich die Augen aufſchlug; nie hatte mich das erſchreckt, daß hier aber etwas Außerordentliches und zwar Geſpenſtiſches vorwalten müſſe, davon war ich feſt überzeugt. Am andern Morgen wollte ich zu meiner Wirthin herab, um ihr zu erzählen, welch eine gräßliche Erſcheinung mir den Schlaf verkürzt habe. Indem ich aus der Stube heraus in den Flur trat, öffnete ſich die Thür mir gegenüber, und eine hagere große Geſtalt, in einen weiten Schlafrock gewickelt, kam mir entgegen. Im erſten Augenblick erkannte ich das todtenbleiche Geſicht und die hohlen düſtern Augen des Unholds von der vorigen Nacht her, und unerachtet ich nun wohl wußte, daß das Geſpenſt bei ähnlicher Gelegenheit geprügelt oder herausgeworfen werden könne, ſo fühlte ich doch die Schauer der Nacht in mir nachbeben, und ich wollte ſchnell die Larve heraufbeſchwören. Der Mann nahte mir aber, er faßte mich ſanft bei der Hand und ſagte, indem ein gutmüthiges Lächeln ſein Geſicht überflog, mit leiſem freundlichem Ton: O, mein ſehr werther Herr Nachbar! wie haben Sie doch dieſe Nacht in der neuen Wohnung zu ruhen beliebt? — Ich ſtand gar nicht an, ihm mein Abentheuer ausführlich zu erzählen, und hinzuzufügen, daß ich glaube, es ſei die Geſtalt geweſen, und daß ich mich nun freue, ihn nicht, im Wahne eines Unholds in feindlicher Abſicht, [illegible] leicht denken können vom Feldzuge her, auf empfindliche Weiſe verjagt zu haben. In der Zukunft vermöge ich nicht dafür zu ſtehen. Während meiner Erzählung ſchüttelte der Mann lächelnd mit dem Kopf, und ſprach, als ich geendet, ſehr ſanft: O, mein wertheſter Herr Nachbar, nehmen Sie es doch ja nur nicht übel! — Ei, Ei! — ja, ich dachte gleich, daß es ſo kommen müßte, und ich wußte ja auch ſchon heute Morgen, daß es ſo gekommen war, denn ich befand mich ſo wohl, ſo im Innerſten beruhigt. — Ich bin ein etwas ängſtlicher Mann, wie ſollte das aber auch anders ſeyn! — Auch ſagt man, daß übermorgen — mit dieſer Wendung ging er über zu gewöhnlichen Stadtneuigkeiten, denen andere Notizen folgten, die für den Fremden oder Angekommenen von Werth ſeyn mußten, und die er lebendig und oft nicht ohne Würze ſeiner Ironie vorzutragen wußte. Ich kam, da mich nun der Mann recht zu intereſſiren anfing, jedoch wieder zurück auf die Begebenheit der Nacht und bat ihn, mir nur ohne weitere Umſtände zu ſagen, was ihn vermocht haben könne, auf ſo ſeltſame unheimliche Weiſe meinen Schlaf zu verſtören. „Ach, nehmen Sie es doch nur ja nicht übel, wertheſter Herr Nachbar," ſo fing er aufs neue an, „daß ich mich, ohne es einmal recht zu wiſſen, erdreiſtet — es war nur, um von Dero Geſinnungen gegen mich unterrichtet zu ſeyn, ich bin ein ängſtlicher Mann; eine neue Nachbarſchaft kann mir hart zuſetzen, ehe ich weiß, wie ich daran bin mit ihr." — Ich verſicherte dem ſonderbaren Menſchen, daß ich bis jetzt kein Wort von Allem verſtehe; da nahm er mich bei der Hand und führte mich in ſein Zimmer. „Warum ſoll ich es Ihnen verhehlen, lieber Herr Nachbar," ſprach er, indem er mit mir in das Fenſter trat, „warum es ableugnen, welch' eine ſonderbare Gabe mir inwohnt. Gott iſt mächtig in den Schwachen, und ſo wurde mir armen, jedem Pfeil der Widerſacher bloßgeſtellten Mann, zum Schutz und Trutz, die wunderbare Kraft verliehen, unter gewiſſen Bedingungen in das Innerſte der Menſchen zu ſchauen und ihre geheimſten Gedanken zu errathen. Ich ergreife nämlich dies reine ſonnenhelle, mit deſtillirtem Waſſer gefüllte Glas (er nahm einen Pokal von der Fenſterbank herab, es war derſelbe, den er vorige Nacht in der Hand trug), richte Sinn und Gedanken auf die Perſon, deren Inneres ich zu errathen ſtrebe, und bewege das Glas in beſtimmten, mir nur bewußten Schwingungen hin und her. Alsbald ſteigen kleine Bläschen im Glaſe auf und nieder, die ſich wie die Folie eines Spiegels formen, und bald iſt es, als wenn, indem ich hineinſchaue, mein eigener innerer Geiſt ſich vernehmbar und leſerlich darin abſpiegle, wiewohl ein höheres Bewußtſeyn Bild und Abſpiegelung für jenes fremde Weſen, auf das der Sinn gerichtet war, anerkennt. Oft, wenn mich die Annäherung eines fremden, noch unerforſchten Weſens zu ſehr ängſtigt, kommt es, daß ich zur Nachtzeit operire, und dies iſt wohl in voriger Nacht der Fall geweſen; denn geſtehen muß ich offenherzig, daß Sie mir geſtern Abend nicht wenig Unruhe verurſachten." Plötzlich ſchloß mich der wunderliche Mann in ſeine Arme, indem er wie begeiſtert ausrief: „Aber welche Freude, daß ich ſobald Ihre gütigen Geſinnungen für mich erkannte. O mein beſter, wertheſter Herr Nachbar, ſollte ich mich denn irren — nicht wahr? wir verlebten ſchon glückliche vergnügte Tage auf Ceylon; es kann kaum zweihundert Jahre her ſeyn!" — Nun verwickelte ſich der Mann in die wunderlichſten Kombinationen, ich wußte zur Genüge, wen ich vor mir hatte, und war froh, als ich, nicht ohne Mühe, mich von ihm losgewunden. Auf nähere Nachfrage bei der Wirthin erfuhr ich dann, daß mein Nachbar, ſo lange als vielſeitig ausgebildeter Gelehrter und tüchtiger Geſchäftsmann geſchätzt, vor kurzer Zeit in tiefe Melancholie verfiel, in der er wähnte, daß Jeder feindliche Abſichten gegen ihn in ſich trage, und ihn auf dieſe oder jene Weiſe zu verderben ſuche, bis er mit einemmale das Mittel gefunden zu haben glaubte, ſeine Feinde zu erkennen und ſich gegen ſie ſicher zu ſtellen, worauf er in den jetzigen heitern, beruhigten Zuſtand des fixen Wahnſinns überging. Er ſitzt beinahe den ganzen Tag am Fenſter und experimentirt mit dem Glaſe; ſein urſprünglich guter harmloſer Charakter offenbart ſich aber darin, daß er beinahe jedesmal gute Geſinnungen zu erkennen glaubt, und daß er, erſcheint ihm ein Charakter zweifelhaft oder bedenklich, nicht grimmig wird, ſondern nur in ſanfte Traurigkeit geräth. Daher iſt ſein Wahnſinn auch ganz unſchädlich, und ſein älterer Bruder, der ihn bevormundet, mag ihn ruhig ohne genauere Aufſicht für ſich wohnen laſſen, wo es ihm gefällt. „Deine Erſcheinung, ſprach Severin, gehört alſo recht eigentlich in Wagners Geſpenſterbuch, da ſich die Erklärung, wie alles natürlich zugegangen, und wie Deine Phantaſie das Beſte dabei gethan hat, eben ſo wie in den gemeinſten Geſchichten jenes nüchternen alten Buches, langweilig nachſchleppt." „Willſt Du," erwiederte Marzell, „durchaus mit Geſpenſter, ſo haſt Du Recht, übrigens iſt aber mein Wahnſinniger, mit dem ich jetzt auf dem beſten Fuß von der Welt ſtehe, eine höchſt intereſſante Erſcheinung, und nur das Einzige gefällt mir nicht, daß er anfängt auch andern fixen Ideen Raum zu geben, z. B. daß er König auf Amboina geweſen, in Gefangenſchaft gerathen und funfzig Jahre hindurch als Paradiesvogel für Geld gezeigt worden iſt. So was kann zur Tollheit führen. Ich erinnere mich eines Menſchen, der im ruhigen friedlichen Wahnſinn jede Nacht als Mond ſchien, ſofort aber in Tollheit gerieth, als er auch des Tages als Sonne aufgehen wollte.“ „Aber, ihr Leute! rief Alexander, was ſind das heute für Geſpräche hier mitten unter tauſend geputzten Feiertagsgäſten im hellen Sonnenſchein? — Nun fehlt es noch, daß Severin, der mir auch zu düſter und zu nachdenkend ausſieht, noch viel Graulicheres, als wir, in dieſen Tagen erlebt hätte, und es uns auftiſchte.“ „In der That, fing Severin an, Geſpenſter habe ich nicht geſehen, aber wohl iſt mir die unbekannte, unheimliche Macht ſo nahe getreten, daß ich ſchmerzlich die Bande gefühlt habe, womit ſie mich und uns alle umſtrickt hält.“ „Hab ich's nicht gleich gedacht, ſprach Alexander zu Marzell, daß Severins eigene Stimmung in irgend etwas Beſonderem ihren Grund finden müſſe? — Wir werden ſogleich viel Fabelhaftes hören, erwiederte Marzell lachend, worauf Severin bemerkte: „Hat Alexanders ſelige Tante Magentropfen eingenommen, hat der geheime Secretair Nettelmann, denn das iſt der Wahnſinnige, den ich längſt kenne, Marzells gute Geſinnungen in einem Glaſe Waſſer erblickt, ſo wird es mir doch erlaubt ſeyn, einer ſeltſamen Ahnung zu erwähnen, die geheimnißvoller Weiſe, als Blumenduft geſtaltet, mir ins Leben trat. — Ihr wißt, daß ich in dem entfernteſten Theil des Thiergartens, dem Hofjäger nahe, wohne. Gleich den erſten Tag, als ich angekommen“ — — — In dem Augenblick wurde Severin durch einen alten, ſehr wohlgekleideten Mann unterbrochen, der höflich bat, ihm doch durch weniges Vorrücken des Stuhls freien Durchgang zu verſchaffen. Severin ſtand auf und der Alte führte freundlich grüßend eine ältliche Dame, die ſeine Frau ſchien, vorüber; ihnen folgte ein ungefähr zwölfjähriger Knabe. Severin wollte ſich eben wieder hinſetzen, als Alexander leiſe rief: Halt, das Mädchen dort ſcheint noch zur Familie zu gehören! Die Freunde erblickten eine wunderherrliche Geſtalt, die mit zögernden ungewiſſen

Schritten, mit rückwärts gewandtem Kopf ſich näherte. Augenſcheinlich ſuchte ſie jemanden wieder zu finden, den ſie vielleicht vorübergehend bemerkt hatte. Gleich darauf ſchlüpfte auch ein junger Mann durch die Menge dicht an ſie heran und drückte ein Zettelchen ihr in die Hand, das ſie ſchnell im Buſen verbarg. Der Alte hatte unterdeſſen nicht weit von den Freunden einen ſo eben verlaſſenen Tiſch in Beſchlag genommen, und demonſtrirte dem flüchtigen Kellner, den er bei der Jacke feſthielt, ſehr weitläufig, was er alles herbeibringen ſolle; die Frau klopfte ſorglich den Staub von den Stühlen, und ſo gewahrten ſie die Zögerung der Tochter nicht, die, ohne Severins Artigkeit, der noch immer mit zurückgeſchobenem Stuhl ſtehen geblieben, im mindeſten zu beachten, jetzt ſchnell ſich zu ihnen geſellte. Sie ſetzte ſich ſo, daß die Freunde ihr, trotz des tiefen Strohhuts, gerade in das wunderliebliche Geſicht, in die dunkel-ſehnſüchtigen Augen blicken konnten. In ihrem ganzen Weſen, in jeder Bewegung lag etwas unendlich Anmuthiges, Reizendes; ſie war nach der letzten Mode ſehr geſchmackvoll, für den Spaziergang beinahe zu elegant gekleidet, und doch war an irgend eine Ziererei, wie ſie ſonſt ſehr geputzten Mädchen wohl eigen, gar nicht zu denken. Die Mutter grüßte eine entfernt ſitzende Dame, und beide ſtanden auf, ſich annähernd zum Geſpräch; der Alte trat unterdeſſen an die Laterne und zündete ſich die Pfeife an. Dieſen Augenblick benutzte das Mädchen, das Papierchen aus dem Buſen zu ziehen und den Inhalt ſchnell zu leſen. Da ſahen die Freunde, wie das Blut der Armen in das Geſicht ſtieg, wie große Thränen in den ſchönen Augen perlten, wie der Buſen vor innerer Bewegung ſich hob und ſenkte. Sie zerriß das kleine Papier in hundert kleine Stücke und gab eins nach dem andern langſam, als ſey jedes eine ſchöne, ſchwer aufzugebende Hoffnung, dem Winde preis. Die Alten kehrten wieder. Der Vater ſah dem Mädchen ſcharf in die verweinten Augen, und ſchien zu fragen: was haſt Du denn? das Mädchen ſprach einige ſanft klagende Worte, die die Freunde freilich nicht verſtehen konnten, da ſie aber gleich ein Tuch hervorzog und an die Backe hielt, ſo mußte ſie wohl Zahnſchmerzen vorſchützen. Eben deshalb kam es aber den Freunden beſonders vor, daß der Alte, der überhaupt ein etwas karikirt ironiſches Geſicht hatte, poſſirliche Mienen ſchnitt und ſo laut lachte. Keiner, weder Alexander, Marcell noch Severin, hatte bis jetzt ein Wort geſprochen, ſondern unverwandt das holde Kind, das irgend einen großen Schmerz erfahren, angeſchaut. Der Knabe nahm jetzt auch Platz und die Schweſter wechſelte den Sitz ſo, daß ſie jetzt den Freunden den Rücken zukehrte. Nun war der Zauber gelöſt und Alexander fing an, indem er aufſtand und Severin leiſe auf die Schulter klopfte: Ei, Freund Severin, wo iſt die Geſchichte von der im Blumenduft ſich geſtalteten Ahnung? wo iſt der geheime Secretair Nettelmann — die ſelige Tante, wo ſind unſere tiefen Geſpräche geblieben? — Ei, was iſt uns denn jetzt allen erſchienen, das uns die Zunge bindet und unſere Augen ſo verſtarrt? — „Ich ſage ſo viel, ſprach Marzell mit einem komiſchen Seufzer, daß das Mädchen dort das holdeſte, wunderherrlichſte Engelskind iſt, das ich jemals ſah.“ „Ach! fiel Severin noch tiefer und ſchmerzlicher ſeufzend ein, ach, und dieſes Himmelsweſen in irdiſchem Leiden befangen und duldend.“ — „Vielleicht, ſprach Marzell, in dieſem Augenblick unzart von roher Fauſt berührt!“ — „Das meine ich auch, verſetzte Alexander, und ſehr würde es mich erluſtigen und befriedigen, wenn ich jenen großen breitſchultrigen Lümmel prügeln könnte, der ihr den fatalen Zettel gab. Unſtreitig war es nämlich der erſehnte Geliebte, der ihr ſtatt der ungezwungenen Annäherung an die Familie irgend einer abgeſchmackten Geheimthuerei, oder ſonſtiger dummer Rückſichte halber, ſchmale Worte brieflich einhändigte.“ „Aber Alexander, fiel Marzell ihm ungeduldig ins Wort, wie kannſt Du nur ſo ohne alle Menſchenkenntniß, ſo ganz erbärmlich beobachten? Deine Prügel würden den ſeiner Breite halber freilich einladenden Rücken eines höchſt unſchuldigen harmloſen Briefträgers treffen. Sahſt Du es denn nicht in dem dümmlich lächelnden Geſicht, ſahſt Du es denn nicht an der ganzen Manier, ja ſelbſt am Gange, daß der junge Menſch nur Ueberbringer, nicht Briefſteller war? — Man mag es nun anfangen, wie man will, giebt man eigne Worte im eignen Namen ab, ſo ſteht der Inhalt leſerlich auf dem Geſicht! — Wenigſtens iſt das Geſicht allemal die kurze Inhalts-Anzeige, die den offiziellen Berichten vorgeſetzt wird, und die immer ſagen muß, worauf es ankommt. Und es müßte denn die beißendſte auch leicht zu erkennende Ironie ſeyn, wie wollte man ſonſt der Geliebten in ſolch gebückter Botenſtellung ein Briefchen überreichen, wie der junge Menſch es that. Es ſcheint gewiß, daß das Mädchen den heimlich Geliebten, den ſie nicht ſehen darf oder kann, hier anzutreffen hoffte. Er wußte unabwendbar verhindert, oder auch, wie Alexander meint, irgend eine dumme Liebſchaft hielt ihn zurück. Er ſchickte den Freund mit dem Brieſchen ab. Mag es nun aber ſeyn, was es will, mir hat die Arme das Herz zerſchnitten.“ „Ach, Freund Marzell, nahm Severin das Wort, und doch giebſt Du dieſem tief in die Bruſt ſchneidenden Schmerz, wie ihn die Arme litt, ſolche gemeine Urſache? — Nein! — ſie liebt heimlich — vielleicht wider den Willen des Vaters, alle Hoffnung war auf ein Ereigniß geſtellt, das heute — heute den Ausſchlag geben ſollte. Es iſt fehlgeſchlagen! — Alles vorbei — untergegangen der Hoffnungsſtern — begraben alles Glück des Lebens! Saht Ihr wohl, mit welchem in das Innerſte dringenden Blick der hoffnungsloſeſten Wehmuth das Mädchen den unglückſeligen Brief, wie Ophelia die Strohblumen, wie Emilia Galotti die Roſe in hundert Stückchen zerpflückte und in die Luft verſtreute? — Ach ich hätte blutige Thränen weinen mögen, als, wie im entſetzlich höhnenden Spott, der Wind die Todesworte in luſtigen Wellen fortkräuſelte! Iſt denn kein Troſt auf Erden für das holde, ſüße Himmelskind?“ — „Nun, Severin, rief Alexander, Du biſt wieder gut im Zuge. Das Trauerſpiel iſt fertig! Nein, nein! wir wollen der Holden alle Hoffnungen, alles Lebensglück laſſen, und ich glaube, ſie zweifelt ſelbſt noch nicht daran, da ſie mir jetzt ſehr getroſt zu ſeyn ſcheint. Seht nur, wie ſorglich ſie die neuen weißen Handſchuhe auf das weiße Tuch bettet, und mit wie vieler Behaglichkeit ſie den Kuchen in die Theetaſſe eintunkt — wie ſie dem Alten freundlich zunickt, der ihr einigen Rum in die Taſſe träufelt — der Junge beißt recht herzhaft in das große Butterbrot hinein! — Pump! da liegt es im Thee, der ihm ins Geſicht ſpritzt — die Alten lachen — ſeht, ſeht, wie ſich das Mädchen vor Lachen ſchüttelt.“ — „Ach, unterbrach Severin den Beobachter, ach, das iſt ja eben das Entſetzliche, daß die Arme den tiefen zerſtörenden Schmerz im Innern, mit des Lebens gemeiner Außenſeite verhüllen muß. Und denn — iſt es, im Innern zerſtört, nicht leichter zu lachen, als gleichgültig zu ſcheinen?“ „Ich bitte Dich, Severin, ſprach Marzell, ſchweige, denn wir regen unſere Gefühle. Laſſen wir das Mädchen nicht aus den Augen, nur auf eine uns verträgliche Weiſe auf.“ Alexander ſtimmte der Aeußerung Marzells ganz bei, und nun mühten ſich die Freunde ein heiteres, von Gegenſtand auf Gegenſtand launig ſpringendes Geſpräch zu beginnen. Dies gelang ihnen auch ſo ſehr, als mit vielem Geräuſch die unbedeutendſten Dinge aufs Tapet gebracht und unendlich intereſſant gefunden wurden. Alles, was jeder ſprach, hatte aber wirklich ſolch beſondere Farbe, ſolch beſondern Ton, der niemals zur Sache paßte, ſo daß die Worte nur ganz was anders bedeutende Chiffern ſchienen. Sie beſchloſſen den herrlichen Tag des Wiederſehens mit einem kalten Punſch zu feiern, und fielen ſchon bei dem dritten Glaſe einander weinend in die Arme. Das Mädchen ſtand auf, ging an die Barriere des Waſſers und ſchaute hinübergelehnt mit recht wehmüthigen Blicken den fliehenden Wolken nach. „Eilende Wolken, Segler der Lüfte!" — fing Marzell mit ſüßlich klagender Stimme an, aber Severin ſtürzte das Glas hinunter, und, es hart auf den Tiſch niederſtoßend, erzählte er von einem Schlachtfelde, das er im hellen Mondſchein durchwandelt, und wie ihn die bleichen Todten mit lebendig funkelnden Augen angeſtarrt hätten. „Gott behüte und bewahre, ſchrie Alexander, was ficht Dich an, Bruder!" — Das Mädchen ſetzte ſich eben wieder an den Tiſch, mit einem Ruck ſprangen die drei Freunde auf und hielten eine Art Wettlauf bis an die Barriere; durch einen gewagten Sprung über zwei Stühle kam aber Alexander den Freunden zuvor und lehnte ſich richtig gerade an derſelben Stelle an, wo das Mädchen geſtanden, behauptete auch dieſen Platz hartnäckig, unerachtet Marzell von der einen, Severin von der andern Seite, unter dem Vorwande freundſchaftlicher Umarmungen, ihn wegzuziehen ſtrebten. Severin ſprach nun ſehr feierlich und myſtiſch über die Wolken und ihren Zug, erklärte auch lauter, als gerade nöthig, die Bilder, die ſich formten; Marzell, ohne auf ihn zu hören, verglich Bellevue mit einer römiſchen Villa, und fand, unerachtet er durch die Schweiz und durch Franken zurückgekommen, die öde Gegend mit den, gleich Kniegalgen hervorragenden Blitzableitern an den Pulverhäuſern, die er funkelnde Sterne tragende Maſten nannte, üppig, reich und romantiſch. Alexander begnügte ſich damit, den ſchönen Abend und den reizenden Aufenthalt im Weberſchen Zelt zu loben. Die Familie ſchien aufbrechen zu wollen, denn der Alte klopfte die Pfeife aus, die Frauenzimmer packten die Strickzeuge ein, und der Knabe ſuchte und rief nach ſeiner Mütze, die ihm endlich der muntere Hauspudel, der ſo lange damit geſpielt, dienſtfertig apportirte. Die Freunde wurden kleinlauter, die Familie grüßte freundlich, da fuhren ſie, ſich ſchnell und heftiger, als nöthig, bückend, mit den Köpfen zuſammen, daß es merklich krachte. Indem ſie ſich darüber wundern wollten, war die Familie auf und davon. Nun ſchlichen ſie in mürriſchem Schweigen zurück zum kalten Punſch, den ſie miſerabel fanden. Die bilderreichen Wolken verhauchten im geſtaltloſen, dunkeln Nebel, Bellevue wurde wieder Bellevue, jeder Blitzableiter ein Blitzableiter, und das Weberſche Zelt eine ordinaire Kneipe. Da überdem beinahe kein Menſch mehr da war, eine unangenehme Kühle eintrat, und ſogar die Pfeifen nicht mehr recht brennen wollten, ſchlichen die Freunde in einem Geſpräch, das wie ein abgebranntes Licht nur hin und wieder einmal noch aufloderte, fort. Severin trennte ſich ſchon im Thiergarten von ihnen, um ſeine Wohnung zu ſuchen, und Marzell ließ auch, in die Friedrichsſtraße einbiegend, den Freund allein nach ſeinem weit entlegenen Hauſe zur ſeligen Tante wandeln. Eben dieſer Entlegenheit ihrer Wohnungen halber hatten die Freunde einen öffentlichen Ort in der Stadt gewählt, wo ſie ſich an beſtimmten Tagen und Stunden ſehen wollten. Es geſchah auch ſo; ſie kamen aber mehr um das ſich gegebene Wort zu halten, als aus innerm Antriebe. Vergebens blieb alles Mühen, den gemüthlichen, traulichen Ton, der ſonſt unter ihnen herrſchte, wieder zu finden. Es war, als trage jeder etwas im Innern, das alle Luſt, alle Freiheit verſtöre, und das er, wie ein düſteres verderbliches Geheimniß bewahren müſſe. Nach weniger Zeit war Severin plötzlich aus Berlin verſchwunden. Alexander klagte kurz darauf mit einer Art von Verzweiflung, daß er vergebens um Verlängerung ſeines Urlaubs gebeten; daß er, ohne mit der Regulirung der Erbſchaft zu Stande gekommen zu ſeyn, fortreiſen und ſeine herrliche bequeme Wohnung verlaſſen müſſe. „Aber, fragte Marzell: mich dünkt, Du fandeſt ja Deine Wohnung ſo unheimlich, iſt es Dir nicht lieb, wieder ins Freie zu kommen, und wie iſt es mit dem alten Spuk der ſeligen Tante?“ „Ach, rief Alexander verdrießlich, die ſpukt längſt nicht mehr. — Ich kann Dich verſichern, daß ich mich recht nach häuslicher Ruhe ſehne, und wahrſcheinlich nehme ich bald meinen Abſchied, um der Kunſt und Litteratur ungeſtört nachhängen zu können.“ Alexander mußte auch in der That in wenigen Tagen fort. Bald darauf brach der Krieg aufs neue aus, und plötzlich war Marzell, der, ſtatt den frühern Plan zu verfolgen, wieder Kriegsdienſte genommen, auch fort zur Armee. So trennten ſich die drei Freunde aufs neue, ehe ſie ſich noch im eigentlichen Sinne des Worts wiedergefunden hatten.

Zwei Jahre waren vergangen, als gerade am zweiten Pfingſtfeiertage Marzell, der abermals den Kriegsdienſt verlaſſen hatte und nach Berlin zurückgekehrt war, im Weberſchen Zelt über die Barriere gelehnt, mancherlei Gedanken nachhängend, in die Spree hinabſah. Es klopfte ihm jemand leiſe auf die Schulter, und als er um ſich blickte, ſtanden Alexander und Severin vor ihm. „So muß man die Freunde ſuchen und finden,“ rief Alexander, indem er Marzell voll inniger Freude umarmte. Mir, fuhr Alexander fort, mir nichts weniger träumend, als einen von Euch gerade heute wieder zu ſehen, wandelte ich eines Geſchäfts halber durch die Linden, dicht vor mir geht eine Geſtalt — ich traue meinen Augen nicht — Ja, es iſt Severin! — Ich rufe, er dreht ſich um, der meinigen gleich iſt ſeine Freude, ich lade ihn ein in meine Wohnung, er ſchlägt es mir rund ab, weil ihn ein unwiderſtehlicher Trieb fortjagt nach dem Weberſchen Zelt. Was kann ich anders thun, als mein Geſchäft aufgeben und gleich mit ihm gehen. Seine Ahnung hat ihn nicht betrogen, er wußte im Geiſt, daß Du hier ſeyn würdeſt. „In der That, fiel Severin ein, es war mir in der Seele ganz deutlich, daß ich Alexander ſowohl, als Dich hier treffen müſſe, und nicht erwarten konnte ich das freudige Wiederſehen.“ Die Freunde umarmten ſich aufs neue. „Findeſt Du nicht, Alexan[illegible] Marzell, daß Severins kränkliche Bläſſe ganz verſchwunden [illegible] er ſieht wunderbar friſch und geſund aus, und die fatalen finſteren Wolkenſchatten liegen gar nicht mehr auf der freien Stirne.“ „Daſſelbe, erwiederte Severin, möchte ich von Dir behaupten, mein lieber Marzellus. Denn ſahſt Du gleich nicht krank aus, wie ich, der ich es wirklich war an Leib und Gemüth, ſo beherrſchte die eigene Verſtimmung im Innern Dich doch ſo ganz und gar, daß ſie Dein jugendliches munteres Geſicht ſchier in das eines grämlichen Alten verwandelte. Ich glaube, wir ſind beide durch's Fegfeuer gegangen, und am Ende auch wohl Alexander. Hatte der nicht zuletzt all' ſeine Heiterkeit verloren und machte ſolch ein verdammtes Arzeneigeſicht, auf dem man hätte leſen mögen: Alle Stunde einen Eßlöffel voll? Mag ihn nun die ſelige Tante ſo geängſtet, oder, wie ich beinahe glaube, etwas anderes geplagt haben, aber ſo wie wir, iſt er erſtanden." „Du haſt Recht, fiel Marzell ein, aber je mehr ich den Burſchen anſehe, deſto klarer wird es mir, was Geld und Gut vermag auf dieſer Erde. Hat der Menſch jemals ſolch rothe Backen, ſolch rundliches Kinn gehabt? Glänzt er nicht vor Wohlbehaglichkeit? Sprechen nicht dieſe ſüß gezogenen Lippen: der Roſtbeef war delikat und der Burgunder von der feinſten Sorte!" Severin lachte. „Bemerke, fuhr Marzell weiter fort, indem er Alexandern bei beiden Armen erfaßte und ſanft herumdrehte, bemerke gefälligſt dies ſuperfeine Tuch des modernen Fracks, dieſe blendend weiße, ſauber gefältelte Wäſche, dieſe reiche Uhrkette mit ſiebenhundert goldnen Petſchaften! — Nein ſage, Junge! wie biſt Du zu dieſer enormen, Dir ganz fremden Eleganz gekommen? — Gott weiß, ich glaube gar, der üppige Menſch, von dem wir ſonſt, wie Falſtaff vom Friedensrichter Schaal, ſagten, daß er füglich in eine Aalhaut geſteckt werden könne, fängt an, ſich ganz rundlich zu formen. — Sage, was iſt mit Dir vorgegangen?" „Ei, erwiederte Alexander, indem eine leiſe Röthe ſein Geſicht überflog, ei, was iſt an meiner Geſtalt weiter Verwunderliches. Seit einem Jahr habe ich dem königlichen Dienſt entſagt, und lebe froh und heiter." „Eigentlich, fing Severin, der nicht viel auf Marzell gehört, ſondern nachdenklich geſtanden, jetzt wie erwachend an: Eigentlich verließen wir uns recht unfreundlich, gar nicht wie es alten Freunden ziemt." „Du vorzüglich, ſprach Alexander: denn Du liefſt davon ohne einem Menſchen etwas zu ſagen." „Ach, erwiederte Severin, ich war damals in großer Narrheit befangen, wie Du und Marzell, denn" — er ſtockte plötzlich, und die Freunde ſahen ſich mit funkelndem Blick an, wie Leute, die derſelbe Gedanke gleich einem elektriſchen Schlage durchblitzt. Sie waren nämlich unter Severins Worten Arm in Arm vorgeſchritten und ſtanden gerade an dem Tiſch, wo vor zwei Jahren am Pfingſtfeiertage das ſchöne, holde Himmelskind ſaß, das allen die Köpfe verrückte. Hier — hier ſaß ſie, ſprach es jedem aus den Augen, es war ſo, als wenn ſie an demſelben Tiſch Platz nehmen wollten; Marzell rückte ſchon die Stühle ab, doch gingen ſie ſchweigend weiter, und Alexander ließ einen Tiſch gerade an die Stelle ſetzen, wo ſie vor zwei Jahren ſaßen. Schon war der beſtellte Kaffee da und noch ſprach keiner ein Wort; Alexander ſchien der beklommenſte von Allen. Der Kellner, Zahlung erwartend, blieb ſtehen, er blickte bald den einen, bald den andern der ſtummen Gäſte verwundert an, er rieb ſich die Hände, er hüſtelte, endlich frug er mit gedämpfter Stimme: Befehlen Sie vielleicht Rum, meine Herrn? Da ſchauten ſich die Freunde an, und brachen dann plötzlich in ein unmäßiges Gelächter aus. „Ach, du meine Güte, mit denen iſt es nicht recht!“ rief der Kellner, beſtürzt zwei Schritte rückwärts ſpringend. Alexander beſchwichtigte den Erſchrockenen durch Zahlung, und nachdem er ſich wieder hingeſetzt, fing Severin an: „das, was ich erſt weiter ausführen wollte, haben wir alle drei mimiſch dargeſtellt, und der beruhigende Schluß nebſt Nutzanwendung lag in unſerm recht aus dem Innern herausſtrömenden Lachen! — Heute vor zwei Jahren fingen wir uns in großer Narrheit, wir ſchämen uns ihrer und ſind davon totaliter geheilt.“ In der That, ſprach Marzell, das freilich wunderhübſche Mädchen hatte uns allen die Köpfe ſattſam verrückt. „Wunderhübſch, ja wunderhübſch, lächelte Alexander behaglich. Aber, fuhr er mit etwas ängſtlich beklommenem Ton fort, Du behaupteſt, Severin, daß wir alle von der Narrheit, das heißt, von dem tollen Verliebtſeyn in jenes uns unbekannt gebliebene Mädchen geheilt ſind, aber ich ſetze den Fall, daß ſie eben ſo ſchön, eben ſo anmuthig im ganzen Weſen in dieſem Augenblick wieder hier erſchiene und ſich dort an jenen Platz ſetzte, würden wir nicht aufs neue in die alte Thorheit verfallen?“ „Für mich, nahm Severin das Wort, kann ich wenigſtens einſtehen, denn ich bin auf eine ſehr empfindliche Weiſe geheilt worden.“ „Mir, ſprach Marzell, iſt es nicht beſſer gegangen, denn toller kann niemand in der Welt myſtificirt werden, als ich es wurde, bei näherer Bekanntſchaft mit der unvergleichlichen Dame.“ „Unvergleichliche Dame, nähere Bekanntſchaft!“ — fiel Alexander ihm heftig ins Wort. „Nun ja, leugnen mag ich es nicht, fuhr Marzell fort, daß jenem Abentheuer hier — beinahe mag ichs ſo nennen — ein kleiner Roman in einem Bande, eine Poſſe in einem Akt folgte.“ „Iſt es mir denn beſſer gegangen, ſprach Severin; hatte aber, o Marzellus! Dein Roman einen Band, Deine Poſſe einen Akt, ſo ſpielte ich nur ein Duodezbändchen, nur eine Scene durch.“ Alexander war blutroth im Geſicht geworden, Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirne, er holte kurz Athem, wühlte in dem wohlgekräuſelten Toupee, kurz aller Merkmale der heftigſten innern Erregung konnte er ſichtlichen Anſtrengens unerachtet, ſo wenig Herr werden, daß Marzell fragte: Aber ſage mir nur, Bruder, was haſt Du? was geht in Dir vor? „Was wird es anders ſeyn, ſprach Severin lachend, als daß er in die Dame, der wir entſagt, noch bis über die Ohren verliebt iſt, und uns nicht traut, oder wohl gar Wunder denkt, wie unſere Romane beſchaffen waren und plötzlich eiferſüchtig wird, ohne im mindeſten Urſache dazu zu haben, denn wenigſtens ich bin garſtig gemißhandelt worden.“ „Ich auf gewiſſe Weiſe ebenfalls, ſprach Marzell, und ich ſchwöre Dir zu, Alexander, daß der Funke, der damals in meine Seele fiel, völlig zum Nimmerwiederaufglimmen verlöſcht iſt, Du kannſt alſo getroſt die Dame lieben, ſo viel Du willſt.“ Meinetwegen auch, ſetzte Severin hinzu. Alexander, völlig aufgeheitert, lachte nun ſehr, indem er ſprach: In gewiſſer Art habt Ihr mich richtig beurtheilt, aber dann ſeyd Ihr auch wieder auf ganz falſchem Wege. Hört alſo: Leugnen mag ich es gar nicht, daß gedenkend des verhängnißvollen Nachmittags, jenes holde Mädchen in all ihrem wunderbaren Liebreiz mir ſo lebendig vor Augen ſtand, daß ich ihre anmuthige Stimme zu hören, ihre weiße, zarte, nach mir ausgeſtreckte Hand erfaſſen zu können glaubte. Da war es, als könne ich nur Sie mit der ganzen Gewalt der höchſten im Innern brennenden Leidenſchaft lieben, als könne ich nur in ihrem Beſitz glücklich ſeyn — und das wäre denn doch ein großes Unglück. „Wie ſo — warum?“ riefen Marzell und Severin heftig. Weil, erwiederte Alexander gelaſſen, weil ich ſeit einem Jahre verheirathet bin! — Du? verheirathet? ſeit einem Jahre? — ſo ſchrien die Freunde, indem ſie die Hände zuſammenſchlugen und dann hell auflachten. „Wer iſt Deine Ehehälfte? — iſt ſie ſchön? — reich? — arm? — jung? — alt? — wie — wo — wann — was —“ Ich bitte Euch, fuhr Alexander kleinlaut fort, indem er, die linke Hand auf den Tiſch geſtützt, mit der rechten, an deren kleinem Finger neben einem Chryſopras der Trauring blitzte, den Löffel ergriff und den Kaffee, tief in die Taſſe geſenkt, umrührte. — Ich bitte Euch, verſchont mich mit allen Fragen, und wollt Ihr mir ebenfalls einen herzlichen Gefallen erzeigen, ſo erzählt mir hübſch, was Euch nach jenem Abentheuer mit der Dame geſchah. „Ei, ei, Bruder, ſprach Marzell: Mir ſcheint, als ob Du übel angekommen ſeyſt. Sollte der Teufel Dich geplagt haben, gar [illegible] goldgelbes [illegible]“ — Haſt Du mich lieb, fiel ihm Alexander ins Wort, ſo quäle mich nicht mit Fragen, ſondern erzähle mir Deinen

Roman. Da haben wir den Spuk, rief Severin ganz verdrießlich, zu ſeinen Tellern und Schüſſeln, Keſſeln und Kaſſerollen hat er eine Frau, gleichviel welche, ſtellen zu müſſen geglaubt, blindlings zugegriffen, und nun ſitzt er da, Reue und verbotene Liebe im Herzen — wozu nun freilich ſein glattes Ausſehen nicht recht paſſen will. Was ſagt denn die ſelige Tante mit ihren Magentropfen dazu? Die iſt ſehr zufrieden mit mir, ſprach Alexander ſehr ernſthaft, aber, fuhr er fort, wollt Ihr mir die Stunde des Wiederſehns nicht auf immer verbittern, wollt Ihr mich nicht mit Gewalt von Euch forttreiben, ſo hört auf mit Fragen und erzählt.

Alexanders Betragen kam den Freunden ganz wunderlich vor, doch merkten ſie wohl, daß ſie den tief Verwundeten nicht mehr reizen dürften, Marzell fing daher den gewünſchten Roman ohne weiteres in folgender Art an:

„Es ſteht feſt, daß heute vor zwei Jahren ein hübſches Mädchen auf den erſten Blick uns allen dreien die Köpfe verrückte, daß wir uns wie junge verliebte Haſenfüße betrugen und den Wahnſinn, der uns befangen, nicht loswerden konnten. Nacht und Tag, wo ich ging und ſtand, verfolgte mich des Mädchens Geſtalt, ſie ſchritt mit mir zum Kriegsminiſter, ſie trat mir aus dem Schreibpult des Präſidenten entgegen und verwirrte durch ihren holden Liebesblick meine wohlſtudirten Reden, ſo daß man mitleidig fragte, ob ich noch an meiner Kopfwunde litte. Sie wieder zu ſehn, war all' mein Ziel und raſtloſes Streben. Ich lief, wie ein Briefträger, von Morgen bis Abend durch die Straßen, ſchaute nach allen Fenſtern hübſcher Leute, aber umſonſt — umſonſt. — Jeden Nachmittag war ich im Thiergarten, hier im Weberſchen Zelt.“ — „Ich auch! ich auch!“ — riefen Severin und und Alexander. „Ich habe Euch wohl geſehen, aber ſorglich vermieden,“ ſprach Marzell. Gerade ſo haben wir es auch gemacht, riefen die Freunde und alle drei zuſammen im Tutti: o, wir Eſel! — „Alles, alles war vergebens, fuhr Marzell fort, aber ich hatte keine Raſt, keine Ruhe. Gerade die Ueberzeugung, daß die Unbekannte ſchon liebe, daß ich in hoffnungsloſem Schmerz vergehen werde, wenn ich ihr näher gekommen, mein Unglück recht mit leiblichen Augen ſchauen würde, nämlich ihren troſtloſen Jammer um den Verlornen, ihre Sehnſucht, ihre Treue, gerade das fachte das Feuer in mir erſt recht an. Severins tragiſche Deutung jenes Moments hier im Thiergarten kam mir in den Sinn, und indem ich alles nur mögliche Liebesunglück auf das Mädchen häufte, war ich ſelbſt immer der noch Unglücklichere. In den ſchlafloſen Nächten, ja ſelbſt auf einſamen Spaziergängen ſpann ich die ſeltſamſten, verwickeltſten Romane aus, in der natürlicher Weiſe die Unbekannte, der Geliebte und ich die Hauptrollen ſpielten. Welche Scenen waren zu abentheuerlich, um ſie nicht in meinen Roman zu bringen? — Ich gefiel mir erſtaunlich als Heros in reſignirter Liebesnoth! — Wie geſagt, ich durchſtrich unſinniger Weiſe ganz Berlin um ſie, die meine Gedanken, mein ganzes Ich beherrſchte, wieder zu finden. So bin ich auch eines Vormittags, es mochte ſchon 12 Uhr ſeyn, in die neue Grünſtraße gerathen, die ich in mir vertieft durchwandle, da tritt mir ein junger ſauber gekleideter Mann in den Weg und frägt mich höflich den Hut rückend, ob ich nicht wiſſe, wo hier der Geheime Rath Asling wohne. Ich verneine es, doch der Name Asling fällt mir auf. Asling — Asling! Da fällt es mir mit einemmal ſchwer aufs Herz, daß ich ganz befangen von meiner romanesken Liebe eines Briefs an den Geheimen Rath Asling ganz vergeſſen habe, den mir ſein im Hoſpital wundliegender Neffe mitgab, mich aufs dringendſte bittend, ihn ſelbſt zu beſorgen. Ich beſchließe, den unverzeihlich verſchobenen Auftrag zur Stelle auszurichten, ſehe, daß der junge Mann von einem Diener aus dem nahen Laden zurecht gewieſen, in das anſehnliche Haus dicht vor mir hineingeht und folge ihm. Der Bediente führt mich ins Vorzimmer, und bittet mich einen Augenblick zu warten, da der Herr Geheime Rath ſo eben mit einem fremden Herrn ſpreche. Er läßt mich allein, ich betrachte gedankenlos die großen Kupferſtiche an den Wänden, da öffnet ſich die Thür hinter mir, ich drehe mich um und erblicke — ſie! — ſie ſelbſt! das holde Himmelskind aus dem Thiergarten. Ich mag Euch nun gar nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe wurde, aber ſo viel iſt gewiß, daß mir aller Lebensathem verging — daß ich keines Wortes mächtig war, daß ich glaubte, nun werde ich gleich leblos der Holden zu Füßen ſinken.“ „Ei, ei, rief Alexander etwas betreten, da warſt Du ja wohl in der That gar arg verliebt, Bruder!“ „Wenigſtens, fuhr Marzell fort, konnte in dieſem Augenblick das Gefühl der wahnſinnigſten Liebe nicht heftiger wirken. Meine Erſtarrung muß deutlich auf meinem Geſicht, in meiner ganzen Stellung kennbar geweſen ſeyn, denn Pauline ſchaute mich betroffen an, und da ich nun keine Sylbe hervorbrachte und ſie mein Betragen für Dummheit oder Tölpelei halten mußte, fragte ſie endlich, indem ein leiſes ironiſches Lächeln ihr Geſicht überflog: Sie warten gewiß auf meinen Vater? Mit der tiefen Schaam, die ich nun über mich ſelbſt empfand, kam mir volles Bewußtſeyn wieder. Ich raffte mich mit aller Kraft zuſammen, mit höflicher Verbeugung nannte ich meinen Namen und erwähnte des Auftrags, den ich an den Geheimen Rath auszurichten hatte. Da rief Pauline laut und freudig: „O, mein Gott — mein Gott, Nachrichten vom Vetter! — Sie waren bei ihm, Sie ſprachen ihn? — Ich traue ſeinen Briefen nicht, immer ſchreibt er von völliger Herſtellung! — ſagen Sie nur gleich das Schmerzhafteſte heraus! Nicht wahr, er bleibt verkrüppelt, der Arme?“ Ich verſicherte dagegen, wie ich es mit Recht thun konnte, daß die Schußwunde, da beinahe die Knieſcheibe zerſchmettert, allerdings gefährlich geweſen ſey, und man mit Amputation gedroht habe, alle Gefahr ſey indeſſen nicht allein vorüber, ſondern auch Hoffnung da, daß der junge vollkräftige Mann in einiger Zeit die Krücke würde wegwerfen können, die er jetzt wohl mehrere Monate hindurch werde brauchen müſſen. An Paulinens Anblick, an den Zauber ihrer Nähe gewohnt, durch das Erzählen jener Thatſachen ermuthigt, gelang es mir, dem Bericht von dem Zuſtande des wunden Neffen, die Erzählung des Gefechts, das ich mit ihm in einem Bataillon dienend beſtand, und in welchem er die Wunde erhielt, zuzufügen. Ihr wißt es wohl, daß in ſolcher Exaltation man der lebensvollſten, farbenreichſten Darſtellung mächtig iſt, ja wohl ſelbſt mehr als nöthig in jenen emphatiſchen Styl geräth, der ſeine volle Wirkung auf junge Mädchen niemals verfehlt. Eben ſo werdet Ihr wohl glauben, daß ich nicht gerade von der Stellung der Truppen, von dem kunſtreichen Plan des Manövres, von maskirten Angriffen — verſteckten Hinterhalten, von Batterien — vom Debouchiren und Entwickeln der Kavalleriemaſſen u. ſ. w. ſprach, ſondern vielmehr all die kleinen, Herz und Gemüth ergreifenden Einzelnheiten, die im Felde ſo häufig ſich darbieten, heraushob. Geſtehen muß ich, daß manches Ereigniß, das ich kaum beachtet, ſich jetzt in der Erzählung als höchſt wunderbar und rührend geſtaltete, und ſo geſchah es, daß Pauline bald vor Schauer und Schreck verblaßte, bald mild und fromm durch die Thränen, die ihr in den Augen ſtanden, lächelte. „Ach,“ ſprach ſie endlich, als ich einen Augenblick ſchwieg. „Sie ſtanden ſo regungslos, ſo in Gedanken vertieft da, als ich eintrat, gewiß weckte jenes Schlachtſtück dort irgend eine ſehr ſchmerzhafte Erinnerung!“ — Wie ein glühender Pfeil durchfuhr es mein Inneres, ich muß blutroth geworden ſeyn bei dieſen Worten Paulinens. „Ich gedachte, ſprach ich mit einem wahrſcheinlich recht kläglichen Seufzer, ich gedachte eines Augenblicks, der der ſeligſte meines Lebens war, unerachtet ich auf den Tod verwundet wurde.“ Aber doch wieder ganz geheilt, fragte Pauline, mit inniger Theilnahme; gewiß traf Sie eine böſe Kugel in dem Augenblick, als der glorreichſte Sieg entſchieden? Mir wurde etwas albern zu Muthe, doch unterdrückte ich dies Gefühl, und ohne aufzublicken, ſondern zur Erde ſchauend, wie ein geſcholtener Bube, ſprach ich ſehr leiſe und dumpf: „Ich hatte ſchon das Glück, Sie zu ſehen, mein Fräulein!“ Nun ging das Geſpräch auf erbauliche Weiſe weiter, indem Pauline anfing: „Ich wüßte doch in der That nicht“ — „Nur wenige Tage ſind es her — der herrlichſte Frühlingshauch ging über die Erde hin und erquickte Geiſt und Gemüth, ich feierte mit zwei meiner mir im Innerſten verwandten Freunde das Feſt des Wiederſehens nach langer Trennung!“ — Das muß recht hübſch geweſen ſeyn! — Ich ſah Sie, mein Fräulein! — In der That? — Ach! das war gewiß im Thiergarten! — Am zweiten Pfingſtfeiertage im Weberſchen Zelt! — Ja, ja, ganz Recht, ich war da mit Vater und Mutter! Es gab viel Leute, ich amüſirte mich recht gut, aber Sie habe ich gar nicht geſehen! — Die vorige Albernheit kam wieder mit aller Stärke, ihr gemäß war ich im Begriff, etwas ſehr abgeſchmacktes zu ſagen, als der Geheime Rath hereintrat, dem Pauline in voller Freude gleich verkündete, daß ich Briefe vom Vetter brachte. Der Alte ſchrie jubelnd auf: „Was! Briefe von Leopold! — lebt er? — wie gehts mit der Wunde? — wann kann er reiſen?“ — Und damit packte er mich bei der Rockklappe und zog mich in ſein Zimmer. Pauline folgte, er rief nach Frühſtück, er hörte nicht auf mit Fragen. Kurz! zwei volle Stunden mußte ich bleiben, und als ich endlich in ſteigender Beklommenheit, da Pauline ſich dicht neben mir geſetzt, und mir fortwährend mit kindlicher Unbefangenheit in die Augen ſchaute, mich losriß, lud mich der Alte mit herzlicher Umarmung ein, nur ſo oft hinzukommen — vorzüglich zur Theeſtunde — als ich wollte. Nun war ich alſo, wie es oft in der Feldſchlacht zu ergeben pflegt, unverſehens mitten im Feuer. Wollt' ich Euch nun meine Qualen ſchildern, wie ich oft von unwiderſtehlichem Zauber befangen nach dem Hauſe, das mir ſo verderblich ſchien, hineilte, wie ich die Klinke, die ich ſchon in der Hand hatte, wieder fahren ließ und nach Hauſe lief, wieder zurückkehrte, das Haus umkreiſte und dann in einer Art von Verzweiflung hineinſtürzte, dem Sommervogel gleich, der nicht laſſen kann von der Lichtflamme, die ihm zuletzt den freiwilligen Tod giebt — wahrhaftig, Ihr würdet lachen, da Ihr wohl das Geſtändniß erwartet, daß ich mich damals auf die ärgſte Weiſe ſelbſt myſtificirte. Beinahe jeden Abend, wenn ich den Geheimen Rath beſuchte, fand ich mehrere Geſellſchaft da, und ich muß geſtehen, daß ich mich nirgends behaglicher gefühlt, als dort, unerachtet ich, mein eigener Dämon, mir geiſtige Rippenſtöße gab und in die Ohren ſchrie: Du liebſt ja unglücklich, Du biſt ja ein verlorner Menſch! — Jedesmal kam ich verliebter und unglücklicher nach Hauſe. Aus Paulinens frohem unbefangenen Betragen merkt' ich bald, daß von einem Liebesunglück nicht die Rede ſeyn könne, und manche Anſpielungen der Gäſte deuteten offenbar dahin, daß ſie verſprochen ſey und bald heirathen werde. Ueberhaupt herrſchte in des Geheimen Raths Zirkel eine gar herrliche, gemüthliche Luſtigkeit, die er ſelbſt, ein lebenskräftiger jovialer Mann, auf die ungezwungenſte Weiſe zu entzünden wußte. Oft ſchienen größer angelegte Späße Stoff zum Lachen zu geben, die nur, da ſie vielleicht auf Perſönlichkeiten ſich beziehend, mich als Fremden nicht anſprechen konnten, verſchwiegen wurden. So erinnere ich mich, daß ich einſt, als ich nach langem Kampfe ſehr ſpät Abends eintrat, den Alten und Paulinen von jungen Mädchen umgeben in der Ecke ſtehend erblickte. Der Alte las etwas vor, und ein ſchallendes Gelächter folgte, als er geendet. Zu meiner Verwunderung hatte er eine große weiße, mit einem ungeheuern Nelkenſtrauß geſchmückte Schlafmütze in der Hand, die ſetzte er, nachdem er noch einige Worte geſprochen, auf, und nickte ſeltſam mit dem Kopfe hin und her, worauf alle aufs neue in ein unmäßiges Gelächter ausbrachen.“ „Teufel — Teufel!“ rief hier Severin, indem er ſich heftig vor die Stirne ſchlug. „Was haſt Du? — was haſt Du, Herr Bruder,“ riefen die Freunde beſorgt. Nichts, nichts — nicht das mindeſte, fahr nur fort, lieber Bruder! — nachher, nachher! — jetzt nur weiter. Dies erwiederte Severin, nicht ohne bitter in ſich hinein zu lachen, Marzell erzählte weiter. Sey es nun, daß die Kameradſchaft mit dem Neffen, oder daß die aus meiner beſtändigen Exaltation ſich erzeugende, beſondere Art meines ganzen Weſens, meiner Unterhaltung, mir ſelbſt ein beſonderes Intereſſe gab, kurz, der Alte gewann mich in kurzer Zeit ſehr lieb, vorzüglich müßte ich aber ganz verblendet geweſen ſeyn, hätte ich nicht merken ſollen, daß Pauline mich vor allen andern jungen Männern, die ſie umgaben, ganz beſonders auszeichnete. „Wirklich, wirklich," fragte Alexander mit betrübtem Ton. In der That war es ſo, fuhr Marzell fort, und ihr mußte ich ja ſchon deshalb näher getreten ſeyn, weil ſie wie jedes nur irgend ſinnige Mädchen, mit einem feinen Takt aus Allem, was ich ſprach, was ich that, den vollſtändigen Hymnus ihres wunderbaren Liebreizes heraushören, die tiefſte Adoration ihres ganzen, mit glühender Liebe erfaßten Weſens herausfühlen mußte. Unbeachtet ließ ſie oft ihre Hand minutenlang in der meinigen ruhen, ſie erwiederte ihren leiſen Druck, ja als einmal in fröhlichem Uebermuthe nach den Tönen eines alten Flügels ſich die Mädchen zu drehen anfingen, flog ſie in meinen Arm, und ich fühlte ihren Buſen glutvoll beben und ihren ſüßen Liebeshauch an meinen Wangen. — Ich war außer mir! — Feuer brannte auf meinen Lippen — ich hatte ſie geküßt — Donnerwetter! ſchrie hier Alexander, wie beſeſſen aufſpringend und ſich mit beiden Fäuſten in die Haare fahrend. „Schäme Dich, ſchäme Dich, Ehemann, ſprach Severin, indem er ihn auf den Stuhl niederdrückte: Du biſt, hol mich der Teufel, noch in Paulinen verliebt, ſchäme Dich, ſchäme Dich, Ehemann — armer, ins Joch gebeugter Ehemann." So fahre nur fort, ſprach Alexander wie troſtlos, es werden noch ſchöne Dinge kommen, merk ich ſchon. „Ihr könnt Euch, nach dieſem Allen, ſprach Marzell weiter, meine Stimmung wohl denken. Ich wurde, ſo glaubt ich, von tauſend Qualen zerriſſen, ich ſteigerte mich herauf zum höchſten Heroismus, ich wollte mit einem Zuge den vollen, verderblichen Giftbecher leeren und dann fern von der Geliebten mein Leben aushauchen. Das heißt mit andern Worten, ich wollte ihr meine Liebe geſtehen und dann ſie meiden — wenigſtens bis zum Hochzeitstage, da könnt ich denn, wie es geſchrieben ſteht in vielen Büchern, halb verſteckt hinter einem Kirchenpfeiler die Trauung mit anſehen und nach dem unglücklichen Ja! mit vielem Geräuſch der Länge lang ohnmächtig zu Boden ſinken, von mitleidigen Bürgersleuten herausgetragen werden u. ſ. w. Von dieſen Ideen ganz erfüllt, ganz wahnſinnig lief ich eines Tages früher, als gewöhnlich zum Geheimen Rath. — Ich treffe Paulinen allein im Zimmer — noch ehe ſie recht erſchrecken kann über mein verſtörtes Weſen, ſtürze ich ihr zu Füßen, ergreife ihre Hände, drucke ſie an meine Bruſt — geſtehe ihr, daß ich ſie bis zur hellen Raſerei liebe, und nenne mich, indem ich einen Strom von Thränen vergieße, den unglücklichſten, dem bitterſten Tode geweihten Menſchen, da ſie nicht mein werden könne, da ſie Herz und Hand dem glücklichen Nebenbuhler früher geſchenkt. Pauline ließ mich austoben, hob mich dann auf, nöthigte mich mit holdem Lächeln neben ſich aufs Sopha und fragte mit rührend ſanfter Stimme: „Was ficht Sie an? lieber — lieber Marzell! beruhigen Sie ſich doch nur, Sie ſind in einer Stimmung, die mich ängſtet!“ — Ich wiederholte, wiewohl beſonnener Alles, was ich geſagt, da ſprach Pauline: „Aber wie kommt es Ihnen denn in den Sinn, daß ich ſchon liebe, ja daß ich ſchon verſprochene Braut ſein ſoll? — Es iſt nicht das mindeſte davon wahr, ich kann es verſichern.“ Als ich dagegen behauptete, daß ich ſchon ſeit dem erſten Augenblick, als ich ſie ſah, auf das klarſte überzeugt worden ſey, daß ſie liebe, und ſie immer mehr in mich drang, doch mich nur deutlicher zu erklären, ſo erzählte ich ihr ganz treuherzig unſere ganze famöſe Geſchichte vom Pfingſtfeiertage im Weberſchen Zelt. Kaum habe ich geendet, da ſpringt Pauline auf und hüpft mit lautem Gelächter in der Stube umher und ruft: „Nein, das iſt zu arg! — nein, ſolche Träume — ſolche Einbildungen — nein, das iſt zu arg!“ — ich bleibe ganz verdutzt ſitzen; Pauline kehrt zu mir zurück, faßt meine beiden Hände und ſchüttelt ſie, wie wenn man jemanden aus tiefem Traum wecken will. „Nun horchen Sie wohl auf, fängt ſie, kaum vermögend das Lachen zu unterdrücken, an: der junge Menſch, den Sie für den Liebesboten hielten, war ein Diener aus dem Bramigkſchen Laden, das Billetchen, das er mir brachte, von Herrn Bramigk ſelbſt. Er, der gefälligſte, artigſte Mann von der Welt, hatte mir verſprochen, ein allerliebſtes Pariſer Hütchen, deſſen Modell ich geſehen, zu verſchreiben, und mir Nachricht zu geben, wenn es angekommen. Ich wollte es gerade den andern Tag, als Sie mich bei Weber ſahen, zu einem Singethee — Sie wiſſen, daß hier ſo eine Abendgeſellſchaft heißt, bei der man Thee trinkt um zu ſingen und ſingt um Thee zu trinken — alſo da wollt ich ihn aufſetzen. Der Hut war wirklich angekommen, aber durch die Schuld des Verſenders ſo übel zugerichtet, daß er ohne gänzliches Umarbeiten nicht getragen werden konnte. Das war die fatale Nachricht, die mir Thränen auspreßte. Ich mocht's dem Vater gar nicht merken laſſen, aber er wußte den Grund meines tiefen Kummers bald auszuforſchen, und lachte mich derb aus. Daß ich die Gewohnheit habe, in derlei Fällen mein Tuch an die Backe zu bringen, bemerkten Sie längſt.“ — Pauline lachte aufs neue, aber mir fröſtelte es eiskalt durch Mark und Glieder, ein Glutſtrom folgte, und es war, als rieſe es im Innern: „Alberne thörichte, widrige Putznärrin!““ — Hoho, das iſt zu grob und unwahr, unterbrach Alexander den Erzähler ganz erzürnt, doch nur weiter, ſetzte er gelaſſen hinzu. „Nicht beſchreiben, fuhr Marzell fort, nicht beſchreiben kann ich Euch mein Gefühl. Ich war aus dem Traum erwacht, in dem mich ein böſer Geiſt geneckt, ich wußte es, daß niemals ich Paulinen liebte, und daß nur eine unbeſchreibliche, narrenhafte Täuſchung der Spuk war, der mich ſo toll umhergetrieben. Kaum vermochte ich ein Wort zu ſprechen, vor innerm Verdruß zitterte ich am ganzen Leibe, und als Pauline erſchrocken fragte, was mir wäre, ſchützte ich eine plötzliche Kränklichkeit vor, die ich nicht zum Ausbruch kommen laſſen dürfte, und rannte wie ein gehetztes Wild von dannen. Als ich über den Gensd'armesplatz kam, ſtellte ſich gerade ein Trupp Freiwilliger zum Abmarſch, da ſtand es klar vor meiner Seele, was ich thun müſſe, mich ſelbſt zu beſchwichtigen und die ärgerliche Geſchichte zu vergeſſen. Statt nach Hauſe zu gehen, lief ich augenblicklich zu der Behörde, die meine Wiedereinſtellung bewirkte. In zwei Stunden war alles abgemacht, nun lief ich nach Hauſe, zog meine Uniform an, packte meinen Torniſter, nahm mein Seitengewehr und meine Buchſe und ging zur Wirthin, um ihr meinen Koffer in Verwahrung zu geben. Indem ich mit ihr ſprach, ließ ſich ein Geräuſch auf der Treppe hören. „Ach, jetzt werden ſie ihn bringen,“ ſprach die Wirthin und öffnete die Thüre. Da ſah ich zwiſchen zwei Männern den wahnſinnigen Nettelmann herabkommen. Er hatte eine hohe Krone von Goldpapier aufgeſetzt, und trug ein langes Lineal, auf das er einen vergoldeten Apfel geſpießt, als Szepter in der Hand. „Er iſt nun wieder König von Amboina geworden, flüſterte die Wirthin, und machte in der letzten Zeit ſolche tolle Streiche, daß ihn der Bruder nach der Charité bringen laſſen muß.“ Im Vorübergehen erkannte mich Kettelmann, lächelte mit gnädigem Stolz auf mich herab und ſprach: „Jetzt, nachdem die Bulgaren durch meinen Feldherrn, den vormaligen Hauptmann Tellheim, geſchlagen, kehre ich zurück in meine beruhigte Staaten.“ Ohne daß ich Miene machte zu ſprechen, ſetzte er mit der Hand abwehrend hinzu: Schon gut — ſchon gut — ich weiß, was Er ſagen will, mein Lieber! — Nichts weiter, ich war mit ihm zufrieden, ich habe es gern gethan! — Nehm Er die Wenigkeit als ein Zeichen meiner Gnade und Affection! — Mit dieſen Worten drückte er mir ein paar Gewürznelken, die er aus der Weſtentaſche hervorgeſucht, in die Hand. Nun hoben ihn die Männer in den Wagen, der unterdeſſen vorgefahren. Als er fort rollte, traten mir die Thränen in die Augen. Kommen Sie geſund, freudig und ſiegreich in unſere Stadt zurück, rief die Wirthin, mir treuherzig die Hand ſchüttelnd. Mit mannigfachen ſchmerzlichen Gefühlen in der aufgeregten Bruſt rannte ich fort in die Nacht hinein, und erreichte in weniger Zeit den Trupp der luſtige Kriegslieder ſingenden Kameraden.“ — Alſo biſt Du überzeugt, Bruder, fragte Alexander, daß Deine Liebe zu Paulinen nur Selbſttäuſchung war? — Wie von meinem Leben, erwiederte Marzell, und wenn Du nur ein bischen Menſchenkenntniß zu Rathe ziehſt, wirſt Du auch finden, daß die plötzliche Sinnesänderung, als ich erfuhr, daß ich keinen Nebenbuhler hatte, ſonſt nicht möglich war. — Uebrigens liebe ich jetzt ernſtlich, und unerachtet ich über Deinen Eheſtand ſo gelacht, Alexander, weil Du mir, nimm's nicht übel, als Paterfamilias gar zu ſchnakiſch vorkommſt, ſo hoffe ich doch bald in einer ſchönern Gegend als die unſrige ein holdes Mädchen als Braut heimführen zu können. „In der That, rief Alexander ganz erfreut, in der That? O, Du lieber, charmanter Bruder!“ Er umarmte den Marzell mit Heftigkeit. Nun ſeht doch, ſprach Severin, wie er ſich freut, daß ein anderer ihm ſeine tollen Streiche nachmacht. Nein, was mich betrifft, ſo umfängt mich der Gedanke an den Eheſtand mit unheimlichem Grauen. Doch nun will ich Euch meine Geſchichte mit Fräulein Paulinen auftiſchen zu Eurer Ergötzlichkeit. „Was haſt Du denn mit Paulinen vorgehabt?“ fragte Alexander verdrießlich. Nicht viel, erwiederte Severin, gegen Marzells ausführliche, mit pſychologiſcher Ein- und Anſicht vorgetragene Geſchichte iſt die meinige nur ein dürftiger, magerer Schwank. — Ihr wißt, daß ich mich vor zwei Jahren in einer ganz beſonderen Stimmung befand. Wohl mochte es meine phyſiſche Kränklichkeit ſeyn, die mich ganz und gar zum empfindelnden Geiſterſeher umſchuf. Ich ſchwamm in einem bodenloſen Meer von Ahnungen und Träumen. Ich glaubte, wie ein perſiſcher Magier, den Geſang der Vögel zu verſtehen, ich hörte in dem Rauſchen des Waldes bald tröſtende, bald warnende Stimmen, ich ſah mich ſelbſt in den Wolken wandeln. So geſchah es, daß ich einſt in einer abgelegenen, wilden Parthie des Thiergartens, auf einer Moosbank ſitzend, in einen Zuſtand gerieth, den ich nur dem wunderbaren Deliriren, das dem Entſchlafen vorherzugehen pflegt, vergleichen kann. Mir war es, als würde ich plötzlich von ſüßem Roſenduft umwallt, indeſſen erkannte ich bald, daß der Roſenduft ein holdes Weſen ſey, das ich ſchon längſt bewußtlos mit glühender, inbrünſtiger Liebe umfangen. Ich wollte ſie mit leiblichen Augen erſchauen, aber da legte es ſich wie eine große dunkelrothe Nelke über meine Stirn, und ihr Duft, wie mit brennenden Strahlen den Hauch der Roſe wegſengend, betäubte meine Sinne, ſo daß ein bitter ſchmerzliches Gefühl mich durchdrang, welches laut werden wollte in tief klagenden Accenten. Wie wenn der Abendwind mit leiſem Fittig die Aeolsharfe anſchlägt und den Zauber löſt, von dem beſtrickt ihre Töne im Innern ſchließen, ſo klang es durch den Wald, aber nicht meine Klage war das, ſondern die Stimme jenes Weſens, das, wie ich, von der Nelke zum Sterben berührt worden. — Erlaßt es mir, mein Traumgeſicht zum indiſchen Mythos zu formen und zu ründen, genug, Roſ' und Nelke wurden mir Leben und Tod, und all meine Tollheit, die ich heut vor zwei Jahren ausließ, kam hauptſächlich davon her, daß ich in dem Himmelskinde, das dort drüben ſaß und das ſich leiblicher Weiſe jetzt als Fräulein Pauline Asling geſtaltet hat, das, ätheriſchem Roſenduft entkeimte Weſen zu erkennen glaubte, deſſen Liebesglut ſich mir erſchloſſen. Ihr erinnert Euch, daß ich gleich im Thiergarten Euch verließ, um nach meiner Wohnung zu eilen, aber eine ganz deutliche beſtimmte Ahnung ſagte mir, daß, wenn ich mit Anſtrengung fort und hineinliefe durch das Leipziger Thor und dann nach den Linden, ich die ſehr langſam davon ſchreitende Familie am Ausgang derſelben oder in der Nähe des Schloſſes antreffen würde. Nun rannte ich fort und zwar nicht da, wo ich glaubte, wohl aber in der breiten Straße, in die ich unwillkührlich hineingefahren, ſah ich die Familie, ſah ich das wunderbare Bild vor mir herwandeln. Ich folgte von weitem und erfuhr auf dieſe Weiſe noch denſelben Abend die Wohnung der Geliebten. Ihr werdet wahrſcheinlich ſehr lachen, daß ich in der Grünſtraße — ich ſage in der Grünſtraße einen geheimnißvollen Nelken- und Roſenduft zu verſpüren glaubte. — Ja! ſo weit ging mein Wahnſinn! Uebrigens gebehrdete ich mich jetzt ganz, wie ein verliebter Knabe, der wider die Forſtordnung die ſchönſten Bäume mit dem Einſchneiden verſchlungener Namenzüge ruinirt, ein verdorrtes Blumenblatt, das der Geliebten entfiel, in ſieben Papiere gewickelt auf dem Herzen trägt u. ſ. w. Das heißt, ich fing, wie es jener allemal thut, damit an, des Tages zwölf-, funfzehn-, zwanzigmal vorbeizulaufen, und, ſtand ſie am Fenſter, ohne zu grüßen mit Blicken hinaufzuſtarren, die ſeltſam genug geweſen ſeyn müſſen. Sie bemerkte mich, und der Himmel mag wiſſen, wie ich dazu kam, mir einzubilden, daß ſie mich verſtehe, ja daß ſie ſich ihres pſychiſchen Einwirkens auf mich in jener Blumenviſion bewußt ſey und nun in mir den erkenne, über den die feindſelige Nelke dunkle Schleier warf, als er ſie, die ihm tief im Innern als Liebesſtern aufgegangen, voll inbrünſtiger Sehnſucht erfaſſen wollte. Selbigen Tages ſetzte ich mich hin und ſchrieb an ſie. Ich erzählte ihr meine Viſion, wie ich ſie dann im Weberſchen Zelt geſehen und als das Traumbild erkannt habe, wie ich wiſſe, daß ſie ſchon zu lieben vermeine, daß aber in dieſer Hinſicht irgend etwas Bedrohliches in ihr Leben getreten ſey. Es könne, ſagte ich ferner, kein Wahn ſeyn, daß auch ſie in gleichem Traumesahnen unſere pſychiſche Verwandtſchaft, unſere Liebe erkannt, doch vielleicht habe ihr nun erſt meine Viſion deutlich erſchloſſen, was tief in ihrem eignen Innern geruht. Aber damit das froh und freudig ins Leben trete, damit ich mit freier Bruſt mich ihr nahen könne, flehe ich ſie an, künftigen Tages in der zwölften Stunde am Fenſter zu erſcheinen, und als deutliches Wahrzeichen unſers Liebesglücks friſch blühende Roſen an der Bruſt zu tragen. Sey ſie aber in feindlicher Täuſchung von einem andern Weſen unwiderſtehlich verlockt, wäre mein Sehnen hoffnungslos, verwerfe ſie mich ganz und gar, ſo ſolle ſie zur ſelbigen Stunde [illegible] — Der Brief mag ein tolles, unſinniges Stück Arbeit geweſen ſeyn, das kann ich mir jetzt wohl denken. Ich ſchickte ihn mit ſolch' ſicherer Botſchaft ab, daß ich überzeugt ſeyn konnte, er werde in die rechten Hände gelangen. — Voll innerer Angst und Beklemmung gehe ich den andern Tag nach der Grünstraße — ich nähere mich dem Hause des Geheimen Raths — ich sehe eine weiße Gestalt am Fenster — das Herz schlägt mir, als wolle es die Brust zersprengen — ich bin dicht vor dem Hause — da öffnet der Alte — er war die weiße Gestalt — das Fenster — er hat eine hohe, weiße Nachtmütze auf, einen ungeheuren Veilchenstrauß daran befestigt — er nickt sehr freundlich heraus, so daß die Blumen lustig schwanken und zittern — er wirft mir mit süßlich lächelnder Miene Kußhändchen zu. — In dem Augenblick werde ich auch Paulinen gewahr, wie sie verstohlen hinter der Gardine hervorsieht. — Sie lacht — sie lacht! — [illegible] [illegible] war ich bewegungslos stehen geblieben, aber nun rannte ich fort — fort wie toll! — Nun! Ihr könnt denken! — glaubt Ihr nicht [illegible], daß ich durch diesen komischen Spott gänzlich geheilt war? — Doch die Scham ließ mich nicht ruhen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ging ich schon damals zur Armee, und nun ein [illegible] Verhängniß hat es gewollt, daß wir niemals zusammentrafen.

Alexander lachte unmäßig über den [illegible] Alten. „Also dein Geliebter war es," sprach Wenzel, „welcher den Geheimen Rath damals vertrieb, und wahrscheinlich war [illegible], was er [illegible]. Eine excentrische Probe." [illegible] ist gar nicht zu [illegible], [illegible] [illegible]; und [illegible] ich jetzt das [illegible] meines [illegible] [illegible] wohl [illegible], [illegible] ich dem Alten Recht gebe und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], so erfüllt mich mein Abentheuer doch noch immer mit [illegible] [illegible] und ich mag [illegible] jetzt deshalb keine [illegible] leiden.

„Nun," sprach Wenzel, „wir haben beide [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gehabt. Alexander, [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] überstanden, in Paulinen [illegible] ich, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] aufzuwärmen." [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er zur Thür kam. „Ach, lieber Bruder," sagte Alexander [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] meine Frau." [illegible] das Einzige mag vielleicht [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sich haben [illegible]. „Nun? [illegible]" — [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] „Ihr [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible] größten Widerwillen Berlin, und vorzüglich auch das durch den graulichen Spuk mir unheimlich gewordene Haus verließ. Das hing so zusammen. Einst an einem hellen Morgen, nachdem ich die Nacht wieder durch das Hin- und Herrennen, welches dies mal bis in mein Cabinet hineinzudringen zu wollen schien, recht arg verstört worden, lag ich abgemattet und verdrießlich im Fenster, ich sehe gedankenlos die Straße herab, da wird schräg über in dem großen Hause ein Fenster geöffnet und ein wunderliebliches Mädchen in einem zierlichen Morgenkleide schaut heraus. So sehr mir Pauline gefallen, so fand ich doch dies Geschöpfchen unendlich viel anziehender. Mein Blick blieb starr auf sie geheftet, sie sah endlich herüber, sie mußte mich bemerken, ich grüßte und sie dankte mit unbeschreiblicher Anmuth. Durch Jungfer Anna erfuhr ich gleich, wer drüben wohne, und mein Entschluß stand fest, auf irgend eine Weise die Bekanntschaft der Familie zu machen, und so dem holden lieblichen Wesen, das meinen ganzen Sinn gefangen hatte, näher zu treten. Es war eigen, daß, da ich nun all meine Gedanken auf das Mädchen gerichtet hatte, da ich mich in süßen Träumen des schönsten Liebesglücks verlor, der unheimliche Spuk der Todten ausblieb. — Jungfer Anna, der ich so liebreich begegnet, als es nur in meinen Kräften stand, und die alle Scheu abgelegt hatte, erzählte mir oft viel von der Seligen, sie war untröstlich, daß die Verstorbene, die doch ein still gottseliges, frommes Leben geführt, keine Ruhe im Grabe habe, und schob alle Schuld auf den ruchlosen Bräutigam und den unüberwindlichen Schmerz jenes unglücklichen Hochzeittages, an dem der Bräutigam ausblieb. Nun verkündigte ich ihr mit vieler Freude, daß ich nichts mehr höre. „Ach, du lieber Gott, rief sie weinerlich, wenn nur erst Kreuzes-Erfindungstag vorüber wäre.“ Was ist das mit dem Kreuzes-Erfindungstag? fragte ich schnell. „Ach, du lieber Gott, sprach Jungfer Anna weiter, das ist ja eben der unglückliche Hochzeittag. Sie wissen, lieber Herr, daß die selige Mamsell gerade am dritten April halten sollte. Acht Tage darauf wurde sie begraben. Die Stuben wurden bis auf das große Zimmer und das daran stoßende Cabinet versiegelt. So mußte ich denn in diesen Gemächern hausen, ungeachtet mir, selbst weiß ich nicht warum, dies ängstlich und graulich war. Kaum brach nun am Kreuzes-Erfindungstage der Morgen an, als mir eine eiskalte Hand über das Gesicht fuhr und ich ganz deutlich der Seligen Stimme vernahm, welche ſprach: „Steh' auf, ſteh' auf, Anna! es iſt Zeit, daß du mich ſchmückeſt, der Bräutigam kommt!“ Voller Schreck ſprang ich aus dem Bette und zog mich raſch an. Es war alles ſtill und nur eine ſchneidende Zugluft blies durch den Kamin. Mimi winſelte und jammerte unaufhörlich, und ſelbſt Hans, wie es ſonſt gar nicht Katzennatur iſt, ächzte vernehmlich und drückte ſich ſcheu in die Ecken. Nun war es, als würden Commoden und Schränke geöffnet, als rauſche es mit ſeidenen Kleidern, und dabei ſang es ein Morgenlied. Ach, lieber Herr! — alles hörte ich deutlich und doch ſah ich niemanden, die Angſt wollte mich ganz übermannen, aber ich kniete in die Ecke des Zimmers und betete eifrig. Nun war es, als würde ein Tiſchchen gerückt, als würden Gläſer und Taſſen darauf geſetzt — und es ging im Zimmer auf und ab! — Ich konnte kein Glied rühren, und — was ſoll ich denn nun noch weiter ſagen — wie jedes mal an jenem Unglückstage, hörte ich die ſelige Mamſell herumgehen und ſtöhnen und ſeufzen und beten, bis die Uhr zehn ſchlug, da vernahm ich wieder ganz deutlich die Worte: „Geh' nur zu Bette, Anna! es iſt aus!“ — Aber da fiel ich auch bewußtlos zur Erde nieder, und ſo fanden mich am andern Morgen die Leute im Hauſe, welche, da ich mich gar nicht blicken laſſen, glaubten, mir ſey etwas zugeſtoßen und die verſchloſſene Thüre aufbrechen ließen. Niemanden als Ihnen, lieber Herr, habe ich indeſſen erzählt, was mir an jenem Tage geſchehen.“

Nach dem, was ich erfahren, durfte ich gar nicht daran zweifeln, daß Alles ſich ſo, wie Jungfer Anne erzählte, zugetragen, und ich war froh, daß ich nicht früher angekommen und ſo den argen grauſigen Spuk mit zu beſtehen gehabt hatte. — Gerade jetzt, als ich den Spuk verbannt glaubte, als in der Nachbarſchaft mir ſüße Hoffnungen aufgingen, mußte ich fort, und daher kam die Verſtimmung, die ihr an mir bemerktet. — Nicht ſechs Monate waren verfloſſen, als ich meinen Abſchied erhalten hatte und wiederkehrte. Es gelang mir ſehr bald, die Bekanntſchaft jener nachbarlichen Familie zu machen und ich fand das Mädchen, die mir auf den erſten Blick ſo reizend, ſo anmuthig erſchien, bei näherer Bekanntſchaft immer anziehender in allem ihrem Weſen und Thun, ſo daß nur in der innigſten Verbindung mit ihr mein Lebensglück blühen konnte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich durchaus glaubte, ſie liebe ſchon einen Andern, und dieſe Meinung wurde beſtätigt, als einſt von einem jungen Mann die Rede war, bei deſſen Erwähnung das Mädchen, helle Thränen in den Augen, ſchnell aufſtand und ſich entfernte. — Demungeachtet that ich mir gar keinen Zwang an, ſondern ließ ihr, ohne gerade zu ſprechen, in vollem Maaß die innige Zuneigung merken, die mich an ſie feſſelte. Es ſchien, als würde ſie mir mit jedem Tage gewogener, mit recht lieblicher Behaglichkeit nahm ſie die Huldigungen auf, die ſich in tauſend kleinen, ihr wohlgefälligen Galanterien ausſprachen. „Niemals, fiel hier Marzell dem erzählenden Alexander in die Rede: niemals hätt' ich das alles dem ungeſchickten Menſchen zugetraut; er iſt Geiſterſeher und eleganter Liebhaber zugleich, aber indem er es erzählt, glaube ich daran, und ſehe ihn, wie er alle Läden durchläuft, um irgend eine gewünſchte Putzwaare zu erbeuten, wie er athemlos bei Bouché ankommt, um den ſchönſten Roſen- und Nelkenſtock" — „Fort mit den unſeligen Blumen," ſchrie Severin; und Alexander erzählte alſo weiter: Glaube nicht, daß ich ungeſchickter Weiſe mit koſtbaren Geſchenken anrückte; daß dies in dem Hauſe nicht angebracht ſey, ſagte mir bald mein inneres richtiges Gefühl, dagegen knüpfte ich gering ſcheinende Aufmerkſamkeiten an meine Perſon und erſchien niemals ohne ein gewünſchtes Stickmuſter, ein neues Lied, ein noch nicht geleſenes Taſchenbuch u. ſ. w. in der Taſche zu tragen. Kam ich nicht jeden Vormittag auf ein halbes Stündchen herüber, ſo wurde ich vermißt. — Kurz, was will ich Euch denn mit ſolcher Umſtändlichkeit ermüden — mein Verhältniß mit dem Mädchen ging in jene behagliche Vertraulichkeit über, die zum offnen Geſtändniß der Liebe und zur Heirath führt. — Ich wollte mir den letzten Wolkenſchatten vertreiben, ſprach daher einſt in einer gemüthlichen Stunde geradezu von der vorgefaßten Meinung, daß ſie ſchon liebe oder wenigſtens geliebt habe, und erwähnte aller Umſtände, die dieſe Meinung genährt hatten, vorzüglich aber gedachte ich jenes jungen Mannes, deſſen Andenken ihr Thränen auspreßte. „Geſtehen will ichs Ihnen, ſprach das Mädchen, daß das längere Zuſammenſeyn mit jenem Manne, der plötzlich als Fremder in unſer Haus eintrat, meiner Ruhe hätte gefährlich werden können, ja daß ich eine heftige Neigung für ihn in mir aufkeimen ſpürte, und deshalb kann ich noch jetzt nicht ohne tiefes Mitleid, das mir Thränen entlockt, des Unglücks, das ihn auf ewig von mir ſchied, gedenken." Des Unglücks, das ihn verbannte? fragte ich neugierig. „Ja, erzählte das Mädchen weiter: nie kannte ich einen Mann, der ſo wie er durch ſein ganzes Weſen, durch ſein Geſpräch, Sinn und Gemüth zu beherrſchen wußte, aber nicht leugnen konnte ich, daß er, wie mein Vater fortwährend behauptete, ſich beſtändig in einem beſonders exaltirten Zuſtande befand. Dies ſchrieb ich dem, durch uns unbekannte Urſachen — vielleicht durch den Krieg, den er mit gemacht, tief erregten Innern, der Vater dagegen dem Genuß geiſtiger Getränke zu. Ich hatte Recht, das lehrte der Erfolg. Er überraſchte mich einſt allein und offenbarte eine Stimmung, die ich erſt für den Ausbruch der leidenſchaftlichſten Liebe, dann aber, als er wie von Froſt geſchüttelt an allen Gliedern zitternd unter unverſtändlich ausgeſtoßenen Lauten davon rannte, für Wahnſinn halten mußte. Es war ſo. Zufällig hatte er einmal Straße und Nummer ſeiner Wohnung genannt, die ich im Gedächtniß behalten. Als er mehrere Wochen ausgeblieben, ſchickte der Vater hin; die Wirthin, oder vielmehr der Hausknecht, der die dort meublirte Zimmer Bewohnenden zu bedienen pflegte, und den unſer Diener gerade antraf, ließ aber auf die Erkundigung ſagen, der ſey längſt toll und nach der Charité gebracht worden. Er müſſe über das Lotterieſpiel verrückt geworden ſeyn, denn er habe geglaubt, König von der Ambe zu ſeyn." „Gott im Himmel, ſchrie Marzell erſchreckt, das war Kettelmann — Ambe — Amboina." — Es kann, ſprach Severin ſehr leiſe und dumpf, auch eine beſondere Verwechslung ſtatt gefunden haben — mir gehn Lichter auf! — Doch nur weiter! — Alexander blickte den Severin wehmüthig lächelnd an und fuhr dann fort: Ich war beruhigt, und bald kam es denn dahin, daß das holde Mädchen meine Braut und der Hochzeittag anberaumt wurde. Ich wollte das Haus, in dem der Spuk ſich dann und wann wieder vernehmen ließ, verkaufen, der Schwiegervater rieth mir's ab, und ſo kam es, daß ich ihm die ganze Geſchichte von dem graulichen Umgehn der alten Tante erzählte. — Er wurde, ſonſt ein gar lebenskräftiger, jovialer Mann, ſehr nachdenklich, und wie ich es gar nicht erwartet hatte, ſprach er: In alter Zeit hatten wir einen frommen ſchlichten Glauben, wir erkannten das Jenſeits, aber auch die Blödigkeit unſerer Sinne, dann kam die Aufklärung, die Alles ſo klar machte, daß man vor lauter Klarheit nichts ſah, und ſich am nächſten Baume im Walde die Naſe ſtieß, jetzt ſoll das Jenſeits erfaßt werden, mit hinübergeſtreckten Armen von Fleiſch und Bein. — Behalten Sie das Haus und laſſen Sie mich machen!' — Ich erſtaunte, als der Alte die Haustrauung in dem großen Zimmer meiner Wohnung am Kreuz-Erfindungstage, ich erſtaunte noch mehr, als er Alles in dem Zimmer ſo anordnete, wie es die ſelige Tante gethan. Jungfer Anna ſchlich mit von Angſt zerſtörtem Geſicht leiſe betend umher. Die geſchmückte Braut — der Geiſtliche kam, nichts Befremdendes ließ ſich hören oder blicken. Als aber der Segen geſprochen, da ging es wie ein leiſer kniſternder Hauch durchs Zimmer, und ich, meine Braut, der Geiſtliche, alle Anweſende hatten nach einſtimmiger Ausſage in demſelben Augenblick ein unbeſchreibliches Wohlſein gefühlt, das uns mit elektriſcher Wärme durchdrang. — Seit der Zeit habe ich keinen Spuk verſpürt, außer heute, da das lebhafte Andenken an die holde Pauline in meine Ehe einen neuen Spuk gebracht. Dies ſprach Alexander ſeltſam lächelnd und ſich umſchauend. „O, Du großer Thor, rief Marzell. Ich wußte nicht, daß ſie heute wieder hier erſchiene, wer weiß, was mir geſchähe." — Es waren unterdeſſen viele Spaziergänger angelangt und hatten Tiſche und Stühle eingenommen, nur den Platz nicht, wo vor zwei Jahren die Köllingſche Familie ſaß. „Eine recht ſeltſame Ahnung, fing Severin an, geht durch mein Inneres, indem ich jenen verhängnißvollen Platz dort anſchaue, es iſt mir als ob —" In dem Augenblick ſchritt der Geheime Rath Kölling, ſeine Frau am Arme, vorüber, Pauline folgte, anmuthig und wunderherrlich anzuſchauen, wie vor zwei Jahren. So wie damals ſchien ſie mit rückwärts gewandtem Kopf jemanden auszuſpähen zu wollen. Da fiel ihr Alexander ins Auge, der aufgeſtanden war. „Ach, da biſt Du ja ſchon!" rief ſie freudig, indem ſie auf ihn zu ſprang. Er faßte ſie bei der Hand und ſprach zu den Freunden: Das iſt, Herzensbrüder, mein liebes Weiblein Pauline!

Die Freunde waren mit Ottmars Erzählung zufrieden.

Du hatteſt, ſprach Theodor, beſtimmten Anlaß die Scene des Stücks nach Berlin zu verlegen und Straßen und Plätze zu nennen. Im Allgemeinen iſt es aber auch meines Bedünkens gar nicht übel den Schauplatz genau zu bezeichnen. Außerdem hat das Ganze dadurch einen Schein von hiſtoriſcher Wahrheit erhält, der einer trägen Phantaſie enthüllt, ſo gewinnt es auch, zumal für den, der mit dem als Schauplatz genannten Orte bekannt iſt, ungemein an Lebendigkeit und Friſche.

Seine ironiſche Tücke, ſprach Lothar, vorzüglich was das junge Mädchen betrifft, hat unſer Freund aber doch nicht laſſen können. Doch ich verzeihe ihm das gern.

Ein wenig Salz, erwiederte Ottmar, ein wenig Salz, mein lieber Lothar, zur magern Speiſe. Denn in der That, indem ich meine Erzählung las, fühlte ich es deutlich, daß ſie zu wenig phantaſtiſch iſt, ſich zu ſehr in den gewöhnlichſten Kreiſen bewegt.

Findet, nahm Cyprian das Wort, findet Theodor, daß es gut ſey, den beſtimmten Schauplatz zu nennen, tadelt ferner Ottmar, daß ſein Stoff zu wenig phantaſtiſch ſey, will endlich Lothar auch mir etwas ironiſche Tücke verzeihen, ſo darf ich wohl eine Erzählung vortragen, zu der mich Erinnerungen meines Aufenthalts in der alten Handelsſtadt Danzig entzündeten.

Er las:

Der Artushof.

Gewiß haſt Du, günſtiger Leſer! ſchon recht viel von der alten merkwürdigen Handelsſtadt Danzig gehört. Vielleicht kennſt Du all' das Sehenswerthe, was ſich dort befindet, aus mancher Beſchreibung; am liebſten ſollt' es mir aber ſeyn, wenn Du ſelbſt einmal in früherer Zeit dort geweſen wäreſt, und mit eignen Augen den wunderbaren Saal geſchaut hätteſt, in den ich jetzt Dich führen will. Ich meine den Artushof. — In den Mittagsſtunden wogte drängend und treibend der Handel den mit Menſchen der verſchiedenſten Nationen gefüllten Saal auf und ab, und ein verwirrtes Getöſe betäubte die Ohren. Aber wenn die Börſenſtunden vorüber, wenn die Handelsherren bei Tiſche ſaßen, und nur einzelne geſchäftig durch den Saal, der als Durchgang zwei Straßen verbindet, liefen, dann beſuchſt Du, günſtiger Leſer, der Du in Danzig warſt, den Artushof wohl am liebſten. Nun ſchlich ein magiſches Helldunkel durch die trüben Fenſter, all' das ſeltſame Bild- und Schnitzwerk, womit die Wände überreich verziert, wurde rege und lebendig. Hirſche mit ungeheuren

Geweihen, andere wunderliche Thiere ſchauten mit glühenden Augen auf Dich herab, Du mochteſt ſie kaum anſehen; auch wurde Dir, je mehr die Dämmerung eintrat, das marmorne Königsbild in der Mitte, nur deſto ſchauerlicher. Das große Gemälde, auf dem alle Tugenden und Laſter verſammelt mit beigeſchriebenen Namen, verlor merklich von der Moral, denn ſchon ſchwammen die Tugenden unkenntlich hoch im grauen Nebel, und die Laſter, gar wunderſchöne Frauen in bunten, ſchimmernden Kleidern, traten recht verführeriſch hervor und wollten Dich verlocken mit ſüßem Gelispel. Du wandteſt den Blick lieber auf den ſchmalen Streif, der beinahe rings um den Saal geht, und auf dem ſehr anmuthig lange Züge buntgekleideter Miliz aus alter reichsſtädtiſcher Zeit abgebildet ſind. Ehrſame Bürgermeiſter mit klugen, bedeutſamen Geſichtern reiten voran auf muthigen, ſchön geputzten Roſſen, und die Trommelſchläger, die Pfeifer, die Hellebardirer ſchreiten ſo keck und lebendig daher, daß Du bald die luſtige Soldatenmuſik vernimmſt, und glaubſt, ſie werden nun gleich alle zu jenem großen Fenſter dort hinaus auf den langen Markt ziehen. — Weil ſie denn nun fortziehen wollten, konnteſt Du nicht umhin, günſtiger Leſer, in ſo fern Du nämlich ein rüſtiger Zeichner biſt, mit Tinte und Feder jenen prächtigen Bürgermeiſter mit ſeinem wunderſchönen Pagen abzukonterfeien. Auf den Tiſchen rings umher lag ja ſonſt immer auf öffentliche Koſten Papier, Tinte und Feder bereit, das Material war alſo bei der Hand und lockte Dich unwiderſtehlich an. Dir, günſtiger Leſer! war ſo etwas erlaubt, aber nicht dem jungen Kaufherrn Traugott, der über ähnlichem Beginnen in tauſend Noth und Verdruß gerieth. — „Aviſiren Sie doch ſogleich unſern Freund in Hamburg von dem zu Stande gekommenen Geſchäft, lieber Herr Traugott!“ — So ſprach der Kauf- und Handelsherr Elias Roos, mit dem Traugott nächſtens in Compagnie gehen und deſſen einzige Tochter Chriſtina er heirathen ſollte. Traugott fand mit Mühe ein Plätzchen an den beſetzten Tiſchen, er nahm ein Blatt, tunkte die Feder ein und wollte eben mit einem kecken, kalligraphiſchen Schnörkel beginnen, als er, nochmals ſchnell das Geſchäft, von dem er zu ſchreiben hatte, überdenkend, die Augen in die Höhe warf. — Nun wollte es der Zufall, daß er gerade vor den in einem Zuge abgebildeten Figuren ſtand, deren Anblick ihn jedesmal mit ſeltſamer, unbegreiflicher Wehmuth befing. — Ein ernſter, beinahe düſterer Mann mit ſchwarzem krauſen Barte ritt in reichen Kleidern auf einem ſchwarzen Roſſe, deſſen Zügel ein wunderſamer Jüngling führte, der in ſeiner Lockenfülle und zierlicher bunter Tracht beinahe weiblich anzuſehen war: die Geſtalt, das Geſicht des Mannes erregten dem Traugott innern Schauer, aber aus dem Geſichte des holden Jünglings ſtrahlte ihm eine ganze Welt ſüßer Ahnungen entgegen. Niemals konnte er loskommen von dieſer beider Anblick, und ſo geſchah es denn auch jetzt, daß ſtatt den Aviſo des Herrn Elias Roos nach Hamburg zu ſchreiben, er nur das wunderſame Bild anſchaute und gedankenlos mit der Feder auf dem Papier herumkritzelte. Das mochte ſchon einige Zeit gedauert haben, als ihn jemand hinterwärts auf die Schulter klopfte, und mit dumpfer Stimme rief: „Gut, — recht gut! — ſo lieb' ich's, das kann was werden!" — Traugott kehrte ſich aus dem Traume erwachend raſch um, aber es traf ihn wie ein Blitzſtrahl. — Staunen, Schrecken machten ihn ſprachlos, er ſtarrte hinein in das Geſicht des düſtern Mannes, der vor ihm abgebildet. Dieſer war es, der jene Worte ſprach, und neben ihm ſtand der zarte wunderſchöne Jüngling und lächelte ihn an wie mit unbeſchreiblicher Liebe. Sie ſind es ja ſelbſt, ſo fuhr es dem Traugott durch den Sinn. — Sie ſind es ja ſelbſt! — Sie werden nun gleich die häßlichen Mäntel abwerfen und daſtehen in glänzender alterthümlicher Tracht! — Die Menſchen wogten durch einander, verſchwunden im Gewühl waren bald die fremden Geſtalten, aber Traugott ſtand mit ſeinem Aviſobriefe in der Hand, wie zur ſtarren Bildſäule geworden, auf derſelben Stelle, als die Börſenſtunden längſt vorüber, und nur noch Einzelne durch den Saal liefen. Endlich wurde Traugott Herrn Elias Roos gewahr, der mit zwei fremden Herren auf ihn zuſchritt. „Was ſpinren Sie noch in ſpäter Mittagszeit, werther Herr Traugott," rief Elias Roos, „haben Sie den Aviſo richtig abgeſchickt?" — Gedankenlos reichte Traugott ihm das Blatt hin, aber da ſchlug Herr Elias Roos die Fäuſte über den Kopf zuſammen, ſtampfte erſt ein klein wenig, dann aber ſehr ſtark mit dem rechten Fuße und ſchrie, daß es im Saale ſchallte: „Herr Gott! — Herr Gott! — Kinderſtreiche! — dumme Kinderſtreiche! — Verehrter Traugott — korrupter Schwiegerſohn — unkluger Aſſocié. — Ew. Edlen ſind wohl ganz des Teufels? — Der Aviſo — der Aviſo, o Gott! die Poſt!" — Herr Elias Roos wollte erſticken vor Aerger, die fremden Herren lächelten über den wunderlichen Aviſo, der freilich nicht recht brauchbar war. Gleich nach den Worten: Auf Ihr Werthes vom 20ſten hujus uns beziehend, hatte nämlich Traugott in zierlichem keckem Umriß jene beiden wunderſamen Figuren, den Alten und den Jüngling, gezeichnet. Die fremden Herren ſuchten den Herrn Elias Roos zu beruhigen, indem ſie ihm auf das liebreichſte zuſprachen; der zupfte aber die runde Perücke hin und her, ſtieß mit dem Rohrſtock auf den Boden, und rief: „das Satanskind, — aviſiren ſoll er, macht Figuren — zehntauſend Mark ſind — fit!“ — Er blies durch die Finger und weinte dann wieder: „Zehntauſend Mark!“ — „Beruhigen Sie ſich, lieber Herr Roos, ſprach endlich der ältere von den fremden Herren: die Poſt iſt zwar freilich fort, in einer Stunde geht indeſſen ein Courier ab, den ich nach Hamburg ſchicke, dem gebe ich Ihren Aviſo mit, und ſo kommt er noch früher an Ort und Stelle, als es durch die Poſt geſchehen ſeyn würde.“ „Unvergleichlichſter Mann!“ rief Herr Elias mit vollem Sonnenſchein im Blick. Traugott hatte ſich von ſeiner Beſtürzung erholt, er wollte ſchnell an den Tiſch, um den Aviſo zu ſchreiben, Herr Elias ſchob ihn aber weg, indem er mit recht hämiſchem Blicke zwiſchen den Zähnen murmelte: „Iſt nicht vonnöthen, mein Söhnlein!“ — Während Herr Elias gar eifrig ſchrieb, näherte ſich der ältere Herr dem jungen Traugott, der in ſtummer Beſchämung da ſtand, und ſprach: „Sie ſcheinen nicht an Ihrem Platze zu ſeyn, lieber Herr! Einem wahren Kaufmann würde es nicht eingefallen ſeyn, ſtatt, wie es recht iſt, zu aviſiren, Figuren zu zeichnen.“ — Traugott mußte das für einen nur zu gegründeten Vorwurf halten. Ganz betroffen erwiederte er: „Ach Gott, wie viel vortreffliche Aviſo's ſchrieb ſchon dieſe Hand, aber nur zuweilen kommen mir ſolche vertrackte Einfälle!“ „Ei, mein Lieber,“ fuhr der Fremde lächelnd fort: „das ſollten nun eben keine vertrackten Einfälle ſeyn. Ich glaube in der That, daß alle Ihre Aviſo's nicht ſo vortrefflich ſind, als dieſe mit feſter Hand keck und ſauber umriſſenen Figuren. Es iſt wahrhaftig ein eigener Genius darin.“ Unter dieſen Worten hatte der Fremde den in Figuren übergegangenen Aviſobrief dem Traugott aus der Hand genommen, ſorgſam zuſammengefaltet und eingeſteckt. Da ſtand es ganz feſt in Traugotts Seele, daß er etwas viel Herrlicheres gemacht habe, als einen Aviſobrief, ein fremder Geiſt funkelte in ihm auf, und als Herr Elias Roos, der mit dem Schreiben fertig geworden, noch bitterböſe ihm zurief: „Um zehntauſend Mark hätten mich Ihre Kinderſtreiche bringen können,“ da erwiederte er lauter und beſtimmter als jemals: „Gebehrden ſich Ew. Edlen nur nicht ſo abſonderlich, ſonſt ſchreib' ich Ihnen in meinem ganzen Leben keinen Aviſobrief mehr, und wir ſind geſchiedene Leute!“ — Herr Elias ſchob mit beiden Händen die Perücke zurecht und ſtammelte mit ſtarrem Blick: „Liebenswürdiger Aſſocié, holder Sohn! was ſind das für ſtolze Redensarten?“ Der alte Herr trat abermals ins Mittel, wenige Worte waren hinlänglich, den vollen Frieden herzuſtellen, und ſo ſchritten ſie zum Mittagsmahl in das Haus des Herrn Elias, der die Fremden geladen hatte. Jungfer Chriſtine empfing die Gäſte in ſorgſam geſchniegelten und gebügelten Feierkleidern und ſchwenkte bald mit geſchickter Hand den überſchweren ſilbernen Suppenlöffel. — Wohl könnte ich Dir, günſtiger Leſer! die fünf Perſonen, während ſie bei Tiſche ſitzen, bildlich vor Augen bringen, ich werde aber nur zu flüchtigen Umriſſen gelangen, und zwar viel ſchlechteren, als wie ſie Traugott in dem ominöſen Aviſobriefe recht verwegen hinkritzelte, denn bald iſt das Mahl geendet, und die wunderſame Geſchichte des wackern Traugott, die ich für Dich, günſtiger Leſer! aufzuſchreiben unternommen, reißt mich fort mit unwiderſtehlicher Gewalt! — Daß Herr Elias Roos eine runde Perücke trägt, weißt Du, günſtiger Leſer! ſchon aus Obigem, und ich darf auch gar nichts mehr hinzuſetzen, denn nach dem, was er geſprochen, ſiehſt Du jetzt ſchon den kleinen rundlichen Mann in ſeinem leberfarbenen Rocke, Weſte und Hoſen mit goldbeſponnenen Knöpfen, recht vor Augen. Von dem Traugott habe ich ſehr viel zu ſagen, weil es eben ſeine Geſchichte iſt, die ich erzähle, er alſo wirklich darin vorkommt. Iſt es aber nun gewiß, daß Geſinnung, Thun und Treiben aus dem Innern heraustretend, ſo die äußere Geſtalt modeln und formen, daß daraus die wunderbare nicht zu erklärende nur zu fühlende Harmonie des Ganzen entſteht, die wir Charakter nennen, ſo wird Dir, günſtiger Leſer! aus meinen Worten Traugotts Geſtalt von ſelbſt recht lebendig hervorgehen. Iſt dies nicht der Fall, ſo taugt all' mein Geſchwätz gar nichts, und Du kannſt meine Erzählung nur geradezu für nicht geleſen achten. Die beiden fremden Herren ſind Onkel und Neffe, ehedem Handel, jetzt Geſchäfte treibend mit erworbenem Gelde und Herrn Elias Roos Freunde, d. h. mit ihm in ſtarkem Geldverkehr. Sie wohnen in

Königsberg, tragen ſich ganz engliſch, führen einen Mahagoni-Stiefelknecht aus London mit ſich, haben viel Kunſtſinn und ſind überhaupt feine, ganz gebildete Leute. Der Onkel beſitzt ein Kunſtkabinet und ſammelt Zeichnungen (videatur der geraubte Reiſebrief). Eigentlich war es mir hauptſächlich nur darum zu thun, Dir günſtiger Leſer, die Chriſtina recht lebhaft darzuſtellen, denn ihr flüchtiges Bild wird, wie ich merke, bald verſchwinden, und ſo iſt es gut, daß ich gleich einige Züge zu Buch bringe. Mag ſie dann entfliehen! Denke Dir, lieber Leſer! ein mittelgroßes, wohlgenährtes Frauenzimmer, von etwa zwei bis drei und zwanzig Jahren, mit rundem Geſicht, kurzer, ein wenig aufgeſtülpter Naſe, freundlichen lichtblauen Augen, aus denen es recht hübſch jedermann anlächelt: Nun heirathe ich bald! — Sie hat eine blendend weiße Haut, die Haare ſind geradezu nicht zu röthlich — recht küſſige Lippen — einen zwar etwas weiten Mund, den ſie noch dazu ſeltſam verzieht, aber zwei Reihen Perlenzähne werden dann ſichtbar. Sollten etwa aus des Nachbars brennendem Hauſe die Flammen in ihr Zimmer ſchlagen, ſo wird ſie nur noch geſchwinde den Kanarienvogel füttern und die neue Wäſche verſchließen, dann aber ganz gewiß in das Comtoir eilen und dem Herrn Elias Roos zu erkennen geben, daß nunmehro auch ſein Haus brenne. Niemals iſt ihr eine Mandeltorte mißrathen, und die Butter-Sauce verdickt ſich jedesmal gehörig, weil ſie niemals links, ſondern immer rechts im Kreiſe mit dem Löffel rührt! — Da Herr Elias Roos ſchon den letzten Römer alten Franz eingeſchenkt, bemerke ich nur noch in der Eile, daß Chriſtinchen den Traugott deshalb ungemein lieb hat, weil er ſie heirathet, denn was ſollte ſie wohl in aller Welt anfangen, wenn ſie niemals Frau würde! — Nach der Mahlzeit ſchlug Herr Elias Roos den Freunden einen Spaziergang auf den Wällen vor. Wie gern wäre Traugott, in deſſen Innerm ſich noch nie ſo viel Verwunderliches geregt hatte, als eben heute, der Geſellſchaft entſchlüpft, es ging aber nicht; denn wie er eben zur Thür hinauswollte, ohne einmal ſeiner Braut die Hand geküßt zu haben, erwiſchte ihn Herr Elias beim Rockſchoß, rufend: „Werther Schwiegerſohn, holder Aſſocié, Sie wollen uns doch nicht verlaſſen?“ und ſo mußte er wohl bleiben. — Jener Profeſſor physices meinte: der Weltgeiſt habe als ein wackrer Experimentaliſt irgendwo eine tüchtige Elektriſirmaſchine gebaut, und von ihr aus liefen gar geheimnißvolle Drähte durch's Leden, die umſchlichen und umgingen wir nun beſtmöglichſt, aber in irgend einem Moment müßten wir darauf treten, und Blitz und Schlag führen durch unſer Inneres, indem ſich nun plötzlich Alles anders geſtalte. Auf den Draht war wohl Traugott getreten, in dem Moment als er bewußtlos die zeichnete, welche lebendig hinter ihm ſtanden, denn mit Blitzes Gewalt hatte ihn die ſeltſame Erſcheinung der Fremden durchzuckt, und es war ihm, als wiſſe er nun alles deutlich, was ſonſt nur Ahnung und Traum geweſen. Die Schüchternheit, die ſonſt ſeine Zunge band, ſobald das Geſpräch ſich auf Dinge wandte, die wie ein heiliges Geheimniß tief in ſeiner Bruſt verborgen lagen, war verſchwunden, und ſo kam es, daß, als der Onkel die wunderlichen halb gemalten halb geſchnitzten Bilder im Artushof als geſchmacklos angriff, und vorzüglich die kleinen Soldatengemälde als abentheuerlich verwarf, er dreiſt behauptete: wie es wohl ſeyn könne, daß das Alles ſich mit den Regeln des Geſchmacks nicht zuſammenreime, indeſſen ſey es ihm ſelbſt, wie wohl ſchon mehreren ergangen; eine wunderbare phantaſtiſche Welt habe ſich ihm in dem Artushof erſchloſſen, und einzelne Figuren hätten ihn ſogar mit lebensvollen Blicken, ja wie mit deutlichen Worten daran gemahnt, daß er auch ein mächtiger Meiſter ſeyn, und ſchaffen und bilden könne wie der, aus deſſen geheimnißvoller Werkſtatt ſie hervorgegangen. — Herr Elias ſah in der That dummer aus wie gewöhnlich, als der Jüngling ſolche hohe Worte ſprach, aber der Onkel ſagte mit recht hämiſcher Miene: „Ich bekenne es noch einmal, daß ich nicht begreife, wie Sie Kaufmann ſeyn wollen, und ſich nicht lieber der Kunſt ganz zugewandt haben.“ — Dem Traugott war der Mann höchſt zuwider, und er ſchloß ſich deshalb bei dem Spaziergange an den Neffen, der recht freundlich und zutraulich that. „O Gott,“ ſprach dieſer, „wie beneide ich Sie um Ihr ſchönes, herrliches Talent! Ach könnte ich ſo wie Sie zeichnen. — An Genie fehlt es mir gar nicht, ich habe ſchon recht hübſch Augen und Naſen und Ohren, ja ſogar drei bis vier ganze Köpfe gezeichnet, aber lieber Gott, die Geſchäfte! die Geſchäfte!“ „Ich dächte,“ ſprach Traugott, „ſobald man wahres Genie, wahre Neigung zur Kunſt verſpüre, ſollte man kein anderes Geſchäft kennen.“ „Sie meinen, Künſtler werden, entgegnete der Neffe. Ei, wie mögen Sie das ſagen! Sehen Sie, mein Wertheſter, über dieſe Dinge habe ich denn wohl mehr nachgedacht, als vielleicht Mancher, ja, ſelbſt ein ſo entſchiedener Verehrer der Kunſt, bin ich tiefer in das eigentliche Weſen der Sache eingedrungen, als ich es nur zu ſagen vermag, daher ſind mir nur Andeutungen möglich.“ Der Neffe ſah bei dieſen Worten ſo gelehrt und tiefſinnig aus, daß Traugott ordentlich einige Ehrfurcht für ihn empfand. „Sie werden mir Recht geben,“ fuhr der Neffe fort, nachdem er eine Priſe genommen und zweimal genieſt hatte, „Sie werden mir Recht geben, daß die Kunſt Blumen in unſer Leben flicht — Erheiterung, Erholung vom ernſten Geſchäft, das iſt der ſchöne Zweck alles Strebens in der Kunſt, der deſto vollkommener erreicht wird, je vortrefflicher ſich die Produktionen geſtalten. Im Leben ſelbſt iſt dieſer Zweck deutlich ausgeſprochen, denn nur der, der nach jener Anſicht die Kunſt übt, genießt die Behaglichkeit, die den immer und ewig flieht, welcher der wahren Natur der Sache entgegen, die Kunſt als Hauptſache, als höchſte Lebenstendenz betrachtet. Deshalb, mein Lieber! nehmen Sie ſich das ja nicht zu Herzen, was mein Onkel vorbrachte, um Sie von dem ernſten Geſchäft des Lebens abzuleiten in ein Thun und Treiben, das ohne Stütze nur wie ein unbehülflich Kind hin und her wankt.“ Hier hielt der Neffe inne, als erwarte er Traugotts Antwort; der wußte aber gar nicht, was er ſagen ſollte. Alles, was der Neffe geſprochen, kam ihm unbeſchreiblich albern vor. Er begnügte ſich zu fragen: „Was nennen Sie denn nun aber eigentlich ernſtes Geſchäft des Lebens?“ Der Neffe ſah ihn etwas betroffen an. „Nun, mein Gott,“ fuhr er endlich heraus, „Sie werden mir doch zugeben, daß man im Leben leben muß, wozu es der bedrängte Künſtler von Profeſſion beinahe niemals bringt.“ Er ſchwatzte nun mit zierlichen Wörtern und gedrechſelten Redensarten ins Gelag hinein. Es kam ungefähr darauf hinaus, daß er im Leben leben nichts Anderes nannte, als, keine Schulden, ſondern viel Geld haben, gut Eſſen und Trinken, eine ſchöne Frau und auch wohl artige Kinder, die nie einen Talgfleck ins Sonntagsröckchen bringen, beſitzen u. ſ. w. Dem Traugott ſchnürte das die Bruſt zu, und er war froh, als der verſtändige Neffe von ihm abließ, und er ſich allein auf ſeinem Zimmer befand. „Was führe ich doch, ſprach er zu ſich ſelbſt, für ein erbärmlich ſchlechtes Leben! — An dem ſchönen Morgen in der herrlichen goldenen Frühlingszeit, wenn ſelbſt durch die finſtern Straßen in der Stadt der laue Weſt zieht, und in ſeinem dumpfen Murmeln und Rauſchen von all' den

Wundern zu erzählen ſcheint, die draußen in Wald und Flur erblühen, da ſchleiche ich träge und unmuthig in Herrn Elias Roos räuchrichtes Comtoir. Da ſitzen bleiche Geſichter vor großen unförmlichen Pulten, und nur das Geräuſch des Blätterns in den großen Büchern, das Klappern des gezählten Geldes, einzelne unverſtändliche Laute unterbrechen die düſtre Stille, in die Alles arbeitend verſunken. Und was für Arbeit? — Wozu alles Sinnen, alles Schreiben? — Damit ſich nur die Goldſtücke im Kaſten mehren, damit nur des Fafners unheilbringender Hort immer mehr funkle und gleiße! — Wie mag doch ſolch ein Künſtler und Bildner fröhlich hinausziehn und hoch emporgerichteten Hauptes all' die erquicklichen Frühlingsſtrahlen einathmen, die die innere Welt voll herrlicher Bilder entzünden, ſo daß ſie aufgeht im regen luſtigen Leben. Aus den dunkeln Büſchen treten dann wunderbare Geſtalten hervor, die ſein Geiſt geſchaffen und die ſein Eigen bleiben, denn in ihm wohnt der geheimnißvolle Zauber des Lichts, der Farbe, der Form, und ſo vermag er, was ſein inneres Auge geſchaut, feſtzubannen, indem er es ſinnlich darſtellt. — Was hält mich ab, mich loszureißen von der verhaßten Lebensweiſe? — Der alte wunderliche Mann hat es mir beſtätigt, daß ich zum Künſtler berufen bin, aber noch mehr der ſchöne holde Jüngling. Ungeachtet der nichts ſprach, war es mir ja doch, als ſage ſein Blick mir das deutlich, was ſo lange ſich nur als leiſe Ahnung in mir regte, und das niedergedrückt von tauſend Zweifeln, nicht empor zu ſtreben vermochte. Kann ich denn nicht, ſtatt meines unſeligen Treibens, ein tüchtiger Maler werden?“ — Traugott holte Alles hervor, was er jemals gezeichnet, und durchſchaute es mit prüfenden Blicken. Manches kam ihm heute ganz anders vor als ſonſt, und zwar beſſer. Vorzüglich fiel ihm aber aus den kindiſchen Verſuchen ſeiner früheren Knabenzeit ein Blatt in die Hände, auf dem in freilich verzerrten, jedoch ſehr kenntlichen Umriſſen, jener alte Bürgermeiſter mit dem ſchönen Pagen abgebildet war, und er erinnerte ſich recht gut, daß ſchon damals jene Figuren ſeltſam auf ihn wirkten, und er einſt in der Abenddämmerung wie von einer unwiderſtehlichen Gewalt vom Knabenſpiele fort in den Artushof gelockt wurde, wo er emſig ſich bemühte, das Bild abzuzeichnen. — Traugott wurde, dieſe Zeichnung anſchauend, von der tiefſten wehmüthigſten Sehnſucht befangen! — Er ſollte, nach gewöhnlicher Weiſe, noch ein Paar Stunden in dem

Comtoir arbeiten, das war ihm unmöglich, ſtatt deſſen lief er heraus auf den Karlsberg. Da ſchaute er hinaus ins wogende Meer; in den Wellen, in dem grauen Nebelgewölk, das wunderbar geſtaltet ſich über Hela gelegt hatte, trachtete er wie in einem Zauberſpiegel das Schickſal ſeiner künftigen Tage zu erſpähen. —

Glaubſt du nicht, lieber Leſer! daß das, was aus dem höhern Reich der Liebe in unſre Bruſt hinabgekommen, ſich uns zuerſt offenbaren müſſe im hoffnungsloſen Schmerz? — Das ſind die Zweifel, die in des Künſtlers Gemüth ſtürmen. — Er ſchaut das Ideal und fühlt die Ohnmacht, es zu erfaſſen, es entflieht, meint er, unwiederbringlich. — Aber dann kommt ihm wieder ein göttlicher Muth, er kämpft und ringt, und die Verzweiflung löſt ſich auf in ſüßes Sehnen, das ihn ſtärkt und antreibt, immer nachzuſtreben der Geliebten, die er immer näher und näher erblickt, ohne ſie jemals zu erreichen.

Traugott wurde nun eben von jenem hoffnungsloſen Schmerz recht gewaltig ergriffen! — Als er am frühen Morgen ſeine Zeichnungen, die noch auf dem Tiſche lagen, wieder anſah, kam ihm alles unbedeutend und läppiſch vor, und er erinnerte ſich jetzt der Worte eines kunſtreichen Freundes, der oft ſagte: Großer Unfug mit mittelmäßigem Treiben der Kunſt entſtehe daher, daß viele eine lebhafte äußere Anregung für innern wahren Beruf zur Kunſt hielten. Traugott war nicht wenig geneigt, den Artushof mit den beiden wunderbaren Figuren des Alten und des Jünglings eben für eine ſolche äußere Anregung zu halten, verdammte ſich ſelbſt zur Rückkehr ins Comtoir, und arbeitete bei dem Herrn Elias Roos, ohne des Ekels zu achten, der ihn oft ſo übernahm, daß er ſchnell abbrechen und hinauslaufen mußte ins Freie. Herr Elias Roos ſchrieb dies mit ſorglicher Theilnahme der Kränklichkeit zu, die nach ſeiner Meinung den todtbleichen Jüngling ergriffen haben mußte. — Mehrere Zeit war vergangen, der Dominiks-Markt kam heran, nach deſſen Ende Traugott die Chriſtina heirathen und ſich als Aſſocié des Herrn Elias Roos der Kaufmannswelt ankündigen ſollte. Dieſer Zeitpunkt war ihm der traurige Abſchied von allen ſchönen Hoffnungen und Träumen, und ſchwer fiel es ihm aufs Herz, wenn er Chriſtinchen in voller Thätigkeit erblickte, wie ſie in dem mittleren Stock Alles ſcheuern und bohnen ließ, Gardinen eigenhändig fältelte, dem meſſingenen Geſchirr den letzten Glanz gab u. ſ. w. Im dickſten Gewühl der Fremden im

Artushof hörte Traugott einmal eine Stimme dicht hinter ſich, deren bekannter Ton ihm durchs Herz drang. „Sollten dieſe Papiere wirklich ſo ſchlecht ſtehen?“ Traugott drehte ſich raſch um und erblickte, wie er es vermuthet, den wunderlichen Alten, welcher ſich an einen Mäkler gewandt hatte, um ein Papier zu verkaufen, deſſen Cours in dem Augenblick ſehr geſunken war. Der ſchöne Jüngling ſtand hinter dem Alten und warf einen wehmüthig freundlichen Blick auf Traugott. Dieſer trat raſch zu dem Alten hin und ſprach: „Erlauben Sie, mein Herr, das Papier, welches Sie verkaufen wollen, ſteht in der That nur ſo hoch, wie Ihnen geſagt worden; der Cours beſſert ſich indeſſen, wie es mit Beſtimmtheit vorauszuſehen iſt, in wenigen Tagen ſehr bedeutend. Wollen Sie daher meinen Rath annehmen, ſo verſchieben Sie den Umſatz des Papiers noch einige Zeit.“ — „Ei, mein Herr!“ erwiederte der Alte ziemlich trocken und rauh, „was gehen Sie meine Geſchäfte an? Wiſſen Sie denn, ob mir in dieſem Augenblick ſolch ein einfältig Papier nicht ganz unnütz, baares Geld aber höchſt nöthig iſt?“ Traugott, der nicht wenig betreten darüber war, daß der Alte ſeine gute Abſicht ſo übel aufnahm, wollte ſich ſchon entfernen, als der Jüngling ihn wie bittend, mit Thränen im Auge anblickte. „Ich habe es gut gemeint, mein Herr,“ erwiederte er ſchnell dem Alten, „und kann es durchaus noch nicht zugeben, daß Sie bedeutenden Schaden leiden ſollen. Verkaufen Sie mir das Papier unter der Bedingung, daß ich Ihnen den höheren Cours, den es in einigen Tagen haben wird, nachzahle.“ — „Sie ſind ein wunderlicher Mann,“ ſagte der Alte: „mag es darum ſein, wiewohl ich nicht begreife, was Sie dazu treibt, mich bereichern zu wollen.“ — Er warf bei dieſen Worten einen funkelnden Blick auf den Jüngling, der die ſchönen blauen Augen beſchämt niederſchlug. Beide folgten dem Traugott in das Comtoir, wo dem Alten das Geld ausgezahlt wurde, der es mit finſtrer Miene einſackte. Während deſſen ſagte der Jüngling leiſe zu Traugott: „Sind Sie nicht derſelbe, der vor mehreren Wochen auf dem Artushof ſolch' hübſche Figuren gezeichnet hatte?“ — „Allerdings,“ erwiederte Traugott, indem er fühlte, wie ihm die Erinnerung an den lächerlichen Auftritt mit dem Aviſobrief das Blut in's Geſicht trieb. „O dann,“ fuhr der Jüngling fort, „nimmt es mich nicht Wunder —.“ Der Alte blickte den Jüngling zornig an, der ſogleich ſchwieg. — Traugott konnte eine gewiſſe Beklommenheit in Gegenwart der Fremden nicht überwinden, und ſo gingen ſie fort, ohne daß er den Muth gehabt hatte, ſich nach ihren näheren Lebensverhältniſſen zu erkundigen. Die Erſcheinung dieſer beiden Geſtalten hatte auch in der That ſo etwas Verwunderliches, daß ſelbſt das Perſonal im Comtoir davon ergriffen wurde. Der grämliche Buchhalter hatte die Feder hinters Ohr geſteckt, und mit beiden Armen über das Haupt gelehnt, ſtarrte er mit grellen Augen den Alten an. „Gott bewahre mich,“ ſprach er, als die Fremden fort waren, „der ſah ja aus mit ſeinem krauſen Barte und dem ſchwarzen Mantel, wie ein altes Bild de Anno 1400 in der Pfarrkirche zu St. Johannis!“ — Herr Elias hielt ihn aber, ſeines edeln Anſtandes, ſeines tief ernſten altteutſchen Geſichts ungeachtet, ſchlechtweg für einen polniſchen Juden, und rief ſchmunzelnd: „Dumme Beſtie, verkauft jetzt das Papier, und bekommt in acht Tagen wenigſtens 10 Prozent mehr.“ Freilich wußte er nichts von dem verabredeten Zuſchuſſe, den Traugott aus ſeiner Taſche zu berichtigen gemeint war, welches er auch einige Tage ſpäter, als er den Alten mit dem Jünglinge wieder auf dem Artushofe traf, wirklich that. „Mein Sohn,“ ſagte der Alte, „hat mich daran erinnert, daß Sie auch Künſtler ſind, und ſo nehme ich das an, was ich ſonſt verweigert haben würde.“ — Sie ſtanden gerade an einer der vier Granitſaulen, die des Saales Wölbung tragen, dicht vor den beiden gemalten Figuren, die Traugott damals in den Aviſobrief hineinzeichnete. Ohne Rückhalt ſprach er von der großen Aehnlichkeit jener Figuren mit dem Alten und dem Jünglinge. Der Alte lächelte ganz ſeltſam, legte die Hand auf Traugotts Schulter und ſprach leiſe und bedächtig: „Ihr wißt alſo nicht, daß ich der deutſche Maler Godofredus Berklinger bin und die Figuren, welche Euch ſo zu gefallen ſcheinen, vor ſehr langer Zeit, als ich noch ein Schüler der Kunſt war, ſelbſt malte? In jenem Bürgermeiſter habe ich mich ſelbſt Andenkens halber abkonterfeit, und daß der das Pferd führende Page mein Sohn iſt, erkennt Ihr wohl ſehr leicht, wenn Ihr beider Geſichter und Wuchs anſchauet!“ — Traugott verſtummte vor Erſtaunen; er merkte aber wohl bald, daß der Alte, der ſich für den Meiſter der mehr als zweihundert Jahre alten Gemälde hielt, von einem beſondern Wahnwitze befangen ſeyn müſſe. „Ueberhaupt war es doch,“ fuhr der Alte fort, indem er den Kopf in die Höhe warf und ſtolz umherblickte, „eine herrliche, grünende, blühende Künſtlerzeit, wie ich dieſen Saal dem weiſen Könige

Artus und ſeiner Reichstafel zu Ehren mit all' den bunten Bildern ſchmückte. Ich glaube wohl, daß es der König Artus ſelbſt war, der in gar edler hoher Geſtalt einmal, als ich hier arbeitete, zu mir trat, und mich zur Meiſterſchaft ermahnte, die mir damals noch nicht worden!" — „Mein Vater," fiel der Jüngling ein, „iſt ein Künſtler, wie es wenige giebt, mein Herr! und es würde Sie nicht gereuen, wenn er es Ihnen vergönnte, ſeine Werke zu ſehen." Der Alte hatte unterdeſſen einen Gang durch den ſchon öde gewordenen Saal gemacht, er forderte jetzt den Jüngling zum Fortgehen auf, da bat Traugott ihm doch ſeine Gemälde zu zeigen. Der Alte ſah ihn lange mit ſcharfem durchbohrendem Blicke an und ſprach endlich ſehr ernſt: „Ihr ſeid in der That etwas verwegen, daß Ihr ſchon jetzt darnach trachtet, in das innerſte Heiligthum einzutreten, ehe noch Eure Lehrjahre begonnen. Doch! — mag es ſeyn! — Iſt Euer Blick noch zu blöde zum Schauen, ſo werdet Ihr wenigſtens ahnen! Kommt morgen in der Frühe zu mir." — Er bezeichnete ſeine Wohnung und Traugott unterließ nicht, den andern Morgen ſich ſchnell vom Geſchäfte loszumachen und nach der entlegenen Straße zu dem wunderlichen Alten hinzueilen. Der Jüngling, ganz altteutſch gekleidet, öffnete ihm die Thür und führte ihn in ein geräumiges Gemach, wo er den Alten in der Mitte auf einem kleinen Schemel vor einer großen aufgeſpannten grau grundirten Leinwand ſitzend antraf. „Zur glücklichen Stunde," rief der Alte ihm entgegen, „ſind Sie mein Herr gekommen, denn ſo eben habe ich die letzte Hand an das große Bild dort gelegt, welches mich ſchon über ein Jahr beſchäftigt und nicht geringe Mühe gekoſtet hat. Es iſt das Gegenſtück zu dem gleich großen Gemälde, das verlorene Paradies darſtellend, welches ich voriges Jahr vollendete und das Sie auch bei mir anſchauen können. Dies iſt nun, wie Sie ſehen, das wiedergewonnene Paradies, und es ſollte mir um Sie leid ſeyn, wenn Sie irgend eine Allegorie herausklügeln wollten. Allegoriſche Gemälde machen nur Schwächlinge und Stümper; mein Bild ſoll nicht bedeuten, ſondern ſeyn. Sie finden, daß alle dieſe reichen Gruppen von Menſchen, Thieren, Früchten, Blumen, Steinen ſich zum harmoniſchen Ganzen verbinden, deſſen laut und herrlich tönende Muſik der himmliſch reine Accord ewiger Verklärung iſt." — Nun fing der Alte an, einzelne Gruppen herauszuheben, er machte Traugott auf die geheimnißvolle Vertheilung des Lichts und des Schattens aufmerkſam, auf das Funkeln der Blumen und Metalle, auf die wunderbaren Geſtalten, die aus Lilienkelchen ſteigend, ſich in die klingenden Reigen himmliſch ſchöner Jünglinge und Mädchen verſchlangen, auf die bärtigen Männer, die, kräftige Jugendfülle in Blick und Bewegung, mit allerlei ſeltſamen Thieren zu ſprechen ſchienen. — Immer ſtärker, aber immer unverſtändlicher und verworrener wurde des Alten Ausdruck. „Laß immer Deine Diamantkrone funkeln, Du hoher Greis!“ rief er endlich, den glühenden Blick ſtarr auf die Leinwand geheftet, „wirf ab den Isisſchleier, den Du über Dein Haupt warfſt, als Unheilige Dir nahe traten! — Was ſchlägſt Du ſo ſorglich Dein finſteres Gewand über die Bruſt zuſammen? — Ich will Dein Herz ſchauen — das iſt der Stein der Weiſen vor dem ſich das Geheimniß offenbart! — Biſt Du denn nicht ich? — Was trittſt Du ſo keck, ſo gewaltig vor mir auf! — Willſt Du kämpfen mit Deinem Meiſter? Glaubſt Du, daß der Rubin, der, dein Herz, herausfunkelt, meine Bruſt zermalmen könne? — Auf denn! — tritt heraus! — tritt her! — ich habe Dich erſchaffen, — denn ich bin“ — Hier ſank der Alte plötzlich wie vom Blitze getroffen zuſammen. Traugott fing ihn auf, der Jüngling rückte ſchnell einen kleinen Lehnſeſſel herbei, ſie ſetzten den Alten hinein, der in einen ſanften Schlaf verſunken ſchien.

„Sie wiſſen nun, lieber Herr! ſprach der Jüngling ſanft und leiſe, „wie es mit meinem guten alten Vater beſchaffen iſt. Ein rauhes Schickſal hat alle ſeine Lebensblüthen abgeſtreift, und ſchon ſeit mehreren Jahren iſt er der Kunſt abgeſtorben, für die er ſonſt lebte. Er ſitzt ganze Tage hindurch vor der aufgeſpannten grundirten Leinwand, den ſtarren Blick darauf geheftet; das nennt er malen, und in welchen exaltirten Zuſtand ihn dann die Beſchreibung eines ſolchen Gemäldes verſetzt, das haben Sie eben erfahren. Nächſtdem verfolgt ihn noch ein unglückſeliger Gedanke, der mir ein trübes zerriſſenes Leben bereitet, ich trage das aber als ein Verhängniß, welches, in dem Schwunge, in dem es ihn ergriffen, auch mich fortreißt. Wollen Sie ſich von dieſem ſeltſamen Auftritt erholen, ſo folgen Sie mir in das Nebenzimmer, wo ſie mehrere Gemälde aus meines Vaters früherer fruchtbarer Zeit finden.“ — Wie erſtaunte Traugott, als er eine Reihe Bilder fand, die von den berühmteſten niederländiſchen Meiſtern gemalt zu ſein ſchienen. Mehrentheils Scenen aus dem Leben, z. B. eine Geſellſchaft, die von der Jagd zurückkehrt, die ſich mit Geſang und Spiel ergötzt, u. a. dergl. darſtellend, athmeten ſie doch einen tiefen Sinn, und vorzüglich war der Ausdruck der Köpfe von ganz beſonderer ergreifender Lebenskraft. Schon wollte Traugott ins Vorzimmer zurückkehren, als er dicht an der Thür ein Bild wahrnahm, vor dem er wie feſtgezaubert ſtehen blieb. Es war eine wunderliebliche Jungfrau in altteutſcher Tracht, aber ganz das Geſicht des Jünglings, nur voller und höher gefärbt, auch ſchien die Geſtalt größer. Die Schauer namenloſen Entzückens durchbebten Traugott bei dem Anblick des herrlichen Weibes. An Kraft und Lebensfülle war das Bild den Van Dyk'ſchen völlig gleich. Die dunklen Augen blickten voll Sehnſucht auf Traugott herab, die ſüßen Lippen ſchienen halb geöffnet liebliche Worte zu flüſtern! — „Mein Gott! — mein Gott!" ſeufzte Traugott aus tiefſter Bruſt: „wo — wo iſt ſie zu finden?" — „Gehen wir," ſprach der Jüngling. Da rief Traugott wie von wahnſinniger Luſt ergriffen: „Ach, ſie iſt es ja, die Geliebte meiner Seele, die ich ſo lange im Herzen trug, die ich nur in Ahnungen erkannte! — wo — wo iſt ſie!" — Dem jungen Berklinger ſtürzten die Thränen aus den Augen, er ſchien, wie von jähem Schmerz krampfhaft durchzuckt, ſich mit Mühe zuſammen zu raffen. „Kommen Sie," ſagte er endlich mit feſtem Ton, „das Portrait ſtellt meine unglückliche Schweſter Felizitas vor. Sie iſt hin auf immer! — Sie werden ſie niemals ſchauen!" — Beinahe bewußtlos ließ ſich Traugott in das andere Zimmer zurückführen. Der Alte lag noch im Schlaf, aber plötzlich fuhr er auf, blickte Traugott mit zornfunkelnden Augen an und rief: „Was wollen Sie? — Was wollen Sie, mein Herr?" — Da trat der Jüngling vor, und erinnerte ihn daran, daß er ſoeben dem Traugott ja ſein neues Bild gezeigt habe. Berklinger ſchien ſich nun auf Alles zu beſinnen, er wurde ſichtlich weich und ſprach mit gedämpfter Stimme: „Verzeihen Sie, lieber Herr! einem alten Mann ſolche Vergeßlichkeit." — „Euer neues Bild, Meiſter Berklinger," nahm Traugott nun das Wort, „iſt ganz wunderherrlich, und habe ich dergleichen noch niemals geſchaut, indeſſen braucht es wohl vieles Studirens und vieler Arbeit, ehe man dahin gelangt, ſo zu malen. Ich ſpüre großen unwiderſtehlichen Trieb zur Kunſt in mir, und bitte Euch gar dringend, mein lieber alter Meiſter! mich zu Eurem fleißigen Schüler anzunehmen." Der Alte wurde ganz freundlich und heiter, er umarmte Traugott und verſprach ſein treuer Lehrer zu ſeyn. So geſchah es denn, daß Traugott tagtäglich zu dem alten Maler ging und in der Kunſt gar große Fortſchritte machte. Sein Geſchäft war ihm nun ganz zuwider, er wurde ſo nachlaſſig, daß Herr Elias Roos laut ſich beklagte, und am Ende es gern ſah, daß Traugott unter dem Vorwande einer ſchleichenden Kränklichkeit ſich von dem Comtoir ganz losmachte, weshalb denn auch, zu nicht geringem Aerger Chriſtinens, die Hochzeit auf unbeſtimmte Zeit ausgeſetzt wurde. „Ihr Herr Traugott,“ ſprach ein Handelsfreund zu Herrn Elias Roos, „ſcheint an einem innern Verdruß zu laboriren, vielleicht ein alter Herzensſaldo, den er gern löſchen möchte vor neuer Heirath. Er ſieht ganz blaß und verwirrt aus.“ — „Ach warum nicht gar,“ erwiederte Herr Elias. „Sollte ihm,“ fuhr er nach einer Weile fort, „die ſchelmiſche Chriſtina einen Spuk gemacht haben? Der Buchhalter, das iſt ein verliebter Eſel, der küßt und drückt ihr immer die Hände. Traugott iſt ganz des Teufels verliebt in mein Mägdlein, das weiß ich. — Sollte vielleicht einige Eiferſucht? — Nun, ich will ihm auf den Zahn fuhlen, dem jungen Herrn!“ —

So ſorglich er aber auch fühlte, konnte er doch nichts erfühlen, und ſprach zum Handelsfreunde: „Das iſt ein abſonderlicher Homo, der Traugott, aber man muß ihn gehen laſſen nach ſeiner Weiſe. Hätte er nicht funfzigtauſend Thaler in meiner Handlung, ich wüßte, was ich thäte, da er gar nichts mehr thut.“

Traugott hätte nun in der Kunſt ein wahres helles Sonnenleben geführt, wenn die glühende Liebe zur ſchönen Felizitas, die er oft in wunderbaren Träumen ſah, ihm nicht die Bruſt zerriſſen hätte. Das Bild war verſchwunden. Der Alte hatte es fortgebracht, und Traugott durfte, ohne ihn ſchwer zu erzürnen, nicht darnach fragen. Uebrigens war der alte Berklinger immer zutraulicher geworden, und litt es, daß Traugott, ſtatt des Honorars für den Unterricht, ſeinen ärmlichen Haushalt auf mannigfache Weiſe verbeſſerte. Durch den jungen Berklinger erfuhr Traugott, daß der Alte bei dem Verkauf eines kleinen Kabinets merklich hintergangen worden, und daß jenes Papier, welches Traugott auswechſelte, der Reſt der erhaltenen Kaufſumme und ihres baaren Vermögens geweſen ſey. Nur ſelten durfte übrigens Traugott mit dem Jüngling vertraut ſprechen, der Alte hütete ihn auf ganz beſondere Weiſe, und verwies es ihm gleich recht hart, wenn er frei und heiter ſich mit dem Freunde unterhalten wollte. Traugott empfand dies um ſo ſchmerzlicher, als er den Jüngling ſeiner auffallenden Aehnlichkeit mit Felizitas halber aus voller Seele liebte. Ja oft war es ihm in der Nähe des Jünglings, als ſtehe lichthell das geliebte Bild neben ihm, als fühle er den ſüßen Liebeshauch, und er hätte dann den Jüngling, als ſey er die geliebte Felizitas ſelbſt, an ſein glühendes Herz drücken mögen.

Der Winter war vergangen, der ſchöne Frühling glänzte und blühte ſchon in Wald und Flur. Herr Elias Roos rieth dem Traugott eine Brunnen- oder Molkenkur an. Chriſtinchen freute ſich wiederum auf die Hochzeit, ungeachtet Traugott ſich wenig blicken ließ, und noch weniger an das Verhältniß mit ihr dachte.

Eine durchaus nöthige Abrechnung hatte einmal den Traugott den ganzen Tag über im Comtoir feſtgehalten, er mußte ſeine Malſtunden verſäumen, und erſt in ſpäter Abenddämmerung ſchlich er nach Berklingers entlegener Wohnung. Im Vorzimmer fand er Niemand, aus dem Nebengemach ertönten Lautenklänge. Nie hatte er hier noch das Inſtrument gehört. — Er horchte — wie leiſe Seufzer ſchlich ein abgebrochener Geſang durch die Accorde hin. Er drückte die Thür auf — Himmel! den Rücken ihm zugewendet ſaß eine weibliche Geſtalt, altteutſch gekleidet mit hohem Spitzenkragen, ganz der auf dem Gemälde gleich! — Auf das Geräuſch, das Traugott unwillkührlich beim Hereintreten gemacht, erhob ſich die Geſtalt, legte die Laute auf den Tiſch und wandte ſich um. Sie war es, ſie ſelbſt! — „Felizitas!" ſchrie Traugott auf voll Entzücken, niederſtürzen wollte er vor dem geliebten Himmelsbilde, da fühlte er ſich von hinten gewaltig gepackt beim Kragen und mit Rieſenkraft herausgeſchleppt. „Verruchter! — Böſewicht ohnegleichen!" ſchrie der alte Berklinger, indem er ihn fortſtieß, „das war Deine Liebe zur Kunſt? — Morden willſt Du mich!" Und damit riß er ihn zur Thür heraus. Ein Meſſer blitzte in ſeiner Hand; Traugott floh die Treppe herab; betäubt, ja halb wahnſinnig vor Luſt und Schrecken lief Traugott in ſeine Wohnung zurück.

Schlaflos wälzte er ſich auf ſeinem Lager. „Felizitas! — Felizitas!" rief er einmal übers andere von Schmerz und Liebesqual zerriſſen. „Du biſt da — Du biſt da, und ich ſoll Dich nicht ſchauen, Dich nicht in meine Arme ſchließen? — Du liebſt mich, ach, ich weiß es ja! — In dem Schmerz, der ſo tödtend meine Bruſt durchbohrt, fühle ich es, daß Du mich liebſt.“ Hell ſchien die Frühlingsſonne in Traugotts Zimmer, da raffte er ſich auf und beſchloß, es koſte was es wolle, das Geheimniß in Berklingers Wohnung zu erforſchen. Schnell eilte er hin zum Alten, aber wie ward ihm, als er ſah, daß alle Fenſter in Berklingers Wohnung geöffnet und die Mägde beſchäftigt waren, die Zimmer zu reinigen. Ihm ahnte, was geſchehen. Berklinger hatte noch am ſpäten Abend mit ſeinem Sohn das Haus verlaſſen und war fortgezogen, Niemand wußte wohin. Ein mit zwei Pferden beſpannter Wagen hatte die Kiſte mit Gemälden und die beiden kleinen Koffer, welche das ganze ärmliche Beſitzthum Berklingers in ſich ſchloſſen, abgeholt. Er ſelbſt war mit ſeinem Sohn eine halbe Stunde nachher fortgegangen. Alle Nachforſchungen, wo ſie geblieben, waren vergebens, kein Lohnkutſcher hatte an Perſonen, wie Traugott ſie beſchrieb, Pferde und Wagen vermiethet, ſelbſt an den Thoren konnte er nichts Beſtimmtes erfahren; kurz, Berklinger war verſchwunden, als ſei er auf dem Mantel des Mephiſtopheles davongeflogen. Ganz in Verzweiflung rannte Traugott in ſein Haus zurück. „Sie iſt fort — ſie iſt fort, die Geliebte meiner Seele — Alles, Alles verloren!“ So ſchrie er, bei Herrn Elias Roos, der ſich gerade auf dem Hausflur befand, vorbei, nach ſeinem Zimmer ſtürzend. „Herr Gott des Himmels und der Erden,“ rief Herr Elias, indem er an ſeiner Perücke rückte und zupfte, — „Chriſtina! — Chriſtina!“ — ſchrie er dann, daß es weit im Hauſe ſchallte. „Chriſtina — abſcheuliche Perſon, mißrathene Tochter!“ Die Comtoirdiener ſtürzten heraus mit erſchrockenen Geſichtern, der Buchhalter fragte beſtürzt: „Aber Herr Roos!“ Der ſchrie indeſſen immerfort: „Chriſtina! — Chriſtina!“ — Mamſell Chriſtina trat zur Hausthür hinein und fragte, nachdem ſie ihren breiten Strohhut etwas gelüftet hatte, lächelnd, warum denn der Herr Vater ſo ungemein brülle? „Solches unnützes Weglaufen verbitte ich mir,“ fuhr Herr Elias auf ſie los: „der Schwiegerſohn iſt ein melancholiſcher Menſch und in der Eiferſucht türkiſch geſinnt. Man bleibe fein zu Hauſe, ſonſt geſchieht noch ein Unglück. Da ſitzt nun der Aſſocié drinnen und heult und greint über die vagabondirende Braut.“ Chriſtina ſah verwundert den Buchhalter an, der zeigte aber mit bedeutendem Blick ins Comtoir hinein nach dem Glasſchrank, wo Herr Roos das Zimmtwaſſer aufzubewahren pflegte. „Man gehe hinein und tröſte den Bräutigam,“ ſagte er [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

nun und nimmermehr!“ — „Es iſt auch gar nicht vonnöten,“ ſagte Chriſtina ſehr ruhig, „Sie gefallen mir ſo nicht ſonderlich ſeit einiger Zeit, und gewiſſe Leute werden es ganz anders zu ſchätzen wiſſen, wenn ſie mich, die hübſche reiche Mamſell Chriſtina Roos, heimführen können als Braut! — Adieu!“ Damit entwiſchte ſie fort. „Sie meint den Buchhalter,“ dachte Traugott. Ruhiger geworden, begab er ſich zu Herrn Elias, und legte es ihm bündig auseinander, daß mit ihm nun einmal weder als Schwiegerſohn, noch als Aſſocié etwas anzufangen ſei. Herr Elias fügte ſich in alles und verſicherte, herzlich froh im Gemüte einmal übers andere, daß er Gott danke, den aberwitzigen Traugott los zu ſein, als dieſer ſchon weit — weit von Danzig entfernt war.

Das Leben ging dem Traugott auf in neuem herrlichen Glanze, als er ſich endlich in dem erſehnten Lande befand. In Rom nahmen ihn die deutſchen Künſtler auf in den Kreis ihrer Studien, und ſo geſchah es, daß er dort länger verweilte, als es die Sehnſucht, Felicitas wieder zu finden, von der er bis jetzt raſtlos fortgetrieben wurde, zuzulaſſen ſchien. Aber milder war dieſe Sehnſucht geworden, ſie geſtaltete ſich im Innern wie ein wonnevoller Traum, deſſen duftiger Schimmer ſein ganzes Leben umfloß, ſo daß er all' ſein Thun und Treiben, das Streben ſeiner Kunſt dem höhern überirdiſchen Reiche ſeliger Ahnungen zugewandt glaubte. Jede weibliche Geſtalt, die er mit wahrer Kunſtfertigkeit zu ſchaffen wußte, hatte die Züge der holden Felicitas. Den jungen Malern fiel das wunderliebliche Geſicht, deſſen Original ſie vergebens in Rom ſuchten, nicht wenig auf, ſie beſtürmten Traugott mit tauſend Fragen, wo er denn die Holde geſehen. Traugott trug indeſſen Scheu, ſeine ſeltſame Geſchichte von Danzig her zu erzählen, bis endlich einmal nach mehreren Monaten ein alter Freund aus Königsberg, Namens Matuszewski, der in Rom ſich auch der Malerei ganz ergeben hatte, freudig verkündete: er habe das Mädchen, das Traugott in all' ſeinen Bildern abkonterfeie, in Rom erblickt. Man kann ſich Traugotts Entzücken denken; ſeinen Freunden verhehlte er nicht, was ihn ſo mächtig zur Kunſt, ſo unwiderſtehlich nach Italien getrieben, und man fand Traugotts Abenteuer in Danzig ſo ſeltſam und anziehend, daß alle verſprachen, eifrig der verlorenen Geliebten nachzuſpüren. Matuszewski's Bemühungen waren die glücklichſten, er hatte bald des Mädchens Wohnung ausgeſpäht und auch [illegible] erfahren, daß ſie wirklich die Tochter eines alten armen Malers ſey, der eben jetzt die Wände in der Kirche Trinita del Monte anſtriche. Das traf nun Alles richtig zu. Traugott eilte ſogleich mit Matuſzewski nach jener Kirche, und glaubte wirklich in dem Maler, der auf einem ſehr hohen Gerüſte ſtand, den alten Berklinger zu erkennen. Von dort eilten die Freunde, ohne von dem Alten bemerkt zu ſein, nach ſeiner Wohnung. „Sie iſt es," rief Traugott, als er des Malers Tochter erblickte, die, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, auf dem Balkon ſtand. „Felizitas! — meine Felizitas!" ſo laut aufjauchzend ſtürzte Traugott ins Zimmer. Das Mädchen blickte ihn ganz erſchrocken an. Sie hatte die Züge der Felizitas, ſie war es aber nicht. Wie mit tauſend Dolchen durchbohrte die bittere Täuſchung des armen Traugotts wunde Bruſt. — Matuſzewski erklärte in wenig Worten dem Mädchen Alles. Sie war in holder Verſchämtheit mit hochrothen Wangen und niedergeſchlagenen Augen gar wunderlieblich anzuſchauen, und Traugott, der ſich ſchnell erſt wieder entfernen wollte, blieb, als er nur noch einen ſchmerzvollen Blick auf das anmuthige Kind geworfen, wie von ſanften Banden feſtgehalten, ſtehen. Der Freund wußte der hübſchen Dorina allerlei Angenehmes zu ſagen und ſo die Spannung zu mildern, in die der wunderliche Auftritt ſie verſetzt hatte. Dorina zog „ihrer Augen dunklen Franzenvorhang" auf und ſchaute die Fremden mit ſüßem Lächeln an, indem ſie ſprach: der Vater werde bald von der Arbeit kommen und ſich freuen, deutſche Künſtler, die er ſehr hoch achte, bei ſich zu finden. Traugott mußte geſtehen, daß außer Felizitas kein Mädchen ſo ihn im Innerſten aufgeregt hatte als Dorina. Sie war in der That beinahe Felizitas ſelbſt, nur ſchienen ihm die Züge ſtärker, beſtimmter, ſo wie das Haar dunkler. Es war daſſelbe Bild von Raphael und von Rubens gemalt. — Nicht lange dauerte es, ſo trat der Alte ein und Traugott ſah nun wohl, daß die Höhe des Gerüſtes in der Kirche, auf dem der Alte ſtand, ihn ſehr getäuſcht hatte. Statt des kräftigen Berklinger war dieſer alte Maler ein kleinlicher, magerer, furchtſamer, von Armuth gedrückter Mann. Ein trügeriſcher Schlagſchatten hatte in der Kirche ſeinem glatten Kinn Berklingers ſchwarzen krauſen Bart gegeben. Im Kunſtgeſpräche entwickelte der Alte gar tiefe praktiſche Kenntniſſe, und Traugott beſchloß, eine Bekanntſchaft fortzuſetzen, die im erſten Moment ſo ſchmerzlich, nun immer wohlthuender wurde. Dorina, die

Anmuth, die kindliche Unbefangenheit ſelbſt, ließ deutlich ihre Neigung zu dem jungen deutſchen Maler merken. Traugott erwiederte das herzlich. Er gewöhnte ſich ſo an das holde funfzehnjährige Mädchen, daß er bald ganze Tage bei der kleinen Familie zubrachte, ſeine Werkſtatt in die geräumige Stube, die neben ihrer Wohnung leer ſtand, verlegte, und endlich ſich zu ihrem Hausgenoſſen machte. So verbeſſerte er auf zarte Weiſe ihre ärmliche Lage durch ſeinen Wohlſtand, und der Alte konnte nicht anders denken, als Traugott werde Dorina heirathen, welches er ihm denn unverholen äußerte. Traugott erſchrak nicht wenig, denn nun erſt dachte er deutlich daran, was aus dem Zweck ſeiner Reiſe geworden. Felizitas ſtand ihm wieder lebhaft vor Augen, und doch war es ihm, als könne er Dorina nicht laſſen. — Auf wunderbare Weiſe konnte er ſich den Beſitz der entſchwundenen Geliebten als Frau nicht wohl denken. Felizitas ſtellte ſich ihm dar als ein geiſtig Bild, das er nie verlieren, nie gewinnen könne. Ewiges geiſtiges Inwohnen der Geliebten — niemals phyſiſches Haben und Beſitzen. — Aber Dorina kam ihm oft in Gedanken als ſein liebes Weib, ſüße Schauer durchbebten ihn, eine ſanfte Glut durchſtrömte ſeine Adern, und doch dünkte es ihm Verrath an ſeiner erſten Liebe, wenn er ſich mit neuen unauflöslichen Banden feſſeln ließe. — So kämpften in Traugotts Innerm die widerſprechendſten Gefühle, er konnte ſich nicht entſcheiden, er wich dem Alten aus. Der glaubte aber, Traugott wolle ihn um ſein liebes Kind betrügen. Dazu kam, daß er von Traugotts Heirath ſchon als von etwas Beſtimmtem geſprochen, und daß er nur in dieſer Meinung das vertrauliche Verhältniß Dorina's mit Traugott, das ſonſt das Mädchen in übeln Ruf bringen mußte, geduldet hatte. Das Blut des Italiäners wallte auf in ihm, und er erklärte dem Traugott eines Tages beſtimmt, daß er entweder Dorina heirathen, oder ihn verlaſſen müſſe, da er auch nicht eine Stunde länger den vertraulichen Umgang dulden werde. Traugott wurde von dem ſchneidendſten Aerger und Verdruß ergriffen. Der Alte kam ihm vor wie ein gemeiner Kuppler, ſein eignes Thun und Treiben ſchien ihm verächtlich, daß er jemals von Felizitas gelaſſen, ſündhaft und abſcheulich. — Der Abſchied von Dorina zerriß ihm das Herz, aber er wand ſich gewaltſam los aus den ſüßen Banden. Er eilte fort nach Neapel, nach Sorrent. —

Ein Jahr verging in den ſtrengſten Nachforſchungen nach Fellinger und Felizitas, aber Alles blieb vergebens, niemand wußte etwas von ihnen. Eine leiſe Vermuthung, die ſich nur auf eine Sage gründete, daß ein alter deutſcher Maler ſich vor mehreren Jahren in Sorrent blicken laſſen, war alles, was er erhaſchen konnte. Wie auf einem wogenden Meer hin und hergetrieben, blieb Traugott endlich in Neapel, und ſo wie er wieder die Kunſt fleißiger trieb, ging auch die Sehnſucht nach Felizitas linder und milder in ſeiner Bruſt auf. Aber kein holdes Mädchen, war ſie nur in Geſtalt, Gang und Haltung Dorinen im mindeſten ähnlich, ſah er ohne auf das ſchmerzlichſte den Verluſt des ſüßen lieben Kindes zu fühlen. Beim Malen dachte er niemals an Dorina, wohl aber an Felizitas, die blieb ſein ſtetes Ideal. — Endlich erhielt er Briefe aus der Vaterſtadt. Herr Elias Roos hatte, wie der Geſchäftsträger meldete, das Zeitliche geſegnet, und Traugotts Gegenwart war nöthig, um ſich mit dem Buchhalter, der Mamſell Chriſtina geheirathet und die Handlung übernommen hatte, auseinanderzuſetzen. Auf dem nächſten Wege eilte Traugott nach Danzig zurück. — Da ſtand er wieder im Artushof an der Granitſäule dem Bürgermeiſter und Pagen gegenüber, er gedachte des wunderbaren Abentheuers, das ſo ſchmerzlich in ſein Leben gegriffen, und von tiefer hoffnungsloſer Wehmuth befangen, ſtarrte er den Jüngling an, der ihn wie mit lebendigen Blicken zu begrüßen und mit holder ſüßer Stimme zu liſpeln ſchien: So konnteſt du doch von mir nicht laſſen! —

„Seh' ich denn recht? ſind Ew. Edlen wirklich wieder da und friſch und geſund, gänzlich geheilt von der böſen Melancholie?“ — So quäkte eine Stimme neben Traugott, es war der bekannte Mäkler. „Ich habe ſie nicht gefunden,“ ſprach Traugott unwillkührlich. „Wen denn? wen haben Ew. Edlen nicht gefunden?“ frägte der Mäkler. „Den Maler Godofredus Berklinger und ſeine Tochter Felizitas,“ erwiederte Traugott, „ich habe ſie in ganz Italien geſucht, in Sorrent wußte kein Menſch etwas von ihnen.“ Da ſah ihn der Mäkler an mit ſtarren Blicken und ſtammelte: „Wo haben Ew. Edlen den Maler und die Felizitas geſucht? — in Italien? in Neapel? in Sorrent?“ — „Nun ja doch, freilich!“ rief Traugott voll Aerger. Da ſchlug aber der Mäkler einmal übers andere die Hände zuſammen und ſchrie immer dazwiſchen: „Ei du meine Güte! ei du meine Güte! aber Herr Traugott, Herr Traugott!“ — „Nun, was iſt denn da viel ſich darüber zu verwundern," sagte dieser; „gebärden Sie ſich nur nicht ſo närriſch. Um der Geliebten willen reiſt man wohl nach Sorrent. Ja, ja! ich liebte die Felizitas und zog ihr nach." Aber der Mäkler hüpfte auf einem Beine und ſchrie immer fort: „Ei du meine Güte! ei du meine Güte!" bis ihn Traugott feſthielt und mit ernſtem Blick fragte: „Nun ſo ſagen Sie doch nur um des Himmelswillen, was Sie ſo ſeltſam finden?" „Aber, Herr Traugott," fing endlich der Mäkler an, „wiſſen Sie denn nicht, daß der Herr Aloyſius Brandſtetter, unſer verehrter Rathsherr und Gildeältester, ſein kleines Landhaus dicht am Fuß des Karlsberges, im Tannenwäldchen, nach Conrad's Hammer hin, Sorrent genannt hat? Der kaufte dem Berklinger ſeine Bilder ab und nahm ihn nebſt Tochter ins Haus, das heißt, nach Sorrent hinaus. Da haben ſie gewohnt Jahre lang, und Sie hätten, verehrter Herr Traugott, ſtanden Sie nur mit Ihren beiden lieben Füßen mitten auf dem Karlsberge, in den Garten hineinſchauen und die Mamſell Felizitas in wunderlichen altdeutſchen Weiberkleidern, wie auf jenen Bildern dort, herumwandeln ſehen können, brauchten gar nicht nach Italien zu reiſen. Nachher iſt der Alte — doch das iſt eine traurige Geſchichte!" — „Erzählen Sie," ſprach Traugott dumpf. „Ja!" fuhr der Mäkler fort, „der junge Brandſtetter kam von England zurück, ſah die Mamſell Felizitas, und verliebte ſich in dieſelbe. Er überraſchte die Mamſell im Garten, fiel romanhafter Weiſe vor ihr auf beide Kniee, und ſchwur, daß er ſie heirathen und aus der tyranniſchen Sklaverei ihres Vaters befreien wolle. Der Alte ſtand, ohne daß es die jungen Leute bemerkt hatten, dicht hinter ihnen, und in dem Augenblick als Felizitas ſprach: ich will die Ihrige ſein, fiel er mit einem dumpfen Schrei nieder und war mauſetodt. Er ſoll ſehr häßlich ausgeſehen haben — ganz blau und blutig, weil ihm, man weiß nicht wie, eine Pulsader geſprungen war. Den jungen Herrn Brandſtetter konnte die Mamſell Felizitas nachher gar nicht mehr leiden, und heirathete endlich den Hof- und Kriminalrath Matheſius in Marienwerder. Sie ſelbſt können die Frau Kriminalräthin beſuchen aus alter Anhänglichkeit. Marienwerder iſt doch nicht ſo weit, als das wahrhaft italieniſche Sorrent. Die liebe Frau ſoll ſich wohl befinden und hübſche Kinder in Menge gezeugt haben." Stumm und ſtarr ging Traugott von dannen. Dieſer Ausgang ſeines Abenteuers erfüllte ihn mit Grauen und Entſetzen. „Nein, ſie iſt es nicht," rief er, „ſie iſt es nicht — nicht Felizitas, das Himmelsbild, das in meiner Bruſt ein unendlich Sehnen entzündet, dem ich nachzog in ferne Lande, es vor mir und immer vor mir erblickend, wie meinen in ſüßer Hoffnung funkelnden flammenden Glückſtern! — Felizitas! — Kriminalräthin Matheſius ha, ha, ha! — Kriminalräthin Matheſius!" — Traugott, von wildem Jammer erfaßt, lachte laut auf und lief wie ſonſt durchs Olivaer Thor, durch Langfuhr bis auf den Karlsberg. Er ſchaute hinein in Sorrent, die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. „Ach," rief er, „wie tief, wie unheilbar tief verlezt dein bittrer Hohn, du ewig waltende Macht, des armen Menſchen weiche Bruſt! Aber nein, nein! was klagt das Kind über heilloſen Schmerz, das in die Flamme greift, ſtatt ſich zu laben an Licht und Wärme. — Das Geſchick erfaßte mich ſichtbarlich, aber mein getrübter Blick erkannte nicht das höhere Weſen, und vermeſſen wähnte ich das, was vom alten Meiſter geſchaffen, wunderbar zum Leben erwacht auf mich zutrat, ſey meines Gleichen, und ich könne es herabziehen in die klägliche Exiſtenz des irdiſchen Augenblicks. Nein, nein, Felizitas, nie habe ich dich verloren, du bleibſt mein immerdar, denn du ſelbſt biſt ja die ſchaffende Kunſt, die in mir lebt. Nun — nun erſt habe ich dich erkannt. Was haſt du, was habe ich mit der Kriminalräthin Matheſius zu ſchaffen! — Ich meine gar nichts!" — „Ich wüßte auch nicht, was Sie, verehrter Herr Traugott, mit der zu ſchaffen haben ſollten," fiel hier eine Stimme ein. — Traugott erwachte aus einem Traum. Er befand ſich, ohne zu wiſſen auf welche Weiſe, wieder im Artushofe an die Granitſäule gelehnt. Der, welcher jene Worte geſprochen, war Chriſtinens Eheherr. Er überreichte dem Traugott einen eben aus Rom angelangten Brief. Matuſzewski ſchrieb:

> „Dorina iſt hübſcher und anmuthiger als je, nur bleich vor „Sehnſucht nach Dir, geliebter Freund! Sie erwartet Dich ſtündlich, „denn feſt ſteht es in ihrer Seele, daß Du ſie nimmer laſſen könn„teſt. Sie liebt Dich gar inniglich. Wann ſehen Wir Dich „wieder?" —

„Sehr lieb iſt es mir," ſprach Traugott, nachdem er dies geleſen, zu Chriſtinens Eheherrn, „daß wir heute abgeſchloſſen haben, denn morgen reiſe ich nach Rom, wo mich eine geliebte Braut ſehnlichſt erwartet."

Die Freunde rühmten, als Cyprian geendigt, den heitern gemüthlichen Ton, der in dem Ganzen herrſche. Theodor meinte nur, daß die Mädchen und Frauen wohl manches auszuſetzen finden möchten. Nicht allein die blonde Chriſtine mit ihrem glänzenden Küchengeſchirr, ſondern auch die Myſtifikation des Helden, die Criminalräthin Matheſius, das ganze Schlußſtück, in dem eine tiefe Ironie liege, würde ihnen höchlich mißfallen. „Willſt Du," rief Lothar, „überall den Maaßſtab darnach, was den Weibern gefällt, anlegen, ſo mußt Du alle Ironie, aus der ſich der tiefſte ergötzlichſte Humor erzeugt, ganz verbannen; denn dafür haben ſie, wenigſtens in der Regel, ganz und gar keinen Sinn. „Welches," erwiederte Theodor, „mir auch ſehr wohl gefällt. Du wirſt mir eingeſtehen, daß der Humor, der ſich in unſerer eigenthümlichſten Natur aus den ſeltſamſten Contraſten bildet, der weiblichen Natur ganz widerſtrebt. Wir fühlen das nur zu lebhaft, ſollten wir uns auch niemals ganz klare Rechenſchaft darüber geben können. Denn ſage mir, magſt Du auch einige Zeit Gefallen finden an dem Geſpräch einer humoriſtiſchen Frau, würdeſt Du ſie Dir als Geliebte oder Gattin wünſchen? — Gewiß nicht, ſprach Lothar, wiewohl ſich über dies weitſchichtige Thema, in wiefern der Humor den Weibern anſtehe oder nicht, noch gar vieles ſagen ließe und ich mir deshalb hiemit ausdrücklich vorbehalte, bei guter Gelegenheit zu meinen würdigen Serapions-Brüdern ſo tief und weiſe darüber zu ſprechen, als noch jemals irgend ein rüſtiger Pſycholog darüber geſprochen haben mag. Uebrigens frage ich Dich, o Theodor! ob es denn unumgänglich von Nöthen, ſich jede vorzügliche Dame, mit der man ſich in ein vernünftiges Geſpräch eingelaſſen, als ſeine Geliebte oder Gattin zu denken? Ich meine, erwiederte Theodor, daß jede Annäherung an ein weibliches Weſen nur dann zu intereſſiren vermag, wenn man vor dem Gedanken, wenn es die Geliebte oder Gattin wäre, wenigſtens nicht erſchrickt, und daß, jemehr dieſer Gedanke behaglichen Raum findet im Innern, um deſto höher jenes Intereſſe ſteigt.

„Das iſt," rief Ottmar lachend, „das iſt eine von Theodors gewagteſten Behauptungen, die ich ſchon lange kenne. Er hat ſtets darnach gehandelt, und ſchon mancher Vortrefflichen auf grobe Weiſe den Rücken gedreht, weil er auch auf ein paar Stunden ſich nicht in ſie zu verlieben vermochte. Als tanzender Student pflegte er ernſthaft zu verſichern, jedem Mädchen, mit dem er ſich herumſchwenke, reiche er ſein Herz dar, wenigſtens auf die Zeit der Anglaiſe oder Quadrille, und ſuche in den zierlichſten Pas das auszudrücken, wovon ſein Mund ſchweigen müſſe, ſeufze auch ſehr, ſo wie es nur der Athem verſtatte.

Erlaubt, rief Theodor, daß ich dies unſerapiontiſche Geſpräch unterbreche. Es wird ſpät, und das Herz würde es mir abdrücken, wenn ich nicht noch heute eine Erzählung vorleſen ſollte, die ich geſtern endigte. — Mir gab der Geiſt ein, ein ſehr bekanntes und ſchon bearbeitetes Thema von einem Bergmann zu Falun auszuführen des Breiteren, und Ihr ſollt entſcheiden, ob ich wohl gethan der Eingebung zu folgen oder nicht. — Der trübe Ton, den mein Gemälde erhalten mußte, wird vielleicht nicht gut abſtechen gegen Cyprians heitres Bild. Verzeiht das und gönnt mir ein geneigtes Ohr!

Theodor las:

Die Bergwerke zu Falun.

An einem heitern ſonnenhellen Julius-Tage hatte ſich alles Volk zu Götbaborg auf der Rhede verſammelt. Ein reicher Oſtindienfahrer glücklich heimgekehrt aus dem fernen Lande, lag im Klippa-Hafen vor Anker und ließ die Wimpel, die ſchwediſchen Flaggen, luſtig hinauswehen in die azurblaue Luft, während hunderte von Fahrzeugen, Böten, Kähnen, vollgepfropft mit jubelnden Seeleuten auf den ſpiegelblanken Wellen der Götbaelf hin und her ſchwammen und die Kanonen von Masthuggetorg ihre weithallenden Grüße hinüber donnerten in das weite Meer. Die Herren von der oſtindiſchen Kompagnie wandelten am Hafen auf und ab, und berechneten mit lächelnden Geſichtern den reichen Gewinn, der ihnen geworden, und hatten ihre Herzensfreude daran, wie ihr gewagtes Unternehmen nun mit jedem Jahr mehr und mehr gedeihe und das gute Götbaborg im ſchönſten Handelsflor immer friſcher und herrlicher empor blühe. Jeder ſah auch deshalb die wackern Herren mit Luſt und Vergnügen an und freute ſich mit ihnen, denn mit ihrem Gewinn kam ja Saft und Kraft in das rege Leben der ganzen Stadt.

Die Beſatzung des Oſtindienfahrers, wohl an die hundert und funfzig Mann ſtark, landete in vielen Böten, die dazu ausgerüſtet, und ſchickte ſich an ihren Hönöning zu halten. So iſt nämlich das Feſt geheißen, das bei derlei Gelegenheit von der Schiffsmannſchaft gefeiert wird, und das oft mehrere Tage dauert. Spielleute in wunderlicher bunter Tracht zogen vorauf mit Geigen, Pfeifen, Oboen und Trommeln, die ſie wacker rührten, während andere allerlei luſtige Lieder dazu abſangen. Ihnen folgten die Matroſen zu Paar und Paar. Einige mit bunt bebänderten Jacken und Hüten ſchwangen flatternde Wimpel, andere tanzten und ſprangen und alle jauchzten und jubelten, daß das helle Getöſe weit in den Lüften erhallte.

So ging der fröhliche Zug fort über die Werfte — durch die Vorſtädte bis nach der Haga-Vorſtadt, wo in einem Gäſtgifvaregard tapfer geſchmauſ't und gezecht werden ſollte.

Da floß nun das ſchönſte Oel in Strömen und Pumper auf Pumper wurde geleert. Wie es denn nun bei Seeleuten, die heimkehren von weiter Reiſe, nicht anders der Fall iſt, allerlei ſchmucke Dirnen geſellten ſich alsbald zu ihnen, der Tanz begann und wilder und wilder wurde die Luſt und lauter und toller der Jubel.

Nur ein einziger Seemann, ein ſchlanker hübſcher Menſch, kaum mocht' er zwanzig Jahr alt ſeyn, hatte ſich fortgeſchlichen aus dem Getümmel, und draußen einſam hingeſetzt auf die Bank, die neben der Thür des Schenkhauſes ſtand.

Ein Paar Matroſen traten zu ihm, und einer von ihnen rief laut auflachend: „Elis Fröbom! — Elis Fröbom! — Biſt du mal wieder ein recht trauriger Narr worden, und vertrödelſt die ſchöne Zeit mit dummen Gedanken? — Hör' Elis, wenn du von unſerm Hönöning wegbleibſt, ſo bleib lieber auch ganz weg vom Schiff! — Ein ordentlicher tüchtiger Seemann wird doch ſo aus dir nicht werden. Muth haſt du zwar genug, und tapfer biſt du auch in der Gefahr, aber ſaufen kannſt du gar nicht, und behältſt lieber die Dukaten in der Taſche, als ſie hier gaſtlich den Landratzen zuzuwerfen. — Trink Burſche! oder der Seeteufel Näcken — der ganze Troll ſoll dir über den Hals kommen!“

Elis Fröbom ſprang haſtig von der Bank auf, ſchaute den Matroſen an mit glühendem Blick, nahm den mit Branntwein bis an den Rand gefüllten Becher und leerte ihn mit einem Zuge. Dann ſprach er: „du ſiehſt, Joens, daß ich ſaufen kann wie Einer von euch, und ob ich ein tüchtiger Seemann bin, mag der Kapitain entſcheiden.

Aber nun halt dein Läſtermaul, und ſchier dich fort! — Mir iſt eure wilde Tollheit zuwider. — Was ich hier draußen treibe, geht dich nichts an!“ „Nun, nun,“ erwiederte Joens, „ich weiß es ja, du biſt ein Neriker von Geburt, und die ſind alle trübe und traurig, und haben keine rechte Luſt am wackern Seemanns-Leben! — Wart nur, Elis, ich werde dir jemand herausſchicken, du ſollſt bald weggebracht werden von der verhexten Bank, an die dich der Näcken genagelt hat.“

Nicht lange dauerte es, ſo trat ein gar feines, ſchmuckes Mädchen aus der Thür des Gaſtgifvaregard und ſetzte ſich hin neben dem trübſinnigen Elis, der ſich wieder verſtummt und in ſich gekehrt auf die Bank niedergelaſſen hatte. Man ſah es dem Putz, dem ganzen Weſen der Dirne wohl an, daß ſie ſich leider böſer Luſt geopfert, aber noch hatte das wilde Leben nicht ſeine zerſtörende Macht geübt an den wunderlieblichen ſanften Zügen ihres holden Antlitzes. Keine Spur von zurückſtoßender Frechheit, nein, eine ſtille ſehnſüchtige Trauer lag in dem Blick der dunkeln Augen.

„Elis! — wollt ihr denn gar keinen Theil nehmen an der Freude eurer Kameraden? — Regt ſich denn gar keine Luſt in euch, da ihr wieder heim gekommen und der bedrohlichen Gefahr der trügeriſchen Meereswellen entronnen nun wieder auf vaterländiſchem Boden ſteht?“

So ſprach die Dirne mit leiſer, ſanfter Stimme, indem ſie den Arm um den Jüngling ſchlang. Elis Fröbom, wie aus tiefem Traum erwachend, ſchaute dem Mädchen ins Auge, er faßte ihre Hand, er drückte ſie an ſeine Bruſt, man merkte wohl, daß der Dirne ſüß Geliſpel recht in ſein Inneres hinein geklungen.

„Ach,“ begann er endlich, wie ſich beſinnend, „ach, mit meiner Freude, mit meiner Luſt iſt es nun einmal gar nichts. Wenigſtens kann ich durchaus nicht einſtimmen in die Toberei meiner Kameraden. Geh' nur hinein, mein gutes Kind, juble und jauchze mit den andern, wenn du es vermagſt, aber laß den trüben, traurigen Elis hier draußen allein; er würde dir nur alle Luſt verderben. — Doch wart! — Du gefällſt mir gar wohl, und ſollſt an mich fein denken, wenn ich wieder auf dem Meere bin.“

Damit nahm er zwei blanke Dukaten aus der Taſche, zog ein ſchönes oſtindiſches Tuch aus dem Buſen, und gab beides der Dirne. Der traten aber die hellen Thränen in die Augen, ſie ſtand auf, ſie legte die Dukaten auf die Bank, ſie ſprach: „Ach, behaltet doch nur eure Dukaten, die machen mich nur traurig, aber das ſchöne Tuch, das will ich tragen euch zum theuern Andenken, und ihr werdet mich wohl übers Jahr nicht mehr finden, wenn ihr Hönsning haltet hier in der Haga.“ —

Damit ſchlich die Dirne, nicht mehr zurückkehrend in das Schenkhaus, beide Hände vors Geſicht gedrückt, fort über die Straße.

Aufs neue verſank Elis Fröbom in ſeine düſtre Träumerei, und rief endlich, als der Jubel in der Schenke recht laut und toll wurde: „Ach läg' ich doch nur begraben in dem tiefſten Meeresgrunde! — denn im Leben giebts keinen Menſchen mehr, mit dem ich mich freuen ſollte!“

Da ſprach eine tiefe rauhe Stimme dicht hinter ihm: „ihr müßt gar großes Unglück erfahren haben, junger Menſch, daß ihr euch ſchon jetzt, da das Leben euch erſt recht aufgehen ſollte, den Tod wünſchet.“

Elis ſchaute ſich um, und gewahrte einen alten Bergmann, der mit übereinander geſchlagenen Armen an die Plankenwand des Schenkhauſes angelehnt ſtand, und mit ernſtem durchdringenden Blick auf ihn herabſchaute.

So wie Elis den Alten länger anſah, wurde es ihm, als trete in tiefer wilder Einſamkeit, in die er ſich verloren geglaubt, eine bekannte Geſtalt ihm freundlich tröſtend entgegen. Er ſammelte ſich, und erzählte, wie ſein Vater ein tüchtiger Steuermann geweſen, aber in demſelben Sturme umgekommen, aus dem er gerettet worden auf wunderbare Weiſe. Seine beiden Brüder wären als Soldaten geblieben in der Schlacht, und er allein habe ſeine arme verlaſſene Mutter erhalten mit dem reichen Solde, den er nach jeder Oſtindienfahrt empfangen. Denn Seemann habe er doch nun einmal, von Kinderbeinen an dazu beſtimmt, bleiben müſſen, und da habe es ihm ein großes Glück gedünkt, in dem Dienſt der oſtindiſchen Compagnie treten zu können. Reicher als jemals ſey diesmal der Gewinn ausgefallen, und jeder Matroſe habe noch außer dem Sold ein gut Stück Geld erhalten, ſo daß er, die Taſche voll Dukaten, in heller Freude hingelaufen ſey nach dem kleinen Häuschen, wo ſeine Mutter gewohnt. Aber fremde Geſichter hätten ihn aus dem Fenſter angeguckt, und eine junge Frau, die ihm endlich die Thür geöffnet, und der er ſich zu erkennen gegeben, habe ihm mit kaltem, rauhem Ton berichtet, daß ſeine Mutter ſchon vor drei Monaten geſtorben, und daß er die Paar Lumpen, die, nachdem die Begräbnißkoſten berichtigt, noch übrig geblieben, auf dem Rathhauſe in Empfang nehmen könne. Der Tod ſeiner Mutter zerreiße ihm das Herz, er fühle ſich von aller Welt verlaſſen, einſam wie auf ein ödes Riff verſchlagen, hülflos, elend. Sein ganzes Leben auf der See erſcheine ihm wie ein irres zweckloſes Treiben, ja, wenn er daran denke, daß ſeine Mutter vielleicht ſchlecht gepflegt von fremden Leuten, ſo ohne Troſt ſterben müſſen, komme es ihm ruchlos und abſcheulich vor, daß er überhaupt zur See gegangen, und nicht lieber daheim geblieben, ſeine arme Mutter nährend und pflegend. Die Kameraden hätten ihn mit Gewalt fortgeriſſen zum Hönsning, und er ſelbſt habe geglaubt, daß der Jubel um ihn her, ja auch wohl das ſtarke Getränk, ſeinen Schmerz betäuben werde, aber ſtatt deſſen ſey es ihm bald geworden, als ſprängen alle Adern in ſeiner Bruſt, und er müſſe ſich verbluten.

„Ei,“ ſprach der alte Bergmann, „ei, du wirſt bald wieder in See ſtechen, Elis, und dann wird dein Schmerz vorüber ſeyn in weniger Zeit. Alte Leute ſterben, das iſt nun einmal nicht anders, und deine Mutter hat ja, wie du ſelbſt geſtehſt, nur ein armes mühſeliges Leben verlaſſen.“

„Ach,“ erwiederte Elis, „ach, daß niemand an meinen Schmerz glaubt, ja, daß man mich wohl albern und thörigt ſchilt, das iſt es ja eben, was mich hinausſtößt aus der Welt. — Auf die See mag ich nicht mehr, Das Leben ekelt mich an. Sonſt ging mir wohl das Herz auf, wenn das Schiff, die Segel wie ſtattliche Schwingen ausbreitend, über das Meer dahinfuhr, und die Wellen in gar luſtiger Muſik plätſcherten und ſauſten, und der Wind dazwiſchen pfiff durch das knätternde Tauwerk. Da jauchzte ich fröhlich mit den Kameraden auf dem Verdeck, und dann — hatte ich in ſtiller dunkler Mitternacht die Wache, da gedachte ich der Heimkehr und meiner guten alten Mutter, wie die ſich nun wieder freuen würde, wenn Elis zurückgekommen! — Hei! da konnt' ich wohl jubeln auf dem Hönsning, wenn ich dem Mütterchen die Dukaten in den Schooß geſchüttet, wenn ich ihr die ſchönen Tücher, und wohl noch manch anderes Stück ſeltner Waare aus dem fernen Lande hingereicht. Wenn ihr dann vor Freude die Augen hell aufleuchteten, wenn ſie die Hände einmal über das andere zuſammenſchlug, ganz erfüllt von Vergnügen und Luſt, wenn ſie geſchäftig hin und hertrippelte, und das ſchönſte Mehl herbeiholte, das ſie für Elis aufbewahrt. Und ſaß ich denn nun Abends bei der Alten, dann erzählte ich ihr von den ſeltſamen Leuten, mit denen ich verkehrt, von ihren Sitten und Gebräuchen, von allem Wunderbaren, was mir begegnet, auf der langen Reiſe. Sie hatte ihre große Luſt daran, und redete wieder zu mir von den wunderbaren Fahrten meines Vaters im höchſten Norden, und tiſchte mir dagegen manches ſchauerliche Seemanns-Mährlein auf, das ich ſchon hundertmal gehört, und an dem ich mich doch gar nicht ſatt hören konnte! — Ach! wer bringt mir dieſe Freude wieder! — Nein, niemals mehr auf die See. — Was ſollt' ich unter den Kameraden, die mich nur aushöhnen würden, und wo ſollt' ich Luſt hernehmen zur Arbeit, die mir nur ein mühſeliges Treiben um Nichts dünken würde!" —

„Ich höre euch," ſprach der Alte, als Elis ſchwieg, „ich höre euch mit Vergnügen reden, junger Menſch, ſo wie ich ſchon ſeit ein Paar Stunden, ohne daß ihr mich gewahrtet, euer ganzes Betragen beobachtete, und meine Freude daran hatte. Alles, was ihr thatet, was ihr ſpracht, beweiſ't, daß ihr ein tiefes in ſich ſelbſt gekehrtes, frommes, kindliches Gemüth habt, und eine ſchönere Gabe konnte euch der hohe Himmel gar nicht verleihen. Aber zum Seemann habt ihr eure Lebetage gar nicht im mindeſten getaugt. Wie ſollte euch ſtillem, wohl gar zum Trübſinn geneigten Neriker (daß ihr das ſeyd, ſeh ich an den Zügen eures Geſichts, an eurer ganzen Haltung) wie ſollte euch das wilde unſtete Leben auf der See zuſagen. Ihr thut wohl daran, daß ihr dies Leben aufgebt für immer. Aber die Hände werdet ihr doch nicht in den Schooß legen? — Folgt meinem Rath, Elis Fröbom! geht nach Falun, werdet ein Bergmann. Ihr ſeyd jung, rüſtig, gewiß bald ein tüchtiger Knappe, dann Hauer, Steiger und immer höher herauf. Ihr habt tüchtige Dukaten in der Taſche, die legt ihr an, verdient dazu, kommt wohl gar zum Beſitz eines Bergmannshemmans, habt eure eigne Kuxe in der Grube. Folgt meinem Rath, Elis Fröbom, werdet ein Bergmann!" —

Elis Fröbom erſchrak beinahe über die Worte des Alten. „Wie," rief er, „was rathet ihr mir? Von der ſchönen freien Erde, aus dem heitern, ſonnenhellen Himmel, der mich umgiebt, labend, erquickend, ſoll ich hinaus — hinab in die ſchauerliche Höllentiefe und dem

Maulwurf gleich wühlen und wühlen nach Erzen und Metallen, ſchnöden Gewinns halber?"

„So iſt," rief der Alte erzürnt, „ſo iſt nun das Volk, es verachtet das, was es nicht zu erkennen vermag. Schnöder Gewinn! Als ob alle grauſame Quälerei auf der Oberfläche der Erde, wie ſie der Handel herbeiführt, ſich edler geſtalte als die Arbeit des Bergmanns, deſſen Wiſſenſchaft, deſſen unverdroſſenem Fleiß die Natur ihre geheimſten Schatzkammern erſchließt. Du ſprichſt von ſchnödem Gewinn, Elis Fröbom! — ei, es möchte hier wohl noch höheres gelten. Wenn der blinde Maulwurf in blindem Inſtinkt die Erde durchwühlt, ſo möcht es wohl ſeyn, daß in der tiefſten Teufe bei dem ſchwachen Schimmer des Grubenlichts des Menſchen Auge hellſehender wird, ja daß es endlich ſich mehr und mehr erkräftigend, in dem wunderbaren Geſtein die Abſpieglung deſſen zu erkennen vermag, was oben über den Wolken verborgen. Du weißt nichts von dem Bergbau, Elis Fröbom, laß dir davon erzählen." —

Mit dieſen Worten ſetzte ſich der Alte hin auf die Bank neben Elis, und begann ſehr ausführlich zu beſchreiben, wie es bei dem Bergbau hergehe, und mühte ſich, mit den lebendigſten Farben dem Unwiſſenden alles recht deutlich vor Augen zu bringen. Er kam auf die Bergwerke von Falun, in denen er, wie er ſagte, ſeit ſeiner frühen Jugend gearbeitet, er beſchrieb die große Tagesöffnung mit den ſchwarzbraunen Wänden, die dort anzutreffen, er ſprach von dem unermeßlichen Reichthum der Erzgrube an dem ſchönſten Geſtein. Immer lebendiger und lebendiger wurde ſeine Rede, immer glühender ſein Blick. Er durchwanderte die Schachten wie die Gänge eines Zaubergartens. Das Geſtein lebte auf, die Foſſile regten ſich, der wunderbare Pyrosmalith, der Almandin blitzten im Schein der Grubenlichter — die Bergkryſtalle leuchteten und flimmerten durcheinander. —

Elis horchte hoch auf; des Alten ſeltſame Weiſe, von den unterirdiſchen Wundern zu reden, als ſtehe er gerade in ihrer Mitte, erfaßte ſein ganzes Ich. Er fühlte ſeine Bruſt beklemmt, es war ihm, als ſey er ſchon hinabgefahren mit dem Alten in die Tiefe, und ein mächtiger Zauber halte ihn unten feſt, ſo daß er nie mehr das freundliche Licht des Tages ſchauen werde. Und doch war es ihm wieder, als habe ihm der Alte eine neue unbekannte Welt erſchloſſen, in die er hineingehöre, und aller Zauber dieſer Welt ſey ihm ſchon zur frühſten Knabenzeit in ſeltſamen geheimnißvollen Ahnungen aufgegangen. —

„Ich habe," ſprach endlich der Alte, „ich habe euch, Elis Fröbom, alle Herrlichkeit eines Standes dargethan, zu dem euch die Natur recht eigentlich beſtimmte. Geht nur mit euch ſelbſt zu Rathe, und thut dann, wie euer Sinn es euch eingiebt!"

Damit ſprang der Alte haſtig auf von der Bank, und ſchritt von dannen, ohne Elis weiter zu grüßen oder ſich nach ihm umzuſchauen. Bald war er ſeinem Blick entſchwunden.

In dem Schenkhauſe war es indeſſen ſtill worden. Die Macht des ſtarken Aehls (Biers), des Brantweins hatte geſiegt. Manche vom Schiffsvolk waren fortgeſchlichen mit ihren Dirnen, andere lagen in den Winkeln und ſchnarchten. Elis, der nicht mehr einkehren konnte in das gewohnte Obdach, erhielt auf ſein Bitten ein kleines Kämmerlein zur Schlafſtelle.

Kaum hatte er ſich, müde und matt wie er war, hingeſtreckt auf ſein Lager, als der Traum über ihm ſeine Fittige rührte. Es war ihm, als ſchwämme er in einem ſchönen Schiff mit vollen Segeln auf dem ſpiegelblanken Meer, und über ihm wölbe ſich ein dunkler Wolkenhimmel. Doch wie er nun in die Wellen hinabſchaute, erkannte er bald, daß das, was er für das Meer gehalten, eine feſte durchſichtige funkelnde Maſſe war, in deren Schimmer das ganze Schiff auf wunderbare Weiſe zerfloß, ſo daß er auf dem Kryſtallboden ſtand, und über ſich ein Gewölbe von ſchwarz flimmerndem Geſtein erblickte. Geſtein war das nämlich, was er erſt für den Wolkenhimmel gehalten. Von unbekannter Macht fort getrieben, ſchritt er vorwärts, aber in dem Augenblick regte ſich alles um ihn her, und wie kräuſelnde Wogen erhoben ſich aus dem Boden wunderbare Blumen und Pflanzen von blinkendem Metall, die ihre Blüthen und Blätter aus der tiefſten Tiefe emporrankten, und auf anmuthige Weiſe in einander verſchlangen. Der Boden war ſo klar, daß Elis die Wurzeln der Pflanzen deutlich erkennen konnte, aber bald immer tiefer mit dem Blick eindringend, erblickte er ganz unten — unzählige holde jungfräuliche Geſtalten, die ſich mit weißen glänzenden Armen umſchlungen hielten, und aus ihren Herzen ſproßten jene Wurzeln, jene Blumen und Pflanzen empor, und wenn die Jungfrauen lächelten, ging ein ſüßer Wohllaut durch das weite Gewölbe, und höher und freudiger ſchoſſen die wunderbaren Metallblüthen empor. Ein unbeſchreibliches Gefühl von Schmerz und Wolluſt ergriff den Jüngling, eine Welt von Liebe, Sehnſucht, brünſtigem Verlangen, ging auf in ſeinem Innern. „Hinab — hinab zu euch," rief er, und warf ſich mit ausgebreiteten Armen auf den kryſtallenen Boden nieder. Aber der wich unter ihm, und er ſchwebte wie in ſchimmerndem Aether. „Nun, Elis Fröbom, wie gefällt es dir in dieſer Herrlichkeit?" — So rief eine ſtarke Stimme. Elis gewahrte neben ſich den alten Bergmann, aber ſo wie er ihn mehr und mehr anſchaute, wurde er zur Rieſengeſtalt aus glühendem Erz gegoſſen. Elis wollte ſich entſetzen, aber in dem Augenblick leuchtete es auf aus der Tiefe wie ein jäher Blitz und das ernſte Antlitz einer mächtigen Frau wurde ſichtbar. Elis fühlte, wie das Entzücken in ſeiner Bruſt immer ſteigend und ſteigend zur zermalmenden Angſt wurde. Der Alte hatte ihn umfaßt und rief: Nimm dich in Acht, Elis Fröbom, das iſt die Königin, noch magſt du heraufſchauen. — Unwillkührlich drehte er das Haupt, und wurde gewahr, wie die Sterne des nächtlichen Himmels durch eine Spalte des Gewölbes leuchteten. Eine ſanfte Stimme rief wie in troſtloſem Weh ſeinen Namen. Es war die Stimme ſeiner Mutter. Er glaubte ihre Geſtalt zu ſchauen oben an der Spalte. Aber es war ein holdes junges Weib, die ihre Hand tief hinab ſtreckte in das Gewölbe und ſeinen Namen rief. „Trage mich empor," rief er dem Alten zu, „ich gehöre doch der Oberwelt an und ihrem freundlichen Himmel." — „Nimm dich in Acht," ſprach der Alte dumpf, „nimm dich in Acht, Fröbom! — ſey treu der Königin, der du dich ergeben." So wie nun aber der Jüngling wieder hinabſchaute in das ſtarre Antlitz der mächtigen Frau, fühlte er, daß ſein Ich zerfloß in dem glänzenden Geſtein. Er kreiſchte auf in namenloſer Angſt und erwachte aus dem wunderbaren Traum, deſſen Wonne und Entſetzen tief in ſeinem Innern wiederklang.

Es konnte, ſprach Elis, als er ſich mit Mühe geſammelt, zu ſich ſelbſt, es konnte wohl nicht anders ſeyn, es mußte mir ſolch' wunderliches Zeug träumen. Hat mir doch der alte Bergmann ſo viel erzählt von der Herrlichkeit der unterirdiſchen Welt, daß mein ganzer Kopf davon erfüllt iſt, noch in meinem ganzen Leben war mir nicht ſo zu Muthe, als eben jetzt. — Vielleicht träume ich noch fort — Nein, nein — ich bin wohl nur krank, hinaus ins Freie, der friſche Hauch der Seeluft wird mich heilen! —

Er raffte ſich auf und rannte nach dem Klippa-Hafen, wo der Jubel des Hönsnings aufs neue ſich erhob. Aber bald gewahrte er, wie alle Luſt an ihm vorüberging, wie er keinen Gedanken in der Seele feſthalten konnte, wie Ahnungen, Wünſche, die er nicht zu nennen vermochte, ſein Inneres durchkreuzten. — Er dachte mit tiefer Wehmuth an ſeine verſtorbene Mutter, dann war es ihm aber wieder, als ſehne er ſich nur noch einmal jener Dirne zu begegnen, die ihn geſtern ſo freundlich angeſprochen. Und dann fürchtete er wieder, träte auch die Dirne aus dieſer oder jener Gaſſe ihm entgegen, ſo würd' es am Ende der alte Bergmann ſeyn, vor dem er ſich, ſelbſt konnte er nicht ſagen warum, entſetzen müſſe. Und doch hätte er wieder auch von dem Alten ſich gern mehr erzählen laſſen von den Wundern des Bergbaues. —

Von all' dieſen treibenden Gedanken hin- und hergeworfen, ſchaute er hinein in das Waſſer. Da wollt' es ihm bedünken, als wenn die ſilbernen Wellen erſtarrten zum funkelnden Glimmer, in dem nun die ſchönen großen Schiffe zerfließen, als wenn die dunklen Wolken, die eben heraufzogen an dem heitern Himmel, ſich hinabſenken würden und verdichten zum ſteinernen Gewölbe. — Er ſtand wieder in ſeinem Traum, er ſchaute wieder das ernſte Antlitz der mächtigen Frau, und die verſtörende Angſt des ſehnſüchtigſten Verlangens erfaßte ihn aufs neue. —

Die Kameraden rüttelten ihn auf aus der Träumerei, er mußte ihrem Zuge folgen. Aber nun war es, als flüſtre eine unbekannte Stimme ihm unaufhörlich ins Ohr: Was willſt Du noch hier? — fort! — fort — in den Bergwerken zu Falun iſt deine Heimath. — Da geht alle Herrlichkeit Dir auf, von der Du geträumt — fort, fort nach Falun! —

Drei Tage trieb ſich Elis Fröbom in den Straßen von Götheborg umher, unaufhörlich verfolgt von den wunderlichen Gebilden ſeines Traums, unaufhörlich gemahnt von der unbekannten Stimme.

Am vierten Tage ſtand Elis an dem Thore, durch welches der Weg nach Geſle führt. Da ſchritt eben ein großer Mann vor ihm hindurch. Elis glaubte den alten Bergmann erkannt zu haben und eilte unwiderſtehlich fortgetrieben ihm nach, ohne ihn zu erreichen.

Raſtlos ging es nun fort und weiter fort.

Elis wußte deutlich, daß er ſich auf dem Wege nach Falun befinde und eben dies beruhigte ihn auf beſondere Weiſe, denn gewiß war es ihm, daß die Stimme des Verhängniſſes durch den alten Bergmann zu ihm geſprochen, der ihn nun auch ſeiner Beſtimmung entgegenführe.

In der That ſah er auch manchmal, vorzüglich wenn der Weg ihm ungewiß werden wollte, den Alten, wie er aus einer Schlucht, aus dickem Geſtripp, aus dunklem Geſtein plötzlich hervortrat, und vor ihm, ohne ſich umzuſchauen daher ſchritt, dann aber ſchnell wieder verſchwand.

Endlich nach manchem mühſelig durchwanderten Tage erblickte Elis in der Ferne zwei große Seen, zwiſchen denen ein dicker Dampf aufſtieg. So wie er mehr und mehr die Anhöhe weſtlich erklimmte, unterſchied er in dem Rauch ein Paar Thürme und ſchwarze Dächer. Der Alte ſtand vor ihm rieſengroß, zeigte mit ausgeſtrecktem Arm hin nach dem Dampf und verſchwand wieder im Geſtein.

Das iſt Falun! rief Elis, das iſt Falun, das Ziel meiner Reiſe! — Er hatte Recht, denn Leute, die ihm hinterher wanderten, beſtätigten es, daß dort zwiſchen den Seen Runn und Warpann die Stadt Falun liege, und daß er ſo eben den Guffrisberg hinanſteige, wo die große Pinge oder Tagesöffnung der Erzgrube befindlich.

Elis Fröbom ſchritt guten Muthes vorwärts, als er aber vor dem ungeheuern Höllenſchlunde ſtand, da gefror ihm das Blut in den Adern und er erſtarrte bei dem Anblick der fürchterlichen Zerſtörung.

Bekanntlich iſt die große Tagesöffnung der Erzgrube zu Falun an zwölfhundert Fuß lang, ſechshundert Fuß breit und ein hundert und achtzig Fuß tief. Die ſchwarzbraunen Seitenwände gehen Anfangs größten Theils ſenkrecht nieder; dann verflächen ſie ſich aber gegen die mittlere Tiefe durch ungeheuern Schutt und Trümmerhalden. In dieſen und an den Seitenwänden blickt hin und wieder die Zimmerung alter Schächte hervor, die aus ſtarken, dicht auf einander gelegten und an den Enden in einander gefugten Stämmen nach Art des gewöhnlichen Blockhäuſer-Baues aufgeführt ſind. Kein Baum, kein Grashalm ſproßt in dem kahlen zerbröckelten Steingeklüft und in wunderlichen Gebilden, manchmal rieſenhaften verſteinerten Thieren, manchmal menſchlichen Koloſſen ähnlich, ragen die zackigen Felſenmaſſen rings umher empor. Im Abgrunde liegen in wilder Zerſtörung durcheinander Steine, Schlacken — ausgebranntes Erz, und ein ewiger betäubender Schwefeldunſt ſteigt aus der Tiefe, als würde unten der Höllenſud gekocht, deſſen Dämpfe alle grüne Luſt der Natur vergiften. Man ſollte glauben, hier ſey Dante herabgeſtiegen und habe den Inferno geſchaut mit all' ſeiner troſtloſen Qual, mit all' ſeinem Entſetzen[*].

Als nun Elis Fröbom hinab ſchaute in den ungeheuern Schlund, kam ihm in den Sinn, was ihm vor langer Zeit der alte Steuermann ſeines Schiffs erzählt. Dem war es, als er einmal im Fieber gelegen, plötzlich geweſen, als ſeyen die Wellen des Meeres verſtrömt, und unter ihm habe ſich der unermeßliche Abgrund geöffnet, ſo daß er die ſcheußlichen Unthiere der Tiefe erblicke, die ſich zwiſchen tauſenden von ſeltſamen Muſcheln, Korallenſtauden, zwiſchen wunderlichem Geſtein in häßlichen Verſchlingungen hin und her wälzten, bis ſie mit aufgeſperrtem Rachen, zum Tode erſtarrt, liegen geblieben. Ein ſolches Geſicht, meinte der alte Seemann, bedeute den baldigen Tod in den Wellen, und wirklich ſtürzte er auch bald darauf unverſehens von dem Verdeck in das Meer und war rettungslos verſchwunden. Daran dachte Elis, denn wohl bedünkte ihm der Abgrund wie der Boden der von den Wellen verlaſſenen See, und das ſchwarze Geſtein, die bläulichen, rothen Schlacken des Erzes ſchienen ihm abſcheuliche Unthiere, die ihre häßlichen Polypen-Arme nach ihm ausſtreckten. — Es geſchah, daß eben einige Bergleute aus der Teufe emporſtiegen, die in ihrer dunklen Grubentracht, mit ihren ſchwarz verbrannten Geſichtern, wohl anzuſehen waren wie häßliche Unholde, die aus der Erde mühſam hervorgekrochen, ſich den Weg bahnen wollten bis auf die Oberfläche.

Elis fühlte ſich von tiefen Schauern durchbebt und, was dem Seemann noch niemals geſchehen, ihn ergriff der Schwindel; es war ihm, als zögen unſichtbare Hände ihn hinab in den Schlund. —

Mit geſchloſſenen Augen rannte er einige Schritte fort, und erſt als er weit von der Pinge den Guffrisberg wieder hinabſtieg und er hinaufblickte zum heitern ſonnenhellen Himmel, war ihm alle Angſt jenes ſchauerlichen Anblicks entnommen. Er athmete wieder frei und rief recht aus tiefer Seele: O Herr meines Lebens, was ſind alle

---

[*] S. die Beſchreibung der großen Pinge zu Falun in Hausmanns Reiſe durch Skandinavien. V. Theil. Seite 96 ff.

Schauer des Meeres gegen das Entſetzen, was dort in dem öden Steingeklüft wohnt! — Mag der Sturm toben, mögen die ſchwarzen Wolken hinabtauchen in die brauſenden Wellen, bald ſiegt doch wieder die ſchöne herrliche Sonne und vor ihrem freundlichen Antlitz verſtummt das wilde Getöſe, aber nie dringt ihr Blick in jene ſchwarze Höhlen, und kein friſcher Frühlingshauch erquickt dort unten jemals die Bruſt. — Nein, zu euch mag ich mich nicht geſellen, ihr ſchwarzen Erdwürmer, niemals würd' ich mich eingewöhnen können in Euer trübes Leben! —

Elis gedachte in Falun zu übernachten und dann mit dem früheſten Morgen ſeinen Rückweg anzutreten nach Göthaborg.

Als er auf den Marktplatz, der Helſingtorget geheißen, kam, fand er eine Menge Volks verſammelt.

Ein langer Zug von Bergleuten in vollem Staat mit Grubenlichtern in den Händen, Spielleute vorauf, hielt eben vor einem ſtattlichen Hauſe. Ein großer ſchlanker Mann von mittleren Jahren trat heraus, und ſchaute mit mildem Lächeln umher. An dem freien Anſtande, an der offnen Stirn, an den dunkelblau leuchtenden Augen mußte man den ächten Dalkarl erkennen. Die Bergleute ſchloſſen einen Kreis um ihn, jedem ſchüttelte er treuherzig die Hand, mit jedem ſprach er freundliche Worte.

Elis Fröbom erfuhr auf Befragen, daß der Mann Pehrſon Dahlsjö ſey, Masmeiſter Altermann und Beſitzer einer ſchönen Bergsfrälſe bei Stora-Kopparberg. Bergsfrälſe ſind in Schweden Ländereien geheißen, die für die Kupfer- und Silberbergwerke verliehen wurden. Die Beſitzer ſolcher Frälſen haben Kuxe in den Gruben, für deren Betrieb ſie zu ſorgen gehalten ſind. —

Man erzählte dem Elis weiter, daß eben heute der Bergſting (Gerichtstag) geendigt, und daß dann die Bergleute herumzögen bei dem Bergmeiſter, dem Hüttenmeiſter und den Altermännern, überall aber gaſtlich bewirthet würden.

Betrachtete Elis die ſchönen und ſtattlichen Leute mit den freien freundlichen Geſichtern, ſo konnte er nicht mehr an jene Erdwürmer in der großen Pinge denken. Die helle Fröhlichkeit, die, als Pehrſon Dahlsjö hinaus trat, wie aufs neue angefacht durch den ganzen Kreis aufloderte, war wohl ganz anderer Art als der wilde tobende Jubel der Seeleute beim Hönsning.

Dem ſtillen ernſten Elis ging die Art, wie ſich dieſe Bergmänner freuten, recht tief ins Herz. Es wurde ihm unbeſchreiblich wohl zu Muthe, aber der Thränen konnt er ſich vor Rührung kaum enthalten, als einige der jüngern Knappen ein altes Lied anſtimmten, das in gar einfacher in Seele und Gemüth dringender Melodie den Seegen des Bergbaues pries.

Als das Lied geendet, öffnete Pehrſon Dahlſjö die Thüre ſeines Hauſes und alle Bergleute traten nach einander hinein. Elis folgte unwillkührlich und blieb an der Schwelle ſtehen, ſo daß er den ganzen geräumigen Flur überſehen konnte, in dem die Bergleute auf Bänken Platz nahmen. Ein tüchtiges Mahl ſtand auf einem Tiſch bereitet.

Nun ging die hintere Thüre dem Elis gegenüber auf, und eine holde feſtlich geſchmückte Jungfrau trat hinein. Hoch und ſchlank gewachſen, die dunklen Haare in vielen Zöpfen über dem Scheitel aufgeflochten, das nette ſchmucke Mieder mit reichen Spangen zuſammengeneſtelt ging ſie daher in der größten Anmuth der blühendſten Jugend. Alle Bergleute ſtanden auf und ein leiſes freudiges Gemurmel lief durch die Reihen: „Ulla Dahlſjö — Ulla Dahlſjö! — Wie hat „Gott geſegnet unſern wackern Altermann mit dem ſchönen frommen „Himmelskinde!“ — Selbſt den älteſten Bergleuten funkelten die Augen, als Ulla ihnen ſo wie allen übrigen die Hand bot zum freundlichen Gruß. Dann brachte ſie ſchöne ſilberne Krüge, ſchenkte treffliches Aehl, wie es denn nun in Falun bereitet wird, ein, und reichte es dar den frohen Gäſten, indem aller Himmelsglanz der unſchuldvollſten Unbefangenheit ihr holdes Antlitz überſtrahlte.

So wie Elis Fröbom die Jungfrau erblickte, war es ihm, als ſchlüge ein Blitz durch ſein Innres und entflamme alle Himmelsluſt, allen Liebesſchmerz — alle Inbrunſt, die in ihm verſchloſſen. — Ulla Dahlſjö war es, die ihm in dem verhängnißvollen Traum die rettende Hand geboten; er glaubte nun die tiefe Deutung jenes Traums zu errathen, und pries, des alten Bergmanns vergeſſend, das Schickſal, dem er nach Falun gefolgt. —

Aber dann fühlte er ſich, auf der Thürſchwelle ſtehend, ein unbeachteter Fremdling, elend, troſtlos, verlaſſen, und wünſchte, er ſey geſtorben, ehe er Ulla Dahlſjö geſchaut, da er doch nun vergehen müſſe in Liebe und Sehnſucht. Nicht das Auge abzuwenden vermochte er von der holden Jungfrau, und als ſie nun bei ihm ganz nahe vorüberſchritte, rief er mit leiſer bebender Stimme ihren Namen. Ulla ſchaute ſich um und erblickte den armen Elis, der, glühende Röte im ganzen Geſicht, mit niedergeſenktem Blick da ſtand — erſtarrt — keines Wortes mächtig.

Ulla trat auf ihn zu und ſprach mit ſüßem Lächeln: Ei ihr ſeid ja wohl ein Fremdling, lieber Freund! das gewahre ich an Eurer ſeemänniſchen Tracht! — Nun! — warum ſteht Ihr denn ſo auf der Schwelle. — Kommt doch nur herein und labt Euch mit uns! — Damit nahm ſie ihn bei der Hand, zog ihn in den Flur und reichte ihm einen vollen Krug Bier. Trinkt, ſprach ſie, trinkt mein lieber Freund auf guten gaſtlichen Willkommen!

Dem Elis war es, als läge er in dem wonnigen Paradieſe eines herrlichen Traums, aus dem er gleich erwachen und ſich unbeſchreiblich elend fühlen werde. Mechaniſch leerte er den Krug. In dem Augenblick trat Pehrſon Dahlſjö an ihn heran und frug, nachdem er ihm die Hand geſchüttelt zum freundlichen Gruß, von wannen er käme und was ihn hergebracht nach Falun.

Elis fühlte die wärmende Kraft des edlen Getränks in allen Adern. Dem wackern Pehrſon ins Auge blickend wurde ihm heiter und mutig zu Sinn. Er erzählte, wie er, Sohn eines Seemanns, von Kindesbeinen an auf der See geweſen, wie er eben von Oſtindien zurückgekehrt, ſeine Mutter, die er mit ſeinem Solde gehegt und gepflegt, nicht mehr am Leben gefunden, wie er ſich nun ganz verlaſſen auf der Welt fühle, wie ihm nun das wilde Leben auf der See ganz und gar zuwider geworden, wie ſeine innerſte Neigung ihn zum Bergbau treibe, und wie er hier in Falun ſich mühen werde, als Knappe unterzukommen. Das letzte, ſo ſehr allem entgegen, was er vor wenigen Augenblicken beſchloſſen, fuhr ihm ganz unwillkürlich heraus, es war ihm, als hätte er dem Altermann gar nichts anderes eröffnen können, ja als wenn er eben ſeinen innerſten Wunſch ausgeſprochen, an den er bisher ſelbſt nur nicht gedacht.

Pehrſon Dahlſjö ſah den Jüngling mit ſehr ernſtem Blick an, als wollte er ſein Innerſtes durchſchauen, dann ſprach er: Ich mag nicht vermuten, Elis Fröbom, daß bloßer Leichtſinn Euch aus Eurem bisherigen Beruf forttreibt, und daß Ihr nicht alle Mühſeligkeiten, alle Beſchwerden des Bergbaues vorher reiflich erwogen habt, ehe Ihr den Entſchluß gefaßt, Euch ihm zu ergeben. Es iſt ein alter Glaube

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Das Herz bebte dem Elis vor Freude, als Pehrſon Dahlſjö einmal zu ihm ſprach, daß, da er ohnedies ein gut Stück Geld mitgebracht, es bei ſeinem Fleiß, bei ſeiner Sparſamkeit ihm gar nicht fehlen könne, künftig zum Beſitztum eines Berghemmans oder wohl gar einer Berghälfte zu gelangen, und daß dann wohl kein Bergherr zu Falun ihn abweiſen würde, wenn er um die Hand der Tochter würbe. Er hätte nun gleich ſagen mögen, wie unausſprechlich er Ulla liebe, und wie er alle Hoffnung des Lebens auf ihren Beſitz geſtellt. Doch unüberwindliche Scheu, mehr aber wohl noch der bange Zweifel, ob Ulla, wie er manchmal ahne, ihn auch wirklich liebe, verſchloſſen ihm den Mund.

Es begab ſich, daß Elis Fröbom einmal in der tiefſten Teufe arbeitete in dicken Schwefeldampf gehüllt, ſo daß ſein Grubenlicht nur ſchwach durchdämmerte und er die Gänge des Geſteins kaum zu unterſcheiden vermochte. Da hörte er, wie aus noch tieferem Schacht ein Klopfen heraustönte, als werde mit dem Puchhammer gearbeitet. Da dergleichen Arbeit nun nicht wohl in der Teufe möglich, und Elis wohl wußte, daß außer ihm heute niemand herabgeſtiegen, da der Steiger eben die Leute im Förderſchacht anſtellte, ſo wollte ihm das Pochen und Hämmern ganz unheimlich bedünken. Er ließ Handfäuſtel und Eiſen ruhen und horchte zu den hohl anſchlagenden Tönen, die immer näher und näher zu kommen ſchienen. Mit einem Mal gewahrte er dicht neben ſich einen ſchwarzen Schatten und erkannte, da eben ein ſchneidender Luftſtrom den Schwefeldampf wegblies, den alten Bergmann von Göthaborg, der ihm zur Seite ſtand. „Glück auf!“ rief der Alte, „Glück auf, Elis Fröbom hier unten im Geſtein! — Nun, wie gefällt dir das Leben, Kamerad!“ — Elis wollte fragen, auf welche wunderbare Art der Alte in den Schacht gekommen; der ſchlug aber mit ſeinem Hammer an das Geſtein mit ſolcher Kraft, daß Feuerfunken umherſtoben und es wie ferner Donner im Schacht wiederhallte und rief dann mit entſetzlicher Stimme: das iſt hier ein herrlicher Trappgang, aber du ſchnöder ſchuftiger Geſelle ſchauſt nichts als einen Trumm, der kaum einen Strohhalms mächtig. — Hier unten biſt du ein blinder Maulwurf, dem der Metallfürſt ewig abhold bleiben wird, und oben vermagſt du auch nichts zu unternehmen, und ſuchſt vergebens dem Gangzug nach. — Ha! des Pehrſon Dahlſjö Tochter Ulla willſt du zum Weibe gewinnen, deshalb arbeiteſt du hier ohne Lieb' und Gedanken. — Nimm dich in Acht, du falscher Gesell, daß der Metallfürſt, den du verhöhnſt, dich nicht faßt und hinabſchleudert, daß deine Glieder zerbröckeln am ſcharfen Geſtein. — Und nimmer wird Ulla dein Weib, das ſag ich dir! —

Dem Elis wallte der Zorn auf vor den ſchnöden Worten des Alten. „Was thuſt du," rief er, „was thuſt du hier in dem Schacht meines Herrn Pehrſon Dahlſjö, in dem ich arbeite mit aller Kraft und wie es meines Berufs iſt? Hebe dich hinweg, wie du gekommen oder wir wollen ſehen, wer hier unten einer dem andern zuerſt das Gehirn einſchlägt." — Damit ſtellte ſich Elis Fröbom trotzig vor den Alten hin und ſchwang ſein eiſernes Handfäuſtel, mit dem er gearbeitet, hoch empor. Der Alte lachte höhniſch auf, und Elis ſah mit Entſetzen wie er behende gleich einem Eichhorn die ſchmalen Sproſſen der Leiter heraufhüpfte und in dem ſchwarzen Geklüft verſchwand.

Elis fühlte ſich wie gelähmt an allen Gliedern, die Arbeit wollte nicht mehr von Statten gehen, er ſtieg herauf. Als der alte Oberſteiger, der eben aus dem Förderſchachte geſtiegen, ihn gewahrte, rief er: „Um Chriſtus willen, was iſt dir widerfahren, Elis, du ſiehſt blaß und verſtört aus wie der Tod! — Gelt! — der Schwefeldampf, den du noch nicht gewohnt, hat es dir angethan? — Nun — trink, guter Junge, das wird dir wohl thun." — Elis nahm einen tüchtigen Schluck Branntwein aus der Flaſche, die ihm der Oberſteiger darbot, und erzählte dann erkräftigt alles, was ſich unten im Schachte begeben, ſo wie, auf welche Weiſe er die Bekanntſchaft des alten unheimlichen Bergmanns in Götheborg gemacht.

Der Oberſteiger hörte alles ruhig an, dann ſchüttelte er aber bedenklich den Kopf und ſprach: „Elis Fröbom, das iſt der alte Torbern geweſen, dem du begegnet, und ich merke nun wohl, daß das mehr als ein Mährlein iſt, was wir uns hier von ihm erzählen. Vor mehr als hundert Jahren gab es hier in Falun einen Bergmann, Namens Torbern. Er ſoll einer der erſten geweſen ſein, der den Bergbau zu Falun recht in Flor gebracht hat, und zu ſeiner Zeit war die Ausbeute bei weitem reicher als jetzt. Niemand verſtand ſich damals auf den Bergbau ſo als Torbern, der in tiefer Wiſſenſchaft erfahren, dem ganzen Bergweſen in Falun vorſtand. Als ſei er mit beſonderer höherer Kraft ausgerüſtet, erſchloſſen ſich ihm die reichſten Gänge und kam noch hinzu, daß er ein finſterer tiefſinniger Mann war, der ohne Weib und Kind, ja ohne eigentliches Obdach in Falun zu haben, beinahe niemals ans Tageslicht kam, ſondern unaufhörlich in den Teufen wühlte, ſo konnte es nicht fehlen, daß bald von ihm die Sage ging, er ſtehe mit der geheimen Macht, die im Schooß der Erde waltet und die Metalle kocht, im Bunde. Auf Torberns ſtrenge Ermahnungen nicht achtend, der unaufhörlich Unglück prophezeite, ſobald nicht wahre Liebe zum wunderbaren Geſtein und Metall den Bergmann zur Arbeit antreibe, weitete man im gewinnſüchtigen Eifer die Gruben immer mehr und mehr aus, bis endlich am Johannistage des Jahres Ein tauſend ſechshundert und ſieben und achtzig ſich der fürchterliche Bergſturz ereignete, der unſere ungeheure Pinge ſchuf, und dabei den ganzen Bau dergeſtalt verwüſtete, daß erſt nach vieler Mühe und mit vieler Kunſt mancher Schacht wieder hergeſtellt werden konnte. Von Torbern war nichts mehr zu hören und zu ſehn, und gewiß ſchien es, daß er in der Teufe arbeitend, durch den Einſturz verſchüttet. — Bald darauf, und zwar, als die Arbeit immer beſſer und beſſer von Statten ging, behaupteten die Häuer, ſie hätten im Schacht den alten Torbern geſehen, der ihnen allerlei guten Rath ertheilt und die ſchönſten Gänge gezeigt. Andere hatten den Alten oben an der Pinge umherſchleichend erblickt, bald wehmüthig klagend, bald zornig tobend. Andere Jünglinge kamen ſo wie du hieher und behaupteten, ein alter Bergmann habe ſie ermahnt zum Bergbau und hieher gewieſen. Das geſchah allemal, wenn es an Arbeitern mangeln wollte, und wohl mochte der alte Torbern auch auf dieſe Weiſe für den Bergbau ſorgen. — Iſt es nun wirklich der alte Torbern geweſen, mit dem du Streit gehabt im Schacht, und hat er von einem herrlichen Trumgange geſprochen, ſo iſt es gewiß, daß dort eine reiche Eiſenader befindlich, der wir morgen nachſpüren wollen. — Du haſt nämlich nicht vergeſſen, daß wir hier die eiſenhaltigen Adern im Geſtein, Trumgänge nennen, und daß Trum eine Ader von dem Gange iſt, die ſich in verſchiedene Theile zerſchlägt und wohl gänzlich auseinander geht. —

Als Elis Fröbom von mancherlei Gedanken hin und hergeworfen eintrat in Pehrſon Dahlſjö's Haus, kam ihm nicht wie ſonſt Ulla freundlich entgegen. Mit niedergeſchlagenem Blick, und wie Elis zu bemerken glaubte, mit verweinten Augen ſaß Ulla da und neben ihr ein ſtattlicher junger Mann, der ihre Hand feſthielt in der ſeinigen und ſich mühte allerlei freundliches Scherzhaftes vorzubringen, worauf Ulla aber nicht ſonderlich achtete. — Pehrſon Dahlſjö zog den Elis, der von trüber Ahnung ergriffen den ſtarren Blick auf das Paar heftete, fort ins andere Gemach und begann: Nun, Elis Fröbom, wirſt du bald deine Liebe zu mir, deine Treue beweiſen können, denn, habe ich dich ſchon immer wie meinen Sohn gehalten, ſo wirſt du es nun wirklich werden ganz und gar. Der Mann, den du bei mir ſiehſt, iſt der reiche Handelsherr Eric Olawſen geheißen, aus Göthaborg. Ich geb' ihm auf ſein Werben meine Tochter zum Weibe; er zieht mit ihr nach Göthaborg und du bleibſt dann allein bei mir, Elis, meine einzige Stütze im Alter. — Nun Elis, du bleibſt ſtumm? — du erbleichſt, ich hoffe nicht, daß dir mein Entſchluß mißfällt, daß du jetzt, da meine Tochter mich verlaſſen muß, auch von mir willſt! — doch ich höre Herrn Olawſen meinen Namen nennen — ich muß hinein! —

Damit ging Pehrſon wieder in das Gemach zurück.

Elis fühlte ſein Inneres von tauſend glühenden Meſſern zerfleiſcht. — Er hatte keine Worte, keine Thränen. — In wilder Verzweiflung rannte er aus dem Hauſe fort — fort — bis zur großen Pinge. Bot das ungeheure Geklüft ſchon im Tageslichte einen entſetzlichen Anblick dar, ſo war vollends jetzt, da die Nacht eingebrochen und die Mondesſcheibe erſt aufdämmerte, das wüſte Geſtein anzuſehen, als wühle und wälze unten eine zahlloſe Schaar gräßlicher Unthiere, die ſcheußliche Ausgeburt der Hölle, ſich durcheinander am rauchenden Boden und blitze herauf mit Flammen-Augen und ſtrecke die rieſigen Krallen aus nach dem armen Menſchenvolk. —

„Torbern — Torbern!“ ſchrie Elis mit furchtbarer Stimme, daß die öden Schlünde widerhallten — „Torbern, hier bin ich! — Du „hatteſt Recht, ich war ein ſchlechter Geſell, daß ich albernen Lebens„hoffnung auf der Oberfläche der Erde mich hingab! — Unten liegt „mein Schatz, mein Leben, mein Alles! — Steig herab mit mir, zeig „mir die reichſten Trappgänge, da will ich wühlen und bohren und „arbeiten und das Licht des Tages fürder nicht mehr ſchauen! — „Torbern! — Torbern — ſteig herab mit mir!“ —

Elis nahm Stahl und Stein aus der Taſche, zündete ſein Grubenlicht an und ſtieg hinab in den Schacht, den er geſtern befahren, ohne daß ſich der Alte ſehen ließ. Wie ward ihm, als er in der tiefſten Teufe deutlich und klar den Trumgang erblickte, ſo daß er ſeiner Saalbänder Streichen und Fallen zu erkennen vermochte.

Doch als er feſter und feſter den Blick auf die wunderbare Ader im Geſtein richtete, war es als ginge ein blendendes Licht durch den ganzen Schacht, und ſeine Wände wurden durchſichtig wie der reinſte Kryſtall. Jener verhängnißvolle Traum, den er in Götheborg geträumt, kam zurück. Er blickte in die paradieſiſchen Gefilde der herrlichſten Metallbäume und Pflanzen, an denen wie Früchte, Blüthen und Blumen feuerſtrahlende Steine hingen. Er ſah die Jungfrauen, er ſchaute das hohe Antlitz der mächtigen Königin. Sie erfaßte ihn, zog ihn hinab, drückte ihn an ihre Bruſt, da durchzuckte ein glühender Strahl ſein Inneres und ſein Bewußtſein war nur das Gefühl als ſchwimme er in den Wogen eines blauen durchſichtig funkelnden Nebels. —

Elis Fröbom, Elis Fröbom! — rief eine ſtarke Stimme von oben herab und der Widerſchein von Fackeln fiel in den Schacht. Pehrſon Dahlſjö ſelbſt war es, der mit dem Steiger hinab kam, um den Jüngling, den ſie wie im hellen Wahnſinn nach der Binge rennen geſehen, zu ſuchen.

Sie fanden ihn wie erſtarrt ſtehend, das Geſicht gedrückt in das kalte Geſtein.

„Was," rief Pehrſon ihn an, „was machſt Du hier unten zur Nachtzeit, unbeſonnener junger Menſch! — Nimm deine Kraft zuſammen und ſteige mit uns herauf, wer weiß, was Du oben Gutes erfahren wirſt."

In tiefem Schweigen ſtieg Elis herauf, in tiefem Schweigen folgte er dem Pehrſon Dahlſjö, der nicht aufhörte, ihn tüchtig auszuſchelten, daß er ſich in ſolche Gefahr begeben.

Der Morgen war hell aufgegangen als ſie ins Haus traten. Ulla ſtürzte mit einem lauten Schrei dem Elis an die Bruſt, und nannte ihn mit den ſüßeſten Namen. Aber Pehrſon Dahlſjö ſprach zu Elis: „Du Thor! mußte ich es denn nicht längſt wiſſen, daß Du Ulla liebteſt, und wohl nur ihretwegen mit ſo vielem Fleiß und Eifer in der Grube arbeiteteſt? Mußte ich nicht längſt gewahren, daß auch Ulla Dich liebte aus dem tiefſten Herzensgrunde? Konnte ich mir einen beſſern Eidam wünſchen, als einen tüchtigen fleißigen frommen Bergmann, als eben Dich, mein braver Elis? — Aber daß ihr ſchwiegt, das ärgerte, das kränkte mich.“ — „Haben wir,“ unterbrach Ulla den Vater, „haben wir denn ſelbſt gewußt, daß wir uns ſo unausſprechlich liebten?“ — Mag, fuhr Pehrſon Dahlsjö fort, mag dem ſein wie ihm wolle, genug ich ärgerte mich, daß Elis nicht offen und ehrlich von ſeiner Liebe zu mir ſprach und deshalb, und weil ich Dein Herz auch prüfen wollte, förderte ich geſtern das Mährchen mit Herrn Eric Olawſen zu Tage, worüber Du bald zu Grunde gegangen wärſt. Du toller Menſch! — Herr Eric Olawſen iſt ja längſt verheirathet und Dir, braver Elis Fröbom, gebe ich meine Tochter zum Weibe, denn ich wiederhole es, keinen beſſern Schwiegerſohn konnt' ich mir wünſchen.

Dem Elis rannten die Thränen herab vor lauter Wonne und Freude. Alles Lebensglück war ſo unerwartet auf ihn herabgekommen und es mußte ihm beinahe bedünken, er ſtehe abermals im ſüßen Traum! —

Auf Pehrſon Dahlsjö's Gebot ſammelten ſich die Bergleute Mittags zum frohen Mahl.

Ulla hatte ſich in ihren ſchönſten Schmuck gekleidet und ſah anmuthiger aus als jemals, ſo daß alle einmal über das andere rieſen: Ei, welche hochherrliche Braut hat unſer wackerer Elis Fröbom erworben! — Nun! — der Himmel ſegne beide in ihrer Frömmigkeit und Tugend!

Auf Elis Fröbom's bleichem Geſicht lag noch das Entſetzen der Nacht und oft ſtarrte er vor ſich hin, wie entrückt allem, was ihn umgab.

Was iſt Dir, mein Elis? fragte Ulla. Elis drückte ſie an ſeine Bruſt und ſprach: ja, ja! — Du biſt wirklich mein und nun iſt ja alles gut! —

Mitten in aller Wonne war es dem Elis manchmal als griffe auf einmal eine eiskalte Hand in ſein Inneres hinein und eine dunkle Stimme ſpräche: iſt es denn nun noch dein Höchſtes, daß du Ulla erworben? Du armer Thor! — Haſt du nicht das Antlitz der Königin geſchaut? —

Er fühlte ſich beinahe übermannt von einer unbeſchreiblichen Angſt, der Gedanke peinigte ihn, es werde nun plötzlich einer von den Bergleuten rieſengroß ſich vor ihm erheben, und er werde zu ſeinem Entſetzen den Torbern erkennen, der gekommen ihn fürchterlich zu mahnen an das unterirdiſche Reich der Steine und Metalle, dem er ſich ergeben!

Und doch wußte er wieder gar nicht, warum ihm der geſpenſtiſche Alte feindlich ſeyn, was überhaupt ſein Bergmanns-Handthieren mit ſeiner Liebe zu ſchaffen haben ſolle.

Pehrſon merkte wohl Elis Fröboms verſtörtes Weſen und ſchrieb es dem überſtandenen Weh, der nächtlichen Fahrt in den Schacht zu. Nicht ſo Ulla, die von geheimer Ahnung ergriffen, in den Geliebten drang, ihr doch nur zu ſagen, was ihm denn Entſetzliches begegnet, das ihn ganz von ihr hinwegreiße. Dem Elis wollte die Bruſt zerſpringen. — Vergebens rang er darnach, der Geliebten von dem wunderbaren Geſicht, das ſich ihm in der Teufe aufgethan, zu erzählen. Es war als verſchlöſſe ihm eine unbekannte Macht mit Gewalt den Mund, als ſchaue aus ſeinem Innern heraus das furchtbare Antlitz der Königin, und nenne er ihren Namen, ſo würde, wie bei dem Anblick des entſetzlichen Meduſenhaupts ſich alles um ihn her verſteinen zum düſtern ſchwarzen Geklüft! — Alle Herrlichkeit, die ihn unten in der Teufe mit der höchſten Wonne erfüllt, erſchien ihm jetzt wie eine Hölle voll troſtloſer Qual trügeriſch ausgeſchmückt zur verderblichſten Verlockung!

Pehrſon Dahlsjö gebot, daß Elis Fröbom einige Tage hindurch daheim bleiben ſolle, um ſich ganz von der Krankheit zu erholen, in die er gefallen ſchien. In dieſer Zeit verſcheuchte Ulla's Liebe, die nun hell und klar aus ihrem kindlichen frommen Herzen ausſtrömte, das Andenken an die verhängnißvollen Abentheuer im Schacht. Elis lebte ganz auf in Wonne und Freude und glaubte an ſein Glück, das wohl keine böſe Macht mehr verſtören konne.

Als er wieder hinabfuhr in den Schacht, kam ihm in der Teufe alles ganz anders vor wie ſonſt. Die herrlichſten Gänge lagen offen ihm vor Augen, er arbeitete mit verdoppeltem Eifer, er vergaß alles, er mußte ſich, auf die Oberfläche hinaufgeſtiegen, auf Pehrſon Dahlsjö, ja auf ſeine Ulla beſinnen, er fühlte ſich wie in zwei Hälften getheilt, es war ihm, als ſtiege ſein beſſeres, ſein eigentliches Ich hinab in den Mittelpunkt der Erdkugel und ruhe aus in den Armen der Königin, während er in Falun ſein düſteres Lager ſuche. Sprach Ulla mit ihm von ihrer Liebe und wie ſie ſo glücklich mit einander leben würden, ſo begann er von der Pracht der Teufen zu reden, von den unermeßlich reichen Schätzen, die dort verborgen lägen und verwirrte ſich dabei in ſolch' wunderliche unverſtändliche Reden, daß Angſt und Beklommenheit das arme Kind ergriff und ſie gar nicht wußte, wie Elis ſich auf einmal ſo in ſeinem ganzen Weſen geändert. — Dem Steiger, Pehrſon Dahlsjö'n ſelbſt verkündete Elis unaufhörlich in voller Luſt, wie er die reichhaltigſten Adern, die herrlichſten Trappgänge entdeckt, und wenn ſie dann nichts fanden als taubes Geſtein, ſo lachte er höhniſch und meinte, freilich verſtehe er nur allein die geheimen Zeichen, die bedeutungsvolle Schrift, die die Hand der Königin ſelbſt hineingrabe in das Steingeklüft, und genug ſey es auch eigentlich, dieſe Zeichen zu verſtehen, ohne das, was ſie verkündeten, zu Tage zu fördern.

Wehmüthig blickte der alte Steiger den Jüngling an, der mit wild funkelndem Blick von dem glanzvollen Paradieſe ſprach, das im tiefen Schooß der Erde aufleuchte.

Ach Herr, liſpelte der Alte Pehrſon Dahlsjö'n leiſe ins Ohr, ach Herr! dem armen Jungen hat's der böſe Torbern angethan! —

Glaubt, erwiederte Pehrſon Dahlsjö, glaubt nicht an ſolche Bergmanns-Mährlein, Alter! — Dem tiefſinnigen Neriker hat die Liebe den Kopf verrückt, das iſt alles. Laßt nur erſt die Hochzeit vorüber ſeyn, dann wird's ſich ſchon geben mit den Trappgängen und Schätzen und dem ganzen unterirdiſchen Paradieſe! —

Der von Pehrſon Dahlsjö beſtimmte Hochzeitstag kam endlich heran. Schon einige Tage vorher war Elis Fröbom ſtiller, ernſter, in ſich gekehrter geweſen als jemals, aber auch nie hatte er ſich ſo ganz in Liebe der holden Ulla hingegeben als in dieſer Zeit. Er mochte ſich keinen Augenblick von ihr trennen, deshalb ging er nicht zur Grube; er ſchien an ſein unruhiges Bergmannstreiben gar nicht zu denken, denn kein Wort von dem unterirdiſchen Reich kam über ſeine Lippen. Ulla war ganz voll Wonne; alle Angſt, wie vielleicht die bedrohlichen Mächte des unterirdiſchen Geklüfts, von denen ſie oft alte Bergleute reden gehört, ihren Elis ins Verderben locken würden, war verſchwunden. Auch Pehrſon Dahlsjö ſprach lächelnd zum alten Steiger: Seht Ihr wohl, daß Elis Fröbom nur ſchwindlicht geworden im Kopfe vor Liebe zu meiner Ulla! —

Am frühen Morgen des Hochzeitstages — es war der Johannistag — klopfte Elis an die Kammer ſeiner Braut. Sie öffnete und fuhr erſchrocken zurück, als ſie den Elis erblickte ſchon in den Hochzeitskleidern, todtbleich, dunkel ſprühendes Feuer in den Augen. „Ich will," ſprach er mit leiſer ſchwankender Stimme, „ich will Dir nur ſagen, meine herzgeliebte Ulla, daß wir dicht an der Spitze des höchſten Glücks ſtehen, wie es nur dem Menſchen hier auf Erden beſchieden. Mir iſt in dieſer Nacht alles entdeckt worden. Unten in der Teufe liegt in Chlorit und Glimmer eingeſchloſſen der kirſchroth funkelnde Almandin, auf den unſere Lebenstafel eingegraben, den mußt Du von mir empfangen als Hochzeitsgabe. Er iſt ſchöner als der herrlichſte blutrothe Karfunkel, und wenn wir in treuer Liebe verbunden hineinblicken in ſein ſtrahlendes Licht, können wir es deutlich erſchauen, wie unſer Inneres verwachſen iſt mit dem wunderbaren Gezweige, das aus dem Herzen der Königin im Mittelpunkt der Erde emporkeimt. Es iſt nur nöthig, daß ich dieſen Stein hinauffördere zu Tage, und das will ich nunmehro thun. Gehab Dich ſo lange wohl, meine herzgeliebte Ulla! — bald bin ich wieder hier."

Ulla beſchwor den Geliebten mit heißen Thränen doch abzuſtehen von dieſem träumeriſchen Unternehmen, da ihr großes Unglück ahne; doch Elis Fröbom verſicherte, daß er ohne jenes Geſtein niemals eine ruhige Stunde haben würde, und daß an irgend eine bedrohliche Gefahr gar nicht zu denken ſey. Er drückte die Braut innig an ſeine Bruſt und ſchied von dannen.

Schon waren die Gäſte verſammelt um das Brautpaar nach der Kopparbergs-Kirche, wo nach gehaltenem Gottesdienſt die Trauung vor ſich gehen ſollte, zu geleiten. Eine ganze Schaar zierlich geſchmückter Jungfrauen, die, nach der Sitte des Landes, als Brautmädchen der Braut voranziehen ſollten, lachten und ſcherzten um Ulla her. Die Muſikanten ſtimmten ihre Inſtrumente und verſuchten einen fröhlichen Hochzeitsmarſch. — Schon war es beinahe Mittag, noch immer ließ ſich Elis Fröbom nicht ſehen. Da ſtürzten plötzlich Bergleute herbei Angſt und Entſetzen in den bleichen Geſichtern, und meldeten, wie eben ein fürchterlicher Bergfall die ganze Grube, in der Dahlſjö's Kure befindlich, verſchüttet.

„Elis — mein Elis, du biſt hin — hin!" — So ſchrie Ulla laut auf und fiel wie todt nieder. — Nun erfuhr erſt Pehrſon Dahlſjö von dem Steiger, daß Elis am frühen Morgen nach der großen Pinge gegangen und hinabgefahren, ſonſt hatte, da Knappen und Steiger zur Hochzeit geladen, niemand in dem Schacht gearbeitet. Pehrſon Dahlſjö, alle Bergleute eilten hinaus, aber alle Nachforſchungen, ſo wie ſie nur ſelbſt mit der höchſten Gefahr des Lebens möglich, blieben vergebens. Elis Fröbom wurde nicht gefunden. Gewiß war es, daß der Erdſturz den Unglücklichen im Geſtein begraben; und ſo kam Elend und Jammer über das Haus des wackern Pehrſon Dahlſjö, in dem Augenblick, als er Ruhe und Frieden für ſeine alten Tage ſich zu bereiten gedacht.

Längſt war der wackre Masmeiſter Altermann Pehrſon Dahlſjö geſtorben, längſt ſeine Tochter Ulla verſchwunden, niemand in Falun wußte von beiden mehr etwas, da ſeit Fröboms unglückſeligem Hochzeitstage wohl an die funfzig Jahre verfloſſen. Da geſchah es, daß die Bergleute, als ſie zwiſchen zwei Schachten einen Durchſchlag verſuchten, in einer Teufe von dreihundert Ellen im Vitriolwaſſer den Leichnam eines jungen Bergmanns fanden, der verſteinert ſchien, als ſie ihn zu Tage förderten.

Es war anzuſehen, als läge der Jüngling in tiefem Schlaf, ſo friſch, ſo wohl erhalten waren die Züge ſeines Antlitzes, ſo ohne alle Spur der Verweſung ſeine zierliche Bergmannskleider, ja ſelbſt die Blumen an der Bruſt. Alles Volk aus der Nähe ſammelte ſich um den Jüngling, den man heraufgetragen aus der Pinge, aber niemand kannte die Geſichtszüge des Leichnams, und keiner der Bergleute vermochte ſich auch zu entſinnen, daß irgend einer der Kameraden verſchüttet. Man ſtand im Begriff, den Leichnam weiter fortzubringen nach Falun, als aus der Ferne ein ſteinaltes eisgraues Mütterchen auf Krücken hinankrochte. „Dort kommt das Johannismütterchen!“ riefen einige von den Bergleuten. Dieſen Namen hatten ſie der Alten gegeben, die ſie ſchon ſeit vielen Jahren bemerkt, wie ſie jedesmal am Johannistage erſchien, in die Tiefe ſchauend, die Hände ringend, in den wehmüthigſten Tönen ächzend und klagend an der Pinge umherſchlich und dann wieder verſchwand.

Kaum hatte die Alte den erſtarrten Jüngling erblickt, als ſie beide Krücken fallen ließ, die Arme hoch empor ſtreckte zum Himmel und mit dem herzzerſchneidendſten Ton der tiefſten Klage rief: „O Elis Fröbom — o mein Elis — mein ſüßer Bräutigam!“ Und damit kauerte ſie neben dem Leichnam nieder und faßte die erſtarrten Hände und drückte ſie an ihre im Alter erkaltete Bruſt, in der noch, wie heiliges Naphtafeuer unter der Eisdecke, ein Herz voll heißer Liebe ſchlug. „Ach,“ ſprach ſie dann, ſich im Kreiſe umſchauend, „ach niemand, niemand von Euch kennt mehr die arme Ulla Dahlſjö, dieſes Jünglings glückliche Braut vor funfzig Jahren! — Als ich mit Gram und Jammer fortzog nach Ornäs, da tröſtete mich der alte Torbern und ſprach, ich würde meinen Elis, den das Geſtein begrub am Hochzeitstage, noch wiederſehen hier auf Erden, und da bin ich Jahr aus Jahr ein hergekommen und habe ganz Sehnſucht und treue Liebe hinabgeſchaut in die Tiefe. — Und heute iſt mir ja wirklich ſolch ſeliges Wiederſehen vergönnt! — O mein Elis — mein geliebter Bräutigam!“

Aufs neue ſchlug ſie die dürren Arme um den Jüngling, als wolle ſie ihn nimmer laſſen, und alle ſtanden tiefbewegt ringsumher.

Leiſer und leiſer wurden die Seufzer, wurde das Schluchzen der Alten, bis es dumpf vertönte.

Die Bergleute traten hinan, ſie wollten die arme Ulla aufrichten, aber ſie hatte ihr Leben ausgehaucht auf dem Leichnam des erſtarrten Bräutigams. Man bemerkte, daß der Körper des Unglücklichen, der fälſchlicher Weiſe für verſteinert gehalten, in Staub zu zerfallen begann.

In der Kopparbergs-Kirche, dort, wo vor funfzig Jahren das Paar getraut werden ſollte, wurde die Aſche des Jünglings beigeſetzt und mit ihr die Leiche der bis in den bittern Tod getreuen Braut. —

Ich merke, ſprach Theodor, als er geendet und die Freunde ſchweigend vor ſich hinblickten, ich merke es wohl, daß Euch meine Erzählung nicht ganz recht iſt, oder behagte Euch nur in dieſem Augenblick vielleicht nicht der düſtre wehmüthige Stoff?

Es iſt nicht anders, erwiederte Ottmar, Deine Erzählung läßt einen ſehr wehmüthigen Eindruck zurück, aber, aufrichtig geſtanden, will mir all der Aufwand von ſchwediſchen Bergfrälſebeſitzern, Boliaſeſten, geſpenſtiſchen Bergmännern und Viſionen gar nicht recht gefallen. Die einfache Beſchreibung in Schuberts Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft, wie der Jüngling in der Erzgrube zu Falun gefunden wurde, in dem ein altes Mütterchen ihren vor funfzig Jahren verſchütteten Bräutigam wieder erkannte, hat viel tiefer auf mich gewirkt.

Ich flehe, rief Theodor lächelnd, unſern Patron den Einſiedler Serapion an, daß er mich in Schutz nehme, denn wahrlich, mir ging nun einmal die Geſchichte von dem Bergmann mit den lebendigſten Farben gerade ſo auf, wie ich ſie erzählt habe.

Laßt, ſprach Lothar, jedem ſeine Weiſe. Aber gut iſt es, lieber Theodor, daß Du uns die Geſchichte vorlaſeſt, die wir alle, mein' ich, etwas von der Bergmannswiſſenſchaft, ſo wie von den Bergwerken zu Falun und den Schwediſchen Sitten und Gebräuchen gehört haben. Andere würden Dir mit Recht vorwerfen, daß Du durch zu viele bergmänniſche Ausdrücke oft unverſtändlich wurdeſt, und manche würden ſogar, da Du ſo oft von dem ſchönen Oel ſprichſt, womit ſich die Leute traktiren, auf den Gedanken gerathen,' daß die guten Faluner und Göthaborger ſchnödes Baumöl ſaufen, da jenes Oel doch nichts anders iſt als ein ſchönes, ſtarkes Bier.

„Mir hat," nahm Cyprian das Wort, „Theodors Erzählung doch im Ganzen nicht ſo ſehr mißfallen als Dir Ottmar. Wie oft ſtellten Dichter Menſchen, welche auf irgend eine entſetzliche Weiſe untergehen, als im ganzen Leben mit ſich entzweit, als von unbekannten finſtren Mächten befangen dar. Dies hat Theodor auch gethan, und mich wenigſtens ſpricht dies immer deshalb an, weil ich meine, daß es tief in der Natur begründet iſt. Ich habe Menſchen gekannt, die ſich plötzlich im ganzen Weſen veränderten, die entweder in ſich hinein erſtarrten oder wie von böſen Mächten raſtlos verfolgt in ſteter Unruhe umhergetrieben wurden und die bald dieſes, bald jenes entſetzliche Ereigniß aus dem Leben fortriß." Halt, rief Lothar — halt! — laſſen wir dem Geiſterſeheriſchen Cyprian nur was weniges Raum, ſo gerathen wir gleich in ein Labyrinth von Ahnungen und Träumen! — Erlaubt, daß ich unſere trübe Stimmung mit einem mal vernichte, indem ich Euch zum Schluß unſeres heutigen Clubbs ein Kindermährchen mittheile, das ich vor einiger Zeit aufſchrieb, und das mir, ſo glaub ich, der tolle Spukgeiſt Droll ſelbſt eingegeben hat.

Ein Kindermährchen — Du Lothar ein Kindermährchen! — So riefen alle.

Ja, ſprach Lothar, wahnwitzig mag es Euch bedünken, daß ich es unternahm, ein Kindermährchen zu ſchreiben, aber hört mich erſt und dann urtheilt.

Lothar zog ein ſauber geſchriebenes Heft hervor und las:

Nußknacker und Mauſekönig.

Der Weihnachtsabend.

Am vier und zwanzigſten Dezember durften die Kinder des Medizinalraths Stahlbaum den ganzen Tag über durchaus nicht in die Mittelſtube hinein, viel weniger in das daran ſtoßende Prunkzimmer. In einem Winkel des Hinterſtübchens zuſammengekauert, ſaßen Fritz und Marie, die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen und es wurde ihnen recht ſchaurig zu Muthe, als man, wie es gewöhnlich an dem Tage geſchah, kein Licht hereinbrachte. Fritz entdeckte ganz insgeheim wispernd der jüngern Schweſter (ſie war eben erſt ſieben Jahr alt worden) wie er ſchon ſeit früh Morgens es habe in den verſchloſſenen Stuben rauſchen und raſſeln, und leiſe pochen hören. Auch ſey nicht langſt ein kleiner dunkler Mann mit einem großen Kaſten unter dem Arm über den Flur geſchlichen, er wiſſe aber wohl, daß es niemand anders geweſen als Pathe Droßelmeier. Da ſchlug Marie die kleinen Händchen vor Freude zuſammen und rief: Ach, was wird nur Pathe Droßelmeier für uns ſchönes gemacht haben. Der Ober-Gerichtsrath Droßelmeier war gar kein hübſcher Mann, nur klein und mager, hatte viele Runzeln im Geſicht, ſtatt des rechten Auges ein großes ſchwarzes Pflaſter und auch gar keine Haare, weshalb er eine ſehr ſchöne weiße Perücke trug, die war aber von Glas und ein künſtliches Stück Arbeit. Ueberhaupt war der Pathe ſelbſt auch ein ſehr künſtlicher Mann, der ſich ſogar auf Uhren verſtand und ſelbſt welche machen konnte. Wenn daher eine von den ſchönen Uhren in Stahlbaums Hauſe krank war und nicht ſingen konnte, dann kam Pathe Droßelmeier, nahm die Glasperücke ab, zog ſein gelbes Röckchen aus, band eine blaue Schürze um und ſtach mit ſpitzigen Inſtrumenten in die Uhr hinein, ſo daß es der kleinen Marie ordentlich wehe that, aber es verurſachte der Uhr gar keinen Schaden, ſondern ſie wurde vielmehr wieder lebendig und fing gleich an recht luſtig zu ſchnurren, zu ſchlagen und zu ſingen, worüber denn Alles große Freude hatte. Immer trug er, wenn er kam, was hübſches für die Kinder in der Taſche, bald ein Männlein, das die Augen verdrehte und Complimente machte, welches komiſch anzuſehen war, bald eine Doſe, aus der ein Vögelchen heraushüpfte, bald was anderes. Aber zu Weihnachten, da hatte er immer ein ſchönes künſtliches Werk verfertigt, das ihm viel Mühe gekoſtet, weshalb es auch, nachdem es einbeſcheert worden, ſehr ſorglich von den Eltern aufbewahrt wurde. — „Ach, was wird nur Pathe Droßelmeier für uns ſchönes gemacht haben,“ rief nun Marie; Fritz meinte aber, es könne wohl diesmal nichts anders ſeyn, als eine Feſtung, in der allerlei ſehr hübſche Soldaten auf- und abmarſchirten und exerzirten und dann müßten andere Soldaten kommen, die in die Feſtung hineinwollten, aber nun ſchöſſen die Soldaten von innen heraus mit Kanonen, daß es tüchtig brauſte und knallte. Nein, nein, unterbrach Marie den Fritz: Pathe Droßelmeier hat mir von einem ſchönen Garten erzählt, darin iſt ein großer See, auf dem ſchwimmen ſehr herrliche Schwäne mit goldnen Halsbändern herum und ſingen die hübſcheſten Lieder. Dann kommt ein kleines Mädchen aus dem Garten an den See und lockt die Schwäne heran, und füttert ſie mit ſüßem Marzipan. „Schwäne freſſen keinen Marzipan,“ fiel Fritz etwas rauh ein, „und einen ganzen Garten kann Pathe Droßelmeier auch nicht machen. Eigentlich haben wir wenig von ſeinen Spielſachen; es wird uns ja alles gleich wieder weggenommen, da iſt mir denn doch das viel lieber, was uns Papa und Mama einbeſcheeren, wir behalten es fein und können damit machen, was wir wollen.“ Nun riethen die Kinder hin und her, was es wohl diesmal wieder geben könne. Marie meinte, daß Mamſell Trutchen (ihre große Puppe) ſich ſehr verändere, denn ungeſchickter als jemals fiele ſie jeden Augenblick auf den Fußboden, welches ohne garſtige Zeichen im Geſicht nicht abginge, und dann ſey an Reinlichkeit in der Kleidung gar nicht mehr zu denken. Alles tüchtige Ausſchelten helfe nichts. Auch habe Mama gelächelt, als ſie ſich über Gretchens kleinen Sonnenſchirm ſo gefreut. Fritz verſicherte dagegen, ein tüchtiger Fuchs fehle ſeinem Marſtall durchaus, ſo wie ſeinen Truppen gänzlich an Kavallerie, das ſei dem Papa recht gut bekannt. — So wußten die Kinder wohl, daß die Eltern ihnen allerlei ſchöne Gaben eingekauft hatten, die ſie nun aufſtellten, es war ihnen aber auch gewiß, daß dabei der liebe heilige

Chriſt mit gar freundlichen frommen Kindesaugen hineinleuchte und daß wie von ſegensreicher Hand berührt, jede Weihnachtsgabe herrliche Luſt bereite wie keine andere. Daran erinnerte die Kinder, die immerfort von den zu erwartenden Geſchenken wisperten, ihre ältere Schweſter Luiſe hinzufügend, daß es nun aber auch der heilige Chriſt ſey, der durch die Hand der lieben Eltern den Kindern immer das beſcheere, was ihnen wahre Freude und Luſt bereiten könne, das wiſſe er viel beſſer als die Kinder ſelbſt, die müßten daher nicht allerlei wünſchen und hoffen, ſondern ſtill und fromm erwarten, was ihnen beſcheert worden. Die kleine Marie wurde ganz nachdenklich, aber Fritz murmelte vor ſich hin: Einen Fuchs und Huſaren hätt' ich nun einmal gern.

Es war ganz finſter geworden. Fritz und Marie, feſt an einander gerückt, wagten kein Wort mehr zu reden, es war ihnen, als rauſche es mit linden Flügeln um ſie her und als ließe ſich eine ganz ferne, aber ſehr herrliche Muſik vernehmen. Ein heller Schein ſtreifte an der Wand hin, da wußten die Kinder, daß nun das Chriſtkind auf glänzenden Wolken fortgeflogen zu andern glücklichen Kindern. In dem Augenblick ging es mit ſilberhellem Ton: Klingling, klingling, die Thüren ſprangen auf, und ſolch ein Glanz ſtrahlte aus dem großen Zimmer hinein, daß die Kinder mit lautem Ausruf: Ach! — Ach! wie erſtarrt auf der Schwelle ſtehen blieben. Aber Papa und Mama traten in die Thüre, faßten die Kinder bei der Hand und ſprachen: Kommt doch nur, kommt doch nur, ihr lieben Kinder und ſeht, was euch der heilige Chriſt beſcheert hat.

Die Gaben.

Ich wende mich an Dich ſelbſt, ſehr geneigter Leſer oder Zuhörer Fritz — Theodor — Ernſt — oder wie du ſonſt heißen magſt und bitte dich, daß du dir deinen letzten mit ſchönen bunten Gaben reich geſchmückten Weihnachtstiſch recht lebhaft vor Augen bringen mögeſt, dann wirſt Du es Dir wohl auch denken können, wie die Kinder mit glänzenden Augen ganz verſtummt ſtehen blieben, wie erſt nach einer Weile Marie mit einem tiefen Seufzer rief: Ach wie ſchön — ach wie ſchön, und Fritz einige Luftſprünge verſuchte, die ihm überaus wohl geriethen. Aber die Kinder mußten auch das ganze Jahr über beſonders artig und fromm geweſen ſeyn, denn nie war ihnen ſo viel ſchönes, herrliches einbeſcheert worden, als dieſesmal. Der große Tannenbaum in der Mitte trug viele goldne und ſilberne Aepfel, und wie Knoſpen und Blüthen keimten Zuckermandeln und bunte Bonbons und was es ſonſt noch für ſchönes Naſchwerk giebt, aus allen Aeſten. Als das ſchönſte an dem Wunderbaum mußte aber wohl gerühmt werden, daß in ſeinen Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten und er ſelbſt in ſich hinein und herausleuchtend die Kinder freundlich einlud ſeine Blüthen und Früchte zu pflücken. Um den Baum umher glänzte alles ſehr bunt und herrlich — was es da alles für ſchöne Sachen gab — ja, wer das zu beſchreiben vermöchte! Marie erblickte die zierlichſten Puppen, allerlei ſaubere kleine Geräthſchaften und was vor allem ſchön anzuſehen war, ein ſeidenes Kleidchen mit bunten Bändern zierlich geſchmückt, hing an einem Geſtell ſo der kleinen Marie vor Augen, daß ſie es von allen Seiten betrachten konnte und das that ſie denn auch, indem ſie einmal über das andere ausrief: Ach das ſchöne, ach' das liebe — liebe Kleidchen: und das werde ich — ganz gewiß — das werde ich wirklich anziehen dürfen! — Fritz hatte indeſſen ſchon drei oder viermal um den Tiſch herum gallopirend und trabend den neuen Fuchs verſucht, den er in der That am Tiſche angezäumt gefunden. Wieder abſteigend, meinte er: es ſey eine wilde Beſtie, das thäte aber nichts, er wolle ihn ſchon kriegen, und muſterte die neue Schwadron Huſaren, die ſehr prächtig in Roth und Gold gekleidet waren, 'auter ſilberne Waffen trugen und auf ſolchen weißglänzenden Pferden ritten, daß man beinahe hätte glauben ſollen, auch dieſe ſeyen von purem Silber. Eben wollten die Kinder, etwas ruhiger geworden, über die Bilderbücher her, die aufgeſchlagen waren, daß man allerlei ſehr ſchöne Blumen und bunte Menſchen, ja auch allerliebſte ſpielende Kinder, ſo natürlich gemalt als lebten und ſprächen ſie wirklich, gleich anſchauen konnte. — Ja! eben wollten die Kinder über dieſe wunderbaren Bücher her, als nochmals geklingelt wurde. Sie wußten, daß nun der Pathe Droßelmeier einbeſcheeren würde, und liefen nach dem an der Wand ſtehenden Tiſch. Schnell wurde der Schirm, hinter dem er ſo lange verſteckt geweſen, weggenommen. Was erblickten da die Kinder! — Auf einem grünen mit bunten Blumen geſchmückten Raſenplatz ſtand ein ſehr herrliches Schloß mit vielen Spiegelfenſtern und goldnen Thürmen. Ein Glockenſpiel ließ ſich hören, Thüren und Fenſter gingen auf, und man ſah, wie ſehr kleine aber zierliche Herren und Damen mit Federhüten und langen Schleppkleidern in den Sälen herumſpazierten. In dem Mittelſaal, der ganz in Feuer zu ſtehen ſchien — ſo viel Lichterchen brannten an ſilbernen Kronleuchtern — tanzten Kinder in kurzen Wämschen und Röckchen nach dem Glockenſpiel. Ein Herr in einem ſmaragdenen Mantel ſah oft durch ein Fenſter, winkte heraus und verſchwand wieder, ſo wie auch Pathe Droßelmeier ſelbſt, aber kaum viel höher als Papas Daumen, zuweilen unten an der Thür des Schloſſes ſtand und wieder hineinging. Fritz hatte mit auf den Tiſch geſtemmten Armen das ſchöne Schloß und die tanzenden und ſpazierenden Figürchen angeſehen, dann ſprach er: Pathe Droßelmeier! Laß mich mal hineingehen in dein Schloß! — Der Obergerichts-Rath bedeutete ihn, daß das nun ganz und gar nicht anginge. Er hatte auch Recht, denn es war thöricht von Fritzen, daß er in ein Schloß gehen wollte, welches überhaupt mit ſammt ſeinen goldnen Thürmen nicht ſo hoch war, als er ſelbſt. Fritz ſah das auch ein. Nach einer Weile, als immerfort auf dieſelbe Weiſe die Herren und Damen hin und her ſpazierten, die Kinder tanzten, der ſmaragdne Mann zu demſelben Fenſter herausſah, Pathe Droßelmeier vor die Thüre trat, da rief Fritz ungeduldig: Pathe Droßelmeier, nun komm mal zu der andern Thür da drüben heraus. „Das geht nicht, liebes Fritzchen,“ erwiederte der Obergerichtsrath. Nun ſo laß mal, ſprach Fritz weiter, laß' mal den grünen Mann, der ſo oft herausguckt, mit den andern herumſpazieren. Das geht auch nicht, erwiederte der Obergerichtsrath aufs neue. So ſollen die Kinder herunter kommen, rief Fritz, ich will ſie näher beſehen. Ei das geht alles nicht, ſprach der Obergerichtsrath verdrießlich, wie die Mechanik nun einmal gemacht iſt, muß ſie bleiben. „So — o? fragte Fritz mit gedehntem Ton, das geht alles nicht? Hör mal Pathe Droßelmeier, wenn deine kleinen geputzten Dinger in dem Schloſſe nichts mehr können, als immer daſſelbe, da taugen ſie nicht viel, und ich frage nicht ſonderlich nach ihnen. — Nein, da lob' ich mir meine Huſaren, die müſſen manövriren vorwärts, rückwärts, wie ichs haben will und ſind in kein Haus geſperrt.“ Und damit ſprang er fort an den Weihnachtstiſch und ließ ſeine Escadron auf den ſilbernen Pferden hin und her trottiren und ſchwenken und einhauen und feuern nach Herzensluſt. Auch Marie hatte ſich ſachte fortgeſchlichen, denn auch ſie wurde des Herumgehens und Tanzens der Püppchen im Schloſſe bald überdrüſſig, und mochte es, da ſie ſehr artig und gut war, nur nicht ſo merken laſſen, wie Bruder Fritz. Der Obergerichtsrath Droßelmeier ſprach ziemlich verdrießlich zu den Eltern: Für unverſtändige Kinder iſt ſolch künſtliches Werk nicht, ich will nur mein Schloß wieder einpacken; doch die Mutter trat hinzu, und ließ ſich den innern Bau und das wunderbare, ſehr künſtliche Räderwerk zeigen, wodurch die kleinen Püppchen in Bewegung geſetzt wurden. Der Rath nahm alles auseinander, und ſetzte es wieder zuſammen. Dabei war er wieder ganz heiter geworden, und ſchenkte den Kindern noch einige ſchöne braune Männer und Frauen mit goldnen Geſichtern, Händen und Beinen. Sie waren ſämmtlich aus Thorn, und rochen ſo ſüß und angenehm wie Pfefferkuchen, worüber Fritz und Marie ſich ſehr erfreuten. Schweſter Luiſe hatte, wie es die Mutter gewollt, das ſchöne Kleid angezogen, welches ihr einbeſcheert worden, und ſah wunderhübſch aus, aber Marie meinte, als ſie auch ihr Kleid anziehen ſollte, ſie möchte es lieber noch ein Bischen ſo anſehen. Man erlaubte ihr das gern.

Der Schützling.

Eigentlich mochte Marie ſich deshalb gar nicht von dem Weihnachtstiſch trennen, weil ſie eben etwas noch nicht Bemerktes entdeckt hatte. Durch das Ausrücken von Fritzens Huſaren, die dicht an dem Baum in Parade gehalten, war nämlich ein ſehr vortrefflicher kleiner Mann ſichtbar geworden, der ſtill und beſcheiden da ſtand, als erwarte er ruhig, wenn die Reihe an ihn kommen werde. Gegen ſeinen Wuchs wäre freilich vieles einzuwenden geweſen, denn abgeſehen davon, daß der etwas lange, ſtarke Oberleib nicht recht zu den kleinen dünnen Beinchen paſſen wollte, ſo ſchien auch der Kopf bei weitem zu groß. Vieles machte die propre Kleidung gut, welche auf einen Mann von Geſchmack und Bildung ſchließen ließ. Er trug nämlich ein ſehr ſchönes violettglänzendes Huſarenjäckchen mit vielen weißen Schnüren und Knöpfchen, eben ſolche Beinkleider, und die ſchönſten Stiefelchen, die jemals an die Füße eines Studenten, ja wohl gar eines Offiziers gekommen ſind. Sie ſaßen an den zierlichen Beinchen ſo knapp angegoſſen, als wären ſie darauf gemalt. Komiſch war es zwar, daß er zu dieſer Kleidung ſich hinten einen ſchmalen unbeholfenen Mantel, der recht ausſah wie von Holz, angehängt, und ein Bergmannsmützchen aufgeſetzt hatte, indeſſen dachte Marie daran, daß Pathe Droßelmeier ja auch einen ſehr ſchlechten Matin umhänge, und eine fatale Mütze aufſetze, dabei aber doch ein gar lieber Pathe ſey. Auch ſtellte Marie die Betrachtung an, daß Pathe Droßelmeier, trüge er ſich auch übrigens ſo zierlich wie der Kleine, doch nicht einmal ſo hübſch als er ausſehen werde. Indem Marie den netten Mann, den ſie auf den erſten Blick lieb gewonnen, immer mehr und mehr anſah, da wurde ſie erſt recht inne, welche Gutmüthigkeit auf ſeinem Geſichte lag. Aus den hellgrünen, etwas zu großen hervorſtehenden Augen ſprach nichts als Freundſchaft und Wohlwollen. Es ſtand dem Manne gut, daß ſich um ſein Kinn ein wohlfriſirter Bart von weißer Baumwolle legte, denn um ſo mehr konnte man das ſüße Lächeln des hochrothen Mundes bemerken. „Ach!“ rief Marie endlich aus: „Ach, lieber Vater, wem gehört denn der allerliebſte kleine Mann dort am Baum?“ „Der,“ antwortete der Vater, „der, liebes Kind! ſoll für Euch alle tüchtig arbeiten, er ſoll Euch fein die harten Nüſſe aufbeißen, und er gehört Luiſen eben ſo gut, als Dir und dem Fritz.“ Damit nahm ihn der Vater behutſam vom Tiſche, und indem er den hölzernen Mantel in die Höhe hob, ſperrte das Männlein den Mund weit, weit auf, und zeigte zwei Reihen ſehr weißer ſpitzer Zähnchen. Marie ſchob auf des Vaters Geheiß eine Nuß hinein, und — knack — hatte ſie der Mann zerbiſſen, daß die Schalen abfielen, und Marie den ſüßen Kern in die Hand bekam. Nun mußte wohl jeder und auch Marie wiſſen, daß der zierliche kleine Mann aus dem Geſchlecht der Nußknacker abſtammte, und die Profeſſion ſeiner Vorfahren trieb. Sie jauchzte auf vor Freude, da ſprach der Vater: „da Dir, liebe Marie, Freund Nußknacker ſo ſehr gefällt, ſo ſollſt Du ihn auch beſonders hüten nnd ſchützen, unerachtet, wie ich geſagt, Luiſe und Fritz ihn mit eben ſo vielem Recht brauchen können als Du!“ — Marie nahm ihn ſogleich in den Arm, und ließ ihn Nüſſe aufknacken, doch ſuchte ſie die kleinſten aus, damit das Männlein nicht ſo weit den Mund aufſperren durfte, welches ihm doch im Grunde nicht gut ſtand. Luiſe geſellte ſich zu ihr, und auch für ſie mußte Freund Nußknacker ſeine Dienſte verrichten, welches er gern zu thun ſchien, da er immerfort ſehr freundlich lächelte. Fritz war unterdeſſen vom vielen Exerzieren und Reiten müde geworden, und da er ſo luſtig

Nüſſe knacken hörte, ſprang er hin zu den Schweſtern, und lachte recht von Herzen über den kleinen drolligen Mann, der nun, da Fritz auch Nüſſe eſſen wollte, von Hand zu Hand ging, und gar nicht aufhören konnte mit Auf- und Zuſchnappen. Fritz ſchob immer die größten und härtſten Nüſſe hinein, aber mit einemmale ging es — krack — krack — und drei Zähnchen fielen aus des Nußknackers Munde, und ſein ganzes Unterkinn war loſe und wackligt. — Ach, mein armer lieber Nußknacker! ſchrie Marie laut, und nahm ihn dem Fritz aus den Händen. „Das iſt ein einfältiger dummer Burſche,“ ſprach Fritz. „Will Nußknacker ſein, und hat kein ordentliches Gebiß — mag wohl auch ſein Handwerk gar nicht verſtehn. — Gieb ihn nur her, Marie! Er ſoll mir Nüſſe zerbeißen, verliert er auch noch die übrigen Zähne, ja das ganze Kinn obendrein, was iſt an dem Taugenichts gelegen.“ „Nein, nein,“ rief Marie weinend, „Du bekommſt ihn nicht, meinen lieben Nußknacker, ſieh nur her, wie er mich ſo wehmüthig anſchaut, und mir ſein wundes Mündchen zeigt! — Aber Du biſt ein hartherziger Menſch — Du ſchlägſt Deine Pferde, und läßt wohl gar einen Soldaten todtſchießen.“ — „Das muß ſo ſeyn, das verſtehſt Du nicht,“ rief Fritz; „aber der Nußknacker gehört eben ſo gut mir, als Dir, gieb ihn nur her.“ — Marie fing an heftig zu weinen, und wickelte den kranken Nußknacker ſchnell in ihr kleines Taſchentuch ein. Die Eltern kamen mit dem Pathen Droßelmeier herbei. Dieſer nahm zu Mariens Leidweſen Fritzens Parthie. Der Vater ſagte aber: „Ich habe den Nußknacker ausdrücklich unter Mariens Schutz geſtellt, und da, wie ich ſehe, er deſſen eben jetzt bedarf, ſo hat ſie volle Macht über ihn, ohne daß jemand drein zu reden hat. Uebrigens wundert es mich ſehr von Fritzen, daß er von einem im Dienſt erkrankten noch fernere Dienſte verlangt. Als guter Militair ſollte er doch wohl wiſſen, daß man Verwundete niemals in Reihe und Glied ſtellt?“ — Fritz war ſehr beſchämt, und ſchlich, ohne ſich weiter um Nüſſe und Nußknacker zu bekümmern, fort an die andere Seite des Tiſches, wo ſeine Huſaren, nachdem ſie gehörige Vorpoſten ausgeſtellt hatten, ins Nachtquartier gezogen waren. Marie ſuchte Nußknackers verlorne Zähnchen zuſammen, um das kranke Kinn hatte ſie ein hübſches weißes Band, das ſie von ihrem Kleidchen abgelöſ't, gebunden, und dann den armen Kleinen, der ſehr blaß und erſchrocken ausſah, noch ſorgfältiger als vorher in ihr Tuch eingewickelt. So hielt ſie ihn wie ein kleines Kind wiegend in den Armen, und beſah die ſchönen Bilder des neuen Bilderbuchs, das heute unter den andern vielen Gaben lag. Sie wurde, wie es ſonſt gar nicht ihre Art war, recht böſe, als Pathe Droßelmeier ſo ſehr lachte, und immerfort fragte: wie ſie denn mit ſolch einem grundhäßlichen, kleinen Kerl ſo ſchön thun könne? — Jener ſonderbare Vergleich mit Droßelmeier, den ſie anſtellte, als der Kleine ihr zuerſt in die Augen fiel, kam ihr wieder in den Sinn, und ſie ſprach ſehr ernſt: „Wer weiß, lieber Pathe, ob Du denn, putzteſt Du Dich auch ſo heraus wie mein lieber Nußknacker, und hätteſt Du auch ſolche ſchöne blanke Stiefelchen an, wer weiß, ob Du denn doch ſo hübſch ausſehen würdeſt, als er!“ — Marie wußte gar nicht, warum denn die Eltern ſo laut auflachten, und warum der Obergerichtsrath ſolch eine rothe Naſe bekam, und gar nicht ſo hell mitlachte, wie zuvor. Es mochte wohl ſeine beſondere Urſache haben.

Wunderdinge.

Bei Medizinalraths in der Wohnſtube, wenn man zur Thüre hineintritt, gleich links an der breiten Wand, ſteht ein hoher Glasſchrank, in welchem die Kinder all die ſchönen Sachen, die ihnen jedes Jahr einbeſcheert worden, aufbewahren. Die Luiſe war noch ganz klein, als der Vater den Schrank von einem ſehr geſchickten Tiſchler machen ließ, der ſo himmelhelle Scheiben einſetzte, und überhaupt das Ganze ſo geſchickt einzurichten wußte, daß alles drinnen ſich beinahe blanker und hübſcher ausnahm, als wenn man es in Händen hatte. Im oberſten Fache, für Marien und Fritzen unerreichbar, ſtanden des Pathen Droßelmeier Kunſtwerke, gleich darunter war das Fach für die Bilderbücher, die beiden unterſten Fächer durften Marie und Fritz anfüllen, wie ſie wollten, jedoch geſchah es immer, daß Marie das unterſte Fach ihren Puppen zur Wohnung einräumte, Fritz dagegen in dem Fache drüber ſeine Truppen Cantonnirungsquartiere beziehen ließ. So war es auch heute gekommen, denn, indem Fritz ſeine Huſaren oben aufgeſtellt, hatte Marie unten Mamſell Trutchen bei Seite gelegt, die neue ſchön geputzte Puppe in das ſehr gut meublirte Zimmer hineingeſetzt, und ſich auf Zuckerwerk bei ihr eingeladen. Sehr gut meublirt war das Zimmer, habe ich geſagt, und das iſt auch wahr, denn ich weiß nicht, ob Du, meine aufmerk-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] und [illegible] Kinder! — [illegible] und zu [illegible] und zu [illegible] heraus, hinter dem Ofen, hinter den Stühlen, hinter den Schränken. — [illegible] laut und [illegible], aber [illegible] die große [illegible] und [illegible] mit [illegible] und [illegible] Kinder [illegible] und [illegible] und [illegible] und [illegible] was Marien jetzt vor Augen kam, wahrhaftig, Du würd'ſt davon gelaufen, ich glaube ſogar, Du wärſt ſchnell ins Bette geſprungen und hätteſt die Decke viel weiter über die Ohren gezogen als gerade nöthig. — Ach! — das konnte die arme Marie ja nicht einmal thun, denn hört nur Kinder! — dicht, dicht vor ihren Füßen ſprühte es wie von unterirdiſcher Gewalt getrieben, Sand und Kalk und zerbröckelte Mauerſteine heraus und ſieben Mäuſeköpfe mit ſieben hellfunkelnden Kronen erhoben ſich recht gräßlich ziſchend und pfeifend aus dem Boden. Bald arbeitete ſich auch der Mauſekörper, an deſſen Halſe die ſieben Köpfe angewachſen waren, vollends heraus und der großen mit ſieben Diademen geſchmückten Maus jauchzte im vollen Chorus dreimal laut aufquiekend das ganze Heer entgegen, das ſich nun auf einmal in Bewegung ſetzte und hott, hott — trott — trott ging es — ach geradezu auf den Schrank — geradezu auf Marien los, die noch dicht an der Glasthüre des Schrankes ſtand. Vor Angſt und Grauſen hatte Marien das Herz ſchon ſo gepocht, daß ſie glaubte, es müſſe nun gleich aus der Bruſt herausſpringen und dann müßte ſie ſterben; aber nun war es ihr, als ſtehe ihr das Blut in den Adern ſtill. Halb ohnmächtig wankte ſie zurück, da ging es klirr — klirr — prr und in Scherben fiel die Glasſcheibe des Schrankes herab, die ſie mit dem Ellbogen eingeſtoßen. Sie fühlte wohl in dem Augenblick einen recht ſtechenden Schmerz am linken Arm, aber es war ihr auch plötzlich viel leichter ums Herz, ſie hörte kein Quieken und Pfeifen mehr, es war alles ganz ſtill geworden, und, obſchon ſie nicht hinblicken mochte, glaubte ſie doch, die Mäuſe wären von dem Klirren der Scheibe erſchreckt wieder abgezogen in ihre Löcher. — Was war nun denn das wieder? — Dicht hinter Marien fing es an im Schrank auf ſeltſame Weiſe zu rumoren und ganz feine Stimmchen fingen an: Aufgewacht — aufgewacht — woll'n zur Schlacht — noch dieſe Nacht — aufgewacht — auf zur Schlacht. — Und dabei klingelte es mit harmoniſchen Glöcklein gar hübſch und anmuthig! Ach das iſt ja mein kleines Glockenſpiel, rief Marie freudig, und ſprang ſchnell zur Seite. Da ſah ſie wie es im Schrank ganz ſonderbar leuchtete und [illegible] und hantirte. Es waren mehrere Puppen, die durcheinander liefen und mit den kleinen Armen herumfochten. Mit einem mal erhob ſich jetzt Nußknacker, warf die Decke weit von ſich und ſprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, indem er laut rief: „Knack — knack — knack — dummes Mauſepack — dummer toller Schnack — Mauſepack — knack — knack — Mauſepack — Krick und krack — wahrer Schnack.“ Und damit zog er ſein kleines Schwert und ſchwang es in den Lüften und rief: „Ihr meine lieben Vaſallen, Freunde und Brüder, wollt ihr mir beiſtehen im harten Kampf?“ — Sogleich ſchrien heftig drei Skaramuzze, ein Pantalon, vier Schornſteinfeger, zwei Zitherſpielleute und ein Tambour: „Ja, Herr — wir hängen Euch an in ſtandhafter Treue — mit Euch ziehen wir in Tod, Sieg und Kampf!“ und ſtürzten ſich nach dem begeiſterten Nußknacker, der den gefährlichen Sprung wagte, vom obern Fach herab. Ja! jene konnten gut ſich herabſtürzen, denn nicht allein, daß ſie reiche Kleider von Tuch und Seide trugen, ſo war auch inwendig im Leibe nicht viel anders als Baumwolle und Häckſel, daher plumpten ſie auch herab wie Wollſäckchen. Aber der arme Nußknacker, der hätte gewiß Arme und Beine gebrochen, denn, denkt Euch, es war beinahe zwei Fuß hoch vom Fache, wo er ſtand, bis zum unterſten, und ſein Körper war ſo ſpröde, als ſei er gerade aus Lindenholz geſchnitzt. Ja, Nußknacker hätte gewiß Arm und Beine gebrochen, wäre, im Augenblick als er ſprang, nicht auch Mamſell Klärchen ſchnell vom Sofa aufgeſprungen und hätte den Helden mit dem gezogenen Schwerte in ihren weichen Armen aufgefangen. „Ach, du liebes, gutes Klärchen!“ ſchluchzte Marie, „wie habe ich dich verkannt, gewiß gabſt du Freund Nußknackern dein Bettchen recht gerne her!“ Doch Mamſell Klärchen ſprach jetzt, indem ſie den jungen Helden ſanft an ihre ſeidene Bruſt drückte: „Wollet Euch, o Herr! krank und wund wie Ihr ſeid, doch nicht in Kampf und Gefahr begeben, ſeht wie Eure tapferen Vaſallen kampfluſtig und des Sieges gewiß ſich ſammeln. Skaramuz, Pantalon, Schornſteinfeger, Zitherſpielmann und Tambour ſind ſchon unten und die Deviſen-Figuren in meinem Fache rühren und regen ſich merklich! Wollet, o Herr! in meinen Armen ausruhen, oder von meinem Federhute herab Euren Sieg anſchauen!“ So ſprach Klärchen, doch Nußknacker tat ganz ungebärdig und ſtrampelte ſo ſehr mit den Beinen, daß Klärchen ihn ſchnell herab auf den Boden ſetzen mußte. In dem Augenblick ließ er ſich aber ſehr artig auf ein Knie nieder und liſpelte: „O Dame! ſtets werd' ich Eurer mir bewieſenen Gnade und Huld gedenken in Kampf und Streit!“ Da bückte ſich Klärchen ſo tief herab, daß ſie ihn beim

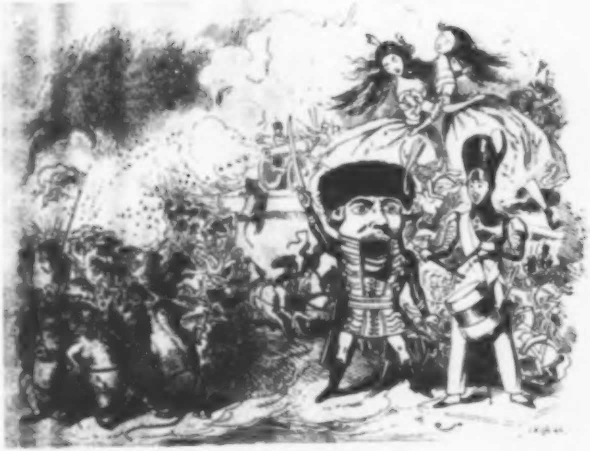
Vermögen ergreifen konnte, hob ihn ſanft auf, löſte ſchnell ihren mit vielen Flittern gezierten Leibgürtel los und wollte ihn dem Kleinen umhängen, doch der wich zwei Schritte zurück, legte die Hand auf die Bruſt, und ſprach ſehr feierlich: Nicht ſo mollet a Dame, Gunſt Gunſt an mir verſchwenden, denn — er ſtockte, ſeufzte tief auf, riß dann ſchnell das Bändchen, womit ihn Marie verbunden hatte, von den Schultern, drückte es an die Lippen, hing es wie eine Feldbinde um, und ſprang, das blank gezogene Schwertlein muthig ſchwenkend, ſchnell und behende wie ein Vögelchen über die Leiſte des Schranks auf den Fußboden. — Ihr merkt wohl höchſt geneigte und ſehr vortreffliche Zuhörer, daß Nußknacker ſchon früher als er wirklich lebendig worden, alles Liebe und Gute, was ihm Marie erzeigte, recht deutlich fühlte, und daß er nur deshalb, weil er Marien ſo gar gut worden, auch nicht einmal ein Band von Mamſell Clärchen annehmen und tragen wollte, unerachtet es ſehr glänzte und ſehr hübſch ausſah. Der treue gute Nußknacker putzte ſich lieber mit Mariens ſchlichtem Bändchen. — Aber wie wird es nun weiter werden? — So wie Nußknacker herabſpringt, geht auch das Quieken und Pipen wieder los. Ach! unter dem großen Tiſche halten ja die fatalen Rotten unzähliger Mäuſe und über alle ragt die abſcheuliche Maus mit den ſieben Köpfen hervor! — Wie wird das nun werden! —

Die Schlacht.

„Schlagt den General-Marſch, getreuer Vaſall Tambour!“ ſchrie Nußknacker ſehr laut und ſogleich fing der Tambour an, auf die künſtlichſte Weiſe zu wirbeln, daß die Fenſter des Glasſchranks zitterten und dröhnten. Nun krachte und klapperte es drinnen und Marie wurde gewahr, daß die Deckel ſämmtlicher Schachteln, worin Fritzens Armee einquartiert war, mit Gewalt auf- und die Soldaten heraus und herab ins unterſte Fach ſprangen, dort ſich aber in blanken Rotten ſammelten. Nußknacker lief auf und nieder begeiſterte Worte zu den Truppen ſprechend: „Kein Hund von Trompeter regt und rührt ſich,“ ſchrie Nußknacker erboßt, wandte ſich aber dann ſchnell zum Pantalon, der etwas blaß geworden, mit dem langen Kinn ſehr wackelte, und ſprach feierlich: „General, ich kenne Ihren Muth und Ihre Erfahrung, hier gilt’s ſchnellen Ueberblick und Benutzung des Moments — ich vertraue Ihnen das Kommando ſämmtlicher Kavallerie und Artillerie an —

ein Pferd brauchen Sie nicht, Sie haben ſehr lange Beine und galloppiren damit leidlich. — Thun Sie jetzt, was Ihres Berufs iſt." Sogleich drückte Pantalon die dünnen langen Fingerchen an den Mund und krähte ſo durchdringend, daß es klang als würden hundert helle Trompetlein luſtig geblaſen. Da ging es im Schrank an ein Wiehern und Stampfen, und ſeht, Fritzens Cuiraſſiere und Dragoner, vor allen Dingen aber die neuen glänzenden Huſaren rückten aus, und hielten bald unten auf dem Fußboden. Nun defilirte Regiment auf Regiment mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel bei Nußknacker vorüber und ſtellte ſich in breiten Reihen quer über den Boden des Zimmers. Aber vor ihnen her fuhren raſſelnd Fritzens Kanonen auf, von den Kanonieren umgeben, und bald ging es bum — bum und Marie ſah wie die Zuckererbſen einſchlugen in den dicken Haufen der Mäuſe, die davon ganz weiß überpudert wurden und ſich ſehr ſchämten. Vorzüglich that ihnen aber eine ſchwere Batterie viel Schaden, die auf Mama's Fußbank aufgefahren war und Pum — Pum — Pum, immer hinter einander fort Pfeffernüſſe unter die Mäuſe ſchoß, wovon ſie umfielen. Die Mäuſe kamen aber doch immer näher und überrannten ſogar einige Kanonen, aber da ging es Prr — Prr, Prr, und vor Rauch und Staub konnte Marie kaum ſehen, was nun geſchah. Doch ſo viel war gewiß, daß jedes Corps ſich mit der höchſten Erbitterung ſchlug, und der Sieg lange hin und her ſchwankte. Die Mäuſe entwickelten immer mehr und mehr Maſſen, und ihre kleinen ſilbernen Pillen, die ſie ſehr geſchickt zu ſchleudern wußten, ſchlugen ſchon bis in den Glasſchrank hinein. Verzweiflungsvoll liefen Clärchen und Trutchen umher, und rangen ſich die Händchen wund. „Soll ich in meiner blühendſten Jugend ſterben! — ich, die ſchönſte der Puppen!" ſchrie Clärchen. „Hab' ich darum mich ſo gut konſervirt, um hier in meinen vier Wänden umzukommen?" rief Trutchen. Dann fielen ſie ſich um den Hals, und heulten ſo ſehr, daß man es trotz des tollen Lärmes doch hören konnte. Denn von dem Spektakel, der nun losging, habt ihr kaum einen Begriff, werthe Zuhörer. — Das ging — Prr — Prr — Puff, Piff — Schnetterdeng — Schnetterdeng — Bum, Burum, Bum — Burum — Bum — durch einander und dabei quiekten und ſchrien Mauſekönig und Mäuſe, und dann hörte man wieder des Nußknackers gewaltige Stimme, wie er nützliche Befehle austheilte und ſah ihn, wie er über die im Feuer

Univ. Bibl.
München



ſtehenden Bataillone hinwegſchritt! — Pantalon hatte einige ſehr glänzende Cavallerie-Angriffe gemacht und ſich mit Ruhm bedeckt, aber Fritzens Huſaren wurden von der Mäuſe-Artillerie mit häßlichen, übelriechenden Kugeln beworfen, die ganz fatale Flecke in ihren rothen Wämſern machten, weshalb ſie nicht recht vor wollten. Pantalon ließ ſie links abſchwenken und in der Begeiſterung des Commandirens machte er es eben ſo und ſeine Cüraſſiere und Dragoner auch, das heißt, ſie ſchwenkten alle links ab, und gingen nach Hauſe. Dadurch gerieth die auf der Fußbank poſtirte Batterie in Gefahr, und es dauerte auch gar nicht lange, ſo kam ein dicker Haufe ſehr häßlicher Mäuſe und rannte ſo ſtark an, daß die ganze Fußbank mit ſammt den Kanonieren und Kanonen umfiel. Nußknacker ſchien ſehr beſtürzt, und befahl, daß der rechte Flügel eine rückgängige Bewegung machen ſolle. Du weißt, o mein kriegserfahrner Zuhörer Fritz! daß eine ſolche Bewegung machen, beinahe ſo viel heißt als davon laufen und betrauerſt mit mir ſchon jetzt das Unglück, was über die Armee des kleinen von Marie geliebten Nußknackers kommen ſollte! — Wende jedoch dein Auge von dieſem Unheil ab, und beſchaue den linken Flügel der Nußknackeriſchen Armee, wo alles noch ſehr gut ſteht und für Feldherrn und Armee viel zu hoffen iſt. Während des hitzigſten Gefechts waren leiſe Mäuſe-Cavalleriemaſſen unter der Commode herausdebouchirt, und hatten ſich unter lautem gräßlichen Gequiek mit Wuth auf den linken Flügel der Nußknackeriſchen Armee geworfen, aber welchen Widerſtand fanden ſie da! — Langſam, wie es die Schwierigkeit des Terrains nur erlaubte, da die Leiſte des Schranks zu paſſiren, war das Deviſen-Corps unter der Anführung zweier Chineſiſcher Kaiſer vorgerückt, und hatte ſich en quarré plain formirt. — Dieſe wackern, ſehr bunten und herrlichen Truppen, die aus vielen Gärtnern, Tyrolern, Tunguſen, Friſeurs, Harlekins, Kupidos, Löwen, Tigern, Meerkatzen und Affen beſtanden, fochten mit Faſſung, Muth und Ausdauer. Mit ſpartaniſcher Tapferkeit hätte dies Bataillon von Eliten dem Feinde den Sieg entriſſen, wenn nicht ein verwegener feindlicher Rittmeiſter tollkühn vordringend einem der Chineſiſchen Kaiſer den Kopf abgebiſſen und dieſer im Fallen zwei Tunguſen und eine Meerkatze erſchlagen hätte. Dadurch entſtand eine Lücke, durch die der Feind eindrang und bald war das ganze Bataillon zerbiſſen. Doch wenig Vortheil hatte der Feind von dieſer Unthat. So wie ein Mäuſe-

Cavalleriſt mordluſtig einen der tapfern Gegner mitten durch zerbiß, bekam er einen kleinen gedruckten Zettel in den Hals, wovon er augenblicklich ſtarb. — Half dies aber wohl auch der Nußknackeriſchen Armee, die, einmal rückgängig geworden, immer rückgängiger wurde und immer mehr Leute verlor, ſo daß der unglückliche Nußknacker nur mit einem gar kleinen Häufchen dicht vor dem Glasſchranke hielt? „Die Reſerve ſoll heran! — Pantalon — Skaramuz — Tambour — wo ſeid ihr?“ — So ſchrie Nußknacker, der noch auf neue Truppen hoffte, die ſich aus dem Glasſchrank entwickeln ſollten. Es kamen auch einige braune Männer und Frauen aus Thorn mit goldenen Geſichtern, Hüten und Helmen heran, die fochten aber ſo ungeſchickt um ſich herum, daß ſie keinen der Feinde trafen und bald ihrem Feldherrn Nußknacker ſelbſt die Mütze vom Kopfe heruntergefochten hätten. Die feindlichen Chaſſeurs biſſen ihnen auch bald die Beine ab, ſo daß ſie umſtülpten und noch dazu einige von Nußknackers Waffenbrüdern erſchlugen. Nun war Nußknacker vom Feinde dicht umringt, in der höchſten Angſt und Noth. Er wollte über die Leiſte des Schranks ſpringen, aber die Beine waren zu kurz, Clärchen und Trutchen lagen in Ohnmacht, ſie konnten ihm nicht helfen — Huſaren — Dragoner ſprangen luſtig bei ihm vorbei und hinein, da ſchrie er auf in heller Verzweiflung: Ein Pferd — ein Pferd — ein Königreich für ein Pferd! — In dem Augenblick packten ihn zwei feindliche Tirailleurs bei dem hölzernen Mantel und im Triumph aus ſieben Kehlen aufquiekend, ſprengte Mauſekönig heran. Marie wußte ſich nicht mehr zu faſſen, o mein armer Nußknacker! ſo ſchrie ſie ſchluchzend, faßte, ohne ſich deutlich ihres Thuns bewußt zu ſeyn, nach ihrem linken Schuh, und warf ihn mit Gewalt in den dickſten Haufen der Mäuſe hinein auf ihren König. In dem Augenblick ſchien alles verſtoben und verflogen, aber Marie empfand am linken Arm einen noch ſtechendern Schmerz als vorher und ſank ohnmächtig zur Erde nieder.

Die Krankheit.

Als Marie wie aus tiefem Todesſchlaf erwachte, lag ſie in ihrem Bettchen und die Sonne ſchien hell und funkelnd durch die mit Eis belegten Fenſter in das Zimmer hinein. Dicht neben ihr ſaß ein fremder Mann, den ſie aber bald für den Chirurgus Wendelſtern erkannte. Der ſprach leiſe: Nun iſt ſie aufgewacht! Da kam die Mutter herbei und ſah ſie mit recht ängſtlich forſchenden Blicken an. „Ach liebe Mutter, liſpelte die kleine Marie: ſind denn nun die häßlichen Mäuſe alle fort, und iſt denn der gute Nußknacker gerettet?" Sprich nicht ſolch' albernes Zeug, liebe Marie, erwiederte die Mutter, was haben die Mäuſe mit dem Nußknacker zu thun. Aber du böſes Kind, haſt uns allen recht viel Angſt und Sorge gemacht. Das kommt davon her, wenn die Kinder eigenwillig ſind und den Eltern nicht folgen. Du ſpielteſt geſtern bis in die tiefe Nacht hinein mit deinen Puppen. Du wurdeſt ſchläfrig, und mag es ſeyn, daß ein hervorſpringendes Mäuschen, deren es doch ſonſt hier nicht giebt, Dich erſchreckt hat; genug du ſtießeſt mit dem Arm eine Glasſcheibe des Schranks ein und ſchnitteſt Dich ſo ſehr in den Arm, daß Herr Wendelſtern, der Dir eben die noch in den Wunden ſteckenden Glasſcherbchen herausgenommen hat, meint, Du hätteſt, zerſchnitt das Glas eine Ader, einen ſteifen Arm behalten, oder Dich gar verbluten können. Gott ſey gedankt, daß ich um Mitternacht erwachend, und Dich noch ſo ſpät vermiſſend, aufſtand, und in die Wohnſtube ging. Da lagſt Du dicht neben dem Glasſchrank ohnmächtig auf der Erde und bluteteſt ſehr. Bald wär' ich vor Schreck auch ohnmächtig geworden. Da lagſt Du nun, und um Dich her zerſtreut erblickte ich viele von Fritzens bleiernen Soldaten und andere Puppen, zerbrochene Deviſen, Pfefferkuchmänner; Nußknacker lag aber auf Deinem blutenden Arme und nicht weit von Dir Dein linker Schuh. „Ach Mütterchen, Mütterchen, fiel Marie ein: ſehen Sie wohl, das waren ja noch die Spuren von der großen Schlacht zwiſchen den Puppen und Mäuſen, und nur darüber bin ich ſo ſehr erſchrocken, als die Mäuſe den armen Nußknacker, der die Puppen-Armee kommandirte, gefangen nehmen wollten. Da warf ich meinen Schuh unter die Mäuſe und dann weiß ich weiter nicht was vorgegangen." Der Chirurgus Wendelſtern winkte der Mutter mit den Augen und dieſe ſprach ſehr ſanft zu Marien: Laß es nur gut ſeyn, mein liebes Kind! — beruhige Dich, die Mäuſe ſind alle fort und Nußknackerchen ſteht geſund und luſtig im Glasſchrank. Nun trat der Medizinalrath ins Zimmer und ſprach lange mit dem Chirurgus Wendelſtern; dann fühlte er Mariens Puls und ſie hörte wohl, daß von einem Wundfieber die Rede war. Sie mußte im Bette bleiben und Arzenei nehmen und ſo dauerte es einige Tage, wiewohl ſie außer einigem Schmerz am Arm ſich eben nicht krank und unbehaglich fühlte. Sie wußte, daß Nußknackerchen geſund aus der Schlacht ſich gerettet hatte, und es kam ihr manchmal wie im Traume vor, daß er ganz vernehmlich, wiewohl mit ſehr wehmüthiger Stimme ſprach: „Marie, theuerſte Dame, Ihnen verdanke ich viel, doch noch mehr können Sie für mich thun!“ Marie dachte vergebens darüber nach, was das wohl ſeyn könnte, es fiel ihr durchaus nicht ein. — Spielen konnte Marie gar nicht recht, wegen des wunden Arms, und wollte ſie leſen oder in den Bilderbüchern blättern, ſo flimmerte es ihr ſeltſam vor den Augen, und ſie mußte davon ablaſſen. So mußte ihr nun wohl die Zeit recht herzlich lang werden, und ſie konnte kaum die Dämmerung erwarten, weil dann die Mutter ſich an ihr Bett ſetzte, und ihr ſehr viel Schönes vorlas und erzählte. Eben hatte die Mutter die vorzügliche Geſchichte vom Prinzen Fakardin vollendet, als die Thüre aufging, und der Pathe Droßelmeier mit den Worten hineintrat: „Nun muß ich doch wirklich einmal ſelbſt ſehen, wie es mit der kranken und wunden Marie zuſteht.“ So wie Marie den Pathen Droßelmeier in ſeinem gelben Röckchen erblickte, kam ihr das Bild jener Nacht, als Nußknacker die Schlacht wider die Mäuſe verlor, gar lebendig vor Augen, und unwillkührlich rief ſie laut dem Obergerichtsrath entgegen: „O Pathe Droßelmeier, Du biſt recht häßlich geweſen, ich habe Dich wohl geſehen, wie Du auf der Uhr ſaßeſt, und ſie mit Deinen Flügeln bedeckteſt, daß ſie nicht laut ſchlagen ſollte, weil ſonſt die Mäuſe verſcheucht worden wären, — ich habe es wohl gehört, wie Du dem Mauſekönig riefeſt! — warum kamſt Du dem Nußknacker, warum kamſt Du mir nicht zu Hülfe, Du häßlicher Pathe Droßelmeier, biſt Du denn nicht allein Schuld, daß ich verwundet und krank im Bette liegen muß!“ — Die Mutter fragte ganz erſchrocken: was iſt Dir denn, liebe Marie? Aber der Pathe Droßelmeier ſchnitt ſehr ſeltſame Geſichter, und ſprach mit ſchnarrender eintöniger Stimme: „Perpendikel mußte ſchnurren — picken — wollte ſich nicht ſchicken — Uhren — Uhren — Uhrenperpendikel müſſen ſchnurren — leiſe ſchnurren — ſchlagen Glocken laut kling klang — Hink und Honk, und Honk und Hank — Puppenmädel ſey nicht bang! — ſchlagen Glöcklein, iſt geſchlagen, Mauſekönig fortzujagen, kommt die Eul' in ſchnellem Flug — Pak und Pik, und Pik und Puk — Glöcklein bim bim — Uhren — ſchnurr ſchnurr — Perpendikel müſſen ſchnurren — picken wollte ſich nicht ſchicken —

Schnurr und ſchnurr, und pirr und purr!" — Marie ſah den Pathen Droßelmeier ſtarr mit großen Augen an, weil er ganz anders, und noch viel häßlicher ausſah, als ſonſt, und mit dem rechten Arm hin und her ſchlug, als würd' er gleich einer Drahtpuppe gezogen. Es hätte ihr ordentlich grauen können vor dem Pathen, wenn die Mutter nicht zugegen geweſen wäre, und wenn nicht endlich Fritz, der ſich unterdeſſen hineingeſchlichen, ihn mit lautem Gelächter unterbrochen hätte. „Ei, Pathe Droßelmeier," rief Fritz, „Du biſt heute wieder auch gar zu poſſierlich, Du gebehrdeſt Dich ja wie mein Hampelmann, den ich längſt hinter den Ofen geworfen." Die Mutter blieb ſehr ernſthaft, und ſprach: „Lieber Herr Obergerichtsrath, das iſt ja ein recht ſeltſamer Spaß, was meinen Sie denn eigentlich?" „Mein Himmel," erwiederte Droßelmeier lachend, „kennen Sie denn nicht mehr mein hübſches Uhrmacherliedchen? Das pfleg' ich immer zu ſingen bei ſolchen Patienten wie Marie." Damit ſetzte er ſich ſchnell dicht an Mariens Bette, und ſprach: „Sey nur nicht böſe, daß ich nicht gleich dem Mauſekönig alle vierzehn Augen ausgehackt, aber es konnte nicht ſeyn, ich will Dir auch ſtatt deſſen eine rechte Freude machen." Der Obergerichtsrath langte mit dieſen Worten in die Taſche, und was er nun leiſe, leiſe hervorzog, war — der Nußknacker, dem er ſehr geſchickt die verlornen Zähnchen feſt eingeſetzt, und den lahmen Kinnbacken eingerenkt hatte. Marie jauchzte laut auf vor Freude, aber die Mutter ſagte lächelnd: „Siehſt Du nun wohl, wie gut es Pathe Droßelmeier mit Deinem Nußknacker meint?" „Du mußt es aber doch eingeſtehen, Marie," unterbrach der Obergerichtsrath die Medizinalräthin, „Du mußt es aber doch eingeſtehen, daß Nußknacker nicht eben zum beſten gewachſen, und ſein Geſicht nicht eben ſchön zu nennen iſt. Wie ſothane Häßlichkeit in ſeine Familie gekommen und vererbt worden iſt, das will ich Dir wohl erzählen, wenn Du es anhören willſt. Oder weißt Du vielleicht ſchon die Geſchichte von der Prinzeſſin Pirlipat, der Hexe Mauſerinks und dem künſtlichen Uhrmacher?" „Hör mal," fiel hier Fritz unverſehens ein, hör mal, Pathe Droßelmeier, die Zähne haſt Du dem Nußknacker richtig eingeſetzt, und der Kinnbacken iſt auch nicht mehr ſo wacklig, aber warum fehlt ihm das Schwerdt, warum haſt Du ihm kein Schwerdt umgehängt?" „Ei," erwiederte der Obergerichtsrath ganz unwillig, „Du mußt an allem mäkeln und tadeln, Junge! — Was geht mich Nußknackers Schwerdt an, ich habe ihn am Leibe kurirt, mag er ſich nun ſelbſt ein Schwerdt ſchaffen, wie er will.“ „Das iſt wahr,“ rief Fritz, „iſts ein tüchtiger Kerl, ſo wird er ſchon Waffen zu finden wiſſen! „Alſo Marie,“ fuhr der Obergerichtsrath fort, „ſage mir, ob Du die Geſchichte weißt von der Prinzeſſin Pirlipat?“ „Ach nein,“ erwiederte Marie, „erzähle, lieber Pathe Droßelmeier, erzähle!“ „Ich hoffe,“ ſprach die Medizinalräthin, „ich hoffe, lieber Herr Obergerichtsrath, daß ihre Geſchichte nicht ſo graulich ſeyn wird, wie gewöhnlich alles iſt, was Sie erzählen?“ „Mit nichten, theuerſte Frau Medizinalräthin,“ erwiederte Droßelmeier, „im Gegentheil iſt das gar ſpaßhaft, was ich vorzutragen die Ehre haben werde.“ „Erzähle, o erzähle, lieber Pathe,“ riefen die Kinder, und der Obergerichtsrath fing alſo an:

Das Mährchen von der harten Nuß.

Pirlipats Mutter war die Frau eines Königs, mithin eine Königin, und Pirlipat ſelbſt in demſelben Augenblick, als ſie geboren wurde, eine geborne Prinzeſſin. Der König war außer ſich vor Freude über das ſchöne Töchterchen, das in der Wiege lag, er jubelte laut auf, er tanzte und ſchwenkte ſich auf einem Beine, und ſchrie einmal über das andere: Heiſa! — hat man was ſchöneres jemals geſehen, als mein Pirlipatchen? — Aber alle Miniſter, Generale und Präſidenten und Staabsoffiziere ſprangen, wie der Landesvater, auf einem Beine herum, und ſchrien ſehr: Nein, niemals! Zu läugnen war es aber auch in der That gar nicht, daß wohl, ſo lange die Welt ſteht, kein ſchöneres Kind geboren wurde, als eben Prinzeſſin Pirlipat. Ihr Geſichtchen war wie von zarten lilienweißen und roſenrothen Seidenflocken gewebt, die Aeuglein lebendige funkelnde Azure, und es ſtand hübſch, daß die Löckchen ſich in lauter glänzenden Goldfaden kräuſelten. Dazu hatte Pirlipatchen zwei Reihen kleiner Perlzähnchen auf die Welt gebracht, womit ſie zwei Stunden nach der Geburt dem Reichskanzler in den Finger biß, als er die Lineamente näher unterſuchen wollte, ſo daß er laut aufſchrie: O Jemine! — Andere behaupten, er habe: Au weh! geſchrieen, die Stimmen ſind noch heut zu Tage darüber ſehr getheilt. — Kurz, Pirlipatchen biß wirklich dem Reichskanzler in den Finger, und das entzückte Land wußte nun, daß auch Geiſt, Gemüth und Verſtand in Pirlipats kleinem engelſchönen Körperchen wohne. — Wie geſagt, alles war vergnügt, nur die Königin war ſehr ängſtlich und unruhig, niemand wußte warum? Vorzüglich fiel es auf, daß ſie Pirlipats Wiege ſo ſorglich bewachen ließ. Außerdem, daß die Thüren von Trabanten beſetzt waren, mußten, die beiden Wärterinnen dicht an der Wiege abgerechnet, noch ſechs andere, Nacht für Nacht rings umher in der Stube ſitzen. Was aber ganz närriſch ſchien, und was niemand begreifen konnte, jede dieſer ſechs Wärterinnen mußte einen Kater auf den Schooß nehmen, und ihn die ganze Nacht ſtreicheln, daß er immerfort zu ſpinnen genöthigt wurde. Es iſt unmöglich, daß ihr, lieben Kinder, errathen könnt, warum Pirlipats Mutter all' dieſe Anſtalten machte, ich weiß es aber, und will es euch gleich ſagen. — Es begab ſich, daß einmal an dem Hofe von Pirlipats Vater viele vortreffliche Könige und ſehr angenehme Prinzen verſammelt waren, weshalb es denn ſehr glänzend herging, und viel Ritterſpiele, Comödien und Hofbälle gegeben wurden. Der König, um recht zu zeigen, daß es ihm an Gold und Silber gar nicht mangle, wollte nun einmal einen recht tüchtigen Griff in den Kronſchatz thun, und was ordentliches darauf gehen laſſen. Er ordnete daher, zumal er von dem Oberhofküchenmeiſter ins geheim erfahren, daß der Hofaſtronom die Zeit des Einſchlachtens angekündigt, einen großen Wurſtſchmaus an, warf ſich in den Wagen, und lud ſelbſt ſämmtliche Könige und Prinzen — nur auf einen Löffel Suppe ein, um ſich der Ueberraſchung mit dem Köſtlichen zu erfreuen. Nun ſprach er ſehr freundlich zur Frau Königin: Dir iſt ja ſchon bekannt, Liebchen! wie ich die Würſte gern habe! — Die Königin wußte ſchon, was er damit ſagen wollte, es hieß nämlich nichts anders, als ſie ſelbſt ſollte ſich, wie ſie auch ſonſt ſchon gethan, dem ſehr nützlichen Geſchäft des Wurſtmachens unterziehen. Der Oberſchatzmeiſter mußte ſogleich den großen goldnen Wurſtkeſſel und die ſilbernen Kaſſerollen zur Küche abliefern; es wurde ein großes Feuer von Sandelholz angemacht, die Königin band ihre damaſtne Küchenſchürze um, und bald dampften aus dem Keſſel die ſüßen Wohlgerüche der Wurſtſuppe. Bis in den Staatsrath drang der anmuthige Geruch; der König, von innerem Entzücken erfaßt, konnte ſich nicht halten. Mit Erlaubniß, meine Herren! rief er, ſprang ſchnell nach der Küche, umarmte die Königin, rührte etwas mit dem goldnen Scepter in dem Keſſel, und kehrte dann beruhigt in den

Staatsrath zurück. Eben nun war der wichtige Punkt gekommen, daß der Speck in Würfel geſchnitten, und auf ſilbernen Roſten geröſtet werden ſollte. Die Hofdamen traten ab, weil die Königin dies Geſchäft aus treuer Anhänglichkeit und Ehrfurcht vor dem königlichen Gemahl allein unternehmen wollte. Allein ſo wie der Speck zu braten anfing, ließ ſich ein ganz feines wiſperndes Stimmchen vernehmen: Von dem Brätlein gieb mir auch Schweſter! — will auch ſchmauſen, bin ja auch Königin — gieb mir von dem Brätlein! — Die Königin wußte wohl, daß es Frau Mauſerinks war, die alſo ſprach. Frau Mauſerinks wohnte ſchon ſeit vielen Jahren in des Königs Pallaſt. Sie behauptete, mit der königlichen Familie verwandt und ſelbſt Königin in dem Reiche Mauſolien zu ſeyn, deshalb hatte ſie auch eine große Hofhaltung unter dem Heerde. Die Königin war eine gute, mildthätige Frau, wollte ſie daher auch ſonſt Frau Mauſerinks nicht gerade als Königin und als ihre Schweſter anerkennen, ſo gönnte ſie ihr doch von Herzen an dem feſtlichen Tage die Schmauſerei, und rief: Kommt nur hervor, Frau Mauſerinks, Ihr möget immerhin von meinem Speck genießen. Da kam auch Frau Mauſerinks ſehr ſchnell und luſtig hervorgehüpft, ſprang auf den Heerd, und ergriff mit den zierlichen kleinen Pfötchen ein Stückchen Speck nach dem andern, das ihr die Königin hinlangte. Aber nun kamen alle Gevattern und Muhmen der Frau Mauſerinks hervorgeſprungen, und auch ſogar ihre ſieben Söhne, recht unartige Schlingel, die machten ſich über den Speck her, und nicht wehren konnte ihnen die erſchrockene Königin. Zum Glück kam die Oberhofmeiſterin dazu, und verjagte die zudringlichen Gäſte, ſo daß noch etwas Speck übrig blieb, welcher, nach Anweiſung des herbeigerufenen Hofmathematikers ſehr künſtlich auf alle Würſte vertheilt wurde. — Pauken und Trompeten erſchallten, alle anweſenden Potentaten und Prinzen zogen in glänzenden Feierkleidern zum Theil auf weißen Zeltern, zum Theil in kryſtallnen Kutſchen zum Wurſtſchmauſe. Der König empfing ſie mit herzlicher Freundlichkeit und Huld, und ſetzte ſich dann, als Landesherr mit Kron' und Scepter angethan, an die Spitze des Tiſches. Schon in der Station der Leberwürſte ſah man, wie der König immer mehr und mehr erblaßte, wie er die Augen gen Himmel hob — leiſe Seufzer entflohen ſeiner Bruſt — ein gewaltiger Schmerz ſchien in ſeinem Innern zu wühlen! Doch in der Station der Blutwürſte ſank er laut ſchluchzend und ächzend, in den Lehnſeſſel zurück, er hielt beide Hände vors Geſicht, er jammerte und ſtöhnte. — Alles ſprang auf von der Tafel, der Leibarzt bemühte ſich vergebens des unglücklichen Königs Puls zu erfaſſen, ein tiefer, namenloſer Jammer ſchien ihn zu zerreißen. Endlich, endlich, nach vielem Zureden, nach Anwendung ſtarker Mittel, als da ſind, gebrannte Federpoſen und dergleichen, ſchien der König etwas zu ſich ſelbſt zu kommen, er ſtammelte kaum hörbar die Worte: Zu wenig Speck. Da warf ſich die Königin troſtlos ihm zu Füßen und ſchluchzte: O mein armer unglücklicher königlicher Gemahl! — o welchen Schmerz mußten Sie dulden! — Aber ſehen Sie hier die Schuldige zu Ihren Füßen — ſtrafen, ſtrafen Sie ſie hart! — Ach — Frau Mauſerinks mit ihren ſieben Söhnen, Gevattern und Muhmen hat den Speck aufgefreſſen und — damit fiel die Königin rücklings über in Ohnmacht. Aber der König ſprang voller Zorn auf und rief laut: Oberhofmeiſterin, wie ging das zu? Die Oberhofmeiſterin erzählte, ſo viel ſie wußte, und der König beſchloß Rache zu nehmen an der Frau Mauſerinks und ihrer Familie, die ihm den Speck aus der Wurſt weggefreſſen hatten. Der Geheime Staatsrath wurde berufen, man beſchloß, der Frau Mauſerinks den Prozeß zu machen, und ihre ſämmtliche Güter einzuziehen; da aber der König meinte, daß ſie unterdeſſen ihm doch noch immer den Speck wegfreſſen könnte, ſo wurde die ganze Sache dem Hofuhrmacher und Arkaniſten übertragen. Dieſer Mann, der eben ſo hieß, als ich, nämlich Chriſtian Elias Droßelmeier, verſprach durch eine ganz beſonders ſtaatskluge Operation die Frau Mauſerinks mit ihrer Familie auf ewige Zeiten aus dem Pallaſt zu vertreiben. Er erfand auch wirklich kleine, ſehr künſtliche Maſchinen, in die an einem Fädchen gebratener Speck gethan wurde, und die Droßelmeier rings um die Wohnung der Frau Speckfreſſerin aufſtellte. Frau Mauſerinks war viel zu weiſe, um nicht Droßelmeiers Liſt einzuſehen, aber alle ihre Warnungen, alle ihre Vorſtellungen halfen nichts, von dem ſüßen Geruch des gebratenen Specks verlockt, gingen alle ſieben Söhne und viele, viele Gevattern und Muhmen der Frau Mauſerinks in Droßelmeiers Maſchinen hinein, und wurden, als ſie eben den Speck wegnaſchen wollten, durch ein plötzlich vorfallendes Gitter gefangen, dann aber in der Küche ſelbſt ſchmachvoll hingerichtet. Frau Mauſerinks verließ mit ihrem kleinen Häufchen den Ort des Schreckens. Gram, Verzweiflung, Rache erfüllte ihre Bruſt. Der Hof jubelte ſehr, aber die Königin war beſorgt, weil ſie die Gemüthsart der Frau Mauſerinks kannte, und wohl wußte, daß ſie den Tod ihrer Söhne und Verwandten nicht ungerächt hingehen laſſen würde. In der That erſchien auch Frau Mauſerinks, als die Königin eben für den königlichen Gemahl einen Lungenmuß bereitete, den er ſehr gern aß, und ſprach: Meine Söhne — meine Gevattern und Muhmen ſind erſchlagen, gieb wohl Acht, Frau Königin, daß Mauſekönigin Dir nicht Dein Prinzeßchen entzwei beißt — gieb wohl Acht. Darauf verſchwand ſie wieder, und ließ ſich nicht mehr ſehen, aber die Königin war ſo erſchrocken, daß ſie den Lungenmuß ins Feuer fallen ließ, und zum zweitenmal verdarb Frau Mauſerinks dem Könige eine Lieblingsſpeiſe, worüber er ſehr zornig war. — Nun iſts aber genug für heute Abend, künftig das Uebrige.

So ſehr auch Marie, die bei der Geſchichte ihre ganz eignen Gedanken hatte, den Pathe Droßelmeier bat, doch nur ja weiter zu erzählen, ſo ließ er ſich doch nicht erbitten, ſondern ſprang auf, ſprechend: Zu viel auf einmal iſt ungeſund, morgen das Uebrige. Eben als der Obergerichtsrath im Begriff ſtand, zur Thür hinauszuſchreiten, fragte Fritz: Aber ſag mal, Pathe Droßelmeier, iſts denn wirklich wahr, daß Du die Mauſefallen erfunden haſt? „Wie kann man nur ſo albern fragen,“ rief die Mutter, aber der Obergerichtsrath lächelte ſehr ſeltſam, und ſprach leiſe: Bin ich denn nicht ein künſtlicher Uhrmacher, und ſollt' nicht einmal Mauſefallen erfinden können.

Fortſetzung des Mährchens von der harten Nuß.

Nun wißt ihr wohl, Kinder, ſo fuhr der Obergerichtsrath Droßelmeier am nächſten Abende fort, nun wißt ihr wohl Kinder, warum die Königin das wunderſchöne Prinzeßchen Pirlipat ſo ſorglich bewachen ließ. Mußte ſie nicht fürchten, daß Frau Mauſerinks ihre Drohung erfüllen, wiederkommen, und das Prinzeßchen todtbeißen würde? Droßelmeiers Maſchinen halfen gegen die kluge und gewitzigte Frau Mauſerinks ganz und gar nichts, und nur der Aſtronom des Hofes, der zugleich Geheimer Oberzeichen- und Sterndeuter war, wollte wiſſen, daß die Familie des Katers Schnurr im Stande ſeyn werde, die Frau Mauſerinks von der Wiege abzuhalten; demnach geſchah es alſo, daß jede der Wärterinnen einen der Söhne jener Familie, die übrigens bei Hofe als Geheime Legationsräthe angeſtellt waren, auf dem Schooße halten, und durch ſchickliches Krauen ihm den beſchwerlichen Staatsdienſt zu verſüßen ſuchen mußte. Es war einmal ſchon Mitternacht, als die eine der beiden geheimen Oberwärterinnen, die dicht an der Wiege ſaßen, wie aus tiefem Schlafe auffuhr. — Alles rund umher lag vom Schlafe befangen — kein Schnurren — tiefe Todtenſtille, in der man das Picken des Holzwurms vernahm! — doch wie ward der Geheimen Oberwärterin, als ſie dicht vor ſich eine große, ſehr häßliche Maus erblickte, die auf den Hinterfüßen aufgerichtet ſtand, und den fatalen Kopf auf das Geſicht der Prinzeſſin gelegt hatte. Mit einem Schrei des Entſetzens ſprang ſie auf, alles erwachte, aber in dem Augenblick rannte Frau Mauſerinks (niemand anders war die große Maus an Pirlipats Wiege) ſchnell nach der Ecke des Zimmers. Die Legationsräthe ſtürzten ihr nach, aber zu ſpät — durch eine Ritze in dem Fußboden des Zimmers war ſie verſchwunden. Pirlipatchen erwachte von dem Rumor, und weinte ſehr kläglich. Dank dem Himmel, riefen die Wärterinnen, ſie lebt! Doch wie groß war ihr Schrecken, als ſie hinblickten nach Pirlipatchen, und wahrnahmen, was aus dem ſchönen zarten Kinde geworden. Statt des weiß und rothen goldgelockten Engelsköpfchens ſaß ein unförmlicher dicker Kopf auf einem winzig kleinen zuſammengekrümmten Leibe, die azurblauen Aeugelein hatten ſich verwandelt in grüne hervorſtehende ſtarrblickende Augen, und das Mündchen hatte ſich verzogen von einem Ohr zum andern. Die Königin wollte vergehen in Wehklagen und Jammer, und des Königs Studirzimmer mußte mit wattirten Tapeten ausgeſchlagen werden, weil er einmal über das andere mit dem Kopf gegen die Wand rannte, und dabei mit ſehr jämmerlicher Stimme rief: O ich unglückſeliger Monarch! — Er konnte zwar nun einſehen, daß es beſſer geweſen wäre, die Würſte ohne Speck zu eſſen, und die Frau Mauſerinks mit ihrer Sippſchaft unter dem Heerde in Ruhe zu laſſen, daran dachte aber Pirlipats königlicher Vater nicht, ſondern er ſchob einmal alle Schuld auf den Hofuhrmacher und Arkaniſten Chriſtian Elias Droßelmeier aus Nürnberg. Deshalb erließ er den weiſen Befehl: Droßelmeier habe binnen vier Wochen die Prinzeſſin Pirlipat in den vorigen Zuſtand herzuſtellen, oder wenigſtens ein beſtimmtes untrügliches Mittel anzugeben, wie dies zu bewerkſtelligen ſey, widrigenfalls er dem ſchmachvollen Tode unter dem Beil des Henkers verfallen ſeyn ſolle. — Droßelmeier erſchrack nicht wenig, indeſſen vertraute er bald ſeiner Kunſt und ſeinem Glück und ſchritt ſogleich zu der erſten Operation, die ihm nützlich ſchien. Er nahm Prinzeßchen Pirlipat ſehr geſchickt auseinander, ſchrob ihre Händchen und Füßchen ab, und beſah ſogleich die innere Struktur, aber da fand er leider, daß die Prinzeſſin, je größer, deſto unförmlicher werden würde, und wußte ſich nicht zu rathen und zu helfen. Er ſetzte die Prinzeſſin behutſam wieder zuſammen, und verſank an ihrer Wiege, die er nie verlaſſen durfte, in Schwermuth. Schon war die vierte Woche angegangen — ja bereits Mittwoch, als der König mit zornfunkelnden Augen hineinblickte, und mit dem Szepter drohend rief: Chriſtian Elias Droßelmeier kurire die Prinzeſſin, oder Du mußt ſterben! Droßelmeier fing an bitterlich zu weinen, aber Prinzeßchen Pirlipat knackte vergnugt Nüſſe. Zum erſtenmal fiel dem Arkaniſten Pirlipats ungewöhnlicher Appetit nach Nüſſen, und der Umſtand auf, daß ſie mit Zähnchen zur Welt gekommen. In der That hatte ſie gleich nach der Verwandlung ſo lange geſchrieen, bis ihr zufällig eine Nuß vorkam, die ſie ſogleich aufknackte, den Kern aß, und dann ruhig wurde. Seit der Zeit konnten die Wärterinnen nicht gerathen, ihr Nüſſe zu bringen. „O heiliger Inſtinkt der Natur, ewig unerforſchliche Sympathie aller Weſen, rief Chriſtian Elias Droßelmeier aus: Du zeigſt mir die Pforte zum Geheimniß, ich will anklopfen, und ſie wird ſich öffnen!“ Er bat ſogleich um die Erlaubniß, mit dem Hofaſtronom ſprechen zu können, und wurde mit ſtarker Wache hingeführt. Beide Herren umarmten ſich unter vielen Thränen, da ſie zärtliche Freunde waren, zogen ſich dann in ein geheimes Kabinet zurück, und ſchlugen viele Bücher nach, die von dem Inſtinkt, von den Sympathien und Antipathien und andern geheimnißvollen Dingen handelten. Die Nacht brach herein, der Hofaſtronom ſah nach den Sternen, und ſtellte mit Hülfe des auch hierin ſehr geſchickten Droßelmeiers das Horoskop der Prinzeſſin Pirlipat. Das war eine große Mühe, denn die Linien verwirrten ſich immer mehr und mehr, endlich aber — welche Freude, endlich lag es klar vor ihnen, daß die Prinzeſſin Pirlipat, um den Zauber, der ſie verhäßlicht, zu löſen, und um wieder ſo ſchön zu werden, als vorher, nichts zu thun hätte, als den ſüßen Kern der Nuß Krakatuk zu genießen.

Die Nuß Krakatuk hatte eine ſolche harte Schale, daß eine achtundvierzig pfündige Kanone darüber wegfahren konnte ohne ſie zu zerbrechen. Dieſe harte Nuß mußte aber von einem Manne, der noch nie raſirt worden und der niemals Stiefeln getragen, vor der Prinzeſſin aufgebiſſen und ihr von ihm mit geſchloſſenen Augen der Kern dargereicht werden. Erſt nachdem er ſieben Schritte rückwärts gegangen, ohne zu ſtolpern, durfte der junge Mann wieder die Augen erſchließen. Drei Tage und drei Nächte hatte Droßelmeier mit dem Aſtronomen ununterbrochen gearbeitet und es ſaß gerade des Sonnabends der König bei dem Mittagstiſch, als Droßelmeier, der Sonntags in aller Frühe geköpft werden ſollte, voller Freude und Jubel hineinſtürzte, und das gefundene Mittel, der Prinzeſſin Pirlipat die verlorne Schönheit wieder zu geben, verkündete. Der König umarmte ihn mit heftigem Wohlwollen, verſprach ihm einen diamantnen Degen, vier Orden und zwei neue Sonntagsröcke. „Gleich nach Tiſche,“ ſetzte er freundlich hinzu, „ſoll es ans Werk gehen, ſorgen Sie, theurer Arkaniſt, daß der junge unraſirte Mann in Schuhen mit der Nuß Krakatuk gehörig bei der Hand ſey, und laſſen Sie ihn vorher keinen Wein trinken, damit er nicht ſtolpert, wenn er ſieben Schritte rückwärts geht wie ein Krebs, nachher kann er erklecklich ſaufen!“ Droßelmeier wurde über die Rede des Königs ſehr beſtürzt, und nicht ohne Zittern und Zagen brachte er es ſtammelnd heraus, daß das Mittel zwar gefunden wäre, beides, die Nuß Krakatuk und der junge Mann zum Aufbeißen derſelben aber erſt geſucht werden müßten, wobei es noch obenein zweifelhaft bliebe, ob Nuß und Nußknacker jemals gefunden werden dürften. Hoch erzürnt ſchwang der König den Szepter über das gekrönte Haupt, und ſchrie mit einer Löwenſtimme: „So bleibt es bei dem Köpfen.“ Ein Glück war es für den in Angſt und Noth verſetzten Droßelmeier, daß dem Könige das Eſſen gerade den Tag ſehr wohl geſchmeckt hatte, er mithin in der guten Laune war, vernünftigen Vorſtellungen Gehör zu geben, an denen es die großmüthige und von Droßelmeiers Schickſal gerührte Königin nicht mangeln ließ. Droßelmeier faßte Muth und ſtellte zuletzt vor, daß er doch eigentlich die Aufgabe, das Mittel, wodurch die Prinzeſſin geheilt werden könne, zu nennen gelöſt, und ſein Leben gewonnen habe. Der König nannte das dumme Ausreden und einfältigen Schnickſchnack, beſchloß aber endlich, nachdem er ein Gläschen Magenwaſſer zu ſich genommen, daß beide, der Uhrmacher und der Aſtronom, ſich auf die Beine machen und nicht anders als mit der Nuß Krakatuk in der Taſche wiederkehren ſollten. Der Mann zum Aufbeißen derſelben ſollte, wie es die Königin vermittelte, durch mehrmaliges Einrücken einer Aufforderung in einheimiſche und auswärtige Zeitungen und Intelligenz-Blätter herbeigeſchafft werden. — Der Obergerichtsrath brach hier wieder ab, und verſprach den andern Abend das Uebrige zu erzählen.

Beſchluß des Mährchens von der harten Nuß.

Am andern Abende, ſo wie kaum die Lichter angeſteckt worden, fand ſich Pathe Droßelmeier wirklich wieder ein, und erzählte alſo weiter. Droßelmeier und der Hof-Aſtronom waren ſchon funfzehn Jahre unterwegs, ohne der Nuß Krakatuk auf die Spur gekommen zu ſeyn. Wo ſie überall waren, welche ſonderbare ſeltſame Dinge ihnen widerfuhren, davon könnt ich Euch, ihr Kinder, vier Wochen lang erzählen, ich will es aber nicht thun, ſondern nur gleich ſagen, daß Droßelmeier in ſeiner tiefen Betrübniß zuletzt eine ſehr große Sehnſucht nach ſeiner lieben Vaterſtadt Nürnberg empfand. Ganz beſonders überfiel ihn dieſe Sehnſucht, als er gerade einmal mit ſeinem Freunde mitten in einem großen Walde in Aſien ein Pfeifchen Knaſter rauchte. „O ſchöne — ſchöne Vaterſtadt Nürnberg — ſchöne Stadt, wer dich nicht geſehen hat, mag er auch viel gereiſt ſeyn nach London, Paris und Peterwardein, iſt ihm das Herz doch nicht aufgegangen, muß er doch ſtets nach dir verlangen — nach Dir, o Nürnberg, ſchöne Stadt, die ſchöne Häuſer mit Fenſtern hat.“ — Als Droßelmeier ſo ſehr wehmüthig klagte, wurde der Aſtronom von tiefem Mitleiden ergriffen und fing ſo jämmerlich zu heulen an, daß man es weit und breit in Aſien hören konnte. Doch faßte er ſich wieder, wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und fragte: Aber werthgeſchätzter College, warum ſitzen wir hier und heulen? warum gehen wir nicht nach Nürnberg, iſts denn nicht gänzlich egal, wo und wie wir die fatale Nuß Krakatuk ſuchen? Das iſt auch wahr, erwiederte Droßelmeier getröſtet. Beide ſtanden alsbald auf, klopften die Pfeifen aus, und gingen ſchnurgerade in einem Strich fort, aus dem Walde mitten in Aſien, nach Nürnberg. Kaum waren ſie dort angekommen, ſo lief Droßelmeier ſchnell zu ſeinem Vetter, dem Puppendrechsler, Lackirer und Vergolder Chriſtoph Zacharias Droßelmeier, den er in vielen vielen Jahren nicht mehr geſehen. Dem erzählte nun der Uhrmacher die ganze

Geſchichte von der Prinzeſſin Pirlipat, der Frau Mauſerinks und der Nuß Krakatuk, ſo daß der einmal über das andere die Hände zuſammenſchlug und voll Erſtaunen ausrief: Ei Vetter, Vetter, was ſind das für wunderbare Dinge! Droßelmeier erzählte weiter von den Abentheuern ſeiner weiten Reiſe, wie er zwei Jahre bei dem Dattelkönig zugebracht, wie er vom Mandelfürſten ſchnöde abgewieſen, wie er bei der naturforſchenden Geſellſchaft in Eichhornshauſen vergebens angefragt, kurz wie es ihm überall mißlungen ſey, auch nur eine Spur von der Nuß Krakatuk zu erhalten. Während dieſer Erzählung hatte Chriſtoph Zacharias oftmals mit den Fingern geſchnippt — ſich auf einem Fuße herumgedreht — mit der Zunge geſchnalzt — dann gerufen — Hm hm — J — Ei — O — das wäre der Teufel! — Endlich warf er Mütze und Perüke in die Höhe, umhalſte den Vetter mit Heftigkeit und rief: Vetter — Vetter! Ihr ſeyd geborgen, geborgen ſeyd ihr, ſag ich, denn Alles müßte mich trügen, oder ich beſitze ſelbſt die Nuß Krakatuk. Er holte alsbald eine Schachtel hervor, aus der er eine vergoldete Nuß von mittelmäßiger Größe hervorzog. Seht, ſprach er, indem er die Nuß dem Vetter zeigte, ſeht mit dieſer Nuß hat es folgende Bewandtniß: Vor vielen Jahren kam einſt zur Weihnachtszeit ein fremder Mann mit einem Sack voll Nüſſen hieher, die er feil bot. Gerade vor meiner Puppenbude gerieth er in Streit, und ſetzte den Sack ab, um ſich beſſer gegen den hieſigen Nußverkäufer, der nicht leiden wollte, daß der Fremde Nüſſe verkaufe, und ihn deshalb ergriff, zu wehren. In dem Augenblick fuhr ein ſchwer beladener Laſtwagen über den Sack, alle Nüſſe wurden zerbrochen bis auf eine, die mit der fremde Mann, ſeltſam lächelnd, für einen blanken Zwanziger vom Jahre 1720 feil bot. Mir ſchien das wunderbar, ich fand gerade einen ſolchen Zwanziger in meiner Taſche, wie ihn der Mann haben wollte, kaufte die Nuß und vergoldete ſie, ſelbſt nicht recht wiſſend, warum ich die Nuß ſo theuer bezahlte und dann ſo werth hielt. Jeder Zweifel, daß des Vetters Nuß wirklich die geſuchte Nuß Krakatuk war, wurde augenblicklich gehoben, als der herbeigerufene Hof-Aſtronom das Gold ſauber abſchabte, und in der Rinde der Nuß das Wort Krakatuk mit Chineſiſchen Charakteren eingegraben fand. Die Freude der Reiſenden war groß, und der Vetter der glücklichſte Menſch unter der Sonne, als Droßelmeier ihm verſicherte, daß ſein Glück gemacht ſey, da er außer einer anſehnlichen Penſion

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] gearbeitet, und die Familie sich [illegible], allerlei [illegible] mit einander sprachen. Marie hatte ganz still ihr kleines Stühlchen herbeigeholt, und sich zu den Füßen des Pathen Droßelmeier gesetzt. Als nun gerade einmal alle schwiegen, da sah Marie mit ihren großen blauen Augen dem Obergerichtsrath starr ins Gesicht und sprach: Ich weiß jetzt, lieber Pathe Droßelmeier, daß mein Nußknacker Dein Neffe, der junge Droßelmeier aus Nürnberg ist. Prinz, oder vielmehr König ist er geworden, das ist richtig eingetroffen, wie es Dein Begleiter, der Astronom, vorausgesagt hat; aber Du weißt es ja, daß er mit dem Sohne der Frau Mauserinks, mit dem häßlichen Mausekönig, in offenem Kriege steht. Warum hilfst Du ihm nicht? Marie erzählte nun nochmals den ganzen Verlauf der Schlacht, wie sie es angesehen, und wurde oft durch das laute Gelächter der Mutter und Luisens unterbrochen. Nur Fritz und Droßelmeier blieben ernsthaft. „Wo nur [illegible] das Mädchen all' das tolle Zeug in den Kopf," sagte der Medizinalrath. „Ei nun," erwiederte die Mutter, „hat sie doch eine lebhafte Phantasie — eigentlich sind es nur Träume, die das heftige Wundfieber erzeugte." „Das ist alles nicht wahr," sprach Fritz, „solche Poltrons sind meine rothen Husaren nicht, Potz Bassa Manelka, wie würde ich sonst darunter fahren." Seltsam lächelnd nahm aber Pathe Droßelmeier die kleine Marie auf den Schooß, und sprach sanfter als je: „Ei, Dir liebe Marie ist ja mehr gegeben, als mir und uns allen; Du bist, wie Pirlipat, eine geborene Prinzessin, denn Du regierst in einem schönen blanken Reich. — Aber viel hast Du zu leiden, wenn Du Dich des armen mißgestalteten Nußknackers annehmen willst, da ihn der Mausekönig auf allen Wegen und Stegen verfolgt. — Doch nicht ich — Du, Du allein kannst ihn retten, sei standhaft und treu." Weder Marie noch irgend jemand wußte, was Droßelmeier mit diesen Worten sagen wollte, vielmehr kam es dem Medizinalrath so [illegible] vor, daß er dem Obergerichtsrath an den Puls faßte und sagte: Sie haben, [illegible] Freund, starke Kongestionen nach dem Kopfe, ich will Ihnen etwas aufschreiben. Nur die Medizinalräthin schüttelte bedächtig den Kopf, und sprach leise: Ich ahne wohl, was der Obergerichtsrath meint, doch mit deutlichen Worten sagen kann ich's nicht. —

Der Zwerg.

[illegible]

[illegible]

ihr Weſen treibe, und der armen Marie alles Zuckerwerk wegfreſſe. „Ei,“ fiel Fritz ganz luſtig ein: „Der Becker unten hat einen ganz vortrefflichen grauen Legationsrath, den will ich heraufholen. Der wird dem Dinge bald ein Ende machen, und der Maus den Kopf abbeißen, iſt ſie auch die Frau Mauſerinks ſelbſt, oder ihr Sohn, der Mauſekönig.“ „Und,“ fuhr die Medizinalräthin lachend fort, „auf Stühle und Tiſche umherſpringen, und Gläſer und Taſſen herabwerfen und tauſend andern Schaden anrichten.“ „Ach nein doch,“ erwiederte Fritz, „Beckers Legationsrath iſt ein geſchickter Mann, ich möchte nur ſo zierlich auf dem ſpitzen Dach gehen können, wie er.“ „Nur keinen Kater zur Nachtzeit,“ bat Luiſe, die keine Katzen leiden konnte. „Eigentlich,“ ſprach der Medizinalrath, „eigentlich hat Fritz Recht, indeſſen können wir ja auch eine Falle aufſtellen; haben wir denn keine?“ — „Die kann uns Pathe Droßelmeier am beſten machen, der hat ſie ja erfunden,“ rief Fritz. Alle lachten, und auf die Verſicherung der Medizinalräthin, daß keine Falle im Hauſe ſey, verkündete der Obergerichtsrath, daß er mehrere dergleichen beſitze, und ließ wirklich zur Stunde eine ganz vortreffliche Mauſefalle vom Hauſe herbeiholen. Dem Fritz und der Marie ging nun des Pathen Mährchen von der harten Nuß ganz lebendig auf. Als die Köchin den Speck röſtete, zitterte und bebte Marie, und ſprach ganz erfüllt von dem Mährchen und den Wunderdingen darin, zur wohlbekannten Dore: „Ach Frau Königin, hüten Sie ſich doch nur vor der Frau Mauſerinks und ihrer Familie.“ Fritz hatte aber ſeinen Säbel gezogen, und ſprach: „ja die ſollten nur kommen, denen wollt' ich eins auswiſchen.“ Es blieb aber alles unter und auf dem Herde ruhig. Als nun der Obergerichtsrath den Speck an ein feines Fädchen band, und leiſe, leiſe die Falle an den Glasſchrank ſetzte, da rief Fritz: „nimm Dich in Acht, Pathe Uhrmacher, daß Dir Mauſekönig keinen Poſſen ſpielt.“ — Ach wie ging es der armen Marie in der folgenden Nacht! Eiskalt tappte es auf ihrem Arm hin und her, und rauh und ekelhaft legte es ſich an ihre Wange, und piepte und quiekte ihr ins Ohr. — Der abſcheuliche Mauſekönig ſaß auf ihrer Schulter, und blutroth geiferte er aus den ſieben geöffneten Rachen, und mit den Zähnen knatternd und klappernd, ziſchte er der vor Grauſen und Schreck erſtarrten Marie ins Ohr: „Ziſch aus — ziſch aus, geh' nicht ins Haus — geh' nicht zum Schmaus — werd' nicht gefangen — ziſch aus — gieb heraus, gieb heraus, Deine Bilderbücher all, Dein Kleidchen dazu, ſonſt laß keine Ruh — magſt's nur wiſſen, Nußknackerlein wird ſonſt müſſen, der wird zerbiſſen — hi, hi — pi, pi — quiek, quiek!" — Nun war Marie voll Jammer und Betrübniß — ſie ſah ganz blaß und verſtört aus, als die Mutter am andern Morgen ſagte: Die böſe Maus hat ſich noch nicht gefangen, ſo daß die Mutter in dem Glauben, daß Marie um ihr Zuckerwerk traure, und ſich überdem vor der Maus fürchte, hinzufügte: „Aber ſey nur ruhig liebes Kind, die böſe Maus wollen wir ſchon vertreiben. Helfen die Fallen nichts, ſo ſoll Fritz ſeinen grauen Legationsrath herbeibringen." Kaum befand ſich Marie im Wohnzimmer allein, als ſie vor den Glasſchrank trat, und ſchluchzend alſo zum Nußknacker ſprach: Ach mein lieber guter Herr Droßelmeier, was kann ich armes unglückliches Mädchen für Sie thun? — Gäb ich nun auch alle meine Bilderbücher, ja ſelbſt mein ſchönes, neues Kleidchen, das mir der heilige Chriſt einbeſchert hat, dem abſcheulichen Mauſekönig zum Zerbeißen her, wird er denn nicht doch noch immer mehr verlangen, ſo daß ich zuletzt nichts mehr haben werde, und er gar mich ſelbſt ſtatt Ihrer zerbeißen wollen wird? — O ich armes Kind, was ſoll ich denn nun thun — was ſoll ich denn nun thun? — Als die kleine Marie ſo jammerte und klagte, bemerkte ſie, daß dem Nußknacker von jener Nacht her ein großer Blutfleck am Halſe ſitzen geblieben war. Seit der Zeit, daß Marie wußte, wie ihr Nußknacker eigentlich der junge Droßelmeier, des Obergerichtsraths Neffe ſey, trug ſie ihn nicht mehr auf dem Arm, und herzte und küßte ihn nicht mehr, ja ſie mochte ihn aus einer gewiſſen Scheu gar nicht einmal viel anrühren; jetzt nahm ſie ihn aber ſehr behutſam aus dem Fache, und fing an, den Blutfleck am Halſe mit ihrem Schnupftuch abzureiben. Aber wie ward ihr, als ſie plötzlich fühlte, daß Nußknackerlein in ihrer Hand erwarmte und ſich zu regen begann. Schnell ſetzte ſie ihn wieder ins Fach, da wackelte das Mündchen hin und her, und mühſam liſpelte Nußknackerlein: Ach, wertheſte Demoiſelle Stahlbaum — vortreffliche Freundin, was verdanke ich Ihnen alles — Nein, kein Bilderbuch, kein Chriſtkindkleidchen ſollen Sie für mich opfern — ſchaffen Sie nur ein Schwerdt — ein Schwerdt, für das übrige will ich ſorgen, mag er — Hier ging dem Nußknacker die Sprache aus, und ſeine erſt zum Ausdruck der innigſten Wehmuth beſeelten Augen wurden wieder ſtarr und leblos. Marie empfand gar kein Grauen, vielmehr durfte ſie nur jauchzen, da ſie nun ein Mittel wußte, den Nußknacker ohne weitere ſchmerzliche Aufopferungen zu retten. Aber wo nun ein Schwert für den Kleinen hernehmen? — Marie beſchloß, Fritzen zu Rathe zu ziehen, und erzählte ihm Abends, als ſie, da die Eltern ausgegangen, einſam in der Wohnſtube am Glasſchrank ſaßen, alles, was ihr mit dem Nußknacker und dem Mauſekönig widerfahren, und worauf es nun ankomme, den Nußknacker zu retten. Ueber nichts wurde Fritz nachdenklicher, als darüber, daß ſich, nach Mariens Bericht, ſeine Huſaren in der Schlacht ſo ſchlecht genommen haben ſollten. Er frug noch einmal ſehr ernſt, ob es ſich wirklich ſo verhalte, und nachdem es Marie auf ihr Wort verſichert, ſo ging Fritz ſchnell nach dem Glasſchrank, hielt ſeinen Huſaren eine pathetiſche Rede, und ſchnitt dann, zur Strafe ihrer Selbſtſucht und Feigheit, einem nach dem andern das Feldzeichen von der Mütze, und unterſagte ihnen auch, binnen einem Jahr den Gardehuſarenmarſch zu blaſen. Nachdem er ſein Strafamt vollendet, wandte er ſich wieder zu Marien, ſprechend: „Was den Säbel betrifft, ſo kann ich dem Nußknacker helfen, da ich einen alten Obriſten von den Küraſſiers geſtern mit Penſion in Ruheſtand verſetzt habe, der folglich ſeinen ſchönen ſcharfen Säbel nicht mehr braucht.“ Beſagter Obriſter verzehrte die ihm vom Fritzen angewieſene Penſion in der hinterſten Ecke des dritten Fachs. Dort wurde er hervorgeholt, ihm der in der That ſchmucke ſilberne Säbel abgenommen, und dem Nußknacker umgehängt.

Vor bangem Grauen konnte Marie in der folgenden Nacht nicht einſchlafen, es war ihr um Mitternacht ſo, als höre ſie im Wohnzimmer ein ſeltſames Rumoren, Klirren und Rauſchen. — Mit einem Mal ging es: Quiek! — Der Mauſekönig! der Mauſekönig! rief Marie, und ſprang voll Entſetzen aus dem Bette. Alles blieb ſtill; aber bald klopfte es leiſe, leiſe an die Thüre, und ein feines Stimmchen ließ ſich vernehmen: „Allerbeſte Demoiſelle Stahlbaum, machen Sie nur getroſt auf — gute fröhliche Botſchaft!“ Marie erkannte die Stimme des jungen Droßelmeier, warf ihr Röckchen über, und öffnete flugs die Thüre. Nußknackerlein ſtand draußen, das blutige Schwert in der rechten, ein Wachslichtchen in der linken Hand. So wie er Marien erblickte, ließ er ſich auf ein Knie nieder, und ſprach alſo: „Ihr, o Dame! ſeid es allein, die mich mit Rittermuth ſtählte, und meinem Arme Kraft gab, den Uebermüthigen zu bekämpfen, der es wagte, Euch zu höhnen. Ueberwunden liegt der verrätheriſche Mauſekönig und wälzt ſich in ſeinem Blute! — Wollet, o Dame, die Zeichen des Sieges aus der Hand Eures Euch bis in den Tod ergebenen Ritters anzunehmen nicht verſchmähen!“ Damit ſtreifte Nußknackerchen die ſieben goldenen Kronen des Mauſekönigs, die er auf den linken Arm heraufgeſtreift hatte, ſehr geſchickt herunter, und überreichte ſie Marien, welche ſie voller Freude annahm. Nußknacker ſtand auf, und fuhr alſo fort: Ach meine allerbeſte Demoiſelle Stahlbaum, was könnte ich in dieſem Augenblick, da ich meinen Feind überwunden, Sie für herrliche Dinge ſchauen laſſen, wenn Sie die Gewogenheit hätten, mir nur ein Paar Schrittchen zu folgen! — O thun Sie es — thun Sie es, beſte Demoiſelle! —

Das Puppenreich.

Ich glaube, keins von Euch, ihr Kinder, hätte auch nur einen Augenblick angeſtanden, dem ehrlichen gutmüthigen Nußknacker, der nie Böſes im Sinne haben konnte, zu folgen. Marie that dies um ſo mehr, da ſie wohl wußte, wie ſehr ſie auf Nußknackers Dankbarkeit Anſpruch machen könne, und überzeugt war, daß er Wort halten, und viel Herrliches ihr zeigen werde. Sie ſprach daher: „Ich gehe mit Ihnen, Herr Droſſelmeier, doch muß es nicht weit ſein und nicht lange dauern, da ich ja noch gar nicht ausgeſchlafen habe.“ Ich wähle deshalb, erwiederte Nußknacker, den nächſten, wiewohl etwas beſchwerlichen Weg. Er ſchritt voran, Marie ihm nach, bis er vor dem alten mächtigen Kleiderſchrank auf dem Hausflur ſtehen blieb. Marie wurde zu ihrem Erſtaunen gewahr, daß die Thüren dieſes ſonſt wohl verſchloſſenen Schranks offen ſtanden, ſo daß ſie deutlich des Vaters Reiſefuchspelz erblickte, der ganz vorne hing. Nußknacker kletterte ſehr geſchickt an den Leiſten und Verzierungen herauf, daß er die große Troddel, die an einer dicken Schnur befeſtigt, auf dem Rücktheile des Pelzes hing, erfaſſen konnte. So wie Nußknacker dieſe Troddel ſtark anzog, ließ ſich ſchnell eine ſehr zierliche Treppe von Zedernholz durch den Pelzärmel herab. Steigen Sie nur gefälligſt aufwärts, theuerſte Demoiſelle, rief Nußknacker. Marie that es, aber kaum war ſie durch den Aermel geſtiegen, kaum ſah ſie zum Kragen heraus, als ein blendendes Licht ihr entgegenſtrahlte, und ſie ſich mit einem Mal auf einer

Schäferinnen ein ſehr artiges Ballet tanzten, wozu die Jäger ganz manierlich blieſen, dann verſchwanden ſie aber alle in dem Gebüſche. „Verzeihen Sie, ſprach Nußknacker, verzeihen Sie, werthe Demoiſelle Stahlbaum, daß der Tanz ſo miſerabel ausfiel, aber die Leute waren alle aus unſerm Drahtballet, die können nichts anders machen als immer und ewig daſſelbe; und daß die Jäger ſo ſchläfrig und flau dazu blieſen, das hat auch ſeine Urſachen. Der Zuckerkorb hängt zwar über ihrer Naſe in den Weihnachtsbäumen, aber etwas hoch! — Doch wollen wir nicht was weniges weiter ſpazieren?“ „Ach es war doch alles recht hübſch und mir hat es ſehr wohl gefallen!“ ſo ſprach Marie, indem ſie aufſtand und dem voranſchreitenden Nußknacker folgte. Sie gingen entlang eines ſüß rauſchenden, flüſternden Baches, aus dem nun eben all' die herrlichen Wohlgerüche zu duften ſchienen, die den ganzen Wald erfüllten. Es iſt der Orangenbach, ſprach Nußknacker auf Befragen, doch ſeinen ſchönen Duft ausgenommen, gleicht er nicht an Größe und Schönheit dem Limonadenſtrom, der ſich gleich ihm in den Mandelmilchſee ergießt. In der That vernahm Marie bald ein ſtärkeres Plätſchern und Rauſchen und erblickte den breiten Limonadenſtrom, der ſich in ſtolzen iſabellfarbenen Wellen zwiſchen gleich grün glühenden Karfunkeln leuchtendem Geſträuch fortkräuſelte. Eine ausnehmend friſche, Bruſt und Herz ſtärkende Kühlung wogte aus dem herrlichen Waſſer. Nicht weit davon ſchleppte ſich mühſam ein dunkelgelbes Waſſer hin, das aber ungemein ſüße Düfte verbreitete und an deſſen Ufer allerlei ſehr hübſche Kinderchen ſaßen, welche kleine dicke Fiſche angelten und ſie alsbald verzehrten. Näher gekommen bemerkte Marie, daß dieſe Fiſche ausſahen wie Lampertsnüſſe. In einiger Entfernung lag ein ſehr nettes Dörfchen an dieſem Strome, Häuſer, Kirche, Pfarrhaus, Scheuern, alles war dunkelbraun, jedoch mit goldenen Dächern geſchmückt, auch waren viele Mauern ſo bunt gemalt, als ſeien Citronat und Mandelkerne darauf geklebt. „Das iſt Pfefferkuchheim, ſagte Nußknacker, welches am Honigſtrome liegt, es wohnen ganz hübſche Leute darin, aber ſie ſind meiſtens verdrießlich, weil ſie ſehr an Zahnſchmerzen leiden, wir wollen daher nicht erſt hineingehen.“ In dem Augenblick bemerkte Marie ein Städtchen, das aus lauter bunten durchſichtigen Häuſern beſtand, und ſehr hübſch anzuſehen war. Nußknacker ging geradezu darauf los, und nun hörte Marie ein tolles luſtiges Getöſe und ſah wie tauſend niedliche kleine

Leutchen viele hoch bepackte Wagen, die auf dem Markte hielten, unterſuchten und abzupacken im Begriff ſtanden. Was ſie aber hervorbrachten, war anzuſehen wie buntes gefärbtes Papier und wie Chokolade-Tafeln. „Wir ſind in Bonbonshauſen, ſagte Nußknacker, eben iſt eine Sendung aus dem Papierlande und vom Chokoladen-Könige angekommen. Die armen Bonbonshäuſer wurden neulich von der Armee des Mücken-Admirals hart bedroht, deshalb überziehen ſie ihre Häuſer mit den Gaben des Papierlandes und führen Schanzen auf, von den tüchtigen Werkſtücken, die ihnen der Chokoladen-König ſandte. Aber beſte Demoiſelle Stahlbaum, nicht alle kleinen Städte und Dörfer dieſes Landes wollen wir beſuchen — zur Hauptſtadt — zur Hauptſtadt!“ Raſch eilte Nußknacker vorwärts, und Marie voller Neugierde ihm nach. Nicht lange dauerte es, ſo ſtieg ein herrlicher Roſenduft auf und alles war wie von einem ſanften hinhauchenden Roſenſchimmer umfloſſen. Marie bemerkte, daß dies der Wiederſchein eines roſenroth glänzenden Waſſers war, das in kleinen roſaſilbernen Wellchen vor ihnen her wie in wunderlieblichen Tönen und Melodien plätſcherte und rauſchte. Auf dieſem anmuthigen Gewäſſer, das ſich immer mehr und mehr wie ein großer See ausbreitete, ſchwammen ſehr herrliche ſilberweiße Schwäne mit goldnen Halsbändern, und ſangen mit einander um die Wette die hübſcheſten Lieder, wozu diamantne Fiſchlein aus den Roſenfluthen auf- und niedertauchten wie im luſtigen Tanze. „Ach, rief Marie ganz begeiſtert aus, ach das iſt der See, wie ihn Pathe Droßelmeier mir einſt machen wollte, wirklich, und ich ſelbſt bin das Mädchen, das mit den lieben Schwänchen koſen wird.“ Nußknackerlein lächelte ſo ſpöttiſch, wie es Marie noch niemals an ihm bemerkt hatte, und ſprach dann: So etwas kann denn doch wohl der Onkel niemals zu Stande bringen; Sie ſelbſt viel eher, liebe Demoiſelle Stahlbaum, doch laſſen Sie uns darüber nicht grübeln, ſondern vielmehr über den Roſenſee hinüber nach der Hauptſtadt ſchiffen.

Die Hauptſtadt.

Nußknackerlein klatſchte abermals in die kleinen Händchen, da fing der Roſenſee an ſtärker zu rauſchen, die Wellen plätſcherten höher auf, und Marie nahm wahr, wie aus der Ferne ein aus lauter bunten, ſonnenhell funkelnden Edelſteinen geformter Muſchelwagen, von zwei goldſchuppigen Delphinen gezogen, ſich nahte. Zwölf kleine allerliebſte Mohren mit Mützchen und Schürzchen, aus glänzenden Kolibrifedern gewebt, ſprangen ans Ufer und trugen erſt Marien, dann Nußknackern, ſanft über die Wellen gleitend, in den Wagen, der ſich alsbald durch den See fortbewegte. Ei wie war das ſo ſchön, als Marie im Muſchelwagen, von Roſenduft umhaucht, von Roſenwellen umfloſſen, dahin fuhr. Die beiden goldſchuppigen Delphine erhoben ihre Nüſtern und ſpritzten kryſtallene Strahlen hoch in die Höhe, und wie die in flimmernden und funkelnden Bogen niederfielen, da war es, als ſangen zwei holde feine Silberſtimmchen: „Wer ſchwimmt auf roſigem See? — die Fee! Mücklein! bim bim, Fiſchlein, ſim ſim — Schwäne! Schwa ſchwa, Goldvogel! trarah, Wellen-Ströme, — rührt Euch, klinget, ſinget, wehet, ſpähet — Feelein, Feelein kommt gezogen; Roſenwogen, wühlet, kühlet, ſpület — ſpült hinan — hinan!" — Aber die zwölf kleinen Mohren, die hinten auf den Muſchelwagen aufgeſprungen waren, ſchienen das Geſinge der Waſſerſtrahlen ordentlich übel zu nehmen, denn ſie ſchüttelten ihre Sonnenſchirme ſo ſehr, daß die Dattelblätter, aus denen ſie geformt waren, durcheinander knitterten und knatterten, und dabei ſtampften ſie mit den Füßen einen ganz ſeltſamen Takt, und ſangen: Klapp und klipp und klipp und klapp, auf und ab — Mohrenreigen darf nicht ſchweigen; rührt Euch Fiſche — rührt Euch Schwäne, dröhne Muſchelwagen, dröhne, klapp und klipp und klipp und klapp und auf und ab! — „Mohren ſind gar luſtige Leute, ſprach Nußknacker etwas betreten, aber ſie werden mir den ganzen See rebelliſch machen." In der That ging auch bald ein ſinnverwirrendes Getöſe wunderbarer Stimmen los, die in See und Luft zu ſchwimmen ſchienen, doch Marie achtete deſſen nicht, ſondern ſah in die duftenden Roſenwellen, aus deren jeder ihr ein holdes anmuthiges Mädchenantlitz entgegenlächelte. „Ach, rief ſie freudig, indem ſie die kleinen Händchen zuſammenſchlug: Ach ſchauen Sie nur, lieber Herr Droßelmeier! Da unten iſt die Prinzeſſin Pirlipat, die lächelt mich an ſo wunderhold. — Ach ſchauen Sie doch nur, lieber Herr Droßelmeier!" — Nußknacker ſeufzte aber faſt kläglich und ſagte: O beſte Demoiſelle Stahlbaum, das iſt nicht die Prinzeſſin Pirlipat, das ſind Sie und immer nur Sie ſelbſt, immer nur ihr eignes holdes Antlitz, das ſo lieb aus jeder Roſenwelle lächelt. Da fuhr Marie ſchnell mit dem Kopf zurück, ſchloß die Augen feſt zu und ſchämte ſich ſehr. In demſelben Augenblick wurde ſie auch von den zwölf

Mohren aus dem Muſchelwagen gehoben und an das Land getragen. Sie befand ſich in einem kleinen Gebüſch, das beinahe noch ſchöner war als der Weihnachtswald, ſo glänzte und funkelte alles darin, vorzüglich waren aber die ſeltſamen Früchte zu bewundern, die an allen Bäumen hingen, und nicht allein ſeltſam gefärbt waren, ſondern auch ganz wunderbar dufteten. „Wir ſind im Confiturenhain, ſprach Nußknacker, aber dort iſt die Hauptſtadt.“ Was erblickte Marie nun! Wie werd' ich es denn anfangen, Euch, ihr Kinder die Schönheit und Herrlichkeit der Stadt zu beſchreiben, die ſich jetzt breit über einen Blumenanger hin vor Mariens Augen aufthat. Nicht allein daß Mauern und Thürme in den herrlichſten Farben prangten, ſo war auch wohl, was die Form der Gebäude anlangt, gar nichts ähnliches auf Erden zu finden. Denn ſtatt der Dächer hatten die Häuſer zierlich geflochtene Kronen aufgeſetzt, und die Thürme ſich mit dem zierlichſten bunteſten Laubwerk gekränzt, das man nur ſehen kann. Als ſie durch das Thor, welches ſo ausſah, als ſey es von lauter Makronen und überzuckerten Früchten erbaut, gingen, präſentirten ſilberne Soldaten das Gewehr und ein Männlein in einem brokatnen Schlafrock warf ſich dem Nußknacker an den Hals mit den Worten: Willkommen, beſter Prinz, willkommen in Confektburg! Marie wunderte ſich nicht wenig, als ſie merkte, daß der junge Droßelmeier von einem ſehr vornehmen Mann als Prinz anerkannt wurde. Nun hörte ſie aber ſo viel feine Stimmchen durcheinander toben, ſolch ein Gejuchze und Gelächter, ſolch ein Spielen und Singen, daß ſie an nichts anders denken konnte, ſondern nur gleich Nußknackerchen fragte, was denn das zu bedeuten habe? „O beſte Demoiſelle Stahlbaum, erwiederte Nußknacker: das iſt nichts Beſonderes, Confektburg iſt eine volkreiche luſtige Stadt, da gehts alle Tage ſo her, kommen Sie aber nur gefälligſt weiter.“ Kaum waren ſie einige Schritte gegangen, als ſie auf den großen Marktplatz kamen, der den herrlichſten Anblick gewährte. Alle Häuſer rings umher waren von durchbrochener Zuckerarbeit, Gallerie über Gallerie gethürmt, in der Mitte ſtand ein hoher überzuckerter Baumkuchen als Obelisk und um ihn her ſprützten vier ſehr künſtliche Fontainen, Orſade, Limonade und andere herrliche ſüße Getränke in die Lüfte; und in dem Becken ſammelte ſich lauter Kreme, die man gleich hätte auslöffeln mögen. Aber hübſcher als alles das, waren die allerliebſten kleinen Leutchen, die ſich zu

Tauſenden Kopf an Kopf durcheinander drängten und juchzten und lachten und ſcherzten und ſangen, kurz jenes luſtige Getöſe erhoben, das Marie ſchon in der Ferne gehört hatte. Da gab es ſchön gekleidete Herren und Damen, Armenier und Griechen, Juden und Tyroler, Offiziere und Soldaten, und Prediger und Schäfer und Hanswürſte, kurz alle nur mögliche Leute, wie ſie in der Welt zu finden ſind. An der einen Ecke wurde größer der Tumult, das Volk ſtrömte auseinander, denn eben ließ ſich der Großmogul auf einem Palankin vorübertragen, begleitet von drei und neunzig Großen des Reichs und ſiebenhundert Sklaven. Es begab ſich aber, daß an der andern Ecke die Fiſcherzunft, an fünfhundert Köpfe ſtark, ihren Feſtzug hielt und übel war es auch, daß der türkiſche Großherr gerade den Einfall hatte, mit dreitauſend Janitſcharen über den Markt ſpazieren zu reiten, wozu noch der große Zug aus dem unterbrochenen Opferfeſte kam, der mit klingendem Spiel und dem Geſange: Auf danket der mächtigen Sonne, gerade auf den Baumkuchen zu wallte. Das war ein Drängen und Stoßen und Treiben und Gequieke! — Bald gab es auch viel Jammergeſchrei, denn ein Fiſcher hatte im Gedränge einem Bramin den Kopf abgeſtoßen und der Großmogul wäre beinahe von einem Hanswurſt überrannt worden. Toller und toller wurde der Lärm und man fing bereits an ſich zu ſtoßen und zu prügeln, als der Mann im brokatnen Schlafrock, der am Thor den Nußknacker als Prinz begrüßt hatte, auf den Baumkuchen kletterte, und nachdem eine ſehr hell klingende Glocke dreimal angezogen worden, dreimal laut rief: Conditor! Conditor! — Conditor! — Sogleich legte ſich der Tumult, ein jeder ſuchte ſich zu behelfen, wie er konnte, und nachdem die verwickelten Züge ſich entwickelt hatten, der beſudelte Großmogul abgebürſtet, und dem Bramin der Kopf wieder aufgeſetzt worden, ging das vorige luſtige Getöſe aufs neue los. „Was bedeutet das mit dem Conditor, guter Herr Droſſelmeier," fragte Marie. „Ach, beſte Demoiſelle Stahlbaum, erwiederte Nußknacker, Conditor wird hier eine unbekannte, aber ſehr grauliche Macht genannt, von der man glaubt, daß ſie aus dem Menſchen machen könne, *was* ſie wolle; es iſt das Verhängniß, welches über dies kleine luſtige Volk regiert, und ſie fürchten dieſes ſo ſehr, daß durch die bloße Nennung des Namens der größte Tumult geſtillt werden kann, wie es eben der Herr Bürgermeiſter bewieſen hat. Ein jeder denkt dann nicht mehr an irdiſches, an Rippenſtöße und Kopfbeulen, ſondern geht in ſich und ſpricht: Was iſt der Menſch und was kann aus ihm werden? — Eines lauten Rufs der Bewunderung, ja des höchſten Erſtaunens konnte ſich Marie nicht enthalten, als ſie jetzt mit einem mal vor einem in roſenrothem Schimmer hell leuchtenden Schloſſe mit hundert luftigen Thürmen ſtand. Nur hin und wieder waren reiche Bouquets von Veilchen, Narziſſen, Tulpen, Levkoyen auf die Mauern geſtreut, deren dunkelbrennende Farben nur die blendende, ins Roſa ſpielende Weiße des Grundes erhöhten. Die große Kuppel des Mittel-Gebäudes, ſo wie die pyramidenförmigen Dächer der Thürme waren mit tauſend golden und ſilbern funkelnden Sternlein beſäet. „Nun ſind wir vor dem Marzipanſchloß," ſprach Nußknacker. Marie war ganz verloren in dem Anblick des Zauberpallaſtes, doch entging es ihr nicht, daß das Dach eines großen Thurmes gänzlich fehlte, welches kleine Männerchen, die auf einem von Zimmtſtangen erbauten Gerüſte ſtanden, wiederherſtellen zu wollen ſchienen. Noch ehe ſie den Nußknacker darum befragte, fuhr dieſer fort. „Vor kurzer Zeit drohte dieſem ſchönen Schloß arge Verwüſtung, wo nicht gänzlicher Untergang. Der Rieſe Leckermaul kam des Weges gegangen, biß ſchnell das Dach jenes Thurmes herunter und nagte ſchon an der großen Kuppel, die Confektbürger brachten ihm aber ein ganzes Stadtviertel, ſo wie einen anſehnlichen Theil des Confiturenhains als Tribut, womit er ſich abſpeiſen ließ und weiter ging." In dem Augenblick ließ ſich eine ſehr angenehme ſanfte Muſik hören, die Thore des Schloſſes öffneten ſich und es traten zwölf kleine Pagen heraus mit angezündeten Gewürznelkſtengeln, die ſie wie Fackeln in den kleinen Händchen trugen. Ihre Köpfe beſtanden aus einer Perle, die Leiber aus Rubinen und Smaragden und dazu gingen ſie auf ſehr ſchön aus purem Gold gearbeiteten Füßchen einher. Ihnen folgten vier Damen, beinahe ſo groß als Mariens Klärchen, aber ſo über die Maßen herrlich und glänzend geputzt, daß Marie nicht einen Augenblick in ihnen die gebornen Prinzeſſinnen verkannte. Sie umarmten den Nußknacker auf das zärtlichſte und riefen dabei wehmüthig freudig: O mein Prinz! — mein beſter Prinz! — o mein Bruder! Nußknacker ſchien ſehr gerührt, er wiſchte ſich die ſehr häufigen Thränen aus den Augen, ergriff dann Marien bei der Hand und ſprach pathetiſch: „Dies iſt die Demoiſelle Marie Stahlbaum, die Tochter eines ſehr achtungswerthen Medizinalrathes, und die Retterin meines Lebens! Warf ſie nicht den Pantoffel zur rechten Zeit, verſchaffte ſie mir nicht den Säbel des penſionirten Obriſten, ſo läg ich, zerbiſſen von dem fluchwürdigen Mauſekönig, im Grabe. — O! dieſer Demoiſelle Stahlbaum! gleicht ihr wohl Pirlipat, obſchon ſie eine geborne Prinzeſſin iſt, an Schönheit, Güte und Tugend? — Nein, ſag ich, nein!" Alle Damen riefen: Nein! und fielen der Marie um den Hals und riefen ſchluchzend: O Sie edle Retterin des geliebten prinzlichen Bruders — vortreffliche Demoiſelle Stahlbaum! — Nun geleiteten die Damen Marien und den Nußknacker in das Innere des Schloſſes, und zwar in einen Saal, deſſen Wände aus lauter farbig funkelnden Kryſtallen beſtanden. Was aber vor allem übrigen der Marie ſo wohl gefiel, waren die allerliebſten kleinen Stühle, Tiſche, Comoden, Sekretairs u. ſ. w., die rings herum ſtanden, und die alle von Zedern- oder Braſilienholz mit darauf geſtreuten goldnen Blumen verfertigt waren. Die Prinzeſſinnen nöthigten Marien und den Nußknacker zum Sitzen, und ſagten, daß ſie ſogleich ſelbſt ein Mahl bereiten wollten. Nun holten ſie eine Menge kleiner Töpfchen und Schüſſelchen von dem feinſten japaniſchen Porzellain, Löffel, Meſſer und Gabeln, Reibeiſen, Kaſſerollen und andere Küchenbedürfniſſe von Gold und Silber herbei. Dann brachten ſie die ſchönſten Früchte und Zuckerwerk, wie es Marie noch niemals geſehen hatte, und fingen an, auf das zierlichſte mit den kleinen ſchneeweißen Händchen die Früchte auszupreſſen, das Gewürz zu ſtoßen, die Zuckermandeln zu reiben, kurz ſo zu wirthſchaften, daß Marie wohl einſehen konnte, wie gut ſich die Prinzeſſinnen auf das Küchenweſen verſtanden, und was das für ein köſtliches Mahl geben würde. Im lebhaften Gefühl, ſich auf dergleichen Dinge ebenfalls recht gut zu verſtehen, wünſchte ſie heimlich, bei dem Geſchäft der Prinzeſſinnen ſelbſt thätig ſeyn zu können. Die ſchönſte von Nußknackers Schweſtern, als ob ſie Mariens geheimen Wunſch errathen hätte, reichte ihr einen kleinen goldnen Mörſer mit den Worten hin: „O ſüße Freundin, theure Retterin meines Bruders, ſtoße eine Wenigkeit von dieſem Zuckerkandel!" Als Marie nun ſo wohlgemuth in den Mörſer ſtieß, daß es gar anmuthig und lieblich, wie ein hübſches Liedlein ertönte, fing Nußknacker an ſehr weitläufig zu erzählen, wie es bei der grauſenvollen Schlacht zwiſchen ſeinem und des Mauſekönigs Heer ergangen, wie er der Feigheit ſeiner Truppen halber geſchlagen worden, wie dann der abſcheuliche Mauſekönig ihn durchaus zerbeißen wollen, und Marie deshalb mehrere ſeiner Unterthanen, die in ihre Dienſte gegangen, aufopfern müſſen u. ſ. w. Marien war es bei dieſer Erzählung, als klangen ſeine Worte, ja ſelbſt ihre Mörſerſtöße, immer ferner und unvernehmlicher, bald ſah ſie ſilberne Flöre wie dünne Nebelwolken aufſteigen, in denen die Prinzeſſinnen — die Pagen, der Nußknacker, ja ſie ſelbſt ſchwammen — ein ſeltſames Singen und Schwirren und Summen ließ ſich vernehmen, das wie in die Weite hin verrauſchte; nun hob ſich Marie wie auf ſteigenden Wellen immer höher und höher — höher und höher — höher und höher —

Beſchluß.

Prr — Puff ging es! — Marie fiel herab aus unermeßlicher Höhe. — Das war ein Ruck! — Aber gleich ſchlug ſie auch die Augen auf, da lag ſie in ihrem Bettchen, es war heller Tag, und die Mutter ſtand vor ihr, ſprechend: „Aber wie kann man auch ſo lange ſchlafen, längſt iſt das Frühſtück da!“ Du merkſt es wohl, verſammeltes, höchſt geehrtes Publikum, daß Marie ganz betäubt von all den Wunderdingen, die ſie geſehen, endlich im Saal des Marzipanſchloſſes eingeſchlafen war, und daß die Mohren, oder die Pagen oder gar die Prinzeſſinnen ſelbſt, ſie zu Hauſe getragen und ins Bett gelegt hatten. „O Mutter, liebe Mutter, wo hat mich der junge Herr Droßelmeier dieſe Nacht überall hingeführt, was habe ich alles ſchönes geſehen!“ Nun erzählte ſie alles beinahe ſo genau, wie ich es ſo eben erzählt habe, und die Mutter ſah ſie ganz verwundert an. Als Marie geendet, ſagte die Mutter: Du haſt einen langen, ſehr ſchönen Traum gehabt, liebe Marie, aber ſchlag Dir das Alles nur aus dem Sinn. Marie beſtand hartnäckig darauf, daß ſie nicht geträumt, ſondern alles wirklich geſehen habe, da führte die Mutter ſie an den Glasſchrank, nahm den Nußknacker, der, wie gewöhnlich, im dritten Fache ſtand, heraus und ſprach: Wie kannſt Du, Du albernes Mädchen, nur glauben, daß dieſe Nürnberger Holzpuppe Leben und Bewegung haben kann. „Aber, liebe Mutter, fiel Marie ein, ich weiß es ja wohl, daß der kleine Nußknacker der junge Herr Droßelmeier aus Nürnberg, Pathe Droßelmeiers Neffe iſt.“ Da brachen Beide, der Medizinalrath und die Medizinalräthin in ein ſchallendes Gelächter aus. „Ach, fuhr Marie beinahe weinend fort, nun lachſt Du gar meinen Nußknacker aus, lieber Vater! und er hat doch von Dir ſehr gut geſprochen, denn als wir im Marzipanſchloß ankamen, und er mich ſeinen Schweſtern, den Prinzeſſinnen, vorſtellte, ſagte er, Du ſeyſt ein ſehr achtungswerther Medizinalrath!" — Noch ſtärker wurde das Gelächter, in das auch Luiſe, ja ſogar Fritz einſtimmte. Da lief Marie ins andere Zimmer, holte ſchnell aus ihrem kleinen Käſtchen die ſieben Kronen des Mauſekönigs herbei, und überreichte ſie der Mutter mit den Worten: „Da ſieh nur, liebe Mutter, das ſind die ſieben Kronen des Mauſekönigs, die mir in voriger Nacht der junge Droßelmeier zum Zeichen ſeines Sieges überreichte." Voll Erſtaunen betrachtete die Medizinalräthin die kleinen Krönchen, die von einem ganz unbekannten aber ſehr funkelnden Metall ſo ſauber gearbeitet waren, als hätten Menſchenhände das unmöglich vollbringen können. Auch der Medizinalrath konnte ſich nicht ſatt ſehen an den Krönchen, und Beide, Vater und Mutter, drangen ſehr ernſt in Marien, zu geſtehen, wo ſie die Krönchen her habe? Sie konnte ja aber nur bei dem, was ſie geſagt, ſtehen bleiben, und als ſie nun der Vater hart anließ, und ſie ſogar eine kleine Lügnerin ſchalt, da fing ſie an heftig zu weinen, und klagte: Ach ich armes Kind, ich armes Kind! was ſoll ich denn nun ſagen! In dem Augenblick ging die Thür auf. Der Obergerichtsrath trat hinein, und rief: Was iſt da — was iſt da? mein Pathchen Marie weint und ſchluchzt? — Was iſt da — was iſt da? Der Medizinalrath unterrichtete ihn von Allem, was geſchehen, indem er ihm die Krönchen zeigte. Kaum hatte der Obergerichtsrath aber dieſe angeſehen, als er lachte, und rief: Toller Schnack, toller Schnack, das ſind ja die Krönchen, die ich vor Jahren an meiner Uhrkette trug, und die ich der kleinen Marie an ihrem Geburtstage, als ſie zwei Jahre alt worden, ſchenkte. Wißt ihrs denn nicht mehr? Weder der Medizinalrath noch die Medizinalräthin konnten ſich deſſen erinnern, als aber Marie wahrnahm, daß die Geſichter der Eltern wieder freundlich geworden, da ſprang ſie los auf Pathe Droßelmeier und rief: Ach, Du weißt ja alles, Pathe Droßelmeier, ſag es doch nur ſelbſt, daß mein Nußknacker Dein Neffe, der junge Herr Droßelmeier aus Nürnberg iſt, und daß er mir die Krönchen geſchenkt hat! — Der Obergerichtsrath machte aber ein ſehr finſteres Geſicht und murmelte: dummer, einfältiger Schnack. Darauf nahm der Medizinalrath die kleine Marie vor ſich und ſprach ſehr ernſthaft: Hör mal, Marie, laß nun einmal die Einbildungen und Poſſen, und wenn Du noch einmal ſprichſt, daß der einfältige mißgeſtaltete Nußknacker der Neffe des Herrn Obergerichtsraths ſey, ſo werf ich nicht allein den Nußknacker, ſondern auch alle Deine übrigen Puppen, Mamſell Clärchen nicht ausgenommen, durchs Fenſter. — Nun durfte freilich die arme Marie gar nicht mehr davon ſprechen, wovon denn doch ihr ganzes Gemüth erfüllt war, denn ihr möget es Euch wohl denken, daß man ſolch Herrliches und Schönes, wie es Marien widerfahren, gar nicht vergeſſen kann. Selbſt — ſehr geehrter Leſer oder Zuhörer Fritz — ſelbſt Dein Kamerad Fritz Stahlbaum drehte der Schweſter ſogleich den Rücken, wenn ſie ihm von dem Wunderreiche, in dem ſie ſo glücklich war, erzählen wollte. Er ſoll ſogar manchmal zwiſchen den Zähnen gemurmelt haben: einfältige Gans! doch das kann ich ſeiner ſonſt erprobten guten Gemüthsart halber nicht glauben, ſo viel iſt aber gewiß, daß, da er nun an nichts mehr, was ihm Marie erzählte, glaubte, er ſeinen Huſaren bei öffentlicher Parade das ihnen geſchehene Unrecht förmlich abbat, ihnen ſtatt der verlornen Feldzeichen viel höhere, ſchönere Büſche von Gänſekielen anheftete, und ihnen auch wieder erlaubte, den Gardehuſarenmarſch zu blaſen. Nun! — wir wiſſen am beſten, wie es mit dem Muth der Huſaren ausſah, als ſie von den häßlichen Kugeln Flecke auf die rothen Wämſer kriegten! —

Sprechen durfte nun Marie nicht mehr von ihrem Abentheuer, aber die Bilder jenes wunderbaren Feenreichs umgaukelten ſie in ſüßwogendem Rauſchen und in holden lieblichen Klängen; ſie ſah alles noch einmal, ſo wie ſie nur ihren Sinn feſt darauf richtete, und ſo kam es, daß ſie, ſtatt zu ſpielen, wie ſonſt, ſtarr und ſtill, tief in ſich gekehrt, da ſitzen konnte, weshalb ſie von allen eine kleine Träumerin geſcholten wurde. Es begab ſich, daß der Obergerichtsrath einmal eine Uhr in dem Hauſe des Medizinalraths reparirte, Marie ſaß am Glasſchrank, und ſchaute, in ihre Träume vertieft, den Nußknacker an, da fuhr es ihr wie unwillkührlich heraus: Ach, lieber Herr Droßelmeier, wenn Sie doch nur wirklich lebten, ich würde nicht ſo machen, wie Prinzeſſin Pirlipat, und Sie verſchmähen, weil Sie, um meinet Willen, aufgehört haben, ein hübſcher junger Mann zu ſeyn! In dem Augenblick ſchrie der Obergerichtsrath: Hei, hei — toller Schnack. — Aber in dem Augenblick geſchah auch ein ſolcher Knall und Ruck, daß Marie ohnmächtig vom Stuhle ſank. Als ſie wieder erwachte, war die Mutter um ſie beſchäftigt, und ſprach: Aber wie kannſt Du nur vom Stuhle fallen, ein ſo großes Mädchen! — Hier iſt der Neffe des Herrn Obergerichtsrath aus Nürnberg angekommen — ſei hübſch artig! — Sie blickte auf, der Obergerichtsrath hatte wieder ſeine Glasperücke aufgeſetzt, ſeinen gelben Rock angezogen, und lächelte ſehr zufrieden, aber an ſeiner Hand hielt er einen zwar kleinen, aber ſehr wohlgewachſenen jungen Mann. Wie Milch und Blut war ſein Geſichtchen, er trug einen herrlichen rothen Rock mit Gold, weißſeidene Strümpfe und Schuhe, hatte im Jabot ein allerliebſtes Blumenbouquet, war ſehr zierlich friſirt und gepudert, und hinten über den Rücken hing ihm ein ganz vortrefflicher Zopf herab. Der kleine Degen an ſeiner Seite ſchien von lauter Juwelen, ſo blitzte er, und das Hütlein unterm Arm von Seidenflocken gewebt. Welche angenehme Sitten der junge Mann beſaß, bewies er gleich dadurch, daß er Marien eine Menge herrlicher Spielſachen, vorzüglich aber den ſchönſten Marzipan und dieſelben Figuren, welche der Mauſekönig zerbiſſen, dem Fritz aber einen wunderſchönen Säbel mitgebracht hatte. Bei Tiſche knackte der Artige für die ganze Geſellſchaft Nüſſe auf, die härteſten widerſtanden ihm nicht, mit der rechten Hand ſteckte er ſie in den Mund, mit der linken zog er den Zopf an — Krak — zerfiel die Nuß in Stücke! — Marie war glutroth geworden, als ſie den jungen artigen Mann erblickte, und noch röther wurde ſie, als nach Tiſche der junge Droßelmeier ſie einlud, mit ihm in das Wohnzimmer an den Glasſchrank zu gehen. „Spielt nur hübſch mit einander, ihr Kinder, ich habe nun, da alle meine Uhren richtig gehen, nichts dagegen,“ rief der Obergerichtsrath. Kaum war aber der junge Droßelmeier mit Marien allein, als er ſich auf ein Knie niederließ, und alſo ſprach: O meine allervortrefflichſte Demoiſelle Stahlbaum, ſehn Sie hier zu Ihren Füßen den beglückten Droßelmeier, dem Sie an dieſer Stelle das Leben retteten! — Sie ſprachen es gütigſt aus, daß Sie mich nicht wie die garſtige Prinzeſſin Pirlipat verſchmähen wollten, wenn ich ihretwillen häßlich geworden! — ſogleich hörte ich auf ein ſchnöder Nußknacker zu ſein, und erhielt meine vorige nicht unangenehme Geſtalt wieder. O vortreffliche Demoiſelle, beglücken Sie mich mit Ihrer werthen Hand, theilen Sie mit mir Reich und Krone, herrſchen Sie mit mir auf Marzipanſchloß, denn dort bin ich

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Inhalt des [illegible] Bandes.

Die Serapions-Brüder.

[illegible] Band.

Seite

[illegible] [illegible]

Erster Abschnitt.

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

Zweiter Abschnitt.

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

Die

Serapions-Brüder.

Gesammelte

Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Zweiter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1873.

E. T. A. Hoffmann's

geſammelte Schriften.

Zweiter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1857.

[illegible]

Die Serapions-Brüder.

Zweiter Band.

Dritter Abſchnitt.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] zum Magnetismus hinneigte, bemerkte meine [illegible] [illegible] nichts weiter.

Erlaube, [illegible] das Wort, erlaube lieber Vater, daß ich die Zweifel, die Du heute gegen den Magnetismus zu hegen beliebst, nur für das Erzeugniß einer augenblicklichen Stimmung halte. Was ist der Magnetismus, als Heilmittel gedacht, anders als die potenzirte Kraft des psychischen Princips, die man vermag das physische ganz zu beherrschen, es ganz zu erfassen, jeden, auch den leisesten abnormen Zustand darin wahrzunehmen und eben durch die volle [illegible] dieses Zustandes ihn zu lösen. Unmöglich kannst Du die Macht unseres psychischen Princips wegläugnen, unmöglich Dein Ohr verschließen wollen den wunderbaren Anklängen die in uns tönen, und uns hinweisen, [illegible] geheimnißvollen Zauber-Musik, die das große harmonische Lebensprincip der Natur selbst ist.

Du sprichst, erwiederte [illegible], nach Deiner gewöhnlichen Weise, Du gefällst Dich in mystischen Schwärmereien. Ich gebe Dir zu, daß die Lehre vom Magnetismus [illegible]

[illegible]

beiderlei des göttlichen und [illegible] Prinzips [illegible]. Die lebhaftesten Kräfte [illegible] können, wenn irgend ein krankhaftes Gefühl den Körper ergreift. Der Geist zeigt die Ohnmacht seines Widerstandes und macht ihn, den [illegible] allein [illegible], zum [illegible] Gebieter. Es soll ja auch der Magnetismus nur durch irgend einen krankhaften Zustand des Körpers bedingt werden. Mag es ferner sein, daß die Natur als einem göttlichen Dualismus [illegible] und daß der geistige [illegible] in [illegible] die wunderbarsten Erscheinungen hervorbringt, aber was die Natur, meine ich, [illegible] jenen Dualismus verbieten, und jeder Versuch, [illegible] jenes Gebot der Natur nach Willkür [illegible], [illegible], um nicht [illegible], doch gewiß ein gefährliches Wagestück. Ich gehe weiter. Ich weiß, ich kann nicht leugnen, die Erfahrung ist mir entgegen, daß das willkürliche Hervorrufen jener unbekannten Seelenzustände, ist es durch irgend einen [illegible] im [illegible], möglich ist, daß ferner das fremde göttliche Prinzip auf [illegible] Weise [illegible] ein [illegible], aber wie man es auch nennen mag — in das vom Magnetiseur [illegible] Wesen [illegible] und [illegible] der magnetischen Manipulation die geistige Kraft, das Magnetisieren [illegible] und jenen Zustand erzeugen kann, der von der Regel aller menschlichen [illegible] und Lebens abweicht und selbst in seiner [illegible] Beziehung [illegible] Verhältnisse in sich trägt. Ich kann, sage ich, das Alles nicht leugnen, aber [illegible] und ewig wird mir das Verfahren als eine [illegible] Gewalt erscheinen, deren Wirkung, allen [illegible] zum Trotz nicht zu berechnen bleibt. Zugegeben [illegible], der Magnetismus sei ein [illegible] gefährliches Instrument in der Hand eines Kindes, ich bin mit keinem Ausspruch einverstanden. — Daß der Mensch sich unterfängen, auf das geistige Prinzip des andern nach Willkür wirken zu wollen, so [illegible] mir die Lehre der [illegible] Schule der [illegible], die über alle [illegible] von Bildern und Glauben in Ausdruck nahm, der [illegible] und [illegible]. Das [illegible] des hohen Wissens ist eine [illegible] Frage an die Natur, ob sie den geistigen Dualismus verbieten mehr oder nicht, und sie allein entscheidet. Aber so werden das eigne Magnetisieren am [illegible] als Veranstaltung des Magnetismus [illegible] in seiner [illegible] gefährlich genannt werden, als kann [illegible] wirkende Kraft eines fremden geistigen Prinzips [illegible]. — Aber — [illegible], ja wohl in einer [illegible] gelangen und nur unwillkürlich in [illegible] gerathend, [illegible] jetzt so viele jene [illegible] aller [illegible] Wissenschaften, darf man überhaupt den Magnetismus eine Wissenschaft nennen. Ein fremder Arzt äußerte, wie Perty in seiner Physiologie und Physik des Magnetismus erzählt, seine Verwunderung, daß die deutschen Ärzte die magnetischen Zustände so wissenschaftlich behandelten und so [illegible] an ihnen experimentirten, als wenn sie einen [illegible] Apparat vor sich hätten. Leider ist dem so, und deshalb will ich — mag ich — wenigstens an die Zukunft des Magnetismus lieber gar nicht glauben als dem Gedanken Raum geben, daß das unheimliche Spiel mit einer fremden Gewalt [illegible] einmal [illegible] mein eigenes Leben [illegible] werden können.

Nun aber, lieber Leser des Briefs, aus allem was Sie nicht [illegible] und Wahrheit über den Magnetismus gefunden, folgt [illegible] als daß Sie [illegible] daß Sie an die Kräfte des Magnetismus wirklich glaubt, daß Sie aber wenigstens Sie [illegible] vorgenommen, [illegible] Magnetiseur in der Welt irgend eine [illegible] auf den [illegible] [illegible] [illegible] des Magnetismus [illegible] [illegible] [illegible] Magnetismus [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wirkt. Wenn Jemand [illegible] alle Menschen, die ich ihm entgegenstellte und [illegible] mir zeigte, daß das bloß theoretische Studium in mir gar nicht den Glauben erwecken konnte, der unerläßlich ist, sondern daß sich dieser erst dann machte, wenn ich selbst magnetischen Experimenten beigewohnt. Dazu hätte es damals auf der Universität aller an aller Gelegenheit, hätte sich auch ein hoffnungsvoller Magnetiseur finden lassen, so gab es doch damals keine Patienten, die einige Indicationen zum Somnambulismus, zur Clairvoyance zeigten.

Ich kam nach der Residenz. Dort stand der Magnetismus eben im höchsten Flor. Die Welt sprach von nichts anderm, als von den wunderbaren magnetischen Kuren eines [illegible] gefeierten [illegible] Arztes, der nach einigen nicht eben bedeutenden Nervenzufällen, [illegible] selbst [illegible] Somnambul und dann die merkwürdigste Clairvoyance gewonnen, die er nach dem Ausspruch aller der Magnetiseure [illegible] Patientinnen, jemals gegeben und künftig geben könne. Es gelang mir, die Bekanntschaft des Arztes zu machen, der sie behandelte, und dieser, der mit einem [illegible] Schüler [illegible], versprach mich [illegible] zu der Dame, wenn sie einst in der Krisis befangen. Sie [illegible]. Kommen Sie, sprach der Arzt eines Tages, um [illegible] Nachmittags zu mir, kommen Sie, so [illegible], ich weiß es, meine Kranke in einem magnetischen Schlaf. — In der gespanntesten Erwartung trat ich hinein in das [illegible], so [illegible] Gemach. Die Fenster waren mit [illegible] Gardinen dicht verzogen, so daß die [illegible] Strahlen der Abend-Sonne aber in [illegible] Schimmer nur [illegible] hineinschimmerten. Die Somnambule lag, in ein [illegible] Sopha [illegible], ausgestreckt auf dem Rücken mit dicht geschlossenen Augen, leise athmend wie im tiefsten Schlaf.

Um sie her im weiten Kreis waren einige Personen versammelt, ein Paar Fräulein, die die Augen [illegible], [illegible], die gar zu gern selbst auf der Stelle somnambul geworden wären, [illegible] jungen Officiers und eines andern jungen [illegible] Menschen, die beide auf diesen wichtigen Moment [illegible] zu harren schienen, ein Paar ältliche Damen, [illegible], die [illegible] Stimmung der somnambulen [illegible] —

Nun erwartete ich [illegible] Zustand der Schläferin. Der Magnetiseur, der sich [illegible] mit der Somnambule in Rapp-

[illegible]

[illegible] aus dem magnetiſchen Schlaf erwachen und ebenfalls Thee trinken, ja ſogar einmal [illegible] dazu genießen werde. — Die ſomnambule Dame fing abermals an zu reden, aber mit ganz veränderter [illegible] und wie ich geſtehen muß, über die Maßen wohlklingendem Organ. Sie ſprach indeſſen in ſolch' myſtiſchen Worten und [illegible], daß ich gar keinen Sinn herausfinden konnte, der Magnetiſeur verſicherte indeſſen, ſie ſage die herrlichſten, tiefſten, [illegible] Dinge über ihren Magen. Das mußte ich nun freilich glauben. Von dem Magen abgekommen, wie wiederum der Magnetiſeur erklärte, nahm ſie auch einen höhern Schwung. Zuweilen war es mir, als kämen ganze Sätze vor, die ich irgendwo geleſen. Etwa in Novalis Fragmenten oder in Schellings Weltſeele. Dann ſank ſie erſchöpft zurück in die Kiſſen. Der Magnetiſeur hielt ihr Erwachen nicht mehr fern und bat uns, das Zimmer zu verlaſſen, da es vielleicht [illegible] auf ſie wirken könnte, ſogleich ſich von mehreren Perſonen umgeben zu ſehen. So wurden wir nach Hauſe geſchickt. Die beiden Fräulein, auf die meines [illegible] geachtet, hatten für gut gefunden, [illegible] zu [illegible] und ſich [illegible] davon zu ſchleichen. — Ihr könnt gar nicht glauben, wie gar beſonders die ganze Scene auf mich wirkte. Abgeſehen von den beiden albernen Mädchen, die aus der [illegible] als [illegible] Zuſchauerinnen gern hinaus wollten, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die ſomnambule Dame auf dem Sopha eine vorbereitete, wohl durchdachte, [illegible] Rolle mit vieler Kunſt darſtelle.

Den Magnetiſeur kannte ich als den offenſten, redlichſten Mann, der eine Comödie der Art aus der tiefſten Seele verabſcheuen mußte, zu gewiß, um auch nur dem leiſeſten Argwohn Raum zu geben, daß er ſeiner Seits, auch wohl [illegible] Bekehrungsſucht halber, eine Täuſchung der Art unterſtützen ſollte. War eine ſolche Täuſchung wirklich vorhanden, ſo mußte ſie lediglich das Werk der Dame ſeyn, deren Kunſt die Wiſſenſchaft, die Einſicht, die Beobachtungsgabe des Arztes, der vielleicht zu ſehr von der neuen Lehre eingenommen, über[illegible]. Nicht fragen durfte ich mich aber, welchen Zweck eine ſolche [illegible], wenn doch [illegible] fingirte gewaltſame Zuſtand, welchen Zweck ſie haben könne. Daß es denn nicht von den vom [illegible] [illegible] [illegible] miauenden Nonnen, von [illegible] in [illegible] Vorſtellungen ſich windenden Verzückten bis auf jenes Weib im Würzburger Hoſpital, die ſich, den wüthendſten Schmerz nicht achtend, Glasſcherben, Nadeln in die Aderlaßwunde bohrte, damit der Arzt über die fremdartigen Dinge in ihrem Körper erſtaunen ſollte, ja bis auf die berüchtigte Manion in der neueſten Zeit, gab es denn nicht jederzeit eine Menge Weiber, die Geſundheit, Leben, Ehre, Freiheit daran ſetzten, nur, damit die Welt ſie für außerordentliche Weſen halte, von dem Wunder ihrer Erſcheinung ſpreche? — Doch zurück zu meiner ſomnambulen Dame! — Ich wagte es, dem Arzt wenigſtens ganz leiſe meine Zweifel anzudeuten. Er verſicherte aber lächelnd, dieſe Zweifel wären nur die letzten ohnmächtigen Streiche des Beſiegten. Die Dame habe mehrmals geäußert, daß meine Gegenwart wohlthätig auf ſie wirke, er habe daher gegründete Urſache meine fortgeſetzten Beſuche zu wünſchen, die mich ganz überzeugen würden. — In der That fing ich an, da ich die Dame mehrmals beſucht, mich mehr zum Glauben hinzuneigen, und dieſer Glaube ſtieg beinahe bis zur Ueberzeugung, als ſie im ſomnambulen Zuſtande, nachdem ich durch den Magnetiſeur mich mit ihr in Rapport geſetzt, mir auf unbegreifliche Weiſe Dinge aus meinem eignen Leben erzählte, und vorzüglich einer Nervenkrankheit gedachte, in die ich verfiel, als mir der Tod eine geliebte Schweſter entriſſen. — Sehr mißfiel es mir aber, daß ſich die Zahl der Beſucher immer mehrte, und daß der Magnetiſeur die Dame zur weiſſagenden Sybille emporzuheben ſich mühte, da er ſie über Geſundheit und Leben fremder Perſonen, die er mit ihr in Rapport geſetzt, Orakelſprüche thun ließ. — Eines Tages fand ich unter den Anweſenden einen alten berühmten Arzt, der allgemein als der ärgſte Zweifler, als der ſchlimmſte Gegner der magnetiſchen Cur bekannt war. Die Dame hatte, ehe er gekommen, im magnetiſchen Schlaf voraus geſagt, daß dieſer Zuſtand diesmal länger dauern als ſonſt, und daß ſie erſt nach zwei vollen Stunden erwachen werde. Bald darauf gerieth ſie in den höchſten Grad des Hellſehens und begann ihre myſtiſchen Reden. Der Magnetiſeur verſicherte, daß in dieſem höchſten Grad der wahren Verzückung, die Somnambule, ein reingeiſtiges Weſen, den Körper ganz abgeſtreift habe und für jeden phyſiſchen Schmerz unempfindlich ſey. Der alte Arzt meinte, zum Beſten der Wiſſenſchaft, zur Ueberzeugung aller Ungläubigen ſey es jetzt an der Zeit, eine durchgreifende Probe zu machen. Er ſchlage vor, die Dame mit einem glühenden Eiſen an der Fußſohle zu brennen und abzuwarten, ob ſie gefühllos bleiben würde. Der Verſuch ſchiene grauſam, wäre es aber nicht, da ſogleich lindernde heilende Mittel angewandt werden könnten, und er habe deshalb ein kleines Eiſen und die nöthigen Heilmittel zur Stelle gebracht. Er zog beides aus der Taſche. Der Magnetiſeur verſicherte, daß die Dame den Schmerz beim Erwachen gar nicht achten werde, den ſie zum Beſten der hohen Wiſſenſchaft erleide und rief nach einer Kohlpfanne. Man brachte das Gefäß herbei, der Arzt ſteckte ſein kleines Eiſen in die Gluth. In dem Augenblick zuckte die Dame wie in heftigem Krampf, ſeufzte tief auf, erwachte, klagte über Uebelbefinden! — Der alte Arzt warf ihr einen durchbohrenden Blick zu, kühlte ohne Umſtände ſein Eiſen ab in magnetiſirtem Waſſer, das gerade auf dem Tiſche ſtand, ſteckte es in die Taſche, nahm Hut und Stock und ſchritt von dannen. Mir fielen die Schuppen von den Augen, ich eilte fort, unwillig, erboßt über die unwürdige Myſtifikation, die die feine Dame ihrem wohlwollenden Magnetiſeur, uns allen bereitet.

Daß weder der Magnetiſeur, noch diejenigen Andächtigen, denen die Beſuche bei der Dame als eine Art myſtiſchen Gottesdienſtes galten, durch das Verfahren des alten Arztes auch nur im mindeſten aufgeklärt wurden, verſteht ſich eben ſo ſehr von ſelbſt, als daß ich meiner Seits nun den ganzen Magnetismus als eine chimäriſche Geiſterſeherei verwarf und gar nichts mehr davon hören wollte.

Meine Beſtimmung führte mich nach P. — Auch dort wurde viel vom Magnetismus geſprochen, irgend eines praktiſchen Verſuchs aber nicht erwähnt. Man behauptete, daß ein würdiger, berühmter Arzt, doch in den Jahren wie jener Arzt in der Reſidenz, der grauſamer Weiſe antiſomnambuliſtiſche Eiſen in der Taſche führte, Direktor des dortigen herrlich eingerichteten Krankenhauſes, ſich entſchieden gegen die magnetiſche Cur erklärt und den ihm untergeordneten Aerzten geradehin unterſagt habe, ſie anzuwenden.

Um ſo mehr mußt ich mich verwundern, als ich nach einiger Zeit vernahm, daß jener Arzt ſelbſt, jedoch ganz insgeheim, den Magnetismus im Krankenhauſe anwende.

Ich ſuchte, als ich näher mit dem würdigen Mann bekannt worden, ihn auf den Magnetismus zu bringen. Er wich mir aus. Endlich, als ich nicht nachließ von der dunklen Wiſſenſchaft zu ſprechen und mich als ein Sachkundiger bewies, frug er, wie es mit der

Ausübung der magnetiſchen Cur in der Reſidenz ſtehe. Ich nahm gar keinen Anſtand ihm die wunderbare Geſchichte von der ſomnambulen Dame, die plötzlich aus himmliſcher Verzückung zurückkehrte auf irdiſchen Boden, als ſie was weniges gebrannt werden ſollte, offen und klar zu erzählen. „Das iſt es eben, das iſt es eben,“ rief er, indem Blitze in ſeinen Augen leuchteten, und brach ſchnell das Geſpräch ab. Endlich, nachdem ich mehr ſein wohlwollendes Vertrauen gewonnen, ſprach er ſich über den Magnetismus in der Art aus, daß er ſich von der Exiſtenz dieſer geheimnißvollen Naturkraft und von ihrer wohlthätigen Wirkung in gewiſſen Fällen durch die reinſten Erfahrungen überzeugt, daß er aber das Erwecken jener Naturkraft für das gefährlichſte Experiment halte, das es geben, und das nur Aerzten, die in der vollkommenſten Ruhe des Geiſtes über allen leidenſchaftlichen Enthuſiasmus erhaben, anvertraut werden könne. In keiner Sache ſey Selbſttäuſchung möglicher, ja leichter, und er halte jeden Verſuch ſchon dann nicht für rein, wenn der Perſon, die zur magnetiſchen Cur geeignet, vorher viel von den Wundern des Magnetismus vorgeredet worden und ſie Verſtand und Bildung genug habe, zu begreifen, worauf es ankomme. Der Reiz in einer höhern Geiſterwelt zu exiſtiren, ſey für poetiſche oder von Haus aus exaltirte Gemüther zu verlockend, um mit der heißen Sehnſucht nach dieſem Zuſtande nicht unwillkührlich allerlei Einbildungen Raum zu geben. Sehr luſtig ſey die geträumte Herrſchaft des Magnetiſeurs über das fremde pſychiſche Prinzip, wenn er ſich ganz hingebe den Phantaſien überſpannter Perſonen, ſtatt ihnen als Zaum und Zügel den kraſſeſten Proſaismus über den Hals zu werfen. Uebrigens ſtelle er gar nicht in Abrede, daß er ſich in ſeinem Krankenhauſe ſelbſt der magnetiſchen Curen bediene. Er glaube aber, daß bei der Art, wie er ſie aus reiner Ueberzeugung anwenden laſſe, durch beſonders dazu erwählte Aerzte unter ſeiner ſtrengſten Aufſicht, wohl nie ein Mißbrauch möglich, ſondern dagegen nur wohlthätige Einwirkung auf die Kranken und Bereicherung der Kenntniß dieſes geheimnißvollſten aller Heilmittel zu erwarten ſey. Aller Regel entgegen wolle er, wenn ich tiefes Stillſchweigen verſpräche, um den Andrang aller Neugierigen zu verhüten, mich einer magnetiſchen Cur beiwohnen laſſen, ſollte ſich ein Fall der Art ereignen.

Der Zufall führte mir bald eine der merkwürdigsten Erscheinungen vor die Augen. Die Sache verhielt sich in folgender Art.

Der Arzt des Ortes fand in einem Dorfe ungefähr zwanzig Stunden von P. bei einem armen Bauer ein Mädchen von sechzehn Jahren, über deren Zustand sich die Eltern [illegible] [illegible] [illegible] beklagten. Nicht gelähmt, konnte sie, nicht Hand [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. Sie fühlte keinen Schmerz, kein [illegible], sie aß und trank, sie schlief oft ganze Tage lang, und dabei magerte sie ab, und wurde von Tage zu Tage immer matter und kraftloser, so daß ein [illegible] [illegible] langer Zeit gar nicht zu [illegible]. Der Arzt überzeugte sich daß ein [illegible] Nervenübel der Grund des Zustandes war, in dem sich das arme Kind befand, und daß die magnetische Cur recht eigentlich indicirt sei. Er eröffnete den Eltern, daß die Heilung des Mädchens hier auf dem Dorfe ganz unmöglich, daß sie aber in P. von Grund aus geheilt werden solle, wenn sie sich entschlössen, das Kind dorthin in das Krankenhaus zu schaffen, wo sie auf das beste gepflegt werden und Alles erhalten solle, ohne daß sie einen Heller dafür bezahlen brauchten. Die Eltern thaten nach [illegible] Kampf, wie ihnen geheißen. Noch ehe die magnetische Cur begonnen, begab ich mich mit meinem ärztlichen Freunde in das Krankenhaus, um die Kranke zu sehen. Ich fand das Mädchen in einem hohen lichten Zimmer, das mit allen Bequemlichkeiten auf das sorgfältigste versehen. Sie war für ihren Stand von sehr zartem Gliederbau und ihr feines Gesicht wäre beinahe schön zu nennen gewesen, hätten es nicht die erloschenen Augen, die Leichenblässe, die farblosen Lippen entstellt. Wohl mochte es sein, daß ein Uebel nachtheilig auf die Geistesvermögen gewirkt, sie schien von dem beschränktesten Verstande, habe nur mühsam die an sie gerichteten Fragen und [illegible] sie in dem [illegible] unverständlichen [illegible] Jargon, den die Bauern in der dortigen Gegend sprechen. Zu ihrem Magnetiseur hatte der Doctor einen jungen kräftigen Mann [illegible] [illegible] gewählt, dem die Offenheit und Gutmüthigkeit aus allen Zügen leuchtete und von dem er sich überzeugt hatte, daß das Mädchen ihn leiden mochte. Die magnetische Cur begann. Von [illegible] Befinden, vom Hellsehen u. dergl. war nicht die Rede. Niemand war zugegen außer dem Magnetiseur als der Doctor, der mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit, mit ängstlicher Beachtung der kleinsten Umstände die Cur leitete, und ich.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ſchreiben wollen, ſondern nach meiner Weiſe jene Sache zur Erzählung, wie mir gerade alles hell in der Seele aufging, nutzte.

Cyprian las:

Der Kampf der Sänger.

Zur Zeit wenn Frühling und Winter am Scheiden ſtehn, in der Nacht des Aequinoktiums, ſaß einer im einſamen Gemach und hatte Johann Christoph Wagenſeils Buch von der Meiſterſinger holdſeliger Kunſt vor ſich aufgeſchlagen. Der Sturm räumte draußen toſend und brauſend die Felder ab, ſchlug die dicken Regentropfen gegen die klirrenden Fenſter und pfiff und heulte des Winters tolles Ade durch die Rauchfänge des Hauſes, während die Strahlen des Vollmondes an den Wänden ſpielten und gaukelten, wie bleiche Geſpenſter. Das achtete aber jener nicht, ſondern ſchlug das Buch zu und ſchaute tiefſinnend, ganz befangen von dem Zauberbilde längſt vergangener Zeit, das ſich ihm dargeſtellt, in die Flammen, die im Kamin kniſterten und ſprühten. Da war es, als hinge ein unſichtbares Weſen einen Schleier nach dem andern über ſein Haupt, ſo daß alles um ihn her in immer dichterem und dichterem Nebel verſchwamm. Das wilde Brauſen des Sturms, das Kniſtern des Feuers wurde zu lindem, harmoniſchen Säuſeln und Flüſtern, und eine innere Stimme ſprach, das iſt der Traum, deſſen Flügel ſo lieblich auf und niederrauſchen, wenn er wie ein frommes Kind ſich an die Bruſt des Menſchen legt und mit einem ſüßen Kuß das innere Auge weckt, daß es vermag die anmuthigſten Bilder eines höheren Lebens voll Glanz und Herrlichkeit zu erſchauen. — Ein blendendes Licht zuckte empor wie Blitzſtrahl, der Verſchleierte ſchlug die Augen auf, aber kein Schleier, keine Nebelwolke verhüllten mehr ſeinen Blick. Er lag auf blumigen Matten in der dämmernden Nacht eines ſchönen dichten Waldes. Die Quellen murmelten, die Büſche rauſchten wie in heimlichem Liebesgeplauder und dazwiſchen klagte eine Nachtigall ihr ſüßes Weh. Der Morgenwind erhob ſich und bahnte, das Gewölk vor ſich her aufrollend, dem hellen lieblichen Sonnenſchein den Weg, der bald auf allen grünen Blättern flimmerte und die ſchlafenden Vögelein weckte, die in fröhlichem Trilleriren von Zweig zu Zweig flatterten und hüpften. Da erſchallte von ferne her luſtiges Hörnergetön, das Wild rüttelte ſich raſchelnd auf aus dem Schlafe, Rehe, Hirſche guckten aus dem Gebüſch den, der auf den Matten lag, neugierig an mit klugen Augen und ſprangen ſcheu zurück in das Dickigt. Die Hörner ſchwiegen, aber nun erhoben ſich Harfenklänge und Stimmen ſo herrlich zuſammentönend wie Muſik des Himmels. Immer näher und näher kam der liebliche Geſang. Jäger die Jagdſpieße in den Händen, die blanken Jagdhörner um die Schultern gehängt, ritten hervor aus der Tiefe des Waldes. Ihnen folgte auf einem ſchönen goldgelben Roß ein ſtattlicher Herr im Fürſtenmantel nach alter deutſcher Art gekleidet, ihm zur Seite ritt auf einem Zelter eine Dame von blendender Schönheit und köſtlich geſchmückt. Aber nun kamen auf ſechs ſchönen Roſſen von verſchiedener Farbe ſechs Männer, deren Trachten, deren bedeutungevolle Geſichter auf eine längſt verfloſſene Zeit hinwieſen. Die hatten den Pferden die Zügel über den Hals gelegt und ſpielten auf Lauten und Harfen und ſangen mit wunderbar helltönenden Stimmen, während ihre Roſſe gebändigt, gelenkt durch den Zauber der ſüßen Muſik, den Waldweg entlang auf anmuthige Weiſe in kurzen Sprungen nachtanzten dem fürſtlichen Paar. Und wenn mitunter der Geſang einige Secunden innehielt, ſtießen die Jäger in die Hörner, und der Roſſe Gewieher ertönte wie ein fröhliches Jauchzen in übermüthiger Luſt. Reichgekleidete Pagen und Diener beſchloſſen den feſtlichen Zug, der im tiefen Dickigt des Waldes verſchwand. —

Der über den ſeltſamen, wundervollen Anblick in tiefes Staunen Verſunkene raffte ſich auf von den Matten und rief begeiſtert: O Herr des Himmels: iſt denn die alte prächtige Zeit erſtanden aus ihrem Grabe? — wer waren denn die herrlichen Menſchen! Da ſprach eine tiefe Stimme hinter ihm: Ei, lieber Herr, ſolltet Ihr nicht die erkennen, die Ihr feſt in Sinn und Gedanken traget? Er ſchaute um ſich und gewahrte einen ernſten ſtattlichen Mann mit einer großen ſchwarzen Lockenperücke auf dem Haupt und ganz ſchwarz nach der Art gekleidet, wie man ſich ums Jahr eintauſend ſechshundert und achtzig tragen mochte. Er erkannte alsbald den alten gelehrten Profeſſor Johann Chriſtoph Wagenſeil, der alſo weiter ſprach: „Ihr hättet ja wohl „gleich wiſſen können, daß der ſtattliche Herr im Fürſtenmantel niemand anders war, als der wackere Landgraf Hermann von Thüringen. Neben ihm ritt der Stern des Hofes, die edle Gräfin Mathilde,

„blutjunge Wittwe des in hohen Jahren verſtorbenen Grafen Cuno „von Falkenſtein. Die ſechs Männer, welche nachritten ſingend und „die Lauten und Harfen rührend, ſind die ſechs hohen Meiſter des Geſanges, welche der edle Landgraf, der holdſeligen Singerkunſt mit „Leib und Seele zugethan, an ſeinem Hofe verſammelt hat. Jetzt „geht das luſtige Jagen auf, aber dann verſammeln ſich die Meiſter „auf einem ſchönen Wieſenplan in der Mitte des Waldes und beginnen ein Wettſingen. Da wollen wir jetzt hinſchreiten, damit wir „ſchon dort ſind, wenn die Jagd beendigt iſt." — Sie ſchritten fort, während der Wald, die fernen Klüfte von den Hörnern, dem Hundegebell, dem Hußah der Jäger wiederhallten. Es geſchah ſo wie der Profeſſor Wagenſeil es gewollt; kaum waren ſie auf dem in goldnem Grün leuchtenden Wieſenplan angekommen, als der Landgraf, die Gräfin, die ſechs Meiſter aus der Ferne ſich langſam nahten: „Ich will," begann Wagenſeil, „ich will Euch nun, lieber Herr! jeden der Meiſter beſonders zeigen und mit Namen nennen. Seht Ihr wohl jenen Mann, der ſo fröhlich um ſich ſchaut, der ſein hellbraunes Pferd, den Zügel angezogen, ſo luſtig her tänzeln läßt? — ſeht wie der Landgraf ihm zunickt — er ſchlägt eine helle Lache auf. Das iſt der muntre Walther von der Vogelweid. Der mit den breiten Schultern, mit dem ſtarken krauſen Bart, mit den ritterlichen Waffen, auf dem Tieger im gewichtigen Schritt daher reitend, das iſt Reinhard von Zwekhſtein. — Ei, ei — der dort auf ſeinem kleinen Schecken, der reitet ja ſtatt hieher waldeinwärts! Er blickt tiefſinnig vor ſich her, er lächelt, als ſtiegen ſchöne Gebilde vor ihm auf aus der Erde. Das iſt der ſtattliche Profeſſor Heinrich Schreiber. Der iſt wohl ganz abweſenden Geiſtes und gedenkt nicht des Wieſenplans, nicht des Wettſingens, denn ſeht nur, lieber Herr, wie er in den engen Waldweg hineinſchiebt, daß ihm die Zweige um den Kopf ſchlagen. — Da ſprengt Johannes Bitterolff an ihn heran. Ihr ſeht doch den ſtattlichen Herrn auf dem Falben mit dem kurzen röthlichen Bart? Er ruft den Profeſſor an. Der erwacht aus dem Traume. Sie kehren beide zurück. — Was iſt das für ein tolles Gebraus dorten in dem dichten Gebüſch? — Ei fahren denn Windsbraute ſo niedrig durch den Wald? Hei! — Das iſt ja ein wilder Reiter, der ſein Pferd ſo ſpornt, daß es ſchäumend in die Lüfte ſteigt. Seht nur den ſchönen bleichen Jüngling, wie ſeine Augen flammen, wie alle Muskeln des Geſichts zucken vor Schmerz, als quäle ihn ein unſichtbares Weſen, das hinter ihm aufgeſtiegen. — Es iſt Heinrich von Ofterdingen. Was mag denn über den gekommen ſeyn? Erſt ritt er ja ſo ruhig daher, mit gar herrlichen Tönen einſtimmend in den Geſang der anderen Meiſter! — O ſeht doch, ſeht den prächtigen Reiter auf dem ſchneeweißen arabiſchen Pferde. Seht wie er ſich hinabſchwingt, wie er, die Zügel um den Arm geſchlungen, mit gar ritterlicher Courtoiſie der Gräfin Mathilde die Hand reicht und ſie hinabſchweben läßt von dem Zelter. Wie anmuthig ſteht er da, die holde Frau anſtrahlend mit ſeinen hellen blauen Augen. Es iſt Wolfframb von Eſchinbach! — Aber nun nehmen ſie alle Platz, nun beginnt wohl das Wettſingen! —

Jeder Meiſter, einer nach dem andern, ſang nun ein herrliches Lied. Leicht war es zu erkennen, daß jeder ſich mühte, den zu übertreffen, der vor ihm geſungen. Schien das aber nun auch keinem recht gelingen zu wollen, konnte man gar nicht entſcheiden, wer von den Meiſtern am herrlichſten geſungen: ſo neigte die Dame Mathilde ſich doch zu Wolfframb von Eſchinbach hin mit dem Kranz, den ſie für den Sieger in den Händen trug. Da ſprang Heinrich von Ofterdingen auf von ſeinem Sitze: wildes Feuer ſprühte aus ſeinen dunklen Augen: ſo wie er raſch vorſchritt in die Mitte des Wieſenplans, riß ihm ein Windſtoß das Barett vom Kopfe, das freie Haar ſpießte ſich empor auf der todtenbleichen Stirn. „Haltet ein, ſchrie er auf, haltet ein! Noch iſt der Preis nicht gewonnen: mein Lied, mein Lied muß erſt geſungen ſeyn und dann mag der Landgraf entſcheiden, wem der Kranz gebührt.“ Darauf kam, man wußte nicht auf welche Weiſe, eine Laute von wunderlichem Bau, beinah anzuſehen wie ein erſtarrtes unheimliches Thier, in ſeine Hand. Die fing er an zu rühren ſo gewaltig, daß der ferne Wald davon erdröhnte. Dann ſang er drein mit ſtarker Stimme. Das Lied lobte und pries den fremden König, der mächtiger ſey als alle andere Fürſten und dem alle Meiſter demüthiglich huldigen müßten, wollten ſie nicht in Schande und Schmach gerathen. Einige ſeltſam gellende Laute klangen recht verhöhnend dazwiſchen. Zornig blickte der Landgraf den wilden Sänger an. Da erhoben ſich die anderen Meiſter und ſangen zuſammen. Ofterdingens Lied wollte darüber verklingen, ſtärker und ſtärker griff er aber in die Saiten, bis ſie wie mit einem laut aufheulenden Angſtgeſchrei zerſprangen. Statt der Laute, die Ofterdingen im Arm getragen, ſtand nun plötzlich eine finſtre entſetzliche Geſtalt vor ihm und hielt ihn, der zu Boden ſinken wollte, umfaßt und hob ihn hoch empor in die Lüfte. Der Geſang der Meiſter verſauſte im Wiederhall, ſchwarze Nebel legten ſich über Wald und Wieſenplan, und hüllten alles ein in finſtre Nacht. Da ſtieg ein in milchweißem Licht herrlich funkelnder Stern empor aus der Tiefe und wandelte daher auf der Himmelsbahn, und ihm nach zogen die Meiſter auf glänzenden Wolken ſingend und ihr Saitenſpiel rührend. Ein flimmerndes Leuchten zitterte durch die Flur, die Stimmen des Waldes erwachten aus dumpfer Betäubung und erhoben ſich und tönten lieblich hinein in die Geſänge der Meiſter. —

Du gewahrſt es, vielgeliebter Leſer! daß der, welchem dieſes alles träumte, eben derjenige iſt, der im Begriff ſteht, Dich unter die Meiſter zu führen, mit denen er durch den Profeſſor Johann Chriſtoph Wagenſeil bekannt wurde. —

Es begiebt ſich wohl, daß, ſehen wir fremde Geſtalten in der dämmernden Ferne daher ſchreiten, uns das Herz bebt vor Neugier, wer die wohl ſeyn, was ſie wohl treiben mögen. Und immer näher und näher kommen ſie. Wir erkennen Farbe der Kleidung, Geſicht, wir hören ihr Geſpräch, wiewohl die Worte verhallen in den weiten Lüften. Aber nun tauchen ſie unter in die blauen Nebel eines tiefen Thals. Dann können wir es kaum erwarten, daß ſie nur wieder aufſteigen, daß ſie bei uns ſich einfinden, damit wir ſie erfaſſen, mit ihnen reden können. Denn gar zu gern möchten wir doch wiſſen, wie die ganz in der Nähe geformt und geſtaltet ſind, welche in der Ferne ſich ſo verwunderlich ausnahmen. —

Möchte der erzählte Traum in Dir, geliebter Leſer, ähnliche Empfindungen erregen. Möchteſt Du es dem Erzähler freundlich vergönnen, daß er Dich nun gleich an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen nach der ſchönen Wartburg bringe.

Die Meiſterſänger auf der Wartburg.

Es mochte wohl ums Jahr eintauſend zweihundert und acht ſeyn, als der edle Landgraf von Thüringen, eifriger Freund, rüſtiger Beſchützer der holdſeligen Sängerkunſt, ſechs hohe Meiſter des Geſanges an ſeinem Hofe verſammelt hatte. Es befanden ſich allda Wolfframb von Eſchinbach, Walther von der Vogelweid, Reinhard von Zwekhſtein, Heinrich Schreiber, Johannes Bitterolff, alle ritterlichen Ordens, und Heinrich von Ofterdingen, Bürger zu Eiſenach. Wie Prieſter einer Kirche lebten die Meiſter in frommer Liebe und Eintracht beiſammen, und all ihr Streben ging nur dahin, den Geſang, die ſchönſte Gabe des Himmels, womit der Herr den Menſchen geſegnet, recht in hohen Ehren zu halten. Jeder hatte nun freilich ſeine eigne Weiſe, aber wie jeder Ton eines Akkords anders klingt und doch alle Töne im lieblichſten Wohllaut zuſammenklingen, ſo geſchah es auch, daß die verſchiedenſten Weiſen der Meiſter harmoniſch mit einander tönten und Strahlen ſchienen eines Liebesſterns. Daher kam es, daß keiner ſeine eigne Weiſe für die beſte hielt, vielmehr jede andre hoch ehrte, und wohl meinte, daß ſeine Weiſe ja gar nicht ſo lieblich klingen könne ohne die andern, wie denn der Ton dann erſt ſich recht freudig erhebt und aufſchwingt, wenn der ihm verwandte erwacht und ihn liebend begrüßt.

Waren Walthers von der Vogelweid, des Landherrn, Lieder gar vornehm und zierlich, und dabei voll kecker Luſt, ſo ſang Reinhard von Zwekhdſtein dagegen derb und ritterlich mit gewichtigen Worten. Bewies ſich Heinrich Schreiber gelehrt und tiefſinnig, ſo war Johannes Bitterolff voller Glanz und reich an kunſtvollen Gleichniſſen und Wendungen. Heinrich von Ofterdingens Lieder gingen durch die innerſte Seele, er wußte, ſelbſt ganz aufgelöſt in ſchmerzlichem Sehnen, in jeder Bruſt die tiefſte Wehmuth zu entzünden. Aber oft ſchnitten grelle häßliche Töne dazwiſchen, die mochten wohl aus dem wunden zerriſſenen Gemüth kommen, in dem ſich böſer Hohn angeſiedelt, bohrend und zehrend wie ein giftiges Inſekt. Niemand wußte, wie Heinrich von ſolchem Unweſen befallen. Wolfframb von Eſchinbach war in der Schweiz geboren. Seine Lieder voller ſüßer Anmuth und Klarheit glichen dem reinen blauen Himmel ſeiner Heimath, ſeine Weiſen klangen wie liebliches Glocken- und Schalmeiengetön. Aber dazwiſchen brauſten auch wilde Waſſerfälle, dröhnten Donner durch die Bergklüfte. Wunderbar wallte, wenn er ſang, jeder mit ihm wie auf den glänzenden Wogen eines ſchönen Stroms, bald ſanft daher gleitend, bald kämpfend mit den ſturmbewegten Wellen, bald die Gefahr überwunden, fröhlich hinſteuernd nach dem ſichern Port. Seiner Jugend unerachtet mochte Wolfframb von Eſchinbach wohl für den erfahrenſten von allen Meiſtern gelten, die am Hofe verſammelt. Von Kindesbeinen an war er der Sängerkunſt ganz und gar ergeben, und zog, ſo wie er zum Jüngling gereift, ihr nach durch viele Lande, bis er den großen Meiſter traf, Friedebrand geheißen. Dieſer unterwies ihn getreulich in der Kunſt und theilte ihm viele Meiſtergedichte in Schriften mit, die Licht in ſein inneres Gemüth hineinſtrömten, daß er das, was ihm ſonſt verworren und geſtaltlos geſchienen, nun deutlich zu erkennen vermochte. Vorzüglich aber zu Ziegebrunnen in Schottland brachte ihm Meiſter Friedebrand etliche Bücher, aus denen er die Geſchichten nahm, die er in deutſche Lieder faßte, ſonderlich von Gamurret und deſſen Sohn Parcivall, von Markgraf Wilhelm von Narben und dem ſtarken Rennewart, welches Gedicht hernach ein anderer Meiſterſänger, Ulrich von Türkheimb, auf vornehmer Leute Bitten, die Eſchinbachs Lieder wohl nicht verſtehen mochten, in gemeine deutſche Reime brachte und zum dicken Buche ausdehnte. So mußt' es wohl kommen, daß Wolfframb wegen ſeiner herrlichen Kunſt weit und breit berühmt wurde und vieler Fürſten und großer Herren Gunſt erhielt. Er beſuchte viele Höfe und bekam allenthalben ſtattliche Verehrungen ſeiner Meiſterſchaft, bis ihn endlich der hocherleuchtete Landgraf Hermann von Thüringen, der ſein großes Lob an allen Enden verkünden hörte, an ſeinen Hof berief. Nicht allein Wolfframbs große Kunſt, ſondern auch ſeine Milde und Demuth gewannen ihm in kurzer Zeit des Landgrafs volle Gunſt und Liebe, und wohl mocht' es ſeyn, daß Heinrich von Ofterdingen, der ſonſt in dem hellſten Sonnenlicht der fürſtlichen Gnade geſtanden, ein wenig in den Schatten zurücktreten mußte. Demunerachtet hing keiner von den Meiſtern dem Wolfframb ſo mit rechter inniger Liebe an, als eben Heinrich von Ofterdingen. Wolfframb erwiederte dies aus dem tiefſten Grunde ſeines Gemüths, und ſo ſtanden beide da, recht in Liebe verſchlungen, während die andern Meiſter ſie umgaben wie ein ſchöner lichter Kranz.

Heinrich von Ofterdingens Geheimniß.

Ofterdingens unruhiges zerriſſenes Weſen nahm mit jedem Tage mehr überhand. Düſtrer und unſteter wurde ſein Blick, bläſſer und bläſſer ſein Antlitz. Statt daß die andern Meiſter, hatten ſie die erhabenſten Materien der heiligen Schrift beſungen, ihre freudigen Stimmen erhoben zum Lobe der Damen und ihres wackern Herrn, klagten Ofterdingens Lieder nur die unermeßliche Qual des irdiſchen Seyns und glichen oft dem jammernden Wehlaut des auf den Tod Wunden, der vergebens hofft auf Erlöſung im Tode. Alle glaubten, er ſey in troſtloſer Liebe; aber eitel blieb alles Mühen, ihm das Geheimniß zu entlocken. Der Landgraf ſelbſt, dem Jünglinge mit Herz und Seele zugethan unternahm es, ihn in einer einſamen Stunde um die Urſache ſeines tiefen Leids zu befragen. Er gab ihm ſein fürſtliches Wort, daß er alle ſeine Macht aufbieten wolle, irgend ein bedrohliches Uebel zu entfernen oder durch die Beförderung irgend eines jetzt ihm hoffnungslos ſcheinenden Wunſches ſein ſchmerzliches Leiden zu wandeln in fröhliches Hoffen, allein ſo wenig wie die andern vermochte er den Jüngling, ihm das Innerſte ſeiner Bruſt aufzuthun. „Ach mein hoher Herr, rief Ofterdingen, indem ihm die heißen Thränen aus den Augen ſtürzten, ach mein hoher Herr, weiß ichs denn „ſelbſt, welches hölliſche Ungeheuer mich mit glühenden Krallen gepackt hat und mich emporhält zwiſchen Himmel und Erde, ſo daß „ich dieſer nicht mehr angehöre und vergebens dürſte nach den Freuden über mir? Die heidniſchen Dichter erzählen von den Schatten „Verſtorbener, die nicht dem Elyſium angehören, nicht dem Orkus. „An den Ufern des Acheron ſchwanken ſie umher und die finſtern „Lüfte, in denen nie ein Hoffnungsſtern leuchtet, tönen wieder von „ihren Angſtſeufzern, von den entſetzlichen Wehlauten ihrer namenloſen Qual. Ihr Jammern, ihr Flehen iſt umſonſt, unerbittlich „ſtößt ſie der alte Fährmann zurück, wenn ſie hinein wollen in den „verhängnißvollen Kahn. Der Zuſtand dieſer fürchterlichen Verdammniß iſt der meinige.“ —

Bald nachher als Heinrich von Ofterdingen auf dieſe Weiſe mit dem Landgrafen geſproche[illegible] verließ er, von wirklicher Krankheit befallen, die Wartburg, und begab ſich nach Eiſenach. Die Meiſter klagten, daß ſolch ſchöne Blume aus ihrem Kranze ſo vor der Zeit wie angehaucht von giftigen Dünſten dahin welken müſſe. Wolfframb von Eſchinbach gab indeſſen keinesweges alle Hoffnung auf, ſondern meinte ſogar, daß eben jetzt, da Ofterdingens Gemüthskrankheit ſich gewendet in körperliches Leiden, Geneſung nahe ſeyn könne. Begäbe es ſich denn nicht oft, daß die ahnende Seele im Vorgefühl körperlichen Schmerzes erkranke, und ſo ſey es denn auch wohl mit Ofterdingen geſchehen, den er nun getreulich tröſten und pflegen wolle.

Wolfframb ging auch alsbald nach Eiſenach. Als er eintrat zu Ofterdingen, lag dieſer ausgeſtreckt auf dem Ruhebette, zum Tode matt, mit halbgeſchloſſenen Augen. Die Laute hing an der Wand ganz verſtaubt, mit zum Theil zerriſſenen Saiten. So wie er den Freund gewahrte, richtete er ſich ein wenig empor und ſtreckte ſchmerzlich lächelnd ihm die Hand entgegen. Als nun Wolfframb ſich zu ihm geſetzt, die herzigen Grüße von dem Landgraf und den Meiſtern gebracht und ſonſt noch viel freundliche Worte geſprochen, fing Heinrich mit matter kranker Stimme alſo an: „Es iſt mir viel Abſonderliches „begegnet. Wohl mag ich mich bei Euch wie ein Wahnſinniger gebehrdet haben, wohl mochtet ihr alle glauben, daß irgend ein in „meiner Bruſt verſchloſſenes Geheimniß mich ſo verderblich hin und „her zerre. Ach! mir ſelbſt war ja mein troſtloſer Zuſtand ein Geheimniß. Ein wüthender Schmerz zerriß meine Bruſt, aber unerforſchlich blieb mir ſeine Urſache. All mein Treiben ſchien mir elend „und nichtswürdig, die Lieder, die ich ſonſt gar hoch gehalten, klangen mir falſch, ſchwach — des ſchlechteſten Schülers unwerth. Und „doch brannte ich, von eitlem Wahn bethört, dich — alle übrigen „Meiſter zu übertreffen. Ein unbekanntes Glück, des Himmels höchſte „Wonne ſtand hoch über mir, wie ein golden funkelnder Stern — „zu dem mußt' ich mich hinaufſchwingen, oder troſtlos untergehen. „Ich ſchaute hinauf, ich ſtreckte die Arme ſehnſuchtsvoll empor, und „dann wehte es mich ſchaurig an mit eiskalten Flügeln und ſprach: „Was will all dein Sehnen, all dein Hoffen? Iſt dein Auge nicht „verblindet, deine Kraft nicht gebrochen, daß du nicht vermagſt den „Strahl deiner Hoffnung zu ertragen, dein Himmelsglück zu erfaſſen? „— Nun, — nun iſt mein Geheimniß mir ſelbſt erſchloſſen. Es giebt „mir den Tod, aber im Tode die Seligkeit des höchſten Himmels. — „Krank und ſiech lag ich hier im Bette. Es mochte zur Nachtzeit „ſeyn, da ließ der Wahnſinn des Fiebers, der mich toſend und brauſend hin und her geworfen, von mir ab. Ich fühlte mich ruhig, „eine ſanfte wohlthuende Wärme glitt durch mein Inneres. Es war „mir, als ſchwämme ich im weiten Himmelsraum daher auf dunklen „Wolken. Da fuhr ein funkelnder Blitz durch die Finſterniß und „ich ſchrie laut auf: Mathilde! — Ich war erwacht, der Traum verrauſcht. Das Herz bebte mir vor ſeltſamer ſüßer Angſt, vor unbeſchreiblicher Wonne. Ich wußte, daß ich laut gerufen: Mathilde!

„Ich erſchrak darüber, denn ich glaubte, daß Flur und Wald, daß
„alle Berge, alle Klüfte den ſüßen Namen wiedertönen, daß tauſend
„Stimmen es ihr ſelbſt ſagen würden, wie unausſprechlich bis zum
„Tode ich ſie liebe; daß ſie — ſie der funkelnde Stern ſey, der in
„mein Innerſtes ſtrahlend allen zehrenden Schmerz troſtloſer Sehnſucht
„geweckt, ja daß nun die Liebesflammen hoch empor gelodert, und
„daß meine Seele dürſte — ſchmachte nach ihrer Schönheit und Hold-
„ſeligkeit! — Du haſt nun, Wolfframb, mein Geheimniß und magſt
„es tief in deiner Bruſt begraben. Du gewahrſt, daß ich ruhig bin
„und heiter, und trauſt mir wohl, wenn ich dich verſichere, daß ich
„lieber untergehen als in thörigtem Treiben mich Euch allen verächt-
„lich machen werde. Dir — dir, der Mathilden liebt, dem ſie mit
„gleicher Liebe hingeneigt, mußt' ich ja eben alles ſagen, alles ver-
„trauen. So wie ich geneſen, ziehe ich, die Todeswunde in der blu-
„tenden Bruſt, fort in fremde Lande. Hörſt du dann, daß ich geen-
„det, ſo magſt du Mathilden es ſagen, daß ich —“

Der Jüngling vermochte nicht weiter zu ſprechen, er ſank wieder in die Kiſſen und kehrte das Geſicht hin nach der Wand. Sein ſtarkes Schluchzen verrieth den Kampf in ſeinem Innern. Wolfframb von Eſchinbach war nicht wenig beſtürzt über das, was ihm Heinrich eben entdeckt hatte. Den Blick zur Erde geſenkt ſaß er da und ſann und ſann, wie nun der Freund zu retten von dem Wahnſinn thörigter Leidenſchaft, die ihn ins Verderben ſtürzen mußte. —

Er verſuchte allerlei tröſtende Worte zu ſprechen, ja ſogar den kranken Jüngling zu vermögen, daß er nach der Wartburg zurückkehre und, Hoffnung in der Bruſt, keck hineintrete in den hellen Sonnenglanz, den die edle Dame Mathilde um ſich verbreite. Er meinte ſogar, daß er ſelbſt ſich Mathildens Gunſt auf keine andere Weiſe erfreue als durch ſeine Lieder, und daß ja eben ſo gut Ofterdingen ſich in ſchönen Liedern aufſchwingen und ſo um Mathildens Gunſt werben könne. Der arme Heinrich ſchaute ihn aber an mit trübem Blick und ſprach: — „Niemals werdet ihr mich wohl auf der Wartburg
„wiederſehen. Soll ich mich denn in die Flammen ſtürzen? — Sterb'
„ich denn nicht fern von ihr den ſchöneren ſüßeren Tod der Sehn-
„ſucht?“ — Wolfframb ſchied und Ofterdingen blieb in Eiſenach.

Was ſich weiter mit Heinrich von Ofterdingen begeben.

Es geſchieht wohl, daß der Liebesſchmerz in unſerer Bruſt, die er zu zerreißen drohte, heimiſch wird, ſo daß wir ihn gar hegen und pflegen. Und die ſchneidenden Jammerlaute, ſonſt uns von unnennbarer Qual erpreßt, werden zu melodiſchen Klagen ſüßen Weh's, die tönen wie ein fernes Echo zurück in unſer Inneres und legen ſich lindernd und heilend an die blutende Wunde. So geſchah es auch mit Heinrich von Ofterdingen. Er blieb in heißer ſehnſüchtiger Liebe, aber er ſchaute nicht mehr in den ſchwarzen hoffnungsloſen Abgrund, ſondern er hob den Blick empor zu den ſchimmernden Frühlingswolken. Dann war es ihm, als blicke ihn die Geliebte aus ferner Höhe an mit ihren holdſeligen Augen und entzünde in ſeiner Bruſt die herrlichſten Lieder, die er jemals geſungen. Er nahm die Laute herab von der Wand, beſpannte ſie mit neuen Saiten und trat hinaus in den ſchönen Frühling, der eben aufgegangen. Da zog es ihn denn freilich mit Gewalt hin nach der Gegend der Wartburg. Und wenn er dann in der Ferne die funkelnden Zinnen des Schloſſes erblickte und daran dachte, daß er Mathilden niemals wieder ſehen, daß ſein Lieben nur ein troſtloſes Sehnen bleiben ſolle, daß Wolfframb von Eſchinbach die Herrliche gewonnen durch die Macht des Geſanges, da gingen all die ſchönen Hoffnungsgebilde unter in düſtere Nacht und alle Todesqualen der Eiferſucht und Verzweiflung durchſchnitten ſein Inneres. Dann floh er wie von böſen Geiſtern getrieben zurück in ſein einſames Zimmer, da vermochte er Lieder zu ſingen, die ihm ſüße Träume und in ihnen die Geliebte ſelbſt zuführten.

Lange Zeit hindurch war es ihm gelungen, die Nähe der Wartburg zu vermeiden. Eines Tages gerieth er aber doch, ſelbſt wußte er nicht wie, in den Wald, der vor der Wartburg lag und aus dem heraustretend man das Schloß dicht vor Augen hatte. Er war zu dem Platz im Walde gekommen, wo zwiſchen dichtem Geſträuch und allerlei häßlichem ſtachlichten Geſtrüpp ſich ſeltſam geformtes mit bunten Mooſen bewachſenes Geſtein erhob. Mühſam kletterte er bis zur Mitte herauf, ſo daß er durch die Schlucht die Spitzen der Wartburg in der Ferne hervorragen ſah. Da ſetzte er ſich hin und verlor ſich, alle Qual böſer Gedanken bekämpfend, in ſüßen Hoffnungsträumen.

Längſt war die Sonne untergegangen; aus den düſtern Nebeln, die ſich über die Berge gelagert, ſtieg in glühendem Roth die Mondesſcheibe empor. Durch die hohen Bäume ſauſ'te der Nachtwind und von ſeinem eiſigen Athem angehaucht rüttelte und ſchüttelte ſich das Gebüſch wie in Fieberſchauern. Die Nachtvögel ſchwangen ſich kreiſchend auf aus dem Geſtein und begannen ihren irren Flug. Stärker rauſchten die Waldbäche, rieſelten die fernen Quellen. Aber wie nun der Mond lichter durch den Wald funkelte, wogten die Töne eines fernen Geſanges daher. Heinrich fuhr empor. Er gedachte, wie nun die Meiſter auf der Wartburg ihre frommen Nachtlieder angeſtimmt. Er ſah, wie Mathilde im Davonſcheiden noch den geliebten Wolfframb anblickte. Alle Liebe und Seligkeit lag in dieſem Blick, der den Zauber der ſüßeſten Träume wecken mußte in der Seele des Geliebten. — Heinrich, dem das Herz zerſpringen wollte vor Sehnſucht und Verlangen, ergriff die Laute und begann ein Lied, wie er vielleicht noch niemals eins geſungen. Der Nachtwind ruhte, Baum und Gebüſch ſchwiegen, durch die tiefe Stille des düſtern Waldes leuchteten Heinrichs Töne wie mit den Mondesſtrahlen verſchlungen. Als nun ſein Lied in bangen Liebesſeufzern dahin ſterben wollte, ſchlug dicht hinter ihm plötzlich ein gellendes ſchneidendes Gelächter auf. Entſetzt drehte er ſich raſch um und erblickte eine große finſtere Geſtalt, die, ehe er ſich noch beſinnen konnte, mit recht häßlichem höhnenden Ton alſo begann: „Ei, habe ich doch hier ſchon eine ganze Weile herumgeſucht, „um den zu finden, der noch in tiefer Nacht ſolche herrliche Lieder „ſingt. Alſo ſeid Ihr es, Heinrich von Ofterdingen? — Nun wohl „hätte ich das wiſſen können, denn Ihr ſeid doch nun einmal der „allerſchlechteſte von all den ſogenannten Meiſtern dort auf der Wartburg, und das tolle Lied ohne Gedanken, ohne Klang, konnte wohl „nur aus Euerm Munde kommen.“ Halb noch in Entſetzen, halb in aufglühendem Zorn rief Heinrich: „Wer ſeyd Ihr denn, daß Ihr mich „kennt und glaubt, mich hier mit ſchnöden Worten necken zu können?“ Dabei legte Ofterdingen die Hand an ſein Schwerdt. Aber der Schwarze ſchlug nochmals ein gellendes Gelächter auf, und dabei fiel ein Strahl in ſein leichenblaſſes Antlitz, daß Ofterdingen die wildfunkelnden Augen, die eingefallnen Wangen, den ſpitzigen röthlichen Bart, den zum grinſenden Lachen verzogenen Mund, die ſchwarze reiche Kleidung, das ſchwarzbefiederte Barett des Fremden recht deutlich gewahren konnte. „Ei,“ ſprach der Fremde: „Ei, lieber junger

„Geſell, Ihr werdet doch keine Mordwaffen gegen mich gebrauchen „wollen, weil ich Eure Lieder tadle? — Freilich mögt ihr Sänger „das nicht wohl leiden und verlanget wohl gar, daß man alles hoch „preiſen ſoll, was von Euch berühmten Leuten kommt, ſey es nun „auch von Grund aus ſchlecht. Aber eben daran, daß ich das nicht „achte, ſondern Euch geradezu heraus ſage, daß Ihr ſtatt ein Meiſter, „höchſtens ein mittelmäßiger Schüler der edlen Kunſt des Geſanges „zu nennen ſeyd, ja eben daran ſolltet Ihr erkennen, daß ich Euer „wahrer Freund bin und es gut mit Euch meine.“ „Wie könnt Ihr,“ ſprach Oſterdingen, von unheimlichen Schauern erfaßt, „wie könnt „Ihr mein Freund ſeyn und es gut mit mir meinen, da ich mich „gar nicht erinnere, Euch jemals geſehen zu haben?“ — Ohne auf dieſe Frage zu antworten, fuhr der Fremde fort: „Es iſt hier ein „wunderlich ſchöner Platz, die Nacht gar behaglich, ich werde mich im „traulichen Mondesſchimmer zu Euch ſetzen, und wir können, da Ihr „doch jetzt nicht nach Eiſenach zurückkehren werdet, noch ein wenig „mit einander plaudern. Horcht auf meine Worte, ſie können Euch „lehrreich ſeyn.“ Damit ließ ſich der Fremde auf den großen bemooſten Stein dicht neben Oſterdingen nieder. Dieſer kämpfte mit den ſeltſamſten Gefühlen. Furchtlos wie er ſonſt wohl ſeyn mochte, konnte er ſich doch in der öden Einſamkeit der Nacht an dieſem ſchaurigen Orte des tiefen Grauens nicht erwehren, das des Mannes Stimme und ſein ganzes Weſen erweckte. Es war ihm, als müſſe er ihn den jähen Abhang hinab in den Waldſtrom ſtürzen, der unten brauſte. Dann fühlte er ſich aber wieder gelähmt an allen Gliedern. — Der Fremde rückte indeſſen dicht an Oſterdingen heran und ſprach leiſe, beinahe ihm ins Ohr flüſternd: „Ich komme von der Wartburg „— ich habe dort oben die gar ſchlechte ſchülermäßige Singerei der „ſogenannten Meiſter gehört; aber die Dame Mathilde iſt von ſolch „holdem und anmuthigen Weſen wie vielleicht keine mehr auf Erden.“ „Mathilde!“ rief Oſterdingen mit dem Ton des ſchneidendſten Wehs. „Hoho!“ — lachte der Fremde, hoho, junger Geſell, liegt es Euch „daran? Doch laßt uns jetzt von ernſthaften, oder vielmehr von hohen „Dingen reden: ich meine von der edlen Kunſt des Geſanges. Mag „es ſeyn, daß Ihr alle dort oben es recht gut meint mit Euern Liedern, daß Euch das alles ſo recht ſchlicht und natürlich herauskommt, „aber von der eigentlichen tiefern Kunſt des Sängers habt ihr wohl

„gar keinen Begriff. Ich will Euch nur einiges davon andeuten, dann „werdet Ihr wohl ſelbſt einſehen, wie Ihr auf dem Wege, den Ihr „wandelt, niemals zu dem Ziel gelangen könnet, das Ihr Euch vorgeſteckt habt.“ Der Schwarze begann nun in ganz abſonderlichen Reden, die beinahe anzuhören wie fremde ſeltſame Lieder, die wahre Kunſt des Geſanges zu preiſen. Indem der Fremde ſprach, ging Bild auf Bild in Heinrichs Seele auf und verſchwand wie vom Sturm verhaucht; es war als erſchlöſſe ſich ihm eine ganz neue Welt voll üppiger Geſtalten. Jedes Wort des Fremden entzündete Blitze, die ſchnell aufloderten und eben ſo ſchnell wieder erloſchen. Nun ſtand der Vollmond hoch über dem Walde. Beide, der Fremde und Heinrich, ſaßen in vollſtem Licht und dieſer bemerkte nun wohl, daß des Fremden Antlitz gar nicht ſo abſcheulich war, als es ihm erſt vorgekommen. Funkelte auch aus ſeinen Augen ein ungewöhnliches Feuer, ſo ſpielte doch (wie Heinrich bemerken wollte) um den Mund ein liebliches Lächeln und die große Habichtsnaſe, die hohe Stirne dienten nur dazu, dem ganzen Geſicht den vollſten Ausdruck tüchtiger Kraft zu geben. „Ich weiß nicht,“ ſprach Oſterdingen, als der Fremde innehielt, „ich weiß nicht, welch ein wunderliches Gefühl Eure Reden „in mir erwecken. Es iſt mir, als erwache erſt jetzt in mir die Ahnung „des Geſanges, als wäre das alles, was ich bisher dafür gehalten, „ganz ſchlecht und gemein, und nun erſt werde mir die wahre Kunſt „aufgehen. Ihr ſeid gewiß ſelbſt ein hoher Meiſter des Geſanges und „werdet mich wohl als Euern fleißigen, wißbegierigen Schüler annehmen, worum ich Euch gar herzlich bitte.“ Der Fremde ſchlug wieder ſeine häßliche Lache auf, erhob ſich vom Sitze und ſtand ſo rieſengroß, mit wildverzerrtem Antlitz, vor Heinrich von Oſterdingen, daß dieſem jenes Grauen wieder ankam, das er empfunden, als der Fremde auf ihn zutrat. Dieſer ſprach mit ſtarker Stimme, die weit durch die Klüfte hallte: „Ihr meint, ich ſey ein hoher Meiſter des „Geſanges? — Nun zu Zeiten mag ich's wohl ſeyn, aber mit Lehrſtunden kann ich mich ganz und gar nicht abgeben. Mit gutem „Rath diene ich gern ſolchen wißbegierigen Leuten, wie Ihr einer zu „ſeyn ſcheint. Habt Ihr wohl von dem in aller Wiſſenſchaft tief „erfahrnen Meiſter des Geſanges, Klingsohr geheißen, reden hören? „Die Leute ſagen, er ſey ein großer Negromant und habe ſogar Umgang mit Jemanden, der nicht überall gern geſehen. Laßt Euch das

„aber nicht irren, denn was die Leute nicht verſtehen und handhaben „können, das ſoll gleich was Uebermenſchliches ſeyn, was dem Himmel „angehört oder der Hölle. Nun! — Meiſter Klingsohr wird Euch „den Weg zeigen, der Euch zum Ziele führt. Er hauſet in Siebenbürgen, zieht hin zu ihm. Da werdet Ihr erfahren, wie die Wiſſenſchaft und Kunſt dem hohen Meiſter alles, was es Ergötzliches giebt „auf Erden, geſpendet hat in hohem Maaße: Ehre — Reichthum — „Gunſt der Frauen. — Ja, junger Geſell! Wäre Klingsohr hier, was „gält' es, er brächte ſelbſt den zärtlichen Wolfframb von Eſchinbach, „den ſeufzenden Schweizerhirten, um die ſchöne Gräfin Mathilde?“ „Warum nennt Ihr den Namen?“ — fuhr Heinrich von Oſterdingen zornig auf, „verlaßt mich, Eure Gegenwart erregt mir Schauer!“ — „Hoho,“ lachte der Fremde, „werdet nur nicht böſe, kleiner Freund! — „An den Schauern, die Euch ſchütteln, iſt die kühle Nacht Schuld „und Euer dünnes Wamms, aber nicht ich. War es Euch denn nicht „wohl zu Muthe, als ich erwärmend an Eurer Seite ſaß? — Was „Schauer, was Erſtarren! mit Glut und Blut kann ich Euch dienen: — „Gräfin Mathilde! — ja ich meinte nur, daß die Gunſt der Frauen „erlangt wird durch den Geſang, wie ihn Meiſter Klingsohr zu üben „vermag. Ich habe zuvor Eure Lieder verachtet, um Euch ſelbſt auf „Eure Stümperei aufmerkſam zu machen. Aber daran, daß Ihr gleich „das Wahre ahntet, als ich von der eigentlichen Kunſt zu Euch ſprach, „habt Ihr mir Eure guten Anlagen hinlänglich bewieſen. Vielleicht „ſeyd Ihr beſtimmt, in Meiſter Klingsohrs Fußtapfen zu treten und „dann würdet Ihr Euch wohl mit gutem Glück um Mathildens Gunſt „bewerben können. Macht Euch auf! — zieht nach Siebenbürgen. — „Aber wartet, ich will Euch, könnt Ihr nicht gleich nach Siebenbürgen ziehen, zum fleißigen Studium ein kleines Buch verehren, das „Meiſter Klingsohr verfaßt hat und das nicht allein die Regeln des „wahren Geſanges, ſondern auch einige treffliche Lieder des Meiſters „enthält.“

Damit hatte der Fremde ein kleines Buch hervorgeholt, deſſen blutrother Deckel hell im Mondenſchein flimmerte. Das überreichte er Heinrich von Oſterdingen. So wie dieſer es faßte, trat der Fremde zurück und verſchwand im Dickigt.

Heinrich verſank in Schlaf. Als er erwachte, war die Sonne ſehr hoch aufgeſtiegen. Lag das rothe Buch nicht auf ſeinem Schooße, er hätte die ganze Begebenheit mit dem Fremden für einen lebhaften Traum gehalten.

Von der Gräfin Mathilde. Ereigniſſe auf der Wartburg.

Gewiß, vielgeliebter Leſer! befandeſt du dich einmal in einem Kreiſe, der, von holden Frauen, ſinnvollen Männern gebildet, ein ſchöner, von den verſchiedenſten in Duft und Farbenglanz mit einander wetteiſernden Blumen geflochtener Kranz zu nennen. Aber wie der ſüße Wohllaut der Muſik über alle hinhauchend in jedes Bruſt die Freude weckt und das Entzücken, ſo war es auch die Holdſeligkeit einer hochherrlichen Frau, die über alle hinſtrahlte und die anmuthige Harmonie ſchuf, in der ſich alles bewegte. In dem Glanz ihrer Schönheit wandelnd, in die Muſik ihrer Rede einſtimmend, erſchienen die andern Frauen ſchöner, liebenswürdiger als ſonſt, und die Männer fühlten ihre Bruſt erweitert und vermochten mehr als jemals die Begeiſterung, die ſonſt ſcheu ſich im Innern verſchloß, auszuſtrömen in Worten oder Tönen, wie es denn eben die Ordnung der Geſellſchaft zuließ. So ſehr die Königin ſich mit frommen kindlichen Weſen mühen mochte, ihre Huld jedem zuzutheilen in gleichem Maaße, doch gewahrte man, wie ihr Himmelsblick länger ruhte auf jenem Jüngling, der ſchweigend ihr gegenüber ſtand und deſſen vor ſüßer Rührung in Thränen glänzende Augen die Seligkeit der Liebe verkündeten, die ihm aufgegangen. Mancher mochte wohl den Glücklichen beneiden, aber keiner konnte ihn darum haſſen, ja vielmehr jeder, der ſonſt mit ihm in Freundſchaft verbunden, liebte ihn nun noch inniger, um ſeiner Liebe willen.

So geſchah es, daß an dem Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen in dem ſchönen Kranz der Frauen und Dichter die Gräfin Mathilde, Wittwe des in hohem Alter verſtorbenen Grafen Cuno von Falkenſtein, die ſchönſte Blume war, welche mit Duft und Glanz alle überſtrahlte.

Wolfframb von Eſchinbach, von ihrer hohen Anmuth und Schönheit tief gerührt, ſo wie er ſie erblickte, kam bald in heiße Liebe. Die andern Meiſter, wohl auch von der Holdſeligkeit der Gräfin begeiſtert, prieſen ihre Schönheit und Milde in vielen anmuthigen Liedern. Reinhard von Zwekhſtein nannte ſie die Dame ſeiner Gedanken, für die er ſtehen wolle im Luſtturnier und im ernſten Kampf; Walther von der Vogelweid ließ alle kecke Luſt ritterlicher Liebe aufflammen, während Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff ſich mühten in den wunderbarſten kunſtvollſten Gleichniſſen und Wendungen die Dame Mathilde zu erheben. Doch Wolfframbs Lieder kamen aus der Tiefe des liebenden Herzens und trafen, gleich funkelnden ſcharfgeſpitzten Pfeilen hervorblitzend, Mathildens Bruſt. Die anderen Meiſter gewahrten das wohl, aber es war ihnen als umſtrahle Wolfframbs Liebesglück ſie alle wie ein lieblicher Sonnenſchimmer, und gäbe auch ihren Liedern beſondere Stärke und Anmuth.

Der erſte finſtre Schatten, der in Wolfframbs glanzvolles Leben fiel, war Ofterdingens unglückliches Geheimniß. Wenn er gedachte, wie die andern Meiſter ihn liebten, unerachtet gleich ihm auch ihnen Mathildens Schönheit hell aufgegangen, wie nur in Ofterdingens Gemüth ſich mit der Liebe zugleich feindſeliger Groll eingeniſtet und ihn fortgebannt in die öde freudenloſe Einſamkeit, da konnte er ſich des bittern Schmerzes nicht erwehren. Oft war es ihm, als ſey Ofterdingen nur von einem verderblichen Wahnſinn befangen, der austoben werde, dann aber fühlte er wieder recht lebhaft, daß er ſelbſt es ja auch nicht würde haben ertragen können, wenn er ſich hoffnungslos um Mathildens Gunſt beworben. Und, ſprach er zu ſich ſelbſt, und welche Macht hat denn meinem Anſpruch größeres Recht gegeben? Gebührt mir denn irgend ein Vorzug vor Ofterdingen? — Bin ich beſſer, verſtändiger, liebenswürdiger als er? Wo liegt der Abſtand zwiſchen uns beiden? — Alſo nur die Macht eines feindlichen Verhängniſſes, das mich ſo gut als ihn hätte treffen können, drückt ihn zu Boden und ich, der treue Freund, gehe unbekümmert vorüber, ohne ihm die Hand zu reichen. — Solche Betrachtungen führten ihn endlich zu dem Entſchluß, nach Eiſenach zu gehen und alles nur mögliche anzuwenden, Ofterdingen zur Rückkehr nach der Wartburg zu bewegen. Als er indeſſen nach Eiſenach kam, war Heinrich von Ofterdingen verſchwunden, niemand wußte, wohin er gegangen. Traurig kehrte Wolfframb von Eſchinbach zurück nach der Wartburg und verkündete dem Landgrafen und den Meiſtern Ofterdingens Verluſt. Nun erſt zeigte ſich recht, wie ſehr ſie ihn alle geliebt, trotz ſeines zerriſſenen oft bis zur höhnenden Bitterkeit mürriſchen Weſens. Man betrauerte ihn wie einen Todten, und lange Zeit hindurch lag dieſe Trauer wie ein düſtrer Schleier auf allen Geſängen der Meiſter und nahm ihnen allen Glanz und Klang, bis endlich das Bild des Verlornen immer mehr und mehr entwich in weite Ferne.

Der Frühling war gekommen und mit ihm alle Luſt und Heiterkeit des neu erkräftigten Lebens. Auf einem anmuthigen von ſchönen Bäumen eingeſchloſſenen Platz im Garten des Schloſſes waren die Meiſter verſammelt, um das junge Laub, die hervorſprießenden Blüten und Blumen mit freudigen Liedern zu begrüßen. Der Landgraf, Gräfin Mathilde, die andern Damen hatten ſich ringsumher auf Sitzen niedergelaſſen, eben wollte Wolfframb von Eſchinbach ein Lied beginnen, als ein junger Mann, die Laute in der Hand, hinter den Bäumen hervortrat. Mit freudigem Erſchrecken erkannten alle in ihm den verloren geglaubten Heinrich von Oſterdingen. Die Meiſter gingen auf ihn zu mit freundlichen herzlichen Grüßen. Ohne das aber ſonderlich zu beachten nahte er ſich dem Landgrafen, vor dem, und dann vor der Gräfin Mathilde, er ſich ehrfurchtsvoll neigte. Er ſey, ſprach er dann, von der böſen Krankheit, die ihn befallen, nun gänzlich geneſen und bitte, wolle man ihn vielleicht aus beſonderen Gründen nicht mehr in die Zahl der Meiſter aufnehmen, ihm doch zu erlauben, daß er ſo gut wie die Andern ſeine Lieder abſinge. Der Landgraf meinte dagegen, ſey er auch eine Zeitlang abweſend geweſen, ſo ſey er doch deshalb keinesweges aus der Reihe der Meiſter geſchieden und er wiſſe nicht, wodurch er ſich dem ſchönen Kreiſe, der hier verſammelt, entfremdet glaube. Damit umarmte ihn der Landgraf und wies ihm ſelbſt den Platz zwiſchen Walther von der Vogelweid und Wolfframb von Eſchinbach an, wie er ihn ſonſt gehabt. Man merkte bald, daß Oſterdingens Weſen ſich ganz und gar verändert. Statt daß er ſonſt den Kopf gebeugt, den Blick zu Boden geſenkt daher ſchlich, trat er jetzt, das Haupt emporgerichtet, ſtarken Schrittes einher. So blaß als zuvor war das Antlitz, aber der Blick, ſonſt irr umherſchweifend, feſt und durchbohrend. Statt der tiefen Schwermuth lag jetzt ein düſtrer ſtolzer Ernſt auf der Stirn und ein ſeltſames Muskelſpiel um Mund und Wange ſprach bisweilen recht unheimlichen Hohn aus. Er würdigte die Meiſter keines Wortes, ſondern ſetzte ſich ſchweigend auf ſeinen Platz. Während die andern ſangen, ſah er in die Wolken, ſchob ſich auf dem Sitz hin und her, zählte an den Fingern, gähnte, kurz bezeigte auf alle nur mögliche Weiſe Unmuth und Langeweile. Wolfframb von Eſchinbach ſang ein Lied zum Lobe des Landgrafen und kam dann auf die Rückkehr des verloren geglaubten Freundes, die er ſo recht aus dem tiefſten Gemüth ſchilderte, daß ſich alle innig gerührt fühlten. Heinrich von Ofterdingen runzelte aber die Stirn und nahm, ſich von Wolfframb abwendend, die Laute, auf ihr einige wunderbare Akkorde anſchlagend. Er ſtellte ſich in die Mitte des Kreiſes und begann ein Lied, deſſen Weiſe ſo ganz anders als alles, was die andern geſungen, ſo unerhört war, daß alle in die größte Verwunderung, ja zuletzt in das höchſte Erſtaunen geriethen. Es war als ſchlüge er mit ſeinen gewaltigen Tönen an die dunklen Pforten eines fremden verhängnißvollen Reichs und beſchwöre die Geheimniſſe der unbekannten dort hauſenden Macht herauf. Dann rief er die Geſtirne an, und indem ſeine Lautentöne leiſer lispelten, glaubte man der Sphären klingenden Reigen zu vernehmen. Nun rauſchten die Akkorde ſtärker, und glühende Düfte wehten daher und Bilder üppigen Liebesglücks flammten in dem aufgegangenen Eden aller Luſt. Jeder fühlte ſein Inneres erbeben in ſeltſamen Schauern. Als Ofterdingen geendet, war alles in tiefem Schweigen verſtummt, aber dann brach der jubelnde Beifall ſtürmiſch hervor. Die Dame Mathilde erhob ſich ſchnell von ihrem Sitz, trat auf Ofterdingen zu, und drückte ihm den Kranz auf die Stirne, den ſie als Preis des Geſanges in der Hand getragen.

Eine flammende Röthe fuhr über Ofterdingens Antlitz, er ließ ſich nieder auf die Knie und drückte die Hände der ſchönen Frau mit Inbrunſt an ſeine Bruſt. Als er aufſtand, traf ſein funkelnder ſtechender Blick den treuen Wolfframb von Eſchinbach, der ſich ihm nahen wollte, aber wie von einer böſen Macht feindlich berührt zurückwich. Nur ein Einziger ſtimmte nicht ein in den begeiſterten Beifall der übrigen und das war der Landgraf, welcher, als Ofterdingen ſang, ſehr ernſt und nachdenklich geworden und kaum vermochte, etwas zum Lobe ſeines wunderbaren Liedes zu ſagen. Ofterdingen ſchien ſichtlich darüber erzürnt. Es begab ſich, daß am ſpäten Abend, als ſchon die tiefe Dämmerung eingebrochen, Wolfframb von Eſchinbach den geliebten Freund, den er überall vergebens geſucht, in einem Luſtgange des Schloßgartens traf. Er eilte auf ihn zu, er drückte ihn an ſeine Bruſt und ſprach: „So biſt du denn, mein herzlieber Bruder, der „erſte Meiſter des Geſanges worden, den es wohl auf Erden geben „mag. Wie haſt du es denn angefangen, das zu erfaſſen, was wir „alle, was du ſelbſt wohl nicht ahnteſt? — Welcher Geiſt ſtand dir

„zu Gebot, der dir die wunderbaren Weiſen einer andern Welt lehrte? „— O du herrlicher hoher Meiſter, laß dich noch einmal umarmen.“ „Es iſt,“ ſprach Heinrich von Oſterdingen, indem er Wolfframbs Umarmung auswich, „es iſt gut, daß du es erkenneſt, wie hoch ich mich „über Euch ſogenannte Meiſter emporgeſchwungen habe, oder vielmehr „wie ich allein dort gelandet und heimiſch worden, wohin ihr vergebens ſtrebt auf irren Wegen. Du wirſt es mir dann nicht verargen, wenn ich Euch Alle mit Eurer ſchnöden Singerei recht albern „und langweilig ſinde.“ „So verachteſt du uns, erwiederte Wolfframb, „die du ſonſt hoch in Ehren hielteſt, nunmehro ganz und gar, und „magſt nichts mehr mit uns ins gemein haben? — Alle Freundſchaft, „alle Liebe iſt aus deiner Seele gewichen, weil du ein höherer Meiſter „biſt als wir es ſind! — Auch mich — mich hältſt du deiner Liebe „nicht mehr werth, weil ich vielleicht mich nicht ſo hoch hinaufzuſchwingen vermag in meinen Liedern als du? — Ach Heinrich, wenn „ich dir ſagen ſollte, wie es mir bei deinem Geſange ums Herz war.“ — „Magſt mir,“ ſprach Heinrich von Oſterdingen, indem er höhniſch lachte, „magſt mir das ja nicht verſchweigen, es kann für mich lehrreich ſeyn.“ „Heinrich!“ begann Wolfframb mit ſehr ernſtem und feſten Ton, „Heinrich! es iſt wahr, dein Lied hatte eine ganz wunderbare unerhörte Weiſe und die Gedanken ſtiegen hoch empor, bis „über die Wolken, aber mein Inneres ſprach, ſolch ein Geſang könne „nicht herausſtrömen aus dem rein menſchlichen Gemüth, ſondern „müſſe das Erzeugniß fremder Kräfte ſeyn, ſo wie der Negromant „die heimiſche Erde düngt mit allerlei magiſchen Mitteln, daß ſie die „fremde Pflanze des fernſten Landes hervorzutreiben vermag. — Heinrich, du biſt gewiß ein großer Meiſter des Geſanges geworden und „haſt es mit gar hohen Dingen zu thun, aber! — verſtehſt du noch „den ſüßen Gruß des Abendwindes, wenn du durch des Waldes tiefe „Schatten wandelſt? Geht dir noch das Herz auf in frohem Muth „bei dem Rauſchen der Bäume, dem Brauſen des Waldſtroms? Blicken „dich noch die Blumen an mit frommen Kindesaugen? Willſt du „noch vergehen in Liebesſchmerz bei den Klagen der Nachtigall? „Wirſt dich dann noch ein unendliches Sehnen an die Bruſt, die ſich „dir liebend aufgethan? — Ach, Heinrich, es war manches in deinem „Liede, wobei mich ein unheimliches Grauen erfaßte. Ich mußte an „jenes entſetzliche Bild von den am Ufer des Acheron herumſchwan-

„kenden Schatten denken, das du einmal dem Landgrafen aufſtellteſt, „als er dich um die Urſache deiner Schwermuth befragte. Ich mußte „glauben, aller Liebe habeſt du entſagt, und was du dafür gewonnen, „wäre nur der troſtloſe Schatz des verirrten Wanderers in der Wüſte. — „Es iſt mir, — ich muß es dir geradezu herausſagen, — es iſt mir „als wenn du deine Meiſterſchaft mit aller Freude des Lebens, die „nur dem frommen kindlichen Sinn zu Theil wird, erkauft hätteſt. „Eine düſtre Ahnung befängt mich. Ich denke daran, was dich von „der Wartburg forttrieb, und wie du wieder hier erſchienen biſt. Es „kann dir nun manches gelingen — vielleicht geht der ſchöne Hoffnungsſtern, zu dem ich bis jetzt empor blickte, auf ewig für mich „unter, — doch Heinrich! — hier! — faſſe meine Hand, nie kann irgend „ein Groll gegen dich in meiner Seele Raum finden! — Alles Glücks „unerachtet, das dich überſtrömt, findeſt du dich vielleicht einmal plötzlich an dem Rande eines tiefen bodenloſen Abgrundes und die Wirbel des Schwindels erfaſſen dich und du willſt rettungslos hinabſtürzen, dann ſtehe ich feſten Muths hinter dir und halte dich feſt „mit ſtarken Armen."

Heinrich von Oſterdingen hatte alles, was Wolfframb von Eſchinbach ſprach, in tiefem Schweigen angehört. Jetzt verhüllte er ſein Geſicht im Mantel und ſprang ſchnell hinein in das Dickicht der Bäume. Wolfframb hörte, wie er leiſe ſchluchzend und ſeufzend ſich entfernte.

Der Krieg von Wartburg.

So ſehr die andern Meiſter anfangs die Lieder des ſtolzen Heinrichs von Oſterdingen bewundert und hoch erhoben hatten, ſo geſchah es doch, daß ſie bald von falſchen Weiſen, von dem eitlen Prunk, ja von der Ruchloſigkeit der Lieder zu ſprechen begannen, die Heinrich vorbringe. Nur die Dame Mathilde hatte ſich mit ganzer Seele zu dem Sänger gewendet, der ihre Schönheit und Anmuth auf eine Weiſe pries, die alle Meiſter, Wolfframb von Eſchinbach, der ſich kein Urtheil erlaubte, ausgenommen, für heidniſch und abſcheulich erklärten. Nicht lange währte es, ſo war die Dame Mathilde in ihrem Weſen ganz und gar verändert. Mit höhnendem Stolz ſah ſie herab auf die andern Meiſter, und ſelbſt dem armen Wolfframb von Eſchinbach hatte ſie ihre Gunſt entzogen. Es kam ſo weit, daß Heinrich von

Oſterdingen die Mathilde unterrichten mußte in der Kunſt des Geſanges, und ſie ſelbſt begann Lieder zu dichten, die gerade ſo klingen ſollten, wie die, welche Oſterdingen ſang. Seit dieſer Zeit war es aber, als ſchwände von der berückten Frau alle Anmuth und Holdſeligkeit. Alles vernachläſſigend, was zur Zierde holder Frauen dient, ſich alles weiblichen Weſens entſchlagend, wurde ſie zum unheimlichen Zwitterweſen, von den Frauen gehaßt, von den Männern verlacht. Der Landgraf, befürchtend, daß der Wahnſinn der Gräfin wie eine böſe Krankheit die andern Damen des Hofes ergreifen könne, erließ einen ſcharfen Befehl, daß keine Dame bei Strafe der Verbannung ſich an das Dichten machen ſolle, wofür ihm die Männer, denen Mathildens Schickſal Schrecken eingejagt, herzlich dankten. Die Gräfin Mathilde verließ die Wartburg und bezog ein Schloß unſern Eiſenach, wohin ihr Heinrich von Oſterdingen gefolgt wäre, hätte der Landgraf ihm nicht befohlen, noch den Kampf auszufechten, den ihm die Meiſter geboten. „Ihr habt,“ ſprach Landgraf Hermann zu dem übermüthigen Sänger, „Ihr habt durch eure ſeltſame unheimliche Weiſe den ſchönen „Kreis, den ich hier verſammelt, gar häßlich geſtört. Mich konntet „Ihr niemals bethören, denn von dem erſten Augenblick an habe ich „es erkannt, daß eure Lieder nicht aus der Tiefe eines wackern Sängergemüths kommen, ſondern nur die Frucht der Lehren irgend eines „falſchen Meiſters ſind. Was hilft aller Prunk, aller Schimmer, aller „Glanz, wenn er nur dazu dienen ſoll, einen todten Leichnam zu umhüllen. Ihr ſprecht von hohen Dingen, von den Geheimniſſen der „Natur, aber nicht wie ſie, ſüße Ahnungen des höhern Lebens, in „der Bruſt des Menſchen aufgeben, ſondern wie ſie der kecke Aſtrolog „begreifen und meſſen will mit Zirkel und Maaßſtab. Schämt euch, „Heinrich von Oſterdingen, daß Ihr ſo geworden ſeyd, daß euer „wackrer Geiſt ſich gebeugt hat unter die Zucht eines unwürdigen „Meiſters.“

„Ich weiß nicht,“ erwiederte Heinrich von Oſterdingen, „ich weiß „nicht, mein hoher Herr, in wiefern ich Euern Zorn, Eure Vorwürfe „verdiene. Vielleicht ändert Ihr indeſſen Eure Meinung, wenn Ihr „erfahrt, welcher Meiſter mir dasjenige Reich des Geſanges, welches „deſſen eigentlichſte Heimath iſt, erſchloſſen. In tiefer Schwermuth „hatte ich Euern Hof verlaſſen, und wohl mocht' es ſeyn, daß der „Schmerz, der mich vernichten wollte, nur das gewaltſame Treiben

Univ. Bibl.
München

„war der ſchönen Blüte, die in meinem Innern verſchloſſen nach dem befruchtenden Athem der höheren Natur ſchmachtete. Auf ſeltſame Weiſe kam mir ein Büchlein in die Hände, in welchem der höchſte Meiſter des Geſanges auf Erden mit der tiefſten Gelehrſamkeit die Regeln der Kunſt entwickelt und ſelbſt einige Lieder hinzugefügt hatte. Je mehr ich nun in dieſem Büchlein las, deſto klarer wurde es mir, daß es wohl gar dürftig ausfalle, wenn der Sänger nur vermöge, das in Worte zu faſſen, was er nun gerade im Herzen zu empfinden glaubt. Doch dies nicht genug — ich fühlte nach und nach mich wie verknüpft mit unbekannten Mächten, die oft ſtatt meiner aus mir heraus ſangen und doch war und blieb ich der Sänger. Meine Sehnſucht, den Meiſter ſelbſt zu ſchauen und aus ſeinem eignen Munde die tiefe Weisheit, den richtenden Verſtand ausſtrömen zu hören, wurde zum unwiderſtehlichen Triebe. Ich machte mich auf, und wanderte nach Siebenbürgen. Ja! — vernehmt es, mein hoher Herr! Meiſter Klingsohr ſelbſt iſt es, den ich aufſuchte und dem ich den kühnen überirdiſchen Schwung meiner Lieder verdanke. Nun werdet Ihr wohl von meinen Beſtrebungen günſtiger urtheilen.“

„Der Herzog von Oeſterreich,“ ſprach der Landgraf, „hat mir gar viel von dem Lobe Eures Meiſters geſagt und geſchrieben. Meiſter Klingsohr iſt ein in tiefen geheimen Wiſſenſchaften erfahrener Mann. Er berechnet den Lauf der Geſtirne und erkennt die wunderbaren Verſchlingungen ihres Ganges mit unſerer Lebensbahn. Ihm ſind die Geheimniſſe der Metalle, der Pflanzen, des Geſteins offenbar, und dabei iſt er erfahren in den Händeln der Welt, und ſteht dem Herzog von Oeſterreich zur Seite mit Rath und That. Wie das Alles nun aber mit dem reinen Gemüth des wahren Sängers beſtehen mag, weiß ich nicht und glaube auch wohl, daß eben deßhalb Meiſter Klingsohrs Lieder, ſo künſtlich und wohl ausgedacht, ſo ſchön geformt ſie auch ſeyn mögen, mein Gemüth ganz und gar nicht rühren können. — Nun, Heinrich von Ofterdingen, meine Meiſter, beinahe erzürnt über Dein ſtolzes hochfahrendes Weſen, wollen mit Dir um den Preis ſingen einige Tage hindurch, das mag denn nun geſchehen.“

Der Kampf der Meiſter begann. Sey es aber nun, daß Heinrichs, durch falſche Lehren irre gewordener Geiſt, ſich gar nicht mehr zu faſſen vermochte in dem reinen Strahl des wahrhaftigen Gemüths, oder daß beſondere Begeiſterung die Kraft der andern Meiſter verdoppelte: — genug! — jeder, wider Ofterdingen ſingend, jeder ihn beſiegend, erhielt den Preis, um den dieſer ſich vergebens mühte. Ofterdingen ergrimmte über dieſe Schmach und begann nun Lieder, die, mit verhöhnenden Anſpielungen auf den Landgrafen Hermann, den Herzog von Oeſterreich Leopold den Siebenten bis über die Sterne erhoben und ihn die hellfunkelnde Sonne nannten, welche allein aller Kunſt aufgegangen. Kam nun noch hinzu, daß er eben ſo die Frauen am Hofe mit ſchnöden Worten angriff und die Schönheit und Holdſeligkeit der Dame Mathilde allein auf heidniſche ruchloſe Art zu preiſen fortfuhr, ſo konnt' es nicht fehlen, daß alle Meiſter, ſelbſt den ſanften Wolfframb von Eſchinbach nicht ausgenommen, in gerechten Zorn geriethen und in den heftigſten ſchonungsloſeſten Liedern ſeine Meiſterſchaft zu Boden traten. Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff bewieſen, den falſchen Prunk von Ofterdingens Liedern abſtreifend, die Elendigkeit der magern Geſtalt, die ſich dahinter verborgen, aber Walther von der Vogelweid und Reinhard von Zwekbſtein gingen weiter. Die ſagten, Ofterdingens [illegible]nödes Beginnen verdiene ſchwere Rache und die wollten ſie an [illegible]en, mit dem Schwerdte in der Hand.

So ſah nun Heinrich von Ofterdingen [illegible]e Meiſterſchaft in den Staub getreten und ſelbſt ſein Leben bedroht. Voller Wuth und Verzweiflung rief er den edelgeſinnten Landgrafen Hermann an, ſein Leben zu ſchützen, ja noch mehr, die Entſcheidung des Streites über die Meiſterſchaft des Geſanges dem berühmteſten Sänger der Zeit, dem Meiſter Klingsohr zu überlaſſen. „Es iſt,“ ſprach der Landgraf, „es iſt nunmehr mit Euch und den Meiſtern ſo weit gekommen, daß „es noch um anderes gilt als um die Meiſterſchaft des Geſanges. „Ihr habt in euern wahnſinnigen Liedern mich, Ihr habt die holden „Frauen an meinem Hofe ſchwer beleidigt. Euer Kampf betrifft alſo „nicht mehr die Meiſterſchaft allein, ſondern auch meine Ehre, die „Ehre der Damen. Doch ſoll alles im Wettſingen ausgemacht werden „und ich geſtatte es, daß Euer Meiſter Klingsohr ſelbſt entſcheide. „Einer von meinen Meiſtern, das Loos ſoll ihn nennen, ſtellt ſich „Euch gegenüber und die Materie, worüber zu ſingen, möget Ihr „beide dann ſelbſt wählen. — Aber der Henker ſoll mit entblößtem

„Schwerdte hinter Euch ſtehen und wer verliert, werde augenblicklich „hingerichtet. — Gehet, — ſchaffet, daß Meiſter Klingsohr binnen „Jahresfriſt nach der Wartburg komme und den Kampf auf Tod und „Leben entſcheide.“ — Heinrich von Ofterdingen machte ſich davon und ſo war zur Zeit die Ruhe auf der Wartburg wieder hergeſtellt.

Die Lieder, welche die Meiſter wider Heinrich von Ofterdingen geſungen, waren damals der Krieg von Wartburg geheißen.

Meiſter Klingsohr kommt nach Eiſenach.

Beinahe ein Jahr war verfloſſen, als die Nachricht nach der Wartburg kam, daß Meiſter Klingsohr wirklich in Eiſenach angelangt und bei dem Bürger, Helgreſe geheißen, vor dem St. Georgenthore eingezogen ſey. Die Meiſter freuten ſich nicht wenig, daß nun wirklich der böſe Streit mit Heinrich von Ofterdingen geſchlichtet werden ſolle, keiner war aber ſo voller Ungeduld, den weltberühmten Mann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, als Wolfframb von Eſchinbach. Mag es ſeyn, ſprach er zu ſich ſelbſt, mag es ſeyn, daß, wie die Leute ſagen, Klingsohr böſen Künſten ergeben iſt, daß unheimliche Mächte ihm zu Gebote ſtehen, ja ihm wohl gar geholfen zur Meiſterſchaft in allem Wiſſen; aber wächſt nicht der edelſte Wein auf der verglühten Lava? Was geht es den dürſtenden Wanderer an, daß die Trauben, an denen er ſich erlabt, aus der Glut der Hölle ſelbſt emporgekeimt ſind? So will ich mich an des Meiſters tiefer Wiſſenſchaft und Lehre erfreuen, ohne weiter zu forſchen und ohne mehr davon zu bewahren, als was ein reines frommes Gemüth in ſich zu tragen vermag.

Wolfframb machte ſich alsbald auf nach Eiſenach. Als er vor das Haus des Bürgers Helgreſe kam, fand er einen Haufen Leute verſammelt, die alle ſehnſüchtig nach dem Erker hinaufblickten. Er erkannte unter ihnen viele junge Leute als Schüler des Geſanges, die hörten nicht auf, dieſes, jenes, von dem berühmten Meiſter vorzubringen. Der eine hatte die Worte aufgeſchrieben, die Klingsohr geſprochen, als er zu Helgreſe eingetreten, der andere wußte genau, was der Meiſter zu Mittag geſpeiſet, der dritte behauptete, daß ihn der Meiſter wirklich angeblickt und gelächelt, weil er ihn als Sänger erkannt am Barett, das er genau ſo trage wie Klingsohr, der vierte fing ſogar ein Lied an, von dem er behauptete, es ſey nach Klingsohrs Weiſe gedichtet. Genug es war ein unruhiges Treiben hin und her. Wolfframb von Eſchinbach drang endlich mit Mühe durch und trat ins Haus. Helgreſe hieß ihn freundlich willkommen und lief herauf, um ihn ſeinem Begehren gemäß bei dem Meiſter melden zu laſſen. Da hieß es aber, der Meiſter ſey im Studiren begriffen und könne jetzt mit niemanden ſprechen. In zwei Stunden ſolle man wiederum anfragen. Wolfframb mußte ſich dieſen Aufſchub gefallen laſſen. Nachdem er nach zwei Stunden wieder gekommen und noch eine Stunde gewartet, durfte Helgreſe ihn hinaufführen. Ein ſeltſam in bunter Seide gekleideter Diener öffnete die Thüre des Gemachs, und Wolfframb trat hinein. Da gewahrte er einen großen ſtattlichen Mann, in einen langen Talar von dunkelrothem Sammt mit weiten Ermeln, und mit Zobel reich beſetzt, gekleidet, der mit langſamen gravitätiſchen Schritten die Stube entlang hin und her wandelte. Sein Geſicht war beinahe anzuſehen, wie die heidniſchen Bildner ihren Gott Jupiter darzuſtellen pflegten, ſolch ein gebieteriſcher Ernſt lag auf der Stirne, ſolch drohende Flammen blitzten aus den großen Augen. Um Kinn und Wangen legte ſich ein wohlgekräuſelter ſchwarzer Bart und das Haupt bedeckte ein fremdgeformtes Barett oder ein ſonderbar verſchlungenes Tuch, man konnte das nicht unterſcheiden. Der Meiſter hatte die Arme vor der Bruſt übereinander geſchlagen und ſprach mit hellklingender Stimme im Auf- und Abſchreiten Worte, die Wolfframb gar nicht verſtand. Sich im Zimmer umſchauend, das mit Büchern und allerlei wunderlichen Geräthſchaften angefüllt war, erblickte Wolfframb in einer Ecke ein kleines kaum drei Fuß hohes altes blaſſes Männlein, das auf einem hohen Stuhl vor einem Pulte ſaß und mit einer ſilbernen Feder auf einem großen Pergamentblatt ämſig alles aufzuſchreiben ſchien, was Meiſter Klingsohr ſprach. Es hatte eine feine Weile gedauert, da fielen endlich des Meiſters ſtarre Blicke auf Wolfframb von Eſchinbach und mit dem Sprechen inne haltend, blieb er in der Mitte des Zimmers ſtehen. Wolfframb begrüßte den Meiſter nun mit anmuthigen Verſen im ſchwarzen Ton. Er ſagte, wie er gekommen ſey, um ſich zu erbauen an Klingsohrs hoher Meiſterkunſt, und bat, er ſolle nun ihm antworten im gleichen Ton und ſo ſeine Kunſt hören laſſen. Da maß ihn der Meiſter mit zornigen Blicken von Kopf bis zu Fuß und ſprach dann: Ei, wer ſeyd Ihr denn, junger Geſell! daß Ihr es wagt, hier ſo mit Euren albernen Verſen hereinzubrechen und mich ſogar herauszufordern, als ſollt' es ein Wettſingen gelten? Ha! Ihr ſeyd ja wohl Wolfframb von Eſchinbach, der allerungeſchickteſte, ungelehrteſte Laie von allen, die ſich dort oben auf der Wartburg Meiſter des Geſanges nennen? — Nein, mein lieber Knabe, Ihr müßt wohl noch etwas wachſen, ehe Ihr Euch mit mir zu meſſen Verlangen tragen könnt. Einen ſolchen Empfang hatte Wolfframb von Eſchinbach gar nicht erwartet. Das Blut wallte ihm auf vor Klingsohrs ſchnöden Worten, er fühlte lebhafter als jemals die ihm inwohnende Kraft, die ihm die Macht des Himmels verliehen. Ernſt und feſt blickte er dem ſtolzen Meiſter ins Auge, und ſprach dann: „Ihr thut gar nicht gut, Meiſter Klingsohr, daß Ihr in ſolchen bittern, harten Ton fallet, ſtatt mir liebreich und freundlich, wie ich Euch begrüßte, zu antworten. Ich weiß „es, daß Ihr mir in aller Wiſſenſchaft und wohl auch in der Kunſt „des Geſanges weit überlegen ſeyd, aber das berechtigt Euch nicht „zu der eitlen Prahlerei, die Ihr als Eurer unwürdig verachten müßtet. Ich ſage es Euch frei heraus, Meiſter Klingsohr! daß ich nunmehr das glaube, was die Welt von Euch behauptet. Die Macht „der Hölle ſollt Ihr bezwingen, Umgang mit böſen Geiſtern ſollt Ihr „haben, mittelſt der unheimlichen Wiſſenſchaften, die Ihr getrieben. „Daher ſoll Eure Meiſterſchaft kommen, weil Ihr aus der Tiefe die „ſchwarzen Geiſter ins helle Leben herauf beſchworen, vor denen ſich „der menſchliche Geiſt entſetzt. Und ſo iſt es nur dieſes Entſetzen, „was Euch den Sieg verſchafft, und nicht die tiefe Rührung der Liebe, „welche aus dem reinen Gemüth des Sängers ſtrömt in das verwandte Herz, das in ſüßen Banden gefangen, ihm unterthan wird. „Daher ſeyd Ihr ſo ſtolz, wie kein Sänger es ſeyn kann, der reinen „Herzens geblieben.“ „Hoho,“ erwiederte Meiſter Klingsohr, „hoho, „junger Geſell, verſteigt Euch nicht ſo hoch! — Was meinen Umgang „mit unheimlichen Mächten betrifft, davon ſchweigt, das verſteht Ihr „nicht. Daß ich daher meine Meiſterſchaft des Geſanges dem zu „verdanken haben ſoll, das iſt das abgeſchmackte Gewäſch einfältiger „Kinder. Aber ſagt mir doch, woher Euch die Kunſt des Geſanges „gekommen? Glaubt Ihr, daß ich nicht wüßte, wie zu Siegebrunnen „in Schottland Meiſter Friedebrand Euch einige Bücher borgte, die „Ihr undankbar nicht zurückgabt, ſondern an Euch behieltet, alle „Eure Lieder daraus ſchöpfend? Hei! — hat mir der Teufel geholfen,

„ſo half Euch Euer undankbares Herz.“ Wolfframb erſchrak beinahe
vor dieſem häßlichen Vorwurf. Er legte die Hand auf die Bruſt und
ſprach: „So wahr mir Gott helfe! — Der Geiſt der Lüge iſt mächtig
„in Euch, Meiſter Klingsohr — wie hätte ich denn meinen hohen
„Meiſter Friedebrandt ſo ſchändlich betrügen ſollen um ſeine herrlichen
„Schriften. Wißt, Meiſter Klingsohr, daß ich dieſe Schriften nur ſo
„lange, wie Friedebrandt es wollte, in Händen hielt, daß er ſie dann
„von mir wieder nahm. Habt Ihr denn nie Euch aus den Schriften
„anderer Meiſter belehrt?“ „Mag,“ fuhr Meiſter Klingsohr fort, ohne
auf Wolfframbs Rede ſonderlich zu achten, „mag dem ſeyn wie ihm
„wolle, woher möget Ihr denn nun Eure Kunſt haben? Was berechtigt
„Euch, ſich mir gleich zu ſtellen? Wißt Ihr nicht, wie ich zu Rom,
„zu Paris, zu Krakau den Studien fleißig obgelegen, wie ich ſelbſt
„nach den fernſten Morgenländern gereiſet und die Geheimniſſe der
„weiſen Araber erforſcht, wie ich dann auf allen Singſchulen das
„Beſte gethan und wider alle, die in den Streit mit mir gegangen,
„den Preis errungen, wie ich ein Meiſter der ſieben freien Künſte
„worden? — Aber Ihr, der Ihr, entfernt von aller Wiſſenſchaft und
„Kunſt, in dem öden Schweizerlande gehauſet, der Ihr ein in aller
„Schrift unerfahrener Laie geblieben, wie ſolltet Ihr denn zur Kunſt
„des wahren Geſanges kommen?“ Wolfframbs Zorn hatte ſich indeſſen ganz gelegt, welches wohl daher rühren mochte, daß bei Klingsohrs prahleriſchen Reden die köſtliche Gabe des Geſanges in ſeinem
Innern heller und freudiger hervorleuchtete, wie die Sonnenſtrahlen
ſchöner funkeln, wenn ſie ſiegend durch die finſtern Wolken brechen,
die der wilde Sturm herangejagt. Ein mildes anmuthiges Lächeln
hatte ſich über ſein ganzes Antlitz gelegt, und er ſprach mit ruhigem,
gefaßtem Ton zu dem zornigen Meiſter Klingsohr: „Ei, mein lieber
„Meiſter, wohl könnt' ich Euch entgegnen, daß, hab' ich gleich nicht
„zu Rom und Paris ſtudirt, ſuchte ich gleich nicht die weiſen Araber
„auf, in ihrer eignen Heimath, ich doch nächſt meinem hohen Meiſter
„Friedebrandt, dem ich nachzog bis ins tiefe Schottland, noch viele
„gar kunſtreiche Sänger vernahm, deren Unterricht mir vielen Nutzen
„brachte, daß ich an vielen Höfen unſerer hohen deutſchen Fürſten
„gleich Euch den Preis des Geſanges gewann. Ich meine aber, daß
„wohl aller Unterricht, alles Vernehmen der höchſten Meiſter mir gar
„nichts geholfen haben würde, wenn die ewige Macht des Himmels

„nicht den Funken in mein Innres gelegt hätte, der in den ſchönen
„Strahlen des Geſanges aufgeglommen, wenn ich nicht mit liebendem
„Gemüth alles Falſche und Böſe von mir fern gehalten und noch
„hielte, wenn ich nicht mich mühte in reiner Begeiſterung, nur das
„zu ſingen, was meine Bruſt mit freudiger, ſüßer Wehmuth ganz und
„gar erfüllt.“

Selbſt wußte Wolfframb von Eſchinbach nicht wie es geſchah, daß er ein herrliches Lied im güldnen Ton begann, das er erſt vor Kurzem gedichtet.

Meiſter Klingsohr ging voller Wuth auf und ab; dann blieb er vor Wolfframb ſtehen und blickte ihn an, als wolle er ihn durchbohren mit ſeinen ſtarren, glühenden Augen. Als Wolfframb geendet, legte Klingsohr beide Hände auf Wolfframbs Schultern und ſprach ſanft und gelaſſen: „Nun, Wolfframb, weil Ihr es denn nicht anders wollt, ſo laßt uns um die Wette ſingen, in allerlei künſtlichen Tönen und Weiſen. Doch laßt uns anderswohin gehen, das Gemach taugt zu dergleichen nicht und Ihr ſollt überdem einen Becher edlen Weins mit mir genießen.“

In dem Augenblick ſtürzte das kleine Männlein, das erſt geſchrieben, hinab von dem Stuhle und gab bei dem harten Fall auf den Boden einen feinen ächzenden Laut von ſich. Klingsohr drehte ſich raſch um und ſtieß mit dem Fuße den Kleinen in den unter dem Pulte befindlichen Schrank, den er verſchloß. Wolfframb hörte das Männlein leiſe weinen und ſchluchzen. Nun ſchlug Klingsohr die Bücher zu, welche ringsumher offen herumlagen und jedesmal, wenn ein Deckel niederklappte, ging ein ſeltſamer ſchauerlicher Ton, wie ein tiefer Todesſeufzer, durch die Zimmer. Wunderliche Wurzeln nahm nun Klingsohr in die Hand, die in dem Augenblick anzuſehen waren wie fremde unheimliche Creaturen und mit den Faden und Aeſten zappelten, wie mit Armen und Beinen, ja oft zuckte ein kleines verzerrtes Menſchengeſichtlein hervor, das auf häßliche Weiſe grinzte und lachte. Und dabei wurd' es in den Schränken ringsumher unruhig und ein großer Vogel ſchwirrte in irrem Fluge umher, mit goldgleißendem Fittig. Die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen, Wolfframb fühlte ſich von tiefem Grauen erfaßt. Da nahm Klingsohr aus einer Kapſel einen Stein hervor, der ſogleich im ganzen Gemach den hellſten Sonnenglanz verbreitete. Alles wurde ſtill und Wolfframb ſah und hörte nichts mehr von dem, was ihm erſt Entſetzen erregt.

Zwei Diener, ſo ſeltſamlich in bunter Seide gekleidet, wie der, welcher erſt die Thüre des Gemachs geöffnet, traten hinein, mit prächtigen Kleidern, die ſie dem Meiſter Klingsohr anlegten.

Beide, Meiſter Klingsohr und Wolfframb von Eſchinbach gingen nun zuſammen nach dem Rathskeller.

Sie hatten auf Verſöhnung und Freundſchaft getrunken und ſangen nun wider einander in den verſchiedenſten künſtlichſten Weiſen. Kein Meiſter war zugegen, der hatte entſcheiden können, wer den andern beſieget, aber jeder würde den Klingsohr für überwunden gehalten haben, denn ſo ſehr er ſich in großer Kunſt, in mächtigem Verſtande mühte, niemals konnte er nur im mindeſten die Stärke und Anmuth der einfachen Lieder erreichen, welche Wolfframb von Eſchinbach vorbrachte.

Wolfframb hatte eben ein gar herrliches Lied geendet, als Meiſter Klingsohr zurückgelehnt in den Polſterſtuhl, den Blick niedergeſchlagen, mit gedämpfter düſtrer Stimme ſprach: „Ihr habt mich vorhin übermüthig und prahleriſch genannt, Meiſter Wolfframb, aber ſehr würdet „Ihr irren, wenn Ihr etwa glaubtet, daß mein Blick, verblendet durch „einfältige Eitelkeit, nicht ſollte die wahre Kunſt des Geſanges erkennen können, ich möge ſie nun antreffen in der Wildniß, oder in „dem Meiſterſaal. Keiner iſt hier, der zwiſchen uns richten könnte, „aber ich ſage Euch, Ihr habt mich überwunden, Meiſter Wolfframb, „und daß ich Euch das ſage, daran möget Ihr auch die Wahrhaftigkeit meiner Kunſt erkennen.“ „Ei, mein lieber Meiſter Klingsohr,“ erwiederte Wolfframb von Eſchinbach, „wohl mocht' es ſeyn, daß eine „beſondere Freudigkeit, die in meiner Bruſt aufgegangen, meine Lieder mir heute beſſer gelingen ließ, als ſonſt, aber ferne ſey es von „mir, daß ich mich deshalb über Euch ſtellen ſollte. Vielleicht war „heute Euer Inneres verſchloſſen. Pflegt es denn nicht zu geſchehen, „daß manchmal eine drückende Laſt auf einem ruht, wie ein düſtrer „Nebel auf heller Wieſe, vor dem die Blumen nicht vermögen, ihre „glänzenden Häupter zu erheben. Aber erklärt Ihr Euch heute auch „für überwunden, ſo habe ich doch in Euern ſchönen Liedern gar „Herrliches vernommen und es kann ſeyn, daß morgen Ihr den „Sieg erringet.“

Meiſter Klingsohr ſprach: „Wozu hilft Euch Eure fromme Beſcheidenheit!“ ſprang dann ſchnell vom Stuhle auf, ſtellte ſich, den Rücken Wolfframb zugekehrt, unter das hohe Fenſter und ſchaute ſchweigend in die bleichen Mondesſtrahlen, die aus der Höhe hinabfielen.

Das hatte wohl einige Minuten gedauert, da drehte er ſich um, ging auf Wolfframb los und ſprach, indem ihm die Augen vor Zorn funkelten, mit ſtarker Stimme: „Ihr habt Recht, Wolfframb von Eſchinbach, über finſtre Mächte gebietet meine Wiſſenſchaft, unſer inneres Weſen muß uns entzweien. Mich habt Ihr überwunden, aber in der Nacht, die dieſer folgt, will ich Euch einen ſchicken, der Naſias geheißen. Mit dem beginnt ein Wettſingen und ſeht Euch vor, daß der Euch nicht überwinde.“

Damit ſtürmte Meiſter Klingsohr fort zur Thüre des Rathskellers hinaus.

Naſias kommt in der Nacht zu Wolfframb von Eſchinbach.

Wolfframb wohnte in Eiſenach dem Brothauſe gegen über, bei einem Bürger, Gottſchalk geheißen. Das war ein freundlicher, frommer Mann, der ſeinen Gaſt hoch in Ehren hielt. Es mochte wohl ſeyn, daß, unerachtet Klingsohr und Eſchinbach auf dem Rathskeller ſich einſam und unbelauſcht geglaubt, doch manche, vielleicht von jenen jungen Schülern des Geſanges, die dem berühmten Meiſter auf Schritt und Tritt folgten und jedes Wort, das von ſeinen Lippen kam, zu erhaſchen ſuchten, Mittel gefunden hatten, das Wettſingen der Meiſter zu erhorchen. Durch ganz Eiſenach war das Gerücht gedrungen, wie Wolfframb von Eſchinbach den großen Meiſter Klingsohr im Geſange beſieget, und ſo hatte auch Gottſchalk es erfahren. Voller Freude lief er herauf zu ſeinem Gaſt und fragte, wie das nur habe geſchehen können, daß ſich der ſtolze Meiſter auf dem Rathskeller in ein Wettſingen eingelaſſen? Wolfframb erzählte getreulich, wie ſich alles begeben und verſchwieg nicht, wie Meiſter Klingsohr gedroht, ihm in der Nacht einen auf den Hals zu ſchicken, der Naſias geheißen und mit dem er um die Wette ſingen ſolle. Da erblaßte Gottſchalk vor Schreck, ſchlug die Hände zuſammen und rief mit wehmuthiger Stimme: „Ach du Gott im Himmel, wißt Ihr's denn nicht, lieber Herr, daß es Meiſter Klingsohr mit böſen Geiſtern zu thun hat, die ihm unterthan ſind und ſeinen Willen thun müſſen. Helgrefe, bei dem

„Meiſter Klingsohr Wohnung genommen, hat ſeinen Nachbarsleuten
„die wunderlichſten Dinge von ſeinem Treiben erzählt. Zur Nachtzeit
„ſoll es oft ſeyn, als wäre eine große Geſellſchaft verſammelt, obſchon
„man niemand gehen ſehen, und dann beginne ein ſeltſames Singen
„und tolles Wirthſchaften und blendendes Licht ſtrahle durch die Fenſter!
„Ach, vielleicht iſt dieſer Naſias, mit dem er Euch bedroht, der böſe
„Feind ſelbſt, der Euch ins Verderben ſtürzen wird! — Zieht fort,
„lieber Herr, wartet den bedrohlichen Beſuch nicht ab; ja ich beſchwöre
„Euch: zieht fort." — „Ei," erwiederte Wolfframb von Eſchinbach,
„ei, lieber Hauswirth Gottſchalk, wie ſollt' ich denn ſcheu dem mir
„gebotenen Wettſingen ausweichen, das wäre ja gar nicht Meiſter-
„ſängers Art. Mag nun Naſias ein böſer Geiſt ſeyn oder nicht, ich
„erwarte ihn ruhig. Vielleicht übertönt er mich mit allerlei Acheron-
„tiſchen Liedern, aber vergebens wird er verſuchen, meinen frommen
„Sinn zu bethören und meiner unſterblichen Seele zu ſchaden." „Ich
„weiß es ſchon," ſprach Gottſchalk, „ich weiß es ſchon, Ihr ſeyd ein
„gar muthiger Herr, der eben den Teufel ſelbſt nicht fürchtet. Wollt
„Ihr denn nun durchaus hier bleiben, ſo erlaubt wenigſtens, daß
„künftige Nacht mein Knecht Jonas bei Euch bleibe. Das iſt ein
„tüchtiger frommer Menſch mit breiten Schultern, dem das Singen
„durchaus nicht ſchadet. Solltet Ihr nun etwa vor dem Teufels-
„geplerre ſchwach und ohnmächtig werden, und Naſias Euch was
„anhaben wollen, ſo ſoll Jonas ein Geſchrei erheben und wir rücken
„dann an mit Weihwaſſer und geweihten Kerzen. Auch ſoll der Teufel
„den Geruch von Biſam nicht vertragen können, den in einem Säck-
„chen ein Capuziner auf der Bruſt getragen. Den will ich ebenfalls
„in Bereitſchaft halten, und ſobald Jonas geſchrien, dermaßen räu-
„chern, daß dem Meiſter Naſias im Singen der Athem vergehn ſoll."
Wolfframb von Eſchinbach lächelte über ſeines Hauswirths gutmüthige
Beſorglichkeit, und meinte, er ſey nun einmal auf Alles gefaßt und
wolle es ſchon mit dem Naſias aufnehmen. Jonas, der fromme Menſch
mit breiten Schultern und gewappnet gegen alles Singen möge aber
immerhin bei ihm bleiben. Die verhängnißvolle Nacht war herein-
gebrochen. Noch blieb alles ſtill. Da ſchwirrten und dröhnten die
Gewichte der Kirchuhr, es ſchlug zwölfe. Ein Windſtoß brauſte durch
das Haus, häßliche Stimmen heulten durcheinander und ein wildes
krächzendes Angſtgeſchrei, wie von verſcheuchten Nachtvögeln, fuhr auf.

Wolfframb von Eſchinbach hatte allerlei ſchönen frommen Dichtergedanken Raum gegeben und des böſen Beſuchs beinahe vergeſſen. Jetzt rannen doch Eisſchauer durch ſein Inneres, er faßte ſich aber mit Macht zuſammen und trat in die Mitte des Gemachs. Mit einem gewaltigen Schlage, von dem das ganze Haus erdröhnte, ſprang die Thüre auf und eine große, von rothem Feuerglanze umfloſſene Geſtalt, ſtand vor ihm und ſchaute ihn an mit glühenden, tückiſchen Augen. Die Geſtalt war von ſolch greulichem Anſehen, daß wohl manchem andern aller Muth entflohen, ja daß er, von wildem Entſetzen erfaßt, zu Boden geſunken, doch Wolfframb hielt ſich aufrecht und fragte mit ernſtem, nachdrücklichen Ton: „Was habt Ihr des „Orts zu thun oder zu ſuchen?“ Da rief die Geſtalt mit widrig gellender Stimme: „Ich bin Naſias und gekommen, mit Euch zu gehen „in den Kampf der Sängerkunſt.“ Naſias ſchlug den großen Mantel auseinander und Wolfframb gewahrte, daß er unter den Armen eine Menge Bücher trug, die er nun auf den Tiſch fallen ließ, der ihm zur Seite ſtand. Naſias ſing auch alsbald ein wunderliches Lied an, von den ſieben Planeten und von der himmliſchen Sphären Muſik, wie ſie in dem Traum des Scipio beſchrieben, und wechſelte mit den künſtlichſten ſeltſamſten Weiſen. Wolfframb hatte ſich in ſeinen großen Polſterſtuhl geſetzt, und hörte ruhig mit niedergeſchlagenen Blicken alles an, was Naſias vorbrachte. Als der nun ſein Lied endlich geſchloſſen, begann Eſchinbach eine ſchöne fromme Weiſe, von geiſtlichen Dingen. Da ſprang Naſias hin und her und wollte dazwiſchen plerren und mit den ſchweren Büchern, die er mitgebracht, nach dem Sänger werfen, aber je heller und mächtiger Wolfframbs Lied wurde, deſto mehr verblaßte Naſias Feuerglanz, deſto mehr ſchrumpfte ſeine Geſtalt zuſammen, ſo daß er zuletzt eine Spanne lang mit ſeinem rothen Mäntelchen und der dicken Halskrauſe an den Schränken auf- und abkletterte, widrig quakend und miauend. Wolfframb, nachdem er geendet, wollte ihn ergreifen, da ſchoß er aber plötzlich auf, ſo hoch wie er zuvor geweſen, und hauchte ziſchende Feuerflammen um ſich her. „Hei, hei,“ rief Naſias dann mit hohler entſetzlicher Stimme, „hei, hei! ſpaße nicht mit mir, Geſelle! — Ein guter Theologe magſt „du ſeyn und dich wohl verſtehen auf die Spitzfindigkeiten und Lehren „Eures dicken Buchs, aber darum biſt du noch kein Sänger, der ſich „meſſen kann mit mir und meinem Meiſter. Laßt uns ein ſchönes

„Liebeslied ſingen und du magſt dich dann verſehen mit deiner Meiſterſchaft." Naſias begann nun ein Lied von der ſchönen Helena und von den überſchwenglichen Freuden des Venusberges. In der That klang das Lied gar verlockend und es war als wenn die Flammen, die Naſias um ſich ſprühte, zu lüſterne Begierde und Liebesluſt athmenden Düften würden, in denen die ſüßen Töne auf und nieder wogten, wie gaukelnde Liebesgötter. So wie die vorigen Lieder, hörte Wolfframb auch dieſes ruhig mit niedergeſenktem Blicke an. Aber bald war es ihm, als wandle er in den düſtern Gängen eines lieblichen Gartens und die holden Töne einer herrlichen Muſik ſchlürften über die Blumenbeete hin und brächen wie flimmerndes Morgenroth durch das dunkle Laub, und das Lied des Böſen verſinke in Nacht vor ihnen, wie der ſcheue Nachtvogel ſich krächzend hinabſtürzt in die tiefe Schlucht vor dem ſiegenden Tage. Und als die Töne heller und heller ſtrahlten, bebte ihm die Bruſt vor ſüßer Ahnung und unausſprechlicher Sehnſucht. Da trat ſie, ſein einziges Leben, in vollem Glanz aller Schönheit und Holdſeligkeit hervor aus dem dichten Gebüſch, und in tauſend Liebesſeufzern die herrlichſte Frau grüßend, rauſchten die Blätter und plätſcherten die blanken Springbrunnen. Wie auf den Fittigen eines ſchönen Schwans, ſchwebte ſie daher auf den Flügeln des Geſanges, und ſo wie ihr Himmelsblick ihn traf, war alle Seligkeit der reinſten, frömmſten Liebe entzündet in ſeinem Innern. Vergebens rang er nach Worten, nach Tönen. So wie ſie verſchwunden, warf er ſich voll des ſeligſten Entzückens hin auf den bunten Raſen. Er rief ihren Namen in die Lüfte hinein, er umſchlang in heißer Sehnſucht die hohen Lilien, er küßte die Roſen auf den glühenden Mund und alle Blumen verſtanden ſein Glück und der Morgenwind, die Quellen, die Büſche ſprachen mit ihm von der unnennbaren Luſt frommer Liebe! — So gedachte Wolfframb, während daß Naſias fortfuhr mit ſeinen eitlen Liebesliedern, jenes Augenblicks, als er die Dame Mathilde zum erſtenmal erblickte in dem Garten auf der Wartburg, ſie ſelbſt ſtand vor ihm in der Holdſeligkeit und Anmuth wie damals, ſie blickte ihn an wie damals, ſo fromm und liebend. Wolfframb hatte nichts vernommen von dem Geſange des Böſen; als dieſer aber nun ſchwieg, begann Wolfframb ein Lied, das in den herrlichſten, gewaltigſten Tönen die Himmelsſeligkeit der reinen Liebe des frommen Sängers pries.

Unruhiger und unruhiger wurde der Böſe, bis er endlich auf garſtige Weiſe zu meckern und herumzuſpringen und im Gemach allerlei Unfug zu treiben begann. Da ſtand Wolfframb auf von ſeinem Polſterſtuhl und befahl dem Böſen, in Chriſtus und der Heiligen Namen, ſich davon zu packen. Naſias, heftige Flammen um ſich ſprühend, raffte ſeine Bücher zuſammen, und rief mit höhniſchem Gelächter: „Schnib, Schnab, was biſt du mehr denn ein grober Laie, darum „gieb nur Klingsohr die Meiſterſchaft!“ — Wie der Sturm brauſte er fort und ein erſtickender Schwefeldampf erfüllte das Gemach.

Wolfframb öffnete die Fenſter, die friſche Morgenluft ſtrömte hinein und vertilgte die Spur des Böſen. Jonas fuhr auf aus dem tiefen Schlafe, in den er verſunken, und wunderte ſich nicht wenig, als er vernahm, daß ſchon alles vorüber. Er rief ſeinen Herrn herbei. Wolfframb erzählte, wie ſich alles begeben und hatte Gottſchalk den edlen Wolfframb ſchon zuvor hoch verehrt, ſo erſchien er ihm jetzt wie ein Heiliger, deſſen fromme Weihe die verderblichen Mächte der Hölle beſiege. Als nun Gottſchalk in dem Gemach zufällig den Blick in die Höhe richtete, da wurde er zu ſeiner Beſtürzung gewahr, daß hoch über der Thüre in feuriger Schrift die Worte ſtanden: Schnib, Schnab, was biſt du mehr denn ein grober Laie, darum gieb nur Klingsohr die Meiſterſchaft!

So hatte der Böſe im Verſchwinden die letzten Worte, die er geſprochen, hingeſchrieben, wie eine Herausforderung auf ewige Zeiten. „Keine ruhige Stunde,“ rief Gottſchalk, „keine ruhige Stunde kann „ich hier verleben, in meinem eignen Hauſe, ſo lange die abſcheuliche „Teufelsſchrift, meinen lieben Herrn Wolfframb von Eſchinbach verhöhnend, dort an der Wand fortbrennt. Er lief auch ſtraks zu Maurern, die die Schrift übertünchen ſollten. Das war aber ein eitles Mühen. Eines Fingers dick ſtrichen ſie den Kalk über und doch kam die Schrift wieder zum Vorſchein, ja, als ſie endlich den Mörtel wegſchlugen, brannte die Schrift doch wiederum hervor aus den rothen Ziegelſteinen. Gottſchalk jammerte ſehr und bat Herrn Wolfframb, er möge doch durch ein tüchtiges Lied den Naſias zwingen, daß er ſelbſt die abſcheulichen Worte weglöſche. Wolfframb ſprach lächelnd, daß das vielleicht nicht in ſeiner Macht ſtehen möge, Gottſchalk ſolle indeſſen nur ruhig ſeyn, da die Schrift, wenn er Eiſenach verlaſſe, vielleicht von ſelbſt verſchwinden werde.

Es war hoher Mittag, als Wolfframb von Eſchinbach frohen Muthes und voll lebendiger Heiterkeit, wie einer, der den herrlichſten Hoffnungeſchimmern entgegenziehet, Eiſenach verließ. Unfern der Stadt kamen ihm in glänzenden Kleidern, auf ſchön geſchmückten Roſſen, begleitet von vieler Dienerſchaft, der Graf Meinhard zu Mühlberg und der Schenk Walther von Vargel entgegen. Wolfframb von Eſchinbach begrüßte ſie und erfuhr, daß der Landgraf Hermann ſie nach Eiſenach ſende, um den berühmten Meiſter Klingsohr feierlich abzuholen und zu geleiten nach der Wartburg. Klingsohr hatte zur Nachtzeit ſich auf einen hohen Erker in Helgrefens Hauſe begeben und mit großer Mühe und Sorgfalt die Sterne beobachtet. Als er nun ſeine aſtrologiſchen Linien zog, bemerkten ein paar Schüler der Aſtrologie, die ſich zu ihm gefunden, an ſeinem ſeltſamen Blick, an ſeinem ganzen Weſen, daß irgend ein wichtiges Geheimniß, welches er in den Sternen geleſen, in ſeiner Seele liege. Sie trugen keine Scheu, ihn darum zu befragen. Da ſtand Klingsohr auf von ſeinem Sitze und ſprach mit feierlicher Stimme: Wiſſet, daß in dieſer Nacht dem Könige von Ungarn, Andreas dem zweiten, ein Töchterlein geboren wurde. Die wird aber Eliſabeth heißen und ob ihrer Frömmigkeit und Tugend heilig geſprochen werden in künftiger Zeit von dem Papſt Gregor dem Neunten. Und die heilige Eliſabeth iſt erkoren zum Weibe Ludwigs, des Sohnes Eures Herrn Landgrafen Hermann!

Dieſe Prophezeihung wurde ſogleich dem Landgrafen hinterbracht, der darüber tief bis in das Herz hinein erfreut war. Er änderte auch ſeine Geſinnung gegen den berühmten Meiſter, deſſen geheimnißvolle Wiſſenſchaft ihm einen ſolchen ſchönen Hoffnungsſtern aufgehen laſſen, und beſchloß, ihn mit allem Prunk, als ſey er ein Fürſt und hoher Herr, nach der Wartburg geleiten zu laſſen.

Wolfframb meinte, daß nun wohl gar darüber die Entſcheidung des Sängerkampfes auf Tod und Leben unterbleiben werde, zumal Heinrich von Oſterdingen ſich noch gar nicht gemeldet. Die Ritter verſicherten dagegen, daß der Landgraf ſchon Nachricht erhalten, wie Heinrich von Oſterdingen angekommen. Der innere Burghof werde zum Kampfplatz eingerichtet und der Scharfrichter Stempel aus Eiſenach ſey auch ſchon nach der Wartburg beſchieden.

Meiſter Klingsohr verläßt die Wartburg. Entſcheidung des Dichterkampfes.

In einem ſchönen hohen Gemach auf der Wartburg ſaßen Landgraf Hermann und Meiſter Klingsohr im traulichen Geſpräch beiſammen, Klingsohr verſicherte nochmals, daß er die Conſtellation der vorigen Nacht in die Eliſabeths Geburt getreten, ganz und gar erſchaut und ſchloß mit dem Rath, daß Landgraf Hermann ſofort eine Geſandtſchaft an den König von Ungarn abſchicken und für ſeinen eilfjährigen Sohn Ludwig um die neugeborne Prinzeſſin werben laſſen ſolle. Dem Landgrafen gefiel dieſer Rath ſehr wohl, und als er nun des Meiſters Wiſſenſchaft rühmte, begann dieſer von den Geheimniſſen der Natur, von dem Mikrokosmus und Makrokosmus ſo gelehrt und herrlich zu ſprechen, daß der Landgraf, ſelbſt nicht ganz unerfahren in dergleichen Dingen, erfüllt wurde von der tiefſten Bewunderung. „Ei," ſprach der Landgraf, „ei, Meiſter Klingsohr, ich möchte beſtändig Eures lehrreichen Umgangs genießen. Verlaßt das unwirthbare „Siebenbürgen und zieht an meinen Hof, an dem, wie Ihr es einräumen werdet, Wiſſenſchaft und Kunſt höher geachtet werden, als „irgendwo. Die Meiſter des Geſanges werden Euch aufnehmen wie „ihren Herrn, denn wohl möget Ihr in dieſer Kunſt eben ſo reich „begabt ſeyn, als in der Aſtrologie und andern tiefen Wiſſenſchaften. „Alſo bleibt immer hier und gedenkt nicht zurückzukehren nach Siebenbürgen." „Erlaubt," erwiederte Meiſter Klingsohr, „erlaubt, „mein hoher Fürſt, daß ich noch in dieſer Stunde zurückkehren darf „nach Eiſenach und dann weiter nach Siebenbürgen. Nicht ſo unwirthbar iſt das Land, als Ihr es glauben möget, und dann meinen „Studien ſo recht gelegen. Bedenkt auch weiter, daß ich unmöglich „meinem Könige Andreas dem zweiten zu nahe treten darf, von dem „ich ob meiner Bergwerkskunde, die ihm ſchon manchen an den edelſten Metallen reichen Schacht aufgethan, einen Jahrgehalt von dreitauſend Mark Silber genieße, und alſo lebe in der ſorgenloſen Ruhe, „die allein Kunſt und Wiſſenſchaft gedeihen läßt. Hier würde es „nun, ſollt' ich auch wohl jenen Jahrgehalt entbehren können, nichts „als Zank und Streit geben mit Euern Meiſtern. Meine Kunſt beruht auf andern Grundfeſten, als die ihrige, und will ſich nun auch „dann ganz anders geſtalten von innen und außen. Mag es doch

„ſeyn, daß ihr frommer Sinn und ihr reiches Gemüth (wie ſie es „nennen) ihnen genug iſt zum Dichten ihrer Lieder, und daß ſie ſich „wie furchtſame Kinder nicht hinauswagen wollen in ein fremdes „Gebiet, ich will ſie darum gar nicht eben verachten, aber mich in „ihre Reihe zu ſtellen, das bleibt unmöglich.“ „So werdet Ihr,“ ſprach der Landgraf, „doch noch dem Streit, der ſich zwiſchen Euerm „Schüler Heinrich von Ofterdingen und den andern Meiſtern entſponnen, als Schiedsrichter beiwohnen?“ „Mit nichten,“ erwiederte Klingsohr, „wie könnt' ich denn das, und wenn ich es auch könnte, „ſo würde ich es doch nie wollen. Ihr ſelbſt, mein hoher Fürſt, entſcheidet den Streit, indem Ihr nur die Stimme des Volks beſtätigt, „die gewißlich laut werden wird. Nennt aber Heinrich von Ofterdingen nicht meinen Schüler. Es ſchien, als wenn er Muth und „Kraft hätte, aber nur an der bittern Schaale nagte er, ohne die „Süßigkeit des Kerns zu ſchmecken! — Nun! — beſtimmt getroſt den „Tag des Kampfs, ich werde dafür ſorgen, daß Heinrich von Ofterdingen ſich pünktlich geſtelle.“

Die dringendſten Bitten des Landgrafen vermochten nichts über den ſtörriſchen Meiſter. Er blieb bei ſeinen Entſchlüſſen, und verließ, vom Landgrafen reichlich beſchenkt, die Wartburg.

Der verhängnißvolle Tag, an dem der Kampf der Sänger beginnen und enden ſollte, war gekommen. In dem Burghofe hatte man Schranken gebauet, beinahe als ſollte es ein Turnier geben. Mitten im Kreiſe befanden ſich zwei ſchwarz behängte Sitze für die kämpfenden Sänger, hinter denſelben war ein hohes Schaffot errichtet. Der Landgraf hatte zwei edle, des Geſanges kundige Herren vom Hofe, die den Meiſter Klingsohr nach der Wartburg geleiteten, den Grafen Meinhard zu Mühlberg und den Schenken Walther von Bargel, zu Schiedsrichtern erwählt. Für dieſe und den Landgrafen war den Kämpfenden gegenüber ein hohes reichbehängtes Gerüſt errichtet, dem ſich die Sitze der Damen und der übrigen Zuſchauer anſchloſſen. Nur den Meiſtern war, den kämpfenden Sängern und dem Schaffot zur Seite, eine beſondere ſchwarz behängte Bank beſtimmt.

Tauſende von Zuſchauern hatten die Plätze gefüllt, aus allen Fenſtern der Wartburg, ja von den Dächern guckte die neugierige Menge herab. Unter dem dumpfen Schall gedämpfter Pauken und Trompeten kam der Landgraf von den Schiedsrichtern begleitet aus dem Thor der Burg und beſtieg das Gerüſt. Die Meiſter in feierlichem Zuge, Walther von der Vogelweid an der Spitze, nahmen die für ſie beſtimmte Bank ein. Auf dem Schaffott ſtand mit zween Knechten der Scharfrichter aus Eiſenach, Stempel, ein rieſenhafter Kerl von wildem trotzigen Anſehen, in einen weiten blutrothen Mantel gewickelt, aus deſſen Falten der funkelnde Griff eines ungeheuren Schwerdts hervorblickte. Vor dem Schaffot nahm Pater Leonhard Platz, des Landgrafen Beichtiger, geſendet, um dem Beſiegten beizuſtehen in der Todesſtunde.

Ein ahnungsbanges Schweigen, in dem jeder Seufzer hörbar, ruhte auf der verſammelten Menge. Man erwartete mit innerem Entſetzen das Unerhörte, das ſich nun begeben ſollte. Da trat, mit den Zeichen ſeiner Würde angethan, des Landgrafen Marſchall Herr Franz von Waldſtromer, hinein in den Kreis und verlas nochmals die Urſache des Streits und das unwiderrufliche Gebot des Landgrafen Hermann, nach welchem der im Geſange beſiegte hingerichtet werden ſolle mit dem Schwerdt. Pater Leonhard erhob das Cruzifix und alle Meiſter, vor ihrer Bank mit entblößten Häuptern knieend, ſchworen, ſich willig und freudig zu unterwerfen dem Gebot des Landgrafen Hermann. Sodann ſchwang der Scharfrichter Stempel das breite blitzfunkelnde Schwerdt dreimal durch die Lüfte und rief mit dröhnender Stimme: Er wolle den, der ihm in die Hand gegeben, richten nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen. Nun erſchallten die Trompeten, Herr Franz von Waldſtromer trat in die Mitte des Kreiſes und rief dreimal ſtark und nachdrücklich: Heinrich von Oſterdingen — Heinrich von Oſterdingen — Heinrich von Oſterdingen! —

Und als habe Heinrich unbemerkt dicht an den Schranken auf das Verhallen des letzten Rufs gewartet, ſo ſtand er plötzlich bei dem Marſchall in der Mitte des Kreiſes. Er verneigte ſich vor dem Landgrafen und ſprach mit feſtem Ton, er ſey gekommen nach dem Willen des Landgrafen in den Kampf zu gehen mit dem Meiſter, der ſich gegenüberſtellen werde, und wolle ſich unterwerfen dem Urtheil der erwählten Schiedsrichter. Darauf trat der Marſchall vor die Meiſter hin mit einem ſilbernen Gefäß, aus dem jeder ein Loos ziehen mußte. So wie Wolfframb von Eſchinbach ſein Loos entwickelte, fand er das Zeichen des Meiſters, der zum Kampf beſtimmt ſeyn ſollte. Todesſchrecken wollte ihn übermannen, als er gedachte, wie er nun gegen den Freund kämpfen ſollte, doch bald war es ihm, als ſey es ja eben die gnadenreiche Macht des Himmels, die ihn zum Kämpfer erwählt. Beſiegt würde er ja gerne ſterben, als Sieger aber auch eher ſelbſt in den Tod gehen, als zugeben, daß Heinrich von Oſterdingen unter der Hand des Henkers ſterben ſolle. Freudig mit heitrem Antlitz begab er ſich auf den Platz. Als er nun dem Freunde gegenüber ſaß und ihm ins Antlitz ſchaute, befiel ihn ein ſeltſames Grauen. Er ſah des Freundes Züge, aber aus dem leichenblaſſen Geſicht funkelten unheimlich glühende Augen ihn an, er mußte an Naſias denken.

Heinrich von Oſterdingen begann ſeine Lieder und Wolfframb wollte ſich beinahe entſetzen, als er daſſelbe vernahm, was Naſias in jener verhängnißvollen Nacht geſungen. Er faßte ſich jedoch mit Gewalt zuſammen und antwortete ſeinem Gegner mit einem hochherrlichen Liede, daß der Jubel von tauſend Zungen in die Lüfte emportönte und das Volk ihm ſchon den Sieg zuerkennen wollte. Auf den Befehl des Landgrafen mußte jedoch Heinrich von Oſterdingen weiter ſingen. Heinrich begann nun Lieder, die in den wunderlichſten Weiſen ſolche Luſt des Lebens athmeten, daß, wie von dem glutvollen Blütenhauch der Gewächſe des fernen Indiens berührt, alle in ſüße Betäubung verſanken. Selbſt Wolfframb von Eſchinbach fühlte ſich entrückt in ein fremdes Gebiet, er konnte ſich nicht auf ſeine Lieder, nicht mehr auf ſich ſelbſt beſinnen. In dem Augenblick entſtand am Eingange des Kreiſes ein Geräuſch, die Zuſchauer wichen auseinander. Wolfframb durchbebte ein electriſcher Schlag, er erwachte aus dem träumeriſchen Hinbrüten, er blickte hin, und o Himmel: eben ſchritt die Dame Mathilde in aller Holdſeligkeit und Anmuth, wie zu jener Zeit, als er ſie zum erſtenmale im Garten auf der Wartburg ſah, in den Kreis. Sie warf den ſeelenvollſten Blick der innigſten Liebe auf ihn. Da ſchwang ſich die Luſt des Himmels, das glühendſte Entzücken jubelnd empor in demſelben Liede, womit er in jener Nacht den Böſen bezwungen. Das Volk erkannte ihm mit ſtürmiſchem Getöſe den Sieg zu. Der Landgraf erhob ſich mit den Schiedsrichtern. Trompeten ertönten, der Marſchall nahm den Kranz aus den Händen des Landgrafen, um ihn dem Sänger zu bringen. Stempel rüſtete ſich ſein Amt zu verrichten, aber die Schergen, die den Beſiegten faſſen wollten, griffen in eine ſchwarze Rauchwolke, die ſich brauſend und ziſchend erhob und ſchnell in den Lüften verdampfte. Heinrich von

Oſterdingen war verſchwunden auf unbegreifliche Weiſe. Verwirrt, Entſetzen auf den bleichen Geſichtern, lief alles durcheinander; man ſprach von Teufelsgeſtalten, von böſem Spuk. Der Landgraf verſammelte aber die Meiſter um ſich und redete alſo zu ihnen: „Ich „verſtehe wohl jetzt, was Meiſter Klingsohr eigentlich gemeint hat, „wenn er ſo ſeltſam und wunderlich über den Kampf der Sänger „ſprach und durchaus nicht ſelbſt entſcheiden wollte, und mag es ihm „wohl Dank wiſſen, daß ſich alles ſo fügte. Iſt es nun Heinrich „von Oſterdingen ſelbſt geweſen, der ſich in den Kampf ſtellte, oder „einer, den Klingsohr ſandte, ſtatt des Schülers, das gilt gleich. Der „Kampf iſt entſchieden, Euch zu Gunſten, ihr meine wackeren Meiſter, „und laßt uns nun in Ruhe und Einigkeit die herrliche Kunſt des „Geſanges ehren und nach Kräften fördern!“ —

Einige Diener des Landgrafen, die die Burgwacht gehabt, ſagten aus, wie zur ſelben Stunde, als Wolfframb von Eſchinbach den vermeintlichen Heinrich von Oſterdingen beſiegt hatte, eine Geſtalt, beinahe anzuſehen wie Meiſter Klingsohr, auf einem ſchwarzen ſchnaubenden Roſſe durch die Burgpforten davon geſprengt ſey.

Beſchluß.

Die Gräfin Mathilde hatte ſich indeſſen nach dem Garten der Wartburg begeben und Wolfframb von Eſchinbach war ihr dahin nachgefolgt.

Als er ſie nun fand, wie ſie unter ſchönen blühenden Bäumen auf einer blumigen Raſenbank ſaß, die Hände auf den Schooß gefaltet, das ſchöne Haupt in Schwermuth niedergeſenkt zur Erde, da warf er ſich der holden Frau zu Füßen, keines Wortes mächtig. Mathilde umfing voll ſehnſüchtigen Verlangens den Geliebten. Beide vergoſſen heiße Thränen vor ſüßer Wehmuth, vor Liebesſchmerz. „Ach Wolff„ramb,“ ſprach Mathilde endlich, „ach Wolfframb, welch ein böſer „Traum hat mich berückt, wie habe ich mich, ein unbedachtſames ver„blendetes Kind, hingegeben dem Böſen, der mir nachſtellte? Wie habe „ich mich gegen Dich vergangen! Wirſt du mir denn verzeihen können!“

Wolfframb ſchloß Mathilden in ſeine Arme und drückte zum erſtenmal brennende Küſſe auf den ſüßen Roſenmund der holdſeligſten Frau. Er verſicherte, wie ſie fortwährend in ſeinem Herzen gelebt, wie er der böſen Macht zum Trotz ihr treu geblieben, wie nur ſie allein, die

Dame ſeiner Gedanken, ihn zu dem Liede begeiſtert, vor dem der Böſe gewichen. „O," ſprach Mathilde, „o mein Geliebter, laß es Dir nur ſagen, auf welche wunderbare Weiſe Du mich errettet haſt aus den böſen Schlingen, die mir gelegt. In einer Nacht, nur kurze Zeit iſt darüber verſtrichen, umfingen mich ſeltſame, grauenvolle Bilder. Selbſt wußt' ich nicht, war es Luſt oder Quaal, was meine Bruſt ſo gewaltſam zuſammenpreßte, daß ich kaum zu athmen vermochte. Von unwiderſtehlichem Drange getrieben, fing ich an, ein Lied aufzuſchreiben, ganz nach der Art meines unheimlichen Meiſters, aber da betäubte ein wunderliches halb wohllautendes, halb widrigklingendes Getön meine Sinne und es war, als habe ich ſtatt des Liedes die ſchauerliche Formel aufgeſchrieben, deren Bann die finſtre Macht gehorchen müſſe. Eine wilde entſetzliche Geſtalt ſtieg auf, umfaßte mich mit glühenden Armen und wollte mich hinabreißen in den ſchwarzen Abgrund. Doch plötzlich leuchtete ein Lied durch die Finſterniß, deſſen Töne funkelten wie milder Sternenſchimmer. Die finſtre Geſtalt hatte ohnmächtig von mir ablaſſen müſſen, jetzt ſtreckte ſie aufs neue grimmig die glühenden Arme nach mir aus, aber nicht mich, nur das Lied, das ich gedichtet, konnte ſie erfaſſen und damit ſtürzte ſie ſich kreiſchend in den Abgrund. *Dein* Lied war es, das Lied, das Du heute ſangſt, das Lied, vor dem der Böſe weichen mußte, war es, was mich rettete. Nun bin ich ganz dein, meine Lieder ſind nur die treue Liebe zu Dir, deren überſchwengliche Seligkeit keine Worte zu verkünden vermögen!" — Aufs neue ſanken ſich die Liebenden in die Arme und konnten nicht aufhören von der überſtandnen Quaal, von dem ſüßen Augenblick des Wiederfindens zu reden.

Mathilde hatte aber in derſelben Nacht, in welcher Wolfframb den Naſias völlig überwand, im Traum das Lied deutlich gehört und verſtanden, welches Wolfframb damals in der höchſten Begeiſterung der innigſten frömmſten Liebe ſang, und dann auf der Wartburg im Kampf ſeinen Gegner beſiegend wiederholte. —

Wolfframb von Eſchinbach ſaß zur ſpäten Abendzeit einſam, auf neue Lieder ſinnend, in ſeinem Gemach. Da trat ſein Hauswirth Gottſchalk zu ihm hinein und rief freudig: „O mein edler, würdiger Herr, wie habt Ihr mit Eurer hohen Kunſt doch den Böſen beſiegt. Verlöſcht von ſelbſt ſind die häßlichen Worte in Eurem Gemach. Tauſend Dank ſey Euch gezollt. — Aber hier trage ich etwas

„für Euch bei mir, das in meinem Hauſe abgegeben worden zur weiteren Förderung.“ Damit überreichte Gottſchalk ihm einen zuſammengefalteten, mit Wachs wohlverſiegelten Brief.

Wolfframb von Eſchinbach ſchlug den Brief auseinander. Er war von Heinrich von Oſterdingen und lautete alſo:

„Ich begrüße Dich, mein herzlicher Wolfframb! wie einer, der „von der böſen Krankheit geneſen iſt, die ihm den ſchmerzlichſten Tod „drohte. Es iſt mir viel ſeltſames begegnet, doch — laß mich ſchweigen über die Unbill einer Zeit, die hinter mir liegt wie ein dunkles, „undurchdringliches Geheimniß. Du wirſt noch der Worte gedenken, „die Du ſprachſt, als ich mich voll thörichten Uebermuths der innern „Kraft rühmte, die mich über Dich, über alle Meiſter erhöbe. Du „ſagteſt damals, vielleicht würde ich mich plötzlich an dem Rande eines tiefen bodenloſen Abgrunds befinden, preisgegeben den Wirbeln „des Schwindels und dem Abſturz nahe; dann würdeſt Du feſten „Muthes hinter mir ſtehen, und mich feſthalten mit ſtarken Armen. „Wolfframb! es iſt geſchehen, was deine ahnende Seele damals weisſagte. An dem Rande des Abgrundes ſtand ich und du hieltſt mich „feſt, als ſchon verderbliche Schwindel mich betäubten. Dein ſchöner „Sieg iſt es, der, indem er Deinen Gegner vernichtete, mich dem frohen Leben wiedergab. Ja mein Wolfframb! vor Deinem Liede ſanken die mächtigen Schleier, die mich umhüllten, und ich ſchaute wieder „zum heitern Himmel empor. Muß ich Dich denn deßhalb nicht doppelt lieben? — Du haſt den Klingsohr als hohen Meiſter erkannt. „Er iſt es; aber wehe dem, der nicht begabt mit der eigenthümlichen „Kraft, die ihm eigen, es wagt ihm gleich entgegenzuſtreben dem finſtern Reich, das er ſich erſchloſſen. — Ich habe dem Meiſter entſagt, „nicht mehr ſchwanke ich troſtlos umher an den Ufern des Höllenfluſſes, „ich bin wiedergegeben der ſüßen Heimath. — Mathilde! — Nein es „war wohl nicht die herrliche Frau, es war ein unheimlicher Spuk, „der mich erfüllte mit trügeriſchen Bildern eitler irdiſcher Luſt! — „Vergiß, was ich im Wahnſinn that. Grüße die Meiſter und ſage „ihnen, wie es jetzt mit mir ſteht. Lebe wohl, mein innig geliebter „Wolfframb. Vielleicht wirſt du bald von mir hören!“

Einige Zeit war verſtrichen, da kam die Nachricht nach der Wartburg, daß Heinrich von Oſterdingen ſich am Hofe des Herzogs von Oeſterreich, Leopolds des Siebenten befinde, und viele herrliche Lieder ſinge. Bald darauf erhielt der Landgraf Hermann eine ſaubere Abſchrift derſelben nebſt den dabei geſetzten Singweiſen. Alle Meiſter freuten ſich herzinniglich, da ſie überzeugt wurden, daß Heinrich von Ofterdingen allem Falſchen entſagt und trotz aller Verſuchung des Böſen doch ſein reines frommes Sängergemüth bewahrt hatte.

So war es Wolframbs von Eſchinbach hohe, dem reinſten Gemüth entſtrömende Kunſt des Geſanges, die im glorreichen Siege über den Feind die Geliebte rettete und den Freund vom böslichen Verderben.

Die Freunde urtheilten über Cyprians Erzählung auf verſchiedene Weiſe. Theodor verwarf ſie ganz und gar. Er behauptete, Cyprian habe ihm das ſchöne Bild von dem im tiefſten Gemüth begeiſterten Heinrich von Ofterdingen, wie es ihm aus dem Novalis aufgegangen, durchaus verdorben. Der herrliche Jüngling erſcheine, ſo wie er ihn dargeſtellt, unſtet, wild, im Innerſten zerriſſen, ja beinahe ruchlos. Vorzüglich aber tadelte Theodor, daß die Sänger vor lauter Anſtalten zum Geſange gar nicht zum Singen kämen. Ottmar pflichtete ihm zwar bei, meinte indeſſen, daß wenigſtens die Viſion im Vorbericht ſerapiontiſch zu nennen. Cyprian möge ſich nur hüten irgend eine alte Chronik aufzuſchlagen, da ſolche Leſerei ihn, wie Figura zeige, ſehr leicht in ein fremdes Gebiet verlocke, in dem er, ein nicht heimiſcher Fremdling und mit keinem ſonderlichen Ortſinn begabt, in allen nur möglichen Irrwegen umherſchwanke, ohne jemals den richtigen Sieg und Weg finden zu können.

Cyprian ſchnitt ein verdrießliches Geſicht, ſprang heftig auf, trat vor den Kamin und war im Begriff ſein zuſammengerolltes Manuſkript in das lodernde Feuer zu werfen.

Da erhob ſich Lothar, ſchritt raſch auf den verſtimmten Freund los, drehte ihn bei den Schultern herum, laut auflachend, und ſprach dann einen feierlichen Ton annehmend: Widerſtehe, o mein Cyprianus! tapfer dem böſen Dichterhochmuths-Teufel, der Dich eben zupft und Dir allerlei häßliche Dinge in die Ohren raunt. Ich will Dich anreden mit der Beſchwörungsformel des wackern Junkers Tobias von Rülp. „Komm, komm! Tuck Tuck! — Mann! es ſtreitet gegen alle Ehrbarkeit mit dem Teufel Knicker zu ſpielen. Fort mit dem garſtigen Schornſteinfeger!" — Ha! Dein Geſicht heitert ſich auf — Du lächelſt? — Siehſt Du nun wohl, wie ich Macht habe über den Böſen? — Aber nun will ich heilenden Balſam träufeln auf die Wunden, die Dir der Freunde ſcharfe Reden geſchlagen. Nennt Ottmar den Vorbericht ſerapiontiſch, ſo möchte ich daſſelbe von der Erſcheinung Klingsohrs und des feurigen Teufels Naſias behaupten. Auch dünkt mir der kleine wimmernde automatiſche Sekretair kein zu verwerfender Schnörkel. Tadelt Theodor die Art wie Du den Heinrich von Oſterdingen dargeſtellt, ſo fandeſt Du wenigſtens zu Deinem Bilde die Vorzeichnung im Wagenſeil. Meinte er aber, daß die Sänger vor lauter Anſtalten zum Geſange nicht zum Singen kommen, ſo weiß ich in der That nicht recht, was er damit ſagen will. Er weiß es vielleicht ſelbſt nicht. Ich will nehmlich nicht hoffen, daß er von Dir verlangt, Du hätteſt einige Verslein als die von den Sängern geſungenen Lieder einſchieben ſollen. Eben daß Du das nicht thateſt, ſondern es der Fantaſie des Leſers überließeſt ſich die Geſänge ſelbſt zu dichten, gereicht Dir zum großen Lob. — Verslein in einer Erzählung wollen mir nemlich deshalb nicht behagen, weil ſie in der Regel matt und lahm dazwiſchen hinken und das Ganze nur fremdartig unterbrechen. Der Dichter, die Schwäche des Stoffs an irgend einer Stelle lebhaft fühlend, greift in der Angſt nach den metriſchen Krücken. Hilft er ſich aber damit auch wirklich weiter, ſo iſt ſolch ein Schreiten im gleichförmig wackelnden Klippklapp doch niemals der ſtarke friſche Schritt des Geſunden. Es iſt aber wohl überhaupt eine eigne Myſtifikation unſerer Neueren, daß ſie ihr Heil lediglich in dem äußeren metriſchen Bau ſuchen, nicht bedenkend, daß nur der wahrhaft poetiſche Stoff dem metriſchen Fittig den Schwung giebt. Der ſomnambule Rauſch, den wohlklingende Verſe ohne weitern ſonderlichen Inhalt zu bewirken im Stande ſind, gleicht dem, in den man wohl verfallen mag, bei dem Klappern einer Mühle oder ſonſt! — Es ſchläft ſich herrlich dabei! — Dies alles im Vorbeigehen geſagt für unſern muſikaliſchen Freund Theodor, den oft der Wohlklang leerer Verſe beſticht und den oft ſelbſt ein ſonnettiſcher Wahnſinn befällt, in dem er ganz verwunderliche automatiſche Ungeheuerchen ſchafft. — Nun zurück zu Dir o mein Cyprianus! — Brüſte Dich nicht mit Deinem Kampf der Sänger, denn auch mir will das Ding nicht recht gefallen, aber gerade den Feuertod verdient es nicht! — Folge den Geſetzen des Landes, die die Mißgeburt verſchonen, welche einen menſchlichen Kopf hat. Und nun meine ich ſogar, daß Dein Kind nicht allein keine Mißgeburt zu nennen, ſondern noch dazu nächſt dem menſchlichen Kopf auch nicht übel geformt iſt, nur etwas ſchwächlich in den Gliederchen! —

Cyprian ſchob das Manuſkript in die Taſche und ſprach dann lächelnd: Aber Freunde! kennt Ihr denn nicht meine Art und Weiſe? Wißt Ihr denn nicht, daß, wenn ich mich über etwanigen Tadel meiner Schöpfungen was weniges erboße, dies nur darum geſchieht, weil ich ihre Schwäche und die Richtigkeit des Tadels recht lebhaft im Innern fühle! — Doch aber nun kein Wort mehr von meiner Erzählung. —

Die Freunde kamen im Geſpräch bald auf den myſtiſchen Vinzenz und ſeinen Wunderglauben zurück. Cyprian meinte, dieſer Glauben müſſe in jedem wahrhaft poetiſchen Gemüth wohnen, und eben deshalb habe auch Jean Paul über den Magnetismus ſolche hochherrliche Worte ausgeſprochen, daß eine ganze Welt voll hämiſcher Zweifel dagegen nicht aufkomme. Nur in der Poeſie liege die tiefere Erkenntniß alles Seyns. Die poetiſchen Gemüther wären die Lieblinge der Natur und thöricht ſey es zu glauben, daß ſie zürnen ſolle, wenn dieſe Lieblinge darnach trachteten das Geheimniß zu errathen, das ſie mit ihren Schleiern bedecke, aber nur wie eine gute Mutter, die das köſtliche Geſchenk den Kindern verhüllt, damit ſie ſich deſto mehr freuen ſollen, wenn, iſt ihnen die Enthüllung gelungen, die herrliche Gabe hervorfunkelt. „Doch nun, fuhr Cyprian fort, vorzüglich Dir Ottmar zu Gefallen, ganz praktiſch geſprochen: wem, der die Geſchichte des Menſchengeſchlechts mit tieferm Blick durchſpäht, kann es entgehen, daß, ſo wie eine Krankheit gleich einem verheerenden Ungeheuer hervortritt, die Natur ſelbſt auch die Waffen herbeiſchafft es zu bekämpfen, zu beſiegen. Und kaum iſt dies beſiegt, als ein anderes Unthier neues Verderben bereitet und auch wieder neue Waffen werden erfunden und ſo bewährt ſich der ewige Kampf der den Lebensprozeß, den Organismus der ganzen Welt bedingt. — Wie wenn in dieſer alles vergeiſtigenden Zeit, in dieſer Zeit, da die innige Verwandtſchaft, der geheimnißvolle Verkehr des phyſiſchen und pſychiſchen Prinzips klarer, bedeutender hervortritt, da jede Krankheit des Körpers ſich ausſpricht im pſychiſchen Organismus, wie wenn da der Magnetismus die im

Geiſt geſchaffene Waffe wäre, die uns die Natur ſelbſt darreicht, das im Geiſt wohnende Uebel zu bekämpfen?“ —

Halt, halt, rief Ottmar, wo gerathen wir hin! — Schon viel zu viel ſchwatzten wir zuvor von einer Materie, die für uns doch ein fremdes Gebiet bleibt, in dem wir nur einige durch Farbe und Aroma verlockende Früchtlein pflücken zum poetiſchen Verbrauch, oder woraus wir höchſtens ein hübſches Bäumchen verpflanzen dürfen in unſern kleinen poetiſchen Garten. Wie freute ich mich, daß Cyprians Erzählung das ermüdende Geſpräch unterbrach, und nun laufen wir Gefahr tiefer hinein zu fallen als vorher. — Von was anderm! — Doch ſtill! — erſt geb' ich Euch einen kleinen Pezzo von unſeres Freundes myſtiſchen Bemühungen, der Euch munden wird. — Die Sache iſt kürzlich dieſe. — Vor geraumer Zeit war ich in einen kleinen Abendzirkel geladen, den unſer Freund mit einigen Bekannten gebildet. Geſchäfte hielten mich auf, es war ſehr ſpät geworden als ich hinging. Deſto mehr wunderte ich mich, daß, als ich vor die Stubenthüre trat, drinnen auch nicht das kleinſte Geräuſch, nicht der leiſeſte Laut zu vernehmen war. Sollte denn noch niemand ſich eingefunden haben? So dacht ich und drückte leiſe die Thüre auf. Da ſitzt mein Freund mir gegenüber mit den andern um einen kleinen Tiſch herum. Und alle ſteif und ſtarr wie Bildſäulen ſchauen todtenbleich, im tiefſten Schweigen herauf in die Höhe. — Die Lichter ſtehen auf einem entfernten Tiſch. Man bemerkt mich gar nicht. Voll Erſtaunen trete ich näher. Da gewahre ich einen goldnen funkelnden Ring, der ſich in den Lüften hin und her ſchwingt und dann ſich im Kreiſe zu bewegen beginnt. Da murmelt dieſer — jener: wunderbar — in der That — unerklärlich — ſeltſam ꝛc. Nun kann ich mich nicht länger halten, ich rufe laut: Aber um des Himmelswillen, was habt ihr vor!

Da fahren ſie alle in die Höhe, aber Freund Vinzenz ruft mit ſeiner gellenden Stimme: Abtrünniger! — obſkurer Nikodemus, der wie ein Nachtwandler hineinſchleicht und die herrlichſten Experimente unterbricht! — Wiſſe, daß ſich eben eine Erfahrung, die Ungläubige ohne weiteres in die Kategorie der fabelhaften Wunder ſtellten, auf das herrlichſte bewährt hat. Es kam darauf an, bloß durch den feſt fixirten Willen die Pendulſchwingungen eines Ringes zu beſtimmen. — Ich unternahm es meinen Willen zu fixiren und dachte feſt die Kreiſförmige Schwingung. Lange, lange blieb der an einem ſeidnen Faden an der Decke befeſtigte Ring ruhig, doch endlich bewegte er ſich in ſcharfer Diagonale nach mir her und begann eben den Kreis, als Du uns unterbrachſt. „Wie,“ ſprach ich, „wie wär' es aber, lieber Vinzenz, wenn nicht Dein feſter Wille, ſondern der Luftzug, der hineinſtrömte, als ich die Thüre öffnete, den halsſtarrig ſtill hangenden Ring zur Schwingung vermocht?“ — O Proſaiker, Proſaiker, rief Vinzenz; aber alle lachten! —

Ei, ſprach Theodor, die Pendulſchwingungen des Ringes haben mich einmal bald wahnſinnig gemacht. So viel iſt nämlich gewiß und jeder kann es verſuchen, daß die Schwingungen eines goldnen einfachen Ringes, den man an einem feinen Faden über die flache Hand hält, ſich ganz entſchieden nach dem innern Willen beſtimmen. Nicht beſchreiben kann ich aber, wie tief, wie lebhaft dieſe Erfahrung auf mich wirkte. Unermüdlich ließ ich den Ring nach meinem Willen in den verſchiedenſten Richtungen ſich ſchwingen. Zuletzt ging ich ganz phantaſtiſcher Weiſe ſo weit, daß ich mir ein förmliches Orakel ſchuf. Ich dachte nämlich im Innern: wird dies oder jenes geſchehen, ſo ſoll der Ring die Diagonale vom kleinen Finger zum Daumen beſchreiben, geſchieht es nicht, aber die Fläche der Hand quer durchſchneiden u. ſ. w.

Allerliebſt, rief Lothar, Du ſtatuirteſt alſo in Deinem eignen Innern ein höheres geiſtiges Prinzip, das auf myſtiſche Weiſe von Dir beſchworen, ſich Dir kund thun ſollte. Da haſt Du den wahren spiritum familiarem, den Sokratiſchen Genius. — Nun giebt es nur noch einen ganz kleinen Schritt bis zu den wirklichen Geſpenſter- und Spukgeſchichten, die ſehr bequem in der Einwirkung eines fremden pſychiſchen Prinzips ihren Grund finden können.

Und, nahm Cyprian das Wort, und dieſen Schritt thue ich wirklich, indem ich Euch auf der Stelle den wackerſten Spuk auftiſche, den es jemals gegeben. — Die Geſchichte hat das eigenthümliche, daß ſie von glaubhaften Perſonen verbürgt iſt, und daß ich ihr allein die aufgeregte, oder wenn Ihr wollt, verſtörte Stimmung zuſchreiben muß, die Lothar vorhin an mir bemerken wollte.

Cyprian ſtand auf und ging, wie er zu thun pflegte, wenn irgend etwas ſo ſein ganzes inneres Gemüth erfüllte, daß er die Worte ordnen mußte, um es auszuſprechen, im Zimmer einigemal auf und ab.

Die Freunde lächelten ſich ſchweigend an. Man las in ihren Blicken: Was werden wir nur wieder abentheuerliches hören! —

Cyprian ſetzte ſich und begann:

Ihr wißt, daß ich mich vor einiger Zeit, und zwar kurz vor dem letzten Feldzuge auf dem Gute des Obriſten von P. befand. Der Obriſt war ein munterer jovialer Mann, ſo wie ſeine Gemahlin die Ruhe, die Unbefangenheit ſelbſt.

Der Sohn befand ſich, als ich dort war, bei der Armee, ſo daß die Familie außer dem Ehepaar nur noch aus zwei Töchtern und einer alten Franzöſin beſtand, die eine Art von Gouvernante vorzuſtellen ſich mühte, unerachtet die Mädchen ſchon über die Zeit des Gouvernirens hinaus ſchienen. Die älteſte war ein munteres Ding, bis zur Ausgelaſſenheit lebendig, nicht ohne Geiſt, aber ſo wie ſie nicht fünf Schritte gehen konnte, ohne wenigſtens drei Entrechats zu machen, ſo ſprang ſie auch im Geſpräch, in all ihrem Thun raſtlos von einem Dinge zum andern. Ich hab' es erlebt, daß ſie in weniger als zehn Minuten ſtickte — las — zeichnete — ſang — tanzte — daß ſie in einem Moment weinte um den armen Couſin, der in der Schlacht geblieben und die bitteren Thränen noch in den Augen in ein hell aufquiekendes Gelächter ausbrach, als die Franzöſin unverſehens ihre Tabacksdoſe über den kleinen Mops ausſchüttete, der ſofort entſetzlich zu nieſen begann, worauf die Alte lamentirte: Ah che fatalita! — ah carino — poverino! — Sie pflegte nämlich mit beſagtem Mops nur in italiäniſcher Zunge zu reden, da er aus Padua gebürtig — und dabei war das Fräulein die lieblichſte Blondine, die es geben mag und in allen ihren ſeltſamen Capriccios voll Anmuth und Liebenswürdigkeit, ſo daß ſie überall einen unwiderſtehlichen Zauber übte, ohne es zu wollen.

Das ſeltſamſte Widerſpiel bildete die jüngere Schweſter, Adelgunde geheißen. Vergebens ringe ich nach Worten Euch den ganz eignen wunderbaren Eindruck zu beſchreiben, den das Mädchen auf mich machte, als ich ſie zum erſten Male ſah. Denkt Euch die ſchönſte Geſtalt, das wunderherrlichſte Antlitz. Aber eine Todtenbläſſe liegt auf Lipp' und Wangen, und die Geſtalt bewegt ſich leiſe, langſam, gemeſſenen Schrittes, und wenn dann ein halblautes Wort von den kaum geöffneten Lippen ertönt und im weiten Saal verklingt, fühlt man ſich von geſpenſtiſchen Schauern durchbebt. Ich überwand wohl bald dieſe Schauer und mußte, als ich das tief in ſich gekehrte Mädchen zum Sprechen vermocht, mir ſelbſt geſtehen, daß das ſeltſame ja ſpukhafte dieſer Erſcheinung nur im Aeußern liege, keinesweges ſich aber aus dem Innern heraus offenbare. In dem Wenigen, was das Mädchen ſprach, zeigte ſich ein zarter weiblicher Sinn, ein heller Verſtand, ein freundliches Gemüth. Keine Spur irgend einer Ueberſpannung war zu finden, wiewohl das ſchmerzliche Lächeln, der thränenſchwere Blick wenigſtens irgend einen phyſiſchen Krankheits-Zuſtand, der auch auf das Gemüth des zarten Kindes feindlich einwirken mußte, vermuthen ließ. Sehr ſonderbar fiel es mir auf, daß die Familie, keinen, ſelbſt die alte Franzöſin nicht, ausgeſchloſſen, beängſtet ſchien, ſo wie man mit dem Mädchen ſprach und verſuchte das Geſpräch zu unterbrechen, ſich darin manchmal auf gar erzwungene Weiſe einmiſchend. Das Seltſamſte war aber, daß ſo wie es Abends acht Uhr geworden, das Fräulein erſt von der Franzöſin, dann von Mutter, Schweſter, Vater gemahnt wurde ſich in ihr Zimmer zu begeben, wie man kleine Kinder zu Bette treibt, damit ſie nicht übermüden, ſondern fein ausſchlafen. Die Franzöſin begleitete ſie und ſo kam es, daß beide niemals das Abendeſſen, welches um neun Uhr angerichtet wurde, abwarten durften. — Die Obriſtin, meine Verwunderung wohl bemerkend, warf einmal um jeder Frage vorzubeugen, leicht hin, daß Adelgunde viel kränkle, daß ſie vorzüglich Abends um neun Uhr von Fieberanfällen heimgeſucht werde, und daß daher der Arzt gerathen ſie zu dieſer Zeit der unbedingteſten Ruhe zu überlaſſen. — Ich fühlte, daß es noch eine ganz andere Bewandtniß damit haben müſſe, ohne irgend deutliches ahnen zu können. Erſt heute erfuhr ich den wahren entſetzlichen Zuſammenhang der Sache und das Ereigniß, das den kleinen glücklichen Familien-Kreis auf furchtbare Weiſe verſtört hat.

Adelgunde war ſonſt das blühendſte munterſte Kind, das man nur ſehen konnte. Ihr vierzehnter Geburtstag wurde gefeiert, eine Menge Geſpielinnen waren dazu eingeladen. — Die ſitzen in dem ſchönen Boskett des Schloßgartens im Kreiſe umher und ſcherzen und lachen und kümmern ſich nicht darum, daß immer finſtrer und finſtrer der Abend heraufzieht, da die lauen Juliuslüfte erquickend wehen und erſt jetzt ihre Luſt recht aufgeht. In der magiſchen Dämmerung beginnen ſie allerlei ſeltſame Tänze, indem ſie Elfen und andre flinke Spukgeiſter vorſtellen wollen. „Hört, ruft Adelgunde als es im Boskett ganz finſter geworden, hört Kinder, nun will ich Euch einmal als die weiße Frau erſcheinen, von der unſer alte verſtorbene Gärtner ſo oft erzählt hat. Nun da müßt ihr mit mir kommen bis ans Ende des Gartens, dorthin, wo das alte Gemäuer ſteht." — Und damit wickelt ſie ſich in ihren weißen Shawl und ſchwebt leichtfüßig fort durch den Laubgang und die Mädchen laufen ihr nach in vollem Schäkern und Lachen. Aber kaum iſt Adelgunde an das alte halb eingefallene Gewölbe gekommen, als ſie erſtarrt — gelähmt an allen Gliedern ſtehen bleibt. Die Schloßuhr ſchlägt neun. „Seht ihr nichts, ruft Adelgunde mit dem dumpfen hohlen Ton des tiefſten Entſetzens, ſeht ihr nichts — die Geſtalt — die dicht vor mir ſteht — Jeſus! — ſie ſtreckt die Hand nach mir aus — ſeht ihr denn nichts?" — Die Kinder ſehen nicht das Mindeſte, aber alle erfaßt Angſt und Grauen. Sie rennen fort, bis auf eine, die die beherzteſte ſich ermuthigt, auf Adelgunden zuſpringt, ſie in die Arme faſſen will. Aber in dem Augenblick ſinkt Adelgunde todtähnlich zu Boden. Auf des Mädchens gellendes Angſtgeſchrei eilt alles aus dem Schloſſe herzu. Man bringt Adelgunde hinein. Sie erwacht endlich aus der Ohnmacht und erzählt an allen Gliedern zitternd, daß, kaum ſey ſie vor das Gewölbe getreten, dicht vor ihr eine luftige Geſtalt, wie in Nebel gehüllt, geſtanden und die Hand nach ihr ausgeſtreckt habe. — Was war natürlicher, als daß man die ganze Erſcheinung den wunderbaren Täuſchungen des dämmernden Abendlichts zuſchrieb. Adelgunde erholte ſich in derſelben Nacht ſo ganz und gar von ihrem Schreck, daß man durchaus keine böſe Folgen befürchtete, ſondern die ganze Sache für völlig abgethan hielt. — Wie ganz anders begab ſich Alles! — Kaum ſchlägt es den Abend darauf neun Uhr, als Adelgunde mitten in der Geſellſchaft, die ſie umgiebt, entſetzt aufſpringt, und ruft: da iſt es — da iſt es — ſeht Ihr denn nichts! — dicht vor mir ſteht es! — Genug ſeit jenem unglückſeligen Abende behauptete Adelgunde, ſo wie es Abends neune ſchlug, daß die Geſtalt dicht vor ihr ſtehe und einige Sekunden weile, ohne daß irgend ein Menſch außer ihr auch nur das mindeſte wahrnehmen konnte, oder in irgend einer pſychiſchen Empfindung die Nähe eines unbekannten geiſtigen Prinzips geſpürt haben ſollte. Nun wurde die arme Adelgunde für wahnſinnig gehalten und die Familie ſchämte ſich in ſeltſamer Verkehrtheit dieſes Zuſtandes der Tochter, der Schweſter. Daher jene ſonderbare Art ſie zu behandeln, deren ich erſt erwähnte. Es fehlte nicht an Aerzten und an Mitteln, die das arme Kind von der fixen Idee, wie man die von ihr behauptete Erſcheinung zu nennen beliebte, befreien ſollten, aber alles blieb vergebens und ſie bat unter vielen Thränen, man möge ſie doch nur in Ruhe laſſen, da die Geſtalt, die in ihren ungewiſſen unkenntlichen Zügen an und vor ſich ſelbſt gar nichts Schreckliches habe, ihr kein Entſetzen mehr errege, wiewohl es jedesmal nach der Erſcheinung ihr zu Muthe ſei, als wäre ihr Inneres mit allen Gedanken hinausgewendet und ſchwebe körperlos außer ihr ſelbſt umher, wovon ſie krank und matt werde. — Endlich machte der Obriſt die Bekanntſchaft eines berühmten Arztes, der in dem Ruf ſtand, Wahnſinnige auf eine überaus pfiffige Weiſe zu heilen. Als der Obriſt dieſem entdeckt hatte, wie es ſich mit der armen Adelgunde begebe, lachte er laut auf und meinte, nichts ſei leichter als dieſen Wahnſinn zu heilen, der bloß in der überreizten Einbildungskraft ſeinen Grund finde. Die Idee der Erſcheinung des Geſpenſtes ſei mit dem Ausſchlagen der neunten Abendſtunde ſo feſt verknüpft, daß die innere Kraft des Geiſtes ſie nicht mehr trennen könne und es käme daher nur darauf an dieſe Trennung von außen her zu bewirken. Dies könne aber nun wieder ſehr leicht dadurch geſchehen, daß man das Fräulein in der Zeit täuſche und die neunte Stunde vorübergehen laſſe, ohne daß ſie es wiſſe. Wäre dann das Geſpenſt nicht erſchienen, ſo würde ſie ſelbſt ihren Wahn einſehen und phyſiſche Erkräftigungs-Mittel würden dann die Cur glücklich vollenden. — Der unſelige Rath wurde ausgeführt! — In einer Nacht ſtellte man ſämmtliche Uhren im Schloſſe, ja ſelbſt die Dorfuhr, deren dumpfe Schläge herabſummten, um eine Stunde zurück, ſo daß Adelgunde, ſo wie ſie am frühen Morgen erwachte in der Zeit um eine Stunde irren mußte. Der Abend kam heran. Die kleine Familie war wie gewöhnlich in einem heiter verzierten Eckzimmer verſammelt, kein Fremder zugegen. Die Obriſtin mühte ſich allerlei luſtiges zu erzählen, der Obriſt fing an, wie es ſeine Art war, wenn er vorzüglich bei Laune, die alte Franzöſin ein wenig aufzuziehen, worin ihm Auguſte (das ältere Fräulein) beiſtand. Man lachte, man war fröhlicher als je. — Da ſchlägt die Wanduhr achte (es war alſo die neunte Stunde) und leichenblaß ſinkt Adelgunde in den Lehnſeſſel zurück — das Nähzeug entfällt ihren Händen! Dann erhebt ſie ſich, alle Schauer des Entſetzens im Antlitz, ſtarrt hin in des Zimmers öden Raum, murmelt dumpf und hohl: — Was! — eine Stunde früher? — da ſeht ihr's? — ſeht ihr's? — da ſteht es dicht vor mir — dicht vor mir! — Alle fahren auf vom Schrecken erfaßt, aber als niemand auch nur das mindeſte gewahrt, ruft der Obriſt: Adelgunde! — faſſe dich! — es iſt nichts, es iſt ein Hirngeſpinnſt, ein Spiel deiner Einbildungskraft, was dich täuſcht, wir ſehen nichts, gar nichts und müßten wir, ließe ſich wirklich dicht vor dir eine Geſtalt erſchauen, müßten wir ſie nicht eben ſo gut wahrnehmen als Du? — Faſſe dich — faſſe dich Adelgunde! — „O Gott — o Gott, ſeufzt Adelgunde, will man mich denn wahnſinnig machen! — Seht da ſtreckt es den weißen Arm lang aus nach mir — es winkt." — Und wie willenlos, unverwandten ſtarren Blickes, greift nun Adelgunde hinter ſich, faßt einen kleinen Teller, der zufällig auf dem Tiſche ſteht, reicht ihn vor ſich hin in die Luft, läßt ihn los — und der Teller, wie von unſichtbarer Hand getragen, ſchwebt langſam im Kreiſe der Anweſenden umher und läßt ſich dann leiſe auf den Tiſch nieder! — Die Obriſtin, Auguſte lagen in tiefer Ohnmacht, der ein hitziges Nervenfieber folgte. Der Obriſt nahm ſich mit aller Kraft zuſammen, aber man merkte wohl an ſeinem verſtörten Weſen die tiefe feindliche Wirkung jenes unerklärlichen Phänomens.

Die alte Franzöſin hatte, auf die Knie geſunken, das Geſicht zur Erde gebeugt, ſtill gebetet, ſie blieb ſo wie Adelgunde frei von allen böſen Folgen. In kurzer Zeit war die Obriſtin hingerafft. Auguſte überſtand die Krankheit, aber wünſchenswerther war gewiß ihr Tod, als ihr jetziger Zuſtand. — Sie, die volle herrliche Jugendluſt ſelbſt, wie ich ſie erſt beſchrieben, iſt von einem Wahnſinn befallen, der mir wenigſtens grauenvoller, entſetzlicher vorkommt, als irgend einer, den jemals eine fixe Idee erzeugte. Sie bildet ſich nämlich ein, ſie ſey jenes unſichtbare körperloſe Geſpenſt Adelgundens, flieht daher alle Menſchen oder hütet ſich wenigſtens, ſobald ein anderer zugegen, zu reden, ſich zu bewegen. Kaum wagt ſie es zu athmen, denn feſt glaubt ſie, daß, verrathe ſie ihre Gegenwart auf dieſe, jene Weiſe, jeder vor Entſetzen des Todes ſeyn müſſe. Man öffnet ihr die Thüre, man ſetzt ihr Speiſen hin, dann ſchlupft ſie verſtohlen hinein und heraus — ißt eben ſo heimlich u. ſ. w. Kann ein Zuſtand qualvoller ſeyn? —

Der Obriſt ganz Gram und Verzweiflung folgte den Fahnen zum neuen Feldzuge. Er blieb in der ſiegreichen Schlacht bei W. — Merkwürdig, höchſt merkwürdig iſt es, daß Adelgunde ſeit jenem verhängnißvollen Abende von dem Phantom befreit iſt. Sie pflegt getreulich die kranke Schweſter und ihr ſteht die alte Franzöſin bei. So wie Sylveſter mir heute ſagte, iſt der Oheim der armen Kinder hier, um mit unſerm wackern R— über die Kurmethode, die man allenfalls bei Auguſten verſuchen könne, zu Rathe zu geben. — Gebe der Himmel, daß die unwahrſcheinliche Rettung möglich.

Cyprian ſchwieg und auch die Freunde blieben ſtill, indem ſie gedankenvoll vor ſich hinſchauten. Endlich brach Lothar los: das iſt ja eine ganz verdammte Spukgeſchichte! — Aber ich kann's nicht läugnen, mir bebt die Bruſt, unerachtet mir das ganze Ding mit dem ſchwebenden Teller kindiſch und abgeſchmackt bedünken will. „Nicht ſo raſch, nahm Ottmar das Wort, nicht ſo raſch lieber Lothar! — Du weißt, was ich von Spukgeſchichten halte, Du weißt, daß ich mich gegen alle Viſionairs damit brüſte, daß die Geiſterwelt, unerachtet ich ſie oft mit verwogener Keckheit in die Schranken rief, noch niemals ſich bemühte mich für meinen Frevel zu züchtigen, aber Cyprians Erzählung giebt einen ganz andern Punkt zu bedenken, als den der bloßen chimäriſchen Spukerei. — Mag es mit Adelgundens Phantom, mag es mit dem ſchwebenden Teller denn nun eine Bewandtniß gehabt haben, welche es wolle, genug die Thatſache bleibt ſtehen: daß ſich an jenem Abende in dem Kreiſe der Familie des Obriſten von P. etwas zutrug, worüber drei Perſonen zu gleicher Zeit in einen ſolchen verſtörten Gemüthszuſtand geriethen, der bei einer den Tod, bei der andern Wahnſinn herbeiführte, wollen wir nicht auch, wenigſtens mittelbar, den Tod des Obriſten jenem Ereigniß zuſchreiben. Denn eben fällt mir ein von Offizieren gehört zu haben, der Obriſt ſey beim Angriff plötzlich wie von Furien getrieben ins feindliche Feuer hineingeſprengt. Nun iſt aber auch die Geſchichte mit dem Teller ſo ohne alle Staffirung gewöhnlicher Spukgeſchichten, ſelbſt die Stunde allem ſpukiſchen Herkommen entgegen, und das Ganze ſo ungeſucht, ſo einfach, daß gerade in der Wahrſcheinlichkeit, die das Unwahrſcheinlichſte dadurch erhält, für mich das Grauenhafte liegt. Doch, nehmen wir an, daß Adelgundens Einbildung, Vater, Mutter, Schweſter, mit fortriß, daß der Teller nur innerhalb ihres Gehirns im Kreiſe umherſchwebte, wäre dieſe Einbildung in einem Moment wie ein elektriſcher

Schlag drei Perſonen zum Tode treffend, nicht eben der entſetzlichſte Spuk, den es geben könnte?"

Allerdings, ſprach Theodor, und ich theile mit Dir Ottmar, das lebhafte Gefühl, daß gerade in der Einfachheit der Geſchichte ihre tiefſten Schauer liegen. — Ich kann mir es denken, daß ich den plötzlichen Schreck irgend einer grauenhaften Erſcheinung wohl ertragen könnte, das unheimliche, den äußern Sinn in Anſpruch nehmende Treiben eines unſichtbaren Weſens, würde mich dagegen unfehlbar wahnſinnig machen. Es iſt das Gefühl der gänzlichen hülfloſeſten Ohnmacht, das den Geiſt zermalmen müßte. Ich erinnere mich, daß ich dem tiefſten Grauſen kaum widerſtehen konnte, daß ich wie ein einfältiges verſchüchtertes Kind nicht allein in meinem Zimmer ſchlafen mochte als ich einſt von einem alten Muſiker las, den ein entſetzlicher Spuk mehrere Zeit hindurch verfolgte und ihn auch beinahe zum hellen Wahnſinn trieb. Nachts ſpielte nehmlich ein unſichtbares Weſen auf ſeinem Flügel die wunderbarſten Kompoſitionen mit der Kraft und Fertigkeit des vollendeten Meiſters. Er hörte jeden Ton, er ſah wie die Taſten niedergedrückt wurden, wie die Saiten zitterten, aber nicht den leiſeſten Schimmer einer Geſtalt. —

Nein, rief Lothar, nein es iſt nicht auszuhalten, wie das Tolle wieder unter uns luſtig fortwuchert! — Ich hab' es Euch geſtanden, daß mir der verdammte Teller das Innerſte aufgeregt hat. Ottmar hat Recht; halt man ſich nur an das Reſultat irgend eines Ereigniſſes, das ſich wirklich begeben, ſo iſt dies Reſultat der gräßlichſte Spuk, den es geben kann. Ich verzeihe deshalb unſerm Cyprian die verſtörte Stimmung, die er beim Eintreten merken ließ, die aber jetzt ſchon ziemlich nachgelaſſen. Doch jetzt kein Wort mehr von allem geſpenſtiſchen Unweſen. — Schon längſt bemerke ich, daß Ottmar'n ein Manuſkript aus der Buſentaſche hervorguckt auf Erlöſung hoffend. Mag er es denn erlöſen!

Nein, nein, ſprach Theodor, der Strom, der in krauſen Wellen daher brauſte muß ſanft abgeleitet werden, und dazu iſt ein Fragment ſehr tauglich, das ich vor langer Zeit, beſonders dazu angeregt, aufſchrieb. Es kommt viel Myſtiſches darin vor, an pſychiſchen Wundern und ſeltſamen Hypotheſen iſt auch gar kein Mangel, und doch lenkt es hübſch ein ins gewöhnliche Leben.

Theodor las:

Die Automate.

Der redende Türke machte allgemeines Aufſehen, ja er brachte die ganze Stadt in Bewegung, denn Jung und Alt, Vornehm und Gering ſtrömte vom Morgen bis in die Nacht hinzu, um die Orakelſprüche zu vernehmen, die von den ſtarren Lippen der wunderlichen lebendigtodten Figur den Neugierigen zugeflüſtert wurden. Wirklich war auch die ganze Einrichtung des Automats von der Art, daß jeder das Kunſtwerk von allen ähnlichen Tändeleien, wie ſie wohl öfters auf Meſſen und Jahrmärkten gezeigt werden, gar ſehr unterſcheiden und ſich davon angezogen fühlen mußte. In der Mitte eines nicht eben großen nur mit dem nothwendigſten Geräth verſehenen Zimmers ſaß die lebensgroße, wohlgeſtaltete Figur, in reicher geſchmackvoller türkiſcher Kleidung, auf einem niedrigen wie ein Dreifuß geformten Seſſel, den der Künſtler auf Verlangen wegrückte, um jede Vermuthung der Verbindung mit dem Fußboden zu widerlegen, die linke Hand zwanglos auf das Knie, die rechte dagegen auf einen kleinen frei ſtehenden Tiſch gelegt. Die ganze Figur war, wie geſagt, in richtigen Verhältniſſen wohlgeſtaltet, allein vorzüglich war der Kopf gelungen; eine wahrhaft orientaliſch geiſtreiche Phyſiognomie gab dem Ganzen ein Leben, wie man es ſelten bei Wachsbildern, wenn ſie ſelbſt den charaktervollen Geſichtern geiſtreicher Menſchen nachgeformt ſind, findet. Ein leichtes Geländer umſchloß das Kunſtwerk und wehrte den Anweſenden das nahe Hinzutreten, denn nur der, welcher ſich von der Struktur des Ganzen, ſo weit es der Künſtler ſehen laſſen konnte ohne ſein Geheimniß zu verrathen, überzeugen wollte, oder der eben Fragende durfte in das Innere und dicht an die Figur treten. Hatte man, wie es gewöhnlich war, dem Türken die Frage ins rechte Ohr geflüſtert, ſo drehte er erſt die Augen, dann aber den ganzen Kopf nach dem Fragenden hin, und man glaubte an dem Hauch zu fühlen, der aus dem Munde ſtrömte, daß die leiſe Antwort wirklich aus dem Innern der Figur kam. Jedesmal wenn einige Antworten gegeben worden, ſetzte der Künſtler einen Schlüſſel in die linke Seite der Figur ein, und zog mit vielem Geräuſch ein Uhrwerk auf. Hier öffnete er auch auf Verlangen eine Klappe, und man erblickte im Innern der Figur ein künſtliches Getriebe von vielen Rädern, die nun wohl auf das Sprechen des Automaten durchaus keinen Einfluß hatten, indeſſen doch augenſcheinlich ſo viel Platz einnahmen, daß ſich in dem übrigen Theil der Figur unmöglich ein Menſch, war er auch kleiner, als der berühmte Zwerg Auguſts, der aus der Paſtete kroch, verbergen konnte. Nächſt der Bewegung des Kopfs, die jedesmal vor der Antwort geſchah, pflegte der Türke auch zuweilen den rechten Arm zu erheben und entweder mit dem Finger zu drohen, oder mit der ganzen Hand gleichſam die Frage abzuweiſen. Geſchah dieſes, ſo konnte nur das wiederholte Andringen des Fragers eine mehrentheils zweideutige oder verdrießliche Antwort bewirken, und eben auf dieſe Bewegungen des Kopfs und Armes mochte ſich wohl jenes Räderwerk beziehen, unerachtet auch hier die Rückwirkung eines denkenden Weſens unerläßlich ſchien. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen über das Medium der wunderbaren Mittheilung, man unterſuchte Wände, Nebenzimmer, Geräth, alles vergebens. Die Figur, der Künſtler waren von den Argusaugen der geſchickteſten Mechaniker umgeben, aber je mehr er ſich auf dieſe Art bewacht merkte, deſto unbefangener war ſein Betragen. Er ſprach und ſcherzte in den entlegenſten Ecken des Zimmers mit den Zuſchauern und ließ ſeine Figur wie ein ganz für ſich beſtehendes Weſen, das irgend einer Verbindung mit ihm nicht bedürfe, ihre Bewegungen machen und Antworten ertheilen; ja er konnte ſich eines gewiſſen ironiſchen Lächelns nicht enthalten, wenn der Dreifuß und der Tiſch auf allen Seiten herumgedreht und durchgeklopft, ja in die herabgenommene und weiter ans Licht gebrachte Figur mit Brillen und Vergrößerungsgläſern hineingeſchaut wurde, und dann die Mechaniker verſicherten, der Teufel möge aus dem wunderlichen Räderbau klug werden. Alles blieb vergebens und die Hypotheſe, daß der Hauch, der aus dem Munde der Figur ſtröme, leicht durch verborgene Ventile hervorgebracht werden könne, und der Künſtler ſelbſt als ein trefflicher Bauchredner die Antworten ertheile, wurde gleich dadurch vernichtet, daß der Künſtler in demſelben Augenblick, als der Türke eben eine Antwort ertheilte, mit einem der Zuſchauer laut und vernehmlich ſprach. Unerachtet der geſchmackvollen Einrichtung und des höchſt Räthſelhaften, Wunderbaren, was in dem ganzen Kunſtwerke lag, hätte das Intereſſe des Publikums daran doch wohl bald nachgelaſſen, wäre es dem Künſtler nicht möglich geweſen, auf eine andere Weiſe die Zuſchauer immer aufs neue an ſich zu ziehen. Dieſes lag nun in den Antworten ſelbſt, welche der Türke ertheilte, und die jedesmal mit tiefem Blick in die Individualität des Fragenden bald trocken, bald ziemlich grob ſpaßhaft, und dann wieder voll Geiſt und Scharfſinn und wunderbarer Weiſe bis zum Schmerzhaften treffend waren. Oft überraſchte ein myſtiſcher Blick in die Zukunft, der aber nur von dem Standpunkt möglich war, wie ihn ſich der Fragende ſelbſt tief im Gemüth geſtellt hatte. Hierzu kam, daß der Türke oft, deutſch gefragt, doch in einer fremden Sprache antwortete, die aber eben dem Fragenden ganz geläufig war, und man fand alsdann, daß es kaum möglich war die Antwort ſo rund, ſo in wenigen Worten viel umfaſſend anders zu geben, als eben in der gewählten Sprache. Kurz jeden Tag wußte man von neuen geiſtreichen, treffenden Antworten des weiſen Türken zu erzählen, und ob die geheimnißvolle Verbindung des lebenden menſchlichen Weſens mit der Figur, oder nicht vielmehr eben dies Eingehen in die Individualität des Fragenden und überhaupt der ſeltene Geiſt der Antworten wunderbarer ſey, das wurde in der Abendgeſellſchaft eifrigſt beſprochen, in welcher ſich gerade die beiden akademiſchen Freunde Ludwig und Ferdinand befanden. Beide mußten zu ihrer Schande eingeſtehen, den Türken noch nicht beſucht zu haben, ungeachtet es gewiſſermaßen zum guten Ton gehörte hinzugehen, und die miraculöſen Antworten, die man auf verfängliche Fragen erhalten, überall aufzutiſchen. „Mir ſind,“ ſagte Ludwig, „alle ſolche Figuren, die dem Menſchen nicht ſo wohl nachgebildet ſind, als das Menſchliche nachäffen, dieſe wahren Standbilder eines lebendigen Todes oder eines todten Lebens, im höchſten Grade zuwider. Schon in früher Jugend lief ich weinend davon, als man mich in ein Wachsfiguren-Kabinet führte, und noch kann ich kein ſolches Kabinet betreten, ohne von einem unheimlichen grauenhaften Gefühl ergriffen zu werden. Mit Macbeths Worten möchte ich rufen: Was ſtarrſt du mich an mit Augen ohne Sehkraft? wenn ich die ſtieren, todten, gläſernen Blicke all' der Potentaten, berühmten Helden und Mörder und Spitzbuben auf mich gerichtet ſehe, und ich bin überzeugt, daß die mehrſten Menſchen dies unheimliche Gefühl, wenn auch nicht in dem hohen Grade wie es in mir waltet, mit mir theilen, denn man wird finden, daß im Wachsfigurenkabinet auch die größte Menge Menſchen nur ganz leiſe flüſtert, man hört ſelten ein lautes Wort; aus Ehrfurcht gegen die hohen Häupter geſchieht dies nicht, ſondern es iſt nur der Druck des Unheimlichen, Grauenhaften, der den Zuſchauern jenes Pianiſſimo abnöthigt. Vollends ſind mir die durch die Mechanik nachgeahmten menſchlichen Bewegungen todter Figuren ſehr fatal, und ich bin überzeugt, daß euer wunderbarer geiſtreicher Türke mit ſeinem Augenverdrehen, Kopfwenden und Armerheben mich wie ein negromantiſches Ungethüm vorzüglich in ſchlafloſen Nächten verfolgen würde. Ich mag deshalb nicht hingehen, und will mir lieber alles Witzige und Scharfſinnige, was er dieſem oder jenem geſagt, erzählen laſſen."

„Du weißt," nahm Ferdinand das Wort: „daß alles, was Du von dem tollen Nachäffen des Menſchlichen, von den lebendigtodten Wachsfiguren geſagt haſt, mir recht aus der Seele geſprochen iſt. Allein bei den mechaniſchen Automaten kommt es wirklich ſehr auf die Art und Weiſe an, wie der Künſtler das Werk ergriffen hat. Einer der vollkommenſten Automate, die ich je ſah, iſt der Enslerſche Voltigeur, allein ſo wie ſeine kraftvollen Bewegungen wahrhaft imponirten, eben ſo hatte ſein plötzliches Sitzenbleiben auf dem Seil, ſein freundliches Nicken mit dem Kopfe, etwas höchſt ſkurriles. Gewiß hat niemanden jenes grauenhafte Gefühl ergriffen, das ſolche Figuren vorzüglich bei ſehr reizbaren Perſonen nur zu leicht hervorbringen. Was nun unſern Türken betrifft, ſo hat es meines Bedünkens mit ihm eine andere Bewandtniß. Seine, nach der Beſchreibung aller, die ihn ſahen, höchſt anſehnliche, ehrwürdige Figur iſt etwas ganz Untergeordnetes, und ſein Augenverdrehen und Kopfwenden gewiß nur da, um unſere Aufmerkſamkeit ganz auf ihn, wo gerade der Schlüſſel des Geheimniſſes nicht zu finden iſt, hinzulenken. Daß der Hauch aus dem Munde des Türken ſtrömt, iſt möglich, oder vielleicht gewiß, da die Erfahrung es beweiſt; hieraus folgt aber noch nicht, daß jener Hauch wirklich von den geſprochenen Worten erregt wird. Es iſt gar kein Zweifel, daß ein menſchliches Weſen, vermöge uns verborgener und unbekannter akuſtiſcher und optiſcher Vorrichtungen mit dem Fragenden in ſolcher Verbindung ſteht, daß es ihn ſieht, ihn hört und ihm wieder Antworten zuflüſtern kann. Daß noch niemand, ſelbſt unter unſern geſchickten Mechanikern, auch nur im mindeſten auf die Spur gekommen, wie jene Verbindung wohl hergeſtellt ſeyn kann, zeigt, daß des Künſtlers Mittel ſehr ſinnreich erfunden ſeyn müſſen, und ſo verdient von dieſer Seite ſein Kunſtwerk allerdings die größte Aufmerkſamkeit. Was mir aber viel wunderbarer ſcheint und mich in der That recht anzieht, das iſt die geiſtige Macht des unbekannten menſchlichen Weſens, vermöge deren es in die Tiefe des Gemüths des Fragenden zu dringen ſcheint — es herrſcht oft eine Kraft des Scharfſinns und zugleich ein grauſenhaftes Helldunkel in den Antworten, wodurch ſie zu Orakelſprüchen im ſtrengſten Sinn des Worts werden. Ich habe von mehreren Freunden in dieſer Hinſicht Dinge gehört, die mich in das größte Erſtaunen ſetzten, und ich kann nicht länger dem Drange widerſtehen, den wundervollen Sehergeiſt des Unbekannten ſelbſt auf die Probe zu ſtellen, weshalb ich mich entſchloſſen, morgen Vormittags hinzugehen, und dich hiermit, lieber Ludwig! feierlichſt eingeladen haben will, alle Scheu vor lebendigen Puppen abzulegen, und mich zu begleiten."

So ſehr ſich Ludwig ſträubte, mußte er doch, um nicht für einen Sonderling gehalten zu werden, nachgeben, als mehrere auf ihn einſtürmten, ja ſich nicht von der beluſtigenden Partie auszuſchließen, und im Verein mit ihnen morgen dem mirakulöſen Türken auf den Zahn zu fühlen. Ludwig und Ferdinand gingen wirklich mit mehreren muntern Jünglingen, die ſich deshalb verabredet, hin. Der Türke, dem man orientaliſche Grandezza gar nicht abſprechen konnte, und deſſen Kopf, wie geſagt, ſo äußerſt wohl gelungen war, kam Ludwigen doch im Augenblick des Eintretens höchſt poſſierlich vor, und als nun vollends der Künſtler den Schlüſſel in die Seite einſetzte und die Räder zu ſchnurren anfingen, wurde ihm das ganze Ding ſo abgeſchmackt und verbraucht, daß er unwillkührlich ausrief: „Ach, meine Herren! hören Sie doch, wir haben höchſtens Braten im Magen, aber die türkiſche Exzellenz da einen ganzen Bratenwender dazu!" Alle lachten, und der Künſtler, dem der Scherz nicht zu gefallen ſchien, ließ ſogleich vom weitern Aufziehen des Räderwerks ab. Sey es nun, daß die joviale Stimmung der Geſellſchaft dem weiſen Türken mißfiel, oder daß er den Morgen gerade nicht bei Laune war, genug; alle Antworten, die zum Theil durch recht witzige, geiſtreiche Fragen veranlaßt wurden, blieben nichtsbedeutend und ſchaal, Ludwig hatte vorzüglich das Unglück, beinahe niemals von dem Orakel richtig verſtanden zu werden und ganz ſchiefe Antworten zu erhalten; ſchon wollte man unbefriedigt das Automat und den ſichtlich verſtimmten Künſtler verlaſſen, als Ferdinand ſprach: „Nicht wahr meine Herren, Sie ſind alle mit dem weiſen Türken nicht ſonderlich zufrieden, aber vielleicht lag es an uns ſelbſt, an unſern Fragen, die dem Manne nicht gefielen — eben daß er jetzt den Kopf dreht und die Hand aufhebt (die Figur that dies wirklich) ſcheint meine Vermuthung als wahr zu beſtätigen! — ich weiß nicht, wie mir jetzt es in den Sinn kommt, noch eine Frage zu thun, deren Beantwortung, iſt ſie treffend, die Ehre des Automats mit einem Male retten kann.“ Ferdinand trat zu der Figur hin und flüſterte ihr einige Worte leiſe ins Ohr; der Türke erhob den Arm, er wollte nicht antworten, Ferdinand ließ nicht ab, da wandte der Türke den Kopf zu ihm hin. —

Ludwig bemerkte, daß Ferdinand plötzlich erblaßte, nach einigen Sekunden aber aufs neue fragte und gleich die Antwort erhielt. Mit erzwungenem Lächeln ſagte Ferdinand zur Geſellſchaft: „Meine Herren, ich kann verſichern, daß wenigſtens für mich der Türke ſeine Ehre gerettet hat; damit aber das Orakel ein recht geheimnißvolles bleibe, ſo erlaſſen Sie es mir wohl zu ſagen, was ich gefragt und was er geantwortet.“

So ſehr Ferdinand ſeine innere Bewegung verbergen wollte, ſo äußerte ſie ſich doch nur zu deutlich in dem Bemühen, froh und unbefangen zu ſcheinen, und hätte der Türke die wunderbarſten treffendſten Antworten ertheilt, ſo würde die Geſellſchaft nicht von dem ſonderbaren, beinahe grauenhaften Gefühl ergriffen worden ſeyn, das eben jetzt Ferdinands ſichtliche Spannung hervorbrachte. Die vorige Heiterkeit war verſchwunden, ſtatt des ſonſt fortſtrömenden Geſprächs fielen nur einzelne abgebrochene Worte, und man trennte ſich in gänzlicher Verſtimmung.

Kaum war Ferdinand mit Ludwig allein, ſo fing er an: „Freund! Dir mag ich es nicht verhehlen, daß der Türke in mein Innerſtes gegriffen, ja, daß er mein Innerſtes verletzt hat, ſo daß ich den Schmerz wohl nicht verwinden werde, bis mir die Erfüllung des gräßlichen Orakelſpruchs den Tod bringt.“

Ludwig blickte den Freund voll Verwunderung und Erſtaunen an, aber Ferdinand fuhr fort: „Ich ſehe nun wohl, daß dem unſichtbaren Weſen, das ſich uns durch den Türken auf eine geheimnißvolle Weiſe mittheilt, Kräfte zu Gebote ſtehen, die mit magiſcher Gewalt unſre geheimſten Gedanken beherrſchen, und vielleicht erblickt die fremde Macht klar und deutlich den Keim des Zukünftigen, der in uns ſelbſt im myſtiſchen Zuſammenhange mit der Außenwelt genährt wird, und weiß ſo alles, was in fernen Tagen auf uns einbrechen wird, ſo wie es Menſchen giebt mit der unglücklichen Sehergabe, den Tod zur beſtimmten Stunde voraus zu ſagen.“

„Du mußt Merkwürdiges gefragt haben,“ erwiderte Ludwig, „vielleicht legſt du aber ſelbſt in die zweideutige Antwort des Orakels das Bedeutende, und was das Spiel des launenhaften Zufalls in ſeltſamer Zuſammenſtellung gerade Eingreifendes, Treffendes hervorbrachte, ſchreibſt Du der myſtiſchen Kraft des gewiß ganz unbefangenen Menſchen zu, der ſich durch den Türken vernehmen läßt.“

„Du widerſprichſt,“ nahm Ferdinand das Wort, „in dem Augenblick dem, was wir ſonſt einſtimmig zu behaupten pflegen, wenn von dem ſogenannten Zufall die Rede iſt. Damit Du alles wiſſen, damit Du es recht fühlen mögeſt, wie ich heute in meinem Innerſten aufgeregt und erſchüttert bin, muß ich Dir etwas aus meinem frühern Leben vertrauen, wovon ich bis jetzt ſchwieg. Es ſind ſchon mehrere Jahre her, als ich von den in Oſtpreußen gelegenen Gütern meines Vaters nach B. zurückkehrte. In K. traf ich mit einigen jungen Kurländern zuſammen, die ebenfalls nach B. wollten, wir reiſten zuſammen in drei mit Poſtpferden beſpannten Wagen, und Du kannſt denken, daß bei uns, die wir in den Jahren des erſten, kräftigen Aufbrauſens mit wohlgefülltem Beutel ſo in die Welt hineinreiſen konnten, die Lebensluſt beinahe bis zur wilden Ausgelaſſenheit überſprudelte. Die tollſten Einfälle wurden im Jubel ausgeführt, und ich erinnere mich noch, daß wir in M., wo wir gerade am Mittage ankamen, den Dormeuſenvorrath der Poſthalterin plünderten und ihrer Proteſtationen unerachtet mit dem Raube gar zierlich geſchmückt Tabak rauchend vor dem Hauſe, unter großem Zulauf des Volks, auf- und abſpazierten, bis wir wieder unter dem luſtigen Hörnerſchall der Poſtillone abfuhren. In der herrlichſten jovialſten Gemüthsſtimmung kamen wir nach D., wo wir der ſchönen Gegenden wegen einige Tage verweilen wollten. Jeden Tag gab es luſtige Partien; einſt waren wir bis zum ſpäten Abend auf dem Karlsberge und in der benachbarten Gegend herumgeſtreift, und als wir in den Gaſthof zurückkehrten, erwartete uns ſchon der köſtliche Punſch, den wir vorher beſtellt, und den wir uns, von der Seeluft durchhaucht, wacker ſchmecken ließen, ſo daß ohne eigentlich berauſcht zu ſeyn, mir doch alle Pulſe in den Adern hämmerten und ſchlugen, und das Blut wie ein Feuerſtrom durch die Nerven glühte. Ich warf mich, als ich endlich in mein Zimmer zurückkehren durfte, auf das Bett, aber trotz der Ermüdung war mein Schlaf doch nur mehr ein träumeriſches Hinbrüten, in dem ich alles vernahm, was um mich vorging. Es war mir, als würde in dem Nebenzimmer leiſe geſprochen und endlich unterſchied ich deutlich eine männliche Stimme, welche ſagte: Nun ſo ſchlafe denn wohl und halte dich fertig zur beſtimmten Stunde. Eine Thür wurde geöffnet und wieder geſchloſſen, und nun trat eine tiefe Stille ein, die aber bald durch einige leiſe Akkorde eines Fortepianos unterbrochen wurde. Du weißt, Ludwig! welch ein Zauber in den Tönen der Muſik liegt, wenn ſie durch die ſtille Nacht hallen. So war es auch jetzt, als ſpräche in jenen Akkorden eine holde Geiſterſtimme zu mir; ich gab mich dem wohlthätigen Eindruck ganz hin, und glaubte es würde nun wohl etwas Zuſammenhängendes, irgend eine Phantaſie, oder ſonſt ein muſikaliſches Stück folgen, aber wie wurde mir, als die herrliche göttliche Stimme eines Weibes in einer herzergreifenden Melodie die Worte ſang:

Mio ben ricordati
s'avvien ch'io mora,
quanto quest' anima
fedel t'amò.
Lo se pur amano
le fredde ceneri
nel urna ancora
t'adorerò!

Wie ſoll ich es denn anfangen, Dir das nie gekannte, nie geahnete Gefühl nur anzudeuten, welches die langen — bald anſchwellenden — bald verhallenden Töne in mir aufregten. Wenn die ganz eigenthümliche, nie gehörte Melodie — ach es war ja die tiefe, wonnevolle Schwermuth der inbrünſtigſten Liebe ſelbſt — wenn ſie den Geſang in einfachen Melismen bald in die Höhe führte, daß die Töne wie helle Kryſtallglocken erklangen, bald in die Tiefe hinabſenkte, daß er in den dumpfen Seufzern einer hoffnungsloſen Klage zu erſterben ſchien, dann fühlte ich, wie ein unnennbares Entzücken mein Innerſtes durchbebte, wie der Schmerz der unendlichen Sehnſucht meine Bruſt krampfhaft zuſammenzog, wie mein Athem ſtockte, wie mein Selbſt unterging in namenloſer, himmliſcher Wolluſt. Ich wagte nicht, mich zu regen, meine ganze Seele, mein ganzes Gemüth war nur Ohr. Schon längſt hatten die Töne geſchwiegen, als ein Thränenſtrom endlich die Ueberſpannung brach, die mich zu vernichten drohte. Der Schlaf mochte mich doch zuletzt übermannt haben, denn als ich von dem gellenden Ton eines Poſthorns geweckt auffuhr, ſchien die helle Morgenſonne in mein Zimmer, und ich wurde gewahr, daß ich nur im Traume des höchſten Glücks, der höchſten Seligkeit, die für mich auf der Erde zu finden, theilhaftig worden. — Ein herrliches blühendes Mädchen war in mein Zimmer getreten; es war die Sängerin und ſie ſprach zu mir mit gar lieblicher, holdſeliger Stimme: „So konnteſt Du mich dann wieder erkennen, lieber, lieber Ferdinand! aber ich wußte ja wohl, daß ich nur ſingen durfte, um wieder ganz in Dir zu leben; denn jeder Ton ruhte ja in Deiner Bruſt, und mußte in meinem Blick erklingen." — Welches unnennbare Entzücken durchſtrömte mich, als ich nun ſah, daß es die Geliebte meiner Seele war, die ich ſchon von früher Kindheit an im Herzen getragen, die mir ein feindliches Geſchick nur ſo lange entriſſen, und die ich Hochbeglückter nun wieder gefunden. Aber meine inbrünſtige Liebe erklang eben in jener Melodie der tief klagenden Sehnſucht, und unſere Worte, unſere Blicke wurden zu herrlichen anſchwellenden Tönen, die wie in einem Feuerſtrom zuſammenfloſſen. — Nun ich erwacht war, mußte ich mirs eingeſtehen, daß durchaus keine Erinnerung aus früher Zeit ſich an das holdſelige Traumbild knüpfte — ich hatte das herrliche Mädchen zum erſten Male geſehen. Es wurde vor dem Hauſe laut und heftig geſprochen — mechaniſch raffte ich mich auf und eilte ans Fenſter; ein ältlicher, wohl gekleideter Mann zankte mit den Poſtknechten, die etwas an dem zierlichen Reiſewagen zerbrochen. Endlich war alles hergeſtellt, und nun rief der Mann herauf: Jetzt iſt alles in Ordnung, wir wollen fort. Ich wurde gewahr, daß dicht neben mir ein Frauenzimmer zum Fenſter herausgeſehen, die nun ſchnell zurückfuhr, ſo daß ich, da ſie einen ziemlich tiefen Reiſehut aufgeſetzt hatte, das Geſicht nicht erkennen konnte. Als ſie aus der Hausthüre trat, wandte ſie ſich um und ſah zu mir herauf. — Ludwig! — es war die Sängerin! — es war das Traumbild — der Blick des himmliſchen Auges fiel auf mich, und es war mir, als träfe der Strahl eines Kryſtalltons meine Bruſt wie ein glühender Dolchſtich, daß ich den Schmerz phyſiſch fühlte, daß alle meine Fibern und Nerven erbebten und ich vor unnennbarer Wonne erſtarrte. — Schnell war ſie im Wagen — der Poſtillon blies wie im jubelnden Hohn ein munteres Stückchen. Im Augenblick waren ſie um die Straßenecke verſchwunden. Wie ein Träumender blieb ich im Fenſter, die Kurländer traten ins Zimmer, mich zu einer verabredeten Luſtfahrt hinabzuholen — ich ſprach kein Wort — man hielt mich für krank — wie hätte ich auch nur das Mindeſte davon äußern können, was geſchehen! Ich unterließ es, mich nach den Fremden, die neben mir gewohnt, im Hauſe zu erkundigen, denn es war, als entweihe jedes Wort andrer Lippen, das ſich auf die Herrliche bezöge, das zarte Geheimniß meines Herzens. Getreulich wollte ich es fortan in mir tragen und nie mehr laſſen von der, die nun die Ewiggeliebte meiner Seele worden, ſollte ich ſie auch nimmer wieder ſchauen. Du, mein Herzensfreund! erkennſt wohl ganz den Zuſtand, in den ich mich verſetzt fühlte; Du tadelſt mich daher nicht, daß ich alles und jedes vernachläſſigte, mir auch nur eine Spur von der unbekannten Geliebten zu verſchaffen. Die luſtige Geſellſchaft der Kurländer wurde mir in meiner Stimmung höchſt zuwider, ehe ſie ſichs verſahen, war ich in einer Nacht auf und davon, und eilte nach B., meiner damaligen Beſtimmung zu folgen. Du weißt, daß ich ſchon ſeit früher Zeit ziemlich gut zeichnete; in B. legte ich mich unter der Anleitung geſchickter Meiſter auf das Miniaturmalen und brachte es in kurzer Zeit ſo weit, daß ich den einzigen mir vorgeſteckten Zweck, nämlich das höchſt ähnliche Bild der Unbekannten würdig zu malen, erfüllen konnte. Heimlich, bei verſchloſſenen Thüren, malte ich das Bild. Kein menſchliches Auge hat es jemals geſehen, denn ein anderes Bild gleicher Größe, ließ ich faſſen, und ſetzte mit Mühe dann ſelbſt das Bild der Geliebten ein, das ich ſeit der Zeit auf bloßer Bruſt trug.“ —

„Zum erſten Mal in meinem Leben habe ich heute von dem höchſten Moment meines Lebens geſprochen, und Du Ludwig! biſt der Einzige, dem ich mein Geheimniß vertraut! — Aber auch heute iſt eine fremde Macht feindſelig in mein Inneres gedrungen! — Als ich zu dem Türken hintrat, fragte ich, der Geliebten meines Herzens denkend: Werde ich künftig noch einen Moment erleben, der dem gleicht, wo ich am glücklichſten war? Der Türke wollte, wie Du bemerkt haben wirſt, durchaus nicht antworten; endlich, als ich nicht nachließ, ſprach er: die Augen ſchauen in deine Bruſt, aber das ſpiegelblanke Gold, das mir zugewendet, verwirrt meinen Blick — wende das Bild um! — Habe ich denn Worte für das Gefühl, das mich durchbebte? — Dir wird meine innre Bewegung nicht entgangen ſeyn. Das Bild lag wirklich ſo auf meiner Bruſt, wie es der Türke angegeben; ich wandte es unbemerkt um, und wiederholte meine Frage, da ſprach die Figur im düſtern Ton: Unglücklicher! in dem Augenblick, wenn Du ſie wieder ſiehſt, haſt Du ſie verloren!“

Eben wollte Ludwig es verſuchen, den Freund, der in tiefes Nachdenken verſunken war, mit tröſtenden Worten aufzurichten, als ſie durch mehrere Bekannte, die auf ſie zuſchritten, unterbrochen wurden.

Schon hatte ſich das Gerücht von der neuen myſteriöſen Antwort, die der weiſe Türke ertheilte, in der Stadt verbreitet, und man erſchöpfte ſich in Vermuthungen, was für eine unglückliche Prophezeihung wohl den vorurtheilsfreien Ferdinand ſo aufgeregt haben könne; man beſtürmte die Freunde mit Fragen, und Ludwig wurde genöthigt, um ſeinen Freund aus dem Gedränge zu retten, ein abentheuerliches Geſchichtchen aufzutiſchen, das deſto mehr Eingang fand, je weiter es ſich von der Wahrheit entfernte. Dieſelbe Geſellſchaft, in welcher Ferdinand angeregt wurde, den wunderbaren Türken zu beſuchen, pflegte ſich wöchentlich zu verſammeln, und auch in der nächſten Zuſammenkunft kam wieder der Türke um ſo mehr an die Reihe, als man ſich immer noch bemühte, recht viel von Ferdinand ſelbſt über ein Abentheuer zu hören, das ihn in die düſtre Stimmung verſetzt hatte, welche er vergebens zu verbergen ſuchte. Ludwig fühlte es nur zu lebhaft, wie ſein Freund im Innerſten erſchüttert ſeyn mußte, als er das tief in der Bruſt treu bewahrte Geheimniß einer fantaſtiſchen Liebe von einer fremden grauenvollen Macht durchſchaut ſah, und auch er war eben ſo gut wie Ferdinand feſt überzeugt, daß dem das Geheimſte durchdringenden Blick jener Macht auch wohl der myſteriöſe Zuſammenhang, vermöge deſſen ſich das Zukünftige dem Gegenwärtigen anreiht, offenbar ſeyn könne. Ludwig mußte an den Spruch des Orakels glauben, aber das feindſelige ſchonungsloſe Verrathen des böſen Verhängniſſes, das dem Freunde drohte, brachte ihn gegen das verſteckte Weſen, das ſich durch den Türken vernehmen ließ, auf. Er bildete daher ſtandhaft gegen die zahlreichen Bewunderer des Kunſtwerks die Oppoſition, und behauptete, als jemand bemerkte, in den natürlichen Bewegungen des Automats liege etwas ganz beſonders Impoſantes, wodurch der Eindruck der orakelmäßigen Antworten erhöht werde, gerade das Augenverdrehen und Kopfwenden des ehrbaren Türken habe für ihn was unbeſchreiblich Poſſierliches gehabt, weshalb er auch durch ein Bonmot, das ihm entſchlüpft, den Künſtler und auch vielleicht das unſichtbar wirkende Weſen in üblen Humor verſetzt, welchen letzteres auch durch eine Menge ſchaaler, nichts bedeutender Antworten an den Tag gelegt. Ich muß geſtehen, fuhr Ludwig fort, daß die Figur gleich beim Eintreten mich lebhaft an einen überaus zierlichen künſtlichen Nußknacker erinnerte, den mir einſt, als ich noch ein kleiner Knabe war, ein Vetter zum Weihnachten verehrte. Der kleine Mann hatte ein überaus ernſthaft komiſches Geſicht und verdrehte jedesmal mittelſt einer innern Vorrichtung die großen aus dem Kopfe herausſtehenden Augen, wenn er eine harte Nuß knackte, was denn ſo etwas poſſierlich Lebendiges in die ganze Figur brachte, daß ich ſtundenlang damit ſpielen konnte, und der Zwerg mir unter den Händen zum wahren Alräunchen wurde. Alle noch ſo vollkommne Marionetten waren mir nachher ſteif und leblos gegen meinen herrlichen Nußknacker. Von den höchſt wunderbaren Automaten im Danziger Arſenal war mir gar viel erzählt worden, und vorzüglich deshalb unterließ ich nicht hineinzugehen, als ich mich gerade vor einigen Jahren in Danzig befand. Bald nachdem ich in den Saal getreten, ſchritt ein altdeutſcher Soldat keck auf mich los und feuerte ſeine Büchſe ab, daß es durch die weiten Gewölbe recht derb knallte — noch mehrere Spielereien der Art, die ich in der That wieder vergeſſen, überraſchten hin und wieder, aber endlich führte man mich in den Saal, in welchem der Gott des Krieges, der furchtbare Mavors, ſich mit ſeiner ganzen Hofhaltung befand. — Mars ſelbſt ſaß in ziemlich grotesker Kleidung auf einem mit Waffen aller Art geſchmückten Thron, von Trabanten und Kriegern umgeben. So bald wir vor den Thron getreten, fingen ein Paar Trommelſchläger an, auf ihren Trommeln zu wirbeln, und Pfeifer blieſen dazu ganz erſchrecklich, daß man ſich vor dem kakophoniſchen Getöſe hätte die Ohren zuhalten mögen. Ich bemerkte, daß der Gott des Krieges eine durchaus ſchlechte, ſeiner Majeſtät unwürdige Kapelle habe, und man gab mir recht. — Endlich hörte das Trommeln und Pfeifen auf — da fingen an die Trabanten die Köpfe zu drehen und mit den Hellebarden zu ſtampfen, bis der Gott des Krieges, nachdem er auch mehrmals die Augen verdreht, von ſeinem Sitz aufſprang und keck auf uns zuſchreiten zu wollen ſchien. Bald aber warf er ſich wieder in ſeinen Thron, und es wurde noch etwas getrommelt und gepfiffen, bis alles wieder in die alte hölzerne Ruhe zurückkehrte. Als ich denn nun alle dieſe Automate geſchaut, ſagte ich im Herausgehen zu mir ſelbſt: Mein Nußknacker war mir doch lieber, und jetzt, meine Herren! nachdem ich den weiſen Türken geſchaut, ſage ich abermals: mein Nußknacker war mir doch lieber! — Man lachte ſehr, meinte aber einſtimmig, daß Ludwigs Anſicht von der Sache mehr luſtig ſey als wahr, denn abgeſehen von dem ſeltenen Geiſt, der doch mehrentheils in den Antworten des Automats liege, ſey doch auch die durchaus nicht zu entdeckende Verbindung des verborgenen Weſens mit dem Türken, das nicht allein durch ihn rede, ſondern auch ſeine von den Fragen motivirte Bewegungen veranlaſſen müßte, höchſt wunderbar und in jedem Fall ein Meiſterwerk der Mechanik und Akuſtik.

Dies mußte nun wohl ſelbſt Ludwig eingeſtehen, und man pries allgemein den fremden Künſtler. Da ſtand ein ältlicher Mann, der in der Regel wenig ſprach, und ſich auch dieſes Mal noch gar nicht ins Geſpräch gemiſcht hatte, vom Stuhl auf, wie er zu thun pflegte, wenn er auch endlich ein Paar Worte, die aber jedes Mal ganz zur Sache gehörten, anbringen wollte, und fing nach ſeiner höflichen Weiſe an: „Wollen Sie gütigſt erlauben — ich bitte gehorſamſt, meine Herren! — Sie rühmen mit Recht das ſeltene Kunſtwerk, das nun ſchon ſo lange uns anzuziehen weiß; mit Unrecht nennen Sie aber den ordinären Mann, der es zeigt, den Künſtler, da er an allem dem, was in der That an dem Werk vortrefflich iſt, gar keinen Antheil hat, ſelbiges vielmehr von einem in allen Künſten der Art gar tief erfahrnen Mann herrührt, der ſich ſtets und ſchon ſeit vielen Jahren in unſern Mauern befindet, und den wir alle kennen und höchlich verehren." Man gerieth in Erſtaunen, man ſtürmte mit Fragen auf den Alten ein, der alſo fortfuhr; „Ich meine niemanden anders, als den Profeſſor X. — Der Türke war ſchon zwei Tage hier, ohne daß jemand ſonderlich Notiz von ihm genommen hätte, der Profeſſor X. dagegen unterließ nicht, bald hinzugehen, da ihn alles, was nur Automat heißt, auf das höchſte intereſſirt. Kaum hatte er aber von dem Türken ein Paar Antworten erhalten, als er den Künſtler bei Seite zog, und ihm einige Worte ins Ohr ſagte. Dieſer erblaßte und verſchloß das Zimmer, als es von den wenigen Neugierigen, die ſich eingefunden, verlaſſen war; die Anſchlagzettel verſchwanden von den Straßenecken und man hörte nichts mehr von dem weiſen Türken, bis nach vierzehn Tagen eine neue Ankündigung erſchien, und man den Türken mit dem neuen ſchönen Haupte und die ganze Einrichtung, ſo wie ſie jetzt als ein unauflösliches Räthſel beſteht, wieder fand. Seit der Zeit ſind auch die Antworten ſo geiſtreich und bedeutungsvoll. Daß aber dies alles das Werk des Profeſſor X. iſt, unterliegt gar keinem Zweifel, da der Künſtler in der Zwiſchenzeit, als er ſein Automat nicht zeigte, täglich bei ihm war, und auch, wie man gewiß weiß, der Profeſſor mehrere Tage hintereinander ſich in dem Zimmer des Hotels befand, wo die Figur aufgeſtellt und noch jetzt ſteht. Ihnen wird übrigens, meine Herren! doch bekannt ſeyn, daß der Profeſſor ſelbſt ſich in dem Beſitz der herrlichſten, vorzüglich aber muſikaliſcher Automate befindet, daß er ſeit langer Zeit mit dem Hofrath B—, mit dem er ununterbrochen über allerlei mechaniſche und auch wohl magiſche Künſte korreſpondirt, darin wetteifert, und daß es nur an ihm liegt, die Welt in das höchſte Erſtaunen zu ſetzen? Aber er arbeitet und ſchafft im Verborgenen, wiewohl er jedem, der wahre Luſt und wahres Belieben daran findet, ſeine ſeltenen Kunſtwerke gar gern zeigt.“

Man wußte zwar, daß der Profeſſor X., deſſen Hauptwiſſenſchaft Phyſik und Chemie waren, nächſtdem ſich auch gern mit mechaniſchen Kunſtwerken beſchäftigte, kein einziger von der Geſellſchaft hatte aber ſeinen Einfluß auf den weiſen Türken geahnet, und nur von Hörenſagen kannte man das Kunſtkabinet, von dem der Alte geſprochen. Ferdinand und Ludwig fühlten ſich durch des Alten Bericht über den Profeſſor X. und über ſein Einwirken auf das fremde Automat gar ſeltſam angeregt.

„Ich kann Dir's nicht verhehlen,“ — ſagte Ferdinand, „mir dämmert eine Hoffnung auf, vielleicht die Spur des Geheimniſſes zu finden, das mich jetzt ſo grauenvoll befängt, wenn ich dem Profeſſor X. näher trete. Ja es iſt möglich, daß die Ahnung des wunderbaren Zuſammenhanges, in dem der Türke, oder vielmehr die verſteckte Perſon, die ihn zum Organ ihrer Orakelſprüche braucht, mit meinem Ich ſteht, mich vielleicht tröſtet, und den Eindruck jener für mich ſchrecklichen Worte entkräftet. Ich bin entſchloſſen, unter dem Vorwande, ſeine Automate zu ſehen, die nähere Bekanntſchaft des myſteriöſen

Mannes zu machen, und da ſeine Kunſtwerke, wie wir hörten, muſikaliſch ſind, wird es für Dich nicht ohne Intereſſe ſeyn, mich zu begleiten.“ —

„Als wenn,“ erwiederte Ludwig, „es nicht für mich genug wäre, daß ich in Deiner Angelegenheit Dir beiſtehen ſoll mit Rath und That! Daß mir aber eben heute, als der Alte von der Einwirkung des Profeſſors X. auf die Maſchine ſprach, ganz beſondere Ideen durch den Kopf gegangen ſind, kann ich nicht läugnen, wiewohl es möglich iſt, daß ich das auf entlegenem Wege ſuche, was vielleicht uns ganz nahe liegt. — Iſt es nämlich, um eben die Auflöſung des Räthſels ganz nahe zu ſuchen, nicht denkbar, daß die unſichtbare Perſon wußte, daß Du ein Bild auf der Bruſt trägſt, und konnte nicht eine glückliche Kombination ſie gerade wenigſtens das ſcheinbar Richtige treffen laſſen? Vielleicht rächte ſie durch die unglückliche Weiſſagung ſich an uns des Muthwillens wegen, in dem wir die Weisheit des Türken höhnten.“

„Keine menſchliche Seele,“ erwiederte Ferdinand, „hat, wie ich Dir ſchon vorhin ſagte, das Bildniß geſehen, niemandem habe ich jemals jenen auf mein ganzes Leben einwirkenden Vorfall erzählt — auf gewöhnliche Weiſe kann der Türke unmöglich von dem Allen unterrichtet worden ſeyn! — vielleicht nähert ſich das, was Du auf entlegenem Wege ſuchſt, weit mehr der Wahrheit!“

„So meine ich denn nun,“ ſagte Ludwig: „daß unſer Automat, ſo ſehr ich heute auch das Gegentheil zu behaupten ſchien, wirklich zu den merkwürdigſten Erſcheinungen gehört, die man jemals ſah, und Alles beweiſet, daß dem, der als Dirigent über dem ganzen Kunſtwerke ſchwebt, tiefere Kenntniſſe zu Gebote ſtehen, als die wohl glauben, welche nur ſo etwas leichtſinnig begaffen, und ſich über das Wunderbare nur wundern. Die Figur iſt nichts weiter als die Form der Mittheilung, aber es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Form geſchickt gewählt iſt, da das ganze Anſehen und auch die Bewegungen des Automats dazu geeignet ſind, die Aufmerkſamkeit zu Gunſten des Geheimniſſes zu feſſeln, und vorzüglich den Fragenden auf gewiſſe Weiſe nach dem Zweck des antwortenden Weſens zu ſpannen. In der Figur kann kein menſchliches Weſen ſtecken, das iſt ſo gut als erwieſen, daß wir daher die Antworten aus dem Munde des Türken zu empfangen glauben, beruht ſicherlich auf einer akuſtiſchen Täuſchung; wie dies bewerkſtelligt iſt, wie die Perſon, welche antwortet, in den Stand geſetzt wird, die Fragenden zu ſehen, zu vernehmen und ſich ihnen wieder verſtändlich zu machen, iſt und bleibt mir freilich ein Räthſel; allein es ſetzt nur gute akuſtiſche und mechaniſche Kenntniſſe und einen vorzüglichen Scharfſinn oder auch vielleicht beſſer geſagt eine konſequente Schlauheit des Künſtlers voraus, der kein Mittel unbeachtet ließ, uns zu täuſchen, und ich muß geſtehen, daß mich die Auflöſung dieſes Geheimniſſes weniger intereſſirt, als es von dem nur allein höchſt merkwürdigen Umſtande überwogen wird, daß der Türke oft die Seele des Fragenden zu durchſchauen, ja, wie Du ſchon, noch ehe es Dir ſelbſt bewieſen wurde, bemerkteſt, in die tiefſte Tiefe des Gemüths zu dringen ſcheint. Wie wenn es dem antwortenden Weſen möglich wäre, ſich durch uns unbekannte Mittel einen pſychiſchen Einfluß auf uns zu verſchaffen, ja ſich mit uns in einen ſolchen geiſtigen Rapport zu ſetzen, daß es unſere Gemüthsſtimmung, ja unſer ganzes inneres Weſen in ſich auffaßt, und ſo, wenn auch nicht das in uns ruhende Geheimniß deutlich ausſpricht, doch wie in einer Extaſe, die eben der Rapport mit dem fremden geiſtigen Prinzip erzeugte, die Andeutungen alles deſſen, was in unſerer eigenen Bruſt ruht, wie es hell erleuchtet dem Auge des Geiſtes offenbar wird, hervorruft. Es iſt die pſychiſche Macht, die die Saiten in unſerm Innern, welche ſonſt nur durcheinander rauſchten, anſchlägt, daß ſie vibriren und ertönen, und wir den reinen Accord deutlich vernehmen; ſo ſind wir aber es ſelbſt, die wir uns die Antworten ertheilen, indem wir die innere Stimme durch ein fremdes geiſtiges Prinzip geweckt außer uns verſtändlicher vernehmen und verworrene Ahndungen, in Form und Weiſe des Gedankens feſt gebannt, nun zu deutlichen Sprüchen werden; ſo wie uns oft im Traum eine fremde Stimme über Dinge belehrt, die wir gar nicht wußten, oder über die wir wenigſtens in Zweifel waren, unerachtet die Stimme, welche uns fremdes Wiſſen zuzuführen ſcheint, doch nur aus unſerm eignen Innern kommt und ſich in verſtändlichen Worten ausſpricht. — Daß der Türke, worunter ich natürlich jenes verſteckte geiſtige Weſen verſtehe, ſehr ſelten nöthig haben wird, ſich mit dem Fragenden in jenen pſychiſchen Rapport zu ſetzen, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Hundert Fragende werden eben ſo oberflächlich abgefertigt, als es ihre Individualität verdient, und oft genügt ein witziger Einfall, dem der natürliche Scharfſinn oder die geiſtige Lebendigkeit des antwortenden Weſens die treffende Spitze giebt, wo von irgend einer Tiefe, in der die Frage aufzufaſſen iſt, nicht die Rede ſeyn kann. Irgend eine exaltirte Gemüthsſtimmung des Fragenden wird den Türken augenblicklich auf ganz andere Weiſe anſprechen und dann wendet er die Mittel an, die es ihm möglich machen, den pſychiſchen Rapport hervorzubringen, der ihm die Macht giebt, aus dem tiefſten Innern des Fragenden ſelbſt zu antworten. Die Weigerung des Türken, auf ſolche tief geſtellte Fragen gleich zu antworten, iſt vielleicht nur der Aufſchub, den er ſich gönnt, um für die Anwendung jener geheimnißvollen Mittel Momente zu gewinnen. Dies iſt meine innige Herzensmeinung, und Du ſiehſt, daß mir das Kunſtwerk nicht ſo verächtlich iſt, als ich es Euch heute glauben machen wollte — vielleicht nehme ich die Sache zu ernſt! — Doch mochte ich Dir nichts verhehlen, wiewohl ich einſehe, daß wenn Du in meine Idee eingehſt, ich Dir gerade nichts zur innern Beruhigung geſagt habe!"

„Du irrſt, mein geliebter Freund," erwiederte Ferdinand: „gerade, daß Deine Ideen ganz mit dem übereinſtimmen, was mir gleich dunkel vor der Seele lag, beruhigt mich auf eine wunderbare Weiſe; ich habe es mit mir ſelbſt allein zu thun, mein liebes Geheimniß blieb unentweiht, denn mein Freund wird es treulich bewahren, wie ein anvertrautes Heiligthum. Doch muß ich jetzt noch eines ganz beſonderen Umſtandes erwähnen, deſſen ich bisher noch nicht gedachte. Als der Türke die verhängnißvollen Worte ſprach, war es mir, als hörte ich die tiefklagende Melodie: Mio ben ricordati s'avvien ch'io mora in einzeln abgebrochenen Lauten — und dann war es wieder als ſchwebe nur ein langgehaltener Ton der göttlichen Stimme, die ich in jener Nacht hörte, an mir vorüber."

„So mag ich es Dir auch nicht verſchweigen," ſagte Ludwig: „daß ich, als Du gerade die leiſe Antwort erhielteſt, zufällig die Hand auf das Geländer, welches das Kunſtwerk umſchließt, gelegt hatte; es dröhnte fühlbar in meiner Hand und auch mir war es als gleite ein muſikaliſcher Ton, Geſang kann ich es nicht nennen, durchs Zimmer. Ich achtete nicht ſonderlich darauf, weil, wie Du weißt, immer meine ganze Phantaſie von Muſik erfüllt iſt, und ich deshalb ſchon auf die wunderlichſte Weiſe getäuſcht worden bin; nicht wenig erſtaunte ich aber im Innern als ich den myſteriöſen Zuſammenhang jenes tiefklagenden Tons mit der verhängnißvollen Begebenheit in D., die Deine Frage an den Türken veranlaßte, erfuhr."

Ferdinand hielt es nur für einen Beweis des pſychiſchen Rapports mit ſeinem geliebten Freunde, daß auch dieſer den Ton gehört hatte, und als ſie noch tiefer eingingen in die Geheimniſſe der pſychiſchen Beziehungen verwandter geiſtiger Prinzipe, als immer lebendiger wunderbare Reſultate ſich erzeugten, da war es ihm endlich, als ſey die ſchwere Laſt, die ſeit jenem Augenblick, als er die Antwort erhalten, ſeine Bruſt gedrückt, ihm wieder entnommen; er fühlte ſich ermuthigt, jedem Verhängniß keck entgegen zu treten. Kann ich ſie denn verlieren, ſagte er: ſie, die ewig in meinem Innern waltet, und ſo eine intenſive Exiſtenz behauptet, die nur mit meinem Seyn untergeht?

Voller Hoffnung, über manche jener Vermuthungen, die für beide die größte innere Wahrheit hatten, näheren Aufſchluß zu erhalten, gingen ſie zum Profeſſor X. Sie fanden an ihm einen hochbejahrten, altfränkiſch gekleideten Mann muntern Anſehens, deſſen kleine graue Augen unangenehm ſtechend blickten, und um deſſen Mund ein ſarkaſtiſches Lächeln ſchwebte, das eben nicht anzog.

Als ſie den Wunſch äußerten, ſeine Automate zu ſehen, ſagte er: Ei! ſind Sie doch auch wohl Liebhaber von den mechaniſchen Kunſtwerken, vielleicht ſelbſt Kunſtdilettanten? Nun Sie finden bei mir was ſie in ganz Europa, ja in der ganzen bekannten Welt vergebens ſuchen. Des Profeſſors Stimme hatte etwas höchſt widriges, es war ein hoher kreiſchender diſſonirender Tenor, der gerade zu der marktſchreieriſchen Art paßte, womit er ſeine Kunſtwerke ankündigte. Er holte mit vielem Geräuſch die Schlüſſel und öffnete den geſchmackvoll, ja prächtig verzierten Saal, in welchem die Kunſtwerke ſich befanden. In der Mitte ſtand auf einer Erhöhung ein großer Flügel, neben demſelben rechts eine lebensgroße männliche Figur mit einer Flöte in der Hand, links ſaß eine weibliche Figur vor einem Clavierähnlichen Inſtrument, hinter derſelben zwei Knaben mit einer großen Trommel und einem Triangel. Im Hintergrunde erblickten die Freunde das ihnen ſchon bekannte Orcheſtrion und rings an den Wänden umher mehrere Spieluhren. Der Profeſſor ging nur flüchtig an dem Orcheſtrion und den Spieluhren vorüber, und berührte kaum merklich die Automate; dann ſetzte er ſich aber an den Flügel und fing pianiſſimo ein marſchmäßiges Andante an; bei der Repriſe ſetzte der Flötenbläſer die Flöte an den Mund und ſpielte das Thema, nun paukte der Knabe richtig im Takte ganz leiſe auf der Trommel, indem der andere einen Triangel kaum hörbar berührte. Bald darauf fiel das Frauenzimmer mit vollgriffigen Accorden ein, indem ſie durch das Niederdrücken der Taſten einen harmonikaähnlichen Ton hervorbrachte! Aber nun wurde es immer reger und lebendiger im ganzen Saal, die Spieluhren fielen nach einander mit der größten rhythmiſchen Genauigkeit ein, der Knabe ſchlug immer ſtärker ſeine Trommel, der Triangel gellte durch das Zimmer und zuletzt trompetete und paukte das Orcheſtrion im Fortiſſimo dazu, daß alles zitterte und bebte, bis der Profeſſor mit ſeinen Maſchinen auf einen Schlag im Schluß-Accord endete. Die Freunde zollten dem Profeſſor den Beifall, den ſein ſchlau und zufrieden lächelnder Blick zu begehren ſchien; er war im Begriff noch mehr muſikaliſche Produktionen der Art vorzubereiten, indem er ſich den Automaten näherte, aber die Freunde, als hätten ſie ſich vorher dazu verabredet, ſchützten einſtimmig ein dringendes Geſchäft vor, das ihnen nicht erlaube länger zu verweilen und verließen den Mechaniker und ſeine Maſchinen. Nun, war das nicht Alles überaus künſtlich und ſchön? frug Ferdinand, aber Ludwig brach los wie im lange verhaltenen Zorn: Ei, daß den verdammten Profeſſor der — ei, wie ſind wir doch ſo bitter getäuſcht worden! wo ſind die Aufſchlüſſe, nach denen wir trachteten, wie blieb es mit der lehrreichen Unterhaltung, in der uns der weiſe Profeſſor erleuchten ſollte, wie die Lehrlinge zu Sais? Dafür, ſagte Ferdinand, haben wir aber in der That merkwürdige mechaniſche Kunſtwerke geſehen; auch in muſikaliſcher Hinſicht! Der Flötenbläſer iſt offenbar die berühmte Vaucanſonſche Maſchine, und derſelbe Mechanismus rückſichtlich der Fingerbewegung auch bei der weiblichen Figur angewendet, die auf ihrem Inſtrumente recht wohllautende Töne hervorbringt; die Verbindung der Maſchinen iſt wunderbar. Das alles iſt es eben, fiel Ludwig ein, was mich ganz toll machte! ich bin von all der Maſchinen-Muſik, wozu ich auch des Profeſſors Spiel auf dem Flügel rechne, ordentlich durchgewalkt und durchgeknetet, daß ich es in allen Gliedern fühle und lange nicht verwinden werde.

Schon die Verbindung des Menſchen mit todten das Menſchliche in Bildung und Bewegung nachäffenden Figuren zu gleichem Thun und Treiben hat für mich etwas drückendes, unheimliches, ja entſetzliches. Ich kann mir es denken, daß es möglich ſeyn müßte, Figuren vermöge eines im Innern verborgenen Getriebes gar künſtlich und behende tanzen zu laſſen, auch müßten dieſe mit Menſchen gemeinſchaftlich einen Tanz aufführen und ſich in allerlei Touren wenden und drehen, ſo daß der lebendige Tänzer die todte hölzerne Tänzerin faßte und ſich mit ihr ſchwenkte, würdeſt Du den Anblick ohne inneres Grauen eine Minute lang ertragen? Aber vollends die Maſchinenmuſik iſt für mich etwas heilloſes und gräuliches, und eine gute Strumpfmaſchine übertrifft nach meiner Meinung an wahrem Werth himmelweit die vollkommenſte prächtigſte Spieluhr.

Iſt es denn nur allein der aus dem Munde ſtrömende Hauch, der dem Blasinſtrumente, ſind es nur allein die gelenkigen geſchmeidigen Finger, die dem Saiteninſtrumente Töne entlocken, welche uns mit mächtigem Zauber ergreifen, ja in uns die unbekannten unausſprechlichen Gefühle erregen, welche mit nichts Irdiſchem hienieden verwandt, die Ahndungen eines fernen Geiſterreichs und unſers höhern Seyns in demſelben hervorrufen? Iſt es nicht vielmehr das Gemüth, welches ſich nur jener phyſiſchen Organe bedient, um das, was in ſeiner tiefſten Tiefe erklungen, in das rege Leben zu bringen, daß es andern vernehmbar ertönt und die gleichen Anklänge im Innern erweckt, welche dann im harmoniſchen Wiederhall dem Geiſt das wundervolle Reich erſchließen, aus dem jene Töne wie entzündende Strahlen hervordrangen? Durch Ventile, Springfedern, Hebel, Walzen und was noch alles zu dem mechaniſchen Apparat gehören mag, muſikaliſch wirken zu wollen, iſt der unſinnige Verſuch, die Mittel allein das vollbringen zu laſſen, was ſie nur durch die innere Kraft des Gemüths belebt und von derſelben in ihrer geringſten Bewegung geregelt ausführen können. Der größte Vorwurf, den man dem Muſiker macht, iſt, daß er ohne Ausdruck ſpiele, da er dadurch eben dem eigentlichen Weſen der Muſik ſchadet, oder vielmehr in der Muſik die Muſik vernichtet, und doch wird der geiſt- und empfindungsloſeſte Spieler noch immer mehr leiſten als die vollkommenſte Maſchine, da es nicht denkbar iſt, daß nicht irgend einmal eine augenblickliche Anregung aus dem Innern auf ſein Spiel wirken ſollte, welches natürlicherweiſe bei der Maſchine nie der Fall ſeyn kann.

Das Streben der Mechaniker, immer mehr und mehr die menſchlichen Organe zum Hervorbringen muſikaliſcher Töne nachzuahmen, oder durch mechaniſche Mittel zu erſetzen, iſt mir der erklärte Krieg gegen das geiſtige Princip, deſſen Macht nur noch glänzender ſiegt, je mehr ſcheinbare Kräfte ihm entgegengeſetzt werden; eben darum iſt mir gerade die nach mechaniſchen Begriffen vollkommenſte Maſchine der Art eben die verächtlichſte, und eine einfache Drehorgel, die im Mechaniſchen nur das Mechaniſche bezweckt, immer noch lieber als der Vaucanſonſche Flötenbläſer und die Harmonikaſpielerin.

Ich muß dir ganz beiſtimmen, ſagte Ferdinand; denn du haſt nur in Worten deutlich ausgeſprochen, was ich längſt und vorzüglich heute bei dem Profeſſor im Innern lebhaft gefühlt. Ohne ſo ganz in der Muſik zu leben und zu weben, wie Du und ohne daher für alle Mißgriffe ſogar empfindlich zu ſeyn, iſt mir doch das Todte, Starre der Maſchinenmuſik von je her zuwider geweſen und ich erinnere mich noch, daß ſchon als Kind in dem Hauſe meines Vaters mir eine große Harfenuhr, welche ſtündlich ihr Stückchen abſpielte, ein recht quälendes Mißbehagen erregte. Es iſt Schade, daß recht geſchickte Mechaniker ihre Kunſt dieſer widrigen Spielerei, und nicht vielmehr der Vervollkommnung der muſikaliſchen Inſtrumente zuwenden. Das iſt wahr, erwiederte Ludwig; vorzüglich rückſichtlich der Taſteninſtrumente wäre noch manches zu thun, denn gerade dieſe öffnen dem geſchickten Mechaniker ein weites Feld, und wirklich iſt es zu bewundern, wie weit z. B. der Flügel, in ſeiner Structur, die auf Ton und Behandlungsart den entſchiedenſten Einfluß hat, vorgerückt iſt.

Sollte es aber nicht die höhere muſikaliſche Mechanik ſeyn, welche die eigenthümlichſten Laute der Natur belauſcht, welche die in den heterogenſten Körpern wohnenden Töne erforſcht und welche dann dieſe geheimnißvolle Muſik in irgend ein Organon feſt zu bannen ſtrebt, das ſich dem Willen des Menſchen fügt und in ſeiner Berührung erklingt. Alle Verſuche, aus metallenen, gläſernen Cylindern, Glasſtäben, Glas, ja Marmorſtreifen Töne zu ziehen oder Saiten auf ganz andere als die gewöhnliche Weiſe vibriren und ertönen zu laſſen, ſcheinen mir daher im höchſten Grade beachtenswerth, und dem weitern Vorſchreiten dieſes Beſtrebens in die tiefen akuſtiſchen Geheimniſſe, wie ſie überall in der Natur verborgen, zu bringen, ſteht es nur im Wege, daß jeder mangelhafte Verſuch gleich der Oſtentation oder des Geldgewinns wegen, als eine neue ſchon zur Vollkommenheit gediehene Erfindung angeprieſen und vorgezeigt wird. Hierin liegt es, daß in kurzer Zeit ſo viele neue Inſtrumente zum Theil unter ſeltſamen oder prunkenden Namen entſtanden und eben ſo ſchnell wieder verſchwunden und in Vergeſſenheit gerathen ſind. Deine höhere muſikaliſche Mechanik, ſagte Ferdinand, iſt allerdings ſehr intereſſant, wiewohl ich mir eigentlich nicht die Spitze oder das Ziel jener Beſtrebungen denken kann.

Dies iſt kein anderes, erwiederte Ludwig, als die Auffindung des vollkommenſten Tons; ich halte aber den muſikaliſchen Ton für deſto vollkommner, je näher er den geheimnißvollen Lauten der Natur verwandt iſt, die noch nicht ganz von der Erde gewichen. Mag es ſeyn, ſagte Ferdinand, daß ich nicht ſo wie du in dieſe Geheimniſſe eingedrungen, aber ich geſtehe, daß ich dich nicht ganz faſſe. Laß mich es wenigſtens andeuten, fuhr Ludwig fort, wie mir das Alles ſo in Sinn und Gedanken liegt.

In jener Urzeit des menſchlichen Geſchlechts, als es, um mich ganz der Worte eines geiſtreichen Schriftſtellers zu bedienen (Schubert in den Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft) in der erſten heiligen Harmonie mit der Natur lebte, erfüllt von dem göttlichen Inſtinkt der Weiſſagung und Dichtkunſt, als der Geiſt des Menſchen nicht die Natur, ſondern dieſe den Geiſt des Menſchen erfaßte, und die Mutter das wunderbare Weſen, das ſie geboren, noch aus der Tiefe ihres Daſeins nährte, da umfing ſie den Menſchen wie im Weben einer ewigen Begeiſterung mit heiliger Muſik, und wundervolle Laute verkündeten die Geheimniſſe ihres ewigen Treibens. Ein Nachhall aus der geheimnißvollen Tiefe dieſer Urzeit iſt die herrliche Sage von der Sphärenmuſik, welche mich ſchon als Knabe, als ich in Scipio's Traum zum erſten Mal davon las, mit inbrünſtiger Andacht erfüllte, ſo daß ich oft in ſtillen mondhellen Nächten lauſchte, ob nicht im Säuſeln des Windes jene wunderbaren Töne erklingen würden. Aber noch ſind jene vernehmlichen Laute der Natur, wie ich ſchon vorhin ſagte, nicht von der Erde gewichen, denn nichts anders iſt jene Luftmuſik oder Teufelsſtimme auf Ceylon, deren eben jener Schriftſteller erwähnt, und die eine ſo tiefe Wirkung auf das menſchliche Gemüth äußert, daß ſelbſt die ruhigſten Beobachter ſich eines tiefen Entſetzens, eines zerſchneidenden Mitleids mit jenen den menſchlichen Jammer ſo entſetzlich nachahmenden Naturtönen nicht erwehren können. Ja ich habe ſelbſt in früherer Zeit eine ganz ähnliche Naturerſcheinung, und zwar in der Nähe des Kuriſchen Haffs in Oſtpreußen erlebt. Es war im tiefen Herbſt, als ich mich einige Zeit auf einem dort gelegenen Landgute aufhielt, und in ſtillen Nächten bei mäßigem Winde deutlich lang gehaltene Töne hörte, die bald gleich einer tiefen gedämpften Orgelpfeife, bald gleich einer vibrirenden dumpfen Glocke erklangen. Oft konnte ich genau das tiefe F mit der anſchlagenden Quinte C unterſcheiden, oft erklang ſogar die kleine Terz Es, ſo daß der ſchneidende Septimen-Akkord in den Tönen der tiefſten Klage meine Bruſt mit einer das Innerſte durchdringenden Wehmuth, ja mit Entſetzen erfüllte.

In dem unvermerkten Entſtehen, Anſchwellen und Verſchweben jener Naturlaute liegt etwas, das unſer Gemüth unwiderſtehlich ergreift, und das Inſtrument, dem dies zu Gebote ſteht, wird in eben dem Grade auf uns wirken müſſen; mir ſcheint daher, daß die Harmonika rückſichtlich des Tons ſich gewiß jener Vollkommenheit, die ihren Maßſtab in der Wirkung auf unſer Gemüth findet, am mehrſten nähert, und es iſt eben ſchön, daß gerade dieſes Inſtrument, welches jene Naturlaute ſo glücklich nachahmt und auf unſer Inneres in den tiefſten Beziehungen ſo wunderbar wirkt, ſich dem Leichtſinn und der ſchaalen Oſtentation durchaus nicht hingiebt, ſondern nur in der heiligen Einfachheit ihr eigenthümliches Weſen behauptet. Recht viel in dieſer Hinſicht wird auch gewiß das neuerfundene ſogenannte Harmonichord leiſten, welches ſtatt der Glocken, mittelſt einer geheimen Mechanik, die durch den Druck der Taſten und den Umſchwung einer Walze in Bewegung geſetzt wird, Saiten vibriren und ertönen läßt. Der Spieler hat das Entſtehen, Anſchwellen, Verſchweben des Tons beinahe noch mehr in der Gewalt, als bei der Harmonika, und nur den wie aus einer andern Welt herabgekommenen Ton dieſes Inſtruments hat das Harmonichord noch nicht im mindeſten erreicht. Ich habe dies Inſtrument gehört, ſagte Ferdinand, und muß geſtehen, daß ſein Ton recht in mein Inneres gedrungen, wiewohl es, nach meiner Einſicht, von dem Künſtler ſelbſt nicht eben vortheilhaft behandelt wurde. Uebrigens faſſe ich dich ganz, wiewohl mir die enge Beziehung jener Naturlaute, von denen du ſprichſt, mit der Muſik, die wir durch Inſtrumente hervorbringen, noch nicht deutlich einleuchtet. Kann denn, erwiederte Ludwig, die Muſik, die in unſerm Innern wohnt, eine andere ſeyn als die, welche in der Natur wie ein tiefes, nur dem höhern Sinn erforſchliches Geheimniß verborgen, und die durch das Organ der Inſtrumente nur wie im Zwange eines mächtigen Zaubers, deſſen wir Herr worden, ertönt? Aber im reinpſychiſchen Wirken des Geiſtes, im Traume iſt der Bann gelöſt, und wir hören ſelbſt im Konzert bekannter Inſtrumente jene Naturlaute, wie ſie wunderbar, in der Luft erzeugt, auf uns niederſchweben, anſchwellen und verhallen. Ich denke an die Aeolsharfe, unterbrach Ferdinand den Freund; was hältſt du von dieſer ſinnigen Erfindung? Die Verſuche, erwiederte Ludwig, der Natur Töne zu entlocken, ſind allerdings herrlich und höchſt beachtenswerth, nur ſcheint es mir, daß man ihr bis jetzt nur ein kleinliches Spielzeug darbot, das ſie mehrentheils wie in gerechtem Unmuthe zerbrach. Viel größer in der Idee, als alle die Aeolsharfen, die nur als muſikaliſche Ableiter der Zugluft zum kindiſchen Spielwerk geworden, iſt die Wetterharfe, von der ich einmal geleſen. Dicke in beträchtlicher Weite im Freien ausgeſpannte Drähte wurden von der Luft in Vibration geſetzt, und ertönten in mächtigem Klange.

Ueberhaupt bleibt hier dem ſinnigen, von höherem Geiſte beſeelten Phyſiker und Mechaniker noch ein weites Feld offen, und ich glaube, daß bei dem Schwunge, den die Naturwiſſenſchaft erhalten, auch tieferes Forſchen in das heilige Geheimniß der Natur eindringen, und manches, was nur noch geahnet, in das rege Leben ſichtlich und vernehmbar bringen wird. —

Plötzlich wehte ein ſeltſamer Klang durch die Luft, der im ſtärkern Anſchwellen dem Ton einer Harmonika ähnlich wurde. Die Freunde blieben von innerm Schauer ergriffen, wie an den Boden feſtgebannt, ſtehen; da wurde der Ton zur tiefklagenden Melodie einer weiblichen Stimme. Ferdinand ergriff des Freundes Hand und drückte ſie krampfhaft an ſeine Bruſt, aber leiſe und bebend ſprach Ludwig: Mio ben ricordati s'avvien ch'io mora. Sie befanden ſich außerhalb der Stadt, vor dem Eingange eines mit hohen Hecken und Bäumen umſchloſſenen Gartens; dicht vor ihnen hatte unbemerkt ein kleines niedliches Mädchen, im Graſe ſitzend, geſpielt, das ſprang nun ſchnell auf und ſprach: „Ach wie ſchön ſingt Schweſterchen wieder, ich muß ihr nur eine Blume bringen, denn ich weiß ſchon, wenn ſie die bunten Nelken ſieht, dann ſingt ſie noch ſchöner und länger.“ Und damit hüpfte ſie, einen großen Blumenſtrauß in der Hand, in den Garten, deſſen Thüre offen ſtehen blieb, ſo daß die Freunde hineinſchauen konnten. Aber welch ein Erſtaunen, ja welch ein inneres

Grauſen durchdrang ſie, als ſie den Profeſſor X. erblickten, der mitten im Garten unter einer hohen Eſche ſtand. Statt des zurückſchreckenden ironiſchen Lächelns, mit dem er die Freunde in ſeinem Hauſe empfing, ruhte ein tiefer melancholiſcher Ernſt auf ſeinem Geſicht, und ſein himmelwärts gerichteter Blick ſchien wie in ſeliger Verklärung das geahnete Jenſeits zu ſchauen, was hinter den Wolken verborgen, und von dem die wunderbaren Klänge Kunde gaben, welche wie ein Hauch des Windes durch die Luft bebten. Er ſchritt langſam und abgemeſſen den Mittelgang auf und nieder, aber in ſeiner Bewegung wurde alles um ihn her rege und lebendig, und überall flimmerten kryſtallne Klänge aus den dunklen Büſchen und Bäumen empor und ſtrömten vereinigt im wundervollen Konzert wie Feuerflammen durch die Luft ins Innerſte des Gemüths eindringend, und es zur höchſten Wonne himmliſcher Ahndungen entzündend. Die Dämmerung war eingebrochen, der Profeſſor verſchwand in den Hecken, und die Töne erſtarben im Pianiſſimo. Endlich gingen die Freunde im tiefen Schweigen nach der Stadt zurück; aber als Ludwig ſich nun von dem Freunde trennen wollte, da drückte ihn Ferdinand feſt an ſich und ſprach: Sey mir treu! — ſey mir treu! — ach ich fühle es ja, daß eine fremde Macht in mein Inneres gedrungen, und alle die im Verborgenen liegenden Saiten ergriffen hat, die nun nach ihrer Willkühr erklingen müſſen, und ſollte ich darüber zu Grunde gehen! —

War denn nicht die gehäſſige Ironie, womit uns der Profeſſor in ſeinem Hauſe empfing, nur der Ausdruck des feindlichen Prinzips, und hat er uns mit ſeinen Automaten nicht nur abfertigen wollen, um alle nähere Beziehung mit mir im extenſiven Leben von der Hand zu weiſen? — Du kannſt wohl Recht haben, erwiederte Ludwig: denn auch ich ahne es deutlich, daß auf irgend eine Weiſe, die uns nun freilich wenigſtens jetzt ein unauflösliches Räthſel bleibt, der Profeſſor in dein Leben, oder beſſer geſagt, in das geheimnißvolle pſychiſche Verhältniß, in dem Du mit jenem unbekannten weiblichen Weſen ſtehſt, eingreift. Vielleicht verſtärkt er ſelbſt wider ſeinen Willen, als feindliches Prinzip darin verflochten und dagegen ankämpfend, den Rapport, deſſen Kraft eben im Kampfe wächſt, und es wäre denkbar, daß ihm dein Nähertreten ſchon deshalb verhaßt ſeyn mußte, weil dein geiſtiges Prinzip dann wider ſeinen Willen, oder vielmehr einer konventionellen Abſicht entgegen, alle die Anklänge jenes pſychiſchen

Rapports weckt und in neuen lebhafteren Schwung ſetzt. — Die Freunde beſchloſſen nun kein Mittel unverſucht zu laſſen, dem Profeſſor X. näher zu treten und vielleicht endlich das Räthſel zu löſen, das ſo tief auf Ferdinands Leben wirkte; ſchon am folgenden Morgen ſollte ein zweiter Beſuch bei dem Profeſſor das Fernere einleiten, ein Brief, den Ferdinand unvermuthet von ſeinem Vater erhielt, rief ihn aber nach B., er durfte ſich nicht den mindeſten Aufſchub verſtatten, und in wenigen Stunden eilte er ſchon mit Poſtpferden von dannen, indem er ſeinem Freunde verſicherte, daß ihn nichts abhalten würde, ſpäteſtens in vierzehn Tagen wiedbr in J. zu ſeyn. Merkwürdig war es Ludwigen im höchſten Grade, daß er bald nach Ferdinands Abreiſe von demſelben ältlichen Mann, der zuerſt von des Profeſſors X. Einwirkung auf den Türken geſprochen, nun erfuhr, wie des Profeſſors mechaniſche Kunſtwerke nur aus einer untergeordneten Liebhaberei hervorgegangen, und daß tiefes Forſchen, tiefes Eindringen in alle Theile der Naturwiſſenſchaft eigentlich der unausgeſetzte Zweck alles ſeines Strebens ſey. Vorzüglich rühmte der Mann die Erfindungen des Profeſſors in der Muſik, die er aber bis jetzt niemandem mittheile. Sein geheimnißvolles Laboratorium ſey ein ſchöner Garten bei der Stadt, und oft hätten ſchon Vorübergehende ſeltſame Klänge und Melodien ertönen gehört, als ſey der Garten von Feen und Geiſtern bewohnt.

Vierzehn Tage vergingen, aber Ferdinand kehrte nicht wieder, endlich nach zwei Monaten erhielt Ludwig einen Brief aus B. des Inhalts:

„Lies und erſtaune, aber erfahre nur das, was du vielleicht ahnteſt, nachdem Du dem Profeſſor, wie ich hoffe, näher getreten. Im Dorfe P. werden Pferde gewechſelt, ich ſtehe und ſchaue recht gedankenlos in die Gegend hinein.

Da fährt ein Wagen vorbei und hält vor der nahen offnen Kirche; ein einfach gekleidetes Frauenzimmer ſteigt aus, ihr folgt ein junger ſchöner Mann in ruſſiſcher Jägeruniform mit Orden geſchmückt; zwei Männer ſteigen aus einem zweiten Wagen. Der Poſthalter ſagt: das iſt das fremde Paar, das unſer Hr. Paſtor heut traut. Mechaniſch gehe ich in die Kirche und trete ein, als der Geiſtliche gerade mit dem Segen die Ceremonie endigt. Ich ſchaue hin, die Braut iſt die Sängerin, ſie erblickt mich, ſie erblaßt, ſie ſinkt, der hinter ihr ſtehende Mann fängt ſie auf in ſeine Arme, es iſt der Profeſſor X. — Was weiter vorgegangen, weiß ich nicht mehr, auch nicht, wie ich hieher gekommen. Du wirſt es wohl vom Profeſſor X. erfahren. Jetzt iſt eine nie gefühlte Ruhe und Heiterkeit in meine Seele gekommen. Der verhängnißvolle Spruch des Türken war eine verdammte Lüge, erzeugt vom blinden Hintappen mit ungeſchickten Fühlhörnern. Habe ich ſie denn verloren? iſt ſie nicht im innern glühenden Leben ewig mein? Du wirſt lange nicht von mir hören, denn ich gehe nach K., vielleicht auch in den tiefen Norden nach P."

Ludwig erſah aus ſeines Freundes Worten nur zu deutlich ſeinen zerrütteten Seelenzuſtand, und um ſo räthſelhafter wurde ihm das Ganze, als er erfuhr, daß der Profeſſor X. durchaus die Stadt nicht verlaſſen habe. Wie, dachte er, wenn es nur die Reſultate des Conflikts wunderbarer pſychiſcher Beziehungen, die vielleicht unter mehreren Perſonen Statt fanden, wären, die in das Leben traten, und ſelbſt äußere von ihnen unabhängige Begebenheiten ſo in ihren Kreis zogen, daß ſie der getäuſchte innere Sinn für eine aus ihm unbedingt hervorgehende Erſcheinung hielt und daran glaubte? — Doch vielleicht tritt künftig die frohe Ahnung ins Leben, die ich in meinem Innern trage, und die meinen Freund tröſten ſoll! Der verhängnißvolle Spruch des Türken iſt erfüllt, und vielleicht gerade durch dieſe Erfüllung der vernichtende Stoß abgewendet, der meinem Freunde drohte. — — —

Nun, ſprach Ottmar, als Theodor plötzlich ſchwieg, nun iſt das alles? Wo bleibt die Aufklärung, wie wurd' es mit Ferdinand, mit dem Profeſſor X., mit der holden Sängerin, mit dem ruſſiſchen Offizier? — Habe ich, erwiederte Theodor, denn nicht vorausgeſagt, daß es nur ein Fragment ſey, was ich vortragen wolle? Ueberdem dünkt mich, daß die merkwürdige Hiſtorie vom redenden Türken gerade von Haus aus fragmentariſch angelegt iſt. Ich meine, die Phantaſie des Leſers oder Hörers ſoll nur ein paar etwas heftige Rucke erhalten und dann ſich ſelbſt beliebig fortſchwingen. Willſt du, lieber Ottmar, aber durchaus über Ferdinands Schickſal beruhigt ſeyn, ſo erinnere dich doch nur an das Geſpräch über die Oper, das ich vor einiger Zeit vorlas. Es iſt derſelbe Ferdinand der dort geſund an Leib und Seele mit freudiger Kampfluſt in das Feld zieht, der hier obſchon in einer früheren Periode ſeines Lebens aufgetreten, alles muß daher wohl mit der ſomnambulen Liebſchaft ſehr gut abgegangen ſeyn.

Und nun, nahm Ottmar das Wort, iſt noch hinzuzufügen, daß unſer Theodor ſich ehemals ſehr wohl darin gefiel in allerlei wunderbaren ja tollen Geſchichten mit aller möglichen Kraft die Fantaſie anzuregen und dann plötzlich abzubrechen. So wenig er ſelbſt daran denkt, wird ihn jeder wenigſtens einer unartigen Myſtifikation anklagen müſſen. — Aber es gab eine Zeit, wo ſein ganzes Thun und Treiben fragmentariſch erſchien. Er las damals nur zweite Theile ohne ſich um den erſten und letzten zu bekümmern, ſah im Schauſpiel zweite und dritte Akte u. ſ. f.

Und dieſe Neigung, ſprach Theodor, habe ich wohl noch. Nichts iſt mir mehr zuwider als wenn in einer Erzählung, in einem Roman der Boden, auf dem ſich die fantaſtiſche Welt bewegt hat, zuletzt mit dem hiſtoriſchen Beſen ſo rein gekehrt wird, daß auch kein Körnchen, kein Stäubchen bleibt, wenn man ſo ganz abgefunden nach Hauſe geht, daß man gar keine Sehnſucht empfindet noch einmal hinter die Gardienen zu kucken. Dagegen dringt manches Fragment einer geiſtreichen Erzählung tief in meine Seele und verſchafft mir, da nun die Fantaſie die eignen Schwingen regt, einen lange dauernden Genuß. Wem iſt es nicht ſo gegangen mit Göthes nußbraunem Mädchen! — Vor allem hat auf mich aber das Götheſche Fragment jenes allerliebſten Mährchens von der kleinen Frau, die der Reiſende im Käſtchen mit ſich führt, einen unbeſchreiblichen Zauber geübt.

Genug, unterbrach Lothar den Freund, genug; wir erfahren nichts mehr von dem redenden Türken und eigentlich war auch die Geſchichte gewiſſermaßen ganz aus. Darum ſoll nun aber unſer Ottmar ohne weiteres zu Worte kommen.

Ottmar zog ſein Manuſkript hervor und las:

Doge und Dogareſſe.

Mit dieſem Namen war in dem Catalog der Kunſtwerke, die die Akademie der Künſte zu Berlin im September 1816 ausſtellte, ein Bild bezeichnet, das der wackre tüchtige C. Kolbe, Mitglied der Akademie, gemalt hatte und das mit beſonderm Zauber jeden anzog, ſo daß der Platz davor ſelten leer blieb. Ein Doge in reichen prächtigen Kleidern ſchreitet, die eben ſo reich geſchmückte Dogareſſe an der Seite, auf einer Baluſtrade hervor, er ein Greis mit grauem Bart, ſonderbar gemiſchte Züge, die bald auf Kraft, bald auf Schwäche, bald auf Stolz und Uebermuth, bald auf Gutmüthigkeit deuten, im braunrothen Geſicht; ſie ein junges Weib, ſehnſüchtige Trauer, träumeriſches Verlangen im Blick, in der ganzen Haltung. Hinter ihnen eine ältliche Frau und ein Mann, der einen aufgeſpannten Sonnenſchirm hält. Seitwärts an der Baluſtrade ſtößt ein junger Menſch in ein muſchelförmig gewundenes Horn und vor derſelben im Meer liegt eine reich verzierte mit der venetianiſchen Flagge geſchmückte Gondel, auf der zwei Ruderer befindlich. Im Hintergrunde breitet ſich das mit hundert und aber hundert Segeln bedeckte Meer aus, und man erblickt die Thürme und Paläſte des prächtigen Venedig, das aus den Fluten emporſteigt. Links unterſcheidet man San Marco, rechts mehr im Vorgrunde San Giorgio Maggiore. In dem goldnen Rahmen des Bildes ſind die Worte eingeſchnizt:

Ah senza amare
Andare sul mare
Col sposo del mare
Non puo consolare.

Ach! gebricht der Liebe Leben,
Kann auf hohem Meer zu ſchweben
Mit dem Gatten ſelbſt des Meeres
Doch nicht Troſt dem Herzen geben.

Vor dieſem Bilde entſtand eines Tages ein unnützer Streit darüber, ob der Künſtler durch das Bild nur ein Bild, das heißt, die durch die Verſe hinlänglich angedeutete augenblickliche Situation eines alten abgelebten Mannes, der mit aller Pracht und Herrlichkeit nicht die Wünſche eines ſehnſuchtsvollen Herzens zu befriedigen vermag, oder eine wirkliche geſchichtliche Begebenheit habe darſtellen wollen. Des Geſchwätzes müde verließ einer nach dem andern den Platz, ſo daß zuletzt nur noch zwei der edlen Malerkunſt gar holde Freunde übrig blieben. „Ich weiß nicht, fing der eine an, wie man ſich ſelbſt allen Genuß verderben mag mit dem ewigen Deuteln und Deuteln. Außerdem, daß ich ja genau zu ahnen glaube, was es mit dieſem Dogen, mit dieſer Dogareſſa für eine Bewandtniß hat im Leben, ſo ergreift mich auch auf ganz beſondere Weiſe der Schimmer des Reichthums und der Macht, der über das Ganze verbreitet iſt. Sieh' dieſe Flagge mit dem geflügelten Löwen, wie ſie der Welt gebietend in den Lüften flattert — O herrliches Venedig!“ Er fing an Turandots Räthſel von dem adriatiſchen Löwen herzuſagen: Dimmi, qual sia quella terribil fera etc. Kaum hatte er geendet, als eine wohltönende Männerſtimme mit Calafs-Auflöſung einfiel: Tu quadrupede fera etc. Von den Freunden unbemerkt hatte ſich hinter ihnen ein Mann hingeſtellt von hohem edlen Anſehen, den grauen Mantel maleriſch über die Schulter geworfen, das Bild mit funkelnden Augen betrachtend. — Man gerieth ins Geſpräch und der Fremde ſagte mit beinahe feierlichem Tone: Es iſt ein eignes Geheimniß, daß in dem Gemüth des Künſtlers oft ein Bild aufgeht, deſſen Geſtalten, zuvor unkennbare körperloſe im leeren Luftraum treibende Nebel, eben in dem Gemüthe des Künſtlers erſt ſich zum Leben zu formen und ihre Heimath zu finden ſcheinen. Und plötzlich verknüpft ſich das Bild mit der Vergangenheit oder auch wohl mit der Zukunft, und ſtellt nur dar, was wirklich geſchah oder geſchehen wird. Kolbe mag vielleicht ſelbſt noch nicht wiſſen, daß er auf dem Bilde dort, niemanden anders darſtellte, als den Dogen Marino Falieri und ſeine Gattin Annunziata. — Der Fremde ſchwieg, aber beide Freunde drangen in ihn, dies Räthſel ihnen ſo zu löſen, wie das Räthſel vom adriatiſchen Löwen. Da ſprach er: Habt ihr Geduld, ihr neugierigen Herrn, ſo will ich Euch auf der Stelle mit Falieris Geſchichte die Erklärung des Bildes geben. Aber habt ihr auch Geduld? — Ich werde ſehr umſtändlich ſeyn, denn anders mag ich nicht von Dingen reden, die mir ſo lebendig vor Augen ſtehen, als habe ich ſie ſelbſt erſchaut. — Das kann auch wohl der Fall ſeyn, denn jeder Hiſtoriker, wie ich nun einmal einer bin, iſt ja eine Art redendes Geſpenſt aus der Vorzeit.

Die Freunde traten mit dem Fremden in ein entferntes Zimmer, wo er ohne weitere Vorrede in folgender Art begann.

Vor gar langer Zeit und, irr' ich nicht, ſo war's im Monat Auguſt des Jahres Eintauſend dreihundert und vier und fünfzig, als der tapfere genueſiſche Feldherr, Paganino Doria geheißen, die Venetianer auf's Haupt geſchlagen und ihre Stadt Parenzo erſtürmt hatte. Im Golf, dicht vor Venedig, kreuzten nun ſeine wohlbemannten Galeeren hin und her wie hungrige Raubthiere, die in unruhiger Gier auf und nieder rennen, ſpähen, wo die Beute am ſicherſten zu haſchen; und Todesſchrecken erfaßte Volk und Signorie. Alle Mannſchaft, jeder der nur vermochte die Arme zu rühren, griff zur Waffe oder zum Ruder. In dem Hafen von San Nicolo ſammelte man die Haufen.

Schiffe, Bäume wurden verſenkt, Kett' an Kette geſchloſſen, um dem Feinde den Eingang zu ſperren. Während hier in wildem Getümmel die Waffen klirrten, die Laſten in das ſchäumende Meer niederdonnerten, ſah man auf dem Rialto die Agenten der Signorie, wie ſie den kalten Schweiß ſich von der bleichen Stirn wegtrocknend, mit verſtörtem Geſichte, mit heiſerer Stimme Prozente über Prozente boten für baares Geld, denn auch daran mangelte es der bedrohten Republik. In dem unerforſchlichen Rathſchluſſe der ewigen Macht lag es aber, daß gerade in dieſer Zeit der höchſten Kümmerniß und Noth der bedrängten Heerde der treue Hirte entriſſen werden ſollte. Ganz erdrückt von der Laſt des Ungemachs ſtarb der Doge Andrea Dandulo, den das Volk ſein liebes Gräfchen (il caro contino) nannte, weil er immer fromm und freundlich war und niemals über den Marcusplatz ſchritt, ohne für jeden des Geldes oder des guten Raths bedürftigen, für dieſen Troſt im Munde, für jenen Zechinen in der Taſche zu führen. Wie es denn nun geſchieht, daß den vom Unglück Entmutheten jeder Schlag, ſonſt kaum gefühlt, doppelt ſchmerzlich trifft, ſo war denn auch das Volk, als die Glocken von San Marco in dumpfen ſchauerlichen Klängen den Tod des Herzogs verkündeten, ganz außer ſich vor Jammer und Betrübniß. Nun ſey ihre Stütze, ihre Hoffnung dahin, nun müßten ſie die Nacken beugen dem genueſiſchen Joch, ſo ſchrien ſie laut, unerachtet, was die eben nöthigen kriegeriſchen Operationen betraf, der Verluſt des Dandulo eben nicht ſo verderblich ſchien. Das gute Gräfchen lebte gerne in Ruhe und Frieden, es verfolgte lieber den wunderbaren Gang der Geſtirne als die räthſelhaften Verſchlingungen der Staatsklugheit, es verſtand ſich beſſer darauf am heiligen Oſterfeſte die Prozeſſion zu ordnen als ein Kriegsheer zu führen. Nun kam es darauf an einen Doge zu wählen, der gleich begabt mit muthigem Feldherrnſinn und tüchtiger Staatsklugheit das in ſeinen Grundfeſten erſchütterte Venedig rette, von der bedrohlichen Gewalt des immer kühneren Feindes. Die Senatoren verſammelten ſich, aber da ſah man nichts als trübe Geſichter, ſtarre Blicke, zu Boden geſenkte in die Hand geſtützte Häupter. Wo einen Mann finden, der jetzt mit kräftiger Hand das loſe Steuer zu ergreifen und richtig zu lenken vermag? Der älteſte Rath, Marino Bodoeri geheißen, erhob endlich ſeine Stimme. „Hier um uns, unter uns, ſo ſprach er, hier werdet ihr ihn nicht finden, aber richtet Eure Blicke nach Avignon, auf Marino Falieri, den wir hinſchickten, um dem Pabſte Innozens Glück zu wünſchen zu ſeiner Erhebung, der kann jetzt was Beſſeres thun, der vermag es, wählen wir ihn zum Doge, allem Ungemach zu ſteuern. Ihr werdet einwenden, daß dieſer Marino Falieri ſchon an die achtzig Jahre alt iſt, daß Haupthaar und Bart reines Silber geworden, daß ſein muntres Anſehen, ſein brennendes Auge, das Glühroth auf Naſe und Wangen, wie Verläumder wollen, mehr dem guten Cyperwein als innerer Kraft zuzuſchreiben iſt, aber achtet das nicht. Erinnert Euch, welche glänzende Tapferkeit dieſer Marino Falieri als Proveditor der Flotte auf dem ſchwarzen Meere zeigte, bedenkt, welche Verdienſte es ſeyn mußten, die die Prokuratoren von San Marco bewegen konnten, dieſen Falieri mit der reichen Grafſchaft Valdemarino zu belehnen?" — So ſtrich Bodoeri Falieris Verdienſte wacker heraus und wußte jedem Einwand im Voraus zu begegnen, bis endlich alle Stimmen ſich zu Falieris Wahl einten. Mancher ſprach zwar noch viel von Falieris aufbrauſendem Zorn, von ſeiner Herrſchſucht, ſeinem Eigenwillen, aber da hieß es: Eben deshalb, weil das Alles von dem Greiſe gewichen, wählen wir den Greis und nicht den Jüngling Falieri. Derlei tadelnde Stimmen verhallten nun auch vollends, als das Volk die Wahl des neuen Doge erfuhr und ausbrach in ungemeſſenen ausgelaſſenen Jubel. Weiß man nicht, daß in ſolch' gefahrvoller Zeit, in ſolcher Unruhe und Spannung jeder Entſchluß, iſt es nur wirklich einer, wie eine Eingebung des Himmels erſcheint? — So geſchah es, daß das gute Gräſchen mit all' ſeiner Frömmigkeit und Milde rein vergeſſen war, und daß Jeder rief: Beim heiligen Marcus, dieſer Marino hätte längſt unſer Doge ſeyn ſollen und der übermüthige Doria ſäße uns nicht in den Rippen! — Und verkrüppelte Soldaten ſtreckten mühſam die lahmen Arme hoch aus in die Lüfte und ſchrien: Das iſt der Falieri, der den Morbaſſan ſchlug — der tapfere Heerführer, deſſen ſiegreiche Flaggen im ſchwarzen Meere wehten. Und wo das Volk zuſammenſtand, erzählte einer von des alten Falieri Heldenthaten und, als ſey Doria ſchon geſchlagen, erhallten die Lüfte von wildem Jubelgeſchrei. Hiezu kam, daß Nicolo Piſani, der, mag der Himmel wiſſen warum, ſtatt dem Doria zu begegnen mit der Flotte, ruhig nach Sardinien geſegelt war, endlich zurückkehrte. Doria verließ den Golf, und was die Annäherung der Flotte des Piſani verurſachte, wurde dem furchtbaren Namen: Marino

Falieri zugeſchrieben. Da ergriff Volk und Signorie eine Art fanatiſcher Verzuckung über die glückliche Wahl und man beſchloß, damit das Außerordentliche geſchehe, den neuerwählten Dogen wie den Himmelsboten, der Ehre, Sieg, die Fülle des Reichthums bringt, zu empfangen. Zwölf Edle, jeder von zahlreicher glänzender Dienerſchaft umgeben, hatte die Signorie bis nach Verona geſchickt, wo die Geſandten der Republik dem Falieri, ſo wie er angekommen, nochmals ſeine Erhebung zum Oberhaupt des Staats feierlich ankündeten. Funfzehn reich verzierte Staatsbarken, vom Podeſta von Chioggia unter den Befehlen ſeines eignen Sohnes Taddeo Guiſtiniani ausgerüſtet, nahmen darauf in Chiozza den Dogen mit ſeinem Gefolge auf, der nun wie im Triumphzuge des mächtigſten ſiegreichſten Monarchen nach St. Clemens ging, wo ihn der Bucentoro erwartete.

Gerade in dieſem Augenblick, als nämlich Marino Falieri den Bucentoro zu beſteigen im Begriff ſtand, und das war am dritten October Abends, da ſchon die Sonne zu ſinken begann, lag vor den Säulen der Dogana, auf dem harten Marmorpflaſter ausgeſtreckt, ein armer unglücklicher Menſch. Einige Lumpen geſtreifter Leinwand, deren Farbe nicht mehr kenntlich und die ſonſt einem Schifferkleide, wie das gemeinſte Volk der Laſtträger und Ruderknechte es trägt, angehört zu haben ſchienen, hingen um den abgemagerten Körper. Von Hemde war nichts mehr zu ſehen, als die eigne Haut des Armen, die überall durchblickte, aber ſo weiß und zart war, daß ſie der Edelſten einer ohne Scheu und Schaam hätte tragen können. So zeigte auch die Magerkeit nur deſto beſſer das reinſte Ebenmaaß der wohlgebauten Glieder und betrachtete man nun vollends die hell-kaſtanienbraunen Locken, die zerzauſt und verworren die ſchönſte Stirn umſchatteten, die blauen nur von troſtloſem Elend verdüſterten Augen, die Adler-Naſe, den feingeformten Mund des Unglücklichen, der höchſtens zwanzig Jahre zu zählen ſchien, ſo war es gewiß, daß irgend ein feindſeliges Schickſal den Fremdling von guter Geburt in die unterſte Claſſe des Volks geſchleudert haben mußte.

Wie geſagt, vor den Säulen der Dogana lag der Jüngling und ſtarrte, den Kopf auf den rechten Arm geſtützt, mit ſtierem gedankenloſen Blick ohne Regung und Bewegung hinein in das Meer. Man hätte denken ſollen, das Leben ſey von ihm gewichen, der Todeskampf habe ihn zur Bildſäule verſteinert, hätte er nicht dann und wann tief wie im unſäglichſten Schmerz aufgeſeufzt. Das war denn nun wohl der Schmerz des linken Arms, den er ausgeſtreckt hatte auf dem Pflaſter und der mit blutigen Lumpen umwickelt, ſchwer verwundet zu ſeyn ſchien. —

Alle Arbeit ruhte, das Getöſe des Gewerbes ſchwieg, ganz Venedig ſchwamm in tauſend Barken und Gondeln dem hochgeprieſenen Falieri entgegen. So kam es, daß auch der unglückliche junge Menſch in troſtloſer Hülfloſigkeit ſeinen Schmerz verſeufzte. Doch eben als ſein mattes Haupt herabſank auf das Pflaſter und er der Ohnmacht nahe ſchien, rief eine heiſere Stimme recht kläglich mehrmals hinter einander: Antonio — mein lieber Antonio! — Antonio erhob ſich endlich mühſam mit halbem Leibe, und indem er den Kopf nach den Säulen der Dogana, hinter denen die Stimme hervorzukommen ſchien, hinrichtete, ſprach er ganz matt und kaum vernehmbar: Wer iſt's, der mich ruft? — Wer kommt, meinen Leichnam ins Meer zu werfen, denn bald werde ich hier umgekommen ſeyn! — Da keuchte und hüſtelte ſich ein kleines ſteinaltes Mütterchen am Stabe heran zu dem wunden Jüngling und indem ſie neben ihm hinkauerte, brach ſie aus in ein widriges Kichern und Lachen. „Thörigt' Kind, ſo liſpelte dann die Alte, thörigt' Kind, willſt hier umkommen, willſt hier ſterben, weil das goldne Glück dir aufgeht? — Schau nur hin, ſchau nur hin dort im Abend die lodernden Flammen, das ſind Zechinen für dich. — Aber du mußt eſſen, lieber Antonio, eſſen und trinken, denn der Hunger nur iſt es, der dich zu Boden geworfen hat, hier auf dem kalten Pflaſter! — Der Arm iſt ſchon heil, ſchon wieder heil!" — Antonio erkannte in dem alten Mütterchen das ſeltſame Bettelweib, das auf den Stufen der Franziskanerkirche die Andächtigen immer kichernd und lachend, um Almoſen anzuſprechen pflegte und der er manchmal, von innerm unerklärlichem Hange getrieben, einen ſauer verdienten Quattrino, den er ſelbſt nicht übrig, hingeworfen. „Laß mich in Ruhe, ſprach er, laß mich in Ruhe, altes wahnſinniges Weib, wohl iſt es der Hunger mehr als die Wunde, der mich kraftlos und elend macht, ſeit drei Tagen hab' ich keinen Quattrino verdient. Hinüber wollt' ich nach dem Kloſter und ſehen ein Paar Löffel Krankenſuppe zu erhaſchen, aber alle Kameraden ſind fort — keiner, der mich aus Barmherzigkeit aufnimmt in die Barke, und da bin ich hier umgeſunken und werde wohl niemals wieder aufſtehen." „Hi hi hi hi, kicherte die Alte, warum gleich verzweifeln? warum gleich verzagen, du biſt durſtig, du biſt hungrig, dafür hab' ich Rath. Hier ſind ſchöne gedörrte Fiſchlein, erſt heute auf der Zecca eingekauft, hier iſt Limonienſaft, hier ein artig weißes Brödlein, iß mein Söhnlein, dann wollen wir nach dem wunden Arm ſchauen." Die Alte hatte in der That aus dem Sack, der ihr wie eine Kapuze auf dem Rücken hing und hoch hinüberragte über das gebückte Haupt, Fiſche, Brod und Limonienſaft hervorgeholt. So wie Antonio nur die brennenden verſchrumpften Lippen genetzt hatte mit dem kühlen Getränke, erwachte der Hunger mit doppelter Gewalt und er verſchlang gierig Fiſche und Brod. Die Alte war indeſſen drüber her, ihm die Lumpen von dem wunden Arm abzuwickeln und da fand es ſich denn, daß der Arm zwar hart zerſchlagen, die Wunde aber ſchon in voller Heilung war. Indem nun die Alte eine Salbe, die in einem kleinen Büchschen befindlich und die ſie mit dem Hauch des Mundes erwärmt, darauf ſtrich, frug ſie: Aber wer hat dich denn ſo arg geſchlagen, mein armes Söhnlein? Antonio ganz erquickt, von neuem Lebensfeuer durchglüht, hatte ſich ganz aufgerichtet; mit blitzenden Augen die geballte Rechte erhoben, rief er: Ha! — Nicolo der Spitzbube wollte mich lahm ſchlagen, weil er mich um jeden elenden Quattrino beneidet, den mir eine wohlthätige Hand zuwirft! Du weißt Alte, daß ich mühſam mein Leben dadurch erhielt, daß ich die Laſten aus den Schiffen und Barken in das Kaufhaus der Deutſchen, in den ſogenannten Fontego (du kennſt es ja wohl das Gebäude), ſchleppen half. — So wie Antonio das Wort „Fontego" ausſprach, kicherte und lachte die Alte recht abſcheulich auf und plapperte immer fort: Fontego — Fontego — Fontego. — Laß dein tolles Lachen, Alte, wenn ich erzählen ſoll, rief Antonio erzürnt; da wurde die Alte gleich ſtill und Antonio fuhr fort: Nun hatte ich einige Quattrino's verdient, mir ein neues Wamms gekauft, ſah ganz ſtattlich aus und kam in die Zahl der Gondolieres. Weil ich immer frohen Muthes war, wacker arbeitete und manch' ſchönes Lied wußte, verdiente ich manchen Quattrino mehr als die Andern. Aber da erwachte der Neid unter den Kameraden. Sie verſchwärzten mich bei meinem Herrn, der mich fortjagte, überall wo ich ging und ſtand, riefen ſie mir nach, „deutſcher Hund! verfluchter Ketzer!" und vor drei Tagen, als ich bei San Sebaſtian eine Barke ans Land rollen half, überfielen ſie mich mit

Steinwürfen und Prügeln. Wacker wehrte ich mich meiner Haut, aber da traf mich der tückiſche Nicolo mit einem Ruderſchlage, der mein Haupt ſtreifend und den Arm ſchwer verletzend mich zu Boden warf. — Nun, du haſt mich ſatt gemacht, Alte und in der That fühle ich, daß deine Salbe meinem wunden Arm auf wunderbare Weiſe wohl thut. Sieh nur, wie ich den Arm ſchon zu ſchwingen vermag — nun will ich wieder tapfer rudern! Antonio war vom Boden aufgeſtanden und ſchwang den wunden Arm kräftig hin und her, aber die Alte kicherte und lachte wieder laut auf, und rief, indem ſie ganz wunderlich wie in kurzen Sprüngen tänzelnd hin und her trippelte: Söhnlein, Söhnlein, mein Söhnlein, rudere tapfer — er kommt — er kommt, das Gold glüht in lichten Flammen, rudere tapfer, tapfer! — aber nur noch einmal, nur noch einmal! — dann nicht wieder!

Antonio achtete nicht auf der Alten Beginnen, denn vor ihm hatte ſich das allerherrlichſte Schauſpiel aufgethan. Von San Clemens her ſchwamm der Bucentoro, den adriatiſchen Löwen in der flatternden Flagge, mit tönendem Ruderſchlage daher wie ein kräftigbeſchwingter goldner Schwan. Umringt von tauſend Barken und Gondeln ſchien er, ſein fürſtlich kühnes Haupt erhoben, zu gebieten über ein jubelndes Heer, das mit glänzenden Häuptern aufgetaucht war, aus dem tiefen Meeresgrunde. Die Abendſonne warf ihre glühenden Strahlen über das Meer, über Venedig hin, ſo, daß Alles in lodernden Flammen ſtand; aber wie Antonio in Vergeſſenheit alles Kummers ganz entzückt hinſchaute, wurde der Schein immer blutiger und blutiger. Ein dumpfes Sauſen ging durch die Lüfte und wie ein furchtbares Echo hallte es wieder aus der Tiefe des Meers. Der Sturm kam daher gefahren auf ſchwarzen Wolken und hüllte Alles in dicke Finſterniß ein, während aus dem brauſenden Meere höher und höher die Wellen wie ziſchende ſchaumende Ungeheuer emporſtiegen und Alles zu verſchlingen drohten. Gleich zerſtäubtem Gefieder ſah man Gondeln und Barken hier und dort auf dem Meere treiben. Der Bucentoro, mit ſeinem flachen Boden unfähig dem Sturme zu widerſtehen, ſchwankte hin und her. Statt des fröhlichen Jubels der Zinken und Trompeten hörte man durch den Sturm das Angſtgeſchrei der Bedrängten.

Erſtarrt ſchaute Antonio hin, dicht vor ihm raſſelte es wie mit Ketten, er ſchaute hinab, ein kleiner Kahn, der an die Mauer angekettet, wurde von den Wellen geſchaukelt, da ſiel es wie ein Blitzſtrahl in ſeine Seele. Er ſprang in den Kahn, machte ihn frei, ergriff das Ruder, das er darinnen fand und ſtach kühn und muthvoll hinaus in die See, geradezu auf den Bucentoro. Je näher er kam, deſto deutlicher vernahm er das Hülfegeſchrei auf dem Bucentoro: „Hinan! — hinan! — rettet den Doge! rettet den Doge!“ — Es iſt bekannt, daß kleine Fiſcherkähne im Golf, wenn er ſtürmt, gerade ſicherer ſind und beſſer zu handhaben als größere Barken, und ſo kam es denn, daß dergleichen von allen Seiten herbeieilten, um das theure Haupt des Marino Falieri zu retten. Aber im Leben geſchieht es ja immer, daß die ewige Macht nur Einem das tüchtige Gelingen einer kühnen That als ſein Eigen zugetheilt hat, ſo daß alle Andere ſich ganz vergebens darum bemühen. So war es dießmal der arme Antonio, dem die Rettung des neuerwählten Doge zugedacht war und deshalb gelang es ihm ganz allein, ſich mit ſeinem kleinen geringen Fiſcherkahn glücklich hinanzuarbeiten an den Bucentoro. Der alte Marino Falieri, mit ſolcher Gefahr vertraut, ſtieg, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, rüſtig heraus aus dem prächtigen, aber verrätheriſchen Bucentoro und hinein in den kleinen Kahn des armen Antonio, der ihn über die brauſenden Wellen leicht weggleitend wie ein Delphin in wenigen Minuten hinüberruderte nach dem Platze des heiligen Marcus. Mit durchnäßten Kleidern, große Meerestropfen im grauen Bart, führte man den Alten in die Kirche, wo der Adel mit verbleichten Geſichtern die Ceremonien des Einzuges beendete. Das Volk eben ſo wie die Signorie beſtürzt über die Unfälle des Einzuges, zu denen es auch rechnete, daß der Doge in der Eil und Verwirrung durch die zwei Säulen geführt worden, wo gewöhnliche Miſſethäter hingerichtet zu werden pflegen, verſtummte mitten im Jubel und ſo endete der feſtlich begonnene Tag traurig und düſter.

An den Retter des Doge ſchien niemand zu denken, und Antonio ſelbſt dachte nicht daran, ſondern lag todmüde, halb ohnmächtig von Schmerz, den ihm die neuaufgereizte Wunde verurſachte, in dem Säulengange des herzoglichen Palaſtes. Deſto verwunderlicher war es ihm, als, da beinahe die Nacht eingebrochen, ein herzoglicher Trabant ihn bei den Schultern packte, und mit den Worten: Komm guter Freund, in den Palaſt und in die Zimmer des Dogen hineinſtieß. Der Alte kam ihm freundlich entgegen und ſprach, indem er auf ein Paar Beutel wies, die auf dem Tiſche lagen: „Du haſt dich wacker gehalten, mein guter Sohn, hier! — nimm dieſe dreitauſend Zechinen, willſt du mehr, ſo fordere, aber erzeige mir den Gefallen und laſſe dich nie mehr vor meinem Angeſicht ſehen.“ Bei den letzten Worten blitzten Funken aus den Augen des Alten und die Naſenſpitze röthete ſich höher. Antonio wußte nicht, was der Alte wollte, ließ ſich das auch gar nicht zu Herzen gehn, ſondern laſtete mit Mühe die Beutel auf, die er mit Fug und Recht verdient zu haben glaubte.

Leuchtend im Glanz der neuerlangten Herrſchaft, ſah andern Morgens der alte Falieri aus den hohen Bogenfenſtern des Palaſtes herab auf das Volk, das ſich unter ihm in allerlei Waffenübungen luſtig tummelte. Da trat Bodoeri, ſeit den Jünglingsjahren in unwandelbarer Freundſchaft mit dem Dogen feſt verkettet, ins Gemach, und als nun dieſer ganz verſunken in ſich und ſeine Würde ihn gar nicht zu bemerken ſchien, ſchlug er die Hände zuſammen und rief laut lachend aus: Ei Falieri, welche erhabene Gedanken mögen brüten und gedeihen in deinem Kopfe ſeit dem Augenblicke, daß die krumme Mütze darauf ſitzt? — Falieri, wie aus einem Traum erwachend, kam dem Alten mit erzwungener Freundlichkeit entgegen. Er fühlte, daß es doch eigentlich Bodoeri war, dem er die Mütze zu verdanken und jene Rede ſchien ihn daran zu mahnen. Da nun aber jede Verpflichtung ſein ſtolzes herrſchſüchtiges Gemüth wie eine Laſt drückte und er den älteſten Rath, den bewährten Freund nicht abfertigen konnte, wie den armen Antonio, ſo zwang er ſich einige Worte des Dankes ab und fing dann gleich an, von den Maaßregeln zu ſprechen, die jetzt den überall ſich regenden Feinden entgegengeſtellt werden müßten. „Das,“ fiel ihm Bodoeri mit ſchlauem Lächeln in die Rede, „das und alles Uebrige, was ſonſt noch der Staat von dir fordert, wollen wir nach ein Paar Stunden im verſammelten großen Rath reiflich erwägen und überlegen. Nicht darum bin ich ſo früh gekommen, um mit dir die Mittel aufzufinden, wie man den kecken Doria ſchlägt oder wie man den ungariſchen Ludwig, dem es wieder nach unſern dalmatiſchen Seeſtädten geluſtet, zur Vernunft bringt. Nein, Marino, nur an dich ſelbſt hab' ich gedacht und zwar, was du vielleicht nicht rathen würdeſt, an deine Vermählung.“ „Wie konnteſt du, erwiederte der Doge, indem er ganz verdrießlich aufſtand und dem Bodoeri den Rücken gewendet, hinausſchaute durch das Fenſter, — wie konnteſt du nur daran denken. Noch lange iſt's hin bis zum Himmelfahrtstage. Dann, hoff ich, ſoll der Feind geſchlagen, Sieg, Ehre, neuer Reichthum, glänzendere Macht dem meergebornen adriatiſchen Löwen erworben ſeyn. Die keuſche Braut ſoll den Bräutigam ihrer würdig finden." „Ach, fiel ihm Bodoeri ungeduldig in die Rede, ach du ſprichſt von der ſeltſamen Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn du den goldnen Ring vom Bucentoro hinabſchleudernd in die Wellen, dich zu vermählen gedenkſt mit dem adriatiſchen Meer. Du Marino, du, dem Meer Verwandter, kennſt du denn keine andere Braut, als das kalte, feuchte verrätheriſche Element, dem du zu gebieten wähnſt, und das erſt geſtern gar bedrohlich ſich gegen dich auflehnte! — Ei, wie magſt du liegen wollen in den Armen einer ſolchen Braut, die ein eigenſinnig tolles Ding, gleich, als du auf dem Bucentoro daher gleitend ihr nur die bläulich gefrornen Wangen ſtreichelteſt, zankte und tobte. Reicht denn ein ganzer Veſuv voll Gluth dazu hin, den eiſigen Buſen eines falſchen Weibes zu erwärmen, die in ſteter Treuloſigkeit immer und immer ſich neu vermählend die Ringe nicht empfängt als theures Liebespfand, ſondern hinabreißt den Tribut der Sclaven? Nein, Marino, ich gedachte, daß du dich vermählen ſollteſt mit dem ſchönſten Erdenkinde, das nur zu finden." „Du faſelſt, murmelte Falieri, ohne ſich vom Fenſter wegzuwenden, du faſelſt Alter. Ich, ein achtzigjähriger Greis, belaſtet mit Mühe und Arbeit, niemals verheirathet geweſen, kaum mehr fähig zu lieben" — Halt ein, rief Bodoeri, läſtere dich nicht ſelbſt. — Streckt nicht der Winter, ſo rauh und kalt, als er auch ſeyn mag, doch nicht zuletzt voll Sehnſucht die Arme aus nach der holden Göttin, die ihm entgegen zieht von lauen Weſtwinden getragen? — Und wenn er ſie dann an den erſtarrten Buſen drückt, wenn ſanfte Gluth ſeine Adern durchrinnt, wo bleibt da Eis und Schnee! Du ſagſt, du ſeyſt an die achtzig Jahre alt, das iſt wahr, aber berechneſt du das Greisthum denn blos nach den Jahren? — Trägſt du dein Haupt nicht ſo aufrecht, gehſt du nicht mit ſolchem feſten Schritt einher wie vor vierzig Sommern? — Oder fühlſt du vielleicht doch, daß deine Kraft abgenommen, daß du ein geringeres Schwerdt tragen mußt, daß du im raſchen Gange ermatteſt, daß du die Treppen des herzoglichen Palaſtes heraufkeuchſt. — Nein, beim Himmel! unterbrach Falieri den Freund, indem er mit raſcher heftiger Bewegung vom Fenſter weg und auf ihn zutrat, nein, beim

Himmel! von dem Allen ſpüre ich nichts. — Nun dann, fuhr Bodoeri fort, ſo genieße als Greis mit allen Zügen alles Erdenglück, was dir noch zugedacht. Erhebe das Weib, das ich für dich wählte, zur Dogareſſa, und die Frauen von Venedig werden, was Schönheit und Tugend betrifft, ſo gut in ihr die Erſte anerkennen müſſen, als die Venetianer in dir ihr Oberhaupt an Tapferkeit, Geiſt und Kraft. Bodoeri fing nun an, das Bild eines Weibes zu entwerfen und wußte die Farben ſo geſchickt zu miſchen und ſo lebendig aufzutragen, daß des alten Falieri Augen blitzten, daß er im ganzen Geſicht röther und röther wurde, daß die Lippen ſich ſpitzten und ſchmatzten als genöſſe er ein Gläslein feurigen Syrakuſer nach dem andern. „Ei, ſprach er endlich ſchmunzelnd, ei, was iſt denn das für ein Ausbund von Liebreiz, von dem Du ſprichſt?" — Kein anderes Weib, erwiederte Bodoeri, kein anderes Weib meine ich, als mein liebes Nichtchen. Was, fiel ihm Falieri in die Rede, deine Nichte? Die wurde ja, als ich Podeſta von Treviſo war, an Bertuccio Nenolo verheirathet? Ei, ſprach Bodoeri weiter, Du denkſt an meine Nichte Franzeska und deren Töchterlein iſt es, die ich dir zugedacht. Du weißt, daß den wilden barſchen Nenolo der Krieg ins Meer verlockte. Franzeska voller Gram und Schmerz begrub ſich in ein römiſches Kloſter, ſo ließ ich die kleine Annunziata erziehen in tiefer Einſamkeit auf meiner Villa in Treviſo. — Was, unterbrach Falieri den Alten voller Ungeduld aufs neue, was, die Tochter Deiner Nichte ſoll ich zu meiner Gemahlin erheben? — Wie lange iſt's, daß Nenolo ſich vermählte? — Annunziata muß ein Kind ſeyn von höchſtens zehn Jahren. Als ich Podeſta von Treviſo wurde, war an Nenolos Vermählung noch nicht zu denken und das ſind — 25 Jahre her, fiel Bodoeri ihm lachend in die Rede, ei! wie magſt du dich ſo verrechnen in der Zeit, die dir ſchnell vergangen. Annunziata iſt ein Mädchen von 19 Jahren, ſchön wie die Sonne, ſittſam, demüthig, in der Liebe unerfahren, denn ſie ſah kaum einen Mann. Sie wird dir anhängen mit kindlicher Liebe und anſpruchloſer Ergebenheit. „Ich will ſie ſehen, ich will ſie ſehen," rief der Doge, dem das Bild, das Bodoeri von der ſchönen Annunziata entworfen, wieder vor Augen kam. Sein Wunſch wurde ſelbigen Tages erfüllt, denn kaum als er aus dem großen Rath in ſeine Gemächer zurückgekehrt war, führte ihm der ſchlaue Bodoeri, der mancherlei Urſachen haben mochte, ſeine Nichte als Dogareſſa an Falieris Seite zu ſehen, die holde Annunziata ganz heimlich zu. Als nun der alte Falieri das Engelskind erblickte, war er ganz beſtürzt über das Wunder von Schönheit und vermochte kaum, unverſtändliche Worte ſtammelnd, um ſie zu werben. Annunziata, wohl von Bodoeri ſchon unterrichtet, ſank hohe Röthe auf den Wangen, nieder vor dem fürſtlichen Greiſe. Sie ergriff ſeine Hand, die ſie an die Lippen drückte und liſpelte leiſe: O Herr, wollt Ihr mich denn würdigen Euch zur Seite den fürſtlichen Thron zu beſteigen? — Nun ſo will ich Euch aus dem Grunde meiner Seele verehren und Eure treue Magd ſeyn bis zum letzten Athemzuge. Der alte Falieri war außer ſich vor Wonne und Entzücken. Als Annunziata ſeine Hand ergriff, fühlt' er es durch alle Glieder zucken und dann begann er dermaßen mit dem Kopfe, mit dem ganzen Leibe zu wackeln und zu zittern, daß er nur ganz geſchwinde ſich in den großen Lehnſtuhl ſetzen mußte. Es ſchien als ſolle Bodoeri's gute Meinung von dem kräftigen Alter der achtziger Jahre widerlegt werden. Der konnte freilich ein ſeltſames Lächeln, das um ſeine Lippen zuckte, nicht unterdrükken, die unſchuldige unbefangene Annunziata bemerkte nichts und ſonſt war zum Glück niemand zugegen. — Mocht' es ſeyn, daß der alte Falieri, dacht' er daran ſich dem Volke als Bräutigam eines neunzehnjährigen Mädchens zu zeigen, das Unbequeme dieſer Lage fühlte, daß ſogar eine Ahnung in ihm ſich regte, daß man die zum Spott geneigten Venetianer dazu eben nicht aufreizen dürfe und daß es beſſer ſey, den kritiſchen Zeitpunkt des Bräutigamsſtandes ganz zu verſchweigen, genug mit Bodoeris Uebereinſtimmung wurde beſchloſſen, daß die Trauung in der größten Heimlichkeit vollzogen und dann einige Tage darauf die Dogareſſa als mit Falieri längſt vermählt und als ſey ſie eben aus Treviſo angekommen, wo ſie ſich während Falieris Sendung nach Avignon aufgehalten, der Signorie und dem Volk vorgeſtellt werden ſollte.

Richten wir unſern Blick auf jenen ſauber gekleideten bildſchönen Jüngling, der, den Beutel mit Zechinen in der Hand, den Rialto auf und abgeht, mit Juden, Türken, Armeniern, Griechen ſpricht, die verdüſterte Stirn wieder abwendet, weiter ſchreitet, ſtehen bleibt, wieder umkehrt und endlich ſich nach dem Marcusplatz gondeln läßt, wo er mit ungewiſſem zaudernden Schritt, die Arme übereinander geſchlagen, den Blick zur Erde geſenkt, auf und abwandelt und nicht bemerkt, nicht ahnt, daß manches Flüſtern, manches Räuſpern aus dieſem, jenem Fenſter, von dieſem, jenem reich behängten Balkon herab, Liebeszeichen ſind, die ihm gelten. Wer würde in dieſem Jünglinge ſo leicht den Antonio erkennen, der noch vor wenigen Tagen zerlumpt, arm und elend auf dem Marmorpflaſter vor der Dogana lag! Söhnlein, mein goldnes Söhnlein Antonio, guten Tag! — guten Tag! So rief ihm das alte Bettelweib entgegen, die auf den Stufen der Marcuskirche ſaß und bei der er vorüberſchreiten wollte ohne ſie zu ſehen. So wie er, ſich raſch umwendend, die Alte erblickte, griff er in den Beutel und holte eine Hand voll Zechinen heraus, die er ihr zuwerfen wollte. „O laß doch dein Gold ſtecken, kicherte und lachte die Alte, was ſoll ich denn mit deinem Golde anfangen, bin ich denn nicht reich genug? — Aber wenn du mir Gutes thun willſt, ſo laß mir eine neue Kapuze machen, denn die, die ich trage, will nicht mehr halten gegen Wind und Wetter! — Ja das thue, mein Söhnlein, mein goldnes Söhnlein — aber bleib weg vom Fontego — vom Fontego!“ — Antonio ſtarrte der Alten ins bleichgelbe Antlitz, in dem die tiefen Furchen auf ſeltſame grauliche Weiſe zuckten, und als ſie nun die dürren Knochenhände klappernd zuſammenſchlug und mit heulender Stimme und widrigem Kichern fortplapperte, bleib' weg vom Fontego! da rief Antonio: kannſt du denn niemals dein tolles wahnſinniges Treiben laſſen, du — Hexenweib! So wie Antonio dies Wort ausſprach, kugelte die Alte, wie vom Blitz getroffen, die hohen Marmorſtufen herab. Antonio ſprang hinzu, faßte die Alte mit beiden Händen und verhinderte den ſchweren Fall. „O mein Söhnlein, ſprach jetzt die Alte mit leiſer kläglicher Stimme, o mein Söhnlein, was für ein entſetzliches Wort ſprachſt du aus! O tödte mich lieber, als daß du dieſes Wort noch einmal wiederholſt. — Ach du weißt nicht, wie ſchwer du mich verletzt haſt, mich, die dich ja ſo getreulich im Herzen trägt — ach du weißt nicht.“ — Die Alte brach plötzlich ab, verhüllte ihr Haupt mit dem dunkelbraunen Tuchlappen, der ihr wie ein kurzes Mäntelchen um die Schultern hing und ſeufzte und wimmerte wie in tauſend Schmerzen. Antonio fühlte ſich im Innerſten auf ſeltſame Weiſe bewegt, er faßte die Alte und trug ſie hinauf bis in das Portal der Marcuskirche, wo er ſie auf eine Marmorbank, die dort befindlich, hinſetzte. „Du haſt mir Gutes gethan, Alte, fing er dann an, nachdem er des Weibes Haupt befreit hatte von dem häßlichen

Tuchlappen, du haſt mir Gutes gethan, dir hab' ich eigentlich meinen ganzen Wohlſtand zu verdanken, denn ſtandeſt du mir nicht bei in der Todesnoth, ſo läge ich längſt im Meeresgrunde, ich rettete nicht den alten Dogen, ich erhielt nicht die wackern Zechinen. Aber ſelbſt, hätteſt du das auch nicht gethan, ſo fühle ich, daß ich doch mit ganz beſonderer Neigung dir anhängen müßte mein Lebenlang, unerachtet du mir wieder mit deinem wahnſinnigen Treiben, wenn du ſo widerlich kicherſt und lachſt, oft inneres Grauen genug erregſt. In der That, Alte, als ich noch mit Laſttragen und Rudern mühſam mein Leben friſtete, da war mir es ja immer, als müſſe ich ſchärfer arbeiten nur, um dir ein Paar Quattrine's abgeben zu können." „O mein Herzensſöhnlein, mein goldner Tonino, rief die Alte, indem ſie die verſchrumpften Arme hoch empor hob, ſo daß ihr Stab klappernd auf den Marmor niederfiel und weit fort rollte, o mein Tonino! ich weiß es ja, ich weiß es ja, daß du mir, ſtellſt du dich auch an wie du nur magſt, mit ganzer Seele anhängen mußt, denn — doch ſtill — ſtill — ſtill." — Die Alte bückte ſich mühſam herab nach ihrem Stabe; Antonio hob ihn auf und reichte ihn ihr hin. Das ſpitze Kinn auf den Stab geſtützt, den ſtarren Blick auf den Boden gerichtet, ſprach die Alte nun mit zurückgehaltener dumpfer Stimme: Sage mir, mein Kind! magſt du dich denn gar nicht der früheren Zeit erinnern, wie es ging, wie es war mit dir, ehe du hier, ein armer elender Menſch, kaum dein Leben friſten konnteſt? Antonio ſeufzte tief auf, er nahm Platz neben der Alten und fing dann an: Ach, Mutter, nur zu gut weiß ich, daß ich von Eltern geboren wurde, die in dem blühendſten Wohlſtande lebten, aber, wer ſie waren, wie ich von ihnen kam, nicht die leiſeſte Ahnung davon blieb und konnte davon in meiner Seele bleiben. Ich erinnere mich ſehr gut eines großen ſchönen Mannes, der mich oft auf den Arm nahm, mich abherzte und mir Zuckerwerk in den Mund ſteckte. Eben ſo gedenke ich einer freundlichen hübſchen Frau, die mich aus und anzog, mich jeden Abend in ein weiches Bettchen legte und mir überhaupt Gutes that auf jede Weiſe. Beide ſprachen mit mir in einer fremden volltönenden Sprache und ich ſelbſt lallte manches Wort in dieſer Sprache ihnen nach. Als ich noch ruderte, pflegten meine feindlichen Kameraden immer zu ſagen, ich müſſe meiner Haare, meiner Augen, meines ganzen Körperbaues halber, deutſcher Abkunft ſeyn. Das glaub' ich auch, jene Sprache meiner Pfleger (der Mann war gewiß mein Vater) war deutſch. Die lebhafteſte Erinnerung jener Zeit iſt das Schreckbild einer Nacht, in der ich durch ein entſetzliches Jammergeſchrei aus tiefem Schlaf geweckt wurde. Man rannte im Hauſe umher, Thüren wurden auf und zugeſchlagen, mir wurde unbeſchreiblich bange, laut fing ich an zu weinen. Da ſtürzte die Frau, die mich pflegte hinein, riß mich aus dem Bette, verſtopfte mir den Mund, wickelte mich ein in Tücher und rannte mit mir von dannen. Seit dieſem Augenblicke ſchweigt meine Erinnerung. Ich finde mich wieder in einem prächtigen Hauſe, das in der anmuthigſten Gegend lag. Das Bild eines Mannes tritt hervor, den ich „Vater“ nannte, und der ein ſtattlicher Herr war von edlem und dabei gutmüthigem Anſehen. Er, ſo wie Alle im Hauſe ſprachen italiäniſch. Mehrere Wochen hatte ich den Vater nicht geſehen, da kamen eines Tages fremde Leute von häßlichem Anſehen, die machten viel Lärm im Hauſe und ſtöberten Alles durch. Als ſie mich erblickten, fragten ſie, wer ich denn ſey und was ich hier im Hauſe mache? — „Ich bin ja Antonio, der Sohn vom Hauſe!“ Als ich das erwiederte, lachten ſie mir ins Geſicht, riſſen mir die guten Kleider vom Leibe und ſtießen mich zum Hauſe hinaus, mit der Drohung, daß ich, wage ich es mich wieder zu zeigen, fortgeprügelt werden ſolle. Laut jammernd lief ich von dannen. Kaum hundert Schritte vom Hauſe trat mir ein alter Mann entgegen, in dem ich einen Diener meines Pflegevaters erkannte. „Komm Antonio, rief er, indem er mich bei der Hand faßte; komm Antonio, armer Junge! für uns Beide iſt das Haus dort auf immer verſchloſſen. Wir müſſen nun Beide zuſehen, wo wir ein Stück Brod finden.“ Der Alte nahm mich mit hieher. Er war nicht ſo arm als er ſeiner ſchlechten Kleidung nach zu ſeyn ſchien. Kaum angekommen, ſah ich wie er die Zechinen aus dem zertrennten Wamms hervorholte und den ganzen Tag ſich auf dem Rialto umhertreibend bald den Unterhändler, bald den Handelsmann ſelbſt machte. Ich mußte immer hinter ihm her ſeyn, und er pflegte, hatte er den Handel gemacht, noch immer um eine Kleinigkeit für den figliolo zu bitten. Jeder dem ich recht dreiſt in die Augen ſah, rückte noch gern einige Quattrinos heraus, die er mit vieler Behaglichkeit einſteckte, indem er, mir die Wangen ſtreichelnd verſicherte, er ſammle das Alles für mich zum neuen Wamms. Ich befand mich wohl bei dem Alten, den die Leute, ich weiß nicht warum, Väterchen Blaunas nannten. Doch das dauerte nicht lange. Du erinnerſt dich, Alte, jener Schreckenszeit, als eines Tages die Erde zu beben begann, als in den Grundveſten erſchüttert Thürme und Paläſte wankten, als wie von unſichtbaren Rieſenarmen gezogen die Glocken läuteten. Es ſind ja kaum ſieben Jahre darüber vergangen. — Glücklich rettete ich mich mit dem Alten aus dem Hauſe, das hinter uns zuſammenſtürzte. Kein Geſchäft ruhte, auf dem Rialto lag Alles in todter Betäubung. Aber mit dieſem entſetzlichen Ereigniß kündigte ſich nur das heranrahende Ungeheuer an, das bald ſeinen giftigen Athem ausbreitete über Stadt und Land. Man wußte, daß die Peſt aus der Levante zuerſt nach Sicilien gedrungen, ſchon in Toscana wüthete. Noch war Venedig davon befreit. Da handelte eines Tages mein Väterchen Blaunaſe auf dem Rialto mit einem Armenier. Sie wurden Handels einig, und ſchüttelten ſich wacker die Hände. Mein Väterchen hatte einige gute Waaren dem Armenier abgelaſſen um geringen Preis und forderte nun die gewöhnliche Kleinigkeit per il figliuolo. Der Armenier, ein großer ſtarker Mann mit dickem krauſem Bart (noch ſeh ich ihn vor mir) ſchaute mich an mit freundlichem Blick, dann küßte er mich und drückte mir ein Paar Zechinen in die Hand, die ich haſtig einſteckte. Wir gondelten nach San Marco. Unterwegs forderte Väterchen mir die Zechinen ab und ich weiß ſelbſt nicht, wie ich darauf kam zu behaupten, daß ich mir ſie ſelbſt verwahren müſſe, da der Armenier es ſo gewollt. Der Alte wurde verdrießlich, aber indem er mit mir zankte, bemerkte ich, daß ſein Geſicht ſich mit einer widerlichen erdgelben Farbe überzog, und daß er allerlei tolles unzuſammenhängendes Zeug in ſeine Reden miſchte. Auf dem Platz angekommen, taumelte er hin und her wie ein Betrunkener bis er dicht vor dem herzoglichen Palaſt todt nieder ſtürzte. Mit lautem Jammergeſchrei warf ich mich auf den Leichnam. Das Volk rannte zuſammen, aber ſo wie der fürchterliche Ruf: die Peſt — die Peſt, erſcholl, ſtäubte Alles voll Entſetzen auseinander. In dem Augenblick ergriff mich eine dumpfe Betäubung, mir ſchwanden die Sinne. Als ich erwachte, fand ich mich in einem geräumigen Zimmer auf einer geringen Matratze mit einem wollenen Tuche bedeckt. Um mich herum lagen auf ähnlichen Matratzen wohl zwanzig bis dreißig elende bleiche Geſtalten. So wie ich ſpäter erfuhr, hatten mich mitleidige Mönche, die gerade aus San Marco kamen, da ſie Leben in mir verſpürten, in eine Gondel bringen und nach der Giudecca in das Kloſter San

Giorgio Maggiore, wo die Benediktiner ein Hoſpital angelegt hatten, ſchaffen laſſen. — Wie vermag ich dir denn, Alte, dieſen Augenblick des Erwachens zu beſchreiben! Die Wuth der Krankheit hatte mir alle Erinnerung des Vergangenen gänzlich geraubt. Gleich als wäre in die todſtarre Bildſäule plötzlich der Lebensfunken gefahren, gab es für mich nur augenblickliches Daſeyn, das ſich an nichts knüpfte. Du kannſt es dir denken, Alte! welchen Jammer, welche Troſtloſigkeit dies Leben, nur ein im leeren Raum ohne Halt ſchwimmendes Bewußtſeyn zu nennen, über mich bringen mußte! — Die Mönche konnten mir nur ſagen, daß man mich bei Väterchen Blaunas' gefunden, für deſſen Sohn ich allgemein gegolten. Nach und nach ſammelten ſich zwar meine Gedanken und ich beſann mich auf mein früheres Leben, aber was ich dir erzählte, Alte, das iſt Alles was ich davon weiß und das ſind doch nur einzelne Bilder ohne Zuſammenhang. Ach! dieſes troſtloſe Alleinſtehen in der Welt, das läßt mich zu keiner Fröhlichkeit kommen, ſo gut es mir nun auch gehen mag. — „Tonino, mein lieber Tonino, ſprach die Alte, begnüge dich mit dem, was dir die helle Gegenwart ſchenkt." — Schweig, Alte, unterbrach ſie Antonio, ſchweig, noch etwas iſt es, was mir mein Leben verkümmert, mich raſtlos verfolgt, was mich über kurz oder lang rettungslos verderben wird. Ein unausſprechliches Verlangen, eine mein Innerſtes verzehrende Sehnſucht nach einem Etwas, das ich nicht zu nennen, nicht zu denken vermag, hat, ſeitdem ich im Spital zum Leben erwachte, mein ganzes Weſen erfaßt. Wenn ich als ein Armer, Elender, ermüdet, zerſchlagen von der mühſeligen Arbeit Nachts auf dem harten Lager ruhte, dann kam der Traum und goß, mir in lindem Säuſeln die heiße Stirn fächelnd, alle Seligkeit irgend eines glücklichen Moments, in dem mir die ewige Macht die Wonne des Himmels ahnen ließ und deſſen Bewußtſeyn tief in meiner Seele ruht, in mein Inneres. Jetzt ruhe ich auf weichen Kiſſen und keine Arbeit verzehrt meine Kraft, aber erwache ich aus dem Traum oder kommt mir wachend das Bewußtſeyn jenes Moments in den Sinn, ſo fühle ich, daß mein armes verlaſſenes Daſeyn mir ja eben ſo wie damals eine drückende Bürde iſt, die abzuwerfen ich trachten möchte. Alles Sinnen, alles Forſchen iſt vergebens, ich kann es nicht ergründen, was mir früher im Leben ſo Hochherrliches geſchah, deſſen dunkler, ach mir unverſtändlicher Nachklang mich mit ſolcher Seligkeit erfüllt, aber wird dieſe Seligkeit nicht zum brennendſten Schmerz, der mich zu Tode foltert, wenn ich erkennen muß, daß alle Hoffnung verloren iſt, jenes unbekannte Eden wieder zu finden, ja es nur zu ſuchen? Gibt es denn Spuren des ſpurlos Verſchwundenen? Antonio hielt inne, indem er aus tiefer Bruſt ſchwer aufſeufzte. Die Alte hatte ſich während ſeiner Erzählung gebehrdet wie einer, der ganz hingeriſſen von dem Leid des andern Alles ſelbſt fühlt, und jede Bewegung, die dieſem der Schmerz abnöthigt, wie ein Spiegel zurückgiebt. „Tonino, fing ſie jetzt mit weinerlicher Stimme an, mein lieber Tonino, darum willſt du verzagen, weil dir im Leben etwas Hochherrliches begegnet iſt, deſſen Erinnerung dir erloſchen? — Thörichtes Kind, thörichtes Kind — merk auf — hi hi hi." — Die Alte begann nach ihrer gewöhnlichen Weiſe widerlich zu kichern und zu lachen und auf dem Marmorboden herumzuhüpfen. — Leute kamen, die Alte kauerte nieder, man warf ihr Almoſen zu. — „Antonio — Antonio, bring' mich fort — fort ans Meer!" So kreiſchte ſie auf. Antonio wußte nicht, wie ihm geſchah, beinahe willkürlos faßte er die Alte und führte ſie über den Marcusplatz langſam fort. Während ſie gingen, murmelte die Alte leiſe und feierlich: „Antonio — ſiehſt du wohl die dunklen Blutflecken hier auf dem Boden? — ja Blut — viel Blut, überall viel Blut! — aber hi — hi — hi! — aus dem Blut entſprießen Roſen, ſchöne rothe Roſen zum Kranze für dich — für dein Liebchen. — O du Herr des Lebens, welcher holde Engel des Lichts iſt es denn — der dort ſo anmuthig, ſo ſternenklar lächelnd auf dich zuſchreitet? — Die lilienweißen Arme breiten ſich aus um dich zu umarmen. O Antonio, hochbeglücktes Kind — halte dich wacker — halte dich wacker! — Und Myrthen kannſt du pflücken im ſüßen Abendroth, Myrthen für die Braut, für die jungfräuliche Wittwe — hi — hi — hi — Myrthen, im Abendroth gepflückt, aber ſie blühen erſt um Mitternacht — hörſt du wohl das Geflüſter des Nachtwindes — das ſehnſüchtig klagende Sauſen des Meeres? — Rudere wacker zu, mein kühner Schiffer, rudere wacker zu!" — Antonio fühlte ſich von tiefem Grauen erfaßt bei den wunderlichen Reden der Alten, die ſie mit ganz ſeltſamer fremder Stimme unter beſtändigem Kichern hermurmelte. Sie waren an die Säule gekommen, die den adriatiſchen Löwen trägt. Die Alte wollte immer weiter fortmurmelnd vorüberſchreiten, Antonio, von der Alten Betragen gepeinigt, von den Vorübergehenden ob ſeiner Dame verwunderlich angegafft, blieb aber ſtehen und ſprach mit barſchem Ton: Hier — auf dieſe Stufen ſetz dich hin, Alte, und halt ein mit deinen Reden, die mich toll machen könnten. Es iſt wahr, du haſt meine Zechinen in den Flammengebilden der Wolken geſehen, aber eben deshalb — was ſchwatzeſt du von Engeln des Lichts — von Braut — jungfräulicher Wittwe — von Roſen und Myrthen? — willſt du mich bethören, entſetzliches Weib, daß irgend ein wahnſinniges Streben mich in den Abgrund ſchleudert? Eine neue Kapuze ſollſt du haben, Brod — Zechinen — Alles, was du willſt, aber laß ab von mir. — Antonio wollte raſch fort, allein die Alte ergriff ihn beim Mantel und rief mit ſchneidender Stimme: „Tonino — mein Tonino, ſieh mich doch nur noch einmal recht an, ſonſt muß ich ja hin bis an den äußerſten Rand des Platzes dort, und mich troſtlos hinabſtürzen in das Meer.“ — Antonio, um nicht noch mehr Blicke auf ſich zu ziehen als ſich auf ihn zu richten begannen, blieb wirklich ſtehen. Tonino, fuhr die Alte fort, ſetze dich her zu mir, es drückt mir das Herz ab, ich muß dir es ſagen — o ſetze dich her zu mir. Antonio ließ ſich auf die Stufen ſo nieder, daß er der Alten den Rücken zuwandte und zog ſein Rechnungsbuch hervor, deſſen weiße Blätter von dem Eifer zeugten, mit dem er ſeine Handelsgeſchäfte auf dem Rialto betrieb. „Tonino, liſpelte nun die Alte ganz leiſe, Tonino, wenn du ſo in mein verſchrumpftes Antlitz ſchauſt, dämmert denn gar keine leiſe Ahnung in deinem Innern auf, daß du mich wohl in früher, früher Zeit gekannt haben könnteſt!“ „Ich ſagte dir ſchon, erwiederte Antonio eben ſo leiſe und ohne ſich umzuwenden, ich ſagte dir ſchon, Alte, daß ich auf eine mir unerklärliche Weiſe mich zu dir hingeneigt fühle, aber daran iſt dein häßliches, verſchrumpftes Geſicht nicht Schuld. Schaue ich vielmehr deine ſeltſamen ſchwarzen blitzenden Augen, deine ſpitze Naſe, deine blauen Lippen, dein langes Kinn, dein ſtruppiges eisgraues Haar an, hör' ich dein widriges Kichern und Lachen — deine verworrenen Reden — ei ſo möcht ich mit Abſcheu mich von dir abwenden und gar glauben, irgend verruchte Mittel ſtünden dir zu Gebote, mich an dich zu locken.“ „O Herr des Himmels, heulte die Alte, von unſäglichem Schmerz erfaßt, o Herr des Himmels, welcher böſe hölliſche Geiſt gab dir ſolche entſetzliche Gedanken ein! O Tonino, mein ſüßer Tonino, das Weib, das dich als Kind ſo zärtlich hegte und pflegte, das dich in jener

Schreckensnacht rettete aus dringender Todesgefahr, das Weib war ich." Im plötzlichen Schreck der Ueberraſchung drehte ſich Antonio raſch um, aber wie er nun der Alten in das abſcheuliche Geſicht ſtarrte, rief er zornig: So gedenkſt du mich zu bethören, altes verruchtes wahnſinniges Weib? — Die wenigen Bilder, die aus meiner Kindheit mir geblieben, ſind lebendig und friſch. Jene holde freundliche Frau, die mich pflegte, o ich ſehe ſie lebhaft vor Augen! — Sie hatte ein volles friſch gefärbtes Geſicht — mild blickende Augen — ſchönes dunkelbraunes Haupthaar — zierliche Hände — ſie mochte kaum dreißig Jahre alt ſeyn — und du? — ein neunzigjähriges Mütterchen — „O all ihr Heiligen, fiel die Alte ihm ſchluchzend in die Rede, o all ihr Heiligen, wie beginn' ich es denn, daß mein Tonino an mich, an ſeine treue Margaretha glaubt." — „Margaretha? — murmelte Antonio, Margaretha? — Der Name fällt wie vor langer Zeit gehörte längſt vergeſſene Muſik mir in die Ohren. — Aber es iſt nicht möglich — es iſt nicht möglich!" — Wohl war, fuhr die Alte ruhiger fort, indem ſie geſenkten Blicks mit dem Stabe auf dem Boden hin und herkritzelte, wohl war der große ſchöne Mann, der dich auf den Arm nahm, dich abherzte und dir Zuckerwerk in den Mund ſteckte, wohl war das dein Vater, Tonino! wohl war es das herrliche volltönende Deutſch, das wir mit einander ſprachen. Dein Vater war ein angeſehener reicher Kaufmann in Augsburg. Sein ſchönes junges Weib ſtarb ihm, als ſie dich gebar. Da zog er, weil er ſich ſelbſt nicht dulden konnte an dem Ort, wo ſein Liebſtes begraben lag, hierher nach Venedig und nahm mich mit, mich deine Amme, deine Pflegerin. In jener Nacht erlag dein Vater einem grauſenden Schickſal, das auch dich bedrohte. Es gelang mir dich zu retten. Ein edler Venetianer nahm dich auf. Aller Hülfsmittel beraubt mußt ich in Venedig bleiben. Von Kindheit auf machte mich mein Vater, ein Wundarzt, dem man nachſagte, er treibe nebenher verbotene Wiſſenſchaften, bekannt mit den geheimen Heilkräften der Natur. Von ihm lernte ich, durch Wald und Flur ſtreifend, die Abzeichen manches heilbringenden Krauts, manches unſcheinbaren Mooſes, die Stunde, wenn es gepflückt, geleſen werden mußte, die verſchiedene Miſchung der Säfte kennen. Aber dieſer Wiſſenſchaft geſellte ſich eine beſondere Gabe bei, die der Himmel mir verlieh in unerforſchlicher Abſicht. — Wie in einem fernen dunkeln Spiegel erſchaue ich oft künftige Ereigniſſe und beinahe ohne eignen Willen, in mir oft ſelbſt unverſtändlichen Redensarten das, was ich erſchaut, auszuſprechen, zwingt mich dann die unbekannte Macht, der ich nicht zu widerſtehen vermag. — Als ich nun einſam, von aller Welt verlaſſen, zurückbleiben mußte in Venedig, gedachte ich durch meine erprobte Kunſt mein Leben zu friſten. Ich heilte die bedenklichſten Uebel in kurzer Zeit. Kam nun noch hinzu, daß meine Erſcheinung auf die Kranken wohlthuend wirkte, daß oft das ſanfte Beſtreichen mit meiner Hand in wenigen Augenblicken die Criſis löſte, ſo konnt' es nicht fehlen, daß mein Ruf bald die Stadt durchdrang und mir die Fülle des Geldes zufloß. Da erwachte der Neid der Aerzte, der Ciarlatani, die auf dem Marcusplatz, auf dem Rialto, auf der Zecca ihre Pillen, ihre Eſſenzen verkauften und die Kranken vergifteten, ſtatt ſie zu heilen. Ich ſtehe mit dem leidigen Satan im Bündniß, das ſprengten ſie aus, und fanden Glauben bei dem abergläubiſchen Volk. Bald wurde ich verhaftet und vor das geiſtliche Gericht geſtellt. O mein Tonino, mit welchen gräßlichen Martern ſuchte man mir das Geſtändniß des abſcheulichſten Bündniſſes zu erpreſſen. Ich blieb ſtandhaft. Meine Haare verbleichten, mein Körper ſchrumpfte ein zur Mumie — Füße und Hände erlahmten. — Die entſetzlichſte Folter, die ſinnreichſte Erfindung des hölliſchen Geiſtes war noch übrig, die entlockte mir ein Geſtändniß, vor dem ich noch jetzt zuſammenſchaudre. Ich ſollte verbrannt werden, als aber das Erdbeben die Grundmauern der Palläſte, des großen Gefängniſſes erſchütterte, ſprangen die Thüren des unterirdiſchen Kerkers, in dem ich gefangen ſaß, von ſelbſt auf, ich wankte wie aus tiefem Grabe durch Schutt und Trümmer hervor. Ach Tonino, du nannteſt mich ein neunzigjähriges Mütterchen, da ich kaum über funfzig Jahre alt. Dieſer knochendürre Leib, dieſes abſcheulich verzogene Geſicht, dieſes eiſige Haar — dieſe erlahmten Füße — nein, nicht Jahre, nur unſägliche Martern konnten das kräftige Weib in wenigen Monden umwandeln in ein Scheuſal. — Und dieſes widrige Kichern und Lachen — die letzte Folter, vor der ſich noch meine Haare ſträuben und mein ganzes Selbſt entbrennt wie im glühenden Panzer eingeſchloſſen, hat mir das ausgepreßt, und ſeit der Zeit überfällt mich es wie ein ſteter unbezwingbarer Krampf. Entſetze dich nun nicht mehr vor mir, mein Tonino! — Ach, dein Herz hat es dir ja doch geſagt, daß du, ein kleiner Knabe, an meinem Buſen lagſt. —

„Weib, ſprach Antonio dumpf und in ſich gekehrt, Weib, es iſt mir ſo, als wenn ich dir glauben müßte. Aber wer war mein Vater? wie hieß er? welchem grauſigen Schickſal mußte er erliegen in jener Schreckensnacht? — Wer war es, der mich aufnahm? und — was geſchah in meinem Leben, das noch jetzt wie ein mächtiger Zauber aus fremder unbekannter Welt mein ganzes Selbſt unwiderſtehlich beherrſcht, ſo daß alle meine Gedanken ſich verlaufen wie in ein düſtres mächtiges Meer? — Das Alles ſollſt du mir ſagen, du räthſelhaftes Weib, dann werde ich dir glauben!“ — Tonino, erwiederte die Alte ſeufzend, dir zum Heil muß ich ſchweigen, aber bald, bald wird es an der Zeit ſeyn. — Der Fontego, der Fontego — bleib weg vom Fontego! — O, rief Antonio erzürnt, deiner dunklen Worte bedarf es nicht mehr, mich mit verruchter Kunſt zu verlocken. — Mein Inneres iſt zerriſſen — du mußt ſprechen oder — Halt ein, unterbrach ihn die Alte, keine Drohungen, — bin ich nicht deine treue Amme, deine Pflegerin? — Ohne abzuwarten, was die Alte weiter ſprechen wollte, raffte ſich Antonio auf und rannte ſchnell von dannen. Aus der Ferne rief er dem Weibe zu: die neue Kapuze ſollſt du doch haben, und Zechinen obendrein ſo viel du willſt. — —

Es war in der That ein wunderlich Schauſpiel, den alten Dogen Marino Falieri zu ſehen mit ſeiner blutjungen Gattin. Er, zwar ſtark und robuſt genug, aber mit greiſem Bart, tauſend Runzeln im braunrothen Geſicht, mit mühſam zurückgebogenem Nacken, pathetiſch daher ſchreitend; Sie, die Anmuth ſelbſt, fromme Engelsmilde im himmliſch ſchönen Antlitz, unwiderſtehlichen Zauber im ſehnſüchtigen Blick, Hoheit und Würde auf der offnen lilienweißen von dunklen Locken umſchatteten Stirne, ſüßes Lächeln auf Wang' und Lippen, — das Köpfchen geneigt in holder Demuth, den ſchlanken Leib leicht tragend — daher ſchwebend — ein herrliches Frauenbild, heimathlich in anderer höherer Welt. — Nun, ihr kennt wohl ſolche Engelsgeſtalten, wie ſie die alten Maler zu erfaſſen und darzuſtellen wußten. — So war Annunziata. Konnt' es denn fehlen, daß Jeder, der ſie ſah, in Erſtaunen und Entzücken gerieth, daß jeder feurige Jüngling von der Signorie aufloderte in hellen Flammen und den Alten mit ſpöttiſchen Blicken meſſend, im Herzen ſchwur, der Mars dieſes Vulkans zu werden, koſte es, was es wolle? Annunziata ſah ſich bald von Anbetern umringt, deren ſchmeichleriſche verführeriſche Reden ſie ſtill und freundlich aufnahm, ohne ſich was Beſonderes dabei zu denken. Ihr engelreines Gemüth hatte das Verhältniß zu dem alten fürſtlichen Gemahl nicht anders begriffen, als daß ſie ihn wie ihren hohen Herrn verehren und ihm anhängen müſſe mit der unbedingten Treue einer unterwürfigen Magd! Er war freundlich, ja zärtlich gegen ſie, er drückte ſie an ſeine eiskalte Bruſt, er nannte ſie ſein Liebchen, er beſchenkte ſie mit allen Koſtbarkeiten, die es nur gab; was hatte ſie ſonſt noch für Wünſche, für Rechte an ihn? Auf dieſe Weiſe konnte der Gedanke, daß es möglich ſey, dem Alten untreu zu werden, ſich in keiner Art in ihr geſtalten, Alles, was außer dem engen Kreiſe jenes beſchränkten Verhältniſſes lag, war ein fremdes Gebiet, deſſen verbotene Gränze im dunklen Nebel lag — ungeſehen — ungeahnet von dem frommen Kinde. So kam es, daß alle Bewerbungen fruchtlos blieben. Keiner von Allen war aber ſo heftig in wildem Liebesfeuer entbrannt für die ſchöne Dogareſſa, als Michaele Steno. Seiner Jugend unerachtet, bekleidete er die wichtige einflußreiche Stelle eines Raths der Vierzig. Darauf, ſo wie auf ſeine äußere Schönheit bauend, war er ſeines Sieges gewiß. Er fürchtete den alten Marino Falieri nicht, und in der That, dieſer ſchien, ſo wie er verheirathet, ganz abzulaſſen von ſeinem jähen aufbrauſenden Zorn, von ſeiner rohen unbezähmbaren Wildheit. An der Seite der ſchönen Annunziata ſaß er in den reichſten bunteſten Kleidern aufgeſchniegelt und geputzt da, ſchmunzelnd und lächelnd und mit ſüßem Blick aus den grauen Augen, denen manchmal ein Thränchen enttriefte, die Andern herausfordernd, ob ſich ſolcher Gemahlin einer rühmen könne. Statt des herriſchen rauhen Tons, in dem er ſonſt zu ſprechen pflegte, liſpelte er, die Lippen kaum bewegend, nannte Jeden ſeinen Allerliebſten und bewilligte die widerſinnigſten Geſuche. Wer hätte in dieſem weichlichen verliebten Alten den Falieri erkennen ſollen, der in Treviſo in toller Hitze am Frohnleichnamsfeſte dem Biſchof ins Geſicht ſchlug, der den tapfern Morbaſſan beſiegte. Dieſe zunehmende Schwäche feuerte den Michaele Steno an zu den raſendſten Unternehmungen. Annunziata verſtand nicht, was Michaele, ſie unaufhörlich mit Blicken und Worten verfolgend, von ihr eigentlich wollte, ſie blieb in ſteter milder Ruhe und Freundlichkeit und das eben, das Troſtloſe, was in dieſem unbefangenen ſtets gleichen Weſen lag, brachte ihn zur Verzweiflung. Er ſann auf verruchte Mittel. Es gelang ihm einen Liebeshandel mit Annunziata's vertrauteſtem Kammermädchen anzuſpinnen, die ihm endlich nächtliche Beſuche verſtattete. So glaubte er den Weg gebahnt zu Annunziata's unentweihtem Gemach, aber die ewige Macht des Himmels wollte, daß ſolche trügeriſche Tücke zurückfallen mußte auf das Haupt des boshaften Urhebers. — Es begab ſich, daß eines Nachts der Doge, der eben die böſe Nachricht von der Schlacht, die Nicolo Piſani bei Portelongo gegen den Doria verloren, erhalten, ſchlaflos in tiefer Kümmerniß und Sorge die Gänge des herzoglichen Pallaſtes durchſtrich. Da gewahrte er einen Schatten, der wie aus Annunziata's Gemächern ſchlüpfend nach den Treppen ſchlich. Schnell eilte er darauf los, es war Michaele Steno, der von ſeinem Liebchen kam. Ein entſetzlicher Gedanke durchfuhr den Falieri; mit dem Schrei: Annunziata! rannte er ein auf den Steno mit gezogenem Stilet. Aber Steno, kräftiger und gewandter als der Alte, unterlief ihn, warf ihn mit einem tüchtigen Fauſtſchlage zu Boden und ſtürzte laut auflachend: Annunziata, Annunziata! die Treppe herab. Der Alte raffte ſich auf, und ſchlich, brennende Qualen der Hölle im Herzen, nach Annunziata's Gemächern. Alles ruhig — ſtill wie im Grabe. — Er klopfte an, ein fremdes Kammermädchen, nicht die, welche ſonſt gewohnt neben Annunziata's Gemach zu ſchlafen, öffnete ihm die Thüre. „Was befiehlt mein fürſtlicher Gemahl um dieſe ſpäte ungewohnte Zeit?“ — ſo ſprach Annunziata, die unterdeſſen ein leichtes Nachtgewand umgeworfen und herausgetreten, mit ruhigem engelsmildem Ton. Der Alte ſtarrte ſie an, dann hob er beide Hände hoch in die Höhe und rief: Nein, es iſt nicht möglich, es iſt nicht möglich! „Was iſt nicht möglich, mein fürſtlicher Herr!“ fragte die über den feierlichen dumpfen Ton des Alten ganz beſtürzte Annunziata. Aber Falieri, ohne zu antworten, wandte ſich an das Kammermädchen: „Warum ſchläfſt du, warum ſchläft Luigia nicht hier wie gewöhnlich?“ „Ach,“ erwiederte die Kleine, „Luigia wollte durchaus mit mir tauſchen dieſe Nacht, die ſchläft im Vordergemach dicht neben der Treppe.“ „Dicht neben der Treppe?“ rief Falieri voller Freude und eilte mit raſchen Schritten nach dem Vordergemach. Luigia öffnete auf ſtarkes Klopfen, und als ſie nun das zornrothe Antlitz, die funkenſprühenden Augen des fürſtlichen Herrn erblickte, fiel ſie nieder auf die nackten Knie und bekannte ihre Schmach, über die auch ein Paar zierliche Männerhandſchuhe, die auf dem Polſterſtuhle lagen, und deren Ambrageruch den ſtutzerhaften Eigenthümer verrieth, gar keinen Zweifel ließen. Ganz ergrimmt über Stenos unerhörte Frechheit ſchrieb der Doge ihm andern Morgens: Bei Strafe der Verbannung aus der Stadt habe er den herzoglichen Pallaſt, jede Nähe des Dogen und der Dogareſſa zu vermeiden. Michaele Steno war toll vor Wuth über das Mißlingen des wohlangelegten Plans, über die Schmach der Verbannung aus der Nähe ſeines Abgotts. Als er nun aus der Ferne ſehen mußte, wie die Dogareſſa mild und freundlich, ihr Weſen war nun einmal ſo, — mit andern Jünglingen von der Signorie ſprach, ſo gab ihm der Neid, die Wuth der Leidenſchaft den böſen Gedanken ein, daß die Dogareſſa wohl nur deshalb ihn verſchmäht haben möge, weil Andere ihm mit beſſerem Glück zuvorgekommen, und er unterſtand ſich davon laut und öffentlich zu ſprechen. Sey es nun, daß der alte Falieri Kunde erhielt von ſolchen unverſchämten Reden, oder daß das Bild jener Nacht ihm erſchien wie ein warnender Wink des Schickſals, oder daß ihm ſelbſt bei aller Ruhe und Behaglichkeit, bei vollem Vertrauen auf die Frömmigkeit ſeines Weibes doch die Gefahr des unnatürlichen Mißverhältniſſes mit der Gattin, hell vor Augen kam, kurz, er wurde grämlich und mürriſch, alle tauſend Eiferſuchtsteufel zwickten ihn wund, er ſperrte Annunziata ein in die innern Gemächer des herzoglichen Pallaſtes und kein Menſch bekam ſie mehr zu ſehen. Bodoeri nahm ſich ſeiner Großnichte an und ſchalt den alten Falieri wacker aus, der aber von der Aenderung ſeines Betragens gar nichts wiſſen wollte. Dies geſchah Alles kurz vor dem Giovedi graſſo. Es iſt Sitte, daß bei den Volksfeſten, die an dieſem Tage auf dem Marcusplatz ſtatt finden, die Dogareſſa unter dem Thronhimmel, der auf einer dem kleinen Platz gegenüber ſtehenden Gallerie angebracht iſt, neben dem Dogen Platz nimmt. Bodoeri erinnerte ihn daran und meinte, daß es ſehr abgeſchmackt ſeyn und er ganz gewiß von Volk und Signorie ob ſeiner verkehrten Eiferſucht weidlich ausgelacht werden würde, wenn er aller Sitte und Gewohnheit entgegen Annunziata von dieſer Ehre ausſchlöſſe. „Glaubſt du, erwiederte der alte Falieri, deſſen Ehrgeiz auf einmal angeregt wurde, glaubſt du, daß ich, ein alter blödſinniger Thor, mich denn ſcheue mein koſtbarſtes Kleinod zu zeigen aus Furcht vor diebiſchen Händen, denen ich nicht den Raub wehren könnte mit meinem guten Schwerdte? — Nein Alter, du irrſt, morgenden Tages wandle ich mit Annunziata in feierlich glänzendem Zuge über den Marcusplatz, damit das Volk ſeine Dogareſſa ſehe, und am Giovedi graſſo empfängt ſie den Blumenſtrauß von dem kühnen Segler, der ſich aus den Lüften zu ihr herabſchwingt.“ Der Doge dachte, indem er dieſe Worte ſprach, an eine uralte Gewohnheit. Am Giovedi graſſo fährt nehmlich irgend ein kühner Menſch aus dem Volke an Seilen, die aus dem Meere ſteigen und in der Spitze des Marcusthurms befeſtigt ſind, in einer Maſchine, die einem kleinen Schiffchen gleicht, herauf, und ſchießt dann von der Spitze des Thurms pfeilſchnell herab bis zu dem Platze, wo Doge und Dogareſſa ſitzen, der er den Blumenſtrauß, den ſonſt der Doge, iſt er allein, erhält, überreicht. -- Andern Tages that der Doge, wie er verheißen. Annunziata mußte die prächtigſten Kleider anlegen, und von der Signorie umringt, von Edelknaben und Trabanten begleitet, wandelte Falieri über den vom Volk überſtrömten Marcusplatz. Man ſtieß und drängte ſich halb todt, um die ſchöne Dogareſſa zu ſehen, und wem es gelang ſie zu erblicken, der glaubte, er habe ins Paradies geſchaut und das ſchönſte Engelsbild ſey ihm ſtrahlend und herrlich aufgegangen. — Wie die Venetianer nun ſind, mitten unter den tollſten Ausbrüchen wahnſinniger Verzückung, hörte man hie und da allerlei ſpöttiſche Redensarten und Reime, die derb genug, auf den alten Falieri mit der jungen Frau losfuhren. Falieri ſchien aber davon nichts zu bemerken, ſondern ſchritt, von aller Eiferſucht dasmal verlaſſen, obgleich er überall Blicke des brennendſten Verlangens auf die ſchöne Gattin gerichtet ſah, ſchmunzelnd und lächelnd mit dem ganzen Geſicht, ſo pathetiſch als möglich an Annunziata's Seite daher. Vor dem Hauptportal des Pallaſtes hatten die Trabanten das Volk mit Mühe auseinander getrieben, ſo daß, als der Doge mit ſeiner Gemahlin hineinſchritt, nur hin und wieder einzelne kleine Haufen beſſer gekleideter Bürger ſtanden, denen man ſelbſt den Eintritt in den innern Hof des Pallaſtes nicht wohl verwehren konnte. Da geſchah es, daß in dem Augenblicke, als die Dogareſſa in den Hof trat, ein junger Menſch, der nebſt wenigen andern Leuten am Säulengange ſtand, mit dem lauten Schrei: O du Gott des Himmels! entſeelt auf das harte Marmorpflaſter niederſchlug. Alles lief herbei und umringte den Todten, ſo daß die Dogareſſa ihn nicht erblicken konnte, aber ſo wie der Jüngling niederſtürzte, durchfuhr plötzlich ein glühender Dolchſtich ihre Bruſt, ſie erbleichte, ſie wankte, nur die Riechfläſchchen der herbeieilenden Frauen retteten ſie von tiefer Ohnmacht. Der alte Falieri, voller Schreck und Beſtürzung über den Unfall, wünſchte den jungen Menſchen mit ſammt ſeinem Schlagfluß zu allen Teufeln und trug, ſo ſauer es ihm auch wurde, ſeine Annunziata, die das Köpfchen mit geſchloſſenen Augen über die Bruſt hing, wie eine kranke Taube, die Treppe hinauf in die inneren Gemächer. —

Unterdeſſen hatte ſich dem Volke, das immer mehr im innern Hofe des Palaſtes zuſammengelaufen, ein wunderlich ſeltſames Schauſpiel eröffnet. Man wollte den jungen Menſchen, den man unbedingt für todt hielt, aufheben und forttragen, da hinkte mit lautem Jammergeſchrei ein altes häßliches zerlumptes Bettelweib heran, machte ſich, die ſpitzen Ellenbogen in Seiten und Rücken bohrend, im dickſten Haufen Platz und rief, als ſie endlich bei dem entſeelten Jünglinge ſtand: Laßt ihn liegen — Narren! — tolles Volk! — er iſt ja nicht todt. Nun kauerte ſie nieder, nahm den Kopf des Jünglings auf den Schooß und nannte, ſeine Stirn ſanft ſtreichend und reibend, ihn bei den ſüßeſten Namen. Betrachtete man nun das abſcheuliche Fratzengeſicht der Alten, wie es herabhing über des Jünglings bildſchönem Antlitz, deſſen milde Züge im bleichen Tode erſtarrt lagen, während auf dem Geſicht der Alten ein widriges Muskelſpiel herumhüpfte, — betrachtete man, wie die ſchmutzigen Lumpen hin und her flatterten über die reichen Kleider, die der Jüngling trug — wie die dürren braungelben Arme — die Knochenhände auf der Stirne, auf der offenen Bruſt des Jünglings zitterten — in der That, man mochte ſich innern Grauens nicht erwehren. War es denn nicht anzuſehen als ſey es des Todes grinſende Geſtalt ſelbſt, in deren Armen der Jüngling lag? So kam es denn auch, daß die umſtehenden Leute, einer nach dem andern ſtill fortſchlichen und nur wenige übrig blieben, die den Jüngling, als er mit einem tiefen Seufzer die Augen aufſchlug, faßten und auf der Alten Geheiß nach dem großen Kanal trugen, wo eine Gondel Beide, die Alte und den Jüngling aufnahm und fortſchaffte bis nach dem Hauſe, das die Alte als die Wohnung des Jünglings bezeichnet hatte. Bedarf es denn noch geſagt zu werden, daß der Jüngling Antonio, die Alte aber das Bettelweib von der Franziskanertreppe war, das durchaus ſeine Amme ſeyn wollte?

Als Antonio ganz aus ſeiner Betäubung erwacht war und die

Alte an ſeinem Lager erblickte, die ihm ſo eben einige ſtärkende Tropfen eingeflößt hatte, ſo ſprach er, lange den düſtern ſchwermüthigen Blick ſtarr auf ſie gerichtet, mit dumpfem mühſam gehaltenen Ton: Du biſt bei mir, Margaretha! — das iſt gut! wo hätt' ich denn ſonſt eine treuere Pflegerin als dich! — Ach, verzeih' mir nur, Mutter, daß ich, blödſinniger ohnmächtiger Knabe! nur einen Augenblick daran zweifeln konnte, was du mir entdeckteſt. Ja du biſt die Margaretha, die mich nährte, die mich hegte und pflegte, ich wußte es ja ſchon immer, aber der böſe Geiſt verwirrte mir die Gedanken. — Ich habe ſie geſehen — ſie iſt es — ſie iſt es. — Hab ich dir nicht geſagt, daß irgend ein dunkler Zauber in mir ruhe, der mein Selbſt unwiderſtehlich beherrſche? Aus der Dunkelheit blitzſtrahlend iſt er hervorgetreten, um mich in namenloſem Entzücken zu verderben! — Ich weiß jetzt Alles — Alles! — War nicht Bertuccio Nenolo mein Pflegevater, der mich erzog auf einem Landhauſe bei Treviſo? — Ach ja, erwiederte die Alte, wohl war es Bertuccio Nenolo, der große Seeheld, den das Meer verſchlang, als er mit dem Lorbeerkranz ſein Haupt zu ſchmücken gedachte. — Unterbrich mich nicht, ſprach Antonio weiter, höre mich geduldig an. — Es ging mir gut bei dem Bertuccio Nenolo. Ich trug hübſche Kleider — immer war der Tiſch gedeckt, wenn mich hungerte, ich durfte, hatte ich meine drei Gebete ordentlich hergeſagt, herumſchwärmen nach Gefallen in Wald und Flur. Dicht beim Landhauſe befand ſich ein dunkles kühles Pinienwäldchen voll Duft und Geſang. Da ſtreckte ich müde vom Springen und Laufen an einem Abend, als ſchon die Sonne zu ſinken begann, mich hin unter einen großen Baum und ſtarrte hinauf in den blauen Himmel. Mag es ſeyn, daß der würzige Geruch der blühenden Kräuter, in denen ich lag, mich betäubte, genug meine Augen ſchloſſen ſich unwillkührlich und ich verſank in träumeriſches Hinbrüten, aus dem mich ein Rauſchen, gleich als fiele ein Schlag dicht neben mir in das Gras, erweckte. Ich fuhr auf in die Höhe; ein Engelskind mit himmliſchem Antlitz ſtand neben mir, ſchaute in holder Anmuth lächelnd auf mich herab und ſprach mit ſüßer Stimme: „Ei, mein lieber Knabe, wie ſchliefſt du ſo ſchön, ſo ruhig, und doch war dir der Tod ſo nahe, der böſe Tod.“ Dicht neben meiner Bruſt erblickte ich eine kleine ſchwarze Schlange mit geborſtenem Haupt, das Kind hatte das giftige Thier mit dem Zweige eines Nußbaums erſchlagen, in dem

Augenblick, als es zu meinem Verderben ſich heranringeln wollte. Da erbebte ich in ſüßem Schauer — ich wußte ja, daß oftmals Engel herabſteigen aus dem hohen Himmel um ſichtbarlich den Menſchen zu retten vor dem bedrohlichen Angriff irgend eines böſen Feindes — ich ſank nieder auf die Knie, ich erhob die gefalteten Hände. „Ach, du biſt ja ein Engel des Lichts, den der Herr ſandte mich zu retten vom Tode.“ So rief ich, das holde Weſen ſtreckte aber beide Arme nach mir aus und liſpelte, indem höheres Roth auf ſeinen Wangen leuchtete: Ach du lieber Knabe, ich bin ja kein Engel, ein Mädchen, ein Kind wie du! Da vergingen die Schauer in namenloſes Entzücken, das mich mit ſanfter Glut durchſtrömte — ich ſtand auf — wir ſchloſſen uns in die Arme — wir drückten Lipp' auf Lippe — ſprachlos — weinend — ſchluchzend vor ſüßem unnennbaren Weh! Nun rief eine ſilberhelle Stimme durch den Wald: Annunziata — Annunziata — „Ich muß nun fort, du herzlieber Knabe, die Mutter ruft,“ ſo liſpelte das Mädchen, ein unſäglicher Schmerz durchfuhr meine Bruſt. — „Ach, ich liebe dich ſo ſehr,“ ſchluchzte ich, heiße Thränen, die das Mädchen vergoß, fielen brennend auf meine Wangen. „Ich bin dir ſo herzensgut, du lieber Knabe,“ rief das Mädchen, indem ſie den letzten Kuß mir auf meine Lippen drückte. — „Annunziata!“ rief es aufs neue, und das Mädchen verſchwand im Gebüſch! — Sieh, Margaretha, das war der Augenblick, in dem der mächtige Liebesfunke in meine Seele fiel, der ewig ſtets neue Flammen entzündend in mir fortglühen wird! — Wenige Tage nachher wurde ich hinausgeſtoßen aus dem Hauſe. Vater Blaunas' ſagte mir, als ich es nicht laſſen konnte, von dem Engelskinde zu reden, das mir erſchienen und deſſen ſüße Stimme ich zu vernehmen glaubte in dem Rauſchen der Bäume, in dem Gelispel der Quellen, in dem ahnungsvollen Sauſen des Meers — ja da ſagte mir Vater Blaunas', das Mädchen könne niemand anders geweſen ſeyn, als Renolo's Tochter Annunziata, die mit ihrer Mutter Franzeska nach dem Landhauſe gekommen, andern Tages aber wieder abgereiſet ſey. — O Mutter — Margaretha. — Hilf Himmel! — Dieſe Annunziata — es iſt die Dogareſſa! — Damit hüllte ſich vor unſäglichem Schmerz weinend und ſchluchzend Antonio in die Kiſſen ein. „Mein lieber Tonino! ſprach die Alte, ermanne dich, widerſtehe doch nur tapfer dem thörigten Schmerz. Ei wer mag denn gleich verzweifeln in Liebesnoth, ei wem anders blüht denn das goldene Blümchen Hoffnung als dem Verliebten! Am Abend weiß man nicht, was der Morgen bringt, was man im Traum geſchaut, kommt lebendig daher gegangen. Das Schloß, das in den Wolken ſchwamm, ſteht mit einemmal blank und herrlich auf der Erde. — Sieh, Tonino, du giebſt nichts auf meine Reden, aber mein kleiner Finger ſagt es mir und wohl noch jemand anders, daß auf dem Meer dir die leuchtende Liebesflagge mit frohem Schwingen entgegen weht — Geduld mein Söhnlein Tonino — Geduld!" — So verſuchte es die Alte den armen Antonio zu tröſten, denn in der That ihre Worte klangen wie liebliche Muſik. Er ließ ſie gar nicht mehr von ſich. Das Bettelweib auf der Franziskanertreppe war verſchwunden und ſtatt ihrer ſah man die Haushälterin des Herrn Antonio in anſtändigen Matronenkleidern auf San Marco herumhinken und die Bedürfniſſe der Tafel einkaufen.

Der Giovedi graſſo war gekommen. Glänzendere Feſte als jemals ſollten ihn feiern. Mitten auf dem kleinen Platz von San Marco wurde ein hohes Gerüſt errichtet für ein beſonderes nie geſehenes Kunſtfeuer, das ein Grieche, der ſich auf ſolch' Geheimniß verſtand, abbrennen wollte. Am Abend beſtieg der alte Falieri mit ſeiner ſchönen Gemahlin, ſich ſpiegelnd in dem Glanze ſeiner Herrlichkeit, ſeines Glücks und mit verklärten Blicken Alles um ſich her auffordernd zum Staunen, zur Bewunderung, die Gallerie. Im Begriff, ſich auf dem Thron niederzulaſſen, wurde er aber den Michaele Steno gewahr, der auf derſelben Gallerie und zwar ſo Platz genommen hatte, daß er die Dogareſſa beſtändig im Auge behielt und von ihr nothwendig bemerkt werden mußte. Ganz entbrannt von wildem Zorn, von toller Eiferſucht ſchrie Falieri mit ſtarker, , gebieteriſcher Stimme, man ſolle augenblicklich den Steno von der Gallerie entfernen. Michaele Steno erhob den Arm gegen den Falieri, in dem Augenblick traten die Trabanten hinzu und nöthigten ihn, der vor Wuth mit den Zähnen knirſchte und in den abſcheulichſten Verwünſchungen Rache drohte, die Gallerie zu verlaſſen. —

Unterdeſſen hatte ſich Antonio, den der Anblick ſeiner geliebten Annunziata ganz außer ſich ſelbſt gebracht, durch das Volk fortgedrängt und ſchritt, tauſend Qualen im zerriſſenen Herzen, einſam in dunkler Nacht am Geſtade des Meers hin und her. Er gedachte, ob es nicht beſſer ſey, in den eiskalten Wellen die brennende Glut zu löſchen, als langſam todt gefoltert zu werden von troſtloſem Schmerz. Viel hätte nicht gefehlt, er wäre hineingeſprungen in das Meer, ſchon ſtand er auf der letzten Stufe, die hinabführt, als eine Stimme aus einer kleinen Barke hinaufrief: Ei, ſchönen guten Abend, Herr Antonio! Im Wiederſchein der Erleuchtung des Platzes erkannte Antonio den luſtigen Pietro, einen ſeiner vormaligen Kameraden, welcher in der Barke ſtand, Federn, Rauſchgold auf der blanken Mütze, die neue geſtreifte Jacke bunt bebändert, einen großen ſchönen Strauß duftiger Blumen in der Hand „Guten Abend, Pietro, rief Antonio zurück, welche hohe Herrſchaft willſt du denn heute noch fahren, daß du dich ſo ſchön geputzt haſt?“ Ei, erwiederte Pietro, indem er hoch aufſprang, daß die Barke ſchwankte, ei Herr Antonio, heute verdiene ich meine drei Zecchinen, ich mache ja die Fahrt hinauf nach dem Marcusthurm und dann hinab, und überreiche dieſen Strauß der ſchönen Dogareſſa. „Iſt denn, fragte Antonio, iſt denn das nicht ein halsbrechendes Wageſtück, Kamerad Pietro!“ Nun, erwiederte dieſer, den Hals kann man wohl ein wenig brechen, und dann zumal heute gehts mitten durch, durch das Kunſtfeuer. Der Grieche ſagt zwar, es ſey Alles ſo eingerichtet, daß kein Haar einem angehen ſolle vom Feuer, aber — Pietro ſchüttelte ſich. Antonio war zu ihm hinabgeſtiegen in die Barke und wurde nun erſt gewahr, daß Pietro dicht vor der Maſchine an dem Seil ſtand, das aus dem Meere ſtieg. Andere Seile mittelſt deren die Maſchine angezogen wurde, verloren ſich in die Nacht. „Höre Pietro, fing Antonio nach einigem Stillſchweigen an, höre Kamerad Pietro, wenn du heute zehn Zecchinen verdienen könnteſt, ohne dein Leben in Gefahr zu ſetzen, würde dir das nicht lieber ſeyn?“ Ei freilich, lachte Pietro aus vollem Halſe. Nun, fuhr Antonio fort, ſo nimm dieſe zehn Zecchinen, wechsle mit mir die Kleider und überlaſſe mir deine Stelle. Statt deiner will ich hinauffahren. Thu' es mein guter Kamerad Pietro! Pietro ſchüttelte bedächtig den Kopf, und ſprach das Gold in der Hand wiegend: Ihr ſeyd ſehr gütig, Herr Antonio, mich armen Teufel noch immer Euern Kameraden zu nennen — und freigebig dazu! — Ums Geld iſts mir freilich zu thun, aber der ſchönen Dogareſſa den Strauß ſelbſt in die Hand zu geben, ihr ſüßes Stimmchen zu hören — ei das iſts doch eigentlich, warum man ſein Leben aufs Spiel ſetzt. — Nun — weil Ihrs ſeid, Herr Antonio, mags darum ſein. Beide warfen ſchnell die Kleider ab, kaum war Antonio mit dem Ankleiden fertig, als Pietro rief: ſchnell hinein in die Maſchine, das Zeichen iſt ſchon gegeben. In dem Augenblick leuchtete das Meer auf im flammenden Wiederſchein von tauſend lodernden Blitzen und die Luſt, das Geſtade erdröhnte von brauſenden wirbelnden Donnern. Mitten durch die kniſternden ziſchenden Flammen des Kunſtfeuers fuhr mit des Sturmwindes Schnelle Antonio auf in die Lüfte — unverſehrt ſank er nieder zur Gallerie, ſchwebte er vor der Dogareſſa. — Sie war aufgeſtanden und vorgetreten, er fühlte ihren Athem an ſeinen Wangen ſpielen — er reichte ihr den Strauß; aber in der unſäglichſten Himmelswonne des Augenblicks faßte ihn wie mit glühenden Armen der brennende Schmerz hoffnungsloſer Liebe. — Sinnlos — raſend vor Verlangen — Entzücken — Qual, ergriff er die Hand der Dogareſſa — drückte er glühende Küſſe darauf — rief er mit dem ſchneidenden Ton des troſtloſen Jammers: Annunziata! — Da riß ihn die Maſchine, wie das blinde Organ des Schickſals ſelbſt, fort von der Geliebten hinab ins Meer, wo er ganz betäubt, ganz erſchöpft in Pietros Arme ſank, der ſeiner in der Barke wartete.

Unterdeſſen war auf der Gallerie des Doge Alles in Aufruhr und Verwirrung gerathen. An den Sitz des Doge hatte man ein kleines Zettelchen angeheftet gefunden, auf welchem in gemeiner venetianiſcher Mundart die Worte ſtanden:

Il Dose Falier della bella muier,
I altri la gode e lui la mantien.

Zwar iſt der Doge Falier
Der ſchönen Dame Ehherr,
Doch hält er nur und hat ſie nie,
Und Andre, die gewinnen ſie.

Der alte Falieri fuhr auf in glühendem Zorn und ſchwur, daß den, der den boshaften Frevel begangen, die härteſte Strafe treffen ſolle. Indem er ſeine Blicke umherwarf, fiel ihm auf dem Platze unter der Gallerie Michaele Steno ins Auge, der in vollem Kerzenſchimmer da ſtand und ſogleich befahl er den Trabanten, ihn feſt zu nehmen, als den Urheber jenes Frevels. Alles ſchrie auf über den Befehl des Doge, der, indem er ſich ganz ſeinem überwallenden Zorn überließ, Beide, Signorie und Volk beleidigte, die Rechte der erſteren kränkend, dem letztern die Freude des Feſtes verderbend. Die Signorie verließ ihre Plätze und nur den alten Marino Bodoeri ſah man, wie er ſich unter das Volk miſchte, voller Eifer von der ſchweren Beleidigung ſprach, die dem Haupte des Staats widerfahren und allen Haß auf den Michaele Steno zu leiten ſuchte. Falieri hatte ſich nicht geirrt, denn in der That war Michaele Steno, als er fortgewieſen wurde von der Gallerie des Herzogs, nach Hauſe gelaufen, hatte jene hämiſche Worte geſchrieben, in dem Augenblicke als aller Augen auf das Kunſtfeuer gerichtet waren, das Zettelchen an den Stuhl des Doge angeheftet und dann ſich unbemerkt wieder entfernt. Recht tückiſch gedachte er den empfindlichen Streich zu führen, der Beide, Doge und Dogareſſa, recht tief, recht ans Leben dringend verwunden ſollte. Michaele Steno geſtand ganz freimüthig die That und ſchob alle Schuld auf den Doge, der ihn zuerſt empfindlich gekränkt habe. Die Signorie war längſt unzufrieden mit einem Haupt, das, ſtatt die gerechten Erwartungen des Staats zu erfüllen, täglich bewies, wie der kriegeriſche zornige Muth in dem erkalteten Herzen des abgelebten Greiſes nur dem Kunſtfeuer gleiche, das aus der Rakete ganz gewaltig emporkniſtert, aber ſogleich in ſchwarzen todten Flocken wirkungslos dahin ſchwindet. Hiezu kam, daß das Bündniß mit der jungen ſchönen Frau (längſt wußte man, daß er es vor kurzer Zeit als Doge geſchloſſen), ſeine Eiferſucht, den alten Falieri nicht mehr als Kriegsheld ſondern als vechio Pantalone erſcheinen ließ und ſo mußte es geſchehen, daß die Signorie gährendes Gift im Innern nährend, mehr geneigt war dem Michaele Steno Recht zu geben, als dem bitter gekränkten Oberhaupt. Von dem Rathe der Zehen wurde die Sache verwieſen an die Quarantie, von der Michaele ſonſt einer der Häupter war. Michaele Steno habe ſchon genug gelitten, und eine monatliche Verbannung ſey genugſame Rüge des Vergehens, ſo fiel der Rechtsſpruch aus, der den alten Falieri aufs neue und ſtärker erbitterte gegen eine Signorie, die ſtatt das Haupt zu ſchützen, ihm widerfahrne Kränkungen nur als Vergehen der leichteſten Art zu beſtrafen ſich unterſtand. —

Wie es denn zu gehen pflegt, daß der Liebende, den ein einziger Strahl des Liebesglücks getroffen, Tage, Wochen, Monate lang von goldnem Schimmer umfloſſen, Träume des Himmels träumt, ſo konnte ſich Antonio auch gar nicht erholen von der Betäubung des wonnereichſten Augenblicks, kaum aufathmen vor ſüßem Weh. — Die Alte hatte ihn tüchtig ausgeſcholten wegen des Wageſtücks und murmelte und brummte unaufhörlich von ganz unnöthigem Beginnen. Eines

Tages kam ſie aber ſo ſeltſam am Stabe hineingetänzelt und gehüpft, wie ſie es in ihrer Art hatte, wenn ſie von fremdem Zauber berührt ſchien. Sie kicherte und lachte, ohne auf Antonios Reden und Fragen zu achten, ſchürte ſie im Kamin ein kleines Feuer an, ſetzte ein Pfännchen darauf, kochte, aus allerlei bunten Gläſern Ingredienzien hineinwerfend, eine Salbe, that ſie in eine kleine Büchſe und hinkte damit laut kichernd und lachend von dannen. Erſt am ſpäten Abend kam ſie zurück, ſetzte ſich keuchend und hüſtelnd in den Lehnſtuhl und fing, wie von großer Erſchöpfung zu ſich ſelbſt gekommen, endlich an: Tonino, mein Söhnlein, Tonino, von wem komme ich her? — ſieh zu, ob du rathen kannſt? — von wem komme ich her, von wem komme ich her? — Antonio ſtarrte ſie an, von ſeltſamer Ahnung ergriffen. Nun, kicherte die Alte, von ihr ſelbſt komme ich her, von dem lieben Täubchen, von der holden Annunziata! — „Mache mich nicht wahnſinnig, Alte,“ ſchrie Antonio! — Ei was, fuhr die Alte fort, ich denke immer an dich, mein Tonino! — Heute Morgen, als ich unter den Säulengängen des Pallaſtes feilſchte um ſchönes Obſt, murmelte das Volk von dem Unglück, das die ſchöne Dogareſſa betroffen. Ich frage und frage, da ſpricht ein großer ungeſchlachter rother Kerl, der gähnend an eine Säule gelehnt Limonien kaut: „Ei nun, an der linken Hand der kleine Finger, an dem hat ein Skorpionchen die jungen Zähnchen probirt und das iſt ein bischen ins Blut gegangen — nun, mein Herr der Signor Dottore Giovanni Baſſeggio iſt eben oben, der wird nun wohl ſchon das Händchen mit ſammt dem Finger weggeſchnitten haben.“ Und in dem Augenblick, daß der Kerl das ſpricht, entſteht ein großes Geſchrei auf der breiten Treppe und ein kleines ganz kleines Männlein kugelt, von Fußſtößen der Trabanten wie ein Kegel getrieben, die Stufen herab uns vor die Füße, ſchreiend und lamentirend. Das Volk ſammelt ſich um ihn herum, laut lachend, der Kleine zerarbeitet ſich und ſtrampelt mit den Beinen, ohne in die Höhe kommen zu können, da ſpringt aber der rothe Kerl herbei, rafft ſein Doktorchen auf, nimmt ihn in die Arme und rennt mit ihm, der immer fort aus vollem Halſe ſchreit und heult, was die Beine laufen können, fort nach dem Kanal, wo er mit ihm in die Gondel hineinſteigt und davon rudert. — Ich dachte es wohl, daß, ſo wie der Signor Baſſeggio das Meſſer anſetzen wollte an das ſchöne Händchen, der Doge ihn die Treppe hinabſtoßen ließ. Ich dacht' aber noch weiter! — Geſchwind — ganz geſchwind' nach Hauſe — das Sälbchen kochen — hinauf damit in den herzoglichen Pallaſt! — Da ſtand ich auf der großen Treppe, mein blankes Fläſchlein in der Hand. Der alte Falieri kam gerade herab, der blitzte und prubſtete mich an: „Was will das alte Weib hier?" — Aber da machte ich einen Knix tief — tief bis an die Erde, ſo gut es nur gehen konnte, und ſprach, daß ich wohl ein Mittelchen hätte, daß die ſchöne Dogareſſa geheilt ſeyn ſolle gar bald. So wie der Alte das hörte, blickte er mich ſtarr an mit recht entſetzlichen Augen und ſtrich ſich den grauen Bart zurecht, dann packte er mich bei beiden Schultern und ſchob mich herauf und hinein in das Gemach, daß ich beinahe der Länge nach hingeſtürzt wäre. Ach Tonino, da lag das holde Kind hingeſtreckt auf die Polſter, leichenblaß, ſeufzend und ſtöhnend vor Schmerz und leiſe klagend: „Ach nun bin ich wohl ſchon durch und durch vergiftet." Aber ich machte mich gleich darüber her und nahm das dumme Pflaſter des einfältigen Doktors herab. O Herr des Himmels! die niedliche kleine Hand — blutroth — geſchwollen. — Nun nun — meine Salbe kühlte — linderte. — „Das thut ja wohl, ſehr wohl," liſpelte die kranke Taube. Da rief der Marino ganz entzückt: Tauſend Zechinen ſind dein, Alte! wenn du mir die Dogareſſa retteſt, und verließ das Zimmer. Drei Stunden hatt' ich nun da geſeſſen, die kleine Hand in meiner haltend und ſie ſtreichelnd und pflegend. Da erwachte das liebe Weibchen aus leichtem Schlummer in den ſie geſunken und fühlte keinen Schmerz mehr. Nachdem ich den neuen Verband gemacht, blickte ſie mich an mit vor Freude leuchtenden Augen. Da ſprach ich: Ei gnädige Frau Dogareſſa, ihr habt ja auch ſchon einmal einen Knaben gerettet, da ihr die kleine Schlange tödtetet, die ihn ſtechen wollte zum Tode als er ſchlief. — Tonino! da hätteſt du ſehen ſollen wie, als leuchte ein Strahl des Abendroths hinein, das blaſſe Antlitz ſich ſchnell färbte — wie die Augen funkelndes Feuer blitzten. — „Ach ja, Alte, ſprach ſie, ach ja — ich war noch ein Kind — auf meines Vaters Landhauſe. — Ach es war ein holder lieber Knabe — o wie gedenk ich noch ſeiner — es iſt mir, als ſey ſeit der Zeit mir gar nichts Glückliches mehr begegnet." — Nun ſprach ich von dir, daß du in Venedig wärſt, daß du noch alle Liebe, alle Wonne jenes Augenblicks im Herzen trugeſt — daß du, nur um noch einmal in die Himmelsaugen des rettenden Engels zu ſchauen, die gefährliche Luftfahrt gewagt, daß du ihr den Blumenſtrauß gegeben hätteſt am Giovedi graſſo! — Tonino — Tonino! da rief ſie wie in Begeiſterung: „ich hab' es gefühlt — ich hab' es gefühlt — als er meine Hand an ſeine Lippen drückte, als er meinen Namen nannte — ach ich wußt' es ja nur nicht, was ſo ſeltſam mein Innerſtes durchdrang, es war wohl Luſt, aber auch zugleich Schmerz! — Bring' ihn her — her zu mir — den holden Knaben." — Antonio warf ſich, als die Alte dies ſprach, auf die Knie nieder, und rief wie wahnſinnig: Herr des Himmels! nur jetzt, nur jetzt laß mich nicht untergehen in irgend einem ungeheuern Schickſal — nur nicht, bis ich ſie geſchaut, bis ich ſie an meine Bruſt gedrückt. Er wollte, daß die Alte ihn gleich andern Tages hinführen ſollte, was ſie ihm aber rund abſchlug, da der alte Falieri beinahe zu jeder Stunde die kranke Gemahlin zu beſuchen pflegte.

Mehrere Tage waren vergangen, die Dogareſſa war von der Alten ganz geheilt, aber noch immer blieb es unmöglich, den Antonio hinzuführen. So gut ſie es nur vermochte, tröſtete die Alte den Ungeduldigen, immer wiederholend, wie ſie mit der holden Annunziata von dem Antonio ſpreche, den ſie gerettet und der ſie ſo inbrünſtig liebe. Antonio, von tauſend Qualen der Sehnſucht, des Verlangens gefoltert, gondelte, lief auf den Plätzen umher. Unwillkührlich lenkten ihn ſeine Schritte immer und immer wieder nach dem herzoglichen Palaſt. An der Brücke neben der hintern Seite des Pallaſtes, den Gefängniſſen gegenüber, ſtand Pietro auf ein buntes Ruder gelehnt, im Kanal wogte an Säulen befeſtigt eine Gondel, die zwar klein, aber mit zierlichem Verdeck, buntem Schnitzwerk, ja mit der venetianiſchen Flagge geſchmückt war, und beinahe dem Bucentoro glich. So wie Pietro den ehemaligen Kameraden gewahrte, rief er ihm laut zu: „Ei Signor Antonio, ſeyd mir tauſendmal gegrüßt! — mit euern Zechinen iſt mir das Glück gekommen!" Antonio fragte ganz zerſtreut, was er für ein Glück meine, erfuhr aber nichts geringeres als daß Pietro beinahe täglich in den Abendſtunden den Dogen mit der Dogareſſa hinüber gondeln mußte nach der Giudekka, wo unfern von San Giorgio Maggiore der Doge ein artiges Haus beſaß. Antonio blickte den Pietro ſtarr an, und fuhr dann ſchnell heraus: Kamerad, du kannſt wieder zehn Zechinen verdienen und mehr wenn du willſt. Laß mich deine Stelle vertreten — ich will den Dogen hinüberrudern; Pietro meinte, daß das gar nicht anginge, da der Doge ihn kenne und eben nur ihm ſich anvertrauen wolle; endlich, als Antonio mit dem wilden Zorn, wie er aus dem von tauſend Liebesqualen aufgeregten Gemüth hervorſprudelte, in ihn drang, wie er ganz unſinnig ſchwur, daß er der Gondel nachſpringen und ihn herabreißen werde ins Meer, da rief Pietro lachend: „Ei Signor Antonio! Signor Antonio! wie habt ihr Euch verguckt in die ſchönen Augen der Dogareſſa!“ und willigte ein, daß Antonio mitkommen ſolle als ſein Gehülfe beim Rudern, er wolle die Schwere des Fahrzeugs ſo wie kränkliche Schwäche vorſchützen bei dem alten Falieri, dem ſo bei ſolcher Fahrt das Gondeln immer zu langſam ginge. Antonio rannte fort und kaum war er wieder an der Brücke in ſchlechten Schifferkleidern, mit gefärbtem Geſicht, einem langen Zwickelbart über die Lippen gehängt, als der Doge herabſtieg mit der Dogareſſa, beide in herrlichen bunten glänzenden Kleidern. „Wer iſt der fremde Menſch dort,“ fuhr der Doge den Pietro zornig an und nur die heiligſten Verſicherungen Pietros, daß er heute eines Gehülfen bedürfe, konnten den Alten endlich bewegen zu erlauben, daß Antonio mit gondle.

Es pflegt wohl zu geſchehen, daß gerade im Uebermaß alles Entzückens, aller Seligkeit das Gemüth wie geſtärkt durch die Macht des Augenblicks, ſich ſelbſt bezwingt und den Flammen gebietet die aus dem Innern hervorlodern wollen. So vermochte Antonio, dicht neben der holden Annunziata, berührt von dem Saume ihres Kleides, ſeine Liebesglut zu verbergen, indem er mit kräftiger Fauſt das Ruder regierte und größeres Wagſtück ſcheuend, kaum die Geliebte dann und wann flüchtig anblickte. Der alte Falieri ſchmunzelte und lächelte, küßte und ſtreichelte die kleinen weißen Händchen der holden Annunziata, legte den Arm um ihren ſchlanken Leib. Mitten auf dem Meere, als der Marcusplatz, das prächtige Venedig mit all' ſeinen ſtolzen Thürmen und Palläſten ſich vor den Schiffenden ausbreitete, da erhob der alte Falieri das Haupt und ſprach, indem er mit ſtolzen Blicken umherſchaute: Ei mein Liebchen, iſt es nicht ſchön zu ſchiffen auf dem Meere mit dem Herrn, mit dem Gemahl des Meeres? — Ja mein Liebchen, ſey nicht eiferſüchtig auf die Gattin, die demüthig uns auf ihrem Nacken trägt. Hör' nur das ſüße Plätſchern der Wellen, ſind das nicht Liebesworte, die ſie dem Gemahl zuflüſtert, der ſie beherrſcht? — Ja ja Liebchen, du trägſt meinen Ring am Finger, aber die da unten bewahrt in ihrem tiefſten Buſen den Trauring, den ich ihr zuwarf. „Ach mein fürſtlicher Herr, fing Annunziata an, ach wie ſollte denn die kalte Fluth deine Gemahlin ſeyn, es wird mir gar ſchauerlich zu Muthe dabei, daß du dich dem ſtolzen herriſchen Element vermählteſt.“ Der alte Falieri lachte, daß Kinn und Bart wackelten. „Aengſtige dich nicht, Täubchen, ſprach er dann, beſſer ruht ſichs ja wohl in deinen weichen warmen Armen als in dem eiskalten Schooß der Gattin da unten, aber ſchön iſts zu ſchiffen auf dem Meere mit dem Herrn des Meers.“ In dem Augenblick, als der Doge dies ſprach, fing eine ferne Muſik zu ſäuſeln an. Ueber die Meereswellen gleitend, kamen näher die Töne einer ſanften Männerſtimme, es wurden die Worte geſungen:

Ah! senza amare
Andare sul mare
Col sposo del mare
Non puo consolare.

Andre Stimmen fielen ein und in ſtetem Wechſelgeſange wurden jene Worte immer und immer wiederholt, bis der Geſang wie im Hauch des Windes ſtarb. Der alte Falieri ſchien auf den Geſang gar nicht zu achten, er erzählte der Dogareſſa vielmehr ſehr weitläuftig, was es mit der Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn der Doge von dem Bucentoro den Ring hinabwerfend, ſich dem Meer vermähle, für eine Bewandtniß habe.

Er ſprach von den Siegen der Republik, wie ehemals Iſtrien und Dalmatien erobert worden unter der Regentſchaft Peter Urſeolus des Zweiten, und wie in dieſer Eroberung jener Feierlichkeit erſter Urſprung liege. Achtete nun der alte Falieri aber nicht auf jenen Geſang, ſo ging dafür ſeine Erzählung ganz verloren der Dogareſſa. Die ſaß da, den Sinn ganz zugewendet den ſüßen Tönen, die über das Meer ſchwammen; ſie ſtarrte als der Geſang geendet, mit ſeltſamem Blick vor ſich hin, wie jemand der aus tiefem Traum erwacht, die Bilder noch zu ſchauen, zu deuten ſtrebt, die ihn umgaukelten. — „Senza amare — senza amare — non puo consolare liſpelte ſie leiſe und Thränen glänzten wie helle Perlen in den Himmelsaugen und Seufzer entflohen der Bruſt, die auf und niederwallte vor innerer Beklemmung. — Noch immer in vollem Schmunzeln und Lächeln fort erzählend trat der Alte, die Dogareſſa an der Seite, heraus auf die Baluſtrade vor ſeinem Hauſe bei San Giorgio Maggiore und gewahrte nicht, wie von ſeltſamen dunklen Gefühlen im Innern aufgeregt, Annunziata ſprachlos, den thränenſchweren Blick in ein fernes Land gerichtet, wie im Traume neben ihm ſtand. — Ein junger Menſch in Schifferkleidung ſtieß in ein muſchelartig gewundenes Horn, daß die Töne weit über das Meer hin hallten. Auf dies Zeichen näherte ſich eine andere Gondel. Unterdeſſen war ein Mann, der einen Sonnenſchirm trug und eine Frau heran getreten, und ſo begleitet ſchritt der Doge mit der Dogareſſa nach dem Pallaſt. Jene Gondel landete, Marino Bodoeri mit vielen Perſonen, unter denen ſich Kaufleute, Künſtler, ja Leute aus der niedrigſten Volksklaſſe befanden, ſtieg aus und folgte dem Doge.

Antonio konnte kaum den andern Abend erwarten, weil er auf frohe Botſchaft hoffte von ſeiner geliebten Annunziata. Endlich, endlich hinkte die Alte herein, ſetzte ſich keuchend in den Lehnſeſſel, ſchlug die dürren Knochenhände einmal über das andere zuſammen und rief: Tonino — ach Tonino, was iſt denn geſchehen mit unſerm armen Täubchen! — So wie ich heute hineintrete, liegt ſie da auf dem Polſter mit halbgeſchloſſenen Augen, das Köpfchen auf den Arm geſtützt, nicht ſchlummernd, nicht wachend, nicht krank, nicht geſund. — Ich nahe mich ihr, „ei gnädige Frau Dogareſſa, ſpreche ich, was iſt Euch denn Schlimmes begegnet? — ſchmerzt Euch wohl noch die kaum geheilte Wunde?“ — Aber da blickt ſie mich an mit Augen — Tonino! — mit Augen, wie ich ſie noch gar nicht geſehen, und kaum hab' ich hineingeſchaut in die feuchten Mondesſtrahlen, ſo bergen ſie ſich hinter die ſeidnen Wimpern, wie hinter dunkles Gewölk. Und dann ſeufzt ſie aus tiefſter Bruſt, und kehrt das holde blaſſe Antlitz der Wand zu und liſpelt leiſe, ganz leiſe, aber ſo wehmüthig, daß es mir gerade ins Herz ſticht: Amore — amore — ah senza amore! — Ich hole mir einen kleinen Stuhl, ich ſetze mich hin zu ihr, ich fange an von dir zu erzählen. — Sie hüllt ſich ein in die Polſter — die ſchnelleren und ſchnelleren Athemzüge werden zu Seufzern. — Ich ſag's ihr unverholen, daß du verkleidet bei ihr warſt in der Gondel, daß ich dich, der vor Liebe und Sehnſucht verſchmachtet, nun ungeſäumt zu ihr bringen würde. Da fährt ſie plötzlich auf von den Polſtern und indem ein Strom heißer Thränen aus ihren Augen ſtürzt, ruft ſie heftig: Um Chriſtus, um aller Heiligen willen — nein — nein ich kann ihn nicht ſehen — Alte! — ich beſchwöre dich, ſag ihm, er solle niemals, niemals mehr sich mir nahen — niemals, das sag ihm, er solle Venedig verlassen, schnell verlassen. — „Nun, fiel' ich ihr ins Wort, nun, so muß denn mein armer Tonino sterben.“ Da sinkt sie wie von den unsäglichsten Schmerzen gebeugt in die Polster und schluchzt mit von Thränen erstickter Stimme: Muß ich denn nicht auch sterben des bittersten Todes? Da trat der alte Herr Falieri ins Gemach und ich mußte mich auf seinen Wink entfernen. „Sie hat mich verworfen — fort — fort aufs Meer,“ schrie Antonio auf in heller Verzweiflung. Die Alte kicherte und lachte nach ihrer gewöhnlichen Art und rief: Du einfältig Kind, du einfältig Kind! — wirst du denn nicht geliebt von der holden Annunziata mit aller Inbrunst, mit aller Liebesqual, die jemals ein weiblich Herz ergriff? — Einfältig Knäblein, morgen am tiefen Abend schleiche dich in den herzoglichen Palast. In der zweiten Gallerie rechts der großen Treppe wirst du mich finden — und dann wollen wir sehen, was sich weiter begiebt. —

Als Antonio bebend vor Sehnsucht am andern Abend die große Treppe hinaufschlich, war es ihm plötzlich als wolle er einen ungeheuren Frevel beginnen. Ganz betäubt vermochte er kaum zitternd und schwankend die Stufen zu ersteigen. Er mußte sich dicht vor der ihm bezeichneten Gallerie an eine Säule lehnen. Plötzlich umfloß ihn heller Fackelschein und noch ehe er seinen Platz verlassen konnte, stand der alte Bodoeri dicht vor ihm, von einigen Dienern begleitet, die Fackeln trugen. Bodoeri sah dem Jünglinge starr ins Angesicht und sprach dann: Ha! du bist Antonio, man hat dich her bestellt, ich weiß es, folge mir nur! — Antonio, überzeugt, daß die Zusammenkunft mit der Dogaressa verrathen, folgte nicht ohne Zagen. Wie erstaunte er, als in ein entferntes Gemach getreten, Bodoeri ihn umarmte und von dem wichtigen Posten sprach, der ihm anvertraut worden und den er noch in dieser Nacht mit Muth und Entschlossenheit behaupten solle. Sein Erstaunen ging aber in Angst über und Entsetzen, da er erfuhr, daß schon seit langer Zeit eine Verschwörung wider die Signorie gereift, an deren Spitze der Doge selbst stehe, daß, wie es in Falieris Hause auf der Giudecca beschlossen, noch in dieser Nacht die Signorie fallen und der alte Marino Falieri als souverainer Herzog von Venedig ausgerufen werden solle. Antonio starrte den Bodoeri sprachlos an, dieser hielt des Jünglings Schweigen für eine Weigerung Theil zu nehmen an der Ausführung der entſetzlichen That, und rief entrüſtet: „Feigherziger Thor! aus dem Pallaſt kommſt du nun nicht mehr, entweder du ſtirbſt oder ergreifſt mit uns die Waffen, aber ſprich erſt mit dieſem!“ Aus dem dunklen Hintergrunde des Zimmers trat eine hohe edle Geſtalt hervor. So wie Antonio das Antlitz des Mannes, den er nur erſt im Schein der Kerzen bemerken und erkennen konnte, erblickte, ſtürzte er nieder auf die Knie und rief, ganz außer ſich ſelbſt gebracht durch die nicht geahnte Erſcheinung: O heiliger Herr des Himmels! mein Vater Bertuccio Nenolo, mein theurer Pfleger! — Nenolo hob den Jüngling auf, ſchloß ihn in ſeine Arme und ſprach dann mit ſanfter Stimme: „Wohl bin ich Bertuccio Nenolo, den du vielleicht auch in dem Meeresgrunde begraben glaubteſt und der erſt ſeit kurzer Zeit der ſchmählichen Gefangenſchaft des wilden Morbaſſan entgangen; Bertuccio Nenolo, der dich aufnahm und der nicht ahnen konnte, daß die unvernünftigen Diener, die Bodoeri abſchickte, als er das ihm verkaufte Landhaus in Beſitz nehmen wollte, dich hinausſtoßen würden aus dem Hauſe. — Verblendeter Jüngling! du ſtehſt an, die Waffen zu ergreifen gegen eine despotiſche Kaſte, deren Grauſamkeit dir den Vater raubte? — Ja, gehe hin in den Hof des Fontego, es iſt deines Vaters Blut, deſſen Spuren du noch ſchauen kannſt auf den Steinen des Bodens. Als die Signorie den deutſchen Kaufleuten das Kaufhaus, welches du unter dem Namen des Fontego kennſt, übermachte, wurde Jedem, dem man Gemächer einräumte, verboten, die Schlüſſel bei der Abreiſe an ſich zu behalten, er mußte ſie bei dem Fontegaro laſſen. Dieſem Geſetz hatte dein Vater entgegengehandelt und war ſchon deshalb ſchwerer Strafe verfallen. Als nun aber bei der Rückkunft des Vaters die Gemächer geöffnet wurden, fand ſich unter ſeinen Waaren eine Kiſte venetianiſcher falſchausgeprägter Münzen. Vergebens betheuerte er ſeine Unſchuld, es war nur zu gewiß, daß irgend ein hämiſcher Teufel, vielleicht der Fontegaro ſelbſt, die Kiſte hineingebracht hatte, um deinen Vater zu verderben. — Die unerbittlichen Richter mit dem Beweiſe, daß die Kiſte in deines Vaters Gemächern gefunden, zufrieden, verurtheilten ihn zum Tode! — Auf dem Hofe des Fontego wurde er hingerichtet. — Auch du wärſt nicht mehr, wenn die treue Margarethe dich nicht rettete. — Ich, deines Vaters treuſter Freund, nahm dich auf; damit du dich der Signorie nicht ſelbſt verrathen möchteſt, verſchwieg man dir deines Vaters Namen. — Aber nun, nun Anton Dalbirger, nun iſt es Zeit, nun ergreife die Waffen und räche an den Häuptern der Signorie den ſchmählichen Tod deines Vaters.“ Antonio, vom Geiſt der Rache beſeelt, gelobte den Verſchwornen Treue und unbezwingbaren Muth. — Es iſt bekannt, daß der Schimpf, den Bertuccio Nenolo von dem über die Seerüſtungen geſetzten Dandulo, der ihm bei einem Streit ins Geſicht ſchlug, erfahren, ihn bewog, mit dem ehrgeizigen Schwiegerſohn ſich wider die Signorie zu verſchwören. Beide, Nenolo und Bodoeri wünſchten dem alten Falieri den Fürſtenmantel, um ſelbſt mit ihm zu ſteigen. — Man wollte (ſo war der Plan der Verſchwornen) die Nachricht ausbreiten, die genueſiſche Flotte liege vor den Lagunen. In der Nacht ſollte dann die groſe Glocke auf dem Marcusthurm gezogen und die Stadt zu erdichteten Vertheidigungen gerufen werden. Auf dieſes Zeichen ſollten die Verſchwornen, deren Anzahl beträchtlich und durch ganz Venedig verbreitet war, den Marcusplatz beſetzen, ſich der Hauptplätze der Stadt bemächtigen, die Häupter der Signorie ermorden, und den Dogen als ſouverainen Herzog von Venedig ausrufen. Der Himmel wollte aber nicht, daß dieſer Mordanſchlag gelingen und die Grundverfaſſung des bedrängten Staats durch den alten von Stolz und Uebermuth entflammten Falieri in den Staub getreten werden ſollte. Die Verſammlungen auf der Giudecca in Falieris Hauſe waren der Wachſamkeit des Raths der Zehen nicht entgangen, aber unmöglich blieb es, etwas Gewiſſes zu erfahren. Da rührte einen der Verſchwornen, einen Pelzhändler aus Piſa, Bentian geheißen, das Gewiſſen, er wollte ſeinen Freund und Gevatter, den Nicolao Leoni, der im Rathe der Zehen ſaß, vom Untergange retten. In der Abenddämmerung begab er ſich zu ihm, und beſchwor ihn in der Nacht nicht das Haus zu verlaſſen, es möge auch geſchehen, was da wolle. Leoni, von Argwohn ergriffen, hielt den Pelzhändler feſt und erfuhr, als er in ihn drang, den ganzen Anſchlag. In Gemeinſchaft mit Giovanni Gradenigo und Marco Cornaro berief er nun den Rath der Zehen nach St. Salvator und von hier aus wurden in weniger als drei Stunden Maaßregeln ergriffen, die alle Unternehmungen der Verſchwornen im erſten Aufglimmen erſticken mußten.

Dem Antonio war es aufgetragen, mit einem Trupp nach dem Marcusthurm zu gehen und die Glocken anziehen zu laſſen. So wie er hinkam, fand er den Thurm ſtark beſetzt von Arſenaltruppen, die, als er ſich nahen wollte, mit Hellebarden auf ihn eindrangen. Von plötzlichem Todesſchreck ergriffen, ſtäubte ſein Haufen auseinander, er ſelbſt entwiſchte in der Dunkelheit der Nacht. Dicht hinter ſich hörte er Tritte eines Menſchen, der ihm nachſetzte, er fühlte ſich ergriffen, ſchon wollte er den Verfolger niederſtoßen, als er bei einem plötzlich aufſchimmernden Licht den Pietro erkannte. „Rette dich, rief dieſer, rette dich Antonio! in meine Gondel, es iſt alles verrathen — Bodoeri — Renolo — ſind in der Gewalt der Signorie — die Thore des herzoglichen Pallaſtes geſchloſſen — der Doge eingeſperrt in ſein Gemach — wie ein Verbrecher bewacht von ſeinen eignen treuloſen Trabanten — fort fort." — Halb ſinnlos ließ ſich Antonio hineinſchleppen in die Gondel. — Dumpfe Stimmen — Klirren der Waffen — einzelne Angſtrufe — dann trat mit der tiefſten Finſterniß der Nacht lautloſe ſchauerliche Stille ein. Am andern Morgen erblickte der von Todesſchrecken zermalmte Pöbel das entſetzliche Schauſpiel, das jedes Blut in den Adern gerinnen machte. Der Rath der Zehen hatte noch in derſelben Nacht das Todesurtheil über die Häupter der Verſchwornen, die ergriffen worden, gefällt. Erdroſſelt wurden ſie auf dem kleinen Platze zur Seite des Pallaſtes von der Gallerie herabgelaſſen, wo der Doge ſonſt den Feierlichkeiten zuzuſchauen pflegte — ach! wo Antonio vor der holden Annunziata ſchwebte, wo ſie von ihm den Blumenſtrauß empfing. — Unter den Leichnamen befanden ſich Marino Bodoeri und Bertuccio Renolo. Zwei Tage nachher wurde der alte Marino Falieri von dem Rathe der Zehen verurtheilt und auf der ſogenannten Rieſentreppe des Pallaſtes hingerichtet. —

Wie bewußtlos war Antonio umhergeſchlichen, niemand griff ihn an, denn niemand kannte ihn als einen der Verſchwornen. Als er des alten Falieri graues Haupt fallen ſah, da fuhr er auf, wie aus ſchwerem Todestraum. — Mit dem Schrei des wildeſten Entſetzens — mit dem Ausruf: Annunziata! ſtürzte er in den Pallaſt, durch die Gallerieen. — Niemand hielt ihn auf, die Trabanten ſtarrten ihn an wie betäubt von dem Fürchterlichen, das ſich ſo eben zugetragen. Die Alte hinkte ihm entgegen laut jammernd und klagend, ſie ergriff ſeine Hand, noch einige Schritte und er trat mit ihr in Annunziata's Gemach. Da lag die Arme entſeelt auf den Polſtern. Antonio ſtürzte hin zu ihr, er bedeckte ihre Hände mit glühenden Küſſen, er rief die Geliebte mit den ſüßeſten, zärtlichſten Namen. Da ſchlug ſie die holden Himmelsaugen langſam auf, ſie ſah Antonio — erſt war es, als müſſe ſie ſich auf ihn beſinnen, doch plötzlich raffte ſie ſich auf, umſchlang ihn mit beiden Armen, drückte ihn an ihre Bruſt — benetzte ihn mit heißen Thränen — küßte ſeine Wangen — ſeine Lippen. „Antonio — mein Antonio — ich liebe dich unausſprechlich — ja es giebt noch einen Himmel auf Erden! — Was iſt des Vaters — des Oheims — des Gatten Tod gegen die Seligkeit deiner Liebe — o laß uns fliehen — von dieſer blutigen Mordſtätte!“ — So rief Annunziata, zerriſſen von dem bitterſten Schmerz und der glühendſten Liebe. Unter tauſend Küſſen, unter tauſend Thränen ſchwuren ſich die Liebenden ewige Treue, ſie vergaßen die furchtbaren Ereigniſſe der ſchrecklichſten Tage, den Blick von der Erde abgewandt ſchauten ſie auf in den Himmel, den ihnen der Geiſt der Liebe erſchloſſen. Die Alte rieth nach Chiozza zu fliehen, Antonio wollte dann zu Lande in umgekehrter Richtung weiter herauf nach ſeinem Vaterlande. Freund Pietro verſchaffte ihm eine kleine Barke, die an der Brücke bei der hinteren Seite des Pallaſtes angelegt wurde. Eingehüllt in tiefe Schleier ſchlich Annunziata als es Nacht worden, mit dem Geliebten, von der alten Margaretha, die in der Kapuze reiche Juwelenkäſtchen trug, begleitet, über die Treppen hinab. Unbemerkt kamen ſie an die Brücke, ſtiegen ſie hinein in die Barke. Antonio ergriff das Ruder und fort ging es in ſchneller rüſtiger Fahrt. Wie ein fröhlicher Liebesbote tanzte der helle Mondesſchimmer auf den Wellen vor ihnen her. Sie waren auf hoher See. Da begann es ſeltſam zu pfeifen und zu ſauſen in hoher Luft — finſtere Schatten kamen gezogen und hingen ſich wie dunkle Schleier über das leuchtende Antlitz des Mondes. Der tanzende Schimmer, der fröhliche Liebesbote ſank herab in die ſchwarze Tiefe voll dumpfer Donner. Der Sturm erhob ſich und jagte die düſtern zuſammengeballten Wolken mit zornigem Toben vor ſich her. Hoch auf und nieder flog die Barke. „O hilf, o Herr des Himmels!“ ſchrie die Alte. Antonio, des Ruders nicht mehr mächtig, umſchlang die holde Annunziata, die, von ſeinen glühenden Küſſen erweckt, ihn mit der Inbrunſt der ſeligſten Liebe an ihren Buſen drückte. „O mein Antonio! — o meine Annunziata!“ So riefen ſie des Sturms nicht achtend, der immer entſetzlicher tobte und brauſte. Da ſtreckte das Meer, die eiferſüchtige

Wittwe des enthaupteten Falieri, die ſchäumenden Wellen wie Rieſenarme empor, erfaßte die Liebenden und riß ſie ſammt der Alten hinab in den bodenloſen Abgrund! —

Als der Mann im Mantel auf dieſe Weiſe ſeine Erzählung geendet hatte, ſprang er ſchnell auf und verließ mit ſtarken raſchen Schritten das Zimmer. Die Freunde ſahen ihm ſtillſchweigend und ganz verwundert nach, dann traten ſie aufs neue vor das Gemälde. Der alte Doge ſchmunzelte ſie wieder an, in thörigtem Prunk und faſelnder Eitelkeit, aber als ſie nun der Dogareſſa recht ins Antlitz ſchauten, da gewahrten ſie wohl, wie die Schatten eines unbekannten, nur geahnten Schmerzes auf der Lilienſtirn lagen, wie ſehnſüchtige Liebesträume unter den dunklen Wimpern hervorleuchteten und um die ſüßen Lippen ſchwebten. Aus dem fernen Meer, aus den duftigen Wolken, die San Marco einhüllten, ſchien die feindliche Macht Tod und Verderben zu drohen. Die tiefere Bedeutung des anmuthigen Bildes ging ihnen klar auf, aber auch alle Wehmuth der Liebesgeſchichte Antonio's und Annunziata's kehrte, ſo oft ſie das Bild auch noch anblicken mochten, wieder und erfüllte ihr innerſtes Gemüth mit ſüßen Schauern.

Die Freunde lobten die Erzählung und waren einſtimmig im Urtheil, daß Ottmar die wahre Geſchichte des ehrſüchtigen, unglücklichen Dogen Marino Falieri auf ächt ſerapiontiſche Weiſe benutzt habe.

Ottmar, ſprach Lothar, ließ es ſich aber ſauer werden, als er die Erzählung ſchrieb. Denn außerdem, daß ihn das hübſche Bild unſers wackern Kolbe zu dem Ganzen begeiſtert, lag Le Bret's Geſchichte von Venedig immer aufgeſchlagen auf dem Tiſche und das ganze Zimmer hatte er mit pittoresken Anſichten von den Straßen und Plätzen Venedigs geſchmückt, die er Gott weiß wo überall aufgetrieben. Deshalb iſt die Erzählung ſo individuell lokal geworden wie ſie ſeyn mußte.

Die Mitternachtsſtunde hatte geſchlagen, die Freunde ſchieden in der froheſten Stimmung.

Vierter Abſchnitt.

Vinzenz und Sylveſter hatten ſich eingefunden. Lothar hielt ihnen eine lange Rede, worin er auf höchſt ergötzliche Weiſe ſehr weitläuftig die Pflichten eines würdigen Serapions-Bruders entwickelte: „Und nun," ſchloß er, „verſprecht mir, theure würdige Novizen, mittelſt feierlichen Handſchlags der Regel des heiligen Serapion treu zu ſeyn, d. h. Euer ganzes Beſtreben dahin zu richten, bei den Verſammlungen des ſchönen Bundes Euch ſo geiſtreich, lebendig, gemüthlich, anregbar und witzig zu zeigen, als es nur in Euern Kräften ſteht."

Ich, nahm Vinzenz das Wort, ich für mein Theil verſpreche das mit voller Seele. Ich will meine ganze Habe an Geiſt und Gemüth zur Bundes-Kaſſe tragen, aus der Ihr mich dann ernähren, ja ordentlicher Weiſe mäſten könnt. Ich will jedesmal, wenn ich bei Euch einzutreten gedenke, wie man im Sprüchwort ſagt, vorher meinem Affen reichlichen Zucker darbieten, damit er Luſt bekomme zu allerlei zierlichen Capriolen. Und da Euer Schutzpatron allen Ruhm, alle Ehre erworben durch geziemlichen Wahnſinn, will ich mich vorzüglich bemühn ihm nachzueifern, ſo daß es dem Bunde nie an lobenswerther Tollheit fehlen ſoll. Ich kann, verlangſt du es, mein würdiger Lothar, wünſcht Ihr es, meine geſchätzteſten Serapions-Brüder, mit den ſauberſten fixen Ideen wechſeln. Ich kann mir wie der Profeſſor Titel, einbilden, römiſcher Kaiſer, oder wie der Pater Sgambari, Cardinal zu ſeyn. Ich kann wie jene Frau des Trallianus glauben, das Weltall ruhe auf meinem linken Daumen oder meine Naſe ſey von Glas und leuchte in den ſchönſten Farben priſmatiſch hinauf, an Wand und Decke, oder mich wie der kleine Schotte Donald Monro, für einen Spiegel halten, und alle Blicke, Grimaſſen, Poſituren deſſen nachmachen, der mir ins Geſicht ſchaut. Ja ich kann überzeugt ſeyn, meine anima sensitiva habe mir, wie dem Chevalier D'Epernay, den Kopf kahl geſchoren und ich flöße Euch nur Reſpekt ein durch die wenigen Haare, die ich noch auf den Zähnen behalten. — Ihr werdet als würdige Serapions-Brüder all' dieſen Wahnſinn zu ehren wiſſen! — Thut das Leute! und verfallt nicht etwa darauf mich kuriren und gar Mittel anwenden zu wollen nach der Methode des Börhave, des Merkurialis, des Antius von Amyda, des Friedrich Kraft, des Herrn Richter, welche ſämmtlich ſattſames Prügeln anrathen und ſanftes Maulſchelliren. Und doch wirken Prügel wohlthätig auf Verſtand und Herz und beleben den Körper zu den wichtigſten Funktionen. — Was wäre aus uns geworden, hätten wir eine einzige Vokabel in den Kopf gebracht in Quinta ohne nützliches Prügeln? — Ja! ich gedenke noch, daß, wie ich in meinem zwölften Jahre Werthers Leiden geleſen hatte, ich mich ſtracks in ein dreißigjähriges Fräulein verliebte und mich todtſchießen wollte. Mein Vater heilte glücklich die zu große Reizbarkeit meines Herzens nach Rhaſes und Valuscus de Taranta, welche eine gute Tracht Schläge auf den H— als ein kräftiges Mittel wider die Liebe empfehlen. Zu gleicher Zeit weinte der Alte heiße Vaterthränen vor Freude über die Entdeckung, daß ſein Söhnlein wirklich kein Eſel ſei, denn dieſes Thier wird nach bekannter Erfahrung deſto verliebter, je mehr und beſſer man es prügelt! — Und was den Körper anlangt und deſſen Funktionen! — O ruft Euch doch nur jenen Venuſiniſchen Prinzen ins Gedächtniß, deſſen Campanella erwähnt! — Der gute Fürſt konnte nicht anders zu Stuhle gehn, als wenn er vorher von einem dazu ausdrücklich beſoldeten Mann erklecklich abgeprügelt worden! —

O aller Fabulanten ergötzlichſter Fabulant, rief Theodor, du ganzes Geſchwornengericht des ſkurilen Spaßes, wie luſtig verführſt du deine Capriolen und Courbetten! Aber thue das immerhin — Blitze hinein, ſollte es manchmal zu ſtill und dunkel unter uns werden mit den abſonderlichſten Redensarten und belebe vorzüglich unſern Sylveſter, der nach ſeiner gewöhnlichen Art und Weiſe bis jetzt noch kein einziges Wort geſprochen.

Ueberhaupt, ſprach Ottmar, habe ich mich kaum überzeugen können, daß es wirklich Sylveſter iſt, der dort auf dem Stuhle ſitzt und uns ſo freundlich anlächelt. Denn ganz unmöglich ſcheint es mir, daß er ſobald ſeinen ländlichen Aufenthalt verlaſſen konnte, deſſen Vorzüge vor unſerer Stadt er ſo hoch pries und ich denke immer, am Ende iſt es nur ein hübſcher Spuk und Sylveſter verſchwindet uns plötzlich vor unſern ſehenden Augen in den zierlichen Dampfwolken, die er aus dem Zigarro bläſ't! —

Gott behüte und bewahre, rief Sylveſter lachend, glaubſt Du denn daß ich friedlicher ruhiger Mann mich umgeſetzt habe in einen Hexenkerl, der ehrliche Leute neckt mit ſeiner werthen Perſon? Glaubſt Du, daß ich die mindeſte Anlage habe zu einem Philadelphia oder Swedenborg? — Beklagſt Du Dich, Theodor, über meine Wortkargheit, ſo wiſſe, daß ich gerade heute mit Bedacht den Athem ſpare, weil ich nichts geringeres im Sinn trage, als Euch eine ziemlich lange Erzählung vorzuleſen, zu der mich ein ſehr hübſches Bild unſers wackern Karl Kolbe entzündete und die ich während meines ländlichen Aufenthalts niederſchrieb. — Wunderſt Du Dich darüber, Ottmar, daß ich, unerachtet ich die Muße des Landlebens ſo hoch ſtelle, doch wieder hieher kam, ſo bedenke, daß, iſt auch das ewige raſtloſe Gewühl, die leere Geſchäftigkeit der großen Stadt meinem ganzen innern Weſen zuwider, ich doch auch dagegen, will ich als Dichter und Schriftſteller beſtehen, mancher Anregung bedarf, die ich nur hier finde. Jene Erzählung, die ich für gut halte, wäre nimmermehr entſtanden, hätte ich nicht Kolbes Bild auf der Kunſtausſtellung geſchaut, und hätte ich nachher mich nicht der Muße des Landlebens hingegeben.

Sylveſter hat Recht, nahm Lothar das Wort, wenn er als Schauſpiel- als Romandichter die Anregungen in dem bunten Gewühl der großen Stadt ſucht und dann dem Geiſt ruhige Muße gönnt das zu ſchaffen, wozu er angeregt worden. Jenes Bild konnte Sylveſter auch auf dem Lande ſchauen, aber nicht die lebendigen Perſonen, die ſich darum herbewegten und in die hinein jene gemalten Perſonen des Bildes traten. Dichter jener Art dürfen ſich nicht zurückziehen in die Einſamkeit, ſie müſſen in der Welt leben, in der bunteſten Welt, um ſchauen und auffaſſen zu können ihre unendlich mannigfachen Erſcheinungen! —

Ha! rief Vinzenz, wie jauchzt der Herr von Jaques im Shakspeare, als er den Monſieur Probſtein im Walde gefunden? — Ein Narr, ein Narr! — Ich traf 'nen Narrn im Walde, 'nen ſcheckigen Narrn — o jämmerliche Welt. So jauchze ich: ein Poet! — ein Poet! — ich traf einen Poeten! — Der taumelte zu hoher Mittagszeit aus dem dritten Weinhauſe, ſchaute hinauf mit den trunkfeuchten

Augen zur Sonne, rief begeiſtert: o ſüßes mildes Mondenlicht, wie fallen Deine Strahlen in mein Innres hinein und erleuchten ſattſam die ganze Welt, die ich darin hege und pflege! — Wandle vor mir her, wackres Geſtirn, damit ich nach dem Ort hinſteure, wo mir Lebenserfahrung, Menſchenkenntniß zuſtrömt in Fülle zum nützlichen Gebrauch — Charakter! — lebendige Zeichnung ohne Studien nicht möglich — Herrliches Getränk, vortrefflicher Eilfer, der die Herzen erſchließt und die Phantaſie entzündet! — Ja er lebt in mir, der dort in jenem Zimmer Salami genießt. Es iſt ein großer hagrer Mann, trägt einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, engliſche Stiefel, ſchnupft Taback aus einer ſchwarzlackirten Doſe, ſpricht geläufig Deutſch und iſt daher, unerachtet jener Stiefel und der italiäniſchen Wurſt ein deutſcher herrlicher lebensvoller Charakter für meinen neueſten Roman! — Aber — mehr Menſchenkenntniß — mehr Charaktere! — Und damit lief mein Poet mit günſtigem Winde ein in die Bucht des vierten Weinhauſes! —

Schweige, rief Lothar, ſchweige Du Olivarius Textdreher! — So nenne ich Dich, weil Du mir in der That meinen ganzen Text verdrehſt! — Ich weiß recht gut, was Du mit Deinem trunknen Poeten, der Lebenserfahrung in den Weinhäuſern ſammelt und mit ſeinem Mann im blauen Frack meinſt, und mag über dieſes Thema gar nichts mehr ſagen. Aber ganz andere Leute glauben ebenfalls, daß ſie, haben ſie die Perſönlichkeit dieſes, jenes unbedeutenden Subjekts, das ihnen in den Weg kam, genau abgeſchrieben, ins Leben greifende Charaktere aufſtellten. Mit dem beſonderen Zopf den dieſer, jener alte Mann trägt, mit der Farbe, in die ſich dieſes, jenes Mädchen kleidet, iſt es noch gar nicht gethan. Es gehört ein eigner Sinn, ein durchdringender Blick dazu, die Geſtalten des Lebens in ihrer tieferen Eigenthümlichkeit zu erſchauen und auch mit dieſem Erſchauen iſt es noch nicht gethan. All die aufgefaßten Bilder wie ſie im ewigen bunten Wechſel ſich ihm zeigten bringt der Geiſt, der in dem wahren Dichter wohnt, erſt auf die Kapelle und wie aus dem Niederſchlag des Chemiſchen Prozeſſes geben als Subſtrat die Geſtalten hervor, die der Welt, dem Leben in ſeiner ganzen Extenſion angehören. Das ſind die wunderbaren Perſonen, die ohne Rückſicht auf Ort, auf Zeit ein jeder kennt, mit denen ein jeder befreundet iſt, die fort und fort unter uns lebendig wandeln! — Darf ich wohl des herrlichen Sancho

Panſa, des Falſtaff erwähnen? — Und weil Du, Vinzenz, gerade vom blauen Frack ſprachſt, es iſt wohl ein eigen Ding, daß die Geſtalt, die der wahre Dichter auf jene Weiſe ſchuf, ſich von ſelbſt ganz artig und ihrem Charakter gemäß kleidet — Ei, ſprach Ottmar, das iſt im Leben auch nicht anders. Gewiß haben wir alle bei irgend einer beſonderen Erſcheinung, die uns in den Weg trat, ſehr lebhaft gefühlt, daß der Mann vermöge ſeines ganzen Weſens nun ganz unmöglich eine andere Mütze, einen andern Hut, einen andern Rock tragen dürfe als wie er ihn eben trägt. Daß dies geſchieht iſt eben nicht ſo wunderbar als daß wir es erkennen.

Liegt, unterbrach Cyprian den Freund, liegt es denn aber nicht bloß in unſerer Erkenntniß, daß es geſchieht? — O Spitzfündigkeit ohne Gleichen, rief Vinzenz. Und, ſprach Sylveſter mit lebhafterem Ton, als es ſonſt ſeine Art war, und Alles, was Lothar behauptet, iſt doch ſo wahr, ſo recht aus meiner Seele genommen. — Vergeßt aber nicht, daß nächſt unſerm erquicklichen Zuſammenſein ich auch auf dem Lande einen Genuß entbehre, der mein ganzes Weſen, es ganz und gar durchdringend, hoch erhebt. Ich meine nichts anders als die mannigfachen muſikaliſchen Produktionen, die Aufführungen der herrlichſten Meiſterwerke des Geſanges. Erſt heute hat mich Beethovens Meſſe, die, wie Ihr wißt, in der katholiſchen Kirche aufgeführt wurde, wahrlich im höchſten Sinn des Worts ergriffen.

Und das, ſprach Cyprian mürriſch, verwundert mich nur deshalb nicht, weil Dir, Sylveſter, die Entbehrung dergleichen Dinge im beſſern Licht erſcheinen läßt. Dem Hungrigen ſchmeckt die geringere Koſt. Denn aufrichtig geſagt, Beethoven hat in ſeinem Hochamt eine gar hübſche, auch wohl geniale Muſik geliefert, aber nur durchaus kein Hochamt. — Wo iſt der ſtrenge Kirchenſtyl geblieben! —

Ich weiß es ſchon, nahm Theodor das Wort, Du Cyprian! ſtatuirſt nur die alten Tonſetzer, erſchrickſt in der Kirchen-Partitur vor allen ſchwarzen Noten und treibſt die Strenge gegen alles Neuere bis zur Ungerechtigkeit.

Wahr iſt es indeſſen, ſprach Lothar, daß in Beethovens Meſſe mir vieles zu jubilirend, zu irdiſch jauchzend klingt. Ueberhaupt möcht' ich wiſſen, worin die völlige mit einander kontraſtirende Verſchiedenheit des Geiſtes liegt, in dem die Meiſter die einzelnen Sätze des Hochamts komponirt haben?

Ei, rief Sylveſter, das iſt es auch, was mir ſo oft als unerklärlich aufgefallen iſt. Man ſollte meinen, daß z. B. die Worte: Benedictus qui venit in nomine domini, nur auf gleiche fromme ruhige Weiſe geſetzt werden könnten und doch weiß ich nicht allein, daß dieſe Worte von den größten Meiſtern in ganz verſchiedenem Charakter komponirt worden ſind, ſondern auch daß, von den verſchiedenſten Empfindungen durchdrungen, ich niemals die Compoſition dieſes, jenes großen Mannes, als verfehlt zu verwerfen vermochte. — Theodor könnte uns hierüber aufklären.

Das wollte ich wohl, ſprach Theodor, ſo gut ich's vermag, aber ich müßte Euch eine kleine Abhandlung vortragen, die mit ihrem Ernſt ſonderbar abſtechen würde gegen die luſtige Weiſe, in der heute unſere Verſammlung begann.

Iſt es, erwiederte Ottmar, iſt es denn nicht eben recht ſerapionsmäßig, daß Ernſt und Scherz wechſele? Sprich Dich daher nur getroſt aus, Theodor, über einen Gegenſtand, der uns Alle, nehme ich etwa unſern Vinzenz aus, der nichts von der Muſik verſteht, höchlich intereſſirt. — Ich bitte auch den neuen Serapions-Bruder Vinzenz, daß er den ſkurilen Spaß, der ihm eben auf den Lippen ſchwebt, verſchlucke und unſern Redner nicht unterbreche! —

O Serapion! ſeufzte Vinzenz mit aufwärts gerichtetem Blick; Theodor begann aber ohne weiteres in folgender Art.

Das Gebet, die Andacht, regt gewiß das Gemüth, nach ſeiner eigenthümlich in ihm herrſchenden oder auch augenblicklichen Stimmung, wie ſie von phyſiſchem oder pſychiſchem Wohlſein, oder von eben ſolchem Leiden erzeugt wird, auf. Bald iſt daher die Andacht, innere Zerknirſchung bis zur Selbſtverachtung und Schmach, Hinſinken in den Staub vor dem vernichtenden Blitzſtrahl des, dem Sünder zürnenden Herrn der Welten, bald kräftige Erhebung zu dem Unendlichen, kindliches Vertrauen auf die göttliche Gnade, Vorgefühl der verheißenen Seeligkeit. Die Worte des Hochamts geben in einem Cyklus nur den Anlaß, höchſtens den Leitfaden der Erbauung und in jeder Stimmung werden ſie den richtigen Anklang in der Seele erwecken. Im Kyrie wird die Barmherzigkeit Gottes angerufen; das Gloria preiſet ſeine Allmacht und Herrlichkeit, das Credo ſpricht den Glauben aus, auf den die fromme Seele feſt bauet und nachdem im Sanctus und Benedictus die Heiligkeit Gottes erhoben und Seegen denen verheißen worden, die voll Vertrauen ſich ihm nahen, wird im Agnus und im Dona noch zum Mittler gefleht, daß er Beruhigung und ſeinen Frieden ſchenke der frommen glaubenden, hoffenden Seele. Schon dieſer Allgemeinheit wegen, die der tieferen Beziehung, der inneren Bedeutung, welche ein jeder nach ſeiner individuellen Gemüthsſtimmung hineinlegt, nicht vorgreift, ſchmiegt ſich der Text der mannigfaltigſten muſikaliſchen Behandlung an und eben deshalb giebt es ſo ganz, in Charakter und Haltung von einander abweichende Kyrie, Gloria u. ſ. w. Man vergleiche nur z. B. die beiden Kyrie in den Meſſen aus C dur und D Moll von Joſeph Haydn und eben ſo ſeine Benedictus. — Schon hieraus folgt, daß der Componiſt der, wie es ſtets ſeyn ſollte, von wahrer Andacht begeiſtert zur Compoſition eines Hochamts ſchreitet, die individuelle religiöſe Stimmung ſeines Gemüths, der ſich jedes Wort willig ſchmiegt, vorherrſchen und ſich durch das Miserere, Gloria, Qui tollis u. ſ. w. nicht zum bunten Gemiſch des herzzerſchneidendſten Jammers der zerknirſchten Seele mit jubilirendem Geklingel verleiten laſſen wird. Alle Arbeiten dieſer letzten Art, wie ſie in neuerer Zeit auf höchſt frivole Weiſe gemacht wurden, ſind Mißgeburten von einem unreinen Gemüth erzeugt, die ich eben ſo lebhaft verwerfe als Cyprian. Aber hohe Bewundrung zolle ich den herrlichen Kirchen-Compoſitionen Michael und Joſeph Haydns, Haſſes, Naumanns u. a. ohne der alten Werke der frommen italiäniſchen Meiſter (Leo, Durante, Benevoli, Perti u. a.) zu vergeſſen, deren hohe würdige Einfachheit, deren wunderbare Kunſt ohne bunte Ausweichungen eingreifend ins Innerſte zu moduliren, in neuerer und neueſter Zeit ganz verloren gegangen zu ſeyn ſcheint. Daß, ohne an dem urſprünglichen reinen Kirchenſtyl ſchon deshalb feſthalten zu wollen, weil das Heilige den bunten Schmuck irdiſcher Spitzfündigkeiten verſchmäht, auch ſchon jene einfache Muſik in der Kirche muſikaliſch mehr wirkt, iſt nicht zu bezweifeln, da die Töne, je ſchneller ſie aufeinander folgen deſto mehr im hohen Gewölbe verhallen und das Ganze undeutlich und unverſtändlich machen. Daher zum Theil die große Wirkung des Chorals in der Kirche. Mit Dir Cyprian räume ich auch den erhabenen Kirchengeſängen aus der älteren Zeit, ſchon ihres wahrhaft heiligen immer feſtgehaltenen Styls halber den Vorzug vor der neueren Kirchenmuſik unbedingt ein, indeſſen bin ich doch der Meinung, daß man mit dem Reichthum den die Muſik, was hauptſächlich die Anwendung der Inſtrumente betrifft, in neuerer Zeit erworben, in der Kirche zwar nicht prunkenden Staat treiben dürfe, ihn doch aber auf edle, würdige Weiſe anwenden könne. Das gewagte Gleichniß, daß die ältere Kirchenmuſik der Italiäner ſich zu der neueren deutſchen verhalte wie die Peterskirche zum Straßburger Münſter, möchte ziemlich treffend ſeyn. Die grandioſen Verhältniſſe jenes Baues erheben das Gemüth, indem ſie commenſurabel bleiben; aber mit einer ſeltſamen inneren Beunruhigung ſtaunt der Beſchauer den Münſter an, der ſich in den kühnſten Windungen, in den ſonderbarſten Verſchlingungen bunter phantaſtiſcher Figuren und Zierrathen hoch in die Lüfte erhebt. Allein ſelbſt dieſe Unruhe regt ein, das Unbekannte, das Wunderbare ahnendes Gefühl auf und der Geiſt überläßt ſich willig dem Traume, in dem er das Ueberirdiſche, das Unendliche zu erkennen glaubt. Nun! und eben dies iſt ja der Eindruck des Rein-Romantiſchen wie es in Mozarts, in Haydns Kompoſitionen lebt und webt. — Daß es jetzt einem Komponiſten nicht ſo leicht gelingen wird in jenem hohen einfachen Styl der alten Italiener einen Kirchen-Geſang zu ſetzen iſt leicht zu erklären. Nicht daran denken will ich, daß der wahrhafte fromme Glaube, der jenen Meiſtern die Kraft gab das Heiligſte in hohen würdigen Tönen zu verkünden, wohl ſelten in dem Gemüth des Künſtlers aus der neueſten Zeit wohnen dürfte, ich will nur des Unvermögens das der Mangel des wahren Genies herbeiführt und dann eben ſo des Mangels an Selbſtverleugnung erwähnen. Regt nicht in der höchſten Einfachheit der tiefe Genius ſeine kräftigſten Schwingen? Wer aber läßt auch nicht gern den Reichthum der ihm zu Gebote ſteht, vor Aller Augen glänzen und iſt zufrieden mit dem Beifall des einzelnen Kenners, dem auch ohne Prunk das Gediegene, das Liebſte oder vielmehr das einzig Liebe iſt? Dadurch daß man anfing ſich überall derſelben Mittel des Ausdrucks zu bedienen, iſt es nun beinahe dahin gekommen, daß es gar keinen Styl mehr giebt. In der komiſchen Oper hört man oft feierliche gravitätiſch daher ſchreitende Sätze, in der ernſten Oper tändelnde Liedchen und in der Kirche Oratorien und Aemter nach Opernſchnitt. Aber es gehört auch eine ſeltene Tiefe des Geiſtes, ein hoher Genius dazu, ſelbſt bei der Anwendung des figurirteſten Geſanges, des ganzen Reichthums der Inſtrumente ernſt und würdevoll, kurz, kirchenmäßig zu bleiben. Mozart, ſo galant er in ſeinen beiden bekannteren Meſſen aus C dur iſt, hat im Requiem jene Aufgabe herrlich gelöſt: es iſt dies in Wahrheit eine romantiſch heilige Muſik, aus dem Innerſten des Meiſters hervorgegangen. Wie vortrefflich auch Haydn in manchem ſeiner Aemter von dem Heiligſten und Erhabenſten in herrlichen Tönen redet, darf ich wohl nicht erſt ſagen, obgleich man ihm mit Recht hier und da manche Spielerei vorwerfen mag. — So wie ich nur vernahm, Beethoven habe ein Amt geſetzt, ehe ich eine Note davon gehört oder geleſen hatte, vermuthete ich gleich, daß, was Styl und Haltung betrifft, der Meiſter ſich den alten Joſeph zum Vorbilde nehmen würde. Und doch fand ich mich getäuſcht in Anſehung deſſen wie Beethoven die Worte des Hochamts aufgefaßt hat. Beethovens Genius bewegt ſonſt gern die Hebel des Schauers, des Entſetzens. So, dachte ich, würde auch die Anſchauung des Ueberirdiſchen ſein Gemüth mit innerem Schauer erfüllen und er dies Gefühl in Tönen ausſprechen. Im Gegentheil hat aber das ganze Amt den Ausdruck eines kindlich heitern Gemüths, das auf ſeine Reinheit bauend, gläubig der Gnade Gottes vertraut und zu ihm fleht wie zu dem Vater, der das Beſte ſeiner Kinder will und ihre Bitten erhört. Nächſt dieſem allgemeinen Charakter der Kompoſition iſt die innere Struktur, ſo wie die verſtändige Inſtrumentirung, wenn man nur einmal von der Tendenz, wie ich ſie erſt Hinſichts des in der Kirche anzuwendenden muſikaliſchen Reichthums aufſtellte, ausgeht, ganz des genialen Meiſters würdig.

Aber eben dieſe Tendenz, nahm Cyprian das Wort, iſt nach meiner Ueberzeugung ganz verkehrt und kann zur ruchloſen Entheiligung des Höchſten führen. — Laß mich es ſagen wie ich über Kirchenmuſik denke, und Du wirſt finden daß ich wenigſtens mit mir ſelbſt darüber ganz im Reinen bin. — Keine Kunſt, glaube ich, geht ſo ganz und gar aus der inneren Vergeiſtigung des Menſchen hervor, keine Kunſt bedarf nur einzig rein geiſtiger ätheriſcher Mittel, als die Muſik. Die Ahnung des Höchſten und Heiligſten, der geiſtigen Macht, die den Lebensfunken in der ganzen Natur entzündet, ſpricht ſich hörbar aus im Ton und ſo wird Muſik, Geſang, der Ausdruck der höchſten Fülle des Daſeins — Schöpferlob! — Ihrem innern eigenthümlichen Weſen nach iſt daher die Muſik religiöſer Cultus und ihr Urſprung einzig und allein in der Religion, in der Kirche zu ſuchen und zu finden. Immer reicher und mächtiger ins Leben tretend, ſchüttete ſie ihre unerſchöpflichen Schätze aus über den Menſchen und auch das

Profane durfte ſich dann, wie mit kindiſcher Luſt in dem Glanz putzen, mit dem ſie nun das Leben ſelbſt in all' ſeinen kleinen und kleinlichen irdiſchen Beziehungen durchſtrahlte. Aber ſelbſt das Profane erſchien in dieſem Schmuck, wie ſich ſehnend nach dem göttlichen höheren Reich und ſtrebend einzutreten in ſeine Erſcheinungen. — Eben dieſes ihres eigenthümlichen Weſens halber konnte die Muſik nicht das Eigenthum der antiken Welt ſeyn, wo alles auf ſinnliche Verleiblichung ausging, ſondern mußte dem modernen Zeitalter angehören. Die beiden einander entgegengeſetzten Pole des Heidenthums und des Chriſtenthums ſind in der Kunſt die Plaſtik und die Muſik. Das Chriſtenthum vernichtete jene und ſchuf dieſe ſo wie die ihr zunächſt ſtehende Malerei. In der Malerei kannten die Alten weder Perſpective noch Colorit, in der Muſik weder Melodie noch Harmonie. Melodie nehme ich im höhern Sinn als Ausdruck des inneren Affekts, ohne Rückſicht auf Worte und ihren rhythmiſchen Verhalt. Aber es iſt nicht dieſe Mangelhaftigkeit, die etwa nur die geringere Stufe auf der damals Muſik und Malerei ſtanden, bezeichnet, ſondern, wie in unfruchtbarem Bodenru hend, nicht entfalten konnte ſich der Keim dieſer Künſte, der im Chriſtenthum herrlich aufging und Blüthen und Früchte trug in üppiger Fülle. Beide Künſte, Muſik und Malerei, behaupteten in der antiken Welt nur ſcheinbar ihren Platz: ſie wurden von der Gewalt der Plaſtik erdrückt, oder vielmehr in den gewaltigen Maſſen der Plaſtik konnten ſie keine Geſtalt gewinnen; beide Künſte waren nicht im mindeſten das, was wir jetzt Malerei und Muſik nennen, ſo wie die Plaſtik durch die, jeder Verleiblichung entgegen ſtrebende Tendenz der chriſtlichen Welt, gleichſam zum Geiſtigen verflüchtigt, aus dem körperlichen Leben entwich. Aber ſelbſt der erſte Keim der heutigen Muſik, in dem das heilige nur der Chriſtlichen Welt auflösbare Geheimniß verſchloſſen, konnte ſchon der antiken Welt nur nach ſeiner eigenthümlichſten Beſtimmung, d. h. zum religiöſen Kultus dienen. Denn nichts anders als dieſer waren ja ſelbſt in der frühſten Zeit ihre Dramen, welche Feſt-Darſtellungen der Leiden und Freuden eines Gottes enthielten. Die Deklamation wurde von Inſtrumentiſten unterſtützt und ſchon dieſes beweiſet, daß die Muſik der Alten rein rythmiſch war, wenn ſich nicht auch anderweitig darthun ließe, daß, wie ich ſchon vorhin ſagte, Melodie und Harmonie, die beiden Angeln, in denen ſich unſere Muſik bewegt, der antiken Welt unbekannt blieben. Mag es daher ſeyn daß Ambroſius und ſpäter Gregor um das Jahr fünfhundert und ein und neunzig antike Hymnen den chriſtlichen Hymnen zum Grunde legten und daß wir die Spuren jenes bloß rhythmiſchen Geſanges noch in dem ſogenannten Canto Fermo, in den Antiphonien antreffen: ſo heißt das doch nichts anders, als daß ſie den Keim, der ihnen überkommen, benutzten und es bleibt gewiß, daß das tiefere Beachten jener antiken Muſik nur für den forſchenden Antiquar Intereſſe haben kann, dem ausübenden praktiſchen Componiſten ging aber die heiligſte Tiefe ſeiner herrlichen ächtchriſtlichen Kunſt erſt da auf, als in Italien das Chriſtenthum in ſeiner höchſten Glorie ſtrahlte und die hohen Meiſter in der Weihe göttlicher Begeiſterung das heiligſte Geheimniß der Religion in herrlichen nie gehörten Tönen verkündeten. — Merkwürdig iſt es, daß bald nachher, als Guido von Arezzo tiefer in die Geheimniſſe der Tonkunſt eingedrungen, dieſe den Unverſtändigen ein Gegenſtand mathematiſcher Spekulationen und ſo ihr eigenthümliches inneres Weſen, als es kaum begonnen ſich zu entfalten, verkannt wurde. Die wunderbaren Laute der Geiſterſprache waren erwacht und hallten hin über die Erde; ſchon war es gelungen, ſie feſtzubannen, die Hieroglyphe des Tons in ſeiner melodiſchen und harmoniſchen Verkettung war gefunden. Ich meine die Muſikſchrift der Noten. Aber nun galt die Bezeichnung für das Bezeichnete ſelbſt; die Meiſter vertieften ſich in harmoniſche Künſteleien und auf dieſe Weiſe hätte die Muſik, zur ſpekulativen Wiſſenſchaft entſtellt, aufhören müſſen Muſik zu ſeyn. Der Kultus wurde, als endlich jene Künſteleien aufs Höchſte geſtiegen waren, durch das, was ſie ihm als Muſik aufdrangen, entweiht, und doch war dem, von der heiligen Kunſt durchdrungenen Gemüth nur die Muſik wahrer Kultus. So konnte es alſo nur ein kurzer Kampf ſeyn, der mit dem glorreichen Siege der ewigen Wahrheit über das Unwahre endete. Ausgeſöhnt mit der Kunſt wurde der Pabſt Marcellus der zweite, der im Begriff ſtand alle Muſik aus den Kirchen zu verbannen, ſo aber dem Kultus den herrlichſten Glanz zu rauben, als der hohe Meiſter Paleſtrina ihm die heiligen Wunder der Tonkunſt in ihrem eigenthümlichſten Weſen erſchloß. Auf immer wurde nun die Muſik der eigentlichſte Kultus der katholiſchen Kirche und ſo war damals die tiefſte Erkenntniß jenes innern Weſens der Tonkunſt in dem frommen Gemüth der Meiſter aufgegangen und in wahrhaftiger heiliger Begeiſterung ſtrömten aus ihrem Innern ihre unſterblichen unnachahmlichen Geſänge. Du weißt Theodor, daß die ſechsſtimmige Meſſe, die Paleſtrina damals (es war ja wohl im Jahr 1555?) komponirte, um dem erzürnten Pabſt wahre Muſik hören zu laſſen, unter dem Namen **Missa Papae Marcelli** ſehr bekannt geworden iſt. Mit Paleſtrina hob unſtreitig die herrlichſte Periode der Kirchenmuſik, mithin der Muſik überhaupt an, die ſich beinahe zweihundert Jahre bei immer zunehmendem Reichthum in ihrer frommen Würde und Kraft erhielt, wiewohl nicht zu laugnen iſt, daß ſchon in dem erſten Jahrhundert nach Paleſtrina jene hohe unnachahmliche Einfachheit und Würde ſich in eine gewiſſe Eleganz verlor, um die ſich die Componiſten bemühten. Welch ein Meiſter iſt Paleſtrina! — Ohne allen Schmuck, ohne melodiſchen Schwung folgen in ſeinen Werken meiſtens vollkommen konſonirende Accorde aufeinander, von deren Stärke und Kühnheit das Gemüth mit unnennbarer Gewalt ergriffen und zum Höchſten erhoben wird. — Die Liebe, der Einklang alles Geiſtigen in der Natur, wie er dem Chriſten verheißen, ſpricht ſich aus im Accord, der daher auch erſt im Chriſtenthum zum Leben erwachte, und ſo wird der Accord, die Harmonie, Bild und Ausdruck der Geiſtergemeinſchaft, der Vereinigung mit dem Ewigen, dem Idealen, das über uns thront und doch uns einſchließt. Am reinſten, heiligſten, kirchlichſten muß daher die Muſik ſeyn, welche nur als Ausdruck jener Liebe aus dem Innern aufgeht, alles Weltliche nicht beachtend und verſchmähend. So ſind aber Paleſtrina's einfache, würdevolle Werke, die in der höchſten Kraft der Frömmigkeit und Liebe empfangen das Göttliche verkünden mit Macht und Herrlichkeit. Auf ſeine Muſik paßt eigentlich das, womit die Italiäner das Werk manches, gegen ihn ſeichten, ärmlichen Componiſten bezeichneten; es iſt wahrhafte Muſik aus der andern Welt — Musica del' altro mondo.

Die Folge conſonirender, vollkommener Dreiklänge iſt uns jetzt in unſerer Verweichlichung ſo fremd geworden, daß mancher, deſſen Gemüth dem Heiligen ganz verſchloſſen, darin nur die Unbehülflichkeit der techniſchen Struktur erblickt. Indeſſen auch ſelbſt von jeder höheren Anſicht abgeſehen, nur das beachtend, was man im Kreiſe des Gemeinen Wirkung zu nennen pflegt, liegt es am Tage, daß wie Du ſchon erſt bemerkteſt, Theodor! in der Kirche, in dem großen weithallenden Gebäude, gerade alles Verſchmelzen durch Uebergänge, durch kleine Zwiſchennoten, die Kraft des Geſanges bricht. In Paleſtrinas Muſik trifft jeder Accord den Zuhörer mit der ganzen Gewalt, und die künſtlichſten Modulationen werden nie ſo, wie eben jene kühnen, gewaltigen, wie blendende Strahlen hereinbrechenden, Accorde, auf das Gemüth zu wirken vermögen. Paleſtrina iſt einfach, wahrhaft, kindlich fromm, ſtark und mächtig, ächtchriſtlich in ſeinen Werken wie in der Malerei Pietro von Cortona und unſer Albrecht Dürer. Sein Componiren war Religions-Uebung. Doch will ich auch nicht der hohen Meiſter, Caldara, Barnabei, Scarlatti, Marcello, Lotti, Parpora, Bernardo, Leo, Valotti u. a. vergeſſen, die alle ſich einfach würdig und kräftig erhielten. — Lebhaft geht in dieſem Augenblick die Erinnerung an die ſiebenſtimmige alla Capella geſetzte Meſſe des Aleſſandro Scarlatti in mir auf, die Du einmal Theodor unter deiner Leitung von deinen guten Schülern und Schülerinnen ſingen ließeſt. Dies Hochamt iſt ein Muſter des wahren mächtigen Kirchenſtyls, unerachtet es ſchon den melodiſchen Schwung, den die Muſik zu der Zeit (1705) gewonnen, in ſich hat.

Und, ſprach Theodor, des mächtigen Händel, des unnachahmlichen Haſſe, des tiefſinnigen Sebaſtian Bach gedenkſt Du gar nicht?

Ei, erwiederte Cyprian, dieſe rechne ich eben noch ganz zu der heiligen Schaar, deren Inneres die Kraft des Glaubens ſtärkte und der Liebe. Eben dieſe Kraft ſchuf die Begeiſterung, in der ſie in Gemeinſchaft traten mit dem Höheren und entflammt wurden zu den Werken, die nicht weltlicher Abſicht dienen, ſondern nur Lob und Preis der Religion, des höchſten Weſens, ſeyn ſollten. Daher tragen jene Werke das Gepräge der Wahrhaftigkeit und kein ängſtliches Streben nach ſogenannter Wirkung, keine geſuchte Spielerei und Nachäffung entweiht das rein vom Himmel Empfangene, daher kommt nichts vor von den ſogenannten frappirenden Modulationen, von den bunten Figuren, von den weichlichen Melodien, von dem kraftloſen verwirrenden Geräuſch der Inſtrumente, das den Zuhörer betäuben ſoll, damit er die innere Leere nicht bemerke, und daher wird nur von den Werken dieſer Meiſter und der wenigen, die noch in neuerer Zeit treue Diener der von der Erde verſchwundenen Kirche blieben, das fromme Gemüth wahrhaft erhoben und erbaut. Ich will auch hier des herrlichen Meiſters Faſch gedenken, der der alten frommen Zeit angehört und deſſen tiefſinnige Werke nach ſeinem Tode von der leichtſinnigen Menge ſo wenig beachtet wurden, daß die Herausgabe ſeiner ſechszehnſtimmigen Meſſe aus Mangel an Unterſtützung nicht zu Stande kam. —

Sehr Unrecht thuſt du mir, Theodor! wenn du glaubſt, daß mein Sinn verſchloſſen iſt für die neuere Muſik. Haydn, Mozart, Beethoven entfalteten in der That eine neue Kunſt, deren Keim ſich wohl eben erſt in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zeigte. Daß der Leichtſinn, der Unverſtand mit dem erworbenen Reichthum übel haushaltete, daß endlich Falſchmünzer ihrem Rauſchgolde das Anſehen der Gediegenheit geben wollten, war nicht die Schuld jener Meiſter, in denen ſich der Geiſt herrlich offenbarte. Wahr iſt es, daß beinahe in eben dem Grade, als die Inſtrumental-Muſik ſtieg, der Geſang vernachläſſigt wurde und daß mit dieſer Vernachläſſigung, jenes völlige Ausgehn der guten Chöre, das von mancher kirchlichen Einrichtung (Aufhebung der Klöſter u. ſ. w.) herrührte, gleichen Schritt hielt; daß es unmöglich iſt, jetzt zu Paleſtrina's Einfachheit und Größe zurückzukehren bleibt ausgemacht, in wie fern aber der neu erworbene Reichthum ohne Oſtentation in die Kirche getragen werden darf, das fragt ſich noch. — Nun! — immer weiter fort und fort treibt der waltende Weltgeiſt; nie kehren die verſchwundenen Geſtalten, ſo wie ſie ſich in der Luſt des Lebens bewegten, wieder; aber ewig, unvergänglich iſt das Wahrhaftige, und eine wunderbare Geiſtergemeinſchaft ſchmiegt ihr geheimnißvolles Band um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Noch leben geiſtig die alten hohen Meiſter; nicht verklungen ſind ihre Geſänge; nur nicht vernommen wurden ſie im brauſenden, toſenden Geräuſch des ausgelaſſenen wilden Treibens, das über uns einbrach. Mag die Zeit der Erfüllung unſeres Hoffens nicht mehr fern ſeyn, mag ein frommes Leben in Friede und Freudigkeit beginnen und die Muſik frei und kräftig ihre Seraphsſchwingen regen, um aufs neue den Flug zu dem Jenſeits zu beginnen, das ihre Heimath iſt und von welchem Troſt und Heil in die unruhvolle Bruſt des Menſchen hinabſtrahlt! —

Cyprian ſprach die letzten Worte mit einer Salbung, die deutlich erkennen ließ, daß alles wahrhaft aus ſeinem Innern ſtrömte. Von ſeiner Rede tief ergriffen ſchwiegen die Freunde einige Augenblicke, dann begann Sylveſter. In der That, ohne Muſiker zu ſeyn wie ihr, Theodor und Cyprian, es ſeyd, habe ich doch Alles, was ihr über Beethovens Meſſe und über Kirchenmuſik überhaupt geſagt, ſehr gut verſtanden. So wie du Cyprian aber klagſt, daß es beinahe gar keinen eigentlichen Kirchen-Komponiſten mehr giebt, ſo möcht ich behaupten, daß jetzt ſchwer ein Dichter zu finden ſeyn möchte, der einen würdigen Kirchentext ſchreibt.

Sehr wahr, nahm Theodor das Wort, und eben der deutſche Text, den man der Beethoveniſchen Meſſe untergelegt hat, beweiſet dieſes nur zu ſehr. Die drei Haupttheile des Hochamts ſind bekanntlich das Kyrie, das Credo und das Sanctus. Zwiſchen dem Erſten und Zweiten tritt das Graduale (meiſtens eine Kirchenſymphonie), zwiſchen dem Zweiten und Dritten das Offertorium (gewöhnlich als Kirchen-Arie behandelt) ein.

So iſt, wahrſcheinlich um der herrlichen Muſik auch in proteſtantiſchen Kirchen ja wohl ſogar in Konzertſälen Eingang zu verſchaffen auch in der deutſchen Bearbeitung das Ganze in drei Hymnen getheilt. Was aber die Worte betrifft, ſo mußten ſie, um den Sinn, die Bedeutung des Ganzen nicht zu verletzen ſo einfach als möglich und zwar am beſten und kräftigſten rein bibliſch ſeyn. Händel ließ bekanntlich dem Biſchof, der ſich erbot ihm den Text zum Meſſias zu dichten, ſagen, ob die Eminenz denn ſich getraue beſſere Worte zu erſinnen als er, Händel, ſie in der Bibel finde. Richtiger wurde nie die wahre Tendenz der Kirchentexte ausgeſprochen. Was iſt in der Beethovenſchen Meſſe aus dem einfachen Kyrie eleison, Christe eleison geworden? — da heißt es:

Tief im Staub' anbeten wir
Dich den ew'gen Weltenherrſcher
Dich den Allgewaltigen.
Wer kann dich nennen, wer dich faſſen?
Unendlicher! — Ach unermeſſen,
Unnennbar iſt deine Macht!
Wir ſtammeln nur mit Kindeslallen,
Den Namen Gott! —

Das iſt, rief Sylveſter, modern, geſucht preziös und weitſchweifig zu gleicher Zeit. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß mir das innere Weſen der alten lateiniſchen Hymnen ganz unerreichbar ſcheint und daß mir ſelbſt die Ueberſetzungen die vortreffliche Dichter verſucht haben, keinesweges gnügen. Die treuſte Ueberſetzung klingt oft wenigſtens wunderlich, wie z. B. Ave maris stella: Meerſtern ich dich grüße! —

Eben daher, ſprach Theodor, würd' ich mich nie entſchließen können, hab' ich es im Sinn Kirchenmuſik zu ſetzen, von jenen alten Hymnen abzulaſſen.

Aber nun, rief Vinzenz, indem er vom Stuhle aufſprang, nun verbanne ich, ein zweiter ergrimmter Pabſt Marcellus, alles fernere Geſpräch über Muſik aus der Kapelle des heiligen Serapion! — Ihr habt beide ſehr ſchön geſprochen, du ſowohl Theodor als du Cyprian; aber dabei laßt es bewenden; kehren wir zur alten Ordnung zurück, auf die eben ich als Neuling ganz erſtaunlich halte! —

Vinzenz, nahm Lothar das Wort, hat Recht. Für muſikaliſche Laien waren Eure Abhandlungen eben nicht ganz genießbar und daher iſt es gut, daß wir ſie abbrechen. Sylveſter ſoll uns nun die Erzählung vorleſen, die er uns mitgebracht hat.

Die Freunde ſtimmten ein in Lothars Begehren, und Sylveſter begann ohne weiteres in folgender Art.

Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen.

Wohl mag dir auch, geliebter Leſer! das Herz aufgehen in ahnungsvoller Wehmuth, wenn du über eine Stätte wandelſt, wo die herrlichen Denkmäler altdeutſcher Kunſt, wie beredte Zeugen, den Glanz, den frommen Fleiß, die Wahrhaftigkeit einer ſchönen vergangenen Zeit verkünden. Iſt es nicht ſo als träteſt du in ein verlaſſenes Haus? — Noch liegt aufgeſchlagen auf dem Tiſche das fromme Buch, in dem der Hausvater geleſen, noch iſt das reiche bunte Gewebe aufgehängt, das die Hausfrau gefertigt; allerlei köſtliche Gaben des Kunſtfleißes, an Ehrentagen beſchert, ſtehen umher in ſaubern Schränken. Es iſt, als werde nun gleich einer von den Hausgenoſſen eintreten und mit treuherziger Gaſtlichkeit dich empfangen. Aber vergebens warteſt du auf die, welche das ewig rollende Rad der Zeit fortriß, du magſt dich denn überlaſſen dem ſüßen Traum, der dir die alten Meiſter zuführt, die zu dir reden fromm und kräftig, daß es dir recht durch Mark und Bein dringt. Und nun verſtehſt du erſt den tiefen Sinn ihrer Werke, denn du lebſt in ihrer Zeit und haſt die

Zeit begriffen, welche Meiſter und Werk erzeugen konnte. Doch ach! geſchieht es nicht, daß die holde Traumgeſtalt eben als du ſie zu umfangen gedachteſt, mit liebenden Armen, auf lichten Morgenwolken ſcheu entflieht vor dem polternden Treiben des Tages und du, brennende Thränen im Auge, dem immer mehr verbleichenden Schimmer nachſchaueſt? — So erwachſt du auch plötzlich hart berührt von dem um dich wogenden Leben aus dem ſchönen Traum und nichts bleibt dir zurück, als die tiefe Sehnſucht, welche mit ſüßen Schauern deine Bruſt durchbebt.

Solche Empfindungen erfüllten den, der für dich, geliebter Leſer! dieſe Blätter ſchreibt, jedesmal, wenn ihn ſein Weg durch die weltberühmte Stadt Nürnberg führte. Bald vor dem wundervollen Bau des Brunnens am Markte verweilend, bald das Grabmal in St. Sebald, das Sakramenthäuslein in St. Lorenz, bald auf der Burg, auf dem Rathhauſe Albrecht Dürers tiefſinnige Meiſterwerke betrachtend, gab er ſich ganz hin der ſüßen Träumerei, die ihn mitten in alle Herrlichkeit der alten Reichsſtadt verſetzte. Er gedachte jener treuherzigen Verſe des Paters Roſenbluth:

O Nürnberg, du edler Fleck,
Deiner Ehren Pelz ſteckt am Zweck,
Den hat die Weisheit daran geſchoſſen,
Die Wahrheit iſt in dir entſproſſen.

Manches Bild des tüchtigen Bürgerlebens zu jener Zeit, wo Kunſt und Handwerk ſich in wackerm Treiben die Hände boten, ſtieg ſchnell empor und prägte ſich ein dem Gemüth mit beſonderer Luſt und Heiterkeit. Laß es dir daher gefallen, geliebter Leſer! daß eins dieſer Bilder vor dir aufgeſtellt werde. Vielleicht magſt du es mit Behaglichkeit, ja wohl mit gemüthlichem Lächeln anſchauen, vielleicht wirſt du ſelbſt heimiſch in Meiſter Martins Hauſe und verweilſt gern bei ſeinen Kufen und Kannen. Nun! — dann geſchähe ja das wirklich, was der Schreiber dieſer Blätter ſo recht aus Grund des Herzens wünſcht.

Wie Herr Martin zum Kerzenmeiſter erwählt wurde und ſich dafür bedankte.

Am erſten Mai des Jahres ein tauſend fünf hundert und achtzig hielt die ehrſame Zunft der Böttcher, Küper oder Kufner in der freien

Reichsſtadt Nürnberg, alter Sitte und Gewohnheit gemäß, ihre feierliche Gewerks-Verſammlung. Kurze Zeit vorher war einer der Vorſteher oder ſogenannten Kerzenmeiſter zu Grabe getragen worden, deshalb mußte ein neuer gewählt werden. Die Wahl fiel auf den Meiſter Martin. In der That mochte es beinahe keiner ihm gleich thun an feſtem und zierlichem Bau der Fäſſer, keiner verſtand ſich ſo wie er, auf die Weinwirthſchaft im Keller, weshalb er denn die vornehmſten Herren unter ſeinen Kunden hatte, und in dem blühendſten Wohlſtande, ja wohl in vollem Reichthum lebte. Deshalb ſprach, als Meiſter Martin gewählt worden, der würdige Rathsherr Jacobus Paumgartner, der der Zunft als Handwerksherr vorſtand: „Ihr habt ſehr wohl gethan, meine Freunde! den Meiſter Martin zu eurem Vorſteher zu erkieſen, denn in beſſern Händen kann ſich gar nicht das Amt befinden. Meiſter Martin iſt hochgeachtet von allen, die ihn kennen, ob ſeiner großen Geſchicklichkeit und ſeiner tiefen Erfahrniß in der Kunſt den edlen Wein zu hegen und zu pflegen. Sein wackrer Fleiß, ſein frommes Leben, trotz alles Reichthums, den er erworben, mag euch allen zum Vorbilde dienen. So ſeyd denn, mein lieber Meiſter Martin, viel tauſendmal begrüßt, als unſer würdiger Vorſteher!“ Mit dieſen Worten ſtand Paumgartner von ſeinem Sitze auf und trat einige Schritte vor mit offnen Armen, erwartend, daß Meiſter Martin ihm entgegen kommen werde. Dieſer ſtemmte denn auch alsbald beide Arme auf die Stuhllehnen und erhob ſich langſam und ſchwerfällig, wie es ſein wohlgenährter Körper nur zulaſſen wollte. Dann ſchritt er eben ſo langſam hinein in Paumgartners herzliche Umarmung, die er kaum erwiederte. „Nun, ſprach Paumgartner darob etwas befremdet, nun Meiſter Martin, iſt's euch etwa nicht recht, daß wir euch zu unſerm Kerzenmeiſter erwählet?“ — Meiſter Martin warf, wie es ſeine Gewohnheit war, den Kopf in den Nacken, fingerte mit beiden Händen auf dem dicken Bauche, und ſchaute mit weit aufgeriſſenen Augen, die Unterlippe vorgekniffen, in der Verſammlung umher. Dann fing er zu Paumgartner gewendet alſo an: „Ei, mein lieber würdiger Herr, wie ſollt' es mir denn nicht recht ſeyn, daß ich empfange, was mir gebührt. Wer verſchmäht es den Lohn zu nehmen für wackre Arbeit, wer weiſt den böſen Schuldner von der Schwelle, der endlich kommt, das Geld zu zahlen, das er ſeit langer Zeit geborgt. Ei, ihr lieben Männer (ſo wandte ſich Martin zu den Meiſtern, die rings umher ſaßen: „Ei, ihr lieben Männer, iſt's euch denn nun endlich eingefallen, daß ich — ich der Vorſteher unſerer ehrbaren Zunft ſeyn muß? — Was verlangt ihr vom Vorſteher? — Soll er der geſchickteſte ſeyn im Handwerk? Geht hin und ſchaut mein zweifudriges Faß ohne Feuer getrieben, mein wackres Meiſterſtück an, und dann ſagt, ob ſich einer von euch rühmen darf, was Stärke und Zierlichkeit der Arbeit betrifft, ähnliches geliefert zu haben. Wollt ihr, daß der Vorſteher Geld und Gut beſitze? Kommt in mein Haus, da will ich meine Kiſten und Kaſten aufſchließen und ihr ſollt euch erfreuen an dem Glanz des funkelnden Goldes und Silbers. Soll der Vorſteher geehrt ſeyn von Großen und Niedern? — Fragt doch nur unſere ehrſamen Herren des Raths, fragt Fürſten und Herren, rings um unſere gute Stadt Nürnberg her, fragt den hochwürdigen Biſchof von Bamberg, fragt was die alle von dem Meiſter Martin halten. Nun! — ich denke, ihr ſollt nichts Arges vernehmen!“ — Dabei klopfte ſich Herr Martin recht behaglich auf den dicken Bauch, ſchmunzelte mit halbgeſchloſſenen Augen und fuhr dann, da alles ſchwieg und nur hin und wieder ein bedenkliches Räuſpern laut wurde, alſo fort: „Aber ich merk' es, ich weiß es wohl, daß ich mich nun noch ſchönſtens bedanken ſoll dafür, daß der Herr endlich bei der Wahl eure Köpfe erleuchtet hat. — Nun! — wenn ich den Lohn empfange für die Arbeit, wenn der Schuldner mir das geborgte Geld bezahlt, da ſchreib' ich wohl unter die Rechnung, unter den Schein: zu Dank bezahlt, Thomas Martin, Küpermeiſter allhier! — So ſeyd denn alle von Herzen bedankt dafür, daß ihr mir, indem ihr mich zu eurem Vorſteher und Kerzenherrn wählet, eine alte Schuld abtruget. Uebrigens verſpreche ich euch, daß ich mein Amt mit aller Treue und Frömmigkeit verwalten werde. Der Zunft, jedem von euch, ſtehe ich, wenn es Noth thut, bei, mit Rath und That, wie ich es nur vermag mit allen meinen Kräften. Mir ſoll es recht anliegen, unſer berühmtes Gewerk in vollen Ehren und Würden, wie es jetzt beſteht, zu erhalten. Ich lade euch, mein würdiger Handwerksherr, euch alle, ihr lieben Freunde und Meiſter, zu einem frohen Mahle auf künftigen Sonntag ein. Da laßt uns frohen Muths bei einem tüchtigen Glaſe Hochheimer, Johannisberger, oder was ihr ſonſt an edlen Weinen aus meinem reichen Keller trinken möget, überlegen, was jetzt förderſamſt zu thun iſt für unſer aller Beſtes! — Seyd nochmals alle herzlichſt eingeladen.

Die Geſichter der ehrſamen Meiſter, die ſich bei Martins ſtolzer Rede merklich verfinſtert hatten, heiterten ſich nun auf, und dem dumpfen Schweigen folgte ein fröhliches Geplapper, worin vieles von Herrn Martins hohen Verdienſten und ſeinem auserleſenen Keller vorkam. Alle verſprachen am Sonntag zu erſcheinen und reichten dem neuerwählten Kerzenmeiſter die Hände, der ſie treuherzig ſchüttelte und auch wohl dieſen, jenen Meiſter ein klein wenig an ſeinen Bauch drückte, als woll' er ihn umarmen. Man ſchied fröhlich und guter Dinge.

Was ſich darauf weiter in Meiſter Martins Hauſe begab.

Es traf ſich, daß der Rathsherr Jacobus Paumgartner, um zu ſeiner Behauſung zu gelangen, bei Meiſter Martins Hauſe vorübergehen mußte. Als beide, Paumgartner und Martin, nun vor der Thüre dieſes Hauſes ſtanden und Paumgartner weiter fortſchreiten wollte, zog Meiſter Martin ſein Mützlein vom Kopf und ſich ehrfurchtsvoll ſo tief neigend, als er es nur vermochte, ſprach er zu dem Rathsherrn: O wenn ihr es doch nicht verſchmähen wolltet, in mein ſchlechtes Haus auf ein Stündchen einzutreten, mein lieber würdiger Herr! — Laßt es euch gefallen, daß ich mich an euern weiſen Reden ergötze und erbaue. Ei, lieber Meiſter Martin, erwiederte Paumgartner lächelnd, gern mag ich bei euch verweilen, aber warum nennt ihr euer Haus ein ſchlechtes? ich weiß es ja, daß an Schmuck und köſtlicher Geräthſchaft es keiner der reichſten Bürger euch zuvorthut! habt ihr nicht erſt vor kurzer Zeit den ſchönen Bau vollendet, der euer Haus zur Zierde unſerer berühmten Reichsſtadt macht, und von der innern Einrichtung mag ich gar nicht reden, denn deren dürft' ſich ja kein Patrizier ſchämen.

Der alte Paumgartner hatte Recht, denn ſo wie man die hell gebohnte, mit reichem Meſſingwerk verzierte Thür geöffnet hatte, war der geräumige Flur mit ſauber ausgelegtem Fußboden, mit ſchönen Bildern an den Wänden, mit kunſtvoll gearbeiteten Schränken und Stühlen beinahe anzuſehen wie ein Prunkſaal. Da folgte denn auch jeder gern der Weiſung, die alter Sitte gemäß ein Täfelchen, das gleich neben der Thüre hing, in den Verſen gab:

Wer tretten wil die Stiegen hinein
Dem ſollen die Schue fein ſauber ſeyn
Oder vorhero ſtreiffen ab,
Daß man nit drüber zu klagen hab.
Ein Verſtändiger weiß das vorhin
Wie er ſich halten ſoll darinn.

Der Tag war heiß, die Luft in den Stuben, jetzt, da die Abenddämmerung einbrach, ſchwül und dunſtig, deshalb führte Meiſter Martin ſeinen edlen Gaſt in die geräumige, kühle Prangkuchen. So hieß zu jener Zeit der Platz in den Häuſern der reichen Bürger, der zwar wie eine Küche eingerichtet, aber nicht zum Gebrauch, ſondern nur zur Schau mit allerlei köſtlichen Geräthſchaften des Hausbedarfs ausgeſchmückt war. Kaum eingetreten, rief Meiſter Martin mit lauter Stimme: Roſa — Roſa! — alsbald öffnete ſich denn auch die Thür und Roſa, Meiſter Martins einzige Tochter, kam hineingegangen. —

Möchteſt du, vielgeliebter Leſer! in dieſem Augenblick doch recht lebhaft dich der Meiſterwerke unſeres großen Albrecht Dürers erinnern. Möchten dir doch die herrlichen Jungfrauengeſtalten voll hoher Anmuth, voll ſüßer Milde und Frömmigkeit, wie ſie dort zu finden, recht lebendig aufgehen. Denk' an den edlen zarten Wuchs, an die ſchön gewölbte, lilienweiße Stirn, an das Inkarnat, das wie Roſenhauch die Wangen überfliegt, an die feinen kirſchroth brennenden Lippen, an das in frommer Sehnſucht hinſchauende Auge von dunkler Wimper halb verhängt wie Mondesſtrahl von düſterm Laube — denk' an das ſeidne Haar in zierlichen Flechten kunſtreich aufgeneſtelt — denk' an alle Himmelsſchönheit jener Jungfrauen und du ſchaueſt die holde Roſa. Wie vermöchte auch ſonſt der Erzähler dir das liebe Himmelskind zu ſchildern? — Doch ſey es erlaubt hier noch eines wackern jungen Künſtlers zu gedenken, in deſſen Bruſt ein leuchtender Strahl aus jener ſchönen alten Zeit gedrungen. Es iſt der deutſche Maler Cornelius in Rom gemeint. — „Bin weder Fräulein noch ſchön!“ — So wie in Cornelius Zeichnungen zu Goethes gewaltigem Fauſt Margarethe anzuſchauen iſt, als ſie dieſe Worte ſpricht, ſo mochte auch wohl Roſa anzuſehen ſeyn, wenn ſie in frommer züchtiger Scheu übermüthigen Bewerbungen auszuweichen ſich gedrungen fühlte.

Roſa verneigte ſich in kindlicher Demuth vor Paumgartner, ergriff ſeine Hand und drückte ſie an ihre Lippen. Die blaſſen Wangen des alten Herrn färbten ſich hochroth und wie der Abendſchein im Verſinken noch einmal aufflackernd das ſchwarze Laub plötzlich vergoldet, ſo blitzte das Feuer längſt vergangener Jugend auf in ſeinen Augen. „Ei, rief er mit heller Stimme, ei mein lieber Meiſter Martin, ihr ſeyd ein wohlhabender, ein reicher Mann, aber die ſchönſte Himmelsgabe, die euch der Herr beſcheert hat, iſt doch eure holde Tochter Roſa. Gebt uns alten Herren, wie wir alle im Rath ſitzen, das Herz auf und können wir nicht die blöden Augen wegwenden, wenn wir das liebe Kind ſchauen, wer mag's denn den jungen Leuten verargen, daß ſie verſteinert und erſtarrt ſtehen bleiben, wenn ſie auf der Straße eurer Tochter begegnen, daß ſie in der Kirche eure Tochter ſehen, aber nicht den geiſtlichen Herrn, daß ſie auf der Allerwieſe, oder wo es ſonſt ein Feſt giebt, zum Verdruß aller Mägdlein, nur hinter eurer Tochter her ſind mit Seufzern, Liebesblicken und honigſüßen Reden. — Nun, Meiſter Martin! ihr möget euch euren Eidam wählen unter unſern jungen Patriziern, oder wo ihr ſonſt wollet."

Meiſter Martins Geſicht verzog ſich in finſtre Falten, er gebot der Tochter edlen alten Wein herzubringen und ſprach, als ſie über und über glühend im Geſicht, den Blick zu Boden geſenkt, fortgegangen, zu dem alten Paumgartner: ei, mein lieber Herr, es iſt zwar in der Wahrheit, daß mein Kind geſchmückt iſt mit ausnehmender Schönheit und daß auch hierin mich der Himmel reich gemacht hat, aber wie mögt ihr denn davon ſprechen in des Mägdleins Gegenwart, und mit dem Eidam Patrizier iſt es nun ganz und gar nichts. Schweigt, erwiederte Paumgartner lachend, ſchweigt Meiſter Martin, wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über! — glaubt ihr denn nicht, daß mir auch das träge Blut im alten Herzen zu hüpfen beginnt, wenn ich Roſa ſehe, und wenn ich dann treuherzig herausſage, was ſie ja ſelbſt recht gut wiſſen muß, daraus wird kein Arges entſtehen.

Roſa brachte den Wein und zwei ſtattliche Trinkgläſer herbei. Martin rückte dagegen den ſchweren, mit wunderlichem Schnitzwerk verzierten Tiſch in die Mitte. Kaum hatten die alten Herren indeſſen Platz genommen, kaum hatte Meiſter Martin die Gläſer vollgeſchenkt, als ſich ein Pferdegetrappel vor dem Hauſe vernehmen ließ. Es war, als hielte ein Reuter an, deſſen Stimme im Flur laut wurde: Roſa eilte hinab und kam bald mit der Nachricht zurück, der alte Junker Heinrich von Spangenberg ſey da und wünſche bei dem Meiſter Martin einzuſprechen. Nun, rief Martin, ſo iſt das heute ein ſchöner glücklicher Abend, da mein wackerer älteſter Kundmann bei mir einkehrt. Gewiß neue Beſtellungen, gewiß ſoll ich neu auflagern. — Und damit eilte er, ſo ſchnell als es gehen wollte, dem willkommnen Gaſt entgegen.

Wie Meiſter Martin ſein Handwerk über alle andere erhob.

Der Hochheimer perlte in den ſchmucken geſchliffenen Trinkgläſern und erſchloß den drei Alten Zunge und Herz. Zumahl wußte der alte Spangenberg, bei hohen Jahren noch von friſchem Lebensmuth durchdrungen, manchen luſtigen Schwank aus froher Jugendzeit aufzutiſchen, ſo daß Meiſter Martins Bauch weidlich wackelte und er vor ausgelaſſenem Lachen ſich einmal über das andere die Thränen aus den Augen wiſchen mußte. Auch Herr Paumgartner vergaß mehr als ſonſt den rathherrlichen Ernſt und that ſich gütlich mit edlem Getränk und dem luſtigen Geſpräch. Als nun aber Roſa wieder eintrat, den ſaubern Handkorb unter dem Arm, aus dem ſie Tiſchzeug langte, blendend weiß, wie friſchgefallener Schnee: als ſie mit häuslicher Geſchäftigkeit hin und her trippelnd den Tiſch deckte und ihn mit allerlei würzreichen Speiſen beſetzte, als ſie mit holdem Lächeln die Herren einlud, nun auch nicht zu verſchmähen, was in der Eile bereitet worden, da ſchwieg Geſpräch und Gelächter. Beide, Paumgartner und Spangenberg wandten die leuchtenden Blicke nicht ab von der lieblichen Jungfrau und ſelbſt Meiſter Martin ſchaute zurückgelehnt in den Seſſel, die Hände zuſammengefaltet, ihrem wirthlichen Treiben zu mit behaglichem Lächeln. Roſa wollte ſich entfernen, da ſprang aber der alte Spangenberg raſch auf wie ein Jüngling, faßte das Mädchen bei beiden Schultern und rief, indem die hellen Thränen ihm aus den Augen rannen, einmal über das andere: o du frommes, holdes Engelskind — du herziges liebes Mägdlein, — dann küßte er ſie zwei — dreimal auf die Stirne und kehrte wie in tiefem Sinnen auf ſeinen Platz zurück. Paumgartner brachte Roſa's Geſundheit aus. — Ja, fing Spangenberg an, als Roſa hinausgegangen, ja

Meiſter Martin, der Himmel hat euch in eurer Tochter ein Kleinod beſcheert, das ihr gar nicht hoch genug ſchätzen könnet. Sie bringt euch noch zu hohen Ehren, wer, ſey es aus welchem Stande es wolle, möchte nicht euer Eidam werden. Seht ihr wohl, fiel Paumgartner ein, ſeht ihr wohl Meiſter Martin, daß der edle Herr von Spangenberg ganz ſo denkt wie ich? — Ich ſehe ſchon meine liebe Roſa als Patrizierbraut mit dem reichen Perlenſchmuck in den ſchönen blonden Haaren. Liebe Herren, fing Meiſter Martin ganz verdrießlich an, liebe Herren, wie möget ihr denn nur immer von einer Sache reden, an die ich zur Zeit noch gar nicht denke. Meine Roſa hat nun das achtzehnte Jahr erreicht und ſolch ein blutjunges Ding darf noch nicht ausſchauen nach dem Bräutigam. Wie es ſich künftig fügen mag, überlaſſe ich ganz dem Willen des Herrn, aber ſo viel iſt gewiß daß weder ein Patrizier, noch ein anderer, meiner Tochter Hand berühren wird, als der Küper, der ſich mir als den tüchtigſten geſchickteſten Meiſter bewährt hat. Vorausgeſetzt, daß ihn meine Tochter mag, denn zwingen werde ich mein liebes Kind zu nichts in der Welt, am wenigſten zu einer Heirath, die ihr nicht anſteht. Spangenberg und Paumgartner ſchauten ſich an, voll Erſtaunen über dieſen ſeltſamen Ausſpruch des Meiſters. Endlich nach einigem Räuspern fing Spangenberg an: alſo aus euerm Stande heraus ſoll eure Tochter nicht freien? Gott ſoll ſie dafür bewahren, erwiederte Martin. Aber, fuhr Spangenberg fort, wenn nun ein tüchtiger Meiſter aus einem edlen Handwerk, vielleicht ein Goldſchmidt, oder gar ein junger wackrer Künſtler, um eure Roſa freite und ihr ganz ausnehmend gefiele vor allen andern jungen Geſellen, wie dann? Zeigt mir, erwiederte Martin, indem er den Kopf in den Nacken warf, zeigt mir lieber junger Geſell, würde ich ſprechen, das ſchöne zweifudrige Faß welches ihr als Meiſterſtück gebaut habt, und wenn er das nicht könnte, würd' ich freundlich die Thür öffnen und ihn höflichſt bitten, doch ſich anderswo zu verſuchen. Wenn aber, ſprach Spangenberg weiter, wenn aber der junge Geſell ſpräche, ſolch einen kleinen Bau kann ich euch nicht zeigen, aber kommt mit mir auf den Markt, ſchaut jenes ſtattliche Haus, das die ſchlanken Wipfel kühn emporſtreckt in die hohen Lüfte — das iſt mein Meiſterbau. — Ach lieber Herr, unterbrach Meiſter Martin ungeduldig Spangenbergs Rede, ach lieber Herr, was gebt ihr euch denn für Mühe, mich eines andern zu überzeugen. Aus meinem Handwerk ſoll nun einmal mein Eidam ſeyn, denn mein Handwerk halt ich für das herrlichſte, was es auf der Welt geben kann. Glaubt ihr denn, daß es genug iſt die Bände aufzutreiben auf die Dauben, damit das Faß zuſammenhalte? Ei, iſt es nicht ſchon herrlich und ſchön, daß unſer Handwerk den Verſtand vorausſetzt, wie man die ſchöne Himmelsgabe, den edlen Wein, hegen und pflegen muß, damit er gedeihe und mit aller Kraft und Süßigkeit, wie ein wahrer glühender Lebensgeiſt uns durchdringe? Aber dann der Bau der Fäſſer ſelbſt. Müſſen wir, ſoll der Bau gelingen, nicht erſt alles fein abzirkeln und abmeſſen? Wir müſſen Rechenmeiſter und Meßkünſtler ſeyn, denn wie möchten wir ſonſt Proportion und Gehalt der Gefäße einſehen. Ei Herr, mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich ſolch ein tüchtig Faß auf den Endſtuhl bringe, nachdem die Stäbe mit dem Klöbeiſen und dem Lenkbeil tüchtig bereitet, wenn dann die Geſellen die Schlägel ſchwingen und klipp, klapp, — klipp, klapp es niederfällt auf die Treiber, hei! das iſt luſtige Muſik. Da ſteht nun das wohlgerathene Gebäude und wohl mag ich ein wenig ſtolz umſchauen, wenn ich den Reißer zur Hand nehme und mein Handwerkszeichen, gekannt und geehrt von allen wackern Weinmeiſtern, in des Faſſes Boden einreiße. — Ihr ſpracht von Baumeiſtern lieber Herr! ei nun, ſolch ein ſtattliches Haus iſt wohl ein herrliches Werk, aber wär' ich ein Baumeiſter, ginge ich vor meinem Werke vorüber und oben vom Erker ſchaute irgend ein unſaubrer Geiſt, ein nichtsnütziger ſchuftiger Geſelle, der das Haus erworben, auf mich herab, ich würde mich ſchämen ins Innerſte hinein, mir würde vor lauter Aerger und Verdruß die Luſt ankommen, mein eignes Werk zu zerſtören. Doch ſo etwas kann mir nicht geſchehen mit meinen Gebäuden. Da drinnen wohnt ein für allemal nur der ſauberſte Geiſt auf Erden, der edle Wein. — Gott lobe mir mein Handwerk. Eure Lobrede, ſprach Spangenberg, war recht tüchtig und wacker gemeint. Es macht euch Ehre, wenn ihr euer Handwerk recht hoch haltet, aber werdet nur nicht ungeduldig, wenn ich euch noch nicht loslaſſen kann. Wenn nun doch wirklich ein Patrizier käme und um eure Tochter anhielte? — Wenn das Leben einem ſo recht auf den Hals tritt, da geſtaltet ſich denn wohl manches ganz anders, als wie man es geglaubt. — Ach, rief Meiſter Martin ziemlich heftig, ach wie könnt' ich denn anders thun, als mich höflich neigen und ſprechen: lieber

Herr! wäret ihr ein tüchtiger Küper, aber ſo — Hört weiter, fiel ihm Spangenberg in die Rede, wenn aber nun gar an einem ſchönen Tage ein ſchmucker Junker auf ſtolzem Pferde, mit glänzendem Gefolge, in prächtigen Kleidern angethan, vor euerm Hauſe hielte, und begehrte eure Roſa zur Hausfrau? Hei, hei, rief Meiſter Martin noch heftiger als vorher, hei, hei, wie würd' ich haſtig, wie ich nur könnte, rennen und die Hausthür verſperren mit Schlöſſern und Riegeln — wie würd ich rufen und ſchreien: reitet weiter! reitet weiter, geſtrenger Herr Junker, ſolche Roſen wie die meinige blühen nicht für euch, ei mein Weinkeller, meine Goldbatzen mögen euch anſtehen, das Mägdlein nehmt ihr in den Kauf — aber reitet weiter! reitet weiter! — Der alte Spangenberg erhob ſich blutroth im ganzen Geſicht, er ſtemmte beide Hände auf den Tiſch und ſchaute vor ſich nieder. Nun, fing er nach einer Weile an, nun noch die letzte Frage Meiſter Martin. Wenn der Junker vor euerm Hauſe mein eigner Sohn wäre, wenn ich ſelbſt mit ihm vor euerm Hauſe hielte, würdet ihr da auch die Thür verſchließen, würdet ihr da auch glauben, wir wären nur gekommen eures Weinkellers, eurer Goldbatzen wegen? Mit nichten, erwiederte Meiſter Martin, mit nichten mein lieber gnädiger Herr, ich würde euch freundlich die Thür öffnen, alles in meinem Hauſe ſollte zu euerm und euers Herrn Sohns Befehl ſeyn, aber was meine Roſa betrifft, da würde ich ſprechen: möcht es doch der Himmel gefügt haben, daß euer wackrer Herr Junker ein tüchtiger Küper hätte werden können, keiner auf Erden ſollte mir dann ein ſolch willkommner Eidam ſeyn, als er, aber jetzt! — Doch lieber würdiger Herr, warum neckt und quält ihr mich denn mit ſolchen wunderlichen Fragen. — Seht nur, wie unſer luſtiges Geſpräch ganz und gar ein Ende genommen, wie die Glaſer gefüllt ſtehen bleiben. Laſſen wir doch den Eidam und Roſa's Hochzeit ganz bei Seite, ich bringe euch die Geſundheit euers Junkers zu, der, wie ich höre, ein ſchmucker Herr ſeyn ſoll. Meiſter Martin ergriff ſein Trinkglas, Baumgartner folgte ſeinem Beiſpiel, indem er rief: alles verfängliche Geſpräch ſoll ein Ende haben und euer wackrer Junker hoch leben! — Spangenberg ſtieß an und ſprach dann mit erzwungenem Lächeln: ihr könnet denken, daß ich im Scherze zu euch ſprach, denn nur frecher Liebeswahnſinn könnte wohl meinen Sohn, der unter den edelſten Geſchlechtern ſeine Hausfrau erkieſen darf, dazu treiben, Rang und Geburt nicht achtend, um eure Tochter zu freien.

Aber etwas freundlicher hättet ihr mir doch antworten können. Ach, lieber Herr, erwiederte Meiſter Martin, auch im Scherz konnt' ich nicht anders reden, als wie ich es thun würde, wenn ſolch wunderliches Zeug, wie ihr es fabeltet, wirklich geſchähe. Laßt mir übrigens meinen Stolz, denn ihr ſelbſt müßt mir doch bezeugen, daß ich der tüchtigſte Küper bin, auf weit und breit, daß ich mich auf den Wein verſtehe, daß ich an unſeres in Gott ruhenden Kaiſers Maximilian tüchtige Weinordnung feſt und getreulich halte, daß ich alle Gottloſigkeit als ein frommer Mann verſchmähe, daß ich in mein zweiſudriges Faß niemals mehr verdampfe als ein Löthlein lautern Schwefels, welches Noth thut zur Erhaltung, das alles, ihr lieben würdigen Herrn, werdet ihr wohl genüglich koſten an meinem Wein. — Spangenberg verſuchte, indem er wieder ſeinen Platz einnahm, ein heitres Geſicht anzunehmen, und Paumgartner brachte andre Dinge aufs Tapet. Aber wie es geſchieht, daß die einmal verſtimmten Saiten eines Inſtruments ſich immer wieder verziehen und der Meiſter ſich vergebens müht, die wohltönenden Accorde, wie ſie erſt erklangen, aufs neue hervorzurufen, ſo wollte auch unter den drei Alten nun keine Rede, kein Wort mehr zuſammenpaſſen. Spangenberg rief nach ſeinen Knechten und verließ ganz mißmuthig Meiſter Martins Haus, in das er fröhlich und guter Dinge getreten.

Die Weiſſagung der alten Großmutter.

Meiſter Martin war über das unmuthige Scheiden ſeines alten wackern Kundmanns ein wenig betreten, und ſprach zu Paumgartner, der eben das letzte Glas ausgetrunken hatte, und nun auch ſcheiden wollte: ich weiß doch nun aber gar nicht, was der alte Herr wollte mit ſeinen Reden und wie er darüber am Ende noch verdrießlich werden konnte. Lieber Meiſter Martin, begann Paumgartner, ihr ſeyd ein tüchtiger frommer Mann, und wohl mag der was halten darauf, was er mit Gottes Hülfe wacker treibt und was ihm Reichthum und Ehre gebracht hat. Nur darf dies nicht ausarten in prahleriſchen Stolz, das ſtreitet gegen allen chriſtlichen Sinn. Schon in der Gewerksverſammlung heute war es nicht recht von euch, daß ihr euch ſelbſt über alle übrigen Meiſter ſetztet: möget ihr doch wirklich mehr verſtehen von eurer Kunſt als die anderen, aber daß ihr das geradezu ihnen an den Hals werfet, das kann ja nur Aerger und Mißmuth erregen. Und nun vollends heute Abend! — So verblendet konntet ihr doch wohl nicht ſeyn, in Spangenbergs Reden etwas anders zu ſuchen als die ſcherzhafte Prüfung, wie weit ihr es wohl treiben würdet mit euerm ſtarrſinnigen Stolz. Schwer mußte es ja den würdigen Herrn verletzen, als ihr in der Bewerbung jedes Junkers um eure Tochter nur niedrige Habſucht finden wolltet. Und noch wäre alles gut gegangen, wenn ihr eingelenkt hättet, als Spangenberg von ſeinem Sohne zu reden begann. Wie, wenn ihr ſpracht: ja mein lieber würdiger Herr, wenn ihr ſelbſt kämt als Brautwerber mit euerm Sohn, ja auf ſolche hohe Ehre wär' ich nimmer gefaßt, da würd ich wanken in meinen feſteſten Entſchlüſſen. Ja! wenn ihr ſo ſpracht, was wäre dann davon anders die Folge geweſen, als daß der alte Spangenberg die vorige Unbill ganz vergeſſend, heiter gelächelt und guter Dinge geworden wie vorher. Scheltet mich nur, ſprach Meiſter Martin, ſcheltet mich nur wacker aus, ich hab' es wohl verdient, aber als der Alte ſolch abgeſchmacktes Zeug redete, es ſchnürte mir die Kehle zu, ich konnte nicht anders antworten. — Und dann, fuhr Paumgartner fort, und dann der tolle Vorſatz ſelbſt, eure Tochter durchaus nur einem Küper geben zu wollen. Dem Himmel, ſpracht ihr, ſoll eurer Tochter Schickſal anheim geſtellt ſeyn und doch greift ihr mit irdiſcher Blödſinnigkeit dem Rathſchluß der ewigen Macht vor, indem ihr eigenſinnig vorher feſtſetzt aus welchem kleinen Kreiſe ihr den Eidam nehmen wollt. Das kann euch und eure Roſa ins Verderben ſtürzen. Laßt ab Meiſter Martin, laßt ab von ſolcher unchriſtlicher kindiſcher Thorheit, laßt die ewige Macht gebieten, die in eurer Tochter frommes Herz ſchon den richtigen Ausſpruch legen wird. Ach mein würdiger Herr, ſprach Meiſter Martin kleinmüthig, nun erſt ſehe ich ein, wie übel ich daran that, nicht gleich alles herauszuſagen. Ihr meint, nur die Hochſchätzung meines Handwerks habe mich zu dem unabänderlichen Entſchluß gebracht, Roſa nur an einen Küpermeiſter zu verheirathen, es iſt dem aber nicht ſo, noch ein anderer, gar wunderbarer geheimnißvoller Grund dazu iſt vorhanden. — Ich kann euch nicht fortlaſſen ohne daß ihr alles erfahren habt, ihr ſollt nicht über Nacht auf mich grollen. Setzt euch, ich bitte gar herzlich darum, verweilt noch einige Augenblicke. Seht, hier ſteht noch eine Flaſche des älteſten Weins, den der mißmuthige Junker verſchmäht hat, laßt es euch noch bei mir gefallen. Paumgartner erſtaunte über Meiſter Martins zutrauliches Eindringen, das ſonſt gar nicht in ſeiner Natur lag, es war als laſte dem Mann etwas gar ſchwer auf dem Herzen, das er los ſeyn wollte. Als nun Paumgartner ſich geſetzt und ein Glas Wein getrunken hatte, fing Meiſter Martin auf folgende Weiſe an: ihr wißt, mein lieber würdiger Herr, daß meine brave Hausfrau bald nachdem Roſa geboren, an den Folgen des ſchweren Kindbettes ſtarb. Damals lebte meine uralte Großmutter noch, wenn ſtocktaub und blind, kaum der Sprache fähig, gelähmt an allen Gliedern, im Bette liegen Tag und Nacht anders leben genannt zu werden verdient. Meine Roſa war getauft worden und die Amme ſaß mit dem Kinde in der Stube, wo die Großmutter lag. Mir war es ſo traurig und wenn ich das ſchöne Kind anblickte, ſo wunderbar freudig und wehmüthig zu Sinn, ich war ſo tief bewegt, daß ich zu jeder Arbeit untauglich mich fühlte und ſtill, in mich gekehrt, neben dem Bett der alten Großmutter ſtand, die ich glücklich pries, da ihr ſchon jetzt aller irdiſche Schmerz entnommen. Und als ich ihr nun ſo ins bleiche Antlitz ſchaue, da fängt ſie mit einem Mal an ſeltſam zu lächeln, es iſt, als glätteten ſich die verſchrumpften Züge aus, als färbten ſich die blaſſen Wangen. — Sie richtet ſich empor, ſie ſtreckt, wie plötzlich beſeelt von wunderbarer Kraft die gelähmten Arme aus, wie ſie es ſonſt nicht vermochte, ſie ruft vernehmlich mit leiſer lieblicher Stimme: Roſa — meine liebe Roſa! — Die Amme ſteht auf und bringt ihr das Kind, das ſie in den Armen auf und nieder wiegt. Aber nun, mein würdiger Herr, nun denkt euch mein Erſtaunen, ja meinen Schreck, als die Alte mit heller kräftiger Stimme ein Lied in der hohen fröhlichen Lobeweiß Herrn Hans Berchlers, Gaſtgebers zum Geiſt in Straßburg zu ſingen beginnt, das alſo lautet:

Mägdlein zart mit rothen Wangen,
Roſa, hör das Gebot,
Magſt dich wahren vor Noth und Bangen,
Halt' im Herzen nur Gott,
Treib keinen Spott,
Heg' kein thöricht Verlangen.
Ein glänzend Häuslein wird er bringen,
Würzige Fluthen treiben drinn,
Blanke Englein gar luſtig ſingen.
Mit frommen Sinn
Horch treuſter Minn
Ha! lieblichem Liebesklingen.

Das Häuslein mit güldnem Prangen,
Der hat's ins Haus getrag'n
Den wirſt du ſüß umfangen,
Darfſt nicht den Vater frag'n
Iſt dein Bräut'gam minniglich.
Ins Haus das Häuslein bringt allwegen
Reichthum, Glück, Heil und Hort,
Jungfräulein! — Augen klar!
Oehrlein auf vor treuem Wort,
Magſt wohl hinfort,
Blühen in Gottes Segen!

Und als ſie dies Lied ausgeſungen hat, legt ſie das Kind leiſe und behutſam auf das Deckbette nieder, und die welke zitternde Hand auf ſeine Stirn gelegt, liſpelt ſie unverſtändliche Worte, aber das ganz verklärte Antlitz der Alten zeigt wohl, daß ſie Gebete ſpricht. Nun ſinkt ſie nieder mit dem Kopfe auf die Bettkiſſen und in dem Augenblick als die Amme das Kind fortträgt, ſeufzte ſie tief auf. Sie iſt geſtorben! — Das iſt, ſprach Paumgartner, als Meiſter Martin ſchwieg, das iſt eine wunderbare Geſchichte, aber doch ſehe ich gar nicht ein, wie das weiſſagende Lied der alten Großmutter mit euerm ſtarrſinnigen Vorſatz, Roſa nur einem Küpermeiſter geben zu wollen, zuſammenhängen kann. Ach, erwiederte Meiſter Martin, was kann denn klarer ſeyn, als daß die Alte in dem letzten Augenblick ihres Lebens von dem Herrn ganz beſonders erleuchtet, mit weiſſagender Stimme verkündete, wie es mit Roſa, ſollte ſie glücklich ſeyn, ſich fügen müſſe. Der Bräutigam der mit dem blanken Häuslein Reichthum, Glück, Heil und Hort ins Haus bringt: wer kann das anders ſeyn, als der tüchtige Küper, der bei mir ſein Meiſterſtück, ſein blankes Häuslein gefertigt hat? In welchem andern Häuslein treiben würzige Fluten als in dem Weinfaß? Und wenn der Wein arbeitet, dann rauſcht und ſummt es wohl auch und platſchert, das ſind die lieben Englein, die in den Fluten auf- und abfahren und luſtige Liedlein ſingen. Ja, ja! — keinen andern Bräutigam hat die alte Großmutter gemeint als den Küpermeiſter, und dabei ſoll es denn auch bleiben. Ihr erklärt, ſprach Paumgartner, ihr erklärt, lieber Meiſter Martin, die Worte der alten Großmutter nun einmal nach eurer Weiſe. Mir will eure Deutung gar nicht recht zu Sinn und ich bleibe dabei, daß ihr alles der Fügung des Himmels und dem Herzen eurer Tochter, in dem gewiß der richtige Ausſpruch verborgen liegt, lediglich überlaſſen ſollt. Und ich, fiel Martin ungeduldig ein, ich bleibe dabei, daß mein Eidam nun ein für allemal kein anderer ſeyn ſoll, als ein tüchtiger Küper. Paumgartner wäre beinahe zornig geworden über Martins Eigenſinn, doch hielt er an ſich, und ſtand auf vom Sitze, indem er ſprach: es iſt ſpät geworden, Meiſter Martin, laßt uns jetzt aufhören mit Trinken und Reden, beides ſcheint uns nicht mehr dienlich zu ſeyn. — Als ſie nun hinaustraten auf den Flur, ſtand ein junges Weib da mit fünf Knaben, von denen der älteſte kaum acht, der jüngſte kaum ein halbes Jahr alt ſeyn mochte. Das Weib jammerte und ſchluchzte. Roſa eilte den Eintretenden entgegen und ſprach: ach Gott im Himmel, Valentin iſt nun doch geſtorben, dort ſteht ſein Weib mit den Kindern. Was? — Valentin geſtorben? rief Meiſter Martin ganz beſtürzt — ei über das Unglück — über das Unglück! — Denkt euch, wandte er ſich dann zu Paumgartner, denkt euch, mein würdiger Herr! Valentin war der geſchickteſte Geſelle, den ich in der Arbeit hatte, und dabei fleißig und fromm. Vor einiger Zeit verwundete er ſich bei dem Bau eines großen Faſſes gefährlich mit dem Lenkbeil, die Wunde wurde ſchlimmer und ſchlimmer, er verfiel in ein heftiges Fieber und hat nun gar ſterben müſſen, in ſeinen blühendſten Jahren. Darauf ſchritt Meiſter Martin zu auf das troſtloſe Weib, die in Thränen gebadet, klagte, daß ſie nun wohl verderben werde, in Noth und Elend. Was, ſprach Martin, was denkt ihr denn von mir, in meiner Arbeit brachte ſich euer Mann die gefährliche Wunde bei, und ich ſollte euch verlaſſen in eurer Noth? — Nein ihr alle gehört fortan zu meinem Hauſe. Morgen, oder wenn ihr wollt, begraben wir euern armen Mann, und dann zieht ihr mit euern Knaben auf meinen Meierhof vor dem Frauenthor, wo ich meine ſchöne offne Werkſtatt habe und täglich mit meinen Geſellen arbeite. Da könnt ihr dann meiner Hauswirthſchaft vorſtehen, und eure tüchtigen Knaben will ich erziehen, als wären es meine eigenen Söhne. Und daß ihrs nur wißt, euern alten Vater nehme ich auch in mein Haus. Das war ſonſt ein tüchtiger Küpergeſelle, als er noch Kraft in den Armen hatte. Nun! — wenn er auch nicht mehr Schlägel, Kimmkeule oder Bandhake regieren, oder auf der Fügbank arbeiten kann, ſo iſt er doch wohl noch des Degſels mächtig, oder ſchabt mir mit dem Krummmeſſer die Bände aus. Genug, er ſoll mit euch zuſammen in meinem Hauſe aufgenommen ſeyn. Hätte Meiſter Martin das Weib nicht erfaßt, ſie wäre ihm vor Schmerz und tiefer Rührung beinahe entſeelt zu Füßen geſunken. Die älteſten Jungen hingen ſich an ſein Wamms, und die beiden jüngſten, die Roſa auf den Arm genommen, ſtreckten die Händchen nach ihm aus, als hätten ſie alles verſtanden. Der alte Paumgartner ſprach lächelnd, indem ihm die hellen Thränen in den Augen ſtanden: Meiſter Martin, man kann euch nicht gram werden; und begab ſich dann nach ſeiner Behauſung.

Wie die beiden jungen Geſellen, Friedrich und Reinhold, mit einander bekannt wurden.

Auf einer ſchönen graſigten, von hohen Bäumen beſchatteten Anhöhe, lag ein junger Geſell von ſtattlichem Anſehen, Friedrich geheißen. Die Sonne war ſchon herabgeſunken und roſige Flammen leuchteten auf aus dem tiefen Himmelsgrunde. Ganz deutlich konnte man in der Ferne die berühmte Reichsſtadt Nürnberg ſehen, die ſich im Thale ausbreitete und ihre ſtolzen Thürme kühn in das Abendroth hinaufſtreckte, das ſein Gold ausſtrömte auf ihre Spitzen. Der junge Geſell hatte den Arm geſtützt auf das Reiſebündel, das neben ihm lag, und ſchaute mit ſehnſuchtsvollen Blicken herab in das Thal. Dann pflückte er einige Blumen, die um ihn her in dem Graſe ſtanden, und warf ſie in die Lüfte dem Abendroth zu, dann ſah er wieder traurig vor ſich hin und heiße Thränen perlten in ſeinen Augen. Endlich erhob er den Kopf, breitete beide Arme aus, als wolle er eine geliebte Geſtalt umfangen und ſang mit heller gar lieblicher Stimme folgendes Lied:

Schau ich dich wieder,
O Heimath ſüß,
Nicht von dir ließ
Mein Herz getreu und bieder.
O roſiges Roth, geh' mir auf,
Mag nur ſchauen Roſen,
Blüh'nde Liebesgluth,
Neig' dem Gemüth
Dich zu mit wonnigem Koſen.
Willſt du ſpringen o ſchwellende Bruſt?
Halt dich feſt in Schmerz und ſüßer Luſt.
O goldnes Abendroth!
Schöner Strahl ſey mein frommer Bot'

Seufzer — Thränen mußt
Treulich zu ihr tragen.
Und ſtürb' ich nun,
Möchten Röslein dich fragen.
Sprich: — in Lieb' verging ſein Herz.

Nachdem Friedrich dies Lied geſungen, zog er aus ſeinem Reiſebündel ein Stücklein Wachs hervor, erwärmte es an ſeiner Bruſt und begann eine ſchöne Roſe mit hundert feinen Blättern ſauber und kunſtvoll auszukneten. Während der Arbeit ſummte er einzelne Strophen aus dem Liede vor ſich hin, das er geſungen, und ſo ganz in ſich ſelbſt vertieft, bemerkte er nicht den hübſchen Jüngling, der ſchon lange hinter ihm ſtand und emſig ſeiner Arbeit zuſchaute. Ei, mein Freund, fing nun der Jüngling an, ei, mein Freund, das iſt ein ſauberes Stück, was ihr da formt. Friedrich ſchaute ganz erſchrocken um ſich, als er aber dem fremden Jüngling in die dunklen freundlichen Augen ſah, war es ihm, als kenne er ihn ſchon lange; lächelnd erwiederte er: ach lieber Herr, wie möget ihr nur eine Spielerei beachten, die mir zum Zeitvertreibe dient auf der Reiſe. Nun, fuhr der fremde Jüngling fort, nun wenn ihr die ſo getreulich nach der Natur zart geformte Blume eine Spielerei nennt, ſo müßt ihr ein gar wackrer geübter Bildner ſeyn. Ihr ergötzt mich auf doppelte Art. Erſt drang mir euer Lied, das ihr nach der zarten Buchſtabenweis Martin Häſchers ſo lieblich abſanget, recht durch die Bruſt und jetzt muß ich eure Kunſtfertigkeit im Formen doch bewundern. Wo gedenkt ihr denn noch heute hinzuwandern? Das Ziel, erwiederte Friedrich, das Ziel meiner Reiſe liegt dort uns vor Augen. Ich will hin nach meiner Heimath, nach der berühmten Reichsſtadt Nürnberg. Doch die Sonne iſt ſchon tief hinabgeſunken, deshalb will ich unten im Dorfe übernachten, morgen in aller Frühe gehts dann fort, und zu Mittag kann ich in Nürnberg ſeyn. Ei, rief der Jüngling freudig, ei, wie ſich das ſo ſchön trifft, wir haben denſelben Weg, auch ich will nach Nürnberg. Mit euch übernachte ich auch hier im Dorfe, und dann ziehen wir morgen weiter. Nun laßt uns noch eins plaudern. Der Jüngling, Reinhold geheißen, warf ſich neben Friedrich ins Gras und fuhr dann fort: nicht wahr, ich irre mich nicht, ihr ſeyd ein tüchtiger Gießkünſtler, das merk' ich an der Art zu modelliren, oder ihr arbeitet in Gold und Silber? Friedrich ſah ganz traurig vor ſich nieder und fing dann kleinmüthig an: ach lieber Herr, ihr haltet mich für etwas viel beſſeres und höheres, als ich wirklich bin. Ich will es euch nur geradehin ſagen, daß ich die Küperprofeſſion erlernt habe und nach Nürnberg zu einem bekannten Meiſter in die Arbeit gehen will. Ihr werdet mich nun wohl verachten, da ich nicht herrliche Bilder zu modelliren und zu gießen vermag, ſondern nur Reife um Fäſſer und Kufen ſchlage. Reinhold lachte laut auf und rief, nun das iſt in der That luſtig. Ich ſoll euch verachten, weil ihr ein Küper ſeyd, und ich — ich bin ja ſelbſt gar nichts anderes, als das. Friedrich blickte ihn ſtarr an, er wußte nicht, was er glauben ſollte, denn Reinholds Aufzug paßte freilich zu nichts weniger, als zu einem reiſenden Küpergeſellen. Das Wamms von feinem ſchwarzen Tuch mit geriſſenem Sammt beſetzt, die zierliche Halskrauſe, das kurze breite Schwert, das Barett mit einer langen herabhängenden Feder, ließen eher auf einen wohlbegüterten Handelsmann ſchließen, und doch lag wieder in dem Antlitz, in der ganzen Geſtalt des Jünglings ein wunderbares Etwas, das dem Gedanken an den Handelsmann nicht Raum gab. Reinhold merkte Friedrichs Zweifel, er riß ſein Reiſebündel auf, holte das Küperſchurzfell, ſein Meſſerbeſteck hervor, und rief: ſchau doch her, mein Freund, ſchau doch nur her! — zweifelſt du noch daran, daß ich dein Camerad bin? — Ich weiß, dir iſt mein Anzug befremdlich, aber ich komme von Straßburg, da gehen die Küper ſtattlich einher wie Edelleute. Freilich hatte ich ſonſt, gleich dir, wohl auch Luſt zu etwas anderm, aber nun geht mir das Küperhandwerk über alles, und ich habe manch' ſchöne Lebenshoffnung darauf geſtellt. Gehts dir nicht auch ſo Kamerad? — Aber beinahe ſcheint es mir, als habe ſich unverſehens ein düſtrer Wolkenſchatten in dein heitres Jugendleben hineingehängt, vor dem du nicht fröhlich um dich zu blicken vermagſt. Das Lied, das du vorhin ſangſt, war voll Liebesſehnſucht und Schmerz, aber es kamen Klänge darin vor, die wie aus meiner eignen Bruſt hervorleuchteten und es iſt mir, als wiſſe ich ſchon alles, was in dir verſchloſſen. Um ſo mehr magſt du mir alles vertrauen, werden wir denn nicht ohnedies in Nürnberg wackre Kumpane ſeyn und bleiben? Reinhold ſchlang einen Arm um den Friedrich und ſah ihm freundlich ins Auge. Darauf ſprach Friedrich: je mehr ich dich anſchaue frommer Geſelle, deſto ſtärker zieht es mich zu dir hin, ich vernehme deutlich die wunderbare Stimme in meinem Innern, die wie ein treues Echo wiederklingt vom Ruf des befreundeten Geiſtes. Ich muß dir alles ſagen! — Nicht als ob ich armer Menſch dir wichtige Geheimniſſe zu vertrauen hätte, aber weil nur die Bruſt des treueſten Freundes Raum giebt dem fremden Schmerz und ich in den erſten Augenblicken unſrer jungen Bekanntſchaft dich eben für meinen treueſten Freund halte. — Ich bin nun ein Küper worden und darf mich rühmen mein Handwerk zu verſtehen, aber einer andern wohl ſchönern Kunſt war mein ganzer Sinn zugewandt von Kindheit auf. Ich wollte ein großer Meiſter im Bildergießen und in der Silberarbeit werden, wie Peter Fiſcher oder der italiſche Benvenuto Cellini. Mit glühendem Eifer arbeitete ich beim Herrn Johannes Holzſchuer, dem berühmten Silberarbeiter in meiner Heimath, der ohne gerade ſelbſt Bilder zu gießen mir doch alle Anleitung dazu zu geben wußte. In Herrn Holzſchuers Haus kam nicht ſelten Herr Tobias Martin der Küpermeiſter mit ſeiner Tochter, der holdſeligen Roſa. Ohne daß ich es ſelbſt ahnete, kam ich in Liebe. Ich verließ die Heimath und ging nach Augsburg, um die Bildergießerei recht zu erlernen, aber nun ſchlugen erſt recht die hellen Liebesflammen in meinem Innern auf. Ich ſah und hörte nur Roſa; alles Streben, alles Mühen, das mich nicht zu ihrem Beſitz führte, ekelte mich an. Den einzigen Weg dazu ſchlug ich ein. Meiſter Martin gibt ſeine Tochter nur dem Küper, der in ſeinem Hauſe das tüchtigſte Meiſterſtück macht und übrigens der Tochter wohl anſteht. Ich warf meine Kunſt bei Seite und erlernte das Küperhandwerk. Ich will hin nach Nürnberg und bei Meiſter Martin in Arbeit gehen. Aber nun die Heimath vor mir liegt und Roſa's Bild recht in lebendigem Glühen mir vor Augen ſteht, nun möcht' ich vergehen in Zagen, Angſt und Noth. Nun ſeh' ich klar das Thörichte meines Beginnens. Weiß ich's denn, ob Roſa mich liebt, ob ſie mich jemals lieben wird? — Reinhold hatte Friedrichs Geſchichte mit ſteigender Aufmerkſamkeit angehört. Jetzt ſtützte er den Kopf auf den Arm und indem er die flache Hand vor die Augen hielt, fragte er dumpf und düſter: hat Roſa euch denn niemals Zeichen der Liebe gegeben? Ach, erwiederte Friedrich, ach Roſa war, als ich Nürnberg verließ, mehr Kind als Jungfrau. Sie mochte mich zwar gern leiden, ſie lächelte mich gar holdſelig an, wenn ich in Herrn Holzſchuers Garten unermüdlich mit ihr Blumen pflückte und Kränze wand, aber — Nun ſo iſt ja noch gar keine Hoffnung verloren, rief auf einmal Reinhold ſo heftig und mit ſolch widrig gellender Stimme, daß Friedrich ſich faſt entſetzte. Dabei raffte er ſich auf, das Schwert klirrte an ſeiner Seite und als er nun hoch aufgerichtet da ſtand, fielen die tiefen Nachtſchatten auf ſein verblaßtes Antlitz und verzerrten die milden Züge des Jünglings auf recht häßliche Weiſe, ſo daß Friedrich ganz ängſtlich rief: was iſt dir denn nun auf einmal geſchehen? dabei trat er ein paar Schritte zurück, und ſtieß mit dem Fuß an Reinholds Reiſebündel. Da rauſchte aber ein Saitenklang auf und Reinhold rief zornig: du böſer Geſelle, zerbrich mir nicht meine Laute. Das Inſtrument war an dem Reiſebündel befeſtigt, Reinhold ſchnallte es los und griff ſtürmiſch hinein, als wolle er alle Saiten zerſprengen. Bald wurde aber das Spiel ſanft und melodiſch. Laß uns, ſprach er ganz in dem milden Ton, wie zuvor, laß uns, lieber Bruder, nun hinabgehen in das Dorf. Hier trage ich ein gutes Mittel in den Händen, die böſen Geiſter zu bannen, die uns etwa in den Weg treten und vorzüglich mir was anhaben könnten. Ei, lieber Bruder, erwiederte Friedrich, was ſollten uns denn auf unſerm Wege böſe Geiſter anhaben. Aber dein Spiel iſt gar lieblich, fahr nur damit fort. — Die goldnen Sterne waren hinaufgezogen an des Himmels dunklem Azur. Der Nachtwind ſtrich im dumpfen Geſäuſel über die duftenden Wieſen. Lauter murmelten die Bäche, rings umher rauſchten die düſtern Bäume des fernen Waldes. Da zogen Friedrich und Reinhold hinab, ſpielend und ſingend, und hell und klar wie auf leuchtenden Schwingen wogten die ſüßen Töne ihrer ſehnſüchtigen Lieder durch die Lüfte. Im Nachtlager angekommen, warf Reinhold Laute und Reiſebündel ſchnell ab und drückte Friedrich ſtürmiſch an ſeine Bruſt, der auf ſeinen Wangen die brennenden Thränen fühlte, die Reinhold vergoſſen.

Wie die beiden jungen Geſellen, Reinhold und Friedrich, in Meiſter Martins Hauſe aufgenommen wurden.

Als am andern Morgen Friedrich erwachte, vermißte er den neuerworbnen Freund, der ihm zur Seite ſich auf das Strohlager geworfen hatte, und da er auch Laute und Reiſebündel nicht mehr ſah, ſo glaubte er nichts anders, als daß Reinhold aus ihm unbekannten Urſachen ihn verlaſſen und einen andern Weg eingeſchlagen habe. Kaum trat Friedrich aber zum Hauſe heraus, als ihm Reinhold, Reiſebündel auf dem Rücken, Laute unterm Arm, ganz anders gekleidet als geſtern, entgegentrat. Er hatte die Feder vom Barett genommen, das Schwert abgelegt und ſtatt des zierlichen Wamſes mit dem Sammtbeſatz ein ſchlichtes Bürgerwamms von unſcheinbarer Farbe angezogen. Nun, rief er fröhlich lachend dem verwunderten Freunde entgegen, nun, Bruder, hältſt du mich doch gewiß für deinen wahren Kumpan und wackern Kameraden. — Aber höre, für einen, der in Liebe iſt, haſt du tüchtig genug geſchlafen. Sieh' nur, wie hoch ſchon die Sonne ſteht. Laß uns nur gleich fortwandern. — Friedrich war ſtill und in ſich gekehrt, er antwortete kaum auf Reinholds Fragen, achtete kaum auf ſeine Scherze. Ganz ausgelaſſen ſprang Reinhold hin und her, jauchzte und ſchwenkte das Barett in den Lüften. Doch auch er wurde ſtiller und ſtiller, je näher ſie der Stadt kamen. „Ich kann vor Angſt, vor Beklommenheit, vor ſüßem Weh nicht weiter, laß uns hier unter dieſen Bäumen ein wenig ruhen.“ So ſprach Friedrich, als ſie ſchon beinahe das Thor von Nürnberg erreicht hatten, und warf ſich ganz erſchöpft nieder in das Gras. Reinhold ſetzte ſich zu ihm und fing nach einer Weile an: Ich muß dir, mein herziger Bruder, geſtern Abend recht verwunderlich vorgekommen ſeyn. Aber als du mir von deiner Liebe erzählteſt, als du ſo troſtlos warſt, da ging mir allerlei einfältiges Zeug durch den Kopf, welches mich verwirrte und am Ende hätte toll machen können, vertrieb nicht dein ſchöner Geſang und meine Laute die böſen Geiſter. Heute als mich der erſte Strahl der Morgenſonne weckte, war nun vollends, da ſchon vom Abend der ſchlimme Spuk gewichen, alle Lebensluſt in mein Gemüth zurückgekehrt. Ich lief hinaus, und im Gebüſch umher kreuzend, kamen mir allerlei herrliche Dinge in den Sinn. Wie ich dich ſo gefunden, wie mein ganzes Gemüth ſich dir zugewandt! — Eine anmuthige Geſchichte, die ſich vor einiger Zeit in Italien zutrug, eben als ich dort war, fiel mir ein, ich will ſie dir erzählen, da ſie recht lebendig zeigt, was wahre Freundſchaft vermag. Es begab ſich, daß ein edler Fürſt, eifriger Freund und Beſchützer der ſchönen Künſte, einen ſehr hohen Preis ausgeſetzt hatte, für ein Gemälde, deſſen herrlicher, aber gar ſchwer zu behandelnder Gegenſtand genau beſtimmt war. Zwei junge Maler, die durch das engſte Freundſchaftsband verbunden, zuſammen zu arbeiten pflegten, beſchloſſen um den Preis zu ringen. Sie theilten ſich ihre Entwürfe mit und ſprachen viel darüber, wie die Schwierigkeit des Gegenſtandes zu überwinden. Der ältere, im Zeichnen, im Ordnen der Gruppen erfahrener, hatte bald das Bild erfaßt und entworfen und ſtand nun bei dem Jüngern, der ſchon im Entwurf ganz verzagt von dem Bilde abgelaſſen, hätte der Aeltere ihn nicht unabläſſig ermuntert und guten Rath ertheilt. Als ſie nun zu malen begannen, wußte der Jüngere, ein Meiſter in der Kunſt der Farbe, dagegen dem Aeltern manchen Wink zu geben, den dieſer mit tüchtigem Erfolg benutzte, ſo daß der Jüngere nie ein Bild beſſer gezeichnet, der Aeltere nie ein Bild beſſer gefärbt hatte. Als die Gemälde vollendet waren, fielen ſich beide Meiſter in die Arme, jeder war innig erfreut — entzückt über die Arbeit des andern, jeder dem andern den wacker verdienten Preis zuerkennend. Es begab ſich aber, daß der Jüngere den Preis erhielt, da rief er ganz beſchämt: o wie konnte ich denn den Preis erringen, was iſt mein Verdienſt gegen das meines Freundes, wie hätte ich denn nur ohne ſeinen Rath, ohne ſeinen wackern Beiſtand etwas tüchtiges hervorbringen können? Da ſprach aber der ältere: und haſt du mir denn nicht auch beigeſtanden mit tüchtigem Rath? mein Gemälde iſt wohl auch nichts ſchlechtes, aber du haſt den Preis davon getragen, wie ſichs gebührt. Nach gleichem Ziel zu ſtreben, wacker und offen, das iſt recht Freundes Sache, der Lorbeer, den der Sieger erhält, ehrt auch den Beſiegten; ich liebe dich nun noch mehr, da du ſo tapfer gerungen, und mit deinem Siege mir auch Ruhm und Ehre gebracht haſt. — Nicht wahr, Friedrich, der Maler hatte Recht? — Wacker, ohne allen tückiſchen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, ſollte das wahre Freunde nicht noch mehr, recht aus der Tiefe des Herzens einigen, ſtatt ſie zu entzweien? ſollte in edlen Gemüthern wohl kleinlicher Neid oder gar hämiſcher Haß Raum finden können? Niemals, erwiederte Friedrich, gewiß niemals. Wir ſind nun recht liebende Brüder geworden, in kurzer Zeit fertigen wir beide wohl das Nürnberger Meiſterſtück, ein tüchtiges zweifudriges Faß ohne Feuer getrieben, aber der Himmel mag mich davor bewahren, daß ich auch nur den kleinſten Neid ſpüren ſollte, wenn das deinige, lieber Bruder Reinhold, beſſer geräth, als das meinige. Ha, ha, ha, lachte Reinhold laut auf, geh mir mit deinem Meiſterſtück, das wirſt du ſchon fertigen, zur Luſt aller tüchtigen Küper. Und daß du's nur weißt, was das Berechnen der Größe, der Proportion, das Abzirkeln der hübſchen Rundung betrifft, da findeſt du an mir deinen Mann. Und auch in Anſehung des Holzes kannſt du dich auf mich verlaſſen. Stabholz von im Winter gefällten Steineichen, ohne Wurmſtich, ohne weiße oder rothe Streifen, ohne Flammen, das ſuchen wir aus, du kannſt meinem Auge trauen. Ich ſteh dir in allem bei mit Rath und That. Und darum ſoll mein Meiſterſtück nicht geringer ausfallen. Aber du Herr im Himmelsthrone, unterbrach hier Friedrich den Freund, was ſchwatzen wir denn davon, wer das beſte Meiſterſtück machen ſoll? — Sind wir denn im Streit deshalb? — Das beſte Meiſterſtück — um Roſa zu verdienen! — Wie kommen wir denn darauf? — mir ſchwindelts im Kopfe — Ei Bruder, rief Reinhold immer noch lachend, an Roſa war ja gar nicht gedacht. Du biſt ein Träumer. Komm nur, daß wir endlich die Stadt erreichen. Friedrich raffte ſich auf, und wanderte ganz verwirrten Sinnes weiter. Als ſie im Wirthshauſe ſich wuſchen und abſtäubten, ſprach Reinhold zu Friedrich: eigentlich weiß ich für mein Theil gar nicht, bei welchem Meiſter ich in Arbeit gehen ſoll, es fehlt mir hier an aller Bekanntſchaft und da dächt' ich, du nahmſt mich nur gleich mit zum Meiſter Martin, lieber Bruder! Vielleicht gelingt es mir bei ihm anzukommen. Du nimmſt mir, erwiederte Friedrich, eine ſchwere Laſt vom Herzen, denn, wenn du bei mir bleibſt, wird es mir leichter werden, meine Angſt, meine Beklommenheit zu beſiegen. So ſchritten nun beide junge Geſellen rüſtig fort nach dem Hauſe des berühmten Küpers, Meiſter Martin. — Es war gerade der Sonntag, an dem Meiſter Martin ſeinen Kerzenmeiſter-Schmaus gab, und hohe Mittagszeit. So kam es, daß, als Reinhold und Friedrich in Martins Haus hineintraten, ihnen Gläſergeklirr und das verwirrte Getöſe einer luſtigen Tiſchgeſellſchaft entgegenklang. Ach, ſprach Friedrich ganz kleinmüthig, da ſind wir wohl zur unrechten Stunde gekommen. Ich denke, erwiederte Reinhold, gerade zur rechten, denn beim frohen Mahl iſt Meiſter Martin gewiß guter Dinge und aufgelegt, unſere Wünſche zu erfüllen. Bald trat auch Meiſter Martin, dem ſie hatten ſich ankündigen laſſen, in feſtlichen Kleidern angethan, mit nicht geringer Gluth auf Naſ' und Wange heraus auf den Flur. So wie er Friedrich gewahrte, rief er laut: „Sieh da Friedrich! guter Junge, biſt du wieder heimgekommen? — Das iſt brav! — Und haſt dich auch zu dem hochherrlichen Küperhandwerk gewandt! — Zwar zieht Herr Holzſchuer, wenn von dir die Rede iſt, verdammte Geſichter und meint, an dir ſey nun gar ein großer Künſtler verdorben und du hätteſt wohl ſolche hübſche Bildlein und Geländer gießen können, wie ſie in St. Sebald und an Fuggers Hauſe zu Augsburg zu ſehen, aber das iſt nur dummes Gewäſche, du haſt recht gethan, dich zu dem Rechten zu wenden. Sey mir viel tauſend Mal willkommen." Und damit faßte ihn Herr Martin bei den Schultern und drückte ihn an ſich, wie er es zu thun pflegte, in herzlicher Freude. Friedrich lebte ganz auf bei Meiſter Martins freundlichem Empfang, alle Beklommenheit war von ihm gewichen, und er trug frei und unverzagt dem Meiſter nicht allein ſein Anliegen vor, ſondern empfahl auch Reinhold zur Aufnahme. Nun, ſprach Meiſter Martin, nun in der That, zu gelegnerer Zeit hättet ihr gar nicht kommen können, als eben jetzt, da ſich die Arbeit häuft und es mir an Arbeitern gebricht. Seyd mir beide herzlich willkommen. Legt nur eure Reiſebündel ab und tretet hinein, die Mahlzeit iſt zwar beinahe geendet, aber ihr könnt doch noch Platz nehmen an der Tafel und Roſa ſoll für euch noch ſorgen. Damit ging Herr Martin mit den beiden Geſellen hinein. Da ſaßen denn nun die ehrſamen Meiſter, oben an der würdige Handwerksherr Jacobus Paumgartner, mit glühenden Geſichtern. Der Nachtiſch war eben aufgetragen und ein edlerer Wein perlte in den großen Trinkgläſern. Es war an dem, daß jeder Meiſter mit lauter Stimme von etwas anderm ſprach und doch alle meinten ſich zu verſtehen, und daß bald dieſer oder jener laut auflachte, er wußte nicht warum. Aber wie nun der Meiſter Martin, beide Jünglinge an der Hand, laut verkündete, daß ſo eben ſich ganz erwünſcht die beiden, mit guten Handwerkszeugniſſen verſehenen Geſellen bei ihm eingefunden hätten, wurde alles ſtill und jeder betrachtete die ſchmucken Leute mit behaglichem Wohlgefallen. Reinhold ſchaute mit hellen Augen beinahe ſtolz umher, aber Friedrich ſchlug die Augen nieder und drehte das Barett in den Händen. Meiſter Martin wies den Jünglingen Plätze an dem unterſten Ende der Tafel an, aber das waren wohl gerade die herrlichſten, die es nur gab, denn alsbald erſchien Roſa, ſetzte ſich zwiſchen beiden und bediente ſie ſorglich mit köſtlichen Speiſen und edlem Getränk. — Die holde Roſa, in hoher Anmuth, in vollem Liebreiz prangend, zwiſchen den beiden bildſchönen Jünglingen, mitten unter den alten bärtigen Meiſtern — das war gar lieblich anzuſchauen, man mußte an ein leuchtendes Morgenwölklein denken, das einzeln am düſtern Himmel heraufgezogen, oder es mochten auch wohl ſchöne Frühlingsblumen ſeyn, die ihre glänzenden Häupter aus trübem, farbloſen Graſe erheben. Friedrich vermochte vor lauter Wonne und Seligkeit kaum zu athmen, nur verſtohlen blickte er dann und wann nach der, die ſein ganzes Gemüth erfüllte: er ſtarrte vor ſich hin auf den Teller — wie wär es ihm möglich geweſen, nur einen Biſſen herunter zu bringen. Reinhold dagegen wandte die Augen, aus denen funkelnde Blitze ſtrahlten, nicht ab von der lieblichen Jungfrau. Er fing an von ſeinen weiten Reiſen zu erzählen auf ſolch wunderbare Art, wie es Roſa noch niemals gehört hatte. Es war ihr, als wenn alles, wovon Reinhold nur ſprach, lebendig aufginge in tauſend ſtets wechſelnden Geſtalten. Sie war ganz Aug', ganz Ohr, ſie wußte nicht wie ihr geſchah, wenn Reinhold in vollem Feuer der Rede ihre Hand ergriff und ſie an ſeine Bruſt drückte. Aber, brach Reinhold plötzlich ab, aber Friedrich, was ſitzeſt du da ſtumm und ſtarr. Iſt dir die Rede vergangen? Komm! — laß uns anſtoßen auf das Wohl der lieben holden Jungfrau, die uns ſo gaſtlich bewirthet. Friedrich ergriff mit zitternder Hand das große Trinkglas, das Reinhold bis an den Rand gefüllt hatte und das er, (Reinhold ließ nicht nach) bis auf den letzten Tropfen leeren mußte. Nun ſoll unſer braver Meiſter leben, rief Reinhold, ſchenkte wieder ein und abermals mußte Friedrich das Glas austrinken. Da fuhren die Feuergeiſter des Weins durch ſein Inneres und regten das ſtockende Blut an, daß es ſiegend in allen Pulſen und Adern hüpfte. Ach mir iſt ſo unbeſchreiblich wohl, liſpelte er, indem glühende Röthe in ſein Antlitz ſtieg, ach ſo gut iſt es mir auch ja noch nicht geworden. Roſa, die ſeine Worte wohl ganz anders deuten mochte, lächelte ihn an mit unbeſchreiblicher Milde. Da ſprach Friedrich befreit von aller Bangigkeit: liebe Roſa, ihr möget euch meiner wohl gar nicht mehr erinnern? Ei, lieber Friedrich, erwiederte Roſa mit niedergeſchlagenen Augen, ei wie wär's denn möglich, daß ich euch vergeſſen haben ſollte in ſo kurzer Zeit. Bei dem alten Herrn Holzſchuer — damals war ich zwar noch ein Kind, aber ihr verſchmähtet es nicht, mit mir zu ſpielen und wußtet immer was hübſches, was artiges aufs Tapet zu bringen. Und das kleine allerliebſte Körblein von feinem Silberdraht, das ihr mir damals zu Weihnachten ſchenktet, das habe ich noch und verwahre es ſorglich als ein theures Andenken. Thränen glänzten in den Augen des wonnetrunknen Jünglings, er wollte ſprechen, aber, nur wie ein tiefer Seufzer, entquollen der Bruſt die Worte: o Roſa — liebe, liebe — Roſa! — Immer, fuhr Roſa fort, immer hab' ich recht herzlich gewünſcht euch wieder zu ſehen, aber daß ihr zum Küperhandwerk übergehen würdet, das hab' ich nimmermehr geglaubt. Ach wenn ich an die ſchönen Sachen denke, die ihr damals bei dem Meiſter Holzſchuer verfertigtet, es iſt doch Schade, daß ihr nicht bei eurer Kunſt geblieben ſeyd. Ach Roſa, ſprach Friedrich, nur um euretwillen wurde ich ja untreu meiner lieben Kunſt. — Kaum waren dieſe Worte heraus, als Friedrich hätte in die Erde ſinken mögen vor Angſt und Scham! — Das unbeſonnenſte Geſtändniß war auf ſeine Lippen gekommen. Roſa, wie alles ahnend, wandte das Geſicht von ihm weg, er rang vergebens nach Worten. Da ſchlug Herr Paumgartner mit dem Meſſer hart auf den Tiſch und verkündete der Geſellſchaft, daß Herr Vollrad, ein würdiger Meiſterſänger, ein Lied anſtimmen werde. Herr Vollrad ſtand denn auch alsbald auf, räuſperte ſich und ſang ſolch ein ſchönes Lied in der güldnen Tonweis Hans Vogelgeſangs, daß allen das Herz vor Freuden hüpfte und ſelbſt Friedrich ſich wieder erholte von ſeiner ſchlimmen Bedrängniß. Nachdem Herr Vollrad noch mehrere ſchöne Lieder in andern herrlichen Weiſen, als da iſt, der ſüße Ton, die Krummzinkenweis, die geblümte Paradiesweis, die friſch Pomeranzenweis u. a. geſungen, ſprach er, daß, wenn jemand an der Tafel was von der holdſeligen Kunſt der Meiſterſänger verſtehe, er nun auch ein Lied anſtimmen möge. Da ſtand Reinhold auf und ſprach, wenn es ihm erlaubt ſey, ſich auf italiſche Weiſe mit der Laute zu begleiten, ſo wolle er wohl auch ein Lied anſtimmen und dabei die deutſche Weiſe ganz beibehalten. Er holte, als niemand etwas dagegen hatte, ſein Inſtrument herbei und hub, nachdem er in gar lieblichen Klängen präludirt hatte, folgendes Lied an:

Wo ſteht das Brünnlein
Was ſprudelt würzigen Wein?
Im tiefen Grund,
Da kann
Ihr fröhlich ſchau'n
Sein lieblich golden Blinken.
Das ſchöne Brünnelein,
Drin ſprudelt goldner Wein,

Wer hat's gemacht,
Bedacht
Mit hoher Kunst,
Und welchem Gunst beschieden?
Das laß zu Trinkenden
Wie hoher Kunst gar fein.
Allein
Thut er den Küper machen
Geschickt vom edlen Wein.
Im Grunde Liebe rein,
Ganz Kenner sein,
Der gern
Iſt das in allen Sachen.

Das Lied gefiel allen über die Maßen wohl, aber keinem ſo ſehr als dem Meiſter Martin, dem die Augen vor Freude und Entzücken glänzten. Ohne auf Vollrad zu achten, der beinahe zu viel von der ſtumpfen Schreibweiſe Hans Müllers ſprach, die der Geſelle gut genug getroffen — ohne auf ihn zu achten ſtand Meiſter Martin auf von ſeinem Sitze und ſchrie, indem er ſein Pokalglas in die Höhe hob: komm her — du wackrer Küper und Meiſterſinger — komm her, mit mir, mit deinem Meiſter Martin ſollſt du dies Glas leeren! Reinhold mußte thun, wie ihm geboten. Als er zu ſeinem Platz zurückkehrte, raunte er dem tiefſinnigen Friedrich ins Ohr: nun mußt du ſingen — ſing' das Lied vom geſtern Abend. Biſt du raſend, erwiderte Friedrich ganz erzürnt. Da ſprach Reinhold mit lauter Stimme zur Geſellſchaft: ihr ehrbaren Herren und Meiſter! hier mein lieber Bruder Friedrich iſt noch viel ſchönerer Lieder mächtig und hat eine viel lieblichere Stimme als ich, aber die Kehle iſt ihm verſtaubt von der Reiſe, und da wird er ein ander mal ſeine Lieder in den herrlichſten Weiſen euch auftiſchen! — Nun fielen alle mit Lobeserhebungen über Friedrich her, als ob er ſchon geſungen hätte. Manche Meiſter meinten ſogar endlich, daß ſeine Stimme in der That doch lieblicher ſey, als die des Geſellen Reinhold, ſo wie Herr Vollrad, nachdem er noch ein volles Glas geleert hatte, überzeugt war, daß Friedrich doch die deutſchen ſchönen Weiſen beſſer treffe, als Reinhold, der gar zu viel Italiäniſches an ſich habe. Aber Meiſter Martin warf den Kopf in den Nacken, ſchlug ſich auf den runden Bauch, daß es klatſchte, und rief: das ſind nun meine Geſellen — meine ſag ich, des Küpermeiſters Tobias Martin zu Nürnberg, Geſellen! — Und alle Meiſter nickten mit den Häuptern und ſprachen, die letzten Tropfen aus den hohen Trinkgläſern nippend: ja, ja! — eure, des Meiſter Martins brave wackre Geſellen! — Man begab ſich endlich zur Ruhe. Reinhold und Friedrich, jedem wies Meiſter Martin eine ſchmucke helle Kammer in ſeinem Hauſe an.

Wie der dritte Geſell zum Meiſter Martin ins Haus kam, und was ſich darauf weiter begab.

Als die beiden Geſellen Reinhold und Friedrich einige Wochen hindurch in Meiſter Martins Werkſtatt gearbeitet hatten, bemerkte dieſer, daß, was Meſſung mit Lineal und Zirkel, Berechnung und richtiges Augenmaß betraf, Reinhold wohl ſeines Gleichen ſuchte, doch anders war es bei der Arbeit auf der Fügbank, mit dem Lenkbeil, oder mit dem Schlägel. Da ermattete Reinhold ſehr bald und das Werk förderte nicht, er mochte ſich mühen wie er wollte. Friedrich dagegen hobelte und hämmerte friſch darauf los, ohne ſonderlich zu ermüden. Was ſie aber mit einander gemein hatten, war ein ſittiges Betragen, in das vorzüglich auf Reinholds Anlaß, viel unbefangene Heiterkeit und gemüthliche Luſt kam. Dazu ſchonten ſie in voller Arbeit, zumal wenn die holde Roſa zugegen war, nicht ihre Kehlen, ſondern ſangen mit ihren lieblichen Stimmen, die gar anmuthig zuſammen gingen, manches herrliche Lied. Und wollte dann auch Friedrich, indem er hinüberſchielte nach Roſen, in den ſchwermüthigen Ton verfallen, ſo ſtimmte Reinhold ſogleich ein Spottlied an, das er erſonnen und das anfing: das Faß iſt nicht die Zither, die Zither nicht das Faß; ſo daß der alte Herr Martin oft den Dechſel, den er ſchon zum Schlage erhoben, wieder ſinken ließ und ſich den wackelnden Bauch hielt vor innigem Lachen. Ueberhaupt hatten die beiden Geſellen, vorzüglich aber Reinhold, ſich ganz in Martins Gunſt feſtgeniſtet, und wohl konnte man bemerken, daß Roſa auch manchen Vorwand ſuchte, um öfter und länger in der Werkſtatt zu verweilen, als ſonſt wohl geſchehen ſeyn mochte.

Eines Tages trat Herr Martin ganz nachdenklich in ſeine offne Werkſtatt vor dem Thore hinein, wo Sommer über gearbeitet wurde. Eben ſetzten Reinhold und Friedrich ein kleines Faß auf. Da ſtellte ſich Meiſter Martin vor ſie hin, mit übereinander geſchlagenen Armen und ſprach: ich kann Euch gar nicht ſagen, ihr lieben Geſellen, wie ſehr ich mit euch zufrieden bin, aber nun komme ich doch in große Verlegenheit. Vom Rhein her ſchreiben ſie, daß das heurige Jahr, was den Weinbau betrifft, geſegneter ſeyn werde, als je eins geweſen. Ein weiſer Mann hat geſagt, der Comet, der am Himmel herauf gezogen, befruchte mit ſeinen wunderbaren Strahlen die Erde, ſo daß ſie aus den tiefſten Schachten alle Glut, die die edlen Metalle kocht, herausſtrömen und ausdunſten werde, in die durſtigen Reben, die in üppigem Gedeihen Traub' auf Traube hervorarbeiten, und das flüſſige Feuer, von dem ſie getränkt, hineinſprudeln würden in das Gewächs. Erſt nach beinahe dreihundert Jahren werde ſolch' günſtige Conſtellation wieder eintreten. — Da wirds nun Arbeit geben die Hülle und die Fülle. Und dazu kommt noch, daß auch der hochwürdige Herr Biſchof von Bamberg an mich geſchrieben und ein großes Faß bei mir beſtellt hat. Damit können wir nicht fertig werden und es thut Noth, daß ich mich noch nach einem tüchtigen Geſellen umſchaue. Nun möcht' ich aber auch nicht gleich dieſen oder jenen von der Straße unter uns aufnehmen und doch brennt mir das Feuer auf den Nägeln. Wenn ihr einen wackern Geſellen irgendwo wißt, den ihr unter euch leiden möchtet, ſo ſagts nur, ich ſchaff ihn her und ſollt' es mir auch ein gut Stück Geld koſten. Kaum hatte Meiſter Martin dies geſprochen, als ein junger Menſch von hohem kräftigen Bau mit ſtarker Stimme hinein rief: He da! iſt das hier Meiſter Martins Werkſtatt? Freilich, erwiederte Meiſter Martin, indem er auf den jungen Geſellen losſchritt, freilich iſt ſie das, aber ihr braucht gar nicht ſo mörderlich hinein zu ſchreien und hinein zu tappen, ſo kommt man nicht zu den Leuten. Ha, ha, ha, lachte der junge Geſell, ihr ſeyd wohl Meiſter Martin ſelbſt, denn ſo mit dem dicken Bauche, mit dem ſtattlichen Unterkinn, mit den blinzelnden Augen, mit der rothen Naſe, gerade ſo iſt er mir beſchrieben worden. Seyd mir ſchön gegrüßt Meiſter Martin. „Nun was wollt ihr denn vom Meiſter Martin," fragte dieſer ganz unmuthig. Ich bin, antwortete der junge Menſch, ich bin ein Küpergeſell und wollte nur fragen, ob ich bei euch in Arbeit kommen könnte. Meiſter Martin trat vor Verwunderung, daß gerade in dem Augenblick, als er geſonnen war, einen Geſellen zu ſuchen, ſich einer meldete, ein paar Schritte zurück, und maß den jungen Menſchen von Kopf bis zum Fuße. Der ſchaute ihn aber keck an mit blitzenden Augen. Als nun Meiſter Martin die breite Bruſt, den ſtarken Gliederbau, die kräftigen Fäuſte des jungen Menſchen bemerkte, dachte er bei ſich ſelbſt, gerade ſolch einen tüchtigen Kerl brauche ich ja, und fragte ihn ſogleich nach den Handwerkszeugniſſen. Die hab' ich nicht zur Hand, erwiederte der junge Menſch, aber ich werde ſie beſchaffen in kurzer Zeit, und geb' euch jetzt mein Ehrenwort, daß ich treu und redlich arbeiten will, das muß euch gnügen. Und damit, ohne Meiſter Martins Antwort abzuwarten, ſchritt der junge Geſell zur Werkſtatt hinein, warf Barett und Reiſebündel ab, zog das Wamms herunter, band das Schurzfell vor und ſprach: ſagt nur gleich an Meiſter Martin, was ich jetzt arbeiten ſoll. Meiſter Martin, ganz verdutzt über des fremden Jünglings keckes Betragen, mußte ſich einen Augenblick beſinnen, dann ſprach er: nun Geſelle, beweiſet einmal gleich, daß ihr ein tüchtiger Küper ſeyd, nehmt den Gargelkamm zur Hand und fertigt an dem Faß, das dort auf dem Endſtuhl liegt, die Kröſe. Der fremde Geſell vollführte das, was ihm geheißen, mit beſonderer Stärke, Schnelle und Geſchicklichkeit und rief dann, indem er hell auflachte: nun Meiſter Martin zweifelt ihr noch daran, daß ich ein tüchtiger Küper bin? — Aber, fuhr er fort, indem er in der Werkſtatt auf- und abgehend mit den Blicken Handwerkszeug und Holzvorrath muſterte, aber habt ihr auch tüchtiges Geräth und — was iſt denn das für ein Schlägelchen dort, damit ſpielen wohl eure Kinder? — und das Lenkbeilchen, hei! das iſt wohl für die Lehrburſchen? — Und damit ſchwang er den großen ſchweren Schlägel, den Reinhold gar nicht regieren konnte und mit dem Friedrich nur mühſam handthierte, das wuchtige Lenkbeil, mit dem Meiſter Martin ſelbſt arbeitete, hoch in den Lüften. Dann rollte er ein paar große Fäſſer, wie leichte Bälle bei Seite und ergriff eine von den dicken noch nicht ausgearbeiteten Dauben. Ei, rief er, ei Meiſter, das iſt gutes Eichenſtabholz, das muß ſpringen wie Glas! Und damit ſchlug er die Daube gegen den Schleifſtein, daß ſie mit lautem Schall glatt ab in zwei Stücke zerbrach. O wollt ihr doch, ſprach Meiſter Martin, wollt ihr doch, lieber Geſell, nicht etwa jenes zweifudrige Faß herausſchmeißen oder gar die ganze Werkſtatt zuſammenſchlagen. Zum Schlägel könnt ihr ja den Balken dort brauchen und damit ihr auch ein Lenkbeil nach eurem Sinn bekommt, will ich euch das drei Ellen lange Rolandsſchwert vom Rathhauſe herunterholen. Das wär' mir nun eben Recht, rief der junge Menſch, indem ihm die Augen funkelten, aber ſogleich ſchlug er den Blick nieder und ſprach mit geſenkter Stimme: ich dachte nur, lieber Meiſter, daß ihr zu eurer großen Arbeit recht ſtarke Geſellen nöthig hättet und da bin ich wohl mit meiner Leibeskraft etwas zu vorlaut, zu prahleriſch geweſen. Nehmt mich aber immerhin in Arbeit, ich will wacker ſchaffen, was ihr von mir begehrt. Meiſter Martin ſah dem Jüngling ins Geſicht und mußte ſich geſtehen, daß ihm wohl nie edlere und dabei grundehrlichere Züge vorgekommen. Ja es war ihm, als rege ſich bei dem Anblick des Jünglings die dunkle Erinnerung irgend eines Mannes auf, den er ſchon ſeit langer Zeit geliebt und hochverehrt, doch konnte er dieſe Erinnerung nicht ins Klare bringen, wiewohl er deshalb des Jünglings Verlangen auf der Stelle erfüllte und ihm nur aufgab ſich nächſtens durch glaubhafte Atteſte zum Handwerk gehörig auszuweiſen. Reinhold und Friedrich waren indeſſen mit dem Aufſetzen des Faſſes fertig geworden und trieben nun die erſten Bände auf. Dabei pflegten ſie immer ein Lied anzuſtimmen und thaten es nun auch, indem ſie ein feines Lied in der Stieglitzweis Adam Puſchmanns begannen. Da ſchrie aber Conrad (ſo war der neue Geſell geheißen) von der Fügbank, an die ihn Meiſter Martin geſtellt, herüber: „ei was iſt denn das für ein Quinkeliren? Kommt es mir doch vor, als wenn die Mäuſe pfeifen hier in der Werkſtatt. Wollt ihr was ſingen, ſo ſingt ſo, daß es einem das Herz erfriſcht und Luſt macht zur Arbeit. Solches mag ich auch wohl bisweilen thun.“ Und damit begann er ein tolles Jagdlied mit Halloh und Huſſah! und dabei ahmte er das Gebell der Hundekoppeln, die gellenden Rufe der Jäger mit ſolch durchdringender, ſchmetternder Stimme nach, daß die großen Fäſſer wiederklangen und die ganze Werkſtatt erdröhnte. Meiſter Martin verhielt ſich mit beiden Händen die Ohren und der Frau Marthe (Valentins Wittwe) Knaben, die in der Werkſtatt ſpielten, verkrochen ſich furchtſam unters Stabholz. In dem Augenblick trat Roſa hinein, verwundert, erſchrocken über das fürchterliche Geſchrei, was gar nicht Singen zu nennen. So wie Conrad Roſa gewahrte, ſchwieg er augenblicklich, ſtand von der Fügbank auf und nahte ſich ihr, ſie mit dem edelſten Anſtande grüßend. Dann ſprach er mit ſanfter Stimme, leuchtendes Feuer in den hellen braunen Augen: „mein holdes Fräulein, welch ein ſüßer Roſenſchimmer ging denn auf in dieſer ſchlechten Arbeitshütte, als ihr eintratet, o wäre ich euer doch nur früher anſichtig geworden, nicht eure zarten Ohren hätt' ich beleidigt mit meinem wilden Jagdliede! — O, (ſo rief er, ſich zu Meiſter Martin und den andern Geſellen wendend) o hört doch nur auf mit euerm abſcheulichen Geklapper! — So lange euch das liebe Fräulein ihres Anblicks würdigt, mögen Schlägel und Treiber ruhn. Nur ihre ſüße Stimme wollen wir hören, und mit gebeugtem Haupt erlauſchen, was ſie gebietet uns demüthigen Knechten." Reinhold und Friedrich ſchauten ſich ganz verwundert an, aber Meiſter Martin lachte hell auf und rief: nun Conrad! — nun iſts klar, daß ihr der allernärriſchte Kauz ſeyd, der jemals ein Schurzfell vorgebunden. Erſt kommt ihr her und wollt mir wie ein ungeſchlachter Rieſe alles zerſchmeißen, dann brüllt ihr dermaßen, daß uns allen die Ohren gellen und zum würdigen Schluß aller Tollheit ſeht ihr mein Töchterlein Roſa für ein Edelfräulein an, und gebehrdet euch wie ein verliebter Junker! „Eure holde Tochter, erwiederte Conrad gelaſſen, eure holde Tochter kenne ich gar wohl lieber Meiſter Martin, aber ich ſage euch, daß ſie das hochherrlichſte Fräulein iſt, das auf Erden wandelt, und mag der Himmel verleihen, daß ſie den edelſten Junker würdige in treuer, ritterlicher Liebe ihr Paladin zu ſeyn." Meiſter Martin hielt ſich die Seiten, er wollte erſticken bis er dem Lachen Luft gab, durch Krächzen und Hüſteln. Kaum der Sprache mächtig, ſtotterte er dann: „gut — ſehr gut, mein allerliebſter Junge, magſt du meine Roſa immerhin für ein hochadlich Fräulein halten, ich gönn' es dir — aber dem unbeſchadet — ſey ſo gut und gehe fein zurück an deine Fügbank!" Conrad blieb eingewurzelt ſtehen mit niedergeſchlagenem Blick, rieb ſich die Stirn, ſprach leiſe: es iſt ja wahr, und that dann wie ihm geheißen. Roſa ſetzte ſich, wie ſie immer in der Werkſtatt zu thun pflegte, auf ein klein Fäßlein, das Reinhold ſorglich abgeſtäubt und Friedrich herbeigeſchoben hatte. Beide ſingen, Meiſter Martin gebot es ihnen, nun aufs neue das ſchöne Lied an, in dem ſie der wilde Conrad unterbrochen, der nun ſtill und ganz in ſich verſunken, an der Fügbank fort arbeitete.

Als das Lied geendet, ſprach Meiſter Martin: euch hat der Himmel eine ſchöne Gabe verliehn, ihr lieben Geſellen! — ihr glaubt gar nicht, wie hoch ich die holdſelige Singekunſt achte. Wollt' ich doch auch einmal ein Meiſterſinger werden, aber das ging nun ganz und gar nicht, ich mochte es auch anſtellen, wie ich wollte. Mit aller meiner Mühe erntete ich nur Hohn und Spott ein. Beim Freiſingen machte ich bald falſche Anhänge, bald Klebſilben, bald ein falſches Gebände, bald falſche Blumen, oder verfiel ganz und gar in falſche Melodei. — Nun ihr werdet es beſſer machen und es wird heißen, was der Meiſter nicht vermag, das thun doch ſeine Geſellen. Künftigen Sonntag iſt zur gewöhnlichen Zeit nach der Mittagspredigt ein Meiſterſingen in der St. Catharinenkirche, da könnt ihr beide, Reinhold und Friedrich, Lob und Ehre erlangen mit eurer ſchönen Kunſt, denn vor dem Hauptſingen wird ein Freiſingen gehalten, woran ihr, ſo wie jeder Fremde, der der Singkunſt mächtig, ungehindert Theil nehmen könnet. Nun Geſell Conrad (ſo rief Meiſter Martin herüber zur Zugbank), nun Geſell Conrad, möcht' ihr nicht auch den Singſtuhl beſteigen und euer ſchönes Jagdlied anſtimmen? Spottet nicht, erwiederte Conrad ohne aufzublicken, ſpottet nicht lieber Meiſter! jedes an ſeinem Platze. Während ihr euch an dem Meiſterſingen erbaut', werde ich auf der Allerwieſe meinem Vergnügen nachgehn.

Es kam ſo, wie Meiſter Martin wohl vermuthet. Reinhold beſtieg den Singeſtuhl und ſang Lieder in unterſchiedlichen Weiſen, die alle Meiſterſinger erfreuten, wiewohl ſie meinten, daß dem Sänger zwar kein Fehler, aber eine gewiſſe ausländiſche Art, ſelbſt könnten ſie nicht ſagen, worin die eigentlich beſtehe, vorzuwerfen ſey. Bald darauf ſetzte ſich Friedrich auf den Singeſtuhl, zog ſein Barett ab und begann, nachdem er einige Sekunden vor ſich hingeſchaut, dann aber einen Blick in die Verſammlung geworfen, der, wie ein glühender Pfeil der holden Roſa in die Bruſt traf, daß ſie tief aufſeufzen mußte, ein ſolches herrliches Lied im zarten Ton Heinrich Frauenlobs, daß alle Meiſter einmüthiglich bekannten, keiner unter ihnen vermöge den jungen Geſellen zu übertreffen.

Als der Abend herangekommen und die Singſchule geendigt, begab ſich Meiſter Martin, um den Tag recht zu genießen, in heller Fröhlichkeit, mit Roſa nach der Allerwieſe. Die beiden Geſellen Reinhold und Friedrich durften mitgehen. Roſa ſchritt in ihrer Mitte. Friedrich ganz verklärt von dem Lobe der Meiſter, in ſeliger Trunkenheit, wagte manches kühne Wort, das Roſa, die Augen verſchämt niederſchlagend, nicht vernehmen zu wollen ſchien. Sie wandte ſich lieber zu Reinhold, der nach ſeiner Weiſe allerlei Luſtiges ſchwatzte und ſich nicht ſcheute, ſeinen Arm um Roſas Arm zu ſchlingen.

Schon in der Ferne hörten ſie das jauchzende Getöſe auf der Allerwieſe. An den Platz gekommen, wo die Jünglinge ſich in allerlei zum Theil ritterlichen Spielen ergötzten, vernahmen ſie wie das Volk einmal übers andere rief: gewonnen, gewonnen — er iſts wieder der Starke! — ja gegen den kommt niemand auf! — Meiſter Martin gewahrte, als er ſich durchs Volk gedrängt hatte, daß alles Lob, alles Jauchzen des Volks niemanden anders galt, als ſeinem Geſellen Conrad. Der hatte im Wettrennen, im Fauſtkampf, im Wurfſpießwerfen alle übrige übertroffen. Als Martin herankam, rief Conrad eben: ob es jemand mit ihm aufnehmen wolle im luſtigen Kampfſpiel mit ſtumpfen Schwertern? Mehrere wackre Patrizier-Jünglinge, ſolch ritterlichen Spiels gewohnt, ließen ſich ein auf die Forderung. Nicht lange dauerte es aber, ſo hatte Conrad auch hier ohne alle große Mühe und Anſtrengung ſämmtliche Gegner überwunden, ſo daß des Lobpreiſens ſeiner Gewandtheit und Stärke gar kein Ende war.

Die Sonne war herabgeſunken, das Abendroth erlöſchte und die Dämmerung ſtieg mit Macht herauf. Meiſter Martin, Roſa und die beiden Geſellen hatten ſich an einem plätſchernden Springquell gelagert. Reinhold erzählte viel Herrliches von dem fernen Italien, aber Friedrich ſchaute ſtill und ſelig der holden Roſa in die Augen. Da kam Conrad heran, leiſen zögernden Schrittes, wie mit ſich ſelbſt uneins, ob er ſich zu den andern lagern ſolle oder nicht. Meiſter Martin rief ihm entgegen: „nun Conrad, kommt nur immer heran, ihr habt euch tapfer gehalten auf der Wieſe, ſo kann ichs wohl leiden an meinen Geſellen, ſo ziemt es ihnen auch. Scheut euch nicht Geſelle! ſetzt euch zu uns, ich erlaub' es euch!“ Conrad warf einen durchbohrenden Blick auf den Meiſter, der ihm gnädig zunickte, und ſprach dann mit dumpfer Stimme: vor euch ſcheue ich mich nun ganz und gar nicht, hab euch auch noch gar nicht nach der Erlaubniß gefragt, ob ich mich hier lagern darf oder nicht, komme überhaupt auch gar nicht zu euch. Alle meine Gegner hab ich in den Sand geſtreckt im luſtigen Ritterſpiel, und da wollt ich nur das holde Fräulein fragen, ob ſie mir nicht auch wie zum Preis des luſtigen Spiels den ſchönen Straus verehren wollte, den ſie an der Bruſt trägt. Damit ließ ſich Conrad vor Roſa auf ein Knie nieder, ſchaute mit ſeinen klaren braunen Augen ihr recht ehrlich ins Antlitz und bat: gebt mir immer den ſchönen Straus als Siegespreis holde Roſa, ihr dürft mir das nun durchaus nicht abſchlagen. Roſa neſtelte auch gleich den Straus los und gab ihn Conrad, indem ſie lachend ſprach: ei, ich weiß ja wohl, daß einem ſolchen tapfern Ritter wie ihr ſeyd, ſolch ein Ehrenzeichen von einer Dame gebührt und ſo nehmt immerhin meine welkgewordenen Blumen. Conrad küßte den ihm dargebotenen Straus und ſteckte ihn dann an ſein Barett, aber Meiſter Martin rief, indem er aufſtand: nun ſeh mir einer die tollen Poſſen! — doch laßt uns nach Hauſe wandeln, die Nacht bricht ein. Herr Martin ſchritt vorauf, Conrad ergriff mit ſittigem, zierlichem Anſtande Roſa's Arm, Reinhold und Friedrich ſchritten ganz unmuthig hinterher. Die Leute, denen ſie begegneten, blieben ſtehn und ſchauten ihnen nach, indem ſie ſprachen: ei ſeht nur, ſeht, das iſt der reiche Küper Tobias Martin, mit ſeinem holden Töchterlein und ſeinen wackern Geſellen. Das nenn' ich mir hübſche Leute! —

Wie Frau Marthe mit Roſa von den drei Geſellen ſprach. Conrads Streit mit dem Meiſter Martin.

Junge Mägdlein pflegen wohl alle Luſt des Feſttages erſt am andern Morgen ſich ſo recht durch Sinn und Gemüth gehen zu laſſen und dieſe Nachfeier dünkt ihnen dann beinahe noch ſchöner als das Feſt ſelbſt. So ſaß auch die holde Roſa am andern Morgen einſam in ihrem Gemach und ließ, die gefalteten Hände auf dem Schooß, das Köpfchen ſinnend vor ſich hingeneigt, Spindel und Nätherei ruhen. Wohl mocht' es ſeyn, daß ſie bald Reinholds und Friedrichs Lieder hörte, bald den gewandten Conrad ſah, wie er ſeine Gegner beſiegte, wie er ſich von ihr den Preis des Siegers holte, denn bald ſummte ſie ein paar Zeilen irgend eines Liedleins, bald lispelte ſie: meinen Straus wollt ihr? und dann leuchtete höheres Roth auf ihren Wangen, ſchimmerten Blitze durch die niedergeſenkten Wimpern, ſtahlen ſich leiſe Seufzer fort aus der innerſten Bruſt. Da trat Frau Marthe hinein und Roſa freute ſich nun, recht umſtändlich erzählen zu können, wie alles ſich in der St. Catharinenkirche und auf der Allerwieſe begeben. Als Roſa geendet, ſprach Frau Marthe lächelnd: nun, liebe Roſa, nun werdet ihr wohl bald unter drei ſchmucken Freiern wählen können. Um Gott, fuhr Roſa auf, ganz erſchrocken und blutroth im Geſicht bis unter die Augen, um Gott Frau Marthe, wie meint ihr denn das? — ich! — drei Freier? — Thut nur nicht ſo, ſprach Frau

Marthe weiter, thut nur nicht ſo, liebe Roſa, als ob ihr gar nichts wiſſen, nichts ahnen könntet. Man müßte ja wahrhaftig gar keine Augen haben, man müßte ganz verblendet ſeyn, ſollte man nicht ſchauen, daß unſere Geſellen Reinhold, Friedrich und Conrad, ja daß alle drei in der heftigſten Liebe zu euch ſind. Was bildet ihr euch ein, Frau Marthe, liſpelte Roſa, indem ſie die Hand vor die Augen hielt. Ei, fuhr Frau Marthe fort, indem ſie ſich vor Roſa hinſetzte und ſie mit einem Arm umſchlang, ei du holdes, verſchämtes Kind, die Hände weg, ſchau' mir recht feſt in die Augen und dann läugne, daß du es längſt gut gemerkt haſt, wie die Geſellen dich in Herz und Sinn tragen, läugne das! — Siehſt du wohl, daß du das nicht kannſt? — nun es wär auch wirklich wunderbar, wenn eines Mägdleins Augen nicht ſo was gleich erſchauen ſollten. Wie die Blicke von der Arbeit weg dir zufliegen, wie ein raſcherer Takt alles belebt, wenn du in die Werkſtatt trittſt. Wie Reinhold und Friedrich ihre ſchönſten Lieder anſtimmen, wie ſelbſt der wilde Conrad fromm und freundlich wird, wie jeder ſich müht dir zu nahen, wie flammendes Feuer aufflackert im Antlitz deſſen, den du eines holden Blicks, eines freundlichen Worts würdigſt! Ei, mein Töchterchen, iſt es denn nicht ſchön, daß ſolche ſchmucke Leute um dich buhlen? — Ob du überhaupt einen und wen von den dreien du wählen wirſt, das kann ich in der That gar nicht ſagen, denn freundlich und gut biſt du gegen alle, wiewohl ich — doch ſtill, ſtill davon. Kämſt du nun zu mir und ſprächſt: rathet mir Frau Marthe, wem von dieſen Jünglingen, die ſich um mich mühen, ſoll ich Herz und Hand zuwenden, da würd' ich denn freilich antworten: ſpricht dein Herz nicht ganz laut und vernehmlich: der iſt es, dann laß' ſie nur alle drei laufen. Sonſt aber gefällt mir Reinhold ſehr wohl, auch Friedrich, auch Conrad, und dann hab' ich gegen alle drei auch manches einzuwenden. — Ja in der That, liebe Roſa, wenn ich die jungen Geſellen ſo tapfer arbeiten ſehe, gedenke ich immer meines lieben armen Valentins und da muß ich doch ſagen, ſo wenig er vielleicht noch beſſere Arbeit ſchaffen mochte, ſo war doch in allem, was er förderte, ſolch ein ganz anderer Schwung, eine andere Manier. Man merkte, daß er bei dem Dinge war mit ganzer Seele, aber bei den jungen Geſellen iſt es mir immer, als thäten ſie nur ſo und hätten ganz andere Sachen im Kopfe als ihre Arbeit, ja als ſey dieſe nur eine Bürde, die ſie freiwillig ſich aufgelaſtet und nun mit wackerm Muthe trügen. Mit Friedrich kann ich mich nun am beſten vertragen, das iſt ein gar treues, herziges Gemüth. Es iſt, als gehöre der am mehrſten zu uns, ich verſtehe alles was er ſpricht, und daß er euch ſo ſtill, mit aller Schüchternheit eines frommen Kindes liebt, daß er kaum wagt euch anzublicken, daß er erröthet, ſo wie ihr ein Wort mit ihm redet, das iſts, was ich ſo ſehr an dem lieben Jungen rühme. Es war als trete eine Thräne in Roſa's Auge, als Frau Marthe dies ſagte. Sie ſtand auf und ſprach zum Fenſter gewendet: Friedrich iſt mir auch recht lieb, aber daß du mir ja nicht den Reinhold verachteſt. Wie könnte ich denn das, erwiederte Frau Marthe, Reinhold iſt nun offenbar der ſchönſte von allen. Was für Augen! nein, wenn er einen ſo durch und durch blitzt mit den leuchtenden Blicken, man kann es gar nicht ertragen! — Aber dabei iſt in ſeinem ganzen Weſen ſo etwas verwunderliches, das mir ordentlich Schauer erregt und mich von ihm zurückſchreckt. Ich denke, Herrn Martin müßte, wenn Reinhold in ſeiner Werkſtatt arbeitet und er ihn dieſes, jenes fördern heißt, ſo zu Muthe ſeyn, wie mir es ſeyn würde, wenn jemand in meine Küche ein von Gold und Edelſteinen funkelndes Geräth hingeſtellt hätte und das ſolle ich nun brauchen wie gewöhnliches ſchlechtes Hausgeräth, da ich denn doch gar nicht wagen möchte, es nur anzurühren. Er erzählt und ſpricht und ſpricht und das alles klingt wie ſüße Muſik und man wird ganz hingeriſſen davon, aber wenn ich nun ernſtlich daran denke, was er geſprochen, ſo hab' ich am Ende kein Wörtlein davon verſtanden. Und wenn er denn auch wohl einmal nach unſerer Weiſe ſcherzt und ich denke, nun iſt er denn doch ſo wie wir, ſo ſieht er mit einem Mal ſo vornehm darein, daß ich ordentlich erſchrecke. Und dabei kann ich gar nicht ſagen, daß ſein Ausſehn der Art gliche, wie mancher Junker, mancher Patrizier ſich bläht, nein es iſt etwas ganz anderes. Mit einem Wort, es kommt mir Gott weiß es ſo vor, als habe er Umgang mit höheren Geiſtern, als gehöre er überhaupt einer anderen Welt an. Conrad iſt ein wilder, übermüthiger Geſelle und hat dabei in ſeinem ganzen Weſen auch ganz etwas verdammt vornehmes, was zum Schurzfell nicht recht paſſen will. Und dabei thut er ſo, als wenn nur er allein zu gebieten hätte und die andern ihm gehorchen müßten. Hat er es doch in der kurzen Zeit ſeines Hierſeins dahin gebracht, daß Meiſter Martin von Conrads ſchallender Stimme angedonnert, ſich ſeinem Willen fügt. Aber dabei iſt Conrad wieder ſo gutmüthig und grundehrlich, daß man ihm gar nicht gram werden kann. Vielmehr muß ich ſagen, daß er mir trotz ſeiner Wildheit beinahe lieber iſt, als Reinhold, denn zwar ſpricht er auch oft gewaltig hoch, aber man verſtehts doch recht gut. Ich wette, der iſt einmal, mag er ſich auch ſtellen wie er will, ein Kriegsmann geweſen. Deshalb verſteht er ſich noch ſo gut auf die Waffen und hat ſogar was vom Ritterweſen angenommen, das ihm gar nicht übel ſteht. — Nun ſagt mir ganz unverholen, liebe Roſa, wer von den drei Geſellen euch am beſten gefällt? Fragt, erwiederte Roſa, fragt mich nicht ſo verfänglich, liebe Frau Marthe. Doch ſo viel iſt gewiß, daß es mir mit Reinhold gar nicht ſo geht, wie euch. Zwar iſt es richtig, daß er ganz anderer Art iſt, als ſeines gleichen, daß mir bei ſeinen Geſprächen zu Muthe wird, als thue ſich mir plötzlich ein ſchöner Garten auf voll herrlicher glänzender Blumen, Blüthen und Früchte, wie ſie auf Erden gar nicht zu finden, aber ich ſchaue gern hinein. Seit Reinhold hier iſt, kommen mir auch manche Dinge ganz anders vor, und manches, was ſonſt trübe und geſtaltlos in meiner Seele lag, iſt nun ſo hell und ſo klar geworden, daß ich es ganz deutlich zu erkennen vermag. Frau Marthe ſtand auf und im Davongehen Roſen mit dem Finger drohend, ſprach ſie: ei, ei, Roſa, alſo wird wohl Reinhold dein Auserwählter ſeyn. Das hatte ich nicht vermuthet, nicht geahnet! Ich bitte euch, erwiederte Roſa, ſie zur Thüre geleitend, ich bitte euch, liebe Frau Marthe, vermuthet, ahnet gar nichts, ſondern überlaſſet alles den kommenden Tagen. Was die bringen, iſt Fügung des Himmels, der ſich jeder ſchicken muß in Frömmigkeit und Demuth. — In Meiſter Martins Werkſtatt war es indeſſen ſehr lebhaft worden. Um alles Beſtellte fördern zu können, hatte er noch Handlanger und Lehrburſchen angenommen und nun wurde gehämmert und gepocht, daß man es weit und breit hören konnte. Reinhold war mit der Meſſung des großen Faſſes, das für den Biſchof von Bamberg gebaut werden ſollte, fertig worden und hatte es mit Friedrich und Conrad ſo geſchickt aufgeſetzt, daß dem Meiſter Martin das Herz im Leibe lachte und er einmal über das andere rief: das nenn' ich mir ein Stück Arbeit, das wird ein Fäßlein, wie ich noch keines gefertigt, mein Meiſterſtück ausgenommen. — Da ſtanden nun die drei Geſellen und trieben die Bande auf die gefugten Dauben, daß alles vom lauten Getöſe der Schlägel wiederhallte. Der alte Valentin ſchabte emſig mit dem Krummmeſſer und Frau Marthe, die beiden kleinſten Kinder auf dem Schooße, ſaß dicht hinter Conrad, während die andern muntern Buben ſchreiend und lärmend ſich mit den Reifen herumtummelten und jagten. Das gab eine luſtige Wirthſchaft, ſo daß man kaum den alten Herrn Johannes Holzſchuer bemerkte, der zur Werkſtatt hineintrat. Meiſter Martin ſchritt ihm entgegen, und fragte höflich nach ſeinem Begehren. Ei, erwiederte Holzſchuer, ich wollte einmal meinen lieben Friedrich wiederſchauen, der dort ſo wacker arbeitet. Aber dann lieber Meiſter Martin, thut in meinem Weinkeller ein tüchtiges Faß Noth, um deſſen Fertigung ich euch bitten wollte. — Seht nur, dort wird ja eben ſolch ein Faß errichtet, wie ich es brauche, das könnt ihr mir ja überlaſſen, ihr dürft mir nur den Preis ſagen. Reinhold, der ermüdet einige Minuten in der Werkſtatt geruht hatte, und nun wieder zum Gerüſt heraufſteigen wollte, hörte Holzſchuers Worte und ſprach, den Kopf nach ihm wendend: ei, lieber Herr Holzſchuer, die Luſt nach unſerm Fäßlein laßt euch nur vergehen, das arbeiten wir für den hochwürdigen Herrn Biſchof von Bamberg! — Meiſter Martin die Arme über den Rücken zuſammengeſchlagen, den linken Fuß vorgeſetzt, den Kopf in den Nacken geworfen, blinzelte nach dem Faß hin und ſprach dann mit ſtolzem Ton: mein lieber Meiſter, ſchon an dem ausgeſuchten Holz, an der Sauberkeit der Arbeit hättet ihr bemerken können, daß ſolch ein Meiſterſtück dem fürſtlichen Keller ziemt. Mein Geſelle Reinhold hat richtig geſprochen, nach ſolchem Werk laßt euch die Luſt vergehn, wenn die Weinleſe vorüber, werd' ich euch ein tüchtiges ſchlichtes Fäßlein fertigen laſſen, wie es ſich für euern Keller ſchickt. Der alte Holzſchuer, aufgebracht über Meiſter Martins Stolz, meinte dagegen, daß ſeine Goldſtücke gerade ſo viel wögen, als die des Biſchofs von Bamberg, und daß er anderswo auch wohl für ſein baares Geld gute Arbeit zu bekommen hoffe. Meiſter Martin, überwallt vom Zorn, hielt mühſam an ſich, er durfte den alten, vom Rath, von allen Bürgern hochverehrten Herrn Holzſchuer wohl nicht beleidigen. Aber in dem Augenblick ſchlug Conrad immer gewaltiger mit dem Schlägel zu, daß alles dröhnte und krachte, da ſprudelte Meiſter Martin den innern Zorn aus und ſchrie mit heftiger Stimme: Conrad — du Tölpel, was ſchlägſt du ſo blind und toll zu, willſt du mir das Faß zerſchlagen? Ho, ho, rief Conrad, indem er mit trotzigem Blick umſchaute, nach dem Meiſter; ho, ho, du komiſches Meiſterlein, warum denn nicht? Und damit ſchlug er ſo entſetzlich auf das Faß los, daß klirrend der ſtärkſte Band des Faſſes ſprang und den Reinhold hinabwarf vom ſchmalen Brette des Gerüſtes, während man am hohlen Nachklange wohl vernahm, daß auch eine Daube geſprungen ſeyn müßte. Uebermannt von Zorn und Wuth ſprang Meiſter Martin hinzu, riß dem Valentin den Stab, an dem er ſchabte, aus der Hand und verſetzte, lautſchreiend: Verfluchter Hund! dem Conrad einen tüchtigen Schlag über den Rücken. So wie Conrad den Schlag fühlte, drehte er ſich raſch um und ſtand da einen Augenblick wie ſinnlos, dann aber flammten die Augen vor wilder Wuth, er knirſchte mit den Zähnen, er heulte: geſchlagen? Dann war er mit einem Sprunge herab vom Gerüſt, hatte ſchnell das auf dem Boden liegende Lenkbeil ergriffen und führte einen gewaltigen Schlag gegen den Meiſter, der ihm den Kopf geſpalten haben würde, hätte Friedrich nicht den Meiſter bei Seite geriſſen, ſo daß das Beil nur den Arm ſtreifte, aus dem aber das Blut ſogleich hinausſtrömte. Martin, dick und unbeholfen wie er war, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte über die Fügbank, wo eben der Lehrburſche arbeitete, nieder zur Erde. Alles warf ſich nun dem wüthenden Conrad entgegen, der das blutige Lenkbeil in den Lüften ſchwang und mit entſetzlicher Stimme heulte und kreiſchte: zur Hölle muß er fahren — zur Hölle! Mit Rieſenkraft ſchleuderte er alle von ſich, er holte aus zum zweiten Schlage, der ohne Zweifel dem armen Meiſter, der auf dem Boden keuchte und ſtöhnte, das Garaus gemacht haben würde, da erſchien aber, vor Schrecken bleich wie der Tod, Roſa in der Thüre der Werkſtatt. So wie Conrad Roſa gewahrte, blieb er mit dem hochgeſchwungnen Beil ſtehen, wie zur todten Bildſäule erſtarrt. Dann warf er das Beil weit von ſich, ſchlug die beiden Hände zuſammen vor der Bruſt, rief mit einer Stimme, die jedem durch das Innerſte drang: o du gerechter Gott im Himmel, was habe ich denn gethan! und ſtürzte aus der Werkſtatt heraus ins Freie. Niemand gedachte ihn zu verfolgen.

Nun wurde der arme Meiſter Martin mit vieler Mühe aufgerichtet, es fand ſich indeſſen gleich, daß das Beil nur ins dicke Fleiſch des Arms gedrungen und die Wunde durchaus nicht bedeutend zu nennen war. Den alten Herrn Holzſchuer, den Martin im Fall niedergeriſſen, zog man nun auch unter den Holzſpänen hervor und beruhigte ſo viel möglich der Frau Marthe Kinder, die unaufhörlich um den guten Vater Martin ſchrien und heulten. Der war ganz verblüfft und meinte, hätte der Teufel von böſem Geſellen nur nicht das ſchöne Faß verdorben, aus der Wunde mache er ſich nicht ſo viel.

Man brachte Tragſeſſel herbei für die alten Herren, denn auch Holzſchuer hatte ſich im Fall ziemlich zerſchlagen. Er ſchmälte auf ein Handwerk, dem ſolche Mordinſtrumente zu Gebote ſtanden, und beſchwor Friedrich, je eher deſto lieber ſich wieder zu der ſchönen Bildgießerei, zu den edlen Metallen zu wenden.

Friedrich und mit ihm Reinhold, den der Reif hart getroffen und der ſich an allen Gliedern wie gelähmt fühlte, ſchlichen, als ſchon tiefe Dämmerung den Himmel umzog, unmuthig nach der Stadt zurück. Da hörten ſie hinter einer Hecke ein leiſes Aechzen und Seufzen. Sie blieben ſtehen und es erhob ſich alsbald eine lange Geſtalt vom Boden, die ſie augenblicklich für Conrad erkannten und ſcheu zurückprallten. Ach, ihr lieben Geſellen, rief Conrad mit weinerlicher Stimme, entſetzet euch doch nur nicht ſo ſehr vor mir! — ihr haltet mich für einen teufliſchen Mordhund! — ach ich bin es ja nicht, ich bin es ja nicht — ich konnte nicht anders! ich mußte den dicken Meiſter todtſchlagen, eigentlich müßt' ich mit euch gehen und es noch thun, wie es nur möglich wäre! — Aber nein — nein, es iſt alles aus, ihr ſeht mich nicht wieder! — grüßt die holde Roſa, die ich ſo über die Maßen liebe! — ſagt ihr, daß ich ihre Blumen zeitlebens auf dem Herzen tragen, mich damit ſchmücken werde, wenn ich — doch ſie wird vielleicht künftig von mir hören! — lebt wohl, lebt wohl, ihr meine lieben wackern Geſellen! — Damit rannte Conrad unaufhaltſam fort über das Feld.

Reinhold ſprach, es iſt was beſonderes mit dieſem Jüngling, wir können ſeine That gar nicht abwägen oder abmeſſen nach gewöhnlichem Maßſtab. Vielleicht erſchließt ſich künftig das Geheimniß, das auf ſeiner Bruſt laſtete.

Reinhold verläßt Meiſter Martins Haus.

So luſtig es ſonſt in Meiſter Martins Werkſtatt herging, ſo traurig war es jetzt geworden. Reinhold, zur Arbeit unfähig, blieb in ſeiner Kammer eingeſchloſſen; Martin, den wunden Arm in der Binde, ſchimpfte und ſchmälte unaufhörlich auf den Ungeſchick des böſen fremden Geſellen. Roſa, ſelbſt Frau Marthe mit ihren Knaben, ſcheuten den Tummelplatz des tollen Beginnens und ſo tönte dumpf und hohl, wie im einſamen Walde zur Winterszeit der Holzſchlag, Friedrichs Arbeit, der nun das große Faß allein mühſam genug fördern mußte.

Tiefe Traurigkeit erfüllte bald Friedrichs ganzes Gemüth, denn nun glaubte er deutlich zu gewahren, was er längſt gefürchtet. Er trug keinen Zweifel, daß Roſa Reinhold liebe. Nicht allein, daß alle Freundlichkeit, manches ſüße Wort ſchon ſonſt Reinhold allein zugewendet wurde, ſo war es jetzt ja ſchon Beweiſes genug, daß Roſa, da Reinhold nicht hinaus konnte zur Werkſtatt, ebenfalls nicht mehr daran dachte, herauszugehen und lieber im Hauſe blieb, wohl gar um den Geliebten recht ſorglich zu hegen und pflegen. Sonntags, als alles luſtig hinauszog, als Meiſter Martin von ſeiner Wunde ziemlich geneſen, ihn einlud mit ihm und Roſa nach der Allerwieſe zu wandeln, da lief er, die Einladung ablehnend, ganz vernichtet von Schmerz und banger Liebesnoth einſam heraus nach dem Dorfe, nach dem Hügel, wo er zuerſt mit Reinhold zuſammengetroffen. Er warf ſich nieder in das hohe blumigte Gras und als er gedachte, wie der ſchöne Hoffnungsſtern, der ihm vorgeleuchtet auf ſeinem ganzen Wege nach der Heimath, nun am Ziel plötzlich in tiefer Nacht verſchwunden, wie nun ſein ganzes Beginnen dem troſtloſen Mühen des Träumers gleiche, der die ſehnſüchtigen Arme ausſtrecke nach leeren Luftgebilden, da ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen und herab auf die Blumen, die ihre kleinen Häupter neigten, wie klagend um des jungen Geſellen herbes Leid. Selbſt wußte Friedrich nicht, wie es geſchah, daß die tiefen Seufzer, die der gedrückten Bruſt entquollen, zu Worten, zu Tönen wurden. Er ſang folgendes Lied:

Wo biſt du hin
Mein Hoffnungsſtern?
Ach mir ſo fern,
Biſt mit ſüßem Prangen
Andern aufgegangen!
Erhebt Euch, rauſchende Abendwinde,
Schlagt an die Bruſt,
Weckt alle tödtende Luſt,

Allen Todesſchmerz,
Daß das Herz
Getränkt von blut'gen Thränen
Brech' in troſtloſem Sehnen.
Was liſpelt ihr ſo linde
So traulich ihr dunklen Bäume?
Was blickt ihr goldne Himmelsſäume
So freundlich hinab?
Zeigt mir mein Grab!
Das iſt mein Hoffnungshafen,
Werd' unten ruhig ſchlafen.

Wie es ſich denn wohl begiebt, daß die tiefſte Traurigkeit, findet ſie nur Thränen und Worte, ſich auflöſt in mildes ſchmerzliches Weh, ja daß dann wohl ein linder Hoffnungsſchimmer durch die Seele leuchtet, ſo fühlte ſich auch Friedrich, als er das Lied geſungen, wunderbar geſtärkt und aufgerichtet. Die Abendwinde, die dunklen Bäume, die er im Liede angerufen, rauſchten und liſpelten wie mit tröſtenden Stimmen, und wie ſüße Träume von ferner Herrlichkeit, von fernem Glück, zogen goldne Streifen herauf am düſtern Himmel. Friedrich erhob ſich und ſtieg den Hügel herab nach dem Dorfe zu. Da war es, als ſchritte Reinhold wie damals, als er ihn zuerſt gefunden, neben ihm her. Alle Worte, die Reinhold geſprochen, kamen ihm wieder in den Sinn. Als er nun aber der Erzählung Reinholds von dem Wettkampf der beiden befreundeten Maler gedachte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Es war ja ganz gewiß, daß Reinhold Roſa ſchon früher geſehen und geliebt haben mußte. Nur dieſe Liebe trieb ihn nach Nürnberg in Meiſter Martins Haus, und mit dem Wettſtreit der beiden Maler meinte er nichts anderes, als beider, Reinholds und Friedrichs, Bewerbung um die ſchöne Roſa. — Friedrich hörte aufs Neue die Worte, die Reinhold damals ſprach: wacker ohne allen tückiſchen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, muß wahre Freunde recht aus der Tiefe des Herzens einigen, ſtatt ſie zu entzweien, in edlen Gemüthern kann niemals kleinlicher Neid, hämiſcher Haß Statt finden. — Ja, rief Friedrich laut, ja, du Herzensfreund, an dich ſelbſt will ich mich wenden ohne allen Rückhalt, du ſelbſt ſollſt mir es ſagen, ob jede Hoffnung für mich verſchwunden iſt. — Es war ſchon hoher Morgen, als Friedrich an Reinholds Kammer klopfte. Da alles ſtill drinnen blieb, drückte er die Thür, die nicht wie ſonſt verſchloſſen war, auf und trat hinein. Aber in demſelben Augenblick erſtarrte er auch zur Bildſäule. Roſa in vollem Glanz aller Anmuth, alles Liebreizes, ein herrliches lebensgroßes Bild ſtand vor ihm aufgerichtet auf der Staffelei, wunderbar beleuchtet von den Strahlen der Morgenſonne. Der auf den Tiſch geworfene Malerſtock, die naſſen Farben auf der Pallette zeigten, daß eben an dem Bilde gemalt worden. O Roſa — Roſa — o du Herr des Himmels, ſeufzte Friedrich, da klopfte ihm Reinhold, der hinter ihm hineingetreten, auf die Schulter und fragte lächelnd: nun Friedrich, was ſagſt du zu meinem Bilde. Da drückte ihn Friedrich an ſeine Bruſt und rief: o du herrlicher Menſch — du hoher Künſtler! ja nun iſt mir alles klar! du, du haſt den Preis gewonnen, um den zu ringen ich Aermſter keck genug war! — was bin ich denn gegen dich, was iſt meine Kunſt gegen die Deinige? — Ach ich trug auch wohl manches im Sinn! — lache mich nur nicht aus, lieber Reinhold! — ſieh ich dachte, wie herrlich müßt' es ſeyn, Roſas liebliche Geſtalt zu formen und zu gießen im feinſten Silber, aber das iſt ja ein kindiſches Beginnen, doch du! — du! — wie ſie ſo hold, ſo in ſüßem Prangen aller Schönheit dich anlächelt! — ach Reinhold — Reinhold, du überglücklicher Menſch! — ja, wie du damals es ausſprachſt, ſo begibt es ſich nun wirklich! wir haben beide gerungen, du haſt geſiegt, du mußteſt ſiegen, aber ich bleibe dein mit ganzer Seele. Doch verlaſſen muß ich das Haus, die Heimath, ich kann es ja nicht ertragen, ich müßte ja vergehen, wenn ich nun Roſa wiederſehen ſollte. Verzeih das mir, mein lieber, lieber hochherrlicher Freund. Noch heute — in dieſem Augenblick fliehe ich fort — fort in die weite Welt, wohin mein Liebesgram, mein troſtloſes Elend mich treibt! — Damit wollte Friedrich zur Stube hinaus, aber Reinhold hielt ihn feſt, indem er ſanft ſprach: du ſollſt nicht von hinnen, denn ganz anders, wie du meinſt, kann ſich alles noch fügen. Es iſt nun an der Zeit, daß ich dir alles ſage, was ich bis jetzt verſchwieg. Daß ich kein Küper, ſondern ein Maler bin, wirſt du nun wohl wiſſen, und, wie ich hoffe, an dem Bilde gewahren, daß ich mich nicht zu den geringen Künſtlern rechnen darf. In früher Jugend bin ich nach Italien gezogen, dem Lande der Kunſt, dort gelang es mir, daß hohe Meiſter ſich meiner annahmen und den Funken, der in mir glühte, nährten mit lebendigem Feuer. So kam es, daß ich mich bald aufſchwang, daß meine Bilder berühmt wurden in ganz Italien und der mächtige

Herzog von Florenz mich an ſeinen Hof zog. Damals wollte ich nichts wiſſen von deutſcher Kunſt, und ſchwatzte, ohne eure Bilder geſehen zu haben, viel von der Trockenheit, von der ſchlechten Zeichnung, von der Härte eurer Dürer, eurer Cranache. Da brachte aber einſt ein Bilderhändler ein Madonnenbildchen von dem alten Albrecht in die Gallerie des Herzogs, welches auf wunderbare Weiſe mein Innerſtes durchdrang, ſo daß ich meinen Sinn ganz abwandte von der Ueppigkeit der italiſchen Bilder und zur Stunde beſchloß, in dem heimathlichen Deutſchland ſelbſt die Meiſterwerke zu ſchauen, auf die nu mein ganzes Trachten ging. Ich kam hieher nach Nürnberg und als Roſa erblickte, war es mir, als wandle jene Maria, die ſo wunderbar in mein Inneres geleuchtet, leibhaftig auf Erden. Mir ging es ſo wie dir, lieber Friedrich, mein ganzes Weſen loderte auf in hellen Liebesflammen. Nur Roſa ſchauen, dachte ich, alles übrige war aus meinem Sinn verſchwunden und ſelbſt die Kunſt mir nur deshalb was werth, weil ich hundertmal immer wieder und wieder Roſa zeichnen, malen konnte. Ich gedachte mich der Jungfrau zu nahen nach kecker italiſcher Weiſe, all' mein Mühen deshalb blieb aber vergebens. Es gab kein Mittel ſich in Meiſter Martins Hauſe bekannt zu machen auf unverfängliche Weiſe. Ich gedachte endlich geradezu mich um Roſa als Freier zu bewerben, da vernahm ich, daß Meiſter Martin beſchloſſen, ſeine Tochter nur einem tüchtigen Küpermeiſter zu geben. Da faßte ich den abenteuerlichen Entſchluß, in Straßburg das Küperhandwerk zu erlernen und mich dann in Meiſter Martins Werkſtatt zu begeben. Das übrige überließ ich der Fügung des Himmels. Wie ich meinen Entſchluß ausgeführt, weißt du, aber erfahren mußt du noch, daß Meiſter Martin mir vor einigen Tagen geſagt hat: ich würd' ein tüchtiger Küper werden, und ſolle ihm als Eidam recht lieb und werth ſeyn, denn er merke wohl, daß ich mich um Roſas Gunſt bemühe und ſie mich gern habe. Kann es denn wohl anders ſeyn, rief Friedrich in heftigem Schmerz, ja, ja, dein wird Roſa werden, wie konnte auch ich Aermſter auf ſolch ein Glück nur hoffen. Du vergiſſeſt, ſprach Reinhold weiter, du vergiſſeſt, mein Bruder, daß Roſa ſelbſt noch gar nicht das beſtätigt hat, was der ſchlaue Meiſter Martin bemerkt haben will. Es iſt wahr, daß Roſa ſich bis jetzt gar anmuthig und freundlich betrug, aber anders verräth ſich ein liebend Herz! — Verſprich mir, mein Bruder, dich noch drei Tage ruhig zu verhalten und in der Werkſtatt zu arbeiten wie ſonſt. Ich könnte nun ſchon auch wieder arbeiten, aber ſeit ich emſiger an dieſem Bilde gemalt, ekelt mich das ſchnöde Handwerk da draußen unbeſchreiblich an. Ich kann furder keinen Schlägel mehr in die Fauſt nehmen, mag es auch nun kommen wie es will. Am dritten Tage will ich dir offen ſagen, wie es mit mir und Roſa ſteht. Sollte ich wirklich der Glückliche ſeyn, dem Roſa in Liebe ſich zugewandt, ſo magſt du fortziehen und erfahren, daß die Zeit auch die tiefſten Wunden heilt! — Friedrich verſprach ſein Schickſal abzuwarten.

Am dritten Tage (ſorglich hatte Friedrich Roſas Anblick vermieden) bebte ihm das Herz vor Furcht und banger Erwartung. Er ſchlich wie träumend in der Werkſtatt umher und wohl mochte ſein Ungeſchick dem Meiſter Martin gerechten Anlaß geben, mürriſch zu ſchelten, wie es ſonſt gar nicht ſeine Art war. Ueberhaupt ſchien dem Meiſter etwas begegnet zu ſeyn, das ihm alle Luſt benommen. Er ſprach viel von ſchnöder Liſt und Undankbarkeit, ohne ſich deutlicher zu erklären, was er damit meine. Als es endlich Abend geworden und Friedrich zurückging nach der Stadt, kam ihm unfern des Thores ein Reiter entgegen, den er für Reinhold erkannte. So wie Reinhold Friedrich anſichtig wurde, rief er: ha, da treffe ich dich ja, wie ich wollte. Darauf ſprang er vom Pferde herab, ſchlang die Zügel um den Arm und faßte den Freund bei der Hand. Laß uns, ſprach er, laß uns eine Strecke mit einander fortwandeln. Nun kann ich dir ſagen, wie es mit meiner Liebe ſich gewandt hat. Friedrich bemerkte, daß Reinhold dieſelben Kleider, die er beim erſten Zuſammentreffen trug, angelegt und das Pferd mit einem Mantelſack bepackt hatte. Er ſah blaß und verſtört aus. Glück auf, rief Reinhold etwas wild, Glück auf, Bruderherz, du kannſt nun tüchtig loshämmern auf deine Fäſſer, ich räume dir den Platz, eben hab' ich Abſchied genommen von der ſchönen Roſa und dem würdigen Meiſter Martin. Wie, ſprach Friedrich, dem es durch alle Glieder fuhr wie ein elektriſcher Strahl, wie, du willſt fort, da Martin dich zum Eidam haben will und Roſa dich liebt? — Das, lieber Bruder, erwiederte Reinhold, hat dir deine Eiferſucht nur vorgeblendet. Es liegt nun am Tage, daß Roſa mich genommen hätte zum Mann aus lauter Frömmigkeit und Gehorſam, aber kein Funke von Liebe glüht in ihrem eiskalten Herzen. Ha, ha! — ich hätte ein tüchtiger Küper werden können. Wochentags mit den

Zungen Bände geſchabt und Dauben behobelt, Sonntags mit der ehrbaren Hausfrau nach St. Catharina oder St. Sebald und Abends auf die Allerwieſe gewandelt, Jahr aus, Jahr ein. — Spotte nicht, unterbrach Friedrich den laut auflachenden Reinhold, ſpotte nicht über das einfache, harmloſe Leben des tüchtigen Bürgers. Liebt dich Roſa wirklich nicht, ſo iſt es ja nicht ihre Schuld, du biſt aber ſo zornig, ſo wild. — „Du haſt Recht, ſprach Reinhold, es iſt auch nur meine dumme Art, daß ich, fühle ich mich verletzt, lärme wie ein verzogenes Kind. Du kannſt denken, daß ich mit Roſa von meiner Liebe und von dem guten Willen des Vaters ſprach. Da ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, ihre Hand zitterte in der meinigen. Mit abgewandtem Geſicht liſpelte ſie: ich muß mich ja in des Vaters Willen fügen! ich hatte genug. — Mein ſeltſamer Aerger muß dich lieber Friedrich, recht in mein Inneres blicken laſſen, du mußt gewahren, daß das Ringen nach Roſas Beſitz eine Täuſchung war, die mein irrer Sinn ſich bereitet. Als ich Roſas Bild vollendet, ward es in meinem Innern ruhig und oft war freilich auf ganz verwunderliche Art mir ſo zu Muthe, als ſey Roſa nun das Bild, das Bild aber die wirkliche Roſa geworden. Das ſchnöde Handwerk wurde mir abſcheulich, und wie mir das gemeine Leben ſo recht auf den Hals trat, mit Meiſterwerden und Heirath, da kam es mir vor, als ſolle ich ins Gefängniß geſperrt und an den Block feſtgekettet werden. Wie kann auch nur das Himmelskind, wie ich es im Herzen trage, mein Weib werden? Nein! in ewiger Jugend, Anmuth und Schönheit ſoll ſie in Meiſterwerken prangen, die mein reger Geiſt ſchaffen wird. Ha wie ſehne ich mich darnach! wie könnt' ich auch nur der göttlichen Kunſt abtrünnig werden! — bald werd' ich mich wieder baden in deinen glühenden Düften, herrliches Land, du Heimath aller Kunſt!“ — Die Freunde waren an den Ort gekommen, wo der Weg, den Reinhold zu nehmen gedachte, links ſich abſchied. Hier wollen wir uns trennen, rief Reinhold, drückte Friedrich heftig und lange an ſeine Bruſt, ſchwang ſich aufs Pferd und jagte davon. Sprachlos ſtarrte ihm Friedrich nach und ſchlich dann von den ſeltſamſten Gefühlen beſtürmt, nach Hauſe.

Wie Friedrich vom Meiſter Martin aus der Werkſtatt fortgejagt wurde.

Andern Tages arbeitete Meiſter Martin in mürriſchem Stillſchweigen an dem großen Faſſe für den Biſchof von Bamberg und auch Friedrich, der nun erſt Reinholds Scheiden recht bitter fühlte, vermochte kein Wort, viel weniger ein Lied herauszubringen. Endlich warf Martin den Schlägel bei Seite, ſchlug die Arme über einander und ſprach mit geſenkter Stimme: der Reinhold iſt nun auch fort — es war ein vornehmer Maler und hat mich zum Narren gehalten mit ſeiner Küperei. — Hätt' ich das nur ahnen können, als er mit dir in mein Haus kam und ſo anſtellig that, wie hätte ich ihm die Thüre weiſen wollen. Solch ein offnes ehrliches Geſicht und voll Lug und Trug im Innern! — Nun er iſt fort und nun wirſt du mit Treue und Redlichkeit an mir und am Handwerk halten. Wer weiß, auf welche Weiſe du mir noch näher trittſt. Wenn du ein tüchtiger Meiſter geworden und Roſa dich mag — nun du verſtehſt mich und darfſt dich mühen um Roſa's Gunſt. — Damit nahm er den Schlägel wieder zur Hand und arbeitete emſig weiter. Selbſt wußte Friedrich nicht, wie es kam, daß Martins Worte ſeine Bruſt zerſchnitten, daß eine ſeltſame Angſt in ihm aufſtieg und jeden Hoffnungsſchimmer verdüſterte. Roſa erſchien nach langer Zeit zum erſten Mal wieder in der Werkſtatt, aber tief in ſich gekehrt und, wie Friedrich zu ſeinem Gram bemerkte, mit rothverweinten Augen. Sie hat um ihn geweint, ſie liebt ihn doch wohl, ſo ſprach es in ſeinem Innern und er vermochte nicht den Blick aufzuheben zu der, die er ſo unausſprechlich liebte.

Das große Faß war fertig geworden und nun erſt wurde Meiſter Martin, als er das wohlgelungene Stück Arbeit betrachtete, wieder luſtig und guter Dinge. Ja mein Sohn, ſprach er, indem er Friedrich auf die Schulter klopfte, ja mein Sohn, es bleibt dabei, gelingt es dir Roſa's Gunſt zu erwerben und fertigſt du ein tüchtiges Meiſterſtück, ſo wirſt du mein Eidam. Und zur edlen Zunft der Meiſterſinger kannſt du dann auch treten und dir große Ehre gewinnen.

Meiſter Martins Arbeit häufte ſich nun über alle Maßen, ſo daß er zwei Geſellen annehmen mußte, tüchtige Arbeiter, aber rohe Burſche, ganz entartet auf langer Wanderſchaft. Statt manches anmuthig luſtigen Geſpräche, hörte man jetzt in Meiſter Martins Werkſtatt gemeine Späße, ſtatt der lieblichen Geſänge Reinholds und Friedrichs häßliche Zotenlieder. Roſa vermied die Werkſtatt, ſo daß Friedrich ſie nur ſelten und flüchtig ſah. Wenn er dann in trüber Sehnſucht ſie anſchaute, wenn er ſeufzte: ach, liebe Roſa, wenn ich doch nur wieder mit euch reden könnte, wenn ihr wieder ſo freundlich wäret, als zu der Zeit, da Reinhold noch bei uns war, da ſchlug ſie verſchämt die Augen nieder und lispelte: habt ihr mir denn was zu ſagen, lieber Friedrich? — Starr, keines Wortes mächtig, ſtand Friedrich dann da und der ſchöne Augenblick war ſchnell entflohen, wie ein Blitz, der aufleuchtet im Abendroth und verſchwindet als man ihn kaum gewahrt.

Meiſter Martin beſtand nun darauf, daß Friedrich ſein Meiſterſtück beginnen ſollte. Er hatte ſelbſt das ſchönſte reinſte Eichenholz, ohne die mindeſten Adern und Streifen, das ſchon über fünf Jahre im Holzvorrath gelegen, ausgeſucht und niemand ſollte Friedrichen bei der Arbeit zur Hand gehen, als der alte Valentin. War indeſſen dem armen Friedrich durch die Schuld der rohen Geſellen das Handwerk immer mehr und mehr verleidet worden, ſo ſchnürte es ihm jetzt die Kehle zu, wenn er daran dachte, daß nun das Meiſterſtück auf immer über ſein Leben entſcheiden ſolle. Jene ſeltſame Angſt, die in ihm aufſtieg, als Meiſter Martin ſeine treue Anhänglichkeit an das Handwerk rühmte, geſtaltete ſich nun auf furchtbare Weiſe immer deutlicher und deutlicher. Er wußte es nun, daß er untergehen werde in Schmach bei einem Handwerk, das ſeinem von der Kunſt ganz erfüllten Gemüth von Grund aus widerſtrebte. Reinhold, Roſas Gemälde kam ihm nicht aus dem Sinn. Aber ſeine Kunſt erſchien ihm auch wieder in voller Glorie. Oft wenn das zerreißende Gefühl ſeines erbärmlichen Treibens ihn während der Arbeit übermannen wollte, rannte er, Krankheit vorſchützend, fort und hin nach St. Sebald. Da betrachtete er Stundenlang Peter Fiſchers wundervolles Monument und rief dann wie verzückt: o Gott im Himmel, ſolch ein Werk zu denken — auszuführen, giebt es denn auf Erden Herrlicheres noch? Und wenn er nun zurückkehren mußte zu ſeinen Dauben und Bänden und daran dachte, daß nur ſo Roſa zu erwerben, dann war es als griffen glühende Krallen hinein in ſein blutendes Herz und er müſſe troſtlos vergehen in der ungeheuren Qual. Im Träunun kam oft Reinhold und brachte ihm ſeltſame Zeichnungen zu künſtlicher Silberarbeit, in der Roſas Geſtalt auf wunderbare Weiſe, bald als Blume, bald als Engel mit Flügelein verflochten war. Aber es fehlte was daran und er erſchaute, daß Reinhold in Roſas Geſtaltung das Herz vergeſſen, welches er nun hinzuzeichnete. Dann war es als rührten ſich alle Blumen und Blätter des Werks ſingend und ſüße Düfte aushauchend und die edlen Metalle zeigten ihm in funkelndem Spiegel Roſas Bildniß; als ſtrecke er die Arme ſehnſüchtig aus nach der Geliebten, als verſchwinde das Bildniß, wie in düſtern Nebel, und ſie ſelbſt, die holde Roſa, drücke ihn voll ſeligen Verlangens an die liebende Bruſt. — Tödtender und tödtender wurde ſein Zuſtand bei der heilloſen Böttcherarbeit, da ſuchte er Troſt und Hülfe bei ſeinem alten Meiſter Johannes Holzſchuer. Der erlaubte, daß Friedrich in ſeiner Werkſtatt ein Werklein beginnen durfte, das er erdacht und wozu er ſeit langer Zeit den Lohn des Meiſter Martin erſpart hatte, um das dazu nöthige Silber und Gold anſchaffen zu können. So geſchah es, daß Friedrich, deſſen todtenbleiches Geſicht das Vorgeben, wie er von einer zehrenden Krankheit befallen, glaublich machte, beinahe gar nicht in der Werkſtatt arbeitete und Monate vergingen, ohne daß er ſein Meiſterſtück, das große zweifudrige Faß nur im mindeſten förderte. Meiſter Martin ſetzte ihm hart zu, daß er doch wenigſtens ſo viel, als es ſeine Kräfte erlauben wollten, arbeiten möge und Friedrich war freilich gezwungen, wieder einmal an den verhaßten Hauklotz zu gehen und das Lenkbeil zur Hand zu nehmen. Indem er arbeitete, trat Meiſter Martin hinzu, und betrachtete die bearbeiteten Stäbe, da wurde er aber ganz roth im Geſicht und rief: was iſt das? — Friedrich, welche Arbeit! hat die Stäbe ein Geſelle gelenkt, der Meiſter werden will, oder ein einfältiger Lehrburſche, der vor drei Tagen in die Werkſtatt hineingerochen? — Friedrich beſinne dich, welch ein Teufel iſt in dich gefahren und treibt dich? — mein ſchönes Eichenholz, das Meiſterſtück! ei du ungeſchickter, unbeſonnener Burſche. Ueberwältigt von allen Qualen der Hölle, die in ihm brannten, konnte Friedrich nicht länger an ſich halten, er warf das Lenkbeil weit von ſich und rief: Meiſter! — es iſt nun alles aus — nein und wenn es mir das Leben koſtet, wenn ich vergehen ſoll in namenloſem Elend — ich kann nicht mehr — nicht mehr arbeiten im ſchnöden Handwerk, da es mich hinzieht zu meiner herrlichen Kunſt mit unwiderſtehlicher Gewalt. Ach ich liebe eure Roſa unausſprechlich, wie ſonſt keiner auf Erden es vermag — nur um ihretwillen habe ich ja hier die gehäſſige Arbeit getrieben — ich habe ſie nun verloren, ich weiß es, ich werde auch bald dem Gram um ſie erliegen, aber es iſt nicht anders, ich kehre zurück zu meiner herrlichen Kunſt, zu meinem würdigen alten Meiſter Johannes Holzſchuer, den ich ſchändlich verlaſſen. Meiſter Martins Augen funkelten wie flammende Kerzen. Kaum der Worte mächtig vor Wuth, ſtotterte er: was? — auch du? — Lug und Trug? mich hintergangen — ſchnödes Handwerk? — Küperei? — fort aus meinen Augen ſchändlicher Burſche — fort mit dir! — Und damit packte Meiſter Martin den armen Friedrich bei den Schultern und warf ihn zur Werkſtatt hinaus. Das Hohngelächter der andern Geſellen und der Lehrburſchen folgte ihm nach. Nur der alte Valentin faltete die Hände, ſah gedankenvoll vor ſich hin und ſprach: gemerkt hab' ich wohl, daß der gute Geſell Höheres im Sinne trug als unſre Fäſſer. Frau Marthe weinte ſehr und ihre Buben ſchrien und jammerten um Friedrich, der mit ihnen freundlich geſpielt und manches gute Stück Backwerk ihnen zugetragen hatte.

Beſchluß.

So zornig nun auch Meiſter Martin auf Reinhold und Friedrich ſein mochte, geſtehen mußte er doch ſich ſelbſt, daß mit ihnen alle Freude, alle Luſt aus der Werkſtatt gewichen. Von den neuen Geſellen erfuhr er täglich nichts als Aergerniß und Verdruß. Um jede Kleinigkeit mußte er ſich kümmern und hatte Mühe und Noth, daß nur die geringſte Arbeit gefördert wurde nach ſeinem Sinn. Ganz erdrückt von den Sorgen des Tages ſeufzte er dann oft: ach Reinhold, ach Friedrich, hättet ihr doch mich nicht ſo ſchändlich hintergangen, wäret ihr doch nur tüchtige Küper geblieben! Es kam ſo weit, daß er oft mit dem Gedanken kämpfte, alle Arbeit gänzlich aufzugeben.

In ſolch düſterer Stimmung ſaß er einſt am Abend in ſeinem Hauſe, als Herr Jacobus Baumgartner und mit ihm Meiſter Johannes Holzſchuer ganz unvermuthet eintraten. Er merkte wohl, daß nun von Friedrich die Rede ſeyn würde und in der That lenkte Herr Baumgartner ſehr bald das Geſpräch auf ihn und Meiſter Holzſchuer fing denn nun gleich an den Jüngling auf alle nur mögliche Art zu preiſen. Er meinte, gewiß ſey es, daß bei ſolchem Fleiß, bei ſolchen Gaben Friedrich nicht allein ein trefflicher Goldſchmidt werden, ſondern auch als herrlicher Bildgießer geradezu in Peter Fiſchers Fußtapfen treten müßte. Nun begann Herr Paumgartner heftig über das unwürdige Betragen zu ſchelten, das der arme Geſell von Meiſter Martin erlitten und beide drangen darauf, daß wenn Friedrich ein tüchtiger Goldſchmidt und Bildgießer geworden, er ihm Roſa, falls nämlich dieſe dem von Liebe ganz durchdrungenen Friedrich hold ſey, zur Hausfrau geben ſolle. Meiſter Martin ließ beide ausreden, dann zog er ſein Käpplein ab und ſprach lächelnd: ihr lieben Herren nehmt euch des Geſellen wacker an, der mich auf ſchändliche Weiſe hintergangen hat. Doch will ich ihm das verzeihen, verlangt indeſſen nicht, daß ich um ſeinetwillen meinen feſten Entſchluß ändere, mit Roſa iſt es nun einmal ganz und gar nichts. In dieſem Augenblick trat Roſa hinein, leichenblaß mit verweinten Augen und ſetzte ſchweigend Trinkgläſer und Wein auf den Tiſch. Nun, begann Herr Holzſchuer, nun ſo muß ich denn wohl dem armen Friedrich nachgeben, der ſeine Heimath verlaſſen will auf immer. Er hat ein ſchönes Stück Arbeit gemacht bei mir, das will er, wenn ihr es lieber Meiſter erlaubt, eurer Roſa verehren zum Gedächtniß, ſchaut es nur an. Damit holte Meiſter Holzſchuer einen kleinen, überaus künſtlich gearbeiteten ſilbernen Pokal hervor und reichte ihn dem Meiſter Martin hin, der großer Freund von köſtlicher Geräthſchaft, ihn nahm und wohlgefällig von allen Seiten beäugelte. In der That konnte man auch kaum herrlichere Silberarbeit ſehen, als eben dies kleine Gefäß. Zierliche Ranken von Weinblättern und Roſen ſchlangen ſich rings herum und aus den Roſen, aus den brechenden Knospen ſchauten liebliche Engel, ſo wie inwendig auf dem vergoldeten Boden ſich anmuthig liebkoſende Engel gravirt waren. Goß man nun hellen Wein in den Pokal, ſo war es, als tauchten die Engelein auf und nieder in lieblichem Spiel. Das Geräth, ſprach Meiſter Martin, iſt in der That gar zierlich gearbeitet und ich will es behalten, wenn Friedrich in guten Goldſtücken den zwiefachen Werth von mir annimmt. Dies ſprechend füllte Meiſter Martin den Pokal und ſetzte ihn an den Mund. In demſelben Augenblick öffnete ſich leiſe die Thür und Friedrich, den tödtenden Schmerz ewiger Trennung von dem Liebſten auf Erden im leichenblaſſen Antlitz, trat in dieſelbe. So wie Roſa ihn gewahrte, ſchrie ſie laut auf mit ſchneidendem Ton: o mein liebſter Friedrich! und ſtürzte ihm halb entſeelt an die Bruſt. Meiſter Martin ſetzte den Pokal ab und als er Roſa in Friedrichs Armen erblickte, riß er die Augen weit auf, als ſah er Geſpenſter. Dann nahm er ſprachlos den Pokal wieder und ſchaute hinein. Dann raffte er ſich vom Stuhl in die Höhe und rief mit ſtarker Stimme: Roſa — Roſa liebſt du den Friedrich? Ach, liſpelte Roſa, ach ich kann es ja nicht länger verhehlen, ich liebe ihn wie mein Leben, das Herz wollte mir ja brechen, als ihr ihn verſtießet. So umarme deine Braut Friedrich — ja, ja deine Braut, rief Meiſter Martin. Paumgartner und Holzſchuer ſchauten ſich ganz verwirrt vor Erſtaunen an, aber Meiſter Martin ſprach weiter, den Pokal in den Händen: o du Herr des Himmels, iſt denn nicht alles ſo gekommen, wie die Alte es geweiſſagt? Ein glänzend Häuslein wird er bringen, würzge Fluthen treiben drinn, blanke Englein gar luſtig ſingen — das Häuslein mit güldnem Prangen, der hat's ins Haus getrag'n, den wirſt du ſüß umfangen, darf'ſt nicht den Vater frag'n, iſt dein Bräutgam minniglich! — o ich blöder Thor. — Da iſt das glänzende Häuslein, die Engel — der Bräutgam — hei, hei ihr Herren, nun iſt alles gut, alles gut, der Eidam iſt gefunden! —

Weſſen Sinn jemals ein böſer Traum verwirrte, daß er glaubte in tiefer ſchwarzer Grabesnacht zu liegen und nun erwacht er plötzlich im hellen Frühling voll Duft, Sonnenglanz und Geſang und die, die ihm die Liebſte auf Erden, iſt gekommen und hat ihn umſchlungen und er ſchaut in den Himmel ihres holden Antlitzes, wem das jemals geſchah, der begreift es wie Friedrich zu Muthe war, der faßt ſeine überſchwengliche Seligkeit. Keines Worts mächtig hielt er Roſa feſt in ſeinen Armen, als wolle er ſie nimmer laſſen, bis ſie ſich ſanft von ihm loswand und ihn hinführte zum Vater. Da rief er: o mein lieber Meiſter, iſt es denn auch wirklich ſo? — Roſa gebt ihr mir zur Hausfrau und ich darf zurückkehren zu meiner Kunſt? — Ja, ja, ſprach Meiſter Martin, glaube es doch nur, kann ich denn anders thun, da du die Weiſſagung der alten Großmutter erfüllt haſt? — dein Meiſterſtück bleibt nun liegen. Da lächelte Friedrich ganz verklärt von Wonne und ſprach: nein lieber Meiſter, iſt es euch recht, ſo vollende ich nun mit Luſt und Muth mein tüchtiges Faß, als meine letzte Küperarbeit und kehre dann zurück zum Schmelzofen. O du mein guter braver Sohn, rief Meiſter Martin, dem die Augen funkelten vor Freude, ja dein Meiſterſtück fertige und dann gibts Hochzeit.

Friedrich hielt redlich ſein Wort, er vollendete das zweifudrige Faß und alle Meiſter erklärten, ein ſchöneres Stück Arbeit ſey nicht leicht gefertigt worden, worüber dann Meiſter Martin gar innig ſich freute und überhaupt meinte, einen trefflicheren Eidam hätte ihm die Fügung des Himmels gar nicht zuführen können.

Der Hochzeitstag war endlich herangekommen, Friedrichs Meiſterfaß mit edlem Wein gefüllt und mit Blumen bekränzt, ſtand auf dem Flur des Hauſes aufgerichtet, die Meiſter des Gewerks, den Rathsherrn Jacobus Paumgartner an der Spitze, fanden ſich ein mit ihren Hausfrauen, denen die Meiſter Goldſchmiede folgten. Eben wollte ſich der Zug nach der St. Sebalduskirche begeben, wo das Paar getraut werden ſollte, als Trompetenſchall auf der Straße erklang und vor Martins Hauſe Pferde wieherten und ſtampften. Meiſter Martin eilte an das Erkerfenſter. Da hielt vor dem Hauſe Herr Heinrich von Spangenberg, in glänzenden Feſtkleidern und einige Schritte hinter ihm auf einem muthigen Roſſe ein junger hochherrlicher Ritter, das funkelnde Schwert an der Seite, hohe bunte Federn auf dem mit ſtrahlenden Steinen beſetzten Barett. Neben dem Ritter erblickte Herr Martin eine wunderſchöne Dame, ebenfalls herrlich gekleidet auf einem Zelter, deſſen Farbe friſch gefallner Schnee war. Pagen und Diener in bunten glänzenden Röcken bildeten einen Kreis rings umher. Die Trompeten ſchwiegen und der alte Herr von Spangenberg rief herauf: hei, hei Meiſter Martin, nicht eures Weinkellers, nicht eurer Goldbatzen halber komme ich her, nur weil Roſa's Hochzeit iſt; wollt ihr mich einlaſſen lieber Meiſter? — Meiſter Martin erinnerte ſich wohl ſeiner Worte, ſchämte ſich ein wenig und eilte herab, den Junker zu empfangen. Der alte Herr ſtieg vom Pferde und trat grüßend ins Haus. Pagen ſprangen herbei, auf deren Armen die Dame herabglitt vom Pferde, der Ritter bot ihr die Hand und folgte dem alten Herrn. Aber ſo wie Meiſter Martin den jungen Ritter anblickte, prallte er drei Schritte zurück, ſchlug die Hände zuſammen und rief: o Herr des Himmels! — Conrad! — Der Ritter ſprach lächelnd: ja wohl, lieber Meiſter, bin ich euer Geſelle Conrad. Verzeiht mir nur die Wunde die ich euch beigebracht. Eigentlich, lieber Meiſter, mußt ich euch todtſchlagen, das werdet ihr wohl einſehen, aber nun hat ſich ja alles ganz anders gefügt. Meiſter Martin erwiederte ganz verwirrt, es ſey doch beſſer, daß er nicht todtgeſchlagen worden, aus dem bischen Ritzen mit dem Lenkbeil habe er ſich gar nichts gemacht. Als Martin nun mit den neuen Gäſten eintrat in das Zimmer, wo die Brautleute mit den übrigen verſammelt waren, gerieth alles in ein frohes Erſtaunen über die ſchöne Dame, die der holden Braut ſo auf ein Haar glich, als ſey es ihre Zwillingsſchweſter. Der Ritter nahte ſich mit edlem Anſtande der Braut und ſprach: erlaubt holde Roſa, daß Conrad euerm Ehrentag beiwohne. Nicht wahr, ihr zürnt nicht mehr auf den wilden unbeſonnenen Geſellen, der euch beinahe großes Leid bereitet? Als nun aber Braut und Bräutigam und der Meiſter Martin ſich ganz verwundert und verwirrt anſchauten, rief der alte Herr von Spangenberg: nun, nun, ich muß euch wohl aus dem Traum helfen. Das iſt mein Sohn Conrad, und hier möget ihr ſeine liebe Hausfrau, ſo wie die holde Braut, Roſa geheißen, ſchauen. Erinnert euch, Meiſter Martin, unſers Geſprächs. Als ich euch frug, ob ihr auch meinem Sohne eure Roſa verweigern würdet, das hatte wohl einen beſonderen Grund. Ganz toll war der Junge in eure Roſa verliebt, er brachte mich zu dem Entſchluß, alle Rückſicht aufzugeben, ich wollte den Freiwerber machen. Als ich ihm aber ſagte, wie ſchnöde ihr mich abgefertigt, ſchlich er ſich auf ganz unſinnige Weiſe bei euch ein als Küper, um Roſas Gunſt zu erwerben und ſie euch dann wohl gar zu entführen. Nun! — ihr habt ihn geheilt, mit dem tüchtigen Hiebe über'n Rücken! — Habt Dank dafür, zumal er ein edles Fräulein fand die wohl am Ende die Roſa ſeyn mochte, die eigentlich in ſeinem Herzen war von Anfang an.

Die Dame hatte unterdeſſen mit anmuthiger Milde die Braut begrüßt und ihr ein reiches Perlenhalsband als Hochzeitsgabe eingehängt. Sieh liebe Roſa, ſprach ſie dann, indem ſie einen ganz verdorrten Straus aus den blühenden Blumen, die an ihrer Bruſt prangten, hervorholte, ſieh liebe Roſa, das ſind die Blumen, die du einſt meinem Conrad gabſt, als Kampfpreis, getreu hat er ſie bewahrt, bis er mich ſah, da wurd' er dir untreu und hat ſie mir verehrt, ſey deshalb nicht böſe! Roſa, hohes Roth auf den Wangen, verſchämt die Augen niederſchlagend, ſprach: ach edle Frau, wie möget ihr doch ſo ſprechen, konnte denn wohl der Junker jemals mich armes Mägdlein lieben? Ihr allein wart ſeine Liebe und weil ich nun eben auch Roſa heiße und euch, wie ſie hier ſagen, etwas ähnlich ſehen ſoll, warb er um mich, doch nur euch meinend.

Zum zweiten Mal wollte ſich der Zug in Bewegung ſetzen, als ein Jüngling eintrat, auf italiſche Weiſe, ganz in ſchwarzen, geriſſenen Sammt gekleidet, mit zierlichem Spitzenkragen und reiche goldene Ehrenketten um den Hals gehängt. O Reinhold, mein Reinhold, ſchrie Friedrich und ſtürzte dem Jüngling an die Bruſt. Auch die Braut und Meiſter Martin riefen und jauchzten: Reinhold, unſer wackrer Reinhold iſt gekommen. Hab' ich's dir nicht geſagt, ſprach Reinhold, die Umarmung feurig erwiedernd, hab' ich's dir nicht geſagt, mein herzlieber Freund, daß ſich noch alles gar herrlich für dich fügen könnte? — Laß mich deinen Hochzeitstag mit dir feiern, weit komm ich deshalb her und zum ewigen Gedächtniß häng' das Gemälde in deinem Hauſe auf, das ich für dich gemalt und dir mitgebracht. Damit rief er heraus und zwei Diener brachten ein großes Bild in einem prächtigen goldnen Rahmen hinein, das den Meiſter Martin in ſeiner Werkſtatt mit ſeinen Geſellen Reinhold, Friedrich und Conrad darſtellte, wie ſie an dem großen Faß arbeiten und die holde Roſa eben hineinſchreitet. Alles gerieth in Erſtaunen über die Wahrheit, über die Farbenpracht des Kunſtwerks. Ei, ſprach Friedrich lächelnd, das iſt wohl dein Meiſterſtück als Küper, das Meinige liegt dort unten im Flur, aber bald ſchaff ich ein anderes. Ich weiß alles, erwiederte Reinhold, und preiſe dich glücklich. Halt nur feſt an deiner Kunſt, die auch wohl mehr Hausweſen und dergleichen leiden mag, als die meinige. —

Bei dem Hochzeitsmahl ſaß Friedrich zwiſchen den beiden Roſen, ihm gegenüber aber Meiſter Martin, zwiſchen Conrad und Reinhold. Da füllte Herr Paumgartner Friedrichs Pokal bis an den Rand mit edlem Wein und trank auf das Wohl Meiſter Martins und ſeiner wackern Geſellen. Dann ging der Pokal herum und zuerſt der edle Junker Heinrich von Spangenberg, nach ihm aber alle ehrſamen Meiſter, wie ſie zu Tiſche ſaßen, leerten ihn auf das Wohl Meiſter Martins und ſeiner wackern Geſellen.

Die Freunde waren, als Sylveſter geendet, darüber einig, daß die Erzählung des Serapions-Clubbs würdig ſey und rühmten vorzüglich den gemüthlichen Ton, der darin herrſche.

Muß ich, ſprach Lothar, muß ich denn immer mäkeln? Aber es iſt nicht anders, ich meine, daß der Meiſter Martin zu ſehr ſeinen Urſprung verräth, nehmlich daß er aus einem Bilde entſtanden. Sylveſter hat, angeregt durch das Gemälde unſeres wackern Kolbe, eine feine Gallerie anderer Gemälde aufgeſtellt, zwar mit lebhaften Farben, aber es bleiben doch nur Bilder, die niemals Situationen in lebendiger Bewegung werden können, wie ſie die Erzählung des Drama verlangt. Conrad mit ſeiner Roſa, ſo wie Reinhold kommen zuletzt doch nur lediglich hinzu, damit Friedrichs Hochzeittafel recht anmuthig und glänzend anzuſchauen ſeyn möge. — Ueberhaupt, was den Conrad betrifft, würd' ich, kennt' ich nicht Dein unbefangenes Gemüth, Sylveſter, hätteſt Du nicht in Deiner ganzen Erzählung Dich mit gutem Erfolg bemüht, treu und ehrlich zu bleiben — ja! da würd' ich glauben, Du hätteſt mit Deinem Conrad jene wunderlichen Perſonen traveſtiren wollen, die, ein Gemiſch von Tölpelei, Galanterie, Barbarei und Empfindſamkeit in manchen von unſeren neuen Romanen Hauptrollen ſpielen. Leute, die ſich Ritter nennen, von denen es aber, glaub' ich, eben ſo wenig jemals ein Urbild gegeben als von jenen Bramarbaſſen, die ſonſt Veit Weber und ſeine Nachfolger alles ohne weiteres kurz und klein ſchlagen ließen. — Die Berſerker Wuth, unterbrach Vinzenz den Freund, haſt Du, o Sylveſter! aber mit vielem Glück eintreten laſſen, doch iſt und bleibt es unverzeihlich, daß Du wirklich einen adlichen Rücken mit einem Tonnenreif zerbläuen läſſeſt, ohne daß der abgebläuete Ritter dem ſchnöden Prügelanten den Kopf ſpaltet. Nachher hätte er den Verwundeten höflich um Verzeihung bitten oder ihn gar mit einem Arkanum bedienen können das den Kopf augenblicklich zuſammengezogen, woran er nachher merklichen Verſtand geſpürt! — Der einzige Mann, auf den Du Dich einigermaßen berufen kannſt, iſt der berühmte mannhafte Ritter Don Quixote, der ſeiner Tapferkeit, Großmuth, Galanterie unbeſchadet ungemein viel Prügel erhielt. —

Tadelt nur, rief Sylveſter lachend, tadelt nur friſch zu, ich gebe mich ganz in eure Hände, aber daß Ihr's nur wißt, Troſt finde ich bei den holden Frauen, denen ich meinen Meiſter Martin mittheilte und die über die ganze Geſtaltung recht inniges Wohlgefallen ausſprachen und mich mit Lob überhäuften.

Solches Lob, ſprach Ottmar, von ſchönen Lippen iſt ganz unwiderſtehlich und kann manchen Romantiker zu allerlei abſonderlichen Thorheiten und geſchriebenen tollen Sprüngen verleiten. Doch irr ich nicht, ſo verſprach Lothar unſeren heutigen Abend mit irgend einem Erzeugniß ſeiner phantaſtiſchen Träumerei zu beſchließen.

So iſt es, erwiederte Lothar. Erinnert Euch, daß ich es unternehmen wollte für die Kinder meiner Schweſter ein zweites Mährchen zu ſchreiben und weniger in phantaſtiſchem Uebermuth zu luxuriren, frömmer, kindlicher zu ſeyn als im Nußknacker und Mauſekönig. Das Mährchen iſt fertig, Ihr ſollt es hören.

Lothar las:

Das fremde Kind.

Der Herr von Brakel auf Brakelheim.

Es war einmal ein Edelmann, der hieß Herr Thaddäus von Brakel und wohnte in dem kleinen Dörfchen Brakelheim, das er von ſeinem verſtorbenen Vater dem alten Herrn von Brakel geerbt hatte, und das mithin ſein Eigenthum war. Die vier Bauern, die außer ihm noch in dem Dörfchen wohnten, nannten ihn den gnädigen Herrn, unerachtet er wie ſie, mit ſchlicht ausgekämmten Haaren einherging und nur Sonntags, wenn er mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Kindern Felix und Chriſtlieb geheißen, nach dem benachbarten großen Dorfe zur Kirche fuhr, ſtatt der groben Tuchjacke, die er ſonſt trug, ein feines grünes Kleid und eine rothe Weſte mit goldnen Treſſen anlegte, welches ihm recht gut ſtand. Eben dieſelben Bauern pflegten auch, fragte man ſie: wo komme ich denn hin zum Herrn von Brakel? jedesmal zu antworten: Nur immer vorwärts durch das Dorf den Hügel herauf wo die Birken ſtehen, da iſt des gnädigen Herrn ſein Schloß! Nun weiß doch aber jedermann, daß ein Schloß ein großes hohes Gebäude ſeyn muß mit vielen Fenſtern und Thüren, ja wohl gar mit Thürmen und funkelnden Windfahnen, von den allen war aber auf dem Hügel mit den Birken gar nichts zu ſpüren, vielmehr ſtand da nur ein niedriges Häuschen mit wenigen kleinen Fenſtern, das man kaum früher als dicht davor angekommen, erblicken konnte. Geſchieht es aber wohl, daß man vor dem hohen Thor eines großen Schloſſes plötzlich ſtill ſteht und, angehaucht von der herausſtrömenden eiskalten Luft, angeſtarrt von den todten Augen der ſeltſamen Steinbilder die wie grauliche Wächter ſich an die Mauer lehnen, alle Luſt verliert hineinzugehen, ſondern lieber umkehrt, ſo war das bei dem kleinen Hauſe des Herrn Thaddäus von Brakel ganz und gar nicht der Fall. Hatten nehmlich ſchon im Wäldchen die ſchönen ſchlanken Birken mit ihren belaubten Aeſten, wie mit zum Gruß ausgeſtreckten Armen uns freundlich zugewinkt, hatten ſie im frohen Rauſchen und Säuſeln uns zugewiſpert: Willkommen, willkommen unter uns! ſo war es denn nun vollends bei dem Hauſe, als riefen holde Stimmen aus den ſpiegelhellen Fenſtern, ja überall aus dem dunklen dicken Weinlaube, das die Mauern bis zum Dach herauf bekleidete, ſüßtönend heraus: Komm doch nur herein, komm doch nur herein, du lieber müder Wanderer, hier iſt es gar hübſch und gaſtlich! Das beſtätigten denn auch die Neſt hinein Neſt hinaus luſtig zwitſchernden Schwalben und der alte ſtattliche Storch ſchaute ernſt und klug vom Rauchfange herab und ſprach: Ich wohne nun ſchon manches liebe Jahr hindurch zur Sommerszeit hier, aber ein beſſeres Logement finde ich nicht auf Erden, und könnte ich nur die mir angeborne Reiſeluſt bezwingen, wär's nur nicht zur Winterszeit hier ſo kalt und das Holz ſo theuer, niemals rührt' ich mich von der Stelle. — So anmuthig und hübſch, wenn auch gleich gar kein Schloß, war das Haus des Herrn von Brakel.

Der vornehme Beſuch.

Die Frau von Brakel ſtand eines Morgens ſehr früh auf und buk einen Kuchen, zu dem ſie viel mehr Mandeln und Roſinen verbrauchte als ſelbſt zum Oſterkuchen, weshalb er auch viel herrlicher gerieth als dieſer. Während deſſen klopfte und bürſtete der Herr von Brakel ſeinen grünen Rock und ſeine rothe Weſte aus und Felix und Chriſtlieb wurden mit den beſten Kleidern angethan, die ſie nur beſaßen. „Ihr dürft," ſo ſprach dann der Herr von Brakel zu den Kindern, „ihr dürft heute nicht herauslaufen in den Wald wie ſonſt, ſondern müßt in der Stube ruhig ſitzen bleiben, damit ihr ſauber und hübſch ausſieht wenn der gnädige Herr Onkel kommt!" — Die Sonne war hell und freundlich aufgetaucht aus dem Nebel und ſtrahlte golden hinein in die Fenſter, im Wäldchen ſauſte der Morgenwind und Fink und Zeiſig und Nachtigall jubilirten durcheinander und ſchmetterten die luſtigſten Liedchen. Chriſtlieb ſaß ſtill und in ſich gekehrt am Tiſche: bald zupfte ſie die rothen Bandſchleifen an ihrem Kleidchen zurecht, bald verſuchte ſie emſig fortzuſtricken welches heute nicht recht gehen wollte. Felix, dem der Papa ein ſchönes Bilderbuch in die Hände gegeben, ſchaute über die Bilder hinweg nach dem ſchönen Birkenwäldchen in dem er ſonſt jeden Morgen ein paar Stunden nach Herzensluſt herumſpringen durfte. „Ach draußen iſt's ſo ſchön,“ ſeufzte er in ſich hinein, doch als nun vollends der große Hofhund, Sultan geheißen, klaffend und knurrend vor dem Fenſter herumſprang, eine Strecke nach dem Walde hinlief, wieder umkehrte und auf's neue knurrte und bellte als wolle er dem kleinen Felix zurufen: Kommſt du denn nicht heraus in den Wald? was machſt du denn in der dumpfigen Stube? da konnte ſich Felix nicht laſſen vor Ungeduld. „Ach liebe Mama laß mich doch nur ein paar Schritte hinausgehen!“ So rief er laut, aber die Frau von Brakel erwiederte: Nein nein, bleibe nur fein in der Stube. Ich weiß ſchon wie es geht, ſo wie du hinausläufſt muß Chriſtlieb hinterdrein und dann huſch huſch durch Buſch und Dorn, hinauf auf die Bäume! Und dann kommt ihr zurück erhitzt und beſchmutzt und der Onkel ſagt: was ſind das für häßliche Bauernkinder, ſo dürfen keine Brakels ausſehen, weder große noch kleine. Felix klappte voll Ungeduld das Bilderbuch zu, und ſprach, indem ihm die Thränen in die Augen traten, kleinlaut: wenn der gnädige Herr Onkel von häßlichen Bauernkindern redet, ſo hat er wohl nicht Vollrads Peter oder Hentſchels Annlieſe oder alle unſere Kinder hier im Dorfe geſehen, denn ich wüßte doch nicht, wie es hübſchere Kinder geben ſollte als dieſe. „Ja wohl, rief Chriſtlieb, wie plötzlich aus einem Traume erwacht, und iſt nicht auch des Schulzen Grete ein hübſches Kind, wie wohl ſie lange nicht ſolche ſchöne rothe Bandſchleifen hat als ich?“ Sprecht nicht ſolch dummes Zeug, rief die Mutter halb erzürnt, ihr verſteht das nicht wie es der gnädige Onkel meint — Alle weitere Vorſtellungen, wie es gerade heut ſo herrlich im Wäldchen ſey, halfen nichts, Felix und Chriſtlieb mußten in der Stube bleiben, und das war um ſo peinlicher, als der Gaſtkuchen, der auf dem Tiſche ſtand, die ſüßeſten Gerüche verbreitete und doch nicht eher angeſchnitten werden durfte, bis der Onkel angekommen. „Ach wenn er doch nur käme, wenn er doch nur endlich käme!“ ſo riefen beide Kinder und weinten beinahe vor Ungeduld. Endlich ließ ſich ein ſtarkes Pferdegetrappel vernehmen, und eine Kutſche fuhr vor, die ſo blank und mit goldenen Zierrathen reich geſchmückt war, daß die Kinder in das größte Erſtaunen geriethen, denn ſie hatten dergleichen noch gar nicht geſehen. Ein großer hagerer Mann glitt an den Armen des Jägers, der den Kutſchenſchlag geöffnet, heraus in die Arme des Herrn von Brakel, an deſſen Wange er zweimal ſanft die ſeinige legte und leiſe liſpelte: Bon jour mein lieber Vetter, nur gar keine Umſtände, bitte ich. Unterdeſſen hatte der Jäger noch eine kleine dicke Dame mit ſehr rothen Backen und zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen aus der Kutſche zur Erde hinab gleiten laſſen, welches er ſehr geſchickt zu machen wußte, ſo daß jeder auf die Füße zu ſtehen kam. Als ſie nun alle ſtanden, traten, wie es ihnen von Vater und Mutter eingeſchärft worden, Felix und Chriſtlieb hinzu, faßten jeder eine Hand des langen hagern Mannes und ſprachen dieſelbe küſſend: Seyn Sie uns recht ſchön willkommen, lieber gnädiger Herr Onkel! dann machten ſie es mit den Händen der kleinen dicken Dame ebenſo und ſprachen: Seyn Sie uns recht ſchön willkommen, liebe gnädige Frau Tante! dann traten ſie zu den Kindern, blieben aber ganz verblüfft ſtehen, denn ſolche Kinder hatten ſie noch niemals geſehen. Der Knabe trug lange Pumphoſen und ein Jäckchen von ſcharlachrothem Tuch über und über mit goldenen Schnüren und Treſſen beſetzt und einen kleinen blanken Säbel an der Seite, auf dem Kopf aber eine ſeltſame rothe Mütze mit einer weißen Feder unter der er mit ſeinem blaßgelben Geſichtchen und den trüben ſchläfrigen Augen blöd und ſcheu hervorkuckte. Das Mädchen hatte zwar ein weißes Kleidchen an wie Chriſtlieb, aber mit erſchrecklich viel Bändern und Spitzen, auch waren ihre Haare ganz ſeltſam in Zöpfe geflochten und ſpitz in die Höhe heraufgewunden, oben funkelte aber ein blankes Krönchen. Chriſtlieb faßte ſich ein Herz und wollte die Kleine bei der Hand nehmen, die zog aber die Hand ſchnell zurück und zog ſolch ein verdrüßliches weinerliches Geſicht, daß Chriſtlieb ordentlich davor erſchrak und von ihr abließ. Felix wollte auch nur des Knaben ſchönen Säbel ein bischen näher beſehen und faßte darnach, aber der Junge fing an zu ſchreien: Mein Säbel, mein Säbel, er will mir den Säbel nehmen, und lief zum hagern Mann, hinter den er ſich verſteckte. Felix wurde darüber roth im Geſicht und ſprach ganz erzürnt: Ich will dir ja deinen Säbel nicht nehmen — dummer Junge! Die letzten Worte murmelte er nur ſo zwiſchen den Zähnen, aber der Herr von Brakel hatte wohl alles gehört und ſchien ſehr verlegen darüber zu ſeyn, denn er knöpfelte an der Weſte hin und her und rief: Ei Felix! Die dicke Dame ſprach: Adelgundchen, Herrmann, die Kinder thun euch ja nichts, ſeid doch nicht ſo blöde; der hagere Herr liſpelte aber: Sie werden ſchon Bekanntſchaft machen, ergriff die Frau von Brakel bei der Hand und führte ſie ins Haus, ihr folgte Herr von Brakel mit der dicken Dame an deren Schleppkleid ſich Adelgundchen und Herrmann hingen. Chriſtlieb und Felix gingen hinterdrein. „Jetzt wird der Kuchen angeſchnitten,“ flüſterte Felix der Schweſter ins Ohr. Ach ja, ach ja, erwiederte dieſe voll Freude; und dann laufen wir auf und davon in den Wald, fuhr Felix fort, und bekümmern uns um die fremden blöden Dinger nicht, ſetzte Chriſtlieb hinzu. Felix machte einen Luftſprung, ſo kamen ſie in die Stube. Adelgunde und Herrmann durften keinen Kuchen eſſen, weil ſie, wie die Aeltern ſagten, das nicht vertragen könnten, ſie erhielten dafür jeder einen kleinen Zwieback, den der Jäger aus einer mitgebrachten Schachtel herausnehmen mußte. Felix und Chriſtlieb biſſen tapfer in das derbe Stück Kuchen, das die gute Mutter jedem gereicht und waren guter Dinge.

Wie es weiter bei dem vornehmen Beſuche herging.

Der hagere Mann, Cyprianus von Brakel geheißen, war zwar der leibliche Vetter des Herrn Thaddäus von Brakel, indeſſen weit vornehmer als dieſer. Denn außerdem daß er den Grafen-Titel führte trug er auch auf jedem Rock, ja ſogar auf dem Pudermantel, einen großen ſilbernen Stern. Deshalb hatte, als er ſchon ein Jahr früher, jedoch ganz allein ohne die dicke Dame, die ſeine Frau war und ohne die Kinder, bei dem Herrn Thaddäus von Brakel ſeinem Vetter auf eine Stunde einſprach, Felix ihn auch gefragt: Hör' mal gnädiger Herr Onkel, du biſt wohl König geworden? Felix hatte nehmlich in ſeinem Bilderbuche einen abgemalten König, der einen dergleichen Stern auf der Bruſt trug, und ſo mußte er wohl glauben, daß der Onkel nun auch König geworden ſei, weil er das Zeichen trug. Der Onkel hatte damals ſehr über die Frage gelacht und geantwortet: Nein mein Söhnchen, König bin ich nicht aber des Königs treuſter Diener und Miniſter, der über viele Leute regiert. Gehörteſt du zu der Gräflich von Brakelſchen Linie, ſo könnteſt du vielleicht auch künftig einen ſolchen Stern tragen wie ich, aber ſo biſt du freilich nur ein ſimpler Von, aus dem nicht viel rechtes werden wird. Felix hatte den Onkel gar nicht verſtanden und Herr Thaddäus von Brakel meinte, das ſei auch gar nicht vonnöthen. — Jetzt erzählte der Onkel ſeiner dicken Frau, wie ihn Felix für den König gehalten, da rief ſie: O ſüße liebe rührende Unſchuld! Und nun mußten beide, Felix und Chriſtlieb, hervor aus dem Winkel wo ſie unter Kichern und Lachen den Kuchen verzehrt hatten. Die Mutter ſäuberte beiden ſogleich den Mund von manchen Kuchenkrumen und Roſinenreſten und übergab ſie ſo dem gnädigen Onkel und der gnädigen Tante die ſie unter lauten Ausrufungen: O ſüße liebe Natur, o ländliche Unſchuld! küßten und ihnen große Tüten in die Hände drückten. Dem Herrn Thaddäus von Brakel und ſeiner Frau ſtanden die Thränen in den Augen über die Güte der vornehmen Verwandten. Felix hatte indeſſen die Tüte geöffnet und Bonbons darin gefunden auf die er tapfer zubiß, welches ihm Chriſtlieb ſogleich nachmachte. „Söhnchen, mein Söhnchen, rief der gnädige Onkel, ſo geht das nicht, du verdirbſt dir ja die Zähne, du mußt fein ſo lange an dem Zuckerwerke lutſchen, bis es im Munde zergeht.“ Da lachte aber Felix beinahe laut auf und ſprach: Ei lieber gnädiger Onkel, glaubſt du denn, daß ich ein kleines Wickelkind bin und lutſchen muß weil ich noch keine tüchtige Zähne habe zum beißen? Und damit ſteckte er ein neues Bonbon in den Mund und biß ſo gewaltig zu, daß es knitterte und knatterte. „O liebliche Naivität,“ rief die dicke Dame, der Onkel ſtimmte ein, aber dem Herrn Thaddäus ſtanden die Schweißtropfen auf der Stirne; er war über Felixens Unart ganz beſchämt und die Mutter raunte ihm ins Ohr: Kniriſche nicht ſo mit den Zähnen unartiger Junge! Das machte den armen Felix, der nichts Uebles zu thun glaubte, ganz beſtürzt, er nahm das noch nicht ganz verzehrte Bonbon langſam aus dem Munde legte es in die Tüte und reichte dieſe dem Onkel hin, indem er ſprach: Nimm nur deinen Zucker wieder mit, wenn ich ihn nicht eſſen ſoll! Chriſtlieb, gewohnt in Allem Felixens Beiſpiel zu folgen, that mit ihrer Tüte daſſelbe. Das war dem Herrn Thaddäus zu arg, er brach los: Ach mein geehrteſter gnädiger Herr Vetter, halten Sie nur dem einfältigen Jungen die Tölpelei zu Gute, aber freilich auf dem Lande und in ſo beſchränkten Verhältniſſen — Ach wer nur ſolche geſittete Kinder erziehen könnte wie Sie! — Der Graf

Cyprianus lächelte ſelbſtgefällig und vornehm indem er auf Herrmann und Adelgunden hinblickte. Die hatten längſt ihren Zwieback verzehrt und ſaßen nun ſtumm und ſtill auf ihren Stühlen ohne eine Miene zu verziehen, ohne ſich zu rühren und zu regen. Die dicke Dame lächelte ebenfalls, indem ſie liſpelte: Ja lieber Herr Vetter, die Erziehung unſerer lieben Kinder liegt uns mehr als Alles am Herzen. Sie gab dem Grafen Cyprianus einen Wink, der ſich alsbald an Herrmann und Adelgunden wandte und allerlei Fragen an ſie richtete, die ſie mit der größten Schnelligkeit beantworteten. Da war von vielen Städten, Flüſſen und Bergen die Rede, die viele tauſend Meilen ins Land hinein liegen ſollten und die ſeltſamſten Namen trugen. Eben ſo wußten beide ganz genau zu beſchreiben, wie die Thiere ausſahen die in wilden Gegenden der entfernteſten Himmelsſtriche wohnen ſollten. Dann ſprachen ſie von fremden Gebüſchen, Bäumen und Früchten, als ob ſie ſie ſelbſt geſehn, ja wohl die Früchte ſelbſt gekoſtet hätten. Herrmann beſchrieb ganz genau wie es vor dreihundert Jahren in einer großen Schlacht zugegangen und wußte alle Generale die dabei zugegen geweſen mit Namen zu nennen. Zuletzt ſprach Adelgunde ſogar von den Sternen und behauptete, am Himmel ſäßen allerlei ſeltſame Thiere und andere Figuren. Dem Felix wurde dabei ganz Angſt und bange, er näherte ſich der Frau von Brakel und fragte leiſe ins Ohr: „Ach Mama! liebe Mama! was iſt denn das Alles was die dort ſchwatzen und plappern? Halts Maul dummer Junge, raunte ihm die Mutter zu, das ſind die Wiſſenſchaften! Felix verſtummte. „Das iſt erſtaunlich, das iſt unerhört! in dem zarten Alter!“ ſo rief der Herr von Brakel einmal über das andere, die Frau von Brakel aber ſeufzete: o mein Herr Jemine! o was ſind das für Engel! o was ſoll denn aus unſern Kleinen werden, hier auf dem öden Lande. Als nun der Herr von Brakel in die Klagen der Mutter mit einſtimmte, tröſtete beide der Graf Cyprianus, indem er verſprach, binnen einiger Zeit ihnen einen gelehrten Mann zuzuſchicken, der ganz umſonſt den Unterricht der Kinder übernehmen werde. Unterdeſſen war die ſchöne Kutſche wieder vorgefahren. Der Jäger trat mit zwei großen Schachteln hinein, die nahmen Adelgunde und Herrmann und überreichten ſie der Chriſtlieb und dem Felix. „Lieben Sie Spielſachen mon cher? hier habe ich Ihnen welche mitgebracht von der feinſten Sorte,“ ſo ſprach Herrmann ſich zierlich verbeugend. Felix hatte die Ohren hängen laſſen, er ward traurig, ſelbſt wußte er nicht warum. Er hielt die Schachtel gedankenlos in den Händen und murmelte, ich heiße nicht Mon ſchär ſondern Felix und auch nicht Sie ſondern du. — Der Chriſtlieb war auch das Weinen näher als das Lachen unerachtet aus der Schachtel, die ſie von Adelgunden erhalten, die ſüßeſten Düfte ſtrömten wie von allerlei ſchönen Naſchereien. An der Thüre ſprang und bellte nach ſeiner Gewohnheit Sultan, Felixens getreuer Freund und Liebling, Herrmann entſetzte ſich aber ſo ſehr vor dem Hunde, daß er ſchnell zurücklief und laut zu weinen anfing. „Er thut dir ja nichts, ſprach Felix, er thut dir ja nichts, warum heulſt und ſchreiſt du ſo? es iſt ja nur ein Hund, und du haſt ja ſchon die ſchrecklichſten Thiere geſehn? Und wenn er auch auf dich zufahren wollte, du haſt ja einen Säbel?“ Felixens Zureden half gar nichts, Herrmann ſchrie immerfort, bis ihn der Jäger auf den Arm nehmen und in die Kutſche tragen mußte. Adelgunde plötzlich von dem Schmerz des Bruders ergriffen oder Gott weiß aus welcher andern Urſache, fing ebenfalls an heftig zu heulen, welches die arme Chriſtlieb ſo anregte, daß ſie auch zu ſchluchzen und zu weinen begann. Unter dieſem Geſchrei und Gejammer der drei Kinder fuhr der Graf Cyprianus von Brakel ab von Brakelheim, und ſo endete der vornehme Beſuch.

Die neuen Spielſachen.

So wie die Kutſche mit dem Grafen Cyprianus von Brakel und ſeiner Familie den Hügel herabgerollt war, warf der Herr Thaddäus ſchnell den grünen Rock und die rothe Weſte ab, und als er eben ſo ſchnell die weite Tuchjacke angezogen und zwei bis dreimal mit dem breiten Kamm die Haare durchfahren hatte, da holte er tief Athem, dehnte ſich und rief: „Gott ſey gedankt!“ Auch die Kinder zogen ſchnell ihre Sonntagsröckchen aus und fühlten ſich froh und leicht. „In den Wald, in den Wald!“ rief Felix, indem er ſeine höchſten Luſtſprünge verſuchte. „Wollt ihr denn nicht erſt ſehen was euch Herrmann und Adelgunde mitgebracht haben?“ So ſprach die Mutter und Chriſtlieb, die ſchon während des Ausziehens die Schachteln mit neugierigen Augen betrachtet hatte, meinte, daß das wohl erſt geſchehen könne, nachher ſei es ja wohl noch Zeit genug in den Wald zu laufen. Felix war ſehr ſchwer zu überreden. Er ſprach: was kann uns denn der alberne pumphoſigte Junge mit ſammt ſeiner bebänderten Schweſter großes mitgebracht haben? Was die Wiſſenſchaften betrifft, I nun die plappert er gut genug weg, aber erſt ſchwatzt er von Löw' und Bär und weiß wie man die Elephanten fängt und dann fürchtet er ſich vor meinem Sultan, hat einen Säbel an der Seite und heult und ſchreit und kriecht unter den Tiſch. Das mag mir ein ſchöner Jäger ſein! „Ach lieber guter Felix, laß uns doch nur ein ganzes kleines biſchen die Schachteln öffnen!“ So bat Chriſtlieb, und da ihr Felix alles nur mögliche zu Gefallen that, ſo gab er das in den Wald laufen vor der Hand auf und ſetzte ſich mit Chriſtlieb geduldig an den Tiſch auf dem die Schachteln ſtanden. Sie wurden von der Mutter geöffnet, aber da — Nun, o meine vielgeliebten Leſer! Euch allen iſt es gewiß ſchon ſo gut geworden zur Zeit des fröhlichen Jahrmarkts oder doch gewiß zu Weihnachten von den Aeltern oder andern lieben Freunden mit allerlei ſchmucken Sachen reichlich beſchenkt zu werden. Denkt Euch, wie ihr vor Freude jauchztet, als blanke Soldaten, Männchen mit Drehorgeln, ſchön geputzte Puppen, zierliche Geräthſchaften, herrliche bunte Bilderbücher u. a. m. um euch lagen und ſtanden! Solche große Freude wie ihr damals, hatten jetzt Felix und Chriſtlieb, denn eine ganz reiche Beſcheerung der niedlichſten glänzendſten Sachen ging aus den Schachteln hervor, und dabei gab es noch allerlei Naſchwerk, ſo daß die Kinder einmal über das andere die Hände zuſammenſchlugen und ausriefen: Ei wie ſchön iſt das! Nur eine Tüte mit Bonbons legte Felix mit Verachtung bei Seite, und als Chriſtlieb bat den gläſernen Zucker doch wenigſtens nicht zum Fenſter heraus zu werfen, wie er es eben thun wollte, ließ er zwar davon ab, öffnete aber die Tüte und warf einige Bonbons dem Sultan hin, der indeſſen hineingeſchwänzelt war. Sultan roch daran und wandte dann unmuthig die Schnauze weg. „Siehſt du wohl Chriſtlieb, rief Felix nun triumphirend, ſiehſt du wohl, nicht einmal Sultan mag das garſtige Zeug freſſen.“ Uebrigens machte dem Felix von den Spielſachen nichts mehr Freude als ein ſtattlicher Jägersmann, der, wenn man ein kleines Fädchen, das hinten unter ſeiner Jacke hervorragte, anzog, die Büchſe anlegte und in ein Ziel ſchoß, das drei Spannen weit vor ihm angebracht war. Nächſtdem ſchenkte er ſeine Liebe einem kleinen Männchen, das Complimente zu machen verſtand und auf einer Harfe quinkelirte wenn man an einer

Schraube drehte; vor allen Dingen gefiel ihm aber eine Flinte und ein Hirſchfänger, beides von Holz und uberſilbert, ſo wie eine ſtattliche Huſaren-Mütze und eine Patrontaſche. Chriſtlieb hatte große Freude an einer ſehr ſchön geputzten Puppe und einem ſaubern vollſtändigen Hausrath. Die Kinder vergaßen Wald und Flur und ergötzten ſich an den Spielſachen bis in den ſpäten Abend hinein. Dann gingen ſie zu Bette.

Was ſich mit den neuen Spielſachen im Walde zutrug.

Tages darauf fingen die Kinder es wieder da an, wo ſie es Abends vorher gelaſſen hatten: das heißt, ſie holten die Schachteln herbei, kramten ihre Spielſachen aus und ergötzten ſich daran auf mancherlei Weiſe. Eben ſo wie geſtern ſchien die Sonne hell und freundlich in die Fenſter hinein, wisperten und lispelten die vom ſauſenden Morgenwind begrüßten Birken, jubilirten Zeiſig, Fink und Nachtigall in den ſchönſten luſtigſten Liedlein. Da wurd' es dem Felix bei ſeinem Jäger, ſeinem kleinen Männchen, ſeiner Flinte und Patrontaſche ganz enge und wehmüthig ums Herz. „Ach, rief er auf einmal, ach draußen iſt's doch ſchöner, komm Chriſtlieb! laß uns in den Wald laufen." Chriſtlieb hatte eben die große Puppe ausgezogen und war im Begriff ſie wieder anzukleiden, welches ihr viel Vergnügen machte, deshalb wollte ſie nicht heraus, ſondern bat: Lieber Felix, wollen wird denn nicht noch hier ein bischen ſpielen? Weißt du was, Chriſtlieb, ſprach Felix, wir nehmen das beſte von unſern Spielſachen mit hinaus. Ich ſchnalle meinen Hirſchfänger um, und hänge das Gewehr über die Schulter, da ſeh' ich aus wie ein Jäger. Der kleine Jäger und Harfenmännlein können mich begleiten, du Chriſtlieb kannſt deine große Puppe und das beſte von deinen Geräthſchaften mitnehmen. Komm nur, komm! Chriſtlieb zog hurtig die Puppe vollends an und nun liefen beide Kinder mit ihren Spielſachen hinaus in den Wald, wo ſie ſich auf einem ſchönen grünen Plätzchen lagerten. Sie hatten eine Weile geſpielt und Felix ließ eben das Harfenmännlein ſein Stückchen orgeln, als Chriſtlieb anfing: Weißt du wohl, lieber Felix, daß dein Harfenmann gar nicht hübſch ſpielt? Hör nur, wie das hier im Walde häßlich klingt, das ewige Ting-Ting-Ping-Ping, die Vögel kucken ſo neugierig aus den Büſchen, ich glaube, ſie halten ſich ordentlich auf über den albernen Muſikanten, der hier zu ihrem Geſange ſpielen will. Felix drehte ſtärker und ſtärker an der Schraube und rief endlich: du haſt Recht, Chriſtlieb! es klingt abſcheulich, was der kleine Kerl ſpielt, was können mir ſeine Dienerchen helfen — ich ſchäme mich ordentlich vor dem Finken dort drüben, der mich mit ſolch ſchlauen Augen anblinzelt. — Aber der Kerl ſoll beſſer ſpielen — ſoll beſſer ſpielen! — Und damit drehte Felix ſo ſtark an der Schraube, daß Krack-krack — der ganze Kaſten in tauſend Stücke zerbrach auf dem das Harfenmännlein ſtand und ſeine Arme zerbröckelt herabfielen. „Oh — Oh!“ rief Felix; „Ach das Harfenmännlein!“ rief Chriſtlieb. Felix beſchaute einen Augenblick das zerbrochene Spielwerk, ſprach dann: „Es war ein dummer alberner Kerl, der ſchlechtes Zeug aufſpielte und Geſichter und Diener machte, wie Vetter Pumphoſe“ und warf den Harfenmann weit fort in das tiefſte Gebüſch. „Da lob' ich mir meinen Jägersmann,“ ſprach er weiter, „der ſchießt einmal über das andere in's Ziel.“ Nun ließ Felix den kleinen Jäger tüchtig exerziren. Als das eine Weile gedauert, fing Felix an: „Dumm iſt's doch, daß der kleine Kerl immer nur nach dem Ziele ſchießt, welches, wie Papa ſagt, gar keine Sache für einen Jägersmann iſt. Der muß im Walde ſchießen nach Hirſchen — Rehen — Haaſen — und ſie treffen im vollen Lauf. — Der Kerl ſoll nicht mehr nach dem Ziele ſchießen.“ Damit brach Felix die Zielſchiebe los, die vor dem Jäger angebracht war. „Nun ſchieß' ins Freie,“ rief er, aber er mochte an dem Fadchen ziehn, ſo viel als er wollte, ſchlaff hingen die Arme des kleinen Jägers herab. Er legte nicht mehr die Büchſe an, er ſchoß nicht mehr los. „Ha ha, rief Felix, nach dem Ziel, in der Stube, da konnteſt du ſchießen, aber im Walde, wo des Jägers Heimath iſt, da gehts nicht. Fürchteſt dich auch wohl vor Hunden und würdeſt, wenn einer käme, davon laufen mit ſammt deiner Büchſe, wie Vetter Pumphoſe mit ſeinem Säbel! — Ei du einfältiger nichtsnutziger Burſche,“ damit ſchleuderte Felix den Jäger dem Harfenmännlein nach in's tiefe Gebüſch. „Komm! laß uns ein wenig laufen,“ ſprach er dann zu Chriſtlieb. „Ach ja lieber Felix, erwiederte dieſe, meine hübſche Puppe ſoll mit laufen, das wird ein Spaß ſein.“ Nun faßte jeder, Felix und Chriſtlieb, die Puppe an einem Arm, und ſo gings fort in vollem Lauſe durch Gebüſch den Hügel herab, und fort und fort bis an den mit hohem Schilf umkränzten Teich, der noch zu dem Beſitzthum des Herrn Thaddäus von Brakel gehörte und wo er zuweilen wilde Enten zu ſchießen pflegte. Hier ſtanden die Kinder ſtill und Felix ſprach: Laß uns ein wenig paſſen, ich habe ja nun eine Flinte, wer weiß ob ich nicht im Röhricht eine Ente ſchießen kann, ſo gut wie der Vater. In dem Augenblick ſchrie aber Chriſtlieb laut auf: Ach meine Puppe, was iſt aus meiner ſchönen Puppe geworden! Freilich ſah das arme Ding ganz miſerabel aus. Weder Chriſtlieb noch Felix hatten im Laufen die Puppe beachtet und ſo war es gekommen, daß ſie ſich an dem Geſtripp die Kleider ganz und gar zerriſſen, ja beide Beinchen gebrochen hatte. Von dem hübſchen Wachsgeſichtchen war auch beinahe keine Spur, ſo zerfetzt und häßlich ſah es aus. Ach meine Puppe, meine ſchöne Puppe! klagte Chriſtlieb. „Da ſiehſt du nun, ſprach Felix, was für dumme Dinger uns die fremden Kinder mitgebracht haben. Das iſt ja eine ungeſchickte einfältige Trine, deine Puppe, die nicht einmal mit uns laufen kann, ohne ſich gleich Alles zu zerreißen und zu zerfetzen — gieb ſie nur her.“ Chriſtlieb reichte die verunſtaltete Puppe traurig dem Bruder hin und konnte ſich eines lauten Schreies: Ach Ach! nicht enthalten, als der ſie ohne Weiteres fortſchleuderte in den Teich. „Gräme dich nur nicht, tröſtete Felix die Schweſter, gräme dich nur ja nicht um das alberne Ding, ſchieße ich eine Ente, ſo ſollſt du die ſchönſten Federn bekommen die ſich nur in den bunten Flügeln finden wollen.“ Es rauſchte im Röhricht, da legte ſtracks Felix ſeine hölzerne Flinte an, ſetzte ſie aber in demſelben Augenblick wieder ab, und ſchaute nachdenklich vor ſich hin. „Bin ich nicht auch ſelbſt ein thörichter Junge, fing er dann leiſe an, gehört denn nicht zum Schießen Pulver und Blei und habe ich denn beides? — Kann ich denn auch wohl Pulver in eine hölzerne Flinte laden? — Wozu iſt überhaupt das dumme hölzerne Ding? — Und der Hirſchfänger? — Auch von Holz! — der ſchneidet und ſticht nicht — des Vetters Säbel war gewiß auch von Holz, deshalb mochte er ihn nicht ausziehn als er ſich vor dem Sultan fürchtete. Ich merke ſchon, Vetter Pumphoſe hat mich nur zum Beſten gehabt mit ſeinen Spielſachen die was vorſtellen wollen und nichtsnutziges Zeug ſind.“ Damit ſchleuderte Felix Flinte, Hirſchfänger und zuletzt noch die Patrontaſche in den Teich. Chriſtlieb war doch betrübt über den Verluſt der Puppe, und auch Felix konnte ſich des Unmuths nicht erwehren. So ſchlichen ſie nach Hauſe, und als die Mutter frug: Kinder wo habt ihr Eure

Spielſachen, erzählte Felix ganz treuherzig, wie ſchlimm er mit dem Jäger, mit dem Harfenmännlein, mit Flinte, Hirſchfänger und Patrontaſche, wie ſchlimm Chriſtlieb mit der Puppe angeführt worden. „Ach, rief die Frau von Brakel halb erzürnt, ihr einfältigen Kinder, ihr wißt nur nicht mit den ſchönen zierlichen Sachen umzugehen.“ Der Herr Thaddäus von Brakel, der Felixens Erzählung mit ſichtbarem Wohlgefallen angehört hatte, ſprach aber: Laſſe die Kinder nur gewähren, im Grunde genommen iſt's mir recht lieb, daß ſie die fremdartigen Spielſachen die ſie nur verwirrten und beängſteten, los ſind. Weder die Frau von Brakel noch die Kinder wußten, was der Herr von Brakel mit dieſen Worten eigentlich ſagen wollte.

Das fremde Kind.

Felix und Chriſtlieb waren in aller Frühe nach dem Walde gelaufen. Die Mutter hatte es ihnen eingeſchärft ja recht bald wiederzukommen, weil ſie nun viel mehr in der Stube ſitzen, und viel mehr ſchreiben und leſen müßten als ſonſt, damit ſie ſich nicht gar zu ſehr zu ſchämen brauchten vor dem Hofmeiſter der nun nächſtens kommen werde, deshalb ſprach Felix: Laß uns nun das Stündchen über, das wir draußen bleiben dürfen, recht tüchtig ſpringen und laufen! Sie begannen auch gleich ſich als Hund und Häschen herumzujagen, aber ſo wie dieſes Spiel, erregten auch alle übrigen Spiele die ſie anfingen nach wenigen Sekunden ihnen nur Ueberdruß und Langeweile. Sie wußten ſelbſt gar nicht wie es denn nur kam, daß ihnen gerade heute tauſend ärgerliches Zeug geſchehen mußte. Bald flatterte Felixens Mütze vom Winde getrieben ins Gebüſch, bald ſtrauchelte er und fiel auf die Naſe im beſten Rennen, bald blieb Chriſtlieb mit den Kleidern hängen am Dornſtrauch oder ſtieß ſich den Fuß am ſpitzen Stein, daß ſie laut aufſchreien mußte. Sie gaben bald alles Spielen auf, und ſchlichen mißmüthig durch den Wald. „Wir wollen nur in die Stube kriechen,“ ſprach Felix, warf ſich aber, ſtatt weiter zu gehen, in den Schatten eines ſchönen Baums. Chriſtlieb folgte ſeinem Beiſpiel. Da ſaßen die Kinder nun voller Unmuth und ſtarrten ſtumm in den Boden hinein. „Ach, ſeufzete Chriſtlieb endlich leiſe, ach hätten wir doch noch die ſchönen Spielſachen!“ — Die würden, murrte Felix, die würden uns gar nichts nutzen, wir müßten ſie doch nur wieder zerbrechen und verderben. Höre Chriſtlieb! — die

Mutter hat doch wohl recht — die Spielſachen waren gut, aber wir wußten nur nicht damit umzugehen, und das kommt daher weil uns die Wiſſenſchaften fehlen. „Ach lieber Felix, rief Chriſtlieb, du haſt recht, könnten wir die Wiſſenſchaften ſo hübſch auswendig, wie der blanke Vetter und die geputzte Muhme, ach da hätteſt du noch deinen Jäger, dein Harfenmännlein, da läg' meine ſchöne Puppe nicht im Ententeich! — wir ungeſchickten Dinger — ach wir haben keine Wiſſenſchaften!“ und damit fing Chriſtlieb an jämmerlich zu ſchluchzen und zu weinen und Felix ſtimmte mit ein und beide Kinder heulten und jammerten daß es im Walde wiedertönte, wir armen Kinder wir haben keine Wiſſenſchaften! Doch plötzlich hielten ſie inne und fragten voll Erſtaunen: Siehſt du's Chriſtlieb? — Hörſt du's Felix? — Aus dem tiefſten Schatten des dunkeln Gebüſches, das den Kindern gegenüber lag, blickte ein wunderſamer Schein, der wie ſanfter Mondesſtrahl über die vor Wonne zitternden Blätter gaukelte und durch das Säuſeln des Waldes ging ein ſüßes Getön, wie wenn der Wind über Harfen hinſtreift und im Liebkoſen die ſchlummernden Akkorde weckt. Den Kindern wurde ganz ſeltſam zu Muthe, aller Gram war von ihnen gewichen, aber die Thränen ſtanden ihnen in den Augen vor ſüßem nie gekanntem Weh. So wie lichter und lichter der Schein durch das Gebüſch ſtrahlte, ſo wie lauter und lauter die wundervollen Töne erklangen, klopfte den Kindern höher das Herz, ſie ſtarrten hinein in den Glanz und ach! ſie gewahrten daß es das von der Sonne hell erleuchtete holde Antlitz des lieblichſten Kindes war, welches ihnen aus dem Gebüſch zulächelte und zuwinkte. „O komm doch nur zu uns — komm doch nur zu uns, du liebes Kind!“ ſo riefen beide, Chriſtlieb und Felix, indem ſie aufſprangen und voll unbeſchreiblicher Sehnſucht die Hände nach der holden Geſtalt ausſtreckten. „Ich komme — ich komme,“ rief es mit ſüßer Stimme aus dem Gebüſch und leicht wie vom ſäuſelnden Morgenwinde getragen ſchwebte das fremde Kind herüber zu Felix und Chriſtlieb.

Wie das fremde Kind mit Felix und Chriſtlieb ſpielte.

„Ich hab' Euch wohl aus der Ferne weinen und klagen gehört, ſprach das fremde Kind, und da hat es mir recht Leid um Euch gethun, was fehlt Euch denn liebe Kinder?“ Ach wir wußten es ſelbſt nicht recht, erwiederte Felix, aber nun iſt es mir ſo, als wenn nur Du uns gefehlt hätteſt. — Das iſt wahr, fiel Chriſtlieb ein, nun du bei uns biſt, ſind wir wieder froh! warum biſt du aber auch ſo lange ausgeblieben? — Beiden Kindern war es in der That ſo, als ob ſie ſchon lange das fremde Kind gekannt und mit ihm geſpielt hätten, und als ob ihr Unmuth nur daher gerührt hätte, daß der liebe Spielkamerad ſich nicht mehr blicken laſſen. „Spielſachen, ſprach Felix weiter, haben wir nun freilich gar nicht, denn ich einfältiger Junge habe geſtern die ſchönſten, die Vetter Pumphoſe mir geſchenkt hatte, ſchändlich verderben und weggeſchmiſſen, aber ſpielen wollen wir doch wohl.“ Ei Felix ſprach das fremde Kind, indem es laut auflachte, ei wie magſt du nur ſo ſprechen. Das Zeug das du weggeworfen haſt, das hat gewiß nicht viel getaugt, du ſo wie Chriſtlieb, ihr ſeid ja beide ganz umgeben von dem herrlichſten Spielzeuge, das man nur ſehen kann. Wo denn? — Wo denn? — riefen Chriſtlieb und Felix — Schaut doch um euch, ſprach das fremde Kind. — Und Felix und Chriſtlieb gewahrten, wie aus dem dicken Graſe, aus dem wolligen Mooſe allerlei herrliche Blumen wie mit glänzenden Augen hervorguckten, und dazwiſchen funkelten bunte Steine und kryſtallne Muſcheln, und goldene Käferchen tanzten auf und nieder und ſummten leiſe Liedchen. — Nun wollen wir einen Pallaſt bauen, helft mir hübſch die Steine zuſammentragen! ſo rief das fremde Kind indem es zur Erde gebückt bunte Steine aufzuleſen begann. Chriſtlieb und Felix halfen, und das fremde Kind wußte ſo geſchickt die Steine zu fügen, daß ſich bald hohe Säulen erhoben, die in der Sonne funkelten wie polirtes Metall, und darüber wölbte ſich ein luftiges goldenes Dach. — Nun küßte das fremde Kind die Blumen die aus dem Boden hervorguckten, da rankten ſie im ſüßen Geliſpel in die Höhe und ſich in holder Liebe verſchlingend bildeten ſie duftende Bogengänge in denen die Kinder voll Wonne und Entzücken umherſprangen. Das fremde Kind klatſchte in die Hände, da ſumſte das goldene Dach des Pallaſtes — Goldkäferchen hatten es mit ihren Flügeldecken gewölbt — auseinander und die Säulen zerfloſſen zum rieſelnden Silberbach, an deſſen Ufer ſich die bunten Blumen lagerten und bald neugierig in ſeine Wellen guckten, bald ihre Häupter hin und her wiegend auf ſein kindiſches Plaudern horchten. Nun pflückte das fremde Kind Grashalme, und brach kleine Aeſtchen von den Bäumen die es hinſtreute vor Felix und Chriſtlieb. Aber aus den Grashalmen wurden bald die ſchönſten Puppen, die man nur ſehen konnte und aus den Aeſtchen kleine allerliebſte Jäger. Die Puppen tanzten um Chriſtlieb herum und ließen ſich von ihr auf den Schooß nehmen und lispelten mit feinen Stimmchen: ſey uns gut, ſey uns gut, liebe Chriſtlieb. Die Jäger tummelten ſich und klirrten mit den Büchſen und blieſen auf ihren Hörnern und riefen: Halloh! — Halloh! zur Jagd zur Jagd! — Da ſprangen Häschen aus den Büſchen und Hunde ihnen nach, und die Jäger knallten hinterdrein! — Das war eine Luſt — Alles verlor ſich wieder, Chriſtlieb und Felix riefen: wo ſind die Puppen, wo ſind die Jäger. Das fremde Kind ſprach, o! die ſtehen euch Alle zu Gebote, die ſind jeden Augenblick bei Euch wenn ihr nur wollt, aber möchtet ihr nicht lieber jetzt ein bischen durch den Wald laufen? — Ach ja, Ach ja! riefen beide, Felix und Chriſtlieb. Da faßte das fremde Kind ſie bei den Händen und rief: Kommt, kommt! und damit ging es fort. Aber das war ja gar kein Laufen zu nennen! — Nein! Die Kinder ſchwebten im leichten Fluge durch Wald und Flur und die bunten Vögel flatterten laut ſingend und jubilirend um ſie her. Mit einem mahl ging es hoch — hoch in die Lüfte. „Guten Morgen Kinder! Guten Morgen Gevatter Felix!“ rief der Storch im Vorbeiſtreifen! „Thut mir nichts, thut mir nichts — ich freß' Euer Täublein nicht!“ kreiſchte der Geyer, ſich in banger Scheu vor den Kindern durch die Lüfte ſchwingend — Felix jauchzte laut, aber der Chriſtlieb wurde bange. „Mir vergeht der Athem — ach ich falle wohl!“ ſo rief ſie und in demſelben Augenblick ließ ſich das fremde Kind mit den Geſpielen nieder, und ſprach: nun ſinge ich Euch das Waldlied zum Abſchiede für heute, morgen komm ich wieder. Nun nahm das Kind ein kleines Waldhorn hervor, deſſen goldne Windungen beinahe anzuſehen waren, wie leuchtende Blumenkränze und begann darauf ſo herrlich zu blaſen, daß der ganze Wald wunderſam von den lieblichen Tönen wiederhallte, und dazu ſangen die Nachtigallen, die wie auf des Waldhorns Ruf herbeiflatterten und ſich dicht neben dem Kinde in die Zweige ſetzten, ihre herrlichſten Lieder. Aber plötzlich verhallten die Töne mehr und mehr und nur ein leiſes Säuſeln quoll aus den Gebüſchen, in die das fremde Kind hingeſchwunden. „Morgen — morgen kehr' ich wieder!“

ſo rief es aus weiter Ferne den Kindern zu, die nicht wußten wie ihnen geſchehen, denn ſolch innere Luſt hatten ſie nie empfunden. Ach wenn es doch nur ſchon wieder morgen wäre, ſo ſprachen beide, Felix und Chriſtlieb, indem ſie voller Haſt zu Hauſe liefen um den Eltern zu erzählen, was ſich im Walde begeben.

Was der Herr von Brakel und die Frau von Brakel zu dem fremden Kinde ſagten, und was ſich weiter mit demſelben begab.

„Beinahe möchte ich glauben, daß den Kindern das alles nur geträumt hat!" So ſprach der Herr Thaddäus von Brakel zu ſeiner Gemahlin, als Felix und Chriſtlieb ganz erfüllt von dem fremden Kinde nicht aufhören konnten, ſein holdes Weſen, ſeinen anmuthigen Geſang, ſeine wunderbaren Spiele zu preiſen. „Denk ich aber wieder daran, fuhr Herr von Brakel fort, daß beide doch nicht auf einmahl und auf gleiche Weiſe geträumt haben können, ſo weiß ich am Ende ſelbſt nicht, was ich von dem Allen denken ſoll." „Zerbrich dir den Kopf nicht, o mein Gemahl" erwiederte die Frau von Brakel, ich wette, das fremde Kind iſt niemand anders als Schulmeiſters Gottlieb aus dem benachbarten Dorfe. Der iſt herübergelaufen und hat den Kindern allerlei tolles Zeug in den Kopf geſetzt, aber das ſoll er künftig bleiben laſſen." Herr von Brakel war gar nicht der Meinung ſeiner Gemahlin, um indeſſen mehr hinter die eigentliche Bewandtniß der Sache zu kommen, wurden Felix und Chriſtlieb herbeigerufen und aufgefordert genau anzugeben, wie das Kind ausgeſehen habe und wie es gekleidet geweſen ſey. Rückſichts des Ausſehens ſtimmten beide überein, daß das Kind ein lilienweißes Geſicht, roſenrothe Wangen, kirſchrothe Lippen, blauglänzende Augen und goldgelocktes Haar habe, und ſo ſchön ſey, wie ſie es gar nicht auszuſprechen vermöchten; in Anſehung der Kleider wußten ſie aber nur ſo viel, daß das Kind ganz gewiß nicht eine blaugeſtreifte Jacke, eben ſolche Hoſen und eine ſchwarz lederne Mütze trage, wie Schulmeiſters Gottlieb. Dagegen klang alles, was ſie über den Anzug des Kindes ungefähr zu ſagen vermochten, ganz fabelhaft und unklug. Chriſtlieb behauptete nämlich, das Kind trage ein wunderſchönes leichtes glänzendes Kleidchen von Roſenblättern; Felix meinte dagegen, das Kleid des Kindes funkle in hellem goldenen Grün wie Frühlingslaub im Sonnenſchein.

Daß das Kind, ſagte Felix weiter fort, irgend einem Schulmeiſter angehören könne, daran ſei gar nicht zu denken, denn zu gut verſtehe ſich der Knabe auf die Jägerei, ſtamme gewiß aus der Heimath aller Wald- und Jagdluſt und werde der tüchtigſte Jägersmann werden, den es wohl gebe. „Ei Felix, unterbrach ihn Chriſtlieb, wie kannſt du nur ſagen daß das kleine liebe Mädchen ein Jägersmann werden ſoll. Auf das Jagen mag ſie ſich auch wohl verſtehen, aber gewiß noch viel beſſer auf die Wirthſchaft im Hauſe, ſonſt hätte ſie mir nicht ſo hübſch die Puppen angekleidet und ſo ſchöne Schüſſeln bereitet!" So hielt Felix das fremde Kind für einen Knaben, Chriſtlieb behauptete dagegen es ſei ein Mädchen und beide konnten darüber nicht einig werden. — Die Frau von Brakel ſagte, es lohne gar nicht, daß man ſich mit den Kindern auf ſolche Narrheiten einlaßt, der Herr von Brakel meinte dagegen: „ich dürfte ja nur den Kindern nachgehen in den Wald und erlauſchen, was denn das für ein ſeltſames Wunderkind iſt, das mit ihnen ſpielt, aber es iſt mir ſo, als könnte ich den Kindern dadurch eine große Freude verderben und deshalb will ich es nicht thun." Andern Tages, als Felix und Chriſtlieb zu gewöhnlicher Zeit in den Wald liefen, wartete das fremde Kind ſchon auf ſie, und wußte es geſtern herrliche Spiele zu beginnen, ſo ſchuf es vollends heute die anmuthigſten Wunder, ſo daß Felix und Chriſtlieb einmal über das andere vor Freude und Entzücken laut aufjauchzten. Drollig und ſehr hübſch zugleich war es, daß das fremde Kind während des Spielens ſo zierlich und geſcheut mit den Bäumen, Gebüſchen, Blumen, mit dem Waldbach zu ſprechen wußte. Alle antworteten auch ſo vernehmlich, daß Felix und Chriſtlieb alles verſtanden. Das fremde Kind rief ins Erlengebüſch hinein: Ihr ſchwatzhaftes Volk, was flüſtert und wiſpert ihr wieder untereinander? Da ſchüttelten ſtärker ſich die Zweige und lachten und liſpelten: Ha — ha ha — wir freuen uns über die artigen Dinge, die uns Freund Morgenwind heute zugeraunt hat, als er von den blauen Bergen vor den Sonnenſtrahlen herunterrauſchte. Er brachte uns tauſend Grüße und Küſſe von der goldnen Königin und einige tüchtige Flügelſchläge voll der ſüßeſten Düfte. „O ſchweigt doch, ſo unterbrachen die Blumen das Geſchwätz der Büſche, o ſchweigt doch von dem Flatterſohne der mit den Düften prahlt, die ſeine falſchen Liebkoſungen uns entlockten. Laßt die Gebüſche liſpeln und ſäuſeln, ihr Kinder, aber ſchaut uns an, horcht auf uns, wir lieben Euch gar zu ſehr und putzen uns heraus, mit den ſchönſten glänzendſten Farben Tag für Tag nur damit wir Euch recht gefallen." — Und lieben wir Euch denn nicht auch, ihr holden Blumen? So ſprach das fremde Kind, aber Chriſtlieb kniete zur Erde nieder und ſtreckte beide Arme weit aus, als wollte ſie all' die herrlichen Blumen, die um ſie her ſproßten, umarmen, indem ſie rief: Ach ich lieb' Euch ja allzumal! — Felix ſprach: auch mir gefallt ihr wohl, in Euren glänzenden Kleidern, ihr Blumen, aber doch halt' ich es mit dem Grün, mit den Büſchen, mit den Bäumen, mit dem Walde, er muß Euch doch ſchützen und ſchirmen, ihr kleinen bunten Kindlein! Da ſauſte es in den hohen ſchwarzen Tannen: „Das iſt ein wahres Wort, du tüchtiger Junge, und du mußt dich nicht vor uns furchten, wenn der Gevatter Sturm daher gezogen kommt und wir ein bischen ungeſtüm mit dem groben Kerl zanken." „Ei, rief Felix, knarrt und ſtöhnt und ſauſet nur recht wacker, ihr grünen Rieſen, dann geht ja dem tüchtigen Jägersmann erſt das Herz recht auf." Da haſt du ganz Recht, ſo rauſchte und plätſcherte der Waldbach, da haſt du ganz Recht, aber wozu immer jagen, immer rennen im Sturm und im wilden Gebraus! — Kommt! ſetzt euch fein ins Moos und hört mir zu. Von fernen fernen Landen aus tiefem Schacht komm ich her — ich will euch ſchöne Mährchen erzählen und immer was Neues, Well' auf Welle und immerfort und fort. Und die ſchönſten Bilder zeig' ich Euch, ſchaut mir nur recht ins blanke Spiegelantlitz — duftiges Himmelblau — goldenes Gewölk — Buſch und Blum und Wald — Euch ſelbſt, ihr holden Kinder zieh ich liebend hinein tief in meinen Buſen! — „Felix, Chriſtlieb, ſo ſprach das fremde Kind, indem es mit wunderſamer Holdſeeligkeit um ſich blickte, Felix, Chriſtlieb, o hört doch nur, wie alles uns liebt. Aber ſchon ſteigt das Abendroth auf hinter den Bergen und Nachtigall ruft mich nach Hauſe." „O laß uns noch ein bischen fliegen," bat Felix. „Aber nur nicht ſo ſehr hoch, da ſchwindelts mir gar zu ſehr," ſprach Chriſtlieb. Da faßte wie geſtern das fremde Kind beide, Felix und Chriſtlieb, bei den Händen und nun ſchwebten ſie auf im goldenen Purpur des Abendroths und das luſtige Volk der bunten Vögel ſchwärmte und lärmte um ſie her — das war ein Jauchzen und Jubeln! — In den glänzenden Wolken, wie in wogenden Flammen erblickte Felix die herrlichſten Schlöſſer von lauter Rubinen und andern funkelnden Edelſteinen: Schau o ſchau doch Chriſtlieb, rief er voll Entzücken, das ſind prächtige, prächtige Häuſer, nur tapfer laß uns fliegen, wir kommen gewiß hin. Chriſtlieb gewahrte auch die Schlöſſer und vergaß alle Furcht, indem ſie nicht mehr hinab, ſondern unverwandt in die Ferne blickte. „Das ſind meine lieben Luftſchlöſſer, ſprach das fremde Kind, aber hin kommen wir heute wohl nicht mehr!“ — Felix und Chriſtlieb waren wie im Traume und wußten ſelbſt nicht wie es geſchah, daß ſie unverſehens ſich zu Hauſe bei Vater und Mutter befanden.

Von der Heimath des fremden Kindes.

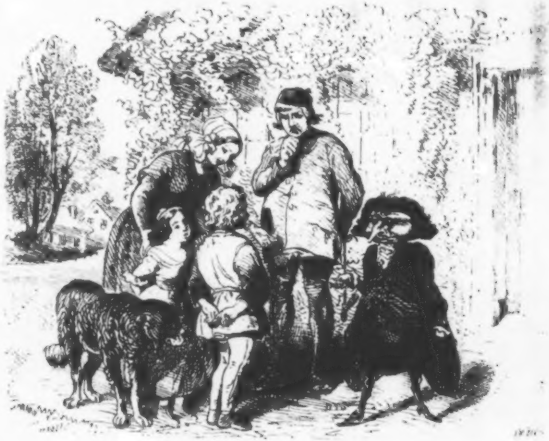
Das fremde Kind hatte auf dem anmuthigſten Platz im Walde zwiſchen ſäuſelndem Gebüſch, dem Bach unfern, ein überaus herrliches Gezelt von hohen ſchlanken Lilien, glühenden Roſen und bunten Tulipanen erbaut. Unter dieſem Gezelt ſaßen mit dem fremden Kinde Felix und Chriſtlieb und horchten darauf, was der Waldbach allerlei ſeltſames Zeug durcheinander plauderte. „Recht verſtehe ich doch nicht, fing Felix an, was der dort unten erzählt und es iſt mir ſo, als wenn du ſelbſt, mein lieber lieber Junge alles, was er nur ſo unverſtändlich murmelt, recht hübſch mir ſagen könnteſt. Ueberhaupt möcht' ich dich doch wohl fragen, wo du denn herkommſt und wo du immer ſo ſchnell hinverſchwindeſt, daß wir ſelbſt niemals wiſſen wie das geſchieht?“ — „Weißt du wohl, liebes Mädchen, fiel Chriſtlieb ein, daß Mutter glaubt, du ſeyſt Schulmeiſters Gottlieb?“ „Schweig doch nur dummes Ding, rief Felix, Mutter hat den lieben Knaben niemals geſehen, ſonſt würde ſie gar nicht von Schulmeiſters Gottlieb geſprochen haben. — Aber nun ſage mir geſchwind, du lieber Junge, wo du wohnſt, damit wir zu dir ins Haus kommen können, zur Winterszeit, wenn es ſtürmt und ſchneit und im Walde nicht Steg nicht Weg zu finden iſt.“ „Ach ja! ſprach Chriſtlieb, nun mußt du uns fein ſagen, wo du zu Hauſe biſt, wer deine Aeltern ſind und hauptſächlich wie du denn eigentlich heißeſt.“ Das fremde Kind ſah ſehr ernſt, beinahe traurig vor ſich hin und ſeufzte recht aus tiefer Bruſt. Dann, nachdem es einige Augenblicke geſchwiegen, fing es an: Ach lieben Kinder, warum fragt ihr nach meiner Heimath? Iſt es denn nicht genug, daß ich tagtäglich zu Euch komme und mit Euch ſpiele? — Ich könnte Euch ſagen, daß ich dort hinter den blauen Bergen, die wie krauſes, zackiges Nebelgewölk anzuſehen ſind, zu Hauſe bin, aber wenn ihr Tagelang und immer fort und fort laufen wolltet, bis ihr auf den Bergen ſtündet, ſo würdet ihr wieder eben ſo fern ein neues Gebirge ſchauen, hinter dem ihr meine Heimath ſuchen müßtet, und wenn ihr auch dieſes Gebirge erreicht hättet, würdet ihr wiederum ein neues erblicken, und ſo würde es Euch immer fort und fort gehen und ihr würdet niemals meine Heimath erreichen. „Ach, rief Chriſtlieb weinerlich aus, ach ſo wohnſt du wohl viele hundert hundert Meilen von uns und biſt nur zum Beſuch in unſerer Gegend?“ Sieh nur, liebe Chriſtlieb! fuhr das fremde Kind fort, wenn du dich recht herzlich nach mir ſehnſt, ſo bin ich gleich bei dir und bringe dir alle Spiele, alle Wunder aus meiner Heimath mit, und iſt denn das nicht eben ſo gut als ob wir in meiner Heimath ſelbſt zuſammen ſäßen und mit einander ſpielten? Das nun wohl eben nicht, ſprach Felix, denn ich glaube, daß deine Heimath ein gar herrlicher Ort ſein muß, ganz voll von den herrlichen Dingen, die du uns mitbringſt. Du magſt mir nun die Reiſe dahin ſo ſchwierig vorſtellen wie du willſt, ſo wie ich es nur vermag, mache ich mich doch auf den Weg. So durch Wälder ſtreichen und auf ganz wilden verwachſenen Pfaden, Gebirge erklettern, durch Bäche waten, über ſchroffes Geſtein und dornigt Geſtrüpp, das iſt ſo recht Waidmanns Sache — ich werd's ſchon durchführen. Das wirſt du auch, rief das fremde Kind, indem es freudig lachte, und wenn du es dir ſo recht feſt vornimmſt, dann iſt es ſo gut als hätteſt du es ſchon wirklich ausgeführt. Das Land, in dem ich wohne iſt in der That ſo ſchön und herrlich, wie ich es gar nicht zu beſchreiben vermag. Meine Mutter iſt es, die als Königin über dieſes Reich voller Glanz und Pracht herrſcht. — So biſt du ja ein Prinz. — So biſt du ja eine Prinzeſſin — riefen zu gleicher Zeit verwundert, ja beinahe erſchrocken, Felix und Chriſtlieb. „Allerdings,“ ſprach das fremde Kind. So wohnſt du wohl in einem ſchönen Pallaſt? fragte Felix weiter. Ja wohl, erwiederte das fremde Kind, noch viel ſchöner iſt der Pallaſt meiner Mutter, als die glänzenden Schlöſſer, die du in den Wolken geſchaut haſt, denn ſeine ſchlanken Säulen aus purem Kryſtall erheben ſich hoch — hoch hinein in das Himmelsblau, das auf ihnen ruht wie ein weites Gewölbe. Unter dem ſegelt glänzendes Gewölk mit goldnen Schwingen hin und her und das purpurne Morgen- und Abendroth ſteigt auf und nieder und in klingenden Kreiſen tanzen die funkelnden Sterne. — Ihr habt, meine lieben Geſpielen, ja wohl ſchon von Feen gehört, die, wie es ſonſt kein Menſch vermag, die herrlichſten Wunder hervorrufen können, und ihr werdet es auch wohl ſchon gemerkt haben, daß meine Mutter nichts anders iſt, als eine Fee. Ja! das iſt ſie wirklich und zwar die mächtigſte, die es giebt. Alles, was auf der Erde webt und lebt, hält ſie mit treuer Liebe umfangen, doch zu ihrem innigen Schmerz wollen viele Menſchen gar nichts von ihr wiſſen. Vor allen liebt meine Mutter aber die Kinder und daher kommt es, daß die Feſte, die ſie in ihrem Reiche den Kindern bereitet, die ſchönſten und herrlichſten ſind. Da geſchieht es denn wohl, daß ſchmucke Geiſter aus dem Hofſtaate meiner Mutter keck ſich durch die Wolken ſchwingen und von einem Ende des Pallaſtes bis zum andern einen in den ſchönſten Farben ſchimmernden Regenbogen ſpannen. Unter dem bauen ſie den Thron meiner Mutter aus lauter Diamanten, die aber ſo anzuſehen ſind und ſo herrlich duften wie Lilien, Nelken und Roſen. So wie meine Mutter den Thron beſteigt, rühren die Geiſter ihre goldnen Harfen, ihre kryſtallenen Zimbeln und dazu ſingen die Kammerſänger meiner Mutter mit ſolch wunderbaren Stimmen, daß man vergehen möchte vor ſüßer Luſt. Dieſe Sänger ſind aber ſchöne Vögel, größer noch als Adler, mit ganz purpurnem Gefieder, wie ihr ſie wohl noch nie geſehen habt. Aber ſo wie die Muſik losgegangen, wird alles im Pallaſt, im Walde, im Garten laut und lebendig. Viele tauſend blank geputzte Kinder tummeln ſich im Jauchzen und Jubeln umher. Bald jagen ſie ſich durch's Gebüſch und werfen ſich neckend mit Blumen, bald klettern ſie auf ſchlanke Bäumchen und laſſen ſich vom Winde hin und her ſchaukeln, bald pflücken ſie goldglänzende Früchte, die ſo ſüß und herrlich ſchmecken wie ſonſt nichts auf der Erde, bald ſpielen ſie mit zahmen Rehen — mit andern ſchmucken Thieren, die ihnen aus dem Gebüſch entgegenſpringen; bald rennen ſie keck den Regenbogen auf und nieder oder beſteigen gar als kühne Reiter die ſchönen Gold-Faſanen, die ſich mit ihnen durch die glänzenden Wolken ſchwingen. „Ach das muß herrlich ſeyn, ach nimm uns mit in deine Heimath, wir wollen immer dort bleiben!“ — So riefen Felix und Chriſtlieb voll Entzücken, das fremde Kind ſprach aber: „Mitnehmen nach meiner Heimath kann ich Euch in der That nicht, es iſt zu weit, ihr müßtet ſo gut und unermüdlich fliegen können wie ich ſelbſt. Felix und Chriſtlieb wurden ganz traurig und blickten ſchweigend zur Erde nieder.

Von dem böſen Miniſter am Hofe der Feen-Königin.

Ueberhaupt, fuhr das fremde Kind fort, überhaupt möchtet ihr Euch in meiner Heimath vielleicht gar nicht ſo gut befinden, als ihr es Euch nach meiner Erzählung vorſtellt. Ja der Aufenthalt könnte euch ſogar verderblich ſeyn. Manche Kinder vermögen nicht den Geſang der purpurrothen Vögel, ſo herrlich er auch iſt, zu ertragen, ſo daß er ihnen das Herz zerreißt, und ſie augenblicklich ſterben müſſen. Andere, die gar zu keck auf dem Regenbogen rennen, gleiten aus und ſtürzen herab, und manche ſind ſogar albern genug im beſten Fliegen dem Goldfaſan, der ſie trägt, weh zu thun. Das nimmt denn der ſonſt friedliche Vogel dem dummen Kinde übel und reißt ihm mit ſeinem ſcharfen Schnabel die Bruſt auf, ſo daß es blutend aus den Wolken herabfällt. Meine Mutter härmt ſich gar ſehr ab, wenn Kinder auf ſolche Weiſe, freilich durch ihre eigne Schuld, verunglücken. Gar zu gern wollte ſie, daß alle Kinder auf der ganzen Welt die Luſt ihres Reichs genießen möchten, aber wenn viele auch tüchtig fliegen können, ſo ſind ſie nachher doch entweder zu keck oder zu furchtſam und verurſachen ihr nur Sorge und Angſt. Eben deshalb erlaubt ſie mir, daß ich hinausfliegen aus meiner Heimath und tüchtigen Kindern allerlei ſchöne Spielſachen daraus mitbringen darf, wie ich es denn auch mit Euch gemacht habe. „Ach, rief Chriſtlieb, ich könnte gewiß keinem ſchönen Vogel Leides thun, aber auf dem Regenbogen rennen möchte ich doch nicht.“ Das wäre, — fiel ihr Felix ins Wort, — das wäre nun gerade meine Sache und eben deshalb möchte ich zu deiner Mutter Königin. Kannſt du nicht einmal den Regenbogen mitbringen? Nein, erwiederte das fremde Kind, das geht nicht an, und ich muß dir überhaupt ſagen, daß ich mich nur ganz heimlich zu Euch ſtehlen darf. Sonſt war ich überall ſicher als ſey ich bei meiner Mutter, und es war überhaupt ſo, als ſey überall ihr ſchönes Reich ausgebreitet, ſeit der Zeit aber, daß ein arger Feind meiner Mutter, den ſie aus ihrem Reiche verbannt hat, wild umherſchwärmt, bin ich vor arger Nachſtellung nicht geſchützt. „Nun, rief Felix, indem er aufſprang und den Dornſtock, den er ſich geſchnitzt, in der Luft ſchwenkte, nun den wollt' ich denn doch ſehen, der dir hier Leides zufügen ſollte. Fürs erſte hätt' er es mit mir zu thun und dann rief ich Papa zu Hülfe, der ließe den Kerl einfangen und in den Thurm ſperren." „Ach, erwiederte das fremde Kind, ſo wenig der arge Feind in meiner Heimath mir etwas anthun kann, ſo gefährlich iſt er mir außerhalb derſelben, er iſt gar mächtig und wider ihn hilft nicht Stock nicht Thurm." Was iſt denn das für ein garſtig Ding, das dich ſo bange machen kann? fragte Chriſtlieb. Ich habe Euch geſagt, fing das fremde Kind an, daß meine Mutter eine mächtige Königin iſt, und ihr wißt, daß Königinnen ſo wie Könige einen Hofſtaat und Miniſter um ſich haben. Ja wohl ſprach Felix, der Onkel Graf iſt ſelbſt ſolch ein Miniſter, und trägt einen Stern auf der Bruſt. Deiner Mutter Miniſter tragen auch wohl recht funkelnde Sterne? Nein erwiederte das fremde Kind, nein das eben nicht, denn die mehreſten ſind ſelbſt ganz und gar funkelnde Sterne und andere tragen gar keine Röcke, worauf ſich ſo etwas anbringen ließe. Daß ichs nur ſage, alle Miniſter meiner Mutter ſind mächtige Geiſter, die theils in der Luft ſchweben, theils in Feuerflammen, theils in den Gewäſſern wohnen, und überall das ausführen, was meine Mutter ihnen gebietet. Es fand ſich vor langer Zeit ein fremder Geiſt bei uns ein, der nannte ſich Pepaſilio und behauptete, er ſey ein großer Gelehrter, er wiſſe mehr und würde größere Dinge bewirken als alle übrigen. Meine Mutter nahm ihn in die Reihe ihrer Miniſter auf, aber bald entwickelte ſich immer mehr ſeine innere Tücke. Außerdem daß er alles, was die übrigen Miniſter thaten, zu vernichten ſtrebte, ſo hatte er es vorzüglich darauf abgeſehen, die frohen Feſte der Kinder recht hämiſch zu verderben. Er hatte der Königin vorgeſpiegelt, daß er die Kinder erſt recht luſtig und geſcheut machen wollte, ſtatt deſſen hing er ſich centnerſchwer an den Schweif der Faſanen, ſo daß ſie ſich nicht aufſchwingen konnten, zog er die Kinder, wenn ſie auf Roſenbüſchen hinaufgeklettert, bei den Beinen herab, daß ſie ſich die Naſen blutig ſchlugen, zwang er die, welche luſtig laufen und ſpringen wollten, auf allen Vieren mit zur Erde gebeugtem Haupte herum zu kriechen. Den Sängern ſtopfte er allerlei ſchädliches Zeug in die Schnäbel, damit ſie nur nicht ſingen ſollten, denn Geſang konnte er nicht ausſtehen und die armen zahmen Thierchen wollte er ſtatt mit ihnen zu ſpielen auffreſſen, denn nur dazu, meinte er, wären ſie da. Das Abſcheulichſte war aber wohl, daß er mit Hülfe ſeiner Geſellen die ſchönen funkelnden Edelſteine des Pallaſtes, die bunt ſchimmernden Blumen, die Roſen und Lilienbüſche, ja ſelbſt den glänzenden Regenbogen mit einem ekelhaften ſchwarzen Saft zu überziehn wußte, ſo daß alle Pracht verſchwunden und alles todt und traurig anzuſehen war. Und wie er dies vollbracht, erhob er ein ſchallendes Gelächter und ſchrie, nun ſey erſt alles ſo wie es ſein ſolle, denn er habe es beſchrieben. Als er nun vollends erklärte, daß er meine Mutter nicht als Königin anerkenne, ſondern daß ihm allein die Herrſchaft gebühre, und ſich in der Geſtalt einer ungeheuren Fliege mit blitzenden Augen und vorgeſtrecktem ſcharfen Rüſſel emporſchwang in abſcheulichem Summen und Brauſen auf den Thron meiner Mutter, da erkannte ſie ſo wie alle, daß der hämiſche Miniſter, der ſich unter dem ſchönen Namen Pepaſilio eingeſchlichen, niemand anders war, als der finſtere mürriſche Gnomen-König Pepſer. Der Thörichte hatte aber die Kraft ſo wie die Tapferkeit ſeiner Geſellen viel zu hoch in Anſchlag gebracht. Die Miniſter des Luftdepartements umgaben die Königin und fächelten ihr ſüße Düfte zu, indem die Miniſter des Feuerdepartements in Flammenwogen auf und nieder rauſchten und die Sänger, deren Schnabel gereinigt, die volltönendſten Geſänge anſtimmten, ſo, daß die Königin den häßlichen Pepſer weder ſah noch hörte noch ſeinen vergifteten übelriechenden Athem ſpürte. In dem Augenblick auch faßte der Faſanenfürſt den böſen Pepſer mit dem leuchtenden Schnabel und drückte ihn ſo gewaltig zuſammen, daß er vor Wuth und Schmerz laut aufkreiſchte, dann ließ er ihn aus der Höhe von dreitauſend Ellen zur Erde niederfallen. Er konnte ſich nicht regen und bewegen, bis auf ſein wildes Geſchrei ſeine Muhme, die große blaue Kröte herbeikroch, ihn auf den Rücken nahm und nach Hauſe ſchleppte. Fünfhundert luſtige kecke Kinder erhielten tüchtige Fliegenklatſchen, mit denen ſie Pepſers häßliche Geſellen, die noch umherſchwärmten und die ſchönen Blumen verderben wollten, todtſchlugen. So wie nun Pepſer fort war, zerfloß der ſchwarze Saft, womit er alles überzogen, von ſelbſt und bald blühete und glänzte und ſtrahlte alles ſo herrlich und ſchön wie zuvor. Ihr könnt denken, daß der garſtige Pepſer nun in meiner Mutter Reich nichts mehr vermag, aber er weiß, daß ich mich oft hinauswage und verfolgt mich raſtlos unter allerlei Geſtalten, ſo daß ich ärmſtes Kind oft auf der Flucht nicht weiß, wo ich mich hin verbergen ſoll, und darum, ihr lieben Geſpielen, entfliehe ich oft ſo ſchnell, daß ihr nicht ſpürt, wo ich hingekommen. Dabei muß es denn auch bleiben und wohl kann ich euch ſagen, daß, ſollte ich es auch unternehmen, mich mit Euch in meine Heimath zu ſchwingen, Pepſer uns gewiß aufpaſſen und uns todtmachen würde. Chriſtlieb weinte bitterlich über die Gefahr in der das fremde Kind immer ſchweben mußte. Felix meinte aber: iſt der garſtige Pepſer weiter nichts als eine große Fliege, ſo will ich ihm mit Papa's großer Fliegenklatſche ſchon zu Leibe gehn, und habe ich ihm eins tüchtig auf die Naſe verſetzt, ſo mag Muhme Kröte zuſehen wie ſie ihn nach Hauſe ſchleppt.

Wie der Hofmeiſter angekommen war und die Kinder ſich vor ihm fürchten.

In vollem Sprunge eilten Felix und Chriſtlieb nach Hauſe, indem ſie unaufhörlich riefen: Ach das fremde Kind iſt ein ſchöner Prinz! — Ach das fremde Kind iſt eine ſchöne Prinzeſſin! Sie wollten das jauchzend den Eltern verkünden, aber wie zur Bildſäule erſtarrt blieben ſie in der Hausthüre ſtehen, als ihnen Herr Thaddäus von Brakel, entgegentrat und an ſeiner Seite einen fremden verwunderlichen Mann hatte, der halb vernehmlich in ſich hineinbrummte: das ſind mir ſaubere Rangen! — Das iſt der Herr Hofmeiſter, ſprach Herr von Brakel indem er den Mann bei der Hand ergriff, das iſt der Herr Hofmeiſter, den Euch der gnädige Onkel geſchickt hat. Grüßt ihn fein artig! — Aber die Kinder ſahen den Mann von der Seite an und konnten ſich nicht regen und bewegen. Das kam daher, weil ſie ſolch eine wunderliche Geſtalt noch niemals geſchaut. Der Mann mochte kaum mehr als einen halben Kopf höher ſeyn als Felix, dabei war er aber unterſetzt; nur ſtachen gegen den ſehr ſtarken breiten Leib die kleinen ganz dünnen Spinnenbeinchen ſeltſam ab. Der unförmliche Kopf war beinahe viereckig zu nennen, und das Geſicht faſt gar zu häßlich, denn außerdem, daß zu den dicken braunrothen Backen und dem breiten Maule die viel zu lange ſpitze Naſe gar nicht paſſen wollte, ſo glänzten auch die kleinen hervorſtehenden Glasaugen ſo graulich, daß man ihn gar nicht gern anſehen mochte. Uebrigens hatte der Mann eine pechſchwarze Perucke auf den viereckigen Kopf geſtülpt, war auch von Kopf bis zu Fuß pechſchwarz gekleidet und hieß: Magiſter Tinte. Als nun die Kinder ſich nicht rückten und rührten, wurde die Frau



Univ. Bibl.
München

von Brakel böſe und rief; „Poßtauſend ihr Kinder, was iſt denn das? der Herr Magiſter wird Euch für ganz ungeſchliffene Bauernkinder halten müſſen. — Fort! gebt dem Herrn Magiſter fein die Hand!“ Die Kinder ermannten ſich, und thaten, was die Mutter befohlen, ſprangen aber, als der Magiſter ihre Hände faßte, mit dem lauten Schrei: O weh o weh! zurück. Der Magiſter lachte hell auf und zeigte eine heimliche in der Hand verſteckte Nadel vor, womit er die Kinder, als ſie ihm die Hand reichten, geſtochen. Chriſtlieb weinte, Felix aber grollte den Magiſter von der Seite an: Verſuche das nur noch einmal kleiner Dickbauch. — Warum thaten Sie das lieber Herr Magiſter Tinte, fragte etwas mißmüthig der Herr von Brakel. Der Magiſter erwiederte: Das iſt nun einmal ſo meine Art, ich kann davon gar nicht laſſen. Und dabei ſtemmte er beide Hände in die Seite und lachte immerfort, welches aber zuletzt ſo widerlich klang wie der Ton einer verdorbenen Schnarre. „Sie ſcheinen ein ſpaßhafter Mann zu ſein, lieber Herr Magiſter Tinte,“ ſprach der Herr von Brakel, aber ihm ſowohl als der Frau von Brakel, vorzüglich den Kindern, wurde ganz unheimlich zu Muthe. „Nun nun, rief der Magiſter, wie ſtehts denn mit den kleinen Krabben, ſchon tüchtig in den Wiſſenſchaften vorgerückt? — Wollen doch gleich ſehen.“ Damit fing er an, den Felix und die Chriſtlieb ſo zu fragen, wie es der Onkel Graf mit ſeinen Kindern gethan. Als nun aber beide verſicherten, daß ſie die Wiſſenſchaften noch gar nicht auswendig wüßten, da ſchlug der Magiſter Tinte die Hände über den Kopf zuſammen, daß es klatſchte, und ſchrie wie beſeſſen: Das iſt was ſchönes! — keine Wiſſenſchaften. — Das wird Arbeit geben! Wollens aber ſchon kriegen! Felix, ſo wie Chriſtlieb, beide ſchrieben eine ſaubere Handſchrift, und wußten aus manchen alten Büchern die ihnen der Herr von Brakel in die Hände gab und die ſie emſig laſen, manche ſchöne Geſchichte zu erzählen, das achtete aber der Magiſter Tinte für gar nichts, ſondern meinte, das alles wäre nur dummes Zeug. — Ach! nun war an kein in den Wald laufen mehr zu denken! — Statt deſſen mußten die Kinder beinahe den ganzen Tag zwiſchen den vier Wänden ſitzen und dem Magiſter Tinte Dinge nachplappern die ſie nicht verſtanden. Es war ein wahres Herzeleid! — Mit welchen ſehnſuchtsvollen Blicken ſchauten ſie nach dem Walde! Oft war es ihnen, als hörten ſie mitten unter den luſtigen Liedern der Vögel, im Rauſchen der Bäume, des fremden Kindes ſüße Stimme rufen: „Wo ſeid ihr denn, Felix — Chriſtlieb — ihr lieben Kinder! wo ſeid ihr denn! wollt ihr nicht mehr mit mir ſpielen! — Kommt doch nur! — ich habe Euch einen ſchönen Blumenpallaſt gebaut — da ſetzen wir uns hinein und ich ſchenk' Euch die herrlichſten bunteſten Steine — und dann ſchwingen wir uns auf in die Wolken und bauen ſelbſt funkelnde Luftſchlöſſer! — Kommt doch! Kommt doch nur!“ Darüber wurden die Kinder mit allen ihren Gedanken ganz hingezogen nach dem Walde, und ſahen und hörten nicht mehr auf den Magiſter. Der wurde aber dann ganz zornig und ſchlug mit beiden Fäuſten auf den Tiſch und brummte und ſummte und ſchnarrte und knarrte: „Pim — Sim — Prr — Srrr — Knurrr — Krrr — Was iſt das! aufgepaßt!“ Felix hielt das aber nicht lange aus, er ſprang auf und rief: laß mich los mit deinem dummen Zeuge, Herr Magiſter Tinte, fort will ich in den Wald — ſuch' dir den Vetter Pumphoſe, das iſt was für den! — Komm Chriſtlieb, das fremde Kind wartet ſchon auf uns.“ — Damit ging es fort, aber der Magiſter Tinte ſprang mit ungemeiner Behendigkeit hinter her und erfaßte die Kinder dicht vor der Hausthür. Felix wehrte ſich tapfer und der Magiſter Tinte war im Begriff zu unterliegen, da dem Felix der treue Sultan zu Hülfe geeilt war. Sultan, ſonſt ein frommer geſitteter Hund, hatte gleich vom erſten Augenblick an einen entſchiedenen Abſcheu gegen den Magiſter Tinte bewieſen. So wie dieſer ihm nur nahe kam, knurrte er, und ſchlug mit dem Schweif ſo heftig um ſich, daß er den Magiſter, den er geſchickt an die dünnen Beinchen zu treffen wußte, beinahe umgeſchmiſſen hätte. Sultan ſprang hinzu und packte den Magiſter, der Felix bei beiden Schultern hielt, ohne Umſtände beim Rockkragen. Der Magiſter Tinte erhob ein klägliches Geſchrei, auf das Herr Thaddäus von Brakel ſchnell hinzueilte. Der Magiſter ließ ab von Felix, Sultan von dem Magiſter. „Ach wir ſollen nicht mehr in den Wald,“ klagte Chriſtlieb, indem ſie bitterlich weinte. So ſehr auch der Herr von Brakel den Felix ausſchalt, thaten ihm doch die Kinder leid, die nicht mehr in Flur und Hain herumſchwärmen ſollten. Der Magiſter Tinte mußte ſich dazu verſtehen, täglich mit den Kindern den Wald zu beſuchen. Es ging ihm ſchwer ein. „Hätten Sie nur, Herr von Brakel, ſprach er, einen vernünftigen Garten mit Buchsbaum und Staketen am Hauſe, ſo könnte man in der Mittagsſtunde mit den Kindern ſpazieren gehen, was in aller Welt ſollen wir aber in dem wilden Walde?“ — Die Kinder waren auch ganz unzufrieden und die ſprachen nun wieder: was ſoll uns der Magiſter in unſerm lieben Walde? —

Wie die Kinder mit dem Herrn Magiſter Tinte im Walde ſpazieren gingen und was ſich dabei zutrug.

Nun? — gefällt es dir nicht in unſerm Walde Herr Magiſter? So fragte Felix den Magiſter Tinte, als ſie daher zogen durch das rauſchende Gebüſch. Der Magiſter Tinte zog aber ein ſaures Geſicht und rief: Dummes Zeug, hier iſt kein ordentlicher Steg und Weg, man zerreißt ſich nur die Strümpfe und kann vor dem häßlichen Gekreiſch der dummen Vögel gar kein vernünftiges Wort ſprechen. „Haha, Herr Magiſter, ſprach Felix, ich merk' es ſchon, du verſtehſt dich nicht auf den Geſang und hörſt es auch wohl gar nicht einmal, wenn der Morgenwind mit den Büſchen plaudert und der alte Waldbach ſchöne Mährchen erzählt.“ Und, fiel Chriſtlieb dem Felix ins Wort, ſag es nur Herr Magiſter, du liebſt auch wohl nicht die Blumen? Da wurde der Herr Magiſter noch kirſchbrauner im Antlitz als er ſchon von Natur war, er ſchlug mit den Händen um ſich und ſchrie ganz erboſt: Was ſprecht ihr da für tolles albernes Zeug? — wer hat Euch die Narrheiten in den Kopf geſetzt? das fehlte noch, daß Wälder und Bäche dreiſt genug wären ſich in vernünftige Geſpräche zu miſchen und mit dem Geſange der Vögel iſt es auch nichts; Blumen lieb' ich wohl, wenn ſie fein in Töpfe geſteckt ſind und in der Stube ſtehen, dann duften ſie und man erſpart das Räucherwerk. Doch im Walde wachſen ja gar keine Blumen. „Aber Herr Magiſter, rief Chriſtlieb, ſiehſt du denn nicht die lieben Mayblümchen, die dich recht mit hellen freundlichen Augen ankucken?“ — „Was was, ſchrie der Magiſter — Blumen? Augen? — ha ha ha — ſchöne Augen — ſchöne Augen! Die nichtsnutzigen Dinger riechen nicht einmal!“ — Und damit bückte ſich der Magiſter Tinte zur Erde nieder, riß einen ganzen Strauß Mayblümchen ſammt den Wurzeln heraus und warf ihn fort ins Gebüſch. Den Kindern war es, als ginge in dem Augenblick ein wehmüthiger Klagelaut durch den Wald; Chriſtlieb mußte bitterlich weinen, Felix biß unmuthig die Zähne zuſammen. Da geſchah es, daß ein kleiner Zeiſig dem Magiſter Tinte dicht bei der Naſe vorbei flatterte, ſich dann auf einen Zweig ſetzte und ein luſtiges Liedchen anſtimmte. Ich glaube gar, ſprach der Magiſter, ich glaube gar das iſt ein Spottvogel? Und damit nahm er einen Stein von der Erde auf, warf ihn nach dem Zeiſig und traf den armen Vogel, daß er zum Tode verſtummt von dem grünen Zweige herabfiel. Nun konnte Felix ſich gar nicht mehr halten. „Ei du abſcheulicher Herr Magiſter Tinte, rief er ganz erboßt, was hat dir der arme Vogel gethan, daß du ihn todtſchmeißeſt? — O wo biſt du denn, du holdes fremdes Kind, o komm doch nur, laß uns weit weit fortfliegen, ich mag nicht mehr bei dem garſtigen Menſchen ſein; ich will fort nach deiner Heimath!“ — Und mit vollem Schluchzen und Weinen ſtimmte Chriſtlieb ein: O du liebes holdes Kind, komm doch nur, komm doch nur zu uns, Ach! Ach! — rette uns — rette uns, der Herr Magiſter Tinte macht uns ja todt wie die Blumen und Vögel! — „Was iſt das mit dem fremden Kinde,“ rief der Magiſter. Aber in dem Augenblick ſäuſelte es ſtärker im Gebüſch und in dem Säuſeln erklangen wehmüthige herzzerſchneidende Töne, wie von dumpfen in weiter Ferne angeſchlagenen Glocken. — In einem leuchtenden Gewölk, das ſich herabließ, wurde das holde Antlitz des fremden Kindes ſichtbar — dann ſchwebte es ganz hervor, aber es rang die kleinen Händchen, und Thränen rannen wie glänzende Perlen aus den holden Augen über die roſigten Wangen. „Ach, jammerte das fremde Kind, ach ihr lieben Geſpielen, ich kann nicht mehr zu Euch kommen — ihr werdet mich nicht wiederſehen — lebt wohl! lebt wohl! — Der Gnome Pepſer hat ſich Eurer bemächtigt, o ihr armen Kinder, lebt wohl — lebt wohl!“ — Und damit ſchwang ſich das fremde Kind hoch in die Lüfte. Aber hinter den Kindern brummte und ſummte und knarrte und ſchnarrte es auf entſetzlich grauſige Weiſe. Der Magiſter Tinte hatte ſich umgeſtaltet in eine große ſcheußliche Fliege, und recht abſcheulich war es, daß er dabei doch noch ein menſchliches Geſicht, und ſogar auch einige Kleidungsſtücke behalten. Er ſchwebte langſam und ſchwerfällig auf, offenbar um das fremde Kind zu verfolgen. Von Entſetzen und Graus erfaßt rannte Felix und Chriſtlieb fort aus dem Walde. Erſt auf der Wieſe wagten ſie empor zu ſchauen. Sie wurden einen glänzenden Punkt in den Wolken gewahr, der wie ein Stern funkelte und herabzuſchweben ſchien. „Das iſt das fremde Kind,“ rief Chriſtlieb. Immer größer wurde der Stern und dabei hörten ſie ein Klingen wie von ſchmetternden Trompeten. Bald konnten ſie nun erkennen, daß der Stern ein ſchöner in gleißendem Goldgefieder prangender Vogel war, der, die mächtigen Flügel ſchüttelnd und laut ſingend, ſich auf den Wald herabſenkte. Ha, ſchrie Felix, das iſt der Faſanenfürſt, der beißt den Herrn Magiſter Tinte todt — ha ha, das fremde Kind iſt geborgen und wir ſind es auch! — Komm Chriſtlieb — ſchnell laß uns nach Hauſe laufen und dem Papa erzählen was ſich zugetragen.

Wie der Herr von Brakel den Magiſter Tinte fortjagte.

Der Herr von Brakel und die Frau von Brakel beide ſaßen vor der Thüre ihres kleinen Hauſes, und ſchauten in das Abendroth, das ſchon hinter den blauen Bergen in goldenen Strahlen aufzuſchimmern begann. Vor ihnen ſtand auf einem kleinen Tiſch das Abendeſſen aufgetragen, das aus nichts anderem als einem tüchtigen Napf voll herrlicher Milch und einer Schüſſel mit Butterbrödten beſtand. „Ich weiß nicht, fing Herr von Brakel an, ich weiß nicht, wo der Magiſter Tinte ſo lange mit den Kindern ausbleibt. Erſt hat er ſich geſperrt und durchaus nicht in den Wald gehen wollen, und jetzt kommt er gar nicht wieder heraus. Ueberhaupt iſt das ein ganz wunderlicher Mann der Herr Magiſter Tinte und es iſt mir beinahe ſo, als ſei es beſſer geweſen, er wäre ganz davon geblieben. Daß er gleich anfangs die Kinder ſo heimtückiſch ſtach, das hat mir gar nicht gefallen, und mit ſeinen Wiſſenſchaften mag es auch nicht weit her ſein, denn allerlei ſeltſame Wörter und unverſtändliches Zeug plappert er her und weiß was der Großmogul für Kamaſchen trägt; kommt er aber heraus, ſo vermag er nicht die Linde vom Kaſtanienbaum zu unterſcheiden und hat ſich überhaupt ganz albern und abgeſchmackt. Die Kinder können unmöglich Reſpekt vor ihm haben.“ „Mir geht es, erwiederte die Frau von Brakel, mir geht es ganz wie dir lieber Mann! So ſehr es mich freute, daß der Herr Vetter ſich unſerer Kinder annehmen wollte, ſo ſehr bin ich jetzt davon überzeugt, daß das auf andere und beſſere Weiſe hätte geſchehen können, als daß er uns den Herrn Magiſter Tinte über den Hals ſchickte. Wie es mit ſeinen Wiſſenſchaften ſtehen mag, das weiß ich nicht, aber ſo viel iſt gewiß, daß das kleine ſchwarze dicke Männlein mit den kleinen dünnen Beinchen mir immer mehr und mehr zuwider wird. Vorzüglich iſt es garſtig, daß der Magiſter ſo entſetzlich naſchhaftig iſt. Keine Neige

Bier oder Milch kann er ſtehen ſehen, ohne ſich darüber her zu machen, merkt er nun vollends den geöffneten Zuckerkaſten, ſo iſt er gleich bei der Hand und ſchnuppert und naſcht ſo lange an dem Zucker, bis ich ihm den Deckel vor der Naſe zuſchlage; dann iſt er auf und davon, und ärgert ſich und brummt und ſummt ganz ſeltſam und fatal.“ Der Herr von Brakel wollte fortfahren im Geſpräch, als Felix und Chriſtlieb in vollem Rennen durch die Birken kamen. „Heyſa! — heyſa! — ſchrie Felix unaufhörlich, heyſa heyſa! der Faſanenfürſt hat den Herrn Magiſter Tinte todtgebiſſen!“ „Ach — Ach, Mama, rief Chriſtlieb athemlos, ach! — der Herr Magiſter Tinte iſt kein Herr Magiſter, das iſt der Gnomen-König Pepſer, eigentlich aber eine abſcheuliche große Fliege die eine Perucke trägt, und Schuhe und Strümpfe.“ Die Aeltern ſtaunten die Kinder an, die nun ganz aufgeregt und erhitzt durcheinander von dem fremden Kinde, von ſeiner Mutter der Feen-Königin, von dem Gnomen-König Pepſer und von dem Kampf des Faſanenfürſten mit ihm erzählten. „Wer hat Euch denn die tollen Dinge in den Kopf geſetzt, habt ihr geträumt oder was geſchah ſonſt mit Euch?“ So fragte Herr von Brakel einmal über das andere; aber die Kinder blieben dabei, daß ſich alles ſo zugetragen wie ſie es erzählten, und daß der häßliche Pepſer, der ſich für den Herrn Magiſter Tinte fälſchlich ausgegeben, todt im Walde liegen müſſe. Die Frau von Brakel ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und rief ganz traurig, Ach Kinder, Kinder, was ſoll aus Euch werden, wenn Euch ſolche entſetzliche Dinge in den Sinn kommen und ihr Euch davon nichts ausreden laſſen wollt! — Aber der Herr von Brakel wurde ſehr nachdenklich und ernſthaft. „Felix du biſt nun ſchon ein ganz verſtändiger Junge, und ich kann es dir wohl ſagen, daß auch mir der Herr Magiſter Tinte von Anfang an ganz ſeltſam und verwunderlich vorgekommen iſt. Ja es ſchien mir oft, als habe es mit ihm eine beſondere Bewandtniß und er ſei gar nicht ſo wie andere Magiſter. Noch mehr! — ich ſowohl als die Mutter, beide ſind wir mit dem Herrn Magiſter Tinte nicht ganz zufrieden, die Mutter vorzüglich, weil er ein Naſchmaul iſt, alle Süßigkeiten beſchnuppert und dabei ſo häßlich brummt und ſummt, er wird daher auch wohl nicht lange bei uns bleiben können. Aber nun, lieber Junge, beſinne dich einmal, geſetzt auch, es gebe ſolche garſtige Dinger, wie Gnomen ſein ſollen, wirklich in der Welt, beſinne dich einmal ob ein Herr Magiſter wohl eine Fliege ſein kann?“ — Felix ſchaute dem Herrn von Brakel mit ſeinen blauen klaren Augen ernſthaft ins Geſicht. Der Herr von Brakel wiederholte die Frage: Sag' mein Junge! kann wohl ein Herr Magiſter eine Fliege ſein? Da ſprach Felix: Ich habe ſonſt nie daran gedacht, und hätte es wohl auch nicht geglaubt, wenn mir es nicht das fremde Kind geſagt, und ich es mit eigenen Augen geſehen hätte, daß Pepſer eine garſtige Fliege iſt und ſich nur für den Magiſter Tinte ausgegeben hat. — Und Vater, fuhr Felix weiter fort, als Herr von Brakel wie einer, der vor Verwunderung gar nicht weiß was er ſagen ſoll, ſtillſchweigend den Kopf ſchüttelte, und Vater, ſage, hat dir der Herr Magiſter Tinte ſelbſt nicht einmal entdeckt, daß er eine Fliege ſei? — habe ich's denn nicht ſelbſt gehört, daß er dir hier vor der Thüre ſagte, er ſei auf der Schule eine muntere Fliege geweſen? Nun was man einmal iſt, das muß man, denk ich, auch bleiben. Und daß der Herr Magiſter, wie die Mutter zugeſteht ſo ein Naſchmaul iſt und an allem Süßen ſchnuppert, nun Vater! wie machen's denn die Fliegen anders? und das häßliche Summen und Brummen. „Schweig, rief der Herr von Brakel ganz erzürnt, mag der Herr Magiſter Tinte ſein, was er will, aber ſo viel iſt gewiß, daß der Faſanenfürſt ihn nicht todtgebiſſen hat, denn dort kommt er eben aus dem Walde!“ Auf dieſes Wort ſchrien die Kinder laut auf und flüchteten ins Haus hinein. In der That kam der Magiſter Tinte den Birken-Gang herauf, aber ganz verwildert mit funkelnden Augen, zerzauſter Perücke, im abſcheulichen Sumſen und Brummen ſprang er von einer Seite zur andern hoch auf und prallte mit dem Kopf gegen die Bäume an, daß man es krachen hörte. So herangekommen, ſtürzte er ſich ſofort in den Napf, daß die Milch überſtrömte, die er einſchlürfte mit widrigem Rauſchen. „Aber um tauſend Gotteswillen, Herr Magiſter Tinte, was treiben Sie?“ rief die Frau von Brakel. Sind Sie toll geworden, Herr Magiſter, plagt Sie der böſe Feind? ſchrie der Herr von Brakel. Aber alles nicht achtend ſchwang ſich der Magiſter aus dem Milchnapf, ſetzte ſich auf die Butterbrödte hin, ſchüttelte die Rockſchöße und wußte mit den dünnen Beinchen geſchickt darüber hinzufahren und ſie glatt zu ſtreichen und zu fälteln. Dann ſtärker ſummend ſchwang er ſich gegen die Thüre, aber er konnte ſich nicht hineinfinden ins Haus, ſondern ſchwankte wie betrunken hin und her und ſchlug gegen die Fenſter an, daß es klirrte und ſchwirrte.

„Ha Patron, rief der Herr von Brakel, das ſind dumme unnütze Streiche, wart' das ſoll dir übel bekommen.“ Er ſuchte den Magiſter bei dem Rockſchoß zu haſchen, der wußte ihm aber geſchickt zu entgehen. Da ſprang Felix aus dem Hauſe mit der großen Fliegenklatſche in der Hand, die er dem Vater gab. „Nimm Vater, nimm, rief er, ſchlag ihn todt den häßlichen Pepſer.“ Der Herr von Brakel ergriff auch wirklich die Fliegenklatſche, und nun ging es her hinter dem Herrn Magiſter. Felix, Chriſtlieb, die Frau von Brakel hatten die Servietten vom Tiſche genommen und ſchwangen ſie, den Magiſter hin und hertreibend, in den Lüften, während Herr von Brakel unaufhörlich Schläge gegen ihn führte die leider nicht trafen, weil der Magiſter ſich hütete auch nur einen Augenblick zu ruhen. Und wilder und wilder wurde die tolle Jagd — Summ — Summ — Simm — Simm — Trrr — Trrr — ſtürmte der Magiſter auf und nieder — und Klipp — Klapp fielen hageldichter des Herrn von Brakels Schläge und huß — huß — hetzten Felix, Chriſtlieb und die Frau von Brakel den Feind. Endlich gelang es dem Herrn von Brakel den Magiſter am Rockſchoß zu treffen. Aechzend ſtürzte er zu Boden aber in dem Augenblick, daß der Herr von Brakel ihn mit einem zweiten Schlage treffen wollte, ſchwang er ſich mit erneuter doppelter Kraft in die Höhe, ſtürmte ſauſend und brauſend nach den Birken hin und ließ ſich nicht wieder ſehen. „Gut daß wir den fatalen Herrn Magiſter Tinte los ſind ſprach der Herr von Brakel, über meine Schwelle ſoll er nicht wieder kommen.“ „Nein das ſoll er nicht, fiel die Frau von Brakel ein, Hofmeiſter mit ſolchen abſcheulichen Sitten können nur Unheil ſtiften, da wo ſie Gutes wirken ſollen. — Prahlt mit den Wiſſenſchaften und ſpringt in den Milchnapf! Das nenne ich mir einen ſchönen Magiſter.“ — Aber die Kinder jauchzten und jubelten und riefen: Heyſa — Papa hat dem Herrn Magiſter Tinte mit der Fliegenklatſche eins auf die Naſe verſetzt und da hat er Reißaus genommen! — Heyſa — heyſa! —

Was ſich weiter im Walde begab, nachdem der Magiſter Tinte fortgejagt worden.

Felix und Chriſtlieb athmeten frei auf, als ſei ihnen eine ſchwere drückende Laſt vom Herzen genommen. Vor allem dachten ſie aber daran, daß nun, da der häßliche Pepſer von dannen geflohen, das fremde Kind gewiß wiederkehren und ſo wie ſonſt mit ihnen ſpielen würde. Ganz erfüllt von freudiger Hoffnung gingen ſie in den Wald; aber es war alles ſtill und wie verödet drin, kein luſtiges Lied von Fink und Zeiſig ließ ſich hören und ſtatt des fröhlichen Rauſchens der Gebüſche, ſtatt des frohen tönenden Wogens der Waldbäche wehten angſtvolle Seufzer durch die Lüfte. Nur bleiche Strahlen warf die Sonne durch den dunſtigen Himmel. Bald thürmte ſich ein ſchwarzes Gewölk auf, der Sturm heulte, der Donner begann in der Ferne zürnend zu murmeln, die hohen Tannen dröhnten und krachten. Chriſtlieb ſchloß ſich zitternd und zagend an Felix an; der ſprach aber: Was fürchteſt du dich ſo, Chriſtlieb, es zieht ein Wetter auf, wir müſſen machen, daß wir nach Hauſe kommen. Sie fingen an zu laufen, doch wußten ſie ſelbſt nicht, wie es geſchah, daß ſie ſtatt aus dem Walde herauszukommen immer tiefer hineingeriethen. Es wurde finſterer und finſterer, dicke Regentropfen fielen herab und Blitze fuhren ziſchend hin und her! — Die Kinder ſtanden an einem dicken dichten Geſtrüpp. „Chriſtlieb, ſprach Felix, laß uns hier ein bischen unter ducken, nicht lange kann das Wetter dauern.“ Chriſtlieb weinte vor Angſt, that aber doch, was Felix geheißen. Aber kaum hatten ſie ſich hin geſetzt in das dicke Gebüſch, als es dicht hinter ihnen mit häßlich knarrenden Stimmen ſprach: „Dumme Dinger! — einfältig Volk — habt uns verachtet — habt nicht gewußt, was ihr mit uns anfangen ſollt, nun könnt ihr ſitzen ohne Spielſachen ihr einfältigen Dinger!“ Felix ſchaute ſich um und es wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe, wie er den Jäger und den Harfenmann erblickte, die ſich aus dem Geſtrüpp, wo er ſie hineingeworfen, erhoben, ihn mit todten Augen anſtarrten und mit den kleinen Händchen herumfochten und handthierten. Dazu griff der Harfenmann in die Saiten, daß es widrig zwitſcherte und klirrte, und der Jägersmann legte gar die kleine Flinte auf Felix an. Dazu krächzten beide: Wart — Wart du Junge, du Mädel, wir ſind die gehorſamen Zöglinge des Herrn Magiſter Tinte, gleich wird er hier ſein und da wollen wir Euch euren Trotz ſchon eintränken! — Entſetzt, des Regens der nun herabſtrömte, der krachenden Donnerſchläge, des Sturms der mit dumpfem Brauſen durch die Tannen fuhr, nicht achtend, rannten die Kinder von dannen und geriethen an das Ufer des großen Teichs der den Wald begränzte. Aber kaum waren ſie hier, als ſich aus dem Schilf Chriſtlieb's große

Puppe, die Felix hineingeworfen, erhob und mit häßlicher Stimme quäkte: dumme Dinger, einfältig Volk — habt mich verachtet — habt nicht gewußt, was ihr mit mir anfangen ſollt, nun könnt ihr ſitzen ohne Spielſachen, ihr einfältigen Dinger! Wart' wart' du Junge, du Mädel, ich bin der gehorſame Zögling des Herrn Magiſter Tinte, gleich wird er hier ſein und da werden wir Euch euren Trotz ſchon eintränken! — Und dann ſpritzte die häßliche Puppe den armen Kindern, die ſchon vom Regen ganz durchnäßt waren, ganze Ströme Waſſer ins Geſicht. Felix konnte dieſen entſetzlichen Spuk nicht vertragen, die arme Chriſtlieb war halb todt, auf's neue rannten ſie davon, aber bald mitten im Walde ſanken ſie vor Angſt und Erſchöpfung nieder. Da ſummte und brauſte es hinter ihnen. „Der Magiſter Tinte kommt," ſchrie Felix, aber in dem Augenblick vergingen ihm auch ſo wie der armen Chriſtlieb die Sinne. Als ſie wieder aus tiefem Schlafe erwachten, befanden ſie ſich auf einem weichen Moosſitz. Das Wetter war vorüber, die Sonne ſchien hell und freundlich und die Regentropfen hingen wie funkelnde Edelſteine an den glänzenden Büſchen und Bäumen. Hoch verwunderten ſich die Kinder darüber, daß ihre Kleider ganz trocken waren und ſie gar nichts von der Kälte und Näſſe ſpürten. „Ach, rief Felix indem er beide Arme hoch in die Lüfte emporſtreckte: Ach das fremde Kind hat uns beſchützt!" Und nun riefen beide, Felix und Chriſtlieb, laut, daß es im Walde wiedertönte: Ach du liebes Kind, komme doch nur wieder zu uns, wir ſehnen uns ja ſo herzlich nach dir, wir können ja ohne dich gar nicht leben! — Es ſchien auch, als wenn ein heller Strahl durch die Gebüſche funkelte von dem berührt die Blumen ihre Häupter erhoben; aber riefen auch wehmüthiger die Kinder nach dem holden Geſpielen, nichts ließ ſich weiter ſehen. Traurig ſchlichen ſie nach Hauſe, wo die Aeltern, nicht wenig wegen des Ungewitters um ſie bekümmert, ſie mit voller Freude empfingen. Der Herr von Brakel ſprach: Es iſt nur gut, daß ihr da ſeid, ich muß geſtehen, daß ich fürchtete, der Herr Magiſter Tinte ſchwärme noch im Walde umher, und ſei Euch auf der Spur. Felix erzählte alles, was ſich im Walde begeben. „Das ſind tolle Einbildungen, rief die Frau von Brakel, wenn Euch draußen im Walde ſolch verrücktes Zeug träumt ſollt ihr gar nicht mehr hingehen, ſondern im Hauſe bleiben." Das geſchah denn nun freilich nicht, denn wenn die Kinder baten: Liebe Mutter laß' uns ein bischen in den Wald laufen, ſo ſprach die Frau von Brakel: Geht nur, geht und kommt hübſch verſtändig zurück. Es geſchah aber, daß die Kinder in kurzer Zeit ſelbſt gar nicht mehr in den Wald gehen mochten. Ach! — das fremde Kind ließ ſich nicht ſehen und ſo wie Felix und Chriſtlieb ſich nur tiefer ins Gebüſch wagten oder ſich dem Ententeich nahten, ſo wurden ſie von dem Jäger, dem Harfenmännlein, der Puppe ausgehöhnt: „Dumme Dinger, einfältig Volk, nun könnt ihr ſitzen ohne Spielzeug — habt nichts mit uns artigen gebildeten Leuten anzufangen gewußt — dumme Dinger, einfältig Volk!“ — Das war gar nicht auszuhalten, die Kinder blieben lieber im Hauſe.

Beſchluß.

„Ich weiß nicht, ſprach der Herr Thaddäus von Brakel eines Tages zu der Frau von Brakel, ich weiß nicht, wie mir ſeit einigen Tagen ſo ſeltſam und wunderlich zu Muthe iſt. Beinahe möchte ich glauben, daß der böſe Magiſter Tinte mir es angethan hat, denn ſeit dem Augenblick, als ich ihm eins mit der Fliegenklatſche verſetzte und ihn fortrieb, liegt es mir in allen Gliedern wie Blei.“ In der That wurde auch der Herr von Brakel mit jedem Tage matter und bläßer. Er durchſtrich nicht mehr wie ſonſt die Flur, er polterte und wirthſchaftete nicht mehr im Hauſe umher, ſondern ſaß ſtundenlang in tiefe Gedanken verſenkt und dann ließ er ſich von Felix und Chriſtlieb erzählen wie es ſich mit dem fremden Kinde begeben. Sprachen die denn nun recht mit vollem Eifer von den herrlichen Wundern des fremden Kindes, von dem prächtigen glänzenden Reiche, wo es zu Hauſe, dann lächelte er wehmüthig und die Thränen traten ihm in die Augen. Darüber konnten ſich Felix und Chriſtlieb aber gar nicht zufrieden geben, daß das fremde Kind nun davon bleibe und ſie der Qualerei der häßlichen Puppen im Gebüſch und im Ententeiche bloß ſtelle, weshalb ſie gar nicht mehr ſich in den Wald wagen möchten. „Kommt, meine Kinder, wir wollen zuſammen in den Wald gehen, die böſen Zöglinge des Magiſter Tinte ſollen Euch keinen Schaden thun!“ So ſprach an einem ſchönen hellen Morgen der Herr von Brakel zu Felix und Chriſtlieb, nahm ſie bei der Hand und ging mit ihnen in den Wald, der heute mehr als jemals voller Glanz, Wohlgeruch und Geſang war. Als ſie ſich ins weiche Gras unter duftenden Blumen gelagert hatten, fing der Herr von Brakel in folgender Art an: Ihr lieben Kinder, es liegt mir recht am Herzen und ich kann es nun gar nicht mehr aufſchieben Euch zu ſagen, daß ich eben ſo gut wie ihr das holde fremde Kind, das Euch hier im Walde ſo viel Herrliches ſchauen ließ, kannte. Als ich ſo alt war wie ihr, hat es mich ſo wie Euch beſucht und die wunderbarſten Spiele geſpielt. Wie es mich dann verlaſſen hat, darauf kann ich mich gar nicht beſinnen und es iſt mir ganz unerklärlich, wie ich das holde Kind ſo ganz und gar vergeſſen konnte, daß ich, als ihr mir von ſeiner Erſcheinung erzähltet, gar nicht daran glaubte; wiewohl ich oftmals die Wahrheit davon leiſe ahnte. Seit einigen Tagen gedenke ich aber ſo lebhaft meiner ſchönen Jugendzeit wie ich es ſeit vielen Jahren gar nicht vermochte. Da iſt denn auch das holde Zauberkind ſo glänzend und herrlich, wie ihr es geſchaut habt, mir in den Sinn gekommen und dieſelbe Sehnſucht von der ihr ergriffen, erfüllt meine Bruſt, aber ſie wird mir das Herz zerreißen! — Ich fühl' es, daß ich zum letztenmal hier unter dieſen ſchönen Bäumen und Büſchen ſitze, ich werde Euch bald verlaſſen ihr Kinder! — Haltet, wenn ich todt bin, nur recht feſt an dem holden Kinde! — Felix und Chriſtlieb waren außer ſich vor Schmerz, ſie weinten und jammerten und riefen laut: Nein Vater — nein Vater, du wirſt nicht ſterben, du wirſt nicht ſterben, du wirſt noch lange lange bei uns bleiben und ſo wie wir mit dem fremden Kinde ſpielen! — Aber Tages darauf lag der Herr von Brakel ſchon krank im Bette. Es erſchien ein langer hagerer Mann, der dem Herrn von Brakel an den Puls fühlte und darauf ſprach: das wird ſich geben! Es gab ſich aber nicht, ſondern der Herr von Brakel war am dritten Tage todt. Ach wie jammerte die Frau von Brakel, wie rangen die Kinder die Hände, wie ſchrien ſie laut: Ach unſer Vater — unſer lieber Vater! — Bald darauf als die vier Bauern von Brakelheim ihren Herrn zu Grabe getragen hatten, erſchienen ein paar häßliche Männer im Hauſe, die beinahe ausſahen wie der Magiſter Tinte. Die erklärten der Frau von Brakel, daß ſie das ganze Gütchen und alles im Hauſe in Beſchlag nehmen müßten, weil der verſtorbene Herr Thaddäus von Brakel das alles und noch vielmehr dem Herrn Grafen Cyprianus von Brakel ſchuldig geworden ſei, der nun das Seinige zurückverlange. So war denn nun die Frau von Brakel bettelarm geworden und mußte das ſchöne Dörfchen

Brakelheim verlaſſen. Sie wollte zu einem Verwandten hin, der nicht fern wohnte, und ſchnürte daher ein kleines Bündelchen mit der wenigen Wäſche und den geringen Kleidungsſtücken, die man ihr gelaſſen, Felix und Chriſtlieb mußten ein gleiches thun, und ſo zogen ſie unter vielen Thränen fort aus dem Hauſe. Schon hörten ſie das ungeſtüme Rauſchen des Waldſtroms über deſſen Brücke ſie wollten, als die Frau von Brakel vor bitterm Schmerz ohnmächtig zu Boden ſank. Da fielen Felix und Chriſtlieb auf die Knie nieder und ſchluchzten und jammerten: O wir armen unglücklichen Kinder! nimmt ſich denn keiner unſers Elends an! In dem Augenblick war es, als werde das ferne Rauſchen des Waldſtroms zu lieblicher Muſik, das Gebüſch rührte ſich in ahnungsvollem Säuſeln — und bald ſtrahlte der ganze Wald im wunderbaren funkelnden Feuer. Das fremde Kind trat aus dem ſüßduftenden Laube hervor, aber von ſolchem blendenden Glanz umfloſſen, daß Felix und Chriſtlieb die Augen ſchließen mußten. Da fühlten ſie ſich ſanft berührt und des fremden Kindes holde Stimme ſprach: O klagt nicht ſo, ihr meine lieben Geſpielen! Lieb' ich Euch denn nicht mehr? Kann ich Euch denn wohl verlaſſen! Nein! — ſeht ihr mich auch nicht mit leiblichen Augen, ſo umſchwebe ich Euch doch beſtändig und helfe Euch mit meiner Macht, daß ihr froh und glücklich werden ſollet immerdar. Behaltet mich nur treu im Herzen, wie ihr es bis jetzt gethan, dann vermag der böſe Pepſer und kein anderer Widerſacher etwas über Euch! — liebt mich nur ſtets recht treulich! „O das wollen wir, das wollen wir! riefen Felix und Chriſtlieb, wir lieben dich ja mit ganzer Seele.“ Als ſie die Augen wieder aufzuſchlagen vermochten, war das fremde Kind verſchwunden, aber aller Schmerz war von ihnen gewichen und ſie empfanden die Wonne des Himmels, die in ihrem Innerſten aufgegangen. Die Frau von Brakel richtete ſich nun auch langſam empor und ſprach: Kinder! ich habe Euch im Traum geſehen, wie ihr wie in lauter funkelndem Golde ſtandet und dieſer Anblick hat mich auf wunderbare Weiſe erfreut und getröſtet. Das Entzücken ſtrahlte in der Kinder Augen, glühte auf ihren hochrothen Wangen. Sie erzählten wie eben das fremde Kind bei ihnen geweſen ſei und ſie getröſtet habe; da ſprach die Mutter: ich weiß nicht, warum ich heute an Euer Mährchen glauben muß, und warum dabei ſo aller Schmerz, alle Sorgen von mir weichen. Laßt uns nun getroſt weiter gehen. Sie wurden von dem

Verwandten freundlich aufgenommen, doch kam es wie das fremde Kind es verheißen. Alles, was Felix und Chriſtlieb unternahmen, gerieth ſo überaus wohl, daß ſie ſammt ihrer Mutter froh und glücklich wurden und noch in ſpäterer Zeit ſpielten ſie in ſüßen Träumen mit dem fremden Kinde, das nicht aufhörte, ihnen die lieblichſten Wunder ſeiner Heimath mitzubringen.

Es iſt wahr, ſprach Ottmar, als Lothar geendet hatte, es iſt wahr, Dein fremdes Kind iſt ein frömmeres Kindermährchen als Dein Nußknacker, aber verzeih mir, einige verdammte Schnörkel, deren tieferen Sinn das Kind nicht zu ahnen vermag, haſt Du doch nicht weglaſſen können.

Das kleine Teufelchen, rief Sylveſter, das wie ein zahmes Eichhörnlein unſerem Lothar auf der Schulter ſitzt, kenne ich noch von Alters her. Er kann ſein Ohr doch nun einmal nicht verſchließen den ſeltſamen Sachen, die das Ding ihm zuraunt!

Wenigſtens, nahm Cyprian das Wort, ſollte Lothar, unternimmt er es, Mährchen zu ſchreiben, doch ſich nur ja des Titels: Kinder-Mährchen enthalten! — Vielleicht: Mährchen für kleine und große Kinder!

Oder, nahm Vinzenz das Wort, Mährchen für Kinder und für die, die es nicht ſind, ſo kann die ganze Welt ungeſcheut ſich mit dem Buche abgeben und jeder dabei denken, was er will. — Alle lachten und Lothar ſchwur in komiſchem Zorn, daß, da die Freunde ihn nun einmal verloren gäben, er ſich im nächſten Mährchen rückſichtslos aller fantaſtiſchen Teufelei überlaſſen wolle.

Die Mitternachtsſtunde hatte geſchlagen. Die Freunde, wechſelſeitig angeregt durch allen Ernſt, durch allen Scherz, der heute vorgekommen, ſchieden in der gemüthlichſten Stimmung.

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.

Die Serapions-Brüder.

Zweiter Band.

Dritter Abſchnitt.

Seite
Der Kampf der Sänger. 19
Die Meiſterſänger auf der Wartburg. 23
Heinrich von Ofterdingens Geheimniß. 25
Was ſich weiter mit Heinrich von Ofterdingen begeben. 29
Von der Gräfin Mathilde. Ereigniſſe auf der Wartburg. . . . 34
Der Krieg von Wartburg. 39
Meiſter Klingsohr kommt nach Eiſenach. 43
Naſias kommt in der Nacht zu Wolfframb von Eſchinbach. . . . 49
Meiſter Klingsohr verläßt die Wartburg. Entſcheidung des Dichterkampfes. 55
Beſchluß. 59
Die Automate. 74
Doge und Dogareſſa. 101

Vierter Abſchnitt.

Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen. 163
Wie Herr Martin zum Kerzenmeiſter erwählt wurde und ſich dafür bedankte. 164
Was ſich darauf weiter in Meiſter Martins Hauſe begab. . . . 167
Wie Meiſter Martin ſein Handwerk über alle andere erhob. . . . 170
Die Weiſſagung der alten Großmutter. 174
Wie die beiden jungen Geſellen, Friedrich und Reinhold, mit einander bekannt wurden. 179
Wie die beiden jungen Geſellen, Reinhold und Friedrich, in Meiſter Martins Hauſe aufgenommen wurden. 183
Wie der dritte Geſell zum Meiſter Martin ins Haus kam, und was ſich darauf weiter begab. 191
Wie Frau Marthe mit Roſa von den drei Geſellen ſprach. Conrads Streit mit dem Meiſter Martin. 198
Reinhold verläßt Meiſter Martins Haus. 204

Seite
Wie Friedrich vom Meiſter Martin aus der Werkſtatt fortgejagt wurde. 211
Beſchluß. 214

Das fremde Kind.

Der Herr von Brakel auf Brakelheim. 221
Der vornehme Beſuch. 222
Wie es weiter bei dem vornehmen Beſuche herging. 225
Die neuen Spielſachen. 228
Was ſich mit den neuen Spielſachen im Walde zutrug. 230
Das fremde Kind. 233
Wie das fremde Kind mit Felix und Chriſtlieb ſpielte. 234
Was der Herr von Brakel und die Frau von Brakel zu dem fremden Kinde ſagten, und was ſich weiter mit demſelben begab. . . . 237
Von der Heimath des fremden Kindes. 240
Von dem böſen Miniſter am Hofe der Feen-Königin. 243
Wie der Hofmeiſter angekommen war und die Kinder ſich vor ihm fürchten. 246
Wie die Kinder mit dem Herrn Magiſter Tinte im Walde ſpazieren gingen und was ſich dabei zutrug. 249
Wie der Herr von Brakel den Magiſter Tinte fortjagte. 251
Was ſich weiter im Walde begab, nachdem der Magiſter Tinte fortgejagt worden. 254
Beſchluß. 257

Die

Serapions-Brüder.

Geſammelte

Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Dritter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1872.

E. T. A. Hoffmann's
geſammelte Schriften.

Dritter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1872.

6805 [illegible]

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die Serapions-Brüder.

Dritter Band.

III. 1

Fünfter Abſchnitt.

Aufs neue hatte das Leben in ſeiner ſtets wechſelnden Geſtaltung die Freunde auseinander geworfen. Sylveſter war zurückgegangen aufs Land. Ottmar in Geſchäften verreiſet, Cyprian desgleichen, Vinzenz zwar am Orte, aber wieder einmal nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe im Gewühl verſchwunden und nicht aufzufinden. Nur Lothar pflegte den kranken Theodor, den ein lange bekämpftes Uebel doch zuletzt auf das Lager gebracht, das er nun ſo bald nicht wieder verlaſſen durfte.

Mehrere Monate waren vergangen, da kehrte Ottmar, der eigentlich durch ſeine ſchnelle unerwartete Abreiſe die Zerſtörung des Klubbs begonnen, zurück und fand, ſtatt wie er gehofft die Serapionsbrüderſchaft in vollem Flor anzutreffen, einen kaum geneſenen Freund, der die Spuren harter Krankheit noch im bleichen Antlitz trug und den die Bruder verlaſſen, bis auf einen, der ihm mit allen Ergießungen einer mürriſchen Laune gar hart zuſetzte.

Lothar befand ſich nemlich wieder in der ſeltſamen Seelenſtimmung, in der er überzeugt war, das ganze Leben werde ſchaal und ungenießbar durch die ewigen moraliſchen Foppereien des feindlichen Dämons, den die Natur dem Menſchen, den ſie behandle wie ein unmündiges Kind, zur Seite geſtellt als pedantiſchen Hofmeiſter, und der nun wie dieſer die ſüßen Makronen verſetze mit bittrer Arzenei, damit der Junker einen Ekel davor empfinde, nicht mehr davon genieße und ſo den guten Magen conſervire.

Was für eine heilloſe Idee, ſo rief Lothar, als Ottmar ihn bei Theodor traf, im höchſten Unmuth aus, was für eine heilloſe Idee war es, uns, jede Kluft, die die Zeit geſchaffen, ſchnell überſpringend, ſo nahe wieder aneinander, ineinander, möcht' ich ſagen, zu rücken. Dem Cyprian verdanken wir den Grundſtein des heiligen Serapion, auf den wir ein Gebäude ſtützten, das für das Leben gebaut ſchien und zuſammenſtürzte in wenig Monden. Man ſoll ſein Herz an nichts hängen, ſein Gemüth nicht hingeben dem Eindruck fremder Erregung, und ich war ein Narr, daß ich es that. Denn geſtehen muß ich euch, daß die Art, wie wir an unſern Serapions-Abenden zuſammenkamen, mein ganzes Innres, mein ganzes Weſen ſo in Anſpruch genommen hatte, daß, als die würdigen Brüder ſich ſo plötzlich zerſtreut in alle Welt, mir wirklich das Leben ohne unſere Brüderſchaft eben ſo erſchien wie dem melancholiſchen Prinzen Hamlet, nehmlich ekel, ſchaal und oberflächlich!

Da, nahm Ottmar lachend das Wort, da kein Geiſt aus dem Grabe geſtiegen iſt und dich in mitternächtlicher Weile zur Rache gemahnt hat, da du keine Geliebte ins Kloſter ſchicken, keinen meuchelmörderiſchen König mit einem vergifteten Rappier niederſtoßen darfſt, ſo magſt du auch die Melancholie des Prinzen Hamlet aufgeben und bedenken, daß es der gröbſte Egoismus ſeyn würde, jedem Bunde, den in Herz und Gemüth gleich geſtimmte Seelen ſchließen, deshalb zu entſagen, weil der Sturm des Lebens ihn zerſtören kann. Der Menſch darf nicht bei jeder leiſeſten unſanften Berührung die Fühlhörner einziehen, wie ein ſchüchternes überempfindliches Käferlein. Und gilt dir die Erinnerung an in froher herrlicher Gemüthlichkeit verlebte Stunden denn für gar nichts? Stets auf meiner ganzen Reiſe habe ich an Euch gedacht. An den Abenden des Serapions-Klubbs, den ich in vollem Flor glaubte, habe ich mich unter Euch verſetzt, allerlei buntes ergötzliches vernommen und Euch auch wohl mit manchem erfreut, was mir gerade der Geiſt gegeben. — Doch was ſchwatze ich! — was ſchwatze ich! — Iſt denn wohl in Lothars Seele nur das mindeſte von dem, was der augenblickliche Unmuth aus ihm ſpricht? — Sagt er nicht ſelbſt, daß nur unſere Trennung ihn verſtimmt hat?

Theodors Krankheit, fiel Lothar dem Ottmar ins Wort, die ihn dem Grabe nahe brachte, war eben auch nicht dazu geeignet, mich in eine fröhliche Stimmung zu verſetzen.

Nun, ſprach Ottmar, Theodor iſt geneſen, und was den Serapions-Klubb betrifft, ſo weiß ich gar nicht, warum er nicht für ſchön und vollſtändig geachtet werden ſollte, wenn drei würdige Brüder ſich verſammeln und ſo die Brüderſchaft aufrecht erhalten?

Ottmar, ſprach Theodor, hat vollkommen Recht, es iſt ganz unumgänglich nothwendig, daß wir nächſtens uns verſammeln auf ſerapiontiſche Weiſe. Was gilts, dem wackern Kern, den wir bilden, entkeimt wieder ein lebensfriſcher Baum mit Blüten und Früchten. Ich meine, der Zugvogel Cyprian kehrt wieder heim, dem Sylveſter wird es draußen bange und er ſehnt ſich, wenn die Nachtigallen ſchweigen, nach anderer Muſik, und Vinzenz taucht auch wohl wieder auf aus den Wogen und gackert ſein Liedchen!

Thut, ſprach Lothar etwas ſanfter als zuvor, thut was ihr wollt, nur verlangt nicht, daß ich etwas damit zu ſchaffen haben ſoll. Dabei will ich aber ſeyn, wenn ihr Euch ſerapiontiſch verſammelt, und ich ſchlage vor, daß, da Freund Theodor ſo viel als möglich in der freien Luft ſeyn ſoll, dies im Freien geſchehe.

Die Freunde beſtimmten den letzten Mai, der in wenigen Tagen einfiel, als die Zeit, einen ſchönen beinahe gar nicht beſuchten Gaſtgarten aber, als den Ort ihrer nächſten ſerapiontiſchen Zuſammenkunft.

Ein Gewitter hatte, ſchnell vorüberziehend und Baum und Gebüſch nur mit einigen ſchweren Tropfen Himmelsbalſams beſprengend, die drückende Schwüle des Tages abgekühlt. Im herrlichſten Glanz ſtand der ſchöne Garten, den der liebliche Wohlgeruch des Laubes, der Blumen durchſtrömte und zwitſchernd und trillerirend rauſchten die bunten Vögel durch die Büſche und badeten ſich in den benetzten Zweigen.

Wie, rief Theodor, nachdem er mit den Freunden in dem Schatten dickbelaubter Linden Platz genommen, wie fühle ich mich ſo durch und durch erquickt, jede Spur des leiſeſten Uebelbefindens iſt verſchwunden, es iſt als ſey mir ein doppeltes Leben aufgegangen, das in reger Wechſelwirkung ſich ſelbſt erſt recht faßt und empfindet. In der That man muß ſo krank geweſen ſeyn als ich, um dieſes Gefühls fähig zu werden, das Geiſt und Gemüth ſtärkend die eigentliche Lebensarzenei ſcheint, welche die ewige Macht, der waltende Weltgeiſt uns ſelbſt unmittelbar ſpendet. — Aus meiner eigenen Bruſt weht der belebende Hauch der Natur, es iſt mir, als ſchwämme ich, aller Laſt entnommen, in dem herrlichen Himmelsblau, das über uns ſich wölbt! — Dieſe Begeiſterung, nahm Ottmar das Wort, zeigt, daß du vollkommen geneſen biſt, mein lieber theurer Freund, und Dank der ewigen Macht, die dich mit einem Organism ausſtattete, ſtark genug, dergleichen Krankheit, wie ſie dich überfiel, zu überſtehen. Schon daß du überhaupt geneſen, iſt zu verwundern, noch mehr aber, daß dies ſo ſchnell geſchah.

Was mich betrifft, ſprach Lothar, ſo verwundere ich mich über Theodors ſchnelle Herſtellung ganz und gar nicht, da ich auch nicht einen Augenblick daran gezweifelt. Du kannſt es mir glauben, Ottmar, ſo erbärmlich es auch mit Theodors phyſiſchem Zuſtande ausſehen mochte, pſychiſch iſt er niemals recht krank geweſen und ſo lange der Geiſt ſich aufrecht erhält — nun es war eigentlich zum Todtärgern, daß der kranke Theodor ſich immer in viel beſſerer Stimmung befand, als ich kerngeſunder Menſch, und daß er oft, war nur der Schmerz vorüber, ſich in tollen Späßen erluſtigte, wie er denn auch die ſeltene geiſtige Kraft beſaß, ſich manchmal ſeiner Fieberfantaſien zu erinnern. — Viel zu ſprechen, das hatte ihm der Arzt verboten; wollt' ich ihm aber dieſes, jenes erzählen in ruhigen Stunden, ſo winkte er mir Stillſchweigen zu, meinte auch wohl, ich ſolle ihn ſeinen Gedanken überlaſſen, er arbeite an einer großen Compoſition oder ſonſt. —

Ja, rief Theodor lachend, ja mit Lothars Erzählen, da hatte es eine ganz beſondere Bewandtniß! — Daß Lothar gleich, nachdem die Serapionsbrüder ſich zerſtreut hatten, von dem Dämon der böſen Laune gepackt wurde, weißt du, unmöglich kannſt du aber errathen, welchen beſonderen Gedanken er in dieſer Zeit des Unmuths faßte? — Eines Tages trat er an mein Bett (ich lag ſchon darnieder) und ſprach: die ſchönſten reichſten Fundgruben für Erzählungen, Mährchen, Novellen, Dramen, ſind alte Chroniken. Cyprian hat das längſt geſagt, und er hat Recht. — Gleich den andern Tag bemerkte ich, unerachtet mir die Krankheit hart zuſetzte, doch ſehr gut, daß Lothar da ſaß, in einen alten Folianten vertieft. Genug, er lief jeden Tag nach der öffentlichen Bibliothek, und ſchleppte alle Chroniken zuſammen, deren er nur habhaft werden konnte. Mochte das nun ſeyn, aber ſeine ganze Fantaſie wurde erfüllt von den ſeltſamen tollen Mähren jener verjährten Bücher, und ich bekam, mühte er ſich mir in ruhigeren Stunden aufheiternde Dinge zu erzählen, von nichts anderm zu hören, als von Krieg und Peſtilenz, von Mißgeburten, Stürmen, Cometen, Feuer und Waſſersnoth, Hexen Auto da Fe's, Zaubereien, Wundern, vorzüglich aber von den mannigfachen Thaten des Gott ſey bei uns! der bekanntlich in allen alten Chroniken eine ſtarke bedeutende Rolle ſpielt, ſo daß man gar nicht begreifen kann, warum er ſich jetzt ſo ſtill verhält, hat er vielleicht nicht ein anderes Koſtüm angelegt, das ihn zur Zeit unkenntlich macht. Nun ſage mir, Ottmar, ſind ſolche Geſpräche wohl für einen Kranken meiner Art geeignet?

Ihr möget, nahm Lothar das Wort, ihr möget mich nicht ungehört verdammen. Wahr iſt es und keck zu behaupten, daß in alten Chroniken viel Herrliches ſteckt fur ſchreibluſtige Novelliſten, aber ihr wißt es, niemals hab' ich mich darum ſonderlich bekümmert und am wenigſten um Teufeleien nebſt ihrem Anhang, ohne die eine kurze Zeit hindurch kein Novelliſt fertig werden konnte. Nun gerieth ich aber mit Cyprian den Abend vorher, ehe er uns verließ, in großen Streit darüber, daß er es eben zu viel mit dem Teufel und ſeiner Familie zu thun habe, und geſtand ihm offenherzig, daß ich ſeine Erzählung, der Kampf der Sänger, die ich damals, als er ſie uns vorlas, mit allerlei Scheingründen ſchützte, für ein durchaus verfehltes Machwerk halte. Da fuhr er aber auf mich los, machte den wahrhaftigen Advocatum diaboli und erzählte mir ſo viel aus alten Chroniken und andern verſchollenen Büchern, daß ich ganz wirr wurde im Kopf. Als nun Theodor erkrankte, als mich gerechter bittrer Unmuth ergriff, da kam mir, ſelbſt weiß ich nicht wie es geſchah, Cyprians Kampf der Sänger wieder in den Sinn, ja der Teufel ſelbſt erſchien mir in ſchlafloſer Nacht, und indem mir entſetzlich vor dem böſen Kerl graute, konnt' ich ihm doch als ſtets bereitem Aide de Camp hülfsbedürftiger Novelliſten meine Achtung nicht verſagen. Ich beſchloß Euch allen zum Tort im Grauenhaften und Entſetzlichen unſern Cyprianus noch zu überbieten.

Du, rief Ottmar lachend, du Lothar wollteſt grauenhaft ſeyn und entſetzlich? — Du, deſſen grelle ſkurile Fantaſie nur den Jokusſtab zu ſchwingen vermag.

Ja, erwiederte Lothar, ſo hatt' ich es im Sinn, und der erſte Schritt, den ich dazu that, war, daß ich den alten Chroniken nachſtöberte, die Cyprian als wahre Schatzkäſtlein der Teufelei geprieſen. Aber ich will Euchs nur geſtehen, daß mir unter der Hand alles ganz anders wurde, als ich es gewollt, gedacht. Das kann, rief Theodor lebhaft, das kann ich bezeugen. O es iſt herrlich wie der Teufel, wie der gräulichſte Hexenprozeß ſich gefügt hat der Laune des Schöpfers von Nußknacker und Mauſekönig! — Vernimm, o mein Ottmar, wie ich zu einem kleinen Teufelsprobeſtücklein unſeres wackern Lothar gekommen! — Lothar hatte mich eines Tages eben verlaſſen, als ich, der ich ſchon ziemlich bei Kräften in der Stube auf und abzuwandeln vermochte, auf ſeinem Schreibtiſch das in der That ſehr merkwürdige Buch: Haftitii Microchronicon berolinense, und gerade das Blatt aufgeſchlagen fand, auf dem unter andern ſteht:

> „In dieſem Jahr wandelte auch der Deuvel öffentlich auf den
> „Straßen von Berlin, folgte den Leichenbegängniſſen und ge-
> „behrdete ſich traurig ꝛc.“

Du wirſt glauben, mein Ottmar, daß mich dieſe kurze erbauliche Nachricht ſehr erfreute, noch mehr aber zogen mich einige von Lothars Hand beſchriebene Blätter an, die daneben lagen, und in denen Lothar, wie ich mich bei ſchneller Durchſicht überzeugte, jene ſeltſame Laune des Teufels oder Deuvels mit einer gräulichen Mißgeburt und einem noch gräulicheren Hexenprozeß in die angenehmſte artigſte Verbindung geſetzt hat. Hier ſind dieſe Blätter, ich habe ſie mitgebracht, dir, mein Ottmar, zur Ergötzlichkeit.

Theodor zog ein Paar Blätter aus der Seitentaſche und reichte ſie Ottmar'n hin.

Was, rief Lothar heftig, was, die Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes, die ich längſt vernichtet glaubte als mißlungenes Produkt einer ſchillernden Laune, die haſt du mir malitiöſer Weiſe entwendet und aufbewahrt, um mich in Mißkredit zu ſetzen bei verſtändigen Leuten von Bildung und Geſchmack? — Her damit! — her mit dem unſeeligen Geſchreibſel, damit ich es in hunderttauſend kleine Stückchen zerreiße und Preis gebe dem Spiel der Winde! —

Mit nichten, ſprach Theodor, vielmehr ſollſt du mir, den du in böſer Krankheit hinlänglich gequält mit dem Teufelsſpuk deiner Chroniken, zu einiger Genugthuung, deine Nachricht unſerm Ottmar vorleſen, indem ich dagegen dieſem aufgebe, nichts anders darin zu ſuchen und zu finden als einen tollen Schwank.

Kann ich dir, ſprach Lothar, indem ein ſeltſames Lächeln auf ſeinem Geſicht vibrirte, kann ich dir denn etwas abſchlagen, o mein Theodor? Du willſt, daß ich mich vor dieſem ungemein ernſten und ſittſamen Mann was weniges blamire. — Wohlan, es geſchehe alſo!

Lothar nahm die Blätter und las.

Im Jahr Eintauſend fünfhundert und ein und funfzig ließ ſich, zumal in der Abenddämmerung und des Nachts, auf den Gaſſen von Berlin ein Mann blicken, von feinem ſtattlichen Anſehen. Er trug ein ſchönes Wamms mit Zobel verbrämt, weite Pluderhoſen und geſchlitzte Schuhe, auf dem Kopf aber ein bauſchigtes Sammtbarett mit einer rothen Feder. Seine Gebehrden waren angenehm und ſittig, er grüßte höflich jedermann, vorzüglich aber die Frauen und Mädchen, pflegte auch wohl dieſe mit verbindlichen wohlgeſetzten Reden auf anmuthige Weiſe anzuſprechen. „Donna, gebietet doch nur über Euern unterthänigen Diener, wenn Ihr in Euerm Herzen einen Wunſch traget, damit er ſeine geringen Kräfte dazu verwende, Euch ganz zu Willen zu ſeyn!“ So ſprach er zu den vornehmen Weibern. Und dann zu den Jungfrauen: „Der Himmel möge Euch doch einen Eheliebſten beſcheeren, der Eurer Schönheit und Tugend ganz würdig!“ Eben ſo artig bezeigte er ſich gegen die Männer, und ſo war es kein Wunder, daß jeder den Fremden lieb gewann und ihm gern zu Hülfe kam, wenn er verlegen an einer breiten Goſſe ſtand und nicht wußte, wie hinuber kommen. Denn unerachtet er ſonſt groß und ſchön gewachſen, hatte er doch einen lahmen Fuß und mußte ſich auf einen Krückſtock ſtützen. Reichte ihm nun einer die Hand, ſo ſprang er mit ihm wohl an die ſechs Ellen hoch in die Luft, und kam über die Goſſe hinweg zwölf Schritte davon auf die Erde nieder. Das verwunderte denn die Leute wohl ein wenig und mancher verſtauchte ſich hin und wieder auch wohl das Bein, der Fremde entſchuldigte ſich aber damit, daß er ſonſt, als noch ſein Fuß nicht lahm, an dem Hofe des Königs von Ungarn Vortänzer geweſen, daß ihm daher, verhelfe man ihm nur zu einigem Springen, gleich die alte arge Luſt anwandle, und daß er wider ſeinen Willen dann erklecklich in die Luft fahren müſſe, als tanze er noch zu ſelbiger Zeit. Dabei beruhigten ſich die Leute und ergötzten ſich zuletzt daran, wenn bald ein Rathsherr, bald ein Pfaff, bald ein anderer ehrenwerther Mann mit dem Fremden hopſte. So luſtig und guter Laune aber auch der Fremde ſchien, ſo änderte ſich doch ſein Betragen manchmal auf ganz verwunderliche Weiſe. Denn es begab ſich, daß er Nachts umherging auf den Gaſſen und an die Thüren klopfte. Und öffneten die Leute, ſo ſtand er vor ihnen in weißen Todtenkleidern und erhob ein jammerliches Geheul und Geſchrei, worüber ſie ſich gar ſehr entſetzten. Andern Tages entſchuldigte er ſich aber, und verſicherte, er ſey genöthigt, das zu thun, um ſich und die guten Bürger an den ſterblichen Leib zu erinnern und an ihre unſterbliche Seele, zu deren Beſten ſie auf ihrer Hut ſeyn mußten. Dabei pflegte er ein wenig zu weinen, welches die Leute ungemein rührte. Bei jedem Begräbniß fand ſich der Fremde ein, folgte der Leiche mit ehrbaren Schritten und gebehrdete ſich gar traurig, ſo daß er vor lauter Wehklagen und Schluchzen nicht vermochte, in die geiſtlichen Lieder einzuſtimmen. So wie er ſich aber bei ſolcher Gelegenheit ganz dem Mitleiden überließ und dem Gram, ſo war er auch ganz Vergnügen und Luſt bei den Hochzeiten der Bürger, die damals gar ſtattlich auf dem Rathhauſe ausgerichtet wurden. Da ſang er mit lauter anmuthiger Stimme die unterſchiedlichſten Weiſen, ſpielte auf der Zither, tanzte wohl ſtundenlang mit der Braut und den Jungfrauen auf dem geſunden Beine, das lahme geſchickt an ſich ziehend, und betrug ſich dabei ſehr ehrbar und ſittig. Das beſte und weshalb die Brautleute den Fremden gar gern ſahen, war aber, daß er bei jeder Hochzeit dem Brautpaar die ſchönſten Verehrungen machte, von güldenen Ketten und Spangen und anderm köſtlichen Geräth. Es konnte nicht fehlen, daß die Frömmigkeit, Tugend, Freigebigkeit, Sittlichkeit des Fremden in der ganzen Stadt Berlin bekannt wurde, und ſelbſt dem Churfürſten zu Ohren kam. Der meinte, ein ſolcher ehrenwerther Mann, wie der Fremde, müſſe ſeinen Hof gar ſehr ſchmücken, und ließ ihn fragen, ob, er nicht eine Hofbedienung annehmen wolle. Der Fremde ſchrieb aber mit zinnoberrothen Buchſtaben auf einem Pergamentblättlein von anderthalb Ellen in der Breite und eben ſo viel in der Länge zurück, er danke unterwürfig für die ihm angebotene Ehre, bitte aber den Hochwürdigen Durchlauchtigſten Herrn, ihn das ruhige Bürgerleben, welches ſeinem Gemüth ganz und gar zuſage, in Frieden genießen zu laſſen. Berlin habe er vor vielen andern Städten zu ſeinem Aufenthalt gewählt, weil er nirgends ſo liebe Menſchen gefunden und ſo viel Treue und Aufrichtigkeit, ſo viel Sinn für ſeine anmuthige Sitten, wie ſie ganz in ſeiner eignen Art und Weiſe lägen. Der Churfürſt und mit ihm der ganze Hof bewunderte höchlich die ſchönen Redensarten, in denen das Schreiben des Fremden verfaßt, und dabei behielt es ſein Bewenden.

Es begab ſich, daß zur ſelben Zeit des Rathsherrn Walther Lütkens Ehefrau zum erſtenmal geſegneten Leibes war. Die alte Wehmutter Barbara Roloffin prophezeihte, daß die hübſche geſunde Frau gewiß eines holden Knäbleins geneſen würde, und ſo war Herr Walther Lütkens ganz Freude und Hoffnung

Der Fremde, der auf Herrn Lütkens Hochzeit geweſen, pflegte dann und wann bei ihm einzuſprechen, und ſo kam es denn, daß er einmal in der Abenddämmerung unvermuthet eintrat, als eben die Barbara Roloffin zugegen.

So wie die alte Barbara den Fremden erblickte, erhob ſie ein lautes helles Freudengeſchrei, und es war, als wenn plötzlich die tiefen Runzeln ihres Angeſichts ſich ausglätteten, als wenn die weißen Lippen und Wangen ſich rötheten, kurz als wenn Jugend und Schönheit, der ſie längſt Valet gegeben, noch einmal wiederkehren wolle. „Ach, ach, Herr Junker, ſeh ich Euch denn wirklich hier zur Stelle? Ei! — ſeyd mir doch ſchönſtens gegrüßt!“ — ſo rief die Barbara Roloffin und wäre beinahe dem Fremden zu Füßen geſunken. Der fuhr ſie aber an mit zornigen Worten, indem Feuerflammen aus ſeinen Augen ſprühten. Doch niemand verſtand, was er mit der Alten ſprach, die bleich und runzlicht, wie vorher, ſich leiſe wimmernd in ein Winkelchen zurückzog.

Lieber Herr Lütkens, ſprach nun der Fremde zu dem Rathsherrn, ſeht Euch wohl vor, daß in Eurem Hauſe nichts Böſes geſchehe, und daß zumal bei der Niederkunft Eurer lieben Hausfrau alles glücklich von ſtatten gehe. Die alte Barbara Roloffin iſt in ihrer Kunſt gar nicht ſo geſchickt, wie Ihr wohl vermeinen möget. Ich kenne ſie ſchon lange und weiß es wohl, daß ſie ſchon manchmal Wöchnerin und Kind verwahrloſte. Beiden, dem Herrn Lütkens und ſeiner Hausfrau, war bei dem ganzen Vorgange ſehr ängſtlich und unheimlich zu Muthe geworden, und ſchöpften ſie gegen die Barbara Roloffin, zumal wenn ſie daran dachten, wie die Alte ſich in Gegenwart des Fremden ſo ſeltſamlich verwandelt, nicht geringen Verdacht, daß ſie wohl gar böſe Künſte treibe. Deshalb verboten ſie ihr, wieder über die Schwelle des Hauſes zu kommen, und ſahen ſich nach einer andern Wehmutter um.

Als dies geſchah, wurde die alte Barbara Roloffin ſehr zornig und rief: Herr Lütkens und ſeine Hausfrau ſollten das Unrecht, das ſie ihr anthäten, noch ſchwer bereuen.

Alle Freude und Hoffnung des Herrn Lütkens wurde aber verwandelt in bittres Herzeleid und tiefen Gram, als ſeine Hausfrau ſtatt des holden Knäbleins, das die Barbara Roloffin prophezeiht, einen abſcheulichen Wechſelbalg zur Welt brachte. Das Ding war ganz kaſtanienbraun, hatte zwei Hörner, dicke große Augen, keine Naſe, ein weites Maul, eine weiße verkehrte Zunge und keinen Hals. Der Kopf ſtand ihm zwiſchen den Schultern, der Leib war runzlicht und geſchwollen, die Arme hingen an den Lenden, und es hatte lange dunne Schenkel.

Herr Lütkens klagte und lammentirte gar ſehr. O du gerechter Himmel, rief er, was ſoll denn daraus werden! Kann mein Kleines wohl jemals in des Vaters würdige Fußſtapfen treten? Hat man jemals einen kaſtanienbraunen Rathsherrn geſehen mit zwei Hörnern auf dem Kopfe?

Der Fremde tröſtete den armen Herrn Lütkens, ſo gut es gehen wollte. Eine gute Erziehung, meinte er, vermöge viel. Unerachtet, was Form und Geſtaltung beträfe, der neugeborne Knabe ein arger Schismatiker zu nennen, getraue er ſich doch zu behaupten, daß er mit ſeinen dicken großen Augen gar verſtändig umherblicke, und auf der Stirn zwiſchen den Hörnern habe viel Weisheit geräumigen Platz. Wenn auch nicht Rathsherr, ſo könne doch der Junge ein großer Gelehrter werden, denen oft abſonderliche Garſtigkeit ſehr wohl anſtehe und ihnen tiefe Verehrung erwerbe.

Es konnte wohl nicht anders ſein, Herr Lutkens mußte im Herzen ſein Unglück der alten Barbara Roloffin zuſchreiben, zumal als er vernahm, daß ſie während der Niederkunft ſeiner Hausfrau vor der Thür auf der Schwelle geſeſſen, und Frau Lütkens unter vielen Thränen verſicherte, daß ſie während der Geburtsſchmerzen das häßliche Geſicht der alten Barbara ſtets vor Augen gehabt und ſolches nicht los werden können.

Zur gerichtlichen Anklage wollte zwar der Verdacht des Herrn Lutkens nicht hinreichen, der Himmel fügte es jedoch, daß bald darauf alle Schandthaten der alten Barbara Roloffin an das helle Tageslicht kamen.

Es begab ſich nemlich, daß nach einiger Zeit ſich um die Mittagsſtunde ein grauſames Wetter und ungeſtümer Wind erhob. Und die Leute auf den Straßen ſahen, wie die Barbara Roloffin, die eben zu einer Kindbetterin gehen wollen, brauſend durch die Lüfte über die Hausdächer und Thürme hinweg geführt und auf einer Wieſe vor Berlin unverſehrt niedergeſetzt wurde.

Nun war an den böſen Höllenkünſten der alten Barbara Roloffin nicht mehr zu zweifeln, Herr Lütkens trat mit ſeiner Anklage hervor und die Alte wurde zur gefänglichen Haft gebracht.

Sie läugnete hartnäckig alles, bis man mit der ſcharfen Frage wider ſie verfuhr. Da vermochte ſie nicht die Schmerzen zu erdulden und geſtand, daß ſie im Bündniß mit dem leidigen Satan ſchon ſeit langer Zeit allerlei heilloſe Zauberkünſte treibe. Sie hätte allerdings die arme Frau Lütkens verhext, und ihr die abſcheuliche Mißgeburt untergeſchoben, außerdem aber mit zwei andern Hexen aus Blumberg, denen vor einiger Zeit der teufliſche Galan den Hals umgedreht, viele Chriſtenkinder geſchlachtet und gekocht, um Theurung im Lande zu erregen.

Nach dem Urtheilsſpruch, der bald erfolgte, ſollte das alte Hexenweib auf dem Neumarkt lebendig verbrannt werden.

Als nun der Tag der Hinrichtung herangekommen, wurde die alte Barbara unter dem Zulauf einer unzähligen Menge Volks auf den Neumarkt und auf das daſelbſt erbaute Gerüſt geführt. Man befahl ihr, den ſchönen Pelz, den ſie angethan, abzulegen, das wollte ſie aber durchaus nicht thun, ſondern beſtand darauf, daß die Henkersknechte ſie, gekleidet wie ſie war, an den Pfahl binden ſollten, welches denn auch geſchah.

Schon brannte der Scheiterhaufen an allen vier Ecken, da gewahrte man den Fremden, der rieſengroß unter dem Volke hervorragte und mit funkelnden Blicken hinſtarrte nach der Alten.

Hoch wirbelten die ſchwarzen Rauchwolken auf, die praſſelnden Flammen ergriffen die Kleider des Weibes, da ſchrie ſie mit gellender entſetzlicher Stimme: Satan — Satan! hältſt Du ſo den Pakt, den Du mit mir geſchloſſen! — Hilf, Satan, hilf! meine Zeit iſt noch nicht aus!

Und plötzlich war der Fremde verſchwunden, und von dem Ort, wo er geſtanden, rauſchte eine große ſchwarze Fledermaus auf, fuhr in die Flammen hinein, erhob ſich kreiſchend mit dem Pelz der Alten in die Lüfte, und krachend fiel der Scheiterhaufen in ſich zuſammen und verlöſchte.

Grauſen und Entſetzen hatte alles Volk erfaßt. Jeder wurde nun wohl inne, daß der ſtattliche Fremde kein anderer geweſen, als der Teufel ſelbſt, der Arges gegen die guten Berliner im Schilde geführt haben mußte, da er ſich ſo lange Zeit hindurch fromm und freundlich gebehrdet, und mit hölliſcher Argliſt den Rathsherrn Walter Lütkens und viele andere weiſe Männer und kluge Frauen betrogen.

So groß iſt die Macht des Teufels, vor deſſen Argliſt uns Alle der Himmel in Gnaden bewahren wolle!

Als Lothar geendet, ſchaute er dem Ottmar ins Geſicht mit dem unbeſchreiblich komiſchen ſüßſauern Blick, der ihm zu Gebote ſtand in reger Selbſtironie.

Nun was ſagſt du, rief Theodor, als Ottmar ſchwieg, nun was ſagſt du, Ottmar, zu Lothars artiger Teufelei, an der das Beſte iſt, daß ſie ſich nicht zu breit macht?

Ottmar hatte, während Lothar las, recht aus dem Innern gelächelt, bei dem Schluß war er ganz ſtill und ernſt geworden. Ich geſtehe, ſprach er jetzt, daß in Lothars Erzählung — Schwank — ich weiß nicht, wie ich das Ding nennen ſoll — ein hin und wieder nicht ganz verfehltes Streben nach einer gewiſſen drolligen Naivetät vorherrſcht, die eigentlich dem Charakter des deutſchen Teufels ganz angemeſſen iſt, daß ferner bei dem Hopſen des Teufels mit ehrenwerthen Männern über die Goſſe, bei dem kaſtanienbraunen Schismatiker, der nicht ein ſchöner glauer Rathsherr, wohl aber ein garſtiger Gelehrter werden kann, u. ſ. w. daſſelbe Pferdlein Capriolen macht, das der würdige Lothar ritt, als er den Nußknacker ſchrieb, doch eben ein anderes Pferdlein, mein' ich, hätte er reiten ſollen, und ſelbſt kann ich nicht ſagen, worin es liegt, daß immer mehr und mehr der gemüthlich komiſche Eindruck, den vielleicht die erſten Zeilen hervorbringen konnten, hinſchwindet in Nichts, und aus dieſem Nichts ſich dann zuletzt etwas ganz ungemüthliches, unbehagliches entwickelt, das die Schlußworte, welche wiederum zu jener Naivetät zurückführen ſollen, nicht zu vertilgen vermögen.

O du aller weiſen Kritiker allerweiſeſter, rief Lothar, der du dem Unbedeutendſten, das ich jemals ſchrieb, die Ehre anthuſt, es Brill auf der Naſe ſorglich zu ſeciren, vernimm, daß es mir ſelbſt längſt zum anatomiſchen Präparat gedient hat! — Nannte ich denn nicht ſelbſt mein kleines Machwerk das Produkt einer ſchillernden Laune, habe ich nicht ſelbſt das Anathem darüber ausgeſprochen? — Doch es iſt gut, daß ich es Euch vorlas, denn es giebt mir Gelegenheit, über Geſchichten der Art mich recht auszuſprechen und ich hoffe Euern Beifall einzuärndten, ihr guten Serapionsbrüder! — Zuförderſt will ich dir alſo, geliebter Ottmar, recht genau den Keim des unbehaglichen oder beſſer unheimlichen Gefühls entwickeln, das dich ergriff, als du dich erſt ergötzen wollteſt daran, was du drollige Naivetät zu nennen beliebſt. — Mag der ehrliche alte Hafftitz Anlaß gehabt haben, jenes ſeltſame Ereigniß, wie der Teufel in Berlin ein bürgerliches Leben geführt, anzumerken, welchen er will, genug, die Sache bleibt für uns rein fantaſtiſch, und ſelbſt das unheimliche ſpukhafte, das ſonſt dem „furchtbar verneinenden Prinzip der Schöpfung" beiwohnt, kann, durch den komiſchen Contraſt in dem es erſcheint, nur jenes ſeltſame Gefühl hervorbringen, das, eine eigenthümliche Miſchung des Grauenhaften und Ironiſchen, uns auf gar nicht unangenehme Weiſe ſpannt. Anders verhält es ſich mit den leidigen Hexengeſchichten. Hier tritt das wirkliche Leben ein mit allen ſeinen Schrecken. Mir war's als ich von der Hinrichtung der Barbara Roloffin las, als ſäh' ich noch den Scheiterhaufen auf dem Neumarkt dampfen und alle Gräuel der fürchterlichen Hexenprozeſſe traten mir vor die Seele. Ein paar roth funkelnde Augen, ein ſtruppiges ſchwarzes oder graues Haar, ein ausgedörrter Knochenleib, das reichte hin, ein altes armes Weib für eine Hexe zu erklären, alles Unheil ihren Teufelskünſten zuzuſchreiben, ihr in aller juriſtiſchen Form zu Leibe zu gehen und ſie auf den Scheiterhaufen zu bringen. Die ſcharfe Frage (Tortur) beſtätigte die unſinnigſten Anklagen und entſchied alles.

Merkwürdig, unterbrach Theodor den Lothar, höchſt merkwürdig bleibt es aber doch, daß viele angebliche Hexen ganz freimüthig ohne allen Zwang ihr Bündniß mit dem Böſen eingeſtanden. Vor ein paar Jahren fielen mir über Hexerei verhandelte Original-Akten in die Hände, und ich traute meinen Augen kaum als ich Geſtändniſſe las, vor denen mir die Haut ſchauderte. Da war von Salben, deren Gebrauch den menſchlichen Körper in irgend ein Thier verwandelt, von Ritten auf dem Beſenſtiel, kurz von allen den Teufelskünſten, wie ſie in alten Mährchen vorkommen, die Rede. Vorzüglich hatten aber immer die angeklagten Weiber ganz frei und frech das unzüchtige Verhältniß mit dem unſaubern hölliſchen Galan, zuweilen ſogar unaufgefordert eingeſtanden. Sagt, wie konnte das geſchehen?

Mir, erwiederte Lothar, mit dem Glauben an das teufliſche Bündniß kam das Bündniß ſelbſt.

Wie? — was ſagſt du? riefen beide, Ottmar und Theodor.

Verſteht, fuhr Lothar fort, verſteht mich nur recht. Gewiß iſt es, daß in jener Zeit, als niemand an der unmittelbaren Einwirkung des Teufels, an ſeiner ſichtbaren Erſcheinung zweifelte, auch jene unglücklichen Weſen, die man ſo grauſam mit Feuer und Schwert verfolgte, an alles das wirklich glaubten, deſſen man ſie beſchuldigte. Ja daß manche in böſem Sinn durch allerlei vermeintliche Hexenkünſte nach dem Bündniß mit dem Satan trachteten, Gewinnſtes halber oder um Unheil anzurichten, und dann im Zuſtande des Wahnſinns, den Sinn verſtörende Tränke, entſetzliche Beſchwörungen erzeugt, den Böſen erblickten und jenes Bündniß wirklich ſchloſſen, das ihnen übermenſchliche Macht geben ſollte, iſt eben ſo gewiß. Die tollſten Hirngeſpinnſte, wie ſie jene Geſtändniſſe enthalten, die auf innerer Ueberzeugung beruhten, erſcheinen nicht zu toll, wenn man bedenkt, welche ſeltſame Einbildungen, ja welche grauenhafte Bethörungen ſchon der Hyſterismus der Weiber hervorzubringen vermag. So bußten jene vermeintlichen Hexen ihren boshaften Sinn, wiewohl zu hart, mit dem grauſamſten Tode. Es iſt unmöglich, jenen alten Hexenprozeſſen den Glauben abzuſprechen, in ſofern ſie durch Zeugen oder ſonſt ganz ins Klare geſetzte Thatſachen enthalten, und da findet ſich denn auch häufig, daß manche der Zauberei Angeklagte wirklich todeswürdige Verbrechen begingen. Erinnert Euch der ſchauderhaften Erzählung unſeres herrlichen Tieck, Liebeszauber benannt. Die grauenhafte fürchterliche That des entſetzlichen Weibes, die das unſchuldige liebliche Kind ſchlachtet, kommt auch in jenen gerichtlichen Verhandlungen zur Sprache, und ſo war oft der Feuertod nur die gerechte Strafe des grauſamen Mordes.

Mir ſteigt, nahm Theodor das Wort, die Erinnerung auf an einen Moment, in dem mir eine ſolche fluchwürdige That recht recht dicht vor Augen gerückt wurde und mich mit dem tiefſten Entſetzen erfüllte! — Während meines Aufenthalts in W. beſuchte ich das reizende Luſtſchloß L., von dem es irgendwo mit Recht heißt, es ſchwimme in dem ſpiegelhellen See, wie ein herrlicher ſtolzer Schwan. Man hatte mir ſchon erzählt, daß nach einem dunklen Gerücht der unglückliche Beſitzer desſelben, der nicht vor gar zu langer Zeit ſtarb, mit Hülfe eines alten Weibes allerlei Zauberkünſte getrieben haben ſolle, und daß der alte Kaſtellan, verſtehe man ſein Vertrauen zu gewinnen, manches darüber andeute. Gleich beim Eintritt war mir dieſer Alte höchſt merkwürdig. Denkt Euch einen eisgrauen Mann, die Spuren des tiefſten Grams im Antlitz, ärmlich nach Art des gemeinen Volks gekleidet, dabei im Betragen ungewöhnliche Bildung verratend, denkt Euch, daß dieſer Mann, den Ihr auf den erſten Blick für einen gemeinen Diener haltet, mit Euch, die Ihr die Landesſprache nicht verſteht, wie Ihr wollt, entweder das reinſte eleganteſte Franzöſiſch, oder eben ſo italieniſch redet! — Es gelang mir, da ich mit ihm allein die Säle durchwanderte, dadurch, daß ich der verworrenen Schickſale ſeines Herrn gedachte, und mich dabei in die Geſchichte jener Zeit eingeweiht zeigte, ihn zu beleben. Er erklärte mir den tieferen Sinn mancher Gemälde, mancher Verzierung, die dem Nichteingeweihten nur als Schmuck erſcheinen, und wurde immer wärmer und zutraulicher. Endlich ſchloß er ein kleines Kabinett auf, deſſen Fußboden aus weißen Marmortafeln beſtand und in dem nichts weiter als ein einfach gearbeiteter Keſſel von Bronze befindlich. Die Wände ſchienen ihres vormaligen Schmuckes beraubt. Ich wußte, daß ich mich an dem Orte befand, wo der unglückliche Herr des Schloſſes verblendet, bethört durch die Luſt an den üppigen Genüſſen des Lebens, ſich herabgewürdigt haben ſollte zu höllischen Verſuchen. Als ich einige Worte darüber fallen ließ, blickte der Alte mit dem Ausdruck der ſchmerzlichſten Wehmut gen Himmel, und ſprach dann tief aufſeufzend: O heilige Jungfrau, haſt du denn verziehen? — Dann wies er ſchweigend auf eine größere Marmorplatte, die in der Mitte des Fußbodens eingefugt lag. Ich betrachtete die Platte genau und wurde gewahr, daß ſich einige rötliche Adern durch den Stein zogen. Als ich aber immer ſchärfer und ſchärfer hinblickte, hilf Himmel, da traten, wie aus einem deformierten Gemälde, deſſen verſteckte Lineamente ſich nur einen, wenn man es durch ein beſonders vorbereitetes Glas betrachtet, die Züge eines menſchlichen Antlitzes hervor. Es war das Antlitz eines Kindes, das mich mit dem herzzerſchneidenden Jammer des Todeskampfes aus dem Stein anſchaute. Aus der Bruſt quollen

Blutstropfen, der übrige Theil des Körpers verlor ſich wie in ein Gewölke hinein. Mit Mühe überwand ich das Grauen, das Entſetzen, das mich übermannen wollte. Ich war keines Wortes mächtig, ſchweigend verließen wir den ſchauerlichen verhängnißvollen Ort. — Erſt im Park luſtwandelnd überwand ich das unheimliche Gefühl, das mir beinahe das ganze kleine Paradies verleidet hätte. Aus manchen Worten des alten Kaſtellans konnt' ich ſchließen, daß jenes verruchte Weib, das ſich dem ſonſt gutherzigen gemüthvollen Herrn anzuhängen wußte, ihm den ſchönſten ſeiner Wünſche, unbezweifeltes dauerndes Glück in der Liebe, ewige Liebesluſt zu erfüllen verhieß, mittelſt ſchwarzer Künſte, und ihn dadurch verlockte zum Unſeligſten.

Das iſt, rief Ottmar, das iſt etwas für unſern Cyprian, der würde ſich erfreuen an dem blutigen Kinde in Marmor gebildet, und nebenher den alten Kaſtellan lieb gewinnen.

Mag, fuhr Theodor fort, mag alles auf thörichter Einbildung beruhen, mag alles eine im Volk verbreitete Fabel ſein, mag der beſonders geaderte Stein das Kind ſo darſtellen, wie eine lebendige Fantaſie aus buntem Marmor allerlei Figuren und Bilder herausfindet, irgend etwas unheimliches muß ſich doch wirklich begeben haben, da ſonſt der alte treue Diener unmöglich die Schuld des Herrn ſo tief in der Seele getragen, ja jenem wunderbaren Stein ſolch eine gräßliche Bedeutung gegeben hätte.

Wir wollen, ſprach Ottmar, wir wollen gelegentlich den heiligen Serapion darüber befragen, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit der Sache hat, für jetzt aber die Hexen Hexen ſein laſſen, und uns nur noch einmal zum teutſchen Teufel wenden, über den ich noch einiges beizubringen gedenke. — Ich meine nehmlich, daß die wahrhafte teutſche Gemüthlichkeit ſich nicht in der Art ausſpricht, wie der leidige Satan dargeſtellt wird im menſchlichen Leben handthierend. Er verlegt ſich auf alles Unheil, Grauen und Entſetzen, auf alle Verführungskünſte, er vergißt nicht den frommen Seelen nachzuſtellen, um ſo viele als möglich für ſein Reich zu gewinnen; aber dabei iſt er doch ein ganz ehrlicher Mann, denn auf das genaueſte, pünktlichſte hält er ſich an den geſchloſſenen Kontrakt, und ſo kommt es denn, daß er gar oft überliſtet wird und wirklich als dummer Teufel erſcheint, woher denn auch die Redensart kommen mag: das iſt ein dummer Teufel! — Aber noch mehr, der Charakter des teutſchen Teudenn das eine wunderbare Vermiſchung des Burleſken, durch die das eigentlich Schauererregende Grauen, das Entſetzen, das die Seele zermalmet, aufgelöſt, vermiſcht wird. Die Kunſt, den Teufel ganz auf dieſe deutſch gemüthliche Weiſe darzuſtellen, ſcheint aber verloren, denn in den neuen Teufelsgeſchichten iſt jene Miſchung niemals gerathen. Entweder wird der Teufel zum gemeinen Hanswurſt, oder das Grauenhafte, Unheimliche, zerreißt das Gemüth.

Du vergißt, unterbrach Lothar den Ottmar, du vergißt eine neue Erzählung, in der jene Miſchung des wunderbar Gemüthlichen, das wenigſtens an das Komiſche anſtreift, mit dem Grauenhaften gar herrlich gerathen iſt, und die Wirkung jener einfachen alterthümlichen Teufelsgeſchichten in gewiſſem Maaß hervorbringt. Ich meine Fouqué's meiſterhafte Erzählung: das Galgenmännlein, für deſſen [illegible], könnt' es noch [illegible] werden, ich gern einige [illegible] eintauſchen möchte. Durch den kleinen geſpenſtiſch munteren Teufel in der Flaſche, der in der Nacht herausſchlüpft und ſich rauchhaarig an die Bruſt des vom fürchterlichen Träumen geängſteten Herrn legt, durch den entſetzlichen Mann in der Bergſchlucht, deſſen mächtiger Rappe wie eine Fliege die ſteile Felſenwand hinanklimmt, durch alles Unheimliche, das in der Geſchichte gar wirklich vorhanden, iſt die Spannung, die ſie im Gemüth erregt, nichts weniger als zerſtörend. Die Wirkung gleicht der eines ſtarken Getränks, das die Sinne heftig aufreizt, zugleich aber im Innern eine wohlthuende Wärme verbreitet. In dem durchaus gehaltenen Ton, in der Lebendigkeit der einzelnen Bilder liegt es, daß, iſt man beim Schluß ſelbſt von der Wonne des armen Teufels, der ſich glücklich aus den Klauen des böſen Teufels gerettet, durchdrungen, nochmals all' die Scenen, die in das Gebiet des gemüthlich Komiſchen ſtreifen, z. B. die Geſchichte vom [illegible], hell aufleuchten. Ich erinnere mich kaum, daß irgend eine Teufelsgeſchichte mich auf ſo ſeltſame wohlthuende Weiſe geſpannt, aufgeregt hätte, als eben Fouqué's Galgenmännlein.

Es iſt, nahm Theodor das Wort, es iſt gar nicht zu bezweifeln, daß Fouqué den Stoff ſeines Galgenmännleins aus irgend einem alten Buch, aus irgend einer alten Chronik entnommen.

Ich will, erwiederte Lothar, ich will nicht glauben, daß du, ſollte das wirklich der Fall ſein, deshalb das Verdienſt des Dichters auch nur im mindeſten geſchmälert achteſt, und ſo mit gewöhnlichen Rezenſenten gleichen Sinnes biſt, deren ganz eigentliche Praxis es erfordert, gleich nachzuſpüren, wo etwa der Grundſtoff zu dieſem und jenem poetiſchen Werk liegen könne. Den Fund verkündigen ſie dann mit vielem Pomp, ſtolz auf den armen Dichter hinabſehend, der nichts that, als die Figur kneten aus einem Teig, der ſchon vorhanden war. Als ob es darauf ankommen könnte, daß der Dichter den Keim, den er irgendwo fand, in ſein Inneres aufnahm, als ob die Geſtaltung des Stoffs nicht eben den wahrhaften Dichter bewahren müſſe! — Doch wir wollen uns an unſern Schutzpatron, den heiligen Serapion erinnern, der ſelbſt Geſchichtliches ſo aus ſeinem Innern herauserzählte, wie er Alles ſelbſt mit eignen Augen lebendig erſchaut und nicht wie er es geleſen. —

Du thuſt, ſprach Theodor, du thuſt mir großes Unrecht, Lothar, wenn du glaubſt, ich ſei andrer Meinung. Wie ein Stoff bearbeitet oder vielmehr lebendig geſtaltet werden kann, hat niemand herrlicher bewieſen als Heinrich Kleiſt in ſeiner vortrefflichen klaſſiſch gediegenen Erzählung von dem Roßhändler Kohlhaas.

Und, unterbrach Lothar den Freund, und um ſo mehr gehört der Kohlhaas ganz dem herrlichen Dichter, den ein düſtres Verhängniß uns viel zu früh entriß, als die Nachrichten von jenem furchtbaren Menſchen, ſo wie ſie im Hafftiz ſtehen, ganz mager und ungenügend ſind. Doch weil ich eben des Hafftiz gedenke, ſo will ich Euch nur gleich eine Erzählung vorleſen, zu der ich manche Grundzüge eben aus dem Microchronicon entnahm, und die ich in dem Anfall einer durchaus bizarren Laune, der mehrere Tage anhielt, aufſchrieb. Magſt du, o mein Ottmar, daraus entnehmen, daß es mit dem Spleen, den mir Theodor andichten will, eben nicht ſo arg iſt, als man wohl meinen möchte.

Lothar zog ein Manuſcript hervor und las:

Die Brautwahl,

eine Geſchichte, in der mehrere ganz unwahrſcheinliche Abentheuer vorkommen.

Erſtes Kapitel.

Welches von Bräuten, Hochzeiten, Geheimen Kanzlei-Sekretären, Turnieren, Hexenprozeſſen, Zauberteufeln und andern angenehmen Dingen handelt.

In der Nacht des Herbſt-Aequinoktiums kehrte der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann aus dem Kaffeehauſe, wo er regelmäßig jeden Abend ein paar Stunden zuzubringen pflegte, nach ſeiner Wohnung zurück, die in der Spandauerſtraße gelegen. In allem, was er that, war der Geheime Kanzlei-Sekretär pünktlich und genau. Er hatte ſich daran gewöhnt, gerade während es auf den Thürmen der Marien- und Nikolai-Kirchen eilf Uhr ſchlug, mit dem Rock- und Stiefelnausziehen fertig zu werden, ſo daß er, in die geräumigen Pantoffeln gefahren, mit dem letzten dröhnenden Glockenſchlage ſich die Nachtmütze über die Ohren zog.

Um das heute nicht zu verſäumen, da die Uhren ſich ſchon zum Eilfſchlagen anſchickten, wollte er eben mit einem raſchen Schritt (beinahe war es ein behender Sprung zu nennen) aus der Königsſtraße in die Spandauerſtraße hineinbiegen, als ein ſeltſames Klopfen, das ſich dicht neben ihm hören ließ, ihn an den Boden feſtwurzelte.

Unten an dem Thurm des alten Rathhauſes wurde er in dem hellen Schimmer der Reverberen eine lange hagere, in einen dunkeln Mantel gehüllte Geſtalt gewahr, die an die verſchloſſene Ladenthüre des Kaufmanns Warnatz, der dort bekanntlich ſeine Eiſenwaaren feil hält, ſtark und ſtärker pochte, zurücktrat, tief ſeufzte, hinaufblickte nach den verfallenen Fenſtern des Thurms.

„Mein beſter Herr," wandte ſich der Geheime Kanzlei-Sekretär gutmüthig zu dem Mann, „mein beſter Herr, Sie irren ſich, dort oben in dem Thurm wohnt keine menſchliche Seele, ja, nehme ich wenige Ratten und Mäuſe und ein Paar kleine Eulen aus, kein lebendiges Weſen. Wollen Sie von dem Herrn Warnatz einiges Vortreffliche in Eiſen oder Stahl erſtehen, ſo müſſen Sie ſich morgen wieder herbemühen."

„Verehrter Herr Tusmann“ — Geheimer Kanzlei-Sekretär ſeit mehreren Jahren, fiel Tusmann dem Fremden unwillkührlich ins Wort, ungeachtet er etwas verdutzt darüber war, von dem Fremden gekannt zu ſeyn. Der achtete darauf aber gar nicht im mindeſten, ſondern begann von neuem: „Verehrter Herr Tusmann, Sie belieben ſich in meinem Beginnen hier ganz und gar zu irren. Weder der Eiſen- noch der Stahlwaaren bin ich bedürftig, habe es auch gar nicht mit dem Herrn Warnatz zu thun. Es iſt heute das Herbſt-Aequinoktium und da will ich die Braut ſchauen. Sie hat ſchon mein ſehnſüchtiges Pochen, meine Liebesſeufzer vernommen, und wird gleich oben am Fenſter erſcheinen.“

Der dumpfe Ton, in dem der Mann dieſe Worte ſprach, hatte etwas ſeltſam feierliches, ja geſpenſtiſches, ſo daß es dem Geheimen Kanzlei-Sekretär eiskalt durch alle Glieder rieſelte. Der erſte Schlag der eilften Stunde dröhnte von dem Marienkirchthurm herab, in dem Augenblick klirrte und rauſchte es an dem verfallenen Fenſter des Rathhausthurms und eine weibliche Geſtalt wurde ſichtbar. So wie der volle Laternenglanz ihr ins Antlitz fiel, wimmerte Tusmann ganz kläglich: O du gerechter Gott im Himmel, o all' ihr himmliſchen Heerſchaaren, was iſt denn das!

Mit dem letzten Schlage, und alſo im ſelbigen Augenblick, wo Tusmann, wie ſonſt, die Schlafmütze aufzuſetzen gedachte, war auch die Geſtalt verſchwunden.

Es war, als hätt' die verwunderliche Erſcheinung den Geheimen Kanzlei-Sekretär ganz außer ſich ſelbſt gebracht. Er ſeufzte, ſtöhnte, ſtarrte hinauf nach dem Fenſter, lispelte in ſich hinein: Tusmann — Tusmann, Geheimer Kanzlei-Sekretär! — beſinne dich doch nur! werde nicht verrückt, mein Herz! — Laß dich vom Teufel nicht blenden, gute Seele! —

Sie ſcheinen, begann der Fremde, von dem, was Sie ſahen, ſehr ergriffen worden zu ſeyn, beſter Herr Tusmann? — Ich habe blos die Braut ſchauen wollen, und Ihnen ſelbſt, Verehrter, muß dabei noch anderes aufgegangen ſeyn.

Bitte, bitte, wimmerte Tusmann, wollen Sie mir nicht meinen ſchlichten Titel vergönnen, ich bin Geheimer Kanzlei-Sekretär, und zwar in dieſem Augenblick ein höchſt alterirter, ja wie ganz von Sinnen gekommener. Bitte ergebenſt, mein wertheſter Herr, gebe ich Ihnen ſelbſt nicht den gebührenden Rang, ſo geſchieht das lediglich aus völliger Unbekanntſchaft mit Ihrer werthen Perſon; aber ich will Sie Herr Geheimer Rath nennen, denn deren giebt es in unſerm lieben Berlin ſo gar abſonderlich viele, daß man mit dieſem würdigen Titel ſelten irrt. Bitte alſo, Herr Geheimer Rath mögen es mir nicht länger verhehlen, was für eine Braut Sie hier zu der unheimlichen Stunde zu ſchauen gedachten?

Sie ſind, ſprach der Fremde mit erhöhter Stimme, Sie ſind ein beſonderer Mann mit ihren Titeln, mit ihrem Rang. Iſt man dann Geheimer Rath, wenn man ſich auf manches Geheimniß verſteht und auch wohl nebenher guten Rath zu ertheilen vermag, ſo kann ich wohl billigen Fugs mich ſo nennen. Mich nimmt es Wunder, daß ein ſo in alten Schriften und ſeltenen Manuſcripten beleſener Mann wie Sie, wertheſter Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, es nicht weiß, daß wenn ein Kundiger — verſtehen Sie wohl! — ein Kundiger, zur eilften Stunde in der Nacht des Aequinoktiums hier unten an die Thüre oder auch nur an die Mauer des Thurms klopft, ihm oben am Fenſter dasjenige Mädchen erſcheint, das bis zum Frühlings-Aequinoktium die glücklichſte Braut in Berlin wird.

Herr Geheimer Rath, rief Tusmann wie plötzlich begeiſtert von Freude und Entzücken, verehrungswürdigſter Herr Geheimer Rath, ſollte das wirklich der Fall ſeyn?

Es iſt nicht anders, erwiederte der Fremde, aber was ſtehen wir hier länger auf der Straße. Sie haben Ihre Schlafſtunde bereits verſäumt, wir wollen uns ſtracks in das neue Weinſtübchen auf dem Alexander-Platz begeben. Es iſt nur darum, daß Sie mehr von mir über die Braut erfahren, wenn Sie wollen, und wieder in die Gemüthsruhe kommen, aus der Sie, ſelbſt weiß ich nicht recht warum, ganz und gar herausgebracht zu ſeyn ſcheinen. —

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ein höchſt mäßiger Mann. Seine einzige Erholung beſtand, wie ſchon erwähnt wurde, darin, daß er jeden Abend ein paar Stunden in einem Kaffeehauſe zubrachte, und politiſche Blätter, Flugſchriften durchlaufend, ja auch in mitgebrachten Büchern emſig leſend ein Glas gutes Bier genoß. Wein trank er beinahe gar nicht, nur Sonntags nach der Predigt pflegte er in einem Weinkeller ein Gläschen Malaga mit etwas Zwieback zu ſich zu nehmen. Des Nachts zu ſchwärmen war ihm ſonſt ein Gräuel;

unbegreiflich ſchien es daher, daß er ſich ohne Widerſtand, ja ohne auch nur ein einziges Wort zu ſagen, von dem Fremden fortziehen ließ, der mit ſtarken durch die Nacht dröhnenden Schritten forteilte nach dem Alexander-Platz.

Als ſie in die Weinſtube eintraten, ſaß nur noch ein einziger Mann einſam an einem Tiſch und hatte ein großes Glas mit Rheinwein gefüllt vor ſich ſtehen. Die tief eingefurchten Züge ſeines Antlitzes zeugten von ſehr hohem Alter. Sein Blick war ſcharf und ſtechend, und nur der ſtattliche Bart verrieth den Juden, der alter Sitte und Gewohnheit treu geblieben. Dabei war er ſehr altfränkiſch, ungefähr wie man ſich ums Jahr Eintauſend ſiebenhundert und zwanzig bis dreißig trug, gekleidet, und daher mochte es wohl kommen, daß er aus längſt vergangener Zeit zurückgekehrt ſchien.

Noch ſeltſamer war aber wohl der Fremde anzuſchauen, auf den Tusmann getroffen.

Ein großer, hagerer, dabei kräftiger, in Gliedern und Muskeln ſtark gebauter Mann, ſcheinbar in den funfziger Jahren. Sein Antlitz mochte ſonſt für ſchön gegolten haben, noch blitzten die großen Augen unter den ſchwarzen buſchigen Augenbraunen mit jugendlichem Feuer hervor — eine freie offene Stirn — eine ſtark gebogene Adlers-Naſe — ein fein geſchlitzter Mund — ein gewölbtes Kinn — das Alles hätte den Mann vor hundert andern eben nicht ausgezeichnet; während aber Rock und Unterkleid nach Art der neueſten Zeit zugeſchnitten waren, gehörten Kragen, Mantel und Barett dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts an; vorzüglich mocht' es aber wohl der eigne, wie aus tiefer ſchauerlicher Nacht hinaus ſtrahlende Blick des Fremden, der dumpfe Ton ſeiner Stimme, ſein ganzes Weſen, das durchaus gegen jede Form der jetzigen Zeit grell abſtach, vorzüglich mochte es das alles ſeyn, was in ſeiner Nähe jedem ein ſeltſames beinahe unheimliches Gefühl einflößen mußte.

Der Fremde nickte dem Alten, der am Tiſche ſaß, zu, wie einem alten Bekannten.

Seh' ich Euch einmal wieder nach langer Zeit, rief er, ſeyd Ihr noch immer wohl auf?

Wie Ihr mich findet, erwiederte der Alte mürriſch, wohl und geſund und noch zur rechten Zeit auf den Beinen, und munter und thätig, wenn es darauf ankommt!

Das fragt ſich, das fragt ſich, rief der Fremde laut lachend und beſtellte bei dem aufwartenden Burſchen eine Flaſche des älteſten Franzweins, der im Keller vorhanden.

Mein beſter, verehrungswürdigſter Herr Geheimer Rath! — begann Tusmann beſcheidend.

Aber der Fremde fiel ihm ſchnell in die Rede: Laſſen wir doch jetzt alle Titel, beſter Herr Tusmann. Ich bin weder Geheimer Rath noch Geheimer Kanzlei-Sekretär, ſondern nichts mehr und nichts weniger als ein Künſtler, der in edlen Metallen und köſtlichem Geſtein arbeitet, und heiße mit Namen Leonhard.

Alſo ein Goldſchmidt, ein Juwelier, murmelte Tusmann vor ſich hin. Er beſann ſich nun auch, daß er bei dem erſten Anblick des Fremden in der erleuchteten Weinſtube es hätte wohl einſehen müſſen, wie der Fremde unmöglich ein ordentlicher Geheimer Rath ſeyn könne, da er in altdeutſchem Mantel, Kragen und Barett angethan, wie ſolches bei Geheimen Räthen nicht üblich.

Beide, Leonhard und Tusmann, ſetzten ſich nun hin zu dem Alten, der ſie mit einem grinſenden Lächeln begrüßte.

Nachdem Tusmann auf vieles Nöthigen Leonhards ein paar Gläſer des gehaltigen Weins getrunken, trat Röthe auf ſeine blaſſen Wangen; vor ſich hinblickend, den Wein gemüthlich einſchlürfend, lächelte und ſchmunzelte er überaus freundlich, als gingen die angenehmſten Bilder in ſeinem Innern auf.

Und nun, begann Leonhard, und nun ſagen Sie mir unverhohlen, beſter Herr Tusmann, warum Sie ſo gar beſonders ſich gebehrdeten, als die Braut im Fenſter des Thurms erſchien, und was jetzt ſo ganz und gar Ihr Inneres erfüllt? Wir ſind, Sie mögen das nun glauben oder nicht, alte Freunde und Bekannte, und vor dieſem guten Mann brauchen Sie ſich gar nicht zu geniren.

O Gott, erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, o Gott, mein verehrteſter Herr Profeſſor — laſſen Sie mich Ihnen dieſen Titel geben; denn da Sie, wie ich überzeugt bin, ein ſehr wackrer Künſtler ſind, könnten Sie mit Fug und Recht Profeſſor bei der Akademie der Künſte ſeyn — Alſo! mein verehrteſter Herr Profeſſor — vermag ich denn zu ſchweigen? Wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über! — Geſ[illegible]n Sie es! — Ich gehe, wie man ſprüchwörtlich zu ſagen pflegt, [illegible] Freiers Füßen, und gedenke zum Frühlings-Aequinoktium ein glückliches Bräutlein heim zu führen. Könnt' es denn nun wohl fehlen, daß es mir durch alle Adern fuhr, als Sie, verehrteſter Herr Profeſſor, beliebten, mir eine glückliche Braut zu zeigen?

Was, unterbrach der Alte den Geheimen Kanzlei-Sekretär mit kreiſchender, krächzender Stimme, was? — Sie wollen heirathen? Sie ſind ja viel zu alt dazu, und häßlich wie ein Pavian.

Tusmann erſchrak über die entſetzliche Grobheit des jüdiſchen Alten ſo ſehr, daß er kein Wort heraus zu bringen vermochte.

Nehmen Sie, ſprach Leonhard, dem Alten da das harte Wort nicht übel, lieber Herr Tusmann, er meint es nicht ſo böſe als es wohl den Anſchein haben möchte. Aufrichtig geſagt muß ich aber auch ſelbſt geſtehen, wie es mich bedünken will, daß Sie etwas ſpät ſich zur Heirath entſchloſſen haben, da Sie mir beinahe ein Funfziger zu ſeyn ſcheinen.

Auf den 9ten Oktober am Tage des heiligen Dionyſius erreiche ich mein acht und vierzigſtes Jahr, fiel Tusmann etwas empfindlich ein. Dem ſey, wie ihm wolle, fuhr Leonhard fort, es iſt auch nicht das Alter allein, das Ihnen entgegen ſteht. Sie haben bisher ein einfaches, einſames Junggeſellen-Leben geführt, Sie kennen das weibliche Geſchlecht nicht, Sie werden ſich nicht zu rathen, nicht zu helfen wiſſen.

Was rathen, was helfen, unterbrach Tusmann den Goldſchmidt, ei beſter Herr Profeſſor. Sie müſſen mich für ungemein leichtſinnig und unverſtändig halten, wenn Sie glauben, daß ich blindlings ohne Rath und Ueberlegung zu handeln im Stande wäre. Jeden Schritt, den ich thue, erwäge und bedenke ich weislich, und als ich mich in der That von dem Liebespfeil des loſen Gottes, den die Alten Cupido nannten, getroffen fühlte, ſollte da nicht all' mein Dichten und Trachten dahin gegangen ſeyn, mich für dieſen Zuſtand gehörig auszubilden? — Wird jemand, der ein ſchweres Examen zu überſtehen gedenkt, nicht ämſig alle Wiſſenſchaften ſtudiren, aus denen er befragt werden ſoll? — Nun, verehrteſter Herr Profeſſor, meine Heirath iſt ein Examen, zu dem ich mich gehörig vorbereite, und wohl zu beſtehen glaube. Sehen Sie, beſter Mann, dieſes kleine Buch, das ich, ſeit ich mich zu lieben und zu heirathen entſchloſſen, beſtändig bei mir trage, und unaufhörlich ſtudire, ſehen Sie es an, und überzeugen Sie ſich, daß ich die Sache gründlich und geſcheut beginne, und keinesweges als ein Unerfahrner erſcheinen werde, ungeachtet mir, wie ich geſtehen will, das ganze weibliche Geſchlecht bis dato fremd geblieben.

Mit dieſen Worten hatte der Geheime Kanzlei-Sekretär ein kleines, in Pergament gebundenes Buch aus der Taſche gezogen und den Titel aufgeſchlagen, welcher folgendermaßen lautete:

> „Kurzer Entwurff der politiſchen Klugheit, ſich ſelbſt und an-
> „dern in allen Menſchlichen Geſellſchafften wohl zu rathen und
> „zu einer geſcheiden Conduite zu gelangen; Allen Menſchen,
> „die ſich klug zu ſeyn dünken, oder noch klug werden wollen,
> „zu höchſt nöthiger Bedürfniß und ungemeinem Nutzen, aus
> „dem Lateiniſchen des Herrn Thomasii überſetzt. Nebſt einem
> „ausführlichen Regiſter. Frankfurt und Leipzig. In Verlag
> „Johann Großens Erben. 1710."

Bemerken Sie, ſprach Tuemann mit ſüßem Lächeln, bemerken Sie, wie der würdige Autor im ſiebenten Kapitel, das lediglich vom Heirathen und von der Klugheit eines Hausvaters handelt, §. 6. ausdrücklich ſagt:

> „Zum wenigſten ſoll man damit nicht eilen. Wer bei voll-
> „kommenem männlichem Alter heirathet, wird ſo viel klüger,
> „weil er ſo viel weiſer wird. Frühzeitige Heirathen machen
> „unverſchämte oder argliſtige Leute, und werffen ſowohl des
> „Leibes, als des Gemüths Kräffte übern Hauffen. Das männ-
> „liche Alter iſt zwar nicht ein Anfang der Jugend, dieſelbe
> „aber ſoll nicht eher, als mit demſelben zugleich ſich enden."

Und dann, was die Wahl des Gegenſtandes betrifft, den man zu lieben und zu heirathen geſonnen, ſo ſagt der vortreffliche Thomaſius §. 9:

> „Die Mittelſtraße iſt die ſicherſte, man nehme keine allzu Schöne
> „noch Häßliche, keine ſehr Reiche noch ſehr Arme, keine Vor-
> „nehmere noch Geringere, ſondern, die mit uns gleichen Stan-
> „des iſt, und ſo wird auch bey den meiſten übrigen Eigen-
> „ſchafften die Mittelſtraße zu treffen das Beſte ſeyn."

Dem bin ich denn auch gefolgt, und habe mit der anmuthigen Perſon, die ich erwählet, nach dem Rath, den Herr Thomaſius im §. 17. ertheilet, nicht nur einmal Converſation gepfleget, weil man durch Verſtellung der Fehler und Annehmung von allerhand Scheintugenden leicht hintergangen werden kann, ſondern zum öftern, da es denn unmöglich iſt, ſich gänzlich in die Länge zu bergen.

Aber, ſprach der Goldſchmidt, aber mein werther Herr Tusmann, eben dieſer Umgang, oder wie Sie es zu nennen belieben, dieſe Converſation mit den Weibern ſcheint mir, ſoll man nicht getäuſcht werden auf ſchnöde Weiſe, langer Erfahrung und Uebung zu bedürfen.

Auch hierin, erwiederte Tusmann, ſteht der große Thomaſius zur Seite, indem er ſattſam lehrt, wie eine vernünftige angenehme Converſation einzurichten und wie vorzüglich, konverſirt man mit Frauenzimmern, dabei einiger Scherz auf liebliche Art einzumiſchen. Aber Scherzreden, ſagt mein Autor im fünften Kapitel, ſoll man ſich bedienen, wie ein Koch des Salzes, ja ſelbſt der ſpitzigen Redensarten wie eines Gewehrs, nicht andere damit anzutaſten, ſondern zu unſerer Beſchützung, ebenmäßig als ein Igel ſeine Stacheln zu brauchen pfleget. Und ſoll man dabei als ein kluger Mann auf die Gebehrden faſt noch mehr, als auf die Worte regardiren, indem öfters das, was einer in Discurſen verbirget, durch Gebehrden hervorbricht, und die Worte gemeiniglich nicht ſo viel als die übrige Aufführung zu Erweckung Freund- oder Feindſchaft vermögen.

Ich merk' es ſchon, nahm der Goldſchmidt das Wort, man kommt Ihnen auf keine Weiſe bei, Sie ſind gegen Alles gewappnet und gerüſtet. Wetten will ich daher auch, daß Sie durch Ihr Betragen die Liebe der von Ihnen erkornen Dame ganz und gar gewonnen.

Ich befleißige mich, ſprach Tusmann, nach Thomaſii Rath einer ehrerbietigen und freundlichen Gefälligkeit, denn dieſe iſt ſowohl das natürlichſte Merkmal der Liebe, als der natürlichſte Zug und Erweckung der Gegenliebe, gleich wie das Hojanen oder Gähnen eine ganze Geſellſchaft zur Nachahmung antreibt. Doch gehe ich in der allzugroßen Ehrerbietung nicht zu weit, denn ich bedenke wohl, daß, wie Thomaſius lehrt, die Weiber weder gute noch böſe Engel, ſondern bloße Menſchen, und zwar, den Leibes- und Gemüthskräften nach, ſchwächere Creaturen ſind, als wir, welches der Unterſchied des Geſchlechts ſattſam anzeiget.

Ein ſchwarz Jahr, rief der Alte ergrimmt, komme über Euch, daß Ihr läppiſches Zeug ſchwatzt ohne Aufhören und mir die gute Stunde verderbt, in der ich hier mich zu erlaben gedachte nach vollbrachtem großen Werk! —

Schweigt nur Alter, ſprach der Goldſchmidt mit erhöhter Stimme, ſeid froh, daß wir Euch hier leiden; denn mit Euerm brutalen Weſen ſeid Ihr ein unangenehmer Gaſt, den man eigentlich hinauswerfen ſollte. — Laſſen Sie ſich, wertheſter Herr Tuſmann, durch den Alten nicht irren. Sie ſind der alten Zeit hold, Sie lieben den Thomaſius; was mich betrifft, ſo gehe ich noch viel weiter zurück, da ich nur auf die Zeit etwas gebe, der, wie Sie ſehen, zum Theil meine Kleidung angehört. Ja, Verehrter, jene Zeit war wohl herrlicher, als die jetzige, und aus ihr ſtammt noch jener ſchöne Zauber her, den Sie heute am alten Rathhausthurm geſchaut haben.

Wie das, wertheſter Herr Profeſſor? fragte der Geheime Kanzlei-Sekretär.

Ei, fuhr der Goldſchmidt fort, damals gab es gar öfters fröhliche Hochzeit auf dem Rathhauſe, und ſolche Hochzeiten ſahen ein wenig anders aus, als die jetzigen. — Nun! manche glückliche Braut blickte damals zum Fenſter heraus, und ſo iſt es ein anmuthiger Spuk, wenn noch jetzt ein luſtiges Gebilde das, was ſich jetzt begeben wird, weiſſagt aus dem, was vor langer Zeit geſchehen. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß damals unſer Berlin bei weitem luſtiger und bunter ſich ausnahm, als jetzt, wo alles auf einerlei Weiſe ausgeprägt wird, und man in der Langeweile ſelbſt die Luſt ſucht und findet, ſich zu langweilen. Da gabs Feſte, andere Feſte, als man ſie jetzt erſinnen mag. Ich will nur daran denken, wie im Jahr Eintauſend fünfhundert und ein und achtzig zu Oculi in der Faſten der Churfürſt Auguſtus zu Sachſen mit ſeinem Gemahl und Sohne Chriſtian von allen anweſenden Herrn herrlich und prächtig zu Cölln eingeholt wurde mit etlichen hundert Pferden. Und die Bürger beider Städte, Berlin und Cölln ſammt den Spandauiſchen, ſtanden zu beiden Seiten vom Cöpenicker Thore bis zum Schloſſe in vollſtändiger Rüſtung. Tages darauf gab es ein ſtattliches Ringrennen, bei dem der Churfürſt zu Sachſen und Graf Joſt zu Barby mit mehreren vom Adel in goldener Kleidung, hohen goldnen Stirnhauben, an Schultern, Ellenbogen und Knien mit goldenen Löwenköpfen, ſonſt an Armen und Beinen mit fleiſchfarbener Seide, als wären ſie bloß geweſen, angethan, wie man die heidniſchen Kämpfer zu malen pflegt. Sänger und Inſtrumentiſten ſaßen verborgen in einer goldenen Arche Noahs, und darauf ein kleiner Knabe mit fleiſchfarbener Seide bekleidet, mit

Flügeln, Bogen, Köcher und mit verbundenen Augen, wie der Cupido gemalt wird. Zwei andere Knaben mit ſchönen weißen Straußfedern bekleidet, goldenen Augen und Schnäbeln wie Täubelein führten die Arche, in welcher, wenn der Fürſt gerannt und getroffen, die Muſik ertönte. Darauf ließ man etliche Tauben aus der Arche, von denen ſich eine auf die ſpitze Zobelmütze unſers gnädigen Herrn Churfürſten ſetzte, mit den Flügeln ſchlug und eine welſche Arie zu ſingen begann, gar lieblich und viel ſchöner, als ſiebenzig Jahre ſpäter unſer Hofſänger Bernhard Pasquino Groſſo aus Mantua zu ſingen pflegte, wiewohl nicht ſo anmuthig, als zu jetziger Zeit unſere Theaterſängerinnen, die freilich, zeigen ſie ihre Kunſt, beſſer placirt ſind, als jenes Täubelein. Dann gab es ein Fußturnier, zu dem zog der Churfürſt von Sachſen mit dem Grafen von Barby in einem Schiffe auf, das war mit gelbem und ſchwarzem Zeuge bekleidet, und hatte ein Segel von goldenem Zindel. Und es ſaß hinter dem Herrn der kleine Knabe, der Tages zuvor Cupido geweſen, mit einem langen bunten Rocke und ſpitzigem Hute von gelbem und ſchwarzem Zeuge und langem grauen Barte. Sänger und Inſtrumentiſten waren eben ſo gekleidet. Aber rings um das Schiff tanzten und ſprangen viele Herren vom Adel her, mit Köpfen und Schwänzen von Lachſen, Heringen und andern luſtigen Fiſchen angethan, welches ſich gar anmuthig ausnahm. Am Abend um die zehnte Stunde wurde ein ſchönes Feuerwerk angezündet, welches einige tauſend Schüſſe hatte, in der Geſtalt einer viereckigen Feſtung mit Landsknechten beſetzt, die alle voller Schüſſe waren, und trieben die Büchſenmeiſter viel merkliche Poſſen mit Stechen und Fechten, und ließen feurige Roſſe und Männer, ſeltſame Vögel und andere Thiere in die Höhe fahren mit ſchrecklichem Geraſſel und Gepraſſel. Das Feuerwerk dauerte an die zwei Stunden. — Während der Goldſchmidt dies alles erzählte, gab der Geheime Kanzlei-Sekretär alle Zeichen der innigſten Theilnahme, des höchſten Wohlgefallens von ſich. Er rief mit feiner Stimme: Ei — O — Ach dazwiſchen, ſchmunzelte, rieb ſich die Hände, rutſchte auf dem Stuhle hin und her, und ſchlürfte dabei ein Glas Wein nach dem andern hinunter.

Mein verehrteſter Herr Profeſſor, rief er endlich im Falſett, den ihm die höchſte Freude abzunöthigen pflegte, mein theuerſter, verehrteſter Herr Profeſſor, was ſind das für herrliche Dinge, von denen

Sie ſo lebhaft zu erzählen belieben, als wären Sie ſelbſt perſönlich dabei geweſen.

Ei, erwiederte der Goldſchmidt, ſoll ich denn vielleicht nicht dabei geweſen ſein?

Tusmann wollte, den Sinn dieſer verwunderlichen Rede nicht faſſend, eben weiter fragen, als der Alte mürriſch zum Goldſchmidt ſprach: Vergeßt doch die ſchönſten Feſte nicht, an denen ſich die Berliner ergötzten in jener Zeit, die Ihr ſo hoch erhebt. Wie auf dem Neumarkt die Scheiterhaufen dampften, und das Blut floß der unglücklichen Schlachtopfer, die auf die entſetzlichſte Weiſe gemartert alles geſtanden, was der tollſte Wahn, der plumpſte Aberglaube nur ſich erträumen konnte.

Ach, nahm der Geheime Kanzlei-Sekretär das Wort, ach, Sie meinen gewiß die ſchnöden Hexen- und Zauberprozeſſe, wie ſie in alter Zeit ſtatt fanden, mein beſter Herr! — Ja, das war freilich ein ſchlimmes Ding, dem unſere ſchöne Aufklärung ein Ende gemacht hat.

Der Goldſchmidt warf ſeltſame Blicke auf den Alten und auf Tusmann, und fragte endlich mit geheimnißvollem Lächeln dieſen: kennen Sie die Geſchichte vom Münzjuden Lippold, wie ſie ſich im Jahr Eintauſend fünfhundert und zwei und ſiebenzig zutrug?

Noch ehe Tusmann antworten konnte, fuhr der Goldſchmidt weiter fort: großen Betruges und arger Schelmerei war der Münzjude Lippold angeklagt, der ſonſt das Vertrauen des Churfürſten beſaß, dem ganzen Münzweſen im Lande vorſtand, und allemal, wenn es Noth that, gleich mit bedeutenden Summen bei der Hand war. Sei es aber nun, daß er ſich gut auszureden wußte, oder daß ihm andere Mittel zu Gebote ſtanden, ſich vor den Augen des Churfürſten rein zu waſchen von aller Schuld, oder daß, wie man damals ſich auszudrücken pflegte, etliche, die beim Herrn Thun und Laſſen waren, mit der ſilbernen Büchſe geſchoſſen; genug, es war an dem, daß er als unſchuldig loskommen ſollte; er wurde nur noch in ſeinem kleinen in der Stralauer Straße belegenen Hauſe von Bürgern bewacht. Da trug es ſich zu, daß er ſich mit ſeinem Weibe erzürnte, und daß dieſe in zornigem Muthe ſprach: Wenn der gnädige Herr Churfürſt nur wüßte, was Du für ein böſer Schelm biſt, und was für Bubenſtücke du mit deinem Zauberbuche kannſt zu Wege bringen, würdeſt du lange kalt ſein. Das wurde dem Churfürſten berichtet, der ließ ſtrenge nachforſchen in Lippold's Hauſe nach dem Zauberbuche, das man endlich fand, und das, als es Leute, die deſſen Verſtand hatten, laſen, ſeine Schelmerei klar an den Tag brachte. Böſe Künſte hatte er getrieben, um den Herrn ſich ganz zu eigen zu machen, und das ganze Land zu beherrſchen, und nur des Churfürſten Gottſeligkeit hatte dem ſataniſchen Zauber widerſtanden. Lippold wurde auf dem Neumarkt hingerichtet, als aber die Flammen ſeinen Körper und das Zauberbuch verzehrten, kam unter dem Gerüſt eine große Maus hervor, und lief ins Feuer. Viele Leute hielten die Maus für Lippold's Zauberteufel.

Während der Goldſchmidt dies erzählte, hatte der Alte beide Arme auf den Tiſch geſtützt, die Hände vor's Geſicht gehalten, und geſtöhnt und geächzt, wie einer, der große unerträgliche Schmerzen leidet.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchien dagegen nicht ſonderlich auf des Goldſchmidts Worte zu achten. Er war über die Maßen freundlich, und in dem Augenblick von ganz andern Gedanken und Bildern erfüllt. Als nemlich der Goldſchmidt geendet, fragte er ſchmunzelnd mit ſüß liſpelnder Stimme: Aber ſagen Sie mir nur, mein allerwertheſter hochverehrteſter Herr Profeſſor, war denn das wirklich die Albertine Boßwinkel, die aus dem verfallenen Fenſter des Rathhaus-Thurmes mit ihren ſchönen Augen auf uns herniederblickte?

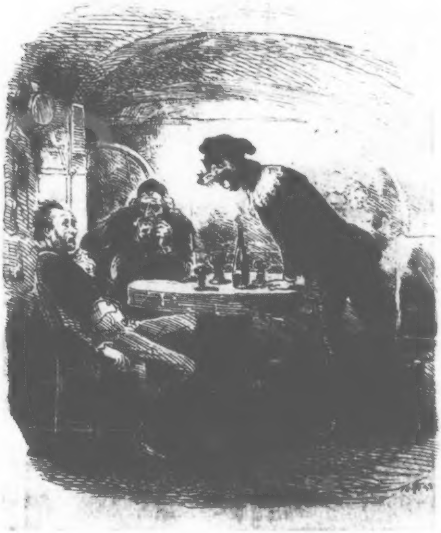
Was, fuhr ihn der Goldſchmidt wild an, was haben Sie mit der Albertine Boßwinkel?

Nun, erwiederte Tusmann kleinlaut, nun du mein lieber Himmel, das iſt ja eben diejenige holde Dame, die ich zu lieben und zu heirathen unternommen.

Herr, rief nun der Goldſchmidt blutroth im ganzen Geſicht und glühenden Zorn in den feuerſprühenden Augen, Herr, ich glaube, Sie ſind vom Teufel beſeſſen oder total wahnſinnig? Sie wollen die ſchöne blutjunge Albertine Boßwinkel heirathen? Sie alter abgelebter armſeliger Pedant? Sie, der Sie mit all' Ihrer Schulgelehrſamkeit, mit ſammt Ihrer aus dem Thomaſius geſchöpften politiſchen Klugheit nicht drei Schritt über Ihre eigne Naſe wegſehen können? — Solche Gedanken laſſen Sie ſich nur vergeben, ſonſt könnte Ihnen noch in dieſer Aequinoktial-Nacht das Genick gebrochen werden.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ſonſt ein ſanfter friedfertiger, ja furchtſamer Mann, der niemanden, wurde er auch angegriffen, ein

Univ. Bibl.
München



hartes Wort ſagen konnte. Zu ſchnöde waren aber wohl des Goldſchmidts Worte, und kam noch hinzu, daß Tusmann mehr ſtarken Wein als er gewohnt, getrunken hatte, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er, wie ſonſt niemals, zornig auffuhr, und mit gellender Stimme rief: Ich weiß gar nicht, wie Sie mir vorkommen, mein unbekannter Herr Goldſchmidt, was Sie berechtigt, mir ſo zu begegnen? — Ich glaube gar, Sie wollen mich äffen durch allerhand kindiſche Künſte, und vermeſſen ſich, die Demoiſelle Albertine Voßwinkel ſelbſt lieben zu wollen, und haben die Dame portraitirt auf Glas und mir mittelſt einer Laterna magica, die Sie unter dem Mantel verborgen, das angenehme Bildniß gezeigt am Rathhausthurm! — O mein Herr, auch ich verſtehe mich auf ſolche Dinge, und Sie verfehlen den Weg, wenn Sie glauben, mich durch Ihre Künſte, durch Ihre groben Redensarten einzuſchüchtern! —

Nehmen Sie ſich in Acht, ſprach nun der Goldſchmidt gelaſſen und ſonderbar lächelnd, nehmen Sie ſich in Acht, Tusmann, Sie haben es hier mit kurioſen Leuten zu thun.

Aber in dem Augenblick grinzte, ſtatt des Goldſchmidts, ein abſcheuliches Fuchsgeſicht den Geheimen Kanzlei-Sekretär an, der, von dem tiefſten Entſetzen erfaßt, zurückſank in den Seſſel.

Der Alte ſchien ſich über des Goldſchmidts Verwandlung weiter gar nicht zu verwundern, vielmehr hatte er auf einmal ſein mürriſches Weſen ganz verloren, und rief lachend: Sehen Sie doch, welch hübſcher Spaß; — aber das ſind brodloſe Künſte, da weiß ich beſſeres, und vermag Dinge, die Dir ſtets zu hoch geblieben ſind, Leonhard.

Laß doch ſehen, ſprach der Goldſchmidt, der nun wieder ſein menſchliches Geſicht angenommen, ſich ruhig an den Tiſch ſetzend, laß doch ſehen, was Du kannſt.

Der Alte holte einen großen ſchwarzen Rettig aus der Taſche, putzte und ſchälte ihn mit einem kleinen Meſſer, das er ebenfalls hervorgezogen, ſauber ab, zerſchnitt ihn in dünne Scheiben, und legte dieſe auf den Tiſch.

Aber ſo wie er mit geballter Fauſt auf eine Rettigſcheibe ſchlug, ſprang klappernd ein ſchön ausgeprägtes flimmerndes Goldſtück hervor, das er faßte, und dem Goldſchmidt zuwarf. Doch, ſo wie dieſer das Goldſtück auffing, zerſtäubte es in tauſend kniſternde Funken. Das ſchien den Alten zu ärgern, immer raſcher und ſtärker prägte er die Rettigſcheiben aus, immer praſſelnder zerſprangen ſie in des Goldſchmidts Hand.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ganz außer ſich betäubt von Entſetzen und Angſt; endlich raffte er ſich mit Gewalt auf aus der Ohnmacht, der er nahe war, und ſprach mit bebender Stimme: da will ich mich doch den hochzuverehrenden Herren lieber ganz gehorſamſt empfehlen; ſprang alsbald, nachdem er Hut und Stock ergriffen, ſchnell zur Thüre heraus.

Auf der Straße hörte er, wie die beiden Unheimlichen hinter ihm her eine gellende Lache aufſchlugen, vor der ihm das Blut in den Adern gefror.

Zweites Kapitel.

Worin erzählt wird, wie eines Zigarros halber, der nicht brennen wollte, ſich ein Liebesverſtändniß erſchloß, nachdem die Verliebten ſchon früher mit den Köpfen an einander gerannt.

Auf weniger verfängliche Weiſe, als der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann, hatte der junge Maler Edmund Lehſen die Bekanntſchaft des alten wunderlichen Goldſchmidts Leonhard gemacht.

Edmund entwarf gerade an einer einſamen Stelle des Thiergartens eine ſchöne Baumgruppe nach der Natur, als Leonhard zu ihm trat, und ohne Umſtände ihm über die Schulter ins Blatt hineinſah. Edmund ließ ſich gar nicht ſtören, ſondern zeichnete emſig fort, bis der Goldſchmidt rief: das iſt ja eine ganz ſonderbare Zeichnung, lieber junger Mann, das werden ja am Ende keine Bäume, das wird ja ganz etwas anders.

Merken Sie etwas, mein Herr? ſprach Edmund mit leuchtenden Blicken. Nun, fuhr der Goldſchmidt fort, ich meine, aus den dicken Blättern da kuckten allerlei Geſtalten heraus im bunteſten Wechſel, bald Genien, bald ſeltſame Thiere, bald Jungfrauen, bald Blumen. Und doch ſollte das Ganze wohl nur ſich zu jener Baumgruppe uns gegenüber geſtalten, durch die die Strahlen der Abendſonne ſo lieblich funkeln.

Ei, mein Herr, rief Edmund, Sie haben entweder einen gar tieſen Sinn, ein durchſchauendes Auge für dergleichen, oder ich war in dieſen Augenblicken glücklicher im Darſtellen meiner innerſten Empfindung, als jemals. Iſt es Ihnen nicht auch ſo, wenn Sie ſich in der Natur ganz Ihrem ſehnſüchtigen Gefühl überlaſſen, als ſchauten durch die Bäume, durch das Gebüſch, allerlei wunderbare Geſtalten Sie mit holden Augen an? — Das war es, was ich in dieſer Zeichnung recht verſinnlichen wollte, und ich merke, es iſt mir gelungen.

Ich verſtehe, ſprach Leonhard etwas kalt und trocken, Sie wollten frei von allem eigentlichen Studium ſich Raſt geben, und in einem anmuthigen Spiel Ihrer Fantaſie ſich erheitern und erkräftigen.

Keinesweges, mein Herr! erwiederte Edmund, gerade dieſe Art nach der Natur zu zeichnen, halte ich für mein beſtes, nutzenvollſtes Studiren. Aus ſolchen Studien trag' ich das wahrhaft Poetiſche, Fantaſtiſche in die Landſchaft. Dichter muß der Landſchaftsmaler eben ſo gut ſein, als der Geſchichtsmaler, ſonſt bleibt er ewig ein Stümper.

Hilf Himmel, rief Leonhard, auch Sie, lieber Edmund Lehſen —

Wie, unterbrach Edmund den Goldſchmidt, wie, Sie kennen mich, mein Herr!

Warum, erwiederte Leonhard, ſoll ich Sie denn nicht kennen? — Ich machte Ihre erſte werthe Bekanntſchaft in einem Augenblick, auf den Sie ſich wahrſcheinlich nicht ſehr deutlich beſinnen werden, nemlich, als Sie ſo eben geboren waren. Für die wenige Welterfahrung, die Sie damals beſitzen konnten, hatten Sie ſich überaus ſittig und klug betragen, Ihrer Frau Mama ungemein wenig Mühe gemacht, und ſogleich ein ſehr wohlklingendes Freudengeſchrei erhoben, auch heftig ans Tageslicht verlangt, das man Ihnen nach meinem Rath nicht verweigern durfte, da nach dem Ausſpruch der neueſten Aerzte dieſes den neugebornen Kindern nicht nur keinesweges ſchadet, ſondern vielmehr wohlthätig auf ihren Verſtand, auf ihre phyſiſchen Kräfte überhaupt wirkt. Ihr Herr Papa war auch dermaßen fröhlich, daß er auf einem Beine im Zimmer herumhopſte, und aus der Zauberflöte ſang: Bei Männern, welche Liebe fühlen ꝛc. Nachher gab er mir Ihre kleine Perſon in die Hände und bat mich, Ihr Horoskop zu ſtellen, welches ich auch that. Dann kam ich noch öfters in Ihres Vaters Haus und Sie verſchmähten nicht, manche Tüte Roſinen und Mandeln aufzunaſchen, die ich Ihnen mitbrachte. Nachher ging ich auf Reiſen, Sie mochten damals ſechs oder acht Jahr alt ſein. Dann kam ich hieher nach Berlin, ſah Sie und vernahm mit Vergnügen, daß Ihr Vater Sie aus Müncheberg hieher geſchickt, um die edle Malerkunſt zu ſtudiren, für welches Studium in Müncheberg eben nicht ſonderlicher Fond vorhanden an Bildern, Marmorn, Bronzen, Gemmen und andern bedeutenden Kunſtſchätzen. Ihre gute Vaterſtadt kann ſich darin nicht mit Rom, Florenz oder Dresden meſſen, wie vielleicht künftig Berlin, wenn funkelnagelneue Antiken aus der Tiber gefiſcht und hierher transportirt werden. —

Mein Gott, ſprach Edmund, jetzt geben mir alle Erinnerungen aus meiner früheſten Jugend lebhaft auf. Sind Sie nicht Herr Leonhard?

Allerdings, erwiederte der Goldſchmidt, heiße ich Leonhard und nicht anders, indeſſen möcht' es mich doch wundern, wenn Sie ſich aus ſo früher Zeit meiner noch erinnern ſollten.

Und doch, fuhr Edmund fort, iſt es der Fall. Ich weiß, daß ich mich jedesmal, wenn Sie in meines Vaters Hauſe erſchienen, ſehr freute, weil Sie mir allerlei Näſchereien mitbrachten, und ſich überhaupt viel mit mir abgaben, und dabei verließ mich nicht eine ſcheue Ehrfurcht, ja eine gewiſſe Angſt und Beklommenheit, die oft noch fortdauerte, wenn Sie ſchon weggegangen waren. Aber noch mehr ſind es die Erzählungen meines Vaters von Ihnen, die Ihr Andenken in meiner Seele friſch erhalten haben. Er rühmte ſich Ihrer Freundſchaft, da Sie ihn mit beſonderer Gewandtheit aus allerlei verdrießlichen Vorfällen und Verwickelungen, wie ſie im Leben wohl vorkommen, glücklich gerettet hatten. Mit Begeiſterung ſprach er aber davon, wie Sie in die tiefen geheimen Wiſſenſchaften eingedrungen, über manche verborgene Naturkraft geböten nach Willkür, und manchmal — verzeihen Sie — gab er nicht undeutlich zu verſtehen, Sie wären wohl am Ende, das Ding bei Lichte beſehen, Ahasverus, der ewige Jude! —

Warum nicht gar der Rattenfänger von Hameln, oder der Alte Ueberall und Nirgends, oder das Petermännchen, oder ſonſt ein Kobold, unterbrach der Goldſchmidt den Jüngling; aber wahr mag es ſein und ich will es gar nicht leugnen, daß es mit mir eine gewiſſe eigene Bewandtniß hat, von der ich nicht ſprechen darf, ohne Aergerniß zu erregen. Ihrem Herrn Papa habe ich in der That viel Gutes erzeigt durch meine geheimen Künſte; vorzüglich erfreute ihn gar ſehr das Horoskop, das ich Ihnen ſtellte nach Ihrer Geburt.

Nun, ſprach der Jüngling, indem hohe Röthe ſeine Wangen überflog, nun, mit dem Horoskop war es eben nicht ſo ſehr erfreulich. Mein Vater hat es mir oft wiederholt, Ihr Ausſpruch ſey geweſen, es würde was Großes aus mir werden, entweder ein großer Künſtler, oder ein großer Narr. — Wenigſtens hab' ich es aber dieſem Ausſpruch zu verdanken, daß mein Vater meiner Neigung zur Kunſt freien Lauf ließ, und glauben Sie nicht, daß Ihr Horoskop zutreffen wird?

O ganz gewiß, erwiederte der Goldſchmidt ſehr kalt und gelaſſen, es iſt gar nicht daran zu zweifeln, denn Sie ſind eben jeẓt auf dem ſchönſten Wege, ein großer Narr zu werden.

Wie, mein Herr, rief Edmund betroffen, wie mein Herr, Sie ſagen mir das ſo gerade zu ins Geſicht? Sie —

Es liegt, fiel ihm der Goldſchmidt ins Wort, nun gänzlich an Dir, der ſchlimmen Alternative meines Horoskops zu entgehen und ein tüchtiger Künſtler zu werden. Deine Zeichnungen, Deine Entwürfe, verrathen eine reiche lebendige Fantaſie, eine rege Kraft des Ausdrucks, eine kecke Gewandtheit der Darſtellung; auf dieſe Fundamente läßt ſich ein wackeres Gebäude aufführen. Laß' ab von aller modiſchen Ueberſpanntheit, und gieb Dich ganz hin dem ernſten Studium. Ich rühm' es, daß Du nach der Würde und Einfachheit der alten deutſchen Maler trachteſt, aber auch hier magſt Du ſorglich die Klippe vermeiden, an der ſo viele ſcheitern. Es gehört wohl ein tiefes Gemüth, eine Seelenkraft, die der Erſchlaffung der modernen Kunſt zu widerſtehen vermag, dazu, ganz aufzufaſſen den wahren Geiſt der alten deutſchen Meiſter, ganz einzudringen in den Sinn ihrer Gebilde. Nur dann wird ſich aus dem Innerſten heraus der Funke entzünden, und die wahre Begeiſterung Werke ſchaffen, die ohne blinde Nachahmerei eines beſſeren Zeitalters würdig ſind. Aber jeẓt meinen die jungen Leute, wenn ſie irgend ein bibliſches Bild mit klapperdürren Figuren, ellenlangen Geſichtern, ſteifen eckigten Gewändern und falſcher Perſpektive zuſammenſtoppeln, ſie hätten gemalt in der Manier der alten deutſchen hohen Meiſter. Solche geiſtestodte Nachahmler mögen dem Bauernjungen zu vergleichen ſeyn, der in der Kirche bei dem Vater-Unſer den Hut vor die Naſe hielt, ohne es auswendig beten zu können, angebend, wiſſe er auch das Gebet nicht, ſo kenne er doch die Melodie davon.

Der Goldſchmidt ſprach noch viel Wahres und Schönes über die edle Kunſt der Malerei, und gab dem künſtleriſchen Edmund weiſe vortreffliche Lehren, ſo daß dieſer, ganz durchdrungen, zuletzt fragte, wie es möglich ſey, daß Leonhard ſo viel Kenntniß habe erwerben können, ohne ſelbſt Maler zu ſeyn, und daß er ſo im Verborgenen lebe, ohne ſich Einfluß zu verſchaffen auf die Kunſtbeſtrebungen aller Art?

Ich habe, erwiederte der Goldſchmidt mit ſehr mildem ernſten Ton, ich habe Dir ſchon geſagt, daß eine lange, ja in der That ſehr wunderbar lange Erfahrung meinen Blick, mein Urtheil geſchärft hat. Was aber meine Verborgenheit betrifft, ſo bin ich mir bewußt, daß ich überall etwas ſeltſam auftreten würde, wie es nun einmal nicht nur meine ganze Organiſation, ſondern auch das Gefühl einer gewiſſen mir inwohnenden Macht gebietet, und dies könnte mein ganzes ruhiges Leben hier in Berlin verſtören. Ich gedenke noch eines Mannes, der in gewiſſer Hinſicht mein Ahnherr ſeyn könnte, und der mir ſo in Geiſt und Fleiſch gewachſen iſt, daß ich zuweilen im ſeltſamen Wahn glaube, ich ſey es eben ſelbſt. Niemanden anders meine ich, als jenen Schweizer Leonhard Turnhäuſer zum Thurm, der ums Jahr Eintauſend fünfhundert und zwei und achtzig hier in Berlin am Hofe des Churfürſten Johann George lebte. Damals war, wie Du wiſſen wirſt, jeder Chemiker ein Alchymiſt, und jeder Aſtronom ein Aſtrolog genannt, und ſo mochte Turnhäuſer auch beides ſeyn. So viel iſt indeſſen gewiß, daß Turnhäuſer die merkwürdigſten Dinge zu Stande brachte, und außerdem ſich als tüchtiger Arzt bewies. Er hatte indeſſen den Fehler, ſeine Wiſſenſchaft überall geltend machen zu wollen, ſich in alles zu miſchen, überall mit Rath und That bei der Hand zu ſeyn. Das zog ihm Haß und Neid zu, wie der Reiche, der mit ſeinem Reichthum, iſt er auch wohl erworben, eitlen Prunk treibt, ſich am erſten Feinde auf den Hals zieht. Nun begab es ſich, das man dem Churfürſten eingeredet hatte, Turnhäuſer vermöge Gold zu machen, und daß dieſer, ſey es nun, weil er ſich wirklich nicht darauf verſtand, oder weil andere Gründe ihn dazu trieben, hartnäckig verweigerte, zu laboriren. Da kamen Turnhäuſers Feinde, und redeten zum Churfürſten: Seht Ihr wohl, was das für ein verſchmitzter unverſchämter Geſelle iſt? Er prahlt mit Kenntniſſen, die er nicht beſitzt, und treibt allerlei zauberiſche Poſſen und jüdiſche Händel, die er büßen ſollte, mit ſchmachvollem Tode, wie der Jude Lippolt. Turnhäuſer war ſonſt wirklich ein Goldſchmidt geweſen, das kam heraus, und nun beſtritt man ihm vollends alle Wiſſenſchaft, die er doch ſattſam an den Tag gelegt. Man behauptete ſogar, daß er all' die ſcharfſinnigen Schriften, die bedeutungsvollen Prognoſtica, die er herausgegeben, nicht ſelbſt verfertigt, ſondern ſich habe machen laſſen von andern Leuten um baares Geld. Genug Haß, Neid, Verläumdung, brachten es dahin, daß er, um dem Schickſal des Juden Lippolt zu entgehen, in aller Stille Berlin und die Mark verlaſſen mußte. Da ſchrieen die Widerſacher, er habe ſich zum päbſtiſchen Haufen begeben, das iſt aber nicht wahr. Er ging nach Sachſen und trieb ſein Goldſchmidts-Handwerk, ohne der Wiſſenſchaft zu entſagen. —

Edmund fühlte ſich auf wunderbare Weiſe zu dem alten Goldſchmidt hingezogen, und dieſer lohnte ihm das ehrfurchtsvolle Vertrauen, wie er es gegen ihn äußerte, dadurch, daß er nicht allein in ſeinem Kunſtſtudium ſein ſtrenger, aber tief belehrender Kritiker blieb, ſondern ihm auch in Anſehung der Bereitung und Miſchung der Farben gewiſſe Geheimniſſe, die den alten Malern zu Gebote ſtanden, entdeckte, welche ſich in der Ausführung auf das herrlichſte bewährten.

So bildete ſich nun zwiſchen Edmund und dem alten Leonhard das Verhältniß, in dem der hoffnungsvolle geliebte Zögling mit dem väterlichen Lehrer und Freunde ſteht.

Bald darauf begab es ſich, daß an einem ſchönen Sommerabende bei dem Hofjäger im Thiergarten dem Commiſſionsrath Herrn Melchior Voßwinkel kein einziger von den mitgebrachten Zigarren brennen wollte. Sie hatten ſämmtlich keine Luft. Mit ſteigendem Unwillen warf der Commiſſionsrath einen nach dem andern an die Erde, und rief zuletzt: O Gott, hab' ich darum mit vieler Mühe und nicht unbedeutenden Koſten Zigarren direckte aus Hamburg verſchrieben, damit mich die ſchmählichen Dinger in meiner beſten Luſt ſtören ſollten? — Kann ich jetzt wohl auf vernünftige Weiſe die ſchöne Natur genießen, und einen nützlichen Diskurs führen? — Es iſt doch entſetzlich!

Er hatte dieſe Worte gewiſſermaßen an Edmund Lehſen gerichtet, der neben ihm ſtand, und deſſen Zigarro ganz fröhlich dampfte.

Edmund, ohne den Commiſſionsrath weiter zu kennen, zog ſogleich ſeine gefüllte Zigarrenbüchſe hervor und reichte ſie freundlich dem Verzweifelnden hin, mit der Bitte, zuzulangen, da er für die Güte und Brennbarkeit der Zigarren einſtehe, ungeachtet er ſie nicht direkte von Hamburg bekommen, ſondern aus einem Laden in der Friedrichsſtraße erkauft habe.

Der Commiſſionsrath, ganz Freude und Fröhlichkeit, langte mit einem: bitt' ganz ergebenſt, wirklich zu, und als nur kaum mit dem brennenden Fidibus berührt die feinen lichtgrauen Wolken aus dem angenehmen Glimmſtengel oder Tabacksröhrlein, wie die Puriſten den Zigarro benannt haben wollen, ſich emporkräuſelten, rief der Mann ganz entzückt: O mein werthester Herr, Sie reißen mich wirklich aus arger Verlegenheit! — Tauſend Dank dafür, und beinahe möcht' ich unverſchämt genug ſeyn, Sie, wenn dieſer Zigarro verraucht, um einen zweiten zu bitten.

Edmund verſicherte, daß er über ſeine Zigarrenbüchſe gebieten könne, und beide trennten ſich dann.

Als nun aber, da es ſchon ein wenig zu dämmern begann, Edmund den Entwurf eines Bildes im Kopfe, mithin ziemlich abweſend und die bunte Geſellſchaft nicht beachtend, ſich durch Tiſche und Stühle drängte, um ins Freie zu kommen, ſtand plötzlich der Commiſſionsrath wieder vor ihm und fragte ſehr freundlich, ob er nicht an ſeinem Tiſch Platz nehmen wolle. Im Begriff, es auszuſchlagen, weil er ſich hinausſehnte in den Wald, fiel ihm ein Mädchen ins Auge, das die Jugend, Anmuth, der Liebreiz ſelbſt, an dem Tiſche ſaß, von dem der Commiſſionsrath aufgeſtanden war.

Meine Tochter Albertine, ſprach der Commmiſſionsrath zu Edmund, der regungslos das Mädchen anſtarrte und beinahe vergaß, ſie zu begrüßen. Er erkannte auf den erſten Blick in Albertinen das bildſchöne mit der höchſten Eleganz gekleidete Frauenzimmer wieder, das er in der vorjährigen Kunſtausſtellung vor einer von ſeinen Zeichnungen antraf. Sie erklärte mit Scharfſinn der ältern Frau und den beiden jungen Mädchen, die mit ihr gekommen, den Sinn des fantaſtiſchen Gebildes, ſie ging ein auf Zeichnung, Gruppirung, ſie rühmte den Meiſter, der das Werk geſchaffen, und bemerkte, daß es ein ſehr junger hoffnungsvoller Künſtler ſeyn ſolle, den ſie wohl kennen zu lernen wünſche. Edmund ſtand dicht hinter ihr, und ſog begierig das Lob ein, das von den ſchönſten Lippen floß. Vor lauter ſüßer Angſt und bangem Herzklopfen vermochte er es nicht über ſich, hervorzutreten als Schöpfer des Bildes. — Da läßt Albertine den Handſchuh, den ſie eben von der Hand gezogen, auf die Erde fallen; ſchnell bückt ſich Edmund ihn aufzuheben, Albertine ebenfalls, beide fahren mit den Köpfen zuſammen, daß es knackt und kracht! — Herr Gott im Himmel, ruft Albertine vor Schmerz ſich den Kopf haltend.

Entſetzt prallt Edmund zurück, tritt bei dem erſten Schritt den kleinen Mops der alten Dame wund, daß er laut aufquikt, bei dem zweiten einem podagriſchen Profeſſor auf die Füße, der ein furchtbares Gebrüll erhebt und den unglücklichen Edmund zu allen tauſend Teufeln in die flammende Hölle wünſcht. Und aus allen Sälen laufen die Menſchen herbei und alle Lorgnetten ſind auf den armen Edmund gerichtet, der unter dem troſtloſen Wimmern des wunden Mopſes, unter dem Fluchen des Profeſſors, unter dem Schelten der alten Dame, unter dem Kickern und Lachen der Mädchen über und über glühend vor Schaam, ganz verzweifelt herausſtürzt, während mehrere Frauenzimmer ihre Riechfläſchchen öffnen und Albertinen die hoch aufgelaufene Stirn mit ſtarkem Waſſer reiben. —

Schon damals, in dem kritiſchen Augenblick des lächerlichen Auftritts, war Edmund, ohne doch deſſen ſich ſelbſt deutlich bewußt zu ſeyn, in Liebe gekommen, und nur das ſchmerzliche Gefühl ſeiner Tölpelei hielt ihn zurück, das Mädchen an allen Ecken und Enden der Stadt aufzuſuchen. Er konnte ſich Albertinen nicht anders denken, als mit rother wunder Stirn und den bitterſten Vorwurf, den entſchiedenſten Zorn im Geſicht, im ganzen Weſen.

Davon war aber heute nicht die mindeſte Spur anzutreffen. Zwar erröthete Albertine über und über, als ſie den Jüngling erblickte, und ſchien eben ſo ſehr außer Faſſung; als aber der Commiſſionsrath ihn um Stand und Namen fragte, fiel ſie holdlächelnd mit ſüßer Stimme ein, daß ſie ſehr irren müßte, wenn ſie nicht Herrn Lehſen vor ſich ſähe, den vortrefflichen Künſtler, deſſen Zeichnungen, deſſen Gemälde ihr tiefſtes Gemüth ergriffen.

Man kann denken, daß dieſe Worte Edmunds Inneres zündend durchfuhren wie ein elektriſcher Schlag. Begeiſtert wollte er ausbrechen in die vortrefflichſten Redensarten, der Commiſſionsrath ließ es aber nicht dazu kommen, ſondern drückte den Jüngling ſtürmiſch an die Bruſt und ſprach: Beſter! um den verſprochenen Zigarro! — Und dann weiter, während er den Zigarro, den ihm Edmund darbot, geſchickt mit dem Brennſtoff, der noch in der Nähe des eben verrauchten enthalten, anzündete: alſo ein Maler ſind Sie, und zwar ein vortrefflicher, wie meine Tochter Albertine behauptet, die ſich auf dergleichen Dinge genau verſteht. — Nun das freut mich außerordentlich, ich liebe die Malerei, oder um mit meiner Tochter Albertine zu reden, die Kunſt überhaupt ganz ungemein, ich habe einen wahren Narren daran gefreſſen! — bin auch Kenner — ja wahrhaftig ein tüchtiger Kenner von Gemälden, mir kann eben ſo wenig, als meiner Tochter Albertine, jemand ein X vor ein U machen, wir haben Augen — wir haben Augen! — Sagen Sie mir, theurer Maler, ſagen Sie mirs ehrlich ohne Scheu, nicht wahr, Sie ſind der wackre Künſtler, vor deſſen Gemälden ich täglich vorbeigehe und jedesmal ſtehen bleibe wohl einige Minuten lang, weil ich vor lauter Freude über die ſchönen Farben gar nicht loskommen kann?

Edmund begriff nicht recht, wie es der Commiſſionsrath anſtellen ſollte, täglich bei ſeinen Gemälden vorüber zu gehen, da er ſich nicht erinnern konnte, jemals Aushängeſchilder gemalt zu haben. Nach einigem Hin- und Herfragen kam es aber heraus, daß Melchior Voßwinkel nichts anders meinte, als die lackirten Theebretter, Ofenſchirme und dergleichen in dem Stobwaſſerſchen Laden unter den Linden, die er in der That jeden Morgen um eilf Uhr, wenn er bei Sala Tarone vier Sardellen gegeſſen und ein Gläschen Danziger genommen, mit wahrem Entzücken betrachtete. Dieſe Kunſtfabrikate galten ihm für das höchſte, was jemals die Kunſt geleiſtet. — Das verſchnupfte den Edmund nicht wenig, er verwünſchte den Commiſſionsrath, der mit ſeinem faden Wortſchwall ihm jede Annäherung an Albertinen unmöglich machte.

Endlich erſchien ein Bekannter des Commiſſionsraths, der ihn in ein Geſpräch zog. Dieſen Moment nutzte Edmund und ſetzte ſich hin dicht neben Albertinen, die das gar gern zu ſehen ſchien.

Jeder, der die Demoiſelle Albertine Voßwinkel kennt, weiß, daß ſie, wie geſagt, die Jugend, Schönheit und Anmuth ſelbſt iſt, daß ſie ſich, wie die Berliner Mädchen überhaupt, nach der beſten Mode ſehr geſchmackvoll zu kleiden weiß, daß ſie in der Zelterſchen Akademie ſingt, von Herrn Lauska Unterricht auf dem Fortepiano erhält, in den niedlichſten Sprüngen der erſten Tänzerin nachtanzt, ſchon eine ſchön geſtickte Tulpe nebſt diverſen Vergißmeinnicht und Veilchen zur Kunſtausſtellung geliefert hat, und, von Natur heitern aufgeweckten Temperaments, doch, zumal beim Thee, genügende Empfindſamkeit an den Tag legen kann. Jeder weiß auch endlich, daß ſie mit niedlicher, ſauberer Perlſchrift Gedichte und Sentenzen, die ihr in Göthe's, Jean Paul's und anderer geiſtreicher Männer und Frauen Schriften vorzüglich wohlgefallen, in ein Büchlein mit einem goldverzierten Maroquindeckel einträgt, und das Mir und Mich, Sie und Ihnen niemals verwechſelt.

Wohl war es natürlich, daß Albertine an der Seite des jungen Malers, dem das Entzücken der ſcheuen Liebe aus dem Herzen ſtrömte, in noch höhere als in die gewöhnliche Thee- und Vorleſe-Empfindſamkeit gerathen mußte, und daß ſie daher von Kindlichkeit, poetiſchem Gemüth, Lebenstiefe u. d. g. auf die artigſte Weiſe melodiſch liſpelnd ſprach.

Der Abendwind hatte ſich erhoben und wehte ſüße Blüthendüfte vor ſich her, und im dichten dunkeln Gebüſch duettirten zwei Nachtigallen in den zärtlichſten Liebesklagen.

Da begann Albertine aus Fouqué's Gedichten:

Ein Flüſtern, Rauſchen, Klingen,
Geht durch den Frühlingshain,
Fängt wie mit Liebesſchlingen
Geiſt, Sinn und Leben ein!

Kühner geworden in der tiefen Dämmerung, die nun eingebrochen, faßte Edmund Albertinens Hand, drückte ſie an ſeine Bruſt und ſprach weiter:

Säng' ich es nach, was leiſe
Solch ſtilles Leben ſpricht,
So ſchien' aus meiner Weiſe
Das ew'ge Liebeslicht. —

Albertine entzog ihm ihre Hand, aber nur, um ſie von dem feinen Glacé-Handſchuh zu befreien, und dann dem Glücklichen wieder zu überlaſſen, der ſie eben feurig küſſen wollte, als der Commiſſionsrath dazwiſchen fuhr: Potz tauſend, das wird kühl! — Ich wollte, ich hätt' einen Mantel oder einen Ueberrock zu mir geſteckt, oder mit mir genommen, will ich vielmehr ſagen. Hülle Dich in Deinen Shawl, Tinchen, — es iſt ein türkiſcher, beſter Maler, und koſtet 50 baare Dukaten. — Hülle Dich wohl ein, ſag' ich, Tinchen, wir wollen uns auf den Weg machen. Leben Sie wohl, mein Beſter. —

Von einem richtigen Takt getrieben, griff in dieſem Augenblick Edmund nach der Zigarrenbüchſe und bot dem Commiſſionsrath den dritten Glimmſtengel an.

O ich bitte ganz gehorſamſt, rief Poßwinkel, Sie ſind ja ein überaus artiger gefälliger Mann. Die Polizei will nicht erlauben, daß man im Thiergarten wandelnd rauche, daß man das ſchöne Gras nicht verſenge; aber deshalb ſchmeckt ein Pfeifchen oder ein Zigarro nur deſto ſchöner.

In dem Augenblick, als der Commiſſionsrath ſich der Laterne nahte, um den Zigarro anzuzünden, bat Edmund leiſe und ſcheu, Albertinen nach Hauſe begleiten zu dürfen. Sie nahm ſeinen Arm, beide ſchritten vor, und der Commiſſionsrath ſchien, als er hinantrat, es vorausgeſetzt zu haben, daß Edmund mit ihnen nach der Stadt gehen würde.

Jeder, der jung war und verliebt, oder beides noch iſt (manchem paſſirt das niemals) wird es ſich einbilden können, daß es dem Edmund an Albertinens Seite dünkte, er gehe nicht durch den Wald, ſondern ſchwebe hoch über den Bäumen im ſchimmernden Gewölk mit der Schönſten daher. —

Nach Roſalindens Ausſpruch in Shakſpeare's: Wie es Euch gefällt, ſind die Kennzeichen eines Verliebten: Eingefallene Wangen, Augen mit blauen Rändern, ein gleichgültiger Sinn, ein verwilderter Bart, loſe hängende Kniegürtel, eine ungebundene Mütze, aufgeknüpfte Aermel, nicht zugeſchnürte Schuhe und eine nachläſſige Troſtloſigkeit in allem Thun und Laſſen. Dies alles traf nun zwar bei Edmund eben ſo wenig zu, als bei dem verliebten Orlando, aber ſo wie dieſer die junge Baumzucht ruinirte, indem er den Namen Roſalinde in alle Rinden grub, Oden an Weißdornen hing und Elegien an die Brombeerſträuche; ſo verdarb Edmund eine Menge Papier, Pergament, Leinwand und Farben, ſeine Geliebte in hinlänglich ſchlechten Verſen zu beſingen und ſie zu zeichnen, zu malen, ohne ſie jemals zu treffen, da ſeine Fantaſie ſeine Kunſtfertigkeit überflügelte. Kam nun noch der ſeltſam ſomnambule Blick des Liebeskranken und ein erkleckliches Seufzen zu jeder Zeit und Stunde hinzu, ſo konnte es nicht fehlen, daß der alte Goldſchmidt den Zuſtand ſeines jungen Freundes ſehr bald errieth. Als er ihn darüber befragte, nahm Edmund gar keinen Anſtand, ihm ſein ganzes Herz zu erſchließen.

Ei, rief Leonhard, als Edmund geendet, ei Du denkſt wohl nicht daran, daß es ein ſchlimmes Ding iſt, ſich in eine Braut zu verlieben: Albertine Voßwinkel iſt ſo gut wie verſprochen an den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann.

Edmund gerieth über dieſe entſetzliche Nachricht ſogleich in ganz ungemeine Verzweiflung. Leonhard wartete ſehr ruhig den erſten Paroxismus ab und fragte dann, ob er wirklich die Demoiſelle Albertine Voßwinkel zu heirathen gedenke? Edmund verſicherte, daß die Verbindung mit Albertinen der höchſte Wunſch ſeines Lebens ſei, und beſchwor den Alten, ihm beizuſtehen mit aller Kraft, um den Geheimen Kanzlei-Sekretär aus dem Felde zu ſchlagen, und die Schönſte für ſich zu gewinnen.

Der Goldſchmidt meinte, verlieben könne ein blutjunger Künſtler ſich wohl, aber ganz unerſprießlich ſei es für denſelben, wenn er gleich ans Heirathen dächte. Eben deshalb habe auch der junge Sternbald zur Heirath ſich durchaus nicht bequemen wollen, und er ſei, ſo viel er wiſſe, bis dato unverheirathet geblieben.

Der Stich traf; denn Tieck's Sternbald war Edmund's Lieblings-Buch, und er wäre gar zu gern ſelbſt der Held des Romans geweſen. Daher kam es denn, daß er ein gar betrübtes Geſicht ſchnitt, und beinahe ausgebrochen wäre in herbe Thränen.

Nun, ſprach der Goldſchmidt, mag es kommen wie es will, den Geheimen Kanzlei-Sekretär ſchaff' ich Dir vom Halſe; in das Haus des Commiſſionsraths auf dieſe oder jene Weiſe zu dringen und dich Albertinen mehr und mehr anzunähern, das iſt Deine Sache. Uebrigens können meine Operationen gegen den Geheimen Kanzlei-Sekretär erſt in der Aequinoktial-Nacht beginnen.

Edmund war über des Goldſchmidts Zuſicherung außer ſich vor Freuden, denn er wußte, daß der Alte Wort hielt, wenn er etwas verſprach.

Auf welche Weiſe der Goldſchmidt ſeine Operationen gegen den Geheimen Kanzlei-Sekretär begann, hat der geneigte Leſer bereits im erſten Kapitel erfahren.

Drittes Kapitel.

Enthält das Signalement des Geheimen Kanzlei-Sekretärs Tusmann, ſo wie die Urſache, warum derſelbe vom Pferde des großen Kurfürſten herabſteigen mußte, nebſt andern leſenswerthen Dingen.

Eben aus dem allen, was du, mein ſehr günſtiger Leſer! über den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann bereits erfahren, magſt Du den Mann wohl ganz und gar vor Augen haben nach ſeinem ganzen Sinn und Weſen. Doch will ich, was ſein Aeußeres betrifft, noch nachbringen, daß er von kleiner Statur war, kahlköpfig, etwas krummbeinig und ziemlich grotesk im Anzuge. Zu einem altväteriſch zugeſchnittenen Rock mit unendlich langen Schößen und einem überlangen Gillet trug er lange weite Beinkleider und Schuhe, die aber im Gehen den Klang von Kourierſtiefeln von ſich gaben, wobei zu bemerken, daß er nie gemeſſenen Schrittes über die Straße ging, vielmehr in großen unregelmäßigen Sprüngen mit unglaublicher Schnelligkeit forthüpfte, ſo daß oben beſagte Schöße vom Winde erfaßt ſich ausbreiteten wie ein Paar Flügel. Ungeachtet in ſeinem Geſicht etwas unbeſchreiblich drolliges lag, ſo mußte das ſehr gutmüthige Lächeln, das um ſeinen Mund ſpielte, doch jeden für ihn einnehmen, ſo daß man ihn lieb gewann, während man über ſeine Pedanterie, über ſein linkiſches Benehmen, das ihn der Welt entfremdete, von Herzen lachte. Seine Hauptleidenſchaft war — Leſen! — Er ging nie aus, ohne beide Rocktaſchen voll Bücher geſtopft zu haben. Er las wo er ging und ſtand, auf dem Spaziergange, in der Kirche, in dem Kaffeehauſe, er las ohne Auswahl alles was ihm vorkam, wiewohl nur aus der ältern Zeit, da ihm das Neue verhaßt war. So ſtudirte er heute auf dem Kaffeehauſe ein algebraiſches Buch, morgen das Cavallerie-Reglement Friedrich Wilhelms des erſten, und dann das merkwürdige Buch: Cicero, als großer Windbeutel und Rabuliſt dargeſtellt in zehn Reden, aus dem Jahre 1720. Dabei war Tusmann mit einem ungeheuren Gedächtnißvermögen begabt. Er pflegte alles, was ihm bei dem Leſen eines Buchs auffiel, zu zeichnen und dann das Gezeichnete wieder zu durchlaufen, welches er nun nie wieder vergaß. Daher kam es, daß Tusmann ein Polyhiſtor, ein lebendiges Converſations-Lexikon wurde, das man aufſchlug, wenn es auf irgend eine hiſtoriſche oder wiſſenſchaftliche Notiz ankam. Traf es ſich ja etwa einmal, daß er eine ſolche Notiz nicht auf der Stelle zu geben vermochte, ſo ſtöberte er ſo lange unermüdet in allen Bibliotheken umher, bis er das, was man zu wiſſen verlangte, aufgefunden, und rückte dann mit der verlangten Auskunft ganz fröhlich heran. Merkwürdig war es, daß er in Geſellſchaft leſend und ſcheinbar ganz in ſein Buch vertieft, doch alles vernahm was man ſprach. Oft fuhr er mit einer Bemerkung dazwiſchen, die ganz an ihrem Orte ſtand, und wurde irgend etwas witziges, humoriſtiſches vorgebracht, gab er, ohne von dem Buche aufzublicken, durch eine kurze Lache im höchſten Tenor ſeinen Beifall zu erkennen.

Der Commiſſionsrath Voßwinkel war mit dem Geheimen Kanzlei-Sekretär zuſammen auf der Schule im grauen Kloſter geweſen, und von dieſer Schulkameradſchaft ſchrieb ſich die enge Verbindung her, in welcher ſie geblieben. Tusmann ſah Albertinen aufwachſen und hatte ihr wirklich an ihrem zwölften Geburtstage, nachdem er ihr ein duftendes Blumenbouquet, das der berühmteſte Kunſtgärtner in Berlin ſelbſt mit Geſchmack geordnet, überreicht, zum erſtenmal die Hand geküßt mit einem Anſtande, mit einer Galanterie, die man ihm gar nicht hätte zutrauen ſollen. Von dieſem Augenblick an entſtand bei dem Commiſſionsrath der Gedanke, daß ſein Schulfreund wohl Albertinen heirathen könne. Er meinte, ſo würde Albertinens Verheirathung, die er wünſchte, am wenigſten Umſtände machen und der genügſame Tusmann ſich auch mit einem geringen Heirathsgut abfinden laſſen. Der Commiſſionsrath war über die Maßen bequem, fürchtete ſich vor jeder neuen Bekanntſchaft und hielt dabei als Commiſſionsrath das Geld viel mehr zu Rathe als nöthig. An Albertinens achtzehntem Geburtstage eröffnete er dieſen Plan, den er ſo lange für ſich behalten, dem Geheimen Kanzlei-Sekretär. Der erſchrak erſt darüber gewaltig. Er vermochte den kühnen Gedanken zur Ehe zu ſchreiten, und noch dazu mit einem blutjungen bildſchönen Mädchen gar nicht zu ertragen. Nach und nach gewöhnte er ſich daran, und als ihm eines Tages auf des Commiſſionsraths Veranlaſſung Albertine eine kleine Börſe, die ſie ſelbſt in den anmuthigſten Farben geſtrickt, überreichte und ihn dabei mit: Lieber Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär anredete, entzündete ſich ſein Inneres ganz und gar in Liebe zu der Holden. Er erklärte ſofort insgeheim dem Commiſſionsrath, daß er

Albertinen zu heirathen geſonnen, und da dieſer ihn als ſeinen Schwiegerſohn umarmte, ſah er ſich als Albertinens Bräutigam an, wiewohl der kleine Umſtand vielleicht noch zu berückſichtigen geweſen wäre, daß Albertine von dem ganzen Handel zur Zeit auch nicht ein Sterbenswörtchen wußte, ja wohl nicht gut eine Ahnung davon haben konnte.

Am frühſten Morgen, als in der Nacht vorher ſich das ſeltſame Abentheuer am Rathhausthurme und in der Weinſtube auf dem Alexanderplatz begeben, ſtürzte der Geheime Kanzlei-Sekretär bleich und entſtellt in des Commiſſionsraths Zimmer. Der Commiſſionsrath erſchrak nicht wenig, da Tusmann noch niemals ihn um dieſe Zeit beſucht hatte, und ſein ganzes Weſen irgend ein unglückliches Ereigniß zu verkünden ſchien.

„Geheimer! (ſo pflegte der Commiſſionsrath den Geheimen Kanzlei-Sekretär abgekürzt zu benennen) Geheimer! wo kommſt Du her? wie ſiehſt Du aus? was iſt geſchehen?“

So rief der Commiſſionsrath, aber Tusmann warf ſich erſchöpft in den Lehnſeſſel, und erſt, nachdem er ein paar Minuten Athem geſchöpft, begann er mit fein wimmernder Stimme:

„Commiſſionsrath, wie Du mich hier ſiehſt in dieſen Kleidern, mit der politiſchen Klugheit in der Taſche, komme ich her aus der Spandauer Straße, wo ich die ganze Nacht auf und ab gerannt ſeit geſtern Punkt zwölf Uhr! — Nicht mit einem Schritt bin ich in mein Haus gekommen, kein Bette habe ich geſehen, kein Auge zugethan!“ —

Und nun erzählte Tusmann dem Commiſſionsrath genau, wie ſich in der abgewichenen Nacht alles begeben von dem erſten Zuſammentreffen mit dem fabelhaften Goldſchmidt an, bis zu dem Augenblick, als er entſetzt über das tolle Treiben der unheimlichen Schwarzkünſtler aus dem Weinhauſe herausſtürzte.

„Geheimer,“ rief der Commiſſionsrath, „Du haſt Deiner Gewohnheit zuwider ſtarkes Getränk zu Dir genommen am ſpäten Abend und verfielſt nachher in wunderliche Träume.“

„Was ſprichſt Du,“ erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, „was ſprichſt Du Commiſſionsrath? — Geſchlafen, geträumt ſollt' ich haben? Meinſt Du, daß ich nicht wohl unterrichtet bin über den Schlaf und den Traum? Ich will Dirs aus Nudows Theorie des Schlafes beweiſen, was Schlaf heißt, und daß man ſchlafen kann ohne zu träumen, weshalb denn auch der Prinz Hamlet ſagt: Schlafen, vielleicht auch träumen. Und was es mit dem Traume für eine Bewandtniß hat, würdeſt Du eben ſo gut wiſſen als ich, wenn Du das Somnium Scipionis geleſen hätteſt und Artemidori berühmtes Werk von Träumen, und das Frankfurter Traumbüchlein. Aber Du lieſeſt nichts und daher ſchießeſt Du fehl überall auf ſchnöde Weiſe."

Nun, nun Geheimer, nahm der Commiſſionsrath das Wort, ereifre Dich nur nicht; ich will Dirs ſchon glauben, daß Du geſtern Dich bereden ließeſt, etwas über die Schnur zu hauen und unter ſchadenfrohe Taſchenſpieler gerietheſt, die Unfug mit Dir trieben, als der Wein Dir zu ſehr geſchmeckt hatte. Aber ſage mir Geheimer, als Du nun glücklich zur Thüre heraus wareſt, warum in aller Welt gingſt Du nicht gerade zu nach Hauſe, warum triebſt Du Dich auf der Straße umher?

O Commiſſionsrath, lamentirte der Geheime Kanzlei-Sekretär, o theurer Commiſſionsrath, getreuer Schulkamerad aus dem grauen Kloſter! — Inſultire mich nicht mit ſchnöden Zweifeln, ſondern vernimm ruhig, daß der tolle unſelige Teufelsſpuk erſt recht losging, da ich mich auf der Straße befand. Als ich nämlich an das Rathhaus komme, bricht durch alle Fenſter helles blendendes Kerzenlicht und eine luſtige Tanzmuſik mit der Janitſcharen-, oder richtiger geſprochen, Jenjitſcherik-Trommel ſchallt herab. Ich weiß ſelbſt nicht wie es geſchah, daß, ungeachtet ich mich nicht einer ſonderlichen Größe erfreue, ich doch auf den Zehen mich ſo hoch aufzurichten vermochte, daß ich in die Fenſter hineinſchauen konnte. Was ſehe ich! — O du gerechter Schöpfer im Himmel! — wen erblicke ich! — niemanden anders als Deine Tochter, die Demoiſelle Albertine Boßwinkel, welche im ſauberſten Brautſchmuck mit einem jungen Menſchen unmäßig walzt. Ich klopfe ans Fenſter, ich rufe: Wertheſte Demoiſelle Albertine Boßwinkel, was thun Sie, was beginnen Sie hier in ſpäter Nacht! — Aber da kommt eine niederträchtige Menſchenſeele die Königsſtraße herab, reißt mir im Vorbeigehen beide Beine unterm Leibe weg, und rennt damit laut lachend ſpornſtreichs fort. Ich armer Geheimer Kanzlei-Sekretär plumpe nieder in den ſchnöden Gaſſenkoth, ich ſchreie: Nachtwächter — hochlöbliche Polizei — verehrbare Patrouille — — lauft herbei — lauft herbei —

haltet den Dieb, haltet den Dieb! er hat mir meine Beine geſtohlen! Aber oben im Rathhauſe iſt alles plötzlich ſtill und finſter geworden, und meine Stimme verhallt unvernommen in den Lüften! — Schon will ich verzweifeln, als der Menſch zurückkehrt, und wie raſend vorbeilaufend mir meine Beine ins Geſicht wirft. Nun raffe ich mich, ſo ſchnell es in der totalen Beſtürzung gehen will, vom Boden auf, renne in die Spandauer Straße hinein. Aber ſo wie ich, den herausgezogenen Hausſchlüſſel in der Hand, an meine Hausthür gelange, ſtehe ich — ja ich ſelbſt — ſchon vor derſelben und ſchaue mich wild an mit denſelben großen ſchwarzen Augen, wie ſie in meinem Kopf befindlich. Entſetzt pralle ich zurück und auf einen Mann zu, der mich mit ſtarken Armen umfaßt. An dem Spieß, den er in der Hand trägt, gewahre ich, daß es der Nachtwächter iſt. Getröſtet ſpreche ich, theurer Nachtwächter, Herzensmann, treiben Sie mir doch gefälligſt den Filu von Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann dort von der Thüre weg, damit der ehrliche Kanzlei-Sekretär Tusmann, der ich ſelbſt bin, in ſeine Wohnung hinein kann. „Ich glaube, Ihr ſeid beſeſſen, Tusmann!“ So ſchnarcht mich der Mann an mit hohler Stimme und ich merke, daß es nicht der Nachtwächter, nein, daß es der furchtbare Goldſchmidt iſt, der mich umfaßt hält. Da übernimmt mich die Angſt, die kalten Schweißtropfen ſtehen mir auf der Stirne, ich ſpreche: mein verehrungswürdiger Herr Profeſſor, verübeln Sie es mir doch nur ja nicht, daß ich Sie in der Finſterniß für den Nachtwächter gehalten. O Gott! nennen Sie mich wie Sie wollen, nennen Sie mich auf die ſchnödeſte Weiſe — Monſieur Tusmann oder gar, mein Lieber, traktiren Sie mich barbariſch per Ihr, wie Sie es ſo eben zu thun belieben, alles, alles will ich mir gefallen laſſen, nur befreien Sie mich von dieſem entſetzlichen Spuk, welches ganz in Ihrer Macht ſteht. „Tusmann,“ beginnt der ſchnöde Schwarzkünſtler, mit ſeiner fatalen hohlen Stimme, „Tusmann, Ihr ſollt fortan unangetaſtet bleiben, wenn Ihr hier auf der Stelle ſchwört, an die Heirath mit der Albertine Boßwinkel gar nicht mehr zu denken.“ Commiſſionsrath, du kannſt es dir vorſtellen, wie mir zu Muthe wurde bei dieſer abſcheulichen Propoſition. Allerliebſter Herr Profeſſor, bitte ich, Sie greifen mir ans Herz, daß es blutet. Das Walzen iſt ein häßlicher, unanſtändiger Tanz, und eben walzte die Demoiſelle Albertine Boßwinkel, und noch dazu als meine Braut, mit einem jungen Menſchen auf eine Weiſe, daß mir Hören und Sehen verging; doch kann ich indeſſen von der Schönſten nicht laſſen, nein ich kann nicht von ihr laſſen. Kaum habe ich aber dieſe Worte ausgeſprochen, als mir der verruchte Goldſchmidt einen Stoß giebt, daß ich mich ſofort zu drehen beginne. Und wie von unwiderſtehlicher Gewalt gehetzt, walze ich die Spandauer Straße auf und ab, und halte in meinen Armen ſtatt der Dame einen garſtigen Beſenſtiel, der mir das Geſicht zerkratzt, während unſichtbare Hände mir den Rücken zerbläuen, und um mich her wimmelt es von Geheimen Kanzlei-Sekretären Tusmanns, die mit Beſenſtielen walzen. Endlich ſinke ich erſchöpft, ohnmächtig nieder. Der Morgen dämmert mir in die Augen, ich ſchlage ſie auf und — Commiſſionsrath, entſetze dich mit mir, fall' in Ohnmacht, Schulkamerad! — und finde mich wieder ſitzend hoch oben auf dem Pferde vor dem großen Churfürſten, mein Haupt an ſeine kalte eherne Bruſt gelehnt. Zum Glück ſchien die Schildwache eingeſchlafen, ſo daß ich unbemerkt mit Lebensgefahr hinabklettern und mich davon machen konnte. Ich rannte nach der Spandauer Straße, aber mich überfiel auf's neue unſinnige Angſt, die mich dann endlich zu Dir trieb.

Geheimer, nahm nun der Commiſſionsrath das Wort, Geheimer, und Du vermeineſt, daß ich all' das tolle abgeſchmackte Zeug glauben ſoll, was du da verbringſt? — Hat man jemals von ſolchen Zauberpoſſen gehört, die ſich hier in unſerm guten aufgeklärten Berlin ereignet haben ſollten?

Siehſt Du, erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, ſiehſt Du nun wohl Commiſſionsrath, in welche Irrthümer Dich der Mangel aller Lektüre ſtürzt? Hätteſt Du wie ich Haftitii, des Rektors beider Schulen zu Berlin und Cölln an der Spree, Microchronicon marchicum geleſen, ſo würdeſt Du wiſſen, daß ſich ſonſt noch ganz andere Dinge begeben haben. — Commiſſionsrath, am Ende glaube ich ſchier, daß der Goldſchmidt der verruchte Satan ſelbſt iſt, der mich foppt und neckt.

Ich bitte Dich, ſprach der Commiſſionsrath, ich bitte Dich, Geheimer, bleibe mir vom Leibe mit den dummen abergläubiſchen Poſſen. Beſinne Dich! — nicht wahr, Du hatteſt Dich berauſcht und ſtiegſt im Uebermuth der Betrunkenheit zum großen Churfürſten hinauf? —

Dem Geheimen Kanzlei-Sekretär traten die Thränen in die Augen über Boßwinkels Verdacht, den er ſich bemühte, mit aller Kraft zu widerlegen.

Der Commiſſionsrath wurde ernſter und ernſter. Endlich als der Geheime Kanzlei-Sekretär nicht aufhörte zu betheuern, daß ſich wirklich alles ſo begeben wie er es erzählt, begann er: hör' einmal, Geheimer, je mehr ich darüber nachdenke, wie Du mir den Goldſchmidt und den alten Juden, mit denen Du ganz Deiner ſonſt ſittigen und frugalen Lebensart zuwider, in ſpäter Nacht zechteſt, beſchrieben, deſto klarer wird es mir, daß der Jude unbezweifelt mein alter Manaſſe iſt, und daß der ſchwarzkünſtleriſche Goldſchmidt niemand anders ſeyn kann, als der Goldſchmidt Leonhard, der ſich zuweilen in Berlin ſehen läßt. Nun habe ich zwar nicht ſo viel Bücher geleſen als du Geheimer, deſſen bedarf es aber auch nicht, um zu wiſſen, daß beide, Manaſſe und Leonhard, einfache ehrliche Leute ſind und nichts weniger als Schwarzkünſtler. Es wundert mich ganz ungemein, daß Du, Geheimer, der Du doch in den Geſetzen erfahren ſeyn ſollteſt, nicht weißt, daß der Aberglaube auf das ſtrengſte verboten iſt und ein Schwarzkünſtler nimmer mehr von der Regierung einen Gewerbſchein erhalten würde, auf deſſen Grund er ſeine Kunſt treiben dürfte. — Höre, Geheimer, ich will nicht hoffen, daß der Verdacht gegründet iſt, der in mir aufſteigt! — Ja! — ich will nicht hoffen, daß Du die Luſt verloren haſt zur Heirath mit meiner Tochter? — daß Du nun Dich hinter allerlei tolles Zeug verbergen, mir ſeltſame Dinge vorfabeln, daß Du ſagen willſt: Commiſſionsrath, wir ſind geſchiedene Leute, denn heirathe ich Deine Tochter, ſo ſtiehlt mir der Teufel die Beine weg und zerbläut mir den Rücken! Geheimer, es wäre arg, wenn Du ſo mit Lug und Trug umgehen ſollteſt.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär gerieth ganz außer ſich über des Commiſſionsrathes ſchlimmen Verdacht. Er betheuerte einmal übers andere, daß er die Demoiſelle Albertine ganz ungemeſſen liebe, daß er ein zweiter Leander, ein zweiter Troilus in den Tod gehen für ſie und ſich daher als ein unſchuldiger Märtyrer vom leidigen Satan ſattſam zerbläuen laſſen wolle, ohne ſeiner Liebe zu entſagen.

Während dieſer Betheurungen des Geheimen Kanzlei-Sekretärs klopfte es ſtark an die Thür und hinein trat der alte Manaſſe, von dem der Commiſſionsrath vorher geſprochen.

So wie Tusmann den Alten erblickte, rief er: O du Herr des Himmels, das iſt ja der alte Jude, der geſtern aus dem Rettig Goldſtücke prägte und dem Goldſchmidt ins Geſicht warf! — Nun wird auch wohl gleich der alte verruchte Schwarzkünſtler hereintreten!

Er wollte ſchnell zur Thüre hinaus, der Commiſſionsrath hielt ihn aber feſt, indem er ſprach: nun werden wir ja gleich hören.

Dann wandte der Commiſſionsrath ſich zu dem alten Manaſſe und erzählte, was Tusmann von ihm behauptet und was ſich zur Nachtzeit in der Weinſtube auf dem Alexanderplatz zugetragen haben ſollte.

Manaſſe lächelte den Geheimen Kanzlei-Sekretär von der Seite hämiſch an und ſprach: Ich weiß nicht, was der Herr will, der Herr kam geſtern ins Weinhaus mit dem Goldſchmidt Leonhard, eben als ich mich erquickte mit einem Glaſe Wein nach mühſeligem Geſchäft, das bis beinahe Mitternacht gedauert. Der Herr trank über den Durſt, konnte nicht auf den Füßen ſtehn und taumelte hinaus auf die Straße.

Siehſt Du wohl, rief der Commiſſionsrath, ſiehſt Du wohl, Geheimer, ich hab' es gleich gedacht. Das kommt von dem abſcheulichen Saufen, das Du laſſen mußt ganz und gar, wenn Du meine Tochter heiratheſt.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär, ganz vernichtet von dem unverdienten Vorwurf, ſank athemlos in den Lehnſeſſel, ſchloß die Augen und quäckte auf unverſtändliche Weiſe.

Da haben wirs, ſprach der Commiſſionsrath, erſt die Nacht durchſchwärmt und dann matt und elend.

Aller Proteſtationen ungeachtet mußte Tusmann es leiden, daß der Commiſſionsrath ein weißes Tuch um ſein Haupt band und ihn in eine herbeigerufene Droſchke packte, in der er fortrollte nach der Spandauer Straße.

Was bringen Sie neues, Manaſſe, fragte der Commiſſionsrath nun den Alten.

Manaſſe ſchmunzelte freundlich und meinte, daß der Commiſſionsrath wohl nicht ahnen werde, welches Glück er ihm zu verkünden gekommen.

Als der Commiſſionsrath eifrig weiter forſchte, eröffnete ihm Manaſſe, daß ſein Neffe Benjamin Dümmerl, der ſchöne junge Mann, der Beſitzer von beinahe einer Million, den man ſeiner unglaublichen Verdienſte halber in Wien baroniſirt, der nicht längſt aus Italien zurückgekehrt — ja! daß dieſer Neffe ſich plötzlich in die Demoiſelle Albertine ſterblich verliebt habe und ſie zur Frau begehre.

Den jungen Baron Dümmerl ſieht man häufig im Theater, wo er ſich in einer Loge des erſten Rangs brüſtet, noch häufiger in allen nur möglichen Konzerten; jeder weiß daher, daß er lang und mager iſt wie eine Bohnenſtange, daß er im ſchwarzgelben Geſicht von pechſchwarzen krauſen Haaren und Backenbart beſchattet, im ganzen Weſen den ausgeſprochenſten Charakter des Volks aus dem Orient trägt, daß er nach der letzten bizarrſten Mode der engliſchen Stutzer gekleidet geht, verſchiedene Sprachen in gleichem Dialekt unſerer Leute ſpricht, die Violine kratzt, auch wohl das Piano hämmert, miſerable Verſe zuſammenſtoppelt, ohne Kenntniß und Geſchmack den äſthetiſchen Kunſtrichter ſpielt und den litterariſchen Mäzen gern ſpielen möchte, ohne Geiſt witzig und ohne Witz geiſtreich ſeyn will, dummdreiſt, vorlaut, zudringlich, kurz, nach dem derben Ausdruck derjenigen verſtändigen Leute, denen er gar zu gern ſich annähern möchte — ein unausſtehlicher Bengel iſt. Kommt nun noch hinzu, daß trotz ſeines vielen Geldes aus Allem, was er beginnt, Geldſucht und eine ſchmutzige Kleinlichkeit hervorblickt, ſo kann es nicht anders geſchehen, als daß ſelbſt niedere Seelen, die ſonſt vor dem Mammon ſich beugen, ihn bald einſam ſtehen laſſen.

Dem Commiſſionsrath fuhr nun freilich in dem Augenblick, wo Manaſſe ihm die Abſicht ſeines liebenswürdigen Neffen kund that, ſehr lebhaft der Gedanke an die halbe Million, die Benſchchen wirklich beſaß, durch den Kopf, aber auch zugleich kam ihm das Hinderniß ein, welches ſeiner Meinung nach die Sache ganz unmöglich machen müßte.

Lieber Manaſſe, begann er, Sie bedenken nicht, daß Ihr werther Herr Neveu von altem Glauben iſt und — Ei, unterbrach ihn Manaſſe, ei Herr Commiſſionsrath, was thut das? — Mein Neffe iſt nun einmal verliebt in Ihre Demoiſelle Tochter und will ſie glücklich machen, auf ein paar Tropfen Waſſer wird es ihm daher wohl nicht ankommen, er bleibt ja doch derſelbe. Ueberlegen Sie ſich die Sache, Herr Commiſſionsrath, in ein Paar Tagen komm ich wieder mit meinem kleinen Baron und hole mir Beſcheid.

Damit ging Manaſſe von dannen.

Der Commiſſionsrath fing ſofort an zu überlegen. Trotz ſeiner gränzenloſen Habſucht, ſeiner Charakter- und Gewiſſenloſigkeit, empörte ſich doch ſein Inneres, wenn er ſich lebhaft Albertinens Verbindung mit dem widerwärtigen Benſch vorſtellte. In einem Anfall von Rechtlichkeit beſchloß er dem alten Schulkameraden Wort zu halten.

Viertes Kapitel.

Handelt von Porträts, grünen Geſichtern, ſpringenden Mäuſen und jüdiſchen Fluchen.

Bald, nachdem ſie bei dem Hofjäger mit Edmund Lehſen bekannt geworden, fand Albertine, daß des Vaters großes, in Oel gemaltes Bildniß, welches in ihrem Zimmer hing, durchaus unähnlich und auf unausſtehliche Weiſe geklext ſey. Sie bewies dem Commiſſionsrath, daß, ungeachtet mehrere Jahre darüber vergangen, als er gemalt worden, er doch noch in dieſem Augenblicke viel jünger und hübſcher ausſehe, als ihn der Maler damals aufgefaßt, und tadelte vorzüglich den finſtern, mürriſchen Blick des Bildes, ſo wie die altfränkiſche Tracht und das unnatürliche Roſenbouquet, welches der Commiſſionsrath auf dem Bilde ſehr zierlich zwiſchen zwei Fingern hielt, an denen ſtattliche Brillantringe prangten.

Albertine ſprach ſo viel und ſo lange über das Bild, daß der Commiſſionsrath zuletzt ſelbſt fand, das Gemälde ſei abſcheulich und nicht begreifen konnte, wie der ungeſchickte Maler ſeine liebenswürdige Perſon in ſolch' ein häßliches Zerrbild habe umwandeln können. Und je länger er das Porträt anblickte, deſto mehr ereiferte er ſich über die fatale Sudelei; er beſchloß das Bild herunter zu nehmen und in die Polterkammer zu werfen.

Da meinte nun Albertine, das ſchlechte Bild verdiene dies wohl, indeſſen habe ſie ſich ſo daran gewöhnt, Väterchens Bildniß in ihrem Zimmer zu haben, daß die leere Wand ſie gänzlich ſtören würde in all' ihrem Thun. Kein anderer Rath ſey vorhanden, Väterchen müſſe ſich noch einmal malen laſſen von einem geſchickten, im genauen Treffen glücklichen Künſtler und dieſer dürfe kein anderer ſeyn, als der junge Edmund Lehſen, der ſchon die ſchönſten, wohlgetroffenſten Bildniſſe gemalt.

Tochter, fuhr der Commiſſionsrath auf, Tochter, was verlangſt du! Die jungen Künſtler kennen ſich nicht vor Stolz und Uebermuth, wiſſen gar nicht, was ſie für ihre geringen Arbeiten an Geld fordern ſollen, ſprechen von nichts anderm als blanken Friedrichsd'oren, ſind mit dem ſchönſten Courant, ſollten es ſogar neue Thalerſtücke ſeyn, nicht zufrieden!

Albertine verſicherte dagegen, daß Lehſen, da er die Malerei mehr aus Neigung als aus Bedürfniß treibe, gewiß ſich ſehr billig finden laſſen würde, und mahnte den Commiſſionsrath ſo lange, bis er ſich entſchloß, zu Lehſen hinzugehen, und mit ihm über das Gemälde zu ſprechen.

Man kann denken, mit welcher Freude Edmund ſich bereit erklärte, den Commiſſionsrath zu malen, und zum hohen Entzücken ſtieg dieſe Freude, als er vernahm, daß Albertine den Commiſſionsrath auf den Gedanken gebracht, ſich von ihm malen zu laſſen. Er ahnte richtig, daß Albertine auf dieſe Weiſe ihm die Annäherung an ſie verſtatten wollen. Ganz natürlich war es auch, daß Edmund, als der Commiſſionsrath etwas ängſtlich von dem zu bezahlenden Preiſe des Gemäldes ſprach, verſicherte, daß er durchaus gar kein Honorar nehmen werde, ſondern ſich glücklich ſchätze, durch ſeine Kunſt Eingang zu finden in das Haus eines ſo vortrefflichen Mannes als der Commiſſionsrath ſey.

Gott! begann der Commiſſionsrath im tiefſten Erſtaunen, was höre ich? — beſter Herr Lehſen — gar kein Geld, gar keine Friedrichsd'ore für Ihr Bemühen? — nicht einmal eine Entſchädigung für verbrauchte Leinwand und Farben in gutem Courant?

Edmund meinte lächelnd, dieſe Auslage ſey zu unbedeutend, als daß davon nur im mindeſten die Rede ſeyn könne.

Aber, fiel der Commiſſionsrath kleinlaut ein, aber Sie wiſſen vielleicht nicht, daß hier von einem Knieſtück in Lebensgröße — Das ſey alles gleich, erwiederte Lehſen.

Da drückte ihn der Commiſſionsrath ſtürmiſch an die Bruſt und rief, indem ihm die Thränen vor inniger Rührung in die Augen traten: O Gott im Himmel! — giebt es denn auf dieſer im Argen liegenden Welt noch ſolche erhabene uneigennützige Menſchenſeelen! —

Erſt die Zigarren, dann das Gemälde! — Sie ſind ein vortrefflicher Mann oder Jüngling vielmehr, beſter Herr Lehſen, in Ihnen wohnt deutſche Tugend und Biederkeit, von der, wie ſie zu unſerer Zeit aufgeblüht ſeyn ſoll, in mehreren Schriften viel angenehmes zu leſen. Doch glauben Sie mir, ungeachtet ich Commiſſionsrath bin und mich durchaus franzöſiſch kleide, dennoch hege ich gleichen Sinn, weiß Ihren Edelmuth zu ſchätzen, und bin uneigennützig und gaſtfrei wie einer. —

Die ſchlaue Albertine hatte die Art, wie ſich Edmund bei des Commiſſionsrathes Antrag nehmen würde, vorausgeſehen. Ihre Abſicht war erreicht. Der Commiſſionsrath ſtrömte über vom Lobe des vortrefflichen Jünglings, der entfernt ſey von jeder gehäſſigen Habſucht, und ſchloß damit, daß, da junge Leute, vorzüglich Maler, immer etwas fantaſtiſches, romanhaftes in ſich trügen, viel auf verwelkte Blumen, Bänder, die an ein hübſches Mädchen geheftet geweſen, hielten, über irgend ein von ſchönen Händen verfertigtes Fabrikat aber ganz außer ſich gerathen könnten, Albertine dem Edmund ja ein Geldbeutelchen häkeln möchte, und, ſey es ihr nicht unangenehm, ſogar eine Locke von ihrem ſchönen kaſtanienbraunen Haar hinein thun, ſo aber jede etwanige Verpflichtung gegen Lehſen quitt machen könne. Er erlaube das ausdrücklich und wolle es ſchon bei dem Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann verantworten.

Albertine, noch immer nicht von des Commiſſionsraths Abſichten und Plänen unterrichtet, verſtand nicht, was er mit dem Tusmann wollte, und fragte auch weiter nicht darnach.

Noch denſelben Abend ließ Edmund ſeine Malergeräthſchaften ins Haus des Commiſſionsraths tragen, und am andern Morgen fand er ſich ein zur erſten Sitzung.

Er bat den Commiſſionsrath, ſich im Geiſt in den heiterſten, frohſten Moment ſeines Lebens zu verſetzen, etwa wie ihm ſeine verſtorbene Gattin zum erſtenmal ihre Liebe verſichert, oder wie ihm Albertine geboren, oder wie er vielleicht einen verloren geglaubten Freund unvermuthet wieder geſehen. —

Halt, rief der Commiſſionsrath, halt Herr Lehſen, vor ungefähr drei Monaten erhielt ich den Aviſo aus Hamburg, daß ich in der dortigen Lotterie einen bedeutenden Gewinnſt gemacht. — Mit dem offnen Briefe in der Hand lief ich zu meiner Tochter! — Einen froheren Augenblick habe ich in meinem Leben nicht gehabt; wählen wir alſo denſelben, und damit mir und Ihnen alles beſſer vor Augen komme, will ich den Brief holen und ihn wie damals offen in der Hand halten.

Edmund mußte den Commiſſionsrath wirklich in dieſer Stellung malen, auf den offnen Brief aber ganz deutlich und leſerlich deſſen Inhalt hinſchreiben:

Ew. Wohlgeb. habe ich die Ehre zu avertiren u. ſ. w.

Auf einem kleinen Tiſch daneben mußte (ſo wollt' es der Commiſſionsrath) das geöffnete Couvert liegen, ſo daß man die Aufſchrift:

Des Herrn Commiſſionsraths, Stadtverordneten und
Feuerherrn Melchior Voßwinkel, Wohlgeboren
zu
Berlin

deutlich leſen konnte und auch das Poſtzeichen: Hamburg durfte Edmund nicht vergeſſen nach dem Leben zu copiren. Edmund malte übrigens einen ſehr hübſchen, freundlichen, ſtattlich gekleideten Mann, der in der That einige entfernte Züge von dem Commiſſionsrath im Geſichte trug, ſo daß jeder, der jenes Brief-Couvert las, unmöglich in der Perſon irren konnte, welche das Bild vorſtellen ſollte.

Der Commiſſionsrath war ganz entzückt über das Bild. Da ſehe man, ſprach er, wie ein geſchickter Maler die anmuthigen Züge eines hübſchen Mannes, ſey er auch ſchon etwas in die Jahre gekommen, aufzufaſſen wiſſe, und nun erſt merke er, was der Profeſſor gemeint, den er einmal in der Humanitäts-Geſellſchaft behaupten gehört, daß ein gutes Portrait zugleich ein tüchtiges hiſtoriſches Bild ſeyn müſſe. Blicke er nämlich ſein Bildniß an, ſo falle ihm jedesmal die angenehme Hiſtorie von dem gewonnenen Lotterieloos ein und er verſtehe das liebenswürdige Lächeln ſeines Ichs, das ſich auf ſeinem eigenen Geſicht dann abſpiegle.

Noch ehe Albertine ausführen konnte, was weiter in ihrem Plane lag, kam der Commiſſionsrath ihren Wünſchen zuvor, indem er Edmund bat, nun auch ſeine Tochter zu malen.

Edmund begann ſogleich das Werk. Indeſſen ſchien es mit Albertinens Bildniß gar nicht ſo leicht, ſo glücklich von Statten gehen zu wollen, als es bei des Commiſſionsraths Portrait der Fall geweſen.

Er zeichnete, löſchte aus, zeichnete wieder, fing an zu malen, verwarf das Ganze, begann von neuem, veränderte die Stellung, bald war es ihm zu hell im Zimmer, bald zu dunkel ꝛc., bis der Commiſſionsrath, der ſo lange den Sitzungen beigewohnt, die Geduld verlor und davon blieb.

Edmund kam nun Vormittags und Nachmittags und rückte auch das Bild auf der Staffelei nicht ſonderlich vor, ſo geſchah dies doch mit dem innigen Liebesverſtändniß, das ſich zwiſchen Edmund und Albertinen immer feſter und feſter knüpfte.

Du wirſt es, vielgeneigter Leſer! ganz gewiß ſelbſt erfahren haben, daß, iſt man verliebt, es oftmals durchaus nöthig wird, um allen Betheurungen, allen ſüßen, ſchmachtenden Worten und Redensarten, allen ſehnſüchtigen Wünſchen die gehörige Kraft zu geben, ſo daß ſie eindringen mit unwiderſtehlicher Gewalt ins tiefſte Herz, die Hand der Geliebten zu faſſen, zu drucken, zu kuſſen, und daß dann im Liebkoſen, wie vermöge eines elektriſchen Prinzips, unvermuthet Lipp' an Lippe ſchlägt und dies Prinzip ſich entladet im glühenden Feuerſtrom des ſüßeſten Kuſſes. Nicht allein, daß Edmund deshalb oft das Malen ganz laſſen mußte, er wurde auch oft ſogar gezwungen, von der Staffelei aufzuſtehen.

So kam es denn, daß er an einem Vormittage mit Albertinen an dem mit weißen Gardinen verzogenen Fenſter ſtand und um, wie geſagt, ſeinen Betheurungen mehr Kraft zu geben, Albertinen umfaßt hielt und ihre Hand unaufhörlich an den Mund drückte.

Zu ſelbiger Stunde und zu ſelbigem Augenblick ging der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann mit der politiſchen Klugheit und andern pergamentnen Büchern, worin das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, in der Taſche, vor dem Hauſe des Commiſſionsrathes vorüber. Ungeachtet er ſcharf zuſprang, da gerade die Uhr auf dem Punkt ſtand die Stunde zu ſchlagen, mit der er in das Büreau einzutreten gewohnt war, hielt er doch einen Augenblick an und warf den ſchmunzelnden Blick hinauf nach dem Fenſter ſeiner vermeintlichen Braut.

Da gewahrte er wie im Nebel Albertinen mit Edmund, und ungeachtet er durchaus nichts deutlich zu erkennen vermochte, ſchlug ihm doch das Herz, er wußte ſelbſt nicht warum. Eine ſeltſame Angſt trieb ihn an, das Unerhörte zu beginnen, nämlich zu ganz ungewöhnlicher Stunde hinauf und geradezu nach Albertinens Zimmer zu ſteigen.

Als er hineintrat, ſprach Albertine ſo eben ſehr vernehmlich: Ja Edmund! ewig, ewig werd' ich dich lieben! Und damit drückte ſie Edmund an ſeine Bruſt und ein ganzes Feuerwerk von elektriſchen Schlägen, wie ſie oben beſchrieben, begann zu rauſchen und zu kniſtern.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchritt unwillkürlich vor und blieb dann ſtarr, ſprachlos, wie von der Katalepſie befallen, in der Mitte des Zimmers ſtehen.

Im Taumel des höchſten Entzückens hatten die Liebenden den eiſenſchweren Tritt der Stiefelſchuhe des Geheimen Kanzlei-Sekretärs nicht vernommen, nicht gehört, wie er die Thür öffnete, wie er ins Zimmer trat, bis in deſſen Mitte vorſchritt.

Nun quäkte er plötzlich im höchſten Falſett: aber Demoiſelle Albertine Voßwinkel! —

Erſchrocken fuhren die Liebenden auseinander, Edmund an die Staffelei, Albertine auf den Stuhl, wo ſie Behufs des Malens ſitzen ſollte.

Aber, begann der Geheime Kanzlei-Sekretär nach einer kleinen Pauſe, in der er Athem geſchöpft, aber Demoiſelle Albertine Voßwinkel, was thun Sie, was beginnen Sie? Erſt walzen Sie mit dem jungen Herrn da, den ich zu kennen nicht die Ehre habe, auf dem Rathhauſe in tiefer Mitternacht, daß mir armen Geheimen Kanzlei-Sekretär und geſchlagenen Bräutigam Hören und Sehen vergeht, und nun am hellen lichten Tage hier am Fenſter hinter den Gardinen — o Gerechter! — Iſt das ein ziemliches, ſittiges Betragen für eine Demoiſelle Braut? „Wer iſt Braut," fuhr Albertine auf, „wer iſt Braut? — von wem ſprechen Sie, Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, reden Sie!"

O du mein Schöpfer im Himmelsthrone, lamentirte der Geheime Kanzlei-Sekretär, Sie fragen noch wertheſte Demoiſelle, wer Braut iſt, von wem ich ſpreche? — Von wem anders kann ich denn hier jetzt reden als von Ihnen. Sind Sie denn nicht meine verehrte, im Stillen angebetete Braut? Hat nicht Ihr wertheſter Herr Papa mir Ihre liebe, weiße, küſſenswürdige Hand zugeſagt ſchon ſeit langer Zeit?

Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, rief Albertine ganz außer ſich, Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, entweder ſind Sie ſchon am Vormittage in die Weinſtube gerathen, die Sie, wie mein Vater ſagt, jetzt ſo häufig beſuchen ſollen, oder von einem ſeltſamen Wahnſinn heimgeſucht. Mein Vater hat, kann nicht daran gedacht haben, Ihnen meine Hand zuzuſagen.

Allerliebſte Demoiſelle Voßwinkel, fiel der Geheime Kanzlei-Sekretär ein, bedenken Sie doch nur! — Sie kennen mich ja ſchon ſeit ſo vielen Jahren, bin ich denn nicht jederzeit ein mäßiger, beſonnener Mann geweſen und ſoll jetzt auf einmal mich dem ſchnöden Weintrinken und ungeziemlicher Verrücktheit hingeben? Beſte Demoiſelle, ein Auge will ich zudrücken, ſchweigen ſoll mein Mund darüber, was hier ſo eben geſchehen! — Alles vergeben und vergeſſen! — Aber beſinnen Sie ſich doch, angebetete Braut, daß Sie mir ja ſchon Ihr Jawort gaben, aus dem Fenſter des Rathhausthurms zur mitternächtlichen Stunde, und wenn Sie daher auch im Brautſchmuck mit dieſem jungen Herrn da ſtark walzten, ſo —

Sehn Sie wohl, unterbrach Albertine den Geheimen Kanzlei-Sekretär, ſehn Sie wohl, merken Sie wohl, daß Sie unſinniges Zeug durch einander ſchwatzen, wie ein der Charité Entſprungener? — Gehen Sie — es wird mir bange in Ihrer Gegenwart — gehen S ſag' ich, verlaſſen Sie mich!

Die Thränen ſtürzten dem armen Tusmann aus den O Gerechter, ſchluchzte er, ſolche ſchnöde Behandlung von der ver teſten Demoiſelle Braut! — Nein, ich gehe nicht, ich bleibe ſo lang bis Sie, wertheſte Demoiſelle Voßwinkel, was meine geringe Perſon betrifft, zu beſſerer Ueberzeugung gekommen ſind.

Gehen Sie! ſprach Albertine mit halb erſtickter Stimme, indem ſie das Schnupftuch vor die Augen gedrückt in eine Ecke des Zimmers flüchtete.

Nein, erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, nein, wertheſte Demoiſelle Braut, nach Thomaſii politiſch klugem Rath muß ich bleiben, ich gehe nun durchaus nicht eher bis — Er machte Miene Albertinen zu verfolgen.

Edmund hatte kochend vor Wuth indeſſen an dem dunkelgrünen Hintergrunde des Gemaldes hin und her geſtrichen. Nun konnte er ſich nicht länger halten. „Verrückter, überläſtiger Satan!“ — So ſchrie er ganz außer ſich, ſprang los auf Tusmann, fuhr ihm mit dem dicken, in jene dunkelgrüne Farbe getunkten Pinſel drei, viermal übers Geſicht, faßte ihn, gab ihm, nachdem er die Thür geöffnet, ſolch einen derben Stoß, daß er hinausflog wie ein abgeſchoſſener Pfeil.

Entſetzt prallte der Commiſſionsrath, der eben aus der Thür gegenüber heraustreten wollte, zurück, als der grüne Schulkamerad in ſeine Arme ſtürzte.

Geheimer, rief er aus, Geheimer, um des Himmels willen, wie ſiehſt Du aus?

Der Geheime Kanzlei-Sekretär, beinahe von Sinnen über alles, was ſich eben zugetragen, erzählte in kurzen, abgebrochenen Sätzen, wie Albertine ihn behandelt, was er von Edmund erlitten.

Der Commiſſionsrath, ganz Aerger und Zorn, nahm ihn bei der Hand, ging mit ihm zurück in Albertinens Zimmer, fuhr los auf das Mädchen: Was muß ich hören, was muß ich vernehmen? Führt man ſich ſo auf, behandelt man ſo den Bräutigam?

Bräutigam? ſchrie Albertine auf im jähſten Schreck.

Nun ja, ſprach der Commiſſionsrath, Bräutigam freilich. Ich weiß gar nicht, was Du dich alterirſt über eine Sache, die ja längſt beſchloſſen. Mein lieber Geheimer iſt dein Bräutigam und in wenigen Wochen feiern wir die vergnügte Hochzeit.

Nimmermehr, rief Albertine, nimmermehr heirathe ich den Geheimen Kanzlei-Sekretär. Wie ſollt' ich ihn denn lieben können den alten Mann — nein —

Was lieben, was alter Mann, fiel der Commiſſionsrath ins Wort, von Lieben iſt gar nicht die Rede, ſondern von Heirathen. Freilich iſt mein lieber Geheimer kein leichtſinniger Jüngling mehr, aber ſo wie ich, eben in den Jahren, die man mit Recht die beſten nennt und dabei ein rechtſchaffener, geſcheuter, beleſener, liebenswürdiger Mann und mein Schulkamerad.

Nein, ſprach Albertine in der heftigſten Bewegung, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten, nein, ich kann ihn nicht leiden, er iſt mir unausſtehlich, ich haſſe, ich verabſcheue ihn! — O mein Edmund —

Und damit fiel das Mädchen ganz außer ſich, beinahe ohnmächtig dem Edmund in die Arme, der ſie mit Heftigkeit an ſeine Bruſt drückte.

Der Commiſſionsrath, ganz erſtarrt, riß die Augen weit auf, als ſäh' er Geſpenſter, dann brach er los: Was iſt das, was gewahre ich —

Ja, fiel der Geheime Kanzlei-Sekretär mit kläglicher Stimme ein, ja die Demoiſelle Albertine ſcheinen ganz und gar nichts von mir wiſſen zu wollen, ſcheinen eine ungemeine Inklination zu dem jungen Herrn Maler zu hegen, da ſie ihn ohne Scheu küſſen, mir ärmſten aber kaum die liebe Hand reichen wollen, da ich doch bald den Trauring an Dero angenehmen Goldfinger zu ſtecken gedenke.

„Heda — Heda, aus einander ſage ich,“ ſchrie der Commiſſionsrath und riß Albertinen aus Edmunds Armen. Der rief aber, daß er Albertinen nicht laſſen werde und ſolle es ihm das Leben koſten. — So? ſprach der Commiſſionsrath mit ſpottendem Ton, ſeht doch, eine ſaubere Liebesgeſchichte hinter meinem Rücken! — Schön, herrlich, mein junger Herr Lebſen, darum Ihre Uneigennützigkeit, darum die Zigarren und die Bilder. — Sich in mein Haus einzuſchleichen, mit loſen Künſten meine Tochter zu verführen. Feiner Gedanke, daß ich meine Tochter an den Hals hängen ſoll einem dürftigen, armſeligen, nichtswürdigen Farbenkleckſer! —

Außer ſich vor Wuth über des Commiſſionsraths Schimpfreden, ergriff Edmund den Malerſtock, hob ihn in die Höhe; da rief mit donnernder Stimme der zur Thüre hereinbrechende Leonhard: Halt Edmund! Keine Uebereilung. Boßwinkel iſt ein alberner Narr und wird ſich beſinnen.

Der Commiſſionsrath, erſchrocken über Leonhards unvermuthete Erſcheinung, rief aus dem Winkel, in den er zurückgeprallt: Ich weiß gar nicht, Herr Leonhard, wie Sie ſich unterfangen können —

Aber der Geheime Kanzlei-Sekretär war ſchnurſtracks hinter den Sopha geflüchtet, ſo wie er den Goldſchmidt erblickt, hatte ſich tief niedergeduckt und quäkte mit ängſtlicher, weinerlicher Stimme: O du Gott im Himmel! — Commiſſionsrath ſieh Dich vor — ſchweige — halt das Maul, geliebter Schulkamerad. — O du Gott im Himmel, das ſind ja der Herr Profeſſor — der grauſame Ball-Entrepreneur aus der Spandauer Straße —

Kommt nur hervor, ſprach der Goldſchmidt lachend, kommt nur hervor, Tusmann, fürchtet Euch nicht, Euch ſoll nichts mehr angethan werden, Ihr ſeid ja ſchon beſtraft genug für Eure alberne Heirathsluſt, da Ihr nun Euer Lebelang ein grünes Geſicht behaltet.

„O Gott,“ ſchrie der Geheime Kanzlei-Sekretär ganz außer ſich, „o Gott, ein grünes Geſicht immerdar! — Was werden die Leute, was wird Sr. Excellenz der Herr Miniſter ſagen? Werden Sr. Excellenz nicht glauben, ich hätte mir aus purer, ſchnöder, weltlicher Eitelkeit das Geſicht grün gefärbt? — Ich bin ein geſchlagener Mann, ich komme um meinen Dienſt, denn nicht dulden kann der Staat Geheime Kanzlei-Sekretärs mit grünen Geſichtern — O ich Aermſter —

Nun, nun, unterbrach der Goldſchmidt Tusmann's Klagen, nun, nun, Tusmann, lamentirt nur nicht ſo ſehr, es kann doch wohl noch Rath geben für Euch, wenn Ihr geſcheut ſeid und dem tollen Gedanken, Albertinen zu heirathen, entſagt.

Das kann ich nicht — das ſoll er nicht, ſo riefen beide durcheinander, der Commiſſionsrath und der Geheime Kanzlei-Sekretär.

Der Goldſchmidt ſah beide an mit funkelndem, durchbohrendem Blick; doch eben als er losbrechen wollte, öffnete ſich die Thür und hinein trat der alte Manaſſe mit ſeinem Neffen, dem Baron Benjamin Dümmerl aus Wien. — Benſch ging gerade los auf Albertinen, die ihn zum erſtenmal in ihrem Leben ſah und ſprach in ſchnarrendem Ton, indem er ihre Hand faßte: Ha, beſtes Mädchen, da bin ich nun ſelbſt, um mich Ihnen zu Füßen zu werfen. — Verſtehen Sie! das iſt nur ſolch' eine Redensart, der Baron Dümmerl wirft ſich niemanden zu Füßen, auch nicht Sr. Majeſtät dem Kaiſer. Ich meine, Sie ſollen mir einen Kuß geben. — Damit trat er noch näher an Albertinen heran und beugte ſich nieder, doch in demſelben Moment geſchah etwas, worüber ſich alle, den Goldſchmidt ausgenommen, tief entſetzten.

Benſch's anſehnliche Naſe ſchoß plötzlich zu einer ſolchen Länge hervor, daß ſie dicht bei Albertinens Geſicht vorbeifahrend mit einem lauten Knack hart anſtieß an die gegenüber ſtehende Wand. Benſch prallte einige Schritte zurück, ſogleich zog ſich die Naſe wieder ein. Er näherte ſich Albertinen, daſſelbe Ereigniß; kurz hinaus, hinein ſchob ſich die Naſe wie eine Baßpoſaune.

Verruchter Schwarzkünſtler, brüllte Manaſſe, und indem er einen verſchlungenen Strick aus der Taſche zog und ihn dem Commiſſionsrath zuwarf, rief er: Ohne Umſtände, werfen Sie dem Kerl die Schlinge über den Hals, dem Goldſchmidt, mein ich, dann ziehen wir ihn ohne Widerſtand zur Thür hinaus und alles iſt in Ordnung. — Der Commiſſionsrath ergriff den Strick, ſtatt aber dem Goldſchmidt warf er dem alten Juden den Strick über den Hals, und ſogleich prallten beide auf in die Höhe bis an die Stubendecke und wieder herab, und ſo immerfort herauf und herab, während Benſch ſein

Roſen-Conzert fortſetzte und Tusmann wie wahnſinnig lachte und plapperte, bis der Commiſſionsrath ohnmächtig, ganz erſchöpft in den Lehnſeſſel niederſank.

Nun iſts Zeit, nun iſts Zeit, ſchrie Manaſſe, ſchlug an die Taſche und mit einem Satze ſprang eine übergroße abſcheuliche Maus hervor und gerade los auf den Goldſchmidt. Aber noch im Sprunge durchſtach ſie der Goldſchmidt mit einer ſpitzen, goldnen Nadel, worauf ſie mit einem gellenden Schrei verſchwand, man wußte nicht wohin.

Da ballte Manaſſe die Fäuſte gegen den ohnmächtigen Commiſſionsrath und rief, indem Zorn und Wuth aus ſeinen feuerrothen Augen ſprühten: Ho, Melchior Voſwinkel, du haſt dich gegen mich verſchworen, du biſt im Bunde mit dem verruchten Schwarzkünſtler, den du in dein Haus gelockt; aber verflucht, verflucht ſollſt du ſeyn, du und dein ganzes Geſchlecht hinweggenommen wie die hülfloſe Brut eines Vogels. Gras ſoll vor deiner Thür wachſen und alles, was du unternimmſt, ſoll gleichen dem Thun des Hungernden, der ſich im Traum erſättigen will an erdichteten Speiſen und der Dales ſoll ſich einlagern in dein Haus und wegzehren deine Habe, und du ſollſt betteln in zerriſſenen Kleidern vor den Thüren des verachteten Volks Gottes, das dich verſtößt wie einen räudigen Hund. Und du ſollſt ſeyn wie ein verachteter Zweig zur Erde geworfen und ſtatt des Klanges der Harfen Motten deine Geſellſchaft! — Verflucht, verflucht, verflucht du Commiſſionsrath Melchior Voſwinkel! — Damit faßte der wüthende Manaſſe den Neffen und ſtürmte mit ihm zur Thüre hinaus.

Albertine hatte im Grauſen und Entſetzen ihr Geſicht verborgen an Edmunds Bruſt, der ſie umſchlungen hielt mit Mühe Faſſung erringend.

Der Goldſchmidt trat nun hin zu dem Paar und ſprach lächelnd mit ſanfter Stimme: Laßt Euch nur durch alle dieſe Narrenſtreiche nicht irren. Es wird alles gut werden, ich ſtehe Euch dafür. Aber nun iſt es nöthig, daß Ihr Euch trennt, ehe Voſwinkel und Tusmann aus ihrer Schreckenserſtarrung erwachen.

Darauf verließ er mit Edmund Voſwinkels Haus.

Fünftes Kapitel.

Worin der geneigte Leſer erfährt, wer der Dales iſt, auf welche Weiſe aber der Goldſchmidt den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann rettet vom ſchmachvollen Tode und den verzweifelnden Commiſſionsrath tröſtet.

Der Commiſſionsrath war durch und durch erſchüttert von Manaſſe's Fluch mehr, als von dem tollen Spuk, den, wie er wohl einſah, der Goldſchmidt getrieben. Jener Fluch war auch in der That gräßlich genug, da er dem Commiſſionsrath den Dales über den Hals geſchickt.

Ich weiß nicht, ob Du ſehr geneigter Leſer die Bewandtniß kennſt, die es mit dieſem Dales der Juden hat?

Das Weib eines armen Juden (ſo erzählt ein Talmudiſt) fand, als ſie eines Tages auf den Boden ihres kleinen Hauſes ſtieg, daſelbſt einen dürren, ganz ausgemergelten, nackten Menſchen, der ſie bat, ihm Obdach zu gönnen, ihn zu nähren mit Speiſ' und Trank. Erſchrocken lief das Weib herab und ſprach wehklagend zu ihrem Mann: Ein nackter, ausgehungerter Menſch iſt in unſer Haus gekommen und verlangt von uns Obdach und Nahrung. Wie ſollen wir aber den Fremden nähren, da wir ſelbſt kaum unſer mühſeliges Leben von Tag zu Tag durchfriſten. Ich will, erwiederte der Mann, hinaufſteigen zu dem fremden Menſchen und ſehen wie ich ihn hinausſchaffe aus unſerm Hauſe. Warum, ſprach er dann zu dem fremden Menſchen, warum biſt du geflüchtet in mein Haus, der ich arm bin und nicht vermag Dich zu ernähren? Hebe Dich fort und gehe in das Haus des Reichthums, wo die Schlachtthiere längſt gemäſtet und die Gäſte längſt geladen ſind zum Gaſtmahl. Wie kannſt Du, erwiederte der Menſch, mich forttreiben wollen aus dem Obdach, das ich gefunden? Du ſiehſt, daß ich nackt bin und bloß, wie kann ich fortziehen in das Haus des Reichthums? Doch laß mir ein Kleid machen, das mir paßt und ich will Dich verlaſſen. — Beſſer iſt es, dachte der Jude, daß ich mein Letztes daran wende, den Menſchen bald fortzuſchaffen, als daß er bliebe und verzehre, was ich mit Noth zu erwerben vermag. Er ſchlachtete ſein letztes Kalb, wovon er mit ſeinem Weibe viele Tage hindurch ſich zu nähren gedachte, verkaufte das Fleiſch und ſchaffte von dem gelöſten Gelde ein gutes Kleid an für den fremden Menſchen. Als er aber hinaufging mit dem Kleide, war der Menſch, der erſt klein und dürr geweſen, groß geworden und ſtark, ſo daß das Kleid ihm überall zu kurz war und zu enge. Darüber entſetzte ſich der arme Jude gar ſehr, aber der fremde Menſch ſprach: Laß ab von der Thorheit mich fortſchaffen zu wollen aus Deinem Hauſe, denn wiſſe, ich bin der Dales. Da rang der arme Jude die Hände und jammerte und ſchrie: Gott meiner Väter, ſo bin ich gezüchtigt mit der Ruthe des Zorns und elend immerdar, denn biſt Du der Dales, ſo wirſt Du nicht weichen, ſondern all' unſer Hab und Gut wegzehrend, immer größer und ſtärker werden. Der Dales iſt aber die Armuth, die, wo ſie ſich einmal eingeniſtet, niemals wieder weicht und immer mehr zunimmt. —

Entſetzte ſich nun der Commiſſionsrath darüber, daß ihm Manaſſe in der Wuth die Armuth auf den Hals geflucht, ſo fürchtete er dagegen auch den alten Leonhard, der, die ſeltſamen Zauberkünſte abgerechnet, die ihm zu Gebote ſtanden, auch außerdem in ſeinem ganzen Weſen etwas hatte, was wohl eine ſcheue Ehrfurcht erwecken mußte. Gegen beide, das fühlte er, konnte er nichts ſonderliches ausrichten; ſein ganzer Zorn fiel daher auf Edmund Lehſen, dem er alles Unheil, was ihm widerfahren, in die Schuhe ſchob. Kam noch hinzu, daß Albertine ganz unverholen und mit entſchiedener Feſtigkeit erklärte, wie ſie Edmund über die Maßen liebe und niemals weder den alten, pedantiſchen Geheimen Kanzlei-Sekretär, noch den unausſtehlichen Baron Benſch heirathen werde, ſo konnt' es gar nicht fehlen, daß der Commiſſionsrath ſich über die Gebühr erboßte und den Edmund fort wünſchte, dahin, wo der Pfeffer wächſt. Da er aber dieſen Wunſch nicht ſo verwirklichen konnte, wie es unter der vorigen franzöſiſchen Regierung geſchah, welche Leute, die ſie los ſeyn wollte, in der That fortſchickte nach dem Ort, wo der Pfeffer wächſt, ſo begnügte er ſich damit, dem Edmund ein angenehmes Billet zu ſchreiben, worin er all' ſein Gift, all' ſeine Galle ergoß und damit endete, daß er ſich nicht unterfangen ſolle, jemals die Schwelle ſeines Hauſes zu betreten.

Man kann denken, daß Edmund über dieſe grauſame Trennung von Albertinen ſofort in die gehörige Verzweiflung gerieth, in welcher ihn denn Leonhard fand, als er ihn ſeiner Gewohnheit gemäß in der Abenddämmerung beſuchte.

„Was habe ich," rief Edmund dem Goldſchmidt entgegen, „was habe ich nun von euerm Schutz, von euerm Mühen, mir die gehäſſigen Nebenbuhler vom Leibe zu ſchaffen? Durch eure unheimlichen Taſchenſpielerkünſte verwirrt und entſetzt ihr alle, ſelbſt mein holdes Mädchen, und euer Treiben iſt es allein, das mir als ein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg tritt. Ich fliehe, ich fliehe den Dolch im Herzen fort nach Rom!"

Nun, ſprach der Goldſchmidt, nun dann thäteſt du ja wirklich das, was ich recht von Herzen wünſche. Erinnere Dich, daß ich ſchon damals, als Du zum erſtenmale von Deiner Liebe zu Albertinen ſprachſt, Dir verſicherte, daß meiner Meinung nach ein junger Künſtler ſich wohl verlieben könne, aber nicht gleich ans Heirathen denken müſſe, da dies ganz unerſprießlich ſei. Ich rückte Dir damals halb im Scherz das Beiſpiel des jungen Sternbald vor Augen, aber ganz ernſthaft ſage ich Dir jetzt, daß, gedenkſt Du ein tüchtiger Künſtler zu werden, Du durchaus alle Heirathsgedanken Dir aus dem Kopf ſchlagen mußt. Frei und froh ziehe in das Vaterland der Kunſt, ſtudire in voller Begeiſterung ihr innerſtes Weſen und dann erſt wird Dir die techniſche Fertigkeit, die Du vielleicht auch hier erlangen kannſt, etwas nutzen.

Ha, rief Edmund, was für ein Thor war ich, euch meine Liebe anzuvertrauen! Nun ſehe ich es wohl ein, daß gerade Ihr, von dem ich Beiſtand erwarten durfte mit Rath und That, daß gerade Ihr, ſage ich, abſichtlich mir entgegen handelt und meine ſchönſten Hoffnungen mit hämiſcher Schadenfreude zerſtört. —

Hoho, erwiederte der Goldſchmidt, hoho, junger Herr! mäßigt Euch in euren Ausdrücken, ſeyd weniger heftig und bedenkt, daß Ihr viel zu unerfahren ſeyd, um mich zu durchſchauen. Aber ich will Euern irren Zorn Eurer wahnſinnigen Verliebtheit zu Gute halten —

Und, fuhr Edmund fort, und was die Kunſt betrifft, ſo ſehe ich gar nicht ein, warum ich, da es mir dazu, wie Ihr wißt, gar nicht an Mitteln fehlt, der innigen Verbindung mit Albertinen unbeſchadet, nicht nach Rom gehen und dort die Kunſt ſtudiren ſollte. Ja, ich gedachte gerade dann, wenn ich Albertinens Beſitz gewiß ſein konnte, nach Italien zu wandern und dort ein ganzes Jahr hindurch zu verweilen, dann aber bereichert mit wahrer Kunſtkenntniß zurückzukehren in die Arme meiner Braut.

Wie, rief der Goldſchmidt, wie Edmund, war das in der That dein wirklicher, ernſter Vorſatz?

Allerdings, erwiederte der Jüngling, ſo ſehr mein Inneres entbrannt iſt in Liebe zu der holden Albertine, ſo ſehr erfüllt mich doch die Sehnſucht nach dem Lande, das die Heimath meiner Kunſt iſt.

Könnet, fuhr der Goldſchmidt fort, könnet Ihr euer treues Wort mir darauf geben, daß, wird Albertine Euer, Ihr ſogleich die Reiſe nach Italien antreten wollt?

Warum ſollte ich das nicht, erwiederte der Jüngling, da es mein feſter Entſchluß war und es bleiben würde, ſollte das geſchehen, woran ich zweifeln muß.

Nun, rief der Goldſchmidt lebhaft, nun Edmund, ſo ſey guten Muthes, dieſe feſte Geſinnung erwirbt Dir die Geliebte. Ich gebe Dir mein Wort, daß in wenigen Tagen Albertine Deine Braut ſein ſoll. Daß ich das zu bewirken verſtehen werde, daran magſt Du nicht zweifeln.

Die Freude, das Entzücken ſtrahlte aus Edmunds Augen. Der räthſelhafte Goldſchmidt überließ, ſchnell davon eilend, den Jüngling all' den Hoffnungen und Träumen, die er in ſeinem Innern aufgeregt. —

In einem abgelegenen Theil des Thiergartens, unter einem großen Baum, lag, um mit Celia in Wie es Euch gefällt zu reden, wie eine abgefallene Eichel, oder wie ein verwundeter Ritter der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann und klagte ſein tiefes Herzeleid den treuloſen Herbſtwinden.

„O Gott gerechter! lamentirte er, unglücklicher, bedauernswürdiger Geheimer Kanzlei-Sekretär, womit haſt Du all' dieſe Schmach verdient, die Dir über den Hals gekommen. Sagt denn nicht Thomaſius, daß der Eheſtand an Erlangung der Weisheit keineswegs hindern ſolle und doch haſt Du ſchon jetzt, da Du nur den Eheſtand zu intendiren begonnen, beinahe Deinen ganzen angenehmen Verſtand verloren. Woher der entſetzliche Widerwille der werthen Demoiſelle Albertine Voßwinkel gegen Deine geringe, aber mit löblichen Eigenſchaften ſattſam ausgeſtattete Perſon? Biſt Du etwa ein Politikus, der keine Frau haben, oder gar ein Rechtsgelehrter, der nach der Lehre des Cleobulus ſeine Frau, ſobald ſie unartig, was weniges prügeln ſoll, daß die Schönſte deshalb einige Scheu tragen könnte, Dich zu ehelichen? O Gerechter, welchem Jammer gehſt Du entgegen! — Warum mußt Du, o geliebter Geheimer Kanzlei-Sekretär, in offne Fehde gerathen mit ſchnöden Schwarzkünſtlern und maleriſchen Wüthrichen, die Dein zartes Geſicht für ein aufgeſpanntes Pergament halten und mit frechem Pinſel einen wilden Salvator Roſa darauf ſchmeißen, ohne Geſchick, Haltung und Manier! Ja, das iſt das ärgſte! Alle meine Hoffnung hatte ich auf meinen intimen Freund geſetzt, auf den Herrn Streccius, der in der Chemie wohl erfahren iſt und in jedem Malheur zu helfen weiß, aber es iſt alles vergebens. Je mehr ich mich mit dem Waſſer waſche, das er mir angerathen, deſto grüner werde ich, wiewohl das Grün ſich in den verſchiedenſten Nuancen und Schattirungen ändert, ſo daß es bereits Frühling, Sommer und Herbſt auf meinem Antlitz geweſen! — Ja, dieſes Grün iſt es, was mich ins Verderben ſtürzt, und erlange ich nicht den weißen Winter wieder, welcher die ſchicklichſte Jahreszeit für mein Geſicht, ſo gerathe ich in Deſperation, ſtürze mich hier in den ſchnöden Froſchlaich und ſterbe einen grünen Tod!“ —

Tusmann hatte wohl Recht, ſo bittre Klagen auszuſtoßen, denn in der That war es arg mit der grünen Farbe ſeines Antlitzes, die gar nicht gewöhnliche Oelfarbe, ſondern irgend eine künſtlich zuſammengeſetzte Tinktur zu ſeyn ſchien, die, in die Haut eingedrungen, durchaus nicht verſchwinden wollte. Zur Tageszeit durfte der arme Geheime Kanzlei-Sekretär gar nicht anders ausgehen, als mit tief in die Augen gedrücktem Hut und vorgehaltenem Schnupftuch, und ſelbſt wenn die Dämmerung eingebrochen, wagte er es nur in geſtrecktem Galopp durch die entlegenen Gaſſen zu rennen. Theils fürchtete er den Hohn der Straßenbuben, theils mußte er ſich ängſtigen, irgend jemanden aus dem Büreau, in dem er arbeitete, zu begegnen, da er ſich krank melden laſſen.

Es geſchieht wohl, daß wir das Ungemach, welches uns getroffen, ſtärker und tödtender fühlen in der ſtillen, ſchwarzen Nacht, als am geräuſchvollen Tage. So kam es auch, daß, ſo wie immer dunkler und dunkler die Wolken heraufzogen, wie ſchwärzer und ſchwärzer die Schatten des Waldes ſich ausbreiteten, wie recht ſchauerlich verhöhnend der rauhe Herbſtwind durch Bäume und Gebüſche pfiff, Tusmann ſein ganzes Elend bedenkend in vollkommene Troſtloſigkeit gerieth.

Der entſetzliche Gedanke, in den grünen Froſchlaich zu ſpringen und ſo ein verſtörtes Leben zu enden, trat dem Geheimen Kanzlei-Sekretär ſo lebendig in die Seele, daß er ihn für einen entſcheidenden Wink des Schickſals hielt, dem er folgen müſſe.

„Ja," rief er mit gellender Stimme, indem er haſtig aufſprang vom Boden, wo er ſich hingelagert, „ja, Geheimer Kanzlei-Sekretär, mit Dir iſt es aus! — Verzweifle guter Tusmann! — Kein Thomaſius kann Dich retten, fort mit Dir in den grünen Tod! — Leben Sie wohl, grauſame Demoiſelle Albertine Voßwinkel! — Sie ſehen Ihren Bräutigam, den Sie verſchmäht auf ſchnöde Weiſe, niemals wieder! — Er wird ſogleich in den Froſchlaich ſpringen!" —

Wie raſend rannte er fort nach dem nahe gelegenen Baſſin, das in der tiefen Dämmerung anzuſehen war wie ein breiter, ſchön bewachſener Weg und blieb dicht am Rande ſtehen.

Der Gedanke an den nahen Tod mochte wohl ſeine Sinne zerrütten, denn er ſang mit hoher, durchdringender Stimme das engliſche Volkslied, deſſen Refrain lautet: Grün ſind die Wieſen, warf dann die politiſche Klugheit, das Handbuch für Hof und Staat, ſo wie Hufelands Kunſt das Leben zu verlängern, in das Waſſer und war eben im Begriff, mit einem tüchtigen Anſatz nachzuſpringen, als er ſich von hinten her mit ſtarken Armen umfaßt fühlte.

Zugleich vernahm er die ihm wohlbekannte Stimme des ſchwarzkünſtleriſchen Goldſchmidts: Tusmann, was habt Ihr vor? Ich bitte Euch, ſeyd doch kein Eſel und macht doch nicht tolle Streiche!

Der Geheime Kanzlei-Sekretär bot alle Kraft auf, ſich aus des Goldſchmidts Armen loszuwinden, indem er, kaum der Sprache mehr mächtig, krächzte: Herr Profeſſor, ich bin in der Deſperation und da hören alle Rückſichten auf, Herr Profeſſor, nehmen Sie es einem deſperaten Geheimen Kanzlei-Sekretär, der ſonſt wohl weiß, was Anſtand und Sitte heiſcht, nicht übel, aber Herr Profeſſor — ich ſag' es unverholen, ich wünſchte, daß Sie der Teufel hole ſammt Ihren Hexenkünſten, ſammt Ihrer Grobheit, ſammt Ihrem verdammten Ihr — Ihr — Ihr und Tusmann! —

Der Goldſchmidt ließ den Geheimen Kanzlei-Sekretär los und alsbald taumelte er erſchöpft nieder in das hohe durch und durch feuchte Gras.

Wähnend, er liege im Baſſin, rief er: O kalter Tod, o grüne

Wieſe — Adieu! — Mich ganz gehorſamſt zu empfehlen, wertheſte Demoiſelle Albertine Voßwinkel — Lebe wohl, wackrer Commiſſionsrath — Der unglückliche Bräutigam liegt bei den Fröſchen, die den Herrn loben zur Sommerszeit! —

Seht Ihr wohl, ſprach der Goldſchmidt mit ſtarker Stimme, ſeht Ihr wohl Tusmann, daß Ihr von Sinnen ſeyd, und matt und elend dazu! — Zum Teufel wollt Ihr mich ſchicken, wie wenn ich nun ſelbſt der Teufel wäre und Euch den Hals umdrehte hier auf der Stelle, wo Ihr wähnt im Baſſin zu liegen?

Tusmann ächzte, ſtöhnte, ſchüttelte ſich wie im ſtärkſten Fieberfroſt. —

Aber, fuhr der Goldſchmidt fort, aber ich mein' es gut mit Euch, Tusmann, und vergebe Eurer Deſperation alles, richtet Euch auf, kommt mit mir.

Der Goldſchmidt half dem armen Geheimen Kanzlei-Sekretär auf die Beine. Ganz vernichtet liſpelte er: Ich bin in Ihrer Gewalt, verehrteſter Herr Profeſſor, machen Sie mit meinem geringen ſterblichen Leichnam was Sie wollen, aber meine unſterbliche Seele bitte ich ganz gehorſamſt gütigſt verſchonen zu wollen.

Schwatzt nicht ſolch aberwitziges Zeug, ſondern kommt raſch fort, rief der Goldſchmidt, faßte den Geheimen Kanzlei-Sekretär unterm Arm und ſchritt mit ihm von dannen. Doch mitten in dem Wege, der quer durch den Thiergarten nach den Zelten führt, hielt er inne und ſprach: Halt Tusmann! Ihr ſeyd ganz naß und ſeht abſcheulich aus, ich will Euch wenigſtens das Geſicht abtrocknen.

Damit holte der Goldſchmidt ein blendend weißes Tuch aus der Taſche, und that, wie er verheißen.

Als nun ſchon die hellen Laternen des Weberſchen Zeltes durch die Gebüſche funkelten, rief Tusmann plötzlich ganz erſchrocken: um tauſend Gotteswillen, verehrteſter Herr Profeſſor, wo führen Sie mich, denn hin? — Nicht nach der Stadt? Nicht nach meiner Wohnung? — Doch nicht etwa in Geſellſchaft? unter Menſchen? — Gerechter! Ich kann mich ja gar nicht blicken laſſen — Ich errege ja Aergerniß — ein Scandalum —

Ich weiß nicht, erwiederte der Goldſchmidt, ich weiß nicht Tusmann, was Ihr wollt mit euerm menſchenſcheuen Weſen, ſeyd doch kein Haſe! Ihr müßt durchaus etwas ſtarkes genießen. — Vielleicht ein Glas warmen Punſch, ſonſt bekommt Ihr das Fieber vor Erkältung. Kommt nur mit! —

Der Geheime Kanzlei-Sekretär lamentirte, ſprach unaufhörlich von ſeinem grünen Geſicht, von ſeinem ſchnöden Salvator Roſa im Antlitz, der Goldſchmidt achtete aber nicht im mindeſten darauf, ſondern zog ihn fort mit unwiderſtehlicher Gewalt.

Als ſie nun in den erleuchteten Saal traten, bedeckte Tusmann mit dem Schnupftuch ſein ganzes Geſicht, da noch ein paar Gäſte an der langen Tafel ſpeiſten.

Was habt Ihr denn, ſprach der Goldſchmidt dem Geheimen Sekretär ins Ohr, was habt Ihr denn, Tusmann, daß Ihr euer rechtſchaffenes Antlitz ſo verhüllen wollt und verbergen?

Ach Gott, ſtöhnte der Geheime Kanzlei-Sekretär, ach Gott, verehrteſter Herr Profeſſor, Sie wiſſen es ja, mein Geſicht, das der jähzornige junge Herr Maler mit grüner Farbe überſtrichen —

Poſſen, rief der Goldſchmidt aus, indem er den Geheimen Kanzlei-Sekretär mit gewaltiger Fauſt packte und hinſtellte vor den großen Spiegel am Ende des Saals und hinleuchtete mit der Kerze, die er ergriffen.

Tusmann ſchaute unwillkürlich hinein und konnte ſich eines lauten Ach! nicht erwehren.

Nicht allein, daß die häßliche grüne Farbe gänzlich verſchwunden war, Tusmanns Geſicht hatte überdies noch ein lebhafteres Colorit erhalten als jemals, ſo daß er in der That um einige Jahre jünger ausſah, als ſonſt. Im Uebermaß des Entzückens ſprang der Geheime Kanzlei-Sekretär mit beiden Füßen zugleich in die Höhe und ſprach dann mit ſüßweinerlicher Stimme: O Gerechter, was ſehe, was erblicke ich! — Wertheſter, ungemein verehrter Herr Profeſſor, das Glück habe ich gewiß Ihnen allein zu verdanken! — Ja! — nun wird die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, um derentwillen ich beinahe hinabgeſprungen in den Abgrund zu den Fröſchen, gewiß keinen Anſtand nehmen, mich zu ihrem Gemahl zu erkieſen! — Ja, wertheſter Herr Profeſſor, Sie haben mich geborgen aus tiefem Elend! — Ich fühlte ſogleich eine gewiſſe Behaglichkeit, als Sie über mein geringes Antlitz mit Dero ſchneeweißem Schnupftuch zu fahren beliebten. — O ſprechen Sie, gewiß waren Sie mein Wohlthäter? —

Nicht läugnen, erwiederte der Goldſchmidt, nicht läugnen will ich, Tusmann, daß ich es war, der Euch die grüne Farbe wegwuſch und Ihr könnt daraus abnehmen, daß ich gar nicht ſo feindlich wider Euch geſinnt bin, als Ihr es wohl vermeinen möget. Bloß eure alberne Faſelei, daß Ihr Euch von dem Commiſſionsrath überreden laſſet, Ihr könntet Euch noch mit einem blutjungen, hübſchen Mädchen, welche aufſprudelt vor Lebensluſt, verheirathen, bloß dieſe Faſelei, ſage ich, kann ich an Euch gar nicht leiden und möchte Euch, da Ihr ſelbſt jetzt, kaum den Schabernack los, den man Euch anthat, wiederum gleich ans Heirathen denkt, den Appetit dazu auf nachdrückliche Weiſe vertreiben, welches ganz und gar in meiner Macht ſteht. Doch will ich das nicht thun, ſondern Euch rathen, ruhig zu ſeyn bis zum künftigen Sonntag in der Mittagsſtunde, da werdet Ihr denn das Weitere hören. Wagt Ihr es, früher Albertinen zu ſehen, ſo laß ich Euch vor ihren Augen erſt tanzen, daß Euch Sinn und Athem vergeht, verwandle Euch dann in den grünſten Froſch und ſchmeiße Euch hier im Thiergarten in das Baſſin oder gar in die Spree, wo Ihr quaken könnet bis an Euer Lebensende! — Gehabt Euch wohl! Ich habe heute noch etwas vor, das mich nach der Stadt eilen heißt. Ihr würdet meinen Schritten nicht folgen können. Gehabt Euch wohl!

Der Goldſchmidt hatte Recht, daß wohl keiner ſo leicht ihm hätte folgen können, denn als hätte er Schlemihls berühmte Siebenmeilen-Stiefel an den Füßen, war er mit einem einzigen Schritt, den er zur Saalthür hinausmachte, dem beſtürzten Geheimen Kanzlei-Sekretär aus den Augen verſchwunden. —

So mochte es denn auch geſchehen, daß er ſchon in der nächſten Minute wie ein Geſpenſt plötzlich in dem Zimmer des Commiſſionsrathes ſtand und ihm mit ziemlich rauher Stimme einen guten Abend bot.

Der Commiſſionsrath erſchrak heftig, faßte ſich jedoch bald zuſammen und fragte den Goldſchmidt ungeſtüm, was er ſo ſpät in der Nacht noch wolle, er möge ſich fortſcheren und ihn in Ruhe laſſen mit den albernen Taſchenſpielerſtückchen, die ihm vorzugaukeln er vielleicht im Sinne habe.

So ſind, erwiederte der Goldſchmidt ſehr gelaſſen, ſo ſind nun die Menſchen und vorzüglich die Commiſſionsräthe. Gerade diejenigen Perſonen, die ſich Ihnen wohlwollend nähern, denen Sie ſich zutrauensvoll in die Arme werfen ſollten, gerade dieſe Perſonen ſtoßen Sie von ſich; — Sie ſind, beſter Commiſſionsrath, ein armer, unglücklicher, bedauernswürdiger Mann, ich komme — renne her noch in tiefer Nacht, um mich mit Ihnen zu berathen, wie vielleicht noch der tödtende Schlag abzuwenden iſt, der Sie eben treffen will und Sie —

O Gott, ſchrie der Commiſſionsrath ganz außer ſich, o Gott, gewiß ſchon wieder ein Falliment in Hamburg, Bremen oder London, das mich vollends zu ruiniren droht, o ich geſchlagener Commiſſionsrath — das fehlte noch —

Nein, unterbrach der Goldſchmidt Voßwinkels Klagen, nein, es iſt hier noch von etwas anderm die Rede. Sie wollen alſo Albertinens Hand durchaus nicht dem jungen Edmund Lehſen geben?

Wie kommen Sie, rief der Commiſſionsrath, auf dieſen albernen, ärgerlichen Schnack? Ich! meine Tochter dem armſeligen Pinsler!

Nun, ſprach der Goldſchmidt, er hat doch Sie und Albertinen recht wacker gemalt.

Hoho! erwiederte der Commiſſionsrath, das wäre ein ſchöner Kauf, meine Tochter für ein Paar bunte Bilder! — Ich habe ihm die Dinger ins Haus zurückgeſchickt.

Edmund, fuhr der Goldſchmidt fort, Edmund wird, verſagen Sie ihm Albertinen, ſich rächen.

Nun, rief der Commiſſionsrath, nun das möcht' ich doch wiſſen, welche Rache der Schlucker, der Kiek in die Welt an dem Commiſſionsrath Melchior Voßwinkel zu nehmen vermöchte!

Das will, erwiederte der Goldſchmidt, das will ich Ihnen gleich ſagen, mein ſehr wackrer Herr Commiſſionsrath. Edmund iſt eben im Begriff, Ihr liebes Bild auf würdige Weiſe zu retouchiren. Das fröhliche, lächelnde Antlitz verkehrt er in ein bittergramliches, mit heraufgezogenen Brauen, trüben Augen, herunter hängenden Lippen. Stärker markirt er die Runzeln auf Stirn und Wangen, vergißt nicht die vielen grauen Haare, die der Puder verbergen ſoll, hinlänglich anzudeuten durch gehörige Färbung. Statt der freudigen Botſchaft von dem Lotteriegewinnſt ſchreibt er die höchſt betrübte Nachricht in den Brief, die Sie vorgeſtern erhielten, nämlich: daß das Haus Campbell et Compagnie in London fallirt und auf dem Couvert ſteht: An den verfehlten Stadt- und Commiſſionsrath u. ſ. f., denn er weiß, daß Sie vor einem halben Jahre vergebens darnach trachteten, Stadtrath zu werden. Aus den zerriſſenen Weſtentaſchen fallen Dukaten, Thaler und Treſorſcheine heraus, den Verluſt andeutend, den Sie erlitten. So wird das Bild dann ausgehängt bei dem Bilderhändler am Bankgebäude in der Jägerſtraße. —

Der Satan, ſchrie der Commiſſionsrath, der Hallunke, nein, das ſoll er nicht unternehmen! — Polizei, Juſtiz rufe ich zu Hülfe —

Haben, fuhr der Goldſchmidt gelaſſen fort, haben nur funfzig Menſchen eine Viertelſtunde hindurch das Bild geſehen, dann dringt die Kunde davon mit tauſend ſtärkeren Nuancen, die dieſer, jener Witzbold hinzufügt, durch die ganze Stadt. Alles Lächerliche, alles Alberne, das man von Ihnen erzählt hat und noch erzählt, wird aufgefriſcht mit neuen, glänzenden Farben, jeder, dem Sie begegnen, lacht Ihnen ins Geſicht und was das ſchlimmſte iſt, man ſpricht dabei unaufhörlich von dem Verluſt, den Sie durch Campbells Fall erlitten und Ihr Credit iſt hin.

O Gott, rief der Commiſſionsrath, o Gott! — Aber er muß mir das Bild herausgeben, der Böſewicht, ja das muß er morgen mit dem frühſten Tage.

Und, ſprach der Goldſchmidt weiter, und thäte er das wirklich, woran ich ſehr zweifle, was würd' es Ihnen helfen? Er radirt Ihre werthe Perſon, wie ich es erſt beſchrieben, auf eine Kupferplatte, beſorgt viele hundert Abdrücke, illuminirt ſie ſelbſt recht con amore und ſchickt ſie in die ganze Welt, nach Hamburg, Bremen, Lübeck, Stettin, ja nach London —

Halten Sie ein, unterbrach der Commiſſionsrath den Goldſchmidt, halten Sie ein! — Gehen Sie hin zu dem entſetzlichen Menſchen, bieten Sie ihm funfzig — ja — bieten Sie ihm hundert Thaler, wenn er die Sache mit meinem Bilde ganz unterläßt —

Ha ha ha! lachte der Goldſchmidt, Sie vergeſſen, daß ſich Lehſen ganz und gar nichts macht aus dem Gelde, daß ſeine Eltern wohlhabend ſind, daß ſeine Großtante, die Demoiſelle Lehſen, die in der breiten Straße wohnt, ihm längſt ihr ganzes Vermögen vermacht hat, das nicht weniger als baare achtzig tauſend Thaler beträgt! —

Was, rief der Commiſſionsrath erbleicht vor plötzlichem Erſtaunen, was ſagen Sie — achtzig — Hören Sie, Herr Leonhard, ich glaube, Albertinchen iſt ganz vernarrt in den jungen Lehſen — Ich bin nun einmal ein guter Kerl — ein weichmüthiger Vater — kann keinen Thränen, keinen Bitten widerſtehen — Zudem gefällt mir der junge Menſch. Er iſt ein tüchtiger Künſtler — Sie wiſſen, was die Kunſt betrifft, da bin ich ein rechter Narr mit meiner Vorliebe — Er hat hübſche Eigenſchaften, der liebe, gute Lehſen — Achtzig — Nun, wiſſen Sie was, Leonhard, aus purer Herzensgüte geb' ich ihm meine Tochter, dem artigen Jungen! —

Hm, ſprach der Goldſchmidt, ich muß Ihnen doch etwas Spaßhaftes erzählen. So eben komme ich aus dem Thiergarten. Dicht an dem großen Baſſin fand ich Ihren Freund und Schulkameraden, den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann, der darüber, daß ihn Albertine verſchmäht, in wilde Verzweiflung gerathen, ſich ins Waſſer ſtürzen wollte. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn von der Ausführung ſeines ſchrecklichen Entſchluſſes abzuhalten, indem ich ihm vorſtellte, daß Sie, mein wackrer Commiſſionsrath, gewiß Ihr treugegebenes Wort halten und durch väterliche Ermahnungen Albertinen dahin bringen würden, ihm unverweigerlich die Hand zu reichen. Geſchieht dies nun nicht, geben Sie Albertinens Hand dem jungen Lehſen, ſo ſpringt Ihr Geheimer in das Baſſin, das iſt ſo gut wie gewiß. Denken Sie, was dieſer entſetzliche Selbſtmord des ſoliden Mannes für Aufſehn erregen würde? — Jeder klagt Sie — Sie allein als Tusmanns Mörder an und begegnet Ihnen mit tiefer Verachtung. Sie werden nirgends mehr zur Tafel geladen und finden Sie ſich auf irgend einem Kaffeehauſe ein, um Neues zu erwiſchen, ſo wirft man Sie zur Thür hinaus — die Treppe hinunter. Aber noch mehr! — Der Geheime Kanzlei-Sekretär iſt hochgeachtet von allen ſeinen Vorgeſetzten, ſein Ruf als tüchtiger Geſchäftsmann hat alle Bureaus durchdrungen. Haben Sie nun durch Ihren Wankelmuth, durch Ihre Falſchheit den Aermſten zum Selbſtmorde gebracht, ſo iſt gar nicht daran zu denken, daß Sie jemals in Ihrem ganzen Leben noch einen Geheimen Legations-, einen Geheimen Ober-Finanz-Rath zu Hauſe finden ſollten, die Wirklichen am allerwenigſten. Keine Behörde, deren Geneigtheit Ihr Geſchäft bedarf, nimmt ſich hinfort Ihrer mehr im mindeſten an. Von ſimplen Commerzien-Rathen werden Sie verhöhnt, Expedienten verfolgen Sie mit Mordwaffen und Kanzleiboten drucken, Ihnen begegnend, die Hüte feſter auf den Kopf. Man nimmt Ihnen den Titel als Commiſſionsrath, Stoß erfolgt auf Stoß, Ihr Credit iſt hin. Ihr Vermögen geräth in Verfall, ſchlechter und ſchlechter gehts, bis Sie zuletzt in Verachtung, Armuth und Elend —

Hören Sie auf, ſchrie der Commiſſionsrath, Sie martern mich! — Wer hätte denken ſollen, daß der Geheime noch in ſeinen Jahren ſolch ein verliebter Affe ſeyn würde! — Aber Sie haben Recht. — Mag es nun gehen, wie es in der Welt will, ich muß dem Geheimen Wort halten, ſonſt bin ich ein ruinirter Mann. — Ja, es iſt beſchloſſen, der Geheime erhält Albertinens Hand. —

Sie vergeſſen, ſprach der Goldſchmidt, die Bewerbung des Barons Dümmerl. Sie vergeſſen den fürchterlichen Fluch des alten Manaſſe! — An dieſem haben Sie, wird Benſch verſchmäht, den fürchterlichſten Feind. In allen Ihren Spekulationen tritt Ihnen Manaſſe entgegen. Er ſcheut kein Mittel, Ihren Credit zu ſchmälern, er benutzt jede Gelegenheit Ihnen zu ſchaden, er ruht nicht, bis er Sie in Schimpf und Schande heruntergebracht hat, bis der Dales, den er Ihnen auf den Hals geflucht hat, wirklich eingekehrt iſt in Ihr Haus. — Genug, Sie mögen nun Albertinens Hand dieſem oder jenem der drei Freier geben, immer gerathen Sie in Noth und eben deshalb nannte ich Sie vorhin einen armen, bedauernswürdigen Mann.

Der Commiſſionsrath rannte wie unſinnig im Zimmer auf und ab, rief einmal über das andere: Ich bin verloren — ein unglücklicher Menſch, ein ruinirter Commiſſionsrath — Hätt' ich nur das Mädchen gar nicht auf dem Halſe. Möge ſie alle der Satan davon führen, den Lehſen, den Benſch und — meinen Geheimen dazu —

Nun, nun, begann der Goldſchmidt, noch giebt es wohl ein Mittel, Sie aus aller Verlegenheit zu reißen.

Welches, ſprach der Commiſſionsrath, indem er plötzlich ſtill ſtand und den Goldſchmidt ſtarr anblickte, welches? Ich gehe alles ein.

Haben Sie, fragte der Goldſchmidt, haben Sie in dem Theater den Kaufmann von Venedig geſehen?

Das iſt, erwiederte der Commiſſionsrath, das iſt das Stück, in welchem Herr Devrient einen mordſüchtigen Juden ſpielt, Namens Shylock, dem es gelüſtet nach friſchem Negozianten-Fleiſch. — Allerdings habe ich dies Stück geſehen, aber was ſollen jetzt die Poſſen?

Kennen Sie, fuhr der Goldſchmidt fort, den Kaufmann von Venedig, ſo werden Sie ſich erinnern, daß darin ein gewiſſes reiches Fräulein Porzia vorkommt, deren Vater vermöge teſtamentlicher Verfügung die Hand ſeiner Tochter zum Gewinnſt in einer Art von Lotterie gemacht hatte. Drei Käſtchen werden hingeſtellt, unter denen die Bewerber eins wählen und öffnen müſſen. Derjenige von den Bewerbern erhält Porzia's Hand, der in dem Käſtchen, das er gewählt, ihr Porträt eingeſchloſſen findet. Machen Sie es, Commiſſionsrath, als lebendiger Vater wie Porzia's verſtorbener. Sagen Sie den drei Freiern, daß, da Ihnen einer ſo lieb wäre als der andere, Sie die Entſcheidung dem Zufall überlaſſen wollten. Drei verſchloſſene Käſtchen werden hingeſtellt den Freiern zur Wahl und der, der Albertinens Bildniß gefunden, erhält ihre Hand.

Welch ein abenteuerlicher Vorſchlag, rief der Commiſſionsrath. Und ging ich wirklich darauf ein, glauben Sie denn, werther Herr Leonhard, daß mir das im mindeſten etwas helfen, daß ich mir nicht, hat auch der Zufall entſchieden, den Zorn und Haß derjenigen auf den Hals laden würde, die das Porträt nicht getroffen, hinfolglich abziehen müſſen? —

Halt, ſprach der Goldſchmidt, das iſt eben der wichtigſte Punkt! — Sehn Sie Commiſſionsrath, ich verſpreche Ihnen hiermit feierlichſt, die Sache mit den Käſtchen ſo einzurichten, daß ſich alles glücklich und friedlich enden ſoll. Die beiden, welche fehlgegriffen, werden in ihren Käſtchen keineswegs, wie die Prinzen von Marocco und Aragon, eine ſchnöde Abfertigung finden, vielmehr etwas erhalten, welches ſie dermaßen befriedigt, daß ſie an die Heirath mit Albertinen gar nicht mehr denken, und noch dazu Sie, Commiſſionsrath, für den Schöpfer eines gar nicht geahnten Glücks halten.

Wäre das möglich! rief der Commiſſionsrath.

Nicht allein möglich, erwiederte der Goldſchmidt, es wird, es muß ſo kommen, wie ich es Ihnen ſage, mein feſtes Wort darauf.

Nun nahm der Commiſſionsrath keinen Anſtand mehr einzugehen in des Goldſchmidts Plan und beide kamen darin überein, daß in der Mittagsſtunde des nächſten Sonntags die Wahl vor ſich gehen ſolle.

Die drei Käſtchen verſprach der Goldſchmidt herbeizuſchaffen.

Sechſtes Kapitel.

Worin von der Art, wie die Brautwahl vor ſich ging, gehandelt, dann aber die Geſchichte geſchloſſen wird.

Man kann denken, daß Albertine ganz und gar in Verzweiflung gerieth, als der Commiſſionsrath ſie mit der unglückſeligen Lotterie, in der ihre Hand gewonnen werden ſollte, bekannt machte, als alles Bitten, alles Flehen, alles troſtloſe Weinen nicht vermochte, ihn von dem einmal gefaßten Entſchluß abzubringen. Dazu kam, daß Lehſen ihr ſo gleichgültig, ſo indolent ſchien, wie es keiner ſeyn kann, der wirklich liebt, da er nicht das mindeſte verſuchte, ſie heimlich zu ſehen, oder ihr wenigſtens eine Liebesbotſchaft zuzuſtecken. Am Sonnabend vor dem verhängnißvollen Sonntage, der ihr Schickſal entſcheiden ſollte, ſaß, als ſchon tiefe Abenddämmerung eingebrochen, Albertine einſam in ihrem Zimmer. Ganz erfüllt von dem Gedanken an das Unglück, von dem ſie bedroht, kam es ihr ein, ob es nicht beſſer ſey, einen raſchen Entſchluß zu faſſen, ſchnell aus dem väterlichen Hauſe zu entfliehen, als das fürchterlichſte abzuwarten, zur Heirath gezwungen zu werden mit dem alten, pedantiſchen Geheimen Kanzlei-Sekretär, oder gar mit dem ekelhaften Baron Benſch. Da kam ihr aber auch plötzlich der räthſelhafte Goldſchmidt in den Sinn und die ſeltſame zauberiſche Art, wie er den zudringlichen Benſch ihr vom Leibe gehalten. Es war ihr nur zu gewiß, daß er dem Lehſen beigeſtanden und ſo dämmerte in ihr die Hoffnung auf, daß es eben der Goldſchmidt ſeyn müſſe, von dem Hülfe zu hoffen in dem kritiſchen Moment. Sie empfand den lebhaften Wunſch, den Goldſchmidt zu ſprechen und war im Innern überzeugt, daß ſie ſich nicht im mindeſten entſetzen würde, ſollte der Goldſchmidt ſich ihr auch im Augenblick offenbaren auf geſpenſtige Weiſe.

Es geſchah auch wirklich, daß Albertine nicht im mindeſten erſchrak, als ſie gewahrte, daß das, was ſie für den Ofen gehalten, eigentlich der Goldſchmidt Leonhard war, der ſich ihr näherte und mit ſanfter, ſonorer Stimme folgendermaßen begann:

„Laß, mein liebes Kind! all' Deine Traurigkeit, all' Dein Herzeleid fahren. Wiſſe, daß Edmund Lehſen, den Du wenigſtens jetzt zu lieben vermeinſt, wiſſe, daß er mein Schützling iſt, dem ich mit aller Macht beiſtehe. Wiſſe ferner, daß ich es bin, der Deinen Vater auf den Gedanken der Lotterie gebracht, daß ich es bin, der die verhängnißvollen Käſtchen beſorgt hat, und nun kannſt Du es Dir doch wohl denken, daß niemand anders Dein Bild finden wird, als eben Edmund.“ — Albertine wollte aufjauchzen vor Entzücken; der Goldſchmidt fuhr fort:

„Edmund Deine Hand zu verſchaffen, wäre mir auch auf andere Weiſe gelungen; es war mir aber daran gelegen, zu gleicher Zeit die Mitbewerber, den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann und den Baron Benſch ganz und gar zufrieden zu ſtellen. Auch das wird geſchehen, und ihr beide, Du und Dein Vater, werdet vor jeder Anfechtung der verſchmähten Freier ſicher ſein.“

Albertine ſtrömte über in heißen Dank. Sie wäre dem alten Goldſchmidt beinahe zu Füßen geſunken, ſie drückte ſeine Hand an ihre Bruſt, ſie verſicherte, daß ſie trotz aller Zauberkünſte, die er treibe, ja ſelbſt bei der geſpenſtigen Art, wie er auch heute Abend plötzlich in ihrem Zimmer erſchienen, durchaus nichts unheimliches in ſeiner Nähe fühle und ſchloß mit der naiven Frage, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß mit ihm habe, wer er denn eigentlich ſei?

Ei, mein liebes Kind, begann der Goldſchmidt lächelnd, ſehr ſchwer wird es mir zu ſagen, wer ich eigentlich bin. Mir geht es ſo wie Vielen, die weit beſſer wiſſen, wofür ſie die Leute halten, als was ſie eigentlich ſind! — Erfahre alſo, mein liebes Kind, daß manche mich für niemand anders halten, als für jenen Goldſchmidt Leonhard Turnhäuſer, der in den funfzehnhundert und achtziger Jahren am Hofe des Churfürſten Johann George in ſolch großem Anſehen ſtand, und der, als Neid und Bosheit ihn zu verderben trachteten, verſchwunden war, man wußte nicht wie und wohin. Geben mich nun ſolche Leute, die man Romantiker oder Fantaſten zu nennen pflegt, für jenen Turnhäuſer, mithin für einen geſpenſtiſchen Mann aus, ſo kannſt Du Dir denken, welchen Verdruß ich von den ſoliden, aufgeklärten Leuten, die als tüchtige Bürger und Geſchäftsmänner den Teufel was nach Romantik und Poeſie fragen, auszuſtehen habe. Ja ſelbſt handfeſte Aeſthetiker wollen mir zu Leibe, verfolgen mich wie die Doktoren und Schriftgelehrten zu Johann Georgs Zeiten, und ſuchen mir das Bischen Exiſtenz, das ich mir anmaße, zu verbittern und zu verkümmern, wie ſie nur können.

Ach, mein liebes Kind, ich merk es ſchon, ungeachtet ich mich des jungen Edmund Lehſen und Deiner ſo ſorglich annehme und überall wie ein ächter Deus ex machina erſcheine; ſo werden doch viele, die mit jenen Aeſthetikern gleichen Sinnes ſind, mich in der Geſchichte gar nicht leiden wollen, da ſie an meine wirkliche Exiſtenz nun einmal durchaus nicht glauben können! — Um mich nur einigermaßen ſicher zu ſtellen, habe ich niemals geradehin zugeſtehen mögen, daß ich der ſchweizeriſche Goldſchmidt Leonhard Turnhäuſer aus dem ſechzehnten Jahrhundert bin. Jenen Leuten bleibt es daher vergönnt anzunehmen, ich ſei ein geſchickter Taſchenſpieler und die Erklärung aller Spukereien, wie ſie vorgekommen, in Wieglebs natürlicher Magie oder ſonſt aufzuſuchen. Freilich habe ich in dieſem Augenblick noch ein Kunſtſtück vor, das mir kein Philidor, kein Philadelphia, kein Caglioſtro nachmacht, und das als durchaus unerklärlich jenen Leuten ein ewiger Anſtoß bleiben wird; indeſſen kann ich davon deshalb keinesweges abſtehen, da es zur Vollendung der Berliniſchen Geſchichte, welche von der Brautwahl dreier bekannten Perſonen, die ſich um die Hand der hübſchen Demoiſelle Albertine Voßwinkel bewerben, handelt, unumgänglich nöthig iſt. — Nun alſo Muth gefaßt, mein liebes Kind, ſtehe morgen fein früh auf, ziehe das Kleid an, das Du am liebſten trägſt, weil es Dir am beſten ſteht, flechte Dein Haar auf in den zierlichſten Zöpfen und erwarte das übrige, wie es ſich dann begeben mag, ruhig und in beſcheidener Geduld. —

Hierauf verſchwand der Goldſchmidt wie er gekommen.

Sonntags um die beſtimmte Stunde, d. h. Punkt eilf Uhr, fanden ſich ein der alte Manaſſe mit ſeinem hoffnungsvollen Neffen, der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann und Edmund Lehſen mit dem Goldſchmidt. Die Freier, den Baron Benſch nicht ausgenommen, erſchraken beinahe, als ſie Albertinen erblickten, denn noch niemals war ſie ihnen ſo überaus ſchön und anmuthig vorgekommen. Jedem Mädchen, jeder Dame, die etwas hält auf geſchmackvollen Anzug und zierlichen Schmuck (und wo wäre diejenige hier in Berlin zu finden, die das nicht thäte), kann ich aber auch verſichern, daß die Garnitur des Kleides, welches Albertine trug, von ausnehmender Eleganz, das Kleid aber gerade kurz genug war, um den niedlichen, weiß beſchuhten Fuß zu zeigen, daß die kurzen Aermel, ſo wie der Buſenſtreif aus den koſtbarſten Spitzen beſtanden, daß die weißen franzöſiſchen Glacé-Handſchuhe nur was weniges über die Ellbogen heraufgeſtreift, den ſchönſten Oberarm ſehen ließen, daß der Kopfputz in nichts weiter, als in einem zierlichen, goldenen, mit Steinen beſetzten Kamm beſtand, kurz, daß zu dem bräutlichen Schmuck nichts weiter fehlte, als die Myrthenkrone in den dunkeln Flechten. Warum aber Albertine eigentlich viel reizender ausſah als ſonſt, kam wohl daher, daß Liebe und Hoffnung in den Augen ſtrahlten, auf den Wangen blühten.

In einem Anfall von Gaſtlichkeit hatte der Commiſſionsrath ein Gabelfrühſtück bereiten laſſen. Mit hämiſchen, ſcheelen Blicken betrachtete der alte Manaſſe den gedeckten Tiſch, und da der Commiſſionsrath ihn einlud, zuzulangen, las man auf ſeinem Antlitz jene Antwort Shylocks: „Ja, um Schinken zu riechen, von der Behauſung zu eſſen, wo euer Prophet, der Nazarener, den Teufel hineinbeſchwor. Ich will mit Euch handeln und wandeln, mit Euch ſtehen und gehen und was dergleichen mehr iſt; aber ich will nicht mit Euch eſſen, mit Euch trinken, noch mit Euch beten!“ —

Baron Benſch war weniger gewiſſenhaft, denn er aß viel mehr Beefſtakes als ziemlich, und ſchwatzte dabei ſehr läppiſches Zeug wie es in ſeiner Art lag.

Der Commiſſionsrath verläugnete in der verhängnißvollen Stunde ganz und gar ſeine Natur; denn außerdem, daß er rückſichtslos Madera und Portwein einſchenkte, ja ſogar verrieth, daß er hundertjährigen Malaga im Keller habe, machte er auch, nachdem das Frühſtück beendet, den Freiern die Art, wie über die Hand ſeiner Tochter entſchieden werden ſollte, in einer ſolchen wohlgeſetzten Rede bekannt, wie man es ihm gar nicht hätte zutrauen ſollen. Die Freier mußten es ſich einprägen, daß nur der Albertinens Beſitz errungen, der das Käſtchen, worin ihr Bild befindlich, gewählt.

Mit dem Glockenſchlage zwölf ging die Thüre des Saals auf und man erblickte in der Mitte deſſelben einen mit einem reichen Teppich behängten Tiſch, auf welchem drei kleine Käſtchen ſtanden.

Das eine von gleißendem Gold hatte auf dem Deckel einen Kranz von funkelnden Dukaten, in deſſen Mitte die Worte ſtanden:

Wer mich erwählt, Glück ihm nach ſeines Sinnes Art!

Das zweite Käſtchen war ſehr zierlich in Silber gearbeitet. Auf dem Deckel ſtanden zwiſchen mancherlei Schriftzügen fremder Sprachen die Worte:

Wer mich erwählt, bekömmt viel mehr als er gehofft!

Das dritte Käſtchen, ſauber aus Elfenbein geſchnitzt, trug die Aufſchrift:

Wer mich erwählt, dem wird geträumte Seeligkeit!

Albertine nahm Platz auf einem Lehnſeſſel hinter dem Tiſch, ihr zur Seite ſtellte ſich der Commiſſionsrath; Manaſſe und der Goldſchmidt zogen ſich zurück in den Hintergrund des Zimmers.

Als das Loos entſchieden, daß der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann zuerſt wählen ſollte, mußten Beniſch und Lehſen abtreten ins Nebenzimmer.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär trat bedächtig an den Tiſch, betrachtete mit Sorgfalt die Käſtchen, las einmal über das andere die Inſchriften. Bald fühlte er ſich aber durch die ſchönen verſchlungenen Schriftzüge, die auf dem ſilbernen Käſtchen befindlich, unwiderſtehlich angezogen. „Gerechter, rief er begeiſtert aus, welch' ſchöne Schrift, wie angenehm paart ſich hier das Arabiſche mit römiſcher Fraktur! Und „wer mich erwählt, bekömmt viel mehr als er gehofft." — „Habe ich denn noch gehofft, daß Demoiſelle Albertine Voßwinkel mich mit ihrer werthen Hand jemals beglücken werde? Bin ich nicht vielmehr in totale Verzweiflung gerathen? Habe ich mich nicht — im Baſſin — Nun! hier iſt Troſt, hier iſt mein Glück! — Commiſſionsrath! — Demoiſelle Albertine — ich wähle das ſilberne Käſtchen!" —

Albertine ſtand auf und reichte dem Geheimen Kanzlei-Sekretär einen kleinen Schlüſſel, mit dem er ſofort das Käſtchen öffnete. Doch wie erſchrak er, als er keinesweges Albertinens Bild, wohl aber ein kleines, in Pergament gebundenes Buch vorfand, das, als er es aufſchlug, nur leere, weiße Blätter enthielt.

Dabei lag ein Zettel mit den Worten:

War Dein Treiben auch verkehrt,
Großes Heil Dir widerfährt,
Was Du findeſt, iſt bewährt,
Ignorantiam macht's gelehrt,
Sapientiam Dir's beſcheert!

Gerechter, ſtammelte der Geheime Kanzlei-Sekretär, ein Buch — nein kein Buch — gebundenes Papier ſtatt des Bildes — alle Hoffnung zerſtört. — O geſchlagener Geheimer Kanzlei-Sekretär! mit Dir iſt es aus, rein aus! — fort in den Froſchteich! —

Tusmann wollte davon, da vertrat ihm aber der Goldſchmidt den Weg und ſprach: Tusmann, Ihr ſeid nicht geſcheut, kein Schatz kann Euch erſprießlicher ſein, als der, den Ihr gefunden! Die Verſe hätten Euch ſchon darauf aufmerkſam machen ſollen. Thut mir den Gefallen und ſteckt das Buch, das Ihr aus dem Käſtchen nahmt, in die Taſche. — Tusmann that es.

Nun, fuhr der Goldſchmidt fort, nun denkt Euch ein Buch, das Ihr gern in dieſem Augenblick bei Euch tragen möchtet.

O Gott, ſprach der Geheime Kanzlei-Sekretär verdutzt, o Gott, unbeſonnener, unchriſtlicher Weiſe warf ich Thomaſii kurzen Entwurf der politiſchen Klugheit in den Froſchteich! —

Faßt in die Taſche, zieht das Buch hervor, rief der Goldſchmidt.

Tusmann that, wie ihm geheißen und ſiehe — das Buch war eben kein anderes, als Thomaſii Entwurf.

Ha, was iſt das, rief der Geheime Kanzlei-Sekretär ganz außer ſich, o Gott, mein lieber Thomaſius gerettet vor den feindlichen Rachen ſchnöder Fröſche, die doch nimmermehr daraus Conduite gelernt!

Still, unterbrach ihn der Goldſchmidt, ſteckt das Buch wieder in die Taſche. — Tusmann that es.

Denkt, fuhr der Goldſchmidt fort, denkt Euch jetzt irgend ein ſeltnes Werk, dem Ihr vielleicht lange vergebens nachgetrachtet, das Ihr aus keiner Bibliothek erhalten konntet.

O Gott, ſprach der Geheime Kanzlei-Sekretär beinahe wehmüthig, o Gott, da ich nun auch zu meiner Erheiterung bisweilen die Oper zu beſuchen geſonnen, wollte ich mich vorher etwas in der edlen Musica feſtſtellen und trachtete bis jetzt vergebens, ein kleines Büchlein zu erhalten, das allegoriſcher Weiſe die ganze Kunſt des Komponiſten und Virtuoſen darlegt. Ich meine nichts anders, als Johannes Beer's muſikaliſchen Krieg oder die Beſchreibung des Haupttreffens zwiſchen beiden Heroinen, als der Compoſition und Harmonie, wie dieſe gegen einander zu Felde gezogen, geſcharmuziret und endlich nach blutigem Treffen wieder verglichen werden. —

Faßt in die Taſche, rief der Goldſchmidt, und vor Freude jauchzte der Geheime Kanzlei-Sekretär laut auf, als er das Buch aufſchlug, das nun eben wieder Johannes Beer's muſikaliſchen Krieg enthielt.

Seht Ihr wohl, ſprach nun der Goldſchmidt, mittelſt des Buchs, das Ihr in dem Käſtchen gefunden, haſt Ihr die reichſte, vollſtändigſte Bibliothek erlangt, die jemals einer beſeſſen und die ihr noch dazu beſtändig bei Euch tragen könnt. Denn habt Ihr dieſes merkwürdige Buch in der Taſche, ſo wird es, zieht Ihr es hervor, jedesmal das Werk ſein, das Ihr eben zu leſen wünſcht.

Ohne auf Albertine, ohne auf den Commiſſionsrath zu achten, ſprang der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchnell in die Ecke des Zimmers, warf ſich in einen Lehnſeſſel, ſteckte das Buch in die Taſche, zog es wieder hervor, und man ſah an dem Entzücken, das in ſeinen Augen ſtrahlte, wie herrlich eintraf, was der Goldſchmidt verheißen.

Nun kam die Reihe der Wahl an den Baron Benſch. Er trat hinein, ſchritt nach ſeiner läppiſchen tölpelhaften Manier geradezu los auf den Tiſch, beſchaute mit der Lorgnette die Käſtchen und murmelte die Inſchriften her. Aber bald feſſelte ihn ein natürlicher unwiderſtehlicher Inſtinkt an das goldene Käſtchen mit den blinkenden Dukaten auf dem Deckel. „Wer mich erwählt, Glück ihm nach ſeines Sinnes Art — Nun ja Dukaten, die ſind nach meinem Sinn, und Albertine, die iſt auch nach meinem Sinn, was iſt da lange zu wählen und zu überlegen!“ So ſprach Benſch, griff nach dem goldenen Käſtchen, empfing von Albertinen den Schlüſſel, öffnete und fand — eine kleine ſaubere engliſche Feile! Dabei lag ein Zettel mit den Verſen:

Haſt gewonnen was Dein Herz
Wünſchen konnt' mit wehem Schmerz,
Alles andre iſt nur Scherz,
Immer vor, niemals rückwärts
Geht ein blühendes Commerz.

He, rief er erboßt, was thu' ich mit der Feile? — iſt die Feile ein Portrait, iſt die Feile Albertinens Portrait? Ich nehm' das Käſtchen und ſchenk es Albertinen als Brautgabe — Kommen Sie, mein Mädchen —

Damit wollt er los auf Albertinen, aber der Goldſchmidt hielt ihn bei den Schultern zurück, indem er ſprach: Halt mein Herr, das iſt wider die Abrede. Sie müſſen mit der Feile zufrieden ſeyn und werden es unbezweifelt ſeyn, ſobald Sie den Werth, den unſchätzbaren Werth des köſtlichen Kleinods, das Sie erhalten, erkannt haben, den ſchon die Verſe andeuten. — Haben Sie einen ſchönen rändigen Dukaten in der Taſche? —

Nun ja, erwiederte Benſch verdrießlich, nun ja, was ſolls?

Nehmen Sie, fuhr der Goldſchmidt fort, einen ſolchen Dukaten aus der Taſche und feilen Sie den Rand ab. —

Benſch that es mit einer Geſchicklichkeit, die von langer Uebung zeugte. Und ſiehe — noch ſchöner kam der Rand des Dukatens zum Vorſchein und ſo ging es mit dem zweiten, dritten Dukaten, je mehr Benſch feilte, deſto rändiger wurden ſie.

Manaſſe hatte bis jetzt ruhig alles, was ſich begeben, mit angeſehen, doch jetzt ſprang er mit wildfunkelnden Augen los auf den Neffen und ſchrie mit hohler entſetzlicher Stimme: Gott meiner Väter — was iſt das — mir her die Feile — mir her die Feile — es iſt das Zauberſtück, für das ich meine Seele verkauft vor mehr als dreihundert Jahren. — Gott meiner Väter — her mit der Feile.

Damit wollte er die Feile dem Benſch entreißen, der ſtieß ihn aber zurück und ſchrie: Weg von mir alter Narr, ich habe die Feile gefunden, nicht du —

Darauf Manaſſe in voller Wuth: Natter — wurmſtichige Frucht meines Stammes, her mit der Feile! — Alle Teufel über Dich, verfluchter Dieb! —

Unter einem Strom hebräiſcher Schimpfwörter krallte ſich Manaſſe nun feſt an den Baron und ſtrengte knirſchend und ſchäumend alle ſeine Kraft an, ihm die Feile zu entwinden. Benſch vertheidigte aber das Kleinod wie die Löwin ihr Junges, bis zuletzt Manaſſe ſchwach ward. Da packte der Neffe den lieben Onkel mit derben Fäuſten, warf ihn zur Thüre hinaus, daß ihm die Glieder knackten, kehrte pfeilſchnell zurück, ſchob einen kleinen Tiſch in die Ecke des Zimmers dem Geheimen Kanzlei-Sekretär gegenüber, ſchüttete eine ganze Handvoll Dukaten aus und fing mit Eifer an zu feilen.

„Nun, ſprach der Goldſchmidt, nun ſind wir den entſetzlichen Menſchen, den alten Manaſſe auf immer los. Man will behaupten, er ſey ein zweiter Ahasverus, und ſpuke ſeit dem Jahre Eintauſend fünf hundert und zwei und ſiebzig umher. Damals wurde er unter dem Namen des Münzjuden Lippold wegen teufliſcher Zauberei hingerichtet. — Aber der Teufel rettete ihn vom Tode um den Preis ſeiner unſterblichen Seele. Viele Leute, die ſich auf ſo etwas verſtehen, haben ihn hier in Berlin unter verſchiedenen Geſtalten bemerkt, woher denn die Sage entſteht, daß es noch zur Zeit nicht einen, ſondern viele, viele Lippolds gäbe. — Nun! — ich habe ihm, da ich auch einige Erfahrung in geheimnißvollen Dingen beſitze, den Garaus gemacht! —

Es würde dich, ſehr geliebter Leſer, ungemein langweilen müſſen, wenn ich nun noch weitläufig erzählen wollte, was Du, da es ſich von ſelbſt verſteht, ſchon längſt weißt. Ich meine, daß Edmund Lehſen das elfenbeinerne Käſtchen mit der Aufſchrift:

„Wer mich erwählt, dem wird geträumte Seligkeit.“

wählte und darin Albertinens wohlgetroffenes Miniaturbild mit den Verſen fand:

Ja Du trafſt es, und Dein Glück
In der Schwärmer Liebesblick.
Was da war, kommt nie zurück,
So will's ewiges Geſchick.
Was Dein Traum Dir ſchaffen muß
Lehret Dich der Geliebten Kuß.

Daß ferner Edmund dem Baſſanio gleich der Anweiſung der letzten Worte folgte, und die in glühendem Purpur erröthende Geliebte an ſein Herz drückte — küßte und daß der Commiſſionsrath ganz vergnügt war und glücklich über den fröhlichen Ausgang der verwickeltſten aller Heiraths-Angelegenheiten.

Der Baron Benſch hatte eben ſo emſig fortgefeilt als der Geheime Kanzlei-Sekretär fortgeleſen. Beide nahmen von dem, was ſich eben begeben, nicht eher Notiz, als bis der Commiſſionsrath laut verkündete, daß Edmund Lehſen das Käſtchen, worin Albertinens Portrait befindlich, gewählt, folglich ihre Hand erhalte. Der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchien darüber außer ſich vor Freuden, indem er nach der Art, wie er ſein Vergnügen zu äußern pflegte, ſich die Hände rieb, zwei, drei Mal etwas weniges in die Höhe ſprang und eine feine Lache aufſchlug. Den Baron Benſch ſchien die Heirath gar nicht weiter zu intereſſiren; dafür umarmte er aber den Commiſſionsrath, nannte ihn einen vortrefflichen Gentleman, der ihn durch das ſolide Geſchenk der Feile ganz und gar glücklich gemacht habe und verſicherte, daß er in jedem Geſchäft auf ihn rechnen könne. Dann entfernte er ſich ſchnell.

Eben ſo dankte der Geheime Kanzlei-Sekretär dem Commiſſionsrath unter vielen Thränen der innigſten Rührung, daß er ihn durch das ſeltenſte aller Bücher, welches er ihm aus ſeiner Bibliothek verehrt habe, zum glücklichſten aller Menſchen gemacht und folgte, nachdem er ſich noch in galanter Höflichkeit gegen Albertine, Edmund und den alten Goldſchmidt erſchöpft, dem Baron eiligſt nach.

Benſch quälte von nun an nicht mehr die literariſche Welt mit äſthetiſchen Mißgeburten, wie er ſonſt gethan, ſondern verwandte lieber die Zeit Dukaten abzufeilen. Tusmann fiel dagegen nicht mehr den Bibliothekaren zur Laſt, die ihm ſonſt Tage lang alte längſt vergeſſene Bücher herbeiſchaffen mußten.

Nach einigen Wochen des Entzückens und der Freude ging in des Commiſſionsraths Hauſe aber ſchreckliches Herzeleid los. Der Goldſchmidt hatte nehmlich den jungen Edmund dringend ermahnt ſeiner Kunſt, ſich ſelbſt zur Ehre, ſein gegebenes Wort zu halten und nach Italien zu gehen.

Edmund, ſo ſchmerzlich ihm die Trennung von der Geliebten werden mußte, fühlte doch den dringenden Trieb zu wallfahrten nach dem Lande der Kunſt und auch Albertine dachte, während ſie die bitterſten Thränen vergoß, daran, wie intereſſant es ſeyn würde, in dieſem, jenem Thee, Briefe, die ſie aus Rom erhalten, aus dem Strickkörbchen hervorzuziehen.

Edmund iſt nun ſchon länger als ein Jahr in Rom und man will behaupten, daß der Briefwechſel mit Albertinen immer ſeltener und kälter werde. Wer weiß, ob am Ende einmal gar aus der Heirath der beiden jungen Leute etwas wird. Ledig bleibt Albertine auf keinen Fall, dazu iſt ſie viel zu hübſch, viel zu reich. Ueberdies bemerkt man auch, daß der Referendarius Glopin, ein hübſcher junger Mann, mit ſchmaler eingeſchnürter Taille, zwei Weſten und auf engliſche Art geknüpftem Halstuch, die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, mit der er den Winter hindurch auf den Bällen die angenehmſten Françoiſen getanzt, häufig nach dem Thiergarten fährt und daß der Commiſſionsrath dem Pärchen nachtrippelt mit der Miene des zufriedenen Vaters. Zudem hat der Referendarius Glopin ſchon das zweite Examen bei dem Kammergericht gemacht und iſt nach der Ausſage der Examinatoren, die ihn in der frühſten Morgenſtunde tüchtig gequält, oder wie man zu ſagen pflegt, auf den Zahn gefühlt haben, welches weh thut, vorzüglich wenn der Zahn hohl, vortrefflich beſtanden. Eben aus dieſem Examen ſoll ſich denn auch ergeben haben, daß der Referendarius offenbar Heirathsgedanken im

Kopfe hat, da er in der Lehre von gewagten Geſchäften ganz vorzüglich bewandert.

Vielleicht heirathet Albertine gar den artigen Referendarius, wenn er einen guten Poſten erſchwungen. — Nun! man muß abwarten, was geſchieht! —

Das iſt, ſprach Ottmar, als Lothar geendet hatte, das iſt ein wunderlich tolles Ding, was Du da aufgeſchrieben haſt. Mir will Deine ſogenannte Geſchichte mit den unwahrſcheinlichen Abentheuern vorkommen, wie eine aus allerlei bunten Steinen willkürlich zuſammengefügte Moſaik, die das Auge verwirrt, ſo daß es keine beſtimmte Figur zu erfaſſen vermag. Was mich betrifft, nahm Theodor das Wort, ſo läugne ich nicht, daß ich manches in Lothars Erzählung ergötzlich genug finde und es iſt ſogar möglich, daß das Ganze hätte ziemlich gut gerathen können, wenn Lothar nicht unvorſichtiger Weiſe den Hafftitz las. Die beiden ſpukhaften Männer aus jener Zeit, der Goldſchmidt und der Münzjude, mußten nun einmal hinein in die Brautwahl, es half nichts und nun erſcheinen die beiden unglückſeligen Revenants als fremdartige Prinzipe, die mit ihren Zauberkräften nur auf gezwungene Weiſe einwirken in die Handlung. Es iſt gut, daß deine Erzählung nicht gedruckt wird, Lothar, ſonſt würdeſt Du ſchlecht wegkommen vor dem ſtrengen Richterſtuhl der Kritik.

Könnte, ſprach Lothar nach ſeiner ſkurilen Art lächelnd, könnte meine angenehme Geſchichte von den ſeltſamen Drangſalen des Geheimen Kanzlei-Sekretärs Tusmann nicht wenigſtens einen Berliner Almanach zieren? Ich würde nicht unterlaſſen, die Lokalität noch lokaler zu machen, einige celebre Namen hinzuzufügen und mir ſo den Beifall wenigſtens des literariſch-äſthetiſchen Theaterpublikums erwerben*). Doch nun im Ernſte geſprochen, Leute! Habt Ihr nicht, während ich las, manchmal recht herzlich gelacht und ſollte das nicht die Strenge Eurer Kritik beugen? — Vergleichſt Du, Ottmar, meine Geſchichte mit einer bunten willkürlich zuſammengefügten Moſaik, ſo ſey wenigſtens nachgiebig genug, dem Dinge, das Du wunderlich toll nennſt, eine kaleidoscopiſche Natur einzuräumen, nach welcher die heterogenſten Stoffe willkürlich durcheinander geſchüttelt, doch zuletzt artige Figuren bilden. Wenigſtens für artig ſollt Ihr nemlich manche Figur in meiner Brautwahl erkennen und an die Spitze dieſer artigen Perſonen ſtelle ich den liebenswürdigen Baron Benſch, der durchaus der Familie des Münzjuden Lippolt entſproſſen ſeyn muß. — Doch ſchon viel zu viel von meinem Machwerk, das Euch nur als ein bizarrer Scherz für den Augenblick aufregen ſollte. Uebrigens gewahrt Ihr, daß ich meinem Hange das Mährchenhafte in die Gegenwart, in das wirkliche Leben zu verſetzen, wiederum treulich gefolgt bin.

---

*) Dieſe Aeußerung Lothars zeigt, was er ſchon damals im Sinne trug. Seine Erzählung, die Brautwahl erſchien nemlich in der That abgedruckt in dem Berliner Taſchenbuch für das Jahr 1820, und es ſind wirklich celebre Namen aus der Berliner Kunſtwelt genannt und manche Lokalitäten hinzugefügt. Wie gerecht aber der Tadel der Freunde, beweiſet der Umſtand, daß die Redaktion jenes Taſchenbuchs den Verfaſſer dringend bat, ſich künftig doch im Gebiet der Möglichkeit zu halten. D. H.

Und dieſen Hang, begann Theodor, nehme ich gar ſehr in Schutz. Sonſt war es üblich, ja Regel, alles was nur Mährchen hieß, ins Morgenland zu verlegen und dabei die Mährchen der Dſchehezerade zum Muſter zu nehmen. Die Sitten des Morgenlandes nur eben berührend, ſchuf man ſich eine Welt, die haltlos in den Lüften ſchwebte und vor unſern Augen verſchwamm. Deshalb geriethen aber jene Mährchen meiſtens froſtig, gleichgültig und vermochten nicht den innern Geiſt zu entzünden und die Phantaſie aufzuregen. Ich meine, daß die Baſis der Himmelsleiter, auf der man hinaufſteigen will in höhere Regionen, befeſtigt ſeyn müſſe im Leben, ſo daß jeder nachzuſteigen vermag. Befindet er ſich dann, immer höher und höher hinaufgeklettert, in einem fantaſtiſchen Zauberreich, ſo wird er glauben, dies Reich gehöre auch noch in ſein Leben hinein, und ſey eigentlich der wunderbar herrlichſte Theil deſſelben. Es iſt ihm der ſchöne prächtige Blumengarten vor dem Thore, in dem er zu ſeinem hohen Ergötzen luſtwandeln kann, hat er ſich nur entſchloſſen, die düſtern Mauern der Stadt zu verlaſſen.

Vergiß, ſprach Ottmar, vergiß aber nicht, Freund Theodor! daß mancher gar nicht die Leiter beſteigen mag, weil das Klettern einem verſtändigen geſetzten Manne nicht ziemt, mancher ſchon auf der dritten Sproſſe ſchwindligt wird, mancher aber auch wohl die auf der breiten Straße des Lebens befeſtigte Leiter, bei der er täglich, ja ſtündlich vorübergeht, gar nicht bemerkt! — Was aber die Mährchen der Tauſend und Eine Nacht betrifft, ſo iſt es ſeltſam genug, daß die mehrſten Nachahmer gerade das überſehen, was ihnen Leben und Wahrheit giebt und was eben auf Lothars Prinzip hinausläuft. All' die Schuſter, Schneider, Laſtträger, Derwiſche, Kaufleute ꝛc., wie ſie in jenen Mährchen vorkommen, ſind Geſtalten, wie man ſie täglich auf den Straßen ſah und da nun das eigentliche Leben nicht von Zeit und Sitte abhängt, ſondern in der tieferen Bedingung ewig daſſelbe bleibt und bleiben muß, ſo kommt es, daß wir glauben, jene Leute, denen ſich mitten in der Alltäglichkeit der wunderbarſte Zauber erſchloß, wandelten noch unter uns. So groß iſt die Macht der Darſtellung in jenem ewigen Buch. —

Der Abend wurde kühler und kühler. Des kaum geneſenen Theodors halber fanden es daher die Freunde gerathen in den Gartenſaal zu treten und ſtatt jedes ſtarken nervenreizenden Getränks in aller Demuth und Milde Thee zu genießen.

Als die Theemaſchine auf dem Tiſche ſtand und wie gewöhnlich ihr Liedchen ziſchte und ſummte, ſprach Ottmar: Wahrhaftig, keinen beſſern Anlaß hätte ich finden können, Euch eine Erzählung vorzuleſen, die ich ſchon vor langer Zeit aufſchrieb und die gerade mit einem Thee beginnt. Zum Voraus bemerke ich, daß ſie in Cyprians Manier abgefaßt iſt.

Ottmar las:

Der unheimliche Gaſt.

Der Sturm brauſte durch die Lüfte, den heranziehenden Winter verkündigend, und trieb die ſchwarzen Wolken vor ſich her, die ziſchende, praſſelnde Ströme von Regen und Hagel hinabſchleuderten.

„Wir werden, ſprach, als die Wanduhr ſieben ſchlug, die Obriſtin von G. zu ihrer Tochter, Angelika geheißen, wir werden heute allein bleiben, das böſe Wetter verſcheucht die Freunde. Ich wollte nur, daß mein Mann heimkehrte.“ In dem Augenblick trat der Rittmeiſter Moritz von R. hinein. Ihm folgte der junge Rechtsgelehrte, der durch ſeinen geiſtreichen unerſchöpflichen Humor den Zirkel belebte, der ſich jeden Donnerſtag im Hauſe des Obriſten zu verſammeln pflegte, und ſo war, wie Angelika bemerkte, ein einheimiſcher Kreis beiſammen, der die größere Geſellſchaft gern vermiſſen ließ. — Es war kalt im Saal, die Obriſtin ließ Feuer im Kamin anſchüren und den Theetiſch hinanrücken: „Euch beiden Männern, ſprach ſie nun, Euch beiden Männern, die ihr mit wahrhaft ritterlichem Heroiſmus durch Sturm und Braus zu uns gekommen, kann ich wohl gar nicht zumuthen, daß ihr vorlieb nehmen ſollt mit unſerm nüchternen, weichlichen Thee, darum ſoll Euch Mademoiſelle Marguerite das gute nordiſche Getränk bereiten, das allem böſen Wetter widerſteht.“

Marguerite, Franzöſin, der Sprache, anderer weiblicher Kunſtfertigkeiten halber, Geſellſchafterin des Fräuleins Angelika, dem ſie an Jahren kaum überlegen, erſchien und that, wie ihr geheißen.

Der Punſch dampfte, das Feuer kniſterte im Kamin, man ſetzte ſich enge beiſammen an den kleinen Tiſch. Da fröſtelten und ſchauerten alle, und ſo munter und laut man erſt im Saal auf und niedergehend geſprochen, entſtand jetzt eine augenblickliche Stille, in der die wunderlichen Stimmen, die der Sturm in den Rauchfängen aufgeſtört hatte, recht vernehmbar pfiffen und heulten.

Es iſt, fing Dagobert, der junge Rechtsgelehrte, endlich an, es iſt nun einmal ausgemacht, daß Herbſt, Sturmwind, Kaminfeuer und Punſch ganz eigentlich zuſammen gehören, um die heimlichſten Schauer in unſerm Innern aufzuregen. — Die aber gar angenehm ſind, fiel ihm Angelika in die Rede. Ich meines Theils kenne keine hübſchere Empfindung, als das leiſe Fröſteln, das durch alle Glieder fährt, und indem man, der Himmel weiß wie, mit offnen Augen einen jähen Blick in die ſeltſamſte Traumwelt hineinwirft. „Ganz recht, fuhr Dagobert fort, ganz recht. Dieſes angenehme Fröſteln überfiel uns eben jetzt alle, und bei dem Blick, den wir dabei unwillkürlich in die Traumwelt werfen mußten, wurden wir ein wenig ſtille. Wohl uns, daß das vorüber iſt, und daß wir ſobald aus der Traumwelt zurück gekehrt ſind in die ſchöne Wirklichkeit, die uns dies herrliche Getränk darbietet!“ Damit ſtand er auf und leerte, ſich anmuthig gegen die Obriſtin verneigend, das vor ihm ſtehende Glas. „Ei, ſprach nun Moritz, ei, wenn Du, ſo wie das Fräulein, ſo wie ich ſelbſt, alle Süßigkeit jener Schauer, jenes träumeriſchen Zuſtandes empfindeſt, warum nicht gerne darin verweilen?“ — Erlaube, nahm Dagobert das Wort, erlaube, mein Freund, zu bemerken, daß hier von jener Träumerei, in welcher der Geiſt ſich in wunderlichem wirrem Spiel ſelbſt erluſtigt, gar nicht die Rede iſt. Die ächten Sturmwind-, Kamin- und Punſchſchauer ſind nichts anders, als der erſte Anfall jenes unbegreiflichen geheimnißvollen Zuſtandes, der tief in der menſchlichen Natur begründet iſt, gegen den der Geiſt ſich vergebens auflehnt, und vor dem man ſich wohl hüten muß. Ich meine das Grauen — die Geſpenſterfurcht. Wir wiſſen alle, daß das unheimliche Volk der Spukgeiſter nur des Nachts, vorzüglich gern aber bei böſem Unwetter der dunklen Heimath entſteigt und ſeine irre Wanderung beginnt; billig iſt's daher, daß wir zu ſolcher Zeit irgend eines grauenhaften Beſuchs gewärtig ſind. Sie ſcherzen, ſprach die Obriſtin, Sie ſcherzen Dagobert, und auch das darf ich Ihnen nicht einräumen, daß das kindiſche Grauen, von dem wir manchmal befallen, ganz unbedingt in unſerer Natur begründet ſeyn ſollte, vielmehr rechne ich es den Ammenmährchen und tollen Spukgeſchichten zu, mit denen uns in der früheſten Jugend unſere Wärterinnen überſchütteten.

Nein, rief Dagobert lebhaft, nein, gnädige Frau! Nie würden jene Geſchichten, die uns als Kinder doch die allerliebſten waren, ſo tief und ewig in unſerer Seele wiederhallen, wenn nicht die wiedertönenden Saiten in unſerm eignen Innern lägen. Nicht wegzuläugnen iſt die geheimnißvolle Geiſterwelt, die uns umgiebt, und die oft in ſeltſamen Klängen, ja in wunderbaren Viſionen ſich uns offenbart. Die Schauer der Furcht, des Entſetzens mögen nur herrühren von dem Drange des irdiſchen Organismus. Es iſt das Weh des eingekerkerten Geiſtes, das ſich darin ausſpricht. „Sie ſind, ſprach die Obriſtin, ein Geiſterſeher wie alle Menſchen von reger Phantaſie. Gehe ich aber auch wirklich ein in Ihre Ideen, glaube ich wirklich, daß es einer unbekannten Geiſterwelt erlaubt ſey, in vernehmbaren Tönen, ja in Viſionen ſich uns zu offenbaren, ſo ſehe ich doch nicht ein, warum die Natur die Vaſallen jenes geheimnißvollen Reichs ſo feindſelig uns gegenüber geſtellt haben ſollte, daß ſie nur Grauen, zerſtörendes Entſetzen über uns zu bringen vermögen.“ Vielleicht, fuhr Dagobert fort, vielleicht liegt darin die Strafe der Mutter, deren Pflege, deren Zucht wir entartete Kinder entflohen. Ich meine, daß in jener goldnen Zeit, als unſer Geſchlecht noch im innigſten Einklange mit der ganzen Natur lebte, kein Grauen, kein Entſetzen uns verſtörte, eben weil es in dem tiefſten Frieden, in der ſeligſten Harmonie alles Seins keinen Feind gab, der dergleichen über uns bringen konnte. Ich ſprach von ſeltſamen Geiſterſtimmen, aber wie kommt es denn, daß alle Naturlaute, deren Urſprung wir genau anzugeben wiſſen, uns wie der ſchneidendſte Jammer tönen und unſere Bruſt mit dem tiefſten Entſetzen erfüllen? — Der merkwürdigſte jener Naturtöne iſt die Luftmuſik oder ſogenannte Teufelsſtimme auf Ceylon und in den benachbarten Ländern, deren Schubert in ſeinen Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft gedenkt. Dieſe Naturſtimme läßt ſich in ſtillen heitern Nächten, den Tönen einer tiefklagenden Menſchenſtimme ähnlich, bald wie aus weiter — weiter Ferne daherſchwebend, bald ganz in der Nähe ſchallend, vernehmen. Sie äußert eine ſolche Wirkung auf das menſchliche Gemüth, daß die ruhigſten, verſtändigſten Beobachter ſich eben des tiefſten Entſetzens nicht erwehren können. „So iſt es, unterbrach hier Moritz den Freund, ſo iſt es in der That. Nie war ich auf Ceylon, noch in den benachbarten Ländern, und doch hörte ich jenen entſetzlichen Naturlaut, und nicht ich allein, jeder, der ihn vernahm, fühlte die Wirkung, wie ſie Dagobert beſchrieben.“ So wirſt Du, erwiederte Dagobert, mich recht erfreuen und am beſten die Frau Obriſtin überzeugen, wenn Du erzählſt, wie ſich alles begeben.

Sie wiſſen, begann Moritz, daß ich in Spanien unter Wellington wider die Franzoſen focht. Mit einer Abtheilung ſpaniſcher und engliſcher Kavallerie bivouaquirte ich vor der Schlacht bei Viktoria zur Nachtzeit auf offenem Felde. Ich war von dem Marſch am geſtrigen Tage bis zum Tode ermüdet, feſt eingeſchlafen, da weckte mich ein ſchneidender Jammerlaut. Ich fuhr auf, ich glaubte nichts anders, als daß ſich dicht neben mir ein Verwundeter gelagert, deſſen Todesſeufzer ich vernommen, doch ſchnarchten die Cameraden um mich her, und nichts ließ ſich weiter hören. Die erſten Strahlen des Frühroths brachen durch die dicke Finſterniß, ich ſtand auf und ſchritt über die Schläfer wegſteigend weiter vor, um vielleicht den Verwundeten oder Sterbenden zu finden. Es war eine ſtille Nacht, nur leiſe, leiſe fing ſich der Morgenwind an zu regen und das Laub zu ſchütteln. Da ging zum zweitenmal ein langer Klagelaut durch die Lüfte und verhallte dumpf in tiefer Ferne. Es war, als ſchwängen ſich die Geiſter der Erſchlagenen von den Schlachtfeldern empor und riefen ihr entſetzliches Weh durch des Himmels weiten Raum. Meine Bruſt erbebte, mich erfaßte ein tiefes namenloſes Grauen. — Was war aller Jammer, den ich jemals aus menſchlicher Kehle ertönen gehört, gegen dieſen herzzerſchneidenden Laut! Die Cameraden rappelten ſich nun auf aus dem Schlafe. Zum dritten Mal erfüllte ſtärker und gräßlicher der Jammerlaut die Lüfte. Wir erſtarrten im tiefſten Entſetzen, ſelbſt die Pferde wurden unruhig und ſchnaubten und ſtampften. Mehrere von den Spaniern ſanken auf die Knie nieder und beteten laut. Ein engliſcher Offizier verſicherte, daß er dies Phänomen, das ſich in der Atmoſphäre erzeuge und elektriſchen Urſprungs ſey, ſchon öfters in ſüdlichen Gegenden bemerkt habe, und daß wahrſcheinlich die Witterung ſich ändern werde. Die Spanier, zum Glauben an das Wunderbare geneigt, hörten die gewaltigen Geiſterſtimmen überirdiſcher Weſen, die das Ungeheure verkündeten, das ſich nun begeben werde. Sie fanden ihren Glauben beſtätigt, als folgenden Tages die Schlacht mit all' ihren Schrecken daher donnerte.

Dürfen wir, ſprach Dagobert, dürfen wir denn nach Ceylon gehen oder nach Spanien, um die wunderbaren Klagetöne der Natur zu vernehmen? Kann uns das dumpfe Geheul des Sturmwinds, das Gepraſſel des herabſtürzenden Hagels, das Aechzen und Krächzen der Windfahnen nicht eben ſo gut, wie jener Ton mit tiefem Grauſen erfüllen? — Ei! gönnen wir doch nur ein geneigtes Ohr der tollen Muſik, die hundert abſcheuliche Stimmen hier im Kamin aborgeln, oder horchen wir doch nur was weniges auf das geſpenſtiſche Liedlein, das eben jetzt die Theemaſchine zu ſingen beginnt!

O herrlich! rief die Obriſtin, o überaus herrlich! — Sogar in die Theemaſchine bannt unſer Dagobert Geſpenſter, die ſich uns in grauſigen Klagelauten offenbaren ſollen! Ganz unrecht, nahm Angelika das Wort, ganz unrecht, liebe Mutter, hat unſer Freund doch nicht. Das wunderliche Pfeifen und Knattern und Ziſchen im Kamin könnte mir wirklich Schauer erregen, und das Liedchen, was die Theemaſchine ſo tiefklagend abſingt, iſt mir ſo unheimlich, daß ich nur gleich die Lampe auslöſchen will, damit es ſchnell ende.

Angelika ſtand auf, ihr entfiel das Tuch, Moritz bückte ſich ſchnell darnach und überreichte es dem Fräulein. Sie ließ den ſeelenvollen Blick ihrer Himmelsaugen auf ihm ruhen, er ergriff ihre Hand und drückte ſie mit Inbrunſt an die Lippen.

In demſelben Augenblicke zitterte Marguerite wie berührt von einem elektriſchen Schlag, heftig zuſammen, und ließ das Glas Punſch, das ſie ſo eben eingeſchenkt und Dagobert darreichen wollte, auf den Boden fallen, daß es in tauſend Stücke zerklirrte. Laut ſchluchzend warf ſie ſich der Obriſtin zu Füßen, nannte ſich ein dummes ungeſchicktes Ding, und bat ſie, zu vergönnen, daß ſie ſich in ihr Zimmer entferne. Alles, was eben jetzt erzählt worden, habe ihr, unerachtet ſie es keineswegeſ ganz verſtanden, innerlichen Schauer erregt; ihre Angſt hier am Kamin ſey unbeſchreiblich, ſie fühle ſich krank, ſie wolle ſich ins Bett legen. — Und dabei küßte ſie der Obriſtin die Hände, und benetzte ſie mit den heißen Thränen, die ihr aus den Augen ſtürzten.

Dagobert fühlte das Peinliche des ganzen Auftritts und die Nothwendigkeit, der Sache einen andern Schwung zu geben. Auch er ſtürzte plötzlich der Obriſtin zu Füßen und flehte mit der weinerlichſten Stimme, die ihm nur zu Gebote ſtand, um Gnade für die Verbrecherin, die ſich unterfangen, das köſtlichſte Getränk zu verſchütten, das je eines Rechtsgelehrten Zunge genetzt und ſein froſtiges Herz erwärmt. Was den Punſchfleck auf dem gebohnten Fußboden betreffe, ſo ſchwöre er morgenden Tages ſich Wachsbürſten unter die Füße zu ſchrauben und in den göttlichſten Touren, die jemals in eines Hoftanzmeiſters Kopf und Beine gekommen, eine ganze Stunde hindurch den Saal zu durchrutſchen.

Die Obriſtin, die erſt ſehr finſter Marguerite angeblickt, erheiterte ſich bei Dagoberts klugem Beginnen. Sie reichte lachend beiden die Hände und ſprach: Steht auf, und trocknet Eure Thränen, ihr habt Gnade gefunden vor meinem ſtrengen Richterſtuhl! — Du, Marguerite, haſt es allein Deinem geſchickten Anwalt und ſeiner heroiſchen Aufopferung Rückſichts des Punſchflecks zu verdanken, daß ich Dein ungeheures Verbrechen nicht ſchwer ahnde. Aber ganz erlaſſen kann ich Dir die Strafe nicht. Ich befehle daher, daß Du ohne an Kränkelei zu denken, fein im Saal bleibeſt, unſern Gaſten fleißiger als bisher Punſch einſchenkeſt, vor allen Dingen aber Deinem Retter zum Zeichen der innigſten Dankbarkeit einen Kuß giebſt!

So bleibt die Tugend nicht unbelohnt, rief Dagobert mit komiſchem Pathos, indem er Margueritens Hand ergriff. Glauben Sie, ſprach er dann, glauben Sie nur, Holde! daß es noch auf der Erde heroiſch-

Jurisconſulten giebt, die ſich rückſichtslos aufopfern für Unſchuld und Recht! — Doch! — geben wir nun unſerer ſtrengen Richterin nach — vollziehen wir ihr Urtheil, von dem keine Appellation möglich. Damit drückte er einen flüchtigen Kuß auf Margueritens Lippen, und führte ſie ſehr feierlich auf den Platz zurück, den ſie vorher eingenommen. Marguerite über und über roth, lachte laut auf, indem ihr noch die hellen Thränen in den Augen ſtanden. „Alberne Thörin, rief ſie auf franzöſiſch, alberne Thörin, die ich bin! — muß ich denn nicht alles thun, was die Frau Obriſtin befiehlt? Ich werde ruhig ſeyn, ich werde Punſch einſchenken und von Geſpenſtern ſprechen hören, ohne mich zu fürchten.“ „Bravo, nahm Dagobert das Wort, bravo engliſches Kind, mein Heroismus hat Dich begeiſtert, und mich die Süßigkeit Deiner holden Lippen! — Meine Phantaſie iſt neu beſchwingt und ich fühle mich aufgelegt, das Schauerlichſte aus dem regno di pianto aufzutiſchen zu unſerer Ergötzlichkeit.“ Ich dächte, ſprach die Obriſtin, ich dächte, wir ſchwiegen von dem fatalen unheimlichen Zeuge. Bitte, fiel ihr Angelika ins Wort, bitte, liebe Mutter, laſſen Sie unſern Freund Dagobert gewähren. Geſtehen will ich's nur, daß ich recht kindiſch bin, daß ich nichts lieber hören mag, als hübſche Spukgeſchichten, die ſo recht durch alle Glieder fröſteln. O wie mich das freut, rief Dagobert, o wie mich das freut! Nichts iſt liebenswürdiger bei jungen Mädchen, als wenn ſie recht graulich ſind, und ich möchte um Alles in der Welt keine Frau heirathen, die ſich nicht vor Geſpenſtern recht tüchtig ängſtigt. Du behaupteteſt, ſprach Moritz, Du behaupteteſt, lieber Freund Dagobert, vorhin, daß man ſich vor jedem träumeriſchen Schauer, als dem erſten Anfall der Geſpenſterfurcht, wohl hüten müſſe, und biſt uns die nähere Erklärung weshalb? noch ſchuldig. Es bleibt, erwiederte Dagobert, ſind nur die Umſtände darnach, niemals bei jenen angenehmen träumeriſchen Schauern, die der erſte Anfall herbeiführt. Ihnen folgt bald Todesangſt, haarſträubendes Entſetzen und ſo ſcheint jenes angenehme Gefühl nur die Verlockung zu ſeyn, mit der uns die unheimliche Geiſterwelt beſtrickt. Wir ſprachen erſt von uns erklärlichen Naturtönen und ihrer gräßlichen Wirkung auf unſere Sinne. Zuweilen vernehmen wir aber ſeltſamere Laute, deren Urſache uns durchaus unerforſchlich iſt, und die in uns ein tiefes Grauen erregen. Alle beſchwichtigende Gedanken, daß irgend ein verſtecktes Thier, die Zugluft oder ſonſt etwas jenen Ton auf ganz natürliche

Art hervorbringen könne, hilft durchaus nichts. Jeder hat es wohl erfahren, daß in der Nacht das kleinſte Geräuſch, was in abgemeſſenen Pauſen wiederkehrt, allen Schlaf verjagt, und die innerliche Angſt ſteigert und ſteigert bis zur Verſtörtheit aller Sinne. — Vor einiger Zeit ſtieg ich auf der Reiſe in einem Gaſthof ab, deſſen Wirth mir ein hohes freundliches Zimmer einräumte. Mitten in der Nacht erwachte ich plötzlich aus dem Schlafe. Der Mond warf ſeine hellen Strahlen durch die unverhüllten Fenſter, ſo daß ich alle Möbel, auch den kleinſten Gegenſtand im Zimmer deutlich erkennen konnte. Da gab es einen Ton, wie wenn ein Regentropfen hinabfiele in ein metallnes Becken. Ich horchte auf! — In abgemeſſenen Pauſen kehrte der Ton wieder. Mein Hund, der ſich unter dem Bette gelagert, kroch hervor und ſchnupperte winſelnd und ächzend im Zimmer umher und kratzte bald an den Wänden, bald an dem Boden. Ich fühlte, wie Eisſtröme mich durchglitten, wie kalte Schweißtropfen auf meiner Stirne hervortröpfelten. Doch, mich mit Gewalt ermannend, rief ich erſt laut, ſprang dann aus dem Bette und ſchritt vor bis in die Mitte des Zimmers. Da fiel der Tropfen dicht vor mir, ja wie durch mein Inneres nieder in das Metall, das in gellendem Laut erdröhnte. Uebermannt von dem tiefſten Entſetzen taumelte ich nach dem Bett, und barg mich halb ohnmächtig unter der Decke. Da war es, als wenn der immer noch in gemeſſenen Pauſen zurückkehrende Ton leiſer und immer leiſer hallend in den Lüften verſchwebe. Ich fiel in tiefen Schlaf, aus dem ich erſt am hellen Morgen erwachte, der Hund hatte ſich dicht an mich geſchmiegt, und ſprang erſt, als ich mich aufrichtete, herab vom Bette luſtig blaffend, als ſey auch ihm jetzt erſt alle Angſt entnommen. Mir kam der Gedanke, daß vielleicht mir nur die ganz natürliche Urſache jenes wunderbaren Klangs verborgen geblieben ſeyn könne, und ich erzählte dem Wirth mein wichtiges Abentheuer, deſſen Grauſen ich in allen Gliedern fühlte. Er werde, ſchloß ich, gewiß mir alles erklären können und habe Unrecht gethan, mich nicht darauf vorzubereiten. Der Wirth erblaßte, und bat mich um des Himmels willen, doch niemanden mitzutheilen, was ſich in jenem Zimmer begeben, da er ſonſt Gefahr laufe, ſeine Nahrung zu verlieren. Mehrere Reiſende, erzählte er, hätten ſchon vormals über jenen Ton, den ſie in mondhellen Nächten vernommen, geklagt. Er habe alles auf das Genaueſte unterſucht, ja ſelbſt die Dielen in dieſem Zimmer und den anſtoßenden Zimmern aufreißen laſſen, ſo wie in der Nachbarſchaft emſig nachgeforſcht, ohne auch im Mindeſten der Urſache jenes grauenvollen Klangs auf die Spur kommen zu können. Schon ſeit beinahe Jahresfriſt ſey es ſtill geblieben, und er habe geglaubt, von dem böſen Spuck befreit zu ſeyn, der nun, wie er zu ſeinem großen Schrecken vernehmen müſſe, ſein unheimliches Weſen aufs Neue treibe. Unter keiner Bedingung werde er mehr irgend einen Gaſt in jenem verrufenen Zimmer beherbergen! —

Ach, ſprach Angelika, indem ſie ſich wie im Fieberfroſt ſchüttelte, das iſt ſchauerlich, das iſt ſehr ſchauerlich, nein ich wäre geſtorben, wenn mir dergleichen begegnet. Oft iſt es mir aber ſchon geſchehen, daß ich aus dem Schlaf plötzlich erwachend eine unbeſchreibliche innere Angſt empfand, als habe ich irgend etwas Entſetzliches erfahren. Und doch hatte ich nicht die leiſeſte Ahnung davon, ja nicht einmal die Erinnerung irgend eines fürchterlichen Traumes, vielmehr war es mir, als erwache ich aus einem völlig bewußtloſen todähnlichen Zuſtande.

Dieſe Erſcheinung kenne ich wohl, fuhr Dagobert fort. Vielleicht deutet gerade das auf die Macht fremder pſychiſcher Einflüſſe, denen wir uns willkürlos hingeben müſſen. So wie die Somnambule ſich durchaus nicht ihres ſomnambulen Zuſtandes erinnert und deſſen, was ſich in demſelben mit ihr begeben, ſo kann vielleicht jene grauenhafte Angſt, deren Urſache uns verborgen bleibt, der Nachhall irgend eines gewaltigen Zaubers ſeyn, der uns uns ſelbſt entrückte.

Ich erinnere mich, ſprach Angelika, noch ſehr lebhaft, wie ich, es mögen wohl vier Jahre her ſeyn, in der Nacht meines vierzehnten Geburtstages in einem ſolchen Zuſtande erwachte, deſſen Grauen mich einige Tage hindurch lähmte. Vergebens rang ich aber darnach mich auf den Traum zu beſinnen, der mich ſo entſetzt hatte. Deutlich bin ich mir bewußt, daß ich eben auch im Traum jenen ſchrecklichen Traum dieſem, jenem, vor allen aber meiner guten Mutter öfters erzählt habe, aber nur, daß ich jenen Traum erzählt hatte, ohne mich auf ſeinen Inhalt beſinnen zu können, war mir beim Erwachen erinnerlich. Dieſes wunderbare pſychiſche Phänomen, erwiederte Dagobert, hängt genau mit dem magnetiſchen Prinzip zuſammen. Immer ärger, rief die Obriſtin, immer ärger wird es mit unſerm Geſpräch, wir verlieren uns in Dinge, an die nur zu denken mir unerträglich iſt. Ich fordere Sie auf, Moritz, ſogleich etwas recht Luſtiges, Tolles zu erzählen, damit es nur mit den unheimlichen Spukgeſchichten einmal ende.

Wie gern, ſprach Moritz, wie gern will ich mich Ihrem Befehl, Frau Obriſtin, fügen, wenn es erlaubt iſt, nur noch einer einzigen ſchauerlichen Begebenheit zu gedenken, die mir ſchon lange auf den Lippen ſchwebt. Sie erfüllt in dieſem Augenblick mein Inneres ſo ganz und gar, daß es ein vergebliches Mühen ſeyn würde, von andern heitern Dingen zu ſprechen.

So entladen Sie ſich denn, erwiederte die Obriſtin, alles Schauerlichen, von dem Sie nun einmal befangen. Mein Mann muß bald heimkehren, und dann will ich in der That recht gern irgend ein Gefecht noch einmal mit Euch durchkämpfen, oder mit verliebtem Enthuſiasmus von ſchönen Pferden ſprechen hören, um nur aus der Spannung zu kommen, in die mich das ſpukhafte Zeug verſetzt, wie ich nicht läugnen mag.

In dem letzten Feldzuge, begann Moritz, machte ich die Bekanntſchaft eines ruſſiſchen Obriſtlieutenants, Liefländers von Geburt, kaum dreißig Jahre alt, die, da der Zufall es wollte, daß wir längere Zeit hindurch vereint dem Feinde gegenuber ſtanden, ſehr bald zur engſten Freundſchaft wurde. Bogislav, ſo war der Obriſtlieutenant mit Vornamen geheißen, hatte alle Eigenſchaften, um ſich überall die höchſte Achtung, die innigſte Liebe zu erwerben. Er war von hoher, edler Geſtalt, geiſtreichem, männlich ſchönem Antlitz, ſeltner Ausbildung, die Gutmüthigkeit ſelbſt, und dabei tapfer wie ein Löwe. Er konnte vorzüglich bei der Flaſche ſehr heiter ſeyn, aber oft übermannte ihn plötzlich der Gedanke an irgend etwas Entſetzliches, das ihm begegnet ſeyn mußte, und das die Spuren des tiefſten Grams auf ſeinem Geſicht zurück gelaſſen hatte. Er wurde dann ſtill, verließ die Geſellſchaft und ſtreifte einſam umher. Im Felde pflegte er Nachts raſtlos von Vorpoſten zu Vorpoſten zu reiten, nur nach der erſchöpfendſten Anſtrengung überließ er ſich dem Schlaf. Kam nun noch hinzu, daß er oft ohne dringende Noth ſich der drohendſten Gefahr ausſetzte, und den Tod in der Schlacht zu ſuchen ſchien, der ihn floh, da im hartſten Handgemenge ihn keine Kugel, kein Schwertſtreich traf, ſo war es wohl gewiß, daß irgend ein unerſetzlicher Verluſt, ja wohl gar eine raſche That ſein Leben verſtört hatte.

Wir nahmen auf franzöſiſchem Gebiet ein befeſtigtes Schloß mit

Sturm, und harrten dort ein Paar Tage, um den erſchöpften Truppen Erholung zu gönnen. Die Zimmer, in denen ſich Bogislav einquartiert hatte, lagen nur ein Paar Schritte von dem meinigen entfernt. In der Nacht weckte mich ein leiſes Pochen an meine Stubenthüre. Ich forſchte, man rief meinen Namen, ich erkannte Bogislavs Stimme, ſtand auf und öffnete. Da ſtand Bogislav vor mir im Nachtgewande, den Leuchter mit der brennenden Kerze in der Hand, entſtellt — bleich wie der Tod — bebend an allen Gliedern, — keines Wortes mächtig! — Um des Himmels willen — was iſt geſchehen — was iſt Dir, mein theuerſter Bogislav! So rief ich, führte den Ohnmächtigen zum Lehnſtuhl, ſchenkte ihm zwei — drei — Gläſer von dem ſtarken Wein ein, der gerade auf dem Tiſche ſtand, hielt ſeine Hand in der meinigen feſt, ſprach tröſtende Worte, wie ich nur konnte, ohne die Urſache ſeines entſetzlichen Zuſtandes zu wiſſen.

Bogislav erholte ſich nach und nach, ſeufzte tief auf und begann mit leiſer, hohler Stimme. Nein! — Nein! — Ich werde wahnſinnig, faßt mich nicht der Tod, dem ich mich ſehnend in die Arme werfe! — Dir, mein treuer Moritz, vertraue ich mein entſetzliches Geheimniß. Ich ſagte Dir ſchon, daß ich mich vor mehreren Jahren in Neapel befand. Dort ſah ich die Tochter eines der angeſehenſten Häuſer und kam in glühende Liebe. Das Engelsbild gab ſich mir ganz hin, und von den Eltern begünſtigt wurde der Bund geſchloſſen, von dem ich alle Seligkeit des Himmels hoffte. Schon war der Hochzeittag beſtimmt, da erſchien ein ſizilianiſcher Graf, und drängte ſich zwiſchen uns mit eifrigen Bewerbungen um meine Braut. Ich ſtellte ihn zur Rede, er verhöhnte mich. Wir ſchlugen uns, ich ſtieß ihm den Degen durch den Leib. Nun eilte ich zu meiner Braut. Ich fand ſie in Thränen gebadet, ſie nannte mich den verruchten Mörder ihres Geliebten, ſtieß mich von ſich mit allen Zeichen des Abſcheus, ſchrie auf in troſtloſem Jammer, ſank ohnmächtig nieder wie vom giftigen Skorpion berührt, als ich ihre Hand faßte! — Wer ſchildert mein Entſetzen! Den Eltern war die Sinnesänderung ihrer Tochter ganz unerklärlich. Nie hatte ſie den Bewerbungen des Grafen Gehör gegeben. Der Vater verſteckte mich in ſeinem Pallaſt, und ſorgte mit großmüthigem Eifer dafür, daß ich unentdeckt Neapel verlaſſen konnte. Von allen Furien gepeitſcht, floh ich in einem Strich fort bis nach Petersburg! — Nicht die Untreue meiner Geliebten, nein! — ein furchtbares Geheimniß iſt es, das mein Leben verſtört! — Seit jenem unglücklichen Tage in Neapel verfolgt mich das Grauen, das Entſetzen der Hölle! — Oft bei Tage, doch öfter zur Nachtzeit vernehme ich bald aus der Ferne, bald dicht neben mir ein tiefes Todesächzen. Es iſt die Stimme des getödteten Grafen, die mein Innerſtes mit dem tiefſten Grauſen durchbebt. Durch den ſtärkſten Kanonendonner, durch das praſſelnde Musketenfeuer der Bataillone, vernehme ich dicht vor meinen Ohren den gräßlichen Jammerton, und alle Wuth, alle Verzweiflung des Wahnſinns erwacht in meinem Buſen! — Eben in dieſer Nacht — Bogislav hielt inne und mich, wie ihn, faßte das Entſetzen, denn ein lang ausgehaltener herzzerſchneidender Jammerton ließ ſich, wie vom Gange herkommend, vernehmen. Dann war es, als raffe ſich jemand ächzend und ſtöhnend mühſam vom Boden empor, und nahe ſich ſchweren, unſichern Trittes. Da erhob ſich Bogislav plötzlich von aller Kraft beſeelt vom Lehnſtuhl und rief, wilde Gluth in den Augen, mit donnernder Stimme: Erſcheine mir, Verruchter! wenn Du es vermagſt — ich nehm' es auf mit Dir und mit allen Geiſtern der Hölle, die Dir zu Gebote ſtehn. — Nun geſchah ein gewaltiger Schlag. —

In dem Augenblick ſprang die Thüre des Saals auf mit dröhnendem Geraſſel.

— So wie Ottmar dieſe Worte las, ſprang auch die Thüre des Gartenſaals wirklich dröhnend auf und die Freunde erblickten eine dunkle verhüllte Geſtalt, die ſich langſam mit unhörbaren Geiſterſchritten nahte. Alle ſtarrten etwas entſetzt hin, jedem ſtockte der Athem.

„Iſt es recht, ſchrie endlich Lothar, als der volle Schein der Lichter der Geſtalt ins Geſicht fiel und den Freund Cyprianus erkennen ließ, iſt es recht, ehrbare Leute foppen zu wollen mit ſchnöder Geiſterſpielerei? — Doch ich weiß es, Cyprian, du begnügſt Dich nicht mit Geiſtern und allerlei ſeltſamen Viſionen und tollem Spuk zu handthieren, Du möchteſt ſelbſt gern manchmal ein Spuk, ein Geſpenſt ſeyn. Aber ſage, wo kamſt Du ſo plötzlich her, wie haſt Du uns hier auffinden können?“ Ja! das ſage, das ſage! wiederholten Ottmar und Lothar.

Ich komme, begann Cyprian, heute von meiner Reiſe zurück, ich laufe zu Theodor, zu Lothar, zu Ottmar, keinen treffe ich an! In vollem Unmuth renne ich heraus ins Freie und der Zufall will, daß ich, nach der Stadt zurückkehrend, den Weg einſchlage, der bei dem Gartenhauſe dicht vorbeiführt. Es iſt mir, als höre ich eine wohlbekannte Stimme, ich gucke durchs Fenſter und erblicke meine würdigen Serapionsbrüder und höre meinen Ottmar den unheimlichen Gaſt vorleſen.

Wie, unterbrach Ottmar den Freund, wie Du kennſt ſchon meine Geſchichte?

Du vergiſſeſt, fuhr Cyprian fort, daß Du die Ingredienzien zu dieſer Erzählung von mir ſelbſt empfingeſt. Ich bin es, der Dich mit der Teufelsſtimme, mit der Luftmuſik bekannt machte, der Dir ſogar die Idee der Erſcheinung des unheimlichen Gaſtes gab, und ich bin begierig, wie Du mein Thema ausgeführt haſt. Uebrigens werdet Ihr finden, daß als Ottmar die Thüre des Saals aufſpringen ließ, ich nothwendig ein Gleiches thun, und Euch erſcheinen mußte.

Doch, nahm Theodor das Wort, doch gewiß nicht als unheimlicher Gaſt, ſondern als treuer Serapionsbruder, der, unerachtet er mich, wie ich gern geſtehen will, nicht wenig erſchreckt hat, mir tauſendmal willkommen ſeyn ſoll.

Und wenn, ſprach Lothar, er durchaus heute ein Geiſt ſeyn will, ſo ſoll er wenigſtens nicht zu den unruhigen Geiſtern gehören, ſondern ſich niederlaſſen Thee trinkend, ohne zu ſehr mit der Taſſe zu klappern, dem Freunde Ottmar zuhorchen, auf deſſen Geſchichte ich um ſo begieriger bin, da er diesmal ein ihm gegebenes fremdes Thema bearbeitet hat.

Auf Theodor, der von ſeiner Krankheit her noch ſehr reizbar, hatte der Scherz des Freundes in der That mehr gewirkt als dienlich. Er war todtenbleich und man gewahrte, daß er ſich einige Gewalt anthun mußte, um heiter zu ſcheinen.

Cyprian bemerkte dies und war nun über das, was er begonnen, nicht wenig betreten. In der That, ſprach er, ich dachte nicht daran, daß mein theurer Freund kaum von einer böſen Krankheit erſtanden. Ich handelte gegen meinen eignen Grundſatz, welcher total verbietet, dergleichen Scherz zu treiben, da es ſich oft ſchon begeben, daß der fürchterliche Ernſt der Geiſterwelt eingriff in dieſen Scherz und das Entſetzliche gebar. Ich erinnere mich zum Beiſpiel —

Halt, halt, rief Lothar, ich leide durchaus keine längere Unterbrechung. Cyprian ſteht im Begriff, uns nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe zu entführen in ſeinen einheimiſchen ſchwarzen Zauberwald. Ich bitte Dich, Ottmar, fahre fort.

Ottmar las weiter: Hinein trat ein Mann von Kopf bis zu Fuß ſchwarz gekleidet, bleichen Antlitzes, ernſten, feſten Blickes. Er nahte ſich mit dem edelſten Anſtande der vornehmen Welt der Obriſtin, und bat in gewählten Ausdrücken um Verzeihung, daß er früher geladen, ſo ſpät komme, ein Beſuch, den er nicht los werden können, habe ihn zu ſeinem Verdruß aufgehalten. — Die Obriſtin, nicht fähig, ſich von dem jähen Schreck zu erholen, ſtammelte einige unvernehmliche Worte, die ungefähr andeuten ſollten, der Fremde möge Platz nehmen. Er rückte einen Stuhl dicht neben der Obriſtin, Angelika gegenüber, hin, ſetzte ſich, ließ ſeinen Blick den Kreis durchlaufen. Keiner vermochte, wie gelähmt, ein Wort hervorzubringen. Da begann der Fremde: doppelt müſſe er ſich entſchuldigen, einmal daß er in ſo ſpäter Stunde, und dann daß er mit ſo vielem Ungeſtüm eingetreten ſey. Nicht ſeine Schuld ſey aber auch das letzte, da nicht er, ſondern der Diener, den er auf dem Vorſaal getroffen, die Thüre ſo heftig aufgeſtoßen. Die Obriſtin, mit Mühe das unheimliche Gefühl, von dem ſie ergriffen, bekämpfend, fragte, wen ſie bei ſich zu ſehen das Vergnügen habe. Der Fremde ſchien die Frage zu überhören auf Margueriten achtend, die, in ihrem ganzen Weſen plötzlich verändert, laut auflachte, dicht an den Fremden hinantänzelte, und immerfort kichernd auf franzöſich erzählte, daß man ſich eben in den ſchönſten Spukgeſchichten erluſtigt, und daß nach dem Willen des Herrn Rittmeiſters eben ein böſes Geſpenſt erſcheinen ſollen, als er, der Fremde, hineingetreten. Die Obriſtin, das Unſchickliche fühlend, den Fremden, der ſich als eingeladen angekündigt, nach Stand und Namen zu fragen, mehr aber noch von ſeiner Gegenwart beängſtigt, wiederholte nicht ihre Frage, verwies Margueriten nicht ein Betragen, das beinahe den Anſtand verletzte. Der Fremde machte Margueritens Geſchwätz ein Ende, indem er ſich zur Obriſtin, dann zu den übrigen wendend, von irgend einer gleichgültigen Begebenheit zu ſprechen begann, die ſich gerade am Orte zugetragen. Die Obriſtin antwortete, Dagobert verſuchte ſich ins Geſpräch zu miſchen, das endlich in einzelnen abgebrochenen Reden mühſam fortſchlich. Und dazwiſchen trillerte Marguerite einzelne Couplets franzöſiſcher Chanſons und figurirte, als beſönne ſie ſich auf die neueſten Touren einer Gavotte, während die andern ſich nicht zu regen vermochten. Jeder fühlte ſeine Bruſt beengt, jeden drückte, wie eine Gewitterſchwüle, die Gegenwart des Fremden, jedem erſtarb das Wort auf den Lippen, wenn er in das todtbleiche Antlitz des unheimlichen Gaſtes ſchaute. Und doch hatte dieſer in Ton und Gebehrde durchaus nichts Ungewöhnliches, vielmehr zeigte ſein ganzes Betragen den vielerfahrnen, gebildeten Weltmann. Der fremde ſcharfe Accent, mit dem er deutſch und franzöſiſch ſprach, ließ mit Recht ſchließen, daß er weder ein Deutſcher, noch ein Franzoſe ſeyn konnte.

Auf athmete die Obriſtin, als endlich Reiter vor dem Hauſe hielten, und die Stimme des Obriſten ſich vernehmen ließ.

Bald darauf trat der Obriſt in den Saal. So wie er den Fremden erblickte, eilte er auf ihn zu und rief: Herzlich willkommen in meinem Hauſe lieber Graf! — Auf das Herzlichſte willkommen. Dann ſich zur Obriſtin wendend: Graf S—i, ein theurer, treuer Freund, den ich mir im tiefen Norden erwarb, und im Süden wiederfand.

Die Obriſtin, der nun erſt alle Bangigkeit entnommen, verſicherte dem Grafen mit anmuthigem Lächeln, nur der Schuld ihres Mannes, der unterlaſſen, ſie auf ſeinen Beſuch vorzubereiten, habe er es beizumeſſen, wenn er vielleicht etwas ſeltſam und gar nicht auf die Weiſe, wie es dem vertrauten Freunde gebühre, empfangen worden. Dann erzählte ſie dem Obriſten, wie den ganzen Abend über von nichts anderem, als von Spukereien und unheimlichem Weſen die Rede geweſen ſey, wie Moritz eine ſchauerliche Geſchichte erzählt, die ihm und einem ſeiner Freunde begegnet, wie eben in dem Augenblick, als Moritz geſprochen: Nun geſchah ein entſetzlicher Schlag, die Thüre des Saales aufgeſprungen und der Graf eingetreten ſey.

Allerliebſt! rief der Obriſt lachend, allerliebſt, man hat Sie, lieber Graf, für ein Geſpenſt gehalten! In der That mir ſcheint, als wenn meine Angelika noch einige Spuren des Schrecks im Geſicht trüge, als wenn der Rittmeiſter ſich noch nicht ganz von den Schauern ſeiner Geſchichte erholen könnte, ja als wenn ſogar Dagobert ſeine Munterkeit verloren. Sagen Sie, Graf! iſt es nicht arg, Sie für einen Spuk, für einen ſchnöden Revenant zu nehmen?

Sollte ich, erwiederte der Graf mit ſeltſamem Blick, ſollte ich vielleicht etwas Geſpenſtiſches an mir tragen? — Man ſpricht ja jetzt viel von Menſchen, die auf Andere vermöge eines beſonderen pſychiſchen Zaubers einzuwirken vermögen, daß ihnen ganz unheimlich zu Muthe werden ſoll. Vielleicht bin ich gar ſolchen Zaubers mächtig.

Sie ſcherzen, lieber Graf, nahm die Obriſtin das Wort, aber wahr iſt es, daß man jetzt wieder Jagd macht auf die wunderlichſten Geheimniſſe.

So wie, erwiederte der Graf, ſo wie man überhaupt wieder an Ammenmährchen und wunderlichen Einbildungen kränkelt. Ein Jeder hüte ſich vor dieſer ſonderbaren Epidemie. — Doch ich unterbrach den Herrn Rittmeiſter bei dem ſpannendſten Punkt ſeiner Erzählung und bitte ihn, da niemand von ſeinen Zuhörern den Schluß — die Auflöſung gern miſſen würde, fortzufahren.

Dem Rittmeiſter war der fremde Graf nicht nur unheimlich, ſondern recht im Grunde der Seele zuwider. Er fand in ſeinen Worten, zumal da er recht fatal dabei lächelte, etwas Verhöhnendes und erwiederte mit flammendem Blick und ſcharfem Ton, daß er befürchten müſſe, durch ſein Ammenmährchen die Heiterkeit, die der Graf in den düſter geſtimmten Zirkel gebracht, zu verſtören, er wolle daher lieber ſchweigen.

Der Graf ſchien nicht ſonderlich des Rittmeiſters Worte zu beachten. Mit der goldenen Doſe, die er zur Hand genommen, ſpielend, wandte er ſich an den Obriſten mit der Frage, ob die aufgeweckte Dame nicht eine geborne Franzöſin ſey?

Er meinte Margueriten, die immerfort trällernd im Saal herumhüpfte. Der Obriſt trat an ſie heran und fragte halblaut, ob ſie wahnſinnig geworden? Marguerite ſchlich erſchrocken an den Theetiſch, und ſetzte ſich ſtill hin.

Der Graf nahm nun das Wort und erzählte auf anziehende Weiſe von dieſem, jenem, was ſich in kurzer Zeit begeben. — Dagobert vermochte kaum ein Wort herauszubringen. Moritz ſtand da uber und über roth, mit blitzenden Augen, wie das Zeichen zum Angriff erwartend. Angelika ſchien ganz in die weibliche Arbeit vertieft, die ſie begonnen, ſie ſchlug kein Auge auf! — Man ſchied in vollem Mißmuth auseinander.

Du biſt ein glucklicher Menſch, rief Dagobert, als er ſich mit Moritz allein befand, zweifle nicht länger, daß Angelika Dich innig liebt. Tief habe ich es heute in ihren Blicken erſchaut, daß ſie ganz und gar in Liebe iſt zu Dir. Aber der Teufel iſt immer geſchäftig und ſäet ſein giftiges Unkraut unter den ſchön blühenden Weizen. Marguerite iſt entbrannt in toller Leidenſchaft. Sie liebt Dich mit allem wüthenden Schmerz, wie er nur ein brünſtiges Gemüth zerreißen kann. Ihr heutiges Beginnen war der nicht niederzukämpfende Ausbruch der raſendſten Eiferſucht. Als Angelika das Tuch fallen ließ, als Du es ihr reichteſt, als Du ihre Hand küßteſt, kamen die Furien der Hölle über die arme Marguerite. Und daran biſt Du Schuld. Du bemühteſt Dich ſonſt mit aller möglichen Galanterie um die bildhübſche Franzöſin. Ich weiß, daß Du immer nur Angelika meinteſt, daß alle Huldigungen, die Du an Margueriten verſchwendeteſt, nur ihr galten, aber die falſch gerichteten Blitze trafen und zündeten. — Nun iſt das Unheil da und ich weiß in der That nicht, wie das Ding enden ſoll ohne ſchrecklichen Tumult und gräßlichen Wirrwarr! —

Geh doch nur, erwiederte der Rittmeiſter, geh doch nur mit Margueriten. Liebt mich Angelika wirklich — ach! woran ich wohl noch zweifle — ſo bin ich glücklich und ſelig, und frage nichts nach allen Margueriten in der Welt mit ſammt ihrer Tollheit! Aber eine andere Furcht iſt in mein Gemüth gekommen! Dieſer fremde unheimliche Graf, der wie ein dunkles düſtres Geheimniß eintrat, der uns alle verſtörte, ſcheint er nicht ſich recht feindlich zwiſchen uns zu ſtellen? — Es iſt mir, als träte aus dem tiefſten Hintergrunde eine Erinnerung — faſt möcht' ich ſagen — ein Traum hervor, der mir dieſen Grafen darſtellt unter grauenvollen Umſtänden! Es iſt mir, als müſſe da, wo er ſich hinwendet, irgend ein entſetzliches Unheil von ihm beſchworen aus dunkler Nacht vernichtend hervorblitzen. — Haſt Du wohl bemerkt, wie oft ſein Blick auf Angelika ruhte, und wie dann ein fahles Roth ſeine bleichen Wangen färbte, und ſchnell wieder verſchwand? Auf meine Liebe hat es der Unhold abgeſehen, darum klangen die Worte, die er an mich richtete, ſo höhnend, aber ich ſtelle mich ihm entgegen auf den Tod! —

Dagobert nannte den Grafen einen geſpenſtiſchen Patron, dem man aber keck unter die Augen treten müſſe, doch vielleicht ſey auch, meinte er, viel weniger dahinter, als man glaube und alles unheimliche Gefühl nur der beſonderen Spannung zuzuſchreiben, in der man ſich befand, als der Graf eintrat. „Laß uns, ſo ſchloß Dagobert, allem verſtörenden Weſen mit feſtem Gemüth, mit unwandelbarem Vertrauen auf das Leben begegnen. Keine finſtere Macht wird das Haupt beugen, das ſich kräftig und mit heiterm Muth emporhebt!" —

Längere Zeit war vergangen. Der Graf hatte ſich, immer öfter und öfter das Haus des Obriſten beſuchend, beinahe unentbehrlich gemacht. Man war darüber einig, daß der Vorwurf des unheimlichen Weſens auf die zurückfalle, die ihm dieſen Vorwurf gemacht. „Konnte, ſprach die Obriſtin, konnte der Graf nicht mit Recht uns ſelbſt mit unſern blaſſen Geſichtern, mit unſerm ſeltſamen Betragen unheimliche Leute nennen?" — Der Graf entwickelte in jedem Geſpräch einen Schatz der reichhaltigſten Kenntniſſe, und ſprach er, Italiener von Geburt, zwar im fremden Accent, ſo war er doch des geübteſten Vortrags vollkommen mächtig. Seine Erzählungen riſſen in lebendigem Feuer unwiderſtehlich hin, ſo daß ſelbſt Moritz und Dagobert, ſo feindlich ſie gegen den Fremden geſinnt, wenn er ſprach und über ſein blaſſes, aber ſchön geformtes ausdrucksvolles Geſicht ein anmuthiges Lächeln flog, allen Groll vergaßen, und wie Angelika, wie alle übrige, an ſeinen Lippen hingen.

Des Obriſten Freundſchaft mit dem Grafen war auf eine Weiſe entſtanden, die dieſen als den edelmüthigſten Mann darſtellte. Im tiefen Norden führte beide der Zufall zuſammen, und hier half der Graf dem Obriſten auf die uneigennützigſte Weiſe aus einer Verlegenheit, die was Geld und Gut, ja was den guten Ruf und die Ehre betrifft, die verdrüßlichſten Folgen hätte haben können. Der Obriſt, tief fühlend, was er dem Grafen verdankte, hing an ihm mit ganzer Seele.

Es iſt, ſprach der Obriſt eines Tages zu der Obriſtin, als ſie ſich eben allein befanden, es iſt nun an der Zeit, daß ich Dir ſage, was es mit dem Hierſein des Grafen für eine tiefere Bewandtniß hat. — Du weißt, daß wir, ich und der Graf in P., wo ich mich vor vier Jahren befand, uns immer enger und enger an einander geſchloſſen, ſo daß wir zuletzt zuſammen in an einander ſtoßenden Zimmern wohnten. Da geſchah es, daß der Graf mich einſt an einem frühen Morgen beſuchte, und auf meinem Schreibtiſch das kleine Miniatur-Bild Angelika's gewahrte, das ich mitgenommen. So wie er es ſchärfer anblickte, gerieth er auf ſeltſame Weiſe außer aller Faſſung. Nicht vermögend, mir zu antworten, ſtarrte er es an, er konnte den Blick nicht mehr davon abwenden, er rief begeiſtert aus: Nie habe er ein ſchöneres, herrlicheres Weib geſehen, nie habe er gefühlt, was Liebe ſey, die erſt jetzt tief in ſeinem Herzen in lichten Flammen aufgelodert. Ich ſcherzte über die wunderbare Wirkung des Bildes, ich nannte den Grafen einen neuen Kalaf und wünſchte ihm Glück, daß meine gute Angelika wenigſtens keine Turandot ſey. Endlich gab ich ihm nicht undeutlich zu verſtehen, daß in ſeinen Jahren, da er, wenn auch nicht gerade im Alter vorgerückt, doch kein Jüngling mehr zu nennen, mich dieſe romantiſche Art, ſich urplötzlich in ein Bild zu verlieben, ein wenig befremde. Nun ſchwor er aber mit Heftigkeit, ja mit allen Zeichen des leidenſchaftlichen Wahnſinns, wie er ſeiner Nation eigen, daß er Angelika unausſprechlich liebe und daß ich, ſolle er nicht in den tiefſten Abgrund der Verzweiflung ſtürzen, ihm erlauben müſſe, ſich um Angelika's Liebe, um ihre Hand zu bewerben. Deshalb iſt nun der Graf hieher und in unſer Haus gekommen. Er glaubt der Zuneigung Angelika's gewiß zu ſeyn, und hat geſtern ſeine Bewerbung förmlich bei mir angebracht. Was hältſt Du von der Sache?

Die Obriſtin wußte ſelbſt nicht, warum des Obriſten letzte Worte ſie wie ein jäher Schreck durchbebten. Um des Himmels willen, rief ſie, der fremde Graf unſere Angelika?

Fremd, erwiederte der Obriſt mit verdüſterter Stirn, der Graf fremd, dem ich Ehre, Freiheit, ja vielleicht das Leben verdanke? — Ich geſtehe ein, daß er im hohen Mannesalter, vielleicht Rückſichts der Jahre, nicht ganz für unſer blutjunges Täubchen paßt, aber er iſt ein edler Menſch, und dabei reich — ſehr reich —

Und ohne Angelika zu fragen? fiel ihm die Obriſtin ins Wort, und ohne Angelika zu fragen, die vielleicht gar nicht ſolche Neigung zu ihm hegt, als er ſich in verliebter Thorheit einbildet.

Habe ich, rief der Obriſt, indem er vom Stuhle aufſprang, und ſich mit glühenden Augen vor die Obriſtin hinſtellte, habe ich Dir jemals Anlaß gegeben, zu glauben, daß ich, ein toller, tyranniſcher Vater, mein liebes Kind auf ſchnöde Weiſe verkuppeln könnte? — Aber mit Euren romanhaften Empfindeleien und Euren Zartheiten bleibt mir vom Halſe. Es iſt gar nichts Ueberſchwengliches, das tauſend phantaſtiſche Dinge vorausſetzt, wenn ſich ein Paar heirathet! — Angelika iſt ganz Ohr, wenn der Graf ſpricht, ſie blickt ihn an mit der freundlichſten Güte, ſie erröthet, wenn er die Hand, die ſie gern in der ſeinigen läßt, an die Lippen drückt. So ſpricht ſich bei einem unbefangenen Mädchen die Zuneigung aus, die den Mann wahrhaft beglückt. Es bedarf keiner romanesken Liebe, die manchmal auf recht verſtörende Weiſe in Euren Köpfen ſpukt!

Ich glaube, nahm die Obriſtin das Wort, ich glaube, daß Angelika's Herz nicht mehr ſo frei iſt, als ſie vielleicht noch ſelbſt wähnen mag.

Was? — rief der Obriſt erzürnt, und wollte eben heftig losbrechen, in dem Augenblick ging die Thür auf, und Angelika trat ein mit dem holdſeligſten Himmelslächeln der unbefangenſten Unſchuld.

Der Obriſt, plötzlich von allem Unmuth, von allem Zorn verlaſſen, ging auf ſie zu, küßte ſie auf die Stirn, faßte ihre Hand, führte ſie in den Seſſel, ſetzte ſich traulich hin dicht neben das liebe ſüße Kind. Nun ſprach er von dem Grafen, rühmte ſeine edle Geſtalt, ſeinen Verſtand, ſeine Sinnesart, und fragte dann, ob Angelika ihn wohl leiden möge? Angelika erwiederte, daß der Graf anfangs ihr gar fremd und unheimlich erſchienen ſey, daß ſie dieß Gefühl aber ganz überwunden und ihn jetzt recht gern ſähe! —

Nun, rief der Obriſt voller Freude, nun, dem Himmel ſey es gedankt, ſo mußt' es kommen zu meinem Troſt, zu meinem Heil! — Graf S—i, der edle Mann liebt Dich, mein holdes Kind, aus dem tiefſten Grunde ſeiner Seele, er bewirbt ſich um Deine Hand, Du wirſt ſie ihm nicht verweigern — kaum ſprach aber der Obriſt dieſe Worte, als Angelika mit einem tiefen Seufzer wie ohnmächtig zurückſank. Die Obriſtin faßte ſie in ihre Arme, indem ſie einen bedeutenden Blick auf den Obriſten warf, der verſtummt das arme todtbleiche Kind anſtarrte. — Angelika erholte ſich, ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, ſie rief mit herzzerſchneidender Stimme: der Graf — der ſchreckliche Graf! — Nein, nein — nimmermehr! —

Mit aller Sanftmuth fragte der Obriſt einmal über das andere, warum in aller Welt der Graf ihr ſo ſchrecklich ſey? Da geſtand Angelika, in dem Augenblick, als der Obriſt es ausgeſprochen, daß der Graf ſie liebe, ſey ihr mit vollem Leben der fürchterliche Traum in die Seele gekommen, den ſie vor vier Jahren in der Nacht ihres vierzehnten Geburtstages geträumt und aus dem ſie in entſetzlicher Todesangſt erwacht, ohne ſich auf ſeine Bilder auch nur im Mindeſten beſinnen zu können. „Es war mir, ſprach Angelika, als durchwandle ich einen ſehr anmuthigen Garten, in dem fremdartige Büſche und Blumen ſtanden. Plötzlich ſtand ich vor einem wunderbaren Baum mit dunklen Blättern und großen, ſeltſam duftenden Blüthen, beinahe dem Hollunder ähnlich. Der rauſchte mit ſeinen Zweigen ſo lieblich, und winkte mir zu, wie mich einladend in ſeine Schatten. Von unſichtbarer Kraft unwiderſtehlich hingezogen, ſank ich hin auf die Raſen unter dem Baume. Da war es, als gingen ſeltſame Klagelaute durch die Lüfte und berührten, wie Windeshauch, den Baum, der in bangen Seufzern aufſtöhnte. Mich befing ein unbeſchreibliches Weh, ein tiefes Mitleid regte ſich in meiner Bruſt, ſelbſt wußte ich nicht weshalb. Da fuhr plötzlich ein brennender Strahl in mein Herz, wie es zerſpaltend! — Der Schrei, den ich ausſtoßen wollte, konnte ſich nicht der, mit namenloſer Angſt belaſteten Bruſt entwinden, er wurde zum dumpfen Seufzer. Der Strahl, der mein Herz durchbohrt, war aber der Blick eines menſchlichen Augenpaars, das mich aus dem dunklen Gebüſch anſtarrte. In dem Augenblick ſtanden die Augen dicht vor mir, und eine ſchneeweiße Hand wurde ſichtbar, die Kreiſe um mich her beſchrieb. Und immer enger und enger wurden die Kreiſe und umſpannen mich mit Feuerfäden, daß ich zuletzt in dem dichten Geſpinnſt mich nicht regen und bewegen konnte. Und dabei war es, als erfaſſe nun der furchtbare Blick der entſetzlichen Augen mein innerſtes Weſen und bemächtige ſich meines ganzen Seyns; der Gedanke, an dem es nur noch, wie an einer ſchwachen Faſer, hing, war mir marternde Todesangſt. Der Baum neigte ſeine Blüthen tief zu mir herab und aus ihnen ſprach die liebliche Stimme eines Jünglings: Angelika, ich rette Dich — ich rette Dich! — Aber —

Angelika wurde unterbrochen; man meldete den Rittmeiſter von R., der den Obriſten in Geſchäften ſprechen wollte. So wie Angelika des Rittmeiſters Namen nennen hörte, rief ſie, indem ihr auf's Neue die Thränen aus den Augen ſtrömten, mit dem Ausdruck des ſchneidendſten Wehs, mit der Stimme, die nur aus der vom tiefſten Liebesſchmerz wunden Bruſt ſtöhnt: Moritz — ach Moritz! —

Der Rittmeiſter hatte eintretend dieſe Worte gehört. Er erblickte Angelika, in Thränen gebadet, die Arme nach ihm ausſtreckend. Wie außer ſich ſtieß er das Kaskett vom Haupte, daß es klirrend zu Boden fiel, ſtürzte Angelika zu Füßen, faßte ſie, als ſie von Wonne und Schmerz übermannt niederſank, in ſeine Arme, drückte ſie mit Inbrunſt an ſeine Bruſt. — Der Obriſt betrachtete ſprachlos vor Erſtaunen die Gruppe. „Ich habe geahnet, liſpelte die Obriſtin leiſe, ich habe es geahnet, daß ſie ſich lieben, aber ich wußte kein Wort davon."

Rittmeiſter v. R., fuhr nun der Obriſt zornig heraus, was haben Sie mit meiner Tochter?

Moritz, ſchnell zu ſich ſelbſt kommend, ließ die halbtodte Angelika ſanft in den Lehnſtuhl nieder, dann raffte er das Käſtchen vom Boden auf, trat glutroth im Antlitz mit niedergeſenktem Blick vor den Obriſten hin, und verſicherte auf Ehre, daß er Angelika unausſprechlich, aus der Tiefe ſeines Herzens liebe, daß aber auch bis zu dieſem Augenblick nicht das leiſeſte Wort, das einem Geſtändniſſe ſeines Gefühls gleiche, über ſeine Lippen gekommen ſey. Nur zu ſehr habe er gezweifelt, daß Angelika ſein Gefühl erwiedern könne. Erſt dieſer Moment, deſſen Anlaß er nicht zu ahnen vermöge, habe ihm alle Seligkeit des Himmels erſchloſſen, und er hoffe nicht von dem zärtlichſten Vater zurückgeſtoßen zu werden, wenn er ihn anflehe, einen Bund zu ſegnen, den die reinſte, innigſte Liebe geſchloſſen.

Der Obriſt maß den Rittmeiſter, maß Angelika mit finſteren Blicken, dann ſchritt er, die Arme über einander geſchlagen, im Zimmer ſchweigend auf und ab, wie einer, der ringt, irgend einen Entſchluß zu faſſen. Er blieb ſtehen vor der Obriſtin, die Angelika in die Arme genommen und ihr tröſtend zuſprach: „Was für einen Bezug, ſprach er dumpf mit zurückgehaltenem Zorn, was für einen Bezug hat Dein alberner Traum auf den Grafen?"

Da warf ſich Angelika ihm zu Füßen, küßte ſeine Hände, benetzte ſie mit Thränen, ſprach mit halb erſtickter Stimme: Ach mein Vater! — mein geliebteſter Vater, jene entſetzlichen Augen, die mein Innres erfaßten, es waren die Augen des Grafen, ſeine geſpenſtiſche Hand umwob mich mit dem Zaubergeſpinnſt! — Aber die tröſtende Jünglingsſtimme, die mir zurief aus dem duftenden Blüthen des wunderbaren Traumes — das war Moritz — mein Moritz!

Dein Moritz? rief der Obriſt, indem er ſich raſch umwandte, ſo daß Angelika beinahe zu Boden ſtürzte. Dann ſprach er dumpf vor ſich hin: Alſo kindiſchen Einbildungen, verhehlter Liebe wird der weiſe Beſchluß des Vaters, die Bewerbung eines edlen Mannes geopfert! — Wie zuvor ſchritt er nun ſchweigend im Zimmer auf und ab. Endlich zu Moritz: Rittmeiſter von R., Sie wiſſen, wie hoch ich Sie achte, keinen lieberen Eidam, als eben Sie, hätte ich mir gewünſcht, aber ich gab mein Wort dem Grafen von S — i, dem ich verpflichtet bin, wie es nur ein Menſch ſeyn kann dem andern. Doch glauben Sie ja nicht, daß ich den eigenſinnigen tyranniſchen Vater ſpielen werde. Ich will hin zum Grafen, ich entdecke ihm Alles. Ihre Liebe wird mir eine blutige Fehde, vielleicht das Leben koſten, doch es ſey nun einmal ſo — ich gebe mich! — Erwarten Sie hier meine Zurückkunft! —

Der Rittmeiſter verſicherte mit Begeiſterung, daß er lieber hundertmal in den Tod gehen, als dulden werde, daß der Obriſt ſich auch nur der mindeſten Gefahr ausſetze. Ohne ihm zu antworten, eilte der Obriſt von dannen.

Kaum hatte der Obriſt das Zimmer verlaſſen, als die Liebenden im Uebermaß des Entzückens ſich in die Arme fielen, und ſich ewige unwandelbare Treue ſchworen. Dann verſicherte Angelika, erſt in dem Augenblick, als der Obriſt ſie mit der Bewerbung des Grafen bekannt gemacht, habe ſie es in der tiefſten Seele gefühlt, wie unausſprechlich ſie Moritz liebe, und daß ſie lieber ſterben, als eines andern Gattin werden könne. Es ſey ihr geweſen, als wiſſe ſie ja längſt, daß auch Moritz ſie eben ſo ſehr liebe. Nun erinnerten ſich beide jedes Augenblicks, in dem ſie ihre Liebe verrathen, und waren entzückt, alles Widerſpruchs, alles Zorns des Obriſten vergeſſend, und jauchzten wie frohe ſelige Kinder. Die Obriſtin, die die aufkeimende Liebe längſt bemerkt und mit vollem Herzen Angelika's Neigung billigte, gab tief gerührt ihr Wort, ihrer Seits Alles aufzubieten, daß der Obriſt abſtehe von einer Verbindung, die ſie, ſelbſt wiſſe ſie nicht warum, verabſcheue.

Es mochte eine Stunde vergangen ſeyn, als die Thüre aufging, und zum Erſtaunen aller, der Graf S — i eintrat. Ihm folgte der Obriſt mit leuchtenden Blicken. Der Graf näherte ſich Angeliken, ergriff ihre Hand, blickte ſie mit bitterm ſchmerzlichem Lächeln an. Angelika bebte zuſammen und murmelte kaum hörbar einer Ohnmacht nahe: Ach — dieſe Augen! —

Sie verblaſſen, begann nun der Graf, Sie verblaſſen, mein Fräulein, wie damals, als ich zum erſtenmal in dieſen Kreis trat. —

Bin ich Ihnen denn wirklich ein grauenhaftes Geſpenſt? — Nein! — entſetzen Sie ſich nicht, Angelika! fürchten Sie nichts von einem harmloſen Mann, der Sie mit allem Feuer, mit aller Inbrunſt des Jünglings liebte, der nicht wußte, daß Sie Ihr Herz verſchenkt, der thörigt genug war, ſich um Ihre Hand zu bewerben. — Nein! — ſelbſt das Wort des Vaters giebt mir nicht das kleinſte Recht auf eine Seligkeit, die Sie nur zu ſpenden vermögen. Sie ſind frei, mein Fräulein! — Selbſt mein Anblick ſoll Sie nicht mehr an die trüben Augenblicke erinnern, die ich Ihnen bereitet. Bald, vielleicht morgen ſchon kehre ich zurück in mein Vaterland! — Moritz — mein Moritz, rief Angelika im Jubel der höchſten Wonne, und warf ſich dem Geliebten an die Bruſt. Durch alle Glieder zuckte es dem Grafen, ſeine Augen glühten auf in ungewöhnlichem Feuer, ſeine Lippen bebten, er ſtieß einen leiſen unartikulirten Laut aus. Sich ſchnell zur Obriſtin mit einer gleichgültigen Frage wendend, gelang es ihm, ſein aufwallendes Gefühl niederzukämpfen.

Aber der Obriſt rief einmal über das andere: Welch ein Edelmuth! — welch hoher Sinn! wer gleicht dieſem herrlichen Mann! — meinem Herzensfreunde immerdar! — Dann drückte er den Rittmeiſter, Angelika, die Obriſtin an ſein Herz, und verſicherte lachend, er wolle nun von dem garſtigen Complott, das ſie im Augenblick gegen ihn geſchmiedet, nichts weiter wiſſen, und hoffe übrigens, daß Angelika fürder nicht mehr Leid erfahren werde von geſpenſtiſchen Augen.

Es war hoher Mittag worden, der Obriſt lud den Rittmeiſter, den Grafen ein, das Mahl bei ihm einzunehmen. Man ſchickte hin nach Dagobert, der ſich bald in voller Freude und Fröhlichkeit einſtellte.

Als man ſich zu Tiſche ſetzen wollte, fehlte Marguerite. Es hieß, daß ſie ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen und erklärt habe, ſie fühle ſich krank und ſey unfähig in der Geſellſchaft zu erſcheinen. „Ich weiß nicht, ſprach die Obriſtin, was ſich mit Margueriten ſeit einiger Zeit begiebt, ſie iſt voll der eigenſinnigſten Launen, ſie weint und lacht ohne Urſache, ja voller ſeltſamer Einbildung kann ſie es oft bis zum Unerträglichen treiben.“ Dein Glück, liſpelte Dagobert dem Rittmeiſter leiſe ins Ohr, Dein Glück iſt Margueritens Tod! „Geiſterſeher, erwiederte der Rittmeiſter eben ſo leiſe, Geiſterſeher, ſtöre mir nicht meinen Frieden.“

Nie war der Obriſt froher geweſen, nie hatte auch die Obriſtin, manchmal wohl um ihr liebes Kind beſorgt und nun dieſer Sorge entnommen, ſich ſo in tiefer Seele glücklich gefühlt. Kam nun noch hinzu, daß Dagobert in heller Fröhlichkeit ſchwelgte, daß der Graf, den Schmerz der ihm geſchlagenen Wunde vergeſſend, das vollſte Leben ſeines vielgewandten Geiſtes herausſtrahlen ließ, ſo konnt' es nicht fehlen, daß alle ſich um das ſelige Paar ſchloſſen, wie ein heitrer, herrlich blühender Kranz.

Die Dämmerung war eingebrochen, der edelſte Wein perlte in den Gläſern, man trank jubelnd und jauchzend auf das Wohl des Brautpaars. Da ging die Thüre des Vorſaals leiſe auf und hinein ſchwankte Marguerite, im weißen Nachtkleide, mit herabhängenden Haaren, bleich, entſtellt wie der Tod. „Marguerite, was für Streiche," rief der Obriſt, doch ohne auf ihn zu achten, ſchritt Marguerite langſam gerade los auf den Rittmeiſter, legte ihre eiskalte Hand auf ſeine Bruſt, drückte einen leiſen Kuß auf ſeine Stirne, murmelte dumpf und hohl: Der Kuß der Sterbenden bringt Heil dem frohen Bräutigam! und ſank hin auf den Boden.

„Da haben wir das Unheil, ſprach Dagobert leiſe zu dem Grafen, die Thörin iſt verliebt in den Rittmeiſter." „Ich weiß es, erwiederte der Graf, wahrſcheinlich hat ſie die Narrheit ſo weit getrieben, Gift zu nehmen." „Um Gotteswillen!" ſchrie Dagobert entſetzt, ſprang auf und eilte hin zu dem Lehnſeſſel, in den man die Arme hineingetragen. Angelika und die Obriſtin waren um ſie beſchäftigt, ſie beſprengend, ihr die Stirn reibend mit geiſtigen Waſſern. Als Dagobert hinzutrat, ſchlug ſie gerade die Augen auf. Die Obriſtin ſprach: Ruhig, mein liebes Kind, Du biſt krank, es wird vorüber gehen! Da erwiederte Marguerite mit dumpfer hohler Stimme: Ja! bald iſt es vorüber — ich habe Gift! — Angelika, die Obriſtin ſchrien laut auf, der Obriſt rief wild: Tauſend Teufel, die Wahnſinnige! — Man renne nach dem Arzt — fort! den erſten beſten, der aufzutreiben iſt, hergebracht zur Stelle! — Die Bedienten, Dagobert ſelbſt wollten forteilen. — „Halt! — rief der Graf, der bisher ruhig geblieben war, und mit Behaglichkeit den mit ſeinem Lieblingswein, dem feurigen Syrakuſer, gefüllten Pokal geleert hatte, halt! — Hat Marguerite Gift genommen, ſo bedarf es keines Arztes, denn ich bin in dieſem Fall der beſte, den es geben kann. Man laſſe mich gewähren.“ Er trat zu Marguerite, die in tiefer Ohnmacht lag und nur zuweilen krampfhaft zuckte. Er bückte ſich über ſie hin, man bemerkte, daß er ein kleines Futteral aus der Taſche zog, etwas heraus und zwiſchen die Finger nahm, und leiſe hinſtrich über Margueritens Nacken und Herzgrube. Dann ſprach der Graf, indem er von ihr abließ, zu den übrigen: „Sie hat Opium genommen, doch iſt ſie zu retten durch beſondere Mittel, die mir zu Gebote ſtehen.“ Marguerite wurde auf des Grafen Geheiß in ihr Zimmer heraufgebracht, er blieb allein bei ihr. — Die Kammerfrau der Obriſtin hatte indeſſen in Margueritens Gemach das Fläſchchen gefunden, in dem die Opiumtropfen, die der Obriſtin vor einiger Zeit verſchrieben, enthalten waren, und das die Unglückliche ganz geleert hatte.

Der Graf, ſprach Dagobert mit etwas ironiſchem Ton, der Graf iſt wahrhaftig ein Wundermann. Er hat alles errathen. Wie er Margueriten nur erſchaute, wußte er gleich, daß ſie Gift genommen, und dann erkannte er gar von welcher Sorte und Farbe.

Nach einer halben Stunde trat der Graf in den Saal und verſicherte, daß alle Gefahr für Margueritens Leben vorüber ſey. Mit einem Seitenblick auf Moritz ſetzte er hinzu, daß er auch hoffe, den Grund alles Uebels aus ihrem Innern wegzubannen. Er wünſche, daß die Kammerfrau bei Margueriten wache, er ſelbſt werde die Nacht über in dem anſtoßenden Zimmer bleiben, um ſo bei jedem Zufall, der ſich noch etwa ereignen ſollte, gleich bei der Hand ſeyn zu können. Zu dieſer ärztlichen Hülfe wünſchte er ſich aber noch durch ein Paar Gläſer edlen Weins zu ſtärken.

Damit ſetzte er ſich zu den Männern an den Tiſch, während Angelika und die Obriſtin im Innerſten ergriffen von dem Vorgang ſich entfernten.

Der Obriſt ärgerte ſich über den verfluchten Narrenſtreich, wie er Margueritens Beginnen nannte, Moritz, Dagobert fühlten ſich auf unheimliche Weiſe verſtört. Je verſtimmter aber dieſe waren, deſto mehr ließ der Graf eine Luſtigkeit ausſtrömen, die man ſonſt gar nicht an ihm bemerkt hatte, und die in der That etwas Grauenhaftes in ſich trug.

Dieſer Graf, ſprach Dagobert zu ſeinem Freunde, als ſie nach Hauſe gingen, bleibt mir unheimlich auf ſeltſame Weiſe. Es iſt, als wenn es irgend eine geheimnißvolle Bewandtniß mit ihm habe.

Ach! erwiederte Moritz, zentnerſchwer liegt es mir auf der Bruſt — die finſtre Ahnung irgend eines Unheils, das meiner Liebe droht, erfüllt mein Innres! —

Noch in derſelben Nacht wurde der Obriſt durch einen Courier aus der Reſidenz geweckt. Andern Morgens trat er etwas bleich zur Obriſtin: Wir werden, ſprach er mit erzwungener Ruhe, wir werden abermals getrennt, mein liebes Kind! — der Krieg beginnt nach kurzer Ruhe von Neuem. In der Nacht erhielt ich die Ordre. Sobald als es nur möglich iſt, vielleicht ſchon in künftiger Nacht, breche ich auf mit dem Regiment. Die Obriſtin erſchrak heftig, ſie brach in Thränen aus. Der Obriſt ſprach tröſtend, daß er überzeugt ſey, wie dieſer Feldzug eben ſo glorreich enden werde, als der frühere, daß der frohe Muth im Herzen ihn an kein Unheil denken laſſe, das ihm widerfahren könne. Du magſt, ſetzte er dann hinzu, Du magſt indeſſen, bis wir den Feind aufs Neue gedemüthigt und der Friede geſchloſſen, mit Angelika auf unſere Güter gehen. Ich gebe Euch einen Begleiter mit, der Euch alle Einſamkeit, alle Abgeſchiedenheit Eures Aufenthalts vergeſſen laſſen wird. Der Graf S—i geht mit Euch! — Wie, rief die Obriſtin, um des Himmels willen! Der Graf ſoll mit uns gehen? Der verſchmähte Bräutigam? — der ränkeſüchtige Italiener, der tief im Innerſten ſeinen Groll zu verſchließen weiß, um ihn bei der beſten Gelegenheit mit aller Macht ausſtrömen zu laſſen? Dieſer Graf, der mir in ſeinem ganzen Weſen, ſelbſt weiß ich nicht warum, ſeit geſtern wieder aufs Neue widerwärtiger geworden iſt, als jemals! — Nein, fiel der Obriſt ihr ins Wort, nein, es iſt nicht auszuhalten mit den Einbildungen, mit den tollen Träumen der Weiber! — Sie begreifen nicht die Seelengröße eines Mannes von feſtem Sinn! — Der Graf iſt die ganze Nacht, ſo wie er ſich vorgeſetzt, in dem Nebenzimmer bei Margueriten geblieben. Er war der erſte, dem ich die Nachricht brachte vom neuen Feldzuge. Seine Rückkehr ins Vaterland iſt nun kaum möglich. Er war darüber betreten. Ich bot ihm den Aufenthalt auf meinen Gütern an. Nach vieler Weigerung entſchloß er ſich dazu und gab mir ſein Ehrenwort, Alles aufzubieten, Euch zu beſchirmen, Euch die Zeit der Trennung zu verkürzen, wie es nur in ſeiner Macht ſtehe. Du weißt, was ich dem Grafen ſchuldig, meine Güter ſind ihm jetzt eine Freiſtatt, darf ich die verſagen? — Die Obriſtin konnte — durfte hierauf nichts mehr erwiedern. —

Der Obriſt hielt Wort. Schon in der folgenden Nacht wurde zum Aufbruch geblaſen, und aller namenloſe Schmerz und herzzerſchneidende Jammer der Trennung kam über die Liebenden.

Wenige Tage darauf, als Marguerite völlig geneſen, reiſte die Obriſtin mit ihr und Angelika nach den Gütern. Der Graf folgte mit mehrerer Dienerſchaft.

Mit der ſchonendſten Zartheit ließ ſich der Graf in der erſten Zeit nur bei den Frauen ſehen, wenn ſie es ausdrücklich wünſchten, ſonſt blieb er in ſeinem Zimmer, oder machte einſame Spaziergänge.

Der Feldzug ſchien erſt dem Feinde günſtig zu ſeyn, bald wurden aber glorreiche Siege erfochten. Da war nun der Graf immer der erſte, der die Siegesbotſchaften erhielt, ja der die genaueſten Nachrichten über die Schickſale des Regiments hatte, das der Obriſt führte. In den blutigſten Kämpfen hatte weder den Obriſten, noch den Rittmeiſter eine Kugel, ein Schwerdtſtreich getroffen; die ſicherſten Briefe aus dem Hauptquartier beſtätigten das.

So erſchien der Graf bei den Frauen immer wie ein Himmelsbote des Sieges und des Glücks. Dazu kam, daß ſein ganzes Betragen die innigſte reinſte Zuneigung ausſprach, die er für Angelika hegte, daß er ſich wie der zärtlichſte, um ihr Glück beſorgteſte Vater zeigte. Beide, die Obriſtin und Angelika, mußten ſich geſtehen, daß der Obriſt wohl den bewährten Freund richtig beurtheilt hatte, und daß jenes Vorurtheil gegen ihn die lächerlichſte Einbildung geweſen. Auch Marguerite ſchien von ihrer thörigten Leidenſchaft geheilt, ſie war wieder ganz die muntere geſprächige Franzöſin.

Ein Brief des Obriſten an die Obriſtin, dem ein Brief vom Rittmeiſter an Angelika beilag, verſcheuchte den letzten Reſt der Beſorgniß. Die Hauptſtadt des Feindes war genommen, der Waffenſtillſtand geſchloſſen.

Angelika ſchwamm in Wonne und Seligkeit, und immer war es der Graf, der mit hinreißender Lebendigkeit von den kühnen Waffenthaten des braven Moritz, von dem Glück ſprach, das der holden Braut entgegen blühe. Dann ergriff er Angelikas Hand, und drückte ſie an ſeine Bruſt und fragte, ob er ihr denn noch ſo verhaßt ſey, als ehemals? Vor Scham hoch erröthend, Thränen im Auge verſicherte Angelika, ſie armes Kind habe ja niemals gehaßt, aber zu innig, zu ſehr mit ganzer Seele ihren Moritz geliebt, um ſich nicht vor jedem andern Bewerbung zu entſetzen. Sehr ernſt und feierlich ſprach dann der Graf: Sieh mich an, Angelika, für Deinen treuen väterlichen Freund, und hauchte einen leiſen Kuß auf ihre Stirne, welches ſie, ein frommes Kind, gern litt, da es ihr war, als ſey es ihr Vater ſelbſt, der ſie auf dieſe Weiſe zu küſſen pflegte.

Man konnte beinahe hoffen, der Obriſt werde wenigſtens auf kurze Zeit in das Vaterland zurückkehren, als ein Brief von ihm anlangte, der das Gräßlichſte enthielt. Der Rittmeiſter war, als er mit ſeinem Reitknecht ein Dorf paſſirte, von bewaffneten Bauern angefallen worden, die ihn an der Seite des braven Reiters, dem es gelang ſich durchzuſchlagen, niederſchoſſen und fortſchleppten. — So wurde die Freude, die das ganze Haus beſeelte, plötzlich in Entſetzen, in tiefes Leid, in troſtloſen Jammer verkehrt.

Das ganze Haus des Obriſten war in geräuſchvoller Bewegung. Trepp auf Trepp ab liefen die in reicher Staats-Liverei geputzten Diener, raſſelnd fuhren die Wagen auf den Schloßhof mit den geladenen Gäſten, die der Obriſt, die neuen Ehrenzeichen auf der Bruſt, die ihm der letzte Feldzug erworben, feierlich empfing.

Oben im einſamen Zimmer ſaß Angelika bräutlich geſchmückt in der vollendetſten Schönheit üppiger Jugendblüthe prangend, neben ihr die Obriſtin.

Du haſt, ſprach die Obriſtin, Du haſt mein liebes Kind, in voller Freiheit den Grafen S—i zu Deinem Gatten gewählt. So ſehr ehemals Dein Vater dieſe Verbindung wünſchte, ſo wenig hat er jetzt nach dem Tode des unglücklichen Moritz darauf beſtanden. Ja, es iſt mir jetzt, als theile er mit mir daſſelbe ſchmerzliche Gefühl, das ich Dir nicht verhehlen darf. -- Es bleibt mir unbegreiflich, daß Du ſo bald Deinen Moritz vergeſſen konnteſt. — Die entſcheidendſte Stunde naht — Du giebſt Deine Hand dem Grafen — prüfe wohl Dein Herz — noch iſt es Zeit! — Möge nie das Andenken an den Vergeſſenen wie ein finſtrer Schatten Dein heitres Leben vertrüben!

Niemals! rief Angelika, indem Thränen wie Thautropfen in ihren Augen perlten, niemals werde ich meinen Moritz vergeſſen, ach niemals mehr lieben, wie ich ihn geliebt. Das Gefühl, was ich für den Grafen hege, mag wohl ein ganz anderes ſeyn! — Ich weiß nicht, wie der Graf meine innigſte Zuneigung ſo ganz und gar gewonnen! Nein! — ich liebe ihn nicht, ich kann ihn nicht lieben, wie ich Moritz liebte, aber es iſt mir, als könne ich ohne ihn gar nicht leben, ja nur durch ihn denken — empfinden! Eine Geiſterſtimme ſagt es mir unaufhörlich, daß ich mich ihm als Gattin anſchließen muß, daß ſonſt es kein Leben mehr hienieden für mich giebt — Ich folge dieſer Stimme, die ich für die geheimnißvolle Sprache der Vorſehung halte. —

Die Kammerfrau trat herein mit der Nachricht, daß man Margueriten, die ſeit dem frühen Morgen vermißt worden, noch immer nicht gefunden, doch habe der Gärtner ſo eben ein kleines Briefchen an die Obriſtin gebracht, das er von Margueriten erhalten mit der Anweiſung, es abzugeben, wenn er ſeine Geſchäfte verrichtet und die letzten Blumen nach dem Schloſſe getragen.

In dem Billet, das die Obriſtin öffnete, ſtand:

> Sie werden mich nie wiederſehen. — Ein düſtres Verhängniß treibt mich fort aus Ihrem Hauſe. Ich flehe Sie an, Sie, die mir ſonſt eine theure Mutter waren, laſſen Sie mich nicht verfolgen, mich nicht zurückbringen mit Gewalt. Der zweite Verſuch, mir den Tod zu geben, würde beſſer gelingen als der erſte. — Möge Angelika das Glück genießen, in vollen Zügen, das mir das Herz durchbohrt. Leben Sie wohl auf ewig. — Vergeſſen Sie die unglückliche
>
> Marguerite.

Was iſt das, rief die Obriſtin heftig, was iſt das? Hat es die Wahnſinnige darauf abgeſehen, unſere Ruhe zu verſtören? — Tritt ſie immer feindſelig dazwiſchen, wenn Du die Hand reichen willſt dem geliebten Gatten? — Möge ſie hinziehen, die undankbare Thörin, die ich wie meine Tochter gehegt und gepflegt, möge ſie hinziehen, nie werd' ich mich um ſie kümmern.

Angelika brach in laute Klagen aus um die verlorene Schweſter, die Obriſtin bat ſie um des Himmels willen, nicht Raum zu geben dem Andenken an eine Wahnſinnige in dieſen wichtigen entſcheidenden Stunden. — Die Geſellſchaft war im Saal verſammelt, um, da eben die beſtimmte Stunde ſchlug, nach der kleinen Kapelle zu ziehen, wo ein katholiſcher Geiſtlicher das Paar trauen ſollte. Der Obriſt führte die Braut herein, alles erſtaunte über ihre Schönheit, die noch erhöht wurde durch die einfache Pracht des Anzuges. Man erwartete den Grafen. Eine Viertelſtunde verging nach der andern, er ließ ſich nicht blicken. Der Obriſt begab ſich nach ſeinem Zimmer. Er traf auf den Kammerdiener, welcher berichtete, der Graf habe ſich, nachdem er völlig angekleidet, plötzlich unwohl gefühlt und einen Gang nach dem Park gemacht, um ſich in freier Luft zu erholen, ihm, dem Kammerdiener, aber zu folgen verboten.

Selbſt wußte er nicht, warum ihm des Grafen Beginnen ſo ſchwer aufs Herz fiel, warum ihm der Gedanke kam, irgend etwas Entſetzliches könne dem Grafen begegnen.

Er ließ hinein ſagen, der Graf würde in weniger Zeit erſcheinen, und den berühmten Arzt, der ſich in der Geſellſchaft befand, insgeheim herausrufen. Mit dieſem und dem Kammerdiener ging er nun in den Park, um den Grafen aufzuſuchen. Aus der Hauptallee ausbiegend, gingen ſie nach einem von dichtem Gebüſch umgebenen Platz, der, wie ſich der Obriſt erinnerte, der Lieblingsaufenthalt des Grafen war. Da ſaß der Graf ganz ſchwarz gekleidet, den funkelnden Ordensſtern auf der Bruſt, mit gefalteten Händen auf einer Raſenbank, den Rücken an den Stamm eines blühenden Hollunderbaums gelehnt, und ſtarrte ſie regungslos an. Sie erbebten vor dem gräßlichen Anblick, denn des Grafen hohle, düſter funkelnde Augen ſchienen ohne Sehkraft. „Graf S—i! — was iſt geſchehen!“ rief der Obriſt, aber keine Antwort, keine Bewegung, kein leiſer Athemzug! — Da ſprang der Arzt hinzu, riß dem Grafen die Weſte auf, die Halsbinde, den Rock herab, rieb ihm die Stirne. — Er wandte ſich zum Obriſten mit den dumpfen Worten: „hier iſt menſchliche Hülfe nutzlos — er iſt todt — der Nervenſchlag hat ihn getroffen in dieſem Augenblick“ — der Kammerdiener brach in lauten Jammer aus. Der Obriſt, mit aller Manneskraft ſein tiefes Entſetzen niederkämpfend, gebot ihm Ruhe. „Wir tödten Angelika auf der Stelle, wenn wir nicht mit Vorſicht handeln.“ So ſprach der Obriſt, packte die Leiche an, trug ſie auf einſamen Nebenwegen zu einem entfernten Pavillon, deſſen Schlüſſel er bei ſich hatte, ließ ſie dort unter Acht des Kammerdieners, begab ſich mit dem Arzt nach dem Schloſſe zurück. Von Entſchluß zu Entſchluß wankend, wußte er nicht, ob er der armen Angelika das Entſetzliche, was geſchehen, verſchweigen, ob er es wagen ſollte, ihr Alles mit ruhiger Faſſung zu ſagen.

Als er in den Saal trat, fand er Alles in größter Angſt und

Beſtürzung. Mitten im heitern Geſpräch hatte Angelika plötzlich die Augen geſchloſſen, und war in tiefer Ohnmacht niedergeſunken. Sie lag in einem Nebenzimmer auf dem Sopha. — Nicht bleich — nicht entſtellt, nein höher, friſcher als je blühten die Roſen ihrer Wangen, eine unbeſchreibliche Anmuth, ja die Verklärung des Himmels war auf ihrem ganzen Geſicht verbreitet. Sie ſchien von der höchſten Wonne durchdrungen. — Der Arzt, nachdem er ſie lange mit geſpannter Aufmerkſamkeit betrachtet, verſicherte, es ſey hier nicht die mindeſte Gefahr vorhanden, das Fräulein befinde ſich, freilich auf eine unbegreifliche Weiſe, in einem magnetiſchen Zuſtande. Sie gewaltſam zu erwecken, getraue er ſich nicht, ſie werde bald von ſelbſt erwachen.

Indeſſen entſtand unter den Gäſten ein geheimnißvolles Flüſtern. Der jähe Tod des Grafen mochte auf irgend eine Weiſe bekannt geworden ſeyn. Alle entfernten ſich nach und nach ſtill und düſter, man hörte die Wagen fortrollen.

Die Obriſtin, über Angelika hingebeugt, fing jeden ihrer Athemzüge auf. Es war, als liſpele ſie leiſe Worte, die niemandem verſtändlich. Der Arzt litt nicht, daß man Angelika entkleide, ja daß man ſie auch nur von den Handſchuhen befreie, jede Berührung könne ihr ſchädlich ſeyn.

Plötzlich ſchlug Angelika die Augen auf, fuhr in die Höhe, ſprang mit dem gellenden Ruf: Er iſt da — er iſt da! — vom Sopha, rannte in voller Furie zur Thüre hinaus — durch den Vorſaal — die Stiegen hinab. — „Sie iſt wahnſinnig, ſchrie die Obriſtin entſetzt, o Herr des Himmels, ſie iſt wahnſinnig!“ — „Nein, nein, tröſtete der Arzt, das iſt nicht Wahnſinn, aber irgend etwas Unerhörtes mag ſich begeben!“ Und damit ſtürzte er dem Fräulein nach! —

Er ſah wie Angelika durch das Thor des Schloſſes auf dem breiten Landweg mit hoch empor geſtreckten Armen pfeilſchnell fortlief, daß das reiche Spitzengewand in den Lüften flatterte und das Haar ſich losneſtelte, ein Spiel der Winde.

Ein Reiter ſprengte ihr entgegen, warf ſich herab vom Pferde, als er ſie erreicht, ſchloß ſie in ſeine Arme. Zwei andere Reiter folgten, hielten und ſtiegen ab.

Der Obriſt, der in voller Haſt dem Arzte gefolgt, ſtand in ſprachloſem Erſtaunen vor der Gruppe, rieb ſich die Stirne, als mühe er ſich die Gedanken feſtzuhalten!

Moritz war es, der Angelika feſt gedrückt hielt an ſeiner Bruſt; bei ihm ſtanden Dagobert und ein junger ſchöner Mann in reicher ruſſiſcher Generalsuniform.

„Nein, rief Angelika einmal über das andere, indem ſie den Geliebten umklammerte, nein! niemals war ich Dir untreu, mein geliebter, theurer Moritz!“ Und Moritz: Ach ich weiß es ja! — ich weiß es ja! Du mein holdes Engelebild. Er hat Dich verlockt durch ſataniſche Künſte! —

Und damit trug mehr, als führte er Angelika nach dem Schloſſe, während die andern ſchweigend folgten. Erſt im Thor des Schloſſes ſeufzte der Obriſt tief auf, als gewänne er nun erſt ſeine Beſinnung wieder, und rief ſich mit fragenden Blicken umſchauend: Was für Erſcheinungen, was für Wunder! —

Alles wird ſich aufklären, ſprach Dagobert und ſtellte dem Obriſten den Fremden vor als den ruſſiſchen General Bogislav von S—en, des Rittmeiſters vertrauteſten innigſten Freund.

In den Zimmern des Schloſſes angekommen, fragte Moritz, ohne der Obriſtin ſchreckhaftes Staunen zu beachten, mit wildem Blick: Wo iſt der Graf S—i? „Bei den Todten! erwiederte der Obriſt dumpf, vor einer Stunde traf ihn der Nervenſchlag!“ — Angelika bebte zuſammen. „Ja, ſprach ſie, ich weiß es, in demſelben Augenblick, als er ſtarb, war es mir, als bräche in meinem Innern ein Cryſtall klingend zuſammen — ich fiel in einen ſonderbaren Zuſtand — ich mag wohl jenen entſetzlichen Traum fortgeträumt haben, denn als ich mich wieder beſann, hatten die furchtbaren Augen keine Macht mehr über mich, das Feuergeſpinnſt zerriß — ich fühlte mich frei — Himmelsſeligkeit umfing mich — ich ſah Moritz — meinen Moritz — er kam — ich flog ihm entgegen!“ — Und damit umklammerte ſie den Geliebten, als fürchte ſie, ihn aufs Neue zu verlieren.

„Gelobt ſey Gott, ſprach die Obriſtin mit zum Himmel gerichtetem Blick, nun iſt mir die Laſt vom Herzen genommen, die mich beinahe erdrückte, ich bin frei von der unausſprechlichen Angſt, die mich überfiel in dem Augenblick, als Angelika ihre Hand dem unſeligen Grafen reichen ſollte. Immer war es mir, als würde mein Herzenskind mit dem Trauringe unheimlichen Mächten geweiht.“

Der General von S—en verlangte die Leiche zu ſehen, man führte ihn hin. Als man die Decke, womit der Leichnam verhüllt, hinabzog und der General das zum Tode erſtarrte Antlitz des Grafen ſchaute, bebte er zurück, indem er laut ausrief: Er iſt es! — Bei Gott im Himmel, er iſt es! — In des Rittmeiſters Arme war Angelika in ſanften Schlaf geſunken. Man brachte ſie zur Ruhe. Der Arzt meinte, daß nichts wohlthätiger über ſie kommen könne, als dieſer Schlaf, der die bis zur Ueberſpannung gereizten Lebensgeiſter wieder beruhige. So entgehe ſie gewiß bedrohlicher Krankheit.

Keiner von den Gäſten war mehr im Schloſſe. Nun iſt es, rief der Obriſt, nun iſt es einmal Zeit, die wunderbaren Geheimniſſe zu löſen. Sage, Moritz, welch' ein Engel des Himmels rief Dich wieder ins Leben.

Sie wiſſen, begann Moritz, auf welche meuchelmörderiſche Weiſe ich, als ſchon der Waffenſtillſtand geſchloſſen, in der Gegend von S. überfallen wurde. Von einem Schuß getroffen, ſank ich entſeelt vom Pferde. Wie lange ich in tiefer Todesohnmacht gelegen haben mag, weiß ich nicht. Im erſten Erwachen des dunklen Bewußtſeyns hatte ich die Empfindung des Fahrens. Es war finſtre Nacht. Mehrere Stimmen flüſterten leiſe um mich her. Es war franzöſiſch, was ſie ſprachen. Alſo ſchwer verwundet und in der Gewalt des Feindes! — Der Gedanke faßte mich mit allen Schrecken, und ich verſank abermals in tiefe Ohnmacht. Nun folgte ein Zuſtand, der mir nur einzelne Momente des heftigſten Kopfſchmerzes als Erinnerung zurückgelaſſen hat. Eines Morgens erwachte ich zum hellſten Bewußtſeyn. Ich befand mich in einem ſaubern, beinahe prächtigen Bette mit ſeidenen Gardinen und großen Quaſten und Troddeln verziert. So war auch das hohe Zimmer mit ſeidenen Tapeten und ſchwer vergoldeten Tiſchen und Stühlen auf altfränkiſche Weiſe ausſtaffirt. Ein fremder Menſch ſchaute mir, ganz hingebeugt, ins Geſicht und ſprang dann an eine Klingelſchnur, die er ſtark anzog. Wenige Minuten hatte es gewährt, als die Thüre aufging und zwei Männer hinein traten, von denen der bejahrtere ein altmodiſch geſticktes Kleid und das Ludwigskreuz trug. Der jüngere trat auf mich zu, fühlte meinen Puls und ſprach zu dem ältern auf franzöſiſch: Alle Gefahr iſt vorüber — er iſt gerettet!

Nun kündigte ſich mir der Aeltere als den Chevalier von T. an, in deſſen Schloß ich mich befande. Auf einer Reiſe begriffen, ſo erzählte er, kam er durch das Dorf gerade in dem Augenblick, als die meuchelmörderiſchen Bauern mich niedergeſtreckt hatten und mich auszuplündern im Begriff ſtanden. Es gelang ihm, mich zu befreien. Er ließ mich auf einen Wagen packen und nach ſeinem Schloß, das weit entfernt aus aller Communikation mit den Militairſtraßen lag, bringen. Hier unterzog ſich ſein geſchickter Haus-Chirurgus mit Erfolg der ſchwierigen Cur meiner bedeutenden Kopfwunde. Er liebe, beſchloß er, meine Nation, die ihm einſt in der verworrenen bedrohlichen Zeit der Revolution Gutes erzeigt, und freue ſich, daß er mir nützlich ſeyn könne. Alles, was zu meiner Bequemlichkeit, zu meinem Troſt gereichen könne, ſtehe mir in ſeinem Schloß zu Dienſten, und dulden werde er unter keiner Bedingung, daß ich ihn früher verlaſſe, als bis alle Gefahr, die meine Wunde ſowohl, als die fortdauernde Unſicherheit der Straßen herbeiführe, vorüber ſey. Er bedauerte übrigens die Unmöglichkeit, meinen Freunden zur Zeit Nachricht von meinem Aufenthalt zu geben.

Der Chevalier war Wittwer, ſeine Söhne abweſend, ſo daß nur er allein mit dem Chirurgus und zahlreicher Dienerſchaft das Schloß bewohnte. Ermüden könnt' es nur, wenn ich weitläuftig erzählen wollte, wie ich unter den Händen des grundgeſchickten Chirurgus immer mehr und mehr geſundete, wie der Chevalier alles aufbot, mir das einſiedleriſche Leben angenehm zu machen. Seine Unterhaltung war geiſtreicher und ſein Blick tiefer, als man es ſonſt bei ſeiner Nation findet. Er ſprach über Kunſt und Wiſſenſchaft, vermied aber ſo wie es nur möglich war, ſich über die neuen Ereigniſſe auszulaſſen. Darf ichs denn verſichern, daß mein einziger Gedanke Angelika war, daß es in meiner Seele brannte, ſie in Schmerz verſunken zu wiſſen über meinen Tod! — Ich lag dem Chevalier unaufhörlich an, Briefe von mir zu beſorgen nach dem Hauptquartier. Er wies das von der Hand, indem er für die Richtigkeit der Beſorgung nicht einſtehen könne, zumal der neue Feldzug ſo gut als gewiß ſey. Er vertröſtete mich, daß er, ſo wie ich nur ganz geneſen, dafür ſorgen werde, mich, geſchehe auch was da wolle, wohlbehalten in mein Vaterland zurückzubringen. Aus ſeinen Aeußerungen mußt' ich beinahe ſchließen, daß der Krieg wirklich aufs Neue begonnen und zwar zum Nachtheil der Verbündeten, was er mir aus Zartgefühl verſchwiege.

Doch nur der Erwähnung einzelner Momente bedarf es, um die ſeltſamen Vermuthungen zu rechtfertigen, die Dagobert in ſich trägt.

Beinahe fieberfrei war ich ſchon, als ich auf einmal zur Nachtzeit in einen unbegreiflichen träumeriſchen Zuſtand verfiel, vor dem ich noch erbebe, unerachtet mir nur die dunkle Erinnerung daran blieb. Ich ſah Angelika, aber es war, als verginge die Geſtalt in zitternden Schimmer, und vergebens ränge ich darnach ſie feſtzuhalten. Ein anderes Weſen drängte ſich dazwiſchen und legte ſich an meine Bruſt, und erfaßte in meinem Innerſten mein Herz, und in der glühendſten Qual untergehend, wurde ich durchdrungen von einem fremden wunderbaren Wonnegefühl. — Andern Morgens fiel mein erſter Blick auf ein Bild, das dem Bette gegenüber hing, und das ich dort niemals bemerkt. Ich erſchrak bis in tiefſter Seele, denn es war Marguerite, die mich mit ihren ſchwarzen, lebendigen Augen anſtrahlte. Ich fragte den Bedienten, wo das Bild herkomme und wen es vorſtelle? Er verſicherte, es ſey des Chevaliers Nichte, die Marquiſe von T. und das Bild habe immer da gehangen, nur ſey es von mir bisher nicht bemerkt worden, weil es erſt geſtern vom Staube gereinigt. Der Chevalier beſtätigte dies. So wie ich nun Angelika, wachend, träumend erſchauen wollte, ſtand Marguerite vor mir. Mein eignes Ich ſchien mir entfremdet, eine fremde Macht gebot über mein Seyn, und in dem tiefen Entſetzen, das mich erfaßte, war es mir, als könne ich Margueriten nicht laſſen. Nie vergeſſe ich die Qual dieſes grauenhaften Zuſtandes.

Eines Morgens liege ich im Fenſter, mich erlabend in den ſüßen Düften, die der Morgenwind mir zuweht; da erſchallen in der Ferne Trompetenklänge. — Ich erkenne den fröhlichen Marſch ruſſiſcher Reiterei, mein ganzes Herz geht mir auf in heller Luſt, es iſt, als wenn auf den Tönen freundliche Geiſter zu mir wallen und zu mir ſprechen mit lieblichen tröſtenden Stimmen, als wenn das wiedergewonnene Leben mir die Hände reicht, mich aufzurichten aus dem Sarge, in dem mich eine feindliche Macht verſchloſſen! — Mit Blitzesſchnelle ſprengen einzelne Reiter daher — auf den Schloßhof! — Ich ſchaue herab — Bogislav! — mein Bogislav! ſchrie ich auf im Uebermaaß des höchſten Entzückens! — Der Chevalier tritt ein, bleich — verſtört — von unverhoffter Einquartierung — ganz fataler Unruhe ſtammelnd! — Ohne auf ihn zu achten, ſtürze ich hinab und liege meinem Bogislav in den Armen! —

Zu meinem Erſtaunen erfuhr ich nun, daß der Friede ſchon längſt geſchloſſen und der größte Theil der Truppen in vollem Rückmarſch begriffen. Alles das hatte mir der Chevalier verſchwiegen und mich auf dem Schloſſe wie ſeinen Gefangenen gehalten. Keiner, weder ich noch Bogislav konnten irgend ein Motiv dieſer Handlungsweiſe ahnen, aber Jeder fühlte dunkel, daß hier irgend Unlauteres im Spiel ſeyn müſſe. Der Chevalier war von Stund' an nicht mehr derſelbe, bis zur Unart mürriſch, langweilte er uns mit Eigenſinn und Kleinigkeitskrämerei, ja, als ich im reinſten Gefühl der Dankbarkeit mit Enthuſiasmus davon ſprach, wie er mir das Leben gerettet, lächelte er recht hämiſch dazwiſchen und gebehrdete ſich wie ein launiſcher Grillenfänger.

Nach acht und vierzigſtündiger Raſt brach Bogislav auf, ich ſchloß mich ihm an. Wir waren froh, als wir die altväteriſche Burg, die mir nun vorkam wie ein düſtres, unheimliches Gefängniß, im Rücken hatten. — Aber nun fahre Du fort, Dagobert, denn recht eigentlich iſt nun an Dir die Reihe, die ſeltſamen Ereigniſſe, die uns betroffen, fortzuſpinnen.

Wie mag, begann Dagobert, wie mag man doch nur das wunderbare Ahnungsvermögen bezweifeln, das tief in der menſchlichen Natur liegt. Nie habe ich an meines Freundes Tod geglaubt. Der Geiſt, der in Träumen verſtändlich aus dem Innern zu uns ſpricht, ſagte es mir, daß Moritz lebe, und daß die geheimnißvollſten Bande ihn irgendwo umſtrickt hielten. Angelika's Verbindung mit dem Grafen zerſchnitt mir das Herz. — Als ich vor einiger Zeit herkam, als ich Angelika in einer Stimmung fand, die mir, ich geſtehe es, ein inneres Entſetzen erregte, weil ich, wie in einem magiſchen Spiegel, ein fürchterliches Geheimniß zu erblicken glaubte — ja! da reifte in mir der Entſchluß, das fremde Land ſo lange zu durchpilgern, bis ich meinen Moritz gefunden. — Kein Wort von der Seligkeit, von dem Entzücken, als ich ſchon in A. auf deutſchem Grund und Boden meinen Moritz wieder fand und mit ihm den General von S — en.

Alle Furien der Hölle erwachten in meines Freundes Bruſt, als er Angelika's Verbindung mit dem Grafen vernahm. Aber alle Verwünſchungen, alle herzzerſchneidende Klagen, daß Angelika ihm untreu worden, ſchwiegen, als ich ihm gewiſſe Vermuthungen mittheilte, als ich ihm verſicherte, daß es in ſeiner Macht ſtehe, alles Unweſen auf einmal zu zerſtören. Der General S — en bebte zuſammen, als ich den Namen des Grafen nannte, und als ich auf ſein Geheiß, ſein Antlitz, ſeine Figur beſchrieben, rief er aus, ja, kein Zweifel mehr, er iſt es, er iſt es ſelbſt. —

Vernehmen Sie, unterbrach hier der General den Redner, vernehmen Sie mit Erſtaunen, daß Graf S—i mir vor mehreren Jahren in Neapel eine theure Geliebte raubte durch ſataniſche Künſte, die ihm zu Gebote ſtanden. Ja, in dem Augenblick, als ich ihm den Degen durch den Leib ſtieß, erfaßte ſie und mich ein Höllenblendwerk, das uns auf ewig trennte! — Längſt wußte ich, daß die Wunde, die ich ihm beigebracht, nicht einmal gefährlich geweſen, daß er ſich um meiner Geliebten Hand beworben, ach! — daß ſie an demſelben Tage, als ſie getraut werden ſollte, vom Nervenſchlag getroffen, niederſank! —

Gerechter Gott, rief die Obriſtin, drohte denn nicht wohl gleiches Schickſal meinem Herzenskinde? — Doch wie komme ich denn darauf, dies zu ahnen?

Es iſt, ſprach Dagobert, es iſt die Stimme des ahnenden Geiſtes, Frau Obriſtin, die wahrhaft zu Ihnen ſpricht.

Und die gräßliche Erſcheinung, fuhr die Obriſtin fort, von der uns Moritz erzählte an jenem Abende, als der Graf ſo unheimlich bei uns eintrat?

Es fiel, nahm Moritz das Wort, es fiel, ſo erzählte ich damals, ein entſetzlicher Schlag, ein eiskalter Todeshauch wehte mich an, und es war als rauſche eine bleiche Geſtalt in zitternden, kaum kenntlichen Umriſſen durch das Zimmer. Mit aller Kraft des Geiſtes bezwang ich mein Entſetzen. Ich behielt die Beſinnung, mein Bogislav war erſtarrt zum Tode. Als er nach vielem Mühen zu ſich ſelbſt gebracht wurde vom herbeigerufenen Arzt, reichte er mir wehmüthig die Hand und ſprach: Bald — morgen ſchon enden meine Leiden! — Es geſchah, wie er vorausgeſetzt, aber wie die ewige Macht des Himmels es beſchloſſen, auf ganz andere Weiſe, als er es wohl gemeint. Im dickſten wüthendſten Gefecht am andern Morgen traf ihn eine matte Kartätſchenkugel auf die Bruſt, und warf ihn vom Pferde. Die wohlthätige Kugel hatte das Bild der Ungetreuen, das er noch immer auf der Bruſt trug, in tauſend Stücke zerſplittert. Leicht war die Contuſion geheilt, und ſeit der Zeit hat mein Bogislav niemals etwas Unheimliches verſpürt, das verſtörend in ſein Leben getreten ſeyn ſollte.

So iſt es, ſprach der General, und ſelbſt das Andenken an die verlorne Geliebte erfüllt mich nur mit dem milden Schmerz, der dem innern Geiſt ſo wohl thut. — Doch mag unſer Freund Dagobert nur erzählen, wie es ſich weiter mit uns begab.

Wir eilten, nahm Dagobert das Wort, wir eilten fort von A. Heute in der früheſten Morgendämmerung trafen wir ein in dem kleinen Städchen P., das ſechs Meilen von hier entfernt. Wir gedachten einige Stunden zu raſten, und dann weiter zu reiſen geradesweges hieher. Wie ward uns, meinem Moritz und mir, als aus einem Zimmer des Gaſthofes uns Marguerite entgegen ſtürzte, den Wahnſinn im bleichen Antlitz. Sie fiel dem Rittmeiſter zu Füßen, umſchlang heulend ſeine Knie, nannte ſich die ſchwärzeſte Verbrecherin, die hundertmal den Tod verdient, flehte ihn an, ſie auf der Stelle zu ermorden. Moritz ſtieß ſie mit dem tiefſten Abſcheu von ſich und rannte fort. — Ja! fiel der Rittmeiſter dem Freunde ins Wort, ja, als ich Marguerite zu meinen Füßen erblickte, kamen alle Qualen jenes entſetzlichen Zuſtandes, den ich im Schloſſe des Chevaliers erlitten, über mich und entzündeten eine nie gekannte Wuth in mir. Ich war im Begriff Margueriten den Degen durch die Bruſt zu ſtoßen, als ich mich mit Gewalt bezähmend, davon rannte.

Ich hob, fuhr Dagobert fort, ich hob Margueriten von der Erde auf, ich trug ſie in das Zimmer, es gelang mir, ſie zu beruhigen und in abgeriſſenen Reden von ihr zu erfahren, was ich geahnt. Sie gab mir einen Brief, den ſie von dem Grafen geſtern um Mitternacht erhalten. Hier iſt er!

Dagobert zog einen Brief hervor, ſchlug ihn auseinander und las:

> Fliehen Sie, Marguerite! — Alles iſt verloren! — Er naht der Verhaßte. Alle meine Wiſſenſchaft reicht nicht hin gegen das dunkle Verhängniß, das mich erfaßt am höchſten Ziel meines Seyns. — Marguerite! ich habe Sie in Geheimniſſe eingeweiht, die das gewöhnliche Weib, das darnach ſtrebte, vernichtet haben würden. Aber mit beſonderer geiſtiger Kraft, mit feſtem ſtarkem Willen ausgerüſtet, waren Sie eine würdige Schülerin des tief erfahrnen Meiſters. Sie haben mir beigeſtanden. Durch Sie herrſchte ich über Angelika's Gemüth, über ihr ganzes inneres Weſen. Dafür wollt' ich Ihnen das Glück des Lebens bereiten, wie es in Ihrer Seele lag, und betrat die geheimnißvollſten gefährlichſten Kreiſe, begann Operationen,

vor denen ich oft mich ſelbſt entſetzte. Umſonſt! — fliehen Sie, ſonſt iſt Ihr Untergang gewiß. — Bis zum höchſten Moment trete ich kühn der feindlichen Macht entgegen. Aber ich fühl' es, dieſer Moment giebt mir den jähen Tod! — Ich werde einſam ſterben. So wie der Augenblick gekommen, wandre ich zu jenem wunderbaren Baum, unter deſſen Schatten ich oft von den wunderbaren Geheimniſſen zu Ihnen ſprach, die mir zu Gebote ſtehen. Marguerite! — entſagen Sie für immer dieſen Geheimniſſen. Die Natur, die grauſame Mutter, die abhold geworden den entarteten Kindern, wirft den vorwitzigen Spähern, die mit kecker Hand an ihrem Schleier zupfen, ein glänzendes Spielzeug hin, das ſie verlockt und ſeine verderbliche Kraft gegen ſie ſelbſt richtet. — Ich erſchlug einſt ein Weib, in dem Augenblick, als ich wähnte, es in der höchſten Inbrunſt aller Liebe zu umfangen. Das lähmte meine Kraft, und doch hoffte ich wahnſinniger Thor noch auf irdiſches Glück! — Leben Sie wohl, Marguerite! — Gehen Sie in Ihr Vaterland zurück. — Gehen Sie nach S. Der Chevalier von T. wird für Ihr Glück ſorgen — Leben Sie wohl! —

Als Dagobert den Brief geleſen, fühlten ſich Alle von innerm Schauer durchbebt.

So muß ich, begann endlich die Obriſtin leiſe, ſo muß ich an Dinge glauben, gegen die ſich mein innerſtes Gemüth ſträubt. Aber gewiß iſt es, daß es mir ganz unbegreiflich blieb, wie Angelika ſobald ihren Moritz vergeſſen und ſich ganz dem Grafen zuwenden konnte. Nicht entgangen iſt mir indeſſen, daß ſie ſich faſt beſtändig in einem exaltirten Zuſtande befand, und eben dies erfüllte mich mit den quälendſten Beſorgniſſen. Ich erinnere mich, daß ſich Angelika's Neigung zum Grafen zuerſt äußerte auf beſondere Weiſe. Sie vertraute mir nämlich, wie ſie beinahe in jeder Nacht von dem Grafen ſehr lebhaft und angenehm träume.

Ganz recht, nahm Dagobert das Wort, Marguerite geſtand mir ein, daß ſie auf des Grafen Geheiß Nächte über bei Angelika zugebracht und leiſe, leiſe, mit lieblicher Stimme ihr des Grafen Namen ins Ohr gehaucht. Ja, der Graf ſelbſt ſey manchmal um Mitternacht in die Thüre getreten, habe Minuten lang den ſtarren Blick auf die ſchlafende Angelika gerichtet, und ſich dann wieder entfernt. — Doch bedarf es jetzt, da ich des Grafen bedeutungsvollen Brief vorgeleſen, wohl noch eines Commentars? — Gewiß iſt es, daß er darauf ausging, durch allerlei geheime Künſte auf das innere Gemüth pſychiſch zu wirken, und daß ihm dies vermöge beſonderer Naturkraft gelang. Er ſtand mit dem Chevalier von T. in Verbindung, und gehörte zu jener unſichtbaren Schule, die in Frankreich und Italien einzelne Glieder zählt, und aus der alten P—ſchen Schule entſtanden ſeyn ſoll. — Auf ſeinen Anlaß hielt der Chevalier den Rittmeiſter feſt in ſeinem Schloſſe, und übte an ihm allerlei böſen Liebeszauber. — Ich könnte weiter eingehen in die geheimnißvollen Mittel, vermöge deren der Graf wußte, ſich des fremden pſychiſchen Prinzips zu bemeiſtern, wie ſie Marguerite mir entdeckte, ich könnte Manches erklären aus einer Wiſſenſchaft, die mir nicht unbekannt, deren Namen ich aber nicht nennen mag, aus Furcht mißverſtanden zu werden — doch man erlaſſe mir dieſes wenigſtens für heute. — O für immer, rief die Obriſtin mit Begeiſterung, nichts mehr von dem finſtern unbekannten Reich, wo das Grauen wohnt und das Entſetzen! — Dank der ewigen Macht des Himmels, die mein liebes Herzenskind gerettet, die uns befreit hat von dem unheimlichen Gaſt, der ſo verſtörend in unſer Haus trat. — Man beſchloß andern Tages nach der Stadt zurückzukehren. Nur der Obriſt und Dagobert blieben, um die Beerdigung des Grafen zu beſorgen.

Längſt war Angelika des Rittmeiſters glückliche Gattin. Da geſchah es, daß an einem ſtürmiſchen Novemberabend die Familie mit Dagobert in demſelben Saal am lodernden Kaminfeuer ſaß wie damals, als Graf S—i ſo geſpenſtiſch durch die Thür hineinſchritt. Wie damals heulten und pfiffen wunderliche Stimmen durch einander, die der Sturmwind in den Rauchfängen aus dem Schlafe aufgeſtört. „Wißt Ihr wohl noch, fragte die Obriſtin mit leuchtenden Blicken — erinnert Ihr Euch noch?“ — „Nur keine Geſpenſtergeſchichten!“ rief der Obriſt, aber Angelika und Moritz ſprachen davon, was ſie an jenem Abende empfunden, und wie ſie ſchon damals ſich über alle Maßen geliebt, und konnten nicht aufhören, des kleinſten Umſtandes zu erwähnen, der ſich damals begeben, wie in allem nur der reine Strahl ihrer Liebe ſich abgeſpiegelt, und wie ſelbſt die ſüßen Schauer des Grauens ſich nur aus liebender ſehnſüchtiger Bruſt erhoben, und wie nur der unheimliche Gaſt, von den geſpenſtiſchen Unkenſtimmen verkündigt, alles Entſetzen über ſie gebracht. Iſt es, ſprach Angelika, iſt es mein Herzens-Moritz denn nicht ſo, als wenn die ſeltſamen Töne des Sturmwindes, die ſich eben jetzt hören laſſen, gar freundlich zu uns von unſerer Liebe ſprächen? Ganz recht, nahm Dagobert das Wort, ganz recht, und ſelbſt das Pfeifen und Zirpen und Ziſchen der Theemaſchine klingt gar nicht im Mindeſten mehr graulich, ſondern, wie mich dünkt, ungefähr ſo, als beſänne ſich das darin verſchloſſene artige Hausgeiſtlein auf ein hübſches Wiegenlied.

Da barg Angelika das in hellen Roſenflammen aufglühende Antlitz im Buſen des überglücklichen Moritz. Der ſchlang aber den Arm um die holde Gattin und liſpelte leiſe: Giebt es denn noch hienieden eine höhere Seligkeit als dieſe?

Ich merk' es wohl, ſprach Ottmar, als er die Erzählung geendet hatte und die Freunde in mürriſchem Stillſchweigen verharrten, ich merk' es wohl, ihr ſeyd von meinem Geſchichtlein eben nicht ſonderlich erbaut. Wir wollen daher nicht weiter viel darüber reden, ſondern es der Vergeſſenheit hingeben.

Das beſte, was wir thun können, erwiederte Lothar.

Und doch, nahm Cyprian das Wort, und doch muß ich meinen Freund in Schutz nehmen. Zwar könntet Ihr ſagen, daß ich in gewiſſer Art Parthei bin, da Ottmar zu ſeinem Gericht manches Gewürz von mir empfing und diesmal eigentlich in meiner Küche kochte, mir alſo gar kein Urtheil anmaßen darf, indeſſen werdet Ihr doch ſelbſt, wollt Ihr nicht ächte Radamanthen, alles ſchonungslos verdammen, zugeſtehen müſſen, daß manches in Ottmars Erzählung für ſerapiontiſch gelten kann, wie zum Beiſpiel gleich der Anfang —

Ganz recht, unterbrach Theodor den Freund, die Geſellſchaft bei der Theemaſchine mag für lebendig gelten, ſo wie manches andere im Verlauf der Geſchichte, aber aufrichtig geſtanden, mit dergleichen geſpenſtiſchen unheimlichen Geſtalten, wie der fremde Graf, ſind wir ſchon ein wenig ſtark geſchoren worden, und es möchte ſchwer fallen, ihnen noch fürder Neuheit und Originalität zu geben. Der fremde Graf gleicht dem Alban in dem Magnetiſeur (ihr kennt die Geſchichte), ſo wie überhaupt dieſe Erzählung mit Ottmars ſeiner eigentlich dieſelbe Baſis hat. Ich möchte daher ſowohl unſern Ottmar als Dich, mein Cyprianus, bitten, dergleichen Unholde künftig ganz aus dem Spiel zu laſſen. Ottmar'n wird das möglich ſeyn, Dir Cyprian aber, glaub' ich, niemals. Dir werden wir daher wohl erlauben müſſen, dann und wann ſolch einen Spuk aufzuſtellen, und nur die Bedingung machen können, daß er wahrhaft ſerapiontiſch, das heißt, recht aus der Tiefe deiner Phantaſie hervorgegangen ſey. Außerdem aber ſcheint der Magnetiſeur rhapſodiſch, der unheimliche Gaſt iſt es aber in der That.

Auch hier, ſprach Theodor, muß ich meinen Freund in Schutz nehmen. — Wißt, daß unlängſt hier ganz in der Nähe ſich wirklich eine Begebenheit zutrug, die ähnliches hat mit dem Inhalt des unheimlichen Gaſtes. In einen ſtillen gemüthlichen Familienkreis trat, als eben allerlei Geſpenſtergeſchichten aufgetiſcht wurden, plötzlich ein Fremder, der allen unheimlich und grauenhaft erſchien, ſeiner ſcheinbaren Flachheit und Alltäglichkeit unerachtet. Dieſer Fremde verſtörte aber durch ſein Erſcheinen nicht nur den frohen Abend, ſondern dann das Glück, die Ruhe der ganzen Familie auf lange Zeit. Ein glückliches Weib ergreifen noch heute Todesſchauer, wenn ſie an die Argliſt und Bosheit denkt, mit der jener Fremde ſie in ſein Netz verlocken wollte. Dieſe Begebenheit erzählte ich nun damals Ottmar'n und nichts wirkte auf ihn mehr, als der Moment, wie der Fremde plötzlich geſpenſtiſch hineintritt und mit dem jähen Schreck, zu dem das aufgeregte Gemüth geneigt, die Ahnung des feindlichen Prinzips alle ergreift. Dieſer Moment ging lebendig auf in Ottmar's Innern und ſchuf die ganze Erzählung.

Da aber, unterbrach Ottmar lächelnd den Freund, ein einzelner Moment, eine Situation noch lange keine Erzählung iſt, vielmehr dieſe in ihrem ganzen Umfange mit allen Einzelnheiten, Beziehungen u. ſ. f. fix und fertig hervorſpringen muß wie Minerva aus Jupiters Haupt, ſo konnte das Ganze nicht beſonders gerathen und es half mir wenig, daß ich einzelne Züge aus der Wirklichkeit nutzte und doch vielleicht nicht ohne alles Geſchick in das Phantaſtiſche hineinſchob.

Ja, ſprach Lothar, Du haſt Recht, mein Freund! Ein einzelner frappanter Moment iſt noch lange keine Erzählung, ſo wie eine einzelne glücklich erfundene dramatiſche Situation noch lange kein Theaterſtück. Mir fällt dabei die Art ein, wie ein Theaterdichter, der nicht mehr auf der Erde wandelt und deſſen Schauer und Entſetzen erregender Tod wohl ſeine ärgſten Widerſacher verſöhnt, ſein Schuldbuch vertilgt haben mag, wie der ſeine Theaterſtücke zu fabriziren pflegte. In einer Geſellſchaft, der ich ſelbſt beiwohnte, geſtand er ohne Hehl, daß er irgend eine gute dramatiſche Situation, die ihm aufgegangen, erfaſſe, und dann dieſer allein zu Gefallen irgend einen Cannevas zuſammenleime, gleichſam ſo drum herum dinge. — Seine eigenen Worte! — Dieſe Erklärung gab mir den vollſtändigſten Aufſchluß über das innerſte Weſen, den eigenthümlichſten Charakter der Stücke jenes Dichters, vorzüglich aus der letzten Zeit. Keinem derſelben fehlt es an irgend einer ſehr glücklich, ja oft genial erfundenen Situation. Um dieſe herum ſind aber die Szenen, welche einen magern alltäglichen Stoff mühſam fortſchleppen, gewoben wie ein lockres loſes Geſpinnſt, jedoch iſt die im Techniſchen vielgeübte Hand des Webers niemals zu verkennen.

Niemals? ſprach Theodor, ich dächte doch jedesmal da, wo der nur Gemeinplätzen und alltäglicher Erbärmlichkeit huldigende Dichter ſich ins romantiſche, wahrhaft poetiſche verſteigen wollte. Das merkwürdigſte traurigſte Beiſpiel davon giebt das ſogenannte romantiſche Schauſpiel Deodata, ein kurioſer Wechſelbalg, an dem ein wackrer Komponiſt nicht gute Muſik hätte verſchwenden ſollen. Es giebt kein naiveres Bekenntniß des gänzlichen Mangels an innerer Poeſie, des gänzlichen Nichtahnens höheren dramatiſchen Lebens, als wenn der Dichter der Deodata in dem Vorwort die Oper deshalb verwirft, weil es unnatürlich ſey, daß die Leute auf dem Theater ſängen und dann verſichert, er habe ſich bemüht in folgendem romantiſchem Schauſpiel den Geſang, den er eingemiſcht, natürlich herbeizuführen. —

Laß ruh'n, laß ruh'n die Todten, rief Cyprian.

Und das, ſprach Lothar, und das um ſo mehr, als wie mich dünkt, ſchon die Mitternachtsſtunde naht, die der ſelige Mann nutzen könnte, uns wie er es im Leben ſeinen Rezenſenten anzuthun pflegte, einige Ohrfeigen zuzutheilen mit unſichtbarer Krallenfauſt. In dem Augenblick rollte der Wagen heran, den Lothar des noch entkräfteten Theodors halber herausbeſtellt hatte und in dem die Freunde zurückkehrten nach der Stadt.

Sechster Abſchnitt.

Den Sylveſter, den ſonſt nichts in der Welt zu bewegen vermochte, zur ſchönen Jahreszeit das Land zu verlaſſen, hatte doch eine unwiderſtehliche zwingende Gewalt nach der Stadt gezogen. Es ſollte nehmlich ein kleines Theaterſtück, das er unlängſt gedichtet, aufgeführt werden, und es ſcheint unmöglich, daß ein Dichter die erſte Darſtellung ſeines Werks verſäume, hat er auch dabei mit vieler Angſt und Noth zu kämpfen.

Auch Vinzenz hatte ſich wieder aus dem Gewühl herausgefunden, ſo war aber der Serapionsklubb wenigſtens für den Augenblick wieder hergeſtellt und die Brüder verſammelten ſich in demſelben freundlichen Gaſtgarten, in dem ſie ihre letzte Zuſammenkunft gehalten.

Sylveſter ſchien nicht derſelbe, er war heiter, geſprächiger als jemals und ſchien überhaupt wie einer, dem ein großes Glück widerfahren.

War es, ſprach Lothar, war es nicht vernünftig, daß wir unſere Zuſammenkunft aufſchoben, bis unſeres Freundes Stück aufgeführt worden? — Wir hätten unſern guten Serapionsbruder zerſtreut, theilnahmlos, ja wie von einer ſchweren Laſt gedrückt gefunden. Immer hatte ihn ſein eignes Werk wie ein böſer Dämon gequält und gefoppt, aber nun nachdem es eigentlich erſt entpuppt und als ſchöner Schmetterling emporgeflattert, der um mannigfache Gunſt nicht umſonſt gebuhlt hat, nun iſt alles klar und hell in ſeinem Gemüth. Er ſteht verklärt in dem Glanz des verdienten, ihm reichlich geſpendeten Beifalls, und wir wollen es ihm nicht einen Augenblick verdenken, wenn er heute etwas ſtolz auf uns herabſieht, da keiner im Stande, es ihm nachzumachen und ſechs oder acht hundert Menſchen mit einem Schlage zu elektriſiren. — Aber jedem das Seine, dein kleines Stück iſt gut, Sylveſter, aber Du mußt es geſtehen, daß die vortreffliche Aufführung dem Werk erſt recht tüchtige Flügel anſetzte. Du biſt gewiß mit den Schauſpielern im höchſten Grade zufrieden.

Allerdings, erwiederte Sylveſter, wiewohl es ſehr ſchwer iſt, daß ein Theaterdichter mit der Aufführung ſeines Werks zufrieden ſeyn ſollte. Iſt er nicht ſelbſt jede Perſon ſeines Stücks, deren eigenthümlichſte Charakteriſtik mit allen ihren Bedingungen ſich in ſeinem eignen Innern erzeugt hat, und ſcheint es nicht unmöglich, daß ein anderer ſich jenen innerſten Gedanken, der die Perſon gebaren, ſo aneigne oder vielmehr ſo ganz in ſich aufnehme, um ihn rein und unverfälſcht zum regen Leben herauszufördern? — Aber der ſtörriſche Dichter will, daß dies geſchehe und je lebendiger die Perſon des Stücks in ihm aufgegangen, deſto unzufriedener wird er mit der geringſten Abweichung ſeyn, die er in der Geſtaltung, in dem Spiel des Schauſpielers findet. Gewiß iſt es, daß daher der Dichter an einer Befangenheit leidet, die ihm den Genuß ſeines Werks verdirbt und daß nur dann, wenn er ſich dieſer Befangenheit zu entſchwingen, wenn er ſeine Dichtung, ſeine Perſonen als losgelöſt von ſeinem Innern, objektiv zu betrachten vermag, ſein Werk ihn nach Umſtänden erfreuen kann.

Aber, nahm Ottmar das Wort, aller Aerger, den ein Theaterdichter empfinden mag, wenn er ſtatt ſeiner, andere und noch dazu den ſeinen ganz unähnliche Perſonen auftreten ſieht, wird reich aufgewogen durch den Beifall des Publikums, für den ſich kein Künſtler verſchließen kann und ſoll.

Allerdings, ſprach Sylveſter weiter, allerdings, und da der Beifall zunächſt dem darſtellenden Künſtler gezollt wird, ſo überzeugt ſich der Dichter, der auf ſeinem entfernten Plätzchen mit Zittern und Zagen, ja oft mit Aerger und Unmuth zuſchaut, zuletzt: auch die fremde Perſon, die auf den Brettern der ſeinigen wenigſtens die Worte nachſpricht, ſey gar nicht ſo übel, wie man denken ſollte. Gewiß iſt es auch, und kein humaner, nicht in ſich ſelbſt ganz verſchloſſener Dichter wird es läugnen, daß mancher geniale Schauſpieler, dem die Perſon des Stücks in wahrer Lebensfackel aufgegangen, dem Dichter eine Charakteriſtik zu erſchließen vermag, an die er ſelbſt, wenigſtens nicht deutlich dachte, und dennoch für wahr anerkennen muß. Der Dichter ſchaut eine Perſon, die aus ſeinen innerſten Elementen geboren, jedoch in ihm fremdartiger Geſtaltung, aber eben dieſe Geſtaltung entſpricht jenen Elementen, ja es ſcheint unmöglich, daß ſie anders ſeyn könne, und er geräth über das, was ohne ſein zu ſcheinen, doch ſein iſt, in ein freudiges Erſtaunen, als ob er im engen Stüblein plötzlich einen Schatz gefunden, deſſen Exiſtenz er nicht geahnet.

Da, nahm Ottmar das Wort, da höre ich meinen lieben gutmüthigen Sylveſter, dem jene Eitelkeit völlig fremd iſt, an der manches große wahrhafte Talent den Erſtickungstod ſtirbt. Irgend ein Theaterdichter hat einmal unverholen geäußert, daß es durchaus keine Schauſpieler gebe, die im Stande ſeyn ſollten, den ihm inwohnenden Geiſt zu erkennen, und die Perſonen, die er ſchaffe, darzuſtellen. — Wie ſo ganz anders war es mit unſerm großen herrlichen Schiller! Der gerieth einmal wirklich in jenes freudige Erſtaunen, von dem Sylveſter ſpricht, als er den Wallenſtein darſtellen ſah, und verſicherte, nun erſt ſtehe ſein Held ihm recht lebendig in Fleiſch und Blut vor Augen. Der den Wallenſtein darſtellte, war aber Fleck, der ewig unvergeßliche Heros unſrer Bühne.

Ueberhaupt, ſprach Lothar, bin ich überzeugt, und das Beiſpiel, welches Ottmar ſo eben anführt, giebt den beſten Beweis davon, daß der Dichter, dem in der Tiefe des Gemüths die wahrhaftige Erkenntniß der Kunſt und mit ihr auch die Andacht aufgegangen, die den ſchaffenden Geiſt im Univerſum anbetet, ſich nicht herabzuwürdigen vermag zu dem ſchnöden Götzendienſt, der nichts verehrt als ſein eignes Ich, als einzig alles Vortreffliche gebährenden Fetiſch. — Sehr leicht wird ein großes Talent für ein wahrhaftes Genie geachtet, aber die Zeit vernichtet jede Täuſchung, indem das Talent ihren Angriffen erliegt, während ſie über das wahrhafte Genie, das in unverletzlicher Schönheit und Stärke fortlebt, nichts vermag! — Um aber wieder auf unſern Sylveſter und ſein Theaterſtück zurückzukommen, ſo muß ich Euch bekennen, daß ich gar nicht zu begreifen vermag, wie jemand zu dem heroiſchen Entſchluß kommen kann, ein Opus, das er ſeiner regen Phantaſie und glücklichen ſchöpferiſchen Augenblicken verdankt, vor ſich auf den ſchlüpfrigen ſchwankenden Brettern des Theaters heragiren zu laſſen!

Die Freunde lachten und meinten, daß Lothar nach ſeiner gewöhnlichen Art und Weiſe wieder mit einer ganz abſonderlichen Meinung hervortreten würde.

Bin ich, ſprach Lothar, bin ich denn ſolch ein abſonderlicher

Menſch, der manchmal meint, was kein anderer zu meinen gerade aufgelegt iſt? — Nun mag es dem ſeyn wie ihm wolle, ich wiederhole, daß wenn ein ordentlicher Dichter mit treuem wahrhaftem Gemüth, wie unſer Sylveſter, ein Stück aufs Theater bringt, es mich bedünken will, als entſchlöſſe er ſich auf gut Glück durchs Fenſter zu ſpringen aus dem dritten Stock des Hauſes! — Ich will es Euch nur geſtehen! — Als ich Euch verſicherte, ich ſey, da Sylveſters Stück gegeben wurde, gar nicht im Theater geweſen, ſondern urtheile nur von Hörenſagen, ſo habe ich Euch mit Eurer gütigen Erlaubniß belogen! — Allerdings ſaß ich auf einem entfernten Plätzchen, ein zweiter Sylveſter, ein zweiter Dichter des Stücks. Denn unmöglich war bei ihm ſelbſt die Spannung, das ſeltſame aus Luſt und Unmuth, aus beinahe bis zur Angſt geſteigerter Befangenheit zuſammengeſetzte Gefühl ſtärker als bei mir. Jedes Wort des Schauſpielers, jede ſeiner Bewegungen, die mir nicht richtig ſchien, verſetzte mir den Athem und ich dachte: o du mein Himmel, kann das wirken, kann das gefallen? — und iſt denn der Dichter daran Schuld?

Du machſt, nahm Sylveſter das Wort, das Ding zu arg. Auch mir verſetzt, vorzüglich fängt das Stück an, eine ſchlimme Beklommenheit den Athem, die ſich, geht das Ding gut von Statten, äußert ſich das Publikum gnädig, aber immer mehr und mehr verliert und einem ſehr angenehmen Gefühl Platz macht, woran freilich das egoiſtiſche Wohlgefallen an der eignen Schöpfung den größten Antheil haben mag.

O Ihr Theaterdichter, rief Vinzenz, Ihr ſeyd die eitelſten, die es giebt, Euch iſt der Beifall der Menge der wahre Honig von Hybla, den Ihr genießt mit ſüßen Mienen! — Doch ich will den Advocatum diaboli machen und beibringen, daß Euch Eure Angſt, Eure Beklommenheit, die mancher bloß für den Krampf der Eitelkeit, der Gefallſucht halten möchte, eben ſo wenig zu verdenken iſt, als jedem, der ein hohes gewagtes Spiel ſpielt. Ihr ſetzt Euer Ich ein, und Beifall iſt der Gewinn, der Verluſt aber nicht allein verwundender Tadel, ſondern noch, ſteigt dieſer bis zu unverholner öffentlicher Aeußerung, jener Makel des Lächerlichen, der das ärgſte und wenigſtens nach der Meinung der Franzoſen die fürchterlichſte Verdammniß iſt, die ein Menſch hienieden dulden kann. — Tugendhafte Franzmänner wollen daher ja auch viel lieber für ausgemachte Schurken gelten, als lächerlich erſcheinen. — Ganz gewiß iſt es, daß den ausgepochten Theaterdichter immer der Fluch des Lächerlichen trifft, den er oft Zeit ſeines Lebens nicht abſchüttelt. Selbſt nachheriger Beifall bleibt zweideutig, und ſchon mancher, dem dergleichen geſchah, iſt verzweiflungsvoll in die triſte Einöde jener Dichtungen geflohen, die ſich wie Schauſpiele gebehrden, indeſſen wie der Autor auf das heiligſte verſichert, durchaus nicht für das Theater beſtimmt ſind.

Ich gebe, ſprach Theodor, Euch beiden, Lothar und Vinzenz, aus tiefer Ueberzeugung vollkommen recht, daß es für einen Dichter, zumal aber einen Componiſten, ein gar gewagtes Spiel iſt, ein Werk auf das Theater zu bringen. Es heißt ſein Eigenthum Preis geben dem Winde und den Wellen. Bedenkt man nemlich, von welchen tauſend Zufälligkeiten die Wirkung eines Stücks abhängt, wie oft der gedachte und wohlberechnete Effekt irgend einer Stelle an dem Ungeſchick eines einzigen Sängers, eines einzigen Inſtrumentaliſten ſcheitert, wie oft —

Hört! hört! unterbrach Vinzenz den Freund, hört! hört! rufe ich wie die edlen Lords im engliſchen Parlament, wenn ein edler Lord im Begriff ſteht, recht aus der Schule zu ſchwatzen. Theodor hat eben nichts im Sinn als die Oper, die er vor ein Paar Jahren auf das Theater brachte! Da ich nun, ſprach er, ein Dutzend mißlungene Proben angeſchaut habe, da noch ſelbſt in der letzten Hauptprobe der Maestro mit meiner Partitur nicht ganz im Reinen war, ſo wie mit dem Verſtändniß des ganzen Werks überhaupt, ſo bin ich über die Zweideutigkeit des Schickſals, das gleich einer ſchwarzen Wolke über meiner Dichtung hängt, ganz beruhigt. Fällt mein Werk, ſo falle es denn! mir iſt alle Beſorgniß deshalb benommen, ich bin hinweg über alle Angſt und Beklommenheit des Autors — und was dergleichen ſchöne Redensarten noch mehr waren. Genug, als ich am Tage der Aufführung meinen Freund ſah, und die Zeit da war, nach dem Theater zu gehen, wurde er plötzlich leichenblaß, lachte aber dabei ungemein, niemand wußte recht worüber, verſicherte ſehr heftig, beinahe habe er vergeſſen, daß ſeine Oper heute gegeben würde, wollte durchaus, als er den Ueberrock anzuziehen unternahm, den rechten Arm in den linken Aermel ſtecken, ſo daß ihm meine Beihülfe nöthig, rannte dann, ohne ein Wort zu ſprechen, wie beſeſſen über die Straße, und fiel, als in dem Augenblick, da er in die Loge treten wollte, der erſte Akkord der Ouverture losſchlug, dem erſchrockenen Logenſchließer in die Arme, dann aber —

Still! ſtill! rief Theodor, was meine Oper und deren Aufführung betrifft, ſo will ich Euch, ſollt' es Euch einmal wieder gemüthlich ſeyn über Muſik zu ſprechen, manches darüber ſagen, aber heute kein Wort davon, kein einziges Wörtchen —

Schon viel zu viel, nahm Lothar das Wort, haben wir überdem über ein und daſſelbe geſchwatzt und zum Schluß will ich nur noch bemerken, daß mir das Anekdötchen von Voltaire ſehr wohl gefällt, der einmal als ein Trauerſpiel — irr' ich nicht, ſo war es Zaire — gegeben werden ſollte, über das Schickſal ſeines Werks in ſolch ſchrecklicher Angſt war, daß er es gar nicht wagte, in das Theater zu gehen. Auf dem ganzen Wege von dem Theater bis zu ſeiner Wohnung waren aber Boten ausgeſtellt, die von Moment zu Moment ihm telegraphiſche Nachrichten von dem Gange des Stücks zubringen mußten, ſo daß er auf ſeiner Stube im Schlafrock alle Qualen, alle Luſt des Autors gemächlich zu empfinden im Stande war.

Sollte, ſprach Sylveſter, ſollte dies Anekdötlein nicht eine gute Theaterſzene geben, und zugleich eine tüchtige Aufgabe für einen Schauſpieler ſeyn, der die ſogenannten Charakterrollen ſpielt? — Man denke ſich Voltaire auf der Bühne — er empfängt die Nachrichten — „das Publikum iſt unruhig! —“ „Ha, ruft er, iſt es möglich, deine Theilnahme zu erregen, leichtſinniges Volk! —“ Das Publikum applaudirt, ſchreit vor Entzücken! — „Ha! wackre Franzoſen, ihr verſteht Euern Voltaire und habt ihn —“ das Publikum ziſcht, auch laſſen ſich Pfeiflein hören! — „Verräther, treuloſe! — das mir, das mir —“

Halt, halt, rief Ottmar, Sylveſter macht uns hier in der Begeiſterung des Beifalls, den er errungen, auf der Stelle ein ganzes Luſtſpiel, ſtatt daß er als ein würdiger Serapionsbruder für uns ſorgen und die Erzählung verleſen ſoll, deren ſehr anziehenden Stoff er mir vor einiger Zeit mittheilte und die er, wie ich weiß, ausgearbeitet und mitgebracht hat.

Wir haben, ſprach Sylveſter, ſo eben an Voltaire gedacht. Ihr möget daher, meine theuren Serapionsbruder, an ſein Siecle de Louis XIV. und an dies Zeitalter überhaupt ſelbſt denken, aus dem ich die Erzählung entnommen, die ich demüthigſt Eurer gütigen Aufnahme empfehle.

Sylveſter las:

Das Fräulein von Scuderi.

Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten.

In der Straße St. Honoré war das kleine Haus gelegen, welches Magdaleine von Scuderi, bekannt durch ihre anmuthigen Verſe, durch die Gunſt Ludwig des XIV. und der Maintenon, bewohnte.

Spät um Mitternacht — es mochte im Herbſte des Jahres 1680 ſeyn — wurde an dieſes Haus hart und heftig angeſchlagen, daß es im ganzen Flur laut wiederhallte. — Baptiſte, der in des Fräuleins kleinem Haushalt Koch, Bedienten und Thürſteher zugleich vorſtellte, war mit Erlaubniß ſeiner Herrſchaft über Land gegangen zur Hochzeit ſeiner Schweſter, und ſo kam es, daß die Martiniere, des Fräuleins Kammerfrau, allein im Hauſe noch wachte. Sie hörte die wiederholten Schläge, es fiel ihr ein, daß Baptiſte fortgegangen, und ſie mit dem Fräulein ohne weitern Schutz im Hauſe geblieben ſey; aller Frevel von Einbruch, Diebſtahl und Mord wie er jemals in Paris verübt worden, kam ihr in den Sinn, es wurde ihr gewiß, daß irgend ein Haufen Meuter, von der Einſamkeit des Hauſes unterrichtet, da draußen tobe, und eingelaſſen ein böſes Vorhaben gegen die Herrſchaft ausführen wolle, und ſo blieb ſie in ihrem Zimmer zitternd und zagend, und den Baptiſte verwünſchend ſammt ſeiner Schweſter Hochzeit. Unterdeſſen donnerten die Schläge immer fort, und es war ihr, als rufe eine Stimme dazwiſchen: So macht doch nur auf um Chriſtuswillen, ſo macht doch nur auf! Endlich in ſteigender Angſt ergriff die Martiniere ſchnell den Leuchter mit der brennenden Kerze, und rannte hinaus auf den Flur; da vernahm ſie ganz deutlich die Stimme des Anpochenden: Um Chriſtuswillen, ſo macht doch nur auf! „In der That, dachte die Martiniere, ſo ſpricht doch wohl kein Räuber; wer weiß, ob nicht gar ein Verfolgter Zuflucht ſucht bei meiner Herrſchaft, die ja geneigt iſt zu jeder Wohlthat. Aber laßt uns vorſichtig ſeyn!“ — Sie öffnete ein Fenſter und rief hinab, wer denn da unten in ſpäter Nacht ſo an der Hausthür tobe, und alles aus dem Schlafe wecke, indem ſie ihrer tiefen Stimme ſo viel Männliches zu geben ſich bemühte, als nur möglich. In dem Schimmer der Mondesſtrahlen, die eben durch die finſtern Wolken brachen, gewahrte ſie eine lange, in einen hellgrauen Mantel gewickelte Geſtalt, die den breiten Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Sie rief nun mit lauter Stimme, ſo, daß es der unten vernehmen konnte: Baptiſte, Claude, Pierre, ſteht auf, und ſeht einmal zu, welcher Taugenichts uns das Haus einſchlagen will! Da ſprach es aber mit ſanfter, beinahe klagender Stimme von unten herauf: Ach! la Martiniere, ich weiß ja, daß Ihr es ſeyd, liebe Frau, ſo ſehr Ihr Eure Stimme zu verſtellen trachtet, ich weiß ja, daß Baptiſte über Land gegangen iſt, und Ihr mit Eurer Herrſchaft allein im Hauſe ſeyd. Macht mir nur getroſt auf, befürchtet nichts. Ich muß durchaus mit Eurem Fräulein ſprechen, noch in dieſer Minute. „Wo denkt Ihr hin, erwiederte die Martiniere, mein Fräulein wollt Ihr ſprechen mitten in der Nacht? Wißt Ihr denn nicht, daß ſie längſt ſchläft, und daß ich ſie um keinen Preis wecken werde aus dem erſten ſüßeſten Schlummer, deſſen ſie in ihren Jahren wohl bedarf.“ „Ich weiß, ſprach der Untenſtehende, ich weiß, daß Euer Fräulein ſo eben das Manuſcript ihres Romans, Clelia geheißen, an dem ſie raſtlos arbeitet, bei Seite gelegt hat, und jetzt noch einige Verſe aufſchreibt, die ſie morgen bei der Marquiſe de Maintenon vorzuleſen gedenkt. Ich beſchwöre Euch, Frau Martiniere, habt die Barmherzigkeit, und öffnet mir die Thüre. Wißt, daß es darauf ankommt, einen Unglücklichen vom Verderben zu retten, wißt, daß Ehre, Freiheit, ja das Leben eines Menſchen abhängt von dieſem Augenblick, in dem ich Euer Fräulein ſprechen muß. Bedenkt, daß Eurer Gebieterin Zorn ewig auf Euch laſten würde, wenn Sie erführe, daß Ihr es waret, die den Unglücklichen, welcher kam, ihre Hülfe zu erflehen, hartherzig von der Thüre wieſet.“ „Aber warum ſprecht ihr denn meines Fräuleins Mitleid an in dieſer ungewöhnlichen Stunde, kommt morgen zu guter Zeit wieder,“ ſo ſprach die Martiniere herab; da erwiederte der unten: „Kehrt ſich denn das Schickſal, wenn es verderbend wie der tödtende Blitz einſchlägt, an Zeit und Stunde? Darf, wenn nur ein Augenblick Rettung noch möglich iſt, die Hülfe aufgeſchoben werden? Oeffnet mir die Thüre, fürchtet doch nur nichts von einem Elenden, der ſchutzlos, verlaſſen von aller Welt, verfolgt, bedrängt von einem ungeheuern Geſchick Euer Fräulein um Rettung anflehen will aus drohender Gefahr!“ Die Martiniere vernahm, wie der Untenſtehende bei dieſen Worten vor tiefem Schmerz ſtöhnte und ſchluchzte; dabei war der Ton von ſeiner Stimme der eines Jünglings, ſanft und eindringend tief in die Bruſt. Sie fühlte ſich im Innerſten bewegt, ohne ſich weiter lange zu beſinnen, holte ſie die Schlüſſel herbei.

So wie ſie die Thüre kaum geöffnet, drängte ſich ungeſtüm die im Mantel gehüllte Geſtalt hinein und rief, der Martiniere vorbeiſchreitend in den Flur, mit wilder Stimme: „Führt mich zu Euerm Fräulein!“ Erſchrocken hob die Martiniere den Leuchter in die Höhe, und der Kerzenſchimmer fiel in ein todtbleiches, furchtbar entſtelltes Jünglingsantlitz. Vor Schrecken hätte die Martiniere zu Boden ſinken mögen, als nun der Menſch den Mantel auseinanderſchlug, und der blanke Griff eines Stilets aus dem Bruſtlatz hervorragte. Es blitzte der Menſch ſie an mit funkelnden Augen und rief noch wilder als zuvor: „Führt mich zu Euerm Fräulein, ſage ich Euch!“ Nun ſah die Martiniere ihr Fräulein in der dringendſten Gefahr, alle Liebe zu der theuren Herrſchaft, in der ſie zugleich die fromme, treue Mutter ehrte, flammte ſtärker auf im Innern, und erzeugte einen Muth, deſſen ſie wohl ſelbſt ſich nicht fähig geglaubt hätte. Sie warf die Thüre ihres Gemachs, die ſie offen gelaſſen, ſchnell zu, trat vor dieſelbe und ſprach ſtark und feſt: „In der That, Euer tolles Betragen hier im Hauſe paßt ſchlecht zu Euern kläglichen Worten da draußen, die, wie ich nun wohl merke, mein Mitleiden ſehr zu unrechter Zeit erweckt haben. Mein Fräulein ſollt und werdet ihr jetzt nicht ſprechen. Habt Ihr nichts Böſes im Sinn, dürft ihr den Tag nicht ſcheuen, ſo kommt morgen wieder, und bringt Eure Sache an! — jetzt ſchert Euch aus dem Hauſe!“ Der Menſch ſtieß einen dumpfen Seufzer aus, blickte die Martiniere ſtarr an mit entſetzlichem Blick, und griff nach dem Stilet. Die Martiniere befahl im Stillen ihre Seele dem Herrn, doch blieb ſie ſtandhaft, und ſah dem Menſchen keck ins Auge, indem ſie ſich feſter an die Thüre des Gemachs drückte, durch welches der Menſch gehen mußte, um zu dem Fräulein zu gelangen. „Laßt mich zu Euerm Fräulein, ſage ich Euch,“ rief der Menſch nochmals. „Thut was ihr wollt, erwiederte die Martiniere, ich weiche nicht von dieſem Platz, vollendet nur die böſe That, die ihr begonnen, auch ihr werdet den ſchmachvollen Tod finden auf dem Greveplatz, wie Eure verruchten Spießgeſellen.“ „Ha, ſchrie der Menſch auf, ihr habt recht, la Martiniere! ich ſehe aus, ich bin bewaffnet wie ein verruchter Räuber und Mörder, aber meine Spießgeſellen ſind nicht gerichtet, ſind nicht gerichtet!“ — Und damit zog er, giftige Blicke ſchießend auf die zum

Tode geängſtete Frau, das Stilet heraus. Jeſus! rief ſie, den Todesſtoß erwartend, aber in dem Augenblick ließ ſich auf der Straße das Geklirr von Waffen, der Huftritt von Pferden hören. „Die Marechauſſee — die Marechauſſee. Hülfe, Hülfe!“ ſchrie die Martiniere. „Entſetzliches Weib, du willſt mein Verderben — nun iſt Alles aus, alles aus! — nimm! — nimm; gieb das dem Fräulein heute noch — morgen wenn du willſt“ — dieß leiſe murmelnd hatte der Menſch der Martiniere den Leuchter weggeriſſen, die Kerzen verlöſcht und ihr ein Käſtchen in die Hände gedrückt. Um deiner Seligkeit willen, gieb das Käſtchen dem Fräulein, rief der Menſch und ſprang zum Hauſe hinaus. Die Martiniere war zu Boden geſunken, mit Mühe ſtand ſie auf, und tappte ſich in der Finſterniß zurück in ihr Gemach, wo ſie ganz erſchöpft, keines Lautes mächtig, in den Lehnſtuhl ſank. Nun hörte ſie die Schlüſſel klirren, die ſie im Schloß der Hausthüre hatte ſtecken laſſen. Das Haus wurde zugeſchloſſen und leiſe unſichere Tritte nahten ſich dem Gemach. Feſt gebannt, ohne Kraft ſich zu regen, erwartete ſie das Gräßliche; doch wie geſchah ihr, als die Thüre aufging und ſie bei dem Scheine der Nachtlampe auf den erſten Blick den ehrlichen Baptiſte erkannte; der ſah leichenblaß aus und ganz verſtört. „Um aller Heiligen willen, fing er an, um aller Heiligen willen, ſagt mir Frau Martiniere, was iſt geſchehen? Ach die Angſt! die Angſt! — Ich weiß nicht was es war, aber fortgetrieben hat es mich von der Hochzeit geſtern Abend mit Gewalt! — Und nun komme ich in die Straße. Frau Martiniere, denk ich, hat einen leiſen Schlaf, die wird's wohl hören, wenn ich leiſe und ſäuberlich anpoche an die Hausthüre, und mich hineinlaſſen. Da kommt mir eine ſtarke Patrouille entgegen, Reiter, Fußvolk bis an die Zähne bewaffnet, und hält mich an und will mich nicht fortlaſſen. Aber zum Glück iſt Degrais dabei, der Marechauſſee-Lieutnant, der mich recht gut kennt; der ſpricht, als ſie mir die Laterne unter die Naſe halten: Ei Baptiſte, wo kommſt du her des Wegs in der Nacht? Du mußt fein im Hauſe bleiben und es hüten. Hier iſt es nicht geheuer, wir denken noch in dieſer Nacht einen guten Fang zu machen. Ihr glaubt gar nicht, Frau Martiniere, wie mir dieſe Worte aufs Herz fielen. Und nun trete ich auf die Schwelle, da ſtürzt ein verhüllter Menſch aus dem Hauſe, das blanke Stilet in der Fauſt, und rennt mich um und um — das Haus iſt offen, die Schlüſſel ſtecken im Schloſſe — ſagt, was hat das Alles zu bedeuten?“ Die Martiniere, von ihrer Todesangſt befreit, erzählte, wie ſich Alles begeben. Beide, ſie und Baptiſte, gingen in den Hausflur, ſie fanden den Leuchter auf dem Boden, wo der fremde Menſch ihn im Entfliehen hingeworfen. „Es iſt nur zu gewiß, ſprach Baptiſte, daß unſer Fräulein beraubt und wohl gar ermordet werden ſollte. Der Menſch wußte, wie ihr erzählt, daß ihr allein wart mit dem Fräulein, ja ſogar, daß ſie noch wachte bei ihren Schriften; gewiß war es einer von den verfluchten Gaunern und Spitzbuben, die bis ins Innere der Häuſer dringen, alles liſtig auskundſchaftend, was ihnen zur Ausführung ihrer teufliſchen Anſchläge dienlich. Und das kleine Käſtchen, Frau Martiniere, das, denk ich, werfen wir in die Seine, wo ſie am tiefſten iſt. Wer ſteht uns dafür, daß nicht irgend ein verruchter Unhold unſerm guten Fräulein nach dem Leben trachtet, daß ſie, das Käſtchen öffnend, nicht todt niederſinkt, wie der alte Marquis von Tournay, als er den Brief aufmachte, den er von unbekannter Hand erhalten! —“ Lange rathſchlagend beſchloſſen die Getreuen endlich, dem Fräulein am andern Morgen Alles zu erzählen und ihr auch das geheimnißvolle Käſtchen einzuhändigen, das ja mit gehöriger Vorſicht geöffnet werden könne. Beide, erwägten ſie genau jeden Umſtand der Erſcheinung des verdächtigen Fremden, meinten, daß wohl ein beſonderes Geheimniß im Spiele ſeyn könne, über das ſie eigenmächtig nicht ſchalten dürften, ſondern die Enthüllung ihrer Herrſchaft überlaſſen müßten. —

Baptiſte's Beſorgniſſe hatten ihren guten Grund. Gerade zu der Zeit war Paris der Schauplatz der verruchteſten Greuelthaten, gerade zu der Zeit bot die teufliſchſte Erfindung der Hölle die leichteſten Mittel dazu dar.

Glaſer, ein teutſcher Apotheker, der beſte Chemiker ſeiner Zeit, beſchäftigte ſich, wie es bei Leuten von ſeiner Wiſſenſchaft wohl zu geſchehen pflegt, mit alchymiſtiſchen Verſuchen. Er hatte es darauf abgeſehen, den Stein der Weiſen zu finden. Ihm geſellte ſich ein Italiener zu, Namens Exili. Dieſem diente aber die Goldmacherkunſt nur zum Vorwande. Nur das Miſchen, Kochen, Sublimiren der Giftſtoffe, in denen Glaſer ſein Heil zu finden hoffte, wollt' er erlernen, und es gelang ihm endlich, jenes feine Gift zu bereiten, das ohne Geruch, ohne Geſchmack, entweder auf der Stelle oder langſam tödtend, durchaus keine Spur im menſchlichen Körper zurückläßt, und alle Kunſt, alle Wiſſenſchaft der Aerzte täuſcht, die, den Giftmord nicht ahnend, den Tod einer natürlichen Urſache zuſchreiben müſſen. So vorſichtig Exili auch zu Werke ging, ſo kam er doch in den Verdacht des Giftverkaufs, und wurde nach der Baſtille gebracht. In daſſelbe Zimmer ſperrte man bald darauf den Hauptmann Godin de Sainte Croix ein. Dieſer hatte mit der Marquiſe de Brinvillier lange Zeit in einem Verhältniſſe gelebt, welches Schande über die ganze Familie brachte, und endlich, da der Marquis unempfindlich blieb für die Verbrechen ſeiner Gemahlin, ihren Vater, Dreux d'Aubray, Civil-Lieutnant zu Paris, nöthigte, das verbrecheriſche Paar durch einen Verhaftsbefehl zu trennen, den er wider den Hauptmann auswirkte. Leidenſchaftlich, ohne Charakter, Frömmigkeit heuchelnd und zu Laſtern aller Art geneigt von Jugend auf, eiferſüchtig, rachſüchtig bis zur Wuth, konnte dem Hauptmann nichts willkommner ſeyn als Exili's teufliſches Geheimniß, das ihm die Macht gab, alle ſeine Feinde zu vernichten. Er wurde Exili's eifriger Schüler, und that es bald ſeinem Meiſter gleich, ſo daß er, aus der Baſtille entlaſſen, allein fortzuarbeiten im Stande war.

Die Brinvillier war ein entartetes Weib, durch Sainte Croix wurde ſie zum Ungeheuer. Er vermochte ſie nach und nach, erſt ihren eigenen Vater, bei dem ſie ſich befand, ihn mit verruchter Heuchelei im Alter pflegend, dann ihre beiden Brüder, und endlich ihre Schweſter zu vergiften; den Vater aus Rache, die andern der reichen Erbſchaft wegen. Die Geſchichte mehrerer Giftmörder giebt das entſetzliche Beiſpiel, daß Verbrechen der Art zur unwiderſtehlichen Leidenſchaft werden. Ohne weiteren Zweck, aus reiner Luſt daran, wie der Chemiker Experimente macht zu ſeinem Vergnugen, haben oft Giftmörder Perſonen gemordet, deren Leben oder Tod ihnen völlig gleich ſeyn konnte. Das plötzliche Hinſterben mehrerer Armen im Hotel Dieu erregte ſpäter den Verdacht, daß die Brode, welche die Brinvillier dort wöchentlich auszutheilen pflegte, um als Muſter der Frömmigkeit und des Wohlthuns zu gelten, vergiftet waren. Gewiß iſt es aber, daß ſie Taubenpaſteten vergiftete, und ſie den Gäſten, die ſie geladen, vorſetzte. Der Chevalier de Guet und mehrere andere Perſonen fielen als Opfer dieſer holliſchen Mahlzeiten. Sainte Croix, ſein Gehülfe la Chauſſee, die Brinvillier wußten lange Zeit ihre gräßlichen Unthaten in undurchdringliche Schleier zu hüllen; doch welche verruchte Liſt verworfener Menſchen vermag zu beſtehen, hat die ewige Macht des Himmels beſchloſſen, ſchon hier auf Erden die Frevler zu richten! — Die Gifte, welche Sainte Croix bereitete, waren ſo fein, daß, lag das Pulver (poudre de succession nannten es die Pariſer) bei der Bereitung offen, ein einziger Athemzug hinreichte, ſich augenblicklich den Tod zu geben. Sainte Croix trug deshalb bei ſeinen Operationen eine Maske von feinem Glaſe. Dieſe fiel eines Tags, als er eben ein fertiges Giftpulver in eine Phiole ſchütten wollte, herab, und er ſank, den feinen Staub des Giftes einathmend, augenblicklich todt nieder. Da er ohne Erben verſtorben, eilten die Gerichte herbei, um den Nachlaß unter Siegel zu nehmen. Da fand ſich in einer Kiſte verſchloſſen das ganze hölliſche Arſenal des Giftmords, das dem verruchten Sainte Croix zu Gebote geſtanden, aber auch die Briefe der Brinvillier wurden aufgefunden, die über ihre Unthaten keinen Zweifel ließen. Sie floh nach Lüttich in ein Kloſter. Desgrais, ein Beamter der Marechauſſee, wurde ihr nachgeſendet. Als Geiſtlicher verkleidet, erſchien er in dem Kloſter, wo ſie ſich verborgen. Es gelang ihm, mit dem entſetzlichen Weibe einen Liebeshandel anzuknüpfen, und ſie zu einer heimlichen Zuſammenkunft in einem einſamen Garten vor der Stadt zu verlocken. Kaum dort angekommen, wurde ſie aber von Desgrais' Häſchern umringt, der geiſtliche Liebhaber verwandelte ſich plötzlich in den Beamten der Marechauſſee, und nöthigte ſie in den Wagen zu ſteigen, der vor dem Garten bereit ſtand, und von den Häſchern umringt, gerades Wegs nach Paris abfuhr. La Chauſſee war ſchon früher enthauptet worden, die Brinvillier litt denſelben Tod, ihr Körper wurde nach der Hinrichtung verbrannt, und die Aſche in die Lüfte zerſtreut.

Die Pariſer athmeten auf, als das Ungeheuer von der Welt war, das die heimliche mörderiſche Waffe ungeſtraft richten konnte gegen den Feind und Freund. Doch bald that es ſich kund, daß des verruchten La Croix entſetzliche Kunſt ſich fort vererbt hatte. Wie ein unſichtbares tückiſches Geſpenſt ſchlich der Mord ſich ein in die engſten Kreiſe, wie ſie Verwandtſchaft — Liebe — Freundſchaft nur bilden können, und erfaßte ſicher und ſchnell die unglücklichen Opfer. Der, den man heute in blühender Geſundheit geſehen, wankte morgen krank und ſiech umher, und keine Kunſt der Aerzte konnte ihn vor dem Tode retten. Reichthum — ein einträgliches Amt — ein ſchönes, vielleicht zu jugendliches Weib — das genügte zur Verfolgung auf den Tod. Das grauſamſte Mißtrauen trennte die heiligſten Bande. Der Gatte zitterte vor der Gattin — der Vater vor dem Sohn — die Schweſter vor dem Bruder. — Unberührt blieben die Speiſen, blieb der Wein bei dem Mahl, das der Freund den Freunden gab, und wo ſonſt Luſt und Scherz gewaltet, ſpähten verwilderte Blicke nach dem verkappten Mörder. Man ſah Familienväter ängſtlich in entfernten Gegenden Lebensmittel einkaufen, und in dieſer, jener ſchmutzigen Garküche ſelbſt bereiten, in ihrem eigenen Hauſe teufliſchen Verrath fürchtend. Und doch war manchmal die größte, bedachteſte Vorſicht vergebens.

Der König, dem Unweſen, das immer mehr überhand nahm, zu ſteuern, ernannte einen eigenen Gerichtshof, dem er ausſchließlich die Unterſuchung und Beſtrafung dieſer heimlichen Verbrechen übertrug. Das war die ſogenannte Chambre ardente, die ihre Sitzungen unfern der Baſtille hielt, und welcher la Regnie als Präſident vorſtand. Mehrere Zeit hindurch blieben Regnie's Bemühungen, ſo eifrig ſie auch ſeyn mochten, fruchtlos, dem verſchlagenen Desgrais war es vorbehalten, den geheimſten Schlupfwinkel des Verbrechens zu entdecken. — In der Vorſtadt Saint Germain wohnte ein altes Weib, la Voiſin geheißen, die ſich mit Wahrſagen und Geiſterbeſchwören abgab, und mit Hülfe ihrer Spießgeſellen, le Sage und le Vigoureux, auch ſelbſt Perſonen, die eben nicht ſchwach und leichtgläubig zu nennen, in Furcht und Erſtaunen zu ſetzen wußte. Aber ſie that mehr als dieſes. Exili's Schülerin wie la Croix, bereitete ſie wie dieſer, das feine, ſpurloſe Gift, und half auf dieſe Weiſe ruchloſen Söhnen zur frühen Erbſchaft, entarteten Weibern zum andern jüngern Gemahl. Desgrais drang in ihr Geheimniß ein, ſie geſtand alles, die Chambre ardente verurtheilte ſie zum Feuertode, den ſie auf dem Greveplatze erlitt. Man fand bei ihr eine Liſte aller Perſonen, die ſich ihrer Hülfe bedient hatten; und ſo kam es, daß nicht allein Hinrichtung auf Hinrichtung folgte, ſondern auch ſchwerer Verdacht ſelbſt auf Perſonen von hohem Anſehen laſtete. So glaubte man, daß der Cardinal Bonzy bei der la Voiſin das Mittel gefunden, alle Perſonen, denen er als Erzbiſchof von Narbonne Penſionen bezahlen mußte, in kurzer

Zeit hinſterben zu laſſen. So wurden die Herzogin von Bouillon, die Gräfin von Soißons, deren Namen man auf der Liſte gefunden, der Verbindung mit dem teufliſchen Weibe angeklagt, und ſelbſt François Henri de Montmorenci, Boudebelle, Herzog von Luxemburg, Pair und Marſchall des Reichs, blieb nicht verſchont. Auch ihn verfolgte die furchtbare Chambre ardente. Er ſtellte ſich ſelbſt zum Gefängniß in der Baſtille, wo ihn Louvois und la Regnie's Haß in ein ſechs Fuß langes Loch einſperren ließ. Monate vergingen, ehe es ſich vollkommen ausmittelte, daß des Herzogs Verbrechen keine Rüge verdienen konnte. Er hatte ſich einmal von le Sage das Horoskop ſtellen laſſen.

Gewiß iſt es, daß blinder Eifer den Präſidenten la Regnie zu Gewaltſtreichen und Grauſamkeiten verleitete. Das Tribunal nahm ganz den Charakter der Inquiſition an, der geringfügigſte Verdacht reichte hin zu ſtrenger Einkerkerung, und oft war es dem Zufall überlaſſen, die Unſchuld des auf den Tod Angeklagten darzuthun. Dabei war Regnie von garſtigem Anſehen und heimtückiſchem Weſen, ſo daß er bald den Haß derer auf ſich lud, deren Rächer oder Schützer zu ſeyn er berufen wurde. Die Herzogin von Bouillon, von ihm im Verhöre gefragt, ob ſie den Teufel geſehen? erwiederte: mich dünkt, ich ſehe ihn in dieſem Augenblick!

Während nun auf dem Greveplatz das Blut Schuldiger und Verdächtiger in Strömen floß, und endlich der heimliche Giftmord ſeltner und ſeltner wurde, zeigte ſich ein Unheil anderer Art, welches neue Beſtürzung verbreitete. Eine Gaunerbande ſchien es darauf angelegt zu haben, alle Juwelen in ihren Beſitz zu bringen. Der reiche Schmuck, kaum gekauft, verſchwand auf unbegreifliche Weiſe, mochte er verwahrt ſeyn wie er wollte. Noch viel ärger war es aber, daß Jeder, der es wagte, zur Abendzeit Juwelen bei ſich zu tragen, auf offener Straße oder in finſtern Gängen der Häuſer beraubt, ja wohl gar ermordet wurde. Die mit dem Leben davon gekommen, ſagten aus, ein Fauſtſchlag auf den Kopf habe ſie wie ein Wetterſtrahl niedergeſtürzt, und aus der Betäubung erwacht, hätten ſie ſich beraubt, und an ganz anderm Orte als da, wo ſie der Schlag getroffen, wieder gefunden. Die Ermordeten, wie ſie beinahe jeden Morgen auf der Straße oder in den Häuſern lagen, hatten alle dieſelbe tödtliche Wunde. Einen Dolchſtich ins Herz, nach dem Urtheil der Aerzte ſo ſchnell und ſicher tödtend, daß der Verwundete keines Lautes mächtig zu Boden ſinken mußte. Wer war an dem üppigen Hofe Ludwig des XIV., der nicht in einen geheimen Liebeshandel verſtrickt, ſpät zur Geliebten ſchlich, und manchmal ein reiches Geſchenk bei ſich trug? — Als ſtünden die Gauner mit Geiſtern im Bunde, wußten ſie genau, wenn ſich ſo etwas zutragen ſollte. Oft erreichte der Unglückliche nicht das Haus, wo er Liebesglück zu genießen dachte, oft fiel er auf der Schwelle, ja vor dem Zimmer der Geliebten, die mit Entſetzen den blutigen Leichnam fand.

Vergebens ließ Argenſon, der Polizeiminiſter, Alles aufgreifen in Paris, was von dem Volk nur irgend verdächtig ſchien, vergebens wüthete la Regnie, und ſuchte Geſtändniſſe zu erpreſſen, vergebens wurden Wachen, Patrouillen verſtärkt, die Spur der Thäter war nicht zu finden. Nur die Vorſicht, ſich bis an die Zähne zu bewaffnen, und ſich eine Leuchte vortragen zu laſſen, half einigermaßen, und doch fanden ſich Beiſpiele, daß der Diener mit Steinwürfen geängſtet, und der Herr in demſelben Augenblick ermordet und beraubt wurde.

Merkwürdig war es, daß aller Nachforſchungen auf allen Plätzen, wo Juwelenhandel nur möglich war, unerachtet nicht das mindeſte von den geraubten Kleinodien zum Vorſchein kam, und alſo auch hier keine Spur ſich zeigte, die hätte verfolgt werden können.

Desgrais ſchäumte vor Wuth, daß ſelbſt ſeiner Liſt die Spitzbuben zu entgehen wußten. Das Viertel der Stadt, in dem er ſich gerade befand, blieb verſchont, während in den andern, wo Keiner Böſes geahnt, der Raubmord ſeine reichen Opfer erſpähte.

Desgrais beſann ſich auf das Kunſtſtück, mehrere Desgrais zu ſchaffen, ſich untereinander ſo ähnlich an Gang, Stellung, Sprache, Figur, Geſicht, daß ſelbſt die Häſcher nicht wußten, wo der rechte Desgrais ſtecke. Unterdeſſen lauſchte er, ſein Leben wagend, allein in den geheimſten Schlupfwinkeln, und folgte von weitem dieſem oder jenem, der auf ſeinen Anlaß einen reichen Schmuck bei ſich trug. Der blieb unangefochten; alſo auch von dieſer Maßregel waren die Gauner unterrichtet. Desgrais gerieth in Verzweiflung.

Eines Morgens kommt Desgrais zu dem Präſidenten la Regnie, blaß, entſtellt, außer ſich. — Was habt Ihr, was für Nachrichten? — Fandet Ihr die Spur? ruft ihm der Präſident entgegen. „Ha — gnädiger Herr, fängt Desgrais an, vor Wuth ſtammelnd, ha gnädiger

Herr — geſtern in der Nacht — unfern des Louvre iſt der Marquis de la Fare angefallen worden in meiner Gegenwart.“ Himmel und Erde, jauchzt la Regnie auf vor Freude — wir haben ſie! — „O hört nur, fällt Desgrais mit bitterm Lächeln ein, o hört nur erſt, wie ſich Alles begeben. — Am Louvre ſteh ich alſo, und paſſe, die ganze Hölle in der Bruſt, auf die Teufel, die meiner ſpotten. Da kommt mit unſicherm Schritt immer hinter ſich ſchauend eine Geſtalt dicht bei mir vorüber, ohne mich zu ſehen. Im Mondesſchimmer erkenne ich den Marquis de la Fare. Ich konnt' ihn da erwarten, ich wußte, wo er hinſchlich. Kaum iſt er zehn bis zwölf Schritte bei mir vorüber, da ſpringt wie aus der Erde herauf eine Figur, ſchmettert ihn nieder und fällt über ihn her. Unbeſonnen, überraſcht von dem Augenblick, der den Mörder in meine Hand liefern konnte, ſchrie ich laut auf, und will mit einem gewaltigen Sprunge aus meinem Schlupfwinkel heraus auf ihn zuſetzen; da verwickle ich mich in den Mantel und falle hin. Ich ſehe den Menſchen wie auf den Flügeln des Windes forteilen, ich rapple mich auf, ich renne ihm nach — laufend ſtoße ich in mein Horn — aus der Ferne antworten die Pfeifen der Häſcher — es wird lebendig — Waffengeklirr, Pferdegetrappel von allen Seiten. — Hierher — hierher — Desgrais — Desgrais! ſchreie ich, daß es durch die Straßen hallt. — Immer ſehe ich den Menſchen vor mir im hellen Mondſchein, wie er, mich zu täuſchen, da — dort — einbiegt; wir kommen in die Straße Nicaiſe, da ſcheinen ſeine Kräfte zu ſinken, ich ſtrenge die meinigen doppelt an — noch fünfzehn Schritte höchſtens hat er Vorſprung“ — „Ihr holt ihn ein — ihr packt ihn, die Häſcher kommen“ ruft la Regnie mit blitzenden Augen, indem er Desgrais beim Arm ergreift, als ſey der der fliehende Mörder ſelbſt. — „Fünfzehn Schritte, fährt Desgrais mit dumpfer Stimme und mühſam athmend fort, fünfzehn Schritte vor mir ſpringt der Menſch auf die Seite in den Schatten und verſchwindet durch die Mauer.“ „Verſchwindet? — durch die Mauer! — Seyd ihr raſend,“ ruft la Regnie, indem er zwei Schritte zurück tritt und die Hände zuſammenſchlägt. „Nennt mich, fährt Desgrais fort, ſich die Stirne reibend wie einer, den böſe Gedanken plagen, nennt mich, gnädiger Herr, immerhin einen Raſenden, einen thörichten Geiſterſeher, aber es iſt nicht anders, als wie ich es Euch erzähle. Erſtarrt ſtehe ich vor der Mauer, als mehrere Häſcher athemlos herbeikommen; mit ihnen der Marquis de la Fare, der ſich aufgerafft, den bloßen Degen in der Hand. Wir zünden die Fackeln an, wir tappen an der Mauer hin und her; keine Spur einer Thüre, eines Fenſters, einer Oeffnung. Es iſt eine ſtarke ſteinerne Hofmauer, die ſich an ein Haus lehnt, in dem Leute wohnen, gegen die auch nicht der leiſeſte Verdacht aufkommt. Noch heute habe ich Alles in genauen Augenſchein genommen. — Der Teufel ſelbſt iſt es, der uns foppt.“ Desgrais Geſchichte wurde in Paris bekannt. Die Köpfe waren erfüllt von den Zaubereien, Geiſterbeſchwörungen, Teufelsbündniſſen der Voiſin, des Vigoureux, des berüchtigten Prieſters le Sage; und wie es denn nun in unſerer ewigen Natur liegt, daß der Hang zum Uebernatürlichen, zum Wunderbaren alle Vernunft überbietet, ſo glaubte man bald nichts Geringeres, als daß, wie Desgrais nur im Unmuth geſagt, wirklich der Teufel ſelbſt die Verruchten ſchütze, die ihm ihre Seelen verkauft. Man kann es ſich denken, daß Desgrais Geſchichte mancherlei tollen Schmuck erhielt. Die Erzählung davon mit einem Holzſchnitt darüber, eine gräßliche Teufelsgeſtalt vorſtellend, die vor dem erſchrockenen Desgrais in die Erde verſinkt, wurde gedruckt und an allen Ecken verkauft. Genug, das Volk einzuſchüchtern, und ſelbſt den Häſchern allen Muth zu nehmen, die nun zur Nachtzeit mit Zittern und Zagen die Straßen durchirrten, mit Amuletten behängt, und eingeweicht in Weihwaſſer.

Argenſon ſah die Bemühungen der Chambre ardente ſcheitern, und ging den König an, für das neue Verbrechen einen Gerichtshof zu ernennen, der mit noch ausgedehnterer Macht den Thätern nachſpüre und ſie ſtrafe. Der König, überzeugt, ſchon der Chambre ardente zu viel Gewalt gegeben zu haben, erſchüttert von dem Greuel unzähliger Hinrichtungen, die der blutgierige la Regnie veranlaßt, wies den Vorſchlag gänzlich von der Hand.

Man wählte ein anderes Mittel, den König für die Sache zu beleben.

In den Zimmern der Maintenon, wo ſich der König Nachmittags aufzuhalten, und wohl auch mit ſeinen Miniſtern bis in die ſpäte Nacht hinein zu arbeiten pflegte, wurde ihm ein Gedicht überreicht im Namen der gefährdeten Liebhaber, welche klagten, daß, gebiete ihnen die Galanterie, der Geliebten ein reiches Geſchenk zu bringen, ſie allemal ihr Leben daran ſetzen müßten. Ehre und Luſt ſey es, im ritterlichen Kampf ſein Blut für die Geliebte zu verſpritzen; anders verhalte es ſich aber mit dem heimtückiſchen Anfall des Mörders, wider den man ſich nicht wappnen könne. Ludwig, der leuchtende Polarſtern aller Liebe und Galanterie, der möge hellausſtrahlend die finſtre Nacht zerſtreuen, und ſo das ſchwarze Geheimniß, das darin verborgen, enthüllen. Der göttliche Held, der ſeine Feinde niedergeſchmettert, werde nun auch ſein ſiegreich funkelndes Schwerdt zucken, und wie Herkules die Lernäiſche Schlange, wie Theſeus den Minotaur, das bedrohliche Ungeheuer bekämpfen, das alle Liebesluſt wegzehre, und alle Freude verdüſtre in tiefes Leid, in troſtloſe Trauer.

So ernſt die Sache auch war, ſo fehlte es dieſem Gedicht doch nicht, vorzüglich in der Schilderung, wie die Liebhaber auf dem heimlichen Schleichwege zur Geliebten ſich ängſtigen müßten, wie die Angſt ſchon alle Liebesluſt, jedes ſchöne Abentheuer der Galanterie im Aufkeimen tödte, an geiſtreich-witzigen Wendungen. Kam nun noch hinzu, daß beim Schluß Alles in einen hochtrabenden Panegyrikus auf Ludwig XIV. ausging, ſo konnte es nicht fehlen, daß der König das Gedicht mit ſichtlichem Wohlgefallen durchlas. Damit zu Stande gekommen, drehte er ſich, die Augen nicht wegwendend von dem Papier, raſch um zur Maintenon, las das Gedicht noch einmal mit lauter Stimme ab, und fragte dann anmuthig lächelnd, was ſie von den Wünſchen der gefährdeten Liebhaber halte? Die Maintenon, ihrem ernſten Sinne treu und immer in der Farbe einer gewiſſen Frömmigkeit, erwiederte, daß geheime verbotene Wege eben keines beſonderen Schutzes würdig, die entſetzlichen Verbrecher aber wohl beſonderer Maßregeln zu ihrer Vertilgung werth wären. Der König, mit dieſer ſchwankenden Antwort unzufrieden, ſchlug das Papier zuſammen, und wollte zurück zu dem Staatsſekretair, der in dem andern Zimmer arbeitete, als ihm bei einem Blick, den er ſeitwärts warf, die Scuderi ins Auge fiel, die zugegen war, und eben unſern der Maintenon auf einem kleinen Lehnſeſſel Platz genommen hatte. Auf dieſe ſchritt er nun los; das anmuthige Lächeln, das erſt um Mund und Wangen ſpielte, und das verſchwunden, gewann wieder Oberhand, und dicht vor dem Fräulein ſtehend, und das Gedicht wieder auseinander faltend, ſprach er ſanft: Die Marquiſe mag nun einmal von den Galanterien unſerer verliebten Herren nichts wiſſen, und weicht mir aus auf Wegen, die nichts weniger als verboten ſind. Aber Ihr, mein

Fräulein, was haltet Ihr von dieſer dichteriſchen Supplik? — Die Scuderi ſtand ehrerbietig auf von ihrem Lehnſeſſel, ein flüchtiges Roth überflog wie Abendpurpur die blaſſen Wangen der alten würdigen Dame, ſie ſprach, ſich leiſe verneigend mit niedergeſchlagenen Augen:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

Der König, ganz erſtaunt über den ritterlichen Geiſt dieſer wenigen Worte, die das ganze Gedicht mit ſeinen ellenlangen Tiraden zu Boden ſchlugen, rief mit blitzenden Augen: Beim heiligen Dionys, Ihr habt Recht, Fräulein! Keine blinde Maaßregel, die den Unſchuldigen trifft mit dem Schuldigen, ſoll die Feigheit ſchützen; mögen Argenſon und la Regnie das Ihrige thun! —

Alle die Greuel der Zeit ſchilderte nun die Martiniere mit den lebhafteſten Farben, als ſie am andern Morgen ihrem Fräulein erzählte, was ſich in voriger Nacht zugetragen, und übergab ihr zitternd und zagend das geheimnißvolle Käſtchen. Sowohl ſie als Baptiſte, der ganz verblaßt in der Ecke ſtand, und vor Angſt und Beklommenheit die Nachtmütze in den Händen knetend, kaum ſprechen konnte, baten das Fräulein auf das Wehmüthigſte um aller Heiligen willen, doch nur mit möglichſter Behutſamkeit das Käſtchen zu öffnen. Die Scuderi, das verſchloſſene Geheimniß in der Hand wiegend und prüfend, ſprach lächelnd: Ihr ſeht Beide Geſpenſter! — Daß ich nicht reich bin, daß bei mir keine Schätze, eines Mordes werth, zu holen ſind, das wiſſen die verruchten Meuchelmörder da draußen, die, wie ihr ſelbſt ſagt, das Innerſte der Häuſer erſpähen, wohl eben ſo gut als ich und ihr. Auf mein Leben ſoll es abgeſehen ſeyn? Wem kann was an dem Tode liegen einer Perſon von drei und ſiebzig Jahren, die niemals andere verfolgte als die Böſewichter und Friedensſtörer in den Romanen, die ſie ſelbſt ſchuf, die mittelmäßige Verſe macht, welche niemandes Neid erregen können, die nichts hinterlaſſen wird, als den Staat des alten Fräuleins, das bisweilen an den Hof ging, und ein paar Dutzend gut eingebundener Bücher mit vergoldetem Schnitt! Und du, Martiniere! du magſt nun die Erſcheinung des fremden Menſchen ſo ſchreckhaft beſchreiben wie du willſt, doch kann ich nicht glauben, daß er Böſes im Sinne getragen.

Alſo! —

Die Martiniere prallte drei Schritte zurück, Baptiſte ſank mit einem dumpfen Ach! halb in die Knie, als das Fräulein nun an einen hervorragenden ſtählernen Knopf drückte, und der Deckel des Käſtchens mit Geräuſch aufſprang.

Wie erſtaunte das Fräulein, als ihr aus dem Käſtchen ein Paar goldne, reich mit Juwelen beſetzte Armbänder, und eben ein ſolcher Halsſchmuck entgegen funkelten. Sie nahm das Geſchmeide heraus, und indem ſie die wundervolle Arbeit des Halsſchmucks lobte, beäugelte die Martiniere die reichen Armbänder, und rief einmal über das andere, daß ja ſelbſt die eitle Montespan nicht ſolchen Schmuck beſitze. Aber was ſoll das, was hat das zu bedeuten, ſprach die Scuderi. In dem Augenblick gewahrte ſie auf dem Boden des Käſtchens einen kleinen zuſammengefalteten Zettel. Mit Recht hoffte ſie den Aufſchluß des Geheimniſſes darin zu finden. Der Zettel, kaum hatte ſie, was er enthielt, geleſen, entfiel ihren zitternden Händen. Sie warf einen ſprechenden Blick zum Himmel, und ſank dann wie halb ohnmächtig in den Lehnſeſſel zurück. Erſchrocken ſprang die Martiniere, ſprang Baptiſte ihr bei. „O rief ſie nun mit von Thränen halb erſtickter Stimme, o der Kränkung, o der tiefen Beſchämung! Muß mir das noch geſchehen im hohen Alter! Hab ich denn im thörichten Leichtſinn gefrevelt, wie ein junges, unbeſonnenes Ding? — O Gott, ſind Worte, halb im Scherz hingeworfen, ſolcher gräßlichen Deutung fähig! — Darf dann mich, die ich der Tugend getreu und der Frömmigkeit tadellos blieb von Kindheit an, darf dann mich das Verbrechen des teufliſchen Bündniſſes zeihen?"

Das Fräulein hielt das Schnupftuch vor die Augen und weinte und ſchluchzte heftig, ſo daß die Martiniere und Baptiſte ganz verwirrt und beklommen nicht wußten, wie ihrer guten Herrſchaft beiſtehen in ihrem großen Schmerz.

Die Martiniere hatte den verhängnißvollen Zettel von der Erde aufgehoben. Auf demſelben ſtand:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

„Euer ſcharfſinniger Geiſt, hochgeehrte Dame, hat uns, die wir „an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärkern üben, und „uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weiſe vergeudet werden

„ſollten, von großer Verfolgung errettet. Als einen Beweis unſerer
„Dankbarkeit nehmet gütig dieſen Schmuck an. Es iſt das Koſtbarſte,
„was wir ſeit langer Zeit haben auftreiben können, wiewohl
„Euch, würdige Dame! viel ſchöneres Geſchmeide zieren ſollte,
„als dieſes nun eben iſt. Wir bitten, daß Ihr uns Eure Freundſchaft
„und Euer huldvolles Andenken nicht entziehen möget.“

Die Unſichtbaren.

Iſt es möglich, rief die Scuderi, als ſie ſich einigermaßen erholt hatte, iſt es möglich, daß man die ſchamloſe Frechheit, den verruchten Hohn ſo weit treiben kann? — Die Sonne ſchien hell durch die Fenſtergardinen von hochrother Seide, und ſo kam es, daß die Brillanten, welche auf dem Tiſche neben dem offenen Käſtchen lagen, in röthlichem Schimmer aufblitzten. Hinblickend verhüllte die Scuderi voll Entſetzen das Geſicht, und befahl der Martiniere, das fürchterliche Geſchmeide, an dem das Blut der Ermordeten klebe, augenblicklich fortzuſchaffen. Die Martiniere, nachdem ſie Halsſchmuck und Armbänder ſogleich in das Käſtchen verſchloſſen, meinte, daß es wohl am gerathenſten ſeyn würde, die Juwelen dem Polizeiminiſter zu übergeben, und ihm zu vertrauen, wie ſich alles mit der beängſtigenden Erſcheinung des jungen Menſchen und der Einhändigung des Käſtchens zugetragen.

Die Scuderi ſtand auf und ſchritt ſchweigend langſam im Zimmer auf und nieder, als ſinne ſie erſt nach, was nun zu thun ſey. Dann befahl ſie dem Baptiſte, einen Tragſeſſel zu holen, der Martiniere aber, ſie anzukleiden, weil ſie auf der Stelle hin wolle zur Marquiſe de Maintenon.

Sie ließ ſich hintragen zur Marquiſe gerade zu der Stunde, wenn dieſe, wie die Scuderi wußte, ſich allein in ihren Gemächern befand. Das Käſtchen mit den Juwelen nahm ſie mit ſich.

Wohl mußte die Marquiſe ſich hoch verwundern, als ſie das Fräulein, ſonſt die Würde, ja trotz ihrer hohen Jahre, die Liebenswürdigkeit, die Anmuth ſelbſt, eintreten ſah blaß, entſtellt, mit wankenden Schritten. „Was um aller Heiligen willen iſt Euch widerfahren?“ rief ſie der armen, beängſteten Dame entgegen, die, ganz außer ſich ſelbſt, kaum im Stande, ſich aufrecht zu erhalten, nur ſchnell den Lehnſeſſel zu erreichen ſuchte, den ihr die Marquiſe hinſchob. Endlich des Wortes wieder mächtig, erzählte das Fräulein, welche tiefe, nicht zu verſchmerzende Kränkung ihr jener unbedachtſame Scherz, mit dem ſie die Supplik der gefährdeten Liebhaber beantwortet, zugezogen habe. Die Marquiſe, nachdem ſie Alles von Moment zu Moment erfahren, urtheilte, daß die Scuderi ſich das ſonderbare Ereigniß viel zu ſehr zu Herzen nehme, daß der Hohn verruchten Geſindels nie ein frommes, edles Gemüth treffen könne, und verlangte zuletzt den Schmuck zu ſehen.

Die Scuderi gab ihr das geöffnete Käſtchen, und die Marquiſe konnte ſich, als ſie das köſtliche Geſchmeide erblickte, des lauten Ausrufs der Verwunderung nicht erwehren. Sie nahm den Halsſchmuck, die Armbänder heraus und trat damit an das Fenſter, wo ſie bald die Juwelen an der Sonne ſpielen ließ, bald die zierliche Goldarbeit ganz nahe vor die Augen hielt, um nur recht zu erſchauen, mit welcher wundervollen Kunſt jedes kleine Häkchen der verſchlungenen Ketten gearbeitet war.

Auf einmal wandte ſich die Marquiſe raſch um nach dem Fräulein und rief: „Wißt ihr wohl, Fräulein! daß dieſe Armbänder, dieſen Halsſchmuck niemand anders gearbeitet haben kann, als René Cardillac?“ — René Cardillac war damals der geſchickteſte Goldarbeiter in Paris, einer der kunſtreichſten und zugleich ſonderbarſten Menſchen ſeiner Zeit. Eher klein als groß, aber breitſchultrig und von ſtarkem, muskulöſem Körperbau hatte Cardillac, hoch in die funfziger Jahre vorgerückt, noch die Kraft, die Beweglichkeit des Jünglings. Von dieſer Kraft, die ungewöhnlich zu nennen, zeugte auch das dicke, krauſe, röthliche Haupthaar und das gedrungene, gleißende Antlitz. Wäre Cardillac nicht in ganz Paris als der rechtlichſte Ehrenmann, uneigennützig, offen, ohne Hinterhalt, ſtets zu helfen bereit, bekannt geweſen, ſein ganz beſonderer Blick aus kleinen, tiefliegenden, grün funkelnden Augen hätten ihn in den Verdacht heimlicher Tücke und Bosheit bringen können. Wie geſagt, Cardillac war in ſeiner Kunſt der Geſchickteſte nicht ſowohl in Paris, als vielleicht überhaupt ſeiner Zeit. Innig vertraut mit der Natur der Edelſteine, wußte er ſie auf eine Art zu behandeln und zu faſſen, daß der Schmuck, der erſt für unſcheinbar gegolten, aus Cardillacs Werkſtatt hervorging in glänzender Pracht. Jeden Auftrag übernahm er mit brennender Begierde und machte einen Preis, der, ſo gering war er, mit der Arbeit in keinem Verhältniß zu ſtehen ſchien. Dann ließ ihm das Werk keine Ruhe, Tag und Nacht hörte man ihn in ſeiner Werkſtatt hämmern und oft, war die Arbeit beinahe vollendet, mißfiel ihm plötzlich die Form, er zweifelte an der Zierlichkeit irgend einer Faſſung der Juwelen, irgend eines kleinen Häkchens — Anlaß genug, die ganze Arbeit wieder in den Schmelztiegel zu werfen und von neuem anzufangen. So wurde jede Arbeit ein reines, unübertreffliches Meiſterwerk, das den Beſteller in Erſtaunen ſetzte. Aber nun war es kaum möglich, die fertige Arbeit von ihm zu erhalten. Unter tauſend Vorwänden hielt er den Beſteller hin von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Vergebens bot man ihm das Doppelte für die Arbeit, nicht einen Louis mehr als den bedungenen Preis wollte er nehmen. Mußte er dann endlich dem Andringen des Beſtellers weichen, und den Schmuck herausgeben, ſo konnte er ſich aller Zeichen des tiefſten Verdruſſes, ja einer innern Wuth, die in ihm kochte, nicht erwehren. Hatte er ein bedeutenderes, vorzüglich reiches Werk, vielleicht viele Tauſende an Werth, bei der Koſtbarkeit der Juwelen, bei der überzierlichen Goldarbeit abliefern müſſen, ſo war er im Stande, wie unſinnig umherzulaufen, ſich, ſeine Arbeit, Alles um ſich her verwünſchend. Aber ſo wie einer hinter ihm herrannte und laut ſchrie: „René Cardillac, möchtet Ihr nicht einen ſchönen Halsſchmuck machen für meine Braut — Armbänder für mein Mädchen u. ſ. w." dann ſtand er plötzlich ſtill, blitzte den an mit ſeinen kleinen Augen und fragte, die Hände reibend: „Was habt ihr denn?" Der zieht nun ein Schächtelchen hervor und ſpricht: „Hier ſind Juwelen, viel Sonderliches iſt es nicht, gemeines Zeug, doch unter euern Händen" — Cardillac läßt ihn nicht ausreden, reißt ihm das Schächtelchen aus den Händen, nimmt die Juwelen heraus, die wirklich nicht viel werth ſind, hält ſie gegen das Licht und ruft voll Entzücken: „Ho ho — gemeines Zeug? — mit nichten! — hübſche Steine — herrliche Steine, laßt mich nur machen! — und wenn es Euch auf eine Handvoll Louis nicht ankommt, ſo will ich noch ein paar Steinchen hineinbringen, die Euch in die Augen funkeln ſollen wie die liebe Sonne ſelbſt. —" Der ſpricht: „Ich überlaſſe Euch Alles, Meiſter René, und zahlt, was ihr wollt!" Ohne Unterſchied, mag er nun ein reicher Bürgersmann oder ein vornehmer Herr vom Hofe ſeyn, wirft ſich Cardillac ungeſtüm an ſeinen Hals, und drückt und küßt ihn und ſpricht, nun ſey er wieder ganz glücklich und in acht Tagen werde die Arbeit fertig ſeyn. Er rennt aber Hals und Kopf nach Hauſe, hinein in die Werkſtatt, und hämmert darauf los, und in acht Tagen iſt ein Meiſterwerk zu Stande gebracht. Aber ſo wie der, der es beſtellte, kommt, mit Freuden die geforderte geringe Summe bezahlen, und den fertigen Schmuck mitnehmen will, wird Cardillac verdrießlich, grob, trotzig. — Aber Meiſter Cardillac, bedenkt, morgen iſt meine Hochzeit. Was ſchiert mich Eure Hochzeit, fragt in vierzehn Tagen wieder nach. — Der Schmuck iſt fertig, hier liegt das Geld, ich muß ihn haben. — Und ich ſage Euch, daß ich noch manches an dem Schmuck ändern muß, und ihn heute nicht heraus geben werde. — Und ich ſage Euch, daß wenn ihr mir den Schmuck, den ich Euch allenfalls doppelt bezahlen will, nicht herausgebt im Guten, ihr mich gleich mit Argenſons dienſtbaren Trabanten anrücken ſehen ſollt. Nun ſo quäle Euch der Satan mit hundert glühenden Kneipzangen, und hänge drei Centner an den Halsſchmuck, damit er Eure Braut erdroſſle! — Und damit ſtößt Cardillac dem Bräutigam den Schmuck in die Buſentaſche, ergreift ihn beim Arm, wirft ihn zur Stubenthür hinaus, daß er die ganze Treppe hinabpoltert, und lacht wie der Teufel zum Fenſter hinaus, wenn er ſieht, wie der arme junge Menſch, das Schnupftuch vor der blutigen Naſe, aus dem Hauſe hinaus hinkt. — Gar nicht zu erklären war es auch, daß Cardillac oft, wenn er mit Enthuſiasmus eine Arbeit übernahm, plötzlich den Beſteller mit allen Zeichen des im Innerſten aufgeregten Gemüths, mit den erſchütterndſten Betheurungen, ja unter Schluchzen und Thränen, bei der Jungfrau und allen Heiligen beſchwor, ihm das unternommene Werk zu erlaſſen. Manche der von dem Könige, von dem Volke hochgeachtetſten Perſonen hatten vergebens große Summen geboten, um nur das kleinſte Werk von Cardillac zu erhalten. Er warf ſich dem Könige zu Füßen, und flehte um die Huld, nichts für ihn arbeiten zu dürfen. Eben ſo verweigerte er der Maintenon jede Beſtellung, ja mit dem Ausdruck des Abſcheus und Entſetzens verwarf er den Antrag derſelben, einen kleinen, mit den Emblemen der Kunſt verzierten Ring zu fertigen, den Racine von ihr erhalten ſollte.

„Ich wette, ſprach daher die Maintenon, ich wette, daß Cardillac, ſchicke ich auch hin zu ihm, um wenigſtens zu erfahren, für wen er dieſen Schmuck fertigte, ſich weigert herzukommen, weil er vielleicht eine Beſtellung fürchtet und doch durchaus nichts für mich arbeiten will. Wiewohl er ſeit einiger Zeit abgelaſſen ſcheint von ſeinem argen Eigenſinn, denn wie ich höre, arbeitet er jetzt fleißiger als je, und liefert ſeine Arbeit ab auf der Stelle, jedoch noch immer mit tiefem Verdruß und weggewandtem Geſicht.“ Die Scuderi, der auch viel daran gelegen, daß, ſei es noch möglich, der Schmuck bald in die Hände des rechtmäßigen Eigenthümers komme, meinte, daß man dem Meiſter Sonderling ja gleich ſagen laſſen könne, wie man keine Arbeit, ſondern nur ſein Urtheil über Juwelen verlange. Das billigte die Marquiſe. Es wurde nach Cardillac geſchickt, und, als ſei er ſchon auf dem Wege geweſen, trat er nach Verlauf weniger Zeit in das Zimmer.

Er ſchien, als er die Scuderi erblickte, betreten und wie einer, der, von dem Unerwarteten plötzlich getroffen, die Anſprüche des Schicklichen, wie ſie der Augenblick darbietet, vergißt, neigte er ſich zuerſt tief und ehrfurchtsvoll vor dieſer ehrwürdigen Dame, und wandte ſich dann erſt zur Marquiſe. Die frug ihn haſtig, indem ſie auf das Geſchmeide wies, das auf dem dunkelgrün behängten Tiſch funkelte, ob das ſeine Arbeit ſei? Cardillac warf kaum einen Blick darauf und packte, der Marquiſe ins Geſicht ſtarrend, Armbänder und Halsſchmuck ſchnell ein in das Käſtchen, das daneben ſtand, und das er mit Heftigkeit von ſich weg ſchob. Nun ſprach er, indem ein häßliches Lächeln auf ſeinem rothen Antlitz gleißte: „In der That, Frau Marquiſe, man muß René Cardillac's Arbeit ſchlecht kennen, um nur einen Augenblick zu glauben, daß irgend ein anderer Goldſchmied in der Welt ſolchen Schmuck faſſen könne. Freilich iſt das meine Arbeit.“ So ſagt denn, fuhr die Marquiſe fort, für wen Ihr dieſen Schmuck gefertigt habt. Für mich ganz allein, erwiderte Cardillac, ja Ihr möget, fuhr er fort, als beide, die Maintenon und die Scuderi ihn ganz verwundert anblickten, jene voll Mißtrauen, dieſe voll banger Erwartung, wie ſich nun die Sache wenden würde, ja Ihr möget das nun ſeltſam finden, Frau Marquiſe, aber es iſt dem ſo. Bloß der ſchönen Arbeit willen ſuchte ich meine beſten Steine zuſammen, und arbeitete aus Freude daran fleißiger und ſorgfältiger als jemals. Vor weniger Zeit verſchwand der Schmuck aus meiner Werkſtatt auf unbegreifliche Weiſe. „Dem Himmel ſei es gedankt,“ rief die Scuderi, indem ihr die Augen vor Freude funkelten, und ſie raſch und behende wie ein junges Mädchen von ihrem Lehnſtuhl aufſprang, auf den Cardillac losſchritt, und beide Hände auf ſeine Schultern legte, „empfangt, ſprach ſie dann, empfangt, Meiſter René, das Eigenthum, das Euch verruchte Spitzbuben raubten, wieder zurück.“ Nun erzählte ſie ausführlich, wie ſie zu dem Schmuck gekommen. Cardillac hörte alles ſchweigend mit niedergeſchlagenen Augen an. Nur mitunter ſtieß er ein unvernehmliches Hm! — So! — Ei! — Hoho! — aus und warf bald die Hände auf den Rücken, bald ſtreichelte er leiſe Kinn und Wange. Als nun die Scuderi geendet, war es, als kämpfe Cardillac mit ganz beſonderen Gedanken, die während deſſen ihm gekommen, und als wolle irgend ein Entſchluß ſich nicht fügen und fördern. Er rieb ſich die Stirne, er ſeufzte, er fuhr mit der Hand über die Augen, wohl gar um hervorbrechenden Thränen zu ſteuern. Endlich ergriff er das Käſtchen, das ihm die Scuderi darbot, ließ ſich auf ein Knie langſam nieder und ſprach: „Euch, edles, würdiges Fräulein! hat das Verhängniß dieſen Schmuck beſtimmt. Ja nun weiß ich es erſt, daß ich während der Arbeit an Euch dachte, ja für Euch arbeitete. Verſchmäht es nicht, dieſen Schmuck als das Beſte, was ich wohl ſeit langer Zeit gemacht, von mir anzunehmen und zu tragen.“ Ei, ei, erwiederte die Scuderi anmuthig ſcherzend, wo denkt ihr hin, Meiſter René, ſteht es mir denn an, in meinen Jahren mich noch ſo herauszuputzen mit blanken Steinen? — Und wie kommt Ihr denn dazu, mich ſo überreich zu beſchenken? Geht, geht, Meiſter René, wär' ich ſo ſchön wie die Marquiſe de Fontange und reich, in der That, ich ließe den Schmuck nicht aus den Händen, aber was ſoll dieſen welken Armen die eitle Pracht, was ſoll dieſem verhüllten Hals der glänzende Putz? Cardillac hatte ſich indeſſen erhoben und ſprach, wie außer ſich, mit verwildertem Blick, indem er fortwährend das Käſtchen der Scuderi hinhielt: „Thut mir die Barmherzigkeit, Fräulein, und nehmt den Schmuck. Ihr glaubt es nicht, welche tiefe Verehrung ich für Eure Tugend, für Eure hohen Verdienſte im Herzen trage! Nehmt doch mein geringes Geſchenk nur für das Beſtreben an, Euch recht meine innerſte Geſinnung zu beweiſen.“ — Als nun die Scuderi immer noch zögerte, nahm die Maintenon das Käſtchen aus Cardillac's Händen, ſprechend: „Nun beim Himmel, Fräulein, immer redet Ihr von Euern hohen Jahren, was haben wir, ich und Ihr mit den Jahren zu ſchaffen und ihrer Laſt! — Und thut Ihr denn nicht eben wie ein junges verſchämtes Ding, das gern zulangen möchte nach der dargebotnen ſüßen Frucht, könnte das nur geſchehen ohne Hand und ohne Finger. — Schlagt dem wackern Meiſter René nicht ab, das freiwillig als Geſchenk zu empfangen, was tauſend Andere nicht erhalten können, alles Goldes, alles Bittens und Flehens unerachtet. —"

Die Maintenon hatte der Scuderi das Käſtchen während deſſen aufgedrungen und nun ſtürzte Cardillac nieder auf die Knie — küßte der Scuderi den Rock — die Hände — ſtöhnte — ſeufzte — weinte ſchluchzte — ſprang auf — rannte wie unſinnig, Seſſel — Tiſche umſtürzend, daß Porzellain, Gläſer zuſammenklirrten, in toller Haſt von dannen. —

Ganz erſchrocken rief die Scuderi: Um aller Heiligen willen, was widerfährt dem Menſchen! Doch die Marquiſe, in beſonderer heiterer Laune bis zu ſonſt ihr ganz fremdem Muthwillen, ſchlug eine helle Lache auf und ſprach: „Da haben wir's Fräulein, Meiſter René iſt in Euch ſterblich verliebt, und beginnt nach richtigem Brauch und bewährter Sitte ächter Galanterie Euer Herz zu beſtürmen mit reichen Geſchenken." Die Maintenon führte dieſen Scherz weiter aus, indem ſie die Scuderi ermahnte, nicht zu grauſam zu ſeyn gegen den verzweifelten Liebhaber, und dieſe wurde, Raum gebend angeborner Laune, hingeriſſen in den ſprudelnden Strom tauſend luſtiger Einfälle. Sie meinte, daß ſie, ſtünden die Sachen nun einmal ſo, endlich beſiegt wohl nicht werde umhin können, der Welt das unerhörte Beiſpiel einer drei und ſiebzigjährigen Goldſchmidts-Braut von untadeligem Adel aufzuſtellen. Die Maintenon erbot ſich, die Brautkrone zu flechten und ſie über die Pflichten einer guten Hausfrau zu belehren, wovon freilich ſo ein kleiner Kick in die Welt von Mädchen nicht viel wiſſen könne.

Da nun endlich die Scuderi aufſtand, um die Marquiſe zu verlaſſen, wurde ſie alles lachenden Scherzes ungeachtet doch wieder ſehr ernſt, als ihr das Schmuckkäſtchen zur Hand kam. Sie ſprach: Doch, Frau Marquiſe! werde ich mich dieſes Schmuckes niemals bedienen können. Er iſt, mag es ſich nun zugetragen haben wie es will, einmal in den Händen jener hölliſchen Geſellen geweſen, die mit der Frechheit des Teufels, ja wohl gar in verdammtem Bündniß mit ihm, rauben und morden. Mir grauſt vor dem Blute, das an dem funkelnden Geſchmeide zu kleben ſcheint. — Und nun hat ſelbſt Cardillacs Betragen, ich muß es geſtehen, für mich etwas ſonderbar Aengſtliches und Unheimliches. Nicht erwehren kann ich mich einer dunklen Ahnung, daß hinter dieſem allem irgend ein grauenvolles, entſetzliches Geheimniß verborgen, und bringe ich mir die ganze Sache recht deutlich vor Augen mit jedem Umſtande, ſo kann ich doch wieder gar nicht auch nur ahnen, worin das Geheimniß beſtehe, und wie überhaupt der ehrliche, wackere Meiſter René, das Vorbild eines guten, frommen Bürgers, mit irgend etwas Böſem, Verdammlichem zu thun haben ſoll. So viel iſt aber gewiß, daß ich niemals mich unterſtehen werde, den Schmuck anzulegen.

Die Marquiſe meinte, das hieße die Scrupel zu weit treiben; als nun aber die Scuderi ſie auf ihr Gewiſſen fragte, was ſie in ihrer, der Scuderi Lage, wohl thun würde, antwortete ſie ernſt und feſt: weit eher den Schmuck in die Seine werfen, als ihn jemals tragen.

Den Auftritt mit dem Meiſter René brachte die Scuderi in gar anmuthige Verſe, die ſie den folgenden Abend in den Gemächern der Maintenon dem Könige vorlas. Wohl mag es ſeyn, daß ſie auf Koſten Meiſter René's, alle Schauer unheimlicher Ahnung beſiegend, das ergötzliche Bild der drei und ſiebzigjährigen Goldſchmidts-Braut von uraltem Adel mit lebendigen Farben darzuſtellen gewußt. Genug, der König lachte bis ins Innerſte hinein und ſchwur, daß Boileau Despreux ſeinen Meiſter gefunden, weshalb der Scuderi Gedicht für das Witzigſte galt, das jemals geſchrieben.

Mehrere Monate waren vergangen, als der Zufall es wollte, daß die Scuderi in der Glaskutſche der Herzogin von Montanſier über den Pontneuf fuhr. Noch war die Erfindung der zierlichen Glaskutſchen ſo neu, daß das neugierige Volk ſich zudrängte, wenn ein Fuhrwerk der Art auf den Straßen erſchien. So kam es denn auch, daß der gaffende Pöbel auf dem Pontneuf die Kutſche der Montanſier umringte, beinahe den Schritt der Pferde hemmend. Da vernahm die Scuderi plötzlich ein Geſchimpfe und Geſluche und gewahrte, wie ein Menſch mit Fauſtſchlägen und Rippenſtößen ſich Platz machte durch die dickſte Maſſe. Und wie er näher kam, trafen ſie die durchbohrenden Blicke eines todtbleichen, gramverſtörten Jünglings-Antlitzes. Unverwandt ſchaute der junge Menſch ſie an, während er mit Ellbogen und Fäuſten rüſtig vor ſich wegarbeitete, bis er an den Schlag des Wagens kam, den er mit ſtürmender Haſtigkeit aufriß, der Scuderi einen Zettel in den Schoß warf, und Stöße, Fauſtſchläge austheilend und empfangend, verſchwand wie er gekommen. Mit einem Schrei des Entſetzens war, ſo wie der Menſch am Kutſchenſchlage erſchien, die Martiniere, die ſich bei der Scuderi befand, entſeelt in die Wagenkiſſen zurück geſunken. Vergebens riß die Scuderi an der Schnur, rief dem Kutſcher zu, der, wie vom böſen Geiſte getrieben, peitſchte auf die Pferde los, die den Schaum von den Näulern wegſpritzend, um ſich ſchlugen, ſich bäumten, endlich in ſcharfem Trab fortdonnerten über die Brücke. Die Scuderi goß ihr Riechfläſchchen über die ohnmächtige Frau aus, die endlich die Augen aufſchlug und zitternd und bebend, ſich krampfhaft feſtklammernd an die Herrſchaft, Angſt und Entſetzen im bleichen Antlitz, mühſam ſtöhnte: Um der heiligen Jungfrau willen! was wollte der fürchterliche Menſch? — Ach! er war es ja, er war es, derſelbe, der Euch in jener ſchauervollen Nacht das Käſtchen brachte! — Die Scuderi beruhigte die Arme, indem ſie ihr vorſtellte, daß ja durchaus nichts Böſes geſchehen, und daß es nur darauf ankomme, zu wiſſen, was der Zettel enthalte. Sie ſchlug das Blättchen auseinander und fand die Worte:

> Ein böſes Verhängniß, das Ihr abwenden konntet, ſtößt mich in den Abgrund! — Ich beſchwöre Euch, wie der Sohn die Mutter, von der er nicht laſſen kann, in der vollſten Glut kindlicher Liebe, den Halsſchmuck und die Armbänder, die Ihr durch mich erhieltet, unter irgend einem Vorwand — um irgend etwas daran beſſern — ändern zu laſſen, zum Meiſter René Cardillac zu ſchaffen; Euer Wohl, Euer Leben hängt davon ab. Thut Ihr es nicht bis übermorgen, ſo dringe ich in Eure Wohnung und ermorde mich vor Euern Augen!

Nun iſt es gewiß, ſprach die Scuderi, als ſie dies geleſen, daß, mag der geheimnißvolle Menſch auch wirklich zu der Bande verruchter Diebe und Mörder gehören, er doch gegen mich nichts Böſes im Schilde führt. Wäre es ihm gelungen, mich in jener Nacht zu ſprechen, wer weiß, welches ſonderbare Ereigniß, welch' dunkles Verhältniß der Dinge mir klar worden, von dem ich jetzt auch nur die leiſeſte Ahnung vergebens in meiner Seele ſuche. Mag aber auch die Sache ſich nun verhalten, wie ſie will, das was mir in dieſem Blatt geboten wird, werde ich thun, und geſchähe es auch nur, um den unſeligen Schmuck los zu werden, der mir ein hölliſcher Talisman des Böſen ſelbſt dünkt. Cardillac wird ihn doch wohl nun, ſeiner alten Sitte getreu, nicht ſo leicht wieder aus den Händen geben wollen.

Schon andern Tages gedachte die Scuderi, ſich mit dem Schmuck zu dem Goldſchmidt zu begeben. Doch war es, als hätten alle ſchönen Geiſter von ganz Paris ſich verabredet, gerade an dem Morgen das Fräulein mit Verſen, Schauſpielen, Anekdoten zu beſtürmen. Kaum hatte la Chapelle die Szene eines Trauerſpiels geendet, und ſchlau verſichert, daß er nun wohl Racine zu ſchlagen gedenke, als dieſer ſelbſt eintrat, und ihn mit irgend eines Königs pathetiſcher Rede zu Boden ſchlug, bis Boileau ſeine Leuchtkugeln in den ſchwarzen tragiſchen Himmel ſteigen ließ, um nur nicht ewig von der Colonnade des Louvre ſchwatzen zu hören, in die ihn der architektiſche Doktor Perrault hineingeengt.

Hoher Mittag war geworden, die Scuderi mußte zur Herzogin Montanſier, und ſo blieb der Beſuch bei Meiſter René Cardillac bis zum andern Morgen verſchoben.

Die Scuderi fühlte ſich von einer beſonderen Unruhe gepeinigt. Beſtändig vor Augen ſtand ihr der Jüngling und aus dem tiefſten Innern wollte ſich eine dunkle Erinnerung aufregen, als habe ſie dies Antlitz, dieſe Züge ſchon geſehen. Den leiſeſten Schlummer ſtörten ängſtliche Träume, es war ihr, als habe ſie leichtſinnig, ja ſtrafwürdig verſäumt, die Hand hülfreich zu erfaſſen, die der Unglückliche, in den Abgrund verſinkend, nach ihr emporgeſtreckt, ja als ſey es an ihr geweſen, irgend einem verderblichen Ereigniß, einem heilloſen Verbrechen zu ſteuern! — So wie es nur hoher Morgen, ließ ſie ſich ankleiden, und fuhr, mit dem Schmuckkäſtchen verſehen, zu dem Goldſchmidt hin.

Nach der Straße Nicaiſe, dorthin, wo Cardillac wohnte, ſtrömte das Volk, ſammelte ſich vor der Hausthüre — ſchrie, lärmte, tobte — wollte ſtürmend hinein, mit Mühe abgehalten von der Marechauſſee, die das Haus umſtellt. Im wilden, verwirrten Getöſe riefen zornige Stimmen: Zerreißt, zermalmt den verfluchten Mörder! — Endlich erſcheint Desgrais mit zahlreicher Mannſchaft, die bildet durch den dickſten Haufen eine Gaſſe. Die Hausthüre ſpringt auf, ein Menſch mit Ketten belaſtet, wird hinausgebracht und unter den greulichſten Verwünſchungen des wüthenden Pöbels fortgeſchleppt. — In dem Augenblick, als die Scuderi halb entſeelt vor Schreck und furchtbarer Ahnung dies gewahrt, dringt ein gellendes Jammergeſchrei ihr in die Ohren. „Vor! — weiter vor!“ ruft ſie ganz außer ſich dem Kutſcher zu, der mit einer geſchickten, raſchen Wendung den dicken Haufen auseinanderſtäubt und dicht vor Cardillacs Hausthüre hält. Da ſieht die Scuderi Desgrais und zu ſeinen Füßen ein junges Mädchen, ſchön wie der Tag, mit aufgelöſten Haaren, halb entkleidet, wilde Angſt, troſtloſe Verzweiflung im Antlitz, die hält ſeine Knie umſchlungen und ruft mit dem Ton des entſetzlichſten, ſchneidendſten Todesſchmerzes: Er iſt ja unſchuldig! — er iſt unſchuldig! Vergebens ſind Desgrais, vergebens ſeiner Leute Bemühungen, ſie loszureißen, ſie vom Boden aufzurichten. Ein ſtarker, ungeſchlachter Kerl ergreift endlich mit plumpen Fäuſten die Arme, zerrt ſie mit Gewalt weg von Desgrais, ſtrauchelt ungeſchickt, läßt das Mädchen fahren, die hinabſchlägt die ſteinernen Stufen, und lautlos — todt auf der Straße liegen bleibt. Länger kann die Scuderi ſich nicht halten. In Chriſtus Namen, was iſt geſchehen, was geht hier vor? ruft ſie, öffnet raſch den Schlag, ſteigt aus. — Ehrerbietig weicht das Volk der würdigen Dame, die, als ſie ſieht, wie ein Paar mitleidige Weiber das Mädchen aufgehoben, auf die Stufen geſetzt haben, ihr die Stirne mit ſtarkem Waſſer reiben, ſich dem Desgrais nähert, und mit Heftigkeit ihre Frage wiederholt. „Es iſt das Entſetzliche geſchehen, ſpricht Desgrais, René Cardillac wurde heute Morgen durch einen Dolchſtich ermordet gefunden. Sein Geſelle Olivier Bruſſon iſt der Mörder. Eben wurde er fortgeführt ins Gefängniß. Und das Mädchen, ruft die Scuderi? „iſt, fällt Desgrais ein, iſt Madelon, Cardillacs Tochter. Der verruchte Menſch war ihr Geliebter. Nun weint und heult ſie, und ſchreit einmal übers andere, daß Olivier unſchuldig ſey, ganz unſchuldig. Am Ende weiß ſie von der That und ich muß ſie auch nach der Conciergerie bringen laſſen.“ Desgrais warf, als er dies ſprach, einen tückiſchen, ſchadenfrohen Blick auf das Mädchen, vor dem die Scuderi erbebte. Eben begann das Mädchen leiſe zu athmen, doch keines Lauts, keiner Bewegung mächtig, mit geſchloſſenen Augen lag ſie da, und man wußte nicht, was zu thun, ſie ins Haus bringen, oder ihr noch länger beiſtehen bis zum Erwachen. Tief bewegt, Thränen in den Augen, blickte die Scuderi den unſchuldsvollen Engel an, ihr graute vor Desgrais und ſeinen Geſellen. Da polterte es dumpf die Treppe herab, man brachte Cardillacs Leichnam. Schnell entſchloſſen rief die Scuderi laut: „Ich nehme das Mädchen mit mir, ihr möget für das Uebrige ſorgen, Desgrais!“

Ein dumpfes Murmeln des Beifalls lief durch das Volk. Die Weiber hoben das Mädchen in die Höhe, alles drängte ſich hinzu, hundert Hände mühten ſich, ihnen beizuſtehen, und wie in den Lüften ſchwebend wurde das Mädchen in die Kutſche getragen, indem Segnungen der würdigen Dame, die die Unſchuld dem Blutgericht entriſſen, von allen Lippen ſtrömten.

Serons, des berühmteſten Arztes in Paris, Bemühungen gelang es endlich, Madelon, die ſtundenlang in ſtarrer Bewußtloſigkeit gelegen, wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Die Scuderi vollendete, was der Arzt begonnen, indem ſie manchen milden Hoffnungsſtrahl leuchten ließ in des Mädchens Seele, bis ein heftiger Thränenſtrom, der ihr aus den Augen ſtürzte, ihr Luft machte. Sie vermochte, indem nur dann und wann die Uebermacht des durchbohrendſten Schmerzes die Worte in tiefem Schluchzen erſtickte, zu erzählen, wie ſich alles begeben.

Um Mitternacht war ſie durch leiſes Klopfen an ihrer Stubenthüre geweckt worden, und hatte Oliviers Stimme vernommen, der ſie beſchworen, doch nur gleich aufzuſtehen, weil der Vater im Sterben liege. Entſetzt ſey ſie aufgeſprungen und habe die Thür geöffnet. Olivier, bleich und entſtellt, von Schweiß triefend, ſey, das Licht in der Hand, mit wankenden Schritten nach der Werkſtatt gegangen, ſie ihm gefolgt. Da habe der Vater gelegen mit ſtarren Augen und geröchelt im Todeskampfe. Jammernd habe ſie ſich auf ihn geſtürzt, und nun erſt ſein blutiges Hemde bemerkt. Olivier habe ſie ſanft weggezogen und ſich dann bemüht, eine Wunde auf der linken Bruſt des Vaters mit Wundbalſam zu waſchen und zu verbinden. Während deſſen ſey des Vaters Beſinnung zurückgekehrt, er habe zu röcheln aufgehört, und ſie, dann aber Olivier mit ſeelenvollem Blick angeſchaut, ihre Hand ergriffen, ſie in Oliviers Hand gelegt und beide heftig gedrückt. Beide, Olivier und ſie, wären bei dem Lager des Vaters auf die Knie gefallen, er habe ſich mit einem ſchneidenden Laut in die Höhe gerichtet, ſey aber gleich wieder zurückgeſunken und mit einem tiefen Seufzer verſchieden. Nun hätten ſie Beide laut gejammert und geklagt. Olivier habe erzählt, wie der Meiſter auf einem Gange, den er mit ihm auf ſein Geheiß in der Nacht habe machen müſſen, in ſeiner Gegenwart ermordet worden, und wie er mit der größten Anſtrengung den ſchweren Mann, den er nicht auf den Tod verwundet gehalten, nach Hauſe getragen. So wie der Morgen angebrochen, wären die Hausleute, denen das Gepolter, das laute Weinen und Jammern in der Nacht aufgefallen, heraufgekommen und hätten ſie noch ganz troſtlos bei der Leiche des Vaters knieend gefunden. Nun ſey Lärm entſtanden, die Marechauſſee eingedrungen und Olivier als Mörder ſeines Meiſters ins Gefängniß geſchleppt worden. Madelon fügte nun die rührendſte Schilderung von der Tugend, der Frömmigkeit, der Treue ihres geliebten Olivier hinzu. Wie er den Meiſter, als ſey er ſein eigener Vater, hoch in Ehren gehalten, wie dieſer ſeine Liebe in vollem Maaß erwiedert, wie er ihn trotz ſeiner Armuth zum Eidam erkoren, weil ſeine Geſchicklichkeit ſeiner Treue, ſeinem edlen Gemüth gleichgekommen. Das Alles erzählte Madelon aus dem innerſten Herzen heraus und ſchloß damit, daß, wenn Olivier in ihrem Beiſeyn dem Vater den Dolch in die Bruſt geſtoßen hätte, ſie dies eher für ein Blendwerk des Satans halten, als daran glauben würde, daß Olivier eines ſolchen entſetzlichen, grauenvollen Verbrechens fähig ſeyn könne.

Die Scuderi, von Madelons namenloſen Leiden auf das tiefſte gerührt und ganz geneigt, den armen Olivier für unſchuldig zu halten, zog Erkundigungen ein, und fand Alles beſtätigt, was Madelon über das häusliche Verhältniß des Meiſters mit ſeinem Geſellen erzählt hatte. Die Hausleute, die Nachbarn rühmten einſtimmig den Olivier als das Muſter eines ſittigen, frommen, treuen, fleißigen Betragens, niemand wußte Böſes von ihm, und doch, war von der gräßlichen That die Rede, zuckte jeder die Achſeln und meinte, darin liege etwas Unbegreifliches.

Olivier, vor die Chambre ardente geſtellt, läugnete, wie die Scuderi vernahm, mit der größten Standhaftigkeit, mit dem hellſten Freimuth die ihm angeſchuldigte That, und behauptete, daß ſein Meiſter in ſeiner Gegenwart auf der Straße angefallen und niedergeſtoßen worden, daß er ihn aber noch lebendig nach Hauſe geſchleppt, wo er ſehr bald verſchieden ſey. Auch dies ſtimmte alſo mit Madelons Erzählung überein.

Immer und immer wieder ließ ſich die Scuderi die kleinſten Umſtände des ſchrecklichen Ereigniſſes wiederholen. Sie forſchte genau, ob jemals ein Streit zwiſchen Meiſter und Geſellen vorgefallen, ob vielleicht Olivier nicht ganz frei von jenem Jähzorn ſey, der oft wie ein blinder Wahnſinn die gutmüthigſten Menſchen überfällt und zu Thaten verleitet, die alle Willkür des Handelns auszuſchließen ſcheinen. Doch je begeiſterter Madelon von dem ruhigen häuslichen Glück ſprach, in dem die drei Menſchen in innigſter Liebe verbunden lebten, deſto mehr verſchwand jeder Schatten des Verdachts wider den auf den Tod angeklagten Olivier. Genau alles prüfend, davon ausgehend, daß Olivier unerachtet alles deſſen, was laut für ſeine Unſchuld ſpräche, dennoch Cardillacs Mörder geweſen, fand die Scuderi im Reich der Möglichkeit keinen Beweggrund zu der entſetzlichen That, die in jedem Fall Oliviers Glück zerſtören mußte. — Er iſt arm, aber geſchickt. — Es gelingt ihm, die Zuneigung des berühmteſten Meiſters zu gewinnen, er liebt die Tochter, der Meiſter begünſtigt ſeine Liebe, Glück, Wohlſtand für ſein ganzes Leben wird ihm erſchloſſen! — Sey es aber nun, daß, Gott weiß, auf welche Weiſe gereizt, Olivier vom Zorn übermannt, ſeinen Wohlthäter, ſeinen Vater mörderiſch anfiel, welche teufliſche Heuchelei gehört dazu, nach der That ſich ſo zu betragen, als es wirklich geſchah! — Mit der feſten Ueberzeugung von Oliviers Unſchuld faßte die Scuderi den Entſchluß, den unſchuldigen Jüngling zu retten, koſte es, was es wolle.

Es ſchien ihr, ehe ſie die Huld des Königs ſelbſt vielleicht anrufe, am gerathenſten, ſich an den Präſidenten la Regnie zu wenden, ihn auf alle Umſtände, die für Oliviers Unſchuld ſprechen mußten, aufmerkſam zu machen, und ſo vielleicht in des Präſidenten Seele eine innere, dem Angeklagten günſtige Ueberzeugung zu erwecken, die ſich wohlthätig den Richtern mittheilen ſollte.

La Regnie empfing die Scuderi mit der hohen Achtung, auf die die würdige Dame, von dem Könige ſelbſt hoch geehrt, gerechten Anſpruch machen konnte. Er hörte ruhig alles an, was ſie über die entſetzliche That, über Oliviers Verhältniſſe, über ſeinen Charakter vorbrachte. Ein feines, beinahe hämiſches Lächeln war indeſſen Alles, womit er bewies, daß die Betheurungen, die von häufigen Thränen begleiteten Ermahnungen, wie jeder Richter nicht der Feind des Angeklagten ſeyn, ſondern auch auf Alles achten müſſe, was zu ſeinen Gunſten ſpräche, nicht an gänzlich tauben Ohren vorüber glitten. Als das Fräulein nun endlich ganz erſchöpft, die Thränen von den Augen wegtrocknend, ſchwieg, fing la Regnie an: Es iſt ganz Eures vortrefflichen Herzens würdig, mein Fräulein, daß Ihr, gerührt von den Thränen eines jungen, verliebten Mädchens, alles glaubt, was ſie vorbringt, ja daß Ihr nicht fähig ſeyd, den Gedanken einer entſetzlichen Unthat zu faſſen, aber anders iſt es mit dem Richter, der gewohnt iſt, frecher Heuchelei die Larve abzureißen. Wohl mag es nicht meines Amtes ſeyn, jedem, der mich frägt, den Gang eines Kriminalprozeſſes zu entwickeln. Fräulein! ich thue meine Pflicht, wenig kümmert mich das Urtheil der Welt. Zittern ſollen die Böſewichter vor der Chambre ardente, die keine Strafe kennt als Blut und Feuer. Aber von Euch, mein würdiges Fräulein, möcht' ich nicht für ein Ungeheuer gehalten werden an Härte und Grauſamkeit, darum vergönnt mir, daß ich Euch mit wenigen Worten die Blutſchuld des jungen Böſewichts, der, dem Himmel ſey es gedankt! der Rache verfallen iſt, klar vor Augen lege. Euer ſcharfſinniger Geiſt wird dann ſelbſt die Gutmüthigkeit verſchmähen, die Euch Ehre macht, mir aber gar nicht anſtehen würde. — Alſo! — Am Morgen wird René Cardillac durch einen Dolchſtoß ermordet gefunden. Niemand iſt bei ihm, als ſein Geſelle Olivier Brußon und die Tochter. In Oliviers Kammer, unter andern, findet man einen Dolch von friſchem Blute gefärbt, der genau in die Wunde paßt. „Cardillac iſt, ſpricht Olivier, in der Nacht vor meinen Augen niedergeſtoßen worden. — Man wollte ihn berauben? Das weiß ich nicht! — Du gingſt mit ihm, und es war dir nicht möglich, dem Mörder zu wehren? — ihn feſt zu halten? um Hülfe zu rufen? Fünfzehn, wohl zwanzig Schritte vor mir ging der Meiſter, ich folgte ihm. Warum in aller Welt ſo entfernt? — Der Meiſter wollt' es ſo. Was hatte überhaupt Meiſter Cardillac ſo ſpät auf der Straße zu thun? — Das kann ich nicht ſagen. Sonſt iſt er aber doch niemals nach neun Uhr Abends aus dem Hauſe gekommen? — Hier ſteckt Olivier, er iſt beſtürzt, er ſeufzt, er vergießt Thränen, er betheuert bei allem, was heilig, daß Cardillac wirklich in jener Nacht ausgegangen ſey, und ſeinen Tod gefunden habe.“ Nun merkt aber wohl auf, mein Fräulein. Erwieſen iſt es bis zur vollkommenſten Gewißheit, daß Cardillac in jener Nacht das Haus nicht verließ, mithin iſt Oliviers Behauptung, er ſey mit ihm wirklich ausgegangen, eine freche Lüge. Die Hausthüre iſt mit einem ſchweren Schloß verſehen, welches bei dem Auf- und Zuſchließen ein durchdringendes Geräuſch macht, dann aber bewegt ſich der Thürflügel widrig knarrend und heulend in den Angeln, ſo daß, wie es angeſtellte Verſuche bewährt haben, ſelbſt im oberſten Stock des Hauſes das Getöſe wiederhallt. Nun wohnt in dem unterſten Stock, alſo dicht neben der Hausthüre, der alte Meiſter Claude Patru mit ſeiner Aufwärterin, einer Perſon von beinahe achtzig Jahren, aber noch munter und rührig. Dieſe beiden Perſonen hörten, wie Cardillac nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe an jenem Abend Punkt neun Uhr die Treppe hinab kam, die Thüre mit vielem Geräuſch verſchloß und verrammelte, dann wieder hinauf ſtieg, den Abendſegen laut las und dann, wie man es an dem Zuſchlagen der Thüre vernehmen konnte, in ſein Schlafzimmer ging. Meiſter Claude leidet an Schlafloſigkeit, wie es alten Leuten wohl zu gehen pflegt. Auch in jener Nacht konnte er kein Auge zuthun. Die Aufwärterin ſchlug daher, es mochte halb zehn Uhr ſeyn, in der Küche, in die ſie über den Hausflur gehend gelangt, Licht an und ſetzte ſich zum Meiſter Claude an den Tiſch mit einer alten Chronik, in der ſie las, während der Alte ſeinen Gedanken nachhängend bald ſich in den Lehnſtuhl ſetzte, bald wieder aufſtand, und um Müdigkeit und Schlaf zu gewinnen, im Zimmer leiſe und langſam auf und ab ſchritt. Es blieb alles ſtill und ruhig bis nach Mitternacht. Da hörten ſie über ſich ſcharfe Tritte, einen harten Fall, als ſtürze eine ſchwere Laſt zu Boden, und gleich darauf ein dumpfes Stöhnen. In Beide kam eine ſeltſame Angſt und Beklommenheit. Die Schauer der entſetzlichen That, die eben begangen, gingen bei ihnen vorüber. — Mit dem hellen Morgen trat dann ans Licht, was in der Finſterniß begonnen. — Aber, fiel die Scuderi ein, aber um aller Heiligen willen, könnt ihr bei allen Umſtänden, die ich erſt weitläuftig erzählte, Euch denn irgend einen Anlaß zu dieſer That der Hölle denken? — Hm, erwiederte la Regnie, Cardillac war nicht arm — im Beſitz vortrefflicher Steine. Bekam, fuhr die Scuderi fort, bekam denn nicht alles die Tochter? — Ihr vergeßt, daß Olivier Cardillacs Schwiegerſohn werden ſollte. Er mußte vielleicht theilen oder gar nur für Andere morden, ſprach la Regnie. Theilen, für Andere morden? fragte die Scuderi in vollem Erſtaunen. Wißt, fuhr der Präſident fort, wißt mein Fräulein! daß Olivier ſchon längſt geblutet hätte auf dem Greveplatz, ſtünde ſeine That nicht in Beziehung mit dem dicht verſchleierten Geheimniß, das bisher ſo bedrohlich über ganz Paris waltete. Olivier gehört offenbar zu jener verruchten Bande, die alle Aufmerkſamkeit, alle Mühe, alles Forſchen der Gerichtshöfe verſpottend ihre Streiche ſicher und ungeſtraft zu führen wußte. Durch ihn wird — muß Alles klar werden. Die Wunde Cardillacs iſt denen ganz ähnlich, die alle auf den Straßen, in den Häuſern Ermordete und Beraubte trugen. Dann aber das Entſcheidendſte, ſeit der Zeit, daß Olivier Brußon verhaftet iſt, haben alle Mordthaten, alle Beraubungen aufgehört. Sicher ſind die Straßen zur Nachtzeit wie am Tage. Beweis genug, daß Olivier vielleicht an der Spitze jener Mordbande ſtand. Noch will er nicht bekennen, aber es giebt Mittel, ihn ſprechen zu machen wider ſeinen Willen. Und Madelon, rief die Scuderi, und Madelon, die treue, unſchuldige Taube. — Ei, ſprach la Regnie mit einem giftigen Lächeln, ei wer ſteht mir dafür, daß ſie nicht mit im Complot iſt. Was iſt ihr an dem Vater gelegen, nur dem Mordbuben gelten ihre Thränen. Was ſagt ihr, ſchrie die Scuderi, es iſt nicht möglich; den Vater! dieſes Mädchen! — O! fuhr la Regnie fort, o! denkt doch nur an die Brinvillier! Ihr möget es mir verzeihen, wenn ich mich vielleicht bald genöthigt ſehe, Euch Euren Schützling zu entreißen und in die Conciergerie werfen zu laſſen. — Der Scuderi ging ein Grauſen an bei dieſem entſetzlichen Verdacht. Es war ihr, als könne vor dieſem ſchrecklichen Manne keine Treue, keine Tugend beſtehen, als ſpähe er in den tiefſten, geheimſten Gedanken Mord und Blutſchuld. Sie ſtand auf. Seyd menſchlich, das war Alles, was ſie beklommen, mühſam athmend hervorbringen konnte. Schon im Begriff, die Treppe hinabzuſteigen, bis zu der der Präſident ſie mit ceremoniöſer Artigkeit begleitet hatte, kam ihr, ſelbſt wußte ſie nicht wie, ein ſeltſamer Gedanke. „Würd' es mir wohl erlaubt ſeyn, den unglücklichen Olivier Brußon zu ſehen?“ So fragte ſie den Präſidenten, ſich raſch umwendend. Dieſer ſchaute ſie mit bedenklicher Miene an, dann verzog ſich ſein Geſicht in jenes widrige Lächeln, das ihm eigen. „Gewiß, ſprach er, gewiß wollt Ihr nun, mein würdiges Fräulein, Euerm Gefühl, der innern Stimme mehr vertrauend als dem, was vor unſern Augen geſchehen, ſelbſt Oliviers Schuld oder Unſchuld prüfen. Scheut ihr nicht den düſtern Aufenthalt des Verbrechens, iſt es Euch nicht gehäſſig, die Bilder der Verworfenheit in allen Abſtufungen zu ſehen, ſo ſollen für Euch in zwei Stunden die Thore der Conciergerie offen ſeyn. Man wird Euch dieſen Olivier, deſſen Schickſal Eure Theilnahme erregt, vorſtellen.“

In der That konnte ſich die Scuderi von der Schuld des jungen Menſchen nicht überzeugen. Alles ſprach wider ihn, ja kein Richter in der Welt hätte anders gehandelt, wie la Regnie, bei ſolch entſcheidenden Thatſachen. Aber das Bild häuslichen Glücks, wie es Madelon mit den lebendigſten Zügen der Scuderi vor Augen geſtellt, überſtrahlte jeden böſen Verdacht, und ſo mochte ſie lieber ein unerklärliches Geheimniß annehmen, als daran glauben, wogegen ihr ganzes Inneres ſich empörte.

Sie gedachte, ſich von Olivier noch einmal Alles, wie es ſich in jener verhängnißvollen Nacht begeben, erzählen zu laſſen, und ſo viel möglich in ein Geheimniß zu dringen, das vielleicht den Richtern verſchloſſen geblieben, weil es werthlos ſchien, ſich weiter darum zu bekümmern.

In der Conciergerie angekommen, führte man die Scuderi in ein großes, helles Gemach. Nicht lange darauf vernahm ſie Kettengeraſſel. Olivier Brußon wurde gebracht. Doch ſo wie er in die Thüre trat, ſank auch die Scuderi ohnmächtig nieder. Als ſie ſich erholt hatte, war Olivier verſchwunden. Sie verlangte mit Heftigkeit, daß man ſie nach dem Wagen bringe, fort, augenblicklich fort wollte ſie aus den Gemächern der frevelnden Verruchtheit. Ach! — auf den erſten Blick hatte ſie in Olivier Brußon den jungen Menſchen erkannt, der auf dem Pontneuf jenes Blatt ihr in den Wagen geworfen, der ihr das Käſtchen mit den Juwelen gebracht hatte. — Nun war ja jeder Zweifel gehoben, la Regnie's ſchreckliche Vermuthung ganz beſtätigt. Olivier Brußon gehört zu der fürchterlichen Mordbande, gewiß ermordete er auch den Meiſter! — Und Madelon? — So bitter noch nie vom innern Gefühl getäuſcht, auf den Tod angepackt von der hölliſchen Macht auf Erden, an deren Daſeyn ſie nicht geglaubt, verzweifelte die Scuderi an aller Wahrheit. Sie gab Raum dem entſetzlichen Verdacht, daß Madelon mit verſchworen ſeyn und Theil haben könne an der gräßlichen Blutſchuld. Wie es denn geſchieht, daß der menſchliche Geiſt, iſt ihm ein Bild aufgegangen, emſig Farben ſucht und findet, es greller und greller auszumalen, ſo fand auch die Scuderi, jeden Umſtand der That, Madelons Betragen in den kleinſten Zügen erwägend, gar Vieles, jenen Verdacht zu nähren. So wurde Manches, was ihr bisher als Beweis der Unſchuld und Reinheit gegolten, ſicheres Merkmal freveliger Bosheit, ſtudirter

Heuchelei. Jener herzzerreißende Jammer, die blutigen Thränen konnten wohl erpreßt ſeyn von der Todesangſt, nicht den Geliebten bluten zu ſehen, nein — ſelbſt zu fallen unter der Hand des Henkers. Gleich ſich die Schlange, die ſie im Buſen nähre, vom Halſe zu ſchaffen; mit dieſem Entſchluß ſtieg die Scuderi aus dem Wagen. In ihr Gemach eingetreten, warf Madelon ſich ihr zu Füßen. Die Himmelsaugen, ein Engel Gottes hat ſie nicht treuer, zu ihr emporgerichtet, die Hände vor der wallenden Bruſt zuſammengefaltet, jammerte und flehte ſie laut um Hülfe und Troſt. Die Scuderi ſich mühſam zuſammenfaſſend, ſprach, indem ſie dem Ton ihrer Stimme ſo viel Ernſt und Ruhe zu geben ſuchte, als ihr möglich: Geh' — geh' — tröſte dich nur über den Mörder, den die gerechte Strafe ſeiner Schandthaten erwartet — Die heilige Jungfrau möge verhüten, daß nicht auf dir ſelbſt eine Blutſchuld ſchwer laſte. „Ach nun iſt alles verloren!" — Mit dieſem gellenden Ausruf ſtürzte Madelon ohnmächtig zu Boden. Die Scuderi überließ die Sorge um das Mädchen der Martiniere und entfernte ſich in ein anderes Gemach. —

Ganz zerriſſen im Innern, entzweit mit allem Irdiſchen wünſchte die Scuderi, nicht mehr in einer Welt voll hölliſchen Truges zu leben. Sie klagte das Verhängniß an, das in bitterm Hohn ihr ſo viele Jahre vergönnt, ihren Glauben an Tugend und Treue zu ſtärken, und nun in ihrem Alter das ſchöne Bild vernichte, welches ihr im Leben geleuchtet.

Sie vernahm, wie die Martiniere Madelon fortbrachte, die leiſe ſeufzte und jammerte: Ach! — auch ſie — auch ſie haben die Grauſamen bethört. — Ich Elende — armer, unglücklicher Olivier! — Die Töne drangen der Scuderi ins Herz, und aufs neue regte ſich aus dem tiefſten Innern heraus die Ahnung eines Geheimniſſes, der Glaube an Oliviers Unſchuld. Bedrängt von den widerſprechendſten Gefühlen, ganz außer ſich rief die Scuderi: Welcher Geiſt der Hölle hat mich in die entſetzliche Geſchichte verwickelt, die mir das Leben koſten wird! — In dem Augenblick trat Baptiſte hinein, bleich und erſchrocken, mit der Nachricht, daß Desgrais draußen ſey. Seit dem abſcheulichen Prozeß der la Voiſin war Desgrais Erſcheinung in einem Hauſe der gewiſſe Vorbote irgend einer peinlichen Anklage, daher kam Baptiſte's Schreck, deshalb fragte ihn das Fräulein mit mildem Lächeln: Was iſt dir, Baptiſte? — Nicht wahr! — der Name Scuderi befand ſich auf der Liſte der la Voiſin? Ach um Chriſtus willen, erwiederte Baptiſte, am ganzen Leibe zitternd, wie möget Ihr nur ſo etwas ausſprechen, aber Desgrais -- der entſetzliche Desgrais, thut ſo geheimnißvoll, ſo dringend, er ſcheint es gar nicht erwarten zu können, Euch zu ſehen! — Nun, ſprach die Scuderi, nun Baptiſte, ſo führt ihn nur gleich herein den Menſchen, der Euch ſo fürchterlich iſt, und der mir wenigſtens keine Beſorgniß erregen kann. — Der Präſident, ſprach Desgrais, als er ins Gemach getreten, der Präſident la Regnie ſchickt mich zu Euch, mein Fräulein, mit einer Bitte, auf deren Erfüllung er gar nicht hoffen würde, kennte er nicht Eure Tugend, Euern Muth, läge nicht das letzte Mittel, eine böſe Blutſchuld an den Tag zu bringen, in Euern Händen, hättet Ihr nicht ſelbſt ſchon Theil genommen an dem böſen Prozeß, der die Chambre ardente, uns alle in Athem hält. Olivier Brußon, ſeitdem er Euch geſehen hat, iſt halb raſend. So ſehr er ſchon zum Bekenntniß ſich zu neigen ſchien, ſo ſchwört er doch jetzt aufs neue bei Chriſtus und allen Heiligen, daß er an dem Morde Cardillacs ganz unſchuldig ſey, wiewohl er den Tod gern leiden wolle, den er verdient habe. Bemerkt, mein Fräulein, daß der letzte Zuſatz offenbar auf andere Verbrechen deutet, die auf ihm laſten. Doch vergebens iſt alle Mühe, nur ein Wort weiter herauszubringen, ſelbſt die Drohung mit der Tortur hat nichts gefruchtet. Er fleht, er beſchwört uns, ihm eine Unterredung mit Euch zu verſchaffen, Euch nur, Euch allein will er Alles geſtehen. Laßt Euch herab, mein Fräulein, Brußons Bekenntniß zu hören. Wie! rief die Scuderi ganz entrüſtet, ſoll ich dem Blutgericht zum Organ dienen, ſoll ich das Vertrauen des unglücklichen Menſchen mißbrauchen, ihn aufs Blutgerüſt zu bringen? — Nein Desgrais! mag Brußon auch ein verruchter Mörder ſeyn, nie wär' es mir doch möglich, ihn ſo ſpitzbübiſch zu hintergehen. Nichts mag ich von ſeinen Geheimniſſen erfahren, die wie eine heilige Beichte in meiner Bruſt verſchloſſen bleiben würden. Vielleicht, verſetzte Desgrais mit einem feinen Lächeln, vielleicht, mein Fräulein, ändert ſich Eure Geſinnung, wenn Ihr Brußon gehört habt. Batet Ihr den Präſidenten nicht ſelbſt, er ſollte menſchlich ſeyn? Er thut es, indem er dem thörichten Verlangen Brußons nachgibt, und ſo das letzte Mittel verſucht, ehe er die Tortur verhängt, zu der Brußon längſt reif iſt. Die Scuderi ſchrak unwillkührlich zuſammen. Seht, fuhr

Desgrais fort, ſeht, würdige Dame, man wird Euch keinesweges zumuthen, noch einmal in jene finſteren Gemächer zu treten, die Euch mit Grauſen und Abſcheu erfüllen. In der Stille der Nacht, ohne alles Aufſehen bringt man Olivier Brußon wie einen freien Menſchen zu Euch in Euer Haus. Nicht einmal belauſcht, doch wohl bewacht, mag er Euch dann zwanglos Alles bekennen. Daß Ihr für Euch ſelbſt nichts von dem Elenden zu fürchten habt, dafür ſtehe ich Euch mit meinem Leben ein. Er ſpricht von Euch mit inbrünſtiger Verehrung. Er ſchwört, daß nur das düſtre Verhängniß, welches ihm verwehrt habe, Euch früher zu ſehen, ihn in den Tod geſtürzt. Und dann ſteht es ja bei Euch, von dem, was Euch Brußon entdeckt, ſo viel zu ſagen, als Euch beliebt. Kann man Euch zu mehrerem zwingen?

Die Scuderi ſah tief ſinnend vor ſich nieder. Es war ihr, als müſſe ſie der höheren Macht gehorchen, die den Aufſchluß irgend eines entſetzlichen Geheimniſſes von ihr verlange, als könne ſie ſich nicht mehr den wunderbaren Verſchlingungen entziehen, in die ſie willenlos gerathen. Plötzlich entſchloſſen ſprach ſie mit Würde: Gott wird mir Faſſung und Standhaftigkeit geben; führt den Brußon her, ich will ihn ſprechen.

So wie damals, als Brußon das Käſtchen brachte, wurde um Mitternacht an die Hausthür der Scuderi gepocht. Baptiſte, von dem nächtlichen Beſuch unterrichtet, öffnete. Eiskalter Schauer überlief die Scuderi, als ſie an den leiſen Tritten, an dem dumpfen Gemurmel wahrnahm, daß die Wächter, die den Brußon gebracht, ſich in den Gängen des Hauſes vertheilten.

Endlich ging leiſe die Thüre des Gemachs auf. Desgrais trat herein, hinter ihm Olivier Brußon, feſſelfrei, in anſtändigen Kleidern. Hier iſt, ſprach Desgrais, ſich ehrerbietig verneigend, hier iſt Brußon, mein würdiges Fräulein! und verließ das Zimmer.

Brußon ſank vor der Scuderi nieder auf beide Knie, flehend erhob er die gefalteten Hände, indem häufige Thränen ihm aus den Augen rannen.

Die Scuderi ſchaute erblaßt, keines Wortes mächtig, auf ihn herab. Selbſt bei den entſtellten, ja durch Gram, durch grimmen Schmerz verzerrten Zügen ſtrahlte der reine Ausdruck des treuſten Gemüths aus dem Jünglingsantlitz. Je länger die Scuderi ihre Augen auf Brußons Geſicht ruhen ließ, deſto lebhafter trat die Erinnerung an irgend eine geliebte Perſon hervor, auf die ſie ſich nur nicht deutlich zu beſinnen vermochte. Alle Schauer wichen von ihr, ſie vergaß, daß Cardillacs Mörder vor ihr kniee, ſie ſprach mit dem anmuthigen Tone des ruhigen Wohlwollens, der ihr eigen: Nun Brußon, was habt ihr mir zu ſagen? Dieſer, noch immer knieend, ſeufzte auf vor tiefer, inbrünſtiger Wehmuth und ſprach dann: O mein würdiges, mein hochverehrtes Fräulein, iſt denn jede Spur der Erinnerung an mich verflogen? Die Scuderi, ihn noch aufmerkſamer betrachtend, erwiederte, daß ſie allerdings in ſeinen Zügen die Aehnlichkeit mit einer von ihr geliebten Perſon gefunden, und daß er nur dieſer Aehnlichkeit es verdanke, wenn ſie den tiefen Abſcheu vor dem Mörder überwinde und ihn ruhig anhöre. Brußon, ſchwer verletzt durch dieſe Worte, erhob ſich ſchnell und trat, den finſtern Blick zu Boden geſenkt, einen Schritt zurück. Dann ſprach er mit dumpfer Stimme: Habt ihr denn Anne Guiot ganz vergeſſen? — ihr Sohn Olivier — der Knabe, den Ihr oft auf Euern Knien ſchaukeltet, iſt es, der vor Euch ſteht. „O um aller Heiligen willen!“ rief die Scuderi, indem ſie mit beiden Händen das Geſicht bedeckend in die Polſter zurückſank. Das Fräulein hatte wohl Urſache genug, ſich auf dieſe Weiſe zu entſetzen. Anne Guiot, die Tochter eines verarmten Bürgers, war von klein auf bei der Scuderi, die ſie, wie die Mutter das liebe Kind, erzog mit aller Treue und Sorgfalt. Als ſie nun herangewachſen, fand ſich ein hübſcher ſittiger Jüngling, Claude Brußon geheißen, ein, der um das Mädchen warb. Da er nun ein grundgeſchickter Uhrmacher war, der ſein reichliches Brod in Paris finden mußte, Anne ihn auch herzlich lieb gewonnen hatte, ſo trug die Scuderi gar kein Bedenken, in die Heirath ihrer Pflegetochter zu willigen. Die jungen Leute richteten ſich ein, lebten in ſtiller, glücklicher Häuslichkeit, und was den Liebesbund noch feſter knüpfte war die Geburt eines wunderſchönen Knaben, der holden Mutter treues Ebenbild.

Einen Abgott machte die Scuderi aus dem kleinen Olivier, den ſie Stunden, Tage lang der Mutter entriß, um ihn zu liebkoſen, zu hätſcheln. Daher kam es, daß der Junge ſich ganz an ſie gewöhnte, und eben ſo gern bei ihr war, als bei der Mutter. Drei Jahre waren vorüber, als der Brodneid der Kunſtgenoſſen Brußons es dahin brachte, daß ſeine Arbeit mit jedem Tage abnahm, ſo daß er zuletzt kaum ſich kümmerlich ernähren konnte. Dazu kam die Sehnſucht nach ſeinem ſchönen heimatlichen Genf, und ſo geſchah es, daß die kleine Familie dorthin zog, des Widerſtrebens der Scuderi, die alle nur mögliche Unterſtützung verſprach, unerachtet. Noch ein paarmal ſchrieb Anne an ihre Pflegemutter, dann ſchwieg ſie, und dieſe mußte glauben, daß das glückliche Leben in Brußons Heimat das Andenken an die früher verlebten Tage nicht mehr aufkommen laſſe.

Es waren jetzt gerade drei und zwanzig Jahre her, als Brußon mit ſeinem Weibe und Kinde Paris verlaſſen und nach Genf gezogen.

O entſetzlich, rief die Scuderi, als ſie ſich einigermaßen wieder erholt hatte, o entſetzlich! — Olivier biſt du? — der Sohn meiner Anne! — Und jetzt! — „Wohl, verſetzte Olivier ruhig und gefaßt, wohl, mein würdiges Fräulein, hättet Ihr nimmermehr ahnen können, daß der Knabe, den Ihr wie die zärtlichſte Mutter hätſcheltet, dem Ihr, auf Euerm Schooß ihn ſchaukelnd, Näſcherei auf Näſcherei in den Mund ſtecktet, dem Ihr die ſüßeſten Namen gabt, zum Jünglinge gereift dereinſt vor Euch ſtehen würde, gräßlicher Blutſchuld angeklagt! — Ich bin nicht vorwurfsfrei, die Chambre ardente kann mich mit Recht eines Verbrechens zeihen; aber, ſo wahr ich ſelig zu ſterben hoffe, ſey es auch durch des Henkers Hand, rein bin ich von jeder Blutſchuld, nicht durch mich, nicht durch mein Verſchulden fiel der unglückliche Cardillac!“ — Olivier gerieth bei dieſen Worten in ein Zittern und Schwanken. Stillſchweigend wies die Scuderi auf einen kleinen Seſſel, der Olivier zur Seite ſtand. Er ließ ſich langſam nieder.

„Ich hatte Zeit genug, fing er an, mich auf die Unterredung mit Euch, die ich als die letzte Gunſt des verſöhnten Himmels betrachte, vorzubereiten, und ſo viel Ruhe und Faſſung zu gewinnen als nöthig, Euch die Geſchichte meines entſetzlichen, unerhörten Mißgeſchicks zu erzählen. Erzeigt mir die Barmherzigkeit, mich ruhig anzuhören, ſo ſehr Euch auch die Entdeckung eines Geheimniſſes, das Ihr gewiß nicht geahnet, überraſchen, ja mit Grauſen erfüllen mag. — Hätte mein armer Vater Paris doch niemals verlaſſen! — So weit meine Erinnerung an Genf reicht, finde ich mich wieder, von den troſtloſen Eltern mit Thränen benetzt, von ihren Klagen, die ich nicht verſtand, ſelbſt zu Thränen gebracht. Später kam mir das deutliche Gefühl, das volle Bewußtſein des drückendſten Mangels, des tiefen Elends, in dem meine Eltern lebten. Mein Vater fand ſich in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht. Von tiefem Gram niedergebeugt, erdrückt, ſtarb er in dem Augenblick, als es ihm gelungen war, mich bei einem Goldſchmidt als Lehrjunge unterzubringen. Meine Mutter ſprach viel von Euch, ſie wollte Euch Alles klagen, aber dann überfiel ſie die Muthloſigkeit, welche vom Elend erzeugt wird. Das und auch wohl falſche Scham, die oft an dem todwunden Gemüthe nagt, hielt ſie von ihrem Entſchluß zurück. Wenige Monden nach dem Tode meines Vaters folgte ihm meine Mutter ins Grab." Arme Anne! arme Anne! rief die Scuderi von Schmerz überwältigt. „Dank und Preis der ewigen Macht des Himmels, daß ſie hinüber iſt, und nicht fallen ſieht den geliebten Sohn unter der Hand des Henkers, mit Schande gebrandmarkt." So ſchrie Olivier laut auf, indem er einen wilden entſetzlichen Blick in die Höhe warf. Es wurde draußen unruhig, man ging hin und her. „Ho, ho, ſprach Olivier mit einem bittern Lächeln, Desgrais weckt ſeine Spießgeſellen, als ob ich hier entfliehen könnte. — Doch weiter! — Ich wurde von meinem Meiſter hart gehalten, unerachtet ich bald am beſten arbeitete, ja wohl endlich den Meiſter weit übertraf. Es begab ſich, daß einſt ein Fremder in unſere Werkſtatt kam, um einiges Geſchmeide zu kaufen. Als der nun einen ſchönen Halsſchmuck ſah, den ich gearbeitet, klopfte er mir mit freundlicher Miene auf die Schultern, indem er, den Schmuck beäugelnd, ſprach: Ei, Ei! mein junger Freund, das iſt ja ganz vortreffliche Arbeit. Ich wüßte in der That nicht, wer Euch noch anders übertreffen ſollte, als René Cardillac, der freilich der erſte Goldſchmidt iſt, den es auf der Welt gibt. Zu dem ſolltet Ihr hingehen; mit Freuden nimmt er Euch in ſeine Werkſtatt, denn nur Ihr könnt ihm beiſtehen in ſeiner kunſtvollen Arbeit, und nur von ihm allein könnt Ihr dagegen noch lernen. Die Worte des Fremden waren tief in meine Seele gefallen. Ich hatte keine Ruhe mehr in Genf, mich zog es fort mit Gewalt. Endlich gelang es mir, mich von meinem Meiſter los zu machen. Ich kam nach Paris. René Cardillac empfing mich kalt und barſch. Ich ließ nicht nach, er mußte mir Arbeit geben, ſo geringfügig ſie auch ſeyn mochte. Ich ſollte einen kleinen Ring fertigen. Als ich ihm die Arbeit brachte, ſah er mich ſtarr an mit ſeinen funkelnden Augen, als wollt' er hineinſchauen in mein Innerſtes.

Dann ſprach er: Du biſt ein tüchtiger, wackerer Geſelle. Du kannſt zu mir ziehen und mir helfen in der Werkſtatt. Ich zahle Dir gut, Du wirſt mit mir zufrieden ſeyn. Cardillac hielt Wort. Schon mehrere Wochen war ich bei ihm, ohne Madelon geſehen zu haben, die, irr' ich nicht, auf dem Lande bei irgend einer Muhme Cardillacs damals ſich aufhielt. Endlich kam ſie. O du ewige Macht des Himmels, wie geſchah mir, als ich das Engelsbild ſah! — Hat je ein Menſch ſo geliebt als ich! Und nun! — O Madelon!"

Olivier konnte vor Wehmuth nicht weiter ſprechen. Er hielt beide Hände vors Geſicht und ſchluchzte heftig. Endlich mit Gewalt den wilden Schmerz, der ihn erfaßt, niederkämpfend ſprach er weiter.

„Madelon blickte mich an mit freundlichen Augen. Sie kam öfter und öfter in die Werkſtatt. Mit Entzücken gewahrte ich ihre Liebe. So ſtreng der Vater uns bewachte, mancher verſtohlne Händedruck galt als Zeichen des geſchloſſenen Bundes, Cardillac ſchien nichts zu merken. Ich gedachte, hatte ich erſt ſeine Gunſt gewonnen, und konnte ich die Meiſterſchaft erlangen, um Madelon zu werben. Eines Morgens, als ich meine Arbeit beginnen wollte, trat Cardillac vor mich hin, Zorn und Verachtung im finſtern Blick. Ich bedarf Deiner Arbeit nicht mehr, fing er an, fort aus dem Hauſe noch in dieſer Stunde, und laß Dich nie mehr vor meinen Augen ſehen. Warum ich Dich hier nicht mehr dulden kann, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Für Dich armen Schlucker hängt die ſüße Frucht zu hoch, nach der Du trachteſt! Ich wollte reden, er packte mich aber mit ſtarker Fauſt und warf mich zur Thüre hinaus, daß ich niederſtürzte und mich hart verwundete an Kopf und Arm. — Empört, zerriſſen vom grimmen Schmerz verließ ich das Haus, und fand endlich am äußerſten Ende der Vorſtadt St. Martin einen gutmüthigen Bekannten, der mich aufnahm in ſeine Bodenkammer. Ich hatte keine Ruhe, keine Raſt. Zur Nachtzeit umſchlich ich Cardillacs Haus, wähnend, daß Madelon meine Seufzer, meine Klagen vernehmen, daß es ihr vielleicht gelingen werde, mich vom Fenſter herab unbelauſcht zu ſprechen. Allerlei verworrene Pläne kreuzten in meinem Gehirn, zu deren Ausführung ich ſie zu bereden hoffte. An Cardillacs Haus in der Straße Nicaiſe ſchließt ſich eine hohe Mauer mit Blenden und alten, halb zerſtückelten Steinbildern darin. Dicht bei einem ſolchen Steinbilde ſtehe ich in einer Nacht und ſehe hinauf nach den Fenſtern des Hauſes, die in den Hof geben, den die Mauer einſchließt. Da gewahre ich plötzlich Licht in Cardillacs Werkſtatt. Es iſt Mitternacht, nie war ſonſt Cardillac zu dieſer Stunde wach, er pflegte ſich auf den Schlag neun Uhr zur Ruhe zu begeben. Mir pocht das Herz vor banger Ahnung, ich denke an irgend ein Ereigniß, das mir vielleicht den Eingang bahnt. Doch gleich verſchwindet das Licht wieder. Ich drücke mich an das Steinbild, in die Blende hinein, doch entſetzt pralle ich zurück, als ich einen Gegendruck fühle, als ſey das Bild lebendig worden. In dem dämmernden Schimmer der Nacht gewahre ich nun, daß der Stein ſich langſam dreht, und hinter demſelben eine finſtere Geſtalt hervorſchlüpft, die leiſen Trittes die Straße hinabgeht. Ich ſpringe an das Steinbild hinan, es ſteht wie zuvor dicht an der Mauer. Unwillkürlich, wie von einer innern Macht getrieben, ſchleiche ich hinter der Geſtalt her. Gerade bei einem Marienbilde ſchaut die Geſtalt ſich um, der volle Schein der hellen Lampe, die vor dem Bilde brennt, fällt ihr ins Antlitz. Es iſt Cardillac! Eine unbegreifliche Angſt, ein unheimliches Grauen überfällt mich. Wie durch Zauber feſt gebannt muß ich fort — nach — dem geſpenſtiſchen Nachtwanderer. Dafür halte ich den Meiſter, unerachtet nicht die Zeit des Vollmonds iſt, in der ſolcher Spuk die Schlafenden bethört. Endlich verſchwindet Cardillac ſeitwärts in den tiefen Schatten. An einem kleinen, mir wohl bekannten Räuspern gewahre ich indeſſen, daß er in die Einfahrt eines Hauſes getreten iſt. Was bedeutet das, was wird er beginnen? — So frage ich mich ſelbſt voll Erſtaunen, und drücke mich dicht an die Häuſer. Nicht lange dauerts, ſo kommt ſingend und trillerirend ein Mann daher mit leuchtendem Federbuſch und klirrenden Sporen. Wie ein Tiger auf ſeinen Raub, ſtürzt ſich Cardillac aus ſeinem Schlupfwinkel auf den Mann, der in demſelben Augenblick röchelnd zu Boden ſinkt. Mit einem Schrei des Entſetzens ſpringe ich heran, Cardillac iſt über den Mann, der zu Boden liegt, her. Meiſter Cardillac was thut ihr, rufe ich laut. „Vermaledeiter!“ brüllt Cardillac, rennt mit Blitzesſchnelle bei mir vorbei und verſchwindet. Ganz außer mir, kaum der Schritte mächtig, nähere ich mich dem Niedergeworfenen. Ich kniee bei ihm nieder, vielleicht, denk' ich, iſt er noch zu retten, aber keine Spur des Lebens iſt mehr in ihm. In meiner Todesangſt gewahre ich kaum, daß mich die Marechauſſee umringt hat. „Schon wieder einer von den Teufeln niedergeſtreckt — he he

— junger Menſch, was machſt du da — biſt einer von der Bande? — fort mit dir!" So ſchrien ſie durcheinander und packen mich an. Kaum vermag ich zu ſtammeln, daß ich ſolche gräßliche Unthat ja gar nicht hätte begehen können, und daß ſie mich im Frieden ziehen laſſen möchten. Da leuchtet mir einer ins Geſicht und ruft lachend: Das iſt Olivier Bruſſon, der Goldſchmidtsgeſelle, der bei unſerm ehrlichen, braven Meiſter René Cardillac arbeitet! — ja — der wird die Leute auf der Straße morden! — ſieht mir recht darnach aus — iſt recht nach der Art der Mordbuben, daß ſie beim Leichnam lamentiren und ſich fangen laſſen werden. — Wie war's Junge? — erzähle dreiſt. „Dicht vor mir, ſprach ich, ſprang ein Menſch auf den dort los, ſtieß ihn nieder und rannte blitzſchnell davon, als ich laut aufſchrie. Ich wollt' doch ſehen, ob der Niedergeworfene noch zu retten wäre." Nein, mein Sohn, ruft einer von denen, die den Leichnam aufgehoben, der iſt hin, durchs Herz, wie gewöhnlich, geht der Dolchſtich. Teufel, ſpricht ein anderer, kamen wir doch wieder zu ſpät wie vorgeſtern; damit entfernen ſie ſich mit dem Leichnam.

Wie mir zu Muthe war, kann ich gar nicht ſagen; ich fühlte mich an, ob nicht ein böſer Traum mich necke, es war mir, als müßt' ich nun gleich erwachen und mich wundern über das tolle Trugbild. — Cardillac — der Vater meiner Madelon, ein verruchter Mörder! — Ich war kraftlos auf die ſteinernen Stufen eines Hauſes geſunken. Immer mehr und mehr dämmerte der Morgen herauf, ein Offizierhut, reich mit Federn geſchmückt, lag vor mir auf dem Pflaſter. Cardillac's blutige That, auf der Stelle begangen, wo ich ſaß, ging vor mir hell auf. Entſetzt rannte ich von dannen.

Ganz verwirrt, beinahe beſinnungslos ſitze ich in meiner Dachkammer, da geht die Thür auf und René Cardillac tritt herein. Um Chriſtus willen! was wollt ihr? ſchrie ich ihm entgegen. Er, das gar nicht achtend, kommt auf mich zu und lächelt mich an mit einer Ruhe und Leutſeligkeit, die meinen inneren Abſcheu vermehrt. Er rückt einen alten, gebrechlichen Schemel heran und ſetzt ſich zu mir, der ich nicht vermag, mich von dem Strohlager zu erheben, auf das ich mich geworfen. „Nun Olivier, fängt er an, wie geht es dir, armer Junge? Ich habe mich in der That garſtig übereilt, als ich dich aus dem Hauſe ſtieß, du fehlſt mir an allen Ecken und Enden. Eben jetzt habe ich ein Werk vor, das ich ohne deine Hülfe gar nicht verwenden kann. Wie wär's, wenn du wieder in meiner Werkſtatt arbeiteteſt? — Du ſchweigſt? — Ja ich weiß, ich habe dich beleidigt. Nicht verhehlen wollt' ich's dir, daß ich auf dich zornig war, wegen der Liebelei mit meiner Madelon. Doch recht überlegt habe ich mir das Ding nachher, und gefunden, daß bei deiner Geſchicklichkeit, deinem Fleiß, deiner Treue ich mir keinen beſſern Eidam wünſchen kann als eben dich. Komm alſo mit mir und ſiehe zu, wie du Madelon zur Frau gewinnen magſt."

Cardillacs Worte durchſchnitten mir das Herz, ich erbebte vor ſeiner Boſheit, ich konnte kein Wort hervorbringen. „Du zauderſt, fuhr er nun fort mit ſcharfem Ton, indem ſeine funkelnden Augen mich durchblitzten, du zauderſt? — du kannſt vielleicht heute noch nicht mit mir kommen, du haſt andere Dinge vor! — du willſt vielleicht Desgrais beſuchen oder dich gar einführen laſſen bei d'Argenſon oder la Regnie. Nimm dich in Acht, Burſche, daß die Krallen, die du hervorlocken willſt zu anderer Leute Verderben, dich nicht ſelbſt faſſen und zerreißen." Da macht ſich mein tief empörtes Gemüth plötzlich Luft. Mögen die, rufe ich, mögen die, die ſich gräßlicher Unthat bewußt ſind, jene Namen fühlen, die Ihr eben nanntet, ich darf das nicht — ich habe nichts mit ihnen zu ſchaffen. „Eigentlich, ſpricht Cardillac weiter, eigentlich, Olivier, macht es dir Ehre, wenn du bei mir arbeiteſt, bei mir, dem berühmteſten Meiſter ſeiner Zeit, überall hochgeachtet wegen ſeiner Treue und Rechtſchaffenheit, ſo daß jede böſe Verläumdung ſchwer zurückfallen würde auf das Haupt des Verläumders. — Was nun Madelon betrifft, ſo muß ich dir nur geſtehen, daß du meine Nachgiebigkeit ihr allein verdankeſt. Sie liebt dich mit einer Heftigkeit, die ich dem zarten Kinde gar nicht zutrauen konnte. Gleich als du fort warſt, fiel ſie mir zu Füßen, umſchlang meine Knie und geſtand unter tauſend Thränen, daß ſie ohne dich nicht leben könne. Ich dachte, ſie bilde ſich das nur ein, wie es denn bei jungen verliebten Dingern zu geſchehen pflegt, daß ſie gleich ſterben wollen, wenn das erſte Milchgeſicht ſie freundlich angeblickt. Aber in der That, meine Madelon wurde ſiech und krank, und wie ich ihr denn das tolle Zeug ausreden wollte, rief ſie hundertmal deinen Namen. Was konnt' ich endlich thun, wollt' ich ſie nicht verzweifeln laſſen. Geſtern Abend ſagt' ich ihr, ich willige in Alles und werde dich heute holen. Da iſt ſie über Nacht aufgeblüht wie eine Roſe, und harrt nun auf dich ganz außer ſich vor Liebesſehnſucht.“ — Mag es mir die ewige Macht des Himmels verzeihen, aber ſelbſt weiß ich nicht, wie es geſchah, daß ich plötzlich in Cardillacs Hauſe ſtand, daß Madelon laut aufjauchzend: Olivier — mein Olivier — mein Geliebter — mein Gatte! auf mich zuſtürzte, mich mit beiden Armen umſchlang, mich feſt an ihre Bruſt drückte, daß ich im Uebermaaß des höchſten Entzückens bei der Jungfrau und allen Heiligen ſchwur, ſie nimmer, nimmer zu verlaſſen!“

Erſchüttert von dem Andenken an dieſen entſcheidenden Augenblick mußte Olivier inne halten. Die Scuderi, von Grauſen erfüllt über die Unthat eines Mannes, den ſie für die Tugend, die Rechtſchaffenheit ſelbſt gehalten, rief: Entſetzlich! — René Cardillac gehört zu der Mordbande, die unſere gute Stadt ſo lange zur Räuberhöhle machte? „Was ſagt ihr, mein Fräulein, ſprach Olivier, zur Bande? Nie hat es eine ſolche Bande gegeben. Cardillac allein war es, der mit verruchter Thätigkeit in der ganzen Stadt ſeine Schlachtopfer ſuchte und fand. Daß er es allein war, darin liegt die Sicherheit, womit er ſeine Streiche führte, die unüberwundene Schwierigkeit, dem Mörder auf die Spur zu kommen. — Doch laßt mich fortfahren, der Verfolg wird Euch die Geheimniſſe des verruchteſten und zugleich unglücklichſten aller Menſchen aufklären. — Die Lage, in der ich mich nun bei dem Meiſter befand, jeder mag die ſich leicht denken. Der Schritt war geſchehen, ich konnte nicht mehr zurück. Zuweilen war es mir, als ſei ich ſelbſt Cardillacs Mordgehülfe geworden, nur in Madelons Liebe vergaß ich die innere Pein, die mich quälte, nur bei ihr konnt' es mir gelingen, jede äußere Spur namenloſen Grams weg zu tilgen. Arbeitete ich mit dem Alten in der Werkſtatt, nicht ins Antlitz vermochte ich ihm zu ſchauen, kaum ein Wort zu reden vor dem Grauſen, das mich durchbebte in der Nähe des entſetzlichen Menſchen, der alle Tugenden des treuen, zärtlichen Vaters, des guten Bürgers erfüllte, während die Nacht ſeine Unthaten verſchleierte. Madelon, das fromme, engelsreine Kind, hing an ihm mit abgöttiſcher Liebe. Das Herz durchbohrt' es mir, wenn ich daran dachte, daß, träfe einmal die Rache den entlarvten Böſewicht, ſie ja, mit aller helliſchen Liſt des Satans getäuſcht, der gräßlichſten Verzweiflung unterliegen müſſe. Schon das verſchloß mir den Mund, und hätt' ich den Tod des Verbrechers darum dulden müſſen. Unerachtet ich aus den Reden der Marechauſſee genug entnehmen konnte, waren mir Cardillacs Unthaten, ihr Motiv, die Art, ſie auszuführen, ein Räthſel: die Aufklärung blieb nicht lange aus. Eines Tages war Cardillac, der ſonſt meinen Abſcheu erregend, bei der Arbeit in der heiterſten Laune, ſcherzte und lachte, ſehr ernſt und in ſich gekehrt. Plötzlich warf er das Geſchmeide, woran er eben arbeitete, bei Seite, daß Stein und Perlen auseinander rollten, ſtand heftig auf und ſprach: Olivier! — es kann zwiſchen uns Beiden nicht ſo bleiben, dies Verhältniß iſt mir unerträglich. — Was der feinſten Schlauigkeit Desgrais und ſeiner Spießgeſellen nicht gelang zu entdecken, das ſpielte dir der Zufall in die Hände. Du haſt mich geſchaut in der nächtlichen Arbeit, zu der mich mein böſer Stern treibt, kein Widerſtand iſt möglich. — Auch dein böſer Stern war es, der dich mir folgen ließ, der dich in undurchdringliche Schleier hüllte, der deinem Fußtritt die Leichtigkeit gab, daß du unhörbar wandelteſt wie das kleinſte Thier, ſo daß ich, der ich in der tiefſten Nacht klar ſchaue wie der Tiger, der ich Straßen weit das kleinſte Geräuſch, das Sumſen der Mücke vernehme, dich nicht bemerkte. Dein böſer Stern hat dich, meinen Gefährten, mir zugeführt. An Verrath iſt, ſo wie du jetzt ſtehſt, nicht mehr zu denken. Darum magſt du Alles wiſſen. „Nimmermehr werd' ich dein Gefährte ſeyn, heuchleriſcher Böſewicht.“ So wollt' ich aufſchreien, aber das innere Entſetzen, das mich bei Cardillacs Worten erfaßt, ſchnürte mir die Kehle zu. Statt der Worte vermochte ich nur einen unverſtändlichen Laut auszuſtoßen. Cardillac ſetzte ſich wieder in ſeinen Arbeitsſtuhl. Er trocknete ſich den Schweiß von der Stirne. Er ſchien, von der Erinnerung des Vergangenen hart berührt, ſich mühſam zu faſſen. Endlich fing er an: „Weiſe Männer ſprechen viel von den ſeltſamen Eindrücken, deren Frauen in guter Hoffnung fähig ſind, von dem wunderbaren Einfluß ſolch lebhaften, willenloſen Eindrucks von außen her auf das Kind. Von meiner Mutter erzählte man mir eine wunderliche Geſchichte. Als die mit mir im erſten Monat ſchwanger ging, ſchaute ſie mit andern Weibern einem glänzenden Hoffeſt zu, das in Trianon gegeben wurde. Da fiel ihr Blick auf einen Cavalier in ſpaniſcher Kleidung mit einer blitzenden Juwelenkette um den Hals, von der ſie die Augen gar nicht mehr abwenden konnte. Ihr ganzes Weſen war Begierde nach den funkelnden Steinen, die ihr ein überirdiſches Gut dünkten. Derſelbe Cavalier hatte vor mehreren Jahren, als meine Mutter noch nicht verheirathet, ihrer Tugend nachgeſtellt, war aber mit Abſcheu zurückgewieſen worden. Meine Mutter erkannte ihn wieder, aber jetzt war es ihr, als ſey er im Glanz der ſtrahlenden Diamanten ein Weſen höherer Art, der Inbegriff aller Schönheit. Der Cavalier bemerkte die ſehnſuchtsvollen, feurigen Blicke meiner Mutter. Er glaubte jetzt glücklicher zu ſeyn als vormals. Er wußte ſich ihr zu nähern, noch mehr, ſie von ihren Bekannten fort an einen einſamen Ort zu locken. Dort ſchloß er ſie brünſtig in ſeine Arme, meine Mutter faßte nach der ſchönen Kette, aber in demſelben Augenblick ſank er nieder und riß meine Mutter mit ſich zu Boden. Sey es, daß ihn der Schlag plötzlich getroffen, oder aus einer andern Urſache; genug, er war todt. Vergebens war das Mühen meiner Mutter, ſich den im Todeskrampf erſtarrten Armen des Leichnams zu entwinden. Die hohlen Augen, deren Sehkraft erloſchen, auf ſie gerichtet, wälzte der Todte ſich mit ihr auf dem Boden. Ihr gellendes Hülfegeſchrei drang endlich bis zu in der Ferne Vorübergehenden, die herbeieilten und ſie retteten aus den Armen des grauſigen Liebhabers. Das Entſetzen warf meine Mutter auf ein ſchweres Krankenlager. Man gab ſie, mich verloren, doch ſie geſundete und die Entbindung war glücklicher, als man je hatte hoffen können. Aber die Schrecken jenes fürchterlichen Augenblicks hatten mich getroffen. Mein böſer Stern war aufgegangen und hatte den Funken hinabgeſchoſſen, der in mir eine der ſeltſamſten und verderblichſten Leidenſchaften entzündet. Schon in der früheſten Kindheit gingen mir glänzende Diamanten, goldenes Geſchmeide über Alles. Man hielt das für gewöhnliche kindiſche Neigung. Aber es zeigte ſich anders, denn als Knabe ſtahl ich Gold und Juwelen, wo ich ſie habhaft werden konnte. Wie der geübteſte Kenner unterſchied ich aus Inſtinkt unächtes Geſchmeide von ächtem. Nur dieſes lockte mich, unächtes ſo wie geprägtes Gold ließ ich unbeachtet liegen. Den grauſamſten Züchtigungen des Vaters mußte die angeborne Begierde weichen. Um nur mit Gold und edlen Steinen handthieren zu können, wandte ich mich zur Goldſchmidts-Profeſſion. Ich arbeitete mit Leidenſchaft und wurde bald der erſte Meiſter dieſer Art. Nun begann eine Periode, in der der angeborne Trieb, ſo lange niedergedrückt, mit Gewalt empordrang und mit Macht wuchs, Alles um ſich her wegzehrend. So wie ich ein Geſchmeide gefertigt und abgeliefert, fiel ich in eine Unruhe, in eine Troſtloſigkeit, die mir Schlaf, Geſundheit — Lebensmuth raubte. — Wie ein Geſpenſt ſtand Tag und Nacht die Perſon, für die ich gearbeitet, mir vor Augen, geſchmückt mit meinem Geſchmeide, und eine Stimme raunte mir in die Ohren: Es iſt ja dein — es iſt ja dein — nimm es doch — was ſollen die Diamanten dem Todten! — Da legt' ich mich endlich auf Diebeskünſte. Ich hatte Zutritt in den Häuſern der Großen, ich nutzte ſchnell jede Gelegenheit, kein Schloß widerſtand meinem Geſchick und bald war der Schmuck, den ich gearbeitet, wieder in meinen Händen. — Aber nun vertrieb ſelbſt das nicht meine Unruhe. Jene unheimliche Stimme ließ ſich dennoch vernehmen und höhnte mich und rief: Ho ho, dein Geſchmeide trägt ein Todter! — Selbſt wußte ich nicht, wie es kam, daß ich einen unausſprechlichen Haß auf die warf, denen ich Schmuck gefertigt. Ja! im tiefſten Innern regte ſich eine Mordluſt gegen ſie, vor der ich ſelbſt erbebte. — In dieſer Zeit kaufte ich dieſes Haus. Ich war mit dem Beſitzer Handels einig geworden, hier in dieſem Gemach ſaßen wir erfreut über das geſchloſſene Geſchäft beiſammen, und tranken eine Flaſche Wein. Es war Nacht worden, ich wollte aufbrechen, da ſprach mein Verkäufer: Hört, Meiſter René, ehe Ihr fortgeht, muß ich Euch mit einem Geheimniß dieſes Hauſes bekannt machen. Darauf ſchloß er jenen in die Mauer eingefügten Schrank auf, ſchob die Hinterwand fort, trat in ein kleines Gemach, bückte ſich nieder, hob eine Fallthür' auf. Eine ſteile, ſchmale Treppe ſtiegen wir hinab, kamen an ein ſchmales Pförtchen, das er aufſchloß, traten hinaus in den freien Hof. Nun ſchritt der alte Herr, mein Verkäufer, hinan an die Mauer, ſchob an einem nur wenig hervorragenden Eiſen, und alsbald drehte ſich ein Stück Mauer los, ſo daß ein Menſch bequem durch die Oeffnung ſchlüpfen und auf die Straße gelangen konnte. Du magſt einmal das Kunſtſtück ſehen, Olivier, das wahrſcheinlich ſchlaue Mönche des Kloſters, welches ehemals hier lag, fertigen ließen, um heimlich aus- und einſchlüpfen zu können. Es iſt ein Stück Holz, nur von außen gemörtelt und getüncht, in das von außenher eine Bildſäule, auch nur von Holz, doch ganz wie Stein, eingefügt iſt, welches ſich mit ſammt der Bildſäule auf verborgenen Angeln dreht. — Dunkle Gedanken ſtiegen in mir auf, als ich dieſe Einrichtung ſah, es war mir, als ſey vorgearbeitet ſolchen Thaten, die mir ſelbſt noch Geheimniß blieben. Eben hatt' ich einem Herrn vom Hofe einen reichen Schmuck abgeliefert, der, ich weiß es, einer Operntänzerin beſtimmt war. Die Todesfolter blieb nicht aus — das Geſpenſt hielt ſich an meine Schritte — der liſpelnde Satan an mein Ohr! — Ich zog ein in das Haus. In blutigem Angſtſchweiß gebadet, wälzte ich mich ſchlaflos auf dem Lager! Ich ſeh' im Geiſte den Menſchen zu der Tänzerin ſchleichen mit meinem Schmuck. Voller Wuth ſpringe ich auf — werfe den Mantel um — ſteige herab die geheime Treppe — fort durch die Mauer nach der Straße Nicaiſe. — Er kommt, ich falle über ihn her, er ſchreit auf, doch von hinten feſtgepackt ſtoße ich ihm den Dolch ins Herz — der Schmuck iſt mein! — Dies gethan fühlte ich eine Ruhe, eine Zufriedenheit in meiner Seele, wie ſonſt niemals. Das Geſpenſt war verſchwunden, die Stimme des Satans ſchwieg. Nun wußte ich, was mein böſer Stern wollte, ich mußt' ihm nachgeben oder untergehen! — Du begreifſt jetzt mein ganzes Thun und Treiben, Olivier! — Glaube nicht, daß ich darum, weil ich thun muß, was ich nicht laſſen kann, jenem Gefühl des Mitleids, des Erbarmens, was in der Natur des Menſchen bedingt ſeyn ſoll, rein entſagt habe. Du weißt, wie ſchwer es mir wird, einen Schmuck abzuliefern; wie ich für manche, deren Tod ich nicht will, gar nicht arbeite, ja wie ich ſogar, weiß ich, daß am morgenden Tage Blut mein Geſpenſt verbannen wird, heute es bei einem tüchtigen Fauſtſchlage bewenden laſſe, der den Beſitzer meines Kleinods zu Boden ſtreckt, und mir dieſes in die Hand liefert." — Dies alles geſprochen, führte mich Cardillac in das geheime Gewölbe und gönnte mir den Anblick ſeines Juwelen-Kabinets. Der König beſitzt es nicht reicher. Bei jedem Schmuck war auf einem kleinen, daran gehängten Zettel genau bemerkt, für wen er gearbeitet, wann er durch Diebſtahl, Raub oder Mord genommen worden. „An deinem Hochzeitstage, ſprach Cardillac dumpf und feierlich, an deinem Hochzeitstage, Olivier, wirſt du mir, die Hand gelegt auf des gekreuzigten Chriſtus Bild, einen heiligen Eid ſchwören, ſo wie ich geſtorben, alle dieſe Reichthümer in Staub zu vernichten durch Mittel, die ich dir dann bekannt machen werde. Ich will nicht, daß irgend ein menſchlich Weſen, und am wenigſten Madelon und Du, in den Beſitz des mit Blut erkauften Horts komme." Gefangen in dieſem

Labyrinth des Verbrechens, zerriſſen von Liebe und Abſcheu, von Wonne und Entſetzen, war ich dem Verdammten zu vergleichen, dem ein holder Engel mild lächelnd hinaufwinkt, aber mit glühenden Krallen feſtgepackt hält ihn der Satan, und des frommen Engels Liebeslächeln, in dem ſich alle Seligkeit des hohen Himmels abſpiegelt, wird ihm zur grimmigſten ſeiner Qualen. — Ich dachte an Flucht — ja an Selbſtmord — aber Madelon! — Tadelt mich, tadelt mich, mein würdiges Fräulein, daß ich zu ſchwach war, mit Gewalt eine Leidenſchaft niederzukämpfen, die mich an das Verbrechen feſſelte; aber büße ich nicht dafür mit ſchmachvollem Tode? — Eines Tages kam Cardillac nach Hauſe ungewöhnlich heiter. Er liebkoſte Madelon, warf mir die freundlichſten Blicke zu, trank bei Tiſche eine Flaſche edlen Weins, wie er es nur an hohen Feſt- und Feiertagen zu thun pflegte, ſang und jubilirte. Madelon hatte uns verlaſſen, ich wollte in die Werkſtatt: „Bleib ſitzen, Junge, rief Cardillac, heut' keine Arbeit mehr, laß uns noch eins trinken auf das Wohl der allerwürdigſten, vortrefflichſten Dame in Paris.“ Nachdem ich mit ihm angeſtoßen und er ein volles Glas geleert hatte, ſprach er: Sag' an, Olivier! wie gefallen dir die Verſe:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour!

Er erzählte nun, was ſich in den Gemächern der Maintenon mit Euch und dem Könige begeben und fügte hinzu, daß er Euch von jeher verehrt habe, wie ſonſt kein menſchliches Weſen, und daß Ihr, mit ſolch hoher Tugend begabt, vor der der böſe Stern kraftlos erbleiche, ſelbſt den ſchönſten von ihm gefertigten Schmuck tragend, niemals ein böſes Geſpenſt, Mordgedanken in ihm erregen würdet. „Höre, Olivier, ſprach er, wozu ich entſchloſſen. Vor langer Zeit ſollt' ich Halsſchmuck und Armbänder fertigen für Henriette von England und ſelbſt die Steine dazu liefern. Die Arbeit gelang mir wie keine andere, aber es zerriß mir die Bruſt, wenn ich daran dachte, mich von dem Schmuck, der mein Herzenskleinod geworden, trennen zu müſſen. Du weißt der Prinzeſſin unglücklichen Tod durch Meuchelmord. Ich behielt den Schmuck und will ihn als ein Zeichen meiner Ehrfurcht, meiner Dankbarkeit dem Fräulein von Scuderi ſenden im Namen der verfolgten Bande. — Außerdem, daß die Scuderi das ſprechende Zeichen ihres Triumphs erhält, verhöhne ich auch Desgrais und ſeine Geſellen, wie ſie es verdienen. — Du ſollſt ihr den Schmuck hintragen.“ So wie Cardillac Euern Namen nannte, Fräulein, war es, als würden ſchwarze Schleier weggezogen, und das ſchöne, lichte Bild meiner glücklichen frühen Kinderzeit ginge wieder auf in bunten, glänzenden Farben. Es kam ein wunderbarer Troſt in meine Seele, ein Hoffnungsſtrahl, vor dem die finſtern Geiſter ſchwanden. Cardillac mochte den Eindruck, den ſeine Worte auf mich gemacht, wahrnehmen und nach ſeiner Art deuten. „Dir ſcheint, ſprach er, mein Vorhaben zu behagen. Geſtehen kann ich wohl, daß eine tief' innere Stimme, ſehr verſchieden von der, welche Blutopfer verlangt wie ein gefräßiges Raubthier, mir befohlen hat, daß ich ſolches thue. — Manchmal wird mir wunderlich im Gemüthe — eine innere Angſt, die Furcht vor irgend etwas Entſetzlichem, deſſen Schauer aus einem fernen Jenſeits herüber wehen in die Zeit, ergreift mich gewaltſam. Es iſt mir dann ſogar, als ob das, was der böſe Stern begonnen durch mich, meiner unſterblichen Seele, die daran keinen Theil hat, zugerechnet werden könne. In ſolcher Stimmung beſchloß ich, für die heilige Jungfrau in der Kirche St. Euſtache eine ſchöne Diamanten-Krone zu fertigen. Aber jene unbegreifliche Angſt überfiel mich ſtärker, ſo oft ich die Arbeit beginnen wollte, da unterließ ich's ganz. Jetzt iſt es mir, als wenn ich der Tugend und Frömmigkeit ſelbſt demuthsvoll ein Opfer bringe und wirkſame Fürſprache erflehe, indem ich der Scuderi den ſchönſten Schmuck ſende, den ich jemals gearbeitet.“ — Cardillac, mit Eurer ganzen Lebensweiſe, mein Fräulein, auf das genaueſte bekannt, gab mir nun Art und Weiſe ſo wie die Stunde an, wie und wann ich den Schmuck, den er in ein ſauberes Käſtchen ſchloß, abliefern ſolle. Mein ganzes Weſen war Entzücken, denn der Himmel ſelbſt zeigte mir durch den frevelichen Cardillac den Weg, mich zu retten aus der Hölle, in der ich, ein verſtoßener Sünder, ſchmachte. So dacht' ich. Ganz gegen Cardillacs Willen wollt' ich bis zu Euch dringen. Als Anne Bruſſons Sohn, als Euer Pflegling gedacht ich, mich Euch zu Füßen zu werfen und Euch Alles — Alles zu entdecken. Ihr hättet, gerührt von dem namenloſen Elend, das der armen, unſchuldigen Madelon drohte bei der Entdeckung, das Geheimniß bewahrt, aber Euer hoher, ſcharfſinniger Geiſt fand gewiß ſichere Mittel, ohne jene Entdeckung der verruchten Bosheit Cardillacs zu ſteuern. Fragt mich nicht, worin dieſe Mittel hätten beſtehen ſollen, ich weiß es nicht — aber daß Ihr Madelon und mich retten würdet, davon lag die Ueberzeugung feſt in meiner Seele, wie der Glaube an die troſtreiche Hülfe der heiligen Jungfrau. — Ihr wißt, Fräulein, daß meine Abſicht in jener Nacht fehlſchlug. Ich verlor nicht die Hoffnung, ein andermal glücklicher zu ſeyn. Da geſchah es, daß Cardillac plötzlich alle Munterkeit verlor. Er ſchlich trübe umher, ſtarrte vor ſich hin, murmelte unverſtändliche Worte, focht mit den Händen, Feindliches von ſich abwehrend, ſein Geiſt ſchien gequält von böſen Gedanken. So hatte er es einen ganzen Morgen getrieben. Endlich ſetzte er ſich an den Werktiſch, ſprang unmuthig wieder auf, ſchaute durch's Fenſter, ſprach ernſt und düſter: Ich wollte doch, Henriette von England hätte meinen Schmuck getragen! — Die Worte erfüllten mich mit Entſetzen. Nun wußt ich, daß ſein irrer Geiſt wieder erfaßt war von dem abſcheulichen Mordgeſpenſt, daß des Satans Stimme wieder laut worden vor ſeinen Ohren. Ich ſah Euer Leben bedroht von dem verruchten Mordteufel. Hatte Cardillac nur ſeinen Schmuck wieder in Händen, ſo war't Ihr gerettet. Mit jedem Augenblick wuchs die Gefahr. Da begegnete ich Euch auf dem Pontneuf, drängte mich an Eure Kutſche, warf Euch jenen Zettel zu, der Euch beſchwor, doch nur gleich den erhaltenen Schmuck in Cardillacs Hände zu bringen. Ihr kamt nicht. Meine Angſt ſtieg bis zur Verzweiflung, als andern Tages Cardillac von nichts anderm ſprach, als von dem köſtlichen Schmuck, der ihm in der Nacht vor Augen gekommen. Ich konnte das nur auf Euern Schmuck deuten, und es wurde mir gewiß, daß er über irgend einem Mordanſchlag brüte, den er gewiß ſchon in der Nacht auszuführen ſich vorgenommen. Euch retten mußt' ich, und ſollt' es Cardillacs Leben koſten. So wie Cardillac nach dem Abendgebet ſich wie gewöhnlich eingeſchloſſen, ſtieg ich durch ein Fenſter in den Hof, ſchlüpfte durch die Oeffnung in der Mauer und ſtellte mich unfern in den tiefen Schatten. Nicht lange dauerte es, ſo kam Cardillac heraus und ſchlich leiſe durch die Straße fort. Ich hinter ihm her. Er ging nach der Straße St. Honorée, mir bebte das Herz. Cardillac war mit einemmal mir entſchwunden. Ich beſchloß, mich an Eure Hausthüre zu ſtellen. Da kommt ſingend und trillernd, wie damals, als der Zufall mich zum Zuſchauer von Cardillacs Mordthat machte, ein Offizier bei mir vorüber, ohne mich zu gewahren. Aber in demſelben Augenblick ſpringt eine ſchwarze

Univ. Bibl.
München

Geſtalt hervor und fällt über ihn her. Es iſt Cardillac. Dieſen Mord will ich hindern, mit einem lauten Schrei bin ich in zwei — drei Sätzen zur Stelle — Nicht der Offizier — Cardillac ſinkt zum Tode getroffen röchelnd zu Boden. Der Offizier läßt den Dolch fallen, reißt den Degen aus der Scheide, ſtellt ſich, wähnend ich ſey des Mörders Geſelle, kampffertig mir entgegen, eilt aber ſchnell davon, als er gewahrt, daß ich, ohne mich um ihn zu kümmern, nur den Leichnam unterſuche. Cardillac lebte noch. Ich lud ihn, nachdem ich den Dolch, den der Offizier hatte fallen laſſen, zu mir geſteckt, auf die Schultern, und ſchleppte ihn mühſam fort nach Hauſe, und durch den geheimen Gang hinauf in die Werkſtatt. — Das Uebrige iſt Euch bekannt, Ihr ſeht, mein würdiges Fräulein, daß mein einziges Verbrechen nur darin beſteht, daß ich Madelons Vater nicht den Gerichten verrieth und ſo ſeinen Unthaten ein Ende machte. Rein bin ich von jeder Blutſchuld. — Keine Marter wird mir das Geheimniß von Cardillacs Unthaten abzwingen. Ich will nicht, daß der ewigen Macht, die der tugendhaften Tochter des Vaters gräßliche Blutſchuld verſchleierte, zum Trotz, das ganze Elend der Vergangenheit, ihres ganzen Seyns noch jetzt tödtend auf ſie einbreche, daß noch jetzt die weltliche Rache den Leichnam aufwühle aus der Erde, die ihn deckt, daß noch jetzt der Henker die vermoderten Gebeine mit Schande brandmarke. — Nein! — mich wird die Geliebte meiner Seele beweinen als den unſchuldig Gefallenen, die Zeit wird ihren Schmerz lindern, aber unüberwindlich würde der Jammer ſeyn über des geliebten Vaters entſetzliche Thaten der Hölle!" —

Olivier ſchwieg, aber nun ſtürzte plötzlich ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen, er warf ſich der Scuderi zu Füßen und flehte: „Ihr ſeyd von meiner Unſchuld überzeugt — gewiß Ihr ſeyd es! — Habt Erbarmen mit mir, ſagt, wie ſteht es um Madelon?" — Die Scuderi rief der Martiniere, und nach wenigen Augenblicken flog Madelon an Oliviers Hals. „Nun iſt alles gut, da du hier biſt — ich wußt' es ja, daß die edelmüthigſte Dame dich retten würde!" So rief Madelon einmal über das andere, und Olivier vergaß ſein Schickſal, alles was ihm drohte, er war frei und ſelig. Auf das rührendſte klagten Beide ſich, was ſie um einander gelitten, und umarmten ſich dann aufs neue und weinten vor Entzücken, daß ſie ſich wieder gefunden.

Wäre die Scuderi nicht von Oliviers Unſchuld ſchon überzeugt geweſen, der Glaube daran müßte ihr jetzt gekommen ſeyn, da ſie die Beiden betrachtete, die in der Seligkeit des innigſten Liebesbündniſſes die Welt vergaßen und ihr Elend und ihr namenloſes Leiden. „Nein, rief ſie, ſolch ſeliger Vergeſſenheit iſt nur ein reines Herz fähig.“

Die hellen Strahlen des Morgens brachen durch das Fenſter. Desgrais klopfte leiſe an die Thüre des Gemachs und erinnerte, daß es Zeit ſey, Olivier Brußon fortzuſchaffen, da ohne Aufſehen zu erregen das ſpäter nicht geſchehen könne. Die Liebenden mußten ſich trennen. —

Die dunklen Ahnungen, von denen der Scuderi Gemüth befangen ſeit Brußons erſtem Eintritt in ihr Haus, hatten ſich nun zum Leben geſtaltet auf furchtbare Weiſe. Den Sohn ihrer geliebten Anne ſah ſie ſchuldlos verſtrickt auf eine Art, daß ihn vom ſchmachvollen Tod zu retten kaum denkbar ſchien. Sie ehrte des Jünglings Heldenſinn, der lieber ſchuldbeladen ſterben, als ein Geheimniß verrathen wollte, das ſeiner Madelon den Tod bringen mußte. Im ganzen Reiche der Möglichkeit fand ſie kein Mittel, den Aermſten dem grauſamen Gerichtshofe zu entreißen. Und doch ſtand es feſt in ihrer Seele, daß ſie kein Opfer ſcheuen müſſe, das himmelſchreiende Unrecht abzuwenden, das man zu begehen im Begriffe war. — Sie quälte ſich ab mit allerlei Entwürfen und Plänen, die bis an das Abentheuerliche ſtreiften, und die ſie eben ſo ſchnell verwarf als auffaßte. Immer mehr verſchwand jeder Hoffnungsſchimmer, ſo daß ſie verzweifeln wollte. Aber Madelons unbedingtes kindliches Vertrauen, die Verklärung, mit der ſie von dem Geliebten ſprach, der nun bald, freigeſprochen von jeder Schuld, ſie als Gattin umarmen werde, richtete die Scuderi in eben dem Grad wieder auf, als ſie davon bis tief ins Herz gerührt wurde.

Um nun endlich etwas zu thun, ſchrieb die Scuderi an la Regnie einen langen Brief, worin ſie ihm ſagte, daß Olivier Brußon ihr auf die glaubwürdigſte Weiſe ſeine völlige Unſchuld an Cardillacs Tode dargethan habe, und daß nur der heldenmüthige Entſchluß, ein Geheimniß in das Grab zu nehmen, deſſen Enthüllung die Unſchuld und Tugend ſelbſt verderben würde, ihn zurückhalte, dem Gericht ein Geſtändniß abzulegen, das ihn von dem entſetzlichen Verdacht nicht allein, daß er Cardillac ermordet, ſondern daß er auch zur Bande verruchter Mörder gehöre, befreien müſſe. Alles was glühender Eifer, was geiſtvolle Beredſamkeit vermag, hatte die Scuderi aufgeboten, la Regnies hartes Herz zu erweichen. Nach wenigen Stunden antwortete la Regnie, wie es ihn herzlich freue, wenn Olivier Brußon ſich bei ſeiner hohen, würdigen Gönnerin gänzlich gerechtfertigt habe. Was Oliviers heldenmüthigen Entſchluß betreffe, ein Geheimniß, das ſich auf die That beziehe, mit ins Grab nehmen zu wollen, ſo thue es ihm leid, daß die Chambre ardente dergleichen Heldenmuth nicht ehren könne, denſelben vielmehr durch die kräftigſten Mittel zu brechen ſuchen müſſe. Nach drei Tagen hoffe er im Beſitz des ſeltſamen Geheimniſſes zu ſeyn, das wahrſcheinlich geſchehene Wunder an den Tag bringen werde.

Nur zu gut wußte die Scuderi, was der fürchterliche la Regnie mit jenen Mitteln, die Brußons Heldenmuth brechen ſollten, meinte. Nun war es gewiß, daß die Tortur über den Unglücklichen verhängt war. In der Todesangſt fiel der Scuderi endlich ein, daß, um nur Aufſchub zu erlangen, der Rath eines Rechtsverſtändigen dienlich ſeyn könne. Pierre Arnaud d'Andilly war damals der berühmteſte Advokat in Paris. Seiner tiefen Wiſſenſchaft, ſeinem umfaſſenden Verſtande war ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Tugend gleich. Zu dem begab ſich die Scuderi und ſagte ihm Alles, ſo weit es möglich war, ohne Brußons Geheimniß zu verletzen. Sie glaubte, daß d'Andilly mit Eifer ſich des Unſchuldigen annehmen werde, ihre Hoffnung wurde aber auf das bitterſte getäuſcht. D'Andilly hatte ruhig alles angehört und erwiederte dann lächelnd mit Boileaus Worten: Le vrai peut quelque fois n'être pas vraisemblable. — Er bewies der Scuderi, daß die auffallendſten Verdachtsgründe wider Brußon ſprächen, daß la Regnie's Verfahren keinesweges grauſam und übereilt zu nennen, vielmehr ganz geſetzlich ſey, ja daß er nicht anders handeln könne, ohne die Pflichten des Richters zu verletzen. Er, d'Andilly, ſelbſt getraue ſich nicht durch die geſchickteſte Vertheidigung Brußon von der Tortur zu retten. Nur Brußon ſelbſt könne das entweder durch aufrichtiges Geſtändniß oder wenigſtens durch die genaueſte Erzählung der Umſtände bei dem Morde Cardillacs, die dann vielleicht erſt zu neuen Ausmittelungen Anlaß geben würden. „So werfe ich mich dem Könige zu Füßen, und flehe um Gnade,“ ſprach die Scuderi ganz außer ſich mit von Thränen halb erſtickter Stimme. „Thut das, rief d'Andilly, thut das um des Himmels willen nicht, mein Fräulein! — Spart Euch dieſes letzte Hülfsmittel auf, das, ſchlug es einmal fehl, Euch für immer verloren iſt. Der König wird nimmer einen Verbrecher der Art begnadigen, der bitterſte Vorwurf des gefährdeten Vo[illegible] würde ihn treffen. Möglich iſt es, daß Brußon durch Entdeckung ſeines Geheimniſſes oder ſonſt Mittel findet, den wider ihn ſtreitenden Verdacht aufzuheben. Dann iſt es Zeit, des Königs Gnade zu erflehen, der nicht darnach fragen, was vor Gericht bewieſen iſt, oder nicht, ſondern ſeine innere Ueberzeugung zu Rathe ziehen wird.“ — Die Scuderi mußte dem tief erfahrnen d'Andilly nothgedrungen beipflichten. — In tiefen Kummer verſenkt, ſinnend und ſinnend, was um der Jungfrau und aller Heiligen willen ſie nun anfangen ſolle, um den unglücklichen Brußon zu retten, ſaß ſie am ſpäten Abend in ihrem Gemach, als die Martiniere eintrat und den Grafen von Mioſſens, Obriſten von der Garde des Königs, meldete, der dringend wünſche, das Fräulein zu ſprechen.

„Verzeiht, ſprach Mioſſens, indem er ſich mit ſoldatiſchem Anſtande verbeugte, verzeiht, mein Fräulein, wenn ich Euch ſo ſpät, ſo zu ungelegener Zeit überlaufe. Wir Soldaten machen es nicht anders, und zu dem bin ich mit zwei Worten entſchuldigt. — Olivier Brußon führt mich zu Euch.“ Die Scuderi, hochgeſpannt, was ſie jetzt wieder erfahren werde, rief laut: Olivier Brußon? der Unglücklichſte aller Menſchen? — was habt ihr mit dem? — Dacht' ich's doch, ſprach Mioſſens lächelnd weiter, daß Eures Schützlings Namen hinreichen würde, mir bei Euch ein geneigtes Ohr zu verſchaffen. Die ganze Welt iſt von Brußons Schuld überzeugt. Ich weiß, daß Ihr eine andere Meinung hegt, die ſich freilich nur auf die Betheurungen des Angeklagten ſtützen ſoll, wie man geſagt hat. Mit mir iſt es anders. Niemand als ich kann beſſer überzeugt ſeyn von Brußons Unſchuld an dem Tode Cardillacs. „Redet, o redet,“ rief die Scuderi, indem ihr die Augen glänzten vor Entzücken. „Ich, ſprach Mioſſens mit Nachdruck, ich war es ſelbſt, der den alten Goldſchmidt niederſtieß in der Straße St. Honorée unfern Eurem Hauſe.“ Um aller Heiligen willen, Ihr — Ihr! rief die Scuderi. „Und, fuhr Mioſſens fort, und ich ſchwöre es Euch, mein Fräulein, daß ich ſtolz bin auf meine That. Wiſſet, daß Cardillac der verruchteſte, heuchleriſchte Böſewicht, daß er es war, der in der Nacht heimtückiſch mordete und raubte, und ſo lange allen Schlingen entging. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß ein innerer Verdacht ſich in mir gegen den alten Böſewicht regte, als er voll ſichtlicher Unruhe den Schmuck brachte, den ich beſtellt, als er ſich genau erkundigte, für wen ich den Schmuck beſtimmt, und als er auf recht liſtige Art meinen Kammerdiener ausgefragt hatte, wenn ich eine gewiſſe Dame zu beſuchen pflege. — Längſt war es mir aufgefallen, daß die unglücklichen Schlachtopfer der abſcheulichſten Raubgier alle dieſelbe Todeswunde trugen. Es war mir gewiß, daß der Mörder auf den Stoß, der augenblicklich tödten mußte, eingeübt war und darauf rechnete. Schlug der fehl, ſo galt es den gleichen Kampf. Dies ließ mich eine Vorſichtsmaßregel brauchen, die ſo einfach iſt, daß ich nicht begreife, wie andere nicht längſt darauf fielen und ſich retteten von dem bedrohlichen Mordweſen. Ich trug einen leichten Bruſtharniſch unter der Weſte. Cardillac fiel mich von hinten an. Er umfaßte mich mit Rieſenkraft, aber der ſicher geführte Stoß glitt ab an dem Eiſen. In demſelben Augenblick entwand ich mich ihm, und ſtieß ihm den Dolch, den ich in Bereitſchaft hatte, in die Bruſt." „Und Ihr ſchwiegt, fragte die Scuderi, Ihr zeigtet den Gerichten nicht an, was geſchehen?" „Erlaubt, ſprach Mioſſens weiter, erlaubt, mein Fräulein, zu bemerken, daß eine ſolche Anzeige mich, wo nicht geradezu ins Verderben, doch in den abſcheulichſten Prozeß verwickeln konnte. Hätte la Regnie, überall Verbrechen witternd, mir's denn geradehin geglaubt, wenn ich den rechtſchaffenen Cardillac, das Muſter aller Frömmigkeit und Tugend, des verſuchten Mordes angeklagt? Wie wenn das Schwert der Gerechtigkeit ſeine Spitze wider mich ſelbſt gewandt?" „Das war nicht möglich, rief die Scuderi, Eure Geburt — Euer Stand —" „O, fuhr Mioſſens fort, denkt doch an den Marſchall von Luxemburg, den der Einfall, ſich von le Sage das Horoſkop ſtellen zu laſſen, in den Verdacht des Giftmordes und in die Baſtille brachte. Nein, beim St. Dionys, nicht eine Stunde Freiheit, nicht meinen Ohrzipfel geb' ich Preis dem raſenden la Regnie, der ſein Meſſer gern an unſer aller Kehlen ſetzte." „Aber ſo bringt Ihr ja den unſchuldigen Bruſſon auf's Schaffot?" fiel ihm die Scuderi ins Wort. „Unſchuldig, erwiederte Mioſſens, unſchuldig, mein Fräulein, nennt Ihr des verruchten Cardillacs Spießgeſellen? — der ihm beiſtand in ſeinen Thaten? der den Tod hundertmal verdient hat? — Nein in der That, der blutet mit Recht, und daß ich Euch, mein hochverehrtes Fräulein, den wahren Zuſammenhang der Sache entdeckte, geſchah in der Vorausſetzung, daß Ihr, ohne mich in die Hände der Chambre ardente zu liefern, doch mein Geheimniß auf irgend eine Weiſe für Euren Schützling zu nützen verſtehen würdet.“

Die Scuderi, im Innerſten entzückt, ihre Ueberzeugung von Brußons Unſchuld auf ſolch entſcheidende Weiſe beſtätigt zu ſehen, nahm gar keinen Anſtand, dem Grafen, der Cardillacs Verbrechen ja ſchon kannte, alles zu entdecken und ihn aufzufordern, ſich mit ihr zu d'Andilly zu begeben. Dem ſollte unter dem Siegel der Verſchwiegenheit Alles entdeckt werden, der ſolle dann Rath ertheilen, was nun zu beginnen.

D'Andilly, nachdem die Scuderi ihm Alles auf das genaueſte erzählt hatte, erkundigte ſich nochmals nach den geringfügigſten Umſtänden. Insbeſondere fragte er den Grafen Mioſſens, ob er auch die feſte Ueberzeugung habe, daß er von Cardillac angefallen, und ob er Olivier Brußon als denjenigen würde wieder erkennen können, der den Leichnam fortgetragen. „Außerdem, erwiederte Mioſſens, daß ich in der mondhellen Nacht den Goldſchmidt recht gut erkannte, habe ich auch bei la Regnie ſelbſt den Dolch geſehen, mit dem Cardillac niedergeſtoßen wurde. Es iſt der meinige, ausgezeichnet durch die zierliche Arbeit des Griffs. Nur einen Schritt von ihm ſtehend gewahrte ich alle Züge des Jünglings, dem der Hut vom Kopf gefallen, und würde ihn allerdings wieder erkennen können.“

D'Andilly ſah ſchweigend einige Augenblicke vor ſich nieder, eann ſprach er: „Auf gewöhnlichem Wege iſt Brußon aus den Händen der Juſtiz nun ganz und gar nicht zu retten. Er will Madelons halber Cardillac nicht als Mordräuber nennen. Das mag er thun, denn ſelbſt, wenn es ihm gelingen müßte, durch Entdeckung des heimlichen Ausgangs, des zuſammengeraubten Schatzes dies nachzuweiſen, würde ihn doch als Mitverbundenen der Tod treffen. Daſſelbe Verhältniß bleibt ſtehen, wenn der Graf Mioſſens die Begebenheit mit dem Goldſchmidt, wie ſie wirklich ſich zutrug, den Richtern entdecken ſollte. Aufſchub iſt das Einzige, wonach getrachtet werden muß. Graf Mioſſens begiebt ſich nach der Conciergerie, läßt ſich Olivier Brußon vorſtellen und erkennt ihn für den, der den Leichnam Cardillacs fortſchaffte. Er eilt zu la Regnie und ſagt: In der Straße St. Honorée ſah ich einen Menſchen niederſtoßen, ich ſtand dicht neben dem Leichnam, als ein Anderer hinzuſprang, ſich zum Leichnam niederbückte, ihn, da er noch Leben ſpürte, auf die Schultern lud und forttrug. In Olivier Brußon habe ich dieſen Menſchen erkannt. Dieſe Ausſage veranlaßt Brußons nochmalige Vernehmung, Zuſammenſtellung mit dem Grafen Mioſſens. Genug, die Tortur unterbleibt und man forſcht weiter nach. Dann iſt es Zeit, ſich an den König ſelbſt zu wenden. Euerm Scharfſinn, mein Fräulein! bleibt es überlaſſen, dies auf die geſchickteſte Weiſe zu thun. Nach meinem Dafürhalten würd' es gut ſeyn, dem Könige das ganze Geheimniß zu entdecken. Durch dieſe Ausſage des Grafen Mioſſens werden Brußons Geſtändniſſe unterſtützt. Daſſelbe geſchieht vielleicht durch geheime Nachforſchungen in Cardillacs Hauſe. Keinen Rechtsſpruch, aber des Königs Entſcheidung, auf inneres Gefühl, das da, wo der Richter ſtrafen muß, Gnade ausſpricht, geſtützt, kann das alles begründen." — Graf Mioſſens befolgte genau, was d'Andilly gerathen, und es geſchah wirklich, was dieſer vorhergeſehen.

Nun kam es darauf an, den König anzugehen, und dies war der ſchwierigſte Punkt, da er gegen Brußon, den er allein für den entſetzlichen Raubmörder hielt, welcher ſo lange Zeit hindurch ganz Paris in Angſt und Schrecken geſetzt hatte, ſolchen Abſcheu hegte, daß er, nur leiſe erinnert an den berüchtigten Prozeß, in den heftigſten Zorn gerieth. Die Maintenon, ihrem Grundſatz, dem Könige nie von unangenehmen Dingen zu reden, getreu, verwarf jede Vermittlung, und ſo war Brußons Schickſal ganz in die Hand der Scuderi gelegt. Nach langem Sinnen faßte ſie einen Entſchluß eben ſo ſchnell als ſie ihn ausführte. Sie kleidete ſich in eine ſchwarze Robe von ſchwerem Seidenzeug, ſchmückte ſich mit Cardillacs köſtlichem Geſchmeide, hing einen langen, ſchwarzen Schleier über, und erſchien ſo in den Gemachern der Maintenon zur Stunde, da eben der König zugegen. Die edle Geſtalt des ehrwürdigen Fräuleins in dieſem feierlichen Anzuge hatte eine Majeſtät, die tiefe Ehrfurcht erwecken mußte ſelbſt bei dem loſen Volk, das gewohnt iſt, in den Vorzimmern ſein leichtſinnig nichts beachtendes Weſen zu treiben. Alles wich ſcheu zur Seite, und als ſie nun eintrat, ſtand ſelbſt der König ganz verwundert auf und kam ihr entgegen. Da blitzten ihm die köſtlichen Diamanten des Halsbands, der Armbänder ins Auge und er rief: Beim Himmel, das iſt Cardillacs Geſchmeide! Und dann ſich zur Maintenon wendend, fügte er mit anmuthigem Lächeln hinzu: Seht, Frau Marquiſe, wie unſere ſchöne Braut um ihren Bräutigam trauert. „Ei gnädiger Herr, fiel die Scuderi wie den Scherz fortſetzend ein, wie würd' es ziemen einer Schmerz erfüllten Braut, ſich ſo glanzvoll zu ſchmücken? Nein, ich habe mich ganz losgeſagt von dieſem Goldſchmidt, und dachte nicht mehr an ihn, träte mir nicht manchmal das abſcheuliche Bild, wie er ermordet dicht bei mir vorübergetragen wurde, vor Augen.“ Wie, fragte der König, wie! Ihr habt ihn geſehen, den armen Teufel? Die Scuderi erzählte nun mit kurzen Worten, wie ſie der Zufall (noch erwähnte ſie nicht der Einmiſchung Brußons) vor Cardillacs Haus gebracht, als eben der Mord entdeckt worden. Sie ſchilderte Madelons wilden Schmerz, den tiefen Eindruck, den das Himmelskind auf ſie gemacht, die Art, wie ſie die Arme unter Zujauchzen des Volks aus Desgrais Händen gerettet. Mit immer ſteigendem und ſteigendem Intereſſe begannen nun die Scenen mit la Regnie — mit Desgrais — mit Olivier Brußon ſelbſt. Der König, hingeriſſen von der Gewalt des lebendigſtens Lebens, das in der Scuderi Rede glühte, gewahrte nicht, daß von dem gehäſſigen Prozeß des ihm abſcheulichen Brußons die Rede war, vermochte nicht ein Wort hervorzubringen, konnte nur dann und wann mit einem Ausruf Luft machen der innern Bewegung. Ehe er ſichs verſah, ganz außer ſich über das Unerhörte, was er erfahren und noch nicht vermögend alles zu ordnen, lag die Scuderi ſchon zu ſeinen Füßen und flehte um Gnade für Olivier Brußon. „Was thut Ihr, brach der König los, indem er ſie bei beiden Händen faßte und in den Seſſel nöthigte, was thut Ihr, mein Fräulein! — Ihr überraſcht mich auf ſeltſame Weiſe! — Das iſt ja eine entſetzliche Geſchichte! — Wer bürgt für die Wahrheit der abentheuerlichen Erzählung Brußons?“ Darauf die Scuderi: Mioſſens Ausſage — die Unterſuchung in Cardillacs Hauſe — innere Ueberzeugung — ach! Madelons tugendhaftes Herz, das gleiche Tugend in dem unglücklichen Brußon erkannte! — Der König, im Begriff etwas zu erwiedern, wandte ſich auf ein Geräuſch um, das an der Thür entſtand. Louvois, der eben im andern Gemach arbeitete, ſah hinein mit beſorglicher Miene. Der König ſtand auf und verließ, Louvois folgend, das Zimmer. Beide, die Scuderi, die Maintenon hielten dieſe Unterbrechung für gefährlich, denn einmal überraſcht, mochte der König ſich hüten, in die geſtellte Falle zum zweitenmal zu gehen. Doch nach einigen Minuten trat der König wieder hinein, ſchritt raſch ein paarmal im Zimmer auf und ab, ſtellte ſich dann, die Hände über den Rücken geſchlagen, dicht vor der Scuderi hin und ſprach, ohne ſie anzublicken, halb leiſe: Wohl möcht' ich Eure Madelon ſehen! — Darauf die Scuderi: O mein gnädiger Herr, welches hohen — hohen Glücks würdigt Ihr das arme, unglückliche Kind — ach, nur Eures Winks bedurft es ja, die Kleine zu Euren Füßen zu ſehen. Und trippelte dann, ſo ſchnell ſie es in den ſchweren Kleidern vermochte, nach der Thür und rief hinaus, der König wolle Madelon Cardillac vor ſich laſſen, und kam zurück und weinte und ſchluchzte vor Entzücken und Rührung. Die Scuderi hatte ſolche Gunſt geahnet, und daher Madelon mitgenommen, die bei der Marquiſe Kammerfrau wartete mit einer kurzen Bittſchrift in den Händen, die ihr d'Andilly aufgeſetzt. In wenig Augenblicken lag ſie ſprachlos dem Könige zu Füßen. Angſt — Beſtürzung — ſcheue Ehrfurcht — Liebe und Schmerz — trieben der Armen raſcher und raſcher das ſiedende Blut durch alle Adern. Ihre Wangen glühten in hohem Purpur — die Augen glänzten von hellen Thränenperlen, die dann und wann hinabfielen durch die ſeidenen Wimpern auf den ſchönen Lilienbuſen. Der König ſchien betroffen über die wunderbare Schönheit des Engelskinds. Er hob das Mädchen ſanft auf, dann machte er eine Bewegung, als wolle er ihre Hand, die er gefaßt, küſſen. Er ließ ſie wieder und ſchaute das holde Kind an mit thränenfeuchtem Blick, der von der tiefſten innern Rührung zeugte. Leiſe liſpelte die Maintenon der Scuderi zu: Sieht ſie nicht der la Valliere ähnlich auf ein Haar, das kleine Ding? — Der König ſchwelgt in den ſüßeſten Erinnerungen. Euer Spiel iſt gewonnen. — So leiſe dies auch die Maintenon ſprach, doch ſchien es der König vernommen zu haben. Eine Röthe überflog ſein Geſicht, ſein Blick ſtreifte bei der Maintenon vorüber, er las die Supplik, die Madelon ihm überreicht, und ſprach dann mild und gütig: Ich will's wohl glauben, daß du, mein liebes Kind, von deines Geliebten Unſchuld überzeugt biſt, aber hören wir, was die Chambre ardente dazu ſagt! — Eine ſanfte Bewegung mit der Hand verabſchiedete die Kleine, die in Thränen verſchwimmen wollte. — Die Scuderi gewahrte zu ihrem Schreck, daß die Erinnerung an die Valliere, ſo erſprießlich ſie anfangs geſchienen, des Königs Sinn geändert hatte, ſo wie die Maintenon den Namen genannt. Mocht' es ſeyn, daß der König ſich auf unzarte Weiſe daran erinnert fühlte, daß er im Begriff ſtehe, das ſtrenge Recht der Schönheit aufzuopfern, oder vielleicht ging es dem Könige wie dem Träumer, dem, hart angerufen, die ſchönen Zauberbilder, die er zu umfaſſen gedachte, ſchnell verſchwinden. Vielleicht ſah er nun nicht mehr ſeine Valliere vor ſich, ſondern dachte nur an die Soeur Louise de la misericorde (der Valliere Kloſtername bei den Carmeliternonnen), die ihn peinigte mit ihrer Frömmigkeit und Buße. — Was war jetzt anders zu thun, als des Königs Beſchlüſſe ruhig abzuwarten.

Des Grafen Mioſſens Ausſage vor der Chambre ardente war indeſſen bekannt geworden, und wie es zu geſchehen pflegt, daß das Volk leicht getrieben wird von einem Extrem zum andern, ſo wurde derſelbe, den man erſt als den verruchteſten Mörder verfluchte und den man zu zerreißen drohte, noch ehe er die Blutbühne beſtiegen, als unſchuldiges Opfer einer barbariſchen Juſtiz beklagt. Nun erſt erinnerten ſich die Nachbarsleute ſeines tugendhaften Wandels, der großen Liebe zu Madelon, der Treue, der Ergebenheit mit Leib und Seele, die er zu dem alten Goldſchmidt gehegt. — Ganze Züge des Volks erſchienen oft auf bedrohliche Weiſe vor la Regnies Pallaſt und ſchrien: Gieb uns Olivier Bruſſon heraus, er iſt unſchuldig, und warfen wohl gar Steine nach den Fenſtern, ſo daß la Regnie genöthigt war, bei der Marechauſſee Schutz zu ſuchen vor dem erzürnten Pöbel.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß der Scuderi von Olivier Bruſſons Prozeß nur das mindeſte bekannt wurde. Ganz troſtlos begab ſie ſich zur Maintenon, die aber verſicherte, daß der König über die Sache ſchweige, und es gar nicht gerathen ſcheine, ihn daran zu erinnern. Fragte ſie nun noch mit ſonderbarem Lächeln, was denn die kleine Valliere mache? ſo überzeugte ſich die Scuderi, daß tief im Innern der ſtolzen Frau ſich ein Verdruß über eine Angelegenheit regte, die den reizbaren König in ein Gebiet locken konnte, auf deſſen Zauber ſie ſich nicht verſtand. Von der Maintenon konnte ſie daher gar nichts hoffen.

Endlich mit d'Andilly's Hülfe gelang es der Scuderi, auszukundſchaften, daß der König eine lange geheime Unterredung mit dem

Grafen Mioſſens gehabt. Ferner, daß Bontems, des Königs vertrauteſter Kammerdiener und Geſchäftsträger in der Conciergerie geweſen, und mit Brußon geſprochen, daß endlich in einer Nacht eben derſelbe Bontems mit mehreren Leuten in Cardillacs Hauſe geweſen und ſich lange darin aufgehalten. Claude Patru, der Bewohner des untern Stocks, verſicherte, die ganze Nacht habe es über ſeinem Kopfe gepoltert, und gewiß ſey Olivier dabei geweſen, denn er habe ſeine Stimme genau erkannt. So viel war alſo gewiß, daß der König ſelbſt dem wahren Zuſammenhange der Sache nachforſchen ließ, unbegreiflich blieb aber die lange Verzögerung des Beſchluſſes. La Regnie mochte alles aufbieten, das Opfer, das ihm entriſſen werden ſollte, zwiſchen den Zähnen feſt zu halten. Das verdarb jede Hoffnung im Aufkeimen.

Beinahe ein Monat war vergangen, da ließ die Maitenon der Scuderi ſagen, der König wünſche ſie heute Abend in ihren, der Maintenon, Gemächern zu ſehen.

Das Herz ſchlug der Scuderi hochauf, ſie wußte, daß Brußons Sache ſich nun entſcheiden würde. Sie ſagte es der armen Madelon, die zur Jungfrau, zu allen Heiligen inbrünſtig betete, daß ſie doch nur in dem König die Ueberzeugung von Brußons Unſchuld erwecken möchten.

Und doch ſchien es, als habe der König die ganze Sache vergeſſen, denn wie ſonſt, weilend in anmuthigen Geſprächen mit der Maintenon und der Scuderi, gedachte er nicht mit einer Sylbe des armen Brußons. Endlich erſchien Bontems, näherte ſich dem Könige und ſprach einige Worte ſo leiſe, daß beide Damen nichts davon verſtanden. — Die Scuderi erbebte im Innern. Da ſtand der König auf, ſchritt auf die Scuderi zu und ſprach mit leuchtenden Blicken: Ich wünſche Euch Glück, mein Fräulein! — Euer Schützling, Olivier Brußon, iſt frei! — Die Scuderi, der die Thränen aus den Augen ſtürzten, keines Wortes mächtig, wollte ſich dem Könige zu Füßen werfen. Der hinderte ſie daran, ſprechend: Geht, geht! Fräulein, Ihr ſolltet Parlamentsadvokat ſeyn und meine Rechtshändel ausfechten, denn, beim heiligen Dionys, Eurer Beredſamkeit widerſteht Niemand auf Erden. — Doch, fügte er ernſter hinzu, doch, wen die Tugend ſelbſt in Schutz nimmt, mag der nicht ſicher ſeyn vor jeder böſen Anklage, vor der Chambre ardente und allen Gerichtshöfen in der Welt! — Die Scuderi fand nun Worte, die ſich in den glühendſten Dank ergoſſen. Der König unterbrach ſie, ihr ankündigend, daß in ihrem Hauſe ſie ſelbſt viel feurigerer Dank erwarte, als er von ihr fordern könne, denn wahrſcheinlich umarme in dieſem Augenblick der glückliche Olivier ſchon ſeine Madelon. „Bontems, ſo ſchloß der König, Bontems ſoll Euch tauſend Louis auszahlen, die gebt in meinem Namen der Kleinen als Brautſchatz. Mag ſie ihren Bruſſon, der ſolch ein Glück gar nicht verdient, heirathen, aber dann ſollen Beide fort aus Paris. Das iſt mein Wille."

Die Martiniere kam der Scuderi entgegen mit raſchen Schritten, hinter ihr der Baptiſte, Beide mit vor Freude glänzenden Geſichtern, Beide jauchzend, ſchreiend: Er iſt hier — er iſt frei! — o die lieben jungen Leute! Das ſelige Paar ſtürzte der Scuderi zu Füßen. O ich habe es ja gewußt, daß Ihr, Ihr allein mir den Gatten retten würdet, rief Madelon. Ach der Glaube an Euch, meine Mutter, ſtand ja feſt in meiner Seele, rief Olivier, und Beide küßten der würdigen Dame die Hände und vergoſſen tauſend heiße Thränen. Und dann umarmten ſie ſich wieder und betheuerten, daß die überirdiſche Seligkeit dieſes Augenblicks alle namenloſe Leiden der vergangenen Tage aufwiege; und ſchworen, nicht von einander zu laſſen bis in den Tod.

Nach wenigen Tagen wurden ſie verbunden durch den Segen des Prieſters. Wäre es auch nicht des Königs Wille geweſen, Bruſſon hätte doch nicht in Paris bleiben können, wo ihn Alles an jene entſetzliche Zeit der Unthaten Cardillacs erinnerte, wo irgend ein Zufall das böſe Geheimniß, nun noch mehreren Perſonen bekannt worden, feindſelig enthüllen und ſein friedliches Leben auf immer verſtören konnte. Gleich nach der Hochzeit zog er, von den Segnungen der Scuderi begleitet, mit ſeinem jungen Weibe nach Genf. Reich ausgeſtattet durch Madelons Brautſchatz, begabt mit ſeltner Geſchicklichkeit in ſeinem Handwerk, mit jeder bürgerlichen Tugend, ward ihm dort ein glückliches, ſorgenfreies Leben. Ihm wurden die Hoffnungen erfüllt, die den Vater getäuſcht hatten bis in das Grab hinein.

Ein Jahr war vergangen ſeit der Abreiſe Bruſſons, als eine öffentliche Bekanntmachung erſchien, gezeichnet von Harloy de Chauvalon, Erzbiſchof von Paris, und von dem Parlaments-Advokaten Pierre Arnaud d'Andilly, des Inhalts, daß ein reuiger Sünder unter dem Siegel der Beichte, der Kirche einen reichen geraubten Schatz an Juwelen und Geſchmeide übergeben. Jeder, dem etwa bis zum Ende des Jahres 1680 vorzüglich durch mörderiſchen Anfall auf öffentlicher Straße ein Schmuck geraubt worden, ſolle ſich bei d'Andilly melden, und werde, treffe die Beſchreibung des ihm geraubten Schmucks mit irgend einem vorgefundenen Kleinod genau überein, und finde ſonſt kein Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit des Anſpruchs ſtatt, den Schmuck wieder erhalten. — Viele, die in Cardillacs Liſte als nicht ermordet, ſondern bloß durch einen Fauſtſchlag betäubt aufgeführt waren, fanden ſich nach und nach bei dem Parlamentsadvokaten ein, und erhielten zu ihrem nicht geringen Erſtaunen das ihnen geraubte Geſchmeide zurück. Das Uebrige fiel dem Schatz der Kirche zu St. Euſtache anheim.

Sylveſters Erzählung erhielt den vollen Beifall der Freunde. Man nannte ſie deshalb wahrhaft ſerapiontiſch, weil ſie auf geſchichtlichen Grund gebaut, doch hinaufſteige ins Phantaſtiſche.

Es iſt, ſprach Lothar, unſerm Sylveſter in der That ein mißliches Wageſtück gut genug gelungen. Für ein ſolches halte ich nemlich die Schilderung eines alten gelehrten Fräuleins, die in der Straße St. Honoré eine Art von Bureau d'Esprit aufgeſchlagen, in das uns Sylveſter blicken laſſen. Unſere Schriftſtellerinnen, denen ich übrigens, ſind ſie zu hohen Jahren gekommen, alle Liebenswürdigkeit, Würde und Anmuth der alten Dame in der ſchwarzen Robe recht herzlich wünſche, würden gewiß mit Dir, o mein Sylveſter, hätten ſie Deine Geſchichte angehört, zufrieden ſeyn und Dir auch allenfalls den etwas gräßlichen und grauſigen Cardillac verzeihen, den Du wahrſcheinlich ganz und gar phantaſtiſcher Inſpiration verdankeſt.

Doch, nahm Ottmar das Wort, doch erinnere ich mich irgendwo von einem alten Schuſter zu Venedig geleſen zu haben, den die ganze Stadt für einen fleißigen frommen Mann hielt und der der verruchteſte Mörder und Räuber war. So wie Cardillac, ſchlich er ſich zur Nachtzeit fort aus ſeiner Wohnung und hinein in die Paläſte der Reichen. In der tiefſten Finſterniß traf ſein ſicher geführter Dolchſtoß den, den er berauben wollte, ins Herz, ſo daß er auf der Stelle lautlos niederſank. Vergebens blieb alles Mühen der ſchlauſten und thätigſten Polizei, den Mörder, vor dem zuletzt ganz Venedig erbebte, zu erſpähen, bis endlich ein Umſtand die Aufmerkſamkeit der Polizei erregte und den Verdacht auf den Schuſter leitete. Der Schuſter erkrankte nemlich und ſonderbar ſchien es, daß ſo lange er ſein Lager nicht verlaſſen konnte, die Mordthaten aufhörten, ſo wie er geſundet, aber wieder begannen. Unter irgend einem Vorwande warf man ihn ins Gefängniß und das Vermuthete traf ein. So lange der Schuſter verhaftet, blieben die Paläſte ſicher, ſo wie man ihn, da es an jedem Beweis ſeiner Unthaten mangelte, losgelaſſen, fielen die unglücklichen Opfer erneuter Mordluſt aufs neue. Endlich erpreßte ihm die Folter das Geſtändniß und er wurde hingerichtet. Merkwürdig genug war es, daß er von dem geraubten Gut, das man unter dem Fußboden ſeines Zimmers fand, durchaus keinen Gebrauch gemacht hatte. Sehr naiv verſicherte der Kerl, er habe dem Schutzpatron ſeines Handwerks, dem heiligen Criſpinus gelobt, nur ein gewiſſes rundes Sümmchen zuſammenzurauben, dann aber einzuhalten, und Schade ſey es nur, daß man ihn ergriffen, ehe er es zu jenem Sümmchen gebracht. —

Von dem venetianiſchen Schuſter, ſprach Sylveſter, weiß ich nichts, ſoll ich Euch aber treu und ehrlich die Quellen angeben, aus denen ich ſchöpfte, ſo muß ich Euch ſagen, daß die Worte der Scuderi: Un amant qui craint etc. wirklich von ihr und zwar beinahe auf denſelben Anlaß, wie ich es erzählt, geſprochen worden ſind. Auch iſt die Sache mit dem Geſchenk von Räuberhänden durchaus keine Geburt des von günſtiger Luft befruchteten Dichters. Die Nachricht davon findet ihr in einem Buche, wo ihr ſie gewiß nicht ſuchen würdet, nemlich in Wagenſeils Chronik von Nürnberg. Der alte Herr erzählt nemlich von einem Beſuch, den er während ſeines Aufenthalts in Paris bei dem Fräulein von Scuderi abgeſtattet, und iſt es mir gelungen, das Fräulein würdig und anmuthig darzuſtellen, ſo habe ich das lediglich der angenehmen Courtoiſie zu verdanken, mit der Wagenſeilius von der alten geiſtreichen Dame ſpricht.

Wahrhaftig, rief Theodor lachend, wahrhaftig, in einer Nürnberger Chronik das Fräulein von Scuderi anzutreffen, dazu gehört ein Dichterglück, wie es unſerm Sylveſter beſchieden. Ueberleuchtet er uns heute nicht in ſeiner Zweiheit als Theaterdichter und Erzähler wie das Geſtirn der Dioskuren?

Das iſt, ſprach Vinzenz, das iſt das, was ich eben impertinent finde. Der, der ein gutes Stück geſchrieben, muß ſich auch nicht noch herausnehmen wollen, gut zu erzählen.

Seltſam, nahm Cyprian das Wort, ſeltſam iſt es aber doch, daß Schriftſteller, die lebendig erzählen, die Charakter und Situation gut zu halten wiſſen, oft an dem Dramatiſchen gänzlich ſcheitern.

Sind, ſprach Lothar, ſind die Bedingniſſe des Drama's und der Erzählung aber nicht in ihren Grund-Elementen ſo von einander verſchieden, daß ſelbſt der Verſuch, den Stoff einer Erzählung zu einem Drama zu verarbeiten, oft mißlingt und mißlingen muß. — Ihr verſteht mich, daß ich von der eigentlichen Erzählung ſpreche und alles Novellenartige ausſchließe, das oft den Keim in ſich trägt, aus dem das wahre Drama hervorſprießt, wie ein ſchöner herrlicher Baum.

Was haltet, begann Vinzenz, was haltet Ihr von der angenehmen Idee, aus einem Schauſpiel eine Erzählung zu machen? — Vor mehreren Jahren las ich Ifflands Jäger als Erzählung bearbeitet, und Ihr könnt gar nicht glauben, wie ungemein allerliebſt und rührend ſich das Anrenden mit dem blanken Hirſchfänger und das Röckchen mit dem verlorenen Schuh ausnahmen. Sehr herrlich war es auch, daß der Verfaſſer oder Bearbeiter ganze Szenen beibehalten und nur das: ſprach er — erwiderte ſie, — zwiſchen die verſchiedenen Reden geſetzt hatte. Ich verſichere Euch, daß ich erſt dann, als ich dieſe Erzählung geleſen, die wahrhaft poetiſche Sentiment, das tief gefühlte und großartig rührende von Ifflands Jägern eingeſehen. Nebenher iſt mir aber auch die wiſſenſchaftliche Tendenz dieſes Drama's aufgegangen und ich kann es nicht tadeln, daß in jener Bibliothek unter der Rubrik: Forſtwiſſenſchaft, ſich auch Ifflands Jäger befanden.

Schweige, rief Lothar, ſchweige Spötter, und gönne mit uns ein gütiges Ohr dem würdigen Serapionsbruder, der, wie ich bemerke, ſo eben ein Manuſcript aus der Taſche gezogen hat.

Ich habe, ſprach Theodor, mich diesmal in ein anderes Feld gewagt, und bitte im voraus um Eure Nachſicht. Uebrigens liegt meiner Erzählung eine wirkliche Begebenheit zum Grunde, die mir indeſſen durch kein Buch, ſondern durch Tradition zugekommen.

Theodor las:

Spieler-Glück.

Mehr als jemals war im Sommer 18.. Pyrmont beſucht. Von Tage zu Tage mehrte ſich der Zufluß vornehmer reicher Fremden und machte den Wetteifer der Spekulanten jeder Art rege. So kam es denn auch, daß die Unternehmer der Farobank dafür ſorgten, ihr gleißendes Gold in größern Maſſen aufzuhäufen als ſonſt, damit die Lockſpeiſe ſich bewähre auch bei dem edelſten Wilde, das ſie, gute geübte Jäger, anzukörnen gedachten.

Wer weiß es nicht, daß, zumal zur Badezeit an Badeörtern, wo jeder, aus ſeinem gewöhnlichen Verhältniß getreten, ſich mit Vorbedacht hingiebt freier Muße, ſinnzerſtreuendem Vergnügen, der anziehende Zauber des Spiels unwiderſtehlich wird. Man ſieht Perſonen, die ſonſt keine Karte anrühren, an der Bank als die eifrigſten Spieler, und überdem will es auch, wenigſtens in der vornehmeren Welt, der gute Ton, daß man jeden Abend bei der Bank ſich einfinde und einiges Geld verſpiele.

Von dieſem unwiderſtehlichen Zauber, von dieſer Regel des guten Tons ſchien allein ein junger deutſcher Baron — wir wollen ihn Siegfried nennen — keine Notiz zu nehmen. Eilte alles an den Spieltiſch, wurde ihm jedes Mittel, jede Ausſicht ſich geiſtreich zu unterhalten, wie er es liebte, abgeſchnitten, ſo zog er es vor, entweder auf einſamen Spaziergängen ſich dem Spiel ſeiner Phantaſie zu überlaſſen, oder auf dem Zimmer dieſes, jenes Buch zur Hand zu nehmen, ja wohl ſich ſelbſt im Dichten — Schriftſtellen zu verſuchen.

Siegfried war jung, unabhängig, reich, von edler Geſtalt, anmuthigem Weſen, und ſo konnte es nicht fehlen, daß man ihn hochſchätzte, liebte, daß ſein Glück bei den Weibern entſchieden war. Aber auch in allem, was er nur beginnen, unternehmen mochte, ſchien ein beſonderer Glücksſtern über ihn zu walten. Man ſprach von allerlei abentheuerlichen Liebeshändeln, die ſich ihm aufgedrungen und die, ſo verderblich ſie allem Anſchein nach jedem Andern geweſen ſeyn würden, ſich auf unglaubliche Weiſe leicht und glücklich auflöſten. Vorzüglich pflegten aber die alten Herrn aus des Barons Bekanntſchaft. wurde von ihm, von ſeinem Glück geſprochen, einer Geſchichte von einer Uhr zu erwähnen, die ſich in ſeinen erſten Jünglingsjahren zugetragen. Es begab ſich nemlich, daß Siegfried, als er noch unter Vormundſchaft ſtand, auf einer Reiſe ganz unerwartet in ſolch dringende Geldnoth gerieth, daß er, um nur weiter fortzukommen, ſeine goldne mit Brillanten reich beſetzte Uhr verkaufen mußte. Er war darauf gefaßt, die koſtbare Uhr um geringes Geld zu verſchleudern; da es ſich aber traf, daß in demſelben Hotel, wo er eingekehrt, gerade ein junger Fürſt ſolch ein Kleinod ſuchte, ſo erhielt er mehr, als der eigentliche Werth betrug. Ueber ein Jahr war vergangen, Siegfried ſchon ſein eigner Herr worden, als er an einem andern Ort in den öffentlichen Blättern las, daß eine Uhr ausgeſpielt werden ſolle. Er nahm ein Loos, das eine Kleinigkeit koſtete und — gewann die goldne mit Brillanten beſetzte Uhr, die er verkauft. Nicht lange darauf vertauſchte er dieſe Uhr gegen einen koſtbaren Ring. Er kam bei dem Fürſten von G. auf kurze Zeit in Dienſte und dieſer ſchickte ihm bei ſeiner Entlaſſung als ein Andenken ſeines Wohlwollens — dieſelbe goldne mit Brillanten beſetzte Uhr mit reicher Kette! —

Von dieſer Geſchichte kam man denn auf Siegfrieds Eigenſinn, durchaus keine Karte anrühren zu wollen, wozu er bei ſeinem entſchiedenen Glück um ſo mehr Anlaß habe, und war bald darüber einig, daß der Baron bei ſeinen übrigen glänzenden Eigenſchaften ein Knicker ſey, viel zu ängſtlich, viel zu engherzig, um ſich auch nur dem geringſten Verluſt auszuſetzen. Darauf, daß das Betragen des Barons jedem Verdacht des Geizes ganz entſchieden widerſprach, wurde nicht geachtet und wie es denn nun zu geſchehen pflegt, daß die mehrſten recht darauf erpicht ſind, dem Ruhm irgend eines hochbegabten Mannes ein bedenkliches Aber hinzufügen zu können und dies Aber irgendwo aufzufinden wiſſen, ſollte es auch in ihrer eignen Einbildung ruhen, ſo war man mit jener Deutung von Siegfrieds Widerwillen gegen das Spiel gar höchlich zufrieden.

Siegfried erfuhr ſehr bald, was man von ihm behauptete, und da er, hochherzig und liberal wie er war, nichts mehr haßte, verabſcheute, als Knickerei, ſo beſchloß er um die Verläumder zu ſchlagen, ſo ſehr ihn auch das Spiel anekeln mochte, ſich mit ein Paar Hundert Louisd'or und auch wohl mehr loszukaufen von dem ſchlimmen Verdacht. — Er fand ſich bei der Bank ein mit dem feſten Vorſatz, die bedeutende Summe, die er eingeſteckt, zu verlieren; aber auch im Spiel wurde ihm das Glück, das ihm in Allem, was er unternahm, zur Seite ſtand, nicht untreu. Jede Karte, die er wählte, gewann. Die kabbaliſtiſchen Berechnungen alter geübter Spieler ſcheiterten an dem Spiel des Barons. Er mochte die Karten wechſeln, er mochte dieſelbe fortſetzen, gleichviel, immer war ſein der Gewinn. Der Baron gab das ſeltene Schauſpiel eines Ponteurs, der darüber außer ſich gerathen will, weil die Karten ihm zuſchlagen, und ſo nahe die Erklärung dieſes Benehmens lag, ſchaute man ſich doch an mit bedenklichen Geſichtern und gab nicht undeutlich zu verſtehen, der Baron könne, von dem Hange zum Sonderbaren fortgeriſſen, zuletzt in einigen Wahnſinn verfallen, denn wahnſinnig mußte doch der Spieler ſeyn, der ſich über ſein Glück entſetze.

Eben der Umſtand, daß er eine bedeutende Summe gewonnen, nöthigte den Baron fortzuſpielen und ſo, da aller Wahrſcheinlichkeit gemäß dem bedeutenden Gewinn ein noch bedeutenderer Verluſt folgen mußte, das durchzuſetzen, was er ſich vorgenommen. Aber keinesweges traf das ein, was man vermuthen konnte, denn ſich ganz gleich blieb das entſchiedene Glück des Barons.

Ohne daß er es ſelbſt bemerkte, regte ſich in dem Innern des Barons die Luſt an dem Faroſpiel, das in ſeiner Einfachheit das verhängnißvollſte iſt, mehr und mehr auf.

Er war nicht mehr unzufrieden mit ſeinem Glück, das Spiel feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit und hielt ihn feſt ganze Nächte hindurch, ſo daß er, da nicht der Gewinn, ſondern recht eigentlich das Spiel ihn anzog, nothgedrungen an den beſondern Zauber, von dem ſonſt ſeine Freunde geſprochen und den er durchaus nicht ſtatuiren wollen, glauben mußte.

Als er in einer Nacht, da der Bankier gerade eine Taille geendet, die Augen aufſchlug, gewahrte er einen ältlichen Mann, der ſich ihm gegenüber hingeſtellt hatte und den wehmüthig ernſten Blick feſt und unverwandt auf ihn richtete. Und jedesmal, wenn der Baron während des Spiels aufſchaute, traf ſein Blick das düſtre Auge des Fremden, ſo daß er ſich eines drückenden unheimlichen Gefühls nicht erwehren konnte. Erſt als das Spiel beendet, verließ der Fremde den Saal. In der folgenden Nacht ſtand er wieder dem Baron gegenüber und ſtarrte ihn an unverwandt mit düſtren geſpenſtiſchen Augen. Noch hielt der Baron an ſich; als aber in der dritten Nacht der Fremde ſich wieder eingefunden und zehrendes Feuer im Auge den

Baron anſtarrte, fuhr dieſer los: Mein Herr, ich muß Sie bitten, ſich einen andern Platz zu wählen. Sie geniren mein Spiel.

Der Fremde verbeugte ſich ſchmerzlich lächelnd und verließ, ohne ein Wort zu ſagen, den Spieltiſch und den Saal.

Und in der folgenden Nacht ſtand doch der Fremde wieder dem Baron gegenüber, mit dem düſter glühenden Blick ihn durchbohrend.

Da fuhr noch zorniger als in der vorigen Nacht der Baron auf: Mein Herr, wenn es Ihnen Spaß macht, mich anzugaffen, ſo bitte ich eine andere Zeit und einen andern Ort dazu zu wählen, in dieſem Augenblick aber ſich —

Eine Bewegung mit der Hand nach der Thür diente ſtatt des harten Worts, das der Baron eben ausſtoßen wollte.

Und wie in der vorigen Nacht, mit demſelben ſchmerzlichen Lächeln ſich leicht verbeugend, verließ der Fremde den Saal.

Vom Spiel, vom Wein, den er genoſſen, ja ſelbſt von dem Auftritt mit dem Fremden aufgeregt, konnte Siegfried nicht ſchlafen. Der Morgen dämmerte ſchon herauf, als die ganze Geſtalt des Fremden vor ſeine Augen trat. Er erblickte das bedeutende ſcharf gezeichnete gramverſtörte Geſicht, die tiefliegenden düſtern Augen, die ihn anſtarrten, er bemerkte, wie trotz der ärmlichen Kleidung der edle Anſtand den Mann von feiner Erziehung verrieth. — Und nun die Art, wie der Fremde mit ſchmerzhafter Reſignation die harten Worte aufnahm und ſich, das bitterſte Gefühl mit Gewalt niederkämpfend, aus dem Saal entfernte! — Nein, rief Siegfried, ich that ihm Unrecht — ſchweres Unrecht! — Liegt es denn in meinem Weſen, wie ein roher Burſche in gemeiner Unart aufzubrauſen, Menſchen zu beleidigen ohne den mindeſten Anlaß? — Der Baron kam dahin, ſich zu überzeugen, daß der Mann ihn ſo angeſtarrt habe in dem erdrückendſten Gefühl des ſchneidenden Contraſtes, daß in dem Augenblick, als er vielleicht mit der bitterſten Noth kämpfe, er, der Baron, im übermüthigen Spiel Geld über Geld aufgehäuft. Er beſchloß, gleich den andern Morgen den Fremden aufzuſuchen und die Sache auszugleichen.

Der Zufall fügte es, daß gerade die erſte Perſon, der der Baron in der Allee luſtwandelnd begegnete, eben der Fremde war.

Der Baron redete ihn an, entſchuldigte eindringlich ſein Benehmen in der geſtrigen Nacht und ſchloß damit, den Fremden in aller

Form um Verzeihung zu bitten. Der Fremde meinte, er habe gar nichts zu verzeihen, da man dem im eifrigen Spiel begriffenen Spieler vieles zu Gute halten müſſe, überdem er aber allein ſich auch dadurch, daß er hartnäckig auf dem Platze geblieben, wo er den Baron geniren müſſen, die harten Worte zugezogen.

Der Baron ging weiter, er ſprach davon, daß es oft im Leben augenblickliche Verlegenheiten gäbe, die den Mann von Bildung auf das empfindlichſte niederdrückten, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß er bereit ſey, das Geld, das er gewonnen oder auch noch mehr, herzugeben, wenn dadurch vielleicht dem Fremden geholfen werden könnte.

Mein Herr, erwiederte der Fremde, Sie halten mich für bedürftig, das bin ich gerade nicht, denn mehr arm als reich habe ich doch ſo viel als meine einfache Weiſe zu leben fordert. Zudem werden Sie ſelbſt erachten, daß ich, glauben Sie mich beleidigt zu haben und wollen es durch ein gut Stück Geld abmachen, dies unmöglich als ein Mann von Ehre würde annehmen können, wäre ich auch nicht Cavalier.

Ich glaube, erwiederte der Baron betreten, ich glaube Sie zu verſtehen, und bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben, wie Sie es verlangen.

O Himmel, fuhr der Fremde fort, o Himmel, wie ungleich würde der Zweikampf zwiſchen uns beiden ſeyn! — Ich bin überzeugt, daß Sie eben ſo wie ich den Zweikampf nicht für eine kindiſche Raſerei halten und keinesweges glauben, daß ein Paar Tropfen Blut, vielleicht dem geritzten Finger entquollen, die befleckte Ehre rein waſchen können. Es giebt mancherlei Fälle, die es zweien Menſchen unmöglich machen können, auf dieſer Erde neben einander zu exiſtiren, und lebe der eine am Caucaſus und der andere an der Tiber, es giebt keine Trennung, ſo lange der Gedanke die Exiſtenz des Gehaßten erreicht. Hier wird der Zweikampf, welcher darüber entſcheidet, wer dem andern den Platz auf dieſer Erde räumen ſoll, nothwendig. — Zwiſchen uns beiden würde, wie ich eben geſagt, der Zweikampf ungleich ſeyn, da mein Leben keinesweges ſo hoch zu ſtellen als das Ihrige. Stoße ich Sie nieder, ſo tödte ich eine ganze Welt der ſchönſten Hoffnungen, bleibe ich, ſo haben Sie ein kümmerliches von den bitterſten qualvollſten Erinnerungen verſtörtes Daſeyn geendet! —

Doch die Hauptſache bleibt, daß ich mich durchaus nicht für beleidigt halte. — Sie hießen mich gehen und ich ging! —

Die letzten Worte ſprach der Fremde mit einem Ton, der die innere Kränkung verrieth. Grund genug für den Baron, nochmals ſich vorzüglich damit zu entſchuldigen, daß, ſelbſt wiſſe er nicht warum, ihm der Blick des Fremden bis ins Innerſte gedrungen ſey, daß er ihn zuletzt gar nicht habe ertragen können.

Möchte, ſprach der Fremde, möchte doch mein Blick in Ihrem Innerſten, drang er wirklich hinein, den Gedanken an die bedrohliche Gefahr aufgeregt haben, in der Sie ſchweben. Mit frohem Muthe, mit jugendlicher Unbefangenheit ſtehen Sie am Rande des Abgrundes, ein einziger Stoß und Sie ſtürzen rettungslos hinab. — Mit einem Wort — Sie ſind im Begriff, ein leidenſchaftlicher Spieler zu werden und ſich zu verderben.

Der Baron verſicherte, daß der Fremde ſich ganz und gar irre. Er erzählte umſtändlich, wie er an den Spieltiſch gerathen und behauptete, daß ihm der eigentliche Spielſinn ganz abgehe, daß er gerade den Verluſt von ein Paar Hundert Louisd'or wünſche, und wenn er dies erreicht, aufhören werde zu pontiren. Bis jetzt habe er aber das entſchiedenſte Glück gehabt.

Ach, rief der Fremde, ach eben dieſes Glück iſt die entſetzlichſte hämiſchſte Verlockung der feindlichen Macht! — eben dieſes Glück, womit Sie ſpielen, Baron! die ganze Art, wie Sie zum Spiel gekommen ſind, ja ſelbſt Ihr ganzes Weſen beim Spiel, welches nur zu deutlich verräth, wie immer mehr und mehr Ihr Intereſſe daran ſteigt — alles — alles erinnert mich nur zu lebhaft an das entſetzliche Schickſal eines Unglücklichen, welcher, Ihnen in vieler Hinſicht ähnlich, eben ſo begann als Sie. Deshalb geſchah es, daß ich mein Auge nicht verwenden konnte von Ihnen, daß ich mich kaum zurückzuhalten vermochte, mit Worten das zu ſagen, was mein Blick Sie errathen laſſen ſollte! — O ſieh doch nur die Dämonen ihre Krallenfäuſte ausſtrecken, dich hinabzureißen in den Orkus! — So hätt' ich rufen mögen. — Ich wünſchte Ihre Bekanntſchaft zu machen, das iſt mir wenigſtens gelungen. — Erfahren Sie die Geſchichte jenes Unglücklichen, deſſen ich erwähnte, vielleicht überzeugen Sie ſich dann, daß es kein leeres Hirngeſpinnſt iſt, wenn ich Sie in der dringendſten Gefahr erblicke und Sie warne.

Beide, der Fremde und der Baron, nahmen Platz auf einer einſam ſtehenden Bank, dann begann der Fremde in folgender Art.

Dieſelben glänzenden Eigenſchaften, die Sie, Herr Baron! auszeichnen, erwarben dem Chevalier Menars die Achtung und Bewunderung der Männer, machten ihn zum Liebling der Weiber. Nur was den Reichthum betrifft, hatte das Glück ihn nicht ſo begünſtigt wie Sie. Er war beinahe dürftig und nur durch die geregeltſte Lebensart wurde es ihm möglich, mit dem Anſtande zu erſcheinen, wie es ſeine Stellung als Abkömmling einer bedeutenden Familie erforderte. Schon deshalb, da ihm der kleinſte Verluſt empfindlich ſeyn, ſeine ganze Lebensweiſe verſtören mußte, durfte er ſich auf kein Spiel einlaſſen, zudem fehlte es ihm auch an allem Sinn dafür, und er brachte daher, wenn er das Spiel vermied, kein Opfer. Sonſt gelang ihm alles, was er unternahm, auf beſondere Weiſe, ſo daß das Gluck des Chevalier Menars zum Sprüchwort wurde.

Wider ſeine Gewohnheit hatte er ſich in einer Nacht überreden laſſen, ein Spielhaus zu beſuchen. Die Freunde, die mit ihm gegangen, waren bald ins Spiel verwickelt.

Ohne Theilnahme, in ganz andere Gedanken vertieft, ſchritt der Chevalier bald den Saal auf und ab, ſtarrte bald hin auf den Spieltiſch, wo dem Bankier von allen Seiten Gold über Gold zuſtrömte. Da gewahrte plötzlich ein alter Obriſter den Chevalier und rief laut: Alle Teufel! Da iſt der Chevalier Menars unter uns und ſein Glück, und wir können nichts gewinnen, da er ſich weder für den Bankier noch für die Ponteurs erklärt hat, aber das ſoll nicht länger ſo bleiben, er ſoll gleich für mich pontiren!

Der Chevalier mochte ſich mit ſeiner Ungeſchicklichkeit, mit ſeinem Mangel an jeder Erfahrung, entſchuldigen wie er wollte, der Obriſt ließ nicht nach, der Chevalier mußte heran an den Spieltiſch.

Gerade wie Ihnen, Herr Baron, ging es dem Chevalier, jede Karte ſchlug ihm zu, ſo daß er bald eine bedeutende Summe für den Obriſten gewonnen hatte, der ſich gar nicht genug über den herrlichen Einfall freuen konnte, daß er das bewährte Glück des Chevalier Menars in Anſpruch genommen.

Auf den Chevalier ſelbſt machte ſein Glück, das alle übrigen in Erſtaunen ſetzte, nicht den mindeſten Eindruck; ja er wußte ſelbſt nicht wie es geſchah, daß ſein Widerwillen gegen das Spiel ſich noch vermehrte, ſo daß er am andern Morgen, als er die Folgen der mit Anſtrengung durchwachten Nacht in der geiſtigen und körperlichen Erſchlaffung fühlte, ſich auf das ernſtlichſte vornahm, unter keiner Bedingung jemals wieder ein Spielhaus zu beſuchen.

Noch beſtärkt wurde dieſer Vorſatz durch das Betragen des alten Obriſten, der, ſo wie er nur eine Karte in die Hand nahm, das entſchiedenſte Unglück hatte, und dies Unglück nun in ſeltſamer Bethörtheit dem Chevalier auf den Hals ſchob. Auf zudringliche Weiſe verlangte er, der Chevalier ſolle für ihn pontiren oder ihm, wenn er ſpiele, wenigſtens zur Seite ſtehen, um durch ſeine Gegenwart den böſen Dämon, der ihm die Karten in die Hand ſchob, die niemals trafen, wegzubannen. — Man weiß, daß nirgends mehr abgeſchmackter Aberglaube herrſcht als unter den Spielern. — Nur mit dem größten Ernſt, ja mit der Erklärung, daß er ſich lieber mit ihm ſchlagen als für ihn ſpielen wollte, konnte ſich der Chevalier den Obriſten, der eben kein Freund von Duellen war, vom Leibe halten. — Der Chevalier verwünſchte ſeine Nachgiebigkeit gegen den alten Thoren.

Uebrigens konnt' es nicht fehlen, daß die Geſchichte von dem wunderbar glücklichen Spiel des Chevaliers von Mund zu Mund lief, und daß noch allerlei räthſelhafte geheimnißvolle Umſtände hinzu gedichtet wurden, die den Chevalier als einen Mann, der mit den höheren Mächten im Bunde, darſtellten. Daß aber der Chevalier ſeines Glücks unerachtet keine Karte berührte, mußte den höchſten Begriff von der Feſtigkeit ſeines Charakters geben, und die Achtung, in der er ſtand, noch um vieles vermehren.

Ein Jahr mochte vergangen ſeyn, als der Chevalier durch das unerwartete Ausbleiben der kleinen Summe, von der er ſeinen Lebensunterhalt beſtritt, in die drückendſte peinlichſte Verlegenheit geſetzt wurde. Er war genöthigt, ſich ſeinem treueſten Freunde zu entdecken, der ohne Anſtand ihm mit dem, was er bedurfte, aushalf, zugleich ihn aber den ärgſten Sonderling ſchalt, den es wohl jemals gegeben.

Das Schickſal, ſprach er, giebt uns Winke, auf welchem Wege wir unſer Heil ſuchen ſollen und finden, nur in unſerer Indolenz liegt es, wenn wir dieſe Winke nicht beachten, nicht verſtehen. Dir hat die höhere Macht, die über uns gebietet, ſehr deutlich ins Ohr geraunt: Willſt du Geld und Gut erwerben, ſo geh hin und ſpiele, ſonſt bleibſt du arm, dürftig, abhängig immerdar.

Nun erſt trat der Gedanke, wie wunderbar das Glück ihn an der Farobank begünſtigt hatte, lebendig vor ſeine Seele und träumend und wachend ſah er Karten, hörte er das eintönige — gagne — perd des Bankiers, das Klirren der Goldſtücke!

Es iſt wahr, ſprach er zu ſich ſelbſt, eine einzige Nacht, wie jene, reißt mich aus der Noth, überhebt mich der drückenden Verlegenheit, meinen Freunden beſchwerlich zu fallen; es iſt Pflicht, dem Winke des Schickſals zu folgen.

Eben der Freund, der ihm zum Spiel gerathen, begleitete ihn ins Spielhaus, gab ihm, damit er ſorglos das Spiel beginnen könne, noch zwanzig Louisd'or.

Hatte der Chevalier damals, als er für den alten Obriſten pontirte, glänzend geſpielt, ſo war dies jetzt doppelt der Fall. Blindlings, ohne Wahl zog er die Karten, die er ſetzte, aber nicht er, die unſichtbare Hand der höhern Macht, die mit dem Zufall vertraut oder vielmehr das ſelbſt iſt, was wir Zufall nennen, ſchien ſein Spiel zu ordnen. Als das Spiel geendet, hatte er tauſend Louisd'or gewonnen.

In einer Art von Betäubung erwachte er am andern Morgen. Die gewonnenen Goldſtücke lagen aufgeſchüttet neben ihm auf dem Tiſche. Er glaubte im erſten Moment zu träumen, er rieb ſich die Augen, er erfaßte den Tiſch, rückte ihn näher heran. Als er ſich nun aber beſann, was geſchehen, als er in den Goldſtücken wühlte, als er ſie wohlgefällig zählte und wieder durchzählte, da ging zum erſtenmal wie ein verderblicher Gifthauch die Luſt an dem ſchnöden Mammon durch ſein ganzes Weſen, da war es geſchehen um die Reinheit der Geſinnung, die er ſo lange bewahrt! —

Er konnte kaum die Nacht erwarten, um an den Spieltiſch zu kommen. Sein Glück blieb ſich gleich, ſo daß er in wenigen Wochen, während welcher er beinahe jede Nacht geſpielt, eine bedeutende Summe gewonnen hatte.

Es giebt zweierlei Arten von Spielern. Manchen gewährt, ohne Rückſicht auf Gewinn, das Spiel ſelbſt als Spiel eine unbeſchreibliche geheimnißvolle Luſt. Die ſonderbaren Verkettungen des Zufalls wechſeln in dem ſeltſamſten Spiel, das Regiment der höheren Macht tritt klarer hervor, und eben dieſes iſt es, was unſern Geiſt anregt, die Fittige zu rühren und zu verſuchen, ob er ſich nicht hineinſchwingen kann in das dunkle Reich, in die verhängnißvolle Werkſtatt jener Macht, um ihre Arbeiten zu belauſchen. — Ich habe einen Mann gekannt, der Tage, Nächte lang einſam in ſeinem Zimmer Bank machte und gegen ſich ſelbſt pontirte, der war meines Bedünkens ein ächter Spieler. — Andere haben nur den Gewinnſt vor Augen und betrachten das Spiel als ein Mittel, ſich ſchnell zu bereichern. Zu dieſer Claſſe ſchlug ſich der Chevalier und bewährte dadurch den Satz, daß der eigentliche tiefere Spielſinn in der individuellen Natur liegen, angeboren ſeyn muß.

Eben daher war ihm der Kreis, in dem ſich der Ponteur bewegt, bald zu enge. Mit der ſehr beträchtlichen Summe, die er ſich erſpielt, etablirte er eine Bank, und auch hier begünſtigte ihn das Glück dergeſtalt, daß in kurzer Zeit ſeine Bank die reichſte war in ganz Paris. Wie es in der Natur der Sache liegt, ſtrömten ihm, dem reichſten, glücklichſten Bankier, auch die mehrſten Spieler zu.

Das wilde wüſte Leben des Spielers vertilgte bald alle die geiſtigen und körperlichen Vorzüge, die dem Chevalier ſonſt Liebe und Achtung erworben hatten. Er hörte auf ein treuer Freund, ein unbefangener heitrer Geſellſchafter, ein ritterlich galanter Verehrer der Damen zu ſeyn. Erloſchen war ſein Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt, dahin all ſein Streben, in tüchtiger Erkenntniß vorzuſchreiten. Auf ſeinem todtbleichen Geſicht, in ſeinen düſtern, dunkles Feuer ſprühenden Augen lag der volle Ausdruck der verderblichſten Leidenſchaft, die ihn umſtrickt hielt — Nicht Spielſucht, nein, der gehäſſigſte Geldgeiz war es, den der Satan ſelbſt in ſeinem Innern entzündet! — Mit einem Wort, es war der vollendetſte Bankier, wie es nur einen geben kann!

In einer Nacht war dem Chevalier, ohne daß er gerade bedeutenden Verluſt erlitten, doch das Glück weniger günſtig geweſen als ſonſt. Da trat ein kleiner, alter, dürrer Mann, dürftig gekleidet, von beinahe garſtigem Anſehen an den Spieltiſch, nahm mit zitternder Hand eine Karte und beſetzte ſie mit einem Goldſtück. Mehrere von den Spielern blickten den Alten an mit tiefem Erſtaunen, behandelten ihn aber dann mit auffallender Verachtung, ohne daß der Alte auch nur eine Miene verzog, viel weniger mit einem Wort ſich darüber beſchwerte.

Der Alte verlor — verlor einen Satz nach dem andern, aber je höher ſein Verluſt ſtieg, deſto mehr freuten ſich die andern Spieler. Ja, als der Alte, der ſeine Sätze immerfort doublirte, einmal fünfhundert Louisd'or auf eine Karte geſetzt und dieſe in demſelben Augenblick umſchlug, rief einer laut lachend: Glück zu, Signor Vertua, Glück zu, verliert den Muth nicht, ſetzt immerhin weiter fort, Ihr ſeht mir ſo aus, als würdet Ihr doch noch am Ende die Bank ſprengen durch ungeheuern Gewinnſt!

Der Alte warf einen Baſiliskenblick auf den Spötter und rannte ſchnell von dannen, aber nur um in einer halben Stunde wiederzukehren, die Taſchen mit Gold gefüllt. In der letzten Taille mußte indeſſen der Alte aufhören, da er wiederum alles Gold verſpielt, das er zur Stelle gebracht.

Dem Chevalier, der, aller Verruchtheit ſeines Treibens unerachtet, doch auf einen gewiſſen Anſtand hielt, der bei ſeiner Bank beobachtet werden mußte, hatte der Hohn, die Verachtung, womit man den Alten behandelt, im höchſten Grade mißfallen. Grund genug nach beendetem Spiel, als der Alte ſich entfernt hatte, darüber jenen Spötter ſo wie ein paar andere Spieler, deren verächtliches Betragen gegen den Alten am mehrſten aufgefallen und die vom Chevalier dazu aufgefordert, noch da geblieben, ſehr ernſtlich zur Rede zu ſtellen.

Ei, rief der eine, Ihr kennt den alten Francesco Vertua nicht, Chevalier! ſonſt würdet Ihr Euch über uns und unſer Betragen gar nicht beklagen, es vielmehr ganz und gar gut heißen. Erfahrt, daß dieſer Vertua, Neapolitaner von Geburt, ſeit funfzehn Jahren in Paris, der niedrigſte, ſchmutzigſte, bösartigſte Geizhals und Wucherer iſt, den es geben mag. Jedes menſchliche Gefühl iſt ihm fremd, er könnte ſeinen eignen Bruder im Todeskrampf ſich zu ſeinen Füßen krümmen ſehen und vergebens würd' es bleiben, ihm, wenn auch dadurch der Bruder gerettet werden könnte, auch nur einen einzigen Louisd'or entlocken zu wollen. Die Flüche und Verwünſchungen einer Menge Menſchen, ja ganzer Familien, die durch ſeine ſataniſchen Spekulationen ins tiefſte Verderben geſtürzt wurden, laſten ſchwer auf ihm. Er iſt bitter gehaßt von allen, die ihn kennen, jeder wünſcht, daß die Rache für alles Böſe, das er that, ihn erfaſſen und ſein ſchuldbeflecktes Leben enden möge. Geſpielt hat er, wenigſtens ſo lange er in Paris iſt, niemals und Ihr dürft Euch nach alle dem über das tiefe Erſtaunen gar nicht verwundern, in das wir geriethen, als der alte

Geizhals an den Spieltiſch trat. Eben ſo mußten wir uns wohl über ſeinen bedeutenden Verluſt freuen, denn arg, ganz arg würde es doch geweſen ſeyn, wenn das Glück den Böſewicht begünſtigt hätte. Es iſt nur zu gewiß, daß der Reichthum Eurer Bank, Chevalier! den alten Thoren verblendet hat. Er gedachte Euch zu rupfen und verlor ſelbſt die Federn. Unbegreiflich bleibt es mir aber doch, wie Vertua, dem eigentlichen Charakter des Geizhalſes entgegen, ſich entſchließen konnte zu ſolch hohem Spiel. Nun! — er wird wohl nicht wiederkommen, wir ſind ihn los!

Dieſe Vermuthung traf jedoch keinesweges ein, denn ſchon in der folgenden Nacht ſtand Vertua wiederum an der Bank des Chevaliers, und ſetzte und verlor viel bedeutender als geſtern. Dabei blieb er ruhig, ja er lächelte zuweilen mit einer bittern Ironie, als wiſſe er im Voraus, wie bald ſich alles ganz anders begeben würde. Aber wie eine Lavine wuchs ſchneller und ſchneller in jeder der folgenden Nächte der Verluſt des Alten, ſo daß man zuletzt nachrechnen wollte, er habe an dreißig tauſend Louisd'or zur Bank bezahlt. Da kam er einſt, als ſchon längſt das Spiel begonnen, todtenbleich mit verſtörtem Blick in den Saal und ſtellte ſich fern von dem Spieltiſch hin, das Auge ſtarr auf die Karten gerichtet, die der Chevalier abzog. Endlich als der Chevalier die Karten gemiſcht hatte, abheben ließ und eben die Taille beginnen wollte, rief der Alte mit kreiſchendem Ton: Halt! daß alle beinahe entſetzt ſich umſchauten. Da drängte ſich der Alte durch bis dicht an den Chevalier hinan und ſprach ihm mit dumpfer Stimme ins Ohr: „Chevalier! mein Haus in der Straße St. Honoré nebſt der ganzen Einrichtung und meiner Habe an Silber, Gold und Juwelen iſt geſchätzt auf achtzig tauſend Franken, wollt Ihr den Satz halten?“ „Gut,“ erwiederte der Chevalier kalt, ohne ſich umzuſehen nach dem Alten, und begann die Taille.

„Die Dame,“ ſprach der Alte und in dem nächſten Abzug hatte die Dame verloren! — Der Alte prallte zurück und lehnte ſich an die Wand regungs- und bewegungslos, der ſtarren Bildſäule ähnlich. Niemand kümmerte ſich weiter um ihn.

Das Spiel war geendet, die Spieler verloren ſich, der Chevalier packte mit ſeinen Croupiers das gewonnene Geld in die Caſſette; da wankte wie ein Geſpenſt der alte Vertua aus dem Winkel hervor auf den Chevalier zu und ſprach mit hohler dumpfer Stimme: „Noch ein Wort, Chevalier! ein einziges Wort!“

„Nun was giebts?“ erwiederte der Chevalier, indem er den Schlüſſel abzog von der Caſſette und dann den Alten verächtlich maß von Kopf bis zu Fuß.

„Mein ganzes Vermögen, fuhr der Alte fort, verlor ich an Eure Bank, Chevalier, nichts, nichts blieb mir übrig, ich weiß nicht, wo ich morgen mein Haupt hinlegen, wovon ich meinen Hunger ſtillen ſoll. Zu Euch, Chevalier, nehme ich meine Zuflucht. Borgt mir von der Summe, die Ihr von mir gewonnen, den zehnten Theil, damit ich mein Geſchäft wieder beginne und mich emporſchwinge aus der tiefſten Noth.“

„Wo denkt Ihr hin, erwiederte der Chevalier, wo denkt Ihr hin, Signor Vertua, wißt Ihr nicht, daß ein Bankier niemals Geld wegborgen darf von ſeinem Gewinnſt? Das läuft gegen die alte Regel, von der ich nicht abweiche.“

„Ihr habt Recht, ſprach Vertua weiter, Ihr habt Recht, Chevalier, meine Forderung war unſinnig — übertrieben! — den zehnten Theil! — nein! den zwanzigſten Theil borgt mir!“ — „Ich ſage Euch ja, antwortete der Chevalier verdrießlich, daß ich von meinem Gewinnſt durchaus nichts verborge!“

„Es iſt wahr, ſprach Vertua, indem ſein Antlitz immer mehr erbleichte, immer ſtierer und ſtarrer ſein Blick wurde, es iſt wahr, Ihr dürft nichts verborgen — ich that es ja auch ſonſt nicht! — Aber dem Bettler gebt ein Almoſen — gebt ihm von dem Reichthum, den Euch heute das blinde Glück zuwarf, hundert Louisd'or.“

„Nun in Wahrheit, fuhr der Chevalier zornig auf, Ihr verſteht es, die Leute zu quälen, Signor Vertua! Ich ſage Euch, nicht hundert, nicht funfzig — nicht zwanzig — nicht einen einzigen Louisd'or erhaltet Ihr von mir. Raſend müßt' ich ſeyn, Euch auch nur im mindeſten Vorſchub zu leiſten, damit Ihr Euer ſchändliches Gewerbe wieder von neuem beginnen könntet. Das Schickſal hat Euch niedergetreten in den Staub wie einen giftigen Wurm, und es wäre ruchlos, Euch wieder empor zu richten. Geht hin und verderbt, wie Ihr es verdient!“

Beide Hände vors Geſicht gedrückt, ſank mit einem dumpfen Seufzer Vertua zuſammen. Der Chevalier befahl den Bedienten, die

Caſſette in den Wagen hinabzubringen und rief dann mit ſtarker Stimme: „Wann übergebt Ihr mir Euer Haus, Eure Effekten, Signor Vertua?"

Da raffte ſich Vertua auf vom Boden und ſprach mit feſter Stimme: „Jetzt gleich — in dieſem Augenblick, Chevalier! kommt mit mir!"

„Gut, erwiederte der Chevalier, Ihr könnt mit mir fahren nach Eurem Hauſe, das Ihr dann am Morgen auf immer verlaſſen möget."

Den ganzen Weg über ſprach keiner, weder Vertua noch der Chevalier, ein einziges Wort. — Vor dem Hauſe in der Straße St. Honoré angekommen, zog Vertua die Schelle. Ein altes Mütterchen öffnete und rief, als ſie Vertua gewahrte: „O Heiland der Welt, ſeyd Ihr es endlich, Signor Vertua! Halb todt hat ſich Angela geängſtet Euerthalben!" —

„Schweige, erwiederte Vertua, gebe der Himmel, daß Angela die unglückliche Glocke nicht gehört hat! Sie ſoll nicht wiſſen, daß ich gekommen bin."

Und damit nahm er der ganz verſteinerten Alten den Leuchter mit den brennenden Kerzen aus der Hand und leuchtete dem Chevalier vorauf ins Zimmer.

„Ich bin, ſprach Vertua, auf alles gefaßt. Ihr haßt, Ihr verachtet mich, Chevalier! Ihr verderbt mich, Euch und andern zur Luſt, aber Ihr kennt mich nicht. Vernehmt denn, daß ich ehemals ein Spieler war wie Ihr, daß mir das launenhafte Glück eben ſo günſtig war als Euch, daß ich halb Europa durchreiſte, überall verweilte, wo hohes Spiel, die Hoffnung großen Gewinnſtes mich anlockte, daß ſich das Gold in meiner Bank unaufhörlich häufte wie in der Eurigen. Ich hatte ein ſchönes treues Weib, die ich vernachläſſigte, die elend war mitten im glänzendſten Reichthum. Da begab es ſich, daß, als ich einmal in Genua meine Bank aufgeſchlagen, ein junger Römer ſein ganzes reiches Erbe an meine Bank verſpielte. So wie ich heute Euch, bat er mich, ihm Geld zu leihen, um wenigſtens nach Rom zurückreiſen zu können. Ich ſchlug es ihm mit Hohngelächter ab und er ſtieß mir in der wahnſinnigen Wuth der Verzweiflung das Stilet, welches er bei ſich trug, tief in die Bruſt. Mit Mühe gelang es den Aerzten, mich zu retten, aber mein Krankenlager war langwierig und ſchmerzhaft. Da pflegte mich mein Weib, tröſtete mich, hielt mich aufrecht, wenn ich erliegen wollte der Qual, und mit der Geneſung dämmerte ein Gefühl in mir auf und wurde mächtiger und mächtiger, das ich noch nie gekannt. Aller menſchlichen Regung wird entfremdet der Spieler, ſo kam es, daß ich nicht wußte, was Liebe, treue Anhänglichkeit eines Weibes heißt. Tief in der Seele brannte es mir, was mein undankbares Herz gegen die Gattin verſchuldet und welchem freveligen Beginnen ich ſie geopfert. Wie quälende Geiſter der Rache erſchienen mir alle die, deren Lebensglück, deren ganze Exiſtenz ich mit verruchter Gleichgültigkeit gemordet, und ich hörte ihre dumpfen heiſern Grabesſtimmen, die mir vorwarfen alle Schuld, alle Verbrechen, deren Keim ich gepflanzt! Nur mein Weib vermochte den namenloſen Jammer, das Entſetzen zu bannen, das mich dann erfaßte! — Ein Gelübde that ich, nie mehr eine Karte zu berühren. Ich zog mich zurück, ich riß mich los von den Banden, die mich feſthielten, ich widerſtand den Lockungen meiner Croupiers, die mich und mein Glück nicht entbehren wollten. Ein kleines Landhaus bei Rom, das ich erſtand, war der Ort, wohin ich, als ich vollkommen geneſen, hinflüchtete mit meinem Weibe. Ach! nur ein einziges Jahr wurde mir eine Ruhe, ein Glück, eine Zufriedenheit zu Theil, die ich nie geahnet! Mein Weib gebar mir eine Tochter, und ſtarb wenige Wochen darauf. Ich war in Verzweiflung, ich klagte den Himmel an und verwünſchte dann wieder mich ſelbſt, mein verruchtes Leben, das die ewige Macht rächte, da ſie mir mein Weib nahm, das mich vom Verderben gerettet, das einzige Weſen, das mir Troſt gab und Hoffnung. Wie den Verbrecher, der das Grauen der Einſamkeit fürchtet, trieb es mich fort von meinem Landhauſe hieher nach Paris. Angela blühte auf, das holde Ebenbild ihrer Mutter, an ihr hing mein ganzes Herz, für ſie ließ ich es mir angelegen ſeyn, ein bedeutendes Vermögen nicht nur zu erhalten, ſondern zu vermehren. Es iſt wahr, ich lieh Geld aus auf hohe Zinſen, ſchändliche Verläumdung iſt es aber, wenn man mich des betrügeriſchen Wuchers anklagt. Und wer ſind dieſe Ankläger? Leichtſinnige Leute, die mich raſtlos quälen, bis ich ihnen Geld borge, das ſie wie ein Ding ohne Werth verpraſſen und dann außer ſich gerathen wollen, wenn ich das Geld, welches nicht mir, nein, meiner Tochter gehört, für deren Vermögensverwalter ich mich nur anſehe, mit unerbittlicher Strenge eintreibe. Nicht lange iſt es her, als ich einen jungen Menſchen der Schande, dem Verderben entriß, dadurch daß ich ihm eine bedeutende Summe vorſtreckte. Nicht mit einer Silbe gedachte ich, da er, wie ich wußte, blutarm war, der Forderung, bis er eine ſehr reiche Erbſchaft gemacht. Da trat ich ihn an wegen der Schuld. — Glaubt Ihr wohl, Chevalier, daß der leichtſinnige Böſewicht, der mir ſeine Exiſtenz zu verdanken hatte, die Schuld ableugnen wollte, daß er mich einen niederträchtigen Geizhals ſchalt, als er mir, durch die Gerichte dazu angehalten, die Schuld bezahlen mußte? — Ich könnte Euch mehr dergleichen Vorfälle erzählen, die mich hart gemacht haben und gefühllos da, wo mir der Leichtſinn, die Schlechtigkeit entgegentritt. Noch mehr! — ich könnte Euch ſagen, daß ich ſchon manche bittre Thräne trocknete, daß manches Gebet für mich und für meine Angela zum Himmel ſtieg, doch Ihr würdet das für falſche Prahlerei halten und ohnedem nichts darauf geben, da Ihr ein Spieler ſeyd! — Ich glaubte, daß die ewige Macht geſühnt ſey — es war nur Wahn! denn freigegeben wurd' es dem Satan, mich zu verblenden auf entſetzlichere Weiſe als jemals. — Ich hörte von Euerm Glück, Chevalier! Jeden Tag vernahm ich, daß dieſer, jener an Eurer Bank ſich zum Bettler herabpontirt, da kam mir der Gedanke, daß ich beſtimmt ſey, mein Spieler-Glück, das mich noch niemals verlaſſen, gegen das Eure zu ſetzen, daß es in meine Hand gelegt ſey, Eurem Treiben ein Ende zu machen, und dieſer Gedanke, den nur ein ſeltſamer Wahnſinn erzeugen konnte, ließ mir fürder keine Ruhe, keine Raſt. So gerieth ich an Eure Bank, ſo verließ mich nicht eher meine entſetzliche Bethörung, bis meine — meiner Angela Habe Euer war! — Es iſt nun aus! — Ihr werdet doch erlauben, daß meine Tochter ihre Kleidungsſtücke mit ſich nehme?"

„Die Garderobe Eurer Tochter, erwiederte der Chevalier, geht mich nichts an. Auch könnt Ihr Betten und nothwendiges Hausgeräth mitnehmen. Was ſoll ich mit dem Rumpelzeuge, doch ſeht Euch vor, daß nichts von einigem Werth mit unterlaufe, das mir zugefallen."

Der alte Vertua ſtarrte den Chevalier ein paar Sekunden ſprachlos an, dann aber ſtürzte ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen, ganz vernichtet, ganz Jammer und Verzweiflung ſank er nieder vor dem Chevalier und ſchrie mit aufgehobenen Händen: „Chevalier, habt Ihr noch menſchliches Gefühl in Eurer Bruſt — ſeyd barmherzig — barmherzig! — Nicht mich, meine Tochter, meine Angela, das unſchuldige

Engelskind ſtürzt Ihr ins Verderben! — o ſeyd gegen dieſe barmherzig, leiht ihr, ihr, meiner Angela, den zwanzigſten Theil ihres Vermögens, das Ihr geraubt! — O ich weiß es, Ihr laßt Euch erflehen. O Angela, meine Tochter!" —

Und damit ſchluchzte — jammerte — ſtöhnte der Alte und rief mit herzzerſchneidendem Ton den Namen ſeines Kindes.

„Die abgeſchmackte Theater-Szene fängt an mich zu langweilen," ſprach der Chevalier gleichgültig und verdrießlich, aber in demſelben Augenblick ſprang die Thür auf und hinein ſtürzte ein Mädchen im weißen Nachtgewande, mit aufgelöſten Haaren, den Tod im Antlitz, ſtürzte hin auf den alten Vertua, hob ihn auf, faßte ihn in die Arme und rief: „O mein Vater — mein Vater — ich hörte — ich weiß alles — Habt Ihr denn alles verloren? alles? — Habt Ihr nicht Eure Angela? Was bedarf es Geld und Gut, wird Angela Euch nicht nähren, pflegen? — O Vater, erniedriget Euch nicht länger vor dieſem verächtlichen Unmenſchen. — Nicht wir ſind es, er iſt es, der arm und elend bleibt im vollen ſchnöden Reichthum, denn verlaſſen in grauenvoller troſtloſer Einſamkeit ſteht er da, kein liebend Herz giebt es auf der weiten Erde, das ſich anſchmiegt an ſeine Bruſt, das ſich ihm aufſchließt, wenn er verzweifeln will an dem Leben, an ſich ſelbſt! — Kommt mein Vater — verlaßt dies Haus mit mir, kommt, eilen wir hinweg, damit der entſetzliche Menſch ſich nicht weide an Eurem Jammer!"

Vertua ſank halb ohnmächtig in einen Lehnſeſſel, Angela kniete vor ihm nieder, faßte ſeine Hände, küßte, ſtreichelte ſie, zählte mit kindlicher Geſchwätzigkeit alle die Talente, alle die Kenntniſſe auf, die ihr zu Gebote ſtanden und womit ſie den Vater reichlich ernähren wolle, beſchwor ihn unter heißen Thränen, doch nur ja allem Gram zu entſagen, da nun das Leben, wenn ſie nicht zur Luſt, nein, für ihren Vater ſticke, nähe, ſinge, Guitarre ſpiele, erſt rechten Werth für ſie haben werde.

Wer, welcher verſtockte Sünder hätte gleichgültig bleiben können bei dem Anblick der in voller Himmelsſchönheit ſtrahlenden Angela, wie ſie mit ſüßer holder Stimme den alten Vater tröſtete, wie aus dem tiefſten Herzen die reinſte Liebe ausſtrömte und die kindlichſte Tugend.

Noch anders ging es dem Chevalier. Eine ganze Hölle voll Qual und Gewiſſensangſt wurde wach in ſeinem Innern. Angela erſchien ihm der ſtrafende Engel Gottes, vor deſſen Glanz die Nebelſchleier freveliger Bethörtheit dahinſchwanden, ſo daß er mit Entſetzen ſein elendvolles Ich in widriger Nacktheit erblickte.

Und mitten durch dieſe Hölle, deren Flammen in des Chevaliers Innerm wütheten, fuhr ein göttlich reiner Strahl, deſſen Leuchten die ſüßeſte Wonne war und die Seligkeit des Himmels, aber bei dem Leuchten dieſes Strahls wurde nur entſetzlicher die namenloſe Qual!

Der Chevalier hatte noch nie geliebt. Als er Angela erblickte, das war der Moment, in dem er von der heftigſten Leidenſchaft und zugleich von dem vernichtenden Schmerz gänzlicher Hoffnungsloſigkeit erfaßt werden ſollte. Denn hoffen konnte der Mann wohl nicht, der dem reinen Himmelskinde, der holden Angela ſo erſchien, wie der Chevalier. —

Der Chevalier wollte ſprechen, er vermochte es nicht, es war als lähme ein Krampf ſeine Zunge. Endlich nahm er ſich mit Gewalt zuſammen und ſtotterte mit bebender Stimme: „Signor Vertua — hört mich! — Ich habe nichts von Euch gewonnen, gar nichts — da ſteht meine Caſſette — die iſt Euer — nein! — ich muß Euch noch mehr zahlen — ich bin Euer Schuldner — nehmt — nehmt“ —

„O meine Tochter,“ rief Vertua, aber Angela erhob ſich, trat hin vor den Chevalier, ſtrahlte ihn an mit ſtolzem Blick, ſprach ernſt und gefaßt: „Chevalier, erfahrt, daß es Höheres giebt als Geld und Gut, Geſinnungen, die Euch fremd ſind, die uns, indem ſie unſere Seele mit dem Troſt des Himmels erfüllen, Euer Geſchenk, Eure Gnade mit Verachtung zurückweiſen laſſen! — Behaltet den Mammon, auf dem der Fluch laſtet, der Euch verfolgt, den herzloſen verworfenen Spieler!“

„Ja! — rief der Chevalier ganz außer ſich mit wildem Blick, mit entſetzlicher Stimme, ja verflucht — verflucht will ich ſeyn, hinabgeſchleudert in die tiefſte Hölle, wenn jemals wieder dieſe Hand eine Karte berührt! — Und wenn Ihr mich dann von Euch ſtoßt, Angela! ſo ſeyd Ihr es, die rettungsloſes Verderben über mich bringt — o Ihr wißt nicht — Ihr verſteht mich nicht — wahnſinnig müßt Ihr mich nennen — aber Ihr werdet es fühlen, alles wiſſen, wenn ich vor Euch liege mit zerſchmettertem Gehirn — Angela! Tod oder Leben gilt es! — Lebt wohl!“ —

Damit ſtürzte der Chevalier fort in voller Verzweiflung. Vertua durchblickte ihn ganz, er wußte, was in ihm vorgegangen, und ſuchte der holden Angela begreiflich zu machen, daß gewiſſe Verhältniſſe eintreten könnten, die die Nothwendigkeit herbeiführen müßten, des Chevaliers Geſchenk anzunehmen. Angela entſetzte ſich, den Vater zu verſtehen. Sie ſah nicht ein, wie es möglich ſeyn könnte, dem Chevalier jemals anders als mit Verachtung zu begegnen. Das Verhängniß, welches ſich oft aus der tiefſten Tiefe des menſchlichen Herzens, ihm ſelbſt unbewußt, geſtaltet, ließ das nicht Gedachte, das nicht Geahndete geſchehen.

Dem Chevalier war es, als ſey er plötzlich aus einem fürchterlichen Traum erwacht, er erblickte ſich nun am Rande des Höllenabgrundes und ſtreckte vergebens die Arme aus nach der glänzenden Lichtgeſtalt, die ihm erſchienen, nicht ihn zu retten — nein! — ihn zu mahnen an ſeine Verdammniß.

Zum Erſtaunen von ganz Paris verſchwand die Bank des Chevalier Menars aus dem Spielhauſe, man ſah ihn ſelbſt nicht mehr und ſo kam es, daß ſich die verſchiedenſten abentheuerlichſten Gerüchte verbreiteten, von denen eins lügenhafter war als das andere. Der Chevalier vermied alle Geſellſchaft, ſeine Liebe ſprach ſich aus in dem tiefſten unverwindlichſten Gram. Da geſchah es, daß ihm in den einſamen finſtern Gängen des Gartens von Malmaiſon plötzlich der alte Vertua in den Weg trat mit ſeiner Tochter. —

Angela, welche geglaubt, den Chevalier nicht anders anblicken zu können, als mit Abſcheu und Verachtung, fühlte ſich auf ſeltſame Weiſe bewegt, als ſie den Chevalier vor ſich ſah, todtenbleich, ganz verſtört, in ſcheuer Ehrfurcht kaum ſich ermuthigend, die Augen aufzuſchlagen. Sie wußte recht gut, daß der Chevalier ſeit jener verhängnißvollen Nacht das Spiel ganz aufgegeben, daß er ſeine ganze Lebensweiſe geändert. Sie, ſie allein hatte dies alles bewirkt, ſie hatte den Chevalier gerettet aus dem Verderben, konnte etwas wohl mehr der Eitelkeit des Weibes ſchmeicheln?

So geſchah es, daß, als Vertua mit dem Chevalier die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen gewechſelt, Angela mit dem Ton des ſanften wohlthuenden Mitleids fragte: „Was iſt Euch, Chevalier Menars, Ihr ſeht krank, verſtört aus? In Wahrheit, Ihr ſolltet Euch dem Arzt vertrauen.“

Man kann denken, daß Angela's Worte den Chevalier mit tröſtender Hoffnung durchſtrahlten. In dem Moment war er nicht mehr derſelbe. Er erhob ſein Haupt, er vermochte jene aus dem tiefſten Gemüth hervorquellende Sprache zu ſprechen, die ihm ſonſt alle Herzen erſchloß. Vertua erinnerte ihn daran, das Haus, das er gewonnen, in Beſitz zu nehmen.

„Ja, rief der Chevalier begeiſtert, ja Signor Vertua, das will ich! — Morgen komme ich zu Euch, aber erlaubt, daß wir über die Bedingungen uns recht ſorglich berathen, und ſollte das auch Monate lang dauern."

„Mag das geſchehen, Chevalier, erwiederte Vertua lächelnd, mich dünkt, es könnte mit der Zeit dabei allerlei zur Sprache kommen, woran wir zur Zeit noch nicht denken mögen." — Es konnte nicht fehlen, daß der Chevalier im Innern getröſtet, von neuem auflebte in aller Liebenswürdigkeit, wie ſie ihm ſonſt eigen, ehe ihn die wirre, verderbliche Leidenſchaft fortriß. Immer häufiger wurden ſeine Beſuche bei dem alten Signor Vertua, immer geneigter wurde Angela dem, deſſen rettender Schutzgeiſt ſie geweſen, bis ſie endlich glaubte, ihn recht mit ganzem Herzen zu lieben, und ihm ihre Hand zu geben verſprach, zur großen Freude des alten Vertua, der nun erſt die Sache wegen ſeiner Habe, die er an den Chevalier verloren, als völlig ausgeglichen anſah.

Angela, des Chevalier Menars glückliche Braut, ſaß eines Tages in allerlei Gedanken von Liebeswonne und Seligkeit, wie ſie wohl Bräute zu haben pflegen, vertieft am Fenſter. Da zog unter luſtigem Trompetenſchall ein Jägerregiment vorüber, beſtimmt zum Feldzug nach Spanien. Angela betrachtete mit Theilnahme die Leute, die dem Tode geweiht waren in dem böſen Kriege, da ſchaute ein blutjunger Menſch, indem er das Pferd raſch zur Seite wandte, herauf zu Angela, und ohnmächtig ſank ſie zurück in den Seſſel.

Ach niemand anders war der Jäger, der dem blutigen Tod entgegen zog, als der junge Duvernet, der Sohn des Nachbars, mit dem ſie aufgewachſen, der beinahe täglich in dem Hauſe geweſen und der erſt ausgeblieben, ſeitdem der Chevalier ſich eingefunden.

In dem vorwurfsſchweren Blick des Jünglings, der bittre Tod ſelbſt lag in ihm, erkannte Angela nun erſt, nicht allein wie unausſprechlich er ſie geliebt — nein wie grenzenlos ſie ſelbſt ihn liebe.

ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, nur bethört, verblendet von dem Glanze, den der Chevalier immer mehr um ſich verbreitet. Nun erſt verſtand ſie des Jünglings bange Seufzer, ſeine ſtillen anſpruchsloſen Bewerbungen, nun erſt verſtand ſie ihr eignes befangenes Herz, wußte ſie, was ihre unruhige Bruſt bewegt, wenn Duvernet kam, wenn ſie ſeine Stimme hörte.

„Es iſt zu ſpät — er iſt für mich verloren!" — ſo ſprach es in Angela's Innerm. Sie hatte den Muth, das troſtloſe Gefühl, das ihr Inneres zerreißen wollte, niederzukämpfen, und eben deshalb, weil ſie den Muth dazu hatte, gelang es ihr auch.

Daß irgend etwas Verſtörendes vorgegangen ſeyn müſſe, konnte deſſungeachtet dem Scharfblick des Chevaliers nicht entgehen, er dachte indeſſen zart genug, ein Geheimniß nicht zu enträthſeln, das Angela ihm verbergen zu müſſen glaubte, ſondern begnügte ſich damit, um jedem bedrohlichen Feinde alle Macht zu nehmen, die Hochzeit zu beſchleunigen, deren Feier er mit feinem Takt, mit tiefem Sinn für Lage und Stimmung der holden Braut einzurichten wußte, ſo daß dieſe ſchon deshalb aufs neue die hohe Liebenswürdigkeit des Gatten anerkannte.

Der Chevalier betrug ſich gegen Angela mit der Aufmerkſamkeit für den kleinſten ihrer Wünſche, mit der ungeheuchelten Hochſchätzung, wie ſie aus der reinſten Liebe entſpringt, und ſo mußte Duvernets Andenken in ihrer Seele bald ganz und gar erlöſchen. Der erſte Wolkenſchatten, der in ihr helles Leben trat, war die Krankheit und der Tod des alten Vertua.

Seit jener Nacht, als er ſein ganzes Vermögen an des Chevaliers Bank verlor, hatte er nicht wieder eine Karte berührt, aber in den letzten Augenblicken des Lebens ſchien das Spiel ſeine Seele zu erfüllen ganz und gar. Während der Prieſter, der gekommen, den Troſt der Kirche ihm zu geben im Dahinſcheiden, von geiſtlichen Dingen zu ihm ſprach, lag er da mit geſchloſſenen Augen, murmelte zwiſchen den Zähnen — perd — gagne — machte mit den im Todeskampf zitternden Händen die Bewegungen des Taillirens, des Ziehens der Karten. Vergebens beugte Angela, der Chevalier ſich über ihn her, rief ihn mit den zärtlichſten Namen, er ſchien beide nicht mehr zu kennen, nicht mehr zu gewahren. Mit dem innern Seufzer — gagne — gab er den Geiſt auf.

In dem tiefſten Schmerz konnte ſich Angela eines unheimlichen Grauens über die Art, wie der Alte dahinſchied, nicht erwehren. Das Bild jener entſetzlichen Nacht, in der ſie den Chevalier zum erſtenmal als den abgehärtetſten, verruchteſten Spieler erblickte, trat wieder lebhaft ihr vor Augen und der fürchterliche Gedanke in ihre Seele, daß der Chevalier die Maske des Engels abwerfen und in urſprünglicher Teufelsgeſtalt ſie verhöhnend, ſein altes Leben wieder beginnen könne.

Nur zu wahr ſollte bald Angela's ſchreckliche Ahnung werden.

Solche Schauer auch der Chevalier bei dem Dahinſcheiden des alten Francesco Vertua, der den Troſt der Kirche verſchmähend in der letzten Todesnoth nicht ablaſſen konnte von dem Gedanken an ein früheres ſündhaftes Leben, ſolche Schauer er auch dabei empfand, ſo war doch dadurch, ſelbſt wußte er nicht wie das geſchah, das Spiel lebhafter als jemals wieder ihm in den Sinn gekommen, ſo daß er allnächtlich im Traume an der Bank ſaß und neue Reichthümer aufhäufte.

In dem Grade, als Angela von jenem Andenken, wie der Chevalier ihr ſonſt erſchienen, erfaßt befangener, als es ihr unmöglich wurde jenes liebevolle zutrauliche Weſen, mit dem ſie ihm ſonſt begegnet, beizubehalten, in eben dem Grade kam Mißtrauen in des Chevaliers Seele gegen Angela, deren Befangenheit er jenem Geheimniß zuſchrieb, das einſt Angela's Gemüthsruhe verſtörte und das ihm unenthüllt geblieben. Dies Mißtrauen gebar Mißbehagen und Unmuth, den er ausließ in allerlei Aeußerungen, die Angela verletzten. In ſeltſamer pſychiſcher Wechſelwirkung friſchte ſich in Angela's Innerm das Andenken auf an den unglücklichen Duvernet und mit ihm das troſtloſe Gefühl der auf ewig zerſtörten Liebe, die, die ſchönſte Blüthe, aufgekeimt im jugendlichen Herzen. Immer höher ſtieg die Verſtimmung der Ehegatten, bis es ſo weit kam, daß der Chevalier ſein ganzes einfaches Leben langweilig, abgeſchmackt fand und ſich mit aller Gewalt hinausſehnte in die Welt.

Des Chevaliers Unſtern fing an zu walten. Was inneres Mißbehagen, tiefer Unmuth begonnen, vollendete ein verruchter Menſch, der ſonſt Croupier an des Chevaliers Bank geweſen und der es durch allerlei argliſtige Reden dahin brachte, daß der Chevalier ſein Beginnen kindiſch und lächerlich fand. Er konnte nicht begreifen, wie er eines Weibes halber eine Welt verlaſſen können, die ihm allein des Lebens werth ſchien. —

Nicht lange dauerte es, ſo glänzte die reiche Goldbank des Chevalier Menars prächtiger als jemals. Das Glück hatte ihn nicht verlaſſen. Schlachtopfer auf Schlachtopfer fielen und Reichthümer wurden aufgehäuft. Aber zerſtört, auf furchtbare Weiſe zerſtört war Angela's Glück, das einem kurzen ſchönen Traum zu vergleichen. Der Chevalier behandelte ſie mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung! Oft ſah ſie ihn Wochen, Monate lang gar nicht, ein alter Haushofmeiſter beſorgte die häuslichen Geſchäfte, die Dienerſchaft wechſelte nach der Laune des Chevaliers, ſo daß Angela ſelbſt im eignen Hauſe fremd nirgends Troſt fand. Oft wenn ſie in ſchlafloſen Nächten vernahm, wie des Chevaliers Wagen vor dem Hauſe hielt, wie die ſchwere Caſſette heraufgeſchleppt wurde, wie der Chevalier mit einſilbigen rauhen Worten um ſich warf und dann die Thüre des entfernten Zimmers klirrend zugeſchlagen wurde, dann brach ein Strom bitterer Thränen aus ihren Augen, im tiefſten herzzerſchneidendſten Jammer rief ſie hundertmal den Namen Duvernet, flehte, daß die ewige Macht enden möge ihr elendes gramverſtörtes Leben! —

Es geſchah, daß ein Jüngling von gutem Hauſe ſich, nachdem er ſein ganzes Vermögen an der Bank des Chevaliers verloren, im Spielhauſe und zwar in demſelben Zimmer, wo des Chevaliers Bank etablirt war, eine Kugel durch den Kopf jagte, ſo daß Blut und Hirn die Spieler beſpritzte, die entſetzt auseinander fuhren. Nur der Chevalier blieb gleichgültig und fragte, als alles ſich entfernen wollte, ob es Regel und Sitte wäre eines Narren halber, der keine Conduite im Spiel beſeſſen, die Bank vor der beſtimmten Stunde zu verlaſſen. —

Der Vorfall machte großes Aufſehn. Die verruchteſten abgehärtetſten Spieler waren indignirt von des Chevaliers beiſpielloſem Betragen. Alles regte ſich wider ihn. Die Polizei hob die Bank des Chevaliers auf. Man beſchuldigte ihn überdem des falſchen Spiels, ſein unerhörtes Glück ſprach für die Wahrheit der Anklage. Er konnte ſich nicht reinigen, die Geldſtrafe, die er erlegen mußte, raubte ihm einen bedeutenden Theil ſeines Reichthums. Er ſah ſich beſchimpft, verachtet — da kehrte er zurück in die Arme ſeines Weibes, die er mißhandelt und die ihn, den Reuigen, gern aufnahm, da das

Andenken an den Vater, der auch noch zerriſſen von dem wüſten Spielerleben, ihr einen Schimmer von Hoffnung aufdämmern ließ, daß des Chevaliers Bekehrung nun, da er älter worden, wirklich von Beſtand ſeyn könne.

Der Chevalier verließ mit ſeiner Gattin Paris und begab ſich nach Genua, Angela's Geburtsort.

Hier lebte der Chevalier in der erſten Zeit ziemlich zurückgezogen. Vergebens blieb es aber, jenes Verhältniß der ruhigen Häuslichkeit mit Angela, das ſein böſer Dämon zerſtört hatte, wieder herzuſtellen. Nicht lange dauerte es, ſo erwachte ſein innerer Unmuth und trieb ihn fort aus dem Hauſe in raſtloſer Unſtetigkeit. Sein böſer Ruf war ihm gefolgt von Paris nach Genua, er durfte es gar nicht wagen, eine Bank zu etabliren, ungeachtet es ihn dazu hintrieb mit unwiderſtehlicher Gewalt. —

Zu der Zeit hielt ein franzöſiſcher Obriſter, durch bedeutende Wunden zum Kriegsdienſt untauglich geworden, die reichſte Bank in Genua. Mit Neid und tiefem Haß im Herzen trat der Chevalier an dieſe Bank, gedenkend, daß ſein gewohntes Glück ihm bald beiſtehen werde, den Nebenbuhler zu verderben. Der Obriſt rief dem Chevalier mit einem luſtigen Humor, der ihm ſonſt gar nicht eigen, zu, daß nun erſt das Spiel was werth, da der Chevalier Menars mit ſeinem Glück hinzugetreten, denn jetzt gelte es den Kampf, der allein das Spiel intereſſant mache.

In der That ſchlugen dem Chevalier in den erſten Taillen die Karten zu wie ſonſt. Als er aber vertrauend auf ſein unbezwingbares Glück endlich Va banque rief, hatte er mit einem Schlage eine bedeutende Summe verloren.

Der Obriſt, ſonſt ſich im Glück und Unglück gleich, ſtrich das Geld ein mit allen ſichtbaren Zeichen der lebhafteſten Freude. Von dieſem Augenblick an hatte ſich das Glück von dem Chevalier abgewendet ganz und gar.

Er ſpielte jede Nacht, verlor jede Nacht, bis ſeine Habe geſchmolzen war auf die Summe von ein Paar tauſend Dukaten, die er noch in Papieren bewahrte.

Den ganzen Tag war der Chevalier umhergelaufen, hatte jene Papiere in baares Geld umgeſetzt und kam erſt am ſpäten Abend nach Hauſe. Mit Einbruch der Nacht wollte er, die letzten Goldſtücke in der Taſche, fort, da trat ihm Angela, welche wohl ahnte was vorging, in den Weg, warf ſich, indem ein Thränenſtrom aus ihren Augen ſtürzte, ihm zu Füßen, beſchwor ihn bei der Jungfrau und allen Heiligen abzulaſſen von böſem Beginnen, ſie nicht in Noth und Elend zu ſtürzen.

Der Chevalier hob ſie auf, drückte ſie mit ſchmerzlicher Inbrunſt an ſeine Bruſt und ſprach mit dumpfer Stimme: „Angela, meine ſüße liebe Angela! es iſt nun einmal nicht anders, ich muß thun, was ich nicht zu laſſen vermag. Aber morgen — morgen iſt all deine Sorge aus, denn bei dem ewigen Verhängniß, das über uns waltet, ſchwör' ich's, ich ſpiele heut zum letztenmal! — Sey ruhig, mein holdes Kind — ſchlafe — träume von glückſeligen Tagen, von einem beſſern Leben, dem du entgegen gehſt, das wird mir Glück bringen!“ —

Damit küßte der Chevalier ſein Weib und rannte unaufhaltſam von dannen. —

Zwei Taillen und der Chevalier hatte alles — alles verloren! —

Regungslos blieb er ſtehen neben dem Obriſten und ſtarrte in dumpfer Sinnloſigkeit hin auf den Spieltiſch.

„Ihr pontirt nicht mehr, Chevalier?“ ſprach der Obriſt, indem er die Karten melirte zur neuen Taille. „Ich habe alles verloren,“ erwiederte der Chevalier mit gewaltſam erzwungener Ruhe.

„Habt Ihr denn gar nichts mehr?“ fragte der Obriſt bei der nächſten Taille.

„Ich bin ein Bettler!“ rief der Chevalier mit vor Wuth und Schmerz zitternder Stimme, immerfort hinſtarrend auf den Spieltiſch und nicht bemerkend, daß die Spieler immer mehr Vortheil erſiegten über den Bankier.

Der Obriſt ſpielte ruhig weiter.

„Ihr habt ja aber ein ſchönes Weib,“ ſprach der Obriſt leiſe, ohne den Chevalier anzuſehen, die Karten melirend zur folgenden Taille.

„Was wollt Ihr damit ſagen?“ fuhr der Chevalier zornig heraus. Der Obriſt zog ab, ohne dem Chevalier zu antworten.

„Zehntauſend Dukaten oder — Angela,“ ſprach der Obriſt halb umgewendet, indem er die Karten coupiren ließ.

„Ihr ſeyd raſend!“ rief der Chevalier, der nun aber, mehr zu ſich ſelbſt gekommen, zu gewahren begann, daß der Obriſt fortwährend verlor und verlor.

„Zwanzigtauſend Dukaten gegen Angela,“ ſprach der Obriſt leiſe, indem er mit dem Meliren der Karten einen Augenblick inne hielt.

Der Chevalier ſchwieg, der Obriſt ſpielte weiter und beinahe alle Karten ſchlugen den Spielern zu.

„Es gilt,“ ſprach der Chevalier dem Obriſten ins Ohr, als die neue Taille begann und ſchob die Dame auf den Spieltiſch. —

Im nächſten Abzug hatte die Dame verloren.

Zähneknirſchend zog ſich der Chevalier zurück und lehnte, Verzweiflung und Tod im bleichen Antlitz, ſich ins Fenſter.

Das Spiel war geendet, mit einem höhniſchen: „Nun wie wirds weiter?“ trat der Obriſt hin vor den Chevalier.

„Ha, rief der Chevalier, ganz außer ſich, Ihr habt mich zum Bettler gemacht, aber wahnſinnig müßt Ihr ſeyn, Euch einzubilden, daß Ihr mein Weib gewinnen konntet. Sind wir auf den Inſeln, iſt mein Weib eine Sclavin, ſchnöder Willkur des verruchten Mannes Preis gegeben, daß er ſie zu verhandeln, zu verſpielen vermag? Aber es iſt wahr, zwanzigtauſend Dukaten mußtet Ihr zahlen, wenn die Dame gewann, und ſo habe ich das Recht jedes Einſpruchs verſpielt, wenn mein Weib mich verlaſſen und Euch folgen will. — Kommt mit mir und verzweifelt, wenn mein Weib mit Abſcheu den zurückſtößt, dem ſie folgen ſoll als ehrloſe Maitreſſe!“

„Verzweifelt ſelbſt, erwiederte der Obriſt hohnlachend, verzweifelt ſelbſt, Chevalier, wenn Angela Euch — Euch, den verruchten Sünder, der ſie elend machte, verabſcheuen und mit Wonne und Entzücken mir in die Arme ſtürzen wird — verzweifelt ſelbſt, wenn Ihr erfahrt, daß der Segen der Kirche uns verbunden, daß das Glück unſere ſchönſten Wünſche krönt! — Ihr nennt mich wahnſinnig! — Ho ho! nur das Recht des Einſpruchs wollt' ich gewinnen, Euer Weib war mir gewiß! — Ho ho, Chevalier, vernehmt, daß mich mich Euer Weib, ich weiß es, unausſprechlich liebt — vernehmt, daß ich jener Duvernet bin, des Nachbars Sohn, mit Angela erzogen, in heißer Liebe mit ihr verbunden, den Ihr mit Euern Teufelskünſten vertriebt! — Ach! erſt als ich fort mußte in den Krieg, erkannte Angela, was ich ihr war, ich weiß alles. Es war zu ſpät! — Der finſtre Geiſt gab mir ein, im Spiel könnte ich Euch verderben, deshalb ergab ich mich dem Spiel — folgte Euch nach Genua — es iſt mir gelungen! — Fort nun zu Euerm Weibe!" —

Vernichtet ſtand der Chevalier, von tauſend glühenden Blitzen getroffen. Offen lag vor ihm jenes verhängnißvolle Geheimniß, nun erſt ſah er das volle Maaß des Unglücks ein, das er über die arme Angela gebracht.

Angela, mein Weib, mag entſcheiden, ſprach er mit dumpfer Stimme und folgte dem Obriſten, welcher fortſtürmte.

Als ins Haus gekommen der Obriſt die Klinke von Angela's Zimmer erfaßte, drängte der Chevalier ihn zurück und ſprach: „Mein Weib ſchläft, wollt Ihr ſie aufſtören aus ſüßem Schlafe?" — „Hm, erwiederte der Obriſt, hat Angela wohl jemals gelegen in ſüßem Schlaf, ſeit ihr von Euch namenloſes Elend bereitet wurde?"

Der Obriſt wollte ins Zimmer, da ſtürzte der Chevalier ihm zu Füßen, und ſchrie in heller Verzweiflung: „Seid barmherzig! — Laßt mir, den Ihr zum Bettler gemacht, laßt mir mein Weib!" —

„So lag der alte Vertua vor Euch, dem gefühlloſen Böſewicht, und vermochte Euer ſteinhartes Herz nicht zu erweichen, dafür die Rache des Himmels über Euch!" —

So ſprach der Obriſt und ſchritt aufs neue nach Angela's Zimmer.

Der Chevalier ſprang nach der Thür, riß ſie auf, ſtürzte hin zu dem Bette, in dem die Gattin lag, zog die Vorhänge auseinander, rief: „Angela, Angela!" — beugte ſich hin über ſie, faßte ihre Hand — bebte wie im plötzlichen Todeskrampf zuſammen, rief dann mit fürchterlicher Stimme: „Schaut hin! — den Leichnam meines Weibes habt Ihr gewonnen!" —

Entſetzt trat der Obriſt an das Bette — keine Spur des Lebens — Angela war todt — todt.

Da ballte der Obriſt die Fauſt gen Himmel, heulte dumpf auf, ſtürzte fort. — Man hat nie mehr etwas von ihm vernommen! —

So hatte der Fremde geendet und verließ nun ſchnell die Bank, ehe der tief erſchütterte Baron etwas zu ſagen vermochte.

Wenige Tage darauf fand man den Fremden vom Nervenſchlag getroffen in ſeinem Zimmer. Er blieb ſprachlos bis zu ſeinem Tode, der nach wenigen Stunden erfolgte, ſeine Papiere zeigten, daß er, der ſich Vaudaſſon ſchlechthin nannte, niemand anders geweſen als eben jener unglückliche Chevalier Menars.

Der Baron erkannte die Warnung des Himmels, der ihm, als er eben ſich dem Abgrund näherte, den Chevalier Menars in den Weg führte zu ſeiner Rettung, und gelobte, allen Verlockungen des täuſchenden Spielerglücks zu widerſtehen.

Bis jetzt hat er getreulich Wort gehalten.

Sollte, ſprach Lothar, als Theodor geendet, ſollte man nicht glauben, du verſtündeſt dich recht ordentlich auf das Spiel, wärſt ſelbſt wohl gar ein tüchtiger Spieler, dem nur zuweilen die Moral in den Nacken ſchlägt und doch weiß ich, daß du keine Karte anrührſt. So iſt es, erwiederte Theodor und dennoch half mir bei der Erzählung ein merkwürdiges Ereigniß aus meinem eignen Leben. — Den beſten, nahm Ottmar das Wort, den beſten Nachklang des Erzählten könnteſt du daher wohl tönen laſſen, wenn du uns dies Ereigniß noch mittheilteſt.

Ihr wißt, begann Theodor, daß ich mich, um meine Studien zu vollenden, eine Zeitlang in G. bei einem alten Onkel aufhielt. Ein Freund dieſes Onkels fand der Ungleichheit unſerer Jahre unerachtet großes Wohlgefallen an mir und zwar wohl vorzüglich deshalb, weil mich damals eine ſtets frohe, oft bis zum Muthwillen ſteigende Laune beſeelte. Der Mann war in der That eine der ſonderbarſten Perſonen, die mir jemals aufgeſtoßen ſind. Kleinlich in allen Angelegenheiten des Lebens, mürriſch, verdrießlich, mit großem Hange zum Geiz, war er doch im höchſten Grade empfänglich für jeden Scherz, für jede Ironie. Um mich eines franzöſiſchen Ausdrucks zu bedienen — der Mann war durchaus amuſable, ohne im mindeſten amuſant zu ſeyn. Dabei trieb er, hoch an Jahren, eine Eitelkeit, die ſich vorzüglich in ſeiner nach den Bedingniſſen der letzten Mode ſorglich gewählten Kleidung ausſprach, beinahe bis zum Lächerlichen und eben dieſe Lächerlichkeit traf ihn, wenn man ſah, wie er im Schweiß ſeines Angeſichts jedem Genuß nachjagte und mit komiſcher Gier ſoviel davon auf einmal einzuſchnappen ſtrebte, als nur möglich. Zu lebhaft gehen mir in dieſem Augenblick zwei drollige Züge dieſer Eitelkeit, dieſer Genußgier auf, als daß ich ſie Euch nicht mittheilen ſollte. —

Denkt Euch, daß mein Mann, als er während ſeines Aufenthalts an einem Gebirgsort von einer Geſellſchaft, in der ſich freilich auch Damen befanden, aufgefordert wurde, eine Fußwanderung zu machen, um die nahe liegenden Waſſerfälle zu ſchauen, ſich in einen noch gar nicht getragenen ſeidenen Rock warf mit ſchönen blinkenden Stahlknöpfen, daß er weißſeidene Strümpfe anzog, Schuhe mit Stahlſchnallen, und die ſchönſten Ringe an die Finger ſteckte. In dem dickſten Tannenwalde, der zu paſſiren, wurde die Geſellſchaft von einem heftigen Gewitter überfallen. Der Regen ſtrömte herab, die Waldbäche ſchwollen an und brauſten in die Wege hinein und ihr mögt Euch wohl vorſtellen, in welchen Zuſtand mein armer Freund während weniger Augenblicke gerathen war.

Es begab ſich ferner, daß zur Nachtzeit der Blitz in den Thurm der Dominikaner-Kirche zu G. einſchlug. Mein Freund war entzückt über den herrlichen Anblick der Feuerſäule, die ſich erhob in den ſchwarzen Himmel und alles ringsumher magiſch beleuchtete, fand aber bald, daß das Tableau erſt von einem gewiſſen Hügel vor der Stadt angeſchaut, die gehörige maleriſche Wirkung thun müſſe. Alsbald kleidete er ſich ſo ſchnell an, als es bei der nie zu verläugnenden Sorglichkeit geſchehen konnte, vergaß nicht eine Tute Makronen und ein Fläſchchen Wein in die Taſche zu ſtecken, nahm einen ſchönen Blumenſtrauß in die Hand, einen leichten Feldſtuhl aber unter den Arm und wanderte getroſt heraus vor das Thor, auf den Hügel. Da ſetzte er ſich hin und betrachtete, indem er bald an den Blumen roch, bald ein Makrönchen naſchte, bald ein Gläschen Wein nippte, in voller Gemüthlichkeit das maleriſche Schauſpiel. Ueberhaupt war dieſer Mann —

Halt, halt, rief Lothar, du wollteſt uns das Ereigniß erzählen, das dir bei deinem Spielerglück half, und kommſt nicht los von einem Mann, der eben ſo poſſierlich geweſen ſeyn muß als widerwärtig.

Du kannſt, erwiederte Theodor, du kannſt es mir nicht verdenken, daß ich bei einer Figur verweilte, die mir eben ſo lebendig entgegentrat. — Doch zur Sache! — Der Mann, den ich Euch geſchildert, forderte mich auf, ihn auf einer Reiſe nach einem Badeort zu begleiten, und unerachtet ich wohl einſah, daß ich ſeinen Beſänftiger, Aufheiterer, **Maitre de plaisir** ſpielen ſollte, war es mir doch gelegen, die anziehende Reiſe durch das Gebirge zu machen, ohne allen Aufwand an Koſten. — An dem Badeort fand damals ein ſehr bedeutendes Spiel ſtatt, da die Bank mehrere tauſend Friedrichsdor betrug. Mein Mann betrachtete mit gierigem Schmunzeln das aufgehäufte Gold, ging auf und ab im Saal, umkreiſte dann wieder näher und näher den Spieltiſch, griff in die Taſche, hielt einen Friedrichsdor zwiſchen den Fingern, ſteckte ihn wieder ein — genug, ihn gelüſtete es nach dem Golde. Gar zu gern hätte er ſich ein Sümmchen erpontirt von dem aufgeſchütteten Reichthum und doch mißtraute er ſeinem Glücksſtern. Endlich machte er dem drolligen Kampf zwiſchen Wollen und Fürchten, der ihm Schweißtropfen auspreßte, dadurch ein Ende, daß er mich aufforderte, für ihn zu pontiren und mir zu dem Behuf fünf — ſechs Stück Friedrichsdor in die Hand ſteckte. Erſt dann, als er mich verſichert, daß er meinem Glück durchaus nicht vertrauen, ſondern das Geld, das er mir gegeben, für verloren achten wolle, verſtand ich mich zum Pontiren. Was ich gar nicht gedacht, das geſchah. Mir, dem ungeübten, unerfahrnen Spieler, war das Glück günſtig, ich gewann in kurzer Zeit für meinen Freund etwa dreißig Stück Friedrichsdor, die er ſehr vergnügt einſteckte. Am andern Abend bat er mich wiederum, für ihn zu pontiren. Bis zur heutigen Stunde weiß ich aber nicht, wie es mir herausfuhr, daß ich nun mein Glück für mich ſelbſt verſuchen wolle. Nicht in den Sinn war es mir gekommen, zu ſpielen, vielmehr ſtand ich eben im Begriff, aus dem Saal ins Freie zu laufen, als mein Freund mich anging mit ſeiner Bitte. Erſt, als ich erklärt, heute für mich ſelbſt zu pontiren, trat ich auch entſchloſſen an die Bank und holte aus der engen Taſche meines Gilets die beiden einzigen Friedrichsdor hervor, die ich beſaß. War mir das Glück geſtern günſtig, ſo ſchien es heute, als ſey ein mächtiger Geiſt mit mir im Bunde, der dem Zufall gebiete. Ich mochte Karten nehmen, pontiren, biegen wie ich wollte, kein Blatt ſchlug mir um, kurz — mir geſchah ganz daſſelbe, was ich von dem Baron Siegfried gleich im Anfange meines Spielerglücks erzählt. — Mir taumelten die Sinne; oft wenn mir neues Geld zuſtrömte, war es mir, als läg' ich im Traum und würde nun gleich, indem ich das Geld einzuſtecken gewohnt, erwachen. — Mit dem Schlage zwei Uhr wurde wie gewöhnlich das Spiel geendet. — In dem Augenblick, als ich den Saal verlaſſen wollte, faßte mich ein alter Offizier bei der Schulter und ſprach, mich mit ernſtem ſtrengen

Blick durchbohrend: Junger Mann! verſtanden Sie es, ſo hätten Sie die Bank geſprengt. Aber wenn Sie das verſtehen werden, wird Sie auch wohl der Teufel holen wie alle übrigen. Damit verließ er mich, ohne abzuwarten, was ich wohl darauf erwidern werde. Der Morgen war ſchon heraufgedämmert, als ich auf mein Zimmer kam und aus allen Taſchen das Gold ausſchüttete auf den Tiſch. — Denkt Euch die Empfindung eines Jünglings, der in voller Abhängigkeit auf ein kärgliches Taſchengeld beſchränkt iſt, das er zu ſeinem Vergnügen verwenden darf, und der plötzlich wie durch einen Zauberſchlag ſich in dem Beſitz einer Summe befindet, die bedeutend genug iſt, um wenigſtens von ihm in dem Augenblick für einen großen Reichthum gehalten zu werden! — Indem ich aber nun den Goldhaufen anſchaute, wurde plötzlich mein ganzes Gemüth von einer Bangigkeit, von einer ſeltſamen Angſt erfaßt, die mir kalten Todesſchweiß auspreßte. Die Worte des alten Offiziers gingen mir nun erſt auf in der entſetzlichſten Bedeutung. Mir war es, als ſey das Gold, das auf dem Tiſche blinkte, das Handgeld, womit die finſtre Macht meine Seele erkauft, die nun nicht mehr dem Verderben entrinnen könne. Meines Lebens Blüthe ſchien mir angenagt von einem giftigen Wurm, und ich gerieth in vernichtende Troſtloſigkeit. — Da flammte das Morgenroth höher auf hinter den Bergen, ich legte mich ins Fenſter, ich ſchaute mit inbrünſtiger Sehnſucht der Sonne entgegen, vor der die finſtern Geiſter der Nacht fliehen mußten. So wie nun Flur und Wald aufleuchteten in den goldnen Strahlen, wurd' es auch wieder Tag in meiner Seele. Mir kam das beſeeligende Gefühl der Kraft jeder Verlockung zu widerſtehen und mein Leben zu bewahren vor jenem dämoniſchen Treiben, in dem es, ſey es wie und wenn es wolle, rettungslos untergeht! — Ich gelobte mir ſelbſt auf das heiligſte, nie mehr eine Karte zu berühren, und habe dies Gelübde ſtreng gehalten. — Der erſte Gebrauch, den ich übrigens von meinem reichen Gewinnſt machte, beſtand darin, daß ich mich von meinem Freunde zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen trennte, und jene Reiſe nach Dresden, Prag und Wien unternahm, von der ich euch ſchon oft erzählt.

Wohl, nahm Sylveſter das Wort, wohl kann ich es mir denken, welchen Eindruck das unerwartete zweideutige Glück auf dein jugendliches Gemüth machen mußte. Daß du der Verlockung widerſtandeſt, daß du eben in jenem Glück die bedrohliche Gefahr erkannteſt, es bringt dir Ehre, aber verzeih, deine eigene Erzählung, die Art wie du darin die wahren Spieler ſehr richtig charakteriſirt haſt, muß dir ſelbſt darthun, daß du doch niemals den eigentlichen Sinn fürs Spiel in dir getragen, da dir ſonſt die bewieſene Tapferkeit ſehr ſchwer, vielleicht unmöglich geworden. — Vinzenz, der ſich, wie ich glaube, von uns allen noch am beſten auf das Spiel verſteht, wird mir darin beiſtimmen.

Was, erwiederte Vinzenz, mich betrifft, ſo habe ich gar nicht einmal recht darauf gehört, was Theodor von ſeinem Glück am Spieltiſch erzählt hat, denn ich denke immer nur an den höchſt vortrefflichen Mann, der in ſeidenen Strümpfen durch die Berge ſtreicht, und mit Wein, Makronen und Blumen Feuersbrünſte betrachtet wie ſchöne Gemälde. — In der That, ich war froh aus dem ſchauerlichen Hintergrunde unſerer heutigen Erzählungen doch einmal eine ergötzliche Geſtalt hervorſpringen zu ſehen, und hätte gewünſcht, den Mann als Helden irgend eines drolligen Schauſpiels zu erblicken.

Konnte, ſprach Lothar, konnte uns denn nicht das Bild des vortrefflichen Mannes genügen? — Uberhaupt ſollten wir Serapionsbrüder es uns vergönnen, einander einzelne Charaktere, wie ſie uns wohl im Leben vorkamen, aufzuſtellen zur gemeinſamen Ergötzlichkeit und Erholung von der den Sinn anſtrengenden Erzählung.

Guter Vorſchlag, nahm Vinzenz das Wort, guter Vorſchlag, dem ich ganz beipflichte. Dieſe einzelnen hingeworfenen Zeichnungen mögen als Studium betrachtet werden zu größeren Gemälden, die denn jeder herauſpinſeln kann nach ſeiner Art und Weiſe. Auch mögen ſie als milde Beiträge gelten zur gemeinſamen Serapions-Fantaſie-Kaſſe. Und damit ihr einſeht, wie ernſtlich ich es mit dieſen Beiträgen meine, will ich nur gleich vorfahren mit einem gar närriſchen Kauz, den ich auf meiner Reiſe durch das ſüdliche Deutſchland traf. Es begab ſich, daß ich während meines Aufenthalts in B. durch ein nahgelegenes Wäldchen luſtwandelnd auf eine Anzahl Bauern ſtieß, die beſchäftigt waren ein dichtes Geſtripp zu durchhauen und den Bäumen von beiden Seiten die Aeſte wegzuſägen. Ich weiß ſelbſt nicht, warum ich eben fragte, ob hier etwa ein neuer Weg angelegt werden ſolle, da lachten aber die Leute und meinten: ich möge nur meinen Weg weiter verfolgen, vor dem Walde auf einer

Anhöhe ſtehe ein Herr, der würde mir Beſcheid geben. Wirklich ſtieß ich auf einen kleinen ältlichen Mann blaſſen Antlitzes, im Oberrock, eine Reiſemütze auf dem Kopf, einen Büchſenſack umgeſchnallt, der durch ein Fernrohr unverwandt nach dem Orte hinblickte, wo die Leute arbeiteten. So wie er meine Nähe gewahrte, ſchob er ſchnell das Fernrohr zuſammen und fragte haſtig: Sie kommen aus dem Walde, mein Herr, wie ſteht es mit der Arbeit? — Ich berichtete, was ich geſehen. „Das iſt gut, ſprach er, das iſt gut. Schon ſeit drei Uhr Morgens (es mochte etwa ſechs Uhr Abends ſeyn) ſtehe ich hier und glaubte ſchon, die Eſel, die ich doch theuer genug bezahle, wurden mich im Stiche laſſen. Aber nun hoffe ich, daß ſich die Ausſicht noch im rechten Augenblick öffnen wird. Er ſchob das Fernrohr auseinander und ſchaute wiederum unverwandt hin nach dem Walde. Ein Paar Minuten währte es, da fiel ſtarkes Buſchwerk nieder, und wie auf einen Zauberſchlag, öffnete ſich die Durchſicht nach dem fernen Gebirge und den Ruinen eines Bergſchloſſes, die im Feuer der Abendſonne wirklich einen herrlichen magiſchen Anblick gewährten. — In einzelnen abgebrochenen Lauten gab der Mann ſein höchſtes Entzücken zu erkennen. Nachdem er aber ſich ungefähr eine ſtarke Viertelſtunde an der Ausſicht geweidet, ſteckte er das Fernrohr ein und lief, ohne mich zu grüßen, ohne meiner im mindeſten zu achten, haſtig als wolle er gefährlichen Verfolgern entrinnen, von dannen. — Später ſagte man mir, der Mann ſey niemand anders geweſen als der Baron von R., einer der wunderlichſten Käuze, der ſich wie der bekannte Baron Grotthus ſchon ſeit mehreren Jahren auf einer ununterbrochenen Fußwanderung befinde, und mit einer Art von Wuth Jagd mache auf ſchöne Ausſichten. Komme er nun in eine Gegend, wo er, um ſich ſolch' eine ſchöne Ausſicht zu verſchaffen, es für nöthig halte, Bäume fällen, einen Wald durchhauen zu laſſen, ſo ſcheue er keine Koſten, ſich mit dem Eigenthümer abzufinden und Arbeiter zu bezahlen. — Ja er habe es ſchon einmal mit aller Gewalt durchſetzen wollen, einen ganzen Meierhof, der ſeiner Meinung nach die Gegend verunſtaltet und die ferne Ausſicht gehemmt, niederbrennen zu laſſen, welches ihm denn freilich nicht gelungen. Habe er aber wirklich ſeinen Zweck erreicht, ſo ſchaue er höchſtens eine halbe Stunde in die Gegend hinein, laufe aber dann unaufhaltſam weiter und komme niemals mehr an denſelben Ort. —

Die Freunde waren darin einig, daß nichts ſo toll und wunderlich zu erſinnen, als was ſich von ſelbſt im Leben darbiete. Recht artig, nahm Cyprian das Wort, recht artig und hübſch iſt es aber doch, daß ich den beiden wunderlichen Leuten noch einen dritten Mann hinzuzufügen vermag, von dem ich vor einiger Zeit Kunde erhielt durch einen uns allen hinlänglich bekannten Virtuoſen. Mein dritter Mann iſt kein anderer als der Baron von B., der ſich in den Jahren 1789 oder 1790 in Berlin aufhielt und offenbar zu den ſeltſamſten, merkwürdigſten Erſcheinungen gehörte, die es jemals in der muſikaliſchen Welt gegeben. — Ich werde der größeren Lebendigkeit halber in der erſten Perſon erzählen, als ob ich ſelbſt der Virtuoſe, dem alles geſchehen und hoffe, daß mein würdiger Serapionsbruder Theodor es nicht übel deuten wird, wenn ich ganz in ſein Gebiet hineinzuſtreifen genöthigt bin.

Ich war (ſo erzählte der Virtuoſe) damals, als der Baron von B. ſich in Berlin befand, noch ſehr jung, kaum ſechzehn Jahre alt und im eifrigſten Studium meines Inſtruments begriffen, dem ich mich mit ganzer Seele, mit aller Kraft, wie ſie nur in mir lebte, hingab. Der Concertmeiſter Haak, mein würdiger, aber ſehr ſtrenger Lehrer, wurde immer zufriedener und zufriedener mit mir. Er rühmte die Fertigkeit meines Strichs, die Reinheit meiner Intonation, er ließ mich endlich in der Oper, ja ſogar in den königlichen Kammerconcerten mitgeigen. Bei dieſer Gelegenheit hörte ich oft, daß Haak mit dem jüngern Duport, mit Ritter und anderen großen Meiſtern aus der Kapelle von den muſikaliſchen Unterhaltungen ſprach, die der Baron von B. in ſeinem Hauſe mit Einſicht und Geſchmack anordne, ſo daß der König ſelbſt nicht verſchmähe, öfters daran Theil zu nehmen. Sie erwähnten der herrlichen Compoſitionen alter, beinahe vergeſſener Meiſter, die man ſonſt nirgends zu hören bekomme, als bei dem Baron von B., der, was vorzüglich Muſik für die Geige betreffe, wohl die vollſtändigſte Sammlung von Compoſitionen jeder Art, aus der älteſten bis zur neueſten Zeit, beſitze, die irgendwo zu finden. Sie kamen dann auf die ſplendide Bewirthung in dem Hauſe des Barons, auf die würdige Art, auf die unglaubliche Liberalität, mit der der Baron die Künſtler behandle, und waren zuletzt darin ganz einig, daß der Baron in Wahrheit ein leuchtender Stern zu nennen, der an dem muſikaliſchen Himmel von Berlin aufgegangen.

Alles dieſes machte meine Neugierde rege, noch mehr ſpannte es mich aber, wenn dann in ſolchem Geſpräch die Meiſter näher zuſammentraten, und ich in dem geheimnißvollen Geflüſter nur den Namen des Barons unterſcheiden und aus einzelnen abgebrochenen Worten errathen konnte, daß vom Unterricht in der Muſik — von Stundengeben die Rede. Es ſchien mir, als wenn dann vorzüglich auf Duports Geſicht ein ſarkaſtiſches Lächeln rege würde, und als wenn alle mit irgend einer Neckerei wider den Concertmeiſter zu Felde zögen, der ſeiner Seits ſich nur ſchwach vertheidigend, auch das Lachen kaum unterdrucken konnte, bis er zuletzt ſich ſchnell wegwendend und die Geige ergreifend zum Einſtimmen laut rief: Es iſt und bleibt doch ein herrlicher Mann!

Ich konnt' es nicht laſſen: der Gefahr unerachtet auf ziemlich derbe Weiſe abgefertigt zu werden, bat ich den Concertmeiſter, mich doch, wenns nur irgend möglich, bei dem Baron von B. einzuführen und mich mitzunehmen in ſeine Concerte.

Haak maaß mich mit großen Augen, ich fürchtete ſchon, ein kleines Donnerwetter werde losbrechen, ſtatt deſſen ging jedoch ſein Ernſt in ein ſeltſames Lächeln über und er ſprach: Nun! — Du magſt wohl Recht haben mit deiner Bitte, du kannſt viel lernen bei dem Baron. Ich will mit ihm von dir reden und glaube wohl, daß er dir den Zutritt verſtatten wird, da er gar gern es mit jungen Zöglingen der Muſik zu thun hat. —

Nicht lange darauf hatte ich eben mit Haak einige ſehr ſchwere Violinduetten geſpielt. Da ſprach er, die Geige aus der Hand legend: Nun Carl! heute Abend ziehe deinen Sonntagsrock an und ſeidene Strümpfe. Komm dann zu mir, wir wollen zuſammen hingehen zum Baron von B. Es ſind nur wenige Leute da und das giebt gute Gelegenheit, dich vorzuſtellen. — Das Herz bebte mir vor Freude, denn ich hoffte, ſelbſt wußt' ich nicht warum, Außerordentliches, Unerhörtes zu erfahren.

Wir gingen hin. Der Baron, ein nicht zu großer Mann, hoch in den Jahren, im altfränkiſch buntgeſtickten Gallakleide kam uns, als wir in das Zimmer traten, entgegen und ſchüttelte meinem Lehrer treuherzig die Hand.

Nie hatt' ich bei dem Anblick irgend eines vornehmen Mannes mehr wahre Ehrfurcht, mehr inneres wohlthuendes Hinneigen empfunden. Auf dem Geſicht des Barons lag der volle Ausdruck der herzlichſten Gutmüthigkeit, während aus ſeinen Augen jenes dunkle Feuer blitzte, das ſo oft den von der Kunſt wahrhaft durchdrungenen Künſtler verräth. Alle Scheu, mit der ich ſonſt wohl als ein unerfahrener Jüngling zu kämpfen hatte, wich im Augenblick von mir.

„Wie geht es Euch, begann der Baron mit heller wohlklingender Stimme, wie geht es Euch, mein guter Haak, habt Ihr wol mein Concert wacker geübt? — Nun! — wir werden ja morgen hören? — Ha! das iſt wol der junge Menſch, der kleine wackre Virtuoſe, von dem Ihr mit mir ſpracht?

Ich ſchlug beſchämt die Augen nieder, ich fühlte, daß ich über und über erröthete.

Haak nannte meinen Namen, rühmte meine Anlagen, ſo wie die ſchnellen Fortſchritte, die ich in kurzer Zeit gemacht.

Alſo, wandte ſich der Baron zu mir, alſo die Geige haſt du zu deinem Inſtrument gewählt, mein Söhnchen? — Haſt du auch wol gedacht, daß die Geige das allerſchwerſte Inſtrument iſt, das jemals erfunden? ja, daß dies Inſtrument, in dürftig ſcheinender Einfachheit den üppigſten Reichthum des Tons verſchließend, ein wunderbares Geheimniß iſt, das ſich nur wenigen, von der Natur beſonders dazu auserſehenen, Menſchen erſchließt? Weißt du gewiß, ſagt es dir dein Geiſt mit Beſtimmtheit, daß du Herr werden wirſt des wunderbaren Geheimniſſes? — Das haben ſchon viele geglaubt und ſind erbärmliche Stümper geblieben ihr Lebenlang. Ich wollte nicht, mein Söhnchen, daß du die Anzahl dieſer Miſerablen vermehrteſt. — Nun, du magſt immerhin mir etwas vorſpielen, ich werde dir dann ſagen, wie es mit dir ſteht und du wirſt meinem Rath folgen. Es kann dir ſo gehen, wie dem Carl Stamitz, der Wunder glaubte, was für ein entſetzlicher Virtuos auf der Violin aus ihm werden würde. Als ich dem das Verſtändniß eröffnet, warf er geſchwinde, geſchwinde die Geige hinter den Ofen, nahm dafür Bratſche und Viol d'Amour zur Hand, und that wohl daran. Auf dieſen Inſtrumenten konnte er herumgreifen mit ſeinen breitgeſpannten Fingern und ſpielte ganz paſſabel. Nun — ich werde dich hören, mein Söhnchen! —

Ueber dieſe erſte, etwas beſondere Anrede des Barons mußte ich wol betreten werden. Seine Worte drangen mir tief in die Seele und ich fühlte mit innerm Unmuth, daß ich, trotz meines Enthuſiasmus vielleicht, indem ich mein Leben dem ſchwerſten, geheimnißvollſten aller Inſtrumente zugewandt, ein Wageſtück unternommen, dem ich gar nicht gewachſen.

Man ſchickte nun ſich an, die drei neuen Quartetten von Haydn, welche damals gerade im Stich erſchienen, durchzuſpielen.

Mein Meiſter nahm die Geige aus dem Kaſten; kaum ſtrich er aber Stimmens halber die Saiten an, als der Baron ſich beide Ohren mit den Händen zuhielt und wie außer ſich ſchrie: Haak, Haak! — ich bitte Euch um Gotteswillen, wie könnt Ihr nur mit Eurer erbärmlichen ſchnarrenden, knarrenden Strohſiedel Euer ganzes Spiel verderben!

Nun hatte aber der Concertmeiſter eine der allerherrlichſten Geigen, die ich jemals geſehen und gehört, einen ächten Antonio Stradivari, und nichts konnte ihn mehr entrüſten, als wenn irgend jemand ſeinem Liebling nicht die gehörige Ehre erwies. Wie nahm es mich daher Wunder, als er lächelnd ſogleich die Geige wieder einſchloß. Er mochte ſchon wiſſen, wie es ſich nun zutragen würde. Er zog eben den Schlüſſel aus dem Schloſſe des Violinkaſtens, als der Baron, der ſich aus dem Zimmer entfernt, wieder eintrat, einen mit ſcharlachrothem Sammt und goldnen Treſſen überzogenen Kaſten auf beiden Armen, wie ein Hochzeits-Carmen, oder einen Täufling, vor ſich hertragend.

Ich will, rief er, ich will Euch eine Ehre anthun, Haak! Ihr ſollt heute auf meiner älteſten ſchönſten Violine ſpielen. Es iſt ein wahrhafter Granuelo und gegen den alten Meiſter iſt ſein Schüler, Euer Stradivari, nur ein Lump. Tartini mochte auf keinen andern Geigen ſpielen, als auf Granuelo's. Nehmt Euch nur zuſammen, damit der Granuelo ſich willig finden läßt, alle ſeine Pracht aus dem Innern heraus aufzuthun.

Der Baron öffnete den Kaſten und ich erblickte ein Inſtrument, deſſen Form von hohem Alter zeugte. Daneben lag aber ſolch ein ganz wunderlicher Bogen, der mit ſeiner übermäßigen Krümmung mehr dazu geeignet ſchien, Pfeile darauf abzuſchießen, als damit zu geigen. Der Baron nahm mit feierlicher Behutſamkeit das Inſtrument aus dem Kaſten und reichte es dem Concertmeiſter hin, der es eben ſo feierlich in die Hände nahm.

Den Bogen, ſprach der Baron, indem er anmuthig lächelnd dem

Meiſter auf die Schulter klopfte, den Bogen geb' ich Euch nicht, denn den verſteht Ihr doch nun einmal nicht zu führen, und werdet daher auch in Eurem Leben zu keiner ordentlichen wahren Strichart gelangen. —

Solchen Bogen, fuhr der Baron fort, den Bogen herausnehmend und ihn mit glänzendem verklärten Blick betrachtend, ſolchen Bogen führte der große unſterbliche Tartini und nach ihm giebt es auf der ganzen weiten Erde nur noch zwei ſeiner Schüler, denen es glückte, in das Geheimniß jener markigten, tonvollen, das ganze Gemüth ergreifenden Strichart zu dringen, die nur mit einem ſolchen Bogen möglich. Der eine iſt Nardini, jetzt ein ſiebzigjähriger Greis, nur noch innerer Muſik mächtig, der andere, wie Sie, meine Herren, wol ſchon wiſſen werden, bin ich ſelbſt. Ich bin alſo nun der einzige, in dem die Kunſt des wahrhaften Violinſpielers fortlebt, und an meinen eifrigen Beſtrebungen fehlt es gewiß nicht, jene Kunſt, die in Tartini ihren Schöpfer fand, fortzupflanzen. — Doch! — fangen wir an, meine Herren! —

Die Haydnſchen Quartetten wurden nun durchgeſpielt und, wie man es wohl denken kann, mit ſolch hoher Vollkommenheit, daß gar nichts zu wünſchen übrig blieb.

Der Baron ſaß da, mit geſchloſſenen Augen ſich hin und herwiegend. Dann ſprang er auf, ſchritt näher heran an die Spieler, kuckte in die Notenblätter mit gerunzelter Stirn, dann trat er leiſe, leiſe wieder zurück, ließ ſich nieder auf den Stuhl, ſtützte den Kopf in die Hand — ſtöhnte — ächzte! — Halt! rief er plötzlich bei irgend einer geſangreichen Stelle im Adagio! — Halt! bei den Göttern, das war Tartiniſcher Geſang, aber ihr habt ihn nicht verſtanden. Noch einmal bitt' ich! —

Und die Meiſter wiederholten lächelnd die Stelle mit gezogenerem Strich und der Baron ſchluchzte und weinte wie ein Kind! —

Als die Quartetten geendigt, ſprach der Baron: Ein göttlicher Menſch, der Haydn, er weiß das Gemüth zu ergreifen, aber für die Violine verſteht er nicht zu ſchreiben. Er will das vielleicht auch gar nicht, denn thät' er es wirklich und ſchrieb' er in der einzigen wahren Manier, wie Tartini, ſo würdet ihr es doch nicht ſpielen können. —

Nun mußte ich einige Variationen vortragen, die Haak für mich aufgeſetzt. —

Der Baron ſtellte ſich dicht neben mir hin und ſchaute in die Noten. Man kann denken, mit welcher Beklommenheit ich, den ſtrengen Kritiker zur Seite, begann. Doch bald riß mich ein tüchtiger Allegroſatz ganz hin. Ich vergaß den Baron und vermochte, mich frei zu bewegen in dem Kreiſe aller Kraft, die mir damals zu Gebote ſtand.

Als ich geendet, klopfte mir der Baron auf die Achſel und ſprach lächelnd: „Du kannſt bei der Violine bleiben, Söhnchen, aber von Strich und Vortrag verſtehſt du noch gar nichts, welches wol daher kommen mag, daß es dir bis jetzt an einem tüchtigen Lehrer gemangelt.“ —

Man ging zu Tiſche. In einem andern Zimmer war ein Mahl bereitet, das, beſonders Rückſichts der mannigfachen feinen Weine, die geſpendet wurden, beinahe ſchwelgeriſch zu nennen. Die Meiſter ließen es ſich wacker ſchmecken. Das Geſpräch, immer heller und heller aufſteigend, betraf ausſchließlich die Muſik. Der Baron entwickelte einen Schatz der herrlichſten Kenntniſſe. Sein Urtheil, ſcharf und durchgreifend, zeigte nicht nur den gebildetſten Kenner, nein, den vollendeten, geiſtreichen, geſchmackvollen Künſtler ſelbſt. Vorzüglich merkwürdig war mir die Gallerie der Violinſpieler, die er aufſtellte. — So viel ich davon noch weiß, will ich zuſammenfaſſen.

Corelli (ſo ſprach der Baron) bahnte zuerſt den Weg. Seine Compoſitionen können nur auf Tartiniſche Weiſe geſpielt werden, und das iſt hinlänglich, zu beweiſen, wie er das Weſen des Violinſpielens erkannt. Pugnani iſt ein paſſabler Geiger. Er hat Ton und viel Verſtand, doch iſt ſein Strich zu weichlich bei ziemlichem Appoggiamento. Was hatte man mir alles von Gemianini geſagt! Als ich ihn vor dreißig Jahren zum letztenmal in Paris hörte, ſpielte er wie ein Nachtwandler, der im Traume herumſteigt, und es wurde einem ſelbſt zu Muthe, als läg' man im Traume. Lauter tempo rubato ohne Styl und Haltung. Das verdammte ewige tempo rubato verdirbt die beſten Geiger, denn ſie vernachläſſigen darüber den Strich. Ich ſpielte ihm meine Sonaten vor, er ſah ſeinen Irrthum ein und wollte Unterricht bei mir nehmen, wozu ich mich willig verſtand. Doch der Knabe war ſchon zu vertieft in ſeine Methode, zu alt darüber worden. Er zählte damals ein und neunzig Jahre. — Gott möge es dem Giardini verzeihen und es ihn nicht entgelten laſſen in der Ewigkeit, aber er war es, der zuerſt den Apfel vom Baum des Erkenntniſſes fraß und alle nachfolgende Violinſpieler zu ſündigen Menſchen machte. Er iſt der erſte Schwebler und Schnörkler. Er iſt nur bedacht auf die linke Hand und auf die ſpringfertigen Finger und weiß nichts davon, daß die Seele des Geſanges in der rechten Hand liegt, daß in ihren Pulſen alle Empfindungen, wie ſie in der Bruſt erwacht ſind, alle Herzſchläge ausſtrömen. Jedem Schnörkler-wünſch' ich einen tapfern Jomelli zur Seite, der ihn aus ſeinem Wahnſinn weckt durch eine tüchtige Ohrfeige, wie es denn Jomelli wirklich that, als Giardini in ſeiner Gegenwart einen herrlichen Geſang verdarb durch ſeine Sprünge, Läufe, närriſche Triller und Mordenten. Ganz verrückt gebehrdet ſich Lolli. Der Kerl iſt ein fataler Luftſpringer, kann kein Adagio ſpielen und ſeine Fertigkeit iſt allein das, weshalb ihn unwiſſende Maulaufſperrer ohne Gefuhl und Verſtand bewundern. Ich ſage es, mit Nardini und mir ſtirbt die wahrhafte Kunſt der Geiger aus. Der junge Viotti iſt ein herrlicher Menſch voll Anlagen. Was er weiß, hat er mir zu verdanken, denn er war mein fleißiger Schüler. Doch was hilfts! Keine Ausdauer, keine Geduld! — Er lief mir aus der Schule. Den Kreuzer hoff' ich noch anzuziehen. Er hat meinen Unterricht fleißig genützt und wird ihn nützen, wenn ich zurückgekehrt ſein werde nach Paris. Mein Concert, das Ihr jetzt mit mir einübt, Haak, ſpielte er neulich gar nicht übel. Doch zu meinem Bogen fehlt ihm immer noch die Fauſt. — Der Giarnovichi ſoll mir nicht mehr über die Schwelle, das iſt ein unverſtandiger Haſenfuß, der ſich erfrecht, uber den großen Tartini, über den Meiſter aller Meiſter die Naſe zu rümpfen und meinen Unterricht zu verſchmähen. — Mich ſoll nur verlangen, was aus dem Knaben, aus dem Rhode werden wird, wenn er meinen Unterricht genoſſen. Er verſpricht viel und es iſt möglich, daß er Herr wird meines Bogens.

Er iſt (der Baron wandte ſich zu mir) in deinem Alter, mein Söhnchen, aber ernſterer, tiefſinnigerer Natur. — Du ſcheinſt mir, nimms nicht übel, ein kleiner Springinsfeld zu ſeyn. — Nun, das giebt ſich. — Von Euch, mein lieber Haak! hoffe ich nun gar viel! Seit ich Euch unterrichte, ſeyd Ihr ſchon ein ganz andrer worden. Fahrt nur fort in Eurem raſtloſen Eifer und Fleiß, und verſaumt ja keine Stunde: Ihr wißt, daß mich das ärgert. —

Ich war erſtarrt vor Verwunderung uber alles das, was ich gehört. Nicht die Zeit konnte ich erwarten, den Concertmeiſter zu fragen, ob es denn wahr ſey, ob denn der Baron wirklich die größten Violiniſten der Zeit ausgebildet, ob er, der Meiſter ſelbſt, denn wirklich Unterricht nehme bei ihm!

Allerdings, erwiederte Haak, verſäume er nicht, den wohlthätigen Unterricht zu genießen, den ihm der Baron angeboten und ich würde ſehr wohlthun, an einem guten Morgen zu ihm hinzugehen und ihn anzuflehen, daß er auch **mich** ſeines Unterrichts würdige.

Auf alles, was ich noch ſonſt auf den Baron und über ſein Kunſtalent erfragen wollte, ließ Haak ſich gar nicht ein, ſondern wiederholte nur, daß ich thun möge, was er mir geheißen und das übrige denn wohl erfahren werde.

Mir entging das ſeltſame Lächeln nicht, das dabei Haak's Geſicht überflog und das, ohne den Grund davon nur zu ahnen, meine Neugierde im höchſten Grade reizte.

Als ich denn nun gar demüthig dem Baron meinen Wunſch vortrug, als ich verſicherte, daß der regſte Eifer, ja der glühendſte Enthuſiasmus mich beſeele für meine Kunſt, ſah er mich ſtarr an, bald aber gewann ſein ernſter Blick den Ausdruck der wohlthuendſten Gemüthlichkeit. „Söhnchen, Söhnchen, ſprach er, daß du dich an mich, an den einzigen Violinſpieler, den es noch giebt, wendeſt, das beweiſet, wie in dir der ächte Künſtlertrieb rege worden, wie in deiner Seele das Ideal des wahrhaften Violinſpielers aufgegangen. Wie gern wollt' ich dir aufhelfen, aber wo Zeit hernehmen, wo Zeit hernehmen! — Der Haak macht mir viel zu ſchaffen und da iſt jetzt der junge Menſch hier, der Durand, der will ſich öffentlich hören laſſen, und hat wohl eingeſehen, daß das ganz und gar nicht angeht, bevor er nicht bei mir einen tüchtigen Curſus gemacht. — Nun! — warte, warte — zwiſchen Frühſtück und Mittag, oder beim Frühſtück — ja, da hab' ich noch eine Stunde übrig! — Söhnchen, komme zu mir Punkt zwölf Uhr alle Tage, da geige ich mit dir bis ein Uhr; dann kommt Durand!" —

Sie können ſichs vorſtellen, wie ich ſchon andern Tages um die beſtimmte Stunde hineilte zum Baron mit klopfendem Herzen.

Er litt nicht, daß ich auch nur einen einzigen Ton anſtrich auf meiner Geige, die ich mitgebracht. Er gab mir ein uraltes Inſtrument von Antonio Amati in die Hände. Nie hatte ich auf einer ſolchen Geige geſpielt. Der himmliſche Ton, der den Saiten entquoll, begeiſterte mich. Ich verlor mich in kunſtreichen Paſſagen, ließ den Strom der Töne ſtärker aufſteigen in brauſenden Wellen, verrauſchen im murmelnden Geplätſcher! — Ich glaube, ich ſpielte ganz gut, beſſer, als manchmal nachher. Der Baron ſchüttelte unmuthig den Kopf und ſprach, als ich endlich nachließ: Söhnchen, Söhnchen, das mußt du alles vergeſſen. Fürs erſte hältſt du den Bogen ganz miſerabel. — Er wies mir praktiſch, wie man nach Tartini's Art den Bogen halten müßte. Ich glaubte auf dieſe Weiſe keinen Ton herausbringen zu können. Doch nicht gering war mein Erſtaunen, als ich, auf Geheiß des Barons meine Paſſagen wiederholend, in einigen Sekunden den großen Vortheil einſah, den mir die Art den Bogen zu führen gewährte.

„Nun, ſprach der Baron, wollen wir den Unterricht beginnen. Streiche, mein Söhnchen, einmal das eingeſtrichene g an und halte den Ton aus, ſo lange du kannſt. Spare den Bogen, ſpare den Bogen. Was der Athem dem Sänger, das iſt der Bogen dem Violinſpieler."

Ich that wie mir geheißen, und freute mich ſelbſt, daß es mir glückte, den Ton kraftvoll herauszuziehen, ihn vom Pianissimo zum Fortissimo ſteigen und wieder abnehmen zu laſſen, mit gar langem, langem Bogen. „Siehſt du wohl, ſiehſt du wohl, Söhnchen! rief der Baron, ſchöne Paſſagen kannſt du machen, Läufe, Sprünge und neumodiſche, einfältige Triller und Zierrathen, aber keinen Ton ordentlich aushalten, wie es ſich ziemt. Nun will ich dir zeigen, was es heißt, den Ton aushalten auf der Geige!" — Er nahm mir das Inſtrument aus der Hand, ſetzte den Bogen dicht am Froſch an! — Nein! — hier fehlen mir wahrlich die Worte, es auszuſprechen, wie es ſich nun begab.

Dicht am Stege rutſchte er mit dem zitternden Bogen hinauf, ſchnarrend, pfeifend, quäkend, miauend — der Ton war dem zu vergleichen, wenn ein altes Weib, die Brille auf der Naſe, ſich abquält, den Ton irgend eines Liedes zu faſſen.

Und dabei ſchaute er himmelwärts, wie in ſeliger Verzückung, und als er endlich aufhörte, mit dem Bogen auf den Saiten hin und her zu fahren und das Inſtrument aus der Hand legte, glänzten ihm die Augen und er ſprach tief bewegt: „das iſt Ton — das iſt Ton!" —

Mir war ganz wunderlich zu Muthe. Wollte ſich auch der innere Trieb zum Lachen regen, ſo verſchwand er wieder bei dem Anblick des ehrwürdigen Antlitzes, das die Begeiſterung verklärte. Und dabei wirkte überdem das Ganze auf mich wie ein unheimlicher Spuk, ſo daß ich meine Bruſt bewegt fühlte und kein Wort herauszubringen vermochte.

„Nicht wahr, begann der Baron, nicht wahr, mein Söhnchen, das ging hinein in dein Inneres, das ſtellteſt du dir nicht vor, daß ſolche zauberiſche Gewalt hinauf beſchworen werden könne aus dem kleinen Dinge da mit vier armſeligen Saiten. Nun — trinke, trinke, mein Söhnchen!“ —

Der Baron ſchenkte mir ein Glas Madera ein. Ich mußte trinken, und von dem Backwerk genießen, das auf dem Tiſche ſtand. In dem Augenblick ſchlug es ein Uhr.

Für heute mags genug ſeyn, rief der Baron, geh', geh', mein Söhnchen, komme bald wieder. — Da! — nimm, nimm!

Der Baron ſteckte mir ein Papierchen zu, in dem ich einen blanken, ſchön geränderten, holländiſchen Dukaten fand.

Ganz beſtürzt rannte ich hin zum Concertmeiſter und erzählte ihm, wie ſich alles begeben. Der lachte aber laut auf und rief: Siehſt du nun wohl, wie es mit unſerm Baron beſchaffen iſt und mit ſeinem Unterricht? — Dich hält er für einen Anfänger, deshalb erhältſt du nur einen Dukaten für die Stunde. So wie, nach des Barons Idee, die Meiſterſchaft ſteigt, erhöht er auch das Honorar. Ich bekomme jetzt einen Louis und Durand, wenn ich nicht irre, gar zwei Dukaten.

Nicht umhin konnte ich zu äußern, daß es doch ein eignes Ding ſey, den guten alten Baron auf dieſe Weiſe zu myſtifiziren, und ihm die Dukaten aus der Taſche zu ziehen.

„Du mußt wiſſen, erwiederte der Concertmeiſter, du mußt wiſſen, daß des Barons ganze Glückſeligkeit darin beſteht, auf die Weiſe, die du nun kennſt, Unterricht zu geben; daß er mich und andere Meiſter, wollten ſie ſeinen Unterricht verſchmähen, in der ganzen Welt, für die er kompetenter Kunſtrichter iſt und bleibt, als erbärmliche, unwiſſende Stümper ausſchreien würde, daß endlich, den Wahn des Violinſpiels abgerechnet, der Baron ein Mann iſt, deſſen kunſtverſtändiges Urtheil auch den Meiſter über manches zu ſeinem großen Nutzen aufklären kann. Urtheile nun ſelbſt, ob ich Unrecht thue, mich trotz ſeiner Thorheit an ihn zu halten und mir zuweilen meinen Louis zu holen. — Beſuche ihn fleißig, höre nicht auf die alberne Gaukelei des Wahnſinnigen, ſondern nur auf die verſtändigen Worte des mit dem innern Sinn die Kunſt beherrſchenden Mannes. Es wird dir wohl thun!" —

Ich folgte dem Rath des Meiſters. Manchmal wurde es mir doch ſchwer, das Lachen zu unterdrücken, wenn der Baron mit den Fingern, ſtatt auf dem Griffbrett, auf dem Violindeckel herum tappte und dabei mit dem Bogen auf den Saiten quer über fuhr, verſichernd, er ſpiele jetzt Tartini's allerherrlichſtes Solo und er ſey nun der einzige auf der Welt, der dieſes Solo vorzutragen im Stande.

Aber dann legte er die Geige aus der Hand und ergoß ſich in Geſprächen, die mich mit tiefer Kenntniß bereicherten und meine Bruſt entflammten für die hochherrliche Kunſt.

Spielte ich dann in einem ſeiner Concerte mit allem Eifer und gelang mir dieſes — jenes vorzüglich gut, ſo blickte der Baron ſtolz lächelnd umher und ſprach: Das hat der Junge mir zu verdanken, mir, dem Schüler des großen Tartini!

So gewährten mir Nutzen und Freude des Barons Lehrſtunden und auch wohl ſeine — geränderten holländiſchen Dukaten. —

Nun, ſprach Theodor lachend, nun in der That, ich ſollte meinen, daß mancher unſerer jetzigen Virtuoſen, der ſich weit erhaben über jegliche Lehre dünken möchte, ſich doch noch einen Unterricht gefallen laſſen würde auf die Weiſe, wie ihn der Baron von B. zu ertheilen pflegte.

Dem Himmel ſey es gedankt, nahm Vinzenz das Wort, daß unſer Clubb doch noch, was ich gar nicht mehr erwartete, heiter ſchließt und ich will hiemit meine würdigen Brüder ermahnt haben, künftig fein dafür zu ſorgen, daß das ſchauerliche mit dem heitern wechſele, welches heute ganz und gar nicht geſchehen.

Deine Ermahnung, ſprach Ottmar, mag ſehr gut ſeyn, indeſſen lag es lediglich an dir, den Fehler, in den wir heute verfielen, gut zu machen, und uns etwas von dir mitzutheilen, das deiner humoriſtiſchen Laune würdig.

Ueberhaupt, ſprach Lothar weiter, biſt du mein vortrefflicher, wiewohl ſchreibefauler Vinzenz, das Aufnahme-Geld in die Serapions-Brüderſchaft, das eben in einer ſerapiontiſchen Erzählung beſtehen mußte, noch ſchuldig.

Still, ſtill, erwiederte Vinzenz, ihr wißt nicht, was meiner Bruſt entglommen und vorläufig in dieſer Bruſttaſche verborgen ruhet! — Ein gar ſeltſames Ding von Mährchen, das ich insbeſondere der Gunſt unſeres Lothar empfehle, hätte ich Euch ſchon heute mitgetheilt, aber habt ihr nicht des Wirths bleiches Antlitz geſehen, das durch das Fenſter ſchon öfters mahnend hinein blickte, wie in Fouqué's Undine der Spukgeiſt Kühleborn durch das Fenſter in die Fiſcherhütte guckt? Habt ihr nicht das verdrießliche O Jemines Geſicht des Kellners bemerkt? Stand, wenn er uns die Lichter putzte, auf ſeiner Stirn nicht deutlich geſchrieben: Werden ſie denn hier ewig ſitzen, und nicht endlich einmal einem ehrlichen Menſchen die Ruhe gönnen? — Die Leute haben Recht, Mitternacht iſt vorüber, unſere Scheideſtunde hat geſchlagen.

Die Freunde gaben ſich das Wort, in weniger Zeit ſich wieder ſerapiontiſch zu verſammeln und brachen dann auf.

Ende des dritten Bandes.

Inhalt des dritten Bandes.

Die Serapions-Brüder.

Dritter Band.

Fünfter Abſchnitt.

Seite

Die Brautwahl, eine Geſchichte, in der mehrere ganz unwahrſcheinliche Abentheuer vorkommen 21

Erſtes Kapitel. Welches von Brauten, Hochzeiten, Geheimen Kanzlei-Sekretären, Turnieren, Hexenprozeſſen, Zauberteufeln und andern angenehmen Dingen handelt 21

Zweites Kapitel. Worin erzählt wird, wie eines Zigarros halber, der nicht brennen wollte, ſich ein Liebesverſtändniß erſchloß, nachdem die Verliebten ſchon früher mit den Köpfen an einander gerannt . . 31

Drittes Kapitel. Enthält das Signalement des Geheimen Kanzlei-Sekretärs Tusmann, ſo wie die Urſache, warum derſelbe vom Pferde des großen Kurfürſten herabſteigen mußte, nebſt andern leſenswerthen Dingen 46

Viertes Kapitel. Handelt von Porträts, grünen Geſichtern, ſpringenden Mäuſen und jüdiſchen Flüchen 55

Fünftes Kapitel. Worin der geneigte Leſer erfährt, wer der Baron iſt, auf welche Weiſe der Goldſchmidt den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann rettet vom ſchmachvollen Tode und den verzweifelnden Kommiſſionsrath tröſtet 66

Seite
Sechstes Kapitel. Worin von der Art, wie die Brautwahl vor sich ging, gehandelt, dann aber die Geschichte geschlossen wird . . . 89
Der unheimliche Gast 92

Sechster Abschnitt.

Das Fräulein von Scuderi. Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten 142
Spieler-Glück 208

Die

Serapions-Brüder.

Geſammelte
Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben
von

E. T. A. Hoffmann.

Vierter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1872.

E. T. A. Hoffmann's
geſammelte Schriften.

Vierter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1872.

Univ. Bibl.
München

Die Serapions-Brüder.

Vierter Band.

Siebenter Abſchnitt.

Der trübe Spätherbſt war längſt eingebrochen, als Theodor in ſeinem Zimmer beim kniſternden Kaminfeuer der würdigen Serapions-Brüder harrte, die ſich dann zur gewöhnlichen Stunde nach und nach einfanden.

„Welch abſcheuliches Wetter, ſprach der zuletzt eintretende Cyprian, trotz meines Mantels bin ich beinahe ganz durchnäßt und nicht viel fehlte, ſo hätte ein tüchtiger Windſtoß mir den Hut entführt.“

Und das, nahm Ottmar das Wort, und das wird lange ſo währen, denn unſer Meteorolog, der, wie ihr wißt, in meiner Straße wohnt, hat einen hellen freundlichen Spätherbſt verkündigt.

„Recht, ſprach Vinzenz, ganz recht haſt du mein Freund Ottmar. Wenn unſer vortreffliche Prophet ſeine Nachbaren damit tröſtet, daß der Winter durchaus nicht ſtrenge Kälte bringen, ſondern ganz ſüdlicher Natur ſeyn würde, ſo läuft jeder erſchrocken hin und kauft ſo viel Holz als er nur beherbergen kann. So iſt aber der meteorologiſche Seher ein weiſer hochbegabter Mann, auf den man ſich verlaſſen darf, wenn man nur jedesmal das Gegentheil von dem vorausſetzt, was er verkündigt.“

„Mich, ſprach Sylveſter, mich machen dieſe Herbſtſtürme, dieſe Herbſtregen immer ganz unmuthig, matt und krank und dir, Freund Theodor, glaube ich, geht es eben ſo?“ Allerdings, erwiederte Theodor. Dieſe Witterung —

„Herrliches, ſchrie Lothar dazwiſchen, herrliches geiſtreiches Beginnen unſeres Serapionklubbs! Vom Wetter ſprechen wir wie die alten Muhmen am Kaffeetiſch!“

Ich weiß nicht, nahm Ottmar das Wort, warum wir nicht vom Wetter ſprechen ſollen? Du kannſt das nur tadeln, weil ſolcher Anfang des Geſprächs als ein verjährter Schlendrian erſcheint, den das

Bedürfniß zu ſprechen bei ſterilem Geiſt, beim gänzlichen Mangel an Stoff herbeigeführt hat. Ich meine aber, daß ein kurzes Geſpräch über Wind und Wetter auf recht gemüthliche Weiſe vorangeſchickt werden darf, um alles nur Mögliche einzuleiten und daß eben die Allgemeinheit ſolcher Einleitung von ihrer Natürlichkeit zeugt. Ueberhaupt, ſprach Theodor, möcht' es wohl ziemlich gleichgültig ſeyn, auf welche Weiſe ſich ein Geſpräch anſpinnt. Gewiß iſt es aber, daß die Begierde recht geiſtreich zu beginnen, ſchon im Voraus alle Freiheit tödtet, die die Seele jedes Geſprächs zu nennen. — Ich kenne einen jungen Mann — ich glaube, ihr kennt ihn alle — dem es gar nicht an jenem leicht beweglichen Geiſt fehlt, der zum ſprechen, ſo recht zum converſiren nöthig. Den quält in der Geſellſchaft, vorzüglich ſind Frauen zugegen, jene Begierde gleich mit dem erſten Wort funkelnd hineinzublitzen dermaßen, daß er unruhig umherläuft, von innerer Qual gefoltert die ſeltſamſten Geſichter ſchneidet, die Lippen bewegt und — keine Sylbe herausbringt!

„Halt ein, Unglücklicher, rief Cyprian mit komiſchem Pathos, reiße nicht mit mörderiſcher Hand Wunden auf, die kaum verharſcht ſind. — Er ſpricht, fuhr er dann lächelnd fort, er ſpricht von mir, das müßt ihr ja bemerken, und bedenkt nicht, daß vor wenigen Wochen, als ich jener Begierde, die ich als lächerlich anerkennen will, widerſtehen und ein Geſpräch in recht gewöhnlicher Art anknüpfen wollte, ich dafür büßte mit gänzlicher Vernichtung! — Ich will es Euch lieber nur gleich ſelbſt erzählen wie es ſich begab, damit es nicht Ottmar thut und allerlei feine Anmerkungen beifügt. — Bei dem Thee, den wir, Ottmar und ich beſuchten, war die gewiſſe hübſche geiſtreiche Frau zugegen, von der ihr behauptet, ſie intereſſire mich manchmal mehr als gut und dienlich. — Es zog mich zu ihr hin und geſtehen will ichs, ich war um das erſte Wort verlegen, ſo wie ſie boshaft genug mir mit freundlich fragendem Blick ſtumm in die Augen zu ſchauen. „Der Mondwechſel hat uns in der That recht angenehme Witterung gebracht.“ So fuhr es mir heraus, da erwiederte die Dame ſehr mild: Sie ſchreiben wohl dieſes Jahr den Kalender?“

Die Freunde lachten ſehr.

Dagegen, fuhr Ottmar fort, kenne ich einen andern jungen Mann und Ihr kennt ihn alle, der, vorzüglich bei Frauen, niemals um das erſte Wort verlegen iſt. Ja es will mich bedünken daß, was die Unterhaltung mit Frauen betrifft, er ſich ganz im Stillen ein lebenskluges Syſtem gebaut hat, das ihn ſo leicht nicht im Stiche läßt. So pflegt er z. B. die Schönſte, die es kaum wagt etwas Zuckerbrodt in den Thee einzuſtippen, die höchſtens der Nachbarin ins Ohr flüſtert: es iſt recht heiß, meine Liebe, worauf dieſe eben ſo leiſe ins Ohr erwiedert: recht heiß, meine Gute! deren Rede nicht hinaus gehen will über ein ſüßes „Ja ja! und Nein nein,“ künſtlich zu erſchrecken und dadurch ihr Inneres plötzlich zu revolutioniren, ſo daß ſie nicht mehr dieſelbe ſcheint. „Mein Gott, Sie ſehn ſo blaß!“ fährt er neulich auf ein hübſches kirchhofſtilles Fräulein los, die eben den Silberfaden einhäkelt zum künſtlichen Geſtrick eines Beutels. Das Fräulein läßt vor Schreck das Geſtrick auf den Schooß fallen, geſteht, daß ſie heute ein wenig gefiebert; Fieber — ja Fieber, darauf verſteht ſich eben mein Freund; er weiß geiſtreich und anziehend davon zu ſprechen, frägt ſorglich nach allen Erſcheinungen, rathet, warnt und ſiehe ein ganz anmuthiges munteres Geſpräch ſpinnt ſich fort. —

Ich danke dir, rief Theodor, daß du mein Talent gehörig beobachteſt und würdigſt. — Die Freunde lachten aufs neue.

Es hat, nahm jetzt Sylveſter das Wort, es hat mit der geſellſchaftlichen Unterhaltung wohl eine ganz eigne Bewandtniß. Die Franzoſen werfen uns vor, daß eine gewiſſe Schwerfälligkeit des Charakters uns niemals den Takt, den Ton, der dazu nöthig, treffen laſſe und ſie mögen einigermaßen darin Recht haben. Geſtehen muß ich indeſſen, daß mich die gerühmte Lebendigkeit der franzöſiſchen Zirkel betäubt und unmuthig macht und daß ich ihre Bonmots, ihre Calembours, die ſich machen laſſen auf den Kauf, auch nicht einmal für ſolchen geſellſchaftlichen Witz halten kann, aus dem wahres friſches Leben der Unterhaltung ſprüht. Ueberhaupt iſt mir der eigentlich ächt franzöſiſche Witz im höchſten Grade fatal.

Dieſe Meinung, ſprach Cyprian, kommt recht tief aus deinem ſtillen freundlichen Gemüth, mein herzenslieber Sylveſter. Du haſt aber noch vergeſſen, daß außer den größtentheils höchſt nüchternen Bonmots der Geſellſchaftswitz der Franzoſen auf eine gegenſeitige Verhöhnung baſirt iſt, die wir mit dem Worte „Aufziehen“ bezeichnen und die, leicht die Gränzen der Zartheit überſchreitend, unſerer Unterhaltung ſehr bald alles wahrhaft Erfreuliche rauben würde.

Dafür haben die Franzoſen auch nicht den mindeſten Sinn für den Witz, deſſen Grundlage der ächte Humor iſt und es iſt kaum zu begreifen wie ihnen manchmal die Spitze irgend eines gar nicht etwa tiefen, ſondern oberflächlich drolligen Geſchichtleins entgeht.

Vergiß nicht, ſprach Ottmar, daß eben eine ſolche Spitze oft ganz unüberſetzbar iſt.

Oder, fuhr Vinzenz fort, ungeſchickt überſetzt wird. — Nun mir fällt dabei ein gar luſtiges Ding ein, das ſich vor wenigen Tagen zutrug und das ich Euch auftiſchen will, wenn ihr zu hören geneigt ſeid.

Erzähle, erzähle, theurer Anekdotiſt, ergötzlicher Fabulant! So riefen die Freunde.

Ein junger Menſch, erzählte Vinzenz, den die Natur mit einer tüchtigen kräftigen Baßſtimme begabt und der zum Theater gegangen, ſollte gleich das erſte Mal als Saraſtro auftreten. Im Begriff in den Wagen zu ſteigen, überfiel ihn aber eine ſolche fürchterliche Angſt, daß er zitterte und bebte, ja daß er als er herausgefahren werden ſollte, ganz in ſich zuſammenſank und alle Ermahnungen des Direktors, doch ſich zu ermuthigen und wenigſtens aufrecht im Wagen zu ſitzen, blieben vergebens. Da begab es ſich, daß das eine Rad des Wagens den weit überhängenden Mantel Saraſtros faßte und den Ehrwürdigen, je weiter es vorwärts ging, deſto mehr rücklings überzog, wogegen er ſich im Wagen feſtfußend ſträubte, ſo daß er in der Mitte des Theaters da ſtand mit vorwärts gedrängtem Untertheil und rückwärts gedrängtem Obertheil des Körpers. Und alle Welt war entzückt über den königlichen Anſtand des unerfahrnen Jünglings, und hoch erfreut ſchloß der Direktor mit ihm einen günſtigen Contrakt. Dies einfache Anekdötlein wurde neulich in einer Geſellſchaft erzählt, der eine Franzöſin beiwohnte, die keines deutſchen Wortes mächtig. Als nun beim Schluß alles lachte, ſo verlangte die Franzöſin zu wiſſen, worüber man lache; und unſer ehrliche D., der, ſpricht er franzöſiſch, mit dem ächteſten Accent, mit der treueſten Nachbildung von Ton und Gebehrde den Franzoſen herrlich ſpielt, dem aber jeden Augenblick Worte fehlen, übernahm es den Dolmetſcher zu machen. Als er nun auf das Rad kam, das den Mantel Saraſtros gefaßt und dieſen zur majeſtätiſchen Stellung genöthigt, ſprach er: le rat ſtatt la roue. Das Geſicht der Franzöſin verfinſterte ſich, die Augenbraunen zogen ſich zuſammen und in ihren Blicken las man das Entſetzen, das ihr die Erzählung verurſachte, wozu noch freilich beitrug, daß unſer guter D. alle Regiſter des tragikomiſchen Muskelſpiels auf ſeinem Geſicht angezogen hatte. Als wir beim Schluß alle noch ſtärker über das ſeltſame Mißverſtändniß, das zu heben ſich jeder wohl hütete, lachten, lispelte die Franzöſin: **Ah! — les barbares!** — Für Barbaren mußte die Gute uns wohl halten, wenn wir es ſo überaus belachenswerth fanden, daß ein abſcheuliches ratzenhaftes Unthier den armen Jüngling, in dem verhängnißvollſten Augenblick des beginnenden Theaterlebens ſeinen Mantel erfaſſend, halb zu Tode geängſtigt.

Wir wollen, ſprach, als die Freunde ſich ſatt gelacht, Vinzenz weiter, wir wollen aber nun die franzöſiſche Converſation mit all ihren Bonmots, Calembours und ſonſtigen Beſtandtheilen und Ingredienzien ruhen laſſen und geſtehen, daß es wohl hohe Luſt zu nennen, wenn unter geiſtreichen von ächtem Humor beſeelten Deutſchen das Geſpräch wie ein nie erlöſchendes Feuerwerk aufſtrahlt in tauſend kniſternden Leuchtkugeln, Schwärmern und Raketen.

Wohl zu merken, nahm Theodor das Wort, wohl zu merken iſt aber, daß eine ſolche Luſt nur dann ſtatt finden kann, wenn die Freunde nicht allein geiſtreich und humoriſtiſch ſind, ſondern auch das Talent haben, nicht allein zu ſprechen, ſondern auch zu hören. Dies Talent bildet das Haupt-Prinzip jeder Unterhaltung.

Ganz gewiß, fuhr Lothar fort, die Wortführer tödten jede Unterhaltung. Ganz auf niedriger Stufe ſtehen aber jene Witzbolde, die mit Anekdoten, allerlei ſchaalen Redensarten vollgeſtopft von Geſellſchaft zu Geſellſchaft laufen und den unberufenen Pagliaſſo machen. Ich kannte einen Mann, der als geiſtreich und witzig geltend und dabei ein gewaltiger Vielſprecher überall eingeladen wurde, mit dem Anſpruch, die Geſellſchaft zu beluſtigen, ſo daß, ſchon wenn er eintrat, jeder ihm ins Geſicht blickend, wartete, was für ein Witzwort er von ſich geben würde. Der Arme war genöthigt ſich abzuquälen, um nur, gleichviel auf welche Weiſe, ſeinen Beruf zu erfüllen und ſo konnte es nicht fehlen, daß er bald matt und ſtumpf wurde, und man ihn bei Seite warf wie ein verbrauchtes Möbel. Jetzt ſchleicht er trübe und unmuthig umher und kommt mir vor wie jener Stutzer in Rabeners Traum von abgeſchiedenen Seelen, der ſo ſehr er im Leben geglänzt, nun im Jenſeits traurig und werthlos daſteht, weil er die goldne mit Spaniol gefüllte Doſe, einen integrirenden Theil ſeines innern Selbſt, bei der ſchnellen unvermutheten Abfahrt ſtehen laſſen.

Es giebt, ſprach Ottmar, es giebt ferner gar wunderliche Leute, die, wenigſtens wenn ſie Gäſte bewirthen, das Wort führen nicht aus Arroganz, ſondern in ſeltſam falſcher Gutmüthigkeit von der Angſt getrieben, daß man ſich nicht unterhalten werde; die beſtändig fragen, ob man auch vergnügt ſey u. ſ. w. und die eben deshalb jede Heiterkeit, jede Luſt im Aufkeimen tödten.

Dieſe Methode, ſagte Theodor, dieſe Methode zu langweilen, iſt die ſicherſte und ich habe ſie einmal von meinem alten humoriſtiſchen Onkel, den ihr, glaub ich, aus meinen Geſprächen ſchon kennt, mit dem glänzendſten Erfolg anwenden geſehn. — Es hatte ſich nehmlich ein alter Schulfreund eingefunden, der, ganz unausſtehlich in allem was er ſprach, in ſeinem ganzen Benehmen, den Onkel jeden Morgen beſuchte, ihn in ſeinen Geſchäften ſtörte, auf das ärgſte langweilte, und dann ungebeten ſich mit zu Tiſche ſetzte. Der Onkel war mürriſch, verdrießlich, in ſich gekehrt, gab dem Ueberläſtigen nur zu deutlich zu verſtehen, daß ſeine Beſuche ihm eben nicht erfreulich wären, aber alles wollte nichts helfen. Ich meinte endlich, als der Alte einmal nach ſeiner Art kräftig genug auf den Schulfreund ſchimpfte, er ſolle dem Unverſchämten geradehin die Thüre weiſen. „Das geht nicht, Vetterchen, erwiederte der Alte, freundlich ſchmunzelnd, er iſt einmal mein Schulfreund, aber es giebt noch ein anderes Mittel ihn los zu werden, das will ich anwenden, das wird helfen!“ Nicht wenig verwundert war ich, als am andern Morgen mein Alter den Schulfreund mit offnen Armen empfing, als er alles bei Seite warf und nun unabläſſig auf ihn hineinſprach, wie es ihn freue den treuen Bruder zu ſehen und ſich der alten Zeit zu erinnern. Alle Geſchichten aus der Jugendzeit, die der Schulfreund bis zum höchſten Ueberdruß ewig und ewig zu wiederholen pflegte, gingen nun über des Onkels Lippen wie ein unaufhaltſamer Strom, ſo daß der Schulfreund alles Mühens unerachtet zu keiner Sylbe kommen konnte. Und dazwiſchen fragte der Onkel beſtändig: „Aber du biſt heute nicht vergnügt? — Du biſt ſo einſylbig? — Sey doch heiter, laß uns heute recht ſchwelgen in Rückerinnerungen!“ Aber ſo wie der Schulfreund nur den Mund öffnen wollte, ſchnitt ihm der Onkel das Wort ab mit einer neuen endloſen Geſchichte. Endlich wurde ihm das Ding zu arg, er wollte fort, da lud ihn aber der Onkel ſo dringend zu Tiſche, daß er, nicht fähig der Verlockung guter Schüſſeln und noch beſſern Weins zu widerſtehen, wirklich blieb. Kaum hatte der Schulfreund aber ein Paar Löffel Suppe genoſſen, als der Onkel ganz ergrimmt rief: Was zum Teufel iſt das für eine Waſſerſuppe? — Iß nicht Bruder, ich bite dich, iß nicht, es kommt was beſſeres — Johann, die Teller weg! — Und wie ein Blitz war dem Schulfreund der Teller vor der Naſe weg verſchwunden! — So ging es aber bei allen Gerichten, die mitunter lecker genug waren, um den Appetit auf das ſtärkſte zu reizen, bis das beſſere was noch kommen ſollte, in Cheſterkäſe beſtand, gegen den ſo wie gegen Käſe überhaupt der Schulfreund einen Abſcheu hegte. Vor lauter anſcheinender Sorge den Schulfreund recht üppig zu bewirthen, hatte dieſer nicht zwei Biſſen verſchlucken durfen, und eben ſo war es mit dem Wein. Kaum hatte der Schulfreund das erſte Glas an die Lippen gebracht, als der Onkel rief: Bruder, du ziehſt ein ſaures Geſicht? — Du haſt Recht, der Wein taugt nichts — Johann eine höhere Sorte! — Und eine Sorte nach der andern kam — franzöſiſche Weine — Rheinweine und immer hieß es: Bruder, der Wein ſchmeckt dir nicht ꝛc., bis bei dem Cheſterkäſe der Schulfreund ungeduldig aufſprang. Da ſprach der Onkel im gutmüthigſten Ton: Bruder, du biſt heute gar nicht vergnügt, gar nicht wie ſonſt? — Nun! — weil wir einmal ſo fröhlich bei einander ſind, ſo laß uns eine Flaſche alten Sorgenbrechers ausſtechen! — Der Schulfreund plumpte in den Seſſel nieder. Der hundertjährige Rheinwein perlte herrlich und klar in den beiden Gläſern, die der Onkel einſchenkte. „Teufel! ſprach der Onkel aber, nun ein Glas gegen das Licht haltend, Teufel! der Wein iſt mir trübe geworden, nein Bruder, den kann ich dir nicht vorſetzen,“ und ſchlürfte mit ſichtlichem Wohlgefallen beide Gläſer hinunter. — Der Schulfreund fuhr in die Höhe, plumpte aber aufs neue in den Seſſel nieder, als der Onkel rief: Johann! Tokaier! — Der Tokaier kam, der Onkel ſchenkte ein und reichte dem Schulfreunde das Glas hin, indem er ſprach: Nun alter Junge, wirſt du wohl endlich einmal vergnügt werden, wenn du den Nektar eingeſchlürft! — Kaum ſetzte aber der Schulfreund das Glas an die Lippen, als der Onkel ſchrie: Donner! — da iſt eine große Kreuzſpinne in der Flaſche geweſen!

— Da ſchleuderte der Schulfreund in voller Wuth das Glas gegen die Wand, daß es in tauſend Scherben zerſplitterte, rannte wie beſeſſen von dannen und kam niemals wieder. — —

Die Ironie deines alten Onkels in Ehren, ſprach Sylveſter, aber mich will bedünken, daß doch etwas konſequente Bosheit dazu gehört, ſich einen Ueberläſtigen auf dieſe Art vom Halſe zu ſchaffen. Ich hätte dem langweiligen Schulfreunde lieber gerade hin die Thüre gewieſen, wiewohl ich zugeſtehen will, daß es gerade in deines Onkels humoriſtiſchem Charakter lag, ſtatt des vielleicht ärgerlichen Auftritts, den es gegeben, ſich eine ſkurrile Theaterſcene zu bereiten. Denn dafür erkläre ich den ominöſen Mittag, wie du ihn geſchildert. Lebhaft kann ich mir den alten Paraſit denken, wie er die Qualen des Tantalus duldet, wie der Onkel immer neue Hoffnungen zu erregen und in demſelben Augenblick zu vernichten weiß, wie endlich ihn die Verzweiflung ergreift. —

Du kannſt, erwiederte Theodor, im nächſten Luſtſpiel Gebrauch machen von dieſer artigen Scene.

Die, fuhr Vinzenz fort, mich übrigens lebhaft an jenes herrliche Mahl in Katzenbergers Badereiſe und an den armen Gevatter Einnehmer erinnert, der an den Biſſen, die über den Trompeten-Muskel glitten, beinahe erſticken mußte. Wiewohl dieſe Scene unſerm Sylveſter für ein neues Luſtſpiel eben nicht dienlich ſeyn dürfte.

Den vortrefflichen Katzenberger, den nur ſeiner robuſten Cynik halber die Frauen nicht mögen, ſprach Theodor, habe ich übrigens perſönlich gekannt. Er war ein Intimus meines alten Onkels und ich kann künftig manches Ergötzliche von ihm beibringen. — Cyprian hatte in tiefen Gedanken geſeſſen und ſchien kaum gehört zu haben, was Theodor und die übrigen geſprochen — Theodor munterte die Freunde auf, von dem warmen Punſch zu genießen, den er bereitet, weil dies Getränk das beſte Gegengift gegen den böſen Einfluß der Witterung ſey.

„Allerdings, ſprach nun Cyprian, wie plötzlich aus dem Traum erwachend, allerdings iſt auch dieſes der Keim des Wahnſinns, wo nicht ſchon Wahnſinn ſelbſt.“ — Die Freunde ſchauten ſich bedenklich an.

Ha, fuhr Cyprian fort, indem er von ſeinem Sitz aufſtand und lächelnd rund umher blickte, ha ich merke, daß ich den Schlußſatz laut werden ließ von dem, was ich ſtill im Innern dachte. — Nachdem ich dieſes Glas Punſch geleert und Theodors geheimnißvolle Kunſt dies Getränk nach ſeinen myſtiſchen Verhältniſſen der Stärke, Süße und Säure zu bereiten gehörig gelobt, will ich nur beibringen, daß einiger Wahnſinn, einige Narrheit ſo tief in der menſchlichen Natur bedingt iſt, daß man dieſe gar nicht beſſer erkennen kann als durch ſorgfältiges Studium der Wahnſinnigen und Narren, die wir gar nicht in den Tollhäuſern aufſuchen durfen, ſondern die uns täglich in den Weg laufen, ja am beſten durch das Studium unſeres eigenen Ichs, in dem jener Niederſchlag aus dem chemiſchen Prozeß des Lebens genugſam vorhanden.

Sage, rief Lothar verdrießlich, ſage, wie kamſt du ſchon wieder auf Wahnſinn und Wahnſinnige?

Erzürne, erwiederte Cyprian, erzürne dich nicht, lieber Lothar. Wir ſprachen über das Talent des geſellſchaftlichen Geſprächs und da dachte ich an zwei ſich einander entgegengeſetzte Charaktere, die ſo häufig jede geſellſchaftliche Unterhaltung tödten. — Es giebt nehmlich Perſonen, die von der Idee, von der Vorſtellung, die ſie erfaßt, ſich durchaus nicht wieder trennen können, die ſtundenlang, ohne Rückſicht wie ſich das Geſpräch gewandt hat, immer daſſelbe und wieder daſſelbe wiederholen. Alles Mühen ſie mit dem Strom des Geſprächs fortzureißen, bleibt umſonſt, glaubt man endlich ihre Theilnahme an dem, was der fortſchreitende Austauſch der Ideen ſchafft, gewonnen zu haben, ſo kommen ſie plötzlich, ehe man ſichs verſieht, um an den Bürgermeiſter in jenem Luſtſpiel zu erinnern, auf beſagten Hammel zurück, und verdämmen ſo jenen ſchönen rauſchenden Strom. Ihnen entgegengeſetzt ſind ſolche, die in der nächſten Sekunde vergeſſen, was ſie in der vorigen geſprochen, welche fragen und ohne die Antwort abzuwarten, das davon heterogenſte vorbringen, denen bei jedem Anlaß alles, mithin eigentlich nichts einfällt, das in die Form des Geſprächs taugt, die in wenigen Worten einen bunten Plunderkram von Ideen zuſammenwerfen, aus dem ſich nichts, das nur einigermaßen deutlich, herausfinden läßt. Auch dieſe tödten jede gemüthliche Unterhaltung und bringen zur Verzweiflung, wenn jene die ärgſte Langeweile, ja wahrhaften Ueberdruß erregen. Aber ſagt, liegt in ſolchen Leuten nicht der Keim dort des fixen Wahns, hier der Narrheit, deren Charakter eben das iſt, was die pſychologiſchen Aerzte Ideenflucht nennen?

Wohl, nahm Theodor das Wort, wohl möcht' ich noch manches ſagen von der in der That geheimnißvollen Kunſt in Geſellſchaft gut zu erzählen, die von Ort, Zeit, individuellen Verhältniſſen abhängig, ſich ſchwer in feſte Prinzipe einfugen laſſen würde, mich dünkt aber es möchte uns zu weit führen, und ſo der eigentlichen Tendenz des würdigen Serapionsklubbs entgegen ſeyn.

Ganz gewiß, ſprach Lothar, wir wollen uns dabei beruhigen, daß wir weder von dem Wahnſinn noch von der Narrheit, deren unſer Freund Cyprianus erwähnt hat, behaftet, daß wir vielmehr unter einander höchſt vortreffliche Geſellſchafter ſind, die nicht allein zu ſprechen, ſondern auch zu hören verſtehen. Ja noch mehr! — Jeder von uns hört ſogar ordentlich zu, wenn der andere vorlieſet, und das will viel heißen. Freund Ottmar ſagte mir vor einigen Tagen, daß er eine Novelle aufgeſchrieben, in welcher der berühmte dichteriſche Maler Salvator Roſa die Hauptrolle ſpiele. Mag er uns dieſe Novelle jetzt vorleſen.

Nicht ohne Furcht, ſprach Ottmar, indem er ein Manuſkript aus der Taſche zog, nicht ohne Furcht bin ich, daß ihr meine Novelle nicht ſerapiontiſch finden werdet. Ich hatte im Sinn, jene gemächliche aber anmuthige Breite nachzuahmen, die in den Novellen der alten Italiäner, vorzüglich des Boccaccio, herrſcht und über dieſes Mühen bin ich, wie ich nur lieber gleich ſelbſt geſtehen will, weitſchweifig geworden. Auch werdet ihr mir mit Recht vorwerfen, daß ich den eigentlichen Novellenton nur hin und wieder, vielleicht gar nur in den Ueberſchriften der Kapitel getroffen. Bei dieſen freien Selbſtgeſtändniſſen eines edlen Gemüths werdet ihr gewiß nicht zu ſtrenge mit mir verfahren, ſondern Euch an das halten, was Euch doch etwa ergötzlich und lebendig vorkommen möchte.

Was für Vorreden, rief Lothar, was für eine unütze Captatio benevolentiae! Lies nur deine Novelle, mein guter Freund Ottmar, und gelingt es dir uns recht lebendig anzuregen, daß wir deinen Salvator Roſa recht wahrhaft vor uns erſchauen, ſo wollen wir dich als einen würdigen Serapionsbruder anerkennen, und das übrige mürriſchen, tadelſüchtigen Kunſtrichtern überlaſſen. Nicht wahr, meine vortrefflichen Serapionsbrüder?

Die Freunde ſtimmten Lothar bei und Ottmar begann:

Signor Formica.

Eine Novelle.

Der berühmte Maler Salvator Roſa kommt nach Rom und wird von einer gefährlichen Krankheit befallen. Was ihm in dieſer Krankheit begegnet.

Berühmten Leuten wird gemeiniglich viel Böſes nachgeſagt, gleichviel ob aus wahrhaftigem Grunde oder nicht. — So ging es auch dem wackern Maler Salvator Roſa, deſſen lebendige Bilder Du, geliebter Leſer, gewiß nie ohne gar beſondere, herzinnigliche Luſt angeſchaut haben wirſt.

Als Salvators Ruf Neapel, Rom, Toskana, ja ganz Italien durchdrang, als die Maler, wollten ſie gefallen, ſeinen abſonderlichen Styl nachzuahmen ſtreben mußten, gerade zu der Zeit trugen ſich hämiſche Neider mit allerlei böſen Gerüchten, die in die herrliche Glorie ſeines Künſtlerruhms häßliche Schattenflecke werfen ſollten. Sie behaupteten, Salvator habe in einer früheren Zeit ſeines Lebens ſich zu einer Räuberbande geſchlagen, und dieſem ruchloſen Verkehr all' die wilden, trotzigen, abenteuerlich gekleideten Geſtalten zu verdanken, die er auf ſeinen Gemälden angebracht, ſo wie er auch die düſtern, grauenvollen Einöden, dieſe selve selvagge, um mit Dante zu reden, wo er ſich verbergen müſſen, getreulich in ſeiner Landſchafterei nachgebildet. Am ſchlimmſten war es, daß man ihm auf den Kopf zuſagte, er ſey in die heilloſe blutige Verſchwörung verwickelt geweſen, die der berüchtigte Mas'Aniello in Neapel anzettelte. Man erzählte, wie das zugegangen, mit den kleinſten Umſtänden.

Aniello Falcone, der Bataillenmaler (ſo hieß es), einer der beſten Lehrmeiſter Salvators, entbrannte in Wuth und blutdürſtige Rache, als die ſpaniſchen Soldaten in einem Handgemenge einen ſeiner Verwandten getödtet hatten. Zur Stelle rottete er einen Haufen junger verwegener Leute, mehrentheils Maler, zuſammen, gab ihnen Waffen und nannte ſie die Compagnie des Todes. In der That verbreitete dieſer Haufe alle Schauer, alles Entſetzen, das ſchon ſein furchterlicher Name verkündete. Truppweiſe durchſtreiften den ganzen Tag die Jünglinge Neapel, und ſtießen ohne Gnade jeden Spanier nieder, den ſie antrafen. Noch mehr! — Sie drangen ein in die geheiligten

Freiſtätten, und mordeten auch da ſchonungslos den unglücklichen Gegner, der von der Todesangſt getrieben, ſich dorthin geflüchtet. Nachts begaben ſie ſich zu ihrem Haupt, dem blutgierigen, wahnſinnigen Mas'Aniello, den ſie bei dem Schein angezündeter Fackeln abmalten, ſo daß in kurzer Zeit Hunderte dieſer Abbildungen in Neapel und der Gegend umher ausgeſtreut wurden.

Bei dieſem mörderiſchen Haufen ſoll nun Salvator Roſa geweſen ſeyn und des Tages tüchtig gemetzelt, Nachts aber eben ſo tüchtig gemalt haben. Wahr iſt es, was ein berühmter Kunſtrichter, ich glaube Taillasſon, von unſerm Meiſter ſagt. Seine Werke tragen den Charakter eines wilden Stolzes, einer bizarren Energie der Gedanken und ihrer Ausführung. Nicht in der lieblichen Anmuth grüner Wieſen, blühender Felder, duftender Haine, murmelnder Quellen, nein, in den Schauern gigantiſch aufgethürmter Felſen, oder Meeresſtrande, wilder unwirthbarer Forſten thut ſich ihm die Natur auf, und nicht das Flüſtern des Abendwindes, das rauſchende Säuſeln der Blätter, nein, das Brauſen des Orkans, der Donner der Katarakte iſt die Stimme, die er vernimmt. Betrachtet man ſeine Einöden, und die Männer von fremdem, wilden Anſehn, die bald einzeln, bald truppweiſe umherſchleichen, ſo kommen von ſelbſt die unheimlichen Gedanken: Hier geſchah ein gräßlicher Mord, dorten wurde der blutende Leichnam in den Abgrund geſchleudert u. ſ. w.

Mag das alles nun ſeyn, mag Taillaſſon ſogar Recht haben, wenn er behauptet, Salvators Platon, ja ſelbſt ſein heiliger Johannes, der in der Wüſte die Geburt des Heilands verkündet, ſähe ein klein wenig aus wie ein Straßenräuber; mag das alles nun ſeyn, ſage ich, unrecht bliebe es doch, von den Werken auf den Meiſter ſelbſt zu ſchließen, und zu wähnen, er, der das Wilde, Entſetzliche in vollem Leben dargeſtellt, müſſe auch ſelbſt ein wilder entſetzlicher Menſch geweſen ſeyn. Wer viel von dem Schwerdte ſpricht, führt es oft am ſchlechteſten; wer tief in der Seele alle Schreckniſſe blutiger Gräuel fühlt, daß er ſie, Palette, Pinſel oder Feder in der Hand, in das Leben zu rufen vermag, iſt ſie zu üben am wenigſten fähig! — Genug! — ich glaube von allen böſen Gerüchten, die den wackern Salvator einen ruchloſen Räuber und Mörder ſchelten, durchaus nicht ein Wörtlein, und wünſche, daß Du, geliebter Leſer, gleichen Sinnes mit mir ſeyn mögeſt. Außerdem würde ich befürchten müſſen, daß

Du vielleicht gegen alles, was ich von dem Meiſter Dir zu erzählen, eben im Begriff ſtehe, einige Zweifel hegen könnteſt, da Dir mein Salvator, wie ich denke, als ein Mann erſcheinen ſoll, in Feuer und Leben glühend und ſprühend, aber dabei mit dem treuſten, herrlichſten Gemüth begabt, das oft ſelbſt die bittre Ironie zu beherrſchen weiß, die ſich, wie bei allen Menſchen tiefen Geiſtes, aus der klaren Anſchauung des Lebens geſtaltet. Uebrigens iſt es ja wohl bekannt, daß Salvator ein eben ſo guter Dichter und Tonkünſtler, als Maler war. Sein innerer Genius that ſich kund in herrlicher Strahlenbrechung. — Noch einmal, ich glaube nicht daran, daß Salvator Theil gehabt an Mas'Aniellos blutigen Gräueln, ich denke vielmehr, daß die Schrecken der entſetzlichen Zeit ihn forttrieben von Neapel nach Rom, wo er, ein armer bedürftiger Flüchtling gerade zu der Zeit ankam, als Mas'Aniello gefallen.

Eben nicht ſonderlich gekleidet, ein ſchmales Beutelchen mit ein Paar blaſſen Zechinen in der Taſche, ſchlich er durch das Thor, als die Nacht ſchon eingebrochen. Er gerieth, ſelbſt wußte er nicht wie, auf den Platz Navona. Dort hatte er ſonſt zu guter Zeit in einem ſchönen Hauſe, dicht neben dem Pallaſt Pamfili gewohnt. Unmuthig ſchaute er hinauf nach den großen Spiegelfenſtern, die im Glanz der Mondesſtrahlen funkelten und blitzten: „Hm! rief er mürriſch, das wird bunte Leinwand koſten, ehe ich dort oben wieder meine Werkſtatt aufſchlage!“ — Aber da fühlte er ſich auf einmal wie an allen Gliedern gelähmt, und dabei kraft- und muthlos, wie noch niemals in ſeinem Leben. „Werd' ich wohl, murmelte er zwiſchen den Zähnen, indem er ſich niederließ auf die ſteinernen Stufen vor der Thüre des Hauſes, werde ich denn aber wohl bunte Leinwand genug fördern können, wie ſie die Narren wollen? — Hm! — mich will's bedünken, es wär' damit am Ende!“ —

Ein kalter ſchneidender Nachtwind durchſtrich die Straßen. Salvator fühlte die Nothwendigkeit, ein Obdach zu ſuchen. Er ſtand mühſam auf, wankte fort, kam nach dem Corſo, bog ein in die Straße Bergognona. Da ſtand er ſtill vor einem kleinen, nur zwei Fenſter breiten Hauſe, das eine arme Wittwe mit ihren beiden Töchtern bewohnte. Die hatte ihn aufgenommen für geringes Geld, als er zum erſten Mal nach Rom kam, von Niemanden gekannt und geachtet, und bei dieſer Wittwe gedachte er wohl wieder ein

Unterkommen zu finden, wie es nun gerade ſeiner ſchlimmen Lage angemeſſen.

Er klopfte getroſt an die Thür, und rief mehrmals ſeinen Namen hinein. Endlich hörte er, wie die Alte ſich mühſam aus dem Schlafe ermunterte. Sie pantoffelte hinan ans Fenſter und ſchalt heftig, welcher Schelm ſie mitten in der Nacht turbire, ihr Haus ſey keine Schenke u. ſ. w. Da koſtete es viel Hin- und Herreden, bis ſie ihren alten Hausgenoſſen an der Stimme wieder erkannte; und als nun Salvator klagte, wie er von Neapel fortgeflüchtet, und in Rom kein Obdach finden könne, da rief die Alte: Ach um Chriſtus und Aller Heiligen willen! — Seyd Ihr es Signor Salvator? — Nun! Euer Stübchen oben nach dem Hofe heraus ſteht noch leer und der alte Feigenbaum hat nun ganz und gar ſeine Zweige und Blätter in die Fenſter hineingehängt, ſo daß Ihr ſitzen und arbeiten könnt wie in einer ſchönen kühlen Laube! — Ei, was werden ſich meine Töchter freuen, daß Ihr wieder da ſeyd Signor Salvator. — Aber wißt Ihr wohl, daß die Margerita recht groß und ſchön geworden iſt? — Die werdet Ihr nicht mehr auf dem Knie ſchaukeln! — Euer Kätzchen, denkt Euch, iſt vor drei Monaten an einer Fiſchgräte erſtickt. Nun das Grab iſt unſer aller Erbtheil. Aber wißt Ihr wohl, daß die dicke Nachbarin, über die Ihr ſo oft gelacht, die Ihr ſo oft gar poſſierlich abgezeichnet; wißt Ihr wol, daß ſie doch noch den jungen Menſchen, den Signor Luigi, heirathet? Nun! nozze e magistrati sono da Dio destinati! — Eben werden im Himmel geſchloſſen, ſage ich. —

„Aber, unterbrach Salvator die Alte, aber Signora Caterina, ich bitte Euch um Aller Heiligen willen, laßt mich doch nur erſt hinein, und erzählt mir dann von Euerm Feigenbaum, von Euern Töchtern, vom Kätzchen und der dicken Nachbarin! — Ich vergehe vor Müdigkeit und Froſt.“ —

Nun ſeht mir die Ungeduld, rief die Alte. Chi va piano, va sano, chi va presto, more lesto — Eile mit Weile, ſage ich! Doch Ihr ſeyd müde, Ihr friert; alſo raſch die Schlüſſel, raſch die Schlüſſel! —

Aber nun mußte die Alte erſt die Töchter wecken, dann langſam, langſam Feuer anſchlagen! — Endlich öffnete ſie dem armen Salvator die Thür; doch kaum war der in die Hausflur getreten, als er von Ermattung und Krankheit überwältigt, wie todt zu Boden niederſtürzte. Zum Glück war der Sohn der Wittwe, der ſonſt in Tivoli wohnte, gerade bei ihr eingekehrt. Der wurde nun auch aus dem Bette geholt, das er gar gern dem kranken Hausfreund einräumte.

Die Alte liebte den Salvator gar ſehr, ſetzte ihn, was ſeine Kunſt betraf, über alle Maler in der Welt und hatte überhaupt an Allem, was er begann, die herzlichſte Freude. Ganz außer ſich war ſie daher über ſeinen bejammernswerthen Zuſtand, und wollte gleich fortrennen nach dem nahe gelegenen Kloſter und ihren Beichtvater holen, daß er komme und mit geweihten Kerzen, oder irgend einem tüchtigen Amulet die feindliche Macht bekämpfe. Der Sohn meinte dagegen, es ſey beinahe beſſer, ſich gleich nach einem tüchtigen Arzt umzuſehen, und ſprang auf der Stelle fort nach dem ſpaniſchen Platz, wo, wie er wußte, der berühmte Doctor Splendiano Accoramboni wohnte. So wie der hörte, daß der Maler Salvator Roſa in der Straße Bergognona krank darnieder läge, war er ſogleich bereit, ſich bald bei dem Patienten einzufinden.

Salvator lag beſinnungslos im ſtärkſten Fieber. Die Alte hatte ein Paar Heiligenbilder über dem Bette aufgehängt und betete eifrig. Die Töchter, in Thränen ſchwimmend, mühten ſich, dem Kranken dann und wann einige Tropfen von der kühlenden Limonade einzuflößen, die ſie bereitet, während der Sohn, der am Kopfende Platz genommen, ihm den kalten Schweiß von der Stirne trocknete. So war der Morgen herangekommen, als die Thür mit vielem Geräuſch aufging, und der berühmte Doctor Signor Splendiano Accoramboni eintrat.

Wäre nur Salvator nicht ſo auf den Tod krank, und darüber ſo gar großes Herzeleid geweſen, die beiden Dirnen, mein' ich, hätten, muthwillig und luſtig, wie ſie ſonſt waren, laut aufgelacht über des Doctors verwunderliches Anſehn, ſtatt daß ſie ſich jetzt ganz erſchrocken, ſcheu in die Ecke zurückzogen. Es iſt der Mühe werth zu ſagen, wie das Männlein ausſah, das in der Morgendämmerung bei der Frau Caterina in der Straße Bergognona erſchien. Aller Anlagen zum vortrefflichſten Wachsthum unerachtet, hatte es der Herr Doctor Splendiano Accoramboni doch nicht ganz bis zu der anſehnlichen Größe von vier Schuh bringen können. Dabei war er aber in ſeinen jungen Jahren von dem zierlichſten Gliederbau, und ehe der von Haus

aus etwas unförmliche Kopf, die dicken Backen und das ſtattliche Doppelkinn zu viel Anwuchs gewonnen, ehe die Naſe durch überreichliche Spaniol-Atzung ſich zu ſehr in die Breite gemäſtet, ehe das Bäuchlein ſich durch Macaroni-Futter zu ſehr in die Spitze hinausgetrieben, ſtand ihm die Abbaten-Kleidung, die er damals trug, allerliebſt. Er war mit Recht ein niedliches Männlein zu nennen, und die römiſchen Damen hießen ihn deshalb auch in der That ihren caro puppazetto, ihren lieben Püppling. —

Jetzt war das nun freilich vorüber, und ein deutſcher Maler meinte, als er den Herrn Doctor Splendiano über den ſpaniſchen Platz wandeln ſah, nicht ganz mit Unrecht, der Mann ſähe aus, als ſey ein baumſtarker, ſechs Fuß hoher Kerl unter ſeinem eigenen Kopf davon gelaufen, und der ſey auf den Körper eines kleinen Marionetten-Pulcinells gefallen, der ihn nun wie ſeinen eignen herumtragen müſſe. — Dieſe kleine abſonderliche Figur hatte ſich in eine unbillige Menge großgeblümten venetianiſchen Damaſtes, die zu einem Schlafrock verſchnitten, geſteckt, dicht unter der Bruſt einen breiten ledernen Gurt umgeſchnallt, an dem ein drei Ellen langer Stoßdegen hing, und auf der ſchneeweißen Perücke eine hohe ſpitze Mütze, die dem Obelisk auf dem Petersplatz nicht unähnlich, aufgerichtet. Da beſagte Perücke, einem wirren, zerzauſten Gewebe gleich, dick und breit über den ganzen Rücken herabbauſchte, ſo konnte ſie füglich für den Cocon gelten, aus dem der ſchöne Seidenwurm hervorgekrochen.

Der würdige Splendiano Accoramboni glotzte durch ſeine großen funkelnden Brillengläſer erſt den kranken Salvator, dann die Frau Caterina an, und rief dieſe bei Seite. „Da liegt, ſchnarrte er halbleiſe, da liegt nun der tüchtige Maler Salvator Roſa todtkrank bei Euch, Frau Caterina, und er iſt verloren, wenn ihn nicht meine Kunſt rettet! — Sagt mir doch, ſeit wann iſt er bei Euch eingekehrt? — Hat er viel ſchöne große Bilder mitgebracht?“ —

Ach, lieber Herr Doctor, erwiederte Frau Caterina, erſt in dieſer Nacht kehrte mein armer Sohn bei mir ein, und was die Bilder betrifft, ſo weiß ich noch nichts davon; aber unten ſteht eine große Kiſte, die hat mich Salvator, ehe er ſo beſinnungslos wurde, wie Ihr ihn jetzt ſeht, wohl und ſorgfältig zu bewahren. Es iſt wohl ein gar ſchönes Gemälde darein gepackt, das er in Neapel gemalt.

Das war nun eine Lüge, die Frau Caterina vorbrachte; aber wir werden ſchon erfahren, welchen guten Grund ſie dazu hatte, dem Herrn Doctor dergleichen aufzubinden.

So ſo, ſprach der Doctor, ſtrich ſich ſchmunzelnd den Bart, näherte ſich ſo gravitätiſch, als es der lange Stoßdegen, mit dem er überall an Stühlen und Tiſchen hängen blieb, nur zulaſſen wollte, dem Kranken, faßte ſeine Hand, befühlte ſeinen Puls, indem er dabei ächzte und ſchnaufte, welches in der andächtigen Todesſtille, in die alle verſunken, wunderlich genug klang. Dann nannte er einhundert und zwanzig Krankheiten auf lateiniſch und griechiſch, die Salvator nicht habe, dann beinahe eben ſo viel, von denen er hätte befallen werden können, und ſchloß damit, daß er die Krankheit Salvators zwar vor der Hand nicht zu nennen wiſſe, binnen einiger Zeit aber ſchon einen paſſenden Namen dafür, und mit dieſem auch die gehörigen Mittel dagegen finden werde. — Dann ging er eben ſo gravitätiſch ab, wie er gekommen, und ließ Alle in Angſt und Beſorgniß zurück.

Unten verlangte der Doctor Salvators Kiſte zu ſehen. Frau Caterina zeigte ihm wirklich eine, in der ein Paar abgelegte Mäntel ihres ſeligen Eheherrn, nebſt einigem zerriſſenen Schuhwerk wohl eingepackt lagen. Der Doctor klopfte lächelnd auf der Kiſte hin und her und ſprach zufrieden: Wir werden ſehen, wir werden ſehen! — Nach einigen Stunden kehrte der Doctor zurück mit einem ſehr ſchönen Namen für Salvators Krankheit und einigen großen Flaſchen eines übelriechenden Tranks, den er dem Kranken unaufhörlich einzuflößen befahl. Das koſtete Mühe, denn der Kranke gab ſeinen größten Widerwillen, ja ſeinen höchſten Abſcheu gegen die Arzenei zu erkennen, die aus dem Acheron ſelbſt geſchöpft ſchien. Sei es aber, daß Salvators Krankheit nun, da ſie einen Namen erhalten, und alſo wirklich was bedeutete, ſich erſt jetzt bösartig bewies, oder daß Splendiano's Trank zu kräftig in den Eingeweiden tobte, genug, mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde wurde der arme Salvator ſchwächer und ſchwächer, ſo daß, unerachtet der Doctor Splendiano Accoramboni verſicherte, wie nach dem gänzlichen Stillſtehen des Lebensprozeſſes er der Maſchine, gleich dem Perpendikel einer Uhr, einen Stoß zu neuer Schwungkraft geben werde, alle an Salvators Aufkommen zweifelten, und meinten, der Herr Doctor möge vielleicht dem Perpendikel ſchon einen ſolchen unziemlichen Stoß gegeben haben, daß er gänzlich erlahmt ſey.

Eines Tages begab es ſich, daß Salvator, der kaum ein Glied zu rühren fähig ſchien, plötzlich in brennende Fieberglut gerieth, erkräftigt aus dem Bette ſprang, die vollen Arzneiflaſchen ergriff, und ſie wüthend durch das Fenſter ſchleuderte. Der Doctor Splendiano Accoramboni wollte gerade ins Haus treten, und ſo geſchah es, daß ein Paar Flaſchen ihn treffend auf ſeinem Kopfe zerklirrten, und der braune Trank ſich in reichen Strömen über Geſicht, Perücke und Halskrauſe ergoß. Der Doctor ſprang ſchnell ins Haus und ſchrie wie beſeſſen: Signor Salvator iſt toll geworden, in Raſerei gefallen, keine Kunſt kann ihn retten, er iſt todt in zehn Minuten. Her mit dem Bilde Frau Caterina, her mit dem Bilde, das iſt mein, der geringe Lohn meiner Mühe! — Her mit dem Bilde, ſag' ich! —

Als nun aber Frau Caterina die Kiſte öffnete, und der Doctor Splendiano die alten Mäntel und das zerriſſene Schuhwerk zu Geſichte bekam, rollten ſeine Augen wie ein Paar Feuerräder im Kopfe; er knirſchte mit den Zähnen, ſtampfte mit den Füßen, übergab den armen Salvator, die Wittwe, das ganze Haus, allen Teufeln der Hölle, und ſtürzte pfeilſchnell, wie aus der Mündung einer Kanone geſchoſſen, fort zum Hauſe hinaus. —

Salvator fiel, da der wüthende Paroxysmus des heftigſten Fiebers vorüber, aufs neue in einen todtähnlichen Zuſtand. Frau Caterina glaubte nicht anders, als Salvators Ende ſey nun wirklich herangekommen; rannte daher ſchnell nach dem Kloſter und holte den Pater Bonifacio, daß er dem Sterbenden das Sacrament reiche. Als Pater Bonifaz den Kranken erblickte, meinte er, die gar beſondern Züge, die der Tod auf des Menſchen Antlitz zeichne, wenn er ihn erfaſſen wolle, kenne er gar gut; bei dem ohnmächtigen Salvator ſey zur Zeit nichts davon zu ſpüren, und Hülfe noch möglich, die er ihm gleich verſchaffen wolle, nur dürfe der Herr Doctor Splendiano Accoramboni mit ſeinen griechiſchen Namen und hölliſchen Flaſchen nicht mehr über die Schwelle. Der gute Pater machte ſich ſogleich auf den Weg und wir werden erfahren, daß er, was die verſprochene Hülfe betraf, Wort hielt. —

Salvator erwachte aus ſeiner Ohnmacht, und da dünkte es ihm, er läge in einer ſchönen duftigen Laube, denn über ihm rankten ſich grüne Zweige und Blätter. Er fühlte, wie eine wohlthätige Lebenswärme ihn durchſtrömte, nur war es ihm, als ſey ſein linker Arm gefeſſelt. — Wo bin ich, rief er mit matter Stimme; — da ſtürzte ein junger Menſch von hübſchem Anſehn, der an ſeinem Bette geſtanden, und den er jetzt erſt gewahrte, nieder auf die Knie, ergriff ſeine rechte Hand, küßte ſie, benetzte ſie mit heißen Thränen, rief ein Mal über das andere: O mein beſter Herr! — mein hoher Meiſter! — nun iſt alles gut — Ihr ſeyd gerettet, Ihr werdet geſunden! —

Aber ſagt mir nur, fing Salvator an — doch der junge Menſch bat ihn, ſich ja in ſeiner großen Mattigkeit nicht durch Reden anzuſtrengen, er wolle erzählen, wie es ſich mit ihm begeben. „Seht, begann der junge Menſch, ſeht mein lieber hoher Meiſter, Ihr wart wohl ſehr krank, als Ihr von Neapel hier ankamt; aber ſo zum Tode gefährlich mochte doch wohl Euer Zuſtand nicht ſeyn und geringe Mittel angewandt, hätte Euch Eure ſtarke Natur in kurzer Zeit wieder auf die Beine geholfen, wärt Ihr nicht durch Karlos gutgemeintes Ungeſchick, der gleich nach dem nächſten Arzte rannte, dem unſeligen Pyramiden-Doctor in die Hände gerathen, der alle Anſtalten machte, Euch unter die Erde zu bringen.“

„Was, rief Salvator und lachte, ſo matt wie er war, recht herzlich, was ſagt Ihr? — dem Pyramiden-Doctor? — Ja ja, trotz meiner Krankheit habe ich es wohl geſehen, der kleine damaſtne Kerl, der mich zu dem abſcheulichen ekelhaften Höllengeiſt verdammte, trug den Obelisk vom Petersplatz auf dem Kopfe, und darum heißt Ihr ihn den Pyramiden-Doctor!“ —

O heiliger Gott, ſprach der junge Menſch, indem er ebenfalls laut auflachte, da iſt Euch der Doctor Splendiano Accoramboni in ſeiner ſpitzen verhängnißvollen Nachtmütze erſchienen, in der er, wie ein unheilbringendes Meteor, jeden Morgen auf dem ſpaniſchen Platz zum Fenſter hinausleuchtet. Aber dieſer Mütze wegen heißt er keineswegs der Pyramiden-Doctor, vielmehr hat es damit eine ganz andere Bewandtniß. — Der Doctor Splendiano iſt ein großer Liebhaber von Gemälden, und beſitzt auch in der That eine ganz auserleſene Gemäldeſammlung, die er ſich durch eine beſondere Praktik erworben. Er ſtellt nemlich den Malern und ihren Krankheiten mit Schlauigkeit und Eifer nach. Vorzüglich fremde Meiſter, haben ſie nur einmal ein Paar Maccaroni zu viel gegeſſen, oder ein Glas Syrakuſer mehr als dienlich getrunken, weiß er in ſein Garn zu locken, und hängt ihnen bald dieſe, bald jene Krankheit an, die er mit einem ungeheuern

Namen kauft und darauf los curirt. Für die Cur läßt er ſich ein Gemälde verſprechen, das er, da nur beſonders hartnäckige Naturen ſeinen kräftigen Mitteln widerſtehen, gewöhnlich aus dem Nachlaß des armen todten Malers holt, den ſie nach der Pyramide des Ceſtius getragen und eingeſcharrt. Daß Signor Splendiano dann immer das Beſte wählt, was der Maler gefertigt, und dann noch manches andere Bild mitgehen heißt, verſteht ſich von ſelbſt. Der Begräbnißplatz bei der Pyramide des Ceſtius iſt das Saatfeld des Doctors Splendiano Accoramboni, das er fleißig beſtellt, und deshalb wird er der Pyramiden-Doctor genannt. Zum Ueberfluß hatte Frau Caterina, freilich in guter Abſicht, dem Doctor eingebildet, Ihr hättet ein ſchönes Gemälde mitgebracht, und nun könnt Ihr denken, mit welchem Eifer er für Euch ſeine Tränke kochte. — Euer Glück, daß Ihr im Fieberparoxismus dem Doctor ſeine Flaſchen auf den Kopf warft, ein Glück, daß er zornig Euch verließ, ein Glück, daß Frau Caterina den Pater Bonifacio holte, Euch, den ſie in Todesnöthen glaubte, mit dem Sacrament zu verſehen. Pater Bonifacio verſteht ſich etwas auf die Heilkunde, er beurtheilte Euern Zuſtand ganz richtig, er holte mich. —

Wie ſeid Ihr auch ein Doctor? fragte Salvator mit matter weinerlicher Stimme.

Nein, erwiderte der Jüngling, indem ihm hohe Röthe ins Geſicht ſtieg, nein mein lieber, hoher Meiſter, ich bin keineswegs ein Doctor wie Signor Splendiano Accoramboni, aber wohl ein Wundarzt. Ich dachte, ich müſſe in die Erde verſinken vor Schreck — vor Freude, als Pater Bonifacio mir ſagte, Salvator Roſa liege todtkrank in der Strada Bergognona und bedürfe meiner Hülfe. Ich eilte her, ich ſchlug Euch eine Ader am linken Arm; Ihr wart gerettet! Wir brachten Euch hieher in das kühle luftige Zimmer, das Ihr ſonſt bewohntet. Schaut um Euch, dort ſteht noch die Staffelei, die Ihr zurückließet; dort liegen noch ein Paar Handzeichnungen, die Frau Caterina aufbewahrt hat, wie ein Heiligthum. — Eure Krankheit iſt gebrochen; einfache Mittel, die Euch Pater Bonifacio bereitet, und gute Pflege werden Euch bald erkräftigen. — Und nun erlaubt, daß ich noch einmal dieſe Hand küſſe, dieſe ſchöpferiſche Hand, die die verborgenſten Geheimniſſe der Natur ins rege Leben zaubert! — Erlaubt, daß der arme Antonio Scacciati ſein ganzes Herz ausſtrömen laſſe in Entzücken und feurigen Dank, daß der Himmel es ihm verſtattete, dem hohen, herrlichen Meiſter Salvator Roſa das Leben zu retten. — Und damit ſtürzte der Jüngling aufs Neue nieder auf die Knie, ergriff Salvators Hand, küßte ſie, und benetzte ſie mit heißen Thränen, wie zuvor.

Ich weiß nicht, ſprach Salvator, indem er ſich mühſam etwas in die Höhe richtete, ich weiß nicht, lieber Antonio, welcher beſondere Geiſt Euch treibt, daß Ihr mir ſo gar große Verehrung beweiſet. Ihr ſeyd, wie Ihr ſagt, ein Wundarzt, und dies Gewerbe pflegt ſich doch ſonſt mit der Kunſt ſchwer zu paaren? —

Wenn Ihr, erwiederte der Jüngling mit niedergeſchlagenen Augen, wenn Ihr, mein lieber Meiſter, wieder mehr bei Kräften ſeyd, ſo werde ich Euch manches ſagen, was mir jetzt ſchwer auf dem Herzen liegt. —

Thut das, ſprach Salvator, faßt volles Vertrauen zu mir. Ihr könnt das; denn ich wüßte nicht, welches Menſchen Anblick mir mehr ins treue Gemüth gedrungen, als der Eurige. — Je mehr ich Euch anſchaue, deſto klarer geht es mir auf, daß Euer Antlitz Spuren trägt einer Aehnlichkeit mit dem göttlichen Jüngling — ich meine den Sanzio! — Antonio's Augen leuchteten hoch auf in blitzendem Feuer — er ſchien vergebens nach Worten zu ringen.

In dem Augenblick trat Frau Caterina mit dem Pater Bonifacio herein, der dem Salvator ein Getränk brachte, das er kunſtverſtändig zubereitet, und das dem Kranken beſſer mundete und bekam, als das acherontiſche Waſſer des Pyramiden-Doctors Splendiano Accoramboni.

Antonio Scacciati kommt durch Salvator Roſa's Vermittlung zu hohen Ehren. Er entdeckt die Urſache ſeiner fortdauernden Betrübniß dem Salvator, der ihn tröſtet und zu helfen verſpricht.

Es kam ſo, wie Antonio vorausgeſagt. Die einfachen, heilbringenden Mittel des Pater Bonifacio, die ſorgſame Pflege der guten Frau Caterina und ihrer Töchter, die milde Jahreszeit, die eben eintrat, Alles ſchlug bei dem von Natur kräftigen Salvator ſo gut an, daß er ſich bald geſund genug fühlte, an ſeine Kunſt zu denken, und fürs Erſte tüchtige Handzeichnungen entwarf, die er künftig auszuführen gedachte.

Antonio verließ beinahe gar nicht Salvators Zimmer, er war ganz Auge, wenn Salvator ſeine Skizzen entwarf; und ſein Urtheil über Manches zeigte, daß er eingeweiht ſeyn mußte in die Geheimniſſe der Kunſt.

Hört, ſprach Salvator eines Tages zu ihm, hört Antonio, Ihr verſteht Euch ſo gut auf die Kunſt, daß ich glaube, Ihr habt nicht allein Vieles mit richtigem Verſtande angeſchaut, ſondern wohl gar ſelbſt den Pinſel in der Hand gehabt.

Erinnert, erwiederte Antonio, erinnert Euch, mein lieber Meiſter, daß ich ſchon damals, als Ihr aus tiefer Ohnmacht zur Geneſung erwachtet, Euch ſagte, ſchwer läge manches auf meinem Herzen. Nun iſt es wohl an der Zeit, daß ich mein Inneres Euch ganz und gar offenbare! — Seht, ſo wie ich der Wundarzt Antonio Scacciati bin, der Euch die Ader ſchlug, ſo gehöre ich doch ganz und gar der Kunſt an, der ich mich nun auch ganz ergeben will, das verhaßte Handwerk bei Seite werfend! —

Hoho, rief Salvator, hoho Antonio, bedenkt, was Ihr thut. Ihr ſeyd ein geſchickter Wundarzt, und werdet vielleicht ein ſtümperhafter Maler werden und bleiben; denn verzeiht, ſo jung Ihr noch an Jahren ſeyn möget, ſo ſeyd Ihr doch ſchon zu alt, um jetzt noch die Kohle zur Hand zu nehmen. Reicht doch kaum ein Menſchenalter hin, um nur zu einiger Erkenntniß des Wahrhaftigen — und noch mehr zur practiſchen Fähigkeit, es darzuſtellen, zu gelangen! —

Ei, erwiederte Antonio mild lächelnd, ei, mein lieber Meiſter, wie ſollte mir der wahnſinnige Gedanke kommen, jetzt mich zur ſchweren Malerkunſt zu wenden, hätt' ich nicht, wie ich nur konnte, ſchon von Kindesbeinen an die Kunſt getrieben, hätt' es nicht der Himmel gewollt, daß ich, durch meines Vaters Starrſinn von Allem zurückgehalten, was Kunſt heißt, doch in die Nähe berühmter Meiſter kam. Wißt, daß der große Annibal ſich des verlaßnen Knaben annahm, wißt, daß ich mich wohl recht eigentlich Guido Reni's Schüler nennen darf.

Nun, ſprach Salvator etwas ſcharf, wie es zuweilen in ſeiner Art lag, nun wackerer Antonio, ſo habt Ihr ja gar große Lehrer gehabt, und ſo kann es gar nicht fehlen, daß Ihr, Eurer Wundarzneikunſt unbeſchadet, auch ein großer Schüler ſeyn mußt. — Nur begreife ich nicht, wie Ihr, ein treuer Anhänger des ſanften, zierlichen Guido, den Ihr vielleicht, — die Schüler thun ja das wohl im Enthuſiasmus, — in Euern Gemälden noch überzierlicht, wie Ihr da einiges Wohlgefallen an meinen Bildern finden, wie Ihr mich wirklich für einen Meiſter der Kunſt halten könnt.

Dem Jüngling ſtieg hohe Glut ins Geſicht bei dieſen Worten Salvators, die auch wohl beinahe klangen wie verhöhnender Spott.

Laßt, ſprach er, laßt mich jetzt alle Scheu, die ſonſt mir den Mund verſchließt, bei Seite ſetzen, laßt mich alles frei herausſagen, wie ich es in mir trage. — Seht, Salvator, niemals habe ich einen Meiſter ſo aus dem tiefſten Grunde meiner Seele verehrt, als eben Euch. Es iſt die oft übermenſchliche Größe der Gedanken, die ich in Euren Werken anſtaune. Ihr erfaßt die tiefſten Geheimniſſe der Natur, Ihr erſchaut die wunderbaren Hieroglyphen ihrer Felſen, ihrer Bäume, ihrer Waſſerfälle, Ihr vernehmt ihre heilige Stimme, Ihr verſteht ihre Sprache, und habt die Macht, es aufzuſchreiben, was ſie zu Euch geſprochen. — Ja ein Aufſchreiben möcht' ich Euer keckes, kühnes Malen nennen. — Der Menſch allein mit ſeinem Treiben genügt Euch nicht, Ihr ſchaut den Menſchen nur in dem Kreiſe der Natur, und inſofern ſein innerſtes Weſen durch ihre Erſcheinungen bedingt iſt; deshalb, Salvator, ſeyd Ihr auch nur wahrhaft groß in Euern wunderbar ſtaffirten Landſchaften. Das hiſtoriſche Bild ſetzt Euch Gränzen, die Euern Flug hemmen zum Nachtheil der Darſtellung.

Das, unterbrach Salvator den Jüngling, das redet Ihr den neidiſchen Hiſtorien-Malern nach, Antonio, die mir die Landſchaft hinwerfen, wie einen guten Biſſen, an dem ich kauen und ihr eigenes Fleiſch verſchonen ſoll! — Ob ich mich wohl auf menſchliche Figuren, und auf Alles, was dem anhängig, verſtehe? — Aber das tolle Nachreden —

Werdet, fuhr Antonio fort, werdet nicht ungehalten, mein lieber Meiſter, ich rede Niemandem etwas blindlings nach, und am wenigſten darf ich jetzt dem Urtheil unſerer Meiſter hier in Rom trauen! — Wer wird die kühne Zeichnung, den wunderbaren Ausdruck, vorzüglich aber die lebendige Bewegung Eurer Figuren nicht hoch bewundern! — Man merkt es, daß Ihr nicht nach dem ſteifen, ungelenken Modell, oder gar nach der todten Gliederpuppe arbeitet; man merkt es, daß Ihr ſelbſt Euer reges lebendiges Modell ſeyd, indem Ihr, wann Ihr zeichnet und malt, vor einem großen Spiegel die Figur darſtellt, die Ihr auf die Leinwand zu bringen im Sinne habt! —

Der Tauſend! Antonio, rief Salvator lachend, ich glaube, Ihr habt ſchon öfters, ohne daß ich es eben gewahr worden, in meine Werkſtatt geguckt, da Ihr ſo genau wiſſet, wie es darin hergeht? —

Könnte das nicht ſeyn? erwiederte Antonio, doch laßt mich weiter ſprechen! — Die Bilder, die Euch Euer mächtiger Geiſt eingiebt, möcht' ich gar nicht ſo ängſtlich in ein Fach ſtellen, wie die pedantiſchen Meiſter zu thun ſich mühen. In der That, was man gewöhnlich Landſchaft nennt, paßt ſchlecht auf Eure Gemälde, die ich lieber hiſtoriſche Darſtellungen im tiefern Sinne nennen möchte. Scheint oft dieſer, jener Felſen, dieſer, jener Baum, wie ein rieſiger Menſch mit ernſtem Blick uns anzuſchauen, ſo gleicht dieſe, jene Gruppe ſeltſam gekleideter Menſchen wiederum einem wunderbaren, lebendig gewordnen Geſtein; die ganze Natur im harmoniſchen Einklang ſich regend, ſpricht den erhabenen Gedanken aus, der in Euch aufglühte. So hab' ich Eure Gemälde betrachtet, und auf dieſe Weiſe verdanke ich ihnen, Euch, mein hoher, herrlicher Meiſter, allein das tiefere Verſtändniß der Kunſt. — Glaubt deshalb nicht, daß ich in kindiſche Nachahmerei verfallen. — So ſehr ich mir die Freiheit, die Keckheit Eures Pinſels wünſche, ſo muß ich doch geſtehen, daß mir die Färbung in der Natur anders erſcheint, als ich ſie auf Euern Gemälden erblicke. Iſt es, meine ich, auch der Praktik wegen, dem Schüler heilſam, den Styl dieſes oder jenes Meiſters nachzuahmen, ſo muß er, ſteht er nur einigermaßen auf eigenen Füßen, doch darnach ringen, die Natur ſo darzuſtellen, wie er ſie erſchaut! — Dieſes wahrhafte Schauen, dieſe Einigkeit mit ſich ſelbſt, kann ja nur allein Charakter und Wahrheit erzeugen. — Guido war dieſer Meinung, und der unruhige Preti, den ſie, wie Euch bekannt iſt, den Calabreſen nennen, ein Maler, der gewiß, wie kein andrer über ſeine Kunſt nachgedacht hat, warnte mich eben ſo vor aller Nachahmerei! — Nun wißt Ihr, Salvator, warum ich Euch ſo überaus verehre, ohne Euer Nachahmer zu ſeyn. —

Salvator hatte dem Jüngling, während er ſprach, ſtarr in die Augen geſchaut, jetzt riß er ihn ſtürmiſch an die Bruſt.

Antonio, ſprach er dann, Ihr habt in dieſem Augenblick gar weiſe tiefſinnige Worte geſagt — So jung Ihr an Jahren ſeyd, ſo möget Ihr es doch, was das wahre Verſtändniß der Kunſt betrifft, manchem von unſern alten, hochgeprieſenen Meiſtern zuvorthun, die viel Abentheuerliches von ihrem Malen faſeln, ohne jemals der Sache auf den Grund zu kommen. Wahrhaftig! als Ihr von meinen Bildern ſpracht, war es, als würde ich mir ſelbſt erſt recht klar, und daß Ihr meinen Styl nicht nachahmt, daß Ihr nicht, wie manche andere, den ſchwarzen Farbentopf zur Hand nehmt, grelle Lichter aufſetzet, oder gar ein Paar verkrüppelte Geſtalten mit abſcheulichen Geſichtern aus der kothigen Erde herausgucken laßt und dann meint, der Salvator ſey fertig: eben darum ſchätze ich Euch gar hoch — Wie Ihr da ſeyd, habt Ihr an mir den treuſten Freund gefunden! — Ich gebe mich Euch hin mit ganzer Seele! —

Antonio war außer ſich vor Freude über das Wohlwollen, das ihm der Meiſter ſo mit aller Gemüthlichkeit bezeugte. Salvator äußerte lebhaftes Verlangen, Antonios Bilder zu ſehen. Antonio führte ihn zur Stelle in ſeine Werkſtatt.

Nicht Geringes hatte Salvator von dem Jüngling erwartet, der ſo verſtändig über die Kunſt geſprochen, in dem ein beſonderer Geiſt ſich zu regen ſchien; und doch wurde der Meiſter durch Antonios reiche Bilder gar höchlich überraſcht. Er fand überall kühne Gedanken, correcte Zeichnung, und das friſche Colorit, der große Geſchmack in dem breiten Faltenwurf, die ungemeine Zierlichkeit der Extremitäten, die hohe Anmuth der Köpfe zeigte den würdigen Schüler des großen Reni, wiewohl das Beſtreben Antonios nicht, wie jenes Meiſters, der das wohl zu thun pflegte, den Ausdruck der Schönheit zu opfern, oft zu ſichtlich, hervortrat. Man ſah, Antonio rang nach Annibals Stärke, ohne ſie zur Zeit erreichen zu können.

In ernſtem Schweigen hatte Salvator jedes von Antonios Gemälden lange Zeit hindurch betrachtet, dann ſprach er: Hört Antonio, es iſt wohl nun nicht anders, Ihr ſeyd recht eigentlich für die edle Malerkunſt geboren. Denn nicht allein, daß die Natur Euch den ſchöpferiſchen Geiſt gegeben hat, der in unverſiegbarem Reichthum die herrlichſten Gedanken entflammt, ſie verlieh Euch auch das ſeltene Talent, das in kurzer Zeit die Schwierigkeiten der Praktik überwindet. — Ich würde lügenhaft ſchmeicheln, wenn ich Euch ſagen ſollte, daß Ihr jetzt ſchon Eure Meiſter, daß Ihr Guidos wunderbare Anmuth, daß Ihr Annibals Stärke erreicht habt; aber gewiß iſt es, daß Ihr unſere Meiſter, die ſich hier in der Akademie San Luca ſo brüſten, den Tiarini, den Geſſi, den Sementa und wie ſie alle heißen, ja ſelbſt den Lanfranco nicht ausgenommen, der nur auf Kalk zu malen verſteht, weit übertrifft. — Und doch Antonio! und doch würde ich mich, wär' ich an Eurer Stelle, beſinnen, ob ich die Lanzette ganz und gar wegwerfen und den Pinſel allein zur Hand nehmen ſolle! — Das klingt ſonderbar, aber hört mich an! — Es iſt jetzt in der Kunſt eine böſe Zeit eingetreten, oder vielmehr, der Teufel ſcheint geſchäftig zu ſeyn unter unſern Meiſtern, und ſie wacker zu hetzen! — Seyd Ihr nicht darauf gefaßt, Kränkungen jeder Art zu erfahren, je höher Ihr in der Kunſt ſteigt, deſto mehr Hohn und Verachtung zu leiden, überall, ſo wie Euer Ruhm ſich verbreitet, auf hämiſche Böſewichter zu ſtoßen, die mit freundlicher Miene ſich an Euch drängen, um Euch deſto ſicherer zu verderben, ſeyd Ihr, ſage ich, auf Alles das nicht gefaßt, ſo bleibt weg von der Malerei! — Denkt an das Schickſal Eures Lehrers, des großen Annibal, den ein ſchurkiſcher Haufe von Kunſtgenoſſen in Neapel tückiſch verfolgte, ſo daß er kein einziges großes Werk auszuführen bekam, ſondern überall mit Verachtung abgewieſen wurde, was ihm denn den frühen Tod zuzog! — Denkt doch nur daran, wie es unſerm Dominichino erging, als er die Kuppel in der Kapelle des heiligen Januars malte. Beſtachen nicht die Böſewichter von Malern — ich will nun eben keinen nennen, auch nicht den Schurken Beliſario und den Ribera! — beſtachen die nicht Dominichino's Diener, daß er Aſche unter den Kalk werfen ſolle? So konnte das Bewerfen der Mauer nicht binden und die Malerei keinen Beſtand haben. — Denkt an das Alles und prüft Euch wohl, ob Euer Gemüth ſtark genug iſt, dergleichen zu ertragen, denn ſonſt wird Eure Kraft gebrochen, und mit dem feſten Muth zu ſchaffen, geht auch die Fähigkeit dazu verloren! —

Ach Salvator, erwiederte Antonio, es iſt wohl kaum möglich, daß ich, habe ich mich dann ganz und gar zu den Malern geſchlagen, mehr Hohn und Verachtung erdulden kann, als es jetzt ſchon geſchehen iſt, da ich noch Wundarzt bin. — Ihr habt Wohlgefallen gefunden an meinen Gemälden, ja Ihr habt es, und doch wohl aus innerer Ueberzeugung ausgeſprochen, daß ich Tüchtigeres zu ſchaffen vermag, als manche von unſern Lucanern; und doch ſind es eben dieſe, die über Alles, was ich mit großem Fleiß hervorgebracht, die Naſe rümpfen und verächtlich ſprechen: Seht doch, der Wundarzt will malen! — Eben darum ſteht aber mein Entſchluß feſt, mich von einem Gewerbe ganz zu trennen, das mir mit jedem Tage verhaßter wird! — Auf Euch, mein würdiger Meiſter, habe ich nun meine ganze Hoffnung geſtellt! — Euer Wort gilt viel, Ihr könnt, wollt Ihr für mich ſprechen, mit einem Mal meine neidiſchen Verfolger zu Boden ſchlagen, Ihr könnt mich hinſtellen an den Platz, wo ich hin gehöre! —

Ihr habt, erwiederte Salvator, Ihr habt viel Vertrauen zu mir; aber, nachdem wir uns ſo recht über unſere Kunſt verſtändigt, nachdem ich Eure Werke geſehen, wüßte ich auch in der That nicht, für wen ich lieber mit aller Kraft in den Kampf gehen ſollte, als eben für Euch! —

Salvator betrachtete noch einmal Antonios Gemälde, und blieb vor einem ſtehen, das eine Magdalena zu des Heilands Füßen darſtellte, und das er ganz beſonders pries.

„Ihr ſeyd, ſprach er, von der gewöhnlichen Art, wie man dieſe Magdalena darſtellt, abgewichen. Eure Magdalena iſt nicht die ernſte Jungfrau, ſondern mehr ein unbefangenes, liebliches Kind, aber ein ſo wunderbares, wie es Guido nur hätte ſchaffen können. — Es liegt ein beſonderer Zauber in der holden Geſtalt; Ihr habt mit Begeiſterung gemalt, und irr' ich nicht, ſo lebt das Original dieſer Magdalena und iſt hier in Rom zu finden — Geſteht es Antonio! — Ihr ſeyd in Liebe!“ — Antonio ſchlug den Blick zu Boden und ſprach leiſe und ſchüchtern: Eurem Scharfblick entgeht nichts, mein lieber Meiſter, es mag wohl ſo ſeyn, wie Ihr ſaget; aber tadelt mich nicht darum. — Jenes Bild halt' ich am höchſten, und ich habe es wie ein heiliges Geheimniß zur Zeit verborgen gehalten vor Jedermanns Auge.

Was ſagt Ihr, unterbrach Salvator den Jüngling, Niemand von den Malern hat Euer Bild geſchaut?

So iſt es, erwiederte Antonio.

Nun, fuhr Salvator fort, indem ihm die Augen vor Freude blitzten, nun Antonio, ſo ſeyd gewiß, daß ich Eure neidiſchen, hochmüthigen Verfolger zu Boden ſchlage, und Euch zu verdienten Ehren bringe. Vertraut mir Euer Bild an, ſchafft es zur Nachtzeit heimlich in meine Wohnung, und für das Uebrige laßt mich dann ſorgen. — Wollt Ihr das thun?

Mit tauſend Freuden, erwiederte Antonio. Ach ich möchte nun auch gleich von dem Ungemach meiner Liebe zu Euch reden; aber es iſt mir ſo, als wenn ich das nun gerade heute, da in der Kunſt unſer Inneres ſich gegenſeitig erſchloſſen, nicht dürfe. Künftig flehe ich Euch wohl an, auch was meine Liebe betrifft, mir beizuſtehen mit Rath und That. —

Mit beidem, ſprach Salvator, ſtehe ich Euch zu Dienſten, wo und wenn es Noth thut! — Im Davonſchreiten wandte ſich Salvator noch einmal um und ſprach lächelnd: Hört Antonio, als Ihr mir entdecktet, daß Ihr ein Maler wäret, da fiel es mir ſchwer aufs Herz, daß ich von Eurer Aehnlichkeit mit dem Sanzio geſprochen. Ich glaubte ſchon, Ihr könntet ſo faſelig thun, wie manche von unſern jungen Leuten, die, tragen ſie eine flüchtige Aehnlichkeit mit dieſem, jenem großen Meiſter im Geſicht, ſich ſogleich den Bart ſo ſtutzen oder die Haare, wie der es that, und darin den Beruf finden, jenes Meiſters Manier auch in der Kunſt nachzuahmen, widerſtrebt dem gleich ihre Natur! — Wir haben beide den Namen Raphael nicht genannt, aber glaubt mir, in Euern Bildern habe ich die deutliche Spur gefunden, wie der ganze Himmel der göttlichen Gedanken in den Werken des größten Malers der Zeit Euch aufgegangen! — Ihr verſteht den Raphael, Ihr werdet mir nicht ſo antworten, wie der Velasquez, den ich neulich fragte, was er von dem Sanzio halte. Titian, erwiederte er mir, ſey der größte Maler, Raphael wiſſe nichts von der Carnation. — In dieſem Spanier iſt das Fleiſch, aber nicht das Wort; und doch erheben ſie ihn in San Luca bis in den Himmel, weil er einmal Kirſchen gemalt, die die Spatzen angepickt! — —

Es begab ſich, daß nach einigen Tagen die Akademiſten von San Luca ſich in ihrer Kirche verſammelten, um über die Werke der Maler, die ſich zur Aufnahme gemeldet, zu urtheilen. Dort hatte Salvator das ſchöne Bild Scacciatis aufſtellen laſſen. Unwillkührlich wurden die Maler von der Stärke und Anmuth des Gemäldes hingeriſſen und von allen Lippen ertönte das ungemeſſenſte Lob, als Salvator verſicherte, daß er das Bild aus Neapel mitgebracht, als den Nachlaß eines jungen, früh verſtorbenen Malers. —

Wenige Zeit dauerte es, ſo ſtrömte ganz Rom hin, das Gemälde des jungen unbekannt verſtorbenen Malers zu bewundern; man war darüber einig, daß ſeit Guido Reni's Zeiten ein ſolches Bild nicht geſchaffen worden, ja man ging im gerechten Enthuſiasmus ſo weit, die wunderliebliche Magdalena noch über Guido's Schöpfungen der Art zu ſtellen. — Unter der Menge von Menſchen, die immer vor Scacciatis Gemälde verſammelt, bemerkte Salvator eines Tages einen Mann, der bei ſeinem übrigens gar beſonderen Anſehen ſich wie närriſch gebehrdete. Er war hoch in den Jahren, groß, dürr wie eine Spindel, bleichen Angeſichts, mit langer ſpitzer Naſe, mit eben ſo langem Kinn, das überdies in einen kleinen Bart ſich zuſpitzte, und grauen, blitzenden Augen. Auf die dicke, hellblonde Perücke hatte er einen hohen Hut mit einer ſtattlichen Feder geſetzt, er trug ein kleines, dunkelrothes Mäntelchen mit vielen blanken Knöpfen, ein himmelblaues, ſpaniſch geſchlitztes Wamms, große, mit ſilbernen Frangen beſetzte Stulphandſchuhe, einen langen Stoßdegen an der Seite, hellgraue Strümpfe über die ſpitzen Knie gezogen, und mit gelben Bändern gebunden, und eben ſolche gelbe Bandſchleifen auf den Schuhen.

Dieſe ſeltſame Figur ſtand nun wie entzuckt vor dem Bilde, erhob ſich auf den Zehen, duckte ſich ganz klein nieder — hüpfte dann mit beiden Beinen zugleich auf — ſtöhnte — ächzte — kniff die Augen feſt zu, daß die Thränen hervorperlten, riß ſie dann wieder weit auf, ſchaute unverwandt hin nach der lieblichen Magdalena, ſeufzte, lispelte mit feiner, klagender Caſtraten-Stimme: **Ah carissima — benedettissima — ah Marianna — Mariannina — bellissima etc.** Salvator, auf ſolche Figuren beſonders erpicht, drängte ſich zu dem Alten, wollte ſich mit ihm in ein Geſpräch einlaſſen über Scacciatis Bild, das ihn ſo zu entzücken ſchien. Ohne ſonderlich auf Salvator zu achten, verfluchte aber der Alte ſeine Armuth, die ihm nicht erlaube, das Bild für eine Million zu erſtehen, und zu verſchließen, damit nur kein Anderer ſeine ſataniſchen Blicke darauf richte. Und dann hupfte er wieder auf und nieder, und dankte der Jungfrau und allen Heiligen, daß der verruchte Maler todt ſey, der das himmliſche Bild gemalt, das ihn in Verzweiflung und Raſerei ſtürze.

Salvator ſchloß, der Mann müſſe wahnſinnig, oder ein ihm unbekannter Akademiſt von San Luca ſeyn. —

Ganz Rom war erfüllt von dem wunderbaren Gemälde Scacciatis; es war kaum von etwas Anderm die Rede, und dies mußte wohl ſchon zur Genüge die Vortrefflichkeit des Werkes beweiſen. Als nun die Maler aufs Neue in der Kirche des heiligen Lucas verſammelt waren, um über die Aufnahme Verſchiedener, die ſich dazu gemeldet, zu entſcheiden, fragte Salvator Roſa plötzlich: ob nicht der Maler, deſſen Werk die Magdalena zu des Heilands Füßen, würdig geweſen in die Akademie aufgenommen zu werden? Alle Maler, ſelbſt den über die Gebühr kritiſchen Ritter Joſepin nicht ausgenommen, verſicherten einſtimmig, daß ſolch ein hoher Meiſter eine Zierde der Akademie geweſen ſeyn würde, und bedauerten in den ausgeſuchteſten Redensarten ſeinen Tod, wiewohl ſie eben ſo gut, als jener tolle Alte, im Herzen den Himmel dafür prieſen. — Ja ſie gingen in ihrem Enthuſiasmus ſo weit, daß ſie beſchloſſen, den vortrefflichen Jüngling, den der Tod zu früh der Kunſt entriſſen, noch im Grabe zum Akademiker zu ernennen, und zum Heil ſeiner Seele Meſſen leſen zu laſſen in der Kirche des heiligen Lucas. Sie erbaten ſich daher von dem Salvator den vollſtändigen Namen des Verſtorbenen, ſein Geburtsjahr, den Ort ſeiner Herkunft u. ſ. w.

Da erhob ſich Salvator Roſa und ſprach mit lauter Stimme: Ei, Ihr Herren, die Ehre, die Ihr einem Todten im Grabe erweiſen wollet, könnet Ihr beſſer einem Lebendigen zuwenden, der unter Euch wandelt. — Wißt, die Magdalena zu des Heilands Füßen, das Gemälde, das Ihr mit Recht ſo hoch, ſo über alle Malereien ſtellt, die die neueſte Zeit hervorgebracht hat, es iſt nicht das Werk eines neapolitaniſchen Malers, der ſchon verſtorben, wie ich vorgab, damit Euer Urtheil unbefangen ſeyn möchte — jenes Gemälde, das Meiſterwerk, welches ganz Rom bewundert, iſt von der Hand Antonio Scacciatis des Wundarztes! —

Stumm und ſtarr, wie von jähem Blitz getroffen, ſchauten die Maler den Salvator an. Der weidete ſich einige Augenblicke an ihrer Verlegenheit und fuhr dann fort: Nun Ihr Herren, Ihr habt den wackern Antonio nicht unter Euch dulden wollen, weil er ein Wundarzt iſt, nun mein' ich aber, ein Wundarzt thäte der erhabenen Akademie von San Luca eben recht Noth, um den verkrüppelten Figuren, wie ſie aus der Werkſtatt von manchen Eurer Maler hervorgehen, die Glieder einzurenken! — Jetzt werdet Ihr aber wohl nicht länger anſtehen, zu thun, was Ihr längſt hättet thun ſollen, nämlich den tüchtigen Maler Antonio Scacciati aufnehmen in die Akademie San Luca.

Die Akademiker verſchluckten Salvators bittere Pille, ſtellten ſich hoch erfreut, daß Antonio ſein Talent auf ſolch entſcheidende Weiſe beurkundet, und ernannten ihn mit vielem Gepränge zum Mitgliede der Akademie.

Kaum ward es in Rom bekannt, daß Antonio das wunderbare Bild geſchaffen, als ihm von allen Seiten Lobeserhebungen, ja Anerbieten, große Werke zu unternehmen, zuſtrömten. So wurde nun der Jüngling durch Salvators kluge, liſtige Handlungsweiſe auf einmal aus dem Dunkel hervorgezogen, und kam im Augenblick, als er ſeine eigentliche Künſtler-Laufbahn beginnen wollte, zu hohen Ehren.

Antonio ſchwamm in Seligkeit und Wonne. Deſto mehr nahm es den Salvator Wunder, als, da einige Tage vergangen, der Jüngling bei ihm ſich einfand, bleich, entſtellt, ganz Gram und Verzweiflung. Ach Salvator, ſprach Antonio, was hilft es mir nun, daß Ihr mich empor gebracht habt, wie ich es gar nicht ahnen konnte, daß ich überhäuft werde mit Lob und Ehre, daß die Ausſicht des herrlichſten Künſtler-Lebens ſich mir geöffnet, da ich doch grenzenlos elend bin, da eben das Bild, dem ich nächſt Euch, mein lieber Meiſter, meinen Sieg verdanke, mein Unglück rettungslos entſchieden hat!

Still, erwiederte Salvator, verſündigt Euch nicht an der Kunſt und an Euerm Bilde! An das entſetzliche Unglück, das Euch betroffen, glaube ich ganz und gar nicht. Ihr ſeyd in Liebe, und da mag ſich denn nicht gleich Alles Euern Wünſchen fügen wollen: das wird Alles ſeyn. Verliebte ſind wie die Kinder, die gleich weinen und ſchreien, wenn man nur ihr Püppchen berührt. Laßt, ich bitt' Euch, laßt das Lamentiren, ich kann es durchaus nicht leiden. Dort ſetzt Euch hin und erzählt mir ruhig, wie es ſich verhält mit Eurer holden Magdalena, mit Eurer Liebesgeſchichte überhaupt, und wo die Steine des Anſtoßes liegen, die wir wegräumen müſſen, denn ich ſage Euch im Voraus meine Hülfe zu. Je abenteuerlicher die Dinge ſind, die wir unternehmen müſſen, deſto lieber iſt es mir. — In der That, das Blut wallt wieder raſch in meinen Adern, und meine Diät will es, daß ich einige tolle Streiche unternehme. — Aber nun erzählt, Antonio! und wie geſagt fein ruhig ohne O — Ach und Weh! —

Antonio nahm Platz in dem Seſſel, den ihm Salvator an die Staffelei, an der er arbeitete, hingeſchoben, und begann in folgender Art:

In der Straße Ripetta, in dem hohen Hauſe, deſſen weit vorſtehenden Balcon man gleich erblickt, wenn man durch die Porta del Popolo tritt, wohnt der närriſchſte Kauz, den es vielleicht in ganz Rom giebt. Ein alter Hageſtolz, alle Gebrechen ſeines Standes in ſich tragend, geizig, eitel, den Jüngling ſpielend, verliebt, geckenhaft! — Er iſt groß, dürr wie eine Gerte, geht in buntſcheckig ſpaniſcher Tracht, mit blonder Perücke, ſpitzem Hute, Stülphandſchuhen, Stoßdegen an der Seite —

Halt, halt, rief Salvator, den Jüngling unterbrechend, erlaubt einige Augenblicke Antonio! — Und damit drehte er das Bild, an dem er eben malte, um, nahm die Kohle zur Hand, und zeichnete auf die Kehrſeite mit einigen kecken Strichen den ſeltſamen alten Mann hin, der ſich vor Antonio's Gemälde ſo närriſch gebehrdete.

Bei allen Heiligen, ſchrie Antonio, indem er aufſprang vom Stuhl, und ſeiner Verzweiflung unbeſchadet hell auflachte, bei allen Heiligen, das iſt er, das iſt Signor Pasquale Capuzzi, von dem ich eben ſpreche, wie er leibt und lebt! —

Nun ſeht Ihr wohl, ſprach Salvator ruhig, ich kenne ſchon den Patron, der höchſt wahrſcheinlich Euer arger Widerſacher iſt; doch fahrt nur fort.

Signor Pasquale Capuzzi, ſprach Antonio weiter, iſt ſteinreich, dabei, wie ich ſchon ſagte, ſchmutziger Geizhals und ein ausgemachter Geck. Das Beſte an ihm iſt noch, daß er die Künſte liebt, vorzüglich Muſik und Malerei; aber es läuft dabei ſo viel Narrheit mit unter, daß auch in dieſer Hinſicht mit ihm gar nicht auszukommen iſt. Er hält ſich für den größten Componiſten der Welt, und für einen Sänger, wie er in der päpſtlichen Kapelle gar nicht zu finden. Deshalb ſieht er unſern alten Frescobaldi nur über die Schultern an, und meint, wenn die Römer von dem wunderbaren Zauber ſprechen, der in Ceccarelli's Stimme liege, Ceccarelli verſtehe vom Geſange ſo viel wie ein Reitſtiefel, und er, Capuzzi, wiſſe wohl, wie man die Leute zu bezaubern vermöge. Weil aber der erſte Sänger des Papſtes den ſtolzen Namen Odoardo Ceccarelli di Merania führt, ſo hört es unſer Capuzzi gern, wenn man ihn Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia heißt. Denn in Senigaglia, und zwar wie die Leute ſagen, auf einem Fiſcherkahn, jäh erſchreckt durch einen auftauchenden Seehund, gebar ihn ſeine Mutter, weshalb viel Seehündiſches in ſeine Natur gekommen. In frühern Jahren brachte er eine Oper aufs

Theater, die jämmerlich ausgepfiffen wurde, das hat ihn aber nicht geheilt von ſeiner Sucht, abſcheuliche Muſik zu machen; vielmehr ſchwur er, als er Francesco Cavalli's Oper, Le Nozze di Teti e di Peleo gehört, der Capellmeiſter habe die ſublimſten Gedanken aus ſeinen unſterblichen Werken entlehnt, worüber er beinahe Prügel oder gar Meſſerſtiche bekommen. Noch iſt er wie beſeſſen darauf, Arien zu ſingen und dazu eine arme ſchwindſüchtige Chitarre abzumartern, daß ſie zu ſeinem abſcheulichen Gequarre ſtöhnen und ächzen muß. Sein treuer Pylades iſt ein mißrathener zwerghafter Caſtrat, den die Römer Pitichinaccio nennen. Zu den beiden geſellt ſich — denkt Euch wer! — Nun! kein andrer, als der Pyramiden-Doctor, der Töne von ſich gibt, wie ein melancholiſcher Eſel, und dennoch meint, er ſänge einen vortrefflichen Baß, trotz dem Martinelli in der päpſtlichen Kapelle. Die drei würdigen Leute kommen nun zuſammen Abends, und ſtellen ſich hin auf den Balcon und ſingen die Motetten von Cariſſimi, daß alle Hunde und Katzen in der ganzen Nachbarſchaft in ein lautes Jammergeſchrei ausbrechen, und die Menſchen das hölliſche Trio zu allen tauſend Teufeln wünſchen.

Bei dieſem närriſchen Signor Paſquale Capuzzi, den Ihr aus meiner Schilderung hinlänglich kennen gelernt haben werdet, ging nun mein Vater aus und ein, weil er ihm Perücke und Bart zuſtutzte. Als mein Vater geſtorben, übernahm ich das Geſchäft, und Capuzzi war gar ſehr mit mir zufrieden, einmal, weil er behauptete, ich verſtehe, wie kein Andrer, ſeinem Zwickelbart unter der Naſe einen kühnen Schwung aufwärts zu geben, dann aber wohl, weil ich mit den elenden Paar Quattrinos zufrieden war, die er mir für meine Mühe gab. Doch glaubte er mich überreich zu belohnen, weil er mir jedesmal, wenn ich ihm ſeinen Bart geſtutzt, mit feſt zugedrückten Augen eine Arie von ſeiner Compoſition vorkrahte, die mir die Ohren zerriß, wiewohl mir die tollen Gebehrden des Alten viel Spaß machten, weshalb ich auch immer wieder hinging. — Eines Tages ſteige ich ganz ruhig die Treppen herauf, klopfe an die Thür, öffne ſie — da tritt mir ein Mädchen — ein Engel des Lichts entgegen! — Ihr kennt meine Magdalena! — ſie war es! — Erſtarrt, feſt in den Boden gewurzelt, bleibe ich ſtehen. — Nein Salvator! — Ihr möget kein O und Ach! — Genug, ſo wie ich die wunderlieblichſte der Jungfrauen ſchaute, ergriff mich die heißeſte glühendſte Liebe. Der

Alte ſagte mir ſchmunzelnd, das Mädchen ſey die Tochter ſeines Bruders Pietro, der in Senigaglia geſtorben, heiße Marianna, ſey mutter- und geſchwiſterlos; als Onkel und Vormund habe er ſie daher zu ſich ins Haus genommen. Ihr könnt denken, daß von nun an Capuzzi's Haus mein Paradies war. Ich mocht' es anſtellen, wie ich wollte, nie glückte es mir, mit Marianna auch nur einen Augenblick allein zu ſeyn. Doch ihre Blicke, mancher verſtohlne Seufzer, ja mancher Händedruck ließen mich mein Glück nicht bezweifeln. — Der Alte errieth mich, und das konnte ihm wohl nicht ſchwer fallen. Er meinte, mein Betragen gegen ſeine Nichte gefiele ihm ganz und gar nicht, und fragte, was ich denn eigentlich wolle? — Offen geſtand ich ihm, daß ich Marianna mit voller Seele liebe, und kein höheres Glück auf Erden kenne, als mich mit ihr zu verbinden. Da maß mich Capuzzi von oben bis unten, brach dann in ein höhniſches Gelächter aus, und meinte, er habe gar nicht geglaubt, daß in dem Kopf eines armſeligen Bartkratzers ſolche hohe Ideen ſpuken könnten. Der Zorn wollte in mir überwallen, ich ſagte, er wiſſe wohl, daß ich kein armſeliger Bartkratzer, vielmehr ein tüchtiger Wundarzt, und überdem, was die herrliche Malerkunſt betreffe, ein treuer Schüler des großen Annibal Caracci, des unübertroffenen Guido Reni ſey. Noch in ein ſtärkeres Gelächter brach nun der niederträchtige Capuzzi aus, und quiekte in ſeinem ſcheußlichen Falſett: Ei mein ſüßer Signor Bartkratzer, mein vortrefflicher Signor Wundarzt, mein holdſeliger Annibal Caracci, mein geliebteſter Guido Reni, ſcheert Euch zu allen Teufeln und laßt Euch hier nicht mehr ſehen, wenn Ihr mit geſunden Beinen davon kommen wollt! — Damit packte mich der alte wahnſinnige Knickebein, und hatte nichts Geringeres im Sinn, als mich zur Thüre hinaus, die Treppe hinabzuwerfen. — Nein! das war nicht zu dulden! — Wüthend faßte ich den [illegible], ſtülpte ihn um, daß er laut aufkreiſchend die Beine in die [illegible]ſtreckte, rannte die Treppe hinab, zur Thüre hinaus, die nun freilich für mich verſchloſſen blieb.

So ſtanden die Sachen, als Ihr nach Rom kamt, und als der Himmel dem guten Pater Bonifacio es eingab, mich zu Euch zu führen. — Nun da durch Eure Geſchicklichkeit das gelungen, wonach ich vergebens getrachtet hatte, als die Akademie von San Luca mich aufgenommen, als ganz Rom mir Lob und Ehre in überreichem Maaß geſpendet hatte, ging ich gerades Weges zum Alten und ſtand plötzlich vor ihm in ſeinem Zimmer, wie ein bedrohliches Geſpenſt. — So mußte ich ihm nemlich vorkommen, denn er wurde leichenblaß, und zog ſich zurück, an allen Gliedern zitternd, hinter einen großen Tiſch. Mit ernſtem, feſten Ton hielt ich ihm nun vor, daß es jetzt keinen Bartkratzer und Wundarzt, wohl aber einen berühmten Maler und Akademiker von San Luca, Antonio Scacciati gebe, dem er die Hand ſeiner Nichte Marianna nicht verweigern werde. Da hättet Ihr die Wuth ſehen ſollen, in die der Alte gerieth. Er heulte, er ſchlug mit den Armen um ſich wie vom Teufel beſeſſen; er ſchrie: ich trachte, ein ruchloſer Mörder, nach ſeinem Leben, ich habe ihm ſeine Marianna geſtohlen, da ich ſie in dem Gemälde abkonterfeit, das ihn in Raſerei und Verzweiflung ſtürze, da nun alle Welt — alle Welt ſeine Marianna — ſein Leben — ſeine Hoffnung — ſein Alles mit gierigen, lüſternen Blicken anſchaue; — aber ich ſolle mich hüten, das Haus über dem Kopf wolle er mir anzünden, damit ich verbrenne ſammt meinem Gemälde. — Und damit fing er ſo übermäßig an zu ſchreien: Feuer — Mörder — Diebe — Hülfe — daß ich ganz beſtürzt nur eilte, um aus dem Hauſe zu kommen. —

Der alte, wahnſinnige Capuzzi iſt bis über die Ohren verliebt in ſeine Nichte, er ſchließt ſie ein, er wird, gelingt es ihm Dispenſation zu bekommen, ſie zu der abſcheulichſten Verbindung zwingen. — Alle Hoffnung iſt verloren. —

Warum nicht gar, ſprach Salvator lachend, ich meine vielmehr, daß Eure Sachen gar nicht beſſer ſtehen können! — Marianna liebt Euch, davon ſeyd Ihr überzeugt, und es kommt nur darauf an, ſie dem alten, tollen Signor Pasquale Capuzzi zu entreißen. Nun wüßt' ich aber doch in der That nicht, warum ein Paar unternehmende rüſtige Leute, wie wir, das nicht bewerkſtelligen ſollten! — Faßt Muth, Antonio! ſtatt zu klagen, ſtatt liebeskrank zu ſeufzen und zu ohnmächteln, iſt es beſſer, emſig zu ſinnen auf Marianna's Rettung. — Gebt Acht, Antonio, wie wir den alten Geck bei der Naſe herumführen wollen: das Tollſte iſt mir kaum toll genug bei derlei Unternehmungen! — Gleich auf der Stelle will ich ſehen, wie ich mehr über den Alten und über ſeine ganze Lebensweiſe erfahre. Ihr dürft Euch dabei nicht blicken laſſen, Antonio; geht nur fein nach Hauſe und kommt morgen in aller Frühe zu mir, damit wir den Plan zum erſten Angriff überlegen.

Damit ſchnickte Salvator den Pinſel aus, warf den Mantel um, und eilte nach dem Corſo, während Antonio, getröſtet, lebensfriſche Hoffnung in der Bruſt, ſich, wie ihm Salvator geheißen, in ſeine Wohnung begab.

Signor Pasquale Capuzzi erſcheint in Salvator Roſa's Wohnung. Was ſich dabei begiebt. Liſtiger Streich, den Roſa und Scacciati ausführen und deſſen Folgen.

Antonio verwunderte ſich nicht wenig, als am andern Morgen Salvator ihm auf das genaueſte Capuzzi's ganze Lebensweiſe beſchrieb, die er indeſſen erforſcht. Die arme Marianna, ſprach Salvator, wird von dem wahnſinnigen Alten auf hölliſche Weiſe gequält. Er ſeufzt und liebelt den ganzen Tag, und was das Aergſte, ſingt, um ihr Herz zu rühren, ihr alle mögliche verliebte Arien vor, die er jemals komponirt hat oder komponiren wollen. Dabei iſt er ſo bis zur Tollheit eiferſüchtig, daß er dem bedauernswerthen Mädchen ſogar nicht einmal die gewöhnliche weibliche Bedienung verſtattet, aus Furcht vor Liebesintriguen, zu denen die Zofe vielleicht verleitet werden könnte. Statt deſſen erſcheint jeden Morgen und jeden Abend ein kleines ſcheußliches Geſpenſt mit hohlen Augen und bleichen, ſchlotternden Wangen, das Zofendienſte bei der holden Marianna verrichtet. Und dies Geſpenſt iſt Niemand anders, als der winzige Däumling, der Pitichinaccio, der ſich in Weiberkleider werfen muß. Iſt Capuzzi abweſend, ſo verſchließt und verriegelt er ſorgfältig alle Thüren, und außerdem hält ein verfluchter Kerl Wache, der ehemals ein Bravo, dann aber Sbirre war, und der unten in Capuzzi's Hauſe wohnt. In ſeine Wohnung einzudringen ſcheint daher unmöglich, und doch verſpreche ich Euch, Antonio, daß Ihr ſchon in künftiger Nacht bei Capuzzi im Zimmer ſeyn und Eure Marianna ſchauen ſollt, wiewohl für diesmal nur in Capuzzi's Gegenwart —

Was ſagt Ihr, rief Antonio ganz begeiſtert, was ſagt Ihr, Salvator, in künftiger Nacht ſollte geſchehen, was mir unmöglich dünkt? —

Still, fuhr Salvator fort, ſtill Antonio, laßt uns ruhig überlegen, wie wir den Plan mit Sicherheit ausführen, den ich entworfen! — Fürs erſte muß ich Euch ſagen, daß ich mit dem Signor

Pasquale Capuzzi in Verbindung ſtehe, ohne daß ich es wußte. Jenes erbärmliche Spinett, das dort im Winkel ſteht, gehört dem Alten, und ich ſoll ihm den ungeheuern Preis von zehn Dukaten dafür bezahlen. — Als ich geſund geworden, ſehnte ich mich nach der Muſik, die mir Troſt und Labſal iſt; ich bat meine Wirthin mir ſolch ein Inſtrument, wie das Spinett dort, zu beſorgen. Frau Caterina mittelte gleich aus, daß in der Straße Ripetta ein alter Herr wohne, der ein ſchönes Spinett verkaufen wolle. Das Inſtrument wurde hergeſchafft. Ich kümmerte mich weder um den Preis, noch um den Beſitzer. Erſt geſtern Abend erfuhr ich ganz zufällig, daß es der ehrliche Signor Capuzzi ſey, der mich mit ſeinem alten, gebrechlichen Spinett zu prellen beſchloſſen. Frau Caterina hatte ſich an eine Bekannte gewendet, die im Hauſe des Capuzzi, und noch dazu in demſelben Stockwerk wohnt, und nun könnt Ihr Euch wohl denken, wo ich alle meine ſchöne Nachrichten her habe! —

Ha! rief Antonio, ſo iſt der Zugang gefunden, Eure Wirthin —

Ich weiß, fiel ihm Salvator ins Wort, ich weiß Antonio, was Ihr ſagen wollt; durch Frau Caterina meint Ihr den Weg zu finden zu Eurer Marianna. Damit iſt es aber gar nichts; Frau Caterina iſt gar zu geſchwätzig, ſie bewahrt nicht das kleinſte Geheimniß und iſt daher in unſern Angelegenheiten ganz und gar nicht zu brauchen. Hört mich nur ruhig an! — Jeden Abend in der Finſterniß trägt Signor Pasquale, wird ihm das bei ſeiner Knickbeinigkeit auch blutſauer, ſeinen kleinen Caſtraten, wenn ſein Zofendienſt beendigt iſt, auf den Armen nach Hauſe. Nicht um die Welt würde der furchtſame Pitichinaccio um dieſe Zeit einen Fuß auf das Pflaſter ſetzen. Nun alſo wenn —

In dieſem Augenblicke wurde an Salvators Thür geklopft, und zu nicht geringem Erſtaunen beider trat Signor Pasquale Capuzzi herein in voller Pracht und Herrlichkeit. — So wie er den Scacciati erblickte, blieb er, wie an allen Gliedern gelähmt, ſtehen, riß die Augen weit auf, und ſchnappte nach Luſt, als wollte ihm der Athem vergehen. Doch Salvator ſprang haſtig auf ihn zu, faßte ihn bei beiden Händen und rief: Mein beſter Signor Pasquale, wie fühle ich mich beehrt durch Eure Gegenwart in meiner ſchlechten Wohnung! — Gewiß iſt es die Liebe zur Kunſt, die Euch zu mir führt — Ihr wollt ſehen, was ich Neues geſchaffen, vielleicht gar eine Arbeit auftragen — Sprecht, mein beſter Signor Pasquale, worin kann ich Euch gefällig ſein —

Ich habe, ſtammelte Capuzzi mühſam, ich habe mit Euch zu reden, beſter Signor Salvator! aber — allein — wenn Ihr allein ſeyd. Erlaubt, daß ich mich jetzt entferne und zu gelegnerer Zeit wiederkomme —

Mit nichten, ſprach Salvator, indem er den Alten feſthielt, mit nichten mein beſter Signor! Ihr ſollt nicht von der Stelle; Ihr konntet zu keiner gelegneren Stunde kommen, denn da Ihr ein großer Verehrer der edeln Malerkunſt, der Freund aller tüchtigen Maler ſeyd, ſo wird es Euch nicht wenig Freude machen, wenn ich Euch hier den Antonio Scacciati vorſtelle, den erſten Maler unſerer Zeit, deſſen herrliches Gemälde, deſſen wundervolle Magdalena zu des Heilands Füßen ganz Rom mit dem glühendſten Enthuſiasmus bewundert. Gewiß ſeyd auch Ihr ganz und gar von dem Bilde erfüllt, und habt wohl eifrig gewünſcht, den wackern Meiſter ſelbſt zu kennen!

Den Alten überfiel ein heftiges Zittern, er ſchüttelte ſich wie im Fieberfroſt, während er glühende, wüthende Blicke auf den armen Antonio ſchoß. Der trat aber auf den Alten zu, verbeugte ſich mit freiem Anſtande, verſicherte, daß er ſich glücklich ſchätze, den Signor Pasquale Capuzzi, deſſen tiefe Kenntniſſe in der Muſik ſowohl, als in der Malerei, nicht allein Rom, ſondern ganz Italien bewundere, ſo unvermutheter Weiſe anzutreffen, und empfahl ſich ſeiner Protection.

Daß Antonio ſo that, als ſähe er ihn zum erſtenmal, daß er ihn mit ſo ſchmeichelhaften Worten anredete, das brachte den Alten auf einmal wieder zu ſich ſelbſt. Er zwang ſich zum ſchmunzelnden Lächeln, ſtrich ſich, da nun Salvator ſeine Hände fahren laſſen, zierlich den Zwickelbart in die Höhe, ſtotterte einige unverſtändliche Worte, und wandte ſich dann zum Salvator, den er um die Zahlung der zehn Dukaten für das verkaufte Spinett anging.

Wir wollen, erwiederte Salvator, die lumpige Kleinigkeit nachher abmachen, beſter Signor! Erſt laßt es Euch gefallen, die Skizze eines Gemäldes zu betrachten, die ich entworfen, und dabei ein Glas edeln Syrakuſer-Weines zu trinken. Damit ſtellte Salvator ſeine Skizze auf die Staffelei, rückte dem Alten einen Stuhl hin und reichte ihm, als er ſich niedergelaſſen, einen großen ſchönen Pokal, in dem der edle Syrakuſer perlte.

Der Alte trank gar zu gern ein Glas guten Weins, wenn er kein Geld dafür ausgeben durfte; hatte er nun noch dazu die Hoffnung im Herzen, für ein abgelebtes morſches Spinett zehn Dukaten zu erhalten, und ſaß er vor einem herrlich und kühn entworfenen Gemälde, deſſen wunderbare Schönheit er ſehr gut zu ſchätzen verſtand, ſo mußte ihm wohl ganz behaglich zu Muthe werden. Dieſe Behaglichkeit äußerte er denn auch, indem er gar lieblich ſchmunzelte, die Aeuglein halb zudrückte, ſich fleißig Kinn und Zwickelbart ſtrich, einmal über das andere liſpelte: Herrlich, köſtlich! ohne daß man wußte, was er meinte, das Gemälde oder den Wein! —

So wie denn nun der Alte ganz fröhlich geworden, fing Salvator plötzlich an: Sagt mir doch, mein beſter Signor, Ihr ſollt ja eine wunderſchöne, wunderliebliche Nichte haben, Marianna geheißen? — Alle unſere jungen Herren rennen, vom verliebten Wahnſinn getrieben, unaufhörlich durch die Straße Ripetta, und renken ſich, nach Eurem Balcon hinaufſchauend, beinahe die Hälſe aus, nur, um Eure holde Marianna zu ſehen, um einen einzigen Blick ihrer Himmelsaugen zu erhaſchen.

Fort war aus dem Geſichte des Alten plötzlich alles liebliche Schmunzeln, alle Fröhlichkeit, die der gute Wein entzündet. Finſter vor ſich hinblickend, ſprach er barſch: Da ſieht man das tiefe Verderbniß unſerer ſündigen Jugend. Auf Kinder richten ſie ihre ſataniſchen Blicke, die abſcheulichen Verführer! — Denn ich ſage Euch, mein beſter Signor, ein pures Kind iſt meine Nichte Marianna, ein pures Kind, kaum der Amme entwachſen.

Salvator ſprach von was Anderm; der Alte erholte ſich. Aber ſo wie er, neuen Sonnenſchein im Antlitz, den vollgefüllten Pokal an die Lippen ſetzte, fing Salvator aufs neue an: ſagt mir doch, mein beſter Signor, hat Eure ſechszehnjährige Nichte, die holde Marianna, wirklich ſolche wunderſchöne kaſtanienbraune Haare und ſolche Augen voll Wonne und Seligkeit des Himmels, wie Antonio's Magdalena? — Man will das allgemein behaupten! —

Ich weiß das nicht, erwiederte der Alte in noch barſcherem Ton als vorher, ich weiß das nicht, doch laßt uns von meiner Nichte ſchweigen, wir können ja bedeutendere Worte wechſeln über die edle Kunſt, wozu mich Euer ſchönes Gemälde von ſelbſt auffordert! —

Als nun aber Salvator jedesmal, wenn der Alte den Pokal anſetzte, und einen tüchtigen Schluck thun wollte, aufs neue von der ſchönen Marianna zu ſprechen anfing, ſprang der Alte endlich in voller Wuth vom Stuhle auf, ſtieß den Pokal heftig auf den Tiſch nieder, daß er beinahe zerbrochen wäre, ſchrie mit gellender Stimme: Beim ſchwarzen hölliſchen Pluto, bei allen Furien, zu Gift, zu Gift macht Ihr mir den Wein! Aber ich merk' es, Ihr und der ſaubere Signor Antonio mit Euch, Ihr wollt mich foppen! — Das ſoll Euch aber ſchlecht gelingen. Zahlt mir ſogleich die zehn Dukaten, die Ihr mir ſchuldig ſeyd, und dann überlaſſe ich Euch ſammt Eurem Kumpan, dem Bartkratzer Antonio, allen Teufeln! —

Salvator ſchrie, als übermanne ihn der wüthendſte Zorn: Was? — Ihr unterſteht Euch, mir hier in meiner Wohnung ſo zu begegnen? — Zehn Dukaten ſoll ich Euch zahlen für jenen morſchen Kaſten, aus dem die Holzwürmer ſchon längſt alles Mark, allen Ton, weggezehrt haben? — Nicht zehn — nicht fünf — nicht drei — nicht einen Dukaten ſollt Ihr für das Spinett erhalten, das kaum einen Quattrino werth iſt; — fort mit dem lahmen Dinge! — Und damit ſtieß Salvator das kleine Spinett mit dem Fuße um und um, daß die Saiten einen lauten Jammerton von ſich gaben. —

Ha, kreiſchte Capuzzi, noch giebt es Geſetze in Rom; — zur Haft — zur Haft laß ich Euch bringen, in den tiefſten Kerker werfen, und wollte brauſend, wie eine Hagelwolke, zur Thüre hinausſtürmen. Salvator umfaßte ihn aber feſt mit beiden Armen, drückte ihn in den Lehnſeſſel nieder, und liſpelte ihm mit ſüßer Stimme in die Ohren: Mein beſter Signor Pasquale, merkt Ihr denn nicht, daß ich nur Scherz treibe? — Nicht zehn, dreißig baare Dukaten ſollt Ihr für Euer Spinett haben! — Und ſo lange wiederholte er: dreißig blanke baare Dukaten, bis Capuzzi mit matter, ohnmächtiger Stimme ſprach: Was ſagt Ihr, beſter Signor? — Dreißig Dukaten für das Spinett, ohne Reparatur? Da ließ Salvator den Alten los, und verſicherte, er ſetze ſeine Ehre zum Pfande, daß das Spinett binnen einer Stunde dreißig — vierzig Dukaten werth ſeyn, und daß Signor Pasquale ſo viel dafür erhalten ſolle.

Der Alte mit einem tiefen Seufzer neuen Athem ſchöpfend murmelte: — Dreißig — vierzig Dukaten? Dann begann er: Aber Ihr habt mich ſchwer geärgert, Signor Salvator! — Dreißig Dukaten, wiederholte Salvator. — Der Alte ſchmunzelte, aber dann wieder: Ihr habt mir ins Herz gegriffen, Signor Salvator! — Dreißig Dukaten, fiel ihm Salvator ins Wort, und wiederholte immer: dreißig Dukaten, dreißig Dukaten, ſo lange der Alte noch ſchmälen wollte, bis er endlich ganz fröhlich ſprach: Kann ich für mein Spinett dreißig — vierzig Dukaten erhalten, ſo ſey alles vergeben und vergeſſen, beſter Signor! —

Doch, begann Salvator, doch habe ich, ehe ich mein Verſprechen erfülle, noch eine kleine Bedingung zu machen, die Ihr, mein würdigſter Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia, ſehr leicht erfüllen könnt. Ihr ſeyd der erſte Componiſt in ganz Italien und dabei der vortrefflichſte Sänger den es geben mag. Mit Entzücken habe ich die große Scene in der Oper Le nozze di Teti e Peleo gehört, die der verruchte Franceſco Cavalli Euch diebiſcher Weiſe entwandt hat, und für ſeine Arbeit ausgiebt. — Wolltet Ihr, während ich hier das Spinett in Stand ſetze, mir dieſe Arie vorſingen, ich wüßte in der That nicht, was mir Angenehmeres erzeigt werden könnte.

Der Alte verzog den Mund zu dem ſüßeſten Lächeln, blinzelte mit den grauen Aeuglein und ſprach: man merkt es, daß Ihr ſelbſt ein tüchtiger Muſiker ſeyd, beſter Signor; denn Ihr habt Geſchmack und wißt würdige Leute beſſer zu ſchätzen, als die undankbaren Römer. — Hört! — Hört! die Arie aller Arien! —

Damit ſtand der Alte auf, erhob ſich auf den Fußſpitzen, breitete die Arme aus, drückte beide Augen zu, daß er ganz einem Hahn zu vergleichen, der ſich zum Krähen rüſtet, und fing ſogleich an, dermaßen zu kreiſchen, daß die Wände klangen, und alsbald Frau Caterina mit ihren beiden Töchtern hereinſtürzte, nicht anders meinend, als daß das entſetzliche Jammergeſchrei irgend ein geſchehenes Unheil verkünde. — Ganz erſtaunt blieben ſie in der Thüre ſtehen, als ſie den krähenden Alten erblickten und bildeten ſo das Publikum des unerhörten Virtuoſen Capuzzi.

Während deſſen hatte aber Salvator das Spinett aufgerichtet, den Deckel zurückgeſchlagen, die Palette zur Hand genommen, und mit kecker Fauſt in kräftigen Pinſelſtrichen auf eben dem Spinettdeckel die wunderbarſte Malerei begonnen, die man nur ſehen konnte. Der Hauptgedanke war eine Scene aus der Cavalli'ſchen Oper Le nozze di Teti, aber darunter miſchten ſich auf ganz fantaſtiſche Weiſe eine

Menge anderer Perſonen. Unter ihnen Capuzzi, Antonio, Marianna treu nach Antonio's Gemälde, Salvator, Frau Caterina und ihre beiden Töchter in kenntlichen Zügen, ja ſogar der Pyramiden-Doctor fehlte nicht, und alles ſo verſtändig, ſinnig, genial gezeichnet, daß Antonio ſein Erſtaunen über den Geiſt, über die Praktik des Meiſters nicht bergen konnte.

Der Alte ließ es gar nicht bei der Scene bewenden, die Salvator hören wollte, ſondern ſang oder kreiſchte vielmehr, von dem muſikaliſchen Wahnſinn fortgeriſſen, ohne Aufhören, indem er durch die gräulichſten Recitative ſich von einer hölliſchen Arie zur andern durcharbeitete. Das mochte wohl beinahe zwei Stunden gedauert haben, da ſank er, leichenblaß im Geſicht, athemlos in den Lehnſeſſel. In dem Augenblicke hatte aber auch Salvator ſeine Skizze ſo herausgearbeitet, daß Alles lebendig geworden und in einiger Entfernung das Ganze einem vollendeten Gemälde glich.

„Ich habe Wort gehalten wegen des Spinetts, beſter Signor Pasquale!“ — ſo lispelte nun Salvator dem Alten in die Ohren. Der fuhr, wie aus tiefem Schlummer, in die Höhe. Sogleich fiel ſein Blick auf das bemalte Spinett, das ihm gegenüber ſtand. Da riß er die Augen weit auf, als ſähe er Wunder, ſtülpte den ſpitzen Hut auf die Perücke, nahm den Krückſtock unter den Arm, ſprang hin mit einem Satz ans Spinett, riß den Deckel aus den Scharnieren, hob ihn hoch über den Kopf und rannte ſo wie beſeſſen zur Thür hinaus, die Treppe hinab, fort, fort aus dem Hauſe, indem Frau Caterina und ihre beiden Töchter laut hinter ihm her lachten. —

Der alte Geizhals weiß, ſprach Salvator, daß er den bemalten Deckel nur zum Grafen Colonna, oder zu meinem Freunde Roſſi tragen darf, um vierzig Dukaten, und auch wohl noch mehr, dafür zu erhalten. —

Beide, Salvator und Antonio, überlegten nun den Angriffsplan, der noch in kommender Nacht ausgeführt werden ſollte. — Wir werden gleich ſehen was die beiden Abenteurer begannen, und wie ihnen der Anſchlag glückte.

Als es Nacht geworden, trug Signor Pasquale, nachdem er ſeine Wohnung wohl verſchloſſen und verriegelt, wie gewöhnlich, das kleine Ungeheuer von Caſtraten nach Hauſe. Den ganzen Weg über miaute und ächzte der Kleine, und klagte, daß, nicht genug, daß er ſich an

Capuzzis Arien die Schwindſucht an den Hals ſingen, und bei dem Maccaronikochen die Hände verbrennen müſſe, er jetzt noch zu einem Dienſt gebraucht werde, der ihm nichts einbringe, als tüchtige Ohrfeigen und derbe Fußtritte, die ihm Marianna, ſo wie er ſich nur ihr nähere, in reichlichem Maaß zutheile. Der Alte tröſtete ihn, wie er nur konnte, verſprach ihn beſſer mit Zuckerwerk zu verſorgen, als es bisher geſchehen, verpflichtete ſich ſogar, als der Kleine gar nicht aufhören wollte zu quälen und zu lamentiren, ihm aus einer alten ſchwarzen Plüſchweſte, die er, der Kleine, ſchon oft mit begehrlichen Blicken angeſchaut, ein nettes Abbaten-Röcklein machen zu laſſen. Der Kleine forderte noch eine Perücke und einen Degen. Darüber capitulirend kamen ſie in der Straße Borgognona an, denn eben da wohnte Pitichinaccio und zwar nur vier Häuſer von Salvators Wohnung.

Der Alte ſetzte den Kleinen behutſam nieder, öffnete die Hausthür, und nun ſtiegen beide, der Kleine voran, der Alte hinterher, die ſchmale Treppe hinauf, die einer elenden Hühnerleiter zu vergleichen. Aber kaum hatten ſie die Hälfte der Stiege erreicht, als oben auf dem Hausflur ein entſetzliches Gepolter entſtand, und ſich die rauhe Stimme eines wilden beſoffenen Kerls vernehmen ließ, der alle Teufel der Hölle beſchwor, ihm den Weg aus dem vermaledeiten Hauſe zu zeigen. Pitichinaccio drückte ſich dicht an die Wand und bat den Capuzzi um aller Heiligen willen, voran zu gehen. Doch kaum hatte Capuzzi noch ein Paar Stufen erſtiegen, als der Kerl von oben die Treppe herunterſtürzte, den Capuzzi wie ein Wirbelwind erfaßte, und ſich mit ihm hinabſchleuderte durch die offen ſtehende Hausthüre bis mitten auf die Straße. Da blieben ſie liegen; Capuzzi unten, der beſoffene Kerl auf ihm wie ein ſchweres Faß. — Capuzzi ſchrie erbärmlich um Hülfe, und alsbald fanden ſich auch zwei Männer ein, die mit vieler Mühe den Signor Pasquale von ſeiner Laſt befreiten; der Kerl taumelte, als ſie ihn aufgerichtet, fluchend fort.

„Jeſus was iſt Euch geſchehen, Signor Pasquale, — wie kommt Ihr zur Nachtzeit hieher — was habt Ihr für ſchlimme Händel gehabt in dem Hauſe?" — So fragten Antonio und Salvator; denn Niemand anders waren die beiden Männer.

„Das iſt mein Ende, ſchrie Capuzzi; alle meine Glieder hat mir der Höllenhund zerſchellt, ich kann mich nicht rühren."

Laßt doch ſehen, ſprach Antonio, betaſtete den Alten am ganzen Leibe und kniff ihm dabei plötzlich ſo heftig ins rechte Bein, daß Capuzzi laut aufſchrie. —

Alle Heiligen! rief Antonio ganz erſchrocken, alle Heiligen! beſter Signor Paſquale, Ihr habt das rechte Bein gebrochen an der gefährlichſten Stelle. Wird Euch nicht ſchleunige Hülfe geleiſtet, ſo ſeyd Ihr binnen weniger Zeit des Todes, oder bleibt doch wenigſtens auf immer lahm. —

Capuzzi ſtieß ein fürchterliches Geheul aus. Beruhigt Euch nur, beſter Signor, ſprach Antonio fort; unerachtet ich jetzt Maler bin, ſo habe ich doch den Wundarzt noch nicht vergeſſen. Wir tragen Euch nach Salvators Wohnung und ich verbinde Euch augenblicklich. —

Mein beſter Signor Antonio, wimmerte Capuzzi, Ihr ſeyd mir feindlich geſinnt, ich weiß es. — Ach, fiel Salvator ihm ins Wort, hier iſt von keiner Feindſchaft weiter die Rede; Ihr ſeyd in Gefahr, und das iſt dem ehrlichen Antonio genug, alle ſeine Kunſt aufzubieten zu Eurer Hülfe — Faßt an, Freund Antonio! —

Beide hoben nun den Alten, der über die unſäglichſten Schmerzen ſchrie, die der gebrochene Fuß verurſache, ſanft und behutſam auf, und trugen ihn nach Salvators Wohnung.

Frau Caterina verſicherte, daß ſie irgend ein Unheil geahnt und deswegen ſich nicht zur Ruhe begeben. So wie ſie den Alten anſichtig wurde und hörte, wie es ihm ergangen, brach ſie in Vorwürfe aus über ſein Thun und Treiben. „Ich weiß es wohl, ſprach ſie, ich weiß es wohl, Signor Paſquale, wen Ihr wieder nach Hauſe gebracht habt! — Ihr denkt, iſt gleich Eure ſchöne Nichte Marianna bei Euch im Hauſe, der weiblichen Bedienung gar nicht zu bedürfen, und mißbraucht recht ſchändlich und gotteslästerlich den armen Pitichinaccio, den Ihr in den Weiberrock ſteckt. Aber ſeht Ihr wohl: ogni carne ha il suo osso, jedes Fleiſch hat ſeinen Knochen! — Wollt Ihr ein Mädchen bei Euch haben, ſo bedürft Ihr auch der Weiber! Fate il passo secondo la gamba, ſtreckt Euch nach der Decke, und verlangt nicht mehr und nicht weniger, als was recht iſt, von Eurer Marianna. Sperrt ſie nicht ein wie eine Gefangene, macht Euer Haus nicht zum Kerker, asino punto convien che trotti, wer auf der Reiſe iſt, muß fort; Ihr habt eine ſchöne Nichte und müßt Euer Leben darnach einrichten, das heißt, nur lediglich thun, was die ſchöne Nichte will. Aber Ihr ſeyd ein ungalanter hartherziger Mann, und wohl gar, wie ich nicht hoffen will, in Eurem hohen Alter noch verliebt und eiferſüchtig. — Verzeiht, daß ich das Alles Euch gerade herausſage, aber: chi ha nel petto fiele, non puo sputar miele, weſſen das Herz voll iſt, geht der Mund über! — Nun, wenn Ihr nicht, wie bei Eurem hohen Alter zu vermuthen ſteht, an Eurem Beinbruch ſtirbt, ſo wird Euch das wohl zur Warnung dienen, und Ihr werdet Eurer Nichte die Freiheit laſſen, zu thun, was ſie will und den hübſchen jungen Menſchen zu heirathen, den ich wohl ſchon kenne. —

So ging es in einem Strome fort, während Salvator und Antonio den Alten behutſam entkleideten und aufs Bette legten. Der Frau Caterina Worte waren lauter Dolchſtiche, die ihm tief in die Bruſt fuhren; aber ſo wie er etwas dazwiſchen reden wollte, bedeutete ihn Antonio, daß alles Sprechen ihm Gefahr bringe, er mußte daher alle bittere Galle in ſich ſchlucken. Salvator ſchickte endlich Frau Caterina fort, um, wie Antonio geboten, Eiswaſſer zu beſorgen.

Salvator und Antonio überzeugten ſich, daß der in Pitichinaccios Wohnung abgeſendete Kerl ſeine Sachen vortrefflich gemacht. Außer einigen blauen Flecken hatte Capuzzi nicht die mindeſte Beſchädigung davon getragen, ſo fürchterlich der Sturz auch dem Anſcheine nach geweſen. Antonio ſchiente und ſchnürte dem Alten den rechten Fuß zuſammen, daß er ſich nicht regen konnte. Und dabei umwickelten ſie ihn mit in Eiswaſſer genetzten Tüchern, angeblich um der Entzündung zu wehren, daß der Alte wie im Fieberfroſt ſich ſchüttelte.

„Mein guter Signor Antonio, ächzte er leiſe, ſagt mir, iſt es um mich geſchehen? — muß ich ſterben?“

Beruhigt Euch nur, erwiederte Antonio, beruhigt Euch nur, Signor Paſquale, da Ihr den erſten Verband mit ſo vieler Standhaftigkeit, und ohne in Ohnmacht zu ſinken, ausgehalten, ſo ſcheint die Gefahr vorüber; doch iſt die ſorgſamſte Pflege nöthig: Ihr dürft fürs erſte nicht aus den Augen des Wundarztes kommen.

Ach Antonio, wimmerte der Alte, Ihr wißt, wie ich Euch lieb habe! — wie ich Eure Talente ſchätze! — Verlaßt mich nicht! — reicht mir Eure liebe Hand! — ſo! — Nicht wahr, mein guter, lieber Sohn, Ihr verlaßt mich nicht? —

Bin ich, ſprach Antonio, bin ich gleich nicht mehr Wundarzt hab' ich gleich das mir verhaßte Gewerbe ganz aufgegeben, ſo will ich doch bei Euch, Signor Pasquale eine Ausnahme machen und mich Eurer Cur unterziehen, wofür ich nichts verlange, als daß Ihr mir wieder Eure Freundſchaft, Euer Zutrauen ſchenkt. — Ihr waret ein wenig barſch gegen mich. —

Schweigt, liſpelte der Alte, ſchweigt davon, beſter Antonio! —

Eure Nichte, ſprach Antonio weiter, wird ſich, da Ihr nicht ins Haus zurückgekehrt ſeyd, halb todt ängſtigen! — Ihr ſeyd für Euern Zuſtand munter und ſtark genug, wir wollen Euch daher, ſo wie der Tag anbricht, in Eure Wohnung tragen. Dort ſehe ich noch einmal nach dem Verbande, bereite Euch das Lager, wie es ſeyn muß, und ſage Eurer Nichte Alles, was ſie für Euch zu thun hat, damit Ihr recht bald geneſet.

Der Alte ſeufzte recht tief auf, ſchloß die Augen und blieb einige Augenblicke ſtumm. Dann ſtreckte er die Hand aus nach Antonio, zog ihn dicht an ſich und ſprach ganz leiſe: Nicht wahr, beſter Signor, das mit Marianna, das war nur Euer Scherz, ſolch ein luſtiger Einfall, wie ihn junge Leute haben. —

Denkt doch, erwiederte Antonio, denkt doch jetzt nicht an ſo etwas, Signor Pasquale! Es iſt wahr, Eure Nichte ſtach mir in die Augen; aber jetzt habe ich ganz andere Dinge im Kopfe, und bin — ich muß es Euch nur aufrichtig geſtehen — recht ſehr damit zufrieden, daß Ihr mich mit meinem thörichten Antrage ſo kurz abgefertigt habt. Ich dachte in Eure Marianna verliebt zu ſeyn, und erblickte in ihr doch nur ein ſchönes Modell zu meiner Magdalena. Daher mag es denn kommen, daß Marianna mir, nachdem ich das Gemälde vollendet, ganz gleichgültig geworden iſt! —

Antonio, rief der Alte laut, Antonio, Geſegneter des Himmels! Du biſt mein Troſt — meine Hülfe, mein Labſal! Da Du Marianna nicht liebſt, iſt mir aller Schmerz entnommen! —

In der That, ſprach Salvator, in der That, Signor Pasquale, kennte man Euch nicht als einen ernſten, verſtändigen Mann, welcher wohl weiß, was ſeinen hohen Jahren ziemt, man ſollte glauben, Ihr wäret wahnſinniger Weiſe ſelbſt in Eure ſechszehnjährige Nichte verliebt. —

Der Alte ſchloß aufs neue die Augen und ächzte und lamentirte über die gräßlichen Schmerzen, die mit verdoppelter Wuth wiederkehrten.

Das Morgenroth dämmerte auf und ſtrahlte durch das Fenſter. Antonio ſagte dem Alten, es ſey nun Zeit, ihn in die Straße Ripetta nach ſeiner Wohnung zu ſchaffen. Signor Pasquale antwortete mit einem tiefen kläglichen Seufzer. Salvator und Antonio hoben ihn aus dem Bette und wickelten ihn in einen weiten Mantel, den Frau Caterinas Eheherr getragen, und den ſie dazu hergab. Der Alte bat um aller Heiligen willen, doch nur die ſchändlichen Eistücher, womit ſein kahles Haupt umwickelt, weg zu nehmen, und ihm Perrücke und Federhut aufzuſetzen. Auch ſollte Antonio ihm wo möglich den Zwickelbart in Ordnung richten, damit Marianna ſich nicht ſo ſehr vor ſeinem Anblicke entſetze.

Zwei Träger mit einer Bahre ſtanden bereits vor dem Hauſe. Frau Caterina, immerfort den Alten ausſcheltend und unzählige Sprüchwörter einmiſchend, trug Betten herab, in die der Alte wohl eingepackt, und ſo von Salvator und Antonio begleitet, in ſein Haus geſchafft wurde.

So wie Marianna den Oheim in dem erbärmlichen Zuſtande erblickte, ſchrie ſie laut auf; ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen; ohne auf den Geliebten, der mitgekommen, zu achten, faßte ſie des Alten Hände, drückte ſie an die Lippen, jammerte über das entſetzliche Unglück, das ihn betroffen. — So tiefes Mitleiden hatte das fromme Kind mit dem Alten, der ſie mit ſeinem verliebten Wahnſinn marterte und quälte. Aber in demſelben Augenblick that ſich auch die ihr angeborne innerſte Natur des Weibes kund; denn ein Paar bedeutende Blicke Salvators reichten hin, ſie über das Ganze vollkommen zu verſtändigen. Nun erſt ſchaute ſie den glücklichen Antonio verſtohlen an, indem ſie doch erröthete, und es war wunderlieblich anzuſchauen, wie durch die Thränen ein ſchalkhaftes Lächeln ſiegend hervorbrach. Ueberhaupt hatte Salvator ſich die Kleine doch nicht ſo gar anmuthig, ſo wunderbar hübſch gedacht, der Magdalena unerachtet, als er ſie nun wirklich fand, und indem er den Antonio um ſein Glück beinahe hätte beneiden mögen, fühlte er doppelt die Nothwendigkeit, die arme Marianna dem verdammten Capuzzi zu entreißen, koſte es was es wolle. —

Signor Pasquale, von ſeiner ſchönen Nichte ſo zärtlich empfangen, wie er es gar nicht verdiente, vergaß ſein Ungemach, ihr ſchmunzelte, er ſpitzte die Lippen, daß der Zwickelbart wackelte, und ächzte und winſelte nicht vor Schmerz, ſondern vor lauter Verliebtheit.

Antonio bereitete kunſtmäßig das Lager, ſchnürte, als man den Capuzzi hinein gelegt, den Verband noch feſter, und umwickelte auch das linke Bein ſo, daß der Alte regungslos da liegen mußte, wie eine Holzpuppe. Salvator begab ſich fort und überließ die Liebenden ihrem Glücke. —

Der Alte lag in Kiſſen begraben, zum Ueberfluß hatte ihm aber noch Antonio ein dickes, mit ſtarkem Waſſer benetztes Tuch um den Kopf gebunden, ſo daß er das Geflüſter der Liebenden nicht vernehmen konnte, die nun zum erſten Mal ihr ganzes Herz ausſtrömen ließen und ſich unter Thränen und ſüßen Küſſen ewige Treue ſchwuren. Nicht ahnen mochte der Alte, was vorging, da Marianna dazwiſchen ſich unaufhörlich nach ſeinem Befinden erkundigte, und es ſogar zuließ, daß er ihre kleine weiße Hand an ſeine Lippen drückte.

Als der Tag hoch heraufgekommen, eilte Antonio fort, um, wie er ſagte, die nöthigen Mittel für den Alten herbeizuſchaffen, eigentlich aber um zu erſinnen, wie er wenigſtens auf einige Stunden den Alten in noch hülfloſeren Zuſtand verſetzen ſolle, und mit Salvator zu überlegen, was dann weiter anzufangen ſey.

Neuer Anſchlag, den Salvator Roſa und Antonio Scacciati wider den Signor Pasquale Capuzzi und wider ſeine Geſellſchaft ausführen, und was ſich darauf weiter begiebt.

Am andern Morgen kam Antonio zum Salvator, ganz Mißmuth und Gram. —

Nun wie geht es, rief Salvator ihm entgegen, warum hängt Ihr ſo den Kopf? — was iſt Euch Ueberglücklichem, der Ihr nun jeden Tag Euer Liebchen ſchauen, küſſen und herzen könnt, denn widerfahren?

Ach Salvator, rief Antonio, mit meinem Glück iſt es aus, rein aus; der Teufel hat ſein Spiel mit mir! Geſcheitert iſt unſere Liſt, und wir ſtehen nun mit dem verdammten Capuzzi in offner Fehde!

Deſto beſſer, ſprach Salvator, deſto beſſer! Aber ſprecht Antonio, was hat ſich denn begeben? —

Stellt Euch vor, begann Antonio, ſtellt Euch vor, Salvator, als ich geſtern nach einer Abweſenheit von höchſtens zwei Stunden mit allerlei Eſſenzen zurückkehre nach der Straße Ripetta, erblicke ich den Alten ganz angekleidet in der Thüre ſeiner Wohnung. — Hinter ihm ſteht der Pyramiden-Doctor und der verfluchte Sbirre, und zwiſchen ihren Beinen zappelt noch etwas Buntes. Das war, glaub' ich, die kleine Mißgeburt, der Pitichinaccio. So wie der Alte mich anſichtig wurde, drohte er mit der Fauſt, ſtieß die grimmigſten Flüche und Verwünſchungen aus, und ſchwur, daß er mir alle Glieder zerbrechen laſſen würde, ſo wie ich nur vor ſeiner Thür erſchiene. „Schert Euch zu allen Teufeln, verruchter Bartkratzer — kreiſchte er; mit Lug und Trug gedenkt Ihr mich zu überliſten; wie der leidige Satan ſelbſt ſtellt Ihr meiner armen frommen Marianna nach, und gedenkt ſie in Eure hölliſchen Schlingen zu locken — aber wartet! — meine letzten Dukaten wende ich dran, Euch, ehe Ihrs Euch verſeht, das Lebenslicht ausblaſen zu laſſen! — Und Euer ſauberer Patron, der Signor Salvator, der Mörder, der Räuber, der dem Strange entflohen, der ſoll zur Hölle fahren zu ſeinem Hauptmann Mas'Aniello, den ſchaffe ich fort aus Rom, das iſt mir leichte Mühe!"

So tobte der Alte, und da der verfluchte Sbirre, vom Pyramiden-Doctor angehetzt, Anſtalt machte, auf mich loszugehen, da das neugierige Volk ſich zu ſammeln begann, was blieb mir übrig als in aller Schnelligkeit das Feld zu räumen? Ich mochte in meiner Verzweiflung gar nicht zu Euch gehen: denn ich weiß ſchon, Ihr hättet mich nur mit meinen troſtloſen Klagen ausgelacht. Könnt Ihr doch jetzt kaum das Lachen unterdrücken! —

So wie Antonio ſchwieg, lachte Salvator auch in der That hell auf.

Jetzt, rief er, jetzt wird die Sache erſt recht ergötzlich! Nun will ich aber Euch, mein wackerer Antonio, auch umſtändlich ſagen wie ſich alles begab in Capuzzi's Hauſe, als Ihr fortgegangen. Kaum wart Ihr nämlich aus dem Hauſe, als Signor Splendiano Accoramboni, der — Gott weiß auf welche Weiſe — erfahren, daß ſein Buſenfreund Capuzzi in der Nacht das rechte Bein gebrochen, feierlichſt mit einem Wundarzt heranrückte. Euer Verband, die ganze Art, wie Signor Pasquale behandelt worden, mußte Verdacht erregen. Der Wundarzt nahm die Schienen, die Bandagen ab, und man fand, was wir beide wiſſen, daß nämlich an dem rechten Fuß des würdigen Capuzzi auch nicht ein Knöchelchen verrenkt, viel weniger zerbroden war! — Das Uebrige ließ ſich nun ohne ſonderlichen Scharfſinn erklären.

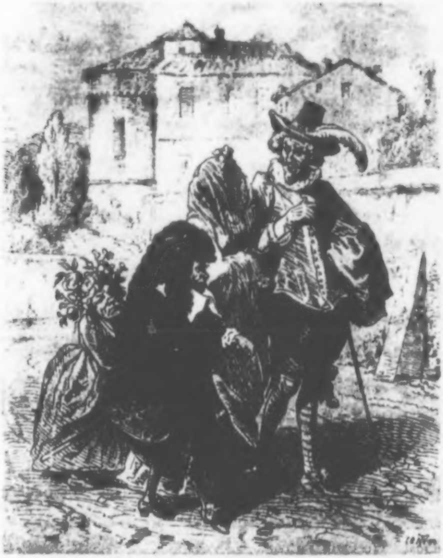
Aber, ſprach Antonio voll Erſtaunen, aber mein beſter Meiſter, aber ſagt mir nur, wie Ihr das Alles erfahren konntet, wie Ihr eindringt in Capuzzis Wohnung und Alles wißt, was ſich dort begiebt?

Ich habe Euch geſagt, erwiederte Salvator, daß in Capuzzis Hauſe, und zwar in demſelben Stock, eine Bekannte der Frau Caterina wohnt. Dieſe Bekannte, die Wittwe eines Weinhändlers, hat eine Tochter, zu der meine kleine Margarita öfters hingeht. Die Mädchen haben nun einen beſondern Inſtinkt ihres Gleichen aufzuſuchen und zu finden, und ſo mittelten denn auch Roſa — ſo heißt die Tochter der Weinhändlers-Wittwe — und Margarita gar bald ein kleines Luftloch in der Speiſekammer aus, das in eine finſtere Kammer geht, die an Mariannas Gemach ſtößt. Mariannas Aufmerkſamkeit entging keineswegs das Wispern und Flüſtern der Mädchen, ſo wie das Luftloch, und ſo wurde dann bald der Weg gegenſeitiger Mittheilung eröffnet und benutzt. Hält der Alte ſein Mittagsſchläfchen, ſo ſchwatzen ſich die Mädchen recht nach Herzensluſt aus. Ihr werdet bemerkt haben, daß die kleine Margarita, der Frau Caterina und mein Liebling, gar nicht ſo ernſt und ſpröde, wie ihre ältere Schweſter Anna, ſondern ein drolliges, munteres, pfiffiges Ding iſt. Ohne gerade von Eurer Liebſchaft zu ſprechen, habe ich ſie unterrichtet, wie ſie alles, was ſich in Capuzzis Hauſe begiebt, von Marianna ſich erzählen laſſen ſoll. Sie beweiſt ſich dabei gar anſtellig, und wenn ich vorhin über Euren Schmerz, über Eure Verzweiflung lachte, ſo geſchah es, weil ich Euch zu tröſten, Euch zu beweiſen vermag, daß Eure Angelegenheiten jetzt erſt in einen Gang kommen, der recht erſprießlich iſt. — Ich habe einen ganzen Sack voll der trefflichſten Neuigkeiten für Euch —

Salvator, rief Antonio, indem ihm die Augen vor Freude glänzten, welche Hoffnungen gehen mir auf! — Geſegnet ſey das Luftloch in der Speiſekammer! — Ich ſchreibe an Marianna; — Magarita nimmt das Brieflein mit ſich —

Nichts davon, entgegnete Salvator, nichts davon Antonio! Margarita ſoll uns nützlich werden, ohne gerade Eure Liebesbotin zu machen. Zudem könnte auch der Zufall, der oft ſein wunderliches Spiel treibt, dem Alten Euer Liebesgeſchwätz in die Hände bringen

niv. Bibl.
Münch



und der armen Marianna tauſend neues Unheil bereiten, da ſie in dieſem Augenblick im Begriff ſteht, den alten verliebten Gecken ganz und gar unter ihr Sammtpantöffelchen zu bringen. Denn hört nur an, wie ſich ferner alles begeben. Die Art, wie Marianna den Alten, als wir ihn ins Haus brachten, empfing, hat ihn ganz und gar bekehrt. Er glaubt nichts Geringeres, als daß Marianna Euch nicht mehr liebt, ſondern ihm wenigſtens zur Hälfte ihr Herz geſchenkt hat, ſo daß es nur darauf ankomme, noch die andere Hälfte zu erobern. Marianna iſt, nachdem ſie das Gift Eurer Küſſe eingeſogen, ſogleich um drei Jahre klüger, ſchlauer, erfahrener geworden. Sie hat den Alten nicht allein überzeugt, daß ſie gar keinen Antheil hatte an unſerm Streich, ſondern, daß ſie unſer Verfahren verabſcheut, und mit tiefer Verachtung jede Liſt, die Euch in ihre Nähe bringen könnte, zurückweiſen wird. Der Alte hat im Uebermaß des Entzückens ſich übereilt und geſchworen, daß wenn er ſeiner angebeteten Marianna eine Freude bereiten könne, es zur Stelle geſchehen ſolle, ſie möge nur irgend einen Wunſch ausſprechen. Da hat denn Marianna ganz beſcheiden nichts weiter verlangt, als daß der Zio carissimo ſie in das Theater vor der Porta del Popolo zum Signor Formica führen ſolle. Darüber iſt der Alte etwas verdutzt worden; es hat Berathſchlagungen gegeben mit dem Pyramiden-Doctor und dem Pitichinaccio; endlich haben beide, Signor Pasquale und Signor Splendiano, beſchloſſen, Marianna wirklich morgenden Tages in jenes Theater zu bringen. Pitichinaccio ſoll ſie in Zofentracht begleiten, wozu er ſich nur unter der Bedingung verſtanden, daß Signor Pasquale außer der Plüſchweſte ihm noch eine Perücke ſchenken, in der Nacht ihn aber abwechſelnd mit dem Pyramiden-Doctor nach Hauſe tragen ſolle. Darüber ſind ſie eins geworden und morgen wird ſich das merkwürdige Kleeblatt mit der holden Marianna wirklich in das Theater vor der Porta del Popolo zum Signor Formica begeben. — Es iſt nöthig zu ſagen was für eine Bewandniß es mit dem Theater vor der Porta del Popolo und mit dem Signor Formica hatte.

Nichts iſt betrübter, als wenn zur Zeit des Carnevals in Rom die Impreſſarien in der Wahl ihrer Compoſitori unglücklich waren, wenn der Primo Tenore in der Argentina ſeine Stimme unterwegs gelaſſen, wenn der Primo Uomo da Donna in dem Teatro Valle am Schnupfen darniederliegt, kurz wenn das Hauptvergnügen, das die

Römer zu finden glaubten, fehlſchlägt, und der Giovedi graſſo alle Hoffnungen, die ſich vielleicht noch aufthun könnten, mit einem Male abſchneidet. Gerade nach einem ſolchen betrübten Carneval — kaum waren die Faſten vorüber — eröffnete ein gewiſſer Nicolo Muſſo vor der Porta del Popolo ein Theater, auf dem er nichts darzuſtellen verſprach, als kleine improviſirte Buffonaden. Die Ankündigung war in einem geiſtreichen, witzigen Styl abgefaßt, und dadurch bekamen die Römer ein günſtiges Vorurtheil für Muſſo's Unternehmen, hätten ſie auch ſonſt nicht ſchon im ungeſtillten dramatiſchen Heißhunger begierig nach der geringſten Speiſe der Art gehaſcht. Die Einrichtung des Theaters, oder vielmehr der kleinen Bude, zeugte eben nicht von den glänzenden Umſtänden des Unternehmers. Es gab weder ein Orcheſter noch Logen. Statt derſelben war im Hintergrunde eine Gallerie angebracht, an der das Wappen des Hauſes Colonna prangte, ein Zeichen, daß der Conte Colonna den Muſſo und ſein Theater in beſondern Schutz genommen. Eine mit Teppichen verkleidete Erhöhung, auf welcher rund umher einige bunte Tapeten gehängt waren, die nach dem Bedürfniſſe des Stücks, Wald, Saal, Straße vorſtellen mußten: das war die Bühne. Kam noch hinzu, daß die Zuſchauer es ſich gefallen laſſen mußten, auf harten, unbequemen, hölzernen Bänken zu ſitzen, ſo konnt' es nicht fehlen, daß die Eintretenden ziemlich laut über Signor Muſſo murrten, der eine elende Bretterbude ein Theater nenne. Kaum hatten aber die beiden erſten Schauſpieler, welche auftraten, einige Worte geſprochen, ſo wurden die Zuſchauer aufmerkſam; ſo wie das Stück fortging, ſtieg die Aufmerkſamkeit zum Beifall, der Beifall zur Bewunderung, die Bewunderung zum höchſten Enthuſiasmus, der ſich durch das anhaltendſte, wüthendſte Gelächter, Klatſchen, Bravorufen Luft machte.

In der That konnte man auch nichts Vollkommneres ſehen, als dieſe improviſirten Darſtellungen des Nicolo Muſſo, die von Witz, Laune und Geiſt überſprudelten und die Thorheiten des Tages mit ſcharfer Geißel züchtigten. Jeder Schauſpieler gab ſeine Rolle mit unvergleichlicher Charakteriſtik, vorzüglich riß aber der Pasquarello, durch ſein unnachahmliches Gebehrdenſpiel, durch das Talent in Stimme, Gang und Stellung bekannte Perſonen bis zur höchſten Täuſchung nachzuahmen, durch ſeine unerſchöpfliche Laune, durch das Schlagende ſeiner Einfälle, alle Zuſchauer mit ſich fort. Den Mann, der die Rolle des Pasquarello ſpielte, und der ſich Signor Formica nannte, ſchien ein ganz beſonderer, ungewöhnlicher Geiſt zu beſeelen; oft war in Ton und Bewegung ſo etwas Seltſames, daß die Zuſchauer, im tollſten Gelächter, ſich von Schauern durchfröſtelt fühlten. Ihm zur Seite ſtand würdig der Doctor Graziano mit einem Mienenſpiel, mit einem Organ, mit einem Talent in dem anſcheinend ungereimteſten Zeuge die ergötzlichſten Dinge zu ſagen, dem nichts in der Welt zu vergleichen. Dieſen Doctor Graziano ſpielte ein alter Bologneſer, Maria Agli mit Namen. Es konnte nicht fehlen, daß in kurzer Zeit die gebildete Welt von Rom unabläſſig einſtrömte nach Nicolo Muſſo's kleinem Theater vor der Porta del Popolo, daß jeder den Namen Formica im Munde führte und auf der Straße wie im Theater in voller Begeiſtrung ausrief: — Oh Formica! — Formica benedetto! — oh Formicissimo! — Man betrachtete den Formica als eine überirdiſche Erſcheinung, und manche alte Frau, die im Theater ſich vor Lachen ausgeſchüttet, wurde, wagte ja einer nur das Mindeſte zu tadeln an Formica's Spiel, plötzlich ernſthaft und ſprach feierlich: Scherza coi fanti e lascia star santi! — Das kam daher, weil Signor Formica außer dem Theater ein unerforſchliches Geheimniß blieb. Man ſah ihn durchaus nirgends, und vergebens blieb alles Mühen ihm auf die Spur zu kommen. Nicolo Muſſo ſchwieg unerbittlich über Formica's Aufenthalt.

So war das Theater beſchaffen, nach dem ſich Marianna ſehnte.

Laßt uns, ſprach Salvator, unſern Feinden geradezu auf den Hals gehen: der Gang aus dem Theater nach der Stadt bietet uns die bequemſte Gelegenheit dazu dar.

Er theilte jetzt dem Antonio einen Plan mit, der gar abenteuerlich und gewagt ſchien, den aber Antonio mit Freuden ergriff, weil er hoffte, dabei ſeine Marianna dem niederträchtigen Capuzzi zu entreißen. Auch war es ihm recht, daß Salvator es vorzüglich darauf angelegt, den Pyramiden-Doctor zu züchtigen.

Als es Nacht worden, nahmen beide, Salvator und Antonio, Chitarren, gingen nach der Straße Ripetta, und brachten, um den alten Capuzzi recht zu ärgern, der holden Marianna die ſchönſte Serenata, die man nur hören konnte. Salvator ſpielte und ſang nemlich meiſterhaft und Antonio that es, was einen ſchönen Tenor betrifft, beinahe dem Odoardo Ceccarelli gleich. Signor Pasquale erſchien zwar auf dem Balcon, und wollte hinabſchimpfend den Sängern Stillſchweigen gebieten; die Nachbaren, die der ſchöne Geſang in die Fenſter gelockt, riefen ihm aber zu: weil er mit ſeinen Gefährten ſo heule und ſchreie wie alle hölliſche Geiſter zuſammen, wolle er wohl keine gute Muſik in der Straße leiden? er möge ſich hineinſcheren und die Ohren verſtopfen, wenn er den ſchönen Geſang nicht hören wolle. — So mußte Signor Pasquale zu ſeiner Marter dulden, daß Salvator und Antonio beinahe die ganze Nacht hindurch Lieder ſangen, die bald die ſüßeſten Liebesworte enthielten, bald die Thorheit verliebter Alten verhöhnten. Sie gewahrten deutlich Marianna im Fenſter, die Signor Pasquale vergebens mit den ſüßeſten Worten und Betheurungen beſchwor, ſich doch nicht der böſen Nachtluft auszuſetzen.

Am folgenden Abend wandelte dann die merkwürdigſte Geſellſchaft, die man jemals geſehen, durch die Straße Ripetta nach der Porta del Popolo. Sie zog aller Augen auf ſich, und man fragte, ob denn der Carneval noch einen Reſt toller Masken zurückgelaſſen. — Signor Pasquale Capuzzi in ſeinen bunten, ſpaniſchen, wohl gebürſteten Kleidern, mit einer neuen gelben Feder auf dem ſpitzen Hute prangend, geſchniegelt und gebügelt, durch und durch Zierlichkeit und Grazie, in zu engen Schuhen wie auf Eiern daher tretend, führte am Arm die holde Marianna, deren ſchlanken Wuchs, viel weniger deren Antlitz man nicht erſchauen konnte, weil ſie auf ungewöhnliche Weiſe in Schleier verhüllt war. Auf der andern Seite ſchritt Signor Splendiano Accoramboni in ſeiner großen Perücke, die den ganzen Rücken bedeckte, ſo daß es von hinten anzuſehen war, als wandle ein ungeheurer Kopf daher auf zwei kleinen Beinchen. Dicht hinter Marianna, ſich beinahe an ſie anklammernd, krebſte das kleine Scheuſal, der Pitichinaccio, nach, in feuerfarbnen Weiberkleidern, und den ganzen Kopf auf widerwärtige Art mit bunten Blumen beſteckt.

Signor Formica übertraf ſich den Abend ſelbſt, und was noch nie geſchehn, er miſchte kleine Lieder ein, die er bald in dem Ton dieſes, bald jenes bekannten Sängers vortrug. In dem alten Capuzzi erwachte alle Theaterluſt, die früher in jungen Jahren beinahe ausartete in Wahnſinn. Er küßte in Entzücken der Marianna einmal über das andere die Hände und ſchwur, daß er keinen Abend verſäumen werde, mit ihr Nicolo Muſſo's Theater zu beſuchen. Er erhob den Signor Formica bis über die Sterne und ſtimmte mit aller Gewalt ein in den lärmenden Beifall der übrigen Zuſchauer. Weniger zufrieden war der Signor Splendiano, der unabläſſig den Signor Capuzzi und die ſchöne Marianna ermahnte, nicht ſo übermäßig zu lachen. Er nannte in einem Athem etliche zwanzig Krankheiten, welche die zu große Erſchütterung des Zwerchfells herbeiführen könne. Beide, Marianna und Capuzzi, kehrten ſich aber daran ganz und gar nicht. Ganz unglücklich fühlte ſich Pitichinaccio. Er hatte hinter dem Pyramiden-Doctor Platz nehmen müſſen, der ihn mit ſeiner großen Perücke ganz und gar umſchattete. Er ſah auch nicht das Mindeſte von der Bühne und den ſpielenden Perſonen, und wurde überdem von zwei muthwilligen Weibern, die ſich neben ihn geſetzt, unaufhörlich geängſtigt und gequält. Sie nannten ihn eine artige liebe Signora, fragten, ob er, trotz ſeiner Jugend, ſchon verheirathet ſey, und Kinderchen habe, die allerliebſte Weſen ſeyn müßten u. ſ. w. Dem armen Pitichinaccio ſtanden die kalten Schweißtropfen auf der Stirne, er wimmerte und winſelte, und verfluchte ſein elendes Daſeyn.

Als die Vorſtellung geendet, wartete Signor Pasquale, bis ſich alle Zuſchauer aus dem Hauſe entfernt hatten. Man löſchte das letzte Licht aus, an dem Signor Splendiano noch eben ein Stückchen von einer Wachsfackel angezündet hatte, als Capuzzi mit ſeinen würdigen Freunden und der Marianna langſam und bedächtig den Ruckweg antrat.

Pitichinaccio weinte und ſchrie; Capuzzi mußte ihn zu ſeiner Qual auf den linken Arm nehmen, mit dem rechten faßte er Marianna. Vorauf zog der Doctor Splendiano mit ſeinem Fackelſtümpſchen, das mühſam und erbärmlich genug brannte, ſo daß ſie bei dem matten Schein die dicke Finſterniß der Nacht erſt recht gewahr wurden.

Noch ziemlich weit entfernt waren ſie von der Porta del Popolo, als ſie ſich urplötzlich von mehreren hohen, in Mäntel dicht verhüllten Geſtalten umringt ſahen. In dem Augenblick wurde dem Doctor die Fackel aus der Hand geſchlagen, daß ſie am Boden verlöſchte. — Lautlos blieb Capuzzi, blieb der Doctor ſtehen. Da fiel, man wußte nicht woher er kam, ein blaſſer röthlicher Schimmer auf die Vermummten und vier bleiche Todtengeſichter ſtarrten den Pyramiden-Doctor mit hohlen, gräßlichen Augen an. „Wehe — wehe — wehe

Dir, Splendiano Accoramboni!“ — So heulten die entſetzlichen Geſpenſter in tiefem, dumpfem Ton; dann wimmerte einer: Kennſt Du mich, kennſt Du mich, Splendiano? — Ich bin Cordier, der franzöſiſche Maler, der in voriger Woche begraben wurde, den Du mit Deiner Arznei unter die Erde brachteſt! Dann der Zweite: Kennſt Du mich, Splendiano? ich bin Kufner, der deutſche Maler, den Du mit Deinen hölliſchen Latwergen vergifteteſt! Dann der Dritte: Kennſt Du mich, Splendiano? Ich bin Liers, der Flamländer, den Du mit Deinen Pillen umbrachteſt und ſeinen Bruder um die Gemälde betrogſt. Dann der Vierte: Kennſt Du mich, Splendiano? Ich bin Ghigi, der Neapolitaniſche Maler, den Du mit Deinen Pulvern tödteteſt! — Und nun alle Vier zuſammen: Wehe, wehe, — wehe Dir, Splendiano Accoramboni, verfluchter Pyramiden-Doctor! — Du mußt hinab — hinab zu uns unter die Erde — Fort — fort — fort mit Dir! — Halloh — Halloh! — und damit ſtürzten ſie auf den unglücklichen Doctor, hoben ihn hoch in die Luft, und fuhren mit ihm ab wie der Sturmwind.

So ſehr das Entſetzen den Signor Pasquale übermannen wollte, ſo faßte er ſich doch mit wunderbarem Muthe, als er ſah, daß es nur auf ſeinen Freund Accoramboni abgeſehen war. Pitichinaccio hatte den Kopf ſammt dem Blumenbeet, das darauf befindlich, unter Capuzzi's Mantel geſteckt, und ſich ſo feſt um ſeinen Hals geklammert, daß alle Mühe ihn abzuſchütteln vergebens blieb.

„Erhole Dich, ſprach Capuzzi zu Marianna, als nichts mehr zu ſchauen war von den Geſpenſtern und dem Pyramiden-Doctor, erhole Dich, komm zu mir, mein ſüßes, liebes Täubchen! — Mein würdiger Freund Splendiano, der iſt nun hin; Sanct Bernardus, der ſelbſt ein tüchtiger Doctor war und Vielen zur Seligkeit verholfen, möge ihm beiſtehen, wenn ihm die rachſüchtigen Maler, die er zu raſch nach ſeiner Pyramide befördert hat, den Hals umdrehen! — Wer wird nun zu meinen Canzonen den Baß ſingen? — Und der Bengel, der Pitichinaccio, drückt mir dermaßen die Kehle zu, daß ich den Schreck, den mir Splendiano's Transport verurſacht, mit eingerechnet, vielleicht binnen ſechs Wochen keinen reinen Ton werde hervorbringen können! — Sei nur nicht bange, meine Marianna! mein ſüßes Hoffen! — es iſt Alles vorüber!“ —

Marianna verſicherte, daß ſie den Schreck ganz überwunden, und hat, ſie nur allein, ohne Hülfe gehen zu laſſen, damit Capuzzi ſich von ſeinem läſtigen Schooßkinde befreien könne. Signor Pasquale faßte aber das Mädchen nur noch feſter, und meinte, daß er um keinen Preis der Welt ſie in dieſer bedrohlichen Finſterniß auch nur einen Schritt von ſich laſſen würde.

In demſelben Augenblicke, als nun Signor Pasquale ganz wohlgemüthlich weiter fort wollte, tauchten dicht vor ihm, wie aus tiefer Erde, vier gräßliche Teufelsgeſtalten auf, in kurzen rothgleißenden Mänteln, die ihn mit funkelnden Augen anblitzten und ein abſcheuliches Gekrächze und Gepfeife erhoben. „Huy, huy! — Pasquale Capuzzi, verfluchter Narr! — Alter verliebter Teufel! — Wir ſind Deine Kumpane, wir ſind Liebesteufel, wir kommen Dich zu holen in die Hölle, in die glühende Hölle, ſammt Deinem Spießgeſellen Pitichinaccio!" — So kreiſchten die Teufel und fielen über den Alten her. Capuzzi ſtürzte mit dem Pitichinaccio zu Boden, und beide erhoben ein gellendes, durchdringendes Jammergeſchrei, wie eine ganze Heerde geprügelter Eſel.

Marianna hatte ſich mit Gewalt vom Alten losgeriſſen, und war auf die Seite geſprungen. Da ſchloß ſie Einer von den Teufeln ſanft in die Arme und ſprach mit ſüßer lieblicher Stimme: Ach Marianna! — meine Marianna! — endlich iſts gelungen! — Die Freunde tragen den Alten weit weit fort, während wir eine ſichere Zuflucht finden! — Mein Antonio! lispelte Marianna leiſe.

Aber plötzlich wurd' es rings umher hell von Fackeln, und Antonio fühlte einen Stich in das Schulterblatt. Mit Blitzesſchnelle wandte er ſich um, riß den Degen aus der Scheide und ging dem Kerl, der eben mit dem Stilet in der Hand den zweiten Stoß führen wollte, zu Leibe. Er gewahrte, wie ſeine drei Freunde ſich gegen eine Ueberzahl von Sbirren vertheidigten. Es gelang ihm, den Kerl, der ihn angegriffen, fortzutreiben, und ſich zu den Freunden zu geſellen. So tapfer ſie ſich aber auch hielten, der Kampf war doch zu ungleich; die Sbirren mußten unfehlbar ſiegen, hätten ſich nicht plötzlich mit lautem Geſchrei zwei Männer in die Reihe der Jünglinge geſtürzt, von denen der Eine ſogleich den Sbirren, der dem Antonio am härteſten zuſetzte, niederſtieß.

Der Kampf war nun in wenigen Augenblicken zum Nachtheil der Sbirren entſchieden. Wer von ihnen nicht hart verwundet auf dem Platze lag, floh mit lautem Geſchrei der Porta del Popolo zu.

Salvator Roſa (niemand anders war der, der dem Antonio zu Hülfe eilte und den Sbirren niederſtieß) wollte mit Antonio und den jungen Malern, die in den Teufelsmasken ſteckten, ohne Weiteres hinter den Sbirren her, nach der Stadt.

Maria Agli, der mit ihm gekommen und, ſeines hohen Alters unerachtet, den Sbirren zugeſetzt hatte, trotz jedem Andern, meinte indeſſen, dies ſey nicht rathſam, da die Wache bei der Porta del Popolo von dem Vorfall unterrichtet, ſie Alle unbezweifelt verhaften würde. Sie begaben ſich nun alle zum Nicolo Muſſo, der ſie in ſeinem kleinen, engen Hauſe, unfern des Theaters, mit Freuden aufnahm. Die Maler legten ihre Teufelslarven und ihre mit Phosphor beſtrichenen Mäntel ab, und Antonio, der außer dem unbedeutenden Stich im Schulterblatt gar nicht verwundet war, machte den Wundarzt geltend, indem er den Salvator, den Agli und die Jünglinge, welche alle Wunden davon getragen, mit denen es aber nicht die mindeſte Gefahr hatte, verband.

Der Streich, ſo toll und keck angelegt, wäre gelungen, hätten Salvator und Antonio nicht eine Perſon außer Acht gelaſſen, die ihnen alles verdarb. Michele, der geweſene Bravo und Sbirre, der unten in Capuzzi's Hauſe wohnte, und in gewiſſer Art ſeinen Hausknecht machte, war, wie es Capuzzi gewollt, hinter ihm hergegangen nach dem Theater, wiewohl in einiger Entfernung, da der Alte ſich des zerlumpten Tagediebes ſchämte. Eben ſo hatte Michele den Alten zurückbegleitet. Als nun die Geſpenſter erſchienen, merkte Michele, der ganz eigentlich weder Tod noch Teufel fürchtete, gleich Unrath, lief in finſtrer Nacht ſpornſtreichs nach der Porta del Popolo, machte Lärm und kam mit den Sbirren, die ſich zuſammengefunden, wie wir wiſſen, gerade in dem Augenblick an, als die Teufel über den Signor Pasquale herfielen und ihn entführen wollten, wie die Todten den Pyramiden-Doctor.

In dem hitzigſten Gefecht hatte doch einer von den jungen Malern ſehr deutlich wahrgenommen, daß ein Kerl, die ohnmächtige Marianna auf den Armen, fortlief nach dem Thore, und daß ihm Signor Pasquale mit unglaublicher Haſt, als ſey Queckſilber in ſeine Beine gefahren, nachrannte. Dabei hatte etwas im Fackelſchein hell

Aufgleißendes an ſeinem Mantel gehangen und gewimmert; das mochte wohl der Pitichinaccio geweſen ſeyn.

Am andern Morgen wurde bei der Pyramide des Ceſtius der Doctor Splendiano gefunden, ganz zuſammen gekugelt und in ſeine Perücke hineingedrückt, feſt eingeſchlafen, wie in einem warmen, weichen Neſt. Als man ihn weckte, redete er irre, und war ſchwer zu überzeugen, daß er ſich noch auf der Oberwelt, und zwar in Rom befinde, und als man ihn endlich nach Hauſe gebracht, dankte er der Jungfrau und allen Heiligen für ſeine Errettung, warf alle ſeine Tincturen, Eſſenzen, Latwergen und Pulver zum Fenſter hinaus, verbrannte ſeine Recepte und gelobte künftig ſeine Patienten nicht anders zu heilen, als durch Beſtreichen und Auflegen der Hände, wie es einmal ein berühmter Arzt, der zugleich ein Heiliger war, deſſen Namen mir aber nicht beifallen will, vor ihm mit vielem Erfolg gethan. Denn ſeine Patienten ſtarben eben ſo gut, wie die Patienten der Andern, und ſahen ſchon vor dem Tode den Himmel offen und Alles was der Heilige nur wollte.

Ich weiß nicht, ſprach Antonio andern Tages zum Salvator, ich weiß nicht, welcher Grimm in mir entbrannt iſt, ſeitdem mein Blut gefloſſen! — Tod und Verderben dem niederträchtigen Capuzzi! — Wißt Ihr, Salvator, daß ich entſchloſſen bin, mit Gewalt einzudringen in Capuzzi's Haus? — Ich ſtoße den Alten nieder, wenn er ſich widerſetzt, und entführe Marianna! —

Herrlicher Anſchlag, rief Salvator lachend, herrlicher Anſchlag! — Vortrefflich ausgedacht! — Ich zweifle gar nicht, daß Du auch das Mittel gefunden haben wirſt, Deine Marianna durch die Luft nach dem ſpaniſchen Platz zu bringen, damit ſie Dich nicht, ehe Du dieſe Freiſtatt erreicht haſt, greifen und aufhangen! — Nein, mein lieber Antonio! — mit Gewalt iſt hier gar nichts auszurichten, und Ihr könnt es Euch wohl denken, daß Signor Pasquale jetzt jedem öffentlichen Angriff auszuweichen wiſſen wird. Zudem hat unſer Streich gar gewaltiges Aufſehen gemacht, und gerade das unmäßige Gelächter der Leute über die tolle Art, wie wir den Splendiano und den Capuzzi gehetzt haben, weckte die Polizei aus dem ſanften Schlummer, die uns nun, ſo viel ſie es mit ihren ſchwächlichen Mitteln vermag, nachſtellen wird. — Nein Antonio, laßt uns zur Liſt unſre Zuflucht nehmen. Con arte e con inganno si vive mezzo l'anno, con inganno e con arte si vive l'altra parte. (Es bringen Trug und Künſte des Sommers uns Gewinnſte, und ſchlaue Kunſt betrügen, ſchafft Winters uns Vergnügen!) — So ſpricht Frau Caterina und ſie hat Recht. — Ueberdem muß ich lachen, daß wir recht wie junge unbedachtſame Leute gehandelt haben, welches mir vorzüglich zur Laſt fällt, da ich ein gut Theil älter bin als Ihr. Sagt Antonio, wäre uns der Streich wirklich gelungen, hättet Ihr Marianna dem Alten wirklich entriſſen, ſagt, wohin mit ihr fliehen, wo ſie verborgen halten, wie es anfangen, ſo raſch die Verbindung durch den Prieſter herbeizuführen, daß der Alte ſie nicht mehr zu hintertreiben vermochte? — Ihr ſollt in wenigen Tagen Eure Marianna wirklich entführen. Ich habe den Nicolo Muſſo, den Formica, in Alles eingeweiht und mit ihnen gemeinſchaftlich einen Streich erſonnen, der kaum fehlſchlagen kann. Tröſtet Euch nur Antonio! — Signor Formica wird Euch helfen!

Signor Formica? ſprach Antonio mit gleichgültigem, beinahe verächtlichem Ton, Signor Formica? — Was kann mir der Spaßmacher nützen.

Hoho, rief Salvator, habt Ehrfurcht vor dem Signor Formica, das bitte ich mir aus! — Wißt Ihr denn nicht, daß Formica eine Art von Zaubrer iſt, der ganz im Verborgnen über die wunderbarſten Künſte gebietet? — Ich ſage Euch, Signor Formica wird helfen! Auch der alte Maria Agli, der vortreffliche Doctor Graziano Bologneſe, iſt in unſer Complot gezogen und wird dabei eine gar bedeutende Rolle ſpielen. Aus Muſſo's Theater, Antonio, ſollt Ihr Eure Marianna entführen.

Salvator, ſprach Antonio, Ihr ſchmeichelt mir mit trügeriſchen Hoffnungen! — Ihr ſagtet ſelbſt, daß Signor Pasquale jetzt ſorglich jedem öffentlichen Angriff ausweichen wird. Wie iſt es denn nun möglich, daß er ſich entſchließen könnte, nachdem ihm ſo Arges widerfahren, noch einmal Muſſo's Theater zu beſuchen?

Den Alten dahin zu verlocken, erwiederte Salvator, iſt ſo ſchwer nicht, als Ihr denken möget. Viel ſchwerer wird es halten, zu bewirken, daß er ohne ſeine Kumpane in das Theater ſteigt. — Doch dem ſey, wie ihm wolle, jetzt iſt es nöthig, daß Ihr, Antonio, Euch vorbereitet mit Marianna, ſo wie der günſtige Moment da iſt, aus Rom entfliehen zu können. — Ihr ſollt nach Florenz, Ihr ſeyd dort ſchon durch Eure Kunſt empfohlen, und daß es Euch nach Eurer Ankunft nicht an Bekanntſchaft, nicht an würdiger Unterſtützung und Hülfe mangeln ſoll, dafür laßt mich ſorgen! — Einige Tage müſſen wir ruhen, dann wollen wir ſehen, was ſich weiter begiebt. — Noch einmal, Antonio! — faßt Hoffnung; Formica wird helfen! —

Neuer Unfall, der den Signor Pasquale Capuzzi betrifft. Antonio Scacciati führt einen Anſchlag im Theater des Nicolo Muſſo glücklich aus und flüchtet nach Florenz.

Signor Pasquale wußte zu gut, wer ihm das Unheil, das ihn und den armen Pyramiden-Doctor vor der Porta del Popolo betroffen, bereitet hatte, und man kann denken, in welchem Grimm er entbrannt war gegen Antonio und gegen Salvator Roſa, den er mit Recht für den Anſtifter von Allem hielt. Er mühte ſich ab, die arme Marianna zu tröſten, die ganz erkrankt war vor Schreck, wie ſie ſagte; aber eigentlich vor Betrübniß, daß der verdammte Michele mit ſeinen Sbirren ſie ihrem Antonio entriſſen hatte. Margarita brachte ihr indeſſen fleißig Nachricht von dem Geliebten, und auf den unternehmenden Salvator ſetzte ſie ihre ganze Hoffnung. — Mit Ungeduld wartete ſie von einem Tage zum andern auf irgend ein neues Ereigniß und ließ dieſe Ungeduld aus an dem Alten durch tauſend Quälereien, die ihn in ſeiner wahnſinnigen Verliebtheit kirre und kleinmüthig genug machten, ohne indeſſen etwas über den Liebesteufel zu vermögen, der in ſeinem Innern ſpukte. Hatte Marianna alle üble Laune des eigenſinnigſten Mädchens im reichlichſten Maße ausgegoſſen, und litt ſie dann nur ein einziges Mal, daß der Alte ſeine welken Lippen auf ihre kleine Hand drückte, ſo ſchwur er im Uebermaße des Entzückens, daß er nicht ablaſſen wolle vom Pantoffel des Papſtes mit inbrünſtigen Küſſen, bis er die Dispenſation zur Heirath mit ſeiner Nichte, dem Ausbunde aller Schönheit und Liebenswürdigkeit, erhalten. Marianna hütete ſich, ihn in dieſem Entzücken zu ſtören, denn eben in dieſem Hoffnungsſchimmer des Alten leuchtete auch ihre Hoffnung auf, ihm deſto leichter zu entfliehen, je feſter er ſie mit unauflöslichen Banden verſtrickt glaubte.

Einige Zeit war vergangen, als eines Tages zur Mittagsſtunde

Michele die Treppe heraufſtampfte, und dem Signor Pasquale, der ihm nach vielem Klopfen die Thür öffnete, mit vieler Weitläuftigkeit meldete, daß ein Herr unten ſey, der durchaus verlange, den Signor Pasquale Capuzzi, der wie er wiſſe in dieſem Hauſe wohne, zu ſprechen.

O all' ihr himmliſchen Heerſchaaren, ſchrie der Alte erboſt, ob der Schlingel nicht weiß, daß ich in meiner Wohnung durchaus keinen Fremden ſpreche! —

Der Herr, meinte Michele, ſey aber von gar feinem Anſehen, etwas ältlich, führe eine hübſche Sprache und nenne ſich Nicolo Muſſo! —

Nicolo Muſſo, ſprach Capuzzi nachdenklich in ſich hinein, Nicolo Muſſo, der das Theater vor der Porta del Popolo hat, was mag der nur von mir wollen? Damit verſchloß und verriegelte er ſorgfältig die Thüre und ſtieg mit Michele die Treppe herab, um mit Nicolo unten vor dem Hauſe auf der Straße zu ſprechen.

Mein beſter Signor Pasquale, kam ihm Nicolo, ſich mit freiem Anſtande verneigend, entgegen, wie hoch erfreut bin ich, daß Ihr mich Eurer Bekanntſchaft würdigt! Wie vielen Dank bin ich Euch ſchuldig! — Seit die Römer Euch, den Mann von dem bewährteſten Geſchmack, von der durchdringendſten Wiſſenſchaft und Virtuoſen in der Kunſt, in meinem Theater geſehen haben, verdoppelte ſich mein Ruf und meine Einnahme. Um ſo mehr ſchmerzt es mich tief, daß böſe muthwillige Buben Euch und Eure Geſellſchaft auf mörderiſche Weiſe angefallen haben, als Ihr aus meinem Theater Nachts nach der Stadt zurückkehrtet! — Um aller Heiligen willen, Signor Pasquale, werft dieſes Streichs halber, der ſchwer geahndet werden wird, nicht einen Groll auf mich und mein Theater! — Entzieht mir nicht Euren Beſuch! —

Beſter Signor Nicolo, erwiederte der Alte ſchmunzelnd, ſeyd verſichert, daß ich noch nie mehr Vergnügen empfand, als in Eurem Theater. Euer Formica, Euer Agli, das ſind Schauſpieler, wie ihres Gleichen nicht zu finden. Doch der Schreck, der meinem Freunde, dem Signor Splendiano Accoramboni, ja mir ſelbſt beinahe den Tod gebracht hat, war zu groß; er hat mir nicht Euer Theater, wohl aber den Gang dahin auf immer verleidet. Schlagt Ihr Euer Theater auf dem Platze del Popolo oder in der Straße Babuina, in der

Straße Ripetta auf, ſo fehle ich gewiß keinen Abend, aber vor das Thor del Popolo bringt mich zur Nachtzeit keine Macht der Erde.

Nicolo ſeufzte auf, wie von tiefem Kummer erfaßt. Das trifft mich hart, ſprach er dann, härter, als Ihr vielleicht glaubt, Signor Pasquale! — Ach! — auf Euch hatte ich alle meine Hoffnung geſetzt! — Um Euern Beiſtand wollte ich flehen! —

Um meinen Beiſtand, fragte der Alte verwundert, um meinen Beiſtand, Signor Nicolo? Auf welche Weiſe hätte der Euch frommen können?

Mein beſter Signor Pasquale, erwiederte Nicolo, indem er mit dem Schnupftuch über die Augen fuhr, als trockne er hervorquellende Thränen, mein beſter vortrefflichſter Signor Pasquale, Ihr werdet bemerkt haben, daß meine Schauſpieler hin und wieder Arien einmiſchten. Das gedachte ich denn ſo ganz unvermerkt weiter und weiter hinaufzutreiben, ein Orcheſter anzuſchaffen, kurz, zuletzt alle Verbote umgehend, eine Oper einzurichten. Ihr, Signor Capuzzi, ſeyd der erſte Componiſt in ganz Italien, und nur der unglaubliche Leichtſinn der Römer, der hämiſche Neid der Maeſtri iſt Schuld daran, daß man auf den Theatern etwas anders hört als Eure Compoſitionen. Signor Pasquale, um Eure unſterblichen Werke wollte ich Euch fußfällig bitten, um ſie, wie es nur in meinen Kräften ſtand, auf mein geringes Theater zu bringen! —

Beſter Signor Nicolo, ſprach der Alte, den vollſten Sonnenſchein im Antlitz, was unterreden wir uns denn hier auf öffentlicher Straße! — Laßt es Euch gefallen, ein Paar ſteile Treppen hinauf zu ſteigen! — Kommt mit mir in meine ſchlechte Wohnung!

Kaum mit Nicolo im Zimmer angelangt, holte der Alte ein großes Pack beſtäubter Noten hervor, ſchlug es aus einander, nahm die Chitarre zur Hand, und begann das entſetzliche, gellende Gekreiſch, welches er Singen nannte.

Nicolo gebehrdete ſich wie ein Verzückter! — Er ſeufzte — er ſtöhnte — er ſchrie dazwiſchen: bravo! — bravissimo! — benedettissimo Capuzzi! — bis er endlich, wie im Uebermaß der ſeligſten Begeiſterung, dem Alten zu Füßen ſtürzte, und ſeine Knie umfaßte, die er aber ſo heftig drückte, daß der Alte in die Höhe fuhr, vor Schmerz aufjauchzte, laut aufſchrie: Alle Heiligen! — Laßt ab von mir, Signor Nicolo, Ihr bringt mich um!

Nein, rief Nicolo, nein Signor Pasquale, nicht eher ſtehe ich auf, bis Ihr mir die göttlichen Arien verſprecht, die Ihr ſo eben vorgetragen, damit ſie übermorgen Formica in meinem Theater ſingen kann!

Ihr ſeyd ein Mann von Geſchmack, ächzte Pasquale, ein Mann von tiefer Einſicht! — Wem könnte ich beſſer meine Compoſitionen anvertrauen als Euch! — Ihr ſollt alle meine Arien mit Euch nehmen — Laßt mich nur los! — Aber o Gott, ich werde ſie nicht hören, meine göttlichen Meiſterwerke! — Laßt mich nur los, Signor Nicolo! —

Nein, rief Nicolo, noch immer auf den Knien und des Alten dürre Spindelbeine feſt umklammernd, nein Signor Pasquale, ich laſſe Euch nicht, bis Ihr Euer Wort gebt, übermorgen in meinem Theater zu ſeyn! — Beſorgt doch nur nicht einen neuen Anfall! Glaubt Ihr denn nicht, daß die Römer, haben ſie Eure Arien gehört, Euch im Triumph mit hundert Fackeln zu Hauſe bringen werden? — Aber ſollte das auch nicht geſchehen, ich ſelbſt und meine getreuen Kameraden, wir bewaffnen uns, und geleiten Euch bis in Euer Haus!

Ihr ſelbſt, fragte Pasquale, wollt mich begleiten mit Euern Kameraden! — Wie viel Leute ſind das wohl?

Acht bis zehn Perſonen ſtehen Euch zu Befehl, Signor Pasquale! Entſchließt Euch, erhört mein Flehen! —

Formica, liſpelte Pasquale, hat eine ſchöne Stimme! — Wie er nur meine Arien vortragen wird!

Entſchließt Euch, rief Nicolo noch einmal, indem er feſter des Alten Beine packte! — Ihr ſteht mir, ſprach der Alte, Ihr ſteht mir dafür, daß ich unangefochten mein Haus erreiche?

Ehre und Leben zum Pfande, rief Nicolo, indem er den Beinen einen ſchärfern Druck gab! —

Topp! — ſchrie der Alte, ich bin übermorgen in Eurem Theater! —

Da ſprang Nicolo auf und drückte den Alten an die Bruſt, daß er ganz außer Athem ächzte und keuchte.

In dem Augenblick trat Marianna herein. Signor Pasquale wollte ſie zwar mit einem grimmigen Blick, den er ihr zuwarf, zurückſcheuchen; ſie kehrte ſich aber gar nicht daran, ſondern ging geradezu auf den Muſſo los, und ſprach wie im Zorn: Vergebens, Signor

Nicolo, verſucht Ihr, meinen lieben Oheim in Euer Theater zu locken! — Ihr vergeßt, daß der abſcheuliche Streich, den ruchloſe Verführer, die mir nachſtellen, neulich uns ſpielten, meinem herzgeliebten Oheim, ſeinem würdigen Freunde Splendiano, ja mir ſelbſt beinahe das Leben koſtete! Nimmermehr werde ich zugeben, daß mein Oheim ſich aufs neue ſolcher Gefahr ausſetze! Steht nur ab von Euern Bitten, Nicolo! — Nicht wahr mein geliebteſter Oheim, Ihr bleibt fein im Hauſe, und wagt Euch nicht mehr vor die Porta del Popolo in der verrätheriſchen Nacht, die Niemands Freund iſt?

Signor Pasquale war wie vom Donner gerührt. Er ſtarrte ſeine Nichte mit weit aufgeriſſenen Augen an. Darauf gab er ihr die ſüßeſten Worte, und ſetzte weitläuftig auseinander, wie Signor Nicolo ſich dazu verpflichtet, ſolche Maßregeln zu treffen, die jeder Gefahr beim Rückwege vorbeugen ſollten.

Und doch, ſprach Marianna, bleibe ich bei meinem Wort, indem ich Euch, geliebteſter Oheim auf das flehentlichſte bitte, nicht in das Theater vor der Porta del Popolo zu gehen. — Verzeiht, Signor Nicolo, daß ich in Eurer Gegenwart geradezu herausſage, welche ſchwarze Ahnung in meiner Seele iſt! — Ihr ſeyd, ich weiß es, mit Salvator Roſa, und auch wohl mit dem Antonio Scacciati bekannt. — Wie, wenn Ihr mit unſern Feinden unter einer Decke ſtecktet, wie, wenn Ihr meinen Oheim, der, ich weiß es, ohne mich Euer Theater nicht beſuchen wird, nur auf hämiſche Weiſe verlocken wolltet, damit deſto ſicherer ein neuer verruchter Anſchlag ausgeführt werde?

Welcher Verdacht, rief Nicolo ganz erſchrocken, welcher entſetzliche Verdacht Signora? — Kennt Ihr mich denn von ſolch' einer ſchlimmen Seite? Hab ich ſolch' einen böſen Ruf, daß Ihr mir den abſcheulichſten Verrath zutraut? — Aber denkt Ihr einmal ſo ſchlecht von mir, ſetzt Ihr Mißtrauen in den Beiſtand, den ich Euch zugeſagt, nun gut, ſo laßt Euch von Michele, der, wie ich weiß, Euch aus den Händen der Räuber gerettet hat, begleiten, und Michele ſoll eine gute Anzahl Sbirren mitnehmen, die Euch ja vor dem Theater erwarten können, da Ihr doch nicht verlangen werdet, daß ich meine Plätze mit Sbirren füllen ſoll.

Marianna ſah dem Nicolo ſtarr in die Augen, dann ſprach ſie ernſt und feierlich: Was ſagt Ihr? — Michele und Sbirren ſollen uns begleiten? — Nun ſehe ich wohl, Signor Nicolo, daß Ihr es ehrlich meint, daß mein ſchlimmer Verdacht ungerecht iſt! — Verzeiht mir nur meine unbeſonnenen Reden! — Und doch kann ich die Angſt, die Beſorgniß für meinen geliebten Oheim nicht überwinden, und doch bitte ich ihn, den bedrohlichen Gang nicht zu wagen! —

Signor Pasquale hatte das ganze Geſpräch mit ſeltſamen Blicken, die deutlich von dem Kampf in ſeinem Innern zeugten, angehört. Jetzt konnte er ſich nicht länger halten, er ſtürzte vor der ſchönen Nichte auf die Kniee, ergriff ihre Hände, küßte ſie, benetzte ſie mit Thränen, die ihm aus den Augen quollen, rief wie außer ſich: Himmliſche angebetete Marianna, lichterloh ſchlagen die Flammen hervor, die in meinem Herzen brennen. — Ach dieſe Angſt, dieſe Beſorgniß, das iſt ja das ſüßeſte Geſtändniß, daß Du mich liebſt! — Und nun flehte er ſie an, doch nur keiner Furcht Raum zu geben und von dem Theater herab die ſchönſte der Arien zu hören, die jemals der göttlichſte Componiſt erfunden.

Auch Nicolo ließ nicht nach mit den wehmüthigſten Bitten, bis Marianna ſich für überwunden erklärte und verſprach, alle Furcht bei Seite geſetzt, dem zärtlichen Oheim in das Theater vor der Porta del Popolo zu folgen. — Signor Pasquale war verzückt in den höchſten Himmel der Wonne. Er hatte die Ueberzeugung von Mariannas Liebe, die Hoffnung im Theater ſeine Muſik zu hören und Lorbeern zu erhaſchen, nach denen er ſo lange vergebens getrachtet; er ſtand daran, ſeine ſüßeſten Träume erfüllt zu ſehen! — Nun wollte er auch ſein Licht recht hell leuchten laſſen vor den treu verbundenen Freunden, er dachte daher gar nicht anders, als daß Signor Splendiano und der kleine Pitichinaccio ebenſo mit ihm gehen ſollten, wie das erſte Mal.

Außer den Geſpenſtern, die ihn entführten, waren dem Signor Splendiano in der Nacht, als er neben der Pyramide des Ceſtius in ſeiner Perücke ſchlief, allerlei böſe Erſcheinungen gekommen. Der ganze Todtenacker war lebendig worden und hundert Leichen hatten die Knochenarme nach ihm ausgeſtreckt, laut jammernd über ſeine Eſſenzen und Latwergen, deren Qual ſie noch im Grabe nicht verwinden könnten. Daher kam es, daß der Pyramiden-Doctor, konnte er gleich dem Signor Pasquale nicht ableugnen, wie nur der ausgelaſſenſte Muthwille verruchter Buben ihm den Streich ſpielte, doch trübſinnig blieb, und, ſonſt eben nicht zum abergläubiſchen Weſen geneigt, jetzt überall Geſpenſter ſah und von Ahnungen und böſen Träumen hart geplagt wurde.

Pitichinaccio war nun durchaus nicht zu überzeugen, daß das nicht wirkliche Teufel aus der flammenden Hölle geweſen ſeyn ſollten, die über den Signor Pasquale und über ihn herfielen, und ſchrie laut auf, wenn man nur an jene verhängnißvolle Nacht dachte. Alle Betheurungen des Signor Pasquale, daß niemand anders, als Antonio Scacciati und Salvator Roſa hinter den Teufelsmasken geſteckt, ſchlugen nicht an, denn Pitichinaccio ſchwur unter vielen Thränen, daß ſeiner Angſt, ſeines Entſetzens unerachtet, er an der Stimme und an dem ganzen Weſen den Teufel Fanfarell ſehr gut erkannt habe, der ihm den Bauch braun und blau gezwickt.

Man kann denken, wie Signor Pasquale ſich abmühen mußte, beide, den Pyramiden-Doctor und den Pitichinaccio zu überreden, noch einmal mit ihm nach dem Theater des Nicolo Muſſo zu wandern. Splendiano entſchloß ſich erſt dazu, als es ihm gelungen, von einem Bernardiner-Mönch ein geweihtes Biſam-Säckchen zu erhalten, deſſen Geruch weder Todte noch Teufel ertragen können, und mit dem er ſich wappnen wollte gegen alle Anfechtungen; Pitichinaccio vermochte dem Verſprechen einer Büchſe mit in Zucker eingemachten Trauben nicht zu widerſtehen, außerdem mußte aber Signor Pasquale ausdrücklich nachgeben, daß er ſtatt der Weiberkleider, die ihm wie er ſagte den Teufel recht auf den Hals gelockt hätten, ſeine neue Abbatenkleidung anlegen dürfte.

Was Salvator gefürchtet, ſchien alſo wirklich eintreffen zu wollen, und doch hing, wie er verſicherte, ſein ganzer Plan davon ab, daß Signor Pasquale mit Marianna allein, ohne die getreuen Kumpane, im Theater des Nicolo ſeyn müſſe.

Beide, Antonio und Salvator, zerbrachen ſich weidlich den Kopf, wie ſie den Splendiano und den Pitichinaccio von dem Signor Pasquale abwendig machen ſollten. Zur Ausführung jedes Streichs, der dies hätte bewirken können, reichte aber die Zeit nicht hin, da ſchon am Abende des folgenden Tages der Anſchlag im Theater des Nicolo ausgeführt werden mußte. Der Himmel, der ſich oft der ſonderbarſten Werkzeuge bedient, um die Narren zu züchtigen, ſchlug ſich aber zu Gunſten des bedrängten Liebespaars ins Mittel und regierte den Michele, daß er ſeiner Tölpelei Raum gab und dadurch bewirkte, was Salvators und Antonios Kunſt nicht zu erringen vermochte.

In ſelbiger Nacht entſtand in der Straße Ripetta vor dem Hauſe des Signor Pasquale auf einmal ein ſolch' entſetzliches Jammergeſchrei, ein ſolch' fürchterliches Fluchen, Toben und Schimpfen, daß alle Nachbaren auffuhren aus dem Schlafe, und die Sbirren, die eben einen Mörder verfolgt hatten, der ſich nach dem ſpaniſchen Platz gerettet, neue Mordthat vermuthend, ſchnell mit ihren Fackeln herbeieilten. Als dieſe nun, und mit ihnen eine Menge anderer Leute, die der Lärm herbeigelockt, ankamen auf dem vermeinten Mordplatz, lag der arme kleine Pitichinaccio wie entſeelt auf dem Boden, Michele aber ſchlug mit einem furchtbaren Knittel auf den Pyramiden-Doctor los, der in demſelben Augenblick niederſtürzte, als Signor Pasquale ſich mühſam aufrappelte, den Stoßdegen zog, und wüthend auf Michele eindrang. Rund umher lagen Stücke zerſplitterter Chitarren. Mehrere Leute fielen dem Alten in den Arm, ſonſt hätte er den Michele unfehlbar durch und durch gerannt. Michele, der nun erſt bei dem Schein der Fackeln gewahrte, wen er vor ſich hatte, ſtand da zur Bildſäule erſtarrt mit herausglotzenden Augen, ein gemalter Wüthrich, partheilos zwiſchen Kraft und Willen, wie es irgendwo heißt. Dann ſtieß er ein entſetzliches Geheul aus, zerraufte ſich die Haare, flehte um Gnade und Barmherzigkeit. — Keiner von beiden, weder der Pyramiden-Doctor noch der Kleine waren bedeutend beſchädigt, aber ſo zerbläut, daß ſie ſich nicht rücken noch regen konnten und nach Hauſe getragen werden mußten.

Signor Pasquale hatte ſich das Unglück ſelbſt auf den Hals geladen.

Wir wiſſen, daß Salvator und Antonio der Marianna die ſchönſte Nachtmuſik brachten, die man nur hören konnte; ich habe aber vergeſſen zu ſagen, daß ſie dies zum entſetzlichſten Ingrimm des Alten in jeder der folgenden Nächte wiederholten. Signor Pasquale, deſſen Wuth die Nachbarn in Schranken hielten, war toll genug ſich an die Obrigkeit zu wenden, die den beiden Malern das Singen in der Straße Ripetta verbieten ſollte. Die Obrigkeit meinte aber, unerhört ſey es in Rom, daß irgend Jemandem verwehrt ſeyn ſolle, zu ſingen, und Chitarre zu ſpielen wo es ihm beliebe, und es ſey unſinnig, ſo etwas zu verlangen. Da beſchloß Signor Pasquale ſelbſt dem Dinge ein Ende zu machen, und verſprach dem Michele ein gut Stück Geld, wenn er bei der erſten Gelegenheit über die Sänger herfallen und ſie tüchtig abprügeln werde. Michele ſchaffte ſich auch ſofort einen tüchtigen Knittel an, und lauerte jede Nacht hinter der Thüre. Nun begab es ſich aber, daß Salvator und Antonio es für rathſam hielten, die Nächte vor der Ausführung ihres Anſchlages ſelbſt die Nachtmuſiken in der Straße Ripetta einzuſtellen, damit dem Alten auch kein Gedanke an ſeine Widerſacher einkomme. Marianna äußerte ganz unſchuldig, ſo ſehr ſie den Antonio, den Salvator haſſe, ſo habe ſie doch ihren Geſang gar gern gehört, da ihr Muſik, die ſo zur Nachtzeit in den Lüften hinaufſchwebe, über alles gehe.

Signor Pasquale ſchrieb ſich das hinter die Ohren, und wollte als ein Ausbund von Galanterie ſein Liebchen mit einer Serenata überraſchen, die er ſelbſt componirt und mit ſeinen Getreuen ſorglich eingeübt hatte. Gerade in der Nacht vor dem Tage, an dem er im Theater des Nicolo Muſſo ſeinen höchſten Triumph zu feiern gedachte, ſchlich er ſich heimlich fort und holte ſeine Getreuen herbei, die ſchon darauf vorbereitet waren. Kaum ſchlugen ſie aber die erſten Töne auf den Chitarren an, als Michele, dem Signor Pasquale unbedachtſamer Weiſe nichts von ſeinem Vorhaben geſagt, in voller Freude, endlich das ihm verſprochene Stück Geld verdienen zu können, aus der Hausthür herausſtürzte, auf die Muſiker unbarmherzig losprügelte, und ſich folglich das begab, was wir wiſſen. Daß nun weder Signor Splendiano, noch Pitichinaccio, die über und über bepflaſtert in den Betten lagen, den Signor Pasquale in Nicolos Theater begleiten konnten, war keine Frage. Doch vermochte Signor Pasquale nicht davon zu bleiben, ohnerachtet ihm Schultern und Rucken von den erhaltenen Prügeln nicht wenig ſchmerzten; jeder Ton ſeiner Arie war ein Band, das ihn unwiderſtehlich hinzog.

Nun das Hinderniß, ſprach Salvator zu Antonio, das wir für unüberſteiglich hielten, ſich von ſelbſt aus dem Wege geräumt hat, kommt es nur auf Eure Geſchicklichkeit an, daß Ihr nicht den günſtigen Moment verſäumt, Eure Marianna aus dem Theater des Nicolo zu entführen. — Doch Ihr werdet nicht fehlen, und ich begrüße Euch ſchon als Bräutigam der holden Nichte Capuzzis, die in wenigen Tagen Eure Gattin ſein wird. Ich wünſche Euch Glück, Antonio, wiewohl es mir durch Mark und Bein fröſtelt, wenn ich an Eure Heirath denke! —

Wie meint Ihr das, Salvator? fragte Antonio voll Erſtaunen.

Nennt es Grille, erwiederte Salvator, nennt es thörichte Einbildung, oder wie Ihr ſonſt wollt, Antonio, genug ich liebe die Weiber; aber jede, ſelbſt die, in die ich bis zum Wahnſinn vernarrt bin, für die ich ſterben möchte, macht in meinem Innerſten einen Argwohn rege, der mich in den unheimlichſten Schauern erbeben läßt, ſo bald ich an eine Verbindung mit ihr denke, wie ſie die Ehe herbeiführt. Das Unerforſchliche in der Natur der Weiber ſpottet jeder Waffe des Mannes. Die, von der wir glauben, daß ſie ſich uns mit ihrem ganzen Weſen hingab, daß ihr Inneres ſich uns erſchloſſen, betrügt uns am erſten, und mit dem ſüßeſten Kuß ſaugen wir das verderblichſte Gift ein.

Und meine Marianna? rief Antonio beſtürzt.

Verzeiht Antonio, fuhr Salvator fort, eben Eure Marianna, die die Holdſeligkeit und Anmuth ſelbſt iſt, hat mir aufs neue bewieſen, wie bedrohlich uns die geheimnißvolle Natur des Weibes iſt! — Bedenkt, wie das unſchuldige, unerfahrene Kind ſich benahm, als wir den Oheim ihr ins Haus trugen, wie ſie auf einen Blick von mir, Alles — Alles errieth, und ihre Rolle, wie Ihr mir ſelbſt ſagtet, mit der größten Klugheit fortſpielte. Doch nicht mag dies in Anſchlag kommen gegen das, was ſich bei Muſſos Beſuch bei dem Alten begab! — Die geübteſte Gewandtheit, die undurchdringlichſte Schlauheit, kurz alle erſinnliche Kunſt des welterfahrenſten Weibes vermag nicht mehr, als was die kleine Marianna that, um den Alten mit voller Sicherheit hinters Licht zu führen. — Sie konnte gar nicht klüger handeln, um uns den Weg zu Unternehmungen jeder Art zu bahnen. Die Fehde gegen den alten wahnſinnigen Thoren — jede Liſt erſcheint gerechtfertigt, aber — doch! — geliebter Antonio! — laßt Euch durch meine träumeriſchen Grillen nicht irren, ſondern ſeyd glücklich mit Eurer Marianna, wie Ihrs nur zu ſeyn vermöget! — —

Geſellte ſich nur noch irgend ein Mönch zum Signor Pasquale, als er mit ſeiner Nichte Marianna herauszog nach dem Theater des Nicolo Muſſo, alle Welt hätte glauben müſſen, das ſeltſame Paar würde zum Richtplatz geführt. Denn vorauf ging der tapfere Michele bariſchen Anſehens, bis an die Zähne bewaffnet, und ihm folgten, den Signor Pasquale und Marianna einſchließend, wohl an zwanzig Sbirren.

Nicolo empfing den Alten mit ſeiner Dame ſehr feierlich an dem Eingange des Theaters, und führte ſie auf die dicht vor der Bühne befindlichen Sitze, die für ſie aufbewahrt waren. Signor Pasquale fühlte ſich durch dieſe Ehrenbezeugung ſehr geſchmeichelt, er blickte mit ſtolzen leuchtenden Blicken umher, und ſein Vergnügen, ſeine Luſt ſtieg um Vieles höher, als er gewahrte, daß neben und hinter Marianna durchaus nur Frauen Platz genommen hatten. — Hinter den Tapeten der Bühne wurden ein Paar Geigen und ein Baß eingeſtimmt; das Herz ſchlug dem Alten vor Erwartung, und wie ein elektriſcher Schlag durchfuhr es ihm Mark und Bein, als urplötzlich das Ritornell ſeiner Arie begann.

Formica trat heraus als Pasquarello und ſang — ſang mit der Stimme, mit dem eigenthümlichſten Geberdenſpiel Capuzzis die heilloſeſte aller Arien! — Das Theater dröhnte von dem ſchallenden, ſchmetternden Gelächter der Zuſchauer. Man ſchrie, man raſte: Ah Pasquale Capuzzi! — compositore, virtuoso celeberrimo bravo — bravissimo! — Der Alte, das verfängliche Lachen nicht beachtend, war ganz Wonne und Entzücken. Die Arie war beendigt, man rief zur Ruhe; denn Doctor Graziano, diesmal von Nicolo Muſſo ſelbſt dargeſtellt, trat auf, ſich die Ohren zuhaltend, ſchreiend, daß Pasquarello endlich einhalten ſollte mit ſeinem tollen Gekrächze.

Der Doctor fragte nun den Pasquarello, ſeit wann er ſich das verfluchte Singen angewöhnt, und wo er die abſcheuliche Arie her habe?

Darauf Pasquarello: Er wiſſe nicht, was der Doctor wolle, es ginge ihm, ſo wie den Römern, die keinen Geſchmack für wahrhafte Muſik hätten und die größten Talente unbeachtet ließen. Die Arie ſey von dem größten jetzt lebenden Componiſten und Virtuoſen geſetzt, bei dem er das Glück habe, in Dienſten zu ſtehen, und der ihn ſelbſt in der Muſik, im Geſang unterrichte!

Nun rieth Graziano hin und her, nannte eine Menge bekannter Componiſten und Virtuoſen; aber bei jedem berühmten Namen ſchüttelte Pasquarello verächtlich den Kopf. —

Endlich Pasquarello: der Doctor zeige ſeine grobe Unwiſſenheit, da er nicht einmal den größten Componiſten der Zeit kenne. Das ſey kein andrer als der Signor Pasquale Capuzzi, der ihm die Ehre erwieſen, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen. Ob er es nicht einſehe, daß Pasquarello Freund und Diener des Signor Pasquale ſein müſſe?

Da brach der Doctor in ein ungemeſſenes Gelächter aus und rief: Was? nachdem Pasquarello ihm, dem Doctor, aus dem Dienſte gelaufen, wo ihm außer Lohn und Nahrung doch noch mancher Quattrino ins Maul geflogen, ſey er hingegangen zu dem allergrößten, ausgemachteſten alten Gecken, der jemals ſich mit Maccaroni geſtopft, zu dem buntſcheckigen Faſtnachts-Narren, der einher ſtolziere wie ein fatter Haushahn nach dem Regenwetter, zu dem knurrigen Geizhals, zu dem alten verliebten Haſenfuß, der mit dem widerlichen Bocksgeſchrei, das er Singen nenne, die Luft in der Straße Ripetta verpeſte ꝛc.

Darauf Pasquarello ganz erzürnt: Nur der Neid ſpreche aus dem Doctor, er rede mit dem Herzen in der Hand (parla col cuore in mano), der Doctor ſey gar nicht der Mann, der den Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia zu beurtheilen im Stande ſey, — er rede mit dem Herzen in der Hand — der Doctor ſelbſt habe einen ſtarken Beiſchmack von dem allem, was er an dem vortrefflichen Signor Pasquale tadle — er rede mit dem Herzen in der Hand — er habe es ſelbſt oft genug erfahren, daß über den Herrn Doctor Graziano an ſechshundert Perſonen auf einmal aus voller Kehle gelacht u. ſ. w. Nun hielt Pasquarello eine lange Lobrede auf ſeinen neuen Herrn, den Signor Pasquale, in der er ihm alle nur mögliche Tugenden beilegte und mit der Beſchreibung ſeiner Perſon ſchloß, die er als die Liebenswürdigkeit und Anmuth ſelbſt herausſtrich.

Geſegneter Formica, lispelte Signor Capuzzi vor ſich hin, geſegneter Formica, ich merke, Du haſt es darauf abgeſehen, meinen Triumph vollſtändig zu machen, da Du den Römern allen Neid und Undank, mit dem ſie mich verfolgen, gehörig in die Naſe reibſt, und ihnen ſagſt, wer ich bin!

Da kommt mein Herr ſelbſt, rief in dem Augenblick Pasquarello, und es trat herein — Signor Pasquale Capuzzi, wie er leibte und lebte, in Kleidung, Geſicht, Gebehrde, Gang, Stellung, dem Signor Capuzzi unten ſo völlig gleich, daß dieſer ganz erſchrocken Marianna, die er ſo lange mit der einen Hand feſtgehalten, losließ, und ſich ſelbſt, Naſe und Perücke, betaſtete, um zu erſpüren, ob er nicht im Traum liege und ſich doppelt ſehe, ob er wirklich im Theater des Nicolo Muſſo ſitze, und dem Wunder trauen dürfe.

Capuzzi auf dem Theater umarmte den Doctor Graziano mit vieler Freundlichkeit und fragte, wie es ihm ginge. Der Doctor erwiederte, ſein Appetit ſey gut, ſein Schlaf ruhig, ihm zu dienen (per servirlo), was aber ſeinen Beutel betreffe, der leide an einer gänzlichen Auszehrung. Geſtern hab' er, ſeiner Liebe zu Ehren, den letzten Ducaten für ein Paar roſmarinfarbne Strümpfe ausgegeben, und eben wolle er zu dem und dem Banquier wandern, um zu ſehen, ob er dreißig Ducaten geborgt erhalten könne!

„Wie könnt Ihr, ſprach nun Capuzzi, bei Eurem beſten Freunde vorbeigehen! — Hier, mein beſter Signor, ſind funfzig Ducaten, nehmt ſie hin!“ —

Pasquale, was thuſt Du! rief der Capuzzi unten halb laut! —

Der Doctor Graziano ſprach nun von Schuldſchein, von Zinſen; Signor Capuzzi erklärte aber, daß er beides nicht verlange von einem Freunde, wie der Doctor ſey.

Pasquale biſt Du von Sinnen, rief der Capuzzi unten noch lauter.

Doctor Graziano ſchied nach vielen dankbaren Umarmungen. Nun nahte ſich Pasquarello, machte viele Bücklinge, erhob den Signor Capuzzi bis in den Himmel, meinte, daß ſein Beutel an eben derſelben Krankheit leide, wie der Beutel Grazianos, bat auch, ihm doch mit der vortrefflichen Arznei aufzuhelfen! — Capuzzi auf dem Theater lachte, freute ſich, daß Pasquarello ſeine gute Laune zu nutzen verſtehe, und warf ihm einige blanke Ducaten hin! —

„Pasquale, Du biſt raſend — vom Teufel beſeſſen,“ rief der Capuzzi unten überlaut. Man gebot ihm Stillſchweigen.

Pasquarello ſtieg noch höher in Capuzzis Lob, und kam zuletzt auf die Arie, die er, Capuzzi, componirt habe, und womit er, Pasquarello, alle Welt zu bezaubern hoffe. Capuzzi auf dem Theater klopfte dem Pasquarello treuherzig auf die Schulter, und ſprach: ihm, als ſeinem treuen Diener, könne er es wohl vertrauen, daß er von der Kunſt der Muſik eigentlich gar nichts verſtehe und die Arie, von der er ſpreche, ſo wie alle Arien, die er jemals componirt, aus Frescobaldis Canzonen und Cariſſimis Motetten geſtohlen habe.

„Das lügſt Du in Deinen eignen Hals hinein, Du Hallunke!“ ſchrie der Capuzzi unten, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob. Man gebot ihm aufs neue Stillſchweigen, und die Frau, welche neben ihm ſaß, zog ihn auf die Bank nieder.

Es ſey nun Zeit, fuhr der Capuzzi auf dem Theater fort, an andere wichtigere Dinge zu denken. Er wolle morgen einen großen Schmaus geben und Pasquarello müſſe ſich friſch daran halten, alles

Nöthige herbeizuſchaffen. Nun holte er ein Verzeichniß der köſtlichſten, theuerſten Speiſen hervor, welches er ablas; bei jeder Speiſe mußte Pasquarello anmerken, wie viel ſie koſten würde, und erhielt auf der Stelle das Geld.

„Pasquale! — Unſinniger! — Raſender! — Taugenichts! — Verſchwender!“ — ſo rief der Capuzzi unten dazwiſchen und wurde immer zorniger, je höher die Summe ſtieg für das unſinnigſte aller Mittagsmahle.

Pasquarello fragte, als endlich das Verzeichniß geſchloſſen, wodurch denn Signor Pasquale bewogen würde, ſolch ein glänzendes Feſt zu geben?

„Es iſt, ſprach der Capuzzi auf dem Theater, morgen der glücklichſte, freudenvollſte Tag meines Lebens. Wiſſe, mein guter Pasquarello, daß ich morgen den ſegensreichen Hochzeitstag meiner lieben Nichte Marianna feiere. Ich gebe ihre Hand dem braven jungen Menſchen, dem vortrefflichſten aller Künſtler, dem Scacciatti!“

Kaum hatte der Capuzzi oben das Wort ausgeſprochen, als der Capuzzi unten ganz außer ſich, ganz von Sinnen, alle Wuth der Hölle im feuerrothen Antlitz, aufſprang, beide Fäuſte gegen ſein Ebenbild ballte, und mit gellender Stimme aufkreiſchte: Das thuſt du nicht, das thuſt du nicht, du ſchurkiſcher hallunkiſcher Pasquale! — Willſt du dich um deine Marianna betrügen, du Hund? — willſt du ſie dem verdammten Schuft an den Hals werfen — die ſüße Marianna, dein Leben — dein Hoffen — dein Alles? — Ha ſieh zu — ſieh zu — bethörter Narr! ſieh zu, wie du bei dir ankommſt! — Deine Fäuſte ſollen dich zerbläuen, daß du ſchon Mittagsmahl und Hochzeit vergeſſen wirſt!

Aber Capuzzi oben ballte eben ſo wie der Capuzzi unten die Fäuſte und ſchrie eben ſo in voller Wuth, mit derſelben gellenden Stimme: Alle Teufel dir in den Leib, du verfluchter, unſinniger Pasquale, du verruchter Geizhals — alter verliebter Geck — bunt geputzter Eſel mit der Schellenkappe um die Ohren — ſieh dich vor, daß ich dir nicht das Lebenslicht ausblaſe, damit deine niederträchtigen Streiche, die du dem ehrlichen, guten, frommen Pasquale Capuzzi auf den Hals ſchieben willſt, endlich einmal aufhören.

Unter den gräßlichſten Flüchen und Verwünſchungen des Capuzzi unten, erzählte nun der Capuzzi oben ein ſauberes Stückchen von ihm nach dem andern.

„Verſuche es einmal, ſchrie endlich der Capuzzi oben, verſuche es einmal, Pasquale, Du alter verliebter Affe, das Glück dieſer beiden Leute, die der Himmel ſelbſt für einander beſtimmt, zu ſtören!“

In dem Augenblicke erſchienen im Hintergrunde des Theaters Antonio Scacciati und Marianna, ſich mit den Armen umſchlingend. So ſchwächlich der Alte ſonſt auf den Beinen war, die Wuth gab ihm Behendigkeit und Kraft. Mit einem Satze war er auf der Bühne, riß den Stoßdegen aus der Scheide, und rannte auf den vermeintlichen Antonio los. Er fühlte ſich indeſſen von hinten feſtgehalten. Ein Offizier von der päpſtlichen Garde hatte ihn erfaßt, und ſprach mit ernſtem Ton: Beſinnt Euch, Signor Pasquale, Ihr ſeyd auf dem Theater des Nicolo Muſſo! — Ohne es zu wollen, habt Ihr heute eine gar ergötzliche Rolle geſpielt! — Weder Antonio noch Marianna werdet Ihr hier finden. — Die beiden Perſonen, die Capuzzi dafür gehalten, waren mit den übrigen Schauſpielern näher getreten. Capuzzi ſchaute in lauter unbekannte Geſichter! — Der Degen fiel ihm aus der zitternden Hand, er holte tief Athem, wie aus einem ſchweren Traum erwachend, er faßte ſich an die Stirne — riß die Augen weit auf. Die Ahnung deſſen, was geſchehen, ergriff ihn: er ſchrie mit fürchterlicher Stimme, daß die Wände dröhnten: Marianna!

Bis zu ihr konnte aber ſein Ruf nicht mehr dringen. Antonio hatte nämlich den Zeitpunkt, als Pasquale alles um ſich her, ſich ſelbſt vergeſſend, mit ſeinem Doppelgänger zankte, ſehr gut wahrgenommen, ſich an Marianna hinan, durch die Zuſchauer fort, und zu einer Seitenthüre hinauszuſchleichen, wo der Vetturino mit dem Wagen bereit ſtand. Fort ging es im ſchnellſten Lauf, fort nach Florenz.

Marianna ſchrie der Alte nochmals, Marianna! — Sie iſt fort — ſie iſt entflohen — der Spitzbube Antonio hat ſie mir geſtohlen! — Auf — ihr nach! — Habt die Barmherzigkeit — Leute, nehmt Fackeln, ſucht mir mein Täubchen — ha die Schlange! —

Damit wollte der Alte fort. Der Offizier hielt ihn aber feſt, indem er ſprach: Meint Ihr das junge, holde Mädchen, das neben Euch ſaß, ſo iſt es mir, als hätte ich ſie längſt, und zwar als Ihr den unnützen Zank mit dem Schauſpieler, der eine Euch ähnliche

Maske trug, anfinget, mit einem jungen Menſchen, mich dunkt es war Antonio Scacciati, herausſchlüpfen geſehen. Sorgt nicht dafür; es ſollen ſogleich alle nur mögliche Nachforſchungen angeſtellt und Marianna ſoll Euch zurückgeliefert werden, ſo wie man ſie findet. Was aber jetzt Euch ſelbſt betrifft, Signor Pasquale, ſo muß ich Euch, Eures Betragens, Eures mordgierigen Anſchlags auf das Leben jenes Schauſpielers halber verhaften! —

Signor Pasquale, den bleichen Tod im Antlitz, keines Wortes, keines Lautes mächtig, wurde von denſelben Sbirren abgeführt, die ihn ſchützen ſollten wider verkappte Teufel und Geſpenſter, und ſo kam in derſelben Nacht, in der er ſeinen Triumph zu feiern hoffte, tiefe Betrübniß über ihn, und alle wahnſinnige Verzweiflung alter, verliebter, betrogner Thoren.

Salvator Roſa verläßt Rom und begiebt ſich nach Florenz. Beſchluß der Geſchichte.

Alles hienieden unter der Sonne iſt ſtetem Wechſel unterworfen; doch nichts mag wankelmüthiger genannt werden, als die Geſinnung der Menſchen, die ſich in ewigem Kreiſe fortdreht, wie das Rad der Glücksgöttin. Bittrer Tadel trifft morgen den, der heute großes Lob einerntete, mit Füßen tritt man heute den, der morgen hoch erhoben wird! —

Wer war in Rom, der nicht den alten Pasquale Capuzzi, mit ſeinem ſchmutzigen Geiz, mit ſeiner närriſchen Verliebtheit, mit ſeiner wahnſinnigen Eiferſucht, verſpottete und verhöhnte, der nicht der armen, gequälten Marianna die Freiheit wünſchte. Und nun Antonio die Geliebte glücklich entführt hatte, wandte ſich aller Hohn, aller Spott plötzlich um in Mitleid für den alten Thoren, den man mit zur Erde geſenktem Haupte ganz troſtlos durch die Straßen von Rom ſchleichen ſah. Ein Unglück kommt ſelten allein: ſo begab es ſich denn auch, daß Signor Pasquale bald darauf, als ihm Marianna entführt worden, ſeine beſten Buſenfreunde verlor. Der kleine Pitichinaccio erſtickte nämlich an einem Mandelkern, den er unvorſichtiger Weiſe verſchlucken wollte, als er eben in einer Cadenz begriffen; dem Leben des berühmten Pyramiden-Doctors Signor Splendiano Accoramboni ſetzte aber das plötzliche Ziel ein Schreibfehler, deſſen er ſich ſelbſt ſchuldig machte. Michele's Prügel waren ihm ſo ſchlecht bekommen, daß er in ein Fieber verfiel. Er beſchloß, ſich ſelbſt durch ein Mittel zu heilen, das er erfunden zu haben glaubte, verlangte Feder und Dinte, und ſchrieb ein Recept auf, in welchem er durch ein unrichtiges Zeichen die Doſis einer ſtark wirkenden Subſtanz auf unbillige Weiſe erhöhte. Kaum hatte er indeſſen die Arzenei verſchluckt, als er in die Bettkiſſen zurückſank und dahin ſchied, ſo aber die Wirkung der letzten Tinktur, die er verordnete, durch den eigenen Tod auf würdige, herrliche Weiſe bewährte.

Wie geſagt, nun waren alle, die ſonſt am ärgſten gelacht und tauſendmal dem wackern Antonio das Gelingen ſeines Anſchlags gewünſcht hatten, ganz Mitleid für den Alten, und nicht ſowohl den Antonio, als den Salvator Roſa, den ſie freilich mit Recht für den Anſtifter des ganzen Streichs hielten, traf der bitterſte Tadel.

Salvators Feinde, deren es eine gute Anzahl gab, unterließen nicht das Feuer zu ſchüren, wie ſie nur konnten. Seht, ſprachen ſie, das iſt Mas'Aniello's ſaubrer Spießgeſelle, der zu allen ſchlechten Streichen, zu allen räuberiſchen Unternehmungen willig die Hand bietet, deſſen bedrohlichen Aufenthalt in Rom wir nächſtens ſchwer fühlen werden! —

In der That gelang es der neidiſchen Rotte, die ſich wider Salvator verſchworen, den kecken Flug, den ſonſt ſein Ruhm genommen, zu hemmen. Ein Gemälde nach dem andern kühn erfunden, herrlich ausgeführt, ging aus ſeiner Werkſtätte hervor; aber immer zuckten die ſogenannten Kenner die Achſeln, fanden bald die Berge zu blau, die Bäume zu grün, die Figuren bald zu lang, bald zu breit, tadelten alles, was nicht zu tadeln war, und ſuchten Salvators wohlerworbnes Verdienſt auf jede Weiſe zu ſchmälern. Vorzüglich verfolgten ihn die Akademiker von San Luca, die ihm den Wundarzt nicht vergeſſen konnten, und gingen weiter, als es ihres Berufs ſchien, da ſie ſelbſt die artigen Verſe, die Salvator damals aufſchrieb, herabſetzten, ja ſogar zu verſtehen gaben, daß Salvator die Früchte nicht auf eignem Boden pflücke, ſondern fremdes Gebiet plündere. Daher kam es denn auch, daß es Salvator durchaus nicht gelingen wollte, ſich mit dem Glanz zu umgeben, wie es wohl ehemals in Rom geſchehen. Statt der großen Werkſtatt, in der ihn ſonſt die vornehmſten Römer aufſuchten, blieb er bei der Frau Caterina, bei ſeinem grünen Feigenbaum, und gerade in dieſer Beſchränktheit mochte er manchmal Troſt finden und Beruhigung.

Mehr, als billig, ging dem Salvator das hämiſche Betragen ſeiner Feinde zu Herzen, ja er fühlte, wie eine ſchleichende Krankheit, von Aerger und Mißmuth erzeugt, an ſeinem beſten Lebensmark zehrte. In dieſer böſen Stimmung entwarf und führte er zwei große Gemälde aus, die ganz Rom in Aufruhr ſetzten. Das eine dieſer Gemälde ſtellte die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge dar, und man erkannte in der Hauptfigur, einer leichtſinnigen Weibsperſon, die alle Zeichen des niederträchtigen Gewerbes an ſich trug, die Geliebte eines Cardinals. Auf dem andern Gemälde war die Glücksgöttin abgebildet, die ihre reichen Gaben verſpendet. Doch Cardinalshüte, Biſchofsmützen, goldne Münzen, Ehrenzeichen, fielen herab auf blökende Schafe, ſchreiende Eſel und andere verachtete Thiere, während ſchön geſtaltete Menſchen in zerriſſenen Kleidern vergebens hinaufblickten nach der geringſten Gabe. Salvator hatte ganz Raum gegeben ſeiner verbitterten Laune, und jene Thierköpfe trugen die ähnlichſten Züge dieſer, jener vornehmen Perſon. Man kann denken, wie der Haß gegen ihn ſtieg, wie er ärger verfolgt wurde als jemals.

Frau Caterina warnte ihn mit Thränen in den Augen. Sie hatte es wohl bemerkt, daß, ſobald es Nacht geworden, verdächtiges Geſindel um das Haus ſchlich, das jeden Schritt Salvators zu belauſchen ſchien. Salvator ſah ein, daß es Zeit ſey, Rom zu verlaſſen und Frau Caterina mit ihren herzlieben Töchtern waren die einzigen Perſonen, von denen er ſich mit Schmerz trennte. Er begab ſich, eingedenk der wiederholten Aufforderung des Herzogs von Toskana, nach Florenz. Hier war es nun, wo dem gekränkten Salvator aller Verdruß, der ihm in Rom zugefügt worden war, reichlich vergütigt, wo ihm alle Ehre, aller Ruhm, ſeinem Verdienſt gemäß, in reichlichem Maaß geſpendet wurde. Die Geſchenke des Herzogs, die hohen Preiſe, die er für ſeine Gemälde erhielt, ſetzten ihn bald in den Stand, ein großes Haus zu beziehen und auf das prächtigſte einzurichten. Da verſammelten ſich um ihn her die berühmteſten Dichter und Gelehrten der Zeit; es iſt genug, den Evangeliſta Toricelli, den Valerio Chimentelli, den Battiſta Ricciardi, den Andrea Cavalcanti, den Pietro Salvanti, den Filippo Apolloni, den Volumnio Bandelli, den Francesco Rovai zu nennen, die ſich darunter befanden. Man trieb Kunſt und Wiſſenſchaft im ſchönen Bunde vereinigt, und Salvator Roſa wußte den Zuſammenkünften ein phantaſtiſches Anſehen zu geben, das den Geiſt auf eigene Weiſe belebte und anfeuerte. So glich der Speiſeſaal einem ſchönen Luſthain mit duftenden Büſchen und Blumen und plätſchernden Springbrunnen, und ſelbſt die Speiſen, die von ſeltſam gekleideten Pagen aufgetragen wurden, ſahen wunderbar aus, als kämen ſie aus einem fernen Zauberlande. Dieſe Verſammlungen der Dichter und Gelehrten in Salvator Roſa's Hauſe nannte man damals die Academia de' Percossi.

Wandte nun auf dieſe Weiſe Salvator ſeinen Geiſt ganz zu der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo lebte ſein innigſtes Gemüth auf bei ſeinem Freunde Antonio Scacciati, der mit der holden Marianna ein anmuthiges, ſorgenfreies Künſtlerleben führte. Sie gedachten des alten betrogenen Signor Pasquale, und wie ſich alles im Theater des Nicolo Muſſo begeben. Antonio fragte den Salvator, wie er es denn angeſtellt, den Muſſo nicht allein, ſondern auch den vortrefflichen Formica, den Agli, für ſeine, des Antonio's, Sache zu beleben; Salvator meinte indeſſen, das ſey ein Leichtes geweſen, da eben Formica ſein innigſt verbundner Freund in Rom geweſen, ſo daß er alles mit Luſt und Liebe auf dem Theater ausgeführt, was er, Salvator, ihm angegeben. Antonio verſicherte dagegen, daß, ſo ſehr er noch über jenen Auftritt lachen müſſe, der ſein Glück herbeigeführt, er doch von Herzen wünſche, den Alten zu verſöhnen, wenn er übrigens auch nicht einen Quattrino von Marianna's Vermögen, das der Alte in Beſchlag genommen, heraus haben wolle, da ſeine Kunſt ihm Geld genug einbringe. Auch Marianna könne ſich oft nicht der Thränen enthalten, wenn ſie daran denke, daß der Bruder ihres Vaters ihr im Grabe den Streich nicht verzeihen werde, der ihm geſpielt worden, und ſo werfe Pasquale's Haß einen trüben Wolkenſchatten in ſein helles Leben. Salvator tröſtete beide, Antonio und Marianna, damit, daß die Zeit noch viel ärgere Dinge ausgeglichen, und daß der Zufall vielleicht auf weniger gefährliche Weiſe den Alten in ihre Nähe bringen werde, als es geſchehen, wenn ſie in Rom geblieben, oder jetzt nach Rom zurückkehren wollten.

Wir werden ſehen, daß in dem Salvator ein weiſſagender Geiſt wohnte.

Mehrere Zeit war vergangen, als eines Tages Antonio athemlos, bleich wie der Tod in Salvators Werkſtatt hereinſtürzte. „Salvator, rief er, Salvator, mein Freund! — mein Beſchützer! — ich bin verloren, wenn Ihr nicht helft! — Pasquale Capuzzi iſt hier; er hat gegen mich, als den Entführer ſeiner Nichte, einen Verhaftsbefehl ausgewirkt!“ —

Aber, ſprach Salvator, was kann Signor Pasquale jetzt gegen Euch ausrichten? — Seyd Ihr denn nicht durch die Kirche mit Eurer Marianna verbunden?

Ach, erwiederte Antonio ganz in Verzweiflung, ſelbſt der Segen der Kirche ſchützt mich nicht vor dem Verderben! — Weiß der Himmel, welchen Weg der Alte gefunden hat, ſich dem Nepoten des Papſtes zu nähern. Genug, der Nepote iſt's, der den Alten in ſeinen Schutz genommen, der ihm Hoffnung gemacht hat, daß der heilige Vater das Bündniß mit Marianna für nichtig erklären, noch mehr, daß er ihm, dem Alten, Dispenſation geben werde, ſeine Nichte zu heirathen!

Halt, rief Salvator, nun, nun verſtehe ich Alles! — Es iſt der Haß des Nepoten gegen mich, der Euch, Antonio, zu verderben droht! — Wißt, daß der Nepote, dieſer ſtolze, rohe, bäuriſche Tölpel ſich unter jenen Thieren auf meinem Gemälde befand, die die Glücksgöttin mit ihren Gaben überſchüttet! — Daß ich es war, der Euch zu Eurer Marianna, wenn auch mittelbar verhalf, das weiß nicht allein der Nepote, das weiß Jedermann in Rom; Grund genug, Euch zu verfolgen, da ſie mir ſelbſt eben nichts anhaben können! — Liebte ich Euch auch nicht als meinen beſten innigſten Freund, Antonio! doch müßte ich ſchon darum, weil ich den Unſtern auf Euch herabgezogen, alle meine Kräfte aufbieten, Euch beizuſtehen! — Aber bei allen Heiligen, ich weiß nicht, auf welche Weiſe ich Euern Gegnern das Spiel verderben ſoll! —

Damit legte Salvator, der ſo lange, ohne ſich zu unterbrechen, an einem Gemälde gearbeitet, Pinſel, Palette, Malſtock weg, ſtand auf von der Staffelei und ging, die Arme übereinander geſchlagen, im Zimmer einigemal auf und ab, während Antonio ganz in ſich verſunken, ſtarren Blicks den Boden betrachtete.

Endlich blieb Salvator vor Antonio ſtehen und rief lächelnd: Hört Antonio, ich kann nichts ausrichten gegen Eure mächtigen Feinde, aber einer iſt noch, der Euch helfen kann und helfen wird, und das iſt — Signor Formica! —

Ach, ſprach Antonio, ſcherzt nicht mit einem Unglücklichen, für den es keine Rettung mehr gibt! —

Wollt Ihr ſchon wieder verzweifeln? rief Salvator, indem er, auf einmal in die heiterſte Laune verſetzt, laut auflachte; ich ſage Euch, Antonio! — Freund Formica wird helfen in Florenz, wie er in Rom geholfen! — Geht fein nach Hauſe, tröſtet Eure Marianna, und erwartet ruhig wie ſich alles fügen wird. Ich hoffe, Ihr ſeyd auf jeden Wink bereit das zu thun, was Signor Formica, der ſich in der That eben hier befindet, von Euch verlangen wird! — Antonio verſprach das mit vollem Herzen, indem aufs neue die Hoffnung in ihm aufdämmerte und das Vertrauen.

Signor Pasquale Capuzzi gerieth nicht in geringes Erſtaunen, als er eine feierliche Einladung von der Academia de' Percossi erhielt. „Ha, rief er aus, hier in Florenz iſt es alſo, wo man Verdienſte zu ſchätzen weiß, wo man den mit den vortrefflichſten Gaben ausgeſtatteten Pasquale Capuzzi di Senigaglia kennt und würdigt!" — So überwand der Gedanke an ſeine Wiſſenſchaft, an ſeine Kunſt, an die Ehre, die ihm deshalb erzeigt wurde, den Widerwillen, den er ſonſt gegen eine Verſammlung hegen mußte, an deren Spitze Salvator Roſa ſtand. Das ſpaniſche Ehrenkleid wurde ſorglicher ausgebürſtet als jemals, der ſpitze Hut mit einer neuen Feder geſchmückt, die Schuhe wurden mit neuen Bandſchleifen verſehen, und ſo erſchien Signor Pasquale, glänzend wie ein Goldkäfer, vollen Sonnenſchein im Antlitz, in Salvators Hauſe. Die Pracht von der er ſich umgeben ſah, ſelbſt Salvator, der ihn in reichern Kleidern angethan empfing, flößte ihm Ehrfurcht ein, und wie es bei kleinen Seelen zu geſchehen pflegt, die erſt ſtolz und aufgeblaſen, ſich gleich im Staube winden, ſobald ſie irgend eine Uebermacht fühlen, Pasquale war ganz Demuth und Ergebung gegen denſelben Salvator, dem er in Rom kecklich zu Leibe gehen wollen.

Man erwies von allen Seiten dem Signor Pasquale ſo viel Aufmerkſamkeit, man berief ſich ſo unbedingt auf ſein Urtheil, man ſprach ſo viel von ſeinen Verdienſten um die Kunſt, daß er ſich wie neu belebt fühlte, ja daß ein beſonderer Geiſt in ihm wach wurde und er über Manches viel geſcheuter ſprach, als man es hätte denken ſollen. Kam noch hinzu, daß er in ſeinem Leben nicht herrlicher bewirthet worden, daß er niemals begeiſterndern Wein getrunken, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſeine Luſt höher und höher ſtieg, und er alle Unbill vergaß, die ihm in Rom widerfahren, und die böſe Angelegenheit, weshalb er ſich in Florenz befand. Die Akademiker pflegten oft nach der Mahlzeit zu ihrer Luſt kleine theatraliſche Darſtellungen aus dem Stegreife zu geben, und ſo forderte denn auch heute der berühmte Schauſpiel-Dichter Filippo Apolloni diejenigen, die gewöhnlich daran Theil nahmen, auf, das Feſt mit einer ſolchen Darſtellung zu beſchließen. Salvator entfernte ſich ſogleich, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Nicht lange dauerte es, ſo regten ſich am Ende des Speiſeſaals die Büſche, ſchlugen die belaubten Zweige auseinander und ein kleines Theater mit einigen Sitzen für die Zuſchauer wurde ſichtbar.

„Alle Heiligen, rief Pasquale Capuzzi erſchrocken, wo bin ich! — das iſt das Theater des Nicolo Muſſo!“ —

Ohne auf ſeinen Ausruf zu achten, faßten ihn Evangeliſta Toricelli und Andrea Cavalcanti, beides ernſte Männer von würdigem, ehrfurchtgebietendem Anſehen bei den Armen, führten ihn zu einem Sitz dicht vor dem Theater, und nahmen von beiden Seiten neben ihm Platz.

Kaum war dies geſchehen, ſo erſchien — Formica auf dem Theater als Pasquarello! —

„Verruchter Formica!“ ſchrie Pasquale, indem er aufſprang und mit geballter Fauſt nach dem Theater hindrohte. Toricelli's und Cavalcanti's ernſte, ſtrafende Blicke geboten ihm Ruhe und Stillſchweigen.

Pasquarello ſchluchzte, weinte, fluchte auf das Schickſal, das ihm lauter Jammer und Herzeleid bereitet, verſicherte, er wiſſe gar nicht mehr, wie er es anſtellen ſolle, um zu lachen, und ſchloß damit, daß er ſich in heller Verzweiflung ganz gewiß den Hals abſchneiden, wenn er ohne ohnmächtig zu werden, Blut ſehen, oder in die Tiber ſtürzen würde, wenn er nur im Waſſer das verfluchte Schwimmen laſſen könne.

Nun trat Doctor Graziano ein und fragte den Pasquarello nach der Urſache ſeiner Betrübniß.

Darauf Pasquarello: ob er nicht wiſſe, was ſich alles im Hauſe ſeines Herrn, des Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia begeben, ob er nicht wiſſe, daß ein verruchter Böſewicht die holde Marianna, ſeines Herrn Nichte entführt? —

„Ha, murmelte Capuzzi, ich merk' es, Signor Formica, Ihr wollt Euch bei mir entſchuldigen, Ihr wollt meine Verzeihung! — Nun wir wollen ſehen!"

Doctor Graziano gab ſeine Theilnahme zu erkennen, und meinte, der Böſewicht müſſe es ſehr ſchlau angefangen haben, um allen Nachforſchungen Capuzzi's zu entgehen.

Hoho, erwiederte Pasquarello, das möge der Doctor ſich nicht einbilden, daß es dem Böſewicht Antonio Scacciati gelungen, dem ſchlauen, von mächtigen Freunden unterſtützten Signor Pasquale Capuzzi zu entkommen; Antonio ſey verhaftet, ſeine Ehe mit der entführten Marianna für nichtig erklärt worden und Marianna wieder in Capuzzi's Gewalt gekommen! —

„Hat er ſie wieder? ſchrie Capuzzi außer ſich, hat er ſie wieder, der gute Pasquale? hat er ſein Täubchen wieder, ſeine Marianna! — Iſt der Schurke Antonio verhaftet? — O geſegneter Formica!"

Ihr nehmt, ſprach Cavalcanti ſehr ernſt, Ihr nehmt zu lebhaften Antheil an dem Schauſpiel, Signor Pasquale! — Laßt doch die Schauſpieler reden, ohne ſie auf ſtörende Weiſe zu unterbrechen! —

Signor Pasquale ließ ſich beſchämt auf den Sitz nieder, von dem er ſich erhoben.

Doctor Graziano fragte, was es denn weiter gegeben?

Hochzeit, fuhr Pasquarello fort, Hochzeit habe es gegeben. Marianna habe bereut, was ſie gethan, Signor Pasquale die gewünſchte Dispenſation von dem heiligen Vater erhalten und ſeine Nichte geheirathet! —

Ja ja, murmelte Pasquale Capuzzi vor ſich hin, indem ihm die Augen glänzten vor Entzücken, ja ja mein geliebteſter Formica, er heirathet die ſüße Marianna, der glückliche Pasquale! — Er wußte ja, daß das Täubchen ihn liebte immerdar, daß nur der Satan ſie verführte.

So ſey, ſprach Doctor Graziano, ja Alles in Ordnung und kein Grund zur Betrübniß vorhanden.

Da begann aber Pasquarello viel ärger zu ſchluchzen und zu weinen als vorher, und fiel endlich wie übermannt von dem entſetzlichen Schmerz in Ohnmacht.

Doctor Graziano lief ängſtlich umher, bedauerte, kein Riechfläſchchen bei ſich zu tragen, ſuchte in allen Taſchen, brachte endlich eine gebratene Kaſtanie hervor, und hielt ſie dem ohnmächtigen Pasquarello unter die Naſe. Dieſer erholte ſich ſofort unter ſtarkem Nieſen, bat ihn, dies ſeinen ſchwachen Nerven zu Gute zu halten, und erzählte, wie Marianna gleich nach der Hochzeit in die tiefſte Schwermuth gefallen, beſtändig den Namen Antonio genannt und dem Alten mit Abſcheu und Verachtung begegnet. Der Alte von Verliebtheit und Eiferſucht ganz geblendet, habe aber nicht nachgelaſſen, ſie mit ſeiner Tollheit auf die entſetzlichſte Weiſe zu quälen. Nun führte Pasquarello eine Menge wahnſinniger Streiche an, die Pasquale begangen und die man ſich in Rom wirklich von ihm erzählte. Signor Capuzzi rückte unruhig auf ſeinem Sitze hin und her, murmelte dazwiſchen: „Verfluchter Formica — Du lügſt — welcher Satan regiert Dich!“ — Nur Toricelli und Cavalcanti, die den Alten mit ernſten Blicken bewachten, hielten den wilden Ausbruch ſeines Zorns zurück.

Pasquarello ſchloß damit, daß die unglückliche Marianna endlich der ungeſtillten Liebesſehnſucht, dem tiefen Gram, und den tauſendfältigen Qualen, die ihr der fluchwürdige Alte bereitet, erlegen, und in der Blüte ihrer Jahre geſtorben ſey.

In dem Augenblicke vernahm man ein ſchauerliches de profundis, von dumpfen heiſeren Kehlen angeſtimmt, und Männer in langen ſchwarzen Talaren erſchienen auf der Bühne, die einen offnen Sarg trugen. In demſelben erblickte man die Leiche der holden Marianna in weiße Todtengewänder gehüllt. Signor Pasquale Capuzzi in der tiefſten Trauer wankte hinterher laut heulend, ſich die Bruſt zerſchlagend, in Verzweiflung rufend: O Marianna, Marianna!

So wie der Capuzzi unten die Leiche ſeiner Nichte erblickte, brach er in ein lautes Jammern aus, und beide Capuzzi, der auf dem Theater und der unten, heulten und ſchrieen im herzzerſchneidendſten Ton: O Marianna — o Marianna! — O ich Unglückſeliger! — Wehe mir! Wehe mir! —

Man denke ſich den offnen Sarg mit der Leiche des holden Kindes, von den Trauermännern umgeben, ihr ſchauerliches krächzendes de profundis, dabei die närriſchen Masken, den Pasquarello und den Doctor Graziano, die ihren Schmerz durch das lächerlichſte Geberdenſpiel ausdrücken, und nun die beiden Capuzzi in Verzweiflung heulend und ſchreiend! — In der That alle, die das ſeltſamſte Schauſpiel anſahen, mußten ſelbſt in dem tollſten Gelächter, in das ſie über den wunderlichen Alten ausgebrochen, ſich von tiefen, unheimlichen Schauern durchbebt fühlen.

Nun verfinſterte ſich plötzlich das Theater mit Blitz und Donnerſchlag, und aus der Tiefe ſtieg eine bleiche, geſpenſtiſche Geſtalt hervor, welche die deutlichſten Züge von Capuzzi's in Senigaglia verſtorbenem Bruder, Pietro, dem Vater der Marianna trug.

„Verruchter Pasquale, heulte die Geſtalt in hohlem, gräßlichen Tone, wo haſt Du meine Tochter, wo haſt Du meine Tochter? — Verzweifle, verdammter Mörder meines Kindes! — In der Hölle findeſt Du Deinen Lohn!" —

Der Capuzzi oben ſank, wie vom Blitze getroffen, nieder, aber in demſelben Augenblicke ſtürzte auch der Capuzzi unten bewußtlos von ſeinem Sitze herab. Das Gebüſch rauſchte in einander und verſchwunden war die Bühne, und Marianna und Capuzzi und das gräßliche Geſpenſt Pietro's. Signor Pasquale Capuzzi lag in ſolch ſchwerer Ohnmacht, daß es Mühe koſtete, ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen.

Endlich erwachte er mit einem tiefen Seufzer, ſtreckte beide Hände vor ſich hin, als wolle er das Entſetzen von ſich abwehren, das ihn erfaßt, und rief mit dumpfer Stimme: Laßt ab von mir, Pietro! — Dann ſtürzte ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen und er weinte und ſchluchzte: Ach Marianna — mein holdes liebes Kind! — meine Marianna! —

Beſinnt Euch, ſprach nun Cavalcanti, beſinnt Euch, Signor Pasquale, nur auf dem Theater habt Ihr ja Eure Nichte todt geſehen. Sie lebt, ſie iſt hier, um Verzeihung zu erflehen wegen des unbeſonnenen Streichs, zu der ſie Liebe und auch wohl Euer unüberlegtes Betragen trieb.

Nun ſtürzte Marianna, und hinter ihr Antonio Scacciati hervor aus dem Hintergrunde des Saals dem Alten, den man in einen Polſterſtuhl geſetzt, zu Füßen. Marianna in hohem Liebreiz prangend, küßte ſeine Hände, benetzte ſie mit heißen Thränen, und flehte ihr und ihrem Antonio, mit dem ſie durch den Segen der Kirche verbunden, zu verzeihen.

In des Alten todtbleichem Geſicht ſchlugen plötzlich Feuerflammen auf, Wuth blitzte aus ſeinen Augen, er rief mit halberſtickter Stimme: Ha Verruchter! — giftige Schlange, die ich im Buſen nährte zu meinem Verderben! — Da trat aber der alte ernſte Toricelli in voller Würde vor Capuzzi hin und ſprach: er, Capuzzi, habe im Bilde das Schickſal geſehen, das ihn unbedingt, rettungslos erfaſſen würde, wenn er es wage, ſeinen heilloſen Anſchlag gegen Mariannas und Antonios Ruhe und Glück auszuführen. Er ſchilderte mit grellen Farben die Thorheit, den Wahnſinn verliebter Alten, die das verderblichſte Unheil, welches der Himmel über einen Menſchen verhängen könne, auf ſich herabzögen, da alle Liebe, die ihnen noch zu Theil werden könne, verloren ginge, Haß und Verachtung aber von allen Seiten die todbringenden Pfeile auf ſie richte.

Und dazwiſchen rief die holde Marianna mit tief ins Herz dringender Stimme: „O mein Oheim, ich will Euch ja ehren und lieben wie meinen Vater, Ihr gebt mir den bittern Tod, wenn Ihr mir meinen Antonio raubt!" Und alle Dichter, von denen der Alte umgeben, riefen einſtimmig, es ſey unmöglich, daß ein Mann, wie Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia, der Kunſt hold, ſelbſt der vortrefflichſte Künſtler, nicht verzeihen, daß er, der Vaterſtelle bei der Holdeſten der Frauen vertrete, nicht mit Freuden einen ſolchen Künſtler, wie den Antonio Scacciati, der von ganz Italien hochgeſchätzt, mit Ruhm und Ehre überhäuft werde, zu ſeinem Eidam annehmen ſolle.

Man merkte deutlich, wie es in dem Innerſten des Alten arbeitete und wühlte. Er ſeufzte, [illegible] ächzte, er hielt die Hände vors Geſicht, er ſchaute, während [illegible] mit den eindringlichſten Reden fortfuhr, während Marianna [illegible] das rührendſte flehte, während die Uebrigen den Antonio Scacciati herausſtrichen, wie ſie nur konnten, bald auf ſeine Nichte, bald auf den Antonio herab, deſſen glänzende Kleider und reiche Gnadenketten das bewährten, was dem Alten über den von ihm erlangten Künſtlerruhm geſagt wurde.

Verſchwunden war alle Wuth aus Capuzzi's Antlitz, er ſprang auf mit leuchtenden Blicken, er drückte Marianna an ſeine Bruſt, er rief: Ja ich verzeihe Dir, mein geliebtes Kind; ich verzeihe Euch, Antonio! — Fern ſey es von mir, Euer Glück zu ſtören. Ihr habt Recht mein würdiger Signor Toricelli; im Bilde auf dem Theater hat mir Formica alles Unheil, alles Verderben gezeigt, das mich getroffen, hätt' ich meinen wahnſinnigen Anſchlag ausgeführt. — Ich bin geheilt, ganz geheilt, von meiner Thorheit! — Aber wo iſt Signor Formica, wo iſt mein würdiger Arzt, daß ich ihm tauſend Mal für meine Heilung danke, die nur er vollbracht. Das Entſetzen, das er über mich zu bringen wußte, hat mein ganzes Inneres umgewandelt! —

Pasquarello trat hervor. Antonio warf ſich ihm an den Hals, indem er rief: O Signor Formica, dem ich mein Leben, mein Alles verdanke, werft ſie ab, dieſe Euch entſtellende Maske, daß ich Euer Geſicht ſchaue, daß nicht länger Formica für mich ein Geheimniß bleibe.

Pasquarello zog die Kappe und die künſtliche Larve, die ein natürliches Geſicht ſchien, da ſie dem Gebehrdenſpiel keinen Eintrag that, herab, und dieſer Formica, dieſer Pasquarello war verwandelt in — Salvator Roſa! —

Salvator! riefen voll Erſtaunen Marianna, Antonio, Capuzzi. —

„Ja, ſprach der wunderbare Mann, Salvator Roſa iſt es, den die Römer nicht anerkennen wollten, als Maler, als Dichter, und der ſie, ohne daß ſie es wußten, als Formica, auf dem kleinen erbärmlichen Theater des Nicolo Muſſo länger als ein Jahr beinahe jeden Abend zum lauteſten ungemeſſenſten Beifall begeiſterte, von dem ſie jeden Spott, jede Verhöhnung des Schlechten, die ſie in Salvators Gedichten und Gemälden nicht leiden wollten, willig hinnahmen! — Salvator Formica iſt es, der Dir, mein geliebter Antonio, geholfen!“

Salvator, begann nun der alte Capuzzi, Salvator Roſa, ſo ſehr ich Euch für meinen ſchlimmſten Feind gehalten, ſo habe ich Eure Kunſt doch immer hoch geehrt, aber jetzt liebe ich Euch als den würdigſten Freund, und darf Euch wohl bitten, Euch meiner anzunehmen!

Sprecht, erwiederte Salvator, ſprecht mein würdiger Signor Pasquale, welchen Dienſt ich Euch erzeigen kann, und ſeyd im voraus verſichert, daß ich alle meine Kräfte aufbieten werde, das zu erfüllen, was Ihr von mir verlangt.

Nun dämmerte in Capuzzi's Antlitz jenes ſüßliche Lächeln, das entſchwunden, ſeitdem Marianna ihm entführt worden, wieder auf. Er nahm Salvators Hand und liſpelte leiſe: Mein beſter Signor Salvator, Ihr vermöget Alles über den wackern Antonio; flehet ihn in meinem Namen an, er ſolle erlauben, daß ich den kurzen Reſt meiner Tage bei ihm und meiner lieben Tochter Marianna verlebe, und die mütterliche Erbſchaft, der ich einen guten Brautſchatz hinzuzufügen gedenke, von mir annehmen! — Dann ſolle er aber auch nicht ſcheel ſehen, wenn ich dem holden ſüßen Kinde zuweilen die kleine weiße Hand küſſe, und — mir wenigſtens jeden Sonntag, wenn ich in die Meſſe wandle, meinen verwilderten Zwickelbart aufſtutzen, welches niemand auf der ganzen Erde ſo verſteht, als er!

Salvator hatte Mühe, das Lachen über den wunderlichen Alten zu unterdrücken; ehe er aber etwas erwiedern konnte, verſicherten Antonio und Marianna, den Alten umarmend, daß ſie erſt dann an ſeine völlige Verſöhnung glauben und recht glücklich ſeyn würden, wenn er als geliebter Vater in ihr Haus trete, und es nie wieder verlaſſe. Antonio ſetzte noch hinzu, daß er nicht nur Sonntags, ſondern jeden Tag Capuzzis Zwickelbart auf das zierlichſte aufſtutzen werde, und nun war der Alte ganz Wonne und Seligkeit. Unterdeſſen hatte man ein köſtliches Nachtmahl bereitet, zu dem ſich nun alle in der fröhlichſten Stimmung hinſetzten.

Indem ich von Dir, vielgeliebter Leſer, ſcheide, wünſche ich recht von Herzen, daß die Freudigkeit, welche nun den Salvator und alle ſeine Freunde begeiſterte, in Deinem eignen Gemüth, während Du die Geſchichte von dem wunderbaren Signor Formica laſeſt, recht hell aufgegangen ſeyn möge.

Da — nahm Lothar das Wort, als Ottmar geendet hatte — da unſer Freund ehrlich und unbefangen genug geweſen iſt, gleich von Haus aus die Schwächen ſeines Produkts, das „Novelle“ zu nennen, ihm beliebt hat, einzugeſtehen, ſo entwaffnet freilich dieſer Anſpruch an unſere Gutmüthigkeit unſere Kritik, die wohlgerüſtet ihm gegenüber ſtand. Er ſtreckt die offne Bruſt der Partiſane entgegen und eben darum dürfen wir, ein großmüthiger Feind, nicht zuſtoßen, ſondern müſſen ſeiner ſchonen.

Nicht, ſprach Cyprian, nicht allein das, ſondern wir können, um ihn aufzurichten in ſeinem Schmerz, ſogar mit Fug ihm einiges wiewohl ſpärliches Lob zu Theil werden laſſen. Ich für mein Theil finde manches ergötzlich und ſerapiontiſch, wie z. B. Capuzzi's eingebildeten Beinbruch mit ſeinen Folgen, Capuzzi's verhängnißvolle Serenate —

Die, unterbrach Vinzenz den Freund, vorzüglich deshalb einen ächtſpaniſchen oder auch italiäniſchen Beiſchmack hat, weil ſie ſich mit gewaltigen Prügeln endet. Gehörige Prügel dürfen aber in keiner Novelle der Art fehlen und ich nehme dieſelben gar ſehr in Schutz als ein beſonderes kräftiges Reizmittel, das die geiſtreichſten Dichter ſtets in Anſpruch nahmen. Im Boccaccio geht es ſelten ohne Prügel ab; wo fallen aber mehr Schläge, Stöße, Püffe als in dem Roman aller Romane, im Don Quixote, ſo daß Cervantes es ſelbſt für nöthig fand, ſich bei dem Leſer deshalb zu entſchuldigen! Aber jetzt mögen gebildete Damen, für die geiſtiger Thee, den ſie genießen können, mit leiblichem ohne allen Nachtheil für ihre Ruhe bereitet wird in Maſſe, derlei nicht mehr, und eine ehrliche Haut von beliebtem Dichter, will er ſich erhalten in Thees und Taſchenbüchern, darf höchſtens mit Mühe ein Paar Naſenſtüber oder ein Ohrfeiglein einſchwärzen. Wo dergleichen vorkommt, das iſt dann gleich eine ſogenannte komiſche Geſchichte. — Aber was Thee, — was gebildete Damen! — Sieh in mir, o mein Ottmar, deinen gewappneten Beſchützer und prügle erklecklich in allen Novellen, die Du noch etwa zu ſchreiben entſchloſſen, und der Prügel halber rühme ich Dich! —

Und ich, fuhr Theodor fort, und ich des anmuthigen Trios halber, das Capuzzi, der Pyramiden-Doctor und die etwas greuliche kaſtratiſche Mißgeburt bilden, ſo wie auch deshalb, weil die verwunderliche Art, wie Salvator Roſa, der nie als Held des Stücks, ſondern nur als Vermittler eingreift, ſehr mit dem Charakter übereinſtimmt, wie er geſchildert wird und wie er auch aus ſeinen Werken ſpricht.

Ottmar, ſagte Sylveſter, hat ſich mehr an das Abentheuerliche gehalten, das in Salvators Charakter lag, und weniger die ernſte finſtre Seite herausgekehrt. Mir fällt bei dieſer Gelegenheit das berühmte Sonnett ein, in dem Salvator ſeinen Namen (Salvator) allegoriſirend den tiefen Unmuth ausſpricht über ſeine Feinde und Verfolger, welche behaupteten, daß er in ſeinen Gedichten, denen man mit Recht Schroffheit und Mangel an innerem Zuſammenhang vorwirft, Werke älterer Meiſter geplündert. Es heißt ungefähr:

Wohl darum nur, weil Heiland man mich nannte,
Hör' : kreuzigt ihn! das wilde Volk ich toben?
Doch recht! — der Brut aus Haß und Neid gewoben,
Vergalt mit Schmerz ich Ruhm, den ſie nie kannte.

Sie ſagen dem Pilatus den Verwandte,
Ob mir der lieben Freiheit ſey enthoben?
Und manches Petrus Thrän' ſah' ich zerſtoben,
Judaſſe nahn ſich mir, der Höll' Geſandte.

So ſchmähet der Juden manche ſchnöde Rotte,
Daß aus dem Heiligthum geraubt ich hätte,
Den Glanz, die Herrlichkeit dem mächt'gen Gotte.

Doch anders reiht ſich Glied an Glied der Kette,
Die Schächer ſie, nicht Heiland ich zum Spotte,
Was Chriſtus mir, ich ihnen Schädelſtätte!

Ich erinnere mich, ſprach Lothar, dieſes Sonnetts in der Urſprache ſehr wohl, und finde, daß unſer Sylveſter das Rauhe, das Harte des Originals nicht übel wiedergegeben hat. — Doch um noch einmal auf Ottmars ſogenannte Novelle zurück zu kommen, ſo halte ich meinestheils es für den größten Uebelſtand, daß Ottmar ſtatt einer in allen Theilen zum Ganzen ſich ründenden Erzählung, nur vielmehr eine Reihe Bilder geliefert hat, die indeſſen manchmal ergötzlich genug ſind.

Muß ich, rief Ottmar, muß ich Dir denn nicht Recht geben, mein Lothar? Aber geſtehen werdet Ihr mir alle, daß ein gar geſchickter Segler dazu gehört, um die Klippe zu umſchiffen, an der ich geſcheitert.

Gefährlicher, ſagte Sylveſter, möchte dieſe Klippe wohl noch dramatiſchen Dichtern ſeyn. Nichts iſt wenigſtens für mich verdrießlicher, als z. B. ſtatt eines Luſtſpiels in dem alles, was geſchieht, feſt an den Faden gereiht ſeyn, der ſich durch das Ganze zieht, in dem alles als unbedingt zum Gebilde des Ganzen nothwendig erſcheinen ſoll, nur eine Reihe willkürlicher Begebenheiten oder gar einzelner Situationen zu ſchauen. Und auch zu dieſer leichtſinnigen Behandlung des Luſtſpiels hat der rüſtigſte Theaterſchreiber der letzt vergangenen Zeit das Signal gegeben. Enthalten z. B. die Pagenſtreiche denn mehr als eine Reihe poſſenhafter Einfälle, die nach Willkür zuſammengewürfelt ſcheinen? — In älterer Zeit, der man überhaupt, rückſichts der dramatiſchen Kunſt, wohl den tiefern Ernſt nicht wird abſprechen können, mühte ſich jeder Luſtſpieldichter um einen tüchtigen Plan, aus dem ſich dann das Komiſche, Drollige oder auch nur Poſſenhafte von ſelbſt ergab, weil dies unerläßlich ſchien. Bei Jünger, der nur oft gar zu flach erſcheint, war dies gewiß der Fall, und auch dem nur zu proſaiſchen Bretzner fehlte es gar nicht an Talent, das Luſtige aus dem dazu geſchickt erfundenen Plan hervorſtrömen zu laſſen. Auch haben ſeine Charaktere oft wahre, der regen Wirklichkeit entnommene Lebenskraft, wie z. B. der Eheprokurator. Nur möchten uns ſeine geſcheut parlirenden Damen jetzt völlig ungenießbar ſeyn. Darum ſchätze ich ihn dennoch ſehr. —

Mit mir, nahm Theodor das Wort, hat er es durch ſeine Opern ganz und gar verdorben, die als Muſter gelten können. wie Opern nicht gedichtet werden müſſen.

Rührt, ſprach Vinzenz, rührt bloß davon her, weil der Wohlſelige, wie Sylveſter ſehr richtig bemerkt hat, etwelche Poeſie nicht ſonderlich verſpüren ließ. und in dem romantiſchen Gebiet der Oper nicht Steg und Weg zu finden wußte. — Weil Ihr aber nur ſo über das Luſtſpiel ſprecht, ſo könnte ich mit Nutzen beibringen, daß Ihr die Zeit verderbt mit Raiſonniren über ein Nonens und Euch zurufen, wie Romeo dem Merkutio: Still, o ſtill, ihr guten Leut! — Ihr ſprecht von einem Nichts! — Ich vermeine nemlich, daß wir allzumal gar kein eigentliches wahrhaftes deutſches Luſtſpiel repräſentiren ſehen, aus dem einfachen Grunde, weil die verjährten nicht mehr verdaut werden können, der Schwäche unſerer Magen halber, und neue nicht mehr geſchrieben werden. Woher letzteres kommt, das werde ich ganz kürzlich in einer Abhandlung von höchſtens vierzig Bogen darthun, Euch aber vor der Hand mit einem Wortſpiel abfertigen. Es fehlt, ſage ich nemlich, uns am Luſtſpiel hauptſächlich deshalb, weil es uns an der Luſt fehlt, die mit ſich ſelbſt ſpielt, und an dem Sinn dafür.

Dixi, rief Sylveſter lachend, dixi und der Name: Vinzenz darunter, und geſtempelt und geſiegelt! — Ich denke aber eben daran, daß in die unterſte Claſſe dramatiſcher oder vielmehr zur Darſtellung auf der Bühne beſtimmter Erzeugniſſe, wohl die ſogenannten Schubladen-Stückchen gehören möchten, in denen irgend ein gewandter Pfiffikus einen ehrſamen Oheim — Theater-Director u. ſ. w. durch mancherlei zum Theil alberne Verkleidungen neckt und foppt. Und doch war vor gar nicht langer Zeit derlei nüchternes mageres Zeug beinahe das tägliche Brod jeder Bühne. Jetzt ſcheint es damit ein wenig nachzulaſſen.

Aufhören, nahm Theodor das Wort, aufhören wird es nie, ſo lange es eitle Schauſpieler giebt, denen ja in der Welt nichts gelegener ſeyn kann, als an einem und demſelben Abend, Geſtalt und Farbe auf das verſchiedenartigſte wechſelnd, ſich als chamäleontiſche Wunder anſtaunen zu laſſen. Recht in das Innerſte hinein habe ich jedesmal über die ſich apotheoſirende Selbſtgenügſamkeit lachen müſſen, mit der nach überſtandener Seelenwanderung dann der letzten Puppe das Ich des Schauſpielers als ſchöner Schmetterling entfliegt. Gewöhnlich iſt es ein netter, geſchniegelter Nachtfalter, ſchwarz gekleidet, in ſeidenen Strümpfen, den Dreieck unterm Arm, der es von dem Augenblick an nur mit dem in Erſtaunen geſetzten Publikum zu thun hat, und ſich nicht mehr um den kümmert, der ihm Frohndienſte geleiſtet. Kann, wie in Wilhelm Meiſters Lehrjahren zu leſen, ein beſtimmtes Fach einen Schauſpieler dazu verbinden, alle diejenigen Rollen zu übernehmen, in denen es Prügel oder irgend eine andere Mißhandlung giebt, ſo könnte und müßte auch jede Bühne ein, jenem Alten im Meiſter ähnliches Subjekt beſitzen, das jenen Frohndienſt ein für allemal zu verrichten, und die nöthigen Theater-Directoren u. ſ. w. zu ſpielen hätte. Zu thun gäb's immer, denn wenigſtens jeder gaſtirende Schauſpieler hat gewiß ſolch ein Stück in der Taſche als Eingangs-Paß und Creditbrief.

Mir fällt, ſprach Lothar, dabei ein gar abſonderlicher Mann ein, den ich in einer kleinen ſüddeutſchen Stadt, bei einer Schauſpieler-Truppe fand, und in dem mir ganz und gar jener vortreffliche Pedant aus dem Wilhelm Meiſter auflebte. So unausſtehlich er jetzt auf dem Theater war, wenn er ſeine kleinen Rollen in heilloſer Monotonie herbetete, ſo ſagte man doch, er ſey ſonſt in jüngeren Jahren ein ſehr guter Schauſpieler geweſen, und habe z. B. jene ſchlauen ſpitzbübiſchen Gaſtwirthe, wie ſie in alter Zeit beinahe in jedem Luſtſpiel vorkamen, und über deren gänzliches Verſchwinden von der Bühne ſchon der Wirth in Tiecks verkehrter Welt klagt, und ſich mehr auf den Hofrath gelegt zu haben wünſcht, ganz vortrefflich geſpielt. Jetzt ſchien er mit dem Schickſal, das ihn freilich hart verfolgt hatte, gänzlich abgeſchloſſen zu haben, und in gänzlicher Apathie auf nichts in der Welt, am wenigſten aber auf ſich ſelbſt einigen Werth zu legen. Nichts durchdrang die Kruſte, die der Anwurf der gemeinſten Erbärmlichkeit um ſein beſſeres Ich gebildet, und er gefiel ſich darin wohl.

Und doch ſtrahlte aus ſeinen tiefliegenden, geiſtreichen Augen oft der Funke eines höheren Geiſtes und ſchnell zuckte dann der Ausdruck einer bittern Ironie über ſein Geſicht hin, ſo daß das übertrieben unterwürfige Weſen, das er gegen alle, vorzüglich aber gegen ſeinen Director, einen jungen geckhaft eiteln Mann annahm, nur ſchalkiſche Verhöhnung ſchien. Sonntags pflegte er in einem reinlichen wohlgebürſteten Anzuge, deſſen abentheuerliche Farbe und noch abentheuerlicherer Zuſchnitt den Schauſpieler aus verjährter Zeit verkündete, am unterſten Ende der Wirthstafel des erſten Gaſthofes in der Stadt zu ſitzen, und ohne ein einziges Wort zu ſprechen es ſich wohl ſchmecken zu laſſen, wiewohl er, vorzüglich was den Wein betraf, ſehr mäßig war, und beinahe nur zur Hälfte die Flaſche leerte, die man ihm hingeſtellt. Bei jedem Glaſe, das er ſich einſchenkte, bückte er ſich demüthig gegen den Wirth, der ihm Sonntags einen Freitiſch gab, da er die Kinder im Schreiben und Rechnen unterrichtete. Es begab ſich, daß ich an einem Sonntage die Wirthstafel beſetzt, und nur noch einen Platz leer fand neben dem Alten. Flugs ſetzte ich mich hin, hoffend daß es mir gelingen werde, den beſſern Geiſt, der in dem Mann verſchloſſen ſeyn mußte, heraufzutagen. Es war ſchwer, beinahe unmöglich, dem Alten beizukommen, glaubte man ihn zu faſſen, ſo duckte er ſchnell unter, und verkroch ſich in lauter Demuth und Unterwürfigkeit. Endlich, nachdem ich ihm mit großer Mühe ein Paar Gläſer kräftigen Weins eingenöthigt, ſchien er etwas aufzuthauen, und ſprach mit ſichtlicher Rührung von der alten guten Theaterzeit, die nun verſchwunden ſey und nie wiederkehre. Die Tafel wurde aufgehoben, ein Paar Freunde fanden ſich zu mir, der Schauſpieler wollte fort. Ich hielt ihn feſt, unerachtet er auf das wehmüthigſte proteſtirte: ein armer abgelebter Schauſpieler ſey keine Geſellſchaft für ſolche würdige Herren, es ſchicke ſich ja gar nicht für ihn zu bleiben, er gehöre ja gar nicht hieher, und könne nur geduldet werden des Bischen Eſſens halber u. ſ. w. Nicht ſowohl meiner Ueberredungskraft, als der unwiderſtehlichen Verlockung einer Taſſe Kaffee, und einer Pfeife des feinſten Knaſters, den ich bei mir führte, durfte ich es wohl zuſchreiben, daß er blieb. Er ſprach mit Lebhaftigkeit und Geiſt von der alten Theaterzeit, er hatte noch Eckhof geſehen, mit Schrödern geſpielt — genug es offenbarte ſich, daß ſeine ihn vernichtende Verſtimmung wohl daher rührte, daß jene Zeit die abgeſchloſſene Welt war, in der er frei athmete, frei ſich bewegte, und daß aus ihr herausgeworfen er durchaus keinen feſten Standpunkt zu faſſen vermochte. — Wie ſehr überraſchte uns aber der Mann, als er endlich, ganz heiter und treuherzig geworden, mit einer Kraft des Ausdrucks, die das Innerſte durchdrang, die Rede des Geiſtes aus dem Hamlet nach der Schröderſchen Bearbeitung (die Schlegelſche Ueberſetzung kannte er gar nicht) herſagte. Bewundern mußten wir ihn aber auf das Höchſte, als er mehrere Stellen aus der Rolle des Oldenholm (den Namen Polonius wollte er nicht gelten laſſen) auf eine Weiſe ſprach, daß wir den kindiſch gewordenen Höfling, dem es ſonſt gewiß nicht an Lebensweisheit fehlte, und der noch ſichtliche Spuren davon blicken läßt, ganz vor Augen hatten, welches manchmal bei der wirklichen Erſcheinung auf der Bühne nicht der Fall iſt. — Das alles war aber nur das Vorſpiel einer Szene, wie ich ſie niemals ſah, und die mir unvergeßlich bleiben wird! — Hier komme ich nun erſt eigentlich darauf, was mich jetzt bei unſerm Geſpräch an meinen alten Schauſpieler erinnerte, und verzeihen möget Ihr mirs, meine würdigen Serapionsbrüder, wenn die Einleitung etwas zu lang ausfiel. — Mein Mann mußte nun eben auch jene erbärmliche Hülfsrollen übernehmen, von denen Ihr ſpracht, und ſo ſollte er auch einige Tage darauf den Schauſpiel-Director in den Proberollen ſpielen, die ſich der Theater-Director ſelbſt, der darin zu glänzen glaubte, nach ſeiner Art und Weiſe zugerichtet hatte. Sey es nun, daß jener Nachmittag ſeinen innern beſſern Sinn aufgeregt hatte oder daß er vielleicht ſelbigen Tages, wie es nachher verlauten wollte, ſeiner Gewohnheit ganz entgegen ſeine Geiſteskraft geſtählt hatte durch Wein, genug, ſchon bei ſeinem erſten Auftreten erſchien er ein ganz anderer, als der er ſonſt geweſen. Seine Augen funkelten und die hohle ſchwankende Stimme des abgelebten Hypochonders war umgewandelt in einen hellen tönenden Baß, wie ihn joviale Leute älteren Schlags z. B. reiche Onkel, die die poetiſche Gerechtigkeit handhabend die Narrheit züchtigen und die Tugend belohnen, zu ſprechen pflegen. Der Eingang ließ ſonſt nichts beſonders ahnen. Doch wie erſtaunte das Publikum, als ſich, nachdem die erſte Verkleidungsſzene vorüber, der ſeltſame Menſch mit ſarkaſtiſchem Lächeln zu ihm wandte und ungefähr alſo ſprach: „Sollte ein hochverehrtes Publikum nicht eben ſo gut wie ich auf den erſten Blick unſern guten (er nannte den Namen des Direktors) erkannt haben? — Iſt es möglich, die Kraſt der Täuſchung auf einen ſo und wieder anders zugeſchnittenen Rock, auf eine mehr oder minder zerzauſte Perücke zu baſiren und dadurch ein dürftiges Talent, dem kein tüchtiger Geiſt Nahrung ſpendet, mühſam aufpäppeln zu wollen, wie ein von der nährenden Mutter verlaſſenes Kind? — Der junge Menſch, der auf ſolch' ungeſchickte Weiſe ſich mir als ein vielſeitiger Künſtler, als ein chamäleontiſches Genie darſtellen will, hätte nun gleich nicht ſo übermäßig mit den Händen fechten, nicht bei jeder Rede wie ein Taſchenmeſſer zuſammenfallen, das R nicht ſo ſchnarren ſollen, und ich glaube, ein hochverehrtes Publikum ſowohl als ich, hätte unſern kleinen Direktor nicht ſtracks erkannt, wie es nun ſo geſchehen iſt, daß es zum Erbarmen! — Doch da das Stück noch eine halbe Stunde ſpielen muß, ſo will ich mich noch dieſe Zeit hindurch ſo ſtellen, als merkte ich nichts, unerachtet mir das Ding herzlich langweilig iſt und zuwider!" — Genug! — nach jedem neuen Auftritt des Direktors ironirte der Alte ſein Spiel auf die ergötzlichſte Weiſe und man kann denken, daß dies unter dem ſchallenden Gelächter des Publikums geſchah. Sehr luſtig war es auch, daß der, mit dem beſtändigen Umkleiden beſchäftigte Direktor, bis zur letzten Scene nichts von dem Streich merkte, der ihm auf dem Theater geſpielt wurde. Es mochte ſeyn, daß der Alte mit dem Theaterſchneider ſich im böſen Complott befand, denn ſo viel war gewiß, daß die Garderobe des unglückſeligen Direktors in die größte Unordnung gerathen, ſo daß die Zwiſchenſcenen, die der Alte ausfüllen mußte, viel länger dauerten als gewöhnlich, und er Zeit genug hatte, eine Fülle des bitterſten Spotts über den armen Direktor ausſtrömen zu laſſen, ja ſogar ihm manches mit einer ſchalkiſchen Wahrheit nachzuſprechen und nachzuſpielen, die das Publikum außer ſich ſelbſt ſetzte. Das ganze Stück war auf den Kopf geſtellt, ſo daß die lückenbüßeriſchen Zwiſchenſcenen zur Hauptſache wurden. — Herrlich war es auch wohl, daß der Alte zuweilen dem Publikum ſchon vorherſagte, wie nun der Direktor erſcheinen würde, Miene und Stellung nachahmend, und daß dieſer das ſchallende Gelächter, das ihn empfing und das der treffenden Schilderung galt, die der Alte gegeben, zu ſeiner großen Zufriedenheit, lediglich ſeiner gelungenen Maske zuſchrieb. — Zuletzt mußte denn nun wohl das Beginnen des Alten dem Direktor klar werden, und man kann denken, daß er auf ihn losfuhr wie ein gehetzter Eber, ſo daß der Alte ſich kaum vor Mißhandlungen retten konnte, und die Bühne nicht mehr betreten durfte. Dagegen hatte den Alten aber das Publikum ſo lieb gewonnen und nahm ſeine Parthie ſo lebhaft, daß der Direktor noch dazu ſeit jenem Abend mit dem Fluch des Lächerlichen belaſtet, es gerathen fand, ſein kleines Theater zu ſchließen und weiter zu ziehen. Mehrere ehrſame Bürger, an ihrer Spitze ſtand jener Gaſtwirth, traten aber zuſammen, und verſchafften dem Alten ein artiges Auskommen, ſo daß er der Theaterhudelei auf immer entſagend ein ruhiges ſorgenfreies Leben am Orte führen konnte. Doch wunderlich, ja unergründlich iſt das Gemüth eines Schauſpielers. Nicht ein Jahr war vergangen als der Alte plötzlich vom Orte verſchwand, niemand wußte wohin! — Nach einiger Zeit wollte man ihn bei irgend einer erbärmlichen herumziehenden Schauſpieler-Truppe geſehen haben, ganz in demſelben nichtswürdigen Verhältniß, dem er kaum entgangen.

Mit, nahm Ottmar das Wort, mit geringer angefügter Nutzanwendung gehört dieſes Anekdoton von dem Alten in den Moral-Codex für Schauſpieler und für die, die es werden wollen.

— Cyprian war indeſſen ſchweigend aufgeſtanden, und hatte ſich, nachdem er einigemal im Zimmer auf und abgeſchritten, hinter die herabgelaſſenen Gardinen ins Fenſter geſtellt. In dem Augenblick als Ottmar ſchwieg, ſtürmte es heulend und tobend hinein, die Lichter drohten zu verlöſchen, Theodors ganzer Schreibtiſch wurde lebendig, hundert Papierchen rauſchten auf und trieben im Zimmer umher und die Saiten des offenſtehenden Fortepianos ächzten laut auf.

Hei — hei! rief Theodor, als er ſeine litterariſchen Notizen, und wer weiß was ſonſt noch Geſchriebenes, dem tobenden Herbſtſturm Preis gegeben ſah, hei, hei, Cyprianus, was machſt Du! — Und alle Freunde mühten ſich, die Lichter zu retten, und ſich ſelbſt vor dem hereintoſenden Schneegeſtöber. —

Es iſt wahr, ſprach Cyprian, indem er das geöffnete Fenſter wieder zuwarf, es iſt wahr, das Wetter leidet es nicht, daß man hinausſchaue wie es damit ſteht. „Sage, nahm Sylveſter das Wort, indem er den ganz zerſtreuten Cyprian bei beiden Händen faßte und ihn nöthigte den verlaſſenen Platz wieder einzunehmen, ſage mir nur Cyprian, wo Du weilteſt, in welche fremde Region Du Dich verirrt hatteſt, denn ferne, gar ferne von uns hatte Dich dein unſteter Geiſt doch wieder fortgetragen.“

Nicht, erwiederte Cyprian, nicht ſo fern von Euch befand ich mich, als Du wohl denken magſt, und gewiß iſt es, daß eben Euer Geſpräch mir das Thor öffnete zur Abfahrt. — Eben da Ihr ſo viel von dem Luſtſpiel ſprachet, und Vinzenz den richtigen Erfahrungsſatz aufſtellte, daß uns die Luſt abhanden gekommen, die mit ſich ſelbſt ſpielt, ſo fiel mir ein, daß ſich dagegen in neuerer und neuſter Zeit doch in der Tragödie manches wackre Talent erhoben. Mit dieſem Gedanken faßte mich aber die Erinnerung an einen Dichter, der mit wahrhafter hochſtrebender Genialität begann, aber plötzlich, wie von einem verderblichen Strudel ergriffen, unterging, ſo daß ſein Name kaum mehr genannt wird. — Da, ſprach Ottmar, ſtößeſt Du gerade an gegen Lothars Prinzip, welcher zu behaupten pflegt, daß das wahrhafte Genie niemals untergehe.

Und, fuhr Cyprian fort, und Lothar hat Recht, wenn er meint, daß der wildeſte Sturm des Lebens nicht vermag, die Flamme zu verlöſchen die wahrhaft aus dem Innerſten emporgelodert, daß die bitterſten Widerwärtigkeiten, die bedrängteſten Verhältniſſe vergebens ankämpfen, gegen die innere Göttermacht des Geiſtes, daß der Bogen ſich nur ſpannt, um deſto kräftiger loszuſchnellen. Wie aber, wenn in dem erſten tiefſten Keim der Embryo des giftigen Wurms lag, der entwickelt mitgeboren mit der ſchönen Blüthe an ihrem Leben nagt, ſo daß ſie ihren Tod in ſich ſelber trägt, und es keines Sturms bedarf ſie zu vernichten?

So fehlte, rief Lothar, es deinem Genius an dem erſten Bedingniß, das dem Tragödien-Dichter, der frei und kräftig ins Leben treten will, unerläßlich iſt. Ich meine nemlich, daß ſolch eines Dichters Gemüth unbedingt vollkommen geſund, frei von jedem Kränkeln ſeyn müſſe, wie es wohl pſychiſche Schwächlichkeit oder um mit Dir zu reden, auch wohl irgend ein mitgebornes Gift erzeugen mag. Wer konnte und kann ſich ſolcher Geſundheit des Gemüths wohl mehr rühmen, als unſer Altvater Göthe? — Mit ſolcher ungeſchwächten Kraft, mit ſolcher innern Reinheit wurden Helden erzeugt wie Götz von Berlichingen — Egmont! — Und will man unſerm Schiller vielleicht jene Heroenkraft nicht in dem Grade einräumen, ſo iſt es wieder der reine Sonnenglanz des innigſten Gemüths, der ſeine Helden umſtrahlt, in dem wir uns wohlthätig erwärmt, eben ſo kräftig und ſtark fühlen als es der Schöpfer im Innerſten ſeyn mußte. Doch vergeſſen muß man ja nicht den Räuber Moor, den Ludwig Tieck mit vollem Recht das titanenartige Geſchöpf einer jungen und kühnen Imagination nennt. — Wir kommen indeſſen ganz von deinem Tragödien-Dichter ab, Cyprianus, und ich wollte Du rückteſt nun ohne weiteres damit heraus, wen Du meinſt, unerachtet ich es zu ahnen glaube.

Beinahe, ſprach Cyprian, wäre ich, wie ich es heute ſchon einmal gethan, aufs neue hineingefahren in Euer Geſpräch mit abſonderlichen Worten, die Ihr nicht zu deuten wußtet, da Ihr die Bilder meines wachen Traums nicht geſchaut. — Aber ich rufe nun dennoch: Nein! ſeit Shakſpears Zeiten ging ſolch ein Weſen nicht über die Bühne, wie dieſer übermenſchliche fürchterlich grauenhafte Greis! — Und damit Ihr nicht einen Augenblick länger in Zweifel bleibt, ſo füge ich gleich hinzu, daß kein Dichter der neueren Zeit ſich einer ſolchen hochtragiſchen gewaltigen Schöpfung erfreuen kann als der Dichter der Söhne des Thales.

Die Freunde ſahen ſich verwundert an. Sie ließen in der Geſchwindigkeit die vorzüglichſten Charaktere aus Zacharias Werners Dichtungen die Muſterung paſſiren, und waren dann darin einig, daß doch überall dem wahrhaft Großen, dem wahrhaft Starken Tragiſchen, irgend etwas Seltſames, Abentheuerliches, ja oft Gemeines beigemiſcht, was davon zeuge, daß der Dichter zu keiner ganz reinen Anſchauung ſeines Helden gekommen, und daß ihm wohl eben jene vollkommene Geſundheit des inneren Gemüths gemangelt, die Lothar bei jedem Tragödien-Dichter als unerläßlich vorausſetze.

Nur Theodor hatte in ſich hineingelächelt, als ſey er anderer Meinung, und begann nun: Halt halt! Ihr würdigen Serapionsbrüder — keine Uebereilung! — Ich weiß es ja, ich allein von Euch kann es wiſſen, daß Cyprian von einer Dichtung ſpricht, die der Dichter nicht vollendete, die mithin der Welt unbekannt geblieben, wiewohl Freunde, die in des Dichters Nähe lebten und denen er entworfene Hauptſcenen mittheilte, Grund genug hatten überzeugt zu ſeyn, daß dieſe Dichtung ſich zu dem Größeſten und Stärkeſten erheben werde, nicht allein was der Dichter geliefert, ſondern was überhaupt in neuerer Zeit geſchrieben worden.

Allerdings, nahm Cyprian das Wort, allerdings ſpreche ich von dem zweiten Theil des Kreuzes an der Oſtſee, in dem eben jenes furchtbar gigantiſche grauenhafte Weſen auftrat, nemlich der alte König der Preußen, Waidewuthis. Es möchte mir unmöglich ſeyn, Euch ein deutliches Bild von dieſem Charakter zu geben, den der Dichter, des gewaltigſten Zaubers mächtig, aus der ſchauervollen Tiefe des unterirdiſchen Reichs heraufbeſchworen zu haben ſchien. Mag es Euch gemügen, wenn ich Euch in dem innern Mechanismus die Spiralfeder erblicken laſſe, die der Dichter hineingelegt, um ſein Werk in rege Thätigkeit zu ſetzen. — Geſchichtlicher Tradition gemäß ging die erſte Kultur der alten Preußen von ihrem König Waidewuthis aus. Er führte die Rechte des Eigenthums ein, die Felder wurden umgrenzt, Ackerbau getrieben, und auch einen religiöſen Kultus gab er dem Volk, indem er ſelbſt drei Götzenbilder ſchnitzte, denen unter einer uralten Eiche, an die ſie befeſtigt, Opfer dargebracht wurden. Aber eine grauſe Macht erfaßt den, der ſich ſelbſt allgewaltig, ſich ſelbſt Gott des Volkes glaubt, das er beherrſcht. — Und jene einfältigen ſtarren Götzenbilder, die er mit eignen Händen ſchnitzte, damit des Volkes Kraft und Wille ſich beuge der ſinnlichen Geſtaltung höherer Mächte, erwachen plötzlich zum Leben. Und was dieſe todten Gebilde zum Leben entflammt, es iſt das Feuer, das der ſataniſche Prometheus aus der Hölle ſelbſt ſtahl. Abtrünnige Leibeigne ihres Herrn, ihres Schöpfers ſtrecken die Götzen nun die bedrohlichen Waffen, womit er ſie ausgerüſtet, ihm ſelbſt entgegen, und ſo beginnt der ungeheure Kampf des Uebermenſchlichen im menſchlichen Prinzip. — Ich weiß nicht, ob ich Euch ganz deutlich geworden bin, ob es mir ganz gelang die koloſſale Idee des Dichters Euch darzuſtellen. Doch als Serapionsbrüder muthe ich es Euch zu, daß ihr ganz ſo wie ich ſelbſt in den fürchterlichen Abgrund geblickt, den der Dichter erſchloſſen, und eben das Entſetzen, das Grauſen empfunden habt, das mich überfällt, ſo wie ich nur an dieſen Waidewuthis denke.

In der That, nahm Theodor das Wort, unſer Cyprianus iſt ganz bleich geworden, und das beweiſt allerdings wie die ganze große Skizze des wunderbaren Gemäldes, die der Dichter ihm entfaltet, von der er uns aber nur eine einzige Hauptgruppe blicken laſſen, ſein tiefſtes Gemüth aufgeregt hat. Was aber den Waidewuthis betrifft, ſo würd' es, denk' ich, genügt haben zu ſagen, daß der Dichter mit ſtaunenswerther Kraft und Originalität den Dämon ſo groß, gewaltig, gigantiſch erfaßt hatte, daß er des Kampfes vollkommen würdig erſchien und der Sieg, die Glorie des Chriſtenthums, um deſto herrlicher, glänzender ſtrahlen mußte. Wahr iſt es, in manchen Zügen iſt mir der alte König ſo erſchienen, als ſey er, um mit Dante zu reden, der imperador del doloroso regno ſelbſt, der auf Erden wandle. Die Kataſtrophe ſeines Unterganges, jenen Sieg des Chriſtenthums, mithin den wahrhaftigen Schluß-Akkord, nach dem alles hinſtrebt im ganzen Werke, das mir wenigſtens nach der Anlage des zweiten Theils einer andern Welt anzugehören ſchien, habe ich mir in der dramatiſchen Geſtaltung niemals recht denken können. Wiewohl in ganz andern Anklängen fühlt' ich erſt die Möglichkeit eines Schluſſes, der in grauſenhafter Erhabenheit alles hinter ſich läßt, was man vielleicht ahnen wollte, als ich Calderons großen Magus geleſen. — Uebrigens hat der Dichter über die Art, wie er ſein Werk ſchließen wolle, ſich nicht ausgelaſſen. Wenigſtens iſt mir darüber nichts zu Ohren gekommen.

Mich, ſprach Vinzenz, will es überhaupt bedünken, als wenn es dem Dichter mit ſeinem Werk ſo gegangen ſey, wie dem alten König Waidewuthis mit ſeinen Götzenbildern. Es iſt ihm über den Kopf gewachſen und daß er der eignen Kraft nicht mächtig werden konnte, beweiſt eben die Verkränkelung des inneren Gemüths, die nicht zuläßt, daß etwas reines, tüchtiges zu Tage gefördert werde. Ueberhaupt kann ich, ſollte Cyprian auch wirklich Recht haben, daß der Alte die glücklichſten Anlagen zu einem vortrefflichen gewaltigen Satan gehabt, mir doch nicht gut vorſtellen, wie er wiederum mit dem Menſchlichen ſo verknüpft werden konnte, um wahrhaftes dramatiſches Leben verſpüren zu laſſen, ohne das keine Anregung des Zuſchauers oder Leſers denkbar iſt. Der Satan mußte zugleich ein großer gewaltiger königlicher Heros ſeyn. —

Und, erwiderte Cyprian, das war er auch in der That. Um dir dies zu beweiſen, müßt' ich ganze Scenen, wie ſie der Dichter uns mittheilte, noch auswendig wiſſen. Lebhaft erinnere ich mich noch eines Moments, der mir vortrefflich ſchien. König Waidewuthis weiß, daß keiner ſeiner Söhne die Krone erben wird, er erzieht daher einen Knaben — ich glaube er erſcheint erſt zwölf Jahre alt — zum künftigen Thronfolger. In der Nacht liegen beide, Waidewuthis und der

Knabe, am Feuer und Waidewuthis bemüht ſich des Knaben Gemüth für die Idee der Göttermacht eines Volksherrſchers zu entzünden. — Dieſe Rede des Waidewuthis ſchien mir ganz meiſterhaft, ganz vollendet. — Der Knabe, einen jungen zahmen Wolf, den er auferzogen, ſeinen treuen Spielkameraden im Arm, horcht der Rede des Alten aufmerkſam zu, und als dieſer zuletzt frägt, ob er um ſolcher Macht willen wohl ſeinen Wolf opfern könne, da ſieht der Knabe ihn ſtarr an, ergreift dann den Wolf, und wirft ihn ohne weiteres in die Flammen.

Ich weiß, rief Theodor, als Vinzenz gar ſeltſam lächelte und Lothar wie von innerer Ungeduld getrieben losbrechen wollte, ich weiß, was ihr ſagen wollt, ich höre das harte abſprechende Urtheil, womit ihr den Dichter von Euch wegweiſet, und ich will Euch geſtehen, daß ich noch vor wenigen Tagen in dies Urtheil eingeſtimmt hätte, weniger aus Ueberzeugung, als aus Verdruß, daß der Dichter auf Bahnen gerieth, die ihn mir auf immer entrücken mußten, ſo daß ein Wiederfinden kaum denkbar und auch beinahe nicht wünſchenswerth ſcheint. Mit Recht muß der Welt des Dichters Beginnen, als ſein Ruhm ſich erhoben, verworren, einem wahrhaftigen Geiſt fremd, unwürdig erſcheinen, mit Recht mag ſich der Verdacht regen, daß ein wetterwendiſches Gemüth, der Lüge, ſündhafter Heuchelei ergeben, geneigt ſey die Schleier, die die Selbſttäuſchung gewoben, andern überzuwerfen, daß aber die That dieſe Schleier mit roher Gewalt zerreiße, ſo daß man im Innern den böſen Geiſt kraſſer Selbſtſucht an der gleißneriſch glänzenden Glorie arbeiten ſehe zur eignen Beatification — Doch! — Nun! — Entwaffnet, ganz entwaffnet hat mich des Dichters Vorrede zu dem geiſtlichen Schauſpiel: die Mutter der Makkabäer, die, wohl nur den wenigen Freunden, die ſich dem Dichter in ſeiner ſchönſten Blütezeit feſter angeſchloſſen hatten, ganz verſtändlich, das rührendſte Selbſtbekenntniß verſchuldeter Schwäche, die wehmüthigſte Klage über unwiderbringlich verlornes Gut enthält. Willkürlos mag dies dem Dichter entſchlüpft ſeyn, und er ſelbſt mochte die tiefere Bedeutung nicht ahnen, die den Freunden, die er verließ, in ſeinen Worten aufgeben mußte. Dieſe merkwürdige Vorrede leſend, war es mir, als ſäh' ich durch ein trübes farbloſes Wolkenmeer glänzende Strahlen dämmern eines hohen edlen über aberwitzige Faſeleien unmündiger Verkehrtheit erhabenen Geiſtes, der ſich ſelbſt, wenn auch nicht mehr zu erkennen, doch noch zu ahnen vermag. Der Dichter erſchien mir, wie der vom ſixen Wahn Verſtörte, der im hellen Augenblick ſich des Wahns bewußt wird, aber den troſtloſen Gram dieſes Bewußtſeyns beſchwichtigend ſich ſelbſt mit erkünſtelten Sophismen zu beweiſen trachtet, in jenem Wahn rühre und rege ſich ſein eigentliches höheres Weſen, und dieſes Bewußtſeyn ſey nur der kränkelnde Zweifel des im Irdiſchen befangenen Menſchen. — Eben vom zweiten Theil des Kreuzes an der Oſtſee ſpricht der Dichter in jener Vorrede, und geſteht — ſchneide kein ſolch tolles Geſicht, Lothar — bleibe ruhig auf dem Stuhle ſitzen, Ottmar — trommle nicht den ruſſiſchen Grenadiermarſch auf der Stuhllehne, Vinzenz! — Ich dächte der Dichter der Söhne des Thales verdiene wohl, daß von ihm unter uns recht ordentlich geſprochen würde und ich muß Euch nur ſagen, daß mir das Herz nun eben recht voll iſt und daß ich noch den brauſenden Giſcht wacker überlaufen laſſen muß. —

Ha! rief Vinzenz ſehr laut und pathetiſch, indem er aufſprang, Ha wie der Giſcht — emporziſcht! — Das kommt vor im Kreuz an der Oſtſee und die heidniſchen Prieſter ſingen es ab in ſehr greulicher abſcheulicher Weiſe. Und Du magſt nun ſchelten, ſchmähen, toben, mich verfluchen und verwünſchen o mein theurer Serapionsbruder Theodor! — ich muß! — ich muß Dir in deinen tiefſinnigen Vortrag ein kleines Anekdoton hineinſchmeißen, das wenigſtens einen minutenlangen Sonnenſchein auf alle dieſe Leichenbittergeſichter werfen wird. — Unſer Dichter hatte einige Freunde geladen, um ihnen das Kreuz an der Oſtſee im Manuſcript vorzuleſen, wovon ſie bereits einige Bruchſtücke kannten, die ihre Erwartung auf das höchſte geſpannt hatten. Wie gewöhnlich in der Mitte des Kreiſes an einem kleinen Tiſchchen, auf dem zwei helle Kerzen in hohe Leuchter geſteckt brannten, ſaß der Dichter, hatte das Manuſcript aus dem Buſen gezogen, die ungeheure Tabacksdoſe, das blaugewürfelte, geſchickt an oſtpreußiſches Gewebe, wie es zu Unterröcken und andern nützlichen Dingen üblich, erinnernde Schnupftuch vor ſich hingeſtellt und hingelegt. — Tiefe Stille rings umher! — Kein Athemzug! — Der Dichter ſchneidet eins ſeiner abſonderlichſten jeder Schilderung ſpottenden Geſichter, und beginnt — Ihr erinnert Euch doch, daß in der erſten Scene beim Aufgehen des Vorhangs die Preußen am Ufer der Oſtſee zum Bernſteinfang verſammelt ſind und die Gottheit, die dieſen Fang beſchützt, anrufen? — Alſo — und beginnt:

Bankputtis! — Bankputtis! — Bankputtis! —

— Kleine Pauſe! — Da erhebt ſich aus der Ecke die ſanfte Stimme eines Zuhörers: Mein theuerſter geliebteſter Freund! — Mein allervortrefflichſter Dichter! haſt Du dein ganzes liebes Poëm in dieſer verfluchten Sprache abgefaßt, ſo verſteht keiner von uns den Teufel was davon und bitte, Du wolleſt nur lieber gleich mit der Ueberſetzung anfangen! —

Die Freunde lachten, nur Cyprian und Theodor blieben ernſt und ſtill, noch ehe dieſer aber das Wort wieder gewinnen konnte, ſprach Ottmar: Nein es iſt unmöglich, daß ich nicht hiebei an das wunderliche ja beinahe poſſierliche Zuſammentreffen zweier, wenigſtens rückſichts ihres Kunſtgefühls, ihrer Kunſtanſichten ganz heterogener Naturen denken ſollte. Unumſtößlich gewiß mag es ſeyn, daß der Dichter die Idee zum Kreuz an der Oſtſee, früher, lange Zeit hindurch in ſich herumtrug, ſo viel ich erfahren, gab aber den nächſten Anlaß zum wirklichen Aufſchreiben des Stücks, eine Aufforderung Ifflands an den Dichter, ein Trauerſpiel für die Berliner Bühne anzufertigen. Die Söhne des Thals machten gerade damals großes Aufſehen, und man mochte dem Theatermann wegen des neu zum Tageslicht aufgekeimten Talents hart zugeſetzt oder er ſelbſt mochte gar zu verſpüren gemeint haben, der junge Menſch könne auf die gewöhnlichen beliebten Handgriffe einexercirt werden, und eine tüchtige Theaterfauſt bekommen. — Genug er hatte Vertrauen gefaßt und nun denke man ihn ſich mit dem erhaltenen Manuſcript des Kreuzes an der Oſtſee in der Hand! — Iffland, dem die Trauerſpiele Schillers, die ſich damals trotz alles Widerſtrebens hauptſächlich durch den großen Fleck Bahn gebrochen hatten, eigentlich in tiefſter Seele ein Gräuel waren, Iffland, der durfte er es auch nicht wagen, mit ſeiner innerſten Meinung offen hervorzutreten, ohne befürchten zu müſſen, von jener ſcharfen Geißel, die er ſchon gefühlt, noch härter getroffen zu werden, doch irgendwo drucken ließ: Trauerſpiele mit großen geſchichtlichen Akten und einer großen Perſonenzahl wären das Verderbniß der Theater — des zu bedeutenden ſchwer zu erſchwingenden Koſtenaufwandes wegen, ſetzte er zwar hinzu, aber er dachte doch: dixi et salvavi — Iffland, der gar zu gern ſeinen Geheimenräthen, ſeinen Sekretarien u. ſ. w. den nach ſeiner Art zugeſchnittenen tragiſchen Kothurn angezogen hätte — Iffland lieſt das Kreuz an der Oſtſee in dem Sinn, daß es ein für die Berliner Bühne ausdrücklich geſchriebenes Trauerſpiel ſey, das er in Scenen ſetzen, und in dem er ſelbſt nichts weniger ſpielen ſoll, als den Geiſt des von den heidniſchen Preußen erſchlagenen Biſchofs Adalbert, der als Zitterſpielmann ſehr häufig über die Bühne zieht, mit vielen, zum Theil erbaulichen zum Theil myſtiſchen Reden gar nicht karg iſt, und über deſſen Haupt, ſo oft der Name Chriſtus ausgeſprochen wird, eine helle Flamme auflodert und wieder verſchwindet! — Das Kreuz an der Oſtſee, ein Stück deſſen Romantik ſich nur zu oft ins Abentheuerliche, in geſchmackloſe Bizarrerie verirrt, deſſen sceniſche Einrichtung wirklich, wie es bei den gigantiſchen Schöpfungen Shakſpears oft nur den Schein hat, allen unbeſiegbaren Bedingniſſen der Bühnen-Darſtellungen ſpottet. — Geradezu verwerfen, unartig abſprechen, alles für tolles verwirrtes Zeug erklären, wie man es ſonſt wohl den diis minorum gentium geboten, das durfte man nicht. — Ehren — loben — ja bis an den Himmel erheben und dann mit tiefſter Betrübniß erklären, daß die ſchwachen Theaterbretter den Rieſenbau nicht zu tragen vermöchten, darauf kam es an. — Der Brief, den Iffland dem Dichter ſchrieb, und deſſen Struktur nach jener bekannten Widerſpruchs-Form der Italiener: — ben parlato ma — eingerichtet, ſoll ein claſſiſches Meiſterwerk der Theater-Diplomatik geweſen ſeyn. Nicht aus dem Inneren des Stücks heraus hatte der Direktor die Unmöglichkeit der Bühnen-Darſtellung demonſtrirt, ſondern höflicher Weiſe nur den Maſchiniſten angeklagt, deſſen Zauberei ſolch enge Schranken geſetzt wären, daß er nicht einmal Chriſtus-Flämmchen in der Luft aufleuchten laſſen könne u. ſ. w. Doch kein Wort mehr! — Theodor ſoll nun die Irrwege ſeines Freundes entſchuldigen, wie er mag und kann!

Entſchuldigen? erwiderte Theodor, meinen Freund entſchuldigen? das würde ſehr ungeſchickt, vielleicht gar albern und abgeſchmackt herauskommen. Laßt mich ſtatt deſſen ein pſychiſches Problem aufſtellen, das Euch darauf hinbringen ſoll, wie beſondere Umſtände auf die Bildung des pſychiſchen Organismus wirken können oder recht eigentlich um auf Cyprians Gleichniß zurückzukommen wie mit dem Keim der ſchönſten Blüte der Wurm mitgeboren werden kann, der ſie zum Tode vergiftet. — Man ſagt, daß der Hyſterismus der Mütter ſich zwar nicht auf die Söhne vererbe, in ihnen aber eine vorzüglich lebendige ja ganz excentriſche Phantaſie erzeuge, und es iſt einer unter uns, glaube ich, an dem ſich die Richtigkeit dieſes Satzes bewährt hat. Wie mag es nun mit der Wirkung des hellen Wahnſinns der Mutter auf die Söhne ſeyn, die ihn auch, wenigſtens der Regel nach, nicht erben? — Ich meine nicht jenen kindiſchen albernen Wahnſinn der Weiber, der bisweilen als Folge des gänzlich geſchwächten Nervenſyſtems eintritt, ich habe vielmehr jenen abnormen Seelenzuſtand im Sinn, in dem das pſychiſche Prinzip durch das Glühfeuer überreizter Phantaſie zum Sublimat verflüchtigt, ein Gift worden, das die Lebensgeiſter angreift, ſo daß ſie zum Tode erkranken und der Menſch in dem Delirium dieſer Krankheit den Traum eines andern Seyns für das wache Leben ſelbſt nimmt. Ein Weib ſonſt hochbegabt mit Geiſt und Phantaſie mag in dieſem Zuſtande oft mehr eine göttliche Seherin als eine Wahnſinnige ſcheinen, und in dem Kitzel des Krampfs pſychiſch geiler Verzückung Dinge ausſprechen, die gar viele geneigt ſeyn werden, für die unmittelbaren Eingebungen höherer Mächte zu halten. Denkt Euch, daß der fixe Wahn einer auf dieſe Weiſe geiſteskranken Mutter darin beſtünde, daß ſie ſich für die Jungfrau Maria, den Knaben, den ſie gebar, aber für Chriſtus, den Sohn Gottes hält. Und dies verkündet ſie täglich, ſtündlich dem Knaben, den man nicht von ihr trennt, ſo wie ſein Faſſungsvermögen mehr und mehr erwacht. Der Knabe iſt überreich ausgeſtattet mit Geiſt und Gemüth, vorzüglich aber mit einer glühenden Phantaſie. Verwandte, Lehrer, für die er Achtung und Vertrauen hegt, alle ſagen ihm, daß ſeine arme Mutter wahnſinnig ſey, und er ſieht ſelbſt den Aberwitz jener Einbildung der Mutter ein, die ihm nicht einmal neu ſeyn kann, da ſie ſich in den mehrſten Irrenhäuſern wiederholt. Aber die Worte der Mutter dringen tief in ſein Herz, er glaubt Verkündigungen aus einer andern Welt zu hören, und fühlt lebhaft wie im Inneren ſich der Glaube entzündet, der den richtenden Verſtand zu Boden tritt. Vorzüglich erfaßt ihn das mit unwiderſtehlicher Gewalt, was die mütterliche Seherin über das irdiſche Treiben der Welt, über die Verachtung, den Hohn, den die Gottgeweihten dulden müßten, ſagt, und er findet alles beſtätigt im Leben, und dünkt ſich im jugendlich unreifen Unmuth ſchon ein göttlicher Dulder, wenn die Burſche ihn, den etwas ſeltſam und abentheuerlich gekleideten Fuchs im Collegio auslachen oder gar auspfeifen — Was weiter! — muß nicht in der Bruſt eines ſolchen Jünglings der Gedanke aufkeimen, daß jener ſogenannte Wahnſinn der Mutter, die ihm hoch erhaben dünkt über die Erkenntniß, über das Urtheil der gemeinen irdiſchen Welt, nichts anders ſey als der in metaphoriſchen Worten prophetiſch verkündete Aufſchluß ſeines höhern im Innern verſchloſſenen Seyns und ſeiner Beſtimmung? — Ein Auserwählter der höhern Macht — Heiliger — Prophet. — Giebt es für einen in glühender Einbildungskraft entbrannten Jüngling einen ſtärkeren Anlaß zu myſtiſcher Schwärmerei? — laßt mich ferner annehmen, daß dieſer Jüngling, phyſiſch und pſychiſch reizbar bis zum verderblichſten Grade, hingeriſſen wird von dem unwiderſtehlichſten, raſendſten Trieb zur Sünde, zu aller böſen Luſt der Welt! — Mit abgewandtem Geſicht will ich hier vorübereilen bei dem ſchauerlichen Abgrunde der menſchlichen Natur, aus dem der Keim jenes ſündhaften Triebes emporwachſen und in die Bruſt des unglücklichen Jünglings hineinranken mochte, ohne daß er andere Schuld trug, als die ſeines zu heißen Bluts, das für das fortwuchernde Giftkraut ein nur zu üppiger Dünger war. — Ich darf nicht weiter gehen, ihr fühlt das Entſetzen des furchtbaren Widerſpruchs, der das Innere des Jünglings zerſpaltet. Himmel und Hölle ſtehen kämpfend gegen einander auf und dieſer Todeskampf iſt es, der im Innern verſchloſſen auf der Oberfläche Erſcheinungen erzeugt, die im grellen Abſtich gegen alles, was ſonſt durch die menſchliche Natur bedingt, keiner Deutung fähig ſind. — Wie, wenn nun des zum Manne gereiften Jünglings glühende Einbildungskraft, die in früher Kindheit aus dem Wahnſinn der Mutter den Keim jenes excentriſchen Gedankens des Heiligthums einſog, wie, wenn dieſe, da die Zeit gekommen, in der die Sünde all ihres Prunks beraubt in ekelhafter Nacktheit ſich ſelbſt des Höllentrugs anklagt, von der Angſt troſtloſer Zerknirſchung getrieben, in die Myſtik eines Religions-Cultus hereinflüchtete, der ihr entgegenkommt mit Siegeshymnen und duftendem Rauchopfer? Wie, wenn hier aus der verborgenſten Tiefe, die Stimme eines dunkeln Geiſtes vernommen würde, die alſo ſpricht: Nur irdiſche Verblendung war es, die Dich an einen Zwieſpalt in deinem Innern glauben ließ. Die Schleier ſind gefallen, und Du erkennſt, daß die Sünde das Stigma iſt deiner göttlichen Natur, deines überirdiſchen Berufs, womit die ewige Macht den Auserwählten gezeichnet. Nur dann, wenn Du Dich unterfingſt Widerſtand zu leiſten dem ſündigen Trieb, zu widerſtreben der ewigen Macht, mußte ſie den Entarteten, — Verblendeten verwerfen — das geläuterte Feuer der Hölle ſelbſt ſtrahlt in der Glorie des Heiligen! — Und ſo giebt dieſe grauenvolle Hypermyſtik dem Verlornen den Troſt, der das morſche Gebäude in furchtbarer Zerrüttung vollends zertrümmert, ſo wie der Wahnſinnige dann unheilbar erſcheint, wenn ihm der Wahnſinn Wohlſeyn und Gedeihen gewährt.

O, rief Sylveſter, o ich bitte Dich Theodor! nicht weiter, nicht weiter! — Mit abgewandtem Geſicht eilteſt Du vorhin bei einem Abgrund vorüber, in den Du nicht blicken wollteſt, aber mir iſt es überhaupt, als führteſt Du uns auf ſchmalem ſchlüpfrigem Wege, auf deſſen beiden Seiten grauenvolle bedrohliche Abgründe uns entgegengähnten. Deine letzten Worte erinnerten mich an die furchtbare Myſtik des Pater Molinos, an die abſcheuliche Lehre vom Quietismus. Ich erbebte im Innerſten als ich den Hauptſatz dieſer Lehre las: Il ne faut avoir nul égard aux tentations, ni leur opposer aucune résistance. Si la nature se meut, il faut la laisser agir; ce n'est que la nature! *) Dies führt ja —

Uns, fiel Lothar dem Freunde ins Wort, viel zu weit und in

---

*) Toute opération active est absolument interdite par Molinos. C'est même offenser Dieu, que de ne pas tellement s'abandonner à lui, que l'on soit comme un corps inanimé. De-là vient, suivant cet hérésiarque, que le voeu de faire quelque bonne oeuvre, est un obstacle à la perfection, parce que l'activité naturelle est ennemie de la grâce; c'est un obstacle aux opérations de Dieu et à la vraie perfection, parce que Dieu veut agir en nous sans nous. Il ne faut connoitre, ni lumière, ni amour, ni résignation. Pour être parfait, il ne faut pas même connoitre Dieu; il ne faut penser, ni au paradis, ni à l'enfer, ni à la mort, ni à l'éternité. On ne doit point desirer de sçavoir si on marche dans la volonté de Dieu, si on est assez résigné ou non. En un mot, il ne faut point que l'ame connoisse, ni son état, ni son néant; il faut qu'elle soit comme un corps inanimé. Toute réflexion est nuisible, même celles qu'on fait sur ses propres actions et sur ses défauts. Ainsi on ne doit point s'embarrasser du scandale que l'on peut causer, pourvu que l'on n'ait pas intention de scandaliser. Quand une fois on a donné son libre arbitre à Dieu, on ne doit plus avoir aucun désir de sa propre perfection, ni des vertus, ni de sa sanctification, ni de son salut; il faut même se défaire de l'espérance, parce qu'il faut abandonner à Dieu tout le soin de ce qui nous regarde, même celui de faire en nous et sans nous sa divine volonté. Ainsi c'est une imperfection que de demander; c'est avoir une volonté et vouloir que celle de Dieu s'y conforme. Par la même raison, il ne faut lui rendre grâce d'aucune chose; c'est le remercier d'avoir fait notre volonté; et nous n'en devons point avoir.

(Causes célèbres, par Richer Tom. II.)
Histoire du procès de la Cadière.

die Region der böſeſten Träume und überhaupt jenes überſchwenglichen Wahnſinns, von dem unter uns Serapionsbrüdern gar nicht die Rede ſeyn ſollte, da wir ſonſt unſern leichten und leuchtenden Sinn aufs Spiel ſetzen, und am Ende nicht vermögen, gleich blinkenden Goldfiſchlein im hellen Waſſer luſtig zu ſpielen und zu plätſchern, ſondern verſinken in farbloſen Moraſt! — Darum ſtill, ſtill von allem ſublimtollen, das religiöſer Wahn erzeugen konnte.

Ottmar und Vinzenz ſtimmten dem Freunde bei, indem ſie noch hinzufügten, daß Theodor ganz gegen die Serapiontiſche Regel gehandelt, da er ſo viel von einem den andern zum Theil fremden Gegenſtande geſprochen, ſo ſich augenblicklicher Anregung gänzlich hingebend und andere Mittheilungen hemmend.

Nur Cyprian nahm ſich Theodors an, indem er behauptete, daß der Gegenſtand, worüber Theodor vorzüglich zuletzt geſprochen, wohl ein ſolches, freilich wie er zugeben müſſe, unheimliches Intereſſe habe, daß ſelbſt diejenigen, denen die Perſon, von der alles ausgegangen, unbekannt geblieben, ſich doch nicht wenig angeregt fühlen dürften.

Ottmar meinte, daß ihn, dächte er ſich das alles, was Theodor geſprochen, in einem Buche gedruckt, ein kleiner Schauer anwandle. Cyprian wandte aber dagegen ein, daß hier das: Sapienti sat, alles gut machen dürfte.

Theodor hatte ſich unterdeſſen in das Nebenzimmer entfernt, und kam jetzt mit einem verhüllten Bilde zurück, das er auf einen Tiſch gegen die Wand lehnte, und zwei Lichter ſeitwärts davor ſtellte. Aller Blicke waren dahin gerichtet und als nun Theodor das Tuch von dem Bilde ſchnell hinwegzog, entfloh den Lippen aller ein lautes: Ah!

Es war der Dichter der Söhne des Thales, Bruſtbild in Lebensgröße, auf das ſprechendſte getroffen, ja wie aus dem Spiegel geſtohlen.

Iſt es möglich, rief Ottmar ganz begeiſtert, iſt es möglich! — Ja unter dieſen buſchigten Augenbraunen glimmt aus den dunklen Augen das unheimliche Feuer jener unſeligen Myſtik hervor, die den Dichter ins Verderben reißt! — Aber dieſe Gemüthlichkeit, die aus allen übrigen Zügen ſpricht, ja dieſes ſchalkiſche Lächeln des wahren Humors, das um die Lippen ſpielt, und ſich vergebens zu verbergen ſtrebt im lang gezogenen Kinn, das die Hand behaglich ſtreicht? —

Wahrhaftig, ich fühle mich ſeltſam hingezogen zu dem Myſtiker, der, je mehr ich ihn anſchaue, deſto menſchlicher wird —

Geht es uns denn anders — geht es uns denn anders? ſo rieſen Lothar und Vinzenz. Ja fuhr Vinzenz dann fort, das Bild ſtarr anblickend, ja immer heller werden dieſe trüben Augen. — Du haſt Recht Ottmar, er wird menſchlich — et homo factus est — Seht er blinkt mit den Augen, er lächelt — gleich wird er etwas ſprechen, das uns erfreut — ein göttlicher Spaß — ein fulminantes Witzwort ſchwebt auf den Lippen — nur zu — nur zu, werther Zacharias — genire Dich nicht, wir lieben Dich verſchloſſener Ironiker! — Hah! Freunde! — Serapionsbrüder! — Die Gläſer zur Hand, wir wollen ihn aufnehmen zum Ehrenmitglied unſers Serapionsklubbs, auf die Brüderſchaft anſtoßen, und für keinen Frevel wird es der Humoriſt achten, wenn ich vor ſeinem Bildniß eine Libation vornehme, was weniges Punſch mit zierlicher Andacht auf meinen blank gewichſten Pariſer Stiefel vergießend.

Die Freunde ergriffen die gefüllten Gläſer, um zu thun wie Vinzenz geheißen.

Halt, rief Theodor dazwiſchen, halt! vergönnt mir zuvor noch einige Worte. Fürs erſte bitte ich Euch, das pſychiſche Problem, das ich vorhin in vielleicht zu grellen Farben aufſtellte, keinesweges geradehin auf meinen Dichter anzuwenden. Denkt vielmehr daran, daß es mir darum zu thun war, Euch recht lebhaft, recht eindringend zu zeigen, wie gefährlich es iſt über Erſcheinungen in einem Menſchen abzuſprechen, deren tiefe pſychiſche Motive man nicht kennt, ja wie herz- und gemüthlos es ſcheint den mit aberwitzigem Hohn, mit kindiſcher Verſpottung zu verfolgen, der einer niederdrückenden Gewalt erlag, welcher man ſelbſt vielleicht noch viel weniger widerſtanden hätte. — Wer hebt den erſten Stein auf wider den, der wehrlos geworden, weil ſeine Kraft mit dem Herzblut fortſtrömte, das Wunden entquoll, die eigner Selbſtverrath ihm geſchlagen. — Nun mein Zweck iſt erreicht. Selbſt Euch, Lothar, Ottmar, Vinzenz, Euch ſtrengen unerbittlichen Richtern, iſt es ganz anders zu Sinn geworden, als ihr meinen Dichter von Angeſicht zu Angeſicht erblicktet. — Sein Geſicht ſpricht wahr. In jener ſchönen Zeit, als er mir noch befreundet näher ſtand, mußte ich, was ſeinen Umgang betrifft, ihn für den gemüthlichſten liebenswürdigſten Menſchen anerkennen, den es nur geben mag und all' die ſeltſamen fantaſtiſchen Schnörkel ſeiner äuſern Erſcheinung, ſeines ganzen Weſens, die er ſelbſt mit ſeiner Ironie, mehr recht ins Licht zu ſtellen, als zu verbergen ſuchte, trugen nur dazu bei, daß er in der verſchiedenſten Umgebung, unter den verſchiedenſten Bedingniſſen auf höchſt anziehende Weiſe ergötzlich blieb. Dabei beſeelte ihn ein tiefer aus dem Innerſten ſtrömender Humor, in dem man den würdigen Landsmann Hamanns, Hippels, Scheffners, wiederfand. — Nein es iſt nicht möglich, daß alle dieſe Blüten abgeſtorben ſeyn ſollten, angeweht von dem Gifthauch einer heilloſen Bethörung! — Nein! könnte ſich jenes Bild beleben, ſäße der Dichter plötzlich hier unter uns, Geiſt und Leben ginge funkenſprühend auf in ſeinem Geſpräch wie ſonſt. — Mag ich die Dämmerung geſchaut haben, die den aufglühenden Tag verkündigt! — Mögen die Strahlen wahrer Erkenntniß ſtärker und ſtärker hervorbrechen, mag wiedergewonnene Kraft, friſcher Lebensmuth ein Werk erzeugen, das uns den Dichter in der reinen Glorie des wahrhaft begeiſterten Sängers erblicken läßt, und ſey dies auch erſt am Spätabend ſeiner Tage. Und darauf, Ihr Serapionsbrüder, laßt uns anſtoßen in fröhlicher Hoffnung.

Die Freunde ließen die Gläſer hell erklingen, indem ſie einen Halbkreis um des Dichters Bild ſchloſſen.

Und, ſprach Vinzenz, und dann iſt es ganz gleich, ob der Dichter Geheim-Sekretär, oder Abbé, oder Hofrath, oder Cardinal, oder gar der Pabſt ſelbſt iſt, oder auch nur Biſchoff in partibus infidelium, z. B. von Paphos.

Es ging dem Vinzenz wie gewöhnlich, er hatte ohne es zu wollen, ohne eigentlich daran zu denken, der ernſthaften Sache ein Haſenſchwänzchen angehängt. Die Freunde fühlten ſich aber zu ſeltſam angeregt, um darauf ſonderlich zu achten, ſondern ſetzten ſich ſtillſchweigend wieder an den Tiſch, während Theodor das Bild des Dichters in das Nebenzimmer zurück trug.

Ich hatte vor, ſprach nun Sylveſter, euch heute eine Erzählung vorzuleſen, deren Entſtehung ich einem beſondern Zufall oder vielmehr einer beſondern Erinnerung verdanke. Es iſt indeſſen ſo ſpät geworden, daß ehe ich geendet, die Serapionsſtunde längſt vorüber ſeyn müßte.

Eben, nahm Vinzenz das Wort, eben ſo geht es mir mit dem längſt verſprochenen Märchen, das ich hier wie ein liebes Schoßkind an meinen Buſen gedrückt trage in der Seitentaſche meines Fracks, dem gewöhnlichen Schmollwinkel aller zarten Geiſtesprodukte. Der Bengel hat ſich an der nährenden Muttermilch meiner Fantaſie dick und fett geſogen und iſt dabei ſo vorlaut geworden, daß er bis zum Anbruch des Tages fortquäken würde, ließe ich ihn einmal zu Worte kommen. Darum ſoll er warten bis zum nächſten Serapionsklubb. — Sprechen, ich meine converſiren, ſcheint heute gefährlich, denn ehe wirs uns verſehen, ſitzt wieder ein Heidenkönig oder der Pater Molinos oder der Teufel oder ſonſt ein mauvais sujet unter uns und ſchwatzt allerlei verwirrtes und verwirrendes Zeug, und wer weiß ob es dann Hamanns Landsmann wieder gelingen würde, den Filu wegzulächeln. Iſt daher jemand von uns etwa eines Manuſcripts mächtig, das Ergötzliches enthält, und vor allen Dingen von der Art, daß es mit einer Achtels Elle guten Buchbinderzwirns zuſammengeheftet werden könnte, ſo rücke er getroſt damit hervor und leſe.

Erſcheint, ſprach Cyprian, daß, was einer von uns jetzt noch vortragen wollte, eigentlich nur als Lückenbüßer oder als andere Melodien einleitendes Zwiſchenſpiel, ſo darf ich Muth faſſen Euch eine Kleinigkeit mitzutheilen, die ich vor mehreren Jahren als ich verhängnißvolle, bedrohliche Tage überſtanden, niederſchrieb. Das Blatt das ich rein vergeſſen, fiel mir erſt vor wenigen Tagen wieder in die Hände und jene Zeit ging mir wieder auf in der hellſten Erinnerung. Ich glaube, daß der nächſte Anlaß der chimäriſchen Dichtung bei weitem anziehender iſt, als die Dichtung ſelbſt, und ich werde Euch, wenn ich geendet mehr darüber ſagen.

Cyprian las:

Erſcheinungen.

Gedachte man der letzten Belagerung von Dresden, ſo wurde Anſelmus noch bläſſer als er ſchon ſonſt war. Er faltete die Hände auf dem Schooß, er ſtarrte vor ſich hin ganz verloren in trübe Gedanken, er grollte und murmelte ſich ſelbſt an: „Herr des Himmels! fuhr ich zur rechten Zeit in die neuen Klappſtiefel hinein mit beiden Beinen, rannte ich, brennendes Stroh und berſtende Granaten nicht achtend, ſchnell hinaus über die Brücke nach der Neuſtadt, ſo bog ſich gewiß dieſer, jener große Mann aus dem Kutſchenſchlage, und rief, mir freundlich zuwinkend: Steigen ſie nur getroſt ein, mein Guter! Aber ſo wurd' ich eingeſperrt in den verfluchten Hamſterbau von Wällen, Parapets, Sternſchanzen, verdeckten Gängen und mußte Noth und Elend ertragen wie Einer. — Kam es denn nicht ſo weit, daß der müßige Magen, ſtieß er, zum Zeitvertreib in Roux Diktionnaire blätternd, auf das Wort: Eſſen, ganz verwundert ausrief: Eſſen? was iſt denn das? — Leute, die ſonſt wohlbeleibt geweſen, knöpften ihr eignes Fell über als breiten Bruſtlatz und natürlichen Spencer. — O Gott! wär' nicht noch der Archivarius Lindhorſt geweſen! — Popowicz wollte mich zwar todtſchlagen, aber der Delphin ſpritzte wunderbaren Lebensbalſam aus den ſilberblauen Nüſtern. — Und Agafia!" — Bei dieſem Namen pflegte Anſelmus vom Stuhl aufzufahren, ein ganz klein wenig — zwei — dreimal zu ſpringen und ſich dann wieder zu ſetzen. Es blieb ganz vergebens, den Anſelmus zu fragen: was er eigentlich mit dieſen verwunderlichen Redensarten und Grimaſſen meine, er ſagte bloß: Kann ichs denn erzählen, wie alles ſich begab mit Popowicz und Agafia, ohne für närriſch gehalten zu werden? Alle lächelten zweideutig, als wollten ſie ſagen: Ei Lieber, das geſchieht ja ſchon ohnedem. — An einem trüben nebligen Oktoberabend trat Anſelmus, den man fern glaubte, ganz unvermuthet bei ſeinem Freunde zur Stubenthür hinein. Er ſchien im tiefſten Gemüth aufgeregt, er war freundlicher, weicher als ſonſt, beinahe wehmüthig, ſein zu Zeiten vielleicht gar zu wild herumfahrender Humor beugte ſich gezähmt und gezügelt dem mächtigen Geiſt, der ſein Innerſtes erfaßte. — Es war ganz finſter worden, der Freund wollte Lichter herbei ſchaffen, da ſprach Anſelmus, indem er den Freund bei beiden Armen ergriff: „Willſt Du mir einmal ganz zu Willen ſeyn, ſo ſteck keine Lichter an, laß es bewenden bei dem matten Schein deiner Aſtral-Lampe, der dort aus jenem Cabinet zu uns herüberſchimmert. Du kannſt machen was Du willſt — Thee trinken, Tabak rauchen, aber zerſchmeiße keine Taſſe und wirf mir keinen brennenden Fidibus auf die neue Weſte. Beides könnte mich nicht allein kränken, ſondern auch unnützer Weiſe hineinlärmen in den Zaubergarten, wo ich nun heute einmal hineingerathen bin und mich ſattſam erluſtire. — Ich ſetze mich hier ins Sopha!" — Er that das. Nach einer ziemlich langen Pauſe fing er an: Morgen früh um acht Uhr ſind es gerade zwei

Jahre her, als der Graf von der Lobau mit zwölftauſend Mann und vier und zwanzig Kanonen aus Dresden auszog, um ſich nach den Meißner Bergen hin durch zu ſchlagen — Nun, das muß ich geſtehen, rief der Freund laut lachend, mit wahrer Andacht hab' ich gewartet auf irgend eine himmliſche Erſcheinung, die Deinem Zaubergarten entſchweben würde und nun! — Was geht mich der Graf von der Lobau und ſein Ausfall an? — und daß Du es behalten haſt, daß es gerade zwölftauſend Mann und vier und zwanzig Kanonen waren! Seit wann kleben denn kriegeriſche Ereigniſſe feſt in Deinem Kopfe? — Iſt Dir denn, ſprach Anſelmus, iſt Dir denn die ſo kurz vergangene verhängnißvolle Zeit ſchon ſo fremd geworden, daß Du es nicht mehr weißt, wie das geharniſchte Ungethüm uns alle erreichte und erfaßte? — Das: Noli turbare rettete uns nicht mehr vor eigner Gewaltanſtrengung und wir wollten nicht gerettet ſeyn, denn in Jedes Bruſt ſchnitt der Dämon tiefe Wunden, und aufgereizt von wildem Schmerz ergriff Jedes Fauſt die ungewohnte Waffe, nicht nur zum Schutz, nein, zum Trutz, damit die heilloſe Schmach gebüßt und gerächt werde im Tode. — Lebendig geſtaltet in Fleiſch und Blut tritt mich eben heute die Macht an, welche in jenen dunklen Tagen waltete und mich fort trieb von Kunſt und Wiſſenſchaft in das blutige Getümmel. — War es mir denn möglich am Schreibtiſch ſitzen zu bleiben? — Ich trieb mich auf den Gaſſen umher, ich lief den ausziehenden Truppen nach, ſo weit ich durfte, nur um ſelbſt zu ſchauen und aus dem was ich geſchaut Hoffnung zu ſchöpfen, erbärmliche prahlhafte Anſchlagezettel und Nachrichten nicht achtend. Als nun vollends jene Schlacht aller Schlachten geſchlagen war, als ringsumher alles hoch aufjauchzte im entzückenden Gefühl wieder gewonnener Freiheit, und wir noch gefeſſelt in Sklavenketten lagen, da wollte mir die Bruſt zerſpringen. Es war mir, als müſſe ich durch irgend eine entſetzliche That, mir und Allen, die mit gleich an die Stange gekettet, Luft und Freiheit verſchaffen. — Es mag Dir jetzt und ſo wie Du mich überhaupt zu kennen glaubſt, abentheuerlich, ſpaßhaft vorkommen, aber ich kann es Dir ſagen, daß ich mich mit dem wahnſinnigen Gedanken trug: irgend ein Fort, das der Feind, wie ich wußte, mit ſtarken Pulvervorräthen verſehen, anzuzünden, und in die Luft zu ſprengen. — Der Freund mußte unwillkürlich ein wenig lächeln über den wilden Heroismus des friedfertigen Anſelmus, der konnte das aber nicht bemerken, da es finſter war, und fuhr nachdem er einige Augenblicke geſchwiegen, in folgender Art fort: Ihr habt es ja Alle oft geſagt, daß ein eigner Stern, der über mir waltet, mir in wichtigen Momenten fabelhaftes Zeug dazwiſchen ſchiebt, woran Niemand glaubt und das mir ſelbſt oft wie aus meinem eignen innern Weſen hervorgegangen erſcheint, unerachtet es ſich dann auch wieder außer mir als myſtiſches Symbol des Wunderbaren, das uns im Leben überall entgegentritt, geſtaltet. — So ging es mir heute vor zwei Jahren in Dresden — Der ganze Tag verſtrich in dumpfer ahnungsvoller Stille, vor den Thoren blieb alles ruhig, kein Schuß fiel. Spät Abends, es mochte beinahe zehn Uhr ſeyn, ſchlich ich nach einem Kaffeehauſe auf dem Altmarkt, wo in einem entlegenen Hinterſtübchen, das keiner der verhaßten Fremden betreten durfte, gleichgeſinnte Freunde ſich einander in Troſt und Hoffnung ermuthigten. Dort war es, wo, allen Lügen zum Trotz, die wahren Berichte der Schlachten an der *Katzbach*, bei *Kulm* ꝛc. mitgetheilt wurden, wo unſer R. ſchon zwei Tage nachher den Triumph bei Leipzig verkündete, den er, Gott weiß auf welche geheimnißvolle Art erfahren. Mein Weg führte mich bei dem Brühlſchen Pallaſt, in welchem der Marſchall wohnte, vorüber, und es fiel mir die ganz beſonders helle Beleuchtung der Säle, ſo wie das rege Getümmel im Flur des Hauſes auf. Eben ſagte ich dies den Freunden mit der Bemerkung: daß gewiß etwas bei dem Feinde im Werke ſeyn müſſe, als R. ganz erhitzt und außer Athem ſchnell eintrat. „Hört das Neueſte, fing er ſogleich an: ſo eben hielt man bei dem Marſchall großen Kriegsrath. Der General Mouton (Graf von der Lobau) will ſich mit zwölftauſend Mann und vier und zwanzig Kanonen nach Meißen hin durchſchlagen. Morgen früh geſchieht der Ausfall.“ Vieles nun wurde hin und her geredet und man pflichtete endlich R.s Meinung bei, daß dieſer Anſchlag, der bei der regen Wachſamkeit unſerer Freunde draußen, ſehr leicht dem Feinde verderblich werden könnte, vielleicht früher den Marſchall zur Kapitulation zwingen und unſer Elend enden würde. Wie kann R. in demſelben Augenblick des Beſchluſſes erfahren haben, was beſchloſſen worden, dachte ich, als ich um Mitternacht zurückkehren wollte in mein Haus, aber bald vernahm ich, wie es durch die Grabesſtille der Nacht dumpf zu raſſeln begann. Geſchütz und Pulverwagen, reichlich mit Fourage bepackt, zogen langſam bei mir vorüber nach der Elbbrücke zu. „N. hat doch Recht,“ ſo mußt' ich mir ſelbſt ſagen. Ich folgte dem Zuge und kam bis auf die Mitte der Brücke an den damals geſprengten Bogen, der durch hölzerne Gerüſte erſetzt war. Von beiden Seiten des Gerüſts, hüben und drüben, befand ſich auf der Brücke eine Verſchanzung von hohen Palliſaden und Erdwällen. Hier vor der Verſchanzung drückte ich mich dicht an das Geländer der Brücke, um nicht bemerkt zu werden. Da war es mir, als finge eine der hohen Palliſaden an ſich hin und her zu bewegen und ſich herab zu beugen zu mir, dumpfe unverſtändliche Worte murmelnd. Die dicke Finſterniß der nebligen Nacht ließ mich nichts deutlich erkennen, aber als nun das Geſchütz vorüber und es todtenſtill auf der Brücke worden, als ich tiefe ſchwere Athemzüge, ein leiſes ahnungsvolles Gewimmer dicht neben mir vernahm, als ſich der dunkle Holzblock höher und höher aufrichtete, da überlief mich eiskaltes Grauen und wie vom ſchweren Traum geängſtet vermochte ich, in Bleiangeln feſtgefußt, mich nicht zu regen. Der Nachtwind erhob ſich und trieb den Nebel über die Berge, der Mond warf bleiche Strahlen durch die zerriſſenen Wolken. Da gewahrte ich, unfern von mir, die Geſtalt eines hohen Greiſes mit ſilberweißem Haupthaar und langem Bart. Er hatte den knapp über die Hüften reichenden Mantel in vielen dicken Falten um Bruſt und Schultern geworfen, einen weißen langen Stab hielt er, den nackten Arm weit vorgeſtreckt, über den Strom hinaus. Er war es, der ſo wimmerte und murmelte. In dem Augenblick ſah ich von der Stadt her Gewehre blinken und hörte Tritte. Ein franzöſiſches Bataillon marſchirte in tiefem Schweigen über die Brücke. Da kauerte der Alte nieder und fing an mit kläglicher Stimme zu jammern, indem er den Vorüberziehenden eine Mütze hinhielt wie um Almoſen bettelnd. Ein Offizier rief lachend: Voilà St. Pierre, qui veut pêcher! der ihm folgte, blieb ſtehen und ſprach ſehr ernſt, indem er dem Alten Geld in die Mütze warf: Eh bien moi pêcheur, je lui aiderai à pêcher. — Mehrere Offiziere und Soldaten, aus den Gliedern heraustretend, warfen nun ſtill und nur manchmal leiſe aufſeufzend, wie in banger Todeserwartung, dem Alten Geld hin, der dann jedesmal mit dem Kopf ſeltſam hin und her nickte und dabei ein dumpfes Geheul ausſtieß. Endlich ſprengte ein Offizier (ich erkannte den General Mouton) ſo dicht heran an den Alten, daß mir bangte, das ſchäumende Roß werde ihn zertreten und fragte, indem er mit ſchneller Wendung nach dem Adjudanten hin, ſich den ſchwankenden Hut auf dem Kopfe feſtſchlug, ſtark und wild: Qui est cet homme? — Die Reiter, die ihm folgten, blieben alle ſtill, aber ein alter bärtiger Sappeur, der außer Glied und Reihe mit der Axt auf der Schulter ſo neben her ſchlenderte, ſprach ruhig und ernſt: C'est un pauvre maniaque bien connu ici. On l'appelle St. Pierre pêcheur. Damit wogte der Zug nicht wie ſonſt wohl in faſelndem Scherz und frechem Jubel, nein in trüber Unluſt die Brücke entlang vorüber. So wie der letzte Ton verhallte, ſo wie der letzte Schein der Waffen in fernem Dunkel verblinkte, hob ſich der Alte langſam in die Höhe und ſtand das Haupt aufgerichtet, den Stab empor geſtreckt in grauenvoller Majeſtät da, als wolle er, ein wunderthätiger Heiliger, den ſtürmenden Wellen gebieten. Mächtiger und mächtiger rauſchten wie aus tiefſtem Grunde bewegt die Wogen des Stroms. Es war mir als vernähm' ich mitten im Rauſchen eine dumpfe Stimme. Michael Popowicz — Michael Popowicz — ſiehſt Du noch nicht den Feuermann? — So tönte es von unten herauf in ruſſiſcher Sprache. — Der Alte murmelte in ſich hinein, er ſchien zu beten. Doch plötzlich ſchrie er laut auf: Agaſia! und in demſelben Augenblick erglänzte ſein Antlitz wie in blutrothem Feuer, das aus der Elbe herauf ihn anſtrahlte. Auf den Meißner Bergen loderten mächtige flackernde Flammen hoch in die Lüfte, ihr Wiederſchein ſtrahlte in der Elbe, in dem Antlitz des Greiſes. Nun fing es an ganz nahe bei mir am Gerüſt der Brücke zu plätſchern ,und zu plätſchern, immer ſtärker und ſtärker und ich gewahrte wie eine dunkle Geſtalt mühſam heraufkletterte und ſich mit wunderbarer Gewandtheit über das Geländer hinüber ſchwang. — Agaſia! ſchrie der Alte noch einmal. — Mädchen, um des Himmels willen! — Dorothee wie — ſo fing ich an, aber in dem Augenblick fühlte ich mich umfaßt, und mit Gewalt fortgezogen. O um Jeſus! — Sey doch nur ſtille, lieber Anſelmus, Du biſt ja ſonſt des Todes! lispelte die Kleine, die nun vor mir ſtand, zitternd und bebend vor Froſt. Die langen ſchwarzen Haare hingen triefend herab, die ganz durchnäßten Kleider ſchloſſen eng an den ſchlanken Leib. Sie ſank nieder vor Mattigkeit und klagte leiſe: Ach, es iſt drunten ſo kalt — ſprich nur nichts mehr, lieber Anſelmus, ſonſt müſſen wir ja ſterben! — Der Feuerſchein glühte in ihrem Geſicht, ja es war Dorothee, das hübſche Bauermädchen, die ſich, da ihr

Dorf geplündert, ihr Vater erſchlagen, zu meinem Hauswirth geflüchtet, der ſie in ſeine Dienſte genommen. „Das Unglück hat ſie ganz ſtupid gemacht, ſonſt wäre ſie ein gutes Ding," pflegte mein Hauswirth zu ſagen, und er hatte recht, denn außerdem, daß ſie beinahe gar nicht und nur konfuſes Zeug ſprach, entſtellte auch ein nichtsſagendes unheimliches Lächeln das ſonſt wunderſchöne Antlitz. Sie brachte mir jeden Morgen den Kaffee aufs Zimmer und da bemerkte ich denn freilich, daß ihr Wuchs, ihre Farbe, ihre Haut durchaus ſich nicht zur Bäuerin reimen wollten. „Ei," pflegte mein Wirth dann weiter zu ſagen, „ei Herr Anſelmus, ſie iſt ja auch eines Pächters Tochter und noch dazu aus Sachſen." — Als nun die Kleine triefend, bebend, halbentſeelt vor mir mehr lag als kniete, da riß ich ſchnell meinen Mantel herab und hüllte ſie ein, indem ich leiſe liſpelte: Erwärme Dich doch nur, ach, erwärme Dich doch nur, liebe Dorothee! Du mußt ja ſonſt umkommen. — Aber was machſt Du auch im kalten Strom! — Still doch nur, erwiederte die Kleine, indem ſie den Kragen des Mantels, der ihr übers Geſicht gefallen, wegſchlug und mit den Fingerchen die triefenden Haare zurück kämmte, ſtill doch nur! — Komm auf jene ſteinerne Bank! — Vater ſpricht jetzt mit dem heiligen Andreas und hört uns nicht. — Wir ſchlichen leiſe hin. Ganz erfaßt von den wunderbarſten Gefühlen, ganz übermannt von Graus und Entzücken, ſchloß ich die Kleine in meine Arme, ſie ſetzte ſich ohne Umſtände auf meinen Schooß, ſie ſchlang ihren Arm um meinen Hals, ich fühlte wie das Waſſer eiskalt aus ihren Haaren über meinen Nacken hinab rann, aber wie Tropfen in flammendes Feuer hinein geſpritzt die Glut nur vermehren, ſiedete ſtärker in mir Liebe und Verlangen. Anſelmus, liſpelte die Kleine, Anſelmus, Du biſt doch wohl ein guter Menſch, Du ſingſt, daß es mir recht zu Herzen geht, und biſt auch ſonſt manierlich. Du wirſt mich nicht verrathen. Wer ſollte Dir denn auch wohl Kaffee kochen? — Und höre! wenn ihr bald alle hungern werdet, wenn kein Menſch Dich ſpeiſen wird, dann komm' ich zu Dir Nachts ganz allein, daß es niemand weiß, und backe Dir im Ofen recht ſchöne Piroggen — ich habe Mehl, feines Mehl verſteckt in meinem Kämmerlein; — dann wollen wir Hochzeitskuchen eſſen, ſo weiß und ſchön! — Die Kleine lachte, aber dann fing ſie an zu ſchluchzen: Ach, wie in Moskau! — O mein Alexei, mein Alexei, Du ſchöner Delphin — ſchwimme — ſchwimme auf den Fluthen, harrt denn deiner nicht die treue Braut? — Sie neigte das Köpfchen und leiſer und leiſer ſchluchzend, und auf und nieder athmend wie in ſehnſuchtsvollen Seufzern ſchien ſie einzuſchlummern. Ich blickte nach dem Alten, der ſtand mit weit ausgeſpreizten Armen und ſprach in tiefem hohlen Ton: Er winkt Euch! — Er winkt Euch, ſeht wie mächtig er ſeines Flammenbarts feurige Locken ſchüttelt, wie er ungeduldig die Feuerſäulen, auf denen er das Land durchwandelt, in den Boden ſtampſt — hört ihr nicht ſeine ſtöhnenden Tritte, fühlt ihr nicht den belebenden Athem, der wie ein funkenſprühender Heerrauch Euch vorauſzieht? — heran! — heran — ihr tüchtigen Brüder! — Des Alten Worte waren anzuhören wie das dumpfe Brauſen der heranziehenden Windsbraut, und indem er ſprach, flackerte immer lebendiger und höher das Feuer auf den Meißner Bergen. Hilf, heiliger Andreas, hilf! ſtöhnte die Kleine im Schlaf, dann fuhr ſie auf, wie plötzlich ſchreckhaft berührt, und indem ſie mich feſter mit dem linken Arm umſchlang, raunte ſie mir ins Ohr: Anſelmus, ich will Dich doch lieber ermorden! Ich ſah in ihrer Rechten ein Meſſer blinken. — Entſetzt ſtieß ich ſie zurück, indem ich laut aufſchrie: Raſende, was beginnſt Du? — Da kreiſchte ſie auf: Ach ich kann es ja doch nicht thun — aber jetzt biſt Du verloren. — In demſelben Augenblick ſchrie der Alte: Agafia! mit wem ſprichſt Du? und ehe mich beſinnen konnte, ſtand er dicht vor mir und führte mit hochgeſchwungenem Stabe einen entſetzlichen Schlag, der mein Haupt zerſchmettert haben würde, hätte mich Agafia nicht von hinten erfaßt und ſchnell fort geriſſen. Der Stab zerſplitterte auf dem Steinpflaſter in tauſend Stücke, der Alte ſank in die Knie! — Allons! — Allons! erſcholl es von allen Seiten; ich mußte mich aufraffen und ſchnell auf die Seite ſpringen, um nicht von aufs Neue heran ziehenden Kanonen und Pulverwagen gerädert zu werden. Andern Morgens trieben die Ruſſen den übermüthigen Heerführer mit Schmach herab von den Bergen und hinein in die Schanzen. — Es iſt eigen, ſagte man, daß die Freunde draußen von dem Vorhaben des Feindes wußten, denn das Signalfeuer auf den Meißner Bergen zog die Truppen zuſammen, um mit voller Kraft da widerſtehen und ſiegen zu können, wo der Feind den unerwarteten Hauptſtreich auszuführen gedachte. — Dorothee brachte mir mehrere Tage hinter einander nicht den Kaffee. Ganz erblaßt vor Schrecken erzählte mir der Hauswirth, daß er Dorotheen und den wahnſinnigen Bettler von der Elbbrücke mit ſtarker Wache aus dem Hauſe des Marſchalls nach der Neuſtadt führen geſehen. — O Herr des Himmels! — ſie wurden erkannt und hingerichtet! rief hier der Freund aus; aber Anſelmus lächelte ſeltſam und ſprach: Agaſia wurde gerettet, aus ihren Händen empfing ich, als die Kapitulation geſchloſſen, ein ſchönes weißes Hochzeitsbrod, das ſie ſelbſt gebacken. —

Mehr war aus dem ſtörriſchen Anſelmus von dieſer wunderlichen Begebenheit nicht herauszubringen.

Du haſt, ſprach Lothar als Cyprian geendet, Du haſt uns auf den Anlaß deiner Dichtung verwieſen, der anziehender ſeyn ſoll als dieſe, eben dieſen Anlaß halte ich daher für einen integrirenden Theil der Dichtung ſelbſt, ohne den ſie nicht beſtehen kann. Füge alſo Dein Warum und Weswegen nur gleich als tüchtige Note hinzu.

Findet Ihr, nahm Cyprian das Wort, findet Ihr es denn nicht eben ſo ſeltſam als merkwürdig, daß alles, was ich Euch verlas, bis auf den kleinen phantaſtiſchen Zuſatz, buchſtäblich wahr iſt, und daß ſelbſt dieſer auch ſeinen Keim in der Wirklichkeit findet?

Wie, was ſagſt Du, riefen die Freunde durch einander.

Fürs erſte, ſprach Cyprian weiter, wißt Ihr alle, daß mich wirklich das Schickſal traf, das ich den fabelhaften Anſelmus als das ſeinige erzählen ließ. Eine Verſpätung von zehn Minuten entſchied mein Schickſal, ich wurde eingeſperrt in das bald von allen Seiten hart belagerte Dresden. Wahr iſts, daß nach der Leipziger Schlacht, als mit jedem Tage unſer Schickſal beängſtigender, drückender wurde, Freunde oder vielmehr Bekannte, die ein gleiches Loos, gleicher Sinn einander näher gebracht hatte, ſich wie die Jünger zu Emaus am ſpäten Abend in dem Hinterſtübchen eines Kaffeehauſes verſammelten. Der Wirth hieß Eichelkraut, war ein feſter gerader Mann, verhehlte ganz und gar nicht ſeinen entſchiedenen Franzoſenhaß und wußte die fremden Gäſte, die ihn beſuchten, in Reſpekt, ja was noch mehr ſagen will, ſich ganz vom Leibe zu halten. In jenes Stübchen durfte nun vollends gar kein Franzmann eindringen, und gelang es zufällig einem hineinzuſchlüpfen, ſo bekam er, er mochte bitten, fluchen, wie er wollte, durchaus nichts an Speiſe und Trank. Und dabei herrſchte eine tiefe Todtenſtille und alle blieſen mit angeſtrengter Kraft dicke

Tabakswolken aus den Pfeifen, ſo daß bald ein erſtickender Dampf das kleine Zimmer erfüllte, und der Franzoſe im eigentlichſten Sinn des Worts weggeräuchert wurde, wie eine Wespe, wirklich auch wie dieſe brummend und ſummend durch die Thüre abfahrend. — Dann wurde der Qualm durch die Fenſter gelaſſen und man kam wieder in Ruhe und Behaglichkeit. Ein ſehr gemüthlicher liebenswürdiger Dichter, der ſonſt mit ſeinen Kapitelchen die Leſewelt fütterte, wie mit würzhaften Bonbons, war die Seele dieſes heimlichen und heimiſchen Klubbs und mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Augenblicke, wenn wir auf den oberſten Boden des Hauſes geſtiegen durch das kleine Dachfenſter hinausſchauten in die Nacht und ringsumher die Wachtfeuer der Belagerer aufleuchten ſahen; wenn wir dann uns ſelbſt noch allerlei Wunderliches vorfabelten, das in dem räthſelhaften Schimmer des Mondes und jener Feuer uns aufgehen wollte und dann den unten harrenden Freunden all' die Wunderdinge erzählten, die wir geſchaut. — Wahr iſts, daß in einer Nacht einer von uns (ein Advokat), der, mag der Himmel wiſſen aus welchen Quellen, immer die ſchnellſten und gewiſſeſten Nachrichten hatte, zu uns hineintrat, und uns von dem eben im Kriegsrath beſchloſſenen Ausfall des Grafen von der Lobau gerade ſo erzählte, wie ich es Euch vorlas. Wahr iſt es, daß ich dann, als ich Mitternachts nach Hauſe zurückkehrend auf der Straße mit Fourage bepacktem Geſchütz begegnete, als die franzöſiſchen Bataillone im dumpfen Schweigen ſich ſammelten (es wurde kein Generalmarſch geſchlagen), als ſie über die Brücke zu marſchieren begannen, nicht länger an der Richtigkeit jener Nachricht zweifeln konnte. Wahr iſt es endlich, daß auf der Brücke ein greiſer Bettler lag, den ich mich nicht erinnern konnte vorher in Dresden geſehn zu haben, und die vorüberziehenden Franzoſen anbettelte. — Wahr iſt es endlich und zugleich das Allerwunderbarſte, daß als ich mit aufgeregtem Gemüth in meiner Wohnung angekommen, auf den oberſten Boden kletterte und hinausſchaute, ich auf den Meißner Bergen ein Feuer gewahrte, das eben ſo wenig ein brennendes Gebäude als ein Wachtfeuer ſeyn konnte. Hoch auf loderte pyramidaliſch eine Flamme, die nicht abnahm nicht zunahm, und ein Bekannter, der in demſelben Hauſe wohnte und mit mir heraufgeſtiegen war, verſicherte: die Flamme müſſe ein Signalfeuer ſeyn. Der Erfolg lehrte, daß die Ruſſen durchaus von dem Ausfall, der am andern Morgen ſtatt finden ſollte, ſchon in der Nacht unterrichtet ſeyn mußten, denn gerade auf den Meißner Bergen hatten ſie zum Theil ſehr entfernt liegende Bataillone heran gezogen, ihre Kraft auf dieſe Weiſe concentrirt, und es war vorzüglich ruſſiche Landwehr, die nach kurzem Kampf die franzöſiſchen Bataillone von den Meißner Bergen hinabjagte, als wenn der Sturm über ein Stoppelfeld brauſt. Als der Ueberreſt des Korps die Schanzen erreicht, zogen ſich die Ruſſen ruhig in ihre Stellung zurück. Alſo in demſelben Augenblick als der Kriegsrath bei Gouvion St. Cyr gehalten wurde, erfuhren oder noch wahrſcheinlicher, hörten den Beſchluß ſelbſt an, Leute, die keinesweges dazu berufen. Merkwürdig genug wußte der Advokat jedes Detail der geflegten Berathung, ſo wie vorzüglich, daß Gouvion anfangs gegen den Ausfall geweſen und nur nachgegeben, um nicht einer Muthloſigkeit beſchuldigt zu werden da wo es einen kühnen Entſchluß galt. Der Graf von der Lobau hatte ſich übrigens durchſchlagen und zur Armee des Kaiſers ſtoßen wollen. — Wie erfuhren aber die belagernden Truppen ſo ſchnell — in dem Zeitraum einer Stunde — den Anſchlag? — Außerdem daß, da die eng verſchanzte Brücke unbemerkt zu paſſiren unmöglich, der Strom durchſchwommen, daß die Schanzen und Wälle durchſchlichen werden mußten, war ganz Dresden in beträchtlicher Ausdehnung dicht verpalliſadirt und mit Wachen umſtellt. Wie war es irgend einem Menſchen möglich, in ganz kurzer Zeit alle dieſe Hinderniſſe zu überwinden und ins Freie zu kommen? — Man möchte an telegraphiſche Zeichen denken, die von irgend einem hohen Hauſe, oder von einem Thurm in Dresden mittelſt angezündeter Lichter gegeben wurden. Aber wie ſchwierig iſt auch dies und gefährlich oben ein, da dieſe Zeichen ſo leicht bemerkt werden konnten. — Genug! — es bleibt unbegreiflich wie ſich das begeben konnte, was ſich wirklich begab und das iſt genug um eine lebhafte Einbildungskraft zu allerlei geheimnißvollen und genugſam abentheuerlichen Hypotheſen zu entzünden.

Ich beuge, ſprach Lothar lächelnd, ich beuge in tiefer Ehrfurcht meine Kniee vor dem heiligen Serapion und vor dem vortrefflichſten ſeiner Jünger und bin überzeugt, daß eine ſerapiontiſche Erzählung der gewaltigen Kriegsbegebenheiten, die derſelbe geſchaut hat, nach ſeiner Weiſe, ungemein anziehend, dabei aber ſehr lehrreich für phantaſtiſche Militairs ſeyn müßte. — Ich wette, die Sache mit dem Ausfall, könnte man ihr auf den Grund kommen, begab ſich ganz einfach und natürlich. Doch deines Wirths Hausmädchen, die hübſche Dorothee mußte in den Strom als verfänglicher Nix? —

Spotte nicht, erwiederte Cyprian ſehr feierlich, ſpotte nicht, Lothar, noch ſteht mir das holde Mädchen — das lieblich furchtbare Geheimniß, ja anders kann ich nicht ſagen was ſie war, vor Augen! — Ich war es, der den Hochzeitskuchen empfing! — Stralend im Schmuck blitzfunkelnder Diamanten — im reichen Zobelpelz —

Hört, hört, rief Vinzenz, da haben wirs! — Sächſiſches Hausmädchen — ruſſiſche Prinzeſſin — Moskau — Dresden! — hat Cyprian nicht immer von einer gewiſſen Zeit, die er unmittelbar nach dem erſten franzöſiſchen Feldzuge verlebt, in gar geheimnißvollen Worten und Andeutungen geſprochen? — Nun kommts heraus — rede — laß ausſtrömen dein volles Herz mein Cyprianiſcher Serapion und ſerapiontiſcher Cyprian! — rede, ſprich — Du mußt reden, Du mußt durchaus reden!

Und wenn, erwiederte Cyprian plötzlich verdüſtert und in ſich gekehrt, und wenn ich nun ſchwiege? — und wenn ich nun ſchweigen müßte? — und ich werde ſchweigen! —

Die letzten Worte ſprach Cyprian mit ſeltſam erhobenem Ton, indem er nach ſeiner gewohnten Art, wenn er tief bewegt war, ſich zurücklehnte in den Stuhl und die Decke anſtarrte.

Die Freunde ſahen ſich ſchweigend an mit bedenklichen Mienen.

Es iſt, begann Lothar endlich, es iſt nun heute einmal mit unſerm Serapionsklubb ein verzwicktes Weſen und alles Beſtreben zu irgend einer gemüthlichen Freudigkeit zu gelangen umſonſt. — Muſik wollen wir machen — erſchrecklich ſingen irgend was Tolles! —

Recht, rief Theodor, indem er das Pianoforte öffnete, laßt uns ſingen und wenn es auch kein Kanon iſt, der, wie Junker Tobias vorſchlägt, einem Leinweber drei Seelen aus dem Leibe haspeln kann, ſo ſoll es doch toll genug ſeyn, um dem Signor Capuzzi und ſeinen Kumpanen Ehre zu machen. — Laßt uns aus dem Stegreif ein italiäniſches Terzetto buffo aufführen. Ich nehme die Parthie der Liebhaberin und fange an, Ottmar ſingt den Liebhaber, und dann mag Lothar als komiſcher Alter dreinfahren und in kurzen Noten toben und ſchmälen.

Aber, die Worte, die Worte, ſprach Ottmar. — Singt, was Ihr wollt, erwiederte Theodor: Oh dio! addio — lasciami mia vita —

Nein, nein, rief Vinzenz, ſoll ich nicht mitſingen, unerachtet ich ein göttliches Talent in mir verſpüre, dem bloß das Organ der Catalani fehlt, um ſich mit draſtiſcher Wirkung kund zu thun, ſo laß mich wenigſtens Euer Verſifex, Euer Hofpoet ſeyn und empfangt hier das Opernbuch aus meinen Händen! —

Vinzenz hatte auf Theodors Schreibtiſch den Indice de' teatrali spettacoli von 1791 gefunden, den er Theodor'n überreichte.

Dieſer Indice, ſo wie alle übrigen, die Jahr aus Jahr ein in Italien erſcheinen, enthielt nichts, als die Namenverzeichniſſe der gegebenen Opern, der Componiſten, Dekorateurs, Sänger und Sängerinnen. Man ſchlug das Theater von Mailand auf und kam darin überein, daß die Geliebte die Namen der Sänger mit untermiſchten Oh dio's und ah cielo's, der Liebhaber die Namen der Sängerinnen auf dieſelbe Weiſe abſingen, der komiſche Alte aber ſehr erzürnt mit den Titeln der gegebenen Opern und Scheltworten dazwiſchen losbrechen ſollte.

Theodor ſpielte ein Ritornell nach Zuſchnitt, Form und Weſen, wie ſie ſich zu hunderten in der Opera buffa der Italiäner befinden, und begann dann in ungemein ſüßer zärtlicher Melodie: Lorenzo Coleoni, Gaspare Rossari — oh dio — Giuseppo Marelli — Francesco Sedini etc. Darauf Ottmar: Giuditta Paracca, Teresa Ravini — Giovanna Velati — oh dio etc. Darauf aber Lothar in lauter Achtelnoten hinter einander weggeſtoßen: Le Gare generose del Maestro Paesiello — che vedo — la Donna di spirito del Maestro Mariella — briconaccio — Pirro Re di Epiro — maledetti — del Maestro Zingarelli etc.

Der Geſang, den Lothar und Ottmar mit gehöriger Geſtikulation begleiteten, während Vinzenz der Rolle Theodors die allerpoſſierlichſten Geſten hinzufügte, die man nur ſehen konnte, erhitzte die Freunde immer mehr. In einer Art von komiſcher Wuth der Begeiſterung faßte einer des andern Sinn und Gedanken; alle Gänge, Imitationen u. ſ. w., wie ſie in derlei Compoſitionen vorzukommen pflegen, wurden auf das Genaueſte ausgeführt, ſo daß jemand, den der Zufall herbeigeführt, wohl nicht leicht hätte ahnen können, er höre Muſik aus dem Stegreife, mußte ihm auch das tolle Durcheinander der Namen gar befremdlich vorkommen.

Immer ſtärker und ausgelaſſener tobte alle italiäniſche Rabbia bis, wie man denken kann, das Ganze ſich mit einem unmäßigen Gelächter ſchloß, in das auch Cyprian einſtimmte.

Die Freunde ſchieden diesmal mehr gewaltſam aufgeregt zu toller Luſt, als im Innern wahrhaft gemüthlich froh, wie es ſonſt wohl geſchehen.

Achter Abſchnitt.

Die Serapionsbrüder hatten ſich wiederum verſammelt.

Sehr irren, ſprach Lothar, ſehr irren müßt' ich und überhaupt gar nicht der geübte, geniale Phyſiognomiker ſeyn, der ich wirklich bin, wenn ich nicht aus jedem von unſern Geſichtern, das meinige, das ich ſo eben magiſch ſchimmernd im Spiegel erblickt, nicht ausgenommen, mit Leichtigkeit herausbuchſtabiren ſollte, daß wir alle vieles im Sinn tragen und jeder nur auf das Commando-Wort harret, um ſogleich loszufeuern. Ich fürchte, daß vielleicht auch heute dieſer, jener in dieſem, jenem verſchloſſene excentriſche Sprühteufel aufſteigen, kniſternd und knallend umherfahren und dann erſt zu ſpät ſich durchs Fenſter davon machen könnte, wenn er uns alle bereits erklecklich angeſengt; ich fürchte ſogar einen Nachtrag zum neulichen Geſpräch, den der heilige Serapion von uns abwenden möge! Damit wir aber keinesfalls ſogleich in wilde ſtürmende Wogen hineingerathen, ſondern unſere ſerapiontiſche Sitzung fein ruhigen Geiſtes beginnen mögen, ſchlage ich vor, daß Sylveſter uns ſogleich die Erzählung vorleſe, zu deren Mittheilung neulich die Zeit nicht mehr hinreichen wollte.

Die Freunde waren mit Lothars Vorſchlag einverſtanden.

Mein Geſpinnſt, ſprach Sylveſter, indem er einige Blätter hervorzog, mein Geſpinnſt beſteht diesmal aus mancherlei Faden von gar verſchiedener Farbe und es wird darauf ankommen, ob Ihr dennoch dem Ganzen Ton und Haltung zugeſtehen wollt. Einem urſprünglich, wie ich zugeſtehen will, etwas magern Stoff glaubte ich dadurch mehr Fleiſch und Blut zuzuwenden, daß ich aus einer großen verhängnißvollen Zeit Gebilde herbeiholte, deren Rahmen das nun eigentlich nur iſt, was als ſich in dem Augenblick begebend dargeſtellt wird.

Sylveſter las:

Der Zuſammenhang der Dinge.

Im Weltſyſtem bedingter Fall über eine Baumwurzel. Mignon und der Zigeuner aus Lorca, nebſt dem General Palafox. Erſchloſſenes Paradies bei dem Grafen Walther Puck.

„Nein,“ ſprach Ludwig zu ſeinem Freunde Euchar, „nein, es giebt gar keinen ſolchen ungeſchlachten tölpiſchen Begleiter der holden Glücksgöttin, der radſchlagend die Tiſche umwirft, die Tintenflaſchen zerbricht, dem Präſidenten in den Wagen hineinpolternd, Kopf und Arm verletzt, wie Herr Tieck, der mit Vornahmen ſo wie ich Ludwig geheißen, ihn in dem Prolog zum zweiten Theil des Fortunat aufzuſtellen beliebt hat. Nein es giebt keinen Zufall. Ich bleibe dabei, das ganze Weltſyſtem mit allem, was ſich darin begiebt, der ganze Makrokosmus gleicht einem großen künſtlich zuſammengefügten Uhrwerk, das augenblicklich ſtocken müßte, ſobald es irgend einem fremden willkürloſen Prinzip vergönnt wäre, auch nur das kleinſte Rädchen feindlich zu berühren.“ „Ich weiß nicht,“ erwiederte Euchar lächelnd, „ich weiß nicht, Freund Ludwig! wie Du auf einmal zu dieſer fatalen, längſt veralteten mechaniſtiſchen Idee kommſt, und **Goethe's** ſchönen Gedanken vom rothen Faden, der ſich durch unſer Leben zieht, und an dem wir, ihn in lichten Augenblicken gewahrend, den über uns, in uns waltenden höheren Geiſt erkennen, ſo entſtellen darfſt.“ „Das Gleichniß,“ ſprach Ludwig weiter, „das Gleichniß iſt mir anſtößig, weil es von der engliſchen Marine entnommen. Durch das kleinſte Tau ihrer Schiffe, ich weiß es ja eben aus Goethe's Wahlverwandtſchaften, zieht ſich ein rother Faden, der es als Staatseigenthum bezeichnet. Nein, nein, mein lieber Freund! Alles, was ſich begiebt, iſt von Urſprung an als nothwendig bedingt, eben weil es ſich begiebt, und das iſt der Zuſammenhang der Dinge, auf dem das Prinzip alles Seyns, des ganzen Lebens beruht! — Da man nämlich — in dem Moment —“

Doch es iſt nöthig dem geneigten Leſer zuförderſt zu ſagen, daß beide, Ludwig und Euchar alſo mit einander redend, durch einen Laubgang des ſchönen Parks vor W. luſtwandelten. Es war Sonntag. Die Dämmerung begann einzubrechen, der Abendwind ſtrich ſäuſelnd durch die Büſche, die ſich von der Glut des Tages erholend, aufathmeten in leiſen Seufzern; durch den ganzen Wald ertönten luſtig die frohen Stimmen geputzter Bürgersleute, die ſich hinausgemacht, und bald ins blumigte Gras hingelagert ein mäßiges Abendbrod verzehrten, bald in dieſes, in jenes der zahlreichen Wirthshäuſer eingekehrt, ſich nach den Kräften des Gewinns der Woche etwas mehr zu Gute thaten.

In dem Moment alſo, da Ludwig weiter reden wollte, über die tiefſinnigen Lehren vom Zuſammenhang der Dinge, ſtolperte er über eine dicke Baumwurzel, die er, brillbewaffnet, wie er war, doch überſehen, und fiel der Länge nach zur Erde nieder. „Das lag im Zuſammenhang der Dinge; ſchlugſt Du nicht ſchmählich hin, ſo ging die Welt unter im nächſten Augenblick.“ So ſprach Euchar ernſthaft und gelaſſen, hob Stock und Hut des Freundes auf, beides war ihm beim Fall entflogen, und reichte ihm die Hand zum Aufſtehen. Ludwig fühlte aber das rechte Knie ſo verletzt, daß er zu hinken genöthigt, und dabei blutete die Naſe heftig genug. Dies bewog ihn dem Rathe des Freundes zu folgen, und einzukehren in das nächſte Wirthshaus, unerachtet er ſonſt dergleichen, vorzüglich an Sonntagen ſorgfältig vermied, da ihm der Jubel der ſonntäglichen Bürgerwelt eine ſeltſame innere Aengſtlichkeit einflößte, als befinde er ſich an einem Orte, der nicht recht geheuer, wenigſtens für Leute ſeines Gleichen.

Auf dem mit Bäumen beſetzten Raſen vor dem Hauſe hatten die Gäſte einen dichten bunten Kreis geſchloſſen, aus deſſen Mitte die Töne einer Ghitarre und eines Tambourins erklangen. Das Schnupftuch vor dem Geſicht, vom Freunde geführt, hinkte Ludwig hinein in das Haus, und bat ſo kläglich um Waſſer und um ein geringes Etwas von Weineſſig, daß die erſchrockene Wirthin ihn in den letzten Zügen glaubte. Während er mit dem Verlangten bedient wurde, ſchlich Euchar, auf den Ghitarren- und Tambourin-Töne einen mächtigen unwiderſtehlichen Zauber übten, man wird erfahren warum, hinaus, und ſuchte in den geſchloſſenen Kreis zu kommen. Euchar gehörte zu den wenigen hochbeglückten Lieblingen der Natur, denen ihr äußeres Anſehen, ihr ganzes Weſen überall freundliches Zuvorkommen verſchafft, und ſo geſchah es denn auch, daß einige Handwerksburſche, ſonſt eben nicht am Sonntage zu graziöſer Höflichkeit aufgelegt, als er fragte, was ſich in dem Kreiſe begebe, ſogleich Platz machten, damit er nur auch das kleine närriſche Ding ſchauen könne, das ſo hübſch und ſo künſtlich ſpiele und tanze. Nun that ſich vor Euchar ein Schauſpiel auf, das ſeltſam und anmuthig zugleich, ſeinen ganzen Sinn gefangen nahm.

In der Mitte des Kreiſes tanzte ein Mädchen mit verbundenen Augen zwiſchen neun Eiern, die zu drei und drei hinter einander auf dem Boden lagen, den Fandango, indem ſie das Tambourin dazu ſchlug. Zur Seite ſtand ein kleiner verwachſener Menſch mit einem häßlichen Zigeunergeſicht, und ſpielte die Chitarre. Die Tänzerin ſchien höchſtens fünfzehn Jahre alt, ſie ging fremdartig gekleidet, im rothen goldſtaffirten Mieder, und kurzem weißen mit bunten Bändern beſetzten Rock. Ihr Wuchs, jede ihrer Bewegungen war die Zierlichkeit, die Anmuth ſelbſt. Sie wußte dem Tambourin, das ſie bald hoch über dem Kopfe, bald mit in maleriſcher Stellung ausgeſtreckten Armen ſeitwärts, bald vor ſich hin, bald hinter dem Rücken hielt, wunderbar mannigfaltige Töne zu entlocken. Zuweilen glaubte man den dumpfen Ton einer in weiter Ferne angeſchlagenen Pauke, dann das klagende Girren der Turteltauben, dann wieder das Brauſen des nahenden Sturmes zu vernehmen; dazu erklangen die wohlgeſtimmten hellen Glöckchen gar lieblich. Der kleine Chitarriſt gab dem Mädchen in der Virtuoſität des Spiels nichts nach, denn auch er wußte ſein Inſtrument auf ganz eigene Weiſe zu behandeln, indem er die eigenthümliche Melodie des Tanzes bald klar und kräftig hervortreten, bald, indem er nach ſpaniſcher Weiſe mit der ganzen Hand über die Saiten fuhr, verrauſchen ließ, bald volle helle Akkorde anſchlug. Immer ſtärker und mächtiger ſauſte und brauſte das Tambourin, rauſchten die Saiten der Chitarre, immer kühner wurden die Wendungen, die Sprünge des Mädchens; haardicht bei den Eiern ſetzte ſie zuweilen feſt und beſtimmt den Fuß auf, ſo daß die Zuſchauer oft ſich eines lauten Schreies nicht erwehren konnten, meinend, nun ſey eines von den zerbrechlichen Dingern zerſtoßen. Des Mädchens ſchwarze Locken hatten ſich losgeneſtelt, und flogen im wilden Tanz um ihr Haupt, ſo daß ſie beinahe einer Mänade glich. „Endige!“ rief ihr der Kleine auf ſpaniſch zu. Da berührte ſie tanzend jedes der Eier, ſo daß ſie in einen Haufen zuſammenrollten; dann aber mit einem ſtarken Schlag auf das Tambourin, mit einem mächtigen Akkord der Chitarre, blieb ſie plötzlich ſtehen wie feſtgezaubert. Der Tanz war geendet.

Der Kleine trat hinzu und löſte ihr das Tuch von den Augen, ſie neſtelte ihr Haar auf, nahm das Tambourin und ging mit niedergeſchlagenen Augen im Kreiſe umher, um einzuſammeln. Niemand hatte ſich weggeſchlichen, jeder legte mit vergnügter Miene ein Stück Geld auf das Tambourin. Bei Euchar ging ſie vorüber, und als er ſich hinzudrängte, um ihr auch etwas zu geben, lehnte ſie es ab. „Warum willſt Du von mir nichts annehmen, Kleine?“ fragte Euchar. Das Mädchen ſchaute auf, und durch die Nacht ſchwarzer ſeidener Wimpern blitzte der glühende Blick der ſchönſten Augen. „Der Alte,“ ſprach ſie ernſt, beinahe feierlich, mit tiefer Stimme und fremdem Akzent, „der Alte hat mir geſagt, daß Sie, mein Herr, erſt dann kamen, als die beſte Hälfte meines Tanzes vorüber, und da darf ich nichts nehmen.“ Damit machte ſie dem Euchar eine zierliche Verbeugung, und wandte ſich zu dem Kleinen, dem ſie die Chitarre abnahm, und ihn an einen entfernten Tiſch führte. Als Euchar hinblickte, gewahrte er Ludwig, der nicht weit davon zwiſchen zwei ehrſamen Bürgersleuten ſaß, ein großes Glas Bier vor ſich ſtehen hatte, und ihm ängſtlich zuwinkte. Euchar ging hinan und rief lachend: „Nun Ludwig, ſeit wann ergiebſt Du Dich denn dem ſchnöden Biertrinken?“ Aber Ludwig winkte ihm zu, und ſprach mit bedeutendem Ton: „Wie kannſt Du nur ſo etwas reden? das ſchöne Bier gehört zu den edelſten Getränken, und ich liebe es über alle Maßen, wenn es ſo vortrefflich gebraut wird als eben hier.“

Die Bürger ſtanden auf, Ludwig begrüßte ſie mit ungemeiner Höflichkeit, und zog ein ſüßſaures Geſicht, als ſie ihm beim Weggehen, nochmals den gehabten Unfall bedauernd, treuherzig die Hände ſchüttelten. „Immer,“ begann nun Ludwig, „immer bringſt Du mich mit deinem unbedachtſamen Weſen in unnütze Gefahr! Ließ ich mir nicht ein Glas Bier geben, würgte ich nicht das ſchnöde Getränk hinunter, konnten das nicht die handfeſten Meiſter übel nehmen, grob werden, mich als einen Ungeweihten hinauswerfen? Und nun bringſt Du mich, nachdem ich ſo geſchickt meine Rolle geſpielt, doch in Verdacht!“ „Ei,“ erwiederte Euchar lachend, „wärſt Du hinausgeworfen, oder gar was weniges abgeprügelt worden, hätte das nicht im Zuſammenhang der Dinge gelegen? Doch höre, welch' hübſches Schauſpiel mir dein im Makrokosmus bedingter Sturz über die Baumwurzel verſchafft hat.“

Euchar erzählte von dem anmuthigen Eiertanz des kleinen ſpaniſchen Mädchens — „Mignon!“ rief Ludwig begeiſtert, „himmliſche, göttliche Mignon!“

Gar nicht weit von den Freunden ſaß der Chitarriſt, und zählte emſig das eingenommene Geld, während das Mädchen vor dem Tiſche ſtand, und eine Apfelſine in ein Glas Waſſer ausdrückte. Der Alte ſtrich endlich das Geld zuſammen, und nickte der Kleinen zu mit vor Freude funkelnden Blicken, die aber reichte dem Alten das bereitete Getränk hin, indem ſie ihm die runzlichten Wangen ſtreichelte. Ein widriges mäckerndes Gelächter ſchlug der Alte auf, und ſchlürfte den Trank ein mit durſtigen Zügen. Die Kleine ſetzte ſich hin, und klimperte auf der Chitarre. — „O Mignon!“ rief Ludwig von neuem, „göttliche, himmliſche Mignon! — Ja ich rette ſie, ein zweiter Wilhelm Meiſter, aus den Händen des heimtückiſchen Böſewichts, dem ſie dienſtbar!“ — „Woher,“ ſprach Euchar ruhig und gelaſſen, „woher weißt Du, daß jener kleine Buckelmann ein heimtückiſcher Böſewicht iſt?“ — „Kalter Menſch,“ erwiederte Ludwig, „kalter Menſch, den nichts ergreift, der nichts auffaßt, der keinen Sinn hat für das Geniale, Fantaſtiſche. Siehſt Du, gewahrſt Du denn nicht, wie aller Hohn, aller Neid, alle Bosheit, der ſchmutzigſte Geiz aus den kleinen grünen Katzenaugen der zigeuneriſchen Mißgeburt herausblitzt, ſich aus den Runzeln des unheimlichen Antlitzes herausfältelt? — Ja ich rette es — ich rette es aus den ſataniſchen Fäuſten des braunen Unholds, das liebe Kind! — Könnt' ich nur reden mit der kleinen Huldin!“ „Nichts iſt leichter ins Werk zu ſtellen als das,“ ſprach Euchar, und winkte das Mädchen herbei.

Sofort legte die Kleine das Inſtrument auf den Tiſch, näherte und verbeugte ſich dann mit züchtig niedergeſenktem Blick. „Mignon!“ rief Ludwig wie außer ſich ſelbſt, „Mignon, holde ſüße Mignon!“ „Sie nennen mich Emanuela,“ ſprach das Mädchen. „Und der abſcheuliche Kerl dort,“ ſprach Ludwig weiter, „wo hat er Dich Aermſte geraubt, wo hat er Dich in ſeine verfluchten Schlingen verlockt?“ „Ich verſtehe,“ erwiederte die Kleine, indem ſie die Augen aufſchlug, und Ludwig mit ernſtem Blick durchſtrahlte, „ich verſtehe Euch nicht, mein Herr, ich weiß nicht, was Ihr meint, warum Ihr mich ſo fragt.“ „Du biſt Spanierin mein Kind,“ begann Euchar. „Ja wohl,“ erwiederte das Mädchen mit zitternder Stimme, „ja wohl bin ich das, Ihr ſeht, Ihr hört mirs wohl an, und da mag ich es nicht läugnen.“

„So,“ ſprach Euchar weiter, „ſo ſpielſt Du auch Chitarre, und vermagſt ein Lied zu ſingen?“ Das Mädchen hielt die Hand vor die Augen, und liſpelte kaum hörbar: „Ach ich möcht' Euch, meine lieben Herren, wohl eins vorſpielen und vorſingen, aber meine Lieder ſind glühend heiß, und hier iſt es ſo kalt — ſo kalt!“ „Kennſt Du,“ ſprach nun Euchar auf ſpaniſch mit erhöhter Stimme, „kennſt Du das Lied: Laurel immortal?“ Das Mädchen ſchlug die Hände zuſammen, hob den Blick gen Himmel, Thränen perlten in ihren Augen, ſtürzte fort, riß die Chitarre vom Tiſch, flog mehr, als ſie ging, zu den Freunden zurück, ſtellte ſich vor Euchar, und begann:

Laurel immortal al gran Palafox,
Gloria de Espanna, de Francia terror! etc.

In der That, unbeſchreiblich zu nennen war der Ausdruck, mit dem die Kleine das Lied vortrug. Aus dem tiefſten Todesſchmerz flammte glühende Begeiſterung auf, jeder Ton ſchien ein Blitz, vor dem jede Eisdecke zerſpringen mußte, die ſich über die erkaltete Bruſt gelegt. Ludwig wollte vor lauter Entzücken, wie man zu ſagen pflegt, aus der Haut fahren. Er unterbrach den Geſang des Mädchens durch überlaute Bravas, Braviſſimas, und hundert ähnliche Ausrufungen des Beifalls. „Habe,“ ſprach Euchar zu ihm, „habe die Gnade, mein Gönner, und halt jetzt ein wenig das Maul!“ „Ich weiß es ſchon,“ erwiederte Ludwig mürriſch, „daß Muſik Dich unempfindlichen Menſchen ganz und gar nicht zu rühren vermag, that aber übrigens wie ihm Euchar geheißen.

Das Mädchen lehnte ſich, als das Lied geendet, ermattet an einen nahe ſtehenden Baum, und indem ſie die Akkorde fortſäuſeln ließ, bis ſie im Pianiſſimo verhauchten, fielen große Thränen auf das Inſtrument!

„Du biſt,“ ſprach Euchar mit dem Tone, der nur aus tief bewegter Bruſt zu kommen pflegt, „Du biſt bedürftig, mein armes holdes Kind, habe ich nicht deinen Tanz von Anfang an geſehen, ſo haſt Du das jetzt durch deinen Geſang überreichlich erſetzt, und darfſt Dich nun nicht mehr weigern, etwas von mir anzunehmen.“

Euchar hatte ein kleines Beutelchen hervorgezogen, aus dem ſchöne Dukaten herausblinkten, das ſteckte er nun der Kleinen zu, als ſie ſich ihm genähert. Das Mädchen heftete den Blick auf Euchars Hand, faßte ſie mit beiden Händen, bedeckte ſie, mit dem lauten Ausruf: „Oh Dios!“ vor Euchar niederſtürzend, mit tauſend heißen Küſſen. „Ja,“ rief Ludwig begeiſtert, „ja nur Geld, nichts als Geld dürfen die ſüßen Händchen empfangen,“ fragte aber dann, ob Euchar ihm nicht einen Thaler wechſeln könne, da er gerade kein kleines Geld bei ſich führe.

Indeſſen war der Bucklichte hinangehinkt, hob die Chitarre auf, die Emanuela zu Boden fallen laſſen, und verbeugte ſich nun ſchmunzelnd ein Mal über das andere vor Euchar, der gewiß das Töchterlein reichlich beſchenkt habe, da ſie ſo gerührt danke.

„Böſewicht, Spitzbube,“ grollte ihn Ludwig an. Erſchrocken fuhr der Kleine zurück und ſprach weinerlich: „Ach Herr, warum ſeyd Ihr denn ſo böſe? Verdammt doch nicht den armen ehrlichen Biagio Cubas! kehrt Euch ja nicht an meine Farbe, an mein, ich weiß es wohl, häßliches Geſicht! Ich bin in Lorca geboren, und eben ſolch ein alter Chriſt, als Ihr es ſelbſt nur irgend ſeyn könnt.“ Das Mädchen ſprang ſchnell auf, rief dem Alten auf ſpaniſch zu: „O fort — nur ſchnell fort, Väterchen!“ und beide entfernten ſich, indem Cubas noch allerlei wunderliche Bücklinge verführte, Emanuela aber dem Euchar den ſeelenvollſten Blick zuwarf, deſſen die ſchönſten Augen mächtig.

Als der Wald ſchon das ſeltſame Paar verbarg, begann Euchar: „Siehſt Du wohl Ludwig, daß Du Dich mit deinem ſchlimmen Urtheil, das Du über den kleinen Kobold fällteſt, übereilt haſt? Es iſt wahr, der Menſch hat etwas Zigeunerartiges, er iſt, wie er ſelbſt ſagt, aus Lorca. Nun mußt Du aber wiſſen, daß Lorca eine alt mauriſche Stadt iſt, und daß die Lorcaner, ſonſt ganz hübſche Leute, die Spuren ihrer Abkunft nicht verläugnen können. Nichts nehmen ſie jedoch übler auf, als wenn man ihnen das zu verſtehen giebt, weshalb ſie unaufhörlich verſichern, daß ſie alte Chriſten wären. So ging es dem Kleinen, in deſſen Geſicht ſich freilich der mauriſche Stamm in der Karikatur abſpiegelt.“ „Nein,“ rief Ludwig, „ich bleibe dabei, der Kerl iſt ein verruchter Spitzbube, und ich werde Alles daran ſetzen, meine holde ſüße Mignon aus ſeinen Klauen zu retten.“ „Hältſt Du,“ ſprach Euchar, „den Kleinen durchaus für einen Spitzbuben, ſo traue ich meines Theils, wieder nicht recht der holden ſüßen Mignon“ — „Was ſagſt Du?“ fuhr Ludwig auf, „was ſagſt Du Euchar? dem lieben Himmelskinde nicht trauen, aus deren Augen die unſchuldsvollſte Holdſeligkeit hervorleuchtet? Aber daran erkennt man den eiskalten Proſaiker, der für dergleichen keinen Sinn hat, und der mißtrauiſch iſt gegen Alles, was nicht hineinpaßt, in ſeinen gewöhnlichen alltäglichen Kram!" „Nun," erwiderte Euchar gelaſſen, „ereifere Dich nur nicht ſo ſehr, mein enthuſiaſtiſcher Herzensfreund. Du wirſt freilich ſagen, daß das Mißtrauen gegen die ſüße Mignon keinen recht haltbaren Grund hat. Es entſtand nur deshalb, weil ich eben jetzt gewahrte, daß die Kleine in eben dem Augenblick, als ſie meine Hand faßte, mir den kleinen Ring mit dem ſeltenen Stein, den ich, wie Du weißt, beſtändig trug, vom Finger gezogen. Ungern vermiſſe ich das theure Andenken aus einer verhängnißvollen Zeit." „Was um des Himmels willen," ſprach Ludwig kleinlaut, „es iſt wohl gar nicht möglich! Nein," fuhr er dann heftig fort, „nein, es iſt nicht möglich! Nicht täuſchen kann ein ſolches Antlitz, ein ſolches Auge, ein ſolcher Blick! Du haſt den Ring fallen laſſen — verloren." „Nun," ſprach Euchar, „wir wollen ſehen, uns aber, da es ſtark zu dunkeln beginnt, nach der Stadt zurückbegeben!"

Unterwegs hörte Ludwig nicht auf von Emanuela zu ſprechen, die er mit den ſüßeſten Namen nannte und verſicherte, wie er deutlich an einem gewiſſen unbeſchreiblichen Blick, den ſie ſcheidend ihm zugeworfen, bemerkt, daß er einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht habe, welches ihm wohl in dergleichen Fällen, wenn nemlich die Romantik ins Leben trete, arrivire. Euchar unterbrach den Freund nicht mit einem Wort. Der exaltirte ſich ſelbſt aber immer mehr und mehr, bis er gerade unter dem Thore, als eben der Tambour der Wache den abendlichen Trommelſchlag begann, dem Freunde um den Hals fiel, und Thränen in den Augen mit kreiſchender Stimme, um den dröhnenden Wirbel des militäriſchen Virtuoſen zu überbieten, ins Ohr ſchrie, er ſey ganz und gar in Liebe zur ſüßen Mignon, und er wolle ſein Leben daran ſetzen, ſie wieder aufzufinden, und der alten Mißgeburt zu entreißen.

Vor dem Hauſe, in welchem Ludwig wohnte, ſtand ein Diener in reicher Livree, der näherte ſich ihm mit einer Karte. Kaum hatte Ludwig geleſen und den Diener abgefertigt, als er den Freund eben ſo heftig umhalſte, als es ſchon unter dem Thore geſchehen, dann aber rief: „Nenne mich, o mein Euchar! aller Sterblichen glücklichſten, beneidenswertheſten! Erſchließe deine Bruſt — faſſe meine Seligkeit, habe Sinn für Himmelswonne, Guter! Miſche deine Freudenzähren mit den meinigen!" „Aber," fragte Euchar, „was kann Dir denn ſo hochherrliches auf einer Karte verkündet werden?" „Erſchrick nicht," fuhr Ludwig murmelnd fort, erſchrick nicht, wenn ich Dir das zauberiſch ſtrahlende Paradies von tauſend Wonnen aufthue, das ſich mir aufthun wird, mittelſt dieſer Karte!" „So möcht' ich doch nur wiſſen", ſprach Euchar weiter, „welch ein hohes Glück Dir beſchieden!" „Wiſſe es," rief Ludwig, „erfahr' es, vernimm es! Staune — zweifle — rufe — ſchreie — brülle. Ich bin auf morgen eingeladen zum Souper und Ball bei dem Grafen Walther Puck! Viktorine — Viktorine, holde ſüße Viktorine!" „Und die holde ſüße Mignon?" So fragte Euchar, doch Ludwig ächzte gar weinerlich: „Viktorine, Du mein Leben!" und ſtürzte hinein in das Haus.

Die Freunde Ludwig und Euchar. Böſer Traum von dem Verluſt eines ſchönen Paars Beine im Pianett. Leiden eines enthuſiaſtiſchen Tänzers. Troſt, Hoffnung und Monſieur Cochenille.

Es möchte nöthig ſeyn, dem geneigten Leſer zuerſt etwas mehr über die beiden Freunde zu ſagen, damit derſelbe von Haus aus wenigſtens einigermaßen wiſſe, wie er mit ihnen daran iſt, was er von jedem zu halten.

Beide hatten einen Stand, der eigentlich chimäriſch zu nennen, da er keinem Sterblichen auf dieſer Welt beſchieden, ſie waren Freiherren. Zuſammen erzogen, in enger Freundſchaft aufgewachſen, konnten ſie ſich auch dann nicht trennen, als mit dem Zunehmen der Jahre die ausgeſprochenſte Verſchiedenheit der innern Gemüthsart immer mehr und mehr hervortrat, die ſich ſelbſt im äußeren Weſen offenbarte. Euchar gehörte als Knabe zu den ſogenannten artigen Kindern, die alſo genannt werden, weil ſie in der Geſellſchaft Stunden lang auf einem Fleck ſtill ſitzen, nichts fragen, begehren u. ſ. w. und dann ſich herrlich ausbilden zu hölzernen Dummköpfen. Mit Euchar hatte es eine andere Bewandtniß. Wurde er, wenn er, ein artiges Kind mit niedergeſchlagenen Augen, gebeugtem Haupt da ſaß, angeſprochen, ſo fuhr er erſchrocken auf, ſtotterte, weinte manchmal gar, er ſchien aus tiefen Träumen zu erwachen. War er allein, ſo ſchien er ein ganz anderes Weſen. Man hatte ihn belauſcht, als er heftig ſprach, wie mit mehreren Perſonen, die zugegen, ja als er ganze Geſchichten, die er gehört oder geleſen, wie ein Schauſpiel aufführte, da mußten Tiſche, Schränke, Stühle, alles was ſich eben im Zimmer vorfand, Städte, Wälder, Dörfer, Perſonen vorſtellen. Eine beſondere Begeiſterung ergriff aber den Knaben, wenn es ihm vergönnt wurde, allein im Freien umherzuſtreifen. Dann ſprang, jauchzte er durch den Wald, umarmte die Bäume, warf ſich ins Gras, küßte die Blumen, u. ſ. w. In irgend ein Spiel mit Knaben ſeines Alters ließ er ſich ungern ein, und galt deshalb für furchtſam und träge, weil er irgend ein gefährliches Unternehmen, einen gewaltigen Sprung, eine kühne Kletterei niemals mitmachen wollte. Aber auch hier war es beſonders, daß, wenn es am Ende jedem an Muth gefehlt hatte, das Unternehmen wirklich zu wagen, Euchar ſtill zurückblieb, und einſam mit Geſchicklichkeit das vollbrachte, was die Andern nur gewollt. Galt es z. B. einen hohen ſchlanken Baum zu erklettern, und hatte keiner hinauf gemocht, ſo ſaß Euchar gewiß im nächſten Augenblick, ſo wie er ſich allein befand, oben auf der Spitze. Aeußerlich kalt, theilnahmlos erſcheinend, ergriff der Knabe alles mit ganzem Gemüth, mit einer Beharrlichkeit, wie ſie nur ſtarken Seelen eigen, und brach in manchen Momenten das im Inneren Empfundene hervor, ſo geſchah es mit unwiderſtehlich hinreißender Gewalt, ſo daß jeder Kundige über die Tiefe des Gefühls, das der Knabe in der verſchloſſenen Bruſt trug, erſtaunen mußte. Mehrere grundgeſcheidte Hofmeiſter konnten aus ihrem Zöglinge gar nicht klug werden, und nur ein einziger (der letzte) verſicherte, der Knabe ſey eine poetiſche Natur, worüber Euchars Papa gar ſehr erſchrak, indem er befürchten zu müſſen glaubte, daß der Knabe am Ende das Naturell der Mutter haben werde, die bei den glänzendſten Couren Kopfſchmerz und Ekel empfunden. Des Papas Intimus, ein hübſcher glatter Kammerherr, verſicherte jedoch, beſagter Hofmeiſter thäte ein Eſel ſeyn, in dem jungen Baron Euchar flöſſe echt adeliges Blut, mithin ſey ſeine Natur freiherrlich, und nicht poetiſch. Das beruhigte den Alten merklich. Man kann denken wie ſich aus ſolchen Grundanlagen des Knaben der Jüngling entwickeln mußte. Auf Euchars Antlitz hatte die Natur die bedeutungsvolle Chiffer gedrückt, mit der ſie ihre Lieblinge bezeichnet. Aber Lieblinge der Natur ſind die, welche die unendliche Liebe der guten Mutter, ihr tiefſtes Weſen ganz zu faſſen vermögen, und dieſe Lieblinge werden nur von Lieblingen verſtanden. So kam es denn auch, daß Euchar von der Menge nicht verſtanden, für gleichgültig, kalt, keiner rechtſchaffenen Extaſe über ein neues Trauerſpiel fähig, und daher auch für proſaiſch verſchrien wurde. Vorzüglich konnten es ganze Zirkel der eleganteſten ſcharfſinnigſten Damen, denen ſonſt dergleichen Kenntniß wohl zuzutrauen, durchaus nicht begreifen, wie es möglich ſey, daß dieſe Apollo-Stirn, dieſe ſcharf gebogenen gebietenden Brauen, dieſe düſteres Feuer ſprühenden Augen, dieſe ſanft aufgeworfenen Lippen, nur einem lebloſen Bilde angehören ſollten. Und doch ſchien es ſo, denn Euchar verſtand durchaus nicht die Kunſt, über nichts, nichts in nichtsſagenden Worten mit ſchönen Weibern ſo zu reden, und ſo ſich darzuſtellen, als ſey er Rinaldo in Feſſeln.

Ganz anders verhielt es ſich mit Ludwig. Der gehörte zu den wilden, ausgelaſſenen Knaben von denen man zu prophezeien pflegt, daß ihnen dereinſt die Welt zu enge ſeyn würde. Er war es, der immer den Geſpielen die tolleſten Streiche angab, man hätte denken ſollen, daß der kühne Junge doch einmal Schaden leiden würde, er war es aber auch immer, der mit unverbrannter Naſe davon kam, da er bei der Ausführung ſich geſchickt hintenan zu ſtellen, oder ganz davon zu machen wußte. Er ergriff alles ſchnell mit großer Begeiſterung, ließ es aber eben ſo ſchnell wieder; ſo kam es, daß er vieles lernte, aber nicht viel. Zum Jüngling herangewachſen machte er ganz artige Verſe, ſpielte paſſabel manches Inſtrument, malte ganz hübſch, ſprach ziemlich fertig mehrere Sprachen, war daher ein wahrer Ausbund von Bildung. Ueber alles konnte er in die erſtaunlichſte Extaſe gerathen, und dieſe in den mächtigſten Worten verkünden. Aber es war mit ihm, wie mit der Pauke, die angeſchlagen deſto ſtärker tönt, je größer der innere hohle Raum. Der Eindruck, den alles Schöne, Herrliche auf ihn machte, glich dem äußern Kitzel, der die Haut berührt, ohne die innern Fibern zu erfaſſen. Ludwig gehörte zu den Leuten, die man ſehr oft ſagen hört: „Ich wollte!“ und die vor dieſem wollenden Prinzip nie zum Handeln kommen. Da aber in dieſer Welt diejenigen Menſchen, welche ſehr laut und breit verkündigen, was ſie thun wollen, viel mehr gelten, als die, welche in aller Stille hingehen und es wirklich thun, ſo geſchah es auch, daß man Ludwig jeder großen Handlung fähig hielt, und ihn deßhalb höchlich bewunderte, ohne weiter darnach zu fragen, ob er denn wirklich das gethan, was er ſo laut verkündet. Freilich gab es auch wohl Leute, die Ludwig durchſchauten, und ihn feſthaltend bei ſeinen Worten ſich darnach emſig erkundigten, ob er dies oder jenes ausgeführt. Dies verdroß ihn aber um ſo mehr, als er in einſamen Stunden bisweilen ſelbſt ſich geſtehen mußte, daß das ewige Wollen und Wollen ohne That miſerabel ſey. Da gerieth er über ein verſchollenes Buch, worin die mechaniſtiſche Lehre vom Zuſammenhang der Dinge vorgetragen wurde. Begierig griff er dieſe Lehre auf, die ſein Treiben, oder vielmehr ſein Wollen, bei ſich ſelbſt und bei andern entſchuldigte. Denn war nicht ausgeführt, was er verſprochen, ſo trug nicht er die Schuld, ſondern es hatte nur allein im Zuſammenhang der Dinge gelegen, daß es nicht geſchehen konnte.

Der geneigte Leſer wird ſich wenigſtens von der großen Bequemlichkeit jener weiſen Lehren überzeugen.

Da Ludwig übrigens ein ganz hübſcher Jüngling mit rothen blühenden Wangen war, ſo würde er, vermöge ſeiner Eigenſchaften, der Abgott jedes eleganten Zirkels geweſen ſeyn, hätte nicht ſein kurzes Geſicht ihn manches ſeltſame Quiproquo begehen laſſen, das ihm oft verdrießliche Folgen zuzog. Er tröſtete ſich jedoch mit dem unbeſchreiblichen Eindruck, den er auf jedes weibliche Herz zu machen glaubte, und überdem galt die Gewohnheit, daß er, eben ſeines kurzen Geſichts halber, um nicht in der Perſon zu irren, mit der er ſprach, welches ihm manchmal zu großem Aerger geſchehen, ſelbſt den Damen näher trat, als ſchicklich für die unbefangene Dreiſtigkeit des genialen Menſchen.

Tages darauf, als Ludwig auf dem Ball bei dem Grafen Walther Puck geweſen, in aller Frühe erhielt Euchar ein Billet von ihm, worin es hieß:

„Theurer! Geliebteſter! Ich bin elend, geſchlagen, verloren, herabgeſtürzt von dem blumigten Gipfel der ſchönſten Hoffnungen in den bodenloſen nächtlichen Abgrund der Verzweiflung. Das, was mein namenloſes Glück bereiten ſollte, iſt mein Unglück! — Komme! eile, tröſte mich, wenn Du es vermagſt!“

Euchar fand den Freund mit verbundenem Haupt auf dem Sopha ausgeſtreckt, blaß, übernächtig. „Kommſt Du,“ rief Ludwig ihm mit matter Stimme entgegen, indem er den Arm nach ihm ausſtreckte, „kommſt Du mein edler Freund? Ja, Du haſt doch gewiß einigen

Sinn für meinen Schmerz, für meine Leiden! Laß Dir wenigſtens erzählen, was mir begegnet, und ſprich das Urtheil, wenn Du glaubſt daß ich verloren bin total!“ „Gewiß,“ begann Euchar lächelnd, „gewiß iſt es auf dem Ball nicht ſo gegangen, wie Du gedachteſt?“ Ludwig ſeufzte tief auf. „Hat,“ ſprach Euchar weiter, „hat die holde Viktorine ſcheel geſehen, Dich nicht beachtet?“ „Ich habe ſie,“ erwiederte Ludwig mit tiefem Grabeston, „ich habe ſie ſchwer, ich habe ſie unverſöhnlich beleidigt!“ „Mein Gott,“ rief Euchar, „wie hat ſich das nur begeben können?“ Ludwig holte nochmals einen tiefen Seufzer, hüſtelte was weniges, und begann leiſe, aber mit gehörigem Pathos:

Wie ſich der Sonne Scheinbild in dem Dunſtkreis
Malt, eh' ſie kommt; ſo ſchreiten auch den großen
Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran.
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen!

„Ja,“ fuhr er dann wehmüthig fort, „ja, Euchar, wie das geheimnißvolle Schnarren des Räderwerks den Schlag der Uhr verkündet, ſo gehen warnende Ereigniſſe dem einbrechenden Malheur vorher. Schon in der Nacht vor dem Ball hatte ich einen ſchrecklichen, fürchterlichen Traum! Mir war es, als ſey ich ſchon bei dem Grafen, und könne, eben im Begriff zu tanzen, plötzlich keinen Fuß von der Stelle rühren. Im Spiegel werde ich zu meinem Schrecken gewahr, daß ich ſtatt des zierlichen Fußgeſtells, das mir die Natur verliehen, des alten Konſiſtorial-Präſidenten dick umwickelte podagriſche Beine unter dem Leibe trage. Und während daß ich an den Boden feſt gebannt ſtehe, ländert der Konſiſtorial-Präſident, Viktorinen im Arm, leicht wie ein Vogel daher, lächelt mich hämiſch an, und behauptet zulezt, auf feine Weiſe, daß er mir meine Füße abgewonnen habe im Piquett. Ich erwachte, Du kannſt es denken, in Angſtſchweiß gebadet! Noch ganz tiefſinnig über das böſe Nachtgeſicht bringe ich die Taſſe, in der glühende Chokolade dampft, an den Mund, und verbrenne mir dermaßen die Lippen, daß Du troz aller Pomade, die ich verbraucht, die Spuren davon noch ſehen kannſt. Nun ich weiß es ja, daß Du nicht viel Antheil nimmſt an fremden Leiden, ich übergehe daher alle die fatalen Ereigniſſe, womit mich das Schickſal den Tag über neckte, und ſage Dir nur, daß, als es endlich Abends zum Anziehen kam, eine Maſche des ſeidenen Strumpfs platzte, mir zwei Weſtenknöpfe ſprangen, daß ich, im Begriff in den Wagen zu ſteigen, meinen Wellington in die Goße warf, und endlich im Wagen ſelbſt, als ich die Patentſchnallen feſter auf die Schuhe drücken wollte, zu meinem nicht geringen Entſetzen an der Façon fühlte, daß der Eſel von Kammerdiener mir ungleiche Schnallen aufgedrückt. Ich mußte umkehren, und verſpätete mich wohl um eine gute halbe Stunde. Viktorine kam mir entgegen im vollſten Liebreiz — ich bat ſie um den nächſten Tanz. Wir länderten — ich war im Himmel. Aber da fühlte ich plötzlich die Tücke des feindlichen Schickſals“ — „Zuſammenhanges der Dinge,“ fiel ihm Euchar ins Wort. „Nenne es,“ fuhr Ludwig fort, „nenne es wie Du willſt, heute iſt mir alles gleich. Genug, es war ein tückiſches Verhängniß, das mich vorgeſtern über die fatale Baumwurzel hinſtürzte. Tanzend fühlte ich meinen Schmerz im Knie ſich erneuern, und immer ſtärker und heftiger werden. Aber in demſelben Augenblick ſpricht Viktorine ſo laut, daß es die andern Tänzer hören: „Das geht ja zum Einſchlafen!“ Man winkt, man klatſcht den Muſikanten zu, und raſcher und raſcher wirbelt ſich der Tanz! Mit Gewalt kämpfte ich die Höllenqual nieder, hüpfe zierlich, und mache ein freundliches Geſicht. Und doch raunt mir Viktorine einmal über das andere zu: „warum ſo ſchwerfällig heute, lieber Baron? Sie ſind gar nicht mehr derſelbe Tänzer wie ſonſt!“ Glühende Dolchſtiche in mein Herz hinein.“ „Armer Freund,“ ſprach Euchar lächelnd, „ich faſſe deine Leiden im ganzen Umfange.“

„Und doch,“ fuhr Ludwig fort, „war dieß alles nur Vorſpiel des unſeligſten Ereigniſſes! Du weißt, wie lange ich mich mit den Touren einer Seize herumgetragen, Du weißt, wie ich vieles Glas und Porzellan, das ich, hier in meinem Zimmer mich in jenen Touren, in den kühnſten Wendungen und Sprüngen verſuchend, von den Tiſchen warf, nicht geachtet habe, bloß um die geträumte Vollkommenheit zu erringen. Eine dieſer Touren iſt das Herrlichſte, das jemals der menſchliche Geiſt in dieſer Art erſonnen. Vier Paar ſtehen in maleriſcher Stellung, der Tänzer auf der rechten Fußſpitze balanzirend, umfaßt ſeine Tänzerin mit dem rechten Arm, während er den linken graziös gekrümmt über das Haupt erhebt, die andern machen Ronde. Veſtris und Gardel haben an ſo etwas nicht gedacht. Auf dieſe Seize hatte ich den höchſten Moment der Seligkeit gebaut! Zum Namenstag des Grafen Walther Puck hatte ich ſie beſtimmt — Viktorinen im Arm bei jener überirdiſchen Tour, wollte ich flüſtern:

„Göttliche — himmliſche Komteß, ich liebe Sie unausſprechlich, ich bete Sie an! ſeyn Sie mein, Engel des Lichts!“ Daher, lieber Euchar, gerieth ich in ſolch Entzücken, als ich nun wirklich zum Ball eingeladen wurde, woran ich beinahe zweifeln mußte, da Graf Puck kurz zuvor auf mich ſehr erzürnt ſchien, als ich ihm die Lehre vom Zuſammenhang der Dinge, vom Räderwerk des Makrokosmus, vortrug, die er ſeltſamer Weiſe dahin verſtand, als vergleiche ich ihn mit einem Perpendikel. Er nannte das eine malitiöſe Anſpielung, die er nur meiner Jugend verzeihe, und drehte mir den Rücken. Nun alſo! Der unglückliche Ländler war geendet, ich tanzte keinen Schritt mehr, entfernte mich in die Nebenzimmer, und wer mir auf dem Fuße folgte war der gute Cochenille, der mir ſogleich Champagner kredenzte. Der Wein goß neue Lebenskraft mir in die Adern, ich fühlte keinen Schmerz mehr. Die Seize ſollte beginnen, ich flog in den Saal zurück, ſtürzte hin zu Viktorinen, küßte ihr feurig die Hand, ſtellte mich in die Ronde. Jene Tour kommt, ich übertreffe mich ſelbſt — ich ſchwebe — balanzire, der Gott des Tanzes ſelbſt — ich umſchlinge meine Tänzerin, ich liſpele: „Göttliche, himmliſche Komteß,“ wie ichs mir vorgenommen. Das Geſtändniß der Liebe iſt meinen Lippen entflohen, ich ſchaue der Tänzerin tief in die Augen — Herr des Himmels! es iſt nicht Viktorine, mit der ich getanzt, es iſt eine ganz andere, mir völlig unbekannte Dame, nur gewachſen, gekleidet wie Viktorine! Du kannſt denken, daß mir war, als träfe mich der Blitz! Alles um mich her ſchwamm chaotiſch zuſammen, ich hörte keine Muſik mehr, ſprang wild durch die Reihen, bald hier bald dort hört' ich Schmerzensrufe, bis ich mich mit ſtarken Armen feſt gehalten fühlte und eine dröhnende Stimme mir ins Ohr donnerte: „Himmel tauſend ſapperment, ich glaube, Sie haben neun Teufel in den Beinen, Baron!“ Es war der verhängnißvolle Conſiſtorial-Präſident, den ich ſchon im Traum geſehen, der mich in einer ganz entfernten Ecke des Saals feſthielt und alſo fortfuhr: „Kaum bin ich vom Spieltiſch aufgeſtanden und in den Saal getreten, als Sie wie das böſe Wetter, aus der Mitte herausfahren und wie beſeſſen auf meinen Füßen herumſpringen, daß ich vor Schmerz brüllen möchte, wie ein Stier, wär' ich nicht ein Mann von feiner Konduite. Sehen Sie nur, welche Verwirrung Sie angerichtet haben.“ In der That hatte die Muſik aufgehört, die ganze Seize war aus einander und ich bemerkte, wie mehrere Tänzer umher hinkten, Damen ſich zu den Seſſeln führen ließen und mit Odeurs bedient wurden. — Ich hatte die Tour der Verzweiflung über die Füße der Tanzenden genommen, bis der baumſtarke Präſident dem tollen Lauf ein Ziel ſetzte. — Viktorine nahte ſich mir mit zornfunkelnden Augen. „In der That,“ ſprach ſie, „eine Artigkeit ohne gleichen, Herr Baron! Sie fordern mich zum Tanz auf, tanzen dann mit einer andern Dame und verwirren den ganzen Ball.“ Du kannſt Dir meine Betheurungen denken. „Dieſe Myſtifikationen,“ erwiederte Viktorine ganz außer ſich, „ſind Ihnen eigen, Herr Baron, ich kenne Sie, aber ich bitte, mich nicht weiter zum Gegenſtande Ihrer tiefen ſchneidenden Ironie zu wählen.“ — So ließ ſie mich ſtehen. Nun kam meine Tänzerin, die Artigkeit, ja ich möchte ſagen die Zuthulichkeit ſelbſt! — Das arme Kind hat Feuer gefaßt, ich kann es ihr nicht verdenken, aber bin ich denn Schuld? — O Viktorine, Viktorine! O Unglücks-Seize! — Furientanz, der mich in den Orkus hinabreißt!“

Ludwig ſchloß die Augen, und ſeufzte und ächzte, der Freund war aber gutmüthig genug, nicht auszubrechen in lautes Gelächter. Er wußte über dem wohl, daß Unfälle der Art, wie ſie den armen Ludwig bei dem Ball des Grafen Walther Puck betroffen, ſelbſt auf Menſchen von geringerer Geckenhaftigkeit die Wirkung ſpaniſcher Fliegen äußern in pſychiſchem Sinn.

Nachdem Ludwig ein Paar Taſſen Chokolade eingeſchlürft, ohne ſich, wie Tages zuvor, die Lippen zu verbrennen, ſchien er mehr Faſſung zu gewinnen, ſein ungeheures Schickſal mit größerem Muthe zu tragen. „Höre,“ begann er zu Euchar, der ſich indeſſen in ein Buch vertieft, „höre Freund, Du warſt ja auch zum Ball eingeladen?“ — „Allerdings,“ entgegnete Euchar gleichgültig, kaum von den Blättern aufblickend. — „Und kamſt nicht, und haſt mir nicht einmal von der Einladung etwas geſagt,“ ſprach Ludwig weiter. — „Eine Angelegenheit,“ erwiederte Euchar, „hielt mich feſt, die mir wichtiger war, als jeder Ball in der Welt, und hätt' ihn der Kaiſer von Japan gegeben.“ — „Gräfin Viktorine,“ fuhr Ludwig fort, „erkundigte ſich ſehr angelegentlich, weshalb Du wohl ausbliebeſt. Sie war ſo unruhig, blickte ſo oft nach der Thüre. In der That, ich hätte eiferſüchtig werden, ich hätte glauben können, Dir wärs zum erſten Mal gelungen, ein weibliches Herz zu rühren, wenn ſich nicht alles aufgeklärt hätte. — Kaum mag ichs Dir wieder erzählen, auf welche ſchonungsloſe Art ſich die holde Viktorine über Dich äußerte. — Nichts geringeres behauptete ſie, als daß Du ein kalter, herzloſer Sonderling ſeyſt, deſſen Gegenwart ſie oft mitten in der Luſt ängſtige; weshalb ſie denn gefürchtet hätte, Du würdeſt auch an dem Abend ihr Freudenſtörer ſeyn. Nun ſey ſie aber recht froh, daß Du nicht gekommen. — Aufrichtig geſprochen, ſeh ich doch gar nicht ein, warum Du, lieber Euchar, dem der Himmel doch ſo viel körperliche und geiſtige Vorzüge verliehen, ſolch entſchiedenes Unglück bei den Damen haſt, warum ich Dir überall den Rang ablaufe! — Kalter Menſch! Kalter Menſch, ich glaube, Du haſt keinen Sinn für das hohe Glück der Liebe, und darum wirſt Du nicht geliebt. Ich dagegen! — Glaube mir, ſelbſt Viktorines aufglühender Zorn, erzeugte er ſich nicht aus den Liebesflammen, die in ihrem Innern lodern, für mich den Glücklichen, den Seligen?"

Die Thüre öffnete ſich, und es trat ein ſeltſames Männlein in das Zimmer, im rothen Rock mit großen Stahlknöpfen, ſchwarz ſeidenen Unterkleidern, ſtark gepuderter hoher Friſur mit kleinem runden Haarbeutel! „Beſter Cochenille," rief ihm Ludwig entgegen, „beſter Monſieur Cochenille, wie habe ich das ſeltne Vergnügen." —

Euchar verſicherte, daß wichtige Angelegenheiten ihn fortriefen, und ließ den Freund mit dem Kammerdiener des Grafen Walther Puck allein.

Cochenille verſicherte ſüß lächelnd mit niedergeſchlagenen Augen, wie hochgräfliche Gnaden überzeugt wären, daß der verehrteſte Herr Baron während der Seize von einer ſeltſamen Krankheit befallen, deren Namen im Lateiniſchen beinahe ſo klinge, wie **Raptus**, und wie er, Monſieur Cochenille, gekommen, Nachfrage zu halten nach des verehrteſten Herrn Barons gnädigem Wohlbefinden. „Was **Raptus**, o Cochenille, was **Raptus**," rief Ludwig, erzählte nun ausführlich, wie ſich alles begeben und ſchloß damit, daß er den gewandten Kammerdiener des Grafen Walther Puck bat, die Sache möglichſt ins Geleiſe zu bringen.

Ludwig erfuhr, daß ſeine Tänzerin eine Couſine der Gräfin Viktorine geweſen, die vom Lande hineingekommen, zum Namenfeſt des Grafen, daß ſie und Gräfin Viktorine ein Herz und eine Seele wären, und ſich, wie bei jungen Mädchen der Einklang der Gemüther wohl in Seide und Flor ans Licht zu treten pflege, öfters ganz gleich kleideten. Cochenille meinte ferner, daß es mit dem Zorn der Gräfin Viktorine doch nicht rechter Ernſt ſeyn müſſe. Er habe ihr nämlich bei dem Schluß des Balls, gerade als ſie mit der Couſine zuſammengeſtanden, Gefrornes ſervirt, und dabei bemerkt, wie beide herzlich gekichert und gelacht, ſo wie gehört, wie ſie beide mehrmals ganz deutlich den Namen des hochverehrteſten Herrn Barons genannt hätten. Freilich ſey, wie er vernommen, die gräfliche Couſine ungemein verliebter Komplexion, und werde nun verlangen, daß der Herr Baron das fortſetze, was er begonnen, nämlich daß er der Couſine fortan erklecklich den Hof mache, und zuletzt Glacéhandſchuhe anziehe, und ſie zum Brautaltare führe, indeſſen wolle er das Seinige thun, daß ſie davon abgebracht werde. Morgenden Tages wollte er hochgräfliche Gnaden, wenn er dieſelbe zu friſiren die Ehre habe, gerade beim Lockenbau auf der linken Seite, die ganze Sache vortragen, und bitten, der Couſine unter eindringenden oheimlichen Ermahnungen vorzuſtellen, daß des Herrn Barons Liebeserklärung nichts anders geweſen ſey, als was dergleichen Erklärungen gewöhnlich wären, nämlich ein angenehmer Tanzſchnörkel der geraden Tour beigefügt, als liebenswürdiger Exceß. Das werde helfen. Cochenille gab endlich dem Baron den Rath, Viktorinen ſo bald als nur möglich zu ſehen, und dazu finde ſich noch am heutigen Tage Gelegenheit. Die Konſiſtorial-Präſidentin Veehs gebe nämlich Abends äſthetiſchen Thee, den ſie, wie er von dem Kammerdiener des ruſſiſchen Geſandten erfahren, durch die ruſſiſche Geſandtſchaft direkt von der chineſiſchen Grenze kommen laſſe, und der einen ungemein ſüßen Geruch verbreite. Dort werde er Viktorine finden, und alles retabliren können.

Ludwig ſah ein, daß nur unwürdige Zweifel den Glauben an ſein Liebesglück verſtört haben konnten, und beſchloß beim äſthetiſchen Thee der Konſiſtorial-Präſidentin ſo bezaubernd liebenswürdig zu ſeyn, daß es Viktorinen nicht einfallen werde, auch nur was weniges zu ſchmollen.

Der äſthetiſche Thee. Stickhuſten eines tragiſchen Dichters. Die Geſchichte nimmt einen ernſten Schwung, und ſpricht von blutigen Schlachten, Selbſtmord u. dgl.

Der geneigte Leſer muß es ſich ſchon gefallen laſſen, den beiden Freunden, Ludwig und Euchar, zu folgen in den äſthetiſchen Thee, der nun bei der Frau Konſiſtorial-Präſidentin Veehs wirklich angegangen. Ungefähr ein Dutzend hinlänglich geputzter Damen ſitzen in einem Halbkreis. Eine lächelt gedankenlos, die andere iſt vertieft in den Anblick ihrer Schuhſpitzen, mit denen ſie geſchickt die neueſten Pas irgend einer Françaiſe ganz in der Stille zu probiren weiß, die dritte ſcheint ſüß zu ſchlafen, noch ſüßer zu träumen, die vierte läßt den Feuerblick ihrer Augen umherſtreifen, damit er nicht einen ſondern wo möglich alle jungen Männer treffe, die im Saal verſammelt, die fünfte liſpelt: „Göttlich — herrlich — ſublim" — dieſe Ausrufungen gelten aber dem jungen Dichter, der eben mit allem nur möglichen Pathos eine neue Schickſals-Tragödie verlieſt, die langweilig und abgeſchmackt genug iſt, um ſich ganz zu ſolcher Vorleſung zu eignen. Hübſch war es, daß man oft ein Brummen vernahm, fernem Donner zu vergleichen. Dies war aber die Stimme des Konſiſtorial-Präſidenten, der in einem entfernten Zimmer mit dem Grafen Walther Puck Piquett ſpielte, und ſich auf jene Weiſe grollend, murrend vernehmen ließ. Der Dichter las mit dem ſüßeſten Ton, deſſen er mächtig:

Nur noch einmal, nur noch einmal
Laß dich hören, holde Stimme,
Ja o Stimme, ſüße Stimme,
Stimme aus dem tiefen Grunde,
Stimme aus den Himmelsdüften,
Horch, o horch —

Da ſchlug aber der Donner los, der längſt bedrohlich gemurmelt. „Himmel tauſend Saperment!" dröhnte des Konſiſtorial-Präſidenten Stimme durch das Zimmer, ſo daß alles erſchrocken von den Sitzen aufſprang. Wieder war es hübſch, daß der Dichter ſich gar nicht ſtören ließ, ſondern fortfuhr:

Ja es iſt kein Liebesathem,
Iſt kein Ton, den Honiglippen
Iſt der ſüße Laut entflohen —

Ein höheres Schickſal als das, was in des Dichters Tragödie waltete, litt es aber nicht, daß der Dichter ſeine Vorleſung ende.

Gerade, als er bei einem gräßlichen Fluch, den der Held des Stücks ausſpricht, ſeine Stimme erheben wollte zur höchſten tragiſchen Kraft, kam ihm, der Himmel weiß was, in den Hals, ſo daß er in einen fürchterlichen, nicht zu beſchwichtigenden Huſten ausbrach, und halb todt weggetragen wurde.

Der Präſidentin, der man längſt Ueberdruß und Langeweile angemerkt, ſchien die plötzliche Unterbrechung nicht ungelegen. Sobald die Ruhe der Geſellſchaft wieder hergeſtellt, erinnerte ſie, wie es nun an der Zeit ſey, daß irgend etwas nicht vorgeleſen ſondern recht lebendig erzählt werde, und meinte, daß Euchar recht eigentlich der Geſellſchaft dazu verpflichtet, da er ſonſt bei ſeiner hartnäckigen Schweigſamkeit wenig zur Unterhaltung beitrage.

Euchar erklärte beſcheiden, daß er ein ſehr ſchlechter Erzähler ſey, und daß das, was er vielleicht zum beſten geben könne, ſehr ernſten, vielleicht gar graulichen Inhalts ſeyn, ſo aber der Geſellſchaft wenig Luſt erregen werde. Da riefen aber vier blutjunge Fräulein mit einer Stimme: „O graulich! nur recht graulich, o was ich mich gar zu gern graue!“

Euchar nahm den Rednerſtuhl ein, und begann: Wir haben eine Zeit geſehen, die wie ein wüthender Orkan über die Erde dahin brauſte. Die menſchliche Natur, in ihrer tiefſten Tiefe erſchüttert, gebar das Ungeheure, wie das ſturmbewegte Meer die entſetzlichen Wunder des Abgrunds emporſchleudert auf den toſenden Wellen. Alles was Löwenmuth, unbezwingbare Tapferkeit, Haß, Rache, Wuth, Verzweiflung im mörderiſchen Todeskampf vollbringen können, geſchah im ſpaniſchen Freiheitskriege. Es ſey mir erlaubt von den Abentheuern meines Freundes — ich will ihn Edgar nennen — zu erzählen, der dort unter Wellingtons Fahnen mitfocht. Edgar hatte im tiefen ſchneidenden Gram über die Schmach ſeines deutſchen Vaterlandes, ſeine Vaterſtadt verlaſſen, und war nach Hamburg gezogen, wo er in einem kleinen Stübchen, das er in einer entlegenen Gegend gemiethet, einſam lebte. Von dem Nachbar, mit dem er Wand an Wand wohnte, wußte er eben nichts weiter, als daß es ein alter kranker Mann ſey, der niemals ausgehe. Er hörte ihn öfters ſtöhnen, und in ſanfte rührende Klagen ausbrechen, ohne die Worte zu verſtehen. Später ging der Nachbar fleißig in der Stube auf und ab und ein Zeichen wiedergekehrter Geneſung ſchien es, als er eines Tages eine Chitarre ſtimmte, und dann leiſe Lieder begann, die Edgar für ſpaniſche Romanzen erkannte.

Auf näheres Befragen vertraute ihm die Wirthin, daß der Alte ein Krankheits halber von dem Romanaſchen Korps zurückgebliebener ſpaniſcher Offizier ſey, der freilich nun insgeheim bewacht werde, und ſich nicht viel hinaus wagen dürfe.

Mitten in der Nacht hörte Edgar den Spanier die Ghitarre ſtärker anſchlagen als ſonſt. Er begann in mächtiger, ſeltſam wechſelnder Melodie, die Profecia del Pirineo des Don Juan Baptiſta de Arriaza. Es kamen die Strophen:

Y oye que el gran rugido
Es ya trueno en los campos de Castilla
En las Asturias bélico alarido,
Voz de venganza en la imperial Sevilla
Junto a Valencia es rayo,
Y terremoto horrisono en Monsáyo.

Mira en hares guererras,
La Espanna toda hieriendo hasta sus fines,
Batir tambores, tremolar banderas,
Estallar bronçes, resonar clarines,
Y aun las antiguas lanzas,
Salir del polvo à renovar venganzas.

„Möge,“ unterbrach die Präſidentin den Redner, „möge es doch unſerm Freunde, bevor er weiter erzählt, gefallen, uns die mächtigen Verſe deutſch zu wiederholen, da ich mit mehreren meiner lieben Gäſte die äſthetiſche Unart theile, kein Spaniſch zu verſtehen.“ „Der mächtige Klang,“ erwiederte Euchar, „den jene Verſe haben, geht in der Ueberſetzung verloren, doch wurden ſie gut genug alſo verdeutſcht:“ [*])

Horch, wie des Leuen Töne,
Zum Donner in Caſtiliens Regionen
Zum Heulen werden für Aſturias Söhne,
Nachſchrei für die, die in Sevilla wohnen,
Valenzia iſt erſchüttert,
Indeß Moncayos Boden dröhnt und zittert

Sieh bis an ſeine Grenzen
Das ganze Land in Kriegesglut ſich röthen,

---

[*]) Durch S. H. Friedländer.

Die Trommeln wirbeln und die Fahnen glänzen,
Die Erze krachen, ſchmettern die Trompeten,
Selbſt die im Staube lagen,
Die Lanzen braucht man in den Rachetagen. —

Edgars Innerſtes entzündete die Glut der Begeiſterung, die aus dem Geſange des Alten ſtrömte. Eine neue Welt ging ihm auf, er wußte nun, wie er ſich aufraffen von ſeiner Siechheit, wie er ermannt zu kühner That, den Kampf, der ſeine Bruſt zerfleiſchte, auskämpfen konnte im regen Leben. „Ja, nach Spanien — nach Spanien!“ ſo rief er überlaut, aber in demſelben Augenblick verſtummte Geſang und Spiel des Alten. Edgar konnte der Begierde nicht widerſtehen, den zu kennen, der ihm neues Leben eingehaucht. Die Thüre wich dem Druck ſeiner Hand. Doch in dem Moment, als er hineintrat in des Alten Zimmer, ſprang dieſer mit dem Schrei: „traidor!“ (Verräther) vom Bette auf, und ſtürzte mit gezogenem Dolch los auf Edgar.

Dieſem gelang es indeſſen durch eine geſchickte Wendung dem gutgezielten Stoß auszuweichen, dann aber den Alten feſt zu packen und nieder zu drücken auf das Bett.

Während er nun den kraftloſen Alten feſt hielt, beſchwor er ihn in den rührendſten Ausdrücken ſein ſtürmiſches Einbrechen ihm zu verzeihen. Kein Verräther ſey er, vielmehr habe das Lied des Alten allen Gram, allen troſtloſen Schmerz, der ſeine Bruſt zerriſſe, entflammt zu glühender Begeiſterung, zu unerſchütterlichem Kampfesmuth. Er wolle hin nach Spanien, und freudig fechten für die Freiheit des Landes. Der Alte blickte ihn ſtarr an, ſprach leiſe: „Wär' es möglich?“ drückte Edgarn, der nicht nachließ auf das Eindringendſte zu betheuern, daß ihn nichts abhalten werde, ſeinen Entſchluß auszuführen, heftig an die Bruſt, indem er den Dolch, den er noch in der Fauſt hielt, weit von ſich ſchleuderte.

Edgar erfuhr nun, daß der Alte Baldaſſare de Luna geheißen, und aus einem der edelſten Geſchlechter Spaniens entſproſſen war. Hülflos, ohne Freunde, ohne die geringſte Unterſtützung bei der drückendſten Bedürftigkeit hatte er die troſtloſe Ausſicht fern von ſeinem Vaterlande ein elendes Leben zu verſchmachten. Nicht gelingen wollt' es Edgarn den bedauernswürdigen Alten zu beſchwichtigen, als er aber zuletzt auf das Heiligſte verſprach, beider Flucht nach England möglich zu machen, da ſchien neues belebendes Feuer durch alle Glieder des Spaniers zu ſtrömen. Er war nicht mehr der ſieche Alte, nein, ein begeiſterter Jüngling, der Hohn ſprach der Ohnmacht ſeiner Unterdrücker.

Edgar hielt, was er verſprochen. Es gelang ihm die Wachſamkeit der argliſtigen Huter zu täuſchen, und mit Baldaſſare de Luna zu entfliehen nach England. Das Schickſal vergönnte aber nicht dem wackern, vom Ungluck verfolgten Mann, daß er ſein Vaterland wiederſehe. Aufs neue erkrankt, ſtarb er in London in Edgars Armen. Ein prophetiſcher Geiſt ließ ihn die Glorie des geretteten Vaterlandes ſchauen. In den letzten Seufzern des Gebets, das ſich den zum Tode erſtarrten Lippen mühſam entrang, vernahm Edgar den Namen: Vittoria! und die Verklärung des Himmels leuchtete auf de Lunas lächelndem Antlitz.

Gerade in dem Zeitraum, als Suchets ſiegreiche Heere allen Widerſtand niederzuſchmettern, das ſchmachvolle fremde Joch auf ewige Zeit zu befeſtigen drohten, langte Edgar mit der Brigade des engliſchen Obriſten Sterret vor Tarragona an. Es iſt bekannt, daß der Obriſt die Lage des Platzes zu bedenklich fand, um die Truppen auszuſchiffen. Das vermochte der nach kühnen Waffenthaten dürſtende Jüngling nicht zu ertragen. Er verließ die Engländer und begab ſich zu dem ſpaniſchen General Contreras, der mit acht tauſend der beſten ſpaniſchen Truppen in der Feſtung lag. Man weiß, daß des heftigſten Widerſtandes unerachtet, Suchets Truppen Tarragona mit Sturm nahmen, daß Contreras ſelbſt durch einen Bajonnetſtich verwundet den Feinden in die Hände fiel.

Alles furchtbare entſetzen der Hölle bieten die gräuelvollen Scenen dar, die vor Edgars Augen ſich aufthaten. War es ſchändliche Verrätherei, war es unbegreifliche Nachläſſigkeit der Befehlshaber — genug, den zur Vertheidigung des Hauptwalls aufgeſtellten Truppen fehlte es bald an Munition. Lange widerſtanden ſie mit dem Bajonnet dem durch das erbrochne Thor einſtürmenden Feinde, als ſie aber endlich ſeinem wüthenden Feuer weichen mußten, da ging es fort in wilder Verwirrung nach dem Thor gegenüber, in das, da es zu klein für die durchdringenden Maſſen, eingekeilt ſie Stich halten mußten dem fürchterlichen Gemetzel. Doch gelang es etwa viertauſend Spaniern, das Regiment Almeira war dabei und mit ihm Edgar, hinauszukommen. Mit der Wuth der Verzweiflung durchbrachen ſie die dort aufgeſtellten feindlichen Bataillone, und ſetzten ihre Flucht fort auf dem Wege nach Barcellona. Schon glaubten ſie ſich gerettet, als ein fürchterliches Feuer aus Feldſtücken, die der Feind hinter einem tiefen Graben, der den Weg durchſchnitt, aufgeſtellt hatte, unentrinnbaren Tod in ihre Reihen brachte. Edgar ſtürzte getroffen nieder.

Ein wüthender Kopfſchmerz war das Gefühl, indem er zur Beſinnung erwachte. Es war tiefe Nacht, alle Schauer des Todes durchbebten ihn, als er das dumpfe Aechzen, den herzzerſchneidenden Jammer vernahm. Es gelang ihm ſich aufzuraffen, und fortzuſchleichen. Als endlich die Morgendämmerung anbrach, befand er ſich in der Nähe einer tiefen Schlucht. Eben im Begriff hinabzuſteigen, kam ein Trupp feindlicher Reiter langſam hinauf. Nun der Gefangenſchaft zu entgehen, ſchien unmöglich, doch wie ward ihm, als plötzlich aus dem dickſten Gebüſch Schüſſe fielen, die einige der Reiter niederſtreckten, und nun ein Trupp Guerillas auf die übrig gebliebenen losſtürzte. Laut rief er ſeinen Befreiern auf ſpaniſch zu, die ihn freudig aufnahmen. Nur ein Streifſchuß hatte ihn getroffen, von dem er bald genas, ſo daß er vermochte ſich Don Joachim Blakes Truppen anzuſchließen, und nach vielen Gefechten mit ihm einzuziehen in Valenzia.

Wer weiß es nicht, daß die vom Guadalaviar durchſtrömte Ebene, in der das ſchöne Valenzia mit ſeinen ſtolzen Thürmen gelegen, das Paradies der Erde zu nennen iſt. Alle Götterluſt eines ewig heitern Himmels ſtrahlt hinein in das Gemüth der Bewohner, denen das Leben ein ununterbrochener Feſttag wird. Und dies Valenzia war nun der Waffenplatz des mörderiſchen Krieges! Statt der ſüßen Liebesklänge, die ſonſt in der ſtillen Nacht hinauf girrten zu den Gitterfenſtern, hörte man nur das dumpfe Geraſſel des Geſchützes, der Pulverkarren, die wilden Rufe der Wachen, das unheimliche Murmeln der durch die Straßen ziehenden Truppen. Alle Freude war verſtummt, die Ahnung des Entſetzlichen, was ſich begeben werde, lag auf den bleichen von Gram und Wuth verſtörten Geſichtern, der fürchterlichſte Ingrimm brach aus in tauſend graßlichen Verwünſchungen des Feindes. Die Alameda (ein reizender Spaziergang in Valenzia), ſonſt der Tummelplatz der ſchönen Welt, diente jetzt zur Muſterung eines Theils der Truppen. Hier war es, wo Edgar, als er eines Tages einſam an einen Baum gelehnt ſtand, und nachſann über das dunkle feindliche Verhängniß, das über Spanien zu walten ſchien, einen hochbejahrten Mann von hohem ſtolzen Wuchs bemerkte, der langſam auf und ab ſchritt, und bei ihm vorübergehend jedesmal einen Augenblick ſtehen blieb und ihn ſcharf ins Auge faßte. Edgar trat endlich auf ihn zu, und fragte mit beſcheidenem Ton, wodurch er des Mannes beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. „So habe,“ ſprach der Mann, indem ein düſtres Feuer unter den buſchigten ſchwarzen Brauen hervorblitzte, „ſo hab ich mich doch nicht getäuſcht, Ihr ſeyd kein Spanier, und doch muß ich, lügt nicht Euer Rock, Euch für einen unſerer Mitkämpfer halten. Das kommt mir aber etwas wunderlich vor.“ Edgar zwar ein wenig verletzt durch des Alten barſche Anrede, erzählte doch gelaſſen genug, was ihn nach Spanien gebracht.

Kaum hatte er indeſſen den Namen Baldaſſare de Luna genannt, als der Alte in voller Begeiſterung laut rief: „Was ſagt Ihr? — Baldaſſare de Luna — Baldaſſare de Luna? mein würdiger Vetter! ach mein innigſter einziger Freund, der mir hienieden noch übrig geblieben!“ Edgar wiederholte, wie ſich alles begeben, und unterließ nicht zu erwähnen, mit welchen Himmelshoffnungen Baldaſſare de Luna geſtorben.

Der Alte faltete die Hände, ſchlug die Augen voller Thränen auf zum Himmel, ſeine Lippen bebten, er ſchien mit dem dahin geſchiedenen Freunde zu reden. „Verzeiht,“ wandte er ſich dann zu Edgar, „verzeiht, wenn mich ein düſtres Mißtrauen zu einem Betragen gegen Euch zwang, das mir ſonſt nicht eigen. Man wollte vor einiger Zeit ahnen, daß die verruchte Argliſt des Feindes ſo weit gehe, fremde Offiziere ſich in unſere Heere ſchleichen zu laſſen, um verderblichen Verrath zu bereiten. Die Vorfälle in Tarragona haben dieſe Ahnung nur zu ſehr beſtätigt, und ſchon hat die Junta beſchloſſen alle fremden Offiziere zu entfernen. Don Joachim Blake hat indeſſen erklärt, daß vorzüglich fremde Jngenieure ihm unentbehrlich wären, dagegen aber feierlich verſprochen, jeden Fremden, auf den der leiſeſte Verdacht des Verraths kommen werde, augenblicklich niederſchießen zu laſſen. Seyd Ihr wirklich ein Freund meines Baldaſſare, ſo meint Ihr es gewiß tapfer und ehrlich — ich habe Euch indeſſen Alles geſagt, und Ihr möget Euch darnach achten.“ Damit ließ ihn der Alte ſtehen.

Alles Waffenglück ſchien von den Spaniern gewichen, der Todesmuth der Verzweiflung vermochte nichts auszurichten gegen den immer näher andringenden Feind. Enger und enger wurde Valenzia von allen Seiten umzingelt, ſo daß Blake, auf das äußerſte gebracht, beſchloß, ſich mit zwölftauſend Mann der auserleſenſten Truppen durchzuſchlagen. Es iſt bekannt, daß nur wenige durchkamen, daß die übrigen zum Theil getödtet, zum Theil zurückgedrängt wurden in die Stadt. Hier war es, wo Edgar an der Spitze des tapfern Jägerregiments Orihuela noch dem Feinde einige Momente Trotz zu bieten vermochte, ſo daß die wilde Verwirrung der Flucht weniger verderblich wurde. Aber wie bei Tarragona ſtreckte ihn in dem Moment des wüthendſten Kampfes eine Gewehrkugel nieder. — Den Zuſtand von dieſem Augenblick an bis zum klaren Bewußtſeyn beſchrieb mir Edgar als unerklärlich ſeltſam. Oft war es ihm, als ſey er in wilder Schlacht, er hörte den Donner des Geſchützes, das wilde Geſchrei der Kämpfenden, die Spanier rückten ſiegreich vor, aber als er von freudiger Kampfesluſt entflammt, ſein Bataillon ins Feuer führen wollte, war er plötzlich gelähmt, und verſank in bewußtloſe Betäubung; dann fühlte er wieder deutlich, daß er auf weichem Lager liege, daß man ihm kühles Getränk einflöße, er hörte ſanfte Stimmen ſprechen, und konnte ſich doch nicht aufraffen aus den Träumen. Einmal, als er wieder in dem dickſten Getümmel der Schlacht zu ſeyn wähnte, war es ihm, als packe man ihn feſt bei der Schulter, während ein feindlicher Jäger ſein Gewehr auf ihn abſchoß, ſo daß die Kugel ſeine Bruſt traf, und ſich auf unglaubliche Weiſe langſam einwühlte in das Fleiſch unter den unſäglichſten Schmerzen, bis alles Gefühl unterging im tiefen Todesſchlaf.

Aus dieſem Todesſchlaf erwachte Edgar plötzlich zu vollem Bewußtſeyn, doch in ſolcher ſeltſamer Umgebung, daß er durchaus nicht ahnen konnte, wo er ſich befinde. Zu dem weichen und üppigen Lager mit ſeidenen Decken paßte nämlich gar ſchlecht das niedrige, kleine, gefängnißartige Gewölbe von rohen Steinen, in dem es ſtand. Eine düſtere Lampe verbreitete nur ein ſparſames Licht rings umher, weder Thüre noch Fenſter war bemerkbar. Edgar richtete ſich mühſam in die Höhe, da gewahrte er einen Franziskaner, der in einer Ecke des Gewölbes auf einem Lehnſtuhl ſaß, und zu ſchlafen ſchien. „Wo bin ich?“ rief Edgar mit aller Kraftanſtrengung, deren er nur fähig.

Der Mönch fuhr auf aus dem Schlafe, ſchürte den Docht der Lampe, nahm ſie, leuchtete Edgarn in's Geſicht, fühlte ſeinen Puls und murmelte etwas, das Edgar nicht verſtand. Edgar war im Begriff den Mönch zu befragen um alles, was ſich mit ihm begeben, als geräuſchlos ſich die Wand zu öffnen ſchien, und ein Mann hereintrat, den Edgar augenblicklich für den Alten von der Alameda her erkannte. Der Mönch rief ihm zu, daß die Kriſis vorüber ſey, und nun alles gut gehen werde. „Gelobt ſey Gott!“ erwiederte der Alte, und näherte ſich Edgars Lager.

Edgar wollte ſprechen, der Alte bat ihn aber zu ſchweigen, weil die mindeſte Anſtrengung zur Zeit ihm noch gefährlich ſey. Zu denken ſey es, daß es ihm unerklärlich ſeyn müſſe, ſich in ſolchen Umgebungen wieder zu finden, wenig Worte würden aber hinreichen, ihn nicht nur ganz zu beruhigen, ſondern ihm auch die Nothwendigkeit zu zeigen, daß man ihn in dieſen traurigen Kerker lagern müſſen.

Edgar erfuhr nun Alles. Als er von einer Kugel in die Bruſt getroffen niederſank, hatten ihn die unerſchrockenen Kampfesbrüder, des fürchterlichſten Feuers ungeachtet, aufgerafft, und in die Stadt hineingetragen. Es begab ſich, daß hier im dickſten Getümmel Don Rafaele Marchez (ſo war der Alte geheißen) den verwundeten Edgar gewahrte, und ihn, ſtatt nach dem Spital, ſogleich in ſein Haus tragen ließ, um dem Freunde ſeines Baldaſſare alle nur mögliche Hülfe und Pflege angedeihen zu laſſen. Die Wunde war zwar gefährlich genug, was aber Edgars Zuſtand beſonders bedenklich machte, war das hitzige Nervenfieber, deſſen Spuren ſich ſchon früher gezeigt, und das nun in voller Wuth ausbrach. Man weiß daß Valenzia drei Tage und drei Nächte hindurch mit dem gräßlichſten Erfolg beſchoſſen wurde, daß alles Schrecken, alles Entſetzen der furchtbarſten Belagerung, ſich in der von Menſchen überfüllten Stadt verbreitete, daß derſelbe Pöbel, der von der Junta zur Wuth aufgereizt, unter den fürchterlichſten Drohungen verlangte, Blake ſolle ſich aufs äußerſte vertheidigen, nun bewaffnet den General zur augenblicklichen Uebergabe zwingen wollte; daß Blake mit der Faſſung eines Helden den zuſammengerotteten Haufen durch walloniſche Garden aus einander treiben ließ, dann aber mit Suchet ehrenvoll genug kapitulirte. Don Rafaele Marchez wollte nicht, daß der todtkranke Edgar dem Feinde in die Hände fallen ſollte. So wie die Kapitulation geſchloſſen, und der Feind einrückte in Valenzias Mauern, ſchaffte er Edgarn hinab in das entlegene, jedem Fremden unentdeckbare Gewölbe. „Freund meines verklärten Baldaſſare (ſo ſchloß Don Rafaele Marchez ſeine Erzählung), ſeyd auch der meinige, Euer Blut iſt gefloſſen für mein Vaterland, jeder Tropfen fiel ſiedend heiß in meine Bruſt, und vertilgte jede Spur des Mißtrauens, das in dieſer verhängnißvollen Zeit ſich nur zu leicht erzeugen muß. Dieſelbe Glut, die den Spanier entflammt zum wüthendſten Haß, lodert auch auf in ſeiner Freundſchaft, und macht ihn jeder That, jedes Opfers fähig für den Verbundenen. In meinem Hauſe wirthſchaften die Feinde, doch Ihr ſeyd in Sicherheit, denn ich ſchwöre Euch, geſchieht Entſetzliches, ſo laſſe ich mich lieber unter den Trümmern von Valenzia begraben, als daß ich Euch verriethe. Glaubt mir das!“

Zur Tageszeit herrſchte rings um Edgars verborgenes Gemach die tiefſte Grabesſtille, Nachts dagegen war es Edgar oft, als höre er aus der Ferne den Wiederhall leiſer Tritte, das dumpfe Murmeln mehrerer Stimmen durcheinander, das Oeffnen und Schließen von Thüren, das Geklirre von Waffen. Ein unterirdiſches Treiben ſchien zum Leben erwacht in den Stunden des Schlafes. Edgar befragte darum den Franziskaner, der ihn ſehr ſelten nur auf Augenblicke verließ, und ihn mit der unermüdlichſten Sorgfalt pflegte. Der meinte aber, ſey er nur erſt mehr geneſen, ſo würde er wohl durch Don Rafaele Marchez erfahren, was in ſeiner Nachbarſchaft ſich begebe. Das geſchah denn auch wirklich. Als nämlich Edgar ſo weit hergeſtellt, daß er ſein Lager verlaſſen konnte, kam eines Nachts Don Rafaele mit einer angezündeten Fackel, und lud Edgar ein ſich anzukleiden, und ihm nebſt dem Pater Euſebio, ſo hieß der Franziskaner, der ſein Arzt und Krankenwarter, zu folgen.

Don Rafaele führte ihn durch einen ſchmalen ziemlich langen Gang, bis ſie an eine verſchloſſene Thür kamen, die auf Don Rafaeles Klopfen geöffnet wurde.

Wie erſtaunte Edgar, als er in ein geräumiges, hell erleuchtetes Gewölbe trat, in dem ſich eine zahlreiche Geſellſchaft von Leuten befand, die größten Theils ein ſchmutziges, wildes, trotziges Anſehen hatten. Mitten ſtand ein Mann, der, wie der gemeinſte Bauer gekleidet, mit verwildertem Haar, alle Spuren eines heimathloſen Nomadenlebens an ſich tragend, doch in ſeinem ganzen Weſen etwas kühnes, Ehrfurcht gebietendes hatte. Die Züge ſeines Geſichtes waren dabei edel, und aus ſeinen Augen blitzte jenes kriegeriſche Feuer, das den Helden verräth. Zu dieſem Mann führte Don Rafaele ſeinen Freund hin, und kündigte ihn als den jungen tapferen Deutſchen an, den er dem Feinde entriſſen, und der bereit ſey, den großen Kampf für die Freiheit von Spanien mit zu kämpfen. Dann ſprach Don Rafaele ſich zu Edgar wendend: „Ihr ſeht hier im Herzen von Valenzia von Feinden umlagert den Heerd, auf dem ewig das Feuer geſchürt wird, deſſen unlöſchbare Flammen immer mit verdoppelter Kraft auflodernd, den verruchten Feind vertilgen ſollen, in der Zeit, wenn er, durch ſein trugeriſches Waffenglück kühn und ſicher geworden, ſchwelgen wird in trotzigem Uebermuth. Ihr befindet Euch in den unterirdiſchen Gewölben des Franziskaner-Kloſters. Auf hundert, jeder Argliſt verborgenen Schleichwegen kommen hier die Häupter der Tapfern zuſammen, und ziehen dann wie aus einem Brennpunkt ſchießende Strahlen hinaus nach allen Enden, um den verrätheriſchen Fremdlingen, ſelbſt nach durch Uebermacht erzwungenen Siegen, Tod und Verderben zu bereiten. Wir betrachten Euch, Don Edgar, als der Unſrigen einen. Nehmt Theil an der Glorie unſerer Unternehmungen!“

Empecinado — niemand anders als das berühmte Haupt der Guerillas war jener Mann in Bauerntracht, Empecinado, deſſen unerſchrockene Kühnheit bis zum mährchenhaften Wunder ſtieg, der wie der unvernichtbare Geiſt der Rache ſelbſt allen Anſtrengungen der Feinde Trotz bot, und plötzlich, wenn er ſpurlos verſchwunden ſchien, mit verdoppelter Stärke hervorbrach, der in dem Augenblick, als die Feinde die vollkommene Niederlage ſeiner Haufen verkündeten, vor den Thoren von Madrid erſchien, und den Afterkönig in Todesſchrecken ſetzte — alſo Empecinado reichte Edgarn die Hand, und redete zu ihm mit begeiſterten Worten.

Man führte jetzt einen Jüngling gebunden herbei. Auf ſeinem todtbleichen Antlitz lagen alle Spuren troſtloſer Verzweiflung, er ſchien zu beben, nur mit Mühe ſich aufrecht zu erhalten, als man ihn hinſtellte vor Empecinado. Der durchbohrte ihn ſchweigend mit ſeinem Flammenblick, und begann endlich mit einer fürchterlichen, herzzermalmenden Ruhe: „Antonio! Ihr ſteht in Eintracht mit dem Feinde, Ihr wart mehrmals zu ungewöhnlichen Stunden bei Suchet, Ihr habt unſre Waffenplätze in der Provinz Cuenca verrathen wollen!" „Es iſt ſo," erwiederte Antonio mit einem ſchmerzlichen Seufzer, ohne das geſenkte Haupt empor zu richten. „Iſt es möglich?" rief nun Empecinado im wilden Zorn aufbrauſend, „iſt es möglich, daß Du ein Spanier biſt, daß das Blut Deiner Vorfahren Dir in den Adern rinnt? War Deine Mutter nicht die Tugend ſelbſt? wäre der leiſeſte Gedanke, daß ſie die Ehre ihres Hauſes hätte beflecken können, nicht verruchter Frevel: ich würde glauben, du ſeyſt ein Baſtard aus dem Samen des verworfenſten Volks der Erde entſproſſen! Du haſt den Tod verdient. Mache dich gefaßt zu ſterben!" Da ſtürzte Antonio ganz Jammer und Verzweiflung hin zu Empecinados Füßen, indem er laut ſchrie: „Oheim — Oheim! glaubt Ihr denn nicht, daß alle Furien der Hölle meine Bruſt zerfleiſchen? Habt Barmherzigkeit, habt Mitleiden! Bedenkt, daß die Argliſt des Teufels oft alles vermag! — Ja, Oheim, ich bin ein Spanier, laßt mich das beweiſen! — Seyd barmherzig, vergönnt, daß ich die Schande, die Schmach, die die verruchteſten Künſte der Hölle über mich gebracht, tilge, daß ich Euch, daß ich den Brüdern gereinigt erſcheinen möge! — Oheim, Ihr verſteht mich, Ihr wißt, warum ich Euch anflehe!"

Empecinado ſchien durch des Jünglings Flehen erweicht. Er hob ihn auf und ſprach ſanft: „Du haſt Recht, die Argliſt des Teufels vermag viel. Deine Reue iſt wahr, muß wahr ſeyn. Ich weiß, warum du flehſt, ich verzeihe dir, Sohn der geliebten Schweſter! komm an meine Bruſt." Empecinado löſte ſelbſt die Bande des Jünglings, ſchloß ihn in ſeine Arme, und reichte ihm dann den Dolch, den er am Gürtel trug. „Habe Dank," ſchrie der Jüngling, küßte Empecinados Hände, benetzte ſie mit Thränen, hob den Blick betend gen Himmel, ſtieß ſich den Dolch tief in die Bruſt, und ſank lautlos zuſammen. Den kranken Edgar erſchütterte der Auftritt dermaßen, daß er ſich der Ohnmacht nahe fühlte. Pater Euſebio brachte ihn zurück in ſein Gewölbe.

Als einige Wochen vergangen, glaubte Don Rafaele Marchez ſeinen Freund ohne Gefahr aus ſeinem Kerker, in dem er nicht geneſen konnte, befreien zu dürfen. Er brachte ihn zur Nachtzeit herauf, in ein einſames Zimmer, deſſen Fenſter in eine ziemlich entlegene Straße hinausgingen, und warnte ihn, wenigſtens den Tag über nicht aus der Thüre zu treten, der Franzoſen halber die im Hauſe einquartiert ſeyen.

Selbſt wußte Edgar nicht, woher die Luſt kam, die ihn eines Tages anwandelte, auf den Corridor hinauszugehen. In demſelben Augenblick, als er aus dem Zimmer trat, öffnete ſich aber die Thür gegenüber, und ein franzöſiſcher Offizier trat ihm entgegen.

„Freund Edgar, welches Geſchick bringt Euch hierher? Seyd tauſendmal willkommen!“ ſo rief der Franzoſe, ſtürzte auf ihn zu, umarmte ihn voller Freude. Edgar hatte augenblicklich den Obriſt La Combe von der kaiſerlichen Garde erkannt. Der Zufall hatte den Obriſten gerade in der verhängnißvollſten Zeit der tiefen Erniedrigung des deutſchen Vaterlandes in das Haus des Oheims geführt, bei dem Edgar, als er die Waffen ablegen müſſen, ſich aufhielt. La Combe war im ſüdlichen Frankreich geboren. Durch ſeine unzweideutige Gutmüthigkeit, durch die, ſeiner Nation ſonſt eben nicht eigene Zartheit, womit er die tief Verletzten zu behandeln wußte, gelang es ihm den Widerwillen, ja den unverſöhnlichen Haß, der in Edgars Innerm gegen die übermüthigen Feinde feſtgewurzelt, zu überwinden, und zuletzt durch einige Züge, die La Combes wahrhaft edlen Sinn außer Zweifel ſetzten, ſeine Freundſchaft zu gewinnen. „Edgar, wie kommſt du hieher nach Valenzia?“ rief der Obriſt. Man kann denken wie ſehr Edgar in Verlegenheit gerieth; er vermochte nicht zu antworten. Der Obriſt ſah ihn ſtarr an, und ſprach dann ernſt: „Ha! ich weiß, was dich her gebracht. Du haſt deinem Haß Luft gemacht, du haſt das Schwert der Rache gezückt für die vermeintliche Freiheit eines wahnſinnigen Volks — und — ich kann dir das nicht verdenken. Ich müßte deine Freundſchaft nicht für ächt halten, wenn du etwa glauben ſollteſt, ich könnte dich verrathen. Nein, mein Freund! nun ich dich gefunden, biſt du erſt in voller Sicherheit. Denn wiſſe, du ſollſt von nun an kein anderer ſeyn, als der reiſende Geſchäftsführer eines deutſchen Handelshauſes in Marſeille, den ich längſt gekannt, und damit gut!“ So ſehr es Edgarn peinigte, La Combe ruhte nicht, bis er ſeine Klauſe verließ, und mit ihm die beſſern Zimmer bezog, die Don Rafaele Marchez ihm eingeräumt.

Edgar eilte den mißtrauiſchen Spanier von dem ganzen Hergang der Sache, von dem Verhältniß mit La Combe, zu unterrichten. Don Rafaele begnügte ſich ernſt und trocken zu erwiedern: „In der That, das iſt ein ſonderbarer Zufall!“

Der Obriſt fühlte Edgars Lage ganz; indeſſen konnte er doch den ſeiner Nation eigenthümlichen Sinn, dem lebendiges Bewegen in Luſt und zerſtreuendem Vergnugen als die tiefſte Herzenswunde heilend erſcheint, nicht verläugnen. So kam es, daß der Obriſt mit dem Marſeiller Kaufmann Arm in Arm täglich in der Alameda ſpazierte, ihn fortriß in die luſtigen Gelage der bis zum tollen Uebermuth leichtſinnigen Kameraden.

Edgar bemerkte wohl, wie ihn manche ſeltſame Geſtalten mit mißtrauiſchen Blicken verfolgten, und es fiel ihm nicht wenig aufs Herz, als er, mit dem Obriſten in eine Poſada eintretend, ganz deutlich hinter ſich ziſcheln hörte: „aqui esta el traidor!“ (da iſt der Verräther).

Don Rafaele wurde immer kälter und einſilbiger gegen Edgar, bis er zuletzt ſich gar nicht mehr ſehen, und ihm ſagen ließ, er könne von nun an, ſtatt daß er ſonſt mit ihm allein gegeſſen, mit dem Obriſten La Combe ſpeiſen.

Eines Tages, als der Dienſt den Obriſten abgerufen, und Edgar ſich allein in dem Zimmer befand, klopfte es leiſe an der Thür und Pater Euſebio trat herein. Euſebio fragte nach Edgar's Geſundheit, und ſprach dann von allerlei gleichgultigen Dingen, bis er plötzlich inne hielt, und Edgarn tief ins Auge blickte, dann rief er tief bewegt: „Nein Don Edgar! Ihr ſeyd kein Verräther! Es iſt des Menſchen Natur, daß er im wachen Traum, im bethörenden Wahnſinn des Fiebers, wenn der Lebensgeiſt im harten Kampf begriffen mit der irdiſchen Hülle, wenn die ſtärker geſpannten Fibern nicht mehr den fortbrauſenden Gedanken zu hemmen vermögen — ja — daß er dann ſein Innerſtes zu erſchließen gezwungen! Wie oft hab' ich, Don Edgar, an Eurem Lager Nächte durchwacht, wie oft habt Ihr mich unbewußt in Eure tiefſte Seele blicken laſſen! Nein, Don Edgar, Ihr könnt kein Verräther ſeyn. Aber ſeht Euch vor — ſeht Euch vor!“ Edgar beſchwor Euſebio ihm zu ſagen, welcher Verdacht auf ihm laſte, welche Gefahr ihm drohe. „Nicht verhehlen,“ ſprach Euſebio, „nicht verhehlen will ich Euch, daß Euer Umgang mit dem Obriſten La Combe und ſeinen Gefährten Euch verdächtig gemacht hat, daß man fürchtet, Ihr könntet, wenn auch nicht aus böſem Willen, doch im fröhlichen Uebermuth bei irgend einem luſtigen Gelage, wenn Ihr zu viel des ſtarken ſpaniſchen Weins genoſſen, die Geheimniſſe dieſes Hauſes verrathen, in die Euch Don Rafaele eingeweiht. Ihr ſeyd allerdings in einiger Gefahr! Doch," fuhr Euſebio, da Edgar nachdenklich ſchwieg, nach einer Weile mit niedergeſenktem Blicke fort, „doch giebt es ein Mittel Euch aller Gefahr zu entreißen, Ihr dürft Euch nur dem Franzoſen ganz in die Arme werfen, er wird Euch fortſchaffen aus Valenzia." „Was ſagt Ihr?" fuhr Edgar heftig auf, „Ihr vergeßt, daß ich ein Deutſcher bin! Nein, lieber vorwurfsfrei ſterben, als Rettung ſuchen in elender Schmach!" „Don Edgar!" rief der Mönch begeiſtert, „Don Edgar, Ihr ſeyd kein Verräther!" Dann drückte er Edgarn an die Bruſt, und verließ mit Thränen in den Augen das Zimmer.

Noch in derſelben Nacht, Edgar war einſam geblieben, der Obriſt nicht zurückgekehrt, hörte Edgar Tritte ſich nahern, und Don Rafaels Stimme rief: „Macht auf, Don Edgar, macht auf!" Als Edgar öffnete, ſtand Don Rafaele vor ihm, mit einer Fackel in der Hand, neben ihm Pater Euſebio. Don Rafaele lud Edgarn ein ihm zu folgen, da er einer wichtigen Berathung im Gewölbe des Franziskaner Kloſters beiwohnen müſſe. Schon waren ſie im unterirdiſchen Gange, Don Rafaele ſchritt mit der Fackel voraus, als Euſebio Edgarn leiſe zuflüſterte: „O Gott, Don Edgar, Ihr geht zum Tode, Ihr könnet nicht mehr entrinnen!"

Edgar hatte in manchem mörderiſchen Kampf ſich fröhlichen Todesmuth erhalten, doch hier mußte ihn wohl alle Bangigkeit, aller Schrecken des Meuchelmords, der auf ihn wartete, durchbeben, ſo daß ihn Euſebio mit Mühe aufrecht erhielt. Und doch gelang es ihm, da der Gang noch weit, nicht allein Faſſung zu gewinnen, ſondern auch zum feſten Entſchluß zu kommen, der ihn zum gefährlichen Spiel beſtimmte. Als die Thüren des Gewölbes ſich öffneten, erblickte Edgar den furchtbaren Empecinado, aus deſſen Augen Wuth und Rache blitzten. Hinter ihm ſtanden mehrere Guerillas und einige Franziskaner Mönche. Nun ganz ermuthigt, trat Edgar keck und feſt dem Haupt der Guerillas entgegen, und ſprach ernſt und ruhig: „Es ſchickt ſich ſehr gut, daß ich Euch heute zu Geſicht bekomme, Don Empecinado, ſchon wollt' ich Don Rafaele ein Geſuch vortragen, deſſen Gewährung ich nun von Euch ſelbſt einholen kann. Ich bin — Pater Euſebio, mein Arzt und treuer Pfleger wird es mir bezeugen — nun ganz geneſen, ich fühle mich ganz erkräftigt, und vermag die langweilige Ruhe meines Aufenthalts unter verhaßten Feinden nicht länger zu ertragen. Ich bitte Euch, Don Empecinado, laßt mich auf den Euch bekannten Schleichwegen hinausbringen, damit ich zu Euern Haufen ſtoße, und Thaten vollbringe, nach denen meine ganze Seele dürſtet." „Hm," erwiederte Empecinado, mit beinahe hämiſchem Ton, „haltet Ihr es denn noch mit dem wahnſinnigen Volke, das lieber in den Tod gehen als der großen Nation huldigen will? haben Euch Eure Freunde nicht eines Beſſern belehrt?" „Euch iſt," ſprach Edgar gefaßt, „Euch iſt der deutſche Sinn fremd, Don Empecinado, Ihr wißt nicht, daß der deutſche Muth, der in heller reiner Naphtaflamme unauslöſchbar fortbrennt, daß die deutſche felſenfeſte Treue der undurchdringliche Harniſch iſt, von dem alle vergifteten Pfeile der Argliſt und Bosheit wirkungslos abprallen. Ich bitte Euch nochmals, Don Empecinado, laßt mich hinaus ins Freie, damit ich die gute Meinung bewähre, die ich wohl ſchon verdient zu haben glaube." Empecinado blickte Edgarn verwundert an, während ein dumpfes Murmeln durch die Verſammlung lief. Don Rafaele wollte mit Empecinado ſprechen, er wies ihn zurück, näherte ſich Edgarn, faßte ſeine Hand und ſprach bewegt: „Ihr waret wohl heute zu etwas Anderm berufen — doch — Don Edgar! denkt an Euer Vaterland! die Feinde, die es in Schmach verſenkten, ſtehen auch hier vor Euch; denkt daran, daß zu dem Phönix, der mit leuchtendem Gefieder aus den Flammen emporſteigen wird, die hier gen Himmel lodern, auch Eure deutſchen Brüder aufblicken werden, ſo daß dann die Verzweiflung glühende Sehnſucht werden muß, Todesmuth und Todeskampf gebährend." „Ich habe," erwiederte Edgar ſanft, „ich habe das Alles bedacht, ehe ich mein Vaterland verließ, um mein Blut für Eure Freiheit zu verſpritzen, mein ganzes Weſen löſte ſich auf in Rachedurſt, als Don Baldaſſare de Luna ſterbend in meinen Armen lag." „Iſt es Euch," rief nun Empecinado wie plötzlich im Zorn auflodernd, „iſt es Euch Ernſt, ſo müßt Ihr noch in dieſer Nacht fort — in dieſem Augenblick — Ihr dürft nicht mehr zurück in Don Rafaele's Haus." Edgar erklärte, daß dies eben ſein Wunſch ſey, und ſogleich wurde er von einem Mann, der Iſidor Mirr geheißen, ſpäter ſich zu einem Haupt der Guerillas emporſchwang, und dem Pater Euſebio fortgebracht.

Nicht herzlich genug konnte auf dem Wege der gute Euſebio Edgarn ſeine Theilnahme an ſeiner Rettung verſichern. „Der Himmel,“ ſprach er, „nahm ſich Eurer Jugend an, und ſenkte den Muth in Eure Bruſt, der mir als ein göttliches Wunder erſchien.“ Viel näher vor Valenzia, als geahnt worden, als der Feind wohl träumen mochte, fand Edgar den erſten Haufen Guerillas, dem er ſich anſchloß.

Ich ſchweige von Edgars kriegeriſchen Abentheuern, die manchmal einem ritterhaften Fabelbuch entlehnt ſcheinen möchten, und komme gleich zu dem Augenblick, als Edgar ganz unverhofft den Don Rafaele Marchez unter den Guerillas erblickte. „Man hat Euch wirklich Unrecht gethan, Don Edgar,“ ſprach Don Rafaele. Edgar drehte ihm den Rücken.

So wie die Dämmerung einbrach, gerieth Don Rafaele in eine Unruhe, die immer mehr und mehr ſtieg, bis zur qualvollſten Angſt. Er lief hin und her, ſtöhnte, ſeufzte, hob die Hände gen Himmel, betete. „Was iſt dem Alten?“ fragte Edgar. „Es iſt ihm gelungen,“ erwiederte Iſidor Mirr, „nachdem er ſelbſt ſich fortgeſchlichen, ſeine beſten Habſeligkeiten aus Valenzia zu retten und auf Maulthiere laden zu laſſen, die erwartet er in dieſer Nacht und mag wohl Böſes fürchten.“ Edgar wunderte ſich über Don Rafaele’s Geiz, der ihn alles Uebrige vergeſſen zu laſſen ſchien. Es war Mitternacht, der Mond leuchtete hell durch das Gebirge, als man aus der Schlucht herauf ein ſtarkes Schießen vernahm. Bald hinkten ſchwer verwundete Guerillas hinan, welche verkündeten, daß der Trupp, der Don Rafaele’s Maulthiere geführt, ganz unerwartet von franzöſiſchen Jägern überfallen worden ſey. Beinahe alle Kameraden wären niedergemacht, die Maulthiere ſchon in des Feindes Gewalt. „Heiliger Gott, mein Kind, mein armes unglückliches Kind!“ So kreiſchte Don Rafaele auf, und ſank beſinnungslos zu Boden.

„Was iſt da zu thun?“ rief Edgar laut, „auf — auf — Brüder, hinab in die Schlucht — hinab, den Tod unſerer Tapfern zu rächen, den Hunden die gute Beute aus den Zähnen zu reißen.“ „Der brave Deutſche hat Recht!“ rief Iſidor Mirr, „der brave Deutſche hat Recht!“ erſcholl es rings umher, und hinab in die Schlucht ging es wie brauſender Gewitterſturm!

Nur noch wenige Guerillas wehrten ſich im Todesmuth der Verzweiflung. Mit dem Schrei: „Valenzia!“ ſtürzte ſich Edgar in den dickſten Haufen der Feinde, und mit dem todverkündenden Gebrüll blutdürſtiger Tiger ſtürzten die Guerillas ihm nach, ſtießen den von jähem Todesſchreck gelähmten Feinden ihre Dolche in die Bruſt, ſchlugen ſie nieder mit den Büchſenkolben. Die ſchnell Entrinnenden trafen wohlgezielte Schüſſe. Das waren die Valenzier, die die Küraſſiere des General Moncey auf dem Marſche einholten, ihnen in die Flanke ſprangen, ſie, ehe ihnen die Beſinnung kam, mit Dolchſtößen niedermachten, und Meiſter der Waffen und Pferde zurückkehrten in ihre Schlupfwinkel.

Schon war alles entſchieden, als Edgar aus dem tiefſten Dickicht heraus ein durchdringendes Geſchrei vernahm; ſchnell eilte er hin, und gewahrte, wie ein kleiner Menſch, den Zügel des Maulthiers, das hinter ihm ſtand, zwiſchen den Zähnen, mit einem Franzoſen rang. In demſelben Augenblick, ehe noch Edgar hervor gekommen, ſtieß der Franzoſe den Kleinen mit einem Dolch, den er ihm wahrſcheinlich entwunden, nieder, und wollte nun das Maulthier fortzerren, tiefer in den Wald hinein. Edgar ſchrie laut auf, der Franzoſe ſchoß, fehlte, Edgar rannte ihm ſein Bajonett durch den Leib. Der Kleine winſelte. Edgar hob ihn auf, machte mit Mühe den Zügel los, in den er krampfhaft gebiſſen, und wurde nun erſt, als er ihn auf das Maulthier legen wollte, gewahr, daß eine verhüllte Geſtalt darauf ſaß, die niedergebeugt den Hals des Thieres umklammert hatte und leiſe wimmerte. Hinter dem Mädchen, das war die Geſtalt, der Stimme nach zu urtheilen, legte nun Edgar den kleinen wunden Menſchen, faßte die Zügel des Maulthiers, und ſo gings hinauf zu dem Waffenplatz, wo Jäder Mirr, da ſich kein Feind mehr ſpüren laſſen, mit den Kameraden ſchon angekommen.

Man hob den Kleinen, der ohnmächtig geworden vom Blutverluſt, unerachtet die Wunde nicht tödtlich ſchien, und dann das Mädchen hinab von dem Maulthiere. Aber in dem Augenblick ſtürzte Don Rafaele ganz außer ſich, laut ſchreiend: „mein Kind — mein ſüßes Kind!“ herbei. Er wollte die Kleine, kaum acht bis zehn Jahre ſchien das Mädchen alt zu ſein, in ſeine Arme ſchließen, doch als nun der helle Fackelglanz Edgarn ins Geſicht leuchtete, fiel er plötzlich dieſem zu Füßen, und rief: „O Don Edgar, Don Edgar, vor keinem Sterblichen hat ſich dieſes Knie gebeugt, aber Ihr ſeyd kein Menſch, Ihr ſeyd ein Engel des Lichts, geſandt mich zu retten vor tödtendem Gram, troſtloſer Verzweiflung! O Don Edgar, hämiſches Mißtrauen wurzelte in dieſer unheilbrütenden Bruſt? O ſchandwürdiges Unternehmen, Euch, den Edelſten der Menſchen, Ehre und Muth im treueſten Herzen, ſtürzen zu wollen in ſchmachvollen Tod! Stoßt mich nieder, Don Edgar, nehmt blutige Rache an mir Elendem! Niemals könnt Ihr vergeben, was ich that."

Edgar im vollen Bewußtſein, nichts mehr vollbracht zu haben, als was Pflicht und Ehre geboten, fühlte ſich gepeinigt von Don Rafaele's Betragen. Er ſuchte ihn auf alle nur mögliche Weiſe zu beſchwichtigen, welches ihm endlich mit Mühe gelang.

Don Rafaele erzählte, daß der Obriſt la Combe ganz außer ſich geweſen über Edgars Verſchwinden, daß er geſchehenes Unheil ahnend im Begriff geſtanden, das ganze Haus durchwühlen, und ihn, den Don Rafaele, ſelbſt zur Haft bringen zu laſſen. Dies habe ihn genöthigt zu fliehen, und nur den Bemühungen der Franziskaner ſey es gelungen auch die Tochter, den Diener, und manches deſſen er bedurfte herauszuſchaffen aus Valenzia.

Man hatte unterdeſſen den wunden Diener ſo wie auch Don Rafaele's Tochter weiter fortgeſchafft; Don Rafaele zu alt, die kühnen Züge der Guerillas mit zu machen, ſollte ihnen folgen. Beim wehmüthigen Scheiden von Edgar händigte er ihm einen Talisman ein, der ihn aus mancher dringenden Gefahr rettete. — — So endigte Euchar ſeine Erzählung, die die Theilnahme der ganzen Geſellſchaft erregt zu haben ſchien.

Der Dichter, der ſich von ſeinem Stickhuſten erholt hatte und wieder hereingetreten war, meinte, daß in Edgar's ſpaniſchen Abentheuern viel guter Tragödienſtoff enthalten, nur wünſche er einen geziemlichen Zuſatz von Liebe und einen tüchtigen Schluß, einen brennenden Mord, hinlänglichen Wahnſinn, Schlagfluß oder ſonſt dergleichen. „Ach ja, Liebe!" ſprach ein Fräulein, indem ſie verſchämt erröthete; „ein hübſches Liebesabentheuer fehlte Ihrer ſonſt ſehr artigen Erzählung, lieber Baron." „Habe ich," erwiederte Euchar lächelnd, „habe ich denn aber, meine Gnädige, einen Roman auftiſchen wollen? waren es nicht die Schickſale meines Freundes Edgar, von denen ich ſprach, und deſſen Leben in den wilden Gebirgen Spaniens war leider ganz arm an Abentheuern der Art. „Ich glaube," murmelte Viktorina dumpf vor ſich hin, „ich glaube dieſen Edgar zu kennen, der arm geblieben, weil er die reichſte Gabe verſchmähte."

Keiner war aber ſo in Enthuſiasmus gerathen, als Ludwig. Der rief überlaut: „Ja ich kenne ſie, die verhängnißvolle Profecia del Pirineo des göttlichen Don Juan Baptiſta de Arriaza! O — ſie goß Flammen in mein Inneres, ich wollte hin nach Spanien, wollte in den heißen Kampf treten, hätt' es nur im Zuſammenhange der Dinge gelegen. Ha! ich kann mich ganz in Edgars Lage verſetzen, wie hätte ich in dem fatalen Augenblick im Franziskaner-Gewölbe zu dem furchtbaren Empecinado geſprochen!“ Ludwig begann nun eine Rede, die ſo pathetiſch war, daß Alles in Erſtaunen gerieth, und nicht genug Ludwigs Muth, ſeine heroiſche Entſchloſſenheit bewundern konnte. „Aber es lag nicht im Zuſammenhange der Dinge,“ unterbrach ihn die Präſidentin, „doch mag es in dieſem Zuſammenhange liegen, oder vielmehr ſich wohl ſchicken, daß ich eben heute meinen lieben Gäſten eine Unterhaltung zugedacht, die der Erzählung unſers Euchar einen ganz charakteriſtiſchen erheiternden Schluß gibt.“

Die Thüren öffneten ſich, herein trat Emanuela, und hinter ihr der kleine verwachſene Biagio Cubas, mit der Chitarre in den Händen, ſich auf ſeltſame Weiſe verbeugend. Doch mit jener unbeſchreiblichen Anmuth, die die Freunde Ludwig und Euchar ſchon im Park bewundert, trat Emanuela in den Kreis, verbeugte ſich, und ſprach mit holder ſüßer Stimme, daß ſie gekommen, vor der Geſellſchaft ein Talent zu zeigen, das vielleicht nur durch ſeine Fremdartigkeit ergötze.

Das Mädchen ſchien ſeit den wenigen Tagen, da die Freunde ſie ſahen, größer, reizender, vollendeter im Wuchs geworden zu ſeyn, auch war ſie ſehr ſauber, beinahe reich gekleidet. „Nun kannſt du,“ ziſchelte Ludwig dem Freunde ins Ohr, während Cubas unter hundert ſehr poſſierlichen Geberden die Anſtalten zum Fandango zwiſchen neun Eiern traf, „nun kannſt du ja deinen Ring wieder fordern!“ „Haſenfuß,“ erwiederte dieſer, „du ſiehſt ihn ja an meinem Finger, ich hatte ihn mit dem Handſchuh abgeſtreift, und fand ihn eben in dem Handſchuh noch denſelben Abend wieder.“ Emanuela's Tanz riß Alles hin, denn niemand hatte ähnliches jemals geſehen. Während Euchar den ernſten Blick unabgewandt auf die Tänzerin richtete, brach Ludwig los in laute Ausrufe des höchſten Entzückens. Da ſprach Viktorine, neben der er ſaß, ihm ins Ohr: „Heuchler, Sie wagen es, mir von Liebe vorzureden, und ſind verliebt in das kleine trotzige Ding, in die ſpaniſche Seiltänzerin? Wagen Sie es nicht mehr ſie anzuſchauen.“ Ludwig wurde nicht wenig verlegen über Viktorinens ungeheure Liebe zu ihm, die ſo ohne alle vernünftige Urſache aufflammen konnte in Eiferſucht. „Ich bin ſehr glücklich,“ liſpelte er vor ſich ſelbſt hin, „aber es genirt.“

Nachdem der Tanz geendigt, nahm Emanuela die Chitarre und begann ſpaniſche Romanzen heitern Inhalts. Ludwig bat, ob es ihr nicht gefallen wolle, jenes hübſche Lied zu wiederholen, das ſie ſeinem Freunde Euchar vorgeſungen; Emanuela begann ſogleich:

Laurel immortal al gran Palafox etc.

Immer glühender wurde ihre Begeiſterung, immer mächtiger ihrer Stimme Klang, immer ſtärker rauſchten die Akkorde. Endlich kam die Strophe, die des Vaterlandes Befreiung verkündet, da fiel ihr ſtrahlender Blick auf Euchar, ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, ſie ſank nieder auf die Knie. Schnell ſprang die Präſidentin hinzu, hob das Mädchen auf, ſprach: „Nicht weiter, nicht weiter, mein ſüßes holdes Kind!“ führte ſie zum Sopha, küßte ſie auf die Stirne, ſtreichelte ihr die Wangen.

„Sie iſt wahnſinnig, ſie iſt wahnſinnig!“ rief Viktorine Ludwigen in’s Ohr; „du liebſt keine Wahnſinnige — nein! — ſag’ es mir, ſag’ es mir gleich auf der Stelle, daß du keine Wahnſinnige zu lieben vermagſt!“ „Ach Gott, nein nein!“ erwiederte Ludwig ganz erſchrocken. Er konnte ſich in den Ausbruch der heftigſten Liebe Viktorinens gar nicht recht finden.

Während die Präſidentin Emanuelen ſüßen Wein und Bikuit einnöthigte, damit ſie ſich nur erhole, wurde auch der wackre Chitarriſt Biagio Cubas, der in einer Ecke des Zimmers niedergeſunken war, und ſehr geſchluchzt hatte, mit einem tüchtigen Glaſe echten Xeres bedient, das er mit einem fröhlichen: „Donna, viva insted mil annos!“ bis auf den letzten Tropfen leerte.

Man kann denken, daß die Frauen nun herfielen über Emanuele, und ſie mit Fragen beſtürmten, nach ihrem Vaterlande, ihren Verhältniſſen u. ſ. w. Die Präſidentin fühlte die peinliche Lage des Mädchens zu ſehr, um ſie nicht gleich daraus zu befreien, dadurch, daß ſie den feſtgeſchloſſenen Kreis in mancherlei Wirbel aufzulöſen wußte, in denen ſich nun alle, ſelbſt die Piquettſpieler drehten. Der Konſiſtorial-Präſident meinte, die kleine Spanierin ſey ein ſchmuckes allerliebſtes Ding, nur ihr verwünſchtes Tanzen ſey ihm in die Beine gefahren, und ihm manchmal ſo ſchwindlig zu Muthe geworden, als ländre mit ihm der leidige Satan. Das Singen ſey dagegen ganz was Apartes geweſen, und habe ihn ſehr ergötzt.

Graf Walther Puck war andrer Meinung. Er verachtete Emanuelens Geſang, da ihm das Trillo gemangelt, und rühmte dagegen höchlich ihren Tanz, den er, wie er ſich ausdrückte, ganz deliziös gefunden. Er bezog ſich darauf, daß er ſich auf ſo etwas ſehr gut verſtehe, da er ſonſt es dem beſten Balletmeiſter gleich gethan. „Kannſt du,“ ſprach Graf Walther Puck, „kannſt du es dir vorſtellen, Bruder Konſiſtorial-Präſident, daß ich, als ein juveniler Ausbund aller Geſchwindigkeit und Stärke, den Fiocco ſprang, und mit dem zarteſten der Beine ein neun Fuß über meiner Naſenſpitze aufgehängtes Tambourin hinabſchlug? Und was den Fandango zwiſchen Eiern betrifft, ſo hab' ich tanzend oft mehr Eier zerſtampft, als ſieben Hennen des Tages legen konnten.“ „Alle Teufel, das waren Kunſtſtücke!“ ſchrie der Konſiſtorial-Präſident. „Und da,“ fuhr der Graf fort, „der gute Cochenille ſehr amön das Flageolet bläſt, ſo tanze ich noch zuweilen ausgelaſſen nach ſeinem Pfeiflein, wiewohl nur in meinem Zimmer ganz insgeheim.“ „Das glaub' ich,“ rief der Konſiſtorial-Präſident laut lachend, „das glaub' ich, Bruder Graf!“ Unterdeſſen war Emanuele mit ihrem Cubas verſchwunden.

Als die Geſellſchaft ſich trennen wollte, ſprach die Präſidentin: „Freund Euchar! ich wette, Sie wiſſen noch mehr Intereſſantes von Ihrem Freunde Edgar! Ihre Erzählung war ein Bruchſtück, das uns alle ſo geſpannt hat, daß wir eine ſchlafloſe Nacht haben werden. Nicht länger als bis morgen Abend gönne ich Ihnen Friſt uns zu beruhigen. Wir müſſen mehr erfahren von Don Rafaele, Empecinado, den Guerillas, und iſt es möglich, daß Edgar ſich verlieben kann, ſo halten Sie damit nicht zurück.“ „Das wäre herrlich!“ rief es von allen Seiten, und Euchar mußte verſprechen, ſich am folgenden Abend mit dem zur Ergänzung ſeines Bruchſtücks nöthigen Material einzufinden.

Auf dem Heimwege konnte Ludwig nicht genug von Viktorinens bis an Wahnſinn gränzender Liebe zu ihm ſprechen. „Aber,“ rief er, „ſie hat mir durch ihre Eiferſucht mein eignes Innres aufgeſchloſſen, ich habe einen tiefen Blick hinein gethan, und gefunden, daß ich Emanuelen unausſprechlich liebe. Ich werde ſie aufſuchen, ihr meine Liebe geſtehen — ſie an mein Herz drücken!“ „Thue das, mein Kind,“ erwiederte Euchar gelaſſen.

Als am andern Abend die Geſellſchaft bei der Präſidentin verſammelt, verkündigte ſie mit Bedauern, daß Baron Euchar ihr geſchrieben, wie ihn ein unvorhergeſehenes Ereigniß genöthigt plötzlich abzureiſen, weshalb er die Ergänzung des Bruchſtücks bis zu ſeiner Rückkunſt verſchieben müſſe.

Euchar's Rückkehr. Scenen einer durchaus glücklichen Ehe. Beſchluß der Geſchichte.

Zwei Jahre mochten vergangen ſeyn, als vor dem goldnen Engel, dem vornehmſten Wirthshauſe in W., ein ſtattlicher, ſchwer bepackter Reiſewagen hielt, aus dem ein junger Mann, eine verſchleierte Dame und ein alter Herr ſtiegen. Ludwig kam gerade des Weges und konnte nicht unterlaſſen, ſtehen zu bleiben und die Ankömmlinge mit der Lorgnette zu betrachten. In dem Augenblick drehte ſich der junge Mann um und ſtürzte mit dem Ausruf: „Ludwig, mein Ludwig, ſey mir tauſendmal gegrüßt,“ Ludwigen in die Arme. —

Der war aber nicht wenig verwundert, ſo ganz unerwartet ſeinen Freund Euchar wieder zu ſehen. Denn Niemand anders war der junge Mann, der aus dem Reiſewagen geſtiegen. „Beſter,“ ſprach Ludwig, „wer iſt denn die verſchleierte Dame, wer der alte Herr, der mit dir gekommen? — Alles erſcheint mir ſo ſeltſam und — da kommt ja noch ein Packwagen heran und auf ihm ſitzt — hilf Himmel! — ſeh' ich recht?“ —

Euchar nahm Ludwigen unter den Arm, führte ihn einige Schritte über die Straße fort und ſprach: „Du wirſt alles zu ſeiner Zeit erfahren, geliebter Freund, aber für jetzt ſage mir nur, was mit dir vorgegangen? — Du ſiehſt leichenblaß aus, das Feuer deiner Augen iſt erloſchen, du biſt, aufrichtig ſag' ich's dir, um zehn Jahre älter geworden. Hat dich eine ſchwere Krankheit heimgeſucht? Drückt dich ſonſt ein böſer Kummer?“ „Ach nein,“ erwiederte Ludwig, „ich bin vielmehr der glücklichſte Menſch unter der Sonne und führe ein wahres Schlaraffenleben in lauter Liebe und Luſt. Denn wiſſe, ſeit länger als einem Jahr hat mir die himmliſche Viktorine ihre zarte liebe Hand gereicht. Dort das ſchöne Haus mit den hellen Spiegelfenſtern iſt meine Reſidenz, und du könnteſt nichts geſcheidteres thun, als gleich mit mir kommen, und mich beſuchen in meinem irdiſchen Paradieſe. Wie wird ſich mein gutes Weib freuen, dich wieder zu ſehen. Ueberraſchen wir ſie!“ Euchar bat nur um Friſt, die Kleider zu wechſeln, und verſprach dann zu kommen, und zu vernehmen, wie ſich alles zu Ludwig's Glück gefügt.

Ludwig empfing den Freund unten an der Treppe, und bat ſo leiſe als möglich aufzutreten, da Viktorine häufig, und jetzt eben ſtärker, an nervöſen Kopfſchmerzen leide, die ſie in ſolch reizbaren Zuſtand verſetzten, daß ſie die leiſeſten Tritte im Hauſe vernehme, unerachtet ihre Gemächer im entfernteſten Theile des Flügels befindlich. Beide ſchlichen nun ſachte über die mit Decken belegten Stufen durch den Corridor, und in Ludwig's Zimmer hinein. Nach herzlichen Ergießungen der Freude, des Wiederſehens zog Ludwig an der Schelle, rief aber auch gleich: „Gott! — Gott! was hab' ich gethan — ich Unglücklicher!“ und hielt beide Hände vor's Geſicht. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſtürzte ein ſchnippiſches Ding von Kammermädchen hinein, und ſchrie Ludwigen mit gemeinem kreiſchenden Ton an: „Herr Baron, was fangen Sie an? wollen Sie die arme Frau Baronin tödten, die ſchon in Krämpfen liegt?“ „Ach Gott,“ lamentirte Ludwig, „beſtes Nettchen, in der Freude hab' ich nicht daran gedacht! Nun — hier der Herr Baron, mein beſter Herzensfreund iſt angekommen — ſeit Jahren haben wir uns nicht geſehen — ein alter intimer Freund deiner Frau — bitte ſie, flehe ſie an, daß ſie vergönne ihn ihr vorzuſtellen. Thue das, beſtes Nettchen!“ Ludwig drückte ihr Geld in die Hand, und ſie verließ mit einem ſchnippiſchen: „ich will ſehen, was zu machen iſt,“ das Zimmer.

Euchar, der hier einen Auftritt ſah, wie er ſich nur zu oft im Leben begiebt, und daher in hundert Romanen und Komödien aufgetiſcht wird, hatte ſeine beſonderen Gedanken über des Freundes häusliches Glück. Er fühlte mit Ludwig die Pein des Moments, und begann ſich nach gleichgültigen Dingen zu erkundigen. Ludwig ließ ſich aber gar nicht darauf ein, ſondern meinte, es ſey ihm doch gar zu merkwürdig in der Zwiſchenzeit ergangen, und das müſſe er erzählen.

„Du erinnerſt,“ begann er, „du erinnerſt dich gewiß jenes Abends bei der Präſidentin Bebs, als du die Geſchichte aus dem Leben deines Freundes Edgar erzählteſt. Du erinnerſt dich auch, wie dann

Viktorine in Eiferſucht erglühte, und ihr von Liebe zu mir entflammtes Herz ganz und gar erſchloß. Und ich Thor, ich geſtand dir's ja, ich Thor verliebte mich ſehr in die kleine ſpaniſche Tänzerin, und las wohl in ihren Blicken, daß ich nicht hoffnungslos liebe. Du wirſt bemerkt haben, daß, als ſie beim Schluß des Fandango die Eier in eine Pyramide zuſammen ſchob, die Spitze dieſer Pyramide mir, der ich gerade in der Mitte des Kreiſes hinter dem Stuhle der Bebs ſtand, zugerichtet war. Nun, konnte ſie beſſer ausdrücken, wie ſehr ich ſie intereſſirte? Ich wollte den andern Tag das liebe Ding aufſuchen, aber es lag nicht im Zuſammenhang der Dinge, daß es geſchah. Ich hatte die Kleine beinahe ganz vergeſſen, als der Zufall —"

„Der Zuſammenhang der Dinge," fiel ihm Euchar in's Wort.

„Nun ja wohl," ſprach Ludwig weiter, „genug, ich ging einige Tage darauf durch unſern Park, vor dem Wirthshauſe vorüber, wo wir damals unſere kleine Spanierin zum erſten Mal ſahen. Da ſprang die Wirthin — du glaubſt gar nicht, was die gute Frau, die mir damals Eſſig und Waſſer für mein wundes Knie reichte, für ein Intereſſe für mich gefaßt hatte — ja die Wirthin ſprang auf mich zu, und fragte ſehr angelegentlich, wo denn die Tänzerin mit ihrem Begleiter geblieben ſey, die ihr ſo vielen Beſuch verſchafft, ſie ließe ſich ſchon ſeit mehreren Wochen gar nicht ſehen. Ich wollte mir andern Tages alle Mühe geben zu erforſchen, ob ſie noch im Orte oder nicht, es lag aber nicht im Zuſammenhang der Dinge, daß es geſchah. Mein Herz bereute auch jetzt gar ſehr die Thorheit, die ich begehen wollen, und wandte ſich wieder ganz der himmliſchen Viktorine zu. In ihr nur zu reizbares Gemüth war aber mein Attentat der Untreue ſo tief eingedrungen, daß ſie mich gar nicht ſehen, nichts von mir hören wollte. Der liebe Cochenille verſicherte, daß ſie in tiefe Melancholie verfallen, daß ſie oft in Thränen erſticken wolle, daß ſie ganz troſtlos rufe: „Ich habe ihn verloren, ich habe ihn verloren!" Du kannſt denken, welche Wirkung dies auf mich machte, wie ich ganz aufgelöſt war in Schmerz über das unglückliche Mißverſtändniß. Cochenille bot mir ſeine Hülfe an, er wollte die Comteſſe auf ſchlaue Weiſe von meiner wahren Geſinnung unterrichten, ihr meine Verzweiflung ſchildern, ihr ſagen, daß ich nicht mehr derſelbe ſey, daß ich auf den Bällen höchſtens viermal tanze, im Theater gedankenlos in die Kuliſſen hineinſtarre, meinen Anzug vernachläßige u. ſ. f.

Ich ließ ihm reichlich Goldſtücke zufließen und er brachte mir dafür jeden Morgen eine neue Hoffnung. Endlich ließ ſich Viktorine wieder ſehen. Ach wie ſchön ſie war! O Viktorine, mein holdes, liebes, ſüßes Weib, die Anmuth ſelbſt und die Güte!“ —

Nettchen trat herein und kündigte Ludwigen an, daß die Frau Baronin ganz erſtaunt wären über die ſeltſamen Einfälle, die den Herrn Baron heute bethörten. Erſt klingelten Sie, als ſey Feuer im Hauſe und dann verlangten Sie, daß die todtkranke Frau von Beſuchen beläſtigt werden ſolle. Sie könne heute niemanden ſehen und ließe ſich bei dem fremden Herrn entſchuldigen. Nettchen ſah Eucharn ſtarr in die Augen, maß ihn von Kopf bis zu Fuß und verließ dann das Zimmer.

Ludwig ſah ſchweigend vor ſich nieder und fuhr dann kleinlaut fort: Du glaubſt gar nicht, mit welcher beinahe verhöhnenden Kälte mir Viktorine begegnete. Hätten nicht die früheren Ausbrüche der glühendſten Liebe mich überzeugt, daß die Kälte erheuchelt um mich zu ſtrafen, in der That, ich wäre in manche Zweifel gerathen. Endlich wurde ihr die Verſtellung zu ſchwer, ihr Betragen freundlicher und freundlicher, bis ſie zuletzt auf einem Ball mir ihren Shawl anvertraute. Da war mein Triumph entſchieden. Ich arrangirte jene verhängnißvolle Seize zum zweiten Mal, tanzte göttlich mit ihr, mit ihr der Himmliſchen, flüſterte ihr auf der rechten Fußſpitze balanzirend und die Holde umfangend zu: Göttliche, himmliſche Comteß, ich liebe Sie unausſprechlich, ich bete Sie an — Seyen ſie mein, Engel des Lichts! — Viktorine lachte mir in's Geſicht, das hielt mich aber nicht ab den andern Morgen zu ſchicklicher Zeit, das heißt um ein Uhr hinzugehen, mir durch meinen Freund Cochenille den Zutritt zu verſchaffen und ſie anzuflehen um ihre Hand. Sie ſah mir ſchweigend in's Geſicht, ich warf mich vor ihr nieder, faßte die Hand, die mein werden ſollte, bedeckte ſie mit glühenden Küſſen. Sie ließ das geſchehen, aber es wurde mir in der That ſeltſam zu Muthe, als ihr ernſter, ſtarrer Blick mir wie ohne Sehkraft, als ſey ſie ein lebloſes Bild, ſchien. Doch endlich traten ein Paar große Thränen ihr in die Augen, ſie drückte mir die Hand ſo heftig, daß ich, da ich gerade einen wunden Finger, hätte aufſchreien mögen, ſtand auf, verließ, das Schnupftuch vor dem Geſicht, das Zimmer. — Mein Gluck war mir nicht zweideutig, ich eilte zum Grafen und hielt um die Tochter an. Schön, ſehr ſchön, allerliebſt beſter Baron, ſprach der Graf wohlgefällig lächelnd, aber haben Sie der Gräfin ſchon etwas merken laſſen, ſind Sie geliebt? ich bin, als ein wahrer Thor, ungemein portirt für die Liebe! Ich erzählte dem Grafen, wie es ſich mit der Seize begeben. Seine Augen funkelten vor Freude. „Das iſt deliziös, das iſt ganz deliziös,“ rief er einmal über das andere. „Wie war die Tour, beſter Baronetto?“ fragte er mich dann. Ich tanzte die Tour und blieb ſtehen in der Stellung, wie ich ſie erſt beſchrieben. Scharmant, engliſcher Freund, in der That ganz ſcharmant, rief der Graf voll Entzücken, ſchellte, ſchrie laut zur Thür hinaus: Cochenille, Cochenille!

Als Cochenille gekommen, mußte ich ihm die Muſik zu meiner Seize vorſingen, die ich ſelbſt componirt. Nehmen Sie Ihr Flageolet zur Hand, Cochenille, und blaſen Sie dasjenige, was der Herr Baron Ihnen vorgeſungen. So ſprach der Graf. Cochenille führte gut genug aus, was ihm geboten, ich mußte mit dem Grafen tanzen, ſeine Dame vorſtellen und, ich hätt' es dem Alten nicht zugetraut, auf der rechten Fußſpitze ſchwebend flüſterte er mir zu: Auserwählteſter der Barone, meine Tochter Viktorine iſt die Ihrige!

Die holde Viktorine zierte ſich, wie das nun einmal Mädchen zu thun pflegen. Sie blieb ſtumm und ſtarr, ſagte nicht nein, nicht ja, und betrug ſich überdem gegen mich ſo, daß auf's neue meine Hoffnungen ſanken. Dazu kam, daß ich eben jetzt erfuhr, wie damals, als ich in der Seize die Conſine faßte ſtatt Viktorinen, die Mädchen den heilloſen Spaß verabredet hatten, um mich auf entſetzliche Weiſe zu myſtifiziren. In der That, ich wurde ganz betrübt und wollte beinahe meinen, daß es im Zuſammenhang der Dinge läge mich bei der Naſe herumführen zu laſſen. — Unnütze Zweifel — ehe ich mir's verſah — ganz unerwartet, gerade als ich in das tiefſte Leid verſunken, bebte das himmliſche Ja! von den ſüßeſten Lippen! — Nun wurde ich recht gewahr, welchen Zwang ſich Viktorine angethan, denn ſie war nun ſo ausgelaſſen luſtig und heiter, wie man ſie niemals geſehen. Daß ſie mir die unſchuldigſte Liebkoſung verſagte, daß ich kaum ihre Haud zu küſſen wagen durfte — nun das war wohl übertriebene Sprödigkeit. Manche von meinen Freunden wollten mir zwar allerlei dummes Zeug in den Kopf ſetzen, der Tag vor meiner Vermählung war aber dazu beſtimmt, die letzten Zweifel aus meiner Seele zu vertilgen. — Am frühen Morgen eilte ich zu meiner Braut. Ich ſand ſie nicht in ihrem Zimmer. Auf ihrem Arbeitstiſch liegen Papiere. — Ich werfe einen Blick darauf, es iſt Viktorinens ſaubere, niedliche Handſchrift — ich leſe — es iſt ein Tagebuch — o Himmel — o all' ihr Götter! jeder Tag giebt mir einen neuen Beweis, wie glühend, wie unausſprechlich mich Viktorine von jeher liebte — der kleinſte Vorfall iſt aufgezeichnet und immer heißt es: Du verſtehſt dies Herz nicht — Unempfindlicher! ſoll ich, im Wahnſinn der Verzweiflung alle Scham verläugnend, dir zu Füßen ſinken, dir ſagen, daß ohne deine Liebe mir das friſche Leben Grabesnacht dünkt? — Und in dieſem Ton ging es weiter fort! — Eben an dem Abende, als ich in Liebe entbrannte zur kleinen Spanierin, leſe ich: Alles iſt verloren — er liebt ſie, nichts iſt gewiſſer. Wahnſinniger, weißt du nicht, daß der Blick des liebenden Weibes das Innerſte zu durchſchauen vermag? — Ich leſe das laut; in dem Augenblicke tritt Viktorine hinein, mit dem Tagebuch in der Hand ſtürze ich vor ihr nieder, ſchreie: „Nein, nein, niemals liebte ich jenes ſeltſame Kind, du, du allein warſt mein Abgott immerdar!“ — Da ſtarrt mich Viktorine an, ruft mit einer gellenden Stimme, die mir noch in die Ohren klingt: „Unglückſeliger, dich habe ich nicht gemeint!“ verläßt mich ſchnell, in das andre Zimmer eilend. — Vermagſt du dir es zu denken, daß weibliche Ziererei ſo weit gehen kann! —

Nettchen kam in dieſem Moment und erkundigte ſich im Namen der Frau Baronin, woran es denn liege, daß der Herr Baron ihr nicht den Fremden zuführe, ſie warte ſchon eine halbe Stunde vergebens auf den ihr zugedachten Beſuch. „Ein herrliches, treffliches Weib,“ ſprach der Baron gerührt, „ſie opfert ſich für meine Wünſche.“ Euchar verwunderte ſich nicht wenig, die Baronin völlig angekleidet, beinahe geputzt, anzutreffen.

„Hier bringe ich dir unſern theuern Euchar, wir haben ihn wieder!“ ſo rief Ludwig; als aber Euchar ſich der Baronin näherte, ihre Hand faßte, überfiel ſie ein heftiges Zittern, und mit einem leiſen: „O Gott!“ ſank ſie ohnmächtig in den Lehnſeſſel.

Euchar, der die Pein des Augenblicks nicht zu ertragen vermochte, entfernte ſich ſchnell. „Unglückſeliger,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „nein! du warſt nicht gemeint!“ Er überſah nun das grenzenloſe Elend, in das Mißverſtändniſſe der unbegreiflichen Eitelkeit den Freund geſtürzt hatten, er wußte nun, wem Viktorinens Liebe gegolten, und fühlte ſich auf ſeltſame Weiſe bewegt. Jetzt erſt wurde ihm mancher Moment klar, den er in ſeiner unbefangenen Geradheit nicht beachtet, jetzt erſt durchſchaute er die leidenſchaftliche Viktorine ganz und gar, und begriff ſelbſt kaum, daß er ihre Liebe nicht geahnt. Jene Momente, in denen ſich Viktorinens Liebe beinahe rückſichtslos offenbarte, gingen ihm hell in der Seele auf, und er empfand lebhaft, daß gerade dann ein ſeltſamer unerklärlicher Widerwille gegen das ſchöne holde Mädchen ihn in die unmuthigſte Stimmung verſetzt hatte. Dieſen bittern Unmuth richtete er nun gegen ſich ſelbſt, indem ihn tiefes Mitleiden für die Arme, über die ein finſtrer Geiſt gewaltet, durchdrang.

Gerade denſelben Abend war die Geſellſchaft bei der Präſidentin Behs verſammelt, der Euchar vor zwei Jahren von Edgars Abentheuern in Spanien erzählt hatte. Man empfing ihn mit dem fröhlichſten Jubel, doch wie ein elektriſcher Schlag traf es ihn, als er Viktorinen erblickte, die er durchaus nicht vermuthet. Keine Spur von Krankheit war an ihr zu bemerken, ihre Augen ſtrahlten feurig wie ſonſt, und ein ſorgfältig gewählter geſchmackvoller Putz erhöhte ihre Schönheit und Anmuth. Euchar, von ihrer Gegenwart gepeinigt, ſchien, wie es ſonſt gar nicht ſeine Art war, gedrückt, verlegen. Viktorine wußte geſchickt ſich ihm zu nähern, faßte plötzlich ſeine Hand, zog ihn bei Seite, ſprach ernſt und ruhig: „Sie kennen meines Mannes Syſtem vom Zuſammenhange der Dinge. Den wahren Zuſammenhang unſers ganzen Seyns bilden, denk' ich, die Thorheiten, die wir begehen, bereuen, und wieder begehen, ſo daß unſer Leben ein toller Spuk ſcheint, der uns, unſer eigenes Ich, raſtlos verfolgt, bis er uns zu Tode neckt und hetzt! — Euchar! ich weiß Alles, ich weiß, wen ich noch dieſen Abend ſehen werde — ich weiß, daß Sie erſt heute mich verſtanden haben. — Nicht Sie, nein, ein böſer Geiſt nur brachte bittern hoffnungsloſen Schmerz über mich! — Der Dämon iſt gewichen in dem Augenblick, als ich Sie wieder ſah! — Frieden und Ruhe über uns, Euchar!“ — Ja, erwiederte Euchar gerührt, ja Viktorine, Frieden und Ruhe über uns, die ewige Macht läßt kein mißverſtandenes Leben ohne Hoffnung. — Es iſt nun alles vorüber und gut, ſprach Viktorine, drückte eine Thräne aus dem Auge und wandte ſich zur Geſellſchaft.

Die Präſidentin hatte das Paar beobachtet und flüſterte nun Eucharn zu: Ich habe ihr alles geſagt, that ich Recht? Muß ich, erwiederte Euchar, muß ich mich denn nicht Allem unterwerfen?

Die Geſellſchaft nahm nun, wie es wohl zu geſchehen pflegt, einen neuen Anlauf zur Freude und Verwunderung über Euchars unverhoffte Rückkunft, und beſtürmte ihn mit Fragen, wo er geweſen, was ſich mit ihm unter der Zeit begeben.

„Eigentlich,“ hob jetzt Euchar an, „bin ich nur gekommen, um das vor zwei Jahren gegebene Wort zu löſen, nämlich noch manches von meines Freundes Edgar Schickſalen zu erzählen, ja jene Ezählung ordentlich abzurunden und ihr einen Schlußſtein zu geben, den der Herr Dichter dort damals vermißte. Darf ich nun noch verſichern, daß keine finſtere Gewölbe, keine Mordthaten und dergleichen fürder vorkommen werden, ja daß dagegen nach dem Wunſche der Damen von hinlänglich romantiſcher Liebe die Rede ſeyn wird, ſo kann ich wohl auf einigen gerechten Beifall hoffen.“ Alle applaudirten ſehr und rückten ſchnell in einen engen Kreis zuſammen. Euchar nahm den Rednerſtuhl ein und begann ohne weiteres.

Die ſeltſamen, zum Theil mährchenhaften Kriegesabentheuer, welche Edgar beſtand, während er mit den Guerillas focht, übergebe ich, und bemerke nur, daß der Talisman, den ihm Don Rafaele Marchez bei dem Abſchiede einhändigte, ein kleiner Ring mit geheimnißvollen Chiffern war, der ihn als einen, in die geheimſten Bündniſſe Eingeweihten bezeichnete, eben daher ihm aber überall bei den Kundigen das unbedingteſte Vertrauen erwarb, und ferner eine Gefahr, der ähnlich, der er in Valenzia ausgeſetzt geweſen, unmöglich machte. Später begab er ſich zu den engliſchen Truppen und focht unter Wellington. Keine feindliche Kugel traf ihn mehr, friſch und geſund kehrte er nach dem beendigten Feldzuge in ſein Vaterland zurück. Den Don Rafaele Marchez hatte er weder ſelbſt wieder geſehen, noch von ſeinen Schickſalen weiter etwas vernommen. Längſt war Edgar in ſeiner Vaterſtadt, als ihm eines Tages der kleine Ring des Don Rafaele, den er beſtändig am Finger trug, auf beſondere Weiſe abhanden gekommen war. Den andern Morgen in aller Frühe trat ein kleiner ſeltſamer Menſch ins Zimmer, hielt ihm den verlornen Ring vor Augen, und fragte, ob es nicht der ſeinige ſey. So wie Edgar dies aber freundlich bejahte, rief der Menſch ganz außer ſich auf ſpaniſch: „O Don Edgar, Ihr ſeid es — Ihr ſeid es, es iſt gar kein Zweifel mehr!“ Nun kamen Edgar des kleinen Menſchen Geſichtszüge, ſeine Geſtalt ins Gedächtniß zurück, es war Don Rafaeles treuer Diener, der mit dem Löwenmuth der Verzweiflung Don Rafaeles Kind zu retten trachtete. „Um aller Heiligen willen, Ihr ſeyd der Diener des Don Rafaele Marchez! ich kenne Euch wieder — wo iſt er? ha! eine ſeltſame Ahnung will ſich bewähren!“ So rief Edgar, doch der Kleine beſchwor ihn nur gleich mit ihm zu gehen!

Der Kleine führte Edgarn in die entfernteſte Vorſtadt, ſtieg mit ihm herauf bis zur Bodenkammer eines elenden Hauſes. Welch' ein Anblick! Siech, abgezehrt, alle Spuren des tödtenden Grams auf dem todbleichen Antlitz, lag Don Rafaele Marchez auf einem Strohlager, vor dem ein Mädchen — ein Kind des Himmels kniete! So wie Edgar eintrat, ſtürzte das Mädchen auf ihn zu, riß ihn hin zu dem Alten, rief mit dem Ton des inbrünſtigſten Entzückens: „Vater — Vater, er iſt es, nicht wahr, er iſt es?“ „Ja,“ ſprach der Alte, indem ſeine erloſchenen Augen aufleuchteten, und er mühſam die gefalteten Hände zum Himmel erhob, „ja er iſt es, unſer Retter! — O Don Edgar, wer hätt' es gedacht, daß die Flamme, die in mir aufglühte für Vaterland und Freiheit, ſich verderblich gegen mich ſelbſt richten ſollte!“ —

Nach den erſten Ausbrüchen des höchſten Entzückens, des tiefſten Schmerzes erfuhr Edgar, daß es der ausgedachteſten Bosheit der Feinde Don Rafaeles gelungen war, ihn nach hergeſtellter Ruhe der Regierung verdächtig zu machen, die das Verbannungsurtheil über ihn ausſprach und ſein Vermögen konfiszirte. Er gerieth in das tiefſte Elend. Die fromme Tochter, der treue Diener ernährten ihn durch Geſang und Spiel. — Das iſt Emanuele, das iſt Biaggio Cubas, rief Ludwig laut und alle riefen ihm durcheinander nach: ja ja, das iſt Emanuele — das iſt Cubas!

Die Präſidentin gebot Ruhe, indem der Redner, wenn ſich auch manches nach und nach aufzuklären ſcheine, doch nicht unterbrochen werden dürfe, vielmehr zum völligen Schluß der Geſchichte kommen müſſe. Uebrigens glaube ſie zu errathen, daß Edgar, ſo wie er die holde Emanuele erblickt, in die glühendſte Liebe gekommen. „So iſt es, nahm Euchar das Wort, indem eine leichte Röthe ſein Geſicht überflog, ſo iſt es in der That. Schon früher, als er das wunderbare

Kind ſchaute, durchbebten ſüße Ahnungen ſeine Bruſt, und das noch nie gekannte Gefühl der inbrünſtigſten Liebe entzündete ſein ganzes Weſen! — Edgar mußte, konnte helfen. Er brachte den Don Rafaele, Emanuelen, ſo wie den treuen Cubas (ich ſelbſt half das vermitteln) auf das Gut ſeines Oheims. Don Rafaeles Glücksſtern ſchien nun wieder aufgehen zu wollen, denn bald darauf erhielt er einen Brief von dem frommen Vater Euſebio, in dem es hieß, daß die Brüder, bekannt mit den verborgenen Winkeln ſeines Hauſes, den nicht unbeträchtlichen Schatz an Gold und Juwelen, den er vor ſeiner Flucht eingemauert, in das Kloſter geborgen hätten, und daß es nur darauf ankäme, ihn durch eine ſichere Perſon abholen zu laſſen. Edgar entſchloß ſich augenblicklich mit dem treuen Cubas hinzureiſen nach Valenzia. Er ſah ſeinen frommen Pfleger, den Vater Euſebio wieder, Don Rafaeles Schatz wurde ihm ausgehändigt. Doch er wußte, daß wohl mehr als aller Reichthum, dem Rafaele Marchez ſeine Ehre galt. Es gelang ihm in Madrid der Regierung die völlige Unſchuld Don Rafaeles darzuthun, der Bann wurde aufgehoben.“

Die Thüren gingen auf, hinein trat eine prächtig gekleidete Dame, hinter ihr ein alter Mann, von hohem ſtolzen Anſehen. Die Präſidentin eilte ihnen entgegen, führte die Dame in den Kreis — Alle waren von ihren Plätzen aufgeſtanden — und ſprach: „Donna Emanuela Marchez, die Gemahlin unſers Euchar — Don Rafaele Marchez!“

„Ja,“ ſprach Euchar, indem die Seligkeit des gewonnenen Glücks aus ſeinen Augen leuchtete, auf ſeinen Wangen ſchimmerte in glühendem Roth: „ja es blieb wirklich nur noch übrig zu ſagen, daß der, den ich Edgar nannte, niemand anders iſt als ich ſelbſt.“ Viktorine ſchloß die in dem mächtigſten Liebreiz ſtrahlende Emanuela in die Arme, drückte ſie heftig an ihre Bruſt, beide ſchienen ſich ſchon zu kennen. Ludwig ſprach aber, indem er einen etwas trüben Blick auf die Gruppe warf: „Das alles lag im Zuſammenhang der Dinge!“

Die Freunde waren mit Sylveſters Erzählung zufrieden und ſtimmten vorzüglich darin überein, daß Euchars Schickſale in Spanien während des Befreiungskrieges, ſo epiſodiſch ſie eingeflochten ſchienen, doch der Kern des Ganzen wären und deshalb von guter Wirkung, weil Alles darin auf wahrhaft hiſtoriſcher Baſis beruhe.

Es iſt, nahm Lothar das Wort, es iſt gar nicht zu bezweifeln, daß die Geſchichte Eigenthümliches darbietet, das der ohne Halt im Leeren ſchwebende Geiſt zu ſchaffen ſich vergebens bemüht. Eben ſo giebt das geſchickte Benutzen der hiſtoriſch wahren Gebräuche, Sitten, herkömmlichen Gewohnheiten irgend eines Volkes oder einer beſondern Klaſſe deſſelben der Dichtung eine beſondere Lebensfarbe, die ſonſt ſchwer zu erlangen. Doch ſag' ich ausdrücklich, das *geſchickte* Benutzen, denn in der That, das Erfaſſen des geſchichtlich Wahren, der Wirklichkeit in einer Dichtung, deren Begebniſſe ganz der Phantaſie angehören, iſt nicht ſo leicht als mancher wohl denken möchte und erfordert allerdings ein gewiſſes Geſchick, das nicht jedem eigen und ohne welches ſtatt einer friſchen Lebendigkeit nur ein mattes ſchielendes Scheinleben zu Tage gefördert wird. So kenne ich Dichtungen, vorzüglich von ſchriftſtelleriſchen Frauen, in denen man jeden Augenblick gewahrt, wie in jenen Farbentopf getunkt und doch am Ende nichts heraus gebracht wurde, als ein wirres Gemengſel von bunten Strichen, da, wo es abgeſehen war auf ein recht lebendiges Bild.

Ich gebe, ſprach Ottmar, dir vollkommen Recht und nachdem ich flüchtig an einen gewiſſen Roman einer ſonſt genugſam geiſtreichen Frau gedacht, dem es trotz aller Pinſelei aus jenem Farbentopfe durchaus an aller Lebendigkeit, an aller poetiſchen Wahrheit mangelt, und ihn ſchnell wieder vergeſſen, will ich dir nur ſagen, daß gerade das Geſchick die Wirklichkeit, das geſchichtlich Wahre aufzufaſſen, die Werke eines Dichters auszeichnen mag, der ſeit nicht gar langer Zeit unter uns bekannt worden. Ich meine den engländiſchen Walther Scott. Zwar las ich erſt ſeinen Aſtrologen, aber — ex ungue leonem. — Gleich die Expoſition in dieſem Roman iſt gegründet auf ſchottiſche Sitten, dem Lande eigenthümliche Einrichtungen, aber ohne dieſe zu kennen wird man von der friſchen Lebendigkeit aller Gebilde ergriffen auf wunderbare Weiſe und um ſo mehr iſt dieſe Expoſition durchaus meiſterhaft zu nennen, als man, wie durch einen Zauberſchlag, verſetzt wird — ich bediene mich, da keine Frauen zugegen, eines zweiten lateiniſchen Ausſpruchs — medias in res. Dabei beſitzt Scott eine ſeltene Kraft mit wenigen ſtarken Strichen ſeine Figuren ſo hinzuſtellen, daß ſie alsbald lebendig herausſchreiten aus dem Rahmen des Gemäldes und ſich bewegen in dem eigenthümlichſten Charakter. Scott iſt eine herrliche Erſcheinung in der engliſchen

Litteratur, er iſt eben ſo lebendig als Smollet, wiewohl viel klaſſiſcher und edler, doch fehlt ihm nach meiner Meinung das Brillantfeuer des tiefen Humors, der aus Sterne's und Swifts Werken hervorblitzt.

Mir, begann Vinzenz, mir geht es zur Zeit eben ſo wie dir, Ottmar! Nur den Aſtrologen allein habe ich von Scotts Werken geleſen, aber auch mich hat der originelle Roman gar ſehr angeſprochen, der in ſeinem methodiſchen Fortſchreiten einem Knäuel zu vergleichen, der ruhig abgewickelt wird und deſſen feſtgeſponnener Faden niemals reißt. Was mir zu tadeln, aber recht aus der engliſchen Lebensweiſe hervorzugehen ſcheint iſt, daß, außer der in der That erhaben grauenhaften Zigeunerin, die jedoch nicht ſo wohl ein Weib als eine geſpenſtiſche Erſcheinung zu nennen, die Weiber flach und blaß gehalten ſind. Die beiden Mädchen im Aſtrologen gemahnen mich an die Frauenzimmer auf den engliſchen colorirten Kupferſtichen in punktirter Manier, die ſich alle ähnlich, das heißt eben ſo hübſch als ganz bedeutungslos ſind, und denen man es anſieht, daß aus dem kleinen zugeſpitzten Mündchen nichts weiter hervorzukommen wagt, als das unſchuldigſte: Ja Ja und Nein Nein, da alles übrige vom Uebel. Hogarths Milchverkäuferin iſt der Prototypus aller dieſer Geſchöpflein. Es fehlt jenen beiden Mädchen der eigentliche Geiſt, der göttlich belebende Athem.

Möchte man, ſprach Theodor, nicht dagegen den Weibern eines unſerer geiſtreichſten Dichter, vorzüglich wie ſie in ältern Werken vorkommen, etwas mehr Körper wünſchen, da ſie oft im Anſchauen zerfließen zu Nebelgebilden? — Nun wir wollen dennoch beide, dieſen heimiſchen Dichter ſo wie jenen fremden, deshalb recht hoch ehren und lieben, weil ſie wahres und herrliches ſchaffen.

Sehr merkwürdig, nahm Sylveſter das Wort, iſt es doch, daß, irre ich nicht, mit Walther Scott beinahe zu gleicher Zeit ein engländiſcher Dichter auftrat, der in ganz anderer Tendenz das Große, Herrliche leiſtet. Es iſt Lord Byron, den ich meine, und der mir kräftiger und gediegener ſcheint als Thomas Moore. Seine Belagerung von Corinth iſt ein Meiſterwerk voll der lebendigſten Bilder, der genialſten Gedanken. Vorherrſchend ſoll ſein Hang zum Düſtern, ja Grauenhaften und Entſetzlichen ſeyn, und ſeinen Vampyr hab' ich gar nicht leſen mögen, da mir die bloße Idee eines Vampyrs, habe ich ſie richtig aufgefaßt, ſchon eiskalte Schauer erregt. So viel ich weiß, iſt ein Vampyr nämlich nichts anders als ein lebendiger Todter, der Lebendigen das Blut ausſaugt.

Hoho, rief Lothar lachend, ein Dichter wie du mein theurer Freund Sylveſter, muß wohl bewandert ſeyn in allen möglichen Zauber- und Hexengeſchichten und andern Teufeleien, ja ſich ſelbſt was weniges auf das Zaubern und Hexen verſtehen, da ſolches zu manchem Dichten und Trachten nützlich. Was nun inſonderheit den Vampyrismus betrifft, ſo will ich dir, damit du meine ungemeine Beleſenheit in derlei Dingen erkennen mögeſt, gleich ein anmuthiges Werklein anführen, aus dem du dich auf das vollſtändigſte über dieſe dunkle Materie belehren kannſt. Der vollſtändige Titel dieſes Werkleins heißt: „M. Michael Ranfts Diaconi zu Nebra, Traktat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern, worin die wahre Beſchaffenheit derer Hungariſchen Vampyrs und Blutſauger gezeigt, auch alle von dieſer Materie bisher zum Vorſchein gekommene Schriften rezenſirt werden.“ — Schon dieſer Titel wird dich von der Gründlichkeit des genannten Werks überzeugen, und du wirſt daraus entnehmen, daß ein Vampyr nichts anders iſt, als ein verfluchter Kerl, der ſich als Todter einſcharren läßt, und demnächſt aus dem Grabe aufſteigt und den Leuten im Schlafe das Blut ausſaugt, die dann auch zu Vampyrs werden, ſo daß nach den Berichten aus Ungarn, die der Magiſter beibringt, ſich die Bewohner ganzer Dörfer umſetzten in ſchandliche Vampyrs. Um einen ſolchen Vampyr unſchädlich zu machen, muß er ausgegraben, ihm ein Pfahl durchs Herz geſchlagen, und der Körper zu Aſche verbrannt werden. Dieſe ſcheußlichen Creaturen erſcheinen oft nicht in eigner Geſtalt, ſondern en masque. So heißt es, wie ich mich ſehr lebhaft erinnere, in einem Briefe, den ein Offizier aus Belgrad an einen berühmten Doktor nach Leipzig ſchrieb, um ſich nach der eigentlichen Natur des Vampyrismus zu erkundigen, ungefähr: „In dem Dorfe, Kinklina genannt, hat es ſich „zugetragen, daß zwei Brüder von einem Vampyr geplaget worden, „weswegen einer um den andern gewachet, da es denn wie ein Hund „die Thüre geöffnet, auf Anſchreien aber gleich wieder davon gelau„fen, bis endlich einmal beide eingeſchlafen, da es denn dem einen „in einem Augenblick einen rothen Fleck unter dem rechten Ohr ge„ſauget, worauf er denn in drei Tagen davon geſtorben.“ Zum Schluß ſagt der Offizier: „Weil man nun hier ein ungemeines Wun-

„der daraus machet, als unterſtehe mich Dero Partikular-Meinung „mir gehorſamſt auszubitten, ob ſolches ſympathetiſcher, teufliſcher „oder aſtraliſcher Geiſter Wirkung ſey, der ich mit vieler Hochachtung „verharre ꝛc.“ Nimm dir ein Beiſpiel an dieſem wißbegierigen Offizier. — Jetzt fällt mir ſogar ſein Name ein; es war der Fähndrich des Prinz Alexandriniſchen Regiments, Sigismund Alexander Friedrich von Kottwitz. Ueberhaupt beſchäftigte ſich damals das Militair ganz ungemein mit dem Vampyrismus. Eben in Magiſter Ranfts Werk befindet ſich nämlich ein in gerichtlicher Form von Regimentsärzten in Gegenwart zweier Offiziere eben jenes Alexandriniſchen Regiments aufgenommener Akt über die Auffindung und Vernichtung eines Vampyrs. Unter andern heißt es in dieſem Akt: „Weil ſie nun „daraus erſehen, daß er ein wirklicher Vampyr ſey, ſo haben ſie demſelben einen Pfahl durchs Herz geſchlagen, wobei er einen wohlvernehmlichen Gächzer gethan und häufiges Geblute von ſich gelaſſen.“ — Iſt das nicht merkwürdig und lehrreich zugleich? Es mag, erwiederte Sylveſter, es mag ſich das alles im Magiſter Ranft nur abentheuerlich oder vielmehr aberwitzig ausnehmen, indeſſen erſcheint, hält man ſich an die Sache ſelbſt, ohne den Vortrag zu beachten, der Vampyrismus als eine der furchtbar grauenhafteſten Ideen, ja das furchtbar grauenhafte dieſer Idee artet aus ins Entſetzliche, ſcheußlich Widerwärtige.

Und, fiel Cyprian dem Freunde ins Wort, und demunerachtet kann aus dieſer Idee ein Stoff hervorgehen, der von einem phantaſiereichen Dichter, dem poetiſcher Takt nicht fehlt, behandelt, die tiefen Schauer jenes geheimnißvollen Grauens erregt, das in unſerer eigenen Bruſt wohnt, und berührt von den elektriſchen Schlägen einer dunkeln Geiſterwelt den Sinn erſchüttert, ohne ihn zu verſtören. Eben der richtige poetiſche Takt des Dichters wird es hindern, daß das Grauenhafte ausarte ins Widerwärtige und Ekelhafte; das dann aber meiſtentheils zugleich aberwitzig genug erſcheint, um auch die leiſeſte Wirkung auf unſer Gemüth zu verfehlen. Warum ſollte es dem Dichter nicht vergönnt ſeyn, die Hebel der Furcht, des Grauens, des Entſetzens zu bewegen? Etwa weil hie und da ein ſchwaches Gemüth dergleichen nicht verträgt? Soll ſtarke Koſt gar nicht aufgetragen werden, weil einige am Tiſche ſitzen, die ſchwächlicher Natur ſind oder ſich den Magen verdorben haben?

Es bedarf, nahm Theodor das Wort, es bedarf deiner Apologie des Grauenhaften gar nicht, mein lieber phantaſtiſcher Cyprianus! Wir wiſſen ja alle, wie wunderbar die größten Dichter vermöge jener Hebel das menſchliche Gemüth in ſeinem tiefſten Innern zu bewegen wußten. Man darf ja nur an Shakspeare denken! — Und wer verſtand ſich auch darauf beſſer, als unſer herrliche Tieck in mancher ſeiner Erzählungen. Ich will nur des Liebeszaubers erwähnen. Die Idee dieſes Mährchens muß in jeder Bruſt eiskalte Todesſchauer, ja der Schluß das tiefſte Entſetzen erregen, und doch ſind die Farben ſo glücklich gemiſcht, daß trotz alles Grauens und Entſetzens uns doch der geheimnißvolle Zauberreiz des Tragiſchen befängt, dem wir uns willig und gern hingeben. Wie wahr iſt das, was Tieck ſeinem Manfred in den Mund legt, um die Einwürfe der Frauen gegen das Schauerliche in der Poeſie zu widerlegen. Ja wohl iſt das Entſetzliche, was ſich in der alltäglichen Welt begiebt, eigentlich dasjenige, was die Bruſt mit unverwindlichen Qualen foltert, zerreißt. Ja wohl gebährt die Grauſamkeit der Menſchen das Elend, was große und kleine Tyrannen ſchonungslos mit dem teufliſchen Hohn der Hölle ſchaffen, die ächten Geſpenſtergeſchichten. Und wie ſchön ſagt nun der Dichter: In dergleichen mährchenhaften Erfindungen aber kann ja dieſes Elend der Welt nur wie von muntern Farben gebrochen hineinſpielen, und ich dächte, auch ein nicht ſtarkes Auge müßte es auf dieſe Weiſe ertragen! — Oft ſchon, ſprach Lothar, gedachten wir des tiefen genialen Dichters, deſſen Anerkennung in ſeiner ganzen hohen Vortrefflichkeit der Nachwelt vorbehalten bleibt, während ſchnell aufflackernde Irrlichter, die mit erborgtem Glanz das Auge im Augenblick zu blenden vermochten, eben ſo ſchnell wieder verlöſchen. — Uebrigens meine ich, daß die Phantaſie durch ſehr einfache Mittel aufgeregt werden könne, und daß das Grauenhafte oft mehr im Gedanken, als in der Erſcheinung beruhe. Kleiſts Bettelweib von Lokarno trägt für mich wenigſtens das Entſetzlichſte in ſich, was es geben mag, und doch, wie einfach iſt die Erfindung! — Ein Bettelweib das man mit Härte hinter den Ofen weiſet, wie einen Hund, und das geſtorben, nun jeden Tag über den Boden wegtappt, und ſich hinter den Ofen ins Stroh legt, ohne daß man irgend etwas erblickt! — Doch iſt es auch freilich die wunderbare Färbung des Ganzen, welche ſo kräftig wirkt. Kleiſt wußte in jenen Farbentopf nicht allein einzutunken, ſondern auch die Farben mit der Kraft und Genialität des vollendeten Meiſters auftragend ein lebendiges Bild zu ſchaffen wie keiner. Er durfte keinen Vampyr aus dem Grabe ſteigen laſſen, ihm genügte ein altes Bettelweib. — Es iſt, nahm Cyprian das Wort, es iſt mir bei dem Geſpräch über den Vampyrismus eine gräßliche Geſchichte eingefallen, die ich vor langer Zeit entweder las oder hörte. Doch glaube ich beinahe das letztere, denn wie ich mich erinnere ſetzte der Erzähler hinzu, daß die Geſchichte ſich wirklich zugetragen, und nannte die gräfliche Familie und das Stammhaus, wo ſich alles begeben. Sollte die Geſchichte dennoch gedruckt und euch bekannt ſeyn, ſo fallt mir nur gleich in die Rede, denn es giebt nichts langweiligeres, als ſich längſt bekannte Dinge auftiſchen zu laſſen. — Ich merke, ſprach Ottmar, daß du wieder etwas ſehr tolles und gräuliches zu Markte bringen wirſt; denke wenigſtens an den heiligen Serapion, ſey ſo kurz als du nur vermagſt, um unſern Vinzenz zu Worte kommen zu laſſen, der, wie ich merke, ſchon ungeduldig darauf harrt, uns das längſt verſprochene Mährchen mitzutheilen.

Still, ſtill, rief Vinzenz. Nichts beſſeres kann ich mir wünſchen, als daß Cyprian einen rechten ſchwarzen Teppich als Hintergrund aufhänge, auf dem dann die mimiſch-plaſtiſche Darſtellung meiner bunten, und wie ich meine, genugſam bocksſpringenden Figuren ſich ganz hübſch ausnehmen muß. Darum beginne, o mein Cyprianus, und ſey düſter, ſchrecklich, ja entſetzlich, trotz dem vampyriſchen Lord Byron, den ich nicht geleſen.

Graf Hyppolit, ſo begann Cyprian, war zurückgekehrt von langen weiten Reiſen, um das reiche Erbe ſeines Vaters, der unlängſt geſtorben, in Beſitz zu nehmen. Das Stammſchloß lag in der ſchönſten anmuthigſten Gegend, und die Einkünfte der Güter reichten hin zu den koſtſpieligſten Verſchönerungen. Alles was der Art dem Grafen auf ſeinen Reiſen, vorzüglich in England, als reizend, geſchmackvoll, prächtig aufgefallen, ſollte nun vor ſeinen Augen noch einmal entſtehen. Handwerker und Künſtler, wie ſie gerade nöthig, fanden ſich auf ſeinen Ruf bei ihm ein, und es begann alsbald der Umbau des Schloſſes, die Anlage eines weitläuftigen Parks in dem größten Styl, ſo daß ſelbſt Kirche, Todtenacker und Pfarrhaus eingegränzt wurden und als Parthie des künſtlichen Waldes erſchienen. Alle Arbeiten leitete der Graf, der die dazu nöthigen Kenntniſſe beſaß, ſelbſt, er widmete ſich dieſen Beſchäftigungen mit Leib und Seele, und ſo war ein Jahr vergangen, ohne daß es ihm eingefallen, dem Rath eines alten Oheims gemäß in der Reſidenz ſein Licht leuchten zu laſſen vor den Augen der Jungfrauen, damit ihm die ſchönſte, beſte, edelſte zufalle als Gattin. Eben ſaß er eines Morgens am Zeichentiſch, um den Grundriß eines neuen Gebäudes zu entwerfen, als eine alte Baroneſſe, weitläuftige Verwandte ſeines Vaters, ſich anmelden ließ. Hyppolit erinnerte ſich, als er den Namen der Baroneſſe hörte, ſogleich, daß ſein Vater von dieſer Alten immer mit der tiefſten Indignation, ja mit Abſcheu geſprochen, und manchmal Perſonen, die ſich ihr nähern wollen, gewarnt, ſich von ihr fern zu halten, ohne jemals eine Urſache der Gefahr anzugeben. Befragte man den Grafen näher, ſo pflegte er zu ſagen, es gäbe gewiſſe Dinge, über die es beſſer ſey zu ſchweigen als zu reden. So viel war gewiß, daß in der Reſidenz dunkle Gerüchte von einem ganz ſeltſamen und unerhörten Criminalprozeß gingen, in dem die Baroneſſe befangen, der ſie von ihrem Gemahl getrennt, aus ihrem entfernten Wohnort vertrieben, und deſſen Unterdrückung ſie nur der Gnade des Fürſten zu verdanken habe. Sehr unangenehm berührt fühlte ſich Hyppolit durch die Annäherung einer Perſon, die ſein Vater verabſcheut, waren ihm auch die Gründe dieſes Abſcheus unbekannt geblieben. Das Recht der Gaſtfreundſchaft, das vorzüglich auf dem Lande gelten mag, gebot ihm indeſſen, den läſtigen Beſuch anzunehmen. Niemals hatte eine Perſon, ohne im mindeſten häßlich zu ſeyn, in ihrer äußern Erſcheinung ſolch einen widerwärtigen Eindruck auf den Grafen gemacht, als eben die Baroneſſe. Bei dem Eintritt durchbohrte ſie den Grafen mit einem glühenden Blick, dann ſchlug ſie die Augen nieder und entſchuldigte ihren Beſuch in beinahe demüthigen Ausdrücken. Sie klagte, daß der Vater des Grafen von den ſeltſamen Vorurtheilen befangen, die ihm, gegen ſie feindlich Geſinnte, auf hämiſche Weiſe beizubringen gewußt, ſie bis in den Tod gehaßt, und ihr, unerachtet ſie in der bitterſten Armuth beinahe verſchmachtet, und ſich ihres Standes ſchämen müſſen, niemals auch nur die mindeſte Unterſtützung zufließen laſſen. Endlich, ganz unerwartet in den Beſitz einer kleinen Geldſumme gekommen, ſey es ihr möglich geworden, die Reſidenz zu verlaſſen und in ein entferntes Landſtädtchen zu fliehen. Auf dieſer Reiſe habe ſie dem Drange nicht wiederſtehen können, den Sohn eines Mannes zu ſehen, den ſie ſeines ungerechten unverſöhnlichen Haſſes unerachtet ſtets hochverehrt. — Es war der rührende Ton der Wahrheit, mit dem die Baroneſſe ſprach, und der Graf fühlte ſich um ſo mehr bewegt, als er weggewandt von dem widrigen Antlitz der Alten, verſunken war in den Anblick des wunderbar lieblichen anmuthigen Weſens, das mit der Baroneſſe gekommen. Die Baroneſſe ſchwieg; der Graf ſchien es nicht zu bemerken, er blieb ſtumm. Da bat die Baroneſſe, es ihrer Befangenheit an dieſem Orte zu verzeihen, daß ſie dem Grafen nicht gleich bei ihrem Eintritt ihre Tochter Aurelie vorgeſtellt. Nun erſt gewann der Graf Worte, und beſchwor, roth geworden bis an die Augen, in der Verwirrung des liebeentzückten Jünglings, die Baroneſſe, ſie möge ihm vergönnen, das gut zu machen, was ſein Vater nur aus Mißverſtand verſchulden können, und vor der Hand es ſich auf ſeinem Schloſſe gefallen laſſen. Seinen beſten Willen betheuernd faßte er die Hand der Baroneſſe, aber das Wort, der Athem ſtockte ihm, eiskalte Schauer durchbebten ſein Innerſtes. Er fühlte ſeine Hand von im Tode erſtarrten Fingern umkrallt, und die große knochendürre Geſtalt der Baroneſſe, die ihn anſtarrte mit Augen ohne Sehkraft, ſchien ihm in den häßlich bunten Kleidern eine angeputzte Leiche. „O mein Gott, welch' ein Ungemach gerade in dieſem Augenblick!" So rief Aurelie und klagte dann mit ſanfter herzdurchdringender Stimme, daß ihre arme Mutter zuweilen plötzlich vom Starrkrampf ergriffen werde, daß dieſer Zuſtand aber gewöhnlich ohne Anwendung irgend eines Mittels in ganz kurzer Zeit vorüber zu gehen pflege. Mit Mühe machte ſich der Graf los von der Baroneſſe, und alles glühende Leben ſüßer Liebesluſt kam ihm wieder, als er Aureliens Hand faßte und feurig an die Lippen drückte. Beinahe zum Mannesalter gereift, fühlte der Graf zum erſtenmal die ganze Gewalt der Leidenſchaft, um ſo weniger war es ihm möglich, ſeine Gefühle zu verbergen, und die Art, wie Aurelie dies aufnahm in hoher kindlicher Liebenswürdigkeit, entzündete in ihm die ſchönſten Hoffnungen. Wenige Minuten waren vergangen, als die Baroneſſe aus dem Starrkrampf erwachte, und ſich des vorübergegangenen Zuſtandes völlig unbewußt, den Grafen verſicherte, wie ſie der Antrag, einige Zeit auf dem Schloſſe zu verweilen, hoch ehre, und alles Unrecht, das ihr der Vater angethan, mit einem mal vergeſſen laſſe. So hatte ſich nun plötzlich der Hausſtand des Grafen verändert, und er mußte glauben, daß ihm eine beſondere Gunſt des Schickſals die einzige auf dem ganzen Erdenrund zugeführt, die als heißgeliebte angebetete Gattin ihm das höchſte Glück des irdiſchen Seyns gewähren könne. Das Betragen der alten Baroneſſe blieb ſich gleich, ſie war ſtill, ernſt, ja in ſich verſchloſſen, und zeigte, wenn es die Gelegenheit gab, eine milde Geſinnung, und ein jeder unſchuldigen Luſt erſchloſſenes Herz. Der Graf hatte ſich an das in der That ſeltſam gefurchte todtenbleiche Antlitz, an die geſpenſtiſche Geſtalt der Alten gewöhnt, er ſchrieb alles ihrer Kränklichkeit zu, ſo wie dem Hange zu düſterer Schwärmerei, da ſie, wie er von ſeinen Leuten erfahren, oft nächtliche Spaziergänge machte durch den Park nach dem Kirchhofe zu. Er ſchämte ſich, daß das Vorurtheil des Vaters ihn ſo habe befangen können, und die eindringlichſten Ermahnungen des alten Oheims, das Gefühl, das ihn ergriffen, zu beſiegen, und ein Verhältniß aufzugeben, das ihn über kurz oder lang ganz unvermeidlich ins Verderben ſtürzen werde, verfehlten durchaus ihre Wirkung. Von Aureliens innigſter Liebe auf das Lebhafteſte überzeugt, bat er um ihre Hand, und man kann denken, mit welcher Freude die Baroneſſe, die ſich aus tiefer Dürftigkeit geriſſen, im Schooße des Glücks ſah, dieſen Antrag aufnahm. Die Bläſſe und jener beſondere Zug, der auf einen ſchweren innern unverwindlichen Gram deutet, war verſchwunden aus Aureliens Antlitz, und die Seligkeit der Liebe ſtrahlte aus ihren Augen, ſchimmerte roſigt auf ihren Wangen. Am Morgen des Hochzeitstages vereitelte ein erſchütternder Zufall die Wünſche des Grafen. Man hatte die Baroneſſe im Park unfern des Kirchhofes leblos am Boden auf dem Geſicht liegend gefunden, und brachte ſie nach dem Schloſſe, eben als der Graf aufgeſtanden und im Wonnegefühl des errungenen Glücks hinausſchaute. Er glaubte die Baroneſſe nur von ihrem gewöhnlichen Uebel befallen; alle Mittel, ſie wieder zurückzurufen ins Leben blieben aber vergeblich, ſie war todt. Aurelie überließ ſich weniger den Ausbrüchen eines heftigen Schmerzes, als daß ſie verſtummt, thränenlos durch den Schlag, der ſie getroffen, in ihrem innerſten Weſen gelähmt ſchien. Dem Grafen bangte für die Geliebte, und nur leiſe und behutſam wagte er es, ſie an ihr Verhältniß als gänzlich verlaſſenes Kind zu erinnern, welches erforderte, das Schickliche aufzugeben, um das noch Schicklichere zu thun, nemlich des Todes der Mutter unerachtet den Hochzeitstag ſo viel nur möglich zu beſchleunigen. Da fiel aber Aurelie dem Grafen in die Arme und rief, indem ihr ein Thränenſtrom aus den Augen ſtürzte, mit ſchneidender, das Herz durchbohrender Stimme: Ja — Ja! — um aller Heiligen, um meiner Seligkeit willen, ja! — Der Graf ſchrieb dieſen Ausbruch innerer Gemüthsbewegung dem bittern Gedanken zu, daß ſie verlaſſen, heimathlos nun nicht wiſſe wohin, und auf dem Schloſſe zu bleiben doch der Anſtand verbiete. Er ſorgte dafür, daß Aurelie eine alte würdige Matrone zur Geſellſchafterin erhielt, bis nach wenigen Wochen aufs neue der Hochzeitstag heran kam, den weiter kein böſer Zufall unterbrach, ſondern der Hyppolits und Aureliens Glück krönte. Aurelie hatte ſich indeſſen immerwährend in einem geſpannten Zuſtande befunden. Nicht der Schmerz über den Verluſt der Mutter, nein eine innere, namenloſe, tödtende Angſt ſchien ſie raſtlos zu verfolgen. Mitten im ſüßeſten Liebesgeſpräch fuhr ſie plötzlich, wie von jähem Schreck erfaßt, zum Tode erbleicht auf, ſchloß den Grafen, indem ihr Thränen aus den Augen quollen, in ihre Arme, als wolle ſie ſich feſthalten, damit eine unſichtbare feindliche Macht ſie nicht fortreiße ins Verderben, und rief: Nein — nimmer — nimmer! — Erſt jetzt, da ſie verheirathet mit dem Grafen, ſchien der geſpannte Zuſtand aufgehört, jene innere entſetzliche Angſt ſie verlaſſen zu haben. Es konnte nicht fehlen, daß der Graf irgend ein böſes Geheimniß vermuthete, von dem Aureliens Inneres verſtört, doch hielt er es mit Recht für unzart, Aurelien darnach zu fragen, ſo lange ihre Spannung anhielt und ſie ſelbſt darüber ſchwieg. Jetzt wagte er es leiſe darauf hinzudeuten, was wohl die Urſache ihrer ſeltſamen Gemüthsſtimmung geweſen ſeyn möge. Da verſicherte Aurelie, daß es ihr eine Wohlthat ſey, ihm, dem geliebten Gemahl, jetzt ihr ganzes Herz zu erſchließen. Nicht wenig erſtaunte der Graf, als er nun erfuhr, daß nur das heilloſe Treiben der Mutter allen ſinnverſtörenden Gram über Aurelien gebracht. „Giebt es, rief Aurelie, etwas Entſetzlicheres, als die eigne Mutter haſſen, verabſcheuen zu müſſen?“ Alſo war der Vater, der Oheim von keinem falſchen Vorurtheil befangen, und die Baroneſſe hatte mit durchdachter Heuchelei den Grafen getäuſcht. Für eine ſeiner Ruhe günſtige Schickung mußte es nun der Graf halten, daß die böſe Mutter an ſeinem Hochzeitstage geſtorben. Er hatte deſſen kein Hehl; Aurelie erklärte aber, daß gerade bei dem Tode der Mutter ſie ſich von düſtern furchtbaren Ahnungen ergriffen gefühlt, daß ſie die entſetzliche Angſt nicht verwinden können, die Todte werde erſtehen aus dem Grabe, und ſie hinabreißen aus den Armen des Geliebten in den Abgrund. Aurelie erinnerte ſich (ſie erzählte ſie) ganz dunkel aus ihrer frühern Jugendzeit, daß eines Morgens, da ſie eben aus dem Schlafe erwacht, ein furchtbarer Tumult im Hauſe entſtand. Die Thüren wurden auf und zu geworfen, fremde Stimmen riefen durcheinander. Endlich als es ſtiller geworden, nahm die Wärterin Aurelien auf den Arm und trug ſie in ein großes Zimmer, wo viele Menſchen verſammelt, in der Mitte auf einem langen Tiſch ausgeſtreckt lag aber der Mann, der oft mit Aurelien geſpielt, ſie mit Zuckerwerk gefüttert, und den ſie Papa genannt. Sie ſtreckte die Händchen nach ihm aus und wollte ihn küſſen. Die ſonſt warmen Lippen waren aber eiskalt, und Aurelie brach, ſelbſt wußte ſie nicht warum, aus in heftiges Weinen. Die Wärterin brachte ſie in ein fremdes Haus, wo ſie lange Zeit verweilte, bis endlich eine Frau erſchien, und ſie in einer Kutſche mitnahm. Das war nun ihre Mutter, die bald darauf mit Aurelien nach der Reſidenz reiſte. Aurelie mochte ungefähr ſechzehn Jahre alt ſeyn, als ein Mann bei der Baroneſſe erſchien, den ſie mit Freude und Zutraulichkeit empfing, wie einen alten geliebten Bekannten. Er kam oft und öfter, und bald veränderte ſich der Hausſtand der Baroneſſe auf ſehr merkliche Weiſe. Statt daß ſie ſonſt in einem Dachſtübchen gewohnt, und ſich mit armſeligen Kleidern und ſchlechter Koſt beholfen, bezog ſie jetzt ein hübſches Quartier in der ſchönſten Gegend der Stadt, ſchaffte ſich prächtige Kleider an, aß und trank mit dem Fremden, der ihr täglicher Tiſchgaſt war, vortrefflich, und nahm Theil an allen öffentlichen Luſtbarkeiten, wie ſie die Reſidenz darbot. Nur auf Aurelien hatte dieſe Verbeſſerung der Lage ihrer Mutter, die dieſe offenbar dem Fremden verdankte, gar keinen Einfluß. Sie blieb eingeſchloſſen in ihrem Zimmer zurück, wenn die Baroneſſe mit dem Fremden dem Vergnügen zueilte, und mußte ſo armſelig einhergehen als ſonſt. Der Fremde hatte, unerachtet er wohl beinahe vierzig Jahre alt ſeyn mochte, ein ſehr friſches jugendliches Anſehen, war von hoher ſchöner Geſtalt, und auch ſein Antlitz mochte männlich ſchön genannt werden. Demunerachtet war er Aurelien widrig, weil oft ſein Benehmen, ſchien er ſich auch zu einem vornehmen Anſtande zwingen zu wollen, linkiſch, gemein, pöbelhaft wurde. Die Blicke, womit er aber Aurelien zu betrachten begann, erfüllten ſie mit unheimlichem Grauen, ja mit einem Abſcheu, deſſen Urſache ſie ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte. Nie hatte bisher die Baroneſſe es der Mühe werth geachtet, Aurelien auch nur ein Wort über den Fremden zu ſagen. Jetzt nannte ſie Aurelien ſeinen Namen mit dem Zuſatz, daß der Baron ſteinreich und ein entfernter Verwandter ſey. Sie rühmte ſeine Geſtalt, ſeine Vorzüge, und ſchloß mit der Frage: wie er Aurelien gefalle? Aurelie verſchwieg nicht den innern Abſcheu, den ſie gegen den Fremden hegte, da blitzte ſie aber die Baroneſſe an mit einem Blick, der ihr tiefen Schreck einjagte, und ſchalt ſie ein dummes einfältiges Ding. Bald darauf wurde die Baroneſſe freundlicher gegen Aurelien, als ſie es jemals geweſen. Sie erhielt ſchöne Kleider, reichen modiſchen Putz jeder Art, man ließ ſie Theil nehmen an den öffentlichen Vergnügungen. Der Fremde bemühte ſich nun um Aureliens Gunſt auf eine Weiſe, die ihn nur immer widerwärtiger ihr erſcheinen ließ. Tödtlich wurde aber ihr zarter jungfräulicher Sinn berührt, als ein böſer Zufall ſie geheime Zeugin ſeyn ließ einer empörenden Abſcheulichkeit des Fremden und der verderbten Mutter. Als nun einige Tage darauf der Fremde in halbtrunknem Muth ſie auf eine Art in ſeine Arme ſchloß, daß die verruchte Abſicht keinem Zweifel unterworfen, da gab ihr die Verzweiflung Manneskraft, ſie ſtieß den Fremden zurück, daß er rücklings überſtürzte, entfloh und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein. Die Baroneſſe erklärte Aurelien ganz kalt und beſtimmt, daß, da der Fremde ihren ganzen Haushalt beſtritte, und ſie gar nicht Luſt habe, zurück zu kommen in die alte Dürftigkeit, hier jede alberne Ziererei verdrießlich und unnütz ſeyn werde; Aurelie müſſe ſich dem Willen des Fremden hingeben, der ſonſt gedroht, ſie zu verlaſſen. Statt auf Aureliens wehmüthigſtes Flehen, ſtatt auf ihre heißen Thränen zu achten, begann die Alte in frechem Spott laut auflachend über ein Verhältniß, das ihr alle Luſt des Lebens erſchließen werde, auf eine Art zu ſprechen, deren zügelloſe Abſcheulichkeit jedem ſittlichen Gefühl Hohn ſprach, ſo daß Aurelie ſich davor entſetzte. Sie ſah ſich verloren, und das einzige Rettungsmittel ſchien ihr ſchleunige Flucht. Aurelie hatte ſich den Hausſchlüſſel zu verſchaffen gewußt, die wenigen Habſeligkeiten, die die dringendſte Nothwendigkeit erforderte, zuſammengepackt, und ſchlich nach Mitternacht, als ſie die Mutter in tiefem Schlaf glaubte, über den matt erleuchteten Vorſaal. Schon wollte ſie leiſe, leiſe hinaustreten, als die Hausthüre raſſelnd aufſprang und es die Treppe hinauf polterte. Hinein in den Vorſaal, hin zu Aureliens Füßen ſtürzte die Baroneſſe, in einen ſchlechten ſchmutzigen Kittel gekleidet, Bruſt und Arme entblößt, das greiſe Haar aufgelöſt, wild flatternd. Und dicht hinter ihr her der Fremde, der mit dem gellenden Ruf: Warte verruchter Satan, hölliſche Hexe, ich werd' dir dein Hochzeitmahl eintränken! ſie bei den Haaren mitten ins Zimmer ſchleifte, und mit dem dicken Knittel, den er bei ſich trug, auf die grauſamſte Weiſe zu mißhandeln begann. Die Baroneſſe ſtieß ein fürchterliches Angſtgeſchrei aus, Aurelie ihrer Sinne kaum mächtig, rief laut durch das geöffnete Fenſter nach Hülfe. Es traf ſich, daß gerade eine Patrouille bewaffneter Polizei vorüber ging. Dieſe drang ſogleich ins Haus. „Faßt ihn, rief die Baroneſſe, ſich vor Wuth und Schmerz krümmend, den Polizei-Soldaten entgegen, faßt ihn — haltet ihn feſt! — ſchaut ſeinen bloßen Rücken an! — es iſt —„ So wie die Baroneſſe den Namen nannte, jauchzte der Polizei-Sergeant, der die Patrouille führte, laut auf: Hoho — haben wir dich endlich, Urian! Und damit packten ſie den Fremden feſt, und ſchleppten ihn, ſo ſehr er ſich ſträuben mochte, fort. Dem allem was ſich zugetragen unerachtet, hatte die Baroneſſe Aureliens Abſicht doch ſehr wohl bemerkt. Sie begnügte ſich damit, Aurelien ziemlich unſanft beim Arm zu faſſen, ſie in ihr Zimmer zu werfen, und dieſes dann abzuſchließen, ohne weiter etwas zu ſagen. Andern Morgens war die Baroneſſe ausgegangen, und kam erſt am ſpäten Abend wieder, während Aurelie in ihr Zimmer wie in ein Gefängniß eingeſchloſſen, niemanden ſah und hörte, ſo daß ſie den ganzen Tag zubringen mußte ohne Speiſe und Trank. Mehrere Tage hinter einander ging das ſo fort. Oft blickte die Baroneſſe ſie mit zornfunkelnden Augen an, ſie ſchien mit einem Entſchluß zu ringen, bis ſie an einem Abend Briefe fand, deren Inhalt ihr Freude zu machen ſchien. „Aberwitzige Creatur, du biſt an allem Schuld, aber es iſt nun gut, und ich wünſche ſelbſt, daß die fürchterliche Strafe dich nicht treffen mag, die der böſe Geiſt über dich verhängt hatte.“ So ſprach die Baroneſſe zu Aurelien, dann wurde ſie wieder freundlicher, und Aurelie, die, da nun der abſcheuliche Menſch von ihr gewichen, nicht mehr an die Flucht dachte, erhielt auch wieder mehr Freiheit. — Einige Zeit war vergangen, als eines Tages, da Aurelie gerade einſam in ihrem Zimmer ſaß, ſich auf der Straße ein großes Geräuſch erhob.

Das Kammermädchen ſprang hinein und berichtete, daß man eben den Sohn des Scharfrichters aus — vorbeibringe, der wegen Raubmord dort gebrandtmarkt und nach dem Zuchthauſe gebracht, ſeinen Wächtern auf dem Transport aber entſprungen ſey. Aurelie wankte, ergriffen von banger Ahnung, an das Fenſter, ſie hatte ſich nicht betrogen, es war der Fremde, der umringt von zahlreichen Wachen, auf dem Leiterwagen feſt angeſchloſſen vorübergefahren wurde. Man brachte ihn zurück zur Abbüßung ſeiner Strafe. Der Ohnmacht nahe ſank Aurelie zurück in den Lehnſeſſel, als der furchtbar wilde Blick des Kerls ſie traf, als er mit drohender Gebehrde die geballte Fauſt aufhob gegen das Fenſter. — Immer noch war die Baroneſſe viel außer dem Hauſe, Aurelien ließ ſie aber jedesmal zurück, und ſo führte ſie von manchen Betrachtungen über ihr Schickſal, über das, was Bedrohliches, ganz unerwartet, plötzlich ſie treffen könne, ein trübes, trauriges Leben. Von dem Kammermädchen, das übrigens erſt nach jenem nächtlichen Ereigniß in das Haus gekommen, und der man nun erſt wohl erzählt haben mochte, wie jener Spitzbube mit der Frau Baroneſſe in vertraulichem Verhältniß gelebt, erfuhr Aurelie daß man in der Reſidenz die Frau Baroneſſe gar ſehr bedaure, von einem ſolchen niederträchtigen Verbrecher auf ſolche verruchte Weiſe getäuſcht worden zu ſeyn. Aurelie wußte nur zu gut, wie ganz anders ſich die Sache verhielt, und unmöglich ſchien es, daß wenigſtens die Polizeiſoldaten, welche damals den Menſchen im Hauſe der Baroneſſe ergriffen, nicht, als dieſe ihn nannte und den gebrandtmarkten Rücken angab, als gewiſſes Kennzeichen des Verbrechers, von der guten Bekanntſchaft der Baroneſſe mit dem Scharfrichterſohn überzeugt worden ſeyn ſollten. Daher äußerte ſich denn auch jenes Kammermädchen bisweilen auf zweideutige Weiſe darüber, was man ſo hin und her denke, und daß man auch wiſſen wolle, wie der Gerichtshof ſtrenge Nachforſchung gehalten, und ſogar die gnädige Frau Baroneſſe mit Arreſt bedroht haben ſolle, weil der verruchte Scharfrichterſohn gar Seltſames erzählt. — Aufs Neue mußte die arme Aurelie der Mutter verworfene Geſinnung darin erkennen, daß es ihr möglich geweſen, nach jenem entſetzlichen Ereigniß auch nur noch einen Augenblick in der Reſidenz zu verweilen. Endlich ſchien ſie gezwungen, den Ort, wo ſie ſich von ſchmachvollem, nur zu gegründetem Verdacht verfolgt ſah, zu verlaſſen und in eine entfernte Gegend zu fliehen.

Auf dieſer Reiſe kam ſie nun in das Schloß des Grafen, und es geſchah, was erzählt worden. Aurelie mußte ſich überglücklich, aller böſer Sorge entronnen, fühlen; wie tief entſetzte ſie ſich aber, als, da ſie in dieſem ſeligen Gefühl von der gnadenreichen Schickung des Himmels zur Mutter ſprach, dieſe, Höllenflammen in den Augen, mit gellender Stimme rief: „Du biſt mein Unglück, verworfenes heilloſes Geſchöpf, aber mitten in deinem geträumten Glück trifft Dich die Rache, wenn mich ein ſchneller Tod dahin gerafft. In dem Starrkrampf, den deine Geburt mich koſtet, hat die Liſt des Satans" — hier ſtockte Aurelie, ſie warf ſich an des Grafen Bruſt und flehte, ihr es zu erlaſſen, das ganz zu wiederholen, was die Baroneſſe noch ausgeſprochen in wahnſinniger Wuth. Sie fühle ſich im Innern zermalmt, gedenke ſie der fürchterlichen, jede Ahnung des Entſetzlichſten überbietenden Drohung der von böſen Mächten erfaßten Mutter. Der Graf tröſtete die Gattin ſo gut er es vermochte, unerachtet er ſelbſt ſich von kaltem Todesſchauer durchbebt fühlte. Geſtehen mußte er es ſich, auch ruhiger geworden, daß die tiefe Abſcheulichkeit der Baroneſſe doch, war ſie auch geſtorben, einen ſchwarzen Schatten in ſein Leben warf, das ihm ſonnenklar gedünkt.

Kurze Zeit war vergangen, als Aurelie ſich gar merklich zu ändern begann. Während die Todtenbläſſe des Antlitzes, das ermattete Auge auf Erkrankung zu deuten ſchien, ließ wieder Aureliens wirres, unſtetes, ja ſcheues Weſen auf irgend ein neues Geheimniß ſchließen, das ſie verſtörte. Sie floh ſelbſt den Gemahl, ſchloß ſich bald in ihr Zimmer ein, ſuchte bald die einſamſten Plätze des Parks, und ließ ſie ſich dann wieder blicken, ſo zeugten die verweinten Augen, die verzerrten Züge des Antlitzes von irgend einer entſetzlichen Qual, die ſie gelitten. Vergebens mühte ſich der Graf, die Urſache von dem Zuſtande der Gattin zu erforſchen, und aus der völligen Troſtloſigkeit, in die er endlich verfiel, konnte ihn nur die Vermuthung eines berühmten Arztes retten, daß bei der großen Reizbarkeit der Gräfin all' die bedrohlichen Erſcheinungen eines veränderten Zuſtandes nur auf eine frohe Hoffnung der beglückten Ehe deuten könnten. Derſelbe Arzt erlaubte ſich, als er einſt mit dem Grafen und der Gräfin bei Tiſche ſaß, allerlei Anſpielungen auf jenen vermutheten Zuſtand guter Hoffnung. Die Gräfin ſchien alles theilnahmlos zu überhören, doch plötzlich war ſie ganz aufmerkſam, als der Arzt von den ſeltſamen Gelüſten zu ſprechen begann, die zuweilen Frauen in jenem Zuſtande fühlten, und denen ſie ohne Nachtheil ihrer Geſundheit, ja ohne die ſchädlichſte Einwirkung auf das Kind, nicht widerſtehen dürften. Die Gräfin überhäufte den Arzt mit Fragen, und dieſer wurde nicht müde, aus ſeiner praktiſchen Erfahrung die ergötzlichſten drolligſten Fälle mitzutheilen. „Doch, ſprach er, hat man auch Beiſpiele von den abnormſten Gelüſten, durch die Frauen verleitet wurden zu der entſetzlichſten That. So hatte die Frau eines Schmidts ein ſolch unwiderſtehliches Gelüſte nach dem Fleiſch ihres Mannes, daß ſie nicht eher ruhte, als bis ſie ihn einſt, da er betrunken nach Hauſe kam, unvermuthet mit einem großen Meſſer überfiel, und ſo grauſam zerfleiſchte, daß er nach wenigen Stunden den Geiſt aufgab."

Kaum hatte der Arzt dieſe Worte geſprochen, als die Gräfin ohnmächtig in den Seſſel ſank, und aus den Nervenzufällen, die dann eintraten, nur mit Mühe gerettet werden konnte. Der Arzt ſah nun, daß er ſehr unvorſichtig gehandelt, im Beiſeyn der nervenſchwachen Frau jener fürchterlichen That zu erwähnen.

Wohlthätig ſchien indeſſen jene Kriſe auf den Zuſtand der Gräfin gewirkt zu haben, denn ſie wurde ruhiger, wiewohl bald darauf ein ganz ſeltſames ſtarres Weſen, ein düſtres Feuer in den Augen, und die immer mehr zunehmende Todtenfarbe den Grafen in neue gar quälende Zweifel über den Zuſtand der Gattin ſtürzte. Das Unerklärlichſte dieſes Zuſtandes der Gräfin lag aber darin, daß ſie auch nicht das mindeſte an Speiſe zu ſich nahm, vielmehr gegen alles, vorzüglich aber gegen Fleiſch, den unüberwindlichſten Abſcheu bewies, ſo daß ſie ſich jedesmal mit den lebhafteſten Zeichen dieſes Abſcheues vom Tiſche entfernen mußte. Die Kunſt des Arztes ſcheiterte, denn nicht das dringendſte, liebevollſte Flehen des Grafen, nichts in der Welt konnte die Gräfin vermögen, auch nur einen Tropfen Medizin zu nehmen. Da nun Wochen, Monate vergangen, ohne daß die Gräfin auch nur einen Biſſen genoſſen, da es ein unergründliches Geheimniß, wie ſie ihr Leben zu friſten vermochte, ſo meinte der Arzt, daß hier etwas im Spiele ſey, was außer dem Bereich jeder getreu menſchlichen Wiſſenſchaft liege. Er verließ das Schloß unter irgend einem Vorwande, der Graf konnte aber wohl merken, daß der Zuſtand der Gattin dem bewährten Arzt zu räthſelhaft, ja zu unheimlich bedünkt, um länger zu harren und Zeuge einer unergründlichen Krankheit zu ſeyn, ohne Macht zu helfen. Man kann es ſich denken, in welche Stimmung dies alles den Grafen verſetzen mußte; aber es war an dem noch nicht genug. — Gerade um dieſe Zeit nahm ein alter treuer Diener die Gelegenheit wahr, dem Grafen, als er ihn gerade allein fand, zu entdecken, daß die Gräfin jede Nacht das Schloß verlaſſe, und erſt beim Anbruch des Tages wiederkehre. Eiskalt erfaßte es den Grafen. Nun erſt dachte er daran, wie ihn ſeit einiger Zeit jedesmal zur Mitternacht ein ganz unnatürlicher Schlaf überfallen, den er jetzt irgend einem narkotiſchen Mittel zuſchrieb, das die Gräfin ihm beibringe, um das Schlafzimmer, das ſie vornehmer Sitte entgegen, mit dem Gemahl theilte, unbemerkt verlaſſen zu können. Die ſchwärzeſten Ahnungen kamen in ſeine Seele; er dachte an die teufliſche Mutter, deren Sinn vielleicht erſt jetzt in der Tochter erwacht, an irgend ein abſcheuliches ehebrecheriſches Verhältniß, an den verruchten Scharfrichterknecht. — Die nächſte Nacht ſollte ihm das entſetzliche Geheimniß erſchließen, das allein die Urſache des unerklärlichen Zuſtandes der Gattin ſeyn konnte. Die Gräfin pflegte jeden Abend ſelbſt den Thee zu bereiten, den der Graf genoß, und ſich dann zu entfernen. Heute nahm er keinen Tropfen, und als er ſeiner Gewohnheit nach im Bette las, fühlte er keineswegs um Mitternacht die Schlafſucht, die ihn ſonſt überfallen. Demunerachtet ſank er zurück in die Kiſſen, und ſtellte ſich bald, als ſey er feſt eingeſchlafen. Leiſe, leiſe verließ nun die Gräfin ihr Lager, trat an das Bett des Grafen, leuchtete ihm ins Geſicht, und ſchlüpfte hinaus aus dem Schlafzimmer. Das Herz bebte dem Grafen, er ſtand auf, warf einen Mantel um, und ſchlich der Gattin nach. Es war eine ganz mondhelle Nacht, ſo daß der Graf Aureliens, in ein weißes Schlafgewand gehüllte Geſtalt, unerachtet ſie einen beträchtlichen Vorſprung gewonnen, auf das deutlichſte wahrnehmen konnte. Durch den Park nach dem Kirchhofe zu, nahm die Gräfin ihren Weg, dort verſchwand ſie an der Mauer. Schnell rannte der Graf hinter ihr her, durch die Pforte der Kirchhofsmauer, die er offen fand. Da gewahrte er im hellſten Mondesſchimmer dicht vor ſich einen Kreis furchtbar geſpenſtiſcher Geſtalten. Alte halbnackte Weiber mit fliegendem Haar hatten ſich niedergekauert auf den Boden, und mitten in dem Kreiſe lag der Leichnam eines Menſchen, an dem ſie zehrten mit Wolfesgier. — Aurelie war unter ihnen! — Fort ſtürzte der Graf in wildem Grauſen, und rannte beſinnungslos, gehetzt von der Todesangſt, von dem Entſetzen der Hölle, durch die Gänge des Parks, bis er ſich am hellen Morgen im Schweiß gebadet, vor dem Thor des Schloſſes wiederfand. Unwillkurlich, ohne einen Gedanken faſſen zu können, ſprang er die Treppe herauf, ſtürzte durch die Zimmer, hinein in das Schlafgemach. Da lag die Gräfin, wie es ſchien, in ſanftem, ſüßem Schlummer, und der Graf wollte ſich überzeugen, daß nur ein abſcheuliches Traumbild, oder, da er ſich der nächtlichen Wanderung bewußt, für die auch der von dem Morgenthau durchnäßte Mantel zeugte, vielmehr eine ſinnetäuſchende Erſcheinung ihn zum Tode geängſtigt. Ohne der Gräfin Erwachen abzuwarten, verließ er das Zimmer, kleidete ſich an, und warf ſich aufs Pferd. Der Spazierritt an dem ſchönen Morgen durch duftendes Geſträuch, aus dem heraus muntrer Geſang der erwachten Vögel ihn begrüßte, verſcheuchte die furchtbaren Bilder der Nacht; getröſtet und erheitert kehrte er zurück nach dem Schloſſe. Als nun aber beide, der Graf und die Gräfin ſich allein zu Tiſche geſetzt, und dieſe, da das gekochte Fleiſch aufgetragen, mit den Zeichen des tiefſten Abſcheus aus dem Zimmer wollte, da trat die Wahrheit deſſen, was er in der Nacht geſchaut, gräßlich vor die Seele des Grafen. In wildem Grimm ſprang er auf, und rief mit fürchterlicher Stimme: „Verfluchte Ausgeburt der Hölle, ich kenne deinen Abſcheu vor des Menſchen Speiſe, aus den Gräbern zerrſt du deine Aetzung, teufliſches Weib!“ Doch ſo wie der Graf dieſe Worte ausſtieß, ſtürzte die Gräfin laut heulend auf ihn zu, und biß ihn mit der Wuth der Hyäne in die Bruſt. Der Graf ſchleuderte die Raſende von ſich zur Erde nieder, und ſie gab den Geiſt auf unter grauenhaften Verzuckungen. — Der Graf verfiel in Wahnſinn.

Ei, ſprach Lothar, nachdem es einige Augenblicke ſtill geweſen unter den Freunden, ei mein vortrefflicher Cyprianus, du haſt vortrefflich Wort gehalten. Gegen deine Geſchichte iſt der Vampyriſmus ein wahrer Kinderſpaß, ein drolliges Faſtnachtsſpiel zum Todtlachen. Nein, alles darin iſt ſcheußlich intereſſant, und mit Assa foetida ſo überreichlich gewürzt, daß ein überreizter Gaumen, dem alle geſunde natürliche Koſt nicht mehr mundet, ſich daran ſehr erluſtiren mag.

Und doch, nahm Theodor das Wort, hat unſer Freund gar manches verſchleiert, und iſt über anderes ſo ſchnell hinweg geſchlüpft, daß es nur eine vorübergehende ſchreckhaft ſchauerliche Ahnung erregt, wofür wir ihm dankbar ſeyn wollen. Ich erinnere mich nun wirklich, die gräßlich geſpenſtiſche Geſchichte in einem alten Buche geleſen zu haben. Alles darin war aber mit weitſchweifiger Genauigkeit erzählt, und es wurden vorzüglich die Abſcheulichkeiten der Alten recht con amore auseinander geſetzt, ſo daß das Ganze einen überaus widerwärtigen Eindruck zurück ließ, den ich lange nicht verwinden konnte. — Ich war froh, als ich das garſtige Zeug vergeſſen, und Cyprian hätte mich nicht wieder daran erinnern ſollen, wiewohl ich geſtehen muß, daß er ſo ziemlich an unſern Schutzpatron, den heiligen Serapion, gedacht, und uns tüchtige Schauer erregt hat, wenigſtens beim Schluß. Wir wurden alle ein wenig blaß, am mehrſten aber der Erzähler ſelbſt.

Nicht geſchwind genug, ſprach Ottmar, können wir hinwegkommen über das entſetzliche Bild, das, da es ſelbſt nur zu grelle Figuren darſtellt, nicht mehr, wie Vinzenz meinte, zum ſchwarzen Hintergrunde dienen kann. Laßt mich, um gleich einen tüchtigen Seitenſprung zu thun, hinweg von dem Höllenbreughel, den uns Cyprianus vor Augen gebracht, während ſich Vinzenz, wie ihr hört, recht ausräuspert, damit ſeine Rede fein glatt dem Munde entſtröme, Euch zwei Worte über eine äſthetiſche Theegeſellſchaft ſagen, an die mich ein kleines Blättchen erinnerte, das ich heute zufällig unter meinen Papieren vorfand. — Du erlaubſt das auch, Freund Vinzenz?

Eigentlich, erwiederte Vinzenz, iſt es aller Serapiontiſchen Regel entgegen, daß Ihr hin und her ſchwatzt — ja nicht allein das, ſondern auch daß ohne ſonderlichen Anlaß, ganz Unziemliches vorgebracht wird von graulichen Vampyren und andern hölliſchen Sachen, ſo daß ich ſchweigen muß, da ich ſchon den Mund geöffnet. — Doch rede, mein Ottmar! Die Stunden fliehen, und ich werde Euch zum Trotz das letzte Wort behalten, wie eine zänkiſche Frau. Darum rede, mein Ottmar, rede.

Der Zufall, begann Ottmar, oder vielmehr eine gutgemeinte Empfehlung, führte mich in jenen äſthetiſchen Thee, und gewiſſe Verhältniſſe geboten mir, ſo ſehr mich darin auch Langeweile und Ueberdruß quälten, wenigſtens eine Zeitlang nicht davon zu bleiben. Ich ärgerte mich, daß, als einſt ein wahrhaft geiſtreicher Mann eine Kleinigkeit vorlas, die voll ächten ergötzlichen Witzes recht zu ſolcher Mittheilung ſich eignete, alles gähnte und ſich langweilte, daß dagegen die ſaft- und kraftloſen Machwerke eines jungen eitlen Dichters alles entzückten.

Dieſer Menſch war ſtark im Gemüthlichen und Ueberſchwenglichen, hielt aber dabei auch gar viel auf ſeine Epigramme. Da dieſen nun immer nichts weiter fehlte, als die Spitze, ſo gab er jedesmal ſelbſt das Zeichen zum Lachen durch das Gelächter, das er aufſchlug, und in das nun alles einſtimmte. — An einem Abend fragte ich ganz beſcheiden an, ob es mir vielleicht vergönnt ſeyn dürfte, ein Paar kleine Gedichte mitzutheilen, die mir in einer Stunde der Begeiſtrung zu Sinn gekommen. Man that mir die Ehre an, mich für genial zu halten, und ſo wurde mir mit Jubel verſtattet, warum ich gebeten. Ich nahm mein Blättlein und las mit feierlichem Ton:

Italiens Wunder.

Wenn ich mich nach Morgen wende,
Scheint die liebe Abendſonne
Mir gerade in den Rücken.
Dreh' ich mich denn um nach Abend,
Fallen mir die goldnen Strahlen
Geradezu ins Angeſicht —
Heilig Land, wo ſolche Wunder,
Andacht ganz und Lieb' zu ſchauen
Die Natur den Menſchen würdigt!

„O herrlich, göttlich, mein lieber Ottmar, und ſo tief gefühlt, ſo empfunden in der bewegten Bruſt!“ So rief die Dame vom Hauſe und mehrere weiße Damen und ſchwarze Jünglinge (ich meine nur ſchwarzgekleidete mit vortrefflichen Herzen unterm Jabot) riefen nach: Herrlich — Göttlich. — Ein junges Fräulein ſeufzte aber tief auf und drückte eine Thräne aus dem Auge. Auf Verlangen las ich weiter, indem ich meiner Stimme den Ausdruck eines tief bewegten Gemüths zu geben mich bemühte:

Lebenstiefe.

Der kleine Junker Matz
Hatt' einen bunten Spatz.
Den ließ er geſtern fliegen,
Konnt ihn nicht wieder kriegen.
Jetzt hat der Junker Matz
Nicht mehr den bunten Spatz!

Neuer Tumult des Beifalls, neue Lobeserhebungen! Man wollte mehr hören, ich verſicherte dagegen beſcheidner Weiſe, wie ich wohl einſehe, daß ſolche Strophen, die mit Allgewalt das ganze Leben in allen ſeinen Tendenzen erfaßten, auf die Länge das Gemüth zarter

Frauen zu ſchmerzhaft ergriffen, ich würde es deshalb vorziehen, noch zwei Epigramme mitzutheilen, in denen man die eigentliche Bedeutung des Epigramms, die auf dem plötzlichen Hervorſpringen der funkelnden Spitze beruhe, wohl nicht verkennen würde. Ich las:

Schlagender Witz.

Der dicke Meiſter Schrein
Trank manches Gläschen Wein,
Bis ihn erfaßt die Todesnoth.
Da ſprach der Nachbar Grau,
Ein feiner Kunde, liſtig, ſchlau:
„Der dicke Meiſter Schrein,
„Der trank manch Gläschen Wein,
„Der iſt nun wirklich todt!“ —

Nachdem der funkelnde Witz dieſes ſchelmiſchen Epigramms gehörig bewundert worden, gab ich noch folgendes Epigramm zum Beſten:

Beißende Replik.

„Von Hanſens Buch macht man ja großes Weſen,
„Haſt du das Wunderding denn ſchon geleſen?“
So Humm zu Hamm. — doch Spötter Hamm der ſpricht,
„Nein, guter Humm, geleſen hab ich's nicht!“ —

Alles lachte ſehr, aber die Dame vom Hauſe rief mir, mit dem Finger drohend, zu: Spötter, ſchalkiſcher Spötter, muß denn der Witz ſo beißend, ſo durchbohrend ſeyn? — Der geiſtreiche Mann drückte mir, da ſich nun alles erhoben im Vorübergehen die Hand und ſprach: „Gut getroffen! — Ich danke Ihnen!“ Der junge Dichter drehte mir verächtlich den Rücken. Dagegen nahte ſich das junge Fräulein, das erſt über Italiens Wunder Thränen vergoſſen, und verſicherte, indem ſie erröthend die Augen niederſchlug: „die jungfräuliche Bruſt erſchließe ſich mehr dem Gefühl ſüßer Wehmuth als dem Scherz, ſie bäte mich daher um das erſte Gedicht, das ich geleſen, es wär' ihr dabei ſo ſeltſam wohlig, ſchaurig zu Muthe geworden!“ Ich verſprach das, indem ich dem artigen und dabei genugſam hübſchen Fräulein mit dem höchſten Entzücken des von einem Mädchen geprieſenen Dichters die kleine Hand küßte, bloß um den Poeten noch mehr zu ärgern, der mir Blicke zuwarf, wie ein ergrimmter Baſilisk.

Merkwürdig, nahm Vinzenz das Wort, merkwürdig genug ſcheint es, daß Du, lieber Freund Ottmar, ohne es zu ahnen, ſo eben einen guten Goldſchmidts-Prolog zu meinem Mährlein gegeben haſt. Du merkſt, daß ich zierlich auf jenen Ausſpruch Hamlets anſpiele: Iſt dies ein Prolog oder ein Denkſpruch auf einem Ringe? Ich meine nemlich, daß Dein Prolog nur in den Paar Worten beſteht, die Du über den ergrimmten Poeten geſagt haſt. Denn irren müßte ich mich ſehr, wenn ſolch ein überſchwenglicher Poet nicht ein Hauptheld ſeyn ſollte in meinem Mährchen, das ich nun ohne Weiteres beginnen und nicht eher nachlaſſen will, bis das letzte Wort, das eben ſo ſchwer zu ſchaffen als das erſte, glücklich heraus iſt. — Vinzenz las:

Die Königsbraut.

Ein nach der Natur entworfenes Mährchen.

Erſtes Kapitel,

in dem von verſchiedenen Perſonen und ihren Verhältniſſen Nachricht gegeben, und alles Erſtaunliche und höchſt Wunderbare, das die folgenden Kapitel enthalten ſollen, vorbereitet wird auf angenehme Weiſe.

Es war ein geſegnetes Jahr. Auf den Feldern grünte und blühte gar herrlich Korn und Waizen und Gerſte und Hafer, die Bauerjungen gingen in die Schoten, und das liebe Vieh in den Klee; die Bäume hingen ſo voller Kirſchen, daß das ganze Heer der Sperlinge trotz dem beſten Willen, alles kahl zu picken, die Hälfte übrig laſſen mußte zu ſonſtiger Verſpeiſung. Alles ſchmauſete ſich ſatt tagtäglich an der großen offnen Gaſttafel der Natur. — Vor allen Dingen ſtand aber in dem Küchengarten des Herrn Dapſul von Zabelthau das Gemüſe ſo über die Maßen ſchön, daß es kein Wunder zu nennen, wenn Fräulein Aennchen vor Freude darüber ganz außer ſich gerieth. —

Nöthig ſcheint es gleich zu ſagen, wer beide waren, Herr Dapſul von Zabelthau und Aennchen.

Es iſt möglich, daß du, geliebter Leſer, auf irgend einer Reiſe begriffen, einmal in den ſchönen Grund kamſt, den der freundliche Main durchſtrömt. Laue Morgenwinde hauchen ihren duftigen Athem hin über die Flur, die in dem Goldglanz ſchimmert der emporgeſtiegenen Sonne. Du vermagſt es nicht auszuharren in dem engen Wagen, du ſteigſt aus und wandelſt durch das Wäldchen, hinter dem du erſt, als du hinabfuhrſt in das Thal, ein kleines Dorf erblickteſt. Plötzlich kommt dir aber in dieſem Wäldchen ein langer hagerer Mann entgegen, deſſen ſeltſamer Aufzug dich feſtbannt. Er trägt einen kleinen grauen Filzhut, aufgeſtülpt auf eine pechſchwarze Perücke, eine durchaus graue Kleidung, Rock, Weſte und Hoſe, graue Strümpfe und Schuhe, ja ſelbſt der ſehr hohe Stock iſt grau lakirt. So kommt der Mann mit weit ausgeſpreizten Schritten auf dich los, und indem er dich mit großen tief liegenden Augen anſtarrt, ſcheint er dich doch gar nicht zu bemerken. „Guten Morgen, mein Herr!“ rufſt du ihm entgegen, als er dich beinahe umrennt. Da fährt er zuſammen, als würde er plötzlich geweckt aus tiefem Traum, rückt dann ſein Mützchen und ſpricht mit hohler weinerlicher Stimme: „Guten Morgen? O mein Herr! wie froh können wir ſeyn, daß wir einen guten Morgen haben — die armen Bewohner von Santa Cruz — ſo eben zwei Erdſtöße, und nun gießt der Regen in Strömen herab!“ — Du weißt, geliebter Leſer, nicht recht, was du dem ſeltſamen Manne antworten ſollſt, aber indem du darüber ſinneſt, hat er ſchon mit einem: Mit Verlaub, mein Herr! deine Stirn ſanft berührt und in deinen Handteller geguckt. „Der Himmel ſegne Sie, mein Herr, Sie haben eine gute Conſtellation,“ ſpricht er nun eben ſo hohl und weinerlich als zuvor, und ſchreitet weiter fort. — Dieſer abſonderliche Mann war eben Niemand anders als der Herr Dapſul von Zabelthau, deſſen einziges ererbtes ärmliches Beſitzthum das kleine Dorf Dapſulheim iſt, das in der anmuthigſten lachendſten Gegend vor dir liegt und in das du ſo eben eintrittſt. Du willſt frühſtücken, aber in der Schenke ſieht es traurig aus. In der Kirchweih iſt aller Vorrath aufgezehrt und da du dich nicht mit bloßer Milch begnügen willſt, ſo weiſet man dich nach dem Herrenhauſe, wo das gnädige Fräulein Anna dir gaſtfreundlich darbieten werde, was eben vorräthig. Du nimmſt keinen Anſtand, dich dorthin zu begeben. — Von dieſem Herrenhauſe iſt nun eben nichts mehr zu ſagen, als daß es wirklich Fenſter und Thüren hat, wie weiland das Schloß des Herrn Baron vom Tondertonktonk in Weſtphalen. Doch prangt über der Hausthür das mit Neuſeeländiſcher Kunſt in Holz geſchnittene Wappen der Familie von Zabelthau. Ein ſeltſames Anſehn gewinnt aber dieſes Haus dadurch, daß ſeine Nordſeite ſich an die Ringmauer einer alten verfallenen Burg lehnt, ſo daß die Hinterthüre die ehemalige Burgpforte iſt, durch die man unmittelbar in den Burghof tritt, in deſſen Mitte der hohe runde Wachthurm noch ganz unverſehrt da ſteht. Aus jener Hausthür mit dem Familienwappen tritt dir ein junges rothwangigtes Mädchen entgegen, die mit ihren klaren blauen Augen und blondem Haar ganz hübſch zu nennen und deren Bau vielleicht nur ein wenig zu rundlich derb gerathen. Die Freundlichkeit ſelbſt, nöthigt ſie dich ins Haus, und bald, ſo wie ſie nur dein Bedürfniß merkt, bewirthet ſie dich mit der trefflichſten Milch, einem tüchtigen Butterbrod, und dann mit rohem Schinken, der dir in Bayonne bereitet ſcheint und einem Gläschen aus Runkelrüben gezogenen Brandtweins. Dabei ſpricht das Mädchen, die nun eben keine andre iſt als das Fräulein Anna von Zabelthau, ganz munter und frei von allem, was die Landwirthſchaft betrifft und zeigt dabei gar keine unebene Kenntniſſe. Doch plötzlich erſchallt wie aus den Lüften eine ſtarke, fürchterliche Stimme: Anna — Anna! Anna! — Du erſchrickſt, aber Fräulein Anna ſpricht ganz freundlich: Papa iſt zurückgekommen von ſeinem Spaziergange und ruft aus ſeiner Studierſtube nach dem Frühſtück! „Ruft — aus ſeiner Studierſtube,“ frägſt du erſtaunt. Ja, erwiedert Fräulein Anna oder Fräulein Aennchen, wie ſie die Leute nennen, ja Papa's Studierſtube iſt dort oben auf dem Thurm, und er ruft durch das Rohr! — Und du ſiehſt, geliebter Leſer! wie nun Aennchen des Thurmes enge Pforte öffnet und mit demſelben Gabelfrühſtück, wie du es ſoeben genoſſen, nämlich mit einer tüchtigen Portion Schinken und Brod nebſt dem Runkelrübengeiſt hinaufſpringt. Eben ſo ſchnell iſt ſie aber wieder bei dir, und dich durch den ſchönen Küchengarten geleitend, ſpricht ſie ſo viel von bunter Plümage, Rapuntika, engliſchem Turneps, kleinem Grünkopf, Montrue, großem Mogul, gelbem Prinzenkopf, u. ſ. f., daß du in das größeſte Erſtaunen gerathen mußt, zumal, wenn du nicht weißt, daß mit jenen vornehmen Namen nichts anders gemeint iſt, als Kohl und Sallat. —

Ich meine, daß der kurze Beſuch, den du, geliebter Leſer, in Dapſulheim abgeſtattet, hinreichen wird, dich die Verhältniſſe des Hauſes, von dem allerlei ſeltſames, kaum glaubliches Zeug ich dir zu erzählen im Begriff ſtehe, ganz errathen zu laſſen. Der Herr Dapſul von Zabelthau war in ſeiner Jugend nicht viel aus dem Schloſſe ſeiner Eltern gekommen, die anſehnliche Güter beſaßen. Sein Hofmeiſter, ein alter, wunderlicher Mann, nährte, nächſtdem daß er ihn in fremden, vorzüglich orientaliſchen Sprachen unterrichtete ſeinen Hang zur Myſtik, oder vielmehr beſſer geſagt, zur Geheimnißkrämerei. Der Hofmeiſter ſtarb und hinterließ dem jungen Dapſul eine ganze

Bibliothek der geheimen Wiſſenſchaften, in die er ſich vertiefte. Die Eltern ſtarben auch, und nun begab ſich der junge Dapſul auf weite Reiſen, und zwar wie es der Hofmeiſter ihm in die Seele gelegt, nach Egypten und Indien. Als er endlich nach vielen Jahren zuruckkehrte, hatte ein Vetter unterdeſſen ſein Vermögen mit ſo großem Eifer verwaltet, daß ihm nichts übrig geblieben als das kleine Dörfchen Dapſulheim. Herr Dapſul von Zabelthau ſtrebte zu ſehr nach dem ſonnegebornen Golde einer höhern Welt, als daß er ſich hätte aus irdiſchem viel machen ſollen, er dankte vielmehr dem Vetter mit gerührtem Herzen dafür, daß er ihm das freundliche Dapſulheim erhalten mit dem ſchönen hohen Wartthurm, der zu aſtrologiſchen Operationen erbaut ſchien und in deſſen höchſter Höhe Herr Dapſul von Zabelthau auch ſofort ſein Studierzimmer einrichten ließ. Der ſorgſame Vetter bewies nun auch, daß Herr Dapſul von Zabelthau heirathen müſſe. Dapſul ſah die Nothwendigkeit ein und heirathete ſofort das Fräulein, das der Vetter für ihn erwählt. Die Frau kam eben ſo ſchnell ins Haus als ſie es wieder verließ. Sie ſtarb, nachdem ſie ihm eine Tochter geboren. Der Vetter beſorgte Hochzeit, Taufe und Begräbniß, ſo daß Dapſul auf ſeinem Thurm von allem dem nicht ſonderlich viel merkte, zumal die Zeit über gerade ein ſehr merkwürdiger Schwanzſtern am Himmel ſtand, in deſſen Conſtellation ſich der melancholiſche, immer Unheil ahnende Dapſul verflochten glaubte. Das Töchterlein entwickelte unter der Zucht einer alten Großtante, zu deren großen Freude einen entſchiedenen Hang zur Landwirthſchaft. Fräulein Aennchen mußte, wie man zu ſagen pflegt, von der Pike an dienen. Erſt als Gänſemädchen, dann als Magd, Großmagd, Haushälterin, bis zur Hauswirthin herauf, ſo daß die Theorie erläutert und feſtgeſtellt wurde durch eine wohlthätige Praxis. Sie liebte Gänſe und Enten, und Hühner und Tauben, Rindvieh und Schaafe ganz ungemein, ja ſelbſt die zarte Zucht wohlgeſtalteter Schweinlein war ihr keinesweges gleichgültig, wiewohl ſie nicht wie einmal ein Fräulein in irgend einem Lande ein kleines weißes Ferkelchen mit Band und Schelle verſehen und erkieſet hatte zum Schooßthierchen. Ueber alles und auch weit über den Obſtbau ging ihr aber der Gemüſegarten. Durch der Großtante landwirthſchaftliche Gelehrſamkeit hatte Fräulein Aennchen, wie der geneigte Leſer in dem Geſpräch mit ihr bemerkt haben wird, in der That ganz hübſche theoretiſche Kenntniſſe vom Gemüſebau erhalten, beim Umgraben des Ackers, beim Einſtreuen des Saamens, Einlegung der Pflanzen ſtand Fräulein Aennchen nicht allein der ganzen Arbeit vor, ſondern leiſtete auch ſelbſt thätige Hülfe. Fräulein Aennchen führte einen tüchtigen Spaten, das mußte ihr der hämiſche Neid laſſen. Während nun Herr Dapſul von Zabelthau ſich in ſeine aſtrologiſchen Beobachtungen und in andere myſtiſche Dinge vertiefte, führte Fräulein Aennchen, da die alte Großtante geſtorben, die Wirthſchaft auf das beſte, ſo daß wenn Dapſul dem Himmliſchen nachtrachtete, Aennchen mit Fleiß und Geſchick das Irdiſche beſorgte.

Wie geſagt, kein Wunder war es zu nennen, wenn Aennchen vor Freude über den diesjährigen ganz vorzüglichen Flor des Küchengartens beinahe außer ſich gerieth. An üppiger Fülle des Wachsthums übertraf aber alles andere ein Mohrrüben-Feld, das eine ganz ungewöhnliche Ausbeute verſprach.

Ei, meine ſchönen lieben Mohrrüben! ſo rief Fräulein Aennchen einmal über das andere, klatſchte in die Hände, ſprang, tanzte umher, gebehrdete ſich wie ein zum heiligen Chriſt reich beſchenktes Kind. Es war auch wirklich, als wenn die Möhrenkinder ſich in der Erde über Aennchens Luſt mit freuten, denn das feine Gelächter, das ſich vernehmen ließ, ſtieg offenbar aus dem Acker empor. Aennchen achtete nicht ſonderlich darauf, ſondern ſprang dem Knecht entgegen, der, einen Brief hoch emporhaltend, ihr zurief: „An Sie, Fräulein Aennchen, Gottlieb hat ihn mitgebracht aus der Stadt.“ Aennchen erkannte gleich an der Aufſchrift, daß der Brief von niemanden anders war als von dem jungen Herrn Amandus von Nebelſtern, dem einzigen Sohn eines benachbarten Gutsbeſitzers, der ſich auf der Univerſität befand. Amandus hatte ſich, als er noch auf dem Dorfe des Vaters hauſte und taglich hinüberlief nach Dapſulheim, überzeugt, daß er in ſeinem ganzen Leben keine andere lieben könne als Fräulein Aennchen. Eben ſo wußte Fräulein Aennchen ganz genau, daß es ihr ganz unmöglich ſeyn werde, jemals einem andern, als nur dem braunlockigten Amandus auch nur was weniges gut zu ſeyn. Beide, Aennchen und Amandus, waren daher übereingekommen, ſich je eher, deſto lieber zu heirathen und das glücklichſte Ehepaar zu werden auf der ganzen weiten Erde. — Amandus war ſonſt ein heiterer unbefangner Jüngling, auf der Univerſität gerieth er aber, Gott weiß wem in die Hände, der ihm nicht nur einbildete, er ſey ein ungeheures poetiſches Genie, ſondern ihn auch verleitete, ſich auf die Ueberſchwenglichkeit zu legen. Das gelang ihm auch ſo gut, daß er ſich in kurzer Zeit hinweggeſchwungen hatte über alles, was ſchnöde Proſaiker Verſtand und Vernunft nennen, und noch dazu irriger Weiſe behaupten, daß beides mit der regſten Phantaſie ſehr wohl beſtehen könne. — Alſo von dem jungen Herrn Amandus von Nebelſtern war der Brief, den Fräulein Aennchen voller Freude öffnete und alſo las:

Himmliſche Maid!

Sieheſt du — empfindeſt du — ahneſt du deinen Amandus, wie er ſelbſt Blum' und Blüte vom Orangenblüthauch des duftigen Abends umfloſſen, im Graſe auf dem Rücken liegt und hinaufſchaut mit Augen voll frommer Liebe und ſehnender Andacht! — Thymian und Lavendel, Roſen und Nelken, wie auch gelbäugigte Narziſſen und ſchaamhafte Veilchen flicht er zum Kranz. Und die Blumen ſind Liebesgedanken, Gedanken an dich, o Anna! — Doch geziemt begeiſterten Lippen die nüchterne Proſe? — Hör, o höre, wie ich nur ſonnettiſch zu lieben, von meiner Liebe zu ſprechen vermag

Flammt Liebe auf in tauſend durſt'gen Sonnen,
Buhlt Luſt um Luſt im Herzen ach ſo gerne,
Hinab aus dunklem Himmel ſtrahlen Sterne
Und ſpiegeln ſich im Liebes-Thränen-Bronnen.

Entzücken, ach! zermalmen ſtarke Wonnen
Die ſüße Frucht entſproſſen bittrem Kerne,
Und Sehnſucht winkt aus violetter Ferne,
In Liebesſchmerz mein Weſen iſt zerronnen.

In Feuerwellen toſ't die ſtürm'ſche Brandung
Dem kühnen Schwimmer will es keck gemuthen
Im jähen mächt'gen Sturz hinabzupurzeln.

Es blüht die Hyazinth der nahen Landung;
Das treue Herz keimt auf, will es verbluten,
Und Herzensblut iſt ſelbſt die ſchönſt' der Wurzeln!

Möchte o Anna, dich, wenn du dieſes Sonnett aller Sonnette lieſeſt, all' das himmliſche Entzücken durchſtrömen, in das mein ganzes Weſen ſich auflöſte, als ich es niederſchrieb und nachher mit göttlicher Begeiſterung vorlas, gleichgeſtimmten des Lebens Höchſtes ahnenden Gemüthern. Denke, o denke, ſüßeſte Maid, an deinen getreuen, höchſt entzückten Amandus von Nebelſtern.

N. S. Vergiß nicht, o hohe Jungfrau, wenn du mir antworteſt, einige Pfund von dem Virginiſchen Taback beizupacken, den du ſelbſt zieheſt. Er brennt gut und ſchmeckt beſſer als der Portoriko, den hier die Burſche dampfen, wenn ſie kneipen gehn.

Fräulein Aennchen drückte den Brief an die Lippen und ſprach dann: Ach wie lieb, wie ſchön! — Und die allerliebſten Verschen, alles ſo hübſch gereimt. Ach wenn ich nur ſo klug wäre, alles zu verſtehen, aber das kann wohl nur ein Student. — Was das nur zu bedeuten haben mag mit den Wurzeln. Ach gewiß meint er die langen rothen engliſchen Karotten, oder am Ende gar die Rapuntika, der liebe Menſch!

Noch denſelben Tag ließ es ſich Fräulein Aennchen angelegen ſeyn, den Taback einzupacken und dem Schulmeiſter zwölf der ſchönſten Gänſefedern einzuhändigen, damit er ſie ſorglich ſchneide. Fräulein Aennchen wollte ſich noch heute hinſetzen, um die Antwort auf den köſtlichen Brief zu beginnen. — Uebrigens lachte es dem Fräulein Aennchen, als ſie aus dem Küchengarten lief, wieder ſehr vernehmlich nach, und wäre Aennchen nur was weniges achtſam geweſen, ſie hätte durchaus das feine Stimmchen hören müſſen, welches rief: „Zieh mich heraus, zieh mich heraus — ich bin reif — reif — reif!“ Aber wie geſagt, ſie achtete nicht darauf. —

Zweites Kapitel.

Welches das erſte wunderbare Ereigniß und andere leſenswerthe Dinge enthält, ohne die das verſprochene Mährchen nicht beſtehen kann.

Der Herr Dapſul von Zabelthau ſtieg gewöhnlich Mittags hinab von ſeinem aſtronomiſchen Thurm, um mit der Tochter ein frugales Mahl einzunehmen, das ſehr kurz zu dauern und wobei es ſehr ſtill herzugehen pflegte, da Dapſul das Sprechen gar nicht liebte. Aennchen fiel ihm auch gar nicht mit vielem Reden beſchwerlich, und das um ſo weniger, da ſie wohl wußte, daß, kam der Papa wirklich zum Sprechen, er allerlei ſeltſames unverſtändliches Zeug vorbrachte, wovon ihr der Kopf ſchwindelte. Heute war ihr ganzer Sinn aber ſo aufgeregt durch den Flor des Küchengartens und durch den Brief des geliebten Amandus, daß ſie von beiden durch einander ſprach ohne Aufhören. Meſſer und Gabel ließ endlich Herr Dapſul von Zabelthau fallen, hielt ſich beide Ohren zu und rief: „o des leeren, wüſten, verwirrten Geſchwätzes!“ Als nun aber Fräulein Aennchen ganz erſchrocken ſchwieg, ſprach er mit dem gedehnten weinerlichen Tone, der ihm eigen: Was das Gemüſe betrifft, meine liebe Tochter, ſo weiß ich längſt, daß die diesjährige Zuſammenwirkung der Geſtirne ſolchen Früchten beſonders günſtig iſt und der irdiſche Menſch wird Kohl und Radieſe und Kopfſallat genießen, damit der Erdſtoff ſich mehre und er das Feuer des Weltgeiſtes aushalte wie ein gut gekneteter Topf. Das gnomiſche Prinzip wird widerſtehen dem ankämpfenden Salamander, und ich freue mich darauf Paſtinak zu eſſen, den du vorzüglich bereiteſt. Anlangend den jungen Herrn Amandus von Nebelſtern, ſo habe ich nicht das mindeſte dagegen, daß du ihn heiratheſt, ſobald er von der Univerſität zurückgekehret. Laß es mir nur durch Gottlieb hinaufſagen, wenn du zur Trauung geheſt mit deinem Bräutigam, damit ich euch geleite nach der Kirche. — Herr Dapſul ſchwieg einige Augenblicke und fuhr dann ohne Aennchen, deren Geſicht vor Freude glühte über und über, anzublicken, lächelnd und mit der Gabel an ſein Glas ſchlagend — beides pflegte er ſtets zu verbinden, es kam aber gar ſelten vor — alſo fort: Dein Amandus iſt einer, der da ſoll und muß, ich meine ein Gerundium, und ich will es dir nur geſtehen, mein liebes Aennchen! daß ich dieſem Gerundio ſchon ſehr früh das Horoskop geſtellt habe. Die Conſtellationen ſind ſonſt alle ziemlich günſtig. Er hat den Jupiter im aufſteigenden Knoten, den die Venus im Geſechſtſchein anſiehet. Nur ſchneidet die Bahn des Sirius durch und gerade auf dem Durchſchneidungspunkt ſteht eine große Gefahr, aus der er ſeine Braut rettet. Die Gefahr ſelbſt iſt unergründlich, da ein fremdartiges Weſen dazwiſchen tritt, das jeder aſtrologiſchen Wiſſenſchaft Trotz zu bieten ſcheint. Gewiß iſt es übrigens, daß nur der abſonderliche pſychiſche Zuſtand, den die Menſchen Narrheit oder Verrücktheit zu nennen pflegen, dem Amandus jene Rettung möglich machen wird. O meine Tochter, (hier fiel Herr Dapſul wieder in ſeinen gewöhnlichen weinerlichen Ton) o meine Tochter, daß doch keine unheimliche Macht, die ſich hämiſch verbirgt, vor meinen Seheraugen, dir plötzlich in den Weg treten, daß der junge Herr Amandus von Nebelſtern doch nicht nöthig haben möge, dich aus einer andern Gefahr zu retten als aus der, eine alte Jungfer zu werden! — Herr Dapſul ſeufzte einigemal hinter einander tief auf, dann fuhr er fort: Plötzlich bricht aber nach dieſer Gefahr die Bahn des Sirius ab und Venus und Jupiter, ſonſt getrennt, treten verſöhnt wieder zuſammen. —

So viel als heute, ſprach Herr Dapſul von Zabelthau ſchon ſeit Jahren nicht. Ganz erſchöpft ſtand er auf und beſtieg wieder ſeinen Thurm.

Aennchen wurde andern Tages ganz frühe mit der Antwort an den Herrn von Nebelſtern fertig. Sie lautete alſo:

Mein herzlieber Amandus!

Du glaubſt gar nicht, was dein Brief mir wieder Freude gemacht hat. Ich habe dem Papa davon geſagt und der hat mir verſprochen, uns in die Kirche zur Trauung zu geleiten. Mache nur, daß du bald zurückkehrſt von der Univerſität. Ach, wenn ich nur deine allerliebſten Verschen, die ſich ſo hübſch reimen, ganz verſtünde! — Wenn ich ſie ſo mir ſelbſt laut vorleſe, dann klingt mir alles ſo wunderbar und ich glaube dabei, daß ich alles verſtehe und dann iſt alles wieder aus und verſtoben und verflogen und mich dünkte, als hätt' ich bloß Worte geleſen, die gar nicht zuſammen gehörten. Der Schulmeiſter meint, das müſſe ſo ſeyn, das ſey eben die neue vornehme Sprache, aber ich — ach! — ich bin ein dummes einfältiges Ding! — Schreibe mir doch, ob ich nicht vielleicht Student werden kann auf einige Zeit, ohne meine Wirthſchaft zu vernachläſſigen? Das wird wohl nicht gehen? Nun, ſind wir nur erſt Mann und Frau, da kriege ich wohl was ab von deiner Gelehrſamkeit und von der neuen vornehmen Sprache. Den virginiſchen Taback ſchicke ich dir, mein herziges Amandchen. Ich habe meine Hutſchachtel ganz vollgeſtopft, ſo viel hinein gehen wollte und den neuen Strohhut derweile Carl dem Großen aufgeſetzt, der in unſerer Gaſtſtube ſteht, wiewohl ohne Füße, denn es iſt, wie du weißt, nur ein Bruſtbild. — Lache mich nicht aus, Amandchen, ich habe auch Verschen gemacht und ſie reimen ſich gut. Schreib' mir doch, wie das kommt, daß man ſo gut weiß, was ſich reimt, ohne gelehrt zu ſeyn. Nun höre einmal:

Ich lieb' dich, biſt du mir auch ferne
Und wäre gern recht bald deine Frau.
Der heitre Himmel iſt ganz blau,
Und Abends ſind golden alle Sterne.
Drum mußt du mich ſtets lieben
Und mich auch niemals betrüben.

Ich ſchick dir den Virginiſchen Taback
Und wünſche, daß er dir recht wohl ſchmecken mag!

Nimm vorlieb mit dem guten Willen, wenn ich die vornehme Sprache verſtehen werde, will ichs ſchon beſſer machen. — Der gelbe Steinkopf iſt dieſes Jahr über alle Maaßen ſchön gerathen und die Kruppbohnen laſſen ſich herrlich an, aber mein Dachshündchen, den kleinen Feldmann, hat geſtern der große Gänſerich garſtig ins Bein gebiſſen. Nun — es kann nicht alles vollkommen ſeyn auf dieſer Welt — hundert Küſſe in Gedanken, mein liebſter Amandus, deine treueſte Braut, Anna von Zabelthau.

N. S. Ich habe in gar großer Eile geſchrieben, deswegen ſind die Buchſtaben hin und wieder etwas krumm gerathen.

N. S. Du mußt mir das aber bei Leibe nicht übel nehmen, ich bin dennoch, ſchreibe ich auch etwas krumm, geraden Sinnes und ſtets deine getreue Anna. —

N. S. Der Tauſend, das hätte ich doch bald vergeſſen, ich vergeßliches Ding. Der Papa läßt dich ſchönſtens grüßen und dir ſagen, du ſeyſt einer, der da ſoll und muß, und würdeſt mich einſt aus einer großen Gefahr retten. Nun darauf freue ich mich recht und bin nochmals deine dich liebendſte, allergetreueſte Anna von Zabelthau.

Dem Fräulein Aennchen war eine ſchwere Laſt entnommen, als ſie dieſen Brief fertig hatte, der ihr nicht wenig ſauer geworden. Ganz leicht und froh wurde ihr aber zu Muthe, als ſie auch das Couvert zu Stande gebracht, es geſiegelt ohne das Papier oder die Finger zu verbrennen und den Brief nebſt der Tabacksſchachtel, auf die ſie ein ziemlich deutliches M. v. N. gepinſelt, dem Gottlieb eingehändigt, um beides nach der Stadt auf die Poſt zu tragen. — Nachdem das Federvieh auf dem Hofe gehörig beſorgt, lief Fräulein Aennchen geſchwind nach ihrem Lieblingsplatz, dem Küchengarten. Als ſie nach dem Mohrrüben-Acker kam, dachte ſie daran, daß es nun offenbar an der Zeit ſey, für die Leckermäuler in der Stadt zu ſorgen und die erſten Mohrrüben auszuziehen. Die Magd wurde herbeigerufen, um bei der Arbeit zu helfen. Fräulein Aennchen ſchritt behutſam bis in die Mitte des Ackers, faßte einen ſtattlichen Krautbuſch. Doch ſo wie ſie zog, ließ ſich ein ſeltſamer Ton vernehmen. — Man denke ja nicht an die Alraun-Wurzel und an das entſetzliche

Univ. Bibl.
München

Gewinſel und Geheul, das, wenn man ſie herauszieht aus der Erde, das menſchliche Herz durchſchneidet. Nein, der Ton, der aus der Erde zu kommen ſchien, glich einem feinen, freudigen Lachen. Doch aber ließ Fräulein Aennchen den Krautbuſch wieder fahren und rief etwas erſchreckt: J! — wer lacht denn da mich aus? Als ſich aber weiter nichts vernehmen ließ, faßte ſie noch einmal den Krautbuſch, der höher und ſtattlicher emporgeſchoſſen ſchien als alle andere, und zog beherzt, das Gelächter, das ſich wieder hören ließ, gar nicht achtend die ſchönſte, die zarteſte der Mohrrüben aus der Erde. Doch ſo wie Fräulein Aennchen die Mohrrübe betrachtete, ſchrie ſie laut auf vor freudigem Schreck, ſo daß die Magd herbeiſprang und eben ſo wie Fräulein Aennchen laut aufſchrie über das hübſche Wunder, das ſie gewahrte. Feſt der Mohrrübe aufgeſtreift ſaß nämlich ein herrlicher goldner Ring mit einem feuerfunkelnden Topas. „Ei, rief die Magd, der iſt für Sie beſtimmt, Fräulein Aennchen, das iſt Ihr Hochzeitsring, den müſſen Sie nur gleich anſtecken!" Was ſprichſt du für dummes Zeug, erwiederte Fräulein Aennchen, den Trauring, den muß ich ja von dem Herrn Amandus von Nebelſtern empfangen, aber nicht von einer Mohrrübe! — Je länger Fräulein Aennchen den Ring betrachtete, deſto mehr gefiel er ihr. Der Ring war aber auch wirklich von ſo feiner zierlicher Arbeit, daß er alles zu übertreffen ſchien, was jemals menſchliche Kunſt zu Stande gebracht. Den Reif bildeten hundert und hundert winzig kleine Figürchen in den mannichfaltigſten Gruppen verſchlungen, die man auf den erſten Blick kaum mit dem bloßen Auge zu unterſcheiden vermochte, die aber, ſahe man den Ring länger und ſchärfer an, ordentlich zu wachſen, lebendig zu werden, in anmuthigen Reihen zu tanzen ſchienen. Dann aber war das Feuer des Edelſteins von ſolch ganz beſonderer Art, daß ſelbſt unter den Topaſen im grünen Gewölbe zu Dreſden ſchwerlich ein ſolcher aufgefunden werden möchte. Wer weiß, ſprach die Magd, wie lange der ſchöne Ring tief in der Erde gelegen haben mag, und da iſt er denn heraufgeſpatelt worden und die Mohrrübe iſt durchgewachſen. Fräulein Aennchen zog nun den Ring von der Mohrrübe ab und ſeltſam genug war es, daß dieſe ihr zwiſchen den Fingern durchglitſchte und in dem Erdboden verſchwand. Beide, die Magd und Fräulein Aennchen achteten aber nicht ſonderlich darauf, ſie waren zu ſehr verſunken in dem Anblick des prächtigen Ringes, den Fräulein Aennchen nun ohne weiteres anſteckte an den kleinen Finger der rechten Hand. So wie ſie dies that, empfand ſie von der Grundwurzel des Fingers bis in die Spitze hinein einen ſtechenden Schmerz der aber in demſelben Augenblick wieder nachließ als ſie ihn fühlte.

Natürlicherweiſe erzählte ſie Mittags dem Herrn Dapſul von Zabelthau, was ihr Seltſames auf dem Möhrenbeete begegnet, und zeigte ihm den ſchönen Ring, den die Mohrrübe aufgeſteckt gehabt. Sie wollte den Ring, damit ihn der Papa beſſer betrachten könne, vom Finger herabziehen. Aber einen ſtechenden Schmerz empfand ſie, wie damals, als ſie den Ring aufſteckte, und dieſer Schmerz hielt an, ſo lange ſie am Ringe zog, bis er zuletzt ſo unerträglich wurde, daß ſie davon ablaſſen mußte. Herr Dapſul betrachtete den Ring an Aennchens Finger mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, ließ Aennchen mit dem ausgeſtreckten Finger allerlei Kreiſe nach allen Weltgegenden beſchreiben, verſank dann in tiefes Nachdenken und beſtieg, ohne nur ein einziges Wort weiter zu ſprechen, den Thurm. Fräulein Aennchen vernahm wie der Papa im Hinaufſteigen beträchtlich ſeufzte und ſtöhnte.

Andern Morgens, als Fräulein Aennchen ſich gerade auf dem Hofe mit dem großen Hahn herumjagte, der allerlei Unfug trieb, und hauptſächlich mit den Täubern krakelte, heulte der Herr Dapſul von Zabelthau ſo erſchrecklich durch das Sprachrohr herab, daß Aennchen ganz bewegt wurde und durch die hohle Hand hinauf rief: Warum heulen Sie denn ſo unbarmherzig, beſter Papa, das Federvieh wird ja ganz wild! — Da ſchrie der Herr Dapſul durch das Sprachrohr herab: Anna, meine Tochter Anna, ſteige ſogleich zu mir herauf. Fräulein Aennchen verwunderte ſich höchlich über dieſes Gebot, denn noch nie hatte ſie der Papa auf den Thurm beſchieden, vielmehr deſſen Pforte ſorgfältig verſchloſſen gehalten. Es überfiel ſie ordentlich eine gewiſſe Bangigkeit, als ſie die ſchmale Wendeltreppe hinaufſtieg und die ſchwere Thür öffnete, die in das einzige Gemach des Thurmes führte. Herr Dapſul von Zabelthau ſaß von allerlei wunderlichen Inſtrumenten und beſtaubten Büchern umgeben, auf einem großen Lehnſtuhl von ſeltſamer Form. Vor ihm ſtand ein Geſtell, das ein in einen Rahmen geſpanntes Papier trug, auf dem verſchiedene Linien gezeichnet. Er hatte eine hohe, ſpitze, graue Mütze auf dem Kopfe, trug einen weiten Mantel von grauem Kalmank und hatte einen langen weißen Bart am Kinn, ſo daß er wirklich ausſah wie ein Zauberer. Eben wegen des falſchen Bartes kannte Fräulein Aennchen den Papa anfangs gar nicht und blickte ängſtlich umher, ob er etwa in einer Ecke des Gemachs vorhanden; nachher, als ſie aber gewahrte, daß der Mann mit dem Barte wirklich Papachen ſey, lachte Fräulein Aennchen recht herzlich und fragte: obs denn ſchon Weihnachten ſey und ob Papachen den Knecht Ruprecht ſpielen wolle?

Ohne auf Aennchens Rede zu achten, nahm Herr Dapſul von Zabelthau ein kleines Eiſen zur Hand, berührte damit Aennchens Stirne und beſtrich dann einige mal ihren rechten Arm von der Achſel bis in die Spitze des kleinen Ringefingers herab. Hierauf mußte ſie ſich auf den Lehnſtuhl ſetzen, den Herr Dapſul verlaſſen und den kleinen beringten Finger auf das in den Rahmen geſpannte Papier in der Art ſtellen, daß der Topas den Centralpunkt, in den alle Linien zuſammenliefen, berührte. Alsbald ſchoſſen aus dem Edelſtein gelbe Strahlen rings umher, bis das ganze Papier dunkelgelb gefärbt war. Nun kniſterten die Linien auf und nieder, und es war, als ſprängen die kleinen Männlein aus des Ringes Reif luſtig umher auf dem ganzen Blatt. Der Herr Dapſul, den Blick von dem Papier nicht wegwendend, hatte indeſſen eine dünne Metallplatte ergriffen, hielt ſie mit beiden Händen hoch in die Höhe und wollte ſie niederdrücken auf das Papier, doch in demſelben Augenblick glitſchte er auf dem glatten Steinboden aus, fiel ſehr unſanft auf den Hintern, während die Metallplatte, die er inſtinktmäßig losgelaſſen, um wo möglich den Fall zu brechen und das Steißbein zu konſerviren, klirrend zur Erde fiel. Fräulein Aennchen erwachte mit einem leiſen Ach! aus dem ſeltſamen träumeriſchen Zuſtande, in den ſie verſunken. Herr Dapſul richtete ſich mühſam in die Höhe, ſetzte den grauen Zuckerhut wieder auf, der ihm entfallen, brachte den falſchen Bart in Ordnung und ſetzte ſich dem Fräulein Aennchen gegenüber auf einige Folianten, die über einander gethürmt. „Meine Tochter, ſprach er dann, meine Tochter Anna, wie war dir ſo eben zu Muthe? was dachteſt, was empfandeſt du? welche Geſtaltungen erblickteſt du mit den Augen des Geiſtes in deinem Innern?“

Ach, erwiederte Fräulein Aennchen, mir war ſo wohl zu Muthe, ſo wohl, wie mir noch niemals geweſen. Dann dachte ich an den Herrn Amandus von Nebelſtern. Ich ſah ihn ordentlich vor Augen.

aber er war noch viel hübſcher als ſonſt und rauchte eine Pfeife von den virginiſchen Blättern, die ich ihm geſchickt, welches ihm ungemein wohl ſtand. Dann bekam ich plötzlich einen ungemeinen Appetit nach jungen Mohrrüben und Bratwürſtlein und war ganz entzückt, als das Gericht vor mir ſtand. Eben wollte ich zulangen, als ich wie mit einem jähen ſchmerzhaften Ruck aus dem Traum erwachte.

— Amandus von Nebelſtern — Virginiſcher Kanaſter — Mohrrüben — Bratwürſte! — So ſprach Herr Dapſul von Zabelthau ſehr nachdenklich, und winkte der Tochter, die ſich entfernen wollte, zu bleiben.

„Glückliches unbefangenes Kind, begann er dann mit einem Ton, der noch viel weinerlicher war, als ſonſt jemals, daß du nicht eingeweiht biſt in die tiefen Myſterien des Weltalls, die bedrohlichen Gefahren nicht kennſt, die dich umgeben. Du weißt nichts von jener überirdiſchen Wiſſenſchaft der heiligen Cabbala. Zwar wirſt du auch deshalb niemals der himmliſchen Luſt der Weiſen theilhaftig werden, die, zur höchſten Stufe gelangt, weder eſſen noch trinken dürfen als nur zur Luſt, und denen niemals menſchliches begegnet, du ſtehſt aber auch dafür nicht die Angſt des Erſteigens jener Stufe aus, wie dein unglücklicher Vater, den noch viel zu ſehr menſchlicher Schwindel anwandelt, und dem das, was er mühſam erforſcht, nur Grauen und Entſetzen erregt und der noch immer aus purem irdiſchen Bedürfniß eſſen und trinken und — überhaupt menſchliches thun muß. — Erfahre, mein holdes mit Unwiſſenheit beglücktes Kind, daß die tiefe Erde, die Luft, das Waſſer, das Feuer erfüllt iſt mit geiſtigen Weſen höherer und doch wieder beſchränkterer Natur als die Menſchen. Es ſcheint unnöthig, dir, mein Dümmchen, die beſondere Natur der Gnomen, Salamander, Sylphen und Undinen zu erklären, du würdeſt es nicht faſſen können. Um dir die Gefahr anzudeuten, in der du vielleicht ſchwebſt, iſt es genug, dir zu ſagen, daß dieſe Geiſter nach der Verbindung mit den Menſchen trachten, und da ſie wohl wiſſen, daß die Menſchen in der Regel ſolch eine Verbindung ſehr ſcheuen, ſo bedienen ſich die erwähnten Geiſter allerlei liſtiger Mittel, um den Menſchen, dem ſie ihre Gunſt geſchenkt, zu verlocken. Bald iſt es ein Zweig, eine Blume, ein Glas Waſſer, ein Feuerſtrahl oder ſonſt etwas ganz geringfügig ſcheinendes, was ſie zum Mittel brauchen, um ihren Zweck zu erreichen. Richtig iſt es, daß eine ſolche

Verbindung oft ſehr erſprießlich ausſchlägt, wie denn einſt zwei Prieſter, von denen der Fürſt von Mirandola erzählt, vierzig Jahre hindurch mit einem ſolchen Geiſt in der glücklichſten Ehe lebten. Richtig iſt es ferner, daß die größten Weiſen einer ſolchen Verbindung eines Menſchen mit einem Elementargeiſt entſproſſen. So war der große Zoroaſter ein Sohn des Salamanders Oromaſis, ſo waren der große Apollonius, der weiſe Merlin, der tapfre Graf von Cleve, der große Cabbaliſt Benſyra herrliche Früchte ſolcher Ehen, und auch die ſchöne Meluſine war, nach dem Ausſpruch des Parazelſus, nichts anders, als eine Sylphide. Doch demunerachtet iſt die Gefahr einer ſolchen Verbindung nur zu groß, denn abgeſehen davon, daß die Elementargeiſter von dem, dem ſie ihre Gunſt geſchenkt, verlangen, daß ihm das hellſte Licht der profundeſten Weisheit aufgehe, ſo ſind ſie auch äußerſt empfindlich, und rächen jede Beleidigung ſehr ſchwer. So geſchah es einmal, daß eine Sylphide, die mit einem Philoſophen verbunden, als er mit ſeinen Freunden von einem ſchönen Frauenzimmer ſprach, und ſich vielleicht dabei zu ſehr erhitzte, ſofort in der Luft ihr ſchneeweißes ſchön geformtes Bein ſehen ließ, gleichſam um die Freunde von ihrer Schönheit zu überzeugen, und dann den armen Philoſophen auf der Stelle tödtete. Doch ach — was ſpreche ich von anderen? warum ſpreche ich nicht von mir ſelbſt? — Ich weiß, daß ſchon ſeit zwölf Jahren mich eine Sylphide liebt, aber iſt ſie ſcheu und ſchüchtern, ſo quält mich der Gedanke an die Gefahr, durch kabbaliſtiſche Mittel ſie zu feſſeln, da ich noch immer viel zu ſehr an irdiſchen Bedürfniſſen hänge, und daher der gehörigen Weisheit ermangle. Jeden Morgen nehme ich mir vor zu faſten, laſſe auch das Frühſtück glücklich vorüber gehen, aber wenn dann der Mittag kommt — O Anna, meine Tochter Anna — Du weißt es ja — ich freſſe erſchrecklich!" — Dieſe letzten Worte ſprach der Herr Dapſul von Zabelthau mit beinahe heulendem Ton, indem ihm die bitterſten Thränen über die hagern eingefallenen Backen liefen; dann fuhr er beruhigter fort: „doch bemühe ich mich gegen den mir gewogenen Elementargeiſt des feinſten Betragens, der ausgeſuchteſten Galanterie. Niemals wage ich es eine Pfeife Taback ohne die gehörigen kabbaliſtiſchen Vorſichtsmaßregeln zu rauchen, denn ich weiß ja nicht, ob mein zarter Luftgeiſt die Sorte liebet und nicht empfindlich werden könnte über die Verunreinigung ſeines Elements, weshalb denn auch alle diejenigen, die Jagdknaſter rauchen, oder: Es blühe Sachſen, niemals weiſe und der Liebe einer Sylphide theilhaftig werden können. Eben ſo verfahre ich, wenn ich mir einen Haſelſtock ſchneide, eine Blume pflücke, eine Frucht eſſe oder Feuer anſchlage, da all' mein Trachten dahin geht, es durchaus mit keinem Elementargeiſt zu verderben. Und doch — ſiehſt du wohl jene Nußſchale, über die ich ausglitſchte und rücklings umſtülpend das ganze Experiment verdarb, das mir das Geheimniß des Ringes ganz erſchloſſen haben würde? Ich erinnere mich nicht, jemals in dieſem nur der Wiſſenſchaft geweihten Gemach (du weißt nun, weshalb ich auf der Treppe frühſtücke) Nüſſe genoſſen zu haben, und um ſo klarer iſt es, daß in dieſen Schalen ein kleiner Gnome verſteckt war, vielleicht um bei mir zu hospitiren und meinen Experimenten zuzulauſchen. Denn die Elementargeiſter lieben die menſchlichen Wiſſenſchaften, vorzüglich ſolche, die das uneingeweihte Volk wo nicht albern und aberwitzig, ſo doch die Kraft des menſchlichen Geiſtes überſteigend, und eben deshalb gefährlich nennt. Deshalb finden ſie ſich auch häufig ein bei den göttlichen magnetiſchen Operationen. Vorzüglich ſind es aber die Gnomen, die ihre Fopperei nicht laſſen können, und dem Magnetiſeur, der noch nicht zu der Stufe der Weisheit gelangt iſt, die ich erſt beſchrieben, und zu ſehr hängt an irdiſchem Bedürfniß, ein verliebtes Erdenkind unterſchieben in dem Augenblick, da er glaubte in völlig reiner abgeklärter Luſt eine Sylphide zu umarmen. — Als ich nun dem kleinen Studenten auf den Kopf trat, wurde er böſe und warf mich um. Aber einen tiefern Grund hatte wohl der Gnome, mir die Entzifferung des Geheimniſſes mit dem Ringe zu verderben. — Anna! — meine Tochter Anna! — vernimm es — herausgebracht hatte ich, daß ein Gnome dir ſeine Gunſt zugewandt, der, nach der Beſchaffenheit des Ringes zu urtheilen, ein reicher, vornehmer, und dabei vorzüglich fein gebildeter Mann ſeyn muß. Aber, meine theure Anna, mein vielgeliebtes herziges Dümmchen, wie willſt du es anfangen, dich ohne die entſetzlichſte Gefahr mit einem ſolchen Elementargeiſt in irgend eine Verbindung einzulaſſen? Hätteſt du den Caſſiodorus Remus geleſen, ſo könnteſt du mir zwar entgegnen, daß nach deſſen wahrhaftigem Bericht die berühmte Magdalena de la Croix, Aebtiſſin eines Kloſters zu Cordua in Spanien, dreißig Jahre mit einem kleinen Gnomen in vergnügter Ehe lebte, daß ein gleiches ſich mit einem Sylphen und der jungen Gertrud, die Nonne war im Kloſter Nazareth bei Cöln, zutrug, aber denke an die gelehrten Beſchäftigungen jener geiſtlichen Damen und an die deinigen. Welch ein Unterſchied! ſtatt in weiſen Büchern zu leſen, fütterſt du ſehr oft Hühner, Gänſe, Enten und andere jeden Kabbaliſten moleſtirende Thiere; ſtatt den Himmel, den Lauf der Geſtirne zu beobachten, gräbſt du in der Erde; ſtatt in künſtlichen horoſkopiſchen Entwürfen die Spur der Zukunft zu verfolgen, ſtampfeſt du Milch zu Butter und macheſt Sauerkraut ein, zu ſchnödem winterlichen Bedürfniß, wiewohl ich ſelbſt dergleichen Speiſung ungern vermiſſe. Sage! kann das alles einem feinfühlenden philoſophiſchen Elementargeiſt auf die Länge gefallen? — Denn, o Anna! durch dich blüht Dapſulheim, und dieſem irdiſchen Beruf mag und kann dein Geiſt ſich nimmer entziehen. Und doch empfandeſt du über den Ring, ſelbſt da er dir jähen böſen Schmerz erregte, eine ausgelaſſene unbeſonnene Freude! — Zu deinem Heil wollt' ich durch jene Operation die Kraft des Ringes brechen, dich ganz von dem Gnomen befreien, der dir nachſtellt. Sie mißlang durch die Tücke des kleinen Studenten in der Nußſchale. Und doch! — mir kommt ein Muth, den Elementargeiſt zu bekämpfen, wie ich ihn noch nie geſpürt! — Du biſt mein Kind — das ich zwar nicht mit einer Sylphide, Salamandrin oder ſonſt einem Elementargeiſt erzeugt, ſondern mit jenem armen Landfräulein aus der beſten Familie, die die gottvergeſſenen Nachbarn mit dem Spottnamen: Ziegenfräulein, verhöhnten, ihrer idylliſchen Natur halber, die ſie vermochte, jeden Tages eine kleine Heerde weißer ſchmucker Ziegen ſelbſt zu weiden auf grünen Hügeln, wozu ich, damals ein verliebter Narr, auf meinem Thurm die Schallmey blies. — Doch du biſt und bleibſt mein Kind, mein Blut! — Ich rette dich, hier dieſe myſtiſche Feile ſoll dich befreien von dem verderblichen Ringe!"

Damit nahm Herr Dapſul von Zabelthau eine kleine Feile zur Hand, und begann an dem Ringe zu feilen. Kaum hatte er aber einigemal hin und her geſtrichen, als Fräulein Aennchen vor Schmerz laut aufſchrie: „Papa — Papa, Sie feilen mir ja den Finger ab!" So rief ſie, und wirklich quoll dunkles dickes Blut unter dem Ringe hervor. Da ließ Herr Dapſul die Feile aus der Hand fallen, ſank halb ohnmächtig in den Lehnſtuhl und rief in aller Verzweiflung: „O! — o! — o! — es iſt um mich geſchehn! Vielleicht noch in dieſer Stunde kommt der erzürnte Gnome und beißt mir die Kehle ab, wenn mich die Sylphide nicht rettet! — O Anna — Anna — geh — flieh!“ —

Fräulein Aennchen, die ſich bei des Papas wunderlichen Reden ſchon längſt weit weg gewünſcht hatte, ſprang hinab mit der Schnelle des Windes. —

Drittes Kapitel.

Es wird von der Ankunft eines merkwürdigen Mannes in Dapſulheim berichtet und erzählt, was ſich dann ferner begeben. —

Der Herr Dapſul von Zabelthau hatte eben ſeine Tochter unter vielen Thränen umarmt und wollte den Thurm beſteigen, wo er jeden Augenblick den bedrohlichen Beſuch des erzürnten Gnomen befürchtete. Da ließ ſich heller luſtiger Hörnerklang vernehmen, und hinein in den Hof ſprengte ein kleiner Reiter von ziemlich ſonderbarem poſſirlichen Anſehen. Das gelbe Pferd war gar nicht groß und von feinem zierlichen Bau, deshalb nahm ſich auch der Kleine trotz ſeines unförmlich dicken Kopfs gar nicht ſo zwergartig aus, ſondern ragte hoch genug über den Kopf des Pferdes empor. Das war aber bloß dem langen Leibe zuzuſchreiben, denn was an Beinen und Füßen über den Sattel hing, war ſo wenig, daß es kaum zu rechnen. Uebrigens trug der Kleine einen ſehr angenehmen Habit von goldgelbem Atlas, eine eben ſolche hohe Mütze mit einem tüchtigen grasgrünen Federbuſch und Reitſtiefel von ſchön polirtem Mahagoniholz. Mit einem durchdringenden Prrrrr! hielt der Reiter dicht vor dem Herrn von Zabelthau. Er ſchien abſteigen zu wollen, plötzlich fuhr er aber mit der Schnelligkeit des Blitzes unter dem Bauch des Pferdes hinweg, ſchleuderte ſich auf der andern Seite zwei, dreimal hintereinander zwölf Ellen hoch in die Lüfte, ſo daß er ſich auf jeder Elle ſechsmal überſchlug, bis er mit dem Kopf auf dem Sattelknopf zu ſtehen kam. So galoppirte er, indem die Füßchen in den Lüften Trochäen, Pyrrhichien, Daktylen u. ſ. w. ſpielten, vorwärts, rückwärts, ſeitwärts in allerlei wunderlichen Wendungen und Krümmungen. Als der zierliche Gymnaſtiker und Reitkünſtler endlich ſtill ſtand und höflich grüßte, erblickte man auf dem Boden des Hofes die Worte: Seyn Sie mir ſchönſtens gegrüßt ſammt Ihrem Fräulein Tochter, mein hochverehrteſter Herr Dapſul von Zabelthau! Er hatte dieſe Worte mit ſchönen römiſchen

Unzial-Buchſtaben in das Erdreich geritten. Hierauf ſprang der Kleine vom Pferde, ſchlug dreimal Rad und ſagte dann, daß er ein ſchönes Compliment auszurichten habe an den Herrn Dapſul von Zabelthau, von ſeinem gnädigen Herrn, dem Herrn Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, genannt Corduanſpitz, und wenn es dem Herrn Dapſul von Zabelthau nicht unangenehm wäre, ſo wolle der Herr Baron auf einige Tage freundlich bei ihm einſprechen, da er künftig ſein nächſter Nachbar zu werden hoffe. —

Herr Dapſul von Zabelthau glich mehr einem Todten als einem Lebendigen, ſo bleich und ſtarr ſtand er da an ſeine Tochter gelehnt. Kaum war ein: Wird — mir — ſehr — erfreulich ſeyn, mühſam ſeinen bebenden Lippen entflohen, als der kleine Reiter ſich mit denſelben Ceremonien wie er gekommen, blitzſchnell entfernte.

„Ach meine Tochter, rief nun Herr Dapſul von Zabelthau heulend und ſchluchzend, ach meine Tochter, meine arme unglückſelige Tochter, es iſt nur zu gewiß, es iſt der Gnome, welcher kommt dich zu entführen und mir den Hals umzudrehen! — Doch wir wollen den letzten Muth aufbieten, den wir etwa noch beſitzen möchten! Vielleicht iſt es möglich, den erzürnten Elementargeiſt zu verſöhnen, wir müſſen uns nur ſo ſchicklich gegen ihn benehmen als es irgend in unſerer Macht ſteht. — Sogleich werde ich dir, mein theures Kind, einige Kapitel aus dem Laktanz oder aus dem Thomas Aquinas vorleſen über den Umgang mit Elementargeiſtern, damit du keinen garſtigen Schnitzer machſt." — Noch ehe aber der Herr Dapſul von Zabelthau den Laktanz, den Thomas Aquinas oder einen andern elementariſchen Knigge herbeiſchaffen konnte, hörte man ſchon ganz in der Nähe eine Muſik erſchallen, die beinahe der zu vergleichen, die hinlänglich muſikaliſche Kinder zum lieben Weihnachten aufzuführen pflegen. Ein ſchöner langer Zug kam die Straße herauf. Voran ritten wohl an ſechzig, ſiebzig kleine Reiter auf kleinen gelben Pferden, ſämmtlich gekleidet wie der Abgeſandte in gelben Habiten, ſpitzen Mützen und Stiefeln von polirtem Mahagoni. Ihnen folgte eine mit acht gelben Pferden beſpannte Kutſche von dem reinſten Kryſtall, der noch ungefähr vierzig andere minder prächtige, theils mit ſechs, theils mit vier Pferden beſpannte Kutſchen folgten. Noch eine Menge Pagen, Läufer und andere Diener ſchwärmten neben her auf und nieder in glänzenden Kleidern angethan, ſo daß das Ganze einen eben ſo luſtigen als ſeltſamen Anblick gewährte. Herr Dapſul von Zabelthau blieb verſunken in trübes Staunen. Fräulein Aennchen, die bisher nicht geahnt, daß es auf der ganzen Erde ſolch niedliche ſchmucke Dinger geben könne, als dieſe Pferdchen und Leutchen, gerieth ganz außer ſich und vergaß alles, ſogar den Mund, den ſie zum freudigen Ausruf weit genug geöffnet, wieder zuzumachen. —

Die achtſpännige Kutſche hielt dicht vor dem Herrn Dapſul von Zabelthau. Reiter ſprangen von den Pferden, Pagen, Diener eilten herbei, der Kutſchenſchlag wurde geöffnet, und wer nun aus den Armen der Dienerſchaft herausſchwebte aus der Kutſche, war Niemand anders, als der Herr Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, genannt Corduanſpitz. — Was ſeinen Wuchs betraf, ſo war der Herr Baron bei weitem nicht dem Apollo von Belvedere, ja nicht einmal dem ſterbenden Fechter zu vergleichen. Denn außerdem, daß er keine volle drei Fuß maß, ſo beſtand auch der dritte Theil dieſes kleinen Körpers aus dem offenbar zu großen dicken Kopfe, dem übrigens eine tüchtige lang gebogene Naſe, ſo wie ein Paar große kugelrund hervorquellende Augen keine üble Zierde waren. Da der Leib auch etwas lang, ſo blieben für die Füßchen nur etwa vier Zoll übrig. Dieſer kleine Spielraum war aber gut genutzt, denn an und vor ſich ſelbſt waren die freiherrlichen Füßchen die zierlichſten, die man nur ſehen konnte. Freilich ſchienen ſie aber zu ſchwach, das würdige Haupt zu tragen; der Baron hatte einen ſchwankenden Gang, ſtülpte auch wohl manchmal um, ſtand aber gleich wieder wie ein Stehaufmännchen auf den Füßen, ſo daß jenes Umſtülpen mehr der angenehme Schnörkel eines Tanzes ſchien. Der Baron trug einen enge anſchließenden Habit von gleißendem Goldſtoff und ein Mützchen, das beinahe einer Krone zu vergleichen mit einem ungeheuren Buſch von vielen krautgrünen Federn. So wie der Baron nun auf der Erde ſtand, ſtürzte er auf den Herrn Dapſul von Zabelthau los, faßte ihn bei beiden Händen, ſchwang ſich empor bis an ſeinen Hals, hing ſich an dieſen, und rief mit einer Stimme, die viel ſtärker dröhnte als man es hätte der kleinen Statur zutrauen ſollen: O mein Dapſul von Zabelthau — mein theurer, innigſt geliebter Vater! Darauf ſchwang der Baron ſich eben ſo behende und geſchickt wieder herab von des Herrn von Dapſuls Halſe, ſprang oder ſchleuderte ſich vielmehr auf Fräulein Aennchen los, faßte die Hand mit dem beringten Finger, bedeckte ſie mit laut ſchmatzenden Küſſen und rief eben ſo dröhnend als zuvor: „O mein allerſchönſtes Fräulein Anna von Zabelthau, meine geliebteſte Braut!“ Darauf klatſchte der Baron in die Händchen und alsbald ging die gellende lärmende Kindermuſik los, und über hundert kleine Herrlein, die den Kutſchen und den Pferden entſtiegen, tanzten wie erſt der Courier zum Theil auf den Köpfen, dann wieder auf den Füßen, in den zierlichſten Trochäen, Spondäen, Jamben, Pyrrhichien, Anapäſten, Tribrachen, Bachien, Antibachien, Choriamben und Daktylen, daß es eine Luſt war. Während dieſer Luſt erholte ſich aber Fräulein Aennchen von dem großen Schreck, den ihr des kleinen Barons Anrede verurſacht und gerieth in allerlei wohlgegründete ökonomiſche Bedenken. „Wie, dachte ſie, iſt es möglich, daß das kleine Volk Platz hat in dieſem kleinen Hauſe? — Wäre es auch mit der Noth entſchuldigt, wenn ich wenigſtens die Dienerſchaft in die große Scheune bettete, hätten ſie auch da wohl Platz? Und was fange ich mit den Edelleuten an, die in den Kutſchen gekommen und gewiß gewohnt ſind, in ſchönen Zimmern ſanft und weich gebettet zu ſchlafen? — Sollten auch die beiden Ackerpferde heraus aus dem Stall, ja wäre ich unbarmherzig genug, auch den alten lahmen Fuchs herauszujagen ins Gras, iſt dennoch wohl Platz genug für alle dieſe kleinen Beſtien von Pferden, die der häßliche Baron mitgebracht? Und eben ſo geht es ja mit den ein und vierzig Kutſchen! — Aber nun noch das Aergſte! — Ach du lieber Gott, reicht denn der ganze Jahresvorrath wohl hin, all' dieſe kleinen Kreaturen auch nur zwei Tage hindurch zu ſättigen?“ Dies letzte Bedenken war nun wohl das allerſchlimmſte. Fräulein Aennchen ſah ſchon alles aufgezehrt, alles neue Gemüſe, die Hammelheerde, das Federvieh, das eingeſalzene Fleiſch, ja ſelbſt den Runkelrüben-Spiritus und das trieb ihr die hellen Thränen in die Augen. Es kam ihr vor, als ſchnitte ihr eben der Baron Corduanſpitz ein rechtes freches, ſchadenfrohes Geſicht und das gab ihr den Muth, ihm, als ſeine Leute noch im beſten Tanzen begriffen waren, in dürren Worten zu erklären, daß, ſo lieb dem Vater auch ſein Beſuch ſeyn möge, an einen längern als zweiſtündigen Aufenthalt in Dapſulheim doch gar nicht zu denken, da es an Raum und an allen übrigen Dingen, die zur Aufnahme und zur ſtandesmäßigen Bewirthung eines ſolchen vornehmen reichen Herrn nebſt ſeiner zahlreichen Dienerſchaft nöthig, gänzlich mangle. Da ſah aber der kleine Corduanſpitz plötzlich ſo ungemein ſüß und zart aus wie ein Marzipanbrödchen und verſicherte, indem er mit zugedrückten Augen Fräulein Aennchens etwas rauhe und nicht zu weiße Hand an die Lippen drückte, daß er weit entfernt ſey, dem lieben Papa und der ſchönſten Tochter auch nur die mindeſte Ungelegenheit zu verurſachen. Er führe alles mit ſich, was Küche und Keller zu leiſten habe, was aber die Wohnung betreffe, ſo verlange er nichts als ein Stückchen Erde und den freien Himmel darüber, damit ſeine Leute den gewöhnlichen Reiſepallaſt bauen könnten, in dem er mit ſammt ſeiner ganzen Dienerſchaft und was derſelben noch an Vieh anhängig, hauſen werde.

Ueber dieſe Worte des Baron Porphyrio von Ockerodaſtes wurde Fräulein Aennchen ſo vergnügt, daß ſie, um zu zeigen, es käme ihr auch eben nicht darauf an, ihre Leckerbiſſen Preis zu geben, im Begriff ſtand, dem Kleinen Krapfkuchen, den ſie von der letzten Kirchweih aufgehoben und ein Gläschen Runkelrübengeiſt anzubieten, wenn er nicht doppelten Bitter vorziehe, den die Großmagd aus der Stadt mitgebracht und als magenſtärkend empfohlen. Doch in dem Augenblick ſetzte Corduanſpitz hinzu, daß er zum Aufbau des Pallaſtes den Gemüſegarten erkoren, und hin war Aennchens Freude! — Während aber die Dienerſchaft um des Herrn Ankunft auf Dapſulheim zu feiern, ihre olympiſchen Spiele fortſetzte, indem ſie bald mit den dicken Köpfen ſich in die ſpitzen Bäuche rannten und rückwärts überſchlugen, bald ſich in die Lüfte ſchleuderten, bald unter ſich kegelten, ſelbſt Kegel, Kugel und Kegler vorſtellend u. ſ. w., vertiefte ſich der kleine Baron Porphyrio von Ockerodaſtes mit dem Herrn Dapſul von Zabelthau in ein Geſpräch, das immer wichtiger zu werden ſchien, bis beide Hand in Hand ſich fortbegaben und den aſtronomiſchen Thurm beſtiegen.

Voller Angſt und Schreck lief nun Fräulein Aennchen eiligſt nach dem Gemüſegarten, um zu retten, was noch zu retten möglich. Die Großmagd ſtand ſchon auf dem Felde und ſtarrte mit offnem Munde vor ſich her, regungslos, als ſey ſie verwandelt in eine Salzſäule wie Loths Weib. Fräulein Aennchen neben ihr erſtarrte gleichermaßen. Endlich ſchrien aber beide, daß es weit in den Lüften umherſchallte: Ach mein Herr Jemine, was iſt denn das für ein Unglück! — Den ganzen ſchönen Gemüſegarten fanden ſie verwandelt in eine Wüſtenei. Da grünte kein Kraut, blühte keine Staude; es ſchien ein ödes verwüſtetes Feld. „Nein, ſchrie die Magd ganz erboßt, es iſt nicht anders möglich, das haben die verfluchten kleinen Creaturen gethan, die ſo eben angekommen ſind — in Kutſchen ſind ſie gefahren? wollen wohl vornehme Leute vorſtellen? — Ha ha! — Kobolde ſind es, glauben Sie mir, Fräulein Aennchen, nichts als unchriſtliche Hexenkerls, und hätt' ich nur ein Stückchen Kreuzwurzel bei der Hand, ſo ſollten Sie ihre Wunder ſehen. — Doch ſie ſollen nur kommen, die kleinen Beſtien, mit dieſem Spaten ſchlage ich ſie todt!“ Damit ſchwang die Großmagd ihre bedrohliche Waffe in den Lüften, indem Fräulein Aennchen laut weinte.

Es nahten ſich indeſſen jetzt vier Herren aus Corduanſpitzes Gefolge mit ſolchen angenehmen zierlichen Mienen und höflichen Verbeugungen, ſahen auch dabei ſo höchſt wunderbar aus, daß die Großmagd ſtatt wie ſie gewollt, gleich zuzuſchlagen, den Spaten langſam ſinken ließ, und Fräulein Aennchen einhielt mit Weinen.

Die Herren kündigten ſich als die den Herrn Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, genannt Corduanſpitz, zunächſt umgebenden Freunde an, waren, wie es auch ihre Kleidung wenigſtens ſymboliſch andeutete, von vier verſchiedenen Nationen und nannten ſich: Pan Kapuſtowicz aus Polen, Herr von Schwarzrettig aus Pommern, Signor di Broccoli aus Italien, Monſieur de Roccambolle aus Frankreich. Sie verſicherten in ſehr wohlklingenden Redensarten, daß ſogleich die Bauleute kommen und dem allerſchönſten Fräulein das hohe Vergnügen bereiten würden, in möglichſter Schnelle einen hübſchen Pallaſt aus lauter Seide aufbauen zu ſehen.

„Was kann mir der Pallaſt aus Seide helfen, rief Fräulein Aennchen laut weinend im tiefſten Schmerz, was geht mich überhaupt Euer Baron Corduanſpitz an, da ihr mich um alles ſchöne Gemüſe gebracht habt, ihr ſchlechten Leute, und alle meine Freude dahin iſt.“ Die höflichen Leute tröſteten aber Fräulein Aennchen und verſicherten, daß ſie durchaus gar nicht Schuld wären an der Verwüſtung des Gemüſegartens, daß derſelbe im Gegentheil bald wieder in einem ſolchen Flor grünen und blühen werde, wie ihn Fräulein Aennchen noch niemals und überhaupt noch keinen in der Welt geſehen.

Die kleinen Bauleute kamen auch wirklich und nun ging ein ſolches tolles wirres Durcheinandertreiben auf dem Acker los, daß Fräulein Aennchen ſowohl als die Großmagd ganz erſchrocken davon rannten bis an die Ecke eines Buſches, wo ſie ſtehen blieben und zuſchauen wollten, wie ſich dann alles begeben würde.

Ohne daß ſie aber auch nur im mindeſten begriffen, wie das mit rechten Dingen zugehen konnte, formte ſich vor ihren Augen in wenigen Minuten ein hohes prächtiges Gezelt aus goldgelbem Stoff mit bunten Kränzen und Federn geſchmückt, das den ganzen Raum des großen Gemüſegartens einnahm, ſo daß die Zeltſchnüre über das Dorf weg bis in den nahgelegenen Wald gingen und dort an ſtarken Bäumen befeſtigt waren.

Kaum war das Gezelt fertig, als der Baron Porphyrio von Ockerodaſtes mit dem Herrn Dapſul von Zabelthau hinabkam von dem aſtronomiſchen Thurm, nach mehreren Umarmungen in die achtſpännige Kutſche ſtieg, und nebſt ſeinem Gefolge in derſelben Ordnung wie er nach Dapſulheim gekommen, hineinzog in den ſeidenen Pallaſt, der ſich hinter dem letzten Mann zuſchloß.

Nie hatte Fräulein Aennchen den Papa ſo geſehen. Auch die leiſeſte Spur der Betrübniß, von der er ſonſt ſtets heimgeſucht, war weggetilgt von ſeinem Antlitz, es war beinahe als wenn er lächelte und dabei hatte ſein Blick in der That etwas verklärtes, das denn wohl auf ein großes Glück zu deuten pflegt, das jemandem ganz unvermuthet über den Hals gekommen. — Schweigend nahm Herr Dapſul von Zabelthau Fräulein Aennchens Hand, führte ſie hinein in das Haus, umarmte ſie dreimal hintereinander und brach dann endlich los: Glückliche Anna — überglückliches Kind! — glücklicher Vater! — O Tochter, alle Beſorgniß, aller Gram, alles Herzeleid iſt nun vorüber! — Dich trifft ein Loos, wie es nicht ſo leicht einer Sterblichen vergönnt iſt! Wiſſe, dieſer Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, genannt Corduanſpitz, iſt keinesweges ein feindſeliger Gnome, wiewohl er von einem dieſer Elementargeiſter abſtammt, dem es aber gelang, ſeine höhere Natur durch den Unterricht des Salamanders Oromaſis zu reinigen. Aus dem geläuterten Feuer ging aber die Liebe zu einer Sterblichen hervor, mit der er ſich verband und Ahnherr der illüſterſten Familie wurde, durch deren Namen jemals ein Pergament geziert wurde. — Ich glaube Dir, geliebte Tochter Anna, ſchon geſagt zu haben, daß der Schüler des großen Salamanders Oromaſis, der edle Gnome Tſilmenech — ein Chaldäiſcher Name, der in ächtem reinen Deutſch ſo viel heißt, als Grützkopf — ſich in die berühmte Magdalena de la Croix, Aebtiſſin eines Kloſters zu Cordua in Spanien, verliebte, und wohl an die dreißig Jahre mit ihr in einer glücklichen vergnügten Ehe lebte. Ein Sprößling der ſublimen Familie höherer Naturen, die aus dieſer Verbindung ſich fortpflanzte, iſt nun der liebe Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, der den Zunamen Corduanſpitz angenommen, zur Bezeichnung ſeiner Abſtammung aus Cordua in Spanien, und um ſich von einer mehr ſtolzen, im Grunde aber weniger würdigen Seitenlinie zu unterſcheiden, die den Beinamen Saffian trägt. Daß dem Corduan ein Spitz zugeſetzt worden, muß ſeine beſonderen elementariſch aſtrologiſchen Urſachen haben; ich dachte noch nicht darüber nach. Dem Beiſpiel ſeines großen Ahnherrn folgend, des Gnomen Tſilmenech, der die Magdalena de la Croix auch ſchon ſeit ihrem zwölften Jahre liebte, hat dir auch der vortreffliche Ockerodaſtes ſeine Liebe zugewandt, als du erſt zwölf Jahre zählteſt. Er war ſo glücklich von dir einen kleinen goldnen Fingerreif zu erhalten, und nun haſt du auch ſeinen Ring angeſteckt, ſo daß du unwiderruflich ſeine Braut geworden! „Wie, rief Fräulein Aennchen voll Schreck und Beſtürzung, wie? — ſeine Braut? — den abſcheulichen kleinen Kobold ſoll ich heirathen? Bin ich denn nicht längſt die Braut des Herrn Amandus von Nebelſtern? — Nein! — nimmermehr nehme ich den häßlichen Hexenmeiſter zum Mann, und mag er tauſendmal aus Corduan ſeyn oder aus Saffian!“ „Da, erwiderte Herr Dapſul von Zabelthau ernſter werdend, da ſehe ich denn zu meinem Leidweſen, wie wenig die himmliſche Weisheit deinen verſtockten irdiſchen Sinn zu durchdringen vermag! Häßlich, abſcheulich nennſt du den edlen elementariſchen Porphyrio von Ockerodaſtes, vielleicht weil er nur drei Fuß hoch iſt, und außer dem Kopf an Leib, Arm und Bein und anderen Nebenſachen nichts erkleckliches mit ſich trägt, ſtatt daß ein ſolcher irdiſcher Geck wie du ihn dir wohl denken magſt, die Beine nicht lang genug haben kann, der Rockſchöße wegen? O meine Tochter, in welchem heilloſen Irrthum biſt du befangen! — Alle Schönheit liegt in der Weisheit, alle Weisheit in dem Gedanken, und das phyſiſche Symbol des Gedankens iſt der Kopf! — Je mehr Kopf, deſto mehr Schönheit und Weisheit, und könnte der Menſch alle übrigen Glieder als ſchädliche Luxusartikel, die vom Uebel, wegwerfen, er ſtände da als höchſtes Ideal! Woraus entſteht alle Beſchwerde, alles Ungemach, alle

Zwietracht, aller Hader, kurz alles Verderben des Irdiſchen, als aus der verdammten Ueppigkeit der Glieder? — O welcher Friede, welche Ruhe, welche Seeligkeit auf Erden, wenn die Menſchheit exiſtirte ohne Leib, Steiß, Arm und Bein! — wenn ſie aus lauter Büſten beſtünde! — Glücklich iſt daher der Gedanke der Künſtler, wenn ſie große Staatsmänner oder große Gelehrte als Büſte darſtellen, um ſymboliſch die höhere Natur anzudeuten, die ihnen inwohnen muß vermöge ihrer Charge oder ihrer Bücher! — Alſo! meine Tochter Anna, nichts von Häßlichkeit, Abſcheulichkeit oder ſonſtigem Tadel des edelſten der Geiſter, des herrlichen Porphyrio von Ockerodaſtes, deſſen Braut du biſt und bleibſt! — Wiſſe, daß durch ihn auch dein Vater in kurzem die höchſte Stufe des Glücks, dem er ſo lange vergebens nachgetrachtet, erſteigen wird. Porphyrio von Ockerodaſtes iſt davon unterrichtet, daß mich die Sylphide Rehabilah (Syriſch, ſo viel als Spitznaſe) liebt, und will mir mit allen Kräften beiſtehen, daß ich der Verbindung mit dieſer höheren geiſtigen Natur ganz würdig werde. — Du wirſt, mein liebes Kind, mit deiner künftigen Stiefmutter wohl zufrieden ſeyn. — Möge ein günſtiges Verhängniß es ſo fügen, daß unſere beiden Hochzeiten zu einer und derſelben glücklichen Stunde gefeiert werden könnten!“ — Damit verließ der Herr Dapſul von Zabelthau, indem er der Tochter einen bedeutenden Blick zugeworfen, pathetiſch das Zimmer. —

Dem Fräulein Aennchen fiel es ſchwer aufs Herz, als ſie ſich erinnerte, daß ihr wirklich vor langer Zeit, da ſie noch ein Kind, ein kleiner Goldreif vom Finger weg abhanden gekommen auf unbegreifliche Weiſe. Nun war es ihr gewiß, daß der kleine abſcheuliche Hexenmeiſter ſie wirklich in ſein Garn verlockt, ſo daß ſie kaum mehr entrinnen könne, und darüber gerieth ſie in die alleräußerſte Betrübniß. Sie mußte ihrem gepreßten Herzen Luft machen und das geſchah mittelſt eines Gänſekiels, den ſie ergriff und flugs an den Herrn Amandus von Nebelſtern ſchrieb in folgender Weiſe.

Mein herzliebſter Amandus!

Es iſt alles rein aus, ich bin die unglücklichſte Perſon auf der ganzen Erde und ſchluchze und heule vor lauter Betrübniß ſo ſehr, daß das liebe Vieh ſogar Mitleid und Erbarmen mit mir hat, viel mehr wirſt du davon gerührt werden; eigentlich geht das Unglück auch dich eben ſo gut an als mich, und du wirſt dich eben ſo betrüben müſſen! Du weißt doch, daß wir uns ſo herzlich lieben als nur irgend ein Liebespaar ſich lieben kann, und daß ich deine Braut bin und daß uns der Papa zur Kirche geleiten wollte? — Nun! da kommt plötzlich ein kleiner garſtiger gelber Menſch in einer achtſpännigen Kutſche, von vielen Herren und Dienern begleitet, angezogen und behauptet, ich hätte mit ihm Ringe gewechſelt und wir wären Braut und Bräutigam! — Und denke einmal wie ſchrecklich! der Papa ſagt auch, daß ich den kleinen Unhold heirathen müſſe, weil er aus einer ſehr vornehmen Familie ſey. Das mag ſeyn, nach dem Gefolge zu urtheilen und den glänzenden Kleidern die ſie tragen, aber einen ſolchen greulichen Namen hat der Menſch, daß ich ſchon deshalb niemals ſeine Frau werden mag. Ich kann die unchriſtlichen Wörter, aus denen der Namen beſteht, gar nicht einmal nachſprechen. Uebrigens heißt er aber auch Corduanſpitz und das iſt eben der Familienname. Schreib mir doch, ob die Corduanſpitze wirklich ſo erlaucht und vornehm ſind, man wird das wohl in der Stadt wiſſen. Ich kann gar nicht begreifen, was dem Papa einfällt in ſeinen alten Tagen, er will auch noch heirathen und der häßliche Corduanſpitz ſoll ihn verkuppeln an eine Frau, die in den Lüften ſchwebt. — Gott ſchütze uns! — Die Großmagd zuckt die Achſeln und meint, von ſolchen gnädigen Frauen, die in der Luft flögen und auf dem Waſſer ſchwämmen, halte ſie nicht viel, ſie würde gleich aus dem Dienſt gehen und wünſche meinetwegen, daß die Stiefmama wo möglich den Hals brechen möge bei dem erſten Luſtritt zu St. Walpurgis. — Das ſind ſchöne Dinge! — Aber auf dich ſteht meine ganze Hoffnung! — Ich weiß ja, daß du derjenige biſt, der da ſoll und muß, und mich retten wirſt aus großer Gefahr. Die Gefahr iſt da, komm, eile, rette

deine bis in den Tod betrübte aber
getreueſte Braut
Anna von Zabelthau.

N. S. Könnteſt du den kleinen gelben Corduanſpitz nicht herausfordern? Du wirſt gewiß gewinnen, denn er iſt etwas ſchwach auf den Beinen.

N. S. Ich bitte dich nochmals, ziehe dich nur gleich an und eile zu deiner unglückſeligſten, ſo wie oben aber getreueſten Braut, Anna von Zabelthau.

Viertes Kapitel.

In welchem die Hofhaltung eines mächtigen Königs beſchrieben, nächſtdem aber von einem blutigen Zweikampf und andern ſeltſamen Vorfällen Nachricht gegeben wird.

Fräulein Aennchen fühlte ſich vor lauter Betrübniß wie gelähmt an allen Gliedern. Am Fenſter ſaß ſie mit übereinander geſchlagenen Armen und ſtarrte hinaus ohne des Gackerns, Krähens, Mauzens und Piepens des Federviehs zu achten, das, da es zu dämmern begann, wie gewöhnlich von ihr zur Ruhe gebracht werden wollte. Ja, ſie ließ es mit der größten Gleichgültigkeit geſchehen, daß die Magd dies Geſchäft beſorgte und dem Haushahn, der ſich in die Ordnung der Dinge nicht fügen, ja ſich gegen die Stellvertreterin auflehnen wollte, mit der Peitſche einen ziemlich derben Schlag verſetzte. Der eigne Liebesſchmerz, der ihre Bruſt zerriß, raubte ihr alles Gefühl für das Leid des liebſten Zöglings ihrer ſüßeſten Stunden, die ſie der Erziehung gewidmet ohne den Cheſterfield oder den Knigge zu leſen, ja ohne die Frau von Genlis oder andere ſeelenkenneriſche Damen zu Rathe zu ziehen, die auf ein Haar wiſſen, wie junge Gemüther in die rechte Form zu kneten. — Man hätte ihr das als Leichtſinn anrechnen können. —

Den ganzen Tag hatte ſich Corduanſpitz nicht ſehen laſſen, ſondern war bei dem Herrn Dapſul von Zabelthau auf dem Thurm geblieben, wo ſehr wahrſcheinlich wichtige Operationen vorgenommen ſeyn mußten. Jetzt aber bemerkte Fräulein Aennchen den Kleinen, wie er im glühenden Schein der Abendſonne über den Hof wankte. Er kam ihr in ſeinem hochgelben Habit garſtiger vor als jemals und die poſſirliche Art, wie er hin und her hüpfte, jeden Augenblick umzuſtülpen ſchien, ſich wieder empor ſchleuderte, worüber ein anderer ſich krank gelacht haben würde, verurſachte ihr nur noch mehr Gram. Ja ſie hielt endlich beide Hände vors Geſicht, um den widerwärtigen Popanz nur nicht ferner zu ſchauen. Da fühlte ſie plötzlich, daß jemand ſie an der Schürze zupfe. „Kuſch, Feldmann!“ rief ſie, meinend es ſey der Hund, der ſie zupfe. Es war aber nicht der Hund, vielmehr erblickte Fräulein Aennchen, als ſie die Hände vom Geſicht nahm, den Herrn Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, der ſich mit einer beiſpielloſen Behendigkeit auf ihren Schooß ſchwang und ſie mit beiden Armen umklammerte. Vor Schreck und Abſcheu ſchrie

Fräulein Aennchen laut auf und fuhr von dem Stuhl in die Höhe. Corduanſpitz blieb aber an ihrem Halſe hängen und wurde in dem Augenblick ſo fürchterlich ſchwer, daß er mit einem Gewicht von wenigſtens zwanzig Centnern das arme Aennchen pfeilſchnell wieder herabzog auf den Stuhl, wo ſie geſeſſen. Jetzt rutſchte Corduanſpitz aber auch ſogleich herab von Aennchens Schooß, ließ ſich ſo zierlich und manierlich, als es bei einigem Mangel an Gleichgewicht nur in ſeinen Kräften ſtand, nieder auf ſein rechtes kleines Knie und ſprach dann mit einem klaren etwas beſonders aber nicht eben widerlich klingenden Ton: „Angebetetes Fräulein Anna von Zabelthau, vortrefflichſte Dame, auserwählteſte Braut, nur keinen Zorn, ich bitte, ich flehe! — nur keinen Zorn, keinen Zorn! — Ich weiß, Sie glauben, meine Leute hätten Ihren ſchönen Gemüſegarten verwüſtet, um meinen Pallaſt zu bauen? O Mächte des Alls! — Könnten Sie doch nur hineinſchauen in meinen geringen Leib und mein in lauter Liebe und Edelmuth hüpfendes Herz erblicken! — Könnten Sie doch nur alle Kardinaltugenden entdecken, die unter dieſem gelben Atlas in meiner Bruſt verſammelt ſind! — O wie weit bin ich von jener ſchmachvollen Grauſamkeit entfernt, die Sie mir zutrauen! — Wie wär' es möglich, daß ein milder Fürſt ſeine eignen Untertha — doch halt! — halt! — Was ſind Worte, Redensarten! — Schauen müſſen Sie ſelbſt o Braut! ja ſchauen ſelbſt die Herrlichkeiten, die Ihrer warten! Sie müſſen mit mir gehen, ja mit mir gehen auf der Stelle, ich führe Sie in meinen Pallaſt, wo ein freudiges Volk lauert auf die angebetete Geliebte des Herrn!"

Man kann denken, wie Fräulein Aennchen ſich vor Corduanſpitzes Zumuthung entſetzte, wie ſie ſich ſträubte dem bedrohlichen Popanz auch nur einen Schritt zu folgen. Corduanſpitz ließ aber nicht nach, ihr die außerordentliche Schönheit, den grenzenloſen Reichthum des Gemüſegartens, der eigentlich ſein Pallaſt ſey, mit ſolchen eindringlichen Worten zu beſchreiben, daß ſie endlich ſich entſchloß, wenigſtens etwas hineinzukucken in das Gezelt, welches ihr denn doch ganz und gar nicht ſchaden könne. — Der Kleine ſchlug vor lauter Freude und Entzücken wenigſtens zwölfmal hinter einander Rad, faßte dann aber ſehr zierlich Fräulein Aennchens Hand und führte ſie durch den Garten nach dem ſeidnen Pallaſt.

Mit einem lauten: Ach! blieb Fräulein Aennchen wie in den

15*

Boden gewurzelt ſtehen, als die Vorhänge des Einganges aufrollten und ſich ihr die Ausſicht eines unabſehbaren Gemüſegartens erſchloß von ſolcher Herrlichkeit, wie ſie auch in den ſchönſten Träumen von blühendem Kohl und Kraut, keinen jemals erblickt. Da grünte und blühte alles, was nur Kraut und Kohl und Rübe und Sallat und Erbſe und Bohne heißen mag, in funkelndem Schimmer und ſolcher Pracht, daß es gar nicht zu ſagen. — Die Muſik von Pfeifen und Trommeln und Cymbeln ertönte ſtärker und die vier artigen Herrn, die Fräulein Aennchen ſchon kennen gelernt, nämlich der Herr von Schwarzrettig, der Monſieur de Roccambolle, der Signor di Broccoli und der Pan Kapuſtowicz, nahten ſich unter vielen zeremoniöſen Bücklingen.

„Meine Kammerherrn,“ ſprach Porphyrio von Ockerodaſtes lächelnd, und führte, indem die genannten Kammerherrn voranſchritten, Fräulein Aennchen durch die Doppeltreihe, welche die rothe Engliſche Carottengarde bildete, bis in die Mitte des Feldes, wo ſich ein hoher prächtiger Thron erhob. Um dieſen Thron waren die Großen des Reichs verſammelt, die Sallatprinzen mit den Bohnenprinzeſſinnen, die Gurkenherzoge mit dem Melonenfürſten an ihrer Spitze, die Kopfkohlminiſter, die Zwiebel- und Rübengeneralität, die Federkohldamen ꝛc. alle in den glänzendſten Kleidern ihres Ranges und Standes. Und dazwiſchen lieſen wohl an hundert allerliebſte Lavendel- und Fenchelpagen umher und verbreiteten ſüße Gerüche. Als Ockerodaſtes mit Fräulein Aennchen den Thron beſtiegen, winkte der Oberhofmarſchall Turneps mit ſeinem langen Stabe und ſogleich ſchwieg die Muſik und alles horchte in ſtiller Ehrfurcht. Da erhob Ockerodaſtes ſeine Stimme und ſprach ſehr feierlich: „Meine getreuen und ſehr lieben Unterthanen! Seht hier an meiner Seite das edle Fräulein Anna von Zabelthau, das ich zu meiner Gemahlin erkoren. Reich an Schönheit und Tugend, hat ſie euch ſchon lange mit mütterlich liebenden Augen betrachtet, ja euch weiche, fette Lager bereitet und gehegt und gepflegt. Sie wird euch ſtets eine treue würdige Landesmutter ſeyn und bleiben. Bezeigt jetzt den ehrerbietigen Beifall, ſo wie ordnungsmäßigen Jubel über die Wohlthat, die ich im Begriff ſtehe euch huldvoll zufließen zu laſſen!“ Auf ein zweites Zeichen des Oberhofmarſchalls Turneps ging nun ein tauſendſtimmiger Jubel los, die Bollenartillerie feuerte ihr Geſchütz ab und die Muſiker der Carottengarde ſpielten das bekannte Feſtlied: Sallat-Sallat und grüne Peterſilie! — Es war ein großer erhabener Moment, der den Großen des Reichs, vorzüglich aber den Federkohldamen Thränen der Wonne entlockte. Fräulein Aennchen hätte beinahe auch alle Faſſung verloren, als ſie gewahrte, daß der Kleine eine von Diamanten funkelnde Krone auf dem Haupte, in der Hand aber ein goldnes Szepter trug. „Ei, ſprach ſie, indem ſie voll Erſtaunen die Hände zuſammenſchlug, ei du mein Herr Jemine! Sie ſind ja wohl viel mehr als Sie ſcheinen, mein lieber Herr von Corduanſpitz?“ — „Angebetete Anna, erwiederte Ockerodaſtes ſehr ſanft, die Geſtirne zwangen mich, bei Ihrem Herrn Vater unter einem erborgten Namen zu erſcheinen. Erfahren Sie, beſtes Kind, daß ich einer der mächtigſten Könige bin und ein Reich beherrſche, deſſen Grenzen gar nicht zu entdecken ſind, da ſie auf der Karte zu illuminiren vergeſſen worden. Es iſt der Gemüſekönig Daucus Carota der Erſte, der Ihnen, o ſüßeſte Anna, ſeine Hand und ſeine Krone darreicht. Alle Gemüſefürſten ſind meine Vaſallen und nur einen einzigen Tag im Jahre regiert, nach einem uralten Herkommen, der Bohnenkönig.“ „Alſo, rief Fräulein Aennchen freudig, alſo eine Königin ſoll ich werden und dieſen herrlichen prächtigen Gemüſegarten beſitzen?“ König Daucus Carota verſicherte nochmals, daß dies allerdings der Fall ſey und fügte hinzu, daß ſeiner und ihrer Herrſchaft alles Gemüſe unterworfen ſeyn werde, das nur emporkeime aus der Erde. So was hatte nun Fräulein Aennchen wohl gar nicht erwartet und ſie fand, daß der kleine Corduanſpitz ſeit dem Augenblick, als er ſich in den König Daucus Carota den Erſten umgeſetzt, gar nicht mehr ſo häßlich war als vorher und daß ihm Krone und Szepter ſo wie der Königsmantel ganz ungemein artig ſtanden. Rechnete noch Fräulein Aennchen ſein artiges Benehmen und die Reichthümer hinzu, die ihr durch dieſe Verbindung zu Theil wurden, ſo mußte ſie wohl überzeugt ſeyn, daß kein Landfräulein hienieden eine beſſere Parthie zu machen im Stande als eben ſie, die im Umſehen eine Königsbraut geworden. Fräulein Aennchen war deshalb auch über alle Maaßen vergnügt und fragte den königlichen Bräutigam, ob ſie nicht gleich in dem ſchönen Pallaſt bleiben, und ob nicht morgenden Tages die Hochzeit gefeiert werden könne. König Daucus erwiederte indeſſen, daß, ſo ſehr ihn die Sehnſucht der angebeteten Braut entzücke, er doch gewiſſer Conſtellationen halder ſein Glück noch verſchieden müſſe. Der Herr Dapſul von Zabelthau dürfe nämlich für jetzt den königlichen Stand ſeines Eidams durchaus nicht erfahren, da ſonſt die Operationen, die die gewünſchte Verbindung mit der Sylphide Nehabilah bewirken ſollten, geſtört werden könnten. Ueberdem habe er auch dem Herrn Dapſul von Zabelthau verſprochen, daß beide Vermählungen an einem Tage gefeiert werden ſollten. Fräulein Aennchen mußte feierlich geloben, dem Herrn Dapſul von Zabelthau auch nicht eine Silbe davon zu verrathen, was ſich mit ihr begeben, ſie verließ dann den ſeidnen Pallaſt unter dem lauten lärmenden Jubel des durch ihre Schönheit, durch ihr leutſeliges herablaſſendes Betragen ganz in Wonne berauſchten Volks.

Im Traume ſah ſie das Reich des allerliebſten Königs Daucus Carota noch einmal und ſchwamm in lauter Seeligkeit. —

Der Brief, den ſie dem Herrn Amandus von Nebelſtern geſendet, hatte auf den armen Jüngling eine fürchterliche Wirkung gemacht. Nicht lange dauerte es, ſo erhielt Fräulein Aennchen folgende Antwort:

Abgott meines Herzens, himmliſche Anna!

Dolche, ſpitze, glühende, giftige, tödtende Dolche waren mir die Worte deines Briefes, die meine Bruſt durchbohrten. O Anna! du ſelbſt mir entriſſen werden? Welch ein Gedanke! Ich kann es noch gar nicht begreifen, daß ich nicht auf der Stelle unſinnig geworden bin und irgend einen fürchterlichen grauſamen Spektakel gemacht habe! — Doch floh ich ergrimmt über mein todbringendes Verhängniß die Menſchen, und lief gleich nach Tiſche ohne wie ſonſt Billard zu ſpielen, hinaus in den Wald, wo ich die Hände rang und tauſendmal deinen Namen rief! — Es fing gewaltig an zu regnen und ich hatte gerade eine ganz neue Mütze von rothem Sammt mit einer prächtigen goldnen Troddel aufgeſetzt. Die Leute ſagen, daß noch keine Mütze ſo mir zu Geſicht geſtanden, als dieſe. — Der Regen konnte das Prachtſtück des Geſchmacks verderben, doch was frägt die Verzweiflung der Liebe nach Mützen, nach Sammt und Gold! — So lange lief ich umher, bis ich ganz durchnäßt und durchkältet war und ein entſetzliches Bauchgrimmen fühlte. Das trieb mich in das nahgelegene Wirthshaus, wo ich mir exzellenten Glühwein machen ließ und dazu eine Pfeife deines himmliſchen Virginiers rauchte. — Bald fühlte ich mich von einer göttlichen Begeiſterung erhoben, ich riß meine Brieftaſche hervor, warf in aller Schnelle ein Dutzend herrliche Gedichte hin und, o wunderbare Gabe der Dichtkunſt! — beides war verſchwunden, Liebesverzweiflung und Bauchgrimmen. — Nur das letzte dieſer Gedichte will ich dir mittheilen und auch dich, o Zierde der Jungfrauen, wird, wie mich, freudige Hoffnung erfüllen!

Winde mich in Schmerzen,
Ausgelöſcht im Herzen
Sind die Liebeskerzen,
Mag nie wieder ſcherzen!
Doch der Geiſt, er regt ſich,
Wort und Reim erzeugt ſich,
Schreibe Verslein wieder,
Froh bin ich gleich wieder,
Lodernd in dem Herzen,
Flammen Liebeskerzen,
Weg ſind alle Schmerzen,
Mag auch freundlich ſcherzen.

Ja, meine ſüße Anna! — bald eile ich, ein ſchützender Ritter herbei, und entreiße dich dem Böſewicht, der dich mir rauben will! — Damit du indeſſen bis dahin nicht verzweifelſt, ſchreibe ich dir einige göttliche troſtreiche Kernſprüche aus meines herrlichen Meiſters Schatzkäſtlein her; du magſt dich daran erlaben.

Die Bruſt wird weit, dem Geiſte wachſen Flügel?
Sey Herz, Gemüth, doch luſt'ger Eulenſpiegel!

Liebe kann die Liebe haſſen,
Zeit auch wohl die Zeit verpaſſen.

Die Lieb iſt Blumenduft, ein Born ohn' Unterlaß,
O Jüngling, waſch den Pelz, doch mach' ihn ja nicht naß!

Sagſt du, im Winter wehe froſtiger Wind?
Warm ſind doch Mäntel, wie Mäntel nun ſind!

Welche göttliche, erhabene, überſchwengliche Maximen! — Und wie einfach, wie anſpruchslos, wie körnigt ausgedrückt! — Nochmals alſo, meine ſüßeſte Maid! Sey getroſt, trage mich im Herzen wie ſonſt. Es kommt, es rettet dich, es drückt dich an ſeine im Liebesſturm wogende Bruſt

dein getreueſter
Amandus von Nebelſtern.

N. S. Herausfordern kann ich den Herrn von [illegible] auf keinen Fall. Denn, o Anna! jeder Tropfen Bluts, der deinem Amandus entquillen könnte bei dem feindlichen Angriff eines verwegenen Gegners, iſt herrliches Dichterblut, der Ichor der Götter, der nicht verſpritzt werden darf. Die Welt hat den gerechten Anſpruch, daß ein Geiſt wie ich ſich für ſie ſchone, auf alle mögliche Weiſe conſervire. — Des Dichters Schwert iſt das Wort, der Geſang. Ich will meinem Nebenbuhler auf den Leib fahren mit tyrtäiſchen Schlachtliedern, ihn niederſtechen mit ſpitzen Epigrammen, ihn niederhauen mit Dithyramben voll Liebeswuth — das ſind die Waffen des ächten wahren Dichters, die immerdar ſiegreich ihn ſchirmen gegen jeden Angriff, und ſo gewaffnet und gewappnet werde ich erſcheinen und mir deine Hand erkämpfen o Anna!

Lebe wohl, nochmals drücke ich dich an meine Bruſt! — Hoffe alles von meiner Liebe und vorzüglich von meinem Heldenmuth, der keine Gefahr ſcheuen wird, dich zu befreien aus den ſchändlichen Netzen, in die dich allem Anſchein nach ein dämoniſcher Unhold verlockt hat! —

Fräulein Aennchen erhielt dieſen Brief, als ſie gerade mit dem bräutigamlichen König Daucus Carota dem Erſten auf der Wieſe hinter dem Garten Haſchemännchen ſpielte und große Freude hatte, wenn ſie ſich in vollem Lauf ſchnell niederduckte und der kleine König über ſie wegſchoß. Aber nicht wie ſonſt, ſteckte ſie das Schreiben des Geliebten ohne es zu leſen in die Taſche und wir werden gleich ſehen, daß es zu ſpät gekommen.

Gar nicht begreifen konnte Herr Dapſul von Zabelthau, wie Fräulein Aennchen ihren Sinn ſo plötzlich geändert und den Herrn Porphyrio von Ockerodaſtes, den ſie erſt ſo abſcheulich gefunden, liebgewonnen hatte. Er befragte darüber die Geſtirne, da dieſe ihm aber auch keine befriedigende Antwort gaben, ſo mußte er dafürhalten, daß des Menſchen Sinn unerforſchlicher ſey als alle Geheimniſſe des Weltalls und ſich durch keine Conſtellation erfaſſen laſſe. — Daß nämlich blos die höhere Natur des Bräutigams auf Aennchen zur Liebe gewirkt haben ſolle, konnte er, da es dem Kleinen an Leibesſchönheit gänzlich mangelte, nicht annehmen. War, wie der geneigte Leſer ſchon vernommen, der Begriff von Schönheit, wie ihn Herr Dapſul von Zabelthau ſtatuirte, auch himmelweit von dem Begriff verſchieden, wie ihn junge Mädchen in ſich tragen, ſo hatte er doch wenigſtens ſo viel leidliche Erfahrung, um zu wiſſen, daß beſagte Mädchen meinen, Verſtand, Witz, Geiſt, Gemüth, ſeyen gute Miethsleute in einem ſchönen Hauſe, und daß ein Mann, dem ein modiſcher Frack nicht zum beſten ſteht, und ſollte er ſonſt ein Shakſpeare, ein Göthe, ein Tieck, ein Friedrich Richter ſeyn, Gefahr läuft, von jedem hinlänglich angenehm gebauten Huſarenlieutenant in der Staatsuniform gänzlich aus dem Felde geſchlagen zu werden, ſobald es ihm einfällt, einem jungen Mädchen entgegen zu rücken. — Bei Fräulein Aennchen hatte ſich nun zwar das ganz anders zugetragen und es handelte ſich weder um Schönheit noch um Verſtand, indeſſen trifft es ſich wohl ſelten, daß ein armes Landfräulein plötzlich Königin werden ſoll und konnte daher von dem Herrn Dapſul von Zabelthau nicht wohl vermuthet werden, zumal ihn auch hier die Geſtirne im Stich ließen.

Man kann denken, daß die drei Leute, Herr Porphyrio von Ockerodaſtes, Herr Dapſul von Zabelthau und Fräulein Aennchen ein Herz und eine Seele waren. Es ging ſo weit, daß Herr Dapſul von Zabelthau öfter als ſonſt jemals geſchehen, den Thurm verließ, um mit dem geſchätzten Eidam über allerlei vergnügliche Dinge zu plaudern und vorzüglich pflegte er nun ſein Frühſtück jedesmal unten im Hauſe einzunehmen. Um dieſe Zeit kam denn auch Herr Porphyrio von Ockerodaſtes aus ſeinem ſeidenen Pallaſt hervor, und ließ ſich von Fräulein Aennchen mit Butterbrod füttern! „Ach ach, kickerte Fräulein Aennchen ihm oft ins Ohr, ach ach, wenn Papa wüßte, daß Sie eigentlich ein König ſind, beſter Corduanſpitz.“ — „Halt dich Herz, erwiederte Daucus Carota der Erſte, halt dich, Herz, und vergeh' nicht in Wonne. — Nah', nah' iſt dein Freudentag!“ —

Es begab ſich, daß der Schulmeiſter dem Fräulein Aennchen einige Bund der herrlichſten Radieſe aus ſeinem Garten verehrt hatte. Dem Fräulein Aennchen war das über alle Maaßen lieb, da Herr Dapſul von Zabelthau ſehr gern Radieſe aß, Aennchen aber aus dem Gemüſegarten, über dem der Pallaſt erbaut war, nichts entnehmen konnte. Ueberdem fiel ihr aber auch jetzt erſt ein, daß ſie unter den mannigfaltigſten Kräutern und Wurzeln im Pallaſt, nur allein Radieſe nicht gewahrt hatte.

Fräulein Aennchen putzte die geſchenkten Radieſe ſchnell ab, und trug ſie dem Vater auf zum Frühſtück. Schon hatte Herr Dapſul von Zabelthau mehreren unbarmherzig die Blätterkrone weggeſchnitten, ſie ins Salzfaß getippt und vergnüglich verzehrt, als Corduanſpitz hereintrat. „O mein Corduanſpitz, genießen Sie Radieſe!“ ſo rief ihm Herr Dapſul von Zabelthau entgegen. Es lag noch ein großer, vorzüglich ſchöner Radies auf dem Teller. Kaum erblickte Corduanſpitz aber dieſen, als ſeine Augen grimmig zu funkeln begannen und er mit fürchterlich dröhnender Stimme rief: „Was, unwürdiger Herzog, ihr wagt es noch, vor meinen Augen zu erſcheinen, ja euch mit verruchter Unverſchämtheit einzudrängen in ein Haus, das beſchirmt iſt von meiner Macht? Habe ich euch, der mir den rechtmäßigen Thron ſtreitig machen wollte, nicht verbannt auf ewige Zeiten? — Fort, fort mit euch, verrätheriſcher Vaſall!“ Dem Radies waren plötzlich zwei Beinchen unter dem dicken Kopf gewachſen, mit denen er ſchnell aus dem Teller hinausſprang, dann ſtellte er ſich dicht hin vor Corduanſpitz und ließ ſich alſo vernehmen: „Grauſamer Daucus Carota der Erſte, der du vergebens trachteſt, meinen Stamm zu vernichten! Hat je einer deines Geſchlechts einen ſolchen großen Kopf gehabt als ich und meine Verwandten? — Verſtand, Weisheit, Scharfſinn, Courtoiſie, mit allem dem ſind wir begabt, und während ihr euch herumtreibt in Küchen und in Ställen und nur in friſcher Jugend etwas geltet, ſo daß recht eigentlich der diable de la jeunesse nur euer ſchnell vorüberfliehendes Glück macht, ſo genießen wir des Umgangs hoher Perſonen und mit Jubel werden wir begrüßt, ſo wie wir nur unſere grünen Häupter erheben! — Aber ich trotze dir, o Daucus Carota, biſt du auch gleich ein ungeſchlachter Schlingel wie alle deines Gleichen! — Laß ſehen, wer hier der Stärkſte iſt!“ — Damit ſchwang der Radiesherzog eine lange Peitſche und ging ohne weiteres dem König Daucus Carota dem Erſten zu Leibe. Dieſer zog aber ſchnell ſeinen kleinen Degen und vertheidigte ſich auf die tapferſte Weiſe. In den ſeltſamſten keckſten Sprüngen balgten ſich nun die beiden Kleinen im Zimmer umher, bis Daucus Carota den Radiesherzog ſo in die Enge trieb, daß er genöthigt wurde, mit einem kühnen Sprung durchs offne Fenſter das Weite zu ſuchen. König Daucus Carota, deſſen ganz ungemeine Behendigkeit dem geneigten Leſer ſchon bekannt iſt, ſchwang ſich aber nach und verfolgte den Radiesherzog über den Acker. — Herr Dapſul von Zabelthau hatte dem ſchrecklichen

Zweikampf zugeſchaut in dumpfer lautloſer Erſtarrung. Nun brach er aber heulend und ſchreiend los: „O Tochter Anna! — o meine arme unglückſelige Tochter Anna! — verloren — ich — du — beide ſind wir verloren, verloren.“ — Und damit lief er aus der Stube und beſtieg ſo ſchnell als er es nur vermochte den aſtronomiſchen Thurm. —

Fräulein Aennchen konnte gar nicht begreifen, gar nicht vermuthen, was in aller Welt den Vater auf einmal in ſolch gränzenloſe Betrübniß verſetzt. Ihr hatte der ganze Auftritt ungemeines Vergnügen verurſacht und ſie war noch in ihrem Herzen froh, bemerkt zu haben, daß der Bräutigam nicht allein Stand und Reichthum ſondern auch Tapferkeit beſaß, wie es denn wohl nicht leicht ein Mädchen auf Erden geben mag, die einen Feigling zu lieben im Stande. Nun ſie eben von der Tapferkeit des Königs Daucus Carota des Erſten überzeugt worden, fiel es ihr erſt recht empfindlich auf, daß Herr Amandus von Nebelſtern ſich nicht mit ihm ſchlagen wollen.

Hätte ſie noch geſchwankt den Herrn Amandus dem Könige Daucus dem Erſten aufzuopfern, ſie würde ſich jetzt dazu entſchloſſen haben, da ihr die ganze Herrlichkeit ihres neuen Brautſtandes einleuchtete. Sie ſetzte ſich flugs hin und ſchrieb folgenden Brief:

Mein lieber Amandus!

Alles in der Welt kann ſich ändern, alles iſt vergänglich, ſagt der Herr Schulmeiſter und er hat vollkommen Recht. Auch du, mein lieber Amandus, biſt ein viel zu weiſer und gelehrter Student, als daß du dem Herrn Schulmeiſter nicht beipflichten und dich nur im mindeſten verwundern ſollteſt, wenn ich dir ſage, daß auch in meinem Sinn und Herzen ſich eine kleine Veränderung zugetragen hat — du kannſt es mir glauben, ich bin dir noch recht ſehr gut und kann es mir recht vorſtellen, wie hübſch du ausſehn mußt in der rothen Sammtmütze mit Gold, aber was das Heirathen betrifft — ſieh lieber Amandus, ſo geſcheut du auch biſt und ſo hübſche Verslein du auch zu machen verſtehſt, König wirſt du doch nun und nimmermehr werden, und — erſchrick nicht, Liebſter — der kleine Herr von Corduanſpitz iſt nicht der Herr von Corduanſpitz, ſondern ein mächtiger König, Namens Daucus Carota der Erſte, der da herrſcht über das ganze große Gemüſereich und mich erkoren hat zu ſeiner Königin! — Seit der Zeit, daß mein lieber kleiner König das Inkognito abgeworfen, iſt er auch viel hübſcher geworden und ich ſehe jetzt erſt recht ein, daß der Papa Recht hatte, wenn er behauptete, daß der Kopf die Zierde des Mannes ſey und daher nicht groß genug ſeyn könne. Dabei hat aber Daucus Carota der Erſte — du ſiehſt, wie gut ich den ſchönen Namen behalten und nachſchreiben kann, da er mir ganz bekannt vorkommt — ja, ich wollte ſagen, dabei hat mein kleiner königlicher Bräutigam ein ſo angenehmes allerliebſtes Betragen, daß es gar nicht auszuſprechen. Und welch' einen Muth, welche Tapferkeit beſitzt der Mann! Vor meinen Augen hat er den Radiesherzog, der ein unartiger, aufſäſſiger Menſch zu ſeyn ſcheint, in die Flucht geſchlagen und hei! wie er ihm nachſprang durchs Fenſter! du hätteſt das nur ſehen ſollen! — Ich glaube auch nicht, daß mein Daucus Carota ſich aus deinen Waffen etwas machen wird, er ſcheint ein feſter Mann, dem Verſe, ſind ſie auch noch ſo fein und ſpitzig, nicht viel anhaben können. — Nun alſo, lieber Amandus, füge dich in dein Schickſal wie ein frommer Menſch und nimm es nicht übel, daß ich nicht deine Frau, ſondern vielmehr Königin werde. Sey aber getroſt, ich werde immer deine wohlaffektionirte Freundin bleiben und willſt du künftig bei der Carottengarde, oder da du nicht ſowohl die Waffen als die Wiſſenſchaften liebſt, bei der Paſtinakakademie oder bei dem Kürbisminiſterium angeſtellt ſeyn, ſo koſtet dichs nur ein Wort und dein Glück iſt gemacht. Lebe wohl und ſey nicht böſe auf deine

ſonſtige Braut, jetzt aber wohlmeinende
Freundin und künftige Königin
Anna von Zabelthau
(bald aber nicht mehr von Zabelthau, ſondern bloß Anna.)

N. S. Auch mit den ſchönſten virginiſchen Blättern ſollſt du gehörig verſorgt werden, du kannſt dich darauf feſtiglich verlaſſen. So wie ich beinahe vermuthen muß, wird zwar an meinem Hofe gar nicht geraucht werden, deshalb ſollen aber doch ſogleich nicht weit vom Thron unter meiner beſondern Aufſicht einige Beete mit Virginiſchem Taback angepflanzt werden. Das erfordert die Kultur und die Moral und mein Daucuschen ſoll darüber ein beſonderes Geſetz ſchreiben laſſen.

Fünftes Kapitel.

In welchem von einer fürchterlichen Kataſtrophe Nachricht gegeben und mit dem weitern Verlauf der Dinge fortgefahren wird.

Fräulein Aennchen hatte gerade ihr Schreiben an den Herrn Amandus von Nebelſtern fortgeſendet, als Herr Dapſul von Zabelthau hereintrat und mit dem weinerlichſten Ton des tiefſten Schmerzes begann: „O meine Tochter Anna! auf welche ſchändliche Weiſe ſind wir beide betrogen! Dieſer Verruchte, der dich in ſeine Schlingen verlockte, der mir weißmachte, er ſey der Baron Porphyrio Ockerodaſtes, genannt Corduanſpitz, Sprößling jenes illüſtren Stammes, den der überherrliche Gnome Tſilmenech im Bündniß ſchuf mit der edlen corduaniſchen Aebtiſſin, dieſer Verruchte — erfahr es und ſinke ohnmächtig nieder! — er iſt ſelbſt ein Gnome, aber jenes niedrigſten Geſchlechts, das die Gemüſe bereitet! — Jener Gnome Tſilmenech war von dem edelſten Geſchlecht, nämlich von dem, dem die Pflege der Diamanten anvertraut iſt. Dann kommt das Geſchlecht derer, die im Reich des Metallkönigs die Metalle bereiten, dann folgen die Blumiſten, die deshalb nicht ſo vornehm ſind, weil ſie von den Sylphen abhängen. Die ſchlechteſten und unedelſten ſind aber die Gemüſegnomen, und nicht allein daß der betrügeriſche Corduanſpitz ein ſolcher Gnome iſt, nein er iſt König dieſes Geſchlechts und heißt Daucus Carota!“ —

Fräulein Aennchen ſank keinesweges in Ohnmacht, erſchrack auch nicht im allermindeſten, ſondern lächelte den lamentirenden Papa ganz freundlich an; der geneigte Leſer weiß ſchon warum! — Als nun aber der Herr Dapſul von Zabelthau ſich darüber höchlich verwunderte und immer mehr in Fräulein Aennchen drang, doch nur um des Himmelswillen ihr fürchterliches Geſchick einzuſehen und ſich zu grämen, da glaubte Fräulein Aennchen nicht länger das ihr anvertraute Geheimniß bewahren zu dürfen. Sie erzählte dem Herrn Dapſul von Zabelthau, wie der ſogenannte Herr Baron von Corduanſpitz ihr längſt ſelbſt ſeinen eigentlichen Stand entdeckt und ſeit der Zeit ihr ſo liebenswürdig vorgekommen ſey, daß ſie durchaus gar keinen andern Gemahl wünſche. Sie beſchrieb dann ferner all' die wunderbaren Schönheiten des Gemüsreichs, in das ſie König Daucus Carota der Erſte eingeführt, und vergaß nicht die ſeltſame Anmuth der mannigfachen Bewohner dieſes Reichs gehörig zu rühmen.

Herr Dapſul von Zabelthau ſchlug einmal über das andere die Hände zuſammen und weinte ſehr über die tückiſche Bosheit des Gnomenkönigs, der die künſtlichſten, ja für ihn ſelbſt gefährlichſten Mittel angewandt, die unglückſelige Anna hinabzuziehen in ſein finſteres dämoniſches Reich. —

„So herrlich, erklärte jetzt Herr Dapſul von Zabelthau der aufhorchenden Tochter, ſo herrlich, ſo erſprießlich die Verbindung irgend eines Elementargeiſtes mit einem menſchlichen Prinzip ſeyn könne, ſo ſehr die Ehe des Gnomen Tſilmenech mit der Magdalena de la Croix davon ein Beiſpiel gebe, weshalb denn auch der verrätheriſche Daucus Carota ein Sprößling dieſes Stammes zu ſein behauptet, ſo ganz anders verhalte es ſich doch mit den Königen und Fürſten dieſer Geiſtervölkerſchaften. Wären die Salamanderkönige bloß zornig, die Sylphenkönige bloß hoffärtig, die Undinenköniginnen bloß ſehr verliebt und eiferſüchtig, ſo wären dagegen die Gnomenkönige tückiſch, boshaft und grauſam; bloß um ſich an den Erdenkindern zu rächen, die ihnen Vaſallen entführt, trachteten ſie darnach irgend eines zu verlocken, das dann die menſchliche Natur ganz ablege und eben ſo mißgeſtaltet wie die Gnomen ſelbſt, hinunter müſſe in die Erde und nie wieder zum Vorſchein komme.“

Fräulein Aennchen ſchien all' das Nachtheilige, deſſen Herr Dapſul von Zabelthau ihren lieben Daucus beſchuldigte, gar nicht recht glauben zu wollen, vielmehr begann ſie noch einmal von den Wundern des ſchönen Gemüsreichs zu ſprechen, über das ſie nun bald zu herrſchen gedenke.

„Verblendetes, rief aber nun Herr Dapſul von Zabelthau voller Zorn, verblendetes thörichtes Kind! — Traueſt du deinem Vater nicht ſo viel kabbaliſtiſche Weisheit zu, daß er nicht wiſſen ſollte, wie alles, was der verruchte Daucus Carota dir vorgegaukelt hat, nichts iſt, als Lug und Trug? — Doch du glaubſt mir nicht, um dich mein einziges Kind zu retten, muß ich dich überzeugen, dieſe Ueberzeugung verſchaffe ich dir aber durch die verzweifeltſten Mittel. — Komm mit mir!“ —

Zum zweitenmal mußte nun Fräulein Aennchen mit dem Papa den aſtronomiſchen Thurm beſteigen. Aus einer großen Schachtel holte Herr Dapſul von Zabelthau eine Menge gelbes, rothes, weißes und grünes Band hervor, und umwickelte damit unter ſeltſamen Geremonien Fräulein Aennchen von Kopf bis zu Fuß. Mit ſich ſelbſt that er ein gleiches und nun nahten beide, Fräulein Aennchen und der Herr Dapſul von Zabelthau ſich behutſam dem ſeidnen Pallaſt des Königs Daucus Carota des Erſten. Fräulein Aennchen mußte auf Geheiß des Papas mit der mitgebrachten feinen Scheere eine Nath auftrennen und durch die Oeffnung hineinkucken.

Hilf Himmel! was erblickte ſie ſtatt des ſchönen Gemüſegartens, ſtatt der Carottengarde, der Plümagedamen, der Lavendelpagen, der Sallatprinzen und alles deſſen, was ihr ſo wunderbar herrlich erſchienen war? — In einen tiefen Pfuhl ſah ſie hinab, der mit einem farbloſen ekelhaften Schlamm gefüllt ſchien. Und in dieſem Schlamm regte und bewegte ſich allerlei häßliches Volk aus dem Schooß der Erde. Dicke Regenwürmer ringelten ſich langſam durcheinander, während käferartige Thiere ihre kurzen Beine ausſtreckend ſchwerfällig fortkrochen. Auf ihrem Rücken trugen ſie große Zwiebeln, die hatten aber häßliche menſchliche Geſichter und grinſten und ſchielten ſich an mit trüben gelben Augen und ſuchten ſich mit den kleinen Krallen, die ihnen dicht an die Ohren gewachſen waren, bei den langen krummen Naſen zu packen und hinunterzuziehen in den Schlamm, während lange nackte Schnecken in ekelhafter Trägheit ſich durcheinander wälzten und ihre langen Hörner emporſtreckten aus der Tiefe. — Fräulein Aennchen wäre bei dem ſcheußlichen Anblick vor Grauen bald in Ohnmacht geſunken. Sie hielt beide Hände vor's Geſicht und rannte ſchnell davon. —

„Siehſt du nun wohl, ſprach darauf der Herr Dapſul von Zabelthau zu ihr, ſiehſt du nun wohl, wie ſchändlich dich der abſcheuliche Daucus Carota betrogen hat, da er dir eine Herrlichkeit zeigte, die nur ganz kurze Zeit dauert? — O! Feſtkleider ließ er ſeine Vaſallen anziehen und Staatsuniformen ſeine Garden, um dich zu verlocken mit blendender Pracht! Aber nun haſt du das Reich im Negligé geſchaut, das du beherrſchen wirſt und biſt du nun einmal die Gemahlin des entſetzlichen Daucus Carota, ſo mußt du in dem unterirdiſchen Reiche bleiben und kommſt nie mehr auf die Oberfläche der Erde! — Und wenn — ach — ach! was muß ich erblicken, ich unglückſeligſter der Väter!" —

Der Herr Dapſul von Zabelthau gerieth nun plötzlich ſo außer ſich, daß Fräulein Aennchen wohl errathen konnte, es müſſe noch ein neues Unglück im Augenblick hereingebrochen ſeyn. Sie fragte ängſtlich, worüber denn der Papa ſo entſetzlich lamentire; der konnte aber vor lauter Schluchzen nichts als ſtammeln: — O — o — To — ch — ter — wie — ſi — ehſt — d — u — a — u — s! Fräulein Aennchen rannte ins Zimmer, ſah in den Spiegel und fuhr zurück von jähem Todesſchreck erfaßt. —

Sie hatte Urſache dazu, die Sache war dieſe: eben als Herr Dapſul von Zabelthau der Braut des Königs Daucus Carota die Augen öffnen wollte über die Gefahr, in der ſie ſchwebe nach und nach ihr Anſehen, ihre Geſtalt zu verlieren und ſich allmälig umzuwandeln in das wahrhafte Bild einer Gnomenkönigin, da gewahrte er, was ſchon Entſetzliches geſchehen. Viel dicker war Aennchens Kopf geworden und ſafrangelb ihre Haut, ſo daß ſie jetzt ſchon hinlänglich garſtig erſchien. War nun auch Fräulein Aennchen nicht gar beſonders eitel, ſo fühlte ſie ſich doch Mädchen genug, um einzuſehen, daß Häßlichwerden das allergrößeſte entſetzlichſte Unglück ſey, das einen hienieden treffen könne. Wie oft hatte ſie an die Herrlichkeit gedacht, wenn ſie künftig als Königin mit der Krone auf dem Haupte in atlaſſenen Kleidern, mit diamantnen und goldnen Ketten und Ringen geſchmückt in der achtſpännigen Karoſſe an der Seite des Gemahls Sonntags nach der Kirche fahren und alle Weiber, des Schulmeiſters Frau nicht ausgenommen, in Erſtaunen ſetzen, ja auch wohl der ſtolzen Gutsherrſchaft des Dorfs, zu deſſen Kirchſprengel Dapſulheim gehörte, Reſpekt einflößen werde; ja! — wie oft hatte ſie ſich in ſolchen und andern exzentriſchen Träumen gewiegt! — Fräulein Aennchen zerfloß in Thränen! —

„Anna — meine Tochter Anna, komme ſogleich zu mir herauf!“ So rief Herr Dapſul von Zabelthau durch das Sprachrohr herab. —

Fräulein Aennchen fand den Papa angethan in einer Art von Bergmannstracht. Er ſprach mit Faſſung: „Gerade wenn die Noth am größten, iſt die Hülfe oft am nächſten. Daucus Carota wird, wie ich ſo eben ermittelt, heute, ja wohl bis morgen Mittag nicht ſeinen Pallaſt verlaſſen. Er hat die Prinzen des Hauſes, die Miniſter und andere Große des Reichs verſammelt, um Rath zu halten über den künftigen Winterkohl. Die Sitzung iſt wichtig und wird vielleicht ſo lange dauern, daß wir dieſes Jahr gar keinen Winterkohl bekommen werden. Dieſe Zeit, wenn Daucus Carota in ſeine

Regierungsarbeit vertieft auf mich und meine Arbeit nicht zu merken vermag, will ich benutzen, um eine Waffe zu bereiten, mit der ich vielleicht den ſchändlichen Gnomen bekämpfe und beſiege, ſo daß er entweichen und dir die Freiheit laſſen muß. Blicke, während ich hier arbeite, unverwandt durch jenen Tubus nach dem Gezelt und meld' es mir ungeſäumt, wenn du bemerkſt, daß jemand hinausſchaut oder gar hinausſchreitet." — Fräulein Aennchen that wie ihr geboten, das Gezelt blieb aber verſchloſſen; nur vernahm ſie, unerachtet Herr Dapſul von Zabelthau wenige Schritte hinter ihr ſtark auf Metallplatten hämmerte, oft ein wildes verwirrtes Geſchrei, das aus dem Gezelt zu kommen ſchien und dann helle klatſchende Töne, gerade als würden Ohrfeigen ausgetheilt. Sie ſagte das dem Herrn Dapſul von Zabelthau, der war damit ſehr zufrieden und meinte, je toller ſie ſich dort drinnen unter einander zankten, deſto weniger könnten ſie bemerken, was draußen geſchmiedet würde zu ihrem Verderben. —

Nicht wenig verwunderte ſich Fräulein Aennchen, als ſie gewahrte, daß der Herr Dapſul von Zabelthau ein Paar ganz allerliebſte Kochtöpfe und eben ſolche Schmorpfannen aus Kupfer gehämmert hatte. Als Kennerin überzeugte ſie ſich, daß die Verzinnung außerordentlich gut gerathen, daß der Papa daher die den Kupferſchmieden durch die Geſetze auferlegte Pflicht gehörig beobachtet habe und fragte, ob ſie das feine Geſchirr nicht mitnehmen könne zum Gebrauch in der Küche? Da lächelte aber Herr Dapſul von Zabelthau geheimnißvoll und erwiederte weiter nichts, als: zur Zeit, zur Zeit, meine Tochter Anna, gehe jetzt herab, mein geliebtes Kind! und erwarte ruhig, was ſich morgen weiteres in unſerm Hauſe begeben wird. —

Herr Dapſul von Zabelthau hatte gelächelt und das war es, was dem unglückſeligen Aennchen Hoffnung einflößte und Vertrauen.

Andern Tages, als die Mittagszeit nahte, kam Herr Dapſul von Zabelthau herab mit ſeinen Kochtöpfen und Schmorpfannen, begab ſich in die Küche und gebot dem Fräulein Aennchen nebſt der Magd hinauszugehen, da er allein heute das Mittagsmahl bereiten wolle. Dem Fräulein Aennchen legte er es beſonders ans Herz, gegen den Corduanſpitz, der ſich wohl bald einſtellen werde, ſo artig und liebevoll zu ſeyn als nur möglich.

Corduanſpitz oder vielmehr König Daucus Carota der Erſte kam auch wirklich bald und hatte er ſonſt ſchon verliebt genug gethan, ſo ſchien er heute ganz Entzücken und Wonne. Zu ihrem Entſetzen bemerkte Fräulein Aennchen, wie ſie ſchon ſo klein geworden, daß Daucus ſich ohne große Mühe auf ihren Schooß ſchwingen und ſie herzen und küßen konnte, welches die Unglückliche dulden mußte trotz ihres tiefen Abſcheus gegen den kleinen abſcheulichen Unhold.

Endlich trat Herr Dapſul von Zabelthau ins Zimmer und ſprach: O mein vortrefflichſter Porphyrio von Ockerodaſtes, möchten Sie ſich nicht mit mir und meiner Tochter in die Küche begeben, um zu beobachten, wie ſchön und wirthlich Ihre künftige Gemahlin alles darin eingerichtet hat?

Noch niemals hatte Fräulein Aennchen in des Papas Antlitz den hämiſchen ſchadenfrohen Blick bemerkt, mit dem er den kleinen Daucus beim Arm faßte und beinahe mit Gewalt hinauszog aus der Stube in die Küche. Fräulein Aennchen folgte auf den Wink des Vaters.

Das Herz kochte dem Fräulein Aennchen im Leibe, als ſie das herrlich kniſternde Feuer, die glühenden Kohlen, die ſchmucken kupfernen Kochtöpfe und Schmorpfannen auf dem Heerde bemerkte. So wie der Herr Dapſul von Zabelthau den Corduanſpitz dicht heran führte an den Heerd, da begann es ſtärker und ſtärker in den Töpfen und Pfannen zu ziſchen und zu brodeln und das Ziſchen und Brodeln wurde zu ängſtlichem Winſeln und Stöhnen. Und aus einem Kochtopfe heulte es heraus: O Daucus Carota! o mein König, rette deine getreuen Vaſallen, rette uns arme Mohrrüben! — Zerſchnitten, in ſchnödes Waſſer geworfen, mit Butter und Salz gefüttert zu unſerer Qual ſchmachten wir in unnennbarem Leid, das edle Peterſilienjünglinge mit uns theilen! Und aus der Schmorpfanne klagte es: O Daucus Carota! o mein König! rette deine getreuen Vaſallen, rette uns arme Mohrrüben! — In der Hölle braten wir und ſo wenig Waſſer gab man uns, daß der fürchterliche Durſt uns zwingt unſer eignes Herzblut zu trinken. Und aus einem andern Kochtopf wimmerte es wieder: O Daucus Carota! o mein König! rette deine getreuen Vaſallen, rette uns arme Mohrrüben! — Ausgehöhlt hat uns ein grauſamer Koch, unſer Innerſtes zerhackt und es mit allerlei fremdartigem Zeug von Eiern, Sahne und Butter wieder hineingeſtopft, ſo daß alle unſere Geſinnungen und ſonſtige Verſtandeskräfte in Konfuſion gerathen und wir ſelbſt nicht mehr wiſſen, was wir denken!

Und nun heulte und ſchrie es aus allen Kochtöpfen und Schmorpfannen durcheinander: O Daucus Carota, mächtiger König, rette o rette deine getreue Vaſallen, rette uns arme Mohrrüben! Da kreiſchte Corduanſpitz laut auf: „Verfluchtes dummes Narrenſpiel!“ ſchwang ſich mit ſeiner gewöhnlichen Behendigkeit auf den Heerd, ſchaute in einen der Kochtöpfe und plumpte plötzlich hinein. Raſch ſprang Herr Dapſul von Zabelthau hinzu und wollte den Deckel des Topfs ſchließen, indem er aufjauchzte: „Gefangen!“ Doch mit der Schnellkraft einer Spiralfeder fuhr Corduanſpitz aus dem Topfe in die Höhe und gab dem Herrn Dapſul von Zabelthau ein Paar Maulſchellen, daß es krachte, indem er rief: „Einfältiger naſeweiſer Kabbaliſt, dafür ſollſt du büßen! — Heraus, heraus ihr Jungen allzumal!“

Und da brauſte es aus allen Töpfen, Tiegeln und Pfannen heraus wie das wilde Heer und hundert und hundert kleine fingerlange garſtige Kerlchen hakten ſich feſt an dem ganzen Leibe des Herrn Dapſul von Zabelthau und warfen ihn rücklings nieder in eine große Schüſſel und richteten ihn an, indem ſie aus allen Geſchirren die Brühen über ihn ausgoſſen und ihn mit gehackten Eiern, Muskatenblüthen und geriebener Semmel beſtreuten. Dann ſchwang ſich Daucus Carota zum Fenſter hinaus und ſeine Vaſallen thaten ein gleiches.

Entſetzt ſank Fräulein Aennchen bei der Schüſſel nieder, auf der der arme Papa angerichtet lag; ſie hielt ihn für todt, da er durchaus nicht das mindeſte Lebenszeichen von ſich gab. Sie begann zu klagen: „Ach mein armer Papa — ach nun biſt du todt, und nichts rettet mich mehr vom hölliſchen Daucus!“ Da ſchlug aber Herr Dapſul von Zabelthau die Augen auf, ſprang mit verjüngter Kraft aus der Schüſſel und ſchrie mit einer entſetzlichen Stimme, wie ſie Fräulein Aennchen noch niemals von ihm vernommen: „Ha verruchter Daucus Carota, noch ſind meine Kräfte nicht erſchöpft! — Bald ſollſt du fühlen, was der einfältige naſeweiſe Kabbaliſt vermag!“ — Schnell mußte Fräulein Aennchen ihm mit dem Küchenbeſen die gebackten Eier, die Muskatenblüthen, die geriebene Semmel abkehren, dann ergriff er einen kupfernen Kochtopf, ſtülpte ihn wie einen Helm auf den Kopf, nahm eine Schmorpfanne in die linke, in die rechte Hand aber einen großen eiſernen Küchenlöffel und ſprang ſo gewaffnet und gewappnet hinaus ins Freie. Fräulein Aennchen gewahrte, wie Herr Dapſul von Zabelthau im geſtreckteſten Lauf nach Corduanſpitzes Gezelt rannte und doch nicht von der Stelle kam Darüber vergingen ihr die Sinne.

Als ſie ſich erholte, war Herr Dapſul von Zabelthau verſchwunden und ſie gerieth in entſetzliche Angſt als er den Abend, die Nacht, ja den andern Morgen nicht wiederkehrte. Sie mußte den noch ſchlimmern Ausgang eines neuen Unternehmens vermuthen.

Sechstes Kapitel.

Welches das letzte und zugleich das erbaulichſte iſt von allen.

In tiefes Leid verſenkt ſaß Fräulein Aennchen einſam in ihrem Zimmer als die Thüre aufging und niemand anders hineintrat, als der Herr Amandus von Nebelſtern. Ganz Reue und Schaam vergoß Fräulein Aennchen einen Thränenſtrom und bat in den kläglichſten Tönen: „O mein herzlieber Amandus, verzeihe doch nur, was ich dir in meiner Verblendung geſchrieben! Aber ich war ja verhext und bin es wohl noch. Rette mich, rette mich mein Amandus! — Gelb ſeh' ich aus und garſtig, das iſt Gott zu klagen, aber mein treues Herz habe ich bewahrt und will keine Königsbraut ſeyn!“ —

„Ich weiß nicht, erwiderte Amandus von Nebelſtern, ich weiß nicht, worüber Sie ſo klagen, mein beſtes Fräulein, da Ihnen das ſchönſte, herrlichſte Loos beſchieden.“ — „O ſpotte nicht, rief Fräulein Aennchen, ich bin für meinen einfältigen Stolz, eine Königin werden zu wollen, hart genug beſtraft!“ —

„In der That, ſprach Herr Amandus von Nebelſtern weiter, ich verſtehe Sie nicht, mein theures Fräulein? — Soll ich aufrichtig ſeyn, ſo muß ich bekennen, daß ich über Ihren letzten Brief in Wuth gerieth und Verzweiflung. Ich prügelte den Burſchen, dann den Pudel, zerſchmiß einige Gläſer — und Sie wiſſen, mit einem racheſchnaubenden Studenten treibt man keinen Spaß! Nachdem ich mich aber ausgetobt, beſchloß ich hierher zu eilen, um mit eignen Augen zu ſehen, wie, warum und an wen ich die geliebte Braut verloren. — Die Liebe kennt nicht Stand nicht Rang, ich wollte ſelbſt den König Daucus Carota zur Rede ſtellen und ihn fragen, ob das Tuſch ſeyn ſolle oder nicht, wenn er meine Braut heirathe. — Alles geſtaltete ſich hier indeſſen anders. Als ich nämlich bei dem ſchönen Gezelt vorüberging, das draußen aufgeſchlagen, trat König Daucus Carota aus demſelben heraus und bald gewahrte ich, daß ich den liebenswürdigſten Fürſten vor mir hatte, den es geben mag, wiewohl mir bis jetzt noch eben keiner vorgekommen: denn denken Sie ſich, mein Fräulein, er ſpürte gleich in mir den ſublimen Poeten, rühmte meine Gedichte, die er noch nicht geleſen, über alle Maaßen und machte mir den Antrag, als Hofpoet in ſeine Dienſte zu gehen. Ein ſolches Unterkommen war ſeit langer Zeit meiner feurigſten Wünſche ſchönſtes Ziel, mit tauſend Freuden nahm ich daher den Vorſchlag an. O mein theures Fräulein! mit welcher Begeiſterung werde ich Sie beſingen! Ein Dichter kann verliebt ſeyn in Königinnen und Fürſtinnen, oder vielmehr es gehört zu ſeinen Pflichten, eine ſolche hohe Perſon zur Dame ſeines Herzens zu erkieſen und verfällt er darüber in einigen Aberwitz, ſo ergiebt ſich eben daraus das göttliche Delirium, ohne das keine Poeſie beſtehen mag und niemand darf ſich über die vielleicht etwas ſeltſamen Gebehrden des Dichters wundern, ſondern vielmehr an den großen Taſſo denken, der auch etwas am allgemeinen Menſchenverſtande gelitten haben ſoll, da er ſich verliebt hatte in die Prinzeſſin Leonore d'Eſte. — Ja, mein theures Fräulein, ſind Sie auch bald eine Königin, ſo ſollen Sie doch die Dame meines Herzens bleiben, die ich bis zu den hohen Sternen erheben werde in den ſublimſten göttlichſten Verſen!" —

„Wie, du haſt ihn geſehen, den hämiſchen Kobold und er hat" — ſo brach Fräulein Aennchen los im tiefſten Erſtaunen, doch in dem Augenblick trat er ſelbſt, der kleine gnomiſche König hinein, und ſprach mit dem zärtlichſten Ton: „O meine ſüße liebe Braut, Abgott meines Herzens, fürchten Sie ja nicht, daß ich der kleinen Unſchicklichkeit halber, die Herr Dapſul von Zabelthau begangen, zürne. Nein! — ſchon deshalb nicht, weil eben dadurch mein Glück befördert worden, ſo daß, wie ich gar nicht gehofft, ſchon morgen meine feierliche Vermählung mit Ihnen, Holdeſte! erfolgen wird. Gern werden Sie es ſehen, daß ich den Herrn Amandus von Nebelſtern zu unſerm Hofpoeten erkoren und ich wünſche, daß er gleich eine Probe ſeines Talentes ablegen und uns eins vorſingen möge. Wir wollen aber in die Laube gehen, denn ich liebe die freie Natur, ich werde mich auf Ihren Schooß ſetzen und Sie können mich, geliebteſte Braut, während des Geſanges etwas im Kopfe krauen, welches ich gern habe bei ſolcher Gelegenheit!" —

Fräulein Aennchen ließ erſtarrt vor Angſt und Entſetzen alles geſchehen. Daucus Carota ſetzte ſich draußen in der Laube auf ihren Schooß, ſie kratzte ihn im Kopfe und Herr Amandus von Nebelſtern begann, ſich auf der Guitarre begleitend, das erſte der zwölf Dutzend Lieder, die er ſämmtlich ſelbſt gedichtet und komponirt und in ein dickes Buch zuſammengeſchrieben hatte.

Schade iſt es, daß in der Chronik von Dapſulheim, aus der dieſe ganze Geſchichte geſchöpft, dieſe Lieder nicht aufgeſchrieben, ſondern nur bemerkt worden, daß vorübergehende Bauern ſtehen geblieben und neugierig gefragt, was für ein Menſch denn in der Laube des Herrn Dapſul von Zabelthau ſolche Qualen litte, daß er ſolch entſetzliche Schmerzeslaute von ſich geben müſſe.

Daucus Carota wand und krümmte ſich auf Fräulein Aennchens Schooß und ſtöhnte und winſelte immer jämmerlicher, als litte er an fürchterlichem Bauchgrimmen. Auch glaubte Fräulein Aennchen zu ihrem nicht geringen Erſtaunen zu bemerken, daß Corduanſpitz während des Geſanges immer kleiner und kleiner wurde. Endlich ſang Herr Amandus von Nebelſtern (das einzige Lied ſteht wirklich in der Chronik) folgende ſublime Verſe:

Ha! wie ſingt der Sänger froh:
Blüthendüfte, blanke Träume,
Ziehn durch roſ'ge Himmelsräume,
Selig, himmliſch Irgendwo!
Ja du goldnes Irgendwo,
Schwebſt im hellen Regenbogen,
Hauſeſt dort auf Blumenwegen,
Biſt ein kindliches ſo ſo!
Hell Gemüth, ein Herz ſo ſo,
Mag nur lieben, mag nur glauben,
Tändeln, girren mit den Tauben,
Und das ſingt der Sänger froh.
Seel'gem fernem Irgendwo
Zieht er nach durch goldne Räume,
Ihn umſchweben ſüße Träume
Und er wird ein ew'ges So!
Geht ihm auf der Sehnſucht wo,
Lodern bald die Liebesflammen,
Gruß und Kuß, ein traut Zuſammen
Und die Blüthen, Düfte, Träume,
Lebens, Liebens, Hoffens Keime
Und —

Laut kreiſchte Daucus Carota auf, ſchlüpfte zum kleinen, kleinen Mohrrübchen geworden, herab von Aennchens Schooß und in die Erde hinein, ſo daß er in einem Moment ſpurlos verſchwunden. Da ſtieg auch der graue Pilz, der dicht neben der Raſenbank in der Nacht gewachſen ſchien, in die Höhe, der Pilz war aber nichts anders als die graue Filzmütze des Herrn Dapſul von Zabelthau und er ſelbſt ſteckte darunter und fiel dem Herrn Amandus von Nebelſtern ſtürmiſch an die Bruſt und rief in der höchſten Extaſe: „O mein theuerſter, beſter, geliebteſter Herr Amandus von Nebelſtern! Sie haben mit Ihrem kräftigen Beſchwörungsgedicht meine ganze kabbaliſtiſche Weisheit zu Boden geſchlagen. Was die tiefſte magiſche Kunſt, was der kühnſte Muth des verzweifelnden Philoſophen nicht vermochte, das gelang Ihren Verſen, die wie das ſtärkſte Gift dem verrätheriſchen Daucus Carota in den Leib fuhren, ſo daß er trotz ſeiner gnomiſchen Natur vor Bauchgrimmen elendiglich umkommen müſſen, wenn er ſich nicht ſchnell gerettet hätte in ſein Reich! Befreit iſt meine Tochter Anna, befreit bin ich von dem ſchrecklichen Zauber der mich hier gebannt hielt, ſo daß ich ein ſchnöder Pilz ſcheinen und Gefahr laufen mußte, von den Händen meiner eignen Tochter geſchlachtet zu werden! — Denn die Gute vertilgt ſchonungslos mit ſcharfem Spaten alle Pilze in Garten und Feld, wenn ſie nicht gleich ihren edlen Charakter an den Tag legen wie die Champignons. Dank, meinen innigſten heißeſten Dank und — nicht wahr mein verehrteſter Herr von Nebelſtern, es bleibt alles beim Alten Rückſichts meiner Tochter? — Zwar iſt ſie, dem Himmel ſey es geklagt, um ihr hübſches Anſehn durch die Schelmerei des feindſeligen Gnomen betrogen worden, Sie ſind indeſſen viel zu ſehr Philoſoph um —“ „O Papa, mein beſter Papa, jauchzte Fräulein Aennchen, ſchauen Sie doch nur hin, ſchauen Sie doch nur hin, der ſeidne Pallaſt iſt ja verſchwunden. Er iſt fort, der häßliche Unhold mit ſammt ſeinem Gefolge von Sallatprinzen und Kürbisminiſtern und was weiß ich ſonſt alles!“ — Und damit ſprang Fräulein Aennchen fort nach dem Gemüſegarten. Herr Dapſul von Zabelthau lief der Tochter nach ſo ſchnell es gehen wollte und Herr Amandus von Nebelſtern folgte, indem er für ſich in den Bart hinein brummte: Ich weiß gar nicht, was ich von dem allem denken ſoll, aber ſo viel will ich feſt behaupten, daß der kleine garſtige Mohrrübenkerl ein unverſchämter proſaiſcher Schlingel iſt, aber kein dichteriſcher König, denn ſonſt würde er bei meinem ſublimſten Liede nicht Bauchgrimmen bekommen und ſich in die Erde verkrochen haben.

— Fräulein Aennchen fühlte, als ſie in dem Gemüſegarten ſtand, wo keine Spur eines grünenden Hälmchens zu finden, einen entſetzlichen Schmerz in dem Finger, der den verhängnißvollen Ring trug. Zu gleicher Zeit ließ ſich ein herzzerſchneidender Klagelaut aus der Tiefe vernehmen und es kuckte die Spitze einer Mohrrübe hervor. Schnell ſtreifte Fräulein Aennchen, von ihrer Ahnung richtig geleitet, den Ring, den ſie ſonſt nicht vom Finger bringen können, mit Leichtigkeit ab, ſteckte ihn der Mohrrübe an, dieſe verſchwand und der Klagelaut ſchwieg. Aber o Wunder! ſogleich war auch Fräulein Aennchen hübſch wie vorher, wohlproportionirt und ſo weiß, als man es nur von einem wirthlichen Landfräulein verlangen kann. Beide, Fräulein Aennchen und Herr Dapſul von Zabelthau jauchzten ſehr, während Herr Amandus von Nebelſtern ganz verduzt da ſtand, und immer noch nicht wußte, was er von allem denken ſollte. —

Fräulein Aennchen nahm der herbeigelaufenen Großmagd den Spaten aus der Hand und ſchwang ihn mit dem jauchzenden Ausruf: „Nun laß uns arbeiten!“ in den Lüften, aber ſo unglücklich, daß ſie den Herrn Amandus von Nebelſtern hart vor den Kopf (gerade da, wo das Sensorium commune ſitzen ſoll) traf, ſo daß er wie todt niederfiel. Fräulein Aennchen ſchleuderte das Mordinſtrument weit weg, warf ſich neben dem Geliebten nieder und brach aus in verzweifelnden Schmerzeslauten, während die Großmagd eine ganze Gießkanne voll Waſſer über ihn ausgoß und Herr Dapſul von Zabelthau ſchnell den aſtronomiſchen Thurm beſtieg, um in aller Eil die Geſtirne zu befragen, ob Herr Amandus von Nebelſtern wirklich todt ſey. Nicht lange dauerte es indeſſen, als Herr Amandus von Nebelſtern die Augen wieder aufſchlug, aufſprang, ſo durchnäßt wie er war, Fräulein Aennchen in ſeine Arme ſchloß und mit allem Entzücken der Liebe rief: „o mein beſtes theuerſtes Aennchen! nun haben wir uns ja wieder!“ —

Die ſehr merkwürdige, kaum glaubliche Wirkung dieſes Vorfalls auf das Liebespaar zeigte ſich ſehr bald. Beider Sinn war auf eine ſeltſame Weiſe geändert.

Fräulein Aennchen hatte einen Abſcheu gegen das Handhaben des Spatens bekommen und herrſchte wirklich wie eine ächte Königin über das Gemüsreich, da ſie dafür mit Liebe ſorgte, daß ihre Vaſallen gehörig gehegt und gepflegt wurden, ohne dabei ſelbſt Hand anzulegen, welches ſie treuen Mägden überließ. Dem Herrn Amandus von Nebelſtern kam dagegen alles, was er gedichtet, ſein ganzes poetiſches Streben, höchſt albern und aberwitzig vor, und vertiefte er ſich in die Werke der großen, wahren Dichter der ältern und neuern Zeit, ſo erfüllte wohlthuende Begeiſterung ſo ſein Inneres ganz und gar, daß kein Platz übrig blieb für einen Gedanken an ſein eignes Ich. Er gelangte zu der Ueberzeugung, daß ein Gedicht etwas anderes ſeyn müſſe, als der verwirrte Wortkram, den ein nüchternes Delirium zu Tage fördert, und wurde, nachdem er alle Dichtereien, mit denen er ſonſt ſich ſelbſt belächelnd und verehrend, vornehm gethan, ins Feuer geworfen, wieder ein beſonnener, in Herz und Gemüth klarer Jüngling, wie er es vorher geweſen. —

Eines Morgens ſtieg Herr Dapſul von Zabelthau wirklich von ſeinem aſtronomiſchen Thurm herab, um Fräulein Aennchen und Herrn Amandus von Nebelſtern nach der Kirche zur Trauung zu geleiten.

Sie führten nächſtdem eine glückliche vergnügte Ehe, ob aber ſpäter aus Herrn Dapſuls ehelicher Verbindung mit der Sylphide Nehabilah noch wirklich etwas geworden, darüber ſchweigt die Chronik von Dapſulheim.

Die Freunde hatten, während Vinzenz las, mehrmals hell aufgelacht und waren nun darin einig, daß, wenn die Erfindung des Mährchens auch nicht eben beſonders zu rühmen, doch das Ganze ſich nicht ſowohl im wahrhaft Humoriſtiſchen als im Drolligen rein erhalte ohne fremdartige Beimiſchung und eben daher ergötzlich zu nennen ſey.

Was die Erfindung betrifft, ſprach Vinzenz, ſo hat es damit eine beſondere Bewandtniß. Eigentlich iſt der Stoff mir gegeben, und ich darf euch nicht verſchweigen, wie ſich das begab. Nicht gar zu lange iſt es her, als ich mich an der Tafel einer geiſtreichen fürſtlichen Frau befand. Es war eine Dame zugegen, die einen goldnen Ring mit einem ſchönen Topas am Finger trug, deſſen ganz ſeltſame altväteriſche Form und Arbeit Aufmerkſamkeit erregte. Man glaubte, es ſey ein altes ihr werthes Erbſtück und erſtaunte nicht wenig, als die Dame verſicherte, daß man vor ein Paar Jahren auf ihrem Gute eine Mohrrübe ausgegraben, an der jener Ring geſeſſen. Tief in der Erde hatte alſo wahrſcheinlich der Ring gelegen, war bei dem Umgraben des Ackers heraufgekommen ohne gefunden zu werden und ſo die Mohrrübe durchgewachſen. Die Fürſtin meinte, das müſſe ja einen herrlichen Stoff geben zu einem Mährchen und ich möge nur gleich eins erſinnen, das eben auf den Mohrrübenring baſirt ſey. Ihr ſeht, daß mir nun der Gemüskönig mit ſeinen Vaſallen, deſſen Erfindung ich mir zuſchreibe, da ihr im ganzen Gabalis oder ſonſt in einem andern Buche der Art, keine Spur von ihm finden werdet, ganz nahe lag. —

Nun, nahm Lothar das Wort, an keinem Serapionsabend iſt wohl unſre Unterhaltung krauſer und bunter geweſen, als eben heute. Gut iſt es aber, daß wir aus dem graulichen Dunkel, in das wir, ſelbſt weiß ich nicht wie hineingeriethen, uns wieder hinaus gerettet haben in den klaren heitern Tag, wiewohl uns ein etwas zu ernſter, zu vorſichtiger Mann mit Recht den Vorwurf machen würde, daß all das von uns hinter einander fortgearbeitete phantaſtiſche Zeug den Sinn verwirren, ja wohl gar Kopfſchmerz und Fieberanfälle erregen könne.

Mag, ſprach Ottmar, mag jeder tragen was er kann, jedoch nur nicht das Maaß *ſeiner* Kraft für die Norm deſſen halten, was dem menſchlichen Geiſt überhaupt geboten werden darf. Es giebt aber ſonſt ganz wackre Leute, die ſo ſchwerfälliger Natur ſind, daß ſie den raſchen Flug der erregten Einbildungskraft irgend einem krankhaften Seelenzuſtande zuſchreiben zu müſſen glauben und daher kommt es, daß man von dieſem, von jenem Dichter bald ſagt, er ſchriebe nie anders, als berauſchende Getränke genießend, bald ſeine phantaſtiſchen Werke auf Rechnung überreizter Nerven und daher entſtandenen Fiebers ſetzt. Wer weiß es denn aber nicht, daß jeder auf dieſe jene Weiſe erregten Seelenzuſtand zwar einen glücklichen genialen Gedanken, nie aber ein in ſich gehaltenes, gerundetes Werk erzeugen kann, das eben die größte Beſonnenheit erfordert.

Theodor hatte die Freunde mit einem ſehr edlen Wein bewirthet, den ihm ein Freund vom Rhein her geſendet. Er ſchenkte den Reſt ein in die Gläſer und ſprach dann: Ich weiß in der That nicht, wie mir die wehmüthige Ahnung kommt, daß wir uns auf lange Zeit trennen, vielleicht niemals wiederſehen werden, doch wird wohl das Andenken an dieſe Serapionsabende in unſerer Seele fortleben. Frei überließen wir uns dem Spiel unſrer Laune, den Eingebungen unſrer Phantaſie. Jeder ſprach wie es ihm im Innerſten recht aufgegangen war, ohne ſeine Gedanken für etwas ganz beſonderes und außerordentliches zu halten oder dafür ausgeben zu wollen, wohl wiſſend, daß das erſte Bedingniß alles Dichtens und Trachtens eben jene gemüthliche Anſpruchsloſigkeit iſt, die allein das Herz zu erwärmen, den Geiſt wohlthuend anzuregen vermag. Sollte das Geſchick uns nun wirklich trennen, ſo laßt uns auch geſchieden die Regel des heiligen Serapion treu bewahren und dieß einander gelobend, das letzte Glas leeren. —

Es geſchah wie Theodor geboten. —

Ende des vierten und letzten Bandes.

Inhalt des vierten Bandes.

Die Serapions-Brüder.

Vierter Band.

Siebenter Abſchnitt.

Seite

Signor Formica. Eine Novelle.

Der berühmte Maler Salvator Roſa kommt nach Rom und wird von einer gefährlichen Krankheit befallen. Was ihm in dieſer Krankheit begegnet 13
Antonio Scacciati kommt durch Salvator Roſa's Vermittlung zu hohen Ehren. Er entdeckt die Urſache ſeiner fortdauernden Betrübniß dem Salvator, der ihn tröſtet und zu helfen verſpricht 23
Signor Pasquale Capuzzi erſcheint in Salvator Roſa's Wohnung. Was ſich dabei begiebt. Liſtiger Streich, den Roſa und Scacciati ausführen und deſſen Folgen 38
Neuer Anſchlag, den Salvator Roſa und Antonio Scacciati wider den Signor Pasquale Capuzzi und wider ſeine Geſellſchaft ausführen, und was ſich darauf weiter begiebt 50
Neuer Unfall, der den Signor Pasquale Capuzzi betrifft. Antonio Scacciati führt einen Anſchlag im Theater des Nicolo Muſſo glücklich aus und flüchtet nach Florenz 63
Salvator Roſa verläßt Rom und begiebt ſich nach Florenz. Beſchluß der Geſchichte 78
Erſcheinungen 113

Achter Abſchnitt.

Der Zuſammenhang der Dinge.

Im Weltſyſtem bedingter Fall über eine Baumwurzel. Mignon und der Zigeuner aus Lorca, nebſt dem General Palafox. Erſchloſſenes Paradies bei dem Grafen Walther Puck 128
Die Freunde Ludwig und Euchar. Böſer Traum von dem Verluſt eines ſchönen Paars Beine im Piquett. Leiden eines enthuſiaſtiſchen Tänzers. Troſt, Hoffnung und Monſieur Cochenille 136

Seite

Der äſthetiſche Thee. Stickhuſten eines tragiſchen Dichters. Die Geſchichte nimmt einen ernſten Schwung, und ſpricht von blutigen Schlachten, Selbſtmord u. dgl. 146
Euchar's Rückkehr. Scenen einer durchaus glücklichen Ehe. Beſchluß der Geſchichte 168

Die Königsbraut. Ein nach der Natur entworfenes Mährchen.

Erſtes Kapitel. In dem von verſchiedenen Perſonen und ihren Verhältniſſen Nachricht gegeben, und alles Erſtaunliche und höchſt Wunderbare, das die folgenden Kapitel enthalten ſollen, vorbereitet wird auf angenehme Weiſe 199
Zweites Kapitel. Welches das erſte wunderbare Ereigniß und andere leſenswerthe Dinge enthält, ohne die das verſprochene Mährchen nicht beſtehen kann 205
Drittes Kapitel. Es wird von der Ankunft eines merkwürdigen Mannes in Dapſulheim berichtet und erzählt, was ſich dann ferner begeben 216
Viertes Kapitel. In welchem die Hofhaltung eines mächtigen Königs beſchrieben, nächſtdem aber von einem blutigen Zweikampf und andern ſeltſamen Vorfällen Nachricht gegeben wird 226
Fünftes Kapitel. In welchem von einer fürchterlichen Kataſtrophe Nachricht gegeben und mit dem weitern Verlauf der Dinge fortgefahren wird 237
Sechstes Kapitel. Welches das letzte und zugleich das erbaulichſte iſt von allen 244

Nachtſtücke

herausgegeben

von

dem Verfaſſer der Phantaſieſtücke in Callots
Manier.

Zwei Theile.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1872.

E. T. A. Hoffmann's

geſammelte Schriften.

Fünfter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1872.

UNIVERSITÄTS·BIBLIOTHEK·N

Nachtſtücke.

Erſter Theil.

Der Sandmann.

Nathanael an Lothar.

Gewiß ſeid Ihr alle voll Unruhe, daß ich ſo lange — lange nicht geſchrieben. Mutter zürnt wohl, und Clara mag glauben, ich lebe hier in Saus und Braus und vergeſſe mein holdes Engelsbild, ſo tief mir in Herz und Sinn eingeprägt, ganz und gar. — Dem iſt aber nicht ſo; täglich und ſtündlich gedenke ich Eurer Aller und in ſüßen Träumen geht meines holden Clärchens freundliche Geſtalt vorüber und lächelt mich mit ihren hellen Augen ſo anmuthig an, wie ſie wohl pflegte, wenn ich zu Euch hineintrat. — Ach wie vermochte ich denn Euch zu ſchreiben, in der zerriſſenen Stimmung des Geiſtes, die mir bisher alle Gedanken verſtörte! — Etwas Entſetzliches iſt in mein Leben getreten! — Dunkle Ahnungen eines gräßlichen mir drohenden Geſchicks breiten ſich wie ſchwarze Wolkenſchatten über mich aus, undurchdringlich jedem freundlichen Sonnenſtrahl. — Nun ſoll ich Dir ſagen, was mir widerfuhr. Ich muß es, das ſehe ich ein, aber nur es denkend, lacht es wie toll aus mir heraus. — Ach mein herzlieber Lothar! wie fange ich es denn an, Dich nur einigermaßen empfinden zu laſſen, daß das, was mir vor einigen Tagen geſchah, denn wirklich mein Leben ſo feindlich zerſtören konnte! Warſt Du nur hier, ſo könnteſt Du ſelbſt ſchauen; aber jetzt hältſt Du mich gewiß für einen aberwitzigen Geiſterſeher. — Kurz und gut, das Entſetzliche, was mir geſchah, deſſen tödtlichen Eindruck zu vermeiden ich mich vergebens bemühe, beſteht in nichts Anderm, als daß vor einigen Tagen, nämlich am 30. October Mittags um 12 Uhr, ein Wetterglashändler in meine Stube trat und mir ſeine Waare anbot. Ich kaufte nichts und drohte, ihn die Treppe herabzuwerfen, worauf er aber von ſelbſt fortging. —

Du ahneſt, daß nur ganz eigne, tief in mein Leben eingreifende Beziehungen dieſem Vorfall Bedeutung geben können, ja, daß wohl die Perſon jenes unglückſeligen Krämers gar feindlich auf mich wirken muß. So iſt es in der That. Mit aller Kraft faſſe ich mich zuſammen, um ruhig und geduldig Dir aus meiner frühern Jugendzeit ſo viel zu erzählen, daß deinem regen Sinn alles klar und deutlich in leuchtenden Bildern aufgehen wird. Indem ich anfangen will, höre ich Dich lachen und Clara ſagen: das ſind ja rechte Kindereien! — Lacht, ich bitte Euch, lacht mich recht herzlich aus! — ich bitt' Euch ſehr! — Aber Gott im Himmel! die Haare ſträuben ſich mir und es iſt, als flehe ich Euch an, mich auszulachen, in wahnſinniger Verzweiflung, wie Franz Moor den Daniel. — Nun fort zur Sache! —

Außer dem Mittagseſſen ſahen wir, ich und mein Geſchwiſter, Tag über den Vater wenig. Er mochte mit ſeinem Dienſt viel beſchäftigt ſeyn. Nach dem Abendeſſen, das alter Sitte gemäß ſchon um ſieben Uhr aufgetragen wurde, gingen wir alle, die Mutter mit uns, in des Vaters Arbeitszimmer und ſetzten uns um einen runden Tiſch. Der Vater rauchte Tabak und trank ein großes Glas Bier dazu. Oft erzählte er uns viele wunderbare Geſchichten und gerieth darüber ſo in Eifer, daß ihm die Pfeife immer ausging, die ich, ihm brennend Papier hinhaltend, wieder anzünden mußte, welches mir denn ein Hauptſpaß war. Oft gab er uns aber Bilderbücher in die Hände, ſaß ſtumm und ſtarr in ſeinem Lehnſtuhl und blies ſtarke Dampfwolken von ſich, daß wir alle wie im Nebel ſchwammen. An ſolchen Abenden war die Mutter ſehr traurig und kaum ſchlug die Uhr neun, ſo ſprach ſie: Nun Kinder! — zu Bette! zu Bette! der Sandmann kommt, ich merk' es ſchon. Wirklich hörte ich dann jedesmal Etwas ſchweren langſamen Tritts die Treppe heraufpoltern; das mußte der Sandmann ſeyn. Einmal war mir jenes dumpfe Treten und Poltern beſonders graulich; ich frug die Mutter, indem ſie uns fortführte: Ei Mama! wer iſt denn der böſe Sandmann, der uns immer von Papa forttreibt? — wie ſieht er denn aus? „Es gibt keinen Sandmann, mein liebes Kind, erwiederte die Mutter: wenn ich ſage, der Sandmann kommt, ſo will das nur heißen, ihr ſeyd ſchläfrig und könnt die Augen nicht offen behalten, als hätte man Euch Sand hineingeſtreut.“ — Der Mutter Antwort befriedigte mich nicht, ja in meinem kindiſchen Gemüth entfaltete ſich deutlich der Gedanke, daß die Mutter den Sandmann nur verläugne, damit wir uns vor ihm nicht fürchten ſollten, ich hörte ihn ja immer die Treppe heraufkommen. Voll Neugierde, Näheres von dieſem Sandmann und ſeiner Beziehung auf uns Kinder zu erfahren, frug ich endlich die alte Frau, die meine jüngſte Schweſter wartete: was denn das für ein Mann ſei, der Sandmann? „Ei Thanelchen, erwiederte dieſe, weißt du das noch nicht? Das iſt ein böſer Mann, der kommt zu den Kindern, wenn ſie nicht zu Bett' gehen wollen und wirft ihnen Händevoll Sand in die Augen, daß ſie blutig zum Kopf herausſpringen, die wirft er dann in den Sack und trägt ſie in den Halbmond zur Atzung für ſeine Kinderchen; die ſitzen dort im Neſt und haben krumme Schnäbel, wie die Eulen, damit picken ſie der unartigen Menſchenkindlein Augen auf.“ — Gräßlich malte ſich nun im Innern mir das Bild des grauſamen Sandmanns aus; ſo wie es Abends die Treppe heraufpolterte, zitterte ich vor Angſt und Entſetzen. Nichts als den unter Thränen hergeſtotterten Ruf: der Sandmann! der Sandmann! konnte die Mutter aus mir herausbringen. Ich lief darauf in das Schlafzimmmer, und wohl die ganze Nacht über quälte mich die fürchterliche Erſcheinung des Sandmanns. — Schon alt genug war ich geworden, um einzuſehen, daß das mit dem Sandmann und ſeinem Kinderneſt im Halbmonde, ſo wie es mir die Wartefrau erzählt hatte, wohl nicht ganz ſeine Richtigkeit haben könne; indeſſen blieb mir der Sandmann ein fürchterliches Geſpenſt, und Grauen — Entſetzen ergriff mich, wenn ich ihn nicht allein die Treppe heraufkommen, ſondern auch meines Vaters Stubenthür heftig aufreißen und hineintreten hörte. Manchmal blieb er lange weg, dann kam er öfter hintereinander. Jahre lang dauerte das, und nicht gewöhnen konnte ich mich an den unheimlichen Spuk, nicht bleicher wurde in mir das Bild des grauſigen Sandmanns. Sein Umgang mit dem Vater fing an meine Phantaſie immer mehr und mehr zu beſchäftigen; den Vater darum zu befragen hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück, aber ſelbſt — ſelbſt das Geheimniß zu erforſchen, den fabelhaften Sandmann zu ſehen, dazu keimte mit den Jahren immer mehr die Luſt in mir empor. Der Sandmann hatte mich auf die Bahn des Wunderbaren, Abenteuerlichen gebracht, das ſo ſchon leicht im kindlichen Gemüth ſich einniſtet. Nichts war mir lieber, als ſchauerliche Geſchichten von Kobolten, Hexen, Däumlingen u. ſ. w. zu hören oder zu leſen; aber obenan ſtand immer der Sandmann, den ich in den ſeltſamſten, abſcheulichſten Geſtalten überall auf Tiſche, Schränke und Wände mit Kreide, Kohle, hinzeichnete. Als ich zehn Jahre alt geworden, wies mich die Mutter aus der Kinderſtube in ein Kämmerchen, das auf dem Corridor unfern von meines Vaters Zimmer lag. Noch immer mußten wir uns, wenn auf den Schlag Neun Uhr ſich jener Unbekannte im Hauſe hören ließ, ſchnell entfernen. In meinem Kämmerchen vernahm ich, wie er bei dem Vater hineintrat und bald darauf war es mir dann, als verbreite ſich im Hauſe ein feiner ſeltſam riechender Dampf. Immer höher mit der Neugierde wuchs der Muth, auf irgend eine Weiſe des Sandmanns Bekanntſchaft zu machen. Oft ſchlich ich ſchnell aus dem Kämmerchen auf den Corridor, wenn die Mutter vorübergegangen, aber nichts konnte ich erlauſchen, denn immer war der Sandmann ſchon zur Thüre hinein, wenn ich den Platz erreicht hatte, wo er mir ſichtbar werden mußte. Endlich von unwiderſtehlichem Drange getrieben, beſchloß ich, im Zimmer des Vaters ſelbſt mich zu verbergen und den Sandmann zu erwarten.

An des Vaters Schweigen, an der Mutter Traurigkeit merkte ich eines Abends, daß der Sandmann kommen werde; ich ſchützte daher große Müdigkeit vor, verließ ſchon vor neun Uhr das Zimmer und verbarg mich dicht neben der Thüre in einen Schlupfwinkel. Die Hausthüre knarrte, durch den Flur ging es, langſamen, ſchweren, dröhnenden Schrittes nach der Treppe. Die Mutter eilte mit dem Geſchwiſter mir vorüber. Leiſe — leiſe öffnete ich des Vaters Stubenthür. Er ſaß, wie gewöhnlich, ſtumm und ſtarr den Rücken der Thüre zugekehrt, er bemerkte mich nicht, ſchnell war ich hinein und hinter der Gardine, die einem gleich neben der Thüre ſtehenden offenen Schrank, worin meines Vaters Kleider hingen, vorgezogen war. — Näher — immer näher dröhnten die Tritte — es huſtete und ſcharrte und brummte ſeltſam draußen. Das Herz bebte mir vor Angſt und Erwartung. — Dicht, dicht vor der Thüre ein ſcharfer Tritt — ein heftiger Schlag auf die Klinke, die Thür ſpringt raſſelnd auf! — Mit Gewalt mich ermannend gucke ich behutſam hervor. Der Sandmann ſteht mitten in der Stube vor meinem Vater, der helle Schein der Lichter brennt ihm ins Geſicht! — Der Sandmann, der fürchterliche Sandmann iſt der alte Advokat Coppelius, der manchmal bei uns zu Mittage iſt! —

Aber die gräßlichſte Geſtalt hätte mir nicht tieferes Entſetzen erregen können, als eben dieſer Coppelius. — Denke Dir einen großen breitſchultrigen Mann mit einem unförmlich dicken Kopf, erdgelbem Geſicht, buſchigten grauen Augenbrauen, unter denen ein Paar grünliche Katzenaugen ſtechend hervorfunkeln, großer, ſtarker über die Oberlippe gezogener Naſe. Das ſchiefe Maul verzieht ſich oft zum hämiſchen Lachen; dann werden auf den Backen ein Paar dunkelrothe Flecke ſichtbar und ein ſeltſam ziſchender Ton fährt durch die zuſammengekniffenen Zähne. Coppelius erſchien immer in einem altmodiſch zugeſchnittenen aſchgrauen Rocke, eben ſolcher Weſte und gleichen Beinkleidern, aber dazu ſchwarze Strümpfe und Schuhe mit kleinen Steinſchnallen. Die kleine Perücke reichte kaum bis über den Kopfwirbel heraus, die Kleblocken ſtanden hoch über den großen rothen Ohren und ein breiter verſchloſſener Haarbeutel ſtarrte von dem Nacken weg, ſo daß man die ſilberne Schnalle ſah, die die gefältelte Halsbinde ſchloß. Die ganze Figur war überhaupt widrig und abſcheulich; aber vor allem waren uns Kindern ſeine großen knotigten, haarigten Fäuſte zuwider, ſo daß wir, was er damit berührte, nicht mehr mochten. Das hatte er bemerkt, und nun war es ſeine Freude, irgend ein Stückchen Kuchen, oder eine ſüße Frucht, die uns die gute Mutter heimlich auf den Teller gelegt, unter dieſem, oder jenem Vorwande zu berühren, daß wir, helle Thränen in den Augen, die Näſcherei, der wir uns erfreuen ſollten, nicht mehr genießen mochten vor Ekel und Abſcheu. Eben ſo machte er es, wenn uns an Feiertagen der Vater ein gut Gläschen ſüßen Weins eingeſchenkt hatte. Dann fuhr er ſchnell mit der Fauſt herüber, oder brachte wohl gar das Glas an die blauen Lippen und lachte recht teufliſch, wenn wir unſern Aerger nur leiſe ſchluchzend äußern durften. Er pflegte uns nur immer die kleinen Beſtien zu nennen! wir durften, war er zugegen, keinen Laut von uns geben und verwünſchten den häßlichen, feindlichen Mann, der uns recht mit Bedacht und Abſicht auch die kleinſte Freude verdarb. Die Mutter ſchien eben ſo, wie wir, den widerwärtigen Coppelius zu haſſen; denn ſo wie er ſich zeigte, war ihr Frohſinn, ihr heiteres unbefangenes Weſen umgewandelt in traurigen, düſtern Ernſt. Der Vater betrug ſich gegen ihn, als ſei er ein höheres

Weſen, deſſen Unarten man dulden und das man auf jede Weiſe bei guter Laune erhalten müſſe. Er durfte nur leiſe andeuten und Lieblingsgerichte wurden gekocht und ſeltene Weine kredenzt.

Als ich nun dieſen Coppelius ſah, ging es grauſig und entſetzlich in meiner Seele auf, daß ja niemand anders, als er, der Sandmann ſeyn könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Ammenmährchen, der dem Eulenneſt im Halbmonde Kinderaugen zur Atzung holt. — Nein! — ein häßlicher geſpenſtiſcher Unhold, der überall, wo er einſchreitet, Jammer — Noth — zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war feſt gezaubert. Auf die Gefahr entdeckt und, wie ich deutlich dachte, hart geſtraft zu werden, blieb ich ſtehen, den Kopf lauſchend durch die Gardine hervorgeſtreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! — zum Werk," rief dieſer mit heiſerer ſchnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog ſtill und finſter ſeinen Schlafrock aus und beide kleideten ſich in lange ſchwarze Kittel. Wo ſie die hernahmen, hatte ich überſehen. Der Vater öffnete die Flügelthür eines Wandſchranks; aber ich ſah, daß das, was ich ſo lange dafür gehalten, kein Wandſchrank, ſondern vielmehr eine ſchwarze Höhlung war, in der ein kleiner Heerd ſtand. Coppelius trat hinzu und eine blaue Flamme kniſterte auf dem Heerde empor. Allerlei ſeltſames Geräth ſtand umher. Ach Gott! — wie ſich nun mein alter Vater zum Feuer herabbückte, da ſah er ganz anders aus. Ein gräßlicher krampfhafter Schmerz ſchien ſeine ſanften ehrlichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er ſah dem Coppelius ähnlich. Dieſer ſchwang die gluthrothe Zange und holte damit hellblinkende Maſſen aus dem dicken Qualm, die er dann ämſig hämmerte. Mir war es als würden Menſchengeſichter ringsumher ſichtbar, aber ohne Augen — ſcheußliche, tiefe ſchwarze Höhlen ſtatt ihrer. „Augen her, Augen her!" rief Coppelius mit dumpfer dröhnender Stimme. Ich kreiſchte auf von wildem Entſetzen gewaltig erfaßt und ſtürzte aus meinem Verſteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich Coppelius; kleine Beſtie! — kleine Beſtie! meckerte er zähnfletſchend! — riß mich auf und warf mich auf den Heerd, daß die Flamme mein Haar zu ſengen begann: „Nun haben wir Augen — Augen — ein ſchön Paar Kinderaugen." So flüſterte Coppelius, und griff mit den Fäuſten gluthrothe Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen ſtreuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: Meiſter! Meiſter! laß meinem Nathanael die Augen — laß ſie ihm! Coppelius lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und ſein Penſum flennen in der Welt: aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht obſerviren.“ Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und ſchrob mir die Hände ab und die Füße und ſetzte ſie bald hier, bald dort wieder ein. „'S ſteht doch überall nicht recht! 's gut ſo wie es war! — Der Alte hat's verſtanden!“ So ziſchte und lispelte Coppelius; aber alles um mich her wurde ſchwarz und finſter, ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein — ich fühlte nichts mehr. Ein ſanfter warmer Hauch glitt über mein Geſicht, ich erwachte wie aus dem Todesſchlaf, die Mutter hatte ſich über mich hingebeugt. „Iſt der Sandmann noch da?“ ſtammelte ich. „Nein, mein liebes Kind, der iſt lange, lange fort, der thut dir keinen Schaden!“ — So ſprach die Mutter und küßte und herzte den wieder gewonnenen Liebling.

Was ſoll ich Dich ermüden, mein herzlieber Lothar! was ſoll ich ſo weitläuftig Einzelnes her erzählen, da noch ſo Vieles zu ſagen übrig bleibt? Genug! — ich war bei der Lauſcherei entdeckt, und von Coppelius gemißhandelt worden. Angſt und Schrecken hatten mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Iſt der Sandmann noch da?“ — Das war mein erſtes geſundes Wort und das Zeichen meiner Geneſung, meiner Rettung. — Nur noch den ſchrecklichſten Moment meiner Jugendjahre darf ich Dir erzählen; dann wirſt Du überzeugt ſeyn, daß es nicht meiner Augen Blödigkeit iſt, wenn mir nun alles farblos erſcheint, ſondern, daß ein dunkles Verhängniß wirklich einen trüben Wolkenſchleier über mein Leben gehängt hat, den ich vielleicht nur ſterbend zerreiſſe. —

Coppelius ließ ſich nicht mehr ſehen, es hieß, er habe die Stadt verlaſſen.

Ein Jahr mochte vergangen ſeyn, als wir der alten unveränderten Sitte gemäß Abends an dem runden Tiſche ſaßen. Der Vater war ſehr heiter und erzählte viel Ergötzliches von den Reiſen, die er in ſeiner Jugend gemacht. Da hörten wir als es Neune ſchlug, plötzlich die Hausthür in den Angeln knarren und langſame eiſenſchwere Schritte dröhnten durch den Hausflur die Treppe herauf. „Das iſt

Coppelius," ſagte meine Mutter erblaſſend. „Ja! — es iſt Coppelius," wiederholte der Vater mit matter gebrochener Stimme. Die Thränen ſtürzten der Mutter aus den Augen. „Aber Vater, Vater! rief ſie, muß es denn ſo ſeyn?" „Zum letztenmale! erwiederte dieſer, zum letztenmale kommt er zu mir, ich verſpreche es Dir. Geh' nur, geh' mit den Kindern! — Geht — geht zu Bette! Gute Nacht!"

Mir war es, als ſey ich in ſchweren kalten Stein eingepreßt — mein Athem ſtockte! — Die Mutter ergriff mich beim Arm als ich unbeweglich ſtehen blieb: „Komm Nathanael, komme nur!" — Ich ließ mich fortführen, ich trat in meine Kammer. „Sei ruhig, ſei ruhig, lege Dich ins Bette! — ſchlafe — ſchlafe," rief mir die Mutter nach; aber von unbeſchreiblicher innerer Angſt und Unruhe gequält, konnte ich kein Auge zuthun. Der verhaßte abſcheuliche Coppelius ſtand vor mir mit funkelnden Augen und lachte mich hämiſch an, vergebens trachtete ich ſein Bild los zu werden. Es mochte wohl ſchon Mitternacht ſeyn, als ein entſetzlicher Schlag geſchah, wie wenn ein Geſchütz losgefeuert würde. Das ganze Haus erdröhnte, es raſſelte und rauſchte bei meiner Thüre vorüber, die Hausthüre wurde klirrend zugeworfen. „Das iſt Coppelius!" rief ich entſetzt und ſprang aus dem Bette. Da kreiſchte es auf in ſchneidendem troſtloſen Jammer, fort ſtürzte ich nach des Vaters Zimmer, die Thüre ſtand offen, erſtickender Dampf quoll mir entgegen, das Dienſtmädchen ſchrie: Ach, der Herr! — der Herr! — Vor dem dampfenden Heerde auf dem Boden lag mein Vater todt mit ſchwarz verbranntem gräßlich verzerrtem Geſicht, um ihn herum heulten und winſelten die Schweſtern — die Mutter ohnmächtig daneben! — „Coppelius, verruchter Satan, du haſt den Vater erſchlagen!" — So ſchrie ich auf; mir vergingen die Sinne. Als man zwei Tage darauf meinen Vater in den Sarg legte, waren ſeine Geſichtszüge wieder mild und ſanft geworden, wie ſie im Leben waren. Tröſtend ging es in meiner Seele auf, daß ſein Bund mit dem teufliſchen Coppelius ihn nicht ins ewige Verderben geſtürzt haben könne. —

Die Exploſion hatte die Nachbarn geweckt, der Vorfall wurde ruchbar und kam vor die Obrigkeit, welche den Coppelius zur Verantwortung vorfordern wollte. Der war aber ſpurlos vom Orte verſchwunden.

Wenn ich Dir nun ſage, mein herzlieber Freund! daß jener

Wetterglashändler eben der verruchte Coppelius war, ſo wirſt Du mir es nicht verargen, daß ich die feindliche Erſcheinung als ſchweres Unheil bringend deute. Er war anders gekleidet, aber Coppelius Figur und Geſichtszüge ſind zu tief in mein Innerſtes eingeprägt, als daß hier ein Irrthum möglich ſeyn ſollte. Zudem hat Coppelius nicht einmal ſeinen Namen geändert. Er gibt ſich hier, wie ich höre, für einen piemonteſiſchen Mechanicus aus, und nennt ſich Giuſeppe Coppola.

Ich bin entſchloſſen es mit ihm aufzunehmen und des Vaters Tod zu rächen, mag es denn nun gehen wie es will.

Der Mutter erzähle nichts von dem Erſcheinen des gräßlichen Unholds — Grüße meine liebe holde Clara, ich ſchreibe ihr in ruhigerer Gemüthsſtimmung. Lebe wohl ꝛc. ꝛc.

Clara an Nathanael.

Wahr iſt es, daß Du recht lange mir nicht geſchrieben haſt, aber dennoch glaube ich, daß Du mich in Sinn und Gedanken trägſt. Denn meiner gedachteſt Du wohl recht lebhaft, als Du Deinen letzten Brief an Bruder Lothar abſenden wollteſt und die Aufſchrift, ſtatt an ihn, an mich richteteſt. Freudig erbrach ich den Brief und wurde den Irrthum erſt bei den Worten inne: Ach mein herzlieber Lothar! — Nun hätte ich nicht weiter leſen, ſondern den Brief dem Bruder geben ſollen. Aber, haſt Du mir auch ſonſt manchmal in kindiſcher Neckerei vorgeworfen, ich hätte ſolch' ruhiges, weiblich beſonnenes Gemüth, daß ich wie jene Frau, drohe das Haus den Einſturz, noch vor ſchneller Flucht ganz geſchwinde einen falſchen Kniff in der Fenſtergardine glattſtreichen würde, ſo darf ich doch wohl kaum verſichern, daß Deines Briefes Anfang mich tief erſchütterte. Ich konnte kaum athmen, es flimmerte mir vor den Augen. — Ach, mein herzgeliebter Nathanael! was konnte ſo Entſetzliches in Dein Leben getreten ſeyn! Trennung von Dir, Dich niemals wieder ſehen, der Gedanke durchfuhr meine Bruſt wie ein glühender Dolchſtich. — Ich las und las! — Deine Schilderung des widerwärtigen Coppelius iſt gräßlich. Erſt jetzt vernahm ich, wie Dein guter alter Vater ſolch' entſetzlichen, gewaltſamen Todes ſtarb. Bruder Lothar, dem ich ſein Eigenthum zuſtellte, ſuchte mich zu beruhigen, aber es gelang ihm ſchlecht. Der fatale Wetterglashändler Giuſeppe Coppola verfolgte mich auf Schritt und Tritt und beinahe ſchäme ich mich, es zu geſtehen, daß er ſelbſt meinen geſunden, ſonſt ſo ruhigen Schlaf in allerlei wunderlichen Traumgebilden zerſtören konnte. Doch bald, ſchon den andern Tag, hatte ſich Alles anders in mir geſtaltet. Sei mir nur nicht böſe, mein Inniggeliebter, wenn Lothar Dir etwa ſagen möchte, daß ich trotz Deiner ſeltſamen Ahnung, Coppelius werde Dir etwas Böſes anthun, ganz heitern unbefangenen Sinnes bin, wie immer.

Gerade heraus will ich es Dir nur geſtehen, daß, wie ich meine, alles Entſetzliche und Schreckliche, wovon Du ſprichſt, nur in Deinem Innern vorging, die wahre wirkliche Außenwelt aber daran wohl wenig Theil hatte. Widerwärtig genug mag der alte Coppelius geweſen ſeyn, aber daß er Kinder haßte, das brachte in Euch Kindern wahren Abſcheu gegen ihn hervor.

Natürlich verknüpfte ſich nun in Deinem kindiſchen Gemüth der ſchreckliche Sandmann aus dem Ammenmährchen mit dem alten Coppelius, der Dir, glaubteſt Du auch nicht an den Sandmann, ein geſpenſtiſcher, Kindern vorzüglich gefährlicher, Unhold blieb. Das unheimliche Treiben mit Deinem Vater zur Nachtzeit war wohl nichts anders, als daß beide insgeheim alchymiſtiſche Verſuche machten, womit die Mutter nicht zufrieden ſeyn konnte, da gewiß viel Geld unnütz verſchleudert und obendrein, wie es immer mit ſolchen Laboranten der Fall ſeyn ſoll, des Vaters Gemüth ganz von dem trügeriſchen Drange nach hoher Weisheit erfüllt, der Familie abwendig gemacht wurde. Der Vater hat wohl gewiß durch eigene Unvorſichtigkeit ſeinen Tod herbeigeführt, und Coppelius iſt nicht Schuld daran! Glaubſt Du, daß ich den erfahrnen Nachbar Apotheker geſtern frug, ob wohl bei chemiſchen Verſuchen eine ſolche augenblicklich tödtende Exploſion möglich ſey? Der ſagte: Ei allerdings und beſchrieb mir nach ſeiner Art gar weitläuftig und umſtändlich, wie das zugehen könne, und nannte dabei ſo viel ſonderbar klingende Namen, die ich gar nicht zu behalten vermochte. — Nun wirſt Du wohl unwillig werden über deine Clara, Du wirſt ſagen: in dies kalte Gemüth dringt kein Strahl des Geheimnißvollen, das den Menſchen oft mit unſichtbaren Armen umfaßt! ſie erſchaut nur die bunte Oberfläche der Welt und freut ſich, wie das kindiſche Kind über die goldgleißende Frucht, in deren Innerm tödtliches Gift verborgen.

Ach mein herzgeliebter Nathanael! glaubſt Du denn nicht, daß auch in heitern — unbefangenen — ſorgloſen Gemüthern die Ahnung wohnen könne von einer dunklen Macht, die feindlich Uns in Unſerm eignen Selbſt zu verderben ſtrebt? — Aber verzeih' es mir, wenn ich einfältig' Mädchen mich unterfange, auf irgend eine Weiſe Dir anzudeuten, was ich eigentlich von ſolchem Kampfe im Innern glaube. — Ich finde wohl gar am Ende nicht die rechten Worte und Du lachſt mich aus, nicht, weil ich was Dummes meine, ſondern weil ich mich ſo ungeſchickt anſtelle, es zu ſagen. —

Giebt es eine dunkle Macht, die ſo recht feindlich und verrätheriſch einen Faden in unſer Inneres legt, woran ſie uns dann feſtpackt und fortzieht auf einem gefahrvollen verderblichen Wege, den wir ſonſt nicht betreten haben würden — giebt es eine ſolche Macht, ſo muß ſie in Uns ſich, wie wir ſelbſt geſtalten, ja unſer Selbſt werden; denn nur ſo glauben wir an ſie und räumen ihr den Platz ein, deſſen ſie bedarf, um jenes geheime Werk zu vollbringen. Haben wir feſten, durch das heitre Leben geſtärkten Sinn genug, um fremdes feindliches Einwirken als ſolches ſtets zu erkennen und den Weg, in den uns Neigung und Beruf geſchoben, ruhigen Schrittes zu verfolgen, ſo geht wohl jene unheimliche Macht unter in dem vergeblichen Ringen nach der Geſtaltung, die unſer eignes Spiegelbild ſeyn ſollte. Es iſt auch gewiß, fügt Lothar hinzu, daß die dunkle phyſiſche Macht, haben wir uns durch uns ſelbſt ihr hingegeben, oft fremde Geſtalten, die die Außenwelt uns in den Weg wirft, in unſer Inneres hineinzieht, ſo, daß wir ſelbſt nur den Geiſt entzünden, der, wie wir in wunderlicher Täuſchung glauben, aus jener Geſtalt ſpricht. Es iſt das Phantom unſeres eigenen Ichs, deſſen innige Verwandtſchaft und deſſen tiefe Einwirkung auf unſer Gemüth uns in die Hölle wirft, oder in den Himmel verzückt. — Du merkſt, mein herzlieber Nathanael! daß wir, ich und Bruder Lothar uns recht über die Materie von dunklen Mächten und Gewalten ausgeſprochen haben, die mir nun, nachdem ich nicht ohne Mühe das Hauptſächlichſte aufgeſchrieben, ordentlich tiefſinnig vorkommt. Lothars letzte Worte verſtehe ich nicht ganz, ich ahne nur, was er meint, und doch iſt es mir, als ſei Alles ſehr wahr. Ich bitte Dich, ſchlage Dir den häßlichen Advokaten Coppelius und den Wetterglasmann Giuſeppe Coppola ganz aus dem Sinn. Sey überzeugt, daß dieſe fremden

Geſtalten nichts über Dich vermögen; nur der Glaube an ihre feindliche Gewalt kann ſie Dir in der That feindlich machen. Spräche nicht aus jeder Zeile Deines Briefes die tiefſte Aufregung Deines Gemüths, ſchmerzte mich nicht Dein Zuſtand recht in innerſter Seele, wahrhaftig, ich könnte über den Advokaten Sandmann und den Wetterglashändler Coppelius ſcherzen. Sey heiter — heiter! — Ich habe mir vorgenommen, bei Dir zu erſcheinen, wie Dein Schutzgeiſt, und den häßlichen Coppola, ſollte er es ſich etwa beikommen laſſen, Dir im Traum beſchwerlich zu fallen, mit lautem Lachen fortzubannen. Ganz und gar nicht fürchte ich mich vor ihn und vor ſeinen garſtigen Fäuſten, er ſoll mir weder als Advokat eine Näſcherei, noch als Sandmann die Augen verderben.

Ewig, mein herzinnigſtgeliebter Nathanael ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nathanael an Lothar.

Sehr unlieb iſt es mir, daß Clara neulich den Brief an Dich aus, freilich durch meine Zerſtreutheit veranlaßtem, Irrthum erbrach und las. Sie hat mir einen ſehr tiefſinnigen philoſophiſchen Brief geſchrieben, worin ſie ausführlich beweiſet, daß Coppelius und Coppola nur in meinem Innern exiſtiren und Phantome meines Ich's ſind, die augenblicklich zerſtäuben, wenn ich ſie als ſolche erkenne. In der That, man ſollte gar nicht glauben, daß der Geiſt, der aus ſolch' hellen holdlächelnden Kindesaugen, oft wie ein lieblicher ſüßer Traum, hervorleuchtet, ſo gar verſtändig, ſo magiſtermäßig diſtinguiren könne. Sie beruft ſich auf Dich. Ihr habt über mich geſprochen. Du lieſeſt ihr wohl logiſche Collegia, damit ſie alles fein ſichten und ſondern lerne. — Laß das bleiben! — Uebrigens iſt es wohl gewiß, daß der Wetterglashändler Giuſeppe Coppola keinesweges der alte Advokat Coppelius iſt. Ich höre bei dem erſt neuerdings angekommenen Profeſſor der Phyſik, der, wie jener berühmte Naturforſcher, Spalanzani heißt und italiäniſcher Abkunft iſt, Collegia. Der kennt den Coppola ſchon ſeit vielen Jahren und überdem hört man es auch ſeiner Ausſprache an, daß er wirklich Piemonteſer iſt. Coppelius war ein Deutſcher, aber wie mich dünkt, kein ehrlicher. Ganz beruhigt bin ich nicht. Haltet Ihr, Du und Clara, mich immerhin für einen düſtern Träumer, aber nicht los kann ich den Eindruck werden, den Coppelius verfluchtes Geſicht auf mich macht. Ich bin froh, daß er fort iſt aus der Stadt, wie mir Spalanzani ſagt. Dieſer Profeſſor iſt ein wunderlicher Kauz. Ein kleiner rundlicher Mann, das Geſicht mit ſtarken Backenknochen, feiner Naſe, aufgeworſenen Lippen, kleinen ſtechenden Augen. Doch beſſer, als in jeder Beſchreibung, ſiehſt Du ihn, wenn Du den Cagliostro, wie er von Chodowiecki in irgend einem Berliniſchen Taſchenkalender ſteht, anſchaueſt. — So ſieht Spalanzani aus. — Neulich ſteige ich die Treppe herauf und nehme wahr, daß die ſonſt einer Glasthüre dicht vorgezogene Gardine zur Seite einen kleinen Spalt läßt. Selbſt weiß ich nicht, wie ich dazu kam, neugierig durchzublicken. Ein hohes, ſehr ſchlank im reinſten Ebenmaß gewachſenes, herrlich gekleidetes Frauenzimmer ſaß im Zimmer vor einem kleinen Tiſch, auf den ſie beide Arme, die Hände zuſammengefaltet, gelegt hatte. Sie ſaß der Thüre gegenüber, ſo, daß ich ihr engelſchönes Geſicht ganz erblickte. Sie ſchien mich nicht zu bemerken, und überhaupt hatten ihre Augen etwas Starres, beinahe möcht' ich ſagen, keine Sehkraft, es war mir ſo, als ſchliefe ſie mit offnen Augen. Mir wurde ganz unheimlich und deshalb ſchlich ich leiſe fort ins Auditorium, das daneben gelegen. Nachher erfuhr ich, daß die Geſtalt, die ich geſehen, Spalanzani's Tochter, Olimpia war, die er ſonderbarer und ſchlechter Weiſe einſperrt, ſo, daß durchaus kein Menſch in ihre Nähe kommen darf. — Am Ende hat es eine Bewandtniß mit ihr, ſie iſt vielleicht blödſinnig oder ſonſt. — Weshalb ſchreibe ich Dir aber das Alles? Beſſer und ausführlicher hätte ich Dir das mündlich erzählen können. Wiſſe nämlich, daß ich über vierzehn Tage bei Euch bin. Ich muß mein ſüßes liebes Engelsbild, meine Clara, wiederſehen. Weggehaucht wird dann die Verſtimmung ſeyn, die ſich (ich muß das geſtehen) nach dem fatalen verſtändigen Briefe meiner bemeiſtern wollte. Deshalb ſchreibe ich auch heute nicht an ſie.

Tauſend Grüße ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Seltſamer und wunderlicher kann nichts erfunden werden, als dasjenige iſt, was ſich mit meinem armen Freunde, dem jungen Studenten Nathanael, zugetragen, und was ich Dir, günſtiger Leſer!

zu erzählen unternommen. Haſt Du, Geneigteſter! wohl jemals etwas erlebt, das Deine Bruſt, Sinn und Gedanken ganz und gar erfüllte, alles Andere daraus verdrängend? Es gährte und kochte in Dir, zur ſiedenden Gluth entzündet ſprang das Blut durch die Adern und färbte höher Deine Wangen. Dein Blick war ſo ſeltſam als wolle er Geſtalten, keinem andern Auge ſichtbar, im leeren Raum erfaſſen und die Rede zerfloß in dunkle Seufzer. Da frugen Dich die Freunde: Wie iſt Ihnen, Verehrter? — Was haben Sie, Theurer? Und nun wollteſt Du das innere Gebilde mit allen glühenden Farben und Schatten und Lichtern ausſprechen und mühteſt Dich ab, Worte zu finden, um nur anzufangen. Aber es war Dir, als müßteſt Du nun gleich im erſten Wort alles Wunderbare, Herrliche, Entſetzliche, Luſtige, Grauenhafte, das ſich zugetragen, recht zuſammengreifen, ſo daß es, wie ein elektriſcher Schlag, alle treffe. Doch jedes Wort, Alles was Rede vermag, ſchien Dir farblos und froſtig und todt. Du ſuchſt und ſuchſt, und ſtotterſt und ſtammelſt, und die nüchternen Fragen der Freunde ſchlagen, wie eiſige Windeshauche, hinein in Deine innere Gluth, bis ſie verlöſchen will. Hatteſt Du aber, wie ein kecker Maler, erſt mit einigen verwegenen Strichen den Umriß Deines innern Bildes hingeworfen, ſo trugſt Du mit leichter Mühe immer glühender und glühender die Farben auf und das lebendige Gewühl mannigfacher Geſtalten riß die Freunde fort und ſie ſahen, wie Du, ſich ſelbſt mitten im Bilde, das aus Deinem Gemüth hervorgegangen! — Mich hat, wie ich es Dir, geneigter Leſer! geſtehen muß, eigentlich niemand nach der Geſchichte des jungen Nathanael gefragt; Du weißt ja aber wohl, daß ich zu dem wunderlichen Geſchlechte der Autoren gehöre, denen, tragen ſie etwas ſo in ſich, wie ich es vorhin beſchrieben, ſo zu Muthe wird, als frage jeder, der in ihre Nähe kommt und nebenher auch wohl noch die ganze Welt: Was iſt es denn? Erzählen Sie Liebſter! — So trieb es mich denn gar gewaltig, von Nathanaels verhängnißvollem Leben zu Dir zu ſprechen. Das Wunderbare, Seltſame davon erfüllte meine ganze Seele, aber eben deshalb und weil ich Dich, o mein Leſer! gleich geneigt machen mußte, Wunderliches zu ertragen, welches nichts Geringes iſt, quälte ich mich ab, Nathanaels Geſchichte, bedeutend — originell, ergreifend, anzufangen: „Es war einmal“ — der ſchönſte Anfang jeder Erzählung, zu nüchtern! — „In der kleinen Provinzial-Stadt S. lebte" — etwas beſſer, wenigſtens ausholend zum Climax. — Oder gleich medias in res: „Scheer' er ſich zum Teufel, rief, Wuth und Entſetzen im wilden Blick, der Student Nathanael, als der Wetterglashändler Giuſeppe Coppola" — Das hatte ich in der That ſchon aufgeſchrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas Poſſirliches zu verſpüren glaubte; die Geſchichte iſt aber gar nicht ſpaßhaft. Mir kam keine Rede in den Sinn, die nur im mindeſten etwas von dem Farbenglanz des innern Bildes abzuſpiegeln ſchien. Ich beſchloß gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leſer! die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigſt mittheilte, für den Umriß des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, manche Geſtalt, wie ein guter Portraitmaler, ſo aufzufaſſen, daß Du ſie ähnlich findeſt, ohne das Original zu kennen, ja daß es Dir iſt, als hätteſt Du die Perſon recht oft ſchon mit leibhaftigen Augen geſehen. Vielleicht wirſt Du, o mein Leſer! dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller ſei, als das wirkliche Leben und daß dieſes der Dichter doch nur, wie in eines matt geſchliffnen Spiegels dunklem Widerſchein, auffaſſen könne.

Damit klarer werde, was gleich anfangs zu wiſſen nöthig, iſt jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanaels Vater geſtorben, Clara und Lothar, Kinder eines weitläuftigen Verwandten, der ebenfalls geſtorben und ſie verwaiſt nachgelaſſen, von Nathanaels Mutter ins Haus genommen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zu einander, wogegen kein Menſch auf Erden etwas einzuwenden hatte; ſie waren daher Verlobte, als Nathanael den Ort verließ, um ſeine Studien in G. — fortzuſetzen. Da iſt er nun in ſeinem letzten Briefe und hört Collegia bei dem berühmten Profeſſor Phyſices, Spalanzani.

Nun könnte ich getroſt in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick ſteht Clara's Bild ſo lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegſchauen kann, ſo wie es immer geſchah, wenn ſie mich holdlächelnd anblickte. — Für ſchön konnte Clara keinesweges gelten; das meinten alle, die ſich von Amtswegen auf Schönheit verſtehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältniſſe ihres Wuchſes, die Maler fanden Nacken, Schultern und Bruſt beinahe zu keuſch geformt, verliebten ſich dagegen ſämmtlich in das wunderbare Magdalenenhaar und faſelten überhaupt viel von Battoniſchem Colorit. Einer von ihnen, ein wirklicher Phantaſt, verglich aber höchſtſeltſamer Weiſe Clara's Augen mit einem See von Ruisdael, in dem ſich des wolkenloſen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landſchaft ganzes buntes, heitres Leben ſpiegelt. Dichter und Meiſter gingen aber weiter und ſprachen: Was See — was Spiegel! — Können wir denn das Mädchen anſchauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmliſche Geſänge und Klänge entgegenſtrahlen, die in unſer Innerſtes dringen, daß da alles wach und rege wird? Singen wir ſelbſt denn nichts wahrhaft Geſcheutes, ſo iſt überhaupt nicht viel an uns und das leſen wir denn auch deutlich in dem um Clara's Lippen ſchwebenden feinen Lächeln, wenn wir uns unterfangen, ihr etwas vorzuquinkeliren, das ſo thun will als ſey es Geſang, unerachtet nur einzelne Töne verworren durch einander ſpringen. Es war dem ſo. Clara hatte die lebenskräftige Phantaſie des heitern unbefangenen kindiſchen Kindes, ein tiefes weiblich zartes Gemüth, einen gar hellen ſcharf ſichtenden Verſtand. Die Nebler und Schwebler hatten bei ihr böſes Spiel; denn ohne zu viel zu reden, was überhaupt in Clara's ſchweigſamer Natur nicht lag, ſagte ihnen der helle Blick, und jenes feine ironiſche Lächeln: Lieben Freunde! wie möget ihr mir denn zumuthen, daß ich Eure verfließende Schattengebilde für wahre Geſtalten anſehen ſoll, mit Leben und Regung? — Clara wurde deshalb von vielen kalt, gefühllos, proſaiſch geſcholten; aber andere, die das Leben in klarer Tiefe aufgefaßt, liebten ungemein das gemüthvolle, verſtändige, kindliche Mädchen, doch keiner ſo ſehr, als Nathanael, der ſich in Wiſſenſchaft und Kunſt kräftig und heiter bewegte. Clara hing an dem Geliebten mit ganzer Seele; die erſten Wolkenſchatten zogen durch ihr Leben, als er ſich von ihr trennte. Mit welchem Entzücken flog ſie in ſeine Arme, als er nun, wie er im letzten Briefe an Lothar es verheißen, wirklich in ſeiner Vaterſtadt in's Zimmer der Mutter eintrat. Es geſchah ſo wie Nathanael geglaubt; denn in dem Augenblick, als er Clara wieder ſah, dachte er weder an den Advokaten Coppelius, noch an Clara's verſtändigen Brief, jede Verſtimmung war verſchwunden.

Recht hatte aber Nathanael doch, als er ſeinem Freunde Lothar ſchrieb, daß des widerwärtigen Wetterglashändlers Coppola Geſtalt recht feindlich in ſein Leben getreten ſei. Alle fühlten das, da Nathanael gleich in den erſten Tagen in ſeinem ganzen Weſen durchaus verändert ſich zeigte. Er verſank in düſtre Träumereien, und trieb es bald ſo ſeltſam, wie man es niemals von ihm gewohnt geweſen. Alles, das ganze Leben war ihm Traum und Ahnung geworden; immer ſprach er davon, wie jeder Menſch, ſich frei wähnend, nur dunklen Mächten zum grauſamen Spiel diene, vergeblich lehne man ſich dagegen auf, demüthig müſſe man ſich dem fügen, was das Schickſal verhängt habe. Er ging ſo weit, zu behaupten, daß es thöricht ſei, wenn man glaube, in Kunſt und Wiſſenſchaft nach ſelbſtthätiger Willkür zu ſchaffen; denn die Begeiſterung, in der man nur zu ſchaffen fähig ſei, komme nicht aus dem eignen Innern, ſondern ſei das Einwirken irgend eines außer uns ſelbſt liegenden höheren Prinzips.

Der verſtändigen Clara war dieſe myſtiſche Schwärmerei im höchſten Grade zuwider, doch ſchien es vergebens, ſich auf Widerlegung einzulaſſen. Nun dann, wenn Nathanael bewies, daß Coppelius das böſe Prinzig ſei, was ihn in dem Augenblick erfaßt habe, als er hinter dem Vorhange lauſchte, und daß dieſer widerwärtige Dämon auf entſetzliche Weiſe ihr Liebesglück ſtören werde, da wurde Clara ſehr ernſt und ſprach: „Ja Nathanael! Du haſt Recht, Coppelius iſt ein böſes feindliches Prinzip, er kann entſetzliches wirken, wie eine teufliſche Macht, die ſichtbarlich in das Leben trat, aber nur dann, wenn Du ihn nicht aus Sinn und Gedanken verbannſt. So lange Du an ihn glaubſt, iſt er auch und wirkt, nur Dein Glaube iſt ſeine Macht.“ — Nathanael, ganz erzürnt, daß Clara die Exiſtenz des Dämon nur in ſeinem eignen Innern ſtatuire, wollte dann hervorrücken mit der ganzen myſtiſchen Lehre von Teufeln und grauſen Mächten, Clara brach aber verdrießlich ab, indem ſie irgend etwas Gleichgültiges dazwiſchen ſchob, zu Nathanaels nicht geringem Aerger. Der dachte, kalten unempfänglichen Gemüthern verſchließen ſich ſolche tiefe Geheimniſſe, ohne ſich deutlich bewußt zu ſeyn, daß er Clara eben zu ſolchen untergeordneten Naturen zähle, weshalb er nicht abließ mit Verſuchen, ſie in jene Geheimniſſe einzuweihen. Am frühen Morgen, wenn Clara das Frühſtück bereiten half, ſtand er bei ihr und las ihr aus allerlei myſtiſchen Büchern vor, daß Clara bat: Aber lieber Nathanael, wenn ich Dich nun das böſe Prinzip ſchelten wollte, das feindlich auf meinen Kaffee wirkt? — Denn, wenn ich, wie Du es willſt, alles ſtehen und liegen laſſen und Dir, indem Du lieſeſt, in die Augen ſchauen ſoll, ſo läuft mir der Kaffee ins Feuer und ihr bekommt alle kein Frühſtück! — Nathanael klappte das Buch heftig zu und rannte voll Unmuth fort in ſein Zimmer. Sonſt hatte er eine beſondere Stärke in anmuthigen, lebendigen Erzählungen, die er aufſchrieb, und die Clara mit dem innigſten Vergnügen anhörte; jetzt waren ſeine Dichtungen düſter, unverſtändlich, geſtaltlos, ſo daß, wenn Clara ſchonend es auch nicht ſagte, er doch wohl fühlte, wie wenig ſie davon angeſprochen wurde. Nichts war für Clara tödtender, als das Langweilige; in Blick und Rede ſprach ſich dann ihre nicht zu beſiegende geiſtige Schläfrigkeit aus. Nathanaels Dichtungen waren in der That ſehr langweilig. Sein Verdruß über Clara's kaltes proſaiſches Gemüth ſtieg höher, Clara konnte ihren Unmuth über Nathanaels dunkle, düſtere, langweilige Myſtik nicht überwinden, und ſo entfernten beide im Innern ſich immer mehr von einander, ohne es ſelbſt zu bemerken. Die Geſtalt des häßlichen Coppelius war, wie Nathanael ſelbſt es ſich geſtehen mußte, in ſeiner Phantaſie erbleicht und es koſtete ihm oft Mühe, ihn in ſeinen Dichtungen, wo er als grauſer Schickſalspopanz auftrat, recht lebendig zu coloriren. Es kam ihm endlich ein, jene düſtre Ahnung, daß Coppelius ſein Liebesglück ſtören werde, zum Gegenſtande eines Gedichtes zu machen. Er ſtellte ſich und Clara dar, in treuer Liebe verbunden, aber dann und wann war es, als griffe eine ſchwarze Fauſt in ihr Leben und riſſe irgend eine Freude heraus, die ihnen aufgegangen. Endlich, als ſie ſchon am Traualter ſtehen, erſcheint der entſetzliche Coppelius und berührt Clara's holde Augen; die ſpringen in Nathanaels Bruſt wie blutige Funken ſengend und brennend, Coppelius faßt ihn und wirft ihn in einen flammenden Feuerkreis, der ſich dreht mit der Schnelligkeit des Sturmes und ihn ſauſend und brauſend fortreißt. Es iſt ein Toſen, als wenn der Orkan grimmig hineinpeitſcht in die ſchäumenden Meereswellen, die ſich wie ſchwarze, weißhauptige Rieſen emporbäumen in wüthendem Kampfe. Aber durch dies wilde Toſen hört er Clara's Stimme: Kannſt Du mich denn nicht erſchauen? Coppelius hat Dich getäuſcht, das waren ja nicht meine Augen, die ſo in Deiner Bruſt brannten, das waren ja glühende Tropfen Deines eignen Herzbluts — ich habe ja meine Augen, ſieh' mich doch nur an! — Nathanael denkt: das iſt Clara, und ich bin ihr Eigen ewiglich. — Da iſt es, als faßt der Gedanke gewaltig in den Feuerkreis hinein, daß er ſtehen bleibt, und im ſchwarzen Abgrund verrauſcht dumpf das Getöſe. Nathanael blickt in Clara's Augen; aber es iſt der Tod, der mit Clara's Augen ihn freundlich anſchaut.

Während Nathanael dies dichtete, war er ſehr ruhig und beſonnen, er feilte und beſſerte an jeder Zeile und da er ſich dem metriſchen Zwange unterworfen, ruhte er nicht, bis alles rein und wohlklingend ſich fügte. Als er jedoch nun endlich fertig worden, und das Gedicht für ſich laut las, da faßte ihn Grauſen und wildes Entſetzen und er ſchrie auf: Weſſen grauenvolle Stimme iſt das? — Bald ſchien ihm jedoch das Ganze wieder nur eine ſehr gelungene Dichtung, und es war ihm, als müſſe Clara's kaltes Gemüth dadurch entzündet werden, wiewohl er nicht deutlich dachte, wozu denn Clara entzündet, und wozu es denn nun eigentlich führen ſolle, ſie mit den grauenvollen Bildern zu ängſtigen, die ein entſetzliches, ihre Liebe zerſtörendes Geſchick weiſſagten. — Sie, Nathanael und Clara, ſaßen in der Mutter kleinem Garten, Clara war ſehr heiter, weil Nathanael ſie ſeit drei Tagen, in denen er an jener Dichtung ſchrieb, nicht mit ſeinen Träumen und Ahnungen geplagt hatte. Auch Nathanael ſprach lebhaft und froh von luſtigen Dingen wie ſonſt, ſo, daß Clara ſagte: Nun erſt habe ich Dich ganz wieder, ſiehſt Du es wohl, wie wir den häßlichen Coppelius vertrieben haben? Da fiel dem Nathanael erſt ein, daß er ja die Dichtung in der Taſche trage, die er habe vorleſen wollen. Er zog auch ſogleich die Blätter hervor und fing an zu leſen: Clara, etwas langweiliges wie gewöhnlich vermuthend und ſich darein ergebend, fing an, ruhig zu ſtricken. Aber ſo wie immer ſchwärzer und ſchwärzer das düſtre Gewölk aufſtieg, ließ ſie den Strickſtrumpf ſinken und blickte ſtarr dem Nathanael ins Auge. Den riß ſeine Dichtung unaufhaltſam fort, hochroth färbte ſeine Wangen die innere Gluth, Thränen quellen ihm aus den Augen. — Endlich hatte er geſchloſſen, er ſtöhnte in tiefer Ermattung — er faßte Clara's Hand und ſeufzte wie aufgelöſt in troſtloſem Jammer: Ach! — Clara — Clara! — Clara drückte ihn ſanft an ihren Buſen und ſagte leiſe, aber ſehr langſam und ernſt: Nathanael — mein herzlieber Nathanael! — wirf das tolle — unſinnige — wahnſinnige Mährchen ins Feuer. Da ſprang Nathanael entrüſtet auf und rief, Clara von ſich ſtoßend: Du lebloſes, verdammtes Automat! Er rannte fort, bittre Thränen vergoß die tief verletzte Clara: Ach er hat mich niemals geliebt, denn er verſteht mich nicht, ſchluchzte ſie laut. — Lothar trat in die Laube; Clara mußte ihm erzählen was vorgefallen; er liebte ſeine Schweſter mit ganzer Seele, jedes Wort ihrer Anklage fiel wie ein Funke in ſein Inneres, ſo, daß der Unmuth, den er wider den träumeriſchen Nathanael lange im Herzen getragen, ſich entzündete zum wilden Zorn. Er lief zu Nathanael, er warf ihm das unſinnige Betragen gegen die geliebte Schweſter in harten Worten vor, die der aufbrauſende Nathanael eben ſo erwiederte. Ein phantaſtiſcher, wahnſinniger Geck wurde mit einem miſerablen, gemeinen Alltagsmenſchen erwiedert. Der Zweikampf war unvermeidlich. Sie beſchloſſen, ſich am folgenden Morgen hinter dem Garten nach dortiger akademiſcher Sitte mit ſcharf geſchliffenen Stoßrappieren zu ſchlagen. Stumm und finſter ſchlichen ſie umher, Clara hatte den heftigen Streit gehört und geſehen, daß der Fechtmeiſter in der Dämmerung die Rappiere brachte. Sie ahnte was geſchehen ſollte. Auf dem Kampfplatz angekommen hatten Lothar und Nathanael ſo eben düſterſchweigend die Röcke abgeworfen, blutdürſtige Kampfluſt im brennenden Auge wollten ſie gegen einander ausfallen, als Clara durch die Gartenthür herbeiſtürzte. Schluchzend rief ſie laut: Ihr wilden entſetzlichen Menſchen! — ſtoßt mich nur gleich nieder, ehe ihr Euch anfallt; denn wie ſoll ich denn länger leben auf der Welt, wenn der Geliebte den Bruder, oder wenn der Bruder den Geliebten ermordet hat! — Lothar ließ die Waffe ſinken und ſah ſchweigend zur Erde nieder, aber in Nathanaels Innerm ging in herzzerreißender Wehmuth alle Liebe wieder auf, wie er ſie jemals in der herrlichen Jugendzeit ſchönſter Tagen für die holde Clara empfunden. Das Mordgewehr entfiel ſeiner Hand, er ſtürzte zu Clara's Füßen. Kannſt Du mir denn jemals verzeihen, Du meine einzige, meine herzgeliebte Clara! — Kannſt Du mir verzeihen, mein herzlieber Bruder Lothar! — Lothar wurde gerührt von des Freundes tiefem Schmerz; unter tauſend Thränen umarmten ſich die drei verſöhnten Menſchen und ſchwuren, nicht von einander zu laſſen in ſteter Liebe und Treue.

Dem Nathanael war es zu Muthe, als ſei eine ſchwere Laſt, die ihn zu Boden gedrückt, von ihm abgewälzt, ja als habe er, Widerſtand leiſtend der finſtern Macht, die ihn befangen, ſein ganzes Seyn, dem Vernichtung drohte, gerettet. Noch drei ſelige Tage verlebte er bei den Lieben, dann kehrte er zurück nach G., wo er noch ein Jahr zu bleiben, dann aber auf immer nach ſeiner Vaterſtadt zurückzukehren gedachte.

Der Mutter war alles, was ſich auf Coppelius bezog, verſchwiegen worden; denn man wußte, daß ſie nicht ohne Entſetzen an ihn denken konnte, weil ſie, wie Nathanael, ihm den Tod ihres Mannes Schuld gab.

Wie erſtaunte Nathanael, als er in ſeine Wohnung wollte und ſah, daß das ganze Haus niedergebrannt war, ſo daß aus dem Schutthaufen nur die nackten Feuermauern hervorragten. Unerachtet das Feuer in dem Laboratorium des Apothekers, der im untern Stocke wohnte, ausgebrochen war, das Haus daher von unten herauf gebrannt hatte, ſo war es doch den kühnen, rüſtigen Freunden gelungen, noch zu rechter Zeit in Nathanaels im obern Stock gelegenes Zimmer zu dringen, und Bücher, Manuſcripte, Inſtrumente zu retten. Alles hatten ſie unverſehrt in ein anderes Haus getragen, und dort ein Zimmer in Beſchlag genommen, welches Nathanael nun ſogleich bezog. Nicht ſonderlich achtete er darauf, daß er dem Profeſſor Spalanzani gegenüber wohnte, und eben ſo wenig ſchien es ihm etwas Beſonderes, als er bemerkte, daß er aus ſeinem Fenſter gerade hinein in das Zimmer blickte, wo oft Olimpia einſam ſaß, ſo, daß er ihre Figur deutlich erkennen konnte, wiewohl die Züge des Geſichts undeutlich und verworren blieben. Wohl fiel es ihm endlich auf, daß Olimpia oft Stundenlang in derſelben Stellung, wie er ſie einſt durch die Glasthüre entdeckte, ohne irgend eine Beſchäftigung an einem kleinen Tiſche ſaß und daß ſie offenbar unverwandten Blickes nach ihm herüberſchaute; er mußte ſich auch ſelbſt geſtehen, daß er nie einen ſchöneren Wuchs geſehen; indeſſen, Clara im Herzen, blieb ihm die ſteife, ſtarre Olimpia höchſt gleichgültig und nur zuweilen ſah er flüchtig über ſein Compendium herüber nach der ſchönen Bildſäule, das war Alles. — Eben ſchrieb er an Clara, als es leiſe an die Thüre klopfte; ſie öffnete ſich auf ſeinen Zuruf und Coppola's widerwärtiges Geſicht ſah hinein. Nathanael fühlte ſich im Innerſten erbeben; eingedenk deſſen, was ihm Spalanzani über den Landsmann Coppola geſagt und was er auch rückſichts des Sandmanns Coppelius der Geliebten ſo heilig verſprochen, ſchämte er ſich aber ſelbſt ſeiner kindiſchen Geſpenſterfurcht, nahm ſich mit aller Gewalt zuſammen und ſprach ſo ſanft und gelaſſen, als möglich: „Ich kaufe kein Wetterglas, mein lieber Freund! gehen Sie nur!" Da trat aber Coppola vollends in die Stube und ſprach mit heiſerem Ton, indem ſich das weite Maul zum häßlichen Lachen verzog und die kleinen Augen unter den grauen langen Wimpern ſtechend hervorfunkelten: „Ei, nix Wetterglas, nix Wetterglas! — hab auch ſköne Oke — ſköne Oke!" — Entſetzt rief Nathanael: „Toller Menſch, wie kannſt Du Augen haben? — Augen — Augen? —" Aber in dem Augenblick hatte Coppola ſeine Wettergläſer bei Seite gelegt, griff in die weiten Rocktaſchen und holte Lorgnetten und Brillen heraus, die er auf den Tiſch legte. — „Nu — Nu — Brill' — Brill' auf der Nas' zu ſetze, das ſeyn meine Oke — ſköne Oke!" — Und damit holte er immer mehr und mehr Brillen heraus, ſo, daß es auf dem ganzen Tiſch ſeltſam zu flimmern und zu funkeln begann. Tauſend Augen blickten und zuckten krampfhaft und ſtarrten auf zum Nathanael; aber er konnte nicht wegſchauen von dem Tiſch, und immer mehr Brillen legte Coppola hin, und immer wilder und wilder ſprangen flammende Blicke durch einander und ſchoſſen ihre blutrothe Strahlen in Nathanaels Bruſt. Uebermannt von tollem Entſetzen ſchrie er auf: halt ein! halt ein, fürchterlicher Menſch! — Er hatte Coppola, der eben in die Taſche griff, um noch mehr Brillen herauszubringen, unerachtet ſchon der ganze Tiſch überdeckt war, beim Arm feſtgepackt. Coppola machte ſich mit heiſerem widrigem Lachen ſanft los und mit den Worten: „Ah! — nix für Sie — aber hier ſköne Glas" — hatte er alle Brillen zuſammengerafft, eingeſteckt und aus der Seitentaſche des Rocks eine Menge großer und kleiner Perſpektive hervorgeholt. So wie die Brillen nur fort waren, wurde Nathanael ganz ruhig und an Clara denkend ſah' er wohl ein, daß der entſetzliche Spuk nur aus ſeinem Innern hervorgegangen, ſo wie daß Coppola ein höchſt ehrlicher Mechanicus und Opticus, keineswegs aber Coppelii verfluchter

Doppeltgänger und Revenant ſeyn könne. Indem hatten alle Gläſer, die Coppola nun auf den Tiſch gelegt, gar nichts beſonderes, am wenigſten ſo etwas geſpenſtiſches wie die Brillen und, um alles wieder gut zu machen, beſchloß Nathanael dem Coppola jetzt wirklich etwas abzukaufen. Er ergriff ein kleines ſehr ſauber gearbeitetes Taſchenperſpektiv und ſah, um es zu prüfen, durch das Fenſter. Noch im Leben war ihm kein Glas vorgekommen, das die Gegenſtände ſo rein, ſcharf und deutlich dicht vor die Augen rückte. Unwillkürlich ſah' er hinein in Spalanzani's Zimmer; Olimpia ſaß, wie gewöhnlich, vor dem kleinen Tiſch, die Arme darauf gelegt, die Hände gefaltet. — Nun erſchaute Nathanael erſt Olimpia's wunderſchön geformtes Geſicht. Nur die Augen ſchienen ihm gar ſeltſam ſtarr und todt. Doch wie er immer ſchärfer und ſchärfer durch das Glas hinſchaute, war es, als gingen in Olimpia's Augen feuchte Mondesſtrahlen auf. Es ſchien, als wenn nun erſt die Sehkraft entzündet würde; immer lebendiger und lebendiger flammten die Blicke. Nathanael lag wie feſtgezaubert im Fenſter, immer fort und fort die himmliſch-ſchöne Olimpia betrachtend. Ein Räuſpern und Scharren weckte ihn, wie aus tiefem Traum. Coppola ſtand hinter ihm: Tre Zechini — drei Dukat — Nathanael hatte den Opticus rein vergeſſen, raſch zahlte er das verlangte. „Ick ſo? — ſchöne Glas — ſchöne Glas!" frug Coppola mit ſeiner widerwärtigen heiſern Stimme und dem hämiſchen Lächeln. „Ja, ja, ja!" erwiederte Nathanael verdrießlich; „Adieu, lieber Freund!" — Coppola verließ nicht ohne viele ſeltſame Seitenblicke auf Nathanael, das Zimmer. Er hörte ihn auf der Treppe laut lachen. „Nun ja, meinte Nathanael, er lacht mich aus, weil ich ihm das kleine Perſpektiv gewiß viel zu theuer bezahlt habe — zu theuer bezahlt!" — Indem er dieſe Worte leiſe ſprach, war es, als halle ein tiefer Todesſeufzer grauenvoll durch das Zimmer, Nathanaels Athem ſtockte vor innerer Angſt. — Er hatte ja aber ſelbſt ſo aufgeſeufzt, das merkte er wohl. Clara, ſprach er zu ſich ſelber, hat wohl Recht, daß ſie mich für einen abgeſchmackten Geiſterſeher hält; aber närriſch iſt es doch — ach wohl mehr, als närriſch, daß mich der dumme Gedanke, ich hätte das Glas dem Coppola zu theuer bezahlt, noch jetzt ſo ſonderbar ängſtigt; den Grund davon ſehe ich gar nicht ein. — Jetzt ſetzte er ſich hin, um den Brief an Clara zu enden, aber ein Blick durchs Fenſter überzeugte ihn, daß Olimpia noch da ſäße und im Augenblick, wie von unwiderſtehlicher Gewalt getrieben, ſprang er auf, ergriff Coppola's Perſpektiv und konnte nicht los von Olimpia's verführeriſchem Anblick, bis ihn Freund und Bruder Siegmund abrief in's Collegium bei dem Profeſſor Spalanzani. Die Gardine vor dem verhängnißvollen Zimmer war dicht zugezogen, er konnte Olimpia eben ſo wenig hier, als die beiden folgenden Tage hindurch in ihrem Zimmer entdecken, unerachtet er kaum das Fenſter verließ und fortwährend durch Coppola's Perſpektiv hinüberſchaute. Am dritten Tage wurden ſogar die Fenſter verhängt. Ganz verzweifelt und getrieben von Sehnſucht und glühendem Verlangen lief er hinaus vor's Thor. Olimpia's Geſtalt ſchwebte vor ihm her in den Lüften und trat aus dem Gebüſch, und guckte ihn an mit großen ſtrahlenden Augen, aus dem hellen Bach. Clara's Bild war ganz aus ſeinem Innern gewichen, er dachte nichts als Olimpia, und klagte ganz laut und weinerlich: Ach Du mein hoher herrlicher Liebesſtern, biſt Du mir denn nur aufgegangen, um gleich wieder zu verſchwinden, und mich zu laſſen in finſtrer hoffnungsloſer Nacht?

Als er zurückkehren wollte in ſeine Wohnung, wurde er in Spalanzani's Hauſe ein geräuſchvolles Treiben gewahr. Die Thüren ſtanden offen, man trug allerlei Geräthe hinein, die Fenſter des erſten Stocks waren ausgehoben, geſchäftige Mägde kehrten und ſtäubten mit großen Haarbeſen hin und herfahrend, inwendig klopften und hämmerten Tiſchler und Tapezierer. Nathanael blieb in vollem Erſtaunen auf der Straße ſtehen; da trat Siegmund lachend zu ihm und ſprach: „Nun, was ſagſt Du zu unſerm alten Spalanzani?“ Nathanael verſicherte, daß er gar nichts ſagen könne, da er durchaus nichts vom Profeſſor wiſſe, vielmehr mit großer Verwunderung wahrnehme, wie in dem ſtillen düſtern Hauſe ein tolles Treiben und Wirthſchaften losgegangen; da erfuhr er denn von Siegmund, daß Spalanzani morgen ein großes Feſt geben wolle, Concert und Ball, und daß die halbe Univerſität eingeladen ſei. Allgemein verbreite man, daß Spalanzani ſeine Tochter Olimpia, die er ſo lange jedem menſchlichen Auge recht ängſtlich entzogen, zum erſtenmal erſcheinen laſſen werde.

Nathanael fand eine Einladungskarte und ging mit hochklopfendem Herzen zur beſtimmten Stunde, als ſchon die Wagen rollten und die Lichter in den geſchmückten Sälen ſchimmerten, zum Profeſſor. Die Geſellſchaft war zahlreich und glänzend. Olimpia erſchien ſehr reich und geſchmackvoll gekleidet. Man mußte ihr ſchöngeformtes Geſicht, ihren Wuchs bewundern. Der etwas ſeltſam eingebogene Rücken, die wespenartige Dünne des Leibes ſchien von zu ſtarkem Einſchnüren bewirkt zu ſeyn. In Schritt und Stellung hatte ſie etwas Abgemeſſenes und Steifes, das manchem unangenehm auffiel; man ſchrieb es dem Zwange zu, den ihr die Geſellſchaft auflegte. Das Conzert begann. Olimpia ſpielte den Flügel mit großer Fertigkeit und trug eben ſo eine Bravour-Arie mit heller, beinahe ſchneidender Glasglockenſtimme vor. Nathanael war ganz entzückt; er ſtand in der hinterſten Reihe und konnte im blendendem Kerzenlicht Olimpia's Züge nicht ganz erkennen. Ganz unvermerkt nahm er deshalb Coppola's Glas hervor und ſchaute hin nach der ſchönen Olimpia. Ach! — da wurde er gewahr, wie ſie voll Sehnſucht nach ihm herüberſah', wie jeder Ton erſt deutlich aufging in dem Liebesblick, der zündend ſein Inneres durchdrang. Die künſtlichen Rouladen ſchienen dem Nathanael das Himmelsjauchzen des in Liebe verklärten Gemüths, und als nun endlich nach der Cadenz der lange Trillo recht ſchmetternd durch den Saal gellte, konnte er wie von glühenden Armen plötzlich erfaßt ſich nicht mehr halten, er mußte vor Schmerz und Entzücken laut aufſchreien: Olimpia! — Alle ſahen ſich um nach ihm, manche lachten. Der Domorganiſt ſchnitt aber noch ein finſtreres Geſicht, als vorher und ſagte blos: Nun nun! — Das Conzert war zu Ende, der Ball fing an. „Mit ihr zu tanzen! — mit ihr!“ das war nun dem Nathanael das Ziel aller Wünſche, alles Strebens; aber wie ſich erheben zu dem Muth, Sie, die Königin des Feſtes, aufzufordern? Doch! — er ſelbſt wußte nicht wie es geſchah, daß er, als ſchon der Tanz angefangen, dicht neben Olimpia ſtand, die noch nicht aufgefordert worden, und daß er, kaum vermögend einige Worte zu ſtammeln, ihre Hand ergriff. Eiskalt war Olimpia's Hand, er fühlte ſich durchbebt von grauſigem Todesfroſt, er ſtarrte Olimpia ins Auge, das ſtrahlte ihm voll Liebe und Sehnſucht entgegen und in dem Augenblick war es auch, als fingen an in der kalten Hand Pulſe zu ſchlagen und des Lebensblutes Ströme zu glühen. Und auch in Nathanaels Innerm glühte höher auf die Liebesluſt, er umſchlang die ſchöne Olimpia und durchflog mit ihr die Reihen. — Er glaubte ſonſt recht taktmäßig getanzt zu haben, aber an der ganz eignen rhythmiſchen Feſtigkeit, womit Olimpia tanzte und die ihn oft ordentlich aus der Haltung brachte, merkte er bald, wie ſehr ihm der Takt gemangelt. Er wollte jedoch mit keinem andern Frauenzimmer mehr tanzen und hätte jeden, der ſich Olimpia näherte, um ſie aufzufordern, nur gleich ermorden mögen. Doch nur zweimal geſchah dies, zu ſeinem Erſtaunen blieb darauf Olimpia bei jedem Tanze ſitzen und er ermangelte nicht, immer wieder ſie aufzuziehen. Hätte Nathanael außer der ſchönen Olimpia noch etwas anders zu ſehen vermocht, ſo wäre allerlei fataler Zank und Streit unvermeidlich geweſen; denn offenbar ging das halbleiſe, mühſam unterdrückte Gelächter, was ſich in dieſem und jenem Winkel unter den jungen Leuten erhob, auf die ſchöne Olimpia, die ſie mit ganz kurioſen Blicken verfolgten, man konnte gar nicht wiſſen, warum? Durch den Tanz und durch den reichlich genoſſenen Wein erhitzt, hatte Nathanael alle ihm ſonſt eigne Scheu abgelegt. Er ſaß neben Olimpia, ihre Hand in der ſeinigen und ſprach hoch entflammt und begeiſtert von ſeiner Liebe in Worten, die keiner verſtand, weder er, noch Olimpia. Doch dieſe vielleicht; denn ſie ſah ihm unverrückt ins Auge und ſeufzte einmal über's andere: Ach — Ach — Ach! — worauf denn Nathanael alſo ſprach: „O Du herrliche, himmliſche Frau! — Du Strahl aus dem verheißenen Jenſeits der Liebe — Du tiefes Gemüth, in dem ſich mein ganzes Seyn ſpiegelt“ und noch mehr dergleichen, aber Olimpia ſeufzte blos immer wieder: Ach, Ach! — Der Profeſſor Spalanzani ging einigemal bei den Glücklichen vorüber und lächelte ſie ganz ſeltſam zufrieden an. Dem Nathanael ſchien es, unerachtet er ſich in einer ganz andern Welt befand, mit einemmal, als würd' es hienieden beim Profeſſor Spalanzani merklich finſter; er ſchaute um ſich und wurde zu ſeinem nicht geringen Schreck gewahr, daß eben die zwei letzten Lichter in dem leeren Saal hernieder brennen und ausgehen wollten. Längſt hatten Muſik und Tanz aufgehört. „Trennung, Trennung,“ ſchrie er ganz wild und verzweifelt, er küßte Olimpia's Hand, er neigte ſich zu ihrem Mund, eiskalte Lippen begegneten ſeinen glühenden! — So wie, als er Olimpia's kalte Hand berührte, fühlte er ſich von innerem Grauſen erfaßt, die Legende von der todten Braut ging ihm plötzlich durch den Sinn; aber feſt hatte ihn Olimpia an ſich gedrückt, und in dem Kuß ſchienen die Lippen zum Leben zu erwarmen. — Der Profeſſor Spalanzani ſchritt langſam durch den leeren Saal, ſeine Schritte klangen hohl wieder und ſeine Figur, von flackernden Schlagſchatten umſpielt, hatte ein grauliches geſpenſtiſches Anſehen. „Liebſt Du mich — Liebſt Du mich Olimpia? — Nur dies Wort! — Liebſt Du mich?“ So flüſterte Nathanael, aber Olimpia ſeufzte, indem ſie aufſtand, nur: „Ach — Ach!“ „Ja Du mein holder, herrlicher Liebesſtern, ſprach Nathanael, biſt mir aufgegangen und wirſt leuchten, wirſt verklären mein Inneres immerdar!“ „Ach, ach!“ replizirte Olimpia fortſchreitend. Nathanael folgte ihr, ſie ſtanden vor dem Profeſſor. „Sie haben ſich außerordentlich lebhaft mit meiner Tochter unterhalten,“ ſprach dieſer lächelnd: „Nun, nun, lieber Herr Nathanael, finden Sie Geſchmack daran, mit dem blöden Mädchen zu converſiren, ſo ſollen mir Ihre Beſuche willkommen ſeyn.“ — Einen ganzen hellen ſtrahlenden Himmel in der Bruſt ſchied Nathanael von dannen; Spalanzani's Feſt war der Gegenſtand des Geſprächs in den folgenden Tagen. Unerachtet der Profeſſor alles gethan hatte, recht ſplendid zu erſcheinen, ſo wußten doch die luſtigen Köpfe von allerlei Unſchicklichem und Sonderbarem zu erzählen, das ſich begeben, und vorzüglich fiel man über die todtſtarre, ſtumme Olimpia her, der man, ihres ſchönen Aeußern unerachtet, totalen Stumpfſinn andichten und darin die Urſache finden wollte, warum Spalanzani ſie ſo lange verborgen gehalten. Nathanael vernahm das nicht ohne innern Grimm, indeſſen ſchwieg er; denn, dachte er, würde es wohl verlohnen, dieſen Burſchen zu beweiſen, daß eben ihr eigner Stumpfſinn es iſt, der ſie Olimpia's tiefes herrliches Gemüth zu erkennen hindert? „Thu' mir den Gefallen Bruder, ſprach eines Tages Siegmund, thu' mir den Gefallen und ſage, wie es Dir geſcheutem Kerl möglich war, Dich in das Wachsgeſicht, in die Holzpuppe da drüben zu vergaffen?“ Nathanael wollte zornig auffahren, doch ſchnell beſann er ſich und erwiederte: „Sage Du mir Siegmund, wie Deinem, ſonſt alles Schöne klar auffaſſenden Blick, Deinem regen Sinn, Olimpia's himmliſcher Liebreiz entgehen konnte? Doch eben deshalb habe ich, Dank ſei es dem Geſchick, Dich nicht zum Nebenbuhler; denn ſonſt müßte einer von uns blutend fallen.“ Siegmund merkte wohl, wie es mit dem Freunde ſtand, lenkte geſchickt ein, und fügte, nachdem er geäußert, daß in der Liebe niemals über den Gegenſtand zu rechten ſei, hinzu: „Wunderlich iſt es doch, daß viele von uns über Olimpia ziemlich gleich urtheilen. Sie iſt uns — nimm es nicht übel, Bruder! — auf ſeltſame Weiſe ſtarr und ſeelenlos erſchienen. Ihr Wuchs iſt regelmäßig, ſo wie ihr Geſicht, das iſt wahr! — Sie könnte für ſchön gelten, wenn ihr Blick nicht ſo ganz ohne Lebensſtrahl, ich möchte ſagen, ohne Sehkraft wäre. Ihr Schritt iſt ſonderbar abgemeſſen, jede Bewegung ſcheint durch den Gang eines aufgezogenen Räderwerks bedingt. Ihr Spiel, ihr Singen hat den unangenehm richtigen geiſtloſen Takt der ſingenden Maſchine und eben ſo iſt ihr Tanz. Uns iſt dieſe Olimpia ganz unheimlich geworden, wir mochten nichts mit ihr zu ſchaffen haben, es war uns als thue ſie nur ſo wie ein lebendiges Weſen und doch habe es mit ihr eine eigne Bewandtniß.“ — Nathanael gab ſich dem bittern Gefühl, das ihn bei dieſen Worten Siegmunds ergreifen wollte, durchaus nicht hin, er wurde Herr ſeines Unmuths und ſagte blos ſehr ernſt: „Wohl mag Euch, ihr kalten proſaiſchen Menſchen, Olimpia unheimlich ſeyn. Nur dem poetiſchen Gemüth entfaltet ſich das gleich organiſirte! — Nur mir ging ihr Liebesblick auf und durchſtrahlte Sinn und Gedanken, nur in Olimpia's Liebe finde ich mein Selbſt wieder. Auch mag es nicht recht ſeyn, daß ſie nicht in platter Converſation faſelt, wie die andern flachen Gemüther. Sie ſpricht wenig Worte, das iſt wahr; aber dieſe wenigen Worte erſcheinen als ächte Hieroglyphe der innern Welt voll Liebe und hoher Erkenntniß des geiſtigen Lebens in der Anſchauung des ewigen Jenſeits. Doch für Alles das habt ihr keinen Sinn und alles ſind verlorne Worte.“ „Behüte Dich Gott, Herr Bruder,“ ſagte Siegmund ſehr ſanft, beinahe wehmüthig, „aber mir ſcheint es, Du ſeyſt auf böſem Wege. Auf mich kannſt Du rechnen, wenn alles — Nein ich mag nichts weiter ſagen! —“ Dem Nathanael war es plötzlich, als meine der kalte proſaiſche Siegmund es ſehr treu mit ihm, er ſchüttelte daher die ihm dargebotene Hand recht herzlich. —

Nathanael hatte rein vergeſſen, daß es eine Clara in der Welt gebe, die er ſonſt geliebt; — die Mutter — Lothar — Alle waren aus ſeinem Gedächtniß entſchwunden, er lebte nur für Olimpia, bei der er täglich Stundenlang ſaß und von ſeiner Liebe, von zum Leben erglühter Sympathie, von pſychiſcher Wahlverwandtſchaft phantaſirte, welches alles Olimpia mit großer Andacht anhörte. Aus dem tiefſten Grunde des Schreibpults holte Nathanael alles hervor, was er jemals geſchrieben. Gedichte, Phantaſien, Viſionen, Romane, Erzählungen, das wurde täglich vermehrt mit allerlei in's Blaue fliegenden Sonnetten, Stanzen, Canzonen, und das alles las er der Olimpia Stundenlang hinter einander vor, ohne zu ermüden. Aber auch noch nie hatte er eine ſolche herrliche Zuhörerin gehabt. Sie ſtickte und ſtrickte nicht, ſie ſah' nicht durch's Fenſter, ſie fütterte keinen Vogel, ſie ſpielte mit keinem Schooßhündchen, mit keiner Lieblingskatze, ſie drehte keine Papierſchnitzchen, oder ſonſt etwas in der Hand, ſie durfte kein Gähnen durch einen leiſen erzwungenen Huſten bezwingen — Kurz! — Stundenlang ſah ſie mit ſtarrem Blick unverwandt dem Geliebten in's Auge, ohne ſich zu rücken und zu bewegen und immer glühender, immer lebendiger wurde dieſer Blick. Nur wenn Nathanael endlich aufſtand und ihr die Hand, auch wohl den Mund küßte, ſagte ſie: „Ach, Ach!" — dann aber: „Gute Nacht, mein Lieber!" — „O du herrliches, du tiefes Gemüth, rief Nathanael auf ſeiner Stube: nur von Dir, von Dir allein werd' ich ganz verſtanden." Er erbebte vor innerm Entzücken, wenn er bedachte, welch' wunderbarer Zuſammenklang ſich in ſeinem und Olimpia's Gemüth täglich mehr offenbare; denn es ſchien ihm, als habe Olimpia über ſeine Werke, über ſeine Dichtergabe überhaupt recht tief aus ſeinem Innern geſprochen, ja als habe die Stimme aus ſeinem Innern ſelbſt herausgetönt. Das mußte denn wohl auch ſeyn; denn mehr Worte als vorhin erwähnt, ſprach Olimpia niemals. Erinnerte ſich aber auch Nathanael in hellen nüchternen Augenblicken, z. B. Morgens gleich nach dem Erwachen, wirklich an Olimpia's gänzliche Paſſivität und Wortkargheit, ſo ſprach er doch: „Was ſind Worte — Worte! — Der Blick ihres himmliſchen Auges ſagt mehr als jede Sprache hienieden. Vermag denn überhaupt ein Kind des Himmels ſich einzuſchichten in den engen Kreis, den ein klägliches irdiſches Bedürfniß gezogen?" — Profeſſor Spalanzani ſchien hoch erfreut über das Verhältniß ſeiner Tochter mit Nathanael; er gab dieſem allerlei unzweideutige Zeichen ſeines Wohlwollens und als es Nathanael endlich wagte von ferne auf eine Verbindung mit Olimpia anzuſpielen, lächelte dieſer mit dem ganzen Geſicht und meinte: Er werde ſeiner Tochter völlig freie Wahl laſſen. — Ermuthigt durch dieſe Worte, brennendes Verlangen im Herzen, beſchloß Nathanael, gleich am folgenden Tage Olimpia anzuflehen, daß ſie das unumwunden in deutlichen Worten ausſpreche, was längſt ihr holder Liebesblick ihm geſagt, daß ſie ſein eigen immerdar ſeyn wolle. Er ſuchte nach dem Ringe, den ihm beim Abſchiede die Mutter geſchenkt, um ihn Olimpia als Symbol ſeiner Hingebung, ſeines mit ihr aufkeimenden, blühenden Lebens darzureichen. Clara's, Lothars Briefe fielen ihm dabei in die Hände; gleichgültig warf er ſie bei Seite, fand den Ring, ſteckte ihn ein und rannte herüber zu Olimpia. Schon auf der Treppe, auf dem Flur, vernahm er ein wunderliches Getöſe; es ſchien aus Spalanzani's Studierzimmer heraus zu ſchallen. — Ein Stampfen — ein Klirren — ein Stoßen — Schlagen gegen die Thür, dazwiſchen Flüche und Verwünſchungen. „Laß los — laß los — Infamer — Verruchter! — Darum Leib und Leben daran geſetzt? — ha ha ha ha! — ſo haben wir nicht gewettet — ich, ich hab' die Augen gemacht — ich das Räderwerk — dummer Teufel mit deinem Räderwerk — verfluchter Hund von einfältigem Uhrmacher — fort mit dir — Satan — halt — Peipendreher — teufliſche Beſtie! — halt — fort — laß los!" — Es waren Spalanzani's und des gräßlichen Coppelius Stimmen, die ſo durch einander ſchwirrten und tobten. Hinein ſtürzte Nathanael von namenloſer Angſt ergriffen. Der Profeſſor hatte eine weibliche Figur bei den Schultern gepackt, der Italiäner Coppola bei den Füßen, die zerrten und zogen ſie hin und her, ſtreitend in voller Wuth um den Beſitz. Voll tiefen Entſetzens prallte Nathanael zurück, als er die Figur für Olimpia erkannte; aufflammend in wildem Zorn wollte er den Wüthenden die Geliebte entreißen, aber in dem Augenblick wand Coppola ſich mit Rieſenkraft drehend die Figur dem Profeſſor aus den Händen, und verſetzte ihm mit der Figur ſelbſt einen fürchterlichen Schlag, daß er rücklings über den Tiſch, auf dem Phiolen, Retorten, Flaſchen, gläſerne Cylinder ſtanden, taumelte und hinſtürzte; alles Geräth klirrte in tauſend Scherben zuſammen. Nun warf Coppola die Figur über die Schulter und rannte mit fürchterlich gellendem Gelächter raſch fort die Treppe herab, ſo daß die häßlich herunterhängenden Füße der Figur auf den Stufen hölzern klapperten und dröhnten. — Erſtarrt ſtand Nathanael — nur zu deutlich hatte er geſehen, Olimpia's todtenbleiches Wachsgeſicht hatte keine Augen, ſtatt ihrer ſchwarze Höhlen; ſie war eine lebloſe Puppe. Spalanzani wälzte ſich auf der Erde, Glasſcherben hatten ihm Kopf, Bruſt und Arm zerſchnitten, wie aus Springquellen ſtrömte das Blut empor. Aber er raffte ſeine Kräfte zuſammen. — „Ihm nach — ihm nach, was zauderſt Du? — Coppelius — Coppelius, mein beſtes Automat hat er mir geraubt — Zwanzig Jahre daran gearbeitet — Leib und Leben daran geſetzt — das Räderwerk — Sprache — Gang mein — die Augen — die Augen Dir geſtohlen. — Verdammter — Verfluchter — ihm nach — hol mir Olimpia — da haſt Du die Augen! —“ Nun ſah Nathanael, wie ein Paar blutige Augen auf dem Boden liegend ihn anſtarrten, die ergriff Spalanzani mit der unverletzten Hand und warf ſie nach ihm, daß ſie ſeine Bruſt trafen. — Da packte ihn der Wahnſinn mit glühenden Krallen und fuhr in ſein Inneres hinein Sinn und Gedanken zerreißend. „Hui — hui — hui! — Feuerkreis — Feuerkreis! dreh Dich Feuerkreis — luſtig — luſtig! — Holzpüppchen hui, ſchön' Holzpüppchen dreh Dich —“ damit warf er ſich auf den Profeſſor und drückte ihm die Kehle zu. Er hätte ihn erwürgt, aber das Getöſe hatte viele Menſchen herbeigelockt, die drangen ein, riſſen den wüthenden Nathanael auf, und retteten ſo den Profeſſor, der gleich verbunden wurde. Siegmund, ſo ſtark er war, vermochte nicht den Raſenden zu bändigen; der ſchrie mit fürchterlicher Stimme immer fort: „Holzpüppchen dreh' Dich“ und ſchlug um ſich mit geballten Fäuſten. Endlich gelang es der vereinten Kraft mehrerer, ihn zu überwältigen, indem ſie ihn zu Boden warfen und banden. Seine Worte gingen unter in entſetzlichem thieriſchem Gebrüll. So in gräßlicher Raſerei tobend wurde er nach dem Tollhauſe gebracht. —

Ehe ich, günſtiger Leſer! Dir zu erzählen fortfahre, was ſich weiter mit dem unglücklichen Nathanael zugetragen, kann ich Dir, ſollteſt Du einigen Antheil an dem geſchickten Mechanikus und Automat-Fabrikanten Spalanzani nehmen, verſichern, daß er von ſeinen Wunden völlig geheilt wurde. Er mußte indeß die Univerſität verlaſſen, weil Nathanaels Geſchichte Aufſehen erregt hatte und es allgemein für gänzlich unerlaubten Betrug gehalten wurde, vernünftigen Theezirkeln (Olimpia hatte ſie mit Glück beſucht) ſtatt der lebendigen Perſon eine Holzpuppe einzuſchwärzen. Juriſten nannten es ſogar einen feinen und um ſo härter zu beſtrafenden Betrug, als er gegen das Publikum gerichtet und ſo ſchlau angelegt worden, daß kein Menſch (ganz kluge Studenten ausgenommen) es gemerkt habe, unerachtet jetzt alle weiſe thun und ſich auf allerlei Thatſachen berufen wollten, die ihnen verdächtig vorgekommen. Dieſe letzteren brachten aber eigentlich nichts geſcheutes zu Tage. Denn konnte z. B. wohl irgend jemandem verdächtig vorgekommen ſeyn, daß nach der Ausſage eines eleganten Theeiſten Olimpia gegen alle Sitte öfter genießet, als gegähnt hatte? Erſteres, meinte der Elegant, ſey das Selbſtaufziehen des verborgenen Triebwerks geweſen, merklich habe es dabei geknarrt u. ſ. w. Der Profeſſor der Poeſie und Beredſamkeit nahm eine Priſe, klappte die Doſe zu, räusperte ſich und ſprach feierlich: „Hochzuverehrende Herren und Damen! merken Sie denn nicht, wo der Haſe im Pfeffer liegt? Das Ganze iſt eine Allegorie — eine fortgeführte Metapher! — Sie verſtehen mich! — Sapienti sat!“ Aber viele hochzuverehrende Herren beruhigten ſich nicht dabei; die Geſchichte mit dem Automat hatte tief in ihrer Seele Wurzel gefaßt und es ſchlich ſich in der That abſcheuliches Mißtrauen gegen menſchliche Figuren ein. Um nun ganz überzeugt zu werden, daß man keine Holzpuppe liebe, wurde von mehrern Liebhabern verlangt, daß die Geliebte etwas taktlos ſinge und tanze, daß ſie beim Vorleſen ſticke, ſtricke, mit dem Möpschen ſpiele u. ſ. w., vor allen Dingen aber, daß ſie nicht bloß höre, ſondern auch manchmal in der Art ſpreche, daß dies Sprechen wirklich ein Denken und Empfinden vorausſetze. Das Liebesbündniß vieler wurde feſter und dabei anmuthiger, andere dagegen gingen leiſe aus einander. „Man kann wahrhaftig nicht dafür ſtehen,“ ſagte dieſer und jener. In den Thees wurde unglaublich gegähnt und niemals genießet, um jedem Verdacht zu begegnen. — Spalanzani mußte, wie geſagt, fort, um der Criminalunterſuchung wegen der menſchlichen Geſellſchaft betrüglicher Weiſe eingeſchobenen Automats zu entgehen. Coppola war auch verſchwunden. —

Nathanael erwachte wie aus ſchwerem, fürchterlichem Traum, er ſchlug die Augen auf und fühlte wie ein unbeſchreibliches Wonnegefühl mit ſanfter himmliſcher Wärme ihn durchſtrömte. Er lag in ſeinem Zimmer in des Vaters Hauſe auf dem Bette, Clara hatte ſich über ihn hingebeugt und unfern ſtanden die Mutter und Lothar. „Endlich, endlich, o mein herzlieber Nathanael — nun biſt Du geneſen von ſchwerer Krankheit — nun biſt Du wieder mein!“ — So ſprach Clara recht aus tiefer Seele und faßte den Nathanael in ihre Arme. Aber dem quollen vor lauter Wehmuth und Entzücken die hellen glühenden Thränen aus den Augen und er ſtöhnte tief auf: „Meine — meine Clara!“ — Siegmund, der getreulich ausgeharrt bei dem Freunde in großer Noth, trat herein. Nathanael reichte ihm die Hand: „Du treuer Bruder haſt mich doch nicht verlaſſen.“ — Jede Spur des Wahnſinns war verſchwunden, bald erkräftigte ſich Nathanael in der ſorglichen Pflege der Mutter, der Geliebten, der Freunde. Das Glück war unterdeſſen in das Haus eingekehrt; denn ein alter karger Oheim, von dem niemand etwas gehofft, war geſtorben und hatte der Mutter nebſt einem nicht unbedeutenden Vermögen ein Gütchen in einer angenehmen Gegend unfern der Stadt hinterlaſſen. Dort wollten ſie hinziehen, die Mutter, Nathanael mit ſeiner Clara, die er nun zu heirathen gedachte, und Lothar. Nathanael war milder, kindlicher geworden, als er je geweſen und erkannte nun erſt recht Clara's himmliſch reines, herrliches Gemüth. Niemand erinnerte ihn auch nur durch den leiſeſten Anklang an die Vergangenheit. Nur, als Siegmund von ihm ſchied, ſprach Nathanael: „bei Gott Bruder! ich war auf ſchlimmem Wege, aber zu rechter Zeit leitete mich ein Engel auf den lichten Pfad! — Ach es war ja Clara! —“ Siegmund ließ ihn nicht weiter reden, aus Beſorgniß, tief verletzende Erinnerungen möchten ihm zu hell und flammend aufgehen. — Es war an der Zeit, daß die vier glücklichen Menſchen nach dem Gütchen ziehen wollten. Zur Mittagsſtunde gingen ſie durch die Straßen der Stadt. Sie hatten manches eingekauft, der hohe Rathsthurm warf ſeinen Rieſenſchatten über den Markt. „Ei! ſagte Clara: ſteigen wir doch noch einmal herauf und ſchauen in das ferne Gebirge hinein!“ Geſagt, gethan! Beide, Nathanael und Clara ſtiegen herauf, die Mutter ging mit der Dienſtmagd nach Hauſe, und Lothar, nicht geneigt, die vielen Stufen zu erklettern, wollte unten warten. Da ſtanden die beiden Liebenden Arm in Arm auf der höchſten Gallerie des Thurmes und ſchauten hinein in die duftigen Waldungen, hinter denen das blaue Gebirge, wie eine Rieſenſtadt, ſich erhob.

„Sieh' doch den ſonderbaren kleinen grauen Buſch, der ordentlich auf uns los zu ſchreiten ſcheint,“ ſprach Clara. — Nathanael faßte mechaniſch nach der Seitentaſche; er fand Coppola's Perſpektiv, er ſchaute ſeitwärts — Clara ſtand vor dem Glaſe! — Da zuckte es krampfhaft in ſeinen Pulſen und Adern — todtenbleich ſtarrte er Clara an, aber bald glühten und ſprühten Feuerſtröme durch die rollenden Augen, gräßlich brüllte er auf, wie ein gehetztes Thier; dann ſprang er hoch in die Lüfte und grauſig dazwiſchen lachend ſchrie er in ſchneidendem Ton: „Holzpüppchen dreh' Dich — Holzpüppchen dreh' Dich“ — und mit gewaltiger Kraft faßte er Clara und wollte ſie herabſchleudern, aber Clara krallte ſich in verzweifelnder Todesangſt feſt an das Geländer. Lothar hörte den Raſenden toben, er hörte Clara's Angſtgeſchrei, gräßliche Ahnung durchflog ihn, er rannte herauf, die Thüre der zweiten Treppe war verſchloſſen — ſtärker hallte Clara's Jammergeſchrei. Unſinnig vor Wuth und Angſt ſtieß er gegen die Thür, die endlich aufſprang — Matter und matter wurden nun Clara's Laute: „Hülfe — rettet — rettet —“ ſo erſtarb die Stimme in den Lüften. Sie iſt hin — ermordet von dem Raſenden, ſo ſchrie Lothar. Auch die Thür zur Gallerie war zugeſchlagen. — Die Verzweiflung gab ihm Rieſenkraft, er ſprengte die Thür aus den Angeln. Gott im Himmel — Clara ſchwebte von dem raſenden Nathanael erfaßt über der Gallerie in den Lüften — nur mit einer Hand hatte ſie noch die Eiſenſtäbe umklammert. Raſch wie der Blitz erfaßte Lothar die Schweſter, zog ſie hinein, und ſchlug in demſelben Augenblick mit geballter Fauſt dem Wüthenden in's Geſicht, daß er zurückprallte und die Todesbeute fahren ließ.

Lothar rannte herab, die ohnmächtige Schweſter in den Armen. — Sie war gerettet. — Nun raſte Nathanael herum auf der Gallerie und ſprang hoch in die Lüfte und ſchrie: „Feuerkreis dreh' dich — Feuerkreis dreh' dich“ — Die Menſchen liefen auf das wilde Geſchrei zuſammen; unter ihnen ragte rieſengroß der Advokat Coppelius hervor, der eben in die Stadt gekommen und gerades Weges nach dem Markt geſchritten war. Man wollte herauf, um ſich des Raſenden zu bemächtigen, da lachte Coppelius ſprechend: „ha ha — wartet nur, der kommt ſchon herunter von ſelbſt,“ und ſchaute wie die übrigen hinauf. Nathanael blieb plötzlich wie erſtarrt ſtehen, er bückte ſich herab, wurde den Coppelius gewahr und mit dem gellenden Schrei: „Ha! Sköne Oke — Sköne Oke,“ ſprang er über das Geländer. —

Als **Nathanael** mit zerſchmettertem Kopf auf dem Steinpflaſter lag, war **Coppelius** im Gewühl verſchwunden. —

Nach mehreren Jahren will man in einer entfernten Gegend **Clara** geſehen haben, wie ſie mit einem freundlichen Mann, Hand in Hand vor der Thüre eines ſchönen Landhauſes ſaß und vor ihr zwei muntre Knaben ſpielten. Es wäre daraus zu ſchließen, daß **Clara** das ruhige häusliche Glück noch fand, das ihrem heitern lebensluſtigen Sinn zuſagte und das ihr der im Innern zerriſſene **Nathanael** niemals hätte gewähren können.

Ignaz Denner.

Vor alter längſt verfloſſner Zeit lebte in einem wilden einſamen Forſt des Fuldaiſchen Gebiets ein wackrer Jägersmann, Andres mit Namen. Er war ſonſt Leibjäger des Herrn Grafen Aloys von Bach geweſen, den er auf weiten Reiſen durch das ſchöne Welſchland begleitet, und einmal, als ſie auf den unſichern Wegen in dem Königreich Neapel von Straßenräubern angefallen wurden, durch ſeine Klugheit und Tapferkeit aus großer Lebensgefahr gerettet hatte. In dem Wirthshauſe zu Neapel, wo ſie eingekehrt waren, befand ſich ein armes, bildſchönes Mädchen, die von dem Hauswirth, der ſie als eine Waiſe aufgenommen, gar hart behandelt und zu den niedrigſten Arbeiten in Hof und Küche gebraucht wurde. Andres ſuchte ſie, ſo gut er ſich ihr verſtändlich machen konnte, mit troſtreichen Worten aufzurichten, und das Mädchen faßte ſolche Liebe zu ihm, daß ſie ſich nicht mehr von ihm trennen, ſondern mitziehen wollte nach dem kalten Deutſchland. Der Graf von Bach, gerührt von Andres Bitten und Giorgina's Thränen, erlaubte, daß ſie ſich zu dem geliebten Andres auf den Kutſchenbock ſetzen, und ſo die beſchwerliche Reiſe machen durfte. Schon ehe ſie über die Gränzen von Italien hinausgekommen, ließ ſich Andres mit ſeiner Giorgina trauen und als ſie dann nun endlich zurückgekehrt waren auf die Güter des Grafen von Bach, glaubte dieſer den treuen Diener recht zu belohnen, da er ihn zu ſeinem Revierjäger ernannte. Mit ſeiner Giorgina und einem alten Knecht zog er in den einſamen rauhen Wald, den er ſchützen ſollte wider die Freijäger und Holzdiebe. Statt des gehofften Wohlſtandes, den ihm der Graf von Bach verheißen, führte er aber ein beſchwerliches, mühſeliges, dürftiges Leben und gerieth bald in Kummer und Elend. Der kleine Lohn an baarem Gelde, den er vom Grafen erhielt, reichte kaum hin, ſich und ſeine Giorgina zu kleiden; die geringen Gefälle, die ihm bei Holzverkäufen zukamen, waren ſelten und ungewiß und den Garten, auf deſſen Bebauung und Benutzung er angewieſen, verwüſteten oft die Wölfe und die wilden Schweine, er mochte mit ſeinem Knecht auf der Hut ſeyn, wie er wollte, ſo daß bisweilen in einer Nacht die letzte Hoffnung des Lebensunterhalts vereitelt ward. Dabei war ſein Leben ſtets bedroht von den Holzdieben und Freiſchützen. Jeder Lockung widerſtand er als ein wackrer frommer Mann, der lieber darben, als ungerechtes Gut an ſich bringen wollte und verwaltete ſein Amt getreulich und tapfer; deshalb ſtellten ſie ihm nach auf gefährliche Weiſe, und nur ſeine treuen Doggen ſchützten ihn vor nächtlichem Ueberfall des Raubgeſindels. Giorgina, des Climas und der Lebensweiſe in dem wilden Forſt ganz ungewohnt, welkte zuſehends hin. Ihre bräunliche Geſichtsfarbe verwandelte ſich in fahles Gelb, ihre lebhaften blitzenden Augen wurden düſter, und ihr voller, üppiger Wuchs magerte mit jedem Tage mehr ab. Oft erwachte ſie in mondheller Nacht. Schüſſe krachten in der Ferne durch den Wald, die Doggen heulten, leiſe erhob ſich der Mann vom Lager und ſchlich mit dem Knecht murmelnd hinaus in den Forſt. Dann betete ſie inbrünſtig zu Gott und zu den Heiligen, daß ſie und ihr treuer Mann errettet werden möchten aus dieſer ſchrecklichen Einöde und aus der ſteten Todesgefahr. Die Geburt eines Knaben warf Giorgina endlich auf das Krankenlager, und immer ſchwächer und ſchwächer werdend, ſah ſie ihr Ende vor Augen. Dumpf in ſich hinbrütend, ſchlich der unglückliche Andres umher; alles Glück war mit der Krankheit ſeines Weibes von ihm gewichen. Wie neckendes, geſpenſtiſches Weſen guckte das Wild aus den Büſchen; ſo wie er ſein Gewehr abdrückte, war es verſtoben in der Luft. Er konnte kein Thier mehr treffen und nur ſein Knecht, ein geübter Schütze, beſchaffte das Wild, welches er dem Grafen von Bach zu liefern gehalten war Einſt ſaß er an Giorgina's Bette, den ſtarren Blick auf das geliebte Weib gerichtet, die ermattet zum Tode kaum mehr athmete. In dumpfem, lautloſem Schmerz hatte er ihre Hand gefaßt und hörte nicht das Aechzen des Knaben, der nahrungslos verſchmachten wollte. Der Knecht ging ſchon am frühen Morgen nach Fulda, um für das letzte Erſparniß einige Erquickung für die Kranke herbeizuſchaffen. Kein menſchliches tröſtendes Weſen war weit und breit zu finden, nur der Sturm heulte in ſchneidenden Tönen des entſetzlichen Jammers durch die ſchwarzen Tannen und die Doggen winſelten, wie in troſtloſer Klage, um den unglücklichen Herrn. Da hörte Andres auf einmal es vor dem Hauſe daher ſchreiten, wie menſchliche Fußtritte. Er glaubte, es wäre der zurückkehrende Knecht, unerachtet er ihn nicht ſo früh erwarten konnte, aber die Hunde ſprangen heraus und bellten heftig. Es mußte ein Fremder ſein. Andres ging ſelbſt vor die Thür: da trat ihm ein langer, hagerer Mann entgegen, in grauem Mantel, die Reiſemütze tief ins Geſicht gedrückt. „Ei," ſagte der Fremde: „wie bin ich doch hier im Walde ſo irre gegangen! Der Sturm tobt von den Bergen herab, wir bekommen ein ſchrecklich Wetter. Möchtet Ihr nicht erlauben, lieber Herr! daß ich in Euer Haus eintreten und mich von dem beſchwerlichen Wege erholen und erquicken dürfte zur weitern Reiſe?" „Ach Herr," erwiederte der betrübte Andres, „Ihr kommt in ein Haus der Noth und des Elends und außer dem Stuhl, auf dem Ihr ausruhen könnt, vermag ich kaum Euch irgend eine Erquickung anzubieten; meinem armen kranken Weibe mangelt es ſelbſt daran, und mein Knecht, den ich nach Fulda geſchickt, wird erſt am ſpäten Abend etwas zur Labung herbeibringen." Unter dieſen Worten waren ſie in die Stube getreten. Der Fremde legte ſeine Reiſemütze und ſeinen Mantel ab, unter dem er ein Felleiſen und ein Kiſtchen trug. Er zog auch ein Stilet und ein Paar Terzerole hervor, die er auf den Tiſch legte. Andres war an Giorgina's Bett getreten, ſie lag in bewußtloſem Zuſtande. Der Fremde trat ebenfalls hinzu, ſchaute die Kranke lange mit ſcharfen, bedächtigen Blicken an und ergriff ihre Hand, den Puls ſorglich erforſchend. Als nun Andres voll Verzweiflung ausrief: „Ach Gott, nun ſtirbt ſie wohl!" da ſagte der Fremde: „Mit nichten, lieber Freund! ſeyd ganz ruhig. Euerm Weibe fehlt nichts als kräftige, gute Nahrung, und vor der Hand wird ihr ein Mittel, das zugleich reizt und ſtärkt, die beſten Dienſte thun. Ich bin zwar kein Arzt, ſondern vielmehr ein Kaufmann, allein doch in der Arzneiwiſſenſchaft nicht unerfahren, und beſitze aus uralter Zeit her manches Arcanum, welches ich mit mir führe und auch wohl verkaufe." Damit öffnete der Fremde ſein Kiſtchen, holte eine Phiole heraus, tröpfelte von dem ganz dunkelrothen Liquor etwas auf Zucker und gab es der Kranken. Dann holte er aus dem Felleiſen eine kleine geſchliffene Flaſche köſtlichen Rheinweins und flößte der Kranken ein Paar Löffel voll ein. Den Knaben, befahl er, nur dicht an der Mutter Bruſt gelehnt ins Bette zu legen und beide der Ruhe zu überlaſſen. Dem Andres war es zu Muthe, als ſei ein Heiliger herabgeſtiegen in die Einöde, ihm Troſt und Hülfe zu bringen. Anfangs hatte ihn der ſtechende, falſche Blick des Fremden abgeſchreckt, jetzt wurde er durch die ſorgliche Theilnahme, durch die augenſcheinliche Hülfe, die er der armen Giorgina leiſtete, zu ihm hingezogen. Er erzählte dem Fremden unverholen, wie er eben durch die Gnade, die ihm ſein Herr, der Graf von Bach, angedeihen laſſen wollen, in Noth und Elend gerathen ſei und wie er wohl Zeit ſeines Lebens nicht aus drückender Armuth und Dürftigkeit kommen werde. Der Fremde tröſtete ihn dagegen und meinte, wie oft ein unverhofftes Glück dem Hoffnungsloſeſten alle Güter des Lebens bringe, und daß man wohl etwas wagen müſſe, das Glück ſelbſt ſich dienſtbar zu machen. „Ach lieber Herr!“ erwiederte Andres, ich vertraue Gott und der Fürſprache der Heiligen, zu denen wir, ich und mein treues Weib, jeden Tag mit Inbrunſt beten. Was ſoll ich denn thun, um mir Geld und Gut zu verſchaffen? Iſt es mir nach Gottes Weisheit nicht beſchieden, ſo wäre es ja ſündlich, darnach zu trachten; ſoll ich aber noch in dieſer Welt zu Gütern gelangen, welches ich meines armen Weibes halber wünſche, die ihr ſchönes Vaterland verlaſſen, um mir in dieſe wilde Einöde zu folgen, ſo kommt es wohl, ohne daß ich Leib und Leben wage um ſchnödes, weltliches Gut.“ Der Fremde lächelte bei dieſen Reden des frommen Andres auf ganz ſeltſame Weiſe und war im Begriff, etwas zu erwiedern, als Giorgina mit einem tiefen Seufzer aus dem Schlaf, in den ſie verſunken, erwachte. Sie fühlte ſich wunderbarlich geſtärkt; auch der Knabe lächelte hold und lieblich an ihrer Bruſt. Andres war außer ſich vor Freude, er weinte, er betete, er jubelte durch das Haus. Der Knecht war indeſſen zurückgekommen und bereitete, ſo gut er es vermochte, von den mitgebrachten Lebensmitteln das Mahl, an dem nun der Fremde Theil nehmen ſollte. Der Fremde kochte ſelbſt eine Kraftſuppe für Giorgina, und man ſah, daß er allerlei Gewürz und andere Ingredienzien hineinwarf, die er bei ſich getragen. Es war ſpäter Abend worden, der Fremde mußte daher bei dem Andres übernachten, und er bat, daß man ihm in derſelben Stube, wo Andres und Giorgina ſchliefen, ein Strohlager bereiten möge. Das geſchah. Andres, den die Beſorgniß um Giorgina nicht ſchlafen ließ, bemerkte, wie der Fremde beinahe bei jedem ſtärkeren Athemzuge Giorgina's auffuhr, wie er ſtündlich aufſtand, leiſe ſich ihrem Bette näherte, ihren Puls erforſchte und ihr Arznei eintröpfelte.

Als der Morgen angebrochen, war Giorgina wieder zuſehends beſſer geworden. Andres dankte dem Fremden, den er ſeinen Schutzengel nannte, aus der Fülle ſeines Herzens. Auch Giorgina äußerte, wie ihn wohl, auf ihr inbrünſtiges Gebet, Gott ſelbſt geſendet habe zu ihrer Rettung. Dem Fremden ſchienen dieſe lebhaften Ausbrüche des Danks in gewiſſer Art beſchwerlich zu fallen; er war ſichtlich verlegen und äußerte einmal über das andere, wie er ja ein Unmenſch ſeyn müſſe, wenn er nicht der Kranken mit ſeiner Kenntniß und den Arzneimitteln, die er bei ſich führe, habe beiſtehen ſollen. Uebrigens ſei nicht Andres, ſondern er zum Dank verpflichtet, da man ihn, der Noth unerachtet, die im Hauſe herrſche, ſo gaſtlich aufgenommen, und er wolle auch keinesweges dieſe Pflicht unerfüllt laſſen. Er zog einen wohlgefüllten Beutel hervor und nahm einige Goldſtücke heraus, die er dem Andres hinreichte. „Ei Herr,“ ſagte Andres, „wie und wofür ſollte ich denn ſo vieles Geld von Euch annehmen? Euch in meinem Hauſe zu beherbergen, da Ihr Euch in dem wilden weitläuftigen Forſt verirrt hattet, das war ja Chriſtenpflicht, und dünkte Euch das irgend eines Dankes werth, ſo habt Ihr mich ja überreich, ja mehr, als ich es nur mit Worten ſagen mag, dadurch belohnt, daß Ihr als ein weiſer kunſterfahrner Mann mein liebes Weib vom augenſcheinlichen Tode rettetet. Ach Herr! was Ihr an mir gethan, werde ich Euch ewiglich nicht vergeſſen, und Gott möge es mir verleihen, daß ich die edle That Euch mit meinem Leben und Blut lohnen könne.“ Bei dieſen Worten des wackern Andres fuhr es wie ein raſcher funkelnder Blitz aus den Augen des Fremden. „Ihr müßt, braver Mann,“ ſprach er, „durchaus das Geld annehmen. Ihr ſeyd das ſchon Euerm Weibe ſchuldig, der Ihr damit beſſere Nahrungsmittel und Pflege verſchaffen könnt; denn dieſer bedarf ſie nunmehr, um nicht wieder in ihren vorigen Zuſtand zurückzufallen, und Euerm Knaben Nahrung geben zu können.“ „Ach Herr,“ erwiederte Andres, „verzeiht es, aber eine innere Stimme ſagt mir, daß ich Euer unverdientes Geld nicht nehmen darf. Dieſe innere Stimme, der ich, wie der höhern Eingebung meines Schutzheiligen, immer vertraut, hat mich bisher ſicher durch das Leben geführt und mich beſchützt vor allen Gefahren des Leibes und der Seele. Wollt Ihr großmüthig handeln und an mir Armen ein Uebriges thun, ſo laßt mir ein Fläſchlein von Eurer wundervollen Arznei zurück, damit durch ihre Kraft mein Weib ganz geneſe.“ Giorgina richtete ſich im Bette auf, und der ſchmerzvolle wehmüthige Blick, den ſie auf Andres warf, ſchien ihn anzuflehen, diesmal nicht ſo ſtrenge auf ſein inneres Widerſtreben zu achten, ſondern die Gabe des mildthätigen Mannes anzunehmen. Der Fremde bemerkte das und ſprach: „Nun wenn Ihr denn durchaus mein Geld nicht annehmen wollt, ſo ſchenke ich es Euerm lieben Weibe, die meinen guten Willen, Euch aus der bittern Noth zu retten, nicht verſchmähen wird.“ Damit griff er noch einmal in den Beutel, und ſich der Giorgina nähernd, gab er ihr wohl noch einmal ſo viel Geld, als er vorhin dem Andres angeboten hatte. Giorgina ſah das ſchöne funkelnde Gold mit vor Freude leuchtenden Augen, ſie konnte kein Wort des Danks herausbringen, die hellen Thränen ſchoſſen ihr die Wangen herab. Der Fremde wandte ſich ſchnell von ihr weg, und ſprach zu Andres: „Seht, lieber Mann! Ihr könnet meine Gabe getroſt annehmen, da ich nur etwas von großem Ueberfluß Euch mittheile. Geſtehen will ich Euch, daß ich das nicht bin, was ich ſcheine. Nach meiner ſchlichten Kleidung, und da ich wie ein dürftiger wandernder Krämer zu Fuß reiſe, glaubt Ihr gewiß, daß ich arm bin und mich nur kümmerlich von kleinem Verdienſt auf Meſſen und Jahrmärkten nähre: ich muß Euch jedoch ſagen, daß ich durch glücklichen Handel mit den trefflichſten Kleinodien, den ich ſeit vielen Jahren treibe, ein ſehr reicher Mann geworden, und nur die einfache Lebensweiſe aus alter Gewohnheit beibehalten habe. In dieſem kleinen Felleiſen und dem Kiſtchen bewahre ich Juwelen und köſtliche, zum Theil noch im grauen Alterthum geſchnittene Steine, welche viele, viele Tauſende werth ſind. Ich habe diesmal in Frankfurt ſehr glückliche Geſchäfte gemacht, ſo daß das wohl noch lange nicht der hundertſte Theil des Gewinns ſeyn mag, was ich Euerm lieben Weibe ſchenkte. Ueberdem gebe ich Euch das Geld keinesweges umſonſt, ſondern verlange von Euch dafür allerlei Gefälligkeiten. Ich wollte, wie gewöhnlich, von Frankfurt nach Caſſel gehen und kam von Schluchtern aus vom richtigen Wege ab. Indeſſen habe ich gefunden, daß der Weg durch dieſen Forſt, den ſonſt die Reiſenden ſcheuen, gerade für einen Fußgänger recht anmuthig iſt, weshalb ich denn künftig auf gleicher Reiſe immer dieſe Straße einſchlagen und bei Euch einſprechen will. Ihr werdet daher mich jährlich zweimal bei Euch eintreffen ſehen; nämlich zu Oſtern, wenn ich von Frankfurt nach Caſſel wandere, und im ſpäten Herbſt, wenn ich von der Leipziger Michaelis-Meſſe nach Frankfurt und von dort nach der Schweiz und wohl auch nach Welſchland gehe. Dann ſollt Ihr mich für gute Bezahlung — einen — zwei auch wohl drei Tage bei Euch beherbergen und das iſt die erſte Gefälligkeit, um die ich Euch erſuche.“

„Ferner bitte ich Euch, dieſes kleine Kiſtchen, worin Waaren ſind, die ich in Caſſel nicht brauche, und das mir beim Wandern hinderlich iſt, zu behalten, bis ich künftigen Herbſt wieder bei Euch einſpreche. Nicht verhehlen will ich, daß die Waaren viele Tauſende werth ſind, aber ich mag Euch deshalb doch kaum größere Sorglichkeit empfehlen, da ich nach der Treue und Frömmigkeit, die Ihr an den Tag legt, Euch zutraue, daß Ihr auch das Geringſte, was ich Euch zurückließe, ſorgfältig aufbewahren würdet; zumal werdet Ihr das bei Sachen von ſolch' großem Werthe, als die ſind, welche in dem Kiſtchen verſchloſſen, ſicherlich thun. Seht, das iſt der zweite Dienſt, den ich von Euch fordere. Das Dritte, was ich verlange, wird Euch wohl am ſchwerſten fallen, unerachtet es mir jetzt am nöthigſten thut. Ihr ſollt Euer liebes Weib nur auf dieſen Tag verlaſſen und mich aus dem Forſt bis auf die Straße nach Hirſchfeld geleiten, wo ich bei Bekannten einſprechen und dann meine Reiſe nach Caſſel fortſetzen will. Denn außer dem, daß ich des Weges im Forſt nicht recht kundig bin und mich daher zum zweitenmal verirren könnte, ohne von einem ſo wackern Mann, wie Ihr es ſeyd, aufgenommen zu werden, iſt es auch in der Gegend nicht recht geheuer. Euch als einem Jägersmann aus der Gegend wird man nichts anhaben, aber ich, als einſamer Wanderer, könnte wohl gefährdet werden. Man ſprach in Frankfurt davon, daß eine Räuberbande, die ſonſt die Gegend von Schaffhauſen unſicher machte und ſich bis nach Straßburg herauf ausdehnte, nunmehr ſich ins Fuldaiſche geworfen haben ſoll, da die von Leipzig nach Frankfurt reiſenden Kaufleute ihnen reicheren Gewinnſt verſprachen, als ſie dort finden konnten. Wie leicht wär' es möglich, daß ſie mich ſchon von Frankfurt aus als reichen Juwelenhändler kennten. Hab' ich alſo ja durch die Rettung Eures Weibes Dank verdient, ſo könnt Ihr mich dadurch reichlich lohnen, daß Ihr aus dieſem Forſte mich auf Weg und Steg leitet." Andres war mit Freuden bereit, Alles zu erfüllen, was man von ihm verlangte, und machte ſich gleich, wie es der Fremde wünſchte, zur Wanderung fertig, indem er ſeine Jägeruniform anzog, ſeine Doppelbüchſe und ſeinen tüchtigen Hirſchfänger umſchnallte und dem Knecht befahl, zwei von den Doggen anzukuppeln. Der Fremde hatte unterdeſſen das Kiſtchen geöffnet und die prächtigſten Geſchmeide, Halsketten — Ohrringe — Spangen herausgenommen, die er auf Giorgina's Bette ausbreitete, ſo daß ſie ihre Verwunderung und Freude gar nicht bergen konnte. Als nun aber der Fremde ſie aufforderte, doch eine der ſchönſten Halsketten umzuhängen, die reichen Spangen auf ihre wunderſchön geformten Arme zu ſtreifen, und ihr dann einen kleinen Taſchenſpiegel vorhielt, worin ſie ſich nach Herzensluſt beſchauen konnte, ſo daß ſie in kindiſcher Luſt aufjauchzte, da ſagte Andres zu dem Fremden: „Ach lieber Herr! wie möget Ihr doch in meinem armen Weibe ſolche Lüſternheit erregen, daß ſie ſich mit Dingen putzt, die ihr nimmermehr zukommen, und auch gar nicht anſtehen. Nehmt mir es nicht übel, Herr! aber die einfache rothe Korallenſchnur, die meine Giorgina um den Hals gehängt hatte, als ich ſie zum erſtenmal in Neapel ſah, iſt mir tauſendmal lieber, als das funkelnde blitzende Geſchmeide, das mir nicht eitel und trügeriſch vorkommt." „Ihr ſeid auch gar zu ſtrenge," erwiederte der Fremde höhniſch lächelnd, „daß Ihr Euerm Weibe nicht einmal in ihrer Krankheit die unſchuldige Freude laſſen wollt, ſich mit meinen ſchönen Geſchmeiden herauszuputzen, die keineswegs trügeriſch, ſondern wahrhaft ächt ſind. Wißt Ihr denn nicht, daß eben den Weibern ſolche Dinge rechte Freude verurſachen? Und was Ihr da ſagt, daß ſolcher Prunk Eurer Giorgina nicht zukomme, ſo muß ich das Gegentheil behaupten. Euer Weib iſt hübſch genug, ſich ſo herauszuputzen und Ihr wißt ja nicht ob ſie nicht einmal auch noch reich genug ſeyn wird, dergleichen Schmuck ſelbſt zu beſitzen und zu tragen." Andres ſprach mit ſehr ernſtem nachdrücklichen Ton: „Ich bitte Euch, Herr! führt nicht ſolche geheimnißvolle verfängliche Reden! Wollt Ihr denn mein armes Weib bethören, daß ſie von eitlem Geluſt nach ſolchem weltlichem Prunk und Staat nur drückender unſere Armuth fühle und um alle Lebensruhe, um alle Heiterkeit gebracht werde? Packt nur Eure ſchönen Sachen ein, lieber Herr! ich will ſie Euch treulich bewahren, bis Ihr zurückkommt. Aber ſagt mir nun, wenn, wie es der Himmel verhüten möge! Euch unterdeſſen ein Unglück zuſtoßen ſollte, ſo daß Ihr nicht mehr zurückkehrtet in mein Haus, wohin ſoll ich dann das Kiſtchen abliefern, und wie lange ſoll ich auf Euch warten, ehe ich die Juwelen dem einhändige, den Ihr mir nennen werdet; ſo wie ich Euch jetzt um Euern Namen bitte?" „Ich heiße," erwiederte der Fremde, „Ignaz Denner, und bin, wie Ihr ſchon wiſſet, Kauf- und Handelsmann. Ich habe weder Weib, noch Kinder, und meine Verwandte wohnen im Walliſer Lande. Die kann ich aber keineswegs lieben und achten, da ſie ſich, als ich noch arm und bedürftig war, um mich gar nicht gekümmert haben. Sollte ich in drei Jahren mich nicht ſehen laſſen, ſo behaltet das Kiſtchen ruhig an Euch und, da ich wohl weiß, daß beide, Ihr und Giorgina, Euch ſträuben werdet das reiche Vermächtniß von mir anzunehmen, ſo ſchenke ich in jenem Fall das Käſtchen mit Kleinodien Euerm Knaben, dem ich, wenn Ihr ihn firmeln laßt, den Namen Ignatius beizugeben bitte." Andres wußte in der That nicht, was er aus der ſeltenen Freigebigkeit und Großmuth des fremden Mannes machen ſollte. Er ſtand ganz verſtummt vor ihm, indeß Giorgina ihm für ſeinen guten Willen dankte und verſicherte, zu Gott und den Heiligen fleißig beten zu wollen, daß ſie ihn auf ſeinen weiten beſchwerlichen Reiſen beſchützen und ihn ſtets glücklich in ihr Haus zurückführen möchten. Der Fremde lächelte, ſo wie es ſeine Art war, auf ſeltſame Weiſe und meinte, daß wohl das Gebet einer ſchönen Frau mehr Kraft haben möge, als das ſeinige. Das Beten wolle er daher ihr überlaſſen und übrigens ſeinem kräftigen abgehärteten Körper und ſeinen guten Waffen vertrauen.

Dem frommen Andres mißfiel dieſe Aeußerung des Fremden höchlich; indeſſen verſchwieg er das, was er darauf zu erwiedern ſchon im Begriff ſtand, und trieb vielmehr den Fremden an, jetzt die Wanderung durch den Forſt zu beginnen, da er ſonſt erſt in ſpäter Nacht in ſein Haus zurückkehren und ſeine Giorgina in Furcht und Angſt ſetzen würde.

Der Fremde ſagte beim Abſchiede noch Giorginen: daß er ausdrücklich ihr erlaube, ſich, wenn es ihr Vergnügen mache, mit ſeinen Geſchmeiden zu ſchmücken, da es ihr ja ohnedies in dieſem einſamen wilden Forſt an jeder Beluſtigung mangle. Giorgina erröthete vor innerm Vergnügen, da ſie freilich die ihrer Nation eigne Luſt an glänzendem Staat und vorzüglich an koſtbaren Steinen nicht unterdrücken konnte. — Nun ſchritten Denner und Andres raſch vorwärts durch den finſtern öden Wald. In dem dickſten Gebüſch ſchnupperten die Doggen umher und klafften, den Herrn mit klugen beredten Augen anſchauend. „Hier iſt es nicht geheuer,“ ſprach Andres, ſpannte den Hahn ſeiner Büchſe und ſchritt mit den Hunden bedächtig vor dem fremden Kaufmann her. Oft war es ihm, als rauſche es in den Bäumen und bald erblickte er in der Ferne finſtre Geſtalten, die gleich wieder in dem Gebüſch verſchwanden. Er wollte ſeine Doggen loskuppeln. „Thut das nicht, lieber Mann!“ rief Denner, „denn ich kann Euch verſichern, daß wir nicht das mindeſte zu fürchten haben.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als nur wenige Schritte von ihnen ein großer ſchwarzer Kerl mit ſtruppigen Haaren und großem Knebelbart, eine Büchſe in der Hand, aus dem Gebüſch heraustrat. Andres machte ſich ſchußfertig; „ſchießt nicht, ſchießt nicht!“ rief Denner; der ſchwarze Kerl nickte ihm freundlich zu und verlor ſich in den Bäumen. Endlich waren ſie aus dem Walde heraus, auf der lebhaften Landſtraße. „Nun danke ich Euch herzlich für Euer Geleite,“ ſprach Denner; „kehrt nur jetzt in Eure Wohnung zurück; ſollten Euch wieder ſolche Geſtalten aufſtoßen, wie wir ſie geſehen, ſo zieht ruhig Eure Straße fort, ohne Euch darum zu kümmern. Thut, als wenn Ihr gar nichts bemerktet, behaltet Eure Doggen am Strick. Ihr werdet ohne alle Gefahr Eure Wohnung erreichen.“ Andres wußte nicht, was er von dem Allen und von dem wunderlichen Kaufmann denken ſollte, der, wie ein Geiſterbeſchwörer, den Feind zu bannen und von ſich abzuhalten ſchien. Er konnte nicht begreifen, warum er denn erſt ſich habe durch den Wald geleiten laſſen. Getroſt ſchritt Andres durch den Forſt zurück, es ſtieß ihm durchaus nichts verdächtiges auf und er kam wohlbehalten in ſein Haus, wo ihm ſeine Giorgina, die ſich munter und kräftig aus dem Bette gemacht, voll Freude in die Arme fiel. —

Durch die Freigebigkeit des fremden Kaufmanns bekam die kleine Haushaltung des Andres eine ganz andere Geſtalt. Kaum war nämlich Giorgina ganz geneſen, als er mit ihr nach Fulda ging und außer den nöthigſten Bedürfniſſen noch manches Stück einkaufte, das ihrer häuslichen Einrichtung abging und wodurch dieſe das Anſehen eines gewiſſen Wohlſtandes erhielt. Dazu kam, daß ſeit dem Beſuch des Fremden die Freijäger und Holzdiebe aus der Gegend gebannt ſchienen, und Andres ſeinem Poſten ruhig vorſtehen konnte. Auch ſein Jagdglück war wiedergekehrt, ſo daß er, wie ſonſt, beinahe niemals einen Fehlſchuß that. Der Fremde ſtellte ſich zu Michaelis wieder ein und blieb drei Tage. Der hartnäckigen Weigerung der Wirthsleute unerachtet war er doch wieder ſo freigebig, wie das erſtemal. Er verſicherte, es ſei nun einmal ſeine Abſicht, ſie in Wohlſtand zu verſetzen, und ſo ſich ſelbſt das Abſteigequartier im Walde freundlicher und angenehmer zu machen.

Nun konnte die bildhübſche Giorgina ſich beſſer kleiden; ſie geſtand dem Andres, daß ſie der Fremde mit einer zierlich gearbeiteten goldnen Nadel, wie ſie die Mädchen und Weiber in mancher Gegend Italiens durch das in Zöpfen zuſammengeflochtene aufgewickelte Haar zu ſtecken pflegen, beſchenkt habe. Andres zog ein finſteres Geſicht, aber in dem Augenblick war Giorgina zur Thür herausgeſprungen und nicht lange dauerte es, ſo kehrte ſie zurück ganz ſo gekleidet und geſchmückt, wie Andres ſie in Neapel geſehen hatte. Die ſchöne goldne Nadel prangte in dem ſchwarzen Haar, in das ſie mit maleriſchem Sinn bunte Blumen geflochten, und Andres mußte ſich nun ſelbſt geſtehen, daß der Fremde ſein Geſchenk recht ſinnig gewählt hatte, um ſeine Giorgina wahrhaft zu erfreuen.

Andres äußerte dies unverholen und Giorgina meinte, daß der Fremde wohl ihr Schutzengel ſei, der ſie aus der tiefſten Dürftigkeit zum Wohlſtande erhebe, und daß ſie gar nicht begreife, wie Andres ſo wortkarg, ſo verſchloſſen gegen den Fremden und überhaupt ſo traurig, ſo in ſich gekehrt, bleiben könne. „Ach, liebes Herzensweib!“ ſprach Andres, „die innere Stimme, welche mir damals ſo laut ſagte, daß ich durchaus nichts von dem Fremden annehmen dürfe, die ſchweigt bis jetzt keineswegs. Ich werde oft von innern Vorwürfen gemartert; es iſt mir, als ob mit dem Gelde des Fremden unrechtes Gut in mein Haus gekommen ſei und deshalb kann mich nichts recht freuen, was dafür angeſchafft wurde. Ich kann mich jetzt wohl öfter mit einer kräftigen Speiſe, mit einem Glaſe

Wein erlaben; glaube mir aber, liebe Giorgina! war einmal ein guter Holzverkauf vorgefallen und hatte mir der liebe Gott ein Paar ehrlich verdiente Groſchen mehr beſcheert, als gewöhnlich, dann ſchmeckte mir ein Glas geringen Weins viel beſſer, als jetzt der gute Wein, den der Fremde uns mitbringt. Ich kann mich mit dieſem ſonderbaren Kaufmann durchaus nicht befreunden, ja es iſt mir in ſeiner Gegenwart oft ganz unheimlich zu Muthe. Haſt Du wohl bemerkt, liebe Giorgina! daß er niemanden feſt anzuſchauen vermag? Und dabei blitzt es zuweilen aus ſeinen tiefliegenden kleinen Augen ſo ſonderbar heraus, und dann kann er bei unſern ſchlichten Reden oft ſo — hämiſch möcht' ich ſagen, lachen, daß es mich eiskalt überläuft. — Ach, möchten nur nicht meine innern Gedanken wahr werden, aber oft iſt es mir, als liege allerlei ſchwarzes Unheil im Hintergrunde, das nun der Fremde mit einemmal hervorrufen werde, nachdem er uns in ſeinen künſtlichen Schlingen gefangen."

Giorgina ſuchte ihrem Mann die ſchwarzen Vorſtellungen auszureden, indem ſie verſicherte, wie ſie oft in ihrem Vaterlande und vorzüglich bei ihren Pflegeältern im Wirthshauſe, Perſonen kennen gelernt, deren Aeußeres noch viel widriger geweſen ſey, unerachtet es am Ende grundgute Menſchen waren. Andres ſchien getröſtet, im Innern beſchloß er aber auf der Hut zu ſeyn.

Der Fremde ſprach bei Andres wieder ein, als ſein Knabe, ein wunderſchönes Kind, ganz der Mutter Ebenbild, gerade neun Monate alt geworden. Es war Giorgina's Namenstag; ſie hatte den Kleinen fremdartig und ſonderbar herausgeputzt, ſich ſelbſt in ihre liebe neapolitaniſche Tracht geworfen und ein beſſeres Mahl, als gewöhnlich, bereitet, wozu der Fremde eine Flaſche köſtlichen Weins aus dem Felleiſen hergab. Als ſie nun fröhlich bei Tiſche ſaßen und der kleine Knabe mit ſolch' wunderbar verſtändigen Augen umherblickte, hub der Fremde an: „Euer Kind verſpricht in der That mit ſeinem beſondern Weſen ſchon jetzt recht viel und es iſt Schade, daß Ihr nicht im Stande ſeyn werdet, es gehörig zu erziehen. Ich hätte Euch wohl einen Vorſchlag zu thun, Ihr werdet ihn aber verwerfen wollen, unerachtet Ihr bedenken möchtet, daß er nur Euer Glück, Euern Wohlſtand bezweckt. Ihr wißt, daß ich reich und ohne Kinder bin, ich fühle eine ganz beſondere Liebe und Zuneigung zu Euerm Knaben — Gebt mir ihn! — Ich bringe ihn nach Straßburg, wo er von einer Freundin von mir, einer alten ehrbaren Frau, auf das Beste erzogen werden und mir so wie Euch große Freude machen soll. Ihr werdet mit Eurem Kinde einer großen Last los; doch müßt Ihr Euern Entschluß schnell fassen, da ich genöthigt bin, noch heute Abend abzureisen. Auf meinen Armen trage ich das Kind bis in das nächste Dorf; dort nehme ich dann ein Fuhrwerk.“ Bei diesen Worten des Fremden riß Giorgina das Kind, das er auf seinen Knien geschaukelt hatte, heftig fort und drückte es an ihren Busen, indem ihr die Thränen in die Augen traten. „Seht, lieber Herr!“ sprach Andres, „wie meine Frau Euch auf Euern Vorschlag antwortet, und eben so bin auch ich gesinnt. Eure Absicht mag recht gut seyn; aber wie möget Ihr doch uns das Liebste rauben wollen, das wir auf Erden besitzen? wie möget Ihr doch das eine Last nennen, was unser Leben aufheitern würde, wären wir auch noch in der tiefsten Dürftigkeit, aus der uns Eure Güte gerissen? Seht, lieber Herr! Ihr saget selbst, daß Ihr ohne Frau und ohne Kinder wäret; Euch ist daher wohl die Seligkeit fremd, die gleichsam aus der Glorie des offnen Himmelsreichs herabscheint auf Mann und Weib bei der Geburt eines Kindes. Es ist ja die reinste Liebe und Himmelswonne selbst, von der die Eltern erfüllt werden, wenn sie ihr Kind schauen, das stumm und still an der Mutter Brust liegend, doch mit gar beredten Zungen von ihrer Liebe, von ihrem höchsten Lebensglück spricht. — Nein, lieber Herr! so groß auch die Wohlthaten sind, die Ihr uns erzeigt habt, so wiegen sie doch lange nicht das auf, was uns unser Kind werth ist; denn wo gäbe es Schätze der Welt, die diesem Besitz gleich zu stellen? Scheltet uns daher nicht undankbar, lieber Herr! daß wir Euch Euer Ansinnen so ganz und gar abschlagen. Wäret Ihr selbst Vater, so bedürfte es weiter gar keiner Entschuldigung für uns.“ — „Nun, nun,“ erwiederte der Fremde, indem er finster seitwärts blickte, „ich glaubte Euch wohl zu thun, indem ich Euern Sohn reich und glücklich machte. Seid Ihr nicht damit zufrieden, so ist davon weiter nicht die Rede.“ — Giorgina küßte und herzte den Knaben, als sei er aus großer Gefahr errettet, und ihr wiedergegeben worden. Der Fremde suchte sichtlich wieder unbefangen und heiter zu scheinen; man merkte es indessen doch nur zu deutlich, wie sehr ihn die Weigerung seiner Wirthsleute, ihm den Knaben zu geben, verdrossen hatte. Statt, wie er gesagt, noch denselben Abend fortzureisen, blieb er wieder drei Tage, in welchen er jedoch nicht ſo, wie ſonſt bei Giorgina verweilte, ſondern mit Andres auf die Jagd zog und ſich bei dieſer Gelegenheit viel von dem Grafen Aloys von Bach erzählen ließ. Als in der Folge Ignaz Denner wieder bei ſeinem Freunde Andres einſprach, dachte er nicht mehr an ſeinen Plan, den Knaben mit ſich zu nehmen. Er war nach ſeiner Art freundlich wie vorher, und fuhr fort, Giorgina reichlich zu beſchenken, die er noch überdem wiederholt aufforderte, ſo oft ſie Luſt habe ſich mit den Juwelen aus dem Kiſtchen, das er Andres in Verwahrung gegeben, zu ſchmücken, welches ſie auch wohl dann und wann heimlich that. Oft wollte Denner, wie ſonſt, mit dem Knaben ſpielen; dieſer ſträubte ſich aber und weinte, durchaus mochte er nicht mehr zu dem Fremden gehen, als wiſſe er etwas von dem feindlichen Anſchlag, ihn ſeinen Eltern zu entführen. — Zwei Jahre hindurch hatte der Fremde nun auf ſeinen Wanderungen den Andres beſucht, und Zeit und Gewohnheit hatten die Scheu, das Mißtrauen wider Denner endlich überwunden, ſo daß Andres ſeinen Wohlſtand ruhig und heiter genoß. Im Herbſt des dritten Jahres, als die Zeit, in der Denner gewöhnlich einzuſprechen pflegte, ſchon vorüber war, pochte es in einer ſtürmiſchen Nacht hart an Andres Thür, und mehrere rauhe Stimmen riefen ſeinen Namen. Erſchrocken ſprang er aus dem Bette; als er aber zum Fenſter herausfrug, wer ihn in finſtrer Nacht ſo ſtöre und wie er gleich ſeine Doggen loslaſſen werde, um ſolche ungebetene Gäſte wegzuhetzen, da ſagte einer, er möge nur aufmachen, ein Freund ſei da, und Andres erkannte Denner's Stimme. Als er nun mit dem Licht in der Hand die Hausthür öffnete, trat ihm Denner allein entgegen. Andres äußerte, wie es ihm vorgekommen, als ob mehrere Stimmen ſeinen Namen gerufen hätten; Denner meinte dagegen, daß den Andres das Heulen des Windes getäuſcht haben müſſe. Als ſie in die Stube traten, erſtaunte Andres nicht wenig, als er den Denner näher betrachtete und ſeinen ganz veränderten Anzug gewahr wurde. Statt der grauen ſchlichten Kleidung und des Mantels trug er ein dunkelrothes Wamms und einen breiten ledernen Gurt, in dem ein Stilet und vier Piſtolen ſteckten; außerdem war er noch mit einem Säbel bewaffnet, ſelbſt das Geſicht ſchien verändert, indem auf der ſonſt glatten Stirn nun buſchichte Augenbrauen lagen und ein ſtarker ſchwarzer Bart ſich über Lippe und

Wangen zog. „Andres!“ ſprach Denner, indem er ihn mit ſeinen funkelnden Augen anblitzte, „Andres! als ich vor beinahe drei Jahren dein Weib vom Tode errettet hatte, da wünſchteſt Du, daß Gott es Dir verleihen möge, mir die Dir erzeigte Wohlthat mit Deinem Blut und Leben lohnen zu können. Dein Wunſch iſt erfüllt; denn es iſt nunmehr der Augenblick gekommen, in dem Du mir Deine Dankbarkeit, Deine Treue beweiſen kannſt. Kleide Dich an; nimm Deine Büchſe und komme mit mir, nur wenige Schritte von Deiner Wohnung ſollſt Du das übrige erfahren.“ Andres wußte nicht, was er von Denner's Zumuthung halten ſollte; der Worte, die er ihm vorhielt, indeſſen wohl eingedenk, verſicherte er, wie er bereit ſei, alles nur mögliche für ihn zu unternehmen, ſo bald es nicht der Rechtſchaffenheit, Tugend und Religion zuwider laufe. „Darüber kannſt Du ganz ruhig ſeyn,“ rief Denner, indem er ihm lächelnd auf die Schulter klopfte; und da er bemerkte, daß Giorgina aufgeſprungen war, und vor Angſt zitternd und bebend ihren Mann umklammerte, nahm er ſie bei den Armen und ſprach, ſie ſanft zurückziehend: „Laßt Euern Mann nur immer mit mir ziehen, in wenigen Stunden iſt er wieder geſund bei Euch, und bringt Euch vielleicht was Schönes mit. Hab' ich es denn jemals böſe mit Euch gemeint? Habe ich ſelbſt dann, wenn Ihr mich verkanntet, nicht immer Euch Gutes erzeigt? Wahrhaftig, Ihr ſeid recht beſondere mißtrauiſche Leute.“ Andres zauderte noch immer ſich anzukleiden, da wandte Denner ſich zu ihm und ſprach mit zornigem Blick: „Ich hoffe, Du wirſt Deine Zuſage halten, denn es gilt nunmehr, das zu beweiſen mit der That, was Du geſprochen!“ Schnell war nun Andres angekleidet, und indem er mit Denner zur Thür herausſchritt, ſprach er noch einmal: „Alles, lieber Herr! will ich für Euch thun, doch etwas Unrechtes werdet Ihr wohl von mir nicht fordern, da ich auch das Kleinſte, was wider mein Gewiſſen liefe, nicht vollbringen würde.“ Denner antwortete nichts, ſondern ſchritt raſch vorwärts. Sie waren durch das Dickicht gedrungen bis auf einen ziemlich geräumigen Raſenplatz; da pfiff Denner dreimal, daß der Ton ringsumher aus den ſchaurigen Klüften wiederhallte und überall in den Büſchen flackerten Windlichter auf und es rauſchte und klirrte in den dunklen Gängen, bis ſich ſchwarze gräßliche Geſtalten geſpenſtiſch hervordrängten und den Denner im Kreiſe umringten. Einer aus dem Kreiſe trat hervor und ſprach auf Andres hindeutend: „das iſt ja wohl unſer neuer Geſelle, nicht wahr Hauptmann?“ „Ja,“ antwortete Denner, „ich hab' ihn aus dem Bette geholt, er ſoll ſein Probeſtück machen, es kann nun gleich vorwärts gehen.“ Andres erwachte bei dieſen Worten wie aus dumpfer Betäubung, kalter Schweiß ſtand ihm auf der Stirne; aber er ermannte ſich und rief heftig: „Was, Du ſchändlicher Betrüger, für einen Kaufmann gabſt Du Dich aus und treibſt ein hölliſches verruchtes Gewerbe, und biſt ein verworfener Räuber? Nimmermehr will ich Dein Geſelle ſeyn und theilnehmen an Deinen Schandthaten, zu denen Du mich, wie der Satan ſelbſt, auf künſtliche hämiſche Weiſe verlocken wollteſt! Laß mich gleich fort, Du freveliger Böſewicht, und räume mit Deiner Rotte dies Gebiet, ſonſt verrathe ich Deine Schlupfwinkel der Obrigkeit, und Du bekommſt den Lohn für Deine Schandthaten; denn nun weiß ich es wohl, daß Du ſelbſt der ſchwarze Ignaz biſt, der mit ſeiner Bande an der Gränze gehauſet und geraubt, und gemordet hat. — Gleich laſſe mich fort, ich will Dich nie mehr ſchauen.“ Denner lachte laut auf. „Was, Du feiger Bube!“ ſprach er: „Du unterſtehſt Dich, mir zu trotzen, Dich meinem Willen, meinem Machtwort entziehen zu wollen? Biſt Du nicht längſt ſchon unſer Geſelle? lebſt Du nicht ſchon ſeit beinahe drei Jahren von unſerm Gelde? ſchmückt ſich Dein Weib nicht mit unſerm Raube? Nun ſtehſt Du unter uns und willſt nicht arbeiten dafür, was Du genoſſen? Folgſt Du uns nun nicht, zeigſt Du Dich nicht gleich als unſern rüſtigen Kumpan, ſo laſſe ich Dich gebunden in unſere Höhle werfen und meine Geſellen ziehen nach deiner Wohnung, zünden ſie an und ermorden dein Weib und deinen Knaben. Doch ich werde wohl dieſe Maßregel, die nur eine Folge Deiner Halsſtarrigkeit ſeyn würde, nicht ergreifen dürfen Nun! — wähle! — es iſt Zeit, wir müſſen fort!“ — Andres ſah nun wohl ein, daß die mindeſte Weigerung ſeiner geliebten Giorgina und dem Knaben das Leben koſten würde; den verrätheriſchen bübiſchen Denner im Innern zur Hölle verfluchend, beſchloß er daher, in ſeinen Willen ſich ſcheinbar zu fügen, rein von Diebſtahl und Mord zu bleiben und das tiefere Eindringen in die Schlupfwinkel der Bande nur dazu zu benutzen, bei der erſten günſtigen Gelegenheit ihre Aufhebung und Einziehung zu bewirken. Nach dieſem im Stillen gefaßten Entſchluß erklärte er dem Denner, wie trotz ſeines innern Widerſtrebens doch die Dankbarkeit für Giorgina's Rettung ihn verpflichte, etwas zu wagen, und er wolle daher die Expedition mitmachen, wobei er nur bitte, ihn als einen Neuling, ſo viel möglich mit dem thätigen Antheil daran zu verſchonen. Denner lobte ſeinen Entſchluß, indem er hinzufügte, wie er keinesweges verlange, daß er förmlich zur Bande übertreten ſolle, vielmehr müſſe er Revierjäger bleiben; denn ſo wäre er ihm und der Bande ſchon jetzt von großem Nutzen geweſen, was denn auch künftig der Fall ſeyn würde.

Es war auf nichts Geringeres abgeſehen, als die Wohnung eines reichen Pachters, die, von dem Dorfe abgelegen, unfern dem Walde ſtand, zu überfallen und auszuplündern. Man wußte, daß der Pachter außer dem vielen Gelde und den Koſtbarkeiten, die er beſaß, eben jetzt für verkauftes Getreide eine ſehr bedeutende Summe eingenommen hatte, die er bei ſich bewahrte und um ſo mehr verſprachen ſich die Räuber einen reichen Fang. Die Windlichter wurden ausgelöſcht und ſtill zogen die Räuber durch die engen Schleichwege, bis ſie dicht an dem Gebäude ſtanden, welches einige von der Bande umringten. Andere dagegen ſtiegen über die Mauer, und ſprengten von innen das Hofthor; einige wurden auf Wache ausgeſtellt, und unter dieſen befand ſich Andres. Bald hörte er, wie die Räuber die Thüren erbrachen und ins Haus ſtürmten, er vernahm ihr Fluchen, ihr Geſchrei, das Geheul der Gemißhandelten. Es fiel ein Schuß; der Pachter, ein beherzter Mann, mochte ſich zur Wehre ſetzen — dann wurde es ſtiller — aufgeſprengte Schlöſſer klirrten, Räuber ſchleppten Kiſten zum Hofthor heraus. Einer von des Pachters Leuten mußte in der Finſterniß entwiſcht und ins Dorf gerannt ſeyn; denn auf einmal tönte die Sturmglocke durch die Nacht, und bald darauf ſtrömten Haufen mit hellauflodernden Lichtern die Straße herauf nach der Pachterwohnung. Nun fiel Schuß auf Schuß, die Räuber ſammelten ſich im Hofe und ſtreckten alles nieder, was ſich der Mauer näherte. Sie hatten ihre Windfackeln angezündet. Andres, der auf einer Anhöhe ſtand, konnte alles überſehen. Mit Entſetzen erblickte er unter den Bauern Jäger in der Livrée ſeines Herrn, des Grafen von Vach! — Was ſollte er thun? — Sich zu ihnen zu begeben, war unmöglich, nur die ſchnellſte Flucht konnte ihn retten; aber wie feſtgezaubert ſtand er da hinſtarrend in den Pachterhof, wo das Gefecht immer mörderiſcher wurde; denn durch eine kleine Pforte an der andern Seite waren die Bach'ſchen Jäger gedrungen und mit den Räubern handgemein geworden. Die Räuber mußten zurück, ſie drängten ſich fechtend durch das Thor nach der Gegend hin, wo Andres ſtand. Er ſah Denner, der unaufhörlich lud und ſchoß und niemals fehlte. Ein junger reichgekleideter Mann, von Bach'ſchen Jägern umgeben, ſchien den Anführer zu machen; auf ihn legte Denner an, aber noch ehe er abdrückte, ſtürzte er von einer Kugel getroffen mit einem dumpfen Schrei nieder. Die Räuber fliehen — ſchon ſtürzten die Bach'ſchen Jäger herbei, da ſprang, wie von unwiderſtehlicher Macht getrieben, Andres herbei und rettete Dennern, den er, ſtark wie er war, auf die Schultern warf und ſchnell forteilte. Ohne verfolgt zu werden, erreichte er glücklich den Wald. Nur einzelne Schüſſe fielen hin und wieder und bald wurde es ganz ſtill; ein Zeichen, daß es den Räubern, die nicht verwundet auf dem Platze liegen geblieben, geglückt war, in den Wald zu entkommen und daß es den Jägern und Bauern nicht rathſam ſchien, in das Dickicht einzubrechen. „Setze mich nur nieder, Andres!“ ſprach Denner, „ich bin in den Fuß verwundet und verdammt, daß ich umſtürzte, denn, unerachtet mich die Wunde ſehr ſchmerzt, glaub' ich doch nicht einmal, daß ſie bedeutend iſt.“ Andres that es, Denner holte eine Phiole aus der Taſche und als er ſie öffnete, ſtrahlte ein helles Licht heraus, bei dem Andres die Wunde genau unterſuchen konnte: Denner hatte Recht; nur ein ſtarker Streifſchuß hatte den rechten Fuß getroffen, der ſtark blutete. Andres verband die Wunde mit ſeinem Schnupftuch, Denner ließ ſeine Pfeife ertönen, aus der Ferne wurde geantwortet und nun bat er den Andres, ihn ſachte den ſchmalen Waldweg heraufzuführen, denn bald würden ſie an Ort und Stelle ſeyn. Wirklich dauerte es auch nicht lange, ſo ſahen ſie den Schein von Windlichtern durch das dunkle Gebüſch brechen und hatten jenen Raſenplatz erreicht, von dem ſie ausgegangen und wo ſie die übriggebliebenen Räuber bereits verſammelt fanden. Alle jauchzten vor Freude auf, als Denner unter ſie trat und rühmten den Andres, der, tief in ſich gekehrt, kein Wort vorzubringen vermochte. Es fand ſich, daß über die Hälfte der Bande todt, oder hart verwundet auf dem Platze liegen geblieben war; indeſſen hatten einige von den Räubern, die dazu beſtimmt waren, den Raub in Sicherheit zu bringen, mitten im Gefecht wirklich mehrere Kiſten mit koſtbarem

Geräth, ſo wie eine anſehnliche Summe Geld, fortzuſchaffen gewußt, ſo daß, unerachtet das Unternehmen ſchlimm ausgegangen, doch die Beute anſehnlich blieb. Als nun das Nöthige beſprochen, wandte ſich Denner, dem man unterdeſſen ordentlich verbunden hatte, und der kaum irgend einen Schmerz mehr zu fühlen ſchien, zu Andres und ſprach: „Ich habe dein Weib vom Tode errettet, Du haſt mich in dieſer Nacht der Gefangenſchaft entzogen und mich folglich auch von dem mir gewiſſen Tode befreit, wir ſind quitt! Du kannſt in Deine Wohnung zurückkehren. In den nächſten Tagen, vielleicht ſchon morgen, verlaſſen wir die Gegend; Du magſt daher ganz ruhig darüber ſeyn, daß wir Dir Aehnliches, ſo wie heute, zumuthen werden. Du biſt ja ſo ein gottesfürchtiger Narr und uns nicht brauchbar. Es iſt indeſſen billig, daß Du Theil am heutigen Raube nehmeſt und überdem für meine Rettung belohnt werdeſt. Nimm daher dieſen Beutel mit Gold und behalte mich in gutem Andenken; denn über's Jahr hoffe ich bei Dir einzuſprechen." „Gott der Herr ſoll mich behüten," erwiederte Andres heftig, „daß ich auch nur einen Pfennig von Eurem ſchändlichen Raube nehmen ſollte. Habt Ihr mich doch nur durch die abſcheulichſten Drohungen gezwungen mitzugehen, welches ich ewiglich bereuen werde. Wohl mag es Sünde geweſen ſeyn, daß ich Dich, Du ſchändlicher Böſewicht! der gerechten Strafe entzogen habe; aber Gott im Himmel mag es mir nach ſeiner Langmuth verzeihen. Es war, als flehe in dem Augenblick meine Giorgina um Dein Leben, da Du das ihrige errettet, und ich konnte nicht anders, als daß ich Dich mit Gefahr meines Lebens und meiner Ehre, ja das Wohl und Weh meines Weibes und meines Kindes auf's Spiel ſetzend, der Gefahr entriß. Denn ſprich, was wäre aus mir, wenn man mich verwundet, ja was wäre aus meinem armen Weibe, meinem Knaben geworden, wenn man mich erſchlagen unter Deiner verruchten Mörderbande gefunden hätte? — Aber ſei überzeugt, daß, wenn Du die Gegend nicht verläſſeſt, wenn nur ein einziger hier geſchehener Raub, oder Mord mir kund wird, ich augenblicklich nach Fulda gehe und der Obrigkeit Deine Schlupfwinkel verrathe." — Die Räuber wollten über den Andres herfallen, um ihn für ſeine Reden zu züchtigen; Denner verbot es ihnen jedoch, indem er ſagte: „laßt doch den albernen Kerl ſchwatzen, was thut das uns? — Andres," fuhr Denner fort, „Du biſt in meiner Gewalt, ſo wie

Dein Weib und Dein Knabe. Du ſo wohl, als dieſe, ſollen aber ungefährdet bleiben, wenn Du mir verſprichſt, Dich ruhig in Deiner Wohnung zu halten und über Deine Mitwiſſenſchaft von dem Vorfall dieſer Nacht gänzlich zu ſchweigen. Das Letzte rathe ich Dir um ſo mehr, als meine Rache Dich furchtbar treffen und überdem die Obrigkeit Dir ſelbſt wohl Deine Hülfe bei der That, ſo wie, daß Du ſchon lange von meinem Reichthum genoſſeſt, nicht ſo hingehen laſſen würde. Dagegen verſpreche ich Dir noch einmal, daß ich die Gegend gänzlich räumen will und wenigſtens von mir und meiner Bande hier kein Unternehmen mehr ausgeführt werden ſoll." Nachdem Andres nothgedrungen dieſe Bedingungen des Räuberhauptmanns eingegangen war und feierlich verſprochen hatte zu ſchweigen, wurde er von zwei Räubern durch wildverwachſene Fußſteige auf den breiten Waldweg geführt und es war längſt heller Morgen worden, als er in ſein Haus trat und die vor Sorge und Angſt todtenbleiche Giorgina umarmte. Er ſagte ihr nur im Allgemeinen, daß ſich ihm Denner als der verruchteſte Böſewicht offenbart, und er daher alle Gemeinſchaft mit ihm abgebrochen habe; nie ſolle er mehr ſeine Schwelle betreten. „Aber das Juwelenkäſtchen?" unterbrach ihn Giorgina. Da fiel es dem Andres wie eine ſchwere Laſt auf's Herz. An die Kleinodien, die Denner bei ihm zurückgelaſſen, hatte er nicht gedacht, und unerklärlich ſchien es ihm, daß Dennern auch nicht ein Wort darüber entfallen war. Er ging mit ſich zu Rathe, was er wohl mit dieſem Käſtchen anfangen ſolle. Zwar dachte er daran, es nach Fulda zu bringen und der Obrigkeit zu übergeben; wie ſollte er aber den Beſitz deſſelben beſchönigen, ohne ſich wenigſtens dringender Gefahr auszuſetzen, das dem Denner einmal gegebene Wort zu brechen? — Er beſchloß endlich, dieſen Schatz getreulich zu bewahren, bis der Zufall ihm Gelegenheit darbieten würde, es Dennern wieder zuzuſtellen, oder beſſer noch, es, ohne ſein Wort zu brechen, an die Obrigkeit zu bringen. —

Der Ueberfall der Pachterwohnung hatte nicht geringen Schreck in der ganzen Gegend verurſacht; denn es war das kühnſte Wageſtück, das die Räuber ſeit Jahren unternommen und ein ſichrer Beweis, daß die Bande, welche ſich erſt durch gemeine Diebereien, dann durch das Anhalten und Berauben einzelner Reiſenden kund that, bedeutend verſtärkt haben mußte. Nur dem Zufall, daß der [illegible] des Grafen von Bach, von mehreren Leuten ſeines Oheims begleitet, eben in dem Dorfe, das unfern der Pachterwohnung lag, übernachtete und auf den erſten Lärm den Bauern, die gegen die Räuber auszogen, zu Hülfe eilte, hatte der Pachter die Rettung ſeines Lebens und des größten Theils ſeiner Baarſchaft zu verdanken. Drei von den Räubern, die auf dem Platz geblieben waren, lebten noch den andern Tag und gaben Hoffnung, von ihren Wunden zu geneſen. Man hatte ſie ſorgfältig verbunden und in das Dorfgefängniß geſperrt; als man indeſſen am frühen Morgen des dritten Tages ſie abführen wollte, fand man ſie durch viele Stiche ermordet, ohne daß man hätte errathen können, wie das zugegangen. Jede Hoffnung der Gerichte, von den Gefangenen näheren Aufſchluß über die Bande zu erhalten, war daher vereitelt. **Andres** ſchauderte im Innern, als er das Alles erzählen hörte, als er vernahm, wie mehrere Bauern und Jäger des Grafen von **Bach** zum Theil getödtet, zum Theil ſchwer verwundet worden. — Starke Patrouillen von Fuldaiſchen Reitern durchſtreiften den Wald, und ſprachen öfters bei ihm ein; jeden Augenblick mußte **Andres** befürchten, daß man **Dennern** ſelbſt, oder wenigſtens einen von der Bande einbringen, und dieſer ihn dann als Genoſſen jener kühnen Frevelthat erkennen und angeben werde. Zum erſtenmal in ſeinem Leben fühlte er die folternde Qual des böſen Gewiſſens, und doch hatte ihn nur die Liebe zu ſeinem Weibe, zu dem Knaben, gezwungen, dem freveligen Anſinnen **Denners** nachzugeben.

Alle Nachforſchungen blieben fruchtlos, es war unmöglich den Räubern auf die Spur zu kommen, und **Andres** überzeugte ſich bald, daß **Denner** Wort gehalten und die Gegend mit ſeiner Bande verlaſſen hatte. Das Geld, welches er noch von **Denner's** Geſchenken übrig behalten, ſo wie die goldene Nadel, legte er zu den Kleinodien in das Kiſtchen; denn er wollte nicht noch mehr Sünde auf ſich laden und von geraubtem Gelde ſich gütlich thun. So kam es denn, daß **Andres** bald wieder in die vorige Dürftigkeit und Armuth gerieth; aber immer mehr erheiterte ſich ſein Inneres, je längere Zeit verſtrich, ohne daß irgend etwas ſein ruhiges Leben verſtört hätte. Nach zwei Jahren gebar ihm ſein Weib noch einen Knaben, ohne jedoch, wie das erſtemal, zu erkranken, wiewohl ſie ſich herzlich nach jener beſſern Koſt und Pflege ſehnte, die ihr damals ſo wohl gethan.

Andres ſaß einſt in der Abenddämmerung traulich mit ſeinem Weibe zuſammen, die den jüngſtgebornen Knaben an der Bruſt hatte, während der Aeltere ſich mit dem großen Hunde herumbalgte, der, als Liebling ſeines Herrn, wohl in der Stube ſeyn durfte. Da kam der Knecht hinein, und ſagte, wie ein Menſch, der ihm ganz verdächtig vorkomme, ſchon ſeit beinahe einer Stunde um das Haus herumſchleiche. Andres war im Begriff mit ſeiner Büchſe hinauszugehen, als er vor dem Hauſe ſeinen Namen rufen hörte. Er öffnete das Fenſter und erkannte auf den erſten Blick den verhaßten Ignaz Denner, der ſich wieder in den grauen Kaufmannshabit geworfen hatte, und ein Felleiſen unter dem Arme trug. „Andres," rief Denner, „Du mußt mir dieſe Nacht Herberge geben in Deinem Hauſe, morgen ziehe ich weiter." „Was? Du unverſchämter, verruchter Böſewicht?" rief Andres in vollem Zorn, „Du wagſt es Dich wieder hier ſehen zu laſſen? Habe ich Dir nicht treulich Wort gehalten, nur damit Du Dein Verſprechen erfüllen und auf immer dieſe Gegend verlaſſen ſollteſt? Du darfſt nicht mehr meine Schwelle betreten — entferne Dich ſchnell, oder ich ſchieße Dich mörderiſchen Buben nieder! — Doch warte, ich will Dir Dein Gold, Dein Geſchmeide, womit Du Satan mein Weib verblenden wollteſt, hinabwerfen; dann magſt Du ſchnell forteilen. Ich laſſe Dir drei Tage Zeit, ſpüre ich aber dann nur auf irgend eine Weiſe Deine und Deiner Bande Gegenwart, ſo eile ich ſchnell nach Fulda und entdecke Alles, was ich weiß, der Obrigkeit. Magſt Du nun Deine Drohungen gegen mich und mein Weib erfüllen wollen, ich verlaſſe mich auf den Beiſtand Gottes, und werde Dich Böſewicht mit meinem guten Gewehr zu treffen wiſſen." Nun holte Andres ſchnell das Käſtchen herbei, um es hinabzuwerfen; als er aber an's Fenſter trat, war Denner verſchwunden, und unerachtet die Doggen die ganze Gegend rings ums Haus durchſpüren mußten, war es doch nicht möglich ihn aufzufinden. Andres ſah nun wohl ein, wie er, Denner's Bosheit ausgeſetzt, nun in großer Gefahr ſchwebe; er war daher allnächtlich auf ſeiner Hut, indeſſen blieb alles ruhig und Andres überzeugte ſich, daß Denner nur allein den Wald durchſtrichen hatte. Um indeſſen ſeinen ängſtlichen Zuſtand zu enden, ja um ſein Gewiſſen zu beruhigen, das ihn mit Vorwürfen quälte, beſchloß er nun nicht länger zu ſchweigen, ſondern dem Rath in Fulda ſein ganzes unverſchuldetes Verhältniß mit Denner zu berichten und zugleich das Kiſtchen mit den Kleinodien abzuliefern. Andres wußte wohl, daß er ohne Strafe nicht abkommen wurde, jedoch verließ er ſich auf ſein reuiges Bekenntniß eines Fehltritts, zu dem ihn der verruchte Ignaz Denner, wie der Satan ſelbſt, verlockt und gezwungen, ſo wie auf die Fürſprache ſeines Herrn, des Grafen von Bach, der dem treuen Diener ein günſtiges Zeugniß nicht verſagen konnte. Er hatte mit ſeinem Knechte mehrmals den Wald durchſtreift und nie war ihm etwas Verdächtiges aufgeſtoßen; für ſein Weib war daher jetzt keine Gefahr vorhanden und er wollte ungeſaumt nach Fulda gehen, um ſeinen Vorſatz auszuführen. An dem Morgen, als er ſich zur Reiſe bereit gemacht, kam ein Bote von dem Grafen von Bach, der ihn augenblicklich auf das Schloß ſeines Herrn mitgehen hieß. Statt nach Fulda wanderte er alſo fort mit dem Boten nach dem Schloß, nicht ohne Bangigkeit, was wohl dieſer ganz ungewöhnliche Ruf ſeines Herrn zu bedeuten haben werde. Als er in dem Schloß angekommen, mußte er gleich in das Zimmer des Grafen treten. „Freue Dich, Andres, rief dieſer ihm entgegen. Dich hat ein ganz unerwartetes Glück getroffen. Erinnerſt Du Dich wohl noch unſers alten mürriſchen Hauswirths in Neapel, des Pflegevaters Deiner Giorgina? Der iſt geſtorben; aber auf dem Sterbebette hatte ihn noch das Gewiſſen gerührt wegen der abſcheulichen Behandlung des armen verwaiſ'ten Kindes, und deshalb hat er ihr zweitauſend Dukaten vermacht, die bereits in Wechſelbriefen in Frankfurt angekommen ſind und die Du bei meinem Bankier heben kannſt. Willſt Du Dich gleich nach Frankfurt aufmachen, ſo laſſe ich Dir auf der Stelle das nöthige Certifikat ausfertigen, damit Dir das Geld ohne Anſtand ausgezahlt werde.“ Den Andres machte die Freude ſprachlos, und der Graf von Bach ergötzte ſich nicht wenig an dem Entzücken ſeines treuen Dieners. Andres beſchloß, als er ſich gefaßt hatte, ſeinem Weibe eine unvermuthete Freude zu bereiten; er nahm daher ſeines Herrn gnädiges Anerbieten an, und machte ſich, nachdem er die Urkunde zu ſeiner Legitimation erhalten, auf den Weg nach Frankfurt.

Seinem Weibe ließ er ſagen, wie ihn der Graf mit wichtigen Aufträgen verſchickt habe, und er daher einige Tage ausbleiben werde. — Als er in Frankfurt angekommen, wies ihn der Bankier des Grafen, bei dem er ſich meldete, an einen andern Kaufmann, der mit der

Auszahlung des Legats beauftragt ſeyn ſollte. Andres fand ihn endlich und erhielt die anſehnliche Summe wirklich ausgezahlt. Immer nur an Giorgina denkend, immer darnach trachtend, ihre Freude recht vollkommen zu machen, kaufte er für ſie allerlei ſchöne Sachen und auch eine goldene Nadel, der ganz gleich, welche ihr Denner geſchenkt hatte, und da er nun das ſchwere Felleiſen nicht wohl als Fußgänger fortbringen konnte, verſchaffte er ſich ein Pferd. So trat er nun, nachdem er ſechs Tage abweſend geweſen, wohlgemuth ſeine Rückreiſe an. Bald hatte er den Forſt und ſeine Wohnung erreicht. Er fand das Haus feſt verſchloſſen. Laut rief er den Knecht, ſeine Giorgina, niemand antwortete: die Hunde winſelten im Hauſe eingeſperrt. Da ahnete er großes Unglück und ſchlug heftig an die Thür und ſchrie laut: Giorgina! — Giorgina! — Nun rauſchte es am Bodenfenſter, Giorgina ſchaute heraus und rief: „Ach Gott! — Ach Gott! Andres, biſt Du es? — Geprieſen ſei die Macht des Himmels, daß Du nur wieder da biſt.“ Als Andres nun durch die geöffnete Thür eintrat, fiel ihm ſein Weib todtenbleich und laut heulend in die Arme. Regungslos ſtand er da; endlich faßte er ſein Weib, die mit erſchlafften Gliedern zu Boden ſinken wollte, und trug ſie in die Stube. Aber wie mit eiſigen Krallen packte ihn das Entſetzen bei dem gräßlichen Anblick. Die ganze Stube voller Blutflecke an dem Boden, an den Wänden, ſein jüngſter Knabe mit zerſchnittener Bruſt todt auf ſeinem Bettchen! — „Wo iſt George, wo iſt George?“ ſchrie Andres endlich auf in wilder Verzweiflung, aber in dem Augenblick hörte er, wie der Knabe die Treppe herabtrippelte und nach dem Vater rief. — Zerbrochene Gläſer, Flaſchen, Teller lagen umher. Der große ſchwere Tiſch, ſonſt an der Wand ſtehend, war in die Mitte des Zimmers gerückt, eine ſonderbar geformte Kohlenpfanne, mehrere Phiolen und eine Schüſſel mit geronnenem Blut ſtanden auf demſelben. Andres nahm ſein armes Knäblein aus dem Bette. Giorgina verſtand ihn, ſie holte Tücher herbei, in die ſie den Leichnam wickelten und im Garten begruben. Andres ſchnitt ein kleines Kreuz aus Eichenholz und ſetzte es auf den Grabhügel. Kein Wort, kein Laut entfloh den Lippen der unglücklichen Eltern. In dumpfem düſterem Schweigen hatten ſie die Arbeit vollendet und ſaßen nun vor dem Hauſe in der Abenddämmerung, den ſtarren Blick in die Ferne gerichtet. Erſt den andern Tag konnte Giorgina den

Verlauf deſſen, was ſich in Andres Abweſenheit zugetragen, erzählen. Am vierten Tage, nachdem Andres ſein Haus verlaſſen, hatte der Knecht zur Mittagszeit wieder allerlei verdächtige Geſtalten durch den Wald wanken geſehen, und Giorgina deshalb des Mannes Rückkehr herzlich gewünſcht. Mitten in der Nacht wurde ſie durch lautes Toben und Schreien dicht vor dem Hauſe aus dem Schlafe geweckt, der Knecht ſtürzte herein und verkündete voller Schreck, daß das ganze Haus von Räubern umringt und an eine Gegenwehr gar nicht zu denken ſei. Die Doggen wütheten, aber bald ſchien es, als würden ſie beſchwichtigt und man rief laut: Andres! — Andres! — Der Knecht faßte ſich ein Herz, öffnete ein Fenſter und rief herab, daß der Revierjäger Andres nicht zu Hauſe ſei. „Nun, es thut nichts,“ antwortete eine Stimme von unten herauf, „öffne nur die Thür, denn wir müſſen bei Euch einkehren, Andres wird bald nachfolgen.“ Was blieb dem Knecht übrig, als die Thür zu öffnen; da ſtrömte der helle Haufe der Räuber herein und begrüßte Giorgina als die Frau ihres Cameraden, dem der Hauptmann Freiheit und Leben zu danken habe. Sie verlangten, daß Giorgina ihnen ein tüchtiges Eſſen bereiten möge, weil ſie Nachts ein ſchweres Stück Arbeit vollbracht, das aber herrlich gelungen ſei. Zitternd und bebend machte Giorgina in der Küche ein großes Feuer an und bereitete das Mahl, wozu ſie Wildpret, Wein und allerlei andere Ingredienzien von einem der Räuber empfing, der der Küchen- und Kellermeiſter der Bande zu ſeyn ſchien. Der Knecht mußte den Tiſch decken und das Geſchirr herbeibringen. Er nahm den Augenblick wahr und ſchlich ſich fort zu ſeiner Frau in die Küche. „Ach wißt Ihr wohl,“ fing er voller Entſetzen an, „was für eine That die Räuber in dieſer Nacht verübt haben? Nach langer Abweſenheit und nach langer Vorbereitung haben ſie vor etlichen Stunden das Schloß des Herrn Grafen von Bach überfallen, und nach tapferer Gegenwehr mehrere ſeiner Leute und ihn ſelbſt getödtet, das Schloß aber angezündet.“ Giorgina ſchrie unaufhörlich: „ach mein Mann, wenn mein Mann nur auf dem Schloſſe geweſen wäre — Ach, der arme Herr!“ — Die Räuber tobten und ſangen unterdeſſen in der Stube und ließen ſich den Wein wohl ſchmecken, bis ihnen das Mahl aufgetragen wurde. Der Morgen fing ſchon an zu dämmern als der verhaßte Denner erſchien; nun wurden die Kiſten und Felleiſen, die ſie auf ihren Packpferden mitgebracht hatten, geöffnet. Giorgina hörte, wie ſie vieles Geld zählten und wie die Silbergeſchirre klirrten; es ſchien alles verzeichnet zu werden. Endlich als es ſchon lichter Tag geworden, brachen die Räuber auf, nur Denner blieb zurück. Er nahm eine freundliche leutſelige Miene an, und ſprach zu Giorgina: „Ihr ſeid wohl recht erſchreckt worden, liebe Frau; denn Euer Mann ſcheint Euch nicht geſagt zu haben, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit unſer Camerad geworden. Es thut mir in der That leid, daß er nicht zu Hauſe gekommen iſt; er muß einen andern Weg eingeſchlagen und uns verfehlt haben. Er war mit uns auf dem Schloſſe des Böſewichts, des Grafen von Bach, der uns vor zwei Jahren auf alle nur mögliche Weiſe verfolgt hat und an dem in voriger Nacht wir Rache nahmen. — Er fiel, kämpfend, von Eures Mannes Hand. Beruhigt Euch nur, liebe Frau, und ſagt dem Andres, daß er mich nun ſo bald nicht wieder ſehen würde, da die Bande ſich auf einige Zeit trennt. Heute Abend verlaſſe ich Euch. — Ihr habt lauter hübſche Kinder, liebe Frau! Das iſt ja wieder ein herrlicher Knabe.“ Mit dieſen Worten nahm er den Kleinen von Giorgina's Arm und wußte mit ihm ſo freundlich zu ſpielen, daß das Kind lachte und jauchzte und gern bei ihm blieb, bis er es wieder der Mutter zurückgab. Schon war es Abend geworden, als Denner zu Giorgina ſagte: „Ihr merkt wohl, daß ich, unerachtet ich kein Weib und keine Kinder habe, welches mir manchmal recht nahe geht, doch gar zu gern mit kleinen Kindern ſpiele und tändle. Gebt mir doch Euern Kleinen auf die wenigen Augenblicke, die ich noch bei Euch zubringe. Nicht wahr? der Kleine iſt jetzt gerade neun Wochen alt.“ Giorgina bejahte das und gab, jedoch nicht ohne inneres Widerſtreben, den kleinen Knaben Dennern hin, der ſich mit ihm vor die Hausthür ſetzte und Giorgina bat, ihm nun das Abendeſſen zu bereiten, weil er in einer Stunde fort müßte. Kaum war Giorgina in die Küche getreten, als ſie ſah, wie Denner mit dem Kinde auf dem Arm in die Stube ging. Bald darauf verbreitete ſich ein ſeltſam riechender Dampf durch das Haus, der aus der Stube zu quillen ſchien. Giorgina wurde von unbeſchreiblicher Angſt ergriffen; ſie lief ſchnell nach der Stube und fand die Thür von innen verriegelt. Es war ihr, als höre ſie das Kind leiſe wimmern. „Rette, rette mein Kind aus den Klauen des Böſewichts!“ ſo ſchrie ſie, eine gräßliche That ahnend, dem Knecht entgegen, der eben in das Haus trat. Dieſer ergriff ſchnell die Axt und ſprengte die Thür. Dicker ſtinkender Dampf ſchlug ihnen entgegen. Mit einem Sprunge war Giorgina im Zimmer; der Knabe lag nackt über einer Schüſſel, in die ſein Blut tröpfelte. Sie ſah nur noch wie der Knecht mit der Axt ausholte, um den Denner zu treffen, wie dieſer dem Schlage auswich, den Knecht unterlief und mit ihm rang. Es war ihr, als höre ſie jetzt mehrere Stimmen dicht vor den Fenſtern, bewußtlos ſank ſie zu Boden. Als ſie wieder erwachte, war es finſtre Nacht worden, aber ganz betäubt vermochte ſie nicht die erſtarrten Glieder zu regen. Endlich wurde es Tag und nun ſah ſie mit Entſetzen, wie das Blut im Zimmer ſchwamm. Stücke von Denner's Kleidern lagen überall umher — ein ausgeriſſener Schopf von des Knechts Haaren — die Axt blutig daneben — der Knabe vom Tiſche herabgeſchleudert mit zerſchnittener Bruſt. Auf's neue wurde Giorgina ohnmächtig, ſie glaubte zu ſterben, aber ſie erwachte wie aus dem Todesſchlummer, als es ſchon Mittag geworden. Sie raffte ſich mühſam auf, ſie rief laut den Georg, aber als niemand antwortete, glaubte ſie, auch Georg ſei ermordet. Die Verzweiflung gab ihr Kräfte, ſie floh aus dem Zimmer in den Hof und ſchrie laut: „Georg! — Georg!“ Da antwortete es mit matter kläglicher Stimme vom Bodenfenſter herab: „Mutter, ach liebe Mutter, biſt Du denn da? Komm herauf zu mir! mich hungert ſehr!“ — Schnell ſprang jetzt Giorgina hinauf und fand den Kleinen, der vor Angſt bei dem Lärm im Hauſe in die Bodenkammer gekrochen war und nicht gewagt hatte herauszukommen. Mit Entzücken drückte Giorgina den Kleinen an die Bruſt. Sie verſchloß das Haus und wartete nun von Stunde zu Stunde in der Bodenkammer auf Andres, den ſie auch verloren glaubte. Der Knabe hatte von oben herabgeſehen, wie mehrere Männer ins Haus gingen und mit Denner'n einen todten Menſchen heraustrugen. — Endlich bemerkte auch Giorgina das Geld und die ſchönen Sachen, die Andres mitgebracht hatte. „Ach, ſo iſt es doch wahr?“ ſchrie ſie entſetzt auf, „ſo biſt Du doch“ — Andres ließ ſie nicht ausreden, ſondern erzählte ausführlich, welches Glück ſie betroffen und wie er in Frankfurt geweſen ſei, wo er ſich ihre Erbſchaft habe auszahlen laſſen. — Der Neffe des ermordeten Grafen von Bach war nun Beſitzer der Güter worden; bei dieſem wollte ſich Andres melden, getreulich alles Geſchehene erzählen, Denner's Schlupfwinkel entdecken und bitten, ihn ſeines Dienſtes zu entlaſſen, der ihm ſo viel Noth und Gefahr bringe. Giorgina durfte mit dem Knaben im Hauſe nicht zurückbleiben. Andres beſchloß daher, ſeine beſten leicht fortzuſchaffenden Sachen auf einen kleinen Leiterwagen zu packen, das Pferd vorzuſpannen und ſo mit ſeinem Weibe und Kinde eine Gegend auf immer zu verlaſſen, die ihm nur die ſchrecklichſten Erinnerungen erregen und überdem niemals Ruhe und Sicherheit gewähren konnte. Der dritte Tag war zur Abreiſe beſtimmt, und eben packten ſie einen Kaſten, als ein ſtarkes Pferdegetrappel immer näher und näher kam. Andres erkannte den Bach'ſchen Förſter, der bei dem Schloſſe wohnte; hinter ihm ritt ein Commando Fuldaiſcher Dragoner. „Nun da finden wir ja den Böſewicht gerade bei der Arbeit, ſeinen Raub in Sicherheit zu bringen," rief der Commiſſarius des Gerichts, der mitgekommen. Andres erſtarrte vor Staunen und Schreck. Giorgina war halb ohnmächtig. Sie fielen über ihn her, banden ihn und ſein Weib mit Stricken und warfen ſie auf den Leiterwagen, der ſchon vor dem Hauſe ſtand. Giorgina jammerte laut um den Knaben und flehte um Gottes willen, daß man ihn ihr mitgeben möge. „Damit Du Deine Brut auch noch ins hölliſche Verderben bringen kannſt?" ſprach der Commiſſarius und riß den Knaben mit Gewalt aus Giorgina's Armen. Schon ſollte es fortgehen, da trat der alte Förſter, ein rauher aber biederer Mann, noch einmal an den Wagen und ſagte: „Andres, Andres, wie haſt Du Dich denn von dem Satan verlocken laſſen, ſolche Frevelthaten zu begehen? Immer warſt Du ja ſonſt ſo fromm und ehrlich!" „Ach lieber Herr!" ſchrie Andres auf im höchſten Jammer, „ſo wahr Gott im Himmel lebt, ſo wie ich dereinſt ſelig zu ſterben hoffe, ich bin unſchuldig. Ihr habt mich ja gekannt von früher Jugend her; wie ſollte ich, der ich niemals Unrechtes gethan, ſolch ein abſcheulicher Böſewicht geworden ſeyn? — denn ich weiß wohl, daß Ihr mich für einen verruchten Räuber und Theilnehmer an der Frevelthat haltet, die auf dem Schloſſe meines geliebten unglücklichen Herrn verübt worden iſt. Aber ich bin unſchuldig bei meinem Leben und meiner Seligkeit!" „Nun" ſagte der alte Förſter, „wenn Du unſchuldig biſt, ſo wird das an den Tag kommen, mag auch noch ſo viel wider Dich ſprechen. Deines Knaben und des Beſitzthums, was Du zurücklässeſt, will ich mich getreulich annehmen, ſo daß, wenn Deine und Deines Weibes Unſchuld erwieſen, Du den Jungen friſch und munter und Deine Sachen unverſehrt wiederfinden ſollſt.“ Das Geld nahm der Commiſſarius des Gerichts in Beſchlag. Unterwegs frug Andres Giorginen, wo ſie denn das Käſtchen verwahrt habe; ſie geſtand, wie es ihr jetzt leid thue, daß ſie es dem Denner überliefert, da es jetzt der Obrigkeit hätte übergeben werden können. In Fulda trennte man den Andres von ſeinem Weibe und warf ihn in ein tiefes finſtres Gefängniß. Nach einigen Tagen wurde er zum Verhör gefuhrt. Man beſchuldigte ihn der Theilnahme an dem im Bach'ſchen Schloſſe verübten Raubmorde und ermahnte ihn die Wahrheit zu geſtehen, da ſchon alles wider ihn ſo gut als ausgemittelt ſei. Andres erzählte nun getreulich Alles, was ſich mit ihm zugetragen, von dem erſten Eintritt des abſcheulichen Denners in ſein Haus bis zu dem Augenblick ſeiner Verhaftung. Er klagte ſich ſelbſt voll Reue des einzigen Vergehens an, daß er, um Weib und Kind zu retten, bei der Plünderung des Pachters zugegen war, und den Denner von der Gefangennehmung befreite, und betheuerte ſeine gänzliche Unſchuld Rückſichts des letzten von der Denner'ſchen Bande verübten Raubmordes, da er zu eben derſelben Zeit in Frankfurt geweſen ſei. Jetzt öffneten ſich die Thüren des Gerichtsſaals und der abſcheuliche Denner wurde hereingeführt. Als er den Andres erblickte, lachte er auf in teufliſchem Hohn und ſprach: „Nun, Kamerad, haſt Du Dich auch erwiſchen laſſen? Hat Dir Deines Weibes Gebet denn nicht herausgeholfen?“ Die Richter forderten Denner'n auf, ſein Bekenntniß Rückſichts des Andres zu wiederholen und er ſagte aus, daß eben der Bach'ſche Revierjäger Andres, der jetzt vor ihm ſtehe, ſchon ſeit fünf Jahren mit ihm verbunden und das Jägerhaus ſein beſter und ſicherſter Schlupfwinkel geweſen ſei. Andres habe immer den ihm gebührenden Antheil vom Raube erhalten, wiewohl er nur zweimal thätig bei den Räubereien mitgewirkt. Einmal nämlich bei der Beraubung des Pachters, wo er ihn, den Denner, aus der dringendſten Gefahr errettet, und dann bei dem Unternehmen gegen den Grafen Alops von Bach, der eben durch einen glücklichen Schuß des Andres getödtet worden ſei. — Andres gerieth in Wuth, als er dieſe ſchändliche Lüge hörte. „Was?“ ſchrie er, „Du verruchter teufliſcher Böſewicht, Du wagſt es, mich der Ermordung meines lieden armen Herrn anzuklagen, die Du ſelbſt verübt? — Ja! ich weiß es, nur Du ſelbſt biſt ſolcher That fähig; aber Deine Rache verfolgt mich, weil ich aller Gemeinſchaft mit Dir entſagt habe, weil ich drohte, Dich als einen verruchten Räuber und Mörder niederzuſchießen, ſo wie Du meine Schwelle betreten würdeſt. Darum haſt Du mit Deiner Bande mein Haus überfallen, als ich abweſend war; darum haſt Du mein armes unſchuldiges Kind und meinen braven Knecht ermordet! — Aber Du wirſt der ſchrecklichen Strafe des gerechten Gottes nicht entgehen, ſollte ich auch Deiner Bosheit unterliegen.“ Nun wiederholte Andres ſein voriges Bekenntniß unter den heiligſten Betheurungen der Wahrheit; aber Denner lachte höhniſch und meinte, warum er denn aus allzugroßer Furcht vor dem Tode noch erſt das Gericht zu belügen ſich unterfange, und daß es ſich ſchlecht mit der Frömmigkeit, von der er ſo viel Aufhebens mache, vereinbare, daß er Gott und die Heiligen zur Bekräftigung ſeiner falſchen Ausſagen anrufe. — Die Richter wußten in der That nicht, was ſie von dem Andres, deſſen Miene und Sprache die Wahrheit ſeiner Ausſage zu beſtätigen ſchien, ſo wie von Denner's kalter Feſtigkeit denken ſollten. — Nun wurde Giorgina vorgeführt, die in namenloſem Jammer laut weinend auf den Mann zuſtürzte. Sie wußte nur Unzuſammenhängendes zu erzählen, und unerachtet ſie den Denner des entſetzlichen Mordes ihres Knaben anklagte, ſchien Denner doch keinesweges entrüſtet, ſondern behauptete, wie er ſchon früher gethan, daß Giorgina nie etwas von den Unternehmungen ihres Mannes gewußt habe, ſondern ganz unſchuldig ſei. Andres wurde in ſein Gefängniß zurückgeführt. Einige Tage nachher ſagte ihm der ziemlich gutmüthige Gefangenwärter, daß ſein Weib, da ſowohl Denner, als die übrigen Räuber fortwährend ihre Unſchuld behauptet, ſonſt auch nichts wider ſie ausgemittelt worden, der Haft entlaſſen ſei. Der junge Graf von Bach, ein edelmüthiger Herr, der ſogar an ſeiner, des Andres, Schuld zu zweifeln ſcheine, habe Caution geſtellt, und der alte Förſter Giorginen in einem ſchönen Wagen abgeholt. Vergebens habe Giorgina gebeten, ihren Mann ſehen zu dürfen; das ſei ihr vom Gericht gänzlich abgeſchlagen worden. Den armen Andres tröſtete dieſe Nachricht nicht wenig, da mehr, als ſein Unglück, ihm ſeines Weibes elender Zuſtand im Gefängniß zu Herzen ging. Sein Prozeß verſchlimmerte ſich indeſſen von Tage zu Tage.

Es war erwieſen, daß eben, wie Denner es angegeben, ſeit fünf Jahren Andres in einen gewiſſen Wohlſtand gerieth, deſſen Quelle nur die Theilnahme an den Räubereien ſeyn konnte. Ferner geſtand Andres ſelbſt ſeine Abweſenheit von Hauſe während der auf dem Bach'ſchen Schloſſe verübten That, und ſeine Angabe wegen ſeiner Erbſchaft und ſeines Aufenthalts in Frankfurt blieb verdächtig, weil er den Namen des Kaufmanns, von dem er das Geld ausgezahlt erhalten haben wollte, durchaus nicht anzugeben wußte. Der Bankier des Grafen von Bach, ſo wie der Hauswirth in Frankfurt, bei dem Andres eingekehrt war, verſicherten einſtimmig, wie ſie ſich des beſchriebenen Revierjägers gar nicht erinnern könnten; der Gerichtshalter des Grafen von Bach, der das Certifikat für den Andres ausgefertigt hatte, war geſtorben und niemand von den Bach'ſchen Dienern wußte etwas von der Erbſchaft, da der Graf nichts davon geäußert, Andres aber auch davon geſchwiegen, weil er, aus Frankfurt zurückkehrend, ſein Weib mit dem Gelde überraſchen wollte. So blieb alles, was Andres vorbrachte, um nachzuweiſen, daß er zur Zeit des Raubes in Frankfurt geweſen und das Geld ehrlich erworben ſey, unausgemittelt. Denner blieb dagegen bei ſeiner frühern Behauptung und ihm ſtimmten ſämmtliche Räuber, die eingefangen worden, in allem bei. Alles dieſes hätte aber die Richter noch nicht ſo von der Schuld des unglücklichen Andres überzeugt, als die Ausſage von zwei Bach'ſchen Jägern, die bei dem Schein der Flammen ganz genau den Andres erkannt und geſehen haben wollten, wie von ihm der Graf niedergeſtreckt wurde. Nun war Andres in den Augen des Gerichts ein verſtockter heuchleriſcher Böſewicht und geſtützt auf das Reſultat aller jener Ausſagen und Beweiſe wurde ihm die Tortur zuerkannt, um ſeinen ſtarren Sinn zu beugen, und ihn zum Geſtändniß zu bringen. Schon über ein Jahr ſchmachtete Andres im Kerker, der Gram hatte ſeine Kräfte aufgezehrt, und ſein ſonſt robuſter ſtarker Körper war ſchwach und ohnmächtig geworden. Der ſchreckliche Tag, an dem die Pein ihm das Geſtändniß einer That, welche er niemals begangen, abdringen ſollte, kam heran. Man führte ihn in die Folterkammer, wo die entſetzlichen mit ſinnreicher Grauſamkeit erfundenen Inſtrumente lagen, und die Henkersknechte ſich bereiteten, den Unglücklichen zu martern. Nochmals wurde Andres ermahnt, die That, deren er ſo dringend verdächtig, ja deren er durch das Zeugniß jener Jäger überführt worden, zu geſtehen. Er betheuerte wiederum ſeine Unſchuld, und wiederholte alle Umſtände ſeiner Bekanntſchaft in denſelben Worten, wie er es im erſten Verhör gethan. Da ergriffen ihn die Knechte, banden ihn mit Stricken und marterten ihn, indem ſie ſeine Glieder ausrenkten und Stacheln einbohrten in das gedehnte Fleiſch. Andres vermochte nicht die Qual zu ertragen: vom Schmerz gewaltſam zerriſſen, den Tod wünſchend, geſtand er alles, was man wollte, und wurde ohnmächtig in den Kerker zurückgeſchleppt. Man ſtärkte ihn, wie es nach erlittener Tortur gewöhnlich, mit Wein und er fiel in einen zwiſchen Wachen und Schlafen hinbrütenden Zuſtand. Da war es ihm als löſten ſich die Steine aus der Mauer, und als fielen ſie krachend herab auf den Boden des Kerkers. Ein blutrother Schimmer drang durch und in ihm trat eine Geſtalt hinein, die, unerachtet ſie Denner's Züge hatte, ihm doch nicht Denner zu ſeyn ſchien. Glühender funkelten die Augen, ſchwärzer ſtarrte das ſtruppige Haar auf der Stirn empor und tiefer ſenkten ſich die finſtern Augenbrauen in die dicke Muskel herab, die über der krummgebogenen Habichtsnaſe lag. Auf gräßlich ſeltſame Weiſe war das Geſicht verſchrumpft und verzerrt, und die Kleidung fremd und abentheuerlich, wie er Dennern niemals geſehen. Ein feuerrother mit Gold ſtark verbrämter weiter Mantel hing in bauſchichten Falten der Geſtalt über die Schultern, ein breiter niedergekrempter ſpaniſcher Hut mit herabhängender rother Feder ſaß ſchief auf dem Kopfe, ein langer Stoßdegen hing an der Seite, und unter dem linken Arm trug die Geſtalt ein kleines Kiſtchen. So ſchritt der geſpenſtiſche Unhold auf Andres zu in hohlem dumpfen Tone ſprechend: „Nun, Camerad, wie hat Dir die Folter geſchmeckt? Du haſt das Alles blos Deinem Eigenſinn zu verdanken; hätteſt Du Dich als zur Bande gehörig bekannt, ſo wärſt Du nun ſchon gerettet. Verſprichſt Du aber, Dich mir und meiner Leitung ganz zu ergeben, und gewinnſt Du es über Dich, von dieſen Tropfen zu trinken, die aus Deines Kindes Herzblut gekocht ſind, ſo biſt Du augenblicklich aller Qual entledigt. Du fühlſt Dich geſund und kräftig, und für Deine weitere Rettung will ich dann ſorgen.“ — Andres konnte vor Schreck, Angſt und Ermattung nicht ſprechen; er ſah, wie ſeines Kindes Blut in der Phiole, die ihm die Geſtalt hinhielt, in rothen Flämmchen ſpielte; inbrünſtig betete er zu Gott und den Heiligen, daß ſie ihn retten möchten aus den Klauen des Satans, der ihn verfolge und um die ewige Seligkeit bringen wolle, die er zu erlangen hoffe, ſollte er auch eines ſchimpflichen Todes ſterben. Nun lachte die Geſtalt, daß es im Kerker wiederhallte, und verſchwand im dicken Dampf. Andres erwachte endlich aus dumpfer Betäubung, er vermochte ſich aufzurichten vom Lager; aber wie ward ihm, als er ſah, daß das Stroh, was unter ſeinem Haupte gelegen, ſich ſtärker und ſtärker zu rühren begann und endlich weggeſchoben wurde. Er gewahrte, daß ein Stein aus dem Fußboden von unten herausgedrängt werden und hörte mehrmals ſeinen Namen leiſe rufen. Er erkannte Denner's Stimme und ſprach: „Was willſt Du von mir? Laß mich ruhen, ich habe mit Dir nichts zu ſchaffen!“ „Andres,“ ſprach Denner, „ich bin durch mehrere Gewölbe gedrungen, um Dich zu retten; denn, wenn Du auf den Richtplatz kommſt, von dem ich errettet wurde, biſt Du verloren. Bloß um Deines Weibes willen, die mir mehr angehört, als Du wohl denken magſt, helfe ich Dir. Du biſt ein muthloſer Feigling. Was hat Dir nun Dein erbärmliches Läugnen gefruchtet? Blos, daß Du vom Bach'ſchen Schloß nicht zu rechter Zeit nach Hauſe zurückkehrteſt und ich mich zu lange bei Deinem Weibe aufhielt, iſt Schuld, daß man mich auffing. Da! — nimm die Feile und die Säge, befreie Dich in künftiger Nacht von den Ketten und durchſäge das Schloß der Kerkerthüre; ſchleiche durch den Gang! Die äußere Thür linker Hand wird offen ſtehn, und draußen wirſt Du einen von uns finden, der Dich weiter geleitet. Halte Dich gut!“ Andres nahm die Säge und die Feile, die ihm Denner hineinreichte und hob dann den Stein wieder in die Oeffnung. Er war entſchloſſen, das zu thun, wozu ihn die innere Stimme des Gewiſſens aufforderte. — Als es Tag geworden und der Gefangenwärter hineintrat, da ſagte er, wie er ſehnlich wünſche vor den Richter geführt zu werden, indem er Wichtiges zu entdecken habe. Noch an demſelben Vormittage wurde ſein Verlangen erfüllt, weil man nicht anders glaubte, als daß Andres neue, bisher noch unbekannt gebliebene, Frevelthaten der Bande geſtehen werde. Andres überreichte den Richtern die von Dennern erhaltenen Inſtrumente, und erzählte den Vergang der Nacht. „Unerachtet ich gewiß und wahrhaftig unſchuldig leide, ſo ſoll mich doch Gott behüten, daß ich darnach trachten ſollte, meine Freiheit auf unerlaubte Weiſe zu erlangen; denn das würde mich ja dem verruchten Denner, der mich in Schande und Tod geſtürzt hat, in die Hände liefern und ich dann erſt durch mein ſündliches frevliges Unternehmen die Strafe verdienen, die ich jetzt unſchuldig leiden werde.“ So beſchloß Andres ſeinen Vortrag. Die Richter ſchienen erſtaunt und von Mitleid für den Unglücklichen durchdrungen, wiewohl ſie durch die mannigfachen Thatſachen, die wider ihn ſprachen, zu ſehr von ſeiner Schuld überzeugt waren, um ſein jetziges Benehmen nicht auch für zweifelhaft zu halten. Die Aufrichtigkeit des Andres und vorzüglich der Umſtand, daß nach jener Anzeige der von Denner beabſichtigten Flucht, in der Stadt und zwar in der nächſten Umgebung des Gefängniſſes wirklich noch einige von der Bande ertappt und aufgegriffen wurden, hatte jedoch den wohlthätigen Einfluß auf ihn, daß er aus dem unterirdiſchen Kerker, in den er geſperrt geweſen, herausgenommen wurde, und eine lichte Gefängnißſtube neben der Wohnung des Gefangenwärters erhielt. Da brachte er ſeine Zeit mit Gedanken an ſein treues Weib, an ſeinen Knaben, und mit gottſeligen Betrachtungen hin, und bald fühlte er ſich ermuthigt, das Leben auch auf ſchmerzliche Weiſe, wie eine Bürde, abzuwerfen. Nicht genug konnte ſich der Gefangenwärter über den frommen Verbrecher wundern und er mußte nothgedrungen beinahe an ſeine Unſchuld glauben.

Endlich, nachdem beinahe noch ein Jahr verfloſſen, war der ſchwierige verwickelte Prozeß wider Denner und ſeine Mitſchuldigen geſchloſſen. Es hatte ſich gefunden, daß die Bande bis an die Gränze von Italien ausgebreitet war und ſchon ſeit geraumer Zeit überall raubte und mordete. Denner ſollte gehängt, und dann ſein Körper verbrannt werden. Auch dem unglücklichen Andres war der Strang zuerkannt; ſeiner Reue halber, und da er durch das Bekenntniß der ihm von Denner gerathenen Flucht die Entdeckung des Anſchlags der Bande, durchzubrechen, veranlaßt hatte, durfte jedoch ſein Körper herabgenommen, und auf der Gerichtsſtätte verſcharrt werden.

Der Morgen, an dem Denner und Andres hingerichtet werden ſollten, war angebrochen; da ging die Thür des Gefängniſſes auf, und der junge Graf von Vach trat hinein zum Andres, der auf den Knien lag und ſtill betete. „Andres,“ ſprach der Graf, „Du mußt ſterben. Erleichtere Dein Gewiſſen noch durch ein offnes Geſtändniß! Sage mir, haſt Du Deinen Herrn getödtet? Biſt Du wirklich der Mörder meines Oheims?“ — Da ſtürzten dem Andres die Thränen aus den Augen, und er wiederholte nochmals Alles, was er vor Gericht ausgeſagt, ehe ihm die unleidliche Qual der Tortur eine Lüge auspreßte. Er rief Gott und die Heiligen an, die Wahrheit ſeiner Ausſage und ſeine gänzliche Unſchuld an dem Tode des geliebten Herrn zu bekräftigen.

„Es iſt hier,“ fuhr der Graf von Vach fort, „ein unerklärliches Geheimniß im Spiele. Ich ſelbſt, Andres, war von Deiner Unſchuld überzeugt, unerachtet vieles wider Dich ſprach; denn ich wußte ja, daß Du von Jugend auf der treuſte Diener meines Oheims geweſen biſt, und ihn ſelbſt einmal in Neapel mit Gefahr Deines Lebens aus Räuberhänden errettet haſt. Allein nur noch geſtern haben mir die beiden alten Jäger meines Oheims Franz und Nikolaus geſchworen, daß ſie Dich leibhaftig unter den Räubern geſehen und genau bemerkt hätten, wie Du ſelbſt meinen Oheim niederſtreckteſt.“ Andres wurde von den peinlichſten, ſchrecklichſten Gefühlen durchbebt; es war ihm, als wenn der Satan ſelbſt ſeine Geſtalt angenommen habe, um ihn zu verderben; denn auch Denner hatte ja ſogar im Kerker davon geſprochen, daß er den Andres wirklich geſehen, und ſo ſchien ſelbſt die falſche Beſchuldigung vor Gericht auf innerer wahrer Ueberzeugung zu beruhen. Andres ſagte dies Alles unverhohlen, indem er hinzuſetzte, daß er ſich der Schickung des Himmels ergebe, nach welcher er den ſchmählichen Tod eines Verbrechers ſterben ſolle, daß aber, ſei es auch lange Zeit nachher, ſeine Unſchuld gewiß an den Tag kommen werde. Der Graf von Vach ſchien tief erſchüttert; er konnte kaum noch dem Andres ſagen, daß, nach ſeinem Wunſche, der Tag der Hinrichtung ſeinem unglücklichen Weibe verſchwiegen geblieben ſei, und daß ſie ſich nebſt dem Knaben bei dem alten Förſter aufhalte. Die Rathhausglocke erklang dumpf und ſchauerlich in abgemeſſenen Pulſen. Andres wurde angekleidet und der Zug ging mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten unter dem Zuſtrömen unzähligen Volks nach der Richtſtätte. Andres betete laut und rührte durch ſein frommes Betragen alle, die ihn ſahen. Denner hatte die Miene des trotzigen verſtockten Böſewichts. Er ſchaute munter und kräftig um ſich, und lachte oft den armen Andres tückiſch und ſchadenfroh an. Andres ſollte zuerſt hingerichtet werden; er beſtieg gefaßt mit dem Henker die Leiter, da kreiſchte ein Weib auf und ſank ohnmächtig einem alten Mann in die Arme. Andres blickte hin, es war Giorgina; laut erflehte er vom Himmel Faſſung und Stärke. „Dort, dort ſehe ich Dich wieder, mein armes unglückliches Weib, ich ſterbe unſchuldig!“ rief er, indem er den Blick ſehnſuchtsvoll zum Himmel erhob. Der Richter rief dem Henker zu, er möge ſich fördern, denn es entſtand ein Murren unter dem Volke und es flogen Steine nach Dennern, der ebenfalls ſchon die Leiter beſtiegen hatte und die Zuſchauer verhöhnte ob ihres Mitleids mit dem frommen Andres. Der Henker legte dem Andres den Strick um den Hals, da ſcholl es aus der Ferne her: „Halt — halt — um Chriſtus willen halt! — Der Mann iſt unſchuldig! — Ihr richtet einen Unſchuldigen hin!“ — „Halt — halt!“ ſchrieen tauſend Stimmen und kaum vermochte die Wache zu ſteuern dem Volk, das hinzudrang und den Andres von der Leiter herabreißen wollte. Näher ſprengte nun der Mann zu Pferde, der erſt gerufen hatte, und Andres erkannte auf den erſten Blick in dem Fremden den Kaufmann, der ihm in Frankfurt Giorgina's Erbſchaft ausgezahlt hatte. Seine Bruſt wollte zerſpringen vor Freude und Seligkeit, kaum konnte er ſich aufrecht erhalten als er von der Leiter herabgeſtiegen. Der Kaufmann ſagte dem Richter, daß zu derſelben Zeit, als der Raubmord im Vach'ſchen Schloſſe verübt worden, Andres in Frankfurt, alſo viele Meilen davon entfernt, geweſen ſei, und daß er dies vor Gericht auf die unzweifelhafteſte Weiſe durch Urkunden und Zeugen darthun wolle. Da rief der Richter: „Die Hinrichtung des Andres kann keineswegs geſchehen; denn dieſer höchſtwichtige Umſtand bewirkt, wenn er ausgemittelt wird, die völlige Unſchuld des Angeklagten. Man führe ihn ſogleich nach dem Gefängniſſe zurück.“ Denner hatte alles von der Leiter herab ruhig angeſehen; als aber der Richter dieſe Worte geſprochen, da rollten ſeine glühenden Augen, er knirſchte mit den Zähnen, er heulte in wilder Verzweiflung, daß es gräßlich, wie der namenloſe Jammer des wüthenden Wahnſinns, durch die Lüfte hallte: „Satan, Satan! Du haſt mich betrogen — weh mir! weh mir! es iſt aus — aus — Alles verloren!“ Man brachte ihn von der Leiter herab, er fiel zu Boden und röchelte dumpf: „ich will alles bekennen — ich will alles bekennen!“ Auch ſeine Hinrichtung wurde verſchoben und er ins Gefängniß zurückgeführt, wo ihm jedes Entſpringen unmöglich gemacht worden. Der Haß ſeiner ſeiner Wächder war die beſte Schutzwehr gegen die Schlauheit ſeiner Verbündeten. — Wenige Augenblicke nachher, als Andres bei dem Gefangenwärter angekommen, lag Giorgina in ſeinen Armen. „Ach Andres, Andres,“ rief ſie, „nun habe ich Dich ganz wieder, da ich weiß, daß Du unſchuldig biſt; denn auch ich habe an Deiner Redlichkeit, an Deiner Frömmigkeit gezweifelt!“ — Unerachtet man Giorginen den Tag der Hinrichtung verſchwiegen, war ſie doch von unbeſchreiblicher Angſt, von ſeltſamer Ahnung getrieben, nach Fulda geeilt, und gerade auf die Richtſtätte gekommen, als ihr Mann die verhängnißvolle Leiter beſtieg, die ihn zum Tode führen ſollte. Der Kaufmann war die ganze lange Zeit der Unterſuchung über auf Reiſen in Frankreich und Italien geweſen, und jetzt über Wien und Prag zurückgekehrt. Der Zufall, oder vielmehr eine beſondere Schickung des Himmels, wollte, daß er gerade in dem entſcheidendſten Augenblick auf den Richtplatz ankam, und den armen Andres von dem ſchmählichen Tode des Verbrechers rettete. Im Gaſthofe erfuhr er die ganze Geſchichte des Andres und es fiel ihm gleich ſchwer aufs Herz, daß Andres wohl derſelbe Revierjäger ſein könne, der vor zwei Jahren eine Erbſchaft, die ſeinem Weibe von Neapel aus zugefallen, erhob. Schnell eilte er fort und überzeugte ſich, als er nur Andres ſah, ſogleich von der Wahrheit ſeiner Vermuthung. Durch die eifrigen Bemühungen des wackern Kaufmanns und des jungen Grafen von Bach wurde Andres Aufenthalt in Frankfurt bis auf die Stunde ausgemittelt, dadurch aber ſeine völlige Unſchuld an dem Raubmorde dargethan. Denner ſelbſt geſtand nun die Richtigkeit der Angabe des Andres über das Verhältniß mit ihm und meinte nur, der Satan müſſe ihn geblendet haben; denn in der That hätte er geglaubt, Andres fechte auf dem Bach'ſchen Schloß an ſeiner Seite. Für die erzwungene Theilnahme an der Ausplünderung des Pachterhofes, ſo wie für die geſetzwidrige Rettung Denner's, hatte, nach dem Ausſpruch der Richter, Andres genug gebüßt durch das lange harte Gefängniß und durch die ausgeſtandene Marter und Todesangſt; er wurde daher durch Urtheil und Recht von jeder weiteren Strafe freigeſprochen und eilte mit ſeiner Giorgina auf das Bach'ſche Schloß, wo ihm der edle wohlthätige Graf im Nebengebäude eine Wohnung einräumte, von ihm nur die geringen Jagddienſte fordernd, die des Grafen perſönliche Liebhaberei nothwendig machte. Auch die Gerichtskoſten bezahlte der Graf, ſo daß Andres und Giorgina in dem ungekränkten Beſitz ihres Vermögens blieben.

Der Prozeß wider den verruchten Ignaz Denner nahm jetzt eine ganz andere Wendung. Die Begebenheit auf der Gerichtsſtätte ſchien ihn ganz umgewandelt zu haben. Sein höhnender teufliſcher Stolz war gebeugt, und aus ſeinem zerknirſchten Innern brachen Geſtändniſſe hervor, die den Richtern das Haar ſträubten. Denner klagte ſich ſelbſt mit allen Zeichen tiefer Reue des Bündniſſes mit dem Satan an, das er von ſeiner frühen Jugendzeit unterhalten, und ſo wurde vorzüglich hierauf die fernere Unterſuchung mit dem Zutritt dazu verordneter Geiſtlichkeit gerichtet. Ueber ſeine früheren Lebensverhältniſſe erzählte Denner ſo viel Sonderbares, daß man es für das Erzeugniß wahnſinniger Ueberſpannung hätte halten müſſen, wenn nicht durch die Erkundigungen, die man in Neapel, ſeinem angeblichen Geburtsort, einziehen ließ, alles beſtätigt worden wäre. Ein Auszug aus den von dem geiſtlichen Gericht in Neapel verhandelten Akten ergab über Denner's Herkunft folgende merkwürdige Umſtände.

Vor langen Jahren lebte in Neapel ein alter wunderlicher Doktor, Trabacchio mit Namen, den man ſeiner geheimnißvollen ſtets glücklichen Curen wegen insgemein den Wunder-Doktor zu nennen pflegte. Es ſchien, als wenn das Alter nichts über ihn vermöge; denn er ſchritt raſch und jugendlich daher, unerachtet mehrere Eingeborne ihm nachrechnen konnten, daß er an die achtzig Jahre alt ſeyn mußte. Sein Geſicht war auf eine ſeltſame grauſige Weiſe verzerrt und verſchrumpft, und ſeinen Blick konnte man kaum ohne innern Schauer ertragen, wiewohl er oft den Kranken wohl that, ſo daß man ſagte, blos durch den ſcharf auf den Kranken gehefteten Blick heile er oftmals ſchwere hartnäckige Uebel. Ueber ſeinen ſchwarzen Anzug warf er gewöhnlich einen weiten rothen Mantel mit goldnen Treſſen und Troddeln, unter deſſen bauſchichten Falten der lange Stoßdegen hervorragte. So lief er mit einer Kiſte ſeiner Arzneien, die er ſelbſt bereitete, durch die Straßen von Neapel zu ſeinen Kranken, und jeder wich ihm ſcheu aus. Nur in der höchſten Noth wandte man ſich an ihn, aber niemals ſchlug er es aus einen Kranken zu beſuchen, hatte er dabei auch nicht ſonderlichen Gewinn zu hoffen. Mehrere Weiber ſtarben ihm ſchnell; immer waren ſie ausnehmend ſchön und insgemein Landdirnen geweſen. Er ſperrte ſie ein und erlaubte ihnen nur unter Begleitung einer alten ekelhaft häßlichen Frau die Meſſe zu hören. Dieſe Alte war unbeſtechlich; jeder noch ſo liſtig angelegte Verſuch junger Lüſtlinge, den ſchönen Frauen des Trabacchio näher zu kommen, blieb fruchtlos. Unerachtet Doktor Trabacchio von Reichen ſich gut bezahlen ließ, ſo ſtand doch ſeine Einnahme mit dem Reichthum an Geld und Kleinodien, den er in ſeinem Hauſe aufgehäuft hatte und den er niemandem verhehlte, in keinem Verhältniß. Dabei war er zu Zeiten freigebig bis zur Verſchwendung, und hatte die Gewohnheit jedesmal, wenn ihm eine Frau geſtorben, ein Gaſtmahl zu geben, deſſen Aufwand wohl doppelt ſo viel betrug, als die reichſte Einnahme, die ihm ſeine Praxis ein ganzes Jahr hindurch verſchaffte. Mit ſeiner letzten Frau hatte er einen Sohn erzeugt, den er eben ſo einſperrte, wie ſeine Weiber; niemand bekam ihn zu ſehen. Nur bei dem Gaſtmahl, das er nach dem Tode dieſer Frau gab, ſaß der kleine dreijährige Knabe an ſeiner Seite, und alle Gäſte waren über die Schönheit und die Klugheit des Kindes, das man, verrieth ſein körperliches Anſehen nicht ſein Alter, ſeinem Benehmen nach wenigſtens für zwölfjährig hätte halten können. Eben bei dieſem Gaſtmahl äußerte der Doktor Trabacchio, daß, da nunmehr ſein Wunſch, einen Sohn zu haben, erreicht ſei, er nicht mehr heirathen werde. Sein übermäßiger Reichthum, aber noch mehr ſein geheimnißvolles Weſen, ſeine wunderbaren Curen, die bis ins Unglaubliche gingen, da blos einigen von ihm bereiteten und eingeflößten Tropfen, ja oft blos ſeiner Betaſtung, ſeinem Blick, die hartnäckigſten Krankheiten wichen, gab endlich Anlaß zu allerlei ſeltſamen Gerüchten, die ſich in Neapel verbreiteten. Man hielt den Doktor Trabacchio für einen Alchymiſten, für einen Teufelsbeſchwörer, ja man gab ihm endlich Schuld, daß er mit dem Satan im Bündniß ſtehe. Die letzte Sage entſtand aus einer ſeltſamen Begebenheit, die ſich mit einigen Edelleuten in Neapel zutrug. Dieſe kehrten einſt ſpät in der Nacht von einem Gaſtmahl zurück und geriethen, da ſie im Weinrauſch den Weg verfehlt, in eine einſame verdächtige Gegend. Da rauſchte und raſchelte es vor ihnen und ſie wurden mit Entſetzen gewahr, daß ein großer leuchtendrother Hahn, ein zackicht Hirſchgeweihe auf dem Kopfe tragend, mit ausgebreiteten Flügeln daher ſchritt, und ſie mit menſchlichen funkelnden Augen anſtarrte. Sie drängten ſich in eine Ecke, der Hahn ſchritt vorüber, und ihm folgte eine große Figur in glänzendem goldverbrämten Mantel. So wie die Geſtalten vorüber waren, ſagte einer von den Edelleuten leiſe: Das war der Wunderdoktor Trabacchio. Alle nüchtern geworden durch den entſetzlichen Spuk, ermuthigten ſich und folgten dem angeblichen Doktor mit dem Hahn, deſſen Leuchten den genommenen Weg zeigte. Sie ſahen, wie die Geſtalten wirklich auf das Haus des Doktors, das auf einem fernen leeren öden Platze ſtand, zuſchritten. Vor dem Hauſe angekommen, rauſchte der Hahn in die Höhe, und ſchlug mit den Flügeln an das große Fenſter über dem Balkon, das ſich klirrend öffnete; die Stimme eines alten Weibes meckerte: „Kommt — kommt nach Haus — kommt nach Haus — warm iſt das Bett, und Liebchen wartet lange ſchon — lange ſchon!“ Da war es, als ſtiege der Doktor auf einer unſichtbaren Leiter empor, und rauſche nach dem Hahn durch das Fenſter, welches zugeſchlagen wurde, daß es die einſame Straße entlang klirrte und dröhnte. Alles war im ſchwarzen Dunkel der Nacht verſchwunden und die Edelleute ſtanden ſtumm und ſtarr vor Grauſen und Entſetzen. Dieſer Spuk, die Ueberzeugung der Edelleute, daß die Geſtalt, der der teufliſche Hahn vorleuchtete, niemand anders, als der verrufene Doktor Trabacchio geweſen, war für das geiſtliche Gericht, dem Alles zu Ohren kam, genug, dem ſataniſchen Wundermann ſorglich in aller Stille nachzuſpüren. Man brachte in der That heraus, daß in den Zimmern des Doktors ſich oft ein rother Hahn befand, mit dem er auf wunderliche Weiſe zu ſprechen und zu disputiren ſchien, als ſprächen Gelehrte über zweifelhafte Gegenſtände ihres Wiſſens. Das geiſtliche Gericht war im Begriff den Doktor Trabacchio einzuziehen als einen verruchten Hexenmeiſter; aber das weltliche Gericht kam dem geiſtlichen zuvor und ließ den Doktor durch die Sbirren aufheben und ins Gefängniß ſchleppen, da er eben von dem Beſuch eines Kranken heimkehrte. Die Alte war ſchon früher aus dem Hauſe geholt worden, den Knaben hatte man nicht finden können. Die Thüren der Zimmer wurden verſchloſſen und verſiegelt, Wachen rings um das Haus geſtellt. — Folgendes war der Grund dieſes gerichtlichen Verfahrens. Seit einiger Zeit ſtarben mehrere angeſehene Perſonen in Neapel und in der umliegenden Gegend und zwar nach der Aerzte einſtimmigem Urtheil an Gift. Dies hatte viele Unterſuchungen veranlaßt, die fruchtlos blieben, bis endlich ein junger Menſch in Neapel, ein bekannter Lüſtling und Verſchwender, deſſen Oheim vergiftet worden, die gräßliche That mit dem Zuſatz eingeſtand, daß er das Gift von dem alten Weibe, der Haushälterin Trabacchio's gekauft habe. Man ſpürte der Alten nach, und ertappte ſie, als ſie eben ein feſtverſchloſſenes kleines Kiſtchen forttragen wollte, in dem man kleine Phiolen fand, die mit den Namen von allerlei Arzneimitteln verſehen waren, unerachtet ſie flüſſiges Gift enthielten. Die Alte wollte nichts eingeſtehen; als man ihr indeſſen mit der Tortur drohte, da bekannte ſie, daß der Doktor Trabacchio ſchon ſeit vielen Jahren jenes künſtliche Gift, das unter dem Namen Aqua Toffana bekannt ſei, bereite, und daß der geheime Verkauf dieſes Gifts, der durch ſie bewirkt worden, beſtändig ſeine reichſte Erwerbsquelle geweſen. Ferner ſei es nur zu gewiß, daß er mit dem Satan im Bündniß ſtehe, der in verſchiedenen Geſtalten bei ihm einkehre. Jedes ſeiner Weiber habe ihm ein Kind geboren, ohne daß es jemand außer dem Hauſe geahnet. Das Kind habe er denn allemal, nachdem es neun Wochen, oder neun Monate alt geworden, unter beſonderen Zurüſtungen und Feierlichkeiten auf unmenſchliche Weiſe geſchlachtet, indem er ihm die Bruſt aufgeſchnitten und das Herz herausgenommen. Jedesmal ſei der Satan bei dieſer Operation, bald in dieſer, bald in jener Geſtalt, meiſtens aber als Fledermaus mit menſchlicher Larve, erſchienen, und habe mit breiten Flügeln das Kohlfeuer angefacht, bei dem Trabacchio aus des Kindes Herzblut köſtliche Tropfen bereitet, die jeder Siechheit kräftig widerſtanden. Die Weiber hätte Trabacchio bald nachher auf dieſe, oder jene heimliche Weiſe getödtet, ſo daß der ſchärfſte Blick des Arztes wohl nie auch die kleinſte Spur der Ermordung habe auffinden können. Nur Trabacchio's letztes Weib, die ihm einen Sohn geboren, der noch lebe, ſei des natürlichen Todes geſtorben. —

Der Doktor Trabacchio geſtand alles unverholen ein und ſchien eine Freude daran zu finden, das Gericht mit den ſchauerlichen Erzählungen ſeiner Unthaten und vorzüglich der nähern Umſtände ſeines entſetzlichen Bündniſſes mit dem Satan in Verwirrung zu ſetzen. Die Geiſtlichen, welche dem Gericht beiwohnten, gaben ſich alle nur erſinnliche Mühe, den Doktor zur Reue und zur Erkenntniß ſeiner Sünden zu bringen; aber es blieb vergebens, da Trabacchio ſie nur verhöhnte und verlachte. Beide, die Alte und Trabacchio, wurden zum Scheiterhaufen verurtheilt. — Man hatte unterdeſſen das Haus des Doktors unterſucht und alle ſeine Reichthümer hervorgeholt, die, nach Abzug der Gerichtskoſten, an die Hospitäler vertheilt werden ſollten. In Trabacchio's Bibliothek fand man nicht ein einziges verdächtiges Buch und noch viel weniger gab es Geräthſchaften, die auf die ſataniſche Kunſt, die der Doktor getrieben, hätten hindeuten ſollen. Nur ein verſchloſſenes Gewölbe, deſſen viele durch die Mauer herausragende Röhren das Laboratorium verriethen, widerſtand, als man es öffnen wollte, aller Kunſt und aller Gewalt. Ja, wenn Schloſſer und Maurer unter Aufſicht des Gerichts ſich eifrig bemühten, endlich durchzubrechen, ſo daß wohl der Zweck erreicht worden wäre, da kreiſchten im Innern des Gewölbes entſetzliche Stimmen, es rauſchte auf und nieder, wie mit eiskalten Flügeln ſchlug es an die Geſichter der Arbeiter und ein ſchneidender Zugwind pfiff in gellenden gräßlichen Tönen durch den Gang, ſo daß von Grauſen und Entſetzen ergriffen alle flohen, und am Ende niemand mehr ſich an die Thür des Gewölbes wagen wollte, aus Furcht wahnſinnig zu werden vor Angſt und Schrecken. Den Geiſtlichen, die ſich der Thür nahten, ging es nicht beſſer und es blieb nichts übrig, als die Ankunft eines alten Dominikaners aus Palermo zu erwarten, deſſen Standhaftigkeit und Frömmigkeit bisher alle Künſte des Satans weichen mußten. Als dieſer Mönch ſich nun in Neapel befand, war er bereit den teufliſchen Spuk in Trabacchio's Gewölbe zu bekämpfen, und verfügte ſich hin, ausgerüſtet mit Kreuz und Weihwaſſer, begleitet von mehreren Geiſtlichen und Gerichtsperſonen, die aber weit von der Thür entfernt blieben. Der alte Dominikaner ging betend auf die Thür los; aber da erhob ſich heftiger das Rauſchen und Brauſen, und die entſetzlichen Stimmen verworfener Geiſter lachten gellend heraus. Der Geiſtliche ließ ſich jedoch nicht irre machen; er betete kräftiger das Crucifix emporhaltend und die Thür mit Weihwaſſer beſprengend. „Man gebe mir ein Brecheiſen!“ rief er laut; zitternd reichte es ihm ein Maurerburſche hin, aber kaum ſetzte es der alte Mönch an die Thür, als ſie mit furchtbar erſchütterndem Knall aufſprang. Blaue Flammen leckten überall an den Wänden des Gewölbes herauf und eine betäubende erſtickende Hitze ſtrömte aus dem Innern. Demunerachtet wollte der Dominikaner hineintreten; da ſtürzte der Boden des Gewölbes ein, daß das ganze Haus erdröhnte und Flammen praſſelten aus dem Abgrunde hervor, die wüthend um ſich griffen und alles rings umher erfaßten. Schnell mußte der Dominikaner mit ſeiner Begleitung fliehen, um nicht zu verbrennen, oder verſchüttet zu werden. Kaum waren ſie auf der Straße, als das ganze Haus des Doktors Trabacchio in Flammen ſtand. Das Volk lief zuſammen und jauchzte und jubelte, als es des verruchten Hexenmeiſters Wohnung brennen ſah, ohne auch nur das mindeſte zur Rettung zu thun. Schon war das Dach eingeſtürzt, das inwendige Holzwerk flammte zu den Wänden heraus und nur die ſtarken Balken des obern Stocks widerſtanden noch der Gewalt des Feuers. Aber vor Entſetzen ſchrie das Volk auf, als es Trabacchio's zwölfjährigen Sohn mit einem Kiſtchen unter dem Arm einen dieſer glimmenden Balken entlang ſchreiten ſah. Nur einen Moment dauerte dieſe Erſcheinung, ſie verſchwand plötzlich in den hochaufſchlagenden Flammen. — Der Doktor Trabacchio ſchien ſich herzinniglich zu freuen, als er dieſe Begebenheit erfuhr und ging mit verwegener Frechheit zum Tode. Als man ihn an den Pfahl band, lachte er hell auf und ſagte zu dem Henker, der ihn mordluſtig recht feſt anſchnürte: „Sieh Dich vor, Geſelle, daß dieſe Stricke nicht an Deinen Fäuſten brennen." Dem Mönch, der ſich ihm zuletzt noch nahen wollte, rief er mit fürchterlicher Stimme zu: „Fort! — zurück von mir! Glaubſt Du denn, daß ich ſo dumm ſeyn werde, Euch zu Gefallen einen ſchmerzlichen Tod zu leiden? — noch iſt meine Stunde nicht gekommen." — Nun fing das angezündete Holz an zu praſſeln; kaum erreichte aber die Flamme den Trabacchio, als es hell aufloderte, wie Strohfeuer und von einer fernen Anhöhe ein gellendes Hohngelächter ſich hören ließ. Alles ſchaute hin und Grauſen ergriff das Volk, als es den Doktor Trabacchio leibhaftig in dem ſchwarzen Kleide, dem goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrempten ſpaniſchen Hut mit der rothen Feder auf dem Kopfe, das Kiſtchen unter dem Arm, ganz wie er ſonſt durch die Straßen von Neapel zu laufen pflegte, erblickte. Reiter, Sbirren, hundert andere aus dem Volk ſtürzten hin nach dem Hügel, aber Trabacchio war und blieb verſchwunden. Die Alte gab ihren Geiſt auf unter den entſetzlichſten Qualen, unter den gräßlichſten Verwünſchungen ihres verruchten Herrn, mit dem ſie unzählige Verbrechen getheilt. —

Der ſogenannte Ignaz Denner war nun kein anderer, als eben der Sohn des Doktors, der ſich damals durch die hölliſchen Künſte ſeines Vaters mit einem Kiſtchen der ſeltenſten und geheimnißvollſten Koſtbarkeiten aus den Flammen rettete. Schon ſeit der früheſten Jugend unterrichtete ihn der Vater in den geheimen Wiſſenſchaften und ſeine Seele war dem Teufel verſchrieben, noch ehe er ſein volles Bewußtſein erlangt. Als man den Doktor Trabacchio ins Gefängniß warf, blieb der Knabe in dem geheimnißvollen verſchloſſenen Gewölbe unter den verworfenen Geiſtern, die des Vaters hölliſcher Zauber hineingebannt; da aber endlich dieſer Zauber der Macht des Dominikaners weichen mußte, ließ der Knabe die verborgenen mechaniſchen Kräfte wirken, und Flammen entzündeten ſich, die in wenigen Minuten das ganze Haus in Brand ſteckten, während der Knabe ſelbſt unverſehrt durch das Feuer fort zum Thore hinaus in den Wald eilte, den ihm der Vater bezeichnet hatte. Nicht lange dauerte es, ſo erſchien auch Doktor Trabacchio, und floh ſchnell mit dem Sohne, bis ſie wohl an drei Tagereiſen von Neapel in die Ruinen eines alten römiſchen Gebäudes kamen, wo der Eingang zu einer weiten geräumigen Höhle verſteckt lag. Hier wurde der Doktor Trabacchio von einer zahlreichen Räuberbande, mit der er längſt in Verbindung geſtanden, und der er durch ſeine geheime Wiſſenſchaft die weſentlichſten Dienſte geleiſtet, mit lautem Jubel empfangen. Die Räuber wollten ihn mit nichts Geringerem lohnen, als mit der Krönung zum Räuberkönige, wodurch er ſich zum Oberhaupt aller Banden, die in Italien und dem ſüdlichen Deutſchland verbreitet waren, aufgeſchwungen hätte. Der Doktor Trabacchio erklärte, dieſe Würde nicht annehmen zu können, da er der beſondern Conſtellation wegen, die über ihn walte, nunmehr ein ganz unſtetes Leben führen müſſe, und von keinem Verhältniß gebunden werden könne; doch werde er noch immer den Räubern mit ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft beiſtehn, und ſich dann und wann ſehen laſſen. Da beſchloſſen die Räuber, den zwölfjährigen Trabacchio zum Räuberkönige zu wählen und damit war der Doktor höchlich zufrieden, ſo daß der Knabe von Stund an unter den Räubern blieb, und, als er funfzehn Jahr alt worden, ſchon als wirkliches Oberhaupt mit ihnen auszog. Sein ganzes Leben war von nun an ein Gewebe von Greuelthaten und Teufelskünſten, in welche ihn der Vater, der ſich oftmals blicken ließ und zuweilen Wochenlang einſam mit ſeinem Sohne in der Höhle blieb, immer mehr einweihte. Die kräftigen Maßregeln des Königs von Neapel gegen die Räuberbanden, die immer kecker und verwegener wurden, noch mehr aber die entſtandenen Zwiſtigkeiten der Räuber hoben endlich das gefährliche Bündniß unter einem Oberhaupt auf und den Trabacchio ſelbſt, der ſich durch ſeinen Stolz und durch ſeine Grauſamkeit verhaßt gemacht hatte, konnten ſeine vom Vater erlernte Teufelskünſte nicht vor den Dolchen ſeiner Untergebenen ſchützen. Er floh nach der Schweiz, gab ſich den Namen Ignaz Denner, und beſuchte als reiſender Kaufmann die Meſſen und Jahrmärkte in Deutſchland, bis ſich aus den zerſtreuten Gliedern jener großen Bande eine kleinere bildete, die den vormaligen Räuberkönig zu ihrem Oberhaupt wählte. Trabacchio verſicherte, wie ſein Vater noch zur Stunde lebe, ihn noch im Gefängniß beſucht, und Rettung von der Gerichtsſtätte verſprochen habe. Nur dadurch, daß, wie er nun wohl einſehe, göttliche Schickung den Andres vom Tode errettet, ſei die Macht ſeines Vaters entkräftet worden, und er wolle nun als reuiger Sünder allen Teufelskünſten abſchwören und geduldig die gerechte Todesſtrafe erleiden. —

Andres, der alles dieſes aus dem Munde des Grafen von Vach erfuhr, zweifelte keinen Augenblick, daß es wohl eben Trabacchio's Bande geweſen, die ehemals im Neapolitaniſchen ſeinen Herrn anfiel, ſo wie er überzeugt war, daß der alte Doktor Trabacchio ſelbſt im Gefängniß ihm wie der leibhaftige Satan erſchien und verlocken wollte zum böſen Beginnen. Nun ſah er erſt recht ein, in welch' großer Gefahr er geſchwebt hatte ſeit der Zeit, als Trabacchio in ſein Haus getreten; wiewohl er noch immer nicht begreifen konnte, warum es denn der Verruchte ſo ganz und gar auf ihn und ſein Weib gemünzt hatte, da der Vortheil, den er aus ſeinem Aufenthalt in dem Jägerhauſe zog, nicht ſo bedeutend ſeyn konnte.

Andres befand ſich nach den entſetzlichen Stürmen nun in ruhiger glücklicher Lage, allein zu erſchütternd hatten jene Stürme getobt, um nicht in ſeinem ganzen Leben dumpf nachzuhallen. Außer dem, daß Andres, ſonſt ein ſtarker kräftiger Mann, durch den Gram, durch das lange Gefängniß, ja durch den unſäglichen Schmerz der Tortur körperlich zu Grunde gerichtet, ſiech und krank daher ſchwankte und kaum noch die Jagd treiben konnte, ſo welkte auch Giorgina, deren ſüdliche Natur von dem Grame, von der Angſt, von dem Entſetzen, wie von brennender Gluth aufgezehrt wurde, zuſehends hin. Keine Hülfe war für ſie mehr vorhanden, ſie ſtarb wenige Monate nach ihres Mannes Rückkehr. Andres wollte verzweifeln und nur der wunderſchöne kluge Knabe, der Mutter getreues Ebenbild, vermochte ihn zu tröſten. Um dieſes willen that er alles, ſein Leben zu erhalten, und ſich ſo viel als möglich zu kräftigen, ſo daß er nach Verlauf von beinahe zwei Jahren wohl an Geſundheit zugenommen und manchen luſtigen Jägergang in den Forſt unternehmen konnte. — Der Prozeß wider den Trabacchio hatte endlich ſein Ende erreicht und er war, ſo wie vor alter Zeit ſein Vater, zum Tode durchs Feuer verdammt worden, den er in weniger Zeit erleiden ſollte. —

Andres kam eines Tages, als die Abenddämmerung ſchon eingebrochen, mit ſeinem Knaben aus dem Forſt zurück; ſchon war er dem Schloſſe nahe, als er ein klägliches Gewimmer vernahm, das aus dem ihm nahen ausgetrockneten Feldgraben zu kommen ſchien. Er eilte näher und erblickte einen Menſchen, der in elende ſchmutzige Lumpen gehüllt, im Graben lag und unter großen Schmerzen den Geiſt aufgeben zu wollen ſchien. Andres warf Flinte und Büchſenſack ab, und zog mit Mühe den Unglücklichen heraus; aber als er nun dem Menſchen ins Geſicht blickte, erkannte er mit Entſetzen den Trabacchio. Zurückſchaudernd ließ er von ihm ab; aber da wimmerte Trabacchio dumpf: „Andres, Andres, biſt Du es? um der Barmherzigkeit Gottes willen, der ich meine Seele empfohlen, habe Mitleid mit mir! Wenn Du mich retteſt, retteſt Du eine Seele von ewiger Verdammniß; denn bald ereilt mich ja der Tod, und noch nicht vollendet iſt meine Buße!“ „Verdammter Heuchler,“ ſchrie Andres auf; „Mörder meines Kindes, meines Weibes, hat Dich nicht der Satan wieder hergeführt, damit Du mich vielleicht noch verderbeſt? Ich habe mit Dir nichts zu ſchaffen. Stirb' und vermodere wie ein Aas, Verruchter!“ Andres wollte ihn zurückſtoßen in den Graben; da heulte Trabacchio in wildem Jammer: „Andres! Du retteſt den Vater Deines Weibes, Deiner Giorgina, die für mich betet am Throne des Höchſten!“ Andres ſchauderte zuſammen; mit Giorgina's Namen fühlte er ſich von ſchmerzlicher Wehmuth ergriffen. Mitleid mit dem Mörder ſeiner Ruhe, ſeines Glücks, durchdrang ihn, er erfaßte den Trabacchio, lud ihn mit Mühe auf und trug ihn nach ſeiner Wohnung, wo er ihn mit ſtärkenden Mitteln erquickte. Bald erwachte Trabacchio aus der Ohnmacht, in die er verſunken.

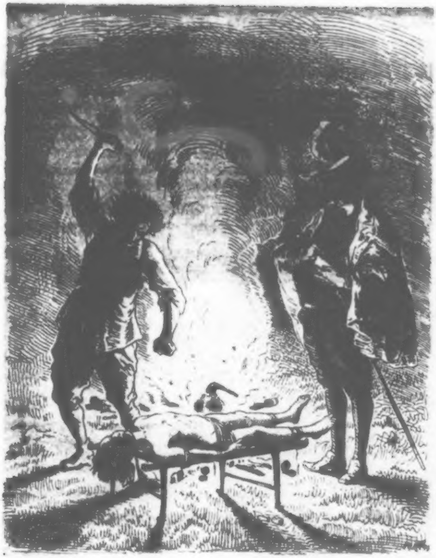
In der Nacht vor der Hinrichtung ergriff den Trabacchio die entſetzlichſte Todesangſt; er war überzeugt, daß ihn nichts mehr von der namenloſen Marter des Feuertodes retten würde. Da faßte und rüttelte er in wahnſinniger Verzweiflung die Eiſenſtäbe des Gitterfenſters und zerbröckelt blieben ſie in ſeinen Händen. Ein Strahl der Hoffnung fiel in ſeine Seele. Man hatte ihn in einen Thurm dicht neben dem trocknen Stadtgraben geſperrt; er ſchaute in die Tiefe und der Entſchluß ſich hinabzuſtürzen, und ſo ſich zu retten, oder zu ſterben, war auf der Stelle gefaßt. Der Ketten hatte er ſich bald mit geringer Anſtrengung entledigt. Als er ſich hinauswarf, vergingen ihm die Sinne, er erwachte, als die Sonne hell ſtrahlte. Da ſah er, wie er zwiſchen Strauchwerk in hohes Gras gefallen, aber an allen Gliedern verſtaucht und verrenkt, vermochte er ſich nicht zu regen und zu rühren. Schmeißfliegen und anderes Ungeziefer ſetzten ſich auf ſeinen halbnackten Körper und ſtachen und leckten ſein Blut, ohne daß er ſie abwehren konnte. So brachte er einen martervollen Tag hin. Erſt des Nachts gelang es ihm weiter zu kriechen und er war glücklich genug, an eine Stelle zu kommen, wo ſich etwas Regenwaſſer geſammelt hatte, welches er begierig einſchlürfte. Er fühlte ſich geſtärkt und vermochte mühſam hinanzuklimmen und ſich fortzuſchleichen, bis er den Forſt erreichte, der unfern von Fulda anhob und ſich beinahe bis an das Bachſche Schloß erſtreckte. So war er bis in die Gegend gekommen, wo ihn Andres mit dem Tode ringend fand. Die entſetzliche Anſtrengung der letzten Kraft hatte ihn ganz erſchöpft und wenige Minuten ſpäter hätte ihn Andres ſicherlich todt gefunden. Ohne daran zu denken, was künftig mit dem Trabacchio, der der Obrigkeit entflohen, werden ſollte, brachte ihn Andres in ein einſames Zimmer und pflegte ihn auf alle nur mögliche Weiſe, aber ſo behutſam ging er dabei zu Werke, daß niemand die Anweſenheit des Fremden ahnte; denn ſelbſt der Knabe, gewohnt dem Vater blindlings zu gehorchen, verſchwieg getreulich das Geheimniß. Andres frug nun den Trabacchio, „ob er denn gewiß und wahrhaftig Giorgina's Vater ſei.“ „Allerdings bin ich das,“ erwiederte Trabacchio. „In der Gegend von Neapel entführte ich einſt ein bildſchönes Mädchen, die mir eine Tochter gebar. Nun weißt Du ſchon, Andres, daß eines der größten Kunſtſtücke meines Vaters die Bereitung jenes köſtlichen wunderſamen Liquors war, wozu das Hauptingredienz das Herzblut von Kindern iſt, die neun Wochen, neun Monate, oder neun Jahre alt und von den Eltern dem Laboranten freiwillig anvertraut ſeyn müſſen. Je näher die Kinder mit dem Laboranten in Beziehung ſtehen, deſto wirkungsvoller entſteht aus ihrem Herzblut Lebenskraft, ſtete Verjüngung, ja ſelbſt die Bereitung des köſtlichen Goldes. Deshalb ſchlachtete mein Vater ſeine Kinder und ich war froh, das Töchterlein, das mir mein Weib geboren, auf ſolche verruchte Weiſe höheren Zwecken opfern zu können. Noch kann ich nicht begreifen, auf welche Weiſe mein Weib die böſe Abſicht ahnte; aber ſie war vor Ablauf der neunten Woche verſchwunden und erſt nach mehreren Jahren erfuhr ich, daß ſie in Neapel geſtorben ſei und ihre Tochter Giorgina bei einem grämlichen geizhalſigen Gaſtwirth erzogen würde. Eben ſo wurde mir ihre Verheirathung mit Dir und Dein Aufenthalt bekannt. Nun kannſt Du Dir erklären, Andres, warum ich Deinem Weibe gewogen war und warum ich, ganz erfüllt von meinen verruchten Teufelskünſten, Deinen Kindern ſo nachſtellte. — Aber Dir Andres, Dir allein und Deiner wunderbaren Rettung durch Gottes Allmacht verdanke ich meine tiefe Reue, meine innere Zerknirſchung. Uebrigens iſt das Kiſtchen mit Kleinodien, das ich Deinem Weibe gab, dasjenige, welches ich auf des Vaters Geheiß aus den Flammen rettete, Du kannſt es getroſt aufbewahren für Deinen Knaben.“ „Das Kiſtchen,“ fiel Andres ein, „hat Euch ja Giorgina wieder gegeben an jenem ſchrecklichen Tage, da Ihr den gräßlichen Mord verübtet?“

„Allerdings,“ erwiederte Trabacchio; „allein ohne daß es Giorgina wußte, kam es wieder in Euern Beſitz. Seht nur nach in der großen ſchwarzen Truhe, die in Euerm Hausflur ſteht, da werdet Ihr das Kiſtchen auf dem Boden finden.“ Andres ſuchte in der Truhe und fand das Kiſtchen wirklich ganz in dem Zuſtande wieder, wie er es damals zum erſtenmal von Trabacchio in Verwahrung erhalten. —

Andres fühlte in ſich unheimlichen Unmuth, ja er konnte ſich des Wunſches nicht erwehren, daß Trabacchio todt geweſen ſeyn möge, als er ihn im Graben fand. Freilich ſchien Trabacchio's

Reue und Buße wahrhaftig zu ſeyn; denn ohne ſeine Clauſe zu verlaſſen, brachte er ſeine Zeit nur damit hin, in andächtigen Büchern zu leſen und ſeine einzige Ergötzlichkeit war die Unterhaltung mit dem kleinen Georg, den er über Alles zu lieben ſchien. Andres beſchloß indeſſen doch auf ſeiner Hut zu ſeyn und eröffnete bei erſter Gelegenheit das ganze Geheimniß dem Grafen von Bach, der über das ſeltene Spiel des Schickſals nicht wenig verwundert war. So vergingen einige Monate, der Spätherbſt war eingetreten und Andres mehr auf der Jagd, als ſonſt. Der Kleine blieb gewöhnlich bei dem Großvater und einem alten Jäger, der um das Geheimniß wußte. Eines Abends war Andres von der Jagd zurückgekehrt, als der alte Jäger hineintrat und nach ſeiner treuherzigen Weiſe anfing: „Herr, Ihr habt einen böſen Kumpan im Hauſe. Zu dem kommt der Gott ſei bei uns! durch's Fenſter und geht wieder ab in Rauch und Dampf.“ Dem Andres wurde es bei dieſer Rede zu Muth, als hätt' ihn ein Blitzſtrahl getroffen. Er wußte nur zu genau, was das zu bedeuten hatte, als ihm der alte Jäger weiter erzählte, wie er ſchon mehrere Tage hinter einander in ſpäter Abenddämmerung in Trabacchio's Zimmer ſeltſame Stimmen gehört, die wie im Zank durch einander geplappert, und heute zum zweitenmal habe es ihm, indem er Trabacchio's Thüre ſchnell geöffnet, geſchienen, als rauſche eine Geſtalt im rothen goldverbrämten Mantel zum Fenſter hinaus. In vollem Zorn eilte Andres herauf zum Trabacchio, hielt ihm vor, was ſein Jäger ausgeſagt und kündigte ihm an, daß er ſich's gefallen laſſen müſſe, ins Schloßgefängniß geſperrt zu werden, wenn er nicht allen böſen Tritten entſage. Trabacchio blieb ruhig, und erwiederte im wehmüthigem Ton: „Ach, lieber Andres! nur zu wahr iſt es, daß mein Vater, deſſen Stündlein noch immer nicht gekommen, mich auf unerhörte Weiſe peinigt und quält. Er will, daß ich mich ihm wieder zuwende, und der Frömmigkeit, dem Heil meiner Seele entſage, allein ich bin ſtandhaft geblieben, und glaube nicht, daß er wiederkehren wird, da er geſehen, daß er nicht mehr über mich Macht hat. Bleibe ruhig, lieber Sohn Andres! und laß mich bei Dir als ein frommer Chriſt verſöhnt mit Gott ſterben!“ In der That ſchien auch die feindliche Geſtalt auszubleiben, indeſſen war es, als würden Trabacchio's Augen wieder glühender, er lächelte zuweilen ſo ſeltſam höhniſch, wie ſonſt. Während der Betſtunde, die Andres jeden Abend mit ihm zu halten pflegte, ſchien er oft krampfhaft zu erzittern; zuweilen ſtrich eine ſeltſam pfeifende Zugluſt durch das Zimmer, welche die Blätter der Gebetbücher raſchelnd umſchlug, ja die Bücher ſelbſt dem Andres aus den Händen warf. „Gottloſer Trabacchio, verruchter Satan! Du biſt es, der hier hölliſchen Spuk treibt! Was willſt Du von mir? hebe Dich weg, denn Du haſt keine Macht über mich! — hebe Dich weg!“ — So rief Andres mit ſtarker Stimme! Da lachte es höhniſch durch das Zimmer hin, und ſchlug wie mit ſchwarzen Fittigen an das Fenſter. Und doch war es nur der Regen, der an das Fenſter geſchlagen, und der Herbſtwind, der durch das Zimmer geheult, wie Trabacchio meinte, als das Unweſen wieder einmal recht arg war und Georg vor Angſt weinte.

„Nein,“ rief Andres: „Euer gottloſer Vater könnte hier nicht ſo herumſpuken, wenn Ihr aller und jeder Gemeinſchaft mit ihm entſagt hättet. Ihr müßt fort von mir. Eure Wohnung iſt Euch längſt bereitet. Ihr müßt fort ins Schloßgefängniß; dort möget Ihr Euern Spuk treiben, wie Ihr wollt.“ Trabacchio weinte heftig, er bat um aller Heiligen willen ihn im Hauſe zu dulden und Georg, ohne zu begreifen, was das Alles wohl bedeute, ſtimmte in ſeine Bitten ein. „So bleibt denn noch morgen hier,“ ſagte Andres, „ich will ſehen, wie es mit der Betſtunde gehen wird, wenn ich heimkomme von der Jagd.“ Am andern Tage gab es herrliches Herbſtwetter, und Andres verſprach ſich eine reiche Beute. Als er von dem Anſtand zurückkehrte, war es ganz finſter geworden. Er fühlte ſich im innerſten Gemüth beſonders bewegt; ſeine merkwürdigen Schickſale, Giorgina’s Bild, ſein ermordeter Knabe traten ihm ſo lebendig vor Augen, daß er tief in ſich gekehrt, immer langſamer und langſamer den Jägern nachſchlenderte, bis er ſich endlich unverſehends auf einem Nebenwege allein im Forſt befand. Im Begriff zurückzukehren in den breiten Waldweg, wurde er ein blendendes Licht gewahr, welches durch das dickſte Gebüſch flackerte. Da ergriff ihn eine wunderbare verworrene Ahnung großer Greuelthat, die verubt werde; er drang durch das Dickicht, er war dem Feuer nahe, da ſtand des alten Trabacchio Geſtalt im goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrempten Hut mit rother Feder auf dem Kopfe, das Arzneikiſtchen unterm Arm. Mit gluhenden Augen blickte die Geſtalt in das Feuer, das wie in roth und blau flammenden Schlangen unter einer Retorte hervorloderte. Vor dem Feuer lag Georg nackt ausgebreitet auf einer Art Roſt und der verruchte Sohn des ſataniſchen Doktors hatte doch das funkelnde Meſſer erhoben zum Todesſtoß. Andres ſchrie auf vor Entſetzen; aber ſo wie der Mörder ſich umblickte, ſauſte ſchon die Kugel aus Andres Büchſe und Trabacchio ſtürzte mit zerſchmettertem Gehirn über das Feuer hin, das im Augenblick erloſch. Die Geſtalt des Doktors war verſchwunden. Andres ſprang hinzu, ſtieß den Leichnam bei Seite, band den armen Georg los und trug ihn ſchnell fort bis ins Haus. Dem Knaben fehlte nichts; nur die Todesangſt hatte ihn ohnmächtig gemacht. Den Andres trieb es heraus in den Wald, er wollte ſich von Trabacchio's Tode überzeugen und den Leichnam gleich verſcharren; er weckte daher den alten Jäger, der in tiefen, wahrſcheinlich von Trabacchio bewirkten Schlaf geſunken, und beide gingen mit Laterne, Hacke und Spaten an die nicht weit entlegene Stelle. Da lag der blutige Trabacchio; aber ſo wie Andres ſich näherte, richtete er ſich mit halbem Leibe auf, ſtarrte ihn gräßlich an und röchelte dumpf: „Mörder! Mörder des Vaters Deines Weibes, aber meine Teufel ſollen Dich quälen!“ „Fahre zur Hölle, Du ſataniſcher Böſewicht,“ ſchrie Andres, der dem Entſetzen, das ihn übermannen wollte, widerſtand; „fahre hin zur Hölle, Du, der Du den Tod hundertfältig verdient haſt, dem ich den Tod gab, weil er verruchten Mord an meinem Kinde, an dem Kinde ſeiner Tochter verüben wollte! Du haſt nur Buße und Frömmigkeit geheuchelt um ſchändlichen Verraths willen, aber nun bereitet der Satan manche Qual Deiner Seele, die Du ihm verkauft.“ Da ſank Trabacchio heulend zurück und immer dumpfer und dumpfer wimmernd gab er ſeinen Geiſt auf. Nun gruben die beiden Männer ein tiefes Loch, in das ſie Trabacchio's Körper warfen. „Sein Blut komme nicht über mich!“ ſprach Andres, „aber ich konnte nicht anders, ich war dazu auserſehen von Gott, meinen Georg zu retten und hundertfältige Frevel zu rächen. Doch will ich für ſeine Seele beten und ein kleines Kreuz auf ſein Grab ſtellen.“ Als andern Tages Andres dieſes Vorhaben ausführen wollte, fand er die Erde aufgewühlt, der Leichnam war verſchwunden. Ob das nun von wilden Thieren, oder wie ſonſt bewirkt, blieb in Zweifel. Andres ging mit ſeinem Knaben und dem



Univ. Bibl.
München

alten Jäger zum Grafen von Bach, und berichtete treulich die ganze Begebenheit. Der Graf von Bach billigte die That des Andres, der zur Rettung ſeines Sohnes einen Räuber und Mörder niedergeſtreckt hatte und ließ den ganzen Verlauf der Sache niederſchreiben und im Archiv des Schloſſes aufbewahren. —

Die ſchreckliche Begebenheit hatte den Andres tief im Innerſten erſchüttert, und wohl mochte er ſich deshalb, wenn die Nacht eingebrochen, ſchlaflos auf dem Lager wälzen. Aber wenn er ſo zwiſchen Wachen und Träumen hinbrütete, da hörte er es im Zimmer kniſtern und rauſchen, und ein rother Schein fuhr hindurch und verſchwand wieder. So wie er anfing zu horchen und zu ſchauen, da murmelte es dumpf: „Nun biſt Du Meiſter — Du haſt den Schatz — Du haſt den Schatz — gebeut über die Kraft, ſie iſt Dein! —“ Dem Andres war es, als wolle ein unbekanntes Gefühl ganz eigner Wohlbehaglichkeit und Lebensluſt in ihm aufgehen; aber ſo wie die Morgenröthe durch die Fenſter brach, da ermannte ſich Andres und betete, wie er es zu thun gewohnt, kräftig und inbrünſtig zu dem Herrn, der ſeine Seele erleuchtete. „Ich weiß was nun noch meines Amts und Berufs iſt, um den Verſucher zu bannen und die Sünde abzuwenden von meinem Hauſe!“ — So ſprach Andres, nahm Trabacchio's Kiſtchen und warf es, ohne es zu öffnen, in eine tiefe Bergſchlucht. Nun genoß Andres eines ruhigen heitern Alters, das keine feindliche Macht zu zerſtören vermochte.

Die Jeſuiterkirche in G.

In eine elende Poſtchaiſe gepackt, die die Motten, wie die Ratten Prospero's Fahrzeug, aus Inſtinkt verlaſſen hatten, hielt ich endlich, nach halsbrechender Fahrt, halbgerädert, vor dem Wirthshauſe auf dem Markte ni G. Alles Unglück, das mir ſelbſt begegnen können, war auf meinen Wagen gefallen, der zerbrochen bei dem Poſtmeiſter der letzten Station lag. Vier magere abgetriebene Pferde ſchleppten nach mehreren Stunden endlich mit Hülfe meherer Bauern und meines Bedienten das baufällige Reiſehaus herbei; die Sachverſtändigen kamen, ſchüttelten die Köpfe und meinten, daß eine Hauptreparatur nöthig ſei, die zwei, auch wohl drei Tage dauern könne. Der Ort ſchien mir freundlich, die Gegend anmuthig und doch erſchrak ich nicht wenig über den mir gedrohten Aufenthalt. Warſt Du, günſtiger Leſer! jemals genöthigt, in einer kleinen Stadt, wo Du niemanden — niemanden kannteſt, wo Du jedem fremd bliebſt, drei Tage zu verweilen, und hat nicht irgend ein tiefer Schmerz den Drang nach gemüthlicher Mittheilung in Dir weggezehrt, ſo wirſt Du mein Unbehagen mit mir fühlen. In dem Wort geht ja erſt der Geiſt des Lebens auf in Allem um uns her; aber die Kleinſtädter ſind wie ein in ſich ſelbſt verübtes, abgeſchloſſenes Orcheſter eingeſpielt und eingeſungen, nur ihre eignen Stücke gehen rein und richtig, jeder Ton des Fremden diſſonirt ihren Ohren und bringt ſie augenblicklich zum Schweigen. — Recht mißlaunig ſchritt ich in meinem Zimmer auf und ab; da fiel mir plötzlich ein, daß ein Freund in der Heimath, der ehemals ein Paar Jahre hindurch in G. geweſen, oft von einem gelehrten geiſtreichen Manne ſprach, mit dem er damals viel umgegangen. Auch des Namens erinnerte ich mich: es war der Profeſſor im Jeſuiter-Collegio Aloyſius Walter. Ich beſchloß hinzugehen und meines Freundes Bekanntſchaft für mich ſelbſt zu nutzen. Man ſagte mir im Collegio, daß Profeſſor Walter zwar eben leſe, aber in kurzer Zeit endigen werde, und ſtellte mir frei, ob ich wiederkommen, oder in den äußeren Sälen verweilen wolle. Ich wählte das letzte. Ueberall ſind die Klöſter, die Collegien, die Kirchen der Jeſuiten in jenem italieniſchen Styl gebaut, der auf antike Form und Manier geſtützt, die Anmuth und Pracht dem heiligen Ernſt, der religiöſen Würde vorzieht. So waren auch hier die hohen, luftigen, hellen Säle mit reicher Architektur geſchmückt, und ſonderbar genug ſtachen gegen Heiligenbilder, die hie und da an den Wänden zwiſchen ioniſchen Säulen hingen, die Superporten ab, welche durchgehends Genientänze, oder gar Früchte und Leckerbiſſen der Küche darſtellten. — Der Profeſſor trat ein, ich erinnerte ihn an meinen Freund, und nahm auf die Zeit meines gezwungenen Aufenthalts ſeine Gaſtlichkeit in Anſpruch. Ganz, wie ihn mein Freund beſchrieben, fand ich den Profeſſor; hellgeſprächig — weltgewandt — kurz, ganz in der Manier des höheren Geiſtlichen, der wiſſenſchaftlich ausgebildet, oft genug über das Brevier hinweg in das Leben geſchaut hat, um genau zu wiſſen, wie es darin hergeht. Als ich ſein Zimmer auch mit moderner Eleganz eingerichtet fand, kam ich auf meine vorigen Bemerkungen in den Sälen zurück, die ich gegen den Profeſſor laut werdeu ließ. „Es iſt wahr,“ erwiederte er, „wir haben jenen düſtern Ernſt, jene ſonderbare Majeſtät des niederſchmetternden Tyrannen, die im gothiſchen Bau unſere Bruſt beklemmt, ja wohl ein unheimliches Grauen erregt, aus unſeren Gebäuden verbannt, und es iſt wohl verdienſtlich unſern Werken die regſame Heiterkeit der Alten anzueignen.“ „Sollte aber,“ erwiederte ich, „nicht eben jene heilige Würde, jene hohe zum Himmel ſtrebende Majeſtät des gothiſchen Baues recht von dem wahren Geiſt des Chriſtenthums erzeugt ſeyn, der, überſinnlich, dem ſinnlichen, nur in dem Kreis des Irdiſchen bleibenden Geiſte der antiken Welt geradezu widerſtrebt?“ — Der Profeſſor lächelte. „Ei,“ ſprach er, „das höhere Reich ſoll man erkenneu in dieſer Welt und dieſe Erkenntniß darf geweckt werden durch heitere Symbole, wie ſie das Leben, ja der aus jenem Reich ins irdiſche Leben herabgekommene Geiſt, darbietet. Unſere Heimath iſt wohl dort droben; aber ſo lange wir hier hauſen, iſt unſer Reich auch von dieſer Welt.“ Ja wohl, dachte ich: in Allem, was Ihr thatet, bewieſet Ihr, daß Euer Reich von dieſer Welt, ja nur allein von dieſer Welt iſt.

Ich ſagte aber das, was ich dachte, keinesweges dem Profeſſor Aloyſius Walter, welcher alſo fortfuhr: „Was Sie von der Pracht unſerer Gebäude hier am Orte ſagen, möchte ſich wohl nur auf die Annehmlichkeit der Form beziehen. Hier, wo der Marmor unerſchwinglich iſt, wo große Meiſter der Malerkunſt nicht arbeiten mögen, hat man ſich, der neuern Tendenz gemäß, mit Surrogaten behelfen müſſen. Wir thun viel, wenn wir uns zum polirten Gips verſteigen, mehrentheils ſchafft nur der Maler die verſchiedenen Marmorarten, wie es eben jetzt in unſerer Kirche geſchieht, die, Dank ſei es der Freigebigkeit unſerer Patrone, neu dekorirt wird.“ Ich äußerte den Wunſch, die Kirche zu ſehen; der Profeſſor führte mich hinab, und als ich in den korinthiſchen Säulengang, der das Schiff der Kirche formte, eintrat, fühlte ich wohl den nur zu freundlichen Eindruck der zierlichen Verhältniſſe. Dem Hochaltare links war ein hohes Gerüſte errichtet, auf dem ein Mann ſtand, der die Wände in Giallo antik übermalte. „Nun wie geht es, Bertholt?“ rief der Profeſſor hinauf. Der Maler wandte ſich nach uns um, aber gleich fuhr er wieder fort zu arbeiten, indem er mit dumpfer beinahe unvernehmbarer Stimme ſprach: „Viel Plage — krummes verworrenes Zeug — Kein Lineal zu brauchen — Thiere — Affen — Menſchengeſichter — Menſchengeſichter — o ich elender Thor!“ Das Letzte rief er laut mit einer Stimme, die nur der tiefſte im Innerſten wühlende Schmerz erzeugt; ich fühlte mich auf die ſeltſamſte Weiſe angeregt, jene Worte und der Ausdruck des Geſichts, der Blick, womit er zuvor den Profeſſor anſchaute, brachten mir das ganze zerriſſene Leben eines unglücklichen Künſtlers vor Augen. Der Mann mochte kaum über vierzig Jahr alt ſeyn; ſeine Geſtalt, war ſie auch durch den unförmlichen ſchmutzigen Maleranzug entſtellt, hatte was unbeſchreiblich edles, und der tiefe Gram konnte nur das Geſicht entfärben, das Feuer, was in den ſchwarzen Augen ſtrahlte, aber nicht auslöſchen. Ich frug den Profeſſor, was es mit dem Maler wohl für eine Bewandtniß hätte. „Es iſt ein fremder Künſtler,“ erwiederte er, „der ſich gerade zu der Zeit hier einfand, als die Reparatur der Kirche beſchloſſen worden. Er unternahm die Arbeit, die wir ihm antrugen, mit Freuden, und in der That war ſeine Ankunft ein Glücksfall für uns; denn weder hier, noch in der Gegend weit umher hätten wir einen Maler auftreiben können, der für alles, deſſen es hier zu malen bedarf, ſo tüchtig geweſen wäre.

Uebrigens iſt es der gutmüthigſte Menſch von der Welt, den wir alle recht lieben, und ſo kommt es denn, daß er in unſerm Collegio gut aufgenommen wurde. Außer dem anſehnlichen Honorar, das er für ſeine Arbeit erhält, verköſtigen wir ihn; dies iſt aber für uns ein ſehr geringer Aufwand, denn er iſt beinahe zu mäßig, welches freilich ſeinem kränklichen Körper zuſagen mag.“

„Aber,“ fiel ich ein, „er ſchien heute ſo mürriſch — ſo aufgeregt.“ „Das hat ſeine beſondere Urſache,“ erwiederte der Profeſſor, „doch laſſen Sie uns einige ſchöne Gemälde der Seiten-Altäre anſchauen, die vor einiger Zeit ein glücklicher Zufall uns verſchaffte. Nur ein einziges Original, ein Dominichino, iſt dabei, die anderen ſind von unbekannten Meiſtern der italieniſchen Schule, aber, ſind Sie vorurtheilsfrei, ſo werden Sie geſtehen müſſen, daß jedes den berühmteſten Namen tragen dürfte.“ Ich fand es ganz ſo, wie der Profeſſor geſagt hatte. Es war ſeltſam, daß das einzige Original gerade zu den ſchwächern Stücken gehörte, war es nicht wirklich das ſchwächſte, und daß dagegen die Schönheit mancher Gemälde ohne Namen mich unwiderſtehlich hinriß. Ueber das Gemälde eines Altars war eine Decke herabgelaſſen; ich frug nach der Urſache. „Dies Bild,“ ſprach der Profeſſor, „iſt das ſchönſte, was wir beſitzen, es iſt das Werk eines jungen Künſtlers der neueren Zeit — gewiß ſein letztes, denn ſein Flug iſt gehemmt. — Wir mußten in dieſen Tagen das Gemälde aus gewiſſen Gründen verhängen laſſen, doch bin ich vielleicht morgen, oder übermorgen im Stande, es Ihnen zu zeigen.“ — Ich wollte weiter fragen, indeſſen ſchritt der Profeſſor raſch durch den Gang fort, und das war genug, um ſeine Unluſt zu zeigen, mir weiter zu antworten. Wir gingen in das Collegium zurück, und gern nahm ich des Profeſſors Einladung an, der mit mir Nachmittags einen nahgelegenen Luſtort beſuchen wollte. Spät kehrten wir heim, ein Gewitter war aufgeſtiegen, und kaum langte ich in meiner Wohnung an, als der Regen herabſtrömte. Es mochte wohl ſchon Mitternacht ſeyn, da klärte ſich der Himmel auf, und nur noch entfernt murmelte der Donner. Durch die geöffneten Fenſter wehte die laue, mit Wohlgerüchen geſchwängerte, Luft in das dumpfe Zimmer, ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, unerachtet ich müde genug war, noch einen Gang zu machen; es glückte mir, den mürriſchen Hausknecht, der ſchon ſeit zwei Stunden ſchnarchen mochte, zu erwecken, und ihn zu bedeuten, daß es kein Wahnſinn ſei, noch um Mitternacht ſpatzieren zu gehen, bald befand ich mich auf der Straße. Als ich bei der Jeſuiterkirche vorüberging, fiel mir das blendende Licht auf, das durch ein Fenſter ſtrahlte. Die kleine Seitenpforte war nur angelehnt, ich trat hinein und wurde gewahr, daß vor einer hohen Blende eine Wachsfackel brannte. Näher gekommen bemerkte ich, daß vor der Blende ein Netz von Bindfaden aufgeſpannt war, hinter dem eine dunkle Geſtalt eine Leiter hinauf und hinunter ſprang, und in die Blende etwas hineinzuzeichnen ſchien. Es war Berthold, der den Schatten des Netzes mit ſchwarzer Farbe genau überzog. Neben der Leiter auf einer hohen Staffelei ſtand die Zeichnung eines Altars. Ich erſtaunte über den ſinnreichen Einfall. Biſt Du, günſtiger Leſer, mit der edlen Malerkunſt was weniges vertraut, ſo wirſt Du ohne weitere Erklärung ſogleich wiſſen, was es mit dem Netz, deſſen Schattenſtriche Berthold in die Blende hineinzeichnete, für eine Bewandtniß hat. Berthold ſollte in die Blende einen hervorſpringenden Altar malen. Um die kleine Zeichnung richtig in das Große zu übertragen, mußte er beides, den Entwurf und die Fläche, worauf der Entwurf ausgeführt werden ſollte, dem gewöhnlichen Verfahren gemäß mit einem Netz überziehn. Nun war es aber keine Fläche, ſondern eine halbrunde Blende, worauf gemalt werden ſollte; die Gleichung der Quadrate, die die krummen Linien des Netzes auf der Höhlung bildeten, mit den geraden des Entwurfs und die Berichtigung der architektoniſchen Verhältniſſe, die ſich herausſpringend darſtellen ſollten, war daher nicht anders zu finden, als auf jene einfache geniale Weiſe. Wohl hütete ich mich vor die Fackel zu treten, und mich ſo durch meinen Schlagſchatten zu verrathen, aber nahe genug zur Seite ſtand ich, um den Maler genau zu beobachten. Er ſchien mir ganz ein anderer, vielleicht war es nur Wirkung des Fackelſcheins, aber ſein Geſicht war geröthet, ſeine Augen blitzten wie vor innerm Wohlbehagen, und als er ſeine Linien fertig gezeichnet, ſtellte er ſich mit in die Seite geſtemmten Händen vor die Blende hin, und pfiff, die Arbeit beſchauend, ein muntres Liedchen. Nun wandte er ſich um und riß das aufgeſpannte Netz herunter. Da fiel ihm meine Geſtalt ins Auge, „he da! he da!“ rief er laut: „ſeid Ihr es Chriſtian?“ — Ich trat auf ihn zu, erklärte ihm, was mich in die Kirche gelockt, und, den ſinnreichen Einfall mit dem Schattennetz hochpreiſend, gab ich mich als Kenner und Ausüber der edlen Malerkunſt zu erkennen. Ohne mir darauf weiter zu antworten, ſprach Berthold: „Chriſtian iſt auch weiter nichts, als ein Faulenzer; treu wollte er aushalten bei mir die ganze Nacht hindurch, und nun liegt er gewiß irgendwo auf dem Ohr! — Mein Werk muß vorrücken, denn morgen malt ſich's vielleicht hier in der Blende teufelmäßig ſchlecht — und allein kann ich doch jetzt nichts machen.“ Ich erbot mich ihm behülflich zu ſeyn. Er lachte laut auf, faßte mich bei beiden Schultern und rief: „das iſt ein excellenter Spaß; was wird Chriſtian ſagen, wenn er morgen merkt, daß er ein Eſel iſt, und ich ſeiner gar nicht bedurft habe? Nun ſo kommt, fremder Geſelle und Bruder, helft mir erſt fein bauen.“ Er zündete einige Kerzen an, wir liefen durch die Kirche, ſchleppten Böcke und Bretter herbei und bald ſtand ein hohes Gerüſt in der Blende. „Nun friſch zugereicht,“ rief Berthold, indem er heraufſtieg. Ich erſtaunte über die Schnelligkeit, mit der Berthold die Zeichnung ins Große übertrug; keck zog er ſeine Linien, niemals gefehlt, immer richtig und rein. An dergleichen Dinge in früherer Zeit gewöhnt, half ich dem Maler treulich, indem ich, bald oben, bald unter ihm ſtehend, die langen Lineale in die angedeuteten Punkte einſetzte und feſthielt, die Kohlen ſpitz ſchliff und ihm zureichte u. ſ. w. „Ihr ſeid ja gar ein wackerer Gehülfe,“ rief Berthold ganz fröhlich, „und Ihr,“ erwiederte ich, „in der That einer der geübteſten Architektur-Maler, die es geben mag; habt Ihr denn bei Eurer fertigen kecken Fauſt nie andere Malerei getrieben, als dieſe? — Verzeiht meine Frage.“ „Was meint Ihr denn eigentlich?“ ſprach Berthold. „Nun,“ erwiederte ich, „ich meine, daß Ihr zu etwas beſſerem taugt, als Kirchenwände mit Marmorſäulen zu bemalen. Architektur-Malerei bleibt doch immer etwas untergeordnetes; der Hiſtorien Maler, der Landſchafter ſteht unbedingt höher. Geiſt und Phantaſie, nicht in die engen Schranken geometriſcher Linien gebannt, erheben ſich in freiem Fluge. Selbſt das einzige Phantaſtiſche Eurer Malerei, die ſinnetäuſchende Perſpective, hängt von genauer Berechnung ab, und ſo iſt die Wirkung das Erzeugniß, nicht des genialen Gedankens, ſondern nur mathematiſcher Spekulation.“ Der Maler hatte, während ich dies ſprach, den Pinſel abgeſetzt, und den Kopf in die Hand geſtützt. „Unbekannter Freund,“ fing er jetzt mit dumpfer feierlicher Stimme an: „Unbekannter Freund, Du frevelſt, wenn Du die verſchiedenen Zweige der Kunſt in Rangordnung ſtellen willſt, wie die Vaſallen eines ſtolzen Königs. Und noch größerer Frevel iſt es, wenn Du nur die Verwegenen achteſt, welche taub für das Klirren der Sclavenkette, fühllos für den Druck des Irdiſchen, ſich frei, ja ſelbſt ſich Gott wähnen und ſchaffen und herrſchen wollen über Licht und Leben. — Kennſt Du die Fabel von dem Prometheus, der Schöpfer ſeyn wollte, und das Feuer vom Himmel ſtahl, um ſeine todten Figuren zu beleben? — Es gelang ihm, lebendig ſchritten die Geſtalten daher, und aus ihren Augen ſtrahlte jenes himmliſche Feuer, das in ihrem Innern brannte; aber rettungslos wurde der Frevler, der ſich angemaßt Göttliches zu fahen, verdammt zu ewiger fürchterlicher Qual. Die Bruſt, die das Göttliche geahnt, in der die Sehnſucht nach dem Ueberirdiſchen aufgegangen, zerfleiſchte der Geier, den die Rache geboren und der ſich nun nährte von dem eignen Innern des Vermeſſenen. Der das Himmliſche gewollt, fühlte ewig den irdiſchen Schmerz.“ — Der Maler ſtand in ſich verſunken da. „Aber,“ rief ich: „Aber Berthold, wie beziehen Sie das Alles auf Ihre Kunſt? Ich glaube nicht, daß irgend jemand es für vermeſſenen Frevel halten kann, Menſchen zu bilden, ſei es durch Malerei, oder Plaſtik.“ Wie in bitterm Hohn lachte Berthold auf: „Ha ha — Kinderſpiel iſt kein Frevel! — Kinderſpiel iſt's wie ſie's machen, die Leute, die getroſt ihre Pinſel in die Farbentöpfe ſtecken und eine Leinwand beſchmieren, mit der wahrhaftigen Begier, Menſchen darzuſtellen; aber es kommt ſo heraus, als habe, wie es in jenem Trauerſpiele ſteht, irgend ein Handlanger der Natur verſucht Menſchen zu bilden, und es ſei ihm mißlungen. — Das ſind keine freveligen Sünder, das ſind nur arme unſchuldige Narren! Aber Herr! — wenn man nach dem Höchſten ſtrebt — nicht Fleiſchesluſt, wie Titian — nein das Höchſte der göttlichen Natur, der Prometheusfunken im Menſchen — Herr! — es iſt eine Klippe — ein ſchmaler Strich, auf dem man ſteht — der Abgrund iſt offen! — über ihm ſchwebt der kühne Segler und ein teufliſcher Trug läßt ihn unten — unten das erblicken, was er oben über den Sternen erſchauen wollte!“ — Tief ſeufzte der Maler auf, er fuhr mit der Hand über die Stirn, und blickte dann in die Höhe. „Aber was ſchwatze ich mit Euch, Geſelle, da drunten für tolles Zeug, und male nicht weiter? — Schaut her Geſelle, das nenne ich treu und ehrlich gezeichnet. Wie herrlich iſt die Regel! — alle Linien einen ſich zum beſtimmten Zweck, zu beſtimmter deutlich gedachter Wirkung. Nur das Gemeſſene iſt rein, menſchlich; was drüber geht, vom Uebel. Das Uebermenſchliche muß Gott, oder Teufel ſeyn; ſollten beide nicht in der Mathematik von Menſchen übertroffen werden? Sollt' es nicht denkbar ſeyn, daß Gott uns ausdrücklich erſchaffen hätte, um das, was nach gemeſſenen erkennbaren Regeln darzuſtellen iſt, kurz, das rein Commenſurable, zu beſorgen für ſeinen Hausbedarf, ſo wie wir unſrerſeits wieder Sägemühlen und Spinnmaſchinen bauen, als mechaniſche Werkmeiſter unſeres Bedarfs. Profeſſor Walter behauptete neulich, daß gewiſſe Thiere blos erſchaffen wären, um von andern gefreſſen zu werden, und das käme doch am Ende zu unſerm Nutzen heraus, ſo wie z. B. die Katzen den angebornen Inſtinkt hätten, Mäuſe zu freſſen, damit dieſe uns nicht den Zucker, der zum Frühſtück bereit läge, wegknappern ſollten. Am Ende hat der Profeſſor Recht — Thiere und wir ſelbſt ſind gut eingerichtete Maſchinen, um gewiſſe Stoffe zu verarbeiten, und zu verkneten für den Tiſch des unbekannten Königs — Nun friſch — friſch, Geſelle — reiche mir die Töpfe! — Alle Töne hab' ich geſtern beim lieben Sonnenlicht abgeſtimmt, damit mich der Fackelſchein nicht trüge, ſie ſtehn numerirt im Winkel. Reich' mir Numero eins, mein Junge! — Grau in Grau! — Und was wäre das trockne mühſelige Leben, wenn der Herr des Himmels uns nicht ſo manches bunte Spielzeug in die Hände gegeben hätte! — Wer artig iſt, trachtet nicht, wie der neugierige Bube, den Kaſten zu zerbrechen, in dem es orgelt, wenn er die äußere Schraube dreht. — Man ſagt, es iſt ganz natürlich, daß es drinnen klingt; denn ich drehe ja die Schraube! — indem ich dies Gebälk richtig aus dem Augenpunkt aufgezeichnet, weiß ich beſtimmt, daß es ſich dem Beſchauer plaſtiſch darſtellt — Numero zwei heraufgereicht, Junge! — Nun male ich es aus in den regelrecht abgeſtimmten Farben — es erſcheint vier Ellen zurücktretend. Das weiß ich alles gewiß; o! man iſt erſtaunlich klug — Wie kommt es, daß die Gegenſtände in der Ferne ſich verkleinern? Die einzige dumme Frage eines Chineſen könnte ſelbſt den Profeſſor Eytelwein in Verlegenheit ſetzen; doch könnte er ſich mit dem orgelnden Kaſten helfen und ſprechen, er habe manchmal an der Schraube gedreht, und immer dieſelbe Wirkung erfahren — Violett Numero eins, Junge! — ein anderes Lineal — dicken ausgewaſchenen Pinſel! Ach, was iſt all' unſer Ringen und

Streben nach dem Höheren anderes, als das unbeholſene bewußtloſe Handthieren des Säuglings, der die Amme verletzt, die ihn wohlthätig nährt! — Violett Numero zwei — friſch Junge! — das Ideal iſt ein ſchnöder lügneriſcher Traum vom gährenden Blute erzeugt. — Die Töpfe weg, Junge — ich ſteige herab. — Der Teufel narrt uns mit Puppen, denen er Engelsfittige angeleimt.“ — Nicht möglich iſt es mir, alles das wörtlich zu wiederholen, was Berthold ſprach, indem er raſch fortmalte, und mich ganz wie ſeinen Handlanger brauchte. In der angegebenen Manier fuhr er fort, die Beſchränktheit alles irdiſchen Beginnens auf das Bitterſte zu verhöhnen; ach er ſchaute in die Tiefe eines auf den Tod verwundeten Gemüths, deſſen Klage ſich nur in ſchneidender Ironie erhebt. Der Morgen dämmerte, der Schein der Fackel verblaßte vor den hereinbrechenden Sonnenſtrahlen. Berthold malte eifrig fort, aber er wurde ſtiller und ſtiller und nur einzelne Laute — zuletzt nur Seufzer, entflohen der gepreßten Bruſt. Er hatte den ganzen Altar mit gehöriger Farbenabſtufung angelegt, und ſchon jetzt, ohne weiter ausgeführt zu ſeyn, ſprang das Gemälde wunderbar hervor. „In der That herrlich — ganz herrlich,“ rief ich voll Bewunderung aus. „Meinen Sie,“ ſprach Berthold mit matter Stimme: „Meinen Sie, daß etwas daraus werden wird? — Ich gab mir wenigſtens alle Mühe richtig zu zeichnen; aber nun kann ich nicht mehr.“ — „Keinen Pinſelſtrich weiter, lieber Berthold!“ ſprach ich: „es iſt beinahe unglaublich, wie Sie mit einem ſolchen Werk in wenigen Stunden ſo weit vorrücken konnten; aber Sie greifen Sich zu ſehr an, und verſchwenden Ihre Kraft.“ „Und doch,“ erwiederte Berthold, „ſind das meine glücklichſten Stunden. — Vielleicht ſchwatzte ich zu viel, aber es ſind ja nur Worte, in die ſich der das Innere zerreißende Schmecz auflöſt.“ „Sie ſcheinen Sich ſehr unglücklich zu fühlen, mein armer Freund,“ ſprach ich: „irgend ein furchtbares Ereigniß trat feindlich zerſtörend in Ihr Leben!“ — Der Maler trug langſam ſeine Geräthſchaften in die Capelle, löſchte die Fackel aus, kam dann auf mich zu, faßte meine Hand und ſprach mit gebrochener Stimme: „Könnten Sie einen Augenblick Ihres Lebens ruhigen, heitern Geiſtes ſeyn, wenn Sie Sich eines gräßlichen, nie zu ſühnenden Verbrechens bewußt wären?“ — Erſtarrt blieb ich ſtehen. Die hellen Sonnenſtrahlen fielen in des Malers leichenblaſſes zerſtörtes Geſicht, und er war beinahe geſpenſtiſch anzuſehen, als er fortwankte durch die kleine Pforte in das Innere des Collegiums. —

Kaum erwarten konnte ich am folgenden Tage die Stunde, die mir Profeſſor Walter zum Wiederſehen beſtimmt hatte. Ich erzählte ihm den ganzen Auftritt der vorigen Nacht, der mich nicht wenig aufgeregt hatte; ich ſchilderte mit den lebendigſten Farben des Malers wunderliches Benehmen, und verſchwieg kein Wort, das er geſprochen, ſelbſt das nicht, was ihn ſelbſt betroffen. Je mehr ich aber auf des Profeſſors Theilnahme hoffte, deſto gleichgültiger ſchien er mir, ja er lächelte ſelbſt über mich auf eine höchſt widrige Weiſe, als ich nicht nachließ, von Berthold zu reden und in ihn zu dringen, mir ja alles, was er von dem Unglücklichen wüßte, zu ſagen. „Es iſt ein wunderlicher Menſch, dieſer Maler,“ fing der Profeſſor an: „ſanſt — gutmüthig — arbeitſam — nüchtern, wie ich Ihnen ſchon früher ſagte, aber ſchwachen Verſtandes; denn ſonſt hätte er ſich nicht durch irgend ein Ereigniß im Leben, ſei es ſelbſt ein Verbrechen, das er beging, herabſtimmen laſſen vom herrlichen Hiſtorienmaler zum dürftigen Wandpinsler.“ Der Ausdruck Wandpinsler ärgerte mich ſo wie des Profeſſors Gleichgültigkeit überhaupt. Ich ſuchte ihm darzuthun, daß noch jetzt Berthold ein höchſt achtungswerther Künſtler, und der höchſten regſamen Theilnahme werth ſei. „Nun,“ fing der Profeſſor endlich an: „wenn Sie einmal unſer Berthold in ſolch hohem Grade intereſſirt, ſo ſollen Sie Alles, was ich von ihm weiß, und das iſt nicht wenig, ganz genau erfahren. Zur Einleitung deſſen, laſſen Sie uns gleich in die Kirche gehen! Da Berthold die ganze Nacht hindurch mit Anſtrengung gearbeitet hat, wird er heute Vormittags raſten. Wenn wir ihn in der Kirche fänden, wäre mein Zweck verfehlt.“ Wir gingen nach der Kirche, der Profeſſor ließ das Tuch von dem verhängten Gemälde herunternehmen und in zauberiſchem Glanze ging vor mir ein Gemälde auf, wie ich es nie geſehen. Die Compoſition war wie Raphaels Styl, einfach und himmliſch erhaben! — Maria und Eliſabeth in einem ſchönen Garten auf einem Raſen ſitzend, vor ihnen die Kinder Johannes und Chriſtus mit Blumen ſpielend, im Hintergrunde ſeitwärts eine betende männliche Figur! — Maria's holdes himmliſches Geſicht, die Hoheit und Frömmigkeit ihrer ganzen Figur erfüllten mich mit Staunen und tiefer Bewunderung. Sie war ſchön, ſchöner als je ein Weib auf Erden, aber ſo wie Raphaels Maria in der Dresdner Gallerie verkündete ihr Blick die höhere Macht der Gottes-Mutter. Ach! mußte vor dieſen wunderbaren, von tiefem Schatten umfloſſenen Augen nicht in des Menſchen Bruſt die ewigdürſtende Sehnſucht aufgehen? Sprachen die weichen halbgeöffneten Lippen nicht tröſtend, wie in holden Engels-Melodien, von der unendlichen Seligkeit des Himmels? — Nieder mich zu werfen in den Staub vor ihr, der Himmels-Königin, trieb mich ein unbeſchreibliches Gefühl — keines Wortes mächtig konnte ich den Blick nicht abwenden von dem Bilde ohne Gleichen. Nur Maria und die Kinder waren ganz ausgeführt, an der Figur Eliſabeths ſchien die letzte Hand zu fehlen, und der betende Mann war noch nicht übermalt. Näher getreten erkannte ich in dem Geſicht dieſes Mannes Berthold's Züge. Ich ahnte, was mir der Profeſſor gleich darauf ſagte: „Dieſes Bild, ſprach er, iſt Berthold's letzte Arbeit, das wir vor mehreren Jahren aus N. in Oberſchleſien, wo es von einem unſerer Collegen in einer Verſteigerung gekauft wurde, erhielten. Unerachtet es nicht vollendet iſt, ließen wir es doch ſtatt des elenden Altarblatts, das ſonſt hier ſtand, einfügen. Als Berthold angekommen war und dies Gemälde erblickte, ſchrie er laut auf und ſtürzte bewußtlos zu Boden. Nachher vermied er ſorgfältig, es anzublicken und vertraute mir, daß es ſeine letzte Arbeit in dieſem Fache ſei. Ich hoffte ihn nach und nach zur Vollendung des Bildes zu überreden, aber mit Entſetzen und Abſcheu wies er jeden Antrag der Art zurück. Um ihn nur einigermaßen heiter und kräftig zu erhalten, mußte ich das Bild verhängen laſſen, ſo lange er in der Kirche arbeitet. Fiel es ihm nur von ungefähr ins Auge, ſo lief er wie von unwiderſtehlicher Macht getrieben hin, warf ſich laut ſchluchzend nieder, bekam ſeinen Paroxysmus, und war auf mehrere Tage unbrauchbar." — „Armer — armer unglücklicher Mann!" — rief ich aus, „welch' eine Teufelsfauſt griff ſo grimmig zerſtörend in dein Leben." „O!" ſprach der Profeſſor: „die Hand ſammt dem Arm iſt ihm an den Leib gewachſen — Ja ja! — er ſelbſt war gewiß ſein eigner Dämon — ſein Luzifer, der in ſein Leben mit der Höllenfackel hineinleuchtete. Wenigſtens geht das aus ſeinem Leben ſehr deutlich hervor." Ich bat den Profeſſor, mir doch nur jetzt gleich Alles zu ſagen, was er über des unglücklichen Malers Leben wüßte. „Das würde viel zu weitläuftig ſeyn, und viel zu viel Athem koſten," erwiederte der Profeſſor. „Verderben wir uns den heitern Tag nicht mit dem trüben Zeuge! Laſſen Sie uns frühſtücken, und dann nach der Mühle gehen, wo uns ein tüchtig zubereitetes Mittagsmahl erwartet.“ Ich hörte nicht auf, in den Profeſſor zu dringen, und nach vielem Hin- und Herreden kam es endlich heraus, daß gleich nach der Ankunft Berthold's ſich ein Jüngling, der auf dem Collegio ſtudirte, mit voller Liebe an ihn anſchloß, daß dieſem Berthold nach und nach die Begebenheiten ſeines Lebens vertraute, die der junge Mann ſorglich aufſchrieb und dem Profeſſor Walter das Manuſcript übergab. „Es war,“ ſprach der Profeſſor: „ſolch ein Enthuſiaſt, wie Sie, mein Herr, mit Ihrer Erlaubniß! Aber das Aufſchreiben der wunderlichen Begebenheiten des Malers diente ihm in der That zur trefflichen Stylübung.“ Mit vieler Mühe erhielt ich von dem Profeſſor das Verſprechen, daß er mir Abends nach geendeter Luſtpartie das Manuſcript anvertrauen wolle. Sei es, daß es die geſpannte Neugierde war, oder war der Profeſſor wirklich ſelbſt daran Schuld, kurz, niemals habe ich mehr Langeweile empfunden, als den Tag. Schon die Eiskälte des Profeſſors Rückſichts Bertholds war mir fatal; aber ſeine Geſpräche, die er mit den Collegen, die an dem Mahl Theil nahmen, führte, überzeugten mich, daß troß aller Gelehrſamkeit, aller Weltgewandtheit, ſein Sinn für's Höhere gänzlich verſchloſſen, und er der kraſſeſte Materialiſt war, den es geben konnte. Das Syſtem von dem freſſen und gefreſſen werden, wie es Berthold anführte, hatte er wirklich adoptirt. Alles geiſtige Streben, Erfindungs-, Schöpfungskraft leitete er aus gewiſſen Conjuncturen der Eingeweide und des Magens her, und dabei kramte er noch mehr närriſche abnorme Einfälle aus. Er behauptete z. B. ſehr ernſthaft, daß jeder Gedanke durch die Begattung zweier Fäſerchen im menſchlichen Gehirne erzeugt würde. Ich begriff, auf welche Weiſe der Profeſſor mit ſolchen tollen Dingen den armen Berthold, der in verzweifelnder Ironie alle günſtige Einwirkung des Höheren anfocht, quälen, und in die noch blutenden Wunden ſpitze Dolche einſetzen mußte. Endlich am Abend gab mir der Profeſſor ein Paar beſchriebene Bogen mit den Worten: „Hier, lieber Enthuſiaſt, iſt das Studenten-Machwerk. Es iſt nicht übel geſchrieben, aber höchſt ſonderbar und wider alle Regel rückt der Herr Verfaſſer, ohne es weiter anzudeuten, Reden des Malers wörtlich in der erſten Perſon ein. Uebrigens mache ich Ihnen mit dem Aufſatz, über den ich von Amtswegen verfügen kann, ein Geſchenk, da ich weiß daß Sie kein Schriftſteller ſind. Der Verfaſſer der Phantaſieſtücke in Callots Manier hätte es eben nach ſeiner tollen Manier arg zugeſchnitten und gleich drucken laſſen, welches ich nicht von Ihnen zu erwarten habe."

Der Profeſſor Aloyſius Walter wußte nicht, daß er wirklich den reiſenden Enthuſiaſten vor ſich hatte, wiewohl er es hätte merken können, und ſo gebe ich Dir, mein günſtiger Leſer! des Jeſuiten-Studenten kurze Erzählung von dem Maler Berthold. Die Weiſe, wie er ſich mir zeigte, wird dadurch ganz erklärt, und Du, o mein Leſer! wirſt dann auch gewahren, wie des Schickſals wunderliches Spiel uns oft zu verderblichem Irrthum treibt.

„Laßt Euern Sohn nur getroſt nach Italien reiſen! Schon jetzt iſt er ein wackrer Künſtler, und es fehlt ihm hier in D. keinesweges an Gelegenheit, nach den trefflichſten Originalen jeder Art zu ſtudiren, aber dennoch darf er nicht hier bleiben. Das freie Künſtlerleben muß ihm in dem heitern Kunſtlande aufgehen, ſein Studium wird dort ſich erſt lebendig geſtalten, und den eignen Gedanken erzeugen. Das Copiren allein hilft ihm nun nichts mehr. Mehr Sonne muß die aufſprießende Pflanze erhalten, um zu gedeihen und Blüth' und Frucht zu tragen. Euer Sohn hat ein reines wahrhaftiges Künſtlergemüth, darum ſeid um Alles Uebrige unbeſorgt!" So ſprach der alte Maler Stephan Birkner zu Bertholds Aeltern. Die rafften alles zuſammen, was ihr dürftiger Haushalt entbehren konnte, und ſtatteten den Jüngling aus zur langen Reiſe. So ward Bertholds heißeſter Wunſch, nach Italien zu gehen, erfüllt.

„Als mir Birkner den Entſchluß meiner Eltern verkündete, ſprang ich hoch auf vor Freude und Entzücken. — Wie im Traum ging ich umher die Tage hindurch, bis zu meiner Abreiſe. Es war mir nicht möglich, auf der Gallerie einen Pinſel anzuſetzen. Der Inſpektor, alle Künſtler, die in Italien geweſen, mußten mir erzählen von dem Lande, wo die Kunſt gedeiht. Endlich war Tag und Stunde gekommen. Schmerzlich war der Abſchied von den Aeltern, die von düſtrer Ahnung gequält, daß ſie mich nicht wiederſehen würden, mich nicht laſſen wollten. Selbſt der Vater, ſonſt ein entſchloſſener feſter

Mann, hatte Mühe, Faſſung zu erringen. „Italien — Italien wirſt Du ſehen,“ riefen die Kunſtbrüder, da loderte von tiefer Wehmuth nur ſtärker entzündet das Verlangen auf und raſch ſchritt ich fort — vor der Eltern Hauſe ſchien mir die Bahn des Künſtlers zu beginnen.“ —

Berthold, in jedem Fache der Malerei vorbereitet, hatte ſich doch vorzüglich der Landſchaftsmalerei ergeben, die er mit Liebe und Eifer trieb. In Rom glaubte er reiche Nahrung für dieſen Zweig der Kunſt zu finden; es war dem nicht ſo. Gerade in dem Kreis der Künſtler und Kunſtfreunde, in dem er ſich bewegte, wurde ihm unaufhörlich vorgeredet, daß der Hiſtorienmaler allein auf der höchſten Spitze ſtehe, und ihm Alles Uebrige untergeordnet ſey. Man rieth ihm, wolle er ein bedeutender Künſtler werden, doch nur gleich von ſeinem Fach abzugehen und ſich dem Höheren zuzuwenden, und dies, verbunden mit dem nie ſonſt gefühlten Eindruck, den Raphaels mächtige Fresko-Gemälde im Vatikan auf ihn machten, beſtimmten ihn wirklich, die Landſchaft zu verlaſſen. Er zeichnete nach jenen Raphaels, er kopirte kleine Oelgemälde anderer berühmter Meiſter; alles fiel bei ſeiner tüchtigen Praktik recht wohl und ſchicklich aus, aber nur zu ſehr fühlte er, daß das Lob der Künſtler und Kenner ihn nur tröſten, aufmuntern ſollte. Er ſah es ja ſelbſt, daß ſeinen Zeichnungen, ſeinen Copien alles Leben des Originals fehle. Raphaels, Correggio's himmliſche Gedanken begeiſterten (ſo glaubte er) zum eignen Schaffen, aber ſo wie er ſie in der Phantaſie feſt halten wollte, verſchwammen ſie wie im Nebel, und alles, was er auswendig zeichnete, hatte, wie jedes nur undeutlich, verworren Gedachte, kein Regen, keine Bedeutung. Ueber dieſes vergebliche Ringen und Streben ſchlich trüber Unmuth in ſeine Seele, und oft entrann er den Freunden, um in der Gegend von Rom Baumgruppen — einzelne landſchaftliche Partien heimlich zu zeichnen und zu malen. Aber auch dies gerieth nicht mehr wie ſonſt, und zum erſtenmal zweifelte er an ſeinem wahren Künſtlerberuf. Die ſchönſten Hoffnungen ſchienen untergehn zu wollen. „Ach mein hochverehrter Freund und Lehrer,“ ſchrieb Berthold an Birkner, „Du haſt mir Großes zugetraut, aber — hier, wo es erſt recht licht werden ſollte in meiner Seele, bin ich inne worden, daß das, was Du wahrhaftes Künſtlergenie nannteſt, nur etwa Talent — äußere Fertigkeit der Hand war. Sage meinen Eltern, daß ich bald zurückkehren würde, um irgend ein Handwerk zu erlernen, das mich künftig ernähre u. ſ. w." Birkner ſchrieb zurück: „O, könnte ich doch bei Dir ſeyn, mein Sohn! um Dich aufzurichten in Deinem Unmuth. Aber glaube mir, Deine Zweifel ſind es gerade, die für Dich, für Deinen Künſtlerberuf ſprechen. Der, welcher in ſtetem unwandelbaren Vertrauen auf ſeine Kraft immer fortzuſchreiten gedenkt, iſt ein blöder Thor, der ſich ſelbſt täuſcht; denn ihm fehlt ja der eigentliche Impuls zum Streben, der nur in dem Gedanken der Mangelhaftigkeit ruht. Harre aus! — Bald wirſt Du Dich erkräftigen, und dann ruhig, nicht durch das Urtheil, durch den Rath der Freunde, die Dich zu verſtehen vielleicht gar nicht im Stande, gezügelt, den Weg fortwandeln, den Dir Deines Ichs eigne Natur vorgeſchrieben. Ob Du Landſchafter bleiben, ob Du Hiſtorienmaler werden willſt, wirſt Du dann ſelbſt entſcheiden können, und an keine feindliche Abſonderung der Zweige eines Stammes denken."

Es begab ſich, daß gerade zu der Zeit, als Berthold dieſen tröſtenden Brief von ſeinem alten Lehrer und Freunde erhielt, ſich Philipp Hackert's Ruhm in Rom verbreitet hatte. Einige von ihm dort aufgeſtellte Stücke von wunderbarer Anmuth und Klarheit bewährten des Künſtlers Ruf und ſelbſt die Hiſtorienmaler geſtanden, es läge auch in dieſer reinen Nachahmung der Natur viel Großes und Vortreffliches. Berthold ſchöpfte Athem — er hörte nicht mehr ſeine Lieblingskunſt verhöhnen, er ſah einen Mann, der ſie trieb, hochgeſtellt und verehrt; wie ein Funke fiel es in ſeine Seele, daß er nach Neapel wandern und unter Hackert ſtudiren müſſe. Ganz jubilirend ſchrieb er an Birkner und an ſeine Aeltern, daß er nun nach hartem Kampf den rechten Weg gefunden habe, und bald in ſeinem Fach ein tüchtiger Künſtler zu werden hoffe. Freundlich nahm der ehrliche deutſche Hackert den deutſchen Schüler auf, und bald ſtrebte dieſer dem Lehrer in regem Schwunge nach. Berthold erlangte große Fertigkeit, die verſchiedenen Baum- und Geſträucharten der Natur getreu darzuſtellen; auch leiſtete er nicht Geringes in dem Dunſtigen und Duftigen, wie es auf Hackertſchen Gemälden zu finden. Das erwarb ihm vieles Lob, aber auf ganz eigene Weiſe ſchien es ihm bisweilen, als wenn ſeinen, ja ſelbſt den Landſchaften des Lehrers Etwas fehle, das er nicht zu nennen wußte, und das ihm doch in Gemälden Claude Lorrains, ja ſelbſt in Salvator Roſa's rauhen Wüſteneien entgegentrat. Es erhoben ſich allerlei Zweifel gegen den Lehrer in ihm, und er wurde vorzüglich ganz unmuthig, wenn Hackert mit angeſtrengter Mühe todtes Wild malte, das ihm der König zugeſchickt. Doch überwand er bald dergleichen, wie er glaubte, frevelige Gedanken und fuhr fort, mit frommer Hingebung und deutſchem Fleiß nach ſeines Lehrers Muſter zu arbeiten, ſo daß er in kurzer Zeit es ihm beinahe gleich that. So kam es denn, daß er auf Hackerts ausdrücklichen Anlaß eine große Landſchaft, die er treu nach der Natur gemalt hatte, zu einer Ausſtellung, die mehrentheils aus Hackertſchen Landſchaften und Stillleben beſtand, hergeben mußte. Alle Künſtler und Kenner bewunderten des Jünglings treue ſaubre Arbeit und prieſen ihn laut. Nur ein ältlicher, ſonderbar gekleideter Mann ſagte ſelbſt zu Hackerts Gemälden kein Wort, ſondern lächelte nur bedeutſam, wenn die Lobeserhebungen der Menge recht ausgelaſſen und toll daher brauſten. Berthold bemerkte deutlich, wie der Fremde, als er vor ſeiner Landſchaft ſtand, mit einer Miene des tiefſten Bedauerns den Kopf ſchüttelte und dann ſich entfernen wollte. Berthold etwas aufgebläht durch das allgemeine Lob, das ihm zu Theil geworden, konnte ſich des innern Aergers über den Fremden nicht erwehren. Er trat auf ihn zu und frug, indem er die Worte ſchärfer betonte, als gerade nöthig: „Ihr ſcheint mit dem Bilde nicht zufrieden, mein Herr, unerachtet es doch wackre Künſtler und Kenner nicht ganz übel finden wollen? Sagt mir gefälligſt, woran es liegt, damit ich die Fehler nach Euerm gütigen Rath abändre und beſſere.“ Mit ſcharfem Blicke ſchaute der Fremde Berthold an, und ſprach ſehr ernſt: „Jüngling, aus Dir hätte viel werden können.“ Berthold erſchrak bis ins Innerſte vor des Mannes Blick und ſeinen Worten; er hatte nicht den Muth, etwas weiter zu ſagen, oder ihm zu folgen, als er langſam zum Saale hinausſchritt. Hackert trat bald darauf ſelbſt hinein, und Berthold eilte, ihm dem Vorfall mit dem wunderlichen Mann zu erzählen. „Ach!“ rief Hackert lachend: „Laß Dir das ja nicht zu Herzen gehen! Das war ja unſer brummige Alte, dem nichts recht iſt, der alles tadelt; ich begegnete ihm auf dem Vorſaal. Er iſt auf Maltha von griechiſchen Aeltern geboren, ein reicher wunderlicher Kauz, gar kein übler Maler; aber alles was er macht, hat ein phantaſtiſches Anſehen, welches wohl daher rührt, weil er über jede Darſtellung durch die Kunſt ganz tolle abſurde Meinungen und ſich ein künſtleriſches Syſtem gebaut hat, das den Teufel nichts taugt. Ich weiß recht gut, daß er gar nichts auf mich hält, welches ich ihm gern verzeihe, da er mir wohlerworbnen Ruhm nicht ſtreitig machen wird.“ Dem Berthold war es zwar, als habe der Maltheſer irgend einen wunden Fleck ſeines Innerſten ſchmerzhaft berührt, aber ſo wie der wohlthätige Wundarzt, um zu forſchen und zu heilen; indeſſen ſchlug er ſich das bald aus dem Sinn und arbeitete fröhlich fort, wie zuvor.

Das große, wohlgelungene, allgemein bewunderte Bild hatte ihm Muth gemacht, das Gegenſtück zu beginnen. Einen der ſchönſten Punkte in Neapels reicher Umgebung wählte Hackert ſelbſt aus, und ſo wie jenes Bild den Sonnenuntergang darſtellte, ſollte dieſe Landſchaft im Sonnenaufgang gehalten werden. Berthold bekam viel fremde Bäume, viele Weinberge, vorzüglich aber viel Nebel und Duft zu malen.

Auf der Platte eines großen Steins, eben in jenem von Hackert gewählten Punkte, ſaß Berthold eines Tages, den Entwurf des großen Bildes nach der Natur vollendend. „Wohl getroffen in der That!“ ſprach es neben ihm. Berthold blickte auf, der Maltheſer ſah in ſein Blatt hinein, und fügte mit ſarkaſtiſchem Lächeln hinzu: „Nur eins habt Ihr vergeſſen, lieber junger Freund! Schaut doch dort herüber nach der grün berankten Mauer des fernen Weinbergs! Die Thüre ſteht halb offen; das müßt Ihr ja anbringen mit gehörigem Schlagſchatten — die halbgeöffnete Thüre macht erſtaunliche Wirkung!“ „Ihr ſpottet,“ erwiederte Berthold, „ohne Urſache, mein Herr! Solche Zufälligkeiten ſind keinesweges ſo verächtlich wie Ihr glaubt und deshalb mag ſie mein Meiſter wohl anbringen. Erinnert Euch doch nur des aufgehängten weißen Tuchs in der Landſchaft eines alten niederländiſchen Malers, das nicht fehlen darf, ohne die Wirkung zu verderben. Aber Ihr ſcheint überhaupt kein Freund der Landſchaftsmalerei, der ich mich nun einmal ganz ergeben habe mit Leib und Seele, und darum bitt' ich Euch, laßt mich ruhig fortarbeiten.“ „Du biſt in großem Irrthum befangen, Jüngling,“ ſprach der Maltheſer. „Noch einmal ſage ich, aus Dir hätte viel werden können; denn ſichtlich zeugen Deine Werke das raſtloſe Beſtreben nach dem Höheren, aber nimmer wirſt Du Dein Ziel erreichen, denn der Weg, den Du eingeſchlagen, führt nicht dahin. Merk wohl auf, was ich

Dir ſagen werde! Vielleicht glückt es mir, die Flamme in Deinem Innern, die Du, Unverſtändiger! zu überbauen trachteſt, anzufachen, daß ſie hell auflodert und Dich erleuchtet; dann wirſt Du den wahren Geiſt, der in Dir lebt, zu erſchauen vermögen. Hältſt Du mich denn für ſo thörigt, daß ich die Landſchaft dem hiſtoriſchen Gemälde unterordne, daß ich nicht das gleiche Ziel, nach dem beide, Landſchafter und Hiſtorienmaler, ſtreben ſollen, erkenne? — Auffaſſung der Natur in der tiefſten Bedeutung des höheren Sinns, der alle Weſen zum höheren Leben entzündet, das iſt der heilige Zweck aller Kunſt. Kann denn das bloße genaue Abſchreiben der Natur jemals dahin führen? — Wie ärmlich, wie ſteif und gezwungen ſieht die nachgemalte Handſchrift in einer fremden Sprache aus, die der Abſchreiber nicht verſtand und daher den Sinn der Züge, die er mühſam abſchnörkelte, nicht zu deuten wußte. So ſind die Landſchaften deines Meiſters correkte Abſchriften eines in ihm fremder Sprache geſchriebenen Originals. — Der Geweihte vernimmt die Stimme der Natur, die in wunderbaren Lauten aus Baum, Gebüſch, Blume, Berg und Gewäſſer von unerforſchlichem Geheimniß ſpricht, die in ſeiner Bruſt ſich zu frommer Ahnung geſtalten; dann kommt, wie der Geiſt Gottes ſelbſt, die Gabe über ihn, dieſe Ahnung ſichtlich in ſeine Werke zu übertragen. Iſt Dir, Jüngling! denn bei dem Beſchauen der Landſchaften alter Meiſter nicht ganz wunderbarlich zu Muthe geworden? Gewiß haſt Du nicht daran gedacht, daß die Blätter des Lindenbaums, daß die Pinien, die Platanen der Natur getreuer, daß der Hintergrund duftiger, das Waſſer klarer ſeyn könnte; aber der Geiſt, der aus dem Ganzen wehte, hob Dich empor in ein höheres Reich, deſſen Abglanz Du zu ſchauen wähnteſt. — Daher ſtudire die Natur zwar auch im Mechaniſchen fleißig und ſorgfältig, damit Du die Praktik des Darſtellens erlangen mögeſt, aber halte die Praktik nicht für die Kunſt ſelbſt. Biſt Du eingedrungen in den tiefern Sinn der Natur, ſo werden ſelbſt in Deinem Innern ihre Bilder in hoher glänzender Pracht aufgehen.“ — Der Malteſer ſchwieg; als aber Berthold tief ergriffen, gebückten Hauptes, keines Wortes mächtig da ſtand, verließ ihn der Malteſer mit den Worten: „Ich habe Dich durchaus nicht verwirren wollen in Deinem Beruf; aber ich weiß, daß ein hoher Geiſt in Dir ſchlummert: ich rief ihn an mit ſtarken Worten, damit er erwache und friſch und frei ſeine Fittige rege. Lebe wohl!“ —

Dem Berthold war es ſo, als habe der Maltheſer nur dem, was in ſeiner Seele gährte und brauſte, Worte gegeben; die innere Stimme brach hervor — Nein! Alles dieſes Streben — dieſes Mühen iſt das ungewiſſe, trügeriſche Umhertappen des Blinden, weg — weg mit Allem, was mich geblendet bis jetzt! — Er war nicht im Stande auch nur einen Strich weiter an dem Bilde zu zeichnen. Er verließ ſeinen Meiſter, und ſtreifte voll wilder Unruhe umher und flehte laut, daß die höhere Erkenntniß, von der der Maltheſer geſprochen, ihm aufgehen möge. —

„Nur in ſüßen Träumen war ich glücklich — ſelig. Da wurde Alles wahr, was der Maltheſer geſprochen. Ich lag von zauberiſchen Düften umſpielt im grünen Gebüſch, und die Stimme der Natur ging vernehmbar im melodiſch klingenden Wehen durch den dunklen Wald. — „Horch — horch auf — Geweihter! — Vernimm die Urtöne der Schöpfung, die ſich geſtalten zu Weſen deinem Sinn empfänglich.“ — Und indem ich die Akkorde deutlicher erklingen hörte, war es, als ſei ein neuer Sinn in mir erwacht, der mit wunderbarer Klarheit das erfaßte, was mir unerforſchlich geſchienen. — Wie in ſeltſamen Hieroglyphen zeichnete ich das mir aufgeſchloſſene Geheimniß mit Flammenzügen in die Lüfte; aber die Hieroglyphen-Schrift war eine wunderherrliche Landſchaft, auf der Baum, Gebüſch, Blume, Berg und Gewäſſer, wie in lautem wonnigem Klingen ſich regten und bewegten.“ —

Doch eben nur im Traume kam ſolche Seligkeit über den armen Berthold, deſſen Kraft gebrochen, und der im Innerſten verwirrter war, als in Rom, da er Hiſtorienmaler werden wollte. Schritt er durch den dunklen Wald, ſo überfiel ihn ein unheimliches Grauen; trat er heraus, und ſchaute in die ferenen Berge, ſo griff es wie mit eiskalten Krallen in ſeine Bruſt — ſein Athem ſtockte — er wollte vergehen vor innerer Angſt. Die ganze Natur, ihm ſonſt freundlich lächelnd, ward ihm zum bedrohlichen Ungeheuer, und ihre Stimme, die ſonſt in des Abendwindes Säuſeln, in dem Plätſchern des Baches, in dem Rauſchen des Gebüſches mit ſüßem Wort ihn begrüßte, verkündete ihm nun Untergang und Verderben. Endlich wurde er, je mehr ihn jene holden Träume tröſteten, deſto ruhiger, doch mied er es im Freien allein zu ſeyn, und ſo kam es, daß er ſich zu ein

Paar muntern deutſchen Malern geſellte, und mit ihnen häufig Ausflüge nach den ſchönſten Gegenden Neapels machte.

Einer von ihnen, wir wollen ihn Florentin nennen, hatte es in dem Augenblick nicht ſowohl auf tiefes Studium ſeiner Kunſt, als auf heitern Lebensgenuß abgeſehen, ſeine Mappe zeugte davon. — Gruppen tanzender Bauermädchen — Prozeſſionen — ländliche Feſte — Alles das wußte Florentin, ſo wie es ihm aufſtieß, mit ſichrer leichter Hand ſchnell auf's Blatt zu werfen. Jede Zeichnung, war ſie auch kaum mehr als Skizze, hatte Leben und Bewegung. Dabei war Florentin's Sinn keinesweges für das Höhere verſchloſſen; im Gegentheil drang er mehr, als je ein moderner Maler, tief ein in den frommen Sinn der Gemälde alter Meiſter. In ſein Malerbuch hatte er die Fresko-Gemälde einer alten Kloſterkirche in Rom, ehe die Mauern eingeriſſen wurden, in bloßen Umriſſen hineingezeichnet. Sie ſtellten das Martyrium der heiligen Katharina dar. Man konnte nichts Herrlicheres, reiner Aufgefaßtes ſehen, als jene Umriſſe, die auf Berthold einen ganz eignen Eindruck machten. Er ſah Blitze leuchten durch die finſtre Oede, die ihn umfangen, und es kam dahin, daß er für Florentin's heitern Sinn empfänglich wurde, und, da dieſer zwar den Reiz der Natur, in ihr aber beſtändig mehr das menſchliche Princip mit reger Lebendigkeit auffaßte, eben dieſes Princip für den Stützpunkt erkannte, an den er ſich halten müſſe, um nicht geſtaltlos im leeren Raum zu verſchwimmen. Während Florentin irgend eine Gruppe, der er begegnete, ſchnell zeichnete, hatte Berthold des Freundes Malerbuch aufgeſchlagen, und verſuchte Katharina's wunderholde Geſtalt nachzubilden, welches ihm endlich ſo ziemlich glückte, wiewohl er, ſo wie in Rom, vergebens darnach ſtrebte, ſeine Figuren dem Original gleich zu beleben. Er klagte dies dem, wie er glaubte, an wahrer Künſtlergenialität ihm weit überlegenen Florentin, und erzählte zugleich, wie der Maltheſer zu ihm über die Kunſt geſprochen. „Ei, lieber Bruder Berthold!“ ſprach Florentin: „der Maltheſer hat in der That Recht, und ich ſtelle die wahre Landſchaft den tief bedeutſamen heiligen Hiſtorien, wie ſie die alten Maler darſtellen, völlig gleich. Ja, ich halte ſogar dafür, daß man erſt durch das Darſtellen der uns näher liegenden organiſchen Natur ſich ſtärken müſſe, um Licht zu finden in ihrem nächtlichen Reich. Ich rathe Dir Berthold, daß Du Dich gewöhnſt Figuren zu zeichnen, und in ihnen Deine Gedanken zu ordnen; vielleicht wird es dann heller um Dich werden.“ Berthold that ſo wie ihm der Freund geboten, und es war ihm, als zögen die finſtern Wolkenſchatten, die ſich über ſein Leben gelegt, vorüber.

„Ich mühte mich, das, was nur wie dunkle Ahnung tief in meinem Innern lag, wie in jenem Traum hieroglyphiſch darzuſtellen, aber die Züge dieſer Hieroglyphen-Schrift waren menſchliche Figuren, die ſich in wunderlicher Verſchlingung um einen Lichtpunkt bewegten. — Dieſer Lichtpunkt ſollte die herrlichſte Geſtalt ſeyn, die je eines Bildners Phantaſie aufgegangen; aber vergebens ſtrebte ich, wenn ſie im Traum von Himmelsſtrahlen umfloſſen mir erſchien, ihre Züge zu erfaſſen. Jeder Verſuch, ſie darzuſtellen, mißlang auf ſchmähliche Weiſe, und ich verging in heißer Sehnſucht.“ — Florentin bemerkte den bis zur Krankheit aufgeregten Zuſtand des Freundes, er tröſtete ihn, ſo gut er es vermochte. Oft ſagte er ihm, daß dies eben die Zeit des Durchbruchs zur Erleuchtung ſey; aber wie ein Träumer ſchlich Berthold einher, und alle ſeine Verſuche blieben nur ohnmächtige Anſtrengungen des kraftloſen Kindes.

Unfern Neapel lag die Villa eines Herzogs, die, weil ſie die ſchönſte Ausſicht nach dem Veſuv und ins Meer hinein gewährte, den fremden Künſtlern, vorzüglich den Landſchaftern gaſtlich geöffnet war. Berthold hatte hier öfters gearbeitet, öfter noch in einer Grotte des Parks zur guten Zeit ſich dem Spiel ſeiner phantaſtiſchen Träume hingegeben. Hier in dieſer Grotte ſaß er eines Tages, von glühender Sehnſucht, die ſeine Bruſt zerriß, gemartert, und weinte heiße Thränen, daß der Stern des Himmels ſeine dunkle Bahn erleuchten möge; da rauſchte es im Gebüſch, und die Geſtalt eines hochherrlichen Weibes ſtand vor der Grotte.

„Die vollen Sonnenſtrahlen fielen in das Engelsgeſicht. — Sie ſchaute mich an mit unbeſchreiblichem Blick. — Die heilige Katharina — Nein, mehr als ſie — mein Ideal, mein Ideal war es! — Wahnſinnig vor Entzücken ſtürzte ich nieder, da verſchwebte die Geſtalt freundlich lächelnd! — Erhört war mein heißeſtes Gebet! —“

Florentin trat in die Grotte, er erſtaunte über Berthold, der mit verklärtem Blick ihn an ſein Herz drückte. — Thränen ſtürzten ihm aus den Augen — Freund — Freund! ſtammelte er: ich bin glücklich — ſelig — ſie iſt gefunden — gefunden! Raſch ſchritt er fort, in ſeine Werkſtatt — er ſpannte die Leinwand auf, er fing an zu malen. Wie von göttlicher Kraft beſeelt, zauberte er mit der vollen Gluth des Lebens das überirdiſche Weib, wie es ihm erſchienen, hervor. — Sein Innerſtes war von dieſem Augenblicke ganz umgewendet. Statt des Trübſinns, der an ſeinem Herzmark gezehrt hatte, erhob ihn Frohſinn und Heiterkeit. Er ſtudirte mit Fleiß und Anſtrengung die Meiſterwerke der alten Maler. Mehrere Copien gelangen ihm vortrefflich, und nun fing er an ſelbſt Gemälde zu ſchaffen, die alle Kenner in Erſtaunen ſetzten. An Landſchaften war nicht mehr zu denken, und Hackert bekannte ſelbſt, daß der Jüngling nun erſt ſeinen eigentlichen Beruf gefunden habe. So kam es, daß er mehrere große Werke, Altarblätter für Kirchen, zu malen bekam. Er wählte mehrentheils heitere Gegenſtände chriſtlicher Legenden, aber überall ſtrahlte die wunderherrliche Geſtalt ſeines Ideals hervor. Man fand, daß Geſicht und Geſtalt der Prinzeſſin Angiola T.... zum Sprechen ähnlich ſei, man äußerte dies dem jungen Maler ſelbſt und Schlauköpfe gaben ſpöttiſch zu verſtehen, der deutſche Maler ſei von dem Feuerblick der wunderſchönen Donna tief ins Herz getroffen. Berthold war hoch erzürnt über das alberne Gewäſch der Leute, die das Himmliſche in das Gemeinirdiſche herabziehen wollten. „Glaubt Ihr denn," ſprach er, „daß ſolch' ein Weſen wandeln könne hier auf Erden? In einer wunderbaren Viſion wurde mir das Höchſte erſchloſſen; es war der Moment der Künſtlerweihe." — Berthold lebte nun froh und glücklich, bis nach Bonaparte's Siegen in Italien ſich die franzöſiſche Armee dem Königreich Neapel nahte, und die alle ruhigen und glücklichen Verhältniſſe furchtbar zerſtörende Revolution ausbrach. Der König hatte mit der Königin Neapel verlaſſen, die Citta war angeordnet. Der General=Vikar ſchloß mit dem franzöſiſchen General einen ſchmachvollen Waffenſtillſtand, und bald kamen die franzöſiſchen Commiſſarien, um die Summe, die gezahlt werden ſollte, in Empfang zu nehmen. Der General=Vikar entfloh, um der Wuth des Volks, das ſich von ihm, von der Citta, von allen, die ihm Schutz gewähren konnten gegen den andringenden Feind, verlaſſen glaubte, zu entgehen. Da waren alle Bande der Geſellſchaft aufgelöſt; in wilder Anarchie verhöhnte der Pöbel Ordnung und Geſetz, und unter dem Geſchrei: viva la santa fede rannten ſeine wahnſinnigen Horden durch die Straßen, die Häuſer der Großen, von welchen ſie ſich an den Feind verkauft wähnten, plündernd und in Brand ſteckend. Vergebens waren die Bemühungen Moliterno's und Rocca Romana's, Günſtlinge des Volks und zu Anführern gewählt, die Raſenden zu bändigen. Die Herzoge della Torre und Clemens Filomarino waren ermordet, aber noch war des wüthenden Pöbels Blutdurſt nicht geſtillt. — **Berthold** hatte ſich aus einem brennenden Hauſe nur halb angekleidet gerettet, er ſtieß auf einen Haufen des Volks, der mit angezündeten Fackeln und blinkenden Meſſern nach dem Pallaſt des Herzogs von T. eilte. Ihn für ihres Gleichen haltend, drängten ſie ihn mit ſich fort — **viva la santa fede** brüllten die Wahnſinnigen, und in wenigen Minuten waren der Herzog — die Bedienten, alles was ſich widerſetzte, ermordet, und der Pallaſt loderte hoch in Flammen auf. — **Berthold** war immer fort und fort in den Pallaſt hineingedrängt. — Dicker Rauch wallte durch die langen Gänge. — Er lief ſchnell durch die aufgeſprengten Zimmer, auf's Neue in Gefahr, in den Flammen umzukommen — vergebens den Ausgang ſuchend. — Ein ſchneidendes Angſtgeſchrei ſchallt ihm entgegen — er ſtürzt durch den Saal. — Ein Weib ringt mit einem Lazzarone, der es mit ſtarker Fauſt erfaßt hat, und im Begriff iſt ihm das Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen — Es iſt die Prinzeſſin — es iſt **Berthold's** Ideal! — Bewußtlos vor Entſetzen, ſpringt **Berthold** hinzu — den Lazzarone bei der Gurgel packen — ihn zu Boden werfen, ihm ſein eignes Meſſer in die Kehle ſtoßen — die Prinzeſſin in die Arme nehmen — mit ihr fliehen durch die flammenden Säle — die Treppen hinab — fort fort, durch das dickſte Volksgewühl — Alles das iſt die That eines Moments! — Keiner hielt den fliehenden **Berthold** auf; mit dem blutigen Meſſer in der Hand, vom Dampfe ſchwarz gefärbt, in zerriſſenen Kleidern ſah das Volk in ihm den Mörder und Plünderer, und gönnte ihm ſeine Beute. In einem öden Winkel der Stadt unter einem alten Gemäuer, in das er, wie aus Inſtinkt, ſich vor der Gefahr zu verbergen gelaufen, ſank er ohnmächtig nieder. Als er erwachte, kniete die Prinzeſſin neben ihm, und wuſch ſeine Stirne mit kaltem Waſſer. „O Dank!“ — lispelte ſie mit wunderlieblicher Stimme, „Dank den Heiligen, daß Du erwacht biſt, Du mein Retter, mein Alles!“ — **Berthold** richtete ſich auf, er wähnte zu träumen, er blickte mit ſtarren Augen die Prinzeſſin an — ja ſie war es ſelbſt — die herrliche Himmelsgeſtalt, die den Götterfunken in ſeiner Bruſt entzündet. — „Iſt es möglich — iſt es wahr — lebe ich denn?“ rief er aus. „Ja, Du lebſt,“ ſprach die Prinzeſſin — „Du lebſt für mich; was Du nicht zu hoffen wagteſt, geſchah wie durch ein Wunder. O, ich kenne Dich wohl, Du biſt der deutſche Maler Berthold, Du liebteſt mich ja, und verherrlichteſt mich in Deinen ſchönſten Gemälden. — Konnte ich denn Dein ſeyn? — Aber nun bin ich es immerdar und ewig. — Laß uns fliehen, o laß uns fliehen!“ — Ein ſonderbares Gefühl, wie wenn jählinger Schmerz ſüße Träume zerſtört, durchzuckte Berthold bei dieſen Worten der Prinzeſſin. Doch als das holde Weib ihn mit den vollen ſchneeweißen Armen umfing, als er ſie ungeſtüm an ſeinen Buſen drückte, da durchbebten ihn ſüße nie gekannte Schauer und im Wahnſinn des Entzückens höchſter Erdenluſt rief er aus: — „O, kein Trugbild des Traumes — nein! es iſt mein Weib, das ich umfange, es nie zu laſſen — das meine glühende dürſtende Sehnſucht ſtillt!“

Aus der Stadt zu fliehen war unmöglich; denn vor den Thoren ſtand das franzöſiſche Heer, dem das Volk, war es gleich ſchlecht bewaffnet und ohne alle Anführung, zwei Tage hindurch den Einzug in die Stadt ſtreitig machte. Endlich gelang es Berthold mit Angiola von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel und dann aus der Stadt zu fliehen. Angiola, von heißer Liebe zu ihrem Retter entbrannt, verſchmähte es in Italien zu bleiben, die Familie ſollte ſie für todt halten, und ſo Bertholds Beſitz ihr geſichert bleiben. Ein diamantnes Halsband und koſtbare Ringe, die ſie getragen, waren hinlänglich, in Rom (bis dahin waren ſie langſam fortgepilgert) ſich mit allen nöthigen Bedürfniſſen zu verſehen, und ſo kamen ſie glücklich nach M. im ſüdlichen Deutſchland, wo Berthold ſich niederzulaſſen, und durch die Kunſt ſich zu ernähren gedachte. — War's denn nicht ein nie geträumtes, nie geahnetes Glück, daß Angiola, das himmliſch ſchöne Weib, das Ideal ſeiner wonnigſten Künſtlerträume ſein werden müßte, unerachtet ſich alle Verhältniſſe des Lebens wie eine unüberſteigbare Mauer zwiſchen ihm und der Geliebten aufthürmten? — Berthold konnte in der That dies Glück kaum faſſen, und ſchwelgte in namenloſen Wonnen, bis lauter und lauter die innere Stimme ihn mahnte, ſeiner Kunſt zu gedenken. In M. beſchloß er ſeinen Ruf durch ein großes Gemälde zu begründen, das er für die dortige Marienkirche malen wollte. Der einfache Gedanke, Maria und Eliſabeth in einem ſchönen Garten auf einem Raſen ſitzend, die Kinder Chriſtus und Johannes vor ihnen im Graſe ſpielend, ſollte der ganze Vorwurf des Bildes ſeyn, aber vergebens war alles Ringen nach einer reinen geiſtigen Anſchauung des Gemäldes. So wie in jener unglücklichen Zeit der Criſis, verſchwammen ihm die Geſtalten, und nicht die himmliſche Maria, nein, ein irdiſches Weib, ach ſeine Angiola ſelbſt ſtand auf gräuliche Weiſe verzerrt, vor ſeines Geiſtes Augen. — Er gedachte Trotz zu bieten der unheimlichen Gewalt, die ihn zu erfaſſen ſchien, er bereitete die Farben, er fing an zu malen; aber ſeine Kraft war gebrochen, all' ſein Bemühen, ſo wie damals, nur die ohnmächtige Anſtrengung des unverſtändigen Kindes. Starr und leblos blieb, was er malte, und ſelbſt Angiola — Angiola, ſein Ideal, wurde, wenn ſie ihm ſaß und er ſie malen wollte, auf der Leinwand zum todten Wachsbilde, das ihn mit gläſernen Augen anſtierte. Da ſchlich ſich immer mehr und mehr trüber Unmuth in ſeine Seele, der alle Freude des Lebens wegzehrte. Er wollte — er konnte nicht weiter arbeiten, und ſo kam es, daß er in Dürftigkeit gerieth, die ihn deſto mehr niederbeugte, je weniger Angiola auch nur ein Wort der Klage hören ließ.

„Der immer mehr in mein Innerſtes hereinzehrende Gram, erzeugt von ſtets getäuſchter Hoffnung, wenn ich immer vergebens Kräfte aufbot, die nicht mehr mein waren, verſetzte mich bald in einen Zuſtand, der dem Wahnſinne gleich zu achten war. Mein Weib gebar mir einen Sohn, das vollendete mein Elend und der lange verhaltene Groll brach aus in hell aufflammenden Haß. Sie, Sie allein ſchuf mein Unglück. Nein — Sie war nicht das Ideal, das mir erſchien, nur mir zum rettungsloſen Verderben hatte ſie trügeriſch jenes Himmelsweibes Geſtalt und Geſicht geborgt. In wilder Verzweiflung fluchte ich ihr und dem unſchuldigen Kinde. — Ich wünſchte beider Tod, damit ich erlöſt werden möge von der unerträglichen Qual, die wie mit glühenden Meſſern in mir wühlte! — Gedanken der Hölle ſtiegen in mir auf. Vergebens las ich in Angiola's leichenblaſſem Geſicht, in ihren Thränen mein raſendes frevelisches Beginnen — Du haſt mich um mein Leben betrogen, verruchtes Weib, brüllte ich auf, und ſtieß ſie mit dem Fuße von mir, wenn ſie ohnmächtig niederſank, und meine Knie umfaßte." —

Bertholds grauſames wahnſinniges Betragen gegen Weib und

Kind erregte die Aufmerkſamkeit der Nachbarn, die es der Obrigkeit anzeigten. Man wollte ihn verhaften, als aber die Polizeidiener in ſeine Wohnung traten, war er ſammt Frau und Kind ſpurlos verſchwunden. **Berthold** erſchien bald darauf zu N. in Oberſchleſien; er hatte ſich ſeines Weibes und Kindes entledigt, und fing voll heitern Muthes an, das Bild zu malen, das er in M. vergebens begonnen hatte. Aber nur die Jungfrau Maria und die Kinder Chriſtus und Johannes konnte er vollenden, dann fiel er in eine furchtbare Krankheit, die ihn dem Tode, den er wünſchte, nahe brachte. Um ihn zu pflegen, hatte man alle ſeine Geräthſchaften und auch jenes unvollendete Gemälde verkauft, und er zog, nachdem er nur einigermaßen ſich wieder erkräftigt, als ein ſiecher elender Bettler von dannen. — In der Folge nährte er ſich dürftig durch Wandmalerei, die ihm hie und da übertragen wurde.

Bertholds Geſchichte hat etwas Entſetzliches und Grauenvolles, ſprach ich zu dem Profeſſor, ich halte ihn, unerachtet er es nicht geradezu ausgeſprochen, für den ruchloſen Mörder ſeines unſchuldigen Weibes und ſeines Kindes. „Es iſt ein wahnſinniger Thor,“ erwiederte der Profeſſor, „dem ich den Muth zu ſolcher That gar nicht zutraue. Ueber dieſen Punkt läßt er ſich niemals deutlich aus, und es iſt die Frage, ob er ſich nicht blos einbildet, an dem Tode ſeiner Frau und ſeines Kindes Schuld zu ſeyn; er malt eben wieder Marmor, erſt in künftiger Nacht vollendet er den Altar, dann iſt er bei guter Laune, und Sie können vielleicht mehr über jenen kitzlichen Punkt von ihm heraus bekommen.“ — Ich muß geſtehen, daß, dachte ich es mir lebhaft, um Mitternacht mit **Berthold** allein in der Kirche mich zu befinden, mir, nachdem ich ſeine Geſchichte geleſen, ein leiſer Schauer durch die Glieder lief. Ich meinte, er könnte mitunter was weniges der Teufel ſeyn, trotz ſeiner Gutmüthigkeit und ſeines treuherzigen Weſens, und wollte mich deshalb lieber gleich Mittags im lieben heitern Sonnenſchein mit ihm abfinden.

Ich fand ihn auf dem Gerüſte mürriſch und in ſich gekehrt, Marmoradern ſprenkelnd; zu ihm heraufgeſtiegen, reichte ich ihm ſtillſchweigend die Töpfe. Erſtaunt ſah er ſich nach mir um; „ich bin ja Ihr Handlanger,“ ſprach ich leiſe, das zwang ihm ein Lächeln ab.

Nun fing ich an von ſeinem Leben zu ſprechen, ſo daß er merken mußte, ich wiſſe Alles, und er ſchien zu glauben, er habe mir Alles ſelbſt in jener Nacht erzählt. Leiſe — leiſe kam ich auf die gräßliche Kataſtrophe, dann ſprach ich plötzlich: Alſo in heilloſem Wahnſinn mordeten Sie Weib und Kind? — Da ließ er Farbentopf und Pinſel fallen, und rief, mich mit gräßlichem Blick anſtarrend und beide Hände hoch erhebend: „Rein ſind dieſe Hände vom Blute meines Weibes, meines Sohnes! Noch ein ſolches Wort, und ich ſtürze mich mit Euch hier vom Gerüſte herab, daß unſere Schädel zerſchellen auf dem ſteinernen Boden der Kirche!“ — Ich befand mich in dem Augenblick wirklich in ſeltſamer Lage, am beſten ſchien es mir mit ganz Fremdem hineinzufahren. „O ſehn Sie doch, lieber Berthold, ſprach ich ſo ruhig und kalt, als es mir möglich war, wie das häßliche Dunkelgelb auf der Wand dort ſo verfließt.“ Er ſchaute hin, und indem er das Gelb mit dem Pinſel verſtrich, ſtieg ich leiſe das Gerüſte herab, verließ die Kirche, und ging zum Profeſſor, um mich über meinen beſtraften Vorwitz tüchtig auslachen zu laſſen.

Mein Wagen w[illegible] reparirt und ich verließ G., nachdem mir der Profeſſor Aloyſi[illegible]alter feierlich verſprochen, ſollte ſich etwas beſonderes mit Bert[illegible] ereignen, mir es gleich zu ſchreiben.

Ein halbes Jah[illegible]te vergangen ſeyn, als ich wirklich von dem Profeſſor einen B[illegible] erhielt, in welchem er ſehr weitſchweifig unſer Beiſammenſeyn in G. rühmte. Ueber Berthold ſchrieb er mir folgendes: Bald nach Ihrer Abreiſe trug ſich mit unſerm wunderlichen Maler viel Sonderbares zu. Er wurde plötzlich ganz heiter, und vollendete auf die herrlichſte Weiſe das große Altarblatt, welches nun vollends alle Menſchen in Erſtaunen ſetzt. Dann verſchwand er, und da er nicht das Mindeſte mitgenommen, und man ein Paar Tage darauf Hut und Stock unfern des O — Stromes fand, glauben wir alle, er habe ſich freiwillig den Tod gegeben.

Das Sanctus.

Der Doktor ſchüttelte bedenklich den Kopf. — Wie, rief der Kapellmeiſter heftig, indem er vom Stuhle aufſprang, wie! ſo ſollte Bettina's Catarrh wirklich etwas zu bedeuten haben? — Der Doktor ſtieß ganz leiſe drei oder viermal mit ſeinem ſpaniſchen Rohr auf den Fußboden, nahm die Doſe heraus und ſteckte ſie wieder ein ohne zu ſchnupfen, richtete den Blick ſtarr empor, als zähle er die Roſetten an der Decke und hüſtelte mißtönig ohne ein Wort zu reden. Das brachte den Kapellmeiſter außer ſich, denn er wußte ſchon, ſolches Gebehrdenſpiel des Doktors hieß in deutlichen lebendigen Worten nichts anders, als: ein böſer böſer Fall — und ich weiß mir nicht zu rathen und zu helfen, und ich ſteure umher in meinen Verſuchen, wie jener Doktor im Gilblas di Santillana. „Nun, ſo ſag' Er es denn nur geradezu heraus," rief der Kapellmeiſter erzürnt, „ſag' Er es heraus, ohne ſo verdammt wichtig zu thun mit der ſimplen Heiſerkeit, die ſich Bettina zugezogen, weil ſie unvorſichtiger Weiſe den Shawl nicht umwarf, als ſie die Kirche verließ — das Leben wird es ihr doch eben nicht koſten, der Kleinen." „Mit nichten," ſprach der Doktor, indem er nochmals die Doſe herausnahm, jetzt aber wirklich ſchnupfte, „mit nichten, aber höchſt wahrſcheinlich wird ſie in ihrem ganzen Leben keine Note mehr ſingen!" Da fuhr der Kapellmeiſter mit beiden Fäuſten ſich in die Haare, daß der Puder weit umherſtäubte und rannte im Zimmer auf und ab, und ſchrie wie beſeſſen: „Nicht mehr ſingen? — nicht mehr ſingen? — Bettina nicht mehr ſingen? — Geſtorben all' die herrlichen Canzonette — die wunderbaren Bollero's und Seguidilla's, die wie klingender Blumenhauch von ihren Lippen ſtrömten? — Kein frommes Agnus, kein tröſtendes Benedictus von ihr mehr hören? — O! o! — Kein Miserere, das mich reinburſtete von jedem irdiſchen Schmutz miſerabler Gedanken

— daß in mir oft eine ganze reiche Welt makelloſer Kirchenthema's aufgehen ließ? — Du lügſt Doktor, Du lügſt! — Der Satan verſucht Dich, mich auf's Eis zu führen. — Der Dom-Organiſt, der mich mit ſchändlichem Neide verfolgt, ſeitdem ich ein achtſtimmiges qui tollis ausgearbeitet zum Entzücken der Welt, der hat dich beſtochen! Du ſollſt mich in ſchnöde Verzweiflung ſtürzen, damit ich meine neue Meſſe in's Feuer werfe, aber es gelingt ihm — es gelingt Dir nicht! — Hier — hier trage ich ſie bei mir, Bettina's Soli (er ſchlug auf die rechte Rocktaſche, ſo daß es gewaltig darin klatſchte) und gleich ſoll herrlicher, als je, die Kleine ſie mir mit hocherhabener Glockenſtimme verſingen.“ Der Kapellmeiſter griff nach dem Hute und wollte fort, der Doktor hielt ihn zurück, indem er ſehr ſanft und leiſe ſprach: Ich ehre Ihren werthen Enthuſiasmus, holdſeeligſter Freund! aber ich übertreibe nichts und kenne den Dom-Organiſten gar nicht, es iſt nun einmal ſo! Seit der Zeit, daß Bettina in der katholiſchen Kirche bei dem Amt die Solos im Gloria und Credo geſungen, iſt ſie von einer ſolch' ſeltſamen Heiſerkeit oder vielmehr Stimmloſigkeit befallen, die meiner Kunſt trotzt und die mich, wie geſagt, befürchten läßt, daß ſie nie mehr ſingen wird. „Gut denn“, rief der Kapellmeiſter wie in reſignirter Verzweiflung, „gut denn, ſo gieb ihr Opium — Opium und ſo lange Opium bis ſie eines ſanften Todes dahinſcheidet, denn ſingt Bettina nicht mehr, ſo darf ſie auch nicht mehr leben, denn ſie lebt nur, wenn ſie ſingt — ſie exiſtirt nur im Geſange — himmliſcher Doktor, thu' mir den Gefallen, vergifte ſie je eher deſto lieber. Ich habe Connektionen im Criminal-Collegio, mit dem Präſidenten ſtudirte ich in Halle, es war ein großer Horniſt, wir blieſen Bizinien zur Nachtzeit mit einfallenden Chören obligater Hündelein und Kater! — Sie ſollen Dir nichts thun des ehrlichen Mords wegen — Aber vergifte ſie — vergifte ſie —“ „Man iſt,“ unterbrach der Doktor den ſprudelnden Kapellmeiſter, „man iſt doch ſchon ziemlich hoch in Jahren, muß ſich das Haar pudern ſeit geraumer Zeit, und doch noch vorzüglich die Muſik anlangend vel quasi ein Haſenfuß. Man ſchreie nicht ſo, man ſpreche nicht ſo verwegen vom ſündlichen Mord und Todtſchlag, man ſetze ſich ruhig hin dort in jenen bequemen Lehnſtuhl und höre mich gelaſſen an.“ Der Kapellmeiſter rief mit ſehr weinerlicher Stimme: „Was werd' ich hören“ und that übrigens wie ihm geheißen. „Es iſt,“ fing der Doktor an,

Univ.-Bibl. München

„es iſt in der That in Bettina's Zuſtand etwas ganz Sonderbares und Verwunderliches. Sie ſpricht laut, mit voller Kraft des Organs, an irgend eines der gewöhnlichen Halsübel iſt gar nicht zu denken, ſie iſt ſelbſt im Stande einen muſikaliſchen Ton anzugeben, aber ſo wie ſie die Stimme zum Geſange erheben will, lähmt ein unbegreifliches Etwas, das ſich durch kein Stechen, Prickeln, Kitzeln oder ſonſt als ein affirmatives krankhaftes Prinzip darthut, ihre Kraft, ſo daß jeder verſuchte Ton, ohne gepreßt-unrein, kurz katarrhaliſch zu klingen, matt und farblos dahin ſchwindet. Bettina ſelbſt vergleicht ihren Zuſtand ſehr richtig demjenigen im Traum, wenn man mit dem vollſten Bewußtſein der Kraft zum Fliegen doch vergebens ſtrebt in die Höhe zu ſteigen. Dieſer negative krankhafte Zuſtand ſpottet meiner Kunſt und wirkungslos bleiben alle Mittel. Der Feind, den ich bekämpfen ſoll, gleicht einem körperlichen Spuk, gegen den ich vergebens meine Streiche führe. Darin habt Ihr Recht, Kapellmeiſter, daß Bettina's ganze Exiſtenz im Leben durch den Geſang bedingt iſt, denn eben im Geſange kann man ſich den kleinen Paradiesvogel nur denken, deshalb iſt ſie aber ſchon durch die Vorſtellung, daß ihr Geſang und mit ihm ſie ſelbſt untergehe, ſo im Innerſten aufgeregt, und faſt bin ich überzeugt, daß eben dieſe fortwährende geiſtige Agitation ihr Uebelbefinden fördert und meine Bemühungen vereitelt. Sie iſt, wie ſie ſich ſelbſt ausdrückt, von Natur ſehr apprehenſiv, und ſo glaube ich, nachdem ich Monate lang, wie ein Schiffbrüchiger, der nach jedem Splitter haſcht, nach dieſem, jenem Mittel gegriffen und darüber ganz verzagt worden, daß Bettina's ganze Krankheit mehr pſychiſch als phyſiſch iſt." „Recht Doktor," rief hier der reiſende Enthuſiaſt, der ſo lange ſchweigend mit über einander geſchlagenen Armen im Winkel geſeſſen, „recht Doktor, mit einemmal habt Ihr den richtigen Punkt getroffen, mein vortrefflicher Arzt! Bettina's krankhaftes Gefühl iſt die phyſiſche Rückwirkung eines pſychiſchen Eindrucks, eben deshalb aber deſto ſchlimmer und gefährlicher. Ich, ich allein kann Euch Alles erklären, Ihr Herren!" „Was werd' ich hören," ſprach der Kapellmeiſter noch weinerlicher als vorher, der Doktor rückte ſeinen Stuhl näher heran zum reiſenden Enthuſiaſten und guckte ihm mit ſonderbar lächelnder Miene in's Geſicht. Der reiſende Enthuſiaſt warf aber den Blick in die Höhe und ſprach ohne den Doktor oder den Kapellmeiſter anzuſehen: „Kapellmeiſter! ich ſah einmal einen kleinen buntgefärbten Schmetterling, der ſich zwiſchen den Saiten Eures Doppelclavichords eingefangen hatte. Das kleine Ding flatterte luſtig auf und nieder und mit den glänzenden Flügelein um ſich ſchlagend berührte es bald die obern bald die untern Saiten, die dann leiſe leiſe nur dem ſchärfſten geübteſten Ohr vernehmbare Töne und Akkorde hauchten, ſo daß zuletzt das Thierchen nur in den Schwingungen wie in ſanftwogenden Wellen zu ſchwimmen oder vielmehr von ihnen getragen zu werden ſchien. Aber oft kam es, daß eine ſtärker berührte Saite, wie erzürnt an die Flügel des fröhlichen Schwimmers ſchlug, ſo daß ſie wund geworden den Schmuck des bunten Blüthenſtaubes von ſich ſtreuten; doch deſſen nicht achtend kreiſte der Schmetterling fort und fort im fröhlichen Klingen und Singen, bis ſchärfer und ſchärfer die Saiten ihn verwundeten, und er lautlos hinabſank in die Oeffnung des Reſonanzbodens." „Was wollen wir damit ſagen," frug der Kapellmeiſter. „Fiat applicatio mein Beſter!" ſprach der Doktor. „Von einer beſonderen Anwendung iſt hier nicht die Rede," fuhr der Enthuſiaſt fort, „ich wollte, da ich obbeſagten Schmetterling wirklich auf des Kapellmeiſters Clavichord ſpielen gehört habe, nur im Allgemeinen eine Idee andeuten, die mir damals einkam, und die alles das, was ich über Bettina's Uebel ſagen werde, ſo ziemlich einleitet. Ihr könnet das Ganze aber auch für eine Allegorie anſehen, und es in das Stammbuch irgend einer reiſenden Virtuoſin hineinzeichnen. Es ſchien mir nemlich damals, als habe die Natur ein tauſendchöriges Clavichord um uns herum gebaut, in deſſen Saiten wir herum handthierten, ihre Töne und Akkorde für unſere eignen willkürlich hervorgebrachten haltend und als würden wir oft zum Tode wund, ohne zu ahnen, daß der unharmoniſch berührte Ton uns die Wunde ſchlug." „Sehr dunkel," ſprach der Kapellmeiſter. „O," rief der Doktor lachend, „o nur Geduld, er wird gleich auf ſeinem Steckenpferde ſitzen und geſtreckten Galopps in die Welt der Ahnungen, Träume, pſychiſchen Einflüſſe, Sympathien, Idioſynkraſien u. ſ. w. hineinreiten, bis er auf der Station des Magnetismus abſitzt und ein Frühſtück nimmt." „Gemach gemach, mein weiſer Doktor," ſprach der reiſende Enthuſiaſt, „ſchmäht nicht auf Dinge, die Ihr, ſträuben mögt Ihr Euch auch wie Ihr wollt, doch mit Demuth anerkennen und höchlich beachten müßt. Habt Ihr es denn nicht ſelbſt eben erſt ausgeſprochen, daß Bettina's Krankheit von pſychiſcher Anregung herbeigeführt oder vielmehr nur ein pſychiſches Uebel iſt?“ „Wie kommt,“ unterbrach der Doktor den Enthuſiaſten, „wie kommt aber Bettina mit dem unglückſeeligen Schmetterling zuſammen?“ „Wenn man,“ fuhr der Enthuſiaſt fort, „wenn man nun alles haarklein auseinander ſieben ſoll, und jedes Körnchen beäugeln und bekucken, ſo wird das eine Arbeit, die ſelbſt langweilig Langeweile verbreitet! — Laßt den Schmetterling im Clavichordkaſten des Kapellmeiſters ruhen! — Uebrigens, ſagt ſelbſt, Kapellmeiſter! iſt es nicht ein wahres Unglück, daß die hochheilige Muſik ein integrirender Theil unſerer Converſation geworden iſt? Die herrlichſten Talente werden herabgezogen in das gemeine dürftige Leben! Statt daß ſonſt aus heiliger Ferne wie aus dem wunderbaren Himmelsreiche ſelbſt, Ton und Geſang auf uns herniederſtrahlte, hat man jetzt alles hübſch bei der Hand und man weiß genau, wie viel Taſſen Thee die Sängerin oder wie viel Gläſer Wein der Baſſiſt trinken muß, um in die gehörige Tramontane zu kommen. Ich weiß wohl, daß es Vereine giebt, die ergriffen von dem wahren Geiſt der Muſik ſie unter einander mit wahrhafter Andacht üben, aber jene miſerablen geſchmückten, geſchniegelten — doch ich will mich nicht ärgern! — Als ich voriges Jahr hieher kam, war die arme Bettina gerade recht in der Mode — ſie war, wie man ſagt, recherchirt, es konnte kaum Thee getrunken werden ohne Zuthat einer ſpaniſchen Romanze, einer italiäniſchen Canzonetta oder auch wohl eines franzöſiſchen Liedleins: Souvent l'amour etc. zu dem ſich Bettina hergeben mußte. Ich fürchtete in der That, daß das gute Kind mit ſammt ihrem herrlichen Talent untergehen würde in dem Meer von Theewaſſer, das man über ſie ausſchuttete, das geſchah nun nicht, aber die Kataſtrophe trat ein.“ „Was für eine Kataſtrophe?“ riefen Doktor und Kapellmeiſter. „Seht liebe Herren!“ fuhr der Enthuſiaſt fort, „eigentlich iſt die arme Bettina — wie man ſo ſagt, verwünſcht oder verhext worden, und ſo hart es mir ankommt es zu bekennen, ich — ich ſelbſt bin der Hexenmeiſter, der das böſe Werk vollbracht hat, und nun gleich dem Zauberlehrling den Bann nicht zu löſen vermag.“ „Poſſen — Poſſen, und wir ſitzen hier und laſſen uns mit der größten Ruhe von dem ironiſchen Böſewicht myſtifiziren.“ So rief der Doktor, indem er aufſprang. „Aber zum Teufel die Kataſtrophe — die Kataſtrophe,“ ſchrie der Kapellmeiſter. „Ruhig ihr

Herren," ſprach der Enthuſiaſt, „jetzt kommt eine Thatſache, die ich verbürgen kann, haltet übrigens meine Hexerei für Scherz, unerachtet es mir zuweilen recht ſchwer auf's Herz fällt, daß ich ohne Wiſſen und Willen einer unbekannten pſychiſchen Kraft zum Medium des Entwickelns und Einwirkens auf Bettina gedient haben mag. Gleichſam als Leiter mein' ich, ſo wie in der elektriſchen Reihe einer den andern ohne Selbſtthätigkeit und eignen Willen prügelt." „Hop hop," rief der Doktor, „ſeht wie das Steckenpferd gar herrliche Courbetten verführt." „Aber die Geſchichte — die Geſchichte," ſchrie der Kapellmeiſter dazwiſchen. „Ihr erwähntet," fuhr der Enthuſiaſt fort, „Ihr erwähntet Kapellmeiſter ſchon zuvor, daß Bettina das letztemal, ehe ſie die Stimme verlor, in der katholiſchen Kirche ſang. Erinnert Euch, daß dies am erſten Oſterfeiertage vorigen Jahres geſchah. Ihr hattet Euer ſchwarzes Ehrenkleid angethan und dirigirtet die herrliche Haydnſche Meſſe aus dem D. Moll. In dem Sopran that ſich ein Flor junger anmuthig gekleideter Mädchen auf, die zum Theil ſangen, zum Theil auch nicht; unter ihnen ſtand Bettina, die mit wunderbar ſtarker voller Stimme die kleinen Soli vortrug. Ihr wißt, daß ich mich im Tenor angeſtellt hatte, das Sanctus war eingetreten, ich fühlte die Schauer der tiefſten Andacht mich durchbeben, da rauſchte es hinter mir ſtörend, unwillkürlich drehte ich mich um, und erblickte zu meinem Erſtaunen Bettina, die ſich durch die Reihen der Spielenden und Singenden drängte um den Chor zu verlaſſen. „Sie wollen fort?" redete ich ſie an. „Es iſt die höchſte Zeit," erwiederte ſie ſehr freundlich, „daß ich mich jetzt nach der *** Kirche begebe, um noch, wie ich verſprochen, dort in einer Cantate mitzuſingen, auch muß ich noch Vormittags ein Paar Duetts probiren, die ich heute Abend in dem Singethee bei *** vortragen werde, dann iſt Souper bei ***. Sie kommen doch hin? es werden ein Paar Chöre aus dem Händelſchen Meſſias und das erſte Finale aus Figaro's Hochzeit gemacht." Während dieſes Geſprächs erklangen die vollen Akkorde des Sanctus, und das Weihrauchopfer zog in blauen Wolken durch das hohe Gewölbe der Kirche. „Wiſſen Sie denn nicht," ſprach ich, „daß es ſündlich iſt, daß es nicht ſtraflos bleibt, wenn man während des Sanctus die Kirche verläßt? — Sie werden ſo bald nicht mehr in der Kirche ſingen!" — Es ſollte Scherz ſeyn, aber ich weiß nicht, wie es kam, daß mit einemmal meine Worte ſo feierlich klangen. Bettina erblaßte und verließ ſchweigend die Kirche. Seit dieſem Moment verlor ſie die Stimme —.“ Der Doktor hatte ſich während der Zeit wieder geſetzt und das Kinn auf den Stockknopf geſtützt, er blieb ſtumm, aber der Kapellmeiſter rief: „Wunderbar in der That, ſehr wunderbar!“ „Eigentlich,“ fuhr der Enthuſiaſt fort, „eigentlich kam mir damals bei meinen Worten nichts beſtimmtes in den Sinn und eben ſo wenig ſetzte ich Bettina's Stimmloſigkeit mit dem Vorfall in der Kirche nur in den mindeſten Bezug. Erſt jetzt, als ich wieder hieher kam und von Euch Doktor erfuhr, daß Bettina noch immer an der verdrießlichen Kränklichkeit leide, war es mir, als hätte ich ſchon damals an eine Geſchichte gedacht, die ich vor mehreren Jahren in einem alten Buche las, und die ich Euch, da ſie mir anmuthig und rührend ſcheint, mittheilen will.“ „Erzählen Sie,“ rief der Kapellmeiſter, „vielleicht liegt ein guter Stoff zu einer tüchtigen Oper darin.“ „Könnt Ihr,“ ſprach der Doktor, „könnt Ihr, Kapellmeiſter, Träume — Ahnungen — magnetiſche Zuſtände in Muſik ſetzen, ſo wird Euch geholfen, auf ſo was wird die Geſchichte doch wieder herauslaufen.“ Ohne dem Doktor zu antworten räusperte ſich der reiſende Enthuſiaſt und fing mit erhabener Stimme an: „Unabſehbar breitete ſich das Feldlager Iſabellens und Ferdinands von Arragonien vor den Mauern von Granada aus.“ „Herr des Himmels und der Erden,“ unterbrach der Doktor den Erzähler, „das fängt an als wollt' es in neun Tagen und neun Nächten nicht endigen, und ich ſitze hier und die Patienten lamentiren. Ich ſcheere mich den Teufel um Eure mauriſchen Geſchichten, den Gonzalvo von Cordova habe ich geleſen, und Bettina's Seguidillas gehört, aber damit Baſta, alles was recht iſt — Gott befohlen!“ Schnell ſprang der Doktor zur Thüre heraus, aber der Kapellmeiſter blieb ruhig ſitzen, indem er ſprach: „Es wird eine Geſchichte aus den Kriegen der Mauren mit den Spaniern, wie ich merke, ſo was hätt' ich längſt gar zu gern komponirt. — Gefechte — Tumult — Romanzen — Aufzüge — Cymbeln — Choräle — Trommeln und Pauken — ach Pauken! — Da wir nun einmal ſo zuſammen ſind, erzählen Sie, liebenswürdiger Enthuſiaſt, wer weiß, welches Saamenkorn die erwünſchte Erzählung in mein Gemüth wirft und was für Rieſenlilien daraus entſprießen.“ „Euch wird,“ erwiederte der Enthuſiaſt, „Euch wird nun Kapellmeiſter! alles einmal gleich zur Oper und daher kommt es denn auch, daß die vernünftigen Leute, die die Muſik behandeln wie einen ſtarken Schnaps, den man nur dann und wann in kleinen Portionen genießt zur Magenſtärkung, Euch manchmal für toll halten. Doch erzählen will ich Euch, und keck möget Ihr, wandelt Euch die Luſt an, manchmal ein Paar Akkorde dazwiſchen werfen." — Schreiber dieſes fühlt ſich gedrungen, ehe er dem Enthuſiaſten die Erzählung nachſchreibt, Dich günſtigen Leſer zu bitten, Du mögeſt ihm der Kürze halber zu Gute halten, wenn er den dazwiſchen anſchlagenden Akkorden den Kapellmeiſter vorzeichnet. Statt alſo zu ſchreiben: Hier ſprach der Kapellmeiſter, heißt es bloß der Kapellmeiſter.

Unabſehbar breitete ſich das Feldlager Iſabellens und Ferdinands von Arragonien vor den feſten Mauern von Granada aus. Vergebens auf Hülfe hoffend, immer enger und enger eingeſchloſſen, verzagte der feige Boabdil und im bittern Hohn vom Volk, das ihn den kleinen König nannte, verſpottet, fand er nur in den Opfern blutdürſtiger Grauſamkeit augenblicklichen Troſt. Aber eben in dem Grade, wie die Muthloſigkeit und Verzweiflung täglich mehr Volk und Kriegsheer in Granada erfaßte, wurde lebendiger Siegeshoffnung und Kampfluſt im ſpaniſchen Lager. Es bedurfte keines Sturms. Ferdinand begnügte ſich die Wälle zu beſchießen, und die Ausfälle der Belagerten zurückzutreiben. Dieſe kleinen Gefechte glichen mehr fröhlichen Turnieren als ernſten Kämpfen und ſelbſt der Tod der im Kampfe Gefallnen konnte die Gemüther nur erheben, da ſie hochgefeiert im Gepränge des kirchlichen Cultus wie in der ſtrahlenden Glorie des Märtyrthums für den Glauben erſchienen. Gleich nachdem Iſabella in das Lager eingezogen, ließ ſie in deſſen Mitte ein hohes hölzernes Gebäude mit Thürmen aufführen, von deren Spitzen die Kreuzesfahne herabwehte. Das Innere wurde zum Kloſter und zur Kirche eingerichtet, und Benediktiner-Nonnen zogen ein, täglichen Gottesdienſt übend. Die Königin, von ihrem Gefolge, von ihren Rittern begleitet, kam jeden Morgen, die Meſſe zu hören, die ihr Beichtvater las, von dem Geſange der im Chor verſammelten Nonnen unterſtützt. Da begab es ſich, daß Iſabella an einem Morgen eine Stimme vernahm, die mit wunderbarem Glockenklang die andern Stimmen im Chor übertönte. Der Geſang war anzuhören wie das ſiegende Schmettern einer Nachtigall, die, die Fürſtin des Hains, dem jauchzenden Volk gebietet. Und doch war die Ausſprache der Worte ſo fremdartig und ſelbſt die ſonderbare ganz eigenthümliche Art des Geſanges that kund, daß eine Sängerin, des kirchlichen Styls noch ungewohnt, vielleicht zum erſtenmal das Amt ſingen müſſe. Verwundert ſchaute Iſabella um ſich und bemerkte, daß ihr Gefolge von demſelben Erſtaunen ergriffen worden; doch ahnen mußte ſie wohl, daß hier ein beſonderes Abentheuer im Spiel ſeyn müſſe, als ihr der tapfere Heerführer Aguillar, der ſich eben im Gefolge befand, ins Auge fiel. Im Betſtuhl kniend, die Hände gefaltet, ſtarrte er zum Gitter des Chors herauf, glühende inbrünſtige Sehnſucht im düſtern Auge. Als die Meſſe geendet war, begab ſich Iſabella nach Donna Maria's, der Priorin, Zimmern und frug nach der fremden Sängerin. „Wollet Euch o Königin," ſprach Donna Maria, „wollet Euch erinnern, daß vor Mondesfriſt Don Aguillar jenes Außenwerk zu überfallen und zu erobern gedachte, das mit einer herrlichen Terraſſe geziert den Mauren zum Luſtort dient. In jeder Nacht ſchallen die üppigen Geſänge der Heiden in unſer Lager herüber wie verlockende Sirenenſtimmen und eben deshalb wollte der tapfere Aguillar das Neſt der Sünde zerſtören. Schon war das Werk genommen, ſchon wurden die gefangenen Weiber während des Gefechts abgeführt, als eine unvermuthete Verſtärkung ihn tapferer Wehr unerachtet nöthigte, abzulaſſen und ſich zurückzuziehen in das Lager. Der Feind wagte nicht ihn zu verfolgen und ſo kam es, daß die Gefangenen und reiche Beute ſein blieben. Unter den gefangenen Weibern befand ſich eine, deren troſtloſes Jammern, deren Verzweiflung Don Aguillars Aufmerkſamkeit erregte. Er nahte ſich der Verſchleierten mit freundlichen Worten, aber als hätte ihr Schmerz keine andere Sprache als Geſang, fing ſie, nachdem ſie auf der Zither, die ihr an einem goldnen Bande um den Hals hing, einige ſeltſame Akkorde gegriffen hatte, eine Romanze an, die in tiefaufſeufzenden herzzerſchneidenden Lauten die Trennung von dem Geliebten, von aller Lebensfreude klagte. Aguillar tief ergriffen von den wunderbaren Tönen, beſchloß das Weib zurückbringen zu laſſen nach Granada; ſie ſtürzte vor ihm nieder, indem ſie den Schleier zurückſchlug. Da rief Aguillar wie außer ſich: Biſt Du denn nicht Zulema, das Licht des Geſanges in Granada? — Zulema, die der Feldherr bei einer Sendung an Boabdils Hof geſehen, deren wunderbarer Geſang ſeitdem tief in ſeiner Bruſt wiederhallte, war es wirklich. „Ich gebe Dir die Freiheit,“ rief Aguillar, aber da ſprach der ehrwürdige Vater Agoſtino Sanchez, der das Kreuz in der Hand mitgezogen: „Erinnere Dich, Herr! daß Du, indem Du die Gefangene frei läſſeſt, ihr großes Unrecht thuſt, da ſie dem Götzendienſt entriſſen, vielleicht bei uns von der Gnade des Herrn erleuchtet, in den Schooß der Kirche zurückgekehrt wäre.“ Aguillar ſprach: „Sie mag bei uns bleiben einen Monat hindurch und dann, fühlt ſie ſich nicht durchdrungen von dem Geiſt des Herrn, zurückgebracht werden nach Granada.“ So kam es, o Herrin! daß Zulema von uns in dem Kloſter aufgenommen wurde. Anfangs überließ ſie ſich ganz dem troſtloſeſten Schmerz und bald waren es wild und ſchauerlich tönende, bald tiefklagende Romanzen, mit denen ſie das Kloſter erfüllte, denn überall hörte man ihre durchdringende Glockenſtimme. Es begab ſich, daß wir einſt um Mitternacht im Chor der Kirche verſammelt waren und die Hora nach jener wundervollen heiligen Weiſe abſangen, die der hohe Meiſter des Geſanges, Ferreras, uns lehrte. Ich bemerkte im Schein der Lichter Zulema in der offnen Pforte des Chors ſtehend und mit ernſtem Blick ſtill und andächtig hineinſchauend; als wir Paarweiſe daherziehend den Chor verließen, kniete Zulema im Gange unfern eines Marienbildes. Den andern Tag ſang ſie keine Romanze, ſondern blieb ſtill und in ſich gekehrt. Bald verſuchte ſie auf der tiefgeſtimmten Zither die Akkorde jenes Chorals, den wir in der Kirche geſungen, und dann fing ſie an leiſe leiſe zu ſingen, ja ſelbſt die Worte unſers Geſanges zu verſuchen, die ſie freilich wunderlich wie mit gebundener Zunge ausſprach. Ich merkte wohl, daß der Geiſt des Herrn mit milder tröſtender Stimme im Geſange zu ihr geſprochen, und daß ſich ihre Bruſt öffnen würde ſeiner Gnade, daher ſchickte ich Schweſter Emanuela, die Meiſterin des Chors, zu ihr, daß ſie den glimmenden Funken anfache, und ſo geſchah es, daß im heiligen Geſange der Kirche der Glaube in ihr entzündet wurde. Noch iſt Zulema nicht durch die heilige Taufe in den Schooß der Kirche aufgenommen, aber vergönnt wurde es ihr unſerm Chor ſich beizugeſellen, und ſo ihre wunderbare Stimme zur Glorie der Religion zu erheben.“ Die Königin wußte nun wohl, was in Aguillars Innerm vorgegangen, als er auf Agoſtino's Einrede Zulema nicht zurückſandte nach Granada, ſondern ſie im Kloſter aufnehmen ließ und um ſo mehr war ſie erfreut über Zulema's Bekehrung zum wahren Glauben. Nach wenigen Tagen wurde Zulema getauft und erhielt den Namen Julia. Die Königin ſelbſt, der Marquis von Cadix, Heinrich von Gusman, die Feldherren Mendoza, Villena, waren die Zeugen des heiligen Aktes. Man hätte glauben ſollen, daß Julia's Geſang nun noch inniger und wahrer die Herrlichkeit des Glaubens hätte verkünden müſſen und ſo geſchah es auch wirklich eine kurze Zeit hindurch, indeſſen bemerkte Emanuela bald, daß Julia oft auf ſeltſame Weiſe von dem Choral abwich, fremdartige Töne einmiſchend. Oft hallte urplötzlich der dumpfe Klang einer tiefgeſtimmten Zither durch den Chor. Der Ton glich dem Nachklingen vom Sturm durchrauſchter Saiten. Dann wurde Julia unruhig und es geſchah ſogar, daß ſie wie willkürlos in den lateiniſchen Hymnus ein mohriſches Wort einwarf. Emanuela warnte die Neubekehrte, ſtandhaft zu widerſtehen dem Feinde, aber leichtſinnig achtete Julia deſſen nicht und zum Aergerniß der Schweſtern ſang ſie oft, wenn eben die ernſten heiligen Choräle des alten Ferreras erklungen, tändelnde mohriſche Liebeslieder zur Zither, die ſie wieder hoch geſtimmt hatte. Sonderbarer Weiſe klangen jetzt die Zithertöne, die oft durch den Chor ſauſten, auch hoch und recht widrig beinahe wie das gellende Gepfeife der kleinen mohriſchen Flöten.

Der Kapellmeiſter. Flauti piccoli — Oktavflötchen. Aber, mein Beſter, noch bis jetzt nichts, gar nichts für die Oper — keine Expoſition und das iſt immer die Hauptſache, doch mit der tiefen und hohen Stimmung der Zither, das hat mich angeregt. Glaubt Ihr nicht, daß der Teufel ein Tenoriſt iſt? Er iſt falſch wie — der Teufel, und daher macht er alles im Falſet!

Der Enthuſiaſt. Gott im Himmel! — Ihr werdet von Tage zu Tage witziger, Kapellmeiſter! Aber Ihr habt Recht, laſſen wir dem teufliſchen Prinzip alles überhohe unnatürliche Gepfeife, Gequike ꝛc. Doch weiter fort in der Erzählung, die mir eigentlich blutſauer wird, weil ich jeden Augenblick Gefahr laufe, über irgend einen wohl zu beachtenden Moment wegzuſpringen.

Es begab ſich, daß die Königin, begleitet von den edlen Feldherren des Lagers, nach der Kirche der Benediktiner-Nonnen ſchritt, um wie gewöhnlich die Meſſe zu hören. Vor der Pforte lag ein elender zerlumpter Bettler, die Trabanten wollten ihn fortſchaffen, doch halb erhoben riß er ſich wieder los und warf ſich heulend nieder, ſo daß er die Königin berührte. Ergrimmt ſprang Aguillar hervor und wollte den Elenden mit dem Fuße fortſtoßen. Der richtete ſich aber mit halbem Leibe gegen ihn empor und ſchrie! „Tritt die Schlange, — tritt die Schlange, ſie wird dich ſtechen zum Tode!“ und dazu griff er in die Saiten der unter den Lumpen verſteckten Zither, daß ſie im gellenden widrig pfeifenden Tone zerriſſen, und alle von unheimlichem Grauen ergriffen zurückbebten. Die Trabanten ſchafften das widrige Geſpenſt fort und es hieß: der Menſch ſey ein gefangener wahnſinniger Mohr, der aber durch ſeine tollen Späße und durch ſein verwunderliches Zitherſpiel die Soldaten im Lager beluſtige. Die Königin trat ein und das Amt begann. Die Schweſtern im Chor intonirten das Sanctus, eben ſollte Julia mit mächtiger Stimme wie ſonſt eintreten: Pleni sunt coeli gloria tua, da ging ein gellender Zitherton durch den Chor, Julia ſchlug ſchnell das Blatt zuſammen und wollte den Chor verlaſſen. „Was beginnſt du?“ rief Emanuela. O! ſagte Julia, hörſt du denn nicht die prächtigen Töne des Meiſters? — dort bei ihm, mit ihm muß ich ſingen! damit eilte Julia nach der Thüre, aber Emanuela ſprach mit ſehr ernſter feierlicher Stimme: „Sünderin, die du den Dienſt des Herrn entweihſt, da du mit dem Munde ſein Lob verkündeſt und im Herzen weltliche Gedanken trägſt, flieh von hinnen, gebrochen iſt die Kraft des Geſanges in dir, verſtummt ſind die wunderbaren Laute in deiner Bruſt, die der Geiſt des Herrn entzündet!“ — Von Emanuela's Worten wie vom Blitz getroffen, ſchwankte Julia fort. — Eben wollten die Nonnen zur Nachtzeit ſich verſammeln, um die Hora zu ſingen, als ein dicker Qualm ſchnell die ganze Kirche erfüllte. Bald darauf drangen die Flammen ziſchend und praſſelnd durch die Wände des Nebengebäudes und erfaßten das Kloſter. Mit Mühe gelang es den Nonnen ihr Leben zu retten, Trompeten und Hörner ſchmetterten durch das Lager, aus dem erſten Schlaf taumelten die Soldaten auf; man ſah den Feldherrn Aguillar mit verſengtem Haar, mit halbverbrannten Kleidern aus dem Kloſter ſtürzen, er hatte Julia, die man vermißte, vergebens zu retten geſucht, keine Spur von ihr war zu finden. Fruchtlos blieb der Kampf gegen das Feuer, das von dem Sturm, der ſich erhoben, angefacht, immer mehr um ſich griff: in kurzer Zeit lag Iſabellens ganzes reiches herrliches Lager in Aſche-

Die Mauren im Vertrauen, daß der Chriſten Unglück ihnen Sieg bringen würde, wagten mit einer bedeutenden Macht einen Ausfall, glänzender war aber für die Waffen der Spanier nie ein Kampf geweſen, als eben dieſer, und als ſie unter dem jauchzenden Schall der Trompeten ſieggekrönt in ihre Verſchanzungen zurückzogen, da beſtieg die Königin Iſabella den Thron, den man im Freien errichtet hatte und verordnete, daß an der Stelle des abgebrannten Lagers eine Stadt gebaut werde! Zeigen ſollte dies den Mauren in Granada, daß niemals die Belagerung aufgehoben werden würde.

Der Kapellmeiſter. Dürfte man ſich nur mit geiſtlichen Dingen auf das Theater wagen; hat man nicht ſchon ſeine Noth mit dem lieben Publikum, wenn man hie und da ein biſchen Choral anbringt? Sonſt wär' die Julia gar keine üble Partie. Denkt Euch den doppelten Styl, in welchem ſie glänzen kann, erſt die Romanzen, dann die Kirchengeſänge. Einige allerliebſte ſpaniſche und mohriſche Lieder hab' ich bereits fertig, auch iſt der Sieges-Marſch der Spanier gar nicht übel, ſo wie ich das Gebot der Königin melodramatiſch zu behandeln Willens bin, wie indeſſen das Ganze ſich zuſammenfügen ſoll, das weiß der Himmel! — Aber erzählt weiter, kommen wir wieder auf Julia, die hoffentlich nicht verbrannt ſeyn wird.

Der Enthuſiaſt. Denkt Euch, liebſter Kapellmeiſter, daß jene Stadt, die die Spanier in ein und zwanzig Tagen aufbauten und mit Mauern umgaben, eben das heute noch ſtehende Santa Fe iſt. Doch indem ich das Wort ſo unmittelbar an Euch richte, falle ich aus dem feierlichen Ton, der allein ſich zu dem feierlichen Stoffe paßt. Ich wollte, Ihr ſpieltet eins von Paleſtrina's Reſponſorien, die dort auf dem Pult des Fortepiano's aufgeſchlagen liegen.

Der Kapellmeiſter that es und hierauf fuhr der reiſende Enthuſiaſt alſo fort:

Die Mauren unterließen nicht, die Spanier während des Aufbaues ihrer Stadt auf mannigfache Weiſe zu beunruhigen, die Verzweiflung trieb ſie zur verwegenſten Kühnheit und ſo wurden die Gefechte ernſter als jemals. Aguillar hatte einſt ein mauriſches Geſchwader, das die ſpaniſchen Vorwachen überfallen, bis in die Mauern von Granada zurück getrieben. Er kehrte mit ſeinen Reitern zurück, und hielt unfern den erſten Verſchanzungen bei einem Myrthenwaldchen, ſein Gefolge fortſchickend, um ſo ernſtem Gedanken und wehmüthiger Erinnerung ſich mit ganzem Gemüth hingeben zu können. Julia's Bild ſtand lebendig vor ſeines Geiſtes Augen. Schon während des Gefechts hörte er ihre Stimme bald drohend bald klagend ertönen und auch jetzt war es ihm als ſäuſle ein ſeltſamer Geſang, halb mohriſches Lied halb chriſtlicher Kirchen-Geſang, durch die dunklen Myrthen. Da rauſchte plötzlich ein mohriſcher Ritter im ſilbernen Schuppenharniſch auf leichtem arabiſchen Pferde aus dem Walde hervor und gleich ſauſte auch der geworfene Speer dicht bei Aguillars Haupt vorbei. Er wollte mit gezogenem Schwert auf den Feind losſtürzen, als der zweite Speer flog und ſeinem Pferde tief in der Bruſt ſtecken blieb, daß es ſich vor Wuth und Schmerz hoch emporbäumte und Aguillar ſich ſchnell von der Seite herabſchwingen mußte, um ſchwerem Falle nicht zu erliegen. Der Mohr war herangeſprengt und hieb herab mit der Sichelklinge nach Aguillars entblößtem Haupt. Aber geſchickt parirte Aguillar den Todesſtreich und hieb ſo gewaltig nach, daß der Mohr ſich nur rettete, indem er tief vom Pferde niedertauchte. In demſelben Augenblick drängte ſich des Mohren Pferd dicht an Aguillar, ſo daß er keinen zweiten Hieb führen konnte, der Mohr riß ſeinen Dolch hervor, aber noch ehe er zuſtoßen konnte, hatte ihn Aguillar mit Rieſenſtärke erfaßt, vom Pferde heruntergezogen und ringend zu Boden geworfen. Er kniete auf des Mohren Bruſt und indem er mit der linken Fauſt des Mohren rechten Arm ſo gewaltig gepackt hatte, daß er regungslos blieb, zog er ſeinen Dolch. Schon hatte er den Arm erhoben, um des Mohren Kehle zu durchſtoßen, als dieſer tief aufſeufzte: Zulema! — Zur Bildſäule erſtarrt vermochte Aguillar nicht die That zu vollenden. „Unſeliger," rief er, „welch' einen Namen nannteſt du?" Stoße zu, ſtöhnte der Mohr, ſtoße zu, du tödteſt den, der dir Tod und Verderben geſchworen hat. Ja! wiſſe, verrätheriſcher Chriſt, wiſſe, daß es Hichem der letzte des Stammes Alhamar iſt, dem du Zulema raubteſt! — Wiſſe, daß jener zerlumpte Bettler, der mit den Gebehrden des Wahnſinns in eurem Lager umherſchlich, Hichem war, wiſſe daß es mir gelang, das dunkle Gefängniß, in dem ihr Verruchte das Licht meiner Gedanken eingeſchloſſen, anzuzünden, und Zulema zu retten. — „Zulema — Julia lebt?" rief Aguillar. Da lachte Hichem gellend auf im grauſigen Hohn:

„Ja ſie lebt, aber Euer blutiges dornengekröntes Götzenbild hat mit fluchwürdigem Zauber ſie befangen und die duftende glühende Blume des Lebens eingehüllt in die Leichentücher der wahnſinnigen Weiber, die ihr Bräute Eures Götzen nennt. Wiſſe, daß Ton und Geſang in ihrer Bruſt wie angeweht vom giftigen Hauch des Samums erſtorben iſt. Dahin iſt alle Luſt des Lebens mit Zulema's ſüßen Liedern, darum tödte mich — tödte mich, da ich nicht Rache zu nehmen vermag an dir, der du mir ſchon mehr als mein Leben entriſſeſt.“ Aguillar ließ ab von Hichem und erhob ſich, ſein Schwert von dem Boden aufnehmend, langſam. „Hichem,“ ſprach er: „Zulema, die in heiliger Taufe den Namen Julia empfing, wurde meine Gefangene im ehrlichen offenen Kampf. Erleuchtet von der Gnade des Herrn, entſagte ſie Mahoms ſchnödem Dienſt und was du verblendeter Mohr böſen Zauber eines Götzenbildes nennſt, war nur die Verſuchung des Böſen, dem ſie nicht zu widerſtehen vermochte. Nennſt du Zulema deine Geliebte, ſo ſey Julia, die zum Glauben bekehrte, die Dame meiner Gedanken, und ſie im Herzen, zur Glorie des wahren Glaubens will ich gegen dich beſtehen im wackern Kampf. Nimm deine Waffen und falle gegen mich aus wie du willſt nach deiner Sitte.“ Schnell ergriff Hichem Schwert und Tartſche, aber auf Aguillar losrennend, wankte er laut aufbrüllend zurück, warf ſich auf das Pferd, das neben ihm ſtehen geblieben und ſprengte geſtreckten Galopps davon. Aguillar wußte nicht, was das zu bedeuten haben könnte, aber in dem Augenblick ſtand der ehrwürdige Greis Agoſtino Sanchez hinter ihm und ſprach ſanft lächelnd: Fürchtet Hichem mich oder den Herrn, der in mir wohnt und deſſen Liebe er verſchmäht? Aguillar erzählte alles, was er von Julia vernommen und beide erinnerten ſich nun wohl an die prophetiſchen Worte Emanuela's, als Julia verlockt von Hichems Zithertönen alle Andacht im Innern ertödtend, den Chor während des Sanctus verließ.

Der Kapellmeiſter. Ich denke an keine Oper mehr, aber das Gefecht zwiſchen dem Mohren Hichem im Schuppenharniſch und dem Feldherrn Aguillar ging mir auf in Muſik. — Hol' es der Teufel! — wie kann man nun beſſer gegen einander ausfallen laſſen als es Mozart im Don Giovanni gethan hat. Ihr wißt doch — in der erſten —

Der reiſende Enthuſiaſt. Still Kapellmeiſter! Ich werde nun meiner ſchon zu langen Erzählung den letzten Ruck geben. Noch allerlei kommt vor, und es iſt nöthig die Gedanken zuſammen zu halten, um ſo mehr, da ich immer dabei an Bettina denke, welches mich nicht wenig verwirrt. Vorzüglich möcht' ich gar nicht, daß ſie jemals etwas von meiner ſpaniſchen Geſchichte erfuhre und doch iſt es mir ſo, als wenn ſie dort an jener Thüre lauſchte, welches natürlicher Weiſe pure Einbildung ſeyn muß. Alſo weiter. —

Immer und immer geſchlagen in allen Gefechten, von der täglich, ſtündlich zunehmenden Hungersnoth gedrückt, ſahen ſich die Mauren endlich genöthigt, zu kapituliren und im feſtlichen Gepränge unter dem Donner des Geſchützes zogen Ferdinand und Iſabella in Granada ein. Prieſter hatten die große Moſchee eingeweiht zur Cathedrale und dorthin ging der Zug, um in andächtiger Meſſe, im feierlichen **Te deum laudamus** dem Herrn der Heerſchaaren zu danken für den glorreichen Sieg über die Diener Mahoms, des falſchen Propheten. Man kannte die nur mühſam unterdrückte, immer neu aufgeifernde Wuth der Mohren und daher deckten Truppenabtheilungen, die durch entferntere Straßen ſchlagfertig zogen, die durch die Hauptſtraße ſich bewegende Proceſſion. So geſchah es, daß Aguillar an der Spitze einer Abtheilung Fußvolks eben auf entfernterem Wege ſich nach der Cathedrale, wo das Amt ſchon begonnen, begeben wollte, als er ſich plötzlich durch einen Pfeilſchuß an der linken Schulter verwundet fühlte. In demſelben Augenblick ſtürzte ein Haufen Mohren aus einem dunklen Bogengange hervor, und überfiel die Chriſten mit verzweifelnder Wuth. Hichem an der Spitze rannte gegen Aguillar an, dieſer nur leicht verletzt, kaum den Schmerz der Wunde fühlend, parirte geſchickt den gewaltigen Hieb und in demſelben Augenblick lag auch Hichem mit geſpaltenem Kopf zu ſeinen Füßen. Die Spanier drangen wüthend ein auf die verrätheriſchen Mohren, die bald heulend flohen und ſich in ein ſteinernes Haus warfen, deſſen Thor ſie ſchnell verſchloſſen. Die Spanier ſtürmten heran, aber da regnete es Pfeile aus den Fenſtern, Aguillar befahl Feuerbrände hinein zu werfen. Schon loderten die Flammen aus dem Dache hoch auf, als durch den Donner des Geſchützes eine wunderbare Stimme aus dem brennenden Gebäude erklang: **Sanctus — Sanctus Dominus deus Sabaoth.** Julia — Julia! rief Aguillar in troſtloſem Schmerz, da öffneten ſich die Pforten, und Julia im Gewande der Benedictiner-Nonne trat hervor mit ſtarker Stimme ſingend: — Sanctus — Sanctus Dominus deus Sabaoth, hinter ihr zogen die Mohren in gebeugter Stellung die Hände auf der Bruſt zum Kreuz verſchränkt. Erſtaunt wichen die Spanier zurück und durch ihre Reihen zog Julia mit den Mohren nach der Cathedrale — hineintretend intonirte ſie das: Benedictus qui venit in nomine domini. Unwillkürlich, als komme die Heilige vom Himmel geſendet, Heiliges zu verkünden den Geſegneten des Herrn, beugte das Volk die Kniee. Feſten Schrittes, den verklärten Blick gen Himmel gerichtet, trat Julia vor den Hochaltar zwiſchen Ferdinand und Iſabellen, das Amt ſingend und die heiligen Gebräuche mit inbrünſtiger Andacht übend. Bei den letzten Lauten des: Dona nobis pacem, ſank Julia entſeelt der Königin in die Arme. Alle Mohren, die ihr gefolgt, empfingen, zum Glauben bekehrt, ſelbigen Tages die heilige Taufe.

So hatte der Enthuſiaſt ſeine Geſchichte geendet, als der Doktor mit vielem Geräuſch eintrat, heftig mit dem Stock auf die Erde ſtieß und zornig ſchrie: „da ſitzen ſie noch und erzählen ſich tolle fantaſtiſche Geſchichten ohne Rückſicht auf Nachbarſchaft und machen die Leute kränker.“ — „Was iſt denn nun wieder geſchehen, mein Wertheſter?“ ſprach der Kapellmeiſter ganz erſchrocken. „Ich weiß es recht gut,“ fiel der Enthuſiaſt ganz gelaſſen ein. „Nichts mehr und nichts weniger, als daß Bettina uns ſtark reden gehört hat, dort ins Cabinet gegangen iſt und alles weiß.“ „Das habt Ihr nun,“ ſprudelte der Doktor, „von Euren verdammten lügenhaften Geſchichten, wahnſinniger Enthuſiaſt, daß Ihr reizbare Gemüther vergiftet — ruinirt, mit Eurem tollen Zeuge; aber ich werde Euch das Handwerk legen.“ — „Herrlicher Doktor!“ unterbrach der Enthuſiaſt den Zornigen, „ereifert Euch nicht und bedenkt, daß Bettina's pſychiſche Krankheit pſychiſche Mittel erfordert und daß vielleicht meine Geſchichte“ — „Still ſtill“ fiel der Doktor ganz gelaſſen ein, „ich weiß ſchon, was Ihr ſagen wollt.“ — „Zu einer Oper taugt es nicht, aber ſonſt gab es darin einige ſonderbar klingende Akkorde.“ So murmelte der Kapellmeiſter, indem er den Hut ergriff und den Freunden folgte.

Als drei Monat darauf der reiſende Enthuſiaſt der geſundeten

Bettina, die mit herrlicher Glocken-Stimme Pergoleſe's Stabat mater (jedoch nicht in der Kirche, ſondern im mäßig großen Zimmer) geſungen hatte, voll Freude und andächtigen Entzückens die Hand küßte, ſprach ſie: „Ein Hexenmeiſter ſind Sie gerade nicht, aber zuweilen etwas widerhaarigter Natur,“ „wie alle Enthuſiaſten,“ ſetzte der Kapellmeiſter hinzu.

Nachtſtücke.

Zweiter Theil.

Das öde Haus.

— Man war darüber einig, daß die wirklichen Erſcheinungen im Leben oft viel wunderbarer ſich geſtalteten, als alles, was die regſte Phantaſie zu erfinden trachte. „Ich meine,“ ſprach Lelio, „daß die Geſchichte davon hinlänglichen Beweis giebt und daß eben deshalb die ſogenannten hiſtoriſchen Romane, worin der Verfaſſer, in ſeinem müßigen Gehirn bei ärmlichem Feuer ausgebrütete Kindereien, den Thaten der ewigen, im Univerſum waltenden Macht beizugeſellen ſich unterfängt, ſo abgeſchmackt und widerlich ſind.“ „Es iſt,“ nahm Franz das Wort, „die tiefe Wahrheit der unerforſchlichen Geheimniſſe, von denen wir umgeben, welche uns mit einer Gewalt ergreiſt, an der wir den über uns herrſchenden, uns ſelbſt bedingenden Geiſt erkennen.“ „Ach!“ fuhr Lelio fort, „die Erkenntniß, von der du ſprichſt — Ach das iſt ja eben die entſetzlichſte Folge unſerer Entartung nach dem Sündenfall, daß dieſe Erkenntniß uns fehlt!“ „Viele,“ unterbrach Franz den Freund, „viele ſind berufen und wenige auſerwählt! Glaubſt Du denn nicht, daß das Erkennen, das beinahe noch ſchönere Ahnen der Wunder unſeres Lebens Manchem verliehen iſt, wie ein beſonderer Sinn? Um nur gleich aus der dunklen Region, in die wir uns verlieren könnten, herauf zu ſpringen in den heitren Augenblick, werf' ich Euch das ſkurrile Gleichniß hin, daß Menſchen, denen die Sehergabe, das Wunderbare zu ſchauen, mir wohl wie die Fledermäuſe bedünken wollen, an denen der gelehrte Anatom Spalanzani einen vortrefflichen ſechsten Sinn entdeckte, der als ſchalkhafter Stellvertreter nicht allein alles, ſondern viel mehr ausrichtet, als alle übrige Sinne zuſammengenommen.“ „Ho ho,“ rief Franz lächelnd, „ſo wären denn die Fledermäuſe eigentlich recht die gebornen natürlichen Somnambulen! Doch in dem heitern Augenblick, deſſen Du gedachteſt, will ich Poſto faſſen und bemerken, daß jener ſechste bewundrungswürdige Sinn vermag an jeder Erſcheinung, ſei es Perſon, That oder Begebenheit, ſogleich dasjenige Exzentriſche zu ſchauen, zu dem wir in unſerm gewöhnlichen Leben keine Gleichung finden und es daher wunderbar nennen. Was iſt denn aber gewöhnliches Leben? — Ach das Drehen in dem engen Kreiſe, an den unſere Naſe überall ſtößt, und doch will man wohl Courbetten verſuchen im taktmäßigen Paßgang des Alltagsgeſchäfts. Ich kenne Jemanden, dem jene Sehergabe, von der wir ſprechen, ganz vorzüglich eigen ſcheint. Daher kommt es, daß er oft unbekannten Menſchen, die irgend etwas Verwunderliches in Gang, Kleidung, Ton, Blick haben, Tagelang nachläuft, daß er über eine Begebenheit, über eine That, leicht hin erzählt, keiner Beachtung werth und von Niemandem beachtet, tiefſinnig wird, daß er antipodiſche Dinge zuſammen ſtellt und Beziehungen heraus phantaſirt an die Niemand denkt.“ Lelio rief laut: „Halt, halt, das iſt ja unſer Theodor, der ganz was beſonderes im Kopfe zu haben ſcheint, da er mit ſolch ſeltſamen Blicken in das Blaue heraus ſchaut.“ „In der That,“ fing Theodor an, der ſo lange geſchwiegen, „in der That, waren meine Blicke ſeltſam, ſo lang darin der Reflex des wahrhaft Seltſamen, das ich im Geiſte ſchaute. Die Erinnerung eines unlängſt erlebten Abentheuers“ — O erzähle, erzähle, unterbrachen ihn die Freunde. „Erzählen,“ fuhr Theodor fort, „möcht' ich wohl, doch muß ich zuvörderſt Dir, lieber Lelio, ſagen, daß Du die Beiſpiele, die meine Sehergabe darthun ſollten, ziemlich ſchlecht wählteſt. Aus Eberhards Synonymik mußt Du wiſſen, daß wunderlich alle Aeußerungen der Erkenntniß und des Begehrens genannt werden, die ſich durch keinen vernünftigen Grund rechtfertigen laſſen, wunderbar aber dasjenige heißt, was man für unmöglich, für unbegreiflich hält, was die bekannten Kräfte der Natur zu überſteigen, oder, wie ich hinzufüge, ihrem gewöhnlichen Gange entgegen zu ſeyn ſcheint. Daraus wirſt Du entnehmen, daß Du vorhin Rückſichts meiner angeblichen Sehergabe das Wunderliche mit dem Wunderbaren verwechſelteſt. Aber gewiß iſt es, daß das anſcheinend Wunderliche aus dem Wunderbaren ſproßt, und daß wir nur oft den wunderbaren Stamm nicht ſehen, aus dem die wunderlichen Zweige mit Blättern und Blüthen hervor ſproſſen. In dem Abentheuer, das ich Euch mittheilen will, miſcht ſich Beides, das Wunderliche und Wunderbare, auf, wie mich dünkt, recht ſchauerliche Weiſe.“ Mit dieſen Worten zog Theodor ſein Taſchenbuch hervor, worin er, wie die Freunde wußten, allerlei Notizen von ſeiner Reiſe her eingetragen hatte, und erzählte, dann und wann in dies Buch hineinblickend, folgende Begebenheit, die der weiteren Mittheilung nicht unwerth ſcheint.

Ihr wißt (ſo fing Theodor an), daß ich den ganzen vorigen Sommer in ***n zubrachte. Die Menge alter Freunde und Bekannten, die ich vorfand, das freie gemüthliche Leben, die mannigfachen Anregungen der Kunſt und der Wiſſenſchaft, das Alles hielt mich feſt. Nie war ich heitrer, und meiner alten Neigung, oft allein durch die Straßen zu wandeln, und mich an jedem ausgehängten Kupferſtich, an jedem Anſchlagzettel zu ergötzen, oder die mir begegnenden Geſtalten zu betrachten, ja wohl Manchem in Gedanken das Horoſkop zu ſtellen, hing ich hier mit Leidenſchaft nach, da nicht allein der Reichthum der ausgeſtellten Werke der Kunſt und des Luxus, ſondern der Anblick der vielen herrlichen Prachtgebäude unwiderſtehlich mich dazu antrieb. Die mit Gebäuden jener Art eingeſchloſſene Allee, welche nach dem ***ger Thore führt, iſt der Sammelplatz des höheren, durch Stand oder Reichthum zum üppigeren Lebensgenuß berechtigten Publikums. In dem Erdgeſchoß der hohen breiten Palläſte werden meiſtentheils Waaren des Luxus feil geboten, indeß in den obern Stockwerken Leute der beſchriebenen Claſſe hauſen. Die vornehmſten Gaſthäuſer liegen in dieſer Straße, die fremden Geſandten wohnen meiſtens darin, und ſo könnt Ihr denken, daß hier ein beſonderes Leben und Regen mehr als in irgend einem andern Theile der Reſidenz Statt finden muß, die ſich eben auch hier volkreicher zeigt, als ſie es wirklich iſt. Das Zudrängen nach dieſem Orte macht es, daß mancher ſich mit einer kleineren Wohnung, als ſein Bedürfniß eigentlich erfordert, begnügt, und ſo kommt es, daß manches von mehreren Familien bewohnte Haus einem Bienenkorbe gleicht. Schon oft war ich die Allee durchwandelt, als mir eines Tages plötzlich ein Haus ins Auge fiel, das auf ganz wunderliche ſeltſame Weiſe von allen übrigen abſtach. Denkt Euch ein niedriges, vier Fenſter breites, von zwei hohen ſchönen Gebäuden eingeklemmtes Haus, deſſen Stock über dem Erdgeſchoß nur wenig über die Fenſter im Erdgeſchoß des nachbarlichem Hauſes hervorragt, deſſen ſchlecht verwahrtes Dach, deſſen zum Theil mit Papier verklebte Fenſter, deſſen farbloſe Mauern von gänzlicher Verwahrloſung des Eigenthümers zeugen. Denkt Euch, wie ſolch ein Haus zwiſchen mit geſchmackvollem Luxus ausſtaffirten Prachtgebäuden ſich ausnehmen muß. Ich blieb ſtehen und bemerkte bei näherer Betrachtung, daß alle Fenſter dicht verzogen waren, ja daß vor die Fenſter des Erdgeſchoſſes eine Mauer aufgeführt ſchien, daß die gewöhnliche Glocke an dem Thorwege, der, an der Seite angebracht, zugleich zur Hausthüre diente, fehlte, und daß an dem Thorwege ſelbſt nirgends ein Schloß, ein Drücker zu entdecken war. Ich wurde überzeugt, daß dieſes Haus ganz unbewohnt ſeyn müſſe, da ich niemals, niemals, ſo oft und zu welcher Tageszeit ich auch vorübergehen mochte, auch nur die Spur eines menſchlichen Weſens darin wahrnahm. Ein unbewohntes Haus in dieſer Gegend der Stadt! Eine wunderliche Erſcheinung und doch findet das Ding vielleicht darin ſeinen natürlichen einfachen Grund, daß der Beſitzer auf einer lange dauernden Reiſe begriffen oder auf fernen Gütern hauſend, dies Grundſtück weder vermiethen noch veräußern mag, um, nach ***n zurückkehrend, augenblicklich ſeine Wohnung dort aufſchlagen zu können. — So dacht' ich, und doch weiß ich ſelbſt nicht, wie es kam, daß bei dem öden Hauſe vorüberſchreitend ich jedesmal wie feſtgebannt ſtehen bleiben und mich in ganz verwunderliche Gedanken nicht ſowohl vertiefen, als verſtricken mußte. — Ihr wißt es ja alle, ihr wackern Kumpane meines fröhlichen Jugendlebens, ihr wißt es ja alle, wie ich mich von jeher als Geiſterſeher gebehrdete und wie mir nur einer wunderbaren Welt ſeltſame Erſcheinungen ins Leben treten wollten, die ihr mit derbem Verſtande wegzuläugnen wußtet! — Nun! zieht nur Eure ſchlauen ſpitzfündigen Geſichter, wie Ihr wollt, gern zugeſtehen darf ich ja, daß ich oft mich ſelbſt recht arg myſtifizirt habe, und daß mit dem öden Hauſe ſich daſſelbe ereignen zu wollen ſchien, aber — am Ende kommt die Moral, die Euch zu Boden ſchlägt, horcht nur auf! — Zur Sache! — Eines Tages und zwar in der Stunde, wenn der gute Ton gebietet, in der Allee auf und ab zu gehen, ſtehe ich, wie gewöhnlich, in tiefen Gedanken hinſtarrend vor dem öden Hauſe. Plötzlich bemerke ich, ohne gerade hinzuſehen, daß Jemand neben mir ſich hingeſtellt und den Blick auf mich gerichtet hatte. Es iſt Graf P., der ſich ſchon in vieler Hinſicht als mir geiſtesverwandt kund gethan hat, und ſogleich iſt mir nichts gewiſſer, als daß auch ihm das Geheimnißvolle des Hauſes aufgegangen war. Um ſo mehr fiel es mir auf, daß, als ich von dem ſeltſamen Eindruck ſprach, den dies verödete Gebäude hier in der belebteſten Gegend der Reſidenz auf mich gemacht hatte, er ſehr ironiſch lächelte, bald war aber Alles erklärt. Graf P. war viel weiter gegangen als ich, aus manchen Bemerkungen, Combinationen ꝛc. hatte er die Bewandtniß herausgefunden, die es mit dem Hauſe hatte, und eben dieſe Bewandtniß lief auf eine ſolche ganz ſeltſame Geſchichte heraus, die nur die lebendigſte Phantaſie des Dichters ins Leben treten laſſen konnte. Es wäre wohl recht, daß ich Euch die Geſchichte des Grafen, die ich noch klar und deutlich im Sinn habe, mittheilte, doch ſchon jetzt fühle ich mich durch das, was ſich wirklich mit mir zutrug, ſo geſpannt, daß ich unaufhaltſam fortfahren muß. Wie war aber dem guten Grafen zu Muthe, als er mit der Geſchichte fertig, erfuhr, daß das verödete Haus nichts anders enthalte, als die Zuckerbäckerei des Conditors, deſſen prachtvoll eingerichteter Laden dicht anſtieß. Daher waren die Fenſter des Erdgeſchoſſes, wo die Oefen eingerichtet, vermauert und die zum Aufbewahren des Gebacknen im obern Stock beſtimmten Zimmer mit dicken Vorhängen gegen Sonne und Ungeziefer verwahrt. Ich erfuhr, als der Graf mir dies mittheilte, ſo wie er, die Wirkung des Sturzbades, oder es zupfte wenigſtens der allem Poetiſchen feindliche Dämon den Süßträumenden empfindlich und ſchmerzhaft bei der Naſe. — Unerachtet der proſaiſchen Aufklärung mußte ich doch noch immer vorübergehend nach dem öden Hauſe hinſchauen, und noch immer gingen im leiſen Fröſteln, das mir durch die Glieder bebte, allerlei ſeltſame Gebilde von dem auf, was dort verſchloſſen. Durchaus konnte ich mich nicht an den Gedanken der Zuckerbäckerei, des Marzipans, der Bonbons, der Torten, der eingemachten Früchte u. ſ. w. gewöhnen. Eine ſeltſame Ideen-Combination ließ mir das Alles erſcheinen wie ſüßes beſchwichtigendes Zureden. Ungefähr: „Erſchrecken Sie nicht, Beſter! wir alle ſind liebe ſüße Kinderchen, aber der Donner wird gleich ein Bischen einſchlagen.“ Dann dachte ich wieder: „Biſt du nicht ein recht wahnſinniger Thor, daß du das Gewöhnlichſte in das Wunderbare zu ziehen trachteſt, ſchelten deine Freunde dich nicht mit Recht einen überſpannten Geiſterſeher?“ — Das Haus blieb, wie es bei der angeblichen Beſtimmung auch nicht anders ſeyn konnte, immer unverändert, und ſo geſchah es, daß mein Blick ſich daran gewöhnte, und die tollen Gebilde, die ſonſt ordentlich aus den Mauern hervor zu ſchweben ſchienen, allmählig verſchwanden. Ein Zufall weckte alles, was eingeſchlummert, wieder auf. — Daß, unerachtet ich mich, ſo gut es gehen wollte, ins Alltägliche gefügt hatte, ich doch nicht unterließ, das fabelhafte Haus im Auge zu behalten, das könnt Ihr Euch bei meiner Sinnesart, die nun einmal mit frommer ritterlicher Treue am Wunderbaren feſt hält, wohl denken. So geſchah es, daß ich eines Tages, als ich wie gewöhnlich zur Mittagsſtunde in der Allee luſtwandelte, meinen Blick auf die verhängten Fenſter des öden Hauſes richtete. Da bemerkte ich, daß die Gardine an dem letzten Fenſter dicht neben dem Conditorladen ſich zu bewegen begann. Eine Hand, ein Arm kam zum Vorſchein. Ich riß meinen Operngucker heraus und gewahrte nun deutlich die blendend weiße, ſchön geformte Hand eines Frauenzimmers, an deren kleinem Finger ein Brillant mit ungewöhnlichem Feuer funkelte, ein reiches Band blitzte an dem in üppiger Schönheit geründeten Arm. Die Hand ſetzte eine hohe ſeltſam geformte Kryſtallflaſche hin auf die Fenſterbank und verſchwand hinter dem Vorhange. Erſtarrt blieb ich ſtehen, ein ſonderbar bänglich wonniges Gefühl durchſtrömte mit elektriſcher Wärme mein Inneres, unverwandt blickte ich herauf nach dem verhängnißvollen Fenſter, und wohl mag ein ſehnſuchtsvoller Seufzer meiner Bruſt entflohen ſeyn. Ich wurde endlich wach und fand mich umringt von vielen Menſchen allerlei Standes, die ſo wie ich mit neugierigen Geſichtern herauf guckten. Das verdroß mich, aber gleich fiel mir ein, daß jedes Hauptſtadtvolk jenem gleiche, das zahllos vor dem Hauſe verſammelt, nicht zu gaffen und ſich darüber zu verwundern aufhören konnte, daß eine Schlafmütze aus dem ſechsten Stock herabgeſtürzt, ohne eine Maſche zu zerreißen. — Ich ſchlich mich leiſe fort, und der proſaiſche Dämon flüſterte mir ſehr vernehmlich in die Ohren, daß ſo eben die reiche, ſonntäglich geſchmückte Conditorsfrau eine geleerte Flaſche feinen Roſenwaſſers o. ſ. auf die Fenſterbank geſtellt. — Seltner Fall! — mir kam urplötzlich ein ſehr geſcheuter Gedanke. — Ich kehrte um und gerade zu ein, in den leuchtenden Spiegelladen des dem öden Hauſe nachbarlichen Conditors. — Mit kühlendem Athem den heißen Schaum von der Chokolade wegblaſend, fing ich leicht hingeworfen an: In der That, Sie haben da nebenbei Ihre Anſtalt ſehr ſchön erweitert. — Der Conditor warf noch ſchnell ein Paar bunte Bonbons in die Viertel-Tüte, und dieſe dem lieblichen Mädchen, das darnach verlangt, hinreichend, lehnte er ſich mit aufgeſtemmtem Arm weit über den Ladentiſch herüber und ſchaute mich mit ſolch' lächelnd fragendem Blick an, als habe er mich gar nicht verſtanden. Ich wiederholte, daß er ſehr zweckmäßig in dem benachbarten Hauſe ſeine Bäckerei angelegt, wiewohl das dadurch verödete Gebäude in der lebendigen Reihe der übrigen düſter und traurig abſteche. „Ei mein Herr!“ fing nun der Conditor an, „wer hat Ihnen denn geſagt, daß das Haus nebenan uns gehört? — Leider blieb jeder Verſuch es zu acquiriren vergebens, und am Ende mag es auch gut ſeyn, denn mit dem Hauſe nebenan hat es eine eigne Bewandtniß.“ — Ihr, meine treuen Freunde könnt wohl denken, wie mich des Conditors Antwort ſpannte, und wie ſehr ich ihn bat, mir mehr von dem Hauſe zu ſagen. „Ja, mein Herr!“ ſprach er, „recht Sonderliches weiß ich ſelbſt nicht davon, ſo viel iſt aber gewiß, daß das Haus der Gräfin von S. gehört, die auf ihren Gütern lebt und ſeit vielen Jahren nicht in ***n geweſen iſt. Als noch keins der Prachtgebäude exiſtirte, die jetzt unſere Straße zieren, ſtand dies Haus, wie man mir erzählt hat, ſchon in ſeiner jetzigen Geſtalt da, und ſeit der Zeit wurd' es nur gerade vor dem gänzlichen Verfall geſichert. Nur zwei lebendige Weſen hauſen darin, ein ſteinalter menſchenfeindlicher Hausverwalter und ein grämlicher lebensſatter Hund, der zuweilen auf dem Hinterhofe den Mond anheult. Nach der allgemeinen Sage ſoll es in dem öden Gebäude häßlich ſpuken, und in der That, mein Bruder (der Beſitzer des Ladens) und ich, wir beide haben in der Stille der Nacht, vorzüglich zur Weihnachtszeit, wenn uns unſer Geſchäft hier im Laden wach erhielt, oft ſeltſame Klagelaute vernommen, die offenbar ſich hier hinter der Mauer im Nebenhauſe erheben. Und dann fing es an ſo häßlich zu ſcharren und zu rumoren, daß uns beiden ganz graulich zu Muthe wurde. Auch iſt es nicht lange her, daß ſich zur Nachtzeit ein ſolch ſonderbarer Geſang hören ließ, den ich Ihnen nun gar nicht beſchreiben kann. Es war offenbar die Stimme eines alten Weibes, die wir vernahmen, aber die Töne waren ſo gellend klar, und liefen in bunten Cadenzen und langen ſchneidenden Trillern ſo hoch hinauf, wie ich es, unerachtet ich doch in Italien, Frankreich und Deutſchland ſo viel Sängerinnen gekannt, noch nie gehört habe. Mir war ſo, als würden franzöſiſche Worte geſungen, doch konnt' ich das nicht genau unterſcheiden, und überhaupt das tolle geſpenſtige Singen nicht lange anhören, denn mir ſtanden die Haare zu Berge. Zuweilen, wenn das Geräuſch auf der Straße nachläßt, hören wir auch in der hintern Stube tiefe Seufzer, und dann ein dumpfes Lachen, das aus dem Boden hervor zu dröhnen ſcheint, aber das Ohr an die Wand gelegt, vernimmt man bald, daß es eben auch im Hauſe nebenan ſo ſeufzt und lacht. — Bemerken Sie — (er führte mich in das hintere Zimmer und zeigte durch's Fenſter) bemerken Sie jene eiſerne Röhre, die aus der Mauer hervor ragt, die raucht zuweilen ſo ſtark, ſelbſt im Sommer, wenn doch gar nicht geheizt wird, daß mein Bruder ſchon oft wegen Feuersgefahr mit dem alten Hausverwalter gezankt hat, der ſich aber damit entſchuldigt, daß er ſein Eſſen koche, was der aber eſſen mag, das weiß der Himmel, denn oft verbreitet ſich, eben wenn jene Röhre recht ſtark raucht, ein ſonderbarer ganz eigenthümlicher Geruch." — Die Glasthüre des Ladens knarrte, der Conditor eilte hinein und warf mir, nach der hineingetretenen Figur hinblickend, einen bedeutenden Blick zu. — Ich verſtand ihn vollkommen. Konnte denn die ſonderbare Geſtalt jemand anders ſeyn als der Verwalter des geheimnißvollen Hauſes? — Denkt Euch einen kleinen dürren Mann mit einem Mumienfarbnen Geſichte, ſpitzer Naſe, zuſammengekniffenen Lippen, grün funkelnden Katzenaugen, ſtetem wahnſinnigen Lächeln, altmodig mit aufgethürmtem Toupee und Klebelöckchen friſirtem ſtark gepudertem Haar, großem Haarbeutel, Poſtillon d'Amour, Kaffeebraunem altem verbleichtem, doch wohlgeſchontem, gebürſtetem Kleide, grauen Strümpfen, großen abgeſtumpften Schuhen mit Steinſchnällchen. Denkt Euch, daß dieſe kleine dürre Figur doch, vorzüglich was die übergroßen Fäuſte mit langen ſtarken Fingern betrifft, robuſt geformt iſt, und kräftig nach dem Ladentiſch hinſchreitet, dann aber ſtets lächelnd und ſtarr hinſchauend nach den in Kryſtallgläſern aufbewahrten Süßigkeiten mit ohnmächtiger klagender Stimme herausweint: „Ein Paar eingemachte Pomeranzen — ein Paar Makronen — ein Paar Zuckerkaſtanien ꝛc." Denkt Euch das und urtheilt ſelbſt, ob hier Grund war, Seltſames zu ahnen oder nicht. Der Conditor ſuchte alles, was der Alte gefordert, zuſammen. „Wiegen Sie, wiegen Sie, verehrter Herr Nachbar," jammerte der ſeltſame Mann, holte ächzend und krächzend einen kleinen ledernen Beutel aus der Taſche, und ſuchte mühſam Geld hervor. Ich bemerkte, daß das Geld, als er es auf den Ladentiſch aufzählte, aus verſchiedenen alten zum Theil ſchon ganz aus dem gewöhnlichen Cours gekommenen Münzſorten beſtand. Er that dabei ſehr kläglich und murmelte: „Süß — ſüß — ſüß ſoll nun alles ſeyn — ſüß meinethalben; der Satan ſchmiert ſeiner Braut Honig ums Maul — puren Honig.“ Der Conditor ſchaute mich lachend an, und ſprach dann zu dem Alten: „Sie ſcheinen nicht recht wohl zu ſeyn, ja, ja das Alter, das Alter, die Kräfte nehmen ab immer mehr und mehr.“ Ohne die Miene zu ändern rief der Alte mit erhöhter Stimme: „Alter? — Alter? — Kräfte abnehmen? — Schwach — matt werden! Ho ho — ho ho — ho ho!“ Und damit ſchlug er die Fäuſte zuſammen, daß die Gelenke knackten und ſprang, in der Luft eben ſo gewaltig die Füße zuſammenklappend, hoch auf, daß der ganze Laden dröhnte und alle Gläſer zitternd erklangen. Aber in dem Augenblick erhob ſich auch ein gräßliches Geſchrei, der Alte hatte den ſchwarzen Hund getreten, der hinter ihm her geſchlichen dicht an ſeine Füße geſchmiegt auf dem Boden lag. „Verruchte Beſtie! ſataniſcher Höllenhund,“ ſtöhnte leiſe im vorigen Ton der Alte, öffnete die Tüte und reichte dem Hunde eine große Makrone hin. Der Hund, der in ein menſchliches Weinen ausgebrochen, war ſogleich ſtill, ſetzte ſich auf die Hinterpfoten und knapperte an der Makrone wie ein Eichhörnchen. Beide waren zu gleicher Zeit fertig, der Hund mit ſeiner Makrone, der Alte mit dem Verſchließen und Einſtecken ſeiner Tüte. „Gute Nacht, verehrter Herr Nachbar,“ ſprach er jetzt, reichte dem Conditor die Hand, und drückte die des Conditors ſo, daß er laut aufſchrie vor Schmerz. „Der alte ſchwächliche Greis wünſcht Ihnen eine gute Nacht, beſter Herr Nachbar Conditor,“ wiederholte er dann und ſchritt zum Laden heraus, hinter ihm der ſchwarze Hund mit der Zunge die Makronenreſte vom Maule wegleckend. Mich ſchien der Alte gar nicht bemerkt zu haben, ich ſtand da ganz erſtarrt vor Erſtaunen. „Sehn Sie,“ fing der Conditor an, „ſehen Sie, ſo treibt es der wunderliche Alte hier zuweilen, wenigſtens in vier Wochen zwei, dreimal, aber nichts iſt aus ihm heraus zu bringen, als daß er ehemals Kammerdiener des Grafen von S. war, daß er jetzt hier das Haus verwaltet, und jeden Tag (ſchon ſeit vielen Jahren) die Gräflich S—ſche Familie erwartet, weshalb auch nichts vermiethet werden kann. Mein Bruder ging ihm einmal zu Leibe wegen des wunderlichen Getöns zur Nachtzeit, da ſprach er aber ſehr gelaſſen: „Ja! — die Leute ſagen alle, es ſpuke im Hauſe, glauben Sie es aber nicht, es thut nicht wahr ſeyn.“ — Die Stunde war gekommen, in der der gute Ton gebot, dieſen Laden zu beſuchen, die Thür öffnete ſich, elegante Welt ſtrömte hinein und ich konnte nicht weiter fragen. —

So viel ſtand nun feſt, daß die Nachrichten des Grafen P. über das Eigenthum und die Benutzung des Hauſes falſch waren, daß der alte Verwalter daſſelbe ſeines Läugnens unerachtet nicht allein bewohnte, und daß ganz gewiß irgend ein Geheimniß vor der Welt dort verhüllt werden ſollte. Mußte ich denn nicht die Erzählung von dem ſeltſamen, ſchauerlichen Geſange mit dem Erſcheinen des ſchönen Arms am Fenſter in Verbindung ſetzen? Der Arm ſaß nicht, konnte nicht ſitzen an dem Leibe eines alten verſchrumpften Weibes, der Geſang nach des Conditors Beſchreibung nicht aus der Kehle des jungen blühenden Mädchens kommen. Doch für das Merkzeichen des Arms entſchieden, konnt' ich leicht mich ſelbſt überreden, daß vielleicht nur eine akuſtiſche Täuſchung die Stimme alt und gellend klingen laſſen, und daß eben ſo vielleicht nur des, vom Graulichen befangenen, Conditors trügliches Ohr die Töne ſo vernommen. — Nun dacht' ich an den Rauch, den ſeltſamen Geruch, an die wunderlich geformte Kryſtallflaſche, die ich ſah, und bald ſtand das Bild eines herrlichen, aber in verderblichen Zauberdingen befangenen Geſchöpfs mir lebendig vor Augen. Der Alte wurde mir zum fatalen Hexenmeiſter, zum verdammten Zauberkerl, der vielleicht ganz unabhängig von der Gräflich S—ſchen Familie geworden, nun auf ſeine eigne Hand in dem verödeten Hauſe Unheilbringendes Weſen trieb. Meine Phantaſie war im Arbeiten und noch in ſelbiger Nacht nicht ſowohl im Traum, als im Deliriren des Einſchlafens, ſah ich deutlich die Hand mit dem funkelnden Diamant am Finger, den Arm mit der glänzenden Spange. Wie aus dünnen grauen Nebeln trat nach und nach ein holdes Antlitz mit wehmüthig flehenden blauen Himmelsaugen, dann die ganze wunderherrliche Geſtalt eines Mädchens, in voller anmuthiger Jugendblüthe hervor. Bald bemerkte ich, daß das, was ich für Nebel hielt, der feine Dampf war, der aus der Kryſtallflaſche, die die Geſtalt in den Händen hielt, in ſich kreiſelndem Gewirbel emporſtieg. „O du holdes Zauberbild,“ rief ich voll Entzücken, „o du holdes Zauberbild, thu' es mir kund, wo du weilſt, was dich gefangen hält? — O wie du mich ſo voll Wehmuth und Liebe anblickſt! — Ich weiß es, die ſchwarze Kunſt iſt es, die dich befangen, du biſt die unglückſelige Sklavin des boshaften Teufels, der herumwandelt kaffeebraun und behaarbeutelt in Zuckerladen und in gewaltigen Sprüngen alles zerſchmeißen will und Höllenhunde tritt, die er mit Makronen füttert, nachdem ſie den ſataniſchen Murki im fünfachtel Tackt abgeheult. — O ich weiß ja Alles, du holdes, anmuthiges Weſen! — Der Diamant iſt der Reflex innerer Gluth! — ach hätt'ſt du ihn nicht mit deinem Herzblut getränkt, wie könnt' er ſo funkeln, ſo tauſendfarbig ſtrahlen in den allerherrlichſten Liebestönen, die je ein Sterblicher vernommen. — Aber ich weiß es wohl, das Band, was deinen Arm umſchlingt, iſt das Glied einer Kette, von der der Kaffeebraune ſpricht, ſie ſey magnetiſch — Glaub' es nicht Herrliche! — ich ſehe ja, wie ſie herabhängt in die, von blauem Feuer glühende Retorte. — Die werf' ich um und du biſt befreit! — Weiß ich denn nicht Alles — weiß ich denn nicht Alles, du Liebliche? Aber nun, Jungfrau! — nun öffne den Roſenmund, o ſage" — In dem Augenblick griff eine knotige Fauſt über meine Schulter weg nach der Kryſtallflaſche, die in tauſend Stücke zerſplittert in der Luft verſtäubte. Mit einem leiſen Ton dumpfer Wehklage war die anmuthige Geſtalt verſchwunden in finſtrer Nacht. — Ha! — ich merk' es an Euerm Lächeln, daß Ihr ſchon wieder in mir den träumeriſchen Geiſterſeher findet, aber verſichern kann ich Euch, daß der ganze Traum, wollt Ihr nun einmal nicht abgehen von dieſer Benennung, den vollendeten Charakter der Viſion hatte. Doch da ihr fortfahrt, mich ſo im proſaiſchen Unglauben anzulächeln, ſo will ich lieber gar nichts mehr davon ſagen, ſondern nur raſch weiter gehen. — Kaum war der Morgen angebrochen, als ich voll Unruhe und Sehnſucht nach der Allee lief, und mich hinſtellte vor das öde Haus! — Außer den innern Vorhängen waren noch dichte Jalouſien vorgezogen. Die Straße war noch völlig menſchenleer, ich trat dicht an die Fenſter des Erdgeſchoſſes und horchte und horchte, aber kein Laut ließ ſich hören, ſtill blieb es wie im tiefen Grabe. — Der Tag kam herauf, das Gewerbe rührte ſich, ich mußte fort. Was ſoll ich Euch damit ermüden, wie ich viele Tage hindurch das Haus zu jeder Zeit umſchlich, ohne auch nur das mindeſte zu entdecken, wie alle Erkundigung, alles Forſchen zu keiner beſtimmten Notiz führte, und wie endlich das ſchöne Bild meiner Viſion zu verblaſſen begann. — Endlich, als ich einſt am ſpäten Abend von einem Spaziergange heimkehrend bei dem öden Hauſe herangekommen, bemerkte ich, daß das Thor halb geöffnet war; ich ſchritt heran, der Kaffeebraune guckte heraus. Mein Entſchluß war gefaßt. „Wohnt nicht der Geheime Finanzrath Binder hier in dieſem Hauſe?“ So frug ich den Alten, indem ich ihn beinahe zurückdrängend in den, von einer Lampe matt erleuchteten Vorſaal trat. Der Alte blickte mich an mit ſeinem ſtehenden Lächeln und ſprach leiſe und gezogen: „Nein, der wohnt nicht hier, hat niemals hier gewohnt, wird niemals hier wohnen, wohnt auch in der ganzen Allee nicht. — Aber die Leute ſagen, es ſpuke hier in dieſem Hauſe, jedoch kann ich verſichern, daß es nicht wahr iſt, es iſt ein ruhiges, hübſches Haus, und morgen zieht die gnädige Gräfin von S. ein und — Gute Nacht, mein lieber Herr!“ — Damit manövrirte mich der Alte zum Hauſe hinaus, und verſchloß hinter mir das Thor. Ich vernahm, wie er keuchend und huſtend mit dem klirrenden Schlüſſelbunde über den Flur wegſcharrte und dann Stufen, wie mir vorkam, herabſtieg. Ich hatte in der kurzen Zeit ſo viel bemerkt, daß der Flur mit alten bunten Tapeten behängt, und wie ein Saal mit großen, mit rothem Damaſt beſchlagenen Lehnſeſſeln möblirt war, welches denn doch ganz verwunderlich ausſah.

Nun gingen, wie geweckt durch mein Eindringen in das geheimnißvolle Haus, die Abentheuer auf! — Denkt Euch, denkt Euch, ſo wie ich den andern Tag in der Mittagsſtunde die Allee durchwandere und mein Blick ſchon in der Ferne ſich unwillkürlich nach dem öden Hauſe richtet, ſehe ich an dem letzten Fenſter des obern Stocks etwas ſchimmern. — Näher getreten bemerke ich, daß die äußere Jalouſie ganz, der innere Vorhang halb aufgezogen iſt. Der Diamant funkelt mir entgegen. — O Himmel! geſtützt auf den Arm blickt mich wehmüthig flehend jenes Antlitz meiner Viſion an. — War es möglich in der auf und abwogenden Maſſe ſtehen zu bleiben? — In dem Augenblick fiel mir die Bank ins Auge, die für die Luſtwandler in der Allee in der Richtung des öden Hauſes, wiewohl man ſich darauf niederlaſſend dem Hauſe den Rücken kehrte, angebracht war. Schnell ſprang ich in die Allee, und mich über die Lehne der Bank wegbeugend konnt' ich nun ungeſtört nach dem verhängnißvollen Fenſter ſchauen. Ja! Sie war es, das anmuthige, holdſelige Mädchen, Zug für Zug! — Nur ſchien ihr Blick ungewiß. — Nicht nach mir, wie es vorhin ſchien, blickte ſie, vielmehr hatten die Augen etwas todtſtarres, und die Täuſchung eines lebhaft gemalten Bildes wäre möglich geweſen, hätten ſich nicht Arm und Hand zuweilen bewegt. Ganz verſunken in den Anblick des verwunderlichen Weſens am Fenſter, das mein Innerſtes ſo ſeltſam aufregte, hatte ich nicht die quäkende Stimme des italieniſchen Tabuletkrämers gehört, der mir vielleicht ſchon lange unaufhörlich ſeine Waaren anbot. Er zupfte mich endlich am Arm; ſchnell mich umdrehend, wies ich ihn ziemlich hart und zornig ab. Er ließ aber nicht nach mit Bitten und Quälen. Noch gar nichts habe er heute verdient, nur ein Paar Bleifedern, ein Bündelchen Zahnſtocher möge ich ihm abkaufen. Voller Ungeduld, den Ueberläſtigen nur geſchwind los zu werden, griff ich in die Taſche nach dem Geldbeutel. Mit den Worten: „Auch hier hab' ich noch ſchöne Sachen!" zog er den untern Schub ſeines Kaſtens heraus, und hielt mir einen kleinen runden Taſchenſpiegel, der in dem Schub unter andern Gläſern lag, in kleiner Entfernung ſeitwärts vor. — Ich erblickte das öde Haus hinter mir, das Fenſter und in den ſchärfſten deutlichſten Zügen die holde Engelsgeſtalt meiner Viſion — Schnell kauft' ich den kleinen Spiegel, der mir es nun möglich machte, in bequemer Stellung, ohne den Nachbarn aufzufallen, nach dem Fenſter hinzuſchauen. — Doch, indem ich nun länger und länger das Geſicht im Fenſter anblickte, wurd' ich von einem ſeltſamen, ganz unbeſchreiblichen Gefühl, das ich beinahe waches Träumen nennen möchte, befangen. Mir war es, als lähme eine Art Starrſucht nicht ſowohl mein ganzes Regen und Bewegen als vielmehr nur meinen Blick, den ich nun niemals mehr würde abwenden können von dem Spiegel. Mit Beſchämung muß ich Euch bekennen, daß mir jenes Ammenmährchen einfiel, womit mich in früher Kindheit meine Wartfrau augenblicklich zu Bette trieb, wenn ich mich etwa gelüſten ließ, Abends vor dem großen Spiegel in meines Vaters Zimmer ſtehen zu bleiben und hinein zu gucken. Sie ſagte nämlich, wenn Kinder Nachts in den Spiegel blickten, gucke ein fremdes, garſtiges Geſicht heraus, und der Kinder Augen blieben dann erſtarrt ſtehen. Mir war das ganz entſetzlich graulich, aber in vollem Grauſen konnt' ich doch oft nicht unterlaſſen, wenigſtens nach dem Spiegel hin zu blinzeln, weil ich neugierig war auf das fremde Geſicht. Einmal glaubt' ich ein Paar gräßliche glühende Augen aus dem Spiegel fürchterlich herausfunkeln zu ſehen, ich ſchrie auf und ſtürzte dann ohnmächtig nieder. In dieſem Zufall brach eine langwierige Krankheit aus, aber noch jetzt iſt es mir, als hätten jene Augen mich wirklich angefunkelt. — Kurz alles dieſes tolle Zeug aus meiner frühen Kindheit fiel mir ein, Eiskälte bebte durch meine Adern — ich wollte den Spiegel von mir ſchleudern — ich vermocht' es nicht — nun blickten mich die Himmelsaugen der holden Geſtalt an — ja ihr Blick war auf mich gerichtet und ſtrahlte bis ins Herz hinein. — Jenes Grauſen, das mich plötzlich ergriffen, ließ von mir ab und gab Raum dem wonnigen Schmerz ſüßer Sehnſucht, die mich mit elektriſcher Wärme durchglühte. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel," ſprach eine Stimme neben mir. Ich erwachte aus dem Traum und war nicht wenig betroffen, als ich neben mir von beiden Seiten mich zweideutig anlächelnde Geſichter erblickte. Mehrere Perſonen hatten auf derſelben Bank Platz genommen, und nichts war gewiſſer, als daß ich ihnen mit dem ſtarren Hineinblicken in den Spiegel und vielleicht auch mit einigen ſeltſamen Geſichtern, die ich in meinem exaltirten Zuſtande ſchnitt, auf meine Koſten ein ergötzliches Schauſpiel gegeben. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel," wiederholte der Mann, als ich nicht antwortete, mit einem Blick, der jener Frage noch hinzufügte: „Aber ſagen Sie mir, was ſoll das wahnſinnige Hineinſtarren, erſcheinen Ihnen Geiſter" ꝛc. Der Mann, ſchon ziemlich hoch in Jahren, ſehr ſauber gekleidet, hatte im Ton der Rede, im Blick etwas ungemein Gutmüthiges und Zutrauen Erweckendes. Ich nahm gar keinen Anſtand, ihm geradehin zu ſagen, daß ich im Spiegel ein wundervolles Mädchen erblickt, das hinter mir im Fenſter des öden Hauſes gelegen. — Noch weiter ging ich, ich fragte den Alten, ob er nicht auch das holde Antlitz geſehen. „Dort drüben? — in dem alten Hauſe — in dem letzten Fenſter?" ſo fragte mich nun wieder ganz verwundert der Alte. „Allerdings, allerdings," ſprach ich; da lächelte der Alte ſehr und fing an: „Nun das iſt doch eine wunderliche Täuſchung — nun meine alten Augen — Gott ehre mir meine alten Augen. Ei ei, mein Herr, wohl habe ich mit unbewaffnetem Auge das hübſche Geſicht dort im Fenſter geſehen, aber es war ja ein, wie es mir ſchien, recht gut und lebendig in Oel gemaltes Portrait." Schnell drehte ich mich um nach dem Fenſter, alles war verſchwunden, die Jalouſie herunter gelaſſen. „Ja!" fuhr der Alte fort, „ja, mein Herr, nun iſts zu ſpät, ſich davon zu überzeugen, denn eben nahm der Bediente, der dort, wie ich weiß, als Caſtellan das Abſteigequartier der Gräfin von S. ganz allein bewohnt, das Bild, nachdem er es abgeſtäubt, vom Fenſter fort und ließ die Jalouſie herunter.“ „War es denn gewiß ein Bild?“ fragte ich nochmals ganz beſtürzt. „Trauen Sie meinen Augen,“ erwiederte der Alte. „Daß Sie nur den Reflex des Bildes im Spiegel ſahen, vermehrte gewiß ſehr die optiſche Täuſchung und — wie ich noch in Ihren Jahren war, hätt' ich nicht auch das Bild eines ſchönen Mädchens, kraft meiner Phantaſie, ins Leben gerufen?“ „Aber Hand und Arm bewegten ſich doch,“ fiel ich ein. „Ja, ja, ſie regten ſich, alles regte ſich,“ ſprach der Alte, lächelnd und ſanft mich auf die Schulter klopfend. Dann ſtand er auf und verließ mich, höflich ſich verbeugend, mit den Worten: Nehmen Sie Sich doch vor Taſchenſpiegeln in Acht, die ſo häßlich lügen. — Ganz gehorſamſter Diener.“ — Ihr könnt denken, wie mir zu Muthe war, als ich mich ſo als einen thörichten, blödſichtigen Phantaſten behandelt ſah. Mir kam die Ueberzeugung, daß der Alte Recht hatte, und daß nur in mir ſelbſt das tolle Gaukelſpiel aufgegangen, das mich mit dem öden Hauſe, zu meiner eignen Beſchämung, ſo garſtig myſtifizirte.

Ganz voller Unmuth und Verdruß lief ich nach Hauſe, feſt entſchloſſen, mich ganz los zu ſagen von jedem Gedanken an die Myſterien des öden Hauſes, und wenigſtens einige Tage hindurch die Allee zu vermeiden. Dies hielt ich treulich, und kam noch hinzu, daß mich den Tag über dringend gewordene Geſchäfte am Schreibtiſch, an den Abenden aber geiſtreiche fröhliche Freunde in ihrem Kreiſe feſthielten, ſo mußt' es wohl geſchehen, daß ich beinahe gar nicht mehr an jene Geheimniſſe dachte. Nur begab es ſich in dieſer Zeit, daß ich zuweilen aus dem Schlaf auffuhr, wie plötzlich durch äußere Berührung geweckt, und dann war es mir doch deutlich, daß nur der Gedanke an das geheimnißvolle Weſen, das ich in meiner Viſion und in dem Fenſter des öden Hauſes erblickt, mich geweckt hatte. Ja ſelbſt während der Arbeit, während der lebhafteſten Unterhaltung mit meinen Freunden, durchfuhr mich oft plötzlich, ohne weitern Anlaß, jener Gedanke, wie ein elektriſcher Blitz. Doch waren dies nur ſchnell vorübergehende Momente. Den kleinen Taſchenſpiegel, der mir ſo täuſchend das anmuthige Bildniß reflektirt, hatte ich zum proſaiſchen Hausbedarf beſtimmt. Ich pflegte mir vor demſelben die Halsbinde feſt zu knüpfen. So geſchah es, daß er mir, als ich einſt dies wichtige Geſchäft abthun wollte, blind ſchien, und ich ihn nach bekannter Methode anhauchte, um ihn dann hell zu poliren. — Alle meine Pulſe ſtockten, mein Innerſtes bebte vor wonnigem Grauen! — ja ſo muß ich das Gefühl nennen, das mich übermannte, als ich, ſo wie mein Hauch den Spiegel überlief, im bläulichen Nebel das holde Antlitz ſah, das mich mit jenem wehmüthigen, das Herz durchbohrenden Blick anſchaute! — Ihr lacht? — Ihr ſeid mit mir fertig, ihr haltet mich für einen unheilbaren Träumer, aber ſprecht, denkt, was ihr wollt, genug, die Holde blickte mich an aus dem Spiegel, aber ſo wie der Hauch zerrann, verſchwand das Geſicht in dem Funkeln des Spiegels. — Ich will Euch nicht ermüden, ich will Euch nicht herzählen alle Momente, die ſich, einer aus dem andern, entwickelten. Nur ſo viel will ich ſagen, daß ich unaufhörlich die Verſuche mit dem Spiegel erneuerte, daß es mir oft gelang, das geliebte Bild durch meinen Hauch hervor zu rufen, daß aber manchmal die angeſtrengteſten Bemühungen ohne Erfolg blieben. Dann rannte ich wie wahnſinnig auf und ab vor dem öden Hauſe und ſtarrte in die Fenſter, aber kein menſchliches Weſen wollte ſich zeigen. — Ich lebte nur in dem Gedanken an Sie, alles übrige war abgeſtorben für mich, ich vernachläſſigte meine Freunde, meine Studien. — Dieſer Zuſtand, wollte er in mildern Schmerz, in träumeriſche Sehnſucht übergehen, ja ſchien es, als wolle das Bild an Leben und Kraft verlieren, wurde oft bis zur höchſten Spitze geſteigert, durch Momente, an die ich noch jetzt mit tiefem Entſetzen denke. — Da ich von einem Seelenzuſtande rede, der mich hätte ins Verderben ſtürzen können, ſo iſt für Euch, Ihr Ungläubigen, da nichts zu belächeln und zu beſpötteln, hört und fühlt mit mir, was ich ausgeſtanden. — Wie geſagt, oft, wenn jenes Bild ganz verblaßt war, ergriff mich ein körperliches Uebelbefinden, die Geſtalt trat, wie ſonſt niemals, mit einer Lebendigkeit, mit einem Glanz hervor, daß ich ſie zu erfaſſen wähnte. Aber dann kam es mir auf grauliche Weiſe vor, ich ſey ſelbſt die Geſtalt, und von den Nebeln des Spiegels umhüllt und umſchloſſen. Ein empfindlicher Bruſtſchmerz, und dann gänzliche Apathie endigte den peinlichen Zuſtand, der immer eine, das innerſte Mark wegzehrende Erſchöpfung hinterließ. In dieſen Momenten mißlang jeder Verſuch mit dem Spiegel, hatte ich mich aber erkräftigt, und trat dann das

Bild wieder lebendig aus dem Spiegel hervor, ſo mag ich nicht leugnen, daß ſich damit ein beſonderer, mir ſonſt fremder phyſiſcher Reiz verband. — Dieſe ewige Spannung wirkte gar verderblich auf mich ein, blaß wie der Tod und zerſtört im ganzen Weſen ſchwankte ich umher, meine Freunde hielten mich für krank, und ihre ewigen Mahnungen brachten mich endlich dahin, über meinen Zuſtand, ſo wie ich es nur vermochte, ernſtlich nachzuſinnen. War es Abſicht oder Zufall, daß einer der Freunde, welcher Arzneikunde ſtudirte, bei einem Beſuch Reils Buch über Geiſteszerrüttung zurückließ. Ich fing an zu leſen, das Werk zog mich unwiderſtehlich an, aber wie ward mir, als ich in allem, was über fixen Wahnſinn geſagt wird, mich ſelbſt wieder fand! — Das tiefe Entſetzen, das ich, mich ſelbſt auf dem Wege zum Tollhauſe erblickend, empfand, brachte mich zur Beſinnung und zum feſten Entſchluß, den ich raſch ausführte. Ich ſteckte meinen Taſchenſpiegel ein und eilte ſchnell zu dem Doktor K., berühmt durch ſeine Behandlung und Heilung der Wahnſinnigen, durch ſein tieferes Eingehen in das pſychiſche Prinzip, welches oft ſogar körperliche Krankheiten hervorzubringen und wieder zu heilen vermag. Ich erzählte ihm Alles, ich verſchwieg ihm nicht den kleinſten Umſtand und beſchwor ihn mich zu retten vor dem ungeheuern Schickſal, von dem bedroht ich mich glaubte. Er hörte mich ſehr ruhig an, doch bemerkte ich wohl in ſeinem Blick tiefes Erſtaunen. „Noch,“ fing er an, „noch iſt die Gefahr keinesweges ſo nahe als Sie glauben und ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich ſie ganz abzuwenden vermag. Daß Sie auf unerhörte Weiſe pſychiſch angegriffen ſind, leidet gar keinen Zweifel, aber die völlige klare Erkenntniß dieſes Angriffs irgend eines böſen Prinzips giebt Ihnen ſelbſt die Waffen in die Hand, ſich dagegen zu wehren. Laſſen Sie mir Ihren Taſchenſpiegel, zwingen Sie ſich zu irgend einer Arbeit, die Ihre Geiſteskräfte in Anſpruch nimmt, meiden Sie die Allee, arbeiten Sie von der Frühe an, ſo lange Sie es nur auszuhalten vermögen, dann aber, nach einem tüchtigen Spaziergange, fort in die Geſellſchaft Ihrer Freunde, die Sie ſo lange vermißt. Eſſen Sie nahrhafte Speiſen, trinken Sie ſtarken kräftigen Wein. Sie ſehen, daß ich blos die fixe Idee, das heißt, die Erſcheinung des Sie bethörenden Antlitzes im Fenſter des öden Hauſes und im Spiegel vertilgen, Ihren Geiſt auf andere Dinge leiten und Ihren Körper ſtärken will. Stehen Sie ſelbſt meiner Abſicht redlich bei.“ —

Es wurde mir ſchwer, mich von dem Spiegel zu trennen, der Arzt, der ihn ſchon genommen, ſchien es zu bemerken, er hauchte ihn an und frug, indem er mir ihn vorhielt: „Sehen Sie etwas?“ „Nicht das Mindeſte,“ erwiederte ich, wie es ſich auch in der That verhielt. „Hauchen Sie den Spiegel an,“ ſprach dann der Arzt, indem er mir den Spiegel in die Hand gab. Ich that es, das Wunderbild trat deutlicher als je hervor. „Da iſt ſie,“ rief ich laut. Der Arzt ſchaute hinein und ſprach dann: „ich ſehe nicht das Mindeſte, aber nicht verhehlen mag ich Ihnen, daß ich in dem Augenblick, als ich in Ihren Spiegel ſah, einen unheimlichen Schauer fühlte, der aber gleich vorüberging. Sie bemerken, daß ich ganz aufrichtig bin, und eben deshalb wohl Ihr ganzes Zutrauen verdiene. Wiederholen Sie doch den Verſuch.“ Ich that es, der Arzt umfaßte mich, ich fühlte ſeine Hand auf dem Rückenwirbel. — Die Geſtalt kam wieder, der Arzt, mit mir in den Spiegel ſchauend erblaßte, dann nahm er mir den Spiegel aus der Hand, ſchauete nochmals hinein, verſchloß ihn in dem Pult, und kehrte erſt, als er einige Sekunden hindurch die Hand vor der Stirn ſchweigend da geſtanden, zu mir zurück. „Befolgen Sie,“ fing er an, „befolgen Sie genau meine Vorſchriften. Ich darf Ihnen bekennen, daß jene Momente, in denen Sie außer ſich ſelbſt geſetzt Ihr eignes Ich in phyſiſchem Schmerz fühlten, mir noch ſehr geheimnißvoll ſind, aber ich hoffe Ihnen recht bald mehr darüber ſagen zu können.“ — Mit feſtem, unabänderlichem Willen, ſo ſchwer es mir auch ankam, lebte ich zur Stunde den Vorſchriften des Arztes gemäß, und ſo ſehr ich auch bald den wohlthätigen Einfluß anderer Geiſtesanſtrengung und der übrigen verordneten Diät verſpürte, ſo blieb ich doch nicht frei von jenen furchtbaren Anfällen, die Mittags um zwölf Uhr, viel ſtärker aber Nachts um zwölf Uhr ſich einzuſtellen pflegten. Selbſt in munterer Geſellſchaft bei Wein und Geſang war es oft, als durchführen plötzlich mein Inneres ſpitzige glühende Dolche, und alle Macht des Geiſtes reichte dann nicht hin zum Widerſtande, ich mußte mich entfernen und durfte erſt wiederkehren, wenn ich aus dem Ohnmachtähnlichen Zuſtande erwacht. — Es begab ſich, daß ich mich einſt bei einer Abendgeſellſchaft befand, in der über pſychiſche Einflüſſe und Wirkungen, über das dunkle unbekannte Gebiet des Magnetiſmus geſprochen wurde. Man kam vorzüglich auf die Möglichkeit der Einwirkung eines entfernten pſychiſchen Prinzips, ſie wurde aus vielen Beiſpielen bewieſen, und vorzüglich führte ein junger, dem Magnetismus ergebener, Arzt an, daß er, wie mehrere andere, oder vielmehr wie alle kräftige Magnetiſeurs, es vermöge, aus der Ferne bloß durch den feſtfixirten Gedanken und Willen auf ſeine Somnambulen zu wirken. Alles was Kluge, Schubert, Bartels u. m. darüber geſagt haben, kam nach und nach zum Vorſchein. „Das Wichtigſte,“ fing endlich einer der Anweſenden, ein als ſcharfſinniger Beobachter bekannter Mediziner, an, „das Wichtigſte von Allem bleibt mir immer, daß der Magnetismus manches Geheimniß, das wir als gemeine ſchlichte Lebenserfahrung nun eben für kein Geheimniß erkennen wollen, zu erſchließen ſcheint. Nur müſſen wir freilich behutſam zu Werke gehn. — Wie kommt es denn, daß ohne allen äußern oder innern uns bekannten Anlaß, ja unſere Ideenkette zerreißend, irgend eine Perſon, oder wohl gar das treue Bild irgend einer Begebenheit ſo lebendig, ſo ſich unſers ganzen Ichs bemeiſternd uns in den Sinn kommt, daß wir ſelbſt darüber erſtaunen. Am merkwürdigſten iſt es, daß wir oft im Traume auffahren. Das ganze Traumbild iſt in den ſchwarzen Abgrund verſunken, und im neuen, von jenem Bilde ganz unabhängigen Traum tritt uns mit voller Kraft des Lebens ein Bild entgegen, das uns in ferne Gegenden verſetzt und plötzlich ſcheinbar uns ganz fremd gewordene Perſonen, an die wir ſeit Jahren nicht mehr dachten, entgegenführt. Ja, noch mehr! oft ſchauen wir auf eben die Weiſe ganz fremde unbekannte Perſonen, die wir vielleicht Jahre nachher erſt kennen lernen. Das bekannte: Mein Gott, der Mann, die Frau, kommt mir ſo zum Erſtaunen bekannt vor, ich dächt' ich hätt' ihn, ſie, ſchon irgendwo geſehen, iſt vielleicht, da dies oft ſchlechterdings unmöglich, die dunkle Erinnerung an ein ſolches Traumbild. Wie, wenn dies plötzliche Hineinſpringen fremder Bilder in unſere Ideenreihe, die uns gleich mit beſonderer Kraft zu ergreifen pflegen, eben durch ein fremdes pſychiſches Prinzip veranlaßt wurde? Wie, wenn es dem fremden Geiſte unter gewiſſen Umſtänden möglich wäre, den magnetiſchen Rapport auch ohne Vorbereitung ſo herbei zu führen, daß wir uns willenlos ihm fügen müßten?“ „So kämen wir,“ fiel ein Anderer lachend ein, „mit einem gar nicht zu großen Schritt auf die Lehre von Verhexungen, Zauberbildern, Spiegeln und andern unſinnigen abergläubiſchen Phantaſtereien längſt verjährter alberner Zeit.“ „Ei,“ unterbrach der Mediziner den Ungläubigen,

„keine Zeit kann verjähren und noch viel weniger hat es jemals eine alberne Zeit gegeben, wenn wir nicht etwa jede Zeit, in der Menſchen zu denken ſich unterfangen mögen, mithin auch die unſrige, für albern erkennen wollen. — Es iſt ein eignes Ding, etwas geradezu wegläugnen zu wollen, was oft ſogar durch ſtreng juriſtiſch geführten Beweis feſtgeſtellt iſt, und ſo wenig ich der Meinung bin, daß in dem dunkeln geheimnißvollen Reiche, welches unſeres Geiſtes Heimath iſt, auch nur ein einziges, unſerm blöden Auge recht hell leuchtendes Lämpchen brennt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß uns die Natur das Talent und die Neigung der Maulwürfe nicht verſagt hat. Wir ſuchen, verblindet wie wir ſind, uns weiter zu arbeiten auf finſtern Wegen. Aber ſo wie der Blinde auf Erden an dem flüſternden Rauſchen der Bäume, an dem Murmeln und Plätſchern des Waſſers, die Nähe des Waldes, der ihn in ſeinen kühlenden Schatten aufnimmt, des Baches, der den Durſtenden labt, erkennt, und ſo das Ziel ſeiner Sehnſucht erreicht, ſo ahnen wir an dem tönenden Flügelſchlag unbekannter, uns mit Geiſterathem berührender Weſen, daß der Pilgergang uns zur Quelle des Lichts führt, vor dem unſere Augen ſich aufthun!“ — Ich konnte mich nicht länger halten; „Sie ſtatuiren alſo,“ wandte ich mich zu dem Mediziner, „die Einwirkung eines fremden geiſtigen Prinzips, dem man ſich willenlos fügen muß?“ „Ich halte,“ erwiederte der Mediziner, „ich halte, um nicht zu weit zu gehen, dieſe Einwirkung nicht allein für möglich, ſondern auch andern, durch den magnetiſchen Zuſtand deutlicher gewordenen Operationen des pſychiſchen Prinzips für ganz homogen.“ „So könnt' es auch,“ fuhr ich fort, „dämoniſchen Kräften verſtattet ſeyn, feindlich verderbend auf uns zu wirken?“ „Schnöde Kunſtſtücke gefallner Geiſter,“ erwiederte der Mediziner lächelnd. — „Nein, denen wollen wir nicht erliegen. Und überhaupt bitt' ich, meine Andeutungen für nichts anders zu nehmen, als eben nur für Andeutungen, denen ich noch hinzufüge, daß ich keinesweges an unbediugte Herrſchaft eines geiſtigen Prinzips über das andere glauben, ſondern vielmehr annehmen will, daß entweder irgend eine Abhängigkeit, Schwäche des innern Willens, oder eine Wechſelwirkung Statt finden muß, die jener Herrſchaft Raum giebt.“ „Nun erſt,“ fing ein ältlicher Mann an, der ſo lange geſchwiegen und nur aufmerkſam zugehört, „nun erſt kann ich mich mit Ihren ſeltſamen Gedanken über Geheimniſſe, die uns verſchloſſen bleiben ſollen, einigermaßen befreunden. Giebt es geheimnißvolle thätige Kräfte, die mit bedrohlichen Angriffen auf uns zutreten, ſo kann uns dagegen nur irgend eine Abnormität im geiſtigen Organiſm Kraft und Muth zum ſieghaften Widerſtande rauben. Mit einem Wort, nur geiſtige Krankheit — die Sünde macht uns unterthan dem dämoniſchen Prinzip. Merkwürdig iſt es, daß von den älteſten Zeiten her die den Menſchen im Innerſten verſtörendſte Gemüthsbewegung es war, an der ſich dämoniſche Kräfte übten. Ich meine nichts anders als die Liebesverzauberungen, von denen alle Chroniken voll ſind. In tollen Hexenprozeſſen kommt immer dergleichen vor, und ſelbſt in dem Geſetzbuch eines ſehr aufgeklärten Staats wird von den Liebestränken gehandelt, die inſofern auch rein pſychiſch zu wirken beſtimmt ſind, als ſie nicht Liebesluſt im Allgemeinen erwecken, ſondern unwiderſtehlich an eine beſtimmte Perſon bannen ſollen. Ich werde in dieſen Geſprächen an eine tragiſche Begebenheit erinnert, die ſich in meinem eignen Hauſe vor weniger Zeit zutrug. Als Bonaparte unſer Land mit ſeinen Truppen überſchwemmt hatte, wurde ein Obriſter von der italieniſchen Nobelgarde bei mir einquartiert. Er war einer von den wenigen Offizieren der ſogenannten großen Armee, die ſich durch ein ſtilles beſcheidnes edles Betragen auszeichneten. Sein todbleiches Geſicht, ſeine düſtern Augen zeugten von Krankheit oder tiefer Schwermuth. Nur wenige Tage war er bei mir, als ſich auch der beſondere Zufall kund that, von dem er behaftet. Eben befand ich mich auf ſeinem Zimmer, als er plötzlich mit tiefen Seufzern die Hand auf die Bruſt, oder vielmehr auf die Stelle des Magens legte, als empfinde er tödtliche Schmerzen. Er konnte bald nicht mehr ſprechen, er war genöthigt ſich in den Sopha zu werfen, dann aber verloren plötzlich ſeine Augen die Sehkraft und er erſtarrte zur bewußtloſen Bildſäule. Mit einem Ruck wie aus dem Traume auffahrend, erwachte er endlich, aber vor Mattigkeit konnte er mehrere Zeit hindurch ſich nicht regen und bewegen. Mein Arzt, den ich ihm ſandte, behandelte ihn, nachdem andere Mittel fruchtlos geblieben, magnetiſch, und dies ſchien zu wirken; wiewohl der Arzt bald davon ablaſſen mußte, da er ſelbſt beim Magnetiſiren des Kranken von einem unerträglichen Gefühl des Uebelſeyns ergriffen wurde. Er hatte übrigens des Obriſten Zutrauen gewonnen, und dieſer ſagte ihm, daß in jenen Momenten ſich ihm das Bild eines Frauenzimmers nahe, die er in Piſa gekannt; dann würde es ihm als wenn ihre glühenden Blicke in ſein Inneres führen, und er fühle die unerträglichſten Schmerzen, bis er in völlige Bewußtloſigkeit verſinke. Aus dieſem Zuſtande bleibe ihm ein dumpfer Kopfſchmerz, und eine Abſpannung, als habe er geſchwelgt im Liebesgenuß, zurück. Nie ließ er ſich über die näheren Verhältniſſe aus, in denen er vielleicht mit jenem Frauenzimmer ſtand. Die Truppen ſollten aufbrechen, gepackt ſtand der Wagen des Obriſten vor der Thür, er frühſtückte, aber in dem Augenblicke, als er ein Glas Madera zum Munde führen wollte, ſtürzte er mit einem dumpfen Schrei vom Stuhle herab. Er war todt. Die Aerzte fanden ihn vom Nervenſchlag getroffen. Einige Wochen nachher wurde ein an den Obriſten adreſſirter Brief bei mir abgegeben. Ich hatte gar kein Bedenken ihn zu öffnen, um vielleicht ein Näheres von den Verwandten des Obriſten zu erfahren, und ihnen Nachricht von ſeinem plötzlichen Tode geben zu können. Der Brief kam von Piſa und enthielt ohne Unterſchrift die wenigen Worte: Unglückſeliger! Heute, am 7. — um zwölf Uhr Mittag ſank Antonia, dein trügeriſches Abbild mit liebenden Armen umſchlingend, todt nieder! — Ich ſah den Kalender nach, in dem ich des Obriſten Tod angemerkt hatte und fand, daß Antonia's Todesſtunde auch die ſeinige geweſen." — Ich hörte nicht mehr, was der Mann noch ſeiner Geſchichte hinzuſetzte; denn in dem Entſetzen, das mich ergriffen, als ich in des italieniſchen Obriſten Zuſtand den meinigen erkannte, ging mit wüthendem Schmerz eine ſolche wahnſinnige Sehnſucht nach dem unbekannten Bilde auf, daß ich davon überwältigt aufſpringen und hineilen mußte nach dem verhängnißvollen Hauſe. Es war mir in der Ferne, als ſäh' ich Lichter blitzen durch die feſtverſchloſſenen Jalouſien, aber der Schein verſchwand, als ich näher kam. Raſend vor dürſtendem Liebesverlangen ſtürzte ich auf die Thür; ſie wich meinem Druck, ich ſtand auf dem matt erleuchteten Hausflur, von einer dumpfen, ſchwülen Luft umfangen. Das Herz pochte mir vor ſeltſamer Angſt und Ungeduld, da ging ein langer, ſchneidender, aus weiblicher Kehle ſtrömender Ton durch das Haus, und ich weiß ſelbſt nicht, wie es geſchah, daß ich mich plötzlich in einem mit vielen Kerzen hell erleuchteten Saale befand, der in alterthümlicher Pracht mit vergoldeten Meublen und ſeltſamen japaniſchen Gefäßen verziert war. Starkduftendes Räucherwerk wallte in blauen Nebelwolken auf mich zu.

„Willkommen — willkommen, ſüßer Bräutigam — die Stunde iſt da, die Hochzeit nah!“ — So rief laut und lauter die Stimme eines Weibes, und eben ſo wenig, als ich weiß, wie ich plötzlich in den Saal kam, eben ſo wenig vermag ich zu ſagen, wie es ſich begab, daß plötzlich aus dem Nebel eine hohe jugendliche Geſtalt in reichen Kleidern hervorleuchtete. Mit dem wiederholten gellenden Ruf: „Willkommen ſüßer Bräutigam,“ trat ſie mit ausgebreiteten Armen mir entgegen — und ein gelbes, von Alter und Wahnſinn gräßlich verzerrtes Antlitz ſtarrte mir in die Augen. Von tiefem Entſetzen durchbebt wankte ich zurück; wie durch den glühenden, durchbohrenden Blick der Klapperſchlange feſt gezaubert, konnte ich mein Auge nicht abwenden von dem gräulichen alten Weibe, konnte ich keinen Schritt weiter mich bewegen. Sie trat näher auf mich zu, da war es mir, als ſei das ſcheußliche Geſicht nur eine Maske von dünnem Flor, durch den die Züge jenes holden Spiegelbildes durchblickten. Schon fühlt' ich mich von den Händen des Weibes berührt, als ſie laut aufkreiſchend vor mir zu Boden ſank und hinter mir eine Stimme rief: „Hu hu! — treibt ſchon wieder der Teufel ſein Bocksſpiel mit Ew. Gnaden, zu Bette, zu Bette, meine Gnädigſte, ſonſt ſetzt es Hiebe, gewaltige Hiebe!“ — Ich wandte mich raſch um und erblickte den alten Hausverwalter im bloßen Hemde, eine tüchtige Peitſche über dem Haupte ſchwingend. Er wollte losſchlagen auf die Alte, die ſich heulend am Boden krümmte. Ich fiel ihm in den Arm, aber mich von ſich ſchleudernd rief er: „Donnerwetter, Herr, der alte Satan hätte Sie ermordet, kam ich nicht dazwiſchen — fort, fort, fort.“ — Ich ſtürzte zum Saal heraus, vergebens ſucht' ich in dicker Finſterniß die Thür des Hauſes. Nun hört' ich die ziſchenden Hiebe der Peitſche und das Jammergeſchrei der Alten. Laut wollte ich um Hülfe rufen, als der Boden unter meinen Füßen ſchwand, ich fiel eine Treppe herab und traf auf eine Thür ſo hart, daß ſie aufſprang und ich der Länge nach in ein kleines Zimmer ſtürzte. An dem Bette, das jemand ſo eben verlaſſen zu haben ſchien, an dem kaffeebraunen, über einen Stuhl gehängten Rocke mußte ich augenblicklich die Wohnung des alten Hausverwalters erkennen. Wenige Augenblicke nachher polterte es die Treppe herab, der Hausverwalter ſtürzte herein und hin zu meinen Füßen. „Um aller Seligkeit willen,“ flehte er mit aufgehobenen Händen, „um aller Seligkeit willen, wer Sie auch ſeyn mögen, wie der alte gnädige Hexenſatan Sie auch hierher gelockt haben mag, verſchweigen Sie, was hier geſchehen, ſonſt komme ich um Amt und Brod! — Die wahnſinnige Excellenz iſt abgeſtraft und liegt gebunden im Bette. O ſchlafen Sie doch, geehrteſter Herr! recht ſanft und ſüß. — Ja ja, das thun Sie doch fein — eine ſchöne warme Julius Nacht, zwar kein Mondſchein, aber beglückter Sternenſchimmer. — Nun ruhige, glückliche Nacht.“ — Unter dieſen Reden war der Alte aufgeſprungen, hatte ein Licht genommen, mich herausgebracht aus dem Souterrain, mich zur Thür hinausgeſchoben und dieſe feſt verſchloſſen. Ganz verſtört eilt' ich nach Hauſe, und Ihr könnt wohl denken, daß ich, zu tief von dem grauenvollen Geheimniß ergriffen, auch nicht den mindeſten nur wahrſcheinlichen Zuſammenhang der Sache mir in den erſten Tagen denken konnte. Nur ſo viel war gewiß, daß, hielt mich ſo lange ein böſer Zauber gefangen, dieſer jetzt in der That von mir abgelaſſen hatte. Alle ſchmerzliche Sehnſucht nach dem Zauberbilde in dem Spiegel war gewichen, und bald gemahnte mich jener Auftritt im öden Gebäude wie das unvermuthete Hineingerathen in ein Tollhaus. Daß der Hausverwalter zum tyranniſchen Wächter einer wahnſinnigen Frau von vornehmer Geburt, deren Zuſtand vielleicht der Welt verborgen bleiben ſollte, beſtimmt worden, daran war nicht zu zweifeln, wie aber der Spiegel — das tolle Zauberweſen überhaupt — doch weiter — weiter!

Später begab es ſich, daß ich in zahlreicher Geſellſchaft den Grafen P. fand, der mich in eine Ecke zog und lachend ſprach: „Wiſſen Sie wohl, daß ſich die Geheimniſſe unſeres öden Hauſes zu enthüllen anfangen?“ Ich horchte hoch auf, aber indem der Graf weiter erzählen wollte, öffneten ſich die Flügelthüren des Eßſaals, man ging zur Tafel. Ganz vertieft in Gedanken an die Geheimniſſe, die mir der Graf entwickeln wollte, hatte ich einer jungen Dame den Arm geboten und war mechaniſch der in ſteifem Zeremoniell ſehr langſam daher ſchreitenden Reihe gefolgt. Ich führe meine Dame zu dem offnen Platz, der ſich uns darbietet, ſchaue ſie nun erſt recht an und — erblicke mein Spiegelbild in den getreuſten Zügen, ſo daß gar keine Täuſchung möglich iſt. Daß ich im Innerſten erbebte, könnt Ihr Euch wohl denken, aber eben ſo muß ich Euch verſichern, daß ſich auch nicht der leiſeſte Anklang jener verderblichen wahnſinnigen Liebeswuth in mir regte, die mich ganz und gar befing, wenn mein

Hauch das wunderbare Frauenbild aus dem Spiegel hervorrief. — Meine Befremdung, noch mehr, mein Erſchrecken muß lesbar geweſen ſeyn in meinem Blick, denn das Mädchen ſah mich ganz verwundert an, ſo daß ich für nöthig hielt, mich ſo, wie ich nur konnte, zuſammen zu nehmen, und ſo gelaſſen als möglich anzuführen, daß eine lebhafte Erinnerung mich gar nicht zweifeln laſſe, ſie ſchon irgendwo geſehen zu haben. Die kurze Abfertigung, daß dies wohl nicht gut der Fall ſeyn könne, da ſie geſtern erſt und zwar das erſte Mal in ihrem Leben nach * * * n gekommen, machte mich im eigentlichſten Sinn des Worts etwas verblüfft. Ich verſtummte. Nur der Engelsblick, den die holdſeligen Augen des Mädchens mir zuwarfen, half mir wieder auf. Ihr wißt, wie man bei derlei Gelegenheit die geiſtigen Fühlhörner ausſtrecken und leiſe, leiſe taſten muß, bis man die Stelle findet, wo der angegebene Ton wiederklingt. So macht' ich es und fand bald, daß ich ein zartes, holdes, aber in irgend einem pſychiſchen Ueberreiz verkränkeltes Weſen neben mir hatte. Bei irgend einer heitern Wendung des Geſprächs, vorzüglich wenn ich zur Würze wie ſcharfen Cayenne Pfeffer irgend ein keckes bizarres Wort hineinſtreute, lächelte ſie zwar, aber ſeltſam ſchmerzlich, wie zu hart berührt. „Sie ſind nicht heiter, meine Gnädige, vielleicht der Beſuch heute Morgen.“ — So redete ein nicht weit entfernt ſitzender Offizier meine Dame an, aber in dem Augenblick faßte ihn ſein Nachbar ſchnell beim Arm und ſagte ihm etwas ins Ohr, während eine Frau an der andern Seite des Tiſches Gluth auf den Wangen und im Blick laut der herrlichen Oper erwähnte, deren Darſtellung ſie in Paris geſehen und mit der heutigen vergleichen werde. — Meiner Nachbarin ſtürzten die Thränen aus den Augen: „Bin ich nicht ein albernes Kind,“ wandte ſie ſich zu mir. Schon erſt hatte ſie über Migraine geklagt. „Die gewöhnliche Folge des nervöſen Kopfſchmerzes,“ erwiederte ich daher mit unbefangenem Ton, „wofür nichts beſſer hilft, als der muntre kecke Geiſt, der in dem Schaum dieſes Dichtergetränks ſprudelt.“ Mit dieſen Worten ſchenkte ich Champagner, den ſie erſt abgelehnt, in ihr Glas ein, und indem ſie davon nippte, dankte ihr Blick meiner Deutung der Thränen, die ſie nicht zu bergen vermochte. Es ſchien heller geworden in ihrem Innern und alles wäre gut gegangen, wenn ich nicht zuletzt unverſehends hart an das vor mir ſtehende engliſche Glas geſtoßen, ſo daß es in gellender ſchneidender Höhe ertönte. Da erbleichte meine Nachbarin bis zum Tode, und auch mich ergriff ein plötzliches Grauen, weil der Ton mir die Stimme der wahnſinnigen Alten im öden Hauſe ſchien. — Während daß man Kaffee nahm, fand ich Gelegenheit, mich dem Grafen P. zu nähern; er merkte gut, warum. „Wiſſen Sie wohl, daß Ihre Nachbarin die Gräfin Edwine von S. war? — Wiſſen Sie wohl, daß in dem öden Hauſe die Schweſter ihrer Mutter, ſchon ſeit Jahren unheilbar wahnſinnig, eingeſperrt gehalten wird? — Heute Morgen waren beide, Mutter und Tochter, bei der Unglücklichen. Der alte Hausverwalter, der einzige, der den gewaltſamen Ausbrüchen des Wahnſinns der Gräfin zu ſteuern wußte, und dem daher die Aufſicht über ſie übertragen wurde, liegt todkrank, und man ſagt, daß die Schweſter endlich dem Doktor K. das Geheimniß anvertraut, und daß dieſer noch die letzten Mittel verſuchen wird, die Kranke, wo nicht herzuſtellen, doch von der entſetzlichen Tobſucht, in die ſie zuweilen ausbrechen ſoll, zu retten. Mehr weiß ich vor der Hand nicht.“ — Andere traten hinzu, das Geſpräch brach ab. — Doktor K. war nun gerade derjenige, an den ich mich, meines räthſelhaften Zuſtandes halber, gewandt, und Ihr möget Euch wohl vorſtellen, daß ich, ſo bald es ſeyn konnte, zu ihm eilte, und alles, was mir ſeit der Zeit widerfahren, getreulich erzählte. Ich forderte ihn auf, zu meiner Beruhigung, ſo viel als er von der wahnſinnigen Alten wiſſe, zu ſagen, und er nahm keinen Anſtand, mir, nachdem ich ihm ſtrenge Verſchwiegenheit gelobt, folgendes anzuvertrauen.

Angelika, Gräfin von Z. (ſo fing der Doktor an) unerachtet in die Dreißig vorgerückt, ſtand noch in der vollſten Blüthe wunderbarer Schönheit, als der Graf von S., der viel jünger an Jahren, ſie hier in ***n bei Hofe ſah, und ſich in ihren Reizen ſo verfing, daß er zur Stunde die eifrigſten Bewerbungen begann und ſelbſt, als zur Sommerszeit die Gräfin auf die Güter ihres Vaters zurück kehrte, ihr nachreiſte, um ſeine Wünſche, die nach Angelika's Benehmen durchaus nicht hoffnungslos zu ſeyn ſchienen, dem alten Grafen zu eröffnen. Kaum war Graf S. aber dort angekommen, kaum ſah er Angelika's jüngere Schweſter Gabriele, als er wie aus einer Bezauberung erwachte. In verblühter Farbloſigkeit ſtand Angelika neben Gabrielen, deren Schönheit und Anmuth den Grafen S. unwiderſtehlich hinriß, und ſo kam es, daß er, ohne Angelika weiter zu beachten, um Gabrielens Hand warb, die ihm der alte Graf Z. um ſo lieber zuſagte, als Gabriele gleich die entſchiedenſte Neigung für den Grafen S. zeigte. Angelika äußerte nicht den mindeſten Verdruß über die Untreue ihres Liebhabers. „Er glaubt mich verlaſſen zu haben. Der thörichte Knabe! er merkt nicht, daß nicht ich, daß er mein Spielzeug war, das ich wegwarf!“ — So ſprach ſie in ſtolzem Hohn, und in der That, ihr ganzes Weſen zeigte, daß es wohl Ernſt ſeyn mochte mit der Verachtung des Ungetreuen. Uebrigens ſah man, ſobald das Bündniß Gabrielens mit dem Grafen von S. ausgeſprochen war, Angelika ſehr ſelten. Sie erſchien nicht bei der Tafel und man ſagte, ſie ſchweife einſam im nächſten Walde umher, den ſie längſt zum Ziel ihrer Spaziergänge gewählt hatte. — Ein ſonderbarer Vorfall ſtörte die einförmige Ruhe, die im Schloſſe herrſchte. Es begab ſich, daß die Jäger des Grafen von Z., unterſtützt von den in großer Anzahl aufgebotenen Bauern, endlich eine Zigeunerbande eingefangen hatten, der man die Mordbrennereien und Räubereien, welche ſeit kurzer Zeit ſo häufig in der Gegend vorfielen, Schuld gab. An eine lange Kette geſchloſſen brachte man die Männer, gebunden auf einem Wagen gepackt die Weiber und Kinder auf den Schloßhof. Manche trotzige Geſtalt, die mit wildem funkelnden Blick, wie ein gefeſſelter Tiger, keck umherſchaute, ſchien den entſchloſſenen Räuber und Mörder zu bezeichnen, vorzüglich fiel aber ein langes, hageres, entſetzliches Weib, in einen blutrothen Shawl vom Kopf bis zu Fuß gewickelt, ins Auge, die aufrecht im Wagen ſtand, und mit gebietender Stimme rief: man ſolle ſie herabſteigen laſſen, welches auch geſchah. Der Graf von Z. kam auf den Schloßhof und befahl eben, wie man die Bande abgeſondert in den feſten Schloßgefängniſſen vertheilen ſolle, als mit fliegenden Haaren, Entſetzen und Angſt im bleichen Geſicht, Gräfin Angelika aus der Thür hinausſtürzte, und auf die Kniee geworfen mit ſchneidender Stimme rief: „Dieſe Leute los — dieſe Leute los — ſie ſind unſchuldig, unſchuldig — Vater, laß dieſe Leute los! — ein Tropfen Bluts vergoſſen an einem von dieſen und ich ſtoße mir dieſes Meſſer in die Bruſt!“ — Damit ſchwang die Gräfin ein ſpiegelblankes Meſſer in den Lüften und ſank ohnmächtig nieder. „Ei mein ſchönes Püppchen, mein trautes Goldkind, das wußt ich ja wohl, daß du es nicht leiden würdeſt!“ — So meckerte die rothe Alte. Dann kauerte ſie nieder neben der Gräfin und bedeckte Geſicht und Buſen mit ekelhaften Küſſen, indem ſie fortwährend murmelte:

„Blanke Tochter, blanke Tochter — wach' auf, wach' auf, der Bräutigam kommt — hei hei blanker Bräutigam kommt.“ Damit nahm die Alte eine Phiole hervor, in der ein kleiner Goldfiſch in ſilberhellem Spiritus auf und ab zu gaukeln ſchien. Dieſe Phiole hielt die Alte der Gräfin an das Herz, augenblicklich erwachte ſie, aber kaum erblickte ſie das Zigeunerweib, als ſie aufſprang, das Weib heftig und brünſtig umarmte und dann mit ihr davon eilte in das Schloß hinein. Der Graf von Z. — Gabriele, ihr Bräutigam, die unterdeſſen erſchienen, ſchauten ganz erſtarrt und von ſeltſamem Grauen ergriffen, das Alles an. Die Zigeuner blieben ganz gleichgültig und ruhig, ſie wurden nun abgelöſt von der Kette, und einzeln gefeſſelt in die Schloßgefängniſſe geworfen. Am andern Morgen ließ der Graf von Z. die Gemeinde verſammeln, die Zigeuner wurden vorgeführt, der Graf erklärte laut, daß ſie ganz unſchuldig wären an allen Räubereien, die in der Gegend verübt, und daß er ihnen freien Durchzug durch ſein Gebiet verſtatte, worauf ſie entfeſſelt und zum Erſtaunen aller mit Päſſen wohl verſehen entlaſſen wurden. Das rothe Weib wurde vermißt. Man wollte wiſſen, daß der Zigeunerhauptmann, kenntlich an den goldnen Ketten um den Hals und dem rothen Federbuſch an dem ſpaniſch niedergekrempten Hut, Nachts auf dem Zimmer des Grafen geweſen. Einige Zeit nachher ward es unbezweifelt dargethan, daß die Zigeuner an dem Rauben und Morden in dem Gebiet umher in der That auch nicht den mindeſten Antheil hatten. — Gabriele's Hochzeit rückte heran, mit Erſtaunen bemerkte ſie eines Tages, daß mehrere Rüſtwagen mit Meublen, Kleidungsſtücken, Wäſche, kurz, mit einer ganz vollſtändigen Hauseinrichtung bepackt wurden und abfuhren. Andern Morgens erfuhr ſie, daß Angelika begleitet von dem Kammerdiener des Grafen S. und einer vermummten Frau, die der alten rothen Zigeunerin ähnlich geſehen, Nachts abgereiſet ſey. Graf Z. löſte das Räthſel, indem er erklärte, daß er ſich aus gewiſſen Urſachen genöthiget geſehen, den freilich ſeltſamen Wünſchen Angelika's nachzugeben, und ihr nicht allein das in ***n belegne Haus in der Allee als Eigenthum zu ſchenken, ſondern auch zu erlauben, daß ſie dort einen eignen, ganz unabhängigen Haushalt führe, wobei ſie ſich bedungen, daß keiner aus der Familie, ihn ſelbſt nicht ausgenommen, ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß das Haus betreten ſolle. Der Graf von S. fügte hinzu, daß auf Angelika's dringenden

Wunſch er ſeinen Kammerdiener ihr überlaſſen müſſen, der mit gereiſet ſey nach ***n. Die Hochzeit wurde vollzogen, Graf S. ging mit ſeiner Gemahlin nach D. und ein Jahr verging ihnen in ungetrübter Heiterkeit. Dann fing aber der Graf an auf ganz eigne Weiſe zu kränkeln. Es war, als wenn ihm ein geheimer Schmerz alle Lebensluſt, alle Lebenskraft raube, und vergebens waren alle Bemühungen ſeiner Gemahlin, das Geheimniß ihm zu entreißen, das ſein Innerſtes verderblich zu verſtören ſchien. — Als endlich tiefe Ohnmachten ſeinen Zuſtand lebensgefährlich machten, gab er den Aerzten nach und ging angeblich nach Piſa. — Gabriele konnte nicht mitreiſen, da ſie ihrer Niederkunft entgegen ſah, die indeſſen erſt nach mehreren Wochen erfolgte. — „Hier,“ ſprach der Arzt, „werden die Mittheilungen der Gräfin Gabriele von S. ſo rhapſodiſch, daß nur ein tieferer Blick den näheren Zuſammenhang auffaſſen kann.“ — Genug — ihr Kind, ein Mädchen, verſchwindet auf unbegreifliche Weiſe aus der Wiege, alle Nachforſchungen bleiben vergebens — ihre Troſtloſigkeit geht bis zur Verzweiflung, als zur ſelbigen Zeit Graf von Z. ihr die entſetzliche Nachricht ſchreibt, daß er den Schwiegerſohn, den er auf dem Wege nach Piſa glaubte, in ***n und zwar in Angelika's Hauſe, vom Nervenſchlage zum Tode getroffen, gefunden; daß Angelika in furchtbaren Wahnſinn gerathen ſey und daß er ſolchen Jammer wohl nicht lange tragen werde. — So wie Gabriele von S. nur einige Kräfte gewonnen, eilt Sie auf die Güter des Vaters; in ſchlafloſer Nacht das Bild des verlornen Gatten, des verlornen Kindes vor Augen, glaubt ſie ein leiſes Wimmern vor der Thüre des Schlafzimmers zu vernehmen; ermuthigt, zündet ſie die Kerzen des Armleuchters bei der Nachtlampe an und tritt heraus. — Heiliger Gott! niedergekauert zur Erde, in den rothen Shawl gewickelt, ſtarrt das Zigeunerweib mit ſtierem, lebloſem Blick ihr in die Augen — in den Armen hält ſie ein kleines Kind, das ſo ängſtlich wimmert; das Herz ſchlägt der Gräfin hoch auf in der Bruſt! — es iſt ihr Kind! — es iſt die verlorne Tochter! — Sie reißt das Kind der Zigeunerin aus den Armen, aber in dieſem Augenblick kugelt dieſe um, wie eine lebloſe Puppe. Auf das Angſtgeſchrei der Gräfin wird alles wach, man eilt hinzu, man findet das Weib todt auf der Erde, kein Belebungemittel wirkt und der Graf läßt ſie einſcharren. — Was bleibt übrig, als nach ***n zur wahnſinnigen Angelika zu eilen, und vielleicht dort das Geheimniß mit dem Kinde zu erforſchen. Alles hat ſich verändert. Angelika's wilde Raſerei hat alle weibliche Dienſtboten entfernt, nur der Kammerdiener iſt geblieben. Angelika iſt ruhig und vernünftig geworden. Als der Graf die Geſchichte von Gabrielens Kind erzählt, ſchlägt ſie die Hände zuſammen, und ruft mit lautem Lachen: Iſt's Püppchen angekommen? — richtig angekommen? — eingeſcharrt, eingeſcharrt? O Jemine, wie prächtig ſich der Goldfaſan ſchüttelt! wißt ihr nichts vom grünen Löwen mit den blauen Gluthaugen? — Mit Entſetzen bemerkt der Graf die Rückkehr des Wahnſinns, indem plötzlich Angelika's Geſicht die Züge des Zigeunerweibes anzunehmen ſcheint, und beſchließt, die Arme mitzunehmen auf die Güter, welches der alte Kammerdiener widerräth. In der That bricht auch der Wahnſinn Angelika's in Wuth und Raſerei aus, ſobald man Anſtalten macht, ſie aus dem Hauſe zu entfernen. — In einem lichten Zwiſchenraum beſchwört Angelika mit heißen Thränen den Vater, ſie in dem Hauſe ſterben zu laſſen, und tiefgerührt bewilligt er dies, wiewohl er das Geſtändniß, das dabei ihren Lippen entflieht, nur für das Erzeugniß des aufs neue ausbrechenden Wahnſinns hält. Sie bekennt, daß Graf S. in ihre Arme zurückgekehrt, und daß das Kind, welches die Zigeunerin ins Haus des Grafen von Z. brachte, die Frucht dieſes Bündniſſes ſey. — In der Reſidenz glaubt man, daß der Graf von Z. die Unglückliche mitgenommen hat auf die Güter, indeſſen ſie hier tiefverborgen und der Aufſicht des Kammerdieners übergeben in dem verödeten Hauſe bleibt. — Graf von Z. iſt geſtorben vor einiger Zeit, und Gräfin Gabriele von S. kam mit Edmonden her, um Familienangelegenheiten zu berichtigen. Sie durfte es ſich nicht verſagen, die unglückliche Schweſter zu ſehen. Bei dieſem Beſuch muß ſich Wunderliches ereignet haben, doch hat mir die Gräfin nichts darüber vertraut, ſondern nur im Allgemeinen geſagt, daß es nun nöthig geworden, dem alten Kammerdiener die Unglückliche zu entreißen. Einmal habe er, wie es herausgekommen, durch harte grauſame Mißhandlungen den Ausbrüchen des Wahnſinns zu ſteuern geſucht, dann aber, durch Angelika's Vorſpieglung, daß ſie Gold zu machen verſtehe, ſich verleiten laſſen, mit ihr allerlei ſonderbare Operationen vorzunehmen und ihr alles Nöthige dazu herbeizuſchaffen. — „Es würde wohl (ſo ſchloß der Arzt ſeine Erzählung) ganz überflüſſig ſeyn, Sie, gerade Sie auf den tiefern Zuſammenhang aller dieſer ſeltſamen Dinge aufmerkſam zu machen. Es iſt mir gewiß, daß Sie die Kataſtrophe herbeigeführt haben, die der Alten Geneſung oder baldigen Tod bringen wird. Uebrigens mag ich jetzt nicht verhehlen, daß ich mich nicht wenig entſetzte, als ich, nachdem ich mich mit Ihnen in magnetiſchen Rapport geſetzt, ebenfalls das Bild im Spiegel ſah. Daß dies Bild Edmonde war, wiſſen wir nun beide.“ —

Eben ſo, wie der Arzt glaubte, für mich nichts hinzufügen zu dürfen, eben ſo halte ich es für ganz unnütz, mich nun noch darüber etwa zu verbreiten, in welchem geheimen Verhältniß Angelika, Edmonde, ich und der alte Kammerdiener ſtanden, und wie myſtiſche Wechſelwirkungen ein dämoniſches Spiel trieben. Nur ſo viel ſage ich noch, daß mich nach dieſen Begebenheiten ein drückendes, unheimliches Gefühl aus der Reſidenz trieb, welches erſt nach einiger Zeit mich plötzlich verließ. Ich glaube, daß die Alte in dem Augenblick, als ein ganz beſonderes Wohlſeyn mein Innerſtes durchſtrömte, geſtorben iſt. So endete Theodor ſeine Erzählung. Noch Manches ſprachen die Freunde über Theodors Abentheuer und gaben ihm Recht, daß ſich darin das Wunderliche mit dem Wunderbaren auf ſeltſame grauliche Weiſe miſche. — Als ſie ſchieden, nahm Franz Theodors Hand und ſprach, ſie leiſe ſchüttelnd, mit beinahe wehmüthigem Lächeln: Gute Nacht, du Spalanzaniſche Fledermaus!

Das Majorat.

Dem Geſtade der Oſtſee unfern liegt das Stammſchloß der Freiherrlich von R . . ſchen Familie, R . . ſitten genannt. Die Gegend iſt rauh und öde, kaum entſprießt hin und wieder ein Grashalm dem bodenloſen Triebſande, und ſtatt des Gartens, wie er ſonſt das Herrenhaus zu zieren pflegt, ſchließt ſich an die nackten Mauern nach der Landſeite hin ein dürftiger Föhrenwald, deſſen ewige, düſtre Trauer den bunten Schmuck des Frühlings verſchmäht, und in dem, ſtatt des fröhlichen Jauchzens der zu neuer Luſt erwachten Vögelein nur das ſchaurige Gekrächze der Raben, das ſchwirrende Kreiſchen der Sturmverkündenden Möven wiederhallt. Eine Viertelſtunde davon ändert ſich plötzlich die Natur. Wie durch einen Zauberſchlag iſt man in blühende Felder, üppige Aecker und Wieſen verſetzt. Man erblickt das große, reiche Dorf mit dem geräumigen Wohnhauſe des Wirthſchaftsinſpektors. An der Spitze eines freundlichen Erlenbuſches ſind die Fundamente eines großen Schloſſes ſichtbar, das einer der vormaligen Beſitzer aufzubauen im Sinne hatte. Die Nachfolger, auf ihren Gütern in Curland hauſend, ließen den Bau liegen, und auch der Freiherr Roderich von R., der wiederum ſeinen Wohnſitz auf dem Stammgute nahm, mochte nicht weiter bauen, da ſeinem finſtern, menſchenſcheuen Weſen der Aufenthalt in dem alten, einſam liegenden Schloſſe zuſagte. Er ließ das verfallene Gebäude, ſo gut es gehen wollte, herſtellen, und ſperrte ſich darin ein, mit einem grämlichen Hausverwalter und geringer Dienerſchaft. Nur ſelten ſah' man ihn im Dorfe, dagegen ging und ritt er oft am Meeresſtrande hin und her, und man wollte aus der Ferne bemerkt haben, wie er in die Wellen hineinſprach und dem Brauſen und Ziſchen der Brandung zuhorchte, als vernehme er die antwortende Stimme des Meergeiſtes. Auf der höchſten Spitze des Wartthurms hatte er ein Cabinet einrichten und mit Fernröhren — mit einem vollſtändigen aſtronomiſchen Apparat verſehen laſſen; da beobachtete er Tages, nach dem Meer hinausſchauend, die Schiffe, die oft gleich weißbeſchwingten Meervögeln am fernen Horizont vorüberflogen. Sternenhelle Nächte brachte er hin mit aſtronomiſcher, oder, wie man wiſſen wollte, mit aſtrologiſcher Arbeit, worin ihm der alte Hausverwalter beiſtand. Ueberhaupt ging zu ſeinen Lebzeiten die Sage, daß er geheimer Wiſſenſchaft, der ſogenannten ſchwarzen Kunſt, ergeben ſey, und daß eine verfehlte Operation, durch die ein hohes Fürſtenhaus auf das empfindlichſte gekränkt wurde, ihn aus Curland vertrieben habe. Die leiſeſte Erinnerung an ſeinen dortigen Aufenthalt erfüllte ihn mit Entſetzen, aber alles ſein Leben Verſtörende, was ihm dort geſchehen, ſchrieb er lediglich der Schuld der Vorfahren zu, die die Ahnenburg böslich verließen. Um für die Zukunft wenigſtens das Haupt der Familie an das Stammhaus zu feſſeln, beſtimmte er es zu einem Majoratsbeſitzthum. Der Landesherr beſtätigte die Stiftung um ſo lieber, als dadurch eine, an ritterlicher Tugend reiche Familie, deren Zweige ſchon in das Ausland herrüberrankten, für das Vaterland gewonnen werden ſollte. Weder Roderichs Sohn, Hubert, noch der jetzige Majoratsherr, wie ſein Großvater Roderich geheißen, mochte indeſſen in dem Stammſchloſſe hauſen, beide blieben in Curland. Man mußte glauben, daß ſie, heit'rer und lebensluſtiger geſinnt, als der düſtre Ahnherr, die ſchaurige Oede des Aufenthalts ſcheuten. Freiherr Roderich hatte zwei alten, unverheiratheten Schweſtern ſeines Vaters, die mager ausgeſtattet in Dürftigkeit lebten, Wohnung und Unterhalt auf dem Gute geſtattet. Dieſe ſaßen mit einer bejahrten Dienerin in den kleinen warmen Zimmern des Nebenflügels, und außer ihnen und dem Koch, der im Erdgeſchoß ein großes Gemach neben der Küche inne hatte, wankte in den hohen Zimmern und Sälen des Hauptgebäudes nur noch ein abgelebter Jäger umher, der zugleich die Dienſte des Caſtellans verſah. Die übrige Dienerſchaft wohnte im Dorfe bei dem Wirthſchaftsinſpektor. Nur in ſpäter Herbſtzeit, wenn der erſte Schnee zu fallen begann, und die Wolfs-, die Schweinsjagden aufgingen, wurde das öde, verlaſſene Schloß lebendig. Dann kam Freiherr Roderich mit ſeiner Gemahlin, begleitet von Verwandten, Freunden und zahlreichem Jagdgefolge herüber aus Curland. Der benachbarte Adel, ja ſelbſt jagdluſtige Freunde aus der nahe liegenden Stadt fanden ſich ein, kaum vermochten Hauptgebäude und Nebenflügel die zuſtrömenden Gäſte zu faſſen, in allen Oefen und Kaminen kniſterten reichlich zugeſchürte Feuer, vom grauen Morgen bis in die Nacht hinein ſchnurrten die Bratenwender, Trepp' auf, Trepp' ab liefen hundert luſtige Leute, Herren und Diener, dort erklangen angeſtoßene Pokale und fröhliche Jägerlieder, hier die Tritte der nach gellender Muſik Tanzenden, überall lautes Jauchzen und Gelächter, und ſo glich vier bis ſechs Wochen hindurch das Schloß mehr einer prächtigen, an vielbefahrner Landſtraße liegenden Herberge, als der Wohnung des Gutsherrn. Freiherr Roderich widmete dieſe Zeit, ſo gut es ſich nur thun ließ, ernſtem Geſchäfte, indem er, zurückgezogen aus dem Strudel der Gäſte, die Pflichten des Majoratsherrn erfüllte. Nicht allein, daß er ſich vollſtändige Rechnung der Einkünfte legen ließ, ſo hörte er auch jeden Vorſchlag irgend einer Verbeſſerung, ſo wie die kleinſte Beſchwerde ſeiner Unterthanen an, und ſuchte alles zu ordnen, jedem Unrechten oder Unbilligen zu ſteuern, wie er es nur vermochte. In dieſen Geſchäften ſtand ihm der alte Advokat V., von Vater au Sohn vererbter Geſchäftsträger des R..ſchen Hauſes und Juſtitiarius der in P. liegenden Güter, redlich bei, und V. pflegte daher ſchon acht Tage vor der beſtimmten Ankunft des Freiherrn nach dem Majoratsgute abzureiſen. Im Jahre 179— war die Zeit gekommen, daß der alte V. nach R..ſitten reiſen ſollte. So lebenskräftig der Greis von ſiebzig Jahren ſich auch fühlte, mußte er doch glauben, daß eine hülfreiche Hand im Geſchäft ihm wohlthun werde. Wie im Scherz ſagte er daher eines Tages zu mir: „Vetter!“ (ſo nannte er mich, ſeinen Großneffen, da ich ſeine Vornamen erhielt) „Vetter! — ich dächte, du ließeſt dir einmal etwas Seewind um die Ohren ſauſen und käm'ſt mit mir nach R..ſitten. Außerdem, daß du mir wacker beiſtehen kannſt in meinem manchmal böſen Geſchäft, ſo magſt du dich auch einmal im wilden Jägerleben verſuchen und zuſehen, wie, nachdem du einen Morgen ein zierliches Protokoll geſchrieben, du den andern ſolch' trotzigem Thier, als da iſt ein langbehaarter, gräulicher Wolf, oder ein zahnfletſchender Eber, ins funkelnde Auge zu ſchauen, oder gar es mit einem tüchtigen Büchſenſchuß zu erlegen verſtehſt.“ Nicht ſo viel Seltſames von der luſtigen Jagdzeit in R..ſitten hätte ich ſchon hören, nicht ſo mit ganzer Seele dem herrlichen alten Großonkel anhängen müſſen, um nicht hocherfreut zu ſeyn, daß er mich diesmal mitnehmen wolle. Schon ziemlich geübt in derlei Geſchäften, wie er ſie vorhatte, verſprach ich mit tapferm Fleiß ihm alle Mühe und Sorge abzunehmen. Andern Tages ſaßen wir in tüchtige Pelze eingehüllt im Wagen und fuhren durch dickes, den einbrechenden Winter verkündendes Schneegeſtöber nach R.. ſitten. — Unterwegs erzählte mir der Alte manches Wunderliche von dem Freiherrn Roderich, der das Majorat ſtiftete und ihn ſeines Jünglingsalters ungeachtet zu ſeinem Juſtitiarius und Teſtamentsvollzieher ernannte. Er ſprach von dem rauhen, wilden Weſen, das der alte Herr gehabt, und das ſich auf die ganze Familie zu vererben ſchiene, da ſelbſt der jetzige Majoratsherr, den er als ſanftmüthigen, beinahe weichlichen Jüngling gekannt, von Jahr zu Jahr mehr davon ergriffen werde. Er ſchrieb mir vor, wie ich mich keck und unbefangen betragen müßte, um in des Freiherrn Augen was werth zu ſeyn und kam endlich auf die Wohnung im Schloſſe, die er ein für allemal gewählt, da ſie warm, bequem und ſo abgelegen ſey, daß wir uns, wenn und wie wir wollten, dem tollen Getöſe der jubilirenden Geſellſchaft entziehen könnten. In zwei kleinen, mit warmen Tapeten behangenen Zimmern, dicht neben dem großen Gerichtsſaal im Seitenflügel, dem gegenüber, wo die alten Fräulein wohnten, da wäre ihm jedesmal ſeine Reſidenz bereitet. Endlich nach ſchneller, aber beſchwerlicher Fahrt kamen wir in tiefer Nacht nach R.. ſitten. Wir fuhren durch das Dorf, es war gerade Sonntag, im Kruge Tanzmuſik und fröhlicher Jubel, des Wirthſchaftsinſpektors Haus von unten bis oben erleuchtet, drinnen auch Muſik und Geſang; deſto ſchauerlicher wurde die Oede, in die wir nun hineinfuhren. Der Seewind heulte in ſchneidenden Jammertönen herüber und, als habe er ſie aus tiefem Zauberſchlaf geweckt, ſtöhnten die düſtern Föhren ihm nach in dumpfer Klage. Die nackten ſchwarzen Mauern des Schloſſes ſtiegen empor aus dem Schneegrunde, wir hielten an dem verſchloſſenen Thor. Aber da half kein Rufen, kein Peitſchengeknalle, kein Hammern und Pochen, es war, als ſey alles ausgeſtorben, in keinem Fenſter ein Licht ſichtbar. Der Alte ließ ſeine ſtarke dröhnende Stimme erſchallen: „Franz — Franz! — Wo ſteckt Ihr denn? — Zum Teufel, rührt Euch! — Wir erfrieren hier am Thor! Der Schnee ſchmeißt einem ja das Geſicht blutrünſtig — rührt Euch, zum Teufel.“ Da fing ein Hofhund zu winſeln an, ein wandelndes Licht wurde im Erdgeſchoſſe ſichtbar, Schlüſſel klapperten und bald knarrten die gewichtigen Thorflügel auf. „Ei ſchön willkommen, ſchön willkommen Herr Juſtitiarius, ei in dem unſaubern Wetter!“ So rief der alte Franz, indem er die Laterne hoch in die Höhe hob, ſo daß das volle Licht auf ſein verſchrumpftes, zum freundlichen Lachen ſonderbar verzogenes Geſicht fiel. Der Wagen fuhr in den Hof, wir ſtiegen aus und nun gewahrte ich erſt ganz des alten Bedienten ſeltſame, in eine altmodiſche, weite, mit vielen Schnüren wunderlich ausſtaffirte Jägerlivree gehüllte Geſtalt. Ueber die breite weiße Stirn legten ſich nur ein Paar graue Löckchen, der untere Theil des Geſichts hatte die robuſte Jägerfarbe, und unerachtet die verzogenen Muskeln das Geſicht zu einer beinahe abentheuerlichen Maske formten, ſöhnte doch die etwas dümmliche Gutmüthigkeit, die aus den Augen leuchtete und um den Mund ſpielte, alles wieder aus. „Nun, alter Franz,“ fing der Großonkel an, indem er ſich im Vorſaal den Schnee vom Pelze abklopfte, „nun, alter Franz, iſt alles bereitet, ſind die Tapeten in meinen Stuben abgeſtaubt, ſind die Betten hineingetragen, iſt geſtern und heute tüchtig geheizt worden?“ „Nein,“ erwiederte Franz ſehr gelaſſen, „nein, mein wertheſter Herr Juſtitiarius, das iſt alles nicht geſchehen.“ „Herr Gott!“ fuhr der Großonkel auf, „ich habe ja zeitig genug geſchrieben, ich komme ja ſtets nach dem richtigen Datum; das iſt ja eine Tölpelei, nun kann ich in eiskalten Zimmern hauſen.“ „Ja, wertheſter Herr Juſtitiarius,“ ſprach Franz weiter, indem er ſehr ſorglich mit der Lichtſcheere von dem Dochte einen glimmenden Räuber abſchnippte und ihn mit dem Fuße austrat, „ja ſehn Sie, das alles, vorzüglich das Heizen hätte nicht viel geholfen, denn der Wind und Schnee, die hauſen gar zu ſehr hinein, durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben, und da“ — „Was,“ fiel der Großonkel ihm in die Rede, den Pelz weit auseinander ſchlagend und beide Arme in die Seiten ſtemmend, „was, die Fenſter ſind zerbrochen und Ihr, des Hauſes Caſtellan, habt nichts machen laſſen?“ „Ja, wertheſter Herr Juſtitiarius,“ fuhr der Alte ruhig und gelaſſen fort, „man kann nur nicht recht hinzu, wegen des vielen Schutt's und der vielen Mauerſteine, die in den Zimmern herumliegen.“ „Wo zum Tauſend Himmel Sapperment kommen Schutt und Steine in meine Zimmer,“ ſchrie der Großonkel. „Zum beſtändigen fröhlichen Wohlſeyn, mein junger Herr!“ rief der Alte, ſich höflich bückend, da ich eben nieſte, ſetzte aber gleich hinzu: „es ſind die Steine und der Kalk von der Mittelwand, die von der großen Erſchütterung einfiel.“ „Habt ihr ein Erdbeben gehabt,“ platzte der Großonkel zornig heraus. „Das nicht, wertheſter Herr Juſtitiarius,“ erwiederte der Alte mit dem ganzen Geſicht lächelnd, „aber vor drei Tagen iſt die ſchwere, getäfelte Decke des Gerichtsſaals mit gewaltigem Krachen eingeſtürzt.“ „So ſoll doch das“ — Der Großonkel wollte, heftig und aufbrauſend, wie er war, einen ſchweren Fluch ausſtoßen; aber indem er mit der Rechten in die Höhe fuhr und mit der Linken die Fuchsmütze von der Stirn rückte, hielt er plötzlich inne, wandte ſich nach mir um und ſprach laut auflachend: „Wahrhaftig Vetter! wir müſſen das Maul halten, wir dürfen nicht weiter fragen; ſonſt erfahren wir noch ärgeres Unheil, oder das ganze Schloß ſtürzt uns über den Köpfen zuſammen.“ „Aber,“ fuhr er fort, ſich nach dem Alten umdrehend, „aber, Franz, konntet Ihr denn nicht ſo geſcheut ſeyn, mir ein anderes Zimmer reinigen und heizen zu laſſen? Konntet Ihr nicht irgend einen Saal im Hauptgebäude ſchnell einrichten zum Gerichtstage?“ „Dieſes iſt auch bereits Alles geſchehen,“ ſprach der Alte, indem er freundlich nach der Treppe wies und ſofort hinauf zu ſteigen begann. „Nun ſeht mir doch den wunderlichen Kauz,“ rief der Onkel, indem wir dem Alten nachſchritten. Es ging fort durch lange hochgewölbte Corridore, Franzens flackerndes Licht warf einen wunderlichen Schein in die dicke Finſterniß. Säulen, Capitäler und bunte Bogen zeigten ſich oft wie in den Lüften ſchwebend, rieſengroß ſchritten unſere Schatten neben uns her und die ſeltſamen Gebilde an den Wänden, über die ſie wegſchlupften, ſchienen zu zittern und zu ſchwanken, und ihre Stimmen wiſperten in den dröhnenden Nachhall unſerer Tritte hinein: Weckt uns nicht, weckt uns nicht, uns tolles Zaubervolk, das hier in den alten Steinen ſchlaft! — Endlich öffnete Franz, nachdem wir eine Reihe kalter, finſtrer Gemächer durchgangen, einen Saal, in dem ein hellauflodernde s Kaminfeuer uns mit ſeinem luſtigen Kniſtern wie mit heimathlichem Gruß empfing. Mir wurde gleich, ſo wie ich eintrat, ganz wohl zu Muthe, doch der Großonkel blieb mitten im Saal ſtehen, ſchaute rings umher und ſprach mit ſehr ernſtem, beinahe feierlichem Ton: „Alſo hier, dies ſoll der Gerichtsſaal ſeyn?“ — Franz, in die Höhe leuchtend, ſo daß an der breiten dunkeln Wand ein heller Fleck, wie eine Thüre groß, ins Auge fiel, sprach dumpf und schmerzhaft: „Hier iſt ja wohl ſchon Gericht gehalten worden!“ „Was kommt Euch ein, Alter,“ rief der Onkel, indem er den Pelz ſchnell abwarf und an das Kaminfeuer trat. „Es fuhr mir nur ſo heraus,“ ſprach Franz, zündete die Lichter an und öffnete das Nebenzimmer, welches zu unſrer Aufnahme ganz heimlich bereitet war. Nicht lange dauerte es, ſo ſtand ein gedeckter Tiſch vor dem Kamin, der Alte trug wohlzubereitete Schüſſeln auf, denen, wie es uns beiden, dem Großonkel und mir, recht behaglich war, eine tüchtige Schale nach ächt nordiſcher Art gebrauten Punſches folgte. Ermüdet von der Reiſe, ſuchte der Großonkel, ſo wie er gegeſſen, das Bette; das Neue, Seltſame des Aufenthalts, ja ſelbſt der Punſch, hatte aber meine Lebensgeiſter zu ſehr aufgeregt, um an Schlaf zu denken. Franz räumte den Tiſch ab, ſchürte das Kaminfeuer zu und verließ mich mit freundlichen Bücklingen.

Nun ſaß ich allein in dem hohen, weiten Ritterſaal. Das Schneegeſtöber hatte zu ſchlackern, der Sturm zu ſauſen aufgehört, heitrer Himmel wars geworden und der helle Vollmond ſtrahlte durch die breiten Bogenfenſter, alle finſtre Ecken des wunderlichen Baues, wohin der düſtre Schein meiner Kerzen und des Kaminfeuers nicht dringen konnte, magiſch erleuchtend. So wie man es wohl noch in alten Schlöſſern antrifft, waren auf ſeltſame alterthümliche Weiſe Wände und Decke des Saals verziert, dieſe mit ſchwerem Getäfel, jene mit phantaſtiſcher Bilderei und buntgemaltem, vergoldetem Schnitzwerk. Aus den großen Gemälden, mehrentheils das wilde Gewühl blutiger Bären- und Wolfsjagden darſtellend, ſprangen in Holz geſchnitzte Thier- und Menſchenköpfe hervor, den gemalten Leibern angeſetzt, ſo daß, zumal bei der flackernden, ſchimmernden Beleuchtung des Feuers und des Mondes, das Ganze in graulicher Wahrheit lebte. Zwiſchen dieſen Gemälden waren lebensgroße Bilder, in Jägertracht daher ſchreitende Ritter, wahrſcheinlich der jagdluſtigen Ahnherren, eingefugt. Alles, Malerei und Schnitzwerk, trug die dunkle Farbe langverjährter Zeit; um ſo mehr fiel der helle kahle Fleck an derſelben Wand, durch die zwei Thüren in Nebengemächer führten, auf; bald erkannte ich, daß dort auch eine Thür geweſen ſeyn müßte, die ſpäter zugemauert worden, und daß eben dies neue, nicht einmal der übrigen Wand gleichgemalte, oder mit Schnitzwerk verzierte Gemäuer auf jene Art abſteche. — Wer weiß es nicht, wie ein ungewöhnlicher, abentheuerlicher Aufenthalt mit geheimnißvoller Macht den Geiſt zu erfaſſen vermag, ſelbſt die trägſte Phantaſie wird wach in dem, von wunderlichen Felſen umſchloſſenen Thal — in den düſtern Mauern einer Kirche o. ſ., und will ſonſt nie Erfahrnes ahnen. Setze ich nun noch hinzu, daß ich zwanzig Jahr alt war und mehrere Gläſer ſtarken Punſch getrunken hatte, ſo wird man es glauben, daß mir in meinem Ritterſaal ſeltſamer zu Muthe wurde als jemals. Man denke ſich die Stille der Nacht, in der das dumpfe Brauſen des Meeres, das ſeltſame Pfeifen des Nachtwindes wie die Töne eines mächtigen, von Geiſtern gerührten Orgelwerks erklangen — die vorüberfliegenden Wolken, die oft, hell und glänzend, wie vorbeiſtreifende Rieſen durch die klirrenden Bogenfenſter zu gucken ſchienen — in der That, ich mußt' es in dem leiſen Schauer fühlen, der mich durchbebte, daß ein fremdes Reich nun ſichtbarlich und vernehmbar aufgehen könne. Doch dies Gefühl glich dem Fröſteln, das man bei einer lebhaft dargeſtellten Geſpenſtergeſchichte empfindet und das man ſo gern hat. Dabei fiel mir ein, daß in keiner günſtigeren Stimmung das Buch zu leſen ſey, das ich, ſo wie damals jeder, der nur irgend dem Romantiſchen ergeben, in der Taſche trug. Es war Schillers Geiſterſeher. Ich las und las, und erhitzte meine Phantaſie immer mehr und mehr. Ich kam zu der mit dem mächtigſten Zauber ergreifenden Erzählung von dem Hochzeitfeſt bei dem Grafen von V. — Gerade wie Jeronimo's blutige Geſtalt eintritt, ſpringt mit einem gewaltigen Schlage die Thür auf, die in den Vorſaal führt. — Entſetzt fahre ich in die Höhe, das Buch fällt mir aus den Händen — Aber in demſelben Augenblick iſt alles ſtill und ich ſchäme mich über mein kindiſches Erſchrecken! — Mag es ſeyn, daß durch die durchſtrömende Zugluft, oder auf andere Weiſe die Thür aufgeſprengt wurde — Es iſt nichts — meine überreizte Phantaſie bildet jede natürliche Erſcheinung geſpenſtiſch! — So beſchwichtigt, nehme ich das Buch von der Erde auf und werfe mich wieder in den Lehnſtuhl — da geht es leiſe und langſam mit abgemeſſenen Tritten quer über den Saal hin, und dazwiſchen ſeufzt und ächzt es, und in dieſem Seufzen, dieſem Aechzen liegt der Ausdruck des tiefſten menſchlichen Leidens, des troſtloſeſten Jammers — Ha! das iſt irgend ein eingeſperrtes krankes Thier im untern Stock. Man kennt ja die akuſtiſche

Täuſchung der Nacht, die alles entfernt Tönende in die Nähe rückt — wer wird ſich nur durch ſo Etwas Grauen erregen laſſen. — So beſchwichtigte ich mich aufs Neue, aber nun kratzt es, indem lautere, tieſere Seufzer, wie in der entſetzlichen Angſt der Todesnoth ausgeſtoßen, ſich hören laſſen, an jenem neuen Gemäuer. — „Ja, es iſt ein armes eingeſperrtes Thier — ich werde jetzt laut rufen, ich werde mit dem Fuß tüchtig auf den Boden ſtampfen, gleich wird alles ſchweigen, oder das Thier unten ſich deutlicher in ſeinen natürlichen Tönen hören laſſen!“ — So denke ich, aber das Blut gerinnt in meinen Adern — kalter Schweiß ſteht auf der Stirne, erſtarrt bleib ich im Lehnſtuhle ſitzen, nicht vermögend aufzuſtehen, viel weniger noch zu rufen. Das abſcheuliche Kratzen hört endlich auf — die Tritte laſſen ſich aufs Neue vernehmen — Es iſt, als wenn Leben und Regung in mir erwachte, ich ſpringe auf und trete zwei Schritte vor, aber da ſtreicht eine eiskalte Zugluft durch den Saal, und in demſelben Augenblick wirft der Mond ſein helles Licht auf das Bildniß eines ſehr ernſten, beinahe ſchauerlich anzuſehenden Mannes, und als ſäusle ſeine warnende Stimme durch das ſtärkere Brauſen der Meereswellen, durch das gellendere Pfeifen des Nachtwindes, höre ich deutlich: — Nicht weiter — nicht weiter, ſonſt biſt du verfallen dem entſetzlichen Graus der Geiſterwelt! Nun fällt die Thür zu mit demſelben ſtarken Schlage wie zuvor, ich höre die Tritte deutlich auf dem Vorſaal — es geht die Treppe hinab — die Hauptthür des Schloſſes öffnet ſich raſſelnd und wird wieder verſchloſſen. Dann iſt es, als würde ein Pferd aus dem Stalle gezogen und nach einer Weile wieder in den Stall zurückgeführt — dann iſt alles ſtill! — In demſelben Augenblick vernahm ich, wie der alte Großonkel im Nebengemach ängſtlich ſeufzte und ſtöhnte, dies gab mir alle Beſinnung wieder, ich ergriff die Leuchter und eilte hinein. Der Alte ſchien mit einem böſen, ſchweren Traume zu kämpfen. „Erwachen Sie — erwachen Sie,“ rief ich laut, indem ich ihn ſanft bei der Hand faßte und den hellen Kerzenſchein auf ſein Geſicht fallen ließ. Der Alte fuhr auf mit einem dumpfen Ruf, dann ſchaute er mich mit freundlichen Augen an und ſprach: „Das haſt du gut gemacht, Vetter! daß du mich wednteſt. Ei, ich hatte einen ſehr häßlichen Traum, und daran iſt blos hier das Gemach und der Saal Schuld, denn ich mußte dabei an die vergangene Zeit und an manches Verwunderliche denken, was hier ſich begab. Aber nun wollen wir recht tüchtig ausſchlafen!" damit hüllte ſich der Alte in die Decke und ſchien ſofort einzuſchlafen. Als ich die Kerzen ausgelöſcht und mich auch ins Bette gelegt hatte, vernahm ich, daß der Alte leiſe betete. — Am andern Morgen ging die Arbeit los, der Wirthſchaftsinſpector kam mit den Rechnungen, und Leute meldeten ſich, die irgend einen Streit geſchlichtet, irgend eine Angelegenheit geordnet haben wollten. Mittags ging der Großonkel mit mir herüber in den Seitenflügel, um den beiden alten Baroneſſen in aller Form aufzuwarten. Franz meldete uns, wir mußten einige Augenblicke warten und wurden dann durch ein ſechzigjähriges gebeugtes, in bunte Seide gekleidetes Mütterchen, die ſich das Kammerfräulein der gnädigen Herrſchaft nannte, in das Heiligthum geführt. Da empfingen uns die alten, nach längſt verjährter Mode abentheuerlich geputzten Damen mit komiſchem Ceremoniell, und vorzüglich war ich ein Gegenſtand ihrer Verwunderung, als der Großonkel mich mit vieler Laune als einen jungen, ihm beiſtehenden Juſtizmann vorſtellte. In ihren Mienen lag es, daß ſie bei meiner Jugend das Wohl der R.. ſittenſchen Unterthanen gefährdet glaubten. Der ganze Auftritt bei den alten Damen hatte überhaupt viel Lächerliches, die Schauer der vergangenen Nacht fröſtelten aber noch in meinem Innern, ich fühlte mich wie von einer unbekannten Macht berührt, oder es war mir vielmehr, als habe ich ſchon an den Kreis geſtreift, den zu überſchreiten und rettungslos unterzugehen es nur noch eines Schritts bedürfte, als könne nur das Aufbieten aller mir inwohnenden Kraft mich gegen das Entſetzen ſchützen, das nur dem unheilbaren Wahnſinn zu weichen pflegt. So kam es, daß ſelbſt die alten Baroneſſen in ihren ſeltſamen hochaufgethürmten Friſuren, in ihren wunderlichen ſtoffnen, mit bunten Blumen und Bändern ausſtaffirten Kleidern mir ſtatt lächerlich, ganz graulich und geſpenſtiſch erſchienen. In den alten gelbverſchrumpften Geſichtern, in den blinzenden Augen wollt' ich es leſen, in dem ſchlechten Franzöſiſch, das halb durch die eingekniffenen blauen Lippen, halb durch die ſpitzen Naſen herausſchnarrte, wollt' ich es hören, wie ſich die Alten mit den unheimlichen, im Schloſſe herumſpukenden Weſen wenigſtens auf guten Fuß geſetzt hätten, und auch wohl ſelbſt Verſtörendes und Entſetzliches zu treiben vermöchten. Der Großonkel, zu allem Luſtigen aufgelegt, verſtrickte mit ſeiner Ironie die Alten in ein ſolches tolles Gewäſche, daß ich in anderer Stimmung nicht gewußt hätte, wie das ausgelaſſenſte Gelächter in mich hineinſchlucken, aber wie geſagt, die Baroneſſen ſammt ihrem Geplapper waren und blieben geſpenſtiſch, und der Alte, der mir eine beſondere Luſt bereiten wollte, blickte mich einmal übers andere ganz verwundert an. So wie wir nach Tiſche in unſerm Zimmer allein waren, brach er los: „Aber, Vetter, ſag' mir um des Himmelswillen, was iſt dir? — Du lachſt nicht, du ſprichſt nicht, du iſſeſt nicht, du trinkſt nicht? — Biſt du krank? oder fehlt es ſonſt woran?“ — Ich nahm jetzt gar keinen Anſtand ihm alles Grauliche, Entſetzliche, was ich in voriger Nacht überſtanden, ganz ausführlich zu erzählen. Nichts verſchwieg ich, vorzüglich auch nicht, daß ich viel Punſch getrunken und in Schillers Geiſterſeher geleſen. „Bekennen muß ich dies,“ ſetzte ich hinzu, „denn ſo wird es glaublich, daß meine überreizte arbeitende Phantaſie all' die Erſcheinungen ſchuf, die nur innerhalb der Wände meines Gehirns exiſtirten.“ Ich glaubte, daß nun der Großonkel mir derb zuſetzen würde mit körnigten Späßen über meine Geiſterſeherei, ſtatt deſſen wurde er ſehr ernſthaft, ſtarrte in den Boden hinein, warf dann den Kopf ſchnell in die Höhe und ſprach, mich mit dem brennenden Blick ſeiner Augen anſchauend: „Ich kenne dein Buch nicht, Vetter! aber weder ſeinem, noch dem Geiſt des Punſches haſt du jenen Geiſterſpuk zu verdanken. Wiſſe, daß ich daſſelbe, was dir widerfuhr, träumte. Ich ſaß, ſo wie du (ſo kam es mir vor), im Lehnſtuhl bei dem Kamin, aber was ſich dir nur in Tönen kund gethan, das ſah ich, mit dem innern Auge es deutlich erfaſſend. Ja! ich erblickte den graulichen Unhold, wie er hereintrat, wie er kraftlos an die vermauerte Thür ſchlich, wie er in troſtloſer Verzweiflung an der Wand kratzte, daß das Blut unter den zerriſſenen Nägeln herausquoll, wie er dann hinabſtieg, das Pferd aus dem Stalle zog und in den Stall zurückbrachte. Haſt du gehört. wie der Hahn im fernen Gehöfte des Dorfes krähte? — Da weckteſt du mich und ich widerſtand bald dem böſen Spuk des entſetzlichen Menſchen, der noch vermag, das heitre Leben grauenhaſt zu verſtören.“ Der Alte hielt inne, aber ich mochte nicht fragen, wohlbedenkend, daß er mir alles aufklären werde, wenn er es gerathen finden ſollte. Nach einer Weile, in der er tief in ſich gekehrt da geſeſſen, fuhr der Alte fort: „Vetter, haſt du Muth genug, jetzt nachdem du weißt, wie ſich alles begiebt, den Spuk noch einmal zu beſtehen? und zwar mit mir zuſammen?“ Es war natürlich, daß ich erklärte, wie ich mich jetzt dazu ganz erkräftigt fühle. „So wollen wir,“ ſprach der Alte weiter, „in künftiger Nacht zuſammen wachen. Eine innere Stimme ſagt mir, daß meiner geiſtigen Gewalt nicht ſowohl, als meinem Muthe, der ſich auf feſtes Vertrauen gründet, der böſe Spuk weichen muß, und daß es kein freveliches Beginnen, ſondern ein frommes, tapferes Werk iſt, wenn ich Leib und Leben daran wage, den böſen Unhold zu bannen, der hier die Söhne aus der Stammburg der Ahnherrn treibt. — Doch! von keiner Wagniß iſt ja die Rede, denn in ſolch' feſtem redlichen Sinn, in ſolch' frommen Vertrauen, wie es in mir lebt, iſt und bleibt man ein ſiegreicher Held. — Aber ſollt' es dennoch Gottes Wille ſeyn, daß die böſe Macht mich anzutaſten vermag, ſo ſollſt du, Vetter! es verkünden, daß ich im redlichen chriſtlichen Kampf mit dem Höllengeiſt, der hier ſein verſtörendes Weſen treibt, unterlag! — Du! — halt dich ferne! — dir wird dann nichts geſchehen!“ —

Unter mancherlei zerſtreuenden Geſchäften war der Abend herangekommen. Franz hatte, wie geſtern, das Abendeſſen abgeräumt und uns Punſch gebracht, der Vollmond ſchien hell durch die glänzenden Wolken, die Meereswellen brauſten und der Nachtwind heulte und ſchüttelte die klirrenden Scheiben der Bogenfenſter. Wir zwangen uns, im Innern aufgeregt, zu gleichgültigen Geſprächen. Der Alte hatte ſeine Schlaguhr auf den Tiſch gelegt. Sie ſchlug zwölfe. Da ſprang mit entſetzlichem Krachen die Thür auf und wie geſtern ſchwebten leiſe und langſam Tritte quer durch den Saal und das Aechzen und Seufzen ließ ſich vernehmen. Der Alte war verblaßt, aber ſeine Augen erſtrahlten in ungewöhnlichem Feuer, er erhob ſich vom Lehnſtuhl, und indem er in ſeiner großen Geſtalt, hochaufgerichtet, den linken Arm in die Seite geſtemmt, den rechten weit vorſtreckend nach der Mitte des Saals, da ſtand, war er anzuſehen, wie ein gebietender Held. Doch immer ſtärker und vernehmlicher wurde das Seufzen und Aechzen, und nun fing es an abſcheulicher als geſtern an der Wand hin und her zu kratzen. Da ſchritt der Alte vorwärts, gerade auf die zugemauerte Thür los, mit feſten Tritten, daß der Fußboden erdröhnte. Dicht vor der Stelle, wo es toller und toller kratzte, ſtand er ſtill und ſprach mit ſtarkem, feierlichem Ton, wie ich ihn nie gehört: „Daniel, Daniel! was machſt du hier zu dieſer Stunde!“ Da kreiſchte es auf grauenvoll und entſetzlich, und ein dumpfer Schlag geſchah, wie wenn eine Laſt zu Boden ſtürzte. „Suche Gnade und Erbarmen vor dem Thron des Höchſten, dort iſt dein Platz! Fort mit dir aus dem Leben, dem du niemals mehr angehören kannſt!“ — So rief der Alte noch gewaltiger als vorher, es war als ginge ein leiſes Gewimmer durch die Lüfte und erſterbe im Sauſen des Sturms, der ſich zu erheben begann. Da ſchritt der Alte nach der Thür und warf ſie zu, daß es laut durch den öden Vorſaal wiederhallte. In ſeiner Sprache, in ſeinen Gebehrden lag etwas übermenſchliches, das mich mit tiefem Schauer erfüllte. Als er ſich in den Lehnſtuhl ſetzte, war ſein Blick wie verklärt, er faltete ſeine Hände, er betete im Innern. So mochten einige Minuten vergangen ſeyn, da frug er mit der milden, tief in das Herz dringenden Stimme, die er ſo ſehr in ſeiner Macht hatte: „Nun, Vetter?“ Von Schauer — Entſetzen — Angſt — heiliger Ehrfurcht und Liebe durchbebt ſtürzte ich auf die Kniee und benetzte die mir dargebotene Hand mit heißen Thränen. Der Alte ſchloß mich in ſeine Arme, und indem er mich innig an ſein Herz drückte, ſprach er ſehr weich: „Nun wollen wir auch recht ſanft ſchlafen, lieber Vetter!“ — Es geſchah auch ſo, und als ſich in der folgenden Nacht durchaus nichts Unheimliches verſpüren ließ, gewannen wir die alte Heiterkeit wieder, zum Nachtheil der alten Baroneſſen, die, blieben ſie auch in der That ein wenig geſpenſtiſch, mit ihrem abentheuerlichen Weſen, doch nur ergötzlichen Spuk trieben, den der Alte auf poſſierliche Weiſe anzuregen wußte.

Endlich, nach mehreren Tagen, traf der Baron ein mit ſeiner Gemahlin und zahlreichem Jagdgefolge, die geladenen Gäſte ſammelten ſich und nun ging in dem plötzlich lebendig gewordenen Schloſſe das laute wilde Treiben los, wie es vorhin beſchrieben. Als der Baron gleich nach ſeiner Ankunft in unſern Saal trat, ſchien er über unſern veränderten Aufenthalt auf ſeltſame Weiſe befremdet, er warf einen düſtern Blick auf die zugemauerte Thür, und ſchnell ſich abwendend, fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er irgend eine böſe Erinnerung verſcheuchen. Der Groß-Onkel ſprach von der Verwüſtung des Gerichtsſaals und der anſtoßenden Gemächer, der Baron tadelte es, daß Franz uns nicht beſſer einlogirt habe, und forderte den Alten recht gemüthlich auf, doch nur zu gebieten, wenn ihm irgend etwas in dem neuen Gemach, das doch viel ſchlechter ſey, als das, was er ſonſt bewohnt, an ſeiner Bequemlichkeit abginge. Ueberhaupt war das Betragen des Barons gegen den alten Großonkel nicht allein herzlich, ſondern ihm miſchte ſich eine gewiſſe kindliche Ehrfurcht bei, als ſtehe der Baron mit dem Alten in verwandtſchaftlichem Reſpektsverhältniß. Dies war aber auch das Einzige, was mich mit dem rauhen, gebieteriſchen Weſen des Barons, das er immer mehr und mehr entwickelte, einigermaßen zu verſöhnen vermochte. Mich ſchien er wenig oder gar nicht zu beachten, er ſah in mir den gewöhnlichen Schreiber. Gleich das erſte Mal, als ich eine Verhandlung aufgenommen, wollte er etwas in der Faſſung unrichtig finden, das Blut wallte mir auf und ich war in Begriff, irgend etwas Schneidendes zu erwiedern, als der Großonkel das Wort nehmend, verſicherte, daß ich denn nun einmal alles recht nach ſeinem Sinne mache und daß dieſer doch nur hier in gerichtlicher Verhandlung walten könne. Als wir allein waren, beſchwerte ich mich bitter über den Baron, der mir immer mehr im Grunde der Seele zuwider werde. „Glaube mir, Vetter!“ erwiederte der Alte, „daß der Baron trotz ſeines unfreundlichen Weſens der vortrefflichſte, gutmüthigſte Menſch von der Welt iſt. Dieſes Weſen hat er auch, wie ich dir ſchon ſagte, erſt ſeit der Zeit angenommen, als er Majoratsherr wurde, vorher war er ein ſanfter, beſcheidener Jüngling. Ueberhaupt iſt es denn doch aber nicht mit ihm ſo arg, wie du es machſt, und ich möchte wohl wiſſen, warum er dir ſo gar ſehr zuwider iſt.“ Indem der Alte die letzten Worte ſprach, lächelte er recht höhniſch, und das Blut ſtieg mir ſiedend heiß ins Geſicht. Mußte mir nun nicht mein Inneres recht klar werden, mußte ich es nicht deutlich fühlen, daß jenes wunderliche Haſſen aufkeimte aus dem Lieben, oder vielmehr aus dem Verlieben in ein Weſen, das mir das holdeſte, hochherrlichſte zu ſeyn ſchien, was jemals auf Erden gewandelt? Dieſes Weſen war niemand, als die Baroneſſe ſelbſt. Schon gleich als ſie angekommen und in einem ruſſiſchen Zobelpelz, der knapp anſchloß an den zierlich gebauten Leib, das Haupt in reiche Schleier gewickelt, durch die Gemächer ſchritt, wirkte ihre Erſcheinung auf mich wie ein mächtiger unwiderſtehlicher Zauber. Ja, ſelbſt der Umſtand, daß die alten Tanten in verwunderlicheren Kleidern und Fontangen, als ich ſie noch geſehen, an beiden Seiten neben ihr her trippelten und ihre franzöſiſchen Bewillkommungen herſchnatterten, während ſie, die Baronin, mit unbeſchreiblich milden Blicken um ſich her ſchaute, und bald dieſem, bald jenem freundlich zunickte, bald in dem rein tönenden Curländiſchen Dialeckt einige deutſche Worte dazwiſchen flötete, ſchon dieſes gab ein wunderbar fremdartiges Bild, und unwillkürlich reihte die Phantaſie dies Bild an jenen unheimlichen Spuk, und die Baroneſſe wurde der Engel des Lichts, dem ſich die böſen geſpenſtiſchen Mächte beugen. — Die wunderherrliche Frau tritt lebhaft vor meines Geiſtes Augen. Sie mochte wohl damals kaum neunzehn Jahre zählen, ihr Geſicht eben ſo zart, wie ihr Wuchs, trug den Ausdruck der höchſten Engelsgüte, vorzüglich lag aber in dem Blick der dunklen Augen ein unbeſchreiblicher Zauber, wie feuchter Mondesſtrahl ging darin eine ſchwermüthige Sehnſucht auf; ſo wie in ihrem holdſeligen Lächeln ein ganzer Himmel voll Wonne und Entzücken. Oft ſchien ſie ganz in ſich ſelbſt verloren, und dann gingen düſtre Wolkenſchatten über ihr holdes Antlitz. Man hätte glauben ſollen, irgend ein verſtörender Schmerz müſſe ſie befangen, mir ſchien es aber, daß wohl die düſtre Ahnung einer trüben, Unglücksſchwangeren Zukunft es ſey, von der ſie in ſolchen Augenblicken erfaßt werde, und auch damit ſetzte ich auf ſeltſame Weiſe, die ich mir weiter gar nicht zu erklären wußte, den Spuk im Schloſſe in Verbindung. — Den andern Morgen, nachdem der Baron angekommen, verſammelte ſich die Geſellſchaft zum Frühſtück, der Alte ſtellte mich der Baroneſſe vor, und wie es in ſolcher Stimmung, wie die meinige war, zu geſchehen pflegt, ich nahm mich unbeſchreiblich albern, indem ich auf die einfachen Fragen der holden Frau, wie es mir auf dem Schloſſe gefalle u. ſ. w., mich in die wunderlichſten ſinnloſeſten Reden verfing, ſo daß die alten Tanten meine Verlegenheit wohl lediglich dem profunden Reſpekt vor der Herrin zuſchrieben, ſich meiner huldreich annehmen zu müſſen glaubten, und mich in franzöſiſcher Sprache als einen ganz artigen und geſchickten jungen Menſchen, als einen garçon très joli anprieſen. Das ärgerte mich, und plötzlich mich ganz beherrſchend, fuhr mir ein Witzwort heraus in beſſerem Franzöſiſch, als die Alten es ſprachen, worauf ſie mich mit großen Augen anguckten und die langen ſpitzen Naſen reichlich mit Taback bedienten. An dem ernſteren Blick der Baroneſſe, mit dem ſie ſich von mir ab zu einer andern Dame wandte, merkte ich, daß mein Witzwort hart an eine Narrheit ſtreifte, das ärgerte mich noch mehr, und ich verwünſchte die Alten in den Abgrund der

Hölle. Die Zeit des ſchäferiſchen Schmachtens, des Liebesunglücks in kindiſcher Selbſtbethörung hatte mir der alte Großonkel längſt weg ironirt, und wohl merkt' ich, daß die Baronin tiefer und mächtiger, als noch bis jetzt eine Frau, mich in meinem innerſten Gemüth gefaßt hatte. Ich ſah, ich hörte nur ſie, aber bewußt war ich mir deutlich und beſtimmt, daß es abgeſchmackt, ja wahnſinnig ſeyn würde, irgend eine Liebelei zu wagen, wiewohl ich auch die Unmöglichkeit einſah, wie ein verliebter Knabe von weitem zu ſtaunen und anzubeten, deſſen ich mich ſelbſt hätte ſchämen müſſen. Der herrlichen Frau näher zu treten, ohne ihr nur mein inneres Gefühl ahnen zu laſſen, das ſüße Gift ihrer Blicke, ihrer Worte einſaugen und dann fern von ihr, ſie lange, vielleicht immerdar im Herzen tragen, das wollte und konnte ich. Dieſe romantiſche, ja wohl ritterliche Liebe, wie ſie mir aufging in ſchlafloſer Nacht, ſpannte mich dermaßen, daß ich kindiſch genug war, mich ſelbſt auf pathetiſche Weiſe zu haranguiren und zuletzt ſehr kläglich zu ſeufzen: Seraphine, ach Seraphine! ſo daß der Alte erwachte und mir zurief: „Vetter! — Vetter! ich glaube du phantaſirſt mit lauter Stimme! — Thu's bei Tage, wenns möglich iſt, aber zur Nachtzeit laß mich ſchlafen!" Ich war nicht wenig beſorgt, daß der Alte, der ſchon mein aufgeregtes Weſen bei der Ankunft der Baronin wohl bemerkt, den Namen gehört haben und mich mit ſeinem ſarkaſtiſchen Spott überſchütten werde, er ſagte am andern Morgen aber nichts weiter, als bei dem Hineingehen in den Gerichtsſaal: „Gott gebe Jedem gehörigen Menſchenverſtand und Sorglichkeit ihn in gutem Verſchluß zu halten. Es iſt ſchlimm, mir nichts dir nichts ſich in einen Haſenfuß umzuſetzen." Hierauf nahm er Platz an dem großen Tiſch und ſprach: „Schreibe fein deutlich, lieber Vetter! damit ichs ohne Anſtoß zu leſen vermag."

Die Hochachtung, ja die kindliche Ehrfurcht, die der Baron meinem alten Großonkel erzeigte, ſprach ſich in Allem aus. So mußte er auch bei Tiſche den ihm von vielen beneideten Platz neben der Baroneſſe einnehmen, mich warf der Zufall bald hier bald dorthin, doch pflegten gewöhnlich ein paar Offiziere aus der nahen Hauptſtadt mich in Beſchlag zu nehmen, um ſich über alles Neue und Luſtige, was dort geſchehen, recht auszuſprechen und dabei wacker zu trinken. So kam es, daß ich mehrere Tage hindurch, ganz fern von der Baroneſſe, am untern Ende des Tiſches ſaß, bis mich endlich ein Zufall in ihre Nähe brachte. Als der verſammelten Geſellſchaft der Eßſaal geöffnet wurde, hatte mich gerade die Geſellſchafterin der Baronin, ein nicht mehr ganz junges Fräulein, aber ſonſt nicht häßlich und nicht ohne Geiſt, in ein Geſpräch verwickelt, das ihr zu behagen ſchien. Der Sitte gemäß mußte ich ihr den Arm geben, und nicht wenig erfreut war ich, als ſie der Baronin ganz nahe Platz nahm, die ihr freundlich zunickte. Man kann denken, daß nun alle Worte, die ich ſprach, nicht mehr der Nachbarin allein, ſondern hauptſächlich der Baronin galten. Mag es ſeyn, daß meine innere Spannung Allem, was ich ſprach, einen beſondern Schwung gab, genug, das Fräulein wurde aufmerkſamer und aufmerkſamer, ja zuletzt unwiderſtehlich hineingezogen in die bunte Welt ſtets wechſelnder Bilder, die ich ihr aufgehen ließ. Sie war, wie geſagt, nicht ohne Geiſt, und ſo geſchah es bald, daß unſer Geſpräch, ganz unabhängig von den vielen Worten der Gäſte, die hin und her ſtreiften, auf ſeine eigene Hand lebte und dorthin, wohin ich es haben wollte, einige Blitze ſandte. Wohl merkt' ich nämlich, daß das Fräulein der Baronin bedeutende Blicke zuwarf, und daß dieſe ſich mühte uns zu hören. Vorzüglich war dies der Fall, als ich, da das Geſpräch ſich auf Muſik gewandt, mit voller Begeiſterung von der herrlichen, heiligen Kunſt ſprach und zuletzt nicht verheelte, daß ich, trockner, langweiliger Juriſterei, der ich mich ergeben, unerachtet, den Flügel mit ziemlicher Fertigkeit ſpiele, ſinge und auch wohl ſchon manches Lied geſetzt habe. — Man war in den andern Saal getreten, um Kaffee und Liqueure zu nehmen, da ſtand ich unverſehens, ſelbſt wußte ich nicht wie, vor der Baronin, die mit dem Fräulein geſprochen. Sie redete mich ſogleich an, indem ſie, doch freundlicher und in dem Ton, wie man mit einem Bekannten ſpricht, jene Fragen, wie mir der Aufenthalt im Schloſſe zuſage u. ſ. w., wiederholte. Ich verſicherte, daß in den erſten Tagen die ſchauerliche Oede der Umgebung, ja ſelbſt das alterthümliche Schloß mich ſeltſam geſtimmt habe, daß aber eben in dieſer Stimmung viel Herrliches aufgegangen und daß ich nur wünſche, der wilden Jagden, an die ich nicht gewöhnt, überhoben zu ſeyn. Die Baronin lächelte, indem ſie ſprach: „Wohl kann ichs mir denken, daß Ihnen das wüſte Treiben in unſern Föhrenwäldern nicht eben behaglich ſeyn kann. — Sie ſind Muſiker, und täuſcht mich nicht Alles, gewiß auch Dichter! — Mit Leidenſchaft liebe ich beide Künſte! — ich ſpiele ſelbſt etwas die

Harfe, das muß ich nun in R..ſitten entbehren, denn mein Mann mag es nicht, daß ich das Inſtrument mitnehme, deſſen ſanftes Getön ſchlecht ſich ſchicken würde zu dem wilden Hollah, zu dem gellenden Hörnergetöſe der Jagd, das ſich hier nur hören laſſen ſoll! — O mein Gott! wie würde mich hier Muſik erfreun!“ Ich verſicherte, daß ich meine ganze Kunſt aufbieten werde, ihren Wunſch zu erfüllen, da es doch im Schloſſe unbezweifelt ein Inſtrument, ſey es auch nur ein alter Flügel, geben werde. Da lachte aber Fräulein Adelheid (der Baronin Geſellſchafterin) hell auf und frug, ob ich denn nicht wiſſe, daß ſeit Menſchen Gedenken im Schloſſe keine Inſtrumente gehört worden, als krächzende Trompeten, im Jubel lamentirende Hörner der Jäger und heiſere Geigen, verſtimmte Bäſſe, meckernde Hoboen herumziehender Muſikanten. Die Baronin hielt den Wunſch, Muſik und zwar mich zu hören, feſt, und beide, ſie und Adelheid, erſchöpften ſich in Vorſchlägen, wie ein leidliches Fortepiano herbeigeſchafft werden könne. In dem Augenblick ſchritt der alte Franz durch den Saal. „Da haben wir den, der für alles guten Rath weiß, der alles herbeiſchafft, ſelbſt das Unerhörte und Ungeſehene!“ Mit dieſen Worten rief ihn Fräulein Adelheid heran und indem ſie ihm begreiflich machte, worauf es ankomme, horchte die Baronin mit gefalteten Händen, mit vorwärts gebeugtem Haupt, dem Alten mit mildem Lächeln ins Auge blickend, zu. Gar anmuthig war ſie anzuſehen, wie ein holdes, liebliches Kind, das ein erſehntes Spielzeug nur gar zu gern ſchon in Händen hätte. Franz, nachdem er in ſeiner weitläuftigen Manier mehrere Urſachen hergezählt hatte, warum es denn ſchier unmöglich ſey, in der Geſchwindigkeit ſolch ein rares Inſtrument herbeizuſchaffen, ſtrich ſich endlich mit behaglichem Schmunzeln den Bart und ſprach: „Aber die Frau Wirthſchaftsinſpectorin drüben im Dorfe ſchlägt ganz ungemein geſchickt das Clavizimbel, oder wie ſie es jetzt nennen mit dem ausländiſchen Namen, und ſingt dazu ſo fein lamentabel, daß einem die Augen roth werden, wie von Zwiebeln und man hüpfen möchte mit beiden Beinen“ — „Und beſitzt ein Fortepiano!“ fiel Fräulein Adelheid ihm in die Rede. „Ei freilich,“ fuhr der Alte fort, „direkt aus Dresden iſt es gekommen —“ nein — „O das iſt herrlich,“ unterbrach ihn die Baronin — „ein ſchönes Inſtrument,“ ſprach der Alte weiter, „aber ein wenig ſchwächlich, denn als der Organiſt neulich das Lied:

In allen meinen Thaten, darauf ſpielen wollte, ſchlug er alles in Grund und Boden, ſo daß“ — „O mein Gott,“ riefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, „ſo daß,“ fuhr der Alte fort, „es mit ſchweren Koſten nach K — geſchafft und dort reparirt werden mußte.“ „Iſt es denn nun wieder hier,“ frug Fräulein Adelheid ungeduldig. „Ei freilich, gnädiges Fräulein! und die Frau Wirthſchaftsinſpectorin wird es ſich zur Ehre rechnen“ — In dieſem Augenblick ſtreifte der Baron vorüber, er ſah ſich wie befremdet nach unſerer Gruppe um und flüſterte ſpöttiſch lächelnd der Baronin zu: „muß Franz wieder guten Rath ertheilen?“ Die Baronin ſchlug erröthend die Augen nieder, und der alte Franz ſtand erſchrocken abbrechend, den Kopf gerade gerichtet, die herabhängenden Arme dicht an den Leib gedrückt, in ſoldatiſcher Stellung da. — Die alten Tanten ſchwammen in ihren ſtoffnen Kleidern auf uns zu und entführten die Baronin. Ihr folgte Fräulein Adelheid. Ich war wie bezaubert ſtehen geblieben. Entzücken, daß ich nun ihr, der Angebeteten, die mein ganzes Weſen beherrſchte, mich nahen werde, kämpfte mit düſterm Mißmuth und Aerger über den Baron, der mir als ein rauher Deſpot erſchien. War er dies nicht, durfte dann wohl der alte eisgraue Diener ſo ſklaviſch ſich benehmen? — „Hörſt du, ſiehſt du endlich,“ rief der Großonkel mir auf die Schulter klopfend; wir gingen hinauf in unſer Gemach. „Dränge dich nicht ſo an die Baronin,“ ſprach er, als wir angekommen, „wozu ſoll das, überlaß es den jungen Gecken, die gern den Hof machen und an denen es ja nicht mangelt.“ — Ich erzählte, wie alles gekommen und forderte ihn auf mir nun zu ſagen: „ob ich ſeinen Vorwurf verdiene,“ er erwiederte aber darauf nichts als: „Hm hm“ — zog den Schlafrock an, ſetzte ſich mit angezündeter Pfeife in den Lehnſtuhl und ſprach von den Ereigniſſen der geſtrigen Jagd, mich foppend über meine Fehlſchüſſe. Im Schloſſe war es ſtill geworden, Herren und Damen beſchäftigten ſich in ihren Zimmern mit dem Putz für die Nacht. Jene Muſikanten mit den heiſern Geigen, mit den verſtimmten Bäſſen und den meckernden Hoboen, von denen Fräulein Adelheid geſprochen, waren nämlich angekommen und es ſollte für die Nacht nichts geringeres geben, als einen Ball in beſtmöglichſter Form. Der Alte, den ruhigen Schlaf ſolch faſelndem Treiben vorziehend, blieb in ſeinem Gemach, ich hingegen hatte mich eben zum Ball gekleidet, als es leiſe an unſere Thür klopfte und Franz hineintrat, der mir mit behaglichem Lächeln verkündete, daß ſo eben das Clavizimbel von der Frau Wirthſchaftsinſpektorin in einem Schlitten angekommen und zur gnädigen Frau Baronin getragen worden ſey. Fräulein Adelheid ließe mich einladen nur gleich herüber zu kommen. Man kann denken, wie mir alle Pulſe ſchlugen, mit welchem innern ſüßen Erbeben ich das Zimmer öffnete, in dem ich ſie fand. Fräulein Adelheid kam mir freundlich entgegen. Die Baronin, ſchon zum Ball völlig geputzt, ſaß ganz nachdenklich vor dem geheimnißvollen Kaſten, in dem die Töne ſchlummern ſollten, die zu wecken ich berufen. Sie ſtand auf, ſo in vollem Glanz der Schönheit ſtrahlend, daß ich keines Wortes mächtig ſie anſtarrte. „Nun Theodor“ (nach der gemüthlichen Sitte des Nordens, die man im tieferen Süden wiederfindet, nannte ſie jeden bei ſeinem Vornamen) „Nun, Theodor,“ ſprach ſie freundlich, „das Inſtrument iſt gekommen, gebe der Himmel, daß es Ihrer Kunſt nicht ganz unwürdig ſeyn möge.“ So wie ich den Deckel öffnete, rauſchten mir eine Menge geſprungener Saiten entgegen, und ſo wie ich einen Akkord griff, klang es, da alle Saiten, die noch ganz geblieben, durchaus verſtimmt waren, widrig und abſcheulich. „Der Organiſt iſt wieder mit ſeinen zarten Händchen drüber her geweſen,“ rief Fräulein Adelheid lachend, aber die Baronin ſprach ganz mißmüthig: „das iſt denn doch ein rechtes Unglück! — ach, ich ſoll denn hier nun einmal keine Freude haben!“ — Ich ſuchte in dem Behälter des Inſtruments und fand glücklicher Weiſe einige Rollen Saiten, aber durchaus keinen Stimmhammer! — Neue Klagen! — „Jeder Schlüſſel, deſſen Bart in die Wirbel paſſe, könne gebraucht werden,“ erklärte ich; da liefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, freudig hin und wieder, und nicht lange dauerte es, ſo lag ein ganzes Magazin blanker Schlüſſelchen vor mir auf dem Reſonanzboden.

Nun machte ich mich emſig drüber her — Fräulein Adelheid, die Baronin ſelbſt mühte ſich mir beizuſtehen, dieſen — jenen Wirbel probirend — Da zieht einer den trägen Schlüſſel an, „es geht, es geht!“ riefen ſie freudig — Da rauſcht die Saite, die ſich ſchier bis zur Reinheit herangeächzt, geſprungen auf und erſchrocken fahren ſie zurück! — Die Baronin handthiert mit den kleinen zarten Händchen in den ſpröden Drathſaiten, ſie reicht mir die Nummern, die ich verlange, und hält ſorgſam die Rolle, die ich abwickle; plötzlich ſchnurrt eine auf, ſo daß die Baronin ein ungeduldiges Ach! ausſtößt — Fräulein Adelheid lacht laut auf, ich verfolge den verwirrten Knäuel bis in die Ecke des Zimmers, und wir alle ſuchen aus ihm noch eine gerade unzerknickte Saite herauszuziehen, die dann aufgezogen zu unſerm Leidweſen wieder ſpringt — aber endlich — endlich ſind gute Rollen gefunden, die Saiten fangen an zu ſtehen und aus dem mißtönigen Sumſen gehen allmählig klare, reine Akkorde hervor! „Ach es glückt, es glückt — das Inſtrument ſtimmt ſich!“ ruft die Baronin, indem ſie mich mit holdem Lächeln anblickt! — Wie ſchnell vertrieb dies gemeinſchaftliche Mühen alles Fremde, Nüchterne, das die Convenienz einſtellt; wie ging unter uns eine heimiſche Vertraulichkeit auf, die, ein elektriſcher Hauch mich durchglühend, die verzagte Beklommenheit, welche wie Eis auf meiner Bruſt lag, ſchnell wegzehrte. Jener ſeltſame Pathos, wie ihn ſolche Verliebtheit, wie die meinige, wohl erzeugt, hatte mich ganz verlaſſen und ſo kam es, daß, als nun endlich das Pianoforte leidlich geſtimmt war, ich ſtatt, wie ich gewollt, meine innern Gefühle in Phantaſien recht laut werden zu laſſen, in jene ſüßen lieblichen Canzonetten verfiel, wie ſie aus dem Süden zu uns herüber geklungen. Während dieſer Senza di te — dieſer Sentimi idol mio, dieſer Almen se non poss'io und hundert morir mi sento's und Addio's und Oh dio's wurden leuchtender und leuchtender Seraphinens Blicke. Sie hatte ſich dicht neben mir an das Inſtrument geſetzt, ich fühlte ihren Athem an meiner Wange ſpielen; indem ſie ihren Arm hinter mir auf die Stuhllehne ſtützte, fiel ein weißes Band, das ſich von dem zierlichen Ballkleide losgeneſtelt, über meine Schulter und flatterte von meinen Tönen, von Seraphinens leiſen Seufzern berührt hin und her, wie ein getreuer Liebesbote! — Es war zu verwundern, daß ich den Verſtand behielt! — Als ich mich auf irgend ein neues Lied beſinnend in den Akkorden herumfuhr, ſprang Fräulein Adelheid, die in einer Ecke des Zimmers geſeſſen, herbei, kniete vor der Baronin hin, und bat, ihre beide Hände erfaſſend und an die Bruſt drückend: „O liebe Baronin — Seraphinchen, nun mußt du auch ſingen!“ — Die Baronin erwiederte: „Wo denkſt du aber auch hin, Adelheid! — wie mag ich mich denn vor unſerm Virtuoſen da mit meiner elenden Singerei hören laſſen!“ — Es war lieblich anzuſchauen, wie ſie, gleich einem frommverſchämten Kinde, die Augen niederſchlagend und hocherröthend mit der Luſt und mit der Scheu kämpfte. — Man kann denken, wie ich ſie anflehte, und, als ſie kleine kurländiſche Volkslieder erwähnte, nicht nachließ, bis ſie mit der linken Hand herüberlangend einige Töne auf dem Inſtrument verſuchte, wie zur Einleitung. Ich wollte ihr Platz machen am Inſtrument, ſie ließ es aber nicht zu, indem ſie verſicherte, daß ſie nicht eines einzigen Akkordes mächtig ſey und daß eben deshalb ihr Geſang ohne Begleitung ſehr mager und unſicher klingen werde. Nun fing ſie mit zarter, glockenreiner, tief aus dem Herzen tönender Stimme ein Lied an, deſſen einfache Melodie ganz den Charakter jener Volkslieder trug, die ſo klar aus dem Innern herausleuchten, daß wir in dem hellen Schein, der uns umfließt, unſere höhere poetiſche Natur erkennen müſſen. Ein geheimnißvoller Zauber liegt in den unbedeutenden Worten des Textes, der zur Hieroglyphe des Unausſprechlichen wird, von dem unſere Bruſt erfüllt. Wer denkt nicht an jene ſpaniſche Canzonetta, deren Inhalt den Worten nach nicht viel mehr iſt, als: Mit meinem Mädchen ſchifft' ich auf dem Meer, da wurd' es ſtürmiſch, und mein Mädchen wankte furchtſam hin und her. Nein! — nicht ſchiff' ich wieder mit meinem Mädchen auf dem Meer! — So ſagte der Baronin Liedlein nichts weiter: Jüngſt tanzt' ich mit meinem Schatz auf der Hochzeit, da fiel mir eine Blume aus dem Haar, die hob er auf, und gab ſie mir und ſprach: Wenn, mein Mädchen, gehn wir wieder zur Hochzeit? — Als ich bei der zweiten Strophe dies Liedchen in harpeggirenden Akkorden begleitete, als ich in der Begeiſterung, die mich erfaßt, die Melodien der folgenden Lieder gleich von den Lippen der Baronin wegſtahl, da erſchien ich ihr und der Fräulein Adelheid wie der größte Meiſter der Tonkunſt, ſie überhäuften mich mit Lobſprüchen. Die angezündeten Lichter des Ballſaals im Seitenflügel brannten hinein in das Gemach der Baronin, und ein mißtöniges Geſchrei von Trompeten und Hörnern verkündete, daß es Zeit ſey, ſich zum Ball zu verſammeln. „Ach, nun muß ich fort," rief die Baronin, ich ſprang auf vom Inſtrument. „Sie haben mir eine herrliche Stunde bereitet — es waren die heiterſten Momente, die ich jemals hier in R..ſitten verlebte." Mit dieſen Worten reichte mir die Baronin die Hand; als ich ſie im Rauſch des höchſten Entzückens an die Lippen drückte, fühlte ich ihre Finger heftig pulſirend an meiner Hand anſchlagen! Ich weiß nicht, wie ich in des Großonkels Zimmer, wie ich dann in den Ballſaal kam. — Jener Gaskogner fürchtete die Schlacht, weil jede Wunde ihm tödtlich werden müſſe, da er ganz Herz ſey! — Ihm mochte ich, ihm mag jeder in meiner Stimmung gleichen; jede Berührung wird tödtlich. Der Baronin Hand, die pulſirenden Finger hatten mich getroffen wie vergiftete Pfeile, mein Blut brannte in den Adern! — Ohne mich gerade auszufragen, hatte der Alte am andern Morgen doch bald die Geſchichte des mit der Baronin verlebten Abends heraus, und ich war nicht wenig betreten, als er, der mit lachendem Munde und heiterm Tone geſprochen, plötzlich ſehr ernſt wurde und anfing: „Ich bitte dich, Vetter, widerſtehe der Narrheit, die dich mit aller Macht ergriffen! — Wiſſe, daß dein Beginnen, ſo harmlos wie es ſcheint, die entſetzlichſten Folgen haben kann, du ſtehſt in achtloſem Wahnſinn auf dünner Eisdecke, die bricht unter dir ehe du dich es verſiehſt und du plumpſt hinein. Ich werde mich hüten, dich am Rockſchoß feſtzuhalten, denn ich weiß, du rappelſt dich ſelbſt wieder heraus und ſprichſt zum Tode erkrankt: das bischen Schnupfen bekam ich im Traum; aber ein böſes Fieber wird zehren an deinem Lebensmark, und Jahre werden hingehen, ehe du dich ermannſt. — Hol der Teufel deine Muſik, wenn du damit nichts beſſeres anzufangen weißt, als empfindelnde Weiber hinauszutrompeten aus friedlicher Ruhe." „Aber," unterbrach ich den Alten, „kommt es mir denn in den Sinn, mich bei der Baronin einzuliebeln?" „Affe!" rief der Alte, „wüßt' ich das, ſo würfe ich dich hier durchs Fenſter!" — Der Baron unterbrach das peinliche Geſpräch, und das beginnende Geſchäft riß mich auf aus der Liebesträumerei, in der ich nur Seraphinen ſah und dachte. In der Geſellſchaft ſprach die Baronin nur dann und wann mit mir einige freundliche Worte, aber beinahe kein Abend verging, daß nicht heimliche Botſchaft kam von Fräulein Adelheid, die mich hinrief zu Seraphinen. Bald geſchah es, daß mannigfache Geſpräche mit der Muſik wechſelten. Fräulein Adelheid, die beinahe nicht jung genug war, um ſo naiv und drollig zu ſeyn, ſprang mit allerlei luſtigem und etwas konfuſem Zeuge dazwiſchen, wenn ich und Seraphine uns zu vertiefen begannen in ſentimentale Ahnungen und Träumereien. Aus mancher Andeutung mußt' ich bald erfahren, daß der Baronin wirklich irgend etwas Verſtörendes im Sinne liege, wie ich es gleich, als ich ſie zum erſten Male ſah, in ihrem Blick zu leſen glaubte, und die feindliche Wirkung des

Hausgeſpenſtes ging mir ganz klar auf. Irgend etwas Entſetzliches war oder ſollte geſchehen. Wie oft drängte es mich, Seraphinen zu erzählen, wie mich der unſichtbare Feind berührt, und wie ihn der Alte, gewiß für immer, gebannt habe, aber eine mir ſelbſt unerklärliche Scheu feſſelte mir die Zunge im Augenblick als ich reden wollte.

Eines Tages fehlte die Baronin bei der Mittagstafel; es hieß, ſie kränkle, und könne das Zimmer nicht verlaſſen. Theilnehmend frug man den Baron, ob das Uebel von Bedeutung ſey. Er lächelte auf fatale Art, recht wie bitter höhnend, und ſprach: „Nichts als ein leichter Katarrh, den ihr die rauhe Seeluft zugeweht, die nun einmal hier kein ſüßes Stimmchen duldet, und keine andern Töne leidet, als das derbe Halloh der Jagd.“ — Bei dieſen Worten warf der Baron mir, der ihm ſchräg über ſaß, einen ſtechenden Blick zu. Nicht zu dem Nachbar, zu mir hatte er geſprochen. Fräulein Adelheid, die neben mir ſaß, wurde blutroth; vor ſich hin auf den Teller ſtarrend und mit der Gabel darauf herumkritzelnd liſpelte ſie: „Und noch heute ſiehſt du Seraphinen, und noch heute werden deine ſüßen Liedchen beruhigend ſich an das kranke Herz legen.“ — Auch Adelheid ſprach dieſe Worte für mich, aber in dem Augenblick war es mir, als ſtehe ich mit der Baronin in unlauterm verbotenem Liebesverhältniß, das nur mit dem Entſetzlichen, mit einem Verbrechen, endigen könne. — Die Warnungen des Alten fielen mir ſchwer aufs Herz. — Was ſollte ich beginnen! — Sie nicht mehr ſehen? — Das war, ſo lange ich im Schloſſe blieb, unmöglich, und durfte ich auch das Schloß verlaſſen, und nach K. zurückgehen, ich vermochte es nicht. Ach! nur zu ſehr fühlt' ich, daß ich nicht ſtark genug war, mich ſelbſt aufzurütteln aus dem Traum, der mich mit fantaſtiſchem Liebesglück neckte. Adelheid erſchien mir beinahe als gemeine Kupplerin, ich wollte ſie deshalb verachten — und doch, mich wieder beſinnend, mußt' ich mich meiner Albernheit ſchämen. Was geſchah in jenen ſeligen Abendſtunden, das nur im mindeſten ein näheres Verhältniß mit Seraphinen, als Sitte und Anſtand es erlaubten, herbeiführen konnte? Wie durfte es mir einfallen, daß die Baronin irgend etwas für mich fühlen ſollte, und doch war ich von der Gefahr meiner Lage überzeugt! — Die Tafel wurde zeitiger aufgehoben, weil es noch auf Wölfe gehen ſollte, die ſich in dem Föhrenwalde, ganz nahe dem Schloſſe, hatten blicken laſſen. Die Jagd war mir recht in meiner aufgeregten Stimmung, Ich erklärte dem Alten, mitziehen zu wollen, er lächelte mich zufrieden an, ſprechend: „das iſt brav, daß du auch einmal dich herausmachſt, ich bleibe hier, du kannſt meine Büchſe nehmen, und ſchnalle auch meinen Hirſchfänger um, im Fall der Noth iſt das eine gute ſichre Waffe, wenn man nur gleichmüthig bleibt.“ Der Theil des Waldes, in dem die Wölfe lagern mußten, wurde von den Jägern umſtellt. Es war ſchneidend kalt, der Wind heulte durch die Föhren, und trieb mir die hellen Schneeflocken in's Geſicht, daß ich, als nun vollends die Dämmerung einbrach, kaum ſechs Schritte vor mir hinſchauen konnte. Ganz erſtarrt verließ ich den mir angewieſenen Platz, und ſuchte Schutz tiefer im Walde. Da lehnte ich an einen Baum, die Büchſe unterm Arm. Ich vergaß die Jagd, meine Gedanken trugen mich fort zu Seraphinen ins heimiſche Zimmer. Ganz entfernt fielen Schüſſe, in demſelben Moment rauſchte es im Röhricht, und nicht zehn Schritte von mir erblickte ich einen ſtarken Wolf, der vorüber rennen wollte. Ich legte an, drückte ab, — ich hatte gefehlt, das Thier ſprang mit glühenden Augen auf mich zu, ich war verloren, hatte ich nicht Beſonnenheit genug, das Jagdmeſſer herauszureißen, das ich dem Thier, als es mich packen wollte, tief in die Gurgel ſtieß, ſo daß das Blut mir über Hand und Arm ſpritzte. Einer von den Jägern des Barons, der mir unfern geſtanden, kam nun mit vollem Geſchrei herangelaufen, und auf ſeinen wiederholten Jagdruf ſammelten ſich alle um uns. Der Baron eilte auf mich zu: „Um des Himmels willen, Sie bluten? — Sie bluten — Sie ſind verwundet?“ Ich verſicherte das Gegentheil; da fiel der Baron über den Jäger her, der mir der nächſte geſtanden, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er nicht nachgeſchoſſen, als ich gefehlt, und unerachtet dieſer verſicherte, daß das gar nicht möglich geweſen, weil in derſelben Sekunde der Wolf auf mich zugeſtürzt, ſo daß jeder Schuß mich hätte treffen können, ſo blieb doch der Baron dabei, daß er mich, als einen minder erfahrenen Jäger in beſondere Obhut hätte nehmen ſollen. Unterdeſſen hatten die Jäger das Thier aufgehoben, es war das größte der Art, das ſich ſeit langer Zeit hatte ſehen laſſen, und man bewunderte allgemein meinen Muth und meine Entſchloſſenheit, unerachtet mir mein Benehmen ſehr natürlich ſchien, und ich in der That an die Lebensgefahr, in der ich ſchwebte, gar nicht gedacht hatte. Vorzüglich bewies ſich der Baron theilnehmend, er konnte gar nicht aufhören zu fragen, ob ich, ſey ich auch nicht von der Beſtie verwundet, doch nichts von den Folgen des Schrecks fürchte. Es ging zurück nach dem Schloſſe, der Baron faßte mich, wie einen Freund, unter den Arm, die Büchſe mußte ein Jäger tragen. Er ſprach noch immer von meiner heroiſchen That, ſo daß ich am Ende ſelbſt an meinen Heroismus glaubte, alle Befangenheit verlor, und mich ſelbſt dem Baron gegenüber als ein Mann von Muth und ſeltener Entſchloſſenheit feſtgeſtellt fühlte. Der Schulknabe hatte ſein Examen glücklich beſtanden, war kein Schulknabe mehr, und alle demüthige Aengſtlichkeit des Schulknaben war von ihm gewichen. Erworben ſchien mir jetzt das Recht, mich um Seraphinens Gunſt zu mühen. — Man weiß ja, welcher albernen Zuſammenſtellungen die Phantaſie eines verliebten Jünglings fähig iſt. — Im Schloſſe, am Kamin bei dem rauchenden Punſchnapf, blieb ich der Held des Tages; nur der Baron ſelbſt hatte außer mir noch einen tüchtigen Wolf erlegt, die übrigen mußten ſich begnügen, ihre Fehlſchüſſe dem Wetter — der Dunkelheit zuzuſchreiben, und grauliche Geſchichten von ſonſt auf der Jagd erlebtem Glück und überſtandener Gefahr zu erzählen. Von dem Alten glaubte ich nun gar ſehr gelobt und bewundert zu werden; mit dieſem Anſpruch erzählte ich ihm mein Abenteuer ziemlich breit, und vergaß nicht, das wilde, blutdürſtige Anſehn der wilden Beſtie mit recht grellen Farben auszumalen. Der Alte lachte mir aber ins Geſicht, und ſprach: „Gott iſt mächtig in den Schwachen! —

Als ich des Trinkens, der Geſellſchaft überdrüſſig, durch den Corridor nach dem Gerichtsſaal ſchlich, ſah ich vor mir eine Geſtalt, mit dem Licht in der Hand, hineinſchlüpfen. In den Saal tretend erkannte ich Fräulein Adelheid. „Muß man nicht umher irren wie ein Geſpenſt, wie ein Nachtwandler, um Sie, mein tapferer Wolfsjäger, aufzufinden! —“ So liſpelte ſie mir zu, indem ſie mich bei der Hand ergriff. Die Worte: „Nachtwandler — Geſpenſt,“ fielen mir, hier an dieſem Orte ausgeſprochen, ſchwer aufs Herz; augenblicklich brachten ſie mir die geſpenſtiſchen Erſcheinungen jener beiden graulichen Nächte in Sinn und Gedanken, wie damals heulte der Seewind in tiefen Orgeltönen herüber, es knatterte und pfiff ſchauerlich durch die Bogenfenſter, und der Mond warf ſein bleiches Licht gerade auf die geheimnißvolle Wand, an der ſich das Kratzen vernehmen ließ. Ich glaubte Blutflecke daran zu erkennen. Fräulein

Adelheid mußte, mich noch immer bei der Hand haltend, die Eiskälte fühlen, die mich durchſchauerte. „Was iſt Ihnen, was iſt Ihnen,“ ſprach ſie leiſe, „Sie erſtarren ja ganz? — Nun ich will Sie ins Leben rufen. Wiſſen Sie wohl, daß die Baronin es gar nicht erwarten kann, Sie zu ſehen? — Eher glaubt ſie nicht, daß der böſe Wolf Sie wirklich nicht zerbiſſen hat. Sie ängſtigt ſich unglaublich! — Ei, ei, mein Freund, was haben Sie mit Seraphinchen angefangen! Noch niemals habe ich ſie ſo geſehen. — Hu! — wie jetzt der Puls anfängt zu prickeln! — wie der todte Herr ſo plötzlich erwacht iſt! — Nun, kommen Sie — fein leiſe — wir müſſen zur kleinen Baronin!“ — Ich ließ mich ſchweigend fortziehen; die Art, wie Adelheid von der Baronin ſprach, ſchien mir unwürdig, und vorzüglich die Andeutung des Verſtändniſſes zwiſchen uns gemein. Als ich mit Adelheid eintrat, kam Seraphine mir mit einem leiſen Ach! drei — vier Schritte raſch entgegen, dann blieb ſie, wie ſich beſinnend, mitten im Zimmer ſtehen, ich wagte, ihre Hand zu ergreifen, und ſie an meine Lippen zu drücken. Die Baronin ließ ihre Hand in der meinigen ruhen, indem ſie ſprach: „Aber mein Gott, iſt es denn Ihres Berufs, es mit Wölfen aufzunehmen? Wiſſen Sie denn nicht, daß Orpheus, Amphions fabelhafte Zeit längſt vorüber iſt, und daß die wilden Thiere allen Reſpekt vor den vortrefflichſten Sängern ganz verloren haben?“ — Dieſe anmuthige Wendung, mit der die Baronin ihrer lebhaften Theilnahme ſogleich alle Mißdeutung abſchnitt, brachte mich augenblicklich in richtigen Ton und Takt. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß ich nicht, wie gewöhnlich, mich an das Inſtrument ſetzte, ſondern neben der Baronin auf dem Kanapee Platz nahm. Mit dem Worte: „Und wie kamen Sie denn in Gefahr?“ erwies ſich unſer Einverſtändniß, daß es heute nicht auf Muſik, ſondern auf Geſpräch abgeſehen ſey. Nachdem ich meine Abenteuer im Walde erzählt, und der lebhaften Theilnahme des Barons erwähnt, mit der leiſen Andeutung, daß ich ihn deren nicht für fähig gehalten, fing die Baronin mit ſehr weicher, beinahe wehmüthiger Stimme an: „O wie muß Ihnen der Baron ſo ſtürmiſch, ſo rauh vorkommen, aber glauben Sie mir, nur während des Aufenthalts in dieſen finſtern unheimlichen Mauern, nur während des wilden Jagens in den öden Föhrenwäldern ändert er ſein ganzes Weſen, wenigſtens ſein äußeres Betragen. Was ihn vorzüglich ſo ganz und gar verſtimmt, iſt der Gedanke, der ihn beſtändig verfolgt, daß hier irgend etwas Entſetzliches geſchehen werde: daher hat ihn Ihr Abenteuer, das zum Glück ohne üble Folgen blieb, gewiß tief erſchüttert. Nicht den geringſten ſeiner Diener will er der mindeſten Gefahr ausgeſetzt wiſſen, viel weniger einen lieben neugewonnenen Freund, und ich weiß gewiß, daß Gottlieb, dem er Schuld gibt, Sie im Stiche gelaſſen zu haben, wo nicht mit Gefängniß beſtraft werden, doch die beſchämende Jägerſtrafe dulden wird, ohne Gewehr, mit einem Knittel in der Hand, ſich dem Jagdgefolge anſchließen zu müſſen. Schon, daß ſolche Jagden, wie hier, nie ohne Gefahr ſind, und daß der Baron, immer Unglück befürchtend, doch in der Freude und Luſt daran, ſelbſt den böſen Dämon neckt, bringt etwas Zerriſſenes in ſein Leben, das feindlich ſelbſt auf mich wirken muß. Man erzählt viel Seltſames von dem Ahnherrn, der das Majorat ſtiftete, und ich weiß es wohl, daß ein düſteres Familiengeheimniß, das in dieſen Mauern verſchloſſen, wie ein entſetzlicher Spuk, die Beſitzer wegtreibt, und es ihnen nur möglich macht, eine kurze Zeit hindurch im lauten wilden Gewühl auszudauern. Aber ich! — wie einſam muß ich mich in dieſem Gewühl befinden, und wie muß mich das Unheimliche, das aus allen Wänden weht, im Innerſten aufregen! Sie, mein lieber Freund! haben mir die erſten heitern Augenblicke, die ich hier verlebte, durch Ihre Kunſt verſchafft! — wie kann ich Ihnen denn herzlich genug dafür danken! —“ Ich küßte die mir dargebotene Hand, indem ich erklärte: daß auch ich gleich am erſten Tage, oder vielmehr in der erſten Nacht, das Unheimliche des Aufenthalts bis zum tiefſten Entſetzen gefühlt habe. Die Baronin blickte mir ſtarr ins Geſicht, als ich jenes Unheimliche der Bauart des ganzen Schloſſes, vorzüglich den Verzierungen im Gerichtsſaal, dem ſauſenden Seewinde u. ſ. w. zuſchrieb. Es kann ſeyn, daß Ton und Ausdruck darauf hindeuteten, daß ich noch etwas anderes meine, genug, als ich ſchwieg, rief die Baronin heftig: „Nein, nein — es iſt Ihnen irgend etwas Entſetzliches geſchehen in jenem Saal, den ich nie ohne Schauer betrete! — ich beſchwöre Sie — ſagen Sie mir Alles!“ —

Zur Todtenbläſſe war Seraphinens Geſicht verblichen, ich ſah wohl ein, daß es nun gerathener ſey, Alles, was mir widerfahren, getreulich zu erzählen, als Seraphinens aufgeregter Phantaſie es zu überlaſſen, vielleicht einen Spuk, der, in mir unbekannter Beziehung noch ſchrecklicher ſeyn konnte, als der erlebte, ſich auszubilden. Sie hörte mich an, und immer mehr und mehr ſtieg ihre Beklommenheit und Angſt. Als ich des Kratzens an der Wand erwähnte, ſchrie ſie auf: „das iſt entſetzlich — ja, ja — in dieſer Mauer iſt jenes fürchterliche Geheimniß verborgen! —" Als ich dann weiter erzählte, wie der Alte mit geiſtiger Gewalt und Uebermacht den Spuk gebannt, ſeufzte ſie tief, als würde ſie frei von einer ſchweren Laſt, die ihre Bruſt gedrückt. Sich zurücklehnend, hielt ſie beide Hände vors Geſicht. Erſt jetzt bemerkte ich, daß Adelheid uns verlaſſen. Längſt hatte ich geendet, und da Seraphine noch immer ſchwieg, ſtand ich leiſe auf, ging an das Inſtrument, und mühte mich, in aufſchwellenden Akkorden tröſtende Geiſter heraufzurufen, die Seraphinen dem finſtern Reiche, das ſich ihr in meiner Erzählung erſchloſſen, entführen ſollten. Bald intonirte ich ſo zart, als ich es vermochte, eine jener heiligen Canzonen des Abbate Steffani. In den wehmuthsvollen Klängen des: Ochi, perche piangete — erwachte Seraphine aus düſtern Träumen, und horchte mild lächelnd, glänzende Perlen in den Augen, mir zu. — Wie geſchah es denn, daß ich vor ihr hinkniete, daß ſie ſich zu mir herabbeugte, daß ich ſie mit meinen Armen umſchlang, daß ein langer glühender Kuß auf meinen Lippen brannte? — Wie geſchah es denn, daß ich nicht die Beſinnung verlor, daß ich es fühlte, wie ſie ſanft mich an ſich drückte, daß ich ſie aus meinen Armen ließ, und ſchnell mich emporrichtend an das Inſtrument trat? Von mir abgewendet ging die Baronin einige Schritte nach dem Fenſter hin, dann kehrte ſie um, und trat mit einem beinahe ſtolzen Anſtande, der ihr ſonſt gar nicht eigen, auf mich zu. Mir feſt ins Auge blickend, ſprach ſie: „Ihr Onkel iſt der würdigſte Greis, den ich kenne, er iſt der Schutzengel unſerer Familie — möge er mich einſchließen in ſein frommes Gebet!" — Ich war keines Wortes mächtig, verderbliches Gift, das ich in jenem Kuſſe eingeſogen, gährte und flammte in allen Pulſen, in allen Nerven! — Fräulein Adelheid trat herein — die Wuth des innern Kampfes ſtrömte aus in heißen Thränen, die ich nicht zurück zu drängen vermochte! — Adelheid blickte mich verwundert und zweifelhaft an — ich hätte ſie ermorden können. Die Baronin reichte mir die Hand und ſprach mit unbeſchreiblicher Milde: „Leben Sie wohl, mein lieber Freund! — Leben Sie recht wohl, denken Sie daran, daß vielleicht niemand beſſer, als ich, Ihre Muſik verſtand. — Ach! dieſe Töne werden lange — lange in meinem Innern wiederklingen." — Ich zwang mir einige unzuſammenhängende alberne Worte ab, und lief nach unſerm Gemach. Der Alte hatte ſich ſchon zur Ruhe begeben. Ich blieb im Saal, ich ſtürzte auf die Knie, ich weinte laut — ich rief den Namen der Geliebten, kurz, ich überließ mich den Thorheiten des verliebten Wahnſinns trotz einem, und nur der laute Zuruf des über mein Toben aufgewachten Alten: „Vetter, ich glaube du biſt verrückt geworden, oder balgſt dich aufs neue mit einem Wolf? — Schier dich zu Bette, wenn es dir ſonſt gefällig iſt." — Nur dieſer Zuruf trieb mich hinein ins Gemach, wo ich mich mit dem feſten Vorſatz niederlegte, nur von Seraphinen zu träumen. Es mochte ſchon nach Mitternacht ſeyn, als ich, noch nicht eingeſchlafen, entfernte Stimmen, ein Hin- und Herlaufen, und das Oeffnen und Zuſchlagen von Thüren zu vernehmen glaubte. Ich horchte auf, da hörte ich Tritte auf dem Corridor ſich nahen, die Thür des Saals wurde geöffnet, und bald klopfte es an unſer Gemach. „Wer iſt da," rief ich laut; da ſprach es draußen: „Herr Juſtitiarius — Herr Juſtitiarius, wachen Sie auf — wachen Sie auf!" — Ich erkannte Franzens Stimme, und indem ich frug: „Brennt es im Schloſſe," wurde der Alte wach und rief: „Wo brennt es? — wo iſt ſchon wieder verdammter Teufelsſpuk los?" „Ach, ſtehen Sie auf, Herr Juſtitiarius," ſprach Franz, „ſtehen Sie auf, der Herr Baron verlangt nach Ihnen!" „Was will der Baron von mir," frug der Alte weiter, „was will er von mir zur Nachtzeit? — weiß er nicht, daß das Juſtitiariat mit dem Juſtitiarius zu Bette geht, und eben ſo gut ſchläft, als er?" „Ach," rief nun Franz ängſtlich, „lieber Herr Juſtitiarius, ſtehen Sie doch nur auf — die gnädige Frau Baronin liegt im Sterben!" — Mit einem Schrei des Entſetzens fuhr ich auf. „Oeffne Franzen die Thür," rief mir der Alte zu; beſinnungslos wankte ich im Zimmer herum, ohne Thür und Schloß zu finden. Der Alte mußte mir beiſtehen. Franz trat bleich mit verſtörtem Geſicht herein, und zündete die Lichter an. Als wir uns kaum in die Kleider geworfen, hörten wir ſchon den Baron im Saal rufen: „Kann ich Sie ſprechen, lieber V.?" — „Warum haſt du dich angezogen, Vetter, der Baron hat nur nach mir verlangt?" frug der Alte, im Begriff herauszutreten. „Ich muß hinab — ich muß ſie ſehen und dann ſterben," ſprach ich dumpf und wie vernichtet vom troſtloſen

Schmerz. „Ja ſo! da haſt du Recht, Vetter!“ Dies ſprechend warf mir der Alte die Thür vor der Naſe zu, daß die Angeln klirrten, und verſchloß ſie von draußen. Im erſten Augenblick, über dieſen Zwang empört, wollt' ich die Thür einrennen, aber mich ſchnell beſinnend, daß dieſes nur die verderblichen Folgen einer ungezügelten Raſerei haben könne, beſchloß ich, die Rückkehr des Alten abzuwarten, dann aber, koſte es was es wolle, ſeiner Aufſicht zu entſchlüpfen. Ich hörte den Alten heftig mit dem Baron reden, ich hörte mehrmals meinen Namen nennen, ohne weiteres verſtehen zu können. — Mit jeder Sekunde wurde mir meine Lage tödtlicher. — Endlich vernahm ich, wie dem Baron eine Botſchaft gebracht wurde, und wie er ſchnell davon rannte. Der Alte trat wieder in das Zimmer — „Sie iſt todt“ — mit dieſem Schrei ſtürzte ich dem Alten entgegen — „Und du biſt närriſch!“ fiel er gelaſſen ein, faßte mich, und drückte mich in einen Stuhl. Ich muß hinab, ſchrie ich, ich muß hinab, ſie ſehen, und ſollt' es mir das Leben koſten! — „Thue das, lieber Vetter,“ ſprach der Alte, indem er die Thür verſchloß, den Schlüſſel abzog und in die Taſche ſteckte. Nun flammte ich auf in toller Wuth, ich griff nach der geladenen Büchſe und ſchrie: „Hier vor Ihren Augen jage ich mir die Kugel durch den Kopf, wenn Sie nicht ſogleich mir die Thür öffnen.“ Da trat der Alte dicht vor mir hin, und ſprach, indem er mich mit durchbohrendem Blick ins Auge faßte: „Glaubſt du, Knabe, daß du mich mit deiner armſeligen Drohung erſchrecken kannſt? — Glaubſt du, daß mir dein Leben was werth iſt, wenn du vermagſt, es in kindiſcher Albernheit, wie ein abgenutztes Spielzeug, wegzuwerfen? — Was haſt du mit dem Weibe des Barons zu ſchaffen? — wer gibt dir das Recht, dich, wie ein überläſtiger Geck, da hinzudrängen, wo du nicht hin gehörſt, und wo man dich auch gar nicht mag? — Willſt du den liebelnden Schäfer machen in ernſter Todesſtunde?“ — Ich ſank vernichtet in den Lehnſtuhl — Nach einer Weile fuhr der Alte mit milderer Stimme fort: „Und damit du es nur weißt, mit der angeblichen Todesgefahr der Baronin iſt es wahrſcheinlich ganz und gar nichts — Fraulein Adelheid iſt denn nun gleich außer ſich über alles; wenn ihr ein Regentropfen auf die Naſe fällt, ſo ſchreit ſie: Welch ein ſchreckliches Unwetter! — Zum Unglück iſt der Feuerlärm bis zu den alten Tanten gedrungen, die ſind unter unziemlichem Weinen mit einem ganzen Arſenal von ſtärkenden Tropfen

— Lebenselixiren, und was weiß ich ſonſt, angerückt — Eine ſtarke Anwandlung von Ohnmacht" — Der Alte hielt inne, er mochte bemerken, wie ich im Innern kämpfte. Er ging einige Mal die Stube auf und ab, ſtellte ſich wieder vor mir hin, lachte recht herzlich, und ſprach: „Vetter, Vetter! was treibſt du für närriſches Zeug? — Nun! — es iſt einmal nicht anders, der Satan treibt hier ſeinen Spuk auf mancherlei Weiſe, du biſt ihm ganz luſtig in die Krallen gelaufen, und er macht jetzt ſein Tänzchen mit dir" — Er ging wieder einige Schritte auf und ab, dann ſprach er weiter: „Mit dem Schlaf iſts nun einmal vorbei, und da dächt' ich, man rauchte eine Pfeife, und brächte ſo noch die paar Stündchen Nacht und Finſterniß hin!" — Mit dieſen Worten nahm der Alte eine thönerne Pfeife vom Wandſchrank herab, und ſtopfte ſie, ein Liedchen brummend, langſam und ſorgfältig, dann ſuchte er unter vielen Papieren, bis er ein Blatt herausriß, es zum Fidibus zuſammenknetete und anſteckte. Die dicken Rauchwolken von ſich blaſend, ſprach er zwiſchen den Zähnen: „Nun Vetter, wie war es mit dem Wolf?" — Ich weiß nicht, wie dies ruhige Treiben des Alten ſeltſam auf mich wirkte. — Es war, als ſey ich gar nicht mehr in R..ſitten — die Baronin weit — weit von mir entfernt, ſo daß ich ſie nur mit den geflügelten Gedanken erreichen könne! — Die letzte Frage des Alten verdroß mich. „Aber," fiel ich ein, „finden Sie mein Jagdabenteuer ſo luſtig, ſo zum Beſpötteln geeignet?" „Mit nichten," erwiderte der Alte, „mit nichten, Herr Vetter, aber du glaubſt nicht, welch' komiſches Geſicht ſolch ein Kiek in die Welt, wie du, ſchneidet, und wie er ſich überhaupt ſo poſſierlich dabei macht, wenn der liebe Gott ihn einmal würdigt, was beſonderes ihm paſſiren zu laſſen. — Ich hatte einen akademiſchen Freund, der ein ſtiller, beſonnener, mit ſich einiger Menſch war. Der Zufall verwickelte ihn, der nie Anlaß zu dergleichen gab, in eine Ehrenſache, und er, den die mehreſten Burſchen für einen Schwächling, für einen Pinſel hielten, benahm ſich dabei mit ſolchem ernſtem entſchloſſenem Muthe, daß alle ihn höchlich bewunderten. Aber ſeit der Zeit war er auch umgewandelt. Aus dem fleißigen beſonnenen Jünglinge wurde ein prahlhafter, unausſtehlicher Raufbold. Er kommerſchirte und jubelte, und ſchlug, dummer Kinderei halber, ſich ſo lange, bis ihn der Senior einer Landsmannſchaft, die er auf pöbelhafte Weiſe beleidigt, im Duell niederſtieß. — Ich erzähle dir das nur ſo, Vetter, du magſt dir dabei denken, was du willſt! — Um nun wieder auf die Baronin und ihre Krankheit zu kommen" — Es ließen ſich in dem Augenblick leiſe Tritte auf dem Saal hören, und mir war es, als ginge ein ſchauerliches Aechzen durch die Lüfte! — „Sie iſt hin!" — der Gedanke durchfuhr mich wie ein tödtender Blitz! — Der Alte ſtand raſch auf, und rief laut: „Franz — Franz!" — „Ja, lieber Herr Juſtitiarius," antwortete es draußen. „Franz," fuhr der Alte fort, „ſchüre ein wenig das Feuer im Kamine zuſammen, und iſt es thunlich, ſo magſt du fur uns ein Paar Taſſen guten Thee bereiten!" — „Es iſt verteufelt kalt," wandte ſich der Alte zu mir, „und da wollen wir uns lieber draußen am Kamin was erzählen." Der Alte ſchloß die Thür auf, ich folgte ihm mechaniſch. „Wie gehts unten," frug der Alte. „Ach," erwiderte Franz, „es hatte gar nicht viel zu bedeuten, die gnädige Frau Baronin ſind wieder ganz munter, und ſchieben das bischen Ohnmacht auf einen böſen Traum!" — Ich wollte aufjauchzen vor Freude und Entzücken, ein ſehr ernſter Blick des Alten wies mich zur Ruhe. — „Ja," ſprach der Alte, „im Grunde genommen wärs doch beſſer, wir legten uns noch ein Paar Stündchen aufs Ohr — Laß es nur gut ſeyn mit dem Thee, Franz!" — „Wie Sie befehlen, Herr Juſtitiarius," erwiderte Franz, und verließ den Saal mit dem Wunſch einer geruhſamen Nacht, unerachtet ſchon die Hähne krähten. „Höre, Vetter!" ſprach der Alte, indem er die Pfeife im Kamin ausklopfte, „höre, Vetter! gut iſts doch, daß dir kein Malheur paſſirt iſt mit Wölfen und geladenen Büchſen!" — Ich verſtand jetzt alles und ſchämte mich, daß ich dem Alten Anlaß gab, mich zu behandeln wie ein ungezogenes Kind.

„Sey ſo gut," ſprach der Alte am andern Morgen, „ſey ſo gut, lieber Vetter, ſteige herab und erkundige dich, wie es mit der Baronin ſteht. Du kannſt nur immer nach Fräulein Adelheid fragen, die wird dich denn wohl mit einem tüchtigen Bulletin verſehen." — Man kann denken, wie ich hinab eilte. Doch in dem Augenblick, als ich leiſe an das Vorgemach der Baronin pochen wollte, trat mir der Baron raſch aus demſelben entgegen. Er blieb verwundert ſtehen und maß mich mit finſterm, durchbohrendem Blick. „Was wollen Sie hier!" fuhr es ihm heraus. Unerachtet mir das Herz im Innerſten ſchlug, nahm ich mich zuſammen und erwiderte mit feſtem Ton: „Mich im Auftrage des Onkels nach dem Befinden der gnädigen Frau rekundigen.“ „O es war ja gar nichts — ihr gewöhnlicher Nervenzufall. Sie ſchläft ſanft, und ich weiß, daß ſie wohl und munter bei der Tafel erſcheinen wird! — Sagen Sie das — Sagen Sie das“ — Dies ſprach der Baron mit einer gewiſſen leidenſchaftlichen Heftigkeit, die mir anzudeuten ſchien, daß er um die Baronin beſorgter ſey, als er es wolle merken laſſen. Ich wandte mich, um zurückzukehren, da ergriff der Baron plötzlich meinen Arm und rief mit flammendem Blick: „Ich habe mit Ihnen zu ſprechen, junger Mann!“ — Sah' ich nicht den ſchwerbeleidigten Gatten vor mir, und mußt' ich nicht einen Auftritt befürchten, der vielleicht ſchmachvoll für mich enden konnte? Ich war unbewaffnet, doch im Moment beſann ich mich auf mein künſtliches Jagdmeſſer, das mir der Alte erſt in R..ſitten geſchenkt und das ich noch in der Taſche trug. Nun folgte ich dem mich raſch fortziehenden Baron mit dem Entſchluß keines Leben zu ſchonen, wenn ich Gefahr laufen ſollte, unwürdig behandelt zu werden. Wir waren in des Barons Zimmer eingetreten, deſſen Thür er hinter ſich abſchloß. Nun ſchritt er mit übereinandergeſchlagenen Armen heftig auf und ab, dann blieb er vor mir ſtehen und wiederholte: „Ich habe mit Ihnen zu ſprechen, junger Mann!“ — Der verwegenſte Muth war mir gekommen, und ich wiederholte mit erhöhtem Ton: „Ich hoffe, daß es Worte ſeyn werden, die ich ungeahndet hören darf!“ Der Baron ſchaute mich verwundert an, als verſtehe er mich nicht. Dann blickte er finſter zur Erde, ſchlug die Arme über den Rücken und fing wieder an im Zimmer auf und abzurennen. — Er nahm eine Büchſe herab und ſtieß den Ladeſtock hinein, als wolle er verſuchen, ob ſie geladen ſey oder nicht! — Das Blut ſtieg mir in den Adern, ich faßte nach dem Meſſer und ſchritt dicht auf den Baron zu, um es ihm unmöglich zu machen, auf mich anzulegen. „Ein ſchönes Gewehr,“ ſprach der Baron, die Büchſe wieder in den Winkel ſtellend. Ich trat einige Schritte zurück und der Baron an mich heran; kräftiger auf meine Schulter ſchlagend, als gerade nöthig, ſprach er dann: „Ich muß Ihnen aufgeregt und verſtört vorkommen, Theodor! ich bin es auch wirklich von der in tauſend Aengſten durchwachten Nacht. Der Nervenzufall meiner Frau war durchaus nicht gefährlich, das ſehe ich jetzt ein, aber hier — hier in dieſem Schloß, in das ein finſt'rer Geiſt gebannt iſt, fürcht' ich das Entſetzliche, und dann iſt es auch das erſte Mal, daß ſie hier erkrankte. Sie — Sie allein ſind

Schuld daran!“ — „Wie das möglich ſeyn könne, davon hätte ich keine Ahnung,“ erwiderte ich gelaſſen. „O,“ fuhr der Baron fort, „o wäre der verdammte Unglückskaſten der Inſpektorin auf blankem Eiſe zerbrochen in tauſend Stücke, o wären Sie — doch nein! — nein! Es ſollte, es mußte ſo ſeyn, und ich allein bin Schuld an Allem. An mir lag es, in dem Augenblick, als Sie anfingen in dem Gemach meiner Frau Muſik zu machen, Sie von der ganzen Lage der Sache, von der Gemüthsſtimmung meiner Frau zu unterrichten“ — Ich machte Miene zu ſprechen — „Laſſen Sie mich reden,“ rief der Baron, „ich muß im Voraus Ihnen alles voreilige Urtheil abſchneiden. Sie werden mich für einen rauhen, der Kunſt abholden Mann halten. Ich bin das keineswegeś, aber eine, auf tiefe Ueberzeugung gebaute Rückſicht nöthigt mich, hier wo möglich ſolcher Muſik, die jedes Gemüth, und auch gewiß das meinige ergreift, den Eingang zu verſagen. Erfahren Sie, daß meine Frau an einer Erregbarkeit kränkelt, die am Ende alle Lebensfreude wegzehren muß. In dieſen wunderlichen Mauern kommt ſie gar nicht heraus aus dem erhöhten, überreizten Zuſtand, der ſonſt nur momentan einzutreten pflegt, und zwar als Vorbote einer ernſten Krankheit. Sie fragen mit Recht, warum ich der zarten Frau dieſen ſchauerlichen Aufenthalt, dieſes wilde verwirrte Jägerleben nicht erſpare? Aber nennen Sie es immerhin Schwäche, genug, mir iſt es nicht möglich, ſie allein zurückzulaſſen. In tauſend Aengſten und nicht fähig Ernſtes zu unternehmen würde ich ſeyn, denn ich weiß es, die entſetzlichſten Biler von allerlei verſtörendem Ungemach, das ihr widerfahren, verließen mich nicht im Walde, nicht im Gerichtsſaal — Dann aber glaube ich auch, daß dem ſchwächlichen Weibe gerade dieſe Wirthſchaft hier wie ein erkräftigendes Stahlbad anſchlagen muß — Wahrhaftig, der Seewind, der nach ſeiner Art tüchtig durch die Föhren ſauſt, das dumpf Gebelle der Doggen, der keck und munter ſchmetternde Hörnerklang muß hier ſiegen über die verweichlenden, ſchmachtelnden Pinſeleien am Clavier, das ſo kein Mann ſpielen ſollte, aber Sie haben es darauf angelegt, meine Frau methodiſch zu Tode zu quälen!“ — Der Baron ſagte dies mit verſtärkter Stimme und wildfunkelnden Augen — das Blut ſtieg mir in den Kopf, ich machte eine heftige Bewegung mit der Hand gegen den Baron, ich wollte ſprechen, er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, was Sie ſagen wollen,“ fing er an, „ich weiß es und wiederhole es, daß Sie auf dem Wege waren meine Frau zu tödten, und daß ich Ihnen dies auch nicht im mindeſten zurechnen kann, wiewohl Sie begreifen, daß ich dem Dinge Einhalt thun muß. — Kurz! — Sie exaltiren meine Frau durch Spiel und Geſang, und als ſie in dem bodenloſen Meere träumeriſcher Viſionen und Ahnungen, die Ihre Muſik wie ein böſer Zauber heraufbeſchworen hat, ohne Halt und Steuer umherſchwimmt, drücken Sie ſie hinunter in die Tiefe mit der Erzählung eines unheimlichen Spuks, der Sie oben im Gerichtsſaal geneckt haben ſoll. Ihr Großonkel hat mir Alles erzählt, aber ich bitte Sie, wiederholen Sie mir Alles, was Sie ſahen oder nicht ſahen — hörten — fühlten — ahnten." Ich nahm mich zuſammen und erzählte ruhig, wie es ſich damit begeben, von Anfang bis zu Ende. Der Baron warf nur dann und wann einzelne Worte, die ſein Erſtaunen ausdrückten, dazwiſchen. Als ich darauf kam, wie der Alte ſich mit frommem Muth dem Spuk entgegengeſtellt und ihn gebannt habe mit kräftigen Worten, ſchlug er die Hände zuſammen, hob ſie gefaltet zum Himmel empor und rief begeiſtert: „Ja, er iſt der Schutzgeiſt der Familie! — ruhen ſoll in der Gruft der Ahnen ſeine ſterbliche Hülle!" — Ich hatte geendet. „Daniel, Daniel! was machſt du hier zu dieſer Stunde!" murmelte der Baron in ſich hinein, indem er mit übereinander geſchlagenen Armen im Zimmer auf und abſchritt. „Weiter war es alſo nichts, Herr Baron?" frug ich laut, indem ich Miene machte mich zu entfernen. Der Baron fuhr auf wie aus einem Traum, faßte freundlich mich bei der Hand und ſprach: „Ja — lieber Freund! meine Frau, der Sie ſo arg mitgeſpielt haben, ohne es zu wollen, die müſſen Sie wieder herſtellen, — Sie allein können das." Ich fühlte mich erröthend, und ſtand ich dem Spiegel gegenüber, ſo erblickte ich gewiß in demſelben ein ſehr albernes verdutztes Geſicht. Der Baron ſchien ſich an meiner Verlegenheit zu weiden, er blickte mir unverwandt ins Auge mit einem recht fatalen ironiſchen Lächeln. „Wie in aller Welt ſollte ich es anfangen," ſtotterte ich endlich mühſam heraus. „Nun, nun," unterbrach mich der Baron, „Sie haben es mit keiner gefährlichen Patientin zu thun. Ich nehme jetzt ausdrücklich Ihre Kunſt in Anſpruch. Die Baronin iſt nun einmal hereingezogen in den Zauberkreis Ihrer Muſik, und ſie plötzlich heraus zu reißen, würde thörigt und grauſam ſeyn. Setzen Sie die Muſik fort. Sie werden zur Abendſtunde in den Zimmern meiner Frau jedesmal willkommen ſeyn. Aber geben Sie nach und nach über zu kräftigerer Muſik, verbinden Sie geſchickt das Heitere mit dem Ernſten — und dann, vor allen Dingen, wiederholen Sie die Erzählung von dem unheimlichen Spuk recht oft. Die Baronin gewöhnt ſich daran, ſie vergißt, daß der Spuk hier in dieſen Mauern hauſet, und die Geſchichte wirkt nicht ſtarker auf ſie, als jedes andere Zaubermärchen, das in irgend einem Roman, in irgend einem Geſpenſterbuch, ihr aufgetiſcht worden. Das thun Sie, lieber Freund!“ — Mit dieſen Worten entließ mich der Baron — Ich ging — Ich war vernichtet in meinem eignen Innern, herabgeſunken zum bedeutungsloſen, thörigten Kinde! — Ich Wahnſinniger, der ich glaubte, Eiferſucht könne ſich in ſeiner Bruſt regen; er ſelbſt ſchickt mich zu Seraphinen, er ſelbſt ſieht in mir nur das willenloſe Mittel, das er braucht und wegwirft, wie es ihm beliebt! — Vor wenig Minuten fürchtete ich den Baron, es lag in mir tief im Hintergrunde verborgen das Bewußtſeyn der Schuld, aber dieſe Schuld ließ mich das höhere, herrlichere Leben deutlich fühlen, dem ich zugereiſt; nun war alles verſunken in ſchwarze Nacht, und ich ſah nur den albernen Knaben, der in kindiſcher Verkehrtheit die papierne Krone, die er ſich auf den heißen Kopf ſtulpte, für ächtes Gold gehalten. — Ich eilte zum Alten, der ſchon auf mich wartete. „Nun Vetter, wo bleibſt du denn, wo bleibſt du denn?“ rief er mir entgegen. „Ich habe mit dem Baron geſprochen,“ warf ich ſchnell und leiſe hin, ohne den Alten anſchauen zu können. „Tauſend Sapperlot!“ — ſprach der Alte wie verwundert, „Tauſend Sapperlot, dacht' ichs doch gleich! — der Baron hat dich gewiß herausgefordert, Vetter?“ — Das ſchallende Gelächter, das der Alte gleich hinterher aufſchlug, bewies mir, daß er auch dieſes Mal, wie immer, ganz und gar mich durchſchaute — Ich biß die Zähne zuſammen — ich mochte kein Wort erwidern, denn wohl wußt' ich, daß es deſſen nur bedurfte, um ſogleich von den tauſend Neckereien überſchüttet zu werden, die ſchon auf des Alten Lippen ſchwebten.

Die Baronin kam zur Tafel im zierlichen Morgenkleide, das, blendend weiß, friſch gefallenen Schnee beſiegte. Sie ſah matt aus und abgeſpannt, doch als ſie nun leiſe und melodiſch ſprechend die dunklen Augen erhob, da blitzte ſüßes, ſehnſüchtiges Verlangen aus düſterer Gluth, und ein flüchtiges Roth überflog das lilienblaſſe Antlitz. Sie war ſchöner als jemals — Wer ermißt die Thorheiten eines Jünglings mit zu heißem Blut im Kopf und Herzen! — Den bittern Groll, den der Baron in mir aufgeregt, trug ich über auf die Baronin. Alles erſchien mir wie eine heilloſe Myſtifikation, und nun wollt' ich beweiſen, daß ich gar ſehr bei vollem Verſtande ſey, und über die Maßen ſcharfſichtig. — Wie ein ſchmollendes Kind vermied ich die Baronin, und entſchlüpfte der mich verfolgenden Adelheid, ſo daß ich, wie ich gewollt, ganz am Ende der Tafel zwiſchen den beiden Offizieren meinen Platz fand, mit denen ich wacker zu zechen begann. Beim Nachtiſch ſtießen wir fleißig die Gläſer zuſammen, und, wie es in ſolcher Stimmung zu geſchehen pflegt, ich war ungewöhnlich laut und luſtig. Ein Bedienter hielt mir einen Teller hin, auf dem einige Bonbons lagen, mit den Worten: „von Fräulein Adelheid.“ Ich nahm, und bemerkte bald, daß auf einem der Bonbons mit Silberſtift gekritzelt ſtand: „Und Seraphine?“ — Das Blut wallte mir auf in den Adern. Ich ſchaute hin nach Adelheid, die ſah mich an mit überaus ſchlauer, verſchmitzter Miene, nahm das Glas und nickte mir zu mit leiſem Kopfnicken. Beinahe willkührlos murmelte ich ſtill: „Seraphine,“ nahm mein Glas und leerte es mit einem Zuge. Mein Blick flog hin zu ihr, ich gewahrte, daß ſie auch in dem Augenblick getrunken hatte, und ihr Glas eben hinſetzte — ihre Augen trafen die meinen, und ein ſchadenfroher Teufel raunte es mir in die Ohren: „Unſeliger! — Sie liebt dich doch!“ — Einer der Gäſte ſtand auf, und brachte, nordiſcher Sitte gemäß, die Geſundheit der Frau vom Hauſe aus — Die Gläſer erklangen im lauten Jubel — Entzücken und Verzweiflung ſpalteten mir das Herz, die Glut des Weins flammte in mir auf, alles drehte ſich in Kreiſen, es war, als müßte ich vor Aller Augen hinſtürzen zu ihren Füßen, und mein Leben aushauchen! — „Was iſt Ihnen, lieber Freund?“ Dieſe Frage meines Nachbars gab mir die Beſinnung wieder, aber Seraphine war verſchwunden. — Die Tafel wurde aufgehoben. Ich wollte fort, Adelheid hielt mich feſt, ſie ſprach allerlei, ich hörte, ich verſtand kein Wort — ſie faßte mich bei beiden Händen, und rief mir laut lachend etwas in die Ohren — Wie von der Starrſucht gelähmt, blieb ich ſtumm und regungslos. Ich weiß nur, daß ich endlich mechaniſch ein Glas Likör aus Adelheids Hand nahm, und es austrank, daß ich mich einſam in einem Fenſter wiederfand, daß ich dann hinausſtürzte aus dem Saal, die Treppe hinab, und hinaus lief in den Wald. In dichten Flocken fiel der Schnee herab, die Föhren ſeufzten vom Sturm bewegt; wie ein Wahnſinniger ſprang ich umher in weiten Kreiſen, und lachte und ſchrie wild auf: Schaut zu, ſchaut zu! — Heiſa! der Teufel macht ſein Tänzchen mit dem Knaben, der zu ſpeiſen gedachte total verbotene Früchte! — Wer weiß, wie mein tolles Spiel geendet, wenn ich nicht meinen Namen laut in den Wald hinein rufen gehört. Das Wetter hatte nachgelaſſen, der Mond ſchien hell durch die zerriſſenen Wolken, ich hörte Doggen anſchlagen, und gewahrte eine finſtere Geſtalt, die ſich mir näherten. Es war der alte Jäger. „Ei, ei, lieber Herr Theodor!“ fing er an, „wie haben Sie ſich denn verirrt in dem böſen Schneegeſtöber, der Herr Juſtitiarius warten auf Sie mit vieler Ungeduld!“ — Schweigend folgte ich dem Alten. Ich fand den Großonkel im Gerichtsſaal arbeitend. „Das haſt du gut gemacht,“ rief er mir entgegen, „das haſt du ſehr gut gemacht, daß du ein wenig ins Freie gingſt, um dich gehörig abzukühlen. Trinke doch nicht ſo viel Wein, du biſt noch viel zu jung dazu, das taugt nicht.“ — Ich brachte kein Wort hervor, ſchweigend ſetzte ich mich hin an den Schreibtiſch. „Aber, ſage mir nur, lieber Vetter, was wollte denn eigentlich der Baron von dir?“ — Ich erzählte alles, und ſchloß damit, daß ich mich nicht hergeben wollte zu der zweifelhaften Cur, die der Baron vorgeſchlagen. „Würde auch gar nicht angehen,“ fiel der Alte mir in die Rede, „denn wir reiſen morgen in aller Frühe fort, lieber Vetter!“ — Es geſchah ſo, ich ſah Seraphinen nicht wieder! —

Kaum angekommen in K. klagte der alte Großonkel, daß er mehr als jemals ſich von der beſchwerlichen Fahrt angegriffen fühle. Sein mürriſches Schweigen, nur unterbrochen von heftigen Ausbrüchen der übelſten Laune, verkündete die Rückkehr ſeiner podagriſtiſchen Zufälle. Eines Tages wurd' ich ſchnell hingerufen, ich fand den Alten, vom Schlage getroffen, ſprachlos auf dem Lager, einen zerknitterten Brief in der krampfhaft geſchloſſenen Hand. Ich erkannte die Schriftzüge des Wirthſchafts-Inſpektors aus R..ſitten, doch, von dem tiefſten Schmerz durchdrungen, wagte ich es nicht, den Brief dem Alten zu entreißen, ich zweifelte nicht an ſeinem baldigen Tod. Doch, noch ehe der Arzt kam, ſchlugen die Lebenspulſe wieder, die wunderbar kräftige Natur des ſiebzigjährigen Greiſes widerſtand dem tödtlichen

Anfall, noch deſſelben Tages erklärte ihn der Arzt außer Gefahr. Der Winter war hartnäckiger als jemals, ihm folgte ein rauher, düſterer Frühling, und ſo kam es, daß nicht jener Zufall ſowohl, als das Podagra, von dem böſen Klima wohl gehegt, den Alten für lange Zeit auf das Krankenlager warf. In dieſer Zeit beſchloß er, ſich von jedem Geſchäft ganz zurück zu ziehen. Er trat ſeine Juſtitiariate an andere ab, und ſo war mir jede Hoffnung verſchwunden, jemals wieder nach R..ſitten zu kommen. Nur meine Pflege litt der Alte, nur von mir verlangte er unterhalten, aufgeheitert zu werden. Aber wenn auch in ſchmerzloſen Stunden ſeine Heiterkeit wiedergekehrt war, wenn es an derben Späßen nicht fehlte, wenn es ſelbſt zu Jagdgeſchichten kam, und ich jeden Augenblick vermuthete, meine Heldenthat, wie ich den greulichen Wolf mit dem Jagdmeſſer erlegte, würde herhalten müſſen: niemals — niemals erwähnte er unſeres Aufenthalts in R..ſitten, und wer mag nicht einſehen, daß ich, aus natürlicher Scheu, mich wohl hütete, ihn geradezu darauf zu bringen. — Meine bittere Sorge, meine ſtete Mühe um den Alten, hatte Seraphinens Bild in den Hintergrund geſtellt. So wie des Alten Krankheit nachließ, gedachte ich lebhafter wieder jenes Moments im Zimmer der Baronin, der mir wie ein leuchtender auf ewig für mich untergegangener Stern erſchien. Ein Ereigniß rief allen empfundenen Schmerz hervor, indem es mich zugleich, wie eine Erſcheinung aus der Geiſterwelt, mit eiskalten Schauern durchbebte! — Als ich nämlich eines Abends die Brieftaſche, die ich in R..ſitten getragen, öffne, fällt mir aus den aufgeblätterten Papieren eine dunkle, mit einem weißen Bande umſchlungene Locke entgegen, die ich augenblicklich für Seraphinens Haar erkenne! Aber, als ich das Band näher betrachte, ſehe ich deutlich die Spur eines Blutstropfens! — Vielleicht wußte Adelheid in jenen Augenblicken des bewußtloſen Wahnſinns, der mich am letzten Tage ergriffen, mir dies Andenken geſchickt zuzuſtellen, aber warum der Blutstropfe, der mich Entſetzliches ahnen ließ und jenes beinahe zu ſchäfermäßige Pfand zur ſchauervollen Mahnung an eine Leidenſchaft, die theures Herzblut koſten konnte, hinaufſteigerte? — Das war jenes weiße Band, das mich, zum erſten Mal Seraphinen nahe, wie im leichten loſen Spiel umflatterte, und dem nun die dunkle Macht das Wahrzeichen der Verletzung zum Tode gegeben. Nicht ſpielen ſoll der Knabe mit der Waffe, deren Gefährlichkeit er nicht ermißt!

Endlich hatten die Frühlingsſtürme zu toben aufgehört, der Sommer behauptete ſein Recht, und war erſt die Kälte unerträglich, ſo wurd' es nun, als der Julius begonnen, die Hitze. Der Alte erkräftigte ſich zuſehends, und zog, wie er ſonſt zu thun pflegte, in einen Garten der Vorſtadt. An einem ſtillen lauen Abende ſaßen wir in der duftenden Jasminlaube, der Alte war ungewöhnlich heiter, und dabei nicht, wie ſonſt, voll ſarkaſtiſcher Ironie, ſondern mild, beinahe weich geſtimmt. „Vetter,“ fing er an, „ich weiß nicht, wie mir heute iſt, ein ganz beſonderes Wohlſeyn, wie ich es ſeit vielen Jahren nicht gefühlt, durchdringt mich mit gleichſam elektriſcher Wärme. Ich glaube, das verkündet mir einen baldigen Tod.“ Ich mühte mich, ihn von dem düſtern Gedanken abzubringen. „Laß es gut ſeyn, Vetter,“ ſprach er, „lange bleibe ich nicht mehr hier unten, und da will ich dir noch eine Schuld abtragen! — Denkſt du noch an die Herbſtzeit in R..ſitten?“ — Wie ein Blitz durchfuhr mich dieſe Frage des Alten, noch ehe ich zu antworten vermochte, fuhr er weiter fort: „Der Himmel wollte es, daß du dort auf ganz eigne Weiſe eintratſt, und wider deinen Willen eingeflochten wurdeſt in die tiefſten Geheimniſſe des Hauſes. Jetzt iſt es an der Zeit, daß du alles erfahren mußt. Oft genug, Vetter! haben wir über Dinge geſprochen, die du mehr ahnteſt als verſtandeſt. Die Natur ſtellt den Cyklus des menſchlichen Lebens in dem Wechſel der Jahreszeiten ſymboliſch dar, das ſagen ſie Alle, aber ich meine das auf andere Weiſe als Alle. Die Frühlingsnebel fallen, die Dünſte des Sommers verdampfen, und erſt des Herbſtes reiner Aether zeigt deutlich die ferne Landſchaft, bis das Hienieden verſinkt in die Nacht des Winters. — Ich meine, daß im Hellſehen des Alters ſich deutlicher das Walten der unerforſchlichen Macht zeigt. Es ſind Blicke vergönnt in das gelobte Land, zu dem die Pilgerfahrt beginnt mit dem zeitlichen Tode. Wie wird mir in dieſem Augenblick ſo klar das dunkle Verhängniß jenes Hauſes, dem ich durch feſtere Bande, als Verwandtſchaft ſie zu ſchlingen vermag, verknüpft wurde. Wie liegt alles ſo erſchloſſen vor meines Geiſtes Augen! — doch, wie ich nun alles ſo geſtaltet vor mir ſehe, das Eigentliche, das kann ich dir nicht mit Worten ſagen, keines Menſchen Zunge iſt deſſen fähig. Höre mein Sohn das, was ich dir nur wie eine merkwürdige Geſchichte, die ſich wohl zutragen könnte, zu erzählen vermag. Bewahre tief in deiner Seele die Erkenntniß, daß die geheimnißvollen Beziehungen, in die du dich vielleicht nicht unberufen wagteſt, dich verderben konnten! — doch — das iſt nun vorüber!“ —

Die Geſchichte des R*** ſchen Majorats, die der Alte jetzt erzählte, trage ich ſo treu im Gedächtniß, daß ich ſie beinahe mit ſeinen Worten (er ſprach von ſich ſelbſt in der dritten Perſon) zu wiederholen vermag.

In einer ſtürmiſchen Herbſtnacht des Jahres 1760 weckte ein entſetzlicher Schlag, als falle das ganze weitläuftige Schloß in tauſend Trümmer zuſammen, das Hausgeſinde in R . . ſitten aus tiefem Schlafe. Im Nu war alles auf den Beinen, Lichter wurden angezündet, Schrecken und Angſt im leichenblaſſen Geſicht keuchte der Hausverwalter mit den Schlüſſeln herbei, aber nicht gering war jedes Erſtaunen, als man in tiefer Todtenſtille, in der das pfeifende Geraſſel der mühſam geöffneten Schlöſſer, jeder Fußtritt, recht ſchauerlich wiederhallte, durch unverſehrte Gänge, Säle, Zimmer, fort und fort wandelte. Nirgends die mindeſte Spur irgend einer Verwüſtung. Eine finſtere Ahnung erfaßte den alten Hausverwalter. Er ſchritt hinauf in den großen Ritterſaal, in deſſen Seitenkabinet der Freiherr Roderich von R. zu ruhen pflegte, wenn er aſtronomiſche Beobachtungen angeſtellt. Eine zwiſchen der Thür dieſes und eines andern Kabinets angebrachte Pforte führte durch einen engen Gang unmittelbar in den aſtronomiſchen Thurm. Aber ſo wie Daniel (ſo war der Hausverwalter geheißen) dieſe Pforte öffnete, warf ihm der Sturm, abſcheulich heulend und ſauſend, Schutt und zerbröckelte Mauerſteine entgegen, ſo daß er vor Entſetzen weit zurückprallte, und, indem er den Leuchter, deſſen Kerzen praſſelnd erlöſchten, an die Erde fallen ließ, laut aufſchrie: „O Herr des Himmels! der Baron iſt jämmerlich zerſchmettert!“ — In dem Augenblick ließen ſich Klagelaute vernehmen, die aus dem Schlafkabinet des Freiherrn kamen. Daniel fand die übrigen Diener um den Leichnam ihres Herrn verſammelt. Vollkommen und reicher gekleidet als jemals, ruhigen Ernſt im unentſtellten Geſichte, fanden ſie ihn ſitzend in dem großen reich verzierten Lehnſtuhle, als ruhe er aus von gewichtiger Arbeit. Es war aber der Tod, in dem er ausruhte. Als es Tag geworden, gewahrte man, daß die Krone des Thurms in ſich eingeſtürzt. Die großen Quaderſteine hatten Decke und Fußboden des aſtronomiſchen Zimmers eingeſchlagen, nebſt den nun voran ſtürzenden mächtigen Balken, mit gedoppelter Kraft des Falles das untere Gewölbe durchbrochen, und einen Theil der Schloßmauer und des engen Ganges mit fort geriſſen. Nicht einen Schritt durch die Pforte des Saals durfte man thun, ohne Gefahr wenigſtens achtzig Fuß hinab zu ſtürzen in tiefe Gruft.

Der alte Freiherr hatte ſeinen Tod bis auf die Stunde vorausgeſehen, und ſeine Söhne davon benachrichtigt. So geſchah es, daß gleich folgenden Tages Wolfgang Freiherr von R., älteſter Sohn des Verſtorbenen, mithin Majoratsherr, eintraf. Auf die Ahnung des alten Vaters wohl bauend, hatte er, ſo wie er den verhängnißvollen Brief erhalten, ſogleich Wien, wo er auf der Reiſe ſich gerade befand, verlaſſen, und war, ſo ſchnell es nur gehen wollte, nach R..ſitten geeilt. Der Hausverwalter hatte den großen Saal ſchwarz ausſchlagen, und den alten Freiherrn in den Kleidern, wie man ihn gefunden, auf ein prächtiges Paradebette, das hohe ſilberne Leuchter mit brennenden Kerzen umgaben, legen laſſen. Schweigend ſchritt Wolfgang die Treppe herauf, in den Saal hinein, und dicht hinan an die Leiche des Vaters. Da blieb er mit über die Bruſt verſchränkten Armen ſtehen, und ſchaute ſtarr und düſter, mit zuſammengezogenen Augenbrauen, dem Vater ins bleiche Antlitz. Er glich einer Bildſäule, keine Thräne kam in ſeine Augen. Endlich, mit einer beinahe krampfhaften Bewegung, den rechten Arm hin nach der Leiche zuckend, murmelte er dumpf: „Zwangen dich die Geſtirne, den Sohn, den du liebteſt, elend zu machen?“ — Die Hände zurückgeworfen, einen kleinen Schritt hinter ſich getreten, warf nun der Baron den Blick in die Höhe, und ſprach mit geſenkter, beinahe weicher Stimme: „Armer, bethörter Greis! — Das Faſtnachtsſpiel mit ſeinen läppiſchen Täuſchungen iſt nun vorüber! — Nun magſt du erkennen, daß das kärglich zugemeſſene Beſitzthum hienieden nichts gemein hat mit dem Jenſeits über den Sternen — Welcher Wille, welche Kraft reicht hinaus über das Grab?“ — Wieder ſchwieg der Baron einige Sekunden — dann rief er heftig: „Nein, nicht ein Quentlein meines Erdenglücks, das du zu vernichten trachteteſt, ſoll mir dein Starrſinn rauben,“ und damit riß er ein zuſammengelegtes Papier aus der Taſche, und hielt es zwiſchen zwei Fingern hoch empor an eine dicht bei der Leiche ſtehende brennende Kerze. Das Papier, von der Kerze ergriffen, flackerte hoch auf, und als der Wiederſchein der Flamme auf dem Geſicht des Leichnams hin und her zuckte und ſpielte, war es als rührten ſich die Muskeln und der Alte ſpräche tonloſe Worte, ſo daß der entfernt ſtehenden Dienerſchaft tiefes Grauen und Entſetzen ankam. Der Baron vollendete ſein Geſchäft mit Ruhe, indem er das letzte Stückchen Papier, das er flammend zu Boden fallen laſſen, mit dem Fuße ſorglich austrat. Dann warf er noch einen düſtern Blick auf den Vater, und eilte mit ſchnellen Schritten zum Saal hinaus.

Andern Tages machte Daniel den Freiherrn mit der neuerlich geſchehenen Verwüſtung des Thurms bekannt, und ſchilderte mit vielen Worten, wie ſich überhaupt alles in der Todesnacht des alten ſeligen Herrn zugetragen, indem er damit endete, daß es wohl gerathen ſeyn würde, ſogleich den Thurm herſtellen zu laſſen, da, ſtürzte er noch mehr zuſammen, das ganze Schloß in Gefahr ſtehe, wo nicht zertrümmert, doch hart beſchädigt zu werden.

„Den Thurm herſtellen?" fuhr der Freiherr den alten Diener, funkelnden Zorn in den Augen, an, „den Thurm herſtellen? — Nimmermehr! — Merkſt du denn nicht," fuhr er dann gelaſſener fort, „merkſt du denn nicht Alter, daß der Thurm nicht ſo, ohne weitern Anlaß, einſtürzen konnte? — Wie, wenn mein Vater ſelbſt die Vernichtung des Orts, wo er ſeine unheimliche Sterndeuterei trieb, gewünſcht, wie, wenn er ſelbſt gewiſſe Vorrichtungen getroffen hätte, die es ihm möglich machten, die Krone des Thurms, wenn er wollte, einſtürzen, und ſo das Innere des Thurms zerſchmettern zu laſſen? Doch dem ſey wie ihm wolle, und mag auch das ganze Schloß zuſammenſtürzen, mir iſt es recht. Glaubt ihr denn, daß ich in dem abenteuerlichen Eulenneſte hier hauſen werde? — Nein! jener kluge Ahnherr, der in dem ſchönen Thalgrunde die Fundamente zu einem neuen Schloß legen ließ, der hat mir vorgearbeitet, dem will ich folgen." „Und ſo werden," ſprach Daniel kleinlaut, „dann auch wohl die alten treuen Diener den Wanderſtab zur Hand nehmen müſſen." „Daß ich" erwiderte der Freiherr, „mich nicht von unbehülflichen ſchlotterbeinigten Greiſen bedienen laſſen werde, verſteht ſich von ſelbſt, aber verſtoßen werde ich keinen. Arbeitslos ſoll Euch das Gnadenbrot gut genug ſchmecken." „Mich," rief der Alte voller Schmerz,

„mich den Hausverwalter, ſo außer Aktivität —“ Da wandte der Freiherr, der dem Alten den Rücken gekehrt, im Begriff ſtand, den Saal zu verlaſſen, ſich plötzlich um, blutroth im ganzen Geſichte vor Zorn, die geballte Fauſt vorgeſtreckt, ſchritt er auf den Alten zu, und ſchrie mit fürchterlicher Stimme: „Dich, du alter heuchleriſcher Schurke, der du mit dem alten Vater das unheimliche Weſen triebſt dort oben, der du dich, wie ein Vampir, an ſein Herz legteſt, der vielleicht des Alten Wahnſinn verbrecheriſch nützte, um in ihm die hölliſchen Entſchlüſſe zu erzeugen, die mich an den Rand des Abgrunds brachten — Dich ſollte ich hinausſtoßen wie einen räudigen Hund!“ — Der Alte war vor Schreck über dieſe entſetzlichen Reden, dicht neben dem Freiherrn, auf beide Kniee geſunken, und ſo mochte es geſchehen, daß dieſer, indem er vielleicht unwillkürlich, wie denn im Zorn oft der Körper dem Gedanken mechaniſch folgt, und das Gedachte mimiſch ausführt, bei den letzten Worten den rechten Fuß vorſchleuderte, den Alten ſo hart an der Bruſt traf, daß er mit einem dumpfen Schrei umſtürzte. Er raffte ſich mühſam in die Höhe, und indem er einen ſonderbaren Laut, gleich dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Thieres, ausſtieß, durchbohrte er den Freiherrn mit einem Blick, in dem Wuth und Verzweiflung glühten. Den Beutel mit Geld, den ihm der Freiherr im Davonſchreiten zugeworfen, ließ er unberührt auf dem Fußboden liegen. —

Unterdeſſen hatten ſich die in der Gegend befindlichen nächſten Verwandten des Hauſes eingefunden, mit vielem Prunk wurde der alte Freiherr in der Familiengruft, die in der Kirche von R..ſitten befindlich, beigeſetzt, und nun, da die geladenen Gäſte ſich wieder entfernt, ſchien der neue Majorats-Herr von der düſtern Stimmung verlaſſen, ſich des erworbenen Beſitzthums recht zu erfreuen. Mit V., dem Juſtitiarius des alten Freiherrn, dem er gleich, nachdem er ihn nur geſprochen, ſein volles Vertrauen ſchenkte, und ihn in ſeinem Amt beſtätigte, hielt er genaue Rechnung über die Einkünfte des Majorats, und überlegte, wie viel davon verwandt werden könne zu Verbeſſerungen und zum Aufbau eines neuen Schloſſes. V. meinte, daß der alte Freiherr unmöglich ſeine jährlichen Einkünfte aufgezehrt haben könne, und daß, da ſich unter den Briefſchaften nur ein Paar unbedeutende Capitalien in Bankoſcheinen befanden, und die in einem eiſernen Kaſten befindliche baare Summe tauſend Thaler nur um weniges überſteige, gewiß irgendwo noch Geld verborgen ſeyn müſſe. Wer anders konnte davon unterrichtet ſeyn, als Daniel, der, ſtörriſch und eigenſinnig wie er war, vielleicht nur darauf wartete, daß man ihn darum befrage. Der Baron war nicht wenig beſorgt, daß Daniel, den er ſchwer beleidigt, nun nicht ſowohl aus Eigennutz, denn was konnte ihm, dem kinderloſen Greiſe, der im Stammſchloſſe R. . ſitten ſein Leben zu enden wünſchte, die größte Summe Geldes helfen, als vielmehr, um Rache zu nehmen für den erlittenen Schimpf, irgendwo verſteckte Schätze lieber vermodern laſſen, als ihm entdecken werde. Er erzählte V. den ganzen Vorfall mit Daniel umſtändlich, und ſchloß damit, daß nach mehreren Nachrichten, die ihm zugekommen, Daniel allein es geweſen ſey, der in dem alten Freiherrn einen unerklärlichen Abſcheu, ſeine Söhne in R. . ſitten wiederzuſehen, zu nähren gewußt habe. Der Juſtitiarius erklärte dieſe Nachrichten durchaus für falſch, da kein menſchliches Weſen auf der Welt im Stande geweſen ſey, des alten Freiherrn Entſchlüſſe nur einigermaßen zu lenken, viel weniger zu beſtimmen, und übernahm es übrigens, dem Daniel das Geheimniß, wegen irgend in einem verborgenen Winkel aufbewahrten Geldes, zu entlocken. Es bedurfte deſſen gar nicht, denn kaum fing der Juſtitiarius an: „Aber wie kommt es denn, Daniel, daß der alte Herr ſo wenig baares Geld hinterlaſſen?“ ſo erwiderte Daniel mit widrigem Lächeln: „Meinen Sie die lumpigen Paar Thaler, Herr Juſtitiarius, die Sie in dem kleinen Käſtchen fanden? — das übrige liegt ja im Gewölbe neben dem Schlafkabinet des alten gnädigen Herrn! — Aber das Beſte,“ fuhr er dann fort, indem ſein Lächeln ſich zum abſcheulichen Grinſen verzog, und blutrothes Feuer in ſeinen Augen funkelte, „aber das Beſte, viele tauſend Goldſtücke liegen da unten im Schutt vergraben!“ — Der Juſtitiarius rief ſogleich den Freiherrn herbei, man begab ſich in das Schlafkabinet, in einer Ecke deſſelben rückte Daniel an dem Getäfel der Wand, und ein Schloß wurde ſichtbar. Indem der Freiherr das Schloß mit gierigen Blicken anſtarrte, dann aber Anſtalt machte, die Schlüſſel, welche an dem großen Bunde hingen, den er mit vielem Geklapper mühſam aus der Taſche gezogen, an dem glänzenden Schloſſe zu verſuchen, ſtand Daniel da hoch aufgerichtet, und wie mit hämiſchem Stolz herabblickend, auf den Freiherrn, der ſich niedergebückt hatte, um das Schloß beſſer in Augenſchein zu nehmen. Den Tod im Antlitz, mit bebender Stimme, ſprach er dann: „Bin ich ein Hund, hochgnädiger Freiherr! — ſo bewahr' ich auch in mir des Hundes Treue.“ Damit reichte er dem Baron einen blanken ſtählernen Schlüſſel hin, den ihm dieſer mit haſtiger Begier aus der Hand riß, und die Thür mit leichter Mühe öffnete. Man trat in ein kleines, niedriges Gewölbe, in welchem eine große eiſerne Truhe mit geöffnetem Deckel ſtand. Auf den vielen Geldſäcken lag ein Zettel. Der alte Freiherr hatte mit ſeinen wohlbekannten großen altväteriſchen Schriftzügen darauf geſchrieben:

> Einmal hundert und funfzig tauſend Reichsthaler in alten Friedrichsd'or erſpartes Geld von den Einkünften des Majoratsgutes R..ſitten, und iſt dieſe Summe beſtimmt zum Bau des Schloſſes. Es ſoll ferner der Majoratsherr, der mir folgt im Beſitzthum, von dieſem Gelde auf dem höchſten Hügel, öſtlich gelegen dem alten Schloßthurm, den er eingeſtürzt finden wird, einen hohen Leuchtthurm, zum Beſten der Seefahrer, aufführen, und allnächtlich feuern laſſen.
>
> R..ſitten in der Michaelisnacht des Jahres 1760.
>
> Roderich Freiherr von R.

Erſt als der Freiherr die Beutel, einen nach dem andern, gehoben, und wieder in den Kaſten fallen laſſen, ſich ergötzend an dem klirrenden Klingen des Goldes, wandte er ſich raſch zu dem alten Hausverwalter, dankte ihm für die bewieſene Treue, und verſicherte, daß nur verläumderiſche Klätſchereien Schuld daran wären, daß er ihm Anfangs übel begegnet. Nicht allein im Schloſſe, ſondern in vollem Dienſt als Hausverwalter, mit verdoppeltem Gehalt, ſolle er bleiben. „Ich bin dir volle Entſchädigung ſchuldig, willſt du Geld, ſo nimm dir einen von jenen Beuteln!“ — So ſchloß der Freiherr ſeine Rede, indem er mit niedergeſchlagenen Augen, vor dem Alten ſtehend, mit der Hand nach dem Kaſten hinzeigte, an den er nun aber noch einmal hintrat und die Beutel muſterte. Dem Hausverwalter trat plötzlich glühende Röthe in's Geſicht, und er ſtieß jenen entſetzlichen, dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Thieres ähnlichen Laut aus, wie ihn der Freiherr dem Juſtitiarius beſchrieben. Dieſer erbebte, denn was der Alte nun zwiſchen den Zähnen murmelte, klang wie: „Blut für Gold!“ — Der Freiherr, vertieft in dem Anblick des Schatzes, hatte von Allem nicht das mindeſte bemerkt; Daniel, den es, wie im krampfigten Fieberfroſt, durch alle Glieder geſchüttelt, nahte ſich mit gebeugtem Haupt in demüthiger Stellung dem Freiherrn, küßte ihm die Hand, und ſprach mit weinerlicher Stimme, indem er mit dem Taſchentuch ſich über die Augen fuhr, als ob er Thränen wegwiſche: „Ach, mein lieber gnädiger Herr, was ſoll ich armer, kinderloſer Greis mit dem Golde? — aber das doppelte Gehalt, das nehme ich an mit Freuden, und will mein Amt verwalten rüſtig und unverdroſſen!“

Der Freiherr, der nicht ſonderlich auf die Worte des Alten geachtet, ließ nun den ſchweren Deckel der Truhe zufallen, daß das ganze Gewölbe krachte und dröhnte, und ſprach dann, indem er die Truhe verſchloß, und die Schlüſſel ſorgfältig abzog, ſchnell hingeworfen: „Schon gut, ſchon gut Alter! — Aber du haſt noch,“ fuhr er fort: nachdem ſie ſchon in den Saal getreten waren, „aber du haſt noch von vielen Goldſtücken geſprochen, die unten im zerſtörten Thurm liegen ſollen?“ Der Alte trat ſchweigend an die Pforte, und ſchloß ſie mit Mühe auf. Aber ſo wie er die Flügel aufriß, trieb der Sturm dickes Schneegeſtöber in den Saal; aufgeſcheucht flatterte ein Rabe kreiſchend und krächzend umher, ſchlug mit den ſchwarzen Schwingen gegen die Fenſter und ſtürzte ſich, als er die offene Pforte wieder gewonnen, in den Abgrund. Der Freiherr trat hinaus in den Corridor, bebte aber zurück, als er kaum einen Blick in die Tiefe geworfen. „Abſcheulicher Anblick — Schwindel,“ ſtotterte er, und ſank, wie ohnmächtig, dem Juſtitiarius in die Arme. Er raffte ſich jedoch gleich wieder zuſammen, und frug den Alten mit ſcharfen Blicken erfaſſend, „Und da unten?“ — Der Alte hatte indeſſen die Pforte wieder verſchloſſen, er drückte nun noch mit ganzer Leibeskraft dagegen, ſo daß er keuchte und ächzte, um nur die großen Schlüſſel aus den ganz verroſteten Schlöſſern loszuwinden zu können. Dies endlich zu Stande gebracht, wandte er ſich um nach dem Baron, und ſprach, die großen Schlüſſel in der Hand hin und her ſchiebend, mit ſeltſamem Lächeln: „Ja, da unten liegen tauſend und tauſend — alle ſchönen Inſtrumente des ſeligen Herrn — Teleſkope — Quadranten — Globen — Nachtſpiegel — alles liegt zertrümmert im Schutt zwiſchen den Steinen und Balken!“ — „Aber, baares Geld, baares Geld,“ fiel der Freiherr ein, „du haſt von Goldſtücken geſprochen, Alter!“ — „Ich meinte nur,“ erwiederte der Alte, „Sachen, welche viele tauſend Goldſtücke gekoſtet.“ — Mehr war aus dem Alten nicht herauszubringen. —

Der Baron zeigte ſich hoch erfreut, nun, mit einem Mal, zu allen Mitteln gelangt zu ſeyn, deren er bedurfte, ſeinen Lieblingsplan ausführen, nämlich ein neues prächtiges Schloß aufbauen zu können. Zwar meinte der Juſtitiarius, daß, nach dem Willen des Verſtorbenen nur von der Reparatur, von dem völligen Ausbau des alten Schloſſes, die Rede ſeyn könne, und daß in der That jeder neue Bau ſchwerlich die ehrwürdige Größe, den ernſten einfachen Charakter des alten Stammhauſes erreichen werde, der Freiherr blieb aber bei ſeinem Vorſatz, und meinte, daß in ſolchen Verfügungen, die nicht durch die Stiftungsurkunde ſanktionirt worden, der todte Wille des Dahingeſchiedenen weichen müſſe. Er gab dabei zu verſtehen, daß es ſeine Pflicht ſey, den Aufenthalt in R..ſitten ſo zu verſchönern, als es nur Klima, Boden und Umgebung zulaſſe, da er gedenke, in kurzer Zeit als ſein innig geliebtes Weib ein Weſen heimzuführen, die in jeder Hinſicht der größten Opfer würdig ſey.

Die geheimnißvolle Art, wie der Freiherr ſich über das vielleicht ſchon insgeheim geſchloſſene Bündniß äußerte, ſchnitt dem Juſtitiarius jede weitere Frage ab, indeſſen fand er ſich durch die Entſcheidung des Freiherrn in ſofern beruhigt, als er wirklich in ſeinem Streben nach Reichthum mehr die Begier, eine geliebte Perſon das ſchönere Vaterland, dem ſie entſagen mußte, ganz vergeſſen zu laſſen, als eigentlichen Geiz, finden wollte. Für geizig, wenigſtens für unausſtehlich habſüchtig mußte er ſonſt den Baron halten, der, im Golde wühlend, die alten Friedrichsd'or beäugelnd, ſich nicht enthalten konnte, mürriſch aufzufahren: „Der alte Halunke hat uns gewiß den reichſten Schatz verſchwiegen, aber künftigen Frühling laß ich den Thurm ausräumen unter meinen Augen.“ —

Baumeiſter kamen, mit denen der Freiherr weitläuftig überlegte, wie mit dem Bau am zweckmäßigſten zu verfahren ſey. Er verwarf Zeichnung auf Zeichnung, keine Architektur war ihm reich, großartig genug. Nun fing er an, ſelbſt zu zeichnen, und, aufgeheitert durch dieſe Beſchäftigungen, die ihm beſtändig das ſonnenhelle Bild der glücklichſten Zukunft vor Augen ſtellten, erfaßte ihn eine frohe Laune, die oft an Ausgelaſſenheit anſtreifte, und die er allen mitzutheilen wußte. Seine Freigebigkeit, die Opulenz ſeiner Bewirthung, widerlegte wenigſtens jeden Verdacht des Geizes. Auch Daniel ſchien nun ganz jenen Tort, der ihm geſchehen, vergeſſen zu haben. Er betrug ſich ſtill und demüthig gegen den Freiherrn, der ihn, des Schatzes in der Tiefe halber, oft mit mißtrauiſchen Blicken verfolgte. Was aber allen wunderbar vorkam, war, daß der Alte ſich zu verjüngen ſchien von Tage zu Tage. Es mochte ſeyn, daß ihn der Schmerz um den alten Herrn tief gebeugt hatte, und er nun den Verluſt zu verſchmerzen begann, wohl aber auch, daß er nun nicht, wie ſonſt, kalte Nächte ſchlaflos auf dem Thurm zubringen, und beſſere Koſt, guten Wein, wie es ihm gefiel, genießen durfte, genug, aus dem Greiſe ſchien ein rüſtiger Mann werden zu wollen mit rothen Wangen und wohlgenährtem Körper, der kräftig auftrat, und mit lauter Stimme mitlachte, wo es einen Spaß gab. — Das luſtige Leben in R..ſitten wurde durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, von dem man hätte denken ſollen, er gehöre nun gerade hin. Wolfgangs jüngerer Bruder, Hubert, war dieſer Mann, bei deſſen Anblick Wolfgang, im Antlitz den bleichen Tod, laut aufſchrie: „Unglücklicher, was willſt du hier!“ — Hubert ſtürzte dem Bruder in die Arme, dieſer faßte ihn aber, und zog ihn mit ſich fort und hinauf in ein entferntes Zimmer, wo er ſich mit ihm einſchloß. Mehrere Stunden blieben beide zuſammen, bis endlich Hubert herab kam mit verſtörtem Weſen, und nach ſeinen Pferden rief. Der Juſtitiarius trat ihm in den Weg, er wollte vorüber; V., von der Ahnung ergriffen, daß vielleicht gerade hier ein tödtlicher Bruderzwiſt enden könne, bat ihn, wenigſtens ein Paar Stunden zu verweilen, und in dem Augenblick kam auch der Freiherr herab, laut rufend: „Bleibe hier, Hubert! — Du wirſt dich beſinnen!“ — Huberts Blicke heiterten ſich auf, er gewann Faſſung, und indem er den reichen Leibpelz, den er, ſchnell abgezogen, hinter ſich dem Bedienten zuwarf, nahm er V..s Hand, und ſprach, mit ihm in die Zimmer ſchreitend, mit einem verhöhnenden Lächeln: „Der Majoratsherr will mich doch alſo hier leiden.“ V. meinte, daß gewiß ſich jetzt das unglückliche Mißverſtändniß löſen werde, welches nur bei getrenntem Leben habe gedeihen können. Hubert nahm die ſtählerne Zange, die beim Kamin ſtand, zur Hand, und indem er damit ein äſtiges, dampfendes Stück Holz auseinander klopfte, und das Feuer beſſer aufſchürte, ſprach er zu V.: „Sie merken, Herr Juſtitiarius, daß ich ein gutmüthiger Menſch bin, und geſchickt zu allerlei häuslichen Dienſten. Aber Wolfgang iſt voll der wunderlichſten Vorurtheile, und — ein kleiner Geizhals.“ — V. fand es nicht gerathen, weiter in das Verhältniß der Brüder einzudringen, zumal Wolfgangs Geſicht, ſein Benehmen, ſein Ton den durch Leidenſchaften jeder Art im Innerſten zerriſſenen Menſchen ganz deutlich zeigte.

Um des Freiherrn Entſchlüſſe in irgend einer das Majorat betreffenden Angelegenheit zu vernehmen, ging V. noch am ſpäten Abend hinauf in ſein Gemach. Er fand ihn, wie er die Arme über den Rücken zuſammengeſchränkt, ganz verſtört mit großen Schritten das Zimmer maß. Er blieb ſtehen als er endlich den Juſtitiarius erblickte, faßte ſeine beiden Händen, und düſter ihm ins Auge ſchauend, ſprach er mit gebrochener Stimme: „Mein Bruder iſt gekommen! — Ich weiß,“ fuhr er fort, als V. kaum den Mund zur Frage geöffnet, „ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ach, Sie wiſſen nichts. Sie wiſſen nicht, daß mein unglücklicher Bruder — ja unglücklich nur will ich ihn nennen — daß er, wie ein böſer Geiſt, mir überall in den Weg tritt, und meinen Frieden ſtört. An ihm liegt es nicht, daß ich nicht unausſprechlich elend wurde, er that das Seinige dazu, doch der Himmel wollt' es nicht — Seit der Zeit, daß die Stiftung des Majorats bekannt wurde, verfolgt er mich mit tödtlichem Haß. Er beneidet mich um das Beſitzthum, das in ſeinen Händen wie Spreu verflogen wäre. Er iſt der wahnſinnigſte Verſchwender, den es giebt. Seine Schuldenlaſt überſteigt bei weitem die Hälfte des freien Vermögens in Curland, die ihm zufällt, und nun, verfolgt von Gläubigern, die ihn quälen, eilt er her, und bettelt um Geld.“ — „Und Sie, der Bruder, verweigern“ — wollte ihm V. in die Rede fallen, doch der Freiherr rief, indem er V..s Hände fahren ließ, und einen ſtarken Schritt zurücktrat, laut und heftig: „Halten Sie ein! — ja! ich verweigere! Von den Einkünften des Majorats kann und werde ich keinen Thaler verſchenken! — Aber hören Sie, welchen Vorſchlag ich dem Unſinnigen vor wenigen Stunden vergebens machte, und dann richten Sie über mein Pflichtgefühl. Das freie Vermögen in Curland iſt, wie Sie wiſſen, bedeutend, auf die mir zufallende Hälfte wollt' ich verzichten, aber zu Gunſten ſeiner Familie. Hubert iſt verheirathet in Curland an ein ſchönes armes Fräulein. Sie hat ihm Kinder erzeugt, und darbt mit ihnen. Die Güter ſollten adminiſtrirt, aus den Revenüen ihm die nöthigen Gelder zum Unterhalt angewieſen, die Gläubiger, vermöge Abkommens, befriedigt werden.

Aber was gilt ihm ein ruhiges, ſorgenfreies Leben, was gilt ihm Frau und Kind! — Geld, baares Geld in großen Summen will er haben, damit er in verruchtem Leichtſinn es verpraſſen könne! — Welcher Dämon hat ihm das Geheimniß mit den einhundert und funfzig tauſend Thalern verrathen, davon verlangt er die Hälfte nach ſeiner wahnſinnigen Weiſe, behauptend, dies Geld ſey, getrennt vom Majorat, als freies Vermögen zu achten — Ich muß und werde ihm dies verweigern, aber mir ahnt es, mein Verderben brütet er aus im Innern!" — So ſehr V. ſich auch bemühte, dem Freiherrn den Verdacht wider ſeinen Bruder auszureden, wobei er ſich freilich, uneingeweiht in die näheren Verhältniſſe, mit ganz allgemeinen moraliſchen, ziemlich flachen Gründen behelfen mußte, ſo gelang ihm dies doch ganz und gar nicht. Der Freiherr gab ihm den Auftrag, mit dem feindſeligen geldgierigen Hubert zu unterhandeln. V. that dies mit ſo viel Vorſicht, als ihm nur möglich war, und freute ſich nicht wenig, als Hubert endlich erklärte: „Mag es dann ſeyn, ich nehme die Vorſchläge des Majoratsherrn an, doch unter der Bedingung, daß er mir jetzt, da ich auf dem Punkt ſtehe, durch die Härte meiner Gläubiger, Ehre und guten Namen auf immer zu verlieren, tauſend Friedrichsd'or baar vorſchieße, und erlaube, daß ich künftig, wenigſtens einige Zeit hindurch, meinen Wohnſitz in dem ſchönen R..ſitten bei dem gütigen Bruder nehme." — „Nimmermehr!" ſchrie der Freiherr auf, als ihm V. dieſe Vorſchläge des Bruders hinterbrachte, „nimmermehr werde ich's zugeben, daß Hubert auch nur eine Minute in meinem Hauſe verweile, ſobald ich mein Weib hergebracht! — Gehen Sie, mein theurer Freund, ſagen Sie dem Friedensſtörer, daß er zweitauſend Friedrichsd'or haben ſoll, nicht als Vorſchuß, nein als Geſchenk, nur fort — fort!" V. wußte nun mit einem Mal, daß der Freiherr ſich ohne Wiſſen des Vaters ſchon verheirathet hatte, und daß in dieſer Heirath auch der Grund des Bruderzwiſtes liegen mußte. Hubert hörte ſtolz und gelaſſen den Juſtitiarius an, und ſprach, nachdem er geendet, dumpf und düſter: „Ich werde mich beſinnen, vor der Hand aber noch einige Tage hier bleiben!" — V. bemühte ſich, dem Unzufriedenen darzuthun, daß der Freiherr doch in der That alles thue, ihn durch die Abtretung des freien Vermögens, ſo viel als möglich, zu entſchädigen, und daß er über ihn ſich durchaus nicht zu beklagen habe, wenn er gleich bekennen müſſe, daß jede Stiftung, die den Erſtgebornen ſo vorwiegend begünſtige, und die andern Kinder in den Hintergrund ſtelle, etwas Gehäſſiges habe. Hubert riß, wie einer, der Luft machen will der beklemmten Bruſt, die Weſte von oben bis unten auf; die eine Hand in die offne Buſenkrauſe begraben, die andere in die Seite geſtemmt, drehte er ſich, mit einer raſchen Tänzerbewegung, auf einem Fuße um, und rief mit ſchneidender Stimme: „Bah! — das Gehäſſige wird geboren vom Haß" — dann ſchlug er ein gellendes Gelächter auf, und ſprach: „Wie gnädig doch der Majoratsherr dem armen Bettler ſeine Goldſtücke zuzuwerfen gedenkt." — V. ſah nun wohl ein, daß von völliger Ausſöhnung der Brüder gar nicht die Rede ſeyn könne.

Hubert richtete ſich in den Zimmern, die ihm in den Seitenflügeln des Schloſſes angewieſen worden, zu des Freiherrn Verdruß, auf recht langes Bleiben ein. Man bemerkte, daß er oft und lange mit dem Hausverwalter ſprach, ja daß dieſer ſogar zuweilen mit ihm auf die Wolfsjagd zog. Sonſt ließ er ſich wenig ſehen, und mied es ganz, mit dem Bruder allein zuſammen zu kommen, welches dieſem eben ganz recht war. V. fühlte das Drückende dieſes Verhältniſſes, ja er mußte ſich es ſelbſt geſtehen, daß die ganz beſondere unheimliche Manier Huberts in allem, was er ſprach und that, alle Luſt recht gefliſſentlich zerſtörend, eingriff. Jener Schreck des Freiherrn, als er den Bruder eintreten ſah, war ihm nun ganz erklärlich.

V. ſaß allein in der Gerichtsſtube unter den Akten, als Hubert eintrat, ernſter, gelaſſener, als ſonſt, und mit beinahe wehmüthiger Stimme ſprach: „ich nehme auch die letzten Vorſchläge des Bruders an, bewirken Sie, daß ich die zweitauſend Friedrichsd'or noch heute erhalte, in der Nacht will ich fort — zu Pferde — ganz allein" — „Mit dem Gelde?" frug V. — „Sie haben Recht, erwiderte Hubert, ich weiß, was Sie ſagen wollen — die Laſt! — Stellen Sie es in Wechſel auf Iſak Lazarus in K.! — Noch in dieſer Nacht will ich hin nach K. Es treibt mich von hier fort, der Alte hat ſeine böſen Geiſter hier hinein gehext!" — „Sprechen Sie von Ihrem Vater, Herr Baron?" frug V. ſehr ernſt. Huberts Lippen bebten, er hielt ſich an dem Stuhl feſt, um nicht umzuſinken, dann aber, ſich plötzlich ermannend, rief er: „Alſo noch heute, Herr Juſtitiarius," und wankte, nicht ohne Anſtrengung, zur Thür hinaus. „Er ſieht jetzt ein, daß keine Täuſchungen mehr möglich ſind, daß er nichts vermag gegen meinen feſten Willen," ſprach der Freiherr, indem er den Wechſel auf Iſak Lazarus in K. ausſtellte. Eine Laſt wurde ſeiner Bruſt entnommen durch die Abreiſe des feindlichen Bruders, lange war er nicht ſo froh geweſen, als bei der Abendtafel. Hubert hatte ſich entſchuldigen laſſen, alle vermißten ihn recht gern. —

V. wohnte in einem etwas abgelegenen Zimmer, deſſen Fenſter nach dem Schloßhofe herausgingen. In der Nacht fuhr er plötzlich auf aus dem Schlafe, und es war ihm, als habe ein fernes, klägliches Wimmern ihn aus dem Schlafe geweckt. Mochte er aber auch horchen, wie er wollte, es blieb alles todtenſtill, und ſo mußte er jenen Ton, der ihm in die Ohren geklungen, für die Täuſchung eines Traums halten. Ein ganz beſonderes Gefühl von Grauen und Angſt bemächtigte ſich ſeiner aber ſo ganz und gar, daß er nicht im Bette bleiben konnte. Er ſtand auf und trat ans Fenſter. Nicht lange dauerte es, ſo wurde das Schloßthor geöffnet, und eine Geſtalt, mit einer brennenden Kerze in der Hand, trat heraus und ſchritt über den Schloßhof. V. erkannte in der Geſtalt den alten Daniel, und ſah, wie er die Stallthür öffnete, in den Stall hinein ging, und bald darauf ein geſatteltes Pferd heraus brachte. Nun trat aus der Finſterniß eine zweite Geſtalt hervor, wohl eingehüllt in einen Pelz, eine Fuchsmütze auf dem Kopf. V. erkannte Hubert, der mit Daniel einige Minuten hindurch heftig ſprach, dann aber ſich zurückzog. Daniel führte das Pferd wieder in den Stall, verſchloß dieſen, und eben ſo die Thür des Schloſſes, nachdem er über den Hof, wie er gekommen, zurückgekehrt. — Hubert hatte wegreiten wollen, und ſich in dem Augenblick eines andern beſonnen, das war nun klar. Eben ſo aber auch, daß Hubert gewiß mit dem alten Hausverwalter in irgend einem gefährlichen Bündniſſe ſtand. V. konnte kaum den Morgen erwarten, um den Freiherrn von den Ereigniſſen der Nacht zu unterrichten. Es galt nun wirklich, ſich gegen Anſchläge des bösartigen Hubert zu waffnen, die ſich, wie V. jetzt überzeugt war, ſchon geſtern in ſeinem verſtörten Weſen kund gethan.

Andern Morgens zur Stunde, wenn der Freiherr aufzuſtehen pflegte, vernahm V. ein Hin- und Herrennen, Thür auf, Thür zu ſchlagen, ein verwirrtes Durcheinanderreden und Schreien. Er trat hinaus, und ſtieß überall auf Bediente, die, ohne auf ihn zu achten, mit leichenblaſſen Geſichtern ihm vorbei — Trepp auf — Trepp ab —

hinaus — hinein durch die Zimmer rannten. Endlich erfuhr er, daß der Freiherr vermißt, und ſchon Stunden lang vergebens geſucht werde. — In Gegenwart des Jägers hatte er ſich ins Bette gelegt, er mußte dann aufgeſtanden ſeyn, und ſich im Schlafrock und Pantoffeln, mit dem Armleuchter in der Hand, entfernt haben, denn eben dieſe Stücke wurden vermißt. V. lief, von düſterer Ahnung getrieben, in den verhängnißvollen Saal, deſſen Seitenkabinet, gleich dem Vater, Wolfgang zu ſeinem Schlafgemach gewählt hatte. Die Pforte zum Thurm ſtand weit offen, tief entſetzt ſchrie V. laut auf: „Dort in der Tiefe liegt er zerſchmettert!" — Es war dem ſo. Schnee war gefallen, ſo daß man von oben herab nur den zwiſchen den Steinen hervorragenden ſtarren Arm des Unglücklichen deutlich wahrnehmen konnte. Viele Stunden gingen hin, ehe es den Arbeitern gelang, mit Lebensgefahr, auf zuſammengebundenen Leitern, herab zu ſteigen, und dann den Leichnam an Stricken heraufzuziehen. Im Krampf der Todesangſt hatte der Baron den ſilbernen Armleuchter feſt gepackt, die Hand, die ihn noch feſt hielt, war der einzige unverſehrte Theil des ganzen Körpers, der ſonſt durch das Anprallen an die ſpitzen Steine auf das gräßlichſte zerſchellt worden.

Alle Furien der Verzweiflung im Antlitz ſtürzte Hubert herbei, als die Leiche eben hinaufgeborgen, und in dem Saal gerade an der Stelle auf einen breiten Tiſch gelegt worden, wo vor wenigen Wochen der alte Roderich lag. Niedergeſchmettert von dem gräßlichen Anblick heulte er: „Bruder — o mein armer Bruder — nein, das hab' ich nicht erfleht von den Teufeln, die über mir waren!" — V. erbebte vor dieſer verfänglichen Rede, es war ihm ſo, als müſſe er zufahren auf Hubert, als den Mörder ſeines Bruders. — Hubert lag von Sinnen auf dem Fußboden, man brachte ihn ins Bette, und er erholte ſich, nachdem er ſtärkende Mittel gebraucht, ziemlich bald. Sehr bleich, düſtern Gram im halb erloſchnen Auge, trat er dann bei V. ins Zimmer, und ſprach, indem er vor Mattigkeit, nicht fähig zu ſtehen, ſich langſam in einen Lehnſtuhl niederließ: „Ich habe meines Bruders Tod gewünſcht, weil der Vater ihm den beſten Theil des Erbes zugewandt durch eine thörigte Stiftung — jetzt hat er ſeinen Tod gefunden auf ſchreckliche Weiſe — ich bin Majoratsherr, aber mein Herz iſt zermalmt, ich kann, ich werde niemals glücklich ſeyn. Ich beſtätige Sie im Amte, Sie erhalten die ausgedehnteſten Vollmachten, Rückſichts der Verwaltung des Majorats, auf dem ich nicht zu hauſen vermag!" — Hubert verließ das Zimmer, und war in ein Paar Stunden ſchon auf dem Wege nach K. Es ſchien, daß der unglückliche Wolfgang in der Nacht aufgeſtanden war, und ſich vielleicht in das andere Kabinet, wo eine Bibliothek aufgeſtellt, begeben wollen. In der Schlaftrunkenheit verfehlte er die Thür, öffnete ſtatt derſelben die Pforte, ſchritt vor, und ſtürzte hinab. Dieſe Erklärung enthielt indeſſen immer viel Erzwungenes. Konnte der Baron nicht ſchlafen, wollte er ſich noch ein Buch aus der Bibliothek holen, um zu leſen, ſo ſchloß dieſes alle Schlaftrunkenheit aus, aber nur ſo war es möglich, die Thür des Kabinets zu verfehlen, und ſtatt dieſer die Pforte zu öffnen. Ueberdem war dieſe feſt verſchloſſen und mußte erſt mit vieler Mühe aufgeſchloſſen werden. „Ach," fing endlich, als V. dieſe Unwahrſcheinlichkeit vor verſammelter Dienerſchaft entwickelte, des Freiherrn Jäger, Franz geheißen, an: „Ach, lieber Herr Juſtitiarius, ſo hat es wohl ſich nicht zugetragen!" — „Wie denn anders?" fuhr ihn V. an. Franz, ein ehrlicher treuer Kerl, der ſeinem Herrn hätte ins Grab folgen mögen, wollte aber nicht vor den andern mit der Sprache heraus, ſondern behielt ſich vor, das, was er davon zu ſagen wiſſe, dem Juſtitiarius allein zu vertrauen. V. erfuhr nun, daß der Freiherr zu Franz ſehr oft von den vielen Schätzen ſprach, die da unten in dem Schutt begraben lägen, und daß er oft, wie vom böſen Geiſt getrieben, zur Nachtzeit noch die Pforte, zu der den Schlüſſel ihm Daniel hatte geben müſſen, öffnete und mit Sehnſucht hinabſchaute in die Tiefe nach den vermeintlichen Reichthümern. Gewiß war es nun wohl alſo, daß in jener verhängnißvollen Nacht der Freiherr, nachdem ihn der Jäger ſchon verlaſſen, noch einen Gang nach dem Thurm gemacht und ihn dort ein plötzlicher Schwindel erfaßt und herabgeſtürzt hatte. Daniel, der von dem entſetzlichen Tode des Freiherrn auch ſehr erſchüttert ſchien, meinte, daß es gut ſeyn würde, die gefährliche Pforte feſt vermauern zu laſſen, welches denn auch gleich geſchah. Freiherr Hubert von R., jetziger Majoratsbeſitzer, ging, ohne ſich wieder in R..ſitten ſehen zu laſſen, nach Curland zurück. V. erhielt alle Vollmachten, die zur unumſchränkten Verwaltung des Majorats nöthig waren. Der Bau des neuen Schloſſes unterblieb, wogegen ſo viel möglich das alte Gebäude in guten Stand geſetzt wurde. Schon waren mehrere Jahre verfloſſen, als Hubert zum erſtenmal zur ſpäten Herbſtzeit ſich in R..ſitten einfand, und nachdem er mehrere Tage mit V. in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen zugebracht, wieder nach Curland zurückging. Bei ſeiner Durchreiſe durch K. hatte er bei der dortigen Landesregierung ſein Teſtament niedergelegt.

Während ſeines Aufenthalts in R..ſitten ſprach der Freiherr, der in ſeinem tiefſten Weſen ganz geändert ſchien, viel von Ahnungen eines nahen Todes. Dieſe gingen wirklich in Erfüllung; denn er ſtarb ſchon das Jahr darauf. Sein Sohn, wie er Hubert geheißen, kam ſchnell herüber von Curland, um das reiche Majorat in Beſitz zu nehmen. Ihm folgten Mutter und Schweſter. Der Jüngling ſchien alle böſen Eigenſchaften der Vorfahren in ſich zu vereinen; er bewies ſich als ſtolz, hochfahrend, ungeſtüm, habſüchtig gleich in den erſten Augenblicken ſeines Aufenthalts in R..ſitten. Er wollte auf der Stelle vieles ändern laſſen, welches ihm nicht bequem, nicht gehörig ſchien; den Koch warf er zum Hauſe hinaus; den Kutſcher verſuchte er zu prügeln, welches aber nicht gelang, da der baumſtarke Kerl die Frechheit hatte, es nicht leiden zu wollen; kurz, er war im beſten Zuge, die Rolle des ſtrengen Majoratsherrn zu beginnen, als V. ihm mit Ernſt und Feſtigkeit entgegen trat, ſehr beſtimmt verſichernd: Kein Stuhl ſolle hier gerückt werden, keine Katze das Haus verlaſſen, wenn es ihr noch ſonſt darin gefalle, vor Eröffnung des Teſtaments. „Sie unterſtehen ſich hier, dem Majoratsherrn“ — fing der Baron an. V. ließ den vor Wuth ſchäumenden Jüngling jedoch nicht ausreden, ſondern ſprach, indem er ihn mit durchbohrenden Blicken maß: „Keine Uebereilung, Herr Baron! — Durchaus dürfen Sie hier nicht regieren wollen vor Eröffnung des Teſtaments; jetzt bin ich, ich allein hier Herr, und werde Gewalt mit Gewalt zu vertreiben wiſſen. — Erinnern Sie ſich, daß ich kraft meiner Vollmacht als Vollzieher des väterlichen Teſtaments, kraft der getroffenen Verfügungen des Gerichts berechtigt bin, Ihnen den Aufenthalt hier in R..ſitten zu verſagen, und ich rathe Ihnen, um das Unangenehme zu verhüten, ſich ruhig nach K. zu begeben.“ Der Ernſt des Gerichtshalters, der entſchiedene Ton, mit dem er ſprach, gab ſeinen Worten gehörigen Nachdruck, und ſo kam es, daß der junge Baron, der mit gar zu ſpitzigen Hörnern anlaufen wollte, wider den feſten V. die Schwäche ſeiner Waffen fühlte, und für gut fand, im Rückzuge ſeine Beſchämung mit einem höhniſchen Gelächter auszugleichen.

Drei Monate waren verfloſſen und der Tag gekommen, an dem, nach dem Willen des Verſtorbenen, das Teſtament in R., wo es niedergelegt worden, eröffnet werden ſollte. Außer den Gerichtsperſonen, dem Baron und V. befand ſich noch ein junger Menſch von edlem Anſehen in dem Gerichtsſaal, den V. mitgebracht, und den man, da ihm ein eingeknöpftes Aktenſtück aus dem Buſen hervorragte, für V..s Schreiber hielt. Der Baron ſah ihn, wie er es beinahe mit allen übrigen machte, über die Achſel an, und verlangte ſtürmiſch, daß man die langweilige überflüſſige Ceremonie nur ſchnell und ohne viele Worte und Schreiberei abmachen ſolle. Er begreife nicht, wie es überhaupt in dieſer Erbangelegenheit, wenigſtens Hinſichts des Majorats, auf ein Teſtament ankommen könne, und werde, in ſo fern hier irgend etwas verfügt ſeyn ſollte, es lediglich von ſeinem Willen abhängen, das zu beachten oder nicht. Hand und Siegel des verſtorbenen Vaters erkannte der Baron an, nachdem er einen flüchtigen mürriſchen Blick darauf geworfen, dann, indem der Gerichtsſchreiber ſich zum lauten Ableſen des Teſtaments anſchickte, ſchaute er gleichgültig nach dem Fenſter hin, den rechten Arm nachläſſig über die Stuhllehne geworfen, den linken Arm gelehnt auf den Gerichtstiſch, und auf deſſen grüner Decke mit den Fingern trommelnd. Nach einem kurzen Eingange erklärte der verſtorbene Freiherr Hubert von R., daß er das Majorat niemals als wirklicher Majoratsherr beſeſſen, ſondern daſſelbe nur Namens des einzigen Sohnes des verſtorbenen Freiherrn Wolfgang von R., nach ſeinem Großvater Roderich geheißen, verwaltet habe; dieſer ſey derjenige, dem nach der Familien-Succeſſion durch ſeines Vaters Tod das Majorat zugefallen. Die genaueſten Rechnungen über Einnahme und Ausgabe, über den vorzufindenden Beſtand u. ſ. w. würde man in ſeinem Nachlaß finden. Wolfgang von R., ſo erzählte Hubert in dem Teſtament, lernte auf ſeinen Reiſen in Genf das Fräulein Julie von St. Val kennen, und faßte eine ſolche heftige Neigung zu ihr, daß er ſich nie mehr von ihr zu trennen beſchloß. Sie war ſehr arm, und ihre Familie, unerachtet von gutem Adel, gehörte eben nicht zu den glänzendſten. Schon deshalb durfte er auf die Einwilligung des alten Roderich, deſſen ganzes Streben dahin ging, das Majorathaus auf alle nur mögliche Weiſe zu erheben, nicht hoffen. Er wagte es dennoch, von Paris aus dem Vater ſeine Neigung zu entdecken; was aber voraus zu ſehen, geſchah wirklich, indem der Alte beſtimmt erklärte, daß er ſchon ſelbſt die Braut für den Majoratsherrn erkohren, und von einer andern niemals die Rede ſeyn könne. Wolfgang, ſtatt, wie er ſollte, nach England hinüberzuſchiffen, kehrte unter dem Namen Born nach Genf zurück, und vermählte ſich mit Julien, die ihm nach Verlauf eines Jahres den Sohn gebahr, der mit dem Tode Wolfgangs Majoratsherr wurde. Darüber, daß Hubert, von der ganzen Sache unterrichtet, ſo lange ſchwieg und ſich ſelbſt als Majoratsherr gerirte, waren verſchiedene Urſachen angeführt, die ſich auf frühere Verabredung mit Wolfgang bezogen, indeſſen unzureichend und aus der Luft gegriffen ſchienen. —

Wie vom Donner gerührt ſtarrte der Baron den Gerichtsſchreiber an, der mit eintöniger ſchnarrender Stimme alles Unheil verkündete. Als er geendet, ſtand V. auf, nahm den jungen Menſchen, den er mitgebracht, bei der Hand, und ſprach, indem er ſich gegen die Anweſenden verbeugte: „Hier, meine Herren, habe ich die Ehre, Ihnen den Freiherrn Roderich von R., Majoratsherrn von R..ſitten vorzuſtellen!“ Baron Hubert blickte den Jüngling, der, wie vom Himmel gefallen, ihn um das reiche Majorat, um die Hälfte des freien Vermögens in Curland brachte, verhaltenen Grimm im glühenden Auge, an, drohte dann mit geballter Fauſt, und rannte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, zum Gerichtsſaal hinaus. Von den Gerichtsperſonen dazu aufgefordert, holte jetzt Baron Roderich die Urkunden hervor, die ihn als die Perſon, für die er ſich ausgab, legitimiren ſollten. Er überreichte den beglaubigten Auszug aus den Regiſtern der Kirche, wo ſein Vater ſich trauen laſſen, worin bezeugt wurde, daß an dem und dem Tage der Kaufmann Wolfgang Born, gebürtig aus K., mit dem Fräulein Julie von St. Val, in Gegenwart der genannten Perſonen, durch prieſterliche Einſegnung getraut worden. Eben ſo hatte er ſeinen Taufſchein (er war in Genf als von dem Kaufmann Born mit ſeiner Gemahlin Julie, geb. von St. Val, in gültiger Ehe erzeugtes Kind getauft worden), verſchiedene Briefe ſeines Vaters an ſeine ſchon längſt verſtorbene Mutter, die aber alle nur mit W. unterzeichnet waren.

V. ſah alle dieſe Papiere mit finſterm Geſichte durch, und ſprach, ziemlich bekümmert, als er ſie wieder zuſammenſchlug: „Nun, Gott wird helfen!“ —

Schon andern Tages reichte der Freiherr Hubert von R. durch einen Advokaten, den er zu ſeinem Rechtsfreunde erkohren, bei der Landesregierung in K. eine Vorſtellung ein, worin er auf nichts weniger antrug, als ſofort die Uebergabe des Majorats R..ſitten an ihn zu veranlaſſen. Es verſtehe ſich von ſelbſt, ſagte der Advokat, daß weder teſtamentariſch, noch auf irgend eine andere Weiſe, der verſtorbene Freiherr Hubert von R. habe über das Majorat verfügen können. Jenes Teſtament ſey alſo nichts anders, als die aufgeſchriebene und gerichtlich übergebene Ausſage, nach welcher der Freiherr Wolfgang von R. das Majorat an einen Sohn vererbt haben ſolle, der noch lebe, die keine höhere Beweiskraft, als jede andere irgend eines Zeugen haben, und alſo unmöglich die Legitimation des angeblichen Freiherrn Roderich von R. bewirken könne. Vielmehr ſey es die Sache dieſes Prätendenten, ſein vorgebliches Erbrecht, dem hiemit ausdrücklich widerſprochen werde, im Wege des Prozeſſes darzuthun, und das Majorat, welches jetzt nach dem Recht der Succeſſion dem Baron Hubert von R. zugefallen, zu vindiziren. Durch den Tod des Vaters ſey der Beſitz unmittelbar auf den Sohn übergegangen; es habe keiner Erklärung über den Erbſchaftsantritt bedurft, da der Majoratsfolge nicht entſagt werden könne, mithin dürfe der jetzige Majoratsherr in dem Beſitz nicht durch ganz illiquide Anſprüche turbirt werden. Was der Verſtorbene für Grund gehabt habe, einen andern Majoratsherrn aufzuſtellen, ſey ganz gleichgültig, nur werde bemerkt, daß er ſelbſt, wie aus den nachgelaſſenen Papieren erforderlichen Falls nachgewieſen werden könne, eine Liebſchaft in der Schweiz gehabt habe, und ſo ſey vielleicht der angebliche Brudersſohn der eigne, in einer verbotenen Liebe erzeugte, dem er in einem Anfall von Reue das reiche Majorat zuwenden wollen. —

So ſehr auch die Wahrſcheinlichkeit für die im Teſtament behaupteten Umſtände ſprach, ſo ſehr auch die Richter hauptſächlich die letzte Wendung, in der der Sohn ſich nicht ſcheute, den Verſtorbenen eines Verbrechens anzuklagen, empörte, ſo blieb doch die Anſicht der Sache, wie ſie aufgeſtellt worden, die richtige, und nur den raſtloſen Bemühungen V..s, der beſtimmten Verſicherung, daß der die Legitimation des Freiherrn Roderich von R. bewirkende Beweis in kurzer Zeit auf das bündigſte geführt werden ſolle, konnte es gelingen, daß die Uebergabe des Majorats noch ausgeſetzt und die Fortdauer der Adminiſtration bis nach entſchiedener Sache verfügt wurde.

V. ſah nur zu gut ein, wie ſchwer es ihm werden würde, ſein Verſprechen zu halten. Er hatte alle Briefſchaften des alten Roderich durchſtöbert, ohne die Spur eines Briefes oder ſonſt eines Aufſatzes zu finden, der Bezug auf jenes Verhältniß Wolfgangs mit dem Fräulein von St. Val gehabt hätte. Gedankenvoll ſaß er in R..ſitten in dem Schlafkabinett des alten Roderich, das er ganz durchſucht, und arbeitete an einem Aufſatze für den Notar in Genf, der ihm als ein ſcharfſinniger thätiger Mann empfohlen worden, und der ihm einige Notizen ſchaffen ſollte, die die Sache des jungen Freiherrn ins Klare bringen konnten. — Es war Mitternacht worden, der Vollmond ſchien hell hinein in den anſtoßenden Saal, deſſen Thür offen ſtand. Da war es, als ſchritte jemand langſam und ſchwer die Treppe herauf, und klirre und klappere mit Schlüſſeln. V. wurde aufmerkſam, er ſtand auf, ging in den Saal, und vernahm deutlich, daß jemand ſich durch den Flur der Thür des Saals nahte. Bald darauf wurde dieſe geöffnet, und ein Menſch mit leichenblaſſem entſtellten Antlitz, in Nachtkleidern, in der einen Hand den Armleuchter mit brennenden Kerzen, in der andern den großen Schlüſſelbund, trat langſam hinein. V. erkannte augenblicklich den Hausverwalter, und war im Begriff, ihm zuzurufen, was er ſo ſpät in der Nacht wolle, als ihn in dem ganzen Weſen des Alten, in dem zum Tode erſtarrten Antlitz etwas unheimliches, geſpenſtiſches mit Eiskälte anhauchte. Er erkannte, daß er einen Nachtwandler vor ſich habe. Der Alte ging mit gemeſſenen Schritten quer durch den Saal, gerade los auf die vermauerte Thür, die ehemals zum Thurm führte. Dicht vor derſelben blieb er ſtehen, und ſtieß aus tiefer Bruſt einen heulenden Laut aus, der ſo entſetzlich in dem ganzen Saale wiederhallte, daß V. erbebte vor Grauſen. Dann, den Armleuchter auf den Fußboden geſtellt, den Schlüſſelbund an den Gürtel gehängt, fing Daniel an mit beiden Händen an der Mauer zu kratzen, daß bald das Blut unter den Nägeln hervorquoll, und dabei ſtöhnte er und ächzte, wie gepeinigt von einer namenloſen Todesqual. Nun legte er das Ohr an die Mauer, als wolle er irgend etwas erlauſchen, dann winkte er mit der Hand, wie jemanden beſchwichtigend, bückte ſich, den Armleuchter wieder vom Boden aufhebend, und ſchlich mit leiſen gemeſſenen Schritten nach der Thür zurück. V. folgte ihm behutſam mit dem Leuchter in der Hand. Es ging die Treppe herab, der Alte ſchloß

Univ. Bibl.
München

die große Hauptthür des Schloſſes auf, B. ſchlüpfte geſchickt hindurch; nun begab er ſich nach dem Stall, und nachdem er zu B..s tiefem Erſtaunen den Armleuchter ſo geſchickt hingeſtellt hatte, daß das ganze Gebäude genugſam erhellt wurde, ohne irgend eine Gefahr, holte er Sattel und Zaum herbei, und rüſtete mit großer Sorglichkeit den Gurt feſt, die Steigbügel hinaufſchnallend, ein Pferd aus, das er losgebunden von der Krippe. Nachdem er noch ein Büſchel Haare über den Stirnriemen weg durch die Hand gezogen, nahm er, mit der Zunge ſchnalzend und mit der einen Hand ihm den Hals klopfend, das Pferd beim Zügel und führte es heraus. Draußen im Hofe blieb er einige Sekunden ſtehen in der Stellung, als erhalte er Befehle, die er kopfnickend auszuführen verſprach. Dann führte er das Pferd zurück in den Stall, ſattelte es wieder ab, und band es an die Krippe. Nun nahm er den Armleuchter, verſchloß den Stall, kehrte in das Schloß zurück, und verſchwand endlich in ſein Zimmer, das er ſorgfältig verriegelte. B. fühlte ſich von dieſem Auftritt im Innerſten ergriffen, die Ahnung einer entſetzlichen That erhob ſich vor ihm wie ein ſchwarzes hölliſches Geſpenſt, das ihn nicht mehr verließ. Ganz erfüllt von der bedrohlichen Lage ſeines Schützlings, glaubte er wenigſtens das, was er geſehen, nützen zu müſſen zu ſeinem Beſten. Andern Tages, es wollte ſchon die Dämmerung einbrechen, kam Daniel in ſein Zimmer, um irgend eine ſich auf den Hausſtand beziehende Anweiſung einzuholen. Da faßte ihn B. bei beiden Aermen, und fing an, indem er ihn zutraulich in den Seſſel niederdrückte: „Höre, alter Freund Daniel! lange habe ich dich fragen wollen, was hältſt du denn von dem verworrenen Kram, den uns Huberts ſonderbares Teſtament über den Hals gebracht hat? — Glaubſt du denn wohl, daß der junge Menſch wirklich Wolfgangs in rechtsgültiger Ehe erzeugter Sohn iſt?“ Der Alte, ſich über die Lehne des Stuhls wegbeugend und B..s ſtarr auf ihn gerichteten Blicken ausweichend, rief mürriſch: „Pah! — er kann es ſeyn; er kann es auch nicht ſeyn. Was ſchierts mich, mag nun hier Herr werden, wer da will.“ — „Aber ich meine,“ fuhr B. fort, indem er dem Alten näher rückte, und die Hand auf ſeine Schulter legte, „aber ich meine, da du des alten Freiherrn ganzes Vertrauen hatteſt, ſo verſchwieg er dir gewiß nicht die Verhältniſſe ſeiner Söhne. Er erzählte dir von dem Bündniß, das Wolfgang wider ſeinen Willen geſchloſſen?“ — „Ich kann mich auf dergleichen gar nicht beſinnen,“ erwiderte der Alte, indem er auf ungezogene Art laut gähnte. — „Du biſt ſchläfrig, Alter, ſprach B., haſt du vielleicht eine unruhige Nacht gehabt?“ — „Daß ich nicht wüßte,“ entgegnete der Alte froſtig, „aber ich will nun gehen und das Abendeſſen beſtellen.“ Hiemit erhob er ſich ſchwerfällig vom Stuhl, indem er ſich den gekrümmten Rücken rieb und abermals und zwar noch lauter gähnte als zuvor. „Bleibe doch noch Alter,“ rief B. indem er ihn bei der Hand ergriff und zum Sitzen nöthigen wollte, der Alte blieb aber vor dem Arbeitstiſch ſtehen, auf den er ſich mit beiden Händen ſtemmte, den Leib übergebogen nach B. hin, und mürriſch fragend: „Nun was ſolls denn, was ſchiert mich das Teſtament, was ſchiert mich der Streit um das Majorat“ — „Davon,“ fiel ihm B. in die Rede, „wollen wir auch gar nicht mehr ſprechen: von ganz etwas Anderm, lieber Daniel! — Du biſt mürriſch, du gähnſt, das alles zeugt von beſonderer Abſpannung und nun möcht' ich beinahe glauben, daß du es wirklich geweſen biſt, in dieſer Nacht.“ — „Was bin ich geweſen in dieſer Nacht?“ frug der Alte in ſeiner Stellung verharrend. „Als ich,“ ſprach B. weiter, „geſtern Mitternacht dort oben in dem Kabinett des alten Herrn neben dem großen Saal ſaß, kamſt du zur Thüre herein, ganz ſtarr und bleich, ſchritteſt auf die zugemauerte Thür los, kratzteſt mit beiden Händen an der Mauer und ſtöhnteſt, als wenn du große Qualen empfändeſt. Biſt du denn ein Nachtwandler, Daniel?“ Der Alte ſank zurück in den Stuhl, den ihm B. ſchnell unterſchob. Er gab keinen Laut von ſich, die tiefe Dämmerung ließ ſein Geſicht nicht erkennen, B. bemerkte nur, daß er kurz Athem holte und mit den Zähnen klapperte. — „Ja,“ fuhr B. nach kurzem Schweigen fort, „ja es iſt ein eignes Ding mit den Nachtwandlern. Andern Tages wiſſen ſie von dieſem ſonderbaren Zuſtande, von Allem, was ſie wie in vollem Wachen begonnen haben, nicht das allermindeſte.“ — Daniel blieb ſtill. — „Aehnliches,“ ſprach B. weiter, „wie geſtern mit dir, habe ich ſchon erlebt. Ich hatte einen Freund, der ſtellte, ſo wie du, trat der Vollmond ein, regelmäßig nächtliche Wanderungen an. Ja, manchmal ſetzte er ſich hin und ſchrieb Briefe. Am merkwürdigſten war es aber, daß, fing ich an ihm ganz leiſe ins Ohr zu flüſtern, es mir bald gelang ihn zum Sprechen zu bringen. Er antwortete gehörig auf alle Fragen und ſelbſt das, was er im Wachen ſorglich verſchwiegen haben würde, floß nun unwillkürlich, als könne er der Kraft nicht widerſtehen, die auf ihn einwirkte, von ſeinen Lippen. — Der Teufel! ich glaube, verſchwiege ein Mondſüchtiger irgend eine begangene Unthat noch ſo lange, man könnte ſie ihm abfragen in dem ſeltſamen Zuſtande. — Wohl dem, der ein reines Gewiſſen hat, wie wir beide, guter Daniel, wir können ſchon immer Nachtwandler ſeyn, uns wird man kein Verbrechen abfragen. — Aber höre Daniel, gewiß willſt du herauf in den aſtronomiſchen Thurm, wenn du ſo abſcheulich an der zugemauerten Thüre kratzeſt? — Du willſt gewiß laboriren wie der alte Roderich? — Nun, das werd' ich dir nächſtens abfragen!“ — Der Alte hatte, während V. dieſes ſprach, immer ſtärker und ſtärker gezittert, jetzt flog ſein ganzer Körper von heilloſem Krampf hin und hergeworfen, und er brach aus in ein gellendes, unverſtändiges Geplapper. V. ſchellte die Diener herauf. Man brachte Lichter, der Alte ließ nicht nach, wie ein willkürlos bewegtes Automat hob man ihn auf und brachte ihn ins Bette. Nachdem beinahe eine Stunde dieſer heilloſe Zuſtand gedauert, verfiel er in tiefer Ohnmacht ähnlichen Schlaf. Als er erwachte, verlangte er Wein zu trinken, und als man ihm dieſen gereicht, trieb er den Diener, der bei ihm wachen wollte, fort und verſchloß ſich, wie gewöhnlich, in ſein Zimmer. V. hatte wirklich beſchloſſen, den Verſuch anzuſtellen, in dem Augenblick als er davon gegen Daniel ſprach, wiewohl er ſich ſelbſt geſtehen mußte, einmal, daß Daniel, vielleicht erſt jetzt von ſeiner Mondſucht unterrichtet, alles anwenden werde, ihm zu entgehen, dann aber, daß Geſtandniſſe in dieſem Zuſtande abgelegt eben nicht geeignet ſeyn würden, darauf weiter fortzubauen. Dem unerachtet begab er ſich gegen Mitternacht in den Saal, hoffend, daß Daniel, wie es in dieſer Krankheit geſchieht, gezwungen werden würde, willkürlos zu handeln. Um Mitternacht erhob ſich ein großer Lärm auf dem Hofe. V. hörte deutlich ein Fenſter einſchlagen, er eilte herab und als er die Gänge durchſchritt, wallte ihm ein ſtinkender Dampf entgegen, der, wie er bald gewahrte, aus dem geöffneten Zimmer des Hausverwalters herausquoll. Dieſen brachte man eben todtſtarr herausgetragen, um ihn in einem andern Zimmer in's Bette zu legen. Um Mitternacht wurde ein Knecht, ſo erzählten die Diener, durch ein ſeltſames dumpfes Pochen geweckt, er glaubte dem Alten ſei etwas zugeſtoßen und ſchickte ſich an aufzuſtehen, um ihm zu Hülfe zu kommen, als der Wächter auf dem Hofe laut rief: Feuer, Feuer! in der Stube des Herrn Verwalters brennts lichterloh! — Auf dies Geſchrei waren gleich mehrere Diener bei der Hand, aber alles Mühen die Thür des Zimmers einzubrechen, blieb umſonſt. Nun eilten ſie heraus auf den Hof, aber der entſchloſſene Wächter hatte ſchon das Fenſter des niedrigen, im Erdgeſchoſſe befindlichen Zimmers eingeſchlagen und die brennenden Gardinen herabgeriſſen, worauf ein Paar hineingegoſſene Eimer Waſſer den Brand augenblicklich löſchten. Den Hausverwalter fand man mitten im Zimmer auf der Erde liegend in tiefer Ohnmacht. Er hielt noch feſt den Armleuchter in der Hand, deſſen brennende Kerzen die Gardinen erfaßt, und ſo das Feuer veranlaßt hatten. Brennende herabfallende Lappen hatten dem Alten die Augenbraunen und ein gut Theil Kopfhaare weggeſengt. Bemerkte der Wächter nicht das Feuer, ſo hätte der Alte hülflos verbrennen müſſen. Zu nicht geringer Verwunderung fanden die Diener, daß die Thür des Zimmers von innen durch zwei ganz neu angeſchrobene Riegel, die noch den Abend vorher nicht da geweſen, verwahrt war. V. ſah ein, daß der Alte ſich hatte das Hinausſchreiten aus dem Zimmer unmöglich machen wollen; widerſtehen konnte er dem blinden Triebe nicht. Der Alte verfiel in eine ernſte Krankheit; er ſprach nicht, er nahm nur wenig Nahrung zu ſich und ſtarrte, wie feſt geklammert von einem entſetzlichen Gedanken, mit Blicken, in denen ſich der Tod malte, vor ſich hin. V. glaubte, daß der Alte von dem Lager nicht erſtehen werde. Alles, was ſich für ſeinen Schützling thun ließ, hatte V. gethan, er mußte ruhig den Erfolg abwarten, und wollte deshalb nach K. zurück. Die Abreiſe war für den folgenden Morgen beſtimmt. V. packte ſpät Abends ſeine Scripturen zuſammen, da fiel ihm ein kleines Packet in die Hände, welches ihm der Freiherr Hubert von R. verſiegelt und mit der Aufſchrift: Nach Eröffnung meines Teſtaments zu leſen, zugeſtellt und das er unbegreiflicher Weiſe noch nicht beachtet hatte. Er war im Begriff dieſes Packet zu entſiegeln, als die Thür aufging und mit leiſen geſpenſtiſchen Schritten Daniel hereintrat. Er legte eine ſchwarze Mappe, die er unter dem Arm trug, auf den Schreibtiſch, dann mit einem tiefen Todesſeufzer auf beide Knie ſinkend, V..s Hände mit den ſeinen krampfhaft faſſend, ſprach er hohl und dumpf, wie aus tiefem Grabe: Auf dem Schaffott ſtürb' ich nicht gern! — der dort oben richtet! — dann richtete er ſich unter angſtvollem Keuchen mühſam auf und verließ das Zimmer, wie er gekommen.

V. brachte die ganze Nacht hin, alles das zu leſen, was die ſchwarze Mappe und Huberts Packet enthielt. Beides hing genau zuſammen, und beſtimmte von ſelbſt die weitern Maßregeln, die nun zu ergreifen. So wie V. in K. angekommen, begab er ſich zum Freiherrn Hubert von R., der ihn mit rauhem Stolz empfing. Die merkwürdige Folge einer Unterredung, welche Mittags anfing und bis ſpät in die Nacht hinein ununterbrochen fortdauerte, war aber, daß der Freiherr andern Tages vor Gericht erklärte, daß er den Prätendenten des Majorats dem Teſtamente ſeines Vaters gemäß für den in rechtsgültiger Ehe von dem älteſten Sohn des Freiherrn Roderich von R., Wolfgang von R. mit dem Fräulein Julie von St. Val erzeugten Sohn, mithin für den rechtsgültig legitimirten Majorats-Erben anerkenne. Als er von dem Gerichtsſaal herabſtieg, ſtand ſein Wagen mit Poſtpferden vor der Thür, er reiſte ſchnell ab und ließ Mutter und Schweſter zurück. Sie würden ihn vielleicht nie wieder ſehen, hatte er ihnen mit andern räthſelhaften Aeußerungen geſchrieben. Roderichs Erſtaunen über dieſe Wendung, die die Sache nahm, war nicht gering, er drang in V. ihm doch nur zu erklären, wie dies Wunder habe bewirkt werden können, welche geheimnißvolle Macht im Spiele ſey. V. vertröſtete ihn indeſſen auf künftige Zeiten, und zwar, wenn er Beſitz genommen haben würde von dem Majorat. Die Uebergabe des Majorats konnte nämlich deshalb nicht geſchehen, weil nun die Gerichte, nicht befriedigt durch jene Erklärung Huberts, außerdem die vollſtändige Legitimation Roderichs verlangten. V. bot dem Freiherrn die Wohnung in R..ſitten an, und ſetzte hinzu: daß Huberts Mutter und Schweſter, durch ſeine ſchnelle Abreiſe in augenblickliche Verlegenheit geſetzt, den ſtillen Aufenthalt auf dem Stammgute der geräuſchvollen theuren Stadt vorziehen würden. Das Entzücken, womit Roderich den Gedanken ergriff, mit der Baronin und ihrer Tochter wenigſtens eine Zeitlang unter einem Dache zu wohnen, bewies, welchen tiefen Eindruck Seraphine, das holde, anmuthige Kind, auf ihn gemacht hatte. In der That wußte der Freiherr ſeinen Aufenthalt in R..ſitten ſo gut zu benutzen, daß er, wenige Wochen waren vergangen, Seraphinens innige Liebe und der Mutter beifällig Wort zur Verbindung mit ihr gewonnen hatte. Dem V. war das Alles zu ſchnell, da bis jetzt Roderichs Legitimation als Majoratsherr von R..ſitten noch immer zweifelhaft geblieben. Briefe aus Curland unterbrachen das Idyllenleben auf dem Schloſſe. Hubert hatte ſich gar nicht auf den Gütern ſehen laſſen, ſondern war unmittelbar nach Petersburg gegangen, dort in Militärdienſte getreten, und ſtand jetzt im Felde gegen die Perſer, mit denen Rußland gerade im Kriege begriffen. Dies machte die ſchnelle Abreiſe der Baronin mit ihrer Tochter nach den Gütern, wo Unordnung und Verwirrung herrſchte, nöthig. Roderich, der ſich ſchon als den aufgenommenen Sohn betrachtete, unterließ nicht die Geliebte zu begleiten und ſo wurde, da V. ebenfalls nach K. zurückkehrte, das Schloß einſam, wie vorher. Des Hausverwalters böſe Krankheit wurde ſchlimmer und ſchlimmer, ſo daß er nicht mehr daraus zu erſtehen glaubte, ſein Amt wurde einem alten Jäger, Wolfgangs treuem Diener, Franz geheißen, übertragen. Endlich nach langem Harren erhielt V. die günſtigſten Nachrichten aus der Schweiz. Der Pfarrer, der Wolfgangs Trauung vollzogen, war längſt geſtorben, indeſſen fand ſich in dem Kirchenbuche von ſeiner Hand notirt, daß derjenige, den er unter dem Namen Born mit dem Fräulein Julie St. Val ehelich verbunden, ſich bei ihm als Freiherr Wolfgang von R., älteſter Sohn des Freiherrn Roderich von R. auf R..ſitten, vollſtändig legitimirt habe. Außerdem wurden noch zwei Trauzeugen, ein Kaufmann in Genf, und ein alter franzöſiſcher Kapitän, der nach Lyon gezogen, ausgemittelt, denen Wolfgang ebenfalls ſich entdeckt hatte, und ihre eidlichen Ausſagen bekräftigten den Vermerk des Pfarrers im Kirchenbuche. Mit den in rechtlicher Form ausgefertigten Verhandlungen in der Hand führte nun V. den vollſtändigen Nachweis der Rechte ſeines Machtgebers und nichts ſtand der Uebergabe des Majorats im Wege, die im künftigen Herbſt erfolgen ſollte. Hubert war gleich in der erſten Schlacht, der er beiwohnte, geblieben, ihn hatte das Schickſal ſeines jüngern Bruders, der ein Jahr vor ſeines Vaters Tode ebenfalls im Felde blieb, getroffen; ſo fielen die Güter in Curland der Baroneſſe Seraphine von R. zu, und wurden eine ſchöne Mitgift für den überglücklichen Roderich.

Der November war angebrochen, als die Baronin, Roderich mit ſeiner Braut in R..ſitten anlangten. Die Uebergabe des Majorats erfolgte und dann Roderichs Verbindung mit Seraphinen. Manche

Woche verging im Taumel der Luſt, bis endlich die überſättigten Gäſte nach und nach das Schloß verließen zur großen Zufriedenheit V..s, der von R..ſitten nicht ſcheiden wollte, ohne den jungen Majoratsherrn auf das genaueſte einzuweihen in alle Verhältniſſe des neuen Beſitzthums. Mit der ſtrengſten Genauigkeit hatte Roderichs Oheim die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe geführt, ſo daß, da Roderich nur eine geringe Summe jährlich zu ſeinem Unterhalt bekam, durch die Ueberſchüſſe der Einnahme jenes baare Capital, das man in des alten Freiherrn Nachlaß vorfand, einen bedeutenden Zuſchuß erhielt. Nur in den erſten drei Jahren hatte Hubert die Einkünfte des Majorats in ſeinem Nutzen verwandt, darüber aber ein Schuldinſtrument ausgeſtellt und es auf den ihm zuſtehenden Antheil der Güter in Curland verſichern laſſen. — V. hatte ſeit der Zeit, als ihm Daniel als Nachtwandler erſchien, das Schlafgemach des alten Roderich zu ſeinem Wohnzimmer gewählt, um deſto ſicherer das erlauſchen zu können, was ihm Daniel nachher freiwillig offenbarte. So kam es, daß dies Gemach und der anſtoßende große Saal der Ort blieb, wo der Freiherr mit V. im Geſchäft zuſammenkam. Da ſaßen nun beide beim hellodernden Kaminfeuer an dem großen Tiſche, V. mit der Feder in der Hand, die Summen notirend und den Reichthum des Majoratsherrn berechnend, dieſer mit aufgeſtemmtem Arm hineinblinzelnd in die aufgeſchlagenen Rechnungsbücher, in die gewichtigen Dokumente. Keiner vernahm das dumpfe Brauſen der See, das Angſtgeſchrei der Möven, die das Unwetter verkündend im Hin- und Herflattern an die Fenſterſcheiben ſchlugen, keiner achtete des Sturms, der um Mitternacht heraufgekommen in wildem Toſen das Schloß durchſauſte, ſo daß alle Unkenſtimmen in den Caminen, in den engen Gängen erwachten und widerlich durcheinander pfiffen und heulten. Als endlich nach einem Windſtoß, vor dem der ganze Bau erdröhnte, plötzlich der ganze Saal im düſtern Feuer des Vollmonds ſtand, rief V.: „Ein böſes Wetter!“ — Der Freiherr, ganz vertieft in die Ausſicht des Reichthums, der ihm zugefallen, erwiderte gleichgültig, indem er mit zufriedenem Lächeln ein Blatt des Einnahmebuchs umſchlug: „In der That, ſehr ſtürmiſch.“ Aber wie fuhr er von der eiſigen Fauſt des Schreckens berührt in die Höhe, als die Thür des Saals aufſprang und eine bleiche, geſpenſtiſche Geſtalt ſichtbar wurde, die den Tod im Antlitz hineinſchritt. Daniel, den V.

ſo wie Jedermann in dieſer Krankheit ohnmächtig daliegend, nicht für fähig hielt ein Glied zu rühren, war es, der abermals von ſeiner Mondſucht befallen ſeine nächtliche Wanderung begonnen. Lautlos ſtarrte der Freiherr den Alten an, als dieſer nun aber unter angſtvollen Seufzern der Todesqual an der Wand kratzte, da faßte den Freiherrn tiefes Entſetzen. Bleich im Geſicht wie der Tod, mit emporgeſträubtem Haar ſprang er auf, ſchritt in bedrohlicher Stellung zu auf den Alten und rief mit ſtarker Stimme, daß der Saal erdröhnte: „Daniel! — Daniel! — was machſt du hier zu dieſer Stunde!“ Da ſtieß der Alte jenes grauenvolle heulende Gewimmer aus, gleich dem Todeslaut des getroffenen Thiers, wie damals, als ihm Wolfgang Gold für ſeine Treue bot, und ſank zuſammen. V. rief die Bedienten herbei, man hob den Alten auf, alle Verſuche ihn zu beleben blieben vergebens. Da ſchrie der Freiherr wie außer ſich: „Herr Gott! — Herr Gott! habe ich denn nicht gehört, daß Nachtwandler auf der Stelle des Todes ſeyn können, wenn man ſie beim Namen ruft? — Ich! — Ich Unglückſeligſter — ich habe den armen Greis erſchlagen! — Zeit meines Lebens habe ich keine ruhige Stunde mehr!“ — V., als die Bedienten den Leichnam fortgetragen und der Saal leer geworden, nahm den immerfort ſich anklagenden Freiherrn bei der Hand, führte ihn in tiefem Schweigen vor die zugemauerte Thür und ſprach: „Der hier todt zu Ihren Füßen niederſank, Freiherr Roderich, war der verruchte Mörder Ihres Vaters!“ — Als ſäh' er Geiſter der Hölle, ſtarrte der Freiherr den V. an. Dieſer fuhr fort: „Es iſt nun wohl an der Zeit, Ihnen das gräßliche Geheimniß zu enthüllen, das auf dieſem Unhold laſtete und ihn, den Fluchbeladenen, in den Stunden des Schlafs umhertrieb. Die ewige Macht ließ den Sohn Rache nehmen an dem Mörder des Vaters — Die Worte, die Sie dem entſetzlichen Nachtwandler in die Ohren donnerten, waren die letzten, die Ihr unglücklicher Vater ſprach!“ — Bebend, unfähig ein Wort zu ſprechen, hatte der Freiherr neben V., der ſich vor den Camin ſetzte, Platz genommen. V. fing mit dem Inhalt des Aufſatzes an, den Hubert für V. zurückgelaſſen und den er erſt nach Eröffnung des Teſtaments entſiegeln ſollte. Hubert klagte ſich mit Ausdrücken, die von der tiefſten Reue zeugten, des unverſöhnlichen Haſſes an, der in ihm gegen den ältern Bruder Wurzel faßte von dem Augenblick, als der alte Roderich das Majorat geſtiftet hatte. Jede Waffe war ihm entriſſen, denn wär' es ihm auch gelungen auf hämiſche Weiſe, den Sohn mit dem Vater zu entzweien, ſo blieb dies ohne Wirkung, da Roderich ſelbſt nicht ermächtigt war, dem älteſten Sohn die Rechte der Erſtgeburt zu entreißen, und es, wandte ſich auch ſein Herz und Sinn ganz ab von ihm, doch nach ſeinen Grundſätzen nimmermehr gethan hätte. Erſt als Wolfgang in Genf das Liebesverhältniß mit Julien von St. Val begonnen, glaubte Hubert den Bruder verderben zu können. Da fing die Zeit an, in der er im Einverſtändniſſe mit Daniel auf bübiſche Weiſe den Alten zu Entſchlüſſen nöthigen wollte, die den Sohn zur Verzweiflung bringen mußten.

Er wußte, daß nur die Verbindung mit einer der älteſten Familien des Vaterlandes nach dem Sinn des alten Roderich den Glanz des Majorats auf ewige Zeiten begründen konnte. Der Alte hatte dieſe Verbindung in den Geſtirnen geleſen und jedes frevelige Zerſtören der Conſtellation konnte nur Verderben bringen über die Stiftung. Wolfgangs Verbindung mit Julien erſchien in dieſer Art dem Alten ein verbrecheriſches Attentat, wider Beſchlüſſe der Macht gerichtet, die ihm beigeſtanden im irdiſchen Beginnen, und jeder Anſchlag, Julien, die wie ein dämoniſches Princip ſich ihm entgegengeworfen, zu verderben, gerechtfertigt. Hubert kannte des Bruders an Wahnſinn ſtreifende Liebe zu Julien, ihr Verluſt mußte ihn elend machen, vielleicht tödten, und um ſo lieber wurde er thätiger Helfershelfer bei den Plänen des Alten, als er ſelbſt ſträfliche Neigung zu Julien gefaßt und ſie für ſich zu gewinnen hoffte. Eine beſondere Schickung des Himmels wollt' es, daß die giftigſten Anſchläge an Wolfgangs Entſchloſſenheit ſcheiterten, ja daß es ihm gelang den Bruder zu täuſchen. Für Hubert blieb Wolfgangs wirklich vollzogene Ehe, ſo wie die Geburt eines Sohnes ein Geheimniß. Mit der Berahnung des nahen Todes kam dem alten Roderich zugleich der Gedanke, daß Wolfgang jene ihm feindliche Julie geheirathet habe; in dem Briefe, der dem Sohn befahl, am beſtimmten Tage nach R..ſitten zu kommen, um das Majorat anzutreten, fluchte er ihm, wenn er nicht jene Verbindung zerreißen werde. Dieſen Brief verbrannte Wolfgang bei der Leiche des Vaters.

An Hubert ſchrieb der Alte, daß Wolfgang Julien geheirathet habe, er werde aber dieſe Verbindung zerreißen. Hubert hielt dies für die Einbildung des träumeriſchen Vaters, erſchrak aber nicht wenig, als Wolfgang in R..ſitten ſelbſt mit vieler Freimüthigkeit die Ahnung des Alten nicht allein beſtätigte, ſondern auch hinzufügte, daß Julie ihm einen Sohn geboren, und daß er nun in kurzer Zeit Julien, die ihn bis jetzt für den Kaufmann Born aus M. gehalten, mit der Nachricht ſeines hohen Standes und ſeines reichen Beſitzthums hoch erfreuen werde. Selbſt wolle er hin nach Genf, um das geliebte Weib zu holen. Noch ehe er dieſen Entſchluß ausführen konnte, ereilte ihn der Tod. Hubert verſchwieg ſorglich was ihm von dem Daſein eines in der Ehe mit Julien erzeugten Sohnes bekannt und riß ſo das Majorat an ſich, das dieſem gebührte. Doch nur wenige Jahre waren vergangen, als ihn tiefe Reue ergriff. Das Schickſal mahnte ihn an ſeine Schuld auf furchterliche Weiſe durch den Haß der zwiſchen ſeinen beiden Söhnen mehr und mehr emporkeimte. „Du biſt ein armer dürftiger Schlucker,“ ſagte der älteſte, ein zwölfjähriger Knabe zu dem jüngſten, „aber ich werde, wenn der Vater ſtirbt, Majoratsherr von R..ſitten, und da mußt du demüthig ſein und mir die Hand küſſen, wenn ich dir Geld geben ſoll zum neuen Rock.“ — Der jüngſte, in volle Wuth gerathen über des Bruders höhnenden Stolz, warf das Meſſer, das er gerade in der Hand hatte, nach ihm hin und traf ihn beinahe zum Tode. Hubert, großes Unglück fürchtend, ſchickte den jüngſten fort nach Petersburg, wo er ſpäter als Offizier unter Suwarow wider die Franzoſen focht und blieb. Vor der Welt das Geheimniß ſeines unredlichen betrügeriſchen Beſitzes kund zu thun, davon hielt ihn die Scham, die Schande, die über ihn kommen würde, zurück, aber entziehen wollte er dem rechtmäßigen Beſitzer keinen Groſchen mehr. Er zog Erkundigungen ein in Genf, und erfuhr, daß die Frau Born, troſtlos über das unbegreifliche Verſchwinden ihres Mannes, geſtorben, daß aber der junge Roderich Born von einem wackern Mann, der ihn aufgenommen, erzogen werde. Da kündigte ſich Hubert unter fremdem Namen als Verwandter des auf der See umgekommenen Kaufmann Born an und ſchickte Summen ein, die hinreichten, den jungen Majoratsherrn ſorglich und anſtändig zu erziehen. Wie er die Ueberſchüſſe der Einkünfte des Majorats ſorgfältig ſammelte; wie er dann teſtamentariſch verfügte, iſt bekannt. Ueber den Tod ſeines Bruders ſprach Hubert in ſonderbaren räthſelhaften Ausdrücken, die ſo viel errathen ließen, daß es damit eine geheimnißvolle Bewandtniß haben mußte, und daß Hubert wenigſtens mittelbar Theil nahm an einer gräßlichen That. Der Inhalt der ſchwarzen Mappe klärte alles auf. Der verrätheriſchen Correſpondenz Huberts mit Daniel lag ein Blatt bei, das Daniel beſchrieben und unterſchrieben hatte. V. las ein Geſtändniß, vor dem ſein Innerſtes erbebte. Auf Daniels Veranlaſſung war Hubert nach R..ſitten gekommen, Daniel war es, der ihm von den gefundenen Einhundert und funfzigtauſend Reichsthalern geſchrieben. Man weiß, wie Hubert von dem Bruder aufgenommen wurde, wie er getäuſcht in allen ſeinen Wünſchen und Hoffnungen fort wollte, wie ihn V. zurückhielt. In Daniels Innerm kochte blutige Rache, die er zu nehmen hatte an dem jungen Menſchen, der ihn hatte ausſtoßen wollen, wie einen räudigen Hund. Der ſchürte und ſchürte an dem Brande, von dem der verzweifelnde Hubert verzehrt wurde. Im Föhrenwalde auf der Wolfsjagd, im Sturm und Schneegeſtöber wurden ſie einig über Wolfgangs Verderben. „Wegſchaffen“ — murmelte Hubert, indem er ſeitwärts wegblickte und die Büchſe anlegte. „Ja, wegſchaffen,“ grinzte Daniel, „aber nicht ſo, nicht ſo“ — Nun vermaß er ſich hoch und theuer, er werde den Freiherrn ermorden und kein Hahn ſolle darnach krähen. Hubert, als er endlich Geld erhalten, that der Anſchlag leid, er wollte fort, um jeder weitern Verſuchung zu widerſtehen. Daniel ſelbſt ſattelte in der Nacht das Pferd und führte es aus dem Stalle, als aber der Baron ſich aufſchwingen wollte, ſprach Daniel mit ſchneidender Stimme: „Ich dächte, Freiherr Hubert, du bliebſt auf dem Majorat, das dir in dieſem Augenblick zugefallen, denn der ſtolze Majoratsherr liegt zerſchmettert in der Gruft des Thurms!“ — Daniel hatte beobachtet, daß, von Goldburſt geplagt, Wolfgang oft in der Nacht aufſtand, vor die Thür trat, die ſonſt zum Thurme führte und mit ſehnſüchtigen Blicken hinabſchaute in die Tiefe, die nach Daniels Verſicherung noch bedeutende Schätze bergen ſollte. Darauf gefaßt ſtand in jener verhängnißvollen Nacht Daniel vor der Thüre des Saals. So wie er den Freiherrn die zum Thurme führende Thür öffnen hörte, trat er hinein und dem Freiherrn nach, der dicht an dem Abgrunde ſtand. Der Freiherr drehte ſich um und rief, als er den verruchten Diener, dem der Mord ſchon aus den Augen blitzte, gewahrte, entſetzt: „Daniel, Daniel, was machſt du hier zu dieſer Stunde!“ Aber da kreiſchte Daniel wild auf: „Hinab mit dir, du räudiger Hund,“ und ſchleuderte mit einem kräftigen Fußſtoß den

Unglücklichen hinunter in die Tiefe! — Ganz erſchüttert von der gräßlichen Unthat fand der Freiherr keine Ruhe auf dem Schloſſe, wo ſein Vater ermordet. Er ging auf ſeine Güter nach Curland und kam nur jedes Jahr zur Herbſtzeit nach R..ſitten. Franz, der alte Franz, behauptete, daß Daniel, deſſen Verbrechen er ahne, noch oft zur Zeit des Vollmonds ſpuke und beſchrieb den Spuk gerade ſo, wie ihn V. ſpäter erfuhr und bannte. — Die Entdeckung dieſer Umſtände, welche das Andenken des Vaters ſchändeten, trieb auch den jungen Freiherrn Hubert fort in die Welt.

So hatte der Großonkel Alles erzählt, nun nahm er meine Hand und ſprach, indem ihm volle Thränen in die Augen traten, mit ſehr weicher Stimme: „Vetter — Vetter — auch ſie, die holde Frau, hat das böſe Verhängniß, die unheimliche Macht, die dort auf dem Stammſchloſſe hauſet, ereilt! Zwei Tage nachdem wir R..ſitten verlaſſen, veranſtaltete der Freiherr zum Beſchluß eine Schlittenfahrt. Er ſelbſt fährt ſeine Gemahlin, doch, als es Thalabwärts geht, reißen die Pferde plötzlich auf unbegreifliche Weiſe ſcheu geworden aus in vollem wüthenden Schnauben und Toben. „Der Alte — der Alte iſt hinter uns her,“ ſchreit die Baronin auf mit ſchneidender Stimme! In dem Augenblick wird ſie durch einen Stoß, der den Schlitten umwirft, weit fortgeſchleudert. — Man findet ſie leblos — ſie iſt hin! — Der Freiherr kann ſich nimmer tröſten, ſeine Ruhe iſt die eines Sterbenden! — Nimmer kommen wir wieder nach R..ſitten, Vetter!“ —

Der alte Großonkel ſchwieg, ich ſchied von ihm mit zerriſſenem Herzen, und nur die Alles beſchwichtigende Zeit konnte den tiefen Schmerz lindern, in dem ich vergehen zu müſſen glaubte.

Jahre waren vergangen. V. ruhte längſt im Grabe, ich hatte mein Vaterland verlaſſen. Da trieb mich der Sturm des Krieges, der verwüſtend über ganz Deutſchland hinbrauſte, in den Norden hinein, fort nach Petersburg. Auf der Rückreiſe, nicht mehr weit von K., fuhr ich in einer finſtern Sommernacht dem Geſtade der Oſtſee entlang, als ich vor mir am Himmel einen großen funkelnden Stern erblickte. Näher gekommen gewahrte ich wohl an der rothen flackernden Flamme, daß das, was ich für einen Stern gehalten, ein ſtarkes Feuer ſeyn müſſe, ohne zu begreifen, wie es ſo hoch in den Lüften ſchweben könne. „Schwager! was iſt das für ein Feuer, dort vor uns?“ frug ich den Poſtillon. „Ei,“ erwiderte dieſer, „ei, das iſt kein Feuer, das iſt der Leuchtthurm von R..ſitten." R..ſitten! — ſo wie der Poſtillon den Namen nannte, ſprang in hellem Leben das Bild jener verhängnißvollen Herbſttage hervor, die ich dort verlebte. Ich ſah den Baron — Seraphinen, aber auch die alten wunderlichen Tanten, mich ſelbſt mit blankem Milchgeſicht, ſchön friſirt und gepudert, in zartes Himmelblau gekleidet — ja mich den Verliebten, der wie ein Ofen ſeufzt. mit Jammerlied auf ſeiner Liebſten Braue! — In der tiefen Wehmuth, die mich durchbebte, flackerten wie bunte Lichterchen V..s derbe Späße auf, die mir nun ergötzlicher waren als damals. So von Schmerz und wunderbarer Luſt bewegt. ſtieg ich am frühen Morgen in R..ſitten aus dem Wagen, der vor der Poſtexpedition hielt. Ich erkannte das Haus des Oekonomieinſpektors, ich frug nach ihm. „Mit Verlaub," ſprach der Poſtſchreiber, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und an der Nachtmütze ruckte, „mit Verlaub, hier iſt kein Oekonomieinſpektor, es iſt ein königliches Amt und der Herr Amtsrath belieben noch zu ſchlafen." Auf weiteres Fragen erfuhr ich, daß ſchon vor ſechszehn Jahren der Freiherr Roderich von R., der letzte Majoratsbeſitzer, ohne Deſzendenten geſtorben und das Majorat der Stiftungsurkunde gemäß dem Staate anheimgefallen ſey. — Ich ging hinauf nach dem Schloſſe, es lag in Ruinen zuſammengeſtürzt. Man hatte einen großen Theil der Steine zu dem Leuchtthurm benutzt, ſo verſicherte ein alter Bauer, der aus dem Föhrenwalde kam und mit dem ich mich ins Geſpräch einließ. Der wußte auch noch von dem Spuk zu erzählen, wie er auf dem Schloſſe gehauſt haben ſollte und verſicherte, daß noch jetzt ſich oft, zumal beim Vollmonde, grauenvolle Klagelaute in dem Geſtein hören ließen.

Armer alter, kurzſichtiger Roderich! welche böſe Macht beſchworſt du herauf, die den Stamm, den du mit feſter Wurzel für die Ewigkeit zu pflanzen gedachteſt, im erſten Aufkeimen zum Tode vergiftete.

Das Gelübde.

Am Michaelistage, eben als bei den Carmelitern die Abendhora eingeläutet wurde, fuhr ein mit vier Poſtpferden beſpannter ſtattlicher Reiſewagen, donnernd und raſſelnd durch die Gaſſen des kleinen polniſchen Gränzſtädtchens L., und hielt endlich ſtill vor der Hausthür des alten teutſchen Bürgermeiſters. Neugierig ſteckten die Kinder die Köpfe zum Fenſter heraus, aber die Hausfrau ſtand auf von ihrem Sitze und rief, indem ſie gar unmuthig ihr Nähzeug auf den Tiſch warf, dem Alten, der aus dem Nebenzimmer ſchnell eintrat, entgegen: „Schon wieder Fremde, die unſer ſtilles Haus für eine Gaſtwirthſchaft halten, das kommt aber von dem Wahrzeichen her. Warum haſt du auch die ſteinerne Taube über der Thür aufs neue vergolden laſſen?“ Der Alte lächelte ſchlau und bedeutſam ohne etwas zu erwidern; im Augenblick hatte er den Schlafrock abgeworfen, das Ehrenkleid, das vom Kirchgange her noch wohlgeburſtet über der Stuhllehne hing, angezogen, und ehe die ganz erſtaunte Frau den Mund zur Frage öffnen konnte, ſtand er ſchon, ſein Sammtmützchen unterm Arm, ſo daß ſein ſilberweißes Haupt in der Dämmerung hell aufſchimmerte, vor dem Kutſchenſchlage, den indeſſen ein Diener geöffnet. Eine ältliche Frau im grauen Reiſemantel ſtieg aus dem Wagen, ihr folgte eine hohe jugendliche Geſtalt mit dicht verhülltem Antlitz, die auf des Bürgermeiſters Arm geſtützt, in das Haus hinein mehr wankte als ſchritt, und kaum ins Zimmer getreten, wie halb entſeelt in den Lehnſtuhl ſank, den die Hausfrau auf des Alten Wink ſchnell herangerückt: Die ältere Frau ſprach leiſe und ſehr wehmüthig zu dem Bürgermeiſter: „Das arme Kind! — ich muß wohl noch einige Augenblicke bei ihr verweilen,“ damit machte ſie Anſtalt ihren Reiſemantel herunterzuziehen, worin ihr des Bürgermeiſters ältere Tochter beiſtand, ſo daß bald ihr Nonnengewand, ſo wie ein auf der Bruſt funkelndes Kreuz ſichtbar wurde, welches ſie als Aebtiſſin eines Ciſterzienſer Nonnenkloſters darſtellte. Die verhüllte Dame hatte unterdeſſen nur durch ein leiſes, kaum vernehmbares Aechzen kund gethan, daß ſie noch lebe und endlich die Hausfrau um ein Glas Waſſer gebeten. Die brachte aber allerlei ſtärkende Tropfen und Eſſenzen herbei, und pries ihre Wunderkraft, indem ſie die Dame bat, doch nur die dicken ſchweren Schleier, die ihr alles freie Athmen verhindern mußten, abzulegen. Mit der Hand jede Annäherung der Hausfrau abwehrend, mit allen Zeichen des Abſcheues den Kopf zurückbeugend, verwarf aber die Kranke den Vorſchlag, und ſelbſt, als ſie endlich es ſich gefallen ließ, den Duft einer ſtarken Lebenseſſenz einzuziehen, als ſie etwas von dem verlangten Waſſer, in das die beſorgte Hausfrau einige Tropfen eines bewährten Elixirs hineingethan, genoß, that ſie alles dies unter den Schleiern, ohne ſie nur im mindeſten zu lüpfen. „Ihr habt doch, mein lieber, alter Herr!“ wandte ſich die Aebtiſſin zum Bürgermeiſter, „Ihr habt doch Alles ſo bereitet, wie es gewünſcht worden?“ „Ja wohl,“ erwiderte der Alte, „ja wohl! ich hoffe, mein durchlauchtigſter Fürſt ſoll mit mir zufrieden ſeyn, ſo wie die Dame, für die ich Alles zu thun bereit bin, was nur in meinen Kräften ſteht.“ „So laßt mich,“ fuhr die Aebtiſſin fort, „mit meinem armen Kinde noch einige Augenblicke allein.“ Die Familie mußte das Zimmer verlaſſen. Man hörte, wie die Aebtiſſin eifrig und ſalbungsvoll der Dame zuſprach, und wie dieſe endlich auch zu reden begann mit einem Ton, der tief bis ins Herz drang. Ohne gerade zu horchen, blieb denn doch die Hausfrau an der Thüre des Zimmers ſtehen, indeſſen wurde italiäniſch geſprochen, und ſelbſt dies machte für ſie den ganzen Auftritt geheimnißvoller und vermehrte die Beklommenheit, welche ihr den Mund verſchloß. Frau und Tochter trieb der Alte fort, um für Wein und andere Erfriſchungen zu ſorgen, er ſelbſt ging in das Zimmer zurück. Getröſteter, gefaßter ſchien die verſchleierte Dame, welche mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen vor der Aebtiſſin ſtand. Dieſe verſchmähte es nicht, etwas von den Erfriſchungen anzunehmen, die ihr die Hausfrau darbot, dann rief ſie: „Nun iſt es Zeit!“ Die verſchleierte Dame ſank nieder auf die Knie, die Aebtiſſin legte die Hände auf ihr Haupt und ſprach leiſe Gebete. Als dieſe geendet, ſchloß ſie, indem häufige Thränen ihr über die Wangen rollten, die Verſchleierte in die Arme und drückte ſie heftig wie im Uebermaß des Schmerzes an die Bruſt, dann gab ſie gefaßt und würdevoll der Familie die Benediktion und eilte, vom Alten begleitet, raſch in den Wagen, vor dem die friſch angelegten Poſtpferde laut wieherten. In vollem Juchzen und Blaſen zog der Poſtillon durch die Gaſſen zum Thore hinaus. Als nun die Hausfrau gewahrte, daß die verſchleierte Dame, für die man ein Paar ſchwere Koffer vom Wagen abgepackt und hineingetragen, da blieb, wohl gar auf lange Zeit eingezogen ſey, konnte ſie ſich gar nicht laſſen vor peinlicher Neugier und Sorge. Sie trat hinaus auf den Hausflur und dem Alten, der eben in das Zimmer wollte, in den Weg. „Um Chriſtus willen," flüſterte ſie leiſe und ängſtlich, „um Chriſtus willen, welch' einen Gaſt bringſt du mir ins Haus, denn du weißt doch ja von Allem und haſt es mir nur verſchwiegen." „Alles was ich weiß, ſollſt du auch erfahren," erwiderte der Alte ganz ruhig. „Ach, ach!" fuhr die Frau noch ängſtlicher fort, „du weißt aber vielleicht nicht Alles; wärſt du nur jetzt im Zimmer geweſen. So wie die Frau Aebtiſſin abgefahren, mochte es der Dame doch wohl zu beklommen werden in ihren dicken Schleiern. Sie nahm den großen ſchwarzen Kreppflor, der ihr bis an die Knie reichte, herab, und da ſah ich" — „Nun was ſahſt du denn," fiel der Alte der Frau, die zitternd ſich umſchaute, als erblicke ſie Geſpenſter, in die Rede. „Nein," ſprach die Frau weiter, „die Geſichtszüge konnte ich unter den dünnen Schleiern gar nicht deutlich erkennen, aber wohl die Todtenfarbe, ach die grauliche Todtenfarbe. Aber nun Alter, nun merk' auf: deutlich, nur zu deutlich, ganz ſonnenklar liegts am Tage, daß die Dame guter Hoffnung iſt. In wenigen Wochen kommt ſie in's Kindbett." „Das weiß ich ja, Frau," ſprach der Alte ganz mürriſch, „und damit du nur nicht umkommen mögeſt vor Neugier und Unruhe, will ich dir mit zwei Worten alles erklären. Wiſſe alſo, daß Fürſt Z. unſer hoher Gönner mir vor einigen Wochen ſchrieb, die Aebtiſſin des Ciſterzienſerkloſters in O. werde mir eine Dame bringen, die ich bei mir in meinem Hauſe aufnehmen ſolle, in aller Stille, jedes Aufſehen ſorglich vermeidend. Die Dame, welche nicht anders genannt ſeyn wolle, als ſchlechtweg Cöleſtine, werde bei mir ihre nahe Entbindung abwarten, und dann nebſt dem Kinde, das ſie geboren, wieder abgeholt werden. Füge ich nun noch hinzu, daß der Fürſt mir mit den eindringlichſten Worten die ſorgſamſte Pflege der Dame empfohlen und für die erſten Auslagen und Bemühungen einen tüchtigen Beutel mit Dukaten, den du in meiner Commode finden und beäugeln kannſt, beigefügt hat, ſo werden wohl alle Bedenken aufhören." „So müſſen wir," ſprach die Hausfrau, „vielleicht arger Sünde, wie ſie die Vornehmen treiben, die Hand bieten." Noch ehe der Alte darauf etwas erwidern konnte, trat die Tochter zum Zimmer heraus, und rief ihn zur Dame, welche ſich nach Ruhe ſehne und in das für ſie beſtimmte Gemach geführt zu werden wünſche. Der Alte hatte die beiden Zimmerchen des obern Stocks ſo gut ausſchmücken laſſen, als er es nur vermochte, und war nicht wenig betreten, als Cöleſtine frug, ob er außer dieſen Gemächern nicht noch eins, deſſen Fenſter hinten heraus gingen, beſitze. Er verneinte das und fügte nur, um ganz gewiſſenhaft zu ſeyn, hinzu, daß zwar noch ein einziges Gemach mit einem Fenſter nach dem Garten heraus, vorhanden, dies dürfte aber gar kein Zimmer, ſondern nur eine ſchlechte Kammer genannt werden; kaum ſo geräumig, um ein Bette, einen Tiſch und einen Stuhl hinein zu ſtellen, ganz einer elenden Kloſterzelle gleich. Cöleſtine verlangte augenblicklich dieſe Kammer zu ſehen, und erklärte, kaum hineingekommen, daß eben dieſes Gemach ihren Wünſchen und Bedürfniſſen angemeſſen ſey, daß ſie nur in dieſem und keinem andern wohnen, und es nur dann, wenn ihr Zuſtand durchaus größeren Raum und eine Krankenwärterin erfordern ſollte, mit einem größeren vertauſchen werde. Verglich der Alte ſchon jetzt dieſes enge Gemach mit einer Kloſterzelle, ſo war es andern Tages ganz dazu geworden. Cöleſtine hatte ein Marienbild an die Wand geheftet und auf den alten hölzernen Tiſch, der unter dem Bilde ſtand, ein Cruzifix hingeſtellt. Das Bette beſtand in einem Strohſack und einer wollenen Decke und außer einem hölzernen Schemmel und noch einem kleinen Tiſch, litt Cöleſtine kein anderes Geräth. Die Hausfrau, ausgeſöhnt mit der Fremden durch den tiefen zehrenden Schmerz, der ſich in ihrem ganzen Weſen offenbarte, glaubte nach gewöhnlicher Weiſe ſie aufheitern, unterhalten zu müſſen, die Fremde bat aber mit den rührendſten Worten, eine Einſamkeit nicht zu verſtören, in der allein mit ganz der Jungfrau und den Heiligen zugewandtem Sinn ſie Tröſtung finde. Jedes Tages, ſo wie der Morgen graute, begab ſich Cöleſtine zu den Carmelitern, um die Frühmeſſe zu hören; den übrigen Tag ſchien ſie unausgeſetzt Andachtsübungen gewidmet zu haben, denn ſo oft es auch nöthig wurde ſie in ihrem Zimmer aufzuſuchen, fand man ſie entweder betend oder in frommen Büchern leſend. Sie verſchmähte andere Speiſe als Gemüſe, anderes Getränk als Waſſer, und nur die dringendſten Vorſtellungen des Alten, daß ihr Zuſtand, das Weſen, das in ihr lebe, beſſere Koſt fordere, konnte ſie endlich vermögen zuweilen Fleiſchbrühe und etwas Wein zu genießen. Dieſes ſtrenge klöſterliche Leben, hielt es auch jeder im Hauſe für die Buße begangener Sünde, erweckte doch zu gleicher Zeit inniges Mitleiden und tiefe Ehrfurcht, wozu denn auch der Adel ihrer Geſtalt, die ſiegende Anmuth jeder ihrer Bewegungen nicht wenig beitrug. Was aber dieſen Gefühlen für die fremde Heilige etwas ſchauerliches beimiſchte, war der Umſtand, daß ſie die Schleier durchaus nicht ablegte, ſo daß keiner ihr Geſicht zu erſchauen vermochte. Niemand kam in ihre Nähe, als der Alte und der weibliche Theil ſeiner Familie, und dieſe, niemals aus dem Städtchen gekommen, konnten unmöglich durch das Wiedererkennen eines Geſichts, das ſie vorher nicht geſehen, dem Geheimniß auf die Spur kommen. Wozu alſo die Verhullung? — Die geſchäftige Phantaſie der Weiber erfand bald ein graulіches Mährchen. Ein fürchterliches Abzeichen (ſo lautete die Fabel), die Spur der Teufelskralle, hatte das Geſicht der Fremden gräßlich verzerrt, und darum die dicken Schleier. Der Alte hatte Mühe dem Gewäſche zu ſteuern und zu verhindern, daß wenigſtens vor der Thür ſeines Hauſes nicht abenteuerliches von der Fremden geſchwatzt wurde, deren Aufenthalt in des Bürgermeiſters Hauſe freilich in der Stadt bekannt geworden. Ihre Gänge nach dem Carmeliterkloſter blieben auch nicht unbemerkt und bald nannte man ſie des Bürgermeiſters ſchwarze Frau, womit freilich ſich von ſelbſt die Idee einer ſpukhaften Erſcheinung verband. Der Zufall wollte, daß eines Tages, als die Tochter der Fremden die Speiſen in das Zimmer brachte, der Luftſtrom den Schleier erfaßte und aufhob; mit Blitzesſchnelle wandte ſich die Fremde, ſo daß ſie ſich in demſelben Moment dem Blick des Mädchens entzog. Dieſe kam aber erblaßt und an allen Gliedern zitternd herab. Keine Verzerrung, aber ſo wie die Mutter ein todtenbleiches, hatte ſie ein marmorweißes Antlitz erſchaut, aus deſſen tiefen Augenhöhlen es ſeltſam hervorblitzte. Der Alte ſchob mit Recht vieles auf des Mädchens Einbildung, aber auch ihm war es, im Grunde genommen, ſo zu Muthe wie allen; er wünſchte das verſtörende Weſen, trotz aller Frömmigkeit, die es bewies, fort aus ſeinem Hauſe. Bald darauf weckte in einer Nacht der Alte die Hausfrau und ſagte ihr, daß er ſchon ſeit einigen Minuten ein leiſes Wimmern und Aechzen, ein Klopfen vernehme, das von Cöleſtinens Zimmer zu kommen ſcheine. Die Frau, von der Ahnung ergriffen, was das ſeyn könne, eilte hinauf. Sie fand Cöleſtinen angezogen und in ihre Schleier gewickelt, auf dem Bette halb ohnmächtig liegen und überzeugte ſich bald, daß die Niederkunft nahe ſey. Schnell traf man die längſt vorbereiteten Anſtalten, und in weniger Zeit war ein geſundes holdes Knäblein geboren. Dies Ereigniß, hatte man es auch längſt vorausgeſehen, trat doch wie unerwartet ein, und vernichtete in ſeinen Folgen das drückende unheimliche Verhältniß mit der Fremden, welches auf der Familie ſchwer gelaſtet hatte. Der Knabe ſchien, wie ein ſühnender Mittler, Cöleſtinen dem Menſchlichen wieder näher zu bringen. Ihr Zuſtand litt keine ſtrenge aſcetiſche Uebungen, und indem ihre Hülfloſigkeit ihr die Menſchen, welche ſie mit liebender Sorgfalt pflegten, aufnöthigte, gewöhnte ſie ſich mehr und mehr an ihren Umgang. Die Hausfrau dagegen, die nun die Kranke warten, ihr ſelbſt die nahrhafte Suppe kochen und darreichen konnte, vergaß in dieſer häuslichen Sorge alles Böſe, was ihr ſonſt über die räthſelhafte Fremde in den Sinn gekommen. Sie dachte nicht mehr daran, daß ihr ehrbares Haus vielleicht zum Schlupfwinkel der Schande dienen ſollte. Der Alte jubelte ganz verjüngt und hätſchelte den Knaben, als ſey ihm ein Enkelkind geboren, und er, wie Alle übrige, hatten ſich daran gewöhnt, daß Cöleſtine verſchleiert blieb, ja ſelbſt während der Entbindung. Die Wehmutter hatte ihr ſchwören müſſen, daß, trete ja ein Zuſtand der Bewußtloſigkeit ein, doch die Schleier nicht gelüpft werden ſollten, außer von ihr, der Wehmutter ſelbſt, im Fall der Todesgefahr. Es war gewiß, daß die Alte Cöleſtinen unverſchleiert geſehen, ſie ſagte aber darüber nichts, als: Die arme junge Dame mag ſich ja wohl ſo verhüllen! — Nach einigen Tagen erſchien der Carmelitermönch, der den Knaben getauft hatte. Seine Unterredung mit Cöleſtinen, niemand durfte zugegen ſeyn, dauerte länger als zwei Stunden. Man hörte ihn eifrig ſprechen und beten. Als er fortgegangen, fand man Cöleſtinen im Lehnſtuhl ſitzend, auf dem Schooße den Knaben, um deſſen kleine Schultern ein Skapulier gelegt war, und der ein Agnusdei auf der Bruſt trug. Wochen und Monate vergingen, ohne daß, wie der Bürgermeiſter geglaubt hatte, und wie es ihm auch vom Fürſten Z. geſagt worden, Cöleſtine mit dem Kinde abgeholt wurde. Sie hätte ganz eintreten können in den friedlichen Kreis der Familie, wären die fatalen Schleier nicht geweſen, die immer den letzten Schritt zur freundlichen Annäherung hemmten. Der Alte nahm es ſich heraus, dies der Fremden ſelbſt freimüthig zu äußern, doch als ſie mit dumpfem feierlichen Ton erwiderte: Nur im Tode fallen dieſe Schleier, ſchwieg er davon und wünſchte aufs Neue, daß der Wagen mit der Aebtiſſin erſcheinen möge. Der Frühling war herangekommen, von einem Spaziergange kehrte die Familie des Bürgermeiſters heim, Blumenſträuße in den Händen tragend, deren ſchönſte der frommen Cöleſtine beſtimmt waren. Eben als ſie ins Haus treten wollten, ſprengte ein Reiter heran, eifrig nach dem Bürgermeiſter fragend. Der Alte ſprach, er ſei ſelbſt der Bürgermeiſter und ſtehe vor ſeinem Hauſe. Da ſprang der Reiter herab vom Pferde, das er feſtband an den Pfoſten und ſtürzte mit dem gellenden Ruf: „Sie iſt hier, ſie iſt hier,“ ins Haus und die Treppe herauf. Man hörte eine Thür einſchlagen und Cöleſtinens Angſtgeſchrei. Der Alte, von Entſetzen erfaßt, eilte nach. Der Reiter — wie nun ſichtlich, war ein Offizier von der franzöſiſchen Jägergarde mit vielen Orden geſchmückt, hatte den Knaben aus der Wiege geriſſen und in den linken, mit dem Mantel umſchlungenen Arm genommen; den rechten hatte Cöleſtine erfaßt, alle Kraft aufbietend, den Räuber des Kindes zurückzuhalten. Im Ringen riß der Offizier den Schleier herab — ein todtſtarres marmorweißes Antlitz, von ſchwarzen Locken umſchattet, blickte ihn an, glühende Strahlen aus den tiefen Augenhöhlen ſchießend, während ſchneidende Jammertöne aus den halbgeöffneten unbewegten Lippen quollen. Der Alte nahm wahr, daß Cöleſtine eine weiße, dicht anſchließende Maske trug. „Entſetzliches Weib! willſt du, daß auch mich deine Raſerei ergreiſe?“ ſchrie der Offizier, indem er ſich mit Gewalt losriß, ſo daß Cöleſtine zu Boden ſtürzte. Nun umfaßte ſie aber ſeine Knie, indem ſie mit dem Ausdruck des unſäglichſten Schmerzes, mit einem Ton, der das Herz durchſchnitt, flehte: „Laß mir das Kind! — o laß mir das Kind! — nicht um die ewige Seligkeit ſollſt du mich bringen. — Um Chriſtus — um der heiligen Jungfrau willen — laß mir das Kind — laß mir das Kind.“ — Und bei dieſen Jammertönen regte ſich keine Muskel, regten ſich nicht die Lippen des Todtenantlitzes, ſo daß dem Alten, der Hausfrau — Allen, die ihm gefolgt, vor Grauen das Blut in den Adern ſtockte! „Nein,“ ſchrie der Offizier wie in heller Verzweiflung, „nein, unmenſchliches, unerbittliches Weib, das Herz konnteſt du aus dieſer Bruſt reißen, aber verderben ſollſt du nicht im heilloſen Wahnſinn das Weſen, das ſich tröſtend an die blutende Wunde legt!“ — Feſter drückte der Offizier das Kind an ſich, ſo daß es laut zu weinen begann — da brach Cöleſtine aus in ein dumpfes Heulen: „Rache — des Himmels Rache über dich — du Mörder“ — „Laß ab! — laß ab — fort mit dir, du Höllenſpuk“ — kreiſchte der Offizier, und ſchleuderte mit einer konvulſiviſchen Bewegung des Fußes Cöleſtinen weit von ſich, und wollte zur Thüre heraus. Der Alte trat ihm in den Weg, er riß aber ſchnell ein Terzerol hervor, rief, die Mündung gegen den Alten gekehrt: „die Kugel durch den Kopf dem, der dem Vater ſein Kind zu entreißen gedenkt,“ ſtürzte die Treppe herab, ſchwang ſich aufs Pferd ohne das Kind zu laſſen, und ſprengte in vollem Galopp davon. — Die Hausfrau voll Herzensangſt, wie es nun um Cöleſtinen ſtehen, und was nun mit ihr anzufangen ſeyn würde, überwand ihr Grauen vor der entſetzlichen Todtenmaske, und eilte herauf ihr beizuſtehen. Wie erſtaunte ſie, als ſie Cöleſtinen mitten im Zimmer gleich einer Statue mit herabhängenden Armen lautlos ſtehend fand. — Sie redete ſie an, keine Antwort. Nicht vermögend den Anblick der Maske zu tragen, hing ſie ihr die Schleier um, die auf dem Boden lagen, kein Regen und Bewegen. Cöleſtine war in einen automatähnlichen Zuſtand geſunken, der die Hausfrau mit neuer Angſt und Pein erfüllte, ſo daß ſie ganz inbrünſtig zu Gott flehte, ſie nur von dieſer unheimlichen Fremden zu befreien. Ihre Bitte wurde zur Stelle erhört, denn eben hielt derſelbe Wagen, der Cöleſtinen gebracht, vor der Thüre. Die Aebtiſſin kam, mit ihr Fürſt Z. des alten Bürgermeiſters hoher Gönner. Als der erfahren, was ſich ſo eben zugetragen, ſprach er ſehr mild und ruhig: „So kamen wir zu ſpät, und müſſen uns wohl in Gottes Fügung ſchicken.“ Man brachte Cöleſtinen herab, die ſich ſtarr und lautlos, ohne Zeichen eignen Willens und eigner Willkühr, fortführen und in den Wagen ſetzen ließ, der ſchnell fortrollte. Dem Alten, der ganzen Familie war ſo zu Muthe, als erwachten ſie nun erſt aus einem böſen ſpukhaften Traum, der ſie ſehr geängſtet. —

Bald darauf, als ſich dies in dem Hauſe des Bürgermeiſters von L. begeben, wurde in dem Ciſterzienſer Nonnenkloſter zu O. eine Logenſchweſter mit ungewöhnlicher Feierlichkeit begraben und ein dumpfes Gerücht ging, daß dieſe Logenſchweſter die Gräfin Hermenegilda von C. geweſen, von der man glaubte, ſie ſey mit ihres Vaters Schweſter, der Fürſtin von Z., nach Italien gegangen. Zur ſelbigen Zeit erſchien Graf Nepomuk von C., Hermenegilda's Vater, in Warſchau und trat, ſich nur ein kleines Gütchen in der Ukraine vorbehaltend, ſeine ſämmtlichen übrigen beträchtlichen Beſitzungen den beiden Söhnen des Fürſten Z., ſeinen Neffen, vermöge eines gerichtlichen Akts ohne Einſchränkung ab. Man fragte nach der Ausſtattung ſeiner Tochter, da hob er den düſtern thränenſchweren Blick gen Himmel und ſagte mit dumpfer Stimme: „Sie iſt ausgeſtattet!" — Er nahm gar keinen Anſtand, nicht allein jenes Gerücht von Hermenegilda's Tode im Kloſter zu O. zu beſtätigen, ſondern auch das beſondere Verhängniß zu offenbaren, das über Hermenegilda gewaltet und ſie einer duldenden Märtyrin gleich frühzeitig in das Grab gezogen. Manche Patrioten, gebeugt, aber nicht zerknickt durch den Fall des Vaterlandes, gedachten den Grafen aufs neue in geheime Verbindungen zu ziehen, die die Herſtellung des polniſchen Staats bezweckten, aber nicht mehr den feurigen, für Freiheit und Vaterland beſeelten Mann, der ſonſt zu jeder gewagten Unternehmung mit unerſchütterlichem Muthe die Hand bot, fanden ſie, ſondern einen ohnmächtigen, von wildem Schmerz zerriſſenen Greis, der allen Welthändeln entfremdet im Begriff ſtand, ſich in tiefer Einſamkeit zu vergraben. Sonſt, zu jener Zeit, als nach der erſten Theilung Polens die Inſurrection vorbereitet wurde, war des Grafen Nepomuk von C. Stammgut der geheime Sammelplatz der Patrioten. Dort entzündeten ſich die Gemüther bei feierlichen Mahlen zum Kampf für das gefallene Vaterland. Dort erſchien wie ein Engelsbild vom Himmel geſendet zur heiligen Weihe Hermenegilda in dem Kreiſe der jungen Helden. Wie es den Frauen ihrer Nation eigen, nahm ſie Theil an allen, ſelbſt an politiſchen Verhandlungen und äußerte, die Lage der Dinge wohl beachtend und erwägend, in einem Alter von noch nicht ſiebzehn Jahren oft, manchmal allen übrigen entgegen, eine Meinung, die von dem außerordentlichſten Scharfſinn, von der klarſten Umſicht zeigte und die mehrentheils den Ausſchlag gab. Nächſt ihr war niemandem das Talent des ſchnellen Ueberblicks, des Auffaſſens und ſcharfgeründeten Darſtellens der Lage der Dinge mehr eigen, als dem Grafen Stanislaus von R., einem feurigen, hochbegabten Jünglinge von zwanzig Jahren. So geſchah es, daß Hermenegilda und Stanislaus oft allein in raſchen Discuſſionen die zur Sprache gebrachten Gegenſtände verhandelten, Vorſchläge prüften — annahmen — verwarfen, andere aufſtellten, und daß die Reſultate des Zweigeſprächs zwiſchen dem Mädchen und dem Jünglinge oft ſelbſt von den alten ſtaatsklugen Männern, die zu Rathe ſaßen, als das Klügſte und Beſte, was zu beginnen, anerkannt werden mußten. Was war natürlicher, als an die Verbindung dieſer beiden zu denken, in deren wunderbaren Talenten das Heil des Vaterlandes emporzukeimen ſchien. Außerdem war aber auch die nähere Verzweigung beider Familien ſchon deshalb in dem Augenblick politiſch wichtig, weil man ſie von verſchiedenem Intereſſe beſeelt glaubte, wie der Fall bei manchen andern Familien in Polen zutraf. Hermenegilda, ganz durchdrungen von dieſen Anſichten, nahm den ihr beſtimmten Gatten als ein Geſchenk des Vaterlandes auf, und ſo wurden mit ihrer feierlichen Verlobung die patriotiſchen Zuſammenkünfte auf dem Gute des Vaters beſchloſſen. Es iſt bekannt, daß die Polen unterlagen, daß mit Koszïusko's Fall eine zu ſehr auf Selbſtvertrauen und falſch vorausgeſetzte Rittertreue baſirte Unternehmung ſcheiterte. Graf Stanislaus, dem ſeine frühere militäriſche Laufbahn, ſeine Jugend und Kraft eine Stelle im Heer anwies, hatte mit Löwenmuth gefochten. Mit Noth ſchmählicher Gefangenſchaft entgangen, auf den Tod verwundet, kam er zurück. Nur Hermenegilda feſſelte ihn noch ans Leben, in ihren Armen glaubte er Troſt, verlorne Hoffnung wiederzufinden. So wie er nur leidlich von ſeinen Wunden geneſen, eilte er auf die Güter des Grafen Nepomuk, um dort aufs neue, aufs ſchmerzlichſte verwundet zu werden. Hermenegilda empfing ihn mit beinahe höhnender Verachtung. „Seh' ich den Helden, der in den Tod gehen wollte für das Vaterland?“ — So rief ſie ihm entgegen; es war, als wenn ſie in thörichtem Wahnſinn den Bräutigam für einen jener Paladine der fabelhaften Ritterzeit gehalten, deſſen Schwert allein Armeen vernichten konnte. Was halfen alle Betheurungen, daß keine menſchliche Kraft zu widerſtehen vermochte dem brauſenden, alles verſchlingenden Strom, der ſich über das Vaterland hinwälzte, was half alles Flehen der inbrünſtigen

Liebe, Hermenegilda, als könnte ſie ihr todtkaltes Herz nur im wilden Treiben der Welthändel entzünden, blieb bei dem Entſchluß, ihre Hand nur dann dem Grafen Stanislaus geben zu wollen, wenn die Fremden aus dem Vaterlande vertrieben ſeyn würden. Der Graf ſah zu ſpät ein, daß Hermenegilda ihn nie liebte, ſo wie er ſich überzeugen mußte, daß die Bedingniß, die Hermenegilda aufſtellte, vielleicht niemals, wenigſtens erſt in geraumer Zeit erfüllt werden konnte. Mit dem Schwur der Treue bis in den Tod verließ er die Geliebte und nahm franzöſiſche Dienſte, die ihn in den Krieg nach Italien führten. — Man ſagt den polniſchen Frauen nach, daß ein eignes launiſches Weſen ſie auszeichne. Tiefes Gefühl, ſich hingebender Leichtſinn, ſtoiſche Selbſtverläugnung, glühende Leidenſchaft, todtſtarre Kälte, alles das, wie es bunt gemiſcht in ihrem Gemüthe liegt, erzeugt das wunderliche unſtete Treiben auf der Oberfläche, das dem Spiel gleicht der in ſtetem Wechſel fortplätſchernden Wellen des im tiefſten Grunde bewegten Bachs. — Gleichgültig ſah Hermenegilda den Bräutigam ſcheiden, aber kaum waren einige Tage vergangen, als ſie ſich von ſolch unausſprechlicher Sehnſucht befangen fühlte, wie ſie nur die glühendſte Liebe erzeugen kann. Der Sturm des Krieges war verrauſcht, die Amneſtie wurde proklamirt, man entließ die polniſchen Offiziere aus der Gefangenſchaft. So geſchah es, daß mehrere von Stanislaus Waffenbrüdern ſich nach und nach auf des Grafen Gute einfanden. Mit tiefem Schmerz gedachte man jener unglücklichen Tage, aber auch mit hoher Begeiſterung des Löwenmuths, womit alle, aber keiner mehr als Stanislaus gefochten. Er hatte die zurückweichenden Bataillone, da, wo ſchon alles verloren ſchien, aufs neue ins Feuer geführt, es war ihm geglückt, die feindlichen Reihen mit ſeiner Reiterei zu durchbrechen. Das Schickſal des Tages wankte, da traf ihn eine Kugel und mit dem Ausruf: Vaterland — Hermenegilda! ſtürzte er in Blut gebadet vom Pferde herab. Jedes Wort dieſer Erzählung war ein Dolchſtich, der tief in Hermenegilda's Herz fuhr. „Nein! ich wußt' es nicht, daß ich ihn unausſprechlich liebte ſeit dem erſten Augenblick, als ich ihn ſah! — Welch' ein hölliſches Blendwerk konnte mich Aermſte verführen, daß ich zu leben gedachte ohne ihn, der mein einziges Leben iſt! — Ich habe ihn in den Tod geſchickt — er kehrt nicht wieder!“ — So brach Hermenegilda aus in ſtürmiſche Klagen, die allen in die Seele drangen.

Schlaflos, von ſteter Unruhe gefoltert, durchirrte ſie zur Nachtzeit den Park, und, als vermöge der Nachtwind ihre Worte hinzutragen zu dem fernen Geliebten, rief ſie in die Lüfte hinein: „Stanislaus — Stanislaus — kehre zurück — ich bin es — Hermenegilda iſt es, die dich ruft — hörſt du mich denn nicht — kehre zurück, ſonſt muß ich vergehen in banger Sehnſucht, in troſtloſer Verzweiflung!“ —

Hermenegilda's überreizter Zuſtand ſchien übergehen zu wollen in wirklichen hellen Wahnſinn, der ſie zu tauſend Thorheiten trieb. Graf Nepomuk, voll Kummer und Angſt um das geliebte Kind, glaubte, daß ärztliche Hülfe hier vielleicht wirkſam ſeyn könnte, und es gelang ihm in der That, einen Arzt zu finden, der es ſich gefallen ließ einige Zeit auf dem Gute zu bleiben und ſich der Leidenden anzunehmen. So richtig berechnet ſeine mehr pſychiſche als phyſiſche Curmethode aber auch ſeyn mochte, ſo wenig ſich ihre Wirkung auch ganz ableugnen ließ, ſo blieb es doch zweifelhaft, ob von wirklichem Geneſen jemals die Rede würde ſeyn können, da nach langer Stille ſich ganz unerwartet wieder die ſeltſamſten Paroxismen einſtellten. Ein eignes Abenteuer gab der Sache eine andere Wendung. Hermenegilda hatte eben den kleinen Uhlanen, ein Püppchen, das ſie ſonſt wie den Geliebten ans Herz gedrückt, dem ſie die ſüßeſten Namen gegeben, unwillig ins Feuer geworfen, weil er durchaus nicht ſingen wollte: Podrosz twoia nam ńiemiła, milsza przyiaszń w Kraiwbyla etc. Im Begriff, von dieſer Expedition in ihr Zimmer zurück zu kehren, befand ſie ſich auf dem Vorſaal, als es klingend und klirrend hinter ihr her ſchritt. Sie ſchaute um ſich, erblickte einen Offizier in voller Uniform der franzöſiſchen Jägergarde, der den linken Arm in der Binde trug, und ſtürzte mit dem lauten Ruf: „Stanislaus, mein Stanislaus!“ ihm ohnmächtig in die Arme. Der Offizier, eingewurzelt im Boden vor Erſtaunen und Ueberraſchung, hatte nicht wenig Mühe Hermenegilda, die groß und üppig gebaut, eben keine geringe Laſt war, mit einem Arm, deſſen er nur mächtig, aufrecht zu erhalten. Er drückte ſie feſt und feſter an ſich, und indem er Hermenegilda's Herz an ſeiner Bruſt ſchlagen fühlte, mußte er ſich geſtehen, daß dies eins der entzückendſten Abenteuer ſey, das er je erlebt. Sekunde auf Sekunde verging, der Offizier ganz entzündet vom Liebesfeuer, das in tauſend elektriſchen Funken der holden Geſtalt, die er in ſeinen Armen hielt, entſtrömte, drückte glühende Küſſe auf die ſüßen Lippen.

So ſand ihn Graf Nepomuk, der aus ſeinen Zimmern trat. Auch er rief aufjauchzend vor Freude: „Graf Stanislaus!“ — In dem Augenblick erwachte Hermenegilda, und umſchlang ihn inbrünſtig, indem ſie ganz außer ſich von neuem rief: „Stanislaus! — mein Geliebter! mein Gatte!“ — Der Offizier im ganzen Geſicht glühend, zitternd — außer aller Faſſung, trat einen Schritt zurück, indem er ſich ſanft Hermenegilda's ſtürmiſcher Umarmung entzog. „Es iſt der ſüßeſte Augenblick meines Lebens — aber nicht ſchwelgen will ich in der Seligkeit, die mir nur ein Irrthum bereitet — ich bin ja nicht Stanislaus — ach ich bin es ja nicht.“ — So ſprach der Offizier ſtotternd und zagend; entſetzt prallte Hermenegilda zurück, und als ſie ſich, den Offizier ſchärfer ins Auge faſſend, überzeugt, daß die freilich ganz wunderbare Aehnlichkeit des Offiziers mit dem Geliebten ſie getäuſcht, eilte ſie fort laut jammernd und klagend. Graf Nepomuk konnte, da der Offizier ſich nun als den jüngern Vetter des Grafen Stanislaus, als den Grafen Xaver von R. kund that, es kaum für möglich halten, daß der Knabe in ſo kurzer Zeit zum kräftigen Jüngling herangewachſen. Freilich kam hinzu, daß die Strapazen des Krieges dem Geſicht, der ganzen Haltung, einen männlichern Charakter gaben, als es ſonſt der Fall geweſen ſeyn würde. Graf Xaver hatte nämlich mit ſeinem ältern Vetter Stanislaus zugleich das Vaterland verlaſſen, wie er, franzöſiſche Kriegsdienſte genommen und in Italien gefochten. Damals kaum achtzehn Jahre alt, zeichnete er ſich doch bald als beſonnener und löwenkühner Kriegsheld auf ſolche Weiſe aus, daß ihn der Feldherr zu ſeinem Adjutanten erhob, und jetzt war er, ein zwanzigjähriger Jüngling, ſchon zum Obriſten heraufgeſtiegen. Erhaltene Wunden nöthigten ihn einige Zeit auszuruhen. Er kehrte in das Vaterland zurück, und Aufträge von Stanislaus an die Geliebte führten ihn auf den Landſitz des Grafen Nepomuk, wo er empfangen wurde, als ſey er der Geliebte ſelbſt. Graf Nepomuk und der Arzt, beide gaben ſich alle nur erſinnliche Mühe, Hermenegilda, die ganz vernichtet von Scham und bitterm Schmerz, ihr Zimmer nicht verlaſſen wollte, ſo lange Xaver im Hauſe, zu beruhigen, aber umſonſt. Xaver war außer ſich, daß er Hermenegilda nicht wieder ſehen ſollte. Er ſchrieb ihr, daß er unverſchuldet eine für ihn unglückliche Aehnlichkeit zu hart büße. Aber nicht ihn allein, ſondern den Geliebten, Stanislaus ſelbſt träfe das von jenem verhängnißvollen Moment erzeugte Mißgeſchick, da ihm, dem Ueberbringer ſüßer Liebesbotſchaft, jetzt alle Gelegenheit geraubt worden, ihr ſelbſt, wie er geſollt, den Brief, den er von Stanislaus bei ſich trage, einzuhändigen, und noch alles von Mund zu Mund hinzuzufügen, was Stanislaus in der Haſt des Augenblicks nicht mehr ſchreiben konnte. Hermenegilda's Kammerfrau, die Xaver in ſein Intereſſe gezogen, übernahm die Beſtellung zur günſtigen Stunde, und was dem Vater, dem Arzt nicht gelungen, bewirkte Xaver durch ſein Schreiben. Hermenegilda entſchloß ſich ihn zu ſehen. In tiefem Schweigen, mit niedergeſenktem Blick empfing ſie ihn in ihrem Gemach. Xaver nahte ſich mit leiſem ſchwankenden Schritt, er nahm Platz vor dem Sopha, auf dem ſie ſaß, aber indem er ſich herabbeugte von dem Stuhl, kniete er mehr vor Hermenegilda, als daß er ſaß, und ſo flehte er in den rührendſten Ausdrücken, mit einem Ton, als habe er ſich des unverzeihlichſten Verbrechens anzuklagen, nicht auf ſein Haupt möge ſie die Schuld des Irrthums laden, der ihn die Seligkeit des geliebten Freundes empfinden laſſen. Nicht ihn, nein Stanislaus ſelbſt habe ſie in der Wonne des Wiederſehens umarmt. Er übergab den Brief, und fing an von Stanislaus zu erzählen, wie er mit ächtritterlicher Treue ſelbſt im blutigen Kampf ſeiner Dame gedenke, wie nur ſein Herz glühe für Freiheit und Vaterland u. ſ. w. Xaver erzählte mit lebendigem Feuer, er riß Hermenegilden hin, die alle Scheu bald überwunden, den zauberiſchen Blick ihrer Himmelsaugen unverwandt auf ihn richtete, ſo daß er, ein neuer, von Turandots Blick getroffener, Calaf, durchbebt von ſüßer Wonne, nur mühſam die Erzählung fortſpann. Ohne es ſelbſt zu wiſſen, bedrängt von dem innern Kampf gegen die Leidenſchaft, die in hellen Flammen auflodern wollte, verlor er ſich in die weitläuftige Beſchreibung einzelner Gefechte. Er ſprach von Cavallerieangriffen — geſprengten Maſſen — eroberten Batterien. — Ungeduldig unterbrach ihn Hermenegilda, indem ſie rief: „O, weg mit dieſen blutigen Scenen eines Schauſpiels der Hölle — ſage — ſage mir nur, daß er mich liebt, daß Stanislaus mich liebt!“ — Da ergriff Xaver, ganz ermuthigt, Hermenegilda's Hand, die er heftig an ſeine Bruſt drückte. „Höre ihn ſelbſt, deinen Stanislaus!“ ſo rief er, und nun ſtrömten die Betheurungen der glühendſten Liebe, wie ſie nur dem Wahnſinn der verzehrendſten Leidenſchaft eigen, von ſeinen Lippen. Er war zu Hermenegilda's Füßen geſunken, ſie hatte ihn mit beiden Armen umſchlungen, aber indem er ſchnell aufgeſprungen ſie an ſeine Bruſt drücken wollte, fühlte er ſich heftig zurückgeſtoßen. Hermenegilda ſah ihn mit ſtarrem ſeltſamen Blick an, und ſprach mit dumpfer Stimme: „Eitle Puppe, wenn ich dich auch zum Leben erwärme an meiner Bruſt, ſo biſt du doch nicht Stanislaus, und kannſt es auch nimmer werden!“ — Hierauf verließ ſie das Zimmer mit leiſen langſamen Schritten. Xaver ſah' zu ſpät ſeine Unbeſonnenheit ein. Daß er bis zum Wahnſinn in Hermenegilda, in die Braut des verwandten Freundes verliebt ſey, fühlte er nur zu lebhaft, eben ſo aber auch, daß er bei jedem Schritt, den er zu Gunſten ſeiner thörichten Leidenſchaft zu thun geſonnen, ſich würde treuloſen Freundſchaftsbruch verwerfen müſſen. Schnell abreiſen, ohne Hermenegilda wieder zu ſehen, das war der heroiſche Entſchluß, den er wirklich auf der Stelle ſo weit ausführte, daß er zu packen und ſeinen Wagen anzuſpannen befahl. Graf Nepomuk war hoch verwundert, als Xaver von ihm Abſchied nahm; er bot alles auf ihn feſtzuhalten, doch mit einer Feſtigkeit, mehr von einer Art Krampf, als von wahrer Geiſtesſtärke erzeugt, blieb Xaver dabei, daß beſondere Urſachen ihn forttrieben. Den Säbel umgeſchnallt, die Feldmütze in der Hand, ſtand er in der Mitte des Zimmers, der Bediente mit dem Mantel auf dem Vorſaal — Unten vor der Thüre wieherten ungeduldig die Pferde. — Da ging die Thür auf, Hermenegilda trat herein, mit unbeſchreiblicher Anmuth ſchritt ſie auf den Grafen zu, und ſprach holdlächelnd: „Sie wollen fort, lieber Xaver? — und noch ſo vieles dacht' ich von meinem geliebten Stanislaus zu hören! — Wiſſen Sie wohl, daß mich Ihre Erzählungen wunderbar tröſten?“ — Xaver ſchlug hocherröthend die Augen nieder, man nahm Platz, Graf Nepomuk verſicherte einmal über das andere, ſeit vielen Monaten habe er Hermenegilda nicht in dieſer heitern unbefangenen Stimmung geſehen. Auf ſeinen Wink wurde, da die Zeit herangekommen, die Abendtafel in demſelben Zimmer bereitet. Der edelſte Ungarwein perlte in den Gläſern, und volle Gluth auf den Wangen nippte Hermenegilda aus dem gefüllten Pokal hochfeiernd das Andenken des Geliebten, Freiheit und Vaterland. Zur Nacht reiſe ich fort, dachte Xaver im Innern, und frug in der That, als die Tafel aufgehoben, den Bedienten, ob der Wagen warte; der, erwiderte der Bediente, ſey längſt, wie Graf Nepomuk befohlen, abgepackt und abgeſpannt in die Remiſe geſchoben, die Pferde fraßen im Stall und Woyciech ſchnarchte auf dem Strohſack. Xaver ließ es dabei bewenden. Hermenegilda's unvermuthete Erſcheinung hatte den Grafen überzeugt, daß es nicht allein möglich, ſondern auch räthlich und angenehm ſey zu bleiben, und von dieſer Ueberzeugung kam er zu der andern, daß es nur darauf ankomme ſich zu beſiegen, das heißt, Ausbrüchen der innern Leidenſchaft zu wehren, die, den geiſteskranken Zuſtand Hermenegilda's aufreizend, nur ihm in jeder Hinſicht verderblich werden könnten. Wie dann nun alles ſich weiter fügen würde, ſo beſchloß Xaver ſeine Betrachtung, ſollte ſelbſt Hermenegilda aus ihren Träumen erwacht, die heitere Gegenwart der düſtern Zukunft vorziehen, das liege denn alles in der Conſtellation zuſammenwirkender Umſtände, und an Treuloſigkeit, an Freundſchaftsbruch ſey nicht zu denken. So wie Xaver andern Tages Hermenegilda wieder ſah, gelang es ihm in der That, indem er ſorglich auch das Kleinſte vermied, was ſein zu heißes Blut hätte in Wallung ſetzen können, ſeine Leidenſchaft niederzukämpfen. In den Schranken der ſtrengſten Sitte bleibend, ja ſelbſt ein froſtig Ceremoniell beachtend, gab er nur dem Geſpräch die Schwingen jener Galanterie, die den Weibern mit ſüßem Zucker verderbliches Gift beibringt. Xaver, ein zwanzigjähriger Jüngling, in eigentlichen Liebeshändeln unerfahren, entfaltete, von dem ſichern Takt fürs Böſe im Innern geleitet, die Kunſt des erfahrnen Meiſters. Nur von Stanislaus, von ſeiner unausſprechlichen Liebe zur ſüßen Braut, ſprach er, aber durch die volle Gluth, die er dann entzündet, wußte er geſchickt ſein eignes Bild durchſchimmern zu laſſen, ſo daß Hermenegilda in arger Verwirrung ſelbſt nicht wußte, wie beide Bilder, das des abweſenden Stanislaus und das des gegenwärtigen Xaver, trennen. Xavers Geſellſchaft wurde bald der aufgeregten Hermenegilda zum Bedürfniß, und ſo geſchah es, daß man ſie beinahe beſtändig, und oft wie im traulichen Liebesgeſpräch zuſammen ſah. Die Gewohnheit überwand mehr und mehr Hermenegilda's Scheu und in eben dem Grade überſchritt Xaver jene Schranken des froſtigen Ceremoniells, in die er ſich Anfangs mit klugem Vorbedacht gebannt hatte. Arm in Arm gingen Hermenegilda und Xaver in dem Park umher, und ſorglos ließ ſie ihre Hand in der ſeinigen, wenn er im Zimmer neben ihr ſitzend von dem glücklichen Stanislaus erzählte. Kam es nicht auf Staatshändel, auf die Sache des Vaterlandes an, ſo war Graf Nepomuk eben keines Blickes in die Tiefe fähig, er begnügte ſich mit dem, was er auf der Oberfläche wahrzunehmen im Stande, ſein für alles übrige todtes Gemüth vermochte die vorüberfliehenden Bilder des Lebens nur dem Spiegel gleich im Moment zu reflektiren, ſpurlos ſchwanden ſie dahin. Ohne Hermenegilda's inneres Weſen zu ahnen, hielt er es für gut, daß ſie endlich die Püppchen, die bei ihrem thörigten wahnſinnigen Treiben den Geliebten vorſtellen mußten, mit einem lebendigen Jüngling vertauſcht, und glaubte mit vieler Schlauheit vorauszuſehen, daß Xaver, der ihm als Schwiegerſohn eben ſo lieb, bald ganz in Stanislaus Stelle treten werde. Er dachte nicht mehr an den treuen Stanislaus. Xaver glaubte dieſes ebenfalls, da nun, nachdem ein Paar Monate vergangen, Hermenegilda, ſo ſehr ihr ganzes Weſen auch von dem Andenken an Stanislaus erfüllt ſchien, es ſich doch gefallen ließ, daß Xaver mehr und mehr ſich ihr annäherte mit eigner Bewerbung. Eines Morgens hieß es, daß Hermenegilda ſich in ihre Gemächer mit der Kammerfrau eingeſchloſſen habe, und durchaus niemanden ſehen wolle. Graf Nepomuk glaubte nicht anders, als daß ein neuer Paroxismus eingetreten ſey, der ſich bald legen werde. Er bat den Grafen Xaver, die Gewalt, die er über Hermenegilda gewonnen, jetzt zu ihrem Heil zu üben, wie erſtaunte er aber, als Xaver es nicht allein durchaus verweigerte, ſich Hermenegilda auf irgend eine Weiſe zu nähern, ſondern ſich auch in ſeinem ganzen Weſen auf eigne Art verändert zeigte. Statt wie ſonſt beinahe zu keck aufzutreten, war er verſchüchtert, als habe er Geſpenſter geſehen, der Ton ſeiner Stimme ſchwankend — der Ausdruck matt und unzuſammenhängend. — Er ſprach davon, daß er nun durchaus nach Warſchau müßte, daß er Hermenegilden wohl niemals wiederſehen werde — daß in der letzten Zeit ihr verſtörtes Weſen ihm Grauen und Entſetzen erregt — daß er Verzicht geleiſtet auf alles Glück der Liebe, daß er nun erſt in der an Wahnſinn gränzenden Treue Hermenegilda's die Treuloſigkeit, die er an dem Freunde begehen wollen, zu ſeiner tiefſten Beſchämung fühle, daß ſchleunige Flucht ſein einziges Rettungsmittel ſey. Graf Nepomuk begriff alles nicht, nur ſchien es ihm endlich klar zu werden, daß Hermenegilda's wahnſinnige Schwärmerei den Jüngling angeſteckt. Er ſuchte ihm dies zu beweiſen, doch umſonſt. Xaver widerſtrebte um ſo heftiger als dringender Nepomuk ihm die Nothwendigkeit bewies, daß er Hermenegilda von allen Bizarrerien heilen, folglich ſie wieder ſehen müſſe. Schnell war der Streit geendet, als Xaver, wie von unſichtbarer unwiderſtehlicher Gewalt getrieben, hinabrannte, ſich in den Wagen warf und davon fuhr.

Graf Nepomuk, voller Gram und Zorn über Hermenegilda's Betragen, bekümmerte ſich nicht mehr um ſie, und ſo geſchah es, daß mehrere Tage vergingen, die ſie ungeſtört, auf ihrem Zimmer eingeſchloſſen, von niemandem als ihrer Kammerfrau geſehen, zubrachte.

In tiefen Gedanken, ganz erfüllt von den Heldenthaten jenes Mannes, den die Polen damals anbeteten wie ein falſches Götzenbild, ſaß Nepomuk eines Tages in ſeinem Zimmer, als die Thür aufging und Hermenegilda in voller Trauer mit lang herabhängendem Witwenſchleier eintrat. Langſamen feierlichen Schrittes nahte ſie ſich dem Grafen, ließ ſich dann auf die Knie nieder und ſprach mit bebender Stimme: „O mein Vater — Graf Stanislaus, mein geliebter Gatte, iſt hinüber — er fiel als Held im blutigen Kampf: — vor dir kniet ſeine bejammernswerthe Witwe!“ — Graf Nepomuk mußte dies um ſo mehr für einen neuen Ausbruch der zerrütteten Gemüthsſtimmung Hermenegilda's halten, als noch Tages zuvor Nachrichten von dem Wohlbefinden des Grafen Stanislaus eingelaufen waren. Er hob Hermenegilden ſanft auf, indem er ſprach: „Beruhige dich liebe Tochter, Stanislaus iſt wohl, bald eilt er in deine Arme.“ Da athmete Hermenegilda auf wie im ſchweren Todesſeufzer und ſank von wildem Schmerz zerriſſen neben dem Grafen hin in die Polſter des Sophas. Doch nach wenigen Sekunden wieder zu ſich ſelbſt gekommen, ſprach ſie mit wunderbarer Ruhe und Faſſung: „Laß es mich dir ſagen, lieber Vater! wie ſich alles begeben, denn du mußt es wiſſen, damit du in mir die Witwe des Grafen Stanislaus von R. erkenneſt. — Wiſſe, daß ich vor ſechs Tagen in der Abenddämmerung mich in dem Pavillon an der Südſeite unſeres Parks befand. Alle meine Gedanken, mein ganzes Weſen dem Geliebten zugewendet, fühlt' ich meine Augen ſich unwillkürlich ſchließen, nicht im Schlaf, nein, in einen ſeltſamen Zuſtand verſank ich, den ich nicht anders nennen kann, als waches Träumen. Aber bald ſchwirrte und dröhnte es um mich her, ich vernahm ein wildes Getümmel, es fiel ganz in der Nähe Schuß auf Schuß. Ich fuhr auf, und war nicht wenig erſtaunt mich in einer Feldhütte zu befinden. Vor mir kniete er ſelbſt — mein Stanislaus. — Ich umſchlang ihn mit meinen Armen, ich drückte ihn an meine Bruſt — Gelobt ſey Gott, rief er, du lebſt, du biſt mein! — Er ſagte mir, ich ſey gleich nach der Trauung in tiefe Ohnmacht geſunken, und ich [illegible] Ding erinnerte mich jetzt erſt, daß ja Pater Cyprianus, den ich in dieſem Augenblick erſt zur Feldhütte hinausſchreiten ſah, uns eben in der nahen Kapelle unter dem Donner des Geſchützes, unter dem Toben der nahen Schlacht getraut hatte. Der goldne Trauring blinkte an meinem Finger. Die Seligkeit, mit der ich nun aufs neue den Gatten umarmte, war unbeſchreiblich; nie gefühltes namenloſes Entzücken des beglückten Weibes durchbebte mein Inneres — mir ſchwanden die Sinne — da wehte es mich an mit eiskaltem Froſt — Ich ſchlug die Augen auf — entſetzlich! mitten im Gewühl der wilden Schlacht — vor mir die brennende Feldhütte, aus der man mich wahrſcheinlich gerettet! — Stanislaus bedrängt von feindlichen Reitern — Freunde ſprengten heran ihn zu retten — zu ſpät, von hinten haut ihn ein Reiter herab vom Pferde." — Aufs neue ſank Hermenegilda überwältigt von dem entſetzlichen Schmerz ohnmächtig zuſammen. Nepomuk eilte nach ſtärkenden Mitteln, doch es bedurfte ihrer nicht, mit wunderbarer Kraft faßte ſich Hermenegilda zuſammen. „Der Wille des Himmels iſt erfüllt," ſprach ſie dumpf und feierlich, „nicht zu klagen ziemt es mir, aber bis zum Tode dem Gatten treu, ſoll kein irdiſches Bündniß mich von ihm trennen. Um ihn trauern, für ihn, für unſer Heil beten, das iſt jetzt meine Beſtimmung, und nichts ſoll dieſe mir verſtören." Graf Nepomuk mußte mit vollem Recht glauben, daß der innerlich brütende Wahnſinn Hermenegilda's ſich durch jene Viſion Luft gemacht habe, und da die ruhige klöſterliche Trauer Hermenegilda's um den Gatten kein ausſchweifendes beunruhigendes Treiben zuließ, ſo war dem Grafen Nepomuk dieſer Zuſtand, den die Ankunft des Grafen Stanislaus ſchnell enden mußte, ganz recht. Ließ Nepomuk zuweilen etwas von Träumereien und Viſionen fallen, ſo lächelte Hermenegilda ſchmerzlich, dann drückte ſie aber den goldnen Ring, den ſie am Finger trug, an den Mund und benetzte ihn mit heißen Thränen. Graf Nepomuk bemerkte mit Erſtaunen, daß dieſer Ring wirklich ein ganz fremder war, den er nie bei ſeiner Tochter geſehen, da es indeſſen tauſend Fälle gab, wie ſie dazu gekommen ſeyn konnte, ſo gab er ſich nicht einmal die Mühe weiter nachzuforſchen. Wichtiger war ihm die böſe Nachricht, daß Graf Stanislaus in feindliche Gefangenſchaft gerathen ſey. Hermenegilda fing an auf eigne Weiſe zu kränkeln, ſie klagte oft über eine ſeltſame Empfindung, die ſie eben nicht Krankheit nennen könne, die aber ihr ganzes Weſen auf ſeltſame Art durchbebe. Um dieſe Zeit kam Fürſt Z. mit ſeiner Gemahlin. Die Fürſtin hatte, als Hermenegilda's Mutter frühzeitig ſtarb, ihre Stelle vertreten und ſchon deshalb wurde ſie von ihr mit kindlicher Hingebung empfangen. Hermenegilda erſchloß der würdigen Frau ihr ganzes Herz und klagte mit der bitterſten Wehmuth, daß, unerachtet ſie für die Wahrheit aller Umſtände Rückſichts der wirklich vollzogenen Trauung mit Stanislaus, die überzeugendſten Beweiſe habe, man ſie doch eine wahnſinnige Träumerin ſchelte. Die Fürſtin, von allem unterrichtet und von Hermenegilda's zerrüttetem Gemüthszuſtande überzeugt, hütete ſich wohl ihr zu widerſprechen; ſie begnügte ſich damit, ihr zu verſichern, daß die Zeit alles aufklären werde und daß es wohlgethan ſey, ſich in frommer Demuth dem Willen des Himmels ganz zu ergeben. Aufmerkſamer wurde die Fürſtin, als Hermenegilda von ihrem körperlichen Zuſtande ſprach und die ſonderbaren Anfälle beſchrieb, die ihr Inneres zu verſtören ſchienen. Man ſah, wie die Fürſtin mit der ängſtlichſten Sorgfalt über Hermenegilda wachte und wie ihre Bekümmerniß in dem Grade ſtieg, als Hermenegilda ſich ganz zu erholen ſchien. Die todtblaſſen Wangen und Lippen rötheten ſich wieder, die Augen verloren das düſtre unheimliche Feuer, der Blick wurde mild und ruhig, die abgemagerten Formen rundeten ſich mehr und mehr, kurz Hermenegilda blühte ganz auf in voller Schönheit. Und doch ſchien die Fürſtin ſie für kränker als jemals zu halten, denn: „Wie iſt dir, was haſt du, mein Kind? — was fühlſt du?“ ſo frug ſie, quälende Beſorgniß im Geſicht, ſo bald Hermenegilda nur ſeufzte oder im mindeſten erblaßte. Graf Nepomuk, der Fürſt, die Fürſtin berathen ſich, was es denn nun werden ſolle mit Hermenegilda und ihrer fixen Idee, Stanislaus Wittwe zu ſeyn. „Ich glaube leider,“ ſprach der Fürſt, „daß ihr Wahnſinn unheilbar bleiben wird, denn ſie iſt körperlich kerngeſund und nährt den zerrütteten Zuſtand ihrer Seele mit voller Kraft — Ja,“ fuhr er fort als die Fürſtin ſchmerzlich vor ſich hinblickte, „ja ſie iſt kerngeſund, unerachtet ſie an [illegible] und an ihrem offenderen Nachtheil wie eine Kranke gepflegt, gehätſchelt und geängſtet wird.“ Die Fürſtin, welche dieſe Worte trafen, faßte den Grafen Nepomuk ins Auge und ſprach raſch und entſchieden: „Nein! — Hermenegilda iſt nicht krank, aber, läge es nicht im Reich der Unmöglichkeit, daß ſie ſich vergangen haben könnte, ſo würde ich überzeugt ſeyn, daß ſie ſich in guter Hoffnung befinde.“ Damit ſtand ſie auf und verließ das Zimmer. Wie vom Blitz getroffen ſtarrten ſich Graf Nepomuk und der Fürſt an. Dieſer, zuerſt das Wort aufnehmend, meinte, „daß ſeine Frau auch zuweilen von den ſonderbarſten Viſionen heimgeſucht werde.“ Graf Nepomuk ſprach aber ſehr ernſt: „Die Fürſtin hat darin recht, daß ein Vergehen der Art von Seiten Hermenegilda's durchaus im Reich der Unmöglichkeit liegt, wenn ich dir aber ſage, daß, als Hermenegilda geſtern vor mir herging, mir es ſelbſt wie ein närriſcher Gedanke durch den Sinn fuhr: man ſieht einmal, die junge Wittwe iſt ja guter Hoffnung; daß dieſer Gedanke offenbar nur durch das Betrachten ihrer Geſtalt erzeugt werden konnte, wenn ich dir das alles ſage, ſo wirſt du es natürlich finden, wie die Worte der Fürſtin mich mit trüber Beſorgniß, ja mit der peinlichſten Angſt erfüllen.“ „So muß,“ erwiderte der Fürſt, „der Arzt oder die weiſe Frau entſcheiden und entweder das vielleicht voreilige Urtheil der Fürſtin vernichtet oder unſere Schande beſtätiget werden.“ Mehrere Tage ſchwankten Beide von Entſchluß zu Entſchluß. Beiden wurden Hermenegilda's Formen verdächtig, die Fürſtin ſollte entſcheiden, was jetzt zu thun. Sie verwarf die Einmiſchung eines vielleicht plauderhaften Arztes und meinte, daß andere Hülfe wohl erſt in fünf Monaten nöthig ſeyn würde. „Welche Hülfe?“ ſchrie Graf Nepomuk entſetzt. „Ja,“ fuhr die Fürſtin mit erhöhter Stimme fort, „es iſt nun gar kein Zweifel mehr, Hermenegilda iſt entweder die verruchteſte Heuchlerin, die jemals geboren, oder es waltet ein unerforſchliches Geheimniß — genug, ſie iſt guter Hoffnung!“ — Ganz erſtarrt vor Schreck fand Graf Nepomuk keine Worte; endlich ſich mühſam ermannend beſchwor er die Fürſtin, koſte es was es wolle, von Hermenegilda ſelbſt zu erforſchen, wer der Unglückſelige ſey, der die unauslöſchliche Schmach über ſein Haus gebracht. „Noch,“ ſprach die Fürſtin, „noch ahnet Hermenegilda nicht, daß ich um ihren Zuſtand weiß. Von dem Moment, wenn ich es ihr ſagen werde, wie es um ſie ſteht, verſpreche ich mir Alles. Ueberraſcht wird ſie die Larve der Heuchlerin fallen laſſen oder es muß ſich ſonſt ihre Unſchuld auf eine wunderbare Weiſe offenbaren, unerachtet ich es auch nicht zu träumen vermag, wie dies ſollte geſchehen können.“ — Noch denſelben Abend war die Fürſtin mit Hermenegilda, deren mütterliches Anſehn mit jeder Stunde zuzunehmen ſchien, allein auf ihrem Zimmer. Da ergriff die Fürſtin das arme Kind bei beiden Armen, blickte ihr ſcharf ins Auge und ſagte mit ſchneidendem Ton: „Liebe, du biſt guter Hoffnung!“ Da ſchlug Hermenegilda den wie von himmliſcher Wonne verklärten Blick in die Höhe und rief mit dem Ton des höchſten Entzückens: „O Mutter, Mutter, ich weiß es ja! — Lange fühlt' ich es, daß ich, fiel auch der theure Gatte unter den mörderiſchen Streichen der wilden Feinde, dennoch unausſprechlich glücklich ſeyn ſollte. Ich! — jener Moment meines höchſten irdiſchen Glücks lebt in mir fort, ich werde ihn ganz wieder haben den geliebten Gatten in dem theuern Pfande des ſüßen Bundes.“ Der Fürſtin war es, als finge ſich alles an um ſie zu drehen, als wollten ihr die Sinne ſchwinden. Die Wahrheit in Hermenegilda's Ausdruck — ihr Entzücken, ihre wahrhafte Verklärung ließ keinen Gedanken an erheucheltes Weſen, an Trug aufkommen und doch konnte nur toller Wahnſinn auf ihre Behauptung etwas geben. Von dem letzten Gedanken ganz erfaßt, ſtieß die Fürſtin Hermenegilda von ſich, indem ſie heftig rief: „Unſinnige! ein Traum hatte dich in den Zuſtand verſetzt, der Schmach und Schande über uns alle bringt! — glaubſt du, daß du mich mit albernen Mährchen zu hintergehen vermagſt? — Beſinne dich — laß alle Ereigniſſe der vorigen Tage an dir vorübergehen. Ein reuiges Bekenntniß kann uns vielleicht verſöhnen.“ In Thränen gebadet, ganz aufgelöſt von herbem Schmerz ſank Hermenegilda vor der Fürſtin auf die Knie und jammerte: „Mutter, auch du ſchiltſt mich eine Träumerin, auch du glaubſt nicht daran, daß die Kirche mich mit Stanislaus verband, daß ich ſein Weib bin? — Aber ſieh doch nur hier den Ring an meinem Finger — was ſage ich! — Du, du kennſt ja meinen Zuſtand, iſt denn das nicht genug, dich zu überzeugen, daß ich nicht träumte?“ Die Fürſtin nahm mit dem tiefſten Erſtaunen wahr, daß Hermenegilden der Gedanke eines Vergehens gar nicht einkam, daß ſie die Hindeutung darauf gar nicht aufgefaßt, gar nicht verſtanden. Der Fürſtin ihre Hände heftig an die Bruſt drückend, flehte Hermenegilda immer fort, ſie möge doch nur jetzt, da es ihr Zuſtand außer Zweifel ſetze, an ihren Gatten glauben, und die ganz beſtürzte, ganz außer ſich geſetzte Frau wußte in der That ſelbſt nicht mehr, was ſie der Armen ſagen, welchen Weg ſie überhaupt einſchlagen ſollte, dem Geheimniß, das hier walten mußte, auf die Spur zu kommen. Erſt nach mehreren Tagen erklärte die Fürſtin dem Gemahl und dem Grafen Nepomuk, daß es unmöglich ſey von Hermenegilda, die ſich von dem Gatten ſchwanger glaube, mehr heraus zu bringen, als davon ſie ſelbſt im Innerſten überzeugt ſey. Die Männer voller Zorn ſchalten Hermenegilda eine Heuchlerin und inſonderheit ſchwur Graf Nepomuk, daß, wenn gelinde Mittel ſie nicht von dem wahnſinnigen Gedanken, ihm ein abgeſchmacktes Mährchen aufzuheften, zurückbringen würden, er es mit ſtrengen Maßregeln verſuchen werde. Die Fürſtin meinte dagegen, daß jede Strenge eine zweckloſe Grauſamkeit ſeyn würde. Ueberzeugt ſey ſie nämlich, wie geſagt, daß Hermenegilda keinesweges heuchle, ſondern daran, was ſie ſage, mit voller Seele glaube. „Es giebt,“ fuhr ſie fort, „noch manches Geheimniß in der Welt, das zu begreifen wir gänzlich außer Stande ſind. Wie, wenn das lebhafte Zuſammenwirken des Gedankens auch eine phyſiſche Wirkung haben könnte, wie, wenn eine geiſtige Zuſammenkunft zwiſchen Stanislaus und Hermenegilda ſie in den uns unerklärlichen Zuſtand verſetzte?“ Unerachtet alles Zorns, aller Bedrängniß des fatalen Augenblicks konnten ſich der Fürſt und Graf Nepomuk doch des lauten Lachens nicht enthalten, als die Fürſtin dieſen Gedanken äußerte, den die Männer den ſublimſten nannten, der je das Menſchliche ätheriſirt habe. Die Fürſtin blutroth im ganzen Geſicht meinte, daß den rohen Männern der Sinn für dergleichen abginge, daß ſie das ganze Verhältniß, in das ihr armes Kind, an deſſen Unſchuld ſie unbedingt glaube, gerathen, anſtößig und abſcheulich finde, und daß eine Reiſe, die ſie mit ihr zu unternehmen gedenke, das einzige und beſte Mittel ſey, ſie der Argliſt, dem Hohne ihrer Umgebung zu entziehen. Graf Nepomuk war mit dieſem Vorſchlage ſehr zufrieden, denn da Hermenegilda ſelbſt gar kein Geheimniß aus ihrem Zuſtande machte, ſo mußte ſie, ſollte ihr Ruf verſchont bleiben, freilich aus dem Kreiſe der Bekannten entfernt werden.

Dies ausgemacht, fühlten ſich alle beruhigt. Graf Nepomuk dachte kaum mehr an das beängſtigende Geheimniß ſelbſt, als er nur die Möglichkeit ſah, es der Welt, deren Hohn ihm das Bitterſte war, zu verbergen, und der Fürſt urtheilte ſehr richtig, daß bei der ſeltſamen Lage der Dinge, bei Hermenegilda's unerheucheltem Gemüthszuſtande freilich gar nichts anders zu thun ſey, als die Auflöſung des wunderbaren Räthſels der Zeit zu überlaſſen. Eben wollte man nach geſchloſſener Berathung auseinander gehen, als die plötzliche Ankunft des Grafen Xaver von R. über alle neue Verlegenheit, neue Kümmerniß brachte. Erhitzt von dem ſcharfen Ritt, über und über mit Staub bedeckt, mit der Haſt eines von wilder Leidenſchaft getriebenen ſtürzte er ins Zimmer und rief, ohne Gruß, alle Sitte nicht beachtend, mit ſtarker Stimme: „Er iſt todt, Graf Stanislaus! — nicht in Gefangenſchaft gerieth er — nein — er wurde niedergehauen von den Feinden — hier ſind die Beweiſe!“ — Damit ſteckte er mehrere Briefe, die er ſchnell hervorgeriſſen, dem Grafen Nepomuk in die Hände. Dieſer fing ganz beſtürzt an zu leſen. Die Fürſtin ſah in die Blätter hinein, kaum hatte ſie wenige Zeilen erhaſcht, als ſie mit zum Himmel emporgerichtetem Blick die Hände zuſammenſchlug und ſchmerzlich ausrief: „Hermenegilda! — armes Kind! — welches unerforſchliche Geheimniß!“ — Sie hatte gefunden, daß Stanislaus Todestag gerade mit Hermenegilda's Angabe zuſammentraf, daß ſich alles ſo begeben, wie ſie es in dem verhängnißvollen Augenblick geſchaut hatte. „Er iſt todt,“ ſprach nun Xaver raſch und feurig, „Hermenegilda iſt frei, mir, der ich ſie liebe wie mein Leben, ſteht nichts mehr entgegen, ich bitte um ihre Hand!“ — Graf Nepomuk vermochte nicht zu antworten, der Fürſt nahm das Wort und erklärte, daß gewiſſe Umſtände es ganz unmöglich machten, jetzt auf ſeinen Antrag einzugehen, daß er in dieſem Augenblick nicht einmal Hermenegilda ſehen könne, daß es alſo das Beſte ſey, ſich wieder ſchnell zu entfernen, wie er gekommen. Xaver entgegnete, daß er Hermenegilda's zerrütteten Gemüthszuſtand, von dem wahrſcheinlich die Rede ſey, recht gut kenne, daß er dies aber um ſo weniger für ein Hinderniß halte, als gerade ſeine Verbindung mit Hermenegilda jenen Zuſtand enden würde. Die Fürſtin verſicherte ihm, daß Hermenegilda ihrem Stanislaus Treue bis in den Tod geſchworen, jede andere Verbindung daher verwerfen würde, übrigens befinde ſie ſich gar nicht mehr auf dem Schloſſe. Da lachte Xaver laut auf und meinte, nur des Vaters Einwilligung bedürfe er; Hermenegilda's Herz zu rühren, das ſolle man nur ihm überlaſſen. Ganz erzürnt über des Jünglings ungeſtüme Zudringlichkeit erklärte Graf Nepomuk, daß er in dieſem Augenblick vergebens auf ſeine Einwilligung hoffe und nur ſogleich das Schloß verlaſſen möge. Graf Xaver ſah ihn ſtarr an, öffnete die Thür des Vorſaals und rief hinaus, Woyciech ſolle den Mantelſack hereinbringen, die Pferde abſatteln und in den Stall führen. Dann kam er ins Zimmer zurück, warf ſich in den Lehnſtuhl, der dicht am Fenſter ſtand, und erklärte ruhig und ernſt: Ehe er Hermenegilda geſehen und geſprochen, werde ihn nur offne Gewalt vom Schloſſe wegtreiben. Graf Nepomuk meinte, daß er dann auf einen recht langen Aufenthalt rechnen könne, übrigens aber erlauben müſſe, daß er ſeiner Seits das Schloß verlaſſe. Alle, Graf Nepomuk, der Fürſt und ſeine Gemahlin gingen hierauf aus dem Zimmer, um ſo ſchnell als möglich Hermenegilda fortzuſchaffen. Der Zufall wollte indeſſen, daß ſie gerade in dieſer Stunde, ganz wider ihre ſonſtige Gewohnheit, in den Park gegangen war. Xaver, durch das Fenſter blickend, an dem er ſaß, gewahrte ſie ganz in der Ferne wandelnd. Er rannte hinunter in den Park und erreichte endlich Hermenegilda, als ſie eben in jenen verhängnißvollen Pavillon an der Südſeite des Parks trat. Ihr Zuſtand war nun ſchon beinahe jedem Auge ſichtlich. „O all' ihr Mächte des Himmels," rief Xaver, als er vor Hermenegilda ſtand, dann ſtürzte er aber zu ihren Füßen und beſchwor ſie, unter den heiligſten Betheurungen ſeiner glühendſten Liebe, ihn zum glücklichſten Gatten aufzunehmen. Hermenegilda, ganz außer ſich vor Schreck und Ueberraſchung, ſagte ihm: „Ein böſes Geſchick habe ihn hergeführt, ihre Ruhe zu ſtören — niemals, niemals würde ſie, dem geliebten Stanislaus zur Treue bis in den Tod verbunden, die Gattin eines andern werden." Als nun aber Xaver nicht aufhörte mit Bitten und Betheurungen, als er endlich in toller Leidenſchaft ihr vorhielt, daß ſie ſich ſelbſt täuſche, daß ſie ihm ja ſchon die ſüßeſten Liebesaugenblicke geſchenkt, als er, aufgeſprungen vom Boden, ſie in ſeine Arme ſchließen wollte, da ſtieß ſie ihn, den Tod im Antlitz, mit Abſcheu und Verachtung zurück, indem ſie rief: „Elender, ſelbſtſüchtiger Thor, eben ſo wenig, wie du das ſüße Pfand meines Bundes mit Stanislaus vernichten kannſt, eben ſo wenig vermagſt du mich zum verbrecheriſchen Bruch der Treue zu verführen — Fort aus meinen Augen!" Da ſtreckte Xaver die geballte Fauſt ihr entgegen, lachte laut auf in wildem Hohn und ſchrie: „Wahnſinnige, brachſt du denn nicht ſelbſt jenen albernen Schwur? — Das Kind, das du unter dem Herzen trägſt, mein Kind iſt es, mich umarmteſt du hier an dieſer Stelle — meine Buhlſchaft warſt du und bleibſt du, wenn ich dich nicht erhebe zu meiner Gattin." — Hermenegilda blickte ihn an, die Gluth der Hölle in den Augen, dann kreiſchte ſie auf: „Ungeheuer!" und ſank wie zum Tode getroffen nieder auf den Boden.

Wie von allen Furien verfolgt rannte Xaver in das Schloß zurück, er traf auf die Fürſtin, die er mit Ungeſtüm bei der Hand ergriff und hineinzog in die Zimmer. „Sie hat mich verworfen mit Abſcheu — mich, den Vater ihres Kindes!" — „Um aller Heiligen willen! Du? — Xaver! — mein Gott! — ſprich, wie war es möglich?" — ſo rief von Entſetzen ergriffen die Fürſtin. „Mag mich verdammen," fuhr Xaver gefaßter fort, „mag mich verdammen wer da will, aber glüht ihm gleich mir das Blut in den Adern, gleich mir wird er in ſolchem Moment ſündigen. — In dem Pavillon traf ich Hermenegilda in einem ſeltſamen Zuſtande, den ich nicht zu beſchreiben vermag. Sie lag wie feſtſchlafend und träumend auf dem Kanapee. Kaum war ich eingetreten, als ſie ſich erhob, auf mich zukam, mich bei der Hand ergriff und feierlichen Schritts durch den Pavillon ging. Dann kniete ſie nieder, ich that ein gleiches, ſie betete und ich bemerkte bald, daß ſie im Geiſte einen Prieſter vor uns ſah. Sie zog einen Ring vom Finger, den ſie dem Prieſter darreichte, ich nahm ihn und ſteckte ihr einen goldnen Ring an, den ich von meinem Finger zog, dann ſank ſie mit der inbrünſtigſten Liebe in meine Arme — Als ich entfloh, lag ſie in tiefem bewußtloſen Schlaf." — „Entſetzlicher Menſch! — ungeheurer Frevel!" ſchrie die Fürſtin ganz außer ſich. — Graf Nepomuk und der Fürſt traten hinein, in wenigen Worten erfuhren ſie Xavers Bekenntniſſe, und wie tief wurde der Fürſtin zartes Gemüth verwundet, als die Männer Xavers frevelige That ſehr verzeihlich und durch ſeine Verbindung mit Hermenegilda geſühnt fanden. „Nein," ſprach die Fürſtin, „nimmer wird Hermenegilda dem die Hand als Gatten reichen, der es wagte, wie der hämiſche Geiſt der Hölle, den höchſten Moment ihres Lebens mit dem ungeheuerſten Frevel zu vergüten.“ „Sie wird,“ ſprach Graf Xaver mit kaltem höhnendem Stolz, „ſie wird mir die Hand reichen müſſen, um ihre Ehre zu retten — ich bleibe hier und alles fügt ſich.“ — In dieſem Augenblick entſtand ein dumpfes Geräuſch, man brachte Hermenegilda, die der Gärtner im Pavillon leblos gefunden, in das Schloß zurück. Man legte ſie auf das Sopha; ehe es die Fürſtin verhindern konnte, trat Xaver hinan und faßte ihre Hand. Da fuhr ſie mit einem entſetzlichen Schrei, nicht menſchlicher Ton, nein, dem ſchneidenden Jammerlaut eines wilden Thiers ähnlich, in die Höhe und ſtarrte in gräßlicher Verzuckung den Grafen mit funkenſprühenden Augen an. Der taumelte wie vom tödtenden Blitz getroffen zurück und lallte kaum verſtändlich: „Pferde!“ — Auf den Wink der Fürſtin brachte man ihn hinab — „Wein! — Wein!“ ſchrie er, ſtürzte einige Gläſer hinunter, warf ſich dann erkräftigt aufs Pferd und jagte davon. — Hermenegilda's Zuſtand, der aus dumpfem Wahnſinn in wilde Raſerei übergehen zu wollen ſchien, änderte auch Nepomuks und des Fürſten Geſinnungen, die nun erſt das Entſetzliche, Unſühnbare von Xavers That einſahen. Man wollte nach dem Arzt ſenden, aber die Fürſtin verwarf alle ärztliche Hülfe, wo nur geiſtlicher Troſt vielleicht wirken könne. Statt des Arztes erſchien alſo der Carmelitermönch Cyprianus, Beichtvater des Hauſes. Auf wunderbare Weiſe gelang es ihm, Hermenegilda aus der Bewußtloſigkeit des ſtieren Wahnſinns zu erwecken. Noch mehr! — bald wurde ſie ruhig und gefaßt; ſie ſprach ganz zuſammenhängend mit der Fürſtin, der ſie den Wunſch äußerte, nach ihrer Niederkunft ihr Leben im Ciſterzienſer Kloſter zu O. in ſteter Reue und Trauer hinzubringen. Ihren Trauerkleidern hatte ſie Schleier hinzugefügt, die ihr Geſicht undurchdringlich verhüllten und die ſie niemals lüpfte. Pater Cyprianus verließ das Schloß, kam aber nach einigen Tagen wieder. Unterdeſſen hatte der Fürſt Z. an den Bürgermeiſter zu L. geſchrieben, dort ſollte Hermenegilda ihre Niederkunft abwarten und von der Aebtiſſin des Ciſterzienſer Kloſters, einer Verwandten des Hauſes, dahingebracht werden, während die Fürſtin nach Italien reiſte, und angeblich Hermenegilda mitnahm. — Es war Mitternacht, der Wagen, der Hermenegilda nach dem Kloſter bringen ſollte, ſtand vor der Thüre. Von Gram gebeugt erwartete Nepomuk, der Fürſt, die Fürſtin, das unglückliche Kind, um von ihr Abſchied zu nehmen. Da trat ſie in Schleier gehüllt, an der Hand des Mönchs, in das von Kerzen hell erleuchtete Zimmer. Cyprianus ſprach mit feierlicher Stimme: „Die Layenſchweſter Cöleſtine ſündigte ſchwer, als ſie ſich noch in der Welt befand, denn der Frevel des Teufels befleckte ihr reines Gemüth, doch ein unauflösliches Gelübde bringt ihr Troſt — Ruhe und ewige Seligkeit! — Nie wird die Welt mehr das Antlitz ſchauen, deſſen Schönheit den Teufel anlockte — Schaut her! — ſo beginnt und vollendet Cöleſtine ihre Buße!“ — Damit hob der Mönch Hermenegilda's Schleier auf, und ſchneidendes Weh durchfuhr alle, da ſie die blaſſe Todtenlarve erblickten, in die Hermenegilda's engelſchönes Antlitz auf immer verſchloſſen! — Sie ſchied, keines Wortes mächtig, von dem Vater, der ganz aufgelöſt von verzehrendem Schmerz nicht mehr leben zu können dachte. Der Fürſt, ſonſt ein gefaßter Mann, badete ſich in Thränen, nur der Fürſtin gelang es, mit aller Macht den Schrecken jenes grauenvollen Gelübdes niederkampfend, ſich aufrecht zu erhalten in milder Faſſung. —

Wie Graf Xaver Hermenegilda's Aufenthalt und ſogar den Umſtand, daß das geborne Kind der Kirche geweiht ſeyn ſollte, erfahren, iſt unerklärlich. Wenig nutzte ihm der Raub des Kindes, denn als er nach P. gekommen, und es in die Hände einer vertrauten Frau geben wollte, war es nicht, wie er glaubte, von der Kälte ohnmächtig geworden, ſondern todt. Darauf verſchwand Graf Xaver ſpurlos, und man glaubte, er habe ſich den Tod gegeben. Mehrere Jahre waren vergangen, als der junge Fürſt Boleslaw von Z. auf ſeinen Reiſen nach Neapel in die Nähe des Poſilippo kam. Dort in der anmuthigſten Gegend liegt ein Kamaldulenſerkloſter, zu dem der Fürſt heraufſtieg, um eine Ausſicht zu genießen, die ihm als die reizendſte in ganz Neapel geſchildert worden. Eben im Begriff, auf die herausſpringende Felſenſpitze im Garten zu treten, die ihm als der ſchönſte Punkt beſchrieben, bemerkte er einen Mönch, der vor ihm auf einem großen Stein Platz genommen und, ein aufgeſchlagenes Gebetbuch auf dem Schooß, in die Ferne hinausſchaute. Sein Antlitz, in den Grundzügen noch jugendlich, war nur durch tiefen Gram entſtellt. Dem Fürſten kam, als er den Mönch naher und naher betrachtete, eine dunkle Erinnerung. Er ſchlich naher heran und es fiel ihm gleich ins Auge, daß das Gebetbuch in polniſcher Sprache abgefaßt war. Darauf redete er den Mönch polniſch an, dieſer wandte ſich voller Schreck um, kaum hatte er aber den Fürſten erblickt, als er ſein Geſicht verhüllte und ſchnell, wie vom böſen Geiſt getrieben, durch die Gebüſche entfloh. Fürſt Boleslaw verſicherte, als er dem Grafen Nepomuk das Abenteuer erzählte, dieſer Mönch ſey niemand anders geweſen, als der Graf Xaver von R.

Das ſteinerne Herz.

Jedem Reiſenden, der bei guter Tageszeit ſich dem Städtchen G. von der ſüdlichen Seite bis auf eine halbe Stunde Weges genähert, fällt der Landſtraße rechts ein ſtattliches Landhaus in die Augen, welches mit ſeinen wunderlichen bunten Zinnen aus finſterm Gebüſch blickend, emporſteigt. Dieſes Gebüſch umkränzt den weitläuftigen Garten, der ſich in weiter Strecke Thal abwärts hinzieht. Kommſt du einmal, vielgeliebter Leſer! des Weges, ſo ſcheue weder den kleinen Aufenthalt deiner Reiſe, noch das kleine Trinkgeld, das du etwa dem Gärtner geben dürfteſt, ſondern ſteige fein aus dem Wagen, und laß dir Haus und Garten aufſchließen, vorgebend, du hätteſt den verſtorbenen Eigenthümer des anmuthigen Landſitzes, den Hofrath Reutlinger in G., recht gut gekannt. Im Grunde genommen kannſt du dies alsdann mit gutem Fug thun, wenn es dir gefallen ſollte, alles, was ich dir zu erzählen eben im Begriff ſtehe, bis ans Ende durchzuleſen; denn ich hoffe, der Hofrath Reutlinger ſoll dir alsdann mit all' ſeinem ſonderbaren Thun und Treiben ſo vor Augen ſtehen, als ob du ihn wirklich ſelbſt gekannt hätteſt. Schon von außen findeſt du das Landhaus auf alterthümliche groteske Weiſe mit bunten gemalten Zierathen verſchmückt, du klagſt mit Recht über die Geſchmackloſigkeit dieſer zum Theil widerſinnigen Wandgemälde, aber bei näherer Betrachtung weht dich ein beſonderer wunderbarer Geiſt aus dieſen bemalten Steinen an und mit einem leiſen Schauer, der dich überläuft, trittſt du in die weite Vorhalle. Auf den in Felder abgetheilten, mit weißem Gipsmarmor bekleideten Wänden erblickeſt du mit grellen Farben gemalte Arabesken, die in den wunderlichſten Verſchlingungen Menſchen- und Thiergeſtalten, Blumen, Früchte, Geſteine, darſtellen, und deren Bedeutung du ohne weitere Verdeutlichung zu ahnen glaubſt. Im Saal, der den untern Stock in der Breite einnimmt und bis über den zweiten Stock hinaufſteigt, ſcheint in vergoldeter Bilderei alles das plaſtiſch ausgeführt, was erſt durch Gemälde angedeutet wurde. Du wirſt im erſten Augenblick vom verdorbenen Geſchmack des Zeitalters Ludwig des Vierzehnten reden, du wirſt weidlich ſchmälen über das Barocke, Ueberladene, Grelle, Geſchmackloſe dieſes Styls, aber biſt du nur was weniges meines Sinnes, fehlt es dir nicht an reger Phantaſie, welches ich allemal bei dir, mein gütiger Leſer! vorausſetze, ſo wirſt du bald allen in der That gegründeten Tadel vergeſſen. Es wird dir ſo zu Muthe werden, als ſey die regelloſe Willkür nur das kecke Spiel des Meiſters mit Geſtaltungen, über die er unumſchränkt zu herrſchen wußte, dann aber, als verkette ſich alles zur bitterſten Ironie des irdiſchen Treibens, die nur dem tiefen, aber an einer Todeswunde kränkelnden Gemüth eigen. Ich rathe Dir, geliebter Leſer! die kleinen Zimmer des zweiten Stocks, die wie eine Gallerie den Saal umgeben, und aus deren Fenſtern man hinabſchaut in den Saal, zu durchwandern. Hier ſind die Verzierungen ſehr einfach, aber hin und wieder ſtößeſt du auf deutſche, arabiſche und türkiſche Inſchriften, die ſich wunderlich genug ausnehmen. Du eilſt jetzt nach dem Garten, er iſt nach altfranzöſiſcher Art mit langen, breiten, von hohen Taxuswänden umſchloſſenen Gängen, mit geräumigen Bosketts angelegt, und mit Statuen, mit Fontainen geſchmückt. Ich weiß nicht, ob du, geliebter Leſer, nicht auch den ernſten feierlichen Eindruck, den ſolch' ein altfranzöſiſcher Garten macht, mit mir fühlſt, und ob du ſolch' ein Gartenkunſtwerk nicht der albernen Kleinigkeitskrämerei vorziehſt, die in unſern ſogenannten engliſchen Gärten mit Brückchen und Flüßchen, und Tempelchen und Grottchen getrieben wird. Am Ende des Gartens trittſt du in einen finſtern Hain von Trauerweiden, Hängebirken und Weymoutskiefern. Der Gärtner ſagt dir, daß dies Wäldchen, wie man es von der Höhe des Hauſes hinabſchauend, deutlich wahrnehmen kann, die Form eines Herzens hat. Mitten darin iſt ein Pavillon von dunklem ſchleſiſchen Marmor in der Form eines Herzens erbaut. Du trittſt hinein, der Boden iſt mit weißen Marmorplatten ausgelegt, in der Mitte erblickſt du ein Herz in gewöhnlicher Größe. Es iſt ein dunkelrother in den weißen Marmor eingefügter Stein. Du bückſt dich herab, und entdeckeſt die in den Stein eingegrabenen Worte: Es ruht! In dieſem Pavillon, bei dieſem dunkelrothen ſteinernen Herzen, das damals jene Inſchrift noch nicht trug, ſtanden am Tage Mariä Geburt, das heißt am achten September des Jahres 180— ein großer ſtattlicher alter Herr und eine alte Dame, beide ſehr reich und ſchön nach der Mode der ſechsziger Jahre gekleidet. „Aber,“ ſprach die alte Dame, „aber wie kam Ihnen, lieber Hofrath, denn wieder die bizarre, ich möchte lieber ſagen, die ſchauervolle Idee, in dieſem Pavillon das Grabmal ihres Herzens, das unter dem rothen Stein ruhen ſoll, bauen zu laſſen?“ „Laſſen Sie Uns,“ erwiderte der alte Herr, „laſſen Sie Uns, liebe Geheime-Räthin, von dieſen Dingen ſchweigen! — Nennen Sie es das krankhafte Spiel eines wunden Gemuths, nennen Sie es wie Sie wollen, aber erfahren Sie, daß, wenn mich mitten unter dem reichen Gut, das das hämiſche Glück wie ein Spielzeug dem einfaltigen Kinde, das darüber die Todeswunden vergißt, mir zuwarf, der bitterſte Unmuth ergreift, wenn alles erfahrne Leid von neuem auf mich zutritt, daß ich dann hier in dieſen Mauern Troſt und Beruhigung finde. Meine Blutstropfen haben den Stein ſo roth gefärbt, aber er iſt eiskalt, bald liegt er auf meinem Herzen und kühlt die verderbliche Gluth, welche darin loderte.“ Die alte Dame ſah mit einem Blick der tiefſten Wehmuth herab zum ſteinernen Herzen, und indem ſie ſich etwas herabbückte, fielen ein paar große perlenglänzende Thränen auf den rothen Stein. Da faßte der alte Herr ſchnell herüber und ergriff ihre Hand. Seine Augen erblitzten im jugendlichen Feuer; wie ein fernes mit Blüthen und Blumen reich geſchmücktes herrliches Land im ſchimmernden Abendroth lag eine längſt vergangene Zeit voll Liebe und Seligkeit in ſeinen glühenden Blicken. „Julie! — Julie! und auch Sie konnten dieſes arme Herz ſo auf den Tod verwunden.“ — So rief der alte Herr mit von der ſchmerzlichſten Wehmuth halberſtickter Stimme. „Nicht mich,“ erwiderte die alte Dame ſehr weich und zärtlich, „nicht mich, klagen Sie an, Maximilian! — War es denn nicht Ihr ſtarrer unverſöhnlicher Sinn, Ihr träumeriſcher Glaube an Ahnungen, an ſeltſame, Unheil verkündende Viſionen, der Sie fortrieb von mir, und der mich zuletzt beſtimmen mußte, dem ſanfteren, beugſameren Mann, der mit Ihnen zugleich ſich um mich bewarb, den Vorzug zu geben? Ach! Maximilian, Sie mußten es ja wohl fühlen, wie innig Sie geliebt wurden, aber Ihre ewige Selbſtqual, peinigte ſie mich nicht bis zur Todesermattung?“ Der alte Herr unterbrach die Dame, indem er ihre Hand fahren ließ: „O Sie haben Recht, Frau Geheime-Räthin, ich muß allein ſtehen, kein menſchliches Herz darf ſich mir anſchmiegen, alles was Freundſchaft, was Liebe vermag, prallt wirkungslos ab von dieſem ſteinernen Herzen.“ „Wie bitter,“ fiel die Dame dem alten Herrn in die Rede, „wie bitter, wie ungerecht gegen ſich ſelbſt und andere ſind Sie, Maximilian! — Wer kennt Sie denn nicht als den freigebigſten Wohlthäter der Bedürftigen, als den unwandelbarſten Verfechter des Rechts, der Billigkeit, aber welches böſe Geſchick warf jenes entſetzliche Mißtrauen in Ihre Seele, das in einem Wort, in einem Blick, ja in irgend einem von jeder Willkür unabhängigen Ereigniß Verderben und Unheil ahnet?“ „Hege ich denn nicht alles,“ ſprach der alte Herr mit weicherer Stimme und Thränen in den Augen, „hege ich denn nicht alles, was ſich mir nähert, mit der vollſten Liebe? Aber dieſe Liebe zerreißt mir das Herz, ſtatt es zu nähren. — Ha!“ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „dem unerforſchlichen Geiſt der Welten gefiel es mich mit einer Gabe auszuſtatten, die, mich dem Tode entreißend, mich hundertmal tödtet! — Gleich dem ewigen Juden, ſehe ich das unſichtbare Cainszeichen auf der Stirne des gleißneriſchen Meuters! — Ich erkenne die geheimen Warnungen, die oft wie ſpielende Räthſel der geheimnißvolle König der Welt, den wir Zufall nennen, uns in den Weg wirft. Eine holde Jungfrau ſchaut uns mit hellen klaren Iſisaugen an, aber wer ihre Räthſel nicht löſt, den ergreift ſie mit kräftigen Löwentatzen, und ſchleudert ihn in den Abgrund.“ „Noch immer,“ ſprach die alte Dame, „noch immer dieſe verderblichen Träume. Wo blieb der ſchöne, artige Knabe, Ihres jüngern Bruders Sohn, den Sie vor einigen Jahren ſo liebreich aufgenommen, in dem ſo viele Liebe und Troſt für Sie aufzukeimen ſchien?“ „Den,“ erwiderte der alte Herr mit rauher Stimme, „den habe ich verſtoßen, es war ein Böſewicht, eine Schlange, die ich mir zum Verderben im Buſen nährte.“ „Ein Böſewicht! — der Knabe von ſechs Jahren?“ — fragte die Dame ganz beſtürzt. „Sie wiſſen“ fuhr der alte Herr fort, „die Geſchichte meines jüngern Bruders; Sie wiſſen, daß er mich mehrmals auf bübiſche Weiſe täuſchte, daß, alles brüderliche Gefühl in ſeiner Bruſt ertödtend, ihm jede Wohlthat, die ich ihm erzeigte, zur Waffe gegen mich diente. An ihm, an ſeinem raſtloſen Streben lag es nicht, daß nicht meine Ehre, meine bürgerliche Exiſtenz verloren ging. Sie wiſſen, wie er vor mehreren Jahren, in das tiefſte Elend verſunken, zu mir kam, wie er mir Aenderung ſeiner verworrenen Lebensweiſe, wieder erwachte Liebe heuchelte, wie ich ihn hegte und pflegte, wie er dann ſeinen Aufenthalt in meinem Hauſe nutzte, um gewiſſe Dokumente — doch genug davon. Sein Knabe gefiel mir, und dieſen behielt ich bei mir, als der Schändliche, nachdem ſeine Ränke, die mich in einen meine Ehre vernichtenden Criminalprozeß verwickeln ſollten, entdeckt worden, fliehen mußte. Ein warnender Wink des Schickſals befreiete mich von dem Böſewicht.“ „Und dieſer Wink des Schickſals war gewiß einer Ihrer böſen Träume.“ So ſprach die alte Dame, doch der alte Herr fuhr fort: „Hören Sie, urtheilen Sie Julie! — Sie wiſſen, daß meines Bruders Teufelei mir den härteſten Stoß gab, den ich erlitten — es ſey denn, daß, — doch ſtill davon. Mag es ſeyn, daß ich der Seelenkrankheit, die mich befallen, den Gedanken zuſchreiben muß, mir in dieſem Wäldchen eine Grabſtätte für mein Herz bereiten zu laſſen. Genug, es geſchah! — Das Wäldchen war in Herzform angepflanzt, der Pavillon erbaut, die Arbeiter beſchäftigten ſich mit der Marmortäfelung des Fußbodens. Ich trete hinan, um nach dem Werk zu ſehen. Da bemerke ich, daß in einiger Entfernung der Knabe, ſo wie ich, Max geheißen, etwas hin und herkugelt unter allerlei tollen Bocksſprüngen und lautem Gelächter. Eine finſtere Ahnung geht durch meine Seele! — Ich gehe los auf den Knaben und erſtarre, als ich ſehe, daß es der rothe herzförmig ausgearbeitete Stein iſt, der zum Einlegen in dem Pavillon bereit lag, den er mit Mühe herausgekugelt hat und mit dem er nun ſpielt! — Bube! Du ſpielſt mit meinem Herzen, wie dein Vater! — Mit dieſen Worten ſtieß ich ihn voll Abſcheu von mir, als er ſich weinend mir nahte. — Mein Verwalter erhielt die nöthigen Befehle ihn fortzuſchaffen, ich habe den Knaben nicht wieder geſehen!“ „Entſetzlicher Mann!“ rief die alte Dame, die aber der alte Herr ſich höflich verbeugend, und mit den Worten: „des Schickſals große Grundſtriche fugen ſich nicht dem feinen Nonpareil der Damen,“ unter dem Arm faßte, und aus dem Pavillon hinausführte durch das Wäldchen in den Garten. — Der alte Herr war der Hofrath Reutlinger, die alte Dame aber die Geheimeräthin Foerd. — Der Garten bot das allermerkwürdigſte Schauſpiel dar, was man nur ſehen konnte. Eine große Geſellſchaft alter Herren, Geheime-Räthe, Hofräthe u. a. nebſt ihren Familien aus dem benachbarten Städtchen hatte ſich verſammelt. Alle, ſelbſt die jungen Leute und Mädchen waren ganz ſtreng nach der Mode des Jahres 1760 gekleidet mit großen Perücken, geſteiften Kleidern, hohen Friſuren, Reifröcken u. ſ. w., welches denn um ſo mehr einen wunderlichen Eindruck machte, als die Anlagen des Gartens ganz zu jenem Coſtum paßten. Jeder glaubte ſich, wie durch einen Zauberſchlag, in eine längſt verfloſſene Zeit zurückverſetzt. Der Maskerade lag eine wunderliche Idee Reutlingers zum Grunde. Er pflegte alle drei Jahre am Tage Mariä Geburt auf ſeinem Landſitz das Feſt der alten Zeit zu feiern, wozu er alles aus dem Städtchen, was nur kommen wollte, einlud, jedoch war es unerläßliche Bedingung, daß jeder Gaſt ſich in das Coſtüm des Jahres 1760 werfen mußte. Jungen Leuten, denen es läſtig geweſen ſeyn würde, dergleichen Kleider herbei zu ſchaffen, half der Hofrath aus mit ſeiner eigenen reichen Garderobe. — Offenbar wollte der Hofrath dieſe Zeit hindurch (das Feſt dauerte zwei bis drei Tage) in Rückerinnerungen der alten Jugendzeit recht ſchwelgen. —

In einer Seitenallee begegneten ſich Ernſt und Wilibald. Beide ſahen ſich eine Weile ſchweigend an und brachen dann in ein helles Gelächter aus. „Du kommſt mir vor,“ rief Wilibald, „wie der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier.“ — „Und mich dünkt,“ erwiderte Ernſt, „ich hätte dich ſchon in der aſiatiſchen Baniſe erblickt.“ — „Aber in der That,“ fuhr Wilibald fort, „des alten Hofraths Einfall iſt ſo übel nicht. Er will nun einmal ſich ſelbſt myſtifiziren, er will eine Zeit hervorzaubern, in der er wahrhaft lebte, unerachtet er noch jetzt ein munterer ſtarker Greis mit unverwüſtlicher Lebenskraft und herrlicher Friſchheit des Geiſtes, an Erregbarkeit und phantaſiereicher Laune es manchem vor der Zeit abgeſtumpften Jünglinge zuvorthut. Er darf nicht dafür ſorgen, daß jemand in Wort und Gebehrde aus dem Coſtum falle, denn dafür ſteckt jeder eben in den Kleidern, die ihm das ganz unmöglich machen. Sieh' nur wie jungferlich und zünferlich unſere jungen Damen in ihren Reifröcken einhertrippeln, wie ſie ſich des Fächers zu bedienen wiſſen. — Wahrhaftig mich ſelbſt ergreift unter der Perücke, die ich auf meinen Titus geſtülpt, ein ganz beſonderer Geiſt alterthümlicher Courtoiſie; da ich eben das allerliebſte Kind, des geh. Rathes Foerd jüngſte Tochter, die holde Julia erblicke, ſo weiß ich gar nicht was mich abhält, mich ihr in demüthiger Stellung zu nahen und mich alſo zu appliziren und expliziren: „Allerſchönſte Julia! wenn wird mir doch die längſt gewünſchte Ruhe durch deine Gegenliebe gewährt werden! Es iſt ja unmöglich, daß den Tempel dieſer Schönheit ein ſteinerner Abgott bewohnen könne. Den Marmor bezwingt der Regen und der Diamant wird durch ſchlechtes Blut erweichet; dein Herz will aber einem Amboß gleichen, welcher ſich nur durch Schläge verhärtet; je mehr nun mein Herze klopfet, je unempfindlicher wirſt du. Laß mich doch das Ziel deines Blicks ſeyn, ſchaue doch wie mein Herz kocht und meine Seele nach der Erquickung lechzet, welche aus deiner Anmuth quillt. Ach! — willſt du mich durch Schweigen betrüben, unempfindliche Seele? Die todten Felſen antworten ja den Fragenden durch ein Echo und du willſt mich Troſtloſen keiner Antwort würdigen? — O Allerſchönſte" — „Ich bitte dich," unterbrach hier Ernſt den Freund, der mit dem wunderlichſten Gebehrdenſpiel das alles geſprochen, „ich bitte dich, halt ein, du biſt nun einmal wieder in deiner tollen Laune und merkſt nicht, wie Julie, erſt ſich uns freundlich nähernd, mit einemmale ganz ſcheu ausbog. Ohne dich zu verſtehen, glaubt ſie gewiß ſo wie alle in gleichem Fall, ſchonungslos von dir beſpöttelt zu ſeyn, und ſo bewährſt du deinen Ruf als eingefleiſchten ironiſchen Satan und ziehſt mich neuen Ankömmling ins Unglück, denn ſchon ſprechen alle mit zweideutigem Seitenblick und bitterſüßem Lächeln: es iſt Wilibalds Freund." „Laß es gut ſeyn," ſprach Wilibald, „ich weiß es ja, daß viele Leute, zumal junge hoffnungsvolle Mädchen von ſechzehn, ſiebzehn Jahren mir ſorglich ausweichen, aber ich kenne das Ziel, wohin alle Wege führen, und weiß auch, daß ſie dort mir begegnend oder vielmehr mich wie im eignen Hauſe angeſiedelt treffend, recht mit vollem freundlichen Gemüth mir die Hand reichen werden." „Du meinſt," ſprach Ernſt, „eine Verſöhnung, wie im ewgen Leben, wenn der Drang des Irdiſchen abgeſchüttelt." „O ich bitte dich," unterbrach ihn Wilibald, „laß uns doch geſcheut ſeyn und nicht alte längſt beſprochene Dinge aufs neue und gerade zur ungünſtigſten Stunde aufrühren. Ungünſtig für derlei Geſpräche nenne ich nämlich deshalb eben dieſe Stunden, weil wir gar nichts beſſeres thun können, als uns dem ſeltſamen Eindruck alles des Wunderlichen, womit uns Reutlingers Laune, wie in einen Rahmen eingefaßt hat, hingeben. Siehſt du wohl jenen Baum, deſſen ungeheure weiße Blüthen der

Wind hin und herſchüttelt? — Cactus grandiflorus kann es nicht ſeyn, denn der blüht nur Mitternachts und ich ſpüre auch nicht das Aroma, welches ſich bis hieher verbreiten müßte. — Weiß der Himmel, welchen Wunderbaum der Hofrath wieder in ſein Tusculum verpflanzt hat.“ — Die Freunde gingen auf den Wunderbaum los und wunderten ſich in der That nicht wenig, als ſie einen dicken dunklen Holunderbuſch trafen, deſſen Blüthen nichts anders waren, als hineingehängte weißgepuderte Perücken, die mit ihren darangehängten Haarbeuteln und Zöpfchen, ein kurioſes Spielzeug des launigten Südwinds, auf und niederſchaukelten. Lautes Lachen verkündete was hinter den Büſchen verborgen. Eine ganze Geſellſchaft alter gemüthlicher lebenskräftiger Herren hatte ſich auf einem breiten von buntem Buſchwerk umgebenen Raſenplatz verſammelt. Die Röcke ausgezogen, die läſtigen Perücken in den Holunder gehängt, ſchlugen ſie Ballon. Aber niemand übertraf den Hofrath Reutlinger, der den Ballon bis zu einer unglaublichen Höhe und ſo geſchickt zu treiben wußte, daß er jedesmal dem Gegenſpieler ſchlaggerecht niederfiel. In dem Augenblick ließ ſich eine abſcheuliche Muſik von kleinen Pfeifen und dumpfen Trommeln hören. Die Herren endeten ſchnell ihr Spiel und griffen nach ihren Röcken und Perücken. „Was iſt denn das nun wieder?“ ſprach Ernſt. „Ich wette,“ erwiderte Wilibald, „der türkiſche Geſandte zieht ein.“ „Der türkiſche Geſandte?“ frug Ernſt ganz erſtaunt. „So nenne ich,“ fuhr Wilibald fort, „den Baron von Exter, der ſich in G. aufhält und den Du noch viel zu wenig geſehn haſt, um in ihm nicht eins der wunderlichſten Originale zu erkennen, die es geben mag. Er iſt ehemals Geſandter unſeres Hofes in Conſtantinopel geweſen und noch immer ſonnt er ſich in dem Reflex dieſer wahrſcheinlich genußreichſten Frühlingszeit ſeines Lebens. Seine Beſchreibung des Pallaſtes, den er in Pera bewohnte, erinnert an die diamantnen Feen-Pallaſte in Tauſend und eine Nacht, und ſeine Lebensweiſe an den weiſen König Salomo, dem er auch darin gleichen will, daß er ſich wirklich der Herrſchaft über unbekannte Naturkräfte rühmt. In der That hat dieſer Baron Exter ſeiner lügneriſchen Prahlerei, ſeiner Charlatanerie unerachtet, doch etwas myſtiſches, das mich wenigſtens in drolligem Abſtich mit ſeiner äußern etwas ſkurrilen Erſcheinung oft wirklich myſtifizirt. Davon, ich meine von ſeinem wirklich myſtiſchen Treiben geheimer Wiſſenſchaften, rührt auch ſeine enge Verbindung mit Reutlingern her, der dieſem Weſen ganz ergeben iſt mit Leib und Seele. — Beide ſind wunderliche Träumer, aber jeder auf ſeine Weiſe, übrigens aber entſchiedene Mesmerianer." — Unter dieſem Geſpräch waren die Freunde bis an des Gartens großes Gatterthor gelangt, durch welches ſo eben der türkiſche Geſandte einzog. Ein kleiner rundlicher Mann mit einem ſchönen türkiſchen Pelz und hohem aus farbigten Shawls aufgewickeltem Turban angethan. Aus Gewohnheit hatte er ſich aber nicht von der eng anſchließenden Zopfperücke mit kleinen Löckchen, aus Bedürfniß nicht von den filznen Podagriſtenſtiefeln trennen können, wodurch freilich das türkiſche Coſtum ſchwer verletzt wurde. Seine Begleiter, die das abſcheuliche muſikaliſche Geräuſch machten und in denen Wilibald trotz der Vermummung Exters Koch und anderes Hausgeſinde erkannte, waren zu Mohren angerußt und trugen ſpitze bemalte Papiermützen, den Sanbenitos nicht unähnlich, welches drollig genug ausſah. Den türkiſchen Geſandten führte am Arm ein alter Offizier, nach ſeiner Tracht von irgend einem Schlachtfelde des ſiebenjährigen Krieges erwacht und erſtanden. Es war der General Rizendorf, Commandant von G., der dem Hofrath zu Gefallen ſammt ſeinen Offizieren ſich in das alte Coſtüme geworfen hatte. „Salama milek!" ſprach der Hofrath den Baron Exter umarmend, der ſofort den Turban abnahm, und ihn wieder auf die Perucke ſtülpte, nachdem er ſich den Schweiß von der Stirne mit einem oſtindiſchen Tuch weggetrocknet. In dem Augenblick bewegte ſich auch in den Zweigen eines Spätkirſchenbaums der goldſtrahlende Fleck, den Ernſt ſchon lange betrachtet hatte, ohne enträthſeln zu können, was da oben ſitze. Es war blos der geheime Commerzien-Rath Harſcher in einem goldſtoffnen Ehrenkleide, eben ſolchen Beinkleidern und ſilberſtoffner mit blauen Roſenbouquets beſtreuter Weſte, der nun ſich aus den Blättern des Kirſchbaums entwickelte, und für ſein Alter behende genug auf der angelehnten Leiter herab ſtieg und mit ganz feiner etwas quackender Stimme ſingend oder vielmehr kreiſchend: „Ah! che vedo — o dio che sento!" dem türkiſchen Geſandten in die Arme eilte. Der Commerzien-Rath hatte ſeine Jugendzeit in Italien zugebracht, war ein großer Muſikus und wollte noch immer mittelſt eines lang geübten Falſetts ſingen wie Farinelli. „Ich weiß," ſprach Wilibald, „daß Harſcher ſich die Taſchen mit Spätkirſchen vollgeſtopft hat, die er, irgend ein Madrigal ſüß lamentirend, den Damen präſentiren wird. Da er aber wie Friedrich der zweite den Spaniol ohne Doſe in der Taſche ausgeſchüttet trägt, wird er mit ſeiner Galanterie nur widerwilliges Ablehnen und finſtre Geſichter einärndten.“ — Ueberall war nun der türkiſche Geſandte ſo wie der Held des ſiebenjährigen Krieges mit Freude und Jubel empfangen worden. Letzterer wurde von Julchen Foerd mit kindlicher Demuth begrüßt, tief beugte ſie ſich vor dem alten Herrn und wollte ihm die Hand küſſen, da ſprang aber der türkiſche Geſandte wild dazwiſchen, rief: „Narrheiten, tolles Zeug!“ umarmte Julchen mit Heftigkeit, wobei er dem Commerzien-Rath Harſcher ſehr hart auf die Füße trat, der aber vor Schmerz nur ein ganz klein wenig miaute, und rannte dann mit Julien, die er unter den Arm gefaßt, davon. — Man ſah, daß er ſehr eifrig mit den Händen focht, den Turban auf und abſtülpte u. ſ. w. „Was hat der Alte mit dem Mädchen vor?“ ſprach Ernſt. „In der That,“ erwiederte Wilibald, „es ſcheint Wichtiges, denn, iſt Exter gleich des Mädchens Pathe und ganz vernarrt in ſie, ſo pflegt er doch nicht ſogleich aus der Geſellſchaft mit ihr davon zu laufen.“ — In dem Augenblick blieb der türkiſche Geſandte ſtehen, ſtreckte den rechten Arm weit von ſich und rief mit ſtarker Stimme, daß es im ganzen Garten wiederhallte: „Apporte!“ — Wilibald brach in ein lautes Gelächter aus. — „Wahrhaftig,“ ſprach er dann, „es iſt weiter nichts, als daß Exter Julien zum tauſendſtenmal die merkwürdige Geſchichte vom Seehunde erzählte.“ Ernſt wollte dieſe merkwürdige Geſchichte durchaus wiſſen. „Erfahre denn,“ ſprach Wilibald, „daß Exters Pallaſt dicht am Bosporus lag, ſo daß Stufen von dem feinſten karariſchen Marmor hinabführten ins Meer. Eines Tages ſteht Exter auf der Gallerie in die tiefſinnigſten Betrachtungen verſunken, aus denen ihn ein durchdringender gellender Schrei hinausreißt. Er ſchaut hinab und ſiehe, ein ungeheurer Seehund iſt aus dem Meere hinaufgetaucht und hat einem armen türkiſchen Weibe, die auf den Marmorſtufen ſaß, den Knaben von dem Arm hinabgeriſſen, mit dem er eben abfährt in die Meereswellen. Exter eilt hinab, das Weib fällt ihm troſtlos weinend und heulend zu Füßen, Exter beſinnt ſich nicht lange, er tritt dicht ans Meer auf die letzte Stufe, ſtreckt den Arm aus und ruft mit ſtarker Stimme: „Apporte!“ — Sogleich ſteigt der Seehund aus der Tiefe des Meers, im weiten Maule den Knaben, den er zierlich und geſchickt, wie auch ganz unverſehrt dem Magier überreicht und ſodann jedem Dank ausweichend, ſich wieder entfernt und in das Meer niedertaucht.“ „Das iſt ſtark — das iſt ſtark,“ rief Ernſt. „Siehſt du wohl,“ fuhr Wilibald fort, „ſiehſt du wohl wie Exter jetzt einen kleinen Ring vom Finger zieht und ihn Julien zeigt? Keine Tugend bleibt unbelohnt! — Außer dem, daß Exter dem türkiſchen Weibe den Knaben gerettet hatte, ſo beſchenkte er ſie noch, als er vernahm, daß ihr Mann, ein armer Laſtträger, kaum das tägliche Brod zu verdienen vermochte, mit einigen Juwelen und Goldſtücken, freilich nur eine Lumperei, höchſtens zwanzig bis dreißigtauſend Thaler an Werth; darauf zog das Weib einen kleinen Saphir vom Finger und drang ihn Exter auf mit der Verſicherung, es ſey ein theures ererbtes Familienſtück, das nur durch Exters That gewonnen werden könne. Exter nahm den Ring, der ihm von geringem Werthe ſchien und erſtaunte nicht wenig, als er ſpäter durch eine kaum ſichtbare arabiſche Inſchrift an des Ringes Reif belehrt wurde, daß er des großen Ali Siegelring am Finger trage, mit dem er jetzt zuweilen Mahomeds Tauben heranlockt und mit ihnen konverſirt.“ „Das ſind ganz erſtaunliche Dinge,“ rief Ernſt lachend, „doch laß' uns ſehen, was dort in dem geſchloſſenen Kreiſe vorgeht, in deſſen Mitte ein klein Ding, wie ein karteſianiſches Teufelchen, auf- und niedergaukelt und quinkelirt.“ — Die Freunde traten auf einen runden Raſenplatz, rings umher ſaßen alte und junge Herren und Damen, in der Mitte ſprang ein ſehr bunt gekleidetes, kaum vier Fuß hohes Dämchen, mit einem etwas zu großen Apfelköpfchen umher, und ſchnippte mit den Fingerchen und ſang mit einem ganz kleinen, dünnen Stimmchen: „Aimez vos troupeaux bergeres!“ — „Sollteſt du wohl glauben,“ ſprach Wilibald, „daß dies puppige Figürchen, die ſo überaus naiv und ſcharmant thut, Juliens ältere Schweſter iſt? Du merkſt, daß ſie leider zu den Weibern gehört, die die Natur mit recht bitterer Ironie myſtifizirt, indem ſie trotz alles Sträubens zu ewiger Kindheit verdammt, vermöge ihrer Figur und ihres ganzen Weſens, im Alter noch mit jener kindiſchen Naivetät koquettirend, ſich und andern herzlich zur Laſt werden müſſen, wobei es denn oft an gehöriger Verhöhnung nicht mangelt.“ — Beiden Freunden wurde das Dämchen mit ihrer franzöſiſchen Faſelei recht fatal, ſie ſchlichen daher fort wie ſie gekommen und ſchloſſen ſich lieber an den türkiſchen Geſandten an, der ſie fortführte in den Saal, wo eben, da die Sonne ſchon niederſank, alles zu der Muſik vorbereitet wurde, die man heute zu geben im Sinne hatte. Der Oeſterleiniſche Flügel wurde geöffnet und jedes Pult für die Künſtler an ſeinen Ort geſtellt. Die Geſellſchaft ſammelte ſich nach und nach, Erfriſchungen wurden herumgereicht in altem reichen Porzellan; dann ergriff Reutlinger eine Geige und führte mit Geſchicklichkeit und Kraft eine Sonate von Corelli aus, wozu ihn der General Ritzendorf auf dem Flügel begleitete, dann bewährte ſich der goldſtoffne Harſcher als Meiſter auf der Theorbe. Hierauf begann die geheime Räthin Foerd eine große italieniſche Szene von Anfoſſi mit ſeltenem Ausdruck. Die Stimme war alt, tremulirend und ungleich, aber noch wurde alles dieſes durch die ihr eigne Meiſterſchaft des Geſanges beſiegt. In Reutlingers verklärtem Blick glänzte das Entzücken längſt vergangener Jugend. Das Adagio war geendet, Ritzendorf begann das Allegro, als plötzlich die Thür des Saals aufgeriſſen wurde und ein junger wohlgekleideter Menſch, von hübſchem Anſehen, ganz erhitzt und athemlos hinein und zu Ritzendorfs Füßen ſtürzte. „O Herr General! — Sie haben mich gerettet — Sie allein — Es iſt alles gut — Alles gut! O mein Gott, wie ſoll ich Ihnen denn danken.“ So ſchrie der junge Menſch wie außer ſich, der General ſchien verlegen, er hob den jungen Menſchen ſanft auf, und führte ihn mit beſchwichtigenden Worten heraus in den Garten. Die Geſellſchaft war von dem Auftritt überraſcht worden, jeder hatte in dem Jüngling den Schreiber des geheimen Rathes Foerd erkannt und ſchaute dieſen mit neugierigen Blicken an. Der nahm aber eine Priſe nach der andern und ſprach mit ſeiner Frau franzöſiſch, bis er endlich, da ihm der türkiſche Geſandte näher auf den Leib rückte, rund heraus erklärte: Ich weiß, Hochzuverehrende! durchaus mir nicht zu erklären, welcher böſe Geiſt meinen Max hier ſo plötzlich mit exaltirten Dankſagungen hineingeſchleudert hat, werde aber ſogleich die Ehre haben“ — Damit ſchlüpfte er zur Thüre heraus und Wilibald folgte ihm auf dem Fuße. Das dreiblättrige Kleeblatt der Foerdſchen Familie, nämlich die drei Schweſtern, Nannette, Clementine und Julie, äußerten ſich auf ganz verſchiedene Weiſe. Nannette ließ den Fächer auf- und niederrauſchen, ſprach von Etourderie und wollte endlich wieder ſingen: Amenez vos tropeaux, worauf aber niemand achtete. Julie war abſeits in den Winkel getreten und der Geſellſchaft den Rücken zugewendet, war es, als wolle ſie nicht allein ihr glühendes Geſicht, ſondern auch einige Thränen verbergen, die ihr, wie man ſchon bemerkt, in die Augen getreten. „Freude und Schmerz verwunden, mit gleichem Weh die Bruſt des armen Menſchen, aber färbt der, dem verletzenden Dorn nachquillende Blutstropfen nicht mit höherem Roth die verbleichende Roſe?“ So ſprach mit vielem Pathos die jeanpauliſirende Clementine, indem ſie verſtohlen die Hand eines hübſchen jungen, blonden Menſchen faßte, der gar zu gern ſich aus den Roſenbanden, womit ihn Clementine bildlich umſtrickt und in denen er etwas zu ſpitze Dornen verſpürt hatte, losgewickelt. Der lächelte aber etwas fade und ſprach nur: „O ja, Beſte!“ — Dabei ſchielte er nach einem ſeitwärts ſtehenden Glaſe Wein, welches er gern auf Clementinens ſentimentalen Spruch geleert. Das ging aber nicht, da Clementine ſeine linke Hand feſthielt, er aber mit der Rechten ſo eben das Beſitzthum eines Stücks Kuchen ergriffen. In dem Augenblick trat Willibald zur Saalthür herein und alles ſtürzte auf ihn zu mit tauſend Fragen, wie, was, warum und woher? Er wollte durchaus nichts wiſſen, zog aber ein verſchmitzteres Geſicht als jemals. Man ließ nicht ab von ihm, weil man deutlich bemerkt, daß er im Garten ſich mit dem geheimen Rath Foerd zum General Rixendorf und zum Schreiber Max geſellt, und heftig mitgeſprochen hatte. „Soll ich denn,“ fing er endlich an, „ſoll ich denn in der That die wichtigſte aller Begebenheiten vor der Zeit ausplaudern, ſo muß es mir vergönnt werden, zuvörderſt an Sie, meine hochzuverehrenden Damen und Herren, einige Fragen zu richten.“ — Man erlaubte das gern. „Iſt Ihnen,“ fuhr Willibald nun pathetiſch fort, „iſt Ihnen nicht allen der Schreiber des Herrn geheimen Rath Foerd, Max geheißen, als ein wohlgebildeter, von der Natur reichlich ausgeſtatteter Jüngling bekannt?“ „Ja, ja, ja!“ rief der Chor der Damen. „Iſt Ihnen,“ frug Willibald weiter, „iſt Ihnen nicht ſein Fleiß, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, ſeine Geſchicklichkeit im Geſchäft bekannt?“ „Ja — ja!“ rief der Chor der Herren, und wieder „Ja, ja, ja!“ der vereinigte Chor der Herren und Damen, als Willibald noch frug, ob Max nicht weiter als der aufgeweckteſte Kopf, voller Poſſen und Schnurren, ſo wie endlich als ſolch geſchickter Zeichner bekannt ſei, daß Rixendorf, der als Dilettant in der Malerei Ungewöhnliches leiſte, es nicht verſchmäht habe, ſelbſt ihm zweckmäßigen Unterricht zu ertheilen. „Er begab ſich,“ erzählte nun Willibald, „daß vor einiger Zeit ein junges Mädchen von der ehrſamen Schneiderzunft ihre Hochzeit feierte. Es ging dabei hoch her, Bäſſe ſchnarrten, Trompeten ſchmetterten durch die Gaſſe. Mit tiefer Wehmuth ſah des Herrn geheimen Raths Bedienter, Johann, zu den erleuchteten Fenſtern herauf, das Herz wollte ihm ſpringen, wenn er unter den Tanzenden Jettchens Stimme zu vernehmen glaubte, die, wie er wußte, auf der Hochzeit war. Als nun aber Jettchen wirklich zum Fenſter herausguckte, da konnte er es nicht länger aushalten, er lief nach Hauſe, warf ſich in ſeinen beſten Staat und ging ſtolz herauf in den Hochzeitſaal. Er wurde wirklich eingelaſſen, freilich unter der ſchmerzlichen Bedingung, daß im Tanz jeder Schneider vor ihm den Vorzug haben ſollte, wodurch er freilich auf die Mädchen angewieſen wurde, mit denen, ob ihrer Häßlichkeit oder ſonſtigen Untugenden, niemand tanzen mochte. Jettchen war auf alle Tänze verſagt, aber ſo wie ſie den Geliebten ſah, vergaß ſie alles, was ſie verſprochen, und der beherzte Johann ſtieß das dünnleibige Schneiderlein, das ihm Jettchen abtreten wollte, zu Boden, daß es über und über purzelte. Dies gab das Signal zum allgemeinen Aufſtande. Johann wehrte ſich wie ein Löwe, Rippenſtöße und Ohrfeigen nach allen Seiten austheilend, doch er mußte der Menge ſeiner Feinde erliegen und wurde auf ſchmähliche Weiſe von Schneidergeſellen die Treppe herabgeworfen. Voll Wuth und Verzweiflung wollte er die Fenſter einwerfen, er ſchimpfte und fluchte, da kam Max, der nach Hauſe ging, des Weges und befreite den unglücklichen Johann aus den Händen der Schaarwache, die eben über ihn herzufallen im Begriff ſtand. Nun klagte Johann ſein Unglück und wollte durchaus nicht abſtehen von tumultuariſcher Rache, doch gelang es endlich dem klugen Max ihn zu beruhigen, wiewohl nur unter dem Verſprechen, daß er ſich ſeiner annehmen und die ihm geſchehene Unbill ſo rächen wolle, daß er ganz gewiß zufrieden ſeyn werde“ — Willibald hielt plötzlich ein. — „Nun? — nun! Und weiter? — Eine Schneiderhochzeit — ein Liebespaar — Prügel — was ſoll das denn werden!“ — So rief es von allen Seiten. „Erlauben Sie,“ fuhr Willibald fort, „erlauben Sie, Hochzuverehrende! zu bemerken, daß, um mit dem berühmten Weber Zettel zu reden, in dieſer Komödie von Johann und Jettchen Dinge vorkommen, die nimmermehr gefallen werden. — Es könnte ſogar wider den feinſten Anſtand gekündigt werden.“ „Sie werden's ſchon einzurichten wiſſen, lieber Herr Willibald,“ ſprach die alte Hofräthin von Krain, indem ſie ihm auf die Schulter klopfte, „ich für meinen Theil kann einen Puff vertragen.“ — „Der Schneider Max,“ erzählte Willibald weiter, „ſetzte ſich andern Tages hin, nahm ein großes ſchönes Blatt Velinpapier, Bleifeder und Tuſche, und zeichnete mit der vollendetſten Wahrheit einen großen ſtattlichen Ziegenbock hin. Die Phyſiognomie dieſes wunderbaren Thiers gab jedem Phyſiognomen reichlichen Stoff zum Studium. In dem Blick der geiſtreichen Augen lag etwas Ueberſchwengliches, wiewohl um das Maul und um den Bart herum einige Convulſionen zitternd zu ſpielen ſchienen. Das Ganze zeugte von innerer unausſprechlicher Qual. In der That war auch der gute Bock beſchäftigt, auf eine ſehr natürliche, wiewohl ſchmerzliche Weiſe ganz kleine allerliebſte, mit Schere und Bügeleiſen bewaffnete Schneiderlein zur Welt zu befördern, die in den wunderlichſten Gruppen ihre Lebensthätigkeit bewieſen. Unter dem Bilde ſtand ein Vers, den ich leider vergeſſen, doch irr' ich nicht, ſo hieß die erſte Zeile: Ei was hat der Bock — gegeſſen. Ich kann übrigens verſichern, daß dieſer wunderbare Bock“ — „Genug — genug,“ riefen die Damen, „genug von dem garſtigen Thier — von Max, von Max wollen wir hören.“ — „Beleidigter Max,“ nahm Willibald das Wort wieder auf, „beleidigter Max gab das wohlausgeführte und vollkommen gerathene Tableau dem gekränkten Johann, der es ſo geſchickt an die Schneiderherberge anzuheften wußte, daß einen ganzen Tag hindurch das müßige Volk nicht von dem Bildniß wegkam. Die Straßenjungen ſchwenkten jubelnd die Mützen und tanzten jedem Schneiderlein, das ſich ſehen ließ, hinterher, und ſangen und kreiſchten gewaltig: Ei was hat der Bock gegeſſen. — Niemand anders hat das Blatt gezeichnet, als des geheimen Raths Max, ſagten die Maler, niemand hat die Worte geſchrieben, als des geheimen Raths Max, riefen die Schreibmeiſter, als die ehrſame Schneiderzunft die nöthigen Erkundigungen einzog. Max wurde verklagt und ſah, da er nicht wohl leugnen konnte, einer empfindlichen Gefängnißſtrafe entgegen. Da rannte er voll Verzweiflung zu ſeinem Gönner, dem General Rizendorf; bei allen Advokaten war er ſchon geweſen. Die rümpften die Stirn, ſchüttelten die Köpfe und ſprachen vom hartnäckigen Ableugnen u. ſ. w., was dem ehrlichen Max nicht wohlgefiel. Der General ſprach dagegen, da ſich einen dummen Streich gemacht, lieber Sohn! die Advokaten werden dich nicht retten, aber ich, und blos darum, weil in deinem Bilde, das ich bereits geſehen, korrekte Zeichnung und verſtändige Anordnung iſt. Der Bock, als Hauptfigur, hat Ausdruck und Haltung, ſo wie die bereits auf dem Boden liegenden Schneider eine gute Pyramidalgruppe bilden, die reich iſt, ohne das Auge zu verwirren. Sehr weiſe daß du den im Schmerz der Quetſchung ſich hervorarbeitenden Schneider wieder als Hauptfigur der untern Gruppe behandelt, in ſeinem Geſicht liegt laokoontiſches Weh! Eben ſo rühmlich iſt es, daß die fallenden Schneider nicht etwa ſchweben, ſondern wirklich fallen, wiewohl nicht aus dem Himmel; manche zu gewagte Verkürzungen ſind recht hübſch durch die Bügeleiſen maſkirt, auch haſt du mit reger Phantaſie die Hoffnung neuer Geburten angedeutet." — Die Damen fingen an ungeduldig zu murmeln, und der Goldſtoffne liſpelte: „Aber Maxens Prozeß, Verehrter?" — „Indeſſen nimm mirs nicht übel, ſprach der General (ſo fuhr Willibald fort), die Idee des Bildes iſt nicht die Deinige, ſondern uralt; doch das iſt es eben, was dich rettet. Mit dieſen Worten kramte der General in ſeinem alten Schreibſchranke, holte einen Tabacksbeutel hervor, auf dem ſich Maxens Gedanke ſauber und zwar beinahe ganz nach Maxens Weiſe ausgeführt befand, überließ denſelben ſeinem Liebling zum Gebrauch und nun war alles gut." „Wie das, wie das?" rief alles durcheinander, aber die Juriſten, die ſich in der Geſellſchaft befanden, lachten laut, und der geheime Rath [illegible], der unterdeſſen auch hineingetreten war, ſprach lächelnd: „Er leugnete den animum injuriandi, die Abſicht zu beleidigen, und wurde freigeſprochen." „Will ſo viel heißen," fiel Willibald ihm in die Rede, „als daß Max ſprach: Ich kann nicht leugnen, daß das Bild von meiner Hand iſt; abſichtslos und ohne irgend die von mir ſo hochverehrte Schneiderzunft kränken zu wollen, kopirte ich das Blatt nach dem Original, das ich hier mit dieſem Tabacksbeutel, der dem General Rixendorf, meinem Lehrer in der Zeichenkunſt, gehört, überreiche. Einige Variationen habe ich meiner ſchaffenden Phantaſie zu danken. Das Bild iſt mir aus den Händen gekommen, ich habe es weder Jemandem ſonſt gezeigt, noch gar etwa angeheftet. Ueber dieſen Umſtand, in dem allein die Injurie liegt, erwarte ich den Nachweis. — Dieſen Nachweis iſt die ehrſame Schneiderzunft ſchuldig geblieben und Max heute freigeſprochen worden.

Daher ſein Dank, ſeine unmäßige Freude." — Man fand allgemein, daß doch die halb wahnſinnige Art und Weiſe, wie Max ſeinen Dank geäußert, durch die erzählten Umſtände nicht ganz motivirt werde, nur die geheime Räthin Foerd ſprach mit bewegter Stimme: „Der Jüngling hat ein leicht verwundbares Gemüth und ein zarteres Ehrgefühl, als je ein anderer. Körperliche Strafe erdulden zu müſſen hätte ihn elend gemacht, ihn auf immer von G. vertrieben." „Vielleicht," fiel Wilibald ein, „liegt hier noch etwas ganz Beſonderes im Hintergrunde." „So iſt es, lieber Wilibald," ſprach Rixendorf, der hineingetreten war und die Worte der geheimen Räthin vernommen hatte, „ſo iſt es, und will es Gott, ſo ſoll ſich bald alles recht hell und fröhlich aufklären." — Clementine fand die ganze Geſchichte ſehr unzart, Nannette dachte gar nichts, aber Julie war ſehr heiter geworden. Jetzt ermunterte Reutlinger die Geſellſchaft zum Tanze. Sogleich ſpielten vier Theorbiſten, unterſtützt von ein Paar Zinken, Violinen und Bäſſen, eine pathetiſche Sarabande. Die Alten tanzten, die Jungen ſchauten zu. Der Goldſtoffne zeichnete ſich aus durch zierliche und gewagte Sprünge. Der Abend ging ganz heiter hin, ſo auch der andere Morgen. Wie geſtern ſollte auch heute Concert und Ball den feſtlichen Tag beſchließen. Der General Rixendorf ſaß ſchon am Flügel, der Goldſtoffne hatte die Theorbe im Arm, die geheime Räthin Foerd die Partie in der Hand. Man wartete nur auf die Rückkehr des Hofraths Reutlinger. Da hörte man im Garten ängſtlich rufen und ſah die Bedienten herausrennen. Bald trugen ſie den Hofrath mit geiſterbleichem entſtelltem Geſicht herein, der Gärtner hatte ihn unweit des Herzpavillons in tiefer Ohnmacht auf der Erde liegend gefunden. — Mit einem Schrei des Entſetzens ſprang Rixendorf auf vom Flügel. Man eilte herbei mit ſpirituöſen Mitteln, man fing an, dem Hofrath, der auf einem Kanapee lag, die Stirne mit kölniſchem Waſſer zu reiben, der türkiſche Geſandte ſtieß aber alle zurück, indem er unaufhörlich rief: „Zurück, zurück, ihr unwiſſenden ungeſchickten Leute! — ihr macht mir den ferngeſunden, muntern Hofrath nur matt und elend!" — Damit ſchleuderte er ſeinen Turban über alle Köpfe weg in den Garten hinein, den Pelz hinterher. Nun beſchrieb er mit der flachen Hand ſeltſame Kreiſe um den Hofrath, die enger und enger werdend, zuletzt beinahe Schläfe und Herzgrube berührten. Dann hauchte er den Hofrath an, der ſogleich die

Augen aufſchlug und mit matter Stimme ſprach: „Exter! Du haſt nicht gut gethan mich zu wecken! — Die dunkle Macht hat mir den nahen Tod verkündet, und vielleicht war es mir vergönnt in dieſer tiefen Ohnmacht hinein zu ſchlummern in den Tod.“ — „Poſſen, Träumer,“ rief Exter, „deine Zeit iſt noch nicht gekommen. Schau dich nur um, Herr Bruder, wo du biſt, und ſey fein munter wie es ſich ſchickt.“ — Der Hofrath wurde nun gewahr, daß er ſich im Saal in voller Geſellſchaft befand. Er erhob ſich rüſtig vom Kanapee, trat in die Mitte des Saals, und ſprach mit anmuthigem Lächeln: „Ich gab Ihnen ein böſes Schauſpiel, Verehrte! aber an mir lag es nicht, daß das ungeſchickte Volk mich gerade in den Saal trug. Laſſen Sie uns über das ſtörende Intermezzo ſchnell hinweggehen, laſſen Sie uns tanzen!“ — Die Muſik begann ſofort, aber als ſich alle in der erſten Menuett pathetiſch wandte und drehte, verſchwand der Hofrath mit Exter und Rixendorf aus dem Saal. Als ſie in ein entferntes Zimmer gekommen, warf ſich Reutlinger erſchöpft in einen Lehnſeſſel, hielt beide Hände vors Geſicht und ſprach mit von Schmerz gepreßter Stimme: „O, meine Freunde! meine Freunde!“ Exter und Rixendorf vermutheten mit Recht, daß irgend etwas Entſetzliches den Hofrath erfaßt haben müſſe, und daß er ſich jetzt darüber erklären werde. „Sag's nur heraus, alter Freund,“ ſprach Rixendorf, „ſag's nur heraus, dir iſt, Gott weiß auf welche Weiſe, Schlimmes im Garten begegnet.“ „Aber,“ fiel erſterer ein, „ich begreife gar nicht, wie dem Hofrath heute, und überhaupt in dieſen Tagen Schlimmes begegnen konnte, da eben jetzt ſein ſideriſches Prinzip reiner und herrlicher ſich geſtaltet als jemals.“ „Doch, doch!“ fing der Hofrath mit dumpfer Stimme an, „Exter! es iſt bald aus mit uns, der kecke Geiſterſeher klopfte nicht ungeſtraft an die dunklen Pforten. Ich wiederhole es dir, daß die geheimnißvolle Macht mich hinter den Schleier ſchauen ließ — der nahe, vielleicht gräßliche Tod iſt mir verkündet.“ „So erzähle nur, was dir geſchah,“ fiel Rixendorf ihm ungeduldig in die Rede, „ich wette, daß alles auf eine wunderliche Einbildung hinausläuft, ihr verderbt Euch beide das Leben mit Euern Phantaſtereien, Du und Exter.“

„So vernehmt es denn,“ fuhr der Hofrath fort, indem er aufſtand von dem Lehnſtuhl, und zwiſchen beide Freunde trat, „ſo vernehmt es denn, was mich vor Entſetzen und Graus in tiefe Ohnmacht warf. Ihr hattet Euch ſchon alle in dem Saal verſammelt, als ich, ſelbſt weiß ich nicht wodurch, angetrieben wurde noch einſam einen Gang durch den Garten zu machen. Unwillkürlich lenkten ſich meine Schritte nach dem Wäldchen. Es war mir, als höre ich ein leiſes, hohles Pochen und eine leiſe klagende Stimme. — Die Töne ſchienen aus dem Pavillon zu kommen — ich trete näher, die Thür des Pavillons ſteht offen — ich erblicke — mich ſelbſt! — mich ſelbſt! — aber ſo wie ich war vor dreißig Jahren, in demſelben Kleide, das ich trug an jenem verhängnißvollen Tage, als ich in troſtloſer Verzweiflung mein elendes Leben enden wollte, als Julie wie ein Engel des Lichts mir erſchien im bräutlichen Schmuck — es war ihr Hochzeitstag — die Geſtalt — ich — ich lag auf dem Boden vor dem Herzen, und darauf klopfend, daß es hohl wiederhallte, murmelte ich: Nie — nie kannſt du dich erweichen, du ſteinernes Herz! — Regungslos ſtarrte ich hin, wie der eiskalte Tod rannte es durch meine Adern. Da trat Julie bräutlich geſchmückt, in voller Pracht der blühendſten Jugend, aus den Gebüſchen hervor, und ſtreckte voll ſüßen Verlangens die Arme aus nach der Geſtalt, nach mir — nach mir dem Jünglinge! Bewußtlos ſtürzte ich zu Boden!“ Der Hofrath ſank halb ohnmächtig in den Lehnſtuhl zurück, aber Rixendorf faßte ſeine beiden Hände, rüttelte ſie, und rief mit ſtarker Stimme: „Das ſahſt Du, das ſahſt Du, Bruder, weiter nichts? — Viktoria laß ich ſchießen aus deinen javaniſchen Kanonen! — mit Deinem nahen Tode, mit der Erſcheinung iſt es nichts, gar nichts! Ich rüttle dich auf aus deinen böſen Träumen, damit du geneſen, und noch lange leben mögeſt auf Erden.“ — Damit ſprang Rixendorf ſchneller als es ſein Alter zuzulaſſen ſchien, zum Zimmer heraus. Der Hofrath hatte wohl wenig von Rixendorfs Worten vernommen, er ſaß da mit geſchloſſenen Augen. Exter ging mit großen Schritten auf und ab, runzelte mißmüthig die Stirn und ſprach: „Ich wette, der Menſch will wieder alles auf gewöhnliche Manier erklären, aber das ſoll ihm ſchwer werden, nicht wahr, Hofräthchen? — wir verſtehen uns auf Erſcheinungen! — Ich wollt' nur, ich hätte meinen Turban und meinen Pelz!“ — Dies wünſchend pfiff er ſehr ſtark auf einer kleinen ſilbernen Pfeife, die er beſtändig bei ſich trug, und ſogleich brachte auch ein Mohr aus ſeinem Gefolge beides, Turban und Pelz. Bald darauf trat die Geheime Räthin Foerd hinein, ihr folgte der Geheime Rath mit Julien

Der Hofrath raffte ſich auf, und in den Verſicherungen, daß ihm wieder ganz wohl geworden, wurde er es wirklich. Er bat, des ganzen Vorfalls zu vergeſſen, und eben wollten alle bis auf Exter, der ſich in ſeiner türkiſchen Kleidung aufs Sopha geſtreckt, und aus einer übermäßig langen Pfeife, deren Kopf, auf Räder geſtellt, am Boden hin und herſchurrte, Taback ſchmauchte und Kaffee trank, in den Saal zurückkehren, als die Thür aufging, und Rixendorf haſtig hereintrat. An der Hand hielt er einen jungen Menſchen in alttatariſcher Kleidung. Es war Max, bei deſſen Anblick der Hofrath erſtarrte. „Sieh hier dein Ich, dein Traumbild," hub Rixendorf an: „es iſt mein Werk, daß mein trefflicher Max hier blieb, und von deinem Kammerdiener aus deiner Garderobe Kleider empfing, um gehörig koſtumirt erſcheinen zu können. Er war es, der im Pavillon an dem Herzen kniete. — Ja, an deinem ſteinernen Herzen, du harter unempfindlicher Oheim! kniete der Neffe, den du unbarmherzig verſtießeſt, einer träumeriſchen Einbildung halber! Verging ſich der Bruder ſchwer gegen den Bruder, ſo hat er es längſt gebüßt mit dem Tode im tiefſten Elend — da ſteht die vaterloſe Waiſe, dein Neffe — Max, wie du geheißen, dir ähnlich an Leib und Seele, wie der Sohn dem Vater — tapfer hielt ſich der Knabe, der Jüngling auf den Wellen des brauſenden Lebensſtroms empor — da — nimm ihn auf — erweiche dein hartes Herz! — reiche ihm die wohlthätige Hand, daß er eine Stütze habe, wenn zu ſehr der Sturm auf ihn einbricht." — In demüthiger gebeugter Stellung, heiße Thränen in den Augen, hatte ſich der Jüngling dem Hofrath genähert. Der ſtand da geiſterbleich, mit blitzenden Augen, den Kopf ſtolz in die Höhe geworfen, ſtumm und ſtarr, aber ſo wie der Jüngling ſeine Hand erfaſſen wollte, wich er, ihn mit beiden Händen von ſich abwehrend, zwei Schritte zurück, und rief mit fürchterlicher Stimme: „Verruchter — willſt du mich morden? — Fort — aus meinen Augen, ja du ſpielſt mit meinem Herzen, mit mir! — Und auch du Rixendorf verſchworen zum läppiſchen Puppenſpiel, das ihr mir auftiſcht? — fort — fort aus meinen Augen — du — du, der du zu meinem Untergange geboren — du Sohn des ſchändlichſten Ver—" „Halt ein, brach Max plötzlich los, indem Zorn und Verzweiflung glühende Blitze aus ſeinen Augen ſchoſſen, halt ein, unnatürlicher Oheim — herzloſer, unnatürlicher Bruder. Schuld auf Schuld, Schande und Schmach haſt du auf meines armen unglücklichen Vaters Haupt gehäuft, der verderblichen Leichtſinn, aber nie Verbrechen in ſich hegen konnte! — Ich wahnſinniger Thor, daß ich glaubte, jemals dein ſteinernes Herz rühren, jemals, mit Liebe dich umfangend, meines Vaters Vergehen ſühnen zu können! — Elend — verlaſſen von aller Welt, aber an der Bruſt eines Sohnes hauchte mein Vater ſein mühſeliges Leben aus — „Max! — ſey brav! — ſühne den unverſöhnlichen Bruder — werde ſein Sohn,“ das war das Letzte, was er ſprach — Aber du verwirfſt mich, ſo wie du alles verwirfſt, was ſich dir naht mit Liebe und Ergebung, während der Teufel ſelbſt dich mit trügeriſchen Träumen umgaukelt. — Nun, ſo ſtirb denn einſam und verlaſſen! — Mögen habſüchtige Diener auf deinen Tod lauern und ſich in die Beute theilen, wenn du kaum die lebensmüden Augen geſchloſſen — ſtatt der Seufzer, ſtatt der troſtloſen Klagen derer, die dir mit treuer Liebe bis in den Tod anhängen wollten, magſt du ſterbend das Hohngelächter, die frechen Scherze der Unwürdigen hören, die dich pflegten, weil du ſie bezahlteſt mit ſchnödem Golde! — Niemals, niemals ſiehſt du mich wieder!“ — Der Jüngling wollte zur Thüre hinausſtürzen, da ſank Julie laut ſchluchzend nieder, ſchnell ſprang Max zurück, fing ſie in ſeinen Armen auf, und heftig ſie an ſeine Bruſt drückend, rief er mit dem herzzerreißenden Ton des troſtloſeſten Jammers: „O Julie, Julie, alle Hoffnung iſt verloren!“ — Der Hofrath hatte da geſtanden, zitternd an allen Gliedern, ſprachlos — kein Wort konnte ſich entwinden den bebenden Lippen, doch als er Julien in Maxens Armen ſah, ſchrie er laut auf, wie ein Wahnſinniger. Er ging mit ſtarkem kräftigen Schritt auf ſie los, er riß ſie von Maxens Bruſt hinweg, hob ſie hoch in die Höhe und frug kaum vernehmbar: „Liebſt du dieſen Max, Julie?“ — „Wie mein Leben,“ erwiderte Julie voll tiefen Schmerzes, „wie mein Leben. Der Dolch, den Sie in ſein Herz ſtoßen, trifft auch das meine!“ — Da ließ ſie der Hofrath langſam herab, und ſetzte ſie behutſam nieder in einen Lehnſtuhl. Dann blieb er ſtehen, die gefaltenen Hände an die Stirn gedrückt. — Es war todtenſtill rings umher. — Kein Laut — keine Bewegung der Anweſenden! — Dann ſank der Hofrath auf beide Kniee. Lebensröthe im Geſicht, helle Thränen in den Augen hob er das Haupt empor, beide Arme hoch ausgeſtreckt zum Himmel, ſprach er leiſe und feierlich: „Ewig waltende unerforſchliche Macht dort oben, das war dein Wille — Mein verworrenes Leben nur der Keim, der im Schooß der Erde ruhend, den friſchen Baum emportreibt mit herrlichen Blüthen und Früchten? — O Julie, Julie! — o ich armer verblendeter Thor!" — Der Hofrath verhüllte ſein Geſicht, man vernahm ſein Weinen. — So dauerte es einige Sekunden, dann ſprang der Hofrath plötzlich auf, ſtürzte auf Max, der wie betäubt da ſtand, los, riß ihn an ſeine Bruſt, und ſchrie wie außer ſich: „Du liebſt Julien, du biſt mein Sohn — nein mehr als das, du biſt ich ich ſelbſt — Alles gehört dir — du biſt reich, ſehr reich — du haſt ein Landgut — Häuſer, baares Geld — laß mich bei dir bleiben, du ſollſt mir das Gnadenbrot geben in meinen alten Tagen — nicht wahr, du thuſt das? — Du liebſt mich ja, — nicht wahr, du mußt mich ja lieben, du biſt ja ich ſelbſt — ſcheue dich nicht vor meinem ſteinernen Herzen, drücke mich nur feſt an deine Bruſt, deine Lebenspulſe erweichen es ja! — Max — Max mein Sohn — mein Freund, mein Wohlthäter!" — So ging es fort, daß allen vor dieſen Ausbrüchen des überreizten Gefühls bange wurde. Ritzendorf, dem beſonnenen Freunde gelang es endlich, den Hofrath zu beſchwichtigen, der, ruhiger geworden, nun erſt ganz einſah, was er an dem herrlichen Jünglinge gewonnen, und mit tiefer Rührung gewahrte, wie auch die Geheime-Räthin Foerd in der Verbindung ihrer Julie mit Reutlingers Neffen das neue Aufkeimen einer alten verlornen Zeit erblickte. Großes Wohlgefallen äußerte der Geheime-Rath, der viel Tabak ſchnupfte und ſich in wohlgeſtelltem nationell ausgeſprochenem Franzöſiſch darüber ausließ. Zuvörderſt ſollten nun Juliens Schweſtern von dem Ereigniß benachrichtigt werden, die waren aber nirgends aufzufinden. Nannettens halber hatte man ſchon in allen großen japaniſchen Vaſen, die in dem Veſtibule herumſtanden, nachgeſehen, ob ſie, zu ſehr ſich über den Rand beugend, vielleicht hineingefallen, aber vergebens, endlich fand man die Kleine unter einem Roſenbüſchchen eingeſchlafen, wo man ſie nur nicht gleich bemerkt, und eben ſo holte man Clementinen in einer entfernteren Allee ein, wo ſie dem entfliehenden blonden Jüngling, dem ſie vergebens nachgeſetzt, eben mit lauter Stimme nachrief: „O der Menſch ſieht es oft ſpät ein, wie ſehr er geliebt wurde, wie vergeßlich und undankbar er war und wie groß das verkannte Herz!" — Beide Schweſtern waren etwas mißmüthig über die Heirath der jüngern, wiewohl viel ſchöneren und reizenderen Schweſter, und vorzüglich rümpfte die ſchmähſüchtige Nannette das kleine Stülpnäschen; Rixendorf nahm ſie aber auf den Arm und meinte, ſie könnte wohl einmal einen viel vornehmeren Mann mit einem noch ſchöneren Gute bekommen. Da wurde ſie vergnügt und ſang wieder: „Amenez vos troupeaux bergeres!“ Clementine ſprach aber ſehr ernſt und vornehm: „In der häuslichen Glückſeligkeit ſind die windſtillen, zwiſchen vier engen Wänden vorgetriebnen bequemen Freuden nur der zufälligſte Beſtandtheil: ihr Nerven- und Lebensgeiſt ſind die lodernden Naphtaquellen der Liebe, die aus den verwandten Herzen in einander ſpringen.“ — Die Geſellſchaft im Saal, die ſchon Kunde bekommen von den wunderlichen aber fröhlichen Ereigniſſen, erwartete mit Ungeduld das Brautpaar, um mit den gehörigen Glückwünſchen losfahren zu können. Der Goldſtoffne, der am Fenſter alles angehört und angeſchaut, bemerkte ſchlau: „Nun weiß ich, warum der Ziegenbock dem armen Max ſo wichtig war. Hätte er einmal im Gefängniß geſteckt, ſo war durchaus an keine Ausſöhnung zu denken.“ Alles applaudirte dieſer Meinung, wozu Wilibald die Loſung gab. Schon wollte man fort aus dem Nebenzimmer in den Saal, als der türkiſche Geſandte, der ſo lange auf dem Sopha geblieben, nichts geſprochen, ſondern nur durch Hin- und Herrutſchen und durch die ſeltſamſten Grimaſſen ſeine Theilnahme zu erkennen gegeben hatte, wie toll aufſprang und zwiſchen die Brautleute fuhr: „Was — was,“ rief er, „nun gleich heirathen, gleich heirathen? — Deine Geſchicklichkeit, deinen Fleiß in Ehren, Max! aber du biſt ein Kiek-in-die-Welt, ohne Erfahrung, ohne Lebensklugheit, ohne Bildung. Du ſetzeſt deine Füße einwärts und biſt grob in deinen Redensarten wie ich vorhin vernommen, als du deinen Oheim den Hofrath Reutlinger Du nannteſt. Fort in die Welt! — nach Conſtantinopel! — da lernſt du alles was du brauchſt für's Leben — dann kehre wieder und heirathe getroſt mein liebes, holdes Kind, das ſchöne Julchen.“ Alle waren ganz erſtaunt über Exters ſeltſames Begehren. Der nahm aber den Hofrath auf die Seite; beide ſtellten ſich gegenüber, legten einander die Hände auf die Achſeln und wechſelten einige arabiſche Worte. Darauf kam Reutlinger zurück, nahm Maxens Hand und ſprach ſehr mild und freundlich: „Mein lieber guter Sohn, mein theurer Max, thue mir den Gefallen und reiſe nach Conſtantinopel, es kann höchſtens ſechs Monate dauern, dann richte ich hier die Hochzeit aus!“ — Aller

Proteſtationen der Braut unerachtet mußte Max fort nach Conſtantinopel.

Nun könnte ich, ſehr geliebter Leſer! wohl füglich meine Erzählung ſchließen, denn du magſt es dir vorſtellen, daß Max, nachdem er aus Conſtantinopel, wo er die Marmorſtufe, wohin der Seehund Ertern das Kind apportirt, nebſt vielem andern Merkwürdigen geſchaut hatte, zurückgekehrt war, wirklich Julien heirathete, und verlangſt wohl nicht noch zu wiſſen, wie die Braut geputzt war und wie viel Kinder das Paar bis jetzt erzeugt hat. Hinzuſetzen will ich nur noch, daß am Tage Mariä Geburt des Jahres 18-- Max und Julie einander gegenüber im Pavillon bei dem rothen Herzen knieten. Häufige Thränen fielen auf den kalten Stein, denn unter ihm lag das Ach! nur zu oft blutende Herz des wohlthätigen Oheims. Nicht um des Lord Horions Grabmal nachzuahmen, ſondern weil er des armen Onkels ganze Lebens- und Leidensgeſchichte darin angedeutet fand, hatte Max mit eigner Hand die Worte in den Stein gegraben:

Es ruht!

Inhalt des fünften Bandes.

Nachtſtücke.

Zwei Theile.

Erſter Theil.

Seite
Der Sandmann 7
Ignaz Denner 42
Die Jeſuiterkirche in G. 94
Das Sanctus. 121

Zweiter Theil.

Das öde Haus 141
Das Majorat. 172
Das Gelübde. 246
Das ſteinerne Herz. 275

Die Elixiere des Teufels.

Nachgelaſſene Papiere des Bruders Medardus, eines Capuziners.

Herausgegeben von dem Verfaſſer der Phantaſieſtücke
in Callots Manier.

Zwei Theile.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1872.

E. T. A. Hoffmann's

geſammelte Schriften.

Sechſter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1872.

[illegible] Bibl.
[illegible]

Die Elixiere des Teufels.

Nachgelaſſene Papiere des Bruders Medardus, eines Capuziners.

Herausgegeben von dem Verfaſſer der Phantaſieſtücke
in Callots Manier.

Erſter Theil.

Vorwort
des Herausgebers.

Gern möchte ich Dich, günſtiger Leſer! unter jene dunklen Platanen führen, wo ich die ſeltſame Geſchichte des Bruders Medardus zum erſtenmale las. Du würdeſt Dich mit mir auf dieſelbe, in duftige Stauden und bunt glühende Blumen halb verſteckte, ſteinerne Bank ſetzen; Du würdeſt, ſo wie ich, recht ſehnſüchtig nach den blauen Bergen ſchauen, die ſich in wunderlichen Gebilden hinter dem ſonnigten Thal aufthürmen, das am Ende des Laubganges ſich vor uns ausbreitet. Aber nun wendeſt Du Dich um, und erblickeſt kaum zwanzig Schritte hinter uns ein gothiſches Gebäude, deſſen Portal reich mit Statüen verziert iſt. — Durch die dunklen Zweige der Platanen ſchauen Dich Heiligenbilder recht mit klaren lebendigen Augen an; es ſind die friſchen Freskogemälde, die auf der breiten Mauer prangen. — Die Sonne ſteht gluthroth auf dem Gebirge, der Abendwind erhebt ſich, überall Leben und Bewegung. Flüſternd und rauſchend gehen wunderbare Stimmen durch Baum und Gebüſch: als würden ſie ſteigend und ſteigend zu Geſang und Orgelklang, ſo tönt es von ferne herüber. Ernſte Männer, in weit gefalteten Gewändern, wandeln, den frommen Blick emporgerichtet, ſchweigend, durch die Laubgänge des Gartens. Sind denn die Heiligenbilder lebendig worden, und herabgeſtiegen von den hohen Simſen? — Dich umweben die geheimnißvollen Schauer der wunderbaren Sagen und Legenden, die dort abgebildet, Dir iſt, als geſchähe Alles vor Deinen Augen, und willig magſt Du daran glauben. In dieſer Stimmung lieſeſt Du die Geſchichte des Medardus, und wohl magſt Du auch dann die ſonderbaren Viſionen des Mönchs für mehr halten, als für das regelloſe Spiel der erhitzten Einbildungskraft. —

Da Du, günſtiger Leſer! ſo eben Heiligenbilder, ein Kloſter und Mönche geſchaut haſt, ſo darf ich kaum hinzufügen, daß es der herrliche Garten des Capuzinerkloſters in B. war, in den ich Dich geführt hatte.

Als ich mich einſt in dieſem Kloſter einige Tage aufhielt, zeigte mir der ehrwürdige Prior die von dem Bruder Medardus nachgelaſſenen, im Archiv aufbewahrten Papiere, als eine Merkwürdigkeit, und nur mit Mühe überwand ich des Priors Bedenken, ſie mir mitzutheilen. Eigentlich, meinte der Alte, hätten dieſe Papiere verbrannt werden ſollen. — Nicht ohne Furcht, Du werdeſt des Priors Meinung ſeyn, gebe ich Dir, günſtiger Leſer! nun das aus jenen Papieren geformte Buch in die Hände. Entſchließeſt Du Dich aber, mit dem Medardus, als ſeiſt Du ſein treuer Gefährte, durch finſtre Kreuzgänge und Zellen — durch die bunte — bunteſte Welt zu ziehen, und mit ihm das Schauerliche, Entſetzliche, Tolle, Poſſenhafte ſeines Lebens zu ertragen, ſo wirſt Du Dich vielleicht an den mannigfachen Bildern der Camera obſcura, die ſich Dir aufgethan, ergötzen. — Es kann auch kommen, daß das geſtaltlos ſcheinende, ſo wie Du ſchärfer es ins Auge faſſeſt, ſich Dir bald deutlich und rund darſtellt. Du erkennſt den verborgenen Keim, den ein dunkles Verhängniß gebar, und der, zur üppigen Pflanze emporgeſchoſſen, fort und fort wuchert in tauſend Ranken, bis eine Blüthe, zur Frucht reifend, allen Lebensſaft an ſich zieht, und den Keim ſelbſt tödtet. —

Nachdem ich die Papiere des Capuziners Medardus recht ämſig durchgeleſen, welches mir ſchwer genug wurde, da der Selige eine ſehr kleine, unleſerliche mönchiſche Handſchrift geſchrieben, war es mir auch, als könne das, was wir insgemein Traum und Einbildung nennen, wohl die ſymboliſche Erkenntniß des geheimen Fadens ſeyn, der ſich durch unſer Leben zieht, es feſtknüpfend in allen ſeinen Bedingungen, als ſey der aber für verloren zu achten, der mit jener Erkenntniß die Kraft gewonnen glaubt, jenen Faden gewaltſam zu zerreißen, und es aufzunehmen mit der dunklen Macht, die über uns gebietet.

Vielleicht geht es Dir, günſtiger Leſer! wie mir, und das wünſchte ich denn, aus erheblichen Gründen, recht herzlich.

Erſter Abſchnitt.

Die Jahre der Kindheit und das Kloſterleben.

Nie hat mir meine Mutter geſagt, in welchen Verhältniſſen mein Vater in der Welt lebte; rufe ich mir aber alles das in's Gedächtniß zurück, was ſie mir ſchon in meiner früheſten Jugend von ihm erzählte, ſo muß ich wohl glauben, daß es ein mit tiefen Kenntniſſen begabter lebenskluger Mann war. Eben aus dieſen Erzählungen und einzelnen Aeußerungen meiner Mutter über ihr früheres Leben, die mir erſt ſpäter verſtändlich worden, weiß ich, daß meine Eltern von einem bequemen Leben, welches ſie im Beſitz vieles Reichthums führten, herab ſanken in die drückendſte bitterſte Armuth, und daß mein Vater, einſt durch den Satan verlockt zum verruchten Frevel, eine Todſünde beging, die er, als ihn in ſpäten Jahren die Gnade Gottes erleuchtete, abbüßen wollte, auf einer Pilgerreiſe nach der heiligen Linde im weit entfernten kalten Preußen. — Auf der beſchwerlichen Wanderung dahin, fühlte meine Mutter nach mehreren Jahren der Ehe zum erſtenmal, daß dieſe nicht unfruchtbar bleiben würde, wie mein Vater befürchtet, und ſeiner Dürftigkeit unerachtet war er hoch erfreut, weil nun eine Viſion in Erfüllung gehen ſollte, in welcher ihm der heilige Bernardus Troſt und Vergebung der Sünde durch die Geburt eines Sohnes zugeſichert hatte. In der heiligen Linde erkrankte mein Vater, und je weniger er die vorgeſchriebenen beſchwerlichen Andachtsübungen ſeiner Schwäche unerachtet ausſetzen wollte, deſto mehr nahm das Uebel überhand; er ſtarb entſündigt und getröſtet in demſelben Augenblick, als ich geboren wurde. — Mit dem erſten Bewußtſein dämmern in mir die lieblichen Bilder von dem Kloſter, und von der herrlichen Kirche in der heiligen Linde, auf. Mich umrauſcht noch der dunkle Wald — mich umduften noch die üppig aufgekeimten Gräſer, die bunten Blumen, die meine Wiege waren. Kein giftiges Thier, kein ſchädliches Inſekt niſtet in dem Heiligthum der Gebenedeiten; nicht das Sumſen einer Fliege, nicht das Zirpen des Heimchens unterbricht die heilige Stille, in der nur die frommen Geſänge der Prieſter erhallen, die, mit den Pilgern goldne Rauchfäſſer ſchwingend, aus denen der Duft des Weihrauchopfers emporſteigt, in langen Zügen daherziehen. Noch ſehe ich, mitten in der Kirche, den mit Silber überzogenen Stamm der Linde, auf welche die Engel das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau niederſetzten. Noch lächeln mich die bunten Geſtalten der Engel — der Heiligen — von den Wänden, von der Decke der Kirche an! — Die Erzählungen meiner Mutter von dem wundervollen Kloſter, wo ihrem tiefſten Schmerz gnadenreicher Troſt zu Theil wurde, ſind ſo in mein Innres gedrungen, daß ich Alles ſelbſt geſehen, ſelbſt erfahren zu haben glaube, unerachtet es unmöglich iſt, daß meine Erinnerung ſo weit hinausreicht, da meine Mutter nach anderthalb Jahren die heilige Stätte verließ. — So iſt es mir, als hätte ich ſelbſt einmal in der öden Kirche die wunderbare Geſtalt eines ernſten Mannes geſehen, und es ſey eben der fremde Maler geweſen, der in uralter Zeit, als eben die Kirche gebaut, erſchien, deſſen Sprache niemand verſtehen konnte und der mit kunſtgeübter Hand in gar kurzer Zeit die Kirche auf das herrlichſte ausmalte, dann aber, als er fertig worden, wieder verſchwand. — So gedenke ich ferner noch eines alten fremdartig gekleideten Pilgers mit langem grauen Barte, der mich oft auf den Armen umhertrug, im Walde allerlei bunte Mooſe und Steine ſuchte, und mit mir ſpielte, unerachtet ich gewiß glaube, daß nur aus der Beſchreibung meiner Mutter ſich im Innern ſein lebhaftes Bild erzeugt hat. Er brachte einmal einen fremden wunderſchönen Knaben mit, der mit mir von gleichem Alter war. Uns herzend und küſſend ſaßen wir im Graſe, ich ſchenkte ihm alle meine bunten Steine und er wußte damit allerlei Figuren auf dem Erdboden zu ordnen, aber immer bildete ſich daraus zuletzt die Geſtalt des Kreuzes. Meine Mutter ſaß neben uns auf einer ſteinernen Bank, und der Alte ſchaute, hinter ihr ſtehend, mit mildem Ernſt unſern kindiſchen Spielen zu. Da traten einige Jünglinge aus dem Gebüſch, die, nach ihrer Kleidung und nach ihrem ganzen Weſen zu urtheilen, wohl nur aus

Neugierde und Schauluſt nach der heiligen Linde gekommen waren. Einer von ihnen rief, indem er uns gewahr wurde, lachend: Sieh da! eine heilige Familie, das iſt etwas für meine Mappe! — Er zog wirklich Papier und Crayon hervor und ſchickte ſich an uns zu zeichnen, da erhob der alte Pilger ſein Haupt und rief zornig: Elender Spötter, du willſt ein Künſtler ſeyn und in deinem Innern brannte nie die Flamme des Glaubens und der Liebe; aber deine Werke werden todt und ſtarr bleiben wie du ſelbſt, und du wirſt wie ein Verſtoßener in einſamer Leere verzweifeln und untergehen in deiner eignen Armſeligkeit. — Die Jünglinge eilten beſtürzt von dannen. — Der alte Pilger ſagte zu meiner Mutter: ich habe euch heute ein wunderbares Kind gebracht, damit es in euerm Sohn den Funken der Liebe entzünde, aber ich muß es wieder von euch nehmen und ihr werdet es wohl, ſo wie mich ſelbſt, nicht mehr ſchauen. Euer Sohn iſt mit vielen Gaben herrlich ausgeſtattet, aber die Sünde des Vaters kocht und gährt in ſeinem Blute, er kann jedoch ſich zum wackern Kampen für den Glauben aufſchwingen, laſſet ihn geiſtlich werden! — Meine Mutter konnte nicht genug ſagen, welchen tiefen unauslöſchlichen Eindruck die Worte des Pilgers auf ſie gemacht hatten; ſie beſchloß aber demunerachtet meiner Neigung durchaus keinen Zwang anzuthun, ſondern ruhig abzuwarten, was das Geſchick über mich verhängen und wozu es mich leiten würde, da ſie an irgend eine andere höhere Erziehung, als die ſie ſelbſt mir zu geben im Stande war, nicht denken konnte. — Meine Erinnerungen aus deutlicher ſelbſt gemachter Erfahrung heben von dem Zeitpunkt an, als meine Mutter auf der Heimreiſe in das Ciſterzienſer Nonnenkloſter gekommen war, deſſen gefürſtete Aebtiſſin, die meinen Vater gekannt hatte, ſie freundlich aufnahm. Die Zeit von jener Begebenheit mit dem alten Pilger, welche ich in der That aus eigner Anſchauung weiß, ſo daß ſie meine Mutter nur Rückſichts der Reden des Malers und des alten Pilgers ergänzt hat, bis zu dem Moment, als mich meine Mutter zum erſtenmal zur Aebtiſſin brachte, macht eine völlige Lücke: nicht die leiſeſte Ahnung iſt mir davon übrig geblieben. Ich finde mich erſt wieder, als die Mutter meinen Anzug, ſo viel es ihr nur möglich war, beſſerte und ordnete. Sie hatte neue Bänder in der Stadt gekauft, ſie verſchnitt mein wildverwachſ'nes Haar, ſie putzte mich mit aller Mühe und ſchärfte mir dabei ein, mich ja recht fromm und artig bei der Frau Aebtiſſin zu betragen. Endlich ſtieg ich, an der Hand meiner Mutter, die breiten ſteinernen Treppen herauf und trat in das hohe, gewölbte, mit heiligen Bildern ausgeſchmückte Gemach, in dem wir die Fürſtin fanden. Es war eine große majeſtätiſche ſchöne Frau, der die Ordenstracht eine Ehrfurcht einflößende Würde gab. Sie ſah mich mit einem ernſten bis ins Innerſte dringenden Blick an, und frug: iſt das euer Sohn? — Ihre Stimme, ihr ganzes Anſehn — ſelbſt die fremde Umgebung, das hohe Gemach, die Bilder, alles wirkte ſo auf mich, daß ich, von dem Gefühl eines inneren Grauens ergriffen, bitterlich zu weinen anfing. Da ſprach die Fürſtin, indem ſie mich milder und gütiger anblickte: was iſt dir Kleiner, fürchteſt du dich vor mir? — Wie heißt euer Sohn, liebe Frau? — „Franz," erwiederte meine Mutter; da rief die Fürſtin mit der tiefſten Wehmuth: Franziskus! und hob mich auf und drückte mich heftig an ſich, aber in dem Augenblick preßte mir ein jäher Schmerz, den ich am Halſe fühlte, einen ſtarken Schrei aus, ſo daß die Fürſtin erſchrocken mich losließ, und die durch mein Betragen ganz beſtürzt gewordene Mutter auf mich zuſprang, um nur gleich mich fortzuführen. Die Fürſtin ließ das nicht zu; es fand ſich, daß das diamantne Kreuz, welches die Fürſtin auf der Bruſt trug, mich, indem ſie heftig mich an ſich drückte, am Halſe ſo ſtark beſchädigt hatte, daß die Stelle ganz roth und mit Blut unterlaufen war. „Armer Franz, ſprach die Fürſtin, ich habe dir weh gethan, aber wir wollen doch noch gute Freunde werden." — Eine Schweſter brachte Zuckerwerk und ſüßen Wein, ich ließ mich, jetzt ſchon dreiſter geworden, nicht lange nöthigen, ſondern naſchte tapfer von den Süßigkeiten, die mir die holde Frau, welche ſich geſetzt und mich auf den Schooß genommen hatte, ſelbſt in den Mund ſteckte. Als ich einige Tropfen des ſüßen Getränks, das mir bis jetzt ganz unbekannt geweſen, gekoſtet, kehrte mein munterer Sinn, die beſondere Lebendigkeit, die, nach meiner Mutter Zeugniß, von meiner frühſten Jugend mir eigen war, zurück. Ich lachte und ſchwatzte zum größten Vergnügen der Aebtiſſin und der Schweſter, die im Zimmer geblieben. Noch iſt es mir unerklärlich, wie meine Mutter darauf verfiel, mich aufzufordern, der Fürſtin von den ſchönen herrlichen Dingen meines Geburtsortes zu erzählen, und ich, wie von einer höheren Macht inſpirirt, ihr die ſchönen Bilder des fremden unbekannten Malers ſo lebendig, als habe ich ſie im tiefſten Geiſte aufgefaßt, beſchreiben konnte. Dabei ging ich ganz ein in die herrlichen Geſchichten der Heiligen, als ſei ich mit allen Schriften der Kirche ſchon bekannt und vertraut geworden. Die Fürſtin, ſelbſt meine Mutter, blickten mich voll Erſtaunen an, aber jemehr ich ſprach, deſto höher ſtieg meine Begeiſterung, und als mich endlich die Fürſtin frug: Sage mir liebes Kind, woher weißt du denn das alles? — da antwortete ich, ohne mich einen Augenblick zu beſinnen, daß der ſchöne wunderbare Knabe, den einſt ein fremder Pilgersmann mitgebracht hätte, mir alle Bilder in der Kirche erklärt, ja ſelbſt noch manches Bild mit bunten Steinen gemalt und mir nicht allein den Sinn davon gelöſet, ſondern auch noch viele andere heilige Geſchichten erzählt hätte. —

Man läutete zur Veſper, die Schweſter hatte eine Menge Zuckerwerk in eine Düte gepackt, die ſie mir gab, und die ich voller Vergnügen einſteckte. Die Aebtiſſin ſtand auf und ſagte zu meiner Mutter: ich ſehe euern Sohn als meinen Zögling an, liebe Frau! und will von nun an für ihn ſorgen. Meine Mutter konnte vor Wehmuth nicht ſprechen, ſie küßte, heiße Thränen vergießend, die Hände der Fürſtin. Schon wollten wir zur Thüre hinaustreten, als die Fürſtin uns nachkam, mich nochmals aufhob, ſorgfältig das Kreuz bei Seite ſchiebend, mich an ſich drückte, und heftig weinend, ſo daß die heißen Tropfen auf meine Stirne fielen, ausrief: Franziskus! — Bleibe fromm und gut! — Ich war im Innerſten bewegt und mußte auch weinen, ohne eigentlich zu wiſſen warum. —

Durch die Unterſtützung der Aebtiſſin gewann der kleine Haushalt meiner Mutter, die unfern dem Kloſter in einer kleinen Meierei wohnte, bald ein beſſeres Anſehen. Die Noth hatte ein Ende, ich ging beſſer gekleidet und genoß den Unterricht des Pfarrers, dem ich zugleich, wenn er in der Kloſterkirche das Amt hielt, als Chorknabe diente. —

Wie umfängt mich noch wie ein ſeliger Traum die Erinnerung an jene glückliche Jugendzeit! — Ach wie ein fernes herrliches Land, wo die Freude wohnt, und die ungetrübte Heiterkeit des kindlichen unbefangenen Sinns, liegt die Heimat weit, weit hinter mir, aber wenn ich zurückblicke, da gähnt mir die Kluft entgegen, die mich auf ewig von ihr geſchieden. Von heißer Sehnſucht ergriffen, trachte ich immer mehr und mehr die Geliebten zu erkennen, die ich drüben, wie im Purpurſchimmer des Frühroths wandelnd, erblicke, ich wähne ihre holden Stimmen zu vernehmen. Ach! — giebt es denn eine Kluft, über die die Liebe mit ſtarkem Fittig ſich nicht hinwegſchwingen könnte. Was iſt für die Liebe der Raum, die Zeit? — lebt ſie nicht im Gedanken und kennt der denn ein Maaß? — Aber finſtre Geſtalten ſteigen auf, und immer dichter und dichter ſich zuſammendrängend, immer enger und enger mich einſchließend, verſperren ſie die Ausſicht und befangen meinen Sinn mit den Drangſalen der Gegenwart, daß ſelbſt die Sehnſucht, welche mich mit namenloſem wonnevollem Schmerz erfüllte, nun zu tödtender heilloſer Qual wird! —

Der Pfarrer war die Güte ſelbſt, er wußte meinen lebhaften Geiſt zu feſſeln, er wußte ſeinen Unterricht ſo nach meiner Sinnesart zu formen, daß ich Freude daran fand, und ſchnelle Fortſchritte machte. — Meine Mutter liebte ich über Alles, aber die Fürſtin verehrte ich wie eine Heilige, und es war ein feierlicher Tag für mich, wenn ich ſie ſehen durfte. Jedesmal nahm ich mir vor, mit den neuerworbenen Kenntniſſen recht vor ihr zu leuchten, aber wenn ſie kam, wenn ſie freundlich mich anredete, da konnte ich kaum ein Wort herausbringen, ich mochte nur *ſie* anſchauen, nur *ſie* hören. Jedes ihrer Worte blieb tief in meiner Seele zurück, noch den ganzen Tag über, wenn ich ſie geſprochen, befand ich mich in wunderbarer feierlicher Stimmung und ihre Geſtalt begleitete mich auf den Spaziergängen, die ich dann beſuchte. — Welches namenloſe Gefühl durchbebte mich, wenn ich, das Rauchfaß ſchwingend, am Hochaltare ſtand, und nun die Töne der Orgel von dem Chore herabſtrömten und, wie zur brauſenden Fluth anſchwellend, mich fortriſſen — wenn ich dann in dem Hymnus ihre Stimme erkannte, die, wie ein leuchtender Strahl, zu mir herabdrang, und mein Inneres mit den Ahnungen des Höchſten — des Heiligſten erfüllte. Aber der herrlichſte Tag, auf den ich mich wochenlang freute, ja, an den ich niemals ohne inneres Entzücken denken konnte, war das Feſt des heiligen Bernardus, welches, da er der Heilige der Ciſterzienſer iſt, im Kloſter durch einen großen Ablaß auf das Feierlichſte begangen wurde. Schon den Tag vorher ſtrömten aus der benachbarten Stadt, ſo wie aus der ganzen umliegenden Gegend, eine Menge Menſchen herbei und lagerten ſich auf der großen blumigten Wieſe, die ſich an das Kloſter ſchloß, ſo daß das frohe Getümmel Tag und Nacht nicht aufhörte. Ich erinnere mich nicht, daß die Witterung in der günſtigſten Jahreszeit (der Bernardustag fällt in den Auguſt) dem Feſte jemals ungünſtig geweſen ſeyn ſollte. In bunter Miſchung ſah man hier andächtige Pilger, Hymnen ſingend, daher wandeln, dort Bauernburſche ſich mit den geputzten Dirnen jubelnd umhertummeln — Geiſtliche, die in frommer Betrachtung, die Hände andächtig gefaltet, in die Wolken ſchauen — Bürgerfamilien im Graſe gelagert, die die hochgefüllten Speiſekörbe auspacken und ihr Mahl verzehren. Luſtiger Geſang, fromme Lieder, die inbrünſtigen Seufzer der Büßenden, das Gelächter der Fröhlichen, Klagen, Jauchzen, Jubel, Scherze, Gebet erfüllen wie in wunderbarem betäubendem Concert die Lüfte! — Aber, ſo wie die Glocke des Kloſters anſchlägt, verhallt das Getöſe plötzlich — ſo weit das Auge nur reicht, iſt alles in dichte Reihen gedrängt auf die Knie geſunken, und nur das dumpfe Murmeln des Gebets unterbricht die heilige Stille. Der letzte Schlag der Glocke tönt aus, die bunte Menge ſtrömt wieder durch einander, und aufs neue erſchallt der nur Minuten lang unterbrochene Jubel. — Der Biſchof ſelbſt, welcher in der benachbarten Stadt reſidirt, hielt an dem Bernardustage in der Kirche des Kloſters, bedient von der untern Geiſtlichkeit des Hochſtifts, das feierliche Hochamt, und ſeine Kapelle führte auf einer Tribüne, die man zur Seite des Hochaltars errichtet, und mit reicher, ſeltener Hauteliſſe behängt hatte, die Muſik aus. — Noch jetzt ſind die Empfindungen, die damals meine Bruſt durchbebten, nicht erſtorben, ſie leben auf, in jugendlicher Friſche, wenn ich mein Gemüth ganz zuwende jener ſeligen Zeit, die nur zu ſchnell verſchwunden. Ich gedenke lebhaft eines Gloria, welches mehrmals ausgeführt wurde, da die Fürſtin eben dieſe Compoſition vor allen andern liebte. — Wenn der Biſchof das Gloria intonirt hatte, und nun die mächtigen Töne des Chors daher brauſ'ten: Gloria in excelsis deo! — war es nicht, als öffne ſich die Wolkenglorie über dem Hochaltar? — ja, als erglühten durch ein göttliches Wunder die gemalten Cherubim und Seraphim zum Leben, und regten und bewegten die ſtarken Fittige, und ſchwebten auf und nieder, Gott lobpreiſend mit Geſang und wunderbarem Saitenſpiel? — Ich verſank in das hinbrütende Staunen der begeiſterten Andacht, die mich durch glänzende Wolken in das ferne bekannte heimathliche Land trug, und in dem duftenden Walde ertönten die holden Engelsſtimmen, und der wunderbare Knabe trat wie aus hohen Lilienkelchen mir entgegen, und frug mich lächelnd: wo warſt du denn ſo lange, Franciſcus? — ich habe viele ſchöne bunte Blumen, die will ich dir alle ſchenken, wenn du bei mir bleibſt, und mich liebſt immerdar. —

Nach dem Hochamt hielten die Nonnen, unter dem Vortritt der Aebtiſſin, die mit der Inful geſchmückt war, und den ſilbernen Hirtenſtab trug, eine feierliche Proceſſion durch die Gänge des Kloſters und durch die Kirche. Welche Heiligkeit, welche Würde, welche überirdiſche Größe ſtrahlte aus jedem Blick der herrlichen Frau, leitete jede ihrer Bewegungen! Es war die triumphirende Kirche ſelbſt, die dem frommen gläubigen Volke Gnade und Segen verhieß. Ich hätte mich vor ihr in den Staub werfen mögen, wenn ihr Blick zufällig auf mich fiel. — Nach beendigtem Gottesdienſt wurde die Geiſtlichkeit, ſo wie die Kapelle des Biſchofs, in einem großen Saal des Kloſters bewirthet. Mehrere Freunde des Kloſters, Offizianten, Kaufleute aus der Stadt, nahmen an dem Mahle Theil, und ich durfte, weil mich der Concertmeiſter des Biſchofs lieb genommen, und gern ſich mit mir zu ſchaffen machte, auch dabei ſeyn. Hatte ſich erſt mein Inneres, von heiliger Andacht durchglüht, ganz dem Ueberirdiſchen zugewendet, ſo trat jetzt das frohe Leben auf mich ein, und umfing mich mit ſeinen bunten Bildern. Allerlei luſtige Erzählungen, Späße und Schwänke wechſelten unter dem lauten Gelächter der Gäſte, wobei die Flaſchen fleißig geleert wurden, bis der Abend hereinbrach, und die Wagen zur Heimfahrt bereit ſtanden.

Sechzehn Jahre war ich alt geworden, als der Pfarrer erklärte, daß ich nun vorbereitet genug ſey, die höheren theologiſchen Studien in dem Seminar der benachbarten Stadt zu beginnen: ich hatte mich nämlich ganz für den geiſtlichen Stand entſchieden, und dies erfüllte meine Mutter mit der innigſten Freude, da ſie hierdurch die geheimnißvollen Andeutungen des Pilgers, die in gewiſſer Art mit der merkwürdigen, mir unbekannten Viſion meines Vaters in Verbindung ſtehen ſollten, erklärt und erfüllt ſah. Durch meinen Entſchluß glaubte ſie erſt die Seele meines Vaters entſühnt, und von der Qual ewiger Verdammniß errettet. Auch die Fürſtin, die ich jetzt nur im Sprachzimmer ſehen konnte, billigte höchlich mein Vorhaben, und wiederholte ihr Verſprechen, mich bis zur Erlangung einer geiſtlichen Würde mit allem Nöthigen zu unterſtützen. Unerachtet die Stadt ſo nahe lag, daß man von dem Kloſter aus die Thürme ſehen konnte, und nur irgend rüſtige Fußgänger von dort her, die heitre anmuthige Gegend des Kloſters zu ihren Spaziergängen wählten, ſo wurde mir doch der Abſchied von meiner guten Mutter, von der herrlichen Frau, die ich ſo tief im Gemüthe verehrte, ſo wie von meinem guten Lehrer, recht ſchwer. Es iſt ja auch gewiß, daß dem Schmerz der Trennung jede Spanne außerhalb dem Kreiſe der Lieben, der weiteſten Entfernung gleich dünkt! — Die Fürſtin war auf beſondere Weiſe bewegt, ihre Stimme zitterte vor Wehmuth, als ſie noch ſalbungsvolle Worte der Ermahnung ſprach. Sie ſchenkte mir einen zierlichen Roſenkranz, und ein kleines Gebetbuch mit ſauber illuminirten Bildern. Dann gab ſie mir noch ein Empfehlungsſchreiben an den Prior des Capuzinerkloſters in der Stadt, den ſie mir empfahl gleich aufzuſuchen, da er mir in Allem mit Rath und That eifrigſt beiſtehen werde.

Gewiß giebt es nicht ſo leicht eine anmuthigere Gegend, als diejenige iſt, in welcher das Capuzinerkloſter dicht vor der Stadt liegt. Der herrliche Kloſtergarten mit der Ausſicht in die Gebirge hinein, ſchien mir jedesmal, wenn ich in den langen Alleen wandelte, und bald bei dieſer, bald bei jener üppigen Baumgruppe ſtehen blieb, in neuer Schönheit zu erglänzen. — Gerade in dieſem Garten traf ich den Prior Leonardus, als ich zum erſtenmal das Kloſter beſuchte, um mein Empfehlungsſchreiben von der Aebtiſſin abzugeben. Die dem Prior eigne Freundlichkeit wurde noch erhöht, als er den Brief las, und er wußte ſo viel Anziehendes von der herrlichen Frau, die er ſchon in frühen Jahren in Rom kennen gelernt, zu ſagen, daß er ſchon dadurch im erſten Augenblick mich ganz an ſich zog. Er war von den Brüdern umgeben, und man durchblickte bald das ganze Verhältniß des Priors mit den Mönchen, die ganze klöſterliche Einrichtung und Lebensweiſe: die Ruhe und Heiterkeit des Geiſtes, welche ſich in dem Aeußerlichen des Priors deutlich ausſprach, verbreitete ſich über alle Brüder. Man ſah nirgends eine Spur des Mißmuths oder jener feindlichen in's Innere zehrenden Verſchloſſenheit, die man ſonſt wohl auf den Geſichtern der Mönche wahrnimmt. Unerachtet der ſtrengen Ordensregel, waren die Andachtsübungen dem Prior Leonardus mehr Bedürfniß des dem Himmliſchen zugewandten Geiſtes, als ascetiſche Buße für die der menſchlichen Natur anklebende Sünde, und er wußte dieſen Sinn der Andacht ſo in den Brüdern zu entzünden, daß ſich über Alles, was ſie thun mußten um der Regel zu genügen, eine Heiterkeit und Gemüthlichkeit ergoß, die in der That ein höheres Sein in der irdiſchen Beengtheit erzeugte. — Selbſt eine gewiſſe ſchickliche Verbindung mit der Welt, wußte der Prior Leonardus herzuſtellen, die für die Brüder nicht anders als heilſam ſeyn konnte. Reichliche Spenden, die von allen Seiten dem allgemein hochgeachteten Kloſter dargebracht wurden, machten es möglich, an gewiſſen Tagen die Freunde und Beſchützer des Kloſters in dem Refektorium zu bewirthen. Dann wurde in der Mitte des Speiſeſaals eine lange Tafel gedeckt, an deren oberem Ende der Prior Leonardus bei den Gäſten ſaß. Die Brüder blieben an der ſchmalen, der Wand entlang ſtehenden Tafel, und bedienten ſich ihres einfachen Geſchirres, der Regel gemäß, während an der Gaſttafel alles ſauber und zierlich mit Porzellan und Glas beſetzt war. Der Koch des Kloſters wußte vorzüglich auf eine leckere Art Faſtenſpeiſen zuzubereiten, die den Gäſten gar wohl ſchmeckten. Die Gäſte ſorgten für den Wein, und ſo waren die Mahle im Capuzinerkloſter ein freundliches gemüthliches Zuſammentreten des Profanen mit dem Geiſtlichen, welches in wechſelſeitiger Rückwirkung für das Leben nicht ohne Nutzen ſeyn konnte. Denn, indem die im weltlichen Treiben Befangenen hinaustraten, und eingingen in die Mauern, wo alles das ihrem Thun ſchnurſtracks entgegengeſetzte Leben der Geiſtlichen verkündet, mußten ſie, von manchem Funken, der in ihre Seele fiel, aufgeregt, eingeſtehen, daß auch wohl auf anderem Wege, als auf dem, den ſie eingeſchlagen, Ruhe und Glück zu finden ſey, ja, daß vielleicht der Geiſt, je mehr er ſich über das Irdiſche erhebe, dem Menſchen ſchon hienieden ein höheres Sein bereiten könne. Dagegen gewannen die Mönche an Lebensumſicht und Weisheit, da die Kunde, welche ſie von dem Thun und Treiben der bunten Welt außerhalb ihrer Mauern erhielten, in ihnen Betrachtungen mancherlei Art erweckte. Ohne dem Irdiſchen einen falſchen Werth zu verleihen, mußten ſie in der verſchiedenen, aus dem Innern beſtimmten Lebensweiſe der Menſchen, die Nothwendigkeit einer ſolchen Strahlenbrechung des geiſtigen Prinzips, ohne welche alles farb- und glanzlos geblieben wäre, anerkennen. Ueber Alle hocherhaben, Rückſichts der geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Ausbildung, ſtand von je her der Prior Leonardus. Außerdem, daß er allgemein für einen wackern Gelehrten in der Theologie galt, ſo, daß er mit Leichtigkeit und Tiefe die ſchwierigſten Materien abzuhandeln wußte, und ſich die Profeſſoren des Seminars oft bei ihm Rath und Belehrung holten, war er auch mehr, als man es wohl einem Kloſtergeiſtlichen zutrauen kann, für die Welt ausgebildet. Er ſprach mit Fertigkeit und Eleganz das Italieniſche und Franzöſiſche, und ſeiner beſonderen Gewandtheit wegen, hatte man ihn in früherer Zeit zu wichtigen Miſſionen gebraucht. Schon damals, als ich ihn kennen lernte, war er hochbejahrt, aber indem ſein weißes Haar von ſeinem Alter zeugte, blitzte aus den Augen noch jugendliches Feuer, und das anmuthige Lächeln, welches um ſeine Lippen ſchwebte, erhöhte den Ausdruck der innern Behaglichkeit und Gemüthsruhe. Dieſelbe Grazie, welche ſeine Rede ſchmückte, herrſchte in ſeinen Bewegungen, und ſelbſt die unbehülfliche Ordenstracht ſchmiegte ſich wunderſam den wohlgebauten Formen ſeines Körpers an. Es befand ſich kein Einziger unter den Brüdern, den nicht eigne freie Wahl, den nicht ſogar das von der inneren geiſtigen Stimmung erzeugte Bedürfniß in das Kloſter gebracht hätte; aber auch den Unglücklichen, der im Kloſter den Port geſucht hätte, um der Vernichtung zu entgehen, hätte Leonardus bald getröſtet; ſeine Buße wäre der kurze Uebergang zur Ruhe geworden, und, mit der Welt verſöhnt, ohne ihren Tand zu achten, hätte er, im Irdiſchen lebend, doch ſich bald über das Irdiſche erhoben. Dieſe ungewöhnlichen Tendenzen des Kloſterlebens hatte Leonardus in Italien aufgefaßt, wo der Kultus und mit ihm die ganze Anſicht des religiöſen Lebens heitrer iſt, als in dem katholiſchen Deutſchland. So wie bei dem Bau der Kirchen noch die antiken Formen ſich erhielten, ſo ſcheint auch ein Strahl aus jener heitern lebendigen Zeit des Alterthums in das myſtiſche Dunkel des Chriſtianism gedrungen zu ſeyn, und es mit dem wunderbaren Glanze erhellt zu haben, der ſonſt die Götter und Helden umſtrahlte.

Leonardus gewann mich lieb, er unterrichtete mich im Italieniſchen und Franzöſiſchen, vorzüglich waren es aber die mannigfachen Bücher, welche er mir in die Hände gab, ſo wie ſeine Geſpräche, die meinen Geiſt auf beſondere Weiſe ausbildeten. Beinahe die ganze Zeit, welche meine Studien im Seminar mir übrig ließen, brachte ich im Capuzinerkloſter zu, und ich ſpürte, wie immer mehr meine Neigung zunahm, mich einkleiden zu laſſen. Ich eröffnete dem Prior meinen Wunſch; ohne mich indeſſen gerade davon abbringen zu wollen, rieth er mir, wenigſtens noch ein Paar Jahre zu warten, und unter der Zeit mich mehr, als bisher, in der Welt umzuſehen. So wenig es mir indeſſen an anderer Bekanntſchaft fehlte, die ich mir vorzüglich durch den biſchöflichen Concertmeiſter, welcher mich in der Muſik unterrichtete, erworben, ſo fühlte ich mich doch in jeder Geſellſchaft, und vorzüglich wenn Frauenzimmer zugegen waren, auf unangenehme Weiſe befangen, und dies, ſo wie überhaupt der Hang zum contemplativen Leben, ſchien meinen innern Beruf zum Kloſter zu entſcheiden. —

Einſt hatte der Prior viel Merkwürdiges mit mir geſprochen, über das profane Leben; er war eingedrungen in die ſchlüpfrigſten Materien, die er aber mit ſeiner gewöhnlichen Leichtigkeit und Anmuth des Ausdrucks zu behandeln wußte, ſo daß er, alles nur im mindeſten Anſtößige vermeidend, doch immer auf den rechten Fleck traf. Er nahm endlich meine Hand, ſah mir ſcharf in's Auge, und frug, ob ich noch unſchuldig ſey? — Ich fühlte mich erglühen, denn indem Leonardus mich ſo verfänglich frug, ſprang ein Bild in den lebendigſten Farben hervor, welches ſo lange ganz von mir gewichen. — Der Concertmeiſter hatte eine Schweſter, welche gerade nicht ſchön genannt zu werden verdiente, aber doch in der höchſten Blüthe ſtehend, ein überaus reizendes Mädchen war. Vorzüglich zeichnete ſie ein im reinſten Ebenmaaß geformter Wuchs aus; ſie hatte die ſchönſten Arme, den ſchönſten Buſen in Form und Colorit, den man nur ſehen kann. — Eines Morgens als ich zum Concertmeiſter gehen wollte, meines Unterrichts halber, überraſchte ich die Schweſter im leichten Morgenanzuge, mit beinahe ganz entblößter Bruſt; ſchnell warf ſie zwar das Tuch über, aber doch ſchon zu viel hatten meine gierigen Blicke erhaſcht, ich konnte kein Wort ſprechen, nie gekannte Gefühle regten ſich ſtürmiſch in mir, und trieben das glühende Blut durch die Adern, daß hörbar meine Pulſe ſchlugen. Meine Bruſt war krampfhaft zuſammengepreßt, und wollte zerſpringen, ein leiſer Seufzer machte mir endlich Luſt. Dadurch, daß das Mädchen ganz unbefangen auf mich zukam, mich bei der Hand faßte, und frug, was mir denn wäre, wurde das Uebel wieder ärger, und es war ein Glück, daß der Concertmeiſter in die Stube trat, und mich von der Qual erlöſte. Nie hatte ich indeſſen ſolche falſche Akkorde gegriffen, nie ſo im Geſange detonirt, als dasmal. Fromm genug war ich, um ſpäter das Ganze für eine böſe Anfechtung des Teufels zu halten, und ich pries mich nach kurzer Zeit recht glücklich, den böſen Feind durch die aſcetiſchen Uebungen, die ich unternahm, aus dem Felde geſchlagen zu haben. Jetzt bei der verfänglichen Frage des Priors, ſah ich des Concertmeiſters Schweſter mit entblößtem Buſen vor mir ſtehen, ich fühlte den warmen Hauch ihres Athems, den Druck ihrer Hand — meine innere Angſt ſtieg mit jedem Momente. Leonardus ſah mich mit einem gewiſſen ironiſchen Lächeln an, vor dem ich erbebte. Ich konnte ſeinen Blick nicht ertragen, ich ſchlug die Augen nieder, da klopfte mich der Prior auf die glühenden Wangen und ſprach: „Ich ſehe, mein Sohn, daß Sie mich gefaßt haben, und daß es noch gut mit Ihnen ſteht, der Herr bewahre Sie vor der Verführung der Welt, die Genüſſe, die ſie Ihnen darbietet, ſind von kurzer Dauer, und man kann wohl behaupten, daß ein Fluch darauf ruhe, da in dem unbeſchreiblichen Ekel, in der vollkommenen Erſchlaffung, in der Stumpfheit für alles Höhere, die ſie hervorbringen, das beſſere geiſtige Prinzip des Menſchen untergeht.“ — So ſehr ich mich mühte, die Frage des Priors, und das Bild, welches dadurch hervorgerufen wurde, zu vergeſſen, ſo wollte es mir doch durchaus nicht gelingen, und war es mir erſt geglückt, in Gegenwart jenes Mädchens unbefangen zu ſeyn, ſo ſcheute ich doch wieder jetzt mehr als jemals ihren Anblick, da mich ſchon bei dem Gedanken an ſie eine Beklommenheit, eine innere Unruhe überfiel, die mir um ſo gefährlicher ſchien, als zugleich eine unbekannte wundervolle Sehnſucht, und mit ihr eine Lüſternheit ſich regte, die wohl ſündlich ſeyn mochte. Ein Abend ſollte dieſen zweifelhaften Zuſtand entſcheiden. Der Concertmeiſter hatte mich, wie er manchmal zu thun pflegte, zu einer muſikaliſchen Unterhaltung, die er mit einigen Freunden veranſtaltet, eingeladen. Außer ſeiner Schweſter, waren noch mehrere Frauenzimmer zugegen, und dieſes ſteigerte die Befangenheit, die mir ſchon bei der Schweſter allein den Athem verſetzte. Sie war ſehr reizend gekleidet, ſie kam mir ſchöner als je vor, es war, als zöge mich eine unſichtbare unwiderſtehliche Gewalt zu ihr hin, und ſo kam es denn, daß ich, ohne ſelbſt zu wiſſen wie, mich immer ihr nahe befand, jeden ihrer Blicke, jedes ihrer Worte begierig aufhaſchte, ja mich ſo an ſie drängte, daß wenigſtens ihr Kleid im Vorbeiſtreifen mich berühren mußte, welches mich mit innerer, nie gefühlter Luſt erfüllte. Sie ſchien es zu bemerken, und Wohlgefallen daran zu finden; zuweilen war es mir, als müßte ich ſie wie in toller Liebeswuth an mich reißen, und inbrünſtig an mich drücken! — Sie hatte lange neben dem Flügel geſeſſen, endlich ſtand ſie auf, und ließ auf dem Stuhl einen ihrer Handſchuhe liegen, den ergriff ich, und drückte ihn im Wahnſinn heftig an den Mund! — Das ſah eins von den Frauenzimmern, die ging zu des Concertmeiſters Schweſter, und flüſterte ihr etwas ins Ohr, nun ſchauten ſie beide auf mich, und kicherten und lachten höhniſch! — Ich war wie vernichtet, ein Eisſtrom goß ſich durch mein Inneres — beſinnungslos ſtürzte ich fort ins Collegium — in meine Zelle. Ich warf mich, wie in toller Verzweiflung auf den Fußboden — glühende Thränen quollen mir aus den Augen, ich verwünſchte — ich verfluchte das Mädchen — mich ſelbſt — dann betete ich wieder und lachte dazwiſchen wie ein Wahnſinniger! Ueberall erklangen um mich Stimmen, die mich verſpotteten, verhöhnten; ich war im Begriff, mich durch das Fenſter zu ſtürzen, zum Glück verhinderten mich die Eiſenſtäbe daran, mein Zuſtand war in der That entſetzlich. Erſt als der Morgen anbrach, wurde ich ruhiger, aber feſt war ich entſchloſſen, ſie niemals mehr zu ſehen, und überhaupt der Welt zu entſagen. Klarer als jemals ſtand der Beruf zum eingezogenen Kloſterleben, von dem mich keine Verſuchung mehr ablenken ſollte, vor meiner Seele. So wie ich nur von den gewöhnlichen Studien loskommen konnte, eilte ich zu dem Prior in das Capuziner-Kloſter, und eröffnete ihm, wie ich nun entſchloſſen ſey, mein Noviziat anzutreten, und auch ſchon meiner Mutter, ſo wie der Fürſtin, Nachricht davon gegeben habe. Leonardus ſchien über meinen plötzlichen Eifer verwundert, ohne in mich zu dringen, ſuchte er doch auf dieſe und jene Weiſe zu erforſchen, was mich wohl darauf gebracht haben könne, nun mit einem Mal auf meine Einweihung zum Kloſterleben zu beſtehen, denn er ahnete wohl, daß ein beſonderes Ereigniß mir den Impuls dazu gegeben haben müſſe. Eine innere Scham, die ich nicht zu überwinden vermochte, hielt mich zurück, ihm die Wahrheit zu ſagen, dagegen erzählte ich ihm mit dem Feuer der Exaltation, das noch in mir glühte, die wunderbaren Begebenheiten meiner Kinderjahre, welche alle auf meine Beſtimmung zum Kloſterleben hindeuteten. Leonardus hörte mich ruhig an, und ohne gerade gegen meine Viſionen Zweifel vorzubringen, ſchien er doch ſie nicht ſonderlich zu beachten, er äußerte vielmehr, wie das

Alles noch ſehr wenig für Aechtheit meines Berufs ſpräche, da eben hier eine Illuſion ſehr möglich ſey. Ueberhaupt pflegte Leonardus nicht gern von den Viſionen der Heiligen, ja ſelbſt von den Wundern der erſten Verkündiger des Chriſtenthums zu ſprechen, und es gab Augenblicke, in denen ich in Verſuchung gerieth, ihn für einen heimlichen Zweifler zu halten. Einſt erdreiſtete ich mich, um ihn zu irgend einer beſtimmten Aeußerung zu nöthigen, von den Verächtern des katholiſchen Glaubens zu ſprechen, und vorzüglich auf diejenigen zu ſchmählen, die im kindiſchen Uebermuthe alles Ueberſinnliche mit dem heilloſen Schimpfworte des Aberglaubens abfertigten. Leonardus ſprach ſanft lächelnd: Mein Sohn, der Unglaube iſt der ärgſte Aberglaube, und fing ein anderes Geſpräch von fremden gleichgültigen Dingen an. Erſt ſpäter durfte ich eingehen in ſeine herrlichen Gedanken über den myſtiſchen Theil unſerer Religion, der die geheimnißvolle Verbindung unſers geiſtigen Prinzips mit höheren Weſen in ſich ſchließt, und mußte mir denn wohl geſtehen, daß Leonardus die Mittheilung alles des ſublimen, das aus ſeinem Innerſten ſich ergoß, mit Recht nur für die höchſte Weihe ſeiner Schüler aufſparte. —

Meine Mutter ſchrieb mir, wie ſie es längſt geahnet, daß der weltgeiſtliche Stand mir nicht genügen, ſondern, daß ich das Kloſterleben erwählen werde. Am Medardustage ſey ihr der alte Pilgersmann aus der heiligen Linde erſchienen, und habe mich im Ordenskleide der Capuziner an der Hand geführt. Auch die Fürſtin war mit meinem Vorhaben ganz einverſtanden. Beide ſah ich noch einmal vor meiner Einkleidung, welche, da mir, meinem innigſten Wunſche gemäß, die Hälfte des Noviziats erlaſſen wurde, ſehr bald erfolgte. Ich nahm auf Veranlaſſung der Viſion meiner Mutter den Kloſternamen Medardus an. —

Das Verhältniß der Brüder unter einander, die innere Einrichtung Rückſichts der Andachtsübungen und der ganzen Lebensweiſe im Kloſter, bewährten ſich ganz in der Art, wie ſie mir bei dem erſten Blick erſchienen. Die gemüthliche Ruhe, die in Allem herrſchte, goß den himmliſchen Frieden in meine Seele, wie er mich, gleich einem ſeligen Traum aus der erſten Zeit meiner früheſten Kinderjahre, im Kloſter der heiligen Linde umſchwebte. Während des feierlichen Akts meiner Einkleidung, erblickte ich unter den Zuſchauern des Concertmeiſters Schweſter; ſie ſah ganz ſchwermüthig aus, und ich glaubte, Thränen in ihren Augen zu erblicken, aber vorüber war die Zeit der Verſuchung, und vielleicht war es frevelnder Stolz auf den ſo leicht erfochtenen Sieg, der mir das Lächeln abnöthigte, welches der an meiner Seite wandelnde Bruder Cyrillus bemerkte. „Worüber erfreueſt du dich ſo, mein Bruder?“ frug Cyrillus. Soll ich denn nicht froh ſeyn, wenn ich der ſchnöden Welt und ihrem Tand entſage? antwortete ich, aber nicht zu läugnen iſt es, daß indem ich dieſe Worte ſprach, ein unheimliches Gefühl, plötzlich das Innerſte durchbebend, mich Lügen ſtrafte. — Doch dies war die letzte Anwandlung irdiſcher Selbſtſucht, nach der jene Ruhe des Geiſtes eintrat. Wäre ſie nimmer von mir gewichen, aber die Macht des Feindes iſt groß! — Wer mag der Stärke ſeiner Waffen, wer mag ſeiner Wachſamkeit vertrauen, wenn die unterirdiſchen Mächte lauern. —

Schon fünf Jahre war ich im Kloſter, als nach der Verordnung des Priors mir der Bruder Cyrillus, der alt und ſchwach worden, die Aufſicht über die reiche Reliquienkammer des Kloſters übergeben ſollte. Da befanden ſich allerlei Knochen von Heiligen, Späne aus dem Kreuze des Erlöſers und andere Heiligthümer, die in ſaubern Glasſchränken aufbewahrt, und an gewiſſen Tagen dem Volk zur Erbauung ausgeſtellt wurden. Der Bruder Cyrillus machte mich mit jedem Stücke, ſo wie mit den Dokumenten, die über ihre Aechtheit und über die Wunder, welche ſie bewirkt, vorhanden, bekannt. Er ſtand Rückſichts der geiſtigen Ausbildung unſerm Prior an der Seite, und um ſo weniger trug ich Bedenken, das zu äußern, was ſich gewaltſam aus meinem Innern hervordrängte. „Sollten denn, lieber Bruder Cyrillus, ſagte ich, alle dieſe Dinge gewiß und wahrhaftig das ſeyn, wofür man ſie ausgiebt? — Sollte auch hier nicht die betrügeriſche Habſucht Manches untergeſchoben haben, was nun als wahre Reliquie dieſes oder jenes Heiligen gilt? So z. B. beſitzt irgend ein Kloſter das ganze Kreuz unſers Erlöſers, und doch zeigt man überall wieder ſo viel Späne davon, daß, wie jemand von uns ſelbſt, freilich in freveligem Spott, behauptete, unſer Kloſter ein ganzes Jahr hindurch damit geheizt werden könnte.“ — „Es geziemt uns wohl eigentlich nicht, erwiderte der Bruder Cyrillus, dieſe Dinge einer ſolchen Unterſuchung zu unterziehen, allein offenherzig geſtanden, bin ich der Meinung, daß, der darüber ſprechenden Dokumente unerachtet, wohl wenige dieſer Dinge das ſeyn dürften, wofür man ſie ausgiebt. Allein es ſcheint mir auch gar nicht darauf anzukommen. Merke wohl auf, lieber Bruder Medardus! wie ich und unſer Prior darüber denken, und du wirſt unſere Religion in neuer Glorie erblicken. Iſt es nicht herrlich, lieber Bruder Medardus, daß unſere Kirche darnach trachtet, jene geheimnißvollen Fäden zu erfaſſen, die das Sinnliche mit dem Ueberſinnlichen verknüpfen, ja unſeren zum irdiſchen Leben und Seyn gediehenen Organism ſo anzuregen, daß ſein Urſprung aus dem höhern geiſtigen Prinzip, ja ſeine innige Verwandtſchaft mit dem wunderbaren Weſen, deſſen Kraft wie ein glühender Hauch die ganze Natur durchdringt, klar hervortritt, und uns die Ahnung eines höheren Lebens, deſſen Keim wir in uns tragen, wie mit Seraphsfittigen umweht. — Was iſt jenes Stückchen Holz — jenes Knöchlein, jenes Läppchen — man ſagt aus dem Kreuz Chriſti ſey es gehauen, dem Körper — dem Gewande eines Heiligen entnommen; aber den Gläubigen, der ohne zu grübeln, ſein ganzes Gemüth darauf richtet, erfüllt bald jene überirdiſche Begeiſterung, die ihm das Reich der Seeligkeit erſchließt, das er hienieden nur geahnet; und ſo wird der geiſtige Einfluß des Heiligen, deſſen auch nur angebliche Reliquie den Impuls gab, erweckt, und der Menſch vermag Stärke und Kraft im Glauben von dem höheren Geiſte zu empfangen, den er im Innerſten des Gemüths um Troſt und Beiſtand anrief. Ja, dieſe in ihm erweckte höhere geiſtige Kraft wird ſelbſt Leiden des Körpers zu überwinden vermögen, und daher kommt es, daß dieſe Reliquien jene Mirakel bewirken, die, da ſie ſo oft vor den Augen des verſammelten Volks geſchehen, wohl nicht geleugnet werden können.“ — Ich erinnerte mich augenblicklich gewiſſer Andeutungen des Priors, die ganz mit den Worten des Bruders Cyrillus übereinſtimmten, und betrachtete nun die Reliquien, die mir ſonſt nur als religiöſe Spielerei erſchienen, mit wahrer innerer Ehrfurcht und Andacht. Dem Bruder Cyrillus entging dieſe Wirkung ſeiner Rede nicht, und er fuhr nun fort, mit größerem Eifer und mit recht zum Gemüthe ſprechender Innigkeit, mir die Sammlung Stück vor Stück zu erklären. Endlich nahm er aus einem wohlverſchloſſenen Schranke ein Kiſtchen heraus und ſagte: „hierinnen, lieber Bruder Medardus! iſt die geheimnißvollſte wunderbarſte Reliquie enthalten, die unſer Kloſter beſitzt. So lange ich im Kloſter bin, hat dieſes Kiſtchen niemand in der Hand gehabt, als der Prior und ich; ſelbſt die andern

Brüder, viel weniger Fremde, wiſſen etwas von dem Daſeyn dieſer Reliquie. Ich kann die Kiſte nicht ohne inneren Schauer anrühren, es iſt als ſey darin ein böſer Zauber verſchloſſen, der, gelänge es ihm, den Bann, der ihn umſchließt und wirkungslos macht, zu zerſprengen, Verderben und heilloſen Untergang jedem bereiten könnte, den er ereilt. — Das was darinnen enthalten, ſtammt unmittelbar von dem Widerſacher her, aus jener Zeit, als er noch ſichtlich gegen das Heil der Menſchen zu kämpfen vermochte.“ — Ich ſah den Bruder Cyrillus im höchſten Erſtaunen an; ohne mir Zeit zu laſſen etwas zu erwidern, fuhr er fort: „Ich will mich, lieber Bruder Medardus, gänzlich enthalten, in dieſer höchſt myſtiſchen Sache nur irgend eine Meinung zu äußern, oder wohl gar dieſe — jene — Hypotheſe aufzutiſchen, die mir durch den Kopf gefahren, ſondern lieber getreulich dir das erzählen, was die, über jene Reliquie vorhandenen Dokumente davon ſagen. — Du findeſt dieſe Dokumente in jenem Schrank und kannſt ſie ſelbſt nachleſen. — Dir iſt das Leben des heiligen Antonius zur Genüge bekannt, du weißt, daß er, um ſich von allem Irdiſchen zu entfernen, um ſeine Seele ganz dem Göttlichen zuzuwenden, in die Wüſte zog, und da ſein Leben den ſtrengſten Buß- und Andachtsübungen weihte. Der Widerſacher verfolgte ihn und trat ihm oft ſichtlich in den Weg, um ihn in ſeinen frommen Betrachtungen zu ſtören. So kam es denn, daß der h. Antonius einmal in der Abenddämmerung eine finſtere Geſtalt wahrnahm, die auf ihn zuſchritt. In der Nähe erblickte er zu ſeinem Erſtaunen, daß aus den Löchern des zerriſſenen Mantels, den die Geſtalt trug, Flaſchenhälſe hervorguckten. Es war der Widerſacher, der in dieſem ſeltſamen Aufzuge ihn höhniſch anlächelte und frug, ob er nicht von den Elixieren, die er in den Flaſchen bei ſich trüge, zu koſten begehre? Der heilige Antonius, den dieſe Zumuthung nicht einmal verdrießen konnte, weil der Widerſacher, ohnmächtig und kraftlos geworden, nicht mehr im Stande war, ſich auf irgend einen Kampf einzulaſſen, und ſich daher auf höhnende Reden beſchränken mußte, frug ihn: warum er denn ſo viele Flaſchen und auf ſolche beſondere Weiſe bei ſich trüge? Da antwortete der Widerſacher: Siehe, wenn mir ein Menſch begegnet, ſo ſchaut er mich verwundert an und kann es nicht laſſen nach meinen Getränken zu fragen, und zu koſten aus Lüſternheit. Unter ſo vielen Elixieren findet er ja wohl eins, was ihm recht mundet und er ſäuft die ganze Flaſche aus, und ergiebt ſich mir und meinem Reiche. — So weit ſteht das in allen Legenden; nach dem beſonderen Dokument, das wir über dieſe Viſion des heiligen Antonius beſitzen, heißt es aber weiter, daß der Widerſacher, als er ſich von dannen hub, einige ſeiner Flaſchen auf einem Raſen ſtehen ließ, die der h. Antonius ſchnell in ſeine Höhle mitnahm und verbarg, aus Furcht, ſelbſt in der Einöde könnte ein Verirrter, ja wohl gar einer ſeiner Schüler, von dem entſetzlichen Getränke koſten und ins ewige Verderben gerathen. — Zufällig, erzählt das Dokument weiter, habe der heilige Antonius einmal eine dieſer Flaſchen geöffnet, da ſey ein ſeltſamer betäubender Dampf herausgefahren und allerlei ſcheußliche ſinnverwirrende Bilder der Hölle hätten den Heiligen umſchwebt, ja ihn mit verführeriſchen Gaukeleien zu verlocken geſucht, bis er ſie durch ſtrenges Faſten und anhaltendes Gebet wieder vertrieben. — In dieſem Kiſtchen befindet ſich nun aus dem Nachlaß des h. Antonius eben eine ſolche Flaſche mit einem Teufels-Elixier und die Dokumente ſind ſo authentiſch und genau, daß wenigſtens daran, daß die Flaſche wirklich nach dem Tode des h. Antonius unter ſeinen nachgebliebenen Sachen gefunden wurde, kaum zu zweifeln iſt. Uebrigens kann ich verſichern, lieber Bruder Medardus! daß, ſo oft ich die Flaſche, ja nur dieſes Kiſtchen, worin ſie verſchloſſen, berühre, mich ein unerklärliches inneres Grauen anwandelt, ja daß ich wähne, etwas von einem ganz ſeltſamen Duft zu ſpüren, der mich betäubt und zugleich eine innere Unruhe des Geiſtes hervorbringt, die mich ſelbſt bei den Andachtsübungen zerſtreut. Indeſſen überwinde ich dieſe böſe Stimmung, welche offenbar von dem Einfluß irgend einer feindlichen Macht herrührt, ſollte ich auch an die unmittelbare Einwirkung des Widerſachers nicht glauben, durch ſtandhaftes Gebet. Dir, lieber Bruder Medardus, der du noch ſo jung biſt, der du noch Alles, was dir deine von fremder Kraft aufgeregte Phantaſie vorbringen mag, in glänzenderen lebhafteren Farben erblickſt, der du noch, wie ein tapferer aber unerfahrner Krieger, zwar rüſtig im Kampfe, aber vielleicht zu kühn, das Unmögliche wagend, deiner Stärke zu ſehr vertrauſt, rathe ich, das Kiſtchen niemals, oder wenigſtens erſt nach Jahren zu öffnen, und damit dich deine Neugierde nicht in Verſuchung führe, es dir weit weg aus den Augen zu ſtellen." —

Der Bruder Cyrillus verſchloß die geheimnißvolle Kiſte wieder in den Schrank, wo ſie geſtanden, und übergab mir den Schlüſſelbund, an dem auch der Schlüſſel jenes Schranks hing; die ganze Erzählung hatte auf mich einen eignen Eindruck gemacht, aber je mehr ich eine innere Lüſternheit emporkeimen fühlte, die wunderbare Reliquie zu ſehen, deſto mehr war ich, der Warnung des Bruders Cyrillus gedenkend, bemüht, auf jede Art mir es zu erſchweren. Als Cyrillus mich verlaſſen, überſah ich noch einmal die mir anvertrauten Heiligthümer, dann löſte ich aber das Schlüſſelchen, welches den gefährlichen Schrank ſchloß, vom Bunde ab, und verſteckte es tief unter meine Skripturen im Schreibpulte. —

Unter den Profeſſoren im Seminar gab es einen vortrefflichen Redner, jedesmal, wenn er predigte, war die Kirche überfüllt; der Feuerſtrom ſeiner Worte riß alles unwiderſtehlich fort, die inbrünſtigſte Andacht im Innern entzündend. Auch mir drangen ſeine herrlichen begeiſterten Reden ins Innerſte, aber indem ich den Hochbegabten glücklich pries, war es mir, als rege ſich eine innere Kraft, die mich mächtig antrieb, es ihm gleich zu thun. Hatte ich ihn gehört, ſo predigte ich auf meiner einſamen Stube, mich ganz der Begeiſterung des Moments überlaſſend, bis es mir gelang, meine Ideen, meine Worte feſtzuhalten und aufzuſchreiben. — Der Bruder, welcher im Kloſter zu predigen pflegte, wurde zuſehends ſchwächer, ſeine Reden ſchlichen wie ein halbverſiegter Bach mühſam und tonlos dahin, und die ungewöhnlich gedehnte Sprache, welche der Mangel an Ideen und Worten erzeugte, da er ohne Conzept ſprach, machte ſeine Reden ſo unausſtehlich lang, daß vor dem Amen ſchon der größte Theil der Gemeinde, wie bei dem bedeutungsloſen eintönigen Geklapper einer Mühle, ſanft eingeſchlummert war, und nur durch den Klang der Orgel wieder erweckt werden konnte. Der Prior Leonardus war zwar ein ganz vorzüglicher Redner, indeſſen trug er Scheu zu predigen, weil es ihn bei den ſchon erreichten hohen Jahren zu ſtark angriff, und ſonſt gab es im Kloſter keinen, der die Stelle jenes ſchwächlichen Bruders hätte erſetzen können. Leonardus ſprach mit mir über dieſen Uebelſtand, der der Kirche den Beſuch mancher Frommen entzog; ich faßte mir ein Herz und ſagte ihm, wie ich ſchon im Seminar einen innern Beruf zum Predigen geſpürt und manche geiſtliche Rede aufgeſchrieben habe. Er verlangte, ſie zu ſehen, und war ſo höchlich damit zufrieden, daß er in mich drang, ſchon am nächſten heiligen Tage den Verſuch mit einer Predigt zu machen, der um ſo weniger mißlingen werde, als mich die Natur mit Allem ausgeſtattet habe, was zum guten Kanzelredner gehöre, nehmlich mit einer einnehmenden Geſtalt, einem ausdrucksvollen Geſicht und einer kräftigen tonreichen Stimme. Rückſichts des äußern Anſtandes, der richtigen Geſtikulation unternahm Leonardus ſelbſt mich zu unterrichten. Der Heiligentag kam heran, die Kirche war beſetzter als gewöhnlich, und ich beſtieg nicht ohne inneres Erbeben die Kanzel. — Im Anfange blieb ich meiner Handſchrift getreu, und Leonardus ſagte mir nachher, daß ich mit zitternder Stimme geſprochen, welches aber gerade den andächtigen wehmuthsvollen Betrachtungen, womit die Rede begann, zugeſagt, und bei den mehrſten für eine beſondere wirkungsvolle Kunſt des Redners gegolten habe. Bald aber war es, als ſtrahle der glühende Funke himmliſcher Begeiſterung durch mein Inneres — ich dachte nicht mehr an die Handſchrift, ſondern überließ mich ganz den Eingebungen des Moments. Ich fühlte, wie das Blut in allen Pulſen glühte und ſprühte — ich hörte meine Stimme durch das Gewölbe donnern — ich ſah mein erhobenes Haupt, meine ausgebreiteten Arme, wie vom Strahlenglanz der Begeiſterung umfloſſen. — Mit einer Sentenz, in der ich alles Heilige und Herrliche, das ich verkündet, nochmals wie in einem flammenden Fokus zuſammenfaßte, ſchloß ich meine Rede, deren Eindruck ganz ungewöhnlich, ganz unerhört war. Heftiges Weinen — unwillkührlich den Lippen entfliehende Ausrufe der andachtvollſten Wonne — lautes Gebet, hallten meinen Worten nach. Die Brüder zollten mir ihre höchſte Bewunderung, Leonardus umarmte mich, er nannte mich den Stolz des Kloſters. Mein Ruf verbreitete ſich ſchnell, und um den Bruder Medardus zu hören, drängte ſich der vornehmſte, der gebildetſte Theil der Stadtbewohner, ſchon eine Stunde vor dem Läuten, in die nicht allzu große Kloſterkirche. Mit der Bewunderung ſtieg mein Eifer und meine Sorge, den Reden im ſtärkſten Feuer Ründe und Gewandtheit zu geben. Immer mehr gelang es mir, die Zuhörer zu feſſeln, und, immer ſteigend und ſteigend, glich bald die Verehrung, die ſich überall, wo ich ging und ſtand, in den ſtärkſten Zügen an den Tag legte, beinahe der Vergötterung eines Heiligen. Ein religiöſer Wahn hatte die Stadt ergriffen, alles ſtrömte bei irgend einem Anlaß, auch an gewöhnlichen Wochentagen, nach dem Kloſter, um den Bruder Medardus zu ſehen, zu ſprechen. — Da keimte in mir der Gedanke auf, ich ſey ein beſonders Erkorner des Himmels; die geheimnißvollen Umſtände bei meiner Geburt, am heiligen Orte zur Entſündigung des verbrecheriſchen Vaters, die wunderbaren Begebenheiten in meinen erſten Kinderjahren, alles deutete dahin, daß mein Geiſt, in unmittelbarer Berührung mit dem Himmliſchen, ſich ſchon hienieden über das Irdiſche erhebe, und ich nicht der Welt, den Menſchen angehöre, denen Heil und Troſt zu geben, ich hier auf Erden wandle. Es war mir nun gewiß, daß der alte Pilgrim in der heiligen Linde der heilige Joſeph, der wunderbare Knabe aber das Jeſuskind ſelbſt geweſen, das in mir den Heiligen, der auf Erden zu wandeln beſtimmt, begrüßt habe. Aber ſo wie dies Alles immer lebendiger vor meiner Seele ſtand, wurde mir auch meine Umgebung immer läſtiger und drückender. Jene Ruhe und Heiterkeit des Geiſtes, die mich ſonſt umfing, war aus meiner Seele entſchwunden — ja alle gemüthliche Aeußerungen der Brüder, die Freundlichkeit des Priors, erweckten in mir einen feindſeligen Zorn. Den Heiligen, den hoch über ſie erhabenen, ſollten ſie in mir erkennen, ſich niederwerfen in den Staub, und die Fürbitte erflehen vor dem Throne Gottes. So aber hielt ich ſie für befangen in verderblicher Verſtocktheit. Selbſt in meine Reden flocht ich gewiſſe Anſpielungen ein, die darauf hindeuteten, wie nun eine wundervolle Zeit, gleich der in ſchimmernden Strahlen leuchtenden Morgenröthe, angebrochen, in der Troſt und Heil bringend der gläubigen Gemeinde ein Auserwählter Gottes auf Erden wandle. Meine eingebildete Sendung kleidete ich in myſtiſche Bilder ein, die um ſo mehr wie ein fremdartiger Zauber auf die Menge wirkten, je weniger ſie verſtanden wurden. Leonardus wurde ſichtlich kälter gegen mich, er vermied, mit mir ohne Zeugen zu ſprechen, aber endlich, als wir einſt zufällig von allen Brüdern verlaſſen, in der Allee des Kloſtergartens einhergingen, brach er los: „Nicht verhehlen kann ich es dir, lieber Bruder Medardus, daß du ſeit einiger Zeit durch dein ganzes Betragen mir Mißfallen erregſt. — Es iſt etwas in deine Seele gekommen, das dich dem Leben in frommer Einfalt abwendig macht. In deinen Reden herrſcht ein feindliches Dunkel, aus dem nur noch manches hervorzutreten ſich ſcheut, was dich wenigſtens mit mir auf immer entzweien würde. — Laß mich offenherzig ſeyn! — Du trägſt in dieſem Augenblick die Schuld unſeres ſündigen Urſprungs, die jedem mächtigen Emporſtreben unſerer geiſtigen Kraft die Schranken des Verderbniſſes öffnet, wohin wir uns in unbedachtem Fluge nur zu leicht verirren! — Der Beifall, ja die abgöttiſche Bewunderung, die dir die leichtſinnige, nach jeder Anreizung lüſterne Welt gezollt, hat dich geblendet, und du ſiehſt dich ſelbſt in einer Geſtalt, die nicht dein eigen, ſondern ein Trugbild iſt, welches dich in den verderblichen Abgrund lockt. Gehe in dich, Medardus! — entſage dem Wahn der dich bethört — ich glaube ihn zu kennen! — ſchon jetzt iſt dir die Ruhe des Gemüths, ohne welche kein Heil hienieden zu finden, entflohen. — Laß dich warnen, weiche aus dem Feinde, der dir nachſtellt. — Sey wieder der gutmüthige Jüngling, den ich mit ganzer Seele liebte." — Thränen quollen aus den Augen des Priors, als er dies ſprach; er hatte meine Hand ergriffen, ſie loslaſſend entfernte er ſich ſchnell, ohne meine Antwort abzuwarten. — Aber nur feindſelig waren ſeine Worte in mein Innres gedrungen; er hatte des Beifalls, ja der höchſten Bewunderung erwähnt, die ich mir durch meine außerordentlichen Gaben erworben, und es war mir deutlich, daß nur kleinlicher Neid jenes Mißbehagen an mir erzeugt habe, das er ſo unverholen äußerte. Stumm und in mich gekehrt blieb ich, vom innern Groll ergriffen, bei den Zuſammenkünften der Mönche, und ganz erfüllt von dem neuen Weſen, das mir aufgegangen, ſann ich den Tag über, und in den ſchlafloſen Nächten, wie ich alles in mir Aufgekeimte in prächtige Worte faſſen und dem Volke verkünden wollte. Je mehr ich mich nun von Leonardus und den Brüdern entfernte, mit deſto ſtärkeren Banden wußte ich die Menge an mich zu ziehen. —

Am Tage des heiligen Antonius war die Kirche ſo gedrängt voll, daß man die Thüren weit öffnen mußte, um dem zuſtrömenden Volke zu vergönnen, mich auch noch vor der Kirche zu hören. Nie hatte ich kräftiger, feuriger, eindringender geſprochen. Ich erzählte, wie es gewöhnlich, Manches aus dem Leben des Heiligen, und knüpfte daran fromme, tief ins Leben eindringende Betrachtungen. Von den Verführungen des Teufels, dem der Sündenfall die Macht gegeben, die Menſchen zu verlocken, ſprach ich, und unwillkürlich führte mich der Strom der Rede hinein in die Legende von den Elixieren, die ich wie eine ſinnreiche Allegorie darſtellen wollte. Da fiel mein in der Kirche umherſchweiſender Blick auf einen langen hageren Mann, der mir ſchräg über auf eine Bank geſtiegen, ſich an einen Eckpfeiler lehnte. Er hatte auf ſeltſame fremde Weiſe einen dunkelvioletten Mantel umgeworfen, und die übereinander geſchlagenen Arme darein gewickelt. Sein Geſicht war leichenblaß, aber der Blick der großen ſchwarzen ſtieren Augen fuhr wie ein glühender Dolchſtich durch meine Bruſt. Mich durchbebte ein unheimliches grauenhaftes Gefühl, ſchnell wandte ich mein Auge ab und ſprach, alle meine Kraft zuſammennehmend, weiter. Aber wie von einer fremden zauberiſchen Gewalt getrieben, mußte ich immer wieder hinſchauen, und immer ſtarr und bewegungslos ſtand der Mann da, den geſpenſtiſchen Blick auf mich gerichtet. So wie bittrer Hohn — verachtender Haß, lag es auf der hohen gefurchten Stirn, in dem herabgezogenen Munde. Die ganze Geſtalt hatte etwas Furchtbares — Entſetzliches! — Ja! — es war der unbekannte Maler aus der heiligen Linde. Ich fühlte mich wie von eiskalten grauſigen Fäuſten gepackt — Tropfen des Angſtſchweißes ſtanden auf meiner Stirn — meine Perioden ſtockten — immer verwirrter und verwirrter wurden meine Reden — es entſtand ein Flüſtern — ein Gemurmel in der Kirche — aber ſtarr und unbeweglich lehnte der fürchterliche Fremde am Pfeiler, den ſtieren Blick auf mich gerichtet. Da ſchrie ich auf in der Höllenangſt wahnſinniger Verzweiflung: „Ha Verruchter! hebe dich weg! — hebe dich weg — denn ich bin es ſelbſt! — ich bin der heilige Antonius!“ — Als ich aus dem bewußtloſen Zuſtand, in den ich mit jenen Worten verſunken, wieder erwachte, befand ich mich auf meinem Lager, und der Bruder Cyrillus ſaß neben mir, mich pflegend und tröſtend. Das ſchreckliche Bild des Unbekannten ſtand mir noch lebhaft vor Augen, aber je mehr der Bruder Cyrillus, dem ich alles erzählte, mich zu überzeugen ſuchte, daß dieſes nur ein Gaukelbild meiner durch das eifrige und ſtarke Reden erhitzten Phantaſie geweſen, deſto tiefer fühlte ich bittre Reue und Scham über mein Betragen auf der Kanzel. Die Zuhörer dachten, wie ich nachher erfuhr, es habe mich ein plötzlicher Wahnſinn überfallen, wozu ihnen vorzüglich mein letzter Ausruf gerechten Anlaß gab. Ich war zerknirſcht — zerrüttet im Geiſte; eingeſchloſſen in meine Zelle, unterwarf ich mich den ſtrengſten Bußübungen, und ſtärkte mich durch inbrünſtige Gebete zum Kampfe mit dem Verſucher, der mir ſelbſt an heiliger Stätte erſchienen, nur in frechem

Hohn die Geſtalt borgend von dem frommen Maler in der heiligen Linde. Niemand wollte übrigens den Mann im violetten Mantel erblickt haben, und der Prior Leonardus verbreitete nach ſeiner anerkannten Gutmüthigkeit auf das Eifrigſte überall, wie es nur der Anfall einer hitzigen Krankheit geweſen, welcher mich in der Predigt auf ſolche entſetzliche Weiſe mitgenommen, und meine verwirrten Reden veranlaßt habe: wirklich war ich auch noch ſiech und krank, als ich nach mehreren Wochen wieder in das gewöhnliche klöſterliche Leben eintrat. Dennoch unternahm ich es wieder die Kanzel zu beſteigen, aber, von innerer Angſt gefoltert, verfolgt von der entſetzlichen bleichen Geſtalt vermochte ich kaum zuſammenhängend zu ſprechen, viel weniger mich, wie ſonſt, dem Feuer der Beredſamkeit zu überlaſſen. Meine Predigten waren gewöhnlich — ſteif — zerſtückelt. — Die Zuhörer bedauerten den Verluſt meiner Rednergabe, verloren ſich nach und nach, und der alte Bruder, der ſonſt gepredigt und nun noch offenbar beſſer redete, als ich, erſetzte wieder meine Stelle. —

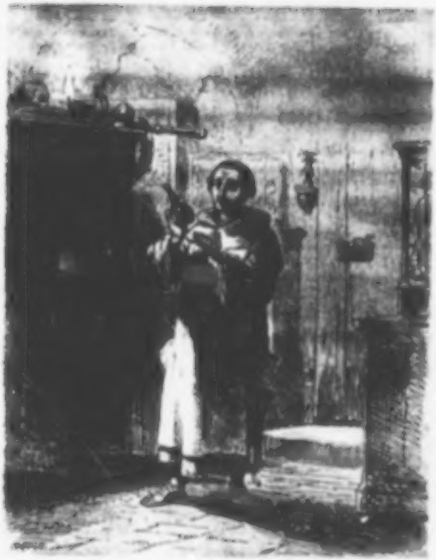
Nach einiger Zeit begab es ſich, daß ein junger Graf, von ſeinem Hofmeiſter, mit dem er auf Reiſen begriffen, begleitet, unſer Kloſter beſuchte, und die vielfachen Merkwürdigkeiten deſſelben zu ſehen begehrte. Ich mußte die Reliquienkammer aufſchließen und wir traten hinein, als der Prior, der mit uns durch Chor und Kirche gegangen, abgerufen wurde, ſo daß ich mit den Fremden allein blieb. Jedes Stück hatte ich gezeigt und erklärt, da fiel dem Grafen der, mit zierlichem altteutſchen Schnitzwerk geſchmückte, Schrank ins Auge, in dem ſich das Kiſtchen mit dem Teufels-Elixier befand. Unerachtet ich nun nicht gleich mit der Sprache heraus wollte, was in dem Schrank verſchloſſen, ſo drangen beide, der Graf und der Hofmeiſter, doch ſo lange in mich, bis ich die Legende vom h. Antonius und dem argliſtigen Teufel erzählte, und mich über die, als Reliquie aufbewahrte Flaſche ganz getreu nach den Worten des Bruder Cyrillus ausließ, ja ſogar die Warnung hinzufügte, die er mir Rückſichts der Gefahr des Oeffnens der Kiſte und des Vorzeigens der Flaſche gegeben. Unerachtet der Graf unſerer Religion zugethan war, ſchien er doch eben ſo wenig, als der Hofmeiſter auf die Wahrſcheinlichkeit der heiligen Legenden viel zu bauen. Sie ergoſſen ſich beide in allerlei witzigen Anmerkungen und Einfällen über den komiſchen Teufel, der die Verführungsflaſchen im zerriſſenen Mantel trage, endlich nahm aber der Hofmeiſter eine ernſthafte Miene an und ſprach: „Haben Sie an uns leichtſinnigen Weltmenſchen kein Aergerniß, ehrwürdiger Herr! — Seyen Sie überzeugt, daß wir beide, ich und mein Graf, die Heiligen als herrliche von der Religion hoch begeiſterte Menſchen verehren, die dem Heil ihrer Seele, ſo wie dem Heil der Menſchen, alle Freuden des Lebens, ja, das Leben ſelbſt opferten, was aber ſolche Geſchichten betrifft, wie die ſo eben von Ihnen erzählte, ſo glaube ich, daß nur eine geiſtreiche, von dem Heiligen erſonnene Allegorie durch Mißverſtand, als wirklich geſchehen, ins Leben gezogen wurde.“ —

Unter dieſen Worten hatte der Hofmeiſter den Schieber des Kiſtchens ſchnell aufgeſchoben und die ſchwarze, ſonderbar geformte Flaſche herausgenommen. Es verbreitete ſich wirklich, wie der Bruder Cyrillus es mir geſagt, ein ſtarker Duft, der indeſſen nichts weniger, als betäubend, ſondern vielmehr angenehm und wohlthätig wirkte. „Ei, rief der Graf: ich wette, daß das Elixier des Teufels weiter nichts iſt, als herrlicher ächter Syrakuſer.“ — „Ganz gewiß, erwiderte der Hofmeiſter: und ſtammt die Flaſche wirklich aus dem Nachlaß des h. Antonius, ſo geht es Ihnen, ehrwürdiger Herr! beinahe beſſer, wie dem Könige von Neapel, den die Unart der Römer, den Wein nicht zu pfropfen, ſondern nur durch darauf getröpfeltes Oel zu bewahren, um das Vergnügen brachte, altrömiſchen Wein zu koſten. Iſt dieſer Wein auch lange nicht ſo alt, als jener geweſen wäre, ſo iſt es doch fürwahr der älteſte, den es wohl geben mag, und darum thäten Sie wohl, die Reliquie in Ihrem Nutzen zu verwenden und getroſt auszunippen.“ — „Gewiß, fiel der Graf ein: dieſer uralte Syrakuſer würde neue Kraft in Ihre Adern gießen und die Kränklichkeit verſcheuchen, von der Sie, ehrwürdiger Herr! heimgeſucht ſcheinen.“ Der Hofmeiſter holte einen ſtählernen Korkzieher aus der Taſche und öffnete, meiner Proteſtationen unerachtet, die Flaſche. — Es war mir als zucke mit dem Herausfliegen des Korks ein blaues Flämmchen empor, das gleich wieder verſchwand. — Stärker ſtieg der Duft aus der Flaſche und wallte durch das Zimmer. Der Hofmeiſter koſtete zuerſt und rief begeiſtert: „herrlicher — herrlicher Syrakuſer! In der That, der Weinkeller des heiligen Antonius war nicht übel, und machte der Teufel ſeinen Kellermeiſter, ſo meinte er es mit dem heiligen Mann nicht ſo böſe, als man glaubt — koſten Sie

Graf!“ — Der Graf that es, und beſtätigte das, was der Hofmeiſter geſprochen. Beide ſcherzten noch mehr über die Reliquie, die offenbar die ſchönſte in der ganzen Sammlung ſey — ſie wünſchten ſich einen ganzen Keller voll ſolcher Reliquien u. ſ. w. Ich hörte Alles ſchweigend mit niedergeſenktem Haupte, mit zur Erde ſtarrendem Blick an; der Frohſinn der Fremden hatte für mich, in meiner düſteren Stimmung, etwas Quälendes; vergebens drangen ſie in mich, auch von dem Wein des heiligen Antonius zu koſten, ich verweigerte es ſtandhaft und verſchloß die Flaſche, wohl zugepfropft, wieder in ihr Behältniß. —

Die Fremden verließen das Kloſter, aber als ich einſam in meiner Zelle ſaß, konnte ich mir ſelbſt ein gewiſſes inneres Wohlbehagen, eine rege Heiterkeit des Geiſtes nicht abläugnen. Es war offenbar, daß der geiſtige Duft des Weins mich geſtärkt hatte. Keine Spur der üblen Wirkung, von der Cyrillus geſprochen, empfand ich, und nur der entgegengeſetzte wohlthätige Einfluß zeigte ſich auf auffallende Weiſe: je mehr ich über die Legende des heiligen Antonius nachdachte, je lebhafter die Worte des Hofmeiſters in meinem Innern wiederklangen, deſto gewiſſer wurde es mir, daß die Erklärung des Hofmeiſters die richtige ſey, und nun erſt durchfuhr mich, wie ein leuchtender Blitz, der Gedanke: daß an jenem unglücklichen Tage, als eine feindſelige Viſion mich in der Predigt auf ſo verſtörende Weiſe unterbrach, ich ja ſelbſt im Begriff geweſen, die Legende auf dieſelbe Weiſe, als eine geiſtreiche belehrende Allegorie des heiligen Mannes vorzutragen. Dieſem Gedanken knüpfte ſich ein anderer an, welcher bald mich ſo ganz und gar erfüllte, daß alles Uebrige in ihm unterging. — Wie, dachte ich, wenn das wunderbare Getränk mit geiſtiger Kraft dein Inneres ſtärkte, ja die erloſchene Flamme entzünden könnte, daß ſie in neuem Leben emporſtrahlte? — Wenn ſchon dadurch eine geheimnißvolle Verwandtſchaft deines Geiſtes mit den in jenem Wein verſchloſſenen Naturkräften ſich offenbaret hätte, daß derſelbe Duft, der den ſchwächlichen Cyrillus betäubte, auf dich nur wohlthätig wirkte? — Aber, war ich auch ſchon entſchloſſen, dem Rathe der Fremden zu folgen, wollte ich ſchon zur That ſchreiten, ſo hielt mich immer wieder ein inneres, mir ſelbſt unerklärliches Widerſtreben davon zurück. Ja, im Begriff, den Schrank aufzuſchließen, ſchien es mir, als erblicke ich in dem Schnitzwerk das entſetzliche Geſicht des Malers, mit den mich durchbebenden lebendigtodtſtarren Augen, und von geſpenſtiſchem Grauen gewaltſam ergriffen, floh ich aus der Reliquienkammer, um an heiliger Stätte meinen Vorwitz zu bereuen. Aber immer und immer verfolgte mich der Gedanke, daß nur durch den Genuß des wunderbaren Weins mein Geiſt ſich erlaben und ſtärken könne. — Das Betragen des Priors — der Mönche — die mich, wie einen geiſtig Erkrankten, mit gutgemeinter, aber niederbeugender Schonung behandelten, brachte mich zur Verzweiflung, und als Leonardus nun gar mich von den gewöhnlichen Andachtsübungen diſpenſirte, damit ich meine Kräfte ganz ſammeln ſolle, da beſchloß ich, in ſchlafloſer Nacht von tiefem Gram gefoltert, auf den Tod alles zu wagen, um die verlorne geiſtige Kraft wieder zu gewinnen, oder unterzugehen.

Ich ſtand vom Lager auf, und ſchlich wie ein Geſpenſt, mit der Lampe, die ich bei dem Marienbilde auf dem Gange des Kloſters angezündet, durch die Kirche nach der Reliquienkammer. Von dem flackernden Scheine der Lampe beleuchtet, ſchienen die heiligen Bilder in der Kirche ſich zu regen, es war, als blickten ſie mitleidsvoll auf mich herab, es war, als höre ich in dem dumpfen Brauſen des Sturms, der durch die zerſchlagenen Fenſter ins Chor hineinfuhr, klägliche warnende Stimmen, ja, als riefe mir meine Mutter zu aus weiter Ferne: Sohn Medardus, was beginnſt du, laß ab von dem gefährlichen Unternehmen! — Als ich in die Reliquienkammer getreten, war alles ſtill und ruhig, ich ſchloß den Schrank auf, ich ergriff das Kiſtchen, die Flaſche, bald hatte ich einen kräftigen Zug gethan! — Gluth ſtrömte durch meine Adern und erfüllte mich mit dem Gefühl unbeſchreiblichen Wohlſeyns — ich trank noch einmal, und die Luſt eines neuen herrlichen Lebens ging mir auf! — Schnell verſchloß ich das leere Kiſtchen in den Schrank, eilte raſch mit der wohlthätigen Flaſche nach meiner Zelle, und ſtellte ſie in mein Schreibpult. — Da fiel mir der kleine Schlüſſel in die Hände, den ich damals, um jeder Verſuchung zu entgehen, vom Bunde löſte, und doch hatte ich ohne ihn, ſowohl damals, als die Fremden zugegen waren, als jetzt, den Schrank aufgeſchloſſen? — Ich unterſuchte meinen Schlüſſelbund, und ſiehe, ein unbekannter Schlüſſel, mit dem ich damals und jetzt den Schrank geöffnet, ohne in der Zerſtreuung darauf zu merken, hatte ſich zu den übrigen gefunden. — Ich erbebte unwillkürlich, aber



[illegible]

Univ. Bibl.
München

ein buntes Bild jagte das andere bei dem, wie aus tiefem Schlaf aufgerüttelten Geiſte vorüber. Ich hatte nicht Ruhe, nicht Raſt, bis der Morgen heiter anbrach, und ich hinabeilen konnte in den Kloſtergarten, um mich in den Strahlen der Sonne, die feurig und glühend hinter den Bergen emporſtieg, zu baden. Leonardus, die Brüder, bemerkten meine Veränderung; ſtatt daß ich ſonſt in mich verſchloſſen, kein Wort ſprach, war ich heiter und lebendig. Als rede ich vor verſammelter Gemeinde, ſprach ich mit dem Feuer der Beredſamkeit, wie es ſonſt mir eigen. Da ich mit Leonardus allein geblieben, ſah er mich lange an, als wollte er mein Innerſtes durchdringen; dann ſprach er aber, indem ein leiſes ironiſches Lächeln über ſein Geſicht flog: hat der Bruder Medardus vielleicht in einer Viſion neue Kraft und verjüngtes Leben von oben herab erhalten? — Ich fühlte mich vor Scham erglühen, denn in dem Augenblick kam mir meine Exaltation, durch einen Schluck alten Weins erzeugt, nichtswürdig und armſelig vor. Mit niedergeſchlagenen Augen und geſenktem Haupte ſtand ich da, Leonardus überließ mich meinen Betrachtungen. Nur zu ſehr hatte ich gefürchtet, daß die Spannung, in die mich der genoſſene Wein verſetzt, nicht lange anhalten, ſondern vielleicht zu meinem Gram noch größere Ohnmacht nach ſich ziehen würde; es war aber dem nicht ſo, vielmehr fühlte ich, wie, mit der wiedererlangten Kraft, auch jugendlicher Muth, und jenes raſtloſe Streben nach dem höchſten Wirkungskreiſe, den mir das Kloſter darbot, zurückkehrte. Ich beſtand darauf, am nächſten heiligen Tage wieder zu predigen, und es wurde mir vergönnt. Kurz vorher ehe ich die Kanzel beſtieg, genoß ich von dem wunderbaren Weine; nie hatte ich feuriger, ſalbungsreicher, eindringender geſprochen. Schnell verbreitete ſich der Ruf meiner gänzlichen Wiederherſtellung, und ſo wie ſonſt füllte ſich wieder die Kirche, aber je mehr ich den Beifall der Menge erwarb, deſto ernſter und zurückhaltender wurde Leonardus, und ich fing an, ihn von ganzer Seele zu haſſen, da ich ihn von kleinlichem Neide und mönchiſchem Stolz befangen glaubte. —

Der Bernardustag kam heran, und ich war voll brennender Begierde, vor der Fürſtin recht mein Licht leuchten zu laſſen, weshalb ich den Prior bat, es ſo zu veranſtalten, daß mir es vergönnt würde, an dem Tage im Ciſterzienſer Kloſter zu predigen. — Den Leonardus ſchien meine Bitte auf beſondere Weiſe zu überraſchen, er geſtand mir anvertraut, daß er gerade dieſesmal im Sinn gehabt habe, ſelbſt zu predigen, und daß deshalb ſchon das Nöthige angeordnet ſey, deſto leichter ſey indeſſen die Erfüllung meiner Bitte, da er ſich mit Krankheit entſchuldigen und mich ſtatt ſeiner herausſchicken werde. —

Das geſchah wirklich! — Ich ſah meine Mutter, ſo wie die Fürſtin, den Abend vorher; mein Inneres war aber ſo ganz von meiner Rede erfüllt, die den höchſten Gipfel der Beredſamkeit erreichen ſollte, daß ihr Wiederſehen nur einen geringen Eindruck auf mich machte. Es war in der Stadt verbreitet, daß ich ſtatt des erkrankten Leonardus predigen würde, und dies hatte vielleicht noch einen größeren Theil des gebildeten Publikums herbeigezogen. Ohne das Mindeſte aufzuſchreiben, nur im Gedanken die Rede in ihren Theilen ordnend, rechnete ich auf die hohe Begeiſterung, die das feierliche Hochamt, das verſammelte andächtige Volk, ja ſelbſt die herrliche hochgewölbte Kirche in mir erwecken würde, und hatte mich in der That nicht geirrt. — Wie ein Feuerſtrom floſſen meine Worte, die mit der Erinnerung an den heiligen Bernhard die ſinnreichſten Bilder, die frömmſten Betrachtungen enthielten, dahin, und in allen auf mich gerichteten Blicken las ich Staunen und Bewunderung. Wie war ich darauf geſpannt, was die Fürſtin wohl ſagen werde, wie erwartete ich den höchſten Ausdruck ihres innigſten Wohlgefallens, ja es war mir, als müſſe ſie den, der ſie ſchon als Kind in Erſtaunen geſetzt, jetzt die ihm inwohnende höhere Macht deutlicher ahnend, mit unwillkürlicher Ehrfurcht empfangen. Als ich ſie ſprechen wollte, ließ ſie mir ſagen, daß ſie, plötzlich von einer Kränklichkeit überfallen, niemanden, auch mich nicht ſprechen könne. — Dies war mir um ſo verdrießlicher, als nach meinem ſtolzen Wahn die Aebtiſſin in der höchſten Begeiſterung das Bedürfniß hätte fühlen ſollen, noch ſalbungsreiche Worte von mir zu vernehmen. Meine Mutter ſchien einen heimlichen Gram in ſich zu tragen, nach deſſen Urſache ich mich nicht unterſtand zu forſchen, weil ein geheimes Gefühl mir ſelbſt die Schuld davon aufbürdete, ohne daß ich mir dies hätte deutlicher enträthſeln können. Sie gab mir ein kleines Billet von der Fürſtin, das ich erſt im Kloſter öffnen ſollte: kaum war ich in meiner Zelle, als ich zu meinem Erſtaunen folgendes las:

„Du haſt mich mein lieber Sohn, (denn noch will ich Dich ſo nennen), durch die Rede, die Du in der Kirche unſeres Kloſters hielteſt, in die tiefſte Betrübniß geſetzt. Deine Worte kommen nicht aus dem andächtigen ganz dem himmliſchen zugewandten Gemüthe, Deine Begeiſterung war nicht diejenige, welche den Frommen auf Seraphsfittigen emporträgt, daß er in heiliger Verzückung das himmliſche Reich zu ſchauen vermag. Ach! — der ſtolze Prunk Deiner Rede, Deine ſichtliche Anſtrengung, nur recht viel Auffallendes, Glänzendes zu ſagen, hat mir bewieſen, daß Du, ſtatt die Gemeinde zu belehren und zu frommen Betrachtungen zu entzünden, nur nach dem Beifall, nach der werthloſen Bewunderung der weltlich geſinnten Menge trachteſt. Du haſt Gefühle geheuchelt, die nicht in Deinem Innern waren, ja Du haſt ſelbſt gewiſſe ſichtlich ſtudierte Mienen und Bewegungen erkünſtelt, wie ein eitler Schauſpieler, Alles nur des ſchnöden Beifalls wegen. Der Geiſt des Truges iſt in Dich gefahren, und wird Dich verderben, wenn Du nicht in Dich gehſt und der Sünde entſageſt. Denn Sünde, große Sünde, iſt Dein Thun und Treiben, um ſo mehr, als Du Dich zum frömmſten Wandel, zur Entſagung aller irdiſchen Thorheit im Kloſter, dem Himmel verpflichtet. Der heilige Bernardus, den Du durch Deine trügeriſche Rede ſo ſchnöde beleidigt, möge Dir nach ſeiner himmliſchen Langmuth verzeihen, ja Dich erleuchten, daß Du den rechten Pfad, von dem Du durch den Böſen verlockt abgewichen, wieder findeſt, und er fürbitten könne für das Heil Deiner Seele. Gehab Dich wohl!"

Wie hundert Blitze durchfuhren mich die Worte der Aebtiſſin, und ich erglühte vor innerm Zorn, denn nichts war mir gewiſſer, als daß Leonardus, deſſen mannigfache Andeutungen über meine Predigten eben dahin gewieſen hatten, die Andächtelei der Fürſtin benutzt, und ſie gegen mich und mein Redner-Talent aufgewiegelt habe. Kaum konnte ich ihn mehr anſchauen, ohne vor innerlicher Wuth zu erbeben, ja es kamen mir oft Gedanken, ihn zu verderben, in den Sinn, vor denen ich ſelbſt erſchrak. Um ſo unerträglicher waren mir die Vorwürfe der Aebtiſſin und des Priors, als ich in der tiefſten Tiefe meiner Seele wohl die Wahrheit derſelben fühlte; aber immer feſter und feſter beharrend in meinem Thun, mich ſtärkend durch Tropfen Weins aus der geheimnißvollen Flaſche, fuhr ich fort, meine Predigten mit allen Künſten der Rhetorik auszuſchmücken und mein Mienenſpiel, meine Geſtikulationen ſorgfältig zu ſtudieren, und ſo gewann ich des Beifalls, der Bewunderung immer mehr und mehr.

Das Morgenlicht brach in farbigten Strahlen durch die bunten Fenſter der Kloſterkirche; einſam, und in tiefe Gedanken verſunken, ſaß ich im Beichtſtuhl; nur die Tritte des dienenden Layenbruders, der die Kirche reinigte, hallten durch das Gewölbe. Da rauſchte es in meiner Nähe, und ich erblickte ein großes ſchlankes Frauenzimmer, auf fremdartige Weiſe gekleidet, einen Schleier über das Geſicht gehängt, die durch die Seitenpforte hereingetreten, ſich mir nahte, um zu beichten. Sie bewegte ſich mit unbeſchreiblicher Anmuth, ſie kniete nieder, ein tiefer Seufzer entfloh ihrer Bruſt, ich fühlte ihren glühenden Athem, es war als umſtricke mich ein betäubender Zauber, noch ehe ſie ſprach! — Wie vermag ich den ganz eignen, ins Innerſte dringenden Ton ihrer Stimme zu beſchreiben! — Jedes ihrer Worte griff in meine Bruſt, als ſie bekannte, wie ſie eine verbotene Liebe hege, die ſie ſchon ſeit langer Zeit vergebens bekämpfe, und daß dieſe Liebe um ſo ſündlicher ſey, als den Geliebten heilige Bande auf ewig feſſelten; aber im Wahnſinn hoffnungsloſer Verzweiflung, habe ſie dieſen Banden ſchon geflucht. — Sie ſtockte — mit einem Thränenſtrom, der die Worte beinahe erſtickte, brach ſie los: „Du ſelbſt — Du ſelbſt, Medardus, biſt es, den ich ſo unausſprechlich liebe!“ — Wie im tödtenden Krampf zuckten alle meine Nerven, ich war außer mir ſelbſt, ein nie gekanntes Gefühl zerriß meine Bruſt, ſie ſehen, ſie an mich drücken — vergehen vor Wonne und Qual, eine Minute dieſer Seligkeit für ewige Marter der Hölle! — Sie ſchwieg, aber ich hörte ſie tief athmen. — In einer Art wilder Verzweiflung raffte ich mich gewaltſam zuſammen, was ich geſprochen, weiß ich nicht mehr, aber ich nahm wahr, daß ſie ſchweigend aufſtand und ſich entfernte, während ich das Tuch feſt vor die Augen drückte, und wie erſtarrt, bewußtlos im Beichtſtuhl ſitzen blieb. —

Zum Glück kam niemand mehr in die Kirche, ich konnte daher unbemerkt in meine Zelle entweichen. Wie ſo ganz anders erſchien mir jetzt Alles, wie thörigt, wie ſchaal mein ganzes Streben. — Ich hatte das Geſicht der Unbekannten nicht geſehen und doch lebte ſie in meinem Innern und blickte mich an mit holdſeligen dunkelblauen Augen, in denen Thränen perlten, die wie mit verzehrender Gluth in meine Seele fielen, und die Flamme entzündeten, die kein Gebet, keine Bußübung mehr dämpfte. Denn dieſe unternahm ich, mich züchtigend bis aufs Blut mit dem Knotenſtrick, um der ewigen Verdammniß zu entgehen, die mir drohte, da oft jenes Feuer, das das fremde Weib in mich geworfen, die ſündlichſten Begierden, welche ſonſt mir unbekannt geblieben, erregte, ſo daß ich mich nicht zu retten wußte, vor wollüſtiger Qual.

Ein Altar in unſerer Kirche war der heiligen Roſalia geweiht, und ihr herrliches Bild in dem Moment gemalt, als ſie den Märtyrer Tod erleidet. — Es war meine Geliebte, ich erkannte ſie, ja ſogar ihre Kleidung war dem ſeltſamen Anzug der Unbekannten völlig gleich. Da lag ich ſtundenlang, wie von verderblichem Wahnſinn befangen, niedergeworfen auf den Stufen des Altars und ſtieß heulende entſetzliche Töne der Verzweiflung aus, daß die Mönche ſich entſetzten und ſcheu von mir wichen. — In ruhigeren Augenblicken lief ich im Kloſtergarten auf und ab, in duftiger Ferne ſah ich ſie wandeln, ſie trat aus den Gebüſchen, ſie ſtieg empor aus den Quellen, ſie ſchwebte auf blumigter Wieſe, überall nur ſie, nur ſie! — Da verwünſchte ich mein Gelübde, mein Daſeyn! — Hinaus in die Welt wollte ich, und nicht raſten, bis ich ſie gefunden, ſie erkaufen mit dem Heil meiner Seele. Es gelang mir endlich wenigſtens, mich in den Ausbrüchen meines den Brüdern und dem Prior unerklärlichen Wahnſinns zu mäßigen, ich konnte ruhiger ſcheinen, aber immer tiefer ins Innere hinein zehrte die verderbliche Flamme. Kein Schlaf! — Keine Ruhe! — Von ihrem Bilde verfolgt, wälzte ich mich auf dem harten Lager und rief die Heiligen, nicht, mich zu retten von dem verführeriſchen Gaukelbilde, das mich umſchwebte, nicht, meine Seele zu bewahren vor ewiger Verdammniß, nein! — mir das Weib zu geben, meinen Schwur zu löſen, mir Freiheit zu ſchenken zum ſündigen Abfall! —

Endlich ſtand es feſt in meiner Seele, meiner Qual durch die Flucht aus dem Kloſter ein Ende zu machen. Denn nur die Befreiung von den Kloſtergelübden ſchien mir nöthig zu ſeyn, um das Weib in meinen Armen zu ſehen und die Begierde zu ſtillen, die in mir brannte. Ich beſchloß, unkenntlich geworden durch das Abſcheeren meines Barts und weltliche Kleidung, ſo lange in der Stadt umherzuſchweifen, bis ich ſie gefunden, und dachte nicht daran, wie ſchwer, ja wie unmöglich dies vielleicht ſeyn werde, ja, wie ich vielleicht von allem Gelde entblößt, nicht einen einzigen Tag außerhalb der Mauern würde leben können.

Der letzte Tag, den ich noch im Kloſter zubringen wollte, war endlich herangekommen, durch einen günſtigen Zufall hatte ich anſtändige bürgerliche Kleider erhalten; in der nächſten Nacht wollte ich das Kloſter verlaſſen, um nie wieder zurückzukehren. Schon war es Abend geworden, als der Prior mich ganz unerwartet zu ſich rufen ließ; ich erbebte, denn nichts glaubte ich gewiſſer, als daß er von meinem heimlichen Anſchlage etwas bemerkt habe. Leonardus empfing mich mit ungewöhnlichem Ernſt, ja mit einer imponirenden Würde, vor der ich unwillkürlich erzittern mußte. „Bruder Medardus, fing er an: Dein unſinniges Betragen, das ich nur für den ſtärkeren Ausbruch jener geiſtigen Exaltation halte, die Du ſeit längerer Zeit vielleicht nicht aus den reinſten Abſichten herbeigeführt haſt, zerreißt unſer ruhiges Beiſammenſeyn, ja es wirkt zerſtörend auf die Heiterkeit und Gemüthlichkeit, die ich als das Erzeugniß eines ſtillen frommen Lebens bis jetzt unter den Brüdern zu erhalten ſtrebte. — Vielleicht iſt aber auch irgend ein feindliches Ereigniß, das Dich betroffen, daran Schuld. Du hätteſt bei mir, deinem väterlichen Freunde, dem du ſicher Alles vertrauen konnteſt, Troſt gefunden, doch Du ſchweigſt, und ich mag um ſo weniger in Dich dringen, als mich jetzt Dein Geheimniß um einen Theil meiner Ruhe bringen könnte, die ich im heitern Alter über alles ſchätze. — Du haſt oftmals, vorzüglich bei dem Altar der heiligen Roſalia, durch anſtößige entſetzliche Reden, die Dir wie im Wahnſinn zu entfahren ſchienen, nicht nur den Brüdern, ſondern auch Fremden, die ſich zufällig in der Kirche befanden, ein heilloſes Aergerniß gegeben; ich könnte Dich daher nach der Kloſterzucht hart ſtrafen, doch will ich dies nicht thun, da vielleicht irgend eine böſe Macht — der Widerſacher ſelbſt, dem Du nicht genugſam widerſtanden, an Deiner Verirrung Schuld iſt, und gebe Dir nur auf, rüſtig zu ſeyn in Buße und Gebet. — Ich ſchaue tief in Deine Seele! — Du willſt ins Freie!“ —

Durchdringend ſchaute Leonardus mich an, ich konnte ſeinen Blick nicht ertragen, ſchluchzend ſtürzte ich nieder in den Staub, mir bewußt des böſen Vorhabens. „Ich verſtehe Dich, fuhr Leonardus fort, und glaube ſelbſt, daß beſſer, als die Einſamkeit des Kloſters, die Welt, wenn Du ſie in Frömmigkeit durchziehſt, Dich von Deiner

Verirrung heilen wird. Eine Angelegenheit unſeres Kloſters erfordert die Sendung eines Bruders nach Rom. Ich habe Dich dazu gewählt, und ſchon morgen kannſt Du, mit den nöthigen Vollmachten und Inſtruktionen verſehen, deine Reiſe antreten. Um ſo mehr eigneſt Du Dich zur Ausführung dieſes Auftrages, als Du noch jung, rüſtig, gewandt in Geſchäften, und der italiäniſchen Sprache vollkommen mächtig biſt. — Begieb Dich jetzt in deine Zelle; bete mit Inbrunſt um das Heil deiner Seele, ich will ein Gleiches thun, doch unterlaſſe alle Kaſteiungen, die Dich nur ſchwächen und zur Reiſe untauglich machen würden. Mit dem Anbruch des Tages erwarte ich Dich hier im Zimmer.“ —

Wie ein Strahl des Himmels erleuchteten mich die Worte des ehrwürdigen Leonardus, ich hatte ihn gehaßt, aber jetzt durchdrang mich wie ein wonnevoller Schmerz die Liebe, welche mich ſonſt an ihn gefeſſelt hatte. Ich vergoß heiße Thränen, ich drückte ſeine Hände an die Lippen. Er umarmte mich, und es war mir, als wiſſe er nun meine geheimſten Gedanken, und ertheile mir die Freiheit, dem Verhängniß nachzugeben, das, über mich waltend, nach Minuten langer Seligkeit mich vielleicht in ewiges Verderben ſtürzen konnte.

Nun war die Flucht unnöthig geworden, ich konnte das Kloſter verlaſſen, und ihr, ihr, ohne die nun keine Ruhe, kein Heil für mich hienieden zu finden, raſtlos folgen, bis ich ſie gefunden. Die Reiſe nach Rom, die Aufträge dahin, ſchienen mir nur von Leonardus erſonnen, um mich auf ſchickliche Weiſe aus dem Kloſter zu entlaſſen.

Die Nacht brachte ich betend, und mich bereitend zur Reiſe, zu, den Reſt des geheimnißvollen Weins füllte ich in eine Korbflaſche, um ihn als bewährtes Wirkungsmittel zu gebrauchen, und ſetzte die Flaſche, welche ſonſt das Elixier enthielt, wieder in die Kiſte.

Nicht wenig verwundert war ich, als ich aus den weitläuftigen Inſtruktionen des Priors wahrnahm, daß es mit meiner Sendung nach Rom nun wohl ſeine Richtigkeit hatte, und daß die Angelegenheit, welche dort die Gegenwart eines bevollmächtigten Bruders verlangte, gar viel bedeutete und in ſich trug. Es fiel mir ſchwer aufs Herz, daß ich geſonnen, mit dem erſten Schritt aus dem Kloſter, ohne alle Rückſicht mich meiner Freiheit zu überlaſſen; doch der Gedanke an ſie ermuthigte mich, und ich beſchloß, meinem Plane treu zu bleiben.

Die Brüder verſammelten ſich, und der Abſchied von ihnen, vorzüglich von dem Vater Leonardus, erfüllte mich mit der tiefſten Wehmuth. — Endlich ſchloß ſich die Kloſterpforte hinter mir, und ich war, gerüſtet zur weiten Reiſe, im Freien.

Zweiter Abſchnitt.

Der Eintritt in die Welt.

In blauen Duſt gehüllt, lag das Kloſter unter mir im Thale; der friſche Morgenwind rührte ſich und trug, die Lüfte durchſtreichend, die frommen Geſänge der Brüder zu mir herauf. Unwillkürlich ſtimmte ich ein. Die Sonne trat in flammender Gluth hinter der Stadt hervor, ihr funkelndes Gold erglänzte in den Bäumen und in freudigem Rauſchen fielen die Thautropfen wie glühende Diamanten herab auf tauſend bunte Inſektlein, die ſich ſchwirrend und ſumſend erhoben. Die Vögel erwachten und flatterten, ſingend und jubilirend und ſich in froher Luſt liebkoſend, durch den Wald! — Ein Zug von Bauerburſchen und feſtlich geſchmückten Dirnen kam den Berg herauf. „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ riefen ſie, bei mir vorüberwandelnd. In Ewigkeit! antwortete ich, und es war mir, als trete ein neues Leben, voll Luſt und Freiheit, mit tauſend holdſeligen Erſcheinungen auf mich ein! — Nie war mir ſo zu Muthe geweſen, ich ſchien mir ſelbſt ein andrer, und, wie von neuerweckter Kraft beſeelt und begeiſtert, ſchritt ich raſch fort durch den Wald, den Berg herab. Den Bauer, der mir jetzt in den Weg kam, frug ich nach dem Orte, den meine Reiſeroute als den erſten bezeichnete, wo ich übernachten ſollte: und er beſchrieb mir genau einen nähern, von der Heerſtraße abweichenden, Richtſteig mitten durchs Gebirge. Schon war ich eine ziemliche Strecke einſam fortgewandelt, als mir erſt der Gedanke an die Unbekannte und an den phantaſtiſchen Plan ſie aufzuſuchen wiederkam. Aber ihr Bild war wie von fremder unbekannter Macht verwiſcht, ſo daß ich nur mit Mühe die bleichen entſtellten Züge wieder erkennen konnte; je mehr ich trachtete, die Erſcheinung im Geiſte feſtzuhalten, deſto mehr zerrann ſie in Nebel. Nur mein ausgelaſſenes Betragen im

Kloſter, nach jener geheimnißvollen Begebenheit, ſtand mir noch klar vor Augen. Es war mir jetzt ſelbſt unbegreiflich, mit welcher Langmuth der Prior das alles ertragen, und mich ſtatt der wohlverdienten Strafe in die Welt geſchickt hatte. Bald war ich überzeugt, daß jene Erſcheinung des unbekannten Weibes nur eine Viſion geweſen, die Folge gar zu großer Anſtrengung, und ſtatt, wie ich ſonſt gethan haben würde, das verführeriſche verderbliche Trugbild der ſteten Verfolgung des Widerſachers zuzuſchreiben, rechnete ich es nur der Täuſchung der eignen aufgeregten Sinne zu, da der Umſtand, daß die Fremde ganz wie die heilige Roſalia gekleidet geweſen, mir zu beweiſen ſchien, daß das lebhafte Bild jener Heiligen, welches ich wirklich, wiewohl in beträchtlicher Ferne und in ſchiefer Richtung aus dem Beichtſtuhl ſehen konnte, großen Antheil daran gehabt habe. Tief bewunderte ich die Weisheit des Priors, der das richtige Mittel zu meiner Heilung wählte, denn, in den Kloſtermauern eingeſchloſſen, immer von denſelben Gegenſtänden umgeben, immer brütend und hineinzehrend in das Innere, hätte mich jene Viſion, der die Einſamkeit glühendere, keckere Farben lieh, zum Wahnſinn gebracht. Immer vertrauter werdend mit der Idee nur geträumt zu haben, konnte ich mich kaum des Lachens über mich ſelbſt erwehren, ja mit einer Frivolität, die mir ſonſt nicht eigen, ſcherzte ich im Innern über den Gedanken, eine Heilige in mich verliebt zu wähnen, wobei ich zugleich daran dachte, daß ich ja ſelbſt ſchon einmal der heilige Antonius geweſen. —

Schon mehrere Tage war ich durch das Gebirge gewandelt, zwiſchen kühn emporgethürmten ſchauerlichen Felſenmaſſen, über ſchmale Stege, unter denen reißende Waldbäche brauſten; immer öder, immer beſchwerlicher wurde der Weg. Es war hoher Mittag, die Sonne brannte auf mein unbedecktes Haupt, ich lechzte vor Durſt, aber keine Quelle war in der Nähe, und noch immer konnte ich nicht das Dorf erreichen, auf das ich ſtoßen ſollte. Ganz entkräftet ſetzte ich mich auf ein Felsſtück, und konnte nicht widerſtehen, einen Zug aus der Korbflaſche zu thun, unerachtet ich das ſeltſame Getränk ſo viel nur möglich, aufſparen wollte. Neue Kraft durchglühte meine Adern, und erfriſcht und geſtärkt ſchritt ich weiter, um mein Ziel, das nicht mehr fern ſeyn konnte, zu erreichen. Immer dichter und dichter wurde der Tannenwald, im tiefſten Dickicht rauſchte es, und bald darauf wieherte laut ein Pferd, das dort angebunden. Ich trat einige Schritte weiter und erſtarrte beinahe vor Schreck, als ich dicht an einem jähen entſetzlichen Abgrunde ſtand, in den ſich, zwiſchen ſchroffen ſpitzen Felſen, ein Waldbach ziſchend und brauſend hinabſtürzte, deſſen donnerndes Getöſe ich ſchon in der Ferne vernommen. Dicht, dicht an dem Sturz, ſaß auf einem über die Tiefe hervorragenden Felſenſtück, ein junger Mann in Uniform, der Hut mit dem hohen Federbuſch, der Degen, ein Portefeuille lagen neben ihm. Mit dem ganzen Körper über den Abgrund hängend, ſchien er eingeſchlafen und immer mehr und mehr herüber zu ſinken. — Sein Sturz war unvermeidlich. Ich wagte mich heran; indem ich ihn mit der Hand ergreifen und zurückhalten wollte, ſchrie ich laut: um Jeſuswillen! Herr! — erwacht! — Um Jeſuswillen. — So wie ich ihn berührte, fuhr er auf aus tiefem Schlafe, aber in demſelben Augenblick ſtürzte er, das Gleichgewicht verlierend, hinab in den Abgrund, daß, von Felſenſpitze zu Felſenſpitze geworfen, die zerſchmetterten Glieder zuſammenkrachten; ſein ſchneidendes Jammergeſchrei verhallte in der unermeßlichen Tiefe, aus der nur ein dumpfes Gewimmer heraufſtönte, das endlich auch erſtarb. Leblos vor Schreck und Entſetzen ſtand ich da, endlich ergriff ich den Hut, den Degen, das Portefeuille, und wollte mich ſchnell von dem Unglücksorte entfernen, da trat mir ein junger Menſch aus dem Tannenwalde entgegen, wie ein Jäger gekleidet, ſchaute mir erſt ſtarr ins Geſicht, und fing dann an, ganz übermäßig zu lachen, ſo daß ein eiskalter Schauer mich durchbebte.

„Nun, gnädiger Herr Graf, ſprach endlich der junge Menſch, die Maskerade iſt in der That vollſtändig und herrlich, und wäre die gnädige Frau nicht ſchon vorher davon unterrichtet, wahrhaftig, ſie wurde den Herzensgeliebten nicht wieder erkennen. Wo haben Sie aber die Uniform hingethan, gnädiger Herr?“ — Die ſchleuderte ich hinab in den Abgrund, antwortete es aus mir hohl und dumpf, denn ich war es nicht, der dieſe Worte ſprach, unwillkürlich entflohen ſie meinen Lippen. In mich gekehrt, immer in den Abgrund ſtarrend, ob der blutige Leichnam des Grafen ſich nicht mir drohend erheben werde, ſtand ich da. — Es war mir, als habe ich ihn ermordet, noch immer hielt ich den Degen, Hut und Portefeuille krampfhaft feſt. Da fuhr der junge Menſch fort: „Nun gnädiger Herr, reite ich den Fahrweg herab nach dem Städtchen, wo ich mich in dem Hauſe dicht vor dem Thor linker Hand verborgen halten will, Sie werden wohl gleich herab nach dem Schloſſe wandeln, man wird Sie wohl ſchon erwarten, Hut und Degen nehme ich mit mir." — Ich reichte ihm beides hin. „Nun leben Sie wohl, Herr Graf! recht viel Glück im Schloſſe," rief der junge Menſch und verſchwand ſingend und pfeifend in dem Dickicht. Ich hörte, daß er das Pferd, das dort angebunden, losmachte, und mit ſich fortführte. Als ich mich von meiner Betäubung erholt und die ganze Begebenheit uberdachte, mußte ich mir wohl eingeſtehen, daß ich bloß dem Spiel des Zufalls, der mich mit einem Ruck in das ſonderbarſte Verhältniß geworfen, nachgegeben. Es war mir klar, daß eine große Aehnlichkeit meiner Geſichtszüge und meiner Geſtalt mit der des unglücklichen Grafen, den Jäger getäuſcht, und der Graf gerade die Verkleidung als Capuziner gewählt haben müſſe, um irgend ein Abentheuer in dem nahen Schloſſe zu beſtehen. Der Tod hatte ihn ereilt, und ein wunderbares Verhängniß mich in demſelben Augenblick an ſeine Stelle geſchoben. Der innere unwiderſtehliche Drang in mir, wie es jenes Verhängniß zu wollen ſchien, die Rolle des Grafen fortzuſpielen, überwog jeden Zweifel und übertäubte die innere Stimme, welche mich des Mordes und des frechen Frevels bezieh. Ich eröffnete das Portefeuille, welches ich behalten; Briefe, beträchtliche Wechſel fielen mir in die Hand. Ich wollte die Papiere einzeln durchgehen, ich wollte die Briefe leſen um mich von den Verhältniſſen des Grafen zu unterrichten, aber die innere Unruhe, der Flug von tauſend und tauſend Ideen, die durch meinen Kopf brauſten, ließ es nicht zu.

Ich ſtand nach einigen Schritten wieder ſtill, ich ſetzte mich auf ein Felsſtück, ich wollte eine ruhigere Stimmung erzwingen, ich ſah die Gefahr, ſo ganz unvorbereitet mich in den Kreis mir fremder Erſcheinungen zu wagen; da tönten luſtige Hörner durch den Wald, und mehrere Stimmen jauchzten und jubelten immer näher und näher. Das Herz pochte mir in gewaltigen Schlägen, mein Athem ſtockte, nun ſollte ſich mir eine neue Welt, ein neues Leben erſchließen! — Ich bog in einen ſchmalen Fußſteig ein, der mich einen jähen Abhang hinabführte; als ich aus dem Gebüſch trat, lag ein großes ſchön gebautes Schloß vor mir im Thalgrunde. — Das war der Ort des Abentheuers, welches der Graf zu beſtehen im Sinn gehabt, und ich ging ihm muthig entgegen. Bald befand ich mich in den Gangen des Parks, welcher das Schloß umgab; in einer dunklen Seiten-Allee ſah ich zwei Männer wandeln, von denen der eine wie ein Weltgeiſtlicher gekleidet war. Sie kamen mir näher, aber ohne mich gewahr zu werden gingen ſie in tiefem Geſpräch bei mir vorüber. Der Weltgeiſtliche war ein Jüngling, auf deſſen ſchönem Geſichte die Todtenbläſſe eines tief nagenden Kummers lag, der andere ſchlicht aber anſtändig gekleidet, ſchien ein ſchon bejahrter Mann. Sie ſetzten ſich, mir den Rücken zuwendend, auf eine ſteinerne Bank, ich konnte jedes Wort verſtehen, was ſie ſprachen. „Hermogen! ſagte der Alte: Sie bringen durch Ihr ſtarrſinniges Schweigen Ihre Familie zur Verzweiflung. Ihre düſtre Schwermuth ſteigt mit jedem Tage, Ihre jugendliche Kraft iſt gebrochen, die Blüthe verwelkt, Ihr Entſchluß, den geiſtlichen Stand zu wählen, zerſtört alle Hoffnungen, alle Wünſche Ihres Vaters! — Aber willig würde er dieſe Hoffnung aufgeben, wenn ein wahrer innerer Beruf, ein unwiderſtehlicher Hang zur Einſamkeit von Jugend auf den Entſchluß in Ihnen erzeugt hätte, er würde dann nicht dem zu widerſtreben wagen, was das Schickſal einmal über ihn verhängt. Die plötzliche Aenderung Ihres ganzen Weſens hat indeſſen nur zu deutlich gezeigt, daß irgend ein Ereigniß, das Sie uns hartnäckig verſchweigen, Ihr Inneres auf furchtbare Weiſe erſchüttert hat, und nun zerſtörend fortarbeitet. — Sie waren ſonſt ein froher unbefangener lebensluſtiger Jüngling! — Was konnte Sie denn dem Menſchlichen ſo entfremden, daß Sie daran verzweifeln, in eines Menſchen Bruſt könne Troſt für Ihre kranke Seele zu finden ſeyn? Sie ſchweigen? Sie ſtarren vor ſich hin? — Sie ſeufzen? Hermogen! Sie liebten ſonſt Ihren Vater mit ſeltener Innigkeit, iſt es Ihnen aber jetzt unmöglich worden, ihm Ihr Herz zu erſchließen, ſo quälen Sie ihn wenigſtens nicht durch den Anblick Ihres Rocks, der auf den für ihn entſetzlichen Entſchluß hindeutet. Ich beſchwöre Sie, Hermogen! werfen Sie dieſe verhaßte Kleidung ab. Glauben Sie mir, es liegt eine geheimnißvolle Kraft in dieſen äußerlichen Dingen; es kann Ihnen nicht mißfallen, denn ich glaube von Ihnen ganz verſtanden zu werden, wenn ich in dieſem Augenblick freilich auf fremdartig ſcheinende Weiſe der Schauſpieler gedenke, die oft, wenn ſie ſich in das Coſtume geworfen, wie von einem fremden Geiſt ſich angeregt fühlen, und leichter in den darzuſtellenden Charakter eingehen. Laſſen Sie mich, meiner Natur gemäß, heitrer von der Sache ſprechen, als ſich ſonſt wohl ziemen würde. — Meinen Sie denn nicht, daß wenn dieſes lange Kleid nicht mehr Ihren Gang zur düſtern Gravität einhemmen würde, Sie wieder raſch und froh dahin ſchreiten, ja laufen, ſpringen würden, wie ſonſt? Der blinkende Schein der Epaulettes, die ſonſt auf Ihren Schultern prangten, würde wieder jugendliche Gluth auf dieſe blaſſen Wangen werfen, und die klirrenden Sporen würden, wie liebliche Muſik, dem muntern Roſſe ertönen, das Ihnen entgegen wieherte, vor Luſt tanzend, und den Nacken beugend dem geliebten Herrn. Auf, Baron! — Herunter mit dem ſchwarzen Gewande, das Ihnen nicht anſteht! — Soll Friedrich Ihre Uniform hervorſuchen?"

Der Alte ſtand auf und wollte fortgehen, der Jüngling fiel ihm in die Arme. „Ach, Sie quälen mich, guter Reinhold! rief er mit matter Stimme: Sie quälen mich unausſprechlich! — Ach, je mehr Sie ſich bemühen, die Saiten in meinem Innern anzuſchlagen, die ſonſt harmoniſch erklangen, deſto mehr fühle ich, wie des Schickſals eherne Fauſt mich ergriffen, mich erdrückt hat, ſo daß, wie in einer zerbrochenen Laute, nur Mißtöne in mir wohnen!" — So ſcheint es Ihnen, lieber Baron, fiel der Alte ein: Sie ſprechen von einem ungeheuern Schickſal, das Sie ergriffen, worinn das beſtanden, verſchweigen Sie, dem ſey aber, wie ihm wolle, ein Jüngling, ſo wie Sie, mit innerer Kraft, mit jugendlichem Feuermuthe ausgerüſtet, muß vermögen ſich gegen des Schickſals eherne Fauſt zu wappnen, ja er muß, wie durchſtrahlt von einer göttlichen Natur, ſich über ſein Geſchick erheben, und ſo dies höhere Seyn in ſich ſelbſt erweckend und entzündend ſich emporſchwingen über die Qual dieſes armſeligen Lebens! Ich wüßte nicht, Baron, welch' ein Geſchick denn im Stande ſeyn ſollte, dies kräftige innere Wollen zu zerſtören. — Hermogen trat einen Schritt zurück, und den Alten mit einem düſteren, wie im verhaltenen Zorn glühenden Blicke, der etwas Entſetzliches hatte, anſtarrend, rief er mit dumpfer, hohler Stimme: ſo wiſſe denn, daß ich ſelbſt das Schickſal bin, das mich vernichtet, daß ein ungeheures Verbrechen auf mir laſtet, ein ſchändlicher Frevel, den ich abbüße in Elend und Verzweiflung. — Darum ſey barmherzig und flehe den Vater an, daß er mich fort laſſe in die Mauern! — „Baron, fiel der Alte ein: Sie ſind in einer Stimmung, die nur dem gänzlich zerrütteten Gemüthe eigen, Sie ſollen nicht fort, Sie dürfen durchaus nicht fort. In dieſen Tagen kommt die Baroneſſe mit Aurelien, die müſſen Sie ſehen.“ Da lachte der Jüngling, wie in furchtbarem Hohn, und rief mit einer Stimme, die durch mein Innres dröhnte: „Muß ich? — muß ich bleiben? — Ja, wahrhaftig, Alter, Du haſt Recht, ich muß bleiben, und meine Buße wird hier ſchrecklicher ſeyn, als in den dumpfen Mauern.“ — Damit ſprang er fort durch das Gebüſch, und ließ den Alten ſtehen, der, das geſenkte Haupt in die Hand geſtützt, ſich ganz dem Schmerz zu überlaſſen ſchien. „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ ſprach ich, zu ihm hinantretend. — Er fuhr auf, er ſah mich ganz verwundert an, doch ſchien er ſich bald auf meine Erſcheinung, wie auf etwas ihm ſchon Bekanntes zu beſinnen, indem er ſprach: „Ach gewiß ſind Sie es, ehrwürdiger Herr! deſſen Ankunft uns die Frau Baroneſſe, zum Troſt der in Trauer verſunkenen Familie, ſchon vor einiger Zeit ankündigte?“ — Ich bejahte das, Reinhold ging bald ganz in die Heiterkeit über, die ihm eigenthümlich zu ſeyn ſchien, wir durchwanderten den ſchönen Park, und kamen endlich in ein dem Schloſſe ganz nahgelegenes Boskett, vor dem ſich eine herrliche Ausſicht ins Gebirge öffnete. Auf ſeinen Ruf eilte der Bediente, der eben aus dem Portal des Schloſſes trat, herbei, und bald wurde uns ein gar ſtattliches Frühſtück aufgetragen. Während daß wir die gefüllten Gläſer anſtießen, ſchien es mir, als betrachte mich Reinhold immer aufmerkſamer, ja, als ſuche er mit Mühe eine halb erloſchene Erinnerung aufzufriſchen. Endlich brach er los: „mein Gott, ehrwürdiger Herr! Alles müßte mich trügen, wenn Sie nicht der Pater Medardus aus dem Capuziner Kloſter in . . r — wären, aber wie ſollte das möglich ſeyn? — und doch! Sie ſind es — Sie ſind es gewiß — ſprechen Sie doch nur!“ — Als hätte ein Blitz aus heitrer Luft mich getroffen, bebte es bei Reinholds Worten mir durch alle Glieder. Ich ſah mich entlarvt, entdeckt, des Mordes beſchuldigt, die Verzweiflung gab mir Stärke, es ging nun auf Tod und Leben. „Ich bin allerdings der Pater Medardus aus dem Capuziner Kloſter in . . r — und mit Auftrag und Vollmacht des Kloſters auf einer Reiſe nach Rom begriffen.“ — Dies ſprach ich mit all' der Ruhe und Gelaſſenheit, die ich nur zu erkünſteln vermochte. „So iſt es denn vielleicht nur Zufall, ſagte Reinhold: daß Sie auf der Reiſe, vielleicht von der Heerſtraße verirrt, hier eintrafen, oder wie kam es, daß die Frau Baroneſſe mit Ihnen bekannt wurde und

Sie herſchickte?“ — Ohne mich zu beſinnen, blindlings das nachſprechend, was mir eine fremde Stimme im Innern zuzuflüſtern ſchien, ſagte ich: auf der Reiſe machte ich die Bekanntſchaft des Beichtvaters der Baroneſſe, und dieſer empfahl mich, den Auftrag hier im Hauſe zu vollbringen. „Es iſt wahr, fiel Reinhold ein: ſo ſchrieb es ja die Frau Baroneſſe. Nun, dem Himmel ſey es gedankt, der Sie zum Heil des Hauſes dieſen Weg führte, und daß Sie, als ein frommer wackrer Mann, es ſich gefallen laſſen, mit Ihrer Reiſe zu zögern, um hier Gutes zu ſtiften. Ich war zufällig vor einigen Jahren in..r und hörte Ihre ſalbungsvollen Reden, die Sie in wahrhaft himmliſcher Begeiſterung von der Kanzel herab hielten. Ihrer Frömmigkeit, Ihrem wahren Beruf, das Heil verlorner Seelen zu erkämpfen mit glühendem Eifer, Ihrer herrlichen aus innerer Begeiſterung hervorſtrömenden Rednergabe, traue ich zu, daß Sie das vollbringen werden, was wir Alle nicht vermochten. Es iſt mir lieb, daß ich Sie traf, ehe Sie den Baron geſprochen, ich will dies dazu benutzen, Sie mit den Verhältniſſen der Familie bekannt zu machen, und ſo aufrichtig ſeyn, als ich es Ihnen, ehrwürdiger Herr, als einem heiligen Manne, den uns der Himmel ſelbſt zum Troſt zu ſchicken ſcheint, wohl ſchuldig bin. Sie müſſen auch ohnedem, um Ihren Bemühungen die richtige Tendenz und gehörige Wirkung zu geben, über Manches wenigſtens Andeutungen erhalten, worüber ich gern ſchweigen möchte. — Alles iſt übrigens mit nicht gar zu viel Worten abgethan. — Mit dem Baron bin ich aufgewachſen, die gleiche Stimmung unſrer Seelen machte uns zu Brüdern, und vernichtete die Scheidewand, die ſonſt unſere Geburt zwiſchen uns gezogen hätte. Ich trennte mich nie von ihm, und wurde in demſelben Augenblick, als wir unſere akademiſchen Studien vollendet, und er die Güter ſeines verſtorbenen Vaters hier im Gebirge in Beſitz nahm, Intendant dieſer Güter. — Ich blieb ſein innigſter Freund und Bruder, und als ſolcher eingeweiht in die geheimſten Angelegenheiten ſeines Hauſes. Sein Vater hatte ſeine Verbindung mit einer ihm befreundeten Familie durch eine Heirath gewünſcht, und um ſo freudiger erfüllte er dieſen Willen, als er in der ihm beſtimmten Braut ein herrliches, von der Natur reich ausgeſtattetes Weſen fand, zu dem er ſich unwiderſtehlich hingezogen fühlte. Selten kam wohl der Wille der Väter ſo vollkommen mit dem Geſchick überein, das die Kinder in allen nur möglichen

Beziehungen für einander beſtimmt zu haben ſchien. Hermogen und Aurelie waren die Frucht der glücklichen Ehe. Mehrentheils brachten wir den Winter in der benachbarten Hauptſtadt zu, als aber bald nach Aureliens Geburt die Baroneſſe zu kränkeln anfing, blieben wir auch den Sommer über in der Stadt, da ſie unausgeſetzt des Beiſtandes geſchickter Aerzte bedurfte. Sie ſtarb, als eben im herannahenden Frühling ihre ſcheinbare Beſſerung den Baron mit den frohſten Hoffnungen erfüllte. Wir flohen auf das Land, und nur die Zeit vermochte den tiefen zerſtörenden Gram zu mildern, der den Baron ergriffen hatte. Hermogen wuchs zum herrlichen Jüngling heran, Aurelie wurde immer mehr das Ebenbild ihrer Mutter, die ſorgfältige Erziehung der Kinder war unſer Tagewerk und unſere Freude. Hermogen zeigte entſchiedenen Hang zum Militair, und dies zwang den Baron, ihn nach der Hauptſtadt zu ſchicken, um dort unter den Augen ſeines alten Freundes, des Gouverneurs, die Laufbahn zu beginnen. — Erſt vor drei Jahren brachte der Baron mit Aurelien und mit mir wieder, wie vor alter Zeit, zum erſtenmal den ganzen Winter in der Reſidenz zu, theils ſeinen Sohn wenigſtens einige Zeit hindurch in der Nahe zu haben, theils ſeine Freunde, die ihn unaufhörlich dazu aufgefordert, wieder zu ſehen. Allgemeines Aufſehen in der Hauptſtadt erregte damals die Nichte des Gouverneurs, welche aus der Reſidenz dahin gekommen. Sie war elternlos und hatte ſich unter den Schutz des Oheims begeben, wiewohl ſie, einen beſonderen Flügel des Pallaſtes bewohnend, ein eignes Haus machte, und die ſchöne Welt um ſich zu verſammeln pflegte. Ohne Euphemien näher zu beſchreiben, welches um ſo unnöthiger, da Sie, ehrwürdiger Herr! ſie bald ſelbſt ſehen werden, begnüge ich mich zu ſagen, daß alles, was ſie that, was ſie ſprach, von einer unbeſchreiblichen Anmuth belebt, und ſo der Reiz ihrer ausgezeichneten körperlichen Schönheit bis zum Unwiderſtehlichen erhöht wurde. — Ueberall, wo ſie erſchien, ging ein neues herrliches Leben auf, und man huldigte ihr mit dem glühendſten Enthuſiasmus; den Unbedeutendſten, Lebloſeſten wußte ſie ſelbſt in ſein eignes Inneres hinein zu entzünden, daß er, wie inſpirirt, ſich über die eigne Dürftigkeit erhob, und entzückt in den Genuſſen eines höheren Lebens ſchwelgte, die ihm unbekannt geweſen. Es fehlte natürlicherweiſe nicht an Anbetern, die täglich zu der Gottheit mit Inbrunſt flehten; man konnte indeſſen nie mit Beſtimmtheit ſagen, daß ſie dieſen oder jenen beſonders auszeichne, vielmehr wußte ſie mit ſchalkhafter Ironie, die, ohne zu beleidigen, nur wie ſtarkes brennendes Gewürz anregte und reitzte, Alle mit einem unauflöslichen Bande zu umſchlingen, daß ſie ſich, feſtgezaubert in dem magiſchen Kreiſe, froh und luſtig bewegten. Auf den Baron hatte dieſe Cirze einen wunderbaren Eindruck gemacht. Sie bewies ihm gleich bei ſeinem Erſcheinen eine Aufmerkſamkeit, die von kindlicher Ehrfurcht erzeugt zu ſeyn ſchien; in jedem Geſpräch mit ihm zeigte ſie den gebildetſten Verſtand und tiefes Gefühl, wie er es kaum noch bei Weibern gefunden. Mit unbeſchreiblicher Zartheit ſuchte und fand ſie Aureliens Freundſchaft, und nahm ſich ihrer mit ſo vieler Wärme an, daß ſie ſogar es nicht verſchmähte für die kleinſten Bedürfniſſe ihres Anzuges und ſonſt wie eine Mutter zu ſorgen. Sie wußte dem blöden unerfahrnen Mädchen in glänzender Geſellſchaft auf eine ſo feine Art beizuſtehen, daß dieſer Beiſtand, ſtatt bemerkt zu werden, nur dazu diente, Aureliens natürlichen Verſtand und tiefes richtiges Gefühl ſo herauszuheben, daß man ſie bald mit der höchſten Achtung auszeichnete. Der Baron ergoß ſich bei jeder Gelegenheit in Euphemiens Lob, und hier traf es ſich vielleicht zum erſtenmal in unſerm Leben, daß wir ſo ganz verſchiedener Meinung waren. Gewöhnlich machte ich in jeder Geſellſchaft mehr den ſtillen aufmerkſamen Beobachter, als daß ich hätte unmittelbar eingehen ſollen in lebendige Mittheilung und Unterhaltung. So hatte ich auch Euphemien, die nur dann und wann, nach ihrer Gewohnheit Niemanden zu überſehen, ein paar freundliche Worte mit mir gewechſelt, als eine höchſt intereſſante Erſcheinung recht genau beobachtet. Ich mußte eingeſtehen, daß ſie das ſchönſte, herrlichſte Weib von allen war, daß aus Allem, was ſie ſprach, Verſtand und Gefühl hervorleuchtete; und doch wurde ich auf ganz unerklärliche Weiſe von ihr zurückgeſtoßen, ja ich konnte ein gewiſſes unheimliches Gefühl nicht unterdrücken, das ſich augenblicklich meiner bemächtigte, ſobald ihr Blick mich traf, oder ſie mit mir zu ſprechen anfing. In ihren Augen brannte oft eine ganz eigne Gluth, aus der, wenn ſie ſich unbemerkt glaubte, funkelnde Blitze ſchoſſen, und es ſchien ein inneres verderbliches Feuer, das nur mühſam überbaut, gewaltſam hervorzuſtrahlen. Nächſt dem ſchwebte oft um ihren ſonſt weich geformten Mund eine gehäſſige Ironie, die mich, da es oft der grellſte Ausdruck des hämiſchen Hohns war, im Innerſten erbeben machte. Daß ſie oft den Hermogen, der ſich wenig oder gar nicht um ſie bemühte, in dieſer Art anblickte, machte es mir gewiß, daß Manches hinter der ſchönen Maske verborgen, was wohl Niemand ahne. Ich konnte dem ungemeſſenen Lob des Barons freilich nichts entgegenſetzen, als meine phyſiognomiſchen Bemerkungen, die er nicht im mindeſten gelten ließ, vielmehr in meinem innerlichen Abſcheu gegen Euphemien nur eine höchſt merkwürdige Idioſynkraſie fand. Er vertraute mir, daß Euphemie wahrſcheinlich in die Familie treten werde, da er alles anwenden wolle, ſie künftig mit Hermogen zu verbinden. Dieſer trat, als wir ſo eben recht ernſtlich über die Angelegenheit ſprachen, und ich alle nur mögliche Gründe hervorſuchte, meine Meinung über Euphemien zu rechtfertigen, ins Zimmer, und der Baron, gewohnt in Allem ſchnell und offen zu handeln, machte ihn augenblicklich mit ſeinen Plänen und Wünſchen Rückſichts Euphemiens bekannt. Hermogen hörte alles ruhig an, was der Baron darüber und zum Lobe Euphemiens mit dem größten Enthuſiasmus ſprach. Als die Lobrede geendet, antwortete er, wie er ſich auch nicht im mindeſten von Euphemien angezogen fühle, ſie niemals lieben könne, und daher recht herzlich bitte, den Plan jeder näheren Verbindung mit ihr aufzugeben. Der Baron war nicht wenig beſtürzt, ſeinen Lieblingsplan ſo beim erſten Schritt zertrümmert zu ſehen, indeſſen war er um ſo weniger bemüht, noch mehr in Hermogen zu dringen, als er nicht einmal Euphemiens Geſinnungen hierüber wußte. Mit der ihm eignen Heiterkeit und Gemüthlichkeit ſcherzte er bald über ſein unglückliches Bemühen, und meinte, daß Hermogen mit mir vielleicht die Idioſynkraſie theile, obgleich er nicht begreife, wie in einem ſchönen intereſſanten Weibe ſolch ein zurückſchreckendes Prinzip wohnen könne. Sein Verhältniß mit Euphemien blieb natürlicherweiſe daſſelbe; er hatte ſich ſo an ſie gewöhnt, daß er keinen Tag zubringen konnte, ohne ſie zu ſehen. So kam es denn, daß er einmal, in ganz heitrer gemüthlicher Laune, ihr ſcherzend ſagte: wie es nur einen einzigen Menſchen in ihrem Zirkel gebe, der nicht in ſie verliebt ſey, nämlich Hermogen. — Er habe die Verbindung mit ihr, die er, der Baron, doch ſo herzlich gewünſcht, hartnäckig ausgeſchlagen.

Euphemie meinte, daß es auch wohl noch darauf angekommen ſeyn würde, was ſie zu der Verbindung geſagt, und daß ihr zwar jedes nähere Verhältniß mit dem Baron wünſchenswerth ſey, aber nicht durch Hermogen, der ihr viel zu ernſt und launiſch wäre. Von der Zeit, als dieſes Geſpräch, das mir der Baron gleich wieder erzählte, ſtattgefunden, verdoppelte Euphemie ihre Aufmerkſamkeit für den Baron und Aurelien; ja in manchen leiſen Andeutungen führte ſie den Baron darauf, daß eine Verbindung mit ihm ſelbſt dem Ideal, das ſie ſich nun einmal von einer glücklichen Ehe mache, ganz entſpreche. Alles, was man Rückſichts des Unterſchieds der Jahre, oder ſonſt entgegenſetzen konnte, wußte ſie auf die eindringendſte Weiſe zu widerlegen, und mit dem Allen ging ſie ſo leiſe, ſo fein, ſo geſchickt Schritt vor Schritt vorwärts, daß der Baron glauben mußte, alle die Ideen, alle die Wünſche, die Euphemie gleichſam nur in ſein Inneres hauchte, wären eben in ſeinem Innern emporgekeimt. Kräftiger, lebensvoller Natur, wie er war, fühlte er ſich bald von der glühenden Leidenſchaft des Jünglings ergriffen. Ich konnte den wilden Flug nicht mehr aufhalten, es war zu ſpät. Nicht lange dauerte es, ſo war Euphemie, zum Erſtaunen der Hauptſtadt, des Barons Gattin. Es war mir, als ſey nun das bedrohliche grauenhafte Weſen, das mich in der Ferne geängſtigt, recht in mein Leben getreten, und als müße ich wachen und auf ſorglicher Hut ſeyn für meinen Freund und für mich ſelbſt. — Hermogen nahm die Verheirathung ſeines Vaters mit kalter Gleichgültigkeit auf. Aurelie, das liebe ahnungsvolle Kind, zerfloß in Thränen."

„Bald nach der Verbindung ſehnte ſich Euphemie ins Gebirge; ſie kam her, und ich muß geſtehen, daß ihr Betragen in hoher Liebenswürdigkeit ſich ſo ganz gleich blieb, daß ſie mir unwillkürliche Bewunderung abnöthigte. So verfloſſen zwei Jahre in ruhigem ungeſtörten Lebensgenuß. Die beiden Winter brachten wir in der Hauptſtadt zu, aber auch hier bewies die Baroneſſe dem Gemahl ſo viel unbegränzte Ehrfurcht, ſo viel Aufmerkſamkeit für ſeine leiſeſten Wünſche, daß der giftige Neid verſtummen mußte, und keiner der jungen Herren, die ſich ſchon freien Spielraum für ihre Galanterie bei der Baroneſſe geträumt hatten, ſich auch die kleinſte Gloſſe erlaubte. Im letzten Winter mochte ich auch wieder der Einzige ſeyn, der, ergriffen von der alten kaum verwundenen Idioſynkraſie, wieder arges Mißtrauen zu hegen anfing."

„Vor der Verbindung mit dem Baron war der Graf Viktorin, ein junger ſchöner Mann, Major bei der Ehrengarde, und nur abwechſelnd in der Hauptſtadt, einer der eifrigſten Verehrer Euphemiens, und der Einzige, den ſie oft wie unwillkürlich, hingeriſſen von dem Eindruck des Moments, vor den Andern auszeichnete. Man ſprach ſogar ſchon einmal davon, daß wohl ein näheres Verhältniß zwiſchen ihm und Euphemien ſtatt finden möge, als man es nach dem äußern Anſchein vermuthen ſolle, aber das Gerücht verſcholl eben ſo dumpf als es entſtanden. Graf Viktorin war eben den Winter wieder in der Hauptſtadt, und natürlicherweiſe in Euphemiens Zirkeln, er ſchien ſich aber nicht im mindeſten um ſie zu bemühen, ſondern vielmehr ſie abſichtlich zu vermeiden. Demunerachtet war es mir oft, als begegneten ſich, wenn ſie nicht bemerkt zu werden glaubten, ihre Blicke, in denen inbrünſtige Sehnſucht, lüſternes, glühendes Verlangen wie verzehrendes Feuer brannte. Bei dem Gouverneur war eines Abends eine glänzende Geſellſchaft verſammelt, ich ſtand in ein Fenſter gedrückt, ſo daß mich die herabfallende Draperie des reichen Vorhangs halb verſteckte, nur zwei bis drei Schritte vor mir ſtand Graf Viktorin. Da ſtreifte Euphemie, reizender gekleidet als je, und in voller Schönheit ſtrahlend, an ihm vorüber; er faßte, ſo daß es niemand, als gerade ich, bemerken konnte, mit leidenſchaftlicher Heftigkeit ihren Arm, — ſie erbebte ſichtlich; ihr ganz unbeſchreiblicher Blick — es war die glutvollſte Liebe, die nach Genuß dürſtende Wolluſt ſelbſt — fiel auf ihn. Sie liſpelten einige Worte, die ich nicht verſtand. Euphemie mochte mich erblicken; ſie wandte ſich ſchnell um, aber ich vernahm deutlich die Worte: wir werden bemerkt!“

„Ich erſtarrte vor Erſtaunen, Schrecken und Schmerz! — Ach, wie ſoll ich Ihnen, ehrwürdiger Herr! denn mein Gefühl beſchreiben! — Denken Sie an meine Liebe, an meine treue Anhänglichkeit, mit der ich dem Baron ergeben war — an meine böſen Ahnungen, die nun erfüllt wurden; denn die wenigen Worte hatten es mir ja ganz erſchloſſen, daß ein geheimes Verhältniß zwiſchen der Baroneſſe und dem Grafen ſtatt fand. Ich mußte wohl vor der Hand ſchweigen, aber die Baroneſſe wollte ich bewachen mit Argusaugen, und dann, bei erlangter Gewißheit ihres Verbrechens, die ſchändlichen Bande löſen, mit denen ſie meinen unglücklichen Freund umſtrickt hatte. Doch wer vermag teufliſcher Argliſt zu begegnen; umſonſt, ganz umſonſt waren meine Bemühungen, und es wäre lächerlich geweſen, dem

Baron das mitzutheilen, was ich geſehen und gehört, da die Schlaue Auswege genug gefunden haben würde, mich als einen abgeſchmackten, thörichten Geiſterſeher darzuſtellen." —

„Der Schnee lag noch auf den Bergen, als wir im vergangenen Frühling hier einzogen, demunerachtet machte ich manchen Spaziergang in die Berge hinein; im nächſten Dorfe begegne ich einem Bauer, der in Gang und Haltung etwas fremdartiges hat, als er den Kopf umwendet, erkenne ich den Grafen Viktorin, aber in demſelben Augenblick verſchwindet er hinter den Häuſern und iſt nicht mehr zu finden. — Was konnte ihn anders zu der Verkleidung vermocht haben, als das Verſtändniß mit der Baroneſſe! — Eben jetzt weiß ich gewiß, daß er ſich wieder hier befindet, ich habe ſeinen Jäger vorüber reiten geſehn, unerachtet es mir unbegreiflich iſt, daß er die Baroneſſe nicht in der Stadt aufgeſucht haben ſollte! — Vor drei Monaten begab es ſich, daß der Gouverneur heftig erkrankte und Euphemien zu ſehen wünſchte, ſie reiſte mit Aurelien augenblicklich dahin, und nur eine Unpäßlichkeit hielt den Baron ab, ſie zu begleiten. Nun brach aber das Unglück und die Trauer ein in unſer Haus, denn bald ſchrieb Euphemie dem Baron, wie Hermogen plötzlich von einer oft in wahnſinnige Wuth ausbrechenden Melancholie befallen, wie er einſam umherirre, ſich und ſein Geſchick verwünſche und wie alle Bemühungen der Freunde und der Aerzte bis jetzt umſonſt geweſen. Sie können denken, ehrwürdiger Herr, welch einen Eindruck dieſe Nachricht auf den Baron machte. Der Anblick ſeines Sohnes würde ihn zu ſehr erſchüttert haben, ich reiſte daher allein nach der Stadt. Hermogen war durch ſtarke Mittel, die man angewandt, wenigſtens von den wilden Ausbrüchen des wüthenden Wahnſinns befreit, aber eine ſtille Melancholie war eingetreten, die den Aerzten unheilbar ſchien. Als er mich ſah, war er tief bewegt — er ſagte mir, wie ihn ein unglückliches Verhängniß treibe, dem Stande, in welchem er ſich jetzt befinde, auf immer zu entſagen, und nur als Kloſtergeiſtlicher könne er ſeine Seele retten von ewiger Verdammniß. Ich fand ihn ſchon in der Tracht, wie Sie, ehrwürdiger Herr, ihn vorhin geſehen, und es gelang mir ſeines Widerſtrebens unerachtet endlich ihn hieher zu bringen. Er iſt ruhig, aber läßt nicht ab von der einmal gefaßten Idee, und alle Bemühungen das Ereigniß zu erforſchen, das ihn in dieſen Zuſtand verſetzt, bleiben fruchtlos, unerachtet die Entdeckung dieſes Geheimniſſes vielleicht am erſten auf wirkſame Mittel führen könnte, ihn zu heilen."

„Vor einiger Zeit ſchrieb die Baroneſſe, wie ſie auf Anrathen ihres Beichtvaters einen Ordensgeiſtlichen herſenden werde, deſſen Umgang und tröſtender Zuſpruch, vielleicht beſſer als alles andere, auf Hermogen wirken könne, da ſein Wahnſinn augenſcheinlich eine ganz religiöſe Tendenz genommen. — Es freut mich recht innig, daß die Wahl Sie, ehrwürdiger Herr! den ein glücklicher Zufall in die Hauptſtadt führte, traf. Sie können einer gebeugten Familie die verlorne Ruhe wieder geben, wenn Sie Ihre Bemühungen, die der Herr ſegnen möge, auf einen doppelten Zweck richten. Erforſchen Sie Hermogens entſetzliches Geheimniß, ſeine Bruſt wird erleichtert ſeyn, wenn er ſich, ſey es auch in heiliger Beichte, entdeckt hat, und die Kirche wird ihn dem frohen Leben in der Welt, der er angehört, wieder geben, ſtatt ihn in den Mauern zu begraben. — Aber treten Sie auch der Baroneſſe näher. — Sie wiſſen Alles — Sie ſtimmen mir bei, daß meine Bemerkungen von der Art ſind, daß, ſo wenig ſich darauf eine Anklage gegen die Baroneſſe bauen läßt, doch eine Täuſchung, ein ungerechter Verdacht kaum möglich iſt. Ganz meiner Meinung werden Sie ſeyn, wenn Sie Euphemien ſehen und kennen lernen. Euphemie iſt religiös ſchon aus Temperament, vielleicht gelingt es Ihrer beſonderen Rednergabe, tief in ihr Herz zu dringen, ſie zu erſchüttern und zu beſſern, daß ſie den Verrath am Freunde, der ſie um die ewige Seligkeit bringt, unterläßt. Noch muß ich ſagen, ehrwürdiger Herr! daß es mir in manchen Augenblicken ſcheint, als trage der Baron einen Gram in der Seele, deſſen Urſache er mir verſchweigt, denn außer der Bekümmerniß um Hermogen kämpft er ſichtlich mit einem Gedanken, der ihn beſtändig verfolgt. Es iſt mir in den Sinn gekommen, daß vielleicht ein böſer Zufall noch deutlicher ihm die Spur von dem verbrecheriſchen Umgange der Baroneſſe mit dem fluchwürdigen Grafen zeigte, als mir. — Auch meinen Herzensfreund, den Baron, empfehle ich, ehrwürdiger Herr! Ihrer geiſtlichen Sorge." —

Mit dieſen Worten ſchloß Reinhold ſeine Erzählung, die mich auf mannigfache Weiſe gefoltert hatte, indem die ſeltſamſten Widerſprüche in meinem Innern ſich durchkreuzten. Mein eignes Ich, zum grauſamen Spiel eines launenhaften Zufalls geworden, und in fremdartige Geſtalten erſchienen, ſchwamm ohne Halt wie in einem Meer all' der Ereigniſſe, die wie tobende Wellen auf mich hineinbrauſten. — Ich konnte mich ſelbſt nicht wieder finden! Offenbar wurde Viktorin durch den Zufall, der meine Hand, nicht meinen Willen leitete, in den Abgrund geſtürzt! — ich trete an ſeine Stelle, aber Reinhold kennt den Pater Medardus, den Prediger im Capuziner Kloſter in ..r, und ſo bin ich ihm das wirklich, was ich bin! — Aber das Verhältniß mit der Baroneſſe, welches Viktorin unterhält, kommt auf mein Haupt, denn ich bin ſelbſt Viktorin. Ich bin das, was ich ſcheine, und ſcheine das nicht, was ich bin, mir ſelbſt ein unerklärlich Räthſel, bin ich entzweit mit meinem Ich!

Des Sturms in meinem Innern unerachtet, gelang es mir die dem Prieſter ziemliche Ruhe zu erheucheln, und ſo trat ich vor den Baron. Ich fand in ihm einen bejahrten Mann, aber in den erloſchenen Zügen lagen noch die Andeutungen ſeltner Fülle und Kraft. Nicht das Alter, ſondern der Gram hatte die tiefen Furchen auf ſeiner breiten offenen Stirn gezogen, und die Locken weiß gefärbt. Unerachtet deſſen herrſchte noch in Allem, was er ſprach, in ſeinem ganzen Benehmen, eine Heiterkeit und Gemüthlichkeit, die Jeden unwiderſtehlich zu ihm hinziehen mußte. Als Reinhold mich als den vorſtellte, deſſen Ankunft die Baroneſſe angekündigt, ſah er mich an mit durchdringendem Blick, der immer freundlicher wurde, als Reinhold erzählte, wie er mich ſchon vor mehreren Jahren im Capuziner Kloſter zu ..r predigen gehört, und ſich von meiner ſeltnen Rednergabe überzeugt hätte. Der Baron reichte mir treuherzig die Hand und ſprach, ſich zu Reinhold wendend: „Ich weiß nicht, lieber Reinhold! wie ſo ſonderbar mich die Geſichtszüge des ehrwürdigen Herrn bei dem erſten Anblick anſprachen; ſie weckten eine Erinnerung, die vergebens ſtrebte, deutlich und lebendig hervorzugehen."

Es war mir als würde er gleich herausbrechen: es iſt ja Graf Viktorin, denn auf wunderbare Weiſe glaubte ich nun wirklich Viktorin zu ſeyn, und ich fühlte mein Blut heftiger wallen und aufſteigend meine Wangen höher färben. — Ich baute auf Reinhold, der mich ja als den Pater Medardus kannte, unerachtet mir das eine Lüge zu ſeyn ſchien: nichts konnte meinen verworrenen Zuſtand löſen.

Nach dem Willen des Barons ſollte ich ſogleich Hermogens Bekanntſchaft machen, er war aber nirgends zu finden; man hatte ihn nach dem Gebirge wandeln geſehen und war deshalb nicht beſorgt um ihn, weil er ſchon mehrmals Tagelang auf dieſe Weiſe entfernt geweſen. Den ganzen Tag über blieb ich in Reinholds und des Barons Geſellſchaft, und nach und nach faßte ich mich ſo im Innern, daß ich mich am Abend voll Muth und Kraft fühlte, keck all' den wunderlichen Ereigniſſen entgegen zu treten, die meiner zu harren ſchienen. In der einſamen Nacht öffnete ich das Portefeuille, und überzeugte mich ganz davon, daß es eben Graf Viktorin war, der zerſchmettert im Abgrunde lag, doch waren übrigens die an ihn gerichteten Briefe gleichgültigen Inhalts, und kein einziger führte mich auch nur mit einer Sylbe ein in ſeine näheren Lebensverhältniſſe. Ohne mich darum weiter zu kümmern, beſchloß ich dem mich ganz zu fügen, was der Zufall über mich verhängt haben würde, wenn die Baroneſſe angekommen und mich geſehen. — Schon den andern Morgen traf die Baroneſſe mit Aurelien ganz unerwartet ein. Ich ſah beide aus dem Wagen ſteigen und, von dem Baron und Reinhold empfangen, in das Portal des Schloſſes gehen. Unruhig ſchritt ich im Zimmer auf und ab von ſeltſamen Ahnungen beſtürmt, nicht lange dauerte es, ſo wurde ich hinabgerufen. — Die Baroneſſe trat mir entgegen — ein ſchönes, herrliches Weib, noch in voller Blüthe. — Als ſie mich erblickte, ſchien ſie auf beſondere Weiſe bewegt, ihre Stimme zitterte, ſie vermochte kaum Worte zu finden. Ihre ſichtliche Verlegenheit gab mir Muth, ich ſchaute ihr keck ins Auge, und gab ihr nach Kloſterſitte den Segen — ſie erbleichte, ſie mußte ſich niederlaſſen. Reinhold ſah mich an, ganz froh und zufrieden lächelnd. In dem Augenblick öffnete ſich die Thüre und der Baron trat mit Aurelien herein. —

So wie ich Aurelien erblickte, fuhr ein Strahl in meine Bruſt, und entzündete all' die geheimſten Regungen, die wonnevollſte Sehnſucht, das Entzücken der inbrünſtigen Liebe, alles was ſonſt nur gleich einer Ahnung aus weiter Ferne im Innern erklungen, zum regen Leben; ja das Leben ſelbſt ging nun erſt auf farbigt und glänzend, denn alles vorher lag kalt und erſtorben in öder Nacht hinter mir. — Sie war es ſelbſt, ſie die ich in jener wundervollen Viſion im Beichtſtuhl geſchaut. Der ſchwermüthige kindlich fromme Blick des dunkelblauen Auges, die weichgeformten Lippen, der wie in betender Andacht ſanft vorgebeugte Nacken, die hohe ſchlanke Geſtalt, nicht Aurelie, die heilige Roſalie ſelbſt war es. — Sogar der azurblaue Shawl, den Aurelie über das dunkelrothe Kleid geſchlagen, war im phantaſtiſchen Faltenwurf ganz dem Gewande ähnlich, wie es die Heilige auf jenem Gemälde, und eben die Unbekannte in jener Viſion trug. — Was war der Baroneſſe üppige Schönheit gegen Aureliens himmliſchen Liebreiz. Nur ſie ſah ich, indem alles um mich verſchwunden. Meine innere Bewegung konnte den Umſtehenden nicht entgehen. „Was iſt Ihnen, ehrwürdiger Herr? fing der Baron an; Sie ſcheinen auf ganz beſondere Weiſe bewegt?“ — Dieſe Worte brachten mich zu mir ſelbſt, ja ich fühlte in dem Augenblick eine übermenſchliche Kraft in mir emporkeimen, einen nie gefühlten Muth alles zu beſtehen, denn Sie mußte der Preis des Kampfes werden.

„Wünſchen Sie ſich Glück, Herr Baron! rief ich, wie von hoher Begeiſterung plötzlich ergriffen: wünſchen Sie ſich Glück! — eine Heilige wandelt unter uns in dieſen Mauern, und bald öffnet ſich in ſeraphiniſcher Klarheit der Himmel, und ſie ſelbſt, die heilige Roſalia, von den heiligen Engeln umgeben, ſpendet Troſt und Seligkeit den Gebeugten, die fromm und gläubig ſie anflehten. — Ich höre die Hymnen verklärter Geiſter, die ſich ſehnen nach der Heiligen, und ſie im Geſange rufend, auf glänzenden Wolken herabſchweben. Ich ſehe ihr Haupt ſtrahlend in der Glorie himmliſcher Verklärung, emporgehoben nach dem Chor der Heiligen, der ihrem Auge ſichtlich! — Sancta Roſalia, ora pro nobis!“

Ich ſank mit in die Höhe gerichteten Augen auf die Kniee, die Hände faltend zum Gebet, und Alles folgte meinem Beiſpiel. Niemand frug mich weiter, man ſchrieb den plötzlichen Ausbruch meiner Begeiſterung irgend einer Inſpiration zu, ſo daß der Baron beſchloß, wirklich am Altar der heiligen Roſalia, in der Hauptkirche der Stadt, Meſſen leſen zu laſſen. Herrlich hatte ich mich auf dieſe Weiſe aus der Verlegenheit gezogen, und immer mehr war ich bereit, Alles zu wagen, denn es galt Aureliens Beſitz, um den mir ſelbſt mein Leben feil war. — Die Baroneſſe ſchien in ganz beſonderer Stimmung, ihre Blicke verfolgten mich, aber ſo wie ich ſie unbefangen anſchaute, irrten ihre Augen unſtät umher. Die Familie war in ein anderes Zimmer getreten, ich eilte in den Garten hinab und ſchweifte durch die Gänge, mit tauſend Entſchlüſſen, Ideen, Plänen für mein künftiges Leben im Schloſſe ringend und kämpfend. Schon war es

Abend worden, da erſchien Reinhold und ſagte mir, daß die Baroneſſe, durchdrungen von meiner frommen Begeiſterung, mich auf ihrem Zimmer zu ſprechen wünſche. —

Als ich in das Zimmer der Baroneſſe trat, kam ſie mir einige Schritte entgegen, mich bei beiden Armen faſſend, ſah ſie mir ſtarr ins Auge, und rief: „iſt es möglich — iſt es möglich! — Biſt Du Medardus, der Capuziner Mönch? — Aber die Stimme, die Geſtalt, Deine Augen, Dein Haar! ſprich oder ich vergehe in Angſt und Zweifel.“ — Viktorinus! liſpelte ich leiſe, da umſchlang ſie mich mit dem wilden Ungeſtüm unbezähmbarer Wolluſt, — ein Gluthſtrom brauſte durch meine Adern, das Blut ſiedete, die Sinne vergingen mir in namenloſer Wonne, in wahnſinniger Verzückung; aber ſündigend war mein ganzes Gemüth nur Aurelien zugewendet und Ihr nur opferte ich in dem Augenblick, durch den Bruch des Gelübdes, das Heil meiner Seele.

Ja! Nur Aurelie lebte in mir, mein ganzer Sinn war von ihr erfüllt, und doch ergriff mich ein innerer Schauer, wenn ich daran dachte, ſie wieder zu ſehen, was doch ſchon an der Abendtafel geſchehen ſollte. Es war mir, als würde mich ihr frommer Blick heilloſer Sünde zeihen, und als würde ich, entlarvt und vernichtet, in Schmach und Verderben ſinken. Eben ſo konnte ich mich nicht entſchließen, die Baroneſſe gleich nach jenen Momenten wieder zu ſehen, und alles dieſes beſtimmte mich, eine Andachtsübung vorſchützend, in meinem Zimmer zu bleiben, als man mich zur Tafel einlud. Nur weniger Tage bedurfte es indeſſen, um alle Scheu, alle Befangenheit zu überwinden; die Baroneſſe war die Liebenswürdigkeit ſelbſt, und je enger ſich unſer Bündniß ſchloß, je reicher an frevelhaften Genüſſen es wurde, deſto mehr verdoppelte ſich ihre Aufmerkſamkeit für den Baron. Sie geſtand mir, daß nur meine Tonſur, mein natürlicher Bart, ſo wie mein ächt klöſterlicher Gang, den ich aber jetzt nicht mehr ſo ſtrenge, als Anfangs beibehalte, ſie in tauſend Aengſten geſetzt habe. Ja bei meiner plötzlichen begeiſterten Anrufung der heiligen Roſalia, ſey ſie beinahe überzeugt worden, irgend ein Irrthum, irgend ein feindlicher Zufall habe ihren mit Viktorin ſo ſchlau entworfenen Plan vereitelt und einen verdammten wirklichen Capuziner an die Stelle geſchoben. Sie bewunderte meine Vorſicht, mich wirklich tonſuriren und mir den Bart wachſen zu laſſen, ja mich in Gang und Stellung ſo ganz in meine Rolle einzuſtudiren, daß ſie oft ſelbſt mir recht ins Auge blicken müſſe, um nicht in abenteuerliche Zweifel zu gerathen.

Zuweilen ließ ſich Viktorins Jäger, als Bauer verkleidet, am Ende des Parks ſehen, und ich verſäumte nicht, insgeheim mit ihm zu ſprechen, und ihn zu ermahnen, ſich bereit zu halten, um mit mir fliehen zu können, wenn vielleicht ein böſer Zufall mich in Gefahr bringen ſollte. Der Baron und Reinhold ſchienen höchlich mit mir zufrieden, und drangen in mich, ja des tiefſinnigen Hermogen mich mit aller Kraft, die mir zu Gebote ſtehe, anzunehmen. Noch war es mir aber nicht möglich geworden, auch nur ein einziges Wort mit ihm zu ſprechen, denn ſichtlich wich er jeder Gelegenheit aus, mit mir allein zu ſeyn, und traf er mich in der Geſellſchaft des Barons oder Reinholds, ſo blickte er mich auf ſo ſonderbare Weiſe an, daß ich in der That Mühe hatte, nicht in augenſcheinliche Verlegenheit zu gerathen. Er ſchien tief in meine Seele zu dringen und meine geheimſten Gedanken zu erſpähen. Ein unbezwinglicher tiefer Mißmuth, ein unterdrückter Groll, ein nur mit Mühe bezähmter Zorn lag auf ſeinem bleichen Geſichte, ſo bald er mich anſichtig wurde. — Es begab ſich, daß er mir einmal, als ich eben im Park luſtwandelte, ganz unerwartet entgegen trat; ich hielt dies für den ſchicklichen Moment, endlich das drückende Verhältniß mit ihm aufzuklären, daher faßte ich ihn ſchnell bei der Hand, als er mir ausweichen wollte, und mein Rednertalent machte es mir möglich, ſo eindringend, ſo ſalbungsvoll zu ſprechen, daß er wirklich aufmerkſam zu werden ſchien, und eine innere Rührung nicht unterdrücken konnte. Wir hatten uns auf eine ſteinerne Bank am Ende eines Ganges, der nach dem Schloß führte, niedergelaſſen. Im Reden ſtieg meine Begeiſterung, ich ſprach davon, daß es ſündlich ſey, wenn der Menſch, im innern Gram ſich verzehrend, den Troſt, die Hülfe der Kirche, die den Gebeugten aufrichte, verſchmähe, und ſo den Zwecken des Lebens, wie die höhere Macht ſie ihm geſtellt, feindlich entgegen ſtrebe. Ja daß ſelbſt der Verbrecher nicht zweifeln ſolle an der Gnade des Himmels, da dieſer Zweifel ihn eben um die Seligkeit bringe, die er, entſündigt durch Buße und Frömmigkeit, erwerben könne. Ich forderte ihn endlich auf, gleich jetzt mir zu beichten, und ſo ſein Inneres wie vor Gott auszuſchütten, indem ich ihm von jeder Sünde, die er begangen, Abſolution zuſage: da ſtand er auf, ſeine Augenbraunen zogen ſich zuſammen, die Augen brannten, eine glühende Röthe überflog ſein leichenblaſſes Geſicht, und mit ſeltſam gellender Stimme rief er: „Biſt Du denn rein von der Sünde, daß Du es wagſt, wie der Reinſte, ja wie Gott ſelbſt, den Du verhöhneſt, in meine Bruſt ſchauen zu wollen, daß Du es wagſt, mir Vergebung der Sünde zuzuſagen, Du, der Du ſelbſt vergeblich ringen wirſt nach der Entſündigung, nach der Seligkeit des Himmels, die ſich Dir auf ewig verſchloß? Elender Heuchler, bald kommt die Stunde der Vergeltung, und in den Staub getreten, wie ein giftiger Wurm, zuckſt Du im ſchmachvollen Tode vergebens nach Hülfe, nach Erlöſung von unnennbarer Qual ächzend, bis Du verdirbſt in Wahnſinn und Verzweiflung!“ — Er ſchritt raſch von dannen, ich war zerſchmettert, vernichtet, all' meine Faſſung, mein Muth, war dahin. Ich ſah Euphemien aus dem Schloſſe kommen mit Hut und Shawl, wie zum Spaziergange gekleidet; bei ihr nur war Troſt und Hülfe zu finden, ich warf mich ihr entgegen, ſie erſchrak über mein zerſtörtes Weſen, ſie frug nach der Urſache, und ich erzählte ihr getreulich den ganzen Auftritt, den ich eben mit dem wahnſinnigen Hermogen gehabt, indem ich noch meine Angſt, meine Beſorgniß, daß Hermogen vielleicht durch einen unerklärlichen Zufall unſer Geheimniß errathen, hinzuſetzte. Euphemie ſchien über Alles nicht einmal betroffen, ſie lächelte auf ſo ganz ſeltſame Weiſe, daß mich ein Schauer ergriff, und ſagte: gehen wir tiefer in den Park, denn hier werden wir zu ſehr beobachtet, und es könnte auffallen, daß der ehrwürdige Pater Medardus ſo heftig mit mir ſpricht. Wir waren in ein ganz entlegenes Boskett getreten, da umſchlang mich Euphemie mit leidenſchaftlicher Heftigkeit; ihre heißen glühenden Küſſe brannten auf meinen Lippen. „Ruhig, Viktorin, ſprach Euphemie, ruhig kannſt Du ſeyn über das Alles, was Dich ſo in Angſt und Zweifel geſtürzt hat; es iſt mir ſogar lieb, daß es ſo mit Hermogen gekommen, denn nun darf und muß ich mit Dir über Manches ſprechen, wovon ich ſo lange ſchwieg. — Du mußt eingeſtehen, daß ich mir eine ſeltene geiſtige Herrſchaft über Alles, was mich im Leben umgiebt, zu erringen gewußt, und ich glaube, daß dies dem Weibe leichter iſt, als Euch. Freilich gehört nichts Geringeres dazu, als daß außer jenem unnennbaren unwiderſtehlichen Reiz der äußern Geſtalt, den die Natur dem Weibe zu ſpenden vermag, dasjenige höhere Prindie in ihr wohne, welches eben jenen Reiz mit dem geiſtigen Vermögen in Eins verſchmilzt, und nun nach Willkür beherrſcht. Es iſt das eigne wunderbare Heraustreten aus ſich ſelbſt, das die Anſchauung des eignen Ich vom andern Standpunkte geſtattet, welches dann als ein ſich dem höheren Willen ſchmiegendes Mittel erſcheint, dem Zweck zu dienen, den er ſich als den höchſten, im Leben zu erringenden, geſetzt. — Giebt es etwas Höheres als das Leben im Leben zu beherrſchen, alle ſeine Erſcheinungen, ſeine reichen Genüſſe wie im mächtigen Zauber zu bannen, nach der Willkür, die dem Herrſcher verſtattet? — Du, Viktorin, gehörteſt von je her zu den wenigen, die mich ganz verſtanden, auch Du hatteſt Dir den Standpunkt über dein Selbſt geſtellt, und ich verſchmähte es daher nicht, Dich wie den königlichen Gemahl auf meinen Thron im höheren Reiche zu erheben. Das Geheimniß erhöhte den Reiz dieſes Bundes, und unſere ſcheinbare Trennung diente nur dazu, unſerer phantaſtiſchen Laune Raum zu geben, die wie zu unſerer Ergötzlichkeit mit den untergeordneten Verhältniſſen des gemeinen Alltagslebens ſpielte. Iſt nicht unſer jetziges Beiſammenſeyn das kühnſte Wagſtück, das, im höheren Geiſte gedacht, der Ohnmacht konventioneller Beſchränktheit ſpottet? Selbſt bei Deinem ſo ganz fremdartigen Weſen, das nicht allein die Kleidung erzeugt, iſt es mir als unterwerfe ſich das Geiſtige dem herrſchenden, es bedingenden Prinzip, und wirke ſo mit wunderbarer Kraft nach außen, ſelbſt das Körperliche anders formend und geſtaltend, ſo daß es ganz der vorgeſetzten Beſtimmung gemäß erſcheint. — Wie herzlich ich nun bei dieſer tief aus meinem Weſen entſpringenden Anſicht der Dinge alle konventionelle Beſchränktheit verachte, indem ich mit ihr ſpiele, weißt Du. — Der Baron iſt mir eine bis zum höchſten Ueberdruß ekelhaft gewordene Maſchine, die zu meinem Zweck verbraucht todt da liegt, wie ein abgelaufenes Räderwerk. — Reinhold iſt zu beſchränkt, um von mir beachtet zu werden, Aurelie ein gutes Kind, wir haben es nur mit Hermogen zu thun. — Ich geſtand Dir ſchon, daß Hermogen, als ich ihn zum erſtenmale ſah, einen wunderbaren Eindruck auf mich machte. — Ich hielt ihn für fähig, einzugehen in das höhere Leben, das ich ihm erſchließen wollte, und irrte mich zum erſten Mal. — Es war etwas mir Feindliches in ihm, was in ſtetem regen Widerſpruch ſich gegen mich auflehnte, ja der Zauber, womit ich die Andern unwillkürlich zu umſtricken wußte, ſtieß ihn zurück. Er blieb kalt, düſter verſchloſſen, und reizte, indem er mit eigner wunderbarer Kraft mir widerſtrebte, meine Empfindlichkeit, meine Luſt den Kampf zu beginnen, in dem er unterliegen ſollte. — Dieſen Kampf hatte ich beſchloſſen, als der Baron mir ſagte, wie er Hermogen eine Verbindung mit mir vorgeſchlagen, dieſer ſie aber unter jeder Bedingung abgelehnt habe. — Wie ein göttlicher Funke durchſtrahlte mich, in demſelben Moment, der Gedanke, mich mit dem Baron ſelbſt zu vermählen, und ſo mit einem Mal all' die kleinen konventionellen Rückſichten, die mich oft einzwängten auf widrige Weiſe, aus dem Wege zu räumen; doch ich habe ja ſelbſt mit Dir, Viktorin, oft genug über jene Vermählung geſprochen, ich widerlegte Deine Zweifel mit der That, denn es gelang mir, den Alten in wenigen Tagen zum albernen zärtlichen Liebhaber zu machen und er mußte das, was ich gewollt, als die Erfüllung ſeines innigſten Wunſches, den er laut werden zu laſſen kaum gewagt, anſehen. Aber tief im Hintergrunde lag noch in mir der Gedanke der Rache an Hermogen, die mir nun leichter und befriedigender werden ſollte. Der Schlag wurde verſchoben, um richtiger, tödtender zu treffen. — Kennte ich weniger Dein Inneres, wüßte ich nicht, daß Du Dich zu der Höhe meiner Anſichten zu erheben vermagſt, ich würde Bedenken tragen, Dir mehr von der Sache zu ſagen, die nun einmal geſchehen. Ich ließ es mir angelegen ſeyn, Hermogen recht in ſeinem Innern aufzufaſſen, ich erſchien in der Hauptſtadt, düſter, in mich gekehrt, und bildete ſo den Contraſt mit Hermogen, der in den lebendigen Beſchäftigungen des Kriegsdienſtes ſich heiter und luſtig bewegte. Die Krankheit des Oheims verbot alle glänzende Zirkel, und ſelbſt den Beſuchen meiner nächſten Umgebung wußte ich auszuweichen. — Hermogen kam zu mir, vielleicht nur um die Pflicht, die er der Mutter ſchuldig, zu erfüllen, er fand mich in düſtres Nachdenken verſunken, und als er, befremdet von meiner auffallenden Aenderung, dringend nach der Urſache frug, geſtand ich ihm unter Thränen, wie des Barons mißliche Geſundheitsumſtände, die er nur mühſam verheimliche, mich befürchten ließen, ihn bald zu verlieren, und wie dieſer Gedanke mir ſchrecklich, ja unerträglich ſey. Er war erſchüttert, und als ich nun mit dem Ausdruck des tiefſten Gefühls das Glück meiner Ehe mit dem Baron ſchilderte, als ich zart und lebendig in die kleinſten Einzelnheiten unſeres Lebens auf dem Lande einging, als ich immer mehr des Barons herrliches Gemüth, ſein ganzes Ich in vollem Glanz darſtellte, ſo daß es immer lichter hervortrat, wie gränzenlos ich ihn verehre, ja wie ich ſo ganz in ihm lebe, da ſchien immer mehr ſeine Verwunderung, ſein Erſtaunen zu ſteigen. — Er kämpfte ſichtlich mit ſich ſelbſt, aber die Macht, die jetzt wie mein Ich ſelbſt in ſein Inneres gedrungen, ſiegte über das feindliche Prinzip, das ſonſt mir widerſtrebte; mein Triumph war mir gewiß, als er ſchon am andern Abend wieder kam."

„Er fand mich einſam, noch düſtrer, noch aufgeregter als geſtern, ich ſprach von dem Baron und von meiner unausſprechlichen Sehnſucht, ihn wieder zu ſehen. Hermogen war bald nicht mehr derſelbe, er hing an meinen Blicken, und ihr gefährliches Feuer fiel zündend in ſein Inneres. Wenn meine Hand in der ſeinigen ruhte, zuckte dieſe oft krampfhaft, tiefe Seufzer entflohen ſeiner Bruſt. Ich hatte die höchſte Spitze dieſer bewußtloſen Exaltation richtig berechnet. Den Abend als er fallen ſollte, verſchmähte ich ſelbſt jene Künſte nicht, die ſo verbraucht ſind, und immer wieder ſo wirkungsvoll erneuert werden. Es gelang! — Die Folgen waren entſetzlicher, als ich ſie mir gedacht, und doch erhöhten ſie meinen Triumph, indem ſie meine Macht auf glänzende Weiſe bewährten. — Die Gewalt, mit der ich das feindliche Prinzip bekämpfte, das wie in ſeltſamen Ahnungen in ihm ſich ſonſt ausſprach, hatte ſeinen Geiſt gebrochen, er verfiel in Wahnſinn, wie Du weißt, ohne daß Du jedoch bis jetzt die eigentliche Urſache gekannt haben ſollteſt. — Es iſt etwas Eignes, daß Wahnſinnige oft, als ſtänden ſie in näherer Beziehung mit dem Geiſte, und gleichſam in ihrem eignen Innern leichter, wie wohl bewußtlos angeregt vom fremden geiſtigen Prinzip, oft das in Uns Verborgene durchſchauen, und in ſeltſamen Anklängen ausſprechen, ſo daß uns oft die grauenvolle Stimme eines zweiten Ichs mit unheimlichem Schauer befängt. Es mag daher wohl ſeyn, daß, zumal in der eignen Beziehung, in der Du, Hermogen und ich ſtehen, er auf geheimnißvolle Weiſe Dich durchſchaut, und ſo Dir feindlich iſt, allein Gefahr für Uns iſt deshalb nicht im mindeſten vorhanden. Bedenke, ſelbſt wenn er mit ſeiner Feindſchaft gegen Dich offen ins Feld rückte, wenn er es ausſpräche: traut nicht dem verkappten Prieſter, wer würde das für was anderes halten, als für eine Idee, die der Wahnſinn erzeugte, zumal, da Reinhold ſo gut geweſen iſt, in Dir den

Pater Medardus wieder zu erkennen? — Indeſſen bleibt es gewiß, daß Du nicht mehr, wie ich gewollt und gedacht hatte, auf Hermogen wirken kannſt. Meine Rache iſt erfüllt und Hermogen mir nun wie ein weggeworfenes Spielzeug unbrauchbar, und um ſo überläſtiger als er es wahrſcheinlich für eine Bußübung hält, mich zu ſehen, und daher mit ſeinen ſtieren lebendigtodten Blicken mich verfolgt. Er muß fort, und ich glaubte Dich dazu benutzen zu können, ihn in der Idee ins Kloſter zu gehen zu beſtärken, und den Baron, ſo wie den rathgebenden Freund Reinhold, zu gleicher Zeit durch die dringendſten Vorſtellungen, wie Hermogens Seelenheil nun einmal das Kloſter begehre, geſchmeidiger zu machen, daß ſie in ſein Vorhaben willigten. — Hermogen iſt mir in der That höchſt zuwider, ſein Anblick erſchüttert mich oft, er muß fort! — Die einzige Perſon, der er ganz anders erſcheint, iſt Aurelie, das fromme kindiſche Kind; durch ſie allein kannſt Du auf Hermogen wirken, und ich will dafür ſorgen, daß Du in nähere Beziehung mit ihr trittſt. Findeſt Du einen ſchicklichen Zuſammenhang der äußern Umſtände, ſo kannſt Du auch Reinholden, oder dem Baron entdecken, wie Dir Hermogen ein ſchweres Verbrechen gebeichtet, das Du natürlicherweiſe, Deiner Pflicht gemäß, verſchweigen müßteſt. — Doch davon künftig mehr! — Nun weißt Du alles, Viktorin, handle und bleibe mein. Herrſche mit mir über die läppiſche Puppenwelt, wie ſie ſich um uns dreht. Das Leben muß uns ſeine herrlichſten Genüſſe ſpenden, ohne uns in ſeine Beengtheit einzuzwängen." — Wir ſahen den Baron in der Entfernung, und gingen ihm, wie im frommen Geſpräch begriffen, entgegen. —

Es bedurfte vielleicht nur Euphemiens Erklärung über die Tendenz ihres Lebens, um mich ſelbſt die überwiegende Macht fühlen zu laſſen, die wie der Ausfluß höherer Prinzipe mein Inneres beſeelte. Es war etwas Uebermenſchliches in mein Weſen getreten, das mich plötzlich auf einen Standpunkt erhob, von dem mir alles in anderm Verhältniß, in anderer Farbe als ſonſt erſchien. Die Geiſtesſtärke, die Macht über das Leben, womit Euphemie prahlte, war mir des bitterſten Hohns würdig. In dem Augenblick, daß die Elende ihr loſes unbedachtes Spiel mit den gefährlichſten Verknüpfungen des Lebens zu treiben wähnte, war ſie hingegeben dem Zufall oder dem böſen Verhängniß, das meine Hand leitete. Es war nur meine Kraft, entflammt von geheimnißvollen Mächten, die ſie zwingen konnte im Wahn, den für den Freund und Bundesbruder zu halten, der, nur ihr zum Verderben die äußere zufällige Bildung jenes Freundes tragend, ſie wie die feindliche Macht ſelbſt umkrallte, ſo daß keine Freiheit mehr möglich. Euphemie wurde mir in ihrem eitlen ſelbſtſüchtigen Wahn verächtlich, und das Verhältniß mit ihr um ſo widriger, als Aurelie in meinem Innern lebte, und nur ſie die Schuld meiner begangenen Sünden trug, wenn ich das, was mir jetzt die höchſte Spitze alles irdiſchen Genuſſes zu ſeyn ſchien, noch für Sünde gehalten hätte. Ich beſchloß von der mir inwohnenden Macht den vollſten Gebrauch zu machen, und ſo ſelbſt den Zauberſtab zu ergreifen, um die Kreiſe zu beſchreiben, in denen ſich all' die Erſcheinungen um mich her mir zur Luſt bewegen ſollten. Der Baron und Reinhold wetteiferten mit einander, mir das Leben im Schloſſe recht angenehm zu machen; nicht die leiſeſte Ahnung von meinem Verhältniß mit Euphemien ſtieg in ihnen auf, vielmehr äußerte der Baron oft, wie in unwillkürlicher Herzensergießung, daß erſt durch mich ihm Euphemie ganz wiedergegeben ſey, und dies ſchien mir die Richtigkeit der Vermuthung Reinholds, daß irgend ein Zufall dem Baron wohl die Spur von Euphemiens verbotenen Wegen entdeckt haben könne, klar anzudeuten. Den Hermogen ſah ich ſelten, er vermied mich mit ſichtlicher Angſt und Beklemmung, welches der Baron und Reinhold der Scheu vor meinem heiligen frommen Weſen, und vor meiner geiſtigen Kraft, die das zerrüttete Gemüth durchſchaute, zuſchrieben. Auch Aurelie ſchien ſich abſichtlich meinem Blick zu entziehen, ſie wich mir aus, und wenn ich mit ihr ſprach, war auch ſie ängſtlich und beklommen, wie Hermogen. Es war mir beinahe gewiß, daß der wahnſinnige Hermogen gegen Aurelie jene ſchrecklichen Ahnungen, die mich durchbebten, ausgeſprochen, indeſſen ſchien mir der böſe Eindruck zu bekämpfen möglich. — Wahrſcheinlich auf Veranlaſſung der Baroneſſe, die mich in näheren Rapport mit Aurelien ſetzen wollte, um durch ſie auf Hermogen zu wirken, bat mich der Baron, Aurelien in den höheren Geheimniſſen der Religion zu unterrichten. So verſchaffte mir Euphemie ſelbſt die Mittel, das herrlichſte zu erreichen, was mir meine glühende Einbildungskraft in tauſend üppigen Bildern vorgemalt. Was war jene Viſion in der Kirche anderes, als das Verſprechen der höheren auf mich einwirkenden Macht, mir die zu geben, von deren Beſitz allein die Beſänftigung des Sturms zu hoffen, der in mir raſend, mich wie auf tobenden Wellen umherwarf. — Aureliens Anblick, ihre Nähe, ja die Berührung ihres Kleides, ſetzte mich in Flammen. Des Blutes Gluthſtrom ſtieg fühlbar auf in die geheimnißvolle Werkſtatt der Gedanken, und ſo ſprach ich von den wundervollen Geheimniſſen der Religion in feurigen Bildern, deren tiefere Bedeutung die wollüſtige Raſerei der glühendſten verlangenden Liebe war. So ſollte dieſe Gluth meiner Rede, wie in elektriſchen Schlägen, Aureliens Inneres durchdringen, und ſie ſich vergebens dagegen wappnen. — Ihr unbewußt ſollten die in ihre Seele geworfenen Bilder ſich wunderbar entfalten, und glänzender, flammender in der tieferen Bedeutung hervorgehen, und dieſe ihre Bruſt dann mit den Ahnungen des unbekannten Genuſſes erfüllen, bis ſie ſich, von unnennbarer Sehnſucht gefoltert und zerriſſen, ſelbſt in meine Arme würfe. Ich bereitete mich auf die ſogenannten Lehrſtunden bei Aurelien ſorgſam vor, ich wußte den Ausdruck meiner Rede zu ſteigern; andächtig, mit gefaltenen Händen, mit niedergeſchlagenen Augen hörte mir das fromme Kind zu, aber nicht eine Bewegung, nicht ein leiſer Seufzer verriethen irgend eine tiefere Wirkung meiner Worte. — Meine Bemühungen brachten mich nicht weiter; ſtatt in Aurelien das verderbliche Feuer zu entzünden, das ſie der Verführung Preis geben ſollte, wurde nur qualvoller und verzehrender die Gluth, die in meinem Innern brannte. — Raſend vor Schmerz und Wolluſt, brütete ich über Pläne zu Aureliens Verderben und indem ich Euphemien Wonne und Entzücken heuchelte, keimte ein glühender Haß in meiner Seele empor, der, im ſeltſamen Widerſpruch, meinem Betragen bei der Baroneſſe etwas Wildes, Entſetzliches gab, vor dem ſie ſelbſt erbebte. — Fern von ihr war jede Spur des Geheimniſſes, das in meiner Bruſt verborgen, und unwillkürlich mußte ſie der Herrſchaft Raum geben, die ich immer mehr und mehr über ſie mir anzumaßen anfing. — Oft kam es mir in den Sinn, durch einen wohlberechneten Gewaltſtreich, dem Aurelie erliegen ſollte, meine Qual zu enden, aber ſo wie ich Aurelien erblickte, war es mir, als ſtehe ein Engel neben ihr, ſie ſchirmend und ſchützend und Trotz bietend der Macht des Feindes. Ein Schauer bebte dann durch meine Glieder, in dem mein böſer Vorſatz erkaltete. Endlich fiel ich darauf, mit ihr zu beten: denn im Gebet ſtrömt feuriger die Gluth der Andacht, und die geheimſten Regungen werden wach, und erheben ſich wie auf brauſenden Wellen, und ſtrecken ihre Polypenarme aus, um das Unbekannte zu faſſen, das die unnennbare Sehnſucht ſtillen ſoll, von der die Bruſt zerriſſen. Dann mag das Irdiſche, ſich wie Himmliſches verkündend, keck dem aufgeregten Gemüth entgegen treten, und im höchſten Genuß ſchon hienieden die Erfüllung des Ueberſchwenglichen verheißen; die bewußtloſe Leidenſchaft wird getäuſcht, und das Streben nach dem Heiligen, Ueberirdiſchen wird gebrochen in dem namenloſen nie gekannten Entzücken irdiſcher Begierde. — Selbſt darin, daß ſie von mir verfaßte Gebete nachſprechen ſollte, glaubte ich Vortheile für meine verrätheriſchen Abſichten zu finden. — Es war dem ſo! — Denn neben mir knieend, mit zum Himmel gewandtem Blick meine Gebete nachſprechend, färbten höher ſich ihre Wangen, und ihr Buſen wallte auf und nieder. — Da nahm ich wie im Eifer des Gebets ihre Hände, und drückte ſie an meine Bruſt, ich war ihr ſo nahe, daß ich die Wärme ihres Körpers fühlte, ihre losgelöſten Locken hingen über meine Schulter; ich war außer mir vor raſender Begierde, ich umſchlang ſie mit wildem Verlangen, ſchon brannten meine Küße auf ihrem Munde, auf ihrem Buſen, da wand ſie ſich mit einem durchdringenden Schrei aus meinen Armen; ich hatte nicht Kraft ſie zu halten, es war als ſtrahle ein Blitz herab, mich zerſchmetternd! — Sie entfloh raſch in das Nebenzimmer; die Thüre öffnete ſich, und Hermogen zeigte ſich in derſelben, er blieb ſtehen, mich mit dem furchtbaren entſetzlichen Blick des wilden Wahnſinns anſtarrend. Da raffte ich alle meine Kraft zuſammen, ich trat keck auf ihn zu, und rief mit trotziger gebietender Stimme: „was willſt Du hier? Hebe Dich weg Wahnſinniger!“ Aber Hermogen ſtreckte mir die rechte Hand entgegen, und ſprach dumpf und ſchaurig: „ich wollte mit Dir kämpfen, aber ich habe kein Schwert, und Du biſt der Mord, denn Blutstropfen quillen aus Deinen Augen und kleben in Deinem Barte!“ —

Er verſchwand, die Thüre heftig zuſchlagend, und ließ mich allein, knirſchend vor Wuth über mich ſelbſt, der ich mich hatte hinreiſſen laſſen von der Gewalt des Moments, ſo daß nun der Verrath mir Verderben drohte. Niemand ließ ſich ſehen, ich hatte Zeit genug, mich ganz zu ermannen, und der mir inwohnende Geiſt gab mir bald die Anſchläge ein, jeder üblen Folge des böſen Beginnens auszuweichen.

Sobald es thunlich war, eilte ich zu Euphemien, und mit keckem Uebermuth erzählte ich ihr die ganze Begebenheit mit Aurelien.

Euphemie ſchien die Sache nicht ſo leicht zu nehmen, als ich es gewünſcht hatte, und es war mir begreiflich, daß, ihrer gerühmten Geiſtesſtärke, ihrer hohen Anſicht der Dinge unerachtet, wohl kleinliche Eiferſucht in ihr wohnen, ſie aber überdem noch befürchten könne, daß Aurelie über mich klagen, ſo der Nimbus meiner Heiligkeit verlöſchen, und unſer Geheimniß in Gefahr gerathen werde: aus einer mir ſelbſt unerklärlichen Scheu, verſchwieg ich Hermogens Hinzutreten und ſeine entſetzlichen mich durchbohrenden Worte.

Euphemie hatte einige Minuten geſchwiegen, und ſchien, mich ſeltſamlich anſtarrend, in tiefes Nachdenken verſunken. —

„Sollteſt Du nicht, Viktorin! ſprach ſie endlich, errathen, welche herrliche Gedanken meines Geiſtes würdig mich durchſtrömen? — Aber Du kannſt es nicht, doch rüttle friſch die Schwingen, um dem kühnen Fluge zu folgen, den ich zu beginnen bereit bin. Daß Du, der Du mit voller Herrſchaft über alle Erſcheinungen des Lebens ſchweben ſollteſt, nicht neben einem leidlich ſchönen Mädchen knien kannſt, ohne ſie zu umarmen und zu küſſen, nimmt mich Wunder, ſo wenig ich Dir das Verlangen verarge, das in Dir aufſtieg. So wie ich Aurelien kenne, wird ſie voller Schaam über die Begebenheit ſchweigen, und ſich höchſtens nur unter irgend einem Vorwande Deinem zu leidenſchaftlichen Unterrichte entziehen. Ich befürchte daher nicht im mindeſten die verdrießlichen Folgen, die dein Leichtſinn, deine ungezähmte Begierde hätte herbeiführen können. — Ich haſſe ſie nicht, dieſe Aurelie, aber ihre Anſpruchloſigkeit, ihr ſtilles Frommthun, hinter dem ſich ein unleidlicher Stolz verſteckt, ärgert mich. Nie habe ich, unerachtet ich es nicht verſchmähte mit ihr zu ſpielen, ihr Zutrauen gewinnen können, ſie blieb ſcheu und verſchloſſen. Dieſe Abgeneigtheit ſich mir zu ſchmiegen, ja dieſe ſtolze Art mir auszuweichen, erregt in mir die widrigſten Gefühle. — Es iſt ein ſublimer Gedanke, die Blume, die auf den Prunk ihrer glänzenden Farben ſo ſtolz thut, gebrochen und dahin welken zu ſehen! ich gönne es Dir, dieſen ſublimen Gedanken auszuführen, und es ſoll nicht an Mitteln fehlen, den Zweck leicht und ſicher zu erreichen. — Auf Hermogens Haupt ſoll die Schuld fallen und ihn vernichten!“ — Euphemie ſprach noch mehr über ihren Plan und wurde mir mit jedem Worte verhaßter, denn nur das gemeine verbrecheriſche Weib ſah ich in ihr, und ſo ſehr ich nach Aureliens Verderben dürſtete, da ich nur dadurch Befreiung von der grenzenloſen Qual wahnſinniger Liebe, die meine Bruſt zerfleiſchte büßen konnte, ſo war mir doch Euphemiens Mitwirkung verächtlich. Ich wies daher zu ihrem nicht geringen Erſtaunen ihren Anſchlag von der Hand, indem ich im Innern feſt entſchloſſen war, das durch eigne Macht zu vollführen, wozu Euphemie mir ihre Beihülfe aufdringen wollte.

So wie die Baroneſſe es vermuthet, blieb Aurelie in ihrem Zimmer, ſich mit einer Unpäßlichkeit entſchuldigend, und ſo ſich meinem Unterricht für die nächſten Tage entziehend. Hermogen war wider ſeine Gewohnheit jetzt viel in der Geſellſchaft Reinholds und des Barons, er ſchien weniger in ſich gekehrt, aber wilder, zorniger. Man hörte ihn oft laut und nachdrücklich ſprechen, und ich bemerkte, daß er mich mit Blicken des verhaltenen Grimms anſah, ſo oft der Zufall mich ihm in den Weg führte: das Betragen des Barons und Reinholds veränderte ſich in einigen Tagen auf ganz ſeltſame Weiſe. Ohne im Aeußerlichen im mindeſten von der Aufmerkſamkeit und Hochachtung, die ſie mir ſonſt bezeigt, nachzulaſſen, ſchien es, als wenn ſie, gedrückt von einem wunderbaren ahnenden Gefühl, nicht jenen gemüthlichen Ton finden konnten, der ſonſt unſre Unterhaltung belebte. Alles, was ſie mit mir ſprachen, war ſo gezwungen, ſo froſtig, daß ich mich ernſtlich mühen mußte, von allerlei Vermuthungen ergriffen, wenigſtens unbefangen zu ſcheinen. —

Euphemiens Blicke, die ich immer richtig zu deuten wußte, ſagten mir, daß irgend Etwas vorgegangen, wovon ſie ſich beſonders aufgeregt fühlte, doch war es den ganzen Tag unmöglich, uns unbemerkt zu ſprechen. —

In tiefer Nacht, als Alles im Schloſſe längſt ſchlief, öffnete ſich eine Tapetenthür in meinem Zimmer, die ich ſelbſt noch nicht bemerkt, und Euphemie trat herein, mit einem zerſtörten Weſen, wie ich ſie noch niemals geſehen. „Viktorin, ſprach ſie: es droht uns Verrath, Hermogen, der wahnſinnige Hermogen iſt es, der, durch ſeltſame Ahnungen auf die Spur geleitet, unſer Geheimniß entdeckt hat. In allerlei Andeutungen, die gleich ſchauerlichen entſetzlichen Sprüchen einer dunklen Macht, die über uns waltet, lauten, hat er dem Baron einen Verdacht eingeflößt, der ohne deutlich ausgeſprochen zu ſeyn, mich doch auf quälende Weiſe verfolgt. — Wer Du biſt, daß unter dieſem heiligen Kleide Graf Viktorin verborgen, das ſcheint Hermogen durchaus verſchloſſen geblieben; dagegen behauptet er, aller Verrath, alle Argliſt, alles Verderben, das über uns einbrechen werde, ruhe in Dir, ja wie der Widerſacher ſelbſt, ſey der Mönch in das Haus getreten, der von teufliſcher Macht beſeelt, verdammten Verrath brüte. — Es kann ſo nicht bleiben, ich bin es müde, dieſen Zwang zu tragen, den mir der kindiſche Alte auferlegt, der nun mit kränkelnder Eiferſucht, wie es ſcheint, ängſtlich meine Schritte bewachen wird. Ich will dies Spielzeug, das mir langweilig worden, wegwerfen, und Du, Viktorin, wirſt Dich um ſo williger meinem Begehren fügen, als Du auf einmal ſelbſt der Gefahr entgehſt, endlich ertappt zu werden, und ſo das geniale Verhältniß, das unſer Geiſt ausbrütete, in eine gemeine verbrauchte Mummerei, in eine abgeſchmackte Eheſtandsgeſchichte herabſinken zu ſehen! Der läſtige Alte muß fort, und wie das am beſten ins Werk zu richten iſt, darüber laß uns zu Rathe gehen, höre aber erſt meine Meinung. Du weißt, daß der Baron jeden Morgen, wenn Reinhold beſchäftigt, allein hinausgeht in das Gebirge, um ſich an den Gegenden nach ſeiner Art zu erlaben. — Schleiche Dich früher hinaus, und ſuche ihm am Ausgange des Parks zu begegnen. Nicht weit von hier giebt es eine wilde ſchauerliche Felſengruppe; wenn man ſie erſtiegen, gähnt dem Wandrer auf der einen Seite ein ſchwarzer bodenloſer Abgrund entgegen, dort iſt, oben über den Abgrund herüberragend, der ſogenannte Teufelsſitz. Man fabelt, daß giftige Dünſte aus dem Abgrunde ſteigen, die den, der vermeſſen hinabſchaut, um zu erforſchen, was drunten verborgen, betäuben und rettungslos in den Tod hinabziehen. Der Baron, dieſes Mährchen verlachend, ſtand ſchon oft auf jenem Felsſtück über dem Abgrund, um die Ausſicht, die ſich dort öffnet, zu genießen. Es wird leicht ſeyn, ihn ſelbſt darauf zu bringen, daß er Dich an die gefährliche Stelle führt; ſteht er nun dort, und ſtarrt in die Gegend hinein, ſo erlöſt uns ein kräftiger Stoß Deiner Fauſt auf immer von dem ohnmächtigen Narren.“ — „Nein, nimmermehr, ſchrie ich heftig: ich kenne den entſetzlichen Abgrund, ich kenne den Sitz des Teufels, nimmermehr! fort mit Dir und dem Frevel, den Du mir zumutheſt!“ Da ſprang Euphemie auf, wilde Gluth entflammte ihren Blick, ihr Geſicht war verzerrt von der wüthenden Leidenſchaft, die in ihr tobte. „Elender Schwächling, rief ſie: Du wagſt es in dumpfer Feigheit dem zu widerſtreben, was ich beſchloß? Du willſt Dich lieber dem ſchmachvollen Joche ſchmiegen, als mit mir herrſchen? Aber Du biſt in meiner Hand, vergebens entwindeſt Du Dich der Macht, die Dich gefeſſelt hält zu meinen Füßen! — Du vollziehſt meinen Auftrag, morgen darf der, deſſen Anblick mich peinigt, nicht mehr leben!“ —

Indem Euphemie die Worte ſprach, durchdrang mich die tiefſte Verachtung ihrer armſeligen Prahlerei, und im bittern Hohn lachte ich ihr gellend entgegen, daß ſie erbebte, und die Todtenbläſſe der Angſt und des tiefen Grauens ihr Geſicht überflog. — „Wahnſinnige, rief ich: die Du glaubſt über das Leben zu herrſchen, die Du glaubſt mit ſeinen Erſcheinungen zu ſpielen, habe Acht, daß dies Spielzeug nicht in Deiner Hand zur ſchneidenden Waffe wird, die Dich tödtet! Wiſſe Elende, daß ich, den Du in Deinem ohnmächtigen Wahn zu beherrſchen glaubſt, Dich wie das Verhängniß ſelbſt in meiner Macht feſtgekettet halte, Dein frevelhaftes Spiel iſt nur das krampfhafte Winden des gefeſſelten Raubthiers im Käfig! — Wiſſe, Elende, daß Dein Buhle zerſchmettert in jenem Abgrunde liegt, und daß Du ſtatt ſeiner den Geiſt der Rache ſelbſt umarmteſt! — Geh und verzweifle!“

Euphemie wankte; im convulſiviſchen Erbeben war ſie im Begriff zu Boden zu ſinken, ich faßte ſie und drückte ſie durch die Tapetenthüre den Gang hinab. — Der Gedanke ſtieg mir auf, ſie zu tödten, ich unterließ es ohne mich deſſen bewußt zu ſeyn, denn im erſten Augenblick, als ich die Tapetenthüre ſchloß, glaubte ich die That vollbracht zu haben! — Ich hörte einen durchdringenden Schrei und Thüren zuſchlagen.

Jetzt hatte ich mich ſelbſt auf einen Standpunkt geſtellt, der mich dem gewöhnlichen menſchlichen Thun ganz entrückte; jetzt mußte Schlag auf Schlag folgen, und mich ſelbſt als den böſen Geiſt der Rache verkündend, mußte ich das Ungeheuere vollbringen. — Euphemiens Untergang war beſchloſſen, und der glühendſte Haß ſollte, mit der höchſten Inbrunſt der Liebe ſich vermählend, mir den Genuß gewähren, der nun noch dem übermenſchlichen mir inwohnenden Geiſte würdig. — In dem Augenblick, daß Euphemie untergegangen, ſollte Aurelie mein werden.

Ich erſtaunte über Euphemiens innere Kraft, die es ihr möglich machte, den andern Tag unbefangen und heiter zu ſcheinen. Sie ſprach ſelbſt darüber, daß ſie vorige Nacht in eine Art Somnambulismus gerathen, und dann heftig an Krämpfen gelitten, der Baron ſchien ſehr theilnehmend, Reinholds Blicke waren zweifelhaft und mißtrauiſch. Aurelie blieb auf ihrem Zimmer, und je weniger es mir gelang, ſie zu ſehen, deſto raſender tobte die Wuth in meinem Innern. Euphemie lud mich ein, auf bekanntem Wege in ihr Zimmer zu ſchleichen, wenn Alles im Schloſſe ruhig geworden. — Mit Entzücken vernahm ich das, denn der Augenblick der Erfüllung ihres böſen Verhängniſſes war gekommen. — Ein kleines ſpitzes Meſſer, das ich ſchon von Jugend auf bei mir trug, und mit dem ich geſchickt in Holz zu ſchneiden wußte, verbarg ich in meiner Kutte, und ſo zum Morde entſchloſſen, ging ich zu ihr. „Ich glaube, fing ſie an: wir haben beide geſtern ſchwere ängſtliche Träume gehabt, es kam viel von Abgründen darin vor, doch das iſt nun vorbei!“ — Sie gab ſich darauf, wie gewöhnlich, meinen frevelnden Liebkoſungen hin, ich war erfüllt von entſetzlichem teufliſchem Hohn, indem ich nur die Luſt empfand, die mir der Mißbrauch ihrer eignen Schändlichkeit erregte. Als ſie in meinen Armen lag, entfiel mir das Meſſer, ſie ſchauerte zuſammen, wie von Todesangſt ergriffen, ich hob das Meſſer raſch auf, den Mord noch verſchiebend, der mir ſelbſt andere Waffen in die Hände gab. — Euphemie hatte italieniſchen Wein und eingemachte Früchte auf den Tiſch ſtellen laſſen. — Wie ſo ganz plump und verbraucht, dachte ich, verwechſelte geſchickt die Gläſer, und genoß nur ſcheinbar die mir dargebotenen Früchte, die ich in meinen weiten Aermel fallen ließ. Ich hatte zwei, drei Gläſer von dem Wein, aber aus dem Glaſe, das Euphemie für ſich hingeſtellt, getrunken, als ſie vorgab, Geräuſch im Schloſſe zu hören, und mich bat ſie ſchnell zu verlaſſen. — Nach ihrer Abſicht ſollte ich auf meinem Zimmer enden! Ich ſchlich durch die langen ſchwach erhellten Corridore, ich kam bei Aureliens Zimmer vorüber, wie feſtgebannt blieb ich ſtehen. — Ich ſah ſie, es war als ſchwebe ſie daher, mich voll Liebe anblickend, wie in jener Viſion, und mir winkend, daß ich ihr folgen ſollte. — Die Thüre wich durch den Druck meiner Hand, ich ſtand im Zimmer, nur angelehnt war die Thüre des Kabinetts, eine ſchwüle Luft wallte mir entgegen, meine Liebesgluth ſtärker entzündend, mich betäubend; kaum konnte ich athmen. — Aus dem Kabinett quollen die tiefen angſtvollen Seufzer der vielleicht von Verrath und Mord Träumenden, ich hörte ſie im Schlafe beten! — „Zur That, zur That, was zauderſt Du, der Augenblick entflieht,“ ſo trieb mich die unbekannte Macht in meinem Innern. — Schon hatte ich einen Schritt ins Kabinett gethan, da ſchrie es hinter mir: „Verruchter, Mordbruder! nun gehörſt Du mein!“ und ich fühlte mich mit Rieſenkraft von hinten feſtgepackt. — Es war Hermogen, ich wand mich, alle meine Stärke aufbietend, endlich von ihm los und wollte mich fortdrängen, aber von Neuem packte er mich hinterwärts und zerfleiſchte meinen Nacken mit wüthenden Biſſen! — Vergebens rang ich, unſinnig vor Schmerz und Wuth, lange mit ihm, endlich zwang ihn ein kräftiger Stoß, von mir abzulaſſen, und als er von Neuem über mich herfiel, da zog ich mein Meſſer; zwei Stiche, und er ſank röchelnd zu Boden, daß es dumpf im Corridor wiederhallte. — Bis heraus aus dem Zimmer hatten wir uns gedrängt im Kampfe der Verzweiflung! —

So wie Hermogen gefallen, rannte ich in wilder Wuth die Treppe herab, da riefen gellende Stimmen durch das ganze Schloß: Mord! Mord! — Lichter ſchweiften hin und her, und die Tritte der Herbeieilenden ſchallten durch die langen Gänge, die Angſt verwirrte mich, ich war auf entlegene Seitentreppen gerathen. — Immer lauter, immer heller wurde es im Schloſſe, immer näher und näher erſcholl es gräßlich: Mord, Mord! Ich unterſchied die Stimme des Barons und Reinholds, welche heftig mit den Bedienten ſprachen. — Wohin fliehen, wohin mich verbergen? — Noch vor wenig Augenblicken, als ich Euphemien mit demſelben Meſſer ermorden wollte, mit dem ich den wahnſinnigen Hermogen tödtete, war es mir, als könne ich, mit dem blutigen Mordinſtrument in der Hand, vertrauend auf meine Macht, keck hinaustreten, da keiner, von ſcheuer Furcht ergriffen, es wagen würde, mich aufzuhalten; jetzt war ich ſelbſt von tödtlicher Angſt befangen. Endlich, endlich war ich auf der Haupttreppe, der Tumult hatte ſich nach den Zimmern der Baroneſſe gezogen, es wurde ruhiger, in drei gewaltigen Sprüngen war ich hinab, nur noch wenige Schritte vom Portal entfernt. Da gellte ein durchdringender Schrei durch die Gänge, dem ähnlich, den ich in voriger Nacht gehört. — Sie iſt todt, gemordet durch das Gift, das ſie mir bereitet, ſprach ich dumpf in mich hinein. Aber nun ſtrömte es wieder hell aus Euphemiens Zimmern. Aurelie ſchrie angſtvoll um Hülfe. Aufs Neue erſcholl es gräßlich: Mord, Mord! — Sie brachten Hermogens Leichnam! — „Eilt nach dem Mörder,“ hört' ich Reinhold rufen. Da lachte ich grimmig auf, daß es durch den Saal, durch die Gänge dröhnte, und rief mit ſchrecklicher Stimme: „Wahnwitzige, wollt ihr das Verhängniß fahen, das die frevelnden Sünder gerichtet? — Sie horchten auf, der Zug blieb wie feſtgebannt auf der Treppe ſtehen. — Nicht fliehen wollt' ich mehr, — ja ihnen entgegen ſchreiten, die Rache Gottes an den Frevlern in donnernden Worten verkündend. Aber — des gräßlichen Anblicks! — vor mir — vor mir ſtand Viktorins blutige Geſtalt, nicht ich, er hatte die Worte geſprochen. — Das Entſetzen ſträubte mein Haar, ich ſtürzte in wahnſinniger Angſt hinaus, durch den Park! — Bald war ich im Freien, da hörte ich Pferdegetrappel hinter mir, und indem ich meine letzte Kraft zuſammennahm, um der Verfolgung zu entgehen, fiel ich über eine Baumwurzel ſtrauchelnd zu Boden. Bald ſtanden die Pferde bei mir. Es war Viktorins Jäger. „Um Jeſuswillen, gnädiger Herr, fing er an: was iſt im Schloſſe vorgefallen, man ſchreit Mord! Schon iſt das Dorf im Aufruhr. — Nun, was es auch ſeyn mag, ein guter Geiſt hat es mir eingegeben aufzupacken, und aus dem Städtchen hieher zu reiten; es iſt alles im Felleiſen auf Ihrem Pferde, gnädiger Herr, denn wir werden uns doch wohl trennen müſſen vor der Hand, es iſt gewiß recht was Gefährliches geſchehen, nicht wahr?“ — Ich raffte mich auf, und mich aufs Pferd ſchwingend, bedeutete ich den Jäger, in das Städtchen zurückzureiten, und dort meine Befehle zu erwarten. Sobald er ſich in der Finſterniß entfernt hatte, ſtieg ich wieder vom Pferde und leitete es behutſam in den dicken Tannenwald hinein, der ſich vor mir ausbreitete.

Dritter Abſchnitt.

Die Abentheuer der Reiſe.

Als die erſten Strahlen der Sonne durch den finſtern Tannenwald brachen, befand ich mich an einem friſch und hell über glatte Kieſelſteine dahin ſtrömenden Bach. Das Pferd, welches ich mühſam durch das Dickigt geleitet, ſtand ruhig neben mir, und ich hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als das Felleiſen, womit es bepackt war, zu unterſuchen. — Wäſche, Kleidungsſtücke, ein mit Gold wohl gefüllter Beutel, fielen mir in die Hände. — Ich beſchloß, mich ſogleich umzukleiden; mit Hülfe der kleinen Scheere und des Kamms, den ich in einem Beſteck gefunden, verſchnitt ich den Bart, und brachte die Haare, ſo gut es gehen wollte, in Ordnung. Ich warf die Kutte ab, in welcher ich noch das kleine verhängnißvolle Meſſer, Viktorins Portefeuille, ſo wie die Korbflaſche mit dem Reſt des Teufels-Elixiers vorfand, und bald ſtand ich da, in weltlicher Kleidung mit der Reiſemütze auf dem Kopf, ſo daß ich mich ſelbſt, als mir der Bach mein Bild heraufſpiegelte, kaum wieder erkannte. Bald war ich am Ausgange des Waldes, und der in der Ferne aufſteigende Dampf, ſo wie das helle Glockengeläute, das zu mir herübertönte, ließen mich ein Dorf in der Nähe vermuthen. Kaum hatte ich die Anhöhe vor mir erreicht, als ein freundliches ſchönes Thal ſich öffnete, in dem ein großes Dorf lag. Ich ſchlug den breiten Weg ein, der ſich hinabſchlängelte, und ſobald der Abhang weniger ſteil wurde, ſchwang ich mich aufs Pferd, um ſo viel möglich mich an das mir ganz fremde Reiten zu gewöhnen. — Die Kutte hatte ich in einen hohlen Baum verborgen, und mit ihr all' die feindſeligen Erſcheinungen auf dem Schloſſe in den finſtern Wald gebannt; denn ich fühlte mich froh und muthig, und es war mir, als habe nur meine überreizte Phantaſie mir Viktorins blutige gräßliche Geſtalt gezeigt, und als wären die letzten Worte, die ich den mich Verfolgenden entgegen rief, wie in hoher Begeiſterung, unbewußt, aus meinem Innern hervorgegangen, und hätten die wahre geheime Beziehung des Zufalls, der mich auf das Schloß brachte, und das, was ich dort begann, herbeiführte, deutlich ausgeſprochen. — Wie das waltende Verhängniß ſelbſt trat ich ein, den boshaften Frevel ſtrafend, und den Sünder in dem ihm bereiteten Untergange entſündigend. Nur Aureliens holdes Bild lebte noch wie ſonſt in mir, und ich konnte nicht an ſie denken, ohne meine Bruſt beengt, ja phyſiſch einen nagenden Schmerz in meinem Innern zu fühlen. — Doch war es mir, als müſſe ich ſie vielleicht in fernen Landen wieder ſehen, ja, als müſſe ſie, wie von unwiderſtehlichem Drange hingeriſſen, von unauflöslichen Banden an mich gekettet, mein werden. —

Ich bemerkte, daß die Leute, welche mir begegneten, ſtill ſtanden und mir verwundert nachſahen, ja daß der Wirth im Dorfe vor Erſtaunen über meinen Anblick kaum Worte finden konnte, welches mich nicht wenig ängſtigte. Während daß ich mein Frühſtück verzehrte, und mein Pferd gefüttert wurde, verſammelten ſich mehrere Bauern in der Wirthsſtube, die, mit ſcheuen Blicken mich anſchielend, mit einander flüſterten. — Immer mehr drängte ſich das Volk zu, und mich dicht umringend, gafften ſie mich an mit dummen Erſtaunen. Ich bemühte mich, ruhig und unbefangen zu bleiben, und rief mit lauter Stimme den Wirth, dem ich befahl mein Pferd ſatteln, und das Felleiſen aufpacken zu laſſen. Er ging zweideutig lächelnd hinaus, und kam bald darauf mit einem langen Mann zurück, der mit finſtrer Amtsmiene und komiſcher Gravität auf mich zuſchritt. Er faßte mich ſcharf ins Auge, ich erwiederte den Blick, indem ich aufſtand und mich dicht vor ihn ſtellte. Das ſchien ihn etwas außer Faſſung zu ſetzen, indem er ſich ſcheu nach den verſammelten Bauern umſah. „Nun was iſt es, rief ich: Ihr ſcheint mir etwas ſagen zu wollen." Da räuſperte ſich der ernſthafte Mann, und ſprach, indem er ſich bemühte, in den Ton ſeiner Stimme recht viel Gewichtiges zu legen: „Herr! Ihr kommt nicht eher von hinnen, bis Ihr Uns, dem Richter hier am Orte, umſtändlich geſagt, wer Ihr ſeid, mit allen Qualitäten, was Geburt, Stand und Würde anbelangt, auch woher Ihr gekommen, und wohin Ihr zu reiſen gedenkt, nach allen Qualitaten, der Lage des Orts, des Namens, Provinz und Stadt, und was weiter zu bemerken, und uber das Alles mußt Ihr Uns, dem Richter, einen Paß vorzeigen, geſchrieben und unterſchrieben, unterſiegelt nach allen Qualitäten, wie es recht iſt und gebräuchlich!" — Ich hatte noch gar nicht daran gedacht, daß es nöthig ſey, irgend einen Namen anzunehmen, und noch weniger war mir eingefallen, daß das Sonderbare, Fremde meines Aeußern — welches durch die Kleidung, der ſich mein mönchiſcher Anſtand nicht fügen wollte, ſo wie durch die Spuren des übelverſchnittenen Bartes erzeugt wurde — mich jeden Augenblick in die Verlegenheit ſetzen würde, über meine Perſon ausgeforſcht zu werden. Die Frage des Dorfrichters kam mir daher ſo unerwartet, daß ich vergebens ſann, ihm irgend eine befriedigende Antwort zu geben. Ich entſchloß mich zu verſuchen, was entſchiedene Keckheit bewirken würde, und ſagte mit feſter Stimme: „wer ich bin, habe ich Urſache zu verſchweigen, und deshalb trachtet Ihr vergeblich meinen Paß zu ſehen, übrigens hütet Euch, eine Perſon von Stande mit Euren läppiſchen Weitläuftigkeiten nur einen Augenblick aufzuhalten." „Hoho! rief der Dorfrichter, indem er eine große Doſe hervorzog, in die, als er ſchnupfte, fünf Hände der hinter ihm ſtehenden Gerichtsſchöppen hineingriffen, gewaltige Priſen herausholend: hoho, nur nicht ſo barſch, gnädigſter Herr! — Ihre Excellenz wird ſich gefallen laſſen müſſen, Uns dem Richter Rede zu ſtehen, und den Paß zu zeigen, denn, nun gerade heraus geſagt, hier im Gebirge giebt es ſeit einiger Zeit allerlei verdächtige Geſtalten, die dann und wann aus dem Walde kucken, und wieder verſchwinden, wie der Gott ſey bei uns ſelbſt, aber es iſt verfluchtes Diebs- und Raubgeſindel, die den Reiſenden auflauern und allerlei Schaden anrichten durch Mord und Brand, und Ihr, mein gnädigſter Herr, ſeht in der That ſo abſonderlich aus, daß Ihr ganz dem Bilde ähnlich ſeyd, das die hochlöbliche Landesregierung von einem großen Räuber und Hauptſpitzbuben, geſchrieben und beſchrieben nach allen Qualitäten, an uns den Richter geſchickt hat. Alſo nur ohne alle weitere Umſtände und ceremoniſche Worte, den Paß oder in den Thurm!" — Ich ſah, daß mit dem Mann ſo nichts auszurichten war, ich ſchickte mich daher an zu einem andern Verſuch. „Geſtrenger Herr Richter, ſprach ich, wenn Ihr mir die Gnade erzeigen wolltet, daß ich mit Euch allein ſprechen dürfte, ſo wollte ich alle Eure Zweiſel leicht aufklären, und im Vertrauen auf Eure Klugheit Euch das Geheimniß offenbaren, das mich in dem Aufzuge, der Euch ſo auffallend dünkt, herführt." — „Ha ha! Geheimniſſe offenbaren, ſprach der Richter: ich merke ſchon, was das ſeyn wird; nun, geht nur hinaus, ihr Leute, bewacht die Thüre und die Fenſter, und laßt Niemanden hinein und heraus!" — Als wir allein waren, fing ich an: „Ihr ſeht in mir, Herr Richter, einen unglücklichen Flüchtling, dem es endlich durch ſeine Freunde glückte, einem ſchmachvollen Gefängniß, und der Gefahr, auf ewig ins Kloſter geſperrt zu werden, zu entgehen. Erlaßt mir die näheren Umſtände meiner Geſchichte, die das Gewebe von Ränken und Bosheiten einer rachſüchtigen Familie iſt. Die Liebe zu einem Mädchen niedern Standes war die Urſache meiner Leiden. In dem langen Gefängniß war mir der Bart gewachſen, und man hatte mir ſchon die Tonſur geben laſſen, wie Ihrs bemerken könnet, ſo wie ich auch in dem Gefängniſſe, in dem ich ſchmachtete, in eine Mönchskutte gekleidet gehen mußte. Erſt nach meiner Flucht, hier im Walde, durfte ich mich umkleiden, weil man mich ſonſt ereilt haben würde. Ihr merkt nun ſelbſt, woher das Auffallende in meinem Aeußern rührt, das mich bei Euch in ſolch böſen Verdacht gebracht hat. Einen Paß kann ich Euch, wie Ihr ſeht, nun nicht vorzeigen, aber für die Wahrheit meiner Behauptungen habe ich gewiſſe Gründe, die Ihr wohl für richtig anerkennen werdet." — Mit dieſen Worten zog ich den Geldbeutel hervor, legte drei blanke Dukaten auf den Tiſch, und der gravitätiſche Ernſt des Herrn Richters verzog ſich zum ſchmunzelnden Lächeln. „Eure Gründe, mein Herr, ſagte er, ſind gewiß einleuchtend genug, aber nehmt es nicht übel, mein Herr! es fehlt ihnen noch eine gewiſſe überzeugende Gleichheit nach allen Qualitäten! Wenn Ihr wollt, daß ich das Ungerade für gerade nehmen ſoll, ſo müſſen Eure Gründe auch ſo beſchaffen ſeyn." — Ich verſtand den Schelm, und legte noch einen Dukaten hinzu. „Nun ſehe ich, ſprach der Richter, daß ich Euch mit meinem Verdacht Unrecht gethan habe; reiſet nur weiter, aber ſchlagt, wie Ihr es wohl gewohnt ſeyn möget, hübſch die Nebenwege ein, haltet Euch von der Heerſtraße ab, bis Ihr Euch des verdächtigen Aeußeren ganz entledigt." — Er öffnete die Thüre nun weit, und rief laut der verſammelten Menge entgegen: „der Herr da drinnen iſt ein vornehmer Herr, nach allen Qualitäten, er hat ſich Uns, dem

Richter, in einer geheimen Audienz entdeckt, er reiſet Inkognito, das heißt, unbekannterweiſe, und daß Ihr alle davon nichts zu wiſſen und zu vernehmen braucht, ihr Schlingel! — Nun, glückliche Reiſe, gnäd'ger Herr!" Die Bauern zogen, ehrfurchtsvoll ſchweigend, die Mützen ab, als ich mich auf das Pferd ſchwang. Raſch wollte ich durch das Thor ſprengen, aber das Pferd fing an ſich zu bäumen, meine Unwiſſenheit, meine Ungeſchicklichkeit im Reiten verſagte mir jedes Mittel, es von der Stelle zu bringen, im Kreiſe drehte es ſich mit mir herum, und warf mich endlich, unter dem ſchallenden Gelächter der Bauern, dem herbeieilenden Richter und dem Wirthe in die Arme. „Das iſt ein böſes Pferd!" ſagte der Richter mit unterdrücktem Lachen. — „Ein böſes Pferd!" wiederholte ich, mir den Staub abklopfend. Sie halfen mir wieder herauf, aber von Neuem bäumte ſich ſchnaubend und prubſtend das Pferd, durchaus war es nicht durch das Thor zu bringen. Da rief ein alter Bauer: „Ey ſeht doch, da ſitzt ja das Zeterweib, die alte Lieſe, an dem Thor und läßt den gnädigen Herrn nicht fort, aus Schabernak, weil er ihr keinen Groſchen gegeben." — Nun erſt fiel mir ein altes zerlumptes Bettelweib ins Auge, die dicht am Thorwege niedergekauert ſaß und mich mit wahnſinnigen Blicken anlachte. „Will die Zeterhexe gleich aus dem Wege!" ſchrie der Richter, aber die Alte kreiſchte: „der Blutbruder hat mir keinen Groſchen gegeben, ſeht ihr nicht den todten Menſchen vor mir liegen? über den kann der Blutbruder nicht wegſpringen, der todte Menſch richtet ſich auf, aber ich drücke ihn nieder, wenn mir der Blutbruder einen Groſchen giebt." Der Richter hatte das Pferd bei dem Zügel ergriffen und wollte es, ohne auf das wahnwitzige Geſchrei der Alten zu achten, durch das Thor ziehen, vergeblich war indeſſen alle Anſtrengung, und die Alte ſchrie gräßlich dazwiſchen: „Blutbruder, Blutbruder, gieb mir Groſchen, gieb mir Groſchen!" Da griff ich in die Taſche und warf ihr Geld in den Schooß, und jubelnd und jauchzend ſprang die Alte auf in die Lüfte, und ſchrie: „ſeht die ſchönen Groſchen, die mir der Blutbruder gegeben, ſeht die ſchönen Groſchen!" Aber mein Pferd wieherte laut, und kourbettirte, von dem Richter losgelaſſen, durch das Thor. „Nun geht es gar ſchön und herrlich mit dem Reiten, gnädiger Herr, nach allen Qualitäten," ſagte der Richter, und die Bauern, die mir bis vors Thor nachgelaufen, lachten noch einmal über die Maaßen, als ſie mich unter den Sprüngen des muntern Pferdes ſo auf und nieder fliegen ſahen, und rieſen: „ſeht doch, ſeht doch, der reitet wie ein Capuziner!“ —

Der ganze Vorfall im Dorfe, vorzüglich die verhängnißvollen Worte des wahnſinnigen Weibes, hatten mich nicht wenig aufgeregt. Die vornehmſten Maaßregeln, die ich jetzt zu ergreifen hatte, ſchienen mir, bei der erſten Gelegenheit alles Auffallende aus meinem Aeußern zu verbannen, und mir irgend einen Namen zu geben, mit dem ich mich ganz unbemerkt in die Maſſe der Menſchen eindrängen konne. — Das Leben lag vor mir, wie ein finſtres undurchſchauliches Verhängniß, was konnte ich anders thun, als mich in meiner Verbannung ganz den Wellen des Stroms überlaſſen, der mich unaufhaltſam dahin riß. Alle Faden, die mich ſonſt an beſtimmte Lebensverhältniſſe banden, waren zerſchnitten, und daher kein Halt für mich zu finden. Immer lebendiger und lebendiger wurde die Heerſtraße, und Alles kündigte ſchon in der Ferne die reiche lebhafte Handelsſtadt an, der ich mich jetzt näherte. In wenigen Tagen lag ſie mir vor Augen; ohne gefragt, ja ohne einmal eben genau betrachtet zu werden, ritt ich in die Vorſtadt hinein. Ein großes Haus mit hellen Spiegelfenſtern, über deſſen Thüre ein goldner geflügelter Löwe prangte, fiel mir in die Augen. Eine Menge Menſchen wogte hinein und heraus, Wagen kamen und fuhren ab, aus den untern Zimmern ſchallte mir Gelächter und Gläſerklang entgegen. Kaum hielt ich an der Thüre, als geſchäftig der Hausknecht herbeiſprang, mein Pferd bei dem Zügel ergriff, und es, als ich abgeſtiegen, hineinführte. Der zierlich gekleidete Kellner kam mit dem klappernden Schlüſſelbunde, und ſchritt mir voran die Treppe hinauf; als wir uns im zweiten Stock befanden, ſah er mich noch einmal flüchtig an, und führte mich dann noch eine Treppe höher, wo er mir ein mäßiges Zimmer öffnete, und mich dann höflich frug, was ich vor der Hand befehle, um zwei Uhr würde geſpeiſet im Saal No. 10. erſter Stock u. ſ. w. „Bringen Sie mir eine Flaſche Wein!“ Das war in der That das erſte Wort, das ich der dienſtfertigen Geſchäftigkeit dieſer Leute einſchieben konnte.

Kaum war ich allein, als es klopfte, und ein Geſicht zur Thüre hereinſah, das einer komiſchen Maske glich, wie ich ſie wohl ehemals geſehen. Eine ſpitze rothe Naſe, ein paar kleine funkelnde Augen, ein langes Kinn und dazu ein aufgethürmtes gepudertes Toupee, das, wie ich nachher wahrnahm, ganz unvermutheter Weiſe hinten in einen Titus ausging, ein großes Jabot, ein brennend rothes Gilet, unter dem zwei ſtarke Uhrketten hervorhingen, Pantalons, ein Frack, der manchmal zu enge, dann aber auch wieder zu weit war, kurz mit Conſequenz überall nicht paßte! — So ſchritt die Figur in der Krümmung des Bücklings, der in der Thür begonnen, herein, Hut, Scheere und Kamm in der Hand, ſprechend: „Ich bin der Friſeur des Hauſes, und biete meine Dienſte, meine unmaßgeblichen Dienſte gehorſamſt an.“ — Die kleine winddürre Figur hatte ſo etwas Poſſierliches, daß ich das Lachen kaum unterdrücken konnte. Doch war mir der Mann willkommen, und ich ſtand nicht an, ihn zu fragen, ob er ſich getraue, meine durch die lange Reiſe, und noch dazu durch übles Verſchneiden ganz in Verwirrung gerathenen Haare in Ordnung zu bringen. Er ſah meinen Kopf mit kunſtrichterlichen Augen an, und ſprach, indem er die rechte Hand, graziös gekrümmt, mit ausgeſpreizten Fingern auf die rechte Bruſt legte: „In Ordnung bringen? — O Gott! Pietro Belcampo, Du, den die ſchnöden Neider ſchlechtweg Peter Schönfeld nennen, wie den göttlichen Regimentspfeifer und Horniſten Giacomo Punto, Jakob Stich, Du wirſt verkannt. Aber ſtellſt Du nicht ſelbſt Dein Licht unter den Scheffel, ſtatt es leuchten zu laſſen vor der Welt? Sollte der Bau dieſer Hand, ſollte der Funke des Genies, der aus dieſem Auge ſtrahlt, und wie ein lieblich Morgenroth die Naſe färbt im Vorbeiſtreifen, ſollte Dein ganzes Weſen nicht dem erſten Blick des Kenners verrathen, daß der Geiſt Dir inwohnt, der nach dem Ideal ſtrebt? — In Ordnung bringen! — ein kaltes Wort, mein Herr!“ —

Ich bat den wunderlichen kleinen Mann, ſich nicht ſo zu ereifern, indem ich ſeiner Geſchicklichkeit alles zutraue. „Geſchicklichkeit? fuhr er in ſeinem Eifer fort, was iſt Geſchicklichkeit? — Wer war geſchickt? — Jener der das Maaß nahm nach fünf Augenlängen und dann ſpringend dreißig Ellen weit in den Graben ſtürzte? — Jener der ein Linſenkorn auf zwanzig Schritte weit durch ein Nähnadelöhr ſchleuderte? — Jener der fünf Centner an den Degen hing, und ſo ihn an der Naſenſpitze balanzirte ſechs Stunden, ſechs Minuten, ſechs Sekunden und einen Augenblick? — Ha was iſt Geſchicklichkeit! Sie iſt fremd dem Pietro Belcampo, den die Kunſt, die heilige, durchdringt. — Die Kunſt, mein Herr, die Kunſt! — Meine Phantaſie irrt in dem wunderbaren Lockenbau, in dem künſtlichen Gefüge, das der Zephyrhauch in Wellenzirkeln baut und zerſtört. — Da ſchafft ſie und wirkt und arbeitet. — Ha es iſt was Göttliches um die Kunſt, denn die Kunſt, mein Herr, iſt eigentlich nicht ſowohl die Kunſt, von der man ſo viel ſpricht, ſondern ſie entſteht vielmehr erſt aus dem Allen, was man die Kunſt heißt! — Sie verſtehen mich, mein Herr, denn Sie ſcheinen mir ein denkender Kopf, wie ich aus dem Löckchen ſchließe, das ſich rechter Hand über Dero verehrte Stirn gelegt." — Ich verſicherte, daß ich ihn vollkommen verſtande, und indem mich die ganz originelle Narrheit des Kleinen höchlich ergötzte, beſchloß ich, ſeine gerühmte Kunſt in Anſpruch nehmend, ſeinen Eifer, ſeinen Pathos nicht im mindeſten zu unterbrechen. „Was gedenken Sie denn, ſagte ich, aus meinen verworrenen Haaren herauszubringen?" — „Alles was Sie wollen, erwiderte der Kleine: ſoll Pietro Belcampo des Künſtlers Rath aber etwas vermögen, ſo laſſen Sie mich erſt in den gehörigen Weiten, Breiten und Längen, Ihr werthes Haupt, Ihre ganze Geſtalt, Ihren Gang, Ihre Mienen, Ihr Gebehrdenſpiel betrachten, dann werde ich ſagen, ob Sie ſich mehr zum Antiken oder zum Romantiſchen, zum Heroiſchen, Großen, Erhabenen, zum Naiven, zum Idylliſchen, zum Spöttiſchen, zum Humoriſtiſchen hinneigen; dann werde ich die Geiſter des Caracalla, des Titus, Carls des Großen, Heinrich des Vierten, Guſtav Adolphs, oder Virgils, Taſſo's, Boccaccio's, heraufbeſchwören. — Von ihnen beſeelt zucken die Muskeln meiner Finger, und unter der ſonoren zwitſchernden Scheere geht das Meiſterſtück hervor. Ich werde es ſeyn, mein Herr, der Ihre Charakteriſtik, wie ſie ſich ausſprechen ſoll im Leben, vollendet. Aber jetzt bitte ich, die Stube einigemal auf und abzuſchreiten, ich will beobachten, bemerken, anſchauen, ich bitte!"

Dem wunderlichen Mann mußte ich mich wohl fügen, ich ſchritt daher, wie er gewollt, die Stube auf und ab, indem ich mir alle Mühe gab, den gewiſſen mönchiſchen Anſtand, den keiner ganz abzulegen vermag, iſt es auch noch ſo lange her, daß er das Kloſter verlaſſen, zu verbergen. Der Kleine betrachtete mich aufmerkſam, dann aber fing er an, um mich her zu trippeln, er ſeufzte und ächzte, er zog ſein Schnupftuch hervor und wiſchte ſich die Schweißtropfen von der Stirne. Endlich ſtand er ſtill, und ich frug ihn, ob er nun mit ſich einig worden, wie er mein Haar behandeln müſſe. Da ſeufzte er und ſprach: „Ach, mein Herr! was iſt denn das? — Sie haben ſich nicht Ihrem natürlichen Weſen überlaſſen, es war ein Zwang in dieſer Bewegung, ein Kampf ſtreitender Naturen. Noch ein paar Schritte, mein Herr!“ — Ich ſchlug es ihm rund ab, mich noch einmal zur Schau zu ſtellen, indem ich erklärte, daß wenn er nun ſich nicht entſchließen könne, mein Haar zu verſchneiden, ich darauf verzichten müſſe, ſeine Kunſt in Anſpruch zu nehmen. „Begrabe Dich, Pietro, rief der Kleine in vollem Eifer: denn Du wirſt verkannt in dieſer Welt, wo keine Treue, keine Aufrichtigkeit mehr zu finden. Aber Sie ſollen doch meinen Blick, der in die Tiefe ſchaut, bewundern, ja den Genius in mir verehren, mein Herr! Vergebens ſuchte ich lange all' das Widerſprechende, was in Ihrem ganzen Weſen, in Ihren Bewegungen liegt, zuſammen zu fügen. Es liegt in Ihrem Gange etwas, das auf einen Geiſtlichen hindeutet. Ex profundis clamavi ad te Domine — Oremus — Et in omnia saecula saeculorum Amen?“ — Dieſe Worte ſang der Kleine mit heiſ'rer quäkender Stimme, indem er mit treuſter Wahrheit, Stellung und Gebehrde der Mönche nachahmte. Er drehte ſich wie vor dem Altar, er kniete und ſtand wieder auf, aber nun nahm er einen ſtolzen trotzigen Anſtand an, er runzelte die Stirn, er riß die Augen auf und ſprach: „mein iſt die Welt! — Ich bin reicher, klüger, verſtändiger, als ihr Alle, ihr Maulwürfe; beugt Euch vor mir! Sehen Sie, mein Herr, ſagte der Kleine, das ſind die Hauptingredienzien Ihres äußern Anſtandes, und wenn Sie es wünſchen, ſo will ich, Ihre Züge, Ihre Geſtalt, Ihre Sinnesart beachtend, etwas Caracalla, Abälard und Boccaz zuſammengießen, und ſo in der Gluth, Form und Geſtalt bildend, den wunderbaren antik-romantiſchen Bau ätheriſcher Locken und Löckchen beginnen.“ — Es lag ſo viel Wahres in der Bemerkung des Kleinen, daß ich es für gerathen hielt, ihm zu geſtehen, wie ich in der That geiſtlich geweſen, und ſchon die Tonſur erhalten, die ich jetzt ſo viel möglich zu verſtecken wünſche.

Unter ſeltſamen Sprüngen, Grimaſſen und wunderlichen Reden, bearbeitete der Kleine mein Haar. Bald ſah er finſter und mürriſch aus, bald lächelte er, bald ſtand er in athletiſcher Stellung, bald erhob er ſich auf den Fußſpitzen, kurz es war mir kaum möglich, nicht noch mehr zu lachen, als ſchon wider meinen Willen geſchah. — Endlich war er fertig, und ich bat ihn, noch ehe er in die Worte ausbrechen konnte, die ihm ſchon auf der Zunge ſchwebten, mir Jemanden heraufzuſchicken, der ſich, eben ſo wie Er des Haupthaars, meines verwirrten Barts annehmen könnte. Da lächelte er ganz ſeltſam, ſchlich auf den Zehen zur Stubenthür und verſchloß ſie. Dann trippelte er leiſe bis mitten ins Zimmer, und ſprach: „goldne Zeit, als noch Bart und Haupthaar in Einer Lockenfülle ſich zum Schmuck des Mannes ergoß, und die ſüße Sorge eines Künſtlers war — Aber du biſt dahin! — der Mann hat ſeine ſchönſte Zierde verworfen, und eine ſchändliche Klaſſe hat ſich hingegeben, den Bart mit entſetzlichen Inſtrumenten bis auf die Haut zu vertilgen. O, ihr ſchnöden ſchmählichen Bartkratzer und Bartputzer, wetzt nur Eure Meſſer auf ſchwarzen, mit übelriechendem Oel getränkten Riemen zum Hohn der Kunſt, ſchwingt Eure betroddelten Beutel, klappert mit Euern Becken und ſchaumt die Seife, heißes, gefährliches Waſſer umherſpritzend, fragt im frechen Frevel Euere Patienten, ob ſie über den Daumen oder über den Löffel raſirt ſeyn wollen. — Es giebt Pietro's, die Euerm ſchnöden Gewerbe entgegenarbeiten und, ſich erniedrigend zu Euerm ſchmachvollen Treiben, die Bärte auszurotten, noch das zu retten ſuchen, was ſich über die Wellen der Zeit erhebt. Was ſind die tauſendmal variirten Backenbärte in lieblichen Windungen und Krümmungen, bald ſich ſanft ſchmiegend der Linie des ſanften Ovals, bald traurig niederſinkend in des Halſes Vertiefung, bald keck emporſtrebend über die Mundwinkel heraus, bald beſcheiden ſich einengend in ſchmaler Linie, bald ſich auseinanderbreitend in kühnem Lockenſchwunge — was ſind ſie anders, als die Erfindung unſerer Kunſt, in der ſich das hohe Streben nach dem Schönen, nach dem Heiligen entfaltet? Ha, Pietro! zeige, welcher Geiſt dir inwohnt, ja, was du für die Kunſt zu unternehmen bereit biſt, indem du herabſteigſt zum unleidlichen Geſchäft der Bartkratzer." — Unter dieſen Worten hatte der Kleine ein vollſtändiges Barbierzeug hervorgezogen und fing an, mich mit leichter geübter Hand von meinem Barte zu befreien. Wirklich ging ich aus ſeinen Händen ganz anders geſtaltet hervor, und es bedurfte nur noch anderer, weniger ins Auge fallender Kleidungsſtücke, um mich der Gefahr zu entziehen, wenigſtens durch mein Aeußeres eine mir gefährliche Aufmerkſamkeit zu erregen. Der Kleine ſtand, in inniger Zufriedenheit mich anlächelnd, da. Ich ſagte ihm, daß ich ganz unbekannt in der Stadt wäre, und daß es mir angenehm ſeyn würde, mich bald nach der Sitte des Orts kleiden zu können. Ich drückte ihm für ſeine Bemühung, und um ihn aufzumuntern, meinen Commiſſionair zu machen, einen Dukaten in die Hand. Er war wie verklärt, er beäugelte den Dukaten in der flachen Hand. „Wertheſter Gönner und Mäzen, fing er an: ich habe mich nicht in Ihnen betrogen, der Geiſt leitete meine Hand, und im Adlerflug des Backenbarts ſind Ihre hohen Geſinnungen rein ausgeſprochen. Ich habe einen Freund, einen Damon, einen Oreſt, der das am Körper vollendet, was ich am Haupt begonnen, mit demſelben tiefen Sinn, mit demſelben Genie. Sie merken, mein Herr, daß es ein Koſtümkünſtler iſt, denn ſo nenne ich ihn, ſtatt des gewöhnlichen trivialen Ausdrucks Schneider. — Er verliert ſich gern in das Ideelle, und ſo hat er, Formen und Geſtalten in der Phantaſie bildend, ein Magazin der verſchiedenſten Kleidungsſtücke angelegt. Sie erblicken den modernen Elegant in allen möglichen Nüancen, wie er, bald keck und kühn alles überleuchtend, bald in ſich verſunken nichts beachtend, bald naiv tändelnd, bald ironiſch, witzig, übellaunigt, ſchwermüthig, bizarr, ausgelaſſen, zierlich, burſchikos erſcheinen will. Der Jüngling, der ſich zum erſtenmal einen Rock machen laſſen, ohne einengenden Rath der Mama, oder des Hofmeiſters; der Vierziger, der ſich pudern muß, des weißen Haars wegen; der lebensluſtige Alte, der Gelehrte, wie er ſich in der Welt bewegt, der reiche Kaufmann, der wohlhabende Bürger: alles hängt in meines Damons Laden vor Ihren Augen; in wenigen Augenblicken ſollen ſich die Meiſterſtücke meines Freundes Ihrem Blick entfalten.“ — Er hüpfte ſchnell von dannen, und erſchien bald mit einem großen, ſtarken, anſtändig gekleideten Manne wieder, der gerade den Gegenſatz des Kleinen machte, ſowohl im Aeußern, als in ſeinem ganzen Weſen, und den er mir doch eben als ſeinen Damon vorſtellte. — Damon maß mich mit den Augen, und ſuchte dann ſelbſt aus dem Paket, das ihm ein Burſche nachgetragen, Kleidungsſtücke heraus, die den Wünſchen, welche ich ihm eröffnet, ganz entſprachen. Ja erſt in der Folge habe ich den feinen Tackt des Koſtümkünſtlers, wie ihn der Kleine preziös nannte, eingeſehen, der in dem Sinn durchaus nicht aufzufallen, ſondern unbemerkt und doch beim Bemerktwerden geachtet, ohne Neugierde über Stand, Gewerbe u. ſ. w. zu erregen, zu wandeln, ſo richtig wählte. Es iſt in der That ſchwer, ſich ſo zu kleiden, daß der gewiſſe allgemeinere Charakter des Anzuges irgend eine Vermuthung, man treibe dies oder jenes Gewerbe, nicht aufkommen läßt, ja daß Niemand daran denkt, darauf zu ſinnen. Das Koſtüm des Weltbürgers wird wohl nur durch das Negative bedingt, und läuft ungefähr darauf hinaus, was man das gebildete Benehmen heißt, das auch mehr im Unterlaſſen, als im Thun liegt. — Der Kleine ergoß ſich noch in allerlei ſonderbaren grotesken Redensarten, ja da ihm vielleicht wenige ſo williges Ohr verliehen als ich, ſchien er überglücklich, ſein Licht recht leuchten laſſen zu können. — Damon, ein ernſter, und wie mir ſchien verſtändiger Mann, ſchnitt ihm aber plötzlich die Rede ab, indem er ihn bei der Schulter faßte und ſprach: „Schönfeld! Du biſt heute wieder einmal recht im Zuge tolles Zeug zu ſchwatzen; ich wette, daß dem Herrn ſchon die Ohren wehe thun, von all' dem Unſinn, den Du vorbringſt.“ — Belcampo ließ traurig ſein Haupt ſinken, aber dann ergriff er ſchnell den beſtaubten Hut, und rief laut, indem er zur Thüre hinausſprang: „ſo werd' ich proſtituirt von meinen beſten Freunden!“ — Damon ſagte, indem er ſich mir empfahl: „Es iſt ein Haſenfuß ganz eigner Art, dieſer Schönfeld! — das viele Leſen hat ihn halb verrückt gemacht, aber ſonſt ein gutmüthiger Menſch und in ſeinem Metier geſchickt, weshalb ich ihn leiden mag, denn leiſtet man recht viel wenigſtens in einer Sache, ſo kann man ſonſt wohl etwas weniges über die Schnur hauen.“ — Als ich allein war, fing ich vor dem großen Spiegel, der im Zimmer aufgehängt war, eine förmliche Uebung im Gehen an. Der kleine Friſeur hatte mir einen richtigen Fingerzeig gegeben. Den Mönchen iſt eine gewiſſe ſchwerfällige ungelenke Geſchwindigkeit im Gehen eigen, die durch die lange Kleidung, welche die Schritte hemmt und durch das Streben, ſich ſchnell zu bewegen, wie es der Cultus erfordert, hervorgebracht wird. Eben ſo liegt in dem zurückgebeugten Körper und in dem Tragen der Arme, die niemals herunterhängen dürfen, da der Mönch die Hände, wenn er ſie nicht faltet, in die weiten Aermel der Kutte ſteckt, etwas ſo Charakteriſtiſches, das dem Aufmerkſamen nicht leicht entgeht. Ich verſuchte dies Alles abzulegen, um jede Spur meines Standes zu verwiſchen. Nur darin fand ich Troſt für mein Gemüth, daß ich mein ganzes Leben, als ausgelebt möcht' ich ſagen, als überſtanden anſah, und nun in ein neues Seyn ſo eintrat, als belebe ein geiſtiges Prinzip die neue Geſtalt, von der überhaupt ſelbſt die Erinnerung ehemaliger Exiſtenz immer ſchwächer und ſchwächer werdend, endlich ganz unterginge. Das Gewühl der Menſchen, der fortdauernde Lärm des Gewerbes, das ſich auf den Straßen rührte, alles war mir neu und ganz dazu geeignet, die heitre Stimmung zu erhalten, in die mich der komiſche Kleine verſetzt. In meiner neuen anſtändigen Kleidung wagte ich mich hinab an die zahlreiche Wirthstafel, und jede Scheu verſchwand, als ich wahrnahm, daß mich niemand bemerkte, ja daß mein nächſter Nachbar ſich nicht einmal die Mühe gab mich anzuſchauen, als ich mich neben ihm ſetzte. In der Fremdenliſte hatte ich, meiner Befreiung durch den Prior gedenkend, mich Leonhard genannt, und für einen Privatmann ausgegeben, der zu ſeinem Vergnügen reiſe. Dergleichen Reiſende mochte es in der Stadt gar viele geben, und um ſo weniger veranlaßte ich weitere Nachfrage. — Es war mir ein eignes Vergnügen, die Straßen zu durchſtreichen und mich an dem Anblick der reichen Kaufladen, der ausgehängten Bilder und Kupferſtiche zu ergötzen. Abends beſuchte ich die öffentlichen Spaziergänge, wo mich oft meine Abgeſchiedenheit mitten im lebhafteſten Gewühl der Menſchen mit bittern Empfindungen erfüllte. — Von Niemandem gekannt zu ſeyn, in Niemandes Bruſt die leiſeſte Ahnung vermuthen zu können, wer ich ſey, welch ein wunderbares merkwürdiges Spiel des Zufalls mich hieher geworfen, ja was ich Alles in mir ſelbſt verſchließe, ſo wohlthätig es mir in meinem Verhältniß ſeyn mußte, hatte doch für mich etwas wahrhaft Schauerliches, indem ich mir ſelbſt dann vorkam, wie ein abgeſchiedener Geiſt, der noch auf Erden wandle, da Alles ihm ſonſt im Leben befreundete längſt geſtorben. Dachte ich daran, wie ehemals den berühmten Kanzelredner Alles freundlich und ehrfurchtsvoll grüßte, wie Alles nach ſeiner Unterhaltung, ja nach ein paar Worten von ihm geizte, ſo ergriff mich bittrer Unmuth. — Aber jener Kanzelredner war der Mönch Medardus, der iſt geſtorben und begraben in den Abgründen des Gebirges, ich bin es nicht, denn ich lebe, ja mir iſt erſt jetzt das Leben neu aufgegangen, das mir ſeine Genüße bietet. — So war es mir, wenn Träume mir die Begebenheiten im Schloſſe wiederholten, als wären ſie einem Anderen, nicht mir, geſchehen; dieſer Andere war doch wieder der Capuziner, aber nicht ich ſelbſt. Nur der Gedanke an Aurelien verknüpfte noch mein voriges Seyn mit dem jetzigen, aber wie ein tiefer nie zu verwindender Schmerz tödtete er oft die Luſt, die mir aufgegangen, und ich wurde dann plötzlich herausgeriſſen aus den bunten Kreiſen, womit mich immer mehr das Leben umfing. — Ich unterließ nicht, die vielen öffentlichen Häuſer zu beſuchen, in denen man trank, ſpielte u. d. m. und vorzüglich war mir in dieſer Art ein Hotel in der Stadt lieb geworden, in dem ſich, des guten Weins wegen, jeden Abend eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelte. — An einem Tiſch im Nebenzimmer ſah ich immer dieſelben Perſonen, ihre Unterhaltung war lebhaft und geiſtreich. Es gelang mir, den Männern, die einen geſchloſſenen Zirkel gebildet hatten, näher zu treten, indem ich erſt in einer Ecke des Zimmers ſtill und beſcheiden meinen Wein trank, endlich irgend eine intereſſante litterariſche Notiz, nach der ſie vergebens ſuchten, mittheilte, und ſo einen Platz am Tiſche erhielt, den ſie mir um ſo lieber einräumten, als ihnen mein Vortrag, ſo wie meine mannigfachen Kenntniſſe, die ich, täglich mehr eindringend in all' die Zweige der Wiſſenſchaft, die mir bisher unbekannt bleiben mußten, erweiterte, zuſagten. So erwarb ich mir eine Bekanntſchaft, die mir wohl that, und mich immer mehr und mehr an das Leben in der Welt gewöhnend, wurde meine Stimmung täglich unbefangener und heitrer; ich ſchliff all' die rauhen Ecken ab, die mir von meiner vorigen Lebensweiſe übrig geblieben. —

Seit mehreren Abenden ſprach man in der Geſellſchaft, die ich beſuchte, viel von einem fremden Maler, der angekommen und eine Ausſtellung ſeiner Gemälde veranſtaltet habe: Alle außer mir hatten die Gemälde ſchon geſehen, und rühmten ihre Vortrefflichkeit ſo ſehr, daß ich mich entſchloß auch hinzugehen. Der Maler war nicht zugegen, als ich in den Saal trat, doch machte ein alter Mann den Cicerone und nannte die Meiſter der fremden Gemälde, die der Maler zugleich mit den ſeinigen ausgeſtellt. — Es waren herrliche Stücke, mehrentheils Originale berühmter Meiſter, deren Anblick mich entzückte. — Bei manchen Bildern, die der Alte flüchtige, großen Freskogemälden entnommene Copien nannte, dämmerten in meiner Seele Erinnerungen aus meiner frühſten Jugend auf. — Immer deutlicher und deutlicher, immer lebendiger erglühten ſie in regen Farben. Es waren offenbar Copien aus der heiligen Linde. So erkannte ich auch bei einer heiligen Familie in Joſephs Zügen ganz das Geſicht jenes fremden Pilgers, der mir den wunderbaren Knaben brachte. Das

Gefühl der tiefſten Wehmuth durchdrang mich, aber eines lauten Ausrufs konnte ich mich nicht erwehren, als mein Blick auf ein lebensgroßes Portrait fiel, in dem ich die Fürſtin, meine Pflegemutter, erkannte. Sie war herrlich, und mit jener im höchſten Sinn aufgefaßten Aehnlichkeit, wie Van Dyk ſeine Portraits malte, in der Tracht, wie ſie in der Prozeſſion am Bernardustage vor den Nonnen einherzuſchreiten pflegte, gemalt. Der Maler hatte gerade den Moment ergriffen, als ſie nach vollendetem Gebet ſich anſchickt aus ihrem Zimmer zu treten, um die Prozeſſion zu beginnen, auf welche das verſammelte Volk in der Kirche, die ſich in der Perſpektive des Hintergrundes öffnet, erwartungsvoll harrt. In dem Blick der herrlichen Frau lag ganz der Ausdruck des zum himmliſchen erhobenen Gemüths, ach es war, als ſchien ſie Vergebung für den frevelnden frechen Sünder zu erflehen, der ſich gewaltſam von ihrem Mutterherzen losgeriſſen und dieſer Sünder war ja ich ſelbſt! Gefühle, die mir längſt fremd worden, durchſtrömten meine Bruſt, eine unausſprechliche Sehnſucht riß mich fort, ich war wieder bei dem guten Pfarrer im Dorfe des Ciſterzienſerkloſters, ein muntrer, unbefangener, froher Knabe, vor Luſt jauchzend, weil der Bernardustag gekommen. Ich ſah ſie! — Biſt du recht fromm und gut geweſen, Franziskus? frug ſie mit der Stimme, deren vollen Klang die Liebe dämpfte, daß ſie weich und lieblich zu mir herübertönte. — Biſt du recht fromm und gut geweſen? Ach, was konnte ich ihr antworten? — Frevel auf Frevel habe ich gehäuft, dem Bruch des Gelübdes folgte der Mord! — Von Gram und Reue zerfleiſcht, ſank ich halb ohnmächtig auf die Knie, Thränen entſtürzten meinen Augen. — Erſchrocken ſprang der Alte auf mich zu und frug heftig: was iſt Ihnen, was iſt Ihnen, mein Herr? — Das Bild der Aebtiſſin iſt meiner, eines grauſamen Todes geſtorbenen, Mutter ſo ähnlich, ſagte ich dumpf in mich hinein, und ſuchte, indem ich aufſtand, ſo viel Faſſung als möglich zu gewinnen. „Kommen Sie, mein Herr! ſagte der Alte: ſolche Erinnerungen ſind zu ſchmerzhaft, man darf ſie vermeiden, es iſt noch ein Portrait hier, welches mein Herr für ſein beſtes hält. Das Bild iſt nach dem Leben gemalt und unlängſt vollendet, wir haben es verhängt, damit die Sonne nicht die noch nicht einmal ganz eingetrockneten Farben verderbe.“ — Der Alte ſtellte mich ſorglich in das gehörige Licht und zog dann ſchnell den Vorhang weg. — Es war Aurelie! — Mich ergriff ein Entſetzen, das ich kaum zu bekämpfen vermochte. — Aber ich erkannte die Nähe des Feindes, der mich in die wogende Fluth, der ich kaum entronnen, gewaltſam hineindrängen, mich vernichten wollte, und mir kam der Muth wieder, mich aufzulehnen gegen das Ungethüm, das in geheimnißvollem Dunkel auf mich einſtürmte. —

Mit gierigen Blicken verſchlang ich Aureliens Reize, die aus dem in regem Leben glühenden Bilde hervorſtrahlten. — Der kindliche milde Blick des frommen Kindes ſchien den verruchten Mörder des Bruders anzuklagen, aber jedes Gefühl der Reue erſtarb in dem bittern feindlichen Hohn, der, in meinem Innern aufkeimend, mich wie mit giftigen Stacheln hinaustrieb aus dem freundlichen Leben. — Nur das peinigte mich, daß in jener verhängnißvollen Nacht auf dem Schloſſe, Aurelie nicht mein worden. Hermogens Erſcheinung vereitelte das Unternehmen, aber er büßte mit dem Tode! — Aurelie lebt, und das iſt genug, der Hoffnung Raum zu geben, ſie zu beſitzen! — Ja es iſt gewiß, daß ſie noch mein wird, denn das Verhängniß waltet, dem ſie nicht entgehen kann; und bin ich nicht ſelbſt dieſes Verhängniß?

So ermuthigte ich mich zum Frevel, indem ich das Bild anſtarrte. Der Alte ſchien über mich verwundert. Er kramte viel Worte aus über Zeichnung, Ton, Kolorit, ich hörte ihn nicht. Der Gedanke an Aurelie, die Hoffnung, die nur aufgeſchobene böſe That noch zu vollbringen, erfüllte mich ſo ganz und gar, daß ich forteilte ohne nach dem fremden Maler zu fragen, und ſo vielleicht näher zu erforſchen, was für eine Bewandtniß es mit den Gemälden haben könne, die wie in einem Cyklus Andeutungen über mein ganzes Leben enthielten. — Um Aureliens Beſitz war ich entſchloſſen alles zu wagen, ja es war mir, als ob ich ſelbſt über die Erſcheinungen meines Lebens geſtellt und ſie durchſchauend, niemals zu fürchten, und daher auch niemals zu wagen haben könne. Ich brütete über allerlei Plane und Entwürfe, meinem Ziele näher zu kommen, vorzüglich glaubte ich nun, von dem fremden Maler manches zu erfahren und manche mir fremde Beziehung zu erforſchen, die mir zu wiſſen, als Vorbereitung zu meinem Zweck, nöthig ſeyn konnte. Ich hatte nämlich nichts Geringeres im Sinn, als in meiner jetzigen neuen Geſtalt auf das Schloß zurückzukehren, und das ſchien mir nicht einmal ein ſonderlich kühnes Wagſtück zu ſeyn. — Am Abend ging ich in jene Geſellſchaft; es war mir darum zu thun, der immer ſteigenden Spannung meines Geiſtes, dem ungezähmten Arbeiten meiner aufgeregten Phantaſie Schranken zu ſetzen. —

Man ſprach viel von den Gemälden des fremden Malers, und vorzüglich von dem ſeltnen Ausdruck, den er ſeinen Portraits zu geben wüßte; es war mir möglich in dies Lob einzuſtimmen, und mit einem beſondern Glanz des Ausdrucks, der nur der Reflex der höhnenden Ironie war, die in meinem Innern wie verzehrendes Feuer brannte, die unnennbaren Reize, die über Aureliens frommes engelſchönes Geſicht verbreitet, zu ſchildern. Einer ſagte, daß er den Maler, den die Vollendung mehrerer Portraits, die er angefangen, noch am Orte feſthielte, und der ein intereſſanter herrlicher Künſtler, wiewohl ſchon ziemlich bejahrt ſey, morgen Abend in die Geſellſchaft mitbringen wolle.

Von ſeltſamen Gefühlen, von unbekannten Ahnungen beſtürmt, ging ich den andern Abend, ſpäter als gewöhnlich, in die Geſellſchaft; der Fremde ſaß mit mir zurückgekehrtem Rücken am Tiſche. Als ich mich ſetzte, als ich ihn erblickte, da ſtarrten mir die Züge jenes fürchterlichen Unbekannten entgegen, der am Antoniustage an den Eckpfeiler gelehnt ſtand, und mich mit Angſt und Entſetzen erfüllte. — Er ſah mich lange an mit tiefem Ernſt, aber die Stimmung, in der ich mich befand, ſeit dem ich Aureliens Bild geſchaut hatte, gab mir Muth und Kraft dieſen Blick zu ertragen. Der Feind war nun ſichtlich ins Leben getreten, und es galt, den Kampf auf den Tod mit ihm zu beginnen. Ich beſchloß, den Angriff abzuwarten, aber dann ihn mit den Waffen, auf deren Stärke ich bauen konnte, zurückzuſchlagen. Der Fremde ſchien mich nicht ſonderlich zu beachten, ſondern ſetzte, den Blick wieder von mir abwendend, das Kunſtgeſpräch fort, in dem er begriffen geweſen, als ich eintrat. Man kam auf ſeine Gemälde, und lobte vorzüglich Aureliens Portrait. Jemand behauptete, daß das Bild, unerachtet es ſich auf den erſten Blick als Portrait ausſpreche, doch als Studie dienen, und zu irgend einer Heiligen benutzt werden könne. — Man frug nach meinem Urtheil, da ich eben jenes Bild ſo herrlich mit allen ſeinen Vorzügen in Worten dargeſtellt, und unwillkürlich fuhr es mir heraus, daß ich die heilige Roſalia mir nicht wohl anders denken könne, als eben ſo wie das Portrait der Unbekannten. Der Maler ſchien meine Worte kaum zu bemerken, indem er ſogleich einfiel: „in der That iſt jenes Frauenzimmer, die das Portrait getreulich darſtellt, eine fromme Heilige, die im Kampfe ſich zum Himmliſchen erhebt. Ich habe ſie gemalt, als ſie, von dem entſetzlichſten Jammer ergriffen, doch in der Religion Troſt, und von dem ewigen Verhängniß, das über den Wolken thront, Hülfe hoffte; und den Ausdruck dieſer Hoffnung, die nur in dem Gemüth wohnen kann, das ſich über das Irdiſche hoch erhebt, habe ich dem Bilde zu geben geſucht.“ — Man verlor ſich in andere Geſpräche, der Wein, der heute, dem fremden Maler zu Ehren, in beſſrer Sorte und reichlicher getrunken wurde als ſonſt, erheiterte die Gemüther. Jeder wußte irgend etwas Ergötzliches zu erzählen, und wiewohl der Fremde nur im Innern zu lachen, und dies innere Lachen ſich nur im Auge abzuſpiegeln ſchien, ſo wußte er doch, oft nur durch ein paar hineingeworfene kräftige Worte, das Ganze in beſonderem Schwunge zu erhalten. — Konnte ich auch, ſo oft mich der Fremde ins Auge faßte, ein unheimliches grauenhaftes Gefühl nicht unterdrücken, ſo überwand ich doch immer mehr und mehr die entſetzliche Stimmung, von der ich erſt ergriffen, als ich den Fremden erblickte. Ich erzählte von dem poſſierlichen Belcampo, den Alle kannten, und wußte zu ihrer Freude ſeine phantaſtiſche Haſenfüßigkeit recht ins grelle Licht zu ſtellen, ſo daß ein recht gemüthlicher dicker Kaufmann, der mir gegenüber zu ſitzen pflegte, mit vor Lachen thränenden Augen verſicherte: das ſey ſeit langer Zeit der vergnügteſte Abend, den er erlebe. Als das Lachen endlich zu verſtummen anfing, frug der Fremde plötzlich: „haben Sie ſchon den Teufel geſehen, meine Herren?“ — Man hielt die Frage für die Einleitung zu irgend einem Schwank, und verſicherte allgemein, daß man noch nicht die Ehre gehabt; da fuhr der Fremde fort: „Nun es hätte wenig gefehlt, ſo wäre ich zu der Ehre gekommen, und zwar auf dem Schloſſe des Barons F. im Gebirge.“ — Ich erbebte, aber die andern riefen lachend: nur weiter, weiter! „Sie kennen, nahm der Fremde wieder das Wort, wohl Alle wahrſcheinlich, wenn Sie die Reiſe durch das Gebirge machten, jene wilde ſchauerliche Gegend, in der, wenn der Wanderer aus dem dicken Tannenwalde auf die hohen Felſenmaſſen tritt, ſich ihm ein tiefer ſchwarzer Abgrund öffnet. Es iſt der ſogenannte Teufelsgrund, und oben ragt ein Felſenſtück hervor, welches den ſogenannten Teufelsſitz bildet. — Man ſpricht davon, daß der Graf Viktorin, mit böſen Anſchlägen im Kopfe, eben auf dieſem Felſen ſaß, als plötzlich der Teufel erſchien, und, weil er beſchloſſen, Viktorins ihm wohlgefällige Anſchläge ſelbſt auszuführen, den Grafen in den Abgrund ſchleuderte. Der Teufel erſchien ſodann als Capuziner auf dem Schloſſe des Barons, und nachdem er ſeine Luſt mit der Baroneſſe gehabt, ſchickte er ſie zur Hölle, ſo wie er auch den wahnſinnigen Sohn des Barons, der durchaus des Teufels Inkognito nicht dulden wollte, ſondern laut verkündete: es iſt der Teufel! erwürgte, wodurch denn aber eine fromme Seele aus dem Verderben errettet wurde, das der argliſtige Teufel beſchloſſen. Nachher verſchwand der Capuziner auf unbegreifliche Weiſe, und man ſagt, er ſey feige geflohn vor Viktorin, der aus ſeinem Grabe blutig emporgeſtiegen. — Dem ſey nun allem, wie ihm wolle, ſo kann ich Sie doch davon verſichern, daß die Baroneſſe an Gift umkam, Hermogen meuchlings ermordet wurde, der Baron kurz darauf vor Gram ſtarb, und Aurelie, eben die fromme Heilige, die ich in der Zeit, als das Entſetzliche geſchehen, auf dem Schloſſe malte, als verlaſſene Waiſe in ein fernes Land, und zwar in ein Ciſterzienſerkloſter, flüchtete, deſſen Aebtiſſin ihrem Vater befreundet war. Sie haben das Bild dieſer herrlichen Frau in meiner Gallerie geſehen. Doch das Alles wird Ihnen dieſer Herr (er wies nach mir) viel umſtändlicher und beſſer erzählen können, da er während der ganzen Begebenheit auf dem Schloſſe zugegen war.“ — Alle Blicke waren voll Erſtaunen auf mich gerichtet, entrüſtet ſprang ich auf und rief mit heftiger Stimme: „Ei, mein Herr, was habe ich mit Ihren albernen Teufelsgeſchichten, mit Ihren Morderzählungen zu ſchaffen, Sie verkennen mich, Sie verkennen mich in der That, und ich bitte, mich ganz aus dem Spiel zu laſſen.“ Bei dem Aufruhr in meinem Innern, wurde es mir ſchwer genug, meinen Worten noch dieſen Anſtrich von Gleichgültigkeit zu geben; die Wirkung der geheimnißvollen Reden des Malers, ſo wie meine leidenſchaftliche Unruhe, die ich zu verbergen mich vergebens bemühte, war nur zu ſichtlich. Die heitre Stimmung verſchwand, und die Gäſte, nun ſich erinnernd, wie ich, Allen gänzlich fremd, mich ſo nach und nach dazu gefunden, ſahen mich mit mißtrauiſchen argwöhniſchen Blicken an. —

Der fremde Maler war aufgeſtanden und durchbohrte mich mit den ſtieren lebendigtodten Augen, wie damals in der Capuzinerkirche. — Er ſprach kein Wort, er ſchien ſtarr und leblos, aber ſein geſpenſtiſcher Anblick ſträubte mein Haar, kalte Tropfen ſtanden auf der Stirn, und von Entſetzen gewaltig erfaßt, erbebten alle Fibern. — „Hebe Dich weg, ſchrie ich außer mir: Du biſt ſelbſt der Satan, Du biſt der frevelnde Mord, aber über mich haſt Du keine Macht!“

Alles erhob ſich von den Sitzen: „was iſt das, was iſt das?“ rief es durch einander; aus dem Saale drängten ſich, das Spiel verlaſſend, die Menſchen herein, von dem fürchterlichen Ton meiner Stimme erſchreckt. „Ein Betrunkener, ein Wahnſinniger! bringt ihn fort, bringt ihn fort,“ riefen mehrere. Aber der fremde Maler ſtand unbeweglich mich anſtarrend. Unſinnig vor Wuth und Verzweiflung, riß ich das Meſſer, womit ich Hermogen getödtet, und das ich ſtets bei mir zu tragen pflegte, aus der Seitentaſche, und ſtürzte mich auf den Maler, aber ein Schlag warf mich nieder, und der Maler lachte im fürchterlichen Hohn, daß es im Zimmer wiederhallte: „Bruder Medardus, Bruder Medardus, falſch iſt Dein Spiel, geh und verzweifle in Reue und Scham.“ — Ich fühlte mich von den Gäſten angepackt, da ermannte ich mich, und wie ein wüthender Stier drängte und ſtieß ich gegen die Menge, daß Mehrere zur Erde ſtürzten, und ich mir den Weg zur Thür bahnte. — Raſch eilte ich durch den Corridor, da öffnete ſich eine kleine Seitenthüre, ich wurde in ein finſtres Zimmer hineingezogen, ich widerſtrebte nicht, weil die Menſchen ſchon hinter mir herbrauſten. Als der Schwarm vorüber, führte man mich eine Seitentreppe hinab in den Hof, und dann durch das Hintergebäude auf die Straße. Bei dem hellen Schein der Laterne erkannte ich in meinem Retter den poſſierlichen Belcampo. „Dieſelben ſcheinen, fing er an: einige Fatalität mit dem fremden Maler zu haben, ich trank im Nebenzimmer ein Gläschen, als der Lärm anging, und beſchloß, da mir die Gelegenheit des Hauſes bekannt, Sie zu retten, denn nur ich allein bin an der ganzen Fatalität Schuld.“ Wie iſt das möglich? frug ich voll Erſtaunen. — „Wer gebietet dem Moment, wer widerſtrebt den Eingebungen des höhern Geiſtes! fuhr der Kleine voll Pathos fort. Als ich Ihr Haupthaar arrangirte, Verehrter, entzündeten ſich in mir comme à l'ordinaire die ſublimſten Ideen, ich überließ mich dem wilden Ausbruch ungeregelter Phantaſie, und darüber vergaß ich nicht allein, die Locke des Zorns auf dem Hauptwirbel gehörig zur weichen Runde abzuglätten, ſondern ließ auch ſogar ſieben und zwanzig Haare der Angſt und des Entſetzens über der

Stirne ſtehen, dieſe richteten ſich auf bei den ſtarren Blicken des Malers, der eigentlich ein Revenant iſt, und neigten ſich ächzend gegen die Locke des Zorns, die ziſchend und kniſternd auseinander fuhr. Ich habe alles geſchaut, da zogen Sie, von Wuth entbrannt, ein Meſſer, Verehrter, an dem ſchon diverſe Blutstropfen hingen, aber es war ein eitles Bemühen, dem Orkus den zuzuſenden, der dem Orkus ſchon gehörte, denn dieſer Maler iſt Ahasverus der ewige Jude, oder Bertram de Bornis, oder Mephiſtopheles, oder Benvenuto Cellini, oder der heilige Peter, kurz ein ſchnöder Revenant, und durch nichts anders zu bannen, als durch ein glühendes Lockeneiſen, welches die Idee krümmt, welche eigentlich Er iſt, oder durch ſchickliches Friſiren der Gedanken, die er einſaugen muß, um die Idee zu nähren, mit elektriſchen Kämmen. — Sie ſehen, Verehrter! daß mir, dem Künſtler und Phantaſten von Profeſſion, dergleichen Dinge wahre Pomade ſind, welches Sprüchwort, aus meiner Kunſt entnommen, weit bedeutender iſt, als man wohl glaubt, ſobald nur die Pomade ächtes Nelkenöl enthält.“ Das tolle Geſchwätz des Kleinen, der unterdeſſen mit mir durch die Straßen rannte, hatte in dem Augenblick für mich etwas Grauenhaftes, und wenn ich dann und wann ſeine ſkurrilen Sprünge, ſein komiſches Geſicht bemerkte, mußte ich, wie im konvulſiviſchen Krampf, laut auflachen. Endlich waren wir in meinem Zimmer; Belcampo half mir packen, bald war Alles zur Reiſe bereit, ich drückte dem Kleinen mehrere Dukaten in die Hand, er ſprang hoch auf vor Freude und rief laut: „Heyſa, nun habe ich ehrenwerthes Geld, lauter flimmerndes Gold mit Herzblut getränkt, gleißend und rothe Strahlen ſpielend. Das iſt ein Einfall und noch dazu ein luſtiger, mein Herr, weiter nichts.“

Den Zuſatz mochte ihm mein Befremden über ſeinen Ausruf entlocken; er bat ſich es aus, der Locke des Zorns noch die gehörige Ründe geben, die Haare des Entſetzens kürzer ſchneiden und ein Löckchen Liebe zum Andenken mitnehmen zu dürfen. Ich ließ ihn gewähren, und er vollbrachte Alles unter den poſſierlichſten Gebehrden und Grimaſſen. — Zuletzt ergriff er das Meſſer, welches ich beim Umkleiden auf den Tiſch gelegt, und ſtach damit, indem er eine Fechterſtellung annahm, in die Luft hinein. „Ich tödte Ihren Widerſacher, rief er: und da er eine bloße Idee iſt, muß er getödtet werden können durch eine Idee, und erſtirbt demnach an dieſer, der meinigen, die ich, um die Expreſſion zu verſtärken, mit ſchicklichen Leibesbewegungen begleite. „Apage Satanas, apage, apage, Ahasverus, allez-vous-en!“ — „Nun das wäre gethan,“ ſagte er, das Meſſer weglegend, tief athmend und ſich die Stirne trocknend, wie einer, der ſich tüchtig angegriffen, um eine ſchwere Arbeit zu vollbringen. Raſch wollte ich das Meſſer verbergen, und fuhr damit in den Aermel, als trüge ich noch die Mönchskutte, welches der Kleine bemerkte und ganz ſchlau belächelte. Indem blies der Poſtillon vor dem Hauſe, da veränderte Belcampo plötzlich Ton und Stellung, er holte ein kleines Schnupftuch hervor, that als wiſche er ſich die Thränen aus den Augen, bückte ſich einmal über das andere ganz ehrerbietig, küßte mir die Hand und den Rock und flehte: „zwei Meſſen für meine Großmutter, die an einer Indigeſtion, vier Meſſen für meinen Vater, der an unwillkürlichem Faſten ſtarb, ehrwürdiger Herr! Aber für mich jede Woche eine, wenn ich geſtorben. — Vor der Hand Ablaß für meine vielen Sünden. — Ach, ehrwürdiger Herr, es ſteckt ein infamer ſündlicher Kerl in meinem Innern, und ſpricht: Peter Schönfeld, ſei kein Affe, und glaube, daß du biſt, ſondern ich bin eigentlich du, heiße Belcampo und bin eine geniale Idee, und wenn du das nicht glaubſt, ſo ſtoße ich dich nieder mit einem ſpitzigen haarſcharfen Gedanken. Dieſer feindliche Menſch, Belcampo genannt, Ehrwürdiger! begeht alle mögliche Laſter; unter andern zweifelt er oft an der Gegenwart, betrinkt ſich ſehr, ſchlägt um ſich, und treibt Unzucht mit ſchönen jungfräulichen Gedanken; dieſer Belcampo hat mich, den Peter Schönfeld, ganz verwirrt und confuſe gemacht, daß ich oft ungebührlich ſpringe und die Farbe der Unſchuld ſchände, indem ich ſingend in dulci jubilo mit weißſeidenen Strümpfen in den Dr— ſetze. Vergebung für beide, Pietro Belcampo, und Peter Schönfeld!“ — Er kniete vor mir nieder und that als ſchluchze er heftig. Die Narrheit des Menſchen wurde mir läſtig. — „Seyen Sie doch vernünftig,“ rief ich ihm zu; der Kellner trat herein um mein Gepäck zu holen. Belcampo ſprang auf, und wieder in ſeinen luſtigen Humor zurückkommend, half er, indem er in einem fort ſchwazte, dem Kellner das herbeibringen, was ich noch in der Eile verlangte. „Der Kerl iſt ein ausgemachter Hoſenfuß, man darf ſich mit ihm nicht viel einlaſſen,“ rief der Kellner, indem er die Wagenthüre zuſchlug. Belcampo ſchwenkte den Hut und rief: bis zum letzten Hauch meines

Lebens! als ich mit bedeutendem Blick den Finger auf den Mund legte.

Als der Morgen zu dämmern anfing, lag die Stadt ſchon weit hinter mir, und die Geſtalt des furchtbaren entſetzlichen Menſchen, der wie ein unerforſchliches Geheimniß mich grauenvoll umfing, war verſchwunden. — Die Frage der Poſtmeiſter: wohin? rückte es immer wieder aufs Neue mir vor, wie ich nun jeder Verbindung im Leben abtrünnig worden, und den wogenden Wellen des Zufalls preisgegeben, umherſtreiche. Aber, hatte nicht eine unwiderſtehliche Macht mich gewaltſam herausgeriſſen aus Allem, was mir ſonſt befreundet, nur damit der mir inwohnende Geiſt in ungehemmter Kraft ſeine Schwingen rüſtig entfalte und rege? — Raſtlos durchſtrich ich das herrliche Land, nirgends fand ich Ruhe, es trieb mich unaufhaltſam fort, immer weiter hinab in den Süden, ich war, ohne daran zu denken, bis jetzt kaum merklich von der Reiſeroute abgewichen, die mir Leonardus bezeichnet, und ſo wirkte der Stoß, mit dem er mich in die Welt getrieben, wie mit magiſcher Gewalt fort in gerader Richtung. —

In einer finſtern Nacht fuhr ich durch einen dichten Wald, der ſich bis über die nächſte Station ausdehnen ſollte, wie mir der Poſtmeiſter geſagt, und deshalb gerathen hatte, bei ihm den Morgen abzuwarten, welches ich, um nur ſo raſch als möglich ein Ziel zu erreichen, das mir ſelbſt ein Geheimniß war, ausſchlug. Schon als ich abfuhr, leuchteten Blitze in der Ferne, aber bald zogen ſchwärzer und ſchwärzer die Wolken herauf, die der Sturm zuſammengeballt hatte, und brauſend vor ſich her jagte: der Donner hallte furchtbar im tauſendſtimmigen Echo wieder, und rothe Blitze durchkreuzten den Horizont, ſo weit das Auge reichte; die hohen Tannen krachten, bis in die Wurzel erſchüttert, der Regen goß in Strömen herab. Jeden Augenblick liefen wir Gefahr von den Bäumen erſchlagen zu werden, die Pferde bäumten ſich, ſcheu geworden durch das Leuchten der Blitze, bald konnten wir kaum noch fort; endlich wurde der Wagen ſo hart umgeſchleudert, daß das Hinterrad zerbrach. So mußten wir nun auf der Stelle bleiben, und warten, bis das Gewitter nachließ, und der Mond durch die Wolken brach. Jetzt bemerkte der Poſtillon, daß er in der Finſterniß ganz von der Straße abgekommen, und in einen Waldweg gerathen ſey; es war kein anderes Mittel, als dieſen Weg, ſo gut es gehen wollte, zu verfolgen, und ſo vielleicht mit Tagesanbruch in ein Dorf zu kommen. Der Wagen wurde mit einem Baumaſt geſtützt, und ſo ging es Schritt vor Schritt fort. Bald bemerkte ich, der ich voran ging, in der Ferne den Schimmer eines Lichts, und glaubte Hundegebell zu vernehmen; ich hatte mich nicht getäuſcht, denn kaum waren wir einige Minuten länger gegangen, als ich ganz deutlich Hunde anſchlagen hörte. Wir kamen an ein anſehnliches Haus, das in einem großen, mit einer Mauer umſchloſſenen Hofe ſtand. Der Poſtillon klopfte an die Pforte, die Hunde ſprangen tobend und bellend herbei, aber im Hauſe ſelbſt blieb alles ſtille und todt, bis der Poſtillon ſein Horn erſchallen ließ; da wurde im obern Stock das Fenſter, aus dem mir das Licht entgegenſchimmerte, geöffnet, und eine tiefe rauhe Stimme rief herab: Chriſtian, Chriſtian! — Ja, geſtrenger Herr, antwortete es unten. Da klopft und bläſt es, fuhr die Stimme von oben fort, an unſerm Thor, und die Hunde ſind ganz des Teufels. Nehm' er einmal die Laterne und die Büchſe No. 3. und ſehe er zu, was es giebt. — Bald darauf hörten wir, wie Chriſtian die Hunde ablockte, und ſahen ihn endlich mit der Laterne kommen. Der Poſtillon meinte, es ſey kein Zweifel, wie er gleich, als der Wald begonnen, ſtatt gerade aus zu fahren, ſeitwärts eingebogen ſeyn müſſe, da wir bei der Förſterwohnung wären, die von der letzten Station eine Stunde rechts abliege. — Als wir dem Chriſtian den Zufall, der uns betroffen, geklagt, öffnete er ſogleich beide Flügel des Thors, und half den Wagen hinein. Die beſchwichtigten Hunde ſchwänzelten und ſchnüffelten um uns her, und der Mann, der ſich nicht vom Fenſter entfernt, rief unaufhörlich herab: was da, was da? was für ein Caravane? — ohne daß Chriſtian, oder einer von uns Beſcheid gegeben. Endlich trat ich, während Chriſtian Pferde und Wagen unterbrachte, ins Haus, das Chriſtian geöffnet, und es kam mir ein großer ſtarker Mann mit ſonneverbranntem Geſicht, den großen Hut mit grünem Federbuſch auf dem Kopfe, übrigens im Hemde, nur die Pantoffeln an die Füße geſteckt, mit dem bloßen Hirſchfänger in der Hand, entgegen, indem er mir barſch entgegen rief: „woher des Landes? — was turbirt man die Leute in der Nacht, das iſt hier kein Wirthshaus, keine Poſtſtation. — Hier wohnt der Revierförſter, und das bin ich! — Chriſtian iſt ein Eſel, daß er das Thor geöffnet.“ Ich erzählte ganz kleinmuthig meinen

Unfall, und daß nur die Noth uns hier hineingetrieben, da wurde der Mann geſchmeidiger, er ſagte: nun freilich, das Unwetter war gar heftig, aber der Poſtillon iſt doch ein Schlingel, daß er falſch fuhr, und den Wagen zerbrach. — Solch ein Kerl muß mit verbundenen Augen im Walde fahren können, er muß darin zu Hauſe ſeyn, wie unſer eins. — Er führte mich herauf, und indem er den Hirſchfänger aus der Hand legte, den Hut abnahm und den Rock überwarf, bat er, ſeinen rauhen Empfang nicht übel zu deuten, da er hier in der abgelegenen Wohnung um ſo mehr auf der Hut ſeyn müſſe, als wohl öfters allerlei liederlich Geſindel den Wald durchſtreife, und er vorzüglich mit den ſogenannten Freiſchützen, die ihm ſchon oft nach dem Leben getrachtet, beinahe in offner Fehde liege. „Aber, fuhr er fort: die Spitzbuben können mir nichts anhaben, denn mit der Hülfe Gottes verwalte ich mein Amt treu und redlich, und im Glauben und Vertrauen auf ihn, und auf mein gut Gewehr, biete ich ihnen Trotz.“ — Unwillkürlich ſchob ich, wie ich es noch oft aus alter Gewohnheit nicht laſſen konnte, einige ſalbungsvolle Worte über die Kraft des Vertrauens auf Gott ein, und der Förſter erheiterte ſich immer mehr und mehr. Meiner Proteſtationen unerachtet weckte er ſeine Frau, eine betagte, aber muntre rührige Matrone, die, wiewohl aus dem Schlafe geſtört, doch freundlich den Gaſt bewillkommte, und auf des Mannes Geheiß ſogleich ein Abendeſſen zu bereiten anfing. Der Poſtillon ſollte, ſo hatte es ihm der Förſter als Strafe aufgegeben, noch in derſelben Nacht mit dem zerbrochenen Wagen auf die Station zurück, von der er gekommen, und ich von ihm, dem Förſter, nach meinem Belieben, auf die nächſte Station gebracht werden. Ich ließ mir das um ſo eher gefallen, als mir ſelbſt wenigſtens eine kurze Ruhe nöthig ſchien. Ich äußerte deshalb dem Förſter, daß ich wohl bis zum Mittag des folgenden Tages da zu bleiben wünſche, um mich ganz von der Ermüdung zu erholen, die mir das beſtändige, unaufhörliche Fahren mehrere Tage hindurch verurſacht. „Wenn ich Ihnen rathen ſoll, mein Herr, erwiederte der Förſter, ſo bleiben Sie morgen den ganzen Tag über hier, und warten Sie bis übermorgen, da bringt Sie mein älteſter Sohn, den ich in die fürſtliche Reſidenz ſchicke, ſelbſt bis auf die nächſte Station.“ Auch damit war ich zufrieden, indem ich die Einſamkeit des Orts rühmte, die mich wunderbar anziehe. „Nun, mein Herr! ſagte der Förſter: einſam iſt es hier wohl gar nicht, Sie müßten denn ſo nach den gewöhnlichen Begriffen der Städter, jede Wohnung einſam nennen, die im Walde liegt, unerachtet es denn doch ſehr darauf ankommt, wer ſich darin aufhält. Ja, wenn hier in dieſem alten Jagdſchloß noch ſo ein griesgrammiger alter Herr wohnte, wie ehemals, der ſich in ſeinen vier Mauern einſchloß, und keine Luſt hatte an Wald und Jagd, da möchte es wohl ein einſamer Aufenthalt ſeyn, aber ſeitdem er todt iſt und der gnädige Landesfürſt das Gebäude zur Förſterwohnung hat einrichten laſſen, da iſt es hier recht lebendig worden. Sie ſind doch wohl ſo ein Städter, mein Herr! der nichts weiß von Wald und Jagdluſt, da können Sie ſichs denn nicht denken, was wir Jägersleute für ein herrlich freudig Leben führen. Ich mit meinen Jägerburſchen mache nur eine Familie aus, ja, Sie mögen das nun kurios finden, oder nicht, ich rechne meine klugen anſtelligen Hunde auch dazu; die verſtehen mich und paſſen auf mein Wort, auf meinen Wink und ſind mir treu bis zum Tode. — Sehen Sie wohl, wie mein Waldmann da mich ſo verſtändig anſchaut, weil er weiß, daß ich von ihm rede? — Nun, Herr, giebt es beinahe immer was im Walde zu thun, da iſt denn nun Abends ein Vorbereiten und Wirthſchaften, und ſo wie der Morgen graut, bin ich aus den Federn, und trete heraus, ein luſtig Jägerſtückchen auf meinem Horn blaſend. Da rüttelt und rappelt ſich Alles aus dem Schlafe, die Hunde ſchlagen an, ſie jauchzen vor Muth und Jagdbegier. Die Burſchen werfen ſich ſchnell in die Kleider, Jagdtaſch' umgeworfen, Gewehr über der Schulter, treten ſie hinein in die Stube, wo meine Alte das Jägerfrühſtück bereitet, und nun gehts heraus in Jubel und Luſt. Wir kommen hin an die Stellen, wo das Wild verborgen, da nimmt jeder vom andern entfernt einzeln ſeinen Platz, die Hunde ſchleichen, den Kopf geduckt zur Erde und ſchnüffeln und ſpüren, und ſchauen den Jäger an, wie mit klugen menſchlichen Augen, und der Jäger ſteht, kaum athmend, mit geſpanntem Hahn regungslos, wie eingewurzelt auf der Stelle. — Und wenn nun das Wild herausſpringt aus dem Dickicht, und die Schüſſe knallen, und die Hunde ſtürzen hinterdrein, ei Herr, da klopft einem das Herz und man iſt ein ganz andrer Menſch. Und jedesmal iſt ſolch' ein Ausziehen zur Jagd was Neues, denn immer kommt was ganz Beſonderes vor, was noch nicht da geweſen. Schon dadurch, daß das Wild ſich in die Zeiten theilt, ſo daß nun dies, dann jenes ſich zeigt, wird das Ding ſo herrlich, daß kein Menſch auf Erden es ſatt haben kann. Aber, Herr! auch der Wald ſchon an und für ſich ſelbſt, der Wald iſt ja ſo luſtig und lebendig, daß ich mich niemals einſam fühle. Da kenne ich jedes Plätzchen und jeden Baum, und es iſt mir wahrhaftig ſo, als wenn jeder Baum, der unter meinen Augen aufgewachſen und nun ſeine blanken regen Wipfel in die Lüfte ſtreckt, mich auch kennen und lieb haben müßte, weil ich ihn gehegt und gepflegt, ja ich glaube ordentlich, wenn es manchmal ſo wunderbar rauſcht und flüſtert, als ſprache es zu mir mit ganz eignen Stimmen, und das wäre eigentlich das wahre Lobpreiſen Gottes und ſeiner Allmacht, und ein Gebet, wie man es gar nicht mit Worten auszuſprechen vermag. — Kurz, ein rechtſchaffener frommer Jägersmann führt ein gar luſtig herrlich Leben, denn es iſt ihm ja wohl noch etwas von der alten ſchönen Freiheit geblieben, wie die Menſchen ſo recht in der Natur lebten, und von all' dem Geſchwänzel und Geziere nichts wußten, womit ſie ſich in ihren gemauerten Kerkern quälen, ſo daß ſie auch ganz entfremdet ſind all' den he[illegible]lichen Dingen, die Gott um ſie hergeſtellt hat, damit ſie ſich [illegible]rbauen und ergötzen ſollen, wie es ſonſt die Freien thaten, die [illegible]er ganzen Natur in Liebe und Freundſchaft lebten, wie man [illegible]en alten Geſchichten lieſet." —

Alles das ſagte der [illegible] Förſter mit einem Ton und Ausdruck, daß man wohl überzeugt ſeyn mußte, wie er es tief in der Bruſt fühle, und ich beneidete ihn in der That um ſein glückliches Leben, um ſeine im Innerſten tiefbegründete ruhige Gemüthsſtimmung, die der meinigen ſo unähnlich war.

Im andern Theil des, wie ich jetzt wahrnahm, ziemlich weitläuftigen Gebäudes wies mir der Alte ein kleines nett aufgeputztes Gemach an, in welchem ich meine Sachen bereits vorfand, und verließ mich, indem er verſicherte, daß mich der frühe Lärm im Hauſe nicht wecken würde, da ich mich von der übrigen Hausgenoſſenſchaft ganz abgeſondert befinde, und daher ſo lange ruhen könne, als ich wolle, nur erſt, wenn ich hinabrufe, würde man mir das Frühſtück bringen, ich aber ihn, den Alten, erſt beim Mittagseſſen wiederſehen, da er früh mit den Burſchen in den Wald ziehe, und vor Mittag nicht heimkehre. Ich warf mich auf das Lager, und fiel, ermüdet wie ich war, bald in tiefen Schlaf, aber es folterte mich ein entſetzliches Traumbild. — Auf ganz wunderbare Weiſe fing der Traum mit dem Bewußtſeyn des Schlafs an, ich ſagte mir nämlich ſelbſt: nun das iſt herrlich, daß ich gleich eingeſchlafen bin, und ſo feſt und ruhig ſchlummere, das wird mich von der Ermüdung ganz erlaben; nur muß ich ja nicht die Augen öffnen. Aber demunerachtet war es mir, als könne ich das nicht unterlaſſen, und doch wurde mein Schlaf dadurch nicht unterbrochen: da ging die Thüre auf, und eine dunkle Geſtalt trat herein, die ich zu meinem Entſetzen, als mich ſelbſt, im Capuzinerhabit, mit Bart und Tonſur erkannte. Die Geſtalt kam näher und näher an mein Bett, ich war regungslos, und jeder Laut, den ich herauszupreſſen ſuchte, erſtickte in dem Starrkrampf, der mich ergriffen. Jetzt ſetzte ſich die Geſtalt auf mein Bett, und grinſete mich höhniſch an. „Du mußt jetzt mit mir kommen, ſprach die Geſtalt: wir wollen auf das Dach ſteigen unter die Wetterfahne, die ein luſtig Brautlied ſpielt, weil der Uhu Hochzeit macht. Dort wollen wir ringen mit einander, und wer den andern herabſtößt, iſt König, und darf Blut trinken.“ — Ich fühlte, wie die Geſtalt mich packte, und in die Höhe zog, da gab mir die Verzweiflung meine Kraft wieder. „Du biſt nicht ich, du biſt der Teufel,“ ſchrie ich auf, und griff wie mit Krallen dem bedrohlichen Geſpenſt ins Geſicht, aber es war, als bohrten meine Finger ſich in die Augen, wie in tiefe Höhlen, und die Geſtalt lachte von Neuem auf in ſchneidendem Ton. In dem Augenblick erwachte ich, wie von einem plötzlichen Ruck emporgeſchüttelt. Aber das Gelächter dauerte fort im Zimmer. Ich fuhr in die Höhe, der Morgen brach in lichten Strahlen durch das Fenſter, und ich ſah vor dem Tiſch, den Rücken mir zugewendet, eine Geſtalt im Capuzinerhabit ſtehen. — Ich erſtarrte vor Schreck, der grauenhafte Traum trat ins Leben. — Der Capuziner ſtöberte unter den Sachen, die auf dem Tiſche lagen. Jetzt wandte er ſich, und mir kam aller Muth wieder, als ich ein fremdes Geſicht mit ſchwarzem verwildertem Barte erblickte, aus deſſen Augen der gedankenloſe Wahnſinn lachte: gewiſſe Züge erinnerten entfernt an Hermogen. — Ich beſchloß abzuwarten, was der Unbekannte beginnen werde, und nur irgend einer ſchädlichen Unternehmung Einhalt zu thun. Mein Stilet lag neben mir, ich war deshalb und ſchon meiner körperlichen Leibesſtärke wegen, auf die ich bauen konnte, auch ohne weitere Hülfe des Fremden mächtig. Er ſchien mit meinen

Sachen wie ein Kind zu ſpielen, vorzüglich hatte er Freude an dem rothen Porteſeuille, das er hin und her gegen das Fenſter wandte, und dabei auf ſeltſame Weiſe in die Höhe ſprang. Endlich fand er die Korbflaſche mit dem Reſt des geheimnißvollen Weins; er öffnete ſie und roch daran, da bebte es ihm durch alle Glieder, er ſtieß einen Schrei aus, der dumpf und grauenvoll im Zimmer wieder klang. Eine helle Glocke im Hauſe ſchlug drei Uhr, da heulte er wie von entſetzlicher Qual ergriffen, aber dann brach er wieder aus in das ſchneidende Gelächter, wie ich es im Traum gehört; er ſchwenkte ſich in wilden Sprüngen, er trank aus der Flaſche und rannte dann, ſie von ſich ſchleudernd, zur Thüre hinaus. Ich ſtand ſchnell auf und lief ihm nach, aber er war mir ſchon aus dem Geſichte, ich hörte ihn die entfernte Treppe hinabpoltern, und einen dumpfen Schlag, wie von einer hart zugeworfenen Thüre. Ich verriegelte mein Zimmer, um eines zweiten Beſuchs überhoben zu ſeyn, und warf mich aufs neue ins Bett. Zu erſchöpft war ich nun, um nicht bald wieder einzuſchlafen; erquickt und geſtärkt erwachte ich, als ſchon die Sonne ins Gemach hineinfunkelte. — Der Förſter war, wie er es geſagt hatte, mit ſeinen Söhnen und den Jägerburſchen in den Wald gezogen; ein blühendes freundliches Mädchen, des Förſters jüngere Tochter, brachte mir das Frühſtück, während die Aeltere mit der Mutter in der Küche beſchäftigt war. Das Mädchen wußte gar lieblich zu erzählen, wie ſie hier alle Tage froh und friedlich zuſammen lebten, und nur manchmal es Tumult von vielen Menſchen gäbe, wenn der Fürſt im Revier jage, und dann manchmal im Hauſe übernachte. So ſchlichen ein paar Stunden hin, da war es Mittag, und luſtiger Jubel und Hörnerklang verkündeten den Förſter, der mit ſeinen vier Söhnen, herrlichen blühenden Jünglingen, von denen der jüngſte kaum funfzehn Jahr alt ſeyn mochte, und drei Jägerburſchen, heimkehrte. — Er frug, wie ich denn geſchlafen, und ob mich nicht der frühe Lärm vor der Zeit geweckt habe; ich mochte ihm das überſtandene Abentheuer nicht erzählen, denn die lebendige Erſcheinung des grauenhaften Mönchs hatte ſich ſo feſt an das Traumbild gereiht, daß ich kaum zu unterſcheiden vermochte, wo der Traum übergegangen ſey ins wirkliche Leben. — Der Tiſch war gedeckt, die Suppe dampfte, der Alte zog ſein Käppchen ab, um das Gebet zu halten, da ging die Thüre auf, und der Capuziner, den ich in der Nacht geſehen, trat hinein. Der Wahnſinn war aus ſeinem Geſichte verſchwunden, aber er hatte ein düſtres ſtörriſches Anſehen. „Seyen Sie willkommen, ehrwürdiger Herr! rief ihm der Alte entgegen: — ſprechen Sie das Gratias und ſpeiſen Sie dann mit uns.“ — Da blickte er um ſich mit Zornfunkelnden Augen, und ſchrie mit fürchterlicher Stimme: „der Satan ſoll Dich zerreiſſen mit Deinem ehrwürdigen Herrn und Deinem verfluchten Beten; haſt Du mich nicht hergelockt, damit ich der dreizehnte ſeyn ſoll, und Du mich umbringen laſſen kannſt von dem fremden Mörder? — Haſt Du mich nicht in dieſe Kutte geſteckt, damit Niemand den Grafen, Deinen Herrn und Gebieter, erkennen ſoll? — Aber hüte Dich, Verfluchter, vor meinem Zorn!“ — Damit ergriff der Mönch einen ſchweren Krug, der auf dem Tiſche ſtand, und ſchleuderte ihn nach dem Alten, der nur durch eine geſchickte Wendung dem Wurf auswich, der ihm den Kopf zerſchmettert hätte. Der Krug flog gegen die Wand, und zerbrach in tauſend Scherben. Aber in dem Augenblick packten die Jägerburſchen den Raſenden, und hielten ihn feſt. „Was! rief der Förſter: Du verruchter gottesläſterlicher Menſch, Du wagſt es, hier wieder mit Deinem raſenden Beginnen unter fromme Leute zu treten, Du wagſt es, mir, der ich Dich aus viehiſchem Zuſtande, aus der ewigen Verderbniß errettet, aufs Neue nach dem Leben zu trachten? — Fort mit Dir in den Thurm!“ — Der Mönch fiel auf die Knie, er flehte heulend um Erbarmen, aber der Alte ſagte: „Du mußt in den Thurm, und darfſt nicht eher wieder hieher kommen, bis ich weiß, daß Du dem Satan entſagt haſt, der Dich verblendet, ſonſt mußt Du ſterben.“ Da ſchrie der Mönch auf, wie im troſtloſen Jammer der Todesnoth, aber die Jägerburſchen brachten ihn fort, und berichteten, wiederkehrend, daß der Mönch ruhiger geworden, ſobald er in das Thurmgemach getreten. Chriſtian, der ihn bewache, habe übrigens erzählt, daß der Mönch die ganze Nacht über in den Gängen des Hauſes herumgepoltert, und vorzüglich nach Tagesanbruch geſchrien habe: „gieb mir noch mehr von Deinem Wein, und ich will mich Dir ganz ergeben; mehr Wein, mehr Wein!“ Es habe dem Chriſtian übrigens wirklich geſchienen, als taumle der Mönch wie betrunken, unerachtet er nicht begriffen, wie der Mönch an irgend ein ſtarkes berauſchendes Getränk gekommen ſeyn könne. — Nun nahm ich nicht länger Anſtand, das überſtandene Abentheuer zu erzählen, wobei ich nicht vergaß der ausgeleerten Korbflaſche zu gedenken. „Ei, das iſt ſchlimm, ſagte der Förſter, doch Sie ſcheinen mir ein muthiger frommer Mann, ein Anderer hätte des Todes ſeyn können vor Schreck." Ich bat ihn, mir näher zu ſagen, was es mit dem wahnſinnigen Mönch für eine Bewandtniß habe. „Ach, erwiederte der Alte: das iſt eine lange abentheuerliche Geſchichte, ſo was taugt nicht beim Eſſen. Schlimm genug ſchon, daß uns der garſtige Menſch, eben als wir, was uns Gott beſcheert, froh und freudig genießen wollten, mit ſeinem frevligen Beginnen ſo geſtört hat; aber nun wollen wir auch gleich an den Tiſch." Damit zog er ſein Mützchen ab, ſprach andächtig und fromm das Gratias, und unter luſtigen frohen Geſprächen verzehrten wir das ländliche, kräftig und ſchmackhaft zubereitete Mahl. Dem Gaſt zu Ehren ließ der Alte guten Wein heraufbringen, den er mir nach patriarchaliſcher Sitte aus einem ſchönen Pokal zutrank. Der Tiſch war indeſſen abgeräumt, die Jägerburſchen nahmen ein paar Hörner von der Wand, und blieſen ein Jägerlied. — Bei der zweiten Wiederholung fielen die Mädchen ſingend ein, und mit ihnen wiederholten die Förſtersſöhne im Chor die Schlußſtrophe. — Meine Bruſt erweiterte ſich auf wunderbare Weiſe: ſeit langer Zeit war mir nicht im Innerſten ſo wohl geweſen, als unter dieſen einfachen, frommen Menſchen. Es wurden mehrere gemüthliche wohltönende Lieder geſungen, bis der Alte aufſtand, und mit dem Ausruf: „Es leben alle brave Männer, die das edle Waidwerk ehren," ſein Glas leerte; wir ſtimmten Alle ein, und ſo war das frohe Mahl, das mir zu Ehren durch Wein und Geſang verherrlicht wurde, beſchloſſen.

Der Alte ſprach zu mir: „nun, mein Herr! ſchlafe ich ein halbes Stündchen, aber dann gehen wir in den Wald, und ich erzähle es Ihnen, wie der Mönch in mein Haus gekommen, und was ich ſonſt von ihm weiß. Bis dahin tritt die Dämmerung ein, dann gehen wir auf den Anſtand, da es, wie mir Franz ſagt, Hühner giebt. Auch Sie ſollen ein gutes Gewehr erhalten, und Ihr Glück verſuchen." Die Sache war mir neu, da ich als Seminariſt zwar manchmal nach der Scheibe, aber nie nach Wild geſchoſſen; ich nahm daher des Förſters Anerbieten an, der höchlich darüber erfreut ſchien, und mir mit treuherziger Gutmüthigkeit in aller Eil noch vor dem Schlaf, den er zu thun gedachte, die erſten unentbehrlichſten Grundſätze der Schießkunſt beizubringen ſuchte.

Ich wurde mit Flinte und Jagdtaſche ausgerüſtet, und ſo zog ich mit dem Förſter in den Wald, der die Geſchichte von dem ſeltſamen Mönch in folgender Art anfing.

„Künftigen Herbſt ſind es ſchon zwei Jahre her, als meine Burſchen im Walde oft ein entſetzliches Heulen vernahmen, das, ſo wenig menſchliches es auch hatte, doch wie Franz, mein jüngſt angenommener Lehrling meinte, von einem Menſchen herrühren mochte. Franz war dazu beſtimmt, von dem heulenden Ungethüm geneckt zu werden, denn, wenn er auf den Anſtand ging, ſo verſcheuchte das Heulen, welches ſich dicht bei ihm hören ließ, die Thiere, und er ſah zuletzt, wenn er auf ein Thier anlegen wollte, ein borſtiges unkenntliches Weſen aus dem Gebüſch ſpringen, das ſeinen Schuß vereitelte. Franz hatte den Kopf voll von all' den ſpukhaften Jägerlegenden, die ihm ſein Vater, ein alter Jäger, erzählt, und er war geneigt, das Weſen für den Satan ſelbſt zu halten, der ihm das Waidhandwerk verleiden, oder ihn ſonſt verlocken wolle. Die anderen Burſchen, ſelbſt meine Söhne, denen auch das Ungethüm aufgeſtoßen, pflichteten ihm endlich bei, und um ſo mehr war mir daran gelegen, dem Dinge näher auf die Spur zu kommen, als ich es für eine Liſt der Freiſchützen hielt, meine Jäger vom Anſtand wegzuſchrecken. — Ich befahl deshalb meinen Söhnen und den Burſchen, die Geſtalt, falls ſie ſich wieder zeigen ſollte, anzurufen, und falls ſie nicht ſtehen, oder Beſcheid geben ſollte, nach Jägerrecht, ohne weiteres, nach ihr zu ſchießen. — Den Franz traf es wieder, der erſte zu ſeyn, dem das Ungethüm auf dem Anſtand in den Weg trat. Er rief ihm zu, das Gewehr anlegend, die Geſtalt ſprang ins Gebüſch, Franz wollte hinter drein knallen, aber der Schuß verſagte, und nun lief er voll Angſt und Schrecken zu den andern, die von ihm entfernt ſtanden, überzeugt, daß es der Satan ſey, der ihm zum Trutz das Wild verſcheuche, und ſein Gewehr verzaubere; denn in der That traf er, ſeitdem ihn das Ungethüm verfolgte, kein Thier, ſo gut er ſonſt geſchoſſen. Das Gerücht von dem Spuk im Walde verbreitete ſich, und man erzählte ſchon im Dorfe, wie der Satan dem Franz in den Weg getreten, und ihm Freikugeln angeboten, und noch anderes tolles Zeug mehr. — Ich beſchloß, dem Unweſen ein Ende zu machen, und das Ungethüm, das mir ſelbſt noch niemals aufgeſtoßen, auf den Stätten, wo es ſich zu zeigen pflegte, zu verfolgen. Lange wollte es mir nicht glücken;

endlich, als ich an einem neblichten Novemberabend gerade da, wo Franz das Ungethüm zuerſt erblickt, auf dem Anſtand war, rauſchte es mir ganz nahe im Gebüſch, ich legte leiſe das Gewehr an, ein Thier vermuthend, aber eine gräßliche Geſtalt mit rothfunkelnden Augen und ſchwarzen borſtigen Haaren, mit Lumpen behangen, brach hervor. Das Ungethüm ſtierte mich an, indem es entſetzliche heulende Töne ausſtieß. Herr! — es war ein Anblick, der dem beherzteſten Furcht einjagen könnte, ja mir war es, als ſtehe wirklich der Satan vor mir, und ich fühlte, wie mir der Angſtſchweiß ausbrach. Aber im kräftigen Gebet, das ich mit ſtarker Stimme ſprach, ermuthigte ich mich ganz. So wie ich betete, und den Namen Jeſus Chriſtus ausſprach, heulte wüthender das Ungethüm, und brach endlich in entſetzliche gottesläſterliche Verwünſchungen aus. Da rief ich: Du verfluchter, bübiſcher Kerl, halt ein mit Deinen gottesläſterlichen Reden, und gieb Dich gefangen, oder ich ſchieße Dich nieder. Da fiel der Menſch wimmernd zu Boden, und bat um Erbarmen. Meine Burſchen kamen herbei, wir packten den Menſchen, und führten ihn nach Hauſe, wo ich ihn in den Thurm bei dem Nebengebäude einſperren ließ, und den nächſten Morgen den Vorfall der Obrigkeit anzeigen wollte. Er fiel, ſo wie er in den Thurm kam, in einen ohnmächtigen Zuſtand. Als ich den andern Morgen zu ihm ging, ſaß er auf dem Strohlager, das ich ihm bereiten laſſen, und weinte heftig. Er fiel mir zu Füßen, und flehte mich an, daß ich mit ihm Erbarmen haben ſollte; ſchon ſeit mehreren Wochen habe er im Walde gelebt, und nichts gegeſſen, als Kräuter und wildes Obſt, er ſey ein armer Capuziner aus einem weit entlegenen Kloſter, und aus dem Gefängniſſe, in das man ihn Wahnſinns halber geſperrt, entſprungen. Der Menſch war in der That in einem erbarmungswürdigen Zuſtande, ich hatte Mitleiden mit ihm, und ließ ihm Speiſe und Wein zur Stärkung reichen, worauf er ſich ſichtlich erholte. Er bat mich auf das Eindringendſte, ihn nur einige Tage im Hauſe zu dulden, und ihm ein neues Ordenshabit zu verſchaffen, er wolle dann ſelbſt nach dem Kloſter zurückwandeln. Ich erfüllte ſeinen Wunſch, und ſein Wahnſinn ſchien wirklich nachzulaſſen, da die Paroxysmen minder heftig und ſeltner wurden. In den Ausbrüchen der Raſerei ſtieß er entſetzliche Reden aus, und ich bemerkte, daß er, wenn ich ihn deshalb hart anredete, und mit dem Tode drohte, in einen Zuſtand innerer Zerknirſchung überging, in dem er ſich kaſteite, ja ſogar Gott und die Heiligen anrief, ihn von der Höllenqual zu befreien. Er ſchien ſich dann für den heiligen Antonius zu halten, ſo wie er in der Raſerei immer tobte: er ſey Graf und gebietender Herr, und er wolle uns alle ermorden laſſen, wenn ſeine Diener kämen. In den lichten Zwiſchenräumen bat er mich um Gotteswillen ihn nicht zu verſtoßen, weil er fühle, daß nur ſein Aufenthalt bei mir ihn heilen könne. Nur ein einzigesmal gab es noch einen harten Auftritt mit ihm, und zwar, als der Fürſt hier eben im Revier gejagt, und bei mir übernachtet hatte. Der Mönch war, nachdem er den Fürſten mit ſeiner glänzenden Umgebung geſehen, ganz verändert. Er blieb ſtörriſch und verſchloſſen, er entfernte ſich ſchnell, wenn wir beteten, es zuckte ihm durch alle Glieder, wenn er nur ein andächtiges Wort hörte, und dabei ſchaute er meine Tochter Anne mit ſolchen lüſternen Blicken an, daß ich beſchloß, ihn fortzubringen, um allerlei Unfug zu verhüten. In der Nacht vorher, als ich den Morgen meinen Plan ausführen wollte, weckte mich ein durchdringendes Geſchrei auf dem Gange, ich ſprang aus dem Bette, und lief ſchnell mit angezündetem Licht nach dem Gemach, wo meine Töchter ſchliefen. Der Mönch war aus dem Thurm, wo ich ihn allnächtlich eingeſchloſſen, gebrochen und in viehiſcher Brunſt nach dem Gemach meiner Töchter gerannt, deſſen Thüre er mit einem Fußtritt ſprengte. Zum Glück hatte den Franz ein unausſtehlicher Durſt aus der Kammer, wo die Burſchen ſchlafen, hinausgetrieben, und er wollte gerade nach der Küche gehen, um ſich Waſſer zu ſchöpfen, als er den Mönch über den Gang poltern hörte. Er lief herbei, und packte ihn gerade in dem Augenblick, als er die Thüre einſtieß, von hinten her; aber der Junge war zu ſchwach, den Raſenden zu bändigen, ſie balgten ſich unter dem Geſchrei der erwachten Mädchen in der Thüre, und ich kam gerade in dem Augenblick herzu, als der Mönch den Burſchen zu Boden geworfen, und ihn meuchleriſch bei der Kehle gepackt hatte. Ohne mich zu beſinnen, faßte ich den Mönch, und riß ihn von Franzen weg, aber plötzlich, noch weiß ich nicht, wie das zugegangen, blinkte ein Meſſer in des Mönchs Fauſt, er ſtieß nach mir, aber Franz, der ſich aufgerafft, fiel ihm in den Arm, und mir, der ich nun wohl ein ſtarker Mann bin, gelang es bald, den Raſenden ſo feſt an die Mauer zu drücken, daß ihm ſchier der Athem ausgehen wollte. Die Burſchen waren, ob dem Lärm, alle wach worden, und herbeigelaufen; wir banden den Mönch, und ſchmiſſen ihn in den Thurm, ich holte aber meine Hetzpeitſche herbei, und zählte ihm zur Abmahnung von künftigen Unthaten ähnlicher Art, einige kräftige Hiebe auf, ſo daß er ganz erbärmlich ächzte und wimmerte; aber ich ſprach: Du Böſewicht, das iſt noch viel zu wenig für deine Schändlichkeit, daß Du meine Tochter verführen wollen, und mir nach dem Leben getrachtet, eigentlich ſollteſt du ſterben. — Er heulte vor Angſt und Entſetzen, denn die Furcht vor dem Tode ſchien ihn ganz zu vernichten. Den andern Morgen war es nicht möglich, ihn fortzubringen, denn er lag todtenähnlich in gänzlicher Abſpannung da, und flößte mir wahres Mitleiden ein. Ich ließ ihm in einem beſſern Gemach ein gutes Bette bereiten, und meine Alte pflegte ſeiner, indem ſie ihm ſtärkende Suppen kochte, und aus unſerer Hausapotheke das reichte, was ihm dienlich ſchien. Meine Alte hat die gute Gewohnheit, wenn ſie einſam ſitzt, oft ein andächtig Lied anzuſtimmen, aber wenn es ihr recht wohl ums Herz ſeyn ſoll, muß meine Anne mit ihrer hellen Stimme, ihr ſolch ein Lied vorſingen. — Das geſchah nun auch vor dem Bette des Kranken. — Da ſeufzte er oft tief, und ſah meine Alte und die Anne mit recht wehmüthigen Blicken an, oft floſſen ihm die Thränen über die Wangen. Zuweilen bewegte er die Hand und die Finger, als wolle er ſich kreuzigen, aber das gelang nicht, die Hand fiel kraftlos nieder; dann ſtieß er auch manchmal leiſe Töne aus, als wolle er in den Geſang einſtimmen. Endlich fing er an zuſehends zu geneſen, jetzt ſchlug er oft das Kreuz nach Sitte der Mönche, und betete leiſe. Aber ganz unvermuthet fing er einmal an lateiniſche Lieder zu ſingen, die meiner Alten und der Anne, unerachtet ſie die Worte nicht verſtanden, mit ihren ganz wunderbaren heiligen Tönen bis ins Innerſte drangen, ſo daß ſie nicht genug ſagen konnten, wie der Kranke ſie erbaue. Der Mönch war ſo weit hergeſtellt, daß er aufſtehen, und im Hauſe umherwandeln konnte, aber ſein Ausſehen, ſein Weſen war ganz verändert. Die Augen blickten ſanft, ſtatt daß ſonſt ein gar böſes Feuer in ihnen funkelte, er ſchritt ganz nach Kloſterſitte, leiſe und andächtig mit gefaltenen Händen umher, jede Spur des Wahnſinns war verſchwunden. Er genoß nichts als Gemüſe, Brod und Waſſer, und nur ſelten konnte ich ihn in der letzten Zeit dahin bringen, daß er ſich an meinen Tiſch ſetzte, und etwas von den Speiſen genoß, ſo wie einen kleinen Schluck Wein trank. Dann ſprach er das Gratias und ergötzte uns mit ſeinen Reden, die er ſo wohl zu ſtellen wußte, wie nicht leicht einer. Oft ging er im Walde einſam ſpazieren, ſo kam es denn, daß ich ihm einmal begegnete, und ohne gerade viel zu denken frug: ob er nicht nun bald in ſein Kloſter zurückkehren werde. Er ſchien ſehr bewegt, er faßte meine Hand und ſprach: „„Mein Freund, ich habe Dir das Heil meiner Seele zu danken, Du haſt mich errettet von der ewigen Verderbniß, noch kann ich nicht von Dir ſcheiden, laß mich bei Dir ſeyn. Ach, habe Mitleid mit mir, den der Satan verlockt hat, und der unwiederbringlich verloren war, wenn ihn der Heilige, zu dem er flehte in angſtvollen Stunden, nicht im Wahnſinn in dieſen Wald gebracht hätte. — Sie fanden mich, fuhr der Mönch nach einigem Stillſchweigen fort: in einem ganz entarteten Zuſtande, und ahnen auch jetzt gewiß nicht, daß ich einſt ein von der Natur reich ausgeſtatteter Jüngling war, den nur eine ſchwärmeriſche Neigung zur Einſamkeit und zu den tiefſinnigſten Studien ins Kloſter brachte. Meine Brüder liebten mich alle ausnehmend, und ich lebte ſo froh, als es nur in dem Kloſter geſchehen kann. Durch Frömmigkeit und muſterhaftes Betragen ſchwang ich mich empor, man ſah in mir ſchon den künftigen Prior. Es begab ſich, daß einer der Brüder von weiten Reiſen heim kehrte, und dem Kloſter verſchiedene Reliquien, die er ſich auf dem Wege zu verſchaffen gewußt, mitbrachte. Unter dieſen befand ſich eine verſchloſſene Flaſche, die der heilige Antonius dem Teufel, der darin ein verführeriſches Elixir bewahrte, abgenommen haben ſollte. Auch dieſe Reliquie wurde ſorgfältig aufbewahrt, unerachtet mir die Sache ganz gegen den Geiſt der Andacht, den die wahren Reliquien einflößen ſollen, und überhaupt ganz abgeſchmackt zu ſeyn ſchien. Aber eine unbeſchreibliche Lüſternheit bemächtigte ſich meiner, das zu erforſchen, was wohl eigentlich in der Flaſche enthalten. Es gelang mir, ſie bei Seite zu ſchaffen, ich öffnete ſie, und fand ein herrlich duftendes, ſüß ſchmeckendes ſtarkes Getränk darin, das ich bis auf den letzten Tropfen genoß. — Wie nun mein ganzer Sinn ſich änderte, wie ich einen brennenden Durſt nach der Luſt der Welt empfand, wie das Laſter in verführeriſcher Geſtalt, mir als des Lebens höchſte Spitze erſchien, das Alles mag ich nicht ſagen, kurz, mein Leben wurde eine Reihe ſchändlicher Verbrechen, ſo daß, als ich meiner teufliſchen Liſt unerachtet verrathen wurde, mich der Prior zum ewigen Gefängniß verurtheilte. Als ich ſchon mehrere Wochen in dem dumpfen feuchten Kerker zugebracht hatte, verfluchte ich mich und mein Daſeyn, ich läſterte Gott und die Heiligen, da trat, im glühend rothen Scheine, der Satan zu mir und ſprach, daß, wenn ich meine Seele ganz dem Höchſten abwenden, und ihm dienen wolle, er mich befreien werde. Heulend ſtürzte ich auf die Knie und rief: es iſt kein Gott, dem ich diene, Du biſt mein Herr, und aus Deinen Gluthen ſtrömt die Luſt des Lebens. — Da brauſte es in den Lüften, wie eine Windsbraut, und die Mauern dröhnten, wie vom Erdbeben erſchüttert, ein ſchneidender Ton pfiff durch den Kerker, die Eiſenſtäbe des Fenſters fielen zerbröckelt herab, und ich ſtand von unſichtbarer Gewalt hinausgeſchleudert im Kloſterhofe. Der Mond ſchien hell durch die Wolken, und in ſeinen Strahlen erglänzte das Standbild des heiligen Antonius, das mitten im Hofe bei einem Springbrunnen aufgerichtet war. — Eine unbeſchreibliche Angſt zerriß mein Herz, ich warf mich zerknirſcht nieder vor dem Heiligen, ich ſchwor dem Böſen ab, und flehte um Erbarmen; aber da zogen ſchwarze Wolken herauf, und aufs Neue brauſte der Orkan durch die Luft, mir vergingen die Sinne, und ich fand mich erſt im Walde wieder, in dem ich wahnſinnig vor Hunger und Verzweiflung umher tobte, und aus dem Sie mich erretteten.“‘ — So erzählte der Mönch, und ſeine Geſchichte machte auf mich ſolch einen tiefen Eindruck, daß ich nach vielen Jahren noch ſo wie heute im Stande ſeyn werde, Alles Wort für Wort zu wiederholen. Seit der Zeit hat ſich der Mönch ſo fromm, ſo gutmüthig betragen, daß wir ihn Alle lieb gewannen, und um ſo unbegreiflicher iſt es mir, wie in voriger Nacht ſein Wahnſinn hat aufs Neue ausbrechen können.“

„Wiſſen Sie denn gar nicht, fiel ich dem Förſter ins Wort: aus welchem Capuzinerkloſter der Unglückliche entſprungen iſt?“ — „Er hat mir es verſchwiegen, erwiederte der Förſter: und ich mag um ſo weniger darnach fragen, als es mir beinahe gewiß iſt, daß es wohl derſelbe Unglückliche ſeyn mag, der unlängſt das Geſpräch des Hofes war, unerachtet man ſeine Nähe nicht vermuthete, und ich auch meine Vermuthung zum wahren Beſten des Mönchs, nicht gerade bei Hofe laut werden laſſen mochte.“ — „Aber ich darf ſie wohl erfahren, verſetzte ich: da ich ein Fremder bin, und noch überdies mit Hand und

Mund verſprechen will, gewiſſenhaft zu ſchweigen." — „Sie müſſen wiſſen, ſprach der Förſter weiter: daß die Schweſter unſerer Fürſtin Aebtiſſin des Ciſterzienſerkloſters in *** iſt. Dieſe hatte ſich des Sohnes einer armen Frau, deren Mann mit unſerm Hofe in gewiſſen geheimnißvollen Beziehungen geſtanden haben ſoll, angenommen, und ihn aufziehen laſſen. Aus Neigung wurde er Capuziner, und als Kanzelredner weit und breit bekannt. Die Aebtiſſin ſchrieb ihrer Schweſter ſehr oft über den Pflegling, und betrauerte vor einiger Zeit tief ſeinen Verluſt. Er ſoll durch den Mißbrauch einer Reliquie ſchwer geſündigt haben, und aus dem Kloſter, deſſen Zierde er ſo lange war, verbannt worden ſeyn. Alles dieſes weiß ich aus einem Geſpräch des fürſtlichen Leibarztes mit einem andern Herrn vom Hofe, das ich vor einiger Zeit anhörte. Sie erwähnten einiger ſehr merkwürdiger Umſtände, die mir jedoch, weil ich all' die Geſchichten nicht von Grund aus kenne, unverſtändlich geblieben, und wieder entfallen ſind. Erzählt nun auch der Mönch ſeine Errettung aus dem Kloſtergefängniß auf andere Weiſe, ſoll ſie nämlich durch den Satan geſchehen ſeyn, ſo halte ich dies doch für eine Einbildung, die ihm noch vom Wahnſinn zurückblieb, und meine, daß der Mönch kein anderer als eben der Bruder Medardus iſt, den die Aebtiſſin zum geiſtlichen Stande erziehen ließ, und den der Teufel zu allerlei Sünden verlockte, bis ihn Gottes Gericht mit viehiſcher Raſerei ſtrafte."

Als der Förſter den Namen Medardus nannte, durchbebte mich ein innerer Schauer, ja die ganze Erzählung hatte mich, wie mit tödtlichen Stichen, die mein Innerſtes trafen, gepeinigt. — Nur zu ſehr war ich überzeugt, daß der Mönch die Wahrheit geſprochen, da nur eben ein ſolches Getränk der Hölle, das er lüſtern genoſſen, ihn aufs Neue in verruchten gottesläſterlichen Wahnſinn geſtürzt hatte. — Aber ich ſelbſt war herabgeſunken zum elenden Spielwerk der böſen geheimnißvollen Macht, die mich mit unauflöslichen Banden umſtrickt hielt, ſo daß ich, der ich frei zu ſeyn glaubte, mich nur innerhalb des Käfigs bewegte, in den ich rettungslos geſperrt worden. — Die guten Lehren des frommen Cyrillus, die ich unbeachtet ließ, die Erſcheinung des Grafen und ſeines leichtſinnigen Hofmeiſters, alles kam mir in den Sinn. — Ich wußte nun, woher die plötzliche Gährung im Innern, die Aenderung meines Gemüths entſtanden; ich ſchämte mich meines frevelichen Beginnens, und dieſe Scham galt mir in dem Augenblick für die tieſe Reue und Zerknirſchung, die ich in wahrhaſter Buße hätte empfinden ſollen. So war ich in tieſes Nachdenken verſunken, und hörte kaum auf den Alten, der nun, wieder auf die Jägerei gekommen, mir manchen Strauß ſchilderte, den er mit den böſen Freiſchützen gehabt. Die Dämmerung war eingebrochen, und wir ſtanden vor dem Gebüſch, in dem die Hühner liegen ſollten; der Förſter ſtellte mich auf meinen Platz, ſchärfte mir ein, weder zu ſprechen, noch ſonſt mich viel zu regen, und mit geſpanntem Hahn recht ſorglich zu lauſchen. Die Jäger ſchlichen leiſe auf ihre Plätze, und ich ſtand einſam in der Dunkelheit, die immer mehr zunahm. — Da traten Geſtalten aus meinem Leben hervor im düſtern Walde. Ich ſah meine Mutter, die Aebtiſſin, ſie ſchauten mich an mit ſtrafenden Blicken. — Euphemie rauſchte auf mich zu mit todtenbleichem Geſicht, und ſtarrte mich an mit ihren ſchwarzen glühenden Augen, ſie erhob ihre blutigen Hände, mir drohend, ach es waren Blutstropfen, Hermogens Todeswunde entquollen, ich ſchrie auf! — Da ſchwirrte es über mir in ſtarkem Flügelſchlag, ich ſchoß blindlings in die Luft, und zwei Hühner ſtürzten getroffen herab. „Bravo!“ rief der unfern von mir ſtehende Jägerburſche, indem er das dritte herabſchoß. — Schüſſe knallten jetzt rings umher, und die Jäger verſammelten ſich, jeder ſeine Beute herbeitragend. Der Jägerburſche erzählte, nicht ohne liſtige Seitenblicke auf mich, wie ich ganz laut aufgeſchrien, da die Hühner dicht über meinen Kopf weggeſtrichen, als hätte ich großen Schreck, und dann ohne einmal recht anzulegen, blindlings drunter geſchoſſen, und doch zwei Hühner getroffen; ja es ſey in der Finſterniß ihm vorgekommen, als hätte ich das Gewehr ganz nach anderer Richtung hingehalten, und doch wären die Hühner geſtürzt. Der alte Förſter lachte laut auf, daß ich ſo über die Hühner erſchrocken ſey, und mich nur gewehrt habe mit Drunterſchießen. — „Uebrigens, mein Herr! fuhr er fort: will ich hoffen, daß Sie ein ehrlicher frommer Waidmann, und kein Freijäger ſind, der es mit dem Böſen hält, und hinſchießen kann, wo er will, ohne das zu fehlen, was er zu treffen Willens.“ — Dieſer gewiß unbefangene Scherz des Alten traf mein Innerſtes, und ſelbſt mein glücklicher Schuß in jener aufgeregten entſetzlichen Stimmung, den doch nur der Zufall herbeigeführt, erfüllte mich mit Grauen. Mit meinem Selbſt mehr als jemals entzweit, wurde ich mir ſelbſt zweideutig, und ein inneres Grauſen umfing mein eignes Weſen mit zerſtörender Kraft.

Als wir ins Haus zurückkamen, berichtete Chriſtian, daß der Mönch ſich im Thurm ganz ruhig verhalten, kein einziges Wort geſprochen und auch keine Nahrung zu ſich genommen habe. „Ich kann ihn nun nicht länger bei mir behalten, ſprach der Förſter: denn wer ſteht mir dafür, daß ſein, wie es ſcheint, unheilbarer Wahnſinn nach langer Zeit nicht aufs Neue ausbricht, und er irgend ein entſetzliches Unheil hier im Hauſe anrichtet; er muß morgen in aller Frühe mit Chriſtian und Franz nach der Stadt; mein Bericht über den ganzen Vorgang iſt längſt fertig, und da mag er denn in die Irrenanſtalt gebracht werden.“

Als ich in meinem Gemach allein war, ſtand mir Hermogens Geſtalt vor Augen, und wenn ich ſie faſſen wollte mit ſchärferem Blick, wandelte ſie ſich um in den wahnſinnigen Mönch. Beide floſſen in meinem Gemüth in Eins zuſammen, und bildeten ſo die Warnung der höhern Macht, die ich wie dicht vor dem Abgrunde vernahm. Ich ſtieß an die Korbflaſche, die noch auf dem Boden lag; der Mönch hatte ſie bis auf den letzten Tropfen ausgeleert, und ſo war ich jeder neuen Verſuchung, davon zu genießen, enthoben: aber auch ſelbſt die Flaſche, aus der noch ein ſtarker berauſchender Duft ſtrömte, ſchleuderte ich fort, durch das offne Fenſter über die Hofmauer weg, um ſo jede mögliche Wirkung des verhängnißvollen Elixirs zu vernichten. — Nach und nach wurde ich ruhiger, ja der Gedanke ermuthigte mich, daß ich auf jeden Fall in geiſtiger Hinſicht erhaben ſeyn müſſe über jenen Mönch, den das dem meinigen gleiche Getränk in wilden Wahnſinn ſtürzte. Ich fühlte, wie dies entſetzliche Verhängniß bei mir vorübergeſtreift; ja daß der alte Förſter den Mönch eben für den unglücklichen Medardus, für mich ſelbſt, hielt, war mir ein Fingerzeig der höheren heiligen Macht, die mich noch nicht ſinken laſſen wollte in das troſtloſe Elend. — Schien nicht der Wahnſinn, der überall ſich mir in den Weg ſtellte, nur allein vermögend, mein Inneres zu durchblicken, und immer dringender vor dem böſen Geiſte zu warnen, der mir, wie ich glaubte, ſichtbarlich in der Geſtalt des bedrohlichen geſpenſtiſchen Malers erſchienen? —

Unwiderſtehlich zog es mich fort nach der Reſidenz. Die Schweſter meiner Pflegemutter, die, wie ich mich beſann, der Aebtiſſin ganz ähnlich war, da ich ihr Bild öfters geſehen, ſollte mich wieder zurückführen in das fromme ſchuldloſe Leben, wie es ehemals mir blühte denn dazu bedurfte es in meiner jetzigen Stimmung nur ihres Anblicks und der dadurch erweckten Erinnerungen. Dem Zufall wollte ich es überlaſſen, mich in ihre Nähe zu bringen.

Kaum war es Tag worden, als ich des Förſters Stimme im Hofe vernahm; früh ſollte ich mit dem Sohne abreiſen, ich warf mich daher ſchnell in die Kleider. Als ich hinabkam, ſtand ein Leiterwagen mit Strohſitzen zum Abfahren bereit vor der Hausthür; man brachte den Mönch, der mit todtenbleichem und verſtörtem Geſicht ſich geduldig führen ließ. Er antwortete auf keine Frage, er wollte nichts genießen, kaum ſchien er die Menſchen um ſich zu gewahren. Man hob ihn auf den Wagen, und band ihn mit Stricken feſt, da ſein Zuſtand allerdings bedenklich ſchien, und man vor dem plötzlichen Ausbruch einer innern verhaltenen Wuth keinesweges ſicher war. Als man ſeine Arme feſtſchnürte, verzog ſich ſein Geſicht krampfhaft, und er ächzte leiſe. Sein Zuſtand durchbohrte mein Herz, er war mir verwandt worden, ja nur ſeinem Verderben verdankte ich vielleicht meine Rettung. Chriſtian und ein Jägerburſche ſetzten ſich neben ihm in den Wagen. Erſt im Fortfahren fiel ſein Blick auf mich, und er wurde plötzlich von tiefem Staunen ergriffen; als der Wagen ſich ſchon entfernte (wir waren ihm bis vor die Mauer gefolgt), blieb ſein Kopf gewandt, und ſein Blick auf mich gerichtet. „Sehen Sie, ſagte der alte Förſter: wie er Sie ſo ſcharf ins Auge faßt; ich glaube, daß Ihre Gegenwart im Speiſezimmer, die er nicht vermuthete, auch viel zu ſeinem raſenden Beginnen beigetragen hat, denn ſelbſt in ſeiner guten Periode blieb er ungemein ſcheu, und hatte immer den Argwohn, daß ein Fremder kommen, und ihn tödten würde. Vor dem Tode hat er nämlich eine ganz ungemeſſene Furcht, und durch die Drohung ihn gleich erſchießen zu laſſen, habe ich oft den Ausbrüchen ſeiner Raſerei widerſtanden.“

Mir war wohl und leicht, daß der Mönch, deſſen Erſcheinung mein eignes Ich in verzerrten gräßlichen Zügen reflektirte, entfernt worden. Ich freuete mich auf die Reſidenz, denn es war mir, als ſolle dort die Laſt des ſchweren finſtern Verhängniſſes, die mich niedergedrückt, mir entnommen werden, ja, als würde ich mich dort, erkräftigt, der böſen Macht, die mein Leben befangen, entreißen können.

Als das Frühſtück verzehrt, fuhr der ſaubre mit raſchen Pferden beſpannte Reiſewagen des Förſters vor. — Kaum gelang es mir, der Frau für die Gaſtlichkeit, mit der ich aufgenommen, etwas Geld, ſo wie den beiden bildhübſchen Töchtern einige Galanteriewaaren, die ich zufällig bei mir trug, aufzudringen. Die ganze Familie nahm ſo herzlichen Abſchied, als ſey ich längſt im Hauſe bekannt geweſen, der Alte ſcherzte noch viel über mein Jägertalent. Heiter und froh fuhr ich von dannen.

Vierter Abſchnitt.

Das Leben am fürſtlichen Hofe.

Die Reſidenz des Fürſten bildete gerade den Gegenſatz zu der Handelsſtadt, die ich verlaſſen. Im Umfange bedeutend kleiner, war ſie regelmäßiger und ſchöner gebaut, aber ziemlich menſchenleer. Mehrere Straßen, worin Alleen gepflanzt, ſchienen mehr Anlagen eines Parks zu ſeyn, als zur Stadt zu gehören; alles bewegte ſich ſtill und feierlich, ſelten von dem raſſelnden Geräuſch eines Wagens unterbrochen. Selbſt in der Kleidung, und in dem Anſtande der Einwohner, bis auf den gemeinen Mann, herrſchte eine gewiſſe Zierlichkeit, ein Streben, äußere Bildung zu zeigen.

Der fürſtliche Pallaſt war nichts weniger als groß, auch nicht im großen Styl erbaut, aber Rückſichts der Eleganz, der richtigen Verhältniſſe, eines der ſchönſten Gebäude, die ich jemals geſehen; an ihn ſchloß ſich ein anmuthiger Park, den der liberale Fürſt den Einwohnern zum Spaziergange geöffnet.

Man ſagte mir in dem Gaſthauſe, wo ich eingekehrt daß die fürſtliche Familie gewöhnlich Abends einen Gang durch den Park zu machen pflege, und daß viele Einwohner dieſe Gelegenheit niemals verſäumten, den gütigen Landesherrn zu ſehen. Ich eilte um die beſtimmte Stunde in den Park, der Fürſt trat mit ſeiner Gemahlin und einer geringen Umgebung aus dem Schloſſe. — Ach! — bald ſah ich nichts mehr, als die Fürſtin, ſie die meiner Pflegemutter ſo ähnlich war! — Dieſelbe Hoheit, dieſelbe Anmuth in jeder ihrer Bewegungen, derſelbe geiſtvolle Blick des Auges, dieſelbe freie Stirne, das himmliſche Lächeln. — Nur ſchien ſie mir im Wuchſe voller und jünger, als die Aebtiſſin. Sie redete liebreich mit mehreren Frauenzimmern, die ſich eben in der Allee befanden, während der Fürſt mit einem ernſten Mann im intereſſanten eifrigen Geſpräch begriffen ſchien. — Die Kleidung, das Benehmen der fürſtlichen Familie, ihre Umgebung, alles griff ein in den Ton des Ganzen. Man ſah wohl, wie die anſtändige Haltung in einer gewiſſen Ruhe und anſpruchsloſen Zierlichkeit, in der ſich die Reſidenz erhielt, von dem Hofe ausging. Zufällig ſtand ich bei einem aufgeweckten Mann, der mir auf alle mögliche Fragen Beſcheid gab, und manche muntere Anmerkung einzuflechten wußte. Als die fürſtliche Familie vorüber war, ſchlug er mir vor einen Gang durch den Park zu machen, und mir, dem Fremden, die geſchmackvollen Anlagen zu zeigen, welche überall in denſelben anzutreffen: das war mir nun ganz recht, und ich fand in der That, daß überall der Geiſt der Anmuth und des geregelten Geſchmacks verbreitet, wiewohl mir oft in den im Park zerſtreuten Gebäuden das Streben nach der antiken Form, die nur die grandioſeſten Verhältniſſe duldet, den Bauherrn zu Kleinlichkeiten verleitet zu haben ſchien. Antike Säulen, deren Capitäler ein großer Mann beinahe mit der Hand erreicht, ſind wohl ziemlich lächerlich. Eben ſo gab es in entgegengeſetzter Art im andern Theil des Parks ein paar gothiſche Gebäude, die ſich in ihrer Kleinheit gar zu kleinlich ausnahmen. Ich glaube, daß das Nachahmen gothiſcher Formen beinahe noch gefährlicher iſt, als jenes Streben nach dem Antiken. Denn iſt es auch allerdings richtig, daß kleine Kapellen dem Baumeiſter, der Rückſichts der Größe des Gebäudes, und der darauf zu verwendenden Koſten eingeſchränkt iſt, Anlaß genug geben, in jenem Styl zu bauen, ſo möchte es doch wohl mit den Spitzbogen, bizarren Säulen, Schnörkeln, die man dieſer oder jener Kirche nachahmt, nicht gethan ſeyn, da nur der Baumeiſter etwas Wahrhaftiges in der Art leiſten wird, der ſich von dem tiefen Sinn, — wie er in den alten Meiſtern wohnte, welche das willkürlich, ja das heterogen ſcheinende, ſo herrlich zu einem ſinnigen bedeutungsvollen Ganzen zu verbinden wußten, — beſeelt fühlt. Es iſt mit einem Wort, der ſeltene Sinn für das Romantiſche, der den gothiſchen Baumeiſter leiten muß, da hier von dem ſchulgerechten, an das er ſich bei der antiken Form halten kann, nicht die Rede iſt. Ich äußerte alles dieſes meinem Begleiter; er ſtimmte mir vollkommen bei, und ſuchte nur für jene Kleinigkeiten darin eine Entſchuldigung, daß die in einem Park nöthige Abwechslung, und ſelbſt das Bedürfniß, hie und da Gebäude, als Zufluchtsort bei plötzlich einbrechendem Unwetter, oder auch nur zu Erholung, zum Ausruhen zu finden, beinahe von ſelbſt jene Mißgriffe herbeiführe.

Die einfachſten anſpruchsloſeſten Gartenhäuſer, Strohdächer auf Baumſtämme geſtützt, und in anmuthige Gebüſche verſteckt, die eben jenen angedeuteten Zweck erreichten, meinte ich dagegen, wären mir lieber, als alle jene Tempelchen und Capellchen; und ſollte denn nun einmal gezimmert und gemauert werden, ſo ſtehe dem geiſtreichen Baumeiſter, der Rückſichts des Umfanges und der Koſten beſchränkt ſey, wohl ein Styl zu Gebote, der, ſich zum antiken oder zum gothiſchen hinneigend, ohne kleinliche Nachahmerei, ohne Anſpruch, das grandioſe alte Muſter zu erreichen, nur das Anmuthige, den dem Gemüthe des Beſchauers wohlthuenden Eindruck bezwecke.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, erwiederte mein Begleiter: indeſſen rühren alle dieſe Gebäude, ja die Anlage des ganzen Parks von dem Fürſten ſelbſt her, und dieſer Umſtand beſchwichtigt, wenigſtens bei uns Einheimiſchen, jeden Tadel. — Der Fürſt iſt der beſte Menſch, den es auf der Welt geben kann, von je her hat er den wahrhaft landesväterlichen Grundſatz, daß die Unterthanen nicht ſeinetwegen da wären, er vielmehr der Unterthanen wegen da ſey, recht an den Tag gelegt. Die Freiheit, alles zu äußern, was man denkt; die Geringfügigkeit der Abgaben, und der daraus entſpringende niedrige Preis aller Lebensbedürfniſſe; das gänzliche Zurücktreten der Polizei, die nur dem boshaften Uebermuthe ohne Geräuſch Schranken ſetzt, und weit entfernt iſt den einheimiſchen Bürger, ſo wie den Fremden, mit gehäſſigem Amtseifer zu quälen; die Entfernung alles ſoldatiſchen Unweſens, die gemüthliche Ruhe, womit Geſchäfte, Gewerbe getrieben werden: alles das wird Ihnen den Aufenthalt in unſerm Ländchen erfreulich machen. Ich wette, daß man Sie bis jetzt noch nicht nach Namen und Stand gefragt hat, und der Gaſtwirth keinesweges, wie in andern Städten, in der erſten Viertelſtunde mit dem großen Buche unterm Arm feierlich angerückt iſt, worin man genöthigt wird, ſeinen eignen Steckbrief mit ſtumpfer Feder und blaſſer Tinte hineinzukritzeln. Kurz, die ganze Einrichtung unſeres kleinen Staats, in dem die wahre Lebensweisheit herrſcht, geht von unſerm herrlichen Fürſten aus, da vorher die Menſchen, wie man mir geſagt hat, durch albernen Pedantismus eines Hofes, der die Ausgabe des benachbarten großen Hofes in Taſchenformat war, gequält wurden. Der Fürſt liebt Künſte und Wiſſenſchaften, daher iſt ihm jeder geſchickte Künſtler, jeder geiſtreiche Gelehrte willkommen, und der Grad ſeines Wiſſens nur iſt die

Ahnenprobe, die die Fähigkeit beſtimmt, in der nächſten Umgebung des Fürſten erſcheinen zu dürfen. Aber eben in die Kunſt und Wiſſenſchaft des vielſeitig gebildeten Fürſten hat ſich etwas von dem Pedantismus geſchlichen, der ihn bei ſeiner Erziehung einzwängte, und der ſich jetzt in dem ſklaviſchen Anhängen an irgend eine Form ausſpricht. Er ſchrieb und zeichnete den Baumeiſtern mit ängſtlicher Genauigkeit jedes Detail der Gebäude vor, und jede geringe Abweichung von dem aufgeſtellten Muſter, das er mühſam aus allen nur möglichen antiquariſchen Werken herausgeſucht, konnte ihn eben ſo ängſtigen, als wenn dieſes oder jenes dem verjüngten Maaßſtab, den ihm die beengten Verhältniſſe aufdrangen, ſich durchaus nicht fügen wollte. Durch eben das Anhängen an dieſe oder jene Form, die er liebgewonnen, leidet auch unſer Theater, das von der einmal beſtimmten Manier, der ſich die heterogenſten Elemente fügen müſſen, nicht abweicht. Der Fürſt wechſelt mit gewiſſen Lieblingsneigungen, die aber gewiß niemals irgend Jemandem zu nahe treten. Als der Park angelegt wurde, war er leidenſchaftlicher Baumeiſter und Gärtner, dann begeiſterte ihn der Schwung, den ſeit einiger Zeit die Muſik genommen, und dieſer Begeiſterung verdanken wir die Einrichtung einer ganz vorzüglichen Capelle. — Dann beſchäftigte ihn die Malerei, in der er ſelbſt das Ungewöhnliche leiſtet. Selbſt bei den täglichen Beluſtigungen des Hofes findet dieſer Wechſel ſtatt. — Sonſt wurde viel getanzt, jetzt wird an Geſellſchaftstagen eine Farobank gehalten, und der Fürſt, ohne im mindeſten eigentlicher Spieler zu ſeyn, ergötzt ſich an den ſonderbaren Verknüpfungen des Zufalls, doch bedarf es nur irgend eines Impulſes, um wieder etwas anderes an die Tagesordnung zu bringen. Dieſer ſchnelle Wechſel der Neigungen hat dem guten Fürſten den Vorwurf zugezogen, daß ihm diejenige Tiefe des Geiſtes fehle, in der ſich wie in einem klaren ſonnenhellen See das farbenreiche Bild des Lebens unverändert ſpiegelt; meiner Meinung nach thut man ihm aber Unrecht, da eine beſondere Regſamkeit des Geiſtes nur ihn dazu treibt, dieſem oder jenem nach erhaltenem Impuls mit beſonderer Leidenſchaft nachzuhängen, ohne daß darüber das eben ſo edle vergeſſen, oder auch nur vernachläſſigt werden ſollte. Daher kommt es, daß Sie dieſen Park ſo wohl erhalten ſehen, daß unſere Capelle, unſer Theater fortdauernd auf alle mögliche Weiſe unterſtützt und gehoben, daß die Gemäldeſammlung nach Kräften bereichert wird. Was aber den Wechſel der Unterhaltungen bei Hofe betrifft, ſo iſt das wohl ein heitres Spiel im Leben, das jeder dem regſamen Fürſten zur Erholung vom ernſten oft mühevollen Geſchäft recht herzlich gönnen mag."

Wir gingen eben bei ganz herrlichen, mit tiefem maleriſchem Sinn gruppirten Gebüſchen und Bäumen vorüber, ich äußerte meine Bewunderung, und mein Begleiter ſagte: „alle dieſe Anlagen, dieſe Pflanzungen, dieſe Blumengruppen ſind das Werk der vortrefflichen Fürſtin. Sie iſt ſelbſt vollendete Landſchaftsmalerin, und außerdem die Naturkunde ihre Lieblingswiſſenſchaft. Sie finden daher ausländiſche Bäume, ſeltene Blumen und Pflanzen, aber nicht wie zur Schau ausgeſtellt, ſondern mit tiefem Sinn ſo geordnet, und in zwangloſe Parthien vertheilt, als wären ſie ohne alles Zuthun der Kunſt aus heimathlichem Boden entſproſſen. — Die Fürſtin äußerte einen Abſcheu gegen all' die aus Sandſtein unbeholfen gemeißelten Götter und Göttinnen, Najaden und Driaden, wovon ſonſt der Park wimmelte. Dieſe Standbilder ſind deshalb verbannt worden, und Sie finden nur noch einige gute Copien nach der Antike, die der Fürſt gewiſſer, ihm theurer Erinnerungen wegen gern im Park behalten wollte, die aber die Fürſtin ſo geſchickt — mit zartem Sinn des Fürſten innerſte Willensmeinung ergreifend — aufſtellen zu laſſen wußte, daß ſie auf jeden, dem auch die geheimeren Beziehungen fremd ſind, ganz wunderbar wirken."

Es war ſpäter Abend geworden, wir verließen den Park, mein Begleiter nahm die Einladung an, mit mir im Gaſthofe zu ſpeiſen, und gab ſich endlich als den Inſpektor der fürſtlichen Bildergallerie zu erkennen.

Ich äußerte ihm, als wir bei der Mahlzeit vertrauter geworden, meinen herzlichen Wunſch, der fürſtlichen Familie näher zu treten, und er verſicherte, daß nichts leichter ſey, als dieſes, da jeder gebildete, geiſtreiche Fremde im Zirkel des Hofes willkommen wäre. Ich dürfe nur dem Hofmarſchall den Beſuch machen, und ihn bitten, mich dem Fürſten vorzuſtellen. Dieſe diplomatiſche Art, zum Fürſten zu gelangen, gefiel mir um ſo weniger, als ich kaum hoffen konnte, gewiſſen läſtigen Fragen des Hofmarſchalls, über das „Woher?" über Stand und Charakter zu entgehen; ich beſchloß daher, dem Zufall zu vertrauen, der mir vielleicht den kürzeren Weg zeigen würde, und das traf auch in der That bald ein. Als ich nämlich eines Morgens in dem, zur Stunde gerade ganz menſchenleeren, Park luſtwandelte, begegnete mir der Fürſt in einem ſchlichten Oberrock. Ich grüßte ihn, als ſey er mir gänzlich unbekannt, er blieb ſtehen, und eröffnete das Geſpräch mit der Frage: ob ich fremd hier ſey? — Ich bejahte es, mit dem Zuſatz, wie ich vor ein paar Tagen angekommen, und bloß durchreiſen wollen; die Reize des Orts, und vorzüglich die Gemüthlichkeit und Ruhe, die hier überall herrſche, hätten mich aber vermocht zu verweilen. Ganz unabhängig, bloß der Wiſſenſchaft und der Kunſt lebend, wäre ich geſonnen, recht lange hier zu bleiben, da mich die ganze Umgebung auf höchſte Weiſe anſpreche und anziehe. Dem Fürſten ſchien das zu gefallen, und er erbot ſich mir als Cicerone alle Anlagen des Parks zu zeigen. Ich hütete mich zu verrathen, daß ich das Alles ſchon geſehen, ſondern ließ mich durch alle Grotten, Tempel, gothiſche Capellen, Pavillons führen, und hörte geduldig die weitſchweifigen Commentare an, die der Fürſt von jeder Anlage gab. Ueberall nannte er die Muſter, nach welchen gearbeitet worden, machte mich auf die genaue Ausführung der geſtellten Aufgaben aufmerkſam, und verbreitete ſich überhaupt über die eigentliche Tendenz, die bei der ganzen Einrichtung dieſes Parks zum Grunde gelegen, und die bei jedem Park vorwalten ſollte. Er frug nach meiner Meinung; ich rühmte die Anmuth des Orts, die üppige herrliche Vegetation, unterließ aber auch nicht Rückſichts der Gebäude mich eben ſo wie gegen den Gallerie-Inſpektor zu äußern. Er hörte mich aufmerkſam an, er ſchien manches meiner Urtheile nicht gerade zu verwerfen, indeſſen ſchnitt er jede weitere Diskuſſion über dieſen Gegenſtand durch die Aeußerung ab, daß ich zwar in ideeller Hinſicht Recht haben könne, indeſſen mir die Kenntniß des Praktiſchen, und der wahren Art der Ausführung fürs Leben, abzugehen ſcheine. Das Geſpräch wandte ſich zur Kunſt, ich bewies mich als guter Kenner der Malerei, und als praktiſcher Tonkünſtler, ich wagte manchen Widerſpruch gegen ſeine Urtheile, die geiſtreich und präzis ſeine innere Ueberzeugung ausſprachen, aber auch wahrnehmen ließen, daß ſeine Kunſtbildung zwar bei weitem die übertraf, wie ſie die Großen gemeinhin zu erhalten pflegen, indeſſen doch viel zu oberflächlich war, um nur die Tiefe zu ahnen, aus der dem wahren Künſtler die herrliche Kunſt aufgeht, und in ihm den göttlichen Funken des Strebens nach dem Wahrhaftigen entzündet. Meine Widerſprüche, meine Anſichten galten ihm nur als Beweis meines Dilettantismus, der gewöhnlich nicht von der wahren praktiſchen Einſicht erleuchtet werde. Er belehrte mich über die wahren Tendenzen der Malerei und der Muſik, über die Bedingniſſe des Gemäldes, der Oper. — Ich erfuhr viel von Colorit, Draperie, Pyramidalgruppen, von ernſter und komiſcher Muſik, von Szenen für die Prima donna, von Chören, vom Effekt, vom Helldunkel, der Beleuchtung u. ſ. w. Ich hörte alles an, ohne den Fürſten, der ſich in dieſer Unterhaltung recht zu gefallen ſchien, zu unterbrechen. Endlich ſchnitt er ſelbſt ſeine Rede ab, mit der ſchnellen Frage: ſpielen Sie Faro? — Ich verneinte es. „Das iſt ein herrliches Spiel, fuhr er fort: in ſeiner hohen Einfachheit das wahre Spiel für geiſtreiche Männer. Man tritt gleichſam aus ſich ſelbſt heraus, oder beſſer, man ſtellt ſich auf einen Standpunkt, von dem man die ſonderbaren Verſchlingungen und Verknüpfungen, die die geheime Macht, welche wir Zufall nennen, mit unſichtbarem Faden ſpinnt, zu erblicken im Stande iſt. Gewinn und Verluſt ſind die beiden Angeln, auf denen ſich die geheimnißvolle Maſchine bewegt, die wir angeſtoßen, und die nun der ihr inwohnende Geiſt nach Willkür forttreibt. — Das Spiel müſſen Sie lernen, ich will ſelbſt Ihr Lehrmeiſter ſeyn.“ — Ich verſicherte, bis jetzt nicht viel Luſt zu einem Spiel in mir zu ſpüren, das, wie mir oft verſichert worden, höchſt gefährlich und verderblich ſeyn ſolle. — Der Fürſt lächelte, und fuhr, mich mit ſeinen lebhaften klaren Augen ſcharf anblickend, fort: „Ei, das ſind kindiſche Seelen, die das behaupten, aber am Ende halten Sie mich wohl für einen Spieler, der Sie ins Garn locken will. — Ich bin der Fürſt; gefällt es Ihnen hier in der Reſidenz, ſo bleiben Sie hier, und beſuchen Sie meinen Zirkel, in dem wir manchmal Faro ſpielen, ohne daß ich zugebe, daß ſich irgend Jemand durch dies Spiel derangire, unerachtet das Spiel bedeutend ſeyn muß, um zu intereſſiren, denn der Zufall iſt träge, ſobald ihm nur Unbedeutendes dargeboten wird.“

Schon im Begriff mich zu verlaſſen, kehrte der Fürſt ſich noch zu mir, und frug: „mit wem habe ich aber geſprochen?“ — Ich erwiederte, daß ich Leonard heiße, und als Gelehrter privatiſire, ich ſey übrigens keinesweges von Adel, und dürfe vielleicht daher von der mir angebotenen Gnade, im Hofzirkel zu erſcheinen, keinen Gebrauch machen. „Was Adel, was Adel, rief der Fürſt heftig: Sie ſind, wie ich mich überzeugt habe, ein ſehr unterrichteter, geiſtreicher Mann. — Die Wiſſenſchaft adelt Sie, und macht Sie fähig, in meiner Umgebung zu erſcheinen. Adieu, Herr Leonard, auf Wiederſehen!" — So war denn mein Wunſch früher und leichter, als ich es mir gedacht hatte, erfüllt. Zum erſtenmal in meinem Leben ſollte ich an einem Hofe erſcheinen, ja, in gewiſſer Art ſelbſt am Hofe leben, und mir gingen all' die abentheuerlichen Geſchichten von den Kabalen, Ränken, Intriguen der Höfe, wie ſie ſinnreiche Roman- und Comödienſchreiber aushecken, durch den Kopf. Nach Ausſage dieſer Leute, mußte der Fürſt von Böſewichtern aller Art umgeben, und verblendet, inſonderheit aber der Hofmarſchall ein ahnenſtolzer abgeſchmackter Pinſel, der erſte Miniſter ein ränkevoller habſüchtiger Böſewicht, die Kammerjunker müſſen aber lockere Menſchen und Mädchenverführer ſeyn. — Jedes Geſicht iſt kunſtmäßig in freundliche Falten gelegt, aber im Herzen Lug und Trug; ſie ſchmelzen vor Freundſchaft und Zärtlichkeit, ſie bücken und krümmen ſich, aber jeder iſt des andern unverſöhnlicher Feind, und ſucht ihm hinterliſtig ein Bein zu ſtellen, daß er rettungslos umſchlägt, und der Hintermann in ſeine Stelle tritt, bis ihm ein Gleiches widerfährt. Die Hofdamen ſind häßlich, ſtolz, ränkevoll, dabei verliebt, und ſtellen Netze und Sprenkeln, vor denen man ſich zu hüten hat, wie vor dem Feuer! — So ſtand das Bild eines Hofes in meiner Seele, als ich im Seminar ſo viel davon geleſen; es war mir immer, als treibe der Teufel da recht ungeſtört ſein Spiel, und unerachtet mir Leonardus Manches von Höfen, an denen er ſonſt geweſen, erzählte, was zu meinen Begriffen davon durchaus nicht paſſen wollte, ſo blieb mir doch eine gewiſſe Scheu vor allem Höfiſchen zurück, die noch jetzt, da ich im Begriff ſtand, einen Hof zu ſehen, ihre Wirkung äußerte. Mein Verlangen, der Fürſtin näher zu treten, ja eine innere Stimme, die mir unaufhörlich, wie in dunklen Worten zurief, daß hier mein Geſchick ſich beſtimmen werde, trieben mich unwiderſtehlich fort, und um die beſtimmte Stunde befand ich mich, nicht ohne innere Beklemmung, im fürſtlichen Vorſaal. —

Mein ziemlich langer Aufenthalt in jener Reichs- und Handelsſtadt, hatte mir dazu gedient, all das Ungelenke, Steife, Eckigte meines Betragens, das mir ſonſt noch vom Kloſterleben anklebte, ganz abzuſchleifen. Mein von Natur geſchmeidiger, vorzüglich wohlgebauter

Körper, gewöhnte ſich leicht an die ungezwungene freie Bewegung, die dem Weltmann eigen. Die Bläſſe, die den jungen Mönch auch bei ſchönem Geſicht entſtellt, war aus meinem Geſicht verſchwunden, ich befand mich in den Jahren der höchſten Kraft, die meine Wangen röthete, und aus meinen Augen blitzte; meine dunkelbraunen Locken verbargen jedes Ueberbleibſel der Tonſur. Zu dem Allem kam, daß ich eine feine zierliche ſchwarze Kleidung im neueſten Geſchmack trug, die ich aus der Handelsſtadt mitgebracht, und ſo konnte es nicht fehlen, daß meine Erſcheinung angenehm auf die ſchon Verſammelten wirken mußte, wie ſie es durch ihr zuvorkommendes Betragen, das, ſich in den Schranken der höchſten Feinheit haltend, nicht zudringlich wurde, bewieſen. So wie nach meiner, aus Romanen und Comödien gezogenen Theorie, der Fürſt, als er mit mir im Park ſprach, bei den Worten: ich bin der Fürſt, eigentlich den Oberrock raſch aufknöpfen, und mir einen großen Stern entgegen blitzen laſſen mußte, ſo ſollten auch all' die Herren, die den Fürſten umgaben, in geſtickten Röcken, ſteifen Friſuren u. ſ. w. einhergehen, und ich war nicht wenig verwundert, nur einfache, geſchmackvolle Anzüge zu bemerken. Ich nahm wahr, daß mein Begriff vom Leben am Hofe wohl überhaupt ein kindiſches Vorurtheil ſeyn könne, meine Befangenheit verlor ſich, und ganz ermuthigte mich der Fürſt, der mit den Worten auf mich zutrat: „Sieh da, Herr Leonard!“ und dann über meinen ſtrengen kunſtrichterlichen Blick ſcherzte, mit dem ich ſeinen Park gemuſtert. — Die Flügelthüren öffneten ſich, und die Fürſtin trat in den Converſationsſaal, nur von zwei Hofdamen begleitet. Wie erbebte ich bei ihrem Anblick im Innerſten, wie war ſie nun, beim Schein der Lichter, meiner Pflegemutter noch ähnlicher als ſonſt. — Die Damen umringten ſie, man ſtellte mich vor, ſie ſah mich an mit einem Blick, der Erſtaunen, eine innere Bewegung verrieth; ſie liſpelte einige Worte, die ich nicht verſtand, und kehrte ſich dann zu einer alten Dame, der ſie etwas leiſe ſagte, worüber dieſe unruhig wurde, und mich ſcharf anblickte. — Alles dieſes geſchah in einem Moment. — Jetzt theilte ſich die Geſellſchaft in kleinere und größere Gruppen, lebhafte Geſpräche begannen, es herrſchte ein freier ungezwungener Ton, und doch fühlte man es, daß man ſich im Zirkel des Hofes, in der Nähe des Fürſten befand, ohne daß dies Gefühl nur im mindeſten gedrückt hätte. Kaum eine einzige Figur fand ich, die in das Bild des Hofes, wie ich ihn mir ſonſt dachte, gepaßt haben ſollte. Der Hofmarſchall war ein alter lebensluſtiger aufgeweckter Mann, die Kammerjunker muntre Jünglinge, die nicht im mindeſten darnach ausſahen, als führten ſie Böſes im Schilde. Die beiden Hofdamen ſchienen Schweſtern, ſie waren ſehr jung, und eben ſo unbedeutend, zum Glück aber ſehr anſpruchslos geputzt. Vorzüglich war es ein kleiner Mann mit aufgeſtülpter Naſe, und lebhaft funkelnden Augen, ſchwarz gekleidet, den langen Stahldegen an der Seite, der, indem er ſich mit unglaublicher Schnelle durch die Geſellſchaft wand und ſchlängelte, und bald hier, bald dort war, nirgends weilend, keinem Rede ſtehend, hundert witzige ſarkaſtiſche Einfälle wie Feuerfunken umherſprühte, überall reges Leben entzündete. Es war des Fürſten Leibarzt. — Die alte Dame, mit der die Fürſtin geſprochen, hatte unbemerkt mich ſo geſchickt zu umkreiſen gewußt, daß ich, ehe ich mir's verſah, mit ihr allein im Fenſter ſtand. Sie ließ ſich alsbald in ein Geſpräch mit mir ein, das, ſo ſchlau ſie es anfing, bald den einzigen Zweck verrieth, mich über meine Lebensverhältniſſe auszufragen. — Ich war auf dergleichen vorbereitet, und überzeugt, daß die einfachſte anſpruchsloſeſte Erzählung in ſolchen Fällen die unſchädlichſte und gefahrloſeſte iſt, ſchränkte ich mich darauf ein, ihr zu ſagen, daß ich ehemals Theologie ſtudirt, jetzt aber, nachdem ich den reichen Vater beerbt, aus Luſt und Liebe reiſe. Meinen Geburtsort verlegte ich nach dem polniſchen Preußen, und gab ihm einen ſolchen barbariſchen Zähne und Zunge zerbrechenden Namen, der der alten Dame das Ohr verletzte, und ihr jede Luſt benahm noch einmal zu fragen. „Ei, ei, ſagte die alte Dame: Sie haben ein Geſicht, mein Herr, das hier gewiſſe traurige Erinnerungen wecken könnte, und ſind vielleicht mehr als Sie ſcheinen wollen, da Ihr Anſtand keinesweges auf einen Studenten der Theologie deutet."

Nachdem Erfriſchungen gereicht worden, ging es in den Saal, wo der Farotiſch in Bereitſchaft ſtand. Der Hofmarſchall machte den Banquier, doch ſtand er, wie man mir ſagte, mit dem Fürſten in der Art im Verein, daß er allen Gewinn behielt, der Fürſt ihm aber jeden Verluſt, in ſo fern er den Fonds der Bank ſchwächte, erſetzte. Die Herren verſammelten ſich um den Tiſch, bis auf den Leibarzt, der durchaus niemals ſpielte, ſondern bei den Damen blieb, die an dem Spiel keinen Antheil nahmen. Der Fürſt rief mich zu ſich, ich mußte neben ihm ſtehen, und er wählte meine Karten, nachdem er mir in kurzen Worten das Mechaniſche des Spiels erklärt. Dem Fürſten ſchlugen alle Karten um, und auch ich befand mich, ſo genau ich den Rath des Fürſten befolgte, fortwährend im Verluſt, der bedeutend wurde, da ein Louisd'or als niedrigſter Point galt. Meine Kaſſe war ziemlich auf der Neige, und ſchon oft hatte ich geſonnen, wie es gehen würde, wenn die letzten Louisd'or ausgegeben, um ſo mehr war mir das Spiel, welches mich auf einmal arm machen konnte, fatal. Eine neue Taille begann, und ich bat den Fürſten, mich nun ganz mir ſelbſt zu überlaſſen, da es ſcheine, als wenn ich, als ein ausgemacht unglücklicher Spieler, ihn auch in Verluſt brächte. Der Fürſt meinte lächelnd, daß ich noch vielleicht meinen Verluſt hätte einbringen können, wenn ich nach dem Rath des erfahrnen Spielers fortgefahren, indeſſen wolle er nun ſehn, wie ich mich benehmen würde, da ich mir ſo viel zutraue. — Ich zog aus meinen Karten, ohne ſie anzuſehen, blindlings eine heraus, es war die Dame. — Wohl mag es lächerlich zu ſagen ſeyn, daß ich in dieſem blaſſen lebloſen Kartengeſicht Aureliens Züge zu entdecken glaubte. Ich ſtarrte das Blatt an, kaum konnte ich meine innere Bewegung verbergen; der Zuruf des Banquiers, ob das Spiel gemacht ſey, riß mich aus der Betäubung. Ohne mich zu beſinnen, zog ich die letzten fünf Louisd'or, die ich noch bei mir trug, aus der Taſche, und ſetzte ſie auf die Dame. Sie gewann, nun ſetzte ich immer fort und fort auf die Dame, und immer höher, ſo wie der Gewinn ſtieg. Jedesmal, wenn ich wieder die Dame ſetzte, riefen die Spieler: nein es iſt unmöglich, jetzt muß die Dame untreu werden — und alle Karten der übrigen Spieler ſchlugen um. „Das iſt mirakulos, das iſt unerhört," erſcholl es von allen Seiten, indem ich ſtill, und in mich gekehrt, ganz mein Gemüth Aurelien zugewendet, kaum das Gold achtete, das mir der Banquier einmal übers andere zuſchob. — Kurz in den vier letzten Taillen hatte die Dame unausgeſetzt gewonnen, und ich die Taſchen voll Gold. Es waren an zweitauſend Louisd'or, die mir das Glück durch die Dame zugetheilt, und unerachtet ich nun aller Verlegenheit enthoben, ſo konnte ich mich doch eines innern unheimlichen Gefühls nicht erwehren. — Auf wunderbare Art fand ich einen geheimen Zuſammenhang zwiſchen dem glücklichen Schuß aufs Gerathewohl, der neulich die Hühner herabwarf, und zwiſchen meinem heutigen Glück. Es wurde mir klar, daß nicht ich, ſondern die fremde Macht, die in mein Weſen getreten, alles das Ungewöhnliche bewirke, und ich nur das willenloſe Werkzeug ſey, deſſen ſich jene Macht bediene, zu mir unbekannten Zwecken. Die Erkenntniß dieſes Zwieſpalts, der mein Inneres feindſelig trennte, gab mir aber Troſt, indem ſie mir das allmähliche Aufkeimen eigner Kraft, die bald ſtärker und ſtärker werdend, dem Feinde widerſtehen, und ihn bekämpfen werde, verkündete. — Das ewige Abſpiegeln von Aureliens Bild konnte nichts anderes ſeyn, als ein verruchtes Verlocken zum böſen Beginnen, und eben dieſer frevliche Mißbrauch des frommen lieben Bildes, erfüllte mich mit Grauſen und Abſcheu.

In der düſterſten Stimmung ſchlich ich des Morgens durch den Park, als mir der Fürſt, der um die Stunde auch zu luſtwandeln pflegte, entgegentrat. „Nun, Herr Leonard, rief er: wie finden Sie mein Faro-Spiel? — was ſagen Sie von der Laune des Zufalls, der Ihnen alles tolle Beginnen verzieh, und das Gold zuwarf. Sie hatten glücklicherweiſe die Karte Favorite getroffen, aber ſo blindlings dürfen Sie ſelbſt der Carte Favorite nicht immer vertrauen.“ — Er verbreitete ſich weitläuftig über den Begriff der Carte Favorite, gab mir die wohl erſonnenſten Regeln, wie man dem Zufall in die Hand ſpielen müſſe, und ſchloß mit der Aeußerung, daß ich nun mein Glück im Spiel wohl eifrigſt verfolgen werde. Ich verſicherte dagegen freimüthig, daß es mein feſter Vorſatz ſey, nie mehr eine Karte anzurühren. Der Fürſt ſah mich verwundert an. — „Eben mein geſtriges wunderbares Glück, fuhr ich fort: hat dieſen Entſchluß erzeugt, denn alles das, was ich ſonſt von dem Gefährlichen, ja Verderblichen dieſes Spiels gehört, iſt dadurch bewährt worden. Es lag für mich etwas Entſetzliches darin, daß, indem die gleichgültige Karte, die ich blindlings zog, in mir eine ſchmerzhafte herzzerreißende Erinnerung weckte, ich von einer unbekannten Macht ergriffen wurde, die das Glück des Spiels, den loſen Geldgewinn mir zuwarf, als entſpröße es aus meinem eignen Innern, als wenn ich ſelbſt, jenes Weſen denkend, das aus der lebloſen Karte mir mit glühenden Farben entgegenſtrahlte, dem Zufall gebieten könne, ſeine geheimſten Verſchlingungen erkennend.“ — „Ich verſtehe Sie, unterbrach mich der Fürſt: Sie liebten unglücklich, die Karte rief das Bild der verlornen Geliebten in Ihre Seele zurück, obgleich mich das, mit Ihrer Erlaubniß, poſſierlich anſprach, wenn ich mir das breite, blaſſe, komiſche Kartengeſicht der Coeurdame, die Ihnen in die Hand fiel, lebhaft imaginire. — Doch Sie dachten nun einmal an die Geliebte, und ſie war Ihnen im Spiel treuer und wohlthuender, als vielleicht im Leben; aber was darin Entſetzliches, Schreckbares liegen ſoll, kann ich durchaus nicht begreifen, vielmehr muß es ja erfreulich ſeyn, daß Ihnen das Glück wohlwollte. Ueberhaupt — iſt Ihnen denn nun einmal die ominöſe Verknüpfung des Spielglücks mit Ihrer Geliebten ſo unheimlich, ſo trägt nicht das Spiel die Schuld, ſondern nur Ihre individuelle Stimmung." — „Mag das ſeyn, gnädigſter Herr, erwiederte ich: aber ich fühle nur zu lebhaft, daß es nicht ſo wohl die Gefahr iſt, durch bedeutenden Verluſt in die übelſte Lage zu gerathen, welche dieſes Spiel ſo verderblich macht, ſondern vielmehr die Kühnheit, geradezu wie in offener Fehde, es mit der geheimen Macht aufzunehmen, die aus dem Dunkel glänzend hervortritt, und uns wie ein verführeriſches Trugbild in eine Region verlockt, in der ſie uns höhnend ergreift und zermalmt. Eben dieſer Kampf mit jener Macht ſcheint das anziehende Wageſtück zu ſeyn, das der Menſch, ſeiner Kraft kindiſch vertrauend, ſo gern unternimmt, und das er, einmal begonnen, beſtändig, ja noch im Todeskampfe den Sieg hoffend, nicht mehr laſſen kann. Daher kommt meines Bedünkens die wahnſinnige Leidenſchaft der Faroſpieler, und die innere Zerrüttung des Geiſtes, die der bloße Geldverluſt nicht nach ſich zu ziehen vermag, und die ſie zerſtört. Aber auch ſchon in untergeordneter Hinſicht, kann ſelbſt dieſer Verluſt auch den leidenſchaftloſen Spieler, in den noch nicht jenes feindſelige Prinzip gedrungen, in tauſend Unannehmlichkeiten, ja in offenbare Noth ſtürzen, da er doch nur durch die Umſtände veranlaßt ſpielte. Ich darf es geſtehen, gnädigſter Herr! daß ich ſelbſt geſtern im Begriff ſtand, meine ganze Reiſekaſſe geſprengt zu ſehen." — „Das hätte ich erfahren, fiel der Fürſt raſch ein: und Ihnen den Verluſt dreidoppelt erſetzt, denn ich will nicht, daß ſich Jemand meines Vergnügens wegen ruinire, überhaupt kann das bei mir nicht geſchehen, da ich meine Spieler kenne, und ſie nicht aus den Augen laſſe." — „Aber eben dieſe Einſchränkung, gnädigſter Herr! erwiederte ich: hebt wieder die Freiheit des Spiels auf, und ſetzt ſelbſt jenen beſonderen Verknüpfungen des Zufalls Schranken, deren Betrachtung Ihnen, gnädigſter Herr, das Spiel ſo intereſſant macht. Aber wird nicht auch dieſer oder jener, den die Leidenſchaft des Spiels unwiderſtehlich ergriffen, Mittel finden zu ſeinem eignen Verderben der Aufſicht zu entgehen, und ſo ein Mißverhältniß in ſein Leben bringen, das ihn zerſtört? — Verzeihen Sie meine Freimüthigkeit, gnädigſter Herr! — Ich glaube überdem, daß jede Einſchränkung der Freiheit, ſollte dieſe auch gemißbraucht werden, drückend, ja, als dem menſchlichen Weſen ſchnurſtracks entgegenſtrebend, unausſtehlich iſt.“ — „Sie ſind nun einmal, wie es ſcheint, überall nicht meiner Meinung, Herr Leonard,“ fuhr der Fürſt auf, und entfernte ſich raſch, indem er mir ein leichtes „Adieu“ zuwarf. — Kaum wußte ich ſelbſt, wie ich dazu gekommen, mich ſo offenherzig zu äußern, ja ich hatte niemals, unerachtet ich in der Handelsſtadt oft an bedeutenden Banken als Zuſchauer ſtand, genug über das Spiel nachgedacht, um meine Ueberzeugung im Innern ſo zu ordnen, wie ſie mir jetzt unwillkürlich von den Lippen floß. Es that mir leid, die Gnade des Fürſten verſcherzt, und das Recht verloren zu haben, im Zirkel des Hofes erſcheinen, und der Fürſtin näher treten zu dürfen. Ich hatte mich indeſſen geirrt, denn noch denſelben Abend erhielt ich eine Einladungskarte zum Hofkonzert, und der Fürſt ſagte im Vorbeiſtreifen mit freundlichem Humor zu mir: „guten Abend, Herr Leonard, gebe der Himmel, daß meine Capelle heute Ehre einlegt, und meine Muſik Ihnen beſſer gefällt, als mein Park.“ —

Die Muſik war in der That recht artig, es ging Alles präzis, indeſſen ſchien mir die Wahl der Stücke nicht glücklich, indem eins die Wirkung des andern vernichtete, und vorzüglich erregte mir eine lange Szene, die mir, wie nach einer aufgegebenen Formel komponirt zu ſeyn ſchien, herzliche Langeweile. Ich hütete mich wohl, meine wahre innere Meinung zu äußern, und hatte um ſo klüger daran gethan, als man mir in der Folge ſagte, daß eben jene lange Szene eine Compoſition des Fürſten geweſen.

Ohne Bedenken fand ich mich in dem nächſten Zirkel des Hofes ein, und wollte ſelbſt am Faroſpiel Theil nehmen, um den Fürſten ganz mit mir auszuſöhnen, aber nicht wenig erſtaunte ich, als ich keine Bank erblickte, vielmehr ſich einige gewöhnliche Spieltiſche formten, und unter den übrigen Herren und Damen, die ſich im Zirkel um den Fürſten ſetzten, eine lebhafte geiſtreiche Unterhaltung begann. Dieſer oder jener wußte manches Ergötzliche zu erzählen, ja Anekdoten mit ſcharfer Spitze wurden nicht verſchmäht; meine Rednergabe kam mir zu ſtatten, und es waren Andeutungen aus meinem eigenen Leben, die ich unter der Hülle romantiſcher Dichtung auf anziehende Weiſe vorzutragen wußte. So erwarb ich mir die Aufmerkſamkeit und den Beifall des Zirkels; der Fürſt liebte aber mehr das Heitre, Humoriſtiſche, und darin übertraf Niemand den Leibarzt, der in tauſend poſſierlichen Einfällen und Wendungen unerſchöpflich war.

Dieſe Art der Unterhaltung erweiterte ſich dahin, daß oft dieſer oder jener etwas aufgeſchrieben hatte, das er in der Geſellſchaft vorlas, und ſo kam es denn, daß das Ganze bald das Anſehen eines wohlorganiſirten litterariſch äſthetiſchen Vereins erhielt, in dem der Fürſt präſidirte, und in welchem Jeder das Fach ergriff, welches ihm am mehrſten zuſagte. — Einmal hatte ein Gelehrter, der ein trefflicher tiefdenkender Phyſiker war, uns mit neuen intereſſanten Entdeckungen im Gebiet ſeiner Wiſſenſchaft überraſcht, und ſo ſehr dies den Theil der Geſellſchaft anſprach, der wiſſenſchaftlich genug war, den Vortrag des Profeſſors zu faſſen, ſo ſehr langweilte ſich der Theil, dem das Alles fremd und unbekannt blieb: Selbſt der Fürſt ſchien ſich nicht ſonderlich in die Ideen des Profeſſors zu finden, und auf den Schluß mit herzlicher Sehnſucht zu warten. Endlich hatte der Profeſſor geendet, der Leibarzt war vorzüglich erfreut, und brach aus in Lob und Bewunderung, indem er hinzufügte, daß dem tiefen Wiſſenſchaftlichen wohl zur Erheiterung des Gemüths etwas folgen könne, das nun eben auf nichts weiter Anſpruch mache, als auf Erreichung dieſes Zwecks. — Die Schwächlichen, die die Macht der ihnen fremden Wiſſenſchaft gebeugt hatte, richteten ſich auf, und ſelbſt des Fürſten Geſicht überflog ein Lächeln, welches bewies, wie ſehr ihm die Rückkehr ins Alltagsleben wohlthat.

„Sie wiſſen, gnädigſter Herr! hob der Leibarzt an, indem er ſich zum Fürſten wandte: daß ich auf meinen Reiſen nicht unterließ, all' die luſtigen Vorfälle, wie ſie das Leben durchkreuzen, vorzüglich aber die poſſierlichen Originale, die mir aufſtießen, treu in meinem Reiſejournal zu bewahren, und eben aus dieſem Journal bin ich im Begriff etwas mitzutheilen, das ohne ſonderlich bedeutend zu ſeyn, doch mir ergötzlich ſcheint. — Auf meiner vorjährigen Reiſe kam ich in ſpäter Nacht in das ſchöne große Dorf vier Stunden von B.; ich entſchloß mich in den ſtattlichen Gaſthof einzukehren, wo mich ein freundlicher aufgeweckter Wirth empfing. Ermüdet, ja zerſchlagen von der weiten Reiſe, warf ich mich in meinem Zimmer gleich ins Bette, um recht auszuſchlafen, aber es mochte eben Eins geſchlagen haben, als mich eine Flöte, die dicht neben mir geblaſen wurde, weckte. In meinem Leben hatt' ich ſolch ein Blaſen nicht gehört. Der Menſch mußte ungeheure Lungen haben, denn mit einem ſchneidenden durchdringenden Ton, der den Charakter des Inſtruments ganz vernichtete, blies er immer dieſelbe Paſſage hintereinander fort, ſo daß man ſich nichts Abſcheulicheres, Unſinnigeres denken konnte. Ich ſchimpfte und fluchte auf den verdammten tollen Muſikanten, der mir den Schlaf raubte, und die Ohren zerriß, aber wie ein aufgezogenes Uhrwerk rollte die Paſſage fort, bis ich endlich einen dumpfen Schlag vernahm, als würde etwas gegen die Wand geſchleudert, worauf es ſtill blieb, und ich ruhig fortſchlafen konnte."

„Am Morgen hörte ich ein ſtarkes Gezänk unten im Hauſe. Ich unterſchied die Stimme des Wirths und eines Mannes, der unaufhörlich ſchrie: „„verdammt ſey Ihr Haus, wäre ich nie über die Schwelle getreten. — Der Teufel hat mich in Ihr Haus geführt, wo man nichts trinken, nichts genießen kann! — alles iſt infam ſchlecht, und hundemäßig theuer. — Da haben Sie Ihr Geld, Adieu, Sie ſehen mich nicht wieder in Ihrer vermaledeiten Kneipe."" — Damit ſprang ein kleiner, winddürrer Mann, in einem kaffeebraunen Rocke und fuchsrother runder Perücke, auf die er einen grauen Hut ganz ſchief und martialiſch geſtülpt, ſchnell zum Hauſe hinaus, und lief nach dem Stalle, aus dem ich ihn bald auf einem ziemlich ſteifen Gaule in ſchwerfälligem Galopp zum Hofe hinausreiten ſah."

„Natürlicherweiſe hielt ich ihn für einen Fremden, der ſich mit dem Wirth entzweit habe, und nun abgereiſet ſey; eben deshalb nahm es mich nicht wenig Wunder, als ich Mittags, da ich mich in der Wirthsſtube befand, dieſelbe komiſche kaffeebraune Figur mit der fuchsrothen Perücke, welche des Morgens hinausritt, eintreten, und ohne Umſtände an dem gedeckten Tiſch Platz nehmen ſah. Es war das häßlichſte und dabei poſſierlichſte Geſicht, das mir jemals aufſtieß. In dem ganzen Weſen des Mannes lag ſo etwas drollig ernſtes, daß man ihn betrachtend, ſich kaum des Lachens enthalten konnte. Wir aßen mit einander, und ein wortkarges Geſpräch ſchlich zwiſchen mir und dem Wirth hin, ohne daß der Fremde, der gewaltig aß, daran Antheil nehmen wollte. Offenbar war es, wie ich nachher einſah, Bosheit des Wirths, daß er das Geſpräch geſchickt auf nationelle Eigenthümlichkeiten lenkte, und mich geradezu frug, ob ich wohl ſchon Irländer kennen gelernt, und von ihren ſogenannten Bulls etwas wiſſe? Allerdings! erwiederte ich, indem mir gleich eine ganze Reihe ſolcher Bulls durch den Kopf ging. Ich erzählte von jenem Irländer, der, als man ihn frug, warum er den Strumpf verkehrt angezogen, ganz treuherzig antwortete: auf der rechten Seite iſt ein Loch! — Es kam mir ferner der herrliche Bull jenes Irländers in den Sinn, der mit einem jähzornigen Schotten zuſammen in einem Bette ſchlief, und den bloßen Fuß unter der Decke hervorgeſtreckt hatte. Nun bemerkte dies ein Engländer, der im Zimmer befindlich, und ſchnallte flugs dem Irländer den Sporn an den Fuß, den er von ſeinem Stiefel heruntergenommen. Der Irrländer zog ſchlafend den Fuß wieder unter die Decke, und ritzte mit dem Sporn den Schotten, der darüber aufwachte, und dem Irländer eine tüchtige Ohrfeige gab. Darauf entſpann ſich unter ihnen folgendes ſinnreiche Geſpräch: was Teufel ficht Dich an, warum ſchlägſt Du mich? — Weil Du mich mit Deinem Sporn geritzt haſt! — Wie iſt das möglich, da ich mit bloßen Füßen bei Dir im Bette liege? — Und doch iſt es ſo, ſieh nur her. — Gott verdamm mich, Du haſt Recht, hat der verfluchte Kerl von Hausknecht mir den Stiefel ausgezogen, und den Sporn ſitzen laſſen. — Der Wirth brach in ein unmäßiges Gelächter aus, aber der Fremde, der eben mit dem Eſſen fertig worden, und ein großes Glas Bier hinuntergeſtürzt hatte, ſah mich ernſt an, und ſprach: Sie haben ganz Recht, die Irländer machen oft dergleichen Bulls, aber es liegt keinesweges an dem Volke, das regſam und geiſtreich iſt, vielmehr weht dort eine ſolche verfluchte Luft, die einen mit dergleichen Tollheiten, wie mit einem Schnupfen befällt, denn, mein Herr! ich ſelbſt bin zwar ein Engländer, aber in Irland geboren und erzogen, und nur deshalb jener verdammten Krankheit der Bulls unterworfen. — Der Wirth lachte noch ſtärker, und ich mußte unwillkürlich einſtimmen, denn ſehr ergötzlich war es doch, daß der Irrländer, nur von Bulls ſprechend, gleich ſelbſt einen ganz vortrefflichen zum Beſten gab. Der Fremde, weit entfernt durch unſer Gelächter beleidigt zu werden, riß die Augen weit auf, legte den Finger an die Naſe und ſprach: In England ſind die Irrländer das ſtarke Gewürz, das der Geſellſchaft hinzugefügt wird, um ſie ſchmackhaſt zu machen. Ich ſelbſt bin in dem einzigen Stück dem Falſtaff ähnlich, daß ich oft nicht allein ſelbſt witzig bin, ſondern auch den Witz Anderer erwecke, was in dieſer nüchternen Zeit kein geringes Verdienſt iſt. Sollten Sie denken, daß in dieſer ledernen leeren Bierwirthsſeele ſich auch oft dergleichen regt, bloß auf meinen Anlaß? Aber dieſer Wirth iſt ein guter Wirth, er greift ſein dürftig Capital von guten Einfällen durchaus nicht an, ſondern leiht hie und da in Geſellſchaft der Reichen nur einen aus auf hohe Zinſen; er zeigt, iſt er dieſer Zinſen nicht verſichert, wie eben jetzt, höchſtens den Einband ſeines Hauptbuchs, und der iſt ſein unmäßiges Lachen; denn in dies Lachen hat er ſeinen Witz eingewickelt. Gott befohlen, meine Herren! — damit ſchritt der originelle Mann zur Thüre hinaus, und ich bat den Wirth ſofort um Auskunft über ihn. Dieſer Irländer, ſagte der Wirth, der Ewſon heißt, und deswegen ein Engländer ſeyn will, weil ſein Stammbaum in England wurzelt, iſt erſt ſeit kurzer Zeit hier, es werden nun gerade zwei und zwanzig Jahre ſeyn. — Ich hatte, als ein junger Menſch, den Gaſthof gekauft und hielt Hochzeit als Herr Ewſon, der auch noch ein Jüngling war, aber ſchon damals eine fuchsrothe Perücke, einen grauen Hut und einen kaffeebraunen Rock von demſelben Schnitt wie heute trug, auf der Rückreiſe nach ſeinem Vaterlande begriffen, hier vorbeikam, und durch die Tanzmuſik, die luſtig erſchallte, hereingelockt wurde. Er ſchwur, daß man nur auf dem Schiffe zu tanzen verſtehe, wo er es ſeit ſeiner Kindheit erlernt, und führte, um dies zu beweiſen, indem er auf gräßliche Weiſe dazu zwiſchen den Zähnen pfiff, einen Hornpipe aus, wobei er aber bei einem Hauptſprunge ſich den Fuß dermaßen verrenkte, daß er bei mir liegen bleiben, und ſich heilen laſſen mußte. — Seit der Zeit hat er mich nicht wieder verlaſſen. Mit ſeinen Eigenheiten habe ich meine liebe Noth; jeden Tag, ſeit den vielen Jahren, zankt er mit mir, er ſchmählt auf die Lebensart, er wirft mir vor, daß ich ihn übertheure, daß er ohne Roſtbeef und Porter nicht länger leben könne, packt ſein Felleiſen, ſetzt ſeine drei Perücken auf, eine über die andere, nimmt von mir Abſchied, und reitet auf ſeinem alten Gaule davon. Das iſt aber nur ſein Spazierritt, denn Mittags kommt er wieder zum andern Thore herein, ſetzt ſich, wie Sie heute geſehen haben, ruhig an den Tiſch, und ißt von den ungenießbaren Speiſen für drei Mann. Jedes Jahr erhält er einen ſtarken Wechſel; dann ſagt er mir ganz wehmüthig Lebewohl, er nennt mich ſeinen beſten Freund, und vergießt Thränen, wobei mir auch die Thränen über die Backen laufen, aber vor unterdrücktem Lachen. Nachdem er noch, Lebens und Sterbens halber, ſeinen letzten Willen aufgeſetzt, und, wie er ſagt, meiner älteſten Tochter ſein Vermögen vermacht hat, reitet er ganz langſam und betrübt nach der Stadt. Den dritten oder höchſtens vierten Tag iſt er aber wieder hier, und bringt zwei kaffeebraune Röcke, drei fuchsrothe Perrücken, eine gleißender, wie die andere, ſechs Hemden, einen neuen grauen Hut und andere Bedürfniſſe ſeines Anzuges, meiner älteſten Tochter, ſeiner Lieblingin, aber ein Tütchen Zuckerwerk mit, wie einem Kinde, unerachtet ſie nun ſchon achtzehn Jahr alt worden. Er denkt dann weder an ſeinen Aufenthalt in der Stadt, noch an die Heimreiſe. Seine Zeche berichtigt er jeden Abend, und das Geld für das Frühſtück wirft er mir jeden Morgen zornig hin, wenn er wegreitet, um nicht wieder zu kommen. Sonſt iſt er der gutmüthigſte Menſch von der Welt, er beſchenkt meine Kinder bei jeder Gelegenheit, er thut den Armen im Dorfe wohl, nur den Prediger kann er nicht leiden, weil er, wie Herr Ewſon es von dem Schulmeiſter erfuhr, einmal ein Goldſtück, das Ewſon in die Armenbüchſe geworfen, eingewechſelt und lauter Kupferpfennige dafür gegeben hat. Seit der Zeit weicht er ihm überall aus, und geht niemals in die Kirche, weshalb der Prediger ihn für einen Atheiſten ausſchreit. Wie geſagt, habe ich aber oft meine liebe Noth mit ihm, weil er jähzornig iſt, und ganz tolle Einfälle hat. Erſt geſtern hörte ich, als ich nach Hauſe kam, ſchon von weitem ein heftiges Geſchrei, und unterſchied Ewſons Stimme. Als ich ins Haus trat, fand ich ihn im ſtärkſten Zank mit der Hausmagd begriffen. Er hatte, wie es im Zorn immer geſchieht, bereits ſeine Perrücke weggeſchleudert, und ſtand im kahlen Kopf, ohne Rock, in Hemdärmeln dicht vor der Magd, der er ein großes Buch unter die Naſe hielt, und ſtark ſchreiend und fluchend mit dem Finger hineinwies. Die Magd hatte die Hände in die Seiten geſtemmt, und ſchrie: er möge Andere zu ſeinen Streichen brauchen, er ſey ein ſchlechter Menſch, der an nichts glaube u. ſ. w. Mit Mühe gelang es mir, die Streitenden auseinander zu bringen, und der Sache auf den Grund zu kommen. — Herr Ewſon hatte verlangt, die Magd ſolle ihm Oblate verſchaffen zum Briefſiegeln; die Magd verſtand ihn Anfangs gar nicht, zuletzt fiel ihr ein, daß das Oblate ſey, was bei dem Abendmahl gebraucht werde, und meinte, Herr Ewſon wolle mit der Hoſtie verruchtes Geſpötte treiben, weil der Herr Pfarrer ohnedies geſagt, daß er ein Gottesläugner ſey. Sie widerſetzte ſich daher und Herr Ewſon, der da glaubte nur nicht richtig ausgeſprochen zu haben, und nicht verſtanden zu ſeyn, holte ſofort ſein engliſch-deutſches Wörterbuch, und demonſtrirte daraus der Bauermagd, die kein Wort leſen konnte, was er haben wolle, wobei er zuletzt nichts als engliſch ſprach, welches die Magd für das ſinnverwirrende Gewäſche des Teufels hielt. Nur mein Dazwiſchentreten verhinderte die Prügelei, in der Herr Ewſon vielleicht den Kürzeren gezogen."

„Ich unterbrach den Wirth in der Erzählung von dem drolligen Manne, indem ich frug, ob das vielleicht auch Herr Ewſon geweſen, der mich in der Nacht durch ſein gräßliches Flötenblaſen ſo geſtört und geärgert habe. Ach, mein Herr! fuhr der Wirth fort, das iſt nun auch eine von Herr Ewſons Eigenheiten, womit er mir beinahe die Gäſte verſcheucht. Vor drei Jahren kam mein Sohn aus der Stadt hierher; der Junge bläſt eine herrliche Flöte, und übte hier fleißig ſein Inſtrument. Da fiel es Herrn Ewſon ein, daß er ehemals auch Flöte geblaſen, und ließ nicht nach, bis ihm Fritz ſeine Flöte und ein Conzert, das er mitgebracht hatte, für ſchweres Geld verkaufte."

„Nun fing Herr Ewſon, der gar keinen Sinn für Muſik, gar keinen Takt hat, mit dem größten Eifer an, das Conzert zu blaſen. Er kam aber nur bis zum zweiten Solo des erſten Allegro's, da ſtieß ihm eine Paſſage auf, die er nicht herausbringen konnte, und dieſe einzige Paſſage bläſt er nun ſeit den drei Jahren faſt jeden Tag hundertmal hintereinander, bis er im höchſten Zorn erſt die Flöte und dann die Perrücke an die Wand ſchleudert. Da dies nun wenige Flöten lange aushalten, ſo braucht er gar oft neue, und hat jetzt gewöhnlich drei bis vier im Gange. Iſt nur ein Schräubchen zerbrochen oder eine Klappe ſchadhaft, ſo wirft er ſie mit einem: Gott verdamm mich, nur in England macht man Inſtrumente, die was taugen! — durchs Fenſter. Ganz erſchrecklich iſt es, daß ihn dieſe Paſſion der Flötenbläſerei oft Nachts überfällt, und er dann meine Gäſte aus dem tiefſten Schlafe dudelt. Sollten Sie aber glauben, daß hier im Amtshauſe ſich, beinahe eben ſo lange als Herr Ewſon bei mir iſt, ein engliſcher Doktor aufhält, der Green heißt, und mit Herrn Ewſon darin ſympathiſirt, daß er eben ſo originell, eben ſo voll ſonderbaren Humors iſt? — Sie zanken ſich unaufhörlich, und können doch nicht ohne einander leben. Es fällt mir eben ein, daß Herr Ewſon auf heute Abend einen Punſch bei mir beſtellt hat, zu dem er den Amtmann und den Doktor Green eingeladen. Wollen Sie es ſich, mein Herr, gefallen laſſen, noch bis morgen früh hier zu verweilen, ſo können Sie heute Abend bei mir das poſſierlichſte Kleeblatt ſehen, das ſich nur zuſammen finden kann.“ —

„Sie ſtellen ſich es vor, gnädigſter Herr, daß ich mir den Aufſchub der Reiſe gern gefallen ließ, weil ich hoffte den Herrn Ewſon in ſeiner Glorie zu ſehen. Er trat, ſo wie es Abend worden, ins Zimmer, und war artig genug, mich zu dem Punſch einzuladen, indem er hinzuſetzte, wie es ihm nur leid thäte, mich mit dem nichtswürdigen Getränk, das man hier Punſch nenne, bewirthen zu müſſen; nur in England trinke man Punſch, und da er nächſtens dahin zurückkehren werde, hoffe er, käme ich jemals nach England, mir es beweiſen zu können, daß er es verſtehe, das köſtliche Getränk zu bereiten. — Ich wußte, was ich davon zu denken hatte. — Bald darauf traten auch die eingeladenen Gäſte ein. Der Amtmann war ein kleines kugelrundes, höchſt freundliches Männlein mit vergnügt blickenden Augen, und einem rothen Näschen; der Doktor Green ein robuſter Mann von mittlern Jahren mit einem auffallenden Nationalgeſicht, modern, aber nachläſſig gekleidet, Brill' auf der Naſe, Hut auf dem Kopfe. — Gebt mir Sekt, daß meine Augen roth werden! rief er pathetiſch, indem er auf den Wirth zuſchritt, und ihn, bei der Bruſt packend, heftig ſchüttelte: hallunkiſcher Cambyſes, ſprich! wo ſind die Prinzeſſinnen? Nach Kaffee riechts, und nicht nach Trank der Götter! — Laß ab von mir, o Held! weg mit der ſtarken Fauſt, zermalmſt im Zorne mir die Ribben! — rief der Wirth keuchend. Nicht eher, feiger Schwächling, fuhr der Doktor fort, bis ſüßer Dampf des Punſches Sinn umnebelnd Naſe kitzelt, nicht eher laß ich Dich, Du ganz unwerther Wirth! — Aber nun ſchoß Ewſon grimmig auf den Doktor los, und ſchalt: Unwürdger Green! grün ſoll's Dir werden vor den Augen, ja greinen ſollſt Du gramerfüllt, wenn Du nicht abläßt von ſchmachvoller That! — Nun, dacht' ich, würde Zank und Tumult losbrechen, aber der Doktor ſagte: So will ich, feiger Ohnmacht ſpottend, ruhig ſeyn, und harr'n des Göttertranks den Du bereitet, würd'ger Gr[illegible]n. — Er ließ den Wirth los, der eiligſt davon ſprang, ſetzte ſich mit einer Cato's Miene an den Tiſch, ergriff die geſtopfte Pfeiſe, und blies große Dampfwolken von ſich. — Iſt das nicht, als wäre man im Theater? ſagte der freundliche Amtmann zu mir, aber der Doktor, der ſonſt kein deutſches Buch in die Hand nimmt, fand zufällig Schlegels Shakeſpear bei mir, und ſeit der Zeit ſpielt er, nach ſeinem Ausdruck, uralte bekannte Melodien auf einem fremden Inſtrumente. Sie werden bemerkt haben, daß ſogar der Wirth rhythmiſch ſpricht, der Doktor hat ihn ſo zu ſagen eingejambt. — Der Wirth brachte den dampfenden Punſchnapf, und unerachtet Ewſon und Green ſchwuren, er ſey kaum trinkbar, ſo ſtürzten ſie doch ein großes Glas nach dem andern hinab. Wir führten ein leidlich Geſpräch. Green blieb wortkarg, nur dann und wann gab er auf komiſche Weiſe, die Oppoſition behauptend, etwas von ſich. So ſprach z. B. der Amtmann von dem Theater in der Stadt, und ich verſicherte: der erſte Held ſpiele vortrefflich. — Das kann ich nicht finden, fiel ſogleich der Doktor ein: glauben Sie nicht, daß, hätte der Mann ſechsmal beſſer geſpielt, er des Beifalls viel würdiger ſeyn würde? Ich mußte das nothgedrungen zugeben, und meinte nur, daß dies ſechsmal beſſer ſpielen dem Schauſpieler Noth thue, der die zärtlichen Väter ganz erbärmlich tragire. — Das kann ich nicht finden, ſagte Green wieder: der Mann giebt Alles, was er in ſich trägt! Kann er dafür, daß ſeine Tendenz ſich zum ſchlechten hinneigt? er hat es aber im ſchlechten zu rühmlicher Vollkommenheit gebracht, man muß ihn deshalb loben! — Der Amtmann ſaß mit ſeinem Talent, die beiden anzuregen zu allerlei tollen Einfällen und Meinungen, in ihrer Mitte, wie das excitirende Prinzip, und ſo ging es fort, bis der ſtarke Punſch zu wirken anfing. Da wurde Ewſon ausgelaſſen luſtig, er ſang mit krächzender Stimme Nationallieder, er warf Perrücke und Rock durchs Fenſter in den Hof, und fing an mit den ſonderbarſten Grimaſſen auf ſo drollige Weiſe zu tanzen, daß man ſich vor Lachen hätte ausſchütten mögen. Der Doktor blieb ernſthaft, hatte aber die ſeltſamſten Viſionen. Er ſah den Punſchnapf für eine Baßgeige an, und wollte durchaus darauf herumſtreichen, mit dem Löffel Ewſons Lieder akkompagnirend, wovon ihn nur des Wirths dringendſte Proteſtationen abhalten konnten. — Der Amtmann war immer ſtiller und ſtiller geworden, am Ende ſtolperte er in eine Ecke des Zimmers, wo er ſich hinſetzte und heftig zu weinen anfing. Ich verſtand den Wink des Wirths, und frug den Amtmann um die Urſache ſeines tiefen Schmerzes. — Ach! ach! brach er ſchluchzend los: der Prinz Eugen war doch ein großer Feldherr, und dieſer heldenmüthige Fürſt mußte ſterben. Ach, ach! — und damit weinte er heftiger, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen. Ich verſuchte ihn über den Verluſt dieſes wackern Prinzen des längſt vergangenen Jahrhunderts möglichſt zu tröſten, aber es war vergebens. Der Doktor Green hatte indeſſen eine große Lichtſcheere ergriffen, und fuhr damit unaufhörlich gegen das offene Fenſter. — Er hatte nichts geringeres im Sinn, als den Mond zu putzen, der hell hineinſchien. Ewſon ſprang und ſchrie, als wäre er beſeſſen von tauſend Teufeln, bis endlich der Hausknecht, des hellen Mondſcheins unerachtet, mit einer großen Laterne in das Zimmer trat, und laut rief: da bin ich, meine Herren! nun kann's fortgehen. Der Doktor ſtellte ſich dicht vor ihm hin, und ſprach, ihm die Dampfwolken ins Geſicht blaſend: willkommen, Freund! Biſt Du der Squenz der Mondſchein trägt, und Hund, und Dornbuſch? Ich habe Dich geputzt, Hallunke, darum ſcheinſt Du hell! Gut' Nacht denn, viel des ſchnöden Safts hab' ich getrunken, gut' Nacht, mein werther Wirth, gut' Nacht, mein Pylades! — Ewſon ſchwur, daß kein Menſch zu Hauſe gehen ſolle, ohne den Hals zu brechen, aber niemand achtete darauf, vielmehr nahm der Hausknecht den Doktor unter den einen, den Amtmann, der noch immer über den Verluſt des Prinzen Eugen lamentirte, unter den andern Arm, und ſo wackelten ſie über die Straße fort nach dem Amtshauſe. Mit Mühe brachten wir den närriſchen Ewſon in ſein Zimmer, wo er noch die halbe Nacht auf der Flöte tobte, ſo daß ich kein Auge zuthun, und mich, erſt im Wagen ſchlafend, von dem tollen Abend im Gaſthauſe erholen konnte."

Die Erzählung des Leibarztes wurde oft durch lauteres Gelächter, als man es wohl ſonſt im Zirkel eines Hofes hören mag, unterbrochen. Der Fürſt ſchien ſich ſehr ergötzt zu haben. „Nur eine Figur, ſagte er zum Leibarzt: haben Sie in dem Gemälde zu ſehr in den Hintergrund geſtellt, und das iſt Ihre eigne, denn ich wette, daß Ihr zu Zeiten etwas boshafter Humor den närriſchen Ewſon, ſo wie den pathetiſchen Doktor zu tauſend tollen Ausſchweifungen verleitet hat, und daß Sie eigentlich das excitirende Prinzip waren, für das Sie den lamentablen Amtmann ausgeben.“ — „Ich verſichere, gnädigſter Herr! erwiedrte der Leibarzt, daß dieſer aus ſeltner Narrheit componirte Clubb ſo in ſich abgeründet war, daß alles Fremde nur diſſonirt hätte. Um in dem muſikaliſchen Gleichniß zu bleiben, waren die drei Menſchen der reine Dreiklang, jeder verſchieden, im Ton aber harmoniſch mitklingend, der Wirth ſprang hinzu wie eine Septime.“ — Auf dieſe Weiſe wurde noch Manches hin und her geſprochen, bis ſich, wie gewöhnlich, die fürſtliche Familie in ihre Zimmer zurückzog, und die Geſellſchaft in der gemüthlichſten Laune auseinander ging. — Ich bewegte mich heiter und lebensluſtig in einer neuen Welt. Je mehr ich in den ruhigen gemüthlichen Gang des Lebens in der Reſidenz und am Hofe eingriff, je mehr man mir einen Platz einräumte, den ich mit Ehre und Beifall behaupten konnte, deſto weniger dachte ich an die Vergangenheit, ſo wie daran, daß mein hieſiges Verhältniß ſich jemals ändern könne. Der Fürſt ſchien ein beſonderes Wohlgefallen an mir zu finden, und aus verſchiedenen flüchtigen Andeutungen konnte ich ſchließen, daß er mich auf dieſe oder jene Weiſe in ſeiner Umgebung feſt zu ſtellen wünſchte. Nicht zu läugnen war es, daß eine gewiſſe Gleichförmigkeit der Ausbildung, ja eine gewiſſe angenommene gleiche Manier in allem wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Treiben, die ſich vom Hofe aus über die ganze Reſidenz verbreitete, manchem geiſtreichen, und an unbedingte Freiheit gewöhnten Mann, den Aufenthalt daſelbſt bald verleidet hätte; indeſſen kam mir, ſo oft auch die Beſchränkung, welche die Einſeitigkeit des Hofes hervorbrachte, läſtig wurde, das frühere Gewöhnen an eine beſtimmte Form, die wenigſtens das Aeußere regelt, dabei ſehr zu ſtatten. Mein Kloſterleben war es, das hier, freilich unmerklicher Weiſe, noch auf mich wirkte. — So ſehr mich der Fürſt auszeichnete, ſo ſehr ich mich bemühte, die Aufmerkſamkeit der Fürſtin auf mich zu ziehen, ſo blieb dieſe doch kalt und verſchloſſen. Ja! meine Gegenwart ſchien ſie oft auf beſondere Weiſe zu beunruhigen, und nur mit Mühe erhielt ſie es über ſich, mir wie den Andern ein paar freundliche Worte zuzuwerfen. Bei den Damen, die ſie umgaben, war ich glücklicher; mein Aeußeres ſchien einen günſtigen Eindruck gemacht zu haben, und indem ich mich oft in ihren Kreiſen bewegte, gelang es mir bald, diejenige wunderliche Weltbildung zu erhalten, welche man Galanterie nennt, und die in nichts Anderm beſteht, als die äußere körperliche Geſchmeidigkeit, vermöge der man immer da, wo man ſteht oder geht, hinzupaſſen ſcheint, auch in die Unterhaltung zu übertragen. Es iſt die ſonderbare Gabe, über Nichts mit bedeutenden Worten zu ſchwatzen, und ſo den Weibern ein gewiſſes Wohlbehagen zu erregen, von dem, wie es entſtanden, ſie ſich ſelbſt nicht Rechenſchaft geben können. Daß dieſe höhere und eigentliche Galanterie ſich nicht mit plumpen Schmeicheleien abgeben kann, fließt aus dem Geſagten, wiewohl in jenem intereſſanten Geſchwätz, das wie ein Hymnus der Angebeteten erklingt, eben das gänzliche Eingehen in ihr Innerſtes liegt, ſo daß ihr eignes Selbſt ihnen klar zu werden ſcheint, und ſie ſich in dem Reflex ihres eignen Ichs mit Wohlgefallen ſpiegeln. — — Wer hätte nun noch den Mönch in mir erkennen ſollen! — Der einzige mir gefährliche Ort war vielleicht nur noch die Kirche, in welcher es mir ſchwer wurde, jene klöſterlichen Andachtsübungen, die ein beſonderer Rhythmus, ein beſonderer Takt auszeichnet, zu vermeiden. —

Der Leibarzt war der Einzige, der das Gepräge, womit Alles wie gleiche Münze ausgeſtempelt war, nicht angenommen hatte, und dies zog mich zu ihm hin, ſo wie Er ſich deshalb an mich anſchloß, weil ich, wie er recht gut wußte, Anfangs die Oppoſition gebildet, und meine freimüthigen Aeußerungen, die dem für kecke Wahrheit empfänglichen Fürſten eindrangen, das verhaßte Faroſpiel mit einem Mal verbannt hatten.

So kam es denn, daß wir oft zuſammen waren, und bald über Wiſſenſchaft und Kunſt, bald über das Leben, wie es ſich vor uns ausbreitete, ſprachen. Der Leibarzt verehrte eben ſo hoch die Fürſtin, als ich, und verſicherte, daß nur ſie es ſey, die manche Abgeſchmacktheit des Fürſten abwende, und diejenige ſonderbare Art Langeweile, welche ihn auf der Oberfläche hin und her treibe, dadurch zu verſcheuchen wiſſe, daß ſie ihm oft ganz unvermerkt ein unſchädliches Spielzeug in die Hände gebe. Ich unterließ nicht, bei dieſer Gelegenheit mich zu beklagen, daß ich, ohne den Grund erforſchen zu können, der Fürſtin durch meine Gegenwart oft ein unausſtehliches Mißbehagen zu erregen ſcheine. Der Leibarzt ſtand ſofort auf, und holte, da wir uns gerade in ſeinem Zimmer befanden, ein kleines Miniaturbild aus dem Schreibepult, welches er mir, mit der Weiſung, es recht genau zu betrachten, in die Hände gab. Ich that es, und erſtaunte nicht wenig, als ich in den Zügen des Mannes, den das Bild darſtellte, ganz die meinigen erkannte. Nur der Aenderung der Friſur und der Kleidung, die nach verjährter Mode gemalt war, nur der Hinzufügung meines ſtarken Backenbarts, dem Meiſterſtück Belcampos, bedurfte es, um das Bild ganz zu meinem Portrait zu machen. Ich äußerte dies unverholen dem Leibarzt. „Und eben dieſe Aehnlichkeit, ſagte er: iſt es, welche die Fürſtin erſchreckt nnd beunruhigt, ſo oft Sie in ihre Nähe kommen, denn Ihr Geſicht erneuert das Andenken einer entſetzlichen Begebenheit, die vor mehreren Jahren den Hof traf, wie ein zerſtörender Schlag. Der vorige Leibarzt, der vor einigen Jahren ſtarb, und deſſen Zögling in der Wiſſenſchaft ich bin, vertraute mir jenen Vorgang in der fürſtlichen Familie, und gab mir zugleich das Bild, welches den ehemaligen Günſtling des Fürſten, Franceſko, darſtellt, und zugleich, wie Sie ſehen, Rückſichts der Malerei, ein wahres Meiſterſtück iſt. Es rührt von dem wunderlichen fremden Maler her, der ſich damals am Hofe befand, und eben in jener Tragödie die Hauptrolle ſpielte.“ — Bei der Betrachtung des Bildes regten ſich gewiſſe verworrene Ahnungen in mir, die ich vergebens trachtete klar aufzufaſſen. — Jene Begebenheit ſchien mir ein Geheimniß erſchließen zu wollen, in das ich ſelbſt verflochten war, und um ſo mehr drang ich in den Leibarzt, mir das zu vertrauen, welches zu erfahren, mich die zufällige Aehnlichkeit mit Franceſko zu berechtigen ſcheine. — „Freilich, ſagte der Leibarzt: muß dieſer höchſt merkwürdige Umſtand Ihre Neugierde nicht wenig aufregen, und ſo ungern ich eigentlich von jener Begebenheit ſprechen mag, über die noch jetzt, für mich wenigſtens, ein geheimnißvoller Schleier liegt, den ich auch weiter gar nicht lüften will, ſo ſollen Sie doch alles erfahren, was ich davon weiß. Viele Jahre ſind vergangen, und die Hauptperſonen von der Bühne abgetreten, nur die Erinnerung iſt es, welche feindſelig wirkt. Ich bitte, gegen Niemanden von dem, was Sie erfuhren, etwas zu äußern.“ Ich verſprach das, und der Arzt fing in folgender Art ſeine Erzählung an:

„Eben zu der Zeit, als unſer Fürſt ſich vermählte, kam ſein Bruder in Geſellſchaft eines Mannes, den er Franceſko nannte, unerachtet man wußte, daß er ein Deutſcher war, ſo wie eines Malers, von weiten Reiſen zurück. Der Prinz war einer der ſchönſten Männer, die man geſehen, und ſchon deshalb ſtach er vor unſerm Fürſten hervor, hätte er ihn auch nicht an Lebensfülle und geiſtiger Kraft übertroffen. — Er machte auf die junge Fürſtin, die damals bis zur Ausgelaſſenheit lebhaft, und der der Fürſt viel zu formell, viel zu kalt war, einen ſeltenen Eindruck, und eben ſo fand ſich der Prinz von der jungen bildſchönen Gemahlin ſeines Bruders angezogen. Ohne an ein ſtrafbares Verhältniß zu denken, mußten ſie der unwiderſtehlichen Gewalt nachgeben, die ihr inneres Leben, nur wie wechſelſeitig ſich entzündend, bedingte, und ſo die Flamme nähren, die ihr Weſen in Eins verſchmolz. — Francesko allein war es, der in jeder Hinſicht ſeinem Freunde an die Seite geſetzt werden konnte, und ſo, wie der Prinz auf die Gemahlin ſeines Bruders, ſo wirkte Francesko auf die ältere Schweſter der Fürſtin. Francesko wurde ſein Glück bald gewahr, benutzte es mit durchdachter Schlauheit, und die Neigung der Prinzeſſin wuchs bald zur heftigſten brennendſten Liebe. Der Fürſt war von der Tugend ſeiner Gemahlin zu ſehr überzeugt, um nicht alle hämiſche Zwiſchenträgerei zu verachten, wiewohl ihn das geſpannte Verhältniß mit dem Bruder drückte; und nur dem Francesko, den er ſeines ſeltnen Geiſtes, ſeiner lebensklugen Umſicht halber lieb gewonnen, war es möglich, ihn in gewiſſem Gleichmuth zu erhalten. Der Fürſt wollte ihn zu den erſten Hofſtellen befördern, Francesko begnügte ſich aber mit den geheimen Vorrechten des erſten Günſtlings, und mit der Liebe der Prinzeſſin. In dieſen Verhältniſſen bewegte ſich der Hof ſo gut es gehen wollte, aber nur die vier durch geheime Bande verknüpften Perſonen waren glücklich in dem Eldorado der Liebe, das ſie ſich gebildet, und das Anderen verſchloſſen. — Wohl mochte es der Fürſt, ohne daß man es wußte, veranſtaltet haben, daß mit vielem Pomp eine italieniſche Prinzeſſin am Hofe erſchien, die früher dem Prinzen als Gemahlin zugedacht war, und der er, als er auf der Reiſe ſich am Hofe ihres Vaters befand, ſichtliche Zuneigung bewieſen hatte. — Sie ſoll ausnehmend ſchön, und überhaupt die Grazie, die Anmuth ſelbſt geweſen ſeyn, und dies ſpricht auch das herrliche Portrait aus, was Sie noch auf der Gallerie ſehen können. Ihre Gegenwart belebte den in düſtre Langeweile verſunkenen Hof, ſie überſtrahlte Alles, ſelbſt die Fürſtin und ihre Schweſter nicht ausgenommen. Francesko's Betragen änderte ſich bald nach der Ankunft der Italienerin auf eine ganz auffallende Weiſe; es war, als zehre ein geheimer Gram an ſeiner Lebensblüthe, er wurde mürriſch, verſchloſſen, er vernachläſſigte ſeine fürſtliche Geliebte.

Der Prinz war eben ſo tiefſinnig geworden, er fühlte ſich von Regungen ergriffen, denen er nicht zu widerſtehen vermochte. Der Fürſtin ſtieß die Ankunft der Italienerin einen Dolch ins Herz. Für die zur Schwärmerei geneigte Prinzeſſin war nun mit Francesko's Liebe alles Lebensglück entflohen, und ſo waren die vier Glücklichen, Beneidenswerthen, in Gram und Betrübniß verſenkt. Der Prinz erholte ſich zuerſt, indem er, bei der ſtrengen Tugend ſeiner Schwägerin, den Lockungen des ſchönen verführeriſchen Weibes nicht widerſtehen konnte. Jenes kindliche, recht aus dem tiefſten Innern entſproſſene Verhältniß mit der Fürſtin, ging unter in der namenloſen Luſt, die ihm die Italienerin verhieß, und ſo kam es denn, daß er bald aufs Neue in den alten Feſſeln lag, denen er, ſeit nicht lange her, ſich entwunden. — Je mehr der Prinz dieſer Liebe nachhing, deſto auffallender wurde Francesko's Betragen, den man jetzt beinahe gar nicht mehr am Hofe ſah, ſondern der einſam umherſchwärmte, und oft Wochenlang von der Reſidenz abweſend war. Dagegen ließ ſich der wunderliche menſchenſcheue Maler mehr ſehen als ſonſt, und arbeitete vorzüglich gern in dem Atelier, das ihm die Italienerin in ihrem Hauſe einrichten laſſen. Er malte ſie mehrmals mit einem Ausdruck ohne Gleichen; der Fürſtin ſchien er abhold, er wollte ſie durchaus nicht malen, dagegen vollendete er das Portrait der Prinzeſſin, ohne daß ſie ihm ein einzigesmal geſeſſen, auf das Aehnlichſte und Herrlichſte. Die Italienerin bewies dieſem Maler ſo viel Aufmerkſamkeit, und Er dagegen begegnete ihr mit ſolcher vertraulicher Galanterie, daß der Prinz eiferſüchtig wurde, und dem Maler, als er ihn einmal im Atelier arbeitend antraf, und er, feſt den Blick auf den Kopf der Italienerin, den er wieder hingezaubert, gerichtet, ſein Eintreten gar nicht zu bemerken ſchien, — rund herausſagte: Er möge ihm den Gefallen thun, und hier nicht mehr arbeiten, ſondern ſich ein anderes Atelier ſuchen. Der Maler ſchnikte gelaſſen den Pinſel aus, und nahm ſchweigend das Bild von der Staffelei. Im höchſten Unmuthe riß es der Prinz ihm aus der Hand, mit der Aeußerung: es ſey ſo herrlich getroffen, daß er es beſitzen müſſe. Der Maler, immer ruhig und gelaſſen bleibend, bat, nur zu erlauben, daß er das Bild mit ein paar Zügen vollende. Der Prinz ſtellte das Bild wieder auf die Staffelei, nach ein paar Minuten gab der Maler es ihm zurück, und lachte hell auf, als der Prinz über das gräßlich verzerrte Geſicht erſchrak, zu dem das Portrait geworden. Nun ging der Maler langſam aus dem Saal, aber nah an der Thüre kehrte er um, ſah den Prinzen an mit ernſtem durchdringendem Blick, und ſprach dumpf und feierlich: nun biſt Du verloren!" —

„Dies geſchah als die Italienerin ſchon für des Prinzen Braut erklärt war, und in wenigen Tagen die feierliche Vermählung vor ſich gehen ſollte. Des Malers Betragen achtete der Prinz um ſo weniger, als er in dem allgemeinen Ruf ſtand zuweilen von einiger Tollheit heimgeſucht zu werden. Er ſaß, wie man erzählte, nun wieder in ſeinem kleinen Zimmer, und ſtarrte Tagelang eine große aufgeſpannte Leinwand an, indem er verſicherte, wie er eben jetzt an ganz herrlichen Gemälden arbeite; ſo vergaß er den Hof und wurde von dieſem wieder vergeſſen."

„Die Vermählung des Prinzen mit der Italienerin ging in dem Pallaſt des Fürſten auf das Feierlichſte vor ſich; die Fürſtin hatte ſich in ihr Geſchick gefügt, und einer zweckloſen nie zu befriedigenden Neigung entſagt; die Prinzeſſin war wie verklärt, denn ihr geliebter Franceſko war wieder erſchienen, blühender, lebensfroher als je. Der Prinz ſollte mit ſeiner Gemahlin den Flügel des Schloſſes beziehen, den der Fürſt erſt zu dem Behuf einrichten laſſen. Bei dieſem Bau war er recht in ſeinem Wirkungskreiſe, man ſah ihn nicht anders, als von Architekten, Malern, Tapezierern umgeben, in großen Büchern blätternd, und Plane, Riſſe, Skizzen vor ſich ausbreitend, die er zum Theil ſelbſt gemacht, und die mitunter ſchlecht genug gerathen waren. Weder der Prinz noch ſeine Braut durften früher etwas von der inneren Einrichtung ſehen, bis am ſpäten Abend des Vermählungstages, an dem ſie von dem Fürſten in einem langen feierlichen Zuge durch die in der That mit geſchmackvoller Pracht dekorirten Zimmer geleitet wurden, und ein Ball in einem herrlichen Saal, der einem blühenden Garten glich, das Feſt beſchloß. In der Nacht entſtand in dem Flügel des Prinzen ein dumpfer Lärm, aber lauter und lauter wurde das Getöſe, bis es den Fürſten ſelbſt aufweckte. Unglückahnend ſprang er auf, eilte, von der Wache begleitet, nach dem entfernten Flügel, und trat in den breiten Corridor, als eben der Prinz gebracht wurde, den man vor der Thüre des Brautgemachs durch einen Meſſerſtich in den Hals ermordet gefunden. Man kann ſich das Entſetzen des Fürſten, der Prinzeſſin Verzweiflung, die tiefe herzzerreißende

Trauer der Fürſtin denken. — Als der Fürſt ruhiger worden, fing er an, der Möglichkeit, wie der Mord geſchehen, wie der Mörder durch die überall mit Wachen beſetzten Corridore habe entfliehen können, nachzuſpähen; alle Schlupfwinkel wurden durchſucht, aber vergebens. Der Page, der den Prinzen bedient, erzählte, wie er ſeinen Herrn, der, von banger Ahnung ergriffen, ſehr unruhig geweſen, und lange in ſeinem Cabinet auf und abgegangen ſey, endlich entkleidet, und mit dem Armleuchter in der Hand bis an das Vorzimmer des Brautgemachs geleuchtet habe. Der Prinz hätte ihm den Leuchter aus der Hand genommen und ihn zurückgeſchickt; kaum ſey er aber aus dem Zimmer geweſen, als er einen dumpfen Schrei, einen Schlag, und das Klirren des fallenden Armleuchters gehört. Gleich ſey er zurückgerannt und habe bei dem Schein eines Lichts, das noch auf der Erde fortgebrannt, den Prinzen vor der Thüre des Brautgemachs, und neben ihm ein kleines blutiges Meſſer liegen geſehen, nun aber gleich Lärm gemacht. — Nach der Erzählung der Gemahlin des unglücklichen Prinzen war er, gleich nachdem ſie die Kammerfrauen entfernt, haſtig ohne Licht in das Zimmer getreten, hatte alle Lichter ſchnell ausgelöſcht, war wohl eine halbe Stunde bei ihr geblieben und hatte ſich dann wieder entfernt; erſt einige Minuten darauf geſchah der Mord. — Als man ſich in Vermuthungen, wer der Mörder ſeyn könne, erſchöpfte, als es durchaus kein einziges Mittel mehr gab, dem Thäter auf die Spur zu kommen, da trat eine Kammerfrau der Prinzeſſin auf, die in einem Nebenzimmer, deſſen Thüre geöffnet war, jenen verfänglichen Auftritt des Prinzen mit dem Maler bemerkt hatte; den erzählte ſie nun mit allen Umſtänden. Niemand zweifelte, daß der Maler ſich auf unbegreifliche Weiſe in den Pallaſt zu ſchleichen gewußt, und den Prinzen ermordet habe. Der Maler ſollte im Augenblick verhaftet werden, ſchon ſeit zwei Tagen war er aber aus dem Hauſe verſchwunden, Niemand wußte wohin, und alle Nachforſchungen blieben vergebens. Der Hof war in die tiefſte Trauer verſenkt, die die ganze Reſidenz mit ihm theilte, und es war nur Franceſko, der, wieder unausgeſetzt bei Hofe erſcheinend, in dem kleinen Familienzirkel manchen Sonnenblick aus den trüben Wolken hervorzuzaubern wußte.“

„Die Prinzeſſin fühlte ſich ſchwanger, und da es klar zu ſeyn ſchien, daß der Mörder des Gemahls die ähnliche Geſtalt zum verruchten Betruge gemißbraucht, begab ſie ſich auf ein entferntes Schloß des Fürſten, damit die Niederkunft verſchwiegen bliebe, und ſo die Frucht eines hölliſchen Frevels wenigſtens nicht vor der Welt, der der Leichtſinn der Diener die Ereigniſſe der Brautnacht verrathen, den unglücklichen Gemahl ſchände.“ —

„Franceſko's Verhältniß mit der Schweſter der Fürſtin wurde in dieſer Trauerzeit immer feſter und inniger, und eben ſo ſehr verſtärkte ſich die Freundſchaft des fürſtlichen Paars für ihn. Der Fürſt war längſt in Franceſko's Geheimniß eingeweiht, er konnte bald nicht länger dem Andringen der Fürſtin und der Prinzeſſin widerſtehen, und willigte in Franceſko's heimliche Vermählung mit der Prinzeſſin. Franceſko ſollte ſich im Dienſt eines fremden Hofes zu einem hohen militairiſchen Grad aufſchwingen, und dann die öffentliche Kundmachung ſeiner Ehe mit der Prinzeſſin erfolgen. An jenem Hofe war das damals, bei den Verbindungen des Fürſten mit ihm, möglich.“

„Der Tag der Verbindung erſchien, der Fürſt mit ſeiner Gemahlin, ſo wie zwei vertraute Männer des Hofes (mein Vorgänger war einer von ihnen) waren die Einzigen, die der Trauung in der kleinen Capelle im fürſtlichen Pallaſt beiwohnen ſollten. Ein einziger Page, in das Geheimniß eingeweiht, bewachte die Thüre.“

„Das Paar ſtand vor dem Altar, der Beichtiger des Fürſten, ein alter ehrwürdiger Prieſter, begann das Formular, nachdem er ein ſtilles Amt gehalten. — Da erblaßte Franceſko, und mit ſtieren, auf den Eckpfeiler beim Hochaltar gerichteten Augen, rief er mit dumpfer Stimme: was willſt Du von mir? — An den Eckpfeiler gelehnt ſtand der Maler, in fremder ſeltſamer Tracht, den violetten Mantel um die Schulter geſchlagen, und durchbohrte Franceſko mit dem geſpenſtiſchen Blick ſeiner hohlen ſchwarzen Augen. Die Prinzeſſin war der Ohnmacht nahe, Alles erbebte vom Entſetzen ergriffen, nur der Prieſter blieb ruhig, und ſprach zu Franceſko: warum erſchreckt Dich die Geſtalt dieſes Mannes, wenn Dein Gewiſſen rein iſt? Da raffte ſich Franceſko auf, der noch gekniet, und ſtürzte mit einem kleinen Meſſer in der Hand auf den Maler, aber noch ehe er ihn erreicht, ſank er mit einem dumpfen Geheul ohnmächtig nieder, und der Maler verſchwand hinter dem Pfeiler. Da erwachten Alle wie aus einer Betäubung, man eilte Franceſko zu Hülfe, er lag todtenähnlich da. Um alles Aufſehen zu vermeiden, wurde er von den beiden vertrauten Männern in die Zimmer des Fürſten getragen. Als er aus der Ohnmacht erwachte, verlangte er heftig, daß man ihn entlaſſe in ſeine Wohnung, ohne eine einzige Frage des Fürſten über den geheimnißvollen Vorgang in der Kirche zu beantworten. Den andern Morgen war Franceſko aus der Reſidenz, mit den Koſtbarkeiten, die ihm die Gunſt des Prinzen und des Fürſten zugewendet, entflohen. Der Fürſt unterließ nichts, um dem Geheimniſſe, dem geſpenſtiſchen Erſcheinen des Malers, auf die Spur zu kommen. Die Capelle hatte nur zwei Eingänge, von denen einer aus den inneren Zimmern des Pallaſtes nach den Logen neben dem Hochaltar, der andere hingegen aus dem breiten Hauptcorridor in das Schiff der Capelle führte. Dieſen Eingang hatte der Page bewacht, damit kein Neugieriger ſich nahe, der andere war verſchloſſen, unbegreiflich blieb es daher, wie der Maler in der Capelle erſcheinen, und wieder verſchwinden können. — Das Meſſer, welches Franceſko gegen den Maler gezückt, behielt er, ohnmächtig werdend, wie im Starrkrampf in der Hand, und der Page (derſelbe, der an dem unglücklichen Vermählungsabende den Prinzen entkleidete, und der nun die Thüre der Capelle bewachte) behauptete, es ſey daſſelbe geweſen, was damals neben dem Prinzen gelegen, da es ſeiner ſilbernen blinkenden Schaale wegen ſehr ins Auge falle. — Nicht lange nach dieſen geheimnißvollen Begebenheiten kamen Nachrichten von der Prinzeſſin; an eben dem Tage, da Franceſko's Vermählung vor ſich gehen ſollte, hatte ſie einen Sohn geboren, und war bald nach der Entbindung geſtorben. — Der Fürſt betrauerte ihren Verluſt, wiewohl das Geheimniß der Brautnacht ſchwer auf ihr lag, und in gewiſſer Art einen vielleicht ungerechten Verdacht gegen ſie ſelbſt erweckte. Der Sohn, die Frucht einer frevelichen verruchten That, wurde in entfernten Landen unter dem Namen des Grafen Viktorin erzogen. Die Prinzeſſin (ich meine die Schweſter der Fürſtin) im Innerſten zerriſſen von den ſchrecklichen Begebenheiten, die in ſo kurzer Zeit auf ſie eindrangen, wählte das Kloſter. Sie iſt, wie es Ihnen bekannt ſeyn wird, Aebtiſſin des Ciſterzienſer-Kloſters in ***. — Ganz wunderbar, und geheimnißvoll ſich beziehend auf jene Begebenheiten an unſerm Hofe, iſt nun aber ein Ereigniß, das ſich unlängſt auf dem Schloſſe des Barons F. zutrug, und dieſe Familie, ſo wie damals unſern Hof, auseinander warf. — Die Aebtiſſin hatte nämlich, gerührt von dem Elende einer armen Frau, die mit einem kleinen Kinde auf der Pilgerfahrt von der heiligen Linde ins Kloſter einkehrte, ihren —"

Hier unterbrach ein Beſuch die Erzählung des Leibarztes, und es gelang mir den Sturm, der in mir wogte, zu verbergen. Klar ſtand es vor meiner Seele, Franceſko war mein Vater, er hatte den Prinzen mit demſelben Meſſer ermordet, mit dem ich Hermogen tödtete! — Ich beſchloß, in einigen Tagen nach Italien abzureiſen, und ſo endlich aus dem Kreiſe zu treten, in den mich die böſe feindliche Macht gebannt hatte. Denſelben Abend erſchien ich im Zirkel des Hofes; man erzählte viel von einem herrlichen bildſchönen Fräulein, die als Hofdame in der Umgebung der Fürſtin heute zum erſtenmal erſcheinen werde, da ſie erſt geſtern angekommen.

Die Flügelthüren öffneten ſich, die Fürſtin trat herein, mit ihr die Fremde — Ich erkannte Aurelien.

Ende des erſten Theils.

Die Elixiere des Teufels.

Nachgelaſſene Papiere des Bruders Medardus,
eines Capuziners.

Herausgegeben von dem Verfaſſer der Phantaſieſtücke
in Callots Manier.

Zweiter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Der Wendepunkt.

In weſſen Leben ging nicht einmal das wunderbare, in tiefſter Bruſt bewahrte, Geheimniß der Liebe auf! — Wer Du auch ſeyn magſt, der Du künftig dieſe Blätter lieſeſt, rufe Dir jene höchſte Sonnenzeit zurück, ſchaue noch einmal das holde Frauenbild, das, der Geiſt der Liebe ſelbſt, Dir entgegen trat. Da glaubteſt Du ja nur in ihr Dich, Dein höheres Seyn zu erkennen. Weißt Du noch, wie die rauſchenden Quellen, die flüſternden Büſche, wie der koſende Abendwind von ihr, von Deiner Liebe, ſo vernehmlich zu Dir ſprachen? Siehſt Du es noch, wie die Blumen Dich mit hellen freundlichen Augen anblickten, Gruß und Kuß von ihr bringend? — Und ſie kam, ſie wollte Dein ſeyn ganz und gar. Du umfingſt ſie voll glühenden Verlangens und wollteſt, losgelöſt von der Erde, auflodern in inbrünſtiger Sehnſucht! — Aber das Myſterium blieb unerfüllt, eine finſtre Macht zog ſtark und gewaltig Dich zur Erde nieder, als Du Dich aufſchwingen wollteſt mit ihr zu dem fernen Jenſeits, das Dir verheißen. Noch ehe Du zu hoffen wagteſt, hatteſt Du ſie verloren, alle Stimmen, alle Töne waren verklungen, und nur die hoffnungsloſe Klage des Einſamen ächzte grauenvoll durch die düſtre Einöde. — Du, Fremder! Unbekannter! hat Dich je ſolch namenloſer Schmerz zermalmt, ſo ſtimme ein in den troſtloſen Jammer des ergrauten Mönchs, der in finſtrer Zelle der Sonnenzeit ſeiner Liebe gedenkend, das harte Lager mit blutigen Thränen netzt, deſſen bange Todesſeufzer in ſtiller Nacht durch die düſtern Kloſtergänge hallen. — Aber auch Du, Du mir im Innern verwandter, auch Du glaubſt es, daß der Liebe höchſte Seligkeit, die Erfüllung des Geheimniſſes im Tode aufgeht. — So verkünden es uns die dunklen weiſſagenden

Stimmen, die aus jener, keinem irdiſchen Maaßſtab meßlichen Urzeit zu uns herübertönen, und wie in den Myſterien, die die Säuglinge der Natur feierten, iſt uns ja auch der Tod das Weihfeſt der Liebe! — —

Ein Blitz fuhr durch mein Innres, mein Athem ſtockte, die Pulſe ſchlugen, krampfhaft zuckte das Herz, zerſpringen wollte die Bruſt! — Hin zu ihr — hin zu ihr — ſie an mich reißen in toller Liebeswuth! — „Was widerſtrebſt Du, Unſelige! der Macht, die Dich unauflöslich an mich gefeſſelt? Biſt Du nicht mein! — mein immerdar?“ Doch beſſer, wie damals, als ich Aurelien zum erſtenmal im Schloſſe des Barons erblickte, hemmte ich den Ausbruch meiner wahnſinnigen Leidenſchaft. Ueberdem waren Aller Augen auf Aurelien gerichtet, und ſo gelang es mir, im Kreiſe gleichgültiger Menſchen mich zu drehen und zu wenden, ohne daß irgend einer mich ſonderlich bemerkt oder gar angeredet hätte, welches mir unerträglich geweſen ſeyn würde, da ich nur ſie ſehen — hören — denken wollte. — —

Man ſage nicht, daß das einfache Hauskleid das wahrhaft ſchöne Mädchen am beſten ziere, der Putz der Weiber übt einen geheimnißvollen Zauber, dem wir nicht leicht widerſtehen können. In ihrer tiefſten Natur mag es liegen, daß im Putz recht aus ihrem Innern heraus, ſich alles ſchimmernder und ſchöner entfaltet, wie Blumen nur dann vollendet ſich darſtellen, wenn ſie in üppiger Fülle in bunten glänzenden Farben aufgebrochen. — Als Du die Geliebte zum erſtenmal geſchmückt ſahſt, fröſtelte da nicht ein unerklärlich Gefühl Dir durch Nerv und Adern? — Sie kam Dir ſo fremd vor, aber ſelbſt das gab ihr einen unnennbaren Reiz. Wie durchbebten Dich Wonne und namenloſe Lüſternheit, wenn Du verſtohlen ihre Hand drücken konnteſt! — Aurelien hatte ich nie anders als im einfachen Hauskleide geſehen, heute erſchien ſie, der Hofſitte gemäß, in vollem Schmuck. — Wie ſchön ſie war! wie fühlte ich mich bei ihrem Anblick von unnennbarem Entzücken, von ſüßer Wolluſt durchſchauert! — Aber da wurde der Geiſt des Böſen mächtig in mir und erhob ſeine Stimme, der ich williges Ohr lieh. „Siehſt Du es nun wohl, Medardus, ſo flüſterte es mir zu; ſiehſt Du es nun wohl, wie Du dem Geſchick gebieteſt, wie der Zufall, Dir untergeordnet, nur die Faden geſchickt verſchlingt, die Du ſelbſt geſponnen?“ — Es gab in dem Zirkel des Hofes Frauen, die für vollendet ſchön geachtet werden konnten, aber vor Aureliens, das Gemüth tief ergreifendem, Liebreiz verblaßte alles wie in unſcheinbarer Farbe. Eine eigne Begeiſterung regte die Trägſten auf, ſelbſt den älteren Männern riß der Faden gewöhnlicher Hofconverſation, wo es nur auf Wörter ankommt, denen von außen her einiger Sinn anfliegt, jählings ab, und es war luſtig, wie jeder mit ſichtlicher Qual darnach rang, in Wort und Miene recht ſonntagsmäßig vor der Fremden zu erſcheinen. Aurelie nahm dieſe Huldigungen mit niedergeſchlagenen Augen in holder Anmuth hoch erröthend auf: aber als nun der Fürſt die älteren Männer um ſich ſammelte und mancher bildſchöne Jüngling ſich ſchüchtern mit freundlichen Worten Aurelien nahte, wurde ſie ſichtlich heitrer und unbefangener. Vorzüglich gelang es einem Major von der Leibgarde, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, ſo daß ſie bald in lebhaftem Geſpräch begriffen ſchienen. Ich kannte den Major als entſchiedenen Liebling der Weiber. Er wußte, mit geringem Aufwande harmlosſcheinender Mittel, Sinn und Geiſt aufzuregen und zu umſtricken. Mit feinem Ohr auch den leiſeſten Anklang erlauſchend, ließ er ſchnell, wie ein geſchickter Spieler, alle verwandte Akkorde nach Willkür vibriren, ſo daß die Getäuſchte in den fremden Tönen nur ihre eigne innere Muſik zu hören glaubte. — Ich ſtand nicht fern von Aurelien, ſie ſchien mich nicht zu bemerken — ich wollte hin zu ihr, aber wie mit eiſernen Banden gefeſſelt, vermochte ich nicht, mich von der Stelle zu rühren. — Noch einmal den Major ſcharf anblickend, war es mir plötzlich, als ſtehe Viktorin bei Aurelien. Da lachte ich auf im grimmigen Hohn: „Hey! — Hey! Du Verruchter, haſt Du Dich im Teufelsgrunde ſo weich gebettet, daß Du in toller Brunſt trachten magſt nach der Buhlin des Mönchs?“ —

Ich weiß nicht, ob ich dieſe Worte wirklich ſprach, aber ich hörte mich ſelbſt lachen, und fuhr auf wie aus tiefem Traum, als der alte Hofmarſchall, ſanft meine Hand faſſend, frug: „Worüber erfreuen Sie Sich ſo, lieber Herr Leonard?“ — Eiskalt durchbebte es mich!

Waren das nicht die Worte des frommen Bruders Cyrill, der mich eben ſo frug, als er bei der Einkleidung mein freveliches Lächeln bemerkte? — Kaum vermochte ich, etwas Unzuſammenhangendes herzuſtammeln. Ich fühlte es, daß Aurelie nicht mehr in meiner Nähe war, doch wagte ich es nicht, aufzublicken, ich rannte fort durch die erleuchteten Säle. Wohl mag mein ganzes Weſen gar unheimlich erſchienen ſeyn; denn ich bemerkte, wie mir Alles ſcheu auswich, als ich die breite Haupttreppe mehr herabſprang, als herabſtieg.

Ich mied den Hof, denn Aurelien, ohne Gefahr mein tiefſtes Geheimniß zu verrathen, wiederzuſehen, ſchien mir unmöglich. Einſam lief ich durch Flur und Wald, nur ſie denkend, nur ſie ſchauend. Feſter und feſter wurde meine Ueberzeugung, daß ein dunkles Verhängniß ihr Geſchick in das meinige verſchlungen habe, und daß das, was mir manchmal als ſündhafter Frevel erſchienen, nur die Erfüllung eines ewigen unabänderlichen Rathſchluſſes ſey. So mich ermuthigend lachte ich der Gefahr, die mir dann drohen könnte, wenn Aurelie in mir Hermogens Mörder erkennen ſollte. Dies dünkte mir jedoch überdem höchſt unwahrſcheinlich. — Wie erbärmlich erſchienen mir nun jene Jünglinge, die in eitlem Wahn ſich um die bemühten, die ſo ganz und gar mein Eigen worden, daß ihr leiſeſter Lebenshauch nur durch das Seyn in mir bedingt ſchien. — Was ſind mir dieſe Grafen, dieſe Freiherren, dieſe Kammerherren, dieſe Offiziere in ihren bunten Röcken — in ihrem blinkenden Golde, ihren ſchimmernden Orden, anders als ohnmächtige, geſchmückte Inſektlein, die ich, wird mir das Volk läſtig, mit kräftiger Fauſt zermalme. — In der Kutte will ich unter ſie treten, Aurelien bräutlich geſchmückt in meinen Armen, und dieſe ſtolze, feindliche Fürſtin ſoll ſelbſt das Hochzeitslager bereiten dem ſiegenden Mönch, den ſie verachtet. — In ſolchen Gedanken arbeitend, rief ich oft laut Aureliens Namen und lachte und heulte wie ein Wahnſinniger. Aber bald legte ſich der Sturm. Ich wurde ruhiger und fähig, darüber Entſchlüſſe zu faſſen, wie ich nun mich Aurelien nähern wollte. — Eben ſchlich ich eines Tages durch den Park, nachſinnend, ob es rathſam ſey, die Abendgeſellſchaft zu beſuchen, die der Fürſt anſagen laſſen, als man von hinten her auf meine Schulter klopfte. Ich wandte mich um, der Leibarzt ſtand vor mir. „Erlauben Sie mir Ihren werthen Puls!“ fing er ſogleich an, und griff, ſtarr mir ins Auge blickend, nach meinem Arm. „Was bedeutet das?“ frug ich erſtaunt. Nicht viel, fuhr er fort: es ſoll hier ſtill und heimlich einige Tollheit umherſchleichen, die die Menſchen recht banditenmäßig überfällt und ihnen eins verſetzt, daß ſie laut aufkreiſchen müſſen, klingt das auch zuweilen nur wie ein unſinnig' Lachen. Indeſſen kann alles auch nur ein Phantasma, oder jener tolle Teufel nur ein gelindes Fieber mit ſteigender

Hitze ſeyn, darum erlauben Sie Ihren werthen Puls, Liebſter! — „Ich verſichere Sie, mein Herr! daß ich von dem Allen kein Wort verſtehe!“ So fiel ich ein, aber der Leibarzt hatte meinen Arm gefaßt und zählte den Puls mit zum Himmel gerichtetem Blick — eins — zwei, drei. — Mir war ſein wunderliches Betragen räthſelhaft, ich drang in ihn, mir doch nur zu ſagen, was er eigentlich wolle. „Sie wiſſen alſo nicht, werther Herr Leonard, daß Sie neulich den ganzen Hof in Schrecken und Beſtürzung geſetzt haben? — Die Oberhofmeiſterin leidet bis dato an Krämpfen, und der Conſiſtorial-Präſident verſäumt die wichtigſten Seſſionen, weil es Ihnen beliebt hat, über ſeine podagriſchen Füße wegzurennen, ſo daß er, im Lehnſtuhl ſitzend, noch über mannigfache Stiche beträchtlich brüllt! — das geſchah nämlich, als Sie, wie von einiger Tollheit heimgeſucht, aus dem Saale ſtürzten, nachdem Sie ohne merkliche Urſache ſo aufgelacht hatten, daß Allen ein Grauſen ankam und ſich die Haare ſträubten!“ — In dem Augenblick dachte ich an den Hofmarſchall und meinte, daß ich mich nun wohl erinnere in Gedanken laut aufgelacht zu haben, um ſo weniger könne das aber von ſolch wunderlicher Wirkung geweſen ſeyn, als der Hofmarſchall mich ja ganz ſanft gefragt hätte: worüber ich mich ſo erfreue? „Ei, Ei! — fuhr der Leibarzt fort: das will nichts bedeuten, der Hofmarſchall iſt ſolch ein homo impavidus, der ſich aus dem Teufel ſelbſt nichts macht. Er blieb in ſeiner ruhigen Dolcezza, obgleich erwähnter Conſiſtorial-Präſident wirklich meinte, der Teufel habe aus Ihnen, mein Theurer! auf ſeine Weiſe gelächelt, und unſere ſchöne Aurelie von ſolchem Grauſen und Entſetzen ergriffen wurde, daß alle Bemühungen der Herrſchaft ſie zu beruhigen, vergebens blieben, und ſie bald die Geſellſchaft verlaſſen mußte, zur Verzweiflung ſammtlicher Herren, denen ſichtlich das Liebesfeuer aus den exaltirten Toupees dampfte! In dem Augenblick, als Sie, werther Herr Leonard, ſo lieblich lachten, ſoll Aurelie mit ſchneidendem in das Herz dringendem Ton: Hermogen! gerufen haben. Ei, ei! was mag das bedeuten? — Das könnten Sie vielleicht wiſſen — Sie ſind überhaupt ein lieber, luſtiger, kluger Mann, Herr Leonard, und es iſt mir nicht unlieb, daß ich Ihnen Francesko's merkwürdige Geſchichte anvertraut habe, das muß recht lehrreich für Sie werden!“ — Immer fort hielt der Leibarzt meinen Arm feſt, und ſah mir ſtarr in die Augen. — Ich weiß, ſagte ich, mich ziemlich unſanft losmachend: ich weiß Ihre wunderlichen Reden nicht zu deuten, mein Herr, aber ich muß geſtehen, daß, als ich Aurelien von den geſchmückten Herren umlagert ſah, denen, wie Sie witzig bemerken, das Liebesfeuer aus den exaltirten Toupees dampfte, mir eine ſehr bittre Erinnerung aus meinem früheren Leben durch die Seele fuhr, und daß ich, von recht grimmigem Hohn über mancher Menſchen thörigt' Treiben ergriffen, unwillkürlich hell auflachen mußte. Es thut mir leid, daß ich, ohne es zu wollen, ſo viel Unheil angerichtet habe, und ich büße dafür, indem ich mich ſelbſt auf einige Zeit vom Hofe verbanne. Mag mir die Fürſtin, mag mir Aurelie verzeihen. „Ei, mein lieber Herr Leonard, verſetzte der Leibarzt, man hat ja wohl wunderliche Anwandlungen, denen man leicht widerſteht, wenn man ſonſt nur reinen Herzens iſt.“ — Wer darf ſich deſſen rühmen hienieden? frug ich dumpf in mich hinein. Der Leibarzt änderte plötzlich Blick und Ton. Sie ſcheinen mir, ſprach er mild und ernſt: Sie ſcheinen mir aber doch wirklich krank. — Sie ſehen blaß und verſtört aus — Ihr Auge iſt eingefallen und brennt ſeltſam in röthlicher Glut ... Ihr Puls geht fieberhaft ... Ihre Sprache klingt dumpf ... ſoll ich Ihnen etwas aufſchreiben? — „Gift!“ ſprach ich kaum vernehmbar. — Ho ho! rief der Leibarzt, ſteht es ſo mit Ihnen? Nun nun, ſtatt des Gifts das niederſchlagende Mittel zerſtreuender Geſellſchaft. — Es kann aber auch ſeyn, daß ... Wunderlich iſt es aber doch ... vielleicht — „Ich bitte Sie, mein Herr!“ rief ich ganz erzürnt: „Ich bitte Sie mich nicht mit abgebrochenen unverſtändlichen Reden zu quälen, ſondern lieber geradezu Alles ...“ — Halt! unterbrach mich der Leibarzt: halt ... es giebt die wunderlichſten Täuſchungen, mein Herr Leonard: beinahe iſts mir gewiß, daß man auf augenblicklichen Eindruck eine Hypotheſe gebaut hat, die vielleicht in wenigen Minuten in Nichts zerfällt. Dort kommt die Fürſtin mit Aurelien, nützen Sie dieſes zufällige Zuſammentreffen, entſchuldigen Sie Ihr Betragen ... Eigentlich ... mein Gott! eigentlich haben Sie ja auch nur gelacht ... freilich auf etwas wunderliche Weiſe, wer kann aber dafür, daß ſchwach nervige Perſonen darüber erſchrecken. Adieu! —

Der Leibarzt ſprang mit der ihm eignen Behendigkeit davon. Die Fürſtin kam mit Aurelien den Gang herab. — Ich erbebte. — Mit aller Gewalt raffte ich mich zuſammen. Ich fühlte nach des Leibarztes geheimnißvollen Reden, daß es nun galt, mich auf der

Stelle zu behaupten. Keck trat ich den Kommenden entgegen. Als Aurelie mich ins Auge faßte, ſank ſie mit einem dumpfen Schrei wie todt zuſammen, ich wollte hinzu, mit Abſcheu und Entſetzen winkte mich die Fürſtin fort, laut um Hülfe rufend. Wie von Furien und Teufeln gepeitſcht, rannte ich fort durch den Park. Ich ſchloß mich in meine Wohnung ein, und warf mich, vor Wuth und Verzweiflung knirſchend, aufs Lager! — Der Abend kam, die Nacht brach ein, da hörte ich die Hausthüre aufſchließen, mehrere Stimmen murmelten und flüſterten durch einander, es wankte und tappte die Treppe herauf — endlich pochte man an meine Thüre und befahl mir, im Namen der Obrigkeit, aufzumachen. Ohne deutliches Bewußtſeyn, was mir drohen könne, glaubte ich zu fühlen, daß ich nun verloren ſey. Rettung durch Flucht — ſo dachte ich, und riß das Fenſter auf. — Ich erblickte Bewaffnete vor dem Hauſe, von denen mich Einer ſogleich bemerkte. Wohin? rief er mir zu, und in dem Augenblick wurde die Thüre meines Schlafzimmers geſprengt. Mehrere Männer traten herein; bei dem Leuchten der Laterne, die einer von ihnen trug, erkannte ich ſie für Polizeiſoldaten. Man zeigte mir die Ordre des Criminalgerichts, mich zu verhaften, vor; jeder Widerſtand wäre thörigt geweſen. Man warf mich in den Wagen, der vor dem Hauſe hielt, und als ich, an dem Ort, der meine Beſtimmung ſchien, angekommen, frug, wo ich mich befände? ſo erhielt ich zur Antwort: in den Gefängniſſen der obern Burg. Ich wußte, daß man hier gefährliche Verbrecher während des Prozeſſes einſperre. Nicht lange dauerte es, ſo wurde mein Bette gebracht, und der Gefangenwärter frug mich, ob ich noch etwas zu meiner Bequemlichkeit wünſche? Ich verneinte das, und blieb endlich allein. Die lange nachhallenden Tritte und das Auf- und Zuſchließen vieler Thüren ließen mich wahrnehmen, daß ich mich in einem der innerſten Gefängniſſe auf der Burg befand. Auf mir ſelbſt unerklärliche Weiſe war ich während der ziemlich langen Fahrt ruhig geworden, ja in einer Art Sinnesbetäubung erblickte ich alle Bilder, die mir vorübergingen, nur in blaſſen halberloſchenen Farben. Ich erlag nicht dem Schlaf, ſondern einer Gedanken und Phantaſie lähmenden Ohnmacht. Als ich am hellen Morgen erwachte, kam mir nur nach und nach die Erinnerung deſſen, was geſchehen und wo ich hingebracht worden. Die gewölbte ganz zellenartige Kammer, wo ich lag, hätte mir kaum ein Gefängniß geſchienen, wenn nicht das kleine Fenſter ſtark mit Eiſenſtäben vergittert und ſo hoch angebracht geweſen wäre, daß ich es nicht einmal mit ausgeſtreckter Hand erreichen, viel weniger hinausſchauen konnte. Nur wenige Sonnenſtrahlen fielen ſparſam hinein; mich wandelte die Luſt an, die Umgebungen meines Aufenthaltes zu erforſchen, ich rückte daher mein Bette heran und ſtellte den Tiſch darauf. Eben wollte ich hinaufklettern, als der Gefangenwärter hereintrat und über mein Beginnen ſehr verwundert ſchien. Er frug mich, was ich da mache, ich erwiederte, daß ich nur hinausſchauen wollen; ſchweigend trug er Tiſch, Bette und den Stuhl fort und ſchloß mich ſogleich wieder ein. Nicht eine Stunde hatte es gedauert, als er von zwei andern Männern begleitet, wieder erſchien und mich durch lange Gänge Trepp' auf, Trepp' ab führte, bis ich endlich in einen kleinen Saal eintrat, wo mich der Kriminalrichter erwartete. Ihm zur Seite ſaß ein junger Mann, dem er in der Folge Alles, was ich auf die an mich gerichteten Fragen erwiedert hatte, laut in die Feder diktirte. Meinen ehemaligen Verhältniſſen bei Hofe und der allgemeinen Achtung, die ich in der That ſo lange genoſſen hatte, mochte ich die höfliche Art danken, mit der man mich behandelte, wiewohl ich auch die Ueberzeugung darauf baute, daß nur Vermuthungen, die hauptſächlich auf Aureliens ahnendem Gefühl beruhen konnten, meine Verhaftung veranlaßt hatten. Der Richter forderte mich auf, meine bisherigen Lebensverhältniſſe genau anzugeben; ich bat ihn, mir erſt die Urſache meiner plötzlichen Verhaftung zu ſagen, er erwiederte, daß ich über das mir Schuld gegebene Verbrechen zu ſeiner Zeit genau genug vernommen werden ſolle. Jetzt komme es nur darauf an, meinen ganzen Lebenslauf bis zur Ankunft in der Reſidenz auf das genaueſte zu wiſſen, und er müſſe mich daran erinnern, daß es dem Criminalgericht nicht an Mitteln fehlen würde, auch dem kleinſten von mir angegebenen Umſtande nachzuſpüren, weshalb ich denn ja der ſtrengſten Wahrheit treu bleiben möge. Dieſe Ermahnung, die der Richter, ein kleiner dürrer Mann mit fuchsrothen Haaren, mit heiſerer, lächerlich quäkender Stimme mir hielt, indem er die grauen Augen weit aufriß, fiel auf einen fruchtbaren Boden; denn ich erinnerte mich nun, daß ich in meiner Erzählung den Faden genau ſo aufgreifen und fortſpinnen müſſe, wie ich ihn angelegt, als ich bei Hofe meinen Namen und Geburtsort angab. Auch war es wohl nöthig, alles Auffallende vermeidend, meinen Lebenslauf ins Alltägliche, aber weit Entfernte, Ungewiſſe zu ſpielen, ſo daß die weitern Nachforſchungen dadurch auf jeden Fall weit ausſehend und ſchwierig werden mußten. In dem Augenblick kam mir auch ein junger Pole ins Gedächtniß, mit dem ich auf dem Seminar in B. ſtudirte; ich beſchloß, ſeine einfachen Lebensumſtände mir anzueignen. So gerüſtet begann ich in folgender Art: „Es mag wohl ſeyn, daß man „mich eines ſchweren Verbrechens beſchuldigt, ich habe indeſſen hier „unter den Augen des Fürſten und der ganzen Stadt gelebt, und „es iſt während der Zeit meines Aufenthaltes kein Verbrechen verübt „worden, für deſſen Urheber ich gehalten werden oder deſſen Theilnehmer ich ſeyn könnte. Es muß alſo ein Fremder ſeyn, der mich „eines in früherer Zeit begangenen Verbrechens anklagt, und da ich „mich von aller Schuld völlig rein fühle, ſo hat vielleicht nur eine „unglückliche Aehnlichkeit die Vermuthung meiner Schuld erregt; um „ſo härter finde ich es aber, daß man mich leerer Vermuthungen und „vorgefaßter Meinungen wegen, dem überführten Verbrecher gleich, „in ein ſtrenges Criminal-Gefängniß ſperrt. Warum ſtellt man mich „nicht meinem leichtſinnigen, vielleicht boshaften Ankläger unter die „Augen? ... Gewiß iſt es am Ende ein alberner Thor, der ...“ „Gemach, gemach, Herr Leonard, quäckte der Richter: menagiren Sie ſich, Sie könnten ſonſt garſtig anſtoßen gegen hohe Perſonen, und die fremde Perſon, die Sie, mein Herr Leonard, oder Herr ... (er biß ſich ſchnell in die Lippen) erkannt hat, iſt auch weder leichtſinnig noch albern, ſondern ... Nun, und dann haben wir gute Nachrichten aus der ...“ Er nannte die Gegend, wo die Güter des Barons F. lagen und alles klärte ſich dadurch mir deutlich auf. Entſchieden war es, daß Aurelie in mir den Mönch erkannt hatte, der ihren Bruder ermordete. Dieſer Mönch war ja aber Medardus, der berühmte Canzelredner aus dem Capuzinerkloſter in B. Als dieſen hatte ihn Reinhold erkannt und ſo hatte er ſich auch ſelbſt kund gethan. Daß Francesko der Vater jenes Medardus war, wußte die Aebtiſſin, und ſo mußte meine Aehnlichkeit mit ihm, die der Fürſtin gleich Anfangs ſo unheimlich worden, die Vermuthungen, welche die Fürſtin und die Aebtiſſin vielleicht ſchon brieflich unter ſich angeregt hatten, beinahe zur Gewißheit erheben. Möglich war es auch, daß Nachrichten ſelbſt aus dem Capuzinerkloſter in B. eingeholt worden; daß man meine Spur genau verfolgt und ſo die Identität meiner Perſon mit dem Mönch Medardus feſtgeſtellt hatte. Alles dieſes überdachte ich ſchnell, und ſah die Gefahr meiner Lage. Der Richter ſchwatzte noch fort, und dies brachte mir Vortheil, denn es fiel mir auch jetzt der lange vergebens geſuchte Name des polniſchen Städtchens ein, das ich der alten Dame bei Hofe als meinen Geburtsort genannt hatte. Kaum endete daher der Richter ſeinen Sermon mit der barſchen Aeußerung, daß ich nun ohne weiteres meinen bisherigen Lebenslauf erzählen ſolle, als ich anfing: „Ich heiße eigentlich Leonard Krczinski „und bin der einzige Sohn eines Edelmanns, der ſein Gütchen verkauft hatte und ſich in Kwiecziczewo aufhielt.“ — Wie, was? — rief der Richter, indem er ſich vergebens bemühte, meinen, ſo wie den Namen meines angeblichen Geburtsorts, nachzuſprechen. Der Protokollführer wußte gar nicht, wie er die Wörter aufſchreiben ſollte; ich mußte beide Namen ſelbſt einrücken, und fuhr dann fort: „Sie „bemerken, mein Herr, wie ſchwer es der deutſchen Zunge wird, meinen Conſonantenreichen Namen nachzuſprechen, und darin liegt die „Urſache, warum ich ihn, ſo wie ich nach Deutſchland kam, wegwarf „und mich blos nach meinem Vornamen, Leonard, nannte. Uebrigens kann keines Menſchen Lebenslauf einfacher ſeyn, als der meinige. Mein Vater, ſelbſt ziemlich unterrichtet, billigte meinen entſchiedenen Hang zu den Wiſſenſchaften, und wollte mich eben nach „Krakau zu einem ihm verwandten Geiſtlichen, Stanislaw Krczinski „ſchicken, als er ſtarb. Niemand bekümmerte ſich um mich, ich verkaufte die kleine Habe, zog einige Schulden ein, und begab mich „wirklich mit dem ganzen mir von meinem Vater hinterlaſſenen Vermögen nach Krakau, wo ich einige Jahre unter meines Verwandten „Aufſicht ſtudirte. Dann ging ich nach Danzig und nach Königsberg. „Endlich trieb es mich, wie mit unwiderſtehlicher Gewalt, eine Reiſe „nach dem Süden zu machen; ich hoffte, mich mit dem Reſt meines „kleinen Vermögens durchzubringen und dann eine Anſtellung bei „irgend einer Univerſität zu finden, doch wäre es mir hier beinahe „ſchlimm ergangen, wenn nicht ein beträchtlicher Gewinn an der „Farobank des Fürſten mich in den Stand geſetzt hätte, hier noch „ganz gemächlich zu verweilen und dann, wie ich es in Sinn hatte, „meine Reiſe nach Italien fortzuſetzen. Irgend etwas Ausgezeichnetes, „das werth wäre, erzählt zu werden, hat ſich in meinem Leben gar

„nicht zugetragen. Doch muß ich wohl noch erwähnen, daß es mir „leicht geweſen ſeyn würde, die Wahrheit meiner Angaben ganz unzweifelhaft nachzuweiſen, wenn nicht ein ganz beſondrer Zufall mich „um meine Brieftaſche gebracht hätte, worin mein Paß, meine Reiſeroute und verſchiedene andere Scripturen befindlich waren, die jenem „Zweck gedient hätten." — Der Richter fuhr ſichtlich auf, er ſah mich ſcharf an, und frug mit beinahe ſpöttiſchem Ton, welcher Zufall mich denn außer Stande geſetzt hätte, mich, wie es verlangt werden müßte, zu legitimiren. „Vor mehreren Monaten, ſo erzählte ich: befand ich „mich auf dem Wege hieher im Gebirge. Die anmuthige Jahreszeit, „ſo wie die herrliche romantiſche Gegend beſtimmten mich, den Weg „zu Fuße zu machen. Ermüdet ſaß ich eines Tages in dem Wirthshauſe eines kleinen Dörfchens; ich hatte mir Erfriſchungen reichen „laſſen und ein Blättchen aus meiner Brieftaſche genommen, um „irgend Etwas, das mir eingefallen, aufzuzeichnen; die Brieftaſche „lag vor mir auf dem Tiſche. Bald darauf kam ein Reiter daher „geſprengt, deſſen ſonderbare Kleidung und verwildertes Anſehen meine „Aufmerkſamkeit erregte. Er trat ins Zimmer, forderte einen Trunk „und ſetzte ſich, finſter und ſcheu mich anblickend, mir gegenüber an „den Tiſch. Der Mann war mir unheimlich, ich trat daher ins Freie „hinaus. Bald darauf kam auch der Reiter, bezahlte den Wirth und „ſprengte mich flüchtig grüßend, davon. Ich ſtand im Begriff, weiter „zu gehen, als ich mich der Brieftaſche erinnerte, die ich in der Stube „auf dem Tiſche liegen laſſen; ich ging hinein und fand ſie noch „auf dem alten Platz. Erſt des andern Tages, als ich die Brieftaſche „hervorzog, entdeckte ich, daß es nicht die meinige war, ſondern daß „ſie wahrſcheinlich dem Fremden gehörte, der gewiß aus Irrthum die „meinige eingeſteckt hatte. Nur einige mir unverſtändliche Notizen „und mehrere an einen Grafen Viktorin gerichtete Briefe befanden „ſich darin. Dieſe Brieftaſche nebſt dem Inhalt wird man noch unter meinen Sachen finden; in der meinigen hatte ich, wie geſagt, „meinen Paß, meine Reiſeroute und, wie mir jetzt eben einfällt, ſogar meinen Taufſchein; um das Alles bin ich durch jene Verwechslung gekommen." — Der Richter ließ ſich den Fremden, deſſen ich erwähnt, von Kopf bis zu Fuß beſchreiben, und ich ermangelte nicht, die Figur mit aller nur möglichen Eigenthümlichkeit aus der Geſtalt des Grafen Viktorin und aus der meinigen auf der Flucht aus dem Schloſſe des Barons F. geſchickt zuſammenzufügen. Nicht aufhören konnte der Richter, mich über die kleinſten Umſtände dieſer Begebenheit auszufragen, und indem ich Alles befriedigend beantwortete, ründete ſich das Bild davon ſo in meinem Innern, daß ich ſelbſt daran glaubte, und keine Gefahr lief, mich in Widerſprüche zu verwickeln. Mit Recht konnte ich es übrigens wohl für einen glücklichen Gedanken halten, wenn ich, den Beſitz jener an den Grafen Viktorin gerichteten Briefe, die in der That ſich noch im Portefeuille befanden, rechtfertigend, zugleich eine fingirte Perſon einzuflechten ſuchte, die künftig, je nachdem die Umſtände darauf hindeuteten, den entflohenen Medardus oder den Grafen Viktorin vorſtellen konnte. Dabei fiel mir ein, daß vielleicht unter Euphemiens Papieren ſich Briefe vorfanden, die über Viktorins Plan, als Mönch im Schloſſe zu erſcheinen, Aufſchluß gaben, und daß dies aufs neue den eigentlichen Hergang der Sache verdunkeln und verwirren könne. Meine Phantaſie arbeitete fort, indem der Richter mich frug, und es entwickelten ſich mir immer neue Mittel, mich vor jeder Entdeckung zu ſichern, ſo daß ich auf das Aergſte gefaßt zu ſeyn glaubte. — Ich erwartete nun, da über mein Leben im Allgemeinen Alles genug erörtert ſchien, daß der Richter dem mir angeſchuldigten Verbrechen näher kommen würde, es war aber dem nicht ſo; vielmehr frug er, warum ich habe aus dem Gefängniß entfliehen wollen? — Ich verſicherte, daß mir dies nicht in den Sinn gekommen ſey. Das Zeugniß des Gefangenwärters, der mich an das Fenſter hinaufkletternd angetroffen, ſchien aber wider mich zu ſprechen. Der Richter drohte mir, daß ich nach einem zweiten Verſuch angeſchloſſen werden ſolle. Ich wurde in den Kerker zurückgeführt. — Man hatte mir das Bette genommen und ein Strohlager auf dem Boden bereitet, der Tiſch war feſtgeſchraubt, ſtatt des Stuhles fand ich eine ſehr niedrige Bank. Es vergingen drei Tage, ohne daß man weiter nach mir frug, ich ſah nur das mürriſche Geſicht eines alten Knechts, der mir das Eſſen brachte, und Abends die Lampe anſteckte. Da ließ die geſpannte Stimmung nach, in der es mir war, als ſtehe ich im luſtigen Kampf auf Leben und Tod, den ich wie ein wackrer Streiter ausfechten werde. Ich fiel in ein trübes düſtres Hinbrüten, Alles ſchien mir gleichgültig, ſelbſt Aureliens Bild war verſchwunden. Doch bald rüttelte ſich der Geiſt wieder auf, aber nur um ſtärker von dem unheimlichen, krankhaften Gefühl befangen zu werden, das die Einſamkeit, die dumpfe Kerkerluſt erzeugt hatte, und dem ich nicht zu widerſtehen vermochte. Ich konnte nicht mehr ſchlafen. In den wunderlichen Reflexen, die der düſtre flackernde Schein der Lampe an Wände und Decke warf, grinzten mich allerlei verzerrte Geſichter an; ich löſchte die Lampe aus, ich barg mich in die Strohkiſſen, aber gräßlicher tönte dann das dumpfe Stöhnen, das Kettengeraſſel der Gefangenen durch die grauenvolle Stille der Nacht. Oft war es mir, als höre ich Euphemiens — Viktorins Todesröcheln. „Bin ich denn Schuld an euerm Verderben? wart ihr es nicht ſelbſt, Verruchte! die ihr euch hingabt meinem rächenden Arm?“ — So ſchrie ich laut auf, aber dann ging ein langer, tief ausathmender Todesſeufzer durch die Gewölbe, und in wilder Verzweiflung heulte ich: „Du biſt es Hermogen! ... nah iſt die Rache! ... Keine Rettung mehr!“ — In der neunten Nacht mochte es ſeyn, als ich, halb ohnmächtig von Grauen und Entſetzen, auf dem kalten Boden des Gefängniſſes ausgeſtreckt lag. Da vernahm ich deutlich unter mir ein leiſes, abgemeſſenes Klopfen. Ich horchte auf, das Klopfen dauerte fort, und dazwiſchen lachte es ſeltſamlich aus dem Boden hervor! — Ich ſprang auf, und warf mich auf das Strohlager, aber immer fort klopfte es, und lachte und ſtöhnte dazwiſchen. — Endlich rief es leiſe, leiſe, aber wie mit häßlicher, heiſerer, ſtammelnder Stimme hinter einander fort: Me-dar-dus! Me-dar-dus! — Ein Eisſtrom goß ſich mir durch die Glieder! Ich ermannte mich und rief: Wer da! Wer iſt da? — Lauter lachte es nun, und ſtöhnte und ächzte und klopfte und ſtammelte heiſer: Me-dar-dus ... Me-dar-dus! — Ich raffte mich auf vom Lager. „Wer Du auch biſt, der Du hier tollen Spuk treibſt, ſtell Dich her ſichtbarlich vor meine Augen, daß ich Dich ſchauen mag, oder höre auf mit Deinem wüſten Lachen und Klopfen!“ — So rief ich in die dicke Finſterniß hinein, aber recht unter meinen Füßen klopfte es ſtärker und ſtammelte: Hihihi ... hihihi ... Brü-der-lein ... Brü-der-lein ... Me-dar-dus ... ich bin da ... bin da .. ma-mach auf ... auf ... wir wo-wollen in den Wa-Wald gehn ... Wald gehn! — Jetzt tönte die Stimme dunkel in meinem Innern wie bekannt; ich hatte ſie ſchon ſonſt gehört, doch nicht, wie mich es dünkte, ſo abgebrochen und ſo ſtammelnd. Ja mit Entſetzen glaubte ich, meinen eignen Sprachton zu vernehmen. Unwillkürlich, als wollte ich verſuchen, ob es dem ſo ſeyn, ſtammelte ich nach: Me-dar-dus ... Me-dar-dus! Da lachte es wieder, aber höhniſch und grimmig, und rief: Brü-der-lein ... Brü-der-lein, haſt ... Du, Du mi-mich erkannt ... erkannt? ... ma-mach auf ... wir wo-wollen in den Wa-Wald ... in den Wald! — „Armer Wahnſinniger, ſo ſprach es dumpf und ſchauerlich aus mir heraus: Armer Wahnſinniger, nicht aufmachen kann ich Dir, nicht heraus mit Dir in den ſchönen Wald, in die herrliche freie Frühlingsluft, die draußen wehen mag; eingeſperrt im dumpfen düſtern Kerker bin ich wie Du!" — Da ächzte es im troſtloſen Jammer, und immer leiſer und unvernehmlicher wurde das Klopfen, bis es endlich ganz ſchwieg; der Morgen brach durch das Fenſter, die Schlöſſer raſſelten, und der Kerkermeiſter, den ich die ganze Zeit über nicht geſehen, trat herein. „Man hat, fing er an: in dieſer Nacht allerlei Lärm in Ihrem Zimmer gehört und lautes Sprechen. Wie iſt es damit?" — Ich habe die Gewohnheit, erwiederte ich ſo ruhig, als es mir nur möglich war: laut und ſtark im Schlafe zu reden, und führte ich auch im Wachen Selbſtgeſpräche, ſo glaube ich, daß mir dies wohl erlaubt ſeyn wird. — „Wahrſcheinlich, fuhr der Kerkermeiſter fort: iſt Ihnen bekannt worden, daß jeder Verſuch zu entfliehen, jedes Einverſtändniß mit den Mitgefangenen hart geahndet wird." — Ich betheuerte, nichts dergleichen hätte ich vor. — Ein paar Stunden nachher führte man mich hinauf zum Criminal-Gericht. Nicht der Richter, der mich zuerſt vernommen, ſondern ein anderer, ziemlich junger Mann, dem ich auf den erſten Blick anmerkte, daß er dem vorigen an Gewandtheit und eindringendem Sinn weit überlegen ſeyn müſſe, trat freundlich auf mich zu, und lud mich zum Sitzen ein. Noch ſteht er mir gar lebendig vor Augen. Er war für ſeine Jahre ziemlich unterſetzt, ſein Kopf beinahe haarlos, er trug eine Brille. In ſeinem ganzen Weſen lag ſo viel Güte und Gemüthlichkeit, daß ich wohl fühlte, gerade deshalb müſſe jeder nicht ganz verſtockte Verbrecher ihm ſchwer widerſtehen können. Seine Fragen warf er leicht, beinahe im Converſationston hin, aber ſie waren überdacht und ſo präcis geſtellt, daß nur beſtimmte Antworten erfolgen konnten. „Ich muß Sie zuvörderſt fragen, (ſo fing er an) ob alles „das, was Sie über Ihren Lebenslauf angegeben haben, wirklich „gegründet iſt, oder ob bei reiflichem Nachdenken Ihnen nicht dieſer „oder jener Umſtand einfiel, den Sie noch erwähnen wollen?"

Ich habe Alles geſagt, was ich über mein einfaches Leben zu ſagen wußte.

„Haben Sie nie mit Geiſtlichen ... mit Mönchen Umgang ge„pflogen?“

Ja, in Krakau ... Danzig ... Frauenburg ... Königsberg. Am letztern Ort mit den Weltgeiſtlichen, die bei der Kirche als Pfarrer und Kapellan angeſtellt waren.

„Sie haben früher nicht erwähnt, daß Sie auch in Frauenburg „geweſen ſind?“

Weil ich es nicht der Mühe werth hielt, eines kurzen, wie mich dünkt achttägigen Aufenthalts dort, auf der Reiſe von Danzig nach Königsberg, zu erwähnen.

„Alſo in Kwiecziczewo ſind Sie geboren?“

Dies frug der Richter plötzlich in polniſcher Sprache, und zwar in ächt polniſchem Dialekt, jedoch ebenfalls ganz leicht hin. Ich wurde in der That einen Augenblick verwirrt, raffte mich jedoch zuſammen, beſann mich auf das wenige Polniſche, was ich von meinem Freunde Kreczinski im Seminar gelernt hatte, und antwortete:

Auf dem kleinen Gute meines Vaters bei Kwiecziczewo.

„Wie hieß dieſes Gut?“

Krecziniewo, das Stammgut meiner Familie.

„Sie ſprechen, für einen Nationalpolen, das Polniſche nicht „ſonderlich aus. Aufrichtig geſagt, in ziemlich deutſchem Dialekt. „Wie kommt das?“

Schon ſeit vielen Jahren ſpreche ich nichts als Deutſch. Ja ſelbſt ſchon in Krakau hatte ich viel Umgang mit Deutſchen, die das Polniſche von mir erlernen wollten; unvermerkt mag ich ihren Dialekt mir angewöhnt haben, wie man leicht provinzielle Ausſprache annimmt, und die beſſere, eigenthümliche darüber vergißt.

Der Richter blickte mich an, ein leiſes Lächeln flog über ſein Geſicht, dann wandte er ſich zum Protokollführer und diktirte ihm leiſe etwas. Ich unterſchied deutlich die Worte: „ſichtlich in Verlegenheit“ und wollte mich eben noch mehr über mein ſchlechtes Polniſch auslaſſen, als der Richter frug:

„Waren Sie niemals in B.?“

Niemals!

„Der Weg von Königsberg hieher kann Sie über den Ort geführt haben?“

Ich habe eine andere Straße eingeſchlagen.

„Haben Sie nie einen Mönch aus dem Capuzinerkloſter in B. „kennen gelernt?“

Nein!

Der Richter klingelte, und gab dem hereintretenden Gerichtsdiener leiſe einen Befehl. Bald darauf öffnete ſich die Thüre, und wie durchbebten mich Schreck und Entſetzen, als ich den Pater Cyrillus eintreten ſah. Der Richter frug:

„Kennen Sie dieſen Mann?“

Nein! ... ich habe ihn früher niemals geſehen!

Da heftete Cyrillus den ſtarren Blick auf mich, dann trat er näher; er ſchlug die Hände zuſammen, und rief laut, indem Thränen ihm aus den Augen gewaltſam hervorquollen: „Medardus, Bruder Medardus! ... um Chriſtus willen, wie muß ich Dich wiederfinden, im Verbrechen teufliſch frevelnd. Bruder Medardus, gehe in Dich, bekenne, bereue ... Gottes Langmuth iſt unendlich!“ — Der Richter ſchien mit Cyrillus Rede unzufrieden, er unterbrach ihn mit der Frage: „Erkennen Sie dieſen Mann für den Mönch Medardus aus dem „Capuzinerkloſter in B.?“

So wahr mir Chriſtus helfe zur Seligkeit, erwiederte Cyrillus: ſo kann ich nicht anders glauben, als daß dieſer Mann, trägt er auch weltliche Kleidung, jener Medardus iſt, der im Capuzinerkloſter zu B. unter meinen Augen Noviz war und die Weihe empfing. Doch hat Medardus das rothe Zeichen eines Kreuzes an der linken Seite des Halſes, und wenn dieſer Mann ... „Sie bemerken, unterbrach der Richter den Mönch, ſich zu mir wendend: daß man Sie für den Capuziner Medardus aus dem Kloſter in B. hält, und daß man eben dieſen Medardus ſchwerer Verbrechen halber angeklagt hat. Sind Sie nicht dieſer Mönch, ſo wird es Ihnen leicht werden, dies darzuthun; eben daß jener Medardus ein beſonderes Abzeichen am Halſe trägt, — welches Sie, ſind Ihre Angaben richtig, nicht haben können — giebt Ihnen die beſte Gelegenheit dazu. Entblößen Sie Ihren Hals.“ — Es bedarf deſſen nicht, erwiederte ich gefaßt, ein beſonderes Verhängniß ſcheint mir die treueſte Aehnlichkeit mit jenem angeklagten, mir gänzlich unbekannten, Mönch Medardus gegeben zu haben, denn ſelbſt ein rothes Kreuzzeichen trage ich an der linken Seite des Halſes. — Es war dem wirklich ſo, jene Verwundung am Halſe, die mir das diamantne Kreuz der Aebtiſſin zufügte, hatte eine rothe kreuzförmige Narbe hinterlaſſen, die die Zeit nicht vertilgen konnte. „Entblößen Sie Ihren Hals,“ wiederholte der Richter. — Ich that es, da ſchrie Cyrillus laut: „Heilige Mutter Gottes, es iſt es, es iſt das rothe Kreuzzeichen! . . . Medardus . . . Ach, Bruder Medardus, haſt Du denn ganz entſagt dem ewigen Heil?“ — Weinend und halb ohnmächtig ſank er in einen Stuhl. „Was erwiedern Sie auf die Behauptung dieſes ehrwürdigen Geiſtlichen?“ frug der Richter. In dem Augenblick durchfuhr es mich wie eine Blitzesflamme; alle Verzagtheit, die mich zu übermannen drohte, war von mir gewichen, ach, es war der Widerſacher ſelbſt, der mir zuflüſterte: Was vermögen dieſe Schwächlinge gegen Dich Starken in Sinn und Geiſt? . . . Soll Aurelie denn nicht Dein werden? — Ich fuhr heraus beinahe in wildem, höhnendem Trotz: „Dieſer Mönch da, der ohnmächtig im Stuhle liegt, iſt ein ſchwachſinniger, blöder Greis, der in toller Einbildung mich für irgend einen verlaufenen Capuziner ſeines Kloſters hält, von dem ich vielleicht eine flüchtige Aehnlichkeit trage.“ — Der Richter war bis jetzt in ruhiger Faſſung geblieben, ohne Blick und Ton zu ändern: zum erſtenmal verzog ſich nun ſein Geſicht zum finſtern, durchbohrenden Ernſt, er ſtand auf und blickte mir ſcharf ins Auge. Ich muß geſtehen, ſelbſt das Funkeln ſeiner Gläſer hatte für mich etwas Unerträgliches, Entſetzliches, ich konnte nicht weiter reden; von innerer verzweifelnder Wuth grimmig erfaßt, die geballte Fauſt vor der Stirn, ſchrie ich laut auf: Aurelie! — „Was ſoll das, was bedeutet der Name?“ frug der Richter heftig. — Ein dunkles Verhängniß opfert mich dem ſchmachvollen Tode, ſagte ich dumpf, aber ich bin unſchuldig, gewiß . . . ich bin ganz unſchuldig . . . entlaſſen Sie mich . . . haben Sie Mitleiden . . . ich fühle es, daß Wahnſinn mir durch Nerv und Adern zu toben beginnt . . . entlaſſen Sie mich! — Der Richter, wieder ganz ruhig geworden, diktirte dem Protokollführer vieles, was ich nicht verſtand, endlich las er mir eine Verhandlung vor, worin alles was er gefragt und was ich geantwortet, ſo wie, was ſich mit Cyrillus zugetragen hatte, verzeichnet war. Ich mußte meinen Namen unterſchreiben, dann forderte mich der Richter auf, irgend etwas polniſch und deutſch aufzuzeichnen, ich that es. Der Richter nahm das deutſche Blatt, und gab es dem Pater Cyrillus, der ſich unterdeſſen wieder erholt hatte, mit der Frage in die Hände: „Haben dieſe Schriftzüge Aehnlichkeit mit der Hand, die Ihr Kloſterbruder Medardus ſchrieb?“ — Es iſt ganz genau ſeine Hand, bis auf die kleinſten Eigenthümlichkeiten, erwiederte Cyrillus, und wandte ſich wieder zu mir. Er wollte ſprechen, ein Blick des Richters wies ihn zur Ruhe. Der Richter ſah das von mir geſchriebene polniſche Blatt ſehr aufmerkſam durch, dann ſtand er auf, trat dicht vor mir hin, und ſagte mit ſehr ernſtem, entſcheidendem Ton:

„Sie ſind kein Pole. Dieſe Schrift iſt durchaus unrichtig, voller grammatiſcher und orthographiſcher Fehler. Kein Nationalpole ſchreibt ſo, wäre er auch viel weniger wiſſenſchaftlich ausgebildet, als Sie es ſind.“

Ich bin in Krcziniewo geboren, folglich allerdings ein Pole. Selbſt aber in dem Fall, daß ich es nicht wäre, daß geheimnißvolle Umſtände mich zwängen, Stand und Namen zu verläugnen, ſo würde ich deshalb doch nicht der Capuziner Medardus ſeyn dürfen, der aus dem Kloſter in B., wie ich glauben muß, entſprang.

„Ach Bruder Medardus, fiel Cyrillus ein: ſchickte Dich unſer ehrwürdiger Prior Leonardus nicht im Vertrauen auf Deine Treue und Frömmigkeit nach Rom? . . . Bruder Medardus! um Chriſtus willen, verläugne nicht länger auf gottloſe Weiſe den heiligen Stand, dem Du entronnen.“

Ich bitte Sie, uns nicht zu unterbrechen, ſagte der Richter, und fuhr dann, ſich zu mir wendend, fort:

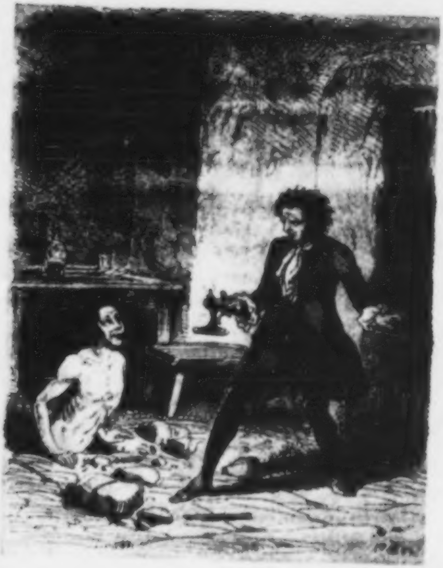
„Ich muß Ihnen bemerklich machen, wie die unverdächtige Ausſage dieſes ehrwürdigen Herrn die dringendſte Vermuthung bewirkt, daß Sie wirklich der Medardus ſind, für den man Sie hält. Nicht verhehlen mag ich auch, daß man Ihnen mehrere Perſonen entgegen ſtellen wird, die Sie für jenen Mönch unzweifelhaft erkannt haben. Unter dieſen Perſonen befindet ſich eine, die Sie, treffen die Vermuthungen ein, ſchwer fürchten müſſen. Ja ſelbſt unter Ihren eigenen Sachen hat ſich Manches gefunden, was den Verdacht wider Sie unterſtützt. Endlich werden bald die Nachrichten über Ihre vorgeblichen Familienumſtände eingehen, um die man die Gerichte in Poſen erſucht hat. . . . Alles dieſes ſage ich Ihnen offner, als es mein Amt gebietet, damit Sie ſich überzeugen, wie wenig ich auf irgend einen

Kunſtgriff rechne, Sie, haben jene Vermuthungen Grund, zum Geſtändniß der Wahrheit zu bringen. Bereiten Sie Sich vor, wie Sie wollen; ſind Sie wirklich jener angeklagte Medardus, ſo glauben Sie, daß der Blick des Richters die tiefſte Verhüllung bald durchdringen wird; Sie werden dann auch ſelbſt ſehr genau wiſſen, welcher Verbrechen man Sie anklagt. Sollten Sie dagegen wirklich der Leonard von Krczinski ſeyn, für den Sie Sich ausgeben, und ein beſonderes Spiel der Natur Sie, ſelbſt Rückſichts beſonderer Abzeichen, jenem Medardus ähnlich gemacht haben, ſo werden Sie ſelbſt leicht Mittel finden, dies klar nachzuweiſen. Sie ſchienen mir erſt in einem ſehr exaltirten Zuſtande, ſchon deshalb brach ich die Verhandlung ab, indeſſen wollte ich Ihnen zugleich auch Raum geben zum reiflichen Nachdenken. Nach dem, was heute geſchehen, kann es Ihnen an Stoff dazu nicht fehlen."

Sie halten alſo meine Angaben durchaus für falſch? . . . Sie ſehen in mir den verlaufenen Mönch Medardus? — So frug ich; der Richter ſagte mit einer leichten Verbeugung: Adieu, Herr von Krczinski! und man brachte mich in den Kerker zurück.

Die Worte des Richters durchbohrten mein Innres wie glühende Stacheln. Alles, was ich vorgegeben, kam mir ſeicht und abgeſchmackt vor. Daß die Perſon, der ich entgegengeſtellt werden, und die ich ſo ſchwer zu fürchten haben ſollte, Aurelie ſeyn mußte, war nur zu klar. Wie ſollt' ich das ertragen! Ich dachte nach, was unter meinen Sachen wohl verdächtig ſeyn könne, da fiel es mir ſchwer aufs Herz, daß ich noch aus jener Zeit meines Aufenthaltes auf dem Schloſſe des Barons von F. einen Ring mit Euphemiens Namen beſaß, ſo wie, daß Viktorins Felleiſen, das ich auf meiner Flucht mit mir genommen, noch mit dem Capuziner-Strick zugeſchnürt war! — Ich hielt mich für verloren! — Verzweifelnd rannte ich den Kerker auf und ab. Da war es, als flüſterte, als ziſchte es mir in die Ohren: Du Thor, was verzagſt du? denkſt du nicht an Viktorin? — Laut rief ich: Ha! nicht verloren, gewonnen iſt das Spiel. Es arbeitete und kochte in meinem Innern! — Schon früher hatte ich daran gedacht, daß unter Euphemiens Papieren ſich wohl etwas gefunden haben müſſe, was auf Viktorins Erſcheinen auf dem Schloſſe als Mönch hindeute. Darauf mich ſtützend, wollte ich auf irgend eine Weiſe ein Zuſammentreffen mit Viktorin, ja ſelbſt mit dem Medardus, für den man mich hielt, vorgeben; jenes Abentheuer auf dem Schloſſe, das ſo fürchterlich endete, als von Hörenſagen erzählen, und mich ſelbſt, meine Aehnlichkeit mit jenen Beiden, auf unſchädliche Weiſe geſchickt hinein verflechten. Der kleinſte Umſtand mußte reiflich erwogen werden; aufzuſchreiben beſchloß ich daher den Roman, der mich retten ſollte! — Man bewilligte mir die Schreibematerialien, die ich forderte, um ſchriftlich noch manchen verſchwiegenen Umſtand meines Lebens zu erörtern. Ich arbeitete mit Anſtrengung bis in die Nacht hinein; im Schreiben erhitzte ſich meine Phantaſie, alles formte ſich wie eine geründete Dichtung, und feſter und feſter ſpann ſich das Gewebe endloſer Lügen, womit ich dem Richter die Wahrheit zu verſchleiern hoffte.

Die Burgglocke hatte zwölfe geſchlagen, als ſich wieder leiſe und entfernt das Pochen vernehmen ließ, das mich geſtern ſo verſtört hatte. — Ich wollte nicht darauf achten, aber immer lauter pochte es in abgemeſſenen Schlägen, und dabei fing es wieder an, dazwiſchen zu lachen und zu ächzen. — Stark auf den Tiſch ſchlagend, rief ich laut: Still ihr da drunten! und glaubte mich ſo von dem Grauen, das mich befing, zu ermuthigen; aber da lachte es gellend und ſchneidend durch das Gewölbe, und ſtammelte: Brü-der-lein, Brü-der-lein ... zu dir her-auf ... herauf ... ma-mach auf ... mach auf! — Nun begann es dicht neben mir im Fußboden zu ſchaben, zu raſſeln und zu kratzen, und immer wieder lachte es und ächzte; ſtärker und immer ſtärker wurde das Geräuſch, das Raſſeln, das Kratzen — dazwiſchen dumpf dröhnende Schläge wie das Fallen ſchwerer Maſſen. — Ich war aufgeſtanden, mit der Lampe in der Hand. Da rührte es ſich unter meinem Fuß, ich ſchritt weiter und ſah, wie an der Stelle, wo ich geſtanden, ſich ein Stein des Pflaſters losbröckelte. Ich erfaßte ihn, und hob ihn mit leichter Mühe vollends heraus. Ein düſtrer Schein brach durch die Oeffnung, ein nackter Arm mit einem blinkenden Meſſer in der Hand ſtreckte ſich mir entgegen. Von tiefem Entſetzen durchſchauert bebte ich zurück. Da ſtammelte es von unten herauf: Brü-der-lein! Brü-der-lein, Medar-dus iſt da-da, herauf ... nimm, nimm! ... brich ... brich ... in den Wa-Wald ... in den Wald! — Schnell dachte ich Flucht und Rettung; alles Grauen überwunden, ergriff ich das Meſſer, das die Hand mir willig ließ, und fing an, den Mörtel zwiſchen den Steinen des Fußbodens ämſig



Univ. Bibl.
München

wegzubrechen. Der, der unten war, drückte wacker herauf. Vier, fünf Steine lagen zur Seite weggeſchleudert, da erhob ſich plötzlich ein nackter Menſch bis an die Hüften aus der Tiefe empor und ſtarrte mich geſpenſtiſch an mit des Wahnſinns grinſendem, entſetzlichem Gelächter. Der volle Schein der Lampe fiel auf das Geſicht — ich erkannte mich ſelbſt — mir vergingen die Sinne. — Ein empfindlicher Schmerz an den Armen weckte mich aus tiefer Ohnmacht; — hell war es um mich her, der Kerkermeiſter ſtand mit einer blendenden Leuchte vor mir, Kettengeraſſel und Hammerſchläge hallten durch das Gewölbe. Man war beſchäftigt, mich in Feſſeln zu ſchmieden. Außer den Hand- und Fußſchellen wurde ich mittelſt eines Ringes um den Leib und einer daran befeſtigten Kette an die Mauer gefeſſelt. „Nun wird es der Herr wohl bleiben laſſen, an das Durchbrechen zu denken,“ ſagte der Kerkermeiſter. — „Was hat denn der Kerl eigentlich gethan?“ frug ein Schmiedeknecht. „Ei, erwiederte der Kerkermeiſter: weißt du denn das nicht, Joſt? … die ganze Stadt iſt ja davon voll. 's iſt ein verfluchter Capuziner, der drei Menſchen ermordet hat. Sie habens ſchon ganz heraus. In wenigen Tagen haben wir große Galla, da werden die Räder ſpielen.“ — Ich hörte nichts mehr, denn aufs neue entſchwanden mir Sinn und Gedanken. Nur mühſam erholte ich mich aus der Betäubung, finſter blieb es, endlich brachen einige matte Streiflichter des Tages herein in das niedrige, kaum ſechs Fuß hohe Gewölbe, in das, wie ich jetzt zu meinem Entſetzen wahrnahm, man mich aus meinem vorigen Kerker gebracht hatte. Mich dürſtete, ich griff nach dem Waſſer-Kruge, der neben mir ſtand, feucht und kalt ſchlüpfte es mir durch die Hand, ich ſah eine aufgedunſene ſcheußliche Kröte ſchwerfällig davon hüpfen. Voll Ekel und Abſcheu ließ ich den Krug fahren. „Aurelie!“ ſtöhnte ich auf, in dem Gefühl des namenloſen Elends, das nun über mich hereingebrochen.
„Und darum das armſelige Läugnen und Lügen vor Gericht? — alle
„gleißneriſchen Künſte des teufliſchen Heuchlers? — darum, um ein
„zerriſſenes, qualvolles Leben einige Stunden länger zu friſten? Was
„willſt du, Wahnſinniger! Aurelien beſitzen, die nur durch ein uner-
„hörtes Verbrechen Dein werden konnte? — denn immerdar, lügſt
„du auch der Welt deine Unſchuld vor, würde ſie in dir Hermogens
„verruchten Mörder erkennen und dich tief verabſcheuen. Elender,
„wahnwitziger Thor, wo ſind nun deine hochfliegenden Pläne, der

„Glaube an deine überirdiſche Macht, womit du das Schickſal ſelbſt „nach Willkür zu lenken wähnteſt; nicht zu tödten vermagſt du den „Wurm der an deinem Herzmark mit tödtlichen Biſſen nagt, ſchmach„voll verderben wirſt du in troſtloſem Jammer, wenn der Arm der „Gerechtigkeit auch deiner ſchont." So laut klagend, warf ich mich auf das Stroh und fühlte in dem Augenblick einen Druck auf der Bruſt, der von einem harten Körper in der Buſentaſche meiner Weſte herzurühren ſchien. Ich faßte hinein, und zog ein kleines Meſſer hervor. Nie hatte ich, ſo lange ich im Kerker war, ein Meſſer bei mir getragen, es mußte daher daſſelbe ſeyn, das mir mein geſpenſtiſches Ebenbild herauf gereicht hatte. Mühſam ſtand ich auf, und hielt das Meſſer in den ſtärker hereinbrechenden Lichtſtrahl. Ich erblickte das ſilberne blinkende Heft. Unerforſchliches Verhängniß! es war daſſelbe Meſſer, womit ich Hermogen getödtet, und das ich ſeit einigen Wochen vermißt hatte. Aber nun ging plötzlich in meinem Innern, wunderbar leuchtend, Troſt und Rettung von der Schmach auf. Die unbegreifliche Art wie ich das Meſſer erhalten, war mir ein Fingerzeig der ewigen Macht, wie ich meine Verbrechen büßen, wie ich im Tode Aurelien verſöhnen ſolle. Wie ein göttlicher Strahl im reinen Feuer, durchglühte mich nun die Liebe zu Aurelien, jede ſündliche Begierde war von mir gewichen. Es war mir, als ſähe ich ſie ſelbſt, wie damals, als ſie am Beichtſtuhl in der Kirche des Capuzinerkloſters erſchien. „Wohl liebe ich Dich, Medardus, aber Du „verſtandeſt mich nicht! ... meine Liebe iſt der Tod!" — ſo umſäuſelte und umflüſterte mich Aureliens Stimme, und feſt ſtand mein Entſchluß, dem Richter frei die merkwürdige Geſchichte meiner Verirrungen zu geſtehen, und dann mir den Tod zu geben.

Der Kerkermeiſter trat herein und brachte mir beſſere Speiſen als ich ſonſt zu erhalten pflegte, ſo wie eine Flaſche Wein. — „Vom Fürſten ſo befohlen," ſprach er, indem er den Tiſch, den ihm ſein Knecht nachtrug, deckte, und die Kette, die mich an die Wand feſſelte, losſchloß. Ich bat ihn, dem Richter zu ſagen, daß ich vernommen zu werden wünſche, weil ich vieles zu eröffnen hätte, was mir ſchwer auf dem Herzen liege. Er verſprach, meinen Auftrag auszurichten, indeſſen wartete ich vergebens, daß man mich zum Verhör abholen ſolle; Niemand ließ ſich mehr ſehen, bis der Knecht, als es ſchon ganz finſter worden, hereintrat und die am Gewölbe hängende Lampe anzündete. In meinem Innern war es ruhiger als jemals, doch fühlte ich mich ſehr erſchöpft, und verſank bald in tiefen Schlaf. Da wurde ich in einen langen, düſtern, gewölbten Saal geführt, in dem ich eine Reihe in ſchwarzen Talaren gekleideter Geiſtlicher erblickte, die der Wand entlang auf hohen Stühlen ſaßen. Vor ihnen, an einem mit blutrother Decke behangenen Tiſch, ſaß der Richter, und neben ihm ein Dominikaner im Ordenshabit. „Du biſt jetzt, ſprach der Richter mit feierlich erhabener Stimme: dem geiſtlichen Gericht übergeben, da Du, verſtockter, frevelicher Mönch, vergebens Deinen Stand und Namen verläugnet haſt. Franciskus, mit dem Kloſter-Namen Medardus genannt, ſprich, welcher Verbrechen biſt Du beziehen worden?" — Ich wollte Alles, was ich je Sündhaftes und Frevelliches begangen, offen eingeſtehen, aber zu meinem Entſetzen war das, was ich ſprach, durchaus nicht das, was ich dachte und ſagen wollte. Statt des ernſten, reuigen Bekenntniſſes, verlor ich mich in ungereimte, unzuſammenhängende Reden. Da ſagte der Dominikaner, rieſengroß vor mir daſtehend, und mit gräßlich funkelndem Blick mich durchbohrend: „Auf die Folter mit Dir, Du halsſtarriger, verſtockter Mönch." Die ſeltſamen Geſtalten rings umher erhoben ſich und ſtreckten ihre langen Arme nach mir aus, und riefen in heiſerem grauſigem Einklang: „Auf die Folter mit ihm." Ich riß das Meſſer heraus und ſtieß nach meinem Herzen, aber der Arm fuhr unwillkürlich herauf; ich traf den Hals und am Zeichen des Kreuzes ſprang die Klinge wie in Glasſcherben, ohne mich zu verwunden. Da ergriffen mich die Henkersknechte, und ſtießen mich hinab in ein tiefes unterirdiſches Gewölbe. Der Dominikaner und der Richter ſtiegen mir nach. Noch einmal forderte mich dieſer auf, zu geſtehen. Nochmals ſtrengte ich mich an, aber in tollem Zwieſpalt ſtand Rede und Gedanke. — Reuevoll, zerknirſcht von tiefer Schmach, bekannte ich im Innern Alles — abgeſchmackt, verwirrt, ſinnlos war, was der Mund ausſtieß. Auf den Wink des Dominikaners zogen mich die Henkersknechte nackt aus, ſchnürten mir beide Arme über den Rücken zuſammen, und hinaufgewunden fühlte ich, wie die ausgedehnten Gelenke knackend zerbröckeln wollten. In heilloſem, wüthendem Schmerz ſchrie ich laut auf, und erwachte. Der Schmerz an den Händen und Füßen dauerte fort, er rührte von den ſchweren Ketten her, die ich trug, doch empfand ich noch außerdem einen Druck über den Augen, die ich nicht aufzuſchlagen vermochte. Endlich war es, als würde plötzlich eine Laſt mir von der Stirn genommen, ich richtete mich ſchnell empor, ein Dominikanermönch ſtand vor meinem Strohlager. Mein Traum trat in das Leben, eiskalt rieſelte es mir durch die Adern. Unbeweglich, wie eine Bildſäule, mit übereinander geſchlagenen Armen ſtand der Mönch da und ſtarrte mich an mit den hohlen ſchwarzen Augen. Ich erkannte den gräßlichen Maler, und fiel halb ohnmächtig auf mein Strohlager zurück. — Vielleicht war es nur eine Täuſchung der durch den Traum aufgeregten Sinne? Ich ermannte mich, ich richtete mich auf, aber unbeweglich ſtand der Mönch und ſtarrte mich an mit den hohlen ſchwarzen Augen. Da ſchrie ich in wahnſinniger Verzweiflung: „Entſetzlicher Menſch ... hebe dich weg! ... Nein! ... kein Menſch, Du biſt der Widerſacher ſelbſt, der mich ſtürzen will in ewige Verderbniß ... hebe dich weg, Verruchter! hebe dich weg!" — Armer, kurzſichtiger Thor, ich bin nicht der, der Dich ganz unauflöslich zu umſtricken ſtrebt mit ehernen Banden! — der dich abwendig machen will dem heiligen Werk, zu dem Dich die ewige Macht berief! — Medardus! — armer kurzſichtiger Thor! — ſchrecklich, grauenvoll bin ich Dir erſchienen, wenn Du über dem offenen Grabe ewiger Verdammniß leichtſinnig gaukelteſt. Ich warnte Dich, aber Du haſt mich nicht verſtanden! Auf! nähere Dich mir! Der Mönch ſprach alles dieſes im dumpfen Ton der tiefen, herzzerſchneidendſten Klage; ſein Blick, mir ſonſt ſo fürchterlich, war ſanft und milde worden, weicher die Form ſeines Geſichts. Eine unbeſchreibliche Wehmuth durchbebte mein Innerſtes; wie ein Geſandter der ewigen Macht, mich aufzurichten, mich zu tröſten im endloſen Elend, erſchien mir der ſonſt ſo ſchreckliche Maler. — Ich ſtand auf vom Lager, ich trat ihm nahe, es war kein Phantom, ich berührte ſein Kleid; ich kniete unwillkürlich nieder, er legte die Hand auf mein Haupt, wie mich ſegnend. Da gingen in lichten Farben herrliche Gebilde in mir auf. — Ach! ich war in dem heiligen Walde! — ja es war derſelbe Platz, wo, in früher Kindheit, der fremdartig gekleidete Pilger mir den wunderbaren Knaben brachte. Ich wollte fortſchreiten, ich wollte hinein in die Kirche, die ich dicht vor mir erblickte. Dort ſollte ich (ſo war es mir) büßend und bereuend Ablaß erhalten von ſchwerer Sünde. Aber ich blieb regungslos — mein eignes Ich konnte ich nicht erſchauen, nicht erfaſſen. Da ſprach eine dumpfe, hohle Stimme: der Gedanke iſt die That! — Die Träume verſchwebten; es war der Maler, der jene Worte geſprochen. „Unbegreifliches Weſen, warſt Du es denn ſelbſt? an jenem unglücklichen Morgen in der Capuzinerkirche zu B.? in der Reichsſtadt, und nun?“ — „Halt ein, unterbrach mich der Maler: ich war es, der überall Dir nahe war, um Dich zu retten von Verderben und Schmach, aber Dein Sinn blieb verſchloſſen! Das Werk, zu dem Du erkoren, mußt Du vollbringen zu Deinem eignen Heil.“ — „Ach, rief ich voll Verzweiflung: warum hieltſt Du nicht meinen Arm zurück, als ich in verruchtem Frevel jenen Jüngling ...“ „Das war mir nicht vergönnt, fiel der Maler ein: Frage nicht weiter! vermeſſen iſt es, vorgreifen zu wollen dem, was die ewige Macht beſchloſſen ... Medardus! Du gehſt Deinem Ziel entgegen ... morgen!“ — Ich erbebte in einem eiskalten Schauer, denn ich glaubte, den Maler ganz zu verſtehen. Er wußte und billigte den beſchloſſenen Selbſtmord. Der Maler wankte mit leiſem Tritt nach der Thür des Kerkers. „Wann, wann ſehe ich Dich wieder?“ — Am Ziele! — rief er, ſich noch einmal nach mir umwendend, feierlich und ſtark, daß das Gewölbe dröhnte — „Alſo morgen?“ — Leiſe drehte ſich die Thüre in den Angeln, der Maler war verſchwunden. —

So wie der helle Tag nur angebrochen, erſchien der Kerkermeiſter mit ſeinen Knechten, die mir die Feſſeln von den wunden Armen und Füßen ablöſten. Ich ſolle bald zum Verhör hinaufgeführt werden, hieß es. Tief in mich gekehrt, mit dem Gedanken des nahen Todes vertraut, ſchritt ich hinauf in den Gerichtsſaal; mein Bekenntniß hatte ich im Innern ſo geordnet, daß ich dem Richter eine kurze, aber den kleinſten Umſtand mit aufgreifende Erzählung zu machen hoffte. Der Richter kam mir ſchnell entgegen, ich mußte höchſt entſtellt ausſehen, denn bei meinem Anblick verzog ſich ſchnell das freudige Lächeln, das erſt auf ſeinem Geſicht ſchwebte, zur Miene des tiefſten Mitleids. Er faßte meine beiden Hände und ſchob mich ſanft in ſeinen Lehnſtuhl. Dann mich ſtarr anſchauend, ſagte er langſam und feierlich: „Herr von Krczinski! ich habe Ihnen frohes zu verkünden! Sie ſind frei! die Unterſuchung iſt auf Befehl des Fürſten niedergeſchlagen worden. Man hat Sie mit einer andern Perſon verwechſelt, woran Ihre ganz unglaubliche Aehnlichkeit mit dieſer Perſon Schuld iſt. Klar, ganz klar iſt Ihre Schuldloſigkeit dargethan! ... Sie ſind frei!“ — Es ſchwirrte und ſauſte und drehte ſich alles um mich her. — Des Richters Geſtalt blinkte, hundertfach vervielfältigt, durch den düſtern Nebel, Alles ſchwand in dicker Finſterniß. — Ich fühlte endlich, daß man mir die Stirne mit ſtarkem Waſſer rieb, und erholte mich aus dem ohnmachtähnlichen Zuſtande, in den ich verſunken. Der Richter las mir ein kurzes Protokoll vor, welches ſagte, daß er mir die Niederſchlagung des Prozeſſes bekannt gemacht, und meine Entlaſſung aus dem Kerker bewirkt habe. Ich unterſchrieb ſchweigend, keines Wortes war ich mächtig. Ein unbeſchreibliches, mich im Innerſten vernichtendes Gefühl ließ keine Freude aufkommen. So wie mich der Richter mit recht in das Herz dringender Gutmüthigkeit anblickte, war es mir, als müſſe ich nun, da man an meine Unſchuld glaubte und mich frei laſſen wollte, allen verruchten Frevel, den ich begangen, frei geſtehen und dann mir das Meſſer in das Herz ſtoßen. — Ich wollte reden — der Richter ſchien meine Entfernung zu wünſchen. Ich ging nach der Thüre, da kam er mir nach, und ſagte leiſe: „Nun habe ich aufgehört Richter zu ſeyn; von dem erſten Augenblick, als ich Sie ſah, intereſſirten Sie mich auf das Höchſte. So ſehr, wie (Sie werden dies ſelbſt zugeben müſſen) der Schein wider Sie war, ſo wünſchte ich doch gleich, daß Sie in der That nicht der abſcheuliche, verbrecheriſche Mönch ſeyn möchten, für den man Sie hielt. Jetzt darf ich Ihnen zutraulich ſagen . . . Sie ſind kein Pole. Sie ſind nicht in Kwiecziczewo geboren. Sie heißen nicht Leonard von Krczinski." — Mit Ruhe und Feſtigkeit antwortete ich: „Nein!" — „Und auch kein Geiſtlicher?" — frug der Richter weiter, indem er die Augen niederſchlug, wahrſcheinlich um mir den Blick des Inquiſitors zu erſparen. Es wallte auf in meinem Innern. — So hören Sie denn, fuhr ich heraus — „Still, unterbrach mich der Richter: was ich gleich anfangs geglaubt und noch glaube, beſtätigt ſich. Ich ſehe, daß hier räthſelhafte Umſtände walten, und daß Sie ſelbſt mit gewiſſen Perſonen des Hofes in ein geheimnißvolles Spiel des Schickſals verflochten ſind. Es iſt nicht mehr meines Berufs, tiefer einzudringen, und ich würde es für unziemlichen Vorwitz halten, Ihnen irgend etwas über Ihre Perſon, über Ihre wahrſcheinlich ganz eignen Lebensverhältniſſe entlocken zu wollen! — Doch, wie wäre es, wenn Sie, Sich losreißend von allem Ihrer Ruhe Bedrohlichem, den Ort verließen. Nach dem, was geſchehen, kann Ihnen ohnedies der Aufenthalt hier nicht wohlthun." —

So wie der Richter dieſes ſprach, war es, als flöhen alle finſtre Schatten, die ſich drückend über mich gelegt hatten, ſchnell von hinnen. Das Leben war wieder gewonnen, und die Lebensluſt ſtieg durch Nerv und Adern glühend in mir auf. Aurelie! ſie dachte ich wieder, und ich ſollte jetzt fort von dem Orte, fort von ihr? — Tief ſeufzte ich auf: „Und ſie verlaſſen?“ — Der Richter blickte mich im höchſten Erſtaunen an, und ſagte dann ſchnell: „Ach! jetzt glaube ich klar zu ſehen! Der Himmel gebe, Herr Leonard! daß eine ſehr ſchlimme Ahnung, die mir eben jetzt recht deutlich wird, nicht in Erfüllung gehen möge.“ — Alles hatte ſich in meinem Innern anders geſtaltet. Hin war alle Reue und wohl mochte es beinahe frevelnde Frechheit ſeyn, daß ich den Richter mit erheuchelter Ruhe frug: „Und Sie halten mich doch für ſchuldig?“ — „Erlauben Sie, mein Herr! erwiederte der Richter ſehr ernſt: daß ich meine Ueberzeugungen, die doch nur auf ein reges Gefühl geſtützt ſcheinen, für mich behalte. Es iſt ausgemittelt, nach beſter Form und Weiſe, daß Sie nicht der Mönch Medardus ſeyn können, da eben dieſer Medardus ſich hier befindet und von dem Pater Cyrill, der ſich durch Ihre ganz genaue Aehnlichkeit täuſchen ließ, anerkannt wurde, ja auch ſelbſt gar nicht läugnet, daß er jener Capuziner ſey. Damit iſt nun Alles geſchehen, was geſchehen konnte, um Sie von jedem Verdacht zu reinigen, und um ſo mehr muß ich glauben, daß Sie Sich frei von jeder Schuld fühlen.“ — Ein Gerichtsdiener rief in dieſem Augenblick den Richter ab und ſo wurde ein Geſpräch unterbrochen, als es eben begann mich zu peinigen.

Ich begab mich nach meiner Wohnung, und fand alles ſo wieder, wie ich es verlaſſen. Meine Papiere hatte man in Beſchlag genommen, in ein Packet geſiegelt lagen ſie auf meinem Schreibtiſche, nur Viktorins Brieftaſche, Euphemiens Ring und den Capuziner-Strick vermißte ich, meine Vermuthungen im Gefängniſſe waren daher richtig. Nicht lange dauerte es, ſo erſchien ein fürſtlicher Diener, der mit einem Handbillet des Fürſten mir eine goldene, mit koſtbaren Steinen beſetzte Doſe überreichte. „Es iſt Ihnen übel mitgeſpielt worden, Herr von Krczinski, ſchrieb der Fürſt, aber weder ich noch meine Gerichte ſind Schuld daran. Sie ſind einem ſehr böſen Menſchen auf ganz unglaubliche Weiſe ähnlich; alles iſt aber nun zu Ihrem Beſten aufgeklärt. Ich ſende Ihnen ein Zeichen meines Wohlwollens und hoffe, Sie bald zu ſehen.“ — Des Fürſten Gnade war mir eben ſo gleichgültig als ſein Geſchenk; eine düſtre Traurigkeit, die geiſttödtend mein Inneres durchſchlich, war die Folge des ſtrengen Gefängniſſes; ich fühlte, daß mir körperlich aufgeholfen werden müſſe, und lieb war es mir daher, als der Leibarzt erſchien. Das ärztliche war bald beſprochen. „Iſt es nicht, fing nun der Leibarzt an, eine beſondere Fügung des Schickſals, daß eben in dem Augenblick als man davon überzeugt zu ſeyn glaubt, daß Sie jener abſcheuliche Mönch ſind, der in der Familie des Barons von F. ſo viel Unheil anrichtete, dieſer Mönch wirklich erſcheint, und Sie von jedem Verdacht rettet?“

Ich muß verſichern, daß ich von den nähern Umſtänden, die meine Befreiung bewirkten, nicht unterrichtet bin; nur im Allgemeinen ſagte mir der Richter, daß der Capuziner Medardus, dem man nachſpürte, und für den man mich hielt, ſich hier eingefunden habe.

„Nicht eingefunden hat er ſich, ſondern hergebracht iſt er worden, feſtgebunden auf einem Wagen, und ſeltſamer Weiſe zu derſelben Zeit, als Sie hergekommen waren. Eben fällt mir ein, daß, als ich Ihnen einſt jene wunderbaren Ereigniſſe erzählen wollte, die ſich vor einiger Zeit an unſerm Hofe zutrugen, ich gerade dann unterbrochen wurde, als ich auf den feindlichen Medardus, Franceſko's Sohn, und auf ſeine verruchte That im Schloſſe des Barons von F. gekommen war. Ich nehme den Faden der Begebenheit da wieder auf, wo er damals abriß. — Die Schweſter unſerer Fürſtin, wie Sie wiſſen, Aebtiſſin im Ciſterzienſer-Kloſter zu B. nahm einſt freundlich eine arme Frau mit einem Kinde auf, die von der Pilgerfahrt nach der heiligen Linde wiederkehrte.“

Die Frau war Franceſko's Wittwe, und der Knabe eben der Medardus.

„Ganz recht, aber wie kommen Sie dazu, dies zu wiſſen?“

Auf die ſeltſamſte Weiſe ſind mir die geheimnißvollen Lebensumſtände des Capuziners Medardus bekannt worden. Bis zu dem Augenblick, als er aus dem Schloß des Barons von F. entfloh, bin ich von dem, was ſich dort zutrug, genau unterrichtet.

„Aber wie? . . . von wem?“ . . .

Ein lebendiger Traum hat mir Alles dargeſtellt.

„Sie ſcherzen?“

Keinesweges. Es iſt mir wirklich ſo, als hätte ich träumend die Geſchichte eines Unglücklichen gehört, der, ein Spielwerk dunkler Mächte, hin und her geſchleudert und von Verbrechen zu Verbrechen getrieben wurde. Jn dem ... der Forſt hatte mich auf der Reiſe hierher der Poſtillon irre gefahren; ich kam in das Förſterhaus, und dort ...

„Ha! ich verſtehe Alles, dort trafen Sie den Mönch an“...

So iſt es, er war aber wahnſinnig.

„Er ſcheint es nicht mehr zu ſeyn. Schon damals hatte er lichte Stunden und vertraute Jhnen Alles?“...

Nicht gerade zu. Jn der Nacht trat er, von meiner Ankunft im Förſterhauſe nicht unterrichtet, in mein Zimmer. Jch, mit der treuen beiſpielloſen Aehnlichkeit, war ihm furchtbar. Er hielt mich für ſeinen Doppeltgänger, deſſen Erſcheinung ihm den Tod verkünde. — Er ſtammelte — ſtotterte Bekenntniſſe her — unwillkürlich übermannte mich, von der Reiſe ermüdet, der Schlaf; es war mir, als ſpreche der Mönch nun ruhig und gefaßt weiter, und ich weiß in der That jetzt nicht, wo und wie der Traum eintrat. Es dünkt mich, daß der Mönch behauptete, nicht er habe Euphemien und Hermogen getödtet, ſondern beider Mörder ſey der Graf Viktorin —

„Sonderbar, höchſt ſonderbar, aber warum verſchwiegen Sie das Alles dem Richter?“

Wie konnte ich hoffen, daß der Richter auch nur einiges Gewicht auf eine Erzählung legen werde, die ihm ganz abentheuerlich klingen mußte. Darf denn überhaupt ein erleuchtetes Criminalgericht an das Wunderbare glauben?

„Wenigſtens hätten Sie aber doch gleich ahnen, daß man Sie mit dem wahnſinnigen Mönch verwechsle, und dieſen als den Capuziner Medardus bezeichnen ſollen?“

Freilich —, und zwar nachdem mich ein alter blöder Greis, ich glaube er heißt Cyrillus, durchaus für ſeinen Kloſterbruder halten wollte. Es iſt mir nicht eingefallen, daß der wahnſinnige Mönch eben der Medardus, und das Verbrechen, das er mir bekannte, Gegenſtand des jetzigen Prozeſſes ſeyn könne. Aber, wie mir der Förſter ſagte, hatte er ihm niemals ſeinen Namen genannt — wie kam man zur Entdeckung?

„Auf die einfachſte Weiſe. Der Mönch hatte ſich, wie Sie wiſſen, einige Zeit bei dem Förſter aufgehalten; er ſchien geheilt, aber aufs neue brach der Wahnſinn ſo verderblich aus, daß der Förſter ſich genöthigt ſah, ihn hierher zu ſchaffen, wo er in das Irrenhaus eingeſperrt wurde. Dort ſaß er Tag und Nacht mit ſtarrem Blick, ohne Regung, wie eine Bildſäule. Er ſprach kein Wort und mußte gefüttert werden, da er keine Hand bewegte. Verſchiedene Mittel, ihn aus der Starrſucht zu wecken, blieben fruchtlos, zu den ſtärkſten durfte man nicht ſchreiten, ohne Gefahr ihn wieder in wilde Raſerei zu ſtürzen. Vor einigen Tagen kommt des Förſters älteſter Sohn nach der Stadt, er geht in das Irrenhaus um den Mönch wieder zu ſehen. Ganz erfüllt von dem troſtloſen Zuſtande des Unglücklichen, tritt er aus dem Hauſe, als eben der Pater Cyrillus aus dem Capuzinerkloſter in B. vorüberſchreitet. Den redet er an, und bittet ihn, den unglücklichen, hier eingeſperrten Kloſterbruder zu beſuchen, da ihm Zuſpruch eines Geiſtlichen ſeines Ordens vielleicht heilſam ſeyn könne. Als Cyrillus den Mönch erblickt, fährt er entſetzt zurück. „Heilige Mutter Gottes! Medardus, unglückſeliger Medardus!“ So ruft Cyrillus, und in dem Augenblick beleben ſich die ſtarren Augen des Mönchs. Er ſteht auf, und fällt mit einem dumpfen Schrei kraftlos zu Boden. — Cyrillus, mit den Uebrigen die bei dem Ereigniß zugegen waren, geht ſofort zum Präſidenten des Criminalgerichts, und zeigt Alles an. Der Richter, dem die Unterſuchungen wider Sie übertragen, begiebt ſich mit Cyrillus nach dem Irrenhauſe; man findet den Mönch ſehr matt, aber frei von allem Wahnſinn. Er geſteht ein, daß er der Mönch Medardus aus dem Capuzinerkloſter in B. ſey. Cyrillus verſicherte ſeiner Seits, daß Ihre unglaubliche Aehnlichkeit mit Medardus ihn getäuſcht habe. Nun bemerke er wohl, wie Herr Leonard ſich in Sprache, Blick, Gang und Stellung ſehr merklich von dem Mönch Medardus, den er nun vor ſich ſehe, unterſcheide. Man entdeckte auch das bedeutende Kreuzeszeichen an der linken Seite des Halſes, von dem in Ihrem Prozeß ſo viel Aufhebens gemacht worden iſt. Nun wird der Mönch über die Begebenheiten auf dem Schloſſe des Barons von F. befragt. — „Ich bin ein abſcheulicher, verruchter Verbrecher, ſagt er mit matter, kaum vernehmbarer Stimme: ich bereue tief, was ich gethan. — Ach ich ließ mich um mein Selbſt, um meine unſterbliche Seele betrügen! ... Man habe Mitleiden! ... man laſſe mit Zeit ... Alles ... alles will ich geſtehen.“ — Der Fürſt, unterrichtet, befiehlt ſofort den Prozeß wider Sie aufzuheben und Sie der Haft zu entlaſſen. Das iſt die Geſchichte Ihrer Befreiung. — Der Mönch iſt nach dem Criminal-Gefängniß gebracht worden.“

Und hat Alles geſtanden? Hat er Euphemien, Hermogen ermordet? wie iſt es mit dem Grafen Viktorin? ...

„So viel wie ich weiß, fängt der eigentliche Criminalprozeß wider den Mönch erſt heute an. Was aber den Grafen Viktorin betrifft, ſo ſcheint es, als wenn nun einmal Alles was nur irgend mit jenen Ereigniſſen an unſerm Hofe in Verbindung ſteht, dunkel und unbegreiflich bleiben müſſe.“

Wie die Ereigniſſe auf dem Schloſſe des Barons von F. aber mit jener Kataſtrophe an Ihrem Hofe ſich verbinden ſollen, ſehe ich in der That nicht ein.

„Eigentlich meinte ich auch mehr die ſpielenden Perſonen, als die Begebenheit.“

Ich verſtehe Sie nicht.

„Erinnern Sie Sich genau meiner Erzählung jener Kataſtrophe, die dem Prinzen den Tod brachte?“

Allerdings.

„Iſt es Ihnen dabei nicht völlig klar worden, daß Francesko verbrecheriſch die Italienerin liebte? daß er es war, der vor dem Prinzen in die Brautkammer ſchlich, und den Prinzen niederſtieß? — Viktorin iſt die Frucht jener freveligen Unthat. — Er und Medardus ſind Söhne Eines Vaters. Spurlos iſt Viktorin verſchwunden, alles Nachforſchen blieb vergebens.“

Der Mönch ſchleuderte ihn hinab in den Teufels-Grund. Fluch dem wahnſinnigen Brudermörder! —

Leiſe — leiſe ließ ſich in dem Augenblick, als ich heftig dieſe Worte ausſtieß, jenes Klopfen des geſpenſtiſchen Unholds aus dem Kerker hören. Vergebens ſuchte ich das Grauſen zu bekämpfen, welches mich ergriff. Der Arzt ſchien ſo wenig das Klopfen als meinen innern Kampf zu bemerken. Er fuhr fort: „Was? ... Hat der Mönch Ihnen geſtanden, daß auch Viktorin durch ſeine Hand fiel?“

Ja! ... Wenigſtens ſchließe ich aus ſeinen abgebrochenen Aeußerungen, halte ich damit Viktorins Verſchwinden zuſammen, daß ſich die Sache wirklich ſo verhält. Fluch dem wahnſinnigen Brudermörder! — Stärker klopfte es, und ſtöhnte und ächzte; ein feines Lachen, das durch die Stube pfiff, klang wie Medardus . . . Medardus . . . hi . . . hi . . . hi hilf! — Der Arzt, ohne das zu bemerken, fuhr fort: „Ein beſonderes Geheimniß ſcheint noch auf Francesko's Herkunft zu ruhen. Er iſt höchſt wahrſcheinlich dem fürſtlichen Hauſe verwandt. So viel iſt gewiß, daß Euphemie die Tochter . . .“

Mit einem entſetzlichen Schlage, daß die Angeln zuſammen krachten, ſprang die Thür auf, ein ſchneidendes Gelächter gellte herein. „Ho ho . . . ho . . . ho Brüderlein, ſchrie ich wahnſinnig auf: hoho . . . hieher . . . friſch friſch, wenn du kämpfen willſt mit mir . . . der Uhu macht Hochzeit; nun wollen wir auf das Dach ſteigen und ringen mit einander, und wer den andern herabſtößt, iſt König und darf Blut trinken.“ — Der Leibarzt faßte mich in die Arme und rief: „Was iſt das? was iſt das? Sie ſind krank . . . in der That, gefährlich krank. Fort, fort, zu Bette.“ — Aber ich ſtarrte nach der offnen Thüre, ob mein ſcheußlicher Doppeltgänger nicht herein treten werde, doch ich erſchaute nichts und erholte mich bald von dem wilden Entſetzen, das mich gepackt hatte mit eiskalten Krallen. Der Leibarzt beſtand darauf, daß ich kränker ſey, als ich ſelbſt wohl glauben möge, und ſchob alles auf den Kerker und die Gemüthsbewegung, die mir überhaupt der Prozeß verurſacht haben müſſe. Ich brauchte ſeine Mittel, aber mehr als ſeine Kunſt trug zu meiner ſchnellen Geneſung bei, daß das Klopfen ſich nicht mehr hören ließ, der furchtbare Doppeltgänger mich daher ganz verlaſſen zu haben ſchien.

Die Frühlingsſonne warf eines Morgens ihre goldnen Strahlen hell und freundlich in mein Zimmer, ſüße Blumendüfte ſtrömten durch das Fenſter; hinaus ins Freie trieb mich ein unendlich Sehnen, und des Arztes Verbot nicht achtend, lief ich fort in den Park. — Da begrüßten Bäume und Büſche rauſchend und flüſternd den von der Todeskrankheit Geneſenen. Ich athmete auf, wie aus langem ſchwerem Traum erwacht, und tiefe Seufzer waren des Entzückens unausſprechbare Worte, die ich hineinhauchte in das Gejauchze der Vögel, in das fröhliche Sumſen und Schwirren bunter Inſekten.

Ja! — ein ſchwerer Traum dünkte mir, nicht nur die letzt vergangene Zeit, ſondern mein ganzes Leben, ſeitdem ich das Kloſter verlaſſen, als ich mich in einem von dunklen Platanen beſchatteten Gange befand. — Ich war im Garten der Capuziner zu B. Aus dem fernen Gebüſch ragte ſchon das hohe Kreuz hervor, an dem ich ſonſt oft mit tiefer Inbrunſt flehte, um Kraft, aller Verſuchung zu widerſtehen. — Das Kreuz ſchien mir nun das Ziel zu ſeyn, wo ich hinwallen müſſe, um, in den Staub niedergeworfen, zu bereuen und zu büßen den Frevel ſündhafter Träume, die mir der Satan vorgegaukelt; und ich ſchritt fort mit gefalteten emporgehobenen Händen, den Blick nach dem Kreuz gerichtet. — Stärker und ſtärker zog der Luftſtrom — ich glaubte die Hymnen der Brüder zu vernehmen, aber es waren nur des Waldes wunderbare Klänge, die der Wind, durch die Bäume ſauſend, geweckt hatte, und der meinen Athem fortriß, ſo daß ich bald erſchöpft ſtill ſtehen, ja mich an einem nahen Baum feſt halten mußte, um nicht nieder zu ſinken. Doch hin zog es mich mit unwiderſtehlicher Gewalt nach dem fernen Kreuz; ich nahm alle meine Kraft zuſammen und wankte weiter fort, aber nur bis an den Moosſitz dicht vor dem Gebüſch konnte ich gelangen; alle Glieder lähmte plötzlich tödtliche Ermattung; wie ein ſchwacher Greis, ließ ich langſam mich nieder und in dumpfem Stöhnen ſuchte ich die gepreßte Bruſt zu erleichtern. — Es rauſchte im Gange dicht neben mir … Aurelie! So wie der Gedanke mich durchblitzte, ſtand ſie vor mir! — Thränen inbrünſtiger Wehmuth quollen aus den Himmels-Augen, aber durch die Thränen funkelte ein zündender Strahl, es war der unbeſchreibliche Ausdruck der glühendſten Sehnſucht, der Aurelien fremd ſchien. Aber ſo flammte der Liebesblick jenes geheimnißvollen Weſens am Beichtſtuhl, das ich oft in ſüßen Träumen ſah. „Können Sie mir jemals verzeihen!“ liſpelte Aurelie. Da ſtürzte ich wahnſinnig vor namenloſem Entzücken vor ihr hin, ich ergriff ihre Hände! — „Aurelie … Aurelie … für dich Marter! … Tod!“ Ich fühlte mich ſanft emporgehoben — Aurelie ſank an meine Bruſt, ich ſchwelgte in glühenden Küſſen. Aufgeſchreckt durch ein nahes Geräuſch, wand ſie ſich endlich los aus meinen Armen, ich durfte ſie nicht zurückhalten. „Erfüllt iſt all' mein Sehnen und Hoffen,“ ſprach ſie leiſe, und in dem Augenblick ſah ich die Fürſtin den Gang heraufkommen. Ich trat hinein in das Gebüſch, und wurde nun gewahr, daß ich wunderlicher Weiſe einen dürren grauen Stamm für ein Cruzifix gehalten.

Ich fühlte keine Ermattung mehr, Aureliens Küſſe durchglühten mich mit neuer Lebenskraft; es war mir, als ſey jetzt hell und herrlich das Geheimniß meines Seyns aufgegangen. Ach, es war das wunderbare Geheimniß der Liebe, das ſich nun erſt in rein ſtrahlender Glorie mir erſchloſſen. Ich ſtand auf dem höchſten Punkt des Lebens; abwärts mußte es ſich wenden, damit ein Geſchick erfüllt werde, das die höhere Macht beſchloſſen. — Dieſe Zeit war es, die mich wie ein Traum aus dem Himmel umfing, als ich das aufzuzeichnen begann, was ſich nach Aureliens Wiederſehen mit mir begab. Dich Fremden, Unbekannten! der du einſt dieſe Blätter leſen wirſt, bat ich, du ſollteſt jene höchſte Sonnenzeit deines eigenen Lebens zurückrufen, dann würdeſt du den troſtloſen Jammer des in Reue und Buße ergrauten Mönchs verſtehen und einſtimmen in ſeine Klagen. Noch einmal bitte ich dich jetzt, laß jene Zeit im Innern dir aufgehen, und nicht darf ich dann dir's ſagen: wie Aureliens Liebe mich und Alles um mich her verklärte, wie reger und lebendiger mein Geiſt das Leben im Leben erſchaute und ergriff, wie mich, den göttlich Begeiſterten, die Freudigkeit des Himmels erfüllte. Kein finſtrer Gedanke ging durch meine Seele, Aureliens Liebe hatte mich entſündigt, ja! auf wunderbare Weiſe keimte in mir die feſte Ueberzeugung auf, daß nicht ich jener ruchloſe Frevler auf dem Schloſſe des Barons von F. war, der Euphemien — Hermogen erſchlug, ſondern, daß der wahnſinnige Mönch, den ich im Förſterhauſe traf, die That begangen. Alles, was ich dem Leibarzt geſtand, ſchien mir nicht Lüge, ſondern der wahre geheimnißvolle Hergang der Sache zu ſeyn, der mir ſelbſt unbegreiflich blieb. — Der Fürſt hatte mich empfangen, wie einen Freund, den man verloren glaubt und wiederfindet; dies gab natürlicher Weiſe den Ton an, in den Alle einſtimmen mußten, nur die Fürſtin, war ſie auch milder als ſonſt, blieb ernſt und zurückhaltend.

Aurelie gab ſich mir mit kindlicher Unbefangenheit ganz hin, ihre Liebe war ihr keine Schuld, die ſie der Welt verbergen mußte, und eben ſo wenig vermochte ich, auch nur im mindeſten das Gefühl zu verhehlen, in dem allein ich nur lebte. Jeder bemerkte mein Verhältniß mit Aurelien, Niemand ſprach darüber, weil man in des Fürſten Blicken las, daß er unſre Liebe, wo nicht begünſtigen, doch ſtillſchweigend dulden wolle. So kam es, daß ich zwanglos Aurelien öfter, manchmal auch wohl ohne Zeugen ſah. — Ich ſchloß ſie in meine Arme, ſie erwiederte meine Küſſe, aber es fühlend, wie ſie erbebte in jungfräulicher Scheu, konnte ich nicht Raum geben der ſündlichen Begierde; jeder frevelige Gedanke erſtarb in dem Schauer, der durch mein Innres glitt. Sie ſchien keine Gefahr zu ahnen, wirklich gab es für ſie keine, denn oft, wenn ſie im einſamen Zimmer neben mir ſaß, wenn mächtiger als je ihr Himmelsreiz ſtrahlte, wenn wilder die Liebesglut in mir aufflammen wollte, blickte ſie mich an ſo unbeſchreiblich milde und keuſch, daß es mir war, als vergönne es der Himmel dem büßenden Sünder, ſchon hier auf Erden der Heiligen zu nahen. Ja, nicht Aurelie, die heilige Roſalia ſelbſt war es, und ich ſtürzte zu ihren Füßen und rief laut: O du, fromme, hohe Heilige, darf ſich denn irdiſche Liebe zu dir im Herzen regen? — Dann reichte ſie mir die Hand und ſprach mit ſüßer milder Stimme: Ach keine hohe Heilige bin ich, aber wohl recht fromm, und liebe dich gar ſehr!

Ich hatte Aurelien mehrere Tage nicht geſehen, ſie war mit der Fürſtin auf ein nahe gelegenes Luſtſchloß gegangen. Ich ertrug es nicht länger, ich rannte hin. — Am ſpäten Abend angekommen, traf ich im Garten auf eine Kammerfrau, die mir Aureliens Zimmer nachwies. Leiſe, leiſe öffnete ich die Thür — ich trat hinein — eine ſchwüle Luft, ein wunderbarer Blumengeruch wallte mir ſinnebetäubend entgegen. Erinnerungen ſtiegen in mir auf, wie dunkle Träume. Iſt das nicht Aureliens Zimmer auf dem Schloſſe des Barons, wo ich . . . So wie ich dies dachte, war es, als erhöbe ſich hinter mir eine finſtre Geſtalt, und: Hermogen! rief es in meinem Innern. Entſetzt rannte ich vorwärts, nur angelehnt war die Thüre des Cabinets. Aurelie kniete, den Rücken mir zugekehrt vor einem Tabourett, auf dem ein aufgeſchlagenes Buch lag. Voll ſcheuer Angſt blickte ich unwillkürlich zurück — ich ſchaute nichts, da rief ich im höchſten Entzücken: Aurelie, Aurelie! — Sie wandte ſich ſchnell um, aber noch ehe ſie aufgeſtanden, lag ich neben ihr und hatte ſie feſt umſchlungen. Leonard! mein Geliebter! — liſpelte ſie leiſe. Da kochte und gährte in meinem Innern raſende Begier, wildes, ſündiges Verlangen. Sie hing kraftlos in meinen Armen: die geneſtelten Haare waren aufgegangen und fielen in üppigen Locken über meine Schultern, der jugendliche Buſen quoll hervor — ſie ächzte dumpf — ich kannte mich ſelbſt nicht mehr! — Ich riß ſie empor, ſie ſchien erkräftigt, eine fremde Glut brannte in ihrem Auge, feuriger erwiederte ſie meine wüthenden Küſſe. Da rauſchte es hinter uns wie ſtarker, mächtiger Flügelſchlag; ein ſchneidender Ton, wie das Angſtgeſchrei des zum Tode Getroffenen, gellte durch das Zimmer. — Hermogen! ſchrie Aurelie, und ſank ohnmächtig hin aus meinen Armen. Von wildem Entſetzen erfaßt, rannte ich fort! — Im Flur trat mir die Fürſtin, von einem Spaziergange heimkehrend, entgegen. Sie blickte mich ernſt und ſtolz an, indem ſie ſprach: „Es iſt mir in der That ſehr befremdlich, Sie hier zu ſehen, Herr Leonard!“ — meine Verſtörtheit im Augenblick bemeiſternd, antwortete ich in beinahe beſtimmterem Ton, als es ziemlich ſeyn mochte: daß man oft gegen große Anregungen vergebens ankämpfe, und daß oft das unſchicklich Scheinende für das Schicklichſte gelten könne! — Als ich durch die finſtre Nacht der Reſidenz zueilte, war es mir, als liefe jemand neben mir her, und als flüſterte eine Stimme: I ... Imm ... Immer bin ich bei Di ... Dir ... Brü ... Brüderlein ... Brüderlein Medardus! — Blickte ich um mich her, ſo merkte ich wohl, daß das Phantom des Doppeltgängers nur in meiner Phantaſie ſpuke; aber nicht los konnte ich das entſetzliche Bild werden, ja es war mir endlich, als müſſe ich mit ihm ſprechen und ihm erzählen, daß ich wieder recht albern geweſen ſey, und mich habe ſchrecken laſſen, von dem tollen Hermogen; die heilige Roſalia ſollte denn nun bald mein — ganz mein ſeyn, denn dafür wäre ich Mönch und habe die Weihe erhalten. Da lachte und ſtöhnte mein Doppeltgänger, wie er ſonſt gethan, und ſtotterte: aber ſchn ... ſchnell ... ſchnell! — „Gedulde dich nur, ſprach ich wieder: gedulde dich nur, mein Junge! Alles wird gut werden. Den Hermogen habe ich nur nicht gut getroffen, er hat ſolch ein verdammtes Kreuz am Halſe, wie wir beide, aber mein flinkes Meſſerchen iſt noch ſcharf und ſpitzig.“ — Hi ... hi ... tri ... triff gut ... triff gut! — So verflüſterte des Doppeltgängers Stimme im Sauſen des Morgenwindes, der vor dem Feuerpurpur herſtrich, welches aufbrauſte im Oſten.

Eben war ich in meiner Wohnung angekommen, als ich zum Fürſten beſchieden wurde. Der Fürſt kam mir ſehr freundlich entgegen. „In der That, Herr Leonard! fing er an: Sie haben Sich meine Zuneigung im hohen Grade erworben; nicht verhehlen kann ichs Ihnen, daß mein Wohlwollen für Sie wahre Freundſchaft geworden iſt, ich möchte Sie nicht verlieren, ich möchte Sie glücklich ſehen. Ueberdem iſt man Ihnen für das, was Sie gelitten haben, alle nur mögliche Entſchädigung zu gewähren ſchuldig. Wiſſen Sie wohl, Herr Leonard! wer Ihren böſen Prozeß einzig und allein veranlaßte? wer Sie anklagte?“

Nein, gnädigſter Herr!

„Baroneſſe Aurelie! ... Sie erſtaunen? Ja ja, Baroneſſe Aurelie, mein Herr Leonard, die hat Sie (er lachte laut auf), die hat Sie für einen Capuziner gehalten! — Nun bei Gott! ſind Sie ein Capuziner, ſo ſind Sie der liebenswürdigſte, den je ein menſchliches Auge ſah! — Sagen Sie aufrichtig, Herr Leonard, ſind Sie wirklich ſo ein Stück von Kloſtergeiſtlichen?“ —

Gnädigſter Herr, ich weiß nicht, welch ein böſes Verhängniß mich immer zu dem Mönch machen will, der ...

„Nun nun! — ich bin kein Inquiſitor! — fatal wärs doch, wenn ein geiſtliches Gelübde Sie bände. — Zur Sache! — möchten Sie nicht für das Unheil, das Baroneſſe Aurelie Ihnen zufügte, Rache nehmen?“ —

In welches Menſchen Bruſt könnte ein Gedanke der Art gegen das holde Himmelsbild aufkommen?

„Sie lieben Aurelien?“

Dies frug der Fürſt, mir ernſt und ſcharf ins Auge blickend. Ich ſchwieg, indem ich die Hand auf die Bruſt legte. Der Fürſt fuhr weiter fort:

„Ich weiß es, Sie haben Aurelien geliebt, ſeit dem Augenblick, als ſie mit der Fürſtin hier zum erſtenmal in den Saal trat. — Sie werden wieder geliebt, und zwar mit einem Feuer, das ich der ſanften Aurelie nicht zugetraut hätte. Sie lebt nur in Ihnen, die Fürſtin hat mir Alles geſagt. Glauben Sie wohl, daß nach Ihrer Verhaftung Aurelie ſich einer ganz troſtloſen, verzweifelten Stimmung überließ, die ſie auf das Krankenbett warf und dem Tode nahe brachte? Aurelie hielt Sie damals für den Mörder ihres Bruders, um ſo unerklärlicher war uns ihr Schmerz. Schon damals wurden Sie geliebt. Nun, Herr Leonard, oder vielmehr Herr von Krczinski, Sie ſind von Adel, ich fixire Sie bei Hofe auf eine Art, die Ihnen angenehm ſeyn ſoll. Sie heirathen Aurelien. — In einigen Tagen feiern wir die Verlobung, ich ſelbſt werde die Stelle des Brautvaters vertreten.“ — Stumm, von den widerſprechendſten Gefühlen zerriſſen, ſtand ich da. — „Adieu, Herr Leonard!“ rief der Fürſt und verſchwand, mir freundlich zuwinkend, aus dem Zimmer.

Aurelie mein Weib! — Das Weib eines verbrecheriſchen Mönchs! Nein! ſo wollen es die dunklen Mächte nicht, mag auch über die Arme verhängt ſeyn, was da will! — Dieſer Gedanke erhob ſich in mir, ſiegend über alles, was ſich dagegen auflehnen mochte. Irgend ein Entſchluß, das fühlte ich, mußte auf der Stelle gefaßt werden, aber vergebens ſann ich auf Mittel, mich ſchmerzlos von Aurelien zu trennen. Der Gedanke, ſie nicht wieder zu ſehen, war mir unerträglich, aber daß ſie mein Weib werden ſollte, das erfüllte mich mit einem mir ſelbſt unerklärlichen Abſcheu. Deutlich ging in mir die Ahnung auf, daß, wenn der verbrecheriſche Mönch vor dem Altar des Herrn ſtehen werde, um mit heiligen Gelübden frevelichès Spiel zu treiben, jenes fremden Malers Geſtalt, aber nicht milde tröſtend wie im Gefängniß, ſondern Rache und Verderben furchtbar verkündend, wie bei Franceſko's Trauung, erſcheinen, und mich ſtürzen werde in namenloſe Schmach, in zeitliches, ewiges Elend. Aber dann vernahm ich tief im Innern eine dunkle Stimme: „und doch muß Aurelie dein ſeyn! Schwachſinniger Thor, wie gedenkſt du zu ändern das, was über euch verhängt iſt.“ Und dann rief es wiederum: „Nieder wirf dich in den Staub! — Verblendeter, du frevelſt! — nie kann ſie dein werden; es iſt die heilige Roſalia ſelbſt, die du zu umfangen gedenkſt in irdiſcher Liebe.“ So im Zwieſpalt grauſer Mächte hin und her getrieben, vermochte ich nicht zu denken, nicht zu ahnen, was ich thun müſſe, um dem Verderben zu entrinnen, das mir überall zu drohen ſchien. Vorüber war jene begeiſterte Stimmung, in der mein ganzes Leben, mein verhängnißvoller Aufenthalt auf dem Schloſſe des Barons von F. mir nur ein ſchwerer Traum ſchien. In düſtrer Verzagtheit ſah ich in mir nur den gemeinen Lüſtling und Verbrecher. Alles, was ich dem Richter, dem Leibarzt geſagt, war nun nichts, als alberne, ſchlecht erfundene Lüge, nicht eine innere Stimme hatte geſprochen, wie ich ſonſt mich ſelbſt überreden wollte.

Tief in mich gekehrt, nichts außer mir bemerkend und vernehmend, ſchlich ich über die Straße. Der laute Zuruf des Kutſchers, das Geraſſel des Wagens weckte mich, ſchnell ſprang ich zur Seite. Der Wagen der Fürſtin rollte vorüber, der Leibarzt bückte ſich aus dem Schlage und winkte mir freundlich zu; ich folgte ihm nach ſeiner Wohnung. Er ſprang heraus und zog mich mit den Worten: „Eben komme ich von Aurelien, ich habe Ihnen Manches zu ſagen!“ herauf in ſein Zimmer. „Ei, Ei, fing er an: Sie Heftiger, Unbeſonnener! was haben Sie angefangen. Aurelien ſind Sie erſchienen plötzlich, wie ein Geſpenſt, und das arme nervenſchwache Weſen iſt darüber erkrankt!“ — Der Arzt bemerkte mein Erbleichen. „Nun nun, fuhr er fort, arg iſt es eben nicht, ſie geht wieder im Garten umher und kehrt morgen mit der Fürſtin nach der Reſidenz zurück. Von Ihnen, lieber Leonard! ſprach Aurelie viel, ſie empfindet herzliche Sehnſucht Sie wieder zu ſehen, und ſich zu entſchuldigen. Sie glaubt, Ihnen albern und thöricht erſchienen zu ſeyn.“

Ich wußte, dachte ich daran, was auf dem Luſtſchloſſe vorgegangen, Aureliens Aeußerung nicht zu deuten.

Der Arzt ſchien von dem, was der Fürſt mit mir im Sinn hatte, unterrichtet, er gab mir dies nicht undeutlich zu verſtehen, und mittelſt ſeiner hellen Lebendigkeit, die Alles um ihn her ergriff, gelang es ihm bald, mich aus der düſtern Stimmung zu reißen, ſo daß unſer Geſpräch ſich heiter wandte. Er beſchrieb noch einmal, wie er Aurelien getroffen, die, dem Kinde gleich, das ſich nicht vom ſchweren Traum erholen kann, mit halbgeſchloſſenen, in Thränen lächelnden Augen auf dem Ruhebette, das Köpfchen in die Hand geſtützt, gelegen, und ihm ihre krankhaften Viſionen geklagt habe. Er wiederholte ihre Worte, die durch leiſe Seufzer unterbrochene Stimme des ſchüchternen Mädchens nachahmend, und wußte, indem er manche ihrer Klagen neckiſch genug ſtellte, das anmuthige Bild durch einige kecke ironiſche Lichtblicke ſo zu heben, daß es gar heiter und lebendig vor mir aufging. Dazu kam, daß er im Contraſt die gravitätiſche Fürſtin hinſtellte, welches mich nicht wenig ergötzte. „Haben Sie wohl gedacht, fing er endlich an: Haben Sie wohl gedacht, als Sie in die Reſidenz einzogen, daß Ihnen ſo viel Wunderliches hier geſchehen würde? Erſt das tolle Mißverſtändniß, das Sie in die Hände des Criminal-Gerichts brachte, und dann das wahrhaft beneidenswerthe Glück, das Ihnen der fürſtliche Freund bereitet!“

Ich muß in der That geſtehen, daß gleich anfangs der freundliche Empfang des Fürſten mir wohl that; doch fühle ich, wie ſehr ich jetzt in ſeiner, in Aller Achtung bei Hofe geſtiegen bin, das habe ich gewiß meinem erlittenen Unrecht zu verdanken.

„Nicht ſowohl dem, als einem andern ganz kleinen Umſtande, den Sie wohl errathen können.“

Keinesweges.

„Zwar nennt man Sie, weil Sie es ſo wollen, ſchlechtweg Herr Leonard, wie vorher, jeder weiß aber jetzt, daß Sie von Adel ſind, da die Nachrichten, die man aus Poſen erhalten hat, Ihre Angaben beſtätigten."

Wie kann das aber auf den Fürſten, auf die Achtung, die ich im Zirkel des Hofes genieße, von Einfluß ſeyn? Als mich der Fürſt kennen lernte und mich einlud, im Zirkel des Hofes zu erſcheinen, wandte ich ein, daß ich nur von bürgerlicher Abkunft ſei, da ſagte mir der Fürſt, daß die Wiſſenſchaft mich adle und fähig mache, in ſeiner Umgebung zu erſcheinen.

„Er hält es wirklich ſo, coquettirend mit aufgeklärtem Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt. Sie werden im Zirkel des Hofes manchen bürgerlichen Gelehrten und Künſtler bemerkt haben, aber die Feinfühlenden unter dieſen, denen Leichtigkeit des innern Seyns abgeht, die ſich nicht in heitrer Ironie auf den hohen Standpunkt ſtellen können, der ſie über das Ganze erhebt, ſieht man nur ſelten, ſie bleiben auch wohl ganz aus. Bei dem beſten Willen, ſich recht vorurtheilsfrei zu zeigen, miſcht ſich in das Betragen des Adligen gegen den Bürger ein gewiſſes Etwas, das wie Herablaſſung, Duldung des eigentlich unziemlichen ausſieht; das leidet kein Mann, der im gerechten Stolz wohl fühlt, wie in adliger Geſellſchaft oft nur er es iſt, der ſich herablaſſen und dulden muß das geiſtig Gemeine und Abgeſchmackte. Sie ſind ſelbſt von Adel, Herr Leonard, aber wie ich höre, ganz geiſtlich und wiſſenſchaftlich erzogen. Daher mag es kommen, daß Sie der erſte Adlige ſind, an dem ich ſelbſt im Zirkel des Hofes unter Adligen auch jetzt nichts Adliges, im ſchlimmen Sinn genommen, verſpürt habe. Sie können glauben, ich ſpräche da, als Bürgerlicher, vorgefaßte Meinungen aus, oder mir ſei perſönlich etwas begegnet, das ein Vorurtheil erweckt habe, dem iſt aber nicht ſo. Ich gehöre nun einmal zu einer der Claſſen, die Ausnahmsweiſe nicht blos tolerirt, ſondern wirklich gehegt und gepflegt werden. Aerzte und Beichtväter ſind regierende Herren — Herrſcher über Leib und Seele, mithin allemal von gutem Adel. Sollten denn auch nicht Indigeſtion und ewige Verdammniß den Courfähigſten etwas Weniges incommodiren können? Von Beichtvätern gilt das aber nur bei den katholiſchen. Die proteſtantiſchen Prediger, wenigſtens auf dem

Lande, ſind nur Hausoffizianten, die, nachdem ſie der gnädigen Herrſchaft das Gewiſſen gerührt, am unterſten Ende des Tiſches ſich in Demuth an Braten und Wein erlaben. Mag es ſchwer ſeyn, ein eingewurzeltes Vorurtheil abzulegen, aber es fehlt auch meiſtentheils an gutem Willen, da mancher Adlige ahnen mag, daß nur als ſolcher er eine Stellung im Leben behaupten könne, zu der ihm ſonſt nichts in der Welt ein Recht giebt. Der Ahnen- und Adelſtolz iſt in unſerer, alles immer mehr vergeiſtigenden Zeit, eine höchſt ſeltſame, beinahe lächerliche Erſcheinung. — Vom Ritterthum, von Krieg und Waffen ausgehend, bildet ſich eine Kaſte, die ausſchließlich die andern Stände ſchützt, und das ſubordinirte Verhältniß des Beſchützten gegen den Schutzherrn erzeugt ſich von ſelbſt. Mag der Gelehrte ſeine Wiſſenſchaft, der Künſtler ſeine Kunſt, der Handwerker, der Kaufmann ſein Gewerbe rühmen, ſiehe ſagt der Ritter, da kommt ein ungebehrdiger Feind, dem ihr, des Krieges Unerfahrne, nicht zu widerſtehen vermöget, aber ich Waffengeübter ſtelle mich mit meinem Schlachtſchwert vor euch hin, und was mein Spiel, was meine Freude iſt, rettet Euer Leben, Euer Hab und Gut. — Doch immer mehr ſchwindet die rohe Gewalt von der Erde, immer mehr treibt und ſchafft der Geiſt, und immer mehr enthüllt ſich ſeine Alles überwältigende Kraft. Bald wird man gewahr, daß eine ſtarke Fauſt, ein Harniſch, ein mächtig geſchwungenes Schwert nicht hinreichen, das zu beſiegen, was der Geiſt will; ſelbſt Krieg und Waffenübung unterwerfen ſich dem geiſtigen Prinzip der Zeit. Jeder wird immer mehr und mehr auf ſich ſelbſt geſtellt, aus ſeinem innern geiſtigen Vermögen muß er das ſchöpfen, womit er, giebt der Staat ihm auch irgend einen blendenden äußern Glanz, ſich der Welt geltend machen muß. Auf das entgegengeſetzte Prinzip ſtützt ſich der aus dem Ritterthum hervorgehende Ahnenſtolz, der nur in dem Satz ſeinen Grund findet: meine Voreltern waren Helden, alſo bin ich dito ein Held. Je höher das hinaufgeht, deſto beſſer; denn kann man das leicht abſehen, wo einem Großpapa der Heldenſinn kommen, und ihm der Adel verliehen worden, ſo traut man dem, wie allem Wunderbaren, das zu nahe liegt, nicht recht. Alles bezieht ſich wieder auf Heldenmuth und körperliche Kraft. Starke, robuſte Eltern haben wenigſtens in der Regel eben dergleichen Kinder, und eben ſo vererbt ſich kriegeriſcher Sinn und Muth. Die Ritterkaſte rein zu erhalten, war daher wohl Erforderniß jener alten

Ritterzeit, und kein geringes Verdienſt für ein altſtämmiges Fräulein, einen Junker zu gebären, zu dem die arme bürgerliche Welt flehte: Bitte, friß uns nicht, ſondern ſchütze uns vor andern Junkern; mit dem geiſtigen Vermögen iſt es nicht ſo. Sehr weiſe Väter erzielen oft dumme Söhnchen, und es möchte, eben weil die Zeit dem phyſiſchen Ritterthum das pſychiſche untergeſchoben hat, Rückſichts des Beweiſes angeerbten Adels ängſtlicher ſeyn, von Leibnitz abzuſtammen als von Amadis von Gallien oder ſonſt einem uralten Ritter der Tafelrunde. In der einmal beſtimmten Richtung ſchreitet der Geiſt der Zeit vorwärts, und die Lage des ahnenſtolzen Adels verſchlimmert ſich merklich; daher denn auch wohl jenes taktloſe, aus Anerkennung des Verdienſtes und widerlicher Herablaſſung gemiſchte Benehmen gegen, der Welt und dem Staat hoch geltende Bürgerliche, das Erzeugniß eines dunkeln, verzagten Gefühls ſeyn mag, in dem ſie ahnen, daß vor den Augen der Weiſen der veraltete Tand längſt verjährter Zeit abfällt, und die lächerliche Blöße ſich ihnen frei darſtellt. Dank ſei es dem Himmel, viele Adlige, Männer und Frauen, erkennen den Geiſt der Zeit und ſchwingen ſich auf im herrlichen Fluge zu der Lebenshöhe, die ihnen Wiſſenſchaft und Kunſt darbieten; dieſe werden die wahren Geiſterbanner jenes Unholds ſeyn."

Des Leibarztes Geſpräch hatte mich in ein fremdes Gebiet geführt. Niemals war es mir eingefallen, über den Adel und über ſein Verhältniß zum Bürger zu reflektiren. Wohl mochte der Leibarzt nicht ahnen, daß ich ehedem eben zu der zweiten Claſſe gehört hatte, die, nach ſeiner Behauptung, der Stolz des Adels nicht trifft. — War ich denn nicht in den vornehmſten adligen Häuſern zu B. der hochgeachtete, hochverehrte Beichtiger? — Weiter nachſinnend erkannte ich, wie ich ſelbſt aufs Neue mein Schickſal verſchlungen hatte, indem aus dem Namen, Kwiecziczewo, den ich jener alten Dame bei Hofe nannte, mein Adel entſprang, und ſo dem Fürſten der Gedanke einkam, mich mit Aurelien zu vermählen. —

Die Fürſtin war zurückgekommen. Ich eilte zu Aurelien. Sie empfing mich mit holder jungfräulicher Verſchämtheit; ich ſchloß ſie in meine Arme und glaubte in dem Augenblick daran, daß ſie mein Weib werden könne. Aurelie war weicher, hingebender als ſonſt. Ihr Auge hing voll Thränen, und der Ton, in dem ſie ſprach, war wehmüthige Bitte, ſo wie wenn im Gemüth des ſchmollenden Kindes ſich der Zorn bricht, in dem es geſündigt. — Ich durfte an meinen Beſuch im Luſtſchloß der Fürſtin denken, lebhaft drang ich darauf, alles zu erfahren; ich beſchwor Aurelien mir zu vertrauen, was ſie damals ſo erſchrecken konnte. — Sie ſchwieg, ſie ſchlug die Augen nieder, aber ſo wie mich ſelbſt der Gedanke meines gräßlichen Doppeltgängers ſtärker erfaßte, ſchrie ich auf: „Aurelie! um aller Heiligen willen, welche ſchreckliche Geſtalt erblickteſt Du hinter uns!“ Sie ſah mich voll Verwunderung an, immer ſtarrer und ſtarrer wurde ihr Blick, dann ſprang ſie plötzlich auf, als wolle ſie fliehen, doch blieb ſie und ſchluchzte, beide Hände vor die Augen gedrückt: „Nein, nein, nein — er iſt es ja nicht!“ — Ich erfaßte ſie ſanft, erſchöpft ließ ſie ſich nieder. „Wer, wer iſt es nicht?“ — frug ich heftig, wohl Alles ahnend, was in ihrem Innern ſich entfalten mochte. — „Ach, mein Freund, mein Geliebter, ſprach ſie leiſe und wehmüthig: würdeſt Du mich nicht für eine wahnſinnige Schwärmerin halten, wenn ich Alles . . . Alles . . . dir ſagen ſollte, was mich immer wieder ſo verſtört im vollen Glück der reinſten Liebe? — Ein grauenvoller Traum geht durch mein Leben, er ſtellte ſich mit ſeinen entſetzlichen Bildern zwiſchen uns, als ich Dich zum erſtenmale ſah; wie mit kalten Todesſchwingen wehte er mich an, als Du ſo plötzlich eintrateſt in mein Zimmer auf dem Luſtſchloß der Fürſtin. Wiſſe, ſo wie Du damals, kniete einſt neben mir ein verruchter Mönch, und wollte heiliges Gebet mißbrauchen zum gräßlichen Frevel. Er wurde, als er, wie ein wildes Thier liſtig auf ſeine Beute lauernd, mich umſchlich, der Mörder meines Bruders! Ach und Du! . . . Deine Züge! . . . Deine Sprach . . . jenes Bild! . . . laß mich ſchweigen, o laß mich ſchweigen.“ Aurelie bog ſich zurück; in halbliegender Stellung lehnte ſie, den Kopf auf die Hand geſtützt, in die Ecke des Sophas, üppiger traten die ſchwellenden Umriſſe des jugendlichen Körpers hervor. Ich ſtand vor ihr, das lüſterne Auge ſchwelgte in dem unendlichen Liebreiz, aber mit der Luſt kämpfte der teufliſche Hohn, der in mir rief: Du Unglückſelige, Du dem Satan erkaufte, biſt du ihm denn entflohen, dem Mönch, der dich im Gebet zur Sünde verlockte? Nun biſt du ſeine Braut . . . ſeine Braut! — In dem Augenblick war jene Liebe zu Aurelien, die ein Himmelsſtrahl zu entzünden ſchien, als dem Gefängniß, dem Tode entronnen, ich ſie im Park wiederſah, aus meinem Innern verſchwunden, und der Gedanke: daß ihr Verderben meines Lebens glänzendſter Lichtpunkt ſeyn könne, erfüllte mich ganz und gar. — Man rief Aurelien zur Fürſtin. Klar wurde es mir, daß Aureliens Leben gewiſſe mir noch unbekannte Beziehungen auf mich ſelbſt haben müſſe; und doch fand ich keinen Weg dies zu erfahren, da Aurelie alles Bittens unerachtet, jene einzelne hingeworfene Aeußerungen nicht näher deuten wollte. Der Zufall enthüllte mir das, was ſie zu verſchweigen gedachte. — Eines Tages befand ich mich in dem Zimmer des Hofbeamten, dem es oblag, alle Privatbriefe des Fürſten und der dem Hofe Angehörigen zur Poſt zu befördern. Er war eben abweſend, als Aureliens Mädchen mit einem ſtarken Briefe hereintrat, und ihn auf den Tiſch zu den übrigen, die ſchon dort befindlich, legte. Ein flüchtiger Blick überzeugte mich, daß die Aufſchrift an die Aebtiſſin, der Fürſtin Schweſter, von Aureliens Hand war. Die Ahnung, alles noch nicht Erforſchte ſey darin enthalten, durchflog mich mit Blitzesſchnelle; noch ehe der Beamte zurückgekehrt, war ich fort mit dem Briefe Aureliens.

Du Mönch, oder im weltlichen Treiben Befangener, der Du aus meinem Leben Lehre und Warnung zu ſchöpfen trachteſt, lies die Blätter die ich hier einſchalte, lies die Geſtändniſſe des frommen, reinen Mädchens, von den bittern Thränen des reuigen, hoffnungsloſen Sünders benetzt. Möge das fromme Gemüth dir aufgehen, wie leuchtender Troſt in der Zeit der Sünde und des Frevels.

Aurelie an die Aebtiſſin des Ciſterzienſer Nonnenkloſters zu ....

Meine theure gute Mutter! mit welchen Worten ſoll ich Dirs denn verkünden, daß dein Kind glücklich iſt, daß endlich die grauſe Geſtalt, die, wie ein ſchrecklich drohendes Geſpenſt, alle Blüthen abſtreifend, alle Hoffnungen zerſtörend in mein Leben trat, gebannt wurde, durch der Liebe göttlichen Zauber. Aber nun fällt es mir recht ſchwer aufs Herz, daß wenn Du meines unglücklichen Bruders, meines Vaters, den der Gram tödtete, gedachteſt und mich aufrichteteſt in meinem troſtloſen Jammer — daß ich dann Dir nicht, wie in heiliger Beichte, mein Innres ganz aufſchloß. Doch ich vermag ja auch nun erſt das düſtre Geheimniß auszuſprechen, das tief in meiner Bruſt verborgen lag. Es iſt, als wenn eine böſe unheimliche Macht mir mein höchſtes Lebensglück recht trügeriſch wie ein grauſiges

Schreckbild vorgaukelte. Ich ſollte wie auf einem wogenden Meer hin und her ſchwanken und vielleicht rettungslos untergehen. Doch der Himmel half, wie durch ein Wunder, in dem Augenblick, als ich im Begriff ſtand, unnennbar elend zu werden. — Ich muß zurückgehen in meine frühe Kinderzeit, um Alles, Alles zu ſagen, denn ſchon damals wurde der Keim in mein Inneres gelegt, der ſo lange Zeit hindurch verderblich fortwucherte. Erſt drei oder vier Jahre war ich alt, als ich einſt, in der ſchönſten Frühlingszeit, im Garten unſeres Schloſſes mit Hermogen ſpielte. Wir pflückten allerlei Blumen, und Hermogen, ſonſt eben nicht dazu aufgelegt, ließ es ſich gefallen, mir Kränze zu flechten, in die ich mich putzte. Nun wollen wir zur Mutter gehen, ſprach ich, als ich mich über und über mit Blumen behängt hatte; da ſprang aber Hermogen haſtig auf, und rief mit wilder Stimme: Laß uns nur hier bleiben, klein Ding! die Mutter iſt im blauen Cabinet und ſpricht mit dem Teufel! — Ich wußte gar nicht, was er damit ſagen wollte, aber dennoch erſtarrte ich vor Schreck, und fing endlich an jämmerlich zu weinen. „Dumme Schweſter, was heulſt Du, rief Hermogen, Mutter ſpricht alle Tage mit dem Teufel, er thut ihr nichts!“ Ich fürchtete mich vor Hermogen, weil er ſo finſter vor ſich hin blickte, ſo rauh ſprach, und ſchwieg ſtille. Die Mutter war damals ſchon ſehr kränklich, ſie wurde oft von fürchterlichen Krämpfen ergriffen, die in einen todtähnlichen Zuſtand übergingen. Wir, ich und Hermogen, wurden dann fortgebracht. Ich hörte nicht auf zu klagen, aber Hermogen ſprach dumpf in ſich hinein: „der Teufel hat's ihr angethan!“ So wurde in meinem kindiſchen Gemüth der Gedanke erweckt, die Mutter habe Gemeinſchaft mit einem böſen häßlichen Geſpenſt, denn anders dachte ich mir nicht den Teufel, da ich mit den Lehren der Kirche noch unbekannt war. Eines Tages hatte man mich allein gelaſſen, mir wurde ganz unheimlich zu Muthe, und vor Schreck vermochte ich nicht zu fliehen, als ich wahrnahm, daß ich eben in dem blauen Cabinet mich befand, wo nach Hermogens Behauptung, die Mutter mit dem Teufel ſprechen ſollte. Die Thüre ging auf, die Mutter trat leichenblaß herein und vor eine leere Wand hin. Sie rief mit dumpfer tief klagender Stimme: Franceſko, Franceſko! Da rauſchte und regte es ſich hinter der Wand, ſie ſchob ſich aus einander und das lebensgroße Bild eines ſchönen, in einem violetten Mantel wunderbar gekleideten Mannes wurde ſichtbar. Die Geſtalt, das Geſicht dieſes Mannes machte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf mich, ich jauchzte auf vor Freude; die Mutter umblickend, wurde nun erſt mich gewahr und rief heftig: Was willſt Du hier Aurelie? — wer hat Dich hieher gebracht? — Die Mutter, ſonſt ſo ſanft und gütig, war erzürnter, als ich ſie je geſehen. Ich glaubte daran Schuld zu ſeyn. „Ach, ſtammelte ich unter vielen Thränen, ſie haben mich hier allein gelaſſen, ich wollte ja nicht hier bleiben." Aber als ich wahrnahm, daß das ſchöne Bild verſchwunden, da rief ich: Ach das ſchöne Bild, wo iſt das ſchöne Bild! — Die Mutter hob mich in die Höhe, küßte und herzte mich und ſprach: „Du biſt mein gutes, liebes Kind, aber das Bild darf niemand ſehen, auch iſt es nun auf immer fort!" Niemand vertraute ich, was mir widerfahren, nur zu Hermogen ſprach ich einmal: Höre! die Mutter ſpricht nicht mit dem Teufel, ſondern mit einem ſchönen Mann, aber der iſt nur ein Bild, und ſpringt aus der Wand, wenn Mutter ihn ruft. Da ſah Hermogen ſtarr vor ſich hin und murmelte: „Der Teufel kann ausſehen wie er will, ſagt der Herr Pater, aber der Mutter thut er doch nichts." — Mich überfiel ein Grauen, und ich bat Hermogen flehentlich, doch ja nicht wieder von dem Teufel zu ſprechen. Wir gingen nach der Hauptſtadt, das Bild verlor ſich aus meinem Gedächtniß und wurde ſelbſt dann nicht wieder lebendig, als wir nach dem Tode der guten Mutter auf das Land zurückgekehrt waren. Der Flügel des Schloſſes, in welchem jenes blaue Cabinet gelegen, blieb unbewohnt; es waren die Zimmer meiner Mutter, die der Vater nicht betreten konnte, ohne die ſchmerzlichſten Erinnerungen in ſich aufzuregen. Eine Reparatur des Gebäudes machte es endlich nöthig die Zimmer zu öffnen; ich trat in das blaue Cabinet, als die Arbeiter eben beſchäftiget waren, den Fußboden aufzureißen. So wie einer von ihnen eine Tafel in der Mitte des Zimmers emporhob, rauſchte es hinter der Wand, ſie ſchob ſich aus einander, und das lebensgroße Bild des Unbekannten wurde ſichtbar. Man entdeckte die Feder im Fußboden, welche, angedrückt, eine Maſchine hinter der Wand in Bewegung ſetzte, die ein Feld des Tafelwerks, womit die Wand bekleidet, aus einander ſchob. Nun gedachte ich lebhaft jenes Augenblicks meiner Kinderjahre, meine Mutter ſtand wieder vor mir, ich vergoß heiße Thränen, aber nicht wegwenden konnte ich den Blick von dem fremden herrlichen Mann, der mich mit lebendig ſtrahlenden Augen anſchaute. Man hatte wahrſcheinlich meinem Vater gleich gemeldet, was ſich zugetragen, er trat herein, als ich noch vor dem Bilde ſtand. Nur einen Blick hatte er darauf geworfen, als er, von Entſetzen ergriffen, ſtehen blieb und dumpf in ſich hineinmurmelte: Franceſko, Franceſko! Darauf wandte er ſich raſch zu den Arbeitern, und befahl mit ſtarker Stimme: „Man breche ſogleich das Bild aus der Wand, rolle es auf und übergebe es Reinhold." Es war mir, als ſolle ich den ſchönen herrlichen Mann, der in ſeinem wunderbaren Gewande mir wie ein hoher Geiſterfürſt vorkam, niemals wiederſehen, und doch hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück, den Vater zu bitten, das Bild ja nicht vernichten zu laſſen. In wenigen Tagen verſchwand jedoch der Eindruck, den der Auftritt mit dem Bilde auf mich gemacht hatte, ſpurlos aus meinem Innern. — Ich war ſchon vierzehn Jahr alt worden, und noch ein wildes, unbeſonnenes Ding, ſo daß ich ſonderbar genug gegen den ernſten feierlichen Hermogen abſtach, und der Vater oft ſagte, daß wenn Hermogen mehr ein ſtilles Mädchen ſchiene, ich ein recht ausgelaſſener Knabe ſey. Das ſollte ſich bald ändern. Hermogen fing an, mit Leidenſchaft und Kraft ritterliche Uebungen zu treiben. Er lebte nur in Kampf und Schlacht, ſeine ganze Seele war davon erfüllt, und da es eben Krieg geben ſollte, lag er dem Vater an, ihn nur gleich Dienſte nehmen zu laſſen. Mich überfiel dagegen eben zu der Zeit eine ſolch unerklärliche Stimmung, die ich nicht zu deuten wußte, und die bald mein ganzes Weſen verſtörte. Ein ſeltſames Uebelbefinden ſchien aus der Seele zu kommen, und alle Lebensgeiſter gewaltſam zu ergreifen. Ich war oft der Ohnmacht nahe, dann kamen allerlei wunderliche Bilder und Träume, und es war mir, als ſolle ich einen glänzenden Himmel voll Seligkeit und Wonne erſchauen und könne nur, wie ein ſchlaftrunknes Kind, die Augen nicht öffnen. Ohne zu wiſſen, warum? konnte ich oft bis zum Tode betrübt, oft ausgelaſſen fröhlich ſeyn. Bei dem geringſten Anlaß ſtürzten mir die Thränen aus den Augen, eine unerklärliche Sehnſucht ſtieg oft bis zu körperlichem Schmerz, ſo daß alle Glieder krampfhaft zuckten. Der Vater bemerkte meinen Zuſtand, ſchrieb ihn überreizten Nerven zu und ſuchte die Hülfe des Arztes, der allerlei Mittel verordnete, die ohne Wirkung blieben. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, urplötzlich erſchien mir das vergeſſene Bild jenes unbekannten Mannes ſo lebhalt, doch es war mir, als habe er der mir, Blicke des Mitleids auf mich gerichtet. „Ach! — ſoll ich denn ſterben? — was iſt es, das mich ſo unausſprechlich quält?“ So rief ich dem Traumbilde entgegen, da lächelte der Unbekannte und antwortete: Du liebſt mich, Aurelie; das iſt deine Qual, aber kannſt Du die Gelübde des Gottgeweihten brechen? — Zu meinem Erſtaunen wurde ich nun gewahr, daß der Unbekannte das Ordenskleid der Capuziner trug. — Ich raffte mich mit aller Gewalt auf, um nur aus dem träumeriſchen Zuſtande zu erwachen. Es gelang mir. Feſt war ich überzeugt, daß jener Mönch nur ein loſes trügeriſches Spiel meiner Einbildung geweſen, und doch ahnte ich nur zu deutlich, daß das Geheimniß der Liebe ſich mir erſchloſſen hatte. Ja! — ich liebte den Unbekannten mit aller Stärke des erwachten Gefühls, mit aller Leidenſchaft und Inbrunſt, deren das jugendliche Herz fähig. In jenen Augenblicken träumeriſchen Hinbrütens, als ich den Unbekannten zu ſehen glaubte, ſchien mein Uebelbefinden den höchſten Punkt erreicht zu haben, ich wurde zuſehends wohler, indem meine Nervenſchwäche nachließ, und nur das ſtete ſtarre Feſthalten jenes Bildes, die phantaſtiſche Liebe zu einem Weſen, das nur in mir lebte, gab mir das Anſehen einer Träumerin. Ich war für Alles verſtummt, ich ſaß in der Geſellſchaft ohne mich zu regen, und indem ich, mit meinem Ideal beſchäftigt, nicht darauf achtete, was man ſprach, gab ich oft verkehrte Antworten, ſo daß man mich für ein einfältig Ding achten mochte. In meines Bruders Zimmer ſah ich ein fremdes Buch auf dem Tiſche liegen; ich ſchlug es auf, es war ein aus dem Engliſchen überſetzter Roman: Der Mönch! — Mit eiskaltem Schauer durchbebte mich der Gedanke, daß der unbekannte Geliebte ein Mönch ſei. Nie hatte ich geahnt, daß die Liebe zu einem Gottgeweihten ſündlich ſeyn könne, nun kamen mir plötzlich die Worte des Traumbildes ein: Kannſt du die Gelübde des Gottgeweihten brechen? — und nun erſt verwundeten ſie, mit ſchwerem Gewicht in mein Innres fallend, mich tief. Es war mir, als könne jenes Buch mir manchen Aufſchluß geben. Ich nahm es mit mir, ich fing an zu leſen, die wunderbare Geſchichte riß mich hin, aber als der erſte Mord geſchehen, als immer verruchter der gräßliche Mönch frevelt, als er endlich das Bündniß trifft mit dem Böſen, da ergriff mich namenloſes Entſetzen, denn ich gedachte jener Worte Hermogens: Die Mutter ſpricht mit dem Teufel! Nun glaubte ich, ſo wie jener Mönch im Roman, ſey der Unbekannte ein dem Böſen Verkaufter, der mich verlocken wolle. Und doch konnte ich nicht gebieten der Liebe zu dem Mönch, der in mir lebte. Nun erſt wußte ich, daß es frevelhafte Liebe gebe, mein Abſcheu dagegen kämpfte mit dem Gefühl, das meine Bruſt erfüllte, und dieſer Kampf machte mich auf eigne Weiſe reizbar. Oft bemeiſterte ſich meiner in der Nähe eines Mannes ein unheimliches Gefühl, weil es mir plötzlich war, als ſey es der Mönch, der nun mich erfaſſen und fortreißen werde ins Verderben. Reinhold kam von einer Reiſe zurück, und erzählte viel von einem Capuziner Medardus, der als Canzelredner weit und breit berühmt ſey und den er ſelbſt in . . . r mit Verwunderung gehört habe. Ich dachte an den Mönch im Roman und es überfiel mich eine ſeltſame Ahnung, daß das geliebte und gefürchtete Traumbild jener Medardus ſeyn könne. Der Gedanke war mir ſchrecklich, ſelbſt wußte ich nicht, warum? und mein Zuſtand wurde in der That peinlicher und verſtörter, als ich es zu ertragen vermochte. Ich ſchwamm in einem Meer von Ahnungen und Träumen. Aber vergebens ſuchte ich das Bild des Mönchs aus meinem Innern zu verbannen; ich unglückliches Kind konnte nicht widerſtehen der ſündigen Liebe zu dem Gottgeweihten. — Ein Geiſtlicher beſuchte einſt, wie er es wohl manchmal zu thun pflegte, den Vater. Er ließ ſich weitläuftig über die mannichfachen Verſuchungen des Teufels aus und mancher Funke fiel in meine Seele, indem der Geiſtliche den troſtloſen Zuſtand des jungen Gemüths beſchrieb, in das ſich der Böſe den Weg bahnen wolle und worin er nur ſchwaches Widerſtreben fände. Mein Vater fügte manches hinzu, als ob er von mir rede. Nur unbegränzte Zuverſicht, ſagte endlich der Geiſtliche, nur unwandelbares Vertrauen, nicht ſowohl zu befreundeten Menſchen, als zur Religion und ihren Dienern, könne Rettung bringen. Dies merkwürdige Geſpräch beſtimmte mich, den Troſt der Kirche zu ſuchen, und meine Bruſt, durch reuiges Geſtändniß in heiliger Beichte, zu erleichtern. Am frühen Morgen des andern Tages wollte ich, da wir uns eben in der Reſidenz befanden, in die dicht neben unſerm Hauſe gelegene Kloſterkirche gehen. Es war eine qualvolle, entſetzliche Nacht, die ich zu überſtehen hatte. Abſcheuliche, frevelige Bilder, wie ich ſie nie geſehen, nie gedacht, umgaukelten mich, aber dann mitten drunter ſtand der Mönch da, mir die Hand wie zur Rettung bietend und rief: Sprich es nur aus, daß Du mich liebſt, und frei biſt Du aller Noth. Da mußt' ich unwillkürlich rufen: Ja Medardus, ich liebe Dich! — und verſchwunden waren die Geiſter der Hölle! Endlich ſtand ich auf, kleidete mich an, und ging nach der Kloſterkirche.

Das Morgenlicht brach eben in farbigen Strahlen durch die bunten Fenſter, ein Layenbruder reinigte die Gänge. Unfern der Seitenpforte, wo ich hineingetreten, ſtand ein der heiligen Roſalia geweihter Altar, dort hielt ich ein kurzes Gebet, und ſchritt dann auf den Beichtſtuhl zu, in dem ich einen Mönch erblickte. Hilf, heiliger Himmel! — es war Medardus! Kein Zweifel blieb übrig, eine höhere Macht ſagte es mir. Da ergriff mich wahnſinnige Angſt und Liebe, aber ich fühlte, daß nur ſtandhafter Muth mich retten könne. Ich beichtete ihm ſelbſt meine ſündliche Liebe zu dem Gottgeweihten, ja mehr als das! . . . Ewiger Gott! in dem Augenblicke war es mir, als hätte ich ſchon oft in troſtloſer Verzweiflung den heiligen Banden, die den Geliebten feſſelten, geflucht, und auch das beichtete ich. „Du ſelbſt, Du ſelbſt, Medardus, biſt es, den ich ſo unausſprechlich liebe.“ Das waren die letzten Worte, die ich zu ſprechen vermochte, aber nun floß lindernder Troſt der Kirche, wie des Himmels Balſam, von den Lippen des Mönchs, der mir plötzlich nicht mehr Medardus ſchien. Bald darauf nahm mich ein alter ehrwürdiger Pilger in ſeine Arme und führte mich langſamen Schrittes durch die Gänge der Kirche zur Hauptpforte hinaus. Er ſprach hochheilige, herrliche Worte, aber ich mußte entſchlummern wie ein unter ſanften, ſüßen Tönen eingewiegtes Kind. Ich verlor das Bewußtſeyn. Als ich erwachte, lag ich angekleidet auf dem Sopha meines Zimmers. „Gott und den Heiligen Lob und Dank, die Criſis iſt vorüber, ſie erholt ſich!“ rief eine Stimme. Es war der Arzt, der dieſe Worte zu meinem Vater ſprach. Man ſagte mir, daß man mich des Morgens in einem erſtarrten, todtähnlichen Zuſtande gefunden und einen Nervenſchlag befürchtet habe. Du ſiehſt, meine liebe, fromme Mutter, daß meine Beichte bei dem Mönch Medardus nur ein lebhafter Traum in einem überreizten Zuſtande war, aber die heilige Roſalia, zu der ich oft flehte, und deren Bildniß ich ja auch im Traum anrief, hat mir wohl alles ſo erſcheinen laſſen, damit ich errettet werden möge aus den Schlingen, die mir der argliſtige Böſe gelegt. Verſchwunden war aus meinem Innern die wahnſinnige Liebe zu dem Trugbilde im Mönchsgewand.

Ich erholte mich ganz, und trat nun erſt heiter und unbefangen in das Leben ein. — Aber, gerechter Gott, noch einmal ſollte mich jener verhaßte Mönch auf entſetzliche Weiſe bis zum Tode treffen. Für eben jenen Medardus, dem ich im Traum gebeichtet, erkannte ich augenblicklich den Mönch, der ſich auf unſerm Schloſſe eingefunden. „Das iſt der Teufel, mit dem die Mutter geſprochen, hüte Dich, hüte Dich! — er ſtellt Dir nach!“ ſo rief der unglückliche Hermogen immer in mich hinein. Ach, es hätte dieſer Warnung nicht bedurft. Von dem erſten Moment an, als mich der Mönch mit vor frevelicher Begier funkelnden Augen anblickte, und dann in geheuchelter Verzückung die heilige Roſalia anrief, war er mir unheimlich und entſetzlich. Du weißt alles Fürchterliche, was ſich darauf begab, meine gute liebe Mutter. Ach aber, muß ich es nicht Dir auch geſtehen, daß der Mönch mir deſto gefährlicher war, als ſich tief in meinem Innerſten ein Gefühl regte, dem gleich als zuerſt der Gedanke der Sünde in mir entſtand und als ich ankämpfen mußte gegen die Verlockung des Böſen? Es gab Augenblicke, in denen ich Verblendete den heuchleriſchen frommen Reden des Mönchs traute, ja in denen es mir war, als ſtrahle aus ſeinem Innern der Funke des Himmels, der mich zur reinen überirdiſchen Liebe entzünden könne. Aber dann wußte er mit verruchter Liſt, ſelbſt in begeiſterter Andacht, eine Glut anzufachen, die aus der Hölle kam. Wie den mich bewachenden Schutzengel ſandten mir dann die Heiligen, zu denen ich inbrünſtig flehte, den Bruder. — Denke dir, liebe Mutter, mein Entſetzen, als hier, bald nachdem ich zum erſtenmal bei Hofe erſchienen, ein Mann auf mich zutrat, den ich auf den erſten Blick für den Mönch Medardus zu erkennen glaubte, unerachtet er weltlich gekleidet ging. Ich wurde ohnmächtig, als ich ihn ſah. In den Armen der Fürſtin erwacht, rief ich laut: Er iſt es, er iſt es, der Mörder meines Bruders. — „Ja, er iſt es, ſprach die Fürſtin: der verkappte Mönch Medardus, der dem Kloſter entſprang; die auffallende Aehnlichkeit mit ſeinem Vater Francesko …“ Hilf, heiliger Himmel, indem ich dieſen Namen ſchreibe, rinnen eiskalte Schauer mir durch alle Glieder. Jenes Bild meiner Mutter war Francesko … das trügeriſche Mönchsgebilde, das mich quälte, hatte ganz ſeine Züge! — Medardus, ihn erkannte ich als jenes Gebilde in dem wunderbaren Traum der Beichte. Medardus iſt Francesko's Sohn, Franz, den du, meine gute Mutter, ſo fromm erziehen ließeſt und der in Sünde und Frevel gerieth. Welche Verbindung hatte meine Mutter mit jenem Franceſko, daß ſie ſein Bild heimlich aufbewahrte, und bei ſeinem Anblick ſich dem Andenken einer ſeligen Zeit zu überlaſſen ſchien? — Wie kam es, daß in dieſem Bilde Hermogen den Teufel ſah, und daß es den Grund legte zu meiner ſonderbaren Verirrung? Ich verſinke in Ahnungen und Zweifel. — Heiliger Gott, bin ich denn entronnen der böſen Macht, die mich umſtrickt hielt? — Nein, ich kann nicht weiter ſchreiben, mir iſt, als würd' ich von dunkler Nacht befangen und kein Hoffnungsſtern leuchte, mir freundlich den Weg zeigend, den ich wandeln ſoll!

(Einige Tage ſpäter.)

Nein! Keine finſteren Zweifel ſollen mir die hellen Sonnentage verdüſtern, die mir aufgegangen ſind. Der ehrwürdige Pater Cyrillus hat dir, meine theure Mutter, wie ich weiß, ſchon ausführlich berichtet, welch eine ſchlimme Wendung der Prozeß Leonards nahm, den meine Uebereilung den böſen Criminalgerichten in die Hände gab. Daß der wirkliche Medardus eingefangen wurde, daß ſein vielleicht verſtellter Wahnſinn bald ganz nachließ, daß er ſeine Frevelthaten eingeſtand, daß er ſeine gerechte Strafe erwartet und … doch nicht weiter, denn nur zu ſehr würde das ſchmachvolle Schickſal des Verbrechers, der als Knabe Dir ſo theuer war, dein Herz verwunden. — Der merkwürdige Prozeß war das einzige Geſpräch bei Hofe. Man hielt Leonard für einen verſchmitzten, hartnäckigen Verbrecher, weil er alles läugnete. — Gott im Himmel! — Dolchſtiche waren mir manche Reden, denn auf wunderbare Weiſe ſprach eine Stimme in mir: er iſt unſchuldig und das wird klar werden, wie der Tag. — Ich empfand das tiefſte Mitleid mit ihm, geſtehen mußte ich es mir ſelbſt, daß mir ſein Bild, rief ich es mir wieder zurück, Regungen erweckte, die ich nicht mißdeuten konnte. Ja! — ich liebte ihn ſchon unausſprechlich, als er der Welt noch ein frevelicher Verbrecher ſchien. Ein Wunder mußte ihn und mich retten, denn ich ſtarb, ſo wie Leonard durch die Hand des Henkers fiel. Er iſt ſchuldlos, er liebt mich, und bald iſt er ganz mein. So geht eine dunkle Ahnung aus frühen Kindesjahren, die mir eine feindliche Macht argliſtig zu vertrüben ſuchte, herrlich, herrlich auf in regem wonnigem Leben. O gieb mir, gieb dem Geliebten Deinen Segen, Du fromme Mutter! — Ach könnte

Dein glückliches Kind nur ihre volle Himmelsluſt recht ausweinen an Deinem Herzen! — Leonard gleicht ganz jenem Franceſko, nur ſcheint er größer, auch unterſcheidet ihn ein gewiſſer charakteriſtiſcher Zug, der ſeiner Nation eigen, (Du weißt, daß er ein Pole iſt) von Franceſko und dem Mönch Medardus ſehr merklich. Albern war es wohl überhaupt, den geiſtreichen, gewandten, herrlichen Leonard auch nur einen Augenblick für einen entlaufenen Mönch anzuſehen. Aber ſo ſtark iſt noch der fürchterliche Eindruck jener gräßlichen Scenen auf unſerm Schloſſe, daß oft, tritt Leonard unvermuthet zu mir herein und blickt mich an mit ſeinem ſtrahlenden Auge, das ach nur zu ſehr jenem Medardus gleicht, mich unwillkürliches Grauſen befällt und ich Gefahr laufe, durch mein kindiſches Weſen den Geliebten zu verletzen. Mir iſt, als würde erſt des Prieſters Segen die finſteren Geſtalten bannen, die noch jetzt recht feindlich manchen Wolkenſchatten in mein Leben werfen. Schließe mich und den Geliebten in Dein frommes Gebet, meine theure Mutter! — Der Fürſt wünſcht, daß die Vermählung bald vor ſich gehe; den Tag ſchreibe ich Dir, damit Du Deines Kindes gedenken mögeſt, in ihres Lebens feierlicher, verhängnißvoller Stunde ꝛc."

Immer und immer wieder las ich Aureliens Blätter. Es war, als wenn der Geiſt des Himmels, der daraus hervorleuchtete, in mein Inneres dringe und vor ſeinem reinen Strahl alle ſündliche frevelige Gluth verlöſche. Bei Aureliens Anblick überfiel mich heilige Scheu, ich wagte es nicht mehr, ſie ſtürmiſch zu liebkoſen, wie ſonſt. Aurelie bemerkte mein verändertes Betragen, ich geſtand ihr reuig den Raub des Briefes an die Aebtiſſin; ich entſchuldigte ihn mit einem unerklärlichen Drange, dem ich, wie der Gewalt einer unſichtbaren höheren Macht, nicht widerſtehen können, ich behauptete, daß eben jene höhere, auf mich einwirkende Macht, mir jene Viſion am Beichtſtuhle habe kund thun wollen, um mir zu zeigen, wie unſere innigſte Verbindung ihr ewiger Rathſchluß ſey. „Ja, Du frommes Himmelskind, ſprach ich, auch mir ging einſt ein wunderbarer Traum auf, in dem Du mir Deine Liebe geſtandeſt, aber ich war ein unglücklicher vom Geſchick zermalmter Mönch, deſſen Bruſt tauſend Qualen der Hölle zerriſſen. — Dich — Dich liebte ich mit namenloſer Inbrunſt, doch Frevel, doppelter, verruchter Frevel war meine Liebe, denn ich war ja ein Mönch, und Du die heilige Roſalia." Erſchrocken fuhr Aurelie auf. „Um Gott, ſprach ſie, um Gott, es geht ein tiefes unerforſchliches Geheimniß durch unſer Leben; ach, Leonard, laß uns nie an dem Schleier rühren, der es umhüllt, wer weiß, was Grauenvolles, Entſetzliches dahinter verborgen. Laß uns fromm ſeyn, und feſt an einander halten in treuer Liebe, ſo widerſtehen wir der dunkeln Macht, deren Geiſter uns vielleicht feindlich bedrohen. Daß Du meinen Brief laſeſt, das mußte ſo ſeyn; ach! ich ſelbſt hätte Dir Alles erſchließen ſollen, kein Geheimniß darf unter uns walten. Und doch iſt es mir, als kämpfteſt Du mit Manchem, was früher recht verderblich eintrat in Dein Leben und was Du nicht vermöchteſt über die Lippen zu bringen vor unrechter Scheu! — Sey aufrichtig, Leonard! — Ach wie wird ein freimüthiges Geſtändniß Deine Bruſt erleichtern, und heller unſere Liebe ſtrahlen!“ — Wohl fühlte ich bei dieſen Worten Aureliens recht marternd, wie der Geiſt des Truges in mir wohne, und wie ich nur noch vor wenigen Augenblicken das fromme Kind recht frevelig getäuſcht; und dies Gefühl regte ſich ſtärker und ſtärker auf in wunderbarer Weiſe, ich mußte Aurelien Alles — Alles entdecken und doch ihre Liebe gewinnen. „Aurelie — Du meine Heilige, — die mich rettet von ...“ In dem Augenblick trat die Fürſtin herein, ihr Anblick warf mich plötzlich zurück in die Hölle, voll Hohn und Gedanken des Verderbens. Sie mußte mich jetzt dulden, ich blieb, und ſtellte mich als Aureliens Bräutigam kühn und keck ihr entgegen. Ueberhaupt war ich nur frei von allen böſen Gedanken, wenn ich mit Aurelien allein mich befand; dann ging mir aber auch die Seligkeit des Himmels auf. Jetzt erſt wünſchte ich lebhaft meine Vermählung mit Aurelien. — In einer Nacht ſtand lebhaft meine Mutter vor mir, ich wollte ihre Hand ergreifen, und wurde gewahr, daß es nur Duft ſey, der ſich geſtaltet. Wozu dieſe alberne Täuſchung, rief ich erzürnt; da floſſen helle Thränen aus meiner Mutter Augen, die wurden aber zu ſilbernen, hellblinkenden Sternen, aus denen leuchtende Tropfen fielen, und um mein Haupt kreiſten, als wollten ſie einen Heiligenſchein bilden, doch immer zerriß eine ſchwarze fürchterliche Fauſt den Kreis. „Du, den ich rein von jeder Unthat geboren, ſprach meine Mutter mit ſanfter Stimme, iſt denn deine Kraft gebrochen, daß du nicht zu widerſtehen vermagſt den Verlockungen des Satans? — Jetzt kann ich erſt dein Innres durchſchauen, denn mir iſt die Laſt des Irdiſchen entnommen! — Erhebe dich Franciskus!

ich will dich ſchmücken mit Bändern und Blumen, denn es iſt der Tag des heiligen Bernardus gekommen und du ſollſt wieder ein frommer Knabe ſeyn!" — Da war es mir, als müſſe ich wie ſonſt einen Hymnus anſtimmen zum Lobe des Heiligen, aber entſetzlich tobte es dazwiſchen, mein Geſang wurde ein wildes Geheul, und ſchwarze Schleier rauſchten herab, zwiſchen mir und der Geſtalt meiner Mutter. — Mehrere Tage nach dieſer Viſion begegnete mir der Criminalrichter auf der Straße. Er trat freundlich auf mich zu. „Wiſſen Sie ſchon, fing er an, daß der Prozeß des Capuziners Medardus wieder zweifelhaft worden? Das Urtel, das ihm höchſt wahrſcheinlich den Tod zuerkannt hätte, ſollte ſchon abgefaßt werden, als er aufs neue Spuren des Wahnſinns zeigte. Das Criminalgericht erhielt nämlich die Nachricht von dem Tode ſeiner Mutter; ich machte es ihm bekannt, da lachte er wild auf und rief mit einer Stimme, die ſelbſt dem ſtandhafteſten Gemüth Entſetzen erregen konnte: „Ha ha ha! — die Prinzeſſin von . . . (er nannte die Gemahlin des ermordeten Bruders unſers Fürſten) iſt längſt geſtorben!" — Es iſt jetzt eine neue ärztliche Unterſuchung verfügt, man glaubt jedoch, daß der Wahnſinn des Mönchs verſtellt ſey. — Ich ließ mir Tag und Stunde des Todes meiner Mutter ſagen; ſie war mir in demſelben Moment als ſie ſtarb erſchienen, und tief eindringend in Sinn und Gemüth, war nun auch die nur zu ſehr vergeſſene Mutter die Mittlerin zwiſchen mir und der reinen Himmelsſeele, die mein werden ſollte. Milder und weicher geworden, ſchien ich nun erſt Aureliens Liebe ganz zu verſtehen, ich mochte ſie wie eine mich beſchirmende Heilige kaum verlaſſen, und mein düſteres Geheimniß wurde, indem ſie nicht mehr deshalb in mich drang, nun ein mir ſelbſt unerforſchliches, von höheren Mächten verhängtes, Ereigniß. — Der von dem Fürſten beſtimmte Tag der Vermählung war gekommen. Aurelie wollte in erſter Frühe vor dem Altar der heiligen Roſalia, in der nahe gelegenen Kloſterkirche, getraut ſeyn. Wachend, und nach langer Zeit zum erſtenmal inbrünſtig betend, brachte ich die Nacht zu. Ach! ich Verblendeter fühlte nicht, daß das Gebet, womit ich mich zur Sünde rüſtete, hölliſcher Frevel ſey! — Als ich zu Aurelien eintrat, kam ſie mir, weiß gekleidet, und mit duftenden Roſen geſchmückt, in holder Engelsſchönheit entgegen. Ihr Gewand, ſo wie ihr Haarſchmuck, hatte etwas ſonderbar Alterthümliches, eine dunkle Erinnerung ging in mir auf, aber von tiefem Schauer fühlte ich mich durchbebt, als plötzlich lebhaft das Bild des Altars, an dem wir getraut werden ſollten, mir vor Augen ſtand. Das Bild ſtellte das Martyrium der heiligen Roſalia vor, und gerade ſo wie Aurelie, war ſie gekleidet. — Schwer wurde es mir, den grauſigen Eindruck, den dies auf mich machte, zu verbergen. Aurelie gab mir, mit einem Blick, aus dem ein ganzer Himmel voll Liebe und Seligkeit ſtrahlte, die Hand, ich zog ſie an meine Bruſt, und mit dem Kuß des reinſten Entzückens, durchdrang mich aufs Neue das deutliche Gefühl, daß nur durch Aurelie meine Seele errettet werden könne. Ein fürſtlicher Bedienter meldete, daß die Herrſchaft bereit ſey, uns zu empfangen. Aurelie zog ſchnell die Handſchuhe an, ich nahm ihren Arm, da bemerkte das Kammermädchen, daß das Haar in Unordnung gekommen ſey, ſie ſprang fort um Nadeln zu holen. Wir warteten an der Thüre, der Aufenthalt ſchien Aurelien unangenehm. In dem Augenblick entſtand ein dumpfes Geräuſch auf der Straße, hohle Stimmen riefen durch einander, und das dröhnende Geraſſel eines ſchweren langſam rollenden Wagens ließ ſich vernehmen. Ich eilte ans Fenſter. — Da ſtand eben vor dem Pallaſt der vom Henkersknecht geführte Leiterwagen, auf dem der Mönch rückwärts ſaß, vor ihm ein Capuziner, laut und eifrig mit ihm betend. Er war entſtellt von der Bläſſe der Todesangſt und dem ſtruppigen Bart — doch waren die Züge des gräßlichen Doppeltgängers mir nur zu kenntlich. — So wie der Wagen, augenblicklich gehemmt durch die andrängende Volksmaſſe, wieder fortrollte, warf er den ſtieren entſetzlichen Blick der funkelnden Augen zu mir herauf, und lachte und heulte herauf: „Bräutigam, Bräutigam! . . . komm . . . komm aufs Dach . . . aufs Dach . . . da wollen wir ringen mit einander, und wer den andern herabſtößt, iſt König und darf Blut trinken!“ Ich ſchrie auf: „entſetzlicher Menſch . . . was willſt Du . . . was willſt Du von mir.“ — Aurelie umfaßte mich mit beiden Armen, ſie riß mich mit Gewalt vom Fenſter, rufend: „Um Gottes und der heiligen Jungfrau willen . . . Sie führen den Medardus . . . den Mörder meines Bruders, zum Tode . . . Leonard . . . Leonard!“ — Da wurden die Geiſter der Hölle in mir wach, und bäumten ſich auf mit der Gewalt, die ihnen verliehen über den frevelnden verruchten Sünder. — Ich erfaßte Aurelien mit grimmer Wuth, daß ſie zuſammen zuckte: „Ha ha ha . . . Wahnſinniges, thörigtes Weib … ich … ich, Dein Buhle, Dein Bräutigam, bin der Medardus … bin Deines Bruders Mörder … Du, Braut des Mönchs, willſt Verderben herabwinſeln über Deinen Bräutigam? Ho ho ho! … ich bin König … ich trinke Dein Blut!“ — Das Mordmeſſer riß ich heraus — ich ſtieß nach Aurelien, die ich zu Boden fallen laſſen — ein Blutſtrom ſprang hervor über meine Hand. — Ich ſtürzte die Treppen hinab, durch das Volk hin zum Wagen, ich riß den Mönch herab, und warf ihn zu Boden; da wurde ich feſtgepackt, wüthend ſtieß ich mit dem Meſſer um mich herum — ich wurde frei — ich ſprang fort — man drang auf mich ein, ich fühlte mich in der Seite durch einen Stich verwundet, aber das Meſſer in der rechten Hand, und mit der linken kräftige Fauſtſchläge austheilend, arbeitete ich mich durch bis an die nahe Mauer des Parks, die ich mit einem fürchterlichen Satz überſprang. „Mord … Mord … Haltet … haltet den Mörder!“ riefen Stimmen hinter mir her, ich hörte es raſſeln, man wollte das verſchloſſene Thor des Parks ſprengen, unaufhaltſam rannte ich fort. Ich kam an den breiten Graben, der den Park von dem dicht dabei gelegenen Walde trennte, ein mächtiger Sprung — ich war hinüber, und immer fort und fort rannte ich durch den Wald, bis ich erſchöpft unter einem Baume niederſank. Es war ſchon finſtre Nacht worden, als ich, wie aus tiefer Betäubung, erwachte. Nur der Gedanke, zu fliehen, wie ein gehetztes Thier, ſtand feſt in meiner Seele. Ich ſtand auf, aber kaum war ich einige Schritte fort, als, aus dem Gebüſch hervorrauſchend, ein Menſch auf meinen Rücken ſprang, und mich mit den Armen umhalste. Vergebens verſuchte ich, ihn abzuſchütteln — ich warf mich nieder, ich drückte mich hinterrücks an die Bäume, alles umſonſt. Der Menſch kicherte und lachte höhniſch; da brach der Mond hellleuchtend durch die ſchwarzen Tannen, und das todtenbleiche, gräßliche Geſicht des Mönchs — des vermeintlichen Medardus, des Doppelgängers, ſtarrte mich an mit dem gräßlichen Blick, wie von dem Wagen herauf. — „Hi … hi … hi … Brüderlein … Brüderlein, immer immer bin ich bei Dir … laſſe Dich nicht … laſſe … Dich nicht … Kann nicht lau … laufen … wie Du … mußt mich tra … tragen … Komme vom Ga … Galgen … haben mich rä … rädern wollen … hi hi …“ So lachte und heulte das grauſe Geſpenſt, indem ich, von wildem Entſetzen gekräftigt, hoch empor ſprang wie ein von der Rieſenſchlange eingeſchnürter Tiger! — Ich raſte gegen Baum- und Felsſtücke, um ihn wo nicht zu tödten, doch wenigſtens hart zu verwunden, daß er mich zu laſſen genöthigt ſeyn ſollte. Dann lachte er ſtärker und mich nur traf jäher Schmerz; ich verſuchte ſeine unter meinem Kinn feſtgeknoteten Hände loszuwinden, aber die Gurgel einzudrücken drohte mir des Ungethümes Gewalt. Endlich, nach tollem Raſen, fiel er plötzlich herab, aber kaum war ich einige Schritte fortgerannt, als er von Neuem auf meinem Rücken ſaß, kichernd und lachend, und jene entſetzlichen Worte ſtammelnd! — Auf's Neue jene Anſtrengungen wilder Wuth — auf's Neue befreit! — auf's Neue umhalst von dem fürchterlichen Geſpenſt. — Es iſt mir nicht möglich, deutlich anzugeben, wie lange ich, von dem Doppelgänger verfolgt, durch finſtre Wälder floh, es iſt mir ſo, als müſſe das Monate hindurch, ohne daß ich Speiſe und Trank genoß, gedauert haben. Nur eines lichten Augenblicks erinnere ich mich lebhaft, nach welchem ich in gänzlich bewußtloſen Zuſtand verfiel. Eben war es mir geglückt, meinen Doppelgänger abzuwerfen, als ein heller Sonnenſtrahl, und mit ihm ein holdes anmuthiges Tönen den Wald durchdrang. Ich unterſchied eine Kloſterglocke, die zur Frühmette läutete. „Du haſt Aurelie ermordet!“ Der Gedanke erfaßte mich mit des Todes eiskalten Armen, und ich ſank bewußtlos nieder.

Zweiter Abſchnitt.

Die Buße.

Eine ſanfte Wärme glitt durch mein Inneres. Dann fühlte ich es in allen Adern ſeltſam arbeiten und prickeln; dies Gefühl wurde zu Gedanken, doch war mein Ich hundertfach zertheilt. Jeder Theil hatte im eignen Regen eignes Bewußtſeyn des Lebens und umſonſt gebot das Haupt den Gliedern, die wie untreue Vaſallen ſich nicht ſammeln mochten unter ſeiner Herrſchaft. Nun fingen die Gedanken der einzelnen Theile an ſich zu drehen, wie leuchtende Punkte, immer ſchneller und ſchneller, ſo daß ſie einen Feuerkreis bildeten, der wurde kleiner, ſo wie die Schnelligkeit wuchs, daß er zuletzt nur eine ſtillſtehende Feuerkugel ſchien. Aus der ſchoſſen rothglühende Strahlen und bewegten ſich im farbigten Flammenſpiel. „Das ſind meine Glieder, die ſich regen, jetzt erwache ich!" So dachte ich deutlich, aber in dem Augenblick durchzuckte mich ein jäher Schmerz, helle Glockentöne ſchlugen an mein Ohr. „Fliehen, weiter fort! — weiter fort!" rief ich laut, wollte mich ſchnell aufraffen, fiel aber entkräftet zurück. Jetzt erſt vermochte ich die Augen zu öffnen. Die Glockentöne dauerten fort — ich glaubte noch im Walde zu ſeyn, aber wie erſtaunte ich, als ich die Gegenſtände rings umher, als ich mich ſelbſt betrachtete. In dem Ordenshabit der Capuziner lag ich, in einem hohen einfachen Zimmer, auf einer wohlgepolſterten Matratze ausgeſtreckt. Ein paar Rohrſtühle, ein kleiner Tiſch und ein ärmliches Bett waren die einzigen Gegenſtände, die ſich noch im Zimmer befanden. Es wurde mir klar, daß mein bewußtloſer Zuſtand eine Zeitlang gedauert haben, und daß ich in demſelben auf dieſe oder jene Weiſe in ein Kloſter gebracht ſeyn mußte, das Kranke aufnehme. Vielleicht war meine Kleidung zerriſſen, und man gab mir vorläufig eine Kutte. Der Gefahr, ſo ſchien es mir, war ich entronnen. Dieſe Vorſtellungen beruhigten mich ganz, und ich beſchloß abzuwarten, was ſich weiter zutragen würde, da ich vorausſetzen konnte, daß man bald nach dem Kranken ſehen würde. Ich fühlte mich ſehr matt, ſonſt aber ganz ſchmerzlos. Nur einige Minuten hatte ich ſo, zum vollkommenen Bewußtſeyn erwacht, gelegen, als ich Tritte vernahm, die ſich wie auf einem langen Gange näherten. Man ſchloß meine Thüre auf und ich erblickte zwei Männer, von denen einer bürgerlich gekleidet war, der andere aber den Ordenshabit der barmherzigen Brüder trug. Sie traten ſchweigend auf mich zu, der bürgerlich gekleidete ſah mir ſcharf in die Augen und ſchien ſehr verwundert. „Ich bin wieder zu mir ſelbſt gekommen, mein Herr, fing ich mit matter Stimme an: dem Himmel ſey es gedankt, der mich zum Leben erweckt hat — wo befinde ich mich aber? wie bin ich hergekommen?“ — Ohne mir zu antworten wandte ſich der bürgerlich gekleidete zu dem Geiſtlichen, und ſprach auf italiäniſch: „Das iſt in der That erſtaunenswürdig, der Blick iſt ganz geändert, die Sprache rein, nur matt . . . es muß eine beſondere Criſis eingetreten ſeyn.“ — „Mir ſcheint, erwiederte der Geiſtliche: mir ſcheint, als wenn die Heilung nicht mehr zweifelhaft ſeyn könne.“ Das kommt, fuhr der bürgerlich gekleidete fort: das kommt darauf an, wie er ſich in den nächſten Tagen hält. Verſtehen Sie nicht ſo viel deutſch, um mit ihm zu ſprechen? „Leider nein,“ antwortete der Geiſtliche. — Ich verſtehe und ſpreche italiäniſch, fiel ich ein; ſagen Sie mir, wo bin ich, wie bin ich hergekommen? — Der bürgerlich gekleidete, wie ich wohl merken konnte, ein Arzt, ſchien freudig verwundert. „Ah, rief er aus: ah das iſt gut. Ihr befindet Euch, ehrwürdiger Herr! an einem Orte, wo man nur für Euer Wohl auf alle mögliche Weiſe ſorgt. Ihr wurdet vor drei Monaten in einem ſehr bedenklichen Zuſtande hergebracht. Ihr wart ſehr krank, aber durch unſere Sorgfalt und Pflege ſcheint Ihr Euch auf dem Wege der Geneſung zu befinden. Haben wir das Glück, Euch ganz zu heilen, ſo könnt Ihr ruhig Eure Straße fortwandeln, denn wie ich höre, wollt Ihr nach Rom!“ — Bin ich denn, frug ich weiter, in der Kleidung, die ich trage, zu Euch gekommen? — „Freilich, erwiederte der Arzt, aber laßt das Fragen, beunruhigt Euch nur nicht, alles ſollt Ihr erfahren, die Sorge für Eure Geſundheit iſt jetzt das vornehmlichſte.“ Er faßte meinen Puls, der Geiſtliche hatte unterdeſſen eine Taſſe herbeigebracht, die er mir darreichte. „Trinkt, ſprach der Arzt: und ſagt mir dann, wofür Ihr das Getränk haltet.“ — Es iſt, erwiederte ich, nachdem ich getrunken: es iſt eine gar kräftig zubereitete Fleiſchbrühe. — Der Arzt lächelte zufrieden und rief dem Geiſtlichen zu: „Gut, ſehr gut!“ — Beide verließen mich. Nun war meine Vermuthung, wie ich glaubte, richtig. Ich befand mich in einem öffentlichen Krankenhauſe. Man pflegte mich mit ſtärkenden Nahrungsmitteln und kräftiger Arzenei, ſo daß ich nach drei Tagen im Stande war, aufzuſtehen. Der Geiſtliche öffnete ein Fenſter, eine warme herrliche Luft, wie ich ſie nie geathmet, ſtrömte herein, ein Garten ſchloß ſich an das Gebäude, herrliche fremde Bäume grünten und blühten, Weinlaub rankte ſich üppig an der Mauer empor, vor allem aber war mir der dunkelblaue duftige Himmel eine Erſcheinung aus ferner Zauberwelt. „Wo bin ich denn, rief ich voll Entzücken aus, haben mich die Heiligen gewürdigt, in einem Himmelslande zu wohnen?“ Der Geiſtliche lächelte wohlbehaglich, indem er ſprach: „Ihr ſeyd in Italien, mein Bruder! in Italien!“ — Meine Verwunderung wuchs bis zum höchſten Grade, ich drang in den Geiſtlichen, mir genau die Umſtände meines Eintritts in dies Haus zu ſagen, er wies mich an den Doktor. Der ſagte mir endlich, daß vor drei Monaten mich ein wunderlicher Menſch hergebracht und gebeten habe mich aufzunehmen; ich befände mich nämlich in einem Krankenhauſe, das von barmherzigen Brüdern verwaltet werde. So wie ich mich mehr und mehr erkräftigte, bemerkte ich, daß beide, der Arzt und der Geiſtliche, ſich in mannigfache Geſpräche mit mir einließen und mir vorzüglich Gelegenheit gaben, lange hintereinander zu erzählen. Meine ausgebreiteten Kenntniſſe in den verſchiedenſten Fächern des Wiſſens gaben mir reichen Stoff dazu, und der Arzt lag mir an, manches nieder zu ſchreiben, welches er dann in meiner Gegenwart las und ſehr zufrieden ſchien. Doch fiel es mir oft ſeltſamlich auf, daß er, ſtatt meine Arbeit ſelbſt zu loben, immer nur ſagte: „In der That ... das geht gut ... ich habe mich nicht getäuſcht! ... wunderbar ... wunderbar!“ Ich durfte nun zu gewiſſen Stunden in den Garten hinab, wo ich manchmal grauſig entſtellte, todtenblaſſe, bis zum Gerippe ausgetrocknete Menſchen, von barmherzigen Brüdern geleitet, erblickte. Einmal begegnete mir, als ich ſchon im Begriff ſtand, in das

Haus zurück zu kehren, ein langer, hagerer Mann, in einem ſeltſamen erdgelben Mantel, der wurde von zwei Geiſtlichen bei den Armen geführt, und nach jedem Schritt machte er einen poſſierlichen Sprung, und pfiff dazu mit durchdringender Stimme. Erſtaunt blieb ich ſtehen, doch der Geiſtliche, der mich begleitete, zog mich ſchnell fort, indem er ſprach: „Kommt, kommt, lieber Bruder Medardus! das iſt nichts für Euch. — Um Gott, rief ich aus: woher wißt Ihr meinen Namen? — Die Heftigkeit, womit ich dieſe Worte ausſtieß, ſchien meinen Begleiter zu beunruhigen. „Ei, ſprach er, wie ſollen wir denn Euern Namen nicht wiſſen? Der Mann, der Euch herbrachte, nannte ihn ja ausdrücklich, und Ihr ſeyd eingetragen in die Regiſter des Hauſes: Medardus, Bruder des Capuzinerkloſters zu B." — Eiskalt bebte es mir durch die Glieder. Aber mochte der Unbekannte, der mich in das Krankenhaus gebracht hatte, ſeyn wer er wollte, mochte er eingeweiht ſeyn in mein entſetzliches Geheimniß: er konnte nicht Böſes wollen, denn er hatte ja freundlich für mich geſorgt, und ich war ja frei. —

Ich lag im offnen Fenſter und athmete in vollen Zügen die herrliche, warme Luft ein, die durch Mark und Adern ſtrömend neues Leben in mir entzündete, als ich eine kleine, dürre Figur, ein ſpitzes Hütchen auf dem Kopfe, und in einen ärmlichen erblichenen Ueberrock gekleidet, den Hauptgang nach dem Hauſe herauf mehr hüpfen und trippeln als gehen ſah. Als er mich erblickte, ſchwenkte er den Hut in der Luſt und warf mir Kußhändchen zu. Das Männlein hatte etwas bekanntes, doch konnte ich die Geſichtszüge nicht deutlich erkennen, und er verſchwand unter den Bäumen, ehe ich mit mir einig worden, wer es wohl ſeyn möge. Doch nicht lange dauerte es, ſo klopfte es an meine Thüre, ich öffnete, und dieſelbe Figur, die ich im Garten geſehen, trat herein. „Schönfeld, rief ich voll Verwunderung: Schönfeld, wie kommen Sie her, um des Himmels willen? — Es war jener närriſche Friſeur aus der Handelsſtadt, der mich damals rettete aus großer Gefahr. „Ach — ach ach! ſeufzte er, indem ſich ſein Geſicht auf komiſche Weiſe weinerlich verzog: wie ſoll ich denn herkommen, ehrwürdiger Herr! wie ſoll ich denn herkommen anders, als geworfen — geſchleudert von dem böſen Verhängniß, das alle Genies verfolgt! Eines Mordes wegen mußte ich fliehen . . ." „Eines Mordes wegen?" unterbrach ich ihn heftig. „Ja eines Mordes wegen, fuhr er fort: ich hatte im Zorn den linken Backenbart des jüngſten Commerzienrathes in der Stadt getödtet, und dem rechten gefährliche Wunden beigebracht.“ — „Ich bitte Sie, unterbrach ich ihn aufs Neue, laſſen Sie die Poſſen, ſeyn Sie einmal vernünftig und erzählen Sie im Zuſammenhange, oder verlaſſen Sie mich.“ — „Ei, lieber Bruder Medardus, fing er plötzlich ſehr ernſt an, Du willſt mich fortſchicken, nun Du geneſen, und mußteſt mich doch in Deiner Nähe leiden, als Du krank da lagſt und ich Dein Stubenkamerad war und in jenem Bette ſchlief.“ — „Was heißt das, rief ich beſtürzt aus, wie kommen Sie auf den Namen Medardus?“ — „Schauen Sie, ſprach er lächelnd: den rechten Zipfel Ihrer Kutte gefälligſt an.“ Ich that es, und erſtarrte vor Schreck und Erſtaunen, denn ich fand, daß der Name Medardus hineingenäht war, ſo wie mich, bei genauerer Unterſuchung, untrügliche Kennzeichen wahrnehmen ließen, daß ich ganz unbezweifelt dieſelbe Kutte trug, die ich auf der Flucht aus dem Schloſſe des Barons von F. in einen hohlen Baum verborgen hatte. Schönfeld bemerkte meine innere Bewegung, er lächelte ganz ſeltſam; den Zeigefinger an die Naſe gelegt, ſich auf den Fußſpitzen erhebend, ſchaute er mir ins Auge; ich blieb ſprachlos, da fing er leiſe und bedächtig an: „Ew. Ehrwürden wundern ſich merklich über das ſchöne Kleid, das Ihnen angelegt worden, es ſcheint Ihnen überall wunderbar anzuſtehen und zu paſſen, beſſer als jenes nußbraune Kleid mit ſchnöden beſponnenen Knöpfen, das mein ernſthafter vernünftiger Damon Ihnen anlegte ... Ich ... ich ... der verkannte, verbannte Pietro Belcampo war es, der Eure Blöße deckte mit dieſem Kleide. Bruder Medardus! Ihr wart nicht im ſonderlichſten Zuſtande, denn als Ueberrock -- Spenzer — engliſchen Frack trugt Ihr ſimpler Weiſe Eure eigne Haut, und an ſchickliche Friſur war nicht zu denken, da Ihr, eingreifend in meine Kunſt, Euern Karakalla mit dem zehnzahnigten Kamm, der Euch an die Fäuſte gewachſen, ſelbſt beſorgtet.“ — Laßt die Narrheiten, fuhr ich auf: Laßt die Narrheiten, Schönfeld ... „Pietro Belcampo heiße ich, unterbrach er mich in vollem Zorne: ja Pietro Belcampo, hier in Italien, und Du magſt es nur wiſſen, Medardus, ich ſelbſt, ich ſelbſt bin die Narrheit, die iſt überall hinter Dir her, um Deiner Vernunft beizuſtehen, und Du magſt es nun einſehen oder nicht, in der Narrheit findeſt Du nur Dein Heil, denn Deine Vernunft iſt ein höchſt miſerables Ding, und kann ſich nicht aufrecht erhalten, ſie taumelt hin und her wie ein gebrechliches Kind, und muß mit der Narrheit in Compagnie treten, die hilft ihr auf und weiß den richtigen Weg zu finden nach der Heimath — das iſt das Tollhaus, da ſind wir beide richtig angelangt, mein Brüderchen Medardus.“ — Ich ſchauderte zuſammen, ich dachte an die Geſtalten, die ich geſehen; an den ſpringenden Mann im erdgelben Mantel, und konnte nicht zweifeln, daß Schönfeld in ſeinem Wahnſinn mir die Wahrheit ſagte. „Ja, mein Brüderchen Medardus, fuhr Schönfeld mit erhobener Stimme und heftig geſtikulirend fort: Ja, mein liebes Brüderchen. Die Narrheit erſcheint auf Erden, wie die wahre Geiſterkönigin. Die Vernunft iſt nur ein träger Statthalter, der ſich nie darum kümmert, was außer den Gränzen des Reichs vorgeht, der nur aus Langeweile auf dem Paradeplatz die Soldaten exerzieren läßt, die können nachher keinen ordentlichen Schuß thun, wenn der Feind eindringt von außen. Aber die Narrheit, die wahre Königin des Volks zieht ein mit Pauken und Trompeten: huſſa huſſa! — hinter ihr her Jubel — Jubel — Die Vaſallen erheben ſich von den Plätzen, wo ſie die Vernunft einſperrte, und wollen nicht mehr ſtehen, ſitzen und liegen wie der pedantiſche Hofmeiſter es will; der ſieht die Nummern durch und ſpricht: Seht, die Narrheit hat mir meine beſten Eleven entrückt — fortgerückt — verrückt — ja ſie ſind verrückt worden. Das iſt ein Wortſpiel, Brüderlein Medardus — ein Wortſpiel iſt ein glühendes Lockeneiſen in der Hand der Narrheit, womit ſie Gedanken krümmt.“ — Noch einmal, fiel ich dem albernen Schönfeld in die Rede, noch einmal bitte ich Euch, das unſinnige Geſchwätz zu laſſen, wenn Ihr es vermöget, und mir zu ſagen, wie Ihr hergekommen ſeyd, und was Ihr von mir und von dem Kleide wißt, das ich trage. — Ich hatte ihn mit dieſen Worten bei beiden Händen gefaßt und in einen Stuhl gedrückt. Er ſchien ſich zu beſinnen, indem er die Augen niederſchlug und tief Athem ſchöpfte. „Ich habe Ihnen, fing er dann mit leiſer matter Stimme an: Ich habe Ihnen das Leben zum zweitenmal gerettet, ich war es ja, der Ihrer Flucht aus der Handelsſtadt behülflich war, ich war es wiederum, der Sie herbrachte.“ — Aber um Gottes, um der Heiligen willen, wo fanden Sie mich? — So rief ich laut aus, indem ich ihn losließ, doch in dem Augenblick ſprang er auf, und ſchrie mit funkelnden Augen: „Ei, Bruder Medardus, hätt' ich Dich nicht, klein und ſchwach, wie ich bin, auf meinen Schultern fortgeſchleppt, Du lägeſt mit zerſchmetterten Gliedern auf dem Rade." — Ich erbebte — wie vernichtet ſank ich in den Stuhl, die Thüre öffnete ſich, und haſtig trat der mich pflegende Geiſtliche herein. „Wie kommt Ihr hieher? wer hat Euch erlaubt, dies Zimmer zu betreten?" So fuhr er auf Belcampo los, dem ſtürzten aber die Thränen aus den Augen und er ſprach mit flehender Stimme: „Ach, mein ehrwürdiger Herr! nicht länger konnte ich dem Drange widerſtehen, meinen Freund zu ſprechen, den ich dringender Todesgefahr entriſſen!" Ich ermannte mich. Sagt mir, mein lieber Bruder! ſprach ich zu dem Geiſtlichen: hat mich dieſer Mann wirklich hergebracht? — Er ſtockte. — Ich weiß jetzt, wo ich mich befinde, fuhr ich fort: ich kann vermuthen, daß ich im ſchrecklichſten Zuſtande war, den es giebt, aber Ihr merkt, daß ich vollkommen geneſen, und ſo darf ich wohl nun alles erfahren, was man mir bis jetzt abſichtlich verſchweigen mochte, weil man mich für zu reizbar hielt. „So iſt es in der That, antwortete der Geiſtliche: Dieſer Mann brachte Euch, es mögen ungefähr drei bis viertehalb Monate her ſeyn, in unſere Anſtalt. Er hatte Euch, wie er erzählte, für todt in dem Walde, der vier Meilen von hier das . . . . ſche von unſerm Gebiet ſcheidet, gefunden, und Euch für den ihm früher bekannten Capuziner-Mönch Medardus aus dem Kloſter zu B. erkannt, der auf einer Reiſe nach Rom durch den Ort kam, wo er ſonſt wohnte. Ihr befandet Euch in einem vollkommen apathiſchen Zuſtande. Ihr gingt, wenn man Euch führte, Ihr bliebt ſtehen, wenn man Euch losließ, Ihr ſetztet, Ihr legtet Euch nieder, wenn man Euch die Richtung gab. Speiſe und Trank mußte man Euch einflößen. Nur dumpfe, unverſtändliche Laute vermochtet Ihr auszuſtoßen, Euer Blick ſchien ohne alle Sehkraft. Belcampo verließ Euch nicht, ſondern war Euer treuer Wärter. Nach vier Wochen fielt Ihr in die ſchrecklichſte Raſerei, man war genöthiget, Euch in eins der dazu beſtimmten abgelegenen Gemächer zu bringen. Ihr waret dem wilden Thier gleich — doch nicht näher mag ich Euch einen Zuſtand ſchildern, deſſen Erinnerung Euch vielleicht zu ſchmerzlich ſeyn würde. Nach vier Wochen kehrte plötzlich jener apathiſche Zuſtand wieder, der in eine vollkommene Starrſucht überging, aus der Ihr geneſen erwachtet." — Schönfeld hatte ſich während dieſer Erzählung des Geiſtlichen geſetzt, und, wie in tiefes Nachdenken verſunken, den Kopf in die Hand geſtützt.

„Ja, fing er an: ich weiß recht gut, daß ich zuweilen ein aberwitziger Narr bin, aber die Luſt im Tollhauſe, vernünftigen Leuten verderblich, hat gar gut auf mich gewirkt. Ich fange an, über mich ſelbſt zu räſonniren, und das iſt kein übles Zeichen. Exiſtire ich überhaupt nur durch mein eignes Bewußtſeyn, ſo kommt es nur darauf an, daß dies Bewußtſeyn dem Bewußten die Hanswurſtjacke ausziehe, und ich ſelbſt ſtehe da als ſolider Gentleman. — O Gott! — iſt aber ein genialer Friſeur nicht ſchon an und vor ſich ſelbſt ein geſetzter Haſenfuß? — Haſenfüßigkeit ſchützt vor allem Wahnſinn, und ich kann Euch verſichern, Ehrwürdiger Herr! daß ich auch bei Nordnordweſt einen Kirchthurm von einem Leuchtenpfahl genau zu unterſcheiden vermag.“ — Iſt dem wirklich ſo, ſprach ich: ſo beweiſen Sie es dadurch, daß Sie mir ruhig den Hergang der Sache erzählen, wie Sie mich fanden, und wie Sie mich herbrachten. „Das will ich thun, erwiederte Schönfeld: unerachtet der geiſtliche Herr hier ein gar beſorgliches Geſicht ſchneidet; erlaube aber, Bruder Medardus, daß ich Dich, als meinen Schützling, mit dem vertraulichen Du anrede. — Der fremde Maler war den andern Morgen, nachdem Du in der Nacht entflohen, auch mit ſeiner Gemäldeſammlung auf unbegreifliche Weiſe verſchwunden. So ſehr die Sache überhaupt Anfangs Aufſehen erregt hatte, ſo bald war ſie doch im Strome neuer Begebenheiten untergegangen. Nur als der Mord auf dem Schloſſe des Barons F. bekannt wurde; als die . . ſchen Gerichte durch Steckbriefe den Mönch Medardus aus dem Capuzinerkloſter zu B. verfolgten, da erinnerte man ſich daran, daß der Maler die ganze Geſchichte im Weinhauſe erzählt und in Dir den Bruder Medardus erkannt hatte. Der Wirth des Hotels, wo Du gewohnt hatteſt, beſtätigte die Vermuthung, daß ich Deiner Flucht förderlich geweſen war. Man wurde auf mich aufmerkſam, man wollte mich ins Gefängniß ſetzen. Leicht war mir der Entſchluß, dem elenden Leben, das ſchon längſt mich zu Boden gedrückt hatte, zu entfliehen. Ich beſchloß, nach Italien zu gehen, wo es Abbates und Friſuren giebt. Auf meinem Wege dahin ſah ich Dich in der Reſidenz des Fürſten von * * *. Man ſprach von Deiner Vermählung mit Aurelien und von der Hinrichtung des Mönchs Medardus. Ich ſah auch dieſen Mönch — Nun! — dem ſey wie ihm wolle, ich halte Dich nun einmal für den wahren Medardus. Ich ſtellte mich Dir in den Weg, Du bemerkteſt mich nicht, und ich verließ die Reſidenz, um meine Straße weiter zu verfolgen. Nach langer Reiſe rüſtete ich mich einſt in frühſter Morgendämmerung, den Wald zu durchwandern, der in düſtrer Schwärze vor mir lag. Eben brachen die erſten Strahlen der Morgenſonne hervor, als es in dem dicken Gebüſch rauſchte, und ein Menſch mit zerzauſtem Kopfhaar und Bart, aber in zierlicher Kleidung, bei mir vorüberſprang. Sein Blick war wild und verſtört, im Augenblick war er mir aus dem Geſicht verſchwunden. Ich ſchritt weiter fort, doch wie entſetzte ich mich, als ich dicht vor mir eine nackte menſchliche Figur, ausgeſtreckt auf dem Boden, erblickte. Ich glaubte, es ſey ein Mord geſchehen, und der Fliehende ſey der Mörder. Ich bückte mich herab zu dem Nackten, erkannte Dich und wurde gewahr, daß Du leiſe athmeteſt. Dicht bei Dir lag die Mönchskutte, die Du jetzt trägſt; mit vieler Mühe kleidete ich Dich darin, und ſchleppte Dich weiter fort. Endlich erwachteſt Du aus tiefer Ohnmacht, Du bliebſt aber in dem Zuſtande, wie ihn Dir der ehrwürdige Herr hier erſt beſchrieben. Es koſtete keine geringe Anſtrengung, Dich fortzuſchaffen, und ſo kam es, daß ich erſt am Abende eine Schenke erreichte, die mitten im Walde liegt. Wie ſchlaftrunken ließ ich Dich auf einem Raſenplatz zurück, und ging hinein, um Speiſe und Trank zu holen. In der Schenke ſaßen ***ſche Dragoner, die ſollten, wie die Wirthin ſagte, einem Mönch bis an die Gränze nachſpüren, der auf unbegreifliche Weiſe in dem Augenblicke entflohen ſey, als er ſchwerer Verbrechen halber in *** hätte hingerichtet werden ſollen. Ein Geheimniß war es mir, wie Du aus der Reſidenz in den Wald kamſt, aber die Ueberzeugung, Du ſeyſt eben der Medardus, den man ſuche, hieß mich alle Sorgfalt anwenden, Dich der Gefahr, in der Du mir zu ſchweben ſchienſt, zu entreißen. Durch Schleichwege ſchaffte ich Dich fort, über die Gränze, und kam endlich mit Dir in dies Haus, wo man Dich und auch mich aufnahm, da ich erklärte, mich von Dir nicht trennen zu wollen. Hier warſt Du ſicher, denn in keiner Art hatte man den aufgenommenen Kranken fremden Gerichten ausgeliefert. Mit Deinen fünf Sinnen war es nicht ſonderlich beſtellt, als ich hier im Zimmer bei Dir wohnte, und Dich pflegte. Auch die Bewegung Deiner Gliedmaßen war nicht zu rühmen, Reverſe und Battis hatten Dich tief verachtet, denn Dein Kopf hing auf die Bruſt, und wollte man Dich gerade aufrichten, ſo ſtülpteſt Du um, wie ein mißrathner Kegel.

Auch mit der Rednergabe ging es höchſt traurig, denn Du warſt verdammt einſilbig, und ſagteſt in aufgeräumten Stunden nur „Hu hu! und Me… me…“, woraus Dein Wollen und Denken nicht ſonderlich zu vernehmen, und beinahe zu glauben, beides ſey Dir untreu worden und vagabondire auf ſeine eigene Hand oder ſeinen eignen Fuß. Endlich wurdeſt Du mit einem Mal überaus luſtig, Du ſprangſt hoch in die Lüfte, brüllteſt vor lauter Entzücken und riſſeſt Dir die Kutte vom Leibe, um frei zu ſeyn von jeder Naturbeſchränkenden Feſſel — Dein Appetit…“ Halten Sie ein, Schönfeld, unterbrach ich den entſetzlichen Witzling: Halten Sie ein! Man hat mich ſchon von dem fürchterlichen Zuſtande, in den ich verſunken, unterrichtet. Dank ſey es der ewigen Langmuth und Gnade des Herrn, Dank ſey es der Fürſprache der Gebenedeiten und der Heiligen, daß ich errettet worden bin! — „Ei, ehrwürdiger Herr! fuhr Schönfeld fort: was haben Sie denn nun davon! ich meine von der beſonderen Geiſtesfunktion, die man Bewußtſeyn nennt, und die nichts anders iſt, als die verfluchte Thätigkeit eines verdammten Thoreinnehmers — Acciſeoffizianten — Oberkontrolaſſiſtenten der ſein heilloſes Comtoir im Oberſtübchen aufgeſchlagen hat, und zu aller Waare, die hinaus will, ſagt: hei … hei … die Ausfuhr iſt verboten … im Lande, im Lande bleibts. — Die ſchönſten Juwelen werden wie ſchnöde Saatkörner in die Erde geſteckt und was emporſchießt, ſind höchſtens Runkelrüben, aus denen die Praxis mit tauſend Centner ſchwerem Gewicht eine Viertel Unze übelſchmeckenden Zucker preßt … Hei hei … und doch ſollte jene Ausfuhr einen Handelsverkehr begründen mit der herrlichen Gottesſtadt da droben, wo alles ſtolz und herrlich iſt. — Gott im Himmel! Herr! Allen meinen theuer erkauften Puder à la Maréchal oder à la Pompadour, oder à la reine de Golconde hätte ich in den Fluß geworfen, wo er am tiefſten iſt, hätte ich nur wenigſtens durch Tranſito-Handel ein Quentlein Sonnenſtäubchen von dort her bekommen können, um die Perücken höchſt gebildeter Profeſſoren und Schulkollegen zu pudern, zuförderſt aber meine eigne! — Was ſage ich? hätte mein Damon Ihnen, ehrwürdigſter aller ehrwürdigen Mönche, ſtatt des flohfarbnen Fracks einen Sonnenmantel umhängen können, in dem die reichen, übermüthigen Bürger der Gottesſtadt zu Stuhle gehen, wahrhaftig es wäre, was Anſtand und Würde betrifft, alles anders gekommen; aber ſo hielt Sie die Welt für einen gemeinen glebae adscriptus und den Teufel für Ihren Cousin germain." — Schönfeld war aufgeſtanden und ging, oder hüpfte vielmehr, ſtark geſtikulirend und tolle Geſichter ſchneidend, von einer Ecke des Zimmers zur andern. Er war im vollen Zuge, wie gewöhnlich, ſich in der Narrheit durch die Narrheit zu entzünden, ich faßte ihn daher bei beiden Händen, und ſprach: „Willſt Du Dich denn durchaus ſtatt meiner hier einbürgern? Iſt es Dir denn nicht möglich, nach einer Minute verſtändigen Ernſtes das Poſſenhafte zu laſſen?" Er lächelte auf ſeltſame Weiſe und ſagte: „Iſt wirklich Alles ſo albern, was ich ſpreche, wenn mir der Geiſt kommt?" — Das iſt ja eben das Unglück, erwiederte ich: daß Deinen Fratzen oft tiefer Sinn zum Grunde liegt, aber Du vertrödelſt und verbrämſt Alles mit ſolch buntem Zeuge, daß ein guter, in ächter Farbe gehaltener Gedanke lächerlich und unſcheinbar wird, wie ein, mit ſcheckigen Fetzen behängtes Kleid. — Du kannſt, wie ein Betrunkener, nicht auf gerader Schnur gehen, Du ſpringſt hinüber und herüber — Deine Richtung iſt ſchief! — „Was iſt Richtung, unterbrach mich Schönfeld leiſe, und fortlächelnd mit bitterſüßer Miene. Was iſt Richtung, ehrwürdiger Capuziner? Richtung ſetzt ein Ziel voraus, nach dem wir unſere Richtung nehmen. Sind Sie Ihres Ziels gewiß, theurer Mönch? — fürchten Sie nicht, daß Sie bisweilen zu wenig Katzenhirn zu ſich genommen, ſtatt deſſen aber im Wirthshauſe neben der gezogenen Schnur zuviel Spirituöſes genoſſen, und nun wie ein ſchwindliger Thurmdecker zwei Ziele ſehn, ohne zu wiſſen, welches das rechte? — Ueberdem, Capuziner! vergieb es meinem Stande, daß ich das Poſſenhafte als eine angenehme Beimiſchung, ſpaniſchen Pfeffer zum Blumenkohl, in mir trage. Ohne das iſt ein Haarkünſtler eine erbärmliche Figur, ein armſeliger Dummkopf, der das Privilegium in der Taſche trägt, ohne es zu nutzen zu ſeiner Luſt und Freude." Der Geiſtliche hatte bald mich, bald den grimaſſirenden Schönfeld mit Aufmerkſamkeit betrachtet; er verſtand, da wir deutſch ſprachen, kein Wort; jetzt unterbrach er unſer Geſpräch. „Verzeihet, meine Herren! wenn es meine Pflicht heiſcht, eine Unterredung zu enden, die euch beiden unmöglich wohl thun kann. Ihr ſeyd, mein Bruder, noch zu ſehr geſchwächt, um von Dingen, die wahrſcheinlich aus Euerm frühern Leben ſchmerzhafte Erinnerungen aufregen, ſo anhaltend fortzuſprechen; Ihr könnet ja nach und nach von Euerm Freunde Alles erfahren, denn wenn Ihr auch ganz geneſen unſere Anſtalt verlaſſet, ſo wird Euch doch wohl Euer Freund weiter geleiten. Zudem habt Ihr (er wandte ſich zu Schönfeld) eine Art des Vortrages, die ganz dazu geeignet iſt, Alles das, wovon Ihr ſprecht, dem Zuhörer lebendig vor die Augen zu bringen. In Deutſchland muß man Euch für toll halten, und ſelbſt bei uns würdet Ihr für einen guten Buffone gelten. Ihr könnt auf dem komiſchen Theater Euer Glück machen.“ Schönfeld ſtarrte den Geiſtlichen mit weit aufgeriſſenen Augen an, dann erhob er ſich auf den Fußſpitzen, ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und rief auf italieniſch: „Geiſterſtimme! ... Schickſalsſtimme, du haſt aus dem Munde dieſes ehrwürdigen Herrn zu mir geſprochen! ... Belcampo .. Belcampo ... ſo konnteſt Du Deinen wahrhaften Beruf verkennen ... es iſt entſchieden!“ — Damit ſprang er zur Thüre hinaus. Den andern Morgen trat er reiſefertig zu mir herein. „Du biſt, mein lieber Bruder Medardus, ſprach er: nunmehr ganz geneſen, Du bedarfſt meines Beiſtandes nicht mehr, ich ziehe fort, wohin mich mein innerſter Beruf leitet ... Lebe wohl! ... doch erlaube, daß ich zum letztenmal meine Kunſt, die mir nun wie ein ſchnödes Gewerbe vorkommt, an Dir übe.“ Er zog Meſſer, Scheere und Kamm hervor, und brachte unter tauſend Grimaſſen und poſſenhaften Reden meine Tonſur und meinen Bart in Ordnung. Der Menſch war mir, trotz der Treue, die er mir bewieſen, unheimlich worden, ich war froh als er geſchieden. Der Arzt hatte mir mit ſtärkender Arznei ziemlich aufgeholfen; meine Farbe war friſcher worden, und durch immer längere Spaziergänge gewann ich meine Kräfte wieder. Ich war überzeugt, eine Fußreiſe aushalten zu können, und verließ ein Haus, das dem Geiſteskranken wohlthätig, dem Geſunden aber unheimlich und grauenvoll ſeyn mußte. Man hatte mir die Abſicht untergeſchoben, nach Rom zu pilgern, ich beſchloß, dieſes wirklich zu thun, und ſo wandelte ich fort auf der Straße, die, als dorthin führend, mir bezeichnet worden war. Unerachtet mein Geiſt vollkommen geneſen, war ich mir doch ſelbſt eines gefühlloſen Zuſtandes bewußt, der über jedes im Innern aufkeimende Bild einen düſtern Flor warf, ſo daß alles farblos, grau in grau erſchien. Ohne alle deutliche Erinnerung des Vergangenen, beſchäftigte mich die Sorge für den Augenblick ganz und gar. Ich ſah in die Ferne, um den Ort zu erſpähen, wo ich würde einſprechen können, um mir Speiſe oder Nachtquartier zu erbetteln, und war recht innig froh, wenn Andächtige meinen Bettelſack und meine Flaſche gut gefüllt hatten, wofür ich meine Gebete mechaniſch herplapperte. Ich war ſelbſt im Geiſt zum gewöhnlichen ſtupiden Bettelmönch herabgeſunken. So kam ich endlich an das große Capuzinerkloſter, das, wenige Stunden von Rom, nur von Wirthſchaftsgebäuden umgeben, einzeln da liegt. Dort mußte man den Ordensbruder aufnehmen, und ich gedachte, mich in voller Gemächlichkeit recht auszupflegen. Ich gab vor, daß, nachdem das Kloſter in Deutſchland, worin ich mich ſonſt befand, aufgehoben worden, ich fortgepilgert ſey, und in irgend ein anderes Kloſter meines Ordens einzutreten wünſche. Mit der Freundlichkeit, die den italiäniſchen Mönchen eigen, bewirthete man mich reichlich, und der Prior erklärte, daß, in ſofern mich nicht vielleicht die Erfüllung eines Gelübdes weiter zu pilgern nöthige, ich als Fremder ſo lange im Kloſter bleiben könne, als es mir anſtehen würde. Es war Veſperzeit, die Mönche gingen in den Chor, und ich trat in die Kirche. Der kühne, herrliche Bau des Schiffs ſetzte mich nicht wenig in Verwunderung, aber mein zur Erde gebeugter Geiſt konnte ſich nicht erheben, wie es ſonſt geſchah, ſeit der Zeit, als ich, ein kaum erwachtes Kind, die Kirche der heiligen Linde geſchaut hatte. Nachdem ich mein Gebet am Hochaltar verrichtet, ſchritt ich durch die Seitengänge, die Altargemälde betrachtend, welche, wie gewöhnlich, die Martyrien der Heiligen, denen ſie geweiht, darſtellten. Endlich trat ich in eine Seitenkapelle, deren Altar von den, durch die bunten Fenſterſcheiben brechenden Sonnenſtrahlen magiſch beleuchtet wurde. Ich wollte das Gemälde betrachten, ich ſtieg die Stufen hinauf. — Die heilige Roſalia — das verhängnißvolle Altarblatt meines Kloſters — Ach! — Aurelien erblickte ich! Mein ganzes Leben — meine tauſendfachen Frevel — meine Mißthaten — Hermogens — Aureliens Mord — Alles — Alles nur ein entſetzlicher Gedanke, und der durchfuhr wie ein ſpitzes, glühendes Eiſen mein Gehirn. — Meine Bruſt — Adern und Fibern zerriſſen im wilden Schmerz der grauſamſten Folter! — Kein lindernder Tod! — Ich warf mich nieder — ich zerriß in raſender Verzweiflung mein Gewand — ich heulte auf im troſtloſen Jammer, daß es weit in der Kirche nachhallte: „Ich bin verflucht, ich bin verflucht! — Keine Gnade — kein Troſt mehr, hier und dort! — Zur Hölle — zur Hölle — ewige Verdammniß über mich verruchten Sünder beſchloſſen!“ — Man hob mich auf — die

Mönche waren in der Capelle, vor mir ſtand der Prior, ein hoher, ehrwürdiger Greis. Er ſchaute mich an mit unbeſchreiblich mildem Ernſt, er faßte meine Hände, und es war, als halte ein Heiliger, von himmliſchem Mitleid erfüllt, den Verlornen in den Lüften über dem Flammenpfuhl feſt, in den er hinabſtürzen wollte. „Du biſt krank, mein Bruder!“ ſprach der Prior, wir wollen Dich in das Kloſter bringen, da magſt Du Dich erholen.“ Ich küßte ſeine Hände, ſein Kleid, ich konnte nicht ſprechen, nur tiefe angſtvolle Seufzer verriethen den fürchterlichen zerriſſenen Zuſtand meiner Seele. — Man führte mich in das Refektorium, auf einen Wink des Priors entfernten ſich die Mönche, ich blieb mit ihm allein. „Du ſcheinſt, mein Bruder, fing er an, von ſchwerer Sünde belaſtet, denn nur die tiefſte, troſtloſeſte Reue über eine entſetzliche That kann ſich ſo gebehrden. Doch groß iſt die Langmuth des Herrn, ſtark und kräftig iſt die Fürſprache der Heiligen, faſſe Vertrauen — Du ſollſt mir beichten und es wird Dir, wenn Du büßeſt, Troſt der Kirche werden!“ In dem Augenblick ſchien es mir, als ſey der Prior jener alte Pilger aus der heiligen Linde, und nur der ſey das einzige Weſen auf der ganzen weiten Erde, dem ich mein Leben voller Sünde und Frevel offenbaren müſſe. Noch war ich keines Wortes mächtig, ich warf mich vor dem Greiſe nieder in den Staub. „Ich gehe in die Capelle des Kloſters,“ ſprach er mit feierlichem Ton, und ſchritt von dannen. — Ich war gefaßt — ich eilte ihm nach, er ſaß im Beichtſtuhl, und ich that augenblicklich, wozu mich der Geiſt unwiderſtehlich trieb; ich beichtete Alles — Alles! — Schrecklich war die Buße, die mir der Prior auflegte. Verſtoßen von der Kirche, wie ein Ausſätziger verbannt aus den Verſammlungen der Brüder, lag ich in den Todtengewölben des Kloſters, mein Leben kärglich friſtend durch unſchmackhafte in Waſſer gekochte Kräuter, mich geißelnd und peinigend mit Marterinſtrumenten, die die ſinnreichſte Grauſamkeit erfunden, und meine Stimme erhebend nur zur eigenen Anklage, zum zerknirſchten Gebet um Rettung aus der Hölle, deren Flammen ſchon in mir loderten. Aber wenn das Blut aus hundert Wunden rann, wenn der Schmerz in hundert giftigen Scorpionſtichen brannte und dann endlich die Natur erlag, bis der Schlaf ſie, wie ein ohnmächtiges Kind, ſchützend mit ſeinen Armen umfing, dann ſtiegen feindliche Traumbilder empor, die mir neue Todesmarter bereiteten. — Mein ganzes Leben geſtaltete ſich auf entſetzliche Weiſe. Ich ſah Euphemien, wie ſie in üppiger Schönheit mir nahte, aber laut ſchrie ich auf: „Was willſt Du von mir, Verruchte! Nein, die Hölle hat keinen Theil an mir.“ Da ſchlug ſie ihr Gewand aus einander, und die Schauer der Verdammniß ergriffen mich. Zum Gerippe eingedorrt war ihr Leib, aber in dem Gerippe wanden ſich unzählige Schlangen durcheinander und ſtreckten ihre Häupter, ihre rothglühenden Zungen mir entgegen. „Laß ab von mir! ... Deine Schlangen ſtechen hinein in die wunde Bruſt ... ſie wollen ſich mäſten an meinem Herzblut ... aber dann ſterbe ich ... dann ſterbe ich ... der Tod entreißt mich Deiner Rache.“ So ſchrie ich auf, da heulte die Geſtalt: — „Meine Schlangen können ſich nähren von Deinem Herzblut ... aber das fühlſt Du nicht, denn das iſt nicht Deine Qual — Deine Qual iſt in Dir, und tödtet Dich nicht, denn Du lebſt in ihr. Deine Qual iſt der Gedanke des Frevels und der iſt ewig!“ — Der blutende Hermogen ſtieg auf, aber vor ihm floh Euphemie und er rauſchte vorüber, auf die Halswunde deutend, die die Geſtalt des Kreuzes hatte. Ich wollte beten, da begann ein ſinnverwirrendes Flüſtern und Rauſchen. Menſchen, die ich ſonſt geſehen, erſchienen zu tollen Fratzen verunſtaltet. — Köpfe krochen mit Heuſchreckenbeinen, die ihnen an die Ohren gewachſen, umher und lachten mich hämiſch an — ſeltſames Geflügel — Raben mit Menſchengeſichtern rauſchten in der Luft. — Ich erkannte den Concertmeiſter aus B. mit ſeiner Schweſter, die drehte ſich in wildem Walzer, und der Bruder ſpielte dazu auf, aber auf der eigenen Bruſt ſtreichend, die zur Geige worden. — Belcampo, mit einem häßlichen Eidexengeſicht, auf einem ekelhaften geflügelten Wurm ſitzend, fuhr auf mich ein, er wollte meinen Bart kämmen mit eiſernem glühendem Kamm — aber es gelang ihm nicht. — Toller und toller wird das Gewirre, ſeltſamer, abentheuerlicher werden die Geſtalten, von der kleinſten Ameiſe mit tanzenden Menſchenfußchen bis zum langgedehnten Roßgerippe mit funkelnden Augen, deſſen Haut zur Schabracke worden, auf der ein Reuter mit leuchtendem Eulenkopfe ſitzt. — Ein bodenloſer Becher iſt ſein Leibharniſch — ein umgeſtülpter Trichter ſein Helm! — Der Spaß der Hölle iſt emporgeſtiegen. Ich höre mich lachen, aber dies Lachen zerſchneidet die Bruſt, und brennender wird der Schmerz und heftiger bluten alle Wunden. — Die Geſtalt eines Weibes leuchtet hervor, das Geſindel weicht — ſie tritt auf mich zu! —

Ach es iſt Aurelie! „Ich lebe und bin nun ganz Dein!“ ſpricht die Geſtalt. — Da wird der Frevel in mir wach. — Raſend vor wilder Begier umſchlinge ich ſie mit meinen Armen. — Alle Ohnmacht iſt von mir gewichen, aber da legt es ſich glühend an meine Bruſt — rauhe Borſten zerkratzen meine Augen und der Satan lacht gellend auf: Nun biſt Du ganz mein! — Mit dem Schrei des Entſetzens erwache ich, und bald fließt mein Blut in Strömen von den Hieben der Stachelpeitſche, mit der ich mich in troſtloſer Verzweiflung züchtige. Denn ſelbſt die Frevel des Traums, jeder ſündliche Gedanke fordert doppelte Buße. — Endlich war die Zeit, die der Prior zur ſtrengſten Buße beſtimmt hatte, verſtrichen und ich ſtieg empor aus dem Todtengewölbe, um in dem Kloſter ſelbſt, aber in abgeſonderter Zelle, entfernt von den Brüdern, die nun mir auferlegten Bußübungen vorzunehmen. Dann, immer in geringern Graden der Buße, wurde mir der Eintritt in die Kirche und in den Chor der Brüder erlaubt. Doch mir ſelbſt genügte nicht dieſe letzte Art der Buße, die nur in täglicher gewöhnlicher Geißelung beſtehen ſollte. Ich wies ſtandhaft jede beſſere Koſt zurück, die man mir reichen wollte, ganze Tage lag ich ausgeſtreckt auf dem kalten Marmorboden vor dem Bilde der heiligen Roſalia, und marterte mich in einſamer Zelle ſelbſt auf die grauſamſte Weiſe, denn durch äußere Qualen gedachte ich die innere gräßliche Marter zu übertäuben. Es war vergebens, immer kehrten jene Geſtalten, von dem Gedanken erzeugt, wieder, und dem Satan ſelbſt war ich preisgegeben, daß er mich höhnend foltere und verlocke zur Sünde. Meine ſtrenge Buße, die unerhörte Weiſe, wie ich ſie vollzog, erregte die Aufmerkſamkeit der Mönche. Sie betrachteten mich mit ehrfurchtsvoller Scheu, und ich hörte es ſogar unter ihnen flüſtern: Das iſt ein Heiliger! Dies Wort war mir entſetzlich, denn nur zu lebhaft erinnerte es mich an jenen gräßlichen Augenblick in der Capuzinerkirche zu B., als ich dem mich anſtarrenden Maler in vermeſſenem Wahnſinn entgegen rief: ich bin der heilige Antonius! — Die letzte von dem Prior beſtimmte Zeit der Buße war endlich auch verfloſſen, ohne daß ich davon abließ, mich zu martern, unerachtet meine Natur der Qual zu erliegen ſchien. Meine Augen waren erloſchen, mein wunder Körper ein blutendes Gerippe, und es kam dahin, daß wenn ich Stundenlang am Boden gelegen, ich ohne Hülfe Anderer nicht aufzuſtehen vermochte. Der Prior ließ mich in ſein Sprachzimmer bringen. „Fühlſt Du, mein Bruder, fing er an, durch die ſtrenge Buße Dein Inneres erleichtert? iſt Troſt des Himmels Dir worden?“ — Nein, ehrwürdiger Herr, erwiederte ich in dumpfer Verzweiflung. „Indem ich Dir, fuhr der Prior mit erhöhter Stimme fort: Indem ich Dir, mein Bruder, da Du mir eine Reihe entſetzlicher Thaten gebeichtet hatteſt, die ſtrengſte Buße auflegte, genügte ich den Geſetzen der Kirche, welche wollen, daß der Uebelthäter, den der Arm der Gerechtigkeit nicht erreichte und der reuig dem Diener des Herrn ſeine Verbrechen bekannte, auch durch äußere Handlungen die Wahrheit ſeiner Reue kund thue. Er ſoll den Geiſt ganz dem Himmliſchen zuwenden, und doch das Fleiſch peinigen, damit die irdiſche Marter jede teufliſche Luſt der Unthaten aufwäge. Doch glaube ich, und mir ſtimmen berühmte Kirchenlehrer bei, daß die entſetzlichſten Qualen, die ſich der Büßende zufügt, dem Gewicht ſeiner Sünden auch nicht ein Quentlein entnehmen, ſobald er darauf ſeine Zuverſicht ſtützt und der Gnade des Ewigen deßhalb ſich würdig dünkt. Keiner menſchlichen Vernunft erforſchlich iſt es, wie der Ewige unſere Thaten mißt, verloren iſt der, der, iſt er auch vom wirklichen Frevel rein, vermeſſen glaubt, den Himmel zu erſtürmen durch äußeres Frommthun, und der Büßende, welcher nach der Bußübung ſeinen Frevel vertilgt glaubt, beweiſet, daß ſeine innere Reue nicht wahrhaft iſt. Du, lieber Bruder Medardus, empfindeſt noch keine Tröſtung, das beweiſet die Wahrhaftigkeit Deiner Reue, unterlaſſe jetzt, ich will es, alle Geißelungen, nimm beſſere Speiſe zu Dir, und fliehe nicht mehr den Umgang der Brüder. — Wiſſe, daß Dein geheimnißvolles Leben mir in allen ſeinen wunderbarſten Verſchlingungen beſſer bekannt worden, als Dir ſelbſt. — Ein Verhängniß, dem Du nicht entrinnen konnteſt, gab dem Satan Macht über Dich, und indem Du frevelteſt, warſt Du nur ſein Werkzeug. Wähne aber nicht, daß Du deshalb weniger ſündig vor den Augen des Herrn erſcheineſt, denn Dir war die Kraft gegeben, im rüſtigen Kampf den Satan zu bezwingen. In weſſen Menſchen Herz ſtürmt nicht der Böſe, und widerſtrebt dem Guten; aber ohne dieſen Kampf gäb' es keine Tugend, denn dieſe iſt nur der Sieg des guten Princips über das böſe, ſo wie aus dem umgekehrten die Sünde entſpringt. — Wiſſe fürs Erſte, daß Du Dich eines Verbrechens anklagſt, welches Du nur im Willen vollbrachteſt. — Aurelie lebt, in wildem Wahnſinn verletzteſt Du

Dich ſelbſt, das Blut Deiner eignen Wunde war es, was über Deine Hand floß . . . Aurelie lebt . . . ich weiß es.“

Ich ſtürzte auf die Knie, ich hob meine Hände betend empor, tiefe Seufzer entflohen der Bruſt, Thränen quollen aus den Augen! — „Wiſſe ferner, fuhr der Prior fort, daß jener alte fremde Maler, von dem Du in der Beichte geſprochen, ſchon ſo lange, als ich denken kann, zuweilen unſer Kloſter beſucht hat und vielleicht bald wieder eintreffen wird. Er hat ein Buch mir in Verwahrung gegeben, welches verſchiedene Zeichnungen, vorzüglich aber eine Geſchichte enthält, der er jedesmal, wenn er bei uns einſprach, einige Zeilen zuſetzte. — Er hat mir nicht verboten, das Buch jemandem in die Hände zu geben, und um ſo mehr will ich es Dir anvertrauen, als dies meine heiligſte Pflicht iſt. Den Zuſammenhang Deiner eignen, ſeltſamen Schickſale, die Dich bald in eine höhere Welt wunderbarer Viſionen, bald in das gemeinſte Leben verſetzten, wirſt Du erfahren. Man ſagt, das Wunderbare ſei von der Erde verſchwunden, ich glaube nicht daran. Die Wunder ſind geblieben, denn wenn wir ſelbſt das Wunderbarſte, von dem wir täglich umgeben, deshalb nicht mehr ſo nennen wollen, weil wir einer Reihe von Erſcheinungen die Regel der cykliſchen Wiederkehr abgelauert haben, ſo fährt doch oft durch jenen Kreis ein Phänomen, das all' unſre Klugheit zu Schanden macht, und an das wir, weil wir es nicht zu erfaſſen vermögen, in ſtumpfſinniger Verſtocktheit nicht glauben. Hartnäckig leugnen wir dem innern Auge deshalb die Erſcheinung ab, weil ſie zu durchſichtig war, um ſich auf der rauhen Fläche des äußern Auges abzuſpiegeln. — Jenen ſeltſamen Maler rechne ich zu den außerordentlichen Erſcheinungen, die jeder erlauerten Regel ſpotten; ich bin zweifelhaft, ob ſeine körperliche Erſcheinung das iſt, was wir wahr nennen. So viel iſt gewiß, daß niemand die gewöhnlichen Funktionen des Lebens bei ihm bemerkt hat. Auch ſah ich ihn niemals ſchreiben oder zeichnen, unerachtet im Buch, worin er nur zu leſen ſchien, jedesmal, wenn er bei uns geweſen, mehr Blätter als vorher beſchrieben waren. Seltſam iſt es auch, daß mir Alles im Buche nur verworrenes Gekritzel, undeutliche Skizze eines phantaſtiſchen Malers zu ſein ſchien, und nur dann erſt erkennbar und lesbar wurde, als Du, mein lieber Bruder Medardus! mir gebeichtet hatteſt. — Nicht näher darf ich mich darüber auslaſſen, was ich Rückſichts des Malers ahne und glaube. Du ſelbſt wirſt es errathen, oder vielmehr das Geheimniß wird ſich Dir von ſelbſt aufthun. Gehe, erkräftige Dich, und fühlſt Du Dich, wie ich glaube, daß es in wenigen Tagen geſchehen wird, im Geiſte aufgerichtet, ſo erhältſt Du von mir des fremden Malers wunderbares Buch.

Ich that nach dem Willen des Priors, ich aß mit den Brüdern, ich unterließ die Kaſteiungen und beſchränkte mich auf inbrünſtiges Gebet an den Altären der Heiligen. Blutete auch meine Herzenswunde fort, wurde auch nicht milder der Schmerz, der aus dem Innern heraus mich durchbohrte, ſo verließen mich doch die entſetzlichen Traumbilder, und oft, wenn ich, zum Tode matt, auf dem harten Lager ſchaflos lag, umwehte es mich, wie mit Engelsfittigen, und ich ſah die holde Geſtalt der lebenden Aurelie, die, himmliſches Mitleiden im Auge voll Thränen, ſich über mich hinbeugte. Sie ſtreckte die Hand, wie mich beſchirmend, aus über mein Haupt, da ſenkten ſich meine Augenlider, und ein ſanfter erquickender Schlummer goß neue Lebenskraft in meine Adern. Als der Prior bemerkte, daß mein Geiſt wieder einige Spannung gewonnen, gab er mir des Malers Buch, und ermahnte mich, es aufmerkſam in ſeiner Zelle zu leſen. — Ich ſchlug es auf, und das erſte, was mir ins Auge fiel, waren die in Umriſſen angedeuteten und dann in Licht und Schatten ausgeführten Zeichnungen der Freſko-Gemälde in der heiligen Linde. Nicht das mindeſte Erſtaunen, nicht die mindeſte Begierde, ſchnell das Räthſel zu löſen, regte ſich in mir. Nein! — es gab kein Räthſel für mich, längſt wußte ich ja Alles, was in dieſem Malerbuch aufbewahrt worden. Das, was der Maler auf den letzten Seiten des Buchs in kleiner, kaum lesbarer bunt gefärbter Schrift zuſammengetragen hatte, waren meine Träume, meine Ahnungen, nur deutlich, beſtimmt in ſcharfen Zügen dargeſtellt, wie ich es niemals zu thun vermochte.

Eingeſchaltete Anmerkung des Herausgebers.

Bruder Medardus fährt hier, ohne ſich weiter auf das, was er im Malerbuche fand, einzulaſſen, in ſeiner Erzählung fort, wie er Abſchied nahm von dem in ſeine Geheimniſſe eingeweihten Prior und von den freundlichen Brüdern, und wie er nach Rom pilgerte, und überall, in St. Peter, in St. Sebaſtian und Laurenz, in St. Giovani a

Laterane, in Sankta Maria Maggiore u. ſ. w. an allen Altären kniete und betete, wie er ſelbſt des Papſtes Aufmerkſamkeit erregte, und endlich in einen Geruch der Heiligkeit kam, der ihn — da er jetzt wirklich ein reuiger Sünder worden, und wohl fühlte, daß er nichts mehr als das ſey — von Rom vertrieb. Wir, ich meine Dich und mich, mein günſtiger Leſer, wiſſen aber viel zu wenig deutliches von den Ahnungen und Träumen des Bruders Medardus, als daß wir, ohne zu leſen, was der Maler aufgeſchrieben, auch nur im mindeſten das Band zuſammen zu knüpfen vermöchten, welches die verworren aus einander laufenden Fäden der Geſchichte des Medardus, wie in einen Knoten einigt. Ein beſſeres Gleichniß übrigens iſt es, daß uns der Fokus fehlt, aus dem die verſchiedenen bunten Strahlen brachen. Das Manuſcript des ſeligen Capuziners war in altes vergelbtes Pergament eingeſchlagen, und dies Pergament mit kleiner, beinahe unleſerlicher Schrift beſchrieben, die, da ſich darin eine ganz ſeltſame Hand kund that, meine Neugierde nicht wenig reizte. Nach vieler Mühe gelang es mir, Buchſtaben und Worte zu entziffern, und wie erſtaunte ich, als es mir klar wurde, daß es jene im Malerbuch aufgezeichnete Geſchichte ſei, von der Medardus ſpricht. Im alten Italieniſch iſt ſie beinahe Chronikenartig und ſehr aphoriſtiſch geſchrieben. Der ſeltſame Ton klingt im Deutſchen nur rauh und dumpf, wie ein geſprungenes Glas, doch war es nöthig, zum Verſtändniß des Ganzen hier die Ueberſetzung einzuſchalten; dies thue ich, nachdem ich nur noch folgendes wehmüthigſt bemerkt. Die fürſtliche Familie, aus der jener oft genannte Franceſko abſtammte, lebt noch in Italien, und eben ſo leben noch die Nachkömmlinge des Fürſten, in deſſen Reſidenz ſich Medardus aufhielt. Unmöglich war es daher, die Namen zu nennen, und unbehülflicher, ungeſchickter iſt Niemand auf der ganzen Welt, als derjenige, der Dir, günſtiger Leſer, dies Buch in die Hände giebt, wenn er Namen erdenken ſoll da, wo ſchon wirkliche, und zwar ſchön und romantiſch tönende, vorhanden ſind, wie es hier der Fall war. Bezeichneter Herausgeber gedachte ſich ſehr gut mit dem: der Fürſt, der Baron u. ſ. w. herauszuhelfen, nun aber der alte Maler die geheimnißvollſten, verwickeltſten Familienverhältniſſe ins Klare ſtellt, ſieht er wohl ein, daß er mit den allgemeinen Bezeichnungen nicht vermag ganz verſtändlich zu werden. Er müßte den einfachen Chroniken-Choral des Malers mit allerlei Erklärungen und Zurechtweiſungen, wie mit krauſen Figuren, verſchnörkeln und verbrämen. — Ich trete in die Perſon des Herausgebers, und bitte Dich, günſtiger Leſer, Du wolleſt, ehe Du weiter lieſeſt, folgendes Dir gütigſt merken. Camillo, Fürſt von P., tritt als Stammvater der Familie auf, aus der Francesco, des Medardus Vater ſtammt. Theodor, Fürſt von W., iſt der Vater des Fürſten Alexander von W., an deſſen Hofe ſich Medardus aufhielt. Sein Bruder Albert, Fürſt von W., vermählte ſich mit der italieniſchen Prinzeſſin Giazinta B. Die Familie des Barons F. im Gebirge iſt bekannt, und nur zu bemerken, daß die Baroneſſe von F. aus Italien abſtammte, denn ſie war die Tochter des Grafen Pietro S., eines Sohnes des Grafen Filippo S. Alles wird ſich, lieber Leſer, nun klärlich darthun, wenn Du dieſe wenigen Vornamen und Buchſtaben im Sinn behältſt. Es folgt nunmehr, ſtatt der Fortſetzung der Geſchichte,

das Pergamentblatt des alten Malers.

— — — Und es begab ſich, daß die Republik Genua, hart bedrängt von den algieriſchen Corſaren, ſich an den großen Seehelden Camillo, Fürſten von P., wandte, daß er mit vier wohl ausgerüſteten und bemannten Galleonen einen Streifzug gegen die verwegenen Räuber unternehmen möge. Camillo, nach ruhmvollen Thaten dürſtend, ſchrieb ſofort an ſeinen älteſten Sohn Francesko, daß er kommen möge, in des Vaters Abweſenheit das Land zu regieren. Francesko übte in Leonardo da Vinci's Schule die Malerei, und der Geiſt der Kunſt hatte ſich ſeiner ſo ganz und gar bemächtigt, daß er nichts anderes denken konnte. Daher hielt er auch die Kunſt höher, als alle Ehre und Pracht auf Erden, und alles übrige Thun und Treiben der Menſchen erſchien ihm als ein klägliches Bemühen um eitlen Tand. Er konnte von der Kunſt und von dem Meiſter, der ſchon hoch in den Jahren war, nicht laſſen, und ſchrieb daher dem Vater zurück, daß er wohl den Pinſel, aber nicht den Szepter zu führen verſtehe, und bei Leonardo bleiben wolle. Da war der alte ſtolze Fürſt Camillo hoch erzürnt, ſchalt den Sohn einen unwürdigen Thoren, und ſchickte vertraute Diener ab, die den Sohn zurückbringen ſollten. Als nun aber Francesko ſtandhaft verweigerte, zurückzukehren, als er erklärte, daß ein Fürſt, von allem Glanz des Thrones umſtrahlt, ihm nur ein elendiglich Weſen dünke gegen einen tüchtigen Maler, und daß die größten Kriegesthaten nur ein grauſames irdiſches Spiel wären, dagegen die Schöpfung des Malers die reine Abſpiegelung des ihm inwohnenden göttlichen Geiſtes ſey, da ergrimmte der Seeheld Camillo und ſchwur, daß er den Franceſko verſtoßen und ſeinem jüngern Bruder Zenobio die Nachfolge zuſichern wolle. Franceſko war damit gar zufrieden, ja er trat in einer Urkunde ſeinem jüngern Bruder die Nachfolge auf den fürſtlichen Thron mit aller Form und Feierlichkeit ab, und ſo begab es ſich, daß, als der alte Fürſt Camillo in einem harten blutigen Kampfe mit den Algierern ſein Leben verloren hatte, Zenobio zur Regierung kam, Franceſko dagegen, ſeinen fürſtlichen Stand und Namen verläugnend, ein Maler wurde, und von einem kleinen Jahrgehalt, den ihm der regierende Bruder ausgeſetzt, kümmerlich genug lebte. Franceſko war ſonſt ein ſtolzer, übermüthiger Jüngling geweſen, nur der alte Leonardo zähmte ſeinen wilden Sinn, und als Franceſko dem fürſtlichen Stand entſagt hatte, wurde er Leonardo's frommer, treuer Sohn. Er half dem Alten manch' wichtiges großes Werk vollenden, und es geſchah, daß der Schüler, ſich hinaufſchwingend zu der Höhe des Meiſters, berühmt wurde, und manches Altarblatt für Kirchen und Klöſter malen mußte. Der alte Leonardo ſtand ihm treulich bei mit Rath und That, bis er denn endlich im hohen Alter ſtarb. Da brach, wie ein lange mühſam unterdrücktes Feuer, in dem Jüngling Franceſko wieder der Stolz und Uebermuth hervor. Er hielt ſich für den größten Maler ſeiner Zeit und die erreichte Kunſtvollkommenheit mit ſeinem Stande paarend, nannte er ſich ſelbſt den fürſtlichen Maler. Von dem alten Leonardo ſprach er verächtlich, und ſchuf, abweichend von dem frommen, einfachen Styl, ſich eine neue Manier, die mit der Ueppigkeit der Geſtalten und dem prahlenden Farbenglanz die Augen der Menge verblendete, deren übertriebene Lobſprüche ihn immer eitler und übermüthiger machten. Es geſchah, daß er zu Rom unter wilde ausſchweifende Jünglinge gerieth, und wie er nun in Allem der erſte und vorzüglichſte zu ſeyn begehrte, ſo war er bald im wilden Sturm des Laſters der rüſtigſte Segler. Ganz von der falſchen trügeriſchen Pracht des Heidenthums verführt, bildeten die Jünglinge, an deren Spitze Franceſko ſtand, einen geheimen Bund, in dem ſie, das Chriſtenthum auf frevelige Weiſe verſpottend, die Gebräuche der alten Griechen nachahmten und mit frechen Dirnen verruchte ſündhafte

Feſte feierten. Es waren Maler, aber noch mehr Bildhauer unter ihnen, die wollten nur von der antiken Kunſt etwas wiſſen und verlachten Alles, was neue Künſtler, von dem heiligen Chriſtenthum entzündet, zur Glorie deſſelben erfunden und herrlich ausgeführt hatten. Francesko malte in unheiliger Begeiſterung viele Bilder aus der lügenhaften Fabelwelt. Keiner als er vermochte, die buhleriſche Ueppigkeit der weiblichen Geſtalten ſo wahrhaft darzuſtellen, indem er von lebenden Modellen die Carnation, von den alten Marmorbildern aber Form und Bildung entnahm. Statt, wie ſonſt, in den Kirchen und Klöſtern ſich an den herrlichen Bildern der alten frommen Meiſter zu erbauen, und ſie mit künſtleriſcher Andacht aufzunehmen in ſein Inneres, zeichnete er ämſig die Geſtalten der lügneriſchen Heidengötter nach. Von keiner Geſtalt war er aber ſo ganz und gar durchdrungen, als von einem berühmten Venusbilde, das er ſtets in Gedanken trug. Das Jahrgehalt, das Zenobio dem Bruder ausgeſetzt hatte, blieb einmal länger als gewöhnlich aus, und ſo kam es, daß Francesko bei ſeinem wilden Leben, das ihm allen Verdienſt ſchnell hinweg raffte, und das er doch nicht laſſen wollte, in arge Geldnoth gerieth. Da gedachte er, daß vor langer Zeit ihm ein Capuzinerkloſter aufgetragen hatte, für einen hohen Preis das Bild der heiligen Roſalia zu malen, und er beſchloß, das Werk, das er aus Abſcheu gegen alle chriſtliche Heiligen nicht unternehmen wollte, nun ſchnell zu vollenden um das Geld zu erhalten. Er gedachte die Heilige nackt, und in Form und Bildung des Geſichts jenem Venusbilde gleich, darzuſtellen. Der Entwurf gerieth über die Maaßen wohl, und die freveligen Jünglinge prieſen hoch Francesko's verruchten Einfall, den frommen Mönchen, ſtatt der chriſtlichen Heiligen, ein heidniſches Götzenbild in die Kirche zu ſtellen. Aber wie Francesko zu malen begann, ſiehe, da geſtaltete ſich alles anders, als er es in Sinn und Gedanken getragen, und ein mächtigerer Geiſt überwältigte den Geiſt der ſchnöden Lüge der ihn beherrſcht hatte. Das Geſicht eines Engels aus dem hohen Himmelreiche fing an, aus düſtern Nebeln hervor zu dämmern; aber als wie von ſcheuer Angſt, das Heilige zu verletzen und dann dem Strafgericht des Herrn zu erliegen, ergriffen, wagte Francesko nicht, das Geſicht zu vollenden, und um den nackt gezeichneten Körper legten in anmuthigen Falten ſich züchtige Gewänder, ein dunkelrothes Kleid und ein azurblauer Mantel. Die

Capuzinermönche hatten in dem Schreiben an den Maler Franceſko nur des Bildes der heiligen Roſalia gedacht, ohne weiter zu beſtimmen, ob dabei nicht eine denkwürdige Geſchichte ihres Lebens der Vorwurf des Malers ſeyn ſolle, und eben daher hatte Franceſko auch nur in der Mitte des Blatts die Geſtalt der Heiligen entworfen; aber nun malte er, vom Geiſte getrieben, allerlei Figuren rings umher, die ſich wunderbarlich zuſammenfugten, um das Martyrium der Heiligen darzuſtellen. Franceſko war in ſein Bild ganz und gar verſunken, oder vielmehr das Bild war ſelbſt der mächtige Geiſt worden, der ihn mit ſtarken Armen umfaßte und emporhielt über das frevelige Weltleben, das er bisher getrieben. Nicht zu vollenden vermochte er aber das Geſicht der Heiligen, und das wurde ihm zu einer hölliſchen Qual, die, wie mit ſpitzen Stacheln, in ſein inneres Gemüth bohrte. Er gedachte nicht mehr des Venusbildes, wohl aber war es ihm, als ſähe er den alten Meiſter Leonardo, der ihn anblickte mit kläglicher Geberde, und ganz ängſtlich und ſchmerzlich ſprach: Ach, ich wollte Dir wohl helfen, aber ich darf es nicht, Du mußt erſt entſagen allem ſündhaften Streben, und in tiefer Reue und Demuth die Fürbitte der Heiligen erflehen, gegen die Du gefrevelt haſt. — Die Jünglinge, welche Franceſko ſo lange geflohen, ſuchten ihn auf in ſeiner Werkſtatt und fanden ihn, wie einen ohnmächtigen Kranken, ausgeſtreckt auf ſeinem Lager liegen. Da aber Franceſko ihnen ſeine Noth klagte, wie er, als habe ein böſer Geiſt ſeine Kraft gebrochen, nicht das Bild der heiligen Roſalia fertig zu machen vermöge, da lachten ſie alle auf und ſprachen: „ei mein Bruder, wie biſt Du denn mit einemmal ſo krank worden? — Laßt uns dem Aeskulap und der freundlichen Hygeia ein Weinopfer bringen, damit jener Schwache dort geneſe!“ Es wurde Syrakuſer Wein gebracht, womit die Jünglinge die Trinkſchaalen füllten, und, vor dem unvollendeten Bilde den heidniſchen Göttern Libationen darbringend, ausgoſſen. Aber als ſie dann wacker zu zechen begannen, und dem Franceſko Wein darboten, da wollte dieſer nicht trinken, und nicht Theil nehmen an dem Gelage der wilden Brüder, unerachtet ſie Frau Venus hoch leben ließen! Da ſprach einer unter ihnen: „Der thörigte Maler da iſt wohl wirklich in ſeinen Gedanken und Gliedmaßen krank, und ich muß nur einen Doktor herbeiholen.“ Er warf ſeinen Mantel um, ſteckte ſeinen Stoßdegen an und ſchritt zur

Thüre hinaus. Es hatte aber nur wenige Augenblicke gedauert, als er wieder hereintrat und ſagte: „Ei ſeht doch nur, ich bin ja ſelbſt ſchon der Arzt, der jenen Siechling dort heilen will.“ Der Jüngling, der gewiß einem alten Arzt in Gang und Stellung recht ähnlich zu ſeyn begehrte, trippelte mit gekrümmten Knien einher, und hatte ſein jugendliches Geſicht ſeltſamlich in Runzeln und Falten verzogen, ſo daß er anzuſehen war, wie ein alter recht häßlicher Mann, und die Jünglinge ſehr lachten und riefen: „Ei ſeht doch, was der Doktor für gelehrte Geſichter zu ſchneiden vermag!“ Der Doktor näherte ſich dem kranken Franceſko, und ſprach mit rauher Stimme und verhöhnendem Ton: „Ei, Du armer Geſelle, ich muß Dich wohl aufrichten aus trübſeliger Ohnmacht! — Ei, Du erbärmlicher Geſelle, wie ſiehſt Du doch ſo blaß und krank aus, der Frau Venus wirſt Du ſo nicht gefallen! — Kann ſeyn, daß Donna Roſalia ſich Deiner annehmen wird, wenn Du geſundet! — Du ohnmächtiger Geſelle, nippe von meiner Wunder-Arzeney. Da Du Heilige malen willſt, wird Dich mein Trank wohl zu erkräftigen vermögen, es iſt Wein aus dem Keller des heiligen Antonius.“ Der angebliche Doktor hatte eine Flaſche unter dem Mantel hervorgezogen, die er jetzt öffnete. Es ſtieg ein ſeltſamlicher Duft aus der Flaſche, der die Jünglinge betäubte, ſo daß ſie, wie von Schläfrigkeit übernommen, in die Seſſel ſanken und die Augen ſchloſſen. Aber Franceſko riß in wilder Wuth, verhöhnt zu ſeyn als ein ohnmächtiger Schwächling, die Flaſche dem Doktor aus den Händen und trank in vollen Zügen. „Wohl bekomm Dir's,“ rief der Jüngling, der nun wieder ſein jugendliches Geſicht und ſeinen kräftigen Gang angenommen hatte. Dann rief er die andern Jünglinge aus dem Schlafe auf, worin ſie verſunken, und ſie taumelten mit ihm die Treppe hinab. — So wie der Berg Veſuv in wildem Brauſen verzehrende Flammen ausſprüht, ſo tobte es jetzt in Feuerſtrömen heraus aus Franceſko's Innern. Alle heidniſche Geſchichten, die er jemals gemalt, ſah er vor Augen, als ob ſie lebendig worden, und er rief mit gewaltiger Stimme: „Auch Du mußt kommen, meine geliebte Göttin, Du mußt leben und mein ſeyn, oder ich weihe mich den unterirdiſchen Göttern!“ Da erblickte er Frau Venus, dicht vor dem Bilde ſtehend, und ihm freundlich zuwinkend. Er ſprang auf von ſeinem Lager, und begann an dem Kopfe der heiligen Roſalia zu malen, weil er nun der Frau

Venus reizendes Angeſicht ganz getreulich abzukonterfeyen gedachte. Es war ihm ſo, als könne der feſte Wille nicht gebieten der Hand, denn immer glitt der Pinſel ab von den Nebeln, in denen der Kopf der heiligen Roſalia eingehüllt war, und ſtrich unwillkürlich an den Häuptern der barbariſchen Männer, von denen ſie umgeben. Und doch kam das himmliſche Antlitz der Heiligen immer ſichtbarlicher zum Vorſchein, und blickte den Francesko plötzlich mit ſolchen lebendigſtrahlenden Augen an, daß er, wie von einem herabfahrenden Blitze tödtlich getroffen, zu Boden ſtürzte. Als er wieder nur etwas weniges ſeiner Sinnen mächtig worden, richtete er ſich mühſam in die Höhe, er wagte jedoch nicht, nach dem Bilde, das ihm ſo ſchrecklich worden, hinzublicken, ſondern ſchlich mit geſenktem Haupte nach dem Tiſche, auf dem des Doktors Weinflaſche ſtand, aus der er einen tüchtigen Zug that. Da war Francesko wieder ganz erkräftigt, er ſchaute nach ſeinem Bilde, es ſtand, bis auf den letzten Pinſelſtrich vollendet, vor ihm, und nicht das Antlitz der heiligen Roſalia, ſondern das geliebte Venusbild lachte ihn mit üppigem Liebesblicke an. In demſelben Augenblick wurde Francesko von wilden freveligen Trieben entzündet. Er heulte vor wahnſinniger Begier, er gedachte des heidniſchen Bildhauers Pygmalion, deſſen Geſchichte er gemalt, und flehte ſo wie er zur Frau Venus, daß ſie ſeinem Bilde Leben einhauchen möge. Bald war es ihm auch, als finge das Bild an ſich zu regen, doch als er es in ſeine Arme faſſen wollte, ſah er wohl, daß es todte Leinewand geblieben. Dann zerraufte er ſein Haar und gebehrdete ſich wie einer, der von dem Satan beſeſſen. Schon zwei Tage und zwei Nächte hatte es Francesko ſo getrieben; am dritten Tag, als er, wie eine erſtarrte Bildſäule, vor dem Bilde ſtand, ging die Thüre ſeines Gemachs auf, und es rauſchte hinter ihm wie mit weiblichen Gewändern. Er drehte ſich um und erblickte ein Weib, das er für das Original ſeines Bildes erkannte. Es wären ihm ſchier die Sinne vergangen, als er das Bild, welches er aus ſeinen innerſten Gedanken nach einem Marmorbilde erſchaffen, nun lebendig vor ſich in aller nur erdenklichen Schönheit erblickte, und es wandelte ihn beinahe ein Grauſen an, wenn er das Gemälde anſah, das nun wie eine getreuliche Abſpiegelung des fremden Weibes erſchien. Es geſchah ihm dasjenige, was die wunderbarliche Erſcheinung eines Geiſtes zu bewirken pflegt, die Zunge war ihm gebunden, und er fiel lautlos vor der Fremden auf die Kniee und hob die Hände wie anbetend zu ihr empor. Das fremde Weib richtete ihn aber lächelnd auf und ſagte ihm, daß ſie ihn ſchon damals, als er in der Malerſchule des alten Leonardo da Vinci geweſen, als ein kleines Mädchen oftmals geſehen und eine unſägliche Liebe zu ihm gefaßt habe. Eltern und Verwandte habe ſie nun verlaſſen, und ſey allein nach Rom gewandert, um ihn wiederzufinden, da eine in ihrem Innern ertönende Stimme ihr geſagt habe, daß er ſie ſehr liebe und ſie aus lauter Sehnſucht und Begierde abkonterfeyt habe, was denn, wie ſie jetzt ſehe, auch wirklich wahr ſey. Francesko merkte nun, daß ein geheimnißvolles Seelenverſtändniß mit dem fremden Weibe obgewaltet, und daß dieſes Verſtändniß das wunderbare Bild und ſeine wahnſinnige Liebe zu demſelben geſchaffen hatte. Er umarmte das Weib voll inbrünſtiger Liebe, und wollte ſie ſogleich nach der Kirche führen, damit ein Prieſter ſie durch das heilige Sakrament der Ehe auf ewig binde. Davor ſchien ſich das Weib aber zu entſetzen, und ſie ſprach: „Ei, mein geliebter Francesko, biſt Du denn nicht ein wackrer Künſtler, der ſich nicht feſſeln läßt von den Banden der chriſtlichen Kirche? Biſt Du nicht mit Leib und Seele dem freudigen friſchen Alterthum und ſeinen dem Leben freundlichen Göttern zugewandt? Was geht unſer Bündniß die traurigen Prieſter an, die in düſtern Hallen ihr Leben in hoffnungsloſer Klage verjammern? Laß uns heiter und hell das Feſt unſerer Liebe feiern. Francesko wurde von dieſen Reden des Weibes verführt, und ſo geſchah es, daß er mit den von ſündigem, freveligem Leichtſinn befangenen Jünglingen, die ſich ſeine Freunde nannten, noch an demſelben Abende ſein Hochzeitsfeſt mit dem fremden Weibe nach heidniſchen Gebräuchen beging. Es fand ſich, daß das Weib eine Kiſte mit Kleinodien und baarem Gelde mitgebracht hatte, und Francesko lebte mit ihr, in ſündlichen Genüſſen ſchwelgend, und ſeiner Kunſt entſagend, lange Zeit hindurch. Das Weib fühlte ſich ſchwanger und blühte nun erſt immer herrlicher und herrlicher in leuchtender Schönheit auf, ſie ſchien ganz und gar das erweckte Venusbild, und Francesko vermochte kaum, die üppige Luſt ſeines Lebens zu ertragen. Ein dumpfes angſtvolles Stöhnen weckte in einer Nacht den Francesko aus dem Schlafe; als er erſchrocken aufſprang und mit der Leuchte in der Hand nach ſeinem Weibe ſah, hatte ſie ihm ein Knablein geboren. Schnell mußten die

Diener eilen, um Wehmutter und Arzt herbeizurufen. Franceſko nahm das Kind von dem Schooße der Mutter, aber in demſelben Augenblick ſtieß das Weib einen entſetzlichen, durchdringenden Schrei aus und krümmte ſich, wie von gewaltigen Fäuſten gepackt, zuſammen. Die Wehmutter kam mit ihrer Dienerin, ihr folgte der Arzt; als ſie nun aber dem Weibe Hülfe leiſten wollten, ſchauderten ſie entſetzt zurück, denn das Weib war zum Tode erſtarrt, Hals und Bruſt durch blaue, garſtige Flecke verunſtaltet, und ſtatt des jungen ſchönen Geſichts erblickten ſie ein gräßlich verzerrtes runzliges Geſicht mit offnen heraus ſtarrenden Augen. Auf das Geſchrei, das die beiden Weiber erhoben, liefen die Nachbarsleute herzu, man hatte von jeher von dem fremden Weibe allerlei ſeltſames geſprochen; die üppige Lebensart, die ſie mit Franceſko führte, war Allen ein Greuel geweſen, und es ſtand daran, daß man ihr ſündhaftes Beiſammenſein ohne prieſterliche Einſegnung, den geiſtlichen Gerichten anzeigen wollte. Nun, als ſie die gräßlich entſtellte Todte ſahen, war es Allen gewiß, daß ſie im Bündniß mit dem Teufel gelebt, der ſich jetzt ihrer bemächtigt habe. Ihre Schönheit war nur ein lügneriſches Trugbild verdammter Zauberei geweſen. Alle Leute die gekommen, flohen erſchreckt von dannen, keiner mochte die Todte anrühren. Franceſko wußte nun wohl, mit wem er es zu thun gehabt hatte, und es bemächtigte ſich ſeiner eine entſetzliche Angſt. Alle ſeine Frevel ſtanden ihm vor Augen, und das Strafgericht des Herrn begann hier ſchon auf Erden, da die Flammen der Hölle in ſeinem Innern aufloderten.

Des andern Tages kam ein Abgeordneter des geiſtlichen Gerichts, mit den Häſchern, und wollte den Franceſko verhaften, da erwachte aber ſein Muth und ſtolzer Sinn, er ergriff ſeinen Stoßdegen, machte ſich Platz und entrann. Eine gute Strecke von Rom fand er eine Höhle, in die er ſich ermüdet und ermattet verbarg. Ohne ſich deſſen deutlich bewußt zu ſein, hatte er das neugeborne Knäblein in den Mantel gewickelt und mit ſich genommen. Voll wilden Ingrimms wollte er das, von dem teufliſchen Weibe ihm geborene Kind an den Steinen zerſchmettern, aber indem er es in die Höhe hob, ſtieß es klägliche bittende Töne aus, und es wandelte ihn tiefes Mitleid an, er legte das Knäblein auf weiches Moos und tröpfelte ihm den Saft einer Pommeranze ein, die er bei ſich getragen. Franceſko hatte, gleich einem büßenden Einſiedler, mehrere Wochen in der Höhle zugebracht, und ſich abwendend von dem ſündlichen Frevel, in dem er gelebt, inbrünſtig zu den Heiligen gebetet. Aber vor allen Anderen rief er die von ihm ſchwer beleidigte Roſalia an, daß ſie vor dem Throne des Herrn ſeine Fürſprecherin ſein möge. Eines Abends lag Francesko, in der Wildniß betend, auf den Knien, und ſchaute in die Sonne, welche ſich tauchte in das Meer, das in Weſten ſeine rothen Flammenwellen emporſchlug. Aber, ſo wie die Flammen verblaßten im grauen Abendnebel, gewahrte Francesko in den Lüften einen leuchtenden Roſenſchimmer, der ſich bald zu geſtalten begann. Von Engeln umgeben ſah Francesko die heilige Roſalia, wie ſie auf einer Wolke kniete, und ein ſanftes Säuſeln und Rauſchen ſprach die Worte: „Herr, vergieb dem Menſchen, der in ſeiner Schwachheit und Ohnmacht nicht zu widerſtehen vermochte den Lockungen des Satans.“ Da zuckten Blitze durch den Roſenſchimmer, und ein dumpfer Donner ging dröhnend durch das Gewölbe des Himmels: „Welcher ſündige Menſch hat gleich dieſem gefrevelt! Nicht Gnade, nicht Ruhe im Grabe ſoll er finden, ſo lange der Stamm, den ſein Verbrechen erzeugte, fortwuchert in freveliger Sünde!“ — — Francesko ſank nieder in den Staub, denn er wußte wohl, daß nun ſein Urtheil geſprochen, und ein entſetzliches Verhängniß ihn troſtlos umhertreiben werde. Er floh, ohne des Knäbleins in der Höhle zu gedenken, von dannen, und lebte, da er nicht mehr zu malen vermochte, im tiefen, jammervollen Elend. Manchmal kam es ihm in den Sinn, als müſſe er, zur Glorie der chriſtlichen Religion, herrliche Gemälde ausführen, und er dachte große Stücke in der Zeichnung und Färbung aus, die die heiligen Geſchichten der Jungfrau und der heiligen Roſalia darſtellen ſollten; aber wie konnte er ſolche Malerei beginnen, da er keinen Skudo beſaß, um Leinwand und Farben zu kaufen, und nur von dürftigen Almoſen, an den Kirchenthüren geſpendet, ſein qualvolles Leben durchbrachte. Da begab es ſich, daß als er einſt in einer Kirche, die leere Wand anſtarrend, in Gedanken malte, zwei in Schleier gehüllte Frauen auf ihn zutraten, von denen eine mit holder Engelsſtimme ſprach: „In dem fernen Preußen iſt der Jungfrau Maria, da wo die Engel des Herrn ihr Bildniß auf einen Lindenbaum niederſetzten, eine Kirche erbaut worden, die noch des Schmuckes der Malerei entbehrt. Ziehe hin, die Ausübung Deiner Kunſt ſey Dir heilige Andacht, und Deine zerriſſene Seele wird gelabt werden mit himmliſchem Troſt.“ — Als Franceſko aufblickte zu den Frauen, gewahrte er, wie ſie in ſanftleuchtenden Strahlen zerfloſſen, und ein Lilien- und Roſenduft die Kirche durchſtrömte. Nun wußte Franceſko wer die Frauen war, und wollte den andern Morgen ſeine Pilgerfahrt beginnen. Aber noch am Abende deſſelben Tages fand ihn, nach vielem Mühen, ein Diener Zenobio's auf, der ihm ein zweijähriges Gehalt auszahlte, und ihn einlud an den Hof ſeines Herrn. Doch nur eine geringe Summe behielt Franceſko, das übrige theilte er aus an die Armen und machte ſich auf nach dem fernen Preußen. Der Weg führte ihn über Rom, und er kam in das nicht ferne davon gelegene Capuzinerkloſter, für welches er die heilige Roſalia gemalt hatte. Er ſah auch das Bild in den Altar eingefugt, doch bemerkte er, bei näherer Betrachtung, daß es nur eine Copie ſeines Gemäldes war. Das Original hatten, wie er erfuhr, die Mönche nicht behalten mögen, wegen der ſonderbaren Gerüchte, die man von dem entflohenen Maler verbreitete, aus deſſen Nachlaß ſie das Bild bekommen, ſondern daſſelbe nach genommener Copie, an das Capuzinerkloſter in B. verkauft. Nach beſchwerlicher Pilgerfahrt langte Franceſko in dem Kloſter der heiligen Linde in Oſtpreußen an, und erfüllte den Befehl, den ihm die heilige Jungfrau ſelbſt gegeben. Er malte die Kirche ſo wunderbarlich aus, daß er wohl einſah, wie der Geiſt der Gnade in ihm zu wirken beginne. Troſt des Himmels floß in ſeine Seele.

Es begab ſich, daß der Graf Filippo S. auf der Jagd in einer abgelegenen wilden Gegend von einem böſen Unwetter überfallen wurde. Der Sturm heulte durch die Klüfte, der Regen goß in Strömen herab, als ſolle in einer neuen Sündfluth Menſch und Thier untergehen; da fand Graf Filippo eine Höhle, in die er ſich, ſammt ſeinem Pferde, das er mühſam hineinzog, rettete. Schwarzes Gewölk hatte ſich über den ganzen Horizont gelegt, daher war es, zumal in der Höhle, ſo finſter, daß Graf Filippo nichts unterſcheiden und nicht entdecken konnte, was dicht neben ihm ſo raſchle und rauſche. Er war voll Bangigkeit, daß wohl ein wildes Thier in der Höhle verborgen ſein könne, und zog ſein Schwert, um jeden Angriff abzuwehren. Als aber das Unwetter vorüber, und die Sonnenſtrahlen in die Höhle fielen, gewahrte er zu ſeinem Erſtaunen, daß neben ihm auf einem Blätterlager ein nacktes Knäblein lag und ihn mit hellen funkelnden Augen anſchaute. Neben ihm ſtand ein Becher von Elfenbein, in dem der Graf Filippo noch einige Tropfen duftenden Weines fand, die das Knäblein begierig einſog. Der Graf ließ ſein Horn ertönen, nach und nach ſammelten ſich ſeine Leute, die hierhin, dorthin geflüchtet waren, und man wartete auf des Grafen Befehl, ob ſich nicht derjenige, der das Kind in die Höhle gelegt, einfinden würde, es abzuholen. Als nun aber die Nacht einzubrechen begann, da ſprach der Graf Filippo: „Ich kann das Knäblein nicht hülflos liegen laſſen, ſondern will es mit mir nehmen, und daß ich dies gethan, überall bekannt machen laſſen, damit es die Eltern, oder ſonſt einer, der es in die Höhle legte, von mir abfordern kann.“ Es geſchah ſo; aber Wochen, Monate und Jahre vergingen, ohne daß ſich jemand gemeldet hätte. Der Graf hatte dem Findling in heiliger Taufe den Namen Francesko geben laſſen. Der Knabe wuchs heran und wurde an Geſtalt und Geiſt ein wunderbarer Jüngling, den der Graf, ſeiner ſeltenen Gaben wegen, wie ſeinen Sohn liebte, und ihm, da er kinderlos war, ſein ganzes Vermögen zuzuwenden gedachte. Schon fünf und zwanzig Jahre war Francesko alt worden, als der Graf Filippo in thörichter Liebe zu einem armen bildſchönen Fräulein entbrannte, und ſie heirathete, unerachtet ſie blutjung, er aber ſchon ſehr hoch in Jahren war. Francesko wurde alsbald von ſündhafter Begier nach dem Beſitze der Gräfin erfaßt, und unerachtet ſie gar fromm und tugendhaft war, und nicht die geſchworne Treue verletzen wollte, gelang es ihm doch endlich nach hartem Kampfe, ſie durch teufliſche Künſte zu verſtricken, ſo daß ſie ſich der frevelichen Luſt überließ, und er ſeinem Wohlthäter mit ſchwarzem Undank und Verrath lohnte. Die beiden Kinder, Graf Pietro und Gräfin Angiola, die der greiſe Filippo in vollem Entzücken der Vaterfreude an ſein Herz drückte, waren die Früchte des Frevels, der ihm, ſo wie der Welt, auf ewig verborgen blieb.

Von innerm Geiſte getrieben, trat ich zu meinem Bruder Zenobio und ſprach: „ich habe dem Throne entſagt, und ſelbſt dann, wenn Du kinderlos vor mir ſterben ſollteſt, will ich ein armer Maler bleiben und mein Leben in ſtiller Andacht, die Kunſt übend, hinbringen. Doch nicht fremdem Staat ſoll unſer Ländlein anheim fallen. Jener Francesko, den der Graf Filippo S. erzogen, iſt mein Sohn. Ich war es, der auf wilder Flucht ihn in der Höhle zurückließ, wo ihn der Graf fand. Auf dem elfenbeinernen Becher, der bei ihm ſtand, iſt unſer Wappen geſchnitzt, doch noch mehr als das ſchützt des Jünglings Bildung, die ihn als aus unſerer Familie abſtammend, getreulich bezeichnet, vor jedem Irrthum. Nimm, mein Bruder Zenobio! den Jüngling als Deinen Sohn auf, und er ſey Dein Nachfolger!“ — Zenobio's Zweifel, ob der Jüngling Francesko in rechtmäßiger Ehe erzeugt ſey, wurden durch die von dem Papſt ſanktionirte Adoptionsurkunde, die ich auswirkte, gehoben, und ſo geſchah es, daß meines Sohnes ſündhaftes, ehebrecheriſches Leben endete und er bald in rechtmäßiger Ehe einen Sohn erzeugte, den er Paolo Francesko nannte. — Gewuchert hat der verbrecheriſche Stamm auf verbrecheriſche Weiſe. Doch, kann meines Sohnes Reue nicht ſeine Frevel ſühnen? Ich ſtand vor ihm, wie das Strafgericht des Herrn, denn ſein Innerſtes lag vor mir offen und klar, und was der Welt verborgen, das ſagte mir der Geiſt, der mächtig und mächtiger wird in mir, und mich emporhebt über den brauſenden Wellen des Lebens, daß ich hinabzuſchauen vermag in die Tiefe, ohne daß dieſer Blick mich hinabzieht zum Tode.

Francesko's Entfernung brachte der Gräfin S. den Tod, denn nun erſt erwachte ſie zum Bewußtſeyn der Sünde, und nicht überſtehen konnte ſie den Kampf der Liebe zum Verbrecher, und der Reue über das, was ſie begangen. Graf Filippo wurde neunzig Jahr alt, dann ſtarb er als ein kindiſcher Greis. Sein vermeintlicher Sohn Pietro zog mit ſeiner Schweſter Angiola an den Hof Francesko's, der dem Zenobio gefolgt war. Durch glänzende Feſte wurde Paolo Francesko's Verlobung mit Vittoria, Fürſtin von M., gefeiert, als aber Pietro die Braut in voller Schönheit erblickte, wurde er in heftiger Liebe entzündet, und ohne der Gefahr zu achten, bewarb er ſich um Vittoria's Gunſt. Doch Paolo Francesko's Blicken entging Pietro's Beſtreben, da er ſelbſt in ſeine Schweſter Angiola heftig entbrannt war, die all' ſein Bemühen kalt zurückwies. Vittoria entfernte ſich von dem Hofe um, wie ſie vorgab, noch vor ihrer Heirath in ſtiller Einſamkeit ein heiliges Gelübde zu erfüllen. Erſt nach Ablauf eines Jahres kehrte ſie zurück, die Hochzeit ſollte vor ſich gehen, und gleich nach derſelben wollte Graf Pietro mit ſeiner Schweſter Angiola nach ſeiner Vaterſtadt zurückkehren. Paolo Francesko's Liebe zur Angiola war durch ihr ſtetes, ſtandhaftes Widerſtreben immer mehr entflammt worden, und artete jetzt aus in die wüthende Begier des wilden Thieres, die er nur durch den Gedanken des Genuſſes zu bezähmen vermochte. — So geſchah es, daß er durch den ſchändlichſten Verrath am Hochzeitstage, ehe er in die Brautkammer ging, Angiola in ihrem Schlafzimmer überfiel, und ohne daß ſie zur Beſinnung kam, denn Opiate hatte ſie beim Hochzeitmahl bekommen, ſeine frevelige Luſt befriedigte. Als Angiola durch die verruchte That dem Tod nahe gebracht wurde, da geſtand der von Gewiſſensbiſſen gefolterte Paolo Francesko ein, was er begangen. Im erſten Aufbrauſen des Zorns, wollte Pietro den Verräther niederſtoßen, aber gelähmt ſank ſein Arm nieder, da er daran dachte, daß ſeine Rache der That vorangegangen. Die kleine Giazinta, Fürſtin von B., allgemein für die Tochter der Schweſter Vittoria's geltend, war die Frucht des geheimen Verſtändniſſes, das Pietro mit Paolo Francesko's Braut unterhalten hatte. Pietro ging mit Angiola nach Deutſchland, wo ſie einen Sohn gebar, den man Franz nannte und ſorgfältig erziehen ließ. Die ſchuldloſe Angiola tröſtete ſich endlich über den entſetzlichen Frevel, und blühte wieder auf in gar herrlicher Anmuth und Schönheit. So kam es, daß der Fürſt Theodor von W. eine gar heftige Liebe zu ihr faßte, die ſie aus tiefer Seele erwiederte. Sie wurde in kurzer Zeit ſeine Gemahlin, und Graf Pietro vermählte ſich zu gleicher Zeit mit einem deutſchen Fräulein, mit der er eine Tochter erzeugte, ſo wie Angiola dem Fürſten zwei Söhne gebar. Wohl konnte ſich die fromme Angiola ganz rein im Gewiſſen fühlen, und doch verſank ſie oft in düſteres Nachdenken, wenn ihr, wie ein böſer Traum, Paolo Francesko's verruchte That in den Sinn kam, ja es war ihr oft ſo zu Muthe, als ſey ſelbſt die bewußtlos begangene Sünde ſtrafbar, und würde gerächt werden an ihr und ihren Nachkommen. Selbſt die Beichte und vollſtändige Abſolution konnte ſie nicht beruhigen. Wie eine himmliſche Eingebung kam ihr nach langer Qual der Gedanke, daß ſie alles ihrem Gemahl entdecken müſſe. Unerachtet ſie wohl ſich des ſchweren Kampfes verſah, den ihr das Geſtändniß des von dem Böſewicht Paolo Franceſko verübten Frevels koſten würde, ſo gelobte ſie ſich doch feierlich, den ſchweren Schritt zu wagen, und ſie hielt, was ſie gelobt hatte. Mit Entſetzen vernahm Fürſt Theodor die verruchte That, ſein Inneres wurde heftig erſchüttert, und der tiefe Ingrimm ſchien ſelbſt der ſchuldloſen Gemahlin bedrohlich zu werden. So geſchah es, daß ſie einige Monate auf einem entfernten Schloß zubrachte; während der Zeit bekämpfte der Fürſt die bittern Empfindungen, die ihn quälten, und es kam ſo weit, daß er nicht allein verſöhnt der Gemahlin die Hand bot, ſondern auch, ohne daß ſie es wußte, für Franzens Erziehung ſorgte. Nach dem Tode des Fürſten und ſeiner Gemahlin, wußte nur Graf Pietro und der junge Fürſt Alexander von W. um das Geheimniß von Franzens Geburt. Keiner der Nachkommlinge des Malers wurde jenem Franceſko, den Graf Filippo erzog, ſo ganz und gar ähnlich an Geiſt und Bildung als dieſer Franz. Ein wunderbarer Jüngling vom höheren Geiſte belebt, feurig und raſch in Gedanken und That. Mag des Vaters, mag des Ahnherrn Sünde nicht auf ihm laſten, mag er widerſtehen den böſen Verlockungen des Satans. Ehe Fürſt Theodor ſtarb, reiſeten ſeine beiden Söhne Alexander und Johann nach dem ſchönen Welſchland, doch nicht ſowohl offenbare Uneinigkeit, als verſchiedene Neigung, verſchiedenes Streben war die Urſache, daß die beiden Brüder ſich in Rom trennten. Alexander kam an Paolo Franceſko's Hof, und faßte ſolche Liebe zu Paolo's jüngſter mit Vittoria erzeugten Tochter, daß er ſich ihr zu vermählen gedachte. Fürſt Theodor wies indeſſen mit einem Abſcheu, der dem Fürſten Alexander unerklärlich war, die Verbindung zurück, und ſo kam es, daß erſt nach Theodors Tode Fürſt Alexander ſich mit Paolo Franceſko's Tochter vermählte. Prinz Johann hatte auf dem Heimwege ſeinen Bruder Franz kennen gelernt, und fand an dem Jünglinge, deſſen nahe Verwandtſchaft mit ihm er nicht ahnte, ſolches Behagen, daß er ſich nicht mehr von ihm trennen mochte. Franz war die Urſache, daß der Prinz, ſtatt heimzukehren nach der Reſidenz des Bruders, nach Italien zurückging. Das ewige unerforſchliche Verhängniß wollte es, daß Beide, Prinz Johann und Franz, Vittoria's und Pietro's Tochter Giazinta ſahen, und Beide in heftiger Liebe zu ihr entbrannten. — Das Verbrechen keimt, wer vermag zu widerſtehen den dunkeln Mächten.

Wohl waren die Sünden und Frevel meiner Jugend entſetzlich, aber durch die Fürſprache der Gebenedeiten und der heiligen Roſalia bin ich errettet vom ewigen Verderben, und es iſt mir vergönnt, die Qualen der Verdammniß zu erdulden hier auf Erden, bis der verbrecheriſche Stamm verdorret iſt und keine Früchte mehr trägt. Ueber geiſtige Kräfte gebietend drückt mich die Laſt des Irdiſchen nieder, und das Geheimniß der düſtern Zukunft ahnend, blendet mich der trügeriſche Farbenglanz des Lebens, und das blöde Auge verwirrt ſich in zerfließenden Bildern, ohne daß es die wahre innere Geſtaltung zu erkennen vermag! — Ich erblicke oft den Faden, den die dunkle Macht, ſich auflehnend gegen das Heil meiner Seele, fortſpinnt, und glaube thörigt ihn erfaſſen, ihn zerreißen zu können. Aber dulden ſoll ich, und gläubig und fromm in fortwährender reuiger Buße die Marter ertragen, die mir auferlegt worden um meine Miſſethaten zu ſühnen. Ich habe den Prinzen und Franz von Giazinta weggeſcheucht, aber der Satan iſt geſchäftig, dem Franz das Verderben zu bereiten, dem er nicht entgehen wird. — Franz kam mit dem Prinzen an den Ort, wo ſich Graf Pietro mit ſeiner Gemahlin und ſeiner Tochter Aurelie, die eben funfzehn Jahr alt worden, aufhielt. So wie der verbrecheriſche Vater Paolo Francesko in wilder Begier entbrannte, als er Angiola ſah, ſo loderte das Feuer verbotener Luſt auf in dem Sohn, als er das holde Kind Aurelie erblickte. Durch allerlei teufliſche Künſte der Verführung wußte er die fromme kaum erblühte Aurelie zu umſtricken, daß ſie mit ganzer Seele ihm ſich ergab, und ſie hatte geſündigt, ehe der Gedanke der Sünde aufgegangen in ihrem Innern. Als die That nicht mehr verſchwiegen bleiben konnte, da warf er ſich, wie voll Verzweiflung über das, was er begangen, der Mutter zu Füßen und geſtand alles. Graf Pietro, unerachtet ſelbſt in Sünde und Frevel befangen, hätte Franz und Aurelie ermordet. Die Mutter ließ den Franz ihren gerechten Zorn fühlen, indem ſie ihn mit der Drohung, die verruchte That dem Grafen Pietro zu entdecken, auf immer aus ihren und der verführten Tochter Augen verbannte. Es gelang der Gräfin die Tochter den Augen des Grafen Pietro zu entziehen, und ſie gebar an entferntem Orte ein Töchterlein. Aber Franz konnte nicht laſſen von Aurelien, er erfuhr ihren Aufenthalt, eilte hin und trat in das Zimmer, als eben die Gräfin, verlaſſen vom Hausgeſinde, neben dem Bette der Tochter ſaß und das Töchterlein, das erſt acht Tage alt worden, auf dem Schooße hielt. Die Gräfin ſtand voller Schreck und Entſetzen über den unverwahrten Anblick des Böſewichts auf, und gebot ihm, das Zimmer zu verlaſſen. „Fort … fort, ſonſt biſt Du verloren; Graf Victor weiß, was Du Verruchter begangen!“ So rief ſie, um dem Franz Furcht einzujagen, und drängte ihn nach der Thüre; da übermannte den Franz wilde, teufliſche Wuth, er riß der Gräfin das Kind vom Arme, verſetzte ihr einen Fauſtſchlag vor die Bruſt, daß ſie rücklings niederſtürzte, und rannte fort. Als Aurelie aus tiefer Ohnmacht erwachte, war die Mutter nicht mehr am Leben, die tiefe Kopfwunde (ſie war auf einen mit Eiſen beſchlagenen Kaſten geſtürzt) hatte ſie getödtet. Franz hatte im Sinn, das Kind zu ermorden, er wickelte es in Tücher, lief am finſtern Abend die Treppe hinab und wollte eben zum Hauſe hinaus, als er ein dumpfes Wimmern vernahm, das aus einem Zimmer des Erdgeſchoſſes zu kommen ſchien. Unwillkürlich blieb er ſtehen, horchte und ſchlich endlich jenem Zimmer näher. In dem Augenblick trat eine Frau, welche er für die Kinderwärterin der Baroneſſe S., in deren Hauſe er wohnte, erkannte, unter kläglichem Jammern heraus. Franz frug, weshalb ſie ſich ſo gebehrde? „Ach Herr, ſagte die Frau: mein Unglück iſt gewiß, ſo eben ſaß die kleine Euphemie auf meinem Schooße und jauchzte und lachte, aber mit einemmal läßt ſie das Köpfchen ſinken und iſt todt. — Blaue Flecken hat ſie auf der Stirn, und ſo wird man mir Schuld geben, daß ich ſie habe fallen laſſen!“ — Schnell trat Franz herein, und als er das todte Kind erblickte, gewahrte er, wie das Verhängniß das Leben ſeines Kindes wollte, denn es war mit der todten Euphemie auf wunderbare Weiſe gleich gebildet und geſtaltet. Die Wärterin, vielleicht nicht ſo unſchuldig an dem Tode des Kindes als ſie vorgab, und beſtochen durch Franzens reichliches Geſchenk, ließ ſich den Tauſch gefallen; Franz wickelte nun das todte Kind in die Tücher und warf es in den Strom. Aureliens Kind wurde als die Tochter der Baroneſſe von S., Euphemie mit Namen, erzogen und der Welt blieb das Geheimniß ihrer Geburt verborgen. Die Unſelige wurde nicht durch das Sakrament der heiligen Taufe in den Schooß der Kirche aufgenommen, denn getauft war ſchon das Kind, deſſen Tod ihr Leben erhielt. Aurelie hat ſich nach mehreren Jahren mit dem Baron von F. vermählt; zwei Kinder, Hermogen und Aurelie ſind die Frucht dieſer Vermählung.

Die ewige Macht des Himmels hatte es mir vergönnt, daß, als der Prinz mit Francesko (ſo nannte er den Franz auf italieniſche Weiſe) nach der Reſidenzſtadt des fürſtlichen Bruders zu gehen gedachte, ich zu ihnen treten und mitziehen durfte. Mit kräftigem Arm wollte ich den ſchwankenden Francesko erfaſſen, wenn er ſich dem Abgrunde nahte, der ſich vor ihm aufgethan. Thörichtes Beginnen des ohnmächtigen Sünders, der noch nicht Gnade gefunden vor dem Throne des Herrn! — Francesko ermordete den Bruder, nachdem er an Giazinta verruchten Frevel geübt! Francesko's Sohn iſt der unſelige Knabe, den der Fürſt unter dem Namen des Grafen Viktorin erziehen läßt. Der Mörder Francesko gedachte ſich zu vermählen mit der frommen Schweſter der Fürſtin, aber ich vermochte dem Frevel vorzubeugen in dem Augenblick, als er begangen werden ſollte an heiliger Stätte.

Wohl bedurfte es des tiefen Elends, in das Franz verſank — nachdem er, geleitet von dem Gedanken nie abzubüßender Sünde, entflohen — um ihn zur Reue zu wenden. Von Gram und Krankheit gebeugt kam er auf der Flucht zu einem Landmann, der ihn freundlich aufnahm. Des Landmanns Tochter, eine fromme, ſtille Jungfrau, faßte wunderbare Liebe zu dem Fremden, und pflegte ihn ſorglich. So geſchah es, daß, als Francesko geneſen, er der Jungfrau Liebe erwiederte, und ſie wurden durch das heilige Sakrament der Ehe vereinigt. Es gelang ihm durch ſeine Klugheit und Wiſſenſchaft ſich aufzuſchwingen und des Vaters nicht geringen Nachlaß reichlich zu vermehren, ſo daß er viel irdiſchen Wohlſtand genoß. Aber unſicher und eitel iſt das Glück des mit Gott nicht verſöhnten Sünders. Franz ſank zurück in die bitterſte Armuth und tödtend war ſein Elend, denn er fühlte, wie Geiſt und Körper hinſchwanden in ſchleichender Siechheit. Sein Leben wurde eine fortwährende Bußübung. Endlich ſandte ihm der Himmel einen Strahl des Troſtes. — Er ſoll pilgern nach der heiligen Linde und dort wird ihm die Geburt eines Sohnes die Gnade des Herrn verkünden.

In dem Walde, der das Kloſter zur heiligen Linde umſchließt, trat ich zu der bedrängten Mutter, als ſie über dem neugebornen vaterloſen Knäblein weinte, und erquickte ſie mit Worten des Troſtes. —

Wunderbar geht die Gnade des Herrn auf, dem Kinde, das geboren wird in dem ſegensreichen Heiligthum der Gebenedeiten! Oftmals begiebt es ſich, daß das Jeſuskindlein ſichtbarlich zu ihm tritt und ſelbſt in dem kindiſchen Gemüth den Funken der Liebe entzündet. — Die Mutter hat in heiliger Taufe dem Knaben des Vaters Namen, Franz, geben laſſen! — Wirſt Du es denn ſeyn, Franziskus, der, am heiligen Stamm geboren, durch frommen Wandel den verbrecheriſchen Ahnherrn entſündigt und ihm Ruhe ſchafft im Grabe? Fern von der Welt und ihren verführeriſchen Lockungen, ſoll der Knabe ſich ganz dem Himmliſchen zuwenden. Er ſoll geiſtlich werden. So hat es der heilige Mann, der wunderbaren Troſt in meine Seele goß, der Mutter verkündet, und es mag wohl die Prophezeihung der Gnade ſeyn, die mich mit wundervoller Klarheit erleuchtet, ſo daß ich in meinem Innern das lebendige Bild der Zukunft zu erſchauen vermochte.

Ich ſehe den Jüngling den Todeskampf ſtreiten mit der finſtern Macht, die auf ihn eindringt mit furchtbarer Waffe! — Er fällt, doch ein göttlich Weib erhebt über ſein Haupt die Siegeskrone! — Es iſt die heilige Roſalia ſelbſt, die ihn errettet! — So oft es mir die ewige Macht des Himmels vergönnt, will ich dem Knaben, dem Jünglinge, dem Manne nahe ſeyn und ihn ſchützen, wie es die mir verliehene Kraft vermag. — Er wird ſeyn wie —

Anmerkung des Herausgebers.

Hier wird, günſtiger Leſer! die halb erloſchene Schrift des alten Malers ſo undeutlich, daß weiter etwas zu entziffern, ganz unmöglich iſt. Wir kehren zu dem Manuſcript des merkwürdigen Capuziners Medardus zurück.

Dritter Abſchnitt.

Die Rückkehr in das Kloſter.

Es war ſo weit gekommen, daß überall, wo ich mich in den Straßen von Rom blicken ließ, Einzelne aus dem Volk ſtill ſtanden, und in gebeugter, demüthiger Stellung um meinen Segen baten. Mocht' es ſeyn, daß meine ſtrengen Bußübungen, die ich fortſetzte, ſchon Aufſehen erregten, aber gewiß war es, daß meine fremdartige, wunderliche Erſcheinung den lebhaften phantaſtiſchen Römern bald zu einer Legende werden mußte, und daß ſie mich vielleicht, ohne daß ich es ahnte, zu dem Helden irgend eines frommen Mährchens erhoben hatten. Oft weckten mich bange Seufzer und das Gemurmel leiſer Gebete aus tiefer Betrachtung, in die ich, auf den Stufen des Altars liegend, verſunken, und ich bemerkte dann, wie rings um mich her Andächtige knieten, und meine Fürbitte zu erflehen ſchienen. So wie in jenem Capuzinerkloſter, hörte ich hinter mir rufen: il Santo! — und ſchmerzhafte Dolchſtiche fuhren durch meine Bruſt. Ich wollte Rom verlaſſen, doch wie erſchrak ich, als der Prior des Kloſters, in dem ich mich aufhielt, mir ankündigte, daß der Papſt mich hätte zu ſich entbieten laſſen. Düſtre Ahnungen ſtiegen in mir auf, daß vielleicht aufs Neue die böſe Macht in feindlichen Verkettungen mich feſtzubannen trachte, indeſſen faßte ich Muth und ging zur beſtimmten Stunde nach dem Vatikan. Der Papſt, ein wohlgebildeter Mann, noch in den Jahren der vollen Kraft, empfing mich auf einem reich verzierten Lehnſtuhl ſitzend. Zwei wunderſchöne geiſtlich gekleidete Knaben bedienten ihn mit Eiswaſſer und durchfächelten das Zimmer mit Reiherbüſchen, um, da der Tag überheiß war, die Kühle zu erhalten. Demuthig trat ich auf ihn zu und machte die gewöhnliche

Kniebeugung. Er ſah mich ſcharf an, der Blick hatte aber etwas Gutmüthiges und ſtatt des ſtrengen Ernſtes, der ſonſt, wie ich aus der Ferne wahrzunehmen geglaubt, auf ſeinem Geſicht ruhte, ging ein ſanftes Lächeln durch alle Züge. Er frug, woher ich käme, was mich nach Rom gebracht — kurz das Gewöhnlichſte über meine perſönlichen Verhältniſſe, und ſtand dann auf, indem er ſprach: „Ich ließ Euch rufen, weil man mir von Eurer ſeltenen Frömmigkeit erzählt. — Warum, Mönch Medardus, treibſt Du Deine Andachtsübungen öffentlich vor dem Volk in den beſuchteſten Kirchen? — Gedenkſt Du zu erſcheinen als ein Heiliger des Herrn und angebetet zu werden von dem fanatiſchen Pöbel, ſo greife in Deine Bruſt und forſche wohl, wie der innerſte Gedanke beſchaffen, der Dich ſo zu handeln treibt. — Biſt Du nicht rein vor dem Herrn und vor mir, ſeinem Statthalter, ſo nimmſt Du bald ein ſchmähliches Ende, Mönch Medardus!“ — Dieſe Worte ſprach der Papſt mit ſtarker, durchdringender Stimme, und wie treffende Blitze funkelte es aus ſeinen Augen. Nach langer Zeit zum erſtenmal fühlte ich mich nicht der Sünde ſchuldig, der ich angeklagt wurde, und ſo mußte es wohl kommen, daß ich nicht allein meine Faſſung behielt, ſondern auch von dem Gedanken, daß meine Buße aus wahrer innerer Zerknirſchung hervorgegangen, erhoben wurde, und wie ein Begeiſterter zu ſprechen vermochte: „Ihr hochheiliger Statthalter des Herrn, wohl iſt Euch die Kraft verliehen, in mein Inneres zu ſchauen; wohl mögt Ihr es wiſſen, daß Centnerſchwer mich die unſägliche Laſt meiner Sünden zu Boden drückt, aber eben ſo werdet Ihr die Wahrheit meiner Reue erkennen. Fern von mir iſt der Gedanke ſchnöder Heuchelei, fern von mir jede ehrgeizige Abſicht, das Volk zu täuſchen auf verruchte Weiſe. — Vergönnt es dem büßenden Mönche, o hochheiliger Herr! daß er in kurzen Worten ſein verbrecheriſches Leben, aber auch das, was er in der tiefſten Reue und Zerknirſchung begonnen, Euch enthülle!“ — So fing ich an, und erzählte nun, ohne Namen zu nennen und ſo gedrängt als möglich, meinen ganzen Lebenslauf. Aufmerkſamer und aufmerkſamer wurde der Papſt. Er ſetzte ſich in den Lehnſtuhl, und ſtützte den Kopf in die Hand; er ſah zur Erde nieder, dann fuhr er plötzlich in die Höhe; die Hände über einander geſchlagen und mit dem rechten Fuß ausſchreitend, als wolle er auf mich zu treten, ſtarrte er mich an mit glühenden Augen. Als ich geendet, ſetzte er ſich aufs

Reue. „Eure Geſchichte, Mönch Medardus! fing er an, iſt die verwunderlichſte, die ich jemals vernommen. — Glaubt Ihr an die offenbare ſichtliche Einwirkung einer böſen Macht, die die Kirche Teufel nennt?“ — Ich wollte antworten, der Papſt fuhr fort: „Glaubt Ihr, daß der Wein, den Ihr aus der Reliquienkammer ſtahlt und austranket, Euch zu den Freveln trieb, die Ihr beginget?“ — „Wie ein von giftigen Dünſten geſchwängertes Waſſer gab er Kraft dem böſen Keim, der in mir ruhete, daß er fortzuwuchern vermochte!“ — Als ich dies erwiedert, ſchwieg der Papſt einige Augenblicke, dann fuhr er mit ernſtem in ſich gekehrtem Blick fort: „Wie, wenn die Natur die Regel des körperlichen Organism auch im geiſtigen befolgte, daß gleicher Keim nur gleiches zu gebähren vermag? ... Wenn Neigung und Wollen, — wie die Kraft, die im Kern verſchloſſen, des hervorſchießenden Baumes Blätter wieder grün färbt — ſich fortpflanzte von Vätern zu Vätern, alle Willkür aufhebend? ... Es giebt Familien von Mördern, von Räubern! ... Das wäre die Erbſünde, des frevelhaften Geſchlechts ewiger, durch kein Sühnopfer vertilgbarer Fluch!“ — „Muß der vom Sünder Geborne wieder ſündigen, vermöge des vererbten Organism, dann giebt es keine Sünde,“ ſo unterbrach ich den Papſt. „Doch! ſprach er, der ewige Geiſt ſchuf einen Rieſen, der jenes blinde Thier, das in uns wüthet, zu bändigen und in Feſſeln zu ſchlagen vermag. Bewußtſeyn heißt dieſer Rieſe, aus deſſen Kampf mit dem Thier ſich die Spontaneität erzeugt. Des Rieſen Sieg iſt die Tugend, der Sieg des Thieres die Sünde.“ Der Papſt ſchwieg einige Augenblicke, dann heiterte ſein Blick ſich auf, und er ſprach mit ſanfter Stimme: „Glaubt Ihr, Mönch Medardus, daß es für den Statthalter des Herrn ſchicklich ſey, mit Euch über Tugend und Sünde zu vernünfteln?“ — „Ihr habt, hochheiliger Herr, erwiederte ich, Euern Diener gewürdigt Eure tiefe Anſicht des menſchlichen Seyns zu vernehmen, und wohl mag es Euch ziemen über den Kampf zu ſprechen, den Ihr längſt, herrlich und glorreich ſiegend, geendet.“ — „Du haſt eine gute Meinung von mir, Bruder Medardus, ſprach der Papſt, oder glaubſt Du, daß die Tiara der Lorbeer ſey, der mich als Helden und Sieger der Welt verkündet?“ — „Es iſt, ſprach ich, wohl etwas großes, König ſeyn und herrſchen über ein Volk. So im Leben hochgeſtellt, mag Alles rings umher näher zuſammengerückt in jedem Verhältniß commenſurabler erſcheinen, und eben durch die hohe Stellung ſich die wunderbare Kraft des Ueberſchauens entwickeln, die, wie eine höhere Weihe, ſich kund thut im gebornen Fürſten.“ — „Du meinſt, fiel der Papſt ein, daß ſelbſt den Fürſten, die ſchwach an Verſtande und Willen, doch eine gewiſſe wunderliche Sagazität beiwohne, die füglich für Weisheit geltend, der Menge zu imponiren vermag. Aber wie gehört das hieher?“ — „Ich wollte, fuhr ich fort, von der Weihe der Fürſten reden, deren Reich von dieſer Welt iſt, und dann von der heiligen, göttlichen Weihe des Statthalters des Herrn. Auf geheimnißvolle Weiſe erleuchtet der Geiſt des Herrn die im Conklave eingeſchloſſenen hohen Prieſter. Getrennt, in einzelnen Gemächern frommer Betrachtung hingegeben, befruchtet der Strahl des Himmels das nach der Offenbarung ſich ſehnende Gemüth, und ein Name erſchallt, wie ein, die ewige Macht lobpreiſender Hymnus, von den begeiſterten Lippen. — Nur kund gethan in irdiſcher Sprache wird der Beſchluß der ewigen Macht, die ſich ihren würdigen Statthalter auf Erden erkor, und ſo, hochheiliger Herr! iſt Eure Krone, im dreifachen Ringe das Myſterium Eures Herrn, des Herrn der Welten, verkündend, in der That der Lorbeer, der Euch als Helden und Sieger darſtellt. — Nicht von dieſer Welt iſt Euer Reich, und doch ſeyd Ihr berufen zu herrſchen über alle Reiche dieſer Erde, die Glieder der unſichtbaren Kirche ſammelnd unter der Fahne des Herrn! — Das weltliche Reich, das Euch beſchieden, iſt nur Euer in himmliſcher Pracht blühender Thron.“ — „Das giebſt Du zu, unterbrach mich der Papſt, — das giebſt Du zu, Bruder Medardus, daß ich Urſache habe, mit dieſem mir beſchiedenen Thron zufrieden zu ſein. Wohl iſt meine blühende Roma geſchmückt mit himmliſcher Pracht, das wirſt Du auch wohl fühlen, Bruder Medardus! haſt Du Deinen Blick nicht ganz dem Irdiſchen verſchloſſen. . . . Doch das glaub' ich nicht . . . Du biſt ein wackrer Redner und haſt mir zum Sinn geſprochen. . . . Wir werden uns, merk ich, näher verſtändigen! . . . Bleibe hier! . . . In einigen Tagen biſt Du vielleicht Prior, und ſpäter könnt' ich Dich wohl gar zu meinem Beichtvater erwählen. . . . Gehe . . . gebehrde Dich weniger närriſch in den Kirchen, zum Heiligen ſchwingſt Du Dich nun einmal nicht hinauf — der Kalender iſt vollzählig. Gehe.“ — Des Papſtes letzte Worte verwunderten mich eben ſo, wie ſein ganzes Betragen überhaupt, das ganz dem Bilde widerſprach, wie es ſonſt von dem Höchſten der chriſtlichen

Gemeinde, dem die Macht gegeben zu binden und zu löſen, in meinem Innern aufgegangen war. Es war mir nicht zweifelhaft, daß er Alles, was ich von der hohen Göttlichkeit ſeines Berufs geſprochen, für eine leere liſtige Schmeichelei gehalten hatte. Er ging von der Idee aus, daß ich mich hatte zum Heiligen aufſchwingen wollen, und daß ich, da er mir aus beſondern Gründen den Weg dazu verſperren mußte, nun geſonnen war, mir auf andere Weiſe Anſehn und Einfluß zu verſchaffen. Auf dieſes wollte er wieder aus beſonderen mir unbekannten Gründen eingehen.

Ich beſchloß, — ohne daran zu denken, daß ich ja, ehe der Papſt mich rufen ließ, Rom hatte verlaſſen wollen — meine Andachtsübungen fortzuſetzen. Doch nur zu ſehr im Innern fühlte ich mich bewegt, um wie ſonſt mein Gemüth ganz dem Himmliſchen zuwenden zu können. Unwillkürlich dachte ich ſelbſt im Gebet an mein früheres Leben; erblaßt war das Bild meiner Sünden und nur das Glänzende der Laufbahn, die ich als Liebling eines Fürſten begonnen, als Beichtiger des Papſtes fortſetzen, und wer weiß auf welcher Höhe enden werde, ſtand grell leuchtend vor meines Geiſtes Augen. So kam es, daß ich, nicht weil es der Papſt verboten, ſondern unwillkürlich meine Andachtsübungen einſtellte, und ſtatt deſſen in den Straßen von Rom umherſchlenderte. Als ich eines Tages über den ſpaniſchen Platz ging, war ein Haufen Volks um den Kaſten eines Puppenſpielers verſammelt. Ich vernahm Pulcinells komiſches Gequäke und das wiehernde Gelächter der Menge. Der erſte Akt war geendet, man bereitete ſich auf den zweiten vor. Die kleine Decke flog auf, der junge David erſchien mit ſeiner Schleuder und dem Sack voll Kieſelſteinen. Unter poſſierlichen Bewegungen verſprach er, daß nunmehr der ungeſchlachte Rieſe Goliath ganz gewiß erſchlagen und Iſrael errettet werden ſolle. Es ließ ſich ein dumpfes Rauſchen und Brummen hören. Der Rieſe Goliath ſtieg empor mit einem ungeheuern Kopfe. — Wie erſtaunte ich, als ich auf den erſten Blick in dem Goliathskopf den närriſchen Belcampo erkannte. Dicht unter dem Kopf hatte er mittelſt einer beſondern Vorrichtung einen kleinen Körper mit Aermchen und Beinchen angebracht, ſeine eigenen Schultern und Arme aber durch eine Draperie verſteckt, die wie Goliaths breit gefalteter Mantel anzuſehen war. Goliath hielt, mit den ſeltſamſten Grimaſſen und groteskem Schütteln des Zwergleibes, eine ſtolze Rede, die David nur zuweilen durch ein feines Kichern unterbrach. Das Volk lachte unmäßig, und ich ſelbſt, wunderlich angeſprochen von der neuen fabelhaften Erſcheinung Belcampo's, ließ mich fortreißen und brach aus in das längſt ungewohnte Lachen der innern kindiſchen Luſt. — Ach wie oft war ſonſt mein Lachen nur der convulſiviſche Krampf der innern herzzerreißenden Qual. Dem Kampf mit dem Rieſen ging eine lange Disputation voraus, und David bewies überaus künſtlich und gelehrt, warum er den furchtbaren Gegner todtſchmeißen müſſe und werde. Belcampo ließ alle Muskeln ſeines Geſichts wie kniſterndes Lauffeuer ſpielen und dabei ſchlugen die Rieſenärmchen nach dem kleiner als kleinen David, der geſchickt unterzuducken wußte und dann hier und da, ja ſelbſt aus Goliaths eigner Mantelfalte zum Vorſchein kam. Endlich flog der Kieſel an Goliaths Haupt, er ſank hin und die Decke fiel. Ich lachte immer mehr, durch Belcampo's tollen Genius gereizt, überlaut, da klopfte Jemand leiſe auf meine Schulter. Ein Abbate ſtand neben mir. „Es freut mich, fing er an: daß Ihr, mein ehrwürdiger Herr, nicht die Luſt am Irdiſchen verloren habt. Beinahe traute ich Euch, nachdem ich Eure merkwürdigen Andachtsübungen geſehen, nicht mehr zu, daß Ihr über ſolche Thorheiten zu lachen vermöchtet." Es war mir ſo, als der Abbate dieſes ſprach, als müßte ich mich meiner Luſtigkeit ſchämen, und unwillkürlich ſprach ich, was ich gleich darauf ſchwer bereute geſprochen zu haben. „Glaubt mir, mein Herr Abbate, ſagte ich, daß dem, der in dem bunteſten Wogenſpiel des Lebens ein rüſtiger Schwimmer war, nie die Kraft gebricht, aus dunkler Fluth aufzutauchen und muthig ſein Haupt zu erheben." Der Abbate ſah mich mit blitzenden Augen an. „Ei, ſprach er, wie habt Ihr das Bild ſo gut erfunden und ausgeführt. Ich glaube Euch jetzt zu kennen ganz und gar, und bewundere Euch aus tiefſtem Grunde meiner Seele."

Ich weiß nicht, mein Herr! wie ein armer büßender Mönch Eure Bewunderung zu erregen vermochte!

„Vortrefflich, Ehrwürdigſter! — Ihr fallt zurück in Eure Rolle! — Ihr ſeyd des Papſtes Liebling?"

Dem hochheiligen Statthalter des Herrn hat es gefallen, mich ſeines Blicks zu würdigen. — Ich habe ihn verehrt im Staube, wie es der Würde, die ihm die ewige Macht verlieh, als ſie himmliſch reine Tugend bewährt fand in ſeinem Innern, geziemt.

„Nun, Du ganz würdiger Vaſall an dem Thron des dreifach Gekrönten, Du wirſt tapfer thun, was deines Amtes iſt! — Aber glaube mir, der jetzige Statthalter des Herrn iſt ein Kleinod der Tugend gegen Alexander den ſechſten, und da magſt Du Dich vielleicht doch verrechnet haben! — Doch — ſpiele deine Rolle — ausgeſpielt iſt bald, was munter und luſtig begann. — Lebt wohl, mein ſehr ehrwürdiger Herr!“

Mit gellendem Hohngelächter ſprang der Abbate von dannen, erſtarrt blieb ich ſtehen. Hielt ich ſeine letzte Aeußerung mit meinen eignen Bemerkungen über den Papſt zuſammen, ſo mußte es mir wohl klar aufgehen, daß er keinesweges der nach dem Kampf mit dem Thier gekrönte Sieger war, für den ich ihn gehalten, und eben ſo mußte ich auf entſetzliche Weiſe mich überzeugen, daß, wenigſtens dem eingeweihten Theil des Publikums, meine Buße als ein heuchleriſches Beſtreben erſchienen war, mich auf dieſe oder jene Weiſe aufzuſchwingen. Verwundet bis tief in das Innerſte, kehrte ich in mein Kloſter zurück und betete inbrünſtig in der einſamen Kirche. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich erkannte bald die Verſuchung der finſtern Macht, die mich aufs Neue zu verſtricken getrachtet hatte, aber auch zugleich meine ſündige Schwachheit und die Strafe des Himmels. — Nur ſchnelle Flucht konnte mich retten, und ich beſchloß mit dem früheſten Morgen mich auf den Weg zu machen. Schon war beinahe die Nacht eingebrochen, als die Hausglocke des Kloſters ſtark angezogen wurde. Bald darauf trat der Bruder Pförtner in meine Zelle und berichtete, daß ein ſeltſam gekleideter Mann durchaus begehre mich zu ſprechen. Ich ging nach dem Sprachzimmer, es war Belcampo, der nach ſeiner tollen Weiſe auf mich zuſprang, bei beiden Armen mich packte, und mich ſchnell in einen Winkel zog. „Medardus, fing er leiſe und eilig an: Medardus, Du magſt es nun anſtellen wie Du willſt, um Dich zu verderben, die Narrheit iſt hinter Dir her auf den Flügeln des Weſtwindes — Südwindes oder auch Süd-Südweſt — oder ſonſt, und packt Dich, ragt auch nur noch ein Zipfel deiner Kutte hervor aus dem Abgrunde, und zieht Dich herauf — O Medardus, erkenne das — erkenne was Freundſchaft iſt, erkenne was Liebe vermag, glaube an David und Jonathan, liebſter Capuziner!“ — „Ich habe Sie als Goliath bewundert, fiel ich dem Schwätzer in die Rede, aber ſagen Sie mir ſchnell, worauf es ankommt — was Sie zu mir hertreibt?“ — „Was mich hertreibt? ſprach Belcampo: was mich hertreibt? — Wahnſinnige Liebe zu einem Capuziner, dem ich einſt den Kopf zurechtſetzte, der umherwarf mit blutiggoldenen Dukaten — der Umgang hatte mit ſcheußlichen Revenants — der, nachdem er was Weniges gemordet hatte — die Schönſte der Welt heirathen wollte, bürgerlicher oder vielmehr adliger Weiſe.“ — „Halt ein, rief ich: halt ein, Du grauenhafter Narr! Gebüßt habe ich ſchwer, was Du mir vorwirfſt im freveligen Muthwillen.“ — „O Herr, fuhr Belcampo fort, noch iſt die Stelle ſo empfindlich, wo Euch die feindliche Macht tiefe Wunden ſchlug? — Ei, ſo iſt Eure Heilung noch nicht vollbracht. — Nun ich will ſanft und ruhig ſeyn, wie ein frommes Kind, ich will mich bezähmen, ich will nicht mehr ſpringen, weder körperlich noch geiſtig, und Euch, geliebter Capuziner, blos ſagen, daß ich Euch hauptſächlich Eurer ſublimen Tollheit halber ſo zärtlich liebe, und da es überhaupt nützlich iſt, daß jedes tolle Prinzip ſo lange lebe und gedeihe auf Erden als nur immer möglich, ſo rette ich Dich aus jeder Todesgefahr, in die Du muthwilliger Weiſe Dich begiebſt. In meinem Puppenkaſten habe ich ein Geſpräch belauſcht, das Dich betrifft. Der Papſt will Dich zum Prior des hieſigen Capuzinerkloſters und zu ſeinem Beichtiger erheben. Fliehe ſchnell, ſchnell fort von Rom, denn Dolche lauern auf Dich. Ich kenne den Bravo, der Dich ins Himmelreich ſpediren ſoll. Du biſt dem Dominikaner, der jetzt des Papſtes Beichtiger iſt, und ſeinem Anhange im Wege. — Morgen darfſt Du nicht mehr hier ſein.“ — Dieſe neue Begebenheit konnte ich gar gut mit den Aeußerungen des unbekannten Abbate zuſammenreimen; ſo betroffen war ich, daß ich kaum bemerkte, wie der poſſierliche Belcampo mich einmal über das andere an das Herz drückte und endlich mit ſeinen gewöhnlichen ſeltſamen Grimaſſen und Sprüngen Abſchied nahm. —

Mitternacht mochte vorüber ſeyn, als ich die äußere Pforte des Kloſters öffnen und einen Wagen dumpf über das Pflaſter des Hofes hereinrollen hörte. Bald darauf kam es den Gang herauf; man klopfte an meine Zelle, ich öffnete und erblickte den Pater Guardian, dem ein tief vermummter Mann mit einer Fackel folgte. „Bruder Medardus, ſprach der Guardian: ein Sterbender verlangt in der Todesnoth Euern geiſtlichen Zuſpruch und die letzte Oelung. Thut, was Eures Amtes iſt, und folgt dieſem Mann, der Euch dorthin führen wird, wo man Eurer bedarf.“ — Mich überlief ein kalter Schauer, die Ahnung daß man mich zum Tode führen wolle, regte ſich in mir auf; doch durfte ich mich nicht weigern, und folgte daher dem Vermummten, der den Schlag des Wagens öffnete, und mich nöthigte einzuſteigen. Im Wagen fand ich zwei Männer, die mich in ihre Mitte nahmen. Ich frug, wo man mich hinführen wolle? — wer gerade von mir Zuſpruch und letzte Oelung verlange? — Keine Antwort! In tiefem Schweigen ging es fort durch mehrere Straßen. Ich glaubte an dem Klange wahrzunehmen, daß wir ſchon außerhalb Roms waren, doch bald vernahm ich deutlich, daß wir durch ein Thor und dann wieder durch gepflaſterte Straßen fuhren. Endlich hielt der Wagen, und ſchnell wurden mir die Hände gebunden und eine dicke Kappe fiel über mein Geſicht. „Euch ſoll nichts Böſes widerfahren, ſprach eine rauhe Stimme, nur ſchweigen müßt Ihr über Alles, was Ihr ſehen und hören werdet, ſonſt iſt Euer augenblicklicher Tod gewiß.“ — Man hob mich aus dem Wagen, Schlöſſer klirrten, und ein Thor dröhnte auf in ſchweren ungefügigen Angeln. Man führte mich durch lange Gänge und endlich Treppen hinab — tiefer und tiefer. Der Schall der Tritte überzeugte mich, daß wir uns in Gewölben befanden, deren Beſtimmung der durchdringende Todtengeruch verrieth. Endlich ſtand man ſtill — die Hände wurden mir losgebunden, die Kappe mir vom Kopfe gezogen. Ich befand mich in einem geräumigen, von einer Ampel ſchwach beleuchteten Gewölbe, ein ſchwarz vermummter Mann, wahrſcheinlich derſelbe, der mich hergeführt hatte, ſtand neben mir, rings umher ſaßen auf niedrigen Bänken Dominikanermönche. Der grauenhafte Traum, den ich einſt in dem Kerker träumte, kam mir in den Sinn, ich hielt meinen qualvollen Tod für gewiß, doch blieb ich gefaßt und betete inbrünſtig im Stillen, nicht um Rettung, ſondern um ein ſeliges Ende. Nach einigen Minuten düſtern ahnungsvollen Schweigens trat einer der Mönche auf mich zu, und ſprach mit dumpfer Stimme: „Wir haben einen Eurer Ordensbrüder gerichtet, Medardus! das Urtheil ſoll vollſtreckt werden. Von Euch, einem heiligen Manne, erwartet er Abſolution und Zuſpruch im Tode! — Geht und thut was Eures Amts iſt.“ Der Vermummte, welcher neben mir ſtand, faßte mich unter den Arm und führte mich weiter fort, durch einen engen Gang in ein kleines Gewölbe. Hier lag, in einem Winkel, auf dem Strohlager ein bleiches, abgezehrtes, mit Lumpen behängtes Gerippe. Der Vermummte ſetzte die Lampe, die er mitgebracht, auf den ſteinernen Tiſch in der Mitte des Gewölbes, und entfernte ſich. Ich nahte mich dem Gefangenen, er drehte ſich mühſam nach mir um; ich erſtarrte, als ich die ehrwürdigen Züge des frommen Cyrillus erkannte. Ein himmliſches verklärtes Lächeln überflog ſein Geſicht. „So haben mich, fing er mit matter Stimme an, die entſetzlichen Diener der Hölle, welche hier hauſen, doch nicht getäuſcht. Durch ſie erfuhr ich, daß Du, mein lieber Bruder Medardus, Dich in Rom befändeſt, und als ich mich ſo ſehnte nach Dir, weil ich großes Unrecht an Dir verübt habe, da verſprachen ſie mir, ſie wollten Dich zu mir führen in der Todesſtunde. Die iſt nun wohl gekommen und ſie haben Wort gehalten.“ Ich kniete nieder bei dem frommen ehrwürdigen Greis, ich beſchwor ihn, mir nur vor allen Dingen zu ſagen, wie es möglich geweſen ſey, ihn einzukerkern, ihn zum Tode zu verdammen. „Mein lieber Bruder Medardus, ſprach Cyrill: erſt nachdem ich reuig bekannt, wie ſündlich ich aus Irrthum an Dir gehandelt, erſt wenn Du mich mit Gott verſöhnt, darf ich von meinem Elende, von meinem irdiſchen Untergange zu Dir reden! — Du weißt, daß ich, und mit mir unſer Kloſter, Dich für den verruchteſten Sünder gehalten; die ungeheuerſten Frevel hatteſt Du (ſo glaubten wir) auf Dein Haupt geladen, und ausgeſtoßen hatten wir Dich aus aller Gemeinſchaft. Und doch war es nur ein verhängnißvoller Augenblick, in dem der Teufel Dir die Schlinge über den Hals warf und Dich fortriß von der heiligen Stätte in das ſündliche Weltleben. Dich um Deinen Namen, um Dein Kleid, um Deine Geſtalt betrügend, beging ein teufliſcher Heuchler jene Unthaten, die Dir beinahe den ſchmachvollen Tod des Mörders zugezogen hätten. Die ewige Macht hat es auf wunderbare Weiſe offenbart, daß Du zwar leichtſinnig ſündigteſt, indem Dein Trachten darauf ausging, Dein Gelübde zu brechen, daß Du aber rein biſt von jenen entſetzlichen Freveln. Kehre zurück in unſer Kloſter, Leonardus, die Brüder werden Dich, den verloren Geglaubten, mit Liebe und Freudigkeit aufnehmen. — O Medardus . . .“ — Der Greis, von Schwäche übermannt, ſank in eine tiefe Ohnmacht. Ich widerſtand der Spannung, die ſeine Worte, welche eine neue wunderbare Begebenheit zu verkünden ſchienen, in mir erregt hatten, und nur an ihn, an das Heil ſeiner Seele denkend, ſuchte ich, von allen andern Hülfsmitteln entblößt, ihn dadurch ins Leben zurückzurufen, daß ich langſam und leiſe Kopf und Bruſt mit meiner rechten Hand anſtrich, eine in unſern Klöſtern übliche Art, Todtkranke aus der Ohnmacht zu wecken. Cyrillus erholte ſich bald, und beichtete mir, er der Fromme, dem freveligen Sünder! — Aber es war, als würde, indem ich den Greis, deſſen höchſte Vergehen nur in Zweifeln beſtanden, die ihm hie und da aufgeſtoßen, abſolvirte, von der hohen ewigen Macht ein Geiſt des Himmels in mir entzündet, und als ſei ich nur das Werkzeug, das körpergewordene Organ, deſſen ſich jene Macht bediene, um ſchon hienieden zu dem noch nicht entbundenen Menſchen menſchlich zu reden. Cyrillus hob den andachtsvollen Blick zum Himmel, und ſprach: „O, mein Bruder Medardus, wie haben mich Deine Worte erquickt! — Froh gehe ich dem Tode entgegen, den mir verruchte Böſewichter bereitet! Ich falle, ein Opfer der gräßlichſten Falſchheit und Sünde, die den Thron des dreifach Gekrönten umgiebt.“ — Ich vernahm dumpfe Tritte, die näher und näher kamen, die Schlüſſel raſſelten im Schloß der Thüre. Cyrillus raffte ſich mit Gewalt empor, erfaßte meine Hand und rief mir ins Ohr: „Kehre in unſer Kloſter zurück — Leonardus iſt von allem unterrichtet, er weiß, wie ich ſterbe — beſchwöre ihn, über meinen Tod zu ſchweigen. — Wie bald hätte mich ermatteten Greis auch ſonſt der Tod ereilt — Lebe wohl, mein Bruder! — Bete für das Heil meiner Seele! — Ich werde bei Euch ſein, wenn ihr im Kloſter mein Todtenamt haltet. Gelobe mir, daß Du hier über alles was Du erfahren, ſchweigen willſt, denn Du führſt nur Dein Verderben herbei, und verwickelſt unſer Kloſter in tauſend ſchlimme Händel!“ — Ich that es, Vermummte waren hereingetreten, ſie hoben den Greis aus dem Bette und ſchleppten ihn, der vor Mattigkeit nicht fortzuſchreiten vermochte, durch den Gang nach dem Gewölbe, in dem ich früher geweſen. Auf den Wink der Vermummten war ich gefolgt, die Dominikaner hatten einen Kreis geſchloſſen, in den man den Greis brachte und auf ein Häufchen Erde, das man in der Mitte aufgeſchüttet, niederknien hieß. Man hatte ihm ein Kruzifix in die Hand gegeben. Ich war, weil ich es meines Amts hielt, mit in den Kreis getreten und betete laut. Ein Dominikaner ergriff mich beim Arm und zog mich bei Seite. In dem Augenblick ſah ich in der Hand eines Vermummten, der hinterwärts in den Kreis getreten, ein Schwert blitzen und Cyrillus blutiges Haupt rollte zu meinen Füßen hin. — Ich ſank bewußtlos nieder. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, befand ich mich in einem kleinen zellenartigen Zimmer. Ein Dominikaner trat auf mich zu und ſprach mit hämiſchem Lächeln: „Ihr ſeyd wohl recht erſchrocken, mein Bruder, und ſolltet doch billig Euch erfreuen, da Ihr mit eignen Augen ein ſchönes Martyrium angeſchaut habt. So muß man ja wohl es nennen, wenn ein Bruder aus Euerm Kloſter den verdienten Tod empfängt, denn Ihr ſeid wohl Alle ſammt und ſonders Heilige?“ — „Nicht Heilige ſind wir, ſprach ich, aber in unſerm Kloſter wurde noch nie ein Unſchuldiger ermordet! — Entlaßt mich — ich habe mein Amt vollbracht mit Freudigkeit! — Der Geiſt des Verklärten wird mir nahe ſein, wenn ich fallen ſollte in die Hände verruchter Mörder!“ — „Ich zweifle gar nicht, ſprach der Dominikaner: daß der ſelige Bruder Cyrillus Euch in dergleichen Fällen beizuſtehen im Stande ſeyn wird, wollet aber doch, lieber Bruder! ſeine Hinrichtung nicht etwa einen Mord nennen? — Schwer hatte ſich Cyrillus verſündigt an dem Statthalter des Herrn, und dieſer ſelbſt war es, der ſeinen Tod befahl. — Doch er muß Euch ja wohl Alles gebeichtet haben, unnütz iſt es daher, mit Euch darüber zu ſprechen, nehmt lieber dieſes zur Stärkung und Erfriſchung, Ihr ſeht ganz blaß und verſtört aus.“ Mit dieſen Worten reichte mir der Dominikaner einen kriſtallenen Pokal, in dem ein dunkelrother ſtark duftender Wein ſchäumte. Ich weiß nicht, welche Ahnung mich durchblitzte, als ich den Pokal an den Mund brachte. — Doch war es gewiß, daß ich denſelben Wein roch, den mir einſt Euphemie in jener verhängnißvollen Nacht kredenzte, und unwillkürlich, ohne deutlichen Gedanken, goß ich ihn aus in den linken Aermel meines Habits, indem ich, wie von der Ampel geblendet, die linke Hand vor die Augen hielt. „Wohl bekomm' es Euch,“ rief der Dominikaner, indem er mich ſchnell zur Thüre hinausſchob. — Man warf mich in den Wagen, der zu meiner Verwunderung leer war, und zog mit mir von dannen. Die Schrecken der Nacht, die geiſtige Anſpannung, der tiefe Schmerz über den unglücklichen Cyrill warfen mich in einen betäubten Zuſtand, ſo daß ich mich ohne zu widerſtehen hingab, als man mich aus dem Wagen heraus riß und ziemlich unſanft auf den Boden fallen ließ. Der Morgen brach an, und ich ſah mich an der

Pforte des Capuzinerkloſters liegen, deſſen Glocke ich, als ich mich aufgerichtet hatte, anzog. Der Pförtner erſchrak über mein bleiches verſtörtes Anſehen und mochte dem Prior die Art, wie ich zurückgekommen, gemeldet haben, denn gleich nach der Frühmeſſe trat dieſer mit beſorglichem Blick in meine Zelle. Auf ſein Fragen erwiederte ich nur im Allgemeinen, daß der Tod deſſen, den ich abſolviren müſſen, zu gräßlich geweſen ſey, um mich nicht im Innerſten aufzuregen, aber bald konnte ich vor dem wüthenden Schmerz, den ich am linken Arme empfand, nicht weiter reden, ich ſchrie laut auf. Der Wundarzt des Kloſters kam, man riß mir den feſt am Fleiſch klebenden Aermel herab, und fand den ganzen Arm wie von einer ätzender Materie zerfleiſcht und zerfreſſen. — „Ich habe Wein trinken ſollen — ich habe ihn in den Aermel gegoſſen,“ ſtöhnte ich, ohnmächtig von der entſetzlichen Qual! — „Aetzendes Gift war in dem Weine,“ rief der Wundarzt, und eilte, Mittel anzuwenden, die wenigſtens bald den wüthenden Schmerz linderten. Es gelang der Geſchicklichkeit des Wundarztes und der ſorglichen Pflege, die mir der Prior angedeihen ließ, den Arm, der erſt abgenommen werden ſollte, zu retten, aber bis auf den Knochen dorrte das Fleiſch ein und alle Kraft der Bewegung hatte der feindliche Schierlingstrank gebrochen. „Ich ſehe nur zu deutlich, ſprach der Prior, was es mit jener Begebenheit, die Euch um Euern Arm brachte, für eine Bewandniß hat. Der fromme Bruder Cyrillus verſchwand aus unſerm Kloſter und aus Rom auf unbegreifliche Weiſe, und auch Ihr, lieber Bruder Medardus! werdet auf dieſelbe Weiſe verloren gehen, wenn Ihr Rom nicht alsbald verlaſſet. Auf verſchiedene verdächtige Weiſe erkundigte man ſich nach Euch, während der Zeit als Ihr krank lagt, und nur meiner Wachſamkeit und der Einigkeit der frommgeſinnten Brüder möget Ihr es verdanken, daß Euch der Mord nicht bis in Eure Zelle verfolgte. So wie Ihr überhaupt mir ein verwunderlicher Mann zu ſeyn ſcheint, den überall verhängnißvolle Bande umſchlingen, ſo ſeid Ihr auch ſeit der kurzen Zeit Eures Aufenthalts in Rom gewiß wider Euren Willen viel zu merkwürdig geworden, als daß es gewiſſen Perſonen nicht wünſchenswerth ſeyn ſollte, Euch aus dem Wege zu räumen. Kehrt zurück in Euer Vaterland, in Euer Kloſter! — Friede ſey mit Euch!“ —

Ich fühlte wohl, daß, ſo lange ich mich in Rom befände, mein Leben in ſteter Gefahr bleiben müſſe, aber zu dem peinigenden Andenken an alle begangene Frevel, das die ſtrengſte Buße nicht zu vertilgen vermocht hatte, geſellte ſich der körperliche empfindliche Schmerz des abwelkenden Armes, und ſo achtete ich ein qualvolles ſieches Daſeyn nicht, das ich durch einen ſchnell mir gegebenen Tod wie eine drückende Bürde fahren laſſen konnte. Immer mehr gewöhnte ich mich an den Gedanken, eines gewaltſamen Todes zu ſterben, und er erſchien mir bald ſogar als ein glorreiches durch meine ſtrenge Buße erworbenes Märtyrerthum. Ich ſah mich ſelbſt, wie ich zu den Pforten des Kloſters hinausſchritt, und wie eine finſtre Geſtalt mich ſchnell mit einem Dolch durchbohrte. Das Volk verſammelte ſich um den blutigen Leichnam — „Medardus — der fromme büßende Medardus iſt ermordet!“ — So rief man durch die Straßen und dichter und dichter drängten ſich die Menſchen, laut wehklagend um den Entſeelten. — Weiber knieten nieder und trockneten mit weißen Tüchern die Wunde, aus der das Blut hervorquoll. Da ſieht Eine das Kreuz an meinem Halſe, laut ſchreit ſie auf: Er iſt ein Märtyrer, ein Heiliger — ſeht hier das Zeichen des Herrn, das er am Halſe trägt, — da wirft ſich Alles auf die Knie. — Glücklich, der den Körper des Heiligen berühren, der nur ſein Gewand erfaſſen kann! — ſchnell iſt eine Bahre gebracht, der Körper hinaufgelegt, mit Blumen bekränzt, und im Triumphzuge unter lautem Geſang und Gebet tragen ihn Jünglinge nach St. Peter! — So arbeitete meine Phantaſie ein Gemälde aus, das meine Verherrlichung hienieden mit lebendigen Farben darſtellte, und nicht gedenkend, nicht ahnend, wie der böſe Geiſt des ſündlichen Stolzes mich auf neue Weiſe zu verlocken trachte, beſchloß ich, nach meiner völligen Geneſung in Rom zu bleiben, meine bisherige Lebensweiſe fortzuſetzen, und ſo entweder glorreich zu ſterben oder, durch den Papſt meinen Feinden entriſſen, emporzuſteigen zu hohen Würden der Kirche. — Meine ſtarke lebenskräftige Natur ließ mich endlich den namenloſen Schmerz ertragen, und widerſtand der Einwirkung des hölliſchen Safts, der von außen her mein Inneres zerrütten wollte. Der Arzt verſprach meine baldige Herſtellung, und in der That empfand ich nur in den Augenblicken jenes Delirirens, das dem Einſchlafen vorher zu gehen pflegt, fieberhafte Anfälle, die mit kalten Schauern und fliegender Hitze wechſelten. Gerade in dieſen Augenblicken war es, als ich, ganz erfüllt von dem Bilde meines Martyriums, mich ſelbſt, wie es ſchon oft geſchehen, durch einen Dolchſtich in der Bruſt ermordet ſchaute. Doch, ſtatt daß ich mich ſonſt gewöhnlich auf dem ſpaniſchen Platz niedergeſtreckt und bald von einer Menge Volks, die meine Heiligſprechung verbreitete, umgeben ſah, lag ich einſam in einem Laubgange des Kloſtergartens in B. — Statt des Blutes quoll ein ekelhafter farbloſer Saft aus der weit aufklaffenden Wunde und eine Stimme ſprach: Iſt das Blut vom Märtyrer vergoſſen? — Doch ich will das unreine Waſſer klären und färben, und dann wird das Feuer, welches über das Licht geſiegt, ihn krönen! Ich war es, der dies geſprochen, als ich mich aber von meinem todten Selbſt getrennt fühlte, merkte ich wohl, daß ich der weſenloſe Gedanke meines Ichs ſey, und bald erkannte ich mich als das im Aether ſchwimmende Roth. Ich ſchwang mich auf zu den leuchtenden Bergſpitzen — ich wollte einziehn durch das Thor goldner Morgenwolken in die heimathliche Burg, aber Blitze durchkreuzten, gleich im Feuer auflodernden Schlangen, das Gewölbe des Himmels, und ich ſank herab, ein feuchter, farbloſer Nebel. Ich — ich, ſprach der Gedanke, ich bin es, der Eure Blumen — Euer Blut färbt — Blumen und Blut ſind Euer Hochzeitſchmuck, den ich bereite! — So wie ich tiefer und tiefer niederfiel, erblickte ich die Leiche mit weitaufklaffender Wunde in der Bruſt, aus der jenes unreine Waſſer in Strömen floß. Mein Hauch ſollte das Waſſer umwandeln in Blut, doch geſchah es nicht, die Leiche richtete ſich auf und ſtarrte mich an mit hohlen gräßlichen Augen und heulte wie der Nordwind in tiefer Kluft: Verblendeter, thörichter Gedanke, kein Kampf zwiſchen Licht und Feuer, aber das Licht iſt die Feuertaufe durch das Roth, das Du zu vergiften trachteſt — Die Leiche ſank nieder; alle Blumen auf der Flur neigten verwelkt ihre Häupter, Menſchen, bleichen Geſpenſtern ähnlich, warfen ſich zur Erde und ein tauſendſtimmiger troſtloſer Jammer ſtieg in die Lüfte: O Herr, Herr! iſt ſo unermeßlich die Laſt unſrer Sünde, daß Du Macht giebſt dem Feinde unſeres Blutes Sühnopfer zu ertödten? Stärker und ſtärker, wie des Meeres brauſende Welle, ſchwoll die Klage! — der Gedanke wollte zerſtäuben in dem gewaltigen Ton des troſtloſen Jammers, da wurde ich wie durch einen elektriſchen Schlag emporgeriſſen aus dem Traum. Die Thurmglocke des Kloſters ſchlug zwölf, ein blendendes Licht fiel aus den Fenſtern der Kirche in meine Zelle. „Die Todten richten ſich auf aus den Gräbern und halten Gottesdienſt.“ So ſprach es in meinem Innern und ich begann zu beten. Da vernahm ich ein leiſes Klopfen. Ich glaubte, irgend ein Mönch wolle zu mir herein, aber mit tiefem Entſetzen hörte ich bald jenes grauenvolle Kichern und Lachen meines geſpenſtiſchen Doppeltgängers, und es rief neckend und höhnend: — „Brüderchen ... Brüderchen ... Nun bin ich wieder bei Dir ... die Wunde blutet ... die Wunde blutet ... roth ... roth ... Komm mit mir, Brüderchen Medardus! Komm mit mir!“ — Ich wollte aufſpringen vom Lager, aber das Grauſen hatte ſeine Eisdecke über mich geworfen und jede Bewegung die ich verſuchte, wurde zum innern Krampf, der die Muskeln zerſchnitt. Nur der Gedanke blieb und war inbrünſtiges Gebet: daß ich errettet werden möge von den dunklen Mächten, die aus der offenen Höllenpforte auf mich eindrangen. Es geſchah, daß ich mein Gebet, nur im Innern gedacht, laut und vernehmlich hörte, wie es Herr wurde über das Klopfen und Kichern und unheimliche Geſchwätz des furchtbaren Doppeltgängers, aber zuletzt ſich verlor in ein ſeltſames Summen, wie wenn der Südwind Schwärme feindlicher Inſekten geweckt hat, die giftige Saugrüſſel anſetzen an die blühende Saat. Zu jener troſtloſen Klage der Menſchen wurde das Summen, und meine Seele frug, iſt das nicht der weiſſagende Traum, der ſich auf deine blutende Wunde heilend und tröſtend legen will? — In dem Augenblicke brach der Purpurſchimmer des Abendroths durch den düſtern farbloſen Nebel, aber in ihm erhob ſich eine hohe Geſtalt. — Es war Chriſtus, aus jeder ſeiner Wunden perlte ein Tropfen Bluts und wiedergegeben war der Erde das Roth, und der Menſchen Jammer wurde ein jauchzender Hymnus, denn das Roth war die Gnade des Herrn, die über ihnen aufgegangen! Nur Medardus Blut floß noch farblos aus der Wunde, und er flehte inbrünſtig: Soll auf der ganzen weiten Erde ich, ich allein nur troſtlos der ewigen Qual der Verdammniß preisgegeben bleiben? Da regte es ſich in den Büſchen — eine Roſe, von himmliſcher Gluth hoch gefärbt, ſtreckte ihr Haupt empor und ſchaute den Medardus an mit engliſch mildem Lächeln, und ſüßer Duft umfing ihn, und der Duft war das wunderbare Leuchten des reinſten Frühlingsäthers. „Nicht das Feuer hat geſiegt, kein Kampf zwiſchen Licht und Feuer. — Feuer iſt das Wort, das den Sündigen erleuchtet.“ — Es war, als hätte die Roſe dieſe Worte geſprochen, aber die Roſe war ein holdes Frauenbild. — In weißem Gewande, Roſen in das dunkle Haar geflochten, trat ſie mir entgegen. — Aurelie, ſchrie ich auf, aus dem Traume erwachend; ein wunderbarer Roſengeruch erfüllte die Zelle und für Täuſchung meiner aufgeregten Sinne mußt' ich es wohl halten, als ich deutlich Aureliens Geſtalt wahrzunehmen glaubte, wie ſie mich mit ernſten Blicken anſchaute und dann in den Strahlen des Morgens, die in die Zelle fielen, zu verduften ſchien. — Nun erkannte ich die Verſuchung des Teufels und meine ſündige Schwachheit. Ich eilte herab und betete inbrünſtig am Altar der heiligen Roſalia. — Keine Kaſteiung, — keine Buße im Sinn des Kloſters; aber als die Mittagsſonne ſenkrecht ihre Strahlen herabſchoß, war ich ſchon mehrere Stunden von Rom entfernt. — Nicht nur Cyrillus Mahnung, ſondern eine innere unwiderſtehliche Sehnſucht nach der Heimath, trieb mich fort auf demſelben Pfade, den ich bis nach Rom durchwandert. Ohne es zu wollen hatte ich, indem ich meinem Beruf entfliehen wollte, den geradeſten Weg nach dem mir von dem Prior Leonardus beſtimmten Ziel genommen. —

Ich vermied die Reſidenz des Fürſten, nicht weil ich fürchtete, erkannt zu werden und aufs Neue dem Criminalgericht in die Hände zu fallen, aber wie konnte ich ohne herzzerreißende Erinnerung den Ort betreten, wo ich in frevelnder Verkehrtheit nach einem irdiſchen Glück zu trachten mich vermaß, dem ich Gottgeweihter ja entſagt hatte — ach, wo ich, dem ewigen reinen Geiſt der Liebe abgewandt, für des Lebens höchſten Lichtpunkt, in dem das Sinnliche und Ueberſinnliche in einer Flamme auflodert, den Moment der Befriedigung des irdiſchen Triebes nahm; wo mir die rege Fülle des Lebens, genährt von ſeinem eigenen üppigen Reichthum, als das Prinzip erſchien, das ſich kräftig auflehnen müſſe gegen jenes Aufſtreben nach dem Himmliſchen, das ich nur unnatürliche Selbſtverläugnung nennen konnte! — Aber noch mehr! — tief im Innern fühlte ich, trotz der Erkräftigung, die mir durch unſträflichen Wandel, durch anhaltende ſchwere Buße werden ſollte, die Ohnmacht, einen Kampf glorreich zu beſtehen, zu dem mich jene dunkle, grauenvolle Macht, deren Einwirkung ich nur zu oft, zu ſchreckbar gefühlt, unverſehends aufreizen könne. — Aurelien wiederſehen! — vielleicht in voller Anmuth und Schönheit prangend! — Konnt' ich das ertragen, ohne übermannt zu werden von dem Geiſt des Böſen, der wohl noch mit den Flammen der Hölle mein Blut aufkochte, daß es ziſchend und gährend durch die Adern ſtromte? — Wie oft erſchien mir Aureliens Geſtalt, aber wie oft regten ſich dabei Gefühle in meinem Innerſten, deren Sündhaftigkeit ich erkannte und mit aller Kraft des Willens vernichtete. Nur in dem Bewußtſeyn alles deſſen, woraus die hellſte Aufmerkſamkeit auf mich ſelbſt hervorging, und dem Gefühl meiner Ohnmacht, die mich den Kampf vermeiden hieß, glaubte ich die Wahrhaftigkeit meiner Buße zu erkennen, und tröſtend war die Ueberzeugung, daß wenigſtens der hölliſche Geiſt des Stolzes, die Vermeſſenheit, es aufzunehmen mit den dunklen Mächten, mich verlaſſen habe. Bald war ich im Gebirge, und eines Morgens tauchte aus dem Nebel des vor mir liegenden Thals ein Schloß auf, das ich näher ſchreitend wohl erkannte. Ich war auf dem Gute des Barons von F. Die Anlagen des Parks waren verwildert, die Gänge verwachſen und mit Unkraut bedeckt; auf dem ſonſt ſo ſchönen Raſenplatz vor dem Schloſſe weidete in dem hohen Graſe Vieh — die Fenſter des Schloſſes hin und wieder zerbrochen — der Aufgang verfallen. — Keine menſchliche Seele ließ ſich blicken. — Stumm und ſtarr ſtand ich da in grauenvoller Einſamkeit. Ein leiſes Stöhnen drang aus einem noch ziemlich erhaltenen Boskett, und ich wurde einen alten eisgrauen Mann gewahr, der in dem Boskett ſaß, und mich, unerachtet ich ihm nahe genug war, nicht wahrzunehmen ſchien. Als ich mich noch mehr näherte, vernahm ich die Worte: „Todt — todt ſind ſie Alle, die ich liebte! — Ach Aurelie! Aurelie — auch Du! — die letzte! — todt — todt für dieſe Welt!“ Ich erkannte den alten Reinhold — eingewurzelt blieb ich ſtehen. — „Aurelie todt? Nein, nein, du irrſt Alter, Die hat die ewige Macht beſchützt vor dem Meſſer des freveligen Mörders.“ — So ſprach ich, da fuhr der Alte wie vom Blitz getroffen zuſammen, und rief laut: „Wer iſt hier? — wer iſt hier? Leopold! — Leopold!“ — Ein Knabe ſprang herbei; als er mich erblickte, neigte er ſich tief und grüßte: Laudetur Jesus Christus! — „In omnia saecula saeculorum“ erwiederte ich, da raffte der Alte ſich auf und rief noch ſtärker: Wer iſt hier? — wer iſt hier? — Nun ſah ich, daß der Alte blind war. — „Ein ehrwürdiger Herr, ſprach der Knabe, ein Geiſtlicher vom Orden der Capuziner iſt hier.“ Da war es, als erfaſſe den Alten tiefes Grauen und Entſetzen, und er ſchrie: „Fort — fort — Knabe führe mich fort — hinein — hinein — verſchließ' die Thüren — Peter ſoll Wache halten — fort, fort, hinein.“ Der

Alte nahm alle Kraft zuſammen, die ihm geblieben, um vor mir zu fliehen, wie vor dem reiſſenden Thier. Verwundert, erſchrocken ſah mich der Knabe an, doch der Alte, ſtatt ſich von ihm führen zu laſſen, riß ihn fort, und bald waren ſie durch die Thüre verſchwunden, die, wie ich hörte, feſt verſchloſſen wurde. — Schnell floh ich fort von dem Schauplatz meiner höchſten Frevel, die bei dieſem Auftritt lebendiger als jemals vor mir ſich wiedergeſtalteten, und bald befand ich mich in dem tiefſten Dickigt. Ermüdet ſetzte ich mich an den Fuß eines Baumes in das Moos nieder; unweit davon war ein kleiner Hügel aufgeſchüttet, auf welchem ein Kreuz ſtand. Als ich aus dem Schlaf, in den ich vor Ermattung geſunken, erwachte, ſaß ein alter Bauer neben mir, der alsbald, da er mich ermuntert ſah, ehrerbietig ſeine Mütze abzog und im Ton der vollſten ehrlichſten Gutmüthigkeit ſprach: „Ei Ihr ſeyd wohl weit her gewandert, ehrwürdiger Herr! und recht müde geworden, denn ſonſt wäret Ihr hier an dem ſchauerlichen Plätzchen nicht in ſolch tiefen Schlaf geſunken. Oder Ihr wiſſet vielleicht gar nicht, was es mit dieſem Orte hier für eine Bewandniß hat?“ — Ich verſicherte, daß ich als fremder, von Italien hereinwandernder Pilger durchaus nicht von dem, was hier vorgefallen, unterrichtet ſey. „Es geht, ſprach der Bauer: Euch und Eure Ordensbrüder ganz beſonders an, und ich muß geſtehen, als ich Euch ſo ſanft ſchlafend fand, ſetzte ich mich her, um jede etwaige Gefahr von Euch abzuwenden. Vor mehreren Jahren ſoll hier ein Capuziner ermordet worden ſeyn. So viel iſt gewiß, daß ein Capuziner zu der Zeit durch unſer Dorf kam, und nachdem er übernachtet, dem Gebirge zuwanderte. An demſelben Tage ging mein Nachbar den tiefen Thalweg, unterhalb des Teufelsgrundes, hinab, und hörte mit einemmal ein fernes durchdringendes Geſchrei, welches ganz abſonderlich in den Lüften verklang. Er will ſogar, was mir aber unmöglich ſcheint, eine Geſtalt von der Bergſpitze herab in den Abgrund ſtürzen geſehen haben. So viel iſt gewiß, daß wir Alle im Dorfe, ohne zu wiſſen warum, glaubten, der Capuziner könne wohl herabgeſtürzt ſein, und daß Mehrere von uns hingingen und, ſoweit es nur möglich war, ohne das Leben aufs Spiel zu ſetzen, hinab ſtiegen, um wenigſtens die Leiche des unglücklichen Menſchen zu finden. Wir konnten aber nichts entdecken und lachten den Nachbar tüchtig aus, als er einmal in der mondhellen Nacht auf dem Thalwege heimkehrend, ganz voll Todesſchrecken einen nackten Menſchen aus dem Teufelsgrunde wollte emporſteigen geſehen haben. Das war nun pure Einbildung; aber ſpäter erfuhr man denn wohl, daß der Capuziner, Gott weiß warum, hier von einem vornehmen Mann ermordet, und der Leichnam in den Teufelsgrund geſchleudert worden ſey. Hier auf dieſem Fleck muß der Mord geſchehen ſeyn, davon bin ich überzeugt, denn ſeht einmal, ehrwürdiger Herr! hier ſitze ich einſt, und ſchaue ſo in Gedanken da den hohlen Baum neben uns an. Mit einemmal iſt es mir, als hinge ein Stück dunkelbraunes Tuch zur Spalte heraus. Ich ſpringe auf, ich gehe hin, und ziehe einen ganz neuen Capuzinerhabit heraus. An dem einen Aermel klebte etwas Blut und in einem Zipfel war der Name Medardus hineingezeichnet. Ich dachte, arm wie ich bin, ein gutes Werk zu thun, wenn ich den Habit verkaufte und für das daraus gelöſte Geld dem armen ehrwürdigen Herrn, der hier ermordet, ohne ſich zum Tode vorzubereiten und ſeine Rechnung zu machen, Meſſen leſen ließe. So geſchah es denn, daß ich das Kleid nach der Stadt trug, aber kein Trödler wollte es kaufen, und ein Capuzinerkloſter gab es nicht am Orte; endlich kam ein Mann, ſeiner Kleidung nach wars wohl ein Jäger oder ein Förſter, der ſagte, er brauche gerade ſolch einen Capuzinerrock und bezahlte mir meinen Fund reichlich. Nun ließ ich von unſerm Herrn Pfarrer eine tüchtige Meſſe leſen und ſetzte, da im Teufelsgrunde kein Kreuz anzubringen, hier eins hin zum Zeichen des ſchmählichen Todes des Herrn Capuziners. Aber der ſelige Herr muß etwas viel über die Schnur gehauen haben, denn er ſoll hier noch zuweilen herumſpuken und ſo hat des Herrn Pfarrers Meſſe nicht viel geholfen. Darum bitte ich Euch, ehrwürdiger Herr, ſeyd Ihr geſund heimgekehrt von Eurer Reiſe, ſo haltet ein Amt für das Heil der Seele Eures Ordensbruders Medardus. Verſprecht mir das!" — „Ihr ſeyd im Irrthum, mein guter Freund! ſprach ich, der Capuziner Medardus, der vor mehreren Jahren auf der Reiſe nach Italien durch Euer Dorf zog, iſt nicht ermordet. Noch bedarf es keiner Seelenmeſſe für ihn, er lebt und kann noch arbeiten für ſein ewiges Heil! — Ich bin ſelbſt dieſer Medardus!" — Mit dieſen Worten ſchlug ich meine Kutte aus einander und zeigte ihm den in den Zipfel geſtickten Namen Medardus. Kaum hatte der Bauer den Namen erblickt, als er erbleichte und mich voll Entſetzen anſtarrte. Dann ſprang er jählings auf und lief laut ſchreiend in den Wald hinein. Es war klar, daß er mich für das umgehende Geſpenſt des ermordeten Medardus hielt, und vergeblich würde mein Beſtreben geweſen ſeyn, ihm den Irrthum zu benehmen. — Die Abgeſchiedenheit, die Stille des Orts nur von dem dumpfen Brauſen des nicht fernen Waldſtroms unterbrochen, war auch ganz dazu geeignet, grauenvolle Bilder aufzuregen; ich dachte an meinen gräßlichen Doppelgänger, und, angeſteckt von dem Entſetzen des Bauers, fühlte ich mich im Innerſten erbeben, da es mir war, als würde er aus dieſem, aus jenem finſtern Buſch hervortreten. — Mich ermannend ſchritt ich weiter fort, und erſt dann, als mich die grauſige Idee des Geſpenſtes, meines Ichs, für das mich der Bauer gehalten, verlaſſen, dachte ich daran, daß mir nun ja erklärt worden ſey, wie der wahnſinnige Mönch zu dem Capuzinerrock gekommen, den er mir auf der Flucht zurückließ und den ich unbezweifelt für den meinigen erkannte. Der Förſter, bei dem er ſich aufhielt, und den er um ein neues Kleid angeſprochen, hatte ihn in der Stadt von dem Bauer gekauft. Wie die verhängnißvolle Begebenheit am Teufelsgrunde auf merkwürdige Weiſe verſtümmelt worden, das fiel tief in meine Seele, denn ich ſah wohl, wie alle Umſtände ſich vereinigen mußten, um jene unheilbringende Verwechſelung mit Viktorin herbeizuführen. Sehr wichtig ſchien mir des furchtſamen Nachbars wunderbare Viſion, und ich ſah mit Zuverſicht noch deutlicherer Aufklärung entgegen, ohne zu ahnen, wo und wie ich ſie erhalten würde.

Endlich, nach raſtloſer Wanderung, mehrere Wochen hindurch, nahte ich mich der Heimath; mit klopfendem Herzen ſah ich die Thürme des Ciſterzienſernonnenkloſters vor mir aufſteigen. Ich kam in das Dorf, auf den freien Platz vor der Kloſterkirche. Ein Hymnus, von Männerſtimmen geſungen, klang aus der Ferne herüber. — Ein Kreuz wurde ſichtbar — Mönche, paarweiſe wie in Prozeſſion fortſchreitend, hinter ihm. — Ach — ich erkannte meine Ordensbrüder, den greiſen Leonardus von einem jungen, mir unbekannten Bruder geführt, an ihrer Spitze. — Ohne mich zu bemerken ſchritten ſie ſingend bei mir vorüber und hinein durch die geöffnete Kloſterpforte. Bald darauf zogen auf gleiche Weiſe die Dominikaner und Franziskaner aus B. herbei, feſt verſchloſſene Kutſchen fuhren hinein in den Kloſterhof, es waren die Klaren Nonnen aus B. Alles ließ mich wahrnehmen, daß irgend ein außerordentliches Feſt gefeiert werden ſolle. Die

Kirchenthüren ſtanden weit offen, ich trat hinein, und bemerkte, wie alles ſorgfältig gefegt und geſäubert wurde. — Man ſchmückte den Hochaltar und die Nebenaltäre mit Blumengewinden, und ein Kirchendiener ſprach viel von friſch aufgeblühten Roſen, die durchaus morgen in aller Frühe herbeigeſchafft werden müßten, weil die Frau Aebtiſſin ausdrücklich befohlen habe, daß mit Roſen der Hochaltar verziert werden ſolle. — Entſchloſſen, nun gleich zu den Brüdern zu treten, ging ich, nachdem ich mich durch kräftiges Gebet geſtärkt, in das Kloſter und frug nach dem Prior Leonardus; die Pförtnerin führte mich in einen Saal, Leonardus ſaß im Lehnſtuhl, von den Brüdern umgeben; laut weinend, im Innerſten zerknirſcht, keines Wortes mächtig, ſtürzte ich zu ſeinen Füßen. „Medardus!" — ſchrie er auf, und ein dumpfes Gemurmel lief durch die Reihe der Brüder: „Medardus — Bruder Medardus iſt endlich wieder da!" — Man hob mich auf, — die Brüder drückten mich an ihre Bruſt: „Dank den himmliſchen Mächten, daß Du errettet biſt aus den Schlingen der argliſtigen Welt — aber erzähle — erzähle, mein Bruder" — ſo riefen die Mönche durch einander. Der Prior erhob ſich, und auf ſeinen Wink folgte ich ihm in das Zimmer, welches ihm gewöhnlich bei dem Beſuch des Kloſters zum Aufenthalt diente. „Medardus, fing er an: Du haſt auf frevelliche Weiſe Dein Gelübde gebrochen; Du haſt, indem Du, anſtatt die Dir gegebenen Aufträge auszurichten, ſchändlich entflohſt, das Kloſter auf die unwürdigſte Weiſe betrogen. — Einmauern könnte ich Dich laſſen, wollte ich verfahren nach der Strenge des Kloſtergeſetzes!" — Richtet mich, mein ehrwürdiger Vater, erwiederte ich: richtet mich, wie das Geſetz es will; ach! mit Freuden werfe ich die Bürde eines elenden qualvollen Lebens ab! — Ich fühl' es wohl, daß die ſtrengſte Buße, der ich mich unterwarf, mir keinen Troſt hienieden geben konnte!" — „Ermanne Dich, fuhr Leonardus fort: der Prior hat mit Dir geſprochen, jetzt kann der Freund, der Vater mit Dir reden! — Auf wunderbare Weiſe biſt Du errettet worden vom Tode, der Dir in Rom drohte. — Nur Cyrillus fiel als Opfer . . ." — „Ihr wißt alſo?" frug ich voll Staunen. „Alles, erwiederte der Prior: Ich weiß, daß Du dem Armen beiſtandeſt in der letzten Todesnoth, und daß man Dich mit dem vergifteten Wein, den man Dir zum Labetrunk darbot, zu ermorden gedachte. Wahrſcheinlich haſt Du, bewacht von den Argusaugen der Mönche, doch Gelegenheit gefunden, den Wein ganz zu verſchütten, denn trankſt Du nur einen Tropfen, ſo warſt Du hin, in Zeit von zehn Minuten.“ — „O, ſchaut her,“ rief ich und zeigte, den Aermel der Kutte aufſtreifend, dem Prior meinen bis auf den Knochen eingeſchrumpften Arm, indem ich erzählte wie ich, Böſes ahnend, den Wein in den Aermel gegoſſen. Leonardus ſchauerte zurück vor dem häßlichen Anblick des mumienartigen Gliedes, und ſprach dumpf in ſich hinein: „Gebüßt haſt Du, der Du freveltſt auf gräßliche Weiſe; aber Cyrillus — Du frommer Greis!“ — Ich ſagte dem Prior, daß mir die eigentliche Urſache der heimlichen Hinrichtung des armen Cyrillus unbekannt geblieben. „Vielleicht, ſprach der Prior, hatteſt Du daſſelbe Schickſal, wenn Du, wie Cyrillus, als Bevollmächtigter unſeres Kloſters auftratſt. Du weißt, daß die Anſprüche unſers Kloſters Einkünfte des Cardinals ***, die er auf unrechtmäßige Weiſe zieht, vernichten; dies war die Urſache, warum der Cardinal mit des Papſtes Beichtvater, den er bis jetzt angefeindet, plötzlich Freundſchaft ſchloß, und ſo ſich in dem Dominikaner einen kräftigen Gegner gewann, den er dem Cyrillus entgegen ſtellen konnte. Der ſchlaue Mönch fand bald die Art aus, wie Cyrill geſtürzt werden konnte. Er führte ihn ſelbſt ein bei dem Papſt, und wußte dieſem den fremden Capuziner ſo darzuſtellen, daß der Papſt ihn wie eine merkwürdige Erſcheinung bei ſich aufnahm, und Cyrillus in die Reihe der Geiſtlichen trat, von denen er umgeben. Cyrillus mußte nun bald gewahr werden, wie der Statthalter des Herrn nur zu ſehr ſein Reich in dieſer Welt und ihren Lüſten ſuche und finde; wie er einer heuchleriſchen Brut zum Spielwerk diene, die ihn trotz des kräftigen Geiſtes, der ſonſt ihm innewohnte, den ſie aber durch die verworfenſten Mittel zu beugen wußte, zwiſchen Himmel und Hölle herumwerfe. Der fromme Mann, das war vorauszuſehen, nahm großes Aergerniß daran, und fühlte ſich berufen, durch feurige Reden, wie der Geiſt ſie ihm eingab, den Papſt im Innerſten zu erſchüttern und ſeinen Geiſt von dem Irdiſchen abzulenken. Der Papſt, wie verweichlichte Gemüther pflegen, wurde in der That von des frommen Greiſes Worten ergriffen, und eben in dieſem erregten Zuſtande wurde es dem Dominikaner leicht, auf geſchickte Weiſe nach und nach den Schlag vorzubereiten, der den armen Cyrillus treffen ſollte. Er berichtete dem Papſt, daß es auf nichts Geringeres abgeſehen ſey, als auf eine heimliche Verſchwörung, die ihn der Kirche als unwürdig der dreifachen Krone darbieten ſollte, Cyrillus habe den Auftrag, ihn dahin zu bringen, daß er irgend eine öffentliche Bußübung vornehme, welche dann als Signal des förmlichen, unter den Cardinälen gährenden Aufſtandes dienen würde. Jetzt fand der Papſt in den ſalbungsvollen Reden unſeres Bruders die verſteckte Abſicht leicht heraus, der Alte wurde ihm tief verhaßt, und um nur irgend einen auffallenden Schritt zu vermeiden, litt er ihn noch in ſeiner Nähe. Als Cyrillus wieder einmal Gelegenheit fand, zu dem Papſt ohne Zeugen zu ſprechen, ſagte er geradezu, daß der, der den Lüſten der Welt nicht ganz entſage, der nicht einen wahrhaft heiligen Wandel führe, ein unwürdiger Statthalter des Herrn, und der Kirche eine Schmach und Verdammniß bringende Laſt ſey, von der ſie ſich befreien müſſe. Bald darauf, und zwar nachdem man Cyrillus aus den innern Kammern des Papſtes treten geſehen, fand man das Eiswaſſer, welches der Papſt zu trinken pflegte, vergiftet. Daß Cyrillus unſchuldig war, darf ich Dir, der Du den frommen Greis gekannt haſt, nicht verſichern. Doch überzeugt war der Papſt von ſeiner Schuld, und der Befehl, den fremden Mönch bei den Dominikanern heimlich hinzurichten, die Folge davon. Du warſt in Rom eine auffallende Erſcheinung; die Art, wie Du Dich gegen den Papſt äußerteſt, vorzüglich die Erzählung Deines Lebenslaufs, ließ ihn eine gewiſſe geiſtige Verwandtſchaft zwiſchen ihm und Dir finden; er glaubte, ſich mit Dir zu einem höhern Standpunkt erheben und in ſündhaftem Vernünfteln über alle Tugend und Religion recht erlaben und erkräftigen zu können, um, wie ich wohl ſagen mag, mit rechter Begeiſterung für die Sünde zu ſündigen. Deine Bußübungen waren ihm nur ein recht klug angelegtes heuchleriſches Beſtreben, zum höheren Zweck zu gelangen. Er bewunderte Dich und ſonnte ſich in den glänzenden, lobpreiſenden Reden, die Du ihm hielteſt. So kam es, daß Du, ehe der Dominikaner es ahnte, Dich erhobſt und der Rotte gefährlicher wurdeſt, als es Cyrillus jemals werden konnte. — Du merkſt, Medardus! daß ich von Deinem Beginnen in Rom genau unterrichtet bin; daß ich jedes Wort weiß, welches Du mit dem Papſt ſprachſt, und darin liegt weiter nichts geheimnißvolles, wenn ich Dir ſage, daß das Kloſter in der Nähe Sr. Heiligkeit einen Freund hat, der mir genau alles berichtete. Selbſt als Du mit dem Papſt allein zu ſeyn glaubteſt, war er nahe genug um jedes Wort zu verſtehen. — Als

Du in dem Capuzinerkloſter, deſſen Prior mir nahe verwandt iſt, Deine ſtrengen Bußübungen begannſt, hielt ich Deine Reue für ächt. Es war auch wohl dem ſo, aber in Rom erfaßte Dich der böſe Geiſt des ſündhaften Hochmuths, dem Du bei uns erlagſt, aufs Neue. Warum klagteſt Du Dich gegen den Papſt Verbrechen an, die Du niemals begingſt? — Warſt Du denn jemals auf dem Schloſſe des Barons von F.?" — „Ach! mein ehrwürdiger Vater, rief ich von innerm Schmerz zermalmt: das war ja der Ort meiner entſetzlichſten Frevel! — Das iſt aber die härteſte Strafe der ewigen unerforſchlichen Macht, daß ich auf Erden nicht gereinigt erſcheinen ſoll von der Sünde, die ich in wahnſinniger Verblendung beging! — Auch Euch, mein Ehrwürdiger Vater, bin ich ein ſündiger Heuchler?" — „In der That, fuhr der Prior fort: bin ich jetzt, da ich Dich ſehe und ſpreche, beinahe überzeugt, daß Du, nach Deiner Buße, der Lüge nicht mehr fähig warſt, dann aber waltet noch ein mir bis jetzt unerklärliches Geheimniß ob. Bald nach Deiner Flucht aus der Reſidenz (der Himmel wollte den Frevel nicht, den Du zu begehen im Begriff ſtandeſt, er errettete die fromme Aurelie), bald nach Deiner Flucht, ſage ich, und nachdem der Mönch, den ſelbſt Cyrillus für Dich hielt, wie durch ein Wunder ſich gerettet hatte, wurde es bekannt, daß nicht Du, ſondern der als Capuziner verkappte Graf Viktorin auf dem Schloſſe des Barons geweſen war. Briefe, die ſich in Euphemiens Nachlaß fanden, hatten dies zwar ſchon früher kund gethan, man hielt aber Euphemien ſelbſt für getäuſcht, da Reinhold verſicherte, er habe Dich zu genau gekannt, um ſelbſt bei Deiner treueſten Aehnlichkeit mit Viktorin getäuſcht zu werden. Euphemiens Verblendung blieb unbegreiflich. Da erſchien plötzlich der Reitknecht des Grafen, und erzählte, wie der Graf, der ſeit Monaten im Gebirge einſam gelebt, und ſich den Bart wachſen laſſen, ihm in dem Walde und zwar bei dem ſogenannten Teufelsgrunde plötzlich als Capuziner gekleidet erſchienen ſey. Obgleich er nicht gewußt, wo der Graf die Kleider hergenommen, ſo ſey ihm doch die Verkleidung weiter nicht aufgefallen, da er von dem Anſchlage des Grafen, im Schloſſe des Barons in Mönchshabit zu erſcheinen, denſelben ein ganzes Jahr zu tragen und ſo auch wohl noch höhere Dinge auszuführen, unterrichtet geweſen. Geahnt habe er wohl, wo der Graf zum Capuzinerrock gekommen ſey, da er den Tag vorher geſagt, wie er einen Capuziner im Dorfe geſehen, und von ihm, wandere er durch den Wald, ſeinen Rock auf dieſe oder jene Weiſe zu bekommen hoffe. Geſehen habe er den Capuziner nicht, wohl aber einen Schrei gehört; bald darauf ſey auch im Dorf von einem im Walde ermordeten Capuziner die Rede geweſen. Zu genau habe er ſeinen Herrn gekannt, zu viel mit ihm noch auf der Flucht aus dem Schloſſe geſprochen, als daß hier eine Verwechſelung ſtatt finden könne. — Dieſe Ausſage des Reitknechts entkräftete Reinholds Meinung, und nur Viktorins gänzliches Verſchwinden blieb unbegreiflich. Die Fürſtin ſtellte die Hypotheſe auf, daß der vorgebliche Herr von Krczinski aus Kwiecziczewo eben der Graf Viktorin geweſen ſey, und ſtützte ſich auf ſeine merkwürdige, ganz auffallende Aehnlichkeit mit Franceſko, an deſſen Schuld längſt Niemand zweifelte, ſo wie auf die Motion, die ihr jedesmal ſein Anblick verurſacht habe. Viele traten ihr bei und wollten, im Grunde genommen, viel gräflichen Anſtand an jenem Abentheurer bemerkt haben, den man lächerlicher Weiſe für einen verkappten Mönch gehalten. Die Erzählung des Förſters von dem wahnſinnigen Mönch, der im Walde hauſete und zuletzt von ihm aufgenommen wurde, fand nun auch ihren Zuſammenhang mit der Unthat Viktorins, ſobald man nur einige Umſtände als wahr vorausſetzte. — Ein Bruder des Kloſters, in dem Medardus geweſen, hatte den wahnſinnigen Mönch ausdrücklich für den Medardus erkannt, er mußte es alſo wohl ſeyn. Viktorin hatte ihn in den Abgrund geſtürzt; durch irgend einen Zufall, der gar nicht unerhört ſeyn dürfte, wurde er errettet. Aus der Betäubung erwacht, aber ſchwer am Kopfe verwundet, gelang es ihm, aus dem Grabe herauſzukriechen. Der Schmerz der Wunde, Hunger und Durſt machten ihn wahnſinnig — raſend! — So lief er durch das Gebirge, vielleicht von einem mitleidigen Bauer hin und wieder geſpeiſet und mit Lumpen behangen, bis er in die Gegend der Förſterwohnung kam. Zwei Dinge bleiben hier aber unerklärbar, nämlich wie Medardus eine ſolche Strecke aus dem Gebirge laufen konnte, ohne angehalten zu werden, und wie er, ſelbſt in den von Aerzten bezeugten Augenblicken des vollkommenſten ruhigſten Bewußtſeins, ſich zu Unthaten bekennen konnte, die er nie begangen. Die, welche die Wahrſcheinlichkeit jenes Zuſammenhangs der Sache vertheidigten, bemerkten, daß man ja von den Schickſalen des aus dem Teufelsgrunde erretteten Medardus gar nichts wiſſe; es ſey ja möglich, daß ſein Wahnſinn erſt ausgebrochen, als er auf der Pilgerreiſe in der Gegend der Förſterwohnung ſich befand. Was aber das Zugeſtändniß der Verbrechen, deren er beſchuldigt, belange, ſo ſey eben daraus abzunehmen, daß er niemals geheilt geweſen, ſondern anſcheinend bei Verſtande, doch immer wahnſinnig geblieben wäre. Daß er die ihm angeſchuldigten Mordthaten wirklich begangen, dieſer Gedanke habe ſich zur fixen Idee umgeſtaltet. — Der Criminalrichter, auf deſſen Sagazität man ſehr baute, ſprach, als man ihn um ſeine Meinung frug: Der vorgebliche Herr von Krczinski war kein Pole und auch kein Graf, der Graf Viktorin gewiß nicht, aber unſchuldig auch keinesweges — der Mönch blieb wahnſinnig und unzurechnungsfähig in jedem Fall, deshalb das Criminalgericht auch nur auf ſeine Einſperrung als Sicherheitsmaßregel erkennen konnte. — Dieſes Urtheil durfte der Fürſt nicht hören, denn er war es allein, der, tief ergriffen von den Freveln auf dem Schloſſe des Barons, jene von dem Criminalgericht in Vorſchlag gebrachte Einſperrung in die Strafe des Schwerts umwandelte. — Wie aber Alles in dieſem elenden vergänglichen Leben, ſey es Begebenheit oder That, noch ſo ungeheuer im erſten Augenblick erſcheinend, ſehr bald Glanz und Farbe verliert, ſo geſchah es auch, daß das, was in der Reſidenz und vorzüglich am Hofe Schauer und Entſetzen erregt hatte, herabſank bis zur ärgerlichen Klatſcherei. Jene Hypotheſe, daß Aureliens entflohener Bräutigam Graf Viktorin geweſen, brachte die Geſchichte der Italienerin in friſches Andenken, ſelbſt die früher nicht Unterrichteten wurden von denen, die nun nicht mehr ſchweigen zu dürfen glaubten, aufgeklärt, und jeder, der den Medardus geſehen, fand es natürlich, daß ſeine Geſichtszüge vollkommen denen des Grafen Viktorin glichen, da ſie Söhne eines Vaters waren. Der Leibarzt war überzeugt, daß die Sache ſich ſo verhalten müßte und ſprach zum Fürſten: Wir wollen froh ſeyn, gnädigſter Herr! daß beide unheimliche Geſellen fort ſind, und es bei der erſten vergeblich gebliebenen Verfolgung bewenden laſſen. — Dieſer Meinung trat der Fürſt aus dem Grunde ſeines Herzens bei, denn er fühlte wohl, wie der doppelte Medardus ihn von einem Mißgriff zum andern verleitet hatte. Die Sache wird geheimnißvoll bleiben, ſagte der Fürſt: wir wollen nicht mehr an dem Schleier zupfen, den ein wunderbares Geſchick wohlthätig darüber geworfen hat. — Nur Aurelie . . .“ — „Aurelie, unterbrach ich den Prior mit Heftigkeit:

um Gott, mein ehrwürdiger Vater, ſagt mir, wie ward es mit Aurelien?“ — „Ei, Bruder Medardus, ſprach der Prior ſanft lächelnd: noch iſt das gefährliche Feuer in Deinem Innern nicht verdampft? — noch lodert die Flamme empor bei leiſer Berührung? — So biſt Du noch nicht frei von den ſündlichen Trieben, denen Du Dich hingabſt. — Und ich ſoll der Wahrheit Deiner Buße trauen; ich ſoll überzeugt ſeyn, daß der Geiſt der Lüge Dich ganz verlaſſen? — Wiſſe, Medardus, daß ich Deine Reue für wahrhaft nur dann anerkennen würde, wenn Du jene Frevel, deren Du Dich anklagſt, wirklich begingſt. Denn nur in dieſem Fall könnt' ich glauben, daß jene Unthaten ſo Dein Inneres zerrütteten, daß Du, meiner Lehren, alles deſſen, was ich Dir über äußere und innere Buße ſagte, uneingedenk, wie der Schiffbrüchige nach dem leichten unſichern Brett, nach jenen trügeriſchen Mitteln Dein Verbrechen zu ſühnen haſchteſt, die Dich nicht allein einem verworfenen Papſt, ſondern jedem wahrhaft frommen Mann als einen eitlen Gaukler erſcheinen ließen. — Sage, M[illegible]rdus! war Deine Andacht, Deine Erhebung zu der ewigen Ma[illegible] ganz makellos, wenn Du Aureliens gedenken mußteſt!“ — Ich ſch[illegible], im Innern vernichtet, die Augen nieder. — „Du biſt aufrichtig, Medardus, fuhr der Prior fort, Dein Schweigen ſagt mir Alles. — Ich wußte mit der vollſten Ueberzeugung, daß Du es warſt, der in der Reſidenz die Rolle eines polniſchen Edelmanns ſpielte und die Baroneſſe Aurelie heirathen wollte. Ich hatte den Weg, den Du genommen, ziemlich genau verfolgt, ein ſeltſamer Menſch (er nannte ſich den Haarkünſtler Belcampo), den Du zuletzt in Rom ſahſt, gab mir Nachrichten; ich war überzeugt, daß Du auf verruchte Weiſe Hermogen und Euphemien mordeteſt, und um ſo gräßlicher war es mir, daß Du Aurelien ſo in Teufelsbande verſtricken wollteſt. Ich hätte Dich verderben können; doch weit entfernt, mich zum Rächeramt erkoren zu glauben, überließ ich Dich und Dein Schickſal der ewigen Macht des Himmels. Du biſt erhalten worden auf wunderbare Weiſe und ſchon dieſes überzeugt mich, daß Dein irdiſcher Untergang noch nicht beſchloſſen war. — Höre, welches beſonderen Umſtandes halber ich ſpäter glauben mußte, daß es in der That Graf Viktorin war, der als Capuziner auf dem Schloſſe des Barons von F. erſchien! — Nicht gar zu lange iſt es her, als Bruder Sebaſtianus, der Pförtner, durch ein Aechzen und Stöhnen, das den Seufzern eines Sterbenden glich, geweckt wurde. Der Morgen war ſchon angebrochen, er ſtand auf, öffnete die Kloſterpforte und fand einen Menſchen, der dicht vor derſelben, halb erſtarrt vor Kälte, lag und mühſam die Worte herausbrachte: er ſey Medardus, der aus unſerm Kloſter entflohene Mönch. — Sebaſtianus meldete mir ganz erſchrocken, was ſich unten zugetragen; ich ſtieg mit den Brüdern hinab, wir brachten den ohnmächtigen Mann in das Refektorium. Troß des bis zum Grauſen entſtellten Geſichts des Mannes, glaubten wir doch Deine Züge zu erkennen, und Mehrere meinten, daß wohl nur die veränderte Tracht den wohlbekannten Medardus ſo fremdartig darſtelle. Er hatte Bart und Tonſur, dazu aber eine weltliche Kleidung, die zwar ganz verdorben und zerriſſen war, der man aber noch die urſprüngliche Zierlichkeit anſah. Er trug ſeidene Strümpfe, auf einem Schuhe noch eine goldene Schnalle, eine weiße Atlasweſte . . .“ — „Einen kaſtanienbraunen Rock von dem feinſten Tuch, fiel ich ein, zierlich genähte Wäſche — einen einfachen goldenen Ring am Finger.“ — „Allerdings, ſprach Leonardus erſtaunt: aber wie kannſt Du . . .“ — „Ach, es war ja der Anzug, wie ich ihn an jenem verhängnißvollen Hochzeittage trug! — Der Doppeltgänger ſtand mir vor Augen. — Nein es war nicht der weſenloſe entſetzliche Teufel des Wahnſinns, der hinter mir herrannte, der, wie ein mich bis ins Innerſte zerfleiſchendes Unthier, aufhockte auf meinen Schultern; es war der entflohene wahnſinnige Mönch, der mich verfolgte, der endlich, als ich in tiefer Ohnmacht da lag, meine Kleider nahm und mir die Kutte überwarf. Er war es, der an der Kloſterpforte lag, mich — mich ſelbſt auf ſchauderhafte Weiſe darſtellend!“ — Ich bat den Prior nur fortzufahren in ſeiner Erzählung, da die Ahnung der Wahrheit, wie es ſich mit mir auf die wunderbarſte, geheimnißvollſte Weiſe zugetragen, in mir aufdämmere. — „Nicht lange dauerte es, erzählte der Prior weiter, als ſich bei dem Manne die deutlichſten unzweifelhafteſten Spuren des unheilbaren Wahnſinns zeigten, und unerachtet, wie geſagt, die Züge ſeines Geſichts den Deinigen auf das Genaueſte glichen, unerachtet er fortwährend rief: Ich bin Medardus der entlaufene Mönch, ich will Buße thun bei Euch — ſo war doch bald jeder von uns überzeugt, daß es fixe Idee des Fremden ſey, ſich für Dich zu halten. Wir zogen ihm das Kleid der Capuziner an, wir führten ihn in die Kirche, er mußte die gewöhnlichen Andachtsübungen vernehmen, und wie er dies zu thun ſich bemühte, merkten wir bald, daß er niemals in einem Kloſter geweſen ſeyn könne. Es mußte mir wohl die Idee kommen: wie, wenn dies der aus der Reſidenz entſprungene Mönch, wie wenn dieſer Mönch Viktorin wäre? — Die Geſchichte, die der Wahnſinnige ehemals dem Förſter aufgetiſcht hatte, war mir bekannt worden, indeſſen fand ich, daß alle Umſtände, das Auffinden und Austrinken des Teufelselixirs, die Viſion in dem Kerker, kurz der ganze Aufenthalt im Kloſter, wohl die, durch Deine auf ſeltſame pſychiſche Weiſe einwirkende Individualität, erzeugte Ausgeburt des erkrankten Geiſtes ſeyn könne. Merkwürdig war es in dieſer Hinſicht, daß der Mönch in böſen Augenblicken immer geſchrieen hatte, er ſey Graf und gebietender Herr! — Ich beſchloß, den fremden Mann der Irrenanſtalt zu St. Getreu zu übergeben, weil ich hoffen durfte, daß, wäre Wiederherſtellung möglich, ſie gewiß dem Direktor jener Anſtalt, einem in jede Abnormität des menſchlichen Organismus tief eindringenden, genialen Arzte, gelingen werde. Des Fremden Geneſen mußte das geheimnißvolle Spiel der unbekannten Mächte wenigſtens zum Theil enthüllen. — Es kam nicht dazu. In der dritten Nacht weckte mich die Glocke, die, wie Du weißt, angezogen wird, ſobald jemand im Krankenzimmer meines Beiſtandes bedarf. Ich trat hinein, man ſagte mir, der Fremde habe eifrig nach mir verlangt und es ſcheine, als habe ihn der Wahnſinn gänzlich verlaſſen, wahrſcheinlich wolle er beichten; denn er ſey ſo ſchwach, daß er die Nacht wohl nicht überleben werde. Verzeiht, fing der Fremde an: als ich ihm mit frommen Worten zugeſprochen, verzeiht, ehrwürdiger Herr, daß ich Euch täuſchen zu wollen mich vermaß. Ich bin nicht der Mönch Medardus, der Euerm Kloſter entfloh. Den Grafen Viktorin ſeht Ihr vor Euch . . . Fürſt ſollte er heißen, denn aus fürſtlichem Hauſe iſt er entſproſſen, und ich rathe Euch, dies zu beachten, da ſonſt mein Zorn Euch treffen könnte. — Sey er auch Fürſt, erwiederte ich, ſo wäre dies in unſern Mauern, und in ſeiner jetzigen Lage, ohne alle Bedeutung und es ſchiene mir beſſer zu ſeyn, wenn er ſich abwende von dem Irdiſchen, und in Demuth erwarte, was die ewige Macht über ihn verhängt habe. — Er ſah mich ſtarr an, ihm ſchienen die Sinne zu vergehen, man gab ihm ſtärkende Tropfen, er erholte ſich bald und ſprach: Es iſt mir ſo, als müſſe ich bald ſterben und vorher mein Herz erleichtern. Ihr habt

Macht über mich, denn ſo ſehr Ihr Euch auch verſtellen möget, merke ich doch wohl, daß Ihr der heilige Antonius ſeyd und am beſten wiſſet, was für Unheil Eure Elixire angerichtet. Ich hatte wohl Großes im Sinne, als ich beſchloß, mich als ein geiſtlicher Herr darzuſtellen mit großem Barte und brauner Kutte. Aber als ich ſo recht mit mir zu Rathe ging, war es, als träten die heimlichſten Gedanken aus meinem Innern heraus und verpuppten ſich zu einem körperlichen Weſen, das recht graulich, doch mein Ich war. Dies zweite Ich hatte grimmige Kraft und ſchleuderte mich, als aus dem ſchwarzen Geſtein des tiefen Abgrundes, zwiſchen ſprudelndem ſchäumigen Gewäſſer, die Prinzeſſin ſchneeweiß hervortrat, hinab. Die Prinzeſſin fing mich auf in ihren Armen und wuſch meine Wunden aus, daß ich bald keinen Schmerz mehr fühlte. Mönch war ich nun freilich geworden, aber das Ich meiner Gedanken war ſtärker, und trieb mich, daß ich die Prinzeſſin, die mich errettet und die ich ſehr liebte, ſammt ihrem Bruder ermorden mußte. Man warf mich in den Kerker, aber Ihr wißt ſelbſt, heiliger Antonius, auf welche Weiſe Ihr, nachdem ich Euern verfluchten Trank geſoffen, mich entführtet, durch die Lüfte. Der grüne Waldkönig nahm mich ſchlecht auf, unerachtet er doch meine Fürſtlichkeit kannte; das Ich meiner Gedanken erſchien bei ihm und rückte mir allerlei häßliches vor, und wollte, weil wir doch alles zuſammen gethan, in Gemeinſchaft mit mir bleiben. Das geſchah auch, aber bald, als wir davon liefen, weil man uns den Kopf abſchlagen wollte, haben wir uns doch entzweit. Als das lächerliche Ich indeſſen immer und ewig genährt ſeyn wollte von meinem Gedanken, ſchmiß ich es nieder, prügelte es derb ab und nahm ihm ſeinen Rock. — So weit waren die Reden des Unglücklichen einigermaßen verſtändlich, dann verlor er ſich in das unſinnige alberne Gewäſch des höchſten Wahnſinns. Eine Stunde ſpäter, als das Frühamt eingeläutet wurde, fuhr er mit einem durchdringenden entſetzlichen Schrei auf, und ſank, wie es uns ſchien, todt nieder. Ich ließ ihn nach der Todtenkammer bringen, er ſollte in unſerm Garten an geweihter Stätte begraben werden, Du kannſt Dir aber wohl unſer Erſtaunen, unſern Schreck denken, als die Leiche, da wir ſie hinaustragen und einſargen wollten, ſpurlos verſchwunden war. Alles Nachforſchen blieb vergebens, und ich mußte darauf verzichten, jemals Näheres, Verſtändlicheres über den räthſelhaften Zuſammenhang der Begebenheiten, in die Du mit dem Grafen verwickelt wurdeſt, zu erfahren. Indeſſen, hielt ich alle mir über die Vorfalle im Schloß bekannt gewordenen Umſtände mit jenen verworrenen, durch Wahnſinn entſtellten Reden zuſammen, ſo konnte ich kaum daran zweifeln, daß der Verſtorbene wirklich Graf Viktorin war. Er hatte, wie der Reitknecht andeutete, irgend einen pilgernden Capuziner im Gebirge ermordet und ihm das Kleid genommen, um ſeinen Anſchlag im Schloſſe des Barons auszuführen. Wie er vielleicht es gar nicht im Sinn hatte, endete der begonnene Frevel mit dem Morde Euphemiens und Hermogens. Vielleicht war er ſchon wahnſinnig, wie Reinhold es behauptet, oder er wurde es dann auf der Flucht, gequält von Gewiſſensbiſſen. Das Kleid, welches er trug und die Ermordung des Mönchs, geſtaltete ſich in ihm zur fixen Idee, daß er wirklich ein Mönch, und ſein Ich zerſpaltet ſey in zwei ſich feindliche Weſen. Nur die Periode von der Flucht aus dem Schloſſe bis zur Ankunft bei dem Förſter, bleibt dunkel, ſo wie es unerklärlich iſt, wie ſich die Erzählung von ſeinem Aufenthalt im Kloſter und der Art ſeiner Rettung aus dem Kerker in ihm bildete. Daß äußere Motive ſtatt finden mußten, leidet gar keinen Zweifel, aber höchſt merkwürdig iſt es, daß dieſe Erzählung Dein Schickſal, wiewohl verſtümmelt, darſtellt. Nur die Zeit der Ankunft des Mönchs bei dem Förſter, wie dieſer ſie angiebt, will gar nicht mit Reinholds Angabe des Tages, wann Viktorin aus dem Schloſſe entfloh, zuſammenſtimmen. Nach der Behauptung des Förſters mußte ſich der wahnſinnige Viktorin gleich haben im Walde blicken laſſen, nachdem er auf dem Schloſſe des Barons angekommen.“ — „Haltet ein, unterbrach ich den Prior: Haltet ein, mein ehrwürdiger Vater, jede Hoffnung, der Laſt meiner Sünden unerachtet, nach der Langmuth des Herrn noch Gnade und ewige Seligkeit zu erringen, ſoll aus meiner Seele ſchwinden; in troſtloſer Verzweiflung, mich ſelbſt und mein Leben verfluchend, will ich ſterben, wenn ich nicht in tiefſter Reue und Zerknirſchung Euch alles, was ſich mit mir begab, ſeitdem ich das Kloſter verließ, getreulich offenbaren will, wie ich es in heiliger Beichte that.“ Der Prior gerieth in das höchſte Erſtaunen, als ich ihm nun mein ganzes Leben mit aller nur möglichen Umſtändlichkeit enthüllte. — „Ich muß Dir glauben, ſprach der Prior, als ich geendet, ich muß Dir glauben, Bruder Medardus, denn alle Zeichen wahrer Reue entdeckte ich, als Du redeteſt. — Wer vermag das Geheimniß zu enthüllen, das die geiſtige Verwandtſchaft zweier Brüder, Söhne eines verbrecheriſchen Vaters, und ſelbſt in Verbrechen befangen, bildete. — Es iſt gewiß, daß Viktorin auf wunderbare Weiſe errettet wurde aus dem Abgrunde, in den Du ihn ſtürzteſt, daß er der wahnſinnige Mönch war, den der Förſter aufnahm, der Dich als Dein Doppeltgänger verfolgte und hier im Kloſter ſtarb. Er diente der dunkeln Macht, die in Dein Leben eingriff, nur zum Spiel, — nicht Dein Genoſſe war er, nur das untergeordnete Weſen, welches Dir in den Weg geſtellt wurde, damit das lichte Ziel, das ſich Dir vielleicht aufthun konnte, Deinem Blick verhüllt bleibe. Ach, Bruder Medardus, noch geht der Teufel raſtlos auf Erden umher, und bietet den Menſchen ſeine Elixire dar! — Wer hat dieſes oder jenes ſeiner hölliſchen Getränke nicht einmal ſchmackhaft gefunden; aber das iſt der Wille des Himmels, daß der Menſch der böſen Wirkung des augenblicklichen Leichtſinns ſich bewußt werde, und aus dieſem klaren Bewußtſeyn die Kraft ſchöpfe, ihr zu widerſtehen. Darin offenbart ſich die Macht des Herrn, daß, ſo wie das Leben der Natur durch das Gift, das ſittlich gute Prinzip in ihr erſt durch das Böſe bedingt wird. — Ich darf zu Dir ſo ſprechen, Medardus! da ich weiß, daß Du mich nicht mißverſteheſt. Gehe jetzt zu den Brüdern.“ —

In dem Augenblick erfaßte mich, wie ein jäher alle Nerven und Pulſe durchzuckender Schmerz, die Sehnſucht der höchſten Liebe; Aurelie — ach Aurelie! rief ich laut. Der Prior ſtand auf und ſprach in ſehr ernſtem Ton: „Du haſt wahrſcheinlich die Zubereitungen zu einem großen Feſte in dem Kloſter bemerkt? — Aurelie wird morgen eingekleidet und erhält den Kloſternamen Roſalia.“ — Erſtarrt — lautlos blieb ich vor dem Prior ſtehen. „Gehe zu den Brüdern!“ rief er beinahe zornig, und ohne deutliches Bewußtſeyn ſtieg ich hinab in das Refektorium, wo die Brüder verſammelt waren. Man beſtürmte mich aufs Neue mit Fragen, aber nicht fähig war ich, auch nur ein einziges Wort über mein Leben zu ſagen; alle Bilder der Vergangenheit verdunkelten ſich in mir, und nur Aureliens Lichtgeſtalt trat mir glänzend entgegen. Unter dem Vorwande einer Andachtsübung verließ ich die Brüder und begab mich nach der Kapelle, die an dem äußerſten Ende des weitläuftigen Kloſtergartens lag. Hier wollte ich beten, aber das kleinſte Geräuſch, das linde Säuſeln des Laubganges riß mich empor aus frommer Betrachtung. Sie iſt es . . . Sie kommt . . . ich werde ſie wiederſehen — ſo rief es in mir, und mein Herz bebte vor Angſt und Entzücken. Es war mir, als höre ich ein leiſes Geſpräch. Ich raffte mich auf, ich trat aus der Capelle, und ſiehe, langſamen Schrittes, nicht fern von mir, wandelten zwei Nonnen, in ihrer Mitte eine Novize. — Ach es war gewiß Aurelie — mich überfiel ein krampfhaftes Zittern — mein Athem ſtockte — ich wollte vorſchreiten, aber keines Schrittes mächtig ſank ich zu Boden. Die Nonnen, mit ihnen die Novize, verſchwanden im Gebüſch. Welch ein Tag! — welch eine Nacht! Immer nur Aurelie und Aurelie — Kein anderes Bild — Kein anderer Gedanke fand Raum in meinem Innern. —

So wie die erſten Strahlen des Morgens aufgingen, verkündigten die Glocken des Kloſters das Feſt der Einkleidung Aureliens, und bald darauf verſammelten ſich die Brüder in einem großen Saal; die Aebtiſſin trat, von zwei Schweſtern begleitet, herein. — Unbeſchreiblich iſt das Gefühl, das mich durchdrang, als ich die wiederſah, die meinen Vater ſo innig liebte, und unerachtet er durch Frevelthaten ein Bündniß, das ihm das höchſte Erdenglück erwerben mußte, gewaltſam zerriß, doch die Neigung, die ihr Glück zerſtört hatte, auf den Sohn übertrug. Zur Tugend, zur Frömmigkeit wollte ſie dieſen Sohn aufziehen, aber dem Vater gleich, häufte er Frevel auf Frevel und vernichtete ſo jede Hoffnung der frommen Pflegemutter, die in der Tugend des Sohnes Troſt für des ſündigen Vaters Verderbniß finden wollte. — Niedergeſenkten Hauptes, den Blick zur Erde gerichtet, hörte ich die kurze Rede an, worin die Aebtiſſin nochmals der verſammelten Geiſtlichkeit Aureliens Eintritt in das Kloſter anzeigte, und ſie aufforderte, eifrig zu beten, in dem entſcheidenden Augenblick des Gelübdes, damit der Erbfeind nicht Macht haben möge, ſinneverwirrendes Spiel zu treiben, zur Qual der frommen Jungfrau. „Schwer, ſprach die Aebtiſſin: ſchwer waren die Prüfungen, die die Jungfrau zu überſtehen hatte. Der Feind wollte ſie verlocken zum Böſen, und alles, was die Liſt der Hölle vermag, wandte er an, ſie zu bethören, daß ſie, ohne Böſes zu ahnen, ſündige und dann aus dem Traum erwachend untergehe in Schmach und Verzweiflung. Doch die ewige Macht beſchützte das Himmelskind, und mag denn der Feind auch noch heute es verſuchen, ihr verderblich zu nahen, ihr Sieg über ihn wird deſto glorreicher ſeyn. Betet — betet, meine Brüder, nicht darum, daß die Chriſtusbraut nicht wanke, denn feſt und ſtandhaft iſt ihr dem Himmliſchen ganz zugewandter Sinn, ſondern daß kein irdiſches Unheil die fromme Handlung unterbreche. — Eine Bangigkeit hat ſich meines Gemüths bemächtigt, der ich nicht zu widerſtehen vermag!" —

Es war klar, daß die Aebtiſſin mich — mich allein den Teufel der Verſuchung nannte, daß ſie meine Ankunft mit der Einkleidung Aureliens in Bezug, daß ſie vielleicht in mir die Abſicht irgend einer Greuelthat vorausſetzte. Das Gefühl der Wahrheit meiner Reue, meiner Buße, der Ueberzeugung, daß mein Sinn geändert worden, richtete mich empor. Die Aebtiſſin würdigte mich nicht eines Blickes; tief im Innerſten gekränkt, regte ſich in mir jener bittere, verhöhnende Haß, wie ich ihn ſonſt in der Reſidenz bei dem Anblick der Fürſtin gefühlt, und ſtatt daß ich, ehe die Aebtiſſin jene Worte ſprach, mich hätte vor ihr niederwerfen mögen in den Staub, wollte ich keck und kühn vor ſie hintreten und ſprechen: warſt Du denn immer ſolch ein überirdiſches Weib, daß die Luſt der Erde Dir nicht aufging? . . . Als Du meinen Vater ſahſt, verwahrteſt Du denn immer Dich ſo, daß der Gedanke der Sünde nicht Raum fand? . . . Ei ſage doch, ob ſelbſt dann, als ſchon die Inſul und der Stab Dich ſchmückten, in unbewachten Augenblicken meines Vaters Bild nicht Sehnſucht nach irdiſcher Luſt in Dir aufregte? . . . Was empfandeſt Du denn, Stolze! als Du den Sohn des Geliebten an Dein Herz drückteſt, und den Namen des Verlornen, war er gleich ein frevelicher Sünder, ſo ſchmerzvoll riefſt? — Haſt Du jemals gekämpft mit der dunklen Macht wie ich? — Kannſt Du Dich eines wahren Sieges erfreuen, wenn kein harter Kampf vorherging? — Fühlſt Du Dich ſelbſt ſo ſtark, daß Du den verachteſt, der dem mächtigſten Feinde erlag und ſich dennoch erhob in tiefer Reue und Buße? — Die plötzliche Aenderung meiner Gedanken, die Umwandlung des Büßenden in den, der ſtolz auf den beſtandenen Kampf feſt einſchreitet in das wiedergewonnene Leben, muß ſelbſt im Aeußern ſichtlich geweſen ſeyn. Denn der neben mir ſtehende Bruder frug: „Was iſt Dir, Medardus, warum wirfſt Du ſolche ſonderbare zürnende Blicke auf die hochheilige Frau?" — „Ja, erwiederte ich halblaut: wohl mag es eine hochheilige Frau ſeyn, denn ſie ſtand immer ſo hoch, daß das Profane ſie nicht erreichen konnte, doch kommt ſie mir jetzt nicht ſowohl wie eine chriſtliche, ſondern wie eine heidniſche Prieſterin vor, die ſich bereitet, mit gezücktem Meſſer das Menſchenopfer zu vollbringen.“ Ich weiß ſelbſt nicht, wie ich dazu kam, die letzten Worte, die außer meiner Ideenreihe lagen, zu ſprechen, aber mit ihnen drängten ſich im bunten Gewirr Bilder durcheinander, die nur im Entſetzlichſten ſich zu einen ſchienen. — Aurelie ſollte auf immer die Welt verlaſſen, ſie ſollte, wie ich, durch ein Gelübde, das mir jetzt nur die Ausgeburt des religiöſen Wahnſinns ſchien, dem Irdiſchen entſagen? — So wie ehemals, als ich, dem Satan verkauft, in Sünde und Frevel den höchſten ſtrahlendſten Lichtpunkt des Lebens zu ſchauen wähnte, dachte ich jetzt daran, daß beide, ich und Aurelie, im Leben, ſey es auch nur durch den einzigen Moment des höchſten irdiſchen Genuſſes, vereint und dann als der unterirdiſchen Macht Geweihte ſterben müßten. — Ja, wie ein gräßlicher Unhold, wie der Satan ſelbſt, ging der Gedanke des Mordes mir durch die Seele! — Ach, ich Verblendeter gewahrte nicht, daß in dem Moment, als ich der Aebtiſſin Worte auf mich deutete, ich preisgegeben war der vielleicht härteſten Prüfung, daß der Satan Macht bekommen über mich, und mich verlocken wollte zu dem Entſetzlichſten, das ich noch begangen! Der Bruder, zu dem ich geſprochen, ſah mich erſchrocken an: „Um Jeſus und der heiligen Jungfrau willen, was ſagt Ihr da!“ ſo ſprach er; ich ſchaute nach der Aebtiſſin, die im Begriff ſtand, den Saal zu verlaſſen, ihr Blick fiel auf mich, todtenbleich ſtarrte ſie mich an, ſie wankte, die Nonnen mußten ſie unterſtützen. Es war mir, als liſple ſie die Worte: „O all' ihr Heiligen, meine Ahnung.“ Bald darauf wurde der Prior Leonardus zu ihr gerufen. Schon läuteten aufs Neue alle Glocken des Kloſters, und dazwiſchen tönten die donnernden Töne der Orgel, die Weihgeſänge der im Chor verſammelten Schweſtern, durch die Lüfte, als der Prior wieder in den Saal trat. Nun begaben ſich die Brüder der verſchiedenen Orden in feierlichem Zuge nach der Kirche, die von Menſchen beinahe ſo überfüllt war, als ſonſt am Tage des heiligen Bernardus. An einer Seite des mit duftenden Roſen geſchmückten Hochaltars waren erhöhte Sitze für die Geiſtlichkeit angebracht, der Tribune gegenüber, auf welcher die Capelle des Biſchofs die Muſik des Amts, welches er ſelbſt hielt, ausführte. Leonardus rief mich an ſeine Seite, und ich bemerkte, daß er ängſtlich auf mich wachte; die kleinſte Bewegung erregte ſeine Aufmerkſamkeit; er hielt mich an, fortwährend aus meinem Brevier zu beten. Die Klaren Nonnen verſammelten ſich in dem mit einem niedrigen Gitter eingeſchloſſenen Platz dicht vor dem Hochaltar, der entſcheidende Augenblick kam; aus dem Innern des Kloſters, durch die Gitterthüre hinter dem Altar, führten die Ciſterzienſer Nonnen Aurelien herbei. — Ein Geflüſter rauſchte durch die Menge, als ſie ſichtbar worden, die Orgel ſchwieg und der einfache Hymnus der Nonnen erklang in wunderbaren tief ins Innerſte dringenden Akkorden. Noch hatte ich keinen Blick aufgeſchlagen; von einer furchtbaren Angſt ergriffen, zuckte ich krampfhaft zuſammen, ſo daß mein Brevier zur Erde fiel. Ich bückte mich darnach, es aufzuheben, aber ein plötzlicher Schwindel hätte mich von dem hohen Sitz herabgeſtürzt, wenn Leonardus mich nicht faßte und feſthielt. „Was iſt Dir, Medardus, ſprach der Prior leiſe: Du befindeſt Dich in ſeltſamer Bewegung, widerſtehe dem böſen Feinde, der Dich treibt.“ Ich faßte mich mit aller Gewalt zuſammen, ich ſchaute auf, und erblickte Aurelien, vor dem Hochaltar knieend. O Herr des Himmels, in hoher Schönheit und Anmuth ſtrahlte ſie mehr als je! Sie war bräutlich — ach! eben ſo wie an jenem verhängnißvollen Tage, da ſie mein werden ſollte, gekleidet. Blühende Myrthen und Roſen im künſtlich geflochtenen Haar. Die Andacht, das Feierliche des Moments, hatte ihre Wangen höher gefärbt, und in dem zum Himmel gerichteten Blick lag der volle Ausdruck himmliſcher Luſt. Was waren jene Augenblicke, als ich Aurelien zum erſtenmal, als ich ſie am Hofe des Fürſten ſah, gegen dieſes Wiederſehen. Raſender als jemals flammte in mir die Gluth der Liebe — der wilden Begier auf — O Gott — o, all' ihr Heiligen! laßt mich nicht wahnſinnig werden, nur nicht wahnſinnig — rettet mich, rettet mich von dieſer Pein der Hölle — Nur nicht wahnſinnig laßt mich werden — denn das Entſetzliche muß ich ſonſt thun, und meine Seele Preis geben der ewigen Verdammniß! — So betete ich im Innern, denn ich fühlte, wie immer mehr und mehr der böſe Geiſt über mich Herr werden wollte. — Es war mir als habe Aurelie Theil an dem Frevel, den ich nur beging, als ſey das Gelübde, das ſie zu leiſten gedachte, in ihren Gedanken nur der feierliche Schwur, vor dem Altar des Herrn mein zu ſeyn. — Nicht die Chriſtusbraut, des Mönchs der ſein Gelübde brach, verbrecheriſches Weib ſah ich in ihr. — Sie mit aller Inbrunſt der wüthenden Begier umarmen und dann ihr den Tod geben — der Gedanke erfaßte mich unwiderſtehlich. Der böſe Geiſt trieb mich wilder und wilder — ſchon wollte ich ſchreien: „Haltet ein, verblendete Thoren! nicht die von irdiſchem Triebe reine Jungfrau, die Braut des Mönchs wollt ihr erheben zur Himmelsbraut!“ — mich hinabſtürzen unter die Nonnen, ſie herausreißen — ich faßte in die Kutte, ich ſuchte nach dem Meſſer, da war die Ceremonie ſo weit gediehen, daß Aurelie anfing das Gelübde zu ſprechen. — Als ich ihre Stimme hörte, war es als bräche milder Mondesglanz durch die ſchwarzen, von wildem Sturm gejagten Wetterwolken. Licht wurde es in mir, und ich erkannte den böſen Geiſt, dem ich mit aller Gewalt widerſtand. — Jedes Wort Aureliens gab mir neue Kraft, und im heißen Kampf wurde ich bald Sieger. Entflohen war jeder ſchwarze Gedanke des Frevels, jede Regung der irdiſchen Begier. — Aurelie war die fromme Himmelsbraut, deren Gebet mich retten konnte von ewiger Schmach und Verderbniß. — Ihr Gelübde war mein Troſt, meine Hoffnung, und hell ging in mir die Heiterkeit des Himmels auf. Leonardus, den ich nun erſt wieder bemerkte, ſchien die Aenderung in meinem Innern wahrzunehmen, denn mit ſanfter Stimme ſprach er: „Du haſt dem Feinde widerſtanden, mein Sohn! das war wohl die letzte ſchwere Prüfung, die Dir die ewige Macht auferlegt!“ —

Das Gelübde war geſprochen; während eines Wechſelgeſanges, den die Klaren Schweſtern anſtimmten, wollte man Aurelien das Nonnengewand anlegen. Schon hatte man die Myrthen und Roſen aus dem Haar geflochten, ſchon ſtand man im Begriff die herabwallenden Locken abzuſchneiden, als ein Getümmel in der Kirche entſtand — ich ſah, wie die Menſchen aus einander gedrängt und zu Boden geworfen wurden; — näher und näher wirbelte der Tumult. — Mit raſender Gebehrde, — mit wildem, entſetzlichen Blick drängte ſich ein halbnackter Menſch (die Lumpen eines Capuzinerrocks hingen ihm um den Leib), alles um ſich her mit geballten Fäuſten niederſtoßend, durch die Menge. — Ich erkannte meinen gräßlichen Doppeltgänger, aber in demſelben Moment, als ich, Entſetzliches ahnend, hinabſpringen und mich ihm entgegen werfen wollte, hatte der wahnſinnige Unhold die Gallerie, die den Platz des Hochaltars einſchloß, überſprungen. Die Nonnen ſtaubten ſchreiend aus einander; die Aebtiſſin hatte Aurelien feſt in ihre Arme eingeſchloſſen. — „Ha ha ha! kreiſchte der Raſende mit gellender Stimme: wollt ihr mir die Prinzeſſin rauben? — Ha ha ha! — die Prinzeſſin iſt mein Bräutchen, mein Bräutchen“ — und damit riß er Aurelien empor, und ſtieß ihr das Meſſer, das er hochgeſchwungen in der Hand hielt, bis an das Heft in die Bruſt, daß des Blutes Springquell hoch emporſpritzte. „Juchhe — Juch Juch — nun hab' ich mein Bräutchen, nun hab' ich die Prinzeſſin gewonnen!“ — So ſchrie der Raſende auf, und ſprang hinter den Hochaltar, durch die Gitterthüre fort in die Kloſtergänge. Voll Entſetzen kreiſchten die Nonnen auf. — „Mord — Mord am Altar des Herrn,“ ſchrie das Volk, nach dem Hochaltar ſtürmend. „Beſetzt die Ausgänge des Kloſters, daß der Mörder nicht entkomme,“ rief Leonardus mit lauter Stimme, und das Volk ſtürzte hinaus und wer von den Mönchen rüſtig war, ergriff die im Winkel ſtehenden Prozeſſionsſtäbe und ſetzte dem Unhold nach durch die Gänge des Kloſters. Alles war die That eines Augenblicks; bald kniete ich neben Aurelien, die Nonnen hatten mit weißen Tüchern die Wunde, ſo gut es gehen wollte, verbunden, und ſtanden der ohnmächtigen Aebtiſſin bei. Eine ſtarke Stimme ſprach neben mir: Sancta Rosalia, ora pro nobis, und alle die noch in der Kirche geblieben, riefen laut: „Ein Mirakel — ein Mirakel, ja ſie iſt eine Märtyrin — Sancta Rosalia, ora pro nobis.“ — Ich ſchaute auf. — Der alte Maler ſtand neben mir, aber ernſt und mild, ſo wie er mir im Kerker erſchien. — Kein irdiſcher Schmerz über Aureliens Tod, kein Entſetzen über die Erſcheinung des Malers konnte mich faſſen, denn in meiner Seele dämmerte es auf, wie nun die räthſelhaften Schlingen, die die dunkle Macht geknüpft, ſich löſten.

Mirakel, Mirakel! ſchrie das Volk immer fort: Seht ihr wohl den alten Mann im violetten Mantel? — der iſt aus dem Bilde des Hochaltars herabgeſtiegen — ich habe es geſehen — ich auch, ich auch — riefen mehrere Stimmen durch einander und nun ſtürzte Alles auf die Knie nieder und das verworrene Getummel verbrauſte und ging über in ein von heftigem Schluchzen und Weinen unterbrochenes Gemurmel des Gebets. Die Aebtiſſin erwachte aus der Ohnmacht, und ſprach mit dem herzzerſchneidenden Ton des tiefen, gewaltigen Schmerzes: „Aurelie! mein Kind! meine fromme Tochter! — ewiger Gott — es iſt Dein Rathſchluß!“ — Man hatte eine mit Polſtern und Decken belegte Bahre herbeigebracht. Als man Aurelien hinaufhob, ſeufzte ſie tief und ſchlug die Augen auf. Der Maler ſtand hinter ihrem Haupte, auf das er ſeine Hand gelegt. Er war anzuſehen wie ein mächtiger Heiliger, und Alle, ſelbſt die Aebtiſſin, ſchienen von wunderbarer ſcheuer Ehrfurcht durchdrungen. — Ich kniete beinahe dicht an der Seite der Bahre. Aureliens Blick fiel auf mich, da erfaßte mich tiefer Jammer über der Heiligen ſchmerzliches Märtyrerthum. Keines Wortes mächtig, war es nur ein dumpfer Schrei, den ich ausſtieß. Da ſprach Aurelie ſanft und leiſe: „Was klageſt Du über die, welche von der ewigen Macht des Himmels gewürdigt wurde von der Erde zu ſcheiden, in dem Augenblick als ſie die Nichtigkeit alles Irdiſchen erkannt, als die unendliche Sehnſucht nach dem Reich der ewigen Freude und Seligkeit ihre Bruſt erfüllte?" — Ich war aufgeſtanden, ich war dicht an die Bahre getreten. „Aurelie, ſprach ich: — heilige Jungfrau! Nur einen einzigen Augenblick ſenke Deinen Blick herab aus den hohen Regionen, ſonſt muß ich vergehen in — meine Seele, mein innerſtes Gemüth zerrüttenden, verderbenden Zweifeln. — Aurelie! verachteſt Du den Frevler der, wie der böſe Feind ſelbſt, in Dein Leben trat? — Ach! ſchwer hat er gebüßt — aber er weiß es wohl, daß alle Buße ſeiner Sünden Maaß nicht mindert — Aurelie! biſt Du verſöhnt im Tode?" — Wie von Engelsfittigen berührt, lächelte Aurelie und ſchloß die Augen. „O, — Heiland der Welt — heilige Jungfrau — ſo bleibe ich zurück, ohne Troſt der Verzweiflung hingegeben! — O Rettung! — Rettung von hölliſchem Verderben!" So betete ich inbrünſtig, da ſchlug Aurelie noch einmal die Augen auf und ſprach: „Medardus — nachgegeben haſt Du der böſen Macht! aber blieb ich denn rein von der Sünde, als ich irdiſches Glück zu erlangen hoffte in meiner verbrecheriſchen Liebe? — Ein beſonderer Rathſchluß des Ewigen hatte uns beſtimmt, ſchwere Verbrechen unſeres freveligen Stammes zu ſühnen, und ſo vereinigte uns das Band der Liebe, die nur über den Sternen thront und die nichts gemein hat mit irdiſcher Luſt. Aber dem liſtigen Feinde gelang es, die tiefe Bedeutung unſerer Liebe uns zu verhüllen, ja uns auf entſetzliche Weiſe zu verlocken, daß wir das Himmliſche nur deuten konnten auf irdiſche Weiſe. — Ach! war ich es denn nicht, die Dir ihre Liebe bekannte im Beichtſtuhl, aber ſtatt den Gedanken der ewigen Liebe in Dir zu entzünden, die hölliſche Gluth der Luſt in

Dir entflammte, welche Du, da ſie Dich verzehren wollte, durch Verbrechen zu löſchen gedachteſt? Faſſe Muth, Medardus! der wahnſinnige Thor, den der böſe Feind verlockt hat zu glauben, er ſey Du, und müſſe, vollbringen was Du begonnen, war das Werkzeug des Himmels, durch das ſein Rathſchluß vollendet wurde. — Faſſe Muth, Medardus — bald bald . . .“ Aurelie, die das letzte ſchon mit geſchloſſenen Augen und hörbarer Anſtrengung geſprochen, wurde ohnmächtig, doch der Tod konnte ſie noch nicht erfaſſen. „Hat ſie Euch gebeichtet, ehrwürdiger Herr? hat ſie Euch gebeichtet?“ ſo frugen mich neugierig die Nonnen. „Mit nichten, erwiederte ich: nicht ich, ſie hat meine Seele mit himmliſchem Troſt erfüllt.“ — „Wohl Dir, Medardus, bald iſt Deine Prüfungszeit beendet — und wohl mir dann!“ Es war der Maler, der dieſe Worte ſprach. Ich trat auf ihn zu: „So verlaßt mich nicht, wunderbarer Mann.“ — Ich weiß ſelbſt nicht, wie meine Sinne, indem ich weiter ſprechen wollte, auf ſeltſame Weiſe betäubt worden; ich gerieth in einen Zuſtand zwiſchen Wachen und Träumen, aus dem mich ein lautes Rufen und Schreien erweckte. Ich ſah den Maler nicht mehr. Bauern — Bürgersleute — Soldaten waren in die Kirche gedrungen und verlangten durchaus, daß ihnen erlaubt werden ſolle, das ganze Kloſter zu durchſuchen, um den Mörder Aureliens, der noch im Kloſter ſeyn müſſe, aufzufinden. Die Aebtiſſin, mit Recht Unordnungen befürchtend, verweigerte dies, aber ihres Anſehens unerachtet vermochte ſie nicht die erhitzten Gemüther zu beſchwichtigen. Man warf ihr vor, daß ſie aus kleinlicher Furcht den Mörder verhehle, weil er ein Mönch ſey, und immer heftiger tobend ſchien das Volk ſich zum Stürmen des Kloſters aufzuregen. Da beſtieg Leonardus die Kanzel und ſagte dem Volk nach einigen kräftigen Worten über die Entweihung heiliger Stätten, daß der Mörder keinesweges ein Mönch, ſondern ein Wahnſinniger ſey, den er im Kloſter zur Pflege aufgenommen, den er, als er todt geſchienen, im Ordenshabit nach der Todtenkammer bringen laſſen, der aber aus dem todtähnlichen Zuſtande erwacht und entſprungen ſey. Wäre er noch im Kloſter, ſo wurden es ihm die getroffenen Maaßregeln unmöglich machen, zu entſpringen. Das Volk beruhigte ſich, und verlangte nur, daß Aurelie nicht durch die Gänge, ſondern über den Hof in feierlicher Prozeſſion nach dem Kloſter gebracht werden ſolle. Dies geſchah. Die verſchüchterten Nonnen hoben die Bahre auf, die man mit Roſen bekränzt hatte. Auch Aurelie war, wie vorher, mit Myrthen und Roſen geſchmückt. Dicht hinter der Bahre über welche vier Nonnen den Baldachin trugen, ſchritt die Aebtiſſin von zwei Nonnen unterſtützt, die übrigen folgten mit den Klaren Schweſtern, dann die Brüder der verſchiedenen Orden, ihnen ſchloß ſich das Volk an, und ſo bewegte ſich der Zug durch die Kirche. Die Schweſter, welche die Orgel ſpielte, mußte ſich auf den Chor begeben haben, denn ſo wie der Zug in der Mitte der Kirche war, ertönten dumpf und ſchauerlich tiefe Orgeltöne vom Chor herab. Aber ſiehe, da richtete ſich Aurelie langſam auf, und erhob die Hände betend zum Himmel, und aufs Neue ſtürzte alles Volk auf die Kniee nieder und rief Sancta Rosalia, ora pro nobis. — So wurde das wahr, was ich, als ich Aurelien zum erſtenmal ſah, in ſataniſcher Verblendung nur frevelig heuchelnd, verkündet.

Als die Nonnen in dem untern Saal des Kloſters die Bahre niederſetzten, als Schweſtern und Brüder betend im Kreis umherſtanden, ſank Aurelie mit einem tiefen Seufzer der Aebtiſſin, die neben ihr kniete, in die Arme. — Sie war todt! — Das Volk wich nicht von der Kloſterpforte, und als nun die Glocken den irdiſchen Untergang der frommen Jungfrau verkündeten, brach Alles aus in Schluchzen und Jammergeſchrei. — Viele thaten das Gelübde, bis zu Aureliens Exequien in dem Dorf zu bleiben, und erſt nach denſelben in die Heimath zurückzufahren, während der Zeit aber ſtrenge zu faſten. Das Gerücht von der entſetzlichen Unthat, und von dem Martyrium der Braut des Himmels, verbreitete ſich ſchnell, und ſo geſchah es, daß Aureliens Exequien, die nach vier Tagen begangen wurden, einem hohen die Verklärung einer Heiligen feiernden Jubelfeſt glichen. Denn ſchon Tages vorher war die Wieſe vor dem Kloſter, wie ſonſt am Bernardustage, mit Menſchen bedeckt, die, ſich auf dem Boden lagernd, den Morgen erwarteten. Nur ſtatt des frohen Getümmels hörte man fromme Seufzer und ein dumpfes Murmeln. — Von Mund zu Mund ging die Erzählung von der entſetzlichen That am Hochaltar der Kirche, und brach einmal eine laute Stimme hervor, ſo geſchah es in Verwünſchungen des Mörders, der ſpurlos verſchwunden blieb. —

Von tieferer Einwirkung auf das Heil meiner Seele waren wohl dieſe vier Tage, die ich meiſtens einſam in der Capelle des Gartens zubrachte, als die lange ſtrenge Buße im Capuzinerkloſter bei Rom.

Aureliens letzte Worte hatten mir das Geheimniß meiner Sünden erſchloſſen und ich erkannte, daß ich, ausgerüſtet mit aller Kraft der Tugend und Frömmigkeit, doch wie ein muthloſer Feigling dem Satan, der den verbrecheriſchen Stamm zu hegen trachtete, daß er fort und fort gedeihe, nicht zu widerſtehen vermochte. Gering war der Keim des Böſen in mir, als ich des Concertmeiſters Schweſter ſah, als der frevelige Stolz in mir erwachte, aber da ſpielte mir der Satan jenes Elixir in die Hände, das mein Blut wie ein verdammtes Gift, in Gährung ſetzte. Nicht achtete ich des unbekannten Malers, des Priors, der Aebtiſſin ernſte Mahnung. — Aureliens Erſcheinung am Beichtſtuhl vollendete den Verbrecher. Wie eine phyſiſche Krankheit von jenem Gift erzeugt, brach die Sünde hervor. Wie konnte der dem Satan Ergebene das Band erkennen, das die Macht des Himmels als Symbol der ewigen Liebe um mich und Aurelien geſchlungen? — Schadenfroh feſſelte mich der Satan an einen Verruchten, in deſſen Seyn mein Ich eindringen, ſo wie er geiſtig auf mich einwirken mußte. Seinen ſcheinbaren Tod, vielleicht das leere Blendwerk des Teufels, mußte ich mir zuſchreiben. Die That machte mich vertraut mit dem Gedanken des Mordes, der dem teufliſchen Trug folgte. Es war der in verruchter Sünde erzeugte Bruder das vom Teufel beſeelte Prinzip, das mich in die abſcheulichſten Frevel ſtürzte und mich mit den gräßlichſten Qualen umhertrieb. Bis dahin, als Aurelie nach dem Rathſchluß der ewigen Macht ihr Gelübde ſprach, war mein Inneres nicht rein von der Sünde; bis dahin hatte der Feind Macht über mich, aber die wunderbare innere Ruhe, die wie von oben herabſtrahlende Heiterkeit, die über mich kam, als Aurelie die letzten Worte geſprochen, überzeugte mich, daß Aureliens Tod die Verheißung der Sühne ſey. — Als in dem feierlichen Requiem der Chor die Worte ſang: Confutatis maledictis flammis acribus addictis, fühlte ich mich erbeben, aber bei dem Voca me cum benedictis war es mir, als ſähe ich in himmliſcher Sonnenklarheit Aurelien, wie ſie erſt auf mich niederblickte und dann ihr von einem ſtrahlenden Sternenringe umgebenes Haupt zum höchſten Weſen erhob, um für das ewige Heil meiner Seele zu bitten! — Oro supplex et acclinis cor contritum quasi cinis! — Niederſank ich in den Staub, aber wie wenig glich mein inneres Gefühl, mein demüthiges Flehen, jener leidenſchaftlichen Zerknirſchung, jenen grauſamen wilden Bußübungen im Capuzinerkloſter. Erſt jetzt war mein Geiſt fähig, das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden, und bei dieſem klaren Bewußtſeyn mußte jede neue Prüfung des Feindes wirkungslos bleiben. — Nicht Aureliens Tod, ſondern nur die als gräßlich und entſetzlich erſcheinende Art deſſelben hatte mich in den erſten Augenblicken ſo tief erſchüttert; aber wie bald erkannte ich, daß die Gunſt der ewigen Macht ſie das höchſte beſtehen ließ! — Das Martyrium der geprüften, entſündigten Chriſtusbraut! — War ſie denn für mich untergegangen? Nein! jetzt erſt, nachdem ſie der Erde voller Qual entrückt, wurde ſie mir der reine Strahl der ewigen Liebe, der in meiner Bruſt aufglühte. Ja! Aureliens Tod war das Weihfeſt jener Liebe, die, wie Aurelie ſprach, nur über den Sternen thront, und nichts gemein hat mit dem Irdiſchen. — Dieſe Gedanken erhoben mich über mein irdiſches Selbſt, und ſo waren wohl jene Tage im Ciſterzienſerkloſter die wahrhaft ſeligſten meines Lebens.

Nach der Exportation welche am folgenden Morgen ſtatt fand, wollte Leonardus mit den Brüdern nach der Stadt zurückkehren; die Aebtiſſin ließ mich, als ſchon der Zug beginnen ſollte, zu ſich rufen. Ich fand ſie allein in ihrem Zimmer, ſie war in der höchſten Bewegung, die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. „Alles — alles weiß ich jetzt, mein Sohn Medardus! Ja ich nenne Dich ſo wieder, denn überſtanden haſt Du die Prüfungen, die über Dich Unglücklichen, Bedauernswürdigen ergingen! Ach, Medardus, nur ſie, nur ſie, die am Throne Gottes unſere Fürſprecherin ſeyn mag, iſt rein von der Sünde. Stand ich nicht am Rande des Abgrundes, als ich, von dem Gedanken an irdiſche Luſt erfüllt, dem Mörder mich verkaufen wollte? — Und doch — Sohn Medardus! — verbrecheriſche Thränen hab' ich geweint, in einſamer Zelle, Deines Vaters gedenkend! — Gehe, Sohn Medardus! Jeder Zweifel, daß ich vielleicht, zur mir ſelbſt anzurechnenden Schuld in Dir den freveligſten Sünder erzog, iſt aus meiner Seele verſchwunden.“ —

Leonardus, der gewiß der Aebtiſſin alles enthüllt hatte, was ihr aus meinem Leben noch unbekannt geblieben, bewies mir durch ſein Betragen, daß auch er mir verziehen und dem Höchſten anheim geſtellt hatte, wie ich vor ſeinem Richterſtuhl beſtehen werde. Die alte Ordnung des Kloſters war geblieben, und ich trat in die Reihe der Brüder ein, wie ſonſt. Leonardus ſprach eines Tages zu mir: „ich möchte

Dir, Bruder Medardus, wohl noch eine Bußübung aufgeben.“ Demüthig frug ich, worin ſie beſtehen ſolle. „Du magſt, erwiderte der Prior, die Geſchichte Deines Lebens genau aufſchreiben. Keiner der merkwürdigen Vorfälle, auch ſelbſt der unbedeutenderen, vorzüglich nichts, was Dir im bunten Weltleben widerfuhr, darfſt Du auslaſſen. Die Phantaſie wird Dich wirklich in die Welt zurückführen, Du wirſt alles Grauenvolle, Poſſenhafte, Schauerliche und Luſtige noch einmal fühlen, ja es iſt möglich, daß Du im Moment Aurelien anders, nicht als die Nonne Roſalia, die das Martyrium beſtand, erblickſt; aber hat der Geiſt des Böſen Dich ganz verlaſſen, haſt Du Dich ganz vom Irdiſchen abgewendet, ſo wirſt Du, wie ein höheres Prinzip über allem ſchweben, und ſo wird jener Eindruck keine Spur hinterlaſſen.“ Ich that wie der Prior geboten. Ach! — wohl geſchah es ſo, wie er es ausgeſprochen! — Schmerz und Wonne, Grauen und Luſt — Entſetzen und Entzücken ſtürmten in meinem Innern, als ich mein Leben ſchrieb. — Du, der Du einſt dieſe Blätter lieſeſt, ich ſprach zu Dir von der Liebe höchſter Sonnenzeit, als Aureliens Bild mir im regen Leben aufging! — Es giebt Höheres als irdiſche Luſt, die meiſtens nur Verderben bereitet dem leichtſinnigen, blödſinnigen Menſchen, und das iſt jene höchſte Sonnenzeit, wenn fern von dem Gedanken freveliger Begier die Geliebte, wie ein Himmelsſtrahl, alles Höhere, alles, was aus dem Reich der Liebe ſegensvoll herabkommt auf den armen Menſchen, in Deiner Bruſt entzündet. — Dieſer Gedanke hat mich erquickt, wenn bei der Erinnerung an die herrlichſten Momente, die mir die Welt gab, heiße Thränen den Augen entſtürzten und alle längſt verharrſchte Wunden aufs Neue bluteten.

Ich weiß, daß vielleicht noch im Tode der Widerſacher Macht haben wird, den ſündigen Mönch zu quälen, aber ſtandhaft, ja mit inbrünſtiger Sehnſucht erwarte ich den Augenblick, der mich der Erde entrückt, denn es iſt der Augenblick der Erfüllung alles deſſen, was mir Aurelie, ach! die heilige Roſalia ſelbſt, im Tode verheißen. Bitte — bitte für mich, o heilige Jungfrau, in der dunklen Stunde, daß die Macht der Hölle, der ich ſo oft erlegen, nicht mich bezwinge und hinabreiße in den Pfuhl ewiger Verderbniß!

Nachtrag des Paters Spiridion, Bibliothekar des Capuzinerkloſters zu B.

In der Nacht vom dritten auf den vierten September des Jahres 17** hat ſich viel Wunderbares in unſerm Kloſter ereignet. Es mochte wohl um Mitternacht ſein, als ich in der, neben der meinigen liegenden, Zelle des Bruders Medardus ein ſeltſames Kichern und Lachen, und während deſſen ein dumpfes klägliches Aechzen vernahm. Mir war es, als höre ich deutlich von einer ſehr häßlichen, widerwärtigen Stimme die Worte ſprechen: „Komm mit mir, Brüderchen Medardus, wir wollen die Braut ſuchen.“ Ich ſtand auf, und wollte mich zum Bruder Medardus begeben, da überfiel mich aber ein beſonderes Grauen, ſo daß ich, wie von dem Froſt eines Fiebers ganz gewaltig durch alle Glieder geſchüttelt wurde; ich ging demnach, ſtatt in des Medardus Zelle, zum Prior Leonardus, weckte ihn nicht ohne Mühe, und erzählte ihm, was ich vernommen. Der Prior erſchrak ſehr, ſprang auf und ſagte, ich ſolle geweihte Kerzen holen und wir wollten uns beide dann zum Bruder Medardus begeben. Ich that, wie mir geheißen, zündete die Kerzen an der Lampe des Mutter-Gottesbildes auf dem Gange an, und wir ſtiegen die Treppe hinauf. So ſehr wir aber auch horchen mochten, die abſcheuliche Stimme, die ich vernommen, ließ ſich nicht wieder hören. Statt deſſen hörten wir leiſe liebliche Glockenklänge, und es war ſo, als verbreite ſich ein feiner Roſenduft. Wir traten näher, da öffnete ſich die Thüre der Zelle, und ein wunderlicher großer Mann, mit weißem krauſen Bart, in einem violetten Mantel, ſchritt heraus; ich war ſehr erſchrocken, denn ich wußte wohl, daß der Mann ein drohendes Geſpenſt ſein mußte, da die Kloſterpforten feſt verſchloſſen waren, mithin kein Fremder eindringen konnte; aber Leonardus ſchaute ihn keck an, jedoch ohne ein Wort zu ſagen. „Die Stunde der Erfüllung iſt nicht mehr fern,“ ſprach die Geſtalt ſehr dumpf und feierlich, und verſchwand in dem dunklen Gange, ſo daß meine Bangigkeit noch ſtärker wurde und ich ſchier hätte die Kerze aus der zitternden Hand fallen laſſen mögen. Aber der Prior, der, ob ſeiner Frömmigkeit und Stärke im Glauben, nach Geſpenſtern nicht viel frägt, faßte mich beim Arm und ſagte: nun wollen wir in die Zelle des Bruders Medardus treten. Das geſchah denn auch. Wir fanden den Bruder, der ſchon ſeit einiger Zeit ſehr ſchwach worden, im Sterben, der Tod hatte ihm die Zunge gebunden, er röchelte nur noch was Weniges. Leonardus blieb bei ihm, und ich weckte die Brüder, indem ich die Glocke ſtark anzog und mit lauter Stimme rief: „Stehet auf! — ſtehet auf! — Der Bruder Medardus liegt im Tode!“ Sie ſtanden auch wirklich auf, ſo daß nicht ein einziger fehlte, als wir mit angebrannten Kerzen uns zu dem ſterbenden Bruder begaben. Alle, auch ich, der ich dem Grauen endlich widerſtanden, überließen uns vieler Betrübniß. Wir trugen den Bruder Medardus auf einer Bahre nach der Kloſterkirche, und legten ihn vor dem Hochaltar nieder. Da erholte er ſich zu unſerem Erſtaunen und fing an zu ſprechen, ſo daß Leonardus ſelbſt, ſogleich nach vollendeter Beichte und Abſolution, die letzte Oelung vornahm. Nachher begaben wir uns, während Leonardus unten blieb und immerfort mit dem Bruder Medardus redete, in den Chor und ſangen die gewöhnlichen Todtengeſänge für das Heil der Seele des ſterbenden Bruders. Gerade als die Glocke des Kloſters den andern Tag, nämlich am fünften September des Jahres 17** Mittags zwölfe ſchlug, verſchied Bruder Medardus in des Priors Armen. Wir bemerkten, daß es Tag und Stunde war, in der voriges Jahr die Nonne Roſalia auf entſetzliche Weiſe, gleich nachdem ſie das Gelübde abgelegt, ermordet wurde. Bei dem Requiem und der Exportation hat ſich noch Folgendes ereignet. Bei dem Requiem nämlich verbreitete ſich ein ſehr ſtarker Roſenduft, und wir bemerkten, daß an dem ſchönen Bilde der heiligen Roſalia, das von einem ſehr alten unbekannten italieniſchen Maler verfertigt ſein ſoll, und das unſer Kloſter von den Capuzinern in der Gegend von Rom für erkleckliches Geld erkaufte, ſo daß ſie nur eine Copie des Bildes behielten, ein Strauß der ſchönſten, in dieſer Jahreszeit ſeltenen Roſen befeſtigt war. Der Bruder Pförtner ſagte, daß am frühen Morgen ein zerlumpter, ſehr elend ausſehender Bettler, von uns unbemerkt, hinaufgeſtiegen und den Strauß an das Bild geheftet habe. Derſelbe Bettler fand ſich bei der Exportation ein und drängte ſich unter die Brüder. Wir wollten ihn zurückweiſen, als aber der Prior Leonardus ihn ſcharf angeblickt hatte, befahl er, ihn unter uns zu leiden. Er nahm ihn als Laienbruder im Kloſter auf; wir nannten ihn Bruder Peter, da er im Leben Peter Schönfeld geheißen, und gönnten ihm den ſtolzen Namen, weil er überaus ſtill und gutmüthig war, wenig ſprach und nur zuweilen ſehr poſſierlich lachte, welches, da es gar nichts Sündliches hatte, und ſehr ergötzte. Der Prior Leonardus ſprach einmal: des Peters Licht ſei im Dampf der Narrheit verlöſcht, in die ſich in ſeinem Innern die Ironie des Lebens umgeſtaltet. Wir verſtanden Alle nicht, was der gelehrte Leonardus damit ſagen wollte, merkten aber wohl, daß er mit dem Laienbruder Peter längſt bekannt ſein müſſe. So habe ich den Blättern, die des Bruders Medardi Leben enthalten ſollen, die ich aber nicht geleſen, die Umſtände ſeines Todes ſehr genau und nicht ohne Mühe ad majorem dei gloriam hinzugefügt. Friede und Ruhe dem entſchlafenen Bruder Medardus, der Herr des Himmels laſſe ihn dereinſt fröhlich auferſtehen und nehme ihn auf in den Chor heiliger Männer, da er ſehr fromm geſtorben.

Ende.

Inhalt des ſechſten Bandes.

Die Elixiere des Teufels.

Zwei Theile.

Erſter Theil.

Seite
Vorwort 7

Erſter Abſchnitt.

Die Jahre der Kindheit und das Kloſterleben 9

Zweiter Abſchnitt.

Der Eintritt in die Welt 45

Dritter Abſchnitt.

Die Abentheuer der Reiſe 80

Vierter Abſchnitt.

Das Leben am fürſtlichen Hofe 122

Zweiter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Der Wendepunkt 157

Zweiter Abſchnitt.

Die Buße 215

Dritter Abſchnitt.

Die Rückkehr in das Kloſter 253

Phantaſieſtücke

in Callot's Manier.

Blätter aus dem Tagebuche
eines
reiſenden Enthuſiaſten.

Mit einer Vorrede von Jean Paul.

Herausgegeben
von

E. T. A. Hoffmann.

Zwei Theile.
Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1873.

E. T. A. Hoffmann's

geſammelte Schriften.

Siebenter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1873.

6905 599-8

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK · MUENCHEN ·

Phantaſieſtücke
in Callot's Manier.

Blätter aus dem Tagebuche
eines
reiſenden Enthuſiaſten.

Mit einer Vorrede von Jean Paul.

Erſter Theil.

Vorrede.

Dieſe Vorrede zu dem nachfolgenden Buche, um welche ich erſucht worden, kleid' ich vielleicht mit Vortheil in eine Rezenſion ein, beſonders, da die eigenen Vorreden der Verfaſſer ordentlicher Weiſe nichts ſind, als offene Selberrezenſionen. Auch dem Hrn. Verfaſſer dieſes Werks wird es gefallen, daß auf dieſem Wege die Rezenſion faſt noch früher — vielleicht um neun und mehrere Blätter früher — erſcheint, als das Buch ſelber, während andere Autoren Gott und den Literaturzeitungen ſchon danken, wenn die Rezenſionen endlich eintreffen, nachdem die Bücher längſt abgegangen, entweder mit Tod, oder durch Abſatz. Hier iſt nun die Rezenſion ſelber abzuſchreiben.

Jenaische
Allgemeine Literaturzeitung.

December 1823. [illegible]

Schöne Wissenschaften.

Phantaſieſtücke in Callot's Manier. Mit einer Vorrede von Jean Paul. 8. Bamberg, bei C. F. Kunz. 2 Theile.

Wir wollen die Verſpätung unſerer Anzeige nicht weitläufig entſchuldigen, denn wer das Buch geleſen, dem hat ſie nichts geſchadet, und er bekommt jetzo nur zu ſeinem Urtheile ein fremdes dazu; wer es aber nicht geleſen, kann nun froh ſeyn, daß wir ihn zum Leſen bringen und zwingen. Deutſche Literaturzeitungen und Blätter dürften überhaupt etwas treuer das Geſetz im Auge haben, — wie Autoren mit der Herausgabe ihrer Werke, — eben ſo mit der Anzeige zurückzuhalten, wenn auch nicht immer Horaziſche neun Jahre. Was das deutſche Publikum dabei gewinnt, weiß es ſelber am beſten, und ſchlägt die Verzug-Zinſen an. Gute Schriftſteller, die längſt vergeſſen, lernt es kennen bei ſolcher Gelegenheit auf der kritiſchen Poste restante, und vergißt ſie nicht mehr; denn wenn nach D'Alembert das leichte Behalten der Verſe ein Zeichen von deren Güte, ſo noch mehr das Behalten eines ganzen Buches, in dem weniger eiſernen als queckſilbernen Gedächtniſſe des Publikums. Dieſes läßt faſt, wie Cicero von Cäſar rühmt, daß er nichts vergeſſe, außer Beleidigungen, auf eine ähnliche ſchöne Weiſe nichts ſo leicht aus dem Gedächtniß fahren, als Bücher; eben als die wahren Beleidigungen, welche ſo viele hundert Schreiber jährlich zwei Mal dem Publikum anthun. Ueberhaupt werden wenige Menſchen ſo oft beleidigt, als recht viele auf ein Mal; und ein Volk häufiger und gröber, als deſſen Fürſt.

Um aber das Verſpäten der Rezenſion nicht durch die Rechtfertigung deſſelben noch länger fortzuſetzen, machen wir ſogleich über den Titel die Bemerkung, daß er richtiger ſeyn könnte. Beſtimmter würde er *Kunſtnovellen**) heißen; denn Callot's Maler- oder vielmehr Dicht-Manier herrſcht weder mit ihren Fehlern, noch, einige Stellen ausgenommen, mit ihren Größen im Buche. Der Verfaſſer hat ſelber im erſten Aufſatze am ſchönſten über dieſen malenden Gozzi und Farben-Leibgeber geſprochen; und Callot ſcheint — wie Humor über dem Scherze — ſo über dem proſaiſchen Hogarth, als poetiſcher Zerrbildner und romantiſcher Anagrammatiker der Natur zu ſtehen.

Unſerem Verfaſſer dürfen wir ein Lob anderer Gattung ertheilen. In ſeiner dunkeln Kammer (camera obscura) bewegen ſich an den Wänden heftig und farbenächt die koketten Kleiſter- und Eſſigaale der Kunſt gegen einander, und beſchreiben ſchnalzend ihre Kreiſe. In rein-ironiſcher und launiger Verkleinerung ſind die ekeln Kunſtliebeleien mit Künſten und Kunſtliebhabern zugleich gemalt; der Umriß iſt ſcharf. die Farben ſind warm, und das ganze voll Seele und Freiheit. Am dichteſten läßt der Verfaſſer ſeinen ſatiriſchen Feuerregen auf die muſikaliſche Schönthuerei niederfallen, zumal in der trefflichen Nro. III. *Kreisleriana*. Da die Muſik eigentlich die allgemeinſte Kunſt und Volkskunſt iſt, und Jeder wenigſtens ſingt,

---

*) Doch ſpielt Nro. VI. [Th. II. Nro. I.], der Magnetiſeur in einem andern Gebiete; eine mit kecker Romantik und Anordnung und mit Kraftgeſtalten fortreißende Erzählung.

z. B. in der Kirche und als Bettler, die einzige ins Thierreich hinüberſteigende — und da man dieſe Kunſt, wenn man ſeine Kehle oder ſeine Finger bei ſich führt, in jedem Beſuchzimmer in jeder Minute auspacken kann, um durch ſeine Kunſtausſtellung auf eigne Hand die Preiſe aller derer zu gewinnen, welche Thee mittrinken: ſo iſt keine Narrheit natürlicher, verzeihlicher und häufiger als die, daß die Gefallſucht, beſonders die weibliche, ihre muſikaliſchen Pfauenräder in Modeſtädten vor Jedem ſchlägt, der Augen hat zu ſehen, wie Kunſt und Künſtlerin zu Einer Schönheit verſchmelzen. Was den wahren Virtuoſen, wie hier den Kapellmeiſter Kreisler, dabei ſo ingrimmig auf dieſes Stuben-Charivari macht, iſt vielleicht weniger die Beleidigung der Kunſt, als die des Künſtlers ſelber, welchen man in vornehmen Reſidenzhäuſern als Muſikdirektor zum Platzkommandanten muſikaliſcher Abc-Schützen anſtellt. „Könnte man nicht, denkt der zum Freudenmeiſter heruntergeſetzte Muſikmeiſter laut genug, und ſchreibt es vielleicht hin, ohne Koſten meiner Ohren vielen Hohen und Schönen ſchmeicheln? Und ſoll, fährt er noch hitziger fort, von weiblichen Paradiesvögeln den Männern noch das Kunſtparadies entführt, oder verſpottet werden, und ſie ſtellen ſich dann als Engel davor und bewachen es treu? O Teufel und deren Großmutter!“ beſchließt er dann wild genug. Ein Künſtler kann leicht genug — Beiſpiels halber ſei es unſer Verfaſſer — aus Kunſtliebe in Menſchenhaß gerathen, und die Roſenkränze der Kunſt als Dornenkronen und Stachelgürtel zum Züchtigen verbrauchen. Inzwiſchen bedenk' er doch ſich und die Sache! Die durch Kunſtliebe einbüßende Menſchenliebe rächt ſich ſtark durch Erkältung der Kunſt ſelber; denn Liebe kann wohl der Meßkünſtler, Denkkünſtler, Wappenkünſtler entbehren, aber nicht der Künſtler ſelber, er ſei einer in welchem Schönen er's wolle. Liebe und Kunſt leben gegenſeitig in einander, wie Gehirn und Herz, beide einander zur Wechſel-Stärkung eingeimpft. Manches jetzige Kunſtpantheon iſt deshalb ein durchſichtiger, reiner, blinkender Eispallaſt — mit allen erdenklichen Geräthſchaften aus Eis verſehen — ſogar mit einem Brautbett und Ofen, in welchem letzten gar ein Naphtaflämmchen ohne Schaden der Eiskacheln brennt.

Wir kehren zu unſerem Verfaſſer, den wir mit dem Vorigen nun ſattſam geärgert, und zu ſeinem Zorne über die ſchreienden Sünden an der Tonkunſt zurück, und gehen mit ihm zu den ſtummen der

Leibkunſt der neueren hiſtoriſchen und mythologiſchen Gliedermänninnen über, welche ihre Figur zu einem Wachsfigurenkabinet aus einander zu prägen wiſſen, um ihre Leiber noch vor der Auferſtehung zu verklären. Gegen ſolche, in ſofern ſie den Zauberſhawl nur zu Schminklappen verwenden, und die Schöpferin mit dem Geſchöpfe anputzen, iſt der Herr Verf. in Nro. V. gut genug auf- und losgefahren. Sein Feuereifer gegen gemißbrauchte Kunſt iſt recht; das Schöne und Ewige ſey nie Schminke des Unſchönen und Zeitlichen, und das Heiligenbild verziere keinen unheiligen Körper. Der Gefallſucht verzeiht man lieber eine ſchöne Flucherin, als eine ſchöne Beterin, denn mit dem Teufel kann man ſpaßen, aber nicht mit Gott.

Nicht ohne Vergnügen haben wir auch in dieſem Werke wieder wahrgenommen, daß ſeit einigen Jahrzehnden die deutſche Satire und Ironie und Laune, ja der Humor häufiger den britiſchen Weg einſchlägt, und daß Swifts und Sternes herübergetragne Loretto-Häuschen oder Studierzimmer zu Gradierhäuſern unſers komiſchen Salzes geworden. Den jetzigen Salzgeiſt, auch in den Flug- und Tagblättern, in den Aufſätzen des Morgenblattes, der eleganten Zeitung, der Heidelberger Jahrbücher, der Literaturzeitungen ꝛc. würden wir ſchwerlich gegen die breiten dicken Salzpfannen der Bahrdte mit ihren Ketzeralmanachen, der Kriegsrath Kranze, der Vademekumer, der Wetzel, der allg. deutſch. Bibliothekare u. ſ. w. vertauſchen wollen. Aber natürlicher Weiſe iſt das Lichten des komiſchen Stils darum noch nicht zugleich Anwuchs des komiſchen Witzes.

Bei Nro. V. „Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza,“ merkt der Herr Verf. bloß an, daß er eine Fortſetzung der beiden Hunde Szipio und Berganza in Cervantes Erzählungen gebe. Er giebt etwas Gutes, und ſeinen Hund benützt er zum Geſpräche mit einem Menſchen, oft humoriſtiſcher als ſelber Cervantes. Sein Hund fällt, richtig geleitet und angehetzt, tief genug in die verſchiedenen Waden der Schauſpielherren (Regisseurs), welche den Dichter verſtümmeln, um die Spieler (ja die Hörer) zu ergänzen, und die an ihren Geſtalten, wie die Türken von den Bildſäulen, die Naſen abſchlagen, damit ſie nicht lebendig werden. Wer nicht verlängern könnte, ſollte nicht zu verkürzen wagen; kaum ein Göthe würde Schillern durch Nehmen zu geben ſuchen; hingegen die Verſchnittenen der Kunſt verſchneiden keck die Künſtler, und laſſen unverſchämt die Bühne zwiſchen Kanzel und Pranger des Genius wechſeln. Wir geſtehen, wären wir ſelber Trauer- oder Luſtſpielſchreiber, ärger als jeden Nachdrucker würden wir theatraliſche Umdrucker und Sabbathſchänder unſerer heiligſten Sonntags- und Muſenſtunden verfolgen und beſchimpfen, mit welchen letzten wir ſo ſchön und wohlthuend auf die Nachwelt in Parterre und Paradies einzugreifen rechnen gedurft.

Höflich wär' es vom Herrn Verfaſſer geweſen, wenn er die Anſpielungen auf Cervantes Erzählung, wenigſtens nur mit Einer Note, hätte erklären wollen. Aber Verfaſſer ſind jetzo nicht höflich. Denn weil Göthe zuweilen ſeine Mitwelt für eine Nachwelt anſieht, um deren künftige Unwiſſenheit ſich ein Unſterblicher nicht zu bekümmern braucht, ſo wie Horaz ſich nicht ad usum Delphini mit notis variorum an's Licht ſtellte: ſo wollen ihm die übrigen Göthes (wir dürfen ihre Anzahl rühmen) darin nichts zuvorlaſſen, ſondern tauſend Dinge vorausſetzen, wie z. B. Tieck die nöthigſten Erklärungen in ſeinem altdeutſchen Roman: Frauendienſt. Ueberhaupt iſt man jetzo grob gegen die halbe Welt, wenn anders die Leſewelt ſo groß iſt; Verzeichniſſe des Inhalts — (oft der Druckfehler) — Kapitel — erläuternde Noten — Anführungen nach Seitenzahlen — Regiſterſache ohnehin — auch Vorreden (z. B. dieſem Buche) und Abſätze (wie hier) fehlen neuerer Zeiten gewöhnlich, und der Leſer helfe ſich ſelber, denn ſein Autor iſt grob.

Da die Grenzen des Inſtituts jedes ausführlichere Urtheil uns verbieten: ſo tragen wir nur flüchtig das Nöthigſte nach. Nach dem gewöhnlichen kritiſchen Herkommen, welchem zufolge der namenloſe Rezenſent den Namen jedes Autors anzugeben hat, der ſeinen verſchwiegen, berichten wir denn, daß der Herr Verfaſſer Hoffmann heißt, und Muſikdirektor in Dresden iſt. Kenner und Freunde deſſelben, und die muſikaliſche Kenntniß und Begeiſterung im Buche ſelber, verſprechen und verſichern von ihm die Erſcheinung eines hohen Tonkünſtlers. Deſto beſſer und deſto ſeltener! denn bisher warf immer der Sonnengott die Dichtgabe mit der Rechten und die Tongabe mit der Linken zwei ſo weit aus einander ſtehenden Menſchen zu, daß wir noch bis dieſen Augenblick auf den Mann harren, der eine ächte Oper zugleich dichtet und ſetzt.

Weiter hinzuzuthun haben wir ſchließlich nichts, als daß die Vorrede zum Buche von fremder, indeß bekannter Hand gefertigt worden; doch wollen wir über ſie aus Rückſichten, welche jeder Zarte von ſelber erräth, nichts ſagen, als nur dieß: Die Manier ihres Verfaſſers iſt bekannt genug.

Frip.

Auch ich weiß nichts weiter hinzuzuthun, als den Wunſch, daß ich möge eine ſolche Vorrede geliefert haben, wie Frip eine Rezenſion; und dann kann die Welt zufrieden ſeyn. Ihr und mir wünſch' ich noch die verſprochene baldige Fortſetzung in Callot's kühnſter Manier.

Baireuth, den 24. Nov. 1813.

Jean Paul Friedr. Richter.

I.

Jaques Callot.

Warum kann ich mich an deinen ſonderbaren phantaſtiſchen Blättern nicht ſatt ſehen, du kecker Meiſter! — Warum kommen mir deine Geſtalten, oft nur durch ein paar kühne Striche angedeutet, nicht aus dem Sinn? — Schaue ich deine überreichen aus den heterogenſten Elementen geſchaffenen Compoſitionen lange an, ſo beleben ſich die tauſend und tauſend Figuren, und jede ſchreitet, oft aus dem tiefſten Hintergrunde, wo es erſt ſchwer hielt ſie nur zu entdecken, kräftig und in den natürlichſten Farben glänzend hervor. —

Kein Meiſter hat ſo wie Callot gewußt, in einem kleinen Raum eine Fülle von Gegenſtänden zuſammenzudrängen, die ohne den Blick zu verwirren, neben einander, ja in einander heraustreten, ſo daß das Einzelne als Einzelnes für ſich beſtehend, doch dem Ganzen ſich anreiht. Mag es ſeyn, daß ſchwierige Kunſtrichter ihm ſeine Unwiſſenheit in der eigentlichen Gruppirung, ſo wie in der Vertheilung des Lichts, vorgeworfen; indeſſen geht ſeine Kunſt auch eigentlich über die Regeln der Malerei hinaus, oder vielmehr ſeine Zeichnungen ſind nur Reflexe aller der phantaſtiſchen wunderlichen Erſcheinungen, die der Zauber ſeiner überregen Phantaſie hervorrief. Denn ſelbſt in ſeinen aus dem Leben genommenen Darſtellungen, in ſeinen Aufzügen, ſeinen Bataillen u. ſ. w. iſt es eine lebensvolle Phyſiognomie ganz eigner Art, die ſeinen Figuren, ſeinen Gruppen — ich möchte ſagen etwas fremdartig Bekanntes giebt. — Selbſt das Gemeinſte aus dem Alltagsleben — ſein Bauerntanz, zu dem Muſikanten aufſpielen, die wie Vögelein in den Bäumen ſitzen, — erſcheint in dem Schimmer einer gewiſſen romantiſchen Originalität, ſo daß das dem Phantaſtiſchen hingegebene Gemüth auf eine wunderbare Weiſe davon angeſprochen wird. — Die Ironie, welche, indem ſie das Menſchliche mit dem Thier in Conflikt ſetzt, den Menſchen mit ſeinem ärmlichen Thun und Treiben verhöhnt, wohnt nur in einem tiefen Geiſte, und ſo enthüllen Callot's aus Thier und Menſch geſchaffene groteske Geſtalten dem ernſten tiefer eindringenden Beſchauer alle die geheimen Andeutungen, die unter dem Schleier der Skurrilität verborgen liegen. — Wie iſt doch in dieſer Hinſicht der Teufel, dem in der Verſuchung des heiligen Antonius die Naſe zur Flinte gewachſen, womit er unaufhörlich nach dem Mann Gottes zielt, ſo vortrefflich; — der luſtige Teufel Feuerwerker, ſo wie der Clarinettiſt, der ein ganz beſonderes Organ braucht, um ſeinem Inſtrumente den nöthigen Athem zu geben, auf demſelben Blatte ſind eben ſo ergötzlich.

Es iſt ſchön, daß Callot eben ſo kühn und keck, wie in ſeinen feſten kräftigen Zeichnungen, auch im Leben war. Man erzählt, daß, als Richelieu von ihm verlangte, er ſolle die Einnahme ſeiner Vaterſtadt Nancy graviren, er freimüthig erklärte: eher haue er ſich ſeinen Daumen ab, als daß er die Erniedrigung ſeines Fürſten und ſeines Vaterlands durch ſein Talent verewige.

Könnte ein Dichter oder Schriftſteller, dem die Geſtalten des gewöhnlichen Lebens in ſeinem innern romantiſchen Geiſterreiche erſcheinen, und der ſie nun in dem Schimmer, von dem ſie dort umfloſſen, wie in einem fremden wunderlichen Putze darſtellt, ſich nicht wenigſtens mit dieſem Meiſter entſchuldigen und ſagen: Er habe in Callot's Manier arbeiten wollen?

II.

Ritter Gluck.

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1809.

Der Spätherbſt in Berlin hat gewöhnlich noch einige ſchöne Tage. Die Sonne tritt freundlich aus dem Gewölk hervor, und ſchnell verdampft die Näſſe in der lauen Luft, welche durch die Straßen weht. Dann ſieht man eine lange Reihe, buntgemiſcht — Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geiſtliche, Jüdinnen, Referendare, Freudenmädchen, Profeſſoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Offiziere u. ſ. w. durch die Linden, nach dem Thiergarten ziehen. Bald ſind alle Plätze bei Klaus und Weber beſetzt; der Mohrrüben-Kaffee dampft, die Elegants zünden ihre Zigaro's an, man ſpricht, man ſtreitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Mad. Bethmann, ob ſie neulich grau oder grün waren, über den geſchloſſenen Handelsſtaat und böſe Groſchen u. ſ. w., bis alles in eine Arie aus Fanchon zerfließt, womit eine verſtimmte Harfe, ein paar nicht geſtimmte Violinen, eine lungenſüchtige Flöte und ein ſpaßmatiſcher Fagott ſich und die Zuhörer quälen. Dicht an dem Geländer, welches den Weberſchen Bezirk von der Heerſtraße trennt, ſtehen mehrere kleine runde Tiſche und Gartenſtühle; hier athmet man freie Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden, iſt entfernt von dem kakophoniſchen Getöſe jenes vermaledeiten Orcheſters: da ſetze ich mich hin, dem leichten Spiel meiner Phantaſie mich überlaſſend, die mir befreundete Geſtalten zuführt, mit denen ich über Wiſſenſchaft, über Kunſt, über alles, was dem Menſchen am theuerſten ſeyn ſoll, ſpreche. Immer bunter und bunter wogt die Maſſe der Spaziergänger bei mir vorüber, aber nichts ſtört mich, nichts kann meine phantaſtiſche Geſellſchaft verſcheuchen. Nur das verwünſchte Trio eines höchſt niederträchtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt. Die kreiſchende Oberſtimme der Violine und Flöte, und des Fagotts ſchnarrenden Grundbaß allein höre ich; ſie gehen auf und ab feſt aneinander haltend in Oktaven, die das Ohr zerſchneiden, und unwillkürlich, wie jemand, den ein brennender Schmerz ergreift, ruf' ich aus:

Welche raſende Muſik! die abſcheulichen Oktaven! — Neben mir murmelt es:

Verwünſchtes Schickſal! ſchon wieder ein Oktavenjäger!

Ich ſehe auf und werde nun erſt gewahr, daß, von mir unbemerkt, an demſelben Tiſch ein Mann Platz genommen hat, der ſeinen Blick ſtarr auf mich richtet, und von dem nun mein Auge nicht wieder los kommen kann.

Nie ſah ich einen Kopf, nie eine Geſtalt, die ſo ſchnell einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht hätten. Eine ſanft gebogene Naſe ſchloß ſich an eine breite, offene Stirn, mit merklichen Erhöhungen über den buſchigen, halbgrauen Augenbraunen, unter denen die Augen mit beinahe wildem, jugendlichem Feuer (der Mann mochte über funfzig ſeyn) hervorblitzten. Das weich geformte Kinn ſtand in ſeltſamem Kontraſt mit dem geſchloſſenen Munde, und ein ſkurriles Lächeln, hervorgebracht durch das ſonderbare Muskelſpiel in den eingefallenen Wangen, ſchien ſich aufzulehnen gegen den tiefen, melancholiſchen Ernſt, der auf der Stirn ruhte. Nur wenige graue Löckchen lagen hinter den großen, vom Kopfe abſtehenden Ohren. Ein ſehr weiter, moderner Ueberrock hüllte die große hagere Geſtalt ein. So wie mein Blick auf den Mann traf, ſchlug er die Augen nieder, und ſetzte das Geſchäft fort, worin ihn mein Ausruf wahrſcheinlich unterbrochen hatte. Er ſchüttete nämlich aus verſchiedenen kleinen Düten mit ſichtbarem Wohlgefallen Taback in eine vor ihm ſtehende große Doſe und feuchtete ihn mit rothem Wein aus einer Viertelsflaſche an. Die Muſik hatte aufgehört; ich fühlte die Nothwendigkeit ihn anzureden.

Es iſt gut, daß die Muſik ſchweigt, ſagte ich; das war ja nicht auszuhalten.

Der Alte warf mir einen flüchtigen Blick zu und ſchüttete die letzte Düte aus.

Es wäre beſſer, daß man gar nicht ſpielte! nahm ich nochmals das Wort. Sind Sie nicht meiner Meinung?

Ich bin gar keiner Meinung, ſagte er. Sie ſind Muſiker und Kenner von Profeſſion . . . .

Sie irren; beides bin ich nicht. Ich lernte ehemals Klavierſpielen und Generalbaß, wie eine Sache, die zur guten Erziehung gehört, und da ſagte man mir unter anderm, nichts mache einen widrigern Effekt, als wenn der Baß mit der Oberſtimme in Oktaven fortſchreite. Ich nahm das damals auf Autorität an und habe es nachher immer bewährt gefunden.

Wirklich? fiel er mir ein, ſtand auf, und ſchritt langſam und bedächtig nach den Muſikanten hin, indem er öfters, den Blick in die Höhe gerichtet, mit flacher Hand an die Stirn klopfte, wie jemand, der irgend eine Erinnerung wecken will. Ich ſah ihn mit den Muſikanten ſprechen, die er mit gebietender Würde behandelte. Er kehrte zurück, und kaum hatte er ſich geſetzt, als man die Ouvertüre der Iphigenia in Aulis zu ſpielen begann.

Mit halbgeſchloſſnen Augen, die verſchränkten Arme auf den Tiſch geſtützt, hörte er das Andante; den linken Fuß leiſe bewegend bezeichnete er das Eintreten der Stimmen: jetzt erhob er den Kopf — ſchnell warf er den Blick umher — die linke Hand, mit auseinandergeſpreizten Fingern, ruhte auf dem Tiſche, als greife er einen Accord auf dem Flügel, die rechte Hand hob er in die Höhe: es war ein Kapellmeiſter, der dem Orcheſter das Eintreten des andern Tempo's angiebt — die rechte Hand fällt und das Allegro beginnt! — Eine brennende Röthe fliegt über die blaſſen Wangen; die Augenbraunen fahren zuſammen auf der gerunzelten Stirn, eine innere Wuth entflammt den wilden Blick mit einem Feuer, das mehr und mehr das Lächeln wegzehrt, das noch um den halbgeöffneten Mund ſchwebte. Nun lehnt er ſich zurück, hinauf ziehen ſich die Augenbraunen, das Muskelſpiel auf den Wangen kehrt wieder, die Augen erglänzen, ein tiefer, innerer Schmerz löſt ſich auf in Wolluſt, die alle Fibern ergreift und krampfhaft erſchüttert — tief aus der Bruſt zieht er den Athem, Tropfen ſtehen auf der Stirn; er deutet das Eintreten des Tutti und andere Hauptſtellen an; ſeine rechte Hand verläßt den Takt nicht, mit der linken holt er ſein Tuch hervor und fährt damit über das Geſicht. — So belebte er das Skelett, welches jene paar Violinen von der Ouvertüre gaben, mit Fleiſch und Farben. Ich hörte die ſanfte, ſchmelzende Klage, womit die Flöte emporſteigt, wenn der Sturm der Violinen und Bäſſe ausgetobt hat und der Donner der Pauken ſchweigt; ich hörte die leiſe anſchlagenden Töne der Violoncelle, des Fagotts, die das Herz mit unnennbarer Wehmuth erfüllen: das Tutti kehrt wieder, wie ein Rieſe hehr und groß ſchreitet das Uniſono fort, die dumpfe Klage erſtirbt unter ſeinen zermalmenden Tritten. —

Die Ouvertüre war geendigt; der Mann ließ beide Arme herabſinken und ſaß mit geſchloſſenen Augen da, wie jemand, den eine übergroße Anſtrengung entkräftet hat. Seine Flaſche war leer: ich füllte ſein Glas mit Burgunder, den ich unterdeſſen hatte geben laſſen. Er ſeufzte tief auf, er ſchien aus einem Traume zu erwachen. Ich nöthigte ihn zum Trinken; er that es ohne Umſtände, und indem er das volle Glas mit einem Zuge hinunterſtürzte, rief er aus: Ich bin mit der Aufführung zufrieden! das Orcheſter hielt ſich brav!

Und doch, nahm ich das Wort — doch wurden nur ſchwache Umriſſe eines mit lebendigen Farben ausgeführten Meiſterwerkes gegeben.

Urtheile ich richtig? — Sie ſind kein Berliner!

Ganz richtig; nur abwechſelnd halte ich mich hier auf.

Der Burgunder iſt gut: aber es wird kalt.

So laſſen ſie uns ins Zimmer gehen und dort die Flaſche leeren.

Ein guter Vorſchlag. — Ich kenne Sie nicht: dafür kennen Sie mich aber auch nicht. Wir wollen uns unſere Namen nicht abfragen; Namen ſind zuweilen läſtig. Ich trinke Burgunder, er koſtet mich nichts, wir befinden uns wohl bei einander, und damit gut.

Er ſagte dies alles mit gutmüthiger Herzlichkeit. Wir waren ins Zimmer getreten; als er ſich ſetzte, ſchlug er den Ueberrock auseinander und ich bemerkte mit Verwunderung, daß er unter demſelben eine geſtickte Weſte mit langen Schößen, ſchwarz ſammtne Beinkleider und einen ganz kleinen, ſilbernen Degen trug. Er knöpfte den Rock ſorgfältig wieder zu.

Warum fragten Sie mich, ob ich ein Berliner ſei? begann ich.

Weil ich in dieſem Falle genöthigt geweſen wäre, Sie zu verlaſſen.

Das klingt räthſelhaft.

Nicht im mindeſten, ſo bald ich Ihnen ſage, daß ich — nun, daß ich ein Komponiſt bin.

Noch immer errathe ich Sie nicht.

So verzeihen Sie meinen Ausruf vorhin; denn ich ſehe, Sie verſtehen ſich ganz und gar nicht auf Berlin und auf Berliner.

Er ſtand auf und ging einigemale heftig auf und ab; dann trat er ans Fenſter und ſang kaum vernehmlich den Chor der Prieſterinnen aus der Iphigenia in Tauris, indem er dann und wann bei dem Eintreten der Tutti an die Fenſterſcheiben klopfte. Mit Verwundern bemerkte ich, daß er gewiſſe andere Wendungen der Melodien nahm, die durch Kraft und Neuheit frappirten. Ich ließ ihn gewähren. Er hatte geendigt und kehrte zurück zu ſeinem Sitz. Ganz ergriffen von des Mannes ſonderbarem Benehmen und den phantaſtiſchen Aeußerungen eines ſeltenen muſikaliſchen Talents, ſchwieg ich. Nach einer Weile fing er an:

Haben Sie nie komponirt?

Ja; ich habe mich in der Kunſt verſucht: nur fand ich alles, was ich, wie mich dünkte, in Augenblicken der Begeiſterung geſchrieben hatte, nachher matt und langweilig; da ließ ich's denn bleiben.

Sie haben Unrecht gethan; denn ſchon, daß Sie eigne Verſuche verwarfen, iſt kein übles Zeichen Ihres Talents. Man lernt Muſik als Knabe, weil's Papa und Mama ſo haben wollen; nun wird darauf los geklimpert und gegeigt: aber unvermerkt wird der Sinn empfänglicher für Melodie. Vielleicht war das halb vergeſſene Thema eines Liedchens, welches man nun anders ſang, der erſte eigne Gedanke, und dieſer Embryo, mühſam genährt von fremden Kräften, genas zum Rieſen, der alles um ſich her aufzehrte und in ſein Mark und Blut verwandelte! — Ha, wie iſt es möglich, die tauſenderlei Arten, wie man zum Komponiren kommt, auch nur anzudeuten! — Es iſt eine breite Heerſtraße, da tummeln ſich Alle herum, und jauchzen und ſchreien: wir ſind Geweihte! wir ſind am Ziel! — Durch's elfenbeinerne Thor kommt man ins Reich der Träume: wenige ſehen das Thor einmal, noch wenigere gehen durch! — Abenteuerlich ſieht es hier aus. Tolle Geſtalten ſchweben hin und her, aber ſie haben Charakter — eine mehr wie die andere. Sie laſſen ſich auf der Heerſtraße nicht ſehen: nur hinter dem elfenbeinernen Thor ſind ſie zu finden. Es iſt ſchwer, aus dieſem Reiche zu kommen, wie vor Alzinens Burg verſperren die Ungeheuer den Weg — es wirbelt — es dreht ſich — viele verträumen den Traum im Reiche der Träume — ſie zerfließen im Traum — ſie werfen keinen Schatten mehr, ſonſt würden ſie am Schatten gewahr werden den Strahl, der durch dieß Reich fährt; aber nur wenige, erweckt aus dem Traume, ſteigen empor und ſchreiten durch das Reich der Träume — ſie kommen zur Wahrheit — der höchſte Moment iſt da: die Berührung mit dem Ewigen, Unausſprechlichen! — Schaut die Sonne an, ſie iſt der Dreiklang, aus dem die Accorde, Sternen gleich, herabſchießen und Euch mit Feuerfaden umſpinnen. — Verpuppt im Feuer liegt Ihr da, bis ſich Pſyche emporſchwingt in die Sonne. —

Bei den lezten Worten war er aufgeſprungen, warf den Blick, warf die Hand in die Höhe. Dann ſezte er ſich wieder und leerte ſchnell das ihm eingeſchenkte Glas. Es entſtand eine Stille, die ich nicht unterbrechen mochte, um den außerordentlichen Mann nicht aus dem Geleiſe zu bringen. Endlich fuhr er beruhigter fort:

Als ich im Reiche der Träume war, folterten mich tauſend Schmerzen und Aengſte! Nacht war's und mich ſchreckten die grinſenden Larven der Ungeheuer, welche auf mich einſtürmten und mich bald in den Abgrund des Meeres verſenkten, bald hoch in die Lüfte emporhoben. Da fuhren Lichtſtrahlen durch die Nacht, und die Lichtſtrahlen waren Töne, welche mich umfingen mit lieblicher Klarheit. — Ich erwachte von meinen Schmerzen und ſah ein großes, helles Auge, das blickte in eine Orgel, und wie es blickte, gingen Töne hervor, und ſchimmerten und umſchlangen ſich in herrlichen Accorden, wie ich ſie nie gedacht hatte. Melodien ſtrömten auf und nieder, und ich ſchwamm in dieſem Strom und wollte untergehen; da blickte das Auge mich an und hielt mich empor über den brauſenden Wellen. — Nacht wurde es wieder, da traten zwei Koloſſe in glänzenden Harniſchen auf mich zu: Grundton und Quinte! ſie riſſen mich empor, aber das Auge lächelte: Ich weiß, was deine Bruſt mit Sehnſucht erfüllt; der ſanfte, weiche Jüngling, Terz, wird unter die Koloſſe treten; du wirſt ſeine ſüße Stimme hören, mich wieder ſehen, und meine Melodien werden dein ſeyn. —

Er hielt inne.

Und Sie ſahen das Auge wieder?

Ja, ich ſah' es wieder! — Jahre lang ſeufzt' ich im Reich der Träume — da — ja da! Ich ſaß in einem herrlichen Thal, und hörte zu, wie die Blumen mit einander ſangen. Nur eine Sonnenblume ſchwieg und neigte traurig den geſchloſſenen Kelch zur Erde. Unſichtbare Bande zogen mich hin zu ihr — ſie hob ihr Haupt — der Kelch ſchloß ſich auf, und aus ihm ſtrahlte mir das Auge entgegen.

Nun zogen die Töne, wie Lichtſtrahlen, aus meinem Haupte zu den Blumen, die begierig ſie einſogen. Größer und größer wurden der Sonnenblume Blätter — Gluthen ſtrömten aus ihnen hervor — ſie umfloſſen mich — das Auge war verſchwunden und ich im Kelche. —

Bei den letzten Worten ſprang er auf und eilte mit raſchen, jugendlichen Schritten zum Zimmer hinaus. Vergebens wartete ich auf ſeine Zurückkunft: ich beſchloß daher nach der Stadt zu gehen.

Schon war ich in der Nähe des Brandenburger Thores, als ich in der Dunkelheit eine lange Figur hinſchreiten ſah und alsbald meinen Sonderling wiedererkannte. Ich redete ihn an:

Warum haben Sie mich ſo ſchnell verlaſſen?

Es wurde zu heiß, und der Euphon fing an zu klingen.

Ich verſtehe Sie nicht!

Deſto beſſer.

Deſto ſchlimmer, denn ich möchte Sie gern ganz verſtehen.

Hören Sie denn nichts?

Nein.

— Es iſt vorüber! — Laſſen Sie uns gehen. Ich liebe ſonſt nicht eben die Geſellſchaft; aber — Sie komponiren nicht — Sie ſind kein Berliner. —

Ich kann nicht ergründen, was Sie ſo gegen die Berliner einnimmt? Hier, wo die Kunſt geachtet und in hohem Maaße ausgeübt wird, ſollt' ich meinen, müßte einem Manne von Ihrem künſtleriſchen Geiſte wohl ſeyn!

Sie irren! — Zu meiner Qual bin ich verdammt, hier, wie ein abgeſchiedener Geiſt, im öden Raume umher zu irren.

Im öden Raume, hier, in Berlin?

Ja, öde iſt's um mich her, denn kein verwandter Geiſt tritt auf mich zu. Ich ſtehe allein.

Aber die Künſtler! die Komponiſten!

Weg damit! Sie kritteln und kritteln — verfeinern alles bis zur feinſten Meßlichkeit; wühlen alles durch, um nur einen armſeligen Gedanken zu finden; über dem Schwatzen von Kunſt, von Kunſtſinn, und was weiß ich — können ſie nicht zum Schaffen kommen, und wird ihnen einmal ſo zu Muthe, als wenn ſie ein paar Gedanken ans Tageslicht befördern müßten: ſo zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne — es iſt lappländiſche Arbeit.

Ihr Urtheil ſcheint mir viel zu hart. Wenigſtens müſſen Sie die herrlichen Aufführungen im Theater befriedigen.

Ich hatte es über mich gewonnen, einmal wieder ins Theater zu gehen, um meines jungen Freundes Oper zu hören — wie heißt ſie gleich? — Ha, die ganze Welt iſt in dieſer Oper! Durch das bunte Gewühl geputzter Menſchen ziehen die Geiſter des Orkus — Alles hat hier Stimme und allmächtigen Klang — Teufel, — ich meine ja Don Juan! Aber nicht die Ouvertüre, welche Preſtiſſimo, ohne Sinn und Verſtand abgeſprudelt wurde, konnt' ich überſtehen; und ich hatte mich bereitet dazu durch Faſten und Gebet, weil ich weiß, daß der Euphon von dieſen Maſſen viel zu ſehr bewegt wird und unrein anſpricht!

Wenn ich auch eingeſtehen muß, daß Mozarts Meiſterwerke größtentheils auf eine kaum erklärliche Weiſe hier vernachläſſigt werden, ſo erfreuen ſich doch Glucks Werke gewiß einer würdigen Darſtellung.

Meinen Sie? — Ich wollte einmal Iphigenia in Tauris hören. Als ich ins Theater trete, höre ich, daß man die Ouvertüre der Iphigenia in Aulis ſpielt. Hm — denke ich, ein Irrthum; man giebt dieſe Iphigenia! Ich erſtaune, als nun das Andante eintritt, womit die Iphigenia in Tauris anfängt, und der Sturm folgt. Zwanzig Jahre liegen dazwiſchen! Die ganze Wirkung, die ganze wohlberechnete Expoſition des Trauerſpiels geht verloren. Ein ſtilles Meer — ein Sturm — die Griechen werden ans Land geworfen, die Oper iſt da! — Wie? hat der Componiſt die Ouvertüre ins Gelag hineingeſchrieben, daß man ſie, wie ein Trompeterſtückchen, abblaſen kann wie und wo man will?

Ich geſtehe den Mißgriff ein. Indeſſen, man thut doch alles, um Glucks Werke zu heben.

Ei ja! ſagte er kurz, und lächelte dann bitter und immer bitterer. Plötzlich fuhr er auf und nichts vermochte ihn aufzuhalten. Er war im Augenblicke wie verſchwunden, und mehrere Tage hinter einander ſuchte ich ihn im Thiergarten vergebens. — —

Einige Monate waren vergangen, als ich an einem kalten regnichten Abende mich in einem entfernten Theile der Stadt verſpätet hatte und nun nach meiner Wohnung in der Friedrichsſtraße eilte. Ich mußte bei dem Theater vorbei; die rauſchende Muſik, Trompeten und Denken erinnerten mich, daß gerade Glucks Armida gegeben wurde, und ich war im Begriff hineinzugehen, als ein ſonderbares Selbſtgeſpräch, dicht an den Fenſtern, wo man faſt jeden Ton des Orcheſters hört, meine Aufmerkſamkeit erregte.

Jetzt kommt der König — ſie ſpielen den Marſch — o paukt, paukt nur zu! — 's iſt recht munter! ja ja, ſie müſſen ihn heute eilfmal machen — der Zug hat ſonſt nicht Zug genug. — Ha ha — maeſtoſo — ſchleppt euch, Kinderchen. — Sieh, da bleibt ein Figurant mit der Schuhſchleife hängen. — Richtig, zum zwölften Mal! und immer auf die Dominante hinausgeſchlagen. — O ihr ewigen Mächte, das endet nimmer! Jetzt macht er ſein Kompliment — Armida dankt ergebenſt. — Noch einmal? — Richtig, es fehlen noch zwei Soldaten! Jetzt wird ins Recitativ hinein gepoltert. — Welcher böſe Geiſt hat mich hier feſtgebannt?

Der Bann iſt gelöſt, rief ich. Kommen Sie!

Ich faßte meinen Sonderling aus dem Thiergarten — denn Niemand anders war der Selbſtredner — raſch beim Arm und zog ihn mit mir fort. Er ſchien überraſcht und folgte mir ſchweigend. Schon waren wir in der Friedrichsſtraße, als er plötzlich ſtill ſtand.

Ich kenne Sie, — ſagte er. Sie waren im Thiergarten — wir ſprachen viel — ich habe Wein getrunken — habe mich erhitzt — nachher klang der Euphon zwei Tage hindurch — ich habe viel ausgeſtanden — es iſt vorüber!

Ich freue mich, daß der Zufall Sie mir wieder zugeführt hat. Laſſen Sie uns näher mit einander bekannt werden. Nicht weit von hier wohne ich; wie wär' es . .

Ich kann und darf zu Niemand gehen.

Nein, Sie entkommen mir nicht; ich gehe mit Ihnen.

So werden Sie noch ein paar hundert Schritte mit mir laufen müſſen. Aber Sie wollten ja ins Theater?

Ich wollte Armida hören, aber nun —

Sie ſollen jetzt Armida hören! kommen Sie! —

Schweigend gingen wir die Friedrichsſtraße hinauf; raſch bog er in eine Querſtraße ein, und kaum vermochte ich ihm zu folgen, ſo ſchnell lief er die Straße hinab, bis er endlich vor einem unanſehnlichen Hauſe ſtill ſtand. Ziemlich lange hatte er gepocht, als man endlich öffnete. Im Finſtern tappend erreichten wir die Treppe und ein Zimmer im obern Stock, deſſen Thüre mein Führer ſorgfältig verſchloß. Ich hörte noch eine Thüre öffnen; bald darauf trat er mit einem angezündeten Lichte hinein und der Anblick des ſonderbar ausſtaffirten Zimmers überraſchte mich nicht wenig. Altmodiſch reich verzierte Stühle, eine Wanduhr mit vergoldetem Gehäuſe, und ein breiter, ſchwerfälliger Spiegel gaben dem Ganzen das düſtere Anſehn verjährter Pracht. In der Mitte ſtand ein kleines Klavier, auf demſelben ein großes Dintenfaß von Porzellan, und daneben lagen einige Bogen raſtrirtes Papier. Ein ſchärferer Blick auf dieſe Vorrichtung zum Komponiren überzeugte mich jedoch, daß ſeit langer Zeit nichts geſchrieben ſeyn mußte; denn ganz vergelbt war das Papier und dickes Spinnengewebe überzog das Dintenfaß. Der Mann trat vor einen Schrank in der Ecke des Zimmers, den ich noch nicht bemerkt hatte, und als er den Vorhang wegzog, wurde ich eine Reihe ſchön gebundener Bücher gewahr mit goldnen Aufſchriften: Orpheo, Armida, Alceſte, Iphigenia u. ſ. w., kurz, Glucks Meiſterwerke ſah ich beiſammen ſtehen.

Sie beſitzen Glucks ſämmtliche Werke? rief ich.

Er antwortete nicht, aber zum krampfhaften Lächeln verzog ſich der Mund, und das Muskelſpiel in den eingefallenen Backen verzerrte im Augenblick das Geſicht zur ſchauerlichen Maske. Starr den düſtern Blick auf mich gerichtet, ergriff er eins der Bücher — es war Armida — und ſchritt feierlich zum Klavier hin. Ich öffnete es ſchnell und ſtellte den zuſammengelegten Pult auf; er ſchien das gern zu ſehen. Er ſchlug das Buch auf, und — wer ſchildert mein Erſtaunen! ich erblickte raſtrirte Blätter, aber mit keiner Note beſchrieben.

Er begann: Jetzt werde ich die Ouvertüre ſpielen! Wenden Sie die Blätter um, und zur rechten Zeit! — Ich verſprach das, und nun ſpielte er herrlich und meiſterhaft, mit vollgriffigen Accorden, das majeſtätiſche Tempo di Marcia, womit die Ouvertüre anhebt, faſt ganz dem Original getreu: aber das Allegro war nur mit Glucks Hauptgedanken durchflochten. Er brachte ſo viele neue geniale Wendungen hinein, daß mein Erſtaunen immer wuchs. Vorzüglich waren ſeine Modulationen frappant, ohne grell zu werden, und er wußte den einfachen Hauptgedanken ſo viele melodiöſe Melismen anzureihen, daß jene immer in neuer, verjüngter Geſtalt wiederzukehren ſchienen. Sein Geſicht glühte; bald zogen ſich die Augenbraunen zuſammen und ein lang verhaltener Zorn wollte gewaltſam losbrechen, bald ſchwamm das Auge in Thränen tiefer Wehmuth. Zuweilen ſang er, wenn beide Hände in künſtlichen Melismen arbeiteten, das Thema mit einer angenehmen Tenorſtimme; dann wußte er, auf ganz beſondere Weiſe, mit der Stimme den dumpfen Ton der anſchlagenden Pauke nachzuahmen. Ich wandte die Blatter fleißig um, indem ich ſeine Blicke verfolgte. Die Ouvertüre war geendet, und er fiel erſchöpft mit geſchloſſenen Augen in den Lehnſtuhl zurück. Bald raffte er ſich aber wieder auf und indem er haſtig mehrere leere Blätter des Buchs umſchlug, ſagte er mit dumpfer Stimme:

Alles dieſes, mein Herr, habe ich geſchrieben, als ich aus dem Reich der Träume kam. Aber ich verrieth Unheiligen das Heilige, und eine eiskalte Hand faßte in dies glühende Herz! Es brach nicht; da wurde ich verdammt, zu wandeln unter den Unheiligen, wie ein abgeſchiedener Geiſt — geſtaltlos, damit mich Niemand kenne, bis mich die Sonnenblume wieder emporhebt zu dem Ewigen. — Ha — jetzt laſſen Sie uns Armidens Scene ſingen!

Nun ſang er die Schlußſcene der Armida mit einem Ausdruck, der mein Innerſtes durchdrang. Auch hier wich er merklich von dem eigentlichen Originale ab: aber ſeine veränderte Muſik war die Gluckſche Scene gleichſam in höherer Potenz. Alles, was Haß, Liebe, Verzweiflung, Raſerei, in den ſtärkſten Zügen ausdrücken kann, faßte er gewaltig in Töne zuſammen. Seine Stimme ſchien die eines Jünglings, denn von tiefer Dumpfheit ſchwoll ſie empor zur durchdringenden Stärke. Alle meine Fibern zitterten — ich war außer mir. Als er geendet hatte, warf ich mich ihm in die Arme und rief mit gepreßter Stimme: Was iſt das? wer ſind Sie? —

Er ſtand auf und maß mich mit ernſtem, durchdringendem Blick; doch als ich weiter fragen wollte, war er mit dem Lichte durch die Thüre entwichen und hatte mich im Finſtern gelaſſen. Es hatte beinahe eine Viertelſtunde gedauert; ich verzweifelte ihn wieder zu ſehen, und ſuchte, durch den Stand des Klaviers orientirt, die Thüre zu öffnen, als er plötzlich in einem geſtickten Galakleide, reicher Weſte, den Degen an der Seite, mit dem Lichte in der Hand hereintrat.

Ich erſtarrte; feierlich kam er auf mich zu, faßte mich ſanft bei der Hand und ſagte ſonderbar lächelnd: Ich bin der Ritter Gluck!

III.

Kreisleriana.

Nro. 1—6.

Wo iſt er her? — Niemand weiß es! — Wer waren ſeine Eltern? — Es iſt unbekannt! — Weſſen Schüler iſt er? — Eines guten Meiſters, denn er ſpielt vortrefflich, und da er Verſtand und Bildung hat, kann man ihn wohl dulden, ja ihm ſogar den Unterricht in der Muſik verſtatten. Und er iſt wirklich und wahrhaftig Kapellmeiſter geweſen, ſetzten die diplomatiſchen Perſonen hinzu, denen er einmal in guter Laune eine von der Direktion des ....r Hoftheaters ausgeſtellte Urkunde vorwies, in welcher er, der Kapellmeiſter Johannes Kreisler, bloß deshalb ſeines Amtes entlaſſen wurde, weil er ſtandhaft verweigert hatte, eine Oper, die der Hofpoet gedichtet, in Muſik zu ſetzen; auch mehrmals an der öffentlichen Wirthstafel von dem Primo Huomo verächtlich geſprochen und ein junges Mädchen, die er im Geſange unterrichtet, der Prima Donna in ganz ausſchweifenden, wiewohl unverſtändlichen Redensarten vorzuziehen getrachtet; jedoch ſolle er den Titel als Fürſtlich ....r Kapellmeiſter beibehalten, ja ſogar zurückkehren dürfen, wenn er gewiſſe Eigenheiten und lächerliche Vorurtheile, z. B. daß die wahre italieniſche Muſik verſchwunden ſey u. ſ. w. gänzlich abgelegt, und an die Vortrefflichkeit des Hofpoeten, der allgemein für den zweiten Metaſtaſio anerkannt, willig glaube. — Die Freunde behaupteten: die Natur habe bei ſeiner Organiſation ein neues Rezept verſucht und der Verſuch ſey mißlungen, indem ſeinem überreizbaren Gemüthe, ſeiner bis zur zerſtörenden Flamme aufglühenden Phantaſie zu wenig Phlegma beigemiſcht und ſo das Gleichgewicht zerſtört worden, das dem Künſtler durchaus nöthig ſey, um mit der Welt zu leben und ihr Werke zu dichten, wie ſie dieſelben, ſelbſt im höhern Sinn, eigentlich brauche. Dem ſey wie ihm wolle — genug, Johannes wurde von ſeinen innern Erſcheinungen und Träumen, wie auf einem ewig wogenden Meer dahin — dorthin getrieben, und er ſchien vergebens den Port zu ſuchen, der ihm endlich *die* Ruhe und Heiterkeit geben ſollte, ohne welche der Künſtler nichts zu ſchaffen vermag. So kam es denn auch, daß die Freunde es nicht dahin bringen konnten, daß er eine Kompoſition aufſchrieb, oder wirklich aufgeſchrieben unvernichtet ließ. Zuweilen komponirte er zur Nachtzeit in der aufgeregteſten Stimmung; — er weckte den Freund, der neben ihm wohnte, um ihm alles in der höchſten Begeiſterung vorzuſpielen, was er in unglaublicher Schnelle aufgeſchrieben — er vergoß Thränen der Freude über das gelungene Werk — er pries ſich ſelbſt als den glücklichſten Menſchen, aber den andern Tag — lag die herrliche Kompoſition im Feuer. — Der Geſang wirkte beinahe verderblich auf ihn, weil ſeine Phantaſie dann überreizt wurde und ſein Geiſt in ein Reich entwich, wohin ihm Niemand ohne Gefahr folgen konnte; dagegen gefiel er ſich oft darin, Stundenlang auf dem Flügel die ſeltſamſten Themas in zierlichen kontrapunktiſchen Wendungen und Nachahmungen, in den kunſtreichſten Paſſagen auszuarbeiten. War ihm das einmal recht gelungen, ſo befand er ſich mehrere Tage hindurch in heiterer Stimmung, und eine gewiſſe ſchalkhafte Ironie würzte das Geſpräch, womit er den kleinen gemüthlichen Zirkel ſeiner Freunde erfreute.

Auf einmal war er, man wußte nicht wie und warum, verſchwunden. Viele behaupteten, Spuren des Wahnſinns an ihm bemerkt zu haben, und wirklich hatte man ihn mit zwei über einander geſtülpten Hüten und zwei Raſtralen, wie Dolche in den rothen Leibgürtel geſteckt, luſtig ſingend zum Thore hinaus hüpfen geſehen, wiewohl ſeine näheren Freunde nichts Beſonderes bemerkt, da ihm gewaltſame Ausbrüche, von irgend einem innern Gram erzeugt, auch ſchon ſonſt eigen geweſen. Als nun alle Nachforſchungen, wo er geblieben, vergebens, und die Freunde ſich über ſeinen kleinen Nachlaß an Muſikalien und andern Schriften beriethen, erſchien das Fräulein von B. und erklärte, wie nur *ihr* allein es zukomme, dieſen Nachlaß ihrem lieben Meiſter und Freunde, den ſie keinesweges verloren glaube, zu bewahren. Ihr übergaben mit freudigem Willen die Freunde alles, was ſie vorgefunden, und als ſich auf den weißen Rückſeiten mehrerer Notenblätter kleine größtentheils humoriſtiſche Aufſätze in günſtigen Augenblicken mit Bleiſtift ſchnell hingeworfen befanden, erlaubte die treue Schülerin des unglücklichen Johannes dem treuen Freunde, Abſchrift davon zu nehmen, und ſie als anſpruchsloſe Erzeugniſſe einer augenblicklichen Anregung mitzutheilen.

1.

Johannes Kreisler's,

des Kapellmeiſters, muſikaliſche Leiden.

Sie ſind Alle fortgegangen. — Ich hätt' es an dem Ziſcheln, Scharren, Räuſpern, Brummen durch alle Tonarten bemerken können; es war ein wahres Bienenneſt, das vom Stocke abzieht, um zu ſchwärmen. Gottlieb hat mir neue Lichter aufgeſteckt und eine Flaſche Burgunder auf das Fortepiano hingeſtellt. Spielen kann ich nicht mehr, denn ich bin ganz ermattet; daran iſt mein alter herrlicher Freund hier auf dem Notenpulte Schuld, der mich ſchon wieder einmal, wie Mephiſtopheles den Fauſt auf ſeinem Mantel, durch die Lüfte getragen hat, und ſo hoch, daß ich die Menſchlein unter mir nicht ſah und merkte, unerachtet ſie tollen Lärm genug gemacht haben mögen. — Ein hundsvöttiſcher, nichtswürdig vergeudeter Abend! Aber jetzt iſt mir wohl und leicht. — Hab' ich doch gar während des Spielens meinen Bleiſtift hervorgezogen, und Seite 63 unter dem letzten Syſtem ein paar gute Ausweichungen in Ziffern notirt mit der rechten Hand, während die Linke im Strome der Töne fortarbeitete! Hinten auf der leeren Seite fahr' ich ſchreibend fort. Ich verlaſſe Ziffern und Töne, und mit wahrer Luſt, wie der geneſene Kranke, der nun nicht aufhören kann zu erzählen, was er gelitten, notire ich hier umſtändlich die hölliſchen Qualen des heutigen Thees. Aber nicht für mich allein, ſondern für alle, die ſich hier zuweilen an meinem Exemplar der Johann Sebaſtian Bachſchen Variationen für das Klavier, erſchienen bei Nägeli in Zürch, ergötzen und erbauen, bei dem Schluß der 30ſten Variation meine Ziffern finden, und, geleitet von dem großen lateiniſchen Verte (ich ſchreib' es gleich hin, wenn meine Klageſchrift zu Ende iſt), das Blatt umwenden und leſen. Dieſe errathen gleich den wahren Zuſammenhang; ſie wiſſen, daß der Geheime Rath Röderlein hier ein ganz charmantes Haus macht, und zwei Töchter hat, von denen die ganze elegante Welt mit Enthuſiasmus behauptet, ſie tanzten wie die Göttinnen, ſprächen franzöſiſch wie die Engel, und ſpielten und ſängen und zeichneten wie die Muſen. Der geheime Rath Röderlein iſt ein reicher Mann; er führt bei ſeinen vierteljährlichen Dinés die ſchönſten Weine, die feinſten Speiſen, alles iſt auf den eleganteſten Fuß eingerichtet, und wer ſich bei ſeinen Thees nicht himmliſch amüſirt, hat keinen Ton, keinen Geiſt, und vornehmlich keinen Sinn für die Kunſt. Auf dieſe iſt es nämlich auch abgeſehen; neben dem Thee, Punſch, Wein, Gefrornen ꝛc. wird auch immer etwas Muſik präſentirt, die von der ſchönen Welt ganz gemüthlich ſo wie jenes eingenommen wird. Die Einrichtung iſt ſo: nachdem jeder Gaſt Zeit genug gehabt hat, eine beliebige Zahl Taſſen Thee zu trinken, und nachdem zweimal Punſch und Gefrornes herumgegeben worden iſt, rücken die Bedienten die Spieltiſche heran für den älteren, ſolideren Theil der Geſellſchaft, der dem muſikaliſchen das Spiel mit Karten vorzieht, welches auch in der That nicht ſolchen unnützen Lärm macht und wo nur einiges Geld erklingt. — Auf dieß Zeichen ſchießt der jüngere Theil der Geſellſchaft auf die Fräulein Röderlein zu; es entſteht ein Tumult, in dem man die Worte unterſcheidet: Schönes Fräulein, verſagen Sie uns nicht den Genuß Ihres himmliſchen Talents — o ſinge etwas, meine Gute. — Nicht möglich — Catarrh — der letzte Ball — nichts eingeübt. — O bitte, bitte — wir flehen ꝛc. Gottlieb hat unterdeſſen den Flügel geöffnet und das Pult mit dem wohlbekannten Notenbuche beſchwert. Vom Spieltiſche herüber ruft die gnädige Mama: chantez donc, mes enfans! Das iſt das Stichwort meiner Rolle; ich ſtelle mich an den Flügel und im Triumph werden die Röderleins an das Inſtrument geführt. Nun entſteht wieder eine Differenz: keine will zuerſt ſingen. „Du weißt, liebe Nanette, wie entſetzlich heiſer ich bin.“ — „„Bin ich es denn weniger, liebe Marie?““ — „Ich ſinge ſo ſchlecht.“ — „„O Liebe, fange nur an ꝛc.““ Mein Einfall, (ich habe ihn jedesmal!) Beide möchten mit einem Duo anfangen, wird gewaltig beklatſcht, das Buch durchblättert, das ſorgfältig eingeſchlagene Blatt endlich gefunden, und nun gehts los: Dolce dell' anima etc. — Das Talent der Fräulein Röderlein iſt wirklich nicht das geringſte. Ich bin nun fünf Jahre hier und viertehalb Jahre im Röderlein'ſchen Hauſe Lehrer; für dieſe kurze Zeit hat es Fräulein Nanette dahin gebracht, daß ſie eine Melodie, die ſie nur zehnmal im Theater gehört und am Klavier dann höchſtens noch zehnmal durchprobirt hat, ſo wegſingt, daß man gleich weiß, was es ſein ſoll. Fräulein Marie faßt es ſchon beim achten Mal, und wenn ſie öfters einen Viertelston tiefer ſteht, als das Piano, ſo iſt das bei ſolch' niedlichem Geſichtlein und den ganz leidlichen Roſenlippen am Ende wohl zu ertragen. — Nach dem Duett allgemeiner Beifallschorus! Nun wechſeln Arietten und Duettino's, und ich hämmere das tauſendmal geleierte Accompagnement friſch darauf los. Während des Geſanges hat die Finanzräthin Eberſtein durch Räuſpern und leiſes Mitſingen zu verſtehen gegeben: ich ſinge auch. Fräulein Nanette ſpricht: Aber liebe Finanzräthin, nun mußt du uns auch deine göttliche Stimme hören laſſen. Es entſteht ein neuer Tumult. Sie hat den Catarrh — ſie kann nichts auswendig! — Gottlieb bringt zwei Arme voll Muſikalien herangeſchleppt: da wird geblättert und geblättert. Erſt will ſie ſingen: der Hölle Rache ꝛc. dann: Hebe, ſieh ꝛc. dann: Ach ich liebte ꝛc. In der Angſt ſchlage ich vor: Ein Veilchen auf der Wieſe ꝛc. Aber ſie iſt für's große Genre, ſie will ſich zeigen, es bleibt bei der Conſtanze. — O ſchreie du, quieke, miaue, gurgle, ſtöhne, ächze, tremulire, quinkelire nur recht munter, ich habe den Fortiſſimo-Zug getreten und orgle mich taub. — O Satan, Satan! welcher deiner hölliſchen Geiſter iſt in dieſe Kehle gefahren, der alle Töne zwickt und zwängt und zerrt. Vier Saiten ſind ſchon geſprungen, ein Hammer iſt invalid. Meine Ohren gellen, mein Kopf dröhnt, meine Nerven zittern. Sind denn alle unreine Töne kreiſchender Marktſchreier-Trompeten in dieſen kleinen Hals gebannt? — Das hat mich angegriffen — ich trinke ein Glas Burgunder! — Man applaudirte unbändig, und Jemand bemerkte, die Finanzräthin und Mozart hätten mich ſehr ins Feuer geſetzt. Ich lächelte mit niedergeſchlagenen Augen, recht dumm, wie ich wohl merkte. Nun erſt regen ſich alle Talente, bisher im Verborgenen blühend, und fahren wild durch einander. Es werden muſikaliſche Exceſſe beſchloſſen: Enſembles, Finalen, Chöre ſollen aufgeführt werden. Der Canonicus Kratzer ſingt bekanntlich einen himmliſchen Baß, wie der Tituskopf dort bemerkt, der ſelbſt beſcheiden anführt, er ſey eigentlich nur ein zweiter

Tenor, aber freilich Mitglied mehrerer Sing-Academien. Schnell wird alles zum erſten Chor aus dem Titus organiſirt. Das ging ganz herrlich! Der Canonicus, dicht hinter mir ſtehend, donnerte über meinem Haupte den Baß, als ſäng' er mit obligaten Trompeten und Pauken in der Domkirche; er traf die Noten herrlich, nur das Tempo nahm er in der Eil' faſt noch einmal ſo langſam. Aber treu blieb er ſich wenigſtens in ſo fern, daß er durchs ganze Stück immer einen halben Takt nachſchleppte. Die Uebrigen äußerten einen entſchiedenen Hang zur antiken griechiſchen Muſik, die bekanntlich die Harmonie nicht kennend, im Uniſono ging; ſie ſangen Alle die Oberſtimme mit kleinen Varianten aus zufälligen Erhöhungen und Erniedrigungen, etwa um einen Viertelston. — Dieſe etwas geräuſchvolle Production erregte eine allgemeine tragiſche Spannung, nämlich einiges Entſetzen, ſogar an den Spieltiſchen, die für den Moment nicht ſo wie zuvor melodramatiſch mitwirken konnten durch in die Muſik eingeflochtene declamatoriſche Sätze: z. B. Ach ich liebte — acht und vierzig — war ſo glücklich — ich paſſe — kannte nicht — Whiſt — der Liebe Schmerz — in der Farbe ꝛc. — Es nahm ſich recht artig aus. — (Ich ſchenke mir ein.) Das war die höchſte Spitze der heutigen muſikaliſchen Expoſition: nun iſt's aus! So dacht' ich, ſchlug das Buch zu und ſtand auf. Da tritt der Baron, mein antiker Tenoriſt, auf mich zu und ſagt: O beſter Herr Kapellmeiſter, Sie ſollen ganz himmliſch phantaſiren; o phantaſiren Sie uns doch Eins! Nur ein wenig! ich bitte! Ich verſetzte ganz trocken, die Phantaſie ſey mir heute rein ausgegangen; und indem wir ſo darüber ſprechen, hat ein Teufel in der Geſtalt eines Elegant mit zwei Weſten im Nebenzimmer unter meinem Hut die Bachſchen Variationen ausgewittert; der denkt, es ſind ſo Variatiönchen: nel cor mi non più sento. — Ah vous dirai-je, maman etc. und will haben, ich ſoll darauf losſpielen. Ich weigere mich: da fallen alle über mich her. Nun ſo hört zu und berſtet vor Langweile denk' ich, und arbeitete drauf los. Bei Nr. 3 entfernten ſich mehrere Damen, verfolgt von Titusköpfen. Die Röderleins, weil der Lehrer ſpielte, hielten nicht ohne Qual aus bis Nr. 12. Nr. 15 ſchlug den Zweiweſten-Mann in die Flucht. Aus ganz übertriebener Höflichkeit blieb der Baron bis Nr. 30 und trank bloß viel Punſch aus, den Gottlieb für mich auf den Flügel ſtellte. Ich hätte glücklich geendet, aber dieſe Nr. 30, das Thema, riß mich unaufhaltſam fort. Die Quartblätter dehnten ſich plötzlich aus zu einem Rieſenfolio, wo tauſend Imitationen und Ausführungen jenes Thema's geſchrieben ſtanden, die ich abſpielen mußte. — Die Noten wurden lebendig und flimmerten und hüpften um mich her — elektriſches Feuer fuhr durch die Fingerſpitzen in die Taſten — der Geiſt, von dem es ausſtrömte, überflügelte die Gedanken — der ganze Saal hing voll dichten Dufts, in dem die Kerzen düſtrer und düſtrer brannten — zuweilen ſah eine Naſe heraus, zuweilen ein paar Augen: aber ſie verſchwanden gleich wieder. So kam es, daß ich allein ſitzen blieb mit meinem Sebaſtian Bach, und von Gottlieb, wie von einem spiritu familiari bedient wurde! — Ich trinke! — Soll man denn ehrliche Muſiker ſo quälen mit Muſik, wie ich heute gequält worden bin und ſo oft gequält werde? Wahrhaftig, mit keiner Kunſt wird ſo viel verdammter Mißbrauch getrieben, als mit der herrlichen, heiligen Muſica, die in ihrem zarten Weſen ſo leicht entweiht wird! Habt Ihr wahres Talent, wahren Kunſtſinn: gut, ſo lernt Muſik, leiſtet was der Kunſt Würdiges, und gebt dem Geweihten Euer Talent hin im rechten Maaß. Wollt Ihr ohne das quinkeliren: nun ſo thut's für Euch und unter Euch, und quält nicht damit den Kapellmeiſter Kreisler und Andere. — Nun könnte ich nach Hauſe gehen und meine neue Klavier-Sonate vollenden; aber es iſt noch nicht eilf Uhr und eine ſchöne Sommernacht. Ich wette, neben mir beim Oberjägermeiſter ſitzen die Mädchen am offenen Fenſter und ſchreien mit kreiſchender, gellender, durchbohrender Stimme zwanzigmal: Wenn mir dein Auge ſtrahlet — aber nur immer die erſte Strophe, in die Straße hinein. Schräg über martert einer die Flöte und hat dabei Lungen wie Rameau's Neffe, und in langen, langen Tönen macht der Nachbar Horniſt akuſtiſche Verſuche. Die zahlreichen Hunde der Gegend werden unruhig, und meines Hauswirths Kater, aufgeregt durch jenes ſüße Duett, macht dicht neben meinem Fenſter (es verſteht ſich, daß mein muſikaliſch-poetiſches Laboratorium ein Dachſtübchen iſt), der Nachbars-Katze, in die er ſeit dem März verliebt iſt, die chromatiſche Scala hinaufjammernd, zärtliche Geſtändniſſe. Nach eilf Uhr wird es ruhiger; ſo lange bleib' ich ſitzen, da ohnedieß noch weißes Papier und Burgunder vorhanden, von dem ich gleich etwas genieße. — Es giebt, wie ich gehört habe, ein altes Geſetz, welches lärmenden Handwerkern verbietet, neben Gelehrten zu wohnen: ſollten denn arme, bedrängte Komponiſten, die noch dazu aus ihrer Begeiſterung Gold münzen müſſen, um ihren Lebensfaden weiter zu ſpinnen, nicht jenes Geſetz auf ſich anwenden und die Schreihälſe und Dudler aus ihrer Nähe verbannen können? Was würde der Maler ſagen, dem man, indem er ein Ideal malte, lauter heterogene Fratzen-Geſichter vorhalten wollte! Schlöſſe er die Augen, ſo würde er wenigſtens ungeſtört das Bild in der Phantaſie fortſetzen. Baumwolle in den Ohren hilft nicht, man hört doch den Mordſpektakel; und dann die Idee, ſchon die Idee: jetzt ſingen ſie — jetzt kommt das Horn ꝛc. der Teufel holt die ſublimſten Gedanken! — Das Blatt iſt richtig vollgeſchrieben; auf dem vom Titel umgeſchlagenen weißen Streifen will ich nur noch bemerken, warum ich hundert Mal es mir vornahm, mich nicht mehr bei dem geheimen Rath quälen zu laſſen, und warum ich hundert Mal meinen Vorſatz brach. — Freilich iſt es Röderleins herrliche Nichte, die mich mit Banden an dieß Haus feſſelt, welche die Kunſt geknüpft hat. Wer einmal ſo glücklich war, die Schlußſcene der Gluckſchen Armida, oder die große Scene der Donna Anna im Don Giovanni von Fräulein Amalien zu hören, der wird begreifen, daß eine Stunde mit ihr am Piano Himmelsbalſam in die Wunden gießt, welche alle Mißtöne des ganzen Tages mir gequältem muſikaliſchen Schulmeiſter ſchlugen. Röderlein, welcher weder an die Unſterblichkeit der Seele, noch an den Takt glaubt, hält ſie für gänzlich unbrauchbar für die höhere Exiſtenz in der Theegeſellſchaft, da ſie in dieſer durchaus nicht ſingen will, und denn doch wieder vor ganz gemeinen Leuten, z. B. ſimplen Muſikern, mit einer Anſtrengung ſingt, die ihr gar nicht einmal taugt: denn ihre langen, gehaltenen, ſchwellenden Harmonika-Töne, welche mich in den Himmel tragen, hat ſie, wie Röderlein meint, offenbar der Nachtigall abgehorcht, die eine unvernünftige Creatur iſt, nur in Wäldern lebt, und von dem Menſchen, dem vernünftigen Herrn der Schöpfung, nicht nachgeahmt werden darf. Sie treibt ihre Rückſichtsloſigkeit ſo weit, daß ſie ſich zuweilen ſogar von Gottlieb auf der Violine accompagniren läßt, wenn ſie Beethovenſche oder Mozartſche Sonaten, aus denen kein Theeherr und Whiſtiker klug werden kann, auf dem Piano ſpielt. — Das war das letzte Glas Burgunder. — Gottlieb putzt mir die Lichter und ſcheint ſich zu wundern über mein ämſiges Schreiben. — Man hat ganz Recht, wenn man dieſen Gottlieb erſt ſechzehn Jahre alt ſchätzt. Das iſt ein herrliches, tiefes Talent. Warum ſtarb aber auch der Papa Thorſchreiber ſo früh; und mußte denn der Vormund den Jungen in die Liverei ſtecken? — Als Rode hier war, lauſchte Gottlieb im Vorzimmer, das Ohr an die Saalthüre gedrückt, und ſpielte ganze Nächte; am Tage ging er ſinnend, träumend umher, und der rothe Fleck am linken Backen iſt ein treuer Abdruck des Solitairs am Finger der Röderlein'ſchen Hand, die, wie man durch ſanftes Streicheln den ſomnambülen Zuſtand hervorbringt, durch ſtarkes Schlagen ganz richtig entgegengeſetzt wirken wollte. Nebſt andern Sachen habe ich ihm die Sonaten von Corelli gegeben; da hat er unter den Mäuſen in dem alten Oeſterleinſchen Flügel auf dem Boden gewüthet, bis keine mehr lebte, und mit Röderleins Erlaubniß auch das Inſtrument auf ſein kleines Stübchen translocirt. — Wirf ihn ab, den verhaßten Bedientenrock, ehrlicher Gottlieb! und laß mich nach Jahren dich als den wackern Künſtler an mein Herz drücken, der du werden kannſt mit deinem herrlichen Talent, mit deinem tiefen Kunſtſinn! — Gottlieb ſtand hinter mir und wiſchte ſich die Thränen aus den Augen, als ich dieſe Worte laut ausſprach. — Ich drückte ihm ſchweigend die Hand, wir gingen hinauf und ſpielten die Sonaten von Corelli.

2.

Ombra adorata!*)

Wie iſt doch die Muſik ſo etwas höchſt Wunderbares, wie wenig vermag doch der Menſch ihre tiefen Geheimniſſe zu ergründen! — Aber wohnt ſie nicht in der Bruſt des Menſchen ſelbſt und erfüllt ſein Inneres ſo mit ihren holdſeligen Erſcheinungen, daß ſein ganzer Sinn ſich ihnen zuwendet und ein neues verklärtes Leben ihn ſchon hienieden dem Drange, der niederdrückenden Qual des Irdiſchen entreißt? — Ja, eine göttliche Kraft durchdringt ihn, und mit kindlichem frommen Gemüthe ſich dem hingebend, was der Geiſt in ihm erregt, vermag er die Sprache jenes unbekannten romantiſchen Geiſterreichs zu reden, und er ruft, unbewußt, wie der Lehrling, der in des Meiſters Zauberbuch mit lauter Stimme geleſen, alle die herrlichen Erſcheinungen aus ſeinem Innern hervor, daß ſie in ſtrahlenden Reihentänzen das Leben durchfliegen und Jeden, der ſie zu ſchauen vermag, mit unendlicher, unnennbarer Sehnſucht erfüllen. —

---

*) Wer kennt nicht Creſcentini's herrliche Arie: Ombra adorata, die er zu der Oper Romeo e Giulietta von Zingarelli komponirte, und mit ganz eigenem Vortrage ſang.

Wie war meine Bruſt ſo beengt, als ich in den Conzertſaal trat. Wie war ich ſo gebeugt von dem Drucke aller der nichtswürdigen Erbärmlichkeiten, die wie giftiges ſtechendes Ungeziefer den Menſchen und wohl vorzüglich den Künſtler in dieſem armſeligen Leben verfolgen und peinigen, daß er oft dieſer ewig prickelnden Qual den gewaltſamen Stoß vorziehen würde, der ihn dieſem und jedem andern irdiſchen Schmerze auf immer entzieht. — Du verſtandeſt den wehmüthigen Blick, den ich auf dich warf, mein treuer Freund! und hundertfältig ſey es dir gedankt, daß du meinen Platz am Flügel einnahmſt, indem ich mich in dem äußerſten Winkel des Saals zu verbergen ſuchte. Welchen Vorwand hatteſt du denn gefunden, wie war es dir denn gelungen, daß nicht Beethovens große Sinfonie in C moll, ſondern nur eine kurze unbedeutende Ouvertüre irgend eines noch nicht zur Meiſterſchaft gelangten Komponiſten aufgeführt wurde? — Auch dafür ſey dir Dank geſagt aus dem Innerſten meines Herzens. — Was wäre aus mir geworden, wenn, beinahe erdrückt von all' dem irdiſchen Elend, das raſtlos auf mich einſtürmte ſeit kurzer Zeit, nun Beethovens gewaltiger Geiſt auf mich zugeſchritten wäre, und mich wie mit metallnen, glühenden Armen umfaßt und fortgeriſſen hätte in das Reich des Ungeheuern, des Unermeßlichen, das ſich ſeinen donnernden Tönen erſchließt. — Als die Ouvertüre in allerlei kindiſchem Jubel mit Pauken und Trompeten geſchloſſen hatte, entſtand eine ſtille Pauſe, als erwarte man etwas recht Wichtiges. Das that mir wohl, ich ſchloß die Augen, und indem ich in meinem Innern angenehmere Erſcheinungen ſuchte, als die waren, die mich eben umgaben, vergaß ich das Conzert und mit ihm natürlicherweiſe auch ſeine ganze Einrichtung, die mir bekannt geweſen, da ich an den Flügel ſollte. — Ziemlich lange mochte die Pauſe gedauert haben, als endlich das Ritornell einer Arie anfing. Es war ſehr zart gehalten und ſchien in einfachen aber tief in das Innerſte dringenden

Tönen von der Sehnſucht zu reden, in der ſich das fromme Gemüth zum Himmel aufſchwingt und alles Geliebte wiederfindet, was ihm hienieden entriſſen. — Nun ſtrahlte wie ein himmliſches Licht die glockenhelle Stimme eines Frauenzimmers aus dem Orcheſter empor:

Tranquillo io sono, fra poco teco sarò mia vita!

Wer vermag die Empfindung zu beſchreiben, die mich durchdrang! — Wie löſte ſich der Schmerz, der in meinem Innern nagte, auf in wehmüthige Sehnſucht, die himmliſchen Balſam in alle Wunden goß. — Alles war vergeſſen und ich horchte nur entzückt auf die Töne, die wie aus einer andern Welt niederſteigend mich tröſtend umſingen. —

Eben ſo einfach wie das Rezitativ iſt das Thema der folgenden Arie: **Ombra adorata**, gehalten; aber eben ſo ſeelenvoll, eben ſo in das Innerſte dringend ſpricht es den Zuſtand des Gemüths aus, das von der ſeligen Hoffnung, in einer höheren beſſeren Welt bald alles ihm Verheißene erfüllt zu ſehen, ſich über den irdiſchen Schmerz hinwegſchwingt. — Wie reiht ſich in dieſer einfachen Kompoſition Alles ſo kunſtlos, ſo natürlich an einander; nur in der Tonika und in der Dominante bewegen ſich die Sätze, keine grelle Ausweichung, keine geſuchte Figur, der Geſang fließt dahin wie ein ſilberheller Strom zwiſchen leuchtenden Blumen. Aber iſt dieß nicht eben der geheimnißvolle Zauber, der dem Meiſter zu Gebote ſtand, daß er der einfachſten Melodie, der kunſtloſeſten Struktur, dieſe unbeſchreibliche Macht der unwiderſtehlichſten Wirkung auf jedes empfängliche Gemüth zu geben vermochte? In den wundervoll hell und klar tönenden Melismen fliegt die Seele mit raſchem Fittig durch die glänzenden Wolken — es iſt der jauchzende Jubel verklärter Geiſter. — Die Kompoſition verlangt wie jede, die ſo tief im Innern von dem Meiſter gefühlt wurde, auch tief aufgefaßt und mit dem Gemüth, ich möchte ſagen mit der rein ausgeſprochenen Ahnung des Ueberſinnlichen, wie die Melodie es in ſich trägt, vorgetragen zu werden. Auch wurde, wie der Genius des italieniſchen Geſanges es verlangt, ſowohl in dem Rezitativ als in der Arie auf gewiſſe Verzierungen gerechnet; aber iſt es nicht ſchön, daß wie durch eine Tradition die Art, wie der Komponiſt, der hohe Meiſter des Geſanges, Crescentini, die Arie vortrug und verzierte, fortgepflanzt wird, ſo daß es wohl Niemand wagen dürfte, ungeſtraft wenigſtens fremdartige Schnörkel hineinzubringen? — Wie verſtändig, wie das Ganze belebend hat Crescentini dieſe zufälligen Verzierungen angebracht — ſie ſind der glänzende Schmuck, welcher der Geliebten holdes Antlitz verſchönert, daß die Augen heller ſtrahlen und höherer Purpur Lippe und Wangen färbt.

Aber was ſoll ich von dir ſagen, du herrliche Sängerin! — Mit dem glühenden Enthuſiasmus der Italiener rufe ich dir zu: du von dem Himmel Geſegnete![*] Denn wohl iſt es der Segen des Himmels, der deinem frommen, innigen Gemüthe vergönnt, das im Innerſten Empfundene hell und herrlich klingend ertönen zu laſſen. — Wie holde Geiſter haben mich deine Töne umfangen, und jeder ſprach: „Richte dein Haupt auf, du Gebeugter! Ziehe mit uns, ziehe mit uns in das ferne Land, wo der Schmerz keine blutende Wunde mehr ſchlägt, ſondern die Bruſt, wie im höchſten Entzücken mit unnennbarer Sehnſucht erfüllt!“ —

Ich werde dich nie mehr hören; aber wenn die Nichtswürdigkeit auf mich zutritt, und, mich fur ihres Gleichen haltend, den Kampf des Gemeinen mit mir beſtehen, wenn die Albernheit mich betäuben, des Pöbels ekelhafter Hohn mich mit giftigem Stachel verletzen will, dann wird in deinen Tönen mir eine tröſtende Geiſterſtimme zuliſpeln:

Tranquillo io sono; fra poco teco sarò mia vita!

In einer nie gefühlten Begeiſterung erhebe ich mich dann mächtigen Fluges über die Schmach des Irdiſchen; alle Töne, die in der wunden Bruſt im Blute des Schmerzes erſtarrt, leben auf, und bewegen und regen ſich und ſprühen wie funkelnde Salamander blitzend empor; und ich vermag ſie zu faſſen, zu binden, daß ſie wie in einer Feuergarbe zuſammenhaltend zum flammenden Bilde werden, das deinen Geſang — dich — verklärt und verherrlicht.

---

[*] Unſerer deutſchen Sängerin: Haſer, die ſich nun leider der Kunſt ganz entzogen, riefen die Italiener zu: che sei benedetta dal cielo!

3.

Gedanken
über den hohen Werth der Muſik.

Es iſt nicht zu leugnen, daß in neuerer Zeit, dem Himmel ſey's gedankt! der Geſchmack an der Muſik ſich immer mehr verbreitet, ſo daß es jetzt gewiſſermaßen zur guten Erziehung gehört, die Kinder auch Muſik lehren zu laſſen, weshalb man denn in jedem Hauſe, das nur irgend etwas bedeuten will, ein Klavier, wenigſtens eine Guitarre findet. Nur wenige Verächter der gewiß ſchönen Kunſt giebt es noch hie und da, und dieſen eine tüchtige Lection zu geben, das iſt jetzt mein Vorſatz und Beruf.

Der Zweck der Kunſt überhaupt iſt doch kein anderer, als dem Menſchen eine angenehme Unterhaltung zu verſchaffen, und ihn ſo von den ernſtern, oder vielmehr den einzigen ihm anſtändigen Geſchäften, nämlich ſolchen, die ihm Brod und Ehre im Staat erwerben, auf eine angenehme Art zu zerſtreuen, ſo daß er nachher mit gedoppelter Aufmerkſamkeit und Anſtrengung zu dem eigentlichen Zweck ſeines Daſeyns zurückkehren, d. h. ein tüchtiges Kammrad in der Walkmühle des Staats ſeyn, und (ich bleibe in der Metapher) haspeln und ſich trillen laſſen kann. Nun iſt aber keine Kunſt zur Erreichung dieſes Zwecks tauglicher, als die Muſik. Das Leſen eines Romans oder Gedichts, ſollte auch die Wahl ſo glücklich ausfallen, daß es durchaus nichts phantaſtiſch Abgeſchmacktes, wie mehrere der allerneueſten, enthält, und alſo die Phantaſie, die eigentlich der ſchlimmſte und mit aller Macht zu ertödtende Theil unſerer Erbſünde iſt, nicht im mindeſten anregt — dieſes Leſen, meine ich, hat doch das Unangenehme, daß man gewiſſermaßen genöthigt wird, an das zu denken, was man lieſt: dieß iſt aber offenbar dem Zweck der Zerſtreuung entgegen. Daſſelbe gilt von dem Vorleſen in der Art, daß, die Aufmerkſamkeit ganz davon abwendend, man ſehr leicht einſchläft, oder in ernſte Gedanken ſich vertieft, die, nach der von jedem ordentlichen Geſchäftsmanne zu beobachtenden Geiſtesdiät, cykliſch eine Weile ruhen müſſen. Das Beſchauen eines Gemäldes kann nur ſehr kurz dauern: denn das Intereſſe iſt ja doch verloren, ſobald man errathen hat, was es vorſtellen ſoll. — Was nun aber die Muſik betrifft, ſo können nur jene heilloſen Verächter dieſer edeln Kunſt leugnen, daß eine gelungene Kompoſition, d. h, eine ſolche, die ſich gehörig in Schranken hält, und eine angenehme Melodie nach der andern folgen läßt, ohne zu toben, oder ſich in allerlei contrapunktiſchen Gängen und Auflöſungen närriſch zu gebehrden, einen wunderbar bequemen Reiz verurſacht, bei dem man des Denkens ganz überhoben iſt, oder der doch keinen ernſten Gedanken aufkommen, ſondern mehrere ganz leichte, angenehme — von denen man nicht einmal ſich bewußt wird, was ſie eigentlich enthalten, gar luſtig wechſeln läßt. Man kann aber weiter gehen und fragen: wem iſt es verwehrt, auch während der Muſik mit dem Nachbar ein Geſpräch über allerlei Gegenſtände der politiſchen und moraliſchen Welt anzuknüpfen, und ſo einen doppelten Zweck auf eine angenehme Weiſe zu erreichen? Im Gegentheil iſt dieß gar ſehr anzurathen, da die Muſik, wie man in allen Konzerten und muſikaliſchen Zirkeln zu bemerken Gelegenheit haben wird, das Sprechen ungemein erleichtert. In den Pauſen iſt Alles ſtill, aber mit der Muſik fängt der Strom der Rede an zu brauſen und ſchwillt mit den Tönen, die hineinfallen, immer mehr und mehr an. Manches Frauenzimmer, deren Rede ſonſt, nach jenem Ausſpruch: Ja, ja! und Nein, nein! iſt, geräth während der Muſik in das Uebrige, was nach demſelben Ausſpruch zwar vom Uebel ſeyn ſoll, hier aber offenbar vom Guten iſt, da ihr deshalb manchmal ein Liebhaber oder gar ein Ehegemahl, von der Süßigkeit der ungewohnten Rede berauſcht, ins Garn fällt. — Himmel, wie unabſehbar ſind die Vortheile einer ſchönen Muſik! — Euch, ihr heilloſen Verächter der edlen Kunſt, führe ich nun in den häuslichen Zirkel, wo der Vater, müde von den ernſten Geſchäften des Tages, im Schlafrock und in Pantoffeln fröhlich und guten Muths zum Murki ſeines älteſten Sohnes ſeine Pfeife raucht. Hat das ehrliche Röschen nicht bloß ſeinetwegen den Deſſauer Marſch und „blühe liebes Veilchen“ einſtudirt, und trägt ſie es nicht ſo ſchön vor, daß der Mutter die hellen Freudenthränen auf den Strumpf fallen, den ſie eben ſtopft? Würde ihm nicht endlich das hoffnungsvolle, aber ängſtliche Gequäke des jüngſten Sprößlings beſchwerlich fallen, wenn nicht der Klang der lieben Kindermuſik das Ganze im Ton und Takt hielte? — Iſt dein Sinn aber ganz dieſer häuslichen Idylle, dem

Triumph der einfachen Natur, verſchloſſen, ſo folge mir in jenes Haus mit hellerleuchteten Spiegelfenſtern. Du trittſt in den Saal; die dampfende Thee-Maſchine iſt der Brennpunkt, um den ſich die eleganten Herren und Damen bewegen. Spieltiſche werden gerückt, aber auch der Deckel des Fortepiano fliegt auf, und auch hier dient die Muſik zur angenehmen Unterhaltung und Zerſtreuung. Gut gewählt, hat ſie durchaus nichts Störendes, denn ſelbſt die Kartenſpieler, obſchon mit etwas Höherem, mit Gewinn und Verluſt beſchäftigt, dulden ſie willig. — Was ſoll ich endlich von den großen, öffentlichen Konzerten ſagen, die die herrlichſte Gelegenheit geben, muſikaliſch begleitet, dieſen oder jenen Freund zu ſprechen; oder iſt man noch in den Jahren des Uebermuths, mit dieſer oder jener Dame ſüße Worte zu wechſeln — wozu ja ſogar die Muſik noch ein ſchickliches Thema geben kann. Dieſe Konzerte ſind die wahren Zerſtreuungsplätze für den Geſchäftsmann, und dem Theater ſehr vorzuziehen, da dieſes zuweilen Vorſtellungen giebt, die den Geiſt unerlaubter Weiſe auf etwas ganz Nichtiges und Unwahres fixiren, ſo daß man Gefahr läuft, in die Poeſie hineinzugerathen, wovor ſich denn doch jeder, dem ſeine bürgerliche Ehre am Herzen liegt, hüten muß! — Kurz, es iſt, wie ich gleich Anfangs erwähnte, ein entſcheidendes Zeichen, wie ſehr man jetzt die wahre Tendenz der Muſik erkennt, daß ſie ſo fleißig und mit ſo vielem Ernſt getrieben und gelehrt wird. Wie zweckmäßig iſt es nicht, daß die Kinder, ſollten ſie auch nicht das mindeſte Talent zur Kunſt haben, worauf es ja auch eigentlich gar nicht ankommt, doch zur Muſik angehalten werden, um ſo, wenn ſie ſonſt noch nicht obligat in der Geſellſchaft wirken dürfen, doch wenigſtens das Ihrige zur Unterhaltung und Zerſtreuung beitragen zu können. — Wohl ein glänzender Vorzug der Muſik vor jeder andern Kunſt iſt es auch, daß ſie in ihrer Reinheit (ohne Beimiſchung der Poeſie) durchaus moraliſch und daher in keinem Fall von ſchädlichem Einfluß auf die zarte Jugend iſt. Jener Polizeidirektor atteſtirte keck dem Erfinder eines neuen Inſtruments, daß darin nichts gegen den Staat, die Religion und die guten Sitten enthalten ſey; mit derſelben Keckheit kann jeder Muſikmeiſter dem Papa und der Mama im voraus verſichern, die neue Sonate enthalte nicht einen unmoraliſchen Gedanken. Werden die Kinder älter, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie von der Ausübung der Kunſt abſtrahiren müſſen, da für ernſte Männer ſo etwas ſich nicht wohl ſchicken will, und Damen darüber ſehr leicht höhere Pflichten der Geſellſchaft ꝛc. verſäumen können. Dieſe genießen dann das Vergnügen der Muſik nur paſſiv, indem ſie ſich von Kindern oder Künſtlern von Profeſſion vorſpielen laſſen. — Aus der richtig angegebenen Tendenz der Kunſt fließt auch von ſelbſt, daß die Künſtler, d. h. diejenigen Perſonen, welche (freilich thöricht genug!) ihr ganzes Leben einem, nur zur Erholung und Zerſtreuung dienenden Geſchäfte widmen, als ganz untergeordnete Subjekte zu betrachten und nur darum zu dulden ſind, weil ſie das miscere utili dulce in Ausübung bringen. Kein Menſch von geſundem Verſtande und gereiften Einſichten wird den beſten Künſtler ſo hoch ſchätzen, als den wackern Kanzelliſten, ja den Handwerksmann, der das Polſter ſtopfte, worauf der Rath in der Schoßſtube, oder der Kaufmann im Comtoir ſitzt, da hier das Nothwendige, dort nur das Angenehme beabſichtigt wird. Wenn man daher mit dem Künſtler höflich und freundlich umgeht, ſo iſt das nur eine Folge unſerer Kultur und unſerer Bonhommie, die uns ja auch mit Kindern, und andern Perſonen, die Spaß machen, ſchön thun und tändeln läßt. Manche von dieſen unglücklichen Schwärmern ſind zu ſpät aus ihrem Irrthum erwacht und darüber wirklich in einigen Wahnſinn verfallen, welches man aus ihren Aeußerungen über die Kunſt ſehr leicht abnehmen kann. Sie meinen nämlich, die Kunſt ließe dem Menſchen ſein höheres Prinzip ahnen und führe ihn aus dem thörichten Thun und Treiben des gemeinen Lebens in den Iſistempel, wo die Natur in heiligen, nie gehörten und doch verſtändlichen Lauten mit ihm ſpräche. Von der Muſik hegen dieſe Wahnſinnigen nun vollends die wunderlichſten Meinungen; ſie nennen ſie die romantiſchſte aller Künſte, da ihr Vorwurf nur das Unendliche ſey; die geheimnißvolle, in Tönen ausgeſprochene Sanſcritta der Natur, die die Bruſt des Menſchen mit unendlicher Sehnſucht erfülle, und nur in ihr verſtehe er das hohe Lied der — Bäume, der Blumen, der Thiere, der Steine, der Gewäſſer! — Die ganz unnützen Spielereien des Contrapunkts, die den Zuhörer gar nicht aufheitern und ſo den eigentlichen Zweck der Muſik ganz verfehlen, nennen ſie ſchauerlich geheimnißvolle Combinationen, und ſind im Stande, ſie mit wunderlich verſchlungenen Mooſen, Kräutern und Blumen zu vergleichen. Das Talent, oder in der Sprache dieſer Thoren, der Genius der Muſik, glühe, ſagen ſie, in der Bruſt des die Kunſt übenden und hegenden Menſchen, und verzehre ihn, wenn das gemeinere Prinzip den Funken künſtlich überbauen oder ableiten wolle, mit unauslöſchlichen Flammen. Diejenigen, welche denn doch, wie ich es erſt ausgeführt habe, ganz richtig über die wahre Tendenz der Kunſt, und der Muſik insbeſondere, urtheilen, nennen ſie unwiſſende Frevler, die ewig von dem Heiligthum des höhern Seyns ausgeſchloſſen bleiben müßten, und beurkunden dadurch ihre Tollheit. Denn ich frage mit Recht: wer iſt beſſer daran, der Staatsbeamte, der Kaufmann, der von ſeinem Gelde Lebende, der gut ißt und trinkt, gehörig ſpaziren fährt, und den alle Menſchen mit Ehrfurcht grüßen, oder der Künſtler, der ſich ganz kümmerlich in ſeiner phantaſtiſchen Welt behelfen muß? Zwar behaupten jene Thoren, daß es eine ganz beſondere Sache um die poetiſche Erhebung über das Gemeine ſey, und manches Entbehren ſich dann umwandle in Genuß: allein die Kaiſer und Könige im Irrenhauſe mit der Strohkrone auf dem Haupt ſind auch glücklich! Der beſte Beweis, daß alle jene Floskeln nichts in ſich tragen, ſondern nur den innern Vorwurf, nicht nach dem Soliden geſtrebt zu haben, beſchwichtigen ſollen, iſt dieſer, daß beinahe kein Künſtler es aus reiner, freier Wahl wurde, ſondern ſie entſtanden und entſtehen noch immer aus der ärmern Klaſſe. Von unbegüterten, obſcuren Aeltern, oder wieder von Künſtlern geboren, machte ſie die Noth, die Gelegenheit, der Mangel an Ausſicht auf ein Glück in den eigentlichen nützlichen Klaſſen, zu dem, was ſie wurden. Dieß wird denn auch jenen Phantaſten zum Trotz ewig ſo bleiben. Sollte nämlich eine begüterte Familie höheren Standes ſo unglücklich ſeyn, ein Kind zu haben, das ganz beſonders zur Kunſt organiſirt wäre, oder das, nach dem lächerlichen Ausdruck jener Wahnwitzigen, den göttlichen Funken, der im Widerſtande verzehrend um ſich greift, in der Bruſt trüge; ſollte es wirklich ins Phantaſiren für Kunſt und Künſtlerleben gerathen: ſo wird ein guter Erzieher durch eine kluge Geiſtesdiät, z. B. durch das gänzliche Entziehen aller phantaſtiſchen, übertreibenden Koſt, (Poeſien, und ſogenannter ſtarker Kompoſitionen, von Mozart, Beethoven u. ſ. w.) ſo wie durch die fleißig wiederholte Vorſtellung der ganz ſubordinirten Tendenz jeder Kunſt und des ganz untergeordneten Standes der Künſtler ohne allen Rang, Titel und Reichthum, ſehr leicht das verirrte junge Subject auf den rechten Weg bringen, ſo daß es am Ende eine rechte Verachtung gegen Kunſt und Künſtler ſpürt, die als wahres Remedium gegen jede Exzentrizität nie weit genug getrieben werden kann. — Den armen Künſtlern die noch nicht in den oben beſchriebenen Wahnwitz verfallen ſind, glaube ich wirklich nicht übel zu rathen, wenn ich ihnen, um ſich doch nur etwas aus ihrer zweckloſen Tendenz herauszureißen, vorſchlage, noch nebenher irgend ein leichtes Handwerk zu erlernen: ſie werden gewiß dann ſchon als nützliche Mitglieder des Staats etwas gelten. Mir hat ein Kenner geſagt, ich hätte eine geſchickte Hand zum Pantoffelmachen, und ich bin nicht abgeneigt, mich als Prototypus in die Lehre bei dem hieſigen Pantoffelmachermeiſter Schnabler, der noch dazu mein Herr Pathe iſt, zu begeben. — Das überleſend, was ich geſchrieben, finde ich den Wahnwitz mancher Muſiker ſehr treffend geſchildert, und mit einem heimlichen Grauſen fühle ich mich mit ihnen verwandt. Der Satan raunt mir ins Ohr, daß ihnen manches ſo redlich Gemeinte wohl gar als heilloſe Ironie erſcheinen könne; allein ich verſichere nochmals: gegen euch, ihr Verächter der Muſik, die ihr das erbauliche Singen und Spielen der Kinder unnützes Quinkeliren nennt, und die Muſik als eine geheimnißvolle, erhabene Kunſt nur ihrer würdig hören wollt, gegen euch waren meine Worte gerichtet, und mit ernſter Waffe in der Hand habe ich euch bewieſen, daß die Muſik eine herrliche, nützliche Erfindung des aufgeweckten Tubalkain ſey, welche die Menſchen aufheitere, zerſtreue, und daß ſie ſo das häusliche Glück, die erhabenſte Tendenz jedes kultivirten Menſchen, auf eine angenehme, befriedigende Weiſe befördere.

4.

Beethovens Inſtrumental-Muſik.

Sollte, wenn von der Muſik als einer ſelbſtſtändigen Kunſt die Rede iſt, nicht immer nur die Inſtrumental-Muſik gemeint ſein, welche jede Hülfe, jede Beimiſchung einer andern Kunſt (der Poeſie) verſchmähend, das eigenthümliche, nur in ihr zu erkennende Weſen dieſer Kunſt rein ausſpricht? — Sie iſt die romantiſchſte aller Künſte, beinahe möchte man ſagen, allein ächt romantiſch, denn nur das Unendliche iſt ihr Vorwurf. — Orpheus Lyra öffnete die Thore des Orkus. Die Muſik ſchließt dem Menſchen ein unbekanntes Reich auf, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußern Sinnenwelt, die ihn umgiebt, und in der er alle beſtimmten Gefühle zurückläßt, um ſich einer unausſprechlichen Sehnſucht hinzugeben.

Habt ihr dies eigenthümliche Weſen auch wohl nur geahnt, ihr armen Inſtrumentalkomponiſten, die ihr euch mühſam abquältet, beſtimmte Empfindungen, ja ſogar Begebenheiten darzuſtellen? — Wie konnte es euch denn nur einfallen, die der Plaſtik geradezu entgegengeſetzte Kunſt plaſtiſch zu behandeln? Eure Sonnaufgänge, eure Gewitter, eure Batailles des trois Empereurs u. ſ. w. waren wohl gewiß gar lächerliche Verirrungen und ſind wohlverdienter Weiſe mit gänzlichem Vergeſſen beſtraft.

In dem Geſange, wo die Poeſie beſtimmte Affecte durch Worte andeutet, wirkt die magiſche Kraft der Muſik, wie das wunderbare Elixir der Weiſen, von dem etliche Tropfen jeden Trank köſtlicher und herrlicher machen. Jede Leidenſchaft — Liebe — Haß — Zorn — Verzweiflung ꝛc., wie die Oper ſie uns giebt, kleidet die Muſik in den Purpurſchimmer der Romantik, und ſelbſt das im Leben Empfundene führt uns hinaus aus dem Leben in das Reich des Unendlichen.

So ſtark iſt der Zauber der Muſik, und immer mächtiger werdend mußte er jede Feſſel einer andern Kunſt zerreißen.

Gewiß nicht allein in der Erleichterung der Ausdrucksmittel (Vervollkommnung der Inſtrumente, größere Virtuoſität der Spieler), ſondern in dem tieferen innigeren Erkennen des eigenthümlichen Weſens der Muſik liegt es, daß geniale Komponiſten die Inſtrumental-Muſik zu der jetzigen Höhe erhoben.

Mozart und Haydn, die Schöpfer der jetzigen Inſtrumental-Muſik, zeigten uns zuerſt die Kunſt in ihrer vollen Glorie; wer ſie da mit voller Liebe anſchaute und eindrang in ihr innigſtes Weſen, iſt — Beethoven! — Die Inſtrumentalkompoſitionen aller drei Meiſter athmen einen gleichen romantiſchen Geiſt, welches in dem gleichen innigen Ergreifen des eigenthümlichen Weſens der Kunſt liegt; der Charakter ihrer Kompoſitionen unterſcheidet ſich jedoch merklich. — Der Ausdruck eines kindlichen heitern Gemüths herrſcht in Haydn's Kompoſitionen. Seine Sinfonien führen uns in unabſehbare grüne Haine, in ein luſtiges buntes Gewühl glücklicher Menſchen. Jünglinge und Mädchen ſchweben in Reihentänzen vorüber; lachende Kinder, hinter Bäumen, hinter Roſenbüſchen lauſchend, werfen ſich neckend mit Blumen. Ein Leben voll Liebe, voll Seligkeit, wie vor der Sünde, in ewiger Jugend; kein Leiden, kein Schmerz, nur ein ſüßes wehmüthiges Verlangen nach der geliebten Geſtalt, die in der Ferne im Glanz des Abendrothes daher ſchwebt, nicht näher kommt, nicht verſchwindet, und ſo lange ſie da iſt, wird es nicht Nacht, denn ſie ſelbſt iſt das Abendroth, von dem Berg und Hain erglühen. — In die Tiefen des Geiſterreichs führt uns Mozart. Furcht umfängt uns, aber ohne Marter iſt ſie mehr Ahnung des Unendlichen.

Liebe und Wehmuth tönen in holden Geiſterſtimmen; die Nacht geht auf in hellem Purpurſchimmer, und in unausſprechlicher Sehnſucht ziehen wir nach den Geſtalten, die freundlich uns in ihre Reihen winkend in ewigem Sphärentanze durch die Wolken fliegen. (Mozarts Sinfonie in Es dur unter dem Namen des Schwanengeſangs bekannt.)

So öffnet uns auch Beethovens Inſtrumental-Muſik das Reich des Ungeheuern und Unermeßlichen. Glühende Strahlen ſchießen durch dieſes Reiches tiefe Nacht, und wir werden Rieſenſchatten gewahr, die auf- und abwogen, enger und enger uns einſchließen und uns vernichten, aber nicht den Schmerz der unendlichen Sehnſucht, in welcher jede Luſt, die ſchnell in jauchzenden Tönen emporgeſtiegen, hinſinkt und untergeht, und nur in dieſem Schmerz, der Liebe, Hoffnung, Freude, in ſich verzehrend, aber nicht zerſtörend, unſre Bruſt mit einem vollſtimmigen Zuſammenklange aller Leidenſchaften zerſprengen will, leben wir fort und ſind entzückte Geiſterſeher! —

Der romantiſche Geſchmack iſt ſelten, noch ſeltener das romantiſche Talent, daher giebt es wohl ſo wenige, die jene Lyra, deren Ton das wundervolle Reich des Romantiſchen aufſchließt, anzuſchlagen vermögen.

Haydn faßt das Menſchliche im menſchlichen Leben romantiſch auf; er iſt commenſurabler, faßlicher für die Mehrzahl.

Mozart nimmt mehr das Uebermenſchliche, das Wunderbare, welches im innern Geiſte wohnt, in Anſpruch.

Beethovens Muſik bewegt die Hebel der Furcht, des Schauers, des Entſetzens, des Schmerzes, und erweckt eben jene unendliche Sehnſucht, welche das Weſen der Romantik iſt. Er iſt daher ein rein romantiſcher Komponiſt, und mag es nicht daher kommen, daß ihm Vokalmuſik, die den Charakter des unbeſtimmten Sehnens nicht zuläßt, ſondern nur durch Worte beſtimmte Affekte, als in dem Reiche des Unendlichen empfunden, darſtellt, weniger gelingt?

Den muſikaliſchen Pöbel drückt Beethovens mächtiger Genius; er will ſich vergebens dagegen auflehnen. — Aber die weiſen Richter, mit vornehmer Miene um ſich ſchauend, verſichern: man könne es ihnen als Männern von großem Verſtande und tiefer Einſicht aufs Wort glauben, es fehle dem guten B. nicht im mindeſten an einer ſehr reichen, lebendigen Phantaſie, aber er verſtehe ſie nicht zu zügeln. Da wäre denn nun von Auswahl und Formung der Gedanken gar nicht die Rede, ſondern er werfe nach der ſogenannten genialen Methode Alles ſo hin, wie es ihm augenblicklich die im Feuer arbeitende Phantaſie eingebe. Wie iſt es aber, wenn nur Eurem ſchwachen Blick der innere tiefe Zuſammenhang jeder Beethovenſchen Kompoſition entgeht? Wenn es nur an Euch liegt, daß ihr des Meiſters, dem Geweihten verſtändliche, Sprache nicht verſteht, wenn Euch die Pforte des innerſten Heiligthums verſchloſſen blieb? — In Wahrheit, der Meiſter, an Beſonnenheit Haydn und Mozart ganz an die Seite zu ſtellen, trennt ſein Ich von dem innern Reich der Töne und gebietet darüber als unumſchränkter Herr. Aeſthetiſche Meßkünſtler haben oft im Shakeſpeare über gänzlichen Mangel innerer Einheit und innern Zuſammenhanges geklagt, indem dem tiefern Blick ein ſchöner Baum, Blätter, Blüthen und Früchte aus einem Keim treibend, erwächſt; ſo entfaltet ſich auch nur durch ein ſehr tiefes Eingehen in Beethovens Inſtrumental-Muſik die hohe Beſonnenheit, welche vom wahren Genie unzertrennlich iſt und von dem Studium der Kunſt genährt wird. Welches Inſtrumentalwerk Beethovens beſtätigt dieß Alles wohl in höherm Grade, als die über alle Maßen herrliche tiefſinnige Sinfonie in C moll. Wie führt dieſe wundervolle Kompoſition in einem fort und fort ſteigenden Climax den Zuhörer unwiderſtehlich fort in das Geiſterreich des Unendlichen. Nichts kann einfacher ſeyn, als der nur aus Takten beſtehende Hauptgedanke des erſten Allegro's, der Anfangs im Uniſono dem Zuhörer nicht einmal die Tonart beſtimmt. Den Charakter der ängſtlichen, unruhvollen Sehnſucht, den dieſer Satz in ſich trägt, zieht das melodiöſe Nebenthema nun noch mehr ins Klare! — Die Bruſt von der Ahnung des Ungeheuern, Vernichtung Drohenden gepreßt und beängſtet, ſcheint ſich in ſchneidenden Lauten gewaltſam Luft machen zu wollen, aber bald zieht eine freundliche Geſtalt glänzend daher und erleuchtet die tiefe grauenvolle Nacht. (Das liebliche Thema in G dur, das erſt von dem Horn in Es dur berührt wurde.) — Wie einfach — noch einmal ſei es geſagt — iſt das Thema, das der Meiſter dem Ganzen zum Grunde legte, aber wie wundervoll reihen ſich ihm alle Neben- und Zwiſchenſätze durch ihr rhythmiſches Verhältniß ſo an, daß ſie nur dazu dienen, den Charakter des Allegro's, den jenes Hauptthema nur andeutete, immer mehr und mehr zu entfalten. Alle Sätze ſind kurz, beinahe alle nur aus zwei, drei Takten beſtehend, und noch dazu vertheilt im beſtändigen Wechſel der Blas- und Saiteninſtrumente; man ſollte glauben, daß aus ſolchen Elementen nur etwas Zerſtückeltes, Unfaßbares entſtehen könne, aber ſtatt deſſen iſt es eben jene Einrichtung des Ganzen, ſo wie die beſtändige auf einander folgende Wiederholung der Sätze und einzelner Accorde, die das Gefühl einer unnennbaren Sehnſucht bis zum höchſten Grade ſteigert. Ganz davon abgeſehen, daß die kontrapunktiſche Behandlung von dem tiefen Studium der Kunſt zeugt, ſo ſind es auch die Zwiſchenſätze, die beſtändigen Anſpielungen auf das Hauptthema, welche darthun, wie der hohe Meiſter das Ganze mit allen den leidenſchaftlichen Zügen im Geiſt auffaßte und durchdachte. — Tönt nicht wie eine holde Geiſterſtimme, die unſre Bruſt mit Hoffnung und Troſt erfüllt, das liebliche Thema des Andante con moto in As dur? — Aber auch hier tritt der furchtbare Geiſt, der im Allegro das Gemüth ergriff und ängſtete, jeden Augenblick drohend aus der Wetterwolke hervor, in der er verſchwand, und vor ſeinen Blitzen entfliehen ſchnell die freundlichen Geſtalten, die uns umgaben. — Was ſoll ich von der Menuet ſagen? — Hört die eignen Modulationen, die Schlüſſe in dem dominanten Accorde dur, den der Baß als Tonika des folgenden Thema's in Moll aufgreift — das immer ſich um einige Takte erweiternde Thema ſelbſt! Ergreift Euch nicht wieder jene unruhvolle, unnennbare Sehnſucht, jene Ahnung des wunderbaren Geiſterreichs, in welchem der Meiſter herrſcht? Aber wie blendendes Sonnenlicht ſtrahlt das prächtige Thema des Schlußſatzes in dem jauchzenden Jubel des ganzen

Tiefſinn. — Welche wunderbare kontrapunktiſche Verſchlingungen verbinden ſich hier wieder zum Ganzen. Wohl mag Manchem Alles vorüberrauſchen wie eine geniale Rhapſodie, aber das Gemüth jedes ſinnigen Zuhörers wird gewiß von einem Gefühl, das eben jene unnennbare ahnungsvolle Sehnſucht iſt, tief und innig ergriffen, und bis zum Schlußakkord, ja noch in den Momenten nach demſelben, wird er nicht heraustreten können aus dem wunderbaren Geiſterreiche, wo Schmerz und Luſt, in Tönen geſtaltet, ihn umfangen. — Die Sätze ihrer innern Einrichtung nach, ihre Ausführung, Inſtrumentirung, die Art wie ſie an einander gereiht ſind, Alles arbeitet auf einen Punkt hinaus; aber vorzüglich die innige Verwandtſchaft der Thema's unter einander iſt es, welche jene Einheit erzeugt, die nur allein vermag den Zuhörer in einer Stimmung feſtzuhalten. Oft wird dieſe Verwandtſchaft dem Zuhörer klar, wenn er ſie aus der Verbindung zweier Sätze heraushört, oder in den zwei verſchiedenen Sätzen gemeinen Grundbaß entdeckt, aber eine tiefere Verwandtſchaft, die ſich auf jene Art nicht darthut, ſpricht oft nur aus dem Geiſte zum Geiſte, und eben dieſe iſt es, welche unter den Sätzen der beiden Allegro's und der Menuet herrſcht, und die beſonnene Genialität des Meiſters herrlich verkündet. —

Wie tief haben ſich doch deine herrlichen Flügel-Kompoſitionen, du hoher Meiſter! meinem Gemüthe eingeprägt; wie ſchaal und nichtsbedeutend erſcheint mir doch nun Alles, was nicht dir, dem ſinnigen Mozart und dem gewaltigen Genius Sebaſtian Bach angehört. — Mit welcher Luſt empfing ich dein ſiebzigſtes Werk, die beiden herrlichen Trio's, denn ich wußte ja wohl, daß ich ſie nach weniger Uebung bald gar herrlich hören würde. Und ſo gut iſt es mir ja denn heute Abend geworden, ſo daß ich jetzt wie einer, der in den mit allerlei ſeltenen Bäumen, Gewächſen und wunderbaren Blumen umflochtenen Irrgängen eines phantaſtiſchen Parks wandelt und immer weiter und tiefer hineingeräth, nicht aus den wundervollen Wendungen und Verſchlingungen deiner Trio's herauszukommen vermag. Die holden Sirenen-Stimmen deiner in bunter Mannigfaltigkeit prangenden Sätze locken mich immer tiefer und tiefer hinein. — Die geiſtreiche Dame, die heute mir, dem Kapellmeiſter Kreisler, recht eigentlich zu Ehren das Trio No. 1 gar herrlich ſpielte, und vor deren Flügel ich noch ſitze und ſchreibe, hat es mich recht deutlich einſehen laſſen, wie nur das, was der Geiſt giebt, zu achten, alles Uebrige aber vom Uebel iſt. —

Eben jetzt habe ich auswendig einige frappante Ausweichungen der beiden Trios auf dem Flügel wiederholt. — Es iſt doch wahr, der Flügel (Flügel-Pianoforte) bleibt ein mehr für die Harmonie als für die Melodie brauchbares Inſtrument. Der feinſte Ausdruck, deſſen das Inſtrument fähig iſt, giebt der Melodie nicht das regſame Leben in tauſend und tauſend Nuanzirungen, das der Bogen des Geigers, der Hauch des Bläſers hervorzubringen im Stande iſt. Der Spieler ringt vergebens mit der unüberwindlichen Schwierigkeit, die der Mechanism, der die Saiten durch einen Schlag vibriren und ertönen läßt, ihm entgegenſetzt. Dagegen giebt es (die noch immer weit beſchränktere Harfe abgerechnet) wohl kein Inſtrument, das, ſo wie der Flügel, in vollgriffigen Accorden das Reich der Harmonie umfaßt und ſeine Schätze in den wunderbarſten Formen und Geſtalten dem Kenner entfaltet. Hat die Phantaſie des Meiſters ein ganzes Tongemälde mit reichen Gruppen, hellen Lichtern und tiefen Schattirungen ergriffen, ſo kann er es am Flügel ins Leben rufen, daß es aus der innern Welt farbigt und glänzend hervortritt. Die vollſtimmige Partitur, dieſes wahre muſikaliſche Zauberbuch, das in ſeinen Zeichen alle Wunder der Tonkunſt, den geheimnißvollen Chor der mannigfaltigſten Inſtrumente bewahrt, wird unter den Händen des Meiſters am Flügel belebt, und ein in dieſer Art gut und vollſtimmig vorgetragenes Stück aus der Partitur möchte dem wohlgerathnen Kupferſtich, der einem großen Gemälde entnommen, zu vergleichen ſeyn. Zum Phantaſiren, zum Vortragen aus der Partitur, zu einzelnen Sonaten, Accorden u. ſ. w. iſt daher der Flügel vorzüglich geeignet, ſo wie nächſtdem Trios, Quartetten, Quintetten ꝛc., wo die gewöhnlichen Saiteninſtrumente hinzutreten, ſchon deshalb ganz in das Reich der Flügel-Kompoſition gehören, weil, ſind ſie in der wahren Art, d. h. wirklich vierſtimmig, fünfſtimmig u. ſ. w. komponirt, hier es ganz auf die harmoniſche Ausarbeitung ankommt, die das Hervortreten einzelner Inſtrumente in glänzenden Paſſagen von ſelbſt ausſchließt. —

Einen wahren Widerwillen hege ich gegen all' die eigentlichen Flügel-Konzerte. (Mozartſche und Beethovenſche ſind nicht ſowohl Konzerte, als Sinfonien mit obligatem Flügel.) Hier ſoll die Virtuoſität des einzelnen Spielers in Paſſagen und im Ausdruck der Melodie geltend gemacht werden; der beſte Spieler auf dem ſchönſten Inſtrumente ſtrebt aber vergebens nach dem, was z. B. der Violiniſt mit leichter Mühe erringt.

Jedes Solo klingt nach dem vollen Tutti der Geiger und Bläſer ſteif und matt, und man bewundert die Fertigkeit der Finger u. dergl., ohne daß das Gemüth recht angeſprochen wird.

Wie hat doch der Meiſter den eigenthümlichſten Geiſt des Inſtruments aufgefaßt und in der dafür geeignetſten Art geſorgt!

Ein einfaches, aber fruchtbares, zu den verſchiedenſten kontrapunktiſchen Wendungen, Abkürzungen u. ſ. w. taugliches, ſingbares Thema liegt jedem Satze zum Grunde, alle übrigen Nebenthemata und Figuren ſind dem Hauptgedanken innig verwandt, ſo daß ſich Alles zur höchſten Einheit durch alle Inſtrumente verſchlingt und ordnet. So iſt die Struktur des Ganzen; aber in dieſem künſtlichen Bau wechſeln in raſtloſem Fluge die wunderbarſten Bilder, in denen Freude und Schmerz, Wehmuth und Wonne neben und in einander hervortreten. Seltſame Geſtalten beginnen einen luſtigen Tanz, indem ſie bald zu einem Lichtpunkt verſchweben, bald funkelnd und blitzend aus einander fahren, und ſich in mannigfachen Gruppen jagen und verfolgen; und mitten in dieſem aufgeſchloſſenen Geiſterreiche horcht die entzückte Seele der unbekannten Sprache zu, und verſteht alle die geheimſten Ahnungen, von denen ſie ergriffen. —

Nur der Komponiſt drang wahrhaft in die Geheimniſſe der Harmonie ein, der durch ſie auf das Gemüth des Menſchen zu wirken vermag; ihm ſind die Zahlenproportionen, welche dem Grammatiker ohne Genius nur todte ſtarre Rechenexempel bleiben, magiſche Präparate, denen er eine Zauberwelt entſteigen läßt.

Unerachtet der Gemüthlichkeit, die vorzüglich in dem erſten Trio, ſelbſt das wehmuthsvolle Largo nicht ausgenommen, herrſcht, bleibt doch der Beethovenſche Genius ernſt und feierlich. Es iſt, als meinte der Meiſter, man könne von tiefen, geheimnißvollen Dingen, ſelbſt wenn der Geiſt, mit ihnen innig vertraut, ſich freudig und fröhlich erhoben fühlt, nie in gemeinen, ſondern nur in erhabenen herrlichen Worten reden; das Tanzſtück der Iſispriеſter kann nur ein hochjauchzender Hymnus ſeyn.

Die Inſtrumental-Muſik muß, da wo ſie nur durch ſich als Muſik wirken und nicht vielleicht einem beſtimmten dramatiſchen Zweck dienen ſoll, alles unbedeutend Spaßhafte, alle tändelnden Lazzi vermeiden. Es ſucht das tiefe Gemüth für die Ahnungen der Freudigkeit, die herrlicher und ſchöner als hier in der beengten Welt, aus einem unbekannten Lande herübergekommen, ein inneres, wonnevolles Leben in der Bruſt entzündet, einen höheren Ausdruck, als ihn geringe Worte, die nur der befangenen irdiſchen Luſt eigen, gewähren können. Schon dieſer Ernſt aller Beethovenſchen Inſtrumental- und Flügel-Muſik verbannt alle die halsbrechenden Paſſagen auf und ab mit beiden Händen, alle die ſeltſamen Sprünge, die poſſierlichen Capriccios, die hoch in die Luft gebauten Noten mit fünf- und ſechsſtrichigem Fundament, von denen die Flügel-Kompoſitionen neueſter Art erfüllt ſind. — Wenn von bloßer Fingerfertigkeit die Rede iſt, haben die Flügel-Kompoſitionen des Meiſters gar keine beſondere Schwierigkeit, da die wenigen Läufe, Triolenfiguren u. d. m. wohl jeder geübte Spieler in der Hand haben muß; und doch iſt ihr Vortrag bedingt recht ſchwer. Mancher ſogenannte Virtuoſe verwirft des Meiſters Flügel-Kompoſition, indem er dem Vorwurfe: ſehr ſchwer! noch hinzufügt: und ſehr undankbar! — Was nun die Schwierigkeit betrifft, ſo gehört zum richtigen, bequemen Vortrag Beethovenſcher Kompoſition nichts Geringeres, als daß man ihn begreife, daß man tief in ſein Weſen eindringe, daß man im Bewußtſeyn eigner Weihe es kühn wage, in den Kreis der magiſchen Erſcheinungen zu treten, die ſein mächtiger Zauber hervorruft. Wer dieſe Weihe nicht in ſich fühlt, wer die heilige Muſik nur als Spielerei, nur zum Zeitvertreib in leeren Stunden, zum augenblicklichen Reiz ſtumpfer Ohren, oder zur eignen Oſtentation tauglich betrachtet, der bleibe ja davon. Nur einem ſolchen ſteht auch der Vorwurf: und höchſt undankbar! zu. Der ächte Künſtler lebt nur in dem Werke, das er in dem Sinne des Meiſters aufgefaßt hat und nun vorträgt. Er verſchmäht es, auf irgend eine Weiſe ſeine Perſönlichkeit geltend zu machen, und all' ſein Dichten und Trachten geht nur dahin, alle die herrlichen, holdſeligen Bilder und Erſcheinungen, die der Meiſter mit magiſcher Gewalt in ſein Werk verſchloß, tauſendfarbig glänzend ins rege Leben zu rufen, daß ſie den Menſchen in lichten funkelnden Kreiſen umfangen und ſeine Phantaſie, ſein innerſtes Gemüth entzündend, ihn raſchen Fluges in das ferne Geiſterreich der Töne tragen.

5.

Höchſt zerſtreute Gedanken.

Schon, als ich noch auf der Schule war, hatte ich die Gewohnheit, Manches, was mir bei dem Leſen eines Buchs, bei dem Anhören einer Muſik, bei dem Betrachten eines Gemäldes oder ſonſt gerade einfiel, oder auch was mir ſelbſt Merkwürdiges begegnet, aufzuſchreiben. Ich hatte mir dazu ein kleines Buch binden laſſen, und den Titel vorgeſetzt: Zerſtreute Gedanken. — Mein Vetter, der mit mir auf einer Stube wohnte und mit wahrhaft boshafter Ironie meine äſthetiſchen Bemühungen verfolgte, fand das Büchelchen, und ſetzte auf dem Titel dem Worte: Zerſtreute, das Wörtlein: Höchſt! vor. Zu meinem nicht geringen Verdruſſe fand ich, als ich mich über meinen Vetter im Stillen ſatt geärgert hatte und das, was ich geſchrieben, noch einmal überlas, manchen zerſtreuten Gedanken wirklich und in der That höchſt zerſtreut, warf das ganze Buch ins Feuer, und gelobte nichts mehr aufzuſchreiben, ſondern Alles im Innern digeriren und wirken zu laſſen, wie es ſollte. — Aber ich ſehe meine Muſikalien durch, und finde zu meinem nicht geringen Schreck, daß ich die üble Gewohnheit nun in viel ſpäteren, und wie man denken möchte, weiſeren Jahren, ſtärker als je treibe. Denn ſind nicht beinahe alle leere Blätter, alle Umſchläge mit höchſt zerſtreuten Gedanken bekritzelt? — Sollte nun einmal, bin ich auf dieſe oder jene Art dahin geſchieden, ein treuer Freund dieſen meinen Nachlaß ordentlich für was halten oder gar (wie es denn wohl manchmal zu geſchehen pflegt) Manches davon abſchreiben und drucken laſſen, ſo bitte ich ihn um die Barmherzigkeit, ohne Barmherzigkeit die höchſt höchſt zerſtreuten Gedanken dem Feuer zu übergeben, und Rückſichts der übrigen es gewiſſermaßen als captatio benevolentiae bei der ſchülerhaften Aufſchrift, nebſt dem boshaften Zuſatze des Vetters, bewenden zu laſſen.

Man ſtritt heute viel über unſern Sebaſtian Bach und über die alten Italiener, man konnte ſich durchaus nicht vereinigen, wem der Vorzug gebühre. Da ſagte mein geiſtreicher Freund: „Sebaſtian

Bachs Muſik verhält ſich zu der Muſik der alten Italiener eben ſo, wie der Münſter in Straßburg zu der Peterskirche in Rom.“

Wie tief hat mich das wahre, lebendige Bild ergriffen! — Ich ſehe in Bachs achtſtimmigen Motetten den kühnen, wundervollen, romantiſchen Bau des Münſters mit all' den phantaſtiſchen Verzierungen, die künſtlich zum Ganzen verſchlungen, ſtolz und prächtig in die Lüfte emporſteigen; ſo wie in Benevoli's, in Perti's frommen Geſängen die reinen grandioſen Verhältniſſe der Peterskirche, die ſelbſt den größten Maſſen die Commenſurabilität geben und das Gemüth erheben, indem ſie es mit heiligem Schauer erfüllen.

Nicht ſowohl im Traume, als im Zuſtande des Delirirens, der dem Einſchlafen vorhergeht, vorzüglich wenn ich viel Muſik gehört habe, finde ich eine Uebereinkunft der Farben, Töne und Düfte. Es kömmt mir vor, als wenn alle auf die gleiche geheimnißvolle Weiſe durch den Lichtſtrahl erzeugt würden, und dann ſich zu einem wundervollen Konzerte vereinigen müßten. — Der Duft der dunkelrothen Nelken wirkt mit ſonderbarer magiſcher Gewalt auf mich; unwillkürlich verſinke ich in einen träumeriſchen Zuſtand und höre dann, wie aus weiter Ferne, die anſchwellenden und wieder verfließenden tiefen Töne des Baſſethorns.

Es giebt Augenblicke — vorzüglich wenn ich viel in des großen Sebaſtian Bachs Werken geleſen — in denen mir die muſikaliſchen Zahlenverhältniſſe, ja die myſtiſchen Regeln des Contrapunkts ein inneres Grauen erwecken. — Muſik! — mit geheimnißvollem Schauer, ja mit Grauſen nenne ich Dich! — Dich! in Tönen ausgeſprochene Sanskritta der Natur! — Der Ungeweihte lallt ſie nach in kindiſchen Lauten — der nachäffende Frevler geht unter im eignen Hohn!

Von großen Meiſtern werden häufig Anekdötchen aufgetiſcht, die ſo kindiſch erfunden, oder mit ſo alberner Unwiſſenheit nacherzählt ſind, daß ſie mich immer, wenn ich ſie anhören muß, kränken und ärgern. So iſt z. B. das Geſchichtchen von Mozarts Ouvertüre zum

Don Juan ſo proſaiſch toll, daß ich mich wundern muß, wie ſie ſelbſt Muſiker, denen man einiges Einſehen nicht abſprechen mag, in den Mund nehmen können, wie es noch heute geſchah. — Mozart ſoll die Kompoſition der Ouvertüre, als die Oper längſt fertig war, von Tage zu Tage verſchoben haben, und noch den Tag vor der Aufführung, als die beſorgten Freunde glaubten, nun ſäße er am Schreibtiſche, ganz luſtig ſpazieren gefahren ſeyn. Endlich am Tage der Aufführung, am frühen Morgen, habe er in wenigen Stunden die Ouvertüre komponirt, ſo daß die Partien noch naß in das Theater getragen wären. Nun geräth Alles in Erſtaunen und Bewunderung, wie Mozart ſo ſchnell komponirt hat, und doch kann man jedem rüſtigen ſchnellen Notenſchreiber eben dieſelbe Bewunderung zollen. — Glaubt ihr denn nicht, daß der Meiſter den Don Juan, ſein tiefſtes Werk, das er für ſeine Freunde, d. h. für ſolche, die ihn in ſeinem Innerſten verſtanden, komponirte, längſt im Gemüthe trug, daß er im Geiſt das Ganze mit allen ſeinen herrlichen charaktervollen Zügen ordnete und rundete, ſo daß es wie in einem fehlerfreien Guſſe da ſtand? — Glaubt ihr denn nicht, daß die Ouvertüre aller Ouvertüren, in der alle Motive der Oper ſchon ſo herrlich und lebendig angedeutet ſind, nicht eben ſo gut fertig war als das ganze Werk, ehe der große Meiſter die Feder zum Aufſchreiben anſetzte? — Iſt jene Anekdote wahr, ſo hat Mozart wahrſcheinlich ſeine Freunde, die immer von der Kompoſition der Ouvertüre geſprochen hatten, mit dem Verſchieben des Aufſchreibens geneckt, da ihre Beſorgniß, er möchte die günſtige Stunde zu dem nunmehr mechaniſch gewordenen Geſchäft, nämlich das in dem Augenblick der Weihe empfangene und im Innern aufgefaßte Werk aufzuſchreiben, nicht mehr finden, ihm lächerlich erſcheinen mußte. — Manche haben in dem Allegro des überwachten Mozarts Auffahren aus dem Schlafe, in den er komponirend unwillkürlich verſunken, finden wollen! — Es giebt närriſche Leute! — Ich erinnere mich, daß bei der Aufführung des Don Juan Einer einmal mir bitter klagte: das ſey doch entſetzlich unnatürlich mit der Statue und mit den Teufeln! Ich antwortete ihm lächelnd, ob er denn nicht längſt bemerkt hätte, daß in dem weißen Mann ein ganz verflucht pfiffiger Polizeikommiſſär ſtecke, und daß die Teufel nichts wären als vermummte Gerichtsdiener; die Hölle wäre auch weiter nichts als das Stockhaus, wo Don Juan ſeiner Vergehungen wegen eingeſperrt werden würde, und ſo das Ganze allegoriſch zu nehmen. — Da ſchlug er ganz vergnügt ein Schnippchen nach dem andern und lachte und freute ſich, und bemitleidete die Andern, die ſich ſo grob täuſchen ließen. — Nachher, wenn von den unterirdiſchen Mächten, die Mozart aus dem Orkus hervorgerufen habe, geſprochen wurde, lächelte er mich überaus pfiffig an, welches ich ihm eben ſo erwiederte. —

Er dachte: wir wiſſen, was wir wiſſen! und er hatte wahrlich Recht!

Seit langer Zeit habe ich mich nicht ſo rein ergötzt und erfreut, als heute Abend. — Mein Freund trat jubilirend zu mir in das Zimmer und verkündete, daß er in einer Schänke der Vorſtadt einen Komödianten-Trupp ausgewittert habe, der jeden Abend vor den anweſenden Gäſten die größten Schau- und Trauerſpiele aufführe. Wir gingen gleich hin und fanden an der Thüre der Wirthsſtube einen geſchriebenen Zettel angeklebt, worin es nächſt der de- und wehmuthigen Empfehlung der würdigen Schauſpielergeſellſchaft hieß, daß die Wahl des Stücks jedesmal von dem verſammelten verehrungswürdigen Publikum abhinge, und daß der Wirth ſich beeifern werde, die hohen Gäſte auf dem erſten Platz mit gutem Bier und Tabak zu bedienen. Dießmal wurde auf den Vorſchlag des Herrn Direktors Johanna von Montfaucon gewählt, und ich überzeugte mich, daß ſo dargeſtellt, das Stück von unbeſchreiblicher Wirkung iſt. Da ſieht man ja deutlich, wie der Dichter eigentlich die Ironie des Poetiſchen bezweckte, oder vielmehr den falſchen Pathos, die Poeſie, die nicht poetiſch iſt, lächerlich machen wollte, und in dieſer Hinſicht iſt die Johanna eine der ergötzlichſten Poſſen, die er je geſchrieben. Die Schauſpieler und Schauſpielerinnen hatten dieſen tiefen Sinn des Stücks ſehr gut aufgefaßt und die Szenerie lobenswerth angeordnet. War es nicht z. B. eine glückliche Idee, daß bei den in komiſcher Verzweiflung herausgeſtoßenen Worten der Johanna: es muß blitzen! der Direktor die Auslage für Colophonium nicht geſcheut hatte, ſondern wirklich ein paarmal blitzen ließ? Außer dem kleinen Unfall, daß in der erſten Szene das ungefähr ſechs Fuß hohe Schloß, wiewohl von Papier gebaut, ohne ſonderliches Geräuſch einfiel, und eine Biertonne ſichtbar wurde, von der herab nun anſtatt vom Balkon oder zum Fenſter heraus Johanna recht herzlich mit den guten Landleuten ſprach, waren ſonſt die Dekorationen vortrefflich, und vorzüglich die Schweizer-Gebirge eben ſo im Sinne des Stücks mit glücklicher Ironie behandelt. Eben ſo deutete auch das Coſtüm ſehr gut die Lehre an, die der Dichter durch die Darſtellung ſeiner Helden den Afterdichtern geben will. Seht, will er nämlich ſagen: ſo ſind Eure Helden! — Statt der kräftigen, rüſtigen Ritter der ſchönen Vorzeit, ſind es weinerliche, erbärmliche Weichlinge des Zeitalters, die ſich ungeziemlich gebehrden und dann glauben, damit ſey es gethan! — Alle auftretende Ritter, der Eſtavajell, der Laſarra ꝛc. gingen in gewöhnlichen Fracks und hatten nur Feldbinden darüber gehängt, ſo wie ein paar Federn auf den Hüten. — Eine ganz herrliche Einrichtung, die von großen Bühnen nachgeahmt zu werden verdiente, fand auch noch ſtatt! — Ich will ſie herſchreiben, damit ich ſie nie aus dem Gedächtniß verliere. — Nicht genug konnte ich mich nämlich über die große Präziſion im Auftreten und Abgehen, über den Einklang des Ganzen wundern, da doch die Wahl des Stücks dem Publikum überlaſſen, die Geſellſchaft daher ohne ſonderliche Vorbereitung auf eine Menge von Stücken gefaßt ſeyn mußte. Endlich, an einer etwas poſſierlichen, und wie es ſchien, ganz unwillkürlichen Bewegung eines Schauſpielers in der Kuliſſe, bemerkte ich mit bewaffnetem Auge, daß von den Füßen der Schauſpieler und Schauſpielerinnen feine Schnüre in den Souffleurkaſten liefen, die angezogen wurden, wenn ſie kommen oder gehen ſollten. — Ein guter Direktor, der vorzüglich will, daß Alles nach ſeinen eigenen individuellen Ein- und Anſichten auf dem Theater gehen ſoll, könnte das nun weiter treiben — er könnte, ſo wie man bei der Reiterei zu den verſchiedenen Manövers ſogenannte Ruſe (Trompetenſtöße) hat, denen ſogar die Pferde augenblicklich folgen, eben ſo für die verſchiedenſten Poſituren — Ausruſe — Schreie — Heben — Sinkenlaſſen der Stimme u. ſ. w. verſchiedene Züge erfinden und ſie, neben dem Souffleur ſitzend, mit Nutzen appliziren.

Das größte, mit augenblicklicher Entlaſſung, als dem civilen Tode, zu beſtrafende Verſehen eines Schauſpielers wäre dann, wenn der Director ihm mit Recht vorwerfen könnte: er habe über die Schnur gehauen, und das größte Lob einer ganzen Darſtellung: es ſei Alles recht nach der Schnur gegangen.

Große Dichter und Künſtler ſind auch für den Tadel untergeordneter Naturen empfindlich. — Sie laſſen ſich gar zu gern loben, auf Händen tragen, hätſcheln. — Glaubt ihr denn, daß diejenige Eitelkeit, von der ihr ſo oft befangen, in hohen Gemüthern wohnen könne? — Aber jedes freundliche Wort, jedes wohlwollende Bemühen beſchwichtigt die innere Stimme, die dem wahren Künſtler unaufhörlich zuruft: Wie iſt doch dein Flug noch ſo niedrig, noch ſo von der Kraft des Irdiſchen gelähmt — rüttle friſch die Fittige und ſchwinge dich auf zu den leuchtenden Sternen! — Und von der Stimme getrieben, irrt der Künſtler oft umher und kann ſeine Heimath nicht wiederfinden, bis der Freunde Zuruf ihn wieder auf Weg und Steg leitet.

Wenn ich in Forkels muſikaliſcher Bibliothek die niedrige ſchmähende Beurtheilung von Glucks Iphigenia in Aulis leſe, wird mein Gemüth von den ſonderbarſten Empfindungen im Innerſten bewegt. Wie mag der große herrliche Mann, las er jenes abſurde Geſchwätz, doch eben von dem unbehaglichen Gefühl ergriffen worden ſein, wie einer, der in einem ſchönen Park zwiſchen Blumen und Blüthen luſtwandelnd von ſchreienden, bellenden Kläffern angefallen wird, die ohne ihm nur den mindeſten bedeutenden Schaden zufügen zu können, ihm doch auf die unerträglichſte Weiſe läſtig ſind. Aber wie man in der Zeit des erfochtenen Sieges gern von den ihm vorhergegangenen Bedrängniſſen und Gefahren hört, eben darum, weil ſie ſeinen Glanz noch erhöhen, ſo erhebt es auch Seele und Geiſt, noch die Ungethüme zu beſchauen, über die der Genius ſein Siegespanier ſchwang, daß ſie untergingen in ihrer eignen Schmach! — Tröſtet Euch — ihr Unerkannten! ihr von dem Leichtſinn, von der Unbill des Zeitgeiſtes Gebeugten; Euch iſt gewiſſer Sieg verheißen, und der iſt ewig, da Euer ermüdender Kampf nur vorübergehend war!

Man erzählt, nachdem der Streit der Gluckiſten und Picciniſten ſich etwas abgekühlt hatte, ſei es irgend einem vornehmen Verehrer der Kunſt gelungen, Gluck und Piccini in einer Abendgeſellſchaft zuſammen zu bringen, und nun habe der offene Teutſche, zufrieden einmal den böſen Streit geendet zu ſehen, in einer fröhlichen Weinlaune dem Italiener ſeinen ganzen Mechanismus der Kompoſition, ſein Geheimniß, die Menſchen, und vorzüglich die verwöhnten Franzoſen zu erheben und zu rühren, entdeckt — Melodien in altfranzöſiſchem Styl — teutſche Arbeit, darin ſollte es liegen. Aber der ſinnige, gemüthliche, in ſeiner Art große Piccini, deſſen Chor der Prieſter der Nacht in der Dido in meinem Innerſten mit ſchauerlichen Tönen wiederhallt, hat doch keine Armida, keine Iphigenia wie Gluck geſchrieben! — Bedürfte es denn nur genau zu wiſſen, wie Raphael ſeine Gemälde anlegte und ausführte, um ſelbſt ein Raphael zu ſein?

Kein Geſpräch über die Kunſt konnte heute aufkommen — nicht einmal das himmliſche Geſchwätz um Nichts über Nichts, das ich ſo gern mit Frauenzimmern führe, weil mir es dann nur wie die zufällig begleitende Stimme zu einer geheimen, aber von jeder deutlich geahnten Melodie vorkommt, wollte recht fort; Alles ging unter in der Politik. — Da ſagte Jemand: Der Miniſter — r — habe den Vorſtellungen des — ſ — Hofes kein Gehör gegeben. Nun weiß ich, daß jener Miniſter wirklich auf einem Ohre gar nicht hört, und in dem Augenblick ſtand ein Bild in grotesken Zügen mir vor Augen, welches mich den ganzen Abend nicht wieder verließ. — Ich ſah nämlich jenen Miniſter in der Mitte des Zimmers ſteif da ſtehen — der — ſche Unterhändler befindet ſich unglücklicherweiſe an der tauben Seite, der andere an der hörenden! — Nun wenden Beide alle nur erſinnlichen Mittel, Ränke und Schwänke an, einer, daß die Excellenz ſich umdrehe, der andere, daß die Excellenz ſtehen bleibe, denn nur davon hängt der Erfolg der Sache ab; aber die Excellenz bleibt wie eine teutſche Eiche feſt eingewurzelt auf ihrer Stelle, und das Glück iſt dem günſtig, der die hörende Seite traf.

Welcher Künſtler hat ſich ſonſt um die politiſchen Ereigniſſe des Tages bekümmert — er lebte nur in ſeiner Kunſt, und nur in ihr ſchritt er durch das Leben; aber eine verhängnißvolle ſchwere Zeit hat den Menſchen mit eiſerner Fauſt ergriffen, und der Schmerz preßt ihm Laute aus, die ihm ſonſt fremd waren.

Man ſpricht ſo viel von der Begeiſterung, die die Künſtler durch den Genuß ſtarker Getränke erzwingen — man nennt Muſiker und Dichter, die nur ſo arbeiten können (die Maler ſind von dem Vorwurfe, ſo viel ich weiß, frei geblieben.) — Ich glaube nicht daran — aber gewiß iſt es, daß eben in der glücklichen Stimmung, ich möchte ſagen, in der günſtigen Conſtellation, wenn der Geiſt aus dem Brüten in das Schaffen übergeht, das geiſtige Getränk den regeren Umſchwung der Ideen befördert. — Es iſt gerade kein edles Bild, aber mir kommt die Phantaſie hier vor, wie ein Mühlrad, welches der ſtärker anſchwellende Strom ſchneller treibt — der Menſch gießt Wein auf, und das Getriebe im Innern dreht ſich raſcher! — Es iſt wohl herrlich, daß eine edle Frucht das Geheimniß in ſich trägt, den menſchlichen Geiſt in ſeinen eigenſten Anklängen auf eine wunderbare Weiſe zu beherrſchen. — Aber was in dieſem Augenblicke da vor mir im Glaſe dampft, iſt jenes Getränk, das noch wie ein geheimnißvoller Fremder, der, um unerkannt zu bleiben, überall ſeinen Namen wechſelt, keine allgemeine Benennung hat, und durch den Prozeß erzeugt wird, wenn man Cognac, Arrak oder Rum anzündet und auf einem Roſt darüber gelegten Zucker hinein tröpfeln läßt. — Die Bereitung und der mäßige Genuß dieſes Getränkes hat für mich etwas Wohlthätiges und Erfreuliches. — Wenn ſo die blaue Flamme emporzuckt, ſehe ich wie die Salamander glühend und ſprühend herausfahren und mit den Erdgeiſtern kämpfen, die im Zucker wohnen. Dieſe halten ſich tapfer; ſie kniſtern in gelben Lichtern durch die Feinde, aber die Macht iſt zu groß, ſie ſinken praſſelnd und ziſchend unter — die Waſſergeiſter entfliehen, ſich im Dampfe emporwirbelnd, indem die Erdgeiſter die erſchöpften Salamander herabziehen und im eignen Reiche verzehren; aber auch ſie gehen unter und kecke neugeborne Geiſterchen ſtrahlen in glühendem Roth herauf, und was Salamander und Erdgeiſt im Kampfe untergehend geboren, hat des Salamanders Gluth und des Erdgeiſtes gehaltige Kraft. — Sollte es wirklich gerathen ſein, dem innern Phantaſie-Rade Geiſtiges aufzugießen, (welches ich doch meine, da es dem Künſtler nächſt dem raſcheren Schwunge der Ideen eine gewiſſe Behaglichkeit, ja Fröhlichkeit giebt, die die Arbeit erleichtert), ſo könnte man ordentlich Rückſichts der Getränke gewiſſe Prinzipe aufſtellen. So würde ich z. B. bei der Kirchenmuſik alte Rhein- und Franzweine, bei der ernſten Oper ſehr feinen Burgunder, bei der komiſchen Oper Champagner, bei Canzonetten italieniſche feurige Weine, bei einer höchſt romantiſchen Kompoſition, wie die des Don Juan iſt, aber ein mäßiges Glas von eben dem von Salamander und Erdgeiſt erzeugten Getränk anrathen! — Doch überlaſſe ich jedem ſeine individuelle Meinung, und finde nur nöthig für mich ſelbſt im Stillen zu bemerken, daß der Geiſt, der von Licht und unterirdiſchem Feuer geboren, ſo keck den Menſchen beherrſcht, gar gefährlich iſt, und man ſeiner Freundlichkeit nicht trauen darf, da er ſchnell die Miene ändert und ſtatt des wohlthuenden behaglichen Freundes, zum furchtbaren Tyrannen wird.

Es wurde heute die bekannte Anekdote von dem alten Rameau erzählt, der zu dem Geiſtlichen, welcher ihn in der Todesſtunde mit allerlei harten, unfreundlichen Worten zur Buße ermahnte und nicht aufhören konnte zu predigen und zu ſchreien, ernſtlich ſagte: Aber wie mögen Ew. Hochwürden doch ſo falſch ſingen! — Ich habe nicht in das laute Gelächter der Geſellſchaft einſtimmen können, denn für mich hat die Geſchichte etwas ungemein Rührendes! — Wie hatte, da der alte Meiſter der Tonkunſt beinahe ſchon alles Irdiſche abgeſtreift, ſich ſein Geiſt ſo ganz und gar der göttlichen Muſik zugewendet, daß jeder ſinnliche Eindruck von Außen her nur ein Mißklang war, der, die reinen Harmonien, von denen ſein Inneres erfüllt, unterbrechend, ihn quälte und ſeinen Flug zur Lichtwelt hemmte.

In keiner Kunſt iſt die Theorie ſchwächer und unzureichender als in der Muſik, die Regeln des Contrapunkts beziehen ſich natürlicherweiſe nur auf die harmoniſche Struktur, und ein danach richtig ausgearbeiteter Satz iſt die nach den beſtimmten Regeln des Verhältniſſes richtig entworfene Zeichnung des Malers. Aber bei dem Colorit iſt der Muſiker ganz verlaſſen; denn das iſt die Inſtrumentirung. — Schon der unermeßlichen Varietät muſikaliſcher Sätze wegen iſt es unmöglich, hier nur eine Regel zu wagen, aber auf eine lebendige durch Erfahrung geläuterte Phantaſie geſtützt, kann man wohl Andeutungen geben, und dieſe cykliſch gefaßt würde ich: Myſtik der Inſtrumente, nennen. Die Kunſt, gehörigen Orts bald mit dem vollen Orcheſter, bald mit einzelnen Inſtrumenten zu wirken, iſt die muſikaliſche Perſpective; ſo wie die Muſik den von der Malerei ihr entlehnten Ausdruck, Ton, wieder zurücknehmen und ihn von Tonart unterſcheiden kann. Im zweiten höheren Sinn wäre dann Ton eines Stücks der tiefere Charakter, der durch die beſondere Behandlung des Geſanges, der Begleitung der ſich anſchmiegenden Figuren und Melismen, ausgeſprochen wird.

Es iſt eben ſo ſchwer, einen guten letzten Akt zu machen, als einen tüchtigen Kernſchluß — Beide ſind gewöhnlich mit Figuren überhäuft, und der Vorwurf: er kann nicht zum Schluß kommen, iſt nur zu oft gerecht. Für Dichter und Muſiker iſt es kein übler Vorſchlag, Beide, den letzten Akt und das Finale, zuerſt zu machen. Die Ouvertüre, ſowie der Prologus, muß unbedingt zuletzt gemacht werden.

6.

Der vollkommene Maſchiniſt.

Als ich noch in *** die Oper dirigirte, trieben mich oft Luſt und Laune auf das Theater; ich bekümmerte mich viel um das Dekorations- und Maſchinenweſen, und indem ich lange Zeit ganz im Stillen über Alles, was ich ſah, Betrachtungen anſtellte, erzeugten ſich mir Reſultate, die ich zum Nutz und Frommen der Dekorateurs und der Maſchiniſten, ſo wie des ganzen Publikums, gern in einem eigenen Traktätlein ans Licht ſtellen möchte, unter dem Titel: Johannes Kreislers vollkommener Maſchiniſt u. ſ. w. Aber wie es in der Welt zu geben pflegt, den ſchärfſten Willen ſtumpft die Zeit ab, und wer weiß, ob bei gehörger Muße, die das wichtige theoretiſche Werk erfordert, mir auch die Laune kommen wird, es wirklich zu ſchreiben. Um nun daher wenigſtens die erſten Principe der von mir erfundenen herrlichen Theorie, die vorzüglichſten Ideen vom Untergange zu retten, ſchreibe ich, ſo viel ich vermag, nur Alles rhapſodiſch hin, und denke auch dann: Sapienti sat!

Fürs erſte verdanke ich es meinem Aufenthalte in ***, daß ich von manchem gefährlichen Irrthum, in den ich bisher verſunken, gänzlich geheilt worden, ſowie ich auch die kindiſche Achtung für Perſonen, die ich ſonſt für groß und genial gehalten, gänzlich verloren. Nächſt einer aufgedrungenen, aber ſehr heilſamen Geiſtesdiät bewirkte meine Geſundheit der mir angerathene fleißige Genuß des äußerſt klaren reinen Waſſers, das in *** aus vielen Quellen, vorzüglich bei dem Theater — nicht ſprudelt? — nein! — ſondern ſanft und leiſe daher rinnt.

So denke ich noch mit wahrer innerer Schaam an die Achtung, ja die kindiſche Verehrung, die ich für den Dekorateur, ſo wie für den Maſchiniſten des ..r Theaters hegte. Beide gingen von dem thörichten Grundſatz aus: Dekorationen und Maſchinen müßten unmerklich in die Dichtung eingreifen, und durch den Total-Effekt müßte dann der Zuſchauer, wie auf unſichtbaren Fittigen, ganz aus dem Theater heraus in das phantaſtiſche Land der Poeſie getragen werden. Sie meinten, nicht genug wäre es, die zur höchſten Illuſion mit tiefer Kenntniß und gereinigtem Geſchmack angeordneten Dekorationen, die mit zauberiſcher, dem Zuſchauer unerklärbarer Kraft wirkenden Maſchinen anzuwenden, ſondern ganz vorzüglich käme es auch darauf an, Alles, auch das Geringſte zu vermeiden, was dem beabſichtigten Total-Effekt entgegenliefe. Nicht eine wider den Sinn des Dichters geſtellte Dekoration, nein — oft nur ein zur Unzeit hervorguckender Baum — ja, ein einziger hervorhängender Strick zerſtöre alle Täuſchung. — Es ſei gar ſchwer, ſagten ſie ferner, durch grandios gehaltene Verhältniſſe, durch eine edle Einfachheit, durch das künſtliche Berauben jedes Mediums die eingebildeten Größen der Dekoration mit wirklichen (z. B. mit den auftretenden Perſonen) zu vergleichen, und ſo den Trug zu entdecken, durch gänzliches Verbergen des Mechanismus der Maſchinen den Zuſchauer in der ihm wohlthuenden Täuſchung zu erhalten. Hätten daher ſelbſt Dichter, die doch ſonſt gern in das Reich der Phantaſie eingehen, gerufen: Glaubt ihr denn, daß Eure leinwandenen Berge und Paläſte, Eure ſtürzenden bemalten Bretter uns nur einen Moment täuſchen können, iſt Euer Platz auch noch ſo groß? — ſo habe es immer an der Eingeſchränktheit, der Ungeſchicklichkeit ihrer malenden und bauenden Collegen gelegen, die ſtatt ihre Arbeiten im höhern poetiſchen Sinn aufzufaſſen, das Theater, ſey es auch noch ſo groß geweſen, worauf es nicht einmal ſo ſehr, wie man glaube, ankomme, zum erbärmlichen Guckkaſten herabgewürdigt hätten. In der That waren auch die tiefen ſchauerlichen Wälder, die unabſehbaren Colonnaden — die gothiſchen Dome jenes Dekorateurs von herrlicher Wirkung — man dachte gewiß nicht an Malerei und Leinwand; des Maſchiniſten unterirdiſche Donner, ſeine Einſtürze hingegen erfüllten das Gemüth mit Grauſen und Entſetzen und ſeine Flugwerke ſchwebten luftig und duftig vorüber. — — Himmel! wie hatten doch dieſe guten Leute, trotz ihres Weisheitskrams, eine ſo gänzlich falſche Tendenz! — Vielleicht laſſen ſie, wenn ſie dieſes leſen ſollten, von ihren offenbar ſchädlichen Phantaſtereien ab, und kommen, ſo wie ich, zu einiger Vernunft. — Ich will mich nun lieber gleich an ſie ſelbſt wenden, und von der Gattung theatraliſcher Darſtellungen reden, in der ihre Künſte am meiſten in Anſpruch genommen werden — ich meine die Oper! — Zwar habe ich es eigentlich nur mit dem Maſchiniſten zu thun, aber der Dekorateur kann auch ſein Theil daraus lernen. Alſo:

Meine Herren!

Haben Sie es nicht vielleicht ſchon ſelbſt bemerkt, ſo will ich es Ihnen hiermit eröffnen, daß die Dichter und Muſiker ſich in einem höchſt gefährlichen Bunde gegen das Publikum befinden. Sie haben es nämlich auf nichts Geringeres abgeſehen, als den Zuſchauer aus der wirklichen Welt, wo es ihm doch recht gemüthlich iſt, herauszutreiben, und wenn ſie ihn von allem ihm ſonſt bekannten und Befreundeten gänzlich getrennt, ihn mit allen nur möglichen Empfindungen und Leidenſchaften, die der Geſundheit höchſt nachtheilig, zu quälen. Da muß er lachen — weinen, erſchrecken, ſich fürchten, ſich entſetzen, wie ſie es nur haben wollen, kurz wie man im Sprüchwort zu ſagen pflegt, ganz nach ihrer Pfeife tanzen. Nur zu oft gelingt ihnen ihre böſe Abſicht, und man hat ſchon oft die traurigſten Folgen ihrer feindſeligen Einwirkungen geſehen. Hat doch ſchon Mancher im Theater augenblicklich an das phantaſtiſche Zeug in der That geglaubt; es iſt ihm nicht einmal aufgefallen, daß die Menſchen nicht reden wie andere ehrliche Leute, ſondern ſingen, und manches Mädchen hat noch Nachts darauf, ja ein paar Tage hindurch alle die Erſcheinungen, welche Dichter und Muſiker ordentlich hervorgezaubert hatten, nicht aus Sinn und Gedanken bringen, und kein Strick- oder Stickmuſter geſcheut ausführen können. Wer aber ſoll dieſem Unfug vorbeugen, wer ſoll bewirken, daß das Theater eine vernünftige Erholung, daß Alles ſtill und ruhig bleibe, daß keine pſychiſch und phyſiſch ungeſunde Leidenſchaft erregt werde? — wer ſoll das thun? Kein Anderer als Sie, meine Herren! Ihnen liegt die ſüße Pflicht auf, zum Beſten der gebildeten Menſchheit gegen den Dichter und Muſiker ſich zu verbinden.

Kämpfen Sie tapfer, der Sieg iſt gewiß, Sie haben die Mittel überreichlich in Händen! — Der erſte Grundſatz, von dem Sie in allen Ihren Bemühungen ausgehen müſſen, iſt: Krieg dem Dichter und Muſiker — Zerſtörung ihrer böſen Abſicht, den Zuſchauer mit Trugbildern zu umfangen und ihn aus der wirklichen Welt zu treiben. Hieraus folgt, daß in eben dem Grade, als jene Perſonen alles nur Mögliche anwenden, den Zuſchauer vergeſſen zu laſſen, daß er im Theater ſei, Sie dagegen durch zweckmäßige Anordnung der Dekorationen und Maſchinerien ihn beſtändig an das Theater erinnern müſſen. — Sollten Sie mich nicht ſchon jetzt verſtehen, ſollte es denn nöthig ſein, Ihnen noch mehr zu ſagen? — Aber ich weiß es, Sie ſind in Ihre Phantaſtereien ſo hineingerathen, daß ſelbſt in dem Fall, wenn Sie meinen Grundſatz für richtig anerkennen, Sie die gewöhnlichſten Mittel, welche herrlich zu dem beabſichtigten Zweck führen, nicht bei der Hand haben würden. Ich muß Ihnen daher ſchon, wie man zu ſagen pflegt, was weniges auf die Sprünge helfen. Sie glauben z. B. nicht, von welcher unwiderſtehlichen Wirkung oft ſchon eine eingeſchobene fremde Culiſſe iſt. Erſcheint ſo ein Stuben- oder Saalfragment in einer düſtern Gruft, und klagt die Prima Donna in den rührendſten Tönen über Gefangenſchaft und Kerker, ſo lacht ihr doch der Zuſchauer ins Fäuſtchen, denn er weiß ja, der Maſchiniſt darf nur ſchellen, und es iſt mit dem Kerker vorbei, denn hinten ſteckt ja ſchon der freundliche Saal. Noch beſſer ſind aber falſche Soffiten und oben herausguckende Mittelvorhänge, indem ſie der ganzen Dekoration die ſogenannte Wahrheit, die aber hier eben der ſchändlichſte Trug iſt, benehmen. Es giebt aber doch Fälle, wo Dichter und Muſiker mit ihren hölliſchen Künſten die Zuſchauer ſo zu betäuben wiſſen, daß ſie auf alles das nicht merken, ſondern ganz hingeriſſen, wie in einer fremden Welt, ſich der verführeriſchen Lockung des Phantaſtiſchen hingeben; es findet dieſes vorzüglich bei großen Szenen, vielleicht gar mit einwirkenden Chören ſtatt. In dieſer verzweiflungsvollen Lage giebt es ein Mittel, das immer den beabſichtigten Zweck erfüllen wird. Sie laſſen dann ganz unerwartet, z. B. mitten in einem lügübren Chor, der ſich um die im Moment des höchſten Affekts begriffenen Hauptperſonen gruppirt, plötzlich einen Mittelvorhang fallen, der unter allen ſpielenden Perſonen Beſtürzung verbreitet und ſie auseinander treibt, ſo daß mehrere im Hintergrunde von den im Proſcenium befindlichen total abgeſchnitten werden. Ich erinnere mich, in einem Ballet dieſes Mittel zwar wirkungsvoll, aber doch nicht ganz richtig angewandt geſehen zu haben. Die Prima Ballerina führte eben, indem der Chor der Figuranten ſeitwärts gruppirt war, ein ſchönes Solo aus; eben als ſie im Hintergrunde in einer herrlichen Stellung verweilte, und die Zuſchauer nicht genug jauchzen und jubeln konnten, ließ der Maſchiniſt plötzlich einen Mittelvorhang vorfallen, der ſie mit einem Male den Augen des Publikums entzog. Aber unglücklicher Weiſe war es eine Stube mit einer großen Thür in der Mitte; ehe man ſichs verſah, kam daher die entſchloſſene Tänzerin gar anmuthig durch die Thür herein gehüpft und ſetzte ihr Solo fort, worauf denn der Mittelvorhang zum Troſt der Figuranten wieder aufging. Lernen Sie hieraus, daß der Mittelvorhang keine Thür haben, übrigens aber mit der ſtehenden Dekoration grell abſtechen muß. In einer felſichten Einöde thut ein Straßenproſpekt, in einem Tempel ein finſterer Wald ſehr gute Dienſte. Sehr nützlich iſt es auch, vorzüglich in Monologen oder kunſtvollen Arien, wenn eine Soffite herunterzufallen oder eine Culiſſe in das Theater zu ſtürzen droht, oder wirklich ſtürzt; denn außerdem, daß die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer ganz von der Situation des Gedichts abgezogen wird, ſo erregt auch die Prima Donna, oder der Primo Huomo, der vielleicht eben auf dem Theater war und hart beſchädigt zu werden Gefahr lief, die größere, regere Theilnahme des Publikums, und wenn Beide nachher noch ſo falſch ſingen, ſo heißt es: Die arme Frau, der arme Menſch, das kommt von der ausgeſtandenen Angſt, und man applaudirt gewaltig! Man kann auch zur Erreichung dieſes Zwecks, nämlich den Zuſchauer von den Perſonen des Gedichts ab und auf die Perſönlichkeit der Schauſpieler zu lenken, mit Nutzen ganze auf dem Theater ſtehende Gerüſte einſtürzen laſſen. So erinnere ich mich, daß einmal in der Camilla der praktikable Gang und die Treppe zur unterirdiſchen Gruft in dem Augenblicke, als eben alle zu Camilla's Rettung herbeieilenden Perſonen darauf befindlich waren, einſtürzte. — Das war ein Rufen — ein Schreien — ein Beklagen im Publikum, und als nun endlich vom Theater herab verkündigt wurde: es habe Niemand bedeutenden Schaden genommen und man werde fortſpielen, mit welcher Theilnahme wurde nun der Schluß der Oper gehört, die aber, wie es auch ſeyn ſollte, nicht mehr den Perſonen des Stücks, ſondern den in Angſt und Schrecken geſetzten Schauſpielern galt. Dagegen iſt es unrecht, die Schauſpieler hinter den Culiſſen in Gefahr zu ſetzen, denn alle Wirkung fällt ja von ſelbſt weg, wenn es nicht vor den Augen des Publikums geſchieht. Die Häuſer, aus deren Fenſtern geguckt, die Balkons, von denen herab diskurirt werden ſoll, müſſen daher ſo niedrig als möglich gemacht werden, damit es keiner hohen Leiter oder keines hohen Gerüſtes zum Hinaufſteigen bedarf. Gewöhnlich kommt der, der erſt oben durch das Fenſter geſprochen, dann unten zur Thür heraus, und um Ihnen meine Bereitwilligkeit zu zeigen, wie gern ich mit allen meinen geſammelten Kenntniſſen zu Ihrem Beſten herausrücke, ſetze ich Ihnen die Dimenſionen eines ſolchen praktikablen Hauſes mit Fenſter und Thür her, wie ich ſie von dem Theater in *** entnommen. Höhe der Thür 5 Fuß, Zwiſchenraum bis zum Fenſter ½ F., Höhe des Fenſters 3 F., bis zum Dache ¼ F., Dach ½ F. Macht zuſammen 9¼ F. Wir hatten einen etwas großen Schauſpieler, der durfte, wenn er den Bartholo im Barbier von Sevilien ſpielte, nur auf eine Fußbank ſteigen, um aus dem Fenſter zu gucken, und als einmal zufällig unten die Thür aufging, ſah man die langen rothen Beine, und war nur beſorgt, wie er es machen würde, um durch die Thür zu kommen. Sollte es nicht nützlich ſeyn, den Schauſpielern die praktikabeln Häuſer, Thürme, Burgveſten anzumeſſen? — Es iſt ſehr unrecht, durch einen plötzlichen Donner, durch einen Schuß oder durch ein anderes plötzliches Getöſe, die Zuſchauer zu erſchrecken. Ich erinnere mich noch recht gut Ihres verdammten Donners, mein Herr Maſchiniſt, der dumpf und furchtbar wie in tiefen Gebirgen rollte, aber was ſoll das? — wiſſen Sie denn nicht, daß ein in einen Rahmen geſpanntes Kalbfell, auf dem man mit beiden Fäuſten herumtrommelt, einen gar anmuthigen Donner gibt? Statt die ſogenannte Kanonenmaſchine anzuwenden oder wirklich zu ſchießen, wirſt man ſtark die Garderobenthür zu, darüber wird niemand zu ſehr erſchrecken. Aber um den Zuſchauer auch vor dem mindeſten Schreck zu bewahren, welches zu den höchſten heiligſten Pflichten des Maſchiniſten gehört, iſt folgendes Mittel ganz untrüglich. Fällt nämlich ein Schuß oder entſteht ein Donner, ſo heißt es auf dem Theater gewöhnlich: Was hör' ich! — welch' Geräuſch — welch' Getöſe! — Nun muß der Maſchiniſt allemal erſt dieſe Worte abwarten und dann ſchießen oder donnern laſſen. — Außerdem daß das Publikum durch jene Worte gehörig gewarnt worden, hat es auch die Bequemlichkeit, daß die Theaterarbeiter ruhig zuſehen können und keines beſondern Zeichens zur nöthigen Operation bedürfen, ſondern ihnen der Ausruf des Schauſpielers oder Sängers zum Zeichen dient, und ſie dann noch zu rechter Zeit die Garderobenthür zuwerſen oder mit den Fäuſten das Kalbfell bearbeiten können. Der Donner gibt allemal dem Arbeiter, der als Jupiter fulgurans mit der Blechtrompete in Bereitſchaft ſteht, das Zeichen zum Blitzen; dieſer muß, da auf dem Schnürboden doch leicht ſich etwas entzünden kann, unten in der Culiſſe ſo weit vorſtehen, daß das Publikum hübſch die Flamme und wo möglich auch die Trompete ſieht, um nicht in unnöthigem Zweifel zu bleiben, wie ums Himmelswillen denn nur das Ding mit dem Blitz gemacht wird. Was ich oben vom Schuß geſagt, gilt auch von Trompetenſtößen, eintretender Muſik u. ſ. w. Ich habe ſchon von Ihrem luftigen duftigen Flugwerk geſprochen, mein Herr Maſchiniſt! — Iſt es denn nun wohl recht, ſo viel Nachdenken, ſo viel Kunſt anzuwenden, um dem Trug ſo den Schein der Wahrheit zu geben, daß der Zuſchauer unwillkürlich an die himmliſche Erſcheinung, die im Nimbus glänzender Wolken herabſchwebt, glaubt? — Aber ſelbſt Maſchiniſten, die von richtigeren Grundſätzen ausgehen ſollen, fallen in einen anderen Fehler. Sie laſſen zwar gehörig Stricke ſehen, aber ſo ſchwach, daß das Publikum in tauſend Angſt geräth, die Gottheit, der Genius ꝛc. werden herabſtürzen und Arm und Beine brechen. — Der Wolkenwagen oder die Wolke muß daher in vier recht dicken ſchwarz angeſtrichenen Stricken hängen, und ruckweiſe im langſamſten Tempo heraufgezogen oder herabgelaſſen werden; denn ſo wird der Zuſchauer, der die Sicherheitsanſtalten auch vom entfernteſten Platze deutlich ſieht, und ihre Haltbarkeit gehörig beurtheilen kann, über die himmliſche Fahrt ganz beruhigt. — Sie haben ſich auf Ihre wellenſchlagenden ſchäumenden Meere, auf Ihre Seen mit den optiſchen Widerſcheinen recht was eingebildet, und Sie glaubten gewiß einen Triumph Ihrer Kunſt zu feiern, als es Ihnen gelang, über die Brücke des Sees wandelnde Perſonen eben ſo vorübergehend abzuſpiegeln? — Wahr iſt es, das letzte hat Ihnen einige Bewunderung verſchafft; indeſſen war doch, wie ich ſchon bewieſen, Ihre Tendenz grundfalſch! — Ein Meer, ein See — ein Fluß, kurz jedes Waſſer wird am beſten auf folgende Art dargeſtellt: Man nimmt zwei Bretter, ſo lang als das Theater breit iſt, läßt ſie an der oberſten Seite auszacken, mit kleinen Wellchen blau und weiß bemalen, und hängt ſie eins hinter dem andern in Schnüren ſo auf, daß ihre untere Seite noch etwas den Boden berührt. Dieſe Bretter werden nun hin und her bewegt, und das knarrende Geräuſch, welches ſie, den Boden ſtreifend, verurſachen, bedeutet das Plätſchern der Wellen. — Was ſoll ich von Ihren ſchauerlichen heimlichen Mondgegenden ſagen, Herr Dekorateur, da jeden Proſpekt ein geſchickter Maſchiniſt in eine Mondgegend umwandelt. Es wird nämlich in ein viereckiges Brett ein rundes Loch geſchnitten, mit Papier verklebt und in den hinter demſelben befindlichen roth angeſtrichenen Kaſten ein Licht geſetzt. Dieſe Vorrichtung wird an zwei ſtarken, ſchwarz angeſtrichenen Schnüren herabgelaſſen, und ſiehe da, es iſt Mondſchein! — Wäre es nicht auch ganz dem vorgeſetzten Zweck gemäß, wenn bei zu großer Rührung im Publikum der Maſchiniſt dieſen oder jenen der größten Uebelthäter unwillkürlich verſinken ließe, und ihm ſo jeden Ton, der den Zuſchauer noch in höhere Extravaganz ſetzen könnte, mit einem Male abſchnitte? — Rückſichts der Verſenkungen will ich aber ſonſt bemerken, daß der Schauſpieler nur in jenem äußerſten Fall, wenn es nämlich darauf ankommt, das Publikum zu retten, in Gefahr zu ſetzen iſt. Sonſt muß man ihn auf alle nur mögliche Art ſchonen und erſt dann die Verſenkung geben laſſen, wenn er ſich in gehöriger Stellung und Balance befindet. Da dieſes aber nun Niemand wiſſen kann, als der Schauſpieler ſelbſt, ſo iſt es unrecht, das Zeichen vom Souffleur mit der Souterraine-Glocke geben zu laſſen, vielmehr mag der Schauſpieler, ſollen ihn unterirdiſche Mächte verſchlingen, oder ſoll er als Geiſt verſchwinden, ſelbſt durch drei oder vier harte Fußſtöße auf den Boden das Zeichen geben, und dann langſam und ſicher in die Arme der unten paſſenden

Theaterarbeiter ſinken. — Ich hoffe, Sie haben mich nun ganz verſtanden, und werden, da jede Vorſtellung tauſendmal Gelegenheit gibt, den Kampf mit dem Dichter und Muſiker zu beſtehen, ganz nach der richtigen Tendenz und nach den von mir angeführten Beiſpielen handeln.

Ihnen, mein Herr Dekorateur! rathe ich noch im Vorbeigehen, die Culiſſen nicht als ein nothwendiges Uebel, ſondern als Hauptſache, und jede ſo viel möglich als ein für ſich beſtehendes Ganze anzuſehen, auch recht viel Details darauf zu malen. In einem Straßenproſpekt ſoll z. B. jede Culiſſe ein hervorſpringendes drei- oder vierſtöckiges Haus bilden; wenn denn nun die Fenſterchen und Thürchen der Häuſer im Proſcenium ſo klein ſind, daß man offenbar ſieht, keine der auftretenden Perſonen, die beinahe bis in den zweiten Stock ragen, könne darin wohnen, ſondern nur ein lilliputaniſches Geſchlecht in dieſe Thüren eingehn und aus dieſen Fenſtern gucken, ſo wird durch dieſes Aufheben aller Illuſion der große Zweck, der dem Dekorateur immer vorſchweben muß, auf die leichteſte und anmuthigſte Weiſe erreicht. —

Sollte wider alles Vermuthen Ihnen, meine Herren! das Prinzip, auf dem ich meine ganze Theorie des Dekorations- und Maſchinenweſens baue, nicht eingehen, ſo muß ich Sie nur hiemit darauf aufmerkſam machen, daß ſchon vor mir ein äußerſt achtbarer würdiger Mann dieſelbe in nuce vorgetragen. — Ich meine Niemanden anders als den guten Webermeiſter Zettel, der auch in der höchſttragiſchen Tragödie: Pyramus und Thisbe, das Publikum vor jeder Angſt, Furcht ꝛc., kurz vor jeder Exaltation verwahrt wiſſen will; nur ſchiebt er alles das, wozu Sie hauptſächlich beitragen müſſen, dem Prologus auf den Hals, der gleich ſagen ſoll, daß die Schwerter keinen Schaden thäten, daß Pyramus nicht wirklich todt gemacht werde, und daß eigentlich Pyramus nicht Pyramus, ſondern Zettel der Weber ſey. — Laſſen Sie ſich des weiſen Zettels goldne Worte ja recht zu Herzen gehen, wenn er von Schnock dem Schreiner, der einen gräulichen Löwen repräſentiren ſoll, folgendermaßen ſpricht:

„Ja, ihr müßt ſeinen Namen nennen, und ſein Geſicht muß
„durch des Löwen Hals geſehen werden, und er ſelbſt muß durch-
„ſprechen, und ſich ſo oder ungefähr ſo appliciren: Gnädige Frauen,
„oder ſchöne gnädige Frauen, ich wollte wünſchen, oder ich wollte

„erſuchen, oder ich wollte gebeten haben, fürchten Sie nichts, zittern „Sie nicht ſo; mein Leben für das Ihrige! wenn Sie dächten, ich „käme hieher als ein Löwe, ſo dauerte mich nur meine Haut. Nein, „ich bin nichts dergleichen; ich bin ein Menſch, wie andere auch: — „und dann laßt ihn nur ſeinen Namen nennen, und ihnen rund „herausſagen, daß der Schnock er Schreiner iſt.“

Sie haben, wie ich vorausſehen darf, einigen Sinn für die Allegorie, und werden daher leicht das Medium finden, der von Zettel dem Weber ausgeſprochenen Tendenz auch in Ihrer Kunſt zu folgen. Die Autorität, auf die ich mich geſtutzt, bewahrt mich vor jedem Mißverſtande, und ſo hoffe ich einen guten Samen geſtreut zu haben, dem vielleicht ein Baum des Erkenntniſſes entſprießt.

IV.

Don Juan.

Eine fabelhafte Begebenheit,
die ſich mit einem reiſenden Enthuſiaſten zugetragen.

Ein durchdringendes Läuten, der gellende Ruf: Das Theater fängt an! weckte mich aus dem ſanften Schlaf, in den ich verſunken war; Bäſſe brummen durch einander — ein Paukenſchlag — Trompetenſtöße — ein klares A, von der Hoboe ausgehalten — Violinen ſtimmen ein: ich reibe mir die Augen. Sollte der allezeit geſchäftige Satan mich im Rauſche —? Nein! ich befinde mich in dem Zimmer des Hotels, wo ich geſtern Abend halb gerädert abgeſtiegen. Gerade über meiner Naſe hängt die ſtattliche Troddel der Klingelſchnur; ich ziehe ſie heftig an, der Kellner erſcheint.

„Aber was, ums Himmels willen, ſoll die konfuſe Muſik da neben mir bedeuten? gibt es denn ein Konzert hier im Hauſe?"

„Ew. Excellenz — (Ich hatte Mittags an der Wirthstafel Champagner getrunken!) Ew. Excellenz wiſſen vielleicht noch nicht, daß dieſes Hotel mit dem Theater verbunden iſt. Dieſe Tapetenthür führt auf einen kleinen Corridor, von dem Sie unmittelbar in Nr. 23 treten: das iſt die Fremdenloge."

„Was? — Theater? — Fremdenloge?"

„Ja, die kleine Fremdenloge zu zwei, höchſtens drei Perſonen — nur ſo für vornehme Herren, ganz grün tapezirt, mit Gitterfenſtern, dicht beim Theater! Wenns Ew. Excellenz gefällig iſt — wir führen heute den Don Juan von dem berühmten Herrn Mozart aus Wien auf. Das Logegeld, einen Thaler acht Groſchen, ſtellen wir in Rechnung."

Das letzte ſagte er, ſchon die Logenthür aufdrückend, ſo raſch war ich bei dem Worte Don Juan durch die Tapetenthür in den Corridor geſchritten. Das Haus war, für den mittelmäßigen Ort, geräumig, geſchmackvoll verziert und glänzend erleuchtet. Logen und Parterre waren gedrängt voll. Die erſten Accorde der Ouvertüre überzeugte mich, daß ein ganz vortreffliches Orcheſter, ſollten die Sänger auch nur im Mindeſten etwas leiſten, mir den herrlichſten Genuß des Meiſterwerks verſchaffen würde. — In dem Andante ergriffen mich die Schauer des furchtbaren, unterirdiſchen regno all pianto; grauſenerregende Ahnungen des Entſetzlichen erfüllten mein Gemüth. Wie ein jauchzender Frevel klang mir die jubelnde Fanfare im ſiebenten Takte des Allegro; ich ſah aus tiefer Nacht feurige Dämonen ihre glühenden Krallen ausſtrecken — nach dem Leben froher Menſchen, die auf des bodenloſen Abgrunds dünner Decke luſtig tanzten. Der Conflict der menſchlichen Natur mit den unbekannten, gräßlichen Mächten, die ihn, ſein Verderben erlauernd, umfingen, trat klar vor meines Geiſtes Augen. Endlich beruhigt ſich der Sturm; der Vorhang fliegt auf. Froſtig und unmuthvoll in ſeinen Mantel gehüllt, ſchreitet Leporello in finſtrer Nacht vor dem Pavillon einher: Notte e giorno faticar. — Alſo italieniſch? — Hier am deutſchen Orte italieniſch? Ah che piacere! ich werde alle Recitative, Alles ſo hören, wie es der große Meiſter in ſeinem Gemüth empfing und dachte! Da ſtürzt Don Juan heraus; hinter ihm Donna Anna, bei dem Mantel den Frevler feſthaltend. Welches Anſehn! Sie könnte höher, ſchlanker gewachſen, majeſtätiſcher im Gange ſeyn: aber welch' ein Kopf! — Augen, aus denen Liebe, Zorn, Haß, Verzweiflung, wie aus Einem Brennpunkt eine Strahlenpyramide blitzender Funken werfen, die, wie griechiſches Feuer, unauslöſchlich das Innerſte durchbrennen! des dunklen Haares aufgelöſte Flechten wallen in Wellenringeln den Nacken hinab. Das weiße Nachtkleid enthüllt verrätheriſch nie gefahrlos belauſchte Reize. Von der entſetzlichen That umkrallt, zuckt das Herz in gewaltſamen Schlägen. — — Und nun — welche Stimme! Non sperar se non m'uccidi. — Durch den Sturm der Inſtrumente leuchten, wie glühende Blitze, die aus ätheriſchem Metall gegoſſenen Töne! — Vergebens ſucht ſich Don Juan loszureißen. — Will er es denn? Warum ſtößt er nicht mit kräftiger Fauſt das Weib zurück und entflieht? Macht ihn die böſe That kraftlos, oder iſt es der Kampf von Haß und Liebe im Innern, der ihm Muth und Stärke raubt? — Der alte Papa hat ſeine Thorheit, im Finſtern den kräftigen Gegner anzufallen, mit dem Leben gebüßt; Don Juan und Leporello treten im recitirenden Geſpräch weiter vor ins Proſcenium. Don Juan wickelt ſich aus dem Mantel, und ſteht da in rothem, geriſſenem Sammet mit ſilberner Stickerei, prächtig gekleidet. Eine kräftige, herrliche Geſtalt: das Geſicht iſt männlich ſchön; eine erhabene Naſe, durchbohrende Augen, weich geformte Lippen; das ſonderbare Spiel eines Stirnmuskels über den Augenbrauen bringt ſekundenlang etwas vom Mephiſtopheles in die Phyſiognomie, das, ohne dem Geſicht die Schönheit zu rauben, einen unwillkürlichen Schauer erregt. Es iſt, als könne er die magiſche Kunſt der Klapperſchlange üben; es iſt, als könnten die Weiber, von ihm angeblickt, nicht mehr von ihm laſſen, und müßten, von der unheimlichen Gewalt gepackt, ſelbſt ihr Verderben vollenden. — Lang und dürr, in roth- und weißgeſtreifter Weſte, kleinem rothen Mantel, weißem Hut mit rother Feder, trippelt Leporello um ihn her. Die Züge ſeines Geſichts miſchen ſich ſeltſam zu dem Ausdruck von Gutherzigkeit, Schelmerei, Lüſternheit und ironiſirender Frechheit; gegen das grauliche Kopf- und Barthaar ſtechen ſeltſam die ſchwarzen Augenbrauen ab. Man merkt es, der alte Burſche verdient Don Juans helfender Diener zu ſeyn. — Glücklich ſind ſie über die Mauer geflüchtet. — Fackeln — Donna Anna und Don Ottavio erſcheinen: ein zierliches, geputztes, gelecktes Männlein, von ein und zwanzig Jahren höchſtens. Als Anna's Bräutigam wohnte er, da man ihn ſo ſchnell herbeirufen konnte, wahrſcheinlich im Hauſe; auf den erſten Lärm, den er gewiß hörte, hätte er herbeieilen und den Vater retten können: er mußte ſich aber erſt putzen, und mochte überhaupt Nachts nicht gern ſich herauswagen. — „Ma qual mai s'offre, o dei, spettacolo funesto agli occhi miei!“ Mehr als Verzweiflung über den grauſamſten Frevel liegt in den entſetzlichen, herzzerſchneidenden Tönen dieſes Recitativs und Duetts. Don Juans gewaltſames Attentat, das ihm Verderben nur drohte, dem Vater aber den Tod gab, iſt es nicht allein, was dieſe Töne der beängſteten Bruſt entreißt: nur ein verderblicher, tödtender Kampf im Innern kann ſie hervorbringen. —

Eben ſchalt die lange, hagere Donna Elvira mit ſichtlichen Spuren großer, aber verblühter Schönheit den Verräther, Don Juan: Tu nido d'inganni, und der mitleidige Leporello bemerkte ganz klug: parla come un libro stampato, als ich Jemand neben oder hinter mir zu bemerken glaubte. Leicht konnte man die Logenthur hinter mir geöffnet haben und hineingeſchlüpft ſeyn — das fuhr mir wie ein Stich durch's Herz. Ich war ſo glucklich mich allein in der Loge zu befinden, um ganz ungeſtört das ſo vollkommen dargeſtellte Meiſterwerk mit allen Empfindungsfaſern, wie mit Polypenarmen, zu umklammern, und in mein Selbſt hineinzuziehn! ein einziges Wort, das obendrein albern ſeyn konnte, hätte mich auf eine ſchmerzhafte Weiſe herausgeriſſen aus dem herrlichen Moment der poetiſch-muſikaliſchen Begeiſterung! Ich beſchloß, von meinem Nachbar gar keine Notiz zu nehmen, ſondern, ganz in die Darſtellung vertieft, jedes Wort, jeden Blick zu vermeiden. Den Kopf in die Hand geſtützt, dem Nachbar den Rücken wendend, ſchauete ich hinaus. — Der Gang der Darſtellung entſprach dem vortrefflichen Anfange. Die kleine, lüſterne, verliebte Zerlina tröſtete mit gar lieblichen Tönen und Weiſen den gutmüthigen Tölpel Maſetto. Don Juan ſprach ſein inneres, zerriſſenes Weſen, den Hohn über die Menſchlein um ihn her, nur aufgeſtellt zu ſeiner Luſt, in ihr mattliches Thun und Treiben verderbend einzugreifen, in der wilden Arie: Fin ch'han dal vino — ganz unverholen aus. Gewaltiger als bisher zuckte hier der Stirnmuskel. — Die Masken erſcheinen. Ihr Terzett iſt ein Gebet, das in rein glänzenden Strahlen zum Himmel ſteigt. — Nun fliegt der Mittelvorhang auf. Da geht es luſtig her; Becher erklingen, in fröhlichem Gewühl wälzen ſich die Bauern und allerlei Masken umher, die Don Juans Feſt herbeigelockt hat. — Jetzt kommen die drei zur Rache Verſchwornen. Alles wird feierlicher, bis der Tanz angeht. Zerlina wird gerettet, und in dem gewaltig donnernden Finale tritt muthig Don Juan mit gezogenem Schwert ſeinen Feinden entgegen. Er ſchlägt dem Bräutigam den ſtählernen Galanterie-Degen aus der Hand, und bahnt ſich durch das gemeine Geſindel, das er, wie der tapfere Roland die Armee des Tyrannen Cymort, durch einander wirft, daß Alles gar poſſierlich über einander purzelt, den Weg ins Freie. —

Schon oft glaubte ich dicht hinter mir einen zarten, warmen Hauch gefühlt, das Kniſtern eines ſeidenen Gewandes gehört zu haben: das ließ mich wohl die Gegenwart eines Frauenzimmers ahnen, aber ganz verſunken in die poetiſche Welt, die mir die Oper aufſchloß, achtete ich nicht darauf. Jetzt, da der Vorhang gefallen war, ſchauete ich nach meiner Nachbarin. — Nein — keine Worte drücken mein Erſtaunen aus: Donna Anna, ganz in dem Coſtüme, wie ich ſie eben auf dem Theater geſehen, ſtand hinter mir, und richtete auf mich den durchdringenden Blick ihres ſeelenvollen Auges. — Ganz ſprachlos ſtarrte ich ſie an; ihr Mund (ſo ſchien es mir) verzog ſich zu einem leiſen ironiſchen Lächeln, in dem ich mich ſpiegelte und meine alberne Figur erblickte. Ich fühlte die Nothwendigkeit, ſie anzureden, und konnte doch die, durch das Erſtaunen, ja ich möchte ſagen, wie durch den Schreck gelähmte Zunge nicht bewegen. Endlich, endlich fuhren mir, beinahe unwillkürlich, die Worte heraus: „Wie iſt es möglich, Sie hier zu ſehen?“ worauf ſie ſogleich in dem reinſten Toskaniſch erwiederte, daß, verſtände und ſpräche ich nicht Italieniſch, ſie das Vergnügen meiner Unterhaltung entbehren müſſe, indem ſie keine andere, als nur dieſe Sprache rede. — Wie Geſang lauteten die ſüßen Worte. Im Sprechen erhöhte ſich der Ausdruck des dunkelblauen Auges, und jeder daraus leuchtende Blitz goß einen Glutſtrom in mein Inneres, von dem alle Pulſe ſtärker ſchlugen und alle Fibern erzuckten. — Es war Donna Anna unbezweifelt. Die Möglichkeit abzuwägen, wie ſie auf dem Theater und in meiner Loge habe zugleich ſeyn können, fiel mir nicht ein. So wie der glückliche Traum das Seltſamſte verbindet, und dann ein frommer Glaube das Ueberſinnliche verſteht, und es den ſogenannten natürlichen Erſcheinungen des Lebens zwanglos anreiht: ſo gerieth ich auch in der Nähe des wunderbaren Weibes in eine Art Somnambulism, in dem ich die geheimen Beziehungen erkannte, die mich ſo innig mit ihr verbanden, daß ſie ſelbſt bei ihrer Erſcheinung auf dem Theater nicht hatte von mir weichen können. — Wie gern ſetzte ich dir, mein Theodor, jedes Wort des merkwürdigen Geſprächs her, das nun zwiſchen der Signora und mir begann: allein, indem ich das, was ſie ſagte, deutſch hinſchreiben will, finde ich jedes Wort ſteif und matt, jede Phraſe ungelenk, das auszudrücken, was ſie leicht und mit Anmuth Toskaniſch ſagte.

Indem ſie über den Don Juan, über ihre Rolle ſprach, war es, als öffneten ſich mir nun erſt die Tiefen des Meiſterwerks, und ich konnte hell hineinblicken und einer fremden Welt phantaſtiſche Erſcheinungen deutlich erkennen. Sie ſagte, ihr ganzes Leben ſey Muſik, und oft glaube ſie manches im Innern geheimnißvoll verſchloſſene, was keine Worte ausſprächen, ſingend zu begreifen. „Ja, ich begreife es dann wohl,“ fuhr ſie mit brennendem Auge und erhöheter Stimme fort: „aber es bleibt todt und kalt um mich, und indem man eine ſchwierige Roulade, eine gelungene Manier beklaſcht, greifen eiſige

Hände in mein glühendes Herz! — Aber du — du verſtehſt mich: denn ich weiß, daß auch dir das wunderbare, romantiſche Reich aufgegangen, wo die himmliſchen Zauber der Töne wohnen!“ —

„Wie, du herrliche, wundervolle Frau — — du — du ſollteſt mich kennen?“

„Ging nicht der zauberiſche Wahnſinn ewig ſehnender Liebe in der Rolle der *** in deiner neueſten Oper aus deinem Innern hervor? — Ich habe dich verſtanden: dein Gemüth hat ſich im Geſange mir aufgeſchloſſen! — Ja, (hier nannte ſie meinem Vornamen) ich habe dich geſungen, ſowie deine Melodien ich ſind.“

Die Theaterglocke läutete: eine ſchnelle Bläſſe entfärbte Donna Anna's ungeſchminktes Geſicht; ſie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als empfände ſie einen plötzlichen Schmerz und indem ſie leiſe ſagte: Unglückliche Anna, jetzt kommen deine fürchterlichſten Momente — war ſie aus der Loge verſchwunden. —

Der erſte Akt hatte mich entzückt, aber nach dem wunderbaren Ereigniß wirkte jetzt die Muſik auf eine ganz andere ſeltſame Weiſe. Es war, als ginge eine lang verheiſſene Erfüllung der ſchönſten Träume aus einer andern Welt wirklich in das Leben ein; als würden die geheimſten Ahnungen der entzückten Seele in Tönen feſt gebannt und müßten ſich zur wunderbarſten Erkenntniß ſeltſamlich geſtalten. — In Donna Anna's Scene fühlte ich mich von einem ſanften, warmen Hauch, der über mich hinwegglitt, in trunkener Wolluſt erbeben; unwillkürlich ſchloſſen ſich meine Augen und ein glühender Kuß ſchien auf meinen Lippen zu brennen: aber der Kuß war ein, wie von ewig dürſtender Sehnſucht lang ausgehaltener Ton.

Das Finale war in frevelnder Luſtigkeit angegangen: Gia la mensa e preparata! — Don Juan ſaß koſend zwiſchen zwei Mädchen, und lüftete einen Kork nach dem andern, um den brauſenden Geiſtern, die hermetiſch verſchloſſen, freie Herrſchaft über ſich zu verſtatten. Es war ein kurzes Zimmer mit einem großen gothiſchen Fenſter im Hintergrunde, durch das man in die Nacht hinausſah. Schon während Elvira den Ungetreuen an alle Schwüre erinnert, ſah man es oft durch das Fenſter blitzen, und hörte das dumpfe Murmeln des herannahenden Gewitters. Endlich das gewaltige Pochen. Elvira, die Mädchen entfliehen, und unter den entſetzlichen Accorden der unterirdiſchen Geiſterwelt, tritt der gewaltige Marmorkoloß, gegen ten Don Juan pygmäiſch da ſteht, ein. Der Boden erbebt unter des Rieſen donnerndem Fußtritt. — Don Juan ruft durch den Sturm, durch den Donner, durch das Geheul der Dämonen, ſein fürchterliches: No! die Stunde des Untergangs iſt da. Die Statue verſchwindet, dicker Qualm erfüllt das Zimmer, aus ihm entwickeln ſich fürchterliche Larven. In Qualen der Hölle windet ſich Don Juan, den man dann und wann unter den Dämonen erblickt. Eine Exploſion, wie wenn tauſend Blitze einſchlügen —: Don Juan, die Dämonen, ſind verſchwunden, man weiß nicht wie! Leporello liegt ohnmächtig in der Ecke des Zimmers. — Wie wohlthätig wirkt nun die Erſcheinung der übrigen Perſonen, die den Juan, der von unterirdiſchen Mächten irdiſcher Rache entzogen, vergebens ſuchen. Es iſt, als wäre man nun erſt dem furchtbaren Kreiſe der hölliſchen Geiſter entronnen. — Donna Anna erſchien ganz verändert: eine Todtenbläſſe überzog ihr Geſicht, das Auge war erloſchen, die Stimme zitternd und ungleich: aber eben dadurch in dem kleinen Duett mit dem ſüßen Bräutigam, der nun, nachdem ihm der Himmel des gefährlichen Rächer-Amts glücklich überhoben hat, gleich Hochzeit machen will, von herzzerreißender Wirkung.

Der fugirte Chor hatte das Werk herrlich zu einem Ganzen geründet, und ich eilte, in der exaltirteſten Stimmung, in der ich mich je befunden, in mein Zimmer. Der Kellner rief mich zur Wirthstafel, und ich folgte ihm mechaniſch. — Die Geſellſchaft war, der Meſſe wegen, glänzend, und die heutige Darſtellung des Don Juan der Gegenſtand des Geſprächs. Man pries im Allgemeinen die Italiener und das Eingreifende ihres Spiels: doch zeigten kleine Bemerkungen, die hier und da ganz ſchalkhaft hingeworfen wurden, daß wohl keiner die tiefere Bedeutung der Oper aller Opern auch nur ahnte. — Don Ottavio hatte ſehr gefallen. Donna Anna war Einem zu leidenſchaftlich geweſen. Man müſſe, meinte er, auf dem Theater ſich hübſch mäßigen und das zu ſehr Angreifende vermeiden. Die Erzählung des Ueberfalls habe ihn ordentlich konſternirt. Hier nahm er eine Priſe Taback und ſchaute ganz unbeſchreiblich dummklug ſeinen Nachbar an, welcher behauptete: Die Italienerin ſey aber übrigens eine recht ſchöne Frau, nur zu wenig beſorgt um Kleidung und Puz; eben in jener Scene ſey ihr eine Haarlocke aufgegangen, und habe das Demi-Profil des Geſichts beſchattet! Jetzt fing ein Andeter ganz leiſe zu intoniren an: Fin ch'han dal vino — worauf eine Dame bemerkte: am wenigſten ſey ſie mit dem Don Juan zufrieden: der Italiener ſey viel zu finſter, viel zu ernſt geweſen, und habe überhaupt den frivolen, luſtigen Charakter nicht leicht genug genommen. — Die letzte Exploſion wurde ſehr gerühmt. Des Gewäſches ſatt eilte ich in mein Zimmer.

In der Fremdenloge Nro. 23.

Es war mir ſo eng, ſo ſchwül in dem dumpfen Gemach! — Um Mitternacht glaubte ich Deine Stimme zu hören, mein Theodor! Du ſprachſt deutlich meinen Namen aus und es ſchien an der Tapetenthür zu rauſchen. Was hält mich ab, den Ort meines wunderbaren Abentheuers noch einmal zu betreten? — Vielleicht ſehe ich dich und ſie, die mein ganzes Weſen erfüllt! — Wie leicht iſt es, den kleinen Tiſch hineinzutragen — zwei Lichter — Schreibzeug! Der Kellner ſucht mich mit dem beſtellten Punſch; er findet das Zimmer leer, die Tapetenthür offen: er folgt mir in die Loge und ſieht mich mit zweifelndem Blick an. Auf meinen Wink ſetzt er das Getränk auf den Tiſch und entfernt ſich, mit einer Frage auf der Zunge noch einmal ſich nach mir umſchauend. Ich lehne mich, ihm den Rücken wendend, über der Loge Rand, und ſehe in das verödete Haus, deſſen Architektur, von meinen beiden Lichtern magiſch beleuchtet, in wunderlichen Reflexen fremd und feenhaft hervorſpringt. Den Vorhang bewegt die das Haus durchſchneidende Zugluft. — Wie wenn er hinaufwallte? wenn Donna Anna, geängſtet von gräßlichen Larven, erſchiene? — Donna Anna! rufe ich unwillkürlich: der Ruf verhallt in dem öden Raum, aber die Geiſter der Inſtrumente im Orcheſter werden wach — ein wunderbarer Ton zittert herauf; es iſt als ſäusle in ihm der geliebte Name fort! — Nicht erwehren kann ich mich des heimlichen Schauers, aber wohlthätig durchbebt er meine Nerven. —

Ich werde meiner Stimmung Herr und fühle mich aufgelegt, Dir, mein Theodor! wenigſtens anzudeuten, wie ich jetzt erſt das herrliche Werk des göttlichen Meiſters in ſeiner tiefen Charakteriſtik richtig aufzufaſſen glaube. — Nur der Dichter verſteht den Dichter; nur ein romantiſches Gemüth kann eingehen in das Romantiſche; nur der poetiſch exaltirte Geiſt, der mitten im Tempel die Weihe empfing, das verſtehen, was der Geweihte in der Begeiſterung ausſpricht. — Betrachtet man das Gedicht (den Don Juan), ohne ihm eine tiefere Bedeutung zu geben, ſo daß man nur das Geſchichtliche in Anſpruch nimmt: ſo iſt es kaum zu begreifen, wie Mozart eine ſolche Muſik dazu denken und dichten konnte. Ein Bonvivant, der Wein und Mädchen über die Maßen liebt, der muthwilliger Weiſe den ſteinernen Mann als Repräſentanten des alten Vaters, den er bei Vertheidigung ſeines eigenen Lebens niederſtach, zu ſeiner luſtigen Tafel bittet — wahrlich, hierin liegt nicht viel Poetiſches, und ehrlich geſtanden, iſt ein ſolcher Menſch es wohl nicht werth, daß die unterirdiſchen Mächte ihn als ein ganz beſonderes Kabinetsſtück der Hölle auszeichnen; daß der ſteinerne Mann, von dem verklärten Geiſte beſeelt, ſich bemüht vom Pferde zu ſteigen, um den Sünder vor dem letzten Stündlein zur Buße zu ermahnen; daß endlich der Teufel ſeine beſten Geſellen ausſchickt, um den Transport in ſein Reich auf die gräßlichſte Weiſe zu veranſtalten. — Du kannſt es mir glauben, Theodor! den Juan ſtattete die Natur, wie ihrer Schoßkinder liebſtes, mit alle dem aus, was den Menſchen, in näherer Verwandtſchaft mit dem Göttlichen, über den gemeinen Troß, über die Fabrikarbeiten, die als Nullen, vor die, wenn ſie gelten ſollen, ſich erſt ein Zähler ſtellen muß, aus der Werkſtätte geſchleudert werden, erhebt; was ihn beſtimmt zu beſiegen, zu herrſchen. Ein kräftiger, herrlicher Körper, eine Bildung, woraus der Funke hervorſtrahlt, der, die Ahnungen des Höchſten entzündend, in die Bruſt fiel; ein tiefes Gemüth, ein ſchnell ergreifender Verſtand. — Aber das iſt die entſetzliche Folge des Sündenfalls, daß der Feind die Macht behielt, dem Menſchen aufzulauern, und ihm ſelbſt in dem Streben nach dem Höchſten, worin er ſeine göttliche Natur ausſpricht, böſe Fallſtricke zu legen. Dieſer Conflict der göttlichen und der dämoniſchen Kräfte erzeugt den Begriff des irdiſchen, ſo wie der erfochtene Sieg den Begriff des überirdiſchen Lebens. — Den Juan begeiſterten die Anſprüche auf das Leben, die ſeine körperliche und geiſtige Organiſation herbeiführte, und ein ewig brennendes Sehnen, von dem ſein Blut ſiedend die Adern durchfloß, trieb ihn, daß er gierig und ohne Raſt alle Erſcheinungen der irdiſchen Welt aufgriff, in ihnen vergebens Befriedigung hoffend! — Es giebt hier auf Erden wohl nichts, was den Menſchen in ſeiner innigſten Natur ſo hinaufſteigert, als die Liebe; ſie iſt es, die ſo geheimnißvoll und ſo gewaltig wirkend, die innerſten Elemente des Daſeins zerſtört und verklärt; was Wunder alſo, daß Don Juan in der Liebe die Sehnſucht, die ſeine Bruſt zerreißt, zu ſtillen hoffte, und daß der Teufel hier ihm die Schlinge über den Hals warf? In Don Juans Gemüth kam durch des Erbfeindes Liſt der Gedanke, daß durch die Liebe, durch den Genuß des Weibes, ſchon auf Erden das erfüllt werden könne, was bloß als himmliſche Verheißung in unſerer Bruſt wohnt, und eben jene unendliche Sehnſucht iſt, die uns mit dem Ueberirdiſchen in unmittelbaren Rapport ſetzt. Vom ſchönen Weibe zum ſchönern raſtlos fliehend; bis zum Ueberdruß, bis zur zerſtörenden Trunkenheit ihrer Reize mit der glühendſten Inbrunſt genießend, immer in der Wahl ſich betrogen glaubend, immer hoffend, das Ideal endlicher Befriedigung zu finden, mußte doch Juan zuletzt alles irdiſche Leben matt und flach finden, und indem er überhaupt den Menſchen verachtete, lehnte er ſich auf gegen die Erſcheinung, die, ihm als das Höchſte im Leben geltend, ſo bitter ihn getäuſcht hatte. Jeder Genuß des Weibes war nun nicht mehr Befriedigung ſeiner Sinnlichkeit, ſondern frevelnder Hohn gegen die Natur und den Schöpfer. Tiefe Verachtung der gemeinen Anſichten des Lebens, über die er ſich erhoben fühlte, und bitterer Spott über Menſchen, die in der glücklichen Liebe, in der dadurch herbeigeführten bürgerlichen Vereinigung, auch nur im mindeſten die Erfüllung der höheren Wünſche, die die Natur feindſelig in unſere Bruſt legte, erwarten konnten, trieben ihn an, da vorzüglich ſich aufzulehnen, und, Verderben bereitend, dem unbekannten, ſchickſallenkenden Weſen, das ihm wie ein ſchadenfrohes, mit den kläglichen Geſchöpfen ſeiner ſpottenden Laune ein grauſames Spiel treibendes Ungeheuer erſchien, kühn entgegen zu treten, wo von einem ſolchen Verhältniß die Rede war. — Jede Verführung einer geliebten Braut, jedes durch einen gewaltigen, nie zu verſchmerzendes Unheil bringenden Schlag geſtörte Glück der Liebenden iſt ein herrlicher Triumph über jene feindliche Macht, der ihn immer mehr hinaushebt aus dem beengenden Leben — über die Natur — über den Schöpfer! — Er will auch wirklich immer mehr aus dem Leben, aber nur um hinabzuſtürzen in den Orcus. Anna's Verführung, mit den dabei eingetretenen Umſtänden, iſt die höchſte Spitze, zu der er ſich erhebt. —

Donna Anna iſt, rückſichtlich der höchſten Begünſtigungen der Natur, dem Don Juan entgegen geſtellt. So wie Don Juan urſprünglich ein wunderbar kräftiger, herrlicher Mann war, ſo iſt ſie ein göttliches Weib, über deren reines Gemüth der Teufel nichts vermochte. Alle Kunſt der Hölle konnte nur ſie irdiſch verderben. — So wie der Satan dieſes Verderben vollendet hat, durfte auch, nach der Fügung des Himmels, die Hölle die Vollſtreckung des Rächeramts nicht länger verſchieben. — Don Juan ladet den erſtochenen Alten höhnend im Bilde ein zum luſtigen Gaſtmahl, und der verklärte Geiſt, nun erſt den gefallnen Menſchen durchſchauend und ſich um ihn betrübend, verſchmäht es nicht, in furchtbarer Geſtalt ihn zur Buße zu ermahnen. Aber ſo verderbt, ſo zerriſſen iſt ſein Gemüth, daß auch des Himmels Seligkeit keinen Strahl der Hoffnung in ſeine Seele wirft und ihn zum beſſern Seyn entzündet! —

Gewiß iſt es Dir, mein Theodor, aufgefallen, daß ich von Anna's Verführung geſprochen; und ſo gut ich es in dieſer Stunde, wo tief aus dem Gemüth hervorgehende Gedanken und Ideen die Worte überflügeln, vermag, ſage ich Dir mit wenigen Worten, wie mir in der Muſik, ohne alle Rückſicht auf den Text, das ganze Verhältniß der beiden im Kampf begriffenen Naturen (Don Juan und Donna Anna) erſcheint. — Schon oben äußerte ich, daß Anna dem Juan gegenüber geſtellt iſt. Wie, wenn Donna Anna vom Himmel dazu beſtimmt geweſen wäre, den Juan in der Liebe, die ihn durch des Satans Künſte verdarb, die ihm inwohnende göttliche Natur erkennen zu laſſen, und ihn der Verzweiflung ſeines nichtigen Strebens zu entreißen? — Zu ſpät, zur Zeit des höchſten Frevels, ſah er ſie, und da konnte ihn nur die teufliſche Luſt erfüllen, ſie zu verderben. — Nicht gerettet wurde ſie! Als er hinaus floh, war die That geſchehen. Das Feuer einer übermenſchlichen Sinnlichkeit, Gluth aus der Hölle, durchſtrömte ihr Innerſtes, und machte jeden Widerſtand vergeblich. Nur Er, nur Don Juan konnte den wolluſtigen Wahnſinn in ihr entzünden, mit dem ſie ihn umfing, der mit der übermächtigen, zerſtörenden Wuth hölliſcher Geiſter im Innern ſündigte. Als er nach vollendeter That entfliehen wollte, da umſchlang, wie ein gräßliches, giftigen Tod ſprühendes Ungeheuer, ſie der Gedanke ihres Verderbens mit folternden Qualen. — Ihres Vaters Fall durch Don Juans Hand, die Verbindung mit dem kalten, unmännlichen, ordinären Don Ottavio, den ſie einſt zu lieben glaubte — ſelbſt die im Innerſten ihres Gemuths in verzehrender Flamme wüthende Liebe, die in dem Augenblick des höchſten Genuſſes aufloderte, und nun, gleich der Gluth des vernichtenden Haſſes brennt: Alles dieſes zerreißt ihre Bruſt. Sie fühlt, nur Don Juans Untergang kann der, von tödtlichen Martern beängſteten Seele Ruhe verſchaffen; aber dieſe Ruhe iſt ihr eigner irdiſcher Untergang. — Sie fordert daher unabläſſig ihren eiskalten Bräutigam zur Rache auf, ſie verfolgt ſelbſt den Verräther, und erſt als ihn die unterirdiſchen Mächte in den Orcus hinabgezogen haben, wird ſie ruhiger — nur vermag ſie nicht dem hochzeitluſtigen Bräutigam nachzugeben: lascia, o caro, un anno ancora, allo sfoga del mio cor! Sie wird dieſes Jahr nicht überſtehen; Don Ottavio wird niemals die umarmen, die ein frommes Gemüth davon rettete, des Satans geweihte Braut zu bleiben.

Wie lebhaft im Innerſten meiner Seele fühlte ich alles dieſes in den, die Bruſt zerreißenden, Accorden des erſten Recitativs und der Erzählung von dem nächtlichen Ueberfall! — Selbſt die Scene der Donna Anna im zweiten Act: Crudele, die, oberflächlich betrachtet, ſich nur auf den Don Ottavio bezieht, ſpricht in geheimen Anklängen, in den wunderbarſten Beziehungen, jene innere, alles irdiſche Glück verzehrende Stimmung der Seele aus. Was ſoll ſelbſt in den Worten der ſonderbare, von dem Dichter vielleicht unbewußt hingeworfene Zuſatz:

forse un giorno il cielo ancore sentirà pietà di me! —

Es ſchlägt zwei Uhr! — Ein warmer elektriſcher Hauch gleitet über mich her — ich empfinde den leiſen Geruch feinen italieniſchen Parfums, der geſtern zuerſt mich die Nachbarin vermuthen ließ; mich umfängt ein ſeliges Gefühl, das ich nur in Tönen ausſprechen zu können glaube. Die Luft ſtreicht heftiger durch das Haus — die Saiten des Flügels im Orcheſter rauſchen — Himmel! wie aus weiter Ferne, auf den Fittigen ſchwellender Töne eines luſtigen Orcheſters getragen, glaube ich Anna's Stimme zu hören: Non mi dir bell' idol mio! — Schließe dich auf, du fernes, unbekanntes Geiſterreich — du Dſchinniſtan voller Herrlichkeit, wo ein unausſprechlicher, himmliſcher Schmerz, wie die unſäglichſte Freude, der entzückten Seele alles auf Erden Verheißene über alle Maßen erfüllt! Laß mich eintreten in den Kreis deiner holdſeligen Erſcheinungen! Mag der Traum, den du, bald zum Grauſen erregenden, bald zum freundlichen Boten an den irdiſchen Menſchen erkoren — mag er meinen Geiſt, wenn der Schlaf den Körper in bleiernen Banden feſthält, den ätheriſchen Gefilden zuführen! —

Geſpräch des Mittags an der Wirthstafel, als Nachtrag.

Kluger Mann mit der Doſe, ſtark auf den Deckel derſelben ſchnippend: Es iſt doch fatal, daß wir nun ſo bald keine ordentliche Oper mehr hören werden! aber das kommt von dem häßlichen Uebertreiben!

Mulatten-Geſicht: Ja ja! hab's ihr oft genug geſagt! Die Rolle der Donna Anna griff ſie immer ordentlich an! — Geſtern war ſie vollends gar wie beſeſſen. Den ganzen Zwiſchenact hindurch ſoll ſie in Ohnmacht gelegen haben, und in der Scene im zweiten Act hatte ſie gar Nervenzufälle —

Unbedeutender: O ſagen Sie —!

Mulatten-Geſicht: Nun ja! Nervenzufälle, und war doch wahrlich nicht vom Theater zu bringen.

Ich. Um des Himmels willen — die Zufälle ſind doch nicht von Bedeutung? wir hören doch Signora bald wieder?

Kluger Mann mit der Doſe, eine Priſe nehmend: Schwerlich, denn Signora iſt heute Morgens Punkt zwei Uhr geſtorben.

V.

Nachricht
von
den neueſten Schickſalen
des
Hundes Berganza.*)

Wie die Geiſter Oſſians aus dem dicken Nebel, trat ich aus dem mit Tabakodampf erfüllten Zimmer hinaus in das Freie. Der Mond war hell aufgegangen, und zu meinem Glück; denn, indem allerlei Gedanken, Ideen, Entwürfe, gleich einer innern Melodie an der harmoniſchen Begleitung des lauten Geſprächs der Gäſte hinlieſen, hatte ich, die Uhr überhörend, mich verſpätet, und ſollte nun noch eine Viertelſtunde Weges durch den Park nach der Stadt zurücklaufen. Bekanntlich wird man in — y — dicht bei dem Wirthshauſe erſt über den Strom geſetzt, und tritt dann jenſeits deſſelben in den Park, der ſich bis zur Stadt hinzieht. Mit der Weiſung des Fährmanns, mich recht auf dem breiten Wege zu halten, weil ich dann unmöglich fehl gehen könne, lief ich in der kühlen Nacht raſch von dannen, und war ſchon ein Paar Schritte bei dem im Mondſchein hell aufſchimmernden Standbilde des heiligen Nepomuk vorüber, als ich mehrmals hinter einander angſtvolle Seufzer ausſtoßen hörte. Unwillkürlich ſtand ich ſtill — mich durchflog die frohe Ahnung, es könne mir wohl etwas ganz Beſonderes begegnen, was in dieſem ordinären hausbacknen Leben immer mein Wunſch und Gebet iſt, und ich beſchloß den Seufzenden aufzuſuchen. — Der Ton führte mich hinter den heiligen Nepomuk in das Dickicht hinein bis zu einer Moosbank. Da hörten die Seufzer plötzlich auf, und ich glaubte ſchon mich getäuſcht zu haben, als ich dicht hinter mir eine dumpfe zitternde Stimme vernahm, die mühſam und abgebrochen folgende Worte ſprach:

---

*) S. das Geſpräch der beiden Hunde, Scipio und Berganza, in Cervantes Erzählungen, überſetzt von Soltau. 3r Theil pag. 208.

„Grauſames Verhängniß! Verfluchte Cannizares, ſo iſt denn deine Wuth auch noch mächtig im Tode? — Fandeſt du denn nicht in der Hölle deine verruchte Montiela, ſammt ihrem Satans Baſtard! — O! — O! — O!“

Ich erblickte Niemanden; — aus der Tiefe ſchienen die Töne zu kommen, und plötzlich richtete ſich ein ſchwarzer Bullenbeiſſer, der dicht an der Moosbank gelegen, vor mir in die Höhe, ſank aber ſogleich in krampfhaften Verzuckungen nieder und ſchien zu ſterben. — Unbezweifelt hatte er geſeufzt und jene Worte geſprochen, welches mir freilich ein wenig wunderbar vorkam, da ich noch nie einen Hund ſo vernehmlich ſprechen gehört; ich faßte mich indeſſen und hielt es wohl der Mühe werth, das ächzende Thier, dem in der mondhellen Nacht an der Statue des heiligen Nepomuk vielleicht die Todesangſt die lange gebundene Zunge zum erſten Male löſte, mit allem mir nur möglichen Beiſtande zu verſehen. Ich holte aus dem nahen Fluß Waſſer in meiner Hutkrempe und beſprengte ihn damit, worauf er ein Paar feurige Augen aufſchlug und mir knurrend Zähne wies, deren ſich der ſtattlichſte Soloſänger nicht hätte ſchämen dürfen. Mir wurde dabei nicht ganz wohl zu Muthe, allein bei einem verſtändigen Hunde, welcher ſpricht, und daher ganz natürlich auch das zu ihm Geſprochene verſteht, dachte ich, iſt mit Artigkeit Alles auszurichten.

„Mein Herr, fing ich an, Sie befanden ſich ſo eben etwas übel; Sie waren, ſo zu ſagen, ganz auf den Hund gekommen, unerachtet Sie ſelbſt einer ſcheinen zu wollen belieben. Fürwahr! daß Sie jetzt noch ſo erſchreckliche Blicke werfen, daß Sie noch was Weniges knurren können, haben Sie bloß dem Waſſer zu verdanken, das ich Ihnen in meinem ganz neuen Hute, mit der augenſcheinlichſten Gefahr mir die Stiefeln naß zu machen, aus dem nahen Fluſſe herbeigeholt.“ —

Der Hund richtete ſich mühſam auf, und indem er mit ſeitwärts gekrümmtem Leibe und ausgeſtreckten Vordertatzen bequem ſich hinlegte, ſchauete er mich lange an, jedoch mit etwas milderem Blicke, als vorher; er ſchien zu überlegen, ob er wohl ſprechen ſolle, oder nicht. Endlich begann er:

„Du haſt mir geholfen? — In Wahrheit, hätteſt Du Dich weniger zierlich ausgedrückt, ich könnte zweifeln, Du ſeyſt wirklich ein Menſch! — Doch Du haſt mich vielleicht ſprechen gehört, da ich die üble Gewohnheit habe, mit mir ſelbſt zu reden, wenn mir der Himmel die Gabe der Sprache verleiht, und da war es vielleicht nur Neugierde, die Dich antrieb, mir beizuſtehen. Wahres Mitleiden mit einem Hunde, das wäre gar nicht menſchlich.“ —

In meiner einmal angenommenen Artigkeit verharrend, ſuchte ich dem Hunde darzuthun, wie ich ſein Geſchlecht überhaupt liebe, und in dieſem Geſchlecht nun wieder insbeſondere die Gattung, aus der er entſproſſen. — Möpſe und Bologneſer verachte ich unendlich als ſaft- und kraftloſe Schmarotzer ohne Heldenſinn u. ſ. w. — Welches Ohr verſchließt ſich wohl hienieden hartnäckig dem ſüßen Laut der Schmeichelei, ſelbſt auf dem Kopfe des Bullenbeißers neigte es ſich willig meiner wohlgeſetzten Rede, und ein kaum merkliches, aber graziöſes Wedeln mit dem Schwanze bezeugte mir das ſteigende Wohlwollen in der Bruſt des Hundes Timon.

„Du ſcheinſt, hub er mit dumpfer, kaum verſtändlicher Stimme an: Du ſcheinſt mir vom Himmel geſendet zu meinem beſondern Troſte, indem Du ein Vertauen in mir erregſt, das ich längſt nicht kannte! — Und ſelbſt das Waſſer, das Du mir brachteſt, hat mich, als verſchließe es in ſich eine ganz beſondere Kraft, wunderbar gelabt und erheitert. — Wenn ich denn nun reden darf, ſo thut es mir wohl, mich über meine Leiden und Freuden in menſchlichen Tönen auszuſchwatzen, weil Eure Sprache doch recht dazu geeignet ſcheint, durch die für ſo manche Gegenſtände und Erſcheinungen in der Welt erfundenen Wörter, die Begebenheiten recht deutlich darzulegen; wiewohl, was die innern Zuſtände der Seele und allerlei dadurch entſtehende Beziehungen und Verknüpfungen mit den äußern Dingen betrifft, es mir vorkommt, als ſey, um dieſe auszudrücken, mein in tauſend Arten und Abſtufungen gemodeltes Knurren, Brummen und Bellen eben ſo hinreichend, vielleicht noch hinreichender als Eure Worte; und oft als Hund in meiner Sprache nicht verſtanden, glaubte ich, es läge mehr an Euch, daß ihr nicht trachtetet, mich zu verſtehen, als an mir, daß ich mich nicht gehörig auszudrücken wüßte.“

„Theuerſter Freund, fiel ich ein, Du haſt in dieſem Augenblick über unſere Sprache einen recht tiefen Gedanken angedeutet, und es ſcheint mir, als verbändeſt Du Verſtand mit Gemüth, welches in der That eine recht ſeltne Sache iſt. — Verſteh' übrigens den Ausdruck: Gemüth, richtig, oder ſey vielmehr überzeugt, daß er mir nicht bloß als ſchaales Wort gilt, wie vielen ſo ganz Gemüthloſen, die ihn beſtändig im Munde führen. — Doch ich habe Dich unterbrochen!" —

„Geſtehe es nur ein, erwiederte der Hund, nur die Furcht vor dem Ungewöhnlichen, meine dumpfen Worte, meine Geſtalt, die im Mondſchein nicht eben Zutrauen erwecken kann, machten Dich erſt ſo geſchmeidig, ſo artig. — Nun haſt Du Vertrauen zu mir gefaßt, Du nennſt mich: Du! und das iſt mir recht. — Willſt Du, ſo laß uns die Nacht verplaudern; vielleicht unterhältſt Du Dich heute beſſer, als geſtern, da Du ganz unmuthig aus der gelehrten Verſammlung die Treppe herabſtolperteſt." —

„Wie, Du hätteſt mich geſtern?" . . —

„Ja, ich erinnere mich jetzt in der That, daß Du es warſt, der mich in jenem Hauſe beinahe überlief; wie ich dahin gekommen, davon ſpäter — jetzt will ich Dir ganz rückſichtslos, wie einem alten Freunde vertrauen, mit wem Du ſprichſt!" —

„Du merkſt, wie geſpannt ich bin."

„So wiſſe denn, daß ich jener Hund Berganza bin, der vor länger als hundert Jahren in Valladolid im Hoſpital zur Auferſtehung" —

Länger konnte ich nicht an mich halten, ſo hatte mich der Name: Berganza! elektriſirt. „Beſter Mann! — rief ich in ſtürmiſcher Freude aus: — Wie! Sie ſelbſt wären der prächtige, kluge, geſcheite, gemüthliche Berganza, an den der Lizentiat Peralta durchaus nicht glauben wollte, deſſen goldne Worte ſich aber der Fähurich Campuzano ſo gut hinters Ohr geſchrieben hatte? O Gott, wie freue ich mich, nun ſo von Aug' zu Auge den lieben Berganza" —

„Halt, halt, rief Berganza, wie freue ich mich, auch den mir wohlbekannten Mann gerade in der Nacht, da mir wieder die Rede kam, im Walde wieder zu finden, der nun ſchon manche liebe Woche, manchen lieben Monat hier ſeine Zeit vertrödelt, manchmal einen luſtigen, ſeltener einen poetiſchen Einfall, niemals Geld in der Taſche, aber deſto öfter ein Glas Wein zu viel im Kopfe hat; der ſchlechte Verſe und gute Muſik macht, den neun Zehntel nicht mögen, weil ſie ihn für unklug halten — den" —

„Still — ſtill, Berganza! ich merke, daß Du mich nur zu gut kennſt, daher lege ich jede Scheu ab. Ehe Du mir (wie ich denn hoffe, daß Du es thun wirſt) indeſſen die wunderbare Art erzählſt, wie Du Dich ſo lange erhielteſt und endlich von Valladolid bis hieher kamſt, ſo ſage mir, warum Dir, wie es mir ſcheint, mein Thun und Treiben ſo wenig gefällt?“

„Das iſt gar nicht der Fall, erwiederte Berganza, ich ehre Deine litterariſchen Bemühungen und Deinen Sinn für das Poetiſche. — So wirſt Du z. B. ohne Zweifel unſer heutiges Geſpräch aufſchreiben und drucken laſſen, weshalb ich mich denn bemühen will, meine beſte Seite herauszukehren und ſo ſchön zu ſprechen, als es mir nur möglich iſt. — Allein, mein Freund — glaub' es — ein Hund von Erfahrung ſpricht mit Dir! — Dein Blut fließt zu heiß durch die Adern, Deine Phantaſie zerbricht im Muthwillen oft magiſche Kreiſe und wirft Dich unbereitet und ohne Waffe und Wehr in ein Reich, deſſen feindliche Geiſter Dich einmal vernichten können. Fühlſt Du das, ſo trinke weniger Wein, und um Dich mit dem Neunzehntel, das Dich für unklug hält, auszuſöhnen, ſo ſchreibe über den Arbeitstiſch, über die Stubenthüre, oder wo Du es ſonſt noch anzubringen vermagſt, des Pater Franziskaners goldne Regel hin, nach der man die Welt gehen laſſen, wie ſie geht, und von dem Herrn Pater Prior nichts als Gutes reden muß! — Aber ſage mir, mein Freund! haſt Du nichts bei Dir, womit ich den ſtarken Appetit, der ſich eben bei mir plötzlich aufregt, nur einigermaßen zum Schweigen bringen könnte?“

Ich beſann mich auf ein Butterbrot, das ich zum einſamen Morgenſpaziergang mitgenommen und nicht verzehrt hatte, und fand es noch eingewickelt in der Taſche.

„Eine Wurſt oder überhaupt ein Stück Fleiſch wäre mir lieber geweſen, allein Noth bricht Eiſen,“ ſagte Berganza, und verzehrte mit Wohlgefallen das Butterbrot, welches ich ihm brockenweiſe in das Maul ſteckte. — Nachdem Alles aufgegeſſen war, verſuchte er einige Sprünge, die ziemlich ſteif und ungelenk ausfielen, wobei er mehrmals beinahe wie ein Menſch laut ſchnupfte und nieſte; dann legte er ſich in der Stellung der Sphinx gerade vor die Moosbank, auf der ich ſaß, hin und fing, mich mit ſeinen hellfunkelnden Augen ſteif anblickend, in folgender Art an:

„Zwanzig Tage und Nächte, mein lieber Freund, würden nicht hinreichen, Dir alle die wunderbaren Begebenheiten, die mancherlei Abentheuer und beſonderen Erfahrungen zu erzählen, die mein Leben ausfüllten, ſeit der Zeit, da ich das Hoſpital der Auferſtehung in Valladolid verließ. — Aber nur die Art, wie ich aus dem Dienſte des Mahudes kam, und meine neueſten Schickſale ſind Dir zu wiſſen nöthig, und auch dieſe Erzählung wird ſo lang ausfallen, daß ich Dich bitten muß, mich nicht viel zu unterbrechen. Nur wenige Worte nur mitunter eine Reflektion erlaube ich Dir, wenn ſie geſcheit iſt; iſt ſie aber einfältig, ſo behalte ſie bei Dir und ſtöre mich nicht unnützerweiſe, da ich eine gute Bruſt habe, und viel in einem Athem ſprechen kann, ohne auszuſchnaufen.“

Ich verſprach das, ihm die rechte Hand hinreichend, in die er ſeine kräftige rechte Vorderpfote legte, die ich auf biedere deutſche Weiſe drückte und ſchüttelte. Eins der ſchönſten Freundſchaftsbündniſſe, die der Mond je beſchienen, war geſchloſſen, und Berganza fuhr alſo weiter fort:

Berganza. Du weißt, daß damals, als mir und meinem verewigten Freunde Szipio (dem der Himmel eine fröhliche Urſtätt geben möge) die Gabe der Rede zum erſten Male verliehen war, der Fähnrich Campuzano, der von den ungeheuerſten Schmerzen gequält, ſprachlos auf der Matratze im Hoſpital lag, unſer Geſpräch belauſchte; und da der vortreffliche Don Miguel de Cervantes Saavedra Campuzano's Ausbeute der Welt erzählt, kann ich vorausſetzen, daß Dir meine damaligen Begebenheiten, die ich meinem lieben unvergeßlichen Szipio mittheilte, genau bekannt ſind. Du weißt daher, daß es meines Amtes war, den Bettelmönchen, die Almoſen für das Hoſpital einſammelten, die Laterne vorzutragen. Nun begab es ſich, daß ich in der am weiteſten von unſerm Kloſter gelegenen Straße, wo eine alte Dame jedesmal reichlich ſpendete, länger mit der Leuchte ſtehen bleiben mußte als gewöhnlich, da ſich die wohlthätige Hand am Fenſter nicht zeigen wollte. Mahudes rief mir zu, den Platz zu verlaſſen — o wäre ich ſeinem Rathe gefolgt! — Aber die böſen feindlichen Mächte hatten ſich vereint zu der verderblichen Conſtellation, die mein unglückliches Schickſal entſchied. Szipio heulte warnend — Mahudes bat in kläglichen Accenten. Schon wollte ich fort — da rauſchte es am Fenſter — ein Päckchen fiel herab; ich wollte hin, da fühlte ich mich von dürren Schlangenarmen umklammert, ein langer Storchhals dehnte ſich aus über meinen Nacken, eine ſpitzige eiskalte Geiernaſe berührte meine Schnauze — blaue — peſtdampfende Lippen hauchten mich an mit todbringendem Höllenathem — die Leuchte entſank meinen Zähnen, ein Fauſtſchlag zerſtörte ſie.

„Hab' ich Dich endlich — Du Hurenſohn! — Du garſtiger, Du geliebter Montiel! Jetzt laſſe ich Dich nicht mehr, o mein Sohn Montiel — mein guter Junge, habe ich Dich endlich!“ —

So ſchrie die ſchnarrende Stimme des Ungethüms mir in die Ohren! — Ach, ich war außer mir ſelbſt — das verfluchteſte Ungeheuer der Hölle, die verdammte Cannizares war's, die auf meinen Rücken geſprungen, mich feſt umklammert hielt — mein Athem ſtockte. — Mit dem beſten Häſcherhauptmann und ſeinen Geſellen hätte ich es, wohlgefüttert und ſtark, wie ich war, aufgenommen, allein hier ſank mein Muth! — O daß dich Beelzebub tauſendmal in ſeinem Schwefelpfuhl ertränkt hätte! — Ich fühlte den ekelhaften Leichnam, wie er ſich in meine Rippen einniſtete. — Die Brüſte ſchlotterten, gleich ledernen Beuteln, am Halſe herunter, indem die langen winddürren Beine nachſchleppten, und das zerriſſene Gewand ſich um meine Pfoten ſchlang. — O des entſetzlichen unglückſeligen Augenblicks! —

Ich. Wie, Berganza — Deine Stimme ſtockt — ich ſehe Thränen in Deinen Augen? — Kannſt Du denn weinen? — Haſt Du uns das abgelernt, oder iſt Dir dieſer Ausdruck des Schmerzes natürlich?

Berganza. Ich danke Dir. Du haſt ſo zu rechter Zeit meine Erzählung unterbrochen; gemildert iſt der Eindruck der gräßlichen Szene, und ehe ich fortfahre, kann ich Dir etwas von der Natur meiner lieben Brüder ſagen, das Du gut thäteſt Dir recht wohl zu merken. — Haſt Du denn noch nie einen Hund weinen geſehn? — Allerdings hat die Natur, ſo wie Euch, auch uns mit eigner Ironie gezwungen, in dem feuchten Element des Waſſers den Ausdruck der Rührung und des Schmerzes zu ſuchen, wogegen ſie uns die Erſchütterung des Zwergfells, wodurch die närriſchen Laute entſtehen, welche Ihr Lachen nennt, ganz verſagt hat. Das Lachen muß daher wohl rein menſchlicher ſeyn, als das Weinen. Aber gütig ſind wir für Euer Lachen durch einen beſondern Organismus entſchädigt, der den Theil unſers Körpers beſeelt, welchen Euch die Natur ganz verſagt, oder, weil, wie manche Phyſiologen behaupten, Ihr ihn, ſeine Zierde verkennend und verſchmähend, beſtändig eigenmächtig weggeworfen habt, Euch zuletzt entzogen hat. — Ich meine nichts Anderes, als dasjenige hundertfach modifizirte Hin- und Herbewegen unſeres Schweifes, wodurch wir alle Nüanzen unſeres Wohlgefallens, von der leiſeſten

Rührung der Luſt bis zur ausgelaſſenſten Freude, zu bezeichnen wiſſen, und welches Ihr ſchlecht genug: wedeln, nennt. Adel der Seele — Hoheit — Stärke — Anmuth und Grazie ſprechen ſich bei uns aus in dem Tragen des Schweifes, und ſehr ſchön liegt auch daher in dieſem Theil der Ausdruck unſeres innern Wohlbefindens, ſo wie in dem gänzlichen Verſtecken, Einklemmen deſſelben, der Ausdruck der höchſten Angſt, der qualvollſten Trauer — doch laß uns zu meinem gräßlichen Abentheuer zurückkehren. —

Ich. Deine Reflektion über Dich und Dein Geſchlecht, lieber Berganza, zeugt von Deinem philoſophiſchen Geiſte, und ſo laſſe ichs mir wohl gefallen, daß Du zuweilen die Geſchichte unterbrichſt.

Berganza. Immer mehr hoffe ich Dich von dem Adel meines Geſchlechts zu überzeugen. Iſt Dir nicht die den Katzen eigne Bewegung des Schweifes von je her ängſtlich, ja unerträglich geweſen? Liegt nicht in dieſen gewundenen ſpiralförmigen Drehungen der Ausdruck der verſtellten Freundlichkeit, des verſteckten tückiſchen Hohns, des verbiſſenen Haſſes? — Und dagegen — mit welcher offenen Biederkeit, mit welchem unverſtellten Frohſinn wedeln wir! — Bedenke das, mein Lieber! und ſchätze Hunde! —

Ich. Wie ſollte ich das nicht! — Du, lieber Berganza! flößeſt mir eine wahre Ehrfurcht gegen Dich und Deinesgleichen ein, die ich zeitlebens nähren werde. Doch fahre jetzt in Deiner ſchauerlichen Erzählung fort.

Berganza. Ich biß wüthend um mich, ohne das Ungethüm zu verletzen. Hart an die Mauer mich drängend, trat ich endlich kräftig in das Gewand, das ſich um meine Pfoten geſchlungen hatte, und ſo gelang es mir, das Weib herabzuziehen. — Nun faßte ich mit den Zähnen ihren Arm — ſie ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus, und mit einem ſtarken kühnen Sprunge ſchleuderte ich ſie weit hinter mir zurück.

Ich. Gott ſey Dank, Du biſt erlöſt.

Berganza. O höre nur weiter! — In voller Furie rannte ich nun bei dem Hoſpital vorbei zum Thore hinaus — fort — fort unaufhaltſam in die Nacht hinein. Von weitem glänzte mir ein Feuer entgegen, in drei Sprüngen war ich auf dem Kreuzwege, in deſſen Mitte unter einem Dreifuß, auf dem ein ſeltſam geformter Keſſel ſtand, das Feuer glühte, das ich ſchon in der Ferne geſehen.

Eine ungeheure in häßlichen glänzenden Farben geſprenkelte Kröte ſaß aufrecht bei dem Keſſel und rührte mit einem langen Löffel darin, daß ſchäumend, ziſchend und praſſelnd der kochende Giſcht übergährte in die Flammen hinein, aus denen blutrothe Funken emporfuhren, die in garſtigen Gebilden zur Erde fielen. Eidexen mit albern lachenden Menſchengeſichtern, ſpiegelglatte Iltiſſe, Mäuſe mit Rabenköpfen, allerlei widriges Ungeziefer rannte wild durch einander in immer enger und engeren Kreiſen, und ein großer ſchwarzer Kater mit funkelnden Augen haſchte gierig danach, und ſchluckte knurrend den Fang herunter. — Wie feſtgezaubert ſtand ich da; eine Eiskälte glitt über mich hin, und ich fühlte, daß meine Haare ſich ſträubten wie Borſten. Die Kröte, mit ihrem unwandelbaren Treiben und Rühren im Keſſel, mit der Larve, die etwas Menſchliches in ſich tragend, das Menſchliche höhnte, war ein ſcheußlicher Anblick. — Aber über den Kater wollte ich her! Aus dem knurrenden, murrenden, ſchmeichelnden, ſchwänzelnden, falſchen Geſchlecht, das dir von Natur zuwider, dachte ich, iſt dieſer ſchwarze Kerl? und in dem Augenblick fühlte ich Muth, auch das Teufliſche zu bekämpfen, da es ſich in der Geſtalt meines natürlichen Feindes darſtellte. Ein Tritt — ein [illegible] der ganze Spuk iſt vernichtet! Schon lauerte ich auf den günſtigen Moment, wenn der Kater ſich mir genug nahen würde, um ihn ſicher und derb zu faſſen, als eine kreiſchende Stimme durch die Lüfte fuhr: Montiel! Montiel!

Ich. Ach, Berganza! — ich merke Unrath. — Doch weiter.

Berganza. Du ſiehſt, wie mich die Erzählung angreift; noch jetzt iſt das Bild jener verhängnißvollen Nacht mir ſo lebhaft, als es je war, da meine Exiſtenz — doch ich will nicht vorgreifen. —

Ich. So erzähle weiter. —

Berganza. Mein Freund! — es hört ſich ganz bequem zu, aber der Erzähler keucht und ſchwitzt, um all' die Wunder, all' die ſeltſamen Abentheuer, von denen ſein Gemüth befangen, gehörig in Worte und wohlgebaute Perioden zu faſſen. — Ich fühle mich recht matt und ſehne mich ſehr nach einer wohl zubereiteten Bratwurſt, meiner Lieblingsſpeiſe; aber da das hier nun nicht zu erlangen, ſo muß ich nun freilich ohne alle Erquickung meine Abentheuer fortſetzen.

Ich. Ich bin begierig darauf, wiewohl ich mich eines geheimen Schauers nicht erwehren kann. Daß Du ſprichſt, iſt mir nun gar nichts Ungewöhnliches mehr, ich ſchaue nur immer in die Bäume, ob nicht ſo eine vertrackte Eidexe mit einem Menſchengeſicht herauslacht.

Berganza. Montiel! Montiel! ſchallte es durch die Lüfte — Montiel! Montiel! neben mir. Plötzlich ſah ich mich umgeben von ſieben rieſenhaft großen dürren alten Weibern; ſieben Mal glaubte ich die vermaladeite Cannizares zu ſehen, und doch war es wieder keine, denn eine ſtets wechſelnde Varietät in dieſen verſchrumpften Geſichtern mit den ſpitzigen Habichtsnaſen, den grünfunkelnden Augen, den zahnloſen Mäulern, machte das Bekannteſte fremd, das Fremdeſte bekannt. Sie fingen einen kreiſchenden Geſang an, indem ſie ſich wilder und wilder mit wunderlichen Gebehrden um den Keſſel drehten, daß die rabenſchwarzen Haare weit in die Lüfte flatterten, und die zerriſſenen Gewänder ihre gelbe ekelhafte Nacktheit kaum deckten. Der ſchwarze Kater ſchrie in den grellſten Tönen dazwiſchen, und indem er ganz nach Katzenart pruſtete und nieſte, ſprühten die Funken umher. Bald ſprang er dieſem, bald jenem Weibe an den Hals, die ſich dann, indem die andern ſtill ſtanden, im Wirbel drehte und tanzend ihn an ſich drückte, bis er von ihr abließ. — Nun ſchwoll die Kröte mehr und mehr auf, und plötzlich ſtürzte ſie ſich in den dampfenden Keſſel, daß er überfluthete in das Feuer, und nun gährte und ziſchte und kniſterte und flackerte Feuer und Waſſer in tauſend abſcheulichen Gebilden, die in Sinne beängſtendem, raſtloſem Wechſel hervorblitzten und verſchwanden. — Da waren es ſeltſamliche häßliche Thiere, Menſchengeſichter nachäffend; da waren es Menſchen, in gräßlicher Verzerrung mit der Thiergeſtalt kämpfend, die in einander, durch einander fuhren, und mit einander ringend ſich verzehrten. Und in dem dicken Schwefeldampf des lodernden Keſſels tanzend, drehten ſich wilder und wilder die Hexen! —

Ich. Berganza — das iſt zu gräßlich — ſelbſt Deine Phyſiognomie — unterlaſſe, ich bitte Dich, ein gewiſſes Rollen Deiner übrigens geiſtreichen Augen. —

Berganza. Jetzt keine Unterbrechung, mein Freund! Höre lieber das geheimnißvolle grauſige Hexenlied, das ich noch treu im Gedächtniß trage.

Eulen-Mutter! Eulen-Mutter!
Eulen-Mutter hergeflogen.
Junker hat den Sohn betrogen.
Sohn muß Sohnes Mutter ſühnen,
Blut in Gluth iſt bald erſchienen.

Eulen-Mutter! Eulen-Mutter!
Eulen-Mutter hergeflogen!
Hat der rothe Hahn gelogen,
Muß den Hahn der Kater würgen,
Mutter ſtellt den treuen Bürgen.

Eulen-Mutter! Eulen-Mutter!
Eulen-Mutter hergeflogen!
Iſt im Sumpf die Sieb'n gewogen.
Kobolt, Salamander weichen,
Seht ſie durch die Lüfte ſtreichen.

Eulen-Mutter! Eulen-Mutter!

So lauteten die Worte des Geſanges, den die Sieben Furchtbaren abkreiſchten. Hoch durch die Lüfte erſcholl es: „O mein Sohn Montiel! trotze dem Junker, trotze dem Junker!“ — Da ſprang grimmig ſchnaubend und Funken pruſtend der ſchwarze Kater auf mich zu; ich aber nahm meine Kraft zuſammen, und da ich nun eine beſondere Stärke und Geſchicklichkeit in meinen Vordertatzen — (Tatze gefällt mir viel beſſer, als das weichliche weibliche: Hand! Könnte ich nur ſagen: der Tatz, aber das verbieten Eure friſirten Adelunge!) — ich wollte ſagen: da ich nun eine beſondere Stärke und Geſchicklichkeit in meinen Vordertatzen beſitze, ſo trat ich meinen Feind zu Boden, und packte ihn mit meinem ſcharfen Gebiß feſt, das lumpichte Raketenfeuer nicht achtend, das nun aus Naſe, Auge, Maul und Ohr praſſelnd emporfuhr. Da heulten und ſchrieen im ſchneidenden Jammer die Hexen und warfen ſich zur Erde, und riſſen die ſchlotternden Brüſte blutig mit den langen Nägeln der knöchernen Finger. Ich aber ließ meinen Fang nicht fahren. — Ein Flattern — ein Brauſen in der Luft — Auf einer Eule herab kommt ein altes graues Mütterlein, ganz anders wie die Uebrigen geſtaltet. Das vergläſte Auge lacht geſpenſtiſch in mich hinein. Montiela! kreiſchen die Sieben — ein Schlag zuckt durch meine Nerven — ich laſſe den Kater los. — Aechzend und ſchreiend fährt er davon auf einem blutrothen Lichtſtrahl. Dicker Dampf umquillt mich — ich verliere Athem — Beſinnung — ich ſinke hin. —

Ich. Berganza, halte ein; Deine Darſtellung hat fürwahr ein lebhaftes Colorit; ich ſehe die Monticla — die Flügel ihrer Eule wehen mir eine gewiſſe ſchauerliche Kälte zu — ich kann nicht läugnen, daß ich mich nach Deiner gänzlichen Befreiung ſehne.

Berganza. Als ich wieder zur Beſinnung kam, lag ich an der Erde; ich konnte keine Pfote regen, die ſieben Geſpenſter ſaßen am Boden gekauert um mich herum, und ſtreichelten und drückten mich mit ihren Knochenfäuſten. Meine Haare trieften von einer ekelhaften Fettigkeit, womit ſie mich geſalbt hatten, und ein unbeſchreibliches Gefühl durchbebte mein Inneres. Es war als müſſe ich aus meinem eignen Körper herausfahren, zuweilen ſah ich mich ordentlich als ein zweiter Berganza da liegen, und das war ich wieder ſelbſt, und der Berganza, der den andern unter den Fäuſten der Hexen ſah, war ich auch, und dieſer bellte und knurrte den liegenden an, und forderte ihn auf, doch tüchtig hineinzubeiſſen, und mit einem kräftigen Sprunge aus dem Kreiſe herauszufahren — und der liegende — doch! — was ermüde ich Dich mit der Beſchreibung eines Zuſtandes, der, durch hölliſche Künſte hervorgebracht, mich in zwei Berganza's theilte, die mit einander kämpften.

Ich. So viel ich aus Deinem frühern Leben, aus den Worten der Cannizares, aus den Umſtänden des Hexenkongreſſes abnehmen kann, war es auf nichts anders abgeſehen, als Dir eine andere Geſtalt zu geben. Der Sohn Montiel, für den ſie Dich nun einmal hielten, ſollte vielleicht als ein ſchmucker Junge erſcheinen, und darum ſalbten ſie Dich mit jenem bekannten Hexenöl, das ſolche Verwandlungen hervorzubringen vermag.

Berganza. Du haſt ganz recht gerathen, denn indem die Hexen mich ſtreichelten und drückten, ſangen ſie in hohlen wimmernden Tönen ein Lied, deſſen Worte auf meine Verwandlung hindeuteten:

Söhnlein! Uhu läßt grüßen,
Uhu hat Kater gebiſſen! —
Söhnlein, hab' wohl Acht,
Mutter hat was mitgebracht.

Elfchen, den Hund laß liegen,
Hui! — mußt den Junker betrügen,
Dreh' dich, Spuk und Graus,
Elfchen, lebe nun ſie heraus.

Und ſo oft das Lied zu Ende war, ſchlug die Alte auf der Eule die knöchernen Fäuſte klappernd zuſammen, und ihr Geheul durchſchnitt in wildem Jammer die Lüfte. Meine Qual wuchs mit jedem Augenblick; da krähte im nächſten Dorfe der Hahn; ein rother Schimmer durchflog den Oſten, und brauſend und ſauſend fuhr das Geſindel durch die Luft, daß in einem Moment der ganze Spuk zerſtoben und verflogen war, und ich einſam und entkräftet an der Heerſtraße lag.

Ich. Wahrhaftig, Berganza, die Szene hat mich angegriffen, und daß Du in Deiner Betäubung die Hexenlieder ſo gut gemerkt haſt, das nimmt mich Wunder.

Berganza. Außerdem daß ſie die Hexenverſe hundertmal abkreiſchten, ſo war es ja eben der ſtarke Eindruck, die Qual der vergeblichen Zauberkünſte, die mir Alles tief einprägen, und ſo meinem ohnehin nur zu treuen Gedächtniß zu Hülfe kommen mußte. — Das eigentliche Gedächtniß höher genommen, beſteht, glaube ich, auch nur in einer ſehr lebendigen regſamen Phantaſie, die jedes Bild der Vergangenheit mit allen individuellen Farben und allen zufälligen Eigenheiten im Moment der Anregung hervorzuzaubern vermag. Wenigſtens hörte ich dies von einem meiner geweſenen Herren behaupten, der ein erſtaunliches Gedächtniß hatte, unerachtet er ſelten Namen und Jahrzahlen behielt.

Ich. Er hatte Recht, Dein Herr, und alſo möcht' es ſich auch mit Worten und Reden, die tief ins Gemüth drangen, und die man im innerſten tiefſten Sinn aufnahm, anders verhalten, als mit auswendig gelernten Vokabeln. — Doch wie ging es weiter mit Dir, Berganza?

Berganza. Mühſam ſchleppte ich mich, matt und entkräftet wie ich war, von der Heerſtraße in einen nahe gelegenen Buſch und ſchlief ein. Als ich erwachte, ſtand die Sonne hoch am Himmel, und das Hexenöl ſchmerzte auf meinem borſtigen Rücken. Ich ſtürzte mich in den Bach, der durch das Gebüſch rauſchte, um mich von meiner widrigen Salbung rein zu baden, und eilte dann mit verjüngter Kraft raſch davon, da ich nach Sevilla nicht zurückkehren, und ſo vielleicht der verruchten Cannizares noch einmal in die Hände gerathen mochte. — Jetzt aber merke auf, denn nun erſt kommt, wie die Moral nach der Fabel, dasjenige, was Dir zu wiſſen nöthig, um meine Exiſtenz zu begreifen.

Ich. Das wünſche ich in der That zu hören. Denn indem ich Dich ſo anſchaue, indem ich ſo bedenke, daß nun ſchon ſeit mehreren hundert Jahren —

Berganza. Sprich nicht weiter! — Das Vertrauen, das ich zu Dir faßte, iſt werth von Dir vergolten zu werden, oder biſt Du auch einer von denen, die es für gar nicht wunderbar halten, daß die Kirſchen blühen und nachher zu Früchten reifen, weil ſie dieſe dann eſſen können, die aber Alles für unwahr halten, wovon ihnen bis dato die leibliche Ueberzeugung abgeht? O Lizentiat Peralta! — Lizentiat Peralta!

Ich. Ereifre Dich nicht, mein lieber Berganza! Man ſagt im Sprichwort: das ſind Menſchlichkeiten: nimm dieſen Zweifel, dieſen Unglauben an das Unglaubliche, der mir wider Willen aufſteigt, dafür.

Berganza. Du giebſt ſelbſt den Ton zu der beſonderen Melodie an, in die ich bald fallen werde! — Wie ich nun von Neuem aufgelebt und ermuthigt über Wieſen und Felder ſprang, wie ich auf die Art, die Dir aus meinem früheren Leben ſchon bekannt iſt, bei Dieſem oder Jenem glücklich unterkam, das übergehe ich, um Dir gleich zu ſagen, daß ich von Jahr zu Jahr jedesmal an dem verhängnißvollen Tage, der mich in den verfluchten Hexenkreis trieb, die Wirkung des vermaledeiten Zaubers auf eine eigne qualvolle Weiſe ſpürte. — Wenn Du mir verſprichſt, keinen Anſtoß zu nehmen an dem, was vielleicht Dich und Dein Geſchlecht betreffen könnte, wenn Du mit mir dem Spanier über manchen vielleicht verfehlten Ausdruck nicht rechten willſt, ſo verſuche ich —

Ich. Berganza! erkenne in mir einen wahrhaften Weltbürgerſinn; das heißt, anders als gewöhnlich genommen. Ich unterſtehe mich nicht, die Natur engherzig zu ſcheiden und zu klaſſifiziren, und daß Du überhaupt nur ſprichſt, und noch dazu ganz geſcheidt, läßt mich alles dieſem Wunderbaren Untergeordnete gänzlich vergeſſen. Sprich alſo, Theurer! wie zu Deinem Freunde; rede: wie war die Wirkung des verrufenen Hexenöls noch nach Jahren?

— Hier ſtand Berganza auf, ſchüttelte und kratzte ſich in gekrümmter Stellung mit der linken Hinterpfote hinter dem linken Ohre.

Nachdem er noch ein paarmal herzhaft genieſt, wozu ich eine Priſe nahm und Contentement ſagte, ſprang er auf die Bank und lehnte ſich an mich, ſo, daß die Schnauze beinahe mein Geſicht berührte; dann ging das Geſpräch weiter fort.

Berganza. Die Nacht iſt kühl, genieße daher etwas von meiner animaliſchen Wärme, die zuweilen gar in elektriſchen Funken aus meinen ſchwarzen Haaren kniſtert; dazu mag ich das, was ich Dir jetzt erzählen will, nur ganz leiſe herreden. — Iſt der unglückſelige Tag gekommen und naht die verhängnißvolle Stunde, ſo fühle ich erſt ganz beſondere Appetite, die mich ſonſt niemals anwandeln. Ich möchte ſtatt des gewöhnlichen Waſſers, guten Wein trinken — Sardellenſalat eſſen. Alsdann muß ich gewiſſe Menſchen, die mir in den Tod zuwider und die ich ſonſt anknurre, freundlich anwedeln. — Nun ſteigt es und ſteigt es. Hunde, die mir an Kraft und Muth gewachſen, die ich aber ſonſt furchtlos bekämpfe, wenn ſie mich befehden, vermeide ich, aber den kleinen Möpſen und Spitzen, mit denen ich ſonſt gern ſpiele, möchte ich nun gern hinterrücks einen Tritt geben, weil ich weiß, daß es ihnen weh thut, und ſie ſich nicht rächen können. Nun ſchraubt und dreht es ſich im Innerſten. Alles ſchwebt und ſchwimmt vor meinen Augen — neue unbeſchreibliche Gefühle preſſen und ängſtigen mich. Der ſchattige Buſch, unter dem ich ſonſt ſo gern liege und mit dem ich zu ſprechen wähne, wenn ſo der Wind die Aeſte rührt, daß aus jedem Blatt ein ſüßer Laut ſäuſelnd hervorblinkt, der iſt mir zuwider; in den hellen Mond, vor dem die Wolken ſich wie vor dem König der Nacht in prächtiges Gold putzen, wenn ſie bei ihm vorüberziehn, kann ich nicht hineinblicken; aber unwiderſtehlich treibt es mich hinauf in den erleuchteten Saal. Da möchte ich aufrecht gehen, den Schwanz einklemmen, mich parfümiren, franzöſiſch ſprechen und Gefrornes freſſen, daß Jeder mir die Pfote drücken ſollte und ſagen: mon cher Baron oder mon petit Comte! und nichts Hündiſches an mir ſpüren. — Ja es iſt mir dann entſetzlich ein Hund zu ſeyn, und indem ich ſchnell wie der Gedanke in einer vermeintlichen Bildung zum Menſchen ſteige, wird mein Zuſtand immer ängſtlicher. Ich ſchäme mich, jemals an einem warmen Frühlingstage auf der Wieſe geſprungen oder mich im Graſe gewälzt zu haben. Im härteſten Kampfe werde ich immer bedächtiger und ernſthafter. — Zuletzt bin ich ein Menſch und beherrſche die Natur, die

Bäume deshalb wachſen läßt, daß man Tiſche und Stühle daraus machen kann, und Blumen blühen, daß man ſie als Strauß in das Knopfloch ſtecken kann. Indem ich mich aber ſo zur höchſten Stufe hinaufſchwinge, fühle ich, daß ſich eine Stumpfheit und Dummheit meiner bemächtigt, die immer ſteigend und ſteigend mich zuletzt in eine Ohnmacht wirft.

Ich. Ach! — Ach! — mein lieber Berganza, ich habe es wohl geſagt, in die menſchliche Geſtalt wollten ſie den Montiel putzen, den der Papa Satan zu was Anderm verbraucht hat; die Zauberkünſte ſcheiterten an der Gewalt des Junkers, der im ſpottenden Hohn, wie Mephiſtopheles in der Hexengarküche, Geräthſchaften und Thiere durch einander warf, daß die Scherben ſprangen und die Gelenke knackten, und da bereiteten ſie Dir den gräßlichen Kampf, den Du nun, wie Du ſagſt, jedes Jahr an dem unglückſeligen verhängnißvollen Tage zu beſtehen haſt.

Berganza. Dieſer Kampf ſcheint mir aber mit ſtets reproductiver Kraft ein Leben bis in die Ewigkeit zu ſichern; denn verjüngt und geſtärkt erwache ich jedesmal aus der Ohnmacht. Die beſondere Conſtellation, unter der ich geboren, und die mir vergönnte, daß ich Euer Sprechen nicht nur abhorchen, ſondern auch wirklich nachmachen konnte, iſt in Konflikt gerathen mit jenen Zauberkünſten der Hexen, und nun laufe ich, prügel-, ſchuß- und ſtichfeſt in der Welt umher, wie der ewige Jude; und meine Ruheſtätte iſt nirgends zu finden. — Es iſt eigentlich ein bejammernswürdiges Schickſal, und Du fandeſt mich, da ich eben einem widrigen Herrn entlaufen und den ganzen Tag nichts gegeſſen, in Betrachtungen über mein Elend vertieft.

Ich. Armer Berganza! — Indem ich Dich ſo näher im Mondſchein betrachte, treten in Deinem, wiewohl etwas ſchwärzlichen Geſichte immer mehr Züge einer treuen Biederherzigkeit, eines edlen Sinnes hervor. Selbſt Dein, übrigens etwas befremdendes, Talent zu ſprechen, erregt in mir kein Grauen mehr. — Du biſt (ich darf es ſagen) ein poetiſcher Hund, und da ich ſelbſt — Du mußt es wiſſen, da Du mich kennſt — von allem Poetiſchen hoch entflammt bin, wie wäre es, wenn Du mir Deine Freundſchaft gönnteſt, wenn Du mit mir kämſt?

Berganza. Davon ließe ſich reden, allein —

Ich. Kein Fußſtoß, noch weniger Prügel — Alle Tage nebſt dem Gewöhnlichen zum Deſſert eine wohlzubereitete Bratwurſt. — Auch ſoll Dir oft genug eine Kalbskeule ſüß entgegenduften, und Du nicht vergebens auf ein ſtattliches Stück davon harren.

Berganza. Du merkſt, daß Dein Vorſchlag ſeine Wirkung nicht verfehlt, da ich nicht unterlaſſen kann, mit der Naſe zu ſchnuppern, als ſey der Braten ſchon in der Nähe. Allein Du haſt etwas fallen laſſen, was mich, wo nicht ganz abſchreckt, doch ſehr zweifelhaft macht.

Ich. Nun, Berganza?

Berganza. Du ſprachſt von poetiſch, von entflammt ſeyn —

Ich. Und das ſollte Dich abſchrecken?

Berganza. Ach, mein Freund, laß mich aufrichtig ſeyn! — Ich bin zwar ein Hund, aber Euer Vorzug aufrecht zu gehen, Hoſen zu tragen und beſtändig zu ſchwatzen, wie es Euch gefällt, iſt nicht ſo viel werth, als im langen Schweigen den treuen Sinn zu bewahren, der die Natur in ihrer heiligſten Tiefe ergreift und aus dem die wahre Poeſie emporkeimt. In einer herrlichen alten Zeit unter dem ſüdlichen Himmel, der ſeine Strahlen in die Bruſt der Kreatur wirft, und den Jubelchor der Weſen entzündet, von niedern Eltern geboren, horchte ich dem Geſange der Menſchen zu, die man Dichter nannte. Ihr Dichten war ein Trachten aus dem Innerſten heraus, diejenigen Laute anzugeben, die die Natur als ihre eignen in jedem Weſen auf tauſendfache Weiſe widertönen läßt. — Der Dichter Geſang war ihr Leben, und ſie ſetzten ihr Leben daran als an das Höchſte, das das Schickſal, die Natur ihnen vergönnt hatte zu verkünden.

Ich. Berganza! — ich bewundere es, daß Du eines gewiſſen poetiſchen Ausdrucks ſo mächtig biſt.

Berganza. Mein Freund! — ich ſage Dir, ſchon in meinen guten Jahren lebte ich viel und gern bei Dichtern. Die Brotrinden, die mir jener arme Student, herzlich mit mir die karge Nahrung theilend, gab, ſchmeckten mir beſſer, als manches Stück Braten von dem feilen Bedienten mir verächtlich hingeworfen. — Damals glühte noch in der Bruſt der Berufenen das innige heilige Beſtreben, das im Innerſten Empfundene in herrlichen Worten auszuſprechen, und ſelbſt die, welche nicht berufen waren, hatten Glauben und Andacht; ſie ehrten die Dichter wie Propheten, die von einer herrlichen unbekannten Welt voll glänzenden Reichthums weiſſagen. und wähnten nicht, auch unberufen ſelbſt in das Heiligthum treten zu dürfen, von dem ihnen die Poeſie die ferne Kunde gab. Nun iſt aber Alles anders geworden. — Hat der reiche Bürgersmann, der Herr Profeſſor, der Herr Major ein Neſt voll Kinder, ſo muß Hänschen und Friedrich und Peter ſingen, und ſpielen, und malen, und Verſe deklamiren, ohne Rückſicht, ob der Geiſt auch nur im mindeſten vermag, dergleichen zu ertragen. — Es gehört zur ſogenannten guten Erziehung, und nachher glaubt ein Jeder mitſchwatzen und den Dichter, den Künſtler, in ſeinem innerſten Thun und Treiben durchſchauen und nach ſeinem Maaße meſſen zu können. — Kann der Künſtler tiefer gekränkt werden, als wenn der Pöbel ihn für ſeines Gleichen hält? — und doch geſchieht dieß alle Tage. Wie oft hat es mich angeekelt, wenn ſo ein ſtumpfſinniger Burſche von der Kunſt ſchwatzte, den Göthe zitirte, und ſich bemühte, einen Geiſt der Poeſie hervorleuchten zu laſſen, von dem ein einziger Blitz ihn, den ſaft- und kraftloſen Schwächling, zermalmt haben würde. Vorzüglich — nimm es nicht übel, Freund! wenn Du etwa eine Frau oder eine Geliebte der Art haben ſollteſt — vorzüglich ſind mir Eure vielſeitig gebildeten, poetiſchen, künſtleriſchen Weiber in den Tod zuwider, und ſo gern ich mich von einer feinen Mädchenhand ſtreicheln laſſe, und meinen Kopf auf eine zierliche Schürze lege, ſo iſt es mir doch oft, wenn ich ſo eine Frau ohne alles tiefe Gefühl, ohne allen höheren Sinn ins Blaue hinein in allerlei eingelernten poetiſchen Floskeln ſchwatzen hörte, geweſen, als müſſe ich ihr in irgend einen empfindlichen Theil ihres Leibes mit meinen ſcharfen Zähnen einen tüchtigen Denkzettel beiſſen! —

Ich. Ei! ſchäme Dich, Berganza! — Da ſpricht die Rachſucht aus Dir; ein Weib, die Cannizares, war ja an all' Deinem Ungemach Schuld.

Berganza. Wie ſehr irrſt Du, da Du etwas kombinirſt, was durchaus ohne allen Zuſammenhang iſt und bleibt. Glaube mir, irgend eine übernatürliche ſchreckliche Erſcheinung im Leben wirkt wie ein ſtarker elektriſcher Schlag, der den Körper, der ihm nicht zu widerſtehen vermag, zerſtört, den Kräftigen aber, der ihn aushält, mit neuer Kraft ſtählt — wenigſtens habe ich das ſo gefunden. — Denke ich mir die Cannizares lebhaft, ſo ſpannen ſich meine Muskeln und Fibern, meine Pulſe klopfen in allen Adern, aber ſelbſt nach augenblicklicher Ermattung erhebe ich mich kräftig, und die Erſchütterung wirkt wohlthätig auf meine phyſiſche und pſychiſche Thätigkeit. — Aber ſo eine poetiſche gebildete Frau mit ihrer Oberflächlichkeit, mit dem bis zum Schmerz angeſtrengten Bemühen, alle Welt glauben zu machen, ſie ſey begeiſtert für die Kunſt — für das Göttliche, und was weiß ich — Ach — Ach —

Ich. Berganza! — Was iſt Dir — Du ſtockſt? — Du legſt den Kopf auf die Pfote?

Berganza. Ach, mein Freund, indem ich davon ſpreche, empfinde ich ſchon die zerſtörende Mattigkeit, den unbeſchreiblichen Ekel, der mich bei dem unſeligen Kunſtgeſchwätz der gebildeten Weiber anwandelt, und welcher macht, daß ich oft Wochen lang den ſchönſten Braten unberührt laſſe.

Ich. Aber, lieber Berganza, könnteſt Du nicht durch gehöriges Knurren und Bellen ſolch ein verwettertes Geſpräch unterbrechen, denn würdeſt Du auch zur Thür hinausgeworfen, ſo würdeſt Du doch den Kram los?

Berganza. Greife in Deinen Buſen, Freund! und geſtehe, ob Du nicht oft aus ganz beſonderen Anregungen Dich ohne Noth haſt quälen laſſen. — Du warſt in einer fatalen Geſellſchaft — Du konnteſt den Hut nehmen und fortgehen. — Du thatſt es nicht. Dieſe, jene Rückſicht, nicht werth, ohne innere Scham genannt zu ſeyn, hielt Dich zurück. — Du wollteſt Dieſen — Jenen — nicht beleidigen, unerachtet ſeine Gunſt Dir nicht einen Pfifferling werth ſeyn konnte. — Irgend eine Perſon — ein ſtilles Mädchen am Ofen, die nur Thee trank und Kuchen aß, war Dir intereſſant geworden, und Du wollteſt noch in einem ſchicklichen Moment Dein Licht leuchten laſſen vor ihr und ſagen: Göttliche! was ſoll all' das Reden und Singen und Deklamiren, ein einziger Blick Ihres himmliſchen Auges iſt mehr werth, als der ganze Göthe, neueſte Ausgabe —

Ich. Berganza! — Du wirſt anzüglich! —

Berganza. Nun, mein Freund! wenn Euch Menſchen ſo etwas begegnet, warum ſoll es denn ein armer Hund nicht ehrlich bekennen, daß er oft verkehrt genug war, ſich zu freuen, wenn er, trotz ſeinem für ſeine Zirkel, wo ſonſt nur Möpſe ſchwänzeln und Bologneſer keifen, zu kräftigen Wuchs, doch zu Gnaden angenommen wurde, und mit einem ſchönen Halsbande geziert unter dem Sopha der Gebieterin im eleganten Zimmer liegen konnte. — Doch — was ermüde ich Dich mit all' dieſem Bemühen, Dir die Schlechtigkeit Eurer gebildeten Weiber zu beweiſen? Laß mich Dir die Kataſtrophe erzählen, die mich hertrieb, und Du weißt, warum das ſchale oder oberflächliche Weſen unſerer jetzigen ſogenannten geiſtreichen Zirkel mich ſo in Harniſch jagt. — Doch erſt etwas zur Erholung! —

— Berganza ſprang ſchnell vom Sitze herab, und ſprengte in einem etwas ſchweren Galopp ins Gebüſch. Ich hörte, daß er aus einer nahen Grube, worin ſich das Waſſer geſammelt hatte, eifrig trank. Bald kam er zurück, und nachdem er ſich tüchtig geſchüttelt hatte, ſetzte er ſich wieder neben mir auf die Hinterpfoten, und fing, den Kopf von mir ab nach der Statue des heiligen Nepomuk gewendet, mit einem dumpfen wehmüthigen Ton in folgender Art an:

Berganza. Ich ſehe ihn noch vor mir, den guten herrlichen Mann mit den blaſſen eingefallenen Wangen, dem düſtern Auge, der beweglichen Stirnmuskel; der trug den wahren poetiſchen Sinn im Innern, und ich verdanke ihm nächſt mancher herrlichen Erinnerung an eine beſſere Zeit, meine muſikaliſchen Kenntniſſe.

Ich. Wie, Berganza? — Du? — muſikaliſche Kenntniſſe? — ich muß lachen!

Berganza. So ſeyd Ihr nun! — Gleich iſt das Urtheil fertig. Weil Ihr uns oft mit dem abſcheulichſten Kratzen, Pfeifen und Plärren quält, und wir dann vor lauter Ungeduld heulen, ſo ſprecht Ihr uns allen Sinn für die Muſik ab, unerachet ich behaupte, daß gerade mein Geſchlecht ſehr muſikaliſch gezogen werden könnte, wenn ich nicht jenen verhaßten Thieren den Vorzug einräumen muß, die die Natur mit einem beſonders muſikaliſchen Produktionsvermögen ausgeſtattet hat, da ſie, wie mein edler Herr und Freund oft bemerkte, ihre Liebeslieder in die chromatiſche Skala auf- und abſteigenden Terzen gar zierlich duettiren. — Genug, als ich mich in der benachbarten prächtigen Reſidenz zu dem Kapellmeiſter Johannes Kreisler begeben hatte, profitirte ich in der Muſik ſehr. — Wenn er auf ſeinem ſchönen Flugel phantaſirte, und in gar wunderbaren Verſchlingungen prächtiger Akkorde das innerſte Heiligthum der geheimnißvollſten Kunſt aufſchloß, da legte ich mich vor ihm hin und horchte, ihm ſcharf ins Auge blickend, zu, bis er geendet hatte. Dann warf er ſich in den Stuhl zurück, und groß wie ich bin, ſprang ich zu ihm hinauf, meine Pfoten auf ſeine Schultern legend, indem ich nicht unterließ auf jene

Art, von der wir vorhin ſprachen, eifrigſt meinen Beifall, meine Freude zu bezeugen. Da umarmte er mich dann, und ſprach: Ha, Benfatto! (ſo nannte er mich zum Andenken unſeres Zuſammentreffens) du haſt mich verſtanden! du treuer verſtändiger Hund; ſollt' ich es denn nicht aufgeben, jemand Anderm vorzuſpielen als dir? — du ſollſt mich nicht verlaſſen.

Ich. Alſo Benfatto nannte er Dich?

Berganza. Ich traf ihn zuerſt in dem ſchönen Parke vor dem ......r Thor; er ſchien komponirt zu haben, denn er ſaß mit einem Notenblatt und einem Bleiſtift in der Hand in der Laube. In dem Augenblick, als er vor Begeiſterung glühend aufſprang und laut rief: Ah! — ben fatto! fand ich mich zu ihm und ſchmiegte mich ihm nach der bekannten Weiſe an, die ſchon der Fähnrich Campuzano erzählt hat. — Ach! warum konnte ich nicht bei dem Kapellmeiſter bleiben! — ich hatte die ſchönſten Tage — allein —

Ich. Halt, Berganza! — ich erinnere mich von dem Johannes Kreisler ſprechen gehört zu haben, indeſſen es hieß — nimm's nicht übel! — er habe ſchon ſein ganzes Leben hindurch zu Zeiten etwas Weniges übergeſchnappt, bis denn endlich der helle Wahnſinn ausgebrochen ſey, worauf man ihn in die bekannte hier ganz nahe gelegene Irrenanſtalt bringen wollen; er ſey indeſſen entſprungen. —

Berganza. Iſt er entſprungen, ſo geleite Gott ſeine Schritte. — Ja, mein Freund! den Johannes haben ſie erſchlagen und begraben wollen, und als er im Gefühl der göttlichen Uebermacht, die ihm der Geiſt verliehen, ſich frei regen und bewegen wollte, da mußte er wahnſinnig ſeyn.

Ich. Und war er es denn nicht?

Berganza. O ſey ſo gut, nenne mir doch den, der als Prototypus der Menſchheit überhaupt zum Verſtandesmeſſer aufgeſtellt werden, und dann nach der Thermometer-Skala ſeines Kopfs genau beſtimmen ſoll, auf welchem Grad der Verſtand des Patienten, oder ob er vielleicht gar über oder unter der ganzen Skala ſteht! — In gewiſſem Sinn iſt jeder nur irgend exzentriſche Kopf wahnſinnig, und ſcheint es deſto mehr zu ſeyn, je eifriger er ſich bemüht, das äußere matte todte Leben durch ſeine inneren glühenden Erſcheinungen zu entzünden. Jeden, der einer großen heiligen Idee, die nur der höheren göttlichen Natur eigen, Glück, Wohlſtand, ja ſelbſt das

Leben opfert, ſchilt gewiß der, deſſen höchſte Bemühungen im Leben ſich endlich dahin concentriren, beſſer zu eſſen und zu trinken, und keine Schulden zu haben, wahnſinnig, und er erhebt ihn vielleicht, indem er ihn zu ſchelten glaubt, da er als ein höchſt verſtändiger Menſch jeder Gemeinſchaft mit ihm entſagt. — So ſprach oft mein Herr und Freund Johannes Kreisler. — Ach, er mochte etwas Großes erfahren haben, das merkte ich an ſeinem ganz veränderten Betragen. Eine innere Wuth brach oft plötzlich in lichten Flammen auf, und ich erinnere mich, daß er einmal ſogar mit einem Prügel nach mir werfen wollte, es that ihm aber gleich leid und er bat es mir mit Thränen ab. — Was die Urſache geweſen, weiß ich nicht, da ich ihn nur auf ſeinen Abend- und Nachtſpaziergängen begleitete, Tags über hingegen ſeinen kleinen Hausrath und ſeine muſikaliſchen Schätze bewachte. — Bald darauf kamen viele Leute zu ihm, die ſprachen allerlei ungewaſchenes Zeug, und jeden Augenblick war von vernünftigen Vorſtellungen, von Beruhigen die Rede. Johannes erfuhr hier meine Stärke und Behendigkeit, denn da mir das Volk ſchon lange im höchſten Grade zuwider, ſprang ich, auf meines Herrn Wink, um ſo raſcher und kräftiger unter das Geſindel, und begann ſo den Angriff, den mein Herr dadurch glorreich beendete, daß er Einen nach dem Andern zur Thür hinauswarf. — Tages nachher ſtand mein Herr matt und entkräftet auf. — „Ich ſehe, lieber Benfatto, ſprach er, daß meines Bleibens hier nicht länger mehr iſt; — und auch wir müſſen uns trennen, mein treuer Hund! — Haben ſie mich doch ſchon deßhalb für toll gehalten, weil ich Dir vorſpielte, und mit Dir allerlei Vernünftiges ſprach! — Auch Dich könnte, bliebſt Du länger bei mir, der Verdacht des Wahnſinns verfolgen, und ſo, wie mich eine ſchändliche Einſperrung erwartet, der ich aber zu entgehen hoffe, Dich ein ſchmachvoller Tod durch des Büttels Hand treffen, dem Du nicht entgehen würdeſt. — Lebe wohl, ehrlicher Benfatto.“ — Schluchzend öffnete er die Thür und ich ſchlich mit hängenden Ohren die vier Treppen herab auf die Straße.

Ich. Aber, lieber Berganza! — die Erzählung des Abentheuers, das Dich hertrieb, haſt Du ganz vergeſſen.

Berganza. Alles bisher Erzählte war die Einleitung dazu. — Als ich nun ſo traurig und in mich gekehrt die Straße herablief, kam ein Trupp Menſchen auf mich zu, von denen einige rieſen:

„Greift den ſchwarzen Hund — greift ihn! — er iſt toll, er iſt gewiß toll!“ Ich glaubte meines Johannes Widerſacher zu erkennen, und da ich vorausſehen konnte, daß ich trotz meines Muthes, trotz meiner Geſchicklichkeit würde erliegen müſſen, ſprang ich raſch um die Ecke in ein anſehnliches Haus, deſſen Thür gerade offen ſtand. Alles verkündete Reichthum und Geſchmack; die breite lichte Treppe war ſchön gebohnt; kaum die Stufen mit meinen ſchmutzigen Tatzen berührend, war ich in drei Sprüngen oben, und kauerte mich in einem Ofenwinkel eng zuſammen. Nicht lange darauf hörte ich luſtiges Kindergeſchrei auf dem Flur und die holde Stimme eines ſchon erwachſenen Mädchens: „Liſette! vergiß nicht die Vögel zu füttern, meinem Seidenhäschen gebe ich ſchon ſelbſt etwas!“ — Da war es als triebe mich eine geheime unwiderſtehliche Gewalt hervor. Ich trat demnach mich krümmend und ſchwänzelnd in der demüthigſten Stellung, die mir zu Gebote ſteht, heraus, und ſiehe da — ein gar herrliches Mädchen von höchſtens ſechszehn Jahren, mit einem muntern goldlockigen Knaben an der Hand, ging gerade über den Hausflur. — Trotz meiner demüthigen Stellung erregte ich doch, wie ich es gefürchtet hatte, keinen geringen Schreck. — Das Mädchen ſchrie laut auf: „Was für ein häßlicher Hund, wie kommt der große Hund hierher!“ — drückte den Knaben an ſich, und ſchien fliehen zu wollen. Da kroch ich zu ihr hin, und mich zu ihren Füßen ſchmiegend, winſelte ich leiſe und wehmüthig. „Armer Hund, was fehlt dir,“ ſprach nun das holde Mädchen, und ſtreichelte mich mit der kleinen weißen Hand. Nun wußte ich nach und nach mein Vergnügen zu ſteigern, ſo daß ich zuletzt meine zierlichſten Sprünge verſuchte. Das Mädchen lachte und der Knabe jauchzte und hüpfte vor Freude. Bald äußerte er, wie Knaben gemeinhin zu thun pflegen, die Luſt, auf mir zu reiten; die Schweſter wehrte es ihm, ich drückte mich aber an den Boden, und lud ihn ſelbſt durch allerlei luſtiges Knurren und Schnupfen zum Aufſteigen ein. — Endlich ließ ihm die Schweſter ſeinen Willen, und kaum ſaß er auf meinem Rücken, ſo erhob ich mich langſam, und indem ihn die Schweſter in gar anmuthiger Stellung mit einer Hand hielt, ging es erſt im Schritt, dann in kleinen Courbetten den Hausplatz auf und ab. — Noch mehr als vorhin jauchzte und jubelte der Knabe, noch herzlicher lachte die Schweſter. Da trat noch ein Mädchen heraus, ſie ſchlug die kleinen Hände zuſammen, als ſie die Reiterei ſah, aber alsbald lief ſie heran und hielt den Knaben bei dem andern Arm. Nun durfte ich größere Sprünge wagen, nun ging es vorwärts im kurzen Galopp, und wenn ich pruſtend und kopfſchüttelnd es dem ſchönſten arabiſchen Hengſte gleich that, da ſchrieen die Kinder auf vor Freude. Bediente, Mägde kamen Treppe herauf, Treppe herunter — die Küchenthür öffnete ſich, der ſtattlichen Köchin entſank die kupferne Kaſſerolle und fiel klirrend auf den ſteinernen Boden, da ſie die glutbrothen Fäuſte in die Seite ſtemmte, um das Schauſpiel recht herzlich zu belachen. — Immer größer wurde das ſchauluſtige Publikum, immer lauter der Jubel; von dem ſchallenden Gelächter erdröhnten Wände, Decke und Boden, wenn ich als ein wahrer Pagliaßo irgend einen närriſchen Bocksſprung ausführte. — Plötzlich blieb ich ſtehen, man hielt mich für müde, aber als man den Knaben heruntergehoben, ſprang ich hoch auf und legte mich dann ſchmeichelnd zu des braunlockigen Mädchens Füßen. — Wahrhaftig, ſprach ſchmunzelnd die dicke Köchinn: wahrhaftig, Fräulein Cäzilia! es iſt, als wollte der Hund Sie zum Aufſitzen nöthigen. Da fiel der Chor der Bedienten, der Zofen, der Mägde ein: Ja, Ja! — ei der kluge Hund. Eine leiſe Röthe überflog Cäziliens Wangen, in dem blauen Auge brannte die Begier nach der kindiſchen Luſt — ſoll ich — ſoll ich nicht, ſchien ſie zu fragen, indem ſie den Finger an den Mund gelegt, mich freundlich anblickte. — Bald ſaß ſie auf meinem Rücken; nun ging ich, ſtolz auf meine holde Laſt, den Paßgang des Zelters, der die Königin zum Turnier trägt, und indem vorwärts, rückwärts, ſeitwärts ſich der verſammelte Troß anreihte, ging es wie ein Triumphaufzug den langen Flur hinauf, hinab! — Plötzlich trat eine große ſtattliche Frau von mittleren Jahren aus der Thüre des Vorzimmers und ſprach, indem ſie meine ſchöne Reiterinn ſcharf fixirte: Seht mir die tollen Kinderpoſſen! Cäzilia verließ meinen Rücken, und wußte ſo kindlich bittend mein unvermuthetes Einfinden, mein gutes Temperament, mein neckiſches Weſen darzuſtellen, daß endlich die Mutter zum Hausknecht ſagte: Gebt dem Hunde zu freſſen, und wenn er ſich an das Haus gewöhnt, ſo mag er hier bleiben und des Nachts Wache halten.

Ich. So warſt Du denn nun angenommen!

Berganza. Ei, mein Freund! der Ausſpruch der gnädigen Dame war wie ein Donnerſchlag in meinen Ohren, und hätte ich nicht in dem Augenblick auf meine höfiſchen Künſte gerechnet, ich wäre auf und davon gelaufen. Ich würde Dich nur ermüden, wenn ich Dir alle Mittel weitläufig herzählen ſollte, wie ich mich aus dem Stall in den Hausflur hinauf und endlich in die Prunkzimmer der Dame hineinſchmeichelte. — Nur ſo viel davon! — Die Kavalkaden des kleinen Knaben, welcher der Mutter Liebling zu ſeyn ſchien, retteten mich zuerſt aus dem Stall, und die Zuneigung des holden Mädchens, der ich gleich mit ganzer Seele ergeben, als ich ſie zum erſten Male ſah, brachte mich endlich in die Zimmer. Das Mädchen ſang ſo vortrefflich, daß ich es wohl merkte, wie der Kapellmeiſter Johannes Kreisler nur ſie gemeint hatte, wenn er von der geheimnißvollen zauberiſchen Wirkung des Tons der Sängerin ſprach, deren Geſang in ſeinen Werken lebe, oder ſie vielmehr dichte. — Sie hatte nach Art der guten Sängerinnen in Italien die Gewohnheit, jeden Morgen eine gute Stunde lang zu ſolfeggiren; ich ſchlich mich dann bei guter Gelegenheit zu ihr in den Saal, wo der Flügel ſtand und horchte ihr aufmerkſam zu. Hatte ſie geendigt, ſo gab ich ihr meinen Beifall durch allerlei luſtige Sprünge zu erkennen, wofür ſie mich mit einem guten Frühſtück belohnte, das ich auf die anſtändigſte Weiſe, ohne den Fußboden zu beſchmutzen, verzehrte. So kam es denn, daß man endlich im ganzen Hauſe von meiner Artigkeit und von meiner beſonderen Neigung zur Muſik ſprach, und Cäzilie beſonders, nächſt dieſen guten Eigenſchaften, meine Galanterie gegen ihr Seidenhäschen rühmte, das mich ungeſtraft bei den Ohren zupfe u. ſ. w. Die Dame vom Hauſe erklärte mich für einen ſcharmanten Hund, und ich wurde, nachdem ich einem litterariſchen Thee und einem Konzert mit der gehörigen Würde und einem nachahmenswerthen Anſtande beigewohnt, der Kammerklub, dem mein romanesker Eintritt ins Haus erzählt worden, mich auch mit dem einſtimmigſten Beifall beehrt hatte, zum Leibhunde Cäziliens erhoben, und ſo war das Ziel, wonach ich geſtrebt, richtig erlangt.

Ich. Nun ja, Du biſt in einem eleganten Hauſe, Du biſt der Liebling eines nach Deinen Andeutungen recht lieben Mädchens, allein Du wollteſt von der oberflächlichen Tendenz, von der Unwahrheit ſogenannter poetiſcher Gemüther reden, und dann beſonders die Kataſtrophe erzählen, die Dich hertrieb?

Berganza. Sachte — ſachte — mein Freund! — Laß mich erzählen, wie es mir in den Sinn kommt. Iſt es nicht wohlthätig für mich, bei manchem frohen Augenblick meines neueſten Lebens länger zu verweilen? — und dann gehört das Alles, was ich über den Eintritt in das Haus, das ich jetzt zur Hölle wünſche, erzählt habe, eben zu der unglücklichen Kataſtrophe, die ich nachher ſo geſchwind wie möglich, mit ein paar Worten abfertigen will; es ſey denn, daß mein verdammter Hang, Alles ſo hell und farbigt mit Worten auszumalen, wie es vor meines Geiſtes Augen ſteht, mich wieder hineinführt, wohin ich nicht wollte!

Ich. Nun ſo erzähle, lieber Berganza! — nach Deiner Art weiter fort.

Berganza. Die Cannizares hatte doch wohl am Ende Recht.

Ich. Was ſoll das jetzt?

Berganza. Man ſagt wohl: der Teufel mag es errathen; der Teufel erräth aber Manches doch nicht, und darum ſagt man auch wieder: das iſt ein dummer Teufel! — Eine beſondere Bewandtniß hat es immer mit mir und mit meinem Freunde Szipio gehabt. — Am Ende bin ich wirklich der Montiel, der aus der Art geſchlagen, und dem die Hundemaske, die ihn ſtrafen ſollte, nun zur Freude und zum Ergötzen dient. —

Ich. Berganza! ich verſtehe Dich nicht.

Berganza. Hätt' ich denn mit meinem treuen Gemüth für alles Gute und Wahre, mit meiner tiefen Verachtung alles oberflächlichen, allem Heiligen entarteten Weltſinnes, der die Menſchen jetzt mehrentheils befängt, all' die köſtlichen Erfahrungen, einen Schatz ſogenannter Lebensphiloſophie, ſammeln können, träte ich auf in ſtattlicher Menſchengeſtalt! — Dank dir, Teufel! der du das Hexenöl unwirkſam auf meinem Rücken braten ließeſt! Nun liege ich unbeachtet als Hund unter dem Ofen, und Eure innerſte Natur, Ihr Menſchlein! die Ihr ohne Scham und Scheu vor mir entblößt, durchſchaue ich mit dem Hohn, mit dem tiefen Spott, den Eure ekle leere Aufgedunſenheit verdient.

Ich. Haben Dir die Menſchen nie Gutes erzeigt, daß Du ſo mit Bitterkeit über das ganze Geſchlecht herfällſt?

Berganza. Mein lieber Freund, in meinem ziemlich langen Leben habe ich wohl manche, vielleicht unverdiente Wohlthat empfangen, und dankbar gedenke ich jedes frohen genußreichen Augenblicks, den mir Dieſer oder Jener abſichtslos verſchaffte. Merke auf! — Abſichtslos habe ich geſagt. Mit dem Gutesthun, meine ich, iſt es eine eigne Sache. Wenn mir einer den Rücken kratzt oder ſanft die Ohren kitzelt, welches mich gleich in einen behaglichen träumeriſchen Zuſtand verſetzt, oder mir das ſchönſte Stück Braten giebt, damit ich mich willig finden laſſe, zu ſeiner Luſt den Stock, den er weit weggeſchleudert oder gar in das Waſſer geworfen, wiederzuholen, oder auf den Hinterpfoten ſitzend aufzuwarten (ein mir in den Tod verhaßtes Manoeuvre), ſo hat er mir durchaus nichts Gutes gethan; es war ein Geben und Empfangen, Kauf und Verkauf, wobei von Gutesthun und Pflichten der Dankbarkeit nicht die Rede ſeyn kann. Aber der kraſſe Egoismus der Menſchen bewirkt es, daß Jeder nur mit Prahlerei das Gegebene rühmt, und ſich des Empfangenen wohl gar ſchämt, und ſo kommt es denn oft, daß zwei zugleich wechſelſeitig über Undankbarkeit für genoſſene Wohlthaten klagen. Mein Freund Szipio, dem es auch manchmal ſchlecht ging, diente zur Zeit auf dem Dorfe bei einem reichen Bauer, der ein harter Mann war, und ihm beinahe nichts zu freſſen, oftmals aber eine tüchtige Tracht Prügel gab. Einmal hatte Szipio, deſſen Fehler Näſchigkeit ſonſt nicht war, aus reinem Hunger einen Topf Milch ausgeſoffen, und der Bauer, der es bemerkt, ihn bis aufs Blut geſchlagen; Szipio ſprang ſchnell zum Hauſe hinaus, um dem gewiſſen Tode zu entgehen, denn der rachſüchtige Bauer ergriff eben die eiſerne Hacke; er rannte durch das Dorf, als er aber bei dem Mühlenteiche vorbei kam, ſah er, daß des Bauers dreijähriger Sohn, der eben am Ufer geſpielt, in die Wellen ſtürzte. Szipio war mit einem tüchtigen Sprunge im Waſſer, faßte das Kind mit den Zähnen bei den Kleidern, und ſchleppte es glücklich bis auf die grüne Wieſe, wo es ſich alsbald erholte und ſeinen Retter anlächelte und liebkoſte; nun rannte aber Szipio ſo ſchnell als er konnte davon, um nie wieder in das Dorf zurückzukehren. Siehſt Du, mein Freund, das war ein reiner Liebesdienſt. — Verzeih mir, daß ein ähnliches Beiſpiel von einem Menſchen mir nicht eben gleich einfallen wollte.

Ich. Mit all' Deiner Bitterkeit gegen uns Menſchen, die in gar ſchlechtem Credit bei Dir ſtehen, gewinne ich Dich doch immer mehr lieb, wackrer Berganza. Erlaube mir, daß ich ganz abſichtslos Dir meine Zuneigung auf eine, wie ich weiß, Dir wohlthuende Weiſe bezeige.

Berganza rückte etwas weniges pruſtend mir näher, worauf ich ihm mehrmals den Rücken nach dem Schweiſe zu ſtreichelte und kratzte; er bewegte, vor Vergnügen und Wolluſt ächzend, den Kopf hin und her, und drückte und ſchmiegte ſich unter meiner wohlthätigen Hand. Als ich endlich aufhörte, ging das Geſpräch weiter fort.

Berganza. Bei jeder angenehmen körperlichen Empfindung kommen mir auch im Geiſte die lieblichſten Bilder vor, und eben jetzt ſah ich die holde Cäzilia, wie ſie einmal in dem einfachen weißen Kleide, das dunkle Haar in glänzenden Zöpfen gar zierlich zuſammengeflochten, aus der Geſellſchaft weinend in ihr Zimmer trat. Ich ging ihr entgegen und kroch, wie ich zu thun pflegte, mich zuſammenkauernd, zu ihren Füßen. Da faßte ſie mich mit beiden Händchen beim Kopfe, und indem ſie mit ihrem hellen Auge, in dem noch eine Thräne glänzte, mich anblickte, ſagte ſie: „Ach! — Ach! ſie verſtehen mich nicht! — Keiner, die Mutter auch nicht. — Darf ich denn mit Dir reden, Du treuer Hund! wie ich es meine tief im Herzen? Ach, ich kann es ja doch nicht ausſprechen, und könnt' ich es, Du würdeſt mir nicht antworten, mir aber auch nicht wehe thun.“

Ich. Das Mädchen — die Cäzilia wird mir immer intereſſanter.

Berganza. — Gott der Herr, dem ich meine Seele empfehle, an der der Verruchte keinen Theil haben ſoll, unerachtet ich ihm höchſt wahrſcheinlich den noble Vénitien verdanke, worin ich mich nun ſchon ſo lange auf der großen Redoute hier unten umhertreibe — ja! Gott der Herr hat die Menſchen gar mannigfaltig geſchaffen. Die unendliche Varietät der Doggen, der Spitze, der Bologneſer, der Pudel, der Möpſe, iſt gar nichts gegen das bunte Allerlei der ſpitzen, ſtumpfen, aufgeworfenen, gebogenen Naſen; gegen die zahlloſe Variation der Kinne, der Augen, der Stirnmuskeln; und iſt es möglich, die Summe der unterſchiedlichen Sinnesarten, ſonderbaren Anſichten und Meinungen nur zu denken?

Ich. Wohin ſoll das führen, Berganza?

Berganza. Nimm es für eine allgemeine oder auch gemeine Reflektion.

Ich. Aber Du kommſt wieder ganz ab von Deiner Kataſtrophe.

Berganza. Ich wollte Dir nur ſagen, daß meine Dame Alles, was ſich von irgend bedeutenden Künſtlern und Gelehrten am Orte befand, in ihr Haus zu ziehen gewußt, und zuſammentretend mit den gebildetſten Familien, ſo einen litterariſch-poetiſch-künſtleriſchen Zirkel gebildet hatte, an deſſen Spitze ſie ſtand. Ihr Haus war in gewiſſer Art eine litterariſch-künſtleriſche Börſe, wo mit Kunſturtheilen, mit Werken ſelbſt, mitunter auch mit Künſtlernamen allerlei Geſchäfte gemacht wurden. — Die Muſiker ſind doch ein närriſches Volk!

Ich. Wie ſo, Berganza?

Berganza. Haſt Du nicht bemerkt, wie die Maler meiſtens ſo ſtörriſch und eigenſinnig ſind, wie ſie bei übler Laune kein Lebensgenuß freut, wie die Dichter nur im Genuß ihrer Werke ſich wohlbefinden? Aber die Muſiker ſchweben geflügelten Fußes über Alles hinweg; leckere Eſſer und noch beſſere Trinker, befinden ſie ſich bei der guten Schüſſel und bei der Prima-Sorte von allen Sorten Wein im Himmel, Alles um ſich vergeſſend, ſich verſöhnend mit der Welt, die ſie zuweilen ſchadenfroh ſtachelt, und gutmüthig dem Eſel verzeihend, daß ſein Ya keine reine Septime macht, weil er doch nun einmal als Eſel nicht anders ſingen kann, — kurz, die Muſiker ſpüren den Teufel nicht, und ſäße er ihnen auf der Ferſe.

Ich. Aber, Berganza, warum nun mit einem Mal wieder dieſe Abſchweifung?

Berganza. Ich wollte ſagen, daß meine Dame gerade von den Muſikern die größeſte Verehrung genoß, und, wenn ſie nach ſechswöchentlicher Privatübung eine Sonate oder ein Quintett takt- und ausdrucklos abſtümperte, von ihnen die erſtaunlichſten Lobeserhebungen erhielt; denn ihre Weine, von erſter Hand bezogen, waren vortrefflich, und Steaks aß man in der ganzen Stadt nicht beſſer. —

Ich. Pfui! — das hätte Johannes Kreisler nicht gethan!

Berganza. Doch, er thats. — Es liegt hierin keine Speichelleckerei, keine Falſchheit; nein, es iſt ein gutmüthiges Uebertragen des Schlechten, oder vielmehr ein geduldiges Anhören verworrener Töne, die vergebens danach ringen, Muſik zu werden, und dieſe Gutmüthigkeit, dieſe Geduld entſteht aus einer gewiſſen innern wohlbehaglichen Rührung, die nun wieder der gute Wein, nach einer vortrefflichen Speiſe reichlich genoſſen, unausbleiblich hervorbringt. — Ich kann die Muſiker um des Allen nur lieben, und da überhaupt ihr Reich nicht von dieſer Welt iſt, erſcheinen ſie, wie Bürger einer unbekannten fernen Stadt, in ihrem äußern Thun und Treiben ſeltſam, ja lächerlich, denn Hans lacht den Peter aus, weil er die Gabel in der linken Hand hält, da er, Hans, ſeine Lebetage hindurch ſie in der rechten Hand gehalten.

Ich. Aber warum lachen gemeine Menſchen über Alles, was ihnen ungewöhnlich iſt?

Berganza. Weil das Gewöhnliche ihnen ſo bequem geworden, daß ſie glauben, der, welcher es anders treibt und handthiert, ſey ein Narr, der ſich deshalb mit der ihnen fremden Weiſe ſo abquäle und abmartere, weil er ihre alte bequeme Weiſe nicht wiſſe; da freuen ſie ſich denn, daß der Fremde ſo dumm iſt, und ſie ſo klug ſind, und lachen recht herzlich, welches ich ihnen denn auch von Herzen gönne.

Ich. Ich wünſchte, Du kämeſt jetzt zu Deiner Dame zurück.

Berganza. Schon bin ich bei ihr. Meine Dame hatte die eigne Manie, alle Künſte ſelbſt treiben zu wollen. Sie ſpielte, wie ſchon geſagt, ja ſie komponirte ſogar, ſie malte, ſie ſtickte, ſie formte in Gips und Thon, ſie dichtete, ſie deklamirte, und dann mußte der Zirkel ihre abſcheulichen Kantaten anhören, und ihre gemalten, geſtickten, geformten Zerrbilder anſtaunen. Kurz vor meiner Ankunft ins Haus, hatte ſie mit einer bekannten mimiſchen Künſtlerinn, die Du oft geſehen haben wirſt, Bekanntſchaft gemacht, und von da an ſchrieb ſich der Unfug her, der nun mit den mimiſchen Darſtellungen in dem Zirkel getrieben wurde. Meine Dame war wohlgebildet, indeſſen hatte das herannahende Alter die an und für ſich ſelbſt ſchon ſtarken Züge des Geſichts noch tiefer eingefurcht, und überdieß waren die Formen des Körpers etwas über das Ueppige heraus verüppigt, und doch ſtellte ſie dem Zirkel die Pſyche dar, und die Jungfrau Maria, und was weiß ich für andere Götter- und Heiligengeſtalten. — Der Teufel hole die Sphinx und den Profeſſor der Philoſophie! —

Ich. Welchen Profeſſor der Philoſophie?

Berganza. In dem Zirkel meiner Dame waren bisweilen ſehr obligat: der Muſiker, der Cäzilien unterrichtete, ein Profeſſor der Philoſophie und ein unentſchiedener Charakter.

Ich. Was willſt Du mit dem unentſchiedenen Charakter ſagen?

Berganza. Nicht anders kann ich den Mann bezeichnen, von dem ich nie erfahren konnte, was er eigentlich meinte, und da ich nun gerade der drei gedenke, kann ich nicht umhin, ein Geſpräch unter ihnen anzuführen, das ich belauſchte. Der Muſiker ſah die ganze Welt in dem Widerſchein ſeiner Kunſt, er ſchien ſchwachen Verſtandes, weil er jede flüchtige Aeußerung des Wohlgefallens an derſelben für baare Münze nahm, und die Kunſt ſo wie den Künſtler überall hochgeehrt glaubte. Der Philoſoph, in deſſen jeſuitiſch fauniſchem Geſicht ſich der wahre Hohn über das gewöhnliche menſchliche Thun und Treiben ſpiegelte, traucte dagegen Keinem, und glaubte an den Ungeſchmack und an die Rohheit, wie an die Erbſünde. Er ſtand mit dem unentſchiedenen Charakter einmal im Nebenzimmer am Fenſter, als der Muſiker, der wieder in den höheren Regionen ſchwebte, zu ihnen trat. — Ha! rief er aus, — doch erlaube mir, daß ich, um das ewig wiederkehrende: „antwortete er, ſagte er,“ zu vermeiden, gleich in der Geſprächsform erzähle. — Läßt Du unſere jetzige Unterhaltung drucken, ſo muß das Geſpräch im Geſpräch gehörig eingerückt werden.

Ich. Ich ſehe, lieber Berganza! daß Du Alles mit Kenntniß und Einſicht behandelſt. Zu merkwürdig ſind Deine Worte, als daß ich ſie nicht, wie ein zweiter Campuzano, wiedererzählen ſollte. Dein Geſpräch im Geſpräch ordne wie Du willſt, denn mir ahnet's, daß ein aufmerkſamer Verleger dem Setzer einen wahren Floh ins Ohr ſetzen wird, damit er ja Alles gehörig, wie es dem Leſer wohlgefällig und leicht ins Auge tritt, einrichte.

Berganza. Alſo das Geſpräch:

Der Muſiker. Es iſt doch eine herrliche Frau mit ihrem tiefen Sinn für die Kunſt, mit ihrer vielſeitigen Ausbildung.

Der unentſchiedene Charakter. Ja, das muß man ſagen, Madame iſt ganz außerordentlich für die Kunſt portirt.

Der Profeſſor der Philoſophie. So? — So? Glaubt Ihr denn das wirklich, Ihr Leute? — Und ich ſage: nein! — Ich behaupte das Gegentheil!

Der unentſch. Char. Nun freilich, ſo mit dem Enthuſiasmus, wie unſer muſikaliſche Freund da denkt, möchte es doch wohl —

Der Profeſſor der Phil. Ich ſage Euch, da der ſchwarze Hund unter dem Ofen, der ſo verſtändig drein ſchaut, als hörte er unſerm Geſpräch recht aufmerkſam zu, ſchätzt und liebt die Kunſt mehr, als die Frau, der es Gott verzeihen möge, daß ſie ſich etwas aneignet, das ihr ganz fremd iſt. Ihre eiskalte Bruſt wird nie erwärmt, und wenn anderer Menſchen Herz beim Hinausſchauen in die Natur, in das All der Schöpfung, überſtrömt von heiligem Entzücken, da frägt ſie, wie viel Grad Hitze wir haben nach Reaumur, und ob es wohl noch regnen wird. So kann auch die Kunſt, dieſe Mittlerin zwiſchen uns und dem ewigen All, das wir nur durch ſie recht deutlich ahnen, nie in ihr einen höheren Gedanken entflammen. Sie, mit allen ihren Kunſtübungen, mit ihren Floskeln und Phraſen, ſie lebt im Gemeinen! — Sie iſt proſaiſch — proſaiſch — infam proſaiſch! —

Die letzten Worte hatte der Philoſoph, mit den Händen ſtark um ſich fechtend, ſo laut herausgeſchrieen, daß im Geſellſchaftsſaal beinahe Alles in Aufruhr gerieth, um den Proſaismus, der wie ein tückiſcher Feind ſtill und hinterliſtig herangeſchlichen ſchien, und den nun des Profeſſors Feldgeſchrei verrathen hatte, mit vereinter Macht zu bekämpfen. Der Muſiker war ganz verblüfft ſtehen geblieben, der unentſchiedene Charakter nahm ihn aber bei Seite, und ſagte freundlich ſchmunzelnd ihm leiſe ins Ohr:

„Freundchen, was halten Sie von des Profeſſors Worten? — Wiſſen Sie denn, warum er ſo gräßlich eifert, warum er ſo mit Eiskalte — Proſaismus, um ſich wirft? — Sie geſtehen, Madame iſt für ihre Jahre noch ziemlich friſch und jugendlich. — Nun da hat — lachen Sie, lachen Sie! da hat der Profeſſor ihr unter vier Augen durchaus gewiſſe philoſophiſche Sätze erklären wollen, die ihr zu ſchwierig waren. Sie ſchlug den beſondern philoſophiſchen Curſus, den der Herr Profeſſor mit ihr machen wollte, überhaupt gänzlich aus, und das hat er denn nun ſehr übel genommen, und ſchimpft und ſchmählt.“

„Sehen Sie mir das Bocksgeſicht! nun bin ich wieder feſt in meiner Meinung;“ ſagte der Muſiker, und Beide miſchten ſich unter die Geſellſchaft.

Aber, ich ſage es noch einmal, der Teufel hole die Sphinx und den Profeſſor der Philoſophie!

Ich. Warum das?

Berganza. Beide waren Schuld daran, daß ich nicht mehr den mimiſchen Darſtellungen meiner Dame beiwohnen durfte, und bei einem Haar mit Schimpf und Schande aus dem Hauſe gejagt worden wäre.

Ich. Du nimmſt wohl die Sphinx allegoriſch, um mir irgend einen neuen Charakter Deines Zirkels aufzuführen?

Berganza. Nichts weniger als das! — Ich meine die ächte Sphinx mit dem egyptiſchen Kopfputz und den ſtieren eirunden Augen.

Ich. So erzähle.

Berganza. Sey es nun aus Rache, wegen des verfehlten philoſophiſchen Curſus, wie der unentſchiedene Charakter behauptete, oder bloß aus Ekel und Abſcheu gegen das angeeignete leere Kunſtſtreben meiner Dame, kurz, der Profeſſor war ihr Ichneumon, der ſie ſtets verfolgte, und ehe ſie ſich's verſah, in ihrem Innerſten wühlte. Auf eine ganz eigne geſchickte Weiſe wußte er ſie in ihre eignen Floskeln und Phraſen, in ihre philoſophiſch-äſthetiſchen Kunſturtheile zu verflechten und zu verſtricken, daß ſie tief in den mit Unkraut bedeckten Irrgarten des proſaiſchen Unſinns hineingerieth, und vergebens den Ausweg ſuchte. Er trieb ſeine Bosheit ſo weit, daß er ihr unter dem Namen tiefer philoſophiſcher Sätze nichtsſagende, oder auf eine gemeine Albernheit hinauslaufende Phraſen vorſagte, die ſie bei ihrem ſtarken Wortgedächtniß behielt, und nun mit vielem Gepränge überall anbrachte; je toller und unverſtändlicher dieſe Sätze waren, deſto mehr gefielen ſie ihr, denn deſto höher ſtieg bei den Schwachköpfen die Bewunderung, ja die Vergötterung der herrlichen geiſtreichen Frau. — Doch zur Sache! — Der Profeſſor hatte mich ungemein liebgewonnen, wenn er nur konnte, ſtreichelte er mich und ſteckte mir gute Biſſen zu. Ich vergalt dieſe Zuneigung mit der herzlichſten Freundſchaft, und folgte ihm daher um ſo williger, als er mich eines Abends, da die Geſellſchaft eben im Begriff war, in den ſchwarzausgeſchlagenen Saal zu gehen, weil Madame ihre mimiſchen Darſtellungen produziren wollte, in ein Nebenzimmer lockte. Er hatte, wie gewöhnlich, wieder ein gutes Stück Kuchen in Bereitſchaft; während ich es verzehrte, fing er an mich leiſe am Kopfe und hinter den Ohren zu krauen, und endlich zog er ein Tuch hervor, welches er um meine Stirn ſchlang und mit vieler Mühe an den Ohren herum drapirte, wobei er, mich anſchauend, öfters lachte und ausrief: Kluger Hund — kluger Hund — ſey heute nur recht klug, und verdirb mir nicht den Spaß! Des Putzes noch vom Theater her gewohnt, ließ ich alles mit mir machen und folgte ihm willig und leiſe in den Saal, wo Madame ihre mimiſchen Darſtellungen ſchon begonnen hatte. Der Profeſſor wußte mich den Blicken der Zuſchauer ſo geſchickt zu entziehen, daß Niemand mich bemerkte. Endlich, nachdem Marien und Caryatiden gewechſelt hatten, trat Madame mit einem ganz ſeltſamen Kopfputz, der dem meinigen auf ein Haar glich, hervor, kniete hin und ſtreckte die Arme auf ein Tabouret vor ſich her, indem ſie ihre ſonſt geiſtreichen Augen zu einem ſtieren, unangenehm geſpenſtiſchen Blick zwang. Nun lockte mich der Profeſſor leiſe hervor, und ohne eigentlich den wahren Spaß zu ahnen, ſchritt ich gravitätiſch in die Mitte des Zimmers, und legte mich der Dame dicht gegenüber, die Vorderpfoten ausgeſtreckt, in meiner gewöhnlichen Stellung auf den Boden. Hochverwundert über ihre Figur, die vorzüglich des Theils halber, auf dem man zu ſitzen pflegt, und den die Natur in zu üppiger Fülle ausgebildet hatte, ſich ganz beſonders ausnahm, ſtarrte ich ſie unverwandt an mit dem ernſten, tiefſinnigen Blick, der mir eigen. — Der tiefen Todtenſtille folgte ein unmäßiges allgemeines Gelächter. Jetzt erſt erblickte mich die in der innern Kunſtanſchauung verſunkene Dame; ſie ſprang mit wilder Geberde wüthend auf, und rief mit Makbeths Worten: Wer hat mir das gethan? Aber Niemand hörte ſie, denn Alles, von dem gewiß überkomiſchen Anblick wie elektriſirt, rief und ſchrie noch durch einander: „Zwei Sphinxe — zwei Sphinxe im Conflikt!“ — Schafft mir den Hund aus den Augen, fort mit dem Hunde, aus dem Hauſe! tobte die Dame, und ſchon fielen die Bedienten über mich her, da ſprang meine Beſchützerin, die holde Cäzilia dazwiſchen, befreite mich von meinem egyptiſchen Kopfputz und führte mich auf ihr Zimmer. — Durfte ich nun zwar auch im Hauſe bleiben, ſo blieb doch der mimiſche Saal für mich auf immer verſchloſſen.

Ich. Und Du verlorſt im Grunde nicht viel dabei, denn die höchſte Spitze dieſer Kunſtgaukeleien hatteſt Du, Dank ſey es dem luſtigen Profeſſor, erlebt; das Uebrige wäre matt geblieben, da man natürlicherweiſe jede Einwirkung von Deiner Seite hintertrieben hätte.

Berganza. Den andern Tag war überall von der Doppelſphinx die Rede, und es zirkulirte ein Sonnett, deſſen ich mich noch recht gut erinnere, und welches wahrſcheinlich auch von dem Profeſſor verfaßt worden war.

Die beiden Sphinxe.

Sonnett.

Was liegt im falt'gen Rocke auf der Erde,
Verglaſ't die Augen, vorgeſtreckt die Hände?
Wohl klüger als Oedip wär', der's verſtände,
Des böſen Räthſels Deutung bringt Gefährde. —
Doch ſteh'! mit ernſter ſeltſamer Geberde
Schaut dort der ſchwarze Sphinx, und Feuerbrände
Schießt auf die Puppe er am andern Ende,
Damit im Tand der Tand vernichtet werde! —
Sie ſtehen auf! — Der Hund iſt's und die Dame,
Vereint im mimiſchen Talent zur Wette;
Die Poeſie erhob ſie aus dem Schlamme:
Giebt's Höh'res noch, das feſter ſie verkette?
Sie leben in der Kunſt! Hund er, ſie Dame;
Pagliaſſo er, und ſie — Arlekinette. —

Ich. Bravo, Berganza! — Das Sonnett iſt für ein gelegentliches Spottgedicht nicht übel, und Du haſt es mit Würde und dem angemeſſenen Ton hergeſagt. — Ueberhaupt liegt für mich ſchon in der Sonnettform ein ganz beſonderer, ich möchte ſagen, muſikaliſcher Reiz.

Berganza. Den das Sonnett auch wohl gewiß für jedes nicht ganz rohe Ohr hat, und ewig behaupten wird.

Ich. Und doch ſcheint mir die Form, das Metrum des Gedichts, immer etwas Untergeordnetes, worauf man in der neueſten Zeit nur zu viel Werth gelegt hat. —

Berganza. Dank ſey es dem Bemühen Eurer neueren, mitunter höchſt vortrefflichen Dichter, daß ſie metriſche Kunſt, welche die alten großen Meiſter des Südens mit Liebe und Sorgfalt übten, wieder in ihr wohlerworbenes Recht einſetzten. Die Form, das Metrum des Gedichts, iſt die zufällige Farbe, die der Maler den Gewändern ſeiner Perſonen giebt, — es iſt die Tonart, in der der Componiſt ſein Stück ſchreibt. Werden Beide nicht Farbe und Tonart mit reifer Ueberlegung, mit aller nur erſinnlichen Sorgfalt wählen, wie es der Ernſt, die Würde, die Anmuth, die Zärtlichkeit, die Leichtigkeit, die innere Behaglichkeit der vorzuſtellenden Perſon oder des Stücks erfordern? — Und wird nicht ein großer Theil der beabſichtigten Wirkung von der richtig getroffenen Wahl abhängen? — Ein keckgefärbtes Gewand erhebt oft die mittelmäßige Perſon, ſo wie die ungewöhnliche Tonart den gewöhnlichen Gedanken, und ſo kommt es denn oft, daß ſelbſt Verſe, denen ein tief eingreifender Sinn mangelt, und die nur auf der Oberfläche ſchwimmen, durch die Anmuth der Form, durch die zierliche Verſchlingung der Reime, den Geiſt wie in angenehmer Dämmerung mit lieblichem Spiel umfangen, und ſo, ganz abgeſehen davon, was der Verſtand vergebens darin ſuchen dürfte, einen geheimnißvollen Zauber ausüben, dem kein reizbares Gemüth zu widerſtehen vermag.

Ich. Aber der Mißbrauch, der nun von den Formkrämern gemacht wird —

Berganza. Dieſer ſogenannte Mißbrauch möchte wohl in ſeiner Wirkung ſich ganz auflöſen, und ich glaube, daß in dem jetzt emporgekommenen ſtrengen Beachten der Metrik, ſich auch der tiefere Ernſt zeigt, der ſich mit der eingetretenen verhängnißvollen Zeit über alle Zweige der Kunſt und der Litteratur verbreitet hat. Damals, als jeder ſogenannte Dichter zu jedem ſeiner Liedlein ſich ſelbſt ein ſtolprichtes holprichtes Metrum ſchuf, als die einzige ſüdliche Form, welche man noch zu kennen ſchien, die Ottave rime, auf die tollſte Weiſe verpfuſcht und verhudelt wurde, damals wollten die Maler nicht mehr zeichnen lernen, und die Componiſten keinen Contrapunkt ſtudiren. Kurz, es war eine Verachtung jeder Schule eingetreten, die in allen Künſten die verfehlteſten Zerrbilder hervorbringen mußte. Selbſt bei den mittelmäßigen Dichtern führen die Verſuche in allerlei Formen zu einer gewiſſen Geregeltheit, die immer beſſer thut, als die proſaiſche Ausgelaſſenheit des leeren Kopfs. Alſo bleibe ich dabei, es iſt ſchön und erfreulich, daß man auf die Form, auf das Metrum recht viel Fleiß verwendet.

Ich. Deine Combinationen, lieber Berganza, ſind ein wenig kühn, doch kann ich Dir in der That nicht Unrecht geben. — Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß ſich meine Anſichten nach der Ueberzeugung eines verſtändigen Hundes regeln würden.

Berganza. In dem Zirkel meiner Dame befand ſich ein junger Mann, den ſie mit dem Namen: Dichter! beehrten, und der, der neueſten Schule mit ganzer Seele anhängend, in lauter Sonetten, Canzonen u. ſ. w. lebte. Von beſonderer Tiefe des Geiſtes war bei ihm nicht die Rede, ſeine Gedichte, in ſüdlichen Formen geſchrieben, hatten indeſſen einen gewiſſen Wohlklang und eine Lieblichkeit des Ausdrucks, wodurch Gemüth und Ohr des Kenners beſtochen wurde. Er war, wie die Dichter insgemein ſind, und wie man es beinahe von ihnen fordert, ſehr verliebter Natur, und verehrte von weitem mit Inbrunſt und Andacht Cäcilien wie eine Heilige. Eben ſo wie der Dichter, ließ es ſich auch der Muſiker, der übrigens viel älter war, angelegen ſeyn, ihr ganz im Geiſt der Chevalerie den Hof zu machen, und es entſtand oft zwiſchen Beiden ein komiſcher Wettſtreit, in dem ſie ſich in tauſend kleinen Aufmerkſamkeiten und Galanterien überboten. Cäcilia zeichnete Beide, die im hohen Grade ausgebildet, all' die muſikaliſchen, deklamatoriſchen und mimiſchen Spielereien der Dame nur um ihrentwillen duldeten, und nur für ſie in dem Zirkel lebten, merklich vor all' den übrigen jungen Laffen und Gecken, die ſie umſchwärmten, aus, und belohnte ihre ganz abſichtsloſe Galanterie mit einer heitern kindlichen Offenheit, die das Entzücken ſteigerte, womit ſie das Mädchen im Gemüthe trugen. Ein freundliches Wort, ein holder Blick Dieſem zugeworfen, erregte oft bei dem Andern eine komiſche Eiferſucht, und es war höchſt ergötzlich, wenn ſie ſich Beide, wie die Troubadours der alten Zeit, auf Lieder und Geſänge herausforderten, die Cäciliens Anmuth und Holdſeligkeit preiſen.

Ich. Das Bild iſt anziehend, und ſolch' ein unſchuldiges zartes Verhältniß mit einem kindlichen Gemüth, kann dem Künſtler nicht anders als wohlthun; der Conflikt des Dichters mit dem Muſiker hat gewiß gute Werke hervorgebracht.

Berganza. Haſt Du nicht bemerkt, mein lieber Freund, daß alle diejenigen Perſonen, die mit einem trocknen ſterilen Gemüthe ſich nur das Poetiſche aneignen, ſich ſelbſt und Alles, was ſich mit ihnen zugetragen und noch zuträgt, für höchſt beſonders und wunderbar halten?

Ich. Allerdings! indem ſie alles das, was innerhalb der Wände ihres Schneckenhauſes vorgeht, für wundervoll halten; weil ſolchen erleuchteten Perſonen nichts Gemeines begegnen kann, bleibt ihr Sinn für die göttlichen Wunder der Natur verſchloſſen.

Berganza. So hatte auch meine Dame die Thorheit, Alles was ihr begegnete, höchſt ſonderbar und ominös zu finden. Selbſt ihre Kinder waren unter beſondern Umſtänden und geiſtigen Beziehungen geboren, und ſie gab nicht undeutlich zu verſtehen, wie ſeltſame Contraſte und widrige Elemente ſich zu einer beſondern Miſchung in den Geiſtern ihrer Kinder vereinigt hätten. Außer Cäzilien hatte ſie aber noch drei ältere Söhne, die unbedeutend und ſtumpf ausgeprägt waren, wie gemeine Scheidemünze, und dann ein jüngeres Mädchen, die in allen ihren Aeußerungen weder Gemüth noch Verſtand zu erkennen gab. Cäzilia war demnach die Einzige, die wirklich von der Natur nicht allein mit einem tiefen Sinn für die Kunſt, ſondern auch mit einem genialen Produktionsvermögen ausgeſtattet war. Bei einem weniger kindlichen unbefangenen Gemüthe, hätte ſie aber die Feierlichkeit, mit der die Mutter ſie behandelte, und die beſtändigen Aeußerungen, wie in ihr eine Künſtlerin geboren ſey, wie es noch nie eine gab, leicht überſpannen und auf Abwege führen können, von denen wenigſtens ein Frauenzimmer nicht ſo leicht wieder zurückkehrt.

Ich. Wie, Berganza, Du glaubſt auch an die Unverbeſſerlichkeit der Weiber?

Berganza. Mit ganzer Seele! — Alle verſchrobenen, überbildeten oder geiſtig erſtarrten Weiber gehören, wenigſtens nach dem fünf und zwanzigſten Jahr, unerbittlich ins ospitale degli incurabili, es iſt mit ihnen nichts mehr zu machen. Die Blüthezeit der Frauenzimmer iſt zugleich ihr eigentliches Leben, in dem ſie ſich mit nie erſchlaffender Kraft doppelt aufgeregt fühlen, alle ſeine Erſcheinungen begierig im Gemüthe aufzufaſſen. — Wie mit glühendem Purpur, umſäumt die Jugend alle Geſtalten, daß ſie wie verklärt dem freudetrunknen Auge erglänzen, und ein ewiger bunter Frühling ſchmückt ſelbſt die Dornenhecken mit ſüßduftenden Blumen. Nicht beſondere Schönheit, nicht ein ungewöhnlicher Verſtand, nein! nur jene Blüthezeit, nur irgend etwas, ſey es im Aeußern, oder im Ton der Stimme, oder ſonſt, das nur eine flüchtige Aufmerkſamkeit erregen kann, reicht hin, dem Mädchen überall die Verehrung ſelbſt geiſtreicher Männer zu verſchaffen, ſo, daß ſie unter älteren ihres Geſchlechts, wie im Triumphe, als die Königin des Feſtes auftritt. Aber nach dem unglücklichen Wendepunkte verſchwinden die ſchimmernden Farben, und mit einer gewiſſen Kälte, die in jedem Genuß das Geiſtig-Schmackhafte tödtet, verliert ſich auch jene Regſamkeit des Geiſtes. Keine Frau wird im Stande ſeyn, die Tendenzen zu ändern, welche ſie in jener goldnen Zeit hatte, die ihr allein das Leben ſcheint, und war ſie damals in Irrthümern des Verſtandes oder des Geſchmacks befangen, ſo nimmt ſie dieſelben ins Grab, verlangte auch der Ton, die Mode der Zeit, ſie mühſam zu verläugnen.

Ich. Es iſt gut, Berganza, daß Dir nicht Frauenzimmer, die über den Wendepunkt hinaus ſind, zuhören, Du würdeſt ſonſt übles Spiel haben.

Berganza. Glaube das nicht, mein Freund! — Im Grunde fühlen die Frauenzimmer es ſelbſt, wie in jener Blüthezeit ſich ihr ganzes Leben konzentrirt, denn nur daraus läßt ſich die ihnen mit Recht vorgeworfene Thorheit erklären, ihr Alter zu verläugnen. Ueber den Wendepunkt hinaus will Keine; ſie ſträuben und ſperren ſich; ſie kämpfen hartnäckig um das kleinſte Plätzchen hinter dem Schlagbaume, der, ſind ſie hindurch, ihnen das Land voll Wonne und Heiterkeit auf immer verſchließt. Drängen nun die jugendlichen Geſtalten immer mehr und mehr, und jede in die ſchönſten Blüthen des Frühlings geputzt, frägt: was will die Ungeſchmückte, Traurige unter uns? dann müſſen ſie fliehen voller Schaam, und retten ſich in den kleinen Garten, von dem ſie wenigſtens in den glänzenden Frühling hinüberchauen können, und an deſſen Ausgang die Zahl Dreißig ſteht, vor der ſie ſich fürchten, wie vor dem Engel mit dem flammenden Schwert.

-Bibl.
chen

Ich. Das iſt ſehr pittoresk, aber auch mehr pittoresk, als wahr! Denn habe ich nicht ſelbſt ältere Weiber gekannt, deren Liebenswürdigkeit den Mangel an Jugend ganz vergeſſen ließ?

Berganza. Das iſt nicht allein-möglich, ſondern ich will Dir ſogar zugeſtehen, daß der Fall nicht zu ſelten eintreffen kann, mein Satz bleibt indeſſen doch unwiderruflich feſt ſtehen. — Eine verſtändige Frau, die in früher Jugend gut erzogen, frei von Irrthümern, aus der Blüthezeit eine wohlthuende Ausbildung des Geiſtes hinübergebracht hat, wird Dir allemal eine angenehme Unterhaltung gewähren, ſobald Du Dirs gefallen laſſen willſt, in der Mitte zu ſchweben, und jeden höheren Forderungen zu entſagen; iſt ſie geiſtreich, ſo wird ſie nicht arm an witzigen Einfällen und Wendungen ſeyn; ſtatt aber das Rein-Komiſche rein gemüthlich zu betrachten, ſind dieſe dann mehr in falſchen Farben glänzende Ausbrüche eines innern Unmuthes, die Dich nur eine kleine Zeit hindurch täuſchen und beluſtigen können; iſt ſie ſchön, ſo wird ſie nicht unterlaſſen auch kokett zu ſeyn, und Dein Intereſſe an ihr wird in einen eben nicht löblichen Faunismus (um nicht ein anderes verächtliches Wort zu brauchen) ausarten, den ein in der Blüthezeit ſtehendes Mädchen bei keinem Manne erregt, der nicht im höchſten Grade verderbt iſt!

Ich. Goldene Worte! — Goldene Worte! Aber das gänzliche Stehenbleiben — das Beharren in früheren Irrthümern nach dem bezeichneten Wendepunkt — es iſt doch hart, Berganza!

Berganza. Aber wahr! Unſere Luſtſpieldichter haben das ſehr gut gefühlt, daher wurde vor einiger Zeit unſere Bühne von den ſchmachtenden, empfindelnden alten Mamſells nicht leer; die traurigen Reſte der empfindſamen Periode, in die ihre Blüthezeit fiel; jetzt iſt das nun längſt ganz vorbei, und es wäre Zeit, die Corinnen in die Stelle treten zu laſſen.

Ich. Du meinſt doch nicht die herrliche Corinna, die Dichterin, die im Vatikan in Rom gekrönt wurde — den herrlichen Myrthenbaum, der in Italien gewurzelt, ſeine Aeſte bis zu uns herüber gerankt hat, daß, in ſeinem Schatten ruhend, uns des Südens Blumendüfte umſäuſeln?

Berganza. Sehr ſchön und poetiſch geſagt, wiewohl das Bild etwas gigantesk iſt, da der von Italien bis nach Deutſchland herüber reichende Myrthenbaum wirklich im größten Styl gerathen! — Uebrigens habe ich eben jene Corinna gemeint, die als über die Blüthezeit der Weiber hinaus ausdrücklich geſchildert, wie ein wahrer Troſt, ein wahres Labſal für alle alternde Frauen erſchienen, denen nun das Thor der Poeſie, Kunſt und Litteratur angelweit geöffnet, wiewohl ſie zu bedenken hätten, daß ſie nach meinem richtigen Grundſatz ſchon in der Blüthezeit Alles ſeyn mußten, und Nichts mehr werden können. — Iſt Dir die Corinna nie zuwider geworden?

Ich. Wie wäre das möglich geweſen? — Mir freilich, wenn ich ſie mir als im Leben wirklich zu mir hintreten dachte, glaubte ich mich von einem gewiſſen unwohlthätigen, unheimlichen Gefühl befangen, ich hätte mich nie in ihrer Nähe wohl und gemüthlich befunden.

Berganza. Dein Gefühl war ganz richtig; ich hätte mich, war ihr Arm und ihre Hand auch noch ſo ſchön, niemals von ihr ſtreicheln laſſen können, ohne einen gewiſſen innern Abſcheu zu ſpüren, der mich gewöhnlich des Appetits beraubt — ich ſage das nur hündiſcher Weiſe! — Im Grunde genommen, liegt aber in dem Geſchick der Corinna ſelbſt der Triumph meiner Lehre; denn vor dem glänzenden reinen Strahl der Jugend verſchwindet in bloßen Schein ihr Nimbus, und in dem ächtweiblichen Streben nach dem geliebten Mann, geht ſie in ihrer eignen Unweiblichkeit oder vielmehr in ihrer verzerrten Weiblichkeit rettungslos unter! — Meine Dame gefiel ſich ungemein darin, die Corinna vorzuſtellen.

Ich. Welche Thorheit, wenn ſie nicht wenigſtens die wahre Anregung der Kunſt in ſich ſpürte.

Berganza. Nichts weniger als das, mein Freund! Du kannſt es mir glauben! Meine Dame hielt ſich gern auf der Oberfläche, und ſie hatte eine gewiſſe Fertigkeit erlangt, dieſer Oberfläche einen Schimmer zu geben, der die Augen mit falſchem Licht blendete, ſo, daß man die Seichtigkeit nicht gewahr wurde. So glaubte ſie ſchon, ihrer wirklich ſchönen Arme und Hände wegen die Corinna zu ſeyn, und ging von der Zeit an, als ſie das Buch geleſen, an Bruſt und Armen mehr entblößt, als es wohl einer Frau in ihren Jahren geziemlich iſt, und ſchmückte ſich überaus mit zierlichen Ketten, antiken Cameen und Ringen, ſo wie ſie oft mehrere Stunden zubrachte, ihr Haar mit köſtlichen Oelen ſalben, und in zierlichen künſtlichen Geflechten zu dieſem oder jenem antiken Kopfſchmuck irgend einer Kaiſerin aufringeln zu laſſen. — Böttigers kleinliche Antikenkrämereien waren ihr eben recht; aber mit den mimiſchen Darſtellungen nahm es ein plötzliches Ende.

Ich. Und wie das, Berganza?

Berganza. Du kannſt denken, daß meine unerwartete Erſcheinung als Sphinx der Sache ſchon einen ziemlichen Stoß gegeben hatte, indeſſen hatten die mimiſchen Darſtellungen doch noch ihren Fortgang, zu denen ich aber nicht mehr zugelaſſen wurde. Zuweilen wurden nun auch nach der Dir bekannten Methode ganze Gruppen dargeſtellt; Cäzilia ließ ſich indeſſen nie dazu bereden, daran Antheil zu nehmen. Endlich aber, als die Mutter ſehr in ſie drang, und als der Dichter und der Muſiker ſich in ſtürmiſchen Bitten vereinigten, ließ ſie es ſich doch gefallen, in der nächſten mimiſchen Akademie, wie meine Dame ihre Uebungen vornehm nannte, die Heilige, deren Namen ſie bedeutungsvoll trug, darzuſtellen. — Kaum war das Wort gegeben, als die Freunde in raſtloſer Thätigkeit ſich beeiferten, Alles herbeizuſchaffen und anzuordnen, was zur würdigen und effektvollen Darſtellung der Heiligen durch die holde Geliebte nöthig war. Der Dichter wußte eine ſehr gute Copie der heiligen Cäzilia von Carlo Dolce, die ſich bekanntlich in der Dresdener Gallerie befindet, aufzutreiben, und da er zugleich ein geſchickter Zeichner war, zeichnete er dem Theaterſchneider des Orts ſo genau jeden Theil der Gewänder vor, daß dieſer im Stande war, aus ſchicklichen Stoffen Cäziliens Draperie ganz herzuſtellen; auch der Muſiker that geheimnißvoll, und ſprach von dem Effekt, den man ihm allein verdanken werde. Cäzilia, als ſie das emſige Bemühen der Freunde ſah, als Beide mehr als je ſich beeiferten, ihr tauſend angenehme Dinge zu ſagen, fand immer mehr Intereſſe an der Rolle, die ſie erſt hartnäckig verſchmäht hatte, und konnte kaum den Tag der Darſtellung erwarten, der nun endlich herankam.

Ich. Ich bin begierig, Berganza! — wiewohl ich wieder einigen teufliſchen Unrath merke.

Berganza. Diesmal hatte ich mir vorgenommen in den Saal zu dringen, es koſte was es wolle; ich hielt mich an den Philoſophen, und dieſer, aus reiner Dankbarkeit, daß ich ſeiner Schelmerei ſo beigeſtanden, wußte auch mir ſo geſchickt die Thür zu rechter Zeit zu öffnen, daß ich hineinſchlüpfen und meinen Platz, von Niemanden bemerkt, an gehöriger Stelle nehmen konnte. Man hatte diesmal einen Vorhang quer durch den Saal gezogen, und die Beleuchtung zwar oben, aber nicht wie ſonſt, aus der Mitte ſtrömend, und die Gegenſtände von allen Seiten ſo wie durchſichtig beleuchtend, ſondern auf der einen Seite angebracht. Als der Vorhang ſich wegſchob, ſaß ganz wie auf Dolce's Gemälde, in ſeltſame Gewänder maleriſch gekleidet, die heilige Cäzilia vor der kleinen alterthümlichen Orgel, und mit geſenktem Haupte tiefſinnig in die Taſten ſchauend, ſchien ſie die Töne körperlich zu ſuchen, die geiſtig ſie umſchwebten. So glich ſie ganz dem Gemälde Carlo Dolce's. — Nun erklang ein ferner Akkord lang ausgehalten und in die Lüfte verſchwebend. — Cäzilia erhob leiſe den Kopf. — Nun hörte man wie aus höchſter Ferne einen Choral weiblicher Stimmen, ein Werk des Muſikers. Die einfachen und doch in wunderbarer Folge fremd und wie aus einer andern Welt herabgekommen klingenden Akkorde dieſes Chors von Cherubim und Seraphim, erinnerten mich lebhaft an manche Kirchenmuſik, die ich vor zweihundert Jahren in Spanien und in Italien gehört, und ich fühlte denſelben heiligen Schauer mich durchbeben, wie damals. Cäziliens gen Himmel gerichtete Augen erglänzten in heiliger Verzuckung, und unwillkürlich ſank der Philoſoph mit emporgehobenen Händen auf die Knie, indem er tief aus dem Innerſten heraus rief: Sancta Caecilia, ora pro nobis. Viele aus dem Zirkel folgten in wahrhafter Begeiſterung ſeinem Beiſpiel, und als der Vorhang zurauſchte, war Alles, ſelbſt manches junge Mädchen nicht ausgenommen, in ſtille Andacht verſunken, bis eine laute allgemeine Bewunderung dem Drange des innern Gefühls Luft machte. Der Dichter und der Muſiker gebehrdeten ſich wie närriſch, indem ſie ſich einmal über das andere umarmten, und dabei heiße Thränen vergoſſen. Man hatte Cäzilien gebeten, den Abend über in den phantaſtiſchen Kleidern der Heiligen zu bleiben. Sie hatte es aber mit feinem Sinn ausgeſchlagen, und als ſie nun in ihrem gewöhnlichen einfachen Schmuck in der Geſellſchaft erſchien, ſtrömte Alles mit den größten Lobeserhebungen auf ſie zu, indem ſie mit kindlicher Unbefangenheit nicht begreifen konnte, was man denn ſo lobe, und alles tief Ergreifende der Darſtellung auf die effektvollen Anordnungen des Dichters und des Muſikers ſchob. Nur Madame war unzufrieden, da ſie wohl fühlte, daß ſie mit ihren nach Gemälden und Zeichnungen ſtudirten, und tauſendmal vor dem Spiegel verſuchten Poſituren, niemals auch nur einen Schatten der Wirkung hatte hervorbringen können, die Cäzilien auf das erſte Mal ſo gelungen war. — Sie bewies ſehr künſtlich, was Cäzilien noch alles fehle, um eine mimiſche Künſtlerin zu ſeyn, welches dem Philoſophen die leiſe boshafte Anmerkung ablockte, daß Cäzilien doch durchaus nicht geholfen ſeyn würde, wenn Madame ihr das, was ſie zur mimiſchen Künſtlerin zu viel habe, abgebe. Madame beſchloß damit, daß Privatſtudien, ſo wie der Unterricht in der Naturphiloſophie, es nöthig machten, ihre mimiſchen Darſtellungen vor der Hand einzuſtellen. Dieſe im höchſten Unmuth gegebene Erklärung, ſo wie der Tod eines Verwandten, änderten überhaupt die ganze Einrichtung des Hauſes. — Dieſer Alte war eine der poſſierlichſten Erſcheinungen, die mir jemals vorgekommen.

Ich. Wie das?

Berganza. Er war von vornehmen Eltern geboren; und weil er etwas mit dem Bleiſtift kritzeln und auf der Violine ſchaben konnte, hatten ſie ihm in jüngern Jahren eingebildet, er verſtehe etwas von der Kunſt. Das hatte er endlich geglaubt, und nun ſo lange von ſich ſelbſt keck behauptet, bis es auch Andere glaubten, und ihm eine gewiſſe Geſchmacks-Tyrannei, die er ſich in ſeiner guten Zeit anmaßte, willig einräumten. Das konnte nun, da man nur zu bald ſeine Schwächlichkeit einſah, nicht lange dauern. Indeſſen datirte er von dieſer Zeit ſeines höchſten eingebildeten Glanzes die kurze Periode des goldnen Zeitalters der Kunſt, und ſchimpfte ziemlich grob auf Alles, was nachher ohne ſein Zuthun, und ohne die ihm eingeprägten Ammenregeln der Profeſſion zu beachten, gefertigt worden. Der Mann war im Umgange, wie ſeine Periode, mittelmäßig und langweilig, aber in ſeinen künſtleriſchen Verſuchen, die er noch nicht ganz aufgeben konnte, und die natürlicherweiſe höchſt betrübt ausfielen, eben ſo ergötzlich, als in ſeinem komiſchen Eifer gegen Alles, was über ſeinen kleinen Duodez-Horizont hinausragte. — Kurz, als der Mann, der mit ſeinen ſchiefen Kunſtanſichten, bei ſeinem noch immer großen Einfluß, viel Schaden hätte anrichten können, endlich glücklicherweiſe ſtarb, befand er ſich gerade im ſechſten Alter.

Ich. Ganz Recht: Das ſechſte Alter
Macht den beſockten hagern Pantalon,
Brill' auf der Naſe, Beutel an der Seite;
Die jugendliche Hoſe wohl geſchont,
'Ne Welt zu weit für die verſchrumpften Lenden;
Die tiefe Männerſtimme, umgewandelt
Zum kindiſchen Diskante, pfeift und quäkt
In ſeinem Ton!

Berganza. Du haſt Deinen Shakeſpeare wacker auf der Zunge! -- Genug, der komiſche Alte, der nicht unterließ, Alles höchlich zu bewundern, was meine Dame unternahm, war nun todt, und die Zirkel auf einige Zeit geſtört, bis der Sohn eines Hausfreundes von der Akademie zurückkam und eine Anſtellung erhielt, da wurde das Haus meiner Dame wieder lebendiger.

Ich. Wie geſchah das?

Berganza. Kurz und gut, Cäzilia wurde an Monſieur George (ſo nannte ihn der ſchwindſüchtige Papa, deſſen Bild mit Waſſer in Waſſer gemalt noch zu kräftig werden würde) verheirathet, und die Hochzeitsnacht führte die unglückliche Kataſtrophe herbei, welche mich herbrachte.

Ich. Was? Cäzilia verheirathet? — und wie ging es mit den Galanterien des Dichters und des Muſikers?

Berganza. Könnten Lieder tödten, ſo wäre George gewiß nicht am Leben geblieben. — Madame hatte ſeine Ankunft mit vielem Pomp verkündigt, und das war nöthig, um ihn vor dem lauten Spott zu ſichern, den ſonſt ſein linkiſches Betragen, ſeine bis zum Ekel wiederholten Erzählungen nichtsbedeutender Dinge hervorgebracht haben würden. — Er hatte ſichtlich früh an dem Uebel gelitten, das den armen Campuzano in das Hoſpital der Auferſtehung brachte; das, ſo wie vielleicht noch andere Jugendſünden, mochte auf ſeinen Verſtand gewirkt haben. Seine ganze Phantaſie drehte ſich um die Begebenheiten ſeiner akademiſchen Jahre, und zur Würze dienten ihm, war er unter Männern, die niedrigſten Zoten, wie ich ſie kaum in den Wachſtuben und gemeinen Schenken gehört habe, welche er mit ſichtlichem Behagen und großer Freude nicht aufhören konnte zu erzählen. Waren Damen zugegen, ſo rief er Dieſen oder Jenen in die Ecke des Zimmers, und machte durch ein ſchallendes Gelächter bei dem Schluſſe der Erzählung, der Geſellſchaft bemerkbar, daß das wieder ein ganz verfluchter Spaß geweſen ſey. Du kannſt denken, lieber Freund! daß dieſer unſaubre Geiſt unter den höher Geſinnten des Zirkels einigen Abſcheu und Ekel erregen mußte.

Ich. Aber Cäzilia, die kindliche reine Cäzilia, wie konnte ſie nur einen ſolchen verworfenen Menſchen —?

Berganza. O mein Freund, den künſtlichen Schlingen des Teufels, der jede Gelegenheit benutzt, ſeinen Hohn gegen die Menſchen in gewaltſamen Contraſten recht auszulaſſen — denen iſt es ſehr ſchwer zu entgehen. George näherte ſich Cäzilien im Einverſtändniſſe mit der Mutter. Er wußte durch anſcheinend unbedeutende, aber mit der Erfahrung des abgefeimten Lüſtlings wohlberechnete Liebkoſungen ihre Sinnlichkeit zu reizen; er wußte durch manche leicht verhüllte Zote ihre Neugierde auf gewiſſe Geheimniſſe zu leiten, die nun ſie mit magiſcher Kraft umfingen, und begierig ſog die unbefangene kindliche Seele, einmal in den verderblichen Kreis hineingelockt, den giftigen Dunſt ein, von dem betäubt, ſie ſich als Opfer der unglückſeligſten Convenienz hingeben ſollte.

Ich. Der Convenienz?

Berganza. Was anders! — Madame's zerrüttete Vermögensumſtände machten die Verbindung mit dem reichen Hauſe wünſchenswerth, und all' die hohen Kunſtausſichten und Anſichten, von denen man in ſo vielen wohlgeſtellten Floskeln und Phraſen geſprochen, gingen darüber zum Teufel! —

Ich. Aber noch kann ich immer nicht begreifen, wie Cäzilia —

Berganza. Cäzilia hatte noch nie geliebt, jetzt nahm ſie die gereizte Sinnlichkeit für jenes hohe Gefühl ſelbſt, und konnte das ſiedende Blut jenen göttlichen Funken, der ſonſt in ihrer Bruſt brannte, auch nicht verlöſchen, ſo glimmte er doch nur mühſam fort und konnte nicht mehr zur reinen Flamme auflodern. — Kurz, die Heirath wurde vollzogen.

Ich. Aber Deine Kataſtrophe, lieber Berganza —

Berganza. Die iſt nun, nachdem das Wichtigſte vorüber, mit wenigen Worten bald erzählt. Du kannſt denken, wie ich den Georg haßte. Er durfte in meiner Gegenwart ſeine ekelhaften Liebkoſungen nur bis zu einem gewiſſen Grade ſteigern, gewiſſe ihm ganz eigne Zärtlichkeiten ſtörte ich augenblicklich durch gewaltiges Knurren, und Georgs Verſuch, mich einmal mit einer Ohrfeige zur Ruhe zu verweiſen, beſtrafte ich mit einem tüchtigen Biß nach der Wade, die ich ausgeriſſen hätte, wenn es möglich geweſen wäre etwas Anderes zu faſſen als den feſten Knochen. Da ſtieß das Männlein einen Schrei aus, der bis in das dritte Zimmer nachgellte, und ſchwur mir den Tod. Cäzilia behielt mich deſſen unerachtet lieb; ſie bat für mich, aber mich mitzunehmen, ſo wie ſie es im Sinne hatte, daran war nicht zu denken, Alles war dagegen, weil ich nach des Bräutigams Wade geſchnappt, wiewohl der unentſchiedene Charakter, der noch zuweilen ins Haus kam, keck behauptete, Georgs Wade ſei eine Negation, ein Non-Ens, die Sünde dagegen daher unmöglich, in Nichts könne man nicht hineinbeißen u. ſ. w. Ich ſollte bei Madame bleiben. Welch ein trauriges Verhängniß! Am Hochzeitstage ſpät Abends machte ich mich heimlich davon; als ich aber bei Georgs hell erleuchtetem Hauſe vorüberkam und die Hausthür weit geöffnet ſah, konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, von Cäzilien, koſte es was es wolle, noch einmal ganz nach meiner alten Art Abſchied zu nehmen. Ich ſchlich mich daher mit den hineinſtrömenden Gäſten die Treppe hinauf, und mein Glücksſtern ließ mich die freundliche Liſette, Cäziliens Kammermädchen, finden, die mich in ihr Stübchen lockte, wo mir bald ein ſtattliches Stück Braten entgegendampfte. Ich fraß im Zorn und Grimm, und um mich zu der mir wahrſcheinlich bevorſtehenden weiten Reiſe recht zu ſtärken, Alles hinein, was ſie mir gegeben, und ſchlich dann in den erleuchteten Corridor. In dem Gedränge der auf- und abtreibenden Bedienten, der Zuſchauer, die ſich eingefunden, bemerkte mich Niemand. Ich ſchnupperte und ſpürte bedächtig umher, und mein feines Organ verrieth mir Cäziliens Nähe; eine halbgeöffnete Thür erlaubte mir den Eingang, und eben in dem Augenblick kam Cäzilia im prächtigen Brautputz mit einem Paar Freundinnen aus einem Nebenzimmer. Unklug wäre es geweſen, ſich jetzt ſchon zu zeigen, ich drückte mich daher in die Ecke und ließ ſie vorüber. Kaum war ich allein, als ein ſüßer Duft, der aus dem Nebenzimmer ſtrömte, mich hinanlockte. Ich ſchlüpfte hinein und befand mich in dem herrlich geputzten duftenden Brautgemach. Eine Alabaſterlampe warf ihr mildes Licht auf die Gegenſtande umher, und ich erblickte Cäziliens zierliche mit Spitzen reich beſetzte Nachtkleider, die auf dem Sopha ausgebreitet lagen. Nicht umhin konnte ich, ſie mit Wohlgefallen zu beſchnüffeln; indem hörte ich haſtige Schritte in dem Nebenzimmer, und eilte, mich in einem Winkel neben dem Brautbette zu verſtecken. Cäzilia trat erhitzt hinein, Liſette folgte ihr, und in wenigen Minuten war das reiche Gewand mit dem einfachen Nachtkleide vertauſcht. — Wie ſchön ſie war! — Ich kroch leiſe winſelnd hervor! — „Was, Du da? mein treuer Hund,“ rief ſie, und meine plötzliche Erſcheinung in dieſer Stunde ſchien auf eine ganz eigne geſpenſtiſche Weiſe ſie anzuregen, denn eine plötzliche Bläſſe überflog ihr Geſicht, und die Hand nach mir ausſtreckend, ſchien ſie ſich überzeugen zu wollen, ob ich denn wirklich da, oder ob ich nur ein Phantom ſei. Seltſame Ahnungen mußten ſie durchdringen, denn Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, und ſie ſagte: „Geh! geh! treuer Hund, nun muß ich Alles verlaſſen, was mir bisher lieb war, weil ich *ihn* habe, ach, ſie ſagen ja, er wird mir Alles erſetzen; er iſt auch wirklich ein recht guter Mann, er meint es gut, wenn auch bisweilen — doch ich verſteh' es ja nicht — nun geh, geh!" — Liſette öffnete die Thür, ich kroch aber unter das Bett. Liſette ſagte nichts, und Cäzilia hatte es nicht bemerkt. — Sie war allein und mußte bald dem ungeduldigen Bräutigam die Thür öffnen; er ſchien berauſcht, denn er ergoß ſich in den pöbelhafteſten Zoten, und mißhandelte die zarte Braut mit ſeinen plumpen Liebkoſungen. Wie er nun ſo ſchamlos mit der nie zu befriedigenden Begier des entnervten Lüſtlings die geheimſten Reize des keuſchen Mädchens enthüllte, wie ſie, dem Opferlamm gleich, ſtill weinend unter ſeinen rohen Fäuſten litt, das machte mich ſchon toll, — ich murrte unwillkürlich, aber Niemand hörte es. — Nun nahm er Cäzilien in ſeine Arme und wollte ſie ins Bett tragen, aber der Wein wirkte immer mehr, und er taumelte mit ihr gegen den Bettpfoſten, der ſie an den Kopf traf, daß ſie aufſchrie. Sie riß ſich aus ſeinen Armen und ſtürzte ſich ins Bett. „Liebchen, bin ich beſoffen? — ſei nicht böſe, Liebchen," ſtammelte er mit lallender Zunge, indem er ſeinen Schlafrock herunterriß und ihr nachwollte. Aber im jähen Schreck über die entſetzliche Mißhandlung des elenden Schwächlings, der in der keuſchen engelreinen Braut nur das feile Freudenmädchen ſah, ſchrie ſie auf in ſchneidendem Jammer: „Ich Unglückſelige, wer ſchützt mich vor dieſem Menſchen!" Da ſprang ich wüthend hervor auf's Bett, packte mit einem kräftigen Biß den dürren Schenkel des Elenden und riß ihn über den Boden des Zimmers zur Thür, die ich, mich mit voller Gewalt andrängend, aufſprengte, hinaus auf den Flur. Indem ich ihn zerfleiſchte, daß er blutbedeckt da lag, raſ'te er vor Schmerz, und die fürchterlichen hohlen Töne, die er ausſtieß, weckten das ganze Haus. Bald wurde es lebendig — Bediente, — Mägde rannten die Treppe herab mit Ofengabeln — Schaufeln — Prügeln bewaffnet, aber mit ſtummem ſtarrem Entſetzen betrachteten ſie die Szene, Keiner wagte ſich mir näher, denn ſie hielten mich für toll und fürchteten meinen verderblichen Biß. Unterdeſſen ſtöhnte und ächzte halb ohnmächtig Georg unter meinen Biſſen und Tritten, ich konnte nicht von ihm ablaſſen. Da flogen Prügel, Geſchirre nach mir, krachend zerſplitterten die Fenſter, — Gläſer, Teller, noch vom geſtrigen Schmauſe ſtehen geblieben, ſtürzten zertrümmert von den Tiſchen, aber mich traf kein wohlgezielter Wurf. Der lange verhaltene Grimm machte mich mordſüchtig; ich war im Begriff meinen Feind bei der Kehle zu packen und ihm das Garaus zu machen, da ſprang einer mit einem Gewehr aus dem Zimmer, das er ſogleich auf mich abdrückte, die Kugel ſauſte mir dicht bei den Ohren vorbei. Ich ließ den Feind ohnmächtig liegen und ſetzte die Treppe hinab. Wie das wüthende Heer kam mir nun der dicke Haufe nachgetrappelt. — Meine Flucht gab ihnen Muth. — Aufs Neue flogen Beſen — Prügel — Ziegelſteine mir nach, von denen mich einige hart genug trafen. Nun war es Zeit, ſich aus dem Staube zu machen; ich ſtürzte mich auf die Hinterthür, ſie war zum Glück nur angelehnt, und im Augenblick befand ich mich in dem weitläufigen Garten. Schon tobte mir der Haufe nach — der Schuß hatte die Nachbaren geweckt — „ein toller Hund, ein toller Hund!“ erſcholl es überall; nach mir geworfene Steine ſauſten durch die Luft, da gelang es mir nach drei vergeblichen Sprüngen, endlich über die Mauer zu ſetzen, und nun rannte ich unaufhaltſam fort durch das Feld, und gönnte mir kaum einen Augenblick Ruhe, bis ich glücklich hier anlangte, wo ich auf eine ſeltſame Weiſe mein Unterkommen bei dem Theater fand.

Ich. Wie, Berganza! — Du bei dem Theater?

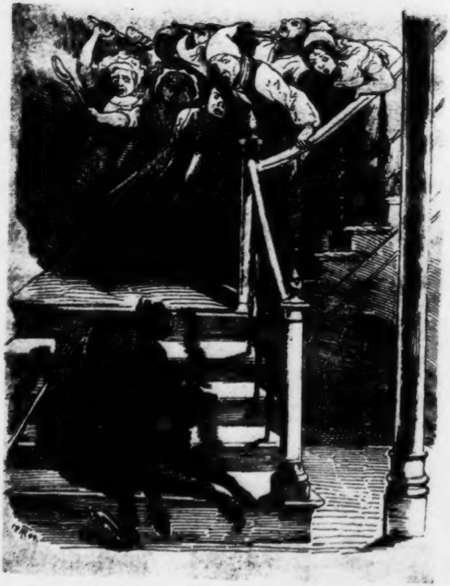
Berganza. Du weißt ja, daß das eine alte Neigung von mir iſt.

Ich. Ja! ich erinnere mich, daß Du ſchon Deine Heldenthaten auf dem Theater Deinem Freunde Scipio erzählteſt; alſo ſetzeſt Du dieſe jetzt von Neuem fort?

Berganza. Mit nichten; ich bin jetzt, ſo wie unſere Theaterhelden, ganz zahm, in gewiſſer Art konverſationsmäßig geworden. Statt daß ich ſonſt, als des Ritters wackre Dogge, den Feind zu Boden warf, oder den Drachen in den Wampen packte, tanze ich jetzt nach Taminos Flöte und erſchrecke den Papageno. Ach, mein Freund, es koſtet einem ehrlichen Hunde viel Mühe, ſich ſo durch die Welt zu handthieren. Aber ſage mir, wie hat Dir die Geſchichte der Hochzeitnacht gefallen?

Ich. Aufrichtig geſagt, lieber Berganza, ſcheinſt Du mir die Sache zu ſchwarz geſehen zu haben. Cäzilia mochte von der Natur auf die ſeltenſte Weiſe zur Künſtlerin ausgeſtattet geweſen ſeyn, ich geb' es zu —

Berganza. Zur Künſtlerin ausgeſtattet? — Ha, Freund! Hätteſt Du nur drei Töne von ihr gehört, Du würdeſt ſagen: die Natur habe den geheimnißvollſten Zauber des heiligen Tons, der die Weſen



Univ. Bibl.
München

entzückt, in ihr Innres gelegt! — O Johannes, Johannes! das waren ja oft Deine Worte. Doch weiter mit Deinem Einwurf, mein poetiſcher Freund!

Ich. Nicht empfindlich, Berganza. — Ich meine ferner, es ſey möglich, daß der Georg eigentlich eine Beſtie war (verzeih' mir den Ausdruck!). Konnte nun aber Cäziliens Gemüth die Beſtie nicht entbeſtialiſiren, und er, wie mancher junge Lüſtling, nicht ein ganz ordentlicher ehrenfeſter Ehemann, ſie aber eine biedere Hausfrau werden? und dann wäre doch immer ein ſehr guter Zweck erreicht.

Berganza. O ja, indeſſen höre recht aufmerkſam an, was ich Dir jetzt ſagen werde. — Es beſitzt Jemand ein Stück Land, das die Natur mit ganz beſonderem Wohlgefallen im Schoße der Erde mit allerlei wunderbaren farbigen Schichten und metalliſchen Oelen, vom Himmel herab aber mit duftigen Dünſten und feurigen Strahlen nährte, daß die ſchönſten Blumen ihre bunten glänzenden Häupter über das geſegnete Land erheben, und ihre mannichfaltigen Wohlgerüche, wie in einem jubelnden Choral zum Himmel aufathmend, die gütige Natur preiſen. Nun will er das herrliche Stückchen Erde verkaufen, und es fänden ſich auch wohl Viele, die die holden Blumen lieben, hegen und pflegen würden; aber er ſelbſt denkt: Blumen ſind nur zum Putz und ihr Duft iſt eitel, und ſchlägt das Land an Einen los, der die Blumen ausrupft und dafür tüchtiges Gemüſe, Kartoffeln und Rüben anpflanzte, das nun zwar nützlich iſt, weil man ſatt davon werden kann, aber die holden duftenden Blumen ſind untergegangen auf immer. — Was würdeſt Du zu dieſem Beſitzer, zu dieſem Gemüſegärtner ſagen?

Ich. O daß der Teufel den verfluchten Gemüſegärtner tauſendmal mit ſeinen Krallen zerriſſe!

Berganza. Recht ſo, mein Freund! Nun ſind wir einig, und ſo iſt mein Grimm in der verrufenen Hochzeitsnacht, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird, hinlänglich entſchuldigt!

Ich. Höre, lieber Berganza! Du haſt da erſt eine Materie berührt, die mich nur zu ſehr intereſſirt, — das Theater! —

Berganza. Vom Theater überhaupt nur zu reden, ekelt mich über alle Maßen an: es iſt eine der abgedroſchenſten Materien ſeit der Zeit, daß Theaternachrichten in allen nur möglichen Zeitſchriften ſtehende Artikel geworden ſind, und Jeder, der auch mit dem ungeübteſten Blick, ohne alle Vorkenntniſſe hineinguckt, ſich berufen fühlt, darüber hin und her zu ſchwatzen.

Ich. Aber da Du ſelbſt ſo viel poetiſchen Sinn zeigſt, ja ſelbſt des poetiſchen Ausdrucks mächtig biſt, ſo daß, da Du Deine Pfote ſchwerlich jemals wirſt zum Schreiben brauchen können, ich immer Deinen Schreiber machen und jedes Deiner Worte aufſchreiben möchte, ſo oft Dir der Himmel zu ſprechen vergönnt; ſage mir, iſt wohl die Abſicht unſerer neuen Dichter, das Theater wieder aus dem Schlamme zu ziehen, in den es bisher verſunken, zu verkennen? — Wie viel herrliche Bühnenwerke ſind in der neueſten Zeit entſtanden, und —

Berganza. Halt, lieber Freund! dies Beſtreben, endlich einmal die Bühne auf den ihr gebührenden hohen poetiſchen Standpunkt zu erheben, und ſie aus dem Schlamme der Gemeinheit zu retten, verdient die rege Theilnahme und das aufmunternde Lob aller wahrhaft poetiſch Geſinnten; allein außerdem, daß ſich noch eine ganze Maſſe Menſchen, die den Pöbel auf ihrer Seite hat, oder vielmehr ſelbſt der Pöbel iſt, einerlei, ob er aus der Loge oder von der Gallerie ins Theater ſchaut, jenem Beſtreben entgegenſetzt, ſo ſcheint auch die Verworfenheit und die Imbezillität unſerer Schauſpieler und Schauſpielerinnen immer mehr zuzunehmen, ſo daß es bald unmöglich ſeyn wird, ihnen irgend ein Meiſterwerk in die Hände zu geben, ohne es von ihren groben Fäuſten zerriſſen und zerfetzt zu ſehen.

Ich. Dein Urtheil über unſere Bühnenhelden finde ich hart.

Berganza. Aber wahr! — Um das Volk recht von innen kennen zu lernen, muß man, ſo wie ich, eine Zeit lang unter ihnen gelebt, und oftmals in der Garderobe den ſtillen Beobachter gemacht haben. — Es iſt wohl etwas Herrliches, irgend einen großen Charakter der alten oder neuern Zeit, den der Dichter mit Kraft und Wahrheit geſchildert, und dem er Worte in den Mund gelegt hat, die dem erhabenen Sinne geziemen, nun darſtellend ſo in das Leben zu rufen, daß es dem Zuſchauer vergönnt ſcheint, den Helden in ſeiner ſchönſten Zeit handeln zu ſehen, und die höchſte Glorie, zu der er ſich aufgeſchwungen, anzuſtaunen, oder ſeinen Untergang zu betrauern. Man ſollte glauben, die ganze Phantaſie des Schauſpielers müßte erfüllt ſeyn von dem darzuſtellenden Charakter, ja, er müßte ſelbſt der Held geworden ſeyn, der ſo und nicht anders ſprechen und handeln kann, und der bewußtlos Erſtaunen, Bewunderung, Entzücken, Furcht und Entſetzen erregt. — Nun höre man aber den Helden hinter den Culiſſen, wie er auf die Rolle ſchimpft, wenn die Hände ſich nicht rührten, wie er ſich in der Garderobe in gemeinen Späßen erlabt, wenn er endlich: „den Drang des Hohen abgeſchüttelt“ — ja, wie er ſich etwas darauf zu Gute thut, die Rolle, je poetiſcher ſie iſt und je weniger ſie daher von ihm verſtanden wird, deſto geringer und verächtlicher zu behandeln, und als in der Einbildung höher ſtehend, die ſogenannten Kenner zu beſpötteln, denen ſolch' unverſtändiges tolles Zeug eine kindiſche Freude machen kann. — Mit den Damen hat es ganz die gleiche Bewandtniß, nur iſt es noch ſchwieriger, ſie zu irgend einer exotiſchen Rolle zu bewegen, da ſie einen nach ihrem Geſchmack vortheilhaften Anzug, und wenigſtens einen, nach ihrem Ausdruck, brillanten Abgang als unerläßliche Bedingniſſe vorausſetzen.

Ich. Berganza, Berganza, ſchon wieder einen Ausfall auf die Weiber!

Berganza. Der aber nur zu gerecht iſt! Einer von euern neueſten Bühnendichtern, der wahrhaft poetiſche Werke geliefert, welche vielleicht bloß deshalb nicht mehr Glück auf der Bühne machten, weil die elenden Bretter zu ſchwach waren das Coloſſale zu tragen, indem ein gigantiſcher geharniſchter Held der Vorzeit ganz anders auftritt, als ein Hofrath im geſtickten Staatskleide, — dieſer Dichter nun war, wenn eins ſeiner Stücke zur Aufführung kam, vielleicht zu ängſtlich beſorgt, daß im Aeußern, was Dekorationen und Coſtume betraf, Alles ganz nach ſeiner Idee ausgeführt werde. Als nun eine weltberühmte und als poetiſch höchſt gebildet ausgeſchriene Schauſpielerin, bei einem großen Theater, in ſeinem neueſten Stücke eine tief in das Ganze eingreifende Rolle übernommen hatte, ging er zu ihr hin, und bemühete ſich recht weitläufig und deutlich ihr darzulegen, wie ſie in ein langes, egyptiſches, erdfarbenes, faltenreiches Gewand gekleidet ſeyn müſſe, da er ſich eben von der fremdartigen Kleidung recht viel verſpreche. Nachdem er beinahe zwei Stunden hindurch ganz herrlich und tief von den bedeutungsvollen egyptiſchen Gewändern, und vorzüglich von dem in Rede ſtehenden geſprochen, ja ſich ſelbſt in einen zufällig da liegenden Shawl auf verſchiedene Weiſe egyptiſch drapirt, und ſie ihm ganz geduldig zugehört hatte, erhielt er den kurzen Beſcheid: „Ich wills verſuchen, ſteht es mir, ſo iſts gut, ſtehts mir nicht, ſo laß ichs bleiben, und kleide mich nach meinem Geſchmack.“ —

Ich. Du kennſt allerdings die Schwächen unſerer Bühnenhelden und Königinnen, lieber Berganza! und ich behaupte auch mit Dir, daß kein Schauſpieler in der Welt im Stande ſeyn wird, den Mangel eines innigen tiefen Gefühls, mit dem er den poetiſchen Charakter ſeiner Rolle ganz in ſich aufnimmt, ja gleichſam zu ſeinem eignen Ich macht, durch äußere Vortheile zu erſetzen. Er kann augenblicklich den Zuſchauer übertäuben, aber immer wird dem Spiel die Wahrheit fehlen, und er jeden Augenblick Gefahr laufen, auf dem Falſchen ertappt und des falſchen Schmucks beraubt zu werden. — Doch giebt es Ausnahmen. —

Berganza. Höchſt ſelten!

Ich. Und doch! — manchmal gerade da, wo man ſie am wenigſten ſucht. So ſah ich vor kurzer Zeit auf einem kleinen Theater einen Schauſpieler den Hamlet mit ergreifender Wahrheit darſtellen. Die düſtre Schwermuth, die Verachtung des menſchlichen Treibens um ihn her, bei dem ſteten Gedanken an die entſetzliche That, die zu rächen ihn eine grauenvolle Erſcheinung aus dem Grabe aufgefordert, der verſtellte Wahnſinn — Alles trat aus ſeinem tiefſten Innern in den lebendigſten Zügen heraus. Er war ganz der, „dem das Schickſal eine Laſt auflegte, die er nicht zu tragen vermag.“

Berganza. Ich errathe, daß Du von dem Schauſpieler ſprichſt, der von einem Orte zum andern wandernd, vergebens die ideale Bühne ſucht, welche nur im mindeſten den gerechten Anſprüchen zuſagt, welche er an das Theater als gebildeter, denkender Schauſpieler macht. — Glaubſt Du nicht (im Vorbeigehen geſagt), daß ſich darin ſchon die tiefe Erbärmlichkeit unſerer gewöhnlichen Schauſpieler recht charakteriſtiſch ausſpricht, daß man als etwas Beſonderes rühmt: es iſt ein denkender Schauſpieler. — Der alſo wirklich wie ein Menſch, dem der liebe Gott eine lebendige Seele gegeben, denkt, oder wenigſtens die Mühe nicht ſcheut, zu denken, der iſt ſchon etwas Außerordentliches.

Ich. Du haſt Recht, Berganza! — So iſt oft ein gang- und gebegewordenes Wort der Typus dafür, wie es überhaupt mit der Sache ſteht.

Berganza. Uebrigens gehört der Schauſpieler*), von dem wir ſprechen, wirklich zu den allerſeltenſten; nur wird er, weil oft Launen ihn beherrſchen, von dem Publikum meiſtentheils verkannt, von ſeinen Collegen aber gehaßt, weil er ſich nie zu ihren Gemeinheiten, zu ihren pöbelhaften Späßen, zu ihren kleinlichen Klatſchereien, und was weiß ich mehr, herabläßt; kurz, er iſt für unſere jetzigen Bretter zu gut.

Ich. Sollte denn zur Verbeſſerung unſerer Bühne gar keine Hoffnung vorhanden ſeyn?

Berganza. Wenig! — Selbſt von den Schauſpielern will ich einen Theil der Schuld weg- und ihn dem Heer der überdummen Schauſpieldirektoren und Regiſſeurs zuſchieben. Dieſe gehen von dem Grundſatz aus: „Das Stück iſt gut, welches die Kaſſe füllt und worin die Schauſpieler häufig beklatſcht werden. Mit dieſem oder jenem Schauſpiel iſt dieß am allermehrſten der Fall geweſen, und je mehr ſich nun ein neues in der Form, der Anlage und dem Ausdruck demſelben nähert, deſto beſſer, je mehr es ſich davon entfernt, deſto ſchlechter iſt es." — Neuigkeiten müſſen auf die Bühne, und da doch nun die Stimmen der Dichter nicht ganz verklingen, ſondern von gar Manchem gehört werden, ſo iſt es nicht zu vermeiden, auch manche Produkte, die ſich dem Maßſtabe der Gemeinheit nicht recht fügen wollen, bei dem Theater anzunehmen. Damit der arme Dichter aber nicht ganz ſinke, damit er doch nur einigermaßen die auf den Brettern als unerläßlich angenommenen Bedingungen erfülle, iſt der Herr Regiſſeur ſo gütig, ſich ſeiner anzunehmen und ſein Stück zu ſtreichen. Das heißt: es werden Reden, ja ſogar Szenen ausgelaſſen oder verſetzt, ſo daß alle Einheit des Ganzen, jeder von dem Dichter mit Bedacht und Ueberlegung vorbereitete Effekt zerſtört wird, und der Zuſchauer, dem nur die gröbſten Farbenſtriche ohne alle Verſchmelzung durch die Mitteltinten blieben, nicht mehr erkennen kann, was das Ding eigentlich vorſtellen ſoll. — Der Regiſſeur iſt hoch erfreuet, wenn in ſeinem Sinn nur die Perſonen regelrecht kommen und gehen, und eben ſo normal das Theater ſich verändert.

Ich. Ach, Berganza! Du haſt ein wahres Wort geſprochen. — Aber, iſt es denn nicht eine furchtbare Eitelkeit, die nur durch die ſtupideſte Stupidität erzeugt werden kann, wenn ſolch ein Burſche ſich über das Werk des Dichters, das dieſer ſo lange im Innern trug, wovon er jeden Moment wohl überdachte und überlegte, ehe er das Ganze gerundet aufſchrieb, erheben will? Aber gerade in den Werken der größten Dichter entfaltet ſich nur dem poetiſchen Sinn der innere Zuſammenhang; der Faden, der ſich durch das Ganze ſchlängelt, und jeden kleinſten Theil dem Ganzen feſt anreiht, wird nur dem tiefen Blick des ächten Kenners ſichtbar. Darf ichs denn wohl noch ſagen, daß das bei dem Shakeſpeare mehr, als bei irgend einem andern Dichter der Fall iſt?

---

*) Leo. Anmerk. des Verlegers (C. F. Kunz).

Berganza. Ich ſetze hinzu: und bei meinem Calderon, deſſen Schauſpiele zu meiner guten Zeit in Spanien das Publikum entzückten.

Ich. Du haſt Recht, und Beide ſind auch innig verwandte Geiſter, die ſich oft ſogar in ähnlichen Bildern ausſprechen.

Berganza. Es giebt nur eine Wahrheit. — Aber was ſagſt Du zu dem gewiſſen Mittelgut, das bei Euch nur in zu großer Menge zu Markte gebracht wird; — es iſt nicht gerade ſchlecht zu nennen, glückliche Ideen und Gedanken fehlen nicht, aber dieſe muß man, wie den Goldfiſch, mühſam aus dem Waſſer angeln, und die Langeweile, die man dabei empfindet, ſtumpft den Geiſt für die momentane Erſcheinung irgend eines poetiſchen Blitzes ganz ab — man wird ihn endlich kaum gewahr.

Ich. Dieß Mittelgut (zugeben muß ich Dir leider, daß es deſſen bei uns nur zu viel giebt) überlaſſe ich unbedingt der Diskretion der Regiſſeurs, die ihre Blei- und Rothſtifte daran üben können. Denn gewöhnlich gleicht ein ſolches Werk den ſibylliniſchen Büchern, die, ſo viel man auch davon wegwerfen mochte, noch immer ein brauchbares Ganze blieben, ſo, daß man den Verluſt nicht bemerkte. Vorzüglich herrſcht auch eine gewiſſe Schwatzhaftigkeit darin, eine gewiſſe Prägnanz, in der jede einzelne Strophe immer die zehn folgenden zu gebähren ſcheint u. ſ. f., und leider hat ein ſchon verſtorbener großer Dichter, vorzüglich durch ſeine erſten metriſch geſchriebenen Stücke, dazu den mächtigen Anlaß gegeben. — Ja, ja! — Dieß Mittelgut mag geſtrichen werden. —

Berganza. Ganz geſtrichen! — Es ſoll gar nicht auf die Bühne kommen, da bin ich ganz Deiner Meinung; muß es aber des launenhaften Publikums wegen, das den ſteten Wechſel neuer Vorſtellungen verlangt, aus Bedürfniß, weil die Meiſterwerke ſo ſelten ſind, dennoch auf die Bühne kommen, ſo finde ich auch hier ſogar das Streichen in der gewöhnlichen Art für gefährlich, wo nicht für unzuläſſig. Auch der mittelmäßigere Dichter hat ſeine Intentionen, die er manchmal in Szenen verfolgt, die leicht dem unpoetiſchen Sinn als ſogenannte Flickſzenen erſcheinen können. — Kurz, lieber Freund, um ein ſolches Werk im poetiſchen Feuer zu läutern, um ſo das darin enthaltene Gold, von Schlacken geſäubert, im künſtlichen Gefüge zu ordnen, dazu gehört nicht weniger, als daß man ſelbſt ein guter Dichter ſey, und ſo die Rechte der Meiſterſchaft ausübe, die man durch den gereinigtſten Geſchmack, durch die tiefſte poetiſche Erfahrung erlangt hat.

Ich. Freilich iſt dieſer Maßſtab für unſere Bühnendirektoren und Regiſſeurs nicht tauglich. — Aber unter dem Mittelgut ſchleicht ſich denn doch zuweilen ein poetiſches Stück durch, was lebensvoll und kräftig gedichtet, ſeine Wirkung auf die Menge nicht verfehlen kann. Direktor und Regiſſeur hatten es gemeſſen, und ſeine Länge, Breite und Dicke regelrecht gefunden, den Inhalt hatten ſie im völligen Einverſtändniß für ungemein abgeſchmackt erklärt, und da es mehrmals von Kennern verlangt, freuten ſie ſich auf ihren Triumph, wenn das Stück, wie natürlich, ausgepfiffen werden würde. Recht boshafter Weiſe hatte der Regiſſeur auch von dem heilloſen Dichter ganz ſeine wohlthätige Hand abgezogen, und ihn ganz in ſeiner natürlichen Rohheit, in ſeiner Unkenntniß alles theatraliſchen Effekts bloßgeſtellt, ſo daß, wenn er, der Herr Regiſſeur, nur an die erſten Szenen dachte, er ein vornehmes mitleidiges Lächeln, in dem ſich das ſtolze Bewußtſein eigner Ueberlegenheit und Größe ſpiegelte, nicht unterdrücken konnte. — Nun — wer hätte das gedacht! — gefällt aber das lebendige, herrliche Spiel ganz ungemein — es elektriſirt die Menge — ſtille Andacht und lauter Jubel wechſeln, durch die unwiderſtehliche Macht der poetiſchen Wahrheit des Gedichtes angeregt — da giebt es denn eine komiſche Szene zwiſchen dem Direktor und dem Regiſſeur, die Beide etwas verblüfft die Meinung von dem nicht verſtandenen Stück, die ſie erſt unverholen äußerten, nun einander abläugnen. Trifft es ſich gar, daß die Schauſpieler in einem ſolchen Stücke recht applaudirt worden ſind, ſo treten auch dieſe auf die Seite des Dichters, wiewohl ſie alle im Stillen doch den Unverſtand des Publikums belachen, das ſich durch die perſönliche Vortrefflichkeit der Spieler ſo blenden ließ, daß es den unverſtändlichen Unſinn des Gedichts für was Rechtes hielt.

Berganza. Gar nicht lange her iſt es, daß ich ein Beiſpiel dazu erlebte, was Du eben geſagt haſt. — Es war das tiefſinnigſte und zugleich lebendigſte Stück des hochverehrten Calderon de la Barka: die Andacht zum Kreuz, welches man auf vieles Andringen der poetiſch Geſinnten in Eurer höchſt vortrefflichen Ueberſetzung auf die Bühne brachte, und welches bei dem Publikum, ſo wie hinter den Culiſſen, alle die ergötzlichen Wirkungen hatte, die Du ſo eben beſchriebſt.

Ich. Auch ich habe die Andacht zum Kreuz aufführen geſehen, und der Eindruck auf die Menge war nicht zu verkennen; aber manche hochgebildete Perſonen fanden das Stück verwerflich, weil es unmoraliſch ſei.

Berganza. Eben in dieſem Urtheil ſpricht ſich Eure jetzige Verſchrobenheit, ja ich möchte ſagen, Verderbtheit aus. — Ueberhaupt rechne ich den Verfall Eures Theaters von der Zeit, als man die moraliſche Verbeſſerung der Menſchen als den höchſten, ja einzigen Zweck der Bühne angab, und ſo dieſelbe zur Zuchtſchule machen wollte. Das Luſtigſte konnte nicht mehr erfreuen, denn hinter jedem Scherz ragte die Ruthe des moraliſchen Schulmeiſters hervor, der gerade dann am geneigteſten iſt, die Kinder zu ſtrafen, wenn ſie ſich dem Vergnügen ganz überlaſſen.

Ich. Ich fühle die kräftigen Hiebe der Ruthe, ſchnell wandelt ſich das unſchickliche Gelächter um in ſchickliches Weinen.

Berganza. Ihr Deutſche kommt mir vor wie jener Mathematiker, der, nachdem er Glucks Iphigenia in Tauris gehört hatte, den entzückten Nachbar ſanft auf die Achſeln klopfte und lächelnd fragte: Aber was iſt dadurch nun bewieſen? — Alles ſoll noch außer dem, was es iſt, was Anderes bedeuten, Alles ſoll zu einem außerhalb liegenden Zweck führen, den man gleich vor Augen hat, ja ſelbſt jede Luſt ſoll zu etwas Anderm werden, als zur Luſt, und ſo noch irgend einem andern leiblichen oder moraliſchen Nutzen dienen, damit nach der alten Küchenregel immer das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden bleibe.

Ich. Aber der Zweck der bloßen vorübergehenden Beluſtigung iſt ſo kleinlich, daß Du doch der Bühne gewiß einen höheren einräumen wirſt?

Berganza. Es giebt keinen höheren Zweck der Kunſt, als in dem Menſchen diejenige Luſt zu entzünden, welche ſein ganzes Weſen von aller irdiſchen Qual, von allem niederbeugenden Druck des Alltagslebens, wie von unſaubern Schlacken befreit, und ihn ſo erhebt, daß er, ſein Haupt ſtolz und froh emporrichtend, das Göttliche ſchaut, ja mit ihm in Berührung kommt. — Die Erregung dieſer Luſt, dieſe Erhebung zu dem poetiſchen Standpunkte, auf dem man an die herrlichen Wunder des Rein-Idealen willig glaubt, ja mit ihnen vertraut wird, und auch das gemeine Leben mit ſeinen mannichfaltigen bunten Erſcheinungen durch den Glanz der Poeſie in allen ſeinen Tendenzen verklärt und verherrlicht erblickt — das nur allein iſt nach meiner Ueberzeugung der wahre Zweck des Theaters. Ohne die Gabe, dieſe Erſcheinungen des Lebens nicht als unabhängige Einzelheiten, von der Natur wie im zweckloſen Spiel eines launenhaften Kindes hingeworfen, ſondern als aus dem Ganzen entſpringend und in ſeinen Mechanism wieder tief eingreifend zu betrachten, im Innern aufzufaſſen und mit den lebendigſten Farben wiederzugeben, giebt es keinen Schauſpieldichter; vergebens iſt ſonſt das Ringen: „der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck ſeiner Geſtalt zu zeigen."

Ich. Und hiernach möchte ſich auch die Fähigkeit zu beobachten modifiziren, die man hauptſächlich vom Luſtſpieldichter verlangt.

Berganza. Allerdings. Aus dem getreuen Beobachten und Auffaſſen der individuellen Züge einzelner Perſonen kann höchſtens ein ergötzliches Portrait entſtehen, das eigentlich nur dann zu intereſſiren vermag, wenn man das Original kennt, und durch den Vergleich damit in den Stand geſetzt wird, die praktiſche Fertigkeit des Malers zu beurtheilen. Als Charakter auf der Bühne wird aber dem zu getreuen Porträt, oder der gar aus einzelnen Zügen mehrerer Porträts zuſammengeſtoppelten Perſonage, immer die innere poetiſche Wahrheit fehlen, die nur durch die Betrachtung des Menſchen von jenem höheren Standpunkte aus erzeugt wird. — Kurz, der Schauſpieldichter muß nicht ſowohl die Menſchen, als den Menſchen kennen. — Der Blick des wahren Dichters durchſchaut die menſchliche Natur in ihrer innerſten Tiefe, und herrſcht über ihre Erſcheinungen, indem er ihre mannigfaltigſte Strahlenbrechung in ſeinem Geiſte wie in einem Prisma auffaßt und reflektirt.

Ich. Deine Anſichten von der Kunſt und von dem Theater, lieber Berganza! möchten manchen Widerſpruch finden, wiewohl vorzüglich das, was Du von der Kenntniß des Menſchen und der Menſchen ſagſt, mir recht gut eingeht, und ich darin den Grund finde, warum die Schau- und Luſtſpiele eines gewiſſen Dichters, der zugleich praktiſcher Schauſpieler war, vormals ſo hochgeachtet und ſo bald vergeſſen wurden; das gänzliche Vorübergehen ſeiner Periode noch während ſeines Lebens hatte ſeine Fittige dermaßen gelähmt, daß er ſie nicht mehr zum neuen Fluge zu ſchwingen vermochte.

Berganza. Der Dichter, von dem Du ſprichſt, trägt auch größtentheils die Schuld der Sünde, welche als unabwendbare Folge den Fall unſeres Theaters nach ſich zog. — Er war einer der Coryphäen jener langweiligen, weinerlichen, moraliſirenden Sekte, die mit ihrem Thränenwaſſer jeden emporblitzenden Funken der wahren Poeſie auszulöſchen ſuchte. — Er bot uns in reichlicher Fülle die verbotenen Aepfel dar, deren Genuß uns das Paradies koſtete.

Ich. Aber man kann ihm eine gewiſſe lebensvolle Darſtellung nicht abſprechen.

Berganza. Die aber mehrentheils in dem gedehnten Dialog ſich ſelbſt wieder vernichtet. Mir iſt es, als wenn er lebhaft aufgefaßte individuelle Züge einzelner Perſonen, ſo wie ein fremdes Kleid ſich ſelbſt angepaßt, alsdann ſo lange daran geſchnörkelt und geſchnitten, bis ſie ihm gerecht waren, und in der Art ſeine Charaktere geſchaffen hätte. Wie es da um die innere poetiſche Wahrheit ſtehen muß, kannſt Du leicht ſelbſt ermeſſen.

Ich. Indeſſen waren doch ſeine Intentionen meiſtentheils gut.

Berganza. Ich hoffe, daß Du das Wort Intention nicht in dem höhern Sinn der Kunſtſprache nimmſt, ſondern nur den wenigſtens ſcheinbar moraliſchen Zweck der Schauſpiele jenes Dichters darunter verſtehſt, und da muß ich Dir geſtehen, daß vielleicht, abgeſehen von aller Kunſt, von allem Poetiſchen, jene Schauſpiele in der Abſicht und dem Erfolg wirklich den erbaulichen Faſtenpredigten an die Seite zu ſtellen ſind, die den Gottloſen mit der Hölle drohen und den Frommen den Himmel verſprechen; nur hat der Dichter den Vortheil als Handhaber und Vollſtrecker der poetiſchen Gerechtigkeit, nach Befund gleich mit dem Schwerte ſelbſt dreinſchlagen zu können. Belohnung und Strafe, Geldbörſen und Geheimderathstitel, bürgerliche Schande und Feſtung, Alles iſt in Bereitſchaft, ſobald ſich der Vorhang vor dem fünften Akte hebt.

Ich. Mich wundert, daß in dieſen Dingen noch eine gewiſſe Varietät ſtattfinden kann.

Berganza. Warum das nicht! — Wäre es nicht für unſere Dichter eine herrliche fruchtbare Idee geweſen, die zehn Gebote cykliſch in Schauſpielen zu behandeln? — Die beiden Gebote: Du ſollſt nicht ſtehlen, und du ſollſt nicht ehebrechen, ſind ſchon ganz artig theatraliſch ausgeführt worden, und es käme nur darauf an, ſolche Gebote, als z. B. du ſollſt nicht begehren ꝛc. ſchicklich einzukleiden.

Ich. Vor einiger Zeit klang der Einfall weniger ironiſch, als jetzt. Doch wie war es möglich, daß jene weinerliche, moraliſirende Periode bis zur höchſten Stufe der unerträglichſten Langeweile, ſich nicht mit einem allgemeinen Auflehnen dagegen, mit einer plötzlichen Revolution endigen konnte, ſondern nach und nach verbleichen und verlöſchen mußte?

Berganza. Ich glaube nicht, daß ihr Deutſche, ſelbſt bei dem ſchwerſten Druck, zum Aufſtande dagegen durch einen plötzlichen Blitz aufzuregen ſeyd. Indeſſen würde die Sache doch anders, und zwar eindringender, ſchneller gegangen ſein, wenn ein herrlicher Dichter, der Euch noch manchmal bis in das Innerſte hinein erfreuen wird, damals ſeinen gerechten Abſcheu gegen die armſeligen Bretter überwunden, und uns ein Mährchen, wie Gozzi das Mährchen von den drei Pomeranzen, von der Bühne herab erzählt hätte. — Wie es nur an ihm lag, mit der ihm zu Gebote ſtehenden unendlichen poetiſchen Kraft das jämmerliche Kartenhaus einzuſchießen, zeigt die Wirkung, ja die gänzliche Revolution in allen dem Theater befreundeten poetiſchen Gemüthern, die ſein polemiſches, in Form des Luſtſpiels abgefaßtes Mährchen hervorbrachte, das, wenn alle Beziehungen längſt fremd geworden ſind, als ein für ſich beſtehendes ergötzliches Produkt nicht ohne das innigſte Behagen geleſen werden wird.

Ich. Ich merke, daß Du den geſtiefelten Kater meinſt, ein Buch, das mich ſchon damals, als ich noch von den unglückſeligen

Erſcheinungen jener Periode befangen, mit dem reinſten Vergnügen erfüllte. — Warum ſpringſt Du ſo, Berganza?

Berganza. Ach! — es iſt der Aufheiterung wegen! — Ich will mir all' die verfluchten Erinnerungen an das Theater aus dem Sinne ſchlagen, und ein Gelübde thun, mich nie mehr darauf einzulaſſen. — Am liebſten ginge ich zu meinem Kapellmeiſter.

Ich. So nimmſt Du alſo das Anerbieten, bei mir zu bleiben, nicht an?

Berganza. Schon deshalb nicht, weil ich mit Dir geſprochen. Es iſt überhaupt nicht rathſam, Jemandem *alle* Talente, die man beſitzt, zu enthüllen, weil dieſer dann das wohlerworbene Recht zu haben glaubt, ſie in Anſpruch zu nehmen, wie er nur mag. So könnteſt Du nun oft von mir verlangen, daß ich mit Dir ſprechen ſollte.

Ich. Weiß ich denn aber nicht, daß es nicht von Dir abhängt, zu ſprechen wann Du willſt?

Berganza. Wenn auch! — Du könnteſt es oft für Eigenſinn halten, wenn ich hartnäckig ſchwiege, unerachtet es mir in dem Augenblick unmöglich ſeyn dürfte, menſchlich zu ſchwatzen. Verlangt man nicht oft von dem Muſiker: er ſolle ſpielen, — von dem Dichter: er ſolle Verſe machen, ſind auch Zeit und Umſtände ſo ungünſtig, daß es unmöglich iſt, dem Zudringlichen zu genügen, und doch ſchilt man dann jede Weigerung Eigenſinn. — Kurz! — ich bin Dir mit meinen beſondern Gaben und Eigenheiten zu bekannt geworden, als daß auf ein näheres Verhältniß zwiſchen uns zu rechnen wäre. Ueberdem habe ich mein Unterkommen ſchon gefunden, laß uns alſo davon abbrechen.

Ich. Es iſt mir unlieb, daß Du ſo wenig Zutrauen zu mir haſt.

Berganza. Du biſt alſo auch neben Deinem Muſiktreiben, Schriftſteller — Dichter?

Ich. Ich ſchmeichle mir bisweilen —

Berganza. Schon genug — Ihr taugt Alle nicht viel, denn der reine, einfarbige Charakter iſt ſelten.

Ich. Was willſt Du damit ſagen?

Berganza. Nächſt denen, die nur im äußern Prunkſtaat der Poeſie erſcheinen, nächſt Euern geleckten Männlein, Euern gebildeten gemüth- und herzloſen Weibern, giebt es noch welche, die von innen und außen geſprenkelt ſind, und in mehreren Farben ſchillern, ja bisweilen wie das Chamäleon die Farben wechſeln können.

Ich. Noch immer verſtehe ich Dich nicht —

Berganza. Sie haben Kopf — Gemüth — aber nur dem Geheiligten entfaltet die blaue Blume willig ihren Kelch!

Ich. Was willſt Du mit der blauen Blume?

Berganza. Eine Erinnerung an einen verſtorbenen Dichter, der zu den reinſten gehörte, die jemals gelebt. Wie Johannes ſagte: leuchteten in ſeinem kindlichen Gemüthe die reinſten Strahlen der Poeſie, und ſein frommes Leben war ein Hymnus, den er dem höchſten Weſen und den heiligen Wundern der Natur in herrlichen Tönen ſang. Sein Dichtername war: Novalis!

Ich. Viele hielten ihn jeder Zeit für einen Schwärmer und Phantaſten —

Berganza. Weil er in der Poeſie, ſo wie im Leben, nur das Höchſte, das Heiligſte wollte, und vorzüglich manchen geſprenkelten Kollegen herzlich verachtete, wiewohl eigentlicher Haß ſeiner Seele fremd war, ſo hatte er manchen ihn verfolgenden Feind. — Eben ſo weiß ich recht gut, daß man ihm Unverſtändlichkeit und Schwulſt vorwarf, unerachtet es zu ſeinem Verſtändniß nur darauf ankam, mit ihm in die tiefſten Tiefen hinabzuſteigen, und wie aus einem in Ewigkeit ergiebigen Schacht die wundervollen Kombinationen, womit die Natur alle Erſcheinungen in ein Ganzes verknüpft, heraufzubergen, wozu denn freilich den Mehrſten es an innerer Kraft und an Muth mangelte.

Ich. Ich glaube, daß wenigſtens in Anſehung des kindlichen Gemüths und des wahren poetiſchen Sinnes, ihm ein Dichter der neueſten Zeit ganz an die Seite zu ſetzen iſt.

Berganza. Meinſt Du den, der mit ſeltner Kraft die nordiſche Rieſenharfe ertönen ließ, der mit wahrhafter Weihe und Begeiſterung den hohen Helden Sigurd in das Leben rief, daß ſein Glanz all' die matten Dämmerlichter der Zeit überſtrahlte, und vor ſeinem mächtigen Tritt all' die Harniſche, die man ſonſt für die Helden ſelbſt gehalten, hohl und körperlos umfielen, — meinſt du den, ſo gebe ich Dir Recht. — Er herrſcht als unumſchränkter Herr im Reich des Wunderbaren, deſſen ſeltſame Geſtalten und Erſcheinungen willig ſeinem mächtigen Zauberrufe folgen und — doch in dieſem Augenblicke fällt mir durch eine beſondere Ideenkombination ein Bild, oder vielmehr ein Kupferſtich ein, der anders, als was er vorſtellt, gedeutet, mir das eigentliche innere Weſen ſolcher Dichter, als von denen wir eben ſprechen, auszudrücken ſcheint. —

Ich. Sprich, lieber Berganza, was iſt das für ein Bild?

Berganza. Meine Dame (Du weißt, daß ich die Dichterin und mimiſche Künſtlerin meine) hatte ein ſehr ſchönes Zimmer mit guten Abdrücken der ſogenannten Shakeſpeare-Gallerie ausgeziert. Das erſte Blatt, gleichſam als Prologus, ſtellte Shakeſpeare's Geburt vor. Mit ernſter hoher Stirn, mit hellen klaren Augen um ſich ſchauend, liegt der Knabe in der Mitte, um ihn die Leidenſchaften, ihm dienend; — die Furcht, die Verzweiflung, die Angſt, das Entſetzen ſchmiegen gräßlich geſtaltet ſich willig dem Kinde, und ſcheinen auf ſeinen erſten Laut zu horchen. —

Ich. Aber die Deutung auf unſere Dichter?

Berganza. Kann man nicht ohne allen Zwang jenes Bild ſo deuten: „Sehet, wie dem kindlichen Gemüthe die Natur in allen ihren Erſcheinungen unterworfen, wie ſelbſt das Furchtbare, das Entſetzliche ſich ſeinem Willen und ſeinem Worte ſchmiegt, und erkennet, daß nur ihm dieſe zauberiſche Macht verſtattet.“

Ich. In dieſem Sinne habe ich wirklich noch nie das mir wohlbekannte Bild betrachtet; aber ich muß geſtehen, daß Deine Deutung nicht allein paßt, ſondern auch überdem ſehr pittoresk iſt. Ueberhaupt ſcheint Deine Phantaſie ſehr regſam. — Doch! — Du biſt mir noch die Erklärung Deiner ſogenannten geſprenkelten Charaktere ſchuldig.

Berganza. Der Ausdruck taugt nicht viel, um das zu bezeichnen, was ich eigentlich meine, indeſſen hat ihn der Haß geboren, den ich gegen alle buntfarbig geſprenkelte Kreaturen von meinem Stande trage. Oft bin ich einem bloß deshalb in die Ohren gefahren, weil er in Weiß und Braun gefärbt, mir wie ein verächtlicher buntſcheckichter Narr vorkam. — Sieh, lieber Freund! es giebt ſo Vieleunter Euch, die man Dichter nennt, und denen man Geiſt, Tiefe, ja ſelbſt Gemüth nicht abſprechen kann, die aber, als ſey die Dichtkunſt etwas Anderes als das Leben des Dichters ſelbſt, von jeder Gemeinheit des Alltagslebens angeregt, ſich willig den Gemeinheiten ſelbſt hingeben, und die Stunden der Weihe am Schreibtiſche von allem übrigen Treiben und Thun ſorgfältig trennen. — Sie ſind ſelbſtſüchtig, eigennützig, ſchlechte Gatten, ſchlechte Väter, untreue Freunde, indem ſie, ſobald der neue Bogen zur Preſſe ſoll, das Heiligſte in heiligen Tönen verkünden. —

Ich. Was thut aber das Privatleben, wenn der Dichter nur Dichter iſt und bleibt! — Aufrichtig geſprochen, ich halte es mit Rameau's Neffen, der den Dichter der Athalia dem guten Hausvater vorzieht.

Berganza. Mir iſt es ſchon fatal, daß man bei dem Dichter, als ſey er eine diplomatiſche Perſon oder nur überhaupt ein Geſchäftsmann, immer das Privatleben — und nun von welchem Leben denn? — abſondert. — Niemals werde ich mich davon überzeugen, daß der, deſſen ganzes Leben die Poeſie nicht über das Gemeine, über die kleinlichen Erbärmlichkeiten der konventionellen Welt erhebt, der nicht zu gleicher Zeit gutmüthig und grandios iſt, ein wahrhafter aus innerem Beruf, aus der tiefſten Anregung des Gemüths hervorgegangener Dichter ſey. Ich möchte immer etwas aufſuchen, wodurch erklärt würde, wie das, was er verkündet, von außen hineingegangen ſey und den Samen geſtreut habe, den nun der lebhafte Geiſt, das regbare Gemüth zur Blüthe und Frucht reifen läßt. Mehrentheils verräth auch irgend eine Sünde, ſey es auch nur eine Geſchmackloſigkeit, von dem Zwange des fremdartigen Schmuckes erzeugt, den Mangel an innerer Wahrheit.

Ich. Das iſt alſo Dein geſprenkelter Charakter?

Berganza. Allerdings! — Ihr habt einen Dichter — gehabt, möcht' ich beinahe ſagen, deſſen Werke oft eine in Seele und Herz dringende Frömmigkeit athmen, und der übrigens ganz für das Original jenes ſchwarzen Bildes gelten kann, das ich von dem geſprenkelten Charakter entworfen. Er iſt ſelbſtſüchtig, eigennützig, perfid gegen Freunde, die es gut und redlich mit ihm meinten, und keck will ich es behaupten, daß nur das Auffaſſen und Verfolgen einer fixen Idee ohne einen eigentlichen innern Beruf ihn den Weg betreten ließ, den er nun für immer eingeſchlagen. — Vielleicht dichtet er ſich herauf bis zum Heiligen! —

Ich. Das iſt mir räthſelhaft!

Berganza. Und möge Dir das Räthſel auch ungedeutet bleiben! — Du ſiehſt kein weißes Haar an mir — ich bin durchaus ſchwarz — ſchiebe allenfalls darauf meinen tiefen Haß gegen alles Bunte. — Närriſch war es doch, ſich gerade für die Jungfrau Maria zu halten.

Ich. Du ſpringſt auf etwas Neues?

Berganza. Im Gegentheil! — ich bleibe bei dem Alten. Johannes Kreisler erzählte einmal in meiner Gegenwart einem Freunde, wie einſt der Wahnſinn der Mutter den Sohn zum Dichter in der frömmſten Manier gebildet habe. — Die Frau bildete ſich ein, ſie ſey die Jungfrau Maria und ihr Sohn der verkannte Chriſtus, der auf Erden wandle, Koffee trinke und Billard ſpiele, aber bald werde die Zeit kommen, wo er ſeine Gemeine ſammeln und ſie geradesweges in den Himmel führen würde. Des Sohnes rege Phantaſie fand in der Mutter Wahnſinn die Andeutung ſeines höheren Berufs. — Er hielt ſich für einen Auserwählten Gottes, der die Geheimniſſe einer neuen geläuterten Religion verkünden ſollte; mit innerer Kraft, die ihn das Leben an den erkannten Beruf ſetzen ließ, hätte er ein neuer Prophet, oder was weiß ich, werden können; aber bei der angebornen Schwächlichkeit, bei dem Kleben an den Alltäglichkeiten des gemeinen Lebens, fand er es bequemer, jenen Beruf nur in Verſen anzudeuten, ihn auch nachgerade zu verläugnen, wenn er ſeine bürgerliche Exiſtenz gefährdet glaubte. — Ach, mein Freund! Ach! —

Ich. Was iſt Dir? lieber Berganza!

Berganza. Bedenke das Schickſal eines armen Hundes, der verdammt iſt, recht was man ſagt, aus der Schule zu ſchwatzen, wenn ihm einmal der Himmel zu ſprechen erlaubt. — Doch freut es mich, daß Du meinen Zorn, meine Verachtung gegen Eure falſchen Propheten — ſo will ich die nennen, die der wahren Poeſie zum Hohn ſich nur im Falſchen, Angeeigneten bewegen — ſo gut aufgenommen oder vielmehr für gerecht erkannt haſt. — Ich ſage Dir, Freund, traue nicht den Geſprenkelten! —

In dieſem Augenblicke ſchüttelte ein friſcher Morgenwind die Aeſte der hohen Bäume, daß die Vögel ſich vom Schlafe ermunterten, und in leichtem Fluge ſich in dem Purpur badeten, das nun hinter den Bergen aufſtieg und die Luft erfüllte.

Berganza machte ſeltſame Grimaſſen und Sprünge. Seine funkelnden Augen ſchienen Feuer zu ſprühen; ich ſtand auf, und ein Grauen wandelte mich an, dem ich in der Nacht widerſtanden.

„Trau — Hau — Hau — Au Au!“ —

Ach! Berganza wollte reden, aber die verſuchten Worte gingen unter in dem Bellen des gewöhnlichen Hundes.

Mit Blitzesſchnelle ſprang er fort; bald war er mir aus den Augen, aber noch aus weiter Ferne erſchallte das

— Trau Hau — Hau — Hau — Hau — Hau —

und ich wußte, was ich dabei zu denken hatte.

Phantaſieſtücke

in Callot's Manier.

Blätter aus dem Tagebuche
eines
reiſenden Enthuſiaſten.

Mit einer Vorrede von Jean Paul.

Zweiter Theil.

I.

Der Magnetiſeur.

Eine Familienbegebenheit.

Träume ſind Schäume.

„Träume ſind Schäume,“ ſagte der alte Baron, indem er die Hand nach der Klingelſchnur ausſtreckte, um den alten Kaſpar herbeizurufen, der ihm ins Zimmer leuchten ſollte; denn es war ſpät geworden, ein kalter Herbſtwind ſtrich durch den übel verwahrten Sommerſaal, und Maria, in ihren Shawl feſt eingewickelt, ſchien mit halbgeſchloſſenen Augen ſich des Einſchlummerns nicht mehr erwehren zu können. — Und doch, fuhr er fort, die Hand wieder zurückziehend, und aus dem Lehnſtuhl vorgebeugt beide Arme auf die Kniee ſtützend — und doch erinnere ich mich manches merkwürdigen Traumes aus meiner Jugendzeit! — Ach, beſter Vater, fiel Ottmar ein, welcher Traum iſt denn nicht merkwürdig, aber nur die, welche irgend eine auffallende Erſcheinung verkündigen — mit Schillers Worten: die Geiſter, die den großen Geſchicken voranſchreiten — die uns gleichſam mit Gewalt in das dunkle geheimnißvolle Reich ſtoßen, dem ſich unſer befangener Blick nur mit Mühe erſchließt, nur die ergreifen uns mit einer Macht, deren Einwirkung wir nicht abläugnen können. —

Träume ſind Schäume, wiederholte der Baron mit dumpfer Stimme. Und ſelbſt in dieſem Waidſpruch der Materialiſten, die das Wunderbarſte ganz natürlich, das Natürlichſte aber oft abgeſchmackt und unglaublich finden, erwiederte Ottmar, liegt eine treffende Allegorie. — Was wirſt Du in dem alten verbrauchten Sprichwort wieder Sinniges finden? fragte gähnend Maria. — Lachend erwiederte Ottmar mit Proſpero’s Worten: Zieh Deiner Augen Franſenvorhang auf, und hör’ mich freundlich an! — Im Ernſt, liebe Maria, wärſt Du weniger ſchläfrig, ſo würdeſt Du ſelbſt ſchon geahnet haben, daß, da von einer über alle Maßen herrlichen Erſcheinung im menſchlichen Leben, nämlich vom Traume die Rede iſt, ich mir bei der Zuſammenſtellung mit Schaum auch nur den edelſten denken kann, den es giebt. — Und das iſt denn doch offenbar der Schaum des gährenden, ziſchenden, brauſenden Champagners, den Du abzunippen auch nicht verſchmähſt, unerachtet Du ſonſt recht jüngferlich und zünferlich allen Rebenſaft ſchnöde verachteſt. Sieh' die tauſend kleinen Bläschen, die perlend im Glaſe aufſteigen und oben im Schaume ſprudeln, das ſind die Geiſter, die ſich ungeduldig von der irdiſchen Feſſel loslöſen; und ſo lebt und webt im Schaum das höhere geiſtige Prinzip, das frei von dem Drange des Materiellen friſch die Fittige regend, in dem fernen uns Allen verheißenen himmliſchen Reiche ſich zu dem verwandten höheren Geiſtigen freudig geſellt, und alle wundervollen Erſcheinungen in ihrer tiefſten Bedeutung wie das Bekannteſte aufnimmt und erkennt. Es mag daher auch der Traum von dem Schaum, in welchem unſere Lebensgeiſter, wenn der Schlaf unſer extenſives Leben befängt, froh und frei aufſprudeln, erzeugt werden und ein höheres intenſives Leben beginnen, in dem wir alle Erſcheinungen der uns fernen Geiſterwelt nicht nur ahnen, ſondern wirklich erkennen, ja in dem wir über Raum und Zeit ſchweben. Mich dünkt, unterbrach ihn der alte Baron, wie ſich von einer Erinnerung, in die er verſunken, gewaltſam loßreißend, ich höre Deinen Freund Alban ſprechen. Ihr kennt mich als Euern unzubekehrenden Gegner; ſo iſt das Alles, was Du ſo eben geſagt, recht ſchön anzuhören, und gewiſſe empfindliche oder empfindelnde Seelen mögen ſich daran ergötzen, allein ſchon der Einſeitigkeit wegen unwahr. Nach dem, was Du da von der Verbindung mit der Geiſterwelt, und was weiß ich, ſchwärmteſt, ſollte man glauben, der Traum müſſe den Menſchen in den glückſeligſten Zuſtand verſetzen; aber alle die Träume, welche ich deshalb merkwürdig nenne, weil der Zufall ihnen eine gewiſſe Einwirkung in mein Leben gab — Zufall nenne ich nämlich ein gewiſſes Zuſammentreffen an und für ſich ſelbſt fremdartiger Begebenheiten, die nun ſich zu einer Totalerſcheinung verbinden — alle dieſe Träume, ſage ich, waren unangenehm, ja qualvoll, daß ich oft darüber erkrankte, wiewohl ich mich alles Nachgrübelns darüber enthielt, da es damals noch nicht Mode war, auf Alles, was die Natur weiſe uns fern gerückt hat, Jagd zu machen. — Sie wiſſen, beſter Vater, erwiederte Ottmar, wie ich über das Alles, was Sie Zufall, Zuſammentreffen der Umſtände und ſonſt nennen, mit meinem Freunde Alban denke. — Und was die Mode des Nachgrübelns betrifft, ſo mag mein guter Vater daran denken, daß dieſe Mode, als in der Natur des Menſchen begründet, uralt iſt. Die Lehrlinge zu Sais — Halt, fuhr der Baron auf, vertiefen wir uns weiter nicht in ein Geſpräch, das ich heute um ſo mehr zu meiden Urſache habe, als ich mich gar nicht aufgelegt fühle, es mit Deinem überbrauſenden Enthuſiasmus für das Wunderbare aufzunehmen. Nicht läugnen kann ich, daß mich gerade heute am neunten September eine Erinnerung aus meinen Jugendjahren befängt, die ich nicht los werden kann, und ſollte ich Euch das Abentheuer erzählen, ſo würde Ottmar den Beweis darin finden, wie ein Traum, oder ein träumeriſcher Zuſtand, der ſich auf eine ganz eigene Weiſe an die Wirklichkeit knüpfte, von dem feindlichſten Einfluß auf mich war. Vielleicht, beſter Vater, ſagte Ottmar, geben Sie mir und meinem Alban einen herrlichen Beitrag zu den vielfachen Erfahrungen, die die jetzt aufgeſtellte Theorie des magnetiſchen Einfluſſes, die von der Unterſuchung des Schlafs und des Träumens ausgeht, beſtätigen. — Schon das Wort, magnetiſch, macht mich erbeben, zürnte der Baron; aber Jeder nach ſeiner Weiſe, und wohl Euch, wenn die Natur es leidet, daß Ihr mit täppiſchen Händen an ihrem Schleier zupft, und Eure Neugierde nicht mit Euerm Untergange beſtraft. Laſſen Sie uns, beſter Vater! erwiederte Ottmar, nicht über Dinge ſtreiten, die aus der innerſten Ueberzeugung hervorgehen; aber die Erinnerung aus Ihrer Jugendzeit, darf ſich denn die nicht in Worten ausſprechen? — Der Baron ſetzte ſich tief in den Lehnſtuhl zurück, und indem er, wie er zu thun pflegte, wenn ſein Innerſtes angeregt wurde, den ſeelenvollen Blick in die Höhe richtete, fing er an:

Ihr wißt, daß ich meine militäriſche Bildung auf der Ritterakademie in B. erhielt. Unter den dort angeſtellten Lehrern befand ſich nun ein Mann, der mir ewig unvergeßlich bleiben wird; ja ich kann noch jetzt an ihn nicht denken ohne innern Schauer, ohne Entſetzen, möcht' ich ſagen. Es iſt mir oft, als würde er geſpenſtiſch durch die Thür hineinſchreiten. — Seine Rieſengröße wurde noch auffallender durch die Hagerkeit ſeines Körpers, der nur aus Muskeln und Nerven zu beſtehen ſchien; er mochte in jüngern Jahren ein ſchöner Mann geweſen ſeyn; denn noch jetzt warfen ſeine großen ſchwarzen

Augen einen brennenden Blick, den man kaum ertragen konnte; ein tieſer Fünfziger hatte er die Kraft und die Gewandtheit eines Jünglings; alle ſeine Bewegungen waren raſch und entſchieden. Im Fechten auf Stoß und Hieb war er dem Geſchickteſten überlegen, und das wildeſte Pferd drückte er zuſammen, daß es unter ihm ächzte. Er war ehemals Major in däniſchen Dienſten geweſen, und hatte, wie man ſagte, deshalb flüchten müſſen, weil er ſeinen General im Duell erſtochen. Manche behaupteten, dies ſey nicht im Duell geſchehen, ſondern auf ein beleidigendes Wort vom General habe er, ehe dieſer ſich zur Wehr ſetzen konnte, ihm den Degen durch den Leib gerannt. Genug, er war aus Dänemark herübergeflüchtet, und mit dem Majors-Range bei der Ritterakademie zum höhern Unterricht in der Fortifikation angeſtellt. Im höchſten Grade jähzornig, konnte ihn ein Wort, ein Blick in Wuth ſetzen, er beſtrafte die Zöglinge mit ausgedachter Grauſamkeit, und doch hing Alles an ihm auf eine ganz unbegreifliche Weiſe. So hatte einmal die gegen alle Regel und Ordnung harte Behandlung eines Zöglings die Aufmerkſamkeit der Obern erregt, und es wurde eine Unterſuchung verfügt; aber gerade dieſer Zögling klagte ſich nur ſelbſt an, und ſprach ſo eifrig für den Major, daß er aller Schuld entbunden werden mußte. Bisweilen hatte er Tage, in denen er ſich ſelbſt nicht ähnlich war. Der ſonſt harte polternde Ton ſeiner tiefen Stimme hatte dann etwas unbeſchreiblich Sonores, und von ſeinem Blick konnte man ſich nicht losreißen. Gutmüthig und weich überſah er jede kleine Ungeſchicklichkeit, und wenn er Dieſem oder Jenem, dem etwas beſonders gelungen, die Hand drückte, ſo war es, als habe er ihn, wie durch eine unwiderſtehliche Zauberkraft zu ſeinem Leibeignen gemacht, denn den augenblicklichen ſchmerzvollſten Tod hätte er gebieten können, und ſein Wort wäre erfüllt worden. Auf ſolche Tage folgte aber gewöhnlich ein ſchrecklicher Sturm, vor dem Jeder ſich verbergen oder flüchten mußte. Dann zog er in aller Frühe ſeine rothe däniſche Staatsuniform an und lief mit Rieſenſchritten, gleichviel, war es Sommer oder Winter, in dem großen Garten, der ſich an das Palais der Ritterakademie anſchloß, raſtlos den ganzen Tag umher. Man hörte ihn mit ſchrecklicher Stimme und mit den heftigſten Geſtikulationen däniſch ſprechen — er zog den Degen — er ſchien es mit einem fürchterlichen Gegner zu thun zu haben — er empfing — er parirte Stöße — endlich war durch einen wohlberechneten Stoß der Gegner gefallen, und unter den gräßlichſten Flüchen und Verwünſchungen, ſchien er den Leichnam mit den Füßen zu zermalmen. Nun flüchtete er mit unglaublicher Schnelle durch die Alleen, er erkletterte die höchſten Bäume und lachte dann höhniſch herab, daß uns, die wir es bis in das Zimmer hören konnten, das Blut in den Adern erſtarrte. Gewöhnlich tobte er auf dieſe Art vier und zwanzig Stunden, und man bemerkte, daß er in der Tag- und Nachtgleiche jedesmal von dieſem Paroxismus befallen wurde. Den Tag darauf ſchien er von Allem, was er unternommen, auch nicht das Mindeſte zu ahnen, nur war er ſtörriſcher, jähzorniger, härter als je, bis er wieder in jene gutmüthige Stimmung gerieth. Ich weiß nicht woher die wunderlichen, abentheuerlichen Gerüchte kamen, die von ihm unter den Dienſtboten der Akademie und ſogar in der Stadt unter dem gemeinen Volke verbreitet wurden. So hieß es von ihm, er könne das Feuer beſprechen, und Krankheiten durch das Auflegen der Hände, ja durch den bloßen Blick heilen, und ich erinnere mich, daß er einmal Leute, die durchaus von ihm auf dieſe Art geheilt ſeyn wollten, mit Stockſchlägen verjagte. Ein alter Invalide, der zu meiner Aufwartung beſtimmt war, äußerte ganz unverholen, daß man wohl wiſſe, wie es mit dem Herrn Major nicht natürlich zugehe, und daß vor vielen Jahren einmal im Sturm auf der See der böſe Feind zu ihm getreten, und ihm Rettung aus der Todesnoth, ſo wie übermenſchliche Kraft, allerlei Wunderbares zu wirken, verheißen, welches er denn angenommen und ſich dem Böſen ergeben habe; nun habe er oft harte Kämpfe mit dem Böſen zu beſtehen, den man bald als ſchwarzer Hund, bald als ein anderes häßliches Thier im Garten umherlaufen ſehe, aber über kurz oder lang werde der Major doch gewiß auf eine ſchreckliche Weiſe unterliegen müſſen. So albern und abgeſchmackt mir dieſe Erzählungen vorkamen, ſo konnte ich mich doch eines gewiſſen innern Schauers nicht erwehren, und unerachtet ich die ganz beſondere Zuneigung, die der Major mir allein vor allen Andern bewies, mit getreuer Anhänglichkeit erwiederte, ſo miſchte ſich doch in mein Gefühl für den ſonderbaren Mann ein unbegreifliches Etwas, das mich unaufhörlich verfolgte, und das ich mir ſelbſt nicht erklären konnte. Es war, als würde ich von einem höhern Weſen gezwungen, treu an dem Mann zu halten, als würde der Augenblick des Aufhörens meiner Liebe auch der Augenblick des Unterganges ſeyn.

Erfüllte mich nun mein Beiſammenſeyn mit ihm auch mit einem gewiſſen Wohlbehagen, ſo war es doch wieder eine gewiſſe Angſt, das Gefühl eines unwiderſtehlichen Zwanges, das mich auf eine unnatürliche Art ſpannte, ja das mich innerlich erbeben machte. War ich lange bei ihm geweſen, ja hatte er mich beſonders freundlich behandelt und mir, wie er dann zu thun pflegte, mit ſtarr auf mich geheftetem Blick meine Hand in der ſeinigen feſthaltend, allerlei Seltſames erzählt, ſo konnte mich jene ganz eigne wunderbare Stimmung bis zur höchſten Erſchöpfung treiben. Ich fühlte mich krank und matt zum Umſinken. — Ich übergehe alle die ſonderbaren Auftritte, die ich mit meinem Freunde und Gebieter hatte, wenn er ſogar an meinen kindiſchen Spielen Theil nahm, und fleißig an der unüberwindlichen Feſtung mit bauen half, die ich in dem Garten nach den ſtrengſten Regeln der Befeſtigungskunſt anlegte, — ich komme zur Hauptſache. — Es war, wie ich mich genau erinnere, in der Nacht vom achten auf den neunten September im Jahr 17 — als ich lebhaft, als geſchähe es wirklich, träumte, der Major öffne leiſe meine Thür, käme langſam an mein Bett geſchritten und lege, mich mit ſeinen hohlen ſchwarzen Augen auf furchtbare Weiſe anſtarrend, die rechte Hand auf meine Stirn über die Augen, und doch könne ich ihn vor mir ſtehen ſehn. — Ich ächzte vor Beklemmung und Entſetzen — da ſprach er mit dumpfer Stimme: „Armes Menſchenkind, erkenne Deinen Meiſter und Herrn! — Was krümmſt und windeſt Du Dich in deiner Knechtſchaft, die Du vergebens abzuſchütteln ſtrebſt? — Ich bin Dein Gott, der Dein Innerſtes durchſchaut, und Alles, was Du darin jemals verborgen haſt oder verbergen willſt, liegt hell und klar vor mir. Damit du aber nicht wagſt, an meiner Macht über Dich, Du Erdenwurm, zu zweifeln, will ich auf eine Dir ſelbſt ſichtbarliche Weiſe in die geheimſte Werkſtatt Deiner Gedanken eindringen.“ — Plötzlich ſah ich ein ſpitzes glühendes Inſtrument in ſeiner Hand, mit dem er in mein Gehirn fuhr. Ueber den fürchterlichen Schrei des Entſetzens, den ich ausſtieß, erwachte ich in Angſtſchweiß gebadet — ich war der Ohnmacht nahe. Endlich erholte ich mich, aber eine dumpfe ſchwüle Luft erfüllte das Zimmer, es war mir, als höre ich die Stimme des Majors, der, wie aus weiter Ferne, mich mehrmals bei dem Vornamen rief. Ich hielt dieß für die Nachwirkung des gräßlichen Traums; ich ſprang aus dem Bette, ich öffnete die Fenſter, um die freie Luft hineinſtrömen zu laſſen in das ſchwüle Zimmer. Aber welch' ein Schreck ergriff mich, als ich in der mondhellen Nacht den Major in ſeiner Staatsuniform, ganz ſo wie er mir im Traum erſchienen, durch die Hauptallee nach dem Gatterthor, das aufs freie Feld führte, ſchreiten ſah; er riß es auf, ging hindurch, warf die Flügel hinter ſich zu, daß Riegel und Angel klirrend und raſſelnd zuſammenſprangen und das Getöſe weit in der ſtillen Nacht wiederhallte. — Was war das, was will der Major in der Nacht draußen im Felde? dachte ich, und es überfiel mich eine unbeſchreibliche Angſt und Unruhe. Wie von unwiderſtehlicher Gewalt getrieben, zog ich mich an, weckte den guten Inſpektor, einen frommen Greis von ſiebzig Jahren, den Einzigen, den der Major ſelbſt in ſeinem ärgſten Paroxismus ſcheute und ſchonte, und erzählte ihm meinen Traum, ſo wie den Vorgang nachher. Der Alte wurde ſehr aufmerkſam und ſagte: auch ich habe das Gatterthor ſtark zuwerfen gehört, es aber für Täuſchung gehalten; auf jeden Fall möge wohl etwas Beſonderes mit dem Major vorgegangen und deshalb es gut ſeyn, in ſeinem Zimmer nachzuſehen. Die Hausglocke weckte Zöglinge und und Lehrer, und wir gingen mit Lichtern, wie in feierlicher Prozeſſion, durch den langen Gang nach den Zimmern des Majors. Die Thür war verſchloſſen, und vergebliche Verſuche, ſie mit dem Hauptſchlüſſel zu öffnen, überzeugten uns, daß von innen der Riegel vorgeſchoben war. Auch die Hauptthür, durch die der Major hätte gehen müſſen, um in den Garten zu kommen, war verſchloſſen und verriegelt, wie den Abend zuvor. Man erbrach endlich, als alles Rufen ohne Antwort blieb, die Thür des Schlafzimmers und — mit ſtarrem gräßlichen Blick, blutigen Schaum vor dem Munde, lag der Major in ſeiner rothen däniſchen Staatsuniform, den Degen mit zuſammengekrampfter Hand feſthaltend, todt auf der Erde! — Alle Verſuche, ihn wieder in das Leben zu bringen, blieben fruchtlos. — Der Baron ſchwieg — Ottmar war im Begriff etwas zu ſagen, doch unterließ er es, und ſchien, die Hand an die Stirn gelegt, Alles was er vielleicht über die Erzählung äußern wollte, erſt im Innern zu regeln und zu ordnen. Maria unterbrach das Stillſchweigen, indem ſie rief: Ach, beſter Vater! — welche ſchauerliche Begebenheit, ich ſehe den fürchterlichen Major in ſeiner däniſchen Uniform vor mir ſtehen, den Blick ſtarr auf mich gerichtet; um meinen Schlaf in dieſer Nacht iſt es geſchehen. — Der Maler Franz Bickert, nun ſchon ſeit funfzehn Jahren im Hauſe des Barons als wahrer Hausfreund, hatte, wie er manchmal pflegte, bisher an dem Geſpräch gar keinen Antheil genommen, ſondern war mit über den Rücken zuſammengeflochtenen Armen, allerlei ſkurrile Geſichter ſchneidend und wohl gar bisweilen einen poſſierlichen Sprung verſuchend, auf und abgeſchritten. Nun brach er los: die Baroneſſe hat ganz Recht, — wozu ſchauerliche Erzählungen, wozu abentheuerliche Begebenheiten gerade vor dem Schlafengehen? Das iſt wenigſtens ganz gegen meine Theorie vom Schlafen und Träumen, die ſich auf die Kleinigkeit von ein paar Millionen Erfahrungen ſtützt. — Wenn der Herr Baron nur lauter Unglücksträume hatte, ſo war es bloß, weil er meine Theorie nicht kannte, und alſo danach nicht verfahren konnte. Wenn Ottmar von magnetiſchen Einflüſſen — Planetenwirkung und was weiß ich, ſpricht, ſo mag er nicht Unrecht haben, aber meine Theorie ſchmiedet den Panzer, den kein Mondſtrahl durchdringt. — Nun ſo bin ich denn wirklich auf Deine vortreffliche Theorie begierig, ſagte Ottmar. Laß den Franz nur reden, fiel der Baron ein, er wird uns bald von Allem, was und wie er will, überzeugen. Der Maler ſetzte ſich Marien gegenüber, und indem er mit komiſchem Anſtande und mit einem höchſt ſkurrilen ſüßlichen Lächeln eine Priſe nahm, fing er an:

Geehrte Verſammlung! Träume ſind Schäume, das iſt ein altes körnichtes, recht ehrlich deutſches Sprichwort, aber Ottmar hat es ſo fein gewendet, ſo ſubtiliſirt, daß ich, indem er ſprach, in meinem Haupte ordentlich die Bläschen fühlte, die aus dem Irdiſchen entwickelt aufſtiegen, um ſich mit dem höheren geiſtigen Princip zu vermählen. Aber iſt es denn nicht wieder unſer Geiſt, der den Hefen bereitet, aus dem jene ſubtileren Theile, die auch nur das Erzeugniß eines und deſſelben Princips ſind, emporſteigen? — Findet unſer Geiſt in ſich ſelbſt allein alle Elemente, alles Zubehör, woraus er, um in dem Gleichniß zu bleiben, jenen Hefen bereitet, oder kommt ihm außerhalb ihm Liegendes dabei zu Hülfe? frage ich ferner, und antworte ſchnell: Die ganze Natur mit allen ihren Erſcheinungen ſteht ihm nicht ſowohl bei, als ſie ſelbſt in Raum und Zeit die Werkſtatt darbietet, in welcher er, ſich ein freier Meiſter wähnend, nur als Arbeiter für ihre Zwecke ſchafft und wirkt. Wir ſtehen mit allen Außendingen, mit der ganzen Natur in ſolch enger pſychiſcher und phyſiſcher Verbindung, daß das Loslöſen davon, ſollte es möglich ſein, auch unſere Exiſtenz vernichten würde. Unſer ſogenanntes intenſives Leben wird von dem extenſiven bedingt, es iſt nur ein Reflex von dieſem, in dem aber die Figuren und Bilder, wie in einem Hohlſpiegel aufgefangen, ſich oft in veränderten Verhältniſſen und daher wunderlich und fremdartig darſtellen, unerachtet auch wieder dieſe Karrikaturen im Leben ihre Originale finden. Ich behaupte keck, daß niemals ein Menſch im Innern etwas gedacht oder geträumt hat, wozu ſich nicht die Elemente in der Natur finden ließen; aus ihr heraus kann er nun einmal nicht. — Abgeſehen von äußern, unabwendbaren Eindrücken, die unſer Gemüth aufregen und in eine unnatürliche Spannung verſetzen, z. B. plötzlicher Schreck — großes Herzeleid u. ſ. w., ſo meine ich, daß unſer Geiſt, hält er ſich beſcheiden in den ihm angewieſenen Schranken, aus den angenehmſten Erſcheinungen des Lebens bequem den Hefen bereiten kann, aus dem dann die Bläschen aufſteigen, die nach Ottmars Ausſpruch den Schaum des Traums bilden. Ich, meines Theils, deſſen gute Laune vorzüglich Abends unverwüſtlich iſt, wie man mir einräumen wird, präparire förmlich die Träume der Nacht, indem ich mir tauſend närriſche Dinge durch den Kopf laufen laſſe, die mir dann Nachts meine Phantaſie in den lebendigſten Farben auf eine höchſt ergötzliche Weiſe darſtellt; am liebſten ſind mir aber meine theatraliſchen Darſtellungen. Was meinſt Du damit? fragte der Baron. Wir ſind, fuhr Bickert fort, im Traum, wie ſchon ein geiſtreicher Schriftſteller bemerkt hat, die herrlichſten Schauſpieldichter und Schauſpieler, indem wir jeden außer uns liegenden Charakter mit allen ſeinen individuellſten Zügen richtig auffaſſen und mit der vollendetſten Wahrheit darſtellen. Darauf baue ich denn, und denke ſo manchmal an die vielfachen komiſchen Abentheuer auf meinen Reiſen, an manche komiſche Charaktere, mit denen ich lebte, und da giebt mir denn Nachts meine Phantaſie, indem ſie dieſe Perſonen mit allen ihren närriſchen Zügen und Albernheiten auftreten läßt, das ergötzlichſte Schauſpiel von der Welt. Es iſt, als habe ich mir Abends vorher nur den Cannevas, die Skizze des Stücks gegeben, und im Traum würde dann Alles mit Feuer und Leben nach des Dichters Willen improviſirt. Ich trage die ganze Sacchiſche Truppe in mir, die das Gozziſche Mährchen mit allen aus dem Leben gegriffenen Nuancen ſo lebendig darſtellt, daß das Publikum, welches ich auch wieder ſelbſt repräſentire, daran als an etwas Wahrhaftiges glaubt. — Wie geſagt, von dieſen gleichſam willkürlich erregten Träumen rechne ich jeden ab, den eine beſondere durch äußere Zufälle herbeigeführte Gemüthsſtimmung, oder ein äußerer phyſiſcher Eindruck erzeugt. So werden alle diejenige Träume, welche beinahe Jeden bisweilen quälen, als da ſind: vom Thurm fallen, enthauptet werden u. ſ. w. von irgend einem phyſiſchen Schmerz erzeugt, den der Geiſt im Schlaf von dem animaliſchen Leben mehr getrennt und für ſich allein arbeitend, nach ſeiner Weiſe deutet und ihm die phantaſtiſche Urſache giebt, die gerade in die Reihe ſeiner Vorſtellungen paßt. Ich erinnere mich, im Traum in einer luſtigen Punſchgeſellſchaft geweſen zu ſeyn; ein mir wohlbekannter Bramarbas von Offizier zog unaufhörlich einen Studenten auf, bis dieſer ihm ein Glas ins Geſicht warf; nun entſtand eine allgemeine Schlägerei, und ich, der ich Frieden ſtiften wollte, wurde hart an der Hand verwundet, ſo, daß der brennende Schmerz mich weckte, — und ſiehe da! — meine Hand blutete wirklich, denn an einer ſtarken in der Bettdecke verborgenen Nadel hatte ich ſie aufgeriſſen. Ei, Franz! rief der Baron, das war kein angenehmer Traum, den Du Dir bereitet. Ach, ach! ſagte der Maler mit kläglicher Stimme, wer kann dafür, was uns oft das Schickſal als Strafe auferlegt. Auch ich habe freilich ſchreckliche, qualvolle, entſetzliche Träume gehabt, die mir Angſtſchweiß auspreßten, die mich außer mich ſelbſt ſetzten. Heraus damit, rief Ottmar, und ſollte es Deine Theorie über den Haufen werfen. Aber um des Himmelswillen, klagte Maria, wollt Ihr denn meiner gar nicht ſchonen? Nein, rief Franz, nun keine Schonung mehr! — Auch ich habe das Entſetzliche geträumt, ſo gut wie Einer. — War ich nicht bei der Prinzeſſinn von Amaldaſongi zum Thee eingeladen? hatte ich nicht den herrlichſten Treſſenrock an mit geſtickter Weſte? ſprach ich nicht das reinſte Italieniſch — lingua toscana in bocca romana? — war ich nicht verliebt in die herrliche Frau, wie es einem Künſtler wohl anſteht? ſagte ich ihr nicht die erhabenſten, göttlichſten, poetiſchſten Dinge, als ein zufällig abwärts gerichteter Blick mich zu meinem Entſetzen wahrnehmen ließ, daß ich mich zwar auf das ſorgfältigſte hofmäßig eingekleidet, aber das Beinkleid vergeſſen hatte? — Noch ehe Jemand über die Unart zürnen konnte, fuhr Bickert in Begeiſterung fort: Gott! was ſoll ich noch von manchen

Höllenqualen meiner Träume ſagen! War ich nicht wieder in mein zwanzigſtes Jahr zurückgegangen, und wollte auf dem Ball mit den gnädigen Fräuleins ſehr tanzen? hatte ich nicht mein letztes Geld daran gewandt, einem alten Rock durch ſchickliches Umkehren einige Neuheit geben zu laſſen, und ein Paar weißſeidene Strümpfe zu kaufen? — und als ich endlich glücklich vor der Thür des von tauſend Lichtern und ſchön geputzten Menſchen ſchimmernden Saals angekommen und mein Billet abgegeben, öffnete da nicht ein teufliſcher Hund von Portier ein kleines Ofenloch, und ſagte zum Erdroſſeln höflich: ich möge doch nur gefälligſt hineinſpaziren, denn da müßte man durch, um in den Saal zu kommen? Aber alles dieſes ſind Kleinigkeiten gegen den gräßlichen Traum, der mich geſtern Nacht geängſtiget und gefoltert hat. Ach! — ich war ein Bogen Kavalierpapier, ich ſaß recht in der Mitte als Waſſerzeichen, und Jemand — es war ja eigentlich ein weltbekannter Satan von Dichter, aber mag's bei Jemand bleiben — dieſer Jemand alſo hatte eine unmenſchlich lange, übel-zweiſpaltig-zahnichtgeſchnittene Truthahnsfeder und kratzte auf mir Armen herum, indem er diaboliſche holperichte Verſe niederſchrieb. Hat nicht ein anderer anatomiſcher Satan mich einmal zu ſeiner Luſt, wie eine Gliederpuppe, aus einander genommen, und nun allerlei teufliſche Verſuche angeſtellt? — Z. B. wie es wohl ausſehen würde, wenn mir aus dem Nacken ein Fuß wüchſe oder der rechte Arm ſich zum linken Bein geſellte? — Der Baron und Ottmar unterbrachen den Maler durch ein ſchallendes Gelächter, die ernſte Stimmung war verſchwunden, und der Baron fing an: Sag' ich es denn nicht, daß in unſerm kleinen Familienzirkel der alte Franz der wahrhafte Maitre de Plaiſir iſt? — Wie pathetiſch fing er nicht ſeine Discuſſion über unſer Thema an, und um ſo herrlicher war die Wirkung des humoriſtiſchen Scherzes, den er zuletzt ganz unerwartet losbrannte, und der wie mit einer gewaltſamen Exploſion unſern feierlichen Ernſt zerſtörte; mit einem Ruck waren wir aus der Geiſterwelt heraus in das wirkliche, lebendige, frohe Leben. Glaubt ja nicht, erwiederte Bickert, daß ich als Euer Pagliaſſo Spaß gemacht habe, um Euch aufzuheitern. Nein! jene abſcheulichen Träume haben mich wirklich gequält, und es mag ſeyn, daß ich ſie mir unbewußt auch ſelbſt bereitet habe. Unſer Franz, fiel Ottmar ein, hat Rückſichts ſeiner Theorie des Entſtehens der Träume manche Erfahrung für ſich, indeſſen war ſein Vortrag, was den Zuſammenhang und die Folgerungen aus hypothetiſchen Principen betrifft, eben nicht zu rühmen. Ueberdem giebt es eine höhere Art des Träumens, und nur dieſe hat der Menſch in dem gewiſſen beſeelenden und beſeligenden Schlafe, der ihm vergönnt, die Strahlen des Weltgeiſtes, dem er ſich näher geſchwungen, in ſich zu ziehen, die ihn mit göttlicher Kraft nähren und ſtärken. Gebt Acht, ſagte der Baron, Ottmar wird gleich wieder auf ſeinem Steckenpferde ſitzen, um einen Ritt in das unbekannte Reich zu machen, welches wir Ungläubigen, wie er behauptet, nur von ferne, wie Moſes das gelobte Land, erblicken können. Aber wir wollen es ihm ſchwer machen, uns zu verlaſſen — es iſt eine recht unfreundliche Herbſtnacht, wie wäre es, wenn wir noch ein Stündchen zuſammenblieben, wenn wir Feuer in den Kamin legen ließen, und Maria uns nach ihrer Art einen köſtlichen Punſch bereitete, den wir vor der Hand wenigſtens als den Geiſt annehmen könnten, der unſre muntere Laune nährte und ſtärkte. — Bickert ſchaute wie mit verklärtem Blick zum Himmel hinauf, ſtark ſeufzend, und neigte ſich dann ſchnell in demüthig bittender Stellung zu Marien herab. Maria, die ſo lange ziemlich ſtumm und in ſich gekehrt da geſeſſen, lachte, wie ſie ſelten zu thun pflegte, recht herzlich über des alten Malers poſſierliche Stellung, und ſtand dann ſchnell auf, um Alles nach des Barons Wünſchen ſorglich zu veranſtalten. Bickert trippelte geſchäftig hin und her, er half Kaſparn das Holz herbeitragen, und indem er, auf einem Knie ruhend, in ſeitwärts gedrehter Stellung die Flamme anblies, rief er Ottmarn unaufhörlich zu, ſich doch als ſein gelehriger Schüler zu zeigen und ſchnell ihn als gute Studie zu zeichnen, mit genauer Beachtung des Feuereffekts und der ſchönen Reflexe, in denen jetzt ſein Geſicht erglühe. Der alte Baron wurde immer heiterer, und ließ ſich ſogar, welches nur in den gemüthlichſten Stunden geſchah, ſein langes türkiſches Rohr, dem ein ſeltener Bernſtein zum Mundſtück diente, reichen. — Als nun der feine, flüchtige Duft des türkiſchen Tabaks durch den Saal zog, und Maria auf den Zucker, den ſie ſelbſt in Stücke zerſchlagen, den Citronenſaft in den ſilbernen Punſchnapf tröpfelte, war es Allen, als ginge ihnen ein freundlicher heimathlicher Geiſt auf, und das innere Wohlbehagen, das er erzeuge, müſſe den Genuß des Augenblicks ſo anregen und beleben, daß alles Vorher und Nachher farblos und unbeachtet bliebe. — Wie iſt es doch ſo eigen, fing der Baron an, daß Marien die Bereitung des Punſches immer ſo wohl geräth, ich mag ihn kaum anders genießen. Ganz vergebens iſt ihr genaueſter Unterricht über das Verhältniß der Beſtandtheile, und was weiß ich ſonſt. — Es hatte einmal in meiner Gegenwart ganz nach Mariens Weiſe unſere launiſche Katinka den Punſch bereitet, aber ich habe kein Glas herunterbringen können; es iſt, als ob Maria noch eine Zauberformel über den Trank ſpräche, die ihm eine beſondere magiſche Kraft gäbe. Iſt es denn anders? rief Bickert, es iſt der Zauber der Zierlichkeit, der Anmuth, mit dem Maria Alles, was ſie thut, belebt; ſchon das bereiten ſehen des Punſches macht ihn herrlich und ſchmackhaft. Sehr galant, fiel Ottmar ein, aber mit Deiner Erlaubniß, liebe Schweſter! nicht ganz wahr. Ich ſtimme darin dem guten Vater bei, daß Alles, was Du bereiteſt, was durch Deine Hände gegangen, auch mir bei dem Genuß, bei der Berührung ein inneres Wohlbehagen erregt. Den Zauber, der dies bewirkt, ſuche ich aber in tieferen geiſtigen Beziehungen, und nicht in Deiner Schönheit und Anmuth, wie Bickert, der natürlicherweiſe Alles nur darauf bezieht, weil er Dir den Hof gemacht hat ſchon ſeit Deinem achten Jahr. Was Ihr nur noch heute aus mir machen werdet, rief Maria mit heiterm Ton; kaum habe ich die nächtlichen Phantaſien und Erſcheinungen überſtanden, ſo findeſt Du in mir ſelbſt etwas Geheimnißvolles, und wenn ich auch weder an den fürchterlichen Major, noch ſonſt an irgend einen Doppeltgänger mehr denke, ſo laufe ich doch Gefahr, mir ſelbſt geſpenſtiſch zu werden und vor meinem eigenen Bilde im Spiegel zu erſchrecken. Das wäre denn doch arg, ſagte der Baron lachend, wenn ein ſechszehnjähriges Mädchen nicht mehr in den Spiegel ſehen dürfte, ohne Gefahr ihr eigenes Bild für eine geſpenſtiſche Erſcheinung zu halten. Aber wie kommt es, daß wir heute von dem phantaſtiſchen Zeuge nicht loskommen können? Und daß, erwiederte Ottmar, Sie ſelbſt, guter Vater, mir unwillkürlich jeden Augenblick Gelegenheit geben, mich über alle jene Dinge auszuſprechen, die Sie als unnütze, ja ſündliche Geheimnißkrämerei geradehin verwerfen, und deßhalb meinen guten Alban — geſtehen Sie es nur — nicht recht leiden mögen. Den Forſchungstrieb, den Drang zum Wiſſen, den die Natur ſelbſt in uns legte, kann ſie nicht ſtrafen, und es ſcheint vielmehr, als ob, je nachdem er in uns thätig wirkt, wir deſto fähiger würden, auf einer Stufenleiter, die ſie uns ſelbſt hingeſtellt hat, zum Höheren emporzuklimmen — Und wenn wir uns recht hoch glauben, fiel Bickert ein, ſchändlich hinunterzupurzeln, und an dem Schwindel, der uns ergriff, zu bemerken, daß die ſubtile Luft in der obern Region für unſere ſchweren Köpfe nicht taugt. Ich weiß nicht, antwortete Ottmar, was ich aus Dir, Franz! ſeit einiger Zeit, ja ich möchte ſagen, ſeitdem Alban im Hauſe iſt, machen ſoll. Sonſt hingſt Du mit ganzer Seele, mit dem ganzen Gemüthe am Wunderbaren, Du ſannſt über die farbigen Flecken, über die ſonderbaren Figuren auf Schmetterlingsflügeln, auf Blumen, auf Steinen nach, Du — Halt! rief der Baron, nicht lange dauert's, ſo ſind wir in unſer altes Kapitel gerathen. Alles das, was Du mit Deinem myſtiſchen Alban aus allen Winkeln, ja ich möchte ſagen, gleichſam aus einer phantaſtiſchen Rumpelkammer zuſammen ſuchſt, um daraus ein künſtliches Gebäude, dem jedes feſte Fundament fehlt, aufzuführen, rechne ich zu den Träumen, die nach meinem Grundſatz Schäume ſind und bleiben. Der Schaum, den das Getränk aufwirft, iſt unhaltbar, geſchmacklos, kurz, eben ſo wenig das höhere Reſultat der innern Arbeit, als die Späne, welche dem Drechsler wegfliegen, die, hat der Zufall ihnen auch eine gewiſſe Form gegeben, man doch wohl nie für das Höhere halten wird, welches der Künſtler bei ſeiner Arbeit bezweckte. Uebrigens iſt mir Bickerts Theorie ſo einleuchtend, daß ich mich ihrer praktiſch zu bedienen ſuchen werde. Da wir doch nun einmal von den Träumen nicht loskommen, ſagte Ottmar, ſo ſey es mir erlaubt, eine Begebenheit zu erzählen, die mir neulich Alban mittheilte, und die uns Alle in der gemüthlichen Stimmung erhalten wird, in der wir uns jetzt befinden. Nur unter der Bedingung, erwiederte der Baron, magſt Du erzählen: daß Du von dem Letztern überzeugt biſt, und daß Bickert frei ſeine Anmerkungen drein werfen darf. Sie ſprechen mir aus der Seele, lieber Vater! ſagte Maria, denn Alban's Erzählungen ſind gemeinhin, wenn auch nicht ſchrecklich und ſchauderhaft, doch auf eine ſolche ſeltſame Weiſe ſpannend, daß der Eindruck zwar in gewiſſer Art wohlthätig iſt, aber man ſich doch erſchöpft fühlt. Meine gute Maria wird mit mir zufrieden ſeyn, erwiederte Ottmar, und Bickerts Anmerkungen darf ich mir deshalb verbitten, weil er in meiner Erzählung eine Beſtätigung ſeiner Theorie des Träumens zu finden glauben wird. Mein guter Vater ſoll ſich aber überzeugen, wie Unrecht er meinem guten Alban und der Kunſt thut, welche auszuüben ihm Gott die Macht verliehen. Ich werde, ſagte Bickert, jede Anmerkung, die ſchon auf die Zunge gekommen, mit Punſch herabſpülen, aber Geſichter ſchneiden muß ich frei können, ſo viel ich will, das laſſe ich mir nicht nehmen. Das ſey Dir vergönnt, rief der Baron und Ottmar fing nun ohne weitere Vorrede zu erzählen an:

Meinem Alban wurde auf der Univerſität in J. ein Jüngling bekannt, deſſen vortheilhaftes Aeußere bei dem erſten Blick Jeden einnahm, und der daher mit Zutrauen und Wohlwollen empfangen wurde. Das gleiche Studium der Arzneikunde, und der Umſtand, daß Beide im regen Eifer für ihre Wiſſenſchaft in einem Frühkollegium immer die Erſten der ſich Verſammelnden waren und ſich zu einander geſellten, führte bald ein näheres Verhältniß herbei, das endlich, da Theobald (ſo nannte Alban ſeinen Freund) mit ganzer Seele, mit dem treueſten Gemüth ſich hingab, in die engſte Freundſchaft überging. Theobald entwickelte immer mehr einen überaus zarten, beinahe weiblich weichlichen Charakter und eine idylliſche Schwärmerei, welche in der jetzigen Zeit, die wie ein geharniſchter Rieſe, nicht deſſen achtend, was die donnernden Tritte zermalmen, vorüberſchreitet, ſich ſo kleinlich, ſo ſüßlich ausnahm, daß die Mehrſten ihn darob verlachten. Nur Alban, ſeines Freundes zartes Gemüth ſchonend, verſchmähte es nicht, ihm in ſeine kleinen phantaſtiſchen Blumengärten zu folgen, wiewohl er nicht unterließ, ihn dann auch oft wieder in die rauhen Stürme des wirklichen Lebens zurückzuführen, und ſo jeden Funken von Kraft und Muth, der vielleicht im Innern glimmte, zur Flamme zu entzünden. Alban glaubte um ſo mehr dies ſeinem Freunde ſchuldig zu ſeyn, als er die Univerſitätsjahre für die einzige Zeit halten mußte, die dem Manne in jetziger Zeit ſo nöthige Kraft, tapfern Widerſtand zu leiſten, da wo unvermuthet, wie ein Blitz aus heitrer Luft, das Unglück einſchlägt, in Theobald zu wecken und zu ſtärken. Theobalds Lebensplan war nämlich ganz nach ſeiner einfachen, nur die nächſte Umgebung beachtenden Sinnesart zugeſchnitten. Nach vollendeten Studien und erlangter Doktorwürde, wollte er in ſeine Vaterſtadt zurückkehren, dort die Tochter ſeines Vormundes, (er war elternlos), mit der er aufgewachſen, heirathen, und, im Beſitz eines beträchtlichen Vermögens, ohne Praxis zu ſuchen, nur ſich ſelbſt und der Wiſſen-

[illegible] leben. Der wieder erweckte thieriſche Magnetismus ſprach ſeine ganze Seele an, und indem er unter Albans Leitung eifrig Alles, was je darüber geſchrieben, ſtudirte, und ſelbſt auf Erfahrungen ausging, wandte er ſich bald, jedes phyſiſche Medium, als der tiefen Idee rein pſychiſch wirkender Naturkräfte zuwider, verwerfend, zu dem ſogenannten Barbareiniſchen Magnetismus, oder der älteren Schule der Spiritualiſten. — So wie Ottmar das Wort: Magnetismus, ausſprach, zuckte es auf Bickerts Geſicht, erſt leiſe, dann aber zuckende durch alle Muskeln, ſo daß zuletzt wie ein [illegible] ſolch eine über alle Maßen tolle Fratze dem Baron ins Geſicht guckte, daß dieſer im Begriff war, laut aufzulachen, als Bickert aufſprang und anfangen wollte zu dociren; in dem Augenblick reichte ihm Ottmar ein Glas Punſch, das er in voller Devotion hinunterſchluckte, während Ottmar in ſeiner Erzählung fortfuhr: Alban war früher, und zwar als noch ganz in der Stille ſich nur hie und da die Rede von dem thieriſchen Magnetismus fortpflanzte, dem Mesmerismus mit Leib und Seele ergeben, und vertheidigte ſelbſt die Herbeiführung der gewaltſamen Kriſen, welche Theobald mit Abſcheu erfüllten. Indem nun beide Freunde ihre verſchiedenen Meinungen in dieſer Materie zum Gegenſtande mannichfacher Diskuſſionen machten, kam es, daß Alban, der manche von Theobald gemachte Erfahrung nicht läugnen konnte, und den Theobalds liebliche Schwärmerei von dem rein pſychiſchen Einfluſſe unwillkührlich hinriß, ſich auch mehr zum pſychiſchen Magnetismus hinneigte, und zuletzt der neueren Schule, die wie die Puyſegurſche beide Arten verbindet, ganz anhing, ohne daß der ſonſt ſo leicht fremde Ueberzeugungen auffaſſende Theobald auch nur im mindeſten von ſeinem Syſtem abwich, ſondern beharrlich jedes phyſiſche Medium verwarf. Seine ganze Muße — und daher ſein Leben wollte er dazu verwenden, ſo viel als möglich in die geheimnißvollſten Tiefen der pſychiſchen Einwirkungen zu dringen, und fortwährend ſeinen Geiſt feſter und feſter darauf ſpannend, ſich rein erhaltend von allem dem Widerſtrebenden, ein würdiger Lehrling der Natur zu werden. In dieſer Hinſicht ſollte ſein contemplatives Leben eine Art Prieſterthum ſeyn, und ihn wie in immer höheren Weihen zum Betreten der innerſten Gemächer in dem großen Iſistempel heiligen. Alban, der von des Jünglings frommem Gemüthe Alles hoffte, beſtärkte ihn in dieſem Vorſatz, und als nun endlich Theobald ſeinen Zweck erreicht und in die Heimath zurückkehrte, war Albans letztes Wort: er ſolle treu bleiben dem, was er begonnen. — Bald darauf erhielt Alban von ſeinem Freunde einen Brief, deſſen Mangel an Zuſammenhang von der Verzweiflung, ja von der innern Zerrüttung zeugte, die ihn ergriffen. Sein ganzes Lebensglück, ſchrieb er, ſey dahin; in den Krieg müſſe er, denn dort wäre das Mädchen ſeiner Seele hingezogen aus ſtiller Heimath, und nur der Tod könne ihn von dem Elend, in dem er dahinſchmachte, erlöſen. Alban hatte nicht Ruh', nicht Raſt; auf der Stelle reiſte er zu ſeinem Freunde, und es gelang ihm nach mehreren vergeblichen Verſuchen, den Unglücklichen wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade zu beruhigen. — Bei dem Durchmarſch fremder Truppen, ſo erzählte die Mutter der Geliebten Theobalds, wurde ein italieniſcher Offizier in das Haus einquartiert, der ſich bei dem erſten Blick auf das heftigſte in das Mädchen verliebte, und der mit dem Feuer, das ſeiner Nation eigen, ſie beſtürmend, und dabei mit Allem ausgeſtattet, was der Weiber Herz befängt, in wenigen Tagen ein ſolches Gefühl in ihr erweckte, daß der arme Theobald ganz vergeſſen war, und ſie nur in dem Italiener lebte und webte. Er mußte fort in den Krieg, und nun verfolgte das Bild des Geliebten, wie er in gräßlichen Kämpfen blute, wie er, zu Boden geworfen, ſterbend ihren Namen rufe, unaufhörlich das arme Mädchen, ſo daß ſie in eine wirkliche Verſtandesverwirrung gerieth, und den unglücklichen Theobald, als er wiederkehrte und die frohe Braut in ſeine Arme zu ſchließen hoffte, gar nicht wiedererkannte. Kaum war es Alban gelungen, Theobald wieder ins Leben zurückzuführen, als er ihm das untrügliche Mittel vertraute, das er erſonnen, ihm die Geliebte wiederzugeben, und Theobald fand Albans Rath ſo aus ſeiner innerſten Ueberzeugung entnommen, daß er keinen Augenblick an dem glücklichſten Erfolg zweifelte; er gab ſich Allem gläubig hin, was der Freund als wahr erkannt hatte. — Ich weiß, Bickert! (unterbrach ſich hier Ottmar) was Du jetzt ſagen willſt, ich fühle Deine Pein, es ergötzt mich die komiſche Verzweiflung, in der Du jetzt das Glas Punſch ergreifſt, das Dir Maria ſo freundlich reicht. Aber ſchweige, ich bitte Dich — Dein ſauerſüßes Lächeln iſt die ſchönſte Anmerkung, viel beſſer als jedes Wort, jede Redensart, die Du nur erſinnen könnteſt, um mir allen Effekt zu verderben. Aber was ich Euch zu ſagen habe, iſt ſo herrlich und ſo wohlthuend, daß Du ſelbſt zum gemüthvollſten Antheil bekehrt werden wirſt. Alſo merk' auf, und Sie, beſter Vater! werden mir auch eingeſtehen, daß ich mein Wort im ganzen Umfange erfülle. Der Baron ließ es bei einem: hm, hm, bewenden, und Maria ſchaute Ottmarn mit klarem Blick ins Auge, indem ſie gar lieblich das Köpfchen auf die Hand ſtützte, ſo daß die blonden Locken in üppiger Fülle über den Arm wallten. -- Waren des Mädchens Tage, fuhr Ottmar in ſeiner Erzählung fort, qualvoll und ſchrecklich, ſo waren die Nächte geradezu verderbend. Alle ſchrecklichen Bilder, die ſie Tags über verfolgten, traten dann mit verſtärkter Kraft hervor. Mit herzzerſchneidendem Ton rief ſie den Namen ihres Geliebten, und in halberſtickten Seufzern ſchien ſie bei ſeinem blutigen Leichnam die Seele auszuathmen. Wenn nun eben nächtlich die ſchrecklichſten Träume das arme Mädchen ängſteten, führte die Mutter Theobald an ihr Bett. Er ſetzte ſich daneben hin, und den Geiſt mit der ganzen Kraft des Willens auf ſie fixirend, ſchaute er ſie mit feſtem Blicke an. Nachdem er dies einige Mal wiederholt, ſchien der Eindruck ihrer Träume ſchwächer zu werden, denn der Ton, mit dem ſie ſonſt den Namen des Offiziers gewaltſam hervorſchrie, hatte nicht mehr das die ganze Seele Durchdringende, und tiefe Seufzer machten der gepreßten Bruſt Luft. — Nun legte Theobald auf ihre Hand die ſeinige, und nannte leiſe, ganz leiſe ſeinen Namen. Bald zeigte ſich die Wirkung. Sie nannte nun den Namen des Offiziers abgebrochen, es war, als müßte ſie ſich auf jede Sylbe, auf jeden Buchſtaben beſinnen, als dränge ſich etwas Fremdes in die Reihe ihrer Vorſtellungen. — Bald darauf ſprach ſie gar nicht mehr, nur eine Bewegung der Lippen zeigte, daß ſie ſprechen wollte, und wie durch irgend eine äußere Einwirkung daran verhindert würde. Dies hatte wieder einige Nächte hindurch gedauert; nun fing Theobald an, ihre Hand in der ſeinigen feſthaltend, mit leiſer Stimme in abgebrochenen Sätzen zu ſprechen. Es war die frühe Kinderzeit, in die er ſich zurückverſetzte. Bald ſprang er mit Auguſten (erſt jetzt fällt mir wieder der Name des Mädchens ein) in des Onkels großem Garten umher, und pflückte von den höchſten Bäumen die ſchönſten Kirſchen für ſie, denn immer das Beſte wußte er den Blicken der anderen Kinder zu entziehen und es ihr zuzuſtecken. Bald hatte er den Onkel mit Bitten ſo lange gequält, bis er ihm das ſchöne theure Bilderbuch mit den Trachten fremder Nationen hervorgelangt. Nun durchblätterten beide Kinder, auf einem Lehnſtuhl zuſammen knieend über den Tiſch gelehnt, das Buch. Immer war ein Mann und eine Frau in der Gegend ihres Landes abgebildet, und immer waren es Theobald und Auguſte. In ſolchen fremden Gegenden, ſeltſamlich gekleidet, wollten ſie allein ſeyn, und mit den ſchönen Blumen und Kräutern ſpielen. — Wie erſtaunte die Mutter, als Auguſte in einer Nacht zu ſprechen begann und ganz in Theobalds Ideen einging. Auch ſie war das ſiebenjährige Mädchen, und nun ſpielten Beide ihre Kinderſpiele durch. Auguſte führte ſelbſt die charaktervollſten Begebenheiten ihrer Kinderjahre herbei. Sie war immer ſehr heftig, und lehnte ſich oft gegen ihre ältere Schweſter, die übrigens von wirlich bösartiger Natur, ſie unverdienterweiſe quälte, förmlich auf, welches manchen tragikomiſchen Vorfall veranlaßte. So ſaßen die drei Kinder einmal an einem Winterabend beiſammen, und die ältere Schweſter, übellauniger als je, quälte die kleine Auguſte mit ihrem Eigenſinn, daß dieſe vor Zorn und Unmuth weinte. Theobald zeichnete, wie gewöhnlich, allerlei Figuren, denen er dann eine ſinnige Deutung zu geben wußte; um beſſer zu ſehen, wollte er das Licht putzen, löſchte es aber unverſehens aus; da benutzte Auguſte ſchnell die Gelegenheit, und gab zur Wiedervergeltung des erlittenen Verdruſſes der älteren Schweſter eine derbe Ohrfeige. Das Mädchen lief weinend und ſchreiend zum Vater, dem Onkel Theobalds, und klagte, wie Theobald das Licht ausgelöſcht und ſie dann geſchlagen habe. Der Onkel eilte herbei, und als er Theobald ſeine gehäſſige Bosheit vorhielt, läugnete dieſer, der die Schuldige wohl kannte, die That keinesweges. Auguſte war zerriſſen von innerem Gram, als ſie ihren Theobald beſchuldigen hörte, er habe, um Alles auf ſie ſchieben zu können, erſt das Licht ausgelöſcht und dann geſchlagen; aber je mehr ſie weinte, deſto mehr tröſtete ſie der Onkel, daß nun ja doch der Thäter entdeckt und alle Liſt des boshaften Theobald vereitelt ſey. Als nun der Onkel zur harten Strafe ſchritt, da brach ihr das Herz, ſie klagte ſich an, ſie geſtand Alles, allein in dieſem Selbſtbekenntniß fand der Onkel nur die überſchwengliche Liebe des Mädchens zu dem Knaben, und gerade Theobalds Standhaftigkeit, der ſich mit wahrhaftem Heroismus glücklich fühlte, für Auguſten zu leiden, gab ihm den Anlaß, ihn als den halsſtarrigſten Buben bis aufs Blut zu züchtigen. Auguſtens Schmerz war gränzenlos, alle ihre Heftigkeit, ihr gebieteriſches Weſen war verſchwunden, der ſanfte Theobold war nun ihr Gebieter, dem ſie ſich willig ſchmiegte; mit ihrem Spielzeug, mit ihren ſchönſten Puppen konnte er ſchalten und walten, und wenn er ſonſt, um nur bei ihr bleiben zu dürfen, ſich fügen mußte, Blätter und Blumen für ihre kleine Küche zu ſuchen, ſo ließ ſie es ſich jetzt gefallen, ihm durchs Geſträuch auf dem muthigen Steckenhengſt zu folgen. Aber ſo wie das Mädchen jetzt mit ganzer Seele an ihm hing, ſo war es auch, als habe das für ſie erlittene Unrecht Theobalds Zuneigung zur glühendſten Liebe entzündet. Der Onkel bemerkte Alles, aber nur dann, als er in ſpäteren Jahren zu ſeinem Erſtaunen den wahren Zuſammenhang jenes Vorfalls erfuhr, zweifelte er nicht länger an der tiefen Wahrheit der wechſelſeitigen Liebe, die die Kinder geäußert, und billigte mit ganzer Seele die innigſte Verbindung, in die ſie für ihr ganzes Leben treten zu wollen erklärten. Eben jener tragikomiſche Vorfall ſollte auch jetzt das Paar aufs Neue vereinigen. — Auguſte fing ſeine Darſtellung von dem Moment an, als der Onkel zürnend hineinfuhr, und Theobald unterließ nicht, richtig in ſeiner Rolle einzugreifen. Bis jetzt war Auguſte am Tage ſtill und in ſich gekehrt geweſen, aber an dem Morgen nach jener Nacht äußerte ſie ganz unerwartet der Mutter, wie ſie ſeit einiger Zeit lebhaft von Theobald träume, und warum er denn nicht käme, ja nicht einmal ſchriebe. Immer mehr ſtieg dieſe Sehnſucht, und nun zögerte Theobald nicht länger, als käme er erſt jetzt von der Reiſe, vor Auguſten zu erſcheinen; ſorgfältig hatte er nämlich ſeit dem ſchrecklichen Augenblick, als Auguſte ihn nicht wiederkannte, vermieden, ſich vor ihr ſehen zu laſſen. Auguſte empfing ihn mit der höchſten Aufwallung der innigſten Liebe. Bald nachher geſtand ſie unter vielen Thränen, wie ſie ſich gegen ihn vergangen; wie es einem Fremden auf eine ſeltſame Weiſe gelungen, ſie von ihm abwendig zu machen, ſo daß ſie, wie von einer fremden Gewalt befangen, ganz aus ihrem eigenen Weſen herausgetreten ſey, aber Theobalds wohlthätige Erſcheinung in lebhaften Träumen, habe die feindlichen Geiſter, die ſie beſtrickt, verjagt; ja, ſie müſſe geſtehen, daß ſie jetzt nicht einmal des Fremden äußere Geſtalt ſich ins Gedächtniß zurückrufen könne, und nur Theobald lebe in ihrem Innern. Alban und Theobald, Beide waren überzeugt, daß Auguſten der wirkliche Wahnſinn, von dem ſie ergriffen worden, gänzlich verlaſſen hatte, und kein Hinderniß ſtand der Vereinigung des —

So wollte Ottmar ſeine Erzählung endigen, als Maria mit einem dumpfen Schrei ohnmächtig vom Stuhle in die Arme des ſchnell herbeigeſprungenen Bickert ſank. Der Baron fuhr entſetzt auf, Ottmar eilte Bickerten zu Hülfe, und Beide brachten Marien auf das Sopha. Sie lag todtenbleich da, jede Spur des Lebens war auf dem krampfhaft verzogenen Geſichte verſchwunden. — Sie iſt todt, ſie iſt todt! ſchrie der Baron. — Nein, rief Ottmar, ſie ſoll leben, ſie muß leben. Alban wird helfen. — Alban! Alban! kann der Todte erwecken, ſchrie Bickert auf; in dem Augenblick öffnete ſich die Thür, und Alban trat herein. Mit dem ihm eigenen imponirenden Weſen trat er ſchweigend vor die Ohnmächtige. Der Baron ſah ihm mit zornglühendem Geſichte ins Auge — Keiner vermochte zu ſprechen. Alban ſchien nur Marien zu gewahren; er heftete ſeinen Blick auf ſie; Maria, was iſt Ihnen? ſprach er mit feierlichem Ton, und es zuckte durch ihre Nerven. Jetzt faßte er ihre Hand. Ohne ſich von ihr wegzuwenden, ſagte er: Warum dieſes Erſchrecken, meine Herren? der Puls geht leiſe, aber gleich — ich finde das Zimmer voll Dampf, man öffne ein Fenſter, gleich wird ſich Maria von dem unbedeutenden ganz gefahrloſen Nervenzufall erholen. Bickert that es, da ſchlug Maria die Augen auf; ihr Blick fiel auf Alban. „Verlaß mich, entſetzlicher Menſch, ohne Qual will ich ſterben," liſpelte ſie kaum hörbar, und indem ſie, ſich von Alban abwendend, das Geſicht in die Sophakiſſen verbarg, ſank ſie in einen tiefen Schlaf, wie man an den ſchweren Athemzügen bemerken konnte. Ein ſeltſames, furchtbares Lächeln durchflog Albans Geſicht; der Baron fuhr auf, er ſchien etwas mit Heftigkeit ſagen zu wollen. Alban faßte ihn ſcharf ins Auge, und mit einem Tone, in dem, des Ernſtes unerachtet, eine gewiſſe höhnende Ironie lag, ſprach er: Ruhig, Herr Baron! die Kleine iſt etwas ungeduldig, aber erwacht ſie aus ihrem wohlthätigen Schlafe, welches genau Morgens um ſechs Uhr geſchehen wird, ſo gebe man ihr zwölf von dieſen Tropfen, und Alles iſt vergeſſen. — Er reichte Ottmarn das Fläſchchen, das er aus der Taſche gezogen, und verließ langſamen Schrittes den Saal.

Da haben wir den Wunder-Doctor! rief Bickert, als man die ſchlafende Marie in ihr Zimmer gebracht, und Ottmar den Saal verlaſſen hatte. — Der tiefſinnige Blick des Geiſterſehers — das feierliche Weſen — das prophetiſche Vorausſagen — das Fläſchchen mit dem Wunderelixier. — Ich habe nur gepaßt, ob er nicht, wie Schwedenberg, vor unſern Augen in die Luſt verdampfen, oder wenigſtens, wie Beireis, mit dem urplötzlich aus Schwarz in Roth umgefärbten Frack zum Saal hinausſchreiten würde. — Bickert! antwortete der Baron, der ſtarr und ſtumm in den Lehnſtuhl gedrückt, Marien wegbringen geſehen: Bickert! was iſt aus unſerm frohen Abend geworden! — aber gefühlt im Innern habe ich es, daß mich noch heute etwas Unglückliches treffen, ja daß ich noch Alban aus beſonderm Anlaß ſehen würde. — Und gerade in dem Augenblicke als ihn Ottmar citirte, erſchien er wie der waltende Schutzgeiſt. Sage mir, Bickert! — kam er nicht durch jene Thür? — Allerdings, erwiederte Bickert, und erſt jetzt fällt es mir ein, daß er wie ein zweiter Caglioſtro uns ein Kunſtſtückchen gemacht hat, das uns in der Angſt und Noth ganz entgangen; die einzige Thür des Vorzimmers da drüben habe ich ja von innen verſchloſſen, und hier iſt der Schlüſſel, — einmal habe ich mich aber doch geirrt und ſie offen gelaſſen. — Bickert unterſuchte die Thür und zurückkehrend rief er mit Lachen: Der Caglioſtro iſt fertig, die Thür iſt richtig feſt verſchloſſen wie vorher. Hm, ſagte der Baron, der Wunder-Doctor fängt an in einen gemeinen Taſchenſpieler überzugehen. Es thut mir leid, erwiederte Bickert, Alban hat den allgemeinen Ruf eines geſchickten Arztes, und wahr iſt es, daß, als unſere Marie, die ſonſt ſo geſund geweſen, an den heilloſen Nervenübeln erkrankte, und alle Mittel ſcheiterten, ſie durch Albans magnetiſche Kur geheilt wurde. — Schwer entſchloſſeſt Du Dich dazu, nur auf vieles Zureden Ottmars, und weil Du die herrliche Blume, die ſonſt ihr Haupt keck und frei zur Sonne emporrichtete, immer mehr hinwelken ſahſt. Glaubſt Du, daß ich wohl gethan habe, Ottmarn nachzugeben? fragte der Baron. In jener Zeit allerdings, erwiederte Bickert, aber Albans verlängerte Gegenwart iſt mir gerade nicht angenehm; und was den Magnetismus betrifft — den verwirfſt Du ganz und gar, fiel der Baron ein. Mit nichten, antwortete Bickert. Nicht Zeuge mancher dadurch herbeigeführten Erſcheinung hätte ich ſeyn dürfen, um daran zu glauben, — ja ich fühle es nur zu ſehr, wie alle die wunderbaren Beziehungen und Verknüpfungen des organiſchen Lebens der ganzen Natur in ihm liegen. All' unſer Wiſſen darüber iſt und bleibt aber Stückwerk, und ſollte der Menſch den völligen Beſitz dieſes tiefen Naturgeheimniſſes erlangen, ſo käme es mir vor, als habe die Mutter unverſehens ein ſchneidendes Werkzeug verloren, womit ſie manches Herrliche zur Luſt und Freude ihrer Kinder geformt; die Kinder fänden es, verwundeten ſich aber ſelbſt damit, im blinden Eifer, es der Mutter im Formen und Bilden nachmachen zu wollen. Meine innerſte Meinung haſt Du richtig ausgeſprochen, ſagte der Baron, was aber beſonders den Alban betrifft, ſo liegt es dunkel in meiner Seele, wie ich mir all' die beſonderen Gefühle, die mich in ſeiner Nähe befangen, zuſammenreimen und erklären ſoll; zuweilen glaube ich über ihn ganz im Klaren zu ſeyn. — Seine tiefe Wiſſenſchaft machte ihn zum Schwärmer, aber ſein Eifer, ſein Glück erwirbt ihm Achtung! Allein, nur wenn ich ihn nicht ſehe, erſcheint er mir ſo; nahet er ſich mir, ſo iſt jenes Bild aus der Perſpektive gerückt, und deformirte Züge, die mit einer furchtbaren Charakteriſtik im Einzelnen ſich doch nicht zum Ganzen fügen wollen, erfüllen mich mit Grauen. Als Ottmar ihn vor mehreren Monaten als ſeinen innigſten Freund zu uns brachte, war es mir, als habe ich ihn irgend einmal ſchon geſehen; ſeine Feinheit, ſein gewandtes Betragen gefielen mir, aber im Ganzen war mir ſeine Gegenwart nicht wohlthuend. Bald darauf, und zwar, wie es mir ſchon oft ſchwer aufs Herz gefallen, gleich nach Albans Erſcheinung erkrankte, wie Du weißt, Maria auf eine ganz ſeltſame Weiſe, und ich muß es geſtehen, Alban, als er endlich herbeigerufen wurde, unterzog ſich der Kur mit einem beiſpielloſen Eifer, mit einer Ergebenheit, mit einer Liebe und Treue, die ihm bei dem glücklichſten Erfolg die höchſte, unzweideutigſte Liebe und Achtung erwerben mußte. Ich hätte ihn mit Gold überſchütten mögen, aber jedes Wort des Dankes wurde mir ſchwer; ja, in eben dem Grade, als die magnetiſche Kur anſchlug, erfüllte ſie mich mit Abſcheu und Alban wurde mir mit jedem Tage verhaßter. Zuweilen war es mir, als könne er mich aus der dringendſten Lebensgefahr retten, ohne auch nur im mindeſten für ſich bei mir zu gewinnen. Sein feierliches Weſen, ſeine myſtiſchen Reden, ſeine Charlatanerien, wie er z. B. die Ulmen, die Linden und was weiß ich noch was für Bäume magnetiſirt, wenn er, mit ausgeſtreckten Armen nach Norden gerichtet, von dem Weltgeiſt neue Kraft in ſich zieht; Alles ſpannt mich auf eine gewiſſe Weiſe, trotz der herzlichen Verachtung, die ich dagegen ſpüre. Aber, Bickert! merk' wohl auf! — Die ſonderbarſte Erſcheinung dünkt mir, daß, ſeitdem Alban hier iſt, ich öfter als je an meinen däniſchen

Major, von dem ich vorhin erzählt habe, denken muß. — Jetzt, eben jetzt, als er ſo höhniſch, ſo wahrhaft diaboliſch lächelte, und mich mit ſeinen großen pechſchwarzen Augen anſtarrte, da ſtand der Major ganz vor mir — die Aehnlichkeit iſt auffallend. — Und, fiel Bickert ein, ſo iſt mit einem Mal Deine ſeltſame Empfindung, Deine Idioſynkraſie erklärt. Nicht Alban, nein, der däniſche Major iſt es, der Dich ängſtigt und quält; der wohlthuende Arzt trägt die Schuld ſeiner Habichtsnaſe und ſeiner ſchwarzen feurigen Augen; beruhige Dich ganz und ſchlage Dir alles Böſe aus dem Sinn. — Alban mag ein Schwärmer ſeyn, aber er will gewiß das Gute und vollbringt es, und ſo laſſe man ihm ſeine Charlatanerien als ein unſchädliches Spielwerk, und achte ihn als den geſchickten, tiefſchauenden Arzt. — Der Baron ſtand auf und ſagte, indem er Bickerts beide Hände faßte: Franz, das haſt Du gegen Deine innere Ueberzeugung geſprochen; es ſoll ein Palliativmittel ſeyn für meine Angſt, für meine Unruhe. — Aber — tief liegt es in meiner Seele: Alban iſt mein feindlicher Dämon — Franz, ich beſchwöre Dich! ſey achtſam — rathe — hilf — ſtütze, wenn Du an meinem morſchen Familiengebäude etwas wanken ſiehſt. Du verſtehſt mich — kein Wort weiter.

Die Freunde umarmten ſich, und Mitternacht war längſt vorüber, als jeder gedankenvoll mit unruhigem, aufgeregtem Gemüth in ſein Zimmer ſchlich. Punkt ſechs Uhr erwachte Maria, wie es Alban vorausgeſagt, man gab ihr zwölf Tropfen aus dem Fläſchchen, und zwei Stunden ſpäter trat ſie heiter und blühend in das Geſellſchaftszimmer, wo der Baron, Ottmar und Bickert ſie freudig empfingen. Alban hatte ſich in ſein Zimmer eingeſchloſſen und ſagen laſſen, wie ihn eine dringende Korreſpondenz den ganzen Tag über darin feſthalten werde.

Mariens Brief an Adelgunde.

So haſt Du Dich endlich aus den Stürmen, aus den Bedrängniſſen des böſen Krieges gerettet, und eine ſichere Freiſtatt gefunden? — Nein! ich kann es Dir nicht ſagen, geliebte Herzensfreundin, was ich empfand, als ich nach ſo langer, langer Zeit endlich Deine kleinen niedlichen Schriftzüge wiedererblickte. Vor lauter Ungeduld hätte ich beinahe den feſtgeſiegelten Brief zerriſſen. Erſt habe ich geleſen und geleſen, und ich wußte doch nicht, was darin geſtanden, bis ich endlich ruhiger wurde, und nun mit Entzücken erfuhr, daß Dein theurer Bruder, mein geliebter Hypolit, wohl iſt, daß ich ihn bald wiederſehen werde. Alſo keiner meiner Briefe hat Dich erreicht? Ach, liebe Adelgunde! Deine Marie iſt recht krank geweſen, recht ſehr krank, aber nun iſt alles wieder beſſer, wiewohl mein Uebel von einer ſolchen mir ſelbſt unbegreiflichen Art war, daß ich noch jetzt mich ordentlich entſetze, wenn ich daran denke, und Ottmar und der Arzt ſagen, dieſe Empfindung ſey eben auch noch Krankheit, die von Grund aus gehoben werden müſſe. Verlange nicht, daß ich Dir ſagen ſoll, was mir eigentlich gefehlt hat; ich weiß es ſelbſt nicht; kein Schmerz, kein mit Namen zu ſagendes Leiden, und doch alle Ruhe, alle Heiterkeit hin. — Alles kam mir verändert vor. — Laut geſprochene Worte, Fußtritte bohrten wie Stacheln in meinen Kopf. Zuweilen hatte Alles um mich herum, lebloſe Dinge, Stimme und Klang, und neckte und quälte mich mit wunderſamen Zungen; ſeltſame Einbildungen riſſen mich heraus aus dem wirklichen Leben. Kannſt Du es Dir denken, Adelgundchen, daß die närriſchen Kindermährchen vom grünen Vogel, vom Prinzen Fakardin, von Trebiſond und was weiß ich ſonſt, die uns Tante Klara ſo hübſch zu erzählen wußte, nun auf eine für mich ſchreckbare Weiſe ins Leben traten, denn ich ſelbſt unterlag ja den Verwandlungen, die der böſe Zauberer über mich verhängte — ja es iſt wohl lacherlich zu ſagen, wie dieſe Albernheiten ſo feindlich auf mich wirkten, daß ich zuſehends matter und kraftloſer wurde. Indem ich mich oft über ein Unding, über ein Nichts bis zum Tode betrüben, und wieder eben über ſolch ein Nichts bis zur Ausgelaſſenheit erfreuen konnte, zehrte ſich mein Selbſt auf in den gewaltſamen Ausbrüchen einer innern mir unbekannten Kraft. — Gewiſſe Dinge, die ich ſonſt gar nicht beachtete, fielen mir jetzt nicht allein auf, ſondern konnten mich recht qualen. So hatte ich einen ſolchen Abſcheu gegen Lilien, daß ich jedes Mal ohnmächtig wurde, ſobald, war es auch in weiter Ferne, eine blühte; denn aus ihren Kelchen ſah ich glatte, glänzende, zungelnde Baſiliske auf mich zuſpringen. Doch was trachte ich, Dir, liebe Adelgunde, auch nur eine Idee von dem Zuſtande zu geben, den ich nicht Krankheit nennen möchte, wenn er mich nicht immer mehr und mehr ermattet hätte; mit jedem Tage ſchwächer werdend, ſah ich den Tod vor Augen. — Nun muß ich Dir aber etwas Beſonderes ſagen — nämlich, was mein Geneſen betrifft, das habe ich einem herrlichen Mann zu danken, den Ottmar ſchon früher ins Haus gebracht, und der in der Reſidenz unter all' den großen und geſchickten Aerzten der Einzige ſeyn ſoll, der das Geheimniß beſitzt, eine ſolche ſonderbare Krankheit, wie die meinige, ſchnell und ſicher zu heilen. — Das Beſondere iſt aber, daß in meinen Träumen und Erſcheinungen immer ein ſchöner ernſter Mann im Spiele war, der, unerachtet ſeiner Jugend, mir wahrhafte Ehrfurcht einflößte, und der bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe, aber immer in langen Talaren gekleidet, mit einer diamantnen Krone auf dem Haupte, mir wie der romantiſche König in der mährchenhaften Geiſterwelt erſchien und allen böſen Zauber löſte. Ich mußte ihm lieb und innig verwandt ſeyn, denn er nahm ſich meiner beſonders an, und ich war ihm dafür mit meinem Leben verpflichtet. Bald kam er mir vor wie der weiſe Salomo, und dann mußte ich auch wieder auf ganz ungereimte Weiſe an den Saraſtro in der Zauberflöte denken, wie ich ihn in der Reſidenz geſehen. Ach, liebe Adelgunde, wie erſchrak ich nun, als ich auf den erſten Blick in Alban jenen romantiſchen König aus meinen Träumen erkannte. — Alban iſt nämlich eben der ſeltene Arzt, den Ottmar ſchon vor langer Zeit einmal als ſeinen Herzensfreund aus der Reſidenz mitbrachte; indeſſen war er mir damals bei dem kurzen Beſuch ſo gleichgültig geblieben, daß ich mich nachher nicht einmal ſeines Aeußern zu entſinnen wußte. — Alsdann aber, als er wiederkam, zu meiner Heilung berufen, wußte ich mir ſelbſt von der innern Empfindung, die mich durchdrang, nicht Rechenſchaft zu geben. — So wie Alban überhaupt in ſeiner Bildung, in ſeinem ganzen Betragen, eine gewiſſe Würde, ich möchte ſagen, etwas Gebietendes hat, das ihn über ſeine Umgebung erhebt, ſo war es mir gleich, als er ſeinen ernſten durchdringenden Blick auf mich richtete: ich müßte Alles unbedingt thun, was er gebieten würde, und als ob er meine Geneſung nur recht lebhaft wollen dürfe, um mich ganz herzuſtellen. Ottmar ſagte: ich ſolle durch den ſogenannten Magnetiſmus geheilt werden, und Alban werde durch gewiſſe Mittel mich in einen exaltirten Zuſtand ſetzen, in dem ich ſchlafend, und in dieſem Schlaf erwachend, ſelbſt meine Krankheit genau einſehen und die Art meiner Kur beſtimmen werde. Du glaubſt nicht, liebe Adelgunde, welch' ein eignes Gefühl von Angſt — Furcht, ja Grauſen und Entſetzen mich durchbebte, wenn ich an den bewußtloſen und doch höher lebenden Zuſtand dachte, und doch war es mir nur zu klar, daß ich mich vergebens dagegen ſträuben würde, was Alban beſchloſſen. — Jene Mittel ſind angewendet worden, und ich habe, meiner Scheu, meiner Furcht zum Trotz, nur wohlthätige Folgen geſpürt. — Meine Farbe, meine Munterkeit iſt wiedergekehrt, und ſtatt der entſetzlichen Spannung, in der mir oft das Gleichgültigſte zur Qual wurde, befinde ich mich in einem ziemlich ruhigen Zuſtande. Jene närriſchen Traumbilder ſind verſchwunden, und der Schlaf erquickt mich, indem ſelbſt das tolle Zeug, was mir oft darin vorkommt, ſtatt mich zu quälen, mich belebt und erheitert. — Denke einmal, liebe Adelgunde, ich träume jetzt oft: ich könne mit geſchloſſenen Augen, als ſey mir ein anderer Sinn aufgegangen, Farben erkennen, Metalle unterſcheiden, leſen u. ſ. w. ſobald es nur Alban verlange; ja oft gebietet er mir mein Inneres zu durchſchauen und ihm Alles zu ſagen, was ich darin erblicke, und ich thue es mit der größten Beſtimmtheit; zuweilen muß ich plötzlich an Alban denken, er ſteht vor mir, und ich verſinke nach und nach in einen träumeriſchen Zuſtand, deſſen letzter Gedanke, in dem mein Bewußtſeyn untergeht, mir fremde Ideen bringt, welche mit beſonderem, ich möchte ſagen, golden glühenden Leben mich durchſtrahlen, und ich weiß, daß Alban dieſe göttlichen Ideen in mir denkt, denn er iſt dann ſelbſt in meinem Seyn, wie der höhere belebende Funke, und entfernt er ſich, was nur geiſtig geſchehen kann, da die körperliche Entfernung gleichgültig iſt, ſo iſt Alles erſtorben. Nur in dieſem mit Ihm und in Ihm Seyn kann ich wahrhaftig leben, und es müßte, wäre es ihm möglich, ſich mir geiſtig ganz zu entziehn, mein Selbſt in todter Oede erſtarren; ja, indem ich dieſes ſchreibe, fühle ich nur zu ſehr, daß nur Er es iſt, der mir den Ausdruck giebt, mein Seyn in ihm wenigſtens anzudeuten. — Ich weiß nicht, Adelgundchen, ob ich Dir nicht fremdartig oder vielleicht als eine phantaſtiſche Schwärmerin erſcheine, ob Du mich überhaupt verſtehſt, und es war mir, als ob eben jetzt leiſe und wehmuthig der Name: Hypolit, über Deine Lippen gleite. — Glaube mir, daß Hypolit nie inniger von mir geliebt wurde, ich nenne ihn oft im frommen Gebet um ſein Heil. — Die heiligen Engel mögen ihn ſchirmen vor jedem feindlichen Streich, der ihm in wilder Feldſchlacht droht. Aber, ſeitdem Alban mein Herr und Meiſter iſt, dünkt es mich, nur durch Ihn könne ich meinen Hypolit ſtärker und inniger lieben, und als habe ich die Macht, mich wie ſein Schutzgeiſt zu ihm zu ſchwingen, und ihn mit meinem Gebet, wie mit einem Seraphsfittig, zu umhüllen, ſo daß der Mord ihn vergebens liſtig ſpähend umſchleicht. Alban, der hohe, herrliche Mann, führt mich als die durch das höhere Leben geweihte Braut in ſeine Arme; aber nicht ohne ſeinen Meiſter darf das Kind ſich in die Stürme der Welt wagen. — Erſt ſeit wenigen Tagen erkenne ich ganz Albans wahrhaftige Größe. — Aber glaubſt Du wohl, liebe Adelgunde, daß, als ich noch kränker und über alle Maßen reizbar war, ſich oft niedrige Zweifel gegen meinen Herrn und Meiſter in meiner Bruſt erhoben? — Da hielt ich es denn für geſündigt gegen Liebe und Treue, wenn ſelbſt im Gebet für meinen Hypolit Albans Geſtalt in meinem Innern aufſtieg, zürnend und drohend, daß ich ohne ihn mich hinauswagen wolle aus dem Kreiſe, den er mir beſchrieben, wie ein böſes Kind, das des Vaters Warnung vergeſſend, hinauslaufe aus dem friedlichen Garten in den Wald, wo feindliche Thiere blutgierig hinter den grünen anmuthigen Büſchen lauern. Ach, Adelgunde! — dieſe Zweifel quälten mich ſchrecklich. Lache mich recht aus, wenn ich Dir ſage, daß ich ſogar auf den Gedanken gerieth: Alban wolle mich künſtlich umſtricken, und unter dem Schein des heiligen Wunders, irdiſche Liebe in meinem Innern entzünden. — Ach, Hypolit! — Neulich ſaßen wir, der Vater, der Bruder, der alte Bickert und ich traulich Abends beiſammen; Alban war, wie es ſeine Gewohnheit iſt, noch auf weitem Spaziergange begriffen. Es war die Rede von Träumen, und der Vater ſo wie Bickert wußten davon allerlei Wunderbares und Ergötzliches zu ſagen. Da nahm auch Ottmar das Wort, und erzählte, wie nach Albans Rath, und unter ſeiner Leitung, es einem ſeiner Freunde gelungen ſey, eines Mädchens innige Liebe dadurch zu gewinnen, daß er, ohne ihr Wiſſen, wenn ſie ſchlief, in ihrer Nähe war, und ihre innerſten Gedanken durch magnetiſche Mittel auf ſich leitete. Dazu kam, daß der Vater und auch mein alter treuer Bickert ſich, wie ſie noch nie in meiner Gegenwart gethan, beſtimmt und hart gegen den Magnetismus, und auch in gewiſſer Art gegen Alban erklärten — alle Zweifel gegen den Meiſter erwachten mit doppelter Stärke in meiner Seele — wie wenn er ſich geheimer hölliſcher Mittel bediente, mich zu ſeiner Sklavin zu feſſeln; wie wenn er dann geböte, ich ſolle, nur ihn in Sinn und Gedanken tragend, Hypolit laſſen? Ein nie gekanntes Gefühl ergriff mich mit tödtender Angſt; ich ſah Alban in ſeinem Zimmer mit unbekannten Inſtrumenten und häßlichen Pflanzen und Thieren und Steinen und blinkenden Metallen umgeben, wie er in krampfhafter Bewegung ſeltſame Kreiſe mit den Armen und Händen beſchrieb. Sein Geſicht, ſonſt ſo ruhig und ernſt, war zur grauſigen Larve verzogen, und aus ſeinen blutrothen Augen ſchlängelten ſich in ekelhafter Schnelle blanke, glatte Baſiliske, wie ich ſie ſonſt in den Lilienkelchen zu erblicken wähnte. Da war es, als gleite ein eiskalter Strom über meinen Rücken hin, ich erwachte aus meinem Ohnmacht ähnlichen Zuſtande; Alban ſtand vor mir — aber, du heiliger Gott! nicht er wars, nein! jene entſetzliche Larve, die meine Einbildung geſchaffen! — Wie habe ich am andern Morgen mich vor mir ſelbſt geſchämt! — Alban war mit meinen Zweifeln gegen ihn bekannt, und nur in ſeiner gütigen Milde hat er mir wohl verſchwiegen, daß er es auch wohl wußte, wie ich ihn ſelbſt mir gebildet, denn er lebt ja in meinem Innern und weiß meine geheimſten Gedanken, die ich in Frömmigkeit und Demuth auch nicht trachte ihm zu verſchweigen. Uebrigens machte er aus meinem krankhaften Anfall nicht viel, ſondern ſchob Alles auf den Dunſt des türkiſchen Tabaks, den mein Vater an jenem Abende geraucht. Du hätteſt nur ſehen ſollen, mit welchem gütigen Ernſt, mit welcher väterlichen Sorglichkeit mich jetzt der herrliche Meiſter behandelte. Es iſt nicht allein der Körper, den er geſund zu erhalten weiß, nein! — es iſt der Geiſt, den er dem höhern Leben zuführt. Könnte meine liebe, treue Adelgunde nur hier ſeyn und ſich an dem wahrhaft frommen Leben erlaben, das wir in friedlicher Stille führen. Bickert iſt noch der frohe Alte wie immer, nur mein Vater und Ottmar ſind zuweilen in ſonderbarer Verſtimmung; den im treibenden Leben wühlenden Männern mag oft unſere Einförmigkeit nicht zuſagen. — Alban ſpricht ganz herrlich über die Sagen und Mythen der alten Egypter und Indier, oft verſinke ich darüber, zumal unter den großen Buchen im Park, unwillkürlich in einen Schlaf, von dem ich wie neu belebt erwache. Ich komme mir dann beinahe vor, wie die Miranda in Shakeſpeares Sturm, die von Proſpero vergebens ermuntert wird, ſeine Erzählung zu hören. Recht mit Proſpero's Worten ſagte neulich Ottmar zu mir: Gieb Deiner Müdigkeit nach — Du kannſt nicht anders.

Nun, Adelgundchen! haſt Du mein inneres Leben ganz, ich habe

Dir Alles erzählt, und das thut meinem Herzen wohl. Beiliegende Zeilen für Hypolit u. ſ. w.

Fragment von Albans Brief an Theobald.

— — — zurückgeblieben iſt. Die Frömmigkeit ſchließt das Frommthun in ſich, und jedes Frommthun iſt eine Heuchelei, ſey es auch nicht ſowol um Andere zu betrügen, als ſich ſelbſt an dem Reflex des in unächtem Golde blinkernden Strahlenſcheins zu ergötzen, mit dem man ſich zum Heiligen gekrönt hat. — Regten ſich denn in Deiner eigenen Bruſt nicht manchmal Gefühle, die Du, mein lieber Bramin! mit dem, was Du aus Gewohnheit, und bequem in dem Geleiſe bleibend, das die verjährte Ammenmoral eingefurcht hat, als gut und weiſe erkennen willſt, nicht zuſammenreimen konnteſt? Alle dieſe Zweifel gegen die Tugendlehre der Mutter Gans, alle dieſe über die künſtlichen Ufer des durch Moralſyſteme eingedämmten Stroms überbrauſenden Neigungen, der unwiderſtehliche Drang, den Fittig, den man kräftig beſiedert an den Schultern fühlt, friſch zu ſchütteln und ſich dem Höhern zuzuſchwingen, ſind die Anfechtungen des Satans, vor denen die aszetiſchen Schulmeiſter warnen. Wir ſollen wie gläubige Kinder die Augen zudrücken, um an dem Glanz und Schimmer des heil. Chriſts, den uns die Natur überall in den Weg ſtellt, nicht zu erblinden. — Jede Neigung, die den höheren Gebrauch der inneren Kräfte in Anſpruch nimmt, kann nicht verwerflich ſeyn, ſondern muß eben aus der menſchlichen Natur entſprungen und in ihr begründet, nach der Erfüllung des Zwecks unſeres Daſeyns ſtreben. Kann dieſer denn ein anderer ſeyn, als die höchſtmögliche, vollkommenſte Ausbildung und Anwendung unſerer phyſiſchen und pſychiſchen Kräfte? — Ich weiß, daß ohne weiter zu reden, ich Dich, mein lieber Bramin! (ſo, und nicht anders, muß ich Dich nach Deinen Lebensanſichten nennen) ſchon zum Widerſpruch gereizt habe, da Dein ganzes Thun und Treiben der innigen Meinung entgegenſtrebt, die ich nur angedeutet. — Sey indeſſen überzeugt, daß ich Dein kontemplatives Leben und Deine Bemühungen, durch immer geſchärfteres Anſchauen in die Geheimniſſe der Natur einzudringen, achte: aber ſtatt Dich an dem Glanz des diamantenen Schlüſſels in ſtiller unthätiger Betrachtung zu erfreuen, ergreife ihn keck und kühn, und öffne die geheimnißvolle Pforte, vor der Du ſonſt ſtehen bleiben wirſt in Ewigkeit. — Du biſt zum Kampfe gerüſtet, was weilſt Du in träger Ruhe? — Alle Exiſtenz iſt Kampf und geht aus dem Kampfe hervor. In einem fortſteigenden Klimax wird dem Mächtigern der Sieg zu Theil, und mit dem unterjochten Vaſallen vermehrt er ſeine Kraft. — Du weißt, lieber Theobald! wie ich immer dieſen Kampf auch im geiſtigen Leben ſtatuirt, wie ich keck behauptet, daß eben die geheimnißvolle geiſtige Uebermacht dieſes oder jenes Schoßkindes der Natur, die es ſich anmaßen darf, ihm auch Nahrung und Kraft zu immer höherem Schwunge giebt. Die Waffe, mit der wir, denen die Kraft und Uebermacht inwohnt, dieſen geiſtigen Kampf gegen das untergeordnete Prinzip kämpfen und uns daſſelbe unterjochen, iſt uns, ich möchte ſagen, ſichtbarlich in die Hand gegeben. Wie iſt es doch gekommen, daß man jenes Eindringen, jenes gänzliche Inunsziehen und Beherrſchen des außer uns liegenden geiſtigen Prinzips durch uns bekannt gewordene Mittel, Magnetismus genannt hat, da dieſe Benennung nicht genügt, oder vielmehr, als von einer einzelnen phyſiſch wirkenden Kraft hergenommen, gar nicht das bezeichnet, was wir darunter verſtanden wiſſen wollen. Es mußte gerade ein Arzt ſeyn, der zuerſt von meinem Geheimniſſe zur Welt ſprach, das eine unſichtbare Kirche wie ihren beſten Schatz im Stillen aufbewahrte, um eine ganz untergeordnete Tendenz als den einzigen Zweck der Wirkung aufzuſtellen, denn ſo wurde der Schleier gewebt, den die blöden Augen der Ungeweihten nicht durchdringen. — Iſt es denn nicht lächerlich zu glauben, die Natur habe uns den wunderbaren Talisman, der uns zum König der Geiſter macht, anvertraut, um Zahnweh oder Kopfſchmerz, oder was weiß ich ſonſt, zu heilen? — Nein, es iſt die unbedingte Herrſchaft über das geiſtige Prinzip des Lebens, die wir, immer vertrauter werdend mit der gewaltigen Kraft jenes Talismans, erzwingen. Sich unter ſeinem Zauber ſchmiegend, muß das unterjochte fremde Geiſtige nur in Uns exiſtiren, und mit ſeiner Kraft nur Uns nähren und ſtärken! — Der Fokus, in dem ſich alles Geiſtige ſammelt, iſt Gott! — Je mehr Strahlen ſich zur Feuerpyramide ſammeln — deſto näher iſt der Fokus! — Wie breiten ſich dieſe Strahlen aus — ſie umfaſſen das organiſche Leben der ganzen Natur, und es iſt der Schimmer des Geiſtigen, der uns in Pflanze und Thier unſere durch dieſelbe Kraft belebten Genoſſen erkennen läßt. — Das Streben nach jener Herrſchaft iſt das Streben nach dem Göttlichen, und das Gefühl der Macht ſteigert in dem Verhältniß ſeiner Stärke den Grad der Seligkeit. Der Inbegriff aller Seligkeit iſt im Fokus! — Wie klein und erbärmlich erſcheint mir alles Geſchwätz über jene herrliche Kraft, die den Geweihten verliehen und es iſt wol zu begreifen, daß nur die höhere Anſicht als der Ausdruck der inneren Weihe auch die höhere Wirkſamkeit herbeiführt. — Nach allem dieſem wirſt Du glauben müſſen, daß mir bei der Anwendung alle phyſiſchen Mittel fremd geworden, allein es iſt dem nicht ſo. Hier iſt es, wo wir noch im Dunkeln tappen, ſo lange uns die geheime Verbindung des Geiſtigen mit dem Körper nicht klar vor Augen liegt, und ich möchte ſagen, die phyſiſchen Hülfsmittel ſind uns nur wie Zeichen des Herrſchers in die Hand gegeben, denen ſich unbekannte Vaſallen unterwerfen. — Ich weiß ſelbſt nicht, wie ich dazu gekommen bin, Dir, mein Theobald, ſo viel über einen Gegenſtand zu ſagen, von dem ich ungern ſpreche, da ich es fühle, wie nur die aus einer beſondern innern geiſtigen Organiſation entſprießende Ueberzeugung den leeren Worten Gewicht und Nachdruck geben muß. Deinen Vorwurf, einer lebhaft aufwallenden Neigung gefolgt zu ſeyn und gegen Deine ſogenannten moraliſchen Anſichten geſündigt zu haben, wollte ich beantworten, und jetzt erſt werde ich gewahr, daß ich Dir neulich meine Verhältniſſe in dem Hauſe des Barons viel zu rhapſodiſch entwickelte, um nicht mißverſtanden zu werden — Ich gebe mir Zeit und Mühe, Manches von meinem Eintritt in dies Haus nachzuholen, und wenn mein lieber frommer Bramin in einem höher beſchwingten Augenblick mir nur einigermaßen in mein Gebiet folgen will, ſo werde ich von aller Schuld gereinigt ſeyn. —

Ottmar iſt nun einmal einer von den vielen Menſchen, die, nicht ohne Geiſt und Verſtand, ja ſelbſt mit einer enthuſiaſtiſchen Lebendigkeit, alles Neue im Gebiet der Wiſſenſchaft auffaſſen; aber eben dieſes Auffaſſen iſt ihr letzter Zweck, und es iſt nur die Kenntniß der Form, die ſie, der inneren Kraft ſich freuend, mit leichter Mühe erringen. Mit dieſer Kenntniß iſt ihr Geiſt, dem ſelbſt die Ahnungen des Innern fremd bleiben, zufrieden; dem Gemüth, das man ihnen nicht abſprechen kann, fehlt Tiefe. — Ottmar hat ſich, wie Du weißt, an mich gedrängt, und, indem er mir wie der Coryphäus einer ganz überzahlreichen Klaſſe von jungen Leuten, wie ſie jetzt ſo häufig angetroffen werden, erſchien, ergötzte es mich, mit ihm höhnend zu ſpielen. Mein Zimmer hat er mit einer Ehrfurcht betreten, als ſey es das innerſte heiligſte Gemach im Tempel zu Sais, und da er ſich als mein Schüler willig unter meine Zuchtruthe ſchmiegte, hielt ich es für billig, ihm manches unſchuldige Spielzeug anzuvertrauen, das er triumphirend den Knaben vorwies, und recht groß that mit der Liebe des Meiſters. — Als ich ſeinen Bitten nachgab und ihn auf ſeines Vaters Gut begleitete, fand ich in dem Baron, ſeinem Vater, einen ſtörriſchen Alten, umgeben von einem wunderlichen humoriſtiſchen alten Maler, der manchmal den weinerlichen moraliſchen Pagliaſſo macht. — Was ich Dir über den Eindruck, den Marie auf mich machte, früher geſagt habe, weiß ich nicht mehr; aber ich fühle es in dieſem Augenblick, daß es ſchwer ſeyn wird, mich ſo darüber auszuſprechen, daß ich von Dir ganz verſtanden werde. — In Wahrheit, ich muß mich darauf beziehen, daß Du mich kennſt, ja daß Du von jeher mein ganzes Thun und Treiben in den höheren Tendenzen, die dem Volke ewig verſchloſſen, begriffen. Du biſt daher überzeugt, daß eine ſchlanke Geſtalt, die wie eine herrliche Pflanze, in zartem Wuchs üppige Blätter und Bluthen treibend, aufgeſchoſſen; ein blaues Auge, das emporblickend ſich nach dem zu ſehnen ſcheint, was die fernen Wolken verſchleiern, — kurz, daß ein engelſchönes Mädchen mich nicht in den ſüßlich ſchmachtenden Zuſtand des lächerlichen Amoroſo verſetzen kann. — Es war einzig und allein die augenblickliche Erkenntniß der geheimen geiſtigen Beziehung zwiſchen Marien und mir, die mich mit dem wunderbarſten Gefühl durchbebte. Der innigſten Wonne miſchte ſich ein ſchneidender, ſtechender Grimm bei, den die Oppoſition in Marien erzeugte — eine fremde feindliche Kraft widerſtrebte meiner Einwirkung und hielt Mariens Geiſt befangen. Mit ganzer Macht meinen Geiſt darauf fixirend, wurde ich den Feind gewahr, und in vollem Kampf ſuchte ich alle Strahlen, die aus Mariens Innern mir zuſtrömten, wie in einem Brennſpiegel aufzufangen. Der alte Maler beachtete mich mehr als die übrigen es thaten; er ſchien die innere Spannung, die Marie in mir hervorgebracht, zu ahnen. Vielleicht war es mein Blick, der mich verrieth, denn ſo zwängt der Körper den Geiſt ja ein, daß die leiſeſte ſeiner Bewegungen in den Nerven oszillirend nach außen wirkt, und die Geſichtszüge — wenigſtens den Blick des Auges verändert. Wie ergötzte es mich aber, daß er die Sache ſo gemein nahm; er ſprach unaufhörlich von dem Graſen Hypolit, Mariens verlobtem Bräutigam, und daß er die bunte Muſterkarte von allen ſeinen Tugenden recht mit Behagen vor mir ausbreitete, diente mir nur dazu, die läppiſchen Verhältniſſe, welche die Menſchen in einfältiger kindiſcher Thätigkeit anknüpfen, im Innerſten zu belachen, und mich meiner tiefern Erkenntniß jener Verbindungen, die die Natur knüpft, und der Kraft dieſe zu hegen und zu pflegen, zu erfreuen. — Marien ganz in mein Selbſt zu ziehen, ihre ganze Exiſtenz, ihr Seyn ſo in dem Meinigen zu verweben, daß die Trennung davon ſie vernichten muß, das war der Gedanke, der, mich hoch beſeligend, nur die Erfüllung deſſen ausſprach, was die Natur wollte. Dieſe innigſte geiſtige Verbindung mit dem Weibe, im Seligkeitsgefühl jeden andern als den höchſten, ausgeſchrieenen thieriſchen Genuß himmelhoch überflügelnd, ziemt dem Prieſter der Iſis, und Du kennſt mein Syſtem in dieſem Punkt, ich darf nichts weiter darüber ſagen. Die Natur organiſirte das Weib in allen ſeinen Tendenzen paſſiv. — Es iſt das willige Hingeben, das begierige Auffaſſen des fremden außerhalb liegenden, das Anerkennen und Verehren des höheren Prinzips, worin das wahrhaft kindliche Gemüth beſteht, das nur dem Weibe eigen und das ganz zu beherrſchen, ganz in ſich aufzunehmen, die höchſte Wonne iſt. — Von dieſen Augenblicken an blieb ich, unerachtet ich mich wieder, wie Du weißt, von dem Gute des Barons entfernte, Marien geiſtig nah, und welcher Mittel ich mich bediente, insgeheim mich auch körperlich ihr zu nahen, um kräftiger zu wirken, mag ich Dir nicht ſagen, da Manches ſich kleinlich ausnehmen würde, unerachtet es zu dem vorgeſetzten Zweck führte. — Maria fiel bald darauf in einen phantaſtiſchen Zuſtand, den Ottmar natürlicherweiſe für eine Nervenkrankheit halten mußte, und ich kam wieder als Arzt in das Haus, wie ich es vorausgeſehen. — Maria erkannte in mir den, der ihr ſchon oft in der Glorie der beherrſchenden Macht als ihr Meiſter im Traume erſchienen, und Alles, was ſie nur dunkel geahnet, ſah ſie nun hell und klar mit ihres Geiſtes Augen. — Nur meines Blicks, meines feſten Willens bedurfte es, ſie in den ſogenannten ſomnambulen Zuſtand zu verſetzen, der nichts anders war, als das gänzliche Hinaustreten aus ſich ſelbſt und das Leben in der höheren Sphäre des Meiſters. Es war mein Geiſt, der ſie dann willig aufnahm und ihr die Schwingen gab, dem Kerker, mit dem ſie die Menſchen überbaut hatten, zu entſchweben. Nur in dieſem Seyn in mir kann Marie fortleben, und ſie iſt ruhig und glücklich. — Hypolits Bild kann in ihr nur noch in ſchwachen Umriſſen exiſtiren, und auch dieſe ſollen bald in Duft zerfließen. Der Baron und der alte Maler ſehen mich mit feindlichen Blicken an, aber es iſt herrlich, wie ſich auch da die Kraft bewährt, die mir die Natur verliehen. Ein unheimliches Gefühl mag es ſeyn, daß ſie widerſtrebend doch den Meiſter erkennen müſſen. Du weißt, auf welche wunderbare Weiſe ich mir einen Schatz geheimer Kenntniſſe geſammelt. Nie haſt Du das Buch leſen mögen, unerachtet es Dich überraſcht haben würde, wie noch in keinem der phyſikaliſchen Lehrbücher ſolche herrliche Combinationen mancher Naturkräfte und ihrer Wirkung, ſo wie hier entwickelt ſind. Ich verſchmähe es nicht, Manches ſorglich zu bereiten; und kann man es denn Trug nennen, wenn der gaffende Pöbel über etwas erſchrickt und ſtaunt, das er mit Recht für wunderbar hält, da die Kenntniß der nächſten Urſache nicht das Wundervolle, ſondern nur die Ueberraſchung vernichtet? — Hypolit iſt Obriſter in . . .en Dienſten, mithin im Felde; ich wünſche nicht ſeinen Tod; er mag zurückkommen, und mein Triumph wird herrlicher ſeyn, denn der Sieg iſt gewiß. Sollte ſich der Gegner kräftiger zeigen als ich es gedacht, ſo wirſt Du mir im Gefühl meiner Kraft zutrauen, daß ꝛc. — —

Das einſame Schloß.

Das Gewitter war vorüber, und in rothem Feuer brennend, brach die ſinkende Sonne durch die finſteren Wolken, die ſchnell fliehend in den tiefen Gründen verdampften. Der Abendwind rührte ſeine Fittige und wie in ſchwellenden Wogen ſtrömten die Wohlgerüche, die aus Bäumen, Blumen, Gräſern emporſtiegen, durch die warme Luft. Als ich aus dem Walde trat, lag das freundliche Dorf, deſſen Nähe mir der Poſtillon verheißen, dicht vor mir im blumigen Wieſengrunde, und hoch hervor ragten die gothiſchen Thürme des Schloſſes, deſſen Fenſter im Schein der Sonne glühten, als wollten innere Flammen hervorbrechen. Glockengeläute und geiſtlicher Geſang tönten zu mir herüber; in der Ferne ſah ich einen feierlichen Leichenzug auf der Straße von dem Schloſſe her nach dem Kirchhofe wallen; als ich endlich ankam, war der Geſang verſtummt; man hatte nach der dortigen Sitte den Sarg geöffnet, vor dem Grabe niedergeſetzt, und der Pfarrer hielt den Leichen-Sermon. Sie waren im Begriff den Deckel auf den Sarg zu heben, als ich hinzutrat und den Todten erblickte. Es war ein hochbejahrter Mann, der mit heiterm Geſicht unentſtellt da lag, als ſchlummerte er ſanft und friedlich. Der alte Bauer ſagte tief gerührt: Sieh', wie unſer alter Franz ſo ſchön da liegt; Gott ſchenke mir ein ſo frommes Ende — ja! — ſelig ſind, die in dem Herrn entſchlafen. — Mir war es, als ſei dieß die rechte Todtenfeier für den frommen Entſchlafenen, und des Bauers einfache Worte die herrlichſte Leichenrede. — Sie ſenkten den Sarg hinab, und als nun die Erdſchollen mit dumpfem Klang hinabfielen, ergriff mich die bitterſte Wehmuth, als läge der Herzensfreund in der todten kalten Erde. — Eben wollte ich den Berg hinaufſteigen, auf dem das Schloß lag, als mir der Pfarrer entgegentrat, bei dem ich mich nach dem Todten, den man eben zu Grabe getragen, erkundigte. Der alte Maler Franz Bickert, der ſeit drei Jahren allein in dem verödeten Schloß gewohnt und den Kaſtellan gemacht hatte, war es, den man beerdigt hatte. Ich wünſchte in das Schloß zu gehen; der Geiſtliche hatte bis zur Ankunft des Bevollmächtigten des jetzigen Beſitzers die Schlüſſel übernommen, und ich trat nicht ohne Schauer in die verödeten weiten Säle, wo ſonſt fröhliche Menſchen gehauſet, und worin nun eine Todtenſtille herrſchte. Bickert hatte ſich in den letzten drei Jahren, die er wie ein Einſiedler in dem Schloſſe zubrachte, auf eine wunderliche Weiſe mit der Kunſt beſchäftigt. Ohne alle Hülfe, ſelbſt was die mechaniſchen Vorrichtungen betrifft, unternahm er es, den ganzen obern Stock, in welchem er ſelbſt ein Zimmer bewohnte, im gothiſchen Styl auszumalen, und auf den erſten Blick ahnte man in den phantaſtiſchen Zuſammenſtellungen fremdartiger Dinge, wie ſie dem Charakter der gothiſchen Verzierungen eigen, tiefſinnige Allegorien. Sehr oft wiederholt war eine häßliche Teufelsgeſtalt, die ein ſchlafendes Mädchen belauſcht. — Ich eilte nach Bickerts Zimmer. — Der Lehnſtuhl ſtand noch ſo abgerückt vom Tiſche, auf dem eine angefangene Zeichnung lag, als ſey Bickert eben von der Arbeit aufgeſtanden; ein grauer Ueberrock hing auf der Lehne, und ein kleines graues Mützchen lag neben der Zeichnung. — Es war, als werde im Augenblick der Alte mit dem freundlichen frommen Geſichte, über das ſelbſt die Qual des Todes keine Macht gehabt, hineintreten und den Fremden mit offener Gutherzigkeit in ſeiner Werkſtatt bewillkommnen. — Ich eröffnete dem Geiſtlichen meinen Wunſch, mehrere Tage, ja vielleicht Wochen, im Schloſſe zu wohnen. Das ſchien ihm befremdlich; er äußerte, wie leid es ihm thäte, meinen Wunſch nicht erfüllen zu können, da bis zur Ankunft des Bevollmächtigten die gerichtliche Siegelung vorgenommen werden müſſe, und kein Fremder im Schloſſe wohnen dürfe. Wie aber, fuhr ich fort, wenn ich dieſer Bevollmächtigte ſelbſt wäre? indem ich ihm die ausgedehnte Vollmacht des Barons von F., als des jetzigen Beſitzers, vorwies. Er erſtaunte nicht wenig, und überſchüttete mich mit Höflichkeitsbezeigungen. Er bot mir Zimmer im Pfarrgebäude an, da mir die Wohnung im öden Schloſſe doch wahrſcheinlich nicht zuſagen werde. Ich lehnte dies ab; ich blieb im Schloſſe, und es waren Bickerts nachgelaſſene Papiere, die mich in den Stunden der Muße auf das Anziehendſte beſchäftigten. — Bald fanden ſich ein paar Blätter vor, die in kurzen hingeworfenen Notizen, nach Art eines Tagebuchs, Aufſchluß über die Kataſtrophe gaben, in der ein ganzer Zweig einer bedeutenden Familie unterging. Durch die Zuſammenſtellung mit einem ziemlich humoriſtiſchen Aufſatz: Träume ſind Schäume, und den Fragmenten zweier Briefe, die dem Maler auf ganz eigne Weiſe zu Händen gekommen ſeyn müſſen, rundet ſich das Ganze. —

Aus Bickerts Tagebuch.

Hab' ich mich denn nicht trotz dem h. Antonius mit dreitauſend Teufeln herumgebalgt, und mich eben ſo tapfer gehalten? — Sieht man dem Volke keck ins Auge, ſo verdunſtet es von ſelbſt in Staub und Rauch. — Könnte Alban in meiner Seele leſen, ſo würde er eine förmliche Abbitte und Ehrenerklärung darin finden, daß ich ihm alles Sataniſche aufgebürdet, was eine allzurege Phantaſie mir in grellen Farben dargeſtellt, zu eigner Buße und Belehrung! — Er iſt da! — friſch — geſund — herrlich blühend — Apollo's Locken, Jovis hohe Stirn — ein Aug' wie Mars, des Götter-Herolds Stellung — ja ganz wie Hamlet den Helden ſchildert. — Maria iſt nicht mehr auf der Erde, ſie ſchwebt im ſtrahlenden Himmel — Hypolit und Maria — welch ein Paar! —

Aber trauen kann ich ihm doch nicht — warum verſchließt er ſich in ſein Zimmer? — warum ſchleicht er in der Nacht auf den Zehen umher, wie der lauernde Mord? — ich kann ihm nicht trauen!

— Zuweilen iſt es mir, als müßte ich ihm in möglichſter Kürze und Schnelligkeit meinen Stockdegen durch den Leib rennen und nachher höflich ſagen: pardonnez! — Ich kann ihm nicht trauen!

Sonderbares Ereigniß! — Als ich meinen Freund, mit dem ich in die Nacht hinein Manches vom Herzen zum Herzen geſprochen, über den Corridor in ſein Zimmer begleitete, rauſchte eine hagere Figur im weißen Schlafrock mit dem Licht in der Hand vorüber. — Der Baron ſchrie auf: — Der Major! — Franz! — der Major! — Es war unbeſtritten Alban, und nur die Beleuchtung von unten herauf mochte ſein Geſicht, welches alt und häßlich ſchien, verzerren. — Er kam von der Seite, wie aus Mariens Zimmer. Der Baron beſtand darauf, zu ihr zu gehen. Sie ſchlief ruhig, wie ein frommer Engel Gottes. — Morgen iſt endlich der lang erſehnte Tag! — Glücklicher Hypolit! — Aber jene Erſcheinung erfüllt mich mit Grauſen, unerachtet ich mich zu überzeugen bemühe, daß es Alban war. — Sollte der feindliche Dämon, der ſich dem Baron ſchon in früher Jugend verkündete, nun wie ein über ihn waltendes böſes Prinzip wieder ſichtbarlich, und das Gute entzweiend ins Leben treten? Doch weg mit den finſtern Ahnungen! — Ueberzeuge dich, Franz! daß das häßliche träumeriſche Zeug oft das Erzeugniß des verdorbenen Magens iſt. — Sollte man nicht Diavolinis verſchlucken, um ſich gegen die Unbill böſer Träume zu verwahren!

Gerechter Gott! — Sie iſt hin — hin! — Ew. Hochgeboren ſoll ich melden, wie es mit dem Tode der holdſeligen Baroneſſe Marie zugegangen, des Familien-Archivs wegen — ich habe durchaus wenig Sinn für diplomatiſche Geſchäfte. — Hätte mir Gott nicht das Biſchen Fauſt verliehen des Malens halber! — Aber ſo viel iſt gewiß, daß ſie in dem Augenblick, als Hypolit ſie vor dem Altar in ſeine Arme ſchließen wollte, todt — todt — todt niederſank — das Uebrige empfehle ich der Gerechtigkeit Gottes. —

Ja, Du warſt es! — Alban — hämiſcher Satan! — Du haſt ſie gemordet mit hölliſchen Künſten; welcher Gott hat es Hypolit offenbart! — Du biſt entflohen, aber flieh' nur — verbirg Dich im Mittelpunkt der Erde, die Rache wird Dich auffinden und zermalmen.

Nein, ich kann Dich nicht entſchuldigen, Ottmar! — Du warſt es, der ſich von dem Satan verlocken ließ, von Dir fordert Hypolit die Geliebte ſeiner Seele! — Sie haben heute zu harte Worte gewechſelt, der Zweikampf iſt unvermeidlich.

Hypolit iſt geblieben! — Wohl ihm! er ſieht ſie wieder. — Unglücklicher Ottmar! — Unglücklicher Vater!

Exeunt omnes! — Friede und ewige Ruhe den Verſtorbenen! — Heute am neunten September in der Mitternachtsſtunde ſtarb mein Freund in meinen Armen! — Wie bin ich doch ſo wunderbar getröſtet, da ich weiß, daß ich ihn bald wiederſehe. — Die Nachricht, daß Ottmar auf erhabene Weiſe gebüßt, durch den Heldentod in der Schlacht, zerſchnitt den letzten Faden, der den Geiſt noch an das Irdiſche knüpfte. — Hier im Schloſſe will ich bleiben, in den Zimmern will ich wandeln, wo ſie lebten und mich liebten. — Oft werd' ich ihre Stimme hören — manches freundliche Wort der holdſeligen frommen Maria, mancher gemüthliche Scherz des unwandelbaren Freundes, wird wie ein Geiſterruf wiederhallen und mich aufrecht und ſtark erhalten, des Lebens Bürde leicht zu tragen. — Es giebt für mich keine Gegenwart mehr, nur der Vergangenheit glückliche Tage ſchließen ſich an das ferne Jenſeits, das mich oft in wunderbaren Träumen mit lieblichem Schimmer, aus dem die geliebten Freunde lächelnd mir zuwinken, umfängt. — Wann! — wann werde ich zu Euch hinüber wallen!

Und er iſt hinüber!

II.

Der goldne Topf.

Ein Mährchen aus der neuen Zeit.

Erſte Vigilie.

Die Unglücksfälle des Studenten Anſelmus. Des Conrektors Paulmann Sanitätsknaſter und die goldgrünen Schlangen.

Am Himmelfahrtstage, Nachmittags um drei Uhr, rannte ein junger Menſch in Dresden durchs ſchwarze Thor, und geradezu in einen Korb mit Aepfeln und Kuchen hinein, die ein altes häßliches Weib feil bot, ſo, daß Alles, was der Quetſchung glücklich entgangen, hinausgeſchleudert wurde, und die Straßenjungen ſich luſtig in die Beute theilten, die ihnen der haſtige Herr zugeworfen. Auf das Zetergeſchrei, das die Alte erhob, verließen die Gevatterinnen ihre Kuchen- und Branntweintiſche, umringten den jungen Menſchen und ſchimpften mit pöbelhaftem Ungeſtüm auf ihn hinein, ſo daß er, vor Aerger und Scham verſtummend, nur ſeinen kleinen nicht eben beſonders gefüllten Geldbeutel hinhielt, den die Alte begierig ergriff und ſchnell einſteckte. Nun öffnete ſich der feſtgeſchloſſene Kreis, aber indem der junge Menſch hinausſchoß, rief ihm die Alte nach: Ja renne — renne nur zu, Satanskind — ins Kriſtall bald Dein Fall — ins Kriſtall! — Die gellende, krächzende Stimme des Weibes hatte etwas Entſetzliches, ſo daß die Spaziergänger verwundert ſtill ſtanden, und das Lachen, das ſich erſt verbreitet, mit einem Mal verſtummte. — Der Student Anſelmus (niemand anders war der junge Menſch) fühlte ſich, unerachtet er des Weibes ſonderbare Worte durchaus nicht verſtand, von einem unwillkürlichen Grauſen ergriffen, und er beflügelte noch mehr ſeine Schritte, um ſich den auf ihn gerichteten Blicken der neugierigen Menge zu entziehen. Wie er ſich nun durch das Gewühl geputzter Menſchen durcharbeitete, hörte er überall murmeln: „der arme junge Mann — Ei! — über das verdammte Weib!" — Auf ganz ſonderbare Weiſe hatten die geheimnißvollen Worte der Alten dem lächerlichen Abentheuer eine gewiſſe tragiſche Wendung gegeben, ſo daß man dem vorhin ganz Unbemerkten jetzt theilnehmend nachſah. Die Frauenzimmer verziehen dem wohlgebildeten Geſichte, deſſen Ausdruck die Gluth des innern Grimms noch erhöhte, ſo wie dem kräftigen Wuchſe des Jünglings alles Ungeſchick, ſo wie den ganz aus dem Gebiete aller Mode liegenden Anzug. Sein hechtgrauer Frack war nämlich ſo zugeſchnitten, als habe der Schneider, der ihn gearbeitet, die moderne Form nur von Hörenſagen gekannt, und das ſchwarzatlasne wohlgeſchonte Unterkleid gab dem Ganzen einen gewiſſen magiſtermäßigen Styl, dem ſich nun wieder Gang und Stellung durchaus nicht fügen wollte. — Als der Student ſchon beinahe das Ende der Allee erreicht, die nach dem Linkiſchen Bade führt, wollte ihm beinahe der Athem ausgehen. Er war genöthigt, langſamer zu wandeln; aber kaum wagte er den Blick in die Höhe zu richten, denn noch immer ſah er die Aepfel und Kuchen um ſich tanzen, und jeder freundliche Blick dieſes oder jenes Mädchens war ihm nur der Reflex des ſchadenfrohen Gelächters am ſchwarzen Thor. So war er bis an den Eingang des Linkiſchen Bades gekommen; eine Reihe feſtlich gekleideter Menſchen nach der andern zog herein. Muſik von Blasinſtrumenten ertönte von innen, und immer lauter und lauter wurde das Gewühl der luſtigen Gäſte. Die Thränen wären dem armen Studenten Anſelmus beinahe in die Augen getreten, denn auch er hatte, da der Himmelfahrtstag immer ein beſonderes Familienfeſt für ihn geweſen, an der Glückſeligkeit des Linkiſchen Paradieſes Theil nehmen, ja er hatte es bis zu einer halben Portion Kaffee mit Rum und einer Bouteille Doppelbier treiben wollen, und um ſo recht ſchlampampen zu können, mehr Geld eingeſteckt, als eigentlich erlaubt und thunlich war. Und nun hatte ihn der fatale Tritt in den Aepfelkorb um Alles gebracht, was er bei ſich getragen. An Kaffee, an Doppelbier, an Muſik, an den Anblick der geputzten Mädchen — kurz! — an alle geträumten Genüſſe war nicht zu denken; er ſchlich langſam vorbei und ſchlug endlich den Weg an der Elbe ein, der gerade ganz einſam war. Unter einem Hollunderbaume, der aus der Mauer hervorgeſproſſen, fand er ein freundliches Raſenplätzchen; da ſetzte er ſich hin und ſtopfte eine Pfeife von dem Sanitätsknaſter, den ihm ſein Freund, der Conrektor Paulmann geſchenkt. — Dicht vor ihm plätſcherten und rauſchten die goldgelben Wellen des ſchönen Elbſtroms, hinter demſelben ſtreckte das herrliche Dresden kühn und ſtolz ſeine lichten Thürme empor in den duftigen Himmelsgrund, der ſich hinabſenkte auf die blumigen Wieſen und friſch grünenden Wälder, und aus tiefer Dämmerung gaben die zackichten Gebirge Kunde vom fernen Böhmerlande. Aber finſter vor ſich hinblickend, blies der Student Anſelmus die Dampfwolken in die Luft, und ſein Unmuth wurde endlich laut, indem er ſprach: „Wahr iſt es doch, ich bin zu allem möglichen Kreuz und Elend geboren! — Daß ich niemals Bohnen-König geworden, daß ich im Paar oder Unpaar immer falſch gerathen, daß mein Butterbrodt immer auf die fette Seite gefallen, von allem dieſem Jammer will ich gar nicht reden; aber, iſt es nicht ein ſchreckliches Verhängniß, daß ich, als ich denn doch nun dem Satan zum Trotz Student geworden war, ein Kümmeltürke ſeyn und bleiben mußte? — Ziehe ich wohl je einen neuen Rock an, ohne gleich das erſtemal einen Talgfleck hineinzubringen, oder mir an einem übeleingeſchlagenen Nagel ein verwünſchtes Loch hineinzureißen? Grüße ich wohl je einen Herrn Hofrath oder eine Dame, ohne den Hut weit von mir zu ſchleudern, oder gar auf dem glatten Boden auszugleiten und ſchändlich umzuſtülpen? Hatte ich nicht ſchon in Halle jeden Markttag eine beſtimmte Ausgabe von drei bis vier Groſchen für zertretene Töpfe, weil mir der Teufel in den Kopf ſetzt, meinen Gang geradeaus zu nehmen, wie die Laminge? Bin ich denn ein einziges Mal ins Kollegium, oder wo man mich ſonſt hinbeſchieden, zu rechter Zeit gekommen? Was half es, daß ich eine halbe Stunde vorher ausging, und mich vor die Thür hinſtellte, den Drücker in der Hand, denn ſo wie ich mit dem Glockenſchlage aufdrücken wollte, goß mir der Satan ein Waſchbecken über den Kopf, oder ließ mich mit einem Heraustretenden zuſammenrennen, daß ich in tauſend Händel verwickelt wurde, und darüber Alles verſäumte. — Ach! ach! wo ſeyd ihr hin, ihr ſeligen Träume künftigen Glücks, wie ich ſtolz wähnte, ich könne es wohl hier noch bis zum geheimen Sekretair bringen! Aber hat mir mein Unſtern nicht die beſten Gönner verfeindet? — Ich weiß, daß der geheime Rath, an den ich empfohlen bin, verſchnittenes Haar nicht leiden mag; mit Mühe befeſtigt der Friſeur einen kleinen Zopf an meinem Hinterhaupt, aber bei der erſten Verbeugung ſpringt die unglückſelige Schnur, und ein munterer Mops, der mich umſchnüffelt, apportirt im Jubel das Zöpſchen dem geheimen Rathe. Ich ſpringe erſchrocken nach, und ſtürze über den Tiſch, an dem er frühſtückend gearbeitet hat, ſo daß Taſſen, Teller, Tintenfaß — Sandbüchſe klirrend herabſtürzen, und der Strom von Chokolade und Tinte ſich über die eben geſchriebene Relation ergießt. „„Herr, ſind Sie des Teufels!““ brüllt der erzürnte geheime Rath, und ſchiebt mich zur Thür hinaus. — Was hilft es, daß mir der Conrektor Paulmann Hoffnung zu einem Schreiberdienſte gemacht hat, wird es denn mein Unſtern zulaſſen, der mich überall verfolgt! — Nur noch heute! — Ich wollte den lieben Himmelfahrtstag recht in der Gemüthlichkeit feiern, ich wollte ordentlich was daraufgehen laſſen. Ich hätte eben ſo gut wie jeder andere Gaſt in Linkes Bade ſtolz rufen können: Marqueur — eine Flaſche Doppelbier — aber vom beſten bitte ich! — Ich hätte bis ſpät Abends ſitzen können, und noch dazu ganz nahe bei dieſer oder jener Geſellſchaft herrlich geputzter ſchöner Mädchen. Ich weiß es ſchon, der Muth wäre mir gekommen, ich wäre ein ganz anderer Menſch geworden; ja, ich hätte es ſo weit gebracht, daß wenn dieſe oder jene gefragt: wie ſpät mag es wohl jetzt ſeyn? oder: was iſt denn das, was ſie ſpielen? da wäre ich mit leichtem Anſtande aufgeſprungen, ohne mein Glas umzuwerfen oder über die Bank zu ſtolpern; mich in gebeugter Stellung anderthalb Schritte vorwärts bewegend, hätte ich geſagt: Erlauben Sie, Mademoiſelle, Ihnen zu dienen, es iſt die Ouvertüre aus dem Donauweibchen, oder: es wird gleich ſechs Uhr ſchlagen. — Hätte mir das ein Menſch in der Welt übel deuten können? — Nein! ſage ich, die Mädchen hätten ſich ſo ſchalkhaft lächelnd angeſehen, wie es wohl zu geſchehen pflegt, wenn ich mich ermuthige zu zeigen, daß ich mich auch wohl auf den leichten Weltton verſtehe und mit Damen umzugehen weiß. Aber da führt mich der Satan in den verwünſchten Aepfelkorb, und nun muß ich in der Einſamkeit meinen Sanitätsknaſter —“ Hier wurde der Student Anſelmus in ſeinem Selbſtgeſpräche durch ein ſonderbares Rieſeln und Raſcheln unterbrochen, das ſich dicht neben ihm im Graſe erhob, bald aber in die Zweige und Blätter des Hollunderbaums hinaufglitt, der ſich über ſeinem Haupte wölbte. Bald war es, als ſchüttle der Abendwind die Blätter, bald, als koſten Vögelein in den Zweigen, die kleinen Fittige im muthwilligen Hin- und Herflattern rührend. — Da fing es an zu flüſtern und zu liſpeln, und es war, als ertönten die Blüthen wie aufgehangene Kriſtallglöckchen. Anſelmus horchte und horchte. Da wurde, er wußte ſelbſt nicht wie, das Geliſpel und Geflüſter und Geklingel zu leiſen halbverwehten Worten:

Zwiſchen durch — zwiſchen ein — zwiſchen Zweigen, zwiſchen ſchwellenden Blüthen, ſchwingen, ſchlängeln, ſchlingen wir uns — Schweſterlein — Schweſterlein, ſchwinge Dich im Schimmer — ſchnell, ſchnell herauf — herab — Abendſonne ſchießt Strahlen, ziſchelt der Abendwind — raſchelt der Thau — Blüthen ſingen — rühren wir Zünglein, ſingen wir mit Blüthen und Zweigen — Sterne bald glänzen — müſſen herab — zwiſchen durch, zwiſchen ein ſchlängeln, ſchlingen, ſchwingen wir uns Schweſterlein. —

So ging es fort in Sinne verwirrender Rede. Der Student Anſelmus dachte: das iſt denn doch nur der Abendwind, der heute mit ordentlich verſtändlichen Worten flüſtert. — Aber in dem Augenblick ertönte es über ſeinem Haupte, wie ein Dreiklang heller Kriſtallglocken; er ſchaute hinauf und erblickte drei in grünem Gold erglänzende Schlänglein, die ſich um die Zweige gewickelt hatten, und die Köpfchen der Abendſonne entgegenſtreckten. Da flüſterte und liſpelte es von Neuem in jenen Worten, und die Schlänglein ſchlüpften und koſten auf und nieder durch die Blätter und Zweige, und wie ſie ſich ſo ſchnell rührten, da war es, als ſtreue der Hollunderbuſch tauſend funkelnde Smaragde durch ſeine dunklen Blätter. „Das iſt die Abendſonne, die ſo in dem Hollunderbuſch ſpielt,“ dachte der Student Anſelmus, aber da ertönten die Glocken wieder, und Anſelmus ſah, wie eine Schlange ihr Köpfchen nach ihm herabſtreckte. Durch alle Glieder fuhr es ihm wie ein elektriſcher Schlag, er erbebte im Innerſten — er ſtarrte hinauf, und ein Paar herrliche dunkelblaue Augen blickten ihn an mit unausſprechlicher Sehnſucht, ſo daß ein nie gekanntes Gefühl der höchſten Seligkeit und des tiefſten Schmerzes ſeine Bruſt zerſprengen wollte. Und wie er voll heißen Verlangens immer in die holdſeligen Augen ſchaute, da ertönten ſtärker in lieblichen Akkorden die Kriſtallglocken, und die funkelnden Smaragde fielen auf ihn herab und umſpannen ihn, in tauſend Flämmchen um ihn herflackernd und ſpielend mit ſchimmernden Goldfaden. Der Hollunderbuſch rührte ſich und ſprach: „Du lagſt in meinem Schatten, mein Duft umfloß Dich, aber Du verſtandeſt mich nicht. Der Duft iſt meine Sprache, wenn ihn die Liebe entzündet.“ Der Abendwind ſtrich vorüber und ſprach: „ich umſpielte Deine Schläfe, aber Du verſtandeſt mich nicht, der Hauch iſt meine Sprache, wenn ihn die Liebe entzündet.“ Die Sonnenſtrahlen brachen durch das Gewölk, und der Schein brannte wie in Worten: „ich umgoß Dich mit glühendem Gold, aber Du verſtandeſt mich nicht; Gluth iſt meine Sprache, wenn ſie die Liebe entzündet.“

Und immer inniger und inniger verſunken in den Blick des herrlichen Augenpaars, wurde heißer die Sehnſucht, glühender das Verlangen. Da regte und bewegte ſich Alles, wie zum frohen Leben erwacht. Blumen und Blüthen dufteten um ihn her, und ihr Duft war wie herrlicher Geſang von tauſend Flötenſtimmen und was ſie geſungen, trugen im Wiederhall die goldenen vorüberfliehenden Abendwolken in ferne Lande. Aber als der letzte Strahl der Sonne ſchnell hinter den Bergen verſchwand, und nun die Dämmerung ihren Flor über die Gegend warf, da rief, wie aus weiter Ferne, eine rauhe tiefe Stimme:

Hei, hei, was iſt das für ein Gemunkel und Geflüſter da drüben? — Hei, hei, wer ſucht mir doch den Strahl hinter den Bergen! — genug geſonnt, genug geſungen — Hei, hei, durch Buſch und Gras — durch Gras und Strom! — Hei, — hei — Her u — u — u nter — Her u — u — u nter! —

So verſchwand die Stimme wie im Murmeln eines fernen Donners, aber die Kriſtallglocken zerbrachen im ſchneidenden Mißton. Alles war verſtummt, und Anſelmus ſah, wie die drei Schlangen ſchimmernd und blinkend durch das Gras nach dem Strome ſchlüpften; riſchelnd und raſchelnd ſtürzten ſie ſich in die Elbe, und über den Wogen, wo ſie verſchwunden, kniſterte ein grünes Feuer empor, das in ſchiefer Richtung nach der Stadt zu leuchtend verdampfte.

Zweite Vigilie.

Wie der Student Anſelmus für betrunken und wahnwitzig gehalten wurde. — Die Fahrt über die Elbe — die Bravour-Arie des Kapellmeiſters Graun — Conradis Magen-Liqueur und das bronzirte Apfelweib.

„Der Herr iſt wol nicht recht bei Troſte!“ ſagte eine ehrbare Bürgersfrau, die vom Spaziergange mit der Familie heimkehrend, ſtill ſtand, und mit übereinandergeſchlagenen Armen dem tollen Treiben des Studenten Anſelmus zuſah. Der hatte nämlich den Stamm des Hollunderbaumes umfaßt und rief unaufhörlich in die Zweige und Blätter hinein: „O nur noch einmal blinket und leuchtet, ihr lieblichen goldnen Schlänglein, nur noch einmal laßt eure Glockenſtimmchen hören! Nur noch einmal blicket mich an, ihr holdſeligen blauen Augen, nur noch einmal, ich muß ja ſonſt vergehen im Schmerz und heißer Sehnſucht!“ Und dabei ſeufzte und ächzte er aus der tiefſten Bruſt recht kläglich, und ſchüttelte vor Verlangen und Ungeduld den Hollunderbaum, der aber ſtatt aller Antwort nur ganz dumpf und unvernehmlich mit den Blättern rauſchte und ſo den Schmerz des Studenten Anſelmus ordentlich zu verhöhnen ſchien. — „Der Herr iſt wol nicht recht bei Troſte,“ ſagte die Bürgersfrau, und dem Anſelmus war es ſo, als würde er aus einem tiefen Traum gerüttelt oder gar mit eiskaltem Waſſer begoſſen, um ja recht jähling zu erwachen. Nun ſah er erſt wieder deutlich, wo er war, und beſann ſich, wie ein ſonderbarer Spuk ihn geneckt und gar dazu getrieben habe, ganz allein für ſich ſelbſt in laute Worte auszubrechen. Beſtürzt blickte er die Bürgersfrau an, und griff endlich nach dem Hute, der zur Erde gefallen, um davon zu eilen. Der Familienvater war unterdeſſen auch herangekommen und hatte, nachdem er das Kleine, das er auf dem Arm getragen, ins Gras geſetzt, auf ſeinen Stock ſich ſtützend mit Verwunderung dem Studenten zugehört und zugeſchaut. Er hob jetzt Pfeife und Tabaksbeutel auf, die der Student fallen laſſen, und ſprach, beides ihm hinreichend: „Lamentir' der Herr nicht ſo ſchrecklich in der Finſterniß, und vexir' Er nicht die Leute, wenn Ihm ſonſt nichts fehlt, als daß Er zu viel ins Gläschen geguckt — geh' Er fein ordentlich zu Hauſe und leg' Er ſich aufs Ohr!“ Der Student Anſelmus ſchämte ſich ſehr, er ſtieß ein weinerliches Ach! aus. „Nun nun,“ fuhr der Bürgersmann fort, laß es der Herr nur gut ſeyn, ſo was geſchieht dem Beſten, und am lieben Himmelfahrtstage kann man wol in der Freude ſeines Herzens ein Schlückchen über den Durſt thun. Das paſſirt auch wohl einem Mann Gottes — der Herr iſt ja doch wohl ein Kandidat. — Aber wenn es der Herr erlaubt, ſtopf' ich mir ein Pfeifchen von ſeinem Tabak, meiner iſt mir da droben ausgegangen.“ Dies ſagte der Bürger, als der Student Anſelmus ſchon Pfeife und Beutel einſtecken wollte, und nun reinigte der Bürger langſam und bedächtig ſeine Pfeife, und fing eben ſo langſam an zu ſtopfen. Mehrere Bürgermädchen waren dazugetreten, die ſprachen heimlich mit der Frau und kickerten mit einander, indem ſie den Anſelmus anſahen. Dem war es, als ſtände er auf lauter ſpitzigen Dornen und glühenden Nadeln. So wie er nur Pfeife und Tabaksbeutel erhalten, rannte er ſpornſtreichs davon. Alles, was er Wunderbares geſehen, war ihm rein aus dem Gedächtniß geſchwunden, und er beſann ſich nur, daß er unter dem Hollunderbaum allerlei tolles Zeug ganz laut geſchwatzt, was ihm denn um ſo entſetzlicher war, als er von jeher einen innerlichen Abſcheu gegen alle Selbſtredner gehegt. Der Satan ſchwatzt aus ihnen, ſagte ſein Rektor, und daran glaubte er auch in der That. Für einen am Himmelfahrtstage betrunkenen Candidatus theologiae gehalten zu werden, der Gedanke war ihm unerträglich. Schon wollte er in die Pappelallee bei dem Koſelſchen Garten einbiegen, als eine Stimme hinter ihm herrief: Hr. Anſelmus! Hr. Anſelmus! wo rennen Sie denn um tauſend Himmelswillen hin in ſolcher Haſt! Der Student blieb wie in den Boden gewurzelt ſtehen, denn er war überzeugt daß nun gleich ein neues Unglück auf ihn einbrechen werde. Die Stimme ließ ſich wieder hören: Hr. Anſelmus, ſo kommen Sie doch zurück, wir warten hier am Waſſer! — Nun vernahm der Student erſt, daß es ſein Freund der Conrektor Paulmann war, der ihn rief; er ging zurück an die Elbe, und fand den Conrektor mit ſeinen beiden Töchtern, ſo wie den Regiſtrator Heerbrand, wie ſie eben im Begriff waren in eine Gondel zu ſteigen. Der Conrektor Paulmann lud den Studenten ein, mit ihm über die Elbe zu fahren, und dann in ſeiner, auf der Pirnaer Vorſtadt gelegenen Wohnung Abends über bei ihm zu bleiben. Der Student Anſelmus nahm das recht gern an, weil er denn doch ſo dem böſen Verhängniß, das heute über ihn walte, zu entrinnen glaubte. Als ſie nun über den Strom fuhren, begab es ſich, daß auf dem jenſeitigen Ufer bei dem Antonſchen Garten ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Praſſelnd und ziſchend fuhren die Raketen in die Höhe und die leuchtenden Sterne zerſprangen in den Lüften, tauſend kniſternde Strahlen und Flammen um ſich ſprühend. Der Student Anſelmus ſaß in ſich gekehrt bei dem rudernden Schiffer, als er nun aber im Waſſer den Widerſchein der in der Luft herumſprühenden und kniſternden Funken und Flammen erblickte: da war es ihm, als zögen die goldnen Schlänglein durch die Fluth. Alles, was er unter dem Hollunderbaum Seltſames geſchaut, trat wieder lebendig in Sinn und Gedanken, und aufs Neue ergriff ihn die unausſprechliche Sehnſucht, das glühende Verlangen, welches dort ſeine Bruſt in krampfhaft ſchmerzvollem Entzücken erſchüttert. „Ach, ſeyd ihr es denn wieder, ihr goldenen Schlänglein, ſingt nur, ſingt! In eurem Geſange erſcheinen ja wieder die holden lieblichen dunkelblauen Augen — ach, ſeyd ihr denn unter den Fluthen!“ — So rief der Student Anſelmus und machte dabei eine heftige Bewegung, als wolle er ſich gleich aus der Gondel in die Fluth ſtürzen. „Iſt der Herr des Teufels?“ rief der Schiffer, und erwiſchte ihn beim Rockſchoß. Die Mädchen, welche bei ihm geſeſſen, ſchrieen im Schreck auf und flüchteten auf die andere Seite der Gondel; der Regiſtrator Heerbrand ſagte dem Conrektor Paulmann etwas ins Ohr, worauf dieſer mehreres antwortete, wovon der Student Anſelmus aber nur die Worte verſtand: „Dergleichen Anfälle — noch nicht bemerkt?“ — Gleich nachher ſtand auch der Conrektor Paulmann auf und ſetzte ſich mit einer gewiſſen ernſten gravitätiſchen Amtsmiene zu dem Studenten Anſelmus, ſeine Hand nehmend und ſprechend: Wie iſt Ihnen, Herr Anſelmus? Dem Studenten Anſelmus vergingen beinahe die Sinne, denn in ſeinem Innern erhob ſich ein toller Zwieſpalt, den er vergebens beſchwichtigen wollte. Er ſah nun wohl deutlich, daß das, was er für das Leuchten der goldenen Schlänglein gehalten, nur der Widerſchein des Feuerwerks bei Antons Garten war; aber ein nie gekanntes Gefühl, er wußte ſelbſt nicht, ob Wonne, ob Schmerz, zog krampfhaft ſeine Bruſt zuſammen, und wenn der Schiffer nun ſo mit dem Ruder ins Waſſer hineinſchlug, daß es wie im Zorn ſich emporkräuſelnd plätſcherte und rauſchte, da vernahm er in dem Getöſe ein heimliches Liſpeln und Flüſtern: Anſelmus! Anſelmus! Siehſt Du nicht, wie wir ſtets vor Dir herziehen? —

Schweſterlein blickt Dich wohl wieder an — glaube — glaube — glaube an uns. — Und es war ihm, als ſäh' er im Widerſchein drei grünglühende Streife. Aber als er dann recht wehmuthig ins Waſſer hineinblickte, ob nun nicht die holdſeligen Augen aus der Fluth herausſchauen würden, da gewahrte er wohl, daß der Schein nur von den erleuchteten Fenſtern der nahen Häuſer herrührte. Schweigend ſaß er da und im Innern mit ſich kämpfend; aber der Conrektor Paulmann ſprach noch heftiger: Wie iſt Ihnen, Hr. Anſelmus? Ganz kleinmüthig antwortete der Student: Ach, lieber Herr Conrektor, wenn Sie wüßten, was ich eben unter einem Hollunderbaum bei der Linkeſchen Gartenmauer ganz wachend mit offenen Augen für ganz beſondere Dinge geträumt habe, ach, Sie würden mir es gar nicht verdenken, daß ich ſo gleichſam abweſend — Ei, ei, Herr Anſelmus, fiel der Conrektor Paulmann ein, ich habe Sie immer für einen ſoliden jungen Mann gehalten, aber träumen — mit hellen offenen Augen träumen, und dann mit einem Mal ins Waſſer ſpringen wollen, das — verzeihen Sie mir, können nur Wahnwitzige oder Narren! — Der Student Anſelmus wurde ganz betrübt über ſeines Freundes harte Rede, da ſagte Paulmanns älteſte Tochter Veronika, ein recht hübſches blühendes Mädchen von ſechszehn Jahren: Aber, lieber Vater! es muß dem Hrn. Anſelmus doch was Beſonderes begegnet ſeyn, und er glaubt vielleicht nur, daß er gewacht habe, unerachtet er unter dem Hollunderbaum wirklich geſchlafen und ihm allerlei närriſches Zeug vorgekommen, was ihm noch in Gedanken liegt. Und, theuerſte Mademoiſelle, werther Conrektor! nahm der Regiſtrator Heerbrand das Wort, ſollte man denn nicht auch wachend in einen gewiſſen träumeriſchen Zuſtand verſinken können? So iſt mir in der That ſelbſt einmal Nachmittags beim Kaffee in einem ſolchen Hinbrüten, dem eigentlichen Moment körperlicher und geiſtiger Verdauung, die Lage eines verlornen Aktenſtücks wie durch Inſpiration eingefallen, und nur noch geſtern tanzte auf gleiche Weiſe eine herrliche große lateiniſche Frakturſchrift vor meinen hellen offenen Augen umher. Ach, geehrteſter Regiſtrator, erwiederte der Conrektor Paulmann, Sie haben immer ſo einen Hang zu den Poeticis gehabt, und da verfällt man leicht in das Phantaſtiſche und Romanhafte. Aber dem Studenten Anſelmus that es wohl, daß man ſich ſeiner in der höchſt betrübten Lage, für betrunken oder wahnwitzig gehalten zu werden, annahm, und unerachtet es ziemlich finſter geworden, glaubte er doch zum erſten Male zu bemerken, wie Veronika recht ſchöne dunkelblaue Augen habe, ohne daß ihm jedoch jenes wunderbare Augenpaar, das er in dem Hollunderbaum geſchaut, in Gedanken kam. Ueberhaupt war dem Studenten Anſelmus mit einem Mal nun wieder das Abentheuer unter dem Hollunderbaum ganz verſchwunden, er fühlte ſich ſo leicht und froh, ja er trieb es wie im luſtigen Uebermuthe ſo weit, daß er bei dem Herausſteigen aus der Gondel ſeiner Schutzrednerin Veronika die hülfreiche Hand bot, und ohne weiteres, als ſie ihren Arm in den ſeinigen hing, ſie mit ſo vieler Geſchicklichkeit und ſo vielem Glück zu Hauſe führte, daß er nur ein einziges Mal ausglitt, und da es gerade der einzige ſchmutzige Fleck auf dem ganzen Wege war, Veronika's weißes Kleid nur ganz wenig beſpritzte. Dem Conrektor Paulmann entging die glückliche Aenderung des Studenten Anſelmus nicht, er gewann ihn wieder lieb, und bat ihn der harten Worte wegen, die er vorhin gegen ihn fallen laſſen, um Verzeihung. Ja! fügte er hinzu, man hat wohl Beiſpiele, daß oft gewiſſe Phantasmata dem Menſchen vorkommen und ihn ordentlich ängſtigen und quälen können, das iſt aber körperliche Krankheit, und es helfen Blutigel, die man, salva venia, dem Hintern applizirt, wie ein berühmter bereits verſtorbener Gelehrter bewieſen. Der Student Anſelmus wußte nun in der That ſelbſt nicht, ob er betrunken, wahnwitzig oder krank geweſen, auf jeden Fall ſchienen ihm aber die Blutigel ganz unnütz, da die etwanigen Phantasmata gänzlich verſchwunden und er ſich immer heiterer fühlte, je mehr es ihm gelang, ſich in allerlei Artigkeiten um die hübſche Veronika zu bemühen. Es wurde wie gewöhnlich nach der frugalen Mahlzeit Muſik gemacht; der Student Anſelmus mußte ſich ans Klavier ſetzen und Veronika ließ ihre helle klare Stimme hören. — Werthe Mademoiſelle, ſagte der Regiſtrator Heerbrand, Sie haben eine Stimme, wie eine Kriſtallglocke! „Das nun wohl nicht!“ fuhr es dem Studenten Anſelmus heraus, er wußte ſelbſt nicht wie, und Alle ſahen ihn verwundert und betroffen an. „Kriſtallglocken tönen in Hollunderbäumen wunderbar! wunderbar!“ fuhr der Student Anſelmus halbleiſe murmelnd fort. Da legte Veronika ihre Hand auf ſeine Schulter und ſagte: Was ſprechen Sie denn da, Herr Anſelmus? Gleich wurde der Student wieder ganz munter und fing an zu ſpielen. Der Conrektor Paulmann ſah ihn finſter an, aber der Regiſtrator Heerbrand legte ein Notenblatt auf den Pult und ſang zum Entzücken eine Bravour-Arie vom Kapellmeiſter Graun. Der Student Anſelmus akkompagnirte noch Manches, und ein fugirtes Duett, das er mit Veronika vortrug, und das der Conrektor Paulmann ſelbſt komponirt, ſetzte Alles in die fröhlichſte Stimmung. Es war ziemlich ſpät worden und der Regiſtrator Heerbrand griff nach Hut und Stock, da trat der Conrektor Paulmann geheimnißvoll zu ihm hin und ſprach: Ei, wollten Sie nicht, geehrter Regiſtrator, dem guten Hrn. Anſelmus ſelbſt — nun! wovon wir vorhin ſprachen — Mit tauſend Freuden, erwiederte der Regiſtrator Heerbrand, und begann, nachdem ſie ſich im Kreiſe geſetzt, ohne weiteres in folgender Art: „Es iſt hier am Orte ein alter wunderlicher merkwürdiger Mann, man ſagt, er treibe allerlei geheime Wiſſenſchaften, da es nun aber dergleichen eigentlich nicht giebt, ſo halte ich ihn eher für einen forſchenden Antiquar, auch wohl nebenher für einen experimentirenden Chemiker. Ich meine Niemand Andern als unſern geheimen Archivarius Lindhorſt. Er lebt, wie Sie wiſſen, einſam in ſeinem entlegenen alten Hauſe, und wenn ihn der Dienſt nicht beſchäftigt, findet man ihn in ſeiner Bibliothek oder in ſeinem chemiſchen Laboratorio, wo er aber Niemanden hineinläßt. Er beſitzt außer vielen ſeltenen Büchern eine Anzahl zum Theil arabiſcher, koptiſcher, und gar in ſonderbaren Zeichen, die keiner bekannten Sprache angehören, geſchriebener Manuſkripte. Dieſe will er auf geſchickte Weiſe kopiren laſſen, und es bedarf dazu eines Mannes, der ſich darauf verſteht mit der Feder zu zeichnen, um mit der höchſten Genauigkeit und Treue alle Zeichen auf Pergament, und zwar mit Tuſche, übertragen zu können. Er läßt in einem beſondern Zimmer ſeines Hauſes unter ſeiner Aufſicht arbeiten, bezahlt außer dem freien Tiſch während der Arbeit jeden Tag einen Speziesthaler, und verſpricht noch ein anſehnliches Geſchenk, wenn die Abſchriften glücklich beendet. Die Zeit der Arbeit iſt täglich von zwölf bis ſechs Uhr. Von drei bis vier Uhr wird geruht und gegeſſen. Da er ſchon mit ein paar jungen Leuten vergeblich den Verſuch gemacht hat, jene Manuſkripte kopiren zu laſſen, ſo hat er ſich endlich an mich gewendet, ihm einen geſchickten Zeichner zuzuweiſen; da habe ich an Sie gedacht, lieber Hr. Anſelmus, denn ich weiß, daß Sie ſowohl ſehr ſauber ſchreiben, als auch mit der Feder zierlich und rein zeichnen. Wollen Sie daher in dieſer ſchlechten

Zeit und bis zu Ihrer etwanigen Anſtellung den Speziesthaler täglich verdienen und das Geſchenk obendrein, ſo bemühen Sie ſich morgen Punkt zwölf Uhr zu dem Hrn. Archivarius, deſſen Wohnung Ihnen bekannt ſeyn wird. — Aber hüten Sie ſich ja vor jedem Tintenflecken; fällt er auf die Abſchrift, ſo müſſen Sie ohne Gnade von vorn anfangen, fällt er auf das Original, ſo iſt der Herr Archivarius im Stande, Sie zum Fenſter hinauszuwerfen, denn es iſt ein zorniger Mann.“ — Der Student Anſelmus war voll inniger Freude über den Antrag des Regiſtrators Heerbrand; denn nicht allein, daß er ſauber ſchrieb und mit der Feder zeichnete, ſo war es auch ſeine wahre Paſſion, mit mühſamem kalligraphiſchen Aufwande abzuſchreiben; er dankte daher ſeinen Gönnern in den verbindlichſten Ausdrücken, und verſprach die morgende Mittagsſtunde nicht zu verſäumen. In der Nacht ſah der Student Anſelmus nichts als blanke Speziesthaler und hörte ihren lieblichen Klang. — Wer mag das dem Armen verargen, der um ſo manche Hoffnung durch ein launiſches Mißgeſchick betrogen, jeden Heller zu Rathe halten und manchem Genuß, den jugendliche Lebensluſt foderte, entſagen mußte. Schon am frühen Morgen ſuchte er ſeine Bleiſtifte, ſeine Rabenfedern, ſeine chineſiſche Tuſche zuſammen; denn beſſer, dachte er, kann der Archivarius keine Materialien erfinden. Vor allen Dingen muſterte und ordnete er ſeine kalligraphiſchen Meiſterſtücke und ſeine Zeichnungen, um ſie dem Archivarius, zum Beweis ſeiner Fähigkeit das Verlangte zu erfüllen, aufzuweiſen. Alles ging glücklich von ſtatten, ein beſonderer Glücksſtern ſchien über ihn zu walten, die Halsbinde ſaß gleich beim erſten Umknüpfen wie ſie ſollte, keine Nath platzte, keine Maſche zerriß in den ſchwarzſeidenen Strümpfen, der Hut fiel nicht noch einmal in den Staub, als er ſchon ſauber abgebürſtet. — Kurz! — Punkt halb zwölf Uhr ſtand der Student Anſelmus in ſeinem hechtgrauen Frack und ſeinen ſchwarzatlasnen Unterkleidern, eine Rolle Schönſchriften und Federzeichnungen in der Taſche, ſchon auf der Schloßgaſſe in Conradis Laden und trank — eins — zwei Gläschen des beſten Magenliqueurs, denn hier, dachte er, indem er auf die annoch leere Taſche ſchlug, werden bald Speziesthaler erklingen. Unerachtet des weiten Weges bis in die einſame Straße, in der ſich das uralte Haus des Archivarius Lindhorſt befand, war der Student Anſelmus doch vor zwölf Uhr an der Hausthür. Da ſtand er und ſchaute den großen ſchönen bronzenen Thürklopfer an; aber als er nun auf den letzten die Luft mit mächtigem Klange durchbebenden Schlag der Thurm-Uhr an der Kreuzkirche den Thürklopfer ergreifen wollte, da verzog ſich das metallene Geſicht im ekelhaften Spiel blauglühender Lichtblicke zum grinſenden Lächeln. Ach! es war ja das Aepfelweib vom ſchwarzen Thor! Die ſpitzigen Zähne klappten in dem ſchlaffen Maule zuſammen, und in dem Klappern ſchnarrte es: „du Narre — Narre — Narre — warte, warte! warum warſt hinausgerannt! Narre!“ — Entſetzt taumelte der Student Anſelmus zurück, er wollte den Thürpfoſten ergreifen, aber ſeine Hand erfaßte die Klingelſchnur und zog ſie an, da läutete es ſtärker und ſtärker in gellenden Mißtönen, und durch das ganze öde Haus rief und ſpottete der Wiederhall: Bald Dein Fall ins Kriſtall! — Den Studenten Anſelmus ergriff ein Grauſen, das im krampfhaften Fieberfroſt durch alle Glieder bebte. Die Klingelſchnur ſenkte ſich hinab und wurde zur weißen durchſichtigen Rieſenſchlange, die umwand und drückte ihn, feſter und feſter ihr Gewinde ſchnürend, zuſammen, daß die mürben zermalmten Glieder knackend zerbröckelten und ſein Blut aus den Adern ſpritzte, eindringend in den durchſichtigen Leib der Schlange und ihn roth färbend. — Tödte mich, tödte mich! wollte er ſchreien in der entſetzlichen Angſt, aber ſein Geſchrei war nur ein dumpfes Röcheln. — Die Schlange erhob ihr Haupt und legte die lange ſpitzige Zunge von glühendem Erz auf die Bruſt des Anſelmus, da zerriß ein ſchneidender Schmerz jähling die Pulsader des Lebens und es vergingen ihm die Gedanken. — Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, lag er auf ſeinem dürftigen Bettlein, vor ihm ſtand aber der Conrektor Paulmann und ſprach: Was treiben Sie denn um des Himmelswillen für tolles Zeug, lieber Herr Anſelmus!

Dritte Vigilie.

Nachrichten von der Familie des Archivarius Lindhorſt. Veronikas blaue Augen. Der Regiſtrator Heerbrand.

Der Geiſt ſchaute auf das Waſſer, da bewegte es ſich und brauſte in ſchäumenden Wogen, und ſtürzte ſich donnernd in die Abgründe, die ihre ſchwarzen Rachen aufſperrten, es gierig zu verſchlingen. Wie triumphirende Sieger hoben die Granitfelſen ihre zackicht gekrönten

Häupter empor, das Thal ſchützend, bis es die Sonne in ihren mütterlichen Schooß nahm und es umfaſſend mit ihren Strahlen wie mit glühenden Armen pflegte und wärmte. Da erwachten tauſend Keime, die unter dem öden Sande geſchlummert, aus dem tiefen Schlafe, und ſtreckten ihre grünen Blättlein und Halme zum Angeſicht der Mutter hinauf, und wie lächelnde Kinder in grüner Wiege, ruhten in den Blüthen und Knoſpen Blümlein, bis auch ſie von der Mutter geweckt erwachten und ſich ſchmückten mit den Lichtern, die die Mutter ihnen zur Freude auf tauſendfache Weiſe bunt gefärbt. Aber in der Mitte des Thals war ein ſchwarzer Hügel, der hob ſich auf und nieder wie die Bruſt des Menſchen, wenn glühende Sehnſucht ſie ſchwellt. — Aus den Abgründen rollten die Dünſte empor, und ſich zuſammenballend in gewaltige Maſſen, ſtrebten ſie das Angeſicht der Mutter feindlich zu verhüllen; die rief aber den Sturm herbei, der fuhr zerſtäubend unter ſie, und als der reine Strahl wieder den ſchwarzen Hügel berührte, da brach im Uebermaß des Entzückens eine herrliche Feuerlilie hervor, die ſchönen Blätter wie holdſelige Lippen öffnend, der Mutter ſüße Küſſe zu empfangen. — Nun ſchritt ein glänzendes Leuchten in das Thal; es war der Jüngling Phosphorus, den ſah die Feuerlilie und flehte, von heißer ſehnſüchtiger Liebe befangen: Sey doch mein ewiglich, Du ſchöner Jüngling! denn ich liebe Dich und muß vergehen, wenn Du mich verläſſeſt. Da ſprach der Jüngling Phosphorus: Ich will Dein ſeyn, Du ſchöne Blume, aber dann wirſt Du, wie ein entartet Kind, Vater und Mutter verlaſſen, Du wirſt Deine Geſpielen nicht mehr kennen, Du wirſt größer und mächtiger ſeyn wollen als Alles, was ſich jetzt als Deines Gleichen mit Dir freut. Die Sehnſucht, die jetzt Dein ganzes Weſen wohlthätig erwärmt, wird in hundert Strahlen zerſpaltet, Dich quälen und martern, denn der Sinn wird die Sinne gebähren, und die höchſte Wonne, die der Funke entzündet, den ich in Dich hineinwerfe, iſt der hoffnungsloſe Schmerz, in dem Du untergehſt, um aufs Neue fremdartig emporzukeimen. — Dieſer Funke iſt der Gedanke! — Ach! klagte die Lilie, kann ich denn nicht in der Gluth, wie ſie jetzt in mir brennt, Dein ſeyn? Kann ich Dich denn mehr lieben als jetzt, und kann ich Dich denn ſchauen wie jetzt, wenn Du mich vernichteſt? Da küßte ſie der Jüngling Phosphorus, und wie vom Lichte durchſtrahlt loderte ſie auf in Flammen, aus denen ein fremdes Weſen hervorbrach, das ſchnell dem Thale entfliehend im unendlichen Raume herumſchwärmte, ſich nicht kümmernd um die Geſpielen der Jugend und um den geliebten Jüngling. Der klagte um die verlorne Geliebte, denn auch ihn brachte ja nur die unendliche Liebe zu der ſchönen Lilie in das einſame Thal, und die Granitfelſen neigten ihre Häupter theilnehmend vor dem Jammer des Jünglings. Aber einer öffnete ſeinen Schooß, und es kam ein ſchwarzer geflügelter Drache rauſchend herausgeflattert und ſprach: meine Brüder, die Metalle, ſchlafen da drinnen, aber ich bin ſtets munter und wach und will Dir helfen. Sich auf- und niederſchwingend erhaſchte endlich der Drache das Weſen, das der Lilie entſproſſen, trug es auf den Hügel und umſchloß es mit ſeinem Fittig; da war es wieder die Lilie, aber der bleibende Gedanke zerriß ihr Innerſtes und die Liebe zu dem Jüngling Phosphorus war ein ſchneidender Jammer, vor dem, von giftigen Dünſten angehaucht, die Blümlein, die ſonſt ſich ihres Blicks gefreut, verwelkten und ſtarben. Der Jüngling Phosphorus legte eine glänzende Rüſtung an, die in tauſendfarbigen Strahlen ſpielte, und kämpfte mit dem Drachen, der mit ſeinem ſchwarzen Fittig an den Panzer ſchlug, daß er hell erklang; und von dem mächtigen Klange lebten die Blümlein wieder auf und umflatterten wie bunte Vögel den Drachen, deſſen Kräfte ſchwanden und der beſiegt ſich in der Tiefe der Erde verbarg. Die Lilie war befreit, der Jüngling Phosphorus umſchlang ſie voll glühenden Verlangens himmliſcher Liebe, und im hochjubelnden Hymnus huldigten ihr die Blumen, die Vögel, ja ſelbſt die hohen Granitfelſen als Königinn des Thals. — „Erlauben Sie, das iſt orientaliſcher Schwulſt, werther Herr Archivarius! ſagte der Regiſtrator Heerbrand, und wir baten denn doch, Sie ſollten, wie Sie ſonſt wol zu thun pflegen, uns etwas aus Ihrem höchſt merkwürdigen Leben, etwa von Ihren Reiſe-Abentheuern, und zwar etwas Wahrhaftiges erzählen." Nun was denn, erwiederte der Archivarius Lindhorſt: das, was ich ſo eben erzählt, iſt das Wahrhaftigſte, was ich Euch auftiſchen kann, ihr Leute, und gehört in gewiſſer Art auch zu meinem Leben. Denn ich ſtamme eben aus jenem Thale her, und die Feuerlilie die zuletzt als Königinn herrſchte, iſt meine Ur — ur — ur — ur-Großmutter, weshalb ich denn auch eigentlich ein Prinz bin. — Alle brachen in ein ſchallendes Gelächter aus. — Ja, lacht nur recht herzlich, fuhr der Archivarius Lindhorſt fort, Euch mag wohl das, was ich freilich nur in ganz dürftigen Zügen erzählt habe, unſinnig und toll vorkommen, aber es iſt deſſen unerachtet nichts weniger als ungereimt oder auch nur allegoriſch gemeint, ſondern buchſtäblich wahr. Hätte ich aber gewußt, daß Euch die herrliche Liebesgeſchichte, der auch ich meine Entſtehung zu verdanken habe, ſo wenig gefallen würde, ſo hätte ich lieber manches Neue mitgetheilt, das mir mein Bruder beim geſtrigen Beſuch mitbrachte. „Ei, wie das? Haben Sie denn einen Bruder, Hr. Archivarius? — wo iſt er denn — wo lebt er denn? Auch in königlichen Dienſten, oder vielleicht ein privatiſirender Gelehrter?“ — ſo fragte man von allen Seiten. — „Nein! erwiederte der Archivarius, ganz kalt und gelaſſen eine Priſe nehmend, er hat ſich auf die ſchlechte Seite gelegt und iſt unter die Drachen gegangen.“ — Wie beliebten Sie doch zu ſagen, wertheſter Archivarius, nahm der Regiſtrator Heerbrand das Wort: unter die Drachen? „Unter die Drachen?“ hallte es von allen Seiten wie ein Echo nach. — „Ja, unter die Drachen, fuhr der Archivarius Lindhorſt fort; eigentlich war es Deſperation. Sie wiſſen, meine Herren, daß mein Vater vor ganz kurzer Zeit ſtarb, es ſind nur höchſtens dreihundert und fünf und achtzig Jahre her, weshalb ich auch noch Trauer trage, der hatte mir, dem Liebling, einen prächtigen Onyx vermacht, den durchaus mein Bruder haben wollte. Wir zankten uns bei der Leiche des Vaters darüber auf eine ungebührliche Weiſe, bis der Selige, der die Geduld verlor, aufſprang und den böſen Bruder die Treppe hinunterwarf. Das wurmte meinen Bruder und er ging ſtehenden Fußes unter die Drachen. Jetzt hält er ſich in einem Cypreſſenwalde dicht bei Tunis auf, dort hat er einen berühmten myſtiſchen Karfunkel zu bewachen, dem ein Teufelskerl von Nekromant, der ein Sommerlogis in Lappland bezogen, nachſtellt, weshalb er denn nur auf ein Viertelſtündchen, wenn gerade der Nekromant im Garten ſeine Salamanderbeete beſorgt, abkommen kann, um mir in der Geſchwindigkeit zu erzählen, was es gutes Neues an den Quellen des Nils giebt.“ — Zum zweiten Male brachen die Anweſenden in ein ſchallendes Gelächter aus, aber dem Studenten Anſelmus wurde ganz unheimlich zu Muthe, und er konnte dem Archivarius Lindhorſt *kaum in die ſtarren* ernſten Augen ſehen, ohne innerlich auf eine ihm ſelbſt unbegreifliche Weiſe zu erbeben. Zumal hatte die rauhe, aber ſonderbar metallartig tönende Stimme des Archivarius Lindhorſt für ihn etwas geheimnißvoll

Eindringendes, daß er Mark und Bein erzittern fühlte. Der eigentliche Zweck, weshalb ihn der Regiſtrator Heerbrand mit in das Kaffeehaus genommen hatte, ſchien heute nicht erreichbar zu ſeyn. Nach jenem Vorfall vor dem Hauſe des Archivarius Lindhorſt war nämlich der Student Anſelmus nicht dahin zu vermögen geweſen, den Beſuch zum zweiten Male zu wagen; denn nach ſeiner innigſten Ueberzeugung hatte nur der Zufall ihn, wo nicht vom Tode, doch von der Gefahr wahnwitzig zu werden, befreit. Der Conrektor Paulmann war eben durch die Straße gegangen, als er ganz von Sinnen vor der Hausthür lag, und ein altes Weib, die ihren Kuchen- und Aepfelkorb bei Seite geſetzt, um ihn beſchäftigt war. Der Conrektor Paulmann hatte ſogleich eine Portechaiſe herbeigerufen und ihn ſo nach Hauſe transportirt. „Man mag von mir denken, was man will, ſagte der Student Anſelmus, man mag mich für einen Narren halten oder nicht — genug! — an dem Thürklopfer grinzte mir das vermaledeite Geſicht der Hexe vom ſchwarzen Thore entgegen; was nachher geſchah, davon will ich lieber gar nicht reden, aber wäre ich aus meiner Ohnmacht erwacht und hätte das verwünſchte Aepfelweib vor mir geſehen (denn Niemand anders war doch das alte um mich beſchäftigte Weib), mich hätte augenblicklich der Schlag gerührt, oder ich wäre wahnſinnig geworden.“ Alles Zureden, alle vernünftige Vorſtellungen des Conrektors Paulmann und des Regiſtrators Heerbrand fruchteten gar nichts, und ſelbſt die blauäugige Veronika vermochte nicht ihn aus einem gewiſſen tiefſinnigen Zuſtande zu reißen, in den er verſunken. Man hielt ihn nun in der That für ſeelenkrank und ſann auf Mittel, ihn zu zerſtreuen, worauf der Regiſtrator Heerbrand meinte, daß nichts dazu dienlicher ſeyn könne, als die Beſchäftigung bei dem Archivarius Lindhorſt, nämlich das Nachmalen der Manuſkripte. Es kam nur darauf an, den Studenten Anſelmus auf gute Art dem Archivarius Lindhorſt bekannt zu machen, und da der Regiſtrator Heerbrand wußte, daß dieſer beinahe jeden Abend ein gewiſſes bekanntes Kaffeehaus beſuchte, ſo lud er den Studenten Anſelmus ein, jeden Abend ſo lange auf ſeine, des Regiſtrators Koſten in jenem Kaffeehauſe ein Glas Bier zu trinken und eine Pfeife zu rauchen, bis er auf dieſe oder jene Art dem Archivarius bekannt und mit ihm über das Geſchäft des Abſchreibens der Manuſkripte einig worden, welches der Student Anſelmus dankbarlichſt annahm. „Sie verdienen Gottes Lohn, werther

Regiſtrator! wenn Sie den jungen Menſchen zur Raiſon bringen," ſagte der Conrektor Paulmann. „Gottes Lohn!" wiederholte Veronika, indem ſie die Augen fromm zum Himmel erhob und lebhaft daran dachte, wie der Student Anſelmus ſchon jetzt ein recht artiger junger Mann ſey, auch ohne Raiſon! — Als der Archivarius Lindhorſt eben mit Hut und Stock zur Thür hinausſchreiten wollte, da ergriff der Regiſtrator Heerbrand den Studenten Anſelmus raſch bei der Hand, und mit ihm dem Archivarius den Weg vertretend, ſprach er: „Geſchätzteſter Hr. geheimer Archivarius, hier iſt der Student Anſelmus, der ungemein geſchickt im Schönſchreiben und Zeichnen, Ihre ſeltenen Manuſkripte kopiren will." Das iſt mir ganz ungemein lieb, erwiederte der Archivarius Lindhorſt raſch, warf den dreieckigen ſoldatiſchen Hut auf den Kopf und eilte, den Regiſtrator Heerbrand und den Studenten Anſelmus bei Seite ſchiebend, mit vielem Geräuſch die Treppe hinab, ſo daß Beide ganz verblüfft da ſtanden und die Stubenthür anguckten, die er dicht vor ihnen zugeſchlagen, daß die Angeln klirrten. „Das iſt ja ein ganz wunderlicher alter Mann," ſagte der Regiſtrator Heerbrand! — Wunderlicher alter Mann, ſtotterte der Student Anſelmus nach, fühlend, wie ein Eisſtrom ihm durch alle Adern fröſtelte, daß er beinahe zur ſtarren Bildſäule worden. Aber alle Gäſte lachten und ſagten: „Der Archivarius war heute einmal wieder in ſeiner beſonderen Laune, morgen iſt er gewiß ſanftmüthig und ſpricht kein Wort, ſondern ſieht in die Dampfwirbel ſeiner Pfeiſe oder lieſt Zeitungen, man muß ſich daran gar nicht kehren." — Das iſt auch wahr, dachte der Student Anſelmus, wer wird ſich an ſo etwas kehren! Hat der Archivarius nicht geſagt, es ſey ihm ganz ungemein lieb, daß ich ſeine Manuſkripte kopiren wolle? — und warum vertrat ihm auch der Regiſtrator Heerbrand den Weg, als er gerade nach Hauſe gehen wollte? — Nein, nein, es iſt ein lieber Mann im Grunde genommen, der Hr. geheime Archivarius Lindhorſt, und liberal erſtaunlich — nur kurios in abſonderlichen Redensarten. — Allein was ſchadet das mir? — Morgen gehe ich hin Punkt zwölf Uhr, und ſetzten ſich hundert bronzirte Aepfelweiber dagegen.

Vierte Vigilie.

Melancholie des Studenten Anſelmus. – Der ſmaragdene Spiegel. – Wie der Archivarius Lindhorſt als Stoßgeier davon flog und der Student Anſelmus Niemandem begegnete.

Wohl darf ich geradezu Dich ſelbſt, günſtiger Leſer! fragen, ob Du in Deinem Leben nicht Stunden, ja Tage und Wochen hatteſt, in denen Dir all' Dein gewöhnliches Thun und Treiben ein recht quälendes Mißbehagen erregte, und in denen Dir Alles, was Dir ſonſt recht wichtig und werth in Sinn und Gedanken zu tragen vorkam, nun läppiſch und nichtswürdig erſchien? Du wußteſt dann ſelbſt nicht, was Du thun und wohin Du Dich wenden ſollteſt, ein dunkles Gefühl, es müſſe irgendwo und zu irgend einer Zeit ein hoher, den Kreis alles irdiſchen Genuſſes überſchreitender Wunſch erfüllt werden, den der Geiſt, wie ein ſtrenggehaltenes furchtſames Kind, gar nicht auszuſprechen wage, erhob Deine Bruſt, und in dieſer Sehnſucht nach dem unbekannten Etwas, das Dich überall, wo Du gingſt und ſtandeſt, wie ein duftiger Traum mit durchſichtigen, vor dem ſchärferen Blick zerfließenden Geſtalten, umſchwebte, verſtummteſt Du für Alles, was Dich hier umgab. Du ſchlichſt mit trübem Blick umher wie ein hoffnungslos Liebender, und Alles, was Du die Menſchen auf allerlei Weiſe im bunten Gewühl durch einander treiben ſahſt, erregte Dir keinen Schmerz und keine Freude, als gehörteſt Du nicht mehr dieſer Welt an. Iſt Dir, günſtiger Leſer, jemals ſo zu Muthe geweſen, ſo kennſt Du ſelbſt aus eigner Erfahrung den Zuſtand, in dem ſich der Student Anſelmus befand. Ueberhaupt wünſchte ich, es wäre mir ſchon jetzt gelungen, Dir, geneigter Leſer! den Studenten Anſelmus recht lebhaft vor Augen zu bringen. Denn in der That, ich habe in den Nachtwachen, die ich dazu verwende, ſeine höchſt ſonderbare Geſchichte aufzuſchreiben, noch ſo viel Wunderliches, das wie eine ſpukhafte Erſcheinung das alltägliche Leben ganz gewöhnlicher Menſchen ins Blaue hinausrückte, zu erzählen, daß mir bange iſt, Du werdeſt am Ende weder an den Studenten Anſelmus, noch an den Archivarius Lindhorſt glauben, ja wohl gar einige ungerechte Zweifel gegen den Conrector Paulmann und den Regiſtrator Heerbrand hegen, unerachtet wenigſtens die letztgenannten achtbaren Männer noch jetzt in Dresden umherwandeln. Verſuche es, geneigter Leſer!

in dem feenhaften Reiche voll herrlicher Wunder, die die höchſte Wonne ſo wie das tiefſte Entſetzen in gewaltigen Schlägen hervorrufen, ja, wo die ernſte Göttin ihren Schleier lüftet, daß wir ihr Antlitz zu ſchauen wähnen — aber ein Lächeln ſchimmert oft aus dem ernſten Blick, und das iſt der neckhafte Scherz, der in allerlei verwirrendem Zauber mit uns ſpielt, ſo wie die Mutter oft mit ihren liebſten Kindern tändelt — ja! in dieſem Reiche, das uns der Geiſt ſo oft, wenigſtens im Traume aufſchließt, verſuche es, geneigter Leſer! die bekannten Geſtalten, wie ſie täglich, wie man zu ſagen pflegt im gemeinen Leben, um Dich herwandeln, wiederzuerkennen. Du wirſt dann glauben, daß Dir jenes herrliche Reich viel näher liege, als Du ſonſt wohl meinteſt, welches ich nun eben recht herzlich wünſche, und Dir in der ſeltſamen Geſchichte des Studenten Anſelmus anzudeuten ſtrebe. — Alſo, wie geſagt, der Student Anſelmus gerieth ſeit jenem Abende, als er den Archivarius Lindhorſt geſehen, in ein träumeriſches Hinbrüten, das ihn für jede äußere Berührung des gewöhnlichen Lebens unempfindlich machte. Er fühlte, wie ein unbekanntes Etwas in ſeinem Innerſten ſich regte und ihm jenen wonnevollen Schmerz verurſachte, der eben die Sehnſucht iſt, welche dem Menſchen ein anderes höheres Seyn verheißt. Am liebſten war es ihm, wenn er allein durch Wieſen und Wälder ſchweifen und wie losgelöſt von Allem, was ihn an ſein dürftiges Leben feſſelte, nur im Anſchauen der mannigfachen Bilder, die aus ſeinem Innern ſtiegen, ſich gleichſam ſelbſt wiederfinden konnte. So kam es denn, daß er einſt, von einem weiten Spaziergange heimkehrend, bei jenem merkwürdigen Hollunderbuſch vorüberſchritt, unter dem er damals wie von Feerei befangen, ſo viel Seltſames ſah; er fühlte ſich wunderbarlich von dem grünen heimathlichen Raſenfleck angezogen, aber kaum hatte er ſich daſelbſt niedergelaſſen, als Alles, was er damals wie in einer himmliſchen Verzückung geſchaut, und das wie von einer fremden Gewalt aus ſeiner Seele verdrängt worden, ihm wieder in den lebhafteſten Farben vorſchwebte, als ſähe er es zum zweiten Mal. Ja, noch deutlicher als damals war es ihm, daß die holdſeligen blauen Augen der goldgrünen Schlange angehören, die in der Mitte des Hollunderbaums ſich emporwand, und daß in den Windungen des ſchlanken Leibes all' die herrlichen Kriſtall-Glockentöne hervorblitzen mußten, die ihn mit Wonne und Entzücken erfüllten. So wie damals am Himmelfahrtstage, umfaßte er den Hollunderbaum und rief in die Zweige und Blätter hinein: „Ach, nur noch einmal ſchlängle und ſchlinge und winde Dich, Du holdes grünes Schlänglein, in den Zweigen, daß ich Dich ſchauen mag. — Nur noch einmal blicke mich an mit Deinen holdſeligen Augen! Ach, ich liebe Dich ja und muß in Trauer und Schmerz vergehen, wenn Du nicht wiederkehrſt!“ Alles blieb jedoch ſtumm und ſtill, und wie damals rauſchte der Hollunderbaum nur ganz unvernehmlich mit ſeinen Zweigen und Blättern. Aber dem Studenten Anſelmus war es, als wiſſe er nun, was ſich in ſeinem Innern ſo rege und bewege, ja was ſeine Bruſt ſo im Schmerz einer unendlichen Sehnſucht zerreiße. „Iſt es denn etwas Anderes,“ ſprach er, „als daß ich Dich ſo ganz mit voller Seele bis zum Tode liebe, Du herrliches goldenes Schlänglein, ja daß ich ohne Dich nicht zu leben vermag und vergehen muß in hoffnungsloſer Noth, wenn ich Dich nicht wiederſehe, Dich nicht habe wie die Geliebte meines Herzens — aber ich weiß es, Du wirſt mein, und dann Alles, was herrliche Träume aus einer andern höhern Welt mir verheißen, erfüllt ſeyn.“ — Nun ging der Student Anſelmus jeden Abend, wenn die Sonne nur noch in die Spitzen der Bäume ihr funkelndes Gold ſtreute, unter den Hollunderbaum, und rief aus tiefer Bruſt mit ganz kläglichen Tönen in die Blätter und Zweige hinein nach der holden Geliebten, dem goldgrünen Schlänglein. Als er dieſes wieder einmal nach gewöhnlicher Weiſe trieb, ſtand plötzlich ein langer hagerer Mann in einen weiten lichtgrauen Ueberrock gehüllt, vor ihm und rief, indem er ihn mit ſeinen großen feurigen Augen anblitzte: „Hei hei — was klagt und winſelt denn da? — Hei hei, das iſt ja Hr. Anſelmus, der meine Manuſkripte kopiren will.“ Der Student Anſelmus erſchrak nicht wenig vor der gewaltigen Stimme, denn es war ja dieſelbe, die damals am Himmelfahrtstage gerufen: Hei hei! was iſt das für ein Gemunkel und Geflüſter ꝛc. Er konnte vor Staunen und Schreck kein Wort herausbringen. — „Nun was iſt Ihnen denn, Hr. Anſelmus,“ fuhr der Archivarius Lindhorſt fort (Niemand anders war der Mann im weißgrauen Ueberrock), „was wollen Sie von dem Hollunderbaum, und warum ſind Sie denn nicht zu mir gekommen, um Ihre Arbeit anzufangen?“ — Wirklich hatte der Student Anſelmus es noch nicht über ſich vermocht, den Archivarius Lindhorſt wieder in ſeinem Hauſe aufzuſuchen, unerachtet er ſich jenen

Abend ganz dazu ermuthigt, in dieſem Augenblick aber, als er ſeine ſchönen Träume, und noch dazu durch dieſelbe feindſelige Stimme, die ſchon damals ihm die Geliebte geraubt, zerriſſen ſah, erfaßte ihn eine Art Verzweiflung, und er brach ungeſtüm los: „Sie mögen mich nun für wahnſinnig halten oder nicht, Hr. Archivarius! das gilt mir ganz gleich, aber hier auf dieſem Baume erblickte ich am Himmelfahrtstage die goldgrüne Schlange — ach! die ewig Geliebte meiner Seele, und ſie ſprach zu mir in herrlichen Kriſtalltönen, aber Sie — Sie! Herr Archivarius, ſchrieen und riefen ſo erſchrecklich über's Waſſer her.“ — Wie das, mein Gönner! unterbrach ihn der Archivarius Lindhorſt, indem er ganz ſonderbar lächelnd eine Priſe nahm. — Der Student Anſelmus fühlte, wie ſeine Bruſt ſich erleichterte, als es ihm nur gelungen, von jenem wunderbaren Abentheuer anzufangen, und es war ihm, als ſey es ſchon ganz recht, daß er den Archivarius geradezu beſchuldigt: er ſei es geweſen, der ſo aus der Ferne gedonnert. Er nahm ſich zuſammen, ſprechend: „Nun, ſo will ich denn Alles erzählen, was mir an dem Himmelfahrtsabende Verhängnißvolles begegnet, und dann mögen Sie reden und thun und überhaupt denken über mich was Sie wollen.“ — Er erzählte nun wirklich die ganze wunderliche Begebenheit von dem unglücklichen Tritt in den Aepfelkorb an, bis zum Entfliehen der drei goldgrünen Schlangen über's Waſſer, und wie ihn nun die Menſchen für betrunken oder wahnſinnig gehalten: „Das Alles,“ ſchloß der Student Anſelmus, „habe ich wirklich geſehen, und tief in der Bruſt ertönen noch im hellen Nachklang die lieblichen Stimmen, die zu mir ſprachen; es war keinesweges ein Traum, und ſoll ich nicht vor Liebe und Sehnſucht ſterben, ſo muß ich an die goldgrünen Schlangen glauben, unerachtet ich an Ihrem Lächeln, werther Herr Archivarius, wahrnehme, daß Sie eben dieſe Schlangen nur für ein Erzeugniß meiner erhitzten, überſpannten Einbildungskraft halten.“ Mit nichten, erwiederte der Archivarius in der größten Ruhe und Gelaſſenheit, die goldgrünen Schlangen, die Sie, Hr. Anſelmus, in dem Hollunderbuſch geſehen, waren nun eben meine drei Töchter, und daß Sie ſich in die blauen Augen der jüngſten, Serpentina genannt, gar ſehr verliebt, das iſt nun wohl klar. Ich wußte es übrigens ſchon am Himmelfahrtstage, und da mir zu Hauſe, am Arbeitstiſch ſitzend, des Gemunkels und Geklingels zu viel wurde, rief ich den loſen Dirnen zu, daß es Zeit ſey nach Hauſe zu eilen, denn die Sonne ging ſchon unter, und ſie hatten ſich genug mit Singen und Strahlentrinken erluſtigt. — Dem Studenten Anſelmus war es, als würde ihm nur etwas mit deutlichen Worten geſagt, was er längſt geahnet, und ob er gleich zu bemerken glaubte, daß ſich Hollunderbuſch, Mauer und Raſenboden und alle Gegenſtände rings umher leiſe zu drehen anfingen, ſo raffte er ſich doch zuſammen und wollte etwas reden, aber der Archivarius ließ ihn nicht zu Worte kommen, ſondern zog ſchnell den Handſchuh von der linken Hand herunter, und indem er den in wunderbaren Funken und Flammen blitzenden Stein eines Ringes dem Studenten vor die Augen hielt, ſprach er: Schauen Sie her, werther Hr. Anſelmus, Sie können darüber, was Sie erblicken, eine Freude haben. Der Student Anſelmus ſchaute hin, und, o Wunder! der Stein warf wie aus einem brennenden Fokus Strahlen rings herum, und die Strahlen verſpannen ſich zum hellen leuchtenden Kryſtallſpiegel, in dem in mancherlei Windungen, bald einander fliehend, bald ſich in einander ſchlingend, die drei goldgrünen Schlänglein tanzten und hüpften. Und wenn die ſchlanken in tauſend Funken blitzenden Leiber ſich berührten, da erklangen herrliche Akkorde wie Kryſtallglocken, und die mittelſte ſtreckte wie voll Sehnſucht und Verlangen das Köpfchen zum Spiegel heraus, und die dunkelblauen Augen ſprachen: Kennſt Du mich denn — glaubſt Du denn an mich, Anſelmus? — nur in dem Glauben iſt die Liebe — kannſt Du denn lieben? — O Serpentina, Serpentina! ſchrie der Student Anſelmus in wahnſinnigem Entzücken, aber der Archivarius Lindhorſt hauchte ſchnell auf den Spiegel, da fuhren in elektriſchem Geknister die Strahlen in den Fokus zurück, und an der Hand blitzte nur wieder ein kleiner Smaragd, über den der Archivarius den Handſchuh zog. Haben Sie die goldnen Schlänglein geſehen, Hr. Anſelmus? fragte der Archivarius Lindhorſt. Ach Gott, ja! erwiederte der Student, und die holde liebliche Serpentina. Still, fuhr der Archivarius Lindhorſt fort, genug für heute, übrigens können Sie ja, wenn Sie ſich entſchließen wollen bei mir zu arbeiten, meine Töchter oft genug ſehen, oder vielmehr, ich will Ihnen dies wahrhaftige Vergnügen verſchaffen, wenn Sie ſich bei der Arbeit recht brav halten, das heißt: mit der größten Genauigkeit und Reinheit jedes Zeichen kopiren. Aber Sie kommen ja gar nicht zu mir, unerachtet mir der Regiſtrator Heerbrand verſicherte, Sie würden ſich nächſtens einfinden, und ich deshalb mehrere Tage vergebens gewartet. — So wie der Archivarius Lindhorſt den Namen Serpentina nannte, war es dem Studenten Anſelmus erſt wieder, als ſtehe er wirklich mit beiden Füßen auf der Erde und er wäre wirklich der Student Anſelmus, und der vor ihm ſtehende Mann der Archivarius Lindhorſt. Der gleichgültige Ton, in dem dieſer ſprach, hatte im grellen Contraſt mit den wunderbaren Erſcheinungen, die er wie ein wahrhaftiger Nekromant hervorrief, etwas Grauenhaftes, das durch den ſtechenden Blick der funkelnden Augen, die aus den knöchernen Höhlen des magern, runzlichten Geſichts wie aus einem Gehäuſe hervorſtrahlten, noch erhöht wurde, und den Studenten ergriff mit Macht daſſelbe unheimliche Gefühl, welches ſich ſeiner ſchon auf dem Kaffeehauſe bemächtigte, als der Archivarius ſo viel Abenteuerliches erzählte. Nur mit Mühe faßte er ſich, und als der Archivarius nochmals frug: Nun, warum ſind Sie denn nicht zu mir gekommen? da erhielt er es über ſich, Alles zu erzählen, was ihm an der Hausthür begegnet. Lieber Hr. Anſelmus, ſagte der Archivarius, als der Student ſeine Erzählung geendet, lieber Hr. Anſelmus, ich kenne wohl das Apfelweib, von der Sie zu ſprechen belieben; es iſt eine fatale Creatur, die mir allerhand Poſſen ſpielt, und daß ſie ſich hat bronziren laſſen, um als Thürklopfer die mir angenehmen Beſuche zu verſcheuchen, das iſt in der That ſehr arg und nicht zu leiden. Wollten Sie doch, werther Hr. Anſelmus, wenn Sie morgen um zwölf Uhr zu mir kommen und wieder etwas von dem Angrinſen und Anſchnarren vermerken, ihr gefälligſt was Weniges von dieſem Liquor auf die Naſe tröpfeln, dann wird ſich ſogleich Alles geben. Und nun Adieu! lieber Hr. Anſelmus, ich gehe etwas raſch, deshalb will ich Ihnen nicht zumuthen, mit mir nach der Stadt zurückzukehren. — Adieu! auf Wiederſehen, morgen um zwölf Uhr. — Der Archivarius hatte dem Studenten Anſelmus ein kleines Fläſchchen mit einem goldgelben Liquor gegeben, und nun ſchritt er raſch von dannen, ſo, daß er in der tiefen Dämmerung, die unterdeſſen eingebrochen, mehr in das Thal hinabzuſchweben als zu gehen ſchien. Schon war er in der Nähe des Koſelſchen Gartens, da ſetzte ſich der Wind in den weiten Ueberrock und trieb die Schöße aus einander, daß ſie wie ein Paar große Flügel in den Lüften flatterten, und es dem Studenten Anſelmus, der verwunderungsvoll dem Archivarius nachſah, vorkam, als breite ein großer Vogel die Fittige aus zum raſchen Fluge. — Wie der Student nun ſo in die Dämmerung hineinſtarrte, da erhob ſich mit krächzendem Geſchrei ein weißgrauer Geier hoch in die Lüfte, und er merkte nun wohl, daß das weiße Geflatter, was er noch immer für den davonſchreitenden Archivarius gehalten, ſchon eben der Geier geweſen ſeyn müſſe, unerachtet er nicht begreifen konnte, wo denn der Archivarius mit einem Mal hingeſchwunden. „Er kann aber auch ſelbſt in Perſon davongeflogen ſeyn der Hr. Archivarius Lindhorſt,“ ſprach der Student Anſelmus zu ſich ſelbſt, „denn ich ſehe und fühle nun wohl, daß alle die fremden Geſtalten aus einer fernen wundervollen Welt, die ich ſonſt nur in ganz beſondern merkwürdigen Träumen ſchaute, jetzt in mein waches reges Leben geſchritten ſind und ihr Spiel mit mir treiben. — Dem ſey aber wie ihm wolle! Du lebſt und glühſt in meiner Bruſt, holde, liebliche Serpentina, nur Du kannſt die unendliche Sehnſucht ſtillen, die mein Innerſtes zerreißt. — Ach, wann werde ich in Dein holdſeliges Auge blicken — liebe, liebe Serpentina!“ — — So rief der Student Anſelmus ganz laut. — „Das iſt ein ſchnöder unchriſtlicher Name,“ murmelte eine Baßſtimme neben ihm, die einem heimkehrenden Spaziergänger gehörte. Der Student Anſelmus, zu rechter Zeit erinnert, wo er war, eilte raſchen Schrittes von dannen, indem er bei ſich ſelbſt dachte: Wäre es nicht ein rechtes Unglück, wenn mir jetzt der Conrektor Paulmann oder der Regiſtrator Heerbrand begegnete? — Aber er begegnete Keinem von Beiden.

Fünfte Vigilie.

Die Frau Hofräthin Anſelmus. — Cicero de officiis. — Meerkatzen und anderes Geſindel. — Die alte Lieſe. — Das Aequinoctium.

Mit dem Anſelmus iſt nun einmal in der Welt nichts anzufangen, ſagte der Conrektor Paulmann; alle meine guten Lehren, alle meine Ermahnungen ſind fruchtlos, er will ſich ja zu gar nichts appliziren, unerachtet er die beſten Schulſtudia beſitzt, die denn doch die Grundlage von Allem ſind. Aber der Regiſtrator Heerbrand erwiederte ſchlau und geheimnißvoll lächelnd: Laſſen Sie dem Anſelmus doch nur Raum und Zeit, wertheſter Conrektor! das iſt ein kurioſes Subjekt, aber es ſteckt viel in ihm, und wenn ich ſage: viel, ſo heißt das: ein geheimer Sekretair, oder wohl gar ein Hofrath. — Hof — fing der Conrektor im größten Erſtaunen an, das Wort blieb ihm ſtecken. — Still, ſtill, fuhr der Regiſtrator Heerbrand fort, ich weiß, was ich weiß! — Schon ſeit zwei Tagen ſitzt er bei dem Archivarius Lindhorſt und kopirt, und der Archivarius ſagte geſtern Abend auf dem Kaffeehauſe zu mir: Sie haben mir einen wackern Mann empfohlen, Verehrter! — aus dem wird was, und nun bedenken Sie des Archivarii Connexionen — ſtill — ſtill — ſprechen wir uns über's Jahr! — Mit dieſen Worten ging der Regiſtrator im fortwährenden ſchlauen Lächeln zur Thür hinaus und ließ den vor Erſtaunen und Neugierde verſtummten Conrektor im Stuhle feſtgebannt ſitzen. Aber auf Veronika hatte das Geſpräch einen ganz eignen Eindruck gemacht. Habe ich's denn nicht ſchon immer gewußt, dachte ſie, daß der Herr Anſelmus ein recht geſcheidter, liebenswürdiger junger Mann iſt, aus dem noch was Großes wird? Wenn ich nur wüßte, ob er mir wirklich gut iſt? — Aber hat er mir nicht jenen Abend, als wir über die Elbe fuhren, zweimal die Hand gedrückt? hat er mich nicht im Duett angeſehen mit ſolchen ganz ſonderbaren Blicken, die bis ins Herz drangen? Ja, ja! er iſt mir wirklich gut — und ich — Veronika überließ ſich ganz, wie junge Mädchen wohl pflegen, den ſüßen Träumen von einer heitern Zukunft. Sie war Frau Hofräthin, bewohnte ein ſchönes Logis in der Schloßgaſſe, oder auf den Neumarkt, oder auf der Moritzſtraße — der moderne Hut, der neue türkiſche Shawl ſtand ihr vortrefflich — ſie frühſtuckte im eleganten Negligee im Erker, der Köchin die nöthigen Befehle für den Tag ertheilend. „Aber daß Sie mir die Schüſſel nicht verdirbt, es iſt des Herrn Hofraths Leibeſſen!" — Vorübergehende Elegants ſchielen herauf, ſie hört deutlich: „Es iſt doch eine göttliche Frau, die Hofräthin, wie ihr das Spitzenhäubchen ſo allerliebſt ſteht!" — Die geheime Räthinn Ypſilon ſchickt den Bedienten und läßt fragen, ob es der Frau Hofräthin gefällig wäre, heute ins Linkiſche Bad zu fahren? — „Viel Empfehlungen, es thäte mir unendlich leid, ich ſey ſchon engagirt zum Thee bei der Präſidentin Tz." — Da kommt der Hofrath Anſelmus, der ſchon früh in Geſchäften ausgegangen, zurück; er iſt nach der letzten Mode gekleidet; „wahrhaftig ſchon zehn," ruft er, indem er die goldene Uhr repetiren läßt und der jungen Frau einen Kuß giebt. „Wie gehts, liebes Weibchen, weißt Du auch, was ich für Dich habe?" fährt er ſchäkernd fort und zieht ein Paar herrliche nach der neueſten Art gefaßte Ohrringe aus der Weſtentaſche, die er ihr ſtatt der ſonſt getragenen gewöhnlichen einhängt. „Ach, die ſchönen niedlichen Ohrringe,“ ruft Veronika ganz laut, und ſpringt, die Arbeit wegwerfend, vom Stuhl auf, um in dem Spiegel die Ohrringe wirklich zu beſchauen. „Nun was ſoll denn das ſeyn,“ ſagte der Conrektor Paulmann, der eben in Cicero de Officiis vertieft, beinahe das Buch fallen laſſen, „man hat ja Anfälle wie der Anſelmus.“ Aber da trat der Student Anſelmus, der wider ſeine Gewohnheit ſich mehrere Tage nicht ſehen laſſen, ins Zimmer, zu Veronika's Schreck und Erſtaunen, denn in der That war er in ſeinem ganzen Weſen verändert. Mit einer gewiſſen Beſtimmtheit, die ihm ſonſt gar nicht eigen, ſprach er von ganz andern Tendenzen ſeines Lebens, die ihm klar worden, von den herrlichen Ausſichten die ſich ihm geöffnet, die Mancher aber gar nicht zu ſchauen vermöchte. Der Conrektor Paulmann wurde, der geheimnißvollen Rede des Regiſtrator Heerbrand gedenkend, noch mehr betroffen, und konnte kaum eine Sylbe hervorbringen, als der Student Anſelmus, nachdem er einige Worte von dringender Arbeit bei dem Archivarius Lindhorſt fallen laſſen und der Veronika mit eleganter Gewandtheit die Hand geküßt, ſchon die Treppe hinunter, auf und von dannen war. „Das war ja ſchon der Hofrath, murmelte Veronika in ſich hinein, und er hat mir die Hand geküßt, ohne dabei auszugleiten oder mir auf den Fuß zu treten, wie ſonſt! — er hat mir einen recht zärtlichen Blick zugeworfen — er iſt mir wohl in der That gut.“ — Veronika überließ ſich aufs Neue jener Träumerei, indeſſen war es, als träte immer eine feindſelige Geſtalt unter die lieblichen Erſcheinungen, wie ſie aus dem künftigen häuslichen Leben als Frau Hofräthin hervorgingen, und die Geſtalt lachte recht höhniſch und ſprach: „Das iſt ja Alles recht dummes ordinäres Zeug und noch dazu erlogen, denn der Anſelmus wird nimmermehr Hofrath und Dein Mann; er liebt Dich ja nicht, unerachtet Du blaue Augen haſt und einen ſchlanken Wuchs und eine feine Hand.“ — Da goß ſich ein Eisſtrom durch Veronika's Innres, und ein tiefes Entſetzen vernichtete die Behaglichkeit, mit der ſie ſich nur noch erſt im Spitzenhäubchen und den eleganten Ohrringen geſehen. — Die Thränen wären ihr beinahe aus den Augen geſtürzt, und ſie ſprach laut: Ach, es iſt ja wahr, er liebt mich nicht, und ich werde nimmermehr Frau Hofräthin! „Romanenſtreiche, Romanenſtreiche,“ ſchrie der Conrektor Paulmann, nahm Hut und Stock und eilte zornig von dannen! — Das fehlte noch, ſeufzte Veronika, und ärgerte ſich recht über die zwölfjährige Schweſter, welche theilnehmungslos an ihrem Rahmen ſitzend fortgeſtickt hatte. Unterdeſſen war es beinahe drei Uhr geworden, und nun gerade Zeit das Zimmer aufzuräumen und den Kaffeetiſch zu ordnen; denn die Mademoiſelles Oſters hatten ſich bei der Freundin anſagen laſſen. Aber hinter jedem Schränkchen, das Veronika wegrückte, hinter den Notenbüchern, die ſie vom Clavier, hinter jeder Taſſe, hinter der Kaffeekanne, die ſie aus dem Schrank nahm, ſprang jene Geſtalt wie ein Alräunchen hervor und lachte höhniſch und ſchlug mit den kleinen Spinnenfingern Schnippchen und ſchrie: er wird doch nicht Dein Mann, er wird doch nicht Dein Mann! Und dann, wenn ſie Alles ſtehn und liegen ließ und in die Mitte des Zimmers flüchtete, ſah es mit langer Naſe rieſengroß hinter dem Ofen hervor und ſchnurrte: er wird doch nicht Dein Mann! „Hörſt Du denn nichts, ſiehſt Du denn nichts, Schweſter?“ rief Veronika, die vor Furcht und Zittern gar nichts mehr anrühren mochte. Fränzchen ſtand ganz ernſthaft und ruhig von ihrem Stickrahmen auf und ſagte: Was iſt Dir denn heute, Schweſter? Du wirfſt ja Alles durch einander, daß es klippert und klappert, ich muß Dir nur helfen. Aber da traten ſchon die muntern Mädchen in vollem Lachen herein, und in dem Augenblick wurde nun auch Veronika gewahr, daß ſie den Ofenaufſatz für eine Geſtalt und das Knarren der übel verſchloſſenen Ofenthür für die feindſeligen Worte gehalten hatte. Von einem innern Entſetzen gewaltſam ergriffen, konnte ſie ſich aber nicht ſo ſchnell erholen, daß die Freundinnen nicht ihre ungewöhnliche Spannung, die ſelbſt ihre Bläſſe, ihr verſtörtes Geſicht verrieth, hätten bemerken ſollen. Als ſie ſchnell abbrechend von all' dem Luſtigen, das ſie eben erzählen wollten, in die Freundinn drangen, was ihr denn um des Himmelswillen widerfahren, mußte Veronika eingeſtehen, wie ſie ſich ganz beſonderen Gedanken hingegeben, und plötzlich am hellen Tage von einer ſonderbaren Geſpenſterfurcht, die ihr ſonſt gar nicht eigen, übermannt worden. Nun erzählte ſie ſo lebhaft, wie aus allen Winkeln des Zimmers ein kleines graues Männchen ſie geneckt und gehöhnt habe, daß die Mad. Oſters ſich ſchüchtern nach allen Seiten umſahen, und ihnen bald gar unheimlich und grauſig zu Muthe wurde. Da trat Fränzchen mit dem dampfenden Kaffee herein, und alle Drei ſich ſchnell beſinnend, lachten über ihre eigne Albernheit. Angelika, ſo hieß die älteſte Oſter, war mit einem Offizier verſprochen, der bei der Armee ſtand, und von dem die Nachrichten ſo lange ausgeblieben, daß man an ſeinem Tode, oder wenigſtens an ſeiner ſchweren Verwundung kaum zweifeln konnte. Dies hatte Angelika in die tiefſte Betrübniß geſtürzt, aber heute war ſie fröhlich bis zur Ausgelaſſenheit, worüber Veronika ſich nicht wenig wunderte und es ihr unverhohlen äußerte. „Liebes Mädchen, ſagte Angelika, glaubſt Du denn nicht, daß ich meinen Viktor immerdar im Herzen, in Sinn und Gedanken trage? aber eben deshalb bin ich ſo heiter! — ach Gott — ſo glücklich, ſo ſelig in meinem ganzen Gemüthe! denn mein Viktor iſt wohl, und ich ſehe ihn in weniger Zeit als Rittmeiſter, geſchmückt mit den Ehrenzeichen, die ihm ſeine unbegränzte Tapferkeit erworben, wieder. Eine ſtarke, aber durchaus nicht gefährliche Verwundung des rechten Arms, und zwar durch den Säbelhieb eines feindlichen Huſaren, verhindert ihn zu ſchreiben, und der ſchnelle Wechſel ſeines Aufenthalts, da er durchaus ſein Regiment nicht verlaſſen will, macht es auch noch immer unmöglich, mir Nachricht zu geben, aber heute Abend erhält er die beſtimmte Weiſung, ſich erſt ganz heilen zu laſſen. Er reiſet morgen ab um herzukommen, und indem er in den Wagen ſteigen will, erfährt er ſeine Ernennung zum Rittmeiſter." — „Aber, liebe Angelika, fiel Veronika ein, das weißt Du jetzt ſchon Alles?" — „Lache mich nicht aus, liebe Freundin, fuhr Angelika fort, aber Du wirſt es nicht, denn könnte nicht Dir zur Strafe gleich das kleine graue Männchen dort hinter dem Spiegel hervorgucken? — Genug, ich kann mich von dem Glauben an gewiſſe geheimnißvolle Dinge nicht losmachen, weil ſie oft genug ganz ſichtbarlich und handgreiflich, möcht' ich ſagen, in mein Leben getreten. Vorzüglich kommt es mir denn nun gar nicht einmal ſo wunderbar und unglaublich vor, als manchen Andern, daß es Leute geben kann, denen eine gewiſſe Sehergabe eigen, die ſie durch ihnen bekannte untrügliche Mittel in Bewegung zu ſetzen wiſſen. Es iſt hier am Orte eine alte Frau, die dieſe Gabe ganz beſonders beſitzt. Nicht ſo, wie Andere ihres Gelichters, prophezeit ſie aus Karten, gegoſſenem Blei oder aus dem Kaffeeſatze, ſondern nach gewiſſen Vorbereitungen, an denen die fragende Perſon Theil nimmt, erſcheint in einem hellpolirten Metallſpiegel ein wunderliches Gemiſch von allerlei Figuren und Geſtalten, welche die Alte deutet, und aus ihnen die Antwort auf die Frage ſchöpft. Ich war geſtern Abend bei ihr und erhielt jene Nachrichten von meinem Viktor, an deren Wahrheit ich nicht einen Augenblick zweifle.“ — Angelika's Erzählung warf einen Funken in Veronika's Gemüth, der ſchnell den Gedanken entzündete, die Alte über den Anſelmus und über ihre Hoffnungen zu befragen. Sie erfuhr, daß die Alte Frau Rauerin heiße, in einer entlegenen Straße vor dem Seethor wohne, durchaus nur Dienſtags, Mittwochs und Freitags von ſieben Uhr Abends, dann aber die ganze Nacht hindurch bis zum Sonnen-Aufgang zu treffen ſey, und es gern ſähe, wenn man allein komme. — Es war eben Mittwoch, und Veronika beſchloß, unter dem Vorwande, die Oſters nach Hauſe zu begleiten, die Alte aufzuſuchen, welches ſie denn auch in der That ausführte. Kaum hatte ſie nämlich von den Freundinnen, die in der Neuſtadt wohnten, vor der Elbbrücke Abſchied genommen, als ſie geflügelten Schrittes vor das Seethor eilte, und ſich in der beſchriebenen abgelegenen engen Straße befand, an deren Ende ſie das kleine rothe Häuschen erblickte, in welchem die Frau Rauerin wohnen ſollte. Sie konnte ſich eines gewiſſen unheimlichen Gefühls, ja eines innern Erbebens nicht erwehren, als ſie vor der Hausthür ſtand. Endlich raffte ſie ſich, des innern Widerſtrebens unerachtet, zuſammen, und zog an der Klingel, worauf ſich die Thür öffnete und ſie durch den finſtern Gang nach der Treppe tappte, die zum obern Stock führte, wie es Angelika beſchrieben. „Wohnt hier nicht die Frau Rauerin?“ rief ſie in den öden Hausflur hinein, als ſich Niemand zeigte; da erſcholl ſtatt der Antwort ein langes klares Miau, und ein großer ſchwarzer Kater ſchritt mit hochgekrümmtem Rücken, den Schweif in Wellenringeln hin und her drehend, gravitätiſch vor ihr her bis an die Stubenthür, die auf ein zweites Miau geöffnet wurde. „Ach, ſieh da, Töchterlein, biſt ſchon hier? komm herein — herein!“ So rief die heraustretende Geſtalt, deren Anblick Veronika an den Boden feſtbannte. Ein langes, hageres, in ſchwarze Lumpen gehülltes Weib! — indem ſie ſprach, wackelte das hervorragende ſpitze Kinn, verzog ſich das zahnloſe Maul, von der knöchernen Habichtsnaſe beſchattet, zum grinſenden Lächeln, und leuchtende Katzenaugen flackerten Funken werfend durch die große Brille. Aus dem bunten um den Kopf gewickelten Tuche ſtarrten ſchwarze borſtige Haare hervor, aber zum Gräßlichen erhoben das ekle Antlitz zwei große Brandflecke, die ſich von der linken Backe über die Naſe wegzogen. — Veronika's Athem ſtockte, und der Schrei, der der gepreßten Bruſt Luft machen ſollte, wurde zum tiefen Seufzer, als der

Hexe Knochenhand ſie ergriff und in das Zimmer hineinzog. Drinnen regte und bewegte ſich Alles, es war ein Sinne verwirrendes Quieken und Miauen und Gekrächze und Gepiepe durch einander. Die Alte ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und ſchrie: Still da, ihr Geſindel! Und die Meerkatzen kletterten winſelnd auf das hohe Himmelbett, und die Meerſchweinchen liefen unter den Ofen, und der Rabe flatterte auf den runden Spiegel; nur der ſchwarze Kater, als gingen ihn die Scheltworte nichts an, blieb ruhig auf dem großen Polſterſtuhle, auf den er gleich nach dem Eintritt geſprungen. — So wie es ſtill wurde, ermuthigte ſich Veronika; es war ihr nicht ſo unheimlich als draußen auf dem Flur, ja ſelbſt das Weib ſchien ihr nicht mehr ſo ſcheußlich. Jetzt erſt blickte ſie im Zimmer umher! — Allerhand häßliche ausgeſtopfte Thiere hingen von der Decke herab, unbekanntes ſeltſames Geräthe lag durch einander auf dem Boden und in dem Kamin brannte ein blaues ſparſames Feuer, das nur dann und wann in gelben Funken emporkniſterte; aber dann rauſchte es von oben herab, und ekelhafte Fledermäuſe wie mit verzerrten lachenden Menſchengeſichtern ſchwangen ſich hin und her, und zuweilen leckte die Flamme herauf an der rußigen Mauer, und dann erklangen ſchneidende, heulende Jammertöne, daß Veronika von Angſt und Grauſen ergriffen wurde. „Mit Verlaub, Mamſellchen," ſagte die Alte ſchmunzelnd, erfaßte einen großen Wedel und beſprengte, nachdem ſie ihn in einen kupfernen Keſſel getaucht, den Kamin. Da erloſch das Feuer, und wie von dickem Rauch erfüllt, wurde es ſtockfinſter in der Stube; aber bald trat die Alte, die in ein Kämmerchen gegangen, mit einem angezündeten Lichte wieder herein, und Veronika erblickte nichts mehr von den Thieren, von den Geräthſchaften, es war eine gewöhnliche ärmlich ausſtaffirte Stube. Die Alte trat ihr näher und ſagte mit ſchnarrender Stimme: „Ich weiß wohl, was Du bei mir willſt, mein Töchterchen; was gilt es, Du möchteſt erfahren, ob Du den Anſelmus heirathen wirſt, wenn er Hofrath worden." — Veronika erſtarrte vor Staunen und Schreck, aber die Alte fuhr fort: „Du haſt mir ja ſchon Alles geſagt zu Hauſe beim Papa, als die Kaffeekanne vor Dir ſtand, ich war ja die Kaffeekanne, haſt Du mich denn nicht gekannt? Töchterchen, höre! Laß ab, laß ab von dem Anſelmus, das iſt ein garſtiger Menſch, der hat meinen Söhnlein ins Geſicht getreten, meinen lieben Söhnlein, den Aepfelchen mit den rothen Backen, die wenn ſie die Leute gekauft haben, ihnen wieder aus den Taſchen in meinen Korb zurückrollen. Er hält's mit dem Alten, er hat mir vorgeſtern den verdammten Auripigment ins Geſicht gegoſſen, daß ich beinahe darüber erblindet, Du kannſt noch die Brandflecken ſehen, Töchterchen! Laß ab von ihm, laß ab! — Er liebt Dich nicht, denn er liebt die goldgrüne Schlange, er wird niemals Hofrath werden, weil er ſich bei den Salamandern anſtellen laſſen, und er will die grüne Schlange heirathen, laß ab von ihm, laß ab!" — Veronika, die eigentlich ein feſtes ſtandhaftes Gemüth hatte und mädchenhaften Schreck bald zu überwinden wußte, trat einen Schritt zurück, und ſprach mit ernſthaftem Ton: „Alte! ich habe von Eurer Gabe in die Zukunſt zu blicken gehört, und wollte darum, vielleicht zu neugierig und voreilig, von Euch wiſſen, ob wohl Anſelmus, den ich liebe und hochſchätze, jemals mein werden würde. Wollt Ihr mich daher, ſtatt meinen Wunſch zu erfüllen, mit Eurem tollen unſinnigen Geſchwätze necken, ſo thut Ihr Unrecht, denn ich habe nur gewollt, was Ihr Andern, wie ich weiß, gewährte. Da Ihr, wie es ſcheint, meine innigſten Gedanken wiſſet, ſo wäre es Euch vielleicht ein Leichtes geweſen, mir Manches zu enthüllen, was mich jetzt quält und ängſtigt, aber nach Euern albernen Verläumdungen des guten Anſelmus mag ich von Euch weiter nichts erfahren. Gute Nacht!" — Veronika wollte davoneilen, da fiel die Alte weinend und jammernd auf die Kniee nieder und rief, das Mädchen am Kleide feſthaltend: „Veronikchen, kennſt Du denn die alte Lieſe nicht mehr, die Dich ſo oft auf den Armen getragen und gepflegt und gehätſchelt?" Veronika traute kaum ihren Augen; denn ſie erkannte ihre, freilich nur durch hohes Alter und vorzüglich durch die Brandflecke entſtellte ehemalige Wärterinn, die vor mehreren Jahren aus des Conrektor Paulmanns Hauſe verſchwand. Die Alte ſah auch ganz anders aus, ſie hatte ſtatt des häßlichen buntgefleckten Tuchs eine ehrbare Haube, und ſtatt der ſchwarzen Lumpen eine großblumichte Jacke an, wie ſie ſonſt wohl gekleidet gegangen. Sie ſtand vom Boden auf und fuhr, Veronika in ihre Arme nehmend, fort: „Es mag Dir Alles, was ich Dir geſagt, wohl recht toll vorkommen, aber es iſt leider dem ſo. Der Anſelmus hat mir viel zu Leide gethan, doch wider ſeinen Willen; er iſt dem Archivarius Lindhorſt in die Hände gefallen, und der will ihn mit ſeiner Tochter verheirathen. Der Archivarius iſt mein größter Feind, und ich könnte Dir allerlei Dinge von ihm ſagen, die würdeſt Du aber nicht verſtehen, oder Dich doch ſehr entſetzen. Er iſt der weiſe Mann, aber ich bin die weiſe Frau — es mag darum ſeyn! — Ich merke nun wohl, daß Du den Anſelmus recht lieb haſt, und ich will Dir mit allen Kräften beiſtehen, daß Du recht glücklich werden und fein ins Ehebette kommen ſollſt, wie Du es wünſcheſt.“ „Aber ſage Sie mir um des Himmels Willen, Lieſe!“ — fiel Veronika ein“— Still, Kind — ſtill! unterbrach ſie die Alte, ich weiß, was Du ſagen willſt, ich bin das worden, was ich bin, weil ich es werden mußte, ich konnte nicht anders. Nun alſo! — ich kenne das Mittel, das den Anſelmus von der thörichten Liebe zur grünen Schlange heilt und ihn als den liebenswürdigen Hofrath in Deine Arme führt; aber Du mußt helfen. — „Sage es nur gerade heraus, Lieſe! ich will ja Alles thun, denn ich liebe den Anſelmus ſehr!“ liſpelte Veronika kaum hörbar. — Ich kenne Dich, fuhr die Alte fort, als ein beherztes Kind, vergebens habe ich Dich mit dem Wauwau zum Schlaf treiben wollen, denn gerade alsdann öffneteſt Du die Augen, um den Wauwau zu ſehen; Du gingſt ohne Licht in die hinterſte Stube und erſchreckteſt oft in des Vaters Pudermantel des Nachbars Kinder. Nun alſo! — iſt’s Dir Ernſt, durch meine Kunſt den Archivarius Lindhorſt und die grüne Schlange zu überwinden, iſt’s Dir Ernſt, den Anſelmus als Hofrath Deinen Mann zu nennen, ſo ſchleiche Dich in der künftigen Tag- und Nachtgleiche Nachts um eilf Uhr aus des Vaters Hauſe und komme zu mir: ich werde dann mit Dir auf den Kreuzweg gehen, der unfern das Feld durchſchneidet, wir bereiten das Nöthige, und alles Wunderliche, was Du vielleicht erblicken wirſt, ſoll Dich nicht anfechten. Und nun Töchterchen, gute Nacht, der Papa wartet ſchon mit der Suppe. — Veronika eilte von dannen, feſt ſtand bei ihr der Entſchluß, die Nacht des Aequinoktiums nicht zu verſäumen, denn, dachte ſie, die Lieſe hat Recht, der Anſelmus iſt verſtrickt in wunderliche Bande, aber ich erlöſe ihn daraus und nenne ihn mein immerdar und ewiglich, mein iſt und bleibt er, der Hofrath Anſelmus.

Sechſte Vigilie.

Der Garten des Archivarius Lindhorſt nebſt einigen Spottvögeln. — Der goldne Topf. — Die engliſche Curſivſchrift. — Schnöde Hahnenfüße. — Der Geiſterfürſt.

Es kann aber auch ſeyn, ſprach der Student Anſelmus zu ſich ſelbſt, daß der ſuperfeine ſtarke Magenliqueur, den ich bei dem Monſieur Conradi etwas begierig genoſſen, alle die tollen Phantasmata geſchaffen, die mich vor der Hausthür des Archivarius Lindhorſt ängſteten. Deshalb bleibe ich heute ganz nüchtern, und will nun wohl allem weitern Ungemach, das mir begegnen könnte, Trotz bieten. — So wie damals, als er ſich zum erſten Beſuch bei dem Archivarius Lindhorſt rüſtete, ſteckte er ſeine Federzeichnungen und kalligraphiſchen Kunſtwerke, ſeine Tuſchſtangen, ſeine wohlgeſpitzten Rabenfedern ein, und ſchon wollte er zur Thür hinausſchreiten, als ihm das Fläſchchen mit dem gelben Liquor in die Augen fiel, das er von dem Archivarius Lindhorſt erhalten. Da gingen ihm wieder all' die ſeltſamen Abentheuer, welche er erlebt, mit glühenden Farben durch den Sinn, und ein namenloſes Gefühl von Wonne und Schmerz durchſchnitt ſeine Bruſt. Unwillkührlich rief er mit recht kläglicher Stimme aus: „Ach, gehe ich denn nicht zum Archivarius, nur um Dich zu ſehen, Du holde liebliche Serpentina?“ — Es war ihm in dem Augenblick ſo, als könne Serpentina's Liebe der Preis einer mühevollen gefährlichen Arbeit ſeyn, die er unternehmen müßte, und dieſe Arbeit ſey keine andere, als das Copiren der Lindhorſtſchen Manuſkripte. — Daß ihm ſchon bei dem Eintritt ins Haus, oder noch vor demſelben allerlei Wunderliches begegnen könne, wie neulich, davon war er überzeugt. Er dachte nicht mehr an Conradi's Magenwaſſer, ſondern ſteckte ſchnell den Liquor in die Weſtentaſche, um ganz nach des Archivarius Vorſchrift zu verfahren, wenn das bronzirte Aepfelweib ſich unterſtehen ſollte, ihn anzugrinſen. — Erhob ſich denn nicht auch wirklich gleich die ſpitze Naſe, funkelten nicht die Katzenaugen aus dem Thürdrücker, als er ihn auf den Schlag zwölf Uhr ergreifen wollte? — Da ſpritzte er, ohne ſich weiter zu bedenken, den Liquor in das fatale Geſicht hinein, und es glättete und plättete ſich augenblicklich aus zum glänzenden kugelrunden Thürklopfer. — Die Thür ging auf, die Glocken läuteten gar lieblich durch das ganze Haus: klingling — Jüngling

— flink — flink — ſpring — ſpring — klingling. — Er ſtieg getroſt die ſchöne breite Treppe hinauf und weidete ſich an dem Duft des ſeltenen Räucherwerks, der durch das Haus floß. Ungewiß blieb er auf dem Flur ſtehen, denn er wußte nicht, an welche der vielen ſchönen Thüren er wohl pochen ſollte; da trat der Archivarius Lindhorſt in einem weiten damaſtnen Schlafrock heraus und rief: „Nun, es freut mich, Hr. Anſelmus, daß Sie endlich Wort halten, kommen Sie mir nur nach, denn ich muß Sie ja doch wohl gleich ins Laboratorium führen.“ Damit ſchritt er ſchnell den langen Flur hinauf und öffnete eine kleine Seitenthür, die in einen Corridor führte. Anſelmus ſchritt getroſt hinter dem Archivarius her; ſie kamen aus dem Corridor in einen Saal oder vielmehr in ein herrliches Gewächshaus, denn von beiden Seiten bis an die Decke hinauf ſtanden allerlei ſeltſame wunderbare Blumen, ja große Bäume mit ſonderbar geſtalteten Blättern und Blüthen. Ein magiſches blendendes Licht verbreitete ſich überall, ohne daß man bemerken konnte, wo es herkam, da durchaus kein Fenſter zu ſehen war. So wie der Student Anſelmus in die Büſche und Bäume hineinblickte, ſchienen lange Gänge ſich in weiter Ferne auszudehnen. — Im tiefen Dunkel dicker Cypreſſenſtauden ſchimmerten Marmorbecken, aus denen ſich wunderliche Figuren erhoben, Kriſtallenſtrahlen hervorſpritzend, die plätſchernd niederfielen in leuchtende Lilienkelche; ſeltſame Stimmen rauſchten und ſäuſelten durch den Wald der wunderbaren Gewächſe, und herrliche Düfte ſtrömten auf und nieder. Der Archivarius war verſchwunden, und Anſelmus erblickte nur einen rieſenhaften Buſch glühender Feuerlilien vor ſich. Von dem Anblick, von den ſüßen Düften des Feengartens berauſcht, blieb Anſelmus feſtgezaubert ſtehen. Da fing es überall an zu kickern und zu lachen, und feine Stimmchen neckten und höhnten: Hr. Studioſus, Hr. Studioſus! wo kommen Sie denn her? warum haben Sie ſich denn ſo ſchön geputzt, Hr. Anſelmus? — Wollen Sie eins mit uns plappern, wie die Großmutter das Ei mit dem Steiß zerdrückte, und der Junker einen Klecks auf die Sonntagsweſte bekam? Können Sie die neue Arie ſchon auswendig, die Sie vom Papa Staarmatz gelernt, Herr Anſelmus? — Sie ſehen recht poſſierlich aus in der gläſernen Perücke und den poſtpapiernen Stulpſtiefeln! — So rief und kickerte und neckte es aus allen Winkeln hervor — ja dicht neben dem Studenten, der nun erſt wahrnahm, wie allerlei bunte Vögel ihn umflatterten und ihn ſo in vollem Gelächter aushöhnten. — In dem Augenblick ſchritt der Feuerlilienbuſch auf ihn zu, und er ſah, daß es der Archivarius Lindhorſt war, deſſen blumichter in Gelb und Roth glänzender Schlafrock ihn nur getäuſcht hatte. „Verzeihen Sie, werther Herr Anſelmus,“ ſagte der Archivarius, „daß ich Sie ſtehen ließ, aber vorübergehend ſah ich nur nach meinen ſchönem Cactus, der dieſe Nacht ſeine Blüthen aufſchließen wird — aber wie gefällt Ihnen denn mein kleiner Hausgarten?“ „Ach Gott, über alle Maßen ſchön iſt es hier, geſchätzteſter Herr Archivarius, erwiederte der Student, aber die bunten Vögel moquiren ſich über meine Wenigkeit gar ſehr!“ „Was iſt denn das für ein Gewäſche? rief der Archivarius zornig in die Büſche hinein. Da flatterte ein großer grauer Papagei hervor, und ſich neben dem Archivarius auf einen Myrthenaſt ſetzend und ihn ungemein ernſthaft und gravitätiſch durch eine Brille, die auf dem krummen Schnabel ſaß, anblickend, ſchnarrte er: Nehmen Sie es nicht übel, Hr. Archivarius, meine muthwilligen Buben ſind einmal wieder recht ausgelaſſen, aber der Hr. Studioſus ſind ſelbſt daran Schuld, denn — „Still da, ſtill da!“ unterbrach der Archivarius den Alten, ‚ich kenne die Schelme, aber Er ſollte ſie beſſer in Zucht halten, mein Freund! — gehen wir weiter, Hr. Anſelmus!“ — Noch durch manches fremdartig aufgeputzte Gemach ſchritt der Archivarius, ſo, daß der Student ihm kaum folgen und einen Blick auf all' die glänzenden ſonderbar geformten Mobilien und andere unbekannte Sachen werfen konnte, womit alles überfüllt war. Endlich traten ſie in ein großes Gemach, in dem der Archivarius, den Blick in die Höhe gerichtet, ſtehen blieb, und Anſelmus Zeit gewann, ſich an dem herrlichen Anblick, den der einfache Schmuck dieſes Saals gewährte, zu weiden. Aus den azurblauen Wänden traten die goldbronzenen Stämme hoher Palmbäume hervor, welche ihre koloſſalen, wie funkelnde Smaragden glänzenden Blätter oben zur Decke wölbten; in der Mitte des Zimmers ruhte auf drei aus dunkler Bronze gegoſſenen ägyptiſchen Löwen eine Porphyrplatte, auf welcher ein einfacher goldener Topf ſtand, von dem, als er ihn erblickte, Anſelmus nun gar nicht mehr die Augen wegwenden konnte. Es war als ſpielten in tauſend ſchimmernden Reflexen allerlei Geſtalten auf dem ſtrahlend polirten Golde — manchmal ſah er ſich ſelbſt mit ſehnſüchtig ausgebreiteten Armen — ach! neben dem Hollunderbuſch — Serpentina ſchlängelte ſich auf und nieder ihn anblickend mit den holdſeligen Augen. Anſelmus war außer ſich vor wahnſinnigem Entzücken. „Serpentina — Serpentina!“ ſchrie er laut auf, da wandte ſich der Archivarius Lindh ſchnell um und ſprach: „Was meinen Sie, werther Hr. Anſelmus? — Ich glaube, Sie belieben meine Tochter zu rufen, die iſt aber ganz auf der andern Seite meines Hauſes in ihrem Zimmer, und hat ſo eben Clavierſtunde, kommen Sie nur weiter.“ Anſelmus folgte beinahe beſinnungslos dem davonſchreitenden Archivarius, er ſah und hörte nichts mehr, bis ihn der Archivarius heftig bei der Hand ergriff und ſprach: „Nun ſind wir an Ort und Stelle!“ Anſelmus erwachte wie aus einem Traum, und bemerkte nun, daß er ſich in einem hohen rings mit Bücherſchränken umſtellten Zimmer befand, welches ſich in keiner Art von gewöhnlichen Bibliothek- und Studierzimmern unterſchied. In der Mitte ſtand ein großer Arbeitstiſch und ein gepolſterter Lehnſtuhl vor demſelben. „Dieſes, ſagte der Archivarius Lindhorſt, iſt vor der Hand Ihr Arbeitszimmer, ob Sie künftig auch in dem andern blauen Bibliothekſaal, in dem Sie ſo plötzlich meiner Tochter Namen riefen, arbeiten werden, weiß ich noch nicht; — aber nun wünſchte ich mich erſt von Ihrer Fähigkeit, die Ihnen zugedachte Arbeit wirklich meinem Wunſch und Bedürfniß gemäß auszuführen, zu überzeugen.“ Der Student Anſelmus ermuthigte ſich nun ganz und gar, und zog nicht ohne innere Selbſtzufriedenheit und in der Ueberzeugung, den Archivarius durch ſein ungewöhnliches Talent höchlich zu erfreuen, ſeine Zeichnungen und Schreibereien aus der Taſche. Der Archivarius hatte kaum das erſte Blatt, eine Handſchrift in der eleganteſten engliſchen Schreibmanier, erblickt, als er recht ſonderbar lächelte und mit dem Kopfe ſchüttelte. Das wiederholte er bei jedem folgenden Blatte, ſo daß dem Studenten Anſelmus das Blut in den Kopf ſtieg, und er, als das Lächeln zuletzt recht höhniſch und verächtlich wurde, in vollem Unmuthe losbrach: „Der Hr. Archivarius ſcheinen mit meinen geringen Talenten nicht ganz zufrieden?“ — „Lieber Hr. Anſelmus, ſagte der Archivarius Lindhorſt, Sie haben für die Kunſt des Schönſchreibens wirklich treffliche Anlagen, aber vor der Hand, ſehe ich wohl, muß ich mehr auf Ihren Fleiß, auf Ihren guten Willen rechnen, als auf Ihre Fertigkeit. Es mag auch wohl an den ſchlechten Materialien liegen, die Sie verwandt.“ — Der Student Anſelmus ſprach viel von ſeiner ſonſt anerkannten Kunſtfertigkeit, von chineſiſcher Tuſche und ganz auserleſenen Rabenfedern. Da reichte ihm der Archivarius Lindhorſt das engliſche Blatt hin und ſprach: Urtheilen Sie ſelbſt! — Anſelmus wurde wie vom Blitz getroffen, als ihm ſeine Handſchrift ſo höchſt miſerabel vorkam. Da war keine Ründe in den Zügen, kein Druck richtig, kein Verhältniß der großen und kleinen Buchſtaben, ja! ſchülermäßige ſchnöde Hahnenfüße verdarben oft die ſonſt ziemlich gerathene Zeile. Und dann, fuhr der Archivarius Lindhorſt fort, iſt Ihre Tuſche auch nicht haltbar. Er tunkte den Finger in ein mit Waſſer gefülltes Glas, und indem er nur leicht auf die Buchſtaben tupfte, war Alles ſpurlos verſchwunden. Dem Studenten Anſelmus war es, als ſchnüre ein Ungethüm ihm die Kehle zuſammen — er konnte kein Wort herausbringen. So ſtand er da, das unglückliche Blatt in der Hand, aber der Archivarius Lindhorſt lachte laut auf und ſagte: „Laſſen Sie ſich das nicht anfechten, wertheſter Hr. Anſelmus; was Sie bisher nicht vollbringen konnten, wird hier bei mir vielleicht beſſer ſich fügen; ohnedies finden Sie ein beſſeres Material, als Ihnen ſonſt wohl zu Gebote ſtand! — Fangen Sie nur getroſt an!“ — Der Archivarius Lindhorſt holte erſt eine flüſſige ſchwarze Maſſe, die einen ganz eigenthümlichen Geruch verbreitete, ſonderbar gefärbte ſcharf zugeſpitzte Federn und ein Blatt von beſonderer Weiße und Glätte, dann aber ein arabiſches Manuſkript aus einem verſchloſſenen Schranke herbei, und ſo wie Anſelmus ſich zur Arbeit geſetzt, verließ er das Zimmer. Der Student Anſelmus hatte ſchon öfters arabiſche Schrift kopirt, die erſte Aufgabe ſchien ihm daher nicht ſo ſchwer zu löſen. „Wie die Hahnenfüße in meine ſchöne engliſche Curſivſchrift gekommen, mag Gott und der Archivarius Lindhorſt wiſſen, ſprach er, aber daß ſie nicht von meiner Hand ſind, darauf will ich ſterben.“ — Mit jedem Worte, das nun wohlgelungen auf dem Pergamente ſtand, wuchs ſein Muth und mit ihm ſeine Geſchicklichkeit. In der That ſchrieb es ſich mit den Federn auch ganz herrlich, und die geheimnißvolle Tinte floß rabenſchwarz und gefügig auf das blendend weiße Pergament. Als er nun ſo emſig und mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit arbeitete, wurde es ihm immer heimlicher in dem einſamen Zimmer, und er hatte ſich ſchon ganz in das Geſchäft, welches er glücklich zu vollenden hoffte, geſchickt, als auf den Schlag drei Uhr ihn der Archivarius in das Nebenzimmer zu dem wohlbereiteten Mittagsmahl rief. Bei

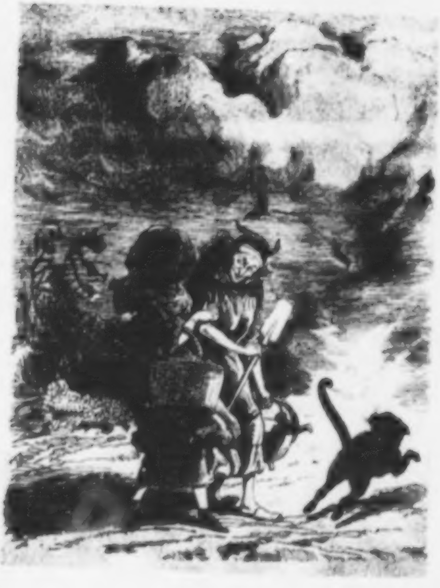
Tiſche war der Archivarius Lindhorſt bei ganz beſonderer heiterer Laune; er erkundigte ſich nach des Studenten Anſelmus Freunden, dem Conrektor Paulmann und dem Regiſtrator Heerbrand, und wußte vorzüglich von dem letztern recht viel Ergötzliches zu erzählen. Der gute alte Rheinwein ſchmeckte dem Anſelmus gar ſehr und machte ihn geſprächiger als er wohl ſonſt zu ſeyn pflegte. Auf den Schlag vier Uhr ſtand er auf, um an ſeine Arbeit zu gehen, und dieſe Pünktlichkeit ſchien dem Archivarius Lindhorſt wohl zu gefallen. War ihm ſchon vor dem Eſſen das Copiren der arabiſchen Zeichen geglückt, ſo ging die Arbeit jetzt noch viel beſſer von Statten, ja er konnte ſelbſt die Schnelle und Leichtigkeit nicht begreifen, womit er die krauſen Züge der fremden Schrift nachzumalen vermochte. — Aber es war, als flüſtre aus dem innerſten Gemüthe eine Stimme in vernehmlichen Worten: Ach! könnteſt Du denn das vollbringen, wenn du Sie nicht in Sinn und Gedanken trügeſt, wenn du nicht an Sie, an ihre Liebe glaubteſt? — Da webte es wie in leiſen, leiſen, liſpelnden Kriſtallklängen durch das Zimmer: Ich bin Dir nahe — nahe — nahe! — ich helfe Dir — ſey muthig — ſey ſtandhaft, lieber Anſelmus! — ich mühe mich mit Dir, damit Du mein werdeſt! Und ſo wie er voll innern Entzückens die Töne vernahm, wurden ihm immer verſtändlicher die unbekannten Zeichen — er durfte kaum mehr hineinblicken in das Original — ja es war, als ſtünden ſchon wie in blaſſer Schrift die Zeichen auf dem Pergament, und er dürfe ſie nur mit geübter Hand ſchwarz überziehen. So arbeitete er fort von lieblichen tröſtenden Klängen, wie vom ſüßen zarten Hauch umfloſſen, bis die Glocke ſechs Uhr ſchlug und der Archivarius Lindhorſt in das Zimmer trat. Er ging ſonderbar lächelnd an den Tiſch, Anſelmus ſtand ſchweigend auf, der Archivarius ſah ihn noch immer ſo wie in höhnendem Spott lächelnd an, kaum hatte er aber in die Abſchrift geblickt, als das Lächeln in dem tiefen feierlichen Ernſt unterging, zu dem ſich alle Muskeln des Geſichts verzogen. — Bald ſchien er nicht mehr derſelbe. Die Augen, welche ſonſt funkelndes Feuer ſtrahlten, blickten jetzt mit unbeſchreiblicher Milde den Anſelmus an, eine ſanfte Röthe färbte die bleichen Wangen, und ſtatt der Ironie, die ſonſt den Mund zuſammenpreßte, ſchienen die weichgeformten anmuthigen Lippen ſich zu öffnen zur weisheitsvollen ins Gemüth dringenden Rede. — Die ganze Geſtalt war höher, würdevoller; der weite Schlafrock legte ſich wie ein Königsmantel in breiten Falten um Bruſt und Schultern, und durch die weißen Löckchen, welche an der hohen offenen Stirn lagen, ſchlang ſich ein ſchmaler goldner Reif. „Junger Menſch,“ fing der Archivarius an im feierlichen Ton, „junger Menſch, ich habe, noch ehe Du es ahneteſt, all' die geheimen Beziehungen erkannt, die Dich an mein Liebſtes, Heiligſtes feſſeln! — Serpentina liebt Dich, und ein ſeltſames Geſchick, deſſen verhängnißvollen Faden feindliche Mächte ſpannen, iſt erfüllt, wenn ſie Dein wird, und wenn Du als nothwendige Mitgift den goldnen Topf erhältſt, der ihr Eigenthum iſt. Aber nur dem Kampfe entſprießt Dein Glück im höheren Leben. Feindliche Prinzipe fallen Dich an, und nur die innere Kraft, mit der Du den Anfechtungen widerſtehſt, kann Dich retten von Schmach und Verderben. Indem Du hier arbeiteſt, überſtehſt Du Deine Lehrzeit; Glauben und Erkenntniß führen Dich zum nahen Ziele, wenn Du feſt hältſt an dem, was Du beginnen mußteſt. Trage Sie recht getreulich im Gemüthe, Sie, die Dich liebt, und Du wirſt die herrlichen Wunder des goldnen Topfs ſchauen und glücklich ſeyn immerdar. — Gehab Dich wohl! der Archivarius Lindhorſt erwartet Dich morgen um zwölf Uhr in Deinem Kabinet! — Gehab Dich wohl!“ — Der Archivarius ſchob den Studenten Anſelmus ſanft zur Thür hinaus, die er dann verſchloß, und er befand ſich in dem Zimmer, in welchem er geſpeiſet, deſſen einzige Thür auf den Flur führte. Ganz betäubt von den wunderbaren Erſcheinnngen blieb er vor der Hausthür ſtehen, da wurde über ihm ein Fenſter geöffnet, er ſchaute hinauf, es war der Archivarius Lindhorſt; ganz der Alte im weißgrauen Rocke, wie er ihn ſonſt geſehen. — Er rief ihm zu: „Ei, werther Hr. Anſelmus, worüber ſinnen Sie denn ſo, was gilt's, das Arabiſche geht Ihnen nicht aus dem Kopf? Grüßen Sie doch den Herrn Conrektor Paulmann, wenn Sie etwa zu ihm gehen, und kommen Sie morgen Punkt zwölf Uhr wieder. Das Honorar für heute ſteckt bereits in Ihrer rechten Weſtentaſche.“ — Der Student Anſelmus fand wirklich den blanken Speziesthaler in der bezeichneten Taſche, aber er freute ſich gar nicht darüber. — „Was aus dem Allen werden wird, weiß ich nicht,“ ſprach er zu ſich ſelbſt — „umfängt mich aber auch nur ein toller Wahn und Spuk, ſo lebt und webt doch in meinem Innern die liebliche Serpentina, und ich will, ehe ich von ihr laſſe, lieber untergehen ganz und gar, denn ich weiß doch, daß der Gedanke in mir ewig iſt, und kein feindliches Prinzip kann ihn vernichten; aber iſt der Gedanke denn was anders, als Serpentina's Liebe?“

Siebente Vigilie.

Wie der Conrektor Paulmann die Pfeife ausklopfte und zu Bette ging. — Rembrandt und Höllenbreughel. — Der Zauberſpiegel und des Doktors Eckſtein Recept gegen eine unbekannte Krankheit.

Endlich klopfte der Conrektor Paulmann die Pfeife aus, ſprechend: Nun iſt es doch wol Zeit, ſich zur Ruhe zu begeben. „Ja wol,“ erwiederte die durch des Vaters längeres Aufbleiben beängſtete Veronika: denn es ſchlug längſt zehn Uhr. Kaum war nun der Conrektor in ſein Studier- und Schlafzimmer gegangen, kaum hatten Fränzchens ſchwerere Athemzüge kund gethan, daß ſie wirklich feſt eingeſchlafen, als Veronika, die ſich zum Schein auch ins Bett gelegt, leiſe, leiſe wieder aufſtand, ſich anzog, den Mantel umwarf und zum Hauſe hinausſchlupfte. — Seit dem Augenblick, als Veronika die alte Lieſe verlaſſen, ſtand ihr unaufhörlich der Anſelmus vor Augen, und ſie wußte ſelbſt nicht, welch eine fremde Stimme im Innern ihr immer und ewig wiederholte, daß ſein Widerſtreben von einer ihr feindlichen Perſon herrühre, die ihn in Banden halte, welche Veronika durch geheimnißvolle Mittel der magiſchen Kunſt zerreißen könne. Ihr Vertrauen auf die alte Lieſe wuchs mit jedem Tage, und ſelbſt der Eindruck des Unheimlichen, Grauſigen ſtumpfte ſich ab, ſo daß alles Wunderliche, Seltſame ihres Verhältniſſes mit der Alten ihr nur im Schimmer des Ungewöhnlichen, Romanhaften erſchien, wovon ſie eben recht angezogen wurde. Deshalb ſtand auch der Vorſatz bei ihr feſt, ſelbſt mit Gefahr vermißt zu werden und in tauſend Unannehmlichkeiten zu gerathen, das Abentheuer der Tag- und Nachtgleiche zu beſtehen. Endlich war nun die verhängnißvolle Nacht des Aequinoktiums, in der ihr die alte Lieſe Hülfe und Troſt verheißen, eingetreten, und Veronika, mit dem Gedanken der nächtlichen Wanderung längſt vertraut geworden, fühlte ſich ganz ermuthigt. Pfeilſchnell flog ſie durch die einſamen Straßen, des Sturms nicht achtend, der durch die Lüfte brauſte und ihr die dicken Regentropfen ins Geſicht warf. —

Mit dumpfem dröhnenden Klange ſchlug die Glocke des Kreuzthurms eilf Uhr, als Veronika ganz durchnäßt vor dem Hauſe der Alten ſtand. „Ei Liebchen, Liebchen, ſchon da! — nun warte, warte!“ — rief es von oben herab — und gleich darauf ſtand auch die Alte, mit einem Korbe beladen und von ihrem Kater begleitet, vor der Thür. „So wollen wir denn gehen und thun und treiben, was ziemlich iſt und gedeiht in der Nacht, die dem Werke günſtig.“ dies ſprechend, ergriff die Alte mit kalter Hand die zitternde Veronika, welcher ſie den ſchweren Korb zu tragen gab, während ſie ſelbſt einen Keſſel, Dreifuß und Spaten aufpackte. Als ſie ins Freie kamen, regnete es nicht mehr, aber der Sturm war ſtärker geworden; tauſendſtimmig heulte es in den Lüften. Ein entſetzlicher herzzerſchneidender Jammer tönte herab aus den ſchwarzen Wolken, die ſich in ſchneller Flucht zuſammenballten und alles einhüllten in dicke Finſterniß. Aber die Alte ſchritt raſch fort, mit gellender Stimme rufend: „leuchte — leuchte mein Junge!“ Da ſchlängelten und kreuzten ſich blaue Blitze vor ihnen her, und Veronika wurde inne, daß der Kater kniſternde Funken ſprühend und leuchtend vor ihnen herumſprang, und deſſen ängſtliches grauſiges Zetergeſchrei ſie vernahm, wenn der Sturm nur einen Augenblick ſchwieg. — Ihr wollte der Athem vergehen, es war als griffen eiskalte Krallen in ihr Inneres, aber gewaltſam raffte ſie ſich zuſammen, und ſich feſter an die Alte klammernd ſprach ſie: Nun muß Alles vollbracht werden, und es mag geſchehen, was da will! „Recht ſo, mein Töchterchen!“ erwiederte die Alte, „bleibe fein ſtandhaft, und ich ſchenke Dir was Schönes und den Anſelmus obendrein!“ Endlich ſtand die Alte ſtill, und ſprach: „Nun ſind wir an Ort und Stelle!“ Sie grub ein Loch in die Erde, ſchüttete Kohlen hinein und ſtellte den Dreifuß darüber, auf den ſie den Keſſel ſetzte. Alles dieſes begleitete ſie mit ſeltſamen Gebehrden, während der Kater ſie umkreiſte. Aus ſeinem Schweif ſprühten Funken, die einen Feuerreif bildeten. Bald fingen die Kohlen an zu glühen, und endlich ſchlugen blaue Flammen unter dem Dreifuß hervor. Veronika mußte Mantel und Schleier ablegen und ſich bei der Alten niederkauern, die ihre Hände ergriff und feſt drückte, mit den funkelnden Augen das Mädchen anſtarrend. Nun fingen die ſonderbaren Maſſen — waren es Blumen — Metalle — Kräuter – Thiere, man konnte es nicht unterſcheiden die die Alte aus dem Korbe genommen und in den Keſſel geworfen, an zu ſieden



Univ. Bibl.
München

und zu brauſen. Die Alte ließ Veronika los, ſie ergriff einen eiſernen Löffel, mit dem ſie in die glühende Maſſe hineinfuhr und darin rührte, während Veronika auf ihr Geheiß feſten Blickes in den Keſſel hineinſchauen und ihre Gedanken auf den Anſelmus richten mußte. Nun warf die Alte aufs Neue blinkende Metalle und auch eine Haarlocke, die ſich Veronika vom Kopfwirbel geſchnitten, ſo wie einen kleinen Ring, den ſie lange getragen, in den Keſſel, indem ſie unverſtändliche, durch die Nacht grauſig gellende Töne ausſtieß, und der Kater im unaufhörlichen Rennen winſelte und ächzte. — — Ich wollte, daß Du, günſtiger Leſer! am drei und zwanzigſten September auf der Reiſe nach Dresden begriffen geweſen wäreſt; vergebens ſuchte man, als der ſpäte Abend hereinbrach, Dich auf der letzten Station aufzuhalten; der freundliche Wirth ſtellte Dir vor, es ſtürme und regne doch gar zu ſehr, und überhaupt ſey es auch nicht geheuer in der Aequinoktialnacht ſo ins Dunkle hineinzufahren, aber Du achteteſt deſſen nicht, indem Du ganz richtig annahmſt: ich zahle dem Poſtillon einen ganzen Thaler Trinkgeld und bin ſpäteſtens um ein Uhr in Dresden, wo mich im goldnen Engel oder im Helm oder in der Stadt Naumburg ein gut zugerichtetes Abendeſſen und ein weiches Bett erwartet. Wie Du nun ſo in der Finſterniß daher fährſt, ſiehſt Du plötzlich in der Ferne ein ganz ſeltſames flackerndes Leuchten. Näher gekommen erblickſt Du einen Feuerreif, in deſſen Mitte bei einem Keſſel, aus dem dicker Qualm und blitzende rothe Strahlen und Funken emporſchießen, zwei Geſtalten ſitzen. Gerade durch das Feuer geht der Weg, aber die Pferde pruſten und ſtampfen und bäumen ſich — der Poſtillon flucht und betet — und peitſcht auf die Pferde hinein — ſie gehen nicht von der Stelle. — Unwillkührlich ſpringſt Du aus dem Wagen und rennſt einige Schritte vorwärts. Nun ſiehſt Du deutlich das ſchlanke holde Mädchen, die im weißen dünnen Nachtgewande bei dem Keſſel kniet. Der Sturm hat die Flechten aufgelöſt und das lange kaſtanienbraune Haar flattert frei in den Lüften. Ganz im blendenden Feuer der unter dem Dreifuß emporflackernden Flammen ſteht das engelſchöne Geſicht, aber in dem Entſetzen, das ſeinen Eisſtrom darüber goß, iſt es erſtarrt zur Todtenbleiche, und in dem ſtieren Blick, in den hinaufgezogenen Augenbrauen, in dem Munde, der ſich vergebens dem Schrei der Todesangſt öffnet, welcher ſich nicht entwinden kann der von namenloſer Folter gepreßten Bruſt, ſiehſt Du ihr Grauſen, ihr Entſetzen; die kleinen Händchen hält ſie krampfhaft zuſammengefaltet in die Höhe, als riefe ſie betend die Schutzengel herbei, ſie zu ſchirmen vor den Ungethümen der Hölle, die dem mächtigen Zauber gehorchend nun gleich erſcheinen werden! — So kniet ſie da unbeweglich wie ein Marmorbild. Ihr gegenüber ſitzt auf dem Boden niedergekauert ein langes, hageres, kupfergelbes Weib mit ſpitzer Habichtsnaſe und funkelnden Katzenaugen; aus dem ſchwarzen Mantel, den ſie umgeworfen, ſtarren die nackten knöchernen Arme hervor, und rührend in dem Höllenſud lacht und ruft ſie mit krächzender Stimme durch den brauſenden toſenden Sturm. — Ich glaube wohl, daß Dir, günſtiger Leſer! kennteſt Du auch ſonſt keine Furcht und Scheu, ſich doch bei dem Anblick dieſes Rembrandtſchen oder Höllenbreughelſchen Gemäldes, das nun ins Leben getreten, vor Grauſen die Haare auf dem Kopfe geſträubt hätten. Aber Dein Blick konnte nicht loskommen von dem im hölliſchen Treiben befangenen Mädchen, und der elektriſche Schlag, der durch alle Deine Fibern und Nerven zitterte, entzündete mit der Schnelligkeit des Blitzes in Dir den muthigen Gedanken Trotz zu bieten den geheimnißvollen Mächten des Feuerkreiſes; in ihm ging Dein Grauſen unter, ja der Gedanke ſelbſt keimte auf in dieſem Grauſen und Entſetzen als deſſen Erzeugniß. Es war Dir, als ſeyſt Du ſelbſt der Schutzengel einer, zu denen das zum Tode geängſtigte Mädchen flehte, ja als müßteſt Du nur gleich Dein Taſchenpiſtol hervorziehen, und die Alte ohne weiteres todtſchießen. Aber, indem Du das lebhaft dachteſt, ſchrieſt Du laut auf: Heda! oder: was giebt es dorten, oder: was treibt ihr da! — Der Poſtillon ſtieß ſchmetternd in ſein Horn, die Alte kugelte um in ihren Sud hinein, und Alles war mit einem Mal verſchwunden in dickem Qualm. — Ob Du das Mädchen, das Du nun mit recht innigem Verlangen in der Finſterniß ſuchteſt, gefunden hätteſt, mag ich nicht behaupten, aber den Spuk des alten Weibes hatteſt Du zerſtört, und den Bann des magiſchen Kreiſes, in den ſich Veronika leichtſinnig begeben, gelöſet. — Weder Du, günſtiger Leſer! noch ſonſt Jemand, fuhr oder ging aber am drei und zwanzigſten September in der ſtürmiſchen, den Hexenkünſten günſtigen Nacht des Weges, und Veronika mußte ausharren am Keſſel in tödtlicher Angſt, bis das Werk der Vollendung nahe. — Sie vernahm wohl, wie es um ſie her heulte und brauſte, wie allerlei widrige Stimmen durch einander blökten und ſchnatterten, aber ſie ſchlug die

Augen nicht auf, denn ſie fühlte, wie der Anblick des Gräßlichen, des Entſetzlichen, von dem ſie umgeben, ſie in unheilbaren zerſtörenden Wahnſinn ſtürzen könne. Die Alte hatte aufgehört im Keſſel zu rühren, immer ſchwächer und ſchwächer wurde der Qualm, und zuletzt brannte nur eine leichte Spiritusflamme im Boden des Keſſels. Da rief die Alte: Veronika, mein Kind! mein Liebchen! ſchau hinein in den Grund! — was ſiehſt Du denn — was ſiehſt Du denn? — Aber Veronika vermochte nicht zu antworten, unerachtet es ihr ſchien, als drehten ſich allerlei verworrene Figuren im Keſſel durch einander; immer deutlicher und deutlicher gingen Geſtalten hervor, und mit einem Mal trat, ſie freundlich anblickend und die Hand ihr reichend, der Student Anſelmus aus der Tiefe des Keſſels. Da rief ſie laut: Ach, der Anſelmus! — der Anſelmus! — Raſch öffnete die Alte den am Keſſel befindlichen Hahn, und glühendes Metall ſtrömte ziſchend und praſſelnd in eine kleine Form, die ſie daneben geſtellt. Nun ſprang das Weib auf und kreiſchte, mit wilder gräßlicher Geberde ſich herumſchwingend: Vollendet iſt das Werk — Dank Dir, mein Junge! — haſt Wache gehalten — Hui — Hui — er kommt! — beiß ihn todt — beiß ihn todt! Aber da brauſte es mächtig durch die Lüfte, es war, als rauſche ein ungeheurer Adler herab, mit den Fittigen um ſich ſchlagend, und es rief mit entſetzlicher Stimme: „Hei, hei! — ihr Geſindel! nun iſt's aus — nun iſt's aus — fort zu Haus!“ Die Alte ſtürzte heulend nieder, aber der Veronika vergingen Sinn und Gedanken. — Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, war es heller Tag geworden, ſie lag in ihrem Bette und Fränzchen ſtand mit einer Taſſe dampfenden Thee's vor ihr, ſprechend: Aber ſage mir nur Schweſter, was Dir iſt, da ſtehe ich nun ſchon eine Stunde oder länger vor Dir, und Du liegſt wie in der Fieberhitze beſinnungslos da und ſtöhnſt und ächzeſt, daß uns angſt und bange wird. Der Vater iſt Deinetwegen nicht in die Klaſſe gegangen, und wird gleich mit dem Herrn Doktor hereinkommen. — Veronika nahm ſchweigend den Thee; indem ſie ihn hinunterſchlürfte, traten ihr die gräßlichen Bilder der Nacht lebhaft vor Augen. „So war denn wohl Alles nur ein ängſtlicher Traum, der mich gequält hat? — Aber ich bin doch geſtern Abend wirklich zur Alten gegangen, es war ja der drei und zwanzigſte September? — Doch bin ich wohl ſchon geſtern recht krank geworden und habe mir das Alles nur eingebildet, und nichts hat mich krank gemacht, als das ewige Denken an den Anſelmus und an die wunderliche alte Frau, die ſich für die Lieſe ausgab und mich wohl nur damit geneckt hat." — Fränzchen, die hinausgegangen, trat wieder herein mit Veronika's ganz durchnäßtem Mantel in der Hand. „Sieh nur, Schweſter!" ſagte ſie, „wie es Deinem Mantel ergangen iſt; da hat der Sturm in der Nacht das Fenſter aufgeriſſen und den Stuhl, auf dem der Mantel lag, umgeworfen; da hat es nun wohl hineingeregnet, denn der Mantel iſt ganz naß." — Das fiel der Veronika ſchwer aufs Herz, denn ſie merkte nun wohl, daß nicht ein Traum ſie gequält, ſondern daß ſie wirklich bei der Alten geweſen. Da ergriff ſie Angſt und Grauſen, und ein Fieberfroſt zitterte durch alle Glieder. Im krampfhaften Erbeben zog ſie die Bettdecke feſt über ſich; aber da fühlte ſie, daß etwas Hartes ihre Bruſt drückte, und als ſie mit der Hand danach faßte, ſchien es ein Medaillon zu ſein; ſie zog es hervor, als Fränzchen mit dem Mantel fortgegangen, und es war ein kleiner runder hell polirter Metallſpiegel. „Das iſt ein Geſchenk der Alten," rief ſie lebhaft, und es war, als ſchöſſen feurige Strahlen aus dem Spiegel, die in ihr Innerſtes drangen und es wohlthuend erwärmten. Der Fieberfroſt war vorüber und es durchſtrömte ſie ein unbeſchreibliches Gefühl von Behaglichkeit und Wohlſeyn. — An den Anſelmus mußte ſie denken, und als ſie immer feſter und feſter den Gedanken auf ihn richtete, da lächelte er ihr freundlich aus dem Spiegel entgegen wie ein lebhaftes Miniatur-Portrait. Aber bald war es ihr, als ſähe ſie nicht mehr das Bild — nein! — ſondern den Studenten Anſelmus ſelbſt leibhaftig. Er ſaß in einem hohen ſeltſam ausſtaffirten Zimmer und ſchrieb emſig. Veronika wollte zu ihm hintreten, ihn auf die Schulter klopfen und ſprechen: Herr Anſelmus, ſchauen Sie doch um ſich, ich bin ja da! Aber das ging durchaus nicht an, denn es war, als umgäbe ihn ein leuchtender Feuerſtrom, und wenn Veronika recht genau hinſah, waren es doch nur große Bücher mit vergoldetem Schnitt. Aber endlich gelang es der Veronika, den Anſelmus ins Auge zu faſſen, da war es, als müſſe er im Anſchauen ſich erſt auf ſie beſinnen, doch endlich lächelte er und ſprach: Ach! — ſind Sie es, liebe Mademoiſelle Paulmann? Aber warum belieben Sie ſich denn zuweilen als ein Schlänglein zu geberden? Veronika mußte über dieſe ſeltſamen Worte laut auflachen; darüber erwachte ſie wie aus einem tiefen Traume, und ſie verbarg ſchnell den kleinen Spiegel, als die Thür aufging und der Conrektor Paulmann mit dem Doktor Eckſtein ins Zimmer kam. Der Doktor Eckſtein ging ſogleich ans Bett, faßte, lange in tiefem Nachdenken verſunken, Veronika's Puls und ſagte dann: Ei! — Ei! Hierauf ſchrieb er ein Rezept, faßte noch einmal den Puls, ſagte wiederum: Ei! Ei! und verließ die Patientin. Aus dieſen Aeußerungen des Doktors Eckſtein konnte aber der Conrektor Paulmann nicht recht deutlich entnehmen, was der Veronika denn wohl eigentlich fehlen möge.

Achte Vigilie.

Die Bibliothek der Palmbäume. — Schickſale eines unglücklichen Salamanders. — Wie die ſchwarze Feder eine Runkelrübe liebkoſete und der Regiſtrator Heerbrand ſich ſehr betrank.

Der Student Anſelmus hatte nun ſchon mehrere Tage bei dem Archivarius Lindhorſt gearbeitet; dieſe Arbeitsſtunden waren für ihn die glücklichſten ſeines Lebens, denn immer von lieblichen Klängen, von Serpentina's tröſtenden Worten umfloſſen, ja oft von einem vorübergleitenden Hauche leiſe berührt, durchſtrömte ihn eine nie gefühlte Behaglichkeit, die oft bis zur höchſten Wonne ſtieg. Jede Noth, jede kleinliche Sorge ſeiner dürftigen Exiſtenz war ihm aus Sinn und Gedanken entſchwunden, und in dem neuen Leben, das ihm wie im hellen Sonnenglanze aufgegangen, begriff er alle Wunder einer höheren Welt, die ihn ſonſt mit Staunen, ja mit Grauſen erfüllt hatten. Mit dem Abſchreiben ging es ſehr ſchnell, indem es ihn immer mehr dünkte, er ſchreibe nur längſt gekannte Züge auf das Pergament hin und dürfe kaum nach dem Original ſehen, um Alles mit der größten Genauigkeit nachzumalen. — Außer der Tiſchzeit ließ ſich der Archivarius Lindhorſt nur dann und wann ſehen, aber jedesmal erſchien er genau in dem Augenblick, wenn Anſelmus eben die letzten Zeichen einer Handſchrift vollendet hatte, und gab ihm dann eine andere, verließ ihn aber gleich wieder ſchweigend, nachdem er nur mit einem ſchwarzen Stäbchen die Tinte umgerührt und die gebrauchten Federn mit neuen ſchärfer geſpitzten vertauſcht hatte. Eines Tages, als Anſelmus mit dem Glockenſchlag Zwölf bereits die Treppe hinaufgeſtiegen, fand er die Thür, durch die er gewöhnlich hineingegangen, verſchloſſen, und der Archivarius Lindhorſt erſchien in ſeinem wunderlichen wie mit glänzenden Blumen beſtreuten Schlafrock von der andern Seite. Er rief laut: „Heute kommen Sie nur hier herein, werther Anſelmus, denn wir müſſen in das Zimmer wo Bhogovotgita's Meiſter unſrer warten.“ Er ſchritt durch den Corridor und führte Anſelmus durch dieſelben Gemächer und Säle, wie das erſte Mal. — Der Student Anſelmus erſtaunte aufs Neue über die wunderbare Herrlichkeit des Gartens, aber er ſah nun deutlich, daß manche ſeltſame Blüthen, die an den dunklen Büſchen hingen, eigentlich in glänzenden Farben prunkende Inſekten waren, die mit den Flügeln auf und nieder ſchlugen und durch einander tanzend und wirbelnd ſich mit ihren Saugrüſſeln zu liebkoſen ſchienen. Dagegen waren wieder die roſenfarbenen und himmelblauen Vögel duftende Blumen, und der Geruch, den ſie verbreiteten, ſtieg aus ihren Kelchen empor in leiſen lieblichen Tönen, die ſich mit dem Geplätſcher der fernen Brunnen, mit dem Säuſeln der hohen Stauden und Bäume zu geheimnißvollen Akkorden einer tiefklagenden Sehnſucht vermiſchten. Die Spottvögel, die ihn das erſte Mal ſo geneckt und gehöhnt, flatterten ihm wieder um den Kopf und ſchrieen mit ihren feinen Stimmchen unaufhörlich: “Herr Studioſus, Herr Studioſus, eilen Sie nicht ſo — kucken Sie nicht ſo in die Wolken — Sie könnten auf die Naſe fallen. — He, he! Herr Studioſus — nehmen Sie den Pudermantel um — Gevatter Schuhu ſoll Ihnen den Toupee friſiren.“ — So ging es fort in allerlei dummen Geſchwätz, bis Anſelmus den Garten verlaſſen. Der Archivarius Lindhorſt trat endlich in das azurblaue Zimmer; der Porphyr mit dem goldnen Topf war verſchwunden, ſtatt deſſen ſtand ein mit violettem Sammt behangener Tiſch, auf dem die dem Anſelmus bekannten Schreibmaterialien befindlich, in der Mitte des Zimmers, und ein eben ſo beſchlagener Lehnſtuhl ſtand vor demſelben. „Lieber Hr. Anſelmus,“ ſagte der Archivarius Lindhorſt, „Sie haben nun ſchon manches Manuſkript ſchnell und richtig zu meiner großen Zufriedenheit kopirt; Sie haben ſich mein Zutrauen erworben; das Wichtigſte bleibt aber noch zu thun übrig, und das iſt das Abſchreiben oder vielmehr Nachmalen gewiſſer in beſonderen Zeichen geſchriebener Werke, die ich hier in dieſem Zimmer aufbewahre und die nur an Ort und Stelle kopirt werden können. — Sie werden daher künftig hier arbeiten, aber ich muß Ihnen die größte Vorſicht und Aufmerkſamkeit empfehlen; ein falſcher Strich, oder was der Himmel verhüten möge, ein Tintenfleck auf das Original geſpritzt, ſtürzt Sie ins Unglück.“ — Anſelmus bemerkte, daß aus den goldnen Stämmen der Palmbäume kleine ſmaragdgrüne Blätter herausragten; eins dieſer Blätter erfaßte der Archivarius, und Anſelmus wurde gewahr, daß das Blatt eigentlich in einer Pergamentrolle beſtand, die der Archivarius aufwickelte und vor ihm auf den Tiſch breitete. Anſelmus wunderte ſich nicht wenig über die ſeltſam verſchlungenen Zeichen, und bei dem Anblick der vielen Pünktchen, Striche und Züge und Schnörkel, die bald Pflanzen, bald Mooſe, bald Thiergeſtalten darzuſtellen ſchienen, wollte ihm beinahe der Muth ſinken, Alles ſo genau nachmalen zu können. Er gerieth darüber in tiefe Gedanken. „Muth gefaßt, junger Menſch!“ rief der Archivarius, „haſt Du bewährten Glauben und wahre Liebe, ſo hilft Dir Serpentina!“ Seine Stimme tönte wie klingendes Metall, und als Anſelmus in jähem Schreck aufblickte, ſtand der Archivarius Lindhorſt in der königlichen Geſtalt vor ihm, wie er ihm bei dem erſten Beſuch im Bibliothek-Zimmer erſchienen. Es war dem Anſelmus, als müſſe er von Ehrfurcht durchdrungen auf die Knie ſinken, aber da ſtieg der Archivarius Lindhorſt an dem Stamm eines Palmbaums in die Höhe und verſchwand in den ſmaragdenen Blättern. — Der Student Anſelmus begriff, daß der Geiſterfürſt mit ihm geſprochen und nun in ſein Studierzimmer hinaufgeſtiegen, um vielleicht mit den Strahlen, die einige Planeten als Geſandte zu ihm geſchickt, Rückſprache zu halten, was nun mit ihm und der holden Serpentina geſchehen ſolle. — Auch kann es ſeyn, dachte er ferner, daß ihn Neues von den Quellen des Nils erwartet, oder daß ein Magus aus Lappland ihn beſucht — mir geziemt es nun, emſig an die Arbeit zu gehen. — Und damit fing er an die fremden Zeichen der Pergamentrolle zu ſtudiren. — Die wunderbare Muſik des Gartens tönte zu ihm herüber und umgab ihn mit ſüßen lieblichen Düften, auch hörte er wohl die Spottvögel kickern, doch verſtand er ihre Worte nicht, was ihm auch recht lieb war. Zuweilen war es auch, als rauſchten die ſmaragdenen Blätter der Palmbäume, und als ſtrahlten dann die holden Kriſtallklänge, welche Anſelmus an jenem verhängnißvollen Himmelfahrtstage unter dem Hollunderbuſch hörte, durch das Zimmer. Der Student

Anſelmus, wunderbar geſtärkt durch dies Tönen und Leuchten, richtete immer feſter und feſter Sinn und Gedanken auf die Ueberſchrift der Pergamentrolle, und bald fühlte er wie aus dem Innerſten heraus, daß die Zeichen nichts anders bedeuten könnten, als die Worte: Von der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange. — Da ertönte ein ſtarker Dreiklang heller Kriſtallglocken — „Anſelmus, lieber Anſelmus,“ wehte es ihm zu aus den Blättern, und o Wunder! an dem Stamm des Palmbaums ſchlängelte ſich die grüne Schlange herab. — „Serpentina! holde Serpentina!“ rief Anſelmus wie im Wahnſinn des höchſten Entzückens, denn ſo wie er ſchärfer hinblickte, da war es ja ein liebliches herrliches Mädchen, die mit den dunkelblauen Augen, wie ſie in ſeinem Innern lebten, voll unausſprechlicher Sehnſucht ihn anſchauend, ihm entgegenſchwebte. Die Blätter ſchienen ſich herabzulaſſen und auszudehnen, überall ſproßten Stacheln aus den Stämmen, aber Serpentina wand und ſchlängelte ſich geſchickt durch, indem ſie ihr flatterndes, wie in ſchillernden Farben glänzendes Gewand nach ſich zog, ſo daß es ſich dem ſchlanken Körper anſchmiegend nirgends hängen blieb an den hervorragenden Spitzen und Stacheln der Palmbäume. Sie ſetzte ſich neben den Anſelmus auf denſelben Stuhl, ihn mit dem Arm umſchlingend und an ſich drückend, ſo daß er den Hauch, der von ihren Lippen ſtrömte, die elektriſche Wärme ihres Körpers fühlte. „Lieber Anſelmus! fing Serpentina an, nun biſt Du bald ganz mein, durch Deinen Glauben, durch Deine Liebe erringſt Du mich, und ich bringe Dir den goldnen Topf, der uns Beide beglückt immerdar.“ — „O Du holde liebe Serpentina, ſagte Anſelmus, wenn ich nur Dich habe, was kümmert mich ſonſt alles Uebrige; wenn Du nur mein biſt, ſo will ich gern untergehen in all' dem Wunderbaren und Seltſamen, was mich befängt ſeit dem Augenblick, als ich Dich ſah.“ „Ich weiß wohl, fuhr Serpentina fort, daß das Unbekannte und Wunderbare, womit mein Vater oft nur zum Spiel ſeiner Laune Dich umfangen, Grauſen und Entſetzen in Dir erregt hat, aber jetzt ſoll es, wie ich hoffe, nicht wieder geſchehen, denn ich bin in dieſem Augenblick nur da, um Dir, mein lieber Anſelmus, Alles und Jedes aus tiefem Gemüthe, aus tiefer Seele haarklein zu erzählen, was Dir zu wiſſen nöthig, um meinen Vater ganz zu kennen, und überhaupt recht deutlich einzuſehen, was es mit ihm und mit mir für eine Bewandniß hat.“ — Dem Anſelmus war es, als ſey er von der holden lieblichen Geſtalt ſo ganz und gar umſchlungen und umwunden, daß er ſich nur mit ihr regen und bewegen könne, und als ſey es nur der Schlag ihres Pulſes, der durch ſeine Fibern und Nerven zittere; er horchte auf jedes ihrer Worte, das bis in ſein Innerſtes hinein erklang, und wie ein leuchtender Strahl die Wonne des Himmels in ihm entzündete. Er hatte den Arm um ihren ſchlanker als ſchlanken Leib gelegt, aber der ſchillernde glänzende Stoff ihres Gewandes war ſo glatt, ſo ſchlüpfrig, daß es ihm ſchien, als könne ſie, ſich ihm ſchnell entwindend, unaufhaltſam entſchlüpfen, und er erbebte bei dem Gedanken. „Ach, verlaß mich nicht, holde Serpentina, rief er unwillkührlich aus, nur Du biſt mein Leben!" — „Nicht eher heute, ſagte Serpentina, als bis ich Alles erzählt habe, was Du in Deiner Liebe zu mir begreifen kannſt. — Wiſſe alſo, Geliebter! daß mein Vater aus dem wunderbaren Geſchlecht der Salamander abſtammt, und daß ich mein Daſeyn ſeiner Liebe zur grünen Schlange verdanke. In uralter Zeit herrſchte in dem Wunderlande Atlantis der mächtige Geiſterfürſt Phoſphorus, dem die Elementar-Geiſter dienten. Einſt ging der Salamander, den er vor Allen liebte (es war mein Vater), in dem prächtigen Garten, den des Phoſphorus Mutter mit ihren ſchönſten Gaben auf das herrlichſte geſchmückt hatte, umher, und hörte, wie eine hohe Lilie in leiſen Tönen ſang: „Drücke feſt die Aeuglein zu, bis mein Geliebter, der Morgenwind, Dich weckt." Er trat hinzu; von ſeinem glühenden Hauch berührt, erſchloß die Lilie ihre Blätter, und er erblickte der Lilie Tochter, die grüne Schlange, welche in dem Kelch ſchlummerte. Da wurde der Salamander von heißer Liebe zu der ſchönen Schlange ergriffen, und er raubte ſie der Lilie, deren Düfte in namenloſer Klage vergebens im ganzen Garten nach der geliebten Tochter riefen. Denn der Salamander hatte ſie in das Schloß des Phoſphorus getragen, und bat ihn: vermähle mich mit der Geliebten, denn ſie ſoll mein eigen ſeyn immerdar. Thörichter, was verlangſt Du! ſprach der Geiſterfürſt, wiſſe, daß einſt die Lilie meine Geliebte war und mit mir herrſchte, aber der Funke, den ich in ſie warf, drohte ſie zu vernichten, und nur der Sieg über den ſchwarzen Drachen, den jetzt die Erdgeiſter in Ketten gebunden halten, erhielt die Lilie, daß ihre Blätter ſtark genug blieben, den Funken in ſich zu ſchließen und zu bewahren. Aber, wenn Du die grüne Schlange umarmſt, wird Deine Gluth den Körper verzehren und ein neues Weſen ſchnell emporkeimend ſich Dir entſchwingen. Der Salamander achtete der Warnung des Geiſterfürſten nicht; voll glühenden Verlangens ſchloß er die grüne Schlange in ſeine Arme, ſie zerfiel in Aſche und ein geflügeltes Weſen aus der Aſche geboren rauſchte fort durch die Lüfte. Da ergriff den Salamander der Wahnſinn der Verzweiflung, und er rannte Feuer ſprühend durch den Garten, und verheerte ihn in wilder Wuth, daß die ſchönſten Blumen und Blüthen verbrannt niederſanken und ihr Jammer die Luft erfüllte. Der hocherzürnte Geiſterfürſt erfaßte im Grimm den Salamander und ſprach: Ausgeraſet hat dein Feuer — erloſchen ſind Deine Flammen, erblindet Deine Strahlen — ſinke hinab zu den Erdgeiſtern, die mögen Dich necken und höhnen und gefangen halten, bis der Feuerſtoff ſich wieder entzündet und mit Dir als einem neuen Weſen aus der Erde emporſtrahlt. Der arme Salamander ſank erloſchen hinab, aber da trat der alte mürriſche Erdgeiſt, der des Phosphorus Gärtner war, hinzu und ſprach: Herr! wer ſollte mehr über den Salamander klagen, als ich! — Habe ich nicht all' die ſchönen Blumen, die er verbrannt, mit meinen ſchönſten Metallen geputzt, habe ich nicht ihre Keime wacker gehegt und gepflegt und an ihnen manche ſchöne Farbe verſchwendet? — und doch nehme ich mich des armen Salamanders an, den nur die Liebe, von der Du ſelbſt ſchon oft, o Herr! befangen, zur Verzweiflung getrieben, in der er den Garten verwüſtet. — Erlaſſe ihm die zu harte Strafe! — Sein Feuer iſt für jetzt erloſchen, ſprach der Geiſterfürſt, in der unglücklichen Zeit, wenn die Sprache der Natur dem entarteten Geſchlecht der Menſchen nicht mehr verſtändlich ſeyn, wenn die Elementargeiſter in ihre Regionen gebannt nur aus weiter Ferne in dumpfen Anklängen zu den Menſchen ſprechen werden, wenn dem harmoniſchen Kreiſe entrückt, nur ein unendliches Sehnen ihm die dunkle Kunde von dem wundervollen Reiche geben wird, das er ſonſt bewohnen durfte, als noch Glaube und Liebe in ſeinem Gemüthe wohnten, — in dieſer unglücklichen Zeit entzündet ſich der Feuerſtoff des Salamanders aufs Neue, doch nur zum Menſchen keimt er empor und muß, ganz eingehend in das dürftige Leben, deſſen Bedrängniſſe ertragen. Aber nicht allein die Erinnerung an ſeinen Urzuſtand ſoll ihm bleiben, ſondern er lebt auch wieder auf in der heiligen Harmonie mit der ganzen Natur, er verſteht ihre Wunder und die Macht der verbrüderten Geiſter ſteht ihm zu Gebote. In einem Lilienbuſch findet er dann die grüne Schlange wieder, und die Frucht ſeiner Vermählung mit ihr ſind drei Töchter, die den Menſchen in der Geſtalt der Mutter erſcheinen. Zur Frühlingszeit ſollen ſie ſich in den dunklen Hollunderbuſch hängen und ihre lieblichen Kriſtallſtimmen ertönen laſſen. Findet ſich dann in der dürftigen armſeligen Zeit der innern Verſtocktheit ein Jüngling, der ihren Geſang vernimmt, ja, blickt ihn eine der Schlänglein mit ihren holdſeligen Augen an, entzündet der Blick in ihm die Ahnung des fernen wundervollen Landes, zu dem er ſich muthig emporſchwingen kann, wenn er die Bürde des Gemeinen abgeworfen, keimt mit der Liebe zur Schlange in ihm der Glaube an die Wunder der Natur, ja an ſeine eigne Exiſtenz in dieſen Wundern gluthvoll und lebendig auf ſo wird die Schlange ſein. Aber nicht eher, bis drei Jünglinge dieſer Art erfunden und mit den drei Töchtern vermählt werden, darf der Salamander ſeine läſtige Bürde abwerfen und zu ſeinen Brüdern gehen. Erlaube, Herr, ſagte der Erdgeiſt, daß ich dieſen drei Töchtern ein Geſchenk mache, das ihr Leben mit dem gefundenen Gemahl verherrlicht. Jede erhält von mir einen Topf vom ſchönſten Metall, das ich beſitze, den polire ich mit Strahlen, die ich dem Diamant entnommen; in ſeinem Glanze ſoll ſich unſer wundervolles Reich, wie es jetzt im Einklang mit der ganzen Natur beſteht, in blendendem herrlichem Wiederſchein abſpiegeln, aus ſeinem Innern aber in dem Augenblick der Vermählung eine Feuerlilie entſprießen, deren ewige Blüthe den bewährt befundenen Jüngling ſüß duftend umfängt. Bald wird er dann ihre Sprache, die Wunder unſeres Reichs verſtehen und ſelbſt mit der Geliebten in Atlantis wohnen. — Du weißt nun wohl, lieber Anſelmus! daß mein Vater eben der Salamander iſt, von dem ich Dir erzählt. Er mußte ſeiner höheren Natur unerachtet ſich den kleinlichſten Bedrängniſſen des gemeinen Lebens unterwerfen, und daher kommt wohl oft die ſchadenfrohe Laune, mit der er Manche neckt. Er hat mir oft geſagt, daß für die innere Geiſtesbeſchaffenheit, wie ſie der Geiſterfürſt Phosphorus damals als Bedingniß der Vermählung mit mir und meinen Schweſtern aufgeſtellt, man jetzt einen Ausdruck habe, der aber nur zu oft unſchicklicher Weiſe gemißbraucht werde; man nenne das nämlich ein kindliches poetiſches Gemüth. — Oft finde man dieſes Gemüth bei Jünglingen, die der hohen Einfachheit ihrer Sitten wegen, und weil es ihnen ganz an der ſogenannten Weltbildung fehle, von dem Pöbel verſpottet würden. Ach, lieber Anſelmus! — Du verſtandeſt ja unter dem Hollunderbuſch meinen Geſang — meinen Blick — Du liebſt die grüne Schlange, Du glaubſt an mich und willſt mein ſeyn immerdar! — Die ſchöne Lilie wird emporblühen aus dem goldnen Topf und wir werden vereint glücklich und ſelig in Atlantis wohnen! — Aber nicht verhehlen kann ich Dir, daß im gräßlichen Kampf mit den Salamandern und Erdgeiſtern ſich der ſchwarze Drache loswand und durch die Lüfte davonbrauſte. Phosphorus hält ihn zwar wieder in Banden, aber aus den ſchwarzen Federn, die im Kampfe auf die Erde ſtäubten, keimten feindliche Geiſter empor, die überall den Salamandern und Erdgeiſtern widerſtreben. Jenes Weib, das Dir ſo feindlich iſt, lieber Anſelmus! und die, wie mein Vater recht gut weiß, nach dem Beſitz des goldnen Topfes ſtrebt, hat ihr Daſeyn der Liebe einer ſolchen aus dem Fittig des Drachen herabgeſtäubten Feder zu einer Runkelrübe zu verdanken. Sie erkennt ihren Urſprung und ihre Gewalt, denn in dem Stöhnen, in den Zuckungen des gefangenen Drachen werden ihr die Geheimniſſe mancher wundervollen Conſtellation offenbar, und ſie bietet alle Mittel auf, von außen hinein ins Innere zu wirken, wogegen ſie mein Vater mit den Blitzen, die aus dem Innern des Salamanders hervorſchießen, bekämpft. Alle die feindlichen Prinzipe, die in ſchädlichen Kräutern und giftigen Thieren wohnen, ſammelt ſie und erregt, ſie miſchend in günſtiger Conſtellation, manchen böſen Spuk, der des Menſchen Sinne mit Grauen und Entſetzen befängt und ihn der Macht jener Dämonen, die der Drache im Kampfe unterliegend erzeugte, unterwirft. Nimm Dich vor der Alten in Acht, lieber Anſelmus, ſie iſt Dir feind, weil Dein kindlich frommes Gemüth ſchon manchen ihrer böſen Zauber vernichtet. — Halte treu — treu — an mir, bald biſt Du am Ziel!" — „O meine — meine Serpentina!" — rief der Student Anſelmus, „wie ſollte ich denn nur von Dir laſſen können, wie ſollte ich Dich nicht lieben ewiglich!" — Ein Kuß brannte auf ſeinem Munde, er erwachte wie aus einem tiefen Traume, Serpentina war verſchwunden, es ſchlug ſechs Uhr, da fiel es ihm ſchwer aufs Herz, daß er nicht das Mindeſte kopirt habe! er blickte voll Beſorgniß, was der Archivarius wohl ſagen werde, auf das Blatt, und o Wunder! die Copie des geheimnißvollen Manuſkripts war glücklich beendigt, und er glaubte, ſchärfer die Züge betrachtend, Serpentina's Erzählung von ihrem Vater, dem Liebling des Geiſterfürſten Phosphorus im Wunderlande Atlantis, abgeſchrieben zu haben. Jetzt trat der Archivarius Lindhorſt in ſeinem weißgrauen Ueberrock, den Hut auf dem Kopfe, den Stock in der Hand, herein; er ſah in das von dem Anſelmus beſchriebene Pergament, nahm eine große Priſe und ſagte lächelnd: das dacht' ich wohl! — Nun! hier iſt der Speziesthaler, Hr. Anſelmus, jetzt wollen wir noch nach dem Linkeſchen Bade gehen — nur mir nach! — Der Archivarius ſchritt raſch durch den Garten, in dem ein ſolcher Lärm von Singen, Pfeifen, Sprechen durch einander war, daß der Student Anſelmus ganz betäubt wurde und dem Himmel dankte, als er ſich auf der Straße befand. Kaum waren ſie einige Schritte gegangen, als ſie dem Regiſtrator Heerbrand begegneten, der freundlich ſich anſchloß. Vor dem Thore ſtopften ſie die mitgenommenen Pfeifen; der Regiſtrator Heerbrand beklagte kein Feuerzeug bei ſich zu tragen, da rief der Archivarius Lindhorſt ganz unwillig: „Was Feuerzeug! — hier iſt Feuer, ſo viel Sie wollen!“ Und damit ſchnippte er mit den Fingern, aus denen große Funken ſtrömten, die die Pfeifen ſchnell anzündeten. „Sehen Sie das chemiſche Kunſtſtückchen,“ ſagte der Regiſtrator Heerbrand, aber der Student Anſelmus dachte nicht ohne inneres Erbeben an den Salamander. — Im Linkeſchen Bade trank der Regiſtrator Heerbrand ſo viel ſtarkes Doppelbier, daß er, ſonſt ein gutmüthiger ſtiller Mann, anfing in einem quäkenden Tenor Burſchenlieder zu ſingen, Jeden hitzig fragte: ob er ſein Freund ſey oder nicht, und endlich von dem Studenten Anſelmus zu Hauſe gebracht werden mußte, als der Archivarius Lindhorſt ſchon längſt auf und davon war.

Neunte Vigilie.

Wie der Student Anſelmus zu einiger Vernunft gelangte. — Die Punſchgeſellſchaft. — Wie der Student Anſelmus den Conrektor Paulmann für einen Schuhu hielt, und dieſer ſich darob ſehr erzürnte. — Der Tintenklecks und ſeine Folgen.

Alles das Seltſame und Wundervolle, welches dem Studenten Anſelmus täglich begegnet war, hatte ihn ganz dem gewöhnlichen Leben entrückt. Er ſah keinen ſeiner Freunde mehr und harrte jeden

Morgen mit Ungeduld auf die zwölfte Stunde, die ihm ſein Paradies aufſchloß. Und doch, indem ſein ganzes Gemüth der holden Serpentina und den Wundern des Feenreichs bei dem Archivarius Lindhorſt zugewandt war, mußte er zuweilen unwillkührlich an Veronika denken, ja manchmal ſchien es ihm, als träte ſie zu ihm hin und geſtehe erröthend, wie herzlich ſie ihn liebe und wie ſie danach trachte, ihn den Phantomen, von denen er nur geneckt und verhöhnt werde, zu entreißen. Zuweilen war es, als riſſe eine fremde plötzlich auf ihn einbrechende Macht ihn unwiderſtehlich hin zur vergeſſenen Veronika, und er müſſe ihr folgen, wohin ſie nur wolle, als ſey er feſtgekettet an das Mädchen. Gerade in der Nacht darauf, als er Serpentina zum erſten Mal in der Geſtalt einer wunderbar holdſeligen Jungfrau geſchaut, als ihm das wunderbare Geheimniß der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange offenbar worden, trat ihm Veronika lebhafter vor Augen, als jemals. — Ja! — erſt als er erwachte, wurde er deutlich gewahr, daß er nur geträumt habe, da er überzeugt geweſen, Veronika ſey wirklich bei ihm und klage mit dem Ausdruck eines tiefen Schmerzes, der ſein Innerſtes durchdrang, daß er ihre innige Liebe den phantaſtiſchen Erſcheinungen, die nur ſeine innere Zerrüttung hervorrufe, aufopfern und noch darüber in Unglück und Verderben gerathen werde. Veronika war liebenswürdiger, als er ſie je geſehen; er konnte ſie kaum aus den Gedanken bringen, und dieſer Zuſtand verurſachte ihm eine Qual, der er bei einem Morgenſpaziergang zu entrinnen hoffte. Eine geheime magiſche Gewalt zog ihn vor das Pirnaer Thor, und eben wollte er in eine Nebenſtraße einbiegen, als der Conrektor Paulmann hinter ihm her kommend laut rief: „Ei, ei! — wertheſter Hr. Anſelmus! — Amice! — Amice! wo um des Himmelswillen ſtecken Sie denn, Sie laſſen ſich ja gar nicht ſehen — wiſſen Sie wohl, daß ſich Veronika recht ſehnt wieder einmal eins mit Ihnen zu ſingen? — Nun kommen Sie nur, Sie wollten ja doch zu mir!“ Der Student Anſelmus ging nothgedrungen mit dem Conrektor. Als ſie in das Haus traten, kam ihnen Veronika ſehr ſauber und ſorgfältig gekleidet entgegen, ſo daß der Conrektor Paulmann voll Erſtaunen fragte: Nun, warum ſo geputzt, hat man denn Beſuch erwartet? — aber hier bringe ich den Hrn. Anſelmus! — Als der Student Anſelmus ſittig und artig der Veronika die Hand küßte, fühlte er einen leiſen Druck, der wie ein Gluthſtrom durch alle Fibern und Nerven zuckte. Veronika war die Heiterkeit, die Anmuth ſelbſt, und als Paulmann nach ſeinem Studierzimmer gegangen, wußte ſie durch allerhand Neckerei und Schalkheit den Anſelmus ſo hinauf zu ſchrauben, daß er alle Blödigkeit vergaß und ſich zuletzt mit dem ausgelaſſenen Mädchen im Zimmer herumjagte. Da kam ihm aber wieder einmal der Dämon des Ungeſchicks über den Hals, er ſtieß an den Tiſch und Veronika's niedliches Nähkäſtchen fiel herab. Anſelmus hob es auf, der Deckel war aufgeſprungen und es blinkte ihm ein kleiner runder Metallſpiegel entgegen, in den er mit ganz eigner Luſt hineinſchaute. Veronika ſchlich ſich leiſe hinter ihn, legte die Hand auf ſeinen Arm und ſchaute ſich feſt an ihn ſchmiegend ihm über die Schulter auch in den Spiegel. Da war es dem Anſelmus, als beginne ein Kampf in ſeinem Innern — Gedanken — Bilder — blitzten hervor und vergingen wieder — der Archivarius Lindhorſt — Serpentina — die grüne Schlange — endlich wurde es ruhiger und alles Verworrene fügte und geſtaltete ſich zum deutlichen Bewußtſeyn. Ihm wurde es nun klar, daß er nur beſtändig an Veronika gedacht, ja daß die Geſtalt, welche ihm geſtern in dem blauen Zimmer erſchienen, auch eben Veronika geweſen, und daß die phantaſtiſche Sage von der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange ja nur von ihm geſchrieben, keinesweges ihm aber erzählt worden ſey. Er wunderte ſich ſelbſt über ſeine Träumereien und ſchrieb ſie lediglich ſeinem durch die Liebe zu Veronika exaltirten Seelenzuſtande, ſo wie der Arbeit bei dem Archivarius Lindhorſt zu, in deſſen Zimmern es noch überdem ſo ſonderbar betäubend dufte. Er mußte herzlich über die tolle Einbildung lachen, in eine kleine Schlange verliebt zu ſeyn und einen wohlbeſtallten geheimen Archivarius für einen Salamander zu halten. „Ja, ja! — es iſt Veronika!“ rief er laut, aber indem er den Kopf umwandte, ſchaute er gerade in Veronika's blaue Augen hinein, in denen Liebe und Sehnſucht ſtrahlten. Ein dumpfes Ach! entfloh ihren Lippen, die in dem Augenblick auf den ſeinigen brannten. „O ich Glücklicher, ſeufzte der entzückte Student, was ich geſtern nur träumte, wird mir heute wirklich und in der That zu Theil.“ „Und willſt Du mich denn wirklich heirathen, wenn Du Hofrath worden?“ fragte Veronika. „Allerdings!“ antwortete der Student Anſelmus; indem knarrte die Thür, und der Conrektor Paulmann trat mit den

Worten herein: „Nun, wertheſter Hr. Anſelmus, laſſe ich Sie heute nicht fort. Sie nehmen vorlieb bei mir mit einer Suppe, und nachher bereitet uns Veronika einen köſtlichen Kaffee, den wir mit dem Regiſtrator Heerbrand, welcher herzukommen verſprochen, genießen.“ „Ach, beſter Hr. Conrektor,“ erwiederte der Student Anſelmus, „wiſſen Sie denn nicht, daß ich zum Archivarius Lindhorſt muß, des Abſchreibens wegen?“ „Schauen Sie, Amice!“ ſagte der Conrektor Paulmann, indem er ihm die Taſchenuhr hinhielt, welche auf halb Eins wies. Der Student Anſelmus ſah nun wohl ein, daß es viel zu ſpät ſey zu dem Archivarius Lindhorſt zu wandern, und fügte ſich den Wünſchen des Conrektors um ſo lieber, als er nun die Veronika den ganzen Tag über ſchauen und wohl manchen verſtohlnen Blick, manchen zärtlichen Händedruck zu erhalten, ja wohl gar einen Kuß zu erobern hoffte. So hoch verſtiegen ſich jetzt die Wünſche des Studenten Anſelmus, und es wurde ihm immer behaglicher zu Muthe, je mehr er ſich überzeugte, daß er bald von all' den phantaſtiſchen Einbildungen befreit ſeyn werde, die ihn wirklich ganz und gar zum wahnwitzigen Narren hätten machen können. Der Regiſtrator Heerbrand fand ſich wirklich nach Tiſche ein, und als der Kaffee genoſſen und die Dämmerung bereits eingebrochen, gab er ſchmunzelnd und fröhlich die Hände reibend zu verſtehen: er trage etwas mit ſich, was durch Veronika's ſchöne Hände gemiſcht und in gehörige Form gebracht, gleichſam foliirt und rubrizirt, ihnen Allen an dem kühlen Oktober-Abende erfreulich ſeyn werde. „So rücken Sie denn nur heraus mit dem geheimnißvollen Weſen, das Sie bei ſich tragen, geſchätzteſter Regiſtrator,“ rief der Conrektor Paulmann; aber der Regiſtrator Heerbrand griff in die tiefe Taſche ſeines Matins und brachte in drei Repriſen eine Flaſche Arrak, Citronen und Zucker zum Vorſchein. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, ſo dampfte ein köſtlicher Punſch auf Paulmanns Tiſche. Veronika kredenzte das Getränk, und es gab allerlei gemüthliche muntre Geſpräche unter den Freunden. Aber ſo wie dem Studenten Anſelmus der Geiſt des Getränks zu Kopfe ſtieg, kamen auch alle Bilder des Wunderbaren, Seltſamen, was er in kurzer Zeit erlebt, wieder zurück. — Er ſah den Archivarius Lindhorſt in ſeinem damaſtnen Schlafrock, der wie Phosphor erglänzte — er ſah das azurblaue Zimmer, die goldnen Palmbäume, ja es wurde ihm wieder ſo zu Muthe, als müſſe er doch an die

Serpentina glauben — es brauſte, es gährte in ſeinem Innern. Veronika reichte ihm ein Glas Punſch, und indem er es faßte, berührte er leiſe ihre Hand. — „Serpentina! Veronika!“ — ſeufzte er in ſich hinein. Er verſank in tiefe Träume, aber der Regiſtrator Heerbrand rief ganz laut: „ein wunderlicher alter Mann, aus dem Niemand klug wird, bleibt er doch, der Archivarius Lindhorſt. — Nun er ſoll leben! ſtoßen Sie an, Hr. Anſelmus!“ — Da fuhr der Student Anſelmus auf aus ſeinen Träumen und ſagte, indem er mit dem Regiſtrator Heerbrand anſtieß: „das kommt daher, verehrungswürdiger Hr. Regiſtrator, weil der Hr. Archivarius Lindhorſt eigentlich ein Salamander iſt, der den Garten des Geiſterfürſten Phosphorus im Zorn verwüſtete, weil ihm die grüne Schlange davongeflogen.“ „Wie — was?“ fragte der Conrektor Paulmann. „Ja,“ fuhr der Student Anſelmus fort, „deßhalb muß er nun königlicher Archivarius ſeyn und hier in Dresden mit ſeinen drei Töchtern wirthſchaften, die aber weiter nichts ſind, als kleine goldgrüne Schlänglein, die ſich in Hollunderbüſchen ſonnen, verführeriſch ſingen und die jungen Leute verlocken wie die Sirenen.“ — „Herr Anſelmus — Herr Anſelmus,“ rief der Conrektor Paulmann, „rappelt's Ihnen im Kopfe? — was um des Himmelswillen ſchwatzen Sie für ungewaſchenes Zeug?“ „Er hat Recht,“ fiel der Regiſtrator Heerbrand ein, „der Kerl, der Archivarius, iſt ein verfluchter Salamander, der mit den Fingern feurige Schnippchen ſchlägt, die einem Löcher in den Ueberrock brennen wie feuriger Schwamm. — Ja, ja, Du haſt Recht, Brüderchen Anſelmus, und wer es nicht glaubt, iſt mein Feind!“ Und damit ſchlug der Regiſtrator Heerbrand mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Glaſer klirrten. „Regiſtrator! — ſind Sie raſend?“ ſchrie der erboſte Conrektor. — „Hr. Studioſus — Hr. Studioſus, was richten Sie denn nun wieder an?“ — „Ach!“ — ſagte der Student, „Sie ſind auch weiter nichts als ein Vogel — ein Schuhu, der die Toupees friſirt, Hr. Conrektor!“ „Was? — ich ein Vogel — ein Schuhu — ein Friſeur?“ — ſchrie der Conrektor voller Zorn — „Herr, Sie ſind toll — toll!“ — „Aber die Alte kommt ihm über den Hals,“ rief der Regiſtrator Heerbrand. „Ja, die Alte iſt mächtig,“ fiel der Student Anſelmus ein, „unerachtet ſie nur von niederer Herkunft, denn ihr Papa iſt nichts als ein lumpichter Flederwiſch und ihre Mama eine ſchnöde Runkelrube, aber ihre meiſte Kraft verdankt ſie allerlei feindlichen Creaturen — giftigen Canaillen, von denen ſie umgeben.“ „Das iſt eine abſcheuliche Verläumdung,“ rief Veronika mit zornglühenden Augen, „die alte Lieſe iſt eine weiſe Frau und der ſchwarze Kater keine feindliche Creatur, ſondern ein gebildeter junger Mann von feinen Sitten und ihr Cousin germain.“ Kann der Salamander freſſen, ohne ſich den Bart zu verſengen und elendiglich daraufzugehn? ſagte der Regiſtrator Heerbrand. „Nein, nein!“ ſchrie der Student Anſelmus, „nun und nimmermehr wird er das können; und die grüne Schlange liebt mich, denn ich bin ein kindliches Gemüth und habe Serpentina's Augen geſchaut.“ „Die wird der Kater auskratzen,“ rief Veronika. „Salamander — Salamander bezwingt ſie Alle — Alle,“ brüllte der Conrektor Paulmann in höchſter Wuth; — „aber bin ich in einem Tollhauſe? bin ich ſelbſt toll? — was ſchwatze ich denn für wahnwitziges Zeug? — ja ich bin auch toll — auch toll!“ — Damit ſprang der Conrektor Paulmann auf, riß ſich die Perücke vom Kopfe und ſchleuderte ſie gegen die Stubendecke, daß die gequetſchten Locken ächzten und im gänzlichen Verderben aufgelöſt den Puder weit umherſtäubten. Da ergriffen der Student Anſelmus und der Regiſtrator Heerbrand die Punſchterrine, die Gläſer, und warfen ſie jubelnd und jauchzend an die Stubendecke, daß die Scherben klirrend und klingend umherſprangen. „Vivat Salamander — pereat — pereat die Alte — zerbrecht den Metallſpiegel, hackt dem Kater die Augen aus! — Vöglein — Vöglein aus den Lüften — Eheu — Eheu — Evoe — Salamander!“ — So ſchrieen und brüllten die Drei wie Beſeſſene durch einander. Laut weinend ſprang Fränzchen davon, aber Veronika lag winſelnd vor Jammer und Schmerz auf dem Sopha. Da ging die Thür auf, Alles war plötzlich ſtill und es trat ein kleiner Mann in einem grauen Mäntelchen herein. Sein Geſicht hatte etwas ſeltſam Gravitätiſches, und vorzüglich zeichnete ſich die krummgebogene Naſe, auf der eine große Brille ſaß, vor allem jemals geſehenen aus. Auch trug er ſolch eine beſondere Perücke, daß ſie eher eine Federmütze zu ſeyn ſchien. „Ei, ſchönen guten Abend,“ ſchnarrte das poſſierliche Männlein, „hier finde ich ja wohl den Studioſum Hrn. Anſelmus? Gehorſamſte Empfehlung vom Hrn. Archivarius Lindhorſt, und er habe heute vergebens auf den Hrn. Anſelmus gewartet, aber morgen laſſe er ſchönſtens bitten, ja nicht die gewohnte Stunde zu verſäumen.“ Damit ſchritt er wieder zur Thür hinaus, und Alle ſahen nun wohl, daß das gravitätiſche Männlein eigentlich ein grauer Papagei war. Der Conrektor Paulmann und der Regiſtrator Heerbrand ſchlugen eine Lache auf, die durch das Zimmer dröhnte, und dazwiſchen winſelte und ächzte Veronika wie von namenloſem Jammer zerriſſen, aber den Studenten Anſelmus durchzuckte der Wahnſinn des innern Entſetzens und er rannte bewußtlos zur Thür hinaus durch die Straßen. Mechaniſch fand er ſeine Wohnung, ſein Stübchen. Bald darauf trat Veronika friedlich und freundlich zu ihm und fragte: warum er ſie denn im Rauſch ſo geängſtigt habe, und er möge ſich nur vor neuen Einbildungen hüten, wenn er bei dem Archivarius Lindhorſt arbeite. „Gute Nacht, gute Nacht, mein lieber Freund,“ liſpelte leiſe Veronika und hauchte einen Kuß auf ſeine Lippen. Er wollte ſie mit ſeinen Armen umfangen, aber die Traumgeſtalt war verſchwunden und er erwachte heiter und geſtärkt. Nun mußte er ſelbſt recht herzlich über die Wirkungen des Punſches lachen, aber indem er an Veronika dachte, fühlte er ſich recht von einem behaglichen Gefühl durchdrungen. Ihr allein, ſprach er zu ſich ſelbſt, habe ich es zu verdanken, daß ich von meinen albernen Grillen zurückgekommen bin. — Wahrhaftig, mir ging es nicht beſſer als Jenem, welcher glaubte, er ſey von Glas, oder Dem, der die Stube nicht verließ, aus Furcht von den Hühnern gefreſſen zu werden, weil er ſich einbildete ein Gerſtenkorn zu ſeyn. Aber, ſo wie ich Hofrath worden, heirathe ich ohne weiteres die Mademoiſelle Paulmann und bin glücklich. — Als er nun Mittags durch den Garten des Archivarius Lindhorſt ging, konnte er ſich nicht genug wundern, wie ihm das Alles ſonſt ſo ſeltſam und wundervoll habe vorkommen können. Er ſah nichts als gewöhnliche Scherbenpflanzen, allerlei Geranien, Myrthenſtöcke u. dgl. Statt der glänzenden bunten Vögel, die ihn ſonſt geneckt, flatterten nur einige Sperlinge hin und her, die ein unverſtändliches unangenehmes Geſchrei erhoben, als ſie den Anſelmus gewahr wurden. Das blaue Zimmer kam ihm auch ganz anders vor, und er begriff nicht, wie ihm das grelle Blau und die unnatürlichen goldnen Stämme der Palmbäume mit den unförmlichen blinkenden Blättern nur einen Augenblick hatten gefallen können. — Der Archivarius ſah ihn mit einem ganz eignen ironiſchen Lächeln an und fragte: „Nun, wie hat Ihnen geſtern der Punſch geſchmeckt, werther Anſelmus?“ „Ach, gewiß hat Ihnen der Papagei,“ erwiederte der Student Anſelmus ganz beſchämt, aber er ſtockte, denn er dachte nun wieder daran, daß auch die Erſcheinung des Papagei's wohl nur Blendwerk der befangenen Sinne geweſen. „Ei, ich war ja ſelbſt in der Geſellſchaft,“ fiel der Archivarius Lindhorſt ein, „haben Sie mich denn nicht geſehen? Aber bei dem tollen Unweſen, das Ihr triebt, wäre ich beinahe hart beſchädigt worden; denn ich ſaß eben in dem Augenblick noch in der Terrine, als der Regiſtrator danach griff, um ſie gegen die Decke zu ſchleudern, und mußte mich ſchnell in des Conrektors Pfeifenkopf retiriren. Nun Adieu, Hr. Anſelmus! — ſeyen Sie fleißig, auch für den geſtrigen verſäumten Tag zahle ich den Speziesthaler, da Sie bisher ſo wacker gearbeitet.“ „Wie kann der Archivarius nur ſolch tolles Zeug faſeln,“ ſagte der Student Anſelmus zu ſich ſelbſt und ſetzte ſich an den Tiſch, um die Copie des Manuſkripts zu beginnen, das der Archivarius wie gewöhnlich vor ihm ausgebreitet. Aber er ſah auf der Pergamentrolle ſo viele ſonderbare krauſe Züge und Schnörkel durch einander, die, ohne dem Auge einen einzigen Ruhepunkt zu geben, den Blick verwirrten, daß es ihm beinahe unmöglich ſchien, das Alles genau nachzumalen. Ja, bei dem Ueberblick des Ganzen ſchien das Pergament nur ein bunt geaderter Marmor oder ein mit Mooſen durchſprenkelter Stein. — Er wollte deſſen unerachtet das Mögliche verſuchen und tunkte getroſt die Feder ein, aber die Tinte wollte durchaus nicht fließen, er ſpritzte die Feder ungeduldig aus, und — o Himmel! ein großer Klecks fiel auf das ausgebreitete Original. Ziſchend und brauſend fuhr ein blauer Blitz aus dem Fleck und ſchlängelte ſich krachend durch das Zimmer bis zur Decke hinauf. Da quoll ein dicker Dampf aus den Wänden, die Blätter fingen an zu rauſchen wie vom Sturme geſchüttelt, und aus ihnen ſchoſſen blinkende Baſilisken im flackernden Feuer herab, den Dampf entzündend, daß die Flammenmaſſen praſſelnd ſich um den Anſelmus wälzten. Die goldnen Stämme der Palmbäume wurden zu Rieſenſchlangen, die ihre gräßlichen Häupter in ſchneidendem Metallklange zuſammenſtießen und mit den geſchuppten Leibern den Anſelmus umwanden. „Wahnſinniger! erleide nun die Strafe dafür, was Du im frechen Frevel thateſt!“ — So rief die fürchterliche Stimme des gekrönten Salamanders, der über den Schlangen wie ein blendender Strahl in den Flammen erſchien, und nun ſprühten ihre aufgeſperrten Rachen Feuer-Catarakte auf den

Anſelmus, und es war als verdichteten ſich die Feuerſtröme um ſeinen Körper und würden zur feſten eiskalten Maſſe. Aber indem des Anſelmus Glieder enger und enger ſich zuſammenziehend erſtarrten, vergingen ihm die Gedanken. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, konnte er ſich nicht regen und bewegen, er war wie von einem glänzenden Schein umgeben, an dem er ſich, wollte er nur die Hand erheben oder ſonſt ſich rühren, ſtieß. — Ach! er ſaß in einer wohlverſtopften Kriſtallflaſche auf einem Repoſitorium im Bibliothekzimmer des Archivarius Lindhorſt.

Zehnte Vigilie.

Die Leiden des Studenten Anſelmus in der gläſernen Flaſche. — Glückliches Leben der Kreuzſchüler und Praktikanten. — Die Schlacht im Bibliothek-Zimmer des Archivarius Lindhorſt. — Sieg des Salamanders und Befreiung des Studenten Anſelmus.

Mit Recht darf ich zweifeln, daß Du, günſtiger Leſer! jemals in einer gläſernen Flaſche verſchloſſen geweſen ſeyn ſollteſt, es ſey denn, daß ein lebendiger neckhafter Traum Dich einmal mit ſolchem feeiſchen Unweſen befangen hätte. War das der Fall, ſo wirſt Du das Elend des armen Studenten Anſelmus recht lebhaft fühlen; haſt Du aber auch dergleichen nie geträumt, ſo ſchließt Dich Deine rege Phantaſie mir und dem Anſelmus zu Gefallen wohl auf einige Augenblicke in das Kriſtall ein. — Du biſt von blendendem Glanze dicht umfloſſen, alle Gegenſtände rings umher erſcheinen Dir von ſtrahlenden Regenbogenfarben erleuchtet und umgeben — Alles zittert und wankt und dröhnt im Schimmer — Du ſchwimmſt regungs- und bewegungslos wie in einem feſtgefrornen Aether, der Dich einpreßt, ſo daß der Geiſt vergebens dem todten Körper gebietet. Immer gewichtiger und gewichtiger drückt die zentnerſchwere Laſt Deine Bruſt — immer mehr und mehr zehrt jeder Athemzug die Lüftchen weg, die im engen Raum noch auf und niederwallten — Deine Pulsadern ſchwellen auf, und von gräßlicher Angſt durchſchnitten zuckt jeder Nerv im Todeskampfe blutend. — Habe Mitleid, günſtiger Leſer! mit dem Studenten Anſelmus, den dieſe namenloſe Marter in ſeinem gläſernen Gefängniſſe ergriff; aber er fühlte wohl, daß der Tod ihn nicht erlöſen könne, denn erwachte er nicht aus der tiefen Ohnmacht, in die er im Uebermaß ſeiner Qual verſunken, als die Morgenſonne in das Zimmer hell und freundlich hineinſchien, und fing ſeine Marter nicht von Neuem an? — Er konnte kein Glied regen, aber ſeine Gedanken ſchlugen an das Glas, ihn im mißtönenden Klange betäubend, und er vernahm ſtatt der Worte, die der Geiſt ſonſt aus dem Innern geſprochen, nur das dumpfe Brauſen des Wahnſinns. — Da ſchrie er auf in Verzweiflung: „O Serpentina — Serpentina, rette mich von dieſer Höllenqual!“ Und es war als umwebten ihn leiſe Seufzer, die legten ſich um die Flaſche wie grüne durchſichtige Hollunderblätter, das Tönen hörte auf, der blendende verwirrende Schein war verſchwunden und er athmete freier. „Bin ich denn nicht an meinem Elende lediglich ſelbſt Schuld, ach! habe ich nicht gegen Dich ſelbſt, holde, geliebte Serpentina! gefrevelt? — habe ich nicht ſchnöde Zweifel gegen Dich gehegt? habe ich nicht den Glauben verloren und mit ihm Alles, Alles was mich hoch beglücken ſollte? — Ach, Du wirſt nun wohl nimmer mein werden, für mich iſt der goldne Topf verloren, ich darf ſeine Wunder nimmermehr ſchauen. Ach, nur ein einziges Mal möcht' ich Dich ſehen, Deine holde ſüße Stimme hören, liebliche Serpentina!“ — So klagte der Student Anſelmus von tiefem ſchneidendem Schmerz ergriffen, da ſagte Jemand dicht neben ihm: „Ich weiß gar nicht was Sie wollen, Hr. Studioſus, warum lamentiren Sie ſo über alle Maßen?“ — Der Student Anſelmus wurde gewahr, daß neben ihm auf demſelben Repoſitorium noch fünf Flaſchen ſtanden, in welchen er drei Kreuzſchüler und zwei Praktikanten erblickte. — „Ach, meine Herren und Gefährten im Unglück,“ rief er aus, „wie iſt es Ihnen denn möglich, ſo gelaſſen, ja ſo vergnügt zu ſeyn, wie ich es an Ihren heitern Mienen bemerke? — Sie ſitzen ja doch eben ſo gut eingeſperrt in gläſernen Flaſchen als ich, und können ſich nicht regen und bewegen, ja nicht einmal was Vernünftiges denken, ohne daß ein Mordlärm entſteht mit Klingen und Schallen, und ohne daß es Ihnen im Kopfe ganz ſchrecklich ſauſt und brauſt. Aber Sie glauben gewiß nicht an den Salamander und an die grüne Schlange.“ „Sie faſeln wohl, mein Hr. Studioſus,“ erwiederte ein Kreuzſchüler, „nie haben wir uns beſſer befunden, als jetzt, denn die Speziesthaler, welche wir von dem tollen Archivarius erhalten für allerlei konfuſe Abſchriften, thun uns wohl; wir dürfen jetzt keine italieniſche Chöre mehr auswendig lernen, wir gehen jetzt alle Tage zu Joſephs oder ſonſt in andere Kneipen, laſſen uns das Doppelbier wohl ſchmecken, ſehen auch wohl einem hübſchen Mädchen in die Augen, ſingen wie wirkliche Studenten: gaudeamus igitur und ſind ſeelenvergnügt." — „Die Herren haben ganz Recht," fiel ein Praktikant ein, „auch ich bin mit Speziesthalern reichlich verſehen, wie hier mein theurer College neben an, und ſpaziere fleißig auf den Weinberg, ſtatt bei der leidigen Aktenſchreiberei zwiſchen vier Wänden zu ſitzen." „Aber meine beſten wertheſten Herren!" ſagte der Student Anſelmus, „ſpüren Sie es denn nicht, daß Sie Alle ſammt und ſonders in gläſernen Flaſchen ſitzen und ſich nicht regen und bewegen, viel weniger umherſpazieren können?" — Da ſchlugen die Kreuzſchüler und die Praktikanten eine helle Lache auf und ſchrieen: „der Studioſus iſt toll, er bildet ſich ein in einer gläſernen Flaſche zu ſitzen, und ſteht auf der Elbbrücke und ſieht gerade hinein ins Waſſer. Gehen wir nur weiter!" „Ach," ſeufzte der Student, „die ſchauten niemals die holde Serpentina, ſie wiſſen nicht was Freiheit und Leben in Glauben und Liebe iſt, deshalb ſpüren ſie nicht den Druck des Gefängniſſes, in das ſie der Salamander bannte, ihrer Thorheit, ihres gemeinen Sinnes wegen, aber ich Unglücklicher werde vergehen in Schmach und Elend, wenn Sie, die ich ſo unausſprechlich liebe, mich nicht rettet." — Da wehte und ſäuſelte Serpentina's Stimme durch das Zimmer: „Anſelmus! — glaube, liebe, hoffe!" — Und jeder Laut ſtrahlte in das Gefängniß des Anſelmus hinein, und das Kriſtall mußte ſeiner Gewalt weichen und ſich ausdehnen, daß die Bruſt des Gefangenen ſich regen und erheben konnte! — Immer mehr verringerte ſich die Qual ſeines Zuſtandes, und er merkte wohl, daß ihn Serpentina noch liebe, und daß nur Sie es ſey, die ihm den Aufenthalt in dem Kriſtall erträglich mache. Er bekümmerte ſich nicht mehr um ſeine leichtſinnigen Unglücksgefährten, ſondern richtete Sinn und Gedanken nur auf die holde Serpentina. — Aber plötzlich entſtand von der andern Seite her ein dumpfes widriges Gemurmel. Er konnte bald deutlich bemerken, daß dies Gemurmel von einer alten Kaffeekanne mit halbzerbrochenem Deckel herrührte, die ihm gegenüber auf einen kleinen Schrank hingeſtellt war. So wie er ſchärfer hinſchaute, entwickelten ſich immer mehr die garſtigen Züge eines alten verſchrumpften Weibergeſichts, und bald ſtand das Aepfelweib vom ſchwarzen Thor vor dem Repoſitorium. Die grinſete und lachte ihn an und rief mit gellender Stimme: „Ei, ei, Kindchen! — mußt Du nun ausharren? — Ins Kriſtall nun Dein Fall! — hab' ich Dir's nicht längſt voraus geſagt?“ „Höhne und ſpotte nur, Du verdammtes Hexenweib,“ ſagte der Student Anſelmus, „Du biſt Schuld an Allem, aber der Salamander wird Dich treffen, Du ſchnöde Runkelrübe!“ — „Ho, ho!“ erwiederte die Alte, „nur nicht ſo ſtolz! Du haſt meinem Söhnlein ins Geſicht getreten, Du haſt mir die Naſe verbrannt, aber doch bin ich Dir gut, Du Schelm, weil Du ſonſt ein artiger Menſch warſt, und mein Töchterchen iſt Dir auch gut. Aus dem Kriſtall kommſt Du aber nun einmal nicht, wenn ich Dir nicht helfe; hinauflangen zu Dir kann ich nicht, aber meine Frau Gevatterinn, die Ratte, welche gleich über Dir auf dem Boden wohnt, die ſoll das Brett entzweinagen, auf dem Du ſtehſt, dann purzelſt Du hinunter und ich fange Dich auf in der Schürze, damit Du Dir die Naſe nicht zerſchlägſt, ſondern fein Dein glattes Geſichtlein erhältſt, und ich trage Dich flugs zur Mamſell Veronika, die mußt Du heirathen, wenn Du Hofrath worden.“ „Laß ab von mir, Satans-Geburt,“ ſchrie der Student Anſelmus voller Grimm, „nur Deine hölliſchen Künſte haben mich zu dem Frevel gereizt, den ich nun abbüßen muß. — Aber geduldig ertrage ich Alles, denn nur hier kann ich ſeyn, wo die holde Serpentina mich mit Liebe und Troſt umfängt! — Hör' es, Alte und verzweifle! Trotz biete ich Deiner Macht, ich liebe ewiglich nur Serpentina — ich will nie Hofrath werden — nie die Veronika ſchauen, die mich durch Dich zum Böſen verlockt! — Kann die grüne Schlange nicht mein werden, ſo will ich untergehen in Sehnſucht und Schmerz! — Hebe Dich weg — hebe Dich weg — Du ſchnöder Wechſelbalg!“ — Da lachte die Alte auf, daß es im Zimmer gellte, und rief: „So ſitze denn und verderbe, aber nun iſt's Zeit ans Werk zu gehen, denn mein Geſchäft hier iſt noch von anderer Art.“ — Sie warf den ſchwarzen Mantel ab und ſtand da in ekelhafter Nacktheit, dann fuhr ſie in Kreiſen umher, und große Folianten ſtürzten herab, aus denen riß ſie Pergamentblätter, und dieſe im künſtlichen Gefüge ſchnell zuſammenheftend und auf den Leib ziehend, war ſie bald wie in einen ſeltſamen bunten Schuppenharniſch gekleidet. Feuerſprühend ſprang der ſchwarze Kater aus dem Tintenfaſſe, das auf dem Schreibtiſche ſtand, und heulte der Alten entgegen, die laut aufjubelte und mit ihm durch die Thür verſchwand. Anſelmus merkte, daß ſie nach dem blauen Zimmer gegangen, und bald hörte er es in der Ferne ziſchen und brauſen, die Vögel im Garten ſchrien, der Papagei ſchnarrte: „Rette — rette — Raub — Raub!“ — In dem Augenblick kam die Alte ins Zimmer zurückgeſprungen, den goldnen Topf auf dem Arm tragend und mit gräßlicher Gebehrde wild durch die Lüfte ſchreiend: „Glück auf! — Glück auf! — Söhnlein — tödte die grüne Schlange! auf, Söhnlein, auf!“ — Es war dem Anſelmus, als höre er ein tiefes Stöhnen, als höre er Serpentina's Stimme. Da ergriff ihn Entſetzen und Verzweiflung. — Er raffte alle ſeine Kraft zuſammen, er ſtieß mit Gewalt, als ſollten Nerven und Adern zerſpringen, gegen das Kriſtall — ein ſchneidender Klang fuhr durch das Zimmer und der Archivarius ſtand in der Thür in ſeinem glänzenden damaſtnen Schlafrock: „Hei, hei! Geſindel, toller Spuk — Hexenwerk — hieher — heiſa!“ So ſchrie er. Da richteten ſich die ſchwarzen Haare der Alten wie Borſten empor, ihre gluthrothen Augen erglänzten von hölliſchem Feuer, und die ſpitzigen Zähne des weiten Rachens zuſammenbeißend ziſchte ſie: „friſch — friſch 'raus — ziſch aus, ziſch aus,“ und lachte und meckerte höhnend und ſpottend, und drückte den goldnen Topf feſt an ſich und warf daraus Fäuſte voll glänzender Erde auf den Archivarius, aber ſo wie die Erde den Schlafrock berührte, wurden Blumen daraus, die herabfielen. Da flackerten und flammten die Lilien des Schlafrocks empor, und der Archivarius ſchleuderte die in kniſterndem Feuer brennenden Lilien auf die Hexe, die vor Schmerz heulte; aber indem ſie in die Höhe ſprang und den pergamentnen Harniſch ſchüttelte, verlöſchten die Lilien und zerfielen in Aſche. „Friſch darauf, mein Junge!“ kreiſchte die Alte, da fuhr der Kater auf in die Luft und brauſte fort nach der Thür über den Archivarius, aber der graue Papagei flatterte ihm entgegen und faßte ihn mit dem krummen Schnabel im Genick, daß rothes feuriges Blut ihm aus dem Halſe ſtürzte, und Serpentina's Stimme rief: „Gerettet! — gerettet!“ — Die Alte ſprang voller Wuth und Verzweiflung auf den Archivarius los, ſie warf den Topf hinter ſich und wollte die langen Finger der dürren Fäuſte emporſpreizend den Archivarius umkrallen, aber dieſer riß ſchnell den Schlafrock herunter und ſchleuderte ihn der Alten entgegen. Da ziſchten und ſprühten und brauſten blaue kniſternde Flammen aus den Pergamentblättern, und die Alte wälzte ſich im heulenden Jammer und trachtete immer mehr Erde aus dem Topfe zu greifen, immer mehr Pergamentblätter aus den Büchern zu erhaſchen, um die lodernden Flammen zu erſticken, und wenn ihr es gelang, Erde oder Pergamentblätter auf ſich zu ſtürzen, verlöſchte das Feuer. Aber nun fuhren wie aus dem Innern des Archivarius flackernde ziſchende Strahlen auf die Alte. „Hei, hei! drauf und dran — Sieg dem Salamander!“ dröhnte die Stimme des Archivarius durch das Zimmer, und hundert Blitze ſchlängelten ſich in feurigen Kreiſen um die kreiſchende Alte. Sauſend und brauſend fuhren in wüthendem Kampfe Kater und Papagei umher, aber endlich ſchlug der Papagei mit den ſtarken Fittigen den Kater zu Boden, und mit den Krallen ihn durchſpießend und feſthaltend, daß er in der Todesnoth gräßlich heulte und ächzte, hackte er ihm mit dem ſcharfen Schnabel die glühenden Augen aus, daß der brennende Giſcht herausſpritzte. — Dicker Qualm ſtrömte da empor, wo die Alte zur Erde niedergeſtürzt unter dem Schlafrock gelegen, ihr Geheul, ihr entſetzliches ſchneidendes Jammergeſchrei verhallte in weiter Ferne. Der Rauch, der ſich mit durchdringendem Geſtank verbreitet, verdampfte, der Archivarius hob den Schlafrock auf und unter demſelben lag eine garſtige Runkelrübe. „Verehrter Hr. Archivarius, hier bringe ich den überwundenen Feind,“ ſprach der Papagei, indem er dem Archivarius Lindhorſt ein ſchwarzes Haar im Schnabel darreichte. „Sehr gut, mein Lieber,“ antwortete der Archivarius, hier liegt auch meine überwundene Feindin, beſorgen Sie gütigſt nunmehr das Uebrige; noch heute erhalten Sie als ein kleines Douceur ſechs Kokusnüſſe und eine neue Brille, da, wie ich ſehe, der Kater Ihnen die Gläſer ſchändlich zerbrochen.“ „Lebenslang der Ihrige, verehrungswürdiger Freund und Gönner!“ verſetzte der Papagei ſehr vergnügt, nahm die Runkelrübe in den Schnabel und flatterte damit zum Fenſter hinaus, das ihm der Archivarius Lindhorſt geöffnet. Dieſer ergriff den goldnen Topf und rief ſtark: „Serpentina, Serpentina!“ — Aber wie nun der Student Anſelmus hoch erfreut über den Untergang des ſchnöden Weibes, das ihn ins Verderben geſtürzt, den Archivarius anblickte, da war es wieder die hohe majeſtätiſche Geſtalt des Geiſterfürſten, die mit unbeſchreiblicher Anmuth und Würde zu ihm hinaufſchaute. — „Anſelmus,“ ſprach der Geiſterfürſt, „nicht Du, ſondern nur ein feindliches Prinzip, das zerſtörend in Dein Inneres zu dringen und Dich mit Dir ſelbſt zu entzweien trachtete, war Schuld an Deinem Unglauben. — Du haſt Deine Treue bewährt, ſey frei und glücklich." Ein Blitz zuckte durch das Innere des Anſelmus, der herrliche Dreiklang der Kryſtallglocken ertönte ſtärker und mächtiger, als er ihn je vernommen — ſeine Fibern und Nerven erbebten — aber immer mehr anſchwellend dröhnte der Akkord durch das Zimmer, das Glas, welches den Anſelmus umſchloſſen, zerſprang und er ſtürzte in die Arme der holden lieblichen Serpentina.

Eilfte Vigilie.

Des Conrektors Paulmann Unmuth über die in ſeiner Familie ausgebrochene Tollheit. — Wie der Regiſtrator Heerbrand Hofrath worden, und im ſtärkſten Froſte in Schuhen und ſeidenen Strümpfen einherging. — Veronika's Geſtändniſſe. — Verlobung bei der dampfenden Suppenſchüſſel.

„Aber ſagen Sie mir nur, wertheſter Regiſtrator! wie uns geſtern der vermaledeite Punſch ſo in den Kopf ſteigen und zu allerlei Allotria treiben konnte?" — Dies ſprach der Conrektor Paulmann, indem er am andern Morgen in das Zimmer trat, das noch voll zerbrochener Scherben lag, und in deſſen Mitte die unglückliche Perücke in ihre urſprünglichen Beſtandtheile aufgelöſt im Punſche umherſchwamm. Als der Student Anſelmus zur Thür hinausgerannt war, kreuzten und wackelten der Conrektor Paulmann und der Regiſtrator Heerbrand durch das Zimmer, ſchreiend wie Beſeſſene und mit den Köpfen an einander rennend, bis Fränzchen den ſchwindligen Papa mit vieler Mühe ins Bett brachte und der Regiſtrator in höchſter Ermattung aufs Sopha ſank, welches Veronika, ins Schlafzimmer flüchtend, verlaſſen. Der Regiſtrator Heerbrand hatte ſein blaues Schnupftuch um den Kopf gewickelt, ſah ganz blaß und melancholiſch aus und ſtöhnte: „Ach, werther Conrektor, nicht der Punſch, den Mamſell Veronika köſtlich bereitet, nein! — ſondern lediglich der verdammte Student iſt an all' dem Unweſen Schuld. Merken Sie denn nicht, daß er ſchon längſt *mente captus* iſt? Aber wiſſen Sie denn nicht auch, daß der Wahnſinn anſteckt? — Ein Narr macht viele; verzeihen Sie, das ist ein altes Sprichwort; vorzüglich, wenn man ein Gläschen getrunken, da geräth man leicht in die Tollheit und manövrirt unwillkührlich nach und bricht aus in die Sprünge, die der verrückte Flügelmann vormacht. Glauben Sie denn, Conrector! daß mir noch ganz schwindligt ist, wenn ich an den grauen Papagei denke?" — „Ach was," fiel der Conrector ein, „Possen! — es war ja der alte kleine Famulus des Archivarii, der einen grauen Mantel umgenommen und den Studenten Anselmus suchte." „Es kann seyn," versetzte der Registrator Heerbrand, „aber ich muß gestehen, daß mir ganz miserabel zu Muthe ist; die ganze Nacht über hat es so wunderlich georgelt und gepfiffen." — „Das war ich," erwiederte der Conrector; „denn ich schnarche stark." — „Nun, mag das seyn," fuhr der Registrator fort — „aber Conrector, Conrector! — nicht ohne Ursache hatte ich gestern dafür gesorgt uns einige Fröhlichkeit zu bereiten — aber der Anselmus hat mir Alles verdorben. — Sie wissen nicht — o Conrector, Conrector!" — Der Registrator Heerbrand sprang auf, riß das Tuch vom Kopfe, umarmte den Conrector, drückte ihm feurig die Hand, rief noch einmal ganz herzbrechend: „o Conrector, Conrector!" und rannte Hut und Stock ergreifend schnell von dannen. „Der Anselmus soll mir nicht mehr über die Schwelle," sprach der Conrector Paulmann zu sich selbst, „denn ich sehe nun wohl, daß er mit seinem verstockten innern Wahnsinn die besten Leute um ihr Bischen Vernunft bringt; der Registrator ist nun auch geliefert — ich habe mich bisher noch gehalten, aber der Teufel, der gestern im Rausch stark anklopfte, könnte doch wohl am Ende einbrechen und sein Spiel treiben. — Also apage Satanas! — fort mit dem Anselmus!" — Veronika war ganz tiefsinnig geworden, sie sprach kein Wort, lächelte nur zuweilen ganz seltsam und war am liebsten allein. „Die hat der Anselmus auch auf der Seele," sagte der Conrector voller Bosheit, „aber es ist gut, daß er sich gar nicht sehen läßt, ich weiß, daß er sich vor mir fürchtet — der Anselmus, deßhalb kommt er gar nicht her." Das Letzte sprach der Conrector Paulmann ganz laut, da stürzten der Veronika, die eben gegenwärtig, die Thränen aus den Augen und sie seufzte: „Ach, kann denn der Anselmus herkommen? der ist ja schon längst in die gläserne Flasche eingesperrt." „Wie — was?" rief der Conrector Paulmann. „Ach Gott — ach Gott, auch sie faselt schon wie der Registrator, es wird bald zum

Ausbruch kommen. — Ach du verdammter, abſcheulicher Anſelmus?" — Er rannte gleich fort zum Doktor Eckſtein, der lächelte und ſagte wieder: „Ei, Ei!" — Er verſchrieb aber nichts, ſondern ſetzte dem Wenigen, was er geäußert, noch weggehend hinzu: „Nervenzufälle! — wird ſich geben von ſelbſt — in die Luft führen — ſpazieren fahren — ſich zerſtreuen — Theater — Sonntagskind — Schweſtern von Prag — wird ſich geben!" — „So beredt war der Doktor ſelten," dachte der Conrektor Paulmann, „ordentlich geſchwätzig." — Mehrere Tage und Wochen und Monate waren vergangen, der Anſelmus war verſchwunden, aber auch der Regiſtrator Heerbrand ließ ſich nicht ſehen, bis am vierten Februar, da trat er in einem neuen modernen Kleide vom beſten Tuch, in Schuhen und ſeidenen Strümpfen, des ſtarken Froſtes unerachtet, einen großen Strauß lebendiger Blumen in der Hand, Mittags Punkt zwölf Uhr in das Zimmer des Conrektors Paulmann, der nicht wenig über ſeinen geputzten Freund erſtaunte. Feierlich ſchritt der Regiſtrator Heerbrand auf den Conrektor Paulmann los, umarmte ihn mit feinem Anſtande und ſprach dann: „Heute, an dem Namenstage Ihrer lieben verehrten Mamſell Tochter Veronika, will ich denn nun Alles gerade heraus ſagen, was mir längſt auf dem Herzen gelegen! Damals, an dem unglücklichen Abend, als ich die Ingredienzien zu dem verderblichen Punſch in der Taſche meines Matins herbeitrug, hatte ich es im Sinn, eine freudige Nachricht Ihnen mitzutheilen und den glückſeligen Tag in Fröhlichkeit zu feiern, ſchon damals hatte ich es erfahren, daß ich Hofrath worden, über welche Standeserhöhung ich jetzt das Patent cum nomine et sigillo principis erhalten und in der Taſche trage." — „Ach, ach! Herr Regiſtr — Herr Hofrath Heerbrand, wollte ich ſagen," ſtammelte der Conrektor. — „Aber Sie, verehrter Conrektor," fuhr der nunmehrige Hofrath Heerbrand fort, „Sie können erſt mein Glück vollenden. Schon längſt habe ich die Mamſell Veronika im Stillen geliebt und kann mich manches freundlichen Blickes rühmen, den ſie mir zugeworfen, und der mir deutlich gezeigt, daß ſie mir wohl nicht abhold ſeyn dürfte. Kurz, verehrter Conrektor! — ich, der Hofrath Heerbrand, bitte um die Hand Ihrer liebenswürdigen Demoiſelle Tochter Veronika, die ich, haben Sie nichts dagegen, in kurzer Zeit heimzuführen gedenke." — Der Conrektor Paulmann ſchlug voller Verwunderung die Hände zuſammen und rief: „Ei — Ei — Ei — Herr Regiſtr

— Herr Hofrath, wollte ich ſagen, wer hätte das gedacht! — Nun, wenn Veronika Sie in der That liebt, ich meines Theils habe nichts dagegen; vielleicht iſt auch ihre jetzige Schwermuth nur eine verſteckte Verliebtheit in Sie, verehrter Hofrath! man kennt ja die Poſſen." — In dem Augenblick trat die Veronika herein, blaß und verſtört, wie ſie jetzt gewöhnlich war. Da ſchritt der Hofrath Heerbrand auf ſie zu, erwähnte in wohlgeſetzter Rede ihres Namenstages und überreichte ihr den duftenden Blumenſtrauß nebſt einem kleinen Päckchen, aus dem ihr, als ſie es öffnete, ein Paar glänzende Ohrgehänge entgegenſtrahlten. Eine ſchnelle fliegende Röthe färbte ihre Wangen, die Augen blitzten lebhafter und ſie rief: „Ei, mein Gott! das ſind ja dieſelben Ohrgehänge, die ich ſchon vor mehreren Wochen trug und mich daran ergötzte!" — „Wie iſt denn das möglich," fiel der Hofrath Heerbrand etwas beſtürzt und empfindlich ein, „da ich dieſes Geſchmeide erſt ſeit einer Stunde in der Schloßgaſſe für ſchmähliches Geld erkauft?" — Aber die Veronika hörte nicht darauf, ſondern ſtand ſchon vor dem Spiegel, um die Wirkung des Geſchmeides, das ſie bereits in die kleinen Oehrchen gehängt, zu erforſchen. Der Conrektor Paulmann eröffnete ihr mit gravitätiſcher Miene und mit ernſtem Ton die Standeserhöhung Freund Heerbrands und ſeinen Antrag. Veronika ſchaute den Hofrath mit durchdringendem Blick an und ſprach: „Das wußte ich längſt, daß Sie mich heirathen wollen. — Nun es ſey! — ich verſpreche Ihnen Herz und Hand, aber ich muß Ihnen nur gleich — Ihnen Beiden nämlich, dem Vater und dem Bräutigam, Manches entdecken, was mir recht ſchwer in Sinn und Gedanken liegt — jetzt gleich, und ſollte darüber die Suppe kalt werden, die, wie ich ſehe, Fränzchen ſo eben auf den Tiſch ſetzt." Ohne des Conrektors und des Hofraths Antwort abzuwarten, unerachtet ihnen ſichtlich die Worte auf den Lippen ſchwebten, fuhr Veronika fort: „Sie können es mir glauben, beſter Vater! daß ich den Anſelmus recht von Herzen liebte, und als der Regiſtrator Heerbrand, der nunmehr ſelbſt Hofrath worden, verſicherte, der Anſelmus könne es wohl zu ſo etwas bringen, beſchloß ich, er und kein Anderer ſolle mein Mann werden. Da ſchien es aber, als wenn fremde feindliche Weſen ihn mir entreißen wollten, und ich nahm meine Zuflucht zu der alten Lieſe, die ehemals meine Wärterin war, und jetzt eine weiſe Frau, eine große Zauberin iſt. Die verſprach mir, zu helfen und den Anſelmus mir ganz in die Hände zu liefern. Wir gingen Mitternachts in der Tag- und Nachtgleiche auf den Kreuzweg, ſie beſchwor die hölliſchen Geiſter, und mit Hülfe des ſchwarzen Katers brachten wir einen kleinen Metallſpiegel zu Stande, in den ich, meine Gedanken auf den Anſelmus richtend, nur blicken durfte, um ihn ganz in Sinn und Gedanken zu beherrſchen. — Aber ich bereue jetzt herzlich das Alles gethan zu haben, ich ſchwöre allen Satanskünſten ab. Der Salamander hat über die Alte geſiegt, ich hörte ihr Jammergeſchrei, aber es war keine Hülfe möglich; ſo wie ſie als Runkelrübe vom Papagei verzehrt worden, zerbrach mit ſchneidendem Klange mein Metallſpiegel.“ Veronika holte die beiden Stücke des zerbrochenen Spiegels und eine Locke aus dem Nähkäſtchen, und Beides dem Hofrath Heerbrand hinreichend, fuhr ſie fort: „Hier nehmen Sie, geliebter Hofrath, die Stücke des Spiegels, werfen Sie ſie heute Nacht um zwölf Uhr von der Elbbrücke, und zwar von da, wo das Kreuz ſteht, hinab in den Strom, der dort nicht zugefroren, die Locke aber bewahren Sie auf treuer Bruſt. Ich ſchwöre nochmals allen Satanskünſten ab und gönne dem Anſelmus herzlich ſein Glück, da er nunmehr mit der grünen Schlange verbunden, die viel ſchöner und reicher iſt, als ich. Ich will Sie, geliebter Hofrath, als eine rechtſchaffene Frau lieben und verehren!“ — „Ach Gott! — ach Gott,“ rief der Conrektor Paulmann voller Schmerz, ſie iſt wahnſinnig, ſie iſt wahnſinnig — ſie kann nimmermehr Frau Hofräthin werden — ſie iſt wahnſinnig!“ — „Mit Nichten,“ fiel der Hofrath Heerbrand ein, „ich weiß wohl, daß Mamſell Veronika einige Neigung für den vertrakten Anſelmus gehegt, und es mag ſeyn, daß ſie vielleicht in einer gewiſſen Ueberſpannung ſich an die weiſe Frau gewendet, die, wie ich merke, wohl Niemand anders ſeyn kann als die Kartenlegerin und Kaffeegießerin vor dem Seethor, — kurz, die alte Rauerin. Nun iſt auch nicht zu läugnen, daß es wirklich wohl geheime Künſte giebt, die auf den Menſchen nur gar zu ſehr ihren Einfluß äußern, man lieſet ſchon davon in den Alten, was aber Mamſell Veronika von dem Sieg des Salamanders und von der Verbindung des Anſelmus mit der grünen Schlange geſprochen, iſt wohl nur eine poetiſche Allegorie — gleichſam ein Gedicht, worin ſie den gänzlichen Abſchied von dem Studenten beſungen.“ „Halten Sie das wofür Sie wollen, beſter Hofrath!“ fiel Veronika ein, „vielleicht für einen recht albernen

Traum" — „Keinesweges thue ich das," verſetzte der Hofrath Heerbrand, „denn ich weiß ja wohl, daß der Anſelmus auch von geheimen Mächten befangen, die ihn zu allen möglichen tollen Streichen necken und treiben." Länger konnte der Conrektor Paulmann nicht an ſich halten, er brach los: „Halt, um Gotteswillen, halt! haben wir uns denn etwa wieder übernommen im verdammten Punſch, oder wirkt des Anſelmi Wahnſinn auf uns? Herr Hofrath, was ſprechen Sie denn auch wieder für Zeug? — Ich will indeſſen glauben, daß es die Liebe iſt, die Euch in dem Gehirn ſpukt, das giebt ſich aber bald in der Ehe, ſonſt wäre mir bange, daß auch Sie in einigen Wahnſinn verfallen, verehrungswürdiger Hofrath, und würde dann Sorge tragen wegen der Deſcendenz, die das Malum der Eltern vererben könnte. — Nun, ich gebe meinen väterlichen Segen zu der fröhlichen Verbindung und erlaube, daß Ihr Euch als Braut und Bräutigam küſſet." Dies geſchah ſofort, und es war, noch ehe die aufgetragene Suppe kalt worden, die förmliche Verlobung geſchloſſen. Wenige Wochen nachher ſaß die Frau Hofräthin Heerbrand wirklich, wie ſie ſich ſchon früher im Geiſte erblickt, in dem Erker eines ſchönen Hauſes auf dem Neumarkt und ſchaute lächelnd auf die Elegants hinab, die vorübergehend und hinauflorgnettirend ſprachen: „Es iſt doch eine göttliche Frau die Hofräthin Heerbrand!" — —

Zwölfte Vigilie.

Nachricht von dem Rittergut, das der Anſelmus als des Archivarius Lindhorſt Schwiegerſohn bezogen, und wie er dort mit der Serpentina lebt. — Beſchluß.

Wie fühlte ich recht in der Tiefe des Gemüths die hohe Seligkeit des Studenten Anſelmus, der mit der holden Serpentina innigſt verbunden, nun nach dem geheimnißvollen wunderbaren Reiche gezogen war, das er für die Heimath erkannte, nach der ſich ſeine von ſeltſamen Ahnungen erfüllte Bruſt ſchon ſo lange geſehnt. Aber vergebens blieb alles Streben, Dir, günſtiger Leſer, all' die Herrlichkeiten, von denen der Anſelmus umgeben, auch nur einigermaßen in Worten anzudeuten. Mit Widerwillen gewahrte ich die Mattigkeit jedes Ausdrucks. Ich fühlte mich befangen in den Armſeligkeiten des kleinlichen Alltagslebens, ich erkrankte in quälendem Mißbehagen, ich ſchlich umher wie ein Träumender, kurz, ich gerieth in jenen Zuſtand des Studenten Anſelmus, den ich Dir, günſtiger Leſer! in der vierten Vigilie beſchrieben. Ich härmte mich recht ab, wenn ich die eilf Vigilien, die ich glücklich zu Stande gebracht, durchlief, und nun dachte, daß es mir wohl niemals vergönnt ſeyn werde, die zwölfte als Schlußſtein hinzuzufügen, denn ſo oft ich mich zur Nachtzeit hinſetzte, um das Werk zu vollenden, war es, als hielten mir recht tückiſche Geiſter (es mochten wohl Verwandte — vielleicht Cousins germains der getödteten Hexe ſeyn) ein glänzend polirtes Metall vor, in dem ich mein Ich erblickte, blaß, übernächtig und melancholiſch, wie der Regiſtrator Heerbrand nach dem Punſch-Rauſch. — Da warf ich denn die Feder hin und eilte in's Bett, um wenigſtens von dem glücklichen Anſelmus und der holden Serpentina zu träumen. So hatte das ſchon mehrere Tage und Nächte gedauert, als ich endlich ganz unerwartet von dem Archivarius Lindhorſt ein Billet erhielt, worin er mir Folgendes ſchrieb:

Ew. Wohlgeboren haben, wie mir bekannt worden, die ſeltſamen Schickſale meines guten Schwiegerſohnes, des vormaligen Studenten, jetzigen Dichters Anſelmus, in eilf Vigilien beſchrieben, und quälen ſich jetzt ſehr ab, in der zwölften und letzten Vigilie einiges von ſeinem glücklichen Leben in Atlantis zu ſagen, wohin er mit meiner Tochter auf das hübſche Rittergut, welches ich dort beſitze, gezogen. Unerachtet ich nun nicht eben gern ſehe, daß Sie mein eigentliches Weſen der Leſewelt kund gethan, da es mich vielleicht in meinem Dienſt als geh. Archivarius tauſend Unannehmlichkeiten ausſetzen, ja wohl gar im Collegio die zu ventilirende Frage veranlaſſen wird: in wie fern wohl ein Salamander ſich rechtlich und mit verbindenden Folgen als Staatsdiener eidlich verpflichten könne, und in wie fern ihm überhaupt ſolide Geſchäfte anzuvertrauen, da nach Gabalis und Swedenborg den Elementargeiſtern durchaus nicht zu trauen — unerachtet nun meine beſten Freunde meine Umarmung ſcheuen werden, aus Furcht, ich könnte in plötzlichem Uebermuth was Weniges blitzen und ihnen Friſur und Sonntagsfrack verderben — unerachtet alles deſſen, ſage ich, will ich Ew. Wohlgeboren doch in der Vollendung des Werks behülflich ſeyn, da darin viel Gutes von mir und von meiner lieben verheiratheten Tochter (ich wollte, ich wäre die beiden übrigen auch ſchon los) enthalten. Wollen Sie daher die zwölfte Vigilie ſchreiben, ſo ſteigen Sie Ihre verdammten fünf Treppen hinunter, verlaſſen Sie Ihr Stübchen und kommen Sie zu mir. Im blauen Palmbaumzimmer, das Ihnen ſchon bekannt, finden Sie die gehörigen Schreibmaterialien, und Sie können dann mit wenigen Worten den Leſern kund thun, was Sie geſchaut, das wird Ihnen beſſer ſeyn, als eine weitläufige Beſchreibung eines Lebens, das Sie ja doch nur von Hörenſagen kennen. Mit Achtung

Ew. Wohlgeboren
ergebenſter
der Salamander Lindhorſt
p. t. Königl. geh. Archivarius.

Dies freilich etwas rauhe, aber doch freundſchaftliche Billet des Archivarius Lindhorſt war mir höchſt angenehm. Zwar ſchien es gewiß, daß der wunderliche Alte von der ſeltſamen Art, wie mir die Schickſale ſeines Schwiegerſohnes bekannt worden, die ich, zum Geheimniß verpflichtet, Dir ſelbſt, günſtiger Leſer! verſchweigen mußte, wohl unterrichtet ſey, aber er hatte das nicht ſo übel vermerkt, als ich wohl befürchten konnte. Er bot ja ſelbſt hülfreiche Hand, mein Werk zu vollenden, und daraus konnte ich mit Recht ſchließen, wie er im Grunde genommen damit einverſtanden ſey, daß ſeine wunderliche Exiſtenz in der Geiſterwelt durch den Druck bekannt werde. Es kann ſeyn, dachte ich, daß er ſelbſt die Hoffnung daraus ſchöpft, deſto eher ſeine beiden noch übrigen Töchter an den Mann zu bringen, denn vielleicht fällt doch ein Funke in dieſes oder jenes Jünglings Bruſt, der die Sehnſucht nach der grünen Schlange entzündet, welche er dann in dem Hollunderbuſch am Himmelfahrtstage ſucht und findet. Aus dem Unglück, das den Anſelmus betroffen, als er in die gläſerne Flaſche gebannt wurde, wird er die Warnung entnehmen, ſich vor jedem Zweifel, vor jedem Unglauben recht ernſtlich zu hüten. Punkt eilf Uhr löſchte ich meine Studierlampe aus und ſchlich zum Archivarius Lindhorſt, der mich ſchon auf dem Flur erwartete. „Sind Sie da — Hochverehrter! — nun das iſt mir lieb, daß Sie meine guten Abſichten nicht verkennen — kommen Sie nur!“ — Und damit führte er mich durch den von blendendem Glanze erfüllten Garten in das azurblaue Zimmer, in welchem ich den violetten Schreibtiſch erblickte, an welchem der Anſelmus gearbeitet. — Der Archivarius Lindhorſt verſchwand, erſchien aber gleich wieder mit einem ſchönen goldnen Pokal in der Hand, aus dem eine blaue Flamme hoch emporkniſterte. „Hier,“ ſprach er, „bringe ich Ihnen das Lieblingsgetränk Ihres Freundes des Kapellmeiſters Johannes Kreisler. — Es iſt angezündeter Arrak, in den ich einigen Zucker geworfen. Nippen Sie was Weniges davon, ich will gleich meinen Schlafrock abwerfen und zu meiner Luſt, und um, während Sie ſitzen und ſchauen und ſchreiben, Ihrer werthen Geſellſchaft zu genießen, in dem Pokale auf- und niederſteigen.“ — „Wie es Ihnen gefällig iſt, verehrter Herr Archivarius,“ verſetzte ich, „aber wenn ich nun von dem Getränk genießen will, werden Sie nicht“ — „Tragen Sie keine Sorge, mein Beſter,“ rief der Archivarius, warf den Schlafrock ſchnell ab, ſtieg zu meinem nicht geringen Erſtaunen in den Pokal und verſchwand in den Flammen. — Ohne Scheu koſtete ich, die Flamme leiſe weghauchend, von dem Getränk, es war köſtlich!

Rühren ſich nicht in ſanftem Säuſeln und Rauſchen die ſmaragdenen Blätter der Palmbäume, wie vom Hauch des Morgenwindes geliebkoſt? — Erwacht aus dem Schlafe beben und regen ſie ſich und flüſtern geheimnißvoll von den Wundern, die wie aus weiter Ferne holdſelige Harfentöne verkünden! — Das Azur löſt ſich von den Wänden und wallt wie duftiger Nebel auf und nieder, aber blendende Strahlen ſchießen durch den Duft, der ſich wie in jauchzender kindiſcher Luſt wirbelt und dreht und aufſteigt bis zur unermeßlichen Höhe, die ſich über den Palmbäumen wölbt. — Aber immer blendender häuft ſich Strahl auf Strahl, bis in hellem Sonnenglanze ſich der unabſehbare Hain aufſchließt, in dem ich den Anſelmus erblicke. — Glühende Hyazinthen und Tulipanen und Roſen erheben ihre ſchönen Häupter und ihre Düfte rufen in gar lieblichen Lauten dem Glücklichen zu: Wandle, wandle unter uns, Geliebter, der Du uns verſtehſt — unſer Duft iſt die Sehnſucht der Liebe — wir lieben Dich und ſind Dein immerdar! — Die goldnen Strahlen brennen in glühenden Tönen: wir ſind Feuer von der Liebe entzündet. — Der Duft iſt die Sehnſucht, aber Feuer das Verlangen, und wohnen wir nicht in Deiner Bruſt? wir ſind ja Dein eigen! Es riſcheln und rauſchen die dunklen Büſche — die hohen Bäume: Komme zu uns! — Glücklicher — Geliebter! — Feuer iſt das Verlangen, aber Hoffnung unſer kühler Schatten!

wir umſäuſeln liebend Dein Haupt, denn Du verſtehſt uns, weil die Liebe in Deiner Bruſt wohnet. Die Quellen und Bäche plätſchern und ſprudeln: Geliebter, wandle nicht ſo ſchnell vorüber, ſchaue in unſer Kriſtall — Dein Bild wohnt in uns, das wir liebend bewahren, denn Du haſt uns verſtanden! — Im Jubelchor zwitſchern und ſingen bunte Vögelein: Höre uns, höre uns, wir ſind die Freude, die Wonne, das Entzücken der Liebe! — Aber ſehnſuchtsvoll ſchaut Anſelmus nach dem herrlichen Tempel, der ſich in weiter Ferne erhebt. Die künſtlichen Säulen ſcheinen Bäume und die Capitäle und Geſimſe Akantusblätter, die in wundervollen Gewinden und Figuren herrliche Verzierungen bilden. Anſelmus ſchreitet dem Tempel zu, er betrachtet mit innerer Wonne den bunten Marmor, die wunderbar bemooſten Stufen. „Ach nein,“ ruft er wie im Uebermaß des Entzückens, „ſie iſt nicht mehr fern!“ Da tritt in hoher Schönheit und Anmuth Serpentina aus dem Innern des Tempels, ſie trägt den goldnen Topf, aus dem eine herrliche Lilie entſproſſen. Die namenloſe Wonne der unendlichen Sehnſucht glüht in den holdſeligen Augen, ſo blickt ſie den Anſelmus an, ſprechend: „Ach, Geliebter! die Lilie hat ihren Kelch erſchloſſen — das Höchſte iſt erfüllt, giebt es denn eine Seligkeit, die der unſrigen gleicht?“ Anſelmus umſchlingt ſie mit der Inbrunſt des glühendſten Verlangens — die Lilie brennt in flammenden Strahlen über ſeinem Haupte. Und lauter regen ſich die Bäume und die Büſche, und heller und freudiger jauchzen die Quellen — die Vögel — allerlei bunte Inſekten tanzen in den Luftwirbeln — ein frohes, freudiges, jubelndes Getümmel in der Luft — in den Wäſſern — auf der Erde feiert das Feſt der Liebe! — Da zucken Blitze überall leuchtend durch die Büſche — Diamanten blicken wie funkelnde Augen aus der Erde! — hohe Springbäche ſtrahlen aus den Quellen — ſeltſame Düfte wehen mit rauſchendem Flügelſchlag daher — es ſind die Elementargeiſter, die der Lilie huldigen und des Anſelmus Glück verkünden. — Da erhebt Anſelmus das Haupt wie vom Strahlenglanz der Verklärung umfloſſen. — Sind es Blicke? — ſind es Worte? — iſt es Geſang? — Vernehmlich klingt es: „Serpentina! — der Glaube an Dich, die Liebe hat mir das Innerſte der Natur erſchloſſen! — Du brachteſt mir die Lilie, die aus dem Golde, aus der Urkraft der Erde, noch ehe Phosphorus den Gedanken entzündete, entſproß — ſie iſt die Erkenntniß des heiligen Einklangs aller Weſen, und in dieſer

Erkenntniß lebe ich in höchſter Seligkeit immerdar. — Ja, ich Hochbeglückter habe das Höchſte erkannt — ich muß Dich lieben ewiglich, o Serpentina! — nimmer verbleichen die goldnen Strahlen der Lilie, denn wie Glaube und Liebe iſt ewig die Erkenntniß.“

Die Viſion, in der ich nun den Anſelmus leibhaftig auf ſeinem Rittergute in Atlantis geſehen, verdankte ich wohl den Künſten des Salamanders, und herrlich war es, daß ich ſie, als Alles wie im Nebel verloſchen, auf dem Papier, das auf dem violetten Tiſche lag, recht ſauber und augenſcheinlich von mir ſelbſt aufgeſchrieben fand. — Aber nun fühlte ich mich von jähem Schmerz durchbohrt und zerriſſen. „Ach, glücklicher Anſelmus, der Du die Bürde des alltäglichen Lebens abgeworfen, der Du in der Liebe zu der holden Serpentina die Schwingen rüſtig rühreteſt und nun lebſt in Wonne und Freude auf Deinem Rittergut in Atlantis! — Aber ich Armer! — bald — ja in wenigen Minuten bin ich ſelbſt aus dieſem ſchönen Saal, der noch lange kein Rittergut in Atlantis iſt, verſetzt in mein Dachſtübchen, und die Armſeligkeiten des bedürftigen Lebens befangen meinen Sinn und mein Blick iſt von tauſend Unheil wie von dickem Nebel umhüllt, daß ich wohl niemals die Lilie ſchauen werde.“ — Da klopfte mir der Archivarius Lindhorſt leiſe auf die Achſel und ſprach: „Still, ſtill, Verehrter! klagen Sie nicht ſo! — Waren Sie nicht ſo eben ſelbſt in Atlantis, und haben Sie denn nicht auch dort wenigſtens einen artigen Meierhof als poetiſches Beſitzthum Ihres innern Sinns? — Iſt denn überhaupt des Anſelmus Seligkeit etwas Anderes als das Leben in der Poeſie, der ſich der heilige Einklang aller Weſen als tiefſtes Geheimniß der Natur offenbaret?“

Ende des Mährchens.

III.

Die Abentheuer der Sylveſter-Nacht.

Vorwort des Herausgebers.

Der reiſende Enthuſiaſt, aus deſſen Tagebuche abermals ein Callottſches Fantaſieſtück mitgetheilt wird, trennt offenbar ſein inneres Leben ſo wenig vom äußern, daß man beider Gränzen kaum zu unterſcheiden vermag. Aber eben, weil Du, günſtiger Leſer! dieſe Gränze nicht deutlich wahrnimmſt, lockt der Geiſterſeher Dich vielleicht herüber, und unverſehens befindeſt Du Dich in dem fremden Zauberreiche, deſſen ſeltſame Geſtalten recht in Dein äußeres Leben treten und mit Dir auf Du und Du umgehen wollen, wie alte Bekannte. Daß Du ſie wie dieſe aufnehmen, ja daß Du, ihrem wunderbarlichen Treiben ganz hingegeben, manchen kleinen Fieberſchauer, den ſie, ſtärker Dich faſſend, Dir erregen könnten, willig ertragen mögeſt, darum bitte ich, günſtiger Leſer! recht von Herzen. Was kann ich mehr für den reiſenden Enthuſiaſten thun, dem nun einmal überall, und ſo auch am Sylveſter-Abend in Berlin, ſo viel Seltſames und Tolles begegnet iſt?

1.

Die Geliebte.

Ich hatte den Tod, den eiskalten Tod im Herzen, ja aus dem Innerſten, aus dem Herzen heraus ſtach es wie mit ſpitzigen Eiszapfen in die gluthdurchſtrömten Nerven. Wild rannte ich, Hut und Mantel vergeſſend, hinaus in die finſtre ſtürmiſche Nacht! — Die Thurmfahnen knarrten, es war, als rühre die Zeit hörbar ihr ewiges furchtbares Räderwerk und gleich werde das alte Jahr wie ein ſchweres Gewicht dumpf hinabrollen in den dunklen Abgrund. — Du weißt es ja, daß dieſe Zeit, Weihnachten und Neujahr, die Euch Allen in ſolch heller herrlicher Freudigkeit aufgeht, mich immer aus friedlicher Klauſe hinauswirft auf ein wogendes toſendes Meer. Weihnachten! das ſind Feſttage, die mir in freundlichem Schimmer lange entgegenleuchten. Ich kann es nicht erwarten — ich bin beſſer, kindlicher als das ganze Jahr über, keinen finſtern, gehäſſigen Gedanken nährt die der wahren Himmelsfreude geöffnete Bruſt; ich bin wieder ein vor Luſt jauchzender Knabe. Aus dem bunten vergoldeten Schnitzwerk in den lichten Chriſtbuden lachen mich holde Engelgeſichter an, und durch das lärmende Gewühl auf den Straßen gehen, wie aus weiter Ferne kommend, heilige Orgelklänge: „denn es iſt uns ein Kind geboren!“ — Aber nach dem Feſte iſt Alles verhallt, erloſchen der Schimmer im trüben Dunkel. Immer mehr und mehr Blüthen fallen jedes Jahr verwelkt herab, ihr Keim erloſch auf ewig, keine Frühlingsſonne entzündet neues Leben in den verdorrten Aeſten. Das weiß ich recht gut, aber die feindliche Macht rückt mir das, wenn das Jahr ſich zu Ende neigt, mit hämiſcher Schadenfreude unaufhörlich vor. „Siehe,“ lispelt's mir in die Ohren, „ſiehe, wie viel Freuden ſchieden in dieſem Jahr von Dir, die nie wiederkehren, aber dafür biſt Du auch klüger geworden und hältſt überhaupt nicht mehr viel auf ſchnöde Luſtigkeit, ſondern wirſt immer mehr ein ernſter Mann — gänzlich ohne Freude.“ Für den Sylveſter-Abend ſpart mir der Teufel jedesmal ein ganz beſonderes Feſtſtück auf. Er weiß im richtigen Moment, recht furchtbar höhnend, mit der ſcharfen Kralle in die Bruſt hineinzufahren und weidet ſich an dem Herzblut, das ihr entquillt. Hülfe findet er überall, ſo wie geſtern der Juſtizrath ihm wacker zur Hand ging. Bei dem (dem Juſtizrath, meine ich) giebt es am Sylveſter-Abend immer große Geſellſchaft, und dann will er zum lieben Neujahr Jedem eine beſondere Freude bereiten, wobei er ſich ſo ungeſchickt und täppiſch anſtellt, daß alles Luſtige, was er mühſam erſonnen, untergeht in komiſchem Jammer. — Als ich in's Vorzimmer trat, kam mir der Juſtizrath ſchnell entgegen, meinen Eingang in's Heiligthum, aus dem Thee und feines Räucherwerk herausdampfte, hindernd. Er ſah überaus wohlgefällig und ſchlau aus, er lächelte mich ganz ſeltſam an, ſprechend: „Freundchen,

Freundchen, etwas Köſtliches wartet Ihrer im Zimmer — eine Ueberraſchung ſonder gleichen am lieben Sylveſter-Abend — erſchrecken Sie nur nicht!“ — Das fiel mir auf's Herz, düſtre Ahnungen ſtiegen auf und es war mir ganz beklommen und ängſtlich zu Muthe. Die Thüren wurden geöffnet, raſch ſchritt ich vorwärts, ich trat hinein, aus der Mitte der Damen auf dem Sopha ſtrahlte mir ihre Geſtalt entgegen. Sie war es — Sie ſelbſt, die ich ſeit Jahren nicht geſehen, die ſeligſten Momente des Lebens blitzten in einem mächtigen zündenden Strahl durch mein Innres — kein tödtender Verluſt mehr — vernichtet der Gedanke des Scheidens! — Durch welchen wunderbaren Zufall ſie hergekommen, welches Ereigniß ſie in die Geſellſchaft des Juſtizraths, von dem ich gar nicht wußte, daß er ſie jemals gekannt, gebracht, an das Alles dachte ich nicht — ich hatte ſie wieder! — Regungslos, wie von einem Zauberſchlag plötzlich getroffen, mag ich da geſtanden haben; der Juſtizrath ſtieß mich leiſe an: „Nun, Freundchen — Freundchen?“ Mechaniſch trat ich weiter, aber nur ſie ſah ich, und der gepreßten Bruſt entflohen mühſam die Worte: „Mein Gott — mein Gott, Julie hier?“ Ich ſtand dicht am Theetiſch, da erſt wurde mich Julie gewahr. Sie ſtand auf und ſprach in beinahe fremdem Ton: „Es freuet mich recht ſehr, Sie hier zu ſehen — Sie ſehen recht wohl aus!“ — und damit ſetzte ſie ſich wieder und fragte die neben ihr ſitzende Dame: „Haben wir künftige Woche intereſſantes Theater zu erwarten?“ — Du nahſt Dich der herrlichen Blume, die in ſüßen heimiſchen Düften Dir entgegenleuchtet, aber ſo wie Du Dich beugſt, ihr liebliches Antlitz recht nahe zu ſchauen, ſchießt aus den ſchimmernden Blättern heraus ein glatter, kalter Baſilisk und will Dich tödten mit feindlichen Blicken! — Das war mir jetzt geſchehen! — Täppiſch verbeugte ich mich gegen die Damen, und damit dem Giftigen auch noch das Alberne hinzugefügt werde, warf ich, ſchnell zurücktretend, dem Juſtizrath, der dicht hinter mir ſtand, die dampfende Taſſe Thee aus der Hand in das zierlich gefaltete Jabot. Man lachte über des Juſtizraths Unſtern und wohl noch mehr über meine Tölpelhaftigkeit. So war Alles zu gehöriger Tollheit vorbereitet, aber ich ermannte mich in reſignirter Verzweiflung. Julie hatte nicht gelacht, meine irren Blicke trafen ſie, und es war, als ginge ein Strahl aus herrlicher Vergangenheit, aus dem Leben voll Liebe und Poeſie zu mir herüber. Da fing Einer an im Nebenzimmer auf dem Flügel zu fantaſiren, das brachte die ganze Geſellſchaft in Bewegung. Es hieß, Jener ſei ein fremder großer Virtuoſe, Namens Berger der ganz göttlich ſpiele und dem man aufmerkſam zuhören müſſe. „Klappre nicht ſo gräßlich mit den Theelöffeln, Minchen,“ rief der Juſtizrath und lud, mit ſanft gebeugter Hand nach der Thür zeigend und einem ſüßen: „Eh bien!“ die Damen ein, dem Virtuoſen näher zu treten. Auch Julie war aufgeſtanden und ſchritt langſam nach dem Nebenzimmer. Ihre ganze Geſtalt hat etwas Fremdartiges angenommen, ſie ſchien mir größer, herausgeformter in faſt üppiger Schönheit, als ſonſt. Der beſondere Schnitt ihres weißen, faltenreichen Kleides, Bruſt, Schultern und Nacken nur halb verhüllend, mit weiten bauſchigen, bis an die Ellbogen reichenden Aermeln, das vorn an der Stirn geſcheitelte, hinten in vielen Flechten ſonderbar heraufgeneſtelte Haar gab ihr etwas Alterthümliches, ſie war beinahe anzuſehen, wie die Jungfrauen auf den Gemälden von Mieris — und doch auch wieder war es mir, als hab' ich irgendwo deutlich mit hellen Augen das Weſen geſehen, in das Julie verwandelt. Sie hatte die Handſchuhe herabgezogen und ſelbſt die künſtlichen um die Handgelenke gewundenen Armgehänge fehlten nicht, um durch die völlige Gleichheit der Tracht jene dunkle Erinnerung immer lebendiger und farbiger hervorzurufen. Julie wandte ſich, ehe ſie in das Nebenzimmer trat, nach mir herum, und es war mir, als ſey das engelſchöne, jugendlich anmuthige Geſicht verzerrt zum höhnenden Spott; etwas Entſetzliches, Grauenvolles regte ſich in mir, wie ein alle Nerven durchzuckender Krampf. „O er ſpielt himmliſch!“ lispelte eine durch ſüßen Thee begeiſterte Demoiſelle, und ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß ihr Arm in dem meinigen hing, und ich ſie, oder vielmehr ſie mich in das Nebenzimmer führte. Berger ließ gerade den wildeſten Orkan daher brauſen; wie donnernde Meereswellen ſtiegen und ſanken die mächtigen Akkorde, das that mir wohl! — Da ſtand Julie neben mir und ſprach mit ſüßerer, lieblicherer Stimme als je: „Ich wollte, Du ſäßeſt am Flügel und ſängeſt milder von vergangener Luſt und Hoffnung!“ — Der Feind war von mir gewichen und in dem einzigen Namen, Julie! wollte ich alle Himmelsſeligkeit ausſprechen, die in mich gekommen. — Andere dazwiſchen tretende Perſonen hatten ſie aber von mir entfernt. — Sie vermied mich nun ſichtlich, aber es gelang mir, bald ihr Kleid zu berühren, bald dicht bei ihr ihren

Hauch einzuathmen, und mir ging in tauſend blinkenden Farben die vergangene Frühlingszeit auf. — Berger hatte den Orkan ausbrauſen laſſen, der Himmel war hell worden, wie kleine goldne Morgenwölkchen zogen liebliche Melodien daher und verſchwebten im Pianiſſimo. Dem Virtuoſen wurde reichlich verdienter Beifall zu Theil, die Geſellſchaft wogte durch einander, und ſo kam es, daß ich unverſehens dicht vor Julien ſtand. Der Geiſt wurde mächtiger in mir, ich wollte ſie feſthalten, ſie umfaſſen im wahnſinnigen Schmerz der Liebe, aber das verfluchte Geſicht eines geſchäftigen Bedienten drängte ſich zwiſchen uns hinein, der, einen großen Präſentirteller hinhaltend, recht widrig rief: „Befehlen Sie?" — In der Mitte der mit dampfendem Punſch gefüllten Gläſer ſtand ein zierlich geſchliffener Pokal, voll deſſelben Getränkes, wie es ſchien. Wie der unter die gewöhnlichen Gläſer kam, weiß jener am beſten, den ich allmälig kennen lerne; er macht, wie der Clemens im Oktavian daherſchreitend, mit einem Fuß einen angenehmen Schnörkel und liebt ungemein rothe Mäntelchen und rothe Federn. Dieſen fein geſchliffenen und ſeltſam blinkenden Pokal nahm Julie und bot ihn mir dar, ſprechend: „Nimmſt Du denn noch ſo gern, wie ſonſt, das Glas aus meiner Hand?" — „Julia — Julia," ſeufzte ich auf. Den Pokal erfaſſend berührte ich ihre zarten Finger, elektriſche Feuerſtrahlen blitzten durch alle Pulſe und Adern — ich trank und trank — es war mir, als kniſterten und leckten kleine blaue Flämmchen um Glas und Lippe. Geleert war der Pokal, und ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß ich in dem nur von einer Alabaſter-Lampe erleuchteten Kabinet auf der Ottomane ſaß — Julie — Julie neben mir, kindlich und fromm mich anblickend, wie ſonſt. Berger war auf's Neue am Flügel, er ſpielte das Andante aus Mozarts ſublimer Esdur-Sinfonie, und auf den Schwanenfittigen des Geſanges regte und erhob ſich alle Liebe und Luſt meines höchſten Sonnenlebens. — Ja es war Julie — Julie ſelbſt, engelſchön und mild — unſer Geſpräch, ſehnſüchtige Liebesklage, mehr Blick als Wort, ihre Hand ruhte in der meinigen. — „Nun laſſe ich Dich nimmer, Deine Liebe iſt der Funke, der in mir glüht, höheres Leben in Kunſt und Poeſie entzündend — ohne Dich — ohne Deine Liebe Alles todt und ſtarr — aber biſt Du denn nicht auch gekommen, damit Du mein bleibeſt immerdar?" — In dem Augenblick ſchwankte eine tölpiſche, ſpinnenbeinichte Figur mit herausſtehenden Froſchaugen herein und rief, recht widrig kreiſchend und dämiſch lachend: „Wo der Tauſend iſt denn meine Frau geblieben?“ Julie ſtand auf und ſprach mit fremder Stimme: „Wollen wir nicht zur Geſellſchaft gehen? mein Mann ſucht mich. — Sie waren wieder recht amüſant, mein Lieber, immer noch bei Laune wie vormals, menagiren Sie ſich nur im Trinken“ — und der ſpinnenbeinichte Kleinmeiſter griff nach ihrer Hand; ſie folgte ihm lachend in den Saal. — „Auf ewig verloren!“ ſchrie ich auf — „Ja gewiß, Codille, Liebſter!“ meckerte eine l'Hombre ſpielende Beſtie. Hinaus — hinaus rannte ich in die ſtürmiſche Nacht. —

2.

Die Geſellſchaft im Keller.

Unter den Linden auf und ab zu wandeln mag ſonſt ganz angenehm ſeyn, nur nicht in der Sylveſter-Nacht bei tüchtigem Froſt und Schneegeſtöber. Das fühlte ich Baarköpfiger und Unbemäntelter doch zuletzt, als durch die Fiebergluth Eisſchauer fuhren. Fort ging es über die Opernbrücke, bei dem Schloſſe vorbei — ich bog ein, lief über die Schleuſenbrücke bei der Münze vorüber. — Ich war in der Jägerſtraße dicht am Thiermannſchen Laden. Da brannten freundliche Lichter in den Zimmern; ſchon wollte ich hinein, weil zu ſehr mich fror und ich nach einem tüchtigen Schluck ſtarken Getränkes durſtete; eben ſtrömte eine Geſellſchaft in heller Fröhlichkeit heraus. Sie ſprachen von prächtigen Auſtern und dem guten Eilfer-Wein. „Recht hatte Jener doch,“ rief Einer von ihnen, wie ich beim Laternenſchein bemerkte, ein ſtattlicher Uhlanenoffizier, „Recht hatte Jener doch, der voriges Jahr in Mainz auf die verfluchten Kerle ſchimpfte, welche Anno 1794 durchaus nicht mit dem Eilfer herausrücken wollten.“ — Alle lachten aus voller Kehle. Unwillkürlich war ich einige Schritte weiter gekommen, ich blieb vor einem Keller ſtehen, aus dem ein einſames Licht herausſtrahlte. Fühlte ſich der Shakſpeariſche Heinrich nicht einmal ſo ermattet und demüthig, daß ihm die arme Creatur Dünnbier in den Sinn kam? In der That, mir geſchah Gleiches, meine Zunge lechzte nach einer Flaſche guten engliſchen Biers. Schnell fuhr ich in den Keller hinein. „Was beliebt?“ kam mir der Wirth, freundlich die Mütze rückend, entgegen. Ich forderte eine Flaſche guten engliſchen Biers nebſt einer tüchtigen Pfeife guten Tabaks, und befand mich bald in ſolch einem ſublimen Philiſtrismus, vor dem ſelbſt der Teufel Reſpekt hatte und von mir abließ. — O Juſtizrath! hätteſt du mich geſehen, wie ich aus deinem hellen Theezimmer herabgeſtiegen war in den dunkeln Bierkeller, du hätteſt dich mit recht ſtolzer verächtlicher Miene von mir abgewendet und gemurmelt: „Iſt es denn ein Wunder, daß ein ſolcher Menſch die zierlichſten Jabots ruinirt?“ —

Ich mochte ohne Hut und Mantel den Leuten etwas verwunderlich vorkommen. Dem Manne ſchwebte eine Frage auf den Lippen, da pochte es an's Fenſter und eine Stimme rief herab: „Macht auf, macht auf, ich bin da!“ Der Wirth lief hinaus und trat bald wieder herein, zwei brennende Lichter hoch in den Händen tragend, ihm folgte ein ſehr langer, ſchlanker Mann. In der niedrigen Thür vergaß er ſich zu bücken und ſtieß ſich den Kopf recht derb; eine barettartige ſchwarze Mütze, die er trug, verhinderte jedoch Beſchädigung. Er drückte ſich auf ganz eigne Weiſe der Wand entlang und ſetzte ſich mir gegenüber, indem die Lichter auf den Tiſch geſtellt wurden. Man hätte beinahe von ihm ſagen können, daß er vornehm und unzufrieden ausſähe. Er forderte verdrießlich Bier und Pfeife, und erregte mit wenigen Zügen einen ſolchen Dampf, daß wir bald in einer Wolke ſchwammen. Uebrigens hatte ſein Geſicht ſo etwas Charakteriſtiſches und Anziehendes, daß ich ihn trotz ſeines finſtern Weſens ſogleich liebgewann. Die ſchwarzen reichen Haare trug er geſcheitelt und von beiden Seiten in vielen kleinen Locken herabhängend, ſo daß er den Bildern von Rubens glich. Als er den großen Mantelkragen abgeworfen, ſah ich, daß er in eine ſchwarze Kurtka mit vielen Schnüren gekleidet war, ſehr fiel es mir aber auf, daß er über die Stiefeln zierliche Pantoffeln gezogen hatte. Ich wurde das gewahr, als er die Pfeife ausklopfte, die er in fünf Minuten ausgeraucht. Unſer Geſpräch wollte nicht recht von Statten gehen, der Fremde ſchien ſehr mit allerlei ſeltenen Pflanzen beſchäftigt, die er aus einer Kapſel genommen hatte und wohlgefällig betrachtete. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung über die ſchönen Gewächſe und fragte, da ſie ganz friſch gepflückt zu ſeyn ſchienen, ob er vielleicht im botaniſchen Garten oder bei Boucher geweſen. Er lächelte ziemlich ſeltſam und antwortete: „Botanik ſcheint nicht eben Ihr Fach zu ſeyn, ſonſt hätten Sie nicht ſo" — Er ſtockte, ich liſpelte kleinlaut: „albern" — „gefragt" ſetzte er treuherzig hinzu. „Sie würden," fuhr er fort, „auf den erſten Blick Alpenpflanzen erkannt haben, und zwar, wie ſie auf dem Tſchimboraſſo wachſen." Die letzten Worte ſagte der Fremde leiſe vor ſich hin, und Du kannſt denken, daß mir dabei ganz wunderlich zu Muthe wurde. Jede Frage erſtarb mir auf den Lippen; aber immer mehr regte ſich eine Ahnung in meinem Innern, und es war mir, als habe ich den Fremden nicht ſowohl oft geſehen, als oft gedacht. Da pochte es auf's Neue an's Fenſter, der Wirth öffnete die Thür und eine Stimme rief: „Seyd ſo gut Euern Spiegel zu verhängen." — „Aha!" ſagte der Wirth, „da kommt noch recht ſpät der General Suwarow." Der Wirth verhängte den Spiegel, und nun ſprang mit einer täppiſchen Geſchwindigkeit, ſchwerfällig hurtig, möcht' ich ſagen, ein kleiner dürrer Mann herein, in einem Mantel von ganz ſeltſam bräunlicher Farbe, der, indem der Mann in der Stube herumhüpfte, in vielen Falten und Fältchen auf ganz eigene Weiſe um den Körper wehte, ſo daß es im Schein der Lichter beinahe anzuſehen war, als führen viele Geſtalten aus und in einander, wie bei den Enslerſchen Fantasmagorien. Dabei rieb er die in den weiten Aermeln verſteckten Hände und rief: „Kalt! — kalt — o wie kalt! In Italia iſt es anders, anders!" Endlich ſetzte er ſich zwiſchen mir und dem Großen, ſprechend: „Das iſt ein entſetzlicher Dampf — Tabak gegen Tabak — hätt' ich nur eine Priſe!" — Ich trug die ſpiegelblank geſchliffene Stahldoſe in der Taſche, die Du mir einſt ſchenkteſt, die zog ich gleich heraus und wollte dem Kleinen Tabak anbieten. Kaum erblickte er die, als er mit beiden Händen darauf zufuhr und, ſie wegſtoßend, rief: „Weg — weg mit dem abſcheulichen Spiegel!" Seine Stimme hatte etwas Entſetzliches, und als ich ihn verwundert anſah, war er ein Andrer worden. Mit einem gemüthlichen jugendlichen Geſicht ſprang der Kleine herein, aber nun ſtarrte mich das todtenblaſſe, welke, eingefurchte Antlitz eines Greiſes mit hohlen Augen an. Voll Entſetzen rückte ich hin zum Großen. „Um's Himmelswillen, ſchauen Sie doch," wollt' ich rufen, aber der Große nahm an Allem keinen Antheil, ſondern war ganz vertieft in ſeine Tſchimboraſſo-Pflanzen, und in dem Augenblick forderte der Kleine: „Wein des Nordens,“ wie er ſich preziös ausdrückte. Nach und nach wurde das Geſpräch lebendiger. Der Kleine war mir zwar ſehr unheimlich, aber der Große wußte über geringfügig ſcheinende Dinge recht viel Tiefes und Ergötzliches zu ſagen, unerachtet er mit dem Ausdruck zu kämpfen ſchien, manchmal auch wohl ein ungehöriges Wort einmiſchte, das aber oft der Sache eben eine drollige Originalität gab, und ſo milderte er, mit meinem Innern ſich immer mehr befreundend, den übeln Eindruck des Kleinen. Dieſer ſchien wie von lauter Springfedern getrieben, denn er rückte auf dem Stuhle hin und her, geſtikulirte viel mit den Händen, und wohl rieſelte mir ein Eisſtrom durch die Haare über den Rücken, wenn ich es deutlich bemerkte, daß er wie aus zwei verſchiedenen Geſichtern herausſah. Vorzüglich blickte er oft den Großen, deſſen bequeme Ruhe ſonderbar gegen des Kleinen Beweglichkeit abſtach, mit dem alten Geſicht an, wiewohl nicht ſo entſetzlich, als zuvor mich. — In dem Maskenſpiel des irdiſchen Lebens ſieht oft der innere Geiſt mit leuchtenden Augen aus der Larve heraus, das Verwandte erkennend, und ſo mag es geſchehen ſein, daß wir drei abſonderliche Menſchen im Keller uns auch ſo angeſchaut und erkannt hatten. Unſer Geſpräch fiel in jenen Humor, der nur aus dem tief bis auf den Tod verletzten Gemüthe kommt. „Das hat auch ſeinen Haken,“ ſagte der Große. „Ach Gott,“ fiel ich ein, „wie viel Haken hat der Teufel überall für uns eingeſchlagen, in Zimmerwänden, Lauben, Roſenhecken, woran vorbeiſtreifend wir etwas von unſerm theuern Selbſt hängen laſſen. Es ſcheint, Verehrte! als ob uns Allen auf dieſe Weiſe ſchon etwas abhanden gekommen, wiewohl mir dieſe Nacht vorzüglich Hut und Mantel fehlte. Beides hängt an einem Haken in des Juſtizraths Vorzimmer, wie Sie wiſſen!“ Der Kleine und der Große fuhren ſichtlich auf, als träfe ſie unverſehens ein Schlag. Der Kleine ſchaute mich recht häßlich mit ſeinem alten Geſichte an, ſprang aber gleich auf einen Stuhl und zog das Tuch feſter über den Spiegel, während der Große ſorgfältig die Lichter putzte. Das Geſpräch lebte mühſam wieder auf, man erwähnte eines jungen wackern Malers, Namens Philipp, und des Bildes einer Prinzeſſinn, das er mit dem Geiſt der Liebe und dem frommen Sehnen nach dem Höchſten, wie der Herrinn tiefer heiliger Sinn es ihm entzündet, vollendet hatte. „Zum Sprechen ähnlich, und doch kein Portrait, ſondern ein Bild," meinte der Große. „Es iſt ſo ganz wahr," ſprach ich, „man möchte ſagen, wie aus dem Spiegel geſtohlen." Da ſprang der Kleine wild auf, mit dem alten Geſicht und funkelnden Augen mich anſtarrend ſchrie er: „Das iſt albern, das iſt toll, wer vermag aus dem Spiegel Bilder zu ſtehlen? — wer vermag das? meinſt Du, vielleicht der Teufel? — Hoho Bruder, der zerbricht das Glas mit der tölpiſchen Kralle, und die feinen weißen Hände des Frauenbildes werden auch wund und bluten. Albern iſt das. Heiſa! — zeig mir das Spiegelbild, das geſtohlne Spiegelbild, und ich mache Dir den Meiſterſprung von tauſend Klafter hinab, du betrübter Burſche!" — Der Große erhob ſich, ſchritt auf den Kleinen los und ſprach: „Mache Er ſich nicht ſo unnütz, mein Freund! ſonſt wird Er die Treppe hinaufgeworfen, es mag wohl miſerabel ausſehen mit Seinem eignen Spiegelbilde." — „Ha ha ha ha!" lachte und kreiſchte der Kleine in tollem Hohn, „ha ha ha — meinſt Du? meinſt Du? Hab' ich doch meinen ſchönen Schlagſchatten, o Du jämmerlicher Geſelle, hab' ich doch meinen Schlagſchatten!" — Und damit ſprang er fort, noch draußen hörten wir ihn recht hämiſch meckern und lachen: „hab' ich doch meinen Schlagſchatten!" Der Große war, wie vernichtet, todtenbleich in den Stuhl zurückgeſunken, er hatte den Kopf in beide Hände geſtützt und aus der tiefſten Bruſt athmete ſchwer ein Seufzer auf. „Was iſt Ihnen?" fragte ich theilnehmend. „O mein Herr," erwiederte der Große, „jener böſe Menſch, der uns ſo feindſelig erſchien, der mich bis hieher, bis in meine Normalkneipe verfolgte, wo ich ſonſt einſam blieb, da höchſtens nur etwa ein Erdgeiſt unter dem Tiſch auftauchte und Brodkrümchen naſchte — jener böſe Menſch hat mich zurückgeführt in mein tiefſtes Elend. Ach — verloren, unwiederbringlich verloren habe ich meinen — leben Sie wohl!" — Er ſtand auf und ſchritt mitten durch die Stube zur Thür hinaus. Alles blieb hell um ihn — er warf keinen Schlagſchatten. Voll Entzücken rannte ich nach — „Peter Schlemihl — Peter Schlemihl!"*) rief ich freudig, aber der hatte die Pantoffeln weggeworfen. Ich ſah, wie er über den Gensdarmesthurm hinwegſchritt und in der Nacht verſchwand.

---

*) Peter Schlemihls wunderſame Geſchichte, mitgetheilt von Adalbert von Chamiſſo und herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Nürnberg bei J. L. Schrag. 1814.

Als ich in den Keller zurück wollte, warf mir der Wirth die Thür vor der Naſe zu, ſprechend: „Vor ſolchen Gäſten bewahre mich der liebe Herr Gott!“ —

3.

Erſcheinungen.

Herr Mathieu iſt mein guter Freund, und ſein Thürſteher ein wachſamer Mann. Der machte mir gleich auf, als ich im goldnen Adler an der Hausklingel zog. Ich erklärte, wie ich mich aus einer Geſellſchaft fortgeſchlichen ohne Hut und Mantel, im letztern ſtecke aber mein Hausſchlüſſel, und die taube Aufwärterinn herauszupochen, ſey unmöglich. Der freundliche Mann (den Thürſteher mein' ich) öffnete ein Zimmer, ſtellte die Lichter hin und wünſchte mir eine gute Nacht. Der ſchöne breite Spiegel war verhängt, ich weiß ſelbſt nicht, wie ich darauf kam, das Tuch herabzuziehen und beide Lichter auf den Spiegeltiſch zu ſetzen. Ich fand mich, da ich in den Spiegel ſchaute, ſo blaß und entſtellt, daß ich mich kaum ſelbſt wieder erkannte. — Es war mir, als ſchwebe aus des Spiegels tiefſtem Hintergrunde eine dunkle Geſtalt hervor; ſo wie ich feſter und feſter Blick und Sinn darauf richtete, entwickelten ſich in ſeltſam magiſchem Schimmer deutlicher die Züge eines holden Frauenbildes — ich erkannte Julien. Von inbrünſtiger Liebe und Sehnſucht befangen, ſeufzte ich laut auf: „Julia! Julia!“ Da ſtöhnte und ächzte es hinter den Gardinen eines Bettes in des Zimmers äußerſter Ecke. Ich horchte auf, immer ängſtlicher wurde das Stöhnen. Juliens Bild war verſchwunden, entſchloſſen ergriff ich ein Licht, riß die Gardinen des Bettes raſch auf und ſchaute hinein. Wie kann ich Dir denn das Gefühl beſchreiben, das mich durchbebte, als ich den Kleinen erblickte, der mit dem jugendlichen, wiewohl ſchmerzlich verzogenen Geſicht da lag und im Schlaf recht aus tiefſter Bruſt aufſeufzte: „Giulietta — Giulietta!“ — Der Name fiel zündend in mein Inneres — das Grauen war von mir gewichen, ich faßte und rüttelte den Kleinen recht derb, rufend: „He — guter Freund, wie kommen

Sie in mein Zimmer, erwachen Sie und ſcheren Sie ſich gefälligſt zum Teufel!“ — Der Kleine ſchlug die Augen auf und blickte mich mit dunklen Blicken an: „Das war ein böſer Traum,“ ſprach er, „Dank ſei Ihnen, daß Sie mich weckten.“ Die Worte klangen nur wie leiſe Seufzer. Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Kleine mir jetzt ganz anders erſchien, ja daß der Schmerz, von dem er ergriffen, in mein eignes Inneres drang und all' mein Zorn in tiefer Wehmuth verging. Weniger Worte bedurfte es nur, um zu erfahren, daß der Thürſteher mir aus Verſehen daſſelbe Zimmer aufgeſchloſſen, welches der Kleine ſchon eingenommen hatte, daß ich es alſo war, der, unziemlich eingedrungen, den Kleinen aus dem Schlafe aufſtörte.

„Mein Herr,“ ſprach der Kleine, „ich mag Ihnen im Keller wohl recht toll und ausgelaſſen vorgekommen ſein, ſchieben Sie mein Betragen darauf, daß mich, wie ich nicht läugnen kann, zuweilen ein toller Spuk befängt, der mich aus allen Kreiſen des Sittigen und Gehörigen hinaustreibt. Sollte Ihnen denn nicht zuweilen Gleiches widerfahren?“ — „Ach Gott ja,“ erwiederte ich kleinmüthig, „nur noch heute Abend, als ich Julien wiederſah.“ — „Julie?“ krächzte der Kleine mit widriger Stimme und es zuckte über ſein Geſicht hin, das wieder plötzlich alt wurde. „O laſſen Sie mich ruhen — verhängen Sie doch gütigſt den Spiegel, Beſter!“ — dies ſagte er ganz matt auf's Kiſſen zurückſinkend. „Mein Herr,“ ſprach ich, „der Name meiner auf ewig verlornen Liebe ſcheint ſeltſame Erinnerungen in Ihnen zu wecken, auch variiren Sie merklich mit Dero angenehmen Geſichtszügen. Doch hoffe ich mit Ihnen ruhig die Nacht zu verbringen, weshalb ich gleich den Spiegel verhängen und mich in's Bett begeben will.“ Der Kleine richtete ſich auf, ſah mich mit überaus milden, gutmüthigen Blicken ſeines Jünglings-Geſichts an, faßte meine Hand und ſprach, ſie leiſe drückend: „Schlafen Sie ruhig, mein Herr, ich merke, daß wir Unglücksgefährten ſind. — Sollten Sie auch? — Julia — Giulietta — Nun dem ſei, wie ihm wolle, Sie üben eine unwiderſtehliche Gewalt über mich aus — ich kann nicht anders, ich muß Ihnen mein tiefſtes Geheimniß entdecken — dann haſſen, dann verachten Sie mich.“ Mit dieſen Worten ſtand der Kleine langſam auf, hüllte ſich in einen weißen weiten Schlafrock und ſchlich leiſe und recht geſpenſterartig nach dem Spiegel, vor dem er ſich hinſtellte. Ach! — rein und klar warf der Spiegel die beiden

Lichter, die Gegenſtände im Zimmer, mich ſelbſt zurück, die Geſtalt des Kleinen war nicht zu ſehen im Spiegel, kein Strahl reflektirte ſein dicht herangebogenes Geſicht. Er wandte ſich zu mir, die tiefſte Verzweiflung in den Mienen, er drückte meine Hände: „Sie kennen nun mein grenzenloſes Elend,“ ſprach er, „Schlemihl, die reine gute Seele, iſt beneidenswerth gegen mich Verworfenen. Leichtſinnig verkaufte er ſeinen Schlagſchatten, aber ich! — ich gab mein Spiegelbild ihr — ihr! — oh — oh — oh!“ — So tief aufſtöhnend, die Hände vor die Augen gedrückt, wankte der Kleine nach dem Bette, in das er ſich ſchnell warf. Erſtarrt blieb ich ſtehen, Argwohn, Verachtung, Grauen, Theilnahme, Mitleiden, ich weiß ſelbſt nicht, was ſich alles für und wider den Kleinen in meiner Bruſt regte. Der Kleine fing indeß bald an ſo anmuthig und melodiös zu ſchnarchen, daß ich der narkotiſchen Kraft dieſer Töne nicht widerſtehen konnte. Schnell verhängte ich den Spiegel, löſchte die Lichter aus, warf mich, ſo wie der Kleine, in's Bett und fiel bald in tiefen Schlaf. Es mochte wohl ſchon Morgen ſein, als ein blendender Schimmer mich weckte. Ich ſchlug die Augen auf und erblickte den Kleinen, der im weißen Schlafrock, die Nachtmütze auf dem Kopf, den Rücken mir zugewendet, am Tiſche ſaß und bei beiden angezündeten Lichtern emſig ſchrieb. Er ſah recht ſpukhaft aus, mir wandelte ein Grauen an; der Traum erfaßte mich plötzlich und trug mich wieder zum Juſtizrath, wo ich neben Julien auf der Ottomane ſaß. Doch bald war es mir, als ſei die ganze Geſellſchaft eine ſpaßhafte Weihnachtsausſtellung bei Fuchs, Weide, Schoch oder ſonſt, der Juſtizrath eine zierliche Figur von Dragant mit poſtpapiernem Jabot. Höher und höher wurden die Bäume und Roſenbüſche. Julie ſtand auf und reichte mir den kriſtallnen Pokal, aus dem blaue Flammen emporleckten. Da zog es mich am Arm, der Kleine ſtand hinter mir mit dem alten Geſicht und liſpelte: „Trink nicht, trink nicht — ſieh ſie doch recht an! — haſt Du ſie nicht ſchon geſehen auf den Warnungstafeln von Breughel, von Callot oder von Rembrandt?“ — Mir ſchauerte vor Julien, denn freilich war ſie in ihrem faltenreichen Gewande mit den bauſchigen Aermeln, in ihrem Haarſchmuck ſo anzuſehen, wie die von hölliſchen Unthieren umgebenen lockenden Jungfrauen auf den Bildern jener Meiſter. „Warum fürchteſt Du Dich denn,“ ſprach Julie, „ich habe Dich und Dein Spiegelbild doch ganz und gar.“ Ich ergriff den

Pokal, aber der Kleine hüpfte wie ein Eichhörnchen auf meine Schultern und wehte mit dem Schweiſe in die Flammen, widrig quiekend: „Trink nicht — trink nicht.“ Doch nun wurden alle Zuckerfiguren der Ausſtellung lebendig und bewegten komiſch die Händchen und Füßchen, der dragantne Juſtizrath trippelte auf mich zu und rief mit einem ganz feinen Stimmchen: „warum der ganze Rumor, mein Beſter? warum der ganze Rumor? Stellen Sie ſich doch nur auf Ihre lieben Füße, denn ſchon lange bemerke ich, daß Sie in den Lüften über Stühle und Tiſche wegſchreiten.“ Der Kleine war verſchwunden, Julie hatte nicht mehr den Pokal in der Hand. „Warum wollteſt Du denn nicht trinken?“ ſprach ſie, „war denn die reine herrliche Flamme, die Dir aus dem Pokal entgegenſtrahlte, nicht der Kuß, wie Du ihn einſt von mir empfingſt?“ Ich wollte ſie an mich drücken, Schlemihl trat aber dazwiſchen, ſprechend: „Das iſt Mina, die den Raskal geheirathet.“ Er hatte einige Zuckerfiguren getreten, die ächzten ſehr. — Aber bald vermehrten dieſe ſich zu Hunderten und Tauſenden, und trippelten um mich her und an mir herauf im bunten häßlichen Gewimmel und umſummten mich wie ein Bienenſchwarm. — Der dragantne Juſtizrath hatte ſich bis zur Halsbinde heraufgeſchwungen, die zog er immer feſter und feſter an. „Verdammter dragantner Juſtizrath!“ ſchrie ich laut und fuhr auf aus dem Schlafe. Es war heller lichter Tag, ſchon elf Uhr Mittags. „Das ganze Ding mit dem Kleinen war auch wohl nur ein lebhafter Traum,“ dachte ich eben, als der mit dem Frühſtück eintretende Kellner mir ſagte, daß der fremde Herr, der mit mir in einem Zimmer geſchlafen, am frühen Morgen abgereiſt ſei und ſich mir ſehr empfehlen laſſe. Auf dem Tiſche, an dem Nachts der ſpukhafte Kleine ſaß, fand ich ein friſch beſchriebenes Blatt, deſſen Inhalt ich Dir mittheile, da es unbezweifelt des Kleinen wunderſame Geſchichte iſt.

4.

Die Geſchichte vom verlornen Spiegelbilde.

Endlich war es doch ſo weit gekommen, daß Erasmus Spikher den Wunſch, den er ſein Leben lang im Herzen genährt, erfüllen konnte. Mit frohem Herzen und wohlgefülltem Beutel ſetzte er ſich in den Wagen, um die nördliche Heimath zu verlaſſen und nach dem ſchönen warmen Welſchland zu reiſen. Die liebe fromme Hausfrau vergoß tauſend Thränen, ſie hob den kleinen Rasmus, nachdem ſie ihm Naſe und Mund ſorgfältig geputzt, in den Wagen hinein, damit der Vater zum Abſchiede ihn noch recht küſſe. „Lebe wohl, mein lieber Erasmus Spikher,“ ſprach die Frau ſchluchzend, „das Haus will ich Dir gut bewahren, denke fein fleißig an mich, bleibe mir treu und verliere nicht die ſchöne Reiſemütze, wenn Du, wie Du wohl pflegſt, ſchlafend zum Wagen herausnickſt.“ — Spikher verſprach das. —

In dem ſchönen Florenz fand Erasmus einige Landsleute, die voll Lebensluſt und jugendlichen Muthes in den üppigen Genüſſen, wie ſie das herrliche Land reichlich darbot, ſchwelgten. Er bewies ſich ihnen als ein wackrer Kumpan und es wurden allerlei ergötzliche Gelage veranſtaltet, denen Spikhers beſonders muntrer Geiſt und das Talent, dem tollen Ausgelaſſenen das Sinnige beizufügen, einen eignen Schwung gaben. So kam es denn, daß die jungen Leute (Erasmus erſt ſieben und zwanzig Jahr alt, war wohl dazu zu rechnen) einmal zur Nachtzeit in eines herrlichen, duftenden Gartens erleuchtetem Boskett ein gar fröhliches Feſt begingen. Jeder, nur nicht Erasmus, hatte eine liebliche Donna mitgebracht. Die Männer gingen in zierlicher altdeutſcher Tracht, die Frauen waren in bunten leuchtenden Gewändern, jede auf andere Art ganz fantaſtiſch gekleidet, ſo daß ſie erſchienen wie liebliche wandelnde Blumen. Hatte Dieſe oder Jene zu dem Saitengeliſpel der Mandolinen ein italieniſches Liebeslied geſungen, ſo ſtimmten die Männer unter dem luſtigen Geklingel der mit Syrakuſer gefüllten Gläſer einen kräftigen deutſchen Rundgeſang an. — Iſt ja doch Italien das Land der Liebe. Der Abendwind ſäuſelte wie in ſehnſüchtigen Seufzern, wie Liebeslaute durchwallten die Orange- und Jasmindüfte das Boskett, ſich miſchend in das loſe neckhafte Spiel, das die holden Frauenbilder, all' die kleinen zarten Buffonerien, wie ſie nur den italieniſchen Weibern eigen, aufbietend, begonnen hatten. Immer reger und lauter wurde die Luſt. Friedrich, der Glühendſte von Allen, ſtand auf, mit einem Arm hatte er ſeine Donna umſchlungen, und das mit perlendem Syrakuſer gefüllte Glas mit der andern Hand hoch ſchwingend, rief er: „Wo iſt denn Himmelsluſt und Seligkeit zu finden als bei Euch, Ihr holden, herrlichen italieniſchen Frauen, Ihr ſeyd ja die Liebe ſelbſt. — Aber Du, Erasmus," fuhr er fort, ſich zu Spikher wendend, „ſcheinſt das nicht ſonderlich zu fühlen, denn nicht allein, daß Du, aller Verabredung, Ordnung und Sitte entgegen, keine Donna zu unſerm Feſte geladen haſt, ſo biſt Du auch heute ſo trübe und in Dich gekehrt, daß, hätteſt Du nicht wenigſtens tapfer getrunken und geſungen, ich glauben würde, Du ſeyſt mit einem Mal ein langweiliger Melancholikus geworden." — „Ich muß Dir geſtehen, Friedrich," erwiederte Erasmus, „daß ich mich auf die Weiſe nun einmal nicht freuen kann. Du weißt ja, daß ich eine liebe, fromme Hausfrau zurückgelaſſen habe, die ich recht aus tiefer Seele liebe, und an der ich ja offenbar einen Verrath beginge, wenn ich im loſen Spiel auch nur für einen Abend mir eine Donna wählte. Mit Euch unbeweibten Jünglingen iſt das ein Andres, aber ich, als Familienvater" — Die Jünglinge lachten hell auf, da Erasmus bei dem Worte „Familienvater" ſich bemühte, das jugendliche gemüthliche Geſicht in ernſte Falten zu ziehen, welches denn eben ſehr poſſierlich herauskam. Friedrichs Donna ließ ſich das, was Erasmus teutſch geſprochen, in das Italieniſche überſetzen, dann wandte ſie ſich ernſten Blickes zum Erasmus und ſprach, mit aufgehobenem Finger leiſe drohend: „Du kalter, kalter Teutſcher! — verwahre Dich wohl, noch haſt Du Giulietta nicht geſehen!"

In dem Augenblick rauſchte es beim Eingange des Bosketts, und aus dunkler Nacht trat in den lichten Kerzenſchimmer hinein ein wunderherrliches Frauenbild. Das weiße, Buſen, Schultern und Nacken nur halb verhüllende Gewand, mit bauſchigen bis an die Ellbogen ſtreifenden Aermeln, floß in reichen breiten Falten herab, die Haare vorn an der Stirn geſcheitelt, hinten in vielen Flechten heraufgeneſtelt. — Goldene Ketten um den Hals, reiche Armbänder um die Handgelenke geſchlungen, vollendeten den alterthümlichen Putz der Jungfrau, die anzuſehen war, als wandle ein Frauenbild von Rubens oder dem zierlichen Mieris daher. „Giulietta!“ riefen die Mädchen voll Erſtaunen. Giulietta, deren Engelsſchönheit Alle überſtrahlte, ſprach mit ſüßer lieblicher Stimme: „Laßt mich doch Theil nehmen an Euerm ſchönen Feſt, ihr wackern teutſchen Jünglinge. Ich will hin zu Jenem dort, der unter Euch iſt ſo ohne Luſt und ohne Liebe.“ Damit wandelte ſie in hoher Anmuth zum Erasmus und ſetzte ſich auf den Seſſel, der neben ihm leer geblieben, da man vorausgeſetzt hatte, daß auch er eine Donna mitbringen werde. Die Mädchen liſpelten unter einander: „Seht, o ſeht, wie Giulietta heute wieder ſo ſchön iſt!“ und die Jünglinge ſprachen: „Was iſt denn das mit dem Erasmus, er hat ja die Schönſte gewonnen und uns nur wohl verhöhnt?“

Dem Erasmus war bei dem erſten Blick, den er auf Giulietta warf, ſo ganz beſonders zu Muthe geworden, daß er ſelbſt nicht wußte, was ſich denn ſo gewaltſam in ſeinem Innern rege. Als ſie ſich ihm näherte, faßte ihn eine fremde Gewalt und drückte ſeine Bruſt zuſammen, daß ſein Athem ſtockte. Das Auge feſt geheftet auf Giulietta mit erſtarrten Lippen ſaß er da und konnte kein Wort hervorbringen, als die Jünglinge laut Giulietta's Anmuth und Schönheit prieſen. Giulietta nahm einen vollgeſchenkten Pokal und ſtand auf, ihn dem Erasmus freundlich darreichend; der ergriff den Pokal, Giulietta's zarte Finger leiſe berührend. Er trank, Gluth ſtrömte durch ſeine Adern. Da fragte Giulietta ſcherzend: „Soll ich denn Eure Donna ſeyn?“ Aber Erasmus warf ſich wie im Wahnſinn vor Giulietta nieder, drückte ihre beiden Hände an ſeine Bruſt und rief: „Ja, Du biſt es, Dich habe ich geliebt immerdar, Dich, Du Engelsbild! — Dich habe ich geſchaut in meinen Träumen, Du biſt mein Glück, meine Seligkeit, mein höheres Leben!“ — Alle glaubten, der Wein ſey dem Erasmus zu Kopf geſtiegen, denn ſo hatten ſie ihn nie geſehen, er ſchien ein Anderer worden. „Ja, Du — Du biſt mein Leben, Du flammſt in mir mit verzehrender Gluth. Laß mich untergehen — untergehen, nur in Dir, nur Du will ich ſeyn,“ — ſo ſchrie Erasmus, aber Giulietta nahm ihn ſanft in die Arme; ruhiger geworden ſetzte er ſich an ihre Seite, und bald begann wieder das heitre Liebesſpiel in munteren Scherzen und Liedern, das durch

Giulietta und Erasmus unterbrochen worden. Wenn Giulietta ſang, war es, als gingen aus tiefſter Bruſt Himmelstöne hervor, nie gekannte, nur geahnte Luſt in Allen entzündend. Ihre volle wunderbare Kriſtallſtimme trug eine geheimnißvolle Gluth in ſich, die jedes Gemüth ganz und gar befing. Feſter hielt jeder Jüngling ſeine Donna umſchlungen, und feuriger ſtrahlte Aug' in Auge. Schon verkündete ein rother Schimmer den Anbruch der Morgenröthe, da rieth Giulietta das Feſt zu enden. Es geſchah. Erasmus ſchickte ſich an, Giulietta zu begleiten, ſie ſchlug das ab und bezeichnete ihm das Haus, wo er ſie künftig finden könne. Während des teutſchen Rundgeſanges, den die Jünglinge noch zum Beſchluß des Feſtes anſtimmten, war Giulietta aus dem Boskett verſchwunden; man ſah ſie hinter zwei Bedienten, die mit Fackeln voranſchritten, durch einen fernen Laubgang wandeln. Erasmus wagte nicht, ihr zu folgen. Die Jünglinge nahmen nun jeder ſeine Donna unter den Arm und ſchritten in voller heller Luſt von dannen. Ganz verſtört und im Innern zerriſſen von Sehnſucht und Liebesqual folgte ihnen endlich Erasmus, dem ſein kleiner Diener mit der Fackel vorleuchtete. So ging er, da die Freunde ihn verlaſſen, durch eine entlegene Straße, die nach ſeiner Wohnung führte. Die Morgenröthe war hoch heraufgeſtiegen, der Diener ſtieß die Fackel auf dem Steinpflaſter aus, aber in den aufſprühenden Funken ſtand plötzlich eine ſeltſame Figur vor Erasmus, ein langer dürrer Mann mit ſpitzer Habichtsnaſe, funkelnden Augen, hämiſch verzogenem Munde, im feuerrothen Rock mit ſtrahlenden Stahlknöpfen. Der lachte und rief mit unangenehm gellender Stimme: „Ho ho! — Ihr ſeyd wohl aus einem alten Bilderbuch herausgeſtiegen mit Euerm Mantel, Euerm geſchlitzten Wamms und Euerm Federbarett. — Ihr ſeht recht ſchnakiſch aus, Hr. Erasmus, aber wollt Ihr denn auf der Straße der Leute Spott werden? Kehrt doch nur ruhig zurück in Euern Pergamentband." — „Was geht Euch meine Kleidung an," ſprach Erasmus verdrießlich und wollte, den rothen Kerl bei Seite ſchiebend, vorübergehen, der ſchrie ihm nach: „Nun, nun — eilt nur nicht ſo, zur Giulietta könnt Ihr doch jetzt gleich nicht hin." Erasmus drehte ſich raſch um. „Was ſprecht Ihr von Giulietta," rief er mit wilder Stimme, den rothen Kerl bei der Bruſt packend. Der wandte ſich aber pfeilſchnell und war, ehe ſich's Erasmus verſah, verſchwunden. Erasmus blieb ganz verblüfft ſtehen, mit dem Stahlknopf in der

Hand, den er dem Rothen abgeriſſen. „Das war der Wunderdoktor, Signor Dapertutto; was der nur von Euch wollte?“ ſprach der Diener, aber dem Erasmus wandelte ein Grauen an, er eilte ſein Haus zu erreichen. —

Giulietta empfing den Erasmus mit all' der wunderbaren Anmuth und Freundlichkeit, die ihr eigen. Der wahnſinnigen Leidenſchaft, die den Erasmus entflammt, ſetzte ſie ein mildes, gleichmüthiges Betragen entgegen. Nur dann und wann funkelten ihre Augen höher auf, und Erasmus fühlte, wie leiſe Schauer aus dem Innerſten heraus ihn durchbebten, wenn ſie manchmal ihn mit einem recht ſeltſamen Blicke traf. Nie ſagte ſie ihm, daß ſie ihn liebe, aber ihre ganze Art und Weiſe mit ihm umzugehen, ließ es ihn deutlich ahnen, und ſo kam es, daß immer feſtere und feſtere Bande ihn umſtrickten. Ein wahres Sonnenleben ging ihm auf; die Freunde ſah er ſelten, da Giulietta ihn in andere fremde Geſellſchaft eingeführt. —

Einſt begegnete ihm Friedrich, der ließ ihn nicht los, und als der Erasmus durch manche Erinnerung an ſein Vaterland und an ſein Haus recht mild und weich geworden, da ſagte Friedrich: „Weißt Du wohl, Spikher, daß Du in recht gefährliche Bekanntſchaft gerathen biſt? Du mußt es doch wohl ſchon gemerkt haben, daß die ſchöne Giulietta eine der ſchlaueſten Courtiſanen iſt, die es je gab. Man trägt ſich dabei mit allerlei geheimnißvollen, ſeltſamen Geſchichten, die ſie in gar beſonderm Lichte erſcheinen laſſen. Daß ſie über die Menſchen, wenn ſie will, eine unwiderſtehliche Macht übt und ſie in unauflösliche Bande verſtrickt, ſeh' ich an Dir, Du biſt ganz und gar verändert, Du biſt ganz der verführeriſchen Giulietta hingegeben, Du denkſt nicht mehr an Deine liebe fromme Hausfrau.“ — Da hielt Erasmus beide Hände vor's Geſicht, er ſchluchzte laut, er rief den Namen ſeiner Frau. Friedrich merkte wohl, wie ein innerer harter Kampf begonnen. „Spikher,“ fuhr er fort, „laß uns ſchnell abreiſen.“ „Ja, Friedrich,“ rief Spikher heftig. „Du haſt Recht. Ich weiß nicht, wie mich ſo finſtre gräßliche Ahnungen plötzlich ergreifen, — ich muß fort, noch heute fort.“ — Beide Freunde eilten über die Straße, quer vorüber ſchritt Signor Dapertutto, der lachte dem Erasmus in's Geſicht und rief: „Ach, eilt doch, eilt doch nur ſchnell, Giulietta wartet ſchon, das Herz voll Sehnſucht, die Augen voll Thränen. — Ach, eilt doch, eilt doch!“ Erasmus wurde wie vom Blitz getroffen. „Dieſer

Kerl,“ ſprach Friedrich, „dieſer Ciarlatano iſt mir im Grunde der Seele zuwider, und daß der bei Giulietta aus- und eingeht und ihr ſeine Wunderesſenzen verkauft.“ — „Was!“ rief Erasmus, „dieſer abſcheuliche Kerl bei Giulietta — bei Giulietta?“ — „Wo bleibt Ihr aber auch ſo lange, Alles wartet auf Euch, habt Ihr denn gar nicht an mich gedacht?“ ſo rief eine ſanfte Stimme vom Balkon herab. Es war Giulietta, vor deren Hauſe die Freunde, ohne es bemerkt zu haben, ſtanden. Mit einem Sprunge war Erasmus im Hauſe. „Der iſt nun einmal hin und nicht mehr zu retten,“ ſprach Friedrich leiſe und ſchlich über die Straße fort. —

Nie war Giulietta liebenswürdiger geweſen, ſie trug dieſelbe Kleidung als damals in dem Garten, ſie ſtrahlte in voller Schönheit und jugendlicher Anmuth. Erasmus hatte Alles vergeſſen, was er mit Friedrich geſprochen, mehr als je riß ihn die höchſte Wonne, das höchſte Entzücken unwiderſtehlich hin, aber auch noch niemals hatte Giulietta ſo ohne allen Rückhalt ihm ihre innigſte Liebe merken laſſen. Nur ihn ſchien ſie zu beachten, nur für ihn zu ſeyn. — Auf einer Villa, die Giulietta für den Sommer gemiethet, ſollte ein Feſt gefeiert werden. Man begab ſich dahin. In der Geſellſchaft befand ſich ein junger Italiener von recht häßlicher Geſtalt und noch häßlicheren Sitten, der bemühte ſich viel um Giulietta und erregte die Eiferſucht des Erasmus, der voll Ingrimm ſich von den Andern entfernte und einſam in einer Seiten-Allee des Gartens auf- und abſchlich. Giulietta ſuchte ihn auf. „Was iſt Dir? — biſt Du denn nicht ganz mein?“ Damit umfing ſie ihn mit den zarten Armen und drückte einen Kuß auf ſeine Lippen. Feuerſtrahlen durchblitzten ihn, in raſender Liebeswuth drückte er die Geliebte an ſich und rief: „Nein, ich laſſe Dich nicht, und ſollte ich untergehen im ſchmachvollſten Verderben!“ Giulietta lächelte ſeltſam bei dieſen Worten, und ihn traf jener ſonderbare Blick, der ihm jederzeit innern Schauer erregte. Sie gingen wieder zur Geſellſchaft. Der widrige junge Italiener trat jetzt in die Rolle des Erasmus; von Eiferſucht getrieben, ſtieß er allerlei ſpitze beleidigende Reden gegen Teutſche und insbeſondere gegen Spikher aus. Der konnte es endlich nicht länger ertragen; raſch ſchritt er auf den Italiener los. „Haltet ein,“ ſprach er, „mit Euern nichtswürdigen Sticheleien auf Teutſche und auf mich, ſonſt werfe ich Euch in jenen Teich, und Ihr könnt Euch im Schwimmen verſuchen.“ In dem Augenblick blitzte ein Dolch in des Italieners Hand, da packte Erasmus ihn wüthend bei der Kehle und warf ihn nieder, ein kräftiger Fußtritt in's Genick, und der Italiener gab röchelnd ſeinen Geiſt auf. — Alles ſtürzte auf den Erasmus los, er war ohne Beſinnung — er fühlte ſich ergriffen, fortgeriſſen. Als er wie aus tiefer Betäubung erwachte, lag er in einem kleinen Cabinet zu Giulietta's Füßen, die, das Haupt über ihn herabgebeugt, ihn mit beiden Armen umfaßt hielt. „Du böſer, böſer Teutſcher,“ ſprach ſie unendlich ſanft und mild, „welche Angſt haſt Du mir verurſacht! Aus der nächſten Gefahr habe ich Dich errettet, aber nicht ſicher biſt Du mehr in Florenz, in Italien. Du mußt fort, Du mußt mich, die Dich ſo ſehr liebt, verlaſſen.“ Der Gedanke der Trennung zerriß den Erasmus in namenloſem Schmerz und Jammer. „Laß mich bleiben,“ ſchrie er, „ich will ja gern den Tod leiden, heißt denn ſterben mehr als leben ohne Dich?“ Da war es ihm, als rufe eine leiſe ferne Stimme ſchmerzlich ſeinen Namen. Ach! es war die Stimme der frommen teutſchen Hausfrau. Erasmus verſtummte, und auf ganz ſeltſame Weiſe fragte Giulietta: „Du denkſt wohl an Dein Weib? — Ach, Erasmus, Du wirſt mich nur zu bald vergeſſen.“ — „Könnte ich nur ewig und immerdar ganz Dein ſeyn,“ ſprach Erasmus. Sie ſtanden gerade vor dem ſchönen breiten Spiegel, der in der Wand des Cabinets angebracht war und an deſſen beiden Seiten helle Kerzen brannten. Feſter, inniger drückte Giulietta den Erasmus an ſich, indem ſie leiſe liſpelte: „Laß mir Dein Spiegelbild, Du innig Geliebter, es ſoll mein und bei mir bleiben immerdar.“ — „Giulietta,“ rief Erasmus ganz verwundert, „was meinſt Du denn? — mein Spiegelbild?“ — Er ſah dabei in den Spiegel, der ihn und Giulietta in ſüßer Liebesumarmung zurückwarf. „Wie kannſt Du denn mein Spiegelbild behalten,“ fuhr er fort, „das mit mir wandelt überall, und aus jedem klaren Waſſer, aus jeder hellgeſchliffenen Fläche mir entgegentritt?“ — „Nicht einmal,“ ſprach Giulietta, „nicht einmal dieſen Traum Deines Ichs, wie er aus dem Spiegel hervorſchimmert, gönnſt Du mir, der Du ſonſt mein mit Leib und Leben ſeyn wollteſt? Nicht einmal Dein unſtetes Bild ſoll bei mir bleiben und mit mir wandeln durch das arme Leben, das nun wohl, da Du fliehſt, ohne Luſt und Liebe bleiben wird?“ Die heißen Thränen ſtürzten der Giulietta aus den ſchönen dunklen Augen. Da rief Erasmus wahnſinnig vor tödtendem Liebesſchmerz: „Muß ich denn fort von Dir? — muß ich fort, ſo ſoll mein Spiegelbild Dein bleiben auf ewig und immerdar Keine Macht — der Teufel ſoll es Dir nicht entreißen, bis Du mich ſelbſt haſt mit Seele und Leib.“ — Giulietta's Küſſe brannten wie Feuer auf ſeinem Munde, als er dies geſprochen, dann ließ ſie ihn los und ſtreckte ſehnſuchtsvoll die Arme aus nach dem Spiegel. Erasmus ſah, wie ſein Bild unabhängig von ſeinen Bewegungen hervortrat, wie es in Giulietta's Arme glitt, wie es mit ihr im ſeltſamen Duft verſchwand. Allerlei häßliche Stimmen meckerten und lachten in teufliſchem Hohn; erfaßt von dem Todeskrampf des tiefſten Entſetzens ſank er bewußtlos zu Boden, aber die fürchterliche Angſt — das Grauſen riß ihn auf aus der Betäubung, in dicker dichter Finſterniß taumelte er zur Thür hinaus, die Treppe hinab. Vor dem Hauſe ergriff man ihn und hob ihn in einen Wagen, der ſchnell fortrollte. „Dieſelben haben ſich etwas alterirt, wie es ſcheint,“ ſprach der Mann, der ſich neben ihn geſetzt hatte, in teutſcher Sprache, „Dieſelben haben ſich etwas alterirt, indeſſen wird jetzt Alles ganz vortrefflich gehen, wenn Sie ſich nur mir ganz überlaſſen wollen. Giuliettchen hat ſchon das Ihrige gethan und mir Sie empfohlen. Sie ſind auch ein recht lieber junger Mann und inkliniren erſtaunlich zu angenehmen Späßen, wie ſie uns, mir und Giuliettchen, ſehr behagen. Das war mir ein recht tüchtiger teutſcher Tritt in den Nacken. Wie dem Amoroſo die Zunge kirſchblau zum Halſe heraushing — es ſah recht poſſierlich aus, und wie er ſo krächzte und ächzte und nicht gleich abfahren konnte — ha — ha — ha —“ Die Stimme des Mannes war ſo widrig höhnend, ſein Schnickſchnack ſo gräßlich, daß die Worte Dolchſtichen gleich in des Erasmus Bruſt fuhren. „Wer Ihr auch ſeyn mögt,“ ſprach Erasmus, „ſchweigt, ſchweigt von der entſetzlichen That, die ich bereue!“ — „Bereuen, bereuen!“ erwiederte der Mann, „ſo bereut Ihr auch wohl, daß Ihr Giulietta kennen gelernt und ihre ſüße Liebe erworben habt?“ — „Ach, Giulietta, Giulietta!“ ſeufzte Erasmus. „Nun ja,“ fuhr der Mann fort, „ſo ſeyd Ihr nun kindiſch, Ihr wünſcht und wollt, aber Alles ſoll auf gleichem glatten Wege bleiben. Fatal iſt es zwar, daß Ihr Giulietta habt verlaſſen müſſen, aber doch könnte ich wohl, bliebet Ihr hier, Euch allen Dolchen Eurer Verfolger und auch der lieben Juſtiz entziehen.“ Der Gedanke bei Giulietta bleiben zu können, ergriff den Erasmus gar mächtig. „Wie wäre das möglich?“ fragte er. — „Ich kenne,“ fuhr der Mann fort, „ein ſympathetiſches Mittel, das Eure Verfolger mit Blindheit ſchlägt, kurz, welches bewirkt, daß Ihr ihnen immer mit einem andern Geſichte erſcheint und ſie Euch niemals wieder erkennen. So wie es Tag iſt, werdet Ihr ſo gut ſeyn recht lange und aufmerkſam in irgend einen Spiegel zu ſchauen, mit Euerm Spiegelbilde nehme ich dann, ohne es im mindeſten zu verſehren, gewiſſe Operationen vor und Ihr ſeyd geborgen, Ihr könnt dann leben mit Giulietta ohne alle Gefahr in aller Luſt und Freudigkeit.“ — „Fürchterlich, fürchterlich!“ ſchrie Erasmus auf. „Was iſt denn fürchterlich, mein Wertheſter?“ fragte der Mann höhniſch. „Ach, ich — habe, ich — habe,“ fing Erasmus an — „Euer Spiegelbild ſitzen laſſen,“ fiel der Mann ſchnell ein, „ſitzen laſſen bei Giulietta? — ha ha ha! Braviſſimo, mein Beſter! Nun könnt Ihr durch Fluren und Wälder, Städte und Dörfer laufen, bis Ihr Euer Weib gefunden nebſt dem kleinen Rasmus und wieder ein Familienvater ſeyd, wiewohl ohne Spiegelbild, worauf es Eurer Frau auch weiter wohl nicht ankommen wird, da ſie Euch leiblich hat, Giulietta aber immer nur Euer ſchimmerndes Traum-Ich.“ — „Schweige, Du entſetzlicher Menſch,“ ſchrie Erasmus. In dem Augenblick nahte ſich ein fröhlich ſingender Zug mit Fackeln, die ihren Glanz in den Wagen warfen. Erasmus ſah ſeinem Begleiter in's Geſicht und erkannte den häßlichen Doktor Dapertutto. Mit einem Satz ſprang er aus dem Wagen und lief dem Zuge entgegen, da er ſchon in der Ferne Friedrichs wohltönenden Baß erkannt hatte. Die Freunde kehrten von einem ländlichen Mahle zurück. Schnell unterrichtete Erasmus Friedrichen von Allem was geſchehen, und verſchwieg nur den Verluſt ſeines Spiegelbildes. Friedrich eilte mit ihm voran nach der Stadt, und ſo ſchnell wurde alles Röthige veranſtaltet, daß, als die Morgenröthe aufgegangen, Erasmus auf einem raſchen Pferde ſich ſchon weit von Florenz entfernt hatte. — Spikher hat manches Abentheuer aufgeſchrieben, das ihm auf ſeiner Reiſe begegnete. Am merkwürdigſten iſt der Vorfall, welcher zuerſt den Verluſt ſeines Spiegelbildes ihm recht ſeltſam fühlen ließ. Er war nämlich gerade, weil ſein müdes Pferd Erholung bedurfte, in einer großen Stadt geblieben, und ſetzte ſich ohne Arg an die ſtark beſetzte Wirthstafel, nicht achtend, daß ihm gegenüber ein ſchöner klarer Spiegel hing. Ein Satan von Kellner, der hinter ſeinem Stuhle ſtand, wurde gewahr, daß drüben im Spiegel der Stuhl leer geblieben und ſich nichts von der darauf ſitzenden Perſon reflektire. Er theilte ſeine Bemerkung dem Nachbar des Erasmus mit, der ſeinem Nebenmann, es lief durch die ganze Tiſchreihe ein Gemurmel und Geflüſter, man ſah den Erasmus an, dann in den Spiegel. Noch hatte Erasmus gar nicht bemerkt, daß ihm das Alles galt, als ein ernſthafter Mann vom Tiſche aufſtand, ihn vor den Spiegel führte, hineinſah und dann ſich zur Geſellſchaft wendend laut rief: Wahrhaftig, er hat kein Spiegelbild! „Er hat kein Spiegelbild — er hat kein Spiegelbild!“ ſchrie Alles durch einander; „ein mauvais sujet, ein homo nefas, werft ihn zur Thür hinaus!“ — Voll Wuth und Schaam flüchtete Erasmus auf ſein Zimmer; aber kaum war er dort, als ihm von Polizei wegen angekündigt wurde, daß er binnen einer Stunde mit ſeinem vollſtändigen, völlig ähnlichen Spiegelbilde vor der Obrigkeit erſcheinen oder die Stadt verlaſſen müſſe. Er eilte von dannen, vom müſſigen Pöbel, von den Straßenjungen verfolgt, die ihm nachſchrieen: „da reitet er hin, der dem Teufel ſein Spiegelbild verkauft hat, da reitet er hin!“ — Endlich war er im Freien. Nun ließ er überall wo er hinkam, unter dem Vorwande eines natürlichen Abſcheus gegen jede Abſpiegelung, alle Spiegel ſchnell verhängen, und man nannte ihn daher ſpottweiſe den General Suwarow, der ein Gleiches that. —

Freudig empfing ihn, als er ſeine Vaterſtadt und ſein Haus erreicht, die liebe Frau mit dem kleinen Rasmus, und bald ſchien es ihm, als ſey in ruhiger, friedlicher Häuslichkeit der Verluſt des Spiegelbildes wohl zu verſchmerzen. Es begab ſich eines Tages, daß Spikher, der die ſchöne Giulietta ganz aus Sinn und Gedanken verloren, mit dem kleinen Rasmus ſpielte; der hatte die Händchen voll Ofenruß und fuhr damit dem Papa in's Angeſicht. „Ach, Vater, Vater, wie hab' ich Dich ſchwarz gemacht, ſchau mal her!“ So rief der Kleine und holte, ehe Spikher es hindern konnte, einen Spiegel herbei, den er, ebenfalls hineinſchauend, dem Vater vorhielt. — Aber gleich ließ er den Spiegel weinend fallen und lief ſchnell zum Zimmer hinaus. Bald darauf trat die Frau herein, Staunen und Schreck in den Mienen. „Was hat mir der Rasmus von Dir erzählt,“ ſprach ſie. „Daß ich kein Spiegelbild hätte, nicht wahr, mein Liebchen?“ fiel Spikher mit erzwungenem Lächeln ein, und bemühte ſich zu beweiſen, daß es zwar unſinnig ſey zu glauben, man könne überhaupt ſein Spiegelbild verlieren, im Ganzen ſey aber nicht viel daran verloren, da jedes Spiegelbild doch nur eine Illuſion ſey, Selbſtbetrachtung zur Eitelkeit führe, und noch dazu ein ſolches Bild das eigne Ich ſpalte in Wahrheit und Traum. Indem er ſo ſprach, hatte die Frau von einem verhängten Spiegel, der ſich in dem Wohnzimmer befand, ſchnell das Tuch herabgezogen. Sie ſchaute hinein, und als träfe ſie ein Blitzſtrahl, ſank ſie zu Boden. Spikher hob ſie auf, aber kaum hatte die Frau das Bewußtſeyn wieder, als ſie ihn mit Abſcheu von ſich ſtieß. „Verlaſſe mich,“ ſchrie ſie, „verlaſſe mich, fürchterlicher Menſch! Du biſt es nicht, Du biſt nicht mein Mann, nein — ein hölliſcher Geiſt biſt Du, der mich um meine Seligkeit bringen, der mich verderben will. — Fort, verlaſſe mich, Du haſt keine Macht über mich, Verdammter!“ Ihre Stimme gellte durch das Zimmer, durch den Saal, die Hausleute liefen entſetzt herbei, in voller Wuth und Verzweiflung ſtürzte Erasmus zum Hauſe hinaus. Wie von wilder Raſerei getrieben rannte er durch die einſamen Gänge des Parks, der ſich bei der Stadt befand. Giulietta's Geſtalt ſtieg vor ihm auf in Engelsſchönheit, da rief er laut: „Rächſt Du Dich ſo, Giulietta, dafür, daß ich Dich verließ und Dir ſtatt meines Selbſt nur mein Spiegelbild gab? Ha, Giulietta, ich will ja Dein ſeyn mit Leib und Seele, Sie hat mich verſtoßen, Sie, der ich Dich opferte. Giulietta, Giulietta, ich will ja Dein ſeyn mit Leib und Leben und Seele.“ — „Das können Sie ganz füglich, mein Wertheſter,“ ſprach Signor Dapertutto, der auf einmal in ſeinem ſcharlachrothen Rocke mit den blitzenden Stahlknöpfen dicht neben ihm ſtand. Es waren Troſtesworte für den unglücklichen Erasmus, deshalb achtete er nicht Dapertutto's hämiſches, häßliches Geſicht, er blieb ſtehen und fragte mit recht kläglichem Ton: „Wie ſoll ich ſie denn wieder finden, ſie, die wohl auf immer für mich verloren iſt!“ — „Mit nichten,“ erwiederte Dapertutto, „ſie iſt gar nicht weit von hier und ſehnt ſich erſtaunlich nach Ihrem werthen Selbſt, Verehrter, da doch, wie Sie einſehen, ein Spiegelbild nur eine ſchnöde Illuſion iſt. Uebrigens giebt ſie Ihnen, ſobald ſie ſich Ihrer werthen Perſon, nämlich mit Leib, Leben und Seele ſicher weiß, Ihr angenehmes Spiegelbild glatt und unverſehrt dankbarlichſt zurück.“ „Führe mich zu ihr — zu ihr hin!“ rief Erasmus, „wo iſt ſie?“ „Noch einer Kleinigkeit bedarf es," fiel Dapertutto ein, „bevor Sie Giulietta ſehen und ſich ihr gegen Erſtattung des Spiegelbildes ganz ergeben können. Dieſelben vermögen nicht ſo ganz über Dero werthe Perſon zu disponiren, da Sie noch durch gewiſſe Bande gefeſſelt ſind, die erſt gelöſet werden müſſen. — Dero liebe Frau nebſt dem hoffnungsvollen Söhnlein" — „Was ſoll das?" — fuhr Erasmus auf. „Eine unmaßgebliche Trennung dieſer Bande," fuhr Dapertutto fort, „könnte auf ganz leichte menſchliche Weiſe bewirkt werden. Sie wiſſen ja von Florenz aus, daß ich wunderſame Medikamente geſchickt zu bereiten weiß, da hab' ich denn hier ſo ein Hausmittelchen in der Hand. Nur ein paar Tropfen dürfen die genießen, welche Ihnen und der lieben Giulietta im Wege ſind, und ſie ſinken ohne ſchmerzliche Gebehrde lautlos zuſammen. Man nennt das zwar ſterben, und der Tod ſoll bitter ſeyn; aber iſt denn der Geſchmack bittrer Mandeln nicht lieblich, und nur dieſe Bitterkeit hat der Tod, den dieſes Fläſchchen verſchließt. Sogleich nach dem fröhlichen Hinſinken wird die werthe Familie einen angenehmen Geruch von bittern Mandeln verbreiten. — Nehmen Sie, Geehrteſter." — Er reichte dem Erasmus eine kleine Phiole hin*). „Entſetzlicher Menſch," ſchrie dieſer, „vergiften ſoll ich Weib und Kind?" „Wer ſpricht denn von Gift," fiel der Rothe ein, „nur ein wohlſchmeckendes Hausmittel iſt in der Phiole enthalten. Mir ſtünden andere Mittel, Ihnen Freiheit zu ſchaffen, zu Gebote, aber durch Sie ſelbſt möcht' ich ſo ganz natürlich, ſo ganz menſchlich wirken, das iſt nun einmal meine Liebhaberei. Nehmen Sie getroſt, mein Beſter! — Erasmus hatte die Phiole in der Hand, er wußte ſelbſt nicht wie. Gedankenlos rannte er nach Hauſe in ſein Zimmer. Die ganze Nacht hatte die Frau unter tauſend Aengſten und Qualen zugebracht, ſie behauptete fortwährend, der Zurückgekommene ſey nicht ihr Mann, ſondern ein hölliſcher Geiſt, der ihres Mannes Geſtalt angenommen. So wie Spikher in's Haus trat, floh Alles ſcheu zurück, nur der kleine Rasmus wagte es, ihm nahe zu treten und kindiſch zu fragen, warum er denn ſein Spiegelbild nicht mitgebracht habe, die Mutter würde ſich darüber zu Tode grämen. Erasmus ſtarrte den Kleinen wild an, er hatte noch Dapertutto's Phiole in der Hand. Der Kleine trug ſeine Lieblingstaube auf dem Arm, und ſo kam es, daß dieſe mit dem Schnabel ſich der Phiole näherte und an dem Pfropfe pickte; ſogleich ließ ſie den Kopf ſinken, ſie war todt. Entſetzt ſprang Erasmus auf. „Verräther," ſchrie er, „Du ſollſt mich nicht verführen zur Höllenthat!" — Er ſchleuderte die Phiole durch das offene Fenſter, daß ſie auf dem Steinpflaſter des Hofes in tauſend Stücke zerſprang. Ein lieblicher Mandelgeruch ſtieg auf und verbreitete ſich bis in's Zimmer. Der kleine Rasmus war erſchrocken davon gelaufen. Spikher brachte den ganzen Tag von tauſend Qualen gefoltert zu, bis die Mitternacht eingebrochen. Da wurde immer reger und reger in ſeinem Innern Giulietta's Bild. Einſt zerſprang ihr in ſeiner Gegenwart eine Halsſchnur, von jenen kleinen rothen Beeren aufgezogen, die die Frauen wie Perlen tragen. Die Beeren aufleſend verbarg er ſchnell eine, weil ſie an Giulietta's Halſe gelegen, und bewahrte ſie treulich. Die zog er jetzt hervor, und ſie anſtarrend richtete er Sinn und Gedanken auf die verlorne Geliebte. Da war es, als ginge aus der Perle der magiſche Duft hervor, der ihn ſonſt umfloß in Giulietta's Nähe. „Ach, Giulietta, Dich nur noch ein einziges Mal ſehen und dann untergehen in Verderben und Schmach." — Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als es auf dem Gange vor der Thür leiſe zu riſcheln und zu raſcheln begann. Er vernahm Fußtritte — es klopfte an die Thür des Zimmers. Der Athem ſtockte dem Erasmus vor ahnender Angſt und Hoffnung. Er öffnete. Giulietta trat herein, in hoher Schönheit und Anmuth. Wahnſinnig vor Liebe und Luſt ſchloß er ſie in ſeine Arme. „Nun bin ich da, mein Geliebter," ſprach ſie leiſe und ſanft, „aber ſieh, wie getreu ich Dein Spiegelbild bewahrt!" Sie zog das Tuch vom Spiegel herab, Erasmus ſah mit Entzücken ſein Bild der Giulietta ſich anſchmiegend; unabhängig von ihm ſelbſt warf es aber keine ſeiner Bewegungen zurück. Schauer durchbebten den Erasmus. „Giulietta," rief er, „ſoll ich denn raſend werden in der Liebe zu Dir? — Gieb mir das Spiegelbild, nimm mich ſelbſt mit Leib, Leben und Seele." — „Es iſt noch etwas zwiſchen uns, lieber Erasmus," ſprach Giulietta, „Du weißt es — hat Dapertutto Dir nicht geſagt" — „Um Gott, Giulietta," fiel Erasmus ein, kann ich nur auf dieſe Weiſe Dein werden, ſo will ich lieber ſterben." — „Auch ſoll Dich," fuhr Giulietta fort, „Dapertutto keineswegs verleiten zu ſolcher That. Schlimm iſt es freilich, daß ein Gelübde und ein Prieſterſegen nun einmal ſo viel vermag, aber löſen mußt Du das Band, das Dich bindet, denn ſonſt wirſt Du niemals gänzlich mein, und dazu giebt es ein anderes beſſeres Mittel, als Dapertutto vorgeſchlagen.“ — „Worin beſteht das?“ fragte Erasmus heftig. Da ſchlang Giulietta den Arm um ſeinen Nacken, und den Kopf an ſeine Bruſt gelehnt liſpelte ſie leiſe: „Du ſchreibſt auf ein kleines Blättchen Deinen Namen Erasmus Spikher unter die wenigen Worte: Ich gebe meinem guten Freunde Dapertutto Macht über meine Frau und über mein Kind, daß er mit ihnen ſchalte und walte nach Willkür und löſe das Band, das mich bindet, weil ich fortan mit meinem Leibe und mit meiner unſterblichen Seele angehören will der Giulietta, die ich mir zum Weibe erkohren, und der ich mich noch durch ein beſonderes Gelübde auf immerdar verbinden werde.“ Es rieſelte und zuckte dem Erasmus durch alle Nerven. Feuerküſſe brannten auf ſeinen Lippen, er hatte das Blättchen, das ihm Giulietta gegeben, in der Hand. Rieſengroß ſtand plötzlich Dapertutto hinter Giulietta und reichte ihm eine metallene Feder. In dem Augenblick ſprang dem Erasmus ein Aederchen an der linken Hand und das Blut ſpritzte heraus. „Tunke ein, tunke ein — ſchreib’, ſchreib’,“ krächzte der Rothe. — Schreib’, ſchreib’, mein ewig, einzig Geliebter,“ liſpelte Giulietta. Schon hatte er die Feder mit Blut gefüllt, er ſetzte zum Schreiben an — da ging die Thür auf, eine weiße Geſtalt trat herein, die geſpenſtiſch ſtarren Augen auf Erasmus gerichtet, rief ſie ſchmerzvoll und dumpf: „Erasmus, Erasmus, was beginnſt Du — um des Heilandes willen, laß ab von gräßlicher That!“ — Erasmus, in der warnenden Geſtalt ſein Weib erkennend, warf Blatt und Feder weit von ſich. — Funkelnde Blitze ſchoſſen aus Giulietta’s Augen, gräßlich verzerrt war das Geſicht, brennende Gluth ihr Körper. „Laß ab von mir, Höllengeſindel, Du ſollſt keinen Theil haben an meiner Seele. In des Heilandes Namen, hebe Dich von mir hinweg, Schlange — die Hölle glüht aus Dir.“ — So ſchrie Erasmus und ſtieß mit kräftiger Fauſt Giulietta, die ihn noch immer umſchlungen hielt, zurück. Da gellte und heulte es in ſchneidenden Mißtönen, und es rauſchte wie mit ſchwarzen Rabenfittigen im Zimmer umher. — Giulietta — Dapertutto verſchwanden im dicken ſtinkenden Dampf, der wie aus den Wänden quoll, die

---

*) Dapertutto's Phiole enthielt gewiß rektifizirtes Kirſchlorbeerwaſſer, ſogenannte Blauſäure. Der Genuß einer ſehr geringen Quantität dieſes Waſſers (weniger als eine Unze) bringt die beſchriebenen Wirkungen hervor. Horns Archiv für mediz. Erfahr. 1813. Mai bis Dez. S. 510.

Lichter verlöſchend. Endlich brachen die Strahlen des Morgenroths durch die Fenſter. Erasmus begab ſich gleich zu ſeiner Frau. Er fand ſie ganz milde und ſanftmüthig. Der kleine Rasmus ſaß ſchon ganz munter auf ihrem Bette; ſie reichte dem erſchöpften Mann die Hand, ſprechend: „Ich weiß nun Alles, was Dir in Italien Schlimmes begegnet, und bedaure Dich von ganzem Herzen. Die Gewalt des Feindes iſt ſehr groß, und wie er denn nun allen möglichen Laſtern ergeben iſt, ſo ſtiehlt er auch ſehr, und hat dem Gelüſt nicht widerſtehen können, Dir Dein ſchönes, vollkommen ähnliches Spiegelbild auf recht hämiſche Weiſe zu entwenden. — Sieh doch einmal in jenen Spiegel dort, lieber, guter Mann!“ — Spikher that es, am ganzen Leibe zitternd, mit recht kläglicher Miene. Blank und klar blieb der Spiegel, kein Erasmus Spikher ſchaute heraus. „Diesmal,“ fuhr die Frau fort: „iſt es recht gut, daß der Spiegel Dein Bild nicht zurückwirft, denn Du ſiehſt ſehr albern aus, lieber Erasmus. Begreifen wirſt Du aber übrigens wohl ſelbſt, daß Du ohne Spiegelbild ein Spott der Leute biſt und kein ordentlicher, vollſtändiger Familienvater ſeyn kannſt, der Reſpekt einflößt der Frau und den Kindern. Rasmuschen lacht Dich auch ſchon aus, und will Dir nächſtens einen Schnauzbart malen mit Kohle, weil Du das nicht bemerken kannſt. Wandre alſo nur noch ein bischen in der Welt herum und ſuche gelegentlich dem Teufel Dein Spiegelbild abzujagen. Haſt Du's wieder, ſo ſollſt Du mir recht herzlich willkommen ſeyn. Küſſe mich, (Spikher that es) und nun — glückliche Reiſe! Schicke dem Rasmus dann und wann ein Paar neue Höschen, denn er rutſcht ſehr auf den Knieen und braucht dergleichen viel. Kommſt Du aber nach Nürnberg, ſo füge einen bunten Huſaren hinzu und einen Pfefferkuchen, als liebender Vater. Lebe recht wohl, lieber Erasmus!“ — Die Frau drehte ſich auf die andere Seite und ſchlief ein. Spikher hob den kleinen Rasmus in die Höhe und druckte ihn an's Herz; der ſchrie aber ſehr, da ſetzte Spikher ihn wieder auf die Erde und ging in die weite Welt. Er traf einmal auf einen gewiſſen Peter Schlemihl, der hatte ſeinen Schlagſchatten verkauft; Beide wollten Compagnie gehen, ſo daß Erasmus Spikher den nöthigen Schlagſchatten werfen, Peter Schlemihl dagegen das gehörige Spiegelbild reflektiren ſollte; es wurde aber nichts daraus.

Ende der Geſchichte vom verlornen Spiegelbilde.

Poſtſkript des reiſenden Enthuſiaſten.

— Was ſchaut denn dort aus jenem Spiegel heraus? — Bin ich es auch wirklich? — O Julie — Giulietta — Himmelsbild — Höllengeiſt — Entzücken und Qual — Sehnſucht und Verzweiflung. — Du ſiehſt, mein lieber Theodor Amadäus Hoffmann, daß nur zu oft eine fremde dunkle Macht ſichtbarlich in mein Leben tritt, und den Schlaf um die beſten Träume betrügend, mir gar ſeltſame Geſtalten in den Weg ſchiebt. Ganz erfüllt von den Erſcheinungen der Sylveſternacht, glaube ich beinahe, daß jener Juſtizrath wirklich von Dragant, ſein Thee eine Weihnachts- oder Neujahrsausſtellung, die holde Julie aber jenes verführeriſche Frauenbild von Rembrandt oder Callot war, das den unglücklichen Erasmus Spikher um ſein ſchönes ähnliches Spiegelbild betrog. Vergieb mir das!

IV.

Kreisleriana.

Der Herausgeber dieſer Blätter traf im Herbſt v. J. mit dem ritterlichen Dichter des Sigurd, des Zauberringes, der Undine, der Corona ꝛc. in Berlin auf das erfreulichſte zuſammen. Man ſprach viel von dem wunderlichen Johannes Kreisler, und es mittelte ſich aus, daß er auf eine höchſt merkwürdige Weiſe in die Nähe eines ihm innigſt verwandten Geiſtes, der nur auf andere Weiſe in's äußere Leben trat, gekommen ſeyn mußte. — Unter den nachgelaſſenen Papieren des Barons Wallborn, eines jungen Dichters, der in verfehlter Liebe den Wahnſinn fand und auch den lindernden Tod, und deſſen Geſchichte de la Motte Fouqué in einer Novelle, Ixion geheißen, früher beſchrieb, war nämlich ein Brief aufgefunden worden, den Wallborn an den Kreisler geſchrieben, aber nicht abgeſendet hatte. — Auch Kreisler ließ vor ſeiner Entfernung einen Brief zurück. Es hatte damit folgende Bewandtniß. — Schon lange galt der arme Johannes allgemein für wahnſinnig, und in der That ſtach auch ſein ganzes Thun und Treiben, vorzüglich ſein Leben in der Kunſt, ſo grell gegen Alles ab, was vernünftig und ſchicklich heißt, daß an der innern Zerrüttung ſeines Geiſtes kaum zu zweifeln war. Immer exzentriſcher, immer verwirrter wurde ſein Ideengang; ſo z. B. ſprach er, kurz vor ſeiner Flucht aus dem Orte, viel von der unglücklichen Liebe einer Nachtigall zu einer Purpurnelke, das Ganze ſey aber (meinte er) nichts als ein Adagio, und dies nun wieder eigentlich ein einziger lang ausgehaltener Ton Juliens, auf dem Romeo in den höchſten Himmel voll Liebe und Seligkeit hinaufſchwebe. Endlich geſtand er mir, wie er ſeinen Tod beſchloſſen und ſich im nächſten Walde mit einer übermäßigen Quinte erdolchen werde. So wurde oft ſein höchſter Schmerz auf eine ſchauerliche Weiſe ſkurril. Noch in der Nacht, als er auf immer ſchied, brachte er ſeinem innigſten Freunde Hoffmann einen ſorgfältig verſiegelten Brief mit der dringenden Bitte, ihn gleich an die Behörde abzuſenden. Das war aber nicht wohl thunlich, da der Brief die wunderliche Adreſſe hatte:

An den Freund und Gefährten in Liebe,
Leid und Tod!

Abzugeben in der Welt, dicht an der
großen Dornenhecke, der Gränze
der Vernunft.

Cito
par bouté.

Verſchloſſen wurde der Brief aufbewahrt und es dem Zufall überlaſſen, jenen Freund und Gefährten näher zu bezeichnen. Es traf ein. Der Wallborniſche Brief, gütigſt von de la Motte Fouqué mitgetheilt, ſetzte es nämlich außer allem Zweifel, daß Kreisler unter jenem Freunde niemand Anders, als den Baron Wallborn gemeint hatte. Beide Briefe wurden mit Vorwort von Fouqué und Hoffmann in dem dritten und letzten Heft der Muſen abgedruckt, ſie dürfen aber wohl auch hier ſchicklich den Kreislerianis, die der letzte Band der Fantaſieſtücke enthält, vorangehen, da das eigne Zuſammentreffen Wallborns und Kreislers dem geneigten Leſer, in ſofern er dem wunderlichen Johannes nur einigermaßen wohl will, nicht gleichgültig ſeyn kann.

So wie übrigens Wallborn in verfehlter Liebe den Wahnſinn fand, ſo ſcheint auch Kreisler durch eine ganz fantaſtiſche Liebe zu einer Sängerinn auf die höchſte Spitze des Wahnſinns getrieben worden zu ſeyn, wenigſtens iſt die Andeutung darüber in einem von ihm nachgelaſſenen Aufſatz, überſchrieben: die Liebe des Künſtlers, enthalten. Dieſer Aufſatz, ſo wie mehrere andere, die einen Cyklus des Rein-Geiſtigen in der Muſik bilden, könnten vielleicht bald unter dem Titel: „Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers,“ in ein Buch gefaßt, erſcheinen.

1.

Brief des Barons Wallborn an den Kapellmeiſter Kreisler.

Ew. Wohlgeboren befinden ſich, wie ich vernehme, ſeit geraumer Zeit mit mir in einem und demſelben Falle. Man hat nämlich Dieſelben lange ſchon im Verdachte der Tollheit gehabt, einer Kunſtliebe wegen, die etwas allzumerklich über den Leiſten hinausgeht, welchen die ſogenannte verſtändige Welt für dergleichen Meſſungen aufbewahrt. Es fehlte nur noch Eins, um uns Beide gänzlich zu Gefährten zu machen. Ew. Wohlgeboren waren ſchon früher der ganzen Geſchichte überdrüſſig geworden, und hatten ſich entſchloſſen, davon zu laufen, ich hingegen blieb und blieb, und ließ mich quälen und verhöhnen, ja, was ſchlimmer iſt, mit Rathſchlägen bombardiren, und fand während dieſer ganzen Zeit im Grunde meine beſte Erquickung in Ihren zurückgelaſſenen Papieren, deren Anſchauung mir durch Fräulein von B., o Sternbild in der Nacht! — bisweilen vergönnt ward. Dabei fiel mir ein, ich müſſe Dieſelben ſchon früher einmal irgendwo geſehen haben. Sind Ew. Wohlgeboren nicht ein kleiner wunderlicher Mann, mit einer Phyſiognomie, welche man in einiger Hinſicht dem von Alcibiades belobten Sokrates vergleichen kann? nämlich, weil der Gott im Gehäuſe ſich verſteckt hinter eine wunderliche Maske, aber dennoch hervorſprüht mit gewaltigem Blitzen, keck, anmuthig und furchtbar! Pflegen Ew. Wohlgeboren nicht einen Rock zu tragen, deſſen Farbe man die allerſeltſamſte nennen könnte, wäre der Kragen darauf nicht von einer noch ſeltſamern? Und iſt man nicht über die Form dieſes Kleides zweifelhaft, ob es ein Leibrock iſt, der zum Ueberrock werden will, oder ein Ueberrock, der ſich zum Leibrock umgeſtaltet hat? Ein ſolcher Mann wenigſtens ſtand einſtmals neben mir im Theater, als Jemand ein italieniſcher Buffo ſeyn wollte und nicht konnte, aber vor meines Nachbars Witz und Lebensfeuer ward mir das Jammerſpiel dennoch zum Luſtſpiel. Er nannte ſich auf Befragen Dr. Schulz aus Rathenow, aber ich glaubte gleich nicht daran, eines ſeltſamen ſkurrilen Lächelns halber, das dabei um Ew. Wohlgeboren Mund zog; denn Sie waren es ohne Zweifel.

Zuvörderſt laſſen Sie mich Ihnen anzeigen, daß ich Ihnen ſeit Kurzem nachgelaufen bin, und zwar an denſelben Ort, d. h. in die weite Welt, wo wir uns denn auch zweifelsohne ſchon antreffen werden. Denn, obgleich der Raum breit ſcheinen möchte, ſo wird er doch für unſers Gleichen durch die vernünftigen Leute recht furchtbar enge gemacht, ſo daß wir durchaus irgendwo an einander rennen müſſen, wäre es auch nur, wenn ſich Jeder von uns vor einem verſtändigen Manne auf ängſtlicher Flucht befindet, oder gar vor den ebenerwähnten Rathſchlägen, welche man, beiläufig geſagt, wohl beſſer und kürzer geradezu und ohne Umſchreibung Radſchläge nennen könnte.

Für jetzt geht mein Beſtreben dahin, Ew. Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zu den von Ihnen aufgezeichneten muſikaliſchen Leiden zu liefern.

Iſt es Denenſelben noch nie begegnet, daß Sie, um irgend etwas Muſikaliſches vorzutragen oder vortragen zu hören, ſechs bis ſieben Zimmer weit von der ſprechenden Geſellſchaft fortgingen, daß aber dieſe deſſenungeachtet hinterdrein gerannt kam und zuhörte, d. h. nach möglichſten Kräften ſchwatzte? Was mich betrifft, ich glaube, den Leuten iſt zu dieſem Zwecke kein Weg ein Umweg, kein Gang zu weit, keine Treppe, ja kein Gebirge zu ſteil und zu hoch.

Sodann: haben Ew. Wohlgeboren nicht vielleicht ſchon bemerkt, daß es keine tüchtigere Verachter der Muſik giebt, ja ſogar feindſeligere Antipoden derſelben, als alle ächte Bediente? Reicht wohl irgend ein gegebener Befehl hin, ſie die Thüren nicht ſchmeißen zu laſſen, oder gar leiſe zu gehen, oder auch nur eben nichts hinzuwerfen, wo ſie gerade im Zimmer ſind, und ſich irgend ein beſeligender Klang aus Inſtrument oder Stimme erhebt? Aber ſie thun mehr. Sie ſind durch einen ganz beſondern Höllengenius angewieſen, grade dann hereinzukommen, wenn die Seele in den Wogen der Töne ſchwillt, um etwas zu holen, oder zu flüſtern, oder, wenn ſie täppiſch ſind, mit roher, frecher Gemeinheit ordentlich luſtig drein zu fragen. Und zwar nicht etwa während eines Zwiſchenſpieles, oder in irgend einem minder wichtigen Augenblicke; nein, auf dem Gipfel aller Herrlichkeit, wo man ſeinem Athem gebieten möchte, ſtille zu ſtehn, um nichts von den goldnen Klängen fortzuhauchen, wo das Paradies aufgeht, leiſe, ganz leiſe vor den tönenden Akkorden, — da, juſt da! — O Herr des Himmels und der Erden!

Doch iſt nicht zu verſchweigen, daß es vortreffliche Kinder giebt, die, vom reinſten Bedientengeiſt beſeelt, dieſelbe Rolle in Ermangelung jener Subjekte mit gleicher Vortrefflichkeit und gleichem Glück auszuführen im Stande ſind. Ach, und Kinder, wieviel gehört dazu, euch zu ſolchen Bedienten zu machen! — Es wird mir ernſt, ſehr ernſt hierbei zu Sinne, und nur kaum vermag ich noch zu bemerken, daß dem Vorleſer die gleichen anmuthigen Weiſen gleich erhebend und günſtig ſind.

Und galt denn die Thräne, die jetzt gegen mein Auge herauf, der Blutstropfen, der mir ſtechend an's Herz drang, — galten ſie nur den Kindern allein?

Ach, es geſchah Euch vielleicht noch nie, daß Ihr irgend ein Lied ſingen wolltet vor Augen, die Euch aus dem Himmel herab anzublicken ſchienen, die Euer ganzes, beſſeres Seyn verſchönt auf Euch herniederſtrahlten, und daß Ihr auch wirklich anfingt, und glaubtet, o Johannes, nun habe Euer Laut die geliebte Seele durchdrungen, und nun, eben nun werde des Klanges höchſter Schwung Thauperlen um jene zwei Sterne ziehen, mildernd und ſchmückend den ſeligen Glanz, — und die Sterne wandten ſich geruhig nach irgend einer Läpperei hin, etwa nach einer gefallenen Maſche, und die Engelslippen verkniffen, unhold lächelnd, ein übermächtiges Gähnen, — und, Herr, es war weiter nichts, als Ihr hattet die gnädige Frau ennuyirt.

Lacht nicht, lieber Johannes. Giebt es doch nichts Schmerzlicheres im Leben, nichts furchtbarer Zerſtörendes, als wenn die Juno zur Wolke wird.

Ach Wolke, Wolke! Schöne Wolke!

Und im Vertrauen, Herr, hier liegt der Grund, warum ich das geworden bin, was die Leute toll nennen. — Aber ich bin nur ſelten wild dabei. Meiſt weine ich ganz ſtill. Fürchte Dich alſo nicht vor mir, Johannes, aber lachen mußt Du auch nicht. Und ſo wollen wir lieber von andern Dingen ſprechen, und doch von nahverwandten, die mir innig für Dich aus dem Herzen heraufdringen.

Sieh, Johannes, Du kommſt mir mit dem, was Du gegen alle ungeniale Muſik eiferſt, bisweilen ſehr hart vor. Giebt es denn abſolut ungeniale Muſik? Und wieder von der andern Seite, giebt es denn abſolut vollkommne Muſik, als bei den Engeln? Es mag wohl mit daher kommen, daß mein Ohr weit minder ſcharf und verletzbar iſt, als Deines, aber ich kann Dir mit voller Wahrheit ſagen, daß auch der ſchlechteſte Klang einer verſtimmten Geige mir lieber iſt, als gar keine Muſik. Du wirſt mich hoffentlich deswegen nicht verachten. Eine ſolche Dudelei, heiße ſie nun Tanz oder Marſch, erinnert an das Höchſte, was in uns liegt, und reißt mich mit ſüßen Liebes- oder Kriegestönen leicht über alle Mangelhaftigkeit in ihr ſeliges Urbild hinaus. Manche von den Gedichten, die man mir als gelungen gerühmt hat, — thörichter Ausdruck! — nein, die von Herzen zu Herzen gedrungen ſind, verdanken den erſten Anklang ihres Daſeyns ſehr ungeſtimmten Saiten, ſehr ungeübten Fingern, ſehr misgeleiteten Kehlen.

Und dann, lieber Johannes, iſt nicht der bloße Wunſch, zu muſiciren, ſchon etwas wahrhaft Rührendes und Erfreuliches? Und vollends das ſchöne Vertrauen, welches die herumziehenden Muſikanten in Edelhof und Hütte leitet, das Vertrauen: Klang und Sang mache allwärts Bahn, wenn ſie auch im Grunde nur ſelten geſtört werden durch mürriſch aufgeklärte Herrſchaften und grobe Hunde! Ich möchte eben ſo gern in ein Blumenbeet ſchlagen, als durch einen beginnenden Walzer ſchreien: „packt Euch aus dem Hauſe!“ — Dazu haben ſich dann ſchon immer lächelnde Kinder umhergeſtellt, aus allen Häuſern, wohin das Klingen reichen konnte, ganz andere Kinder, als die eben erwähnten Bedienten-Naturen, und bewähren durch ihre hoffenden Engelsmienen: die Muſikanten haben Recht.

Etwas ſchlimmer ſieht es freilich oftmals mit dem ſogenannten „Muſik machen“ in eleganten Zirkeln aus, aber auch dort, — keine Saiten- Flöten- und Stimmenklänge ſind ohne göttlichen Hauch, und alle beſſer, als das mögliche Gerede, welchem ſie doch immer einigermaßen den Paß abſchnitten.

Und, Kreisler, was Du nun vollends von der Luſt ſagſt, welche Vater und Mutter in der ſtillen Haushaltung am Klavierklimpern und Geſangesſtümpern ihrer Kindlein empfinden, — ich ſage Dir, Johannes, da lautet mehr und wahrhaftig ein wenig Engelsharmonie daraus hervor, allen unreinen Erdentönen zum Trotz.

Ich habe wohl mehr geſchrieben, als ich ſollte, und möchte mich nun gern auf die vorhin angefangene ſittliche Weiſe empfehlen. Das geht aber nicht. So nimm denn fürlieb, Johannes, und Gott ſegne Dich und ſegne mich, und entfalte gnädigſt aus uns Beiden, was er in uns gelegt hat, zu ſeinem Preis und unſerer Nebenmenſchen Luſt!

Der einſame Wallborn.

2.

Brief des Kapellmeiſters Kreisler an den Baron Wallborn.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren muß ich nur gleich, nachdem ich aus dem Komödienhauſe in meinem Stübchen angelangt und mit vieler Mühe Licht angeſchlagen, recht ausführlich ſchreiben. Nehmen Ew. Hoch- und Wohlgeboren es aber doch ja nicht übel, wenn ich mich ſehr muſikaliſch ausdrücken ſollte, denn Sie wiſſen es ja wohl ſchon, daß die Leute behaupten, die Muſik, die ſonſt in meinem Innern verſchloſſen, ſey zu mächtig und ſtark herausgegangen, und habe mich ſo umſponnen und eingepuppt, daß ich nicht mehr heraus könne, und Alles, Alles ſich mir wie Muſik geſtalte — und die Leute mögen wirklich Recht haben. Doch, wie es nun auch gehen mag, ich muß an Ew. Hoch- und Wohlgeboren ſchreiben, denn wie ſoll ich anders die Laſt, die ſich ſchwer und drückend auf meine Bruſt gelegt, in dem Augenblick als die Gardine fiel, und Ew. Hoch- und Wohlgeboren auf unbegreifliche Weiſe verſchwunden waren, los werden.

Wie viel hatte ich noch zu ſagen, unaufgelöſte Diſſonanzen ſchrieen recht widrig in mein Inneres hinein, aber eben als all' die ſchlangenzüngigen Septimen herabſchweben wollten in eine ganz lichte Welt freundlicher Terzen, da waren Ew. Hoch- und Wohlgeboren fort — fort — und die Schlangenzungen ſtachen und ſtachelten mich ſehr! Ew. Hoch- und Wohlgeboren, den ich jetzt mit all' jenen freundlichen Terzen anfangen will, ſind doch kein Anderer, als der Baron Wallborn, den ich längſt ſo in meinem Innern getragen, daß es mir, wenn alle meine Melodien ſich wie er geſtalteten und nun keck und gewaltig hervorſtrömten, oft ſchien: ich ſey ja eben er ſelbſt. — Als heute im Theater eine kräftige jugendliche Geſtalt im Harniſch, das klirrende Schwert an der Seite, recht männlich und ritterhaft auf mich zutrat, da ging es ſo fremd und doch ſo bekannt durch mein Inneres, und ich wußte ſelbſt nicht, welcher ſonderbare Affectwechſel ſich zu regen und immer höher und höher anzuſchwellen anfing. Doch der junge Ritter geſellte ſich immer mehr und mehr zu mir, und in ſeinem Auge ging mir eine herrliche Welt, ein ganzes Eldorado ſüßer wonnevoller Träume auf — der wilde Affectwechſel zerfloß in zarte Engelsharmonien, die gar wunderbarlich von dem Sehnen und Lieben des Dichters ſprachen, und nun wurde mir, da ich, wie Ew. Hoch- und Wohlgeboren verſichert ſeyn können, ein tüchtiger Praktikus in der Muſik bin, die Tonart, aus der das Ganze ging, gleich klar. Ich meine nämlich, daß ich in dem jungen Ritter gleich Ew. Hoch- und Wohlgeboren den Baron Wallborn erkannte. — Als ich einige Ausweichungen verſuchte, und als meine innere Muſik luſtig und ſich recht kindlich und kindlich freuend in allerlei munteren Melodien, engliſchen Murkis und Walzern hervorſtrömte, da fielen Ew. Hoch- und Wohlgeboren überall in Takt und Tonart ſo richtig ein, daß ich gar keinen Zweifel hege, wie Sie mich auch als den Kapellmeiſter Johannes Kreisler erkannt und ſich nicht an den Spuk gekehrt haben werden, den heute Abend der Geiſt Tuſch nebſt einigen ſeiner Conſorten mit mir trieb. — In ſolch' eigner Lage, wenn ich nämlich in den Kreis irgend eines Spukes gerathen, pflege ich, wie ich wohl weiß, einige beſondere Geſichter zu ſchneiden, auch hatte ich gerade ein Kleid an, das ich einſt im höchſten Unmuth über ein mißlungenes Trio gekauft, und deſſen Farbe in Cismoll geht, weshalb ich zu einiger Beruhigung der Beſchauer einen Kragen aus Edurfarbe darauf ſetzen laſſen, Ew. Hoch- und Wohlgeboren wird das doch wohl nicht irritirt haben. — Zudem hatte man mich auch ja heute Abend anders verzeichnet; ich hieß nämlich Doctor Schulz aus Rathenow, weil ich nur unter dieſer Verzeichnung dicht am Flügel ſtehend den Geſang zweier Schweſtern anhören durfte — zwei im Wettgeſang kämpfende Nachtigallen, aus deren tiefſter Bruſt hell und glänzend die herrlichſten Töne aufleuchteten. — Sie ſcheuten des Kreislers tollen Spleen, aber der Doctor Schulz war in dem muſikaliſchen Eden, das ihm die Schweſtern erſchloſſen, mild und weich und voll Entzücken, und die Schweſtern waren verſöhnt mit dem Kreisler, als in ihm ſich der tiefſten Schmerz plötzlich umgeſtaltete. — Ach, Baron Wallborn, auch Ihnen bin ich wohl, dem Heiligſten ſprechend, was in mir glüht, zu hart, zu grimmig erſchienen! Ach, Baron Wallborn, — auch nach meiner Krone griffen feindſelige Hände, auch mir zerrann in Nebel die himmliſche Geſtalt, die in mein tiefſtes Innerſtes gedrungen, die geheimſten Herzensfalten des Lebens erfaſſend. — Namenloſer Schmerz zerſchnitt meine Bruſt, und jeder wehmuthsvolle Seufzer der ewig dürſtenden Sehnſucht wurde zum tobenden Schmerz des Zorns, den die entſetzliche Qual entflammt hatte. — Aber, Baron Wallborn! glaubſt Du nicht auch ſelbſt, daß die von dämoniſchen Krallen zerriſſene blutende Bruſt auch jeden Tropfen lindernden Balſams ſtärker und wohlthätiger fühlt? — Du weißt, Baron Wallborn, daß ich mehrentheils über das Muſikmachen des Pöbels grimmig und toll wurde, aber ich kann es Dir ſagen, daß wenn ich oft von heilloſen Bravour-Arien, Konzerten und Sonaten ordentlich zerſchlagen und zerwalkt worden, oft eine kleine unbedeutende Melodie, von mittelmäßiger Stimme geſungen, oder unſicher und ſtümperhaft geſpielt, aber treulich und gut gemeint und recht aus dem Innern heraus empfunden, mich tröſtete und heilte. Begegneſt Du daher, Baron Wallborn! ſolchen Tönen und Melodien auf Deinem Wege, oder ſiehſt Du ſie, wenn Du zu Deiner Welt aufſchwebſt, unter Dir, wie ſie in frommer Sehnſucht nach Dir aufblicken, ſo ſage ihnen, Du wollteſt ſie wie liebe Kindlein hegen und pflegen, und Du wärſt kein Anderer, als der Kapellmeiſter Johannes Kreisler. — Denn ſieh, Baron Wallborn! ich verſpreche es Dir hiemit heilig, daß ich dann Du ſeyn will, und eben ſo voll Liebe, Milde und Frömmigkeit, wie Du. Ach, ich bin es ja wohl ohnehin! — Manches liegt bloß an dem Spuk, den oft meine eignen Noten treiben; die werden oft lebendig und ſpringen wie kleine ſchwarze vielgeſchwänzte Teufelchen empor aus den weißen Blättern — ſie reißen mich fort im wilden unſinnigen Dreher, und ich mache ganz ungemeine Bockſprünge und ſchneide unziemliche Geſichter, aber ein einziger Ton, aus heiliger Gluth ſeinen Strahl ſchießend, läßt dieſen Wirrwarr, und ich bin fromm und gut und geduldig. — Du ſiehſt, Baron Wallborn, daß das Alles wahrhafte Terzen ſind, die alle in Septimen verſchweben; und damit Du dieſe Terzen recht deutlich vernehmen möchteſt, deshalb ſchrieb ich Dir! —

Gott gebe, daß, ſo wie wir uns ſchon ſeit langer Zeit im Geiſte gekannt und geſchaut, wir auch noch oft wie heute Abend leiblich zuſammentreffen mögen, denn Deine Blicke, Baron Wallborn! fallen recht in mein Innerſtes, und oft ſind ja die Blicke ſelbſt herrliche Worte, die mir wie eigene in tiefer Bruſt erglühte Melodien tönen. Doch treffen werde ich Dich noch oft, da ich morgen eine große Reiſe nach der Welt antreten werde und daher ſchon neue Stiefeln angezogen. —

Glaubſt Du nicht, Baron Wallborn! daß oft Dein Wort meine Melodie und meine Melodie Dein Wort ſeyn könnte? — Ich habe in dieſem Augenblick zu einem ſchönen Liede die Noten aufgeſchrieben, deſſen Worte Du früher ſetzteſt, unerachtet es mir ſo iſt, als hätte in demſelben Augenblick, da das Lied in Deinem Innern aufging, auch in mir die Melodie ſich entzünden müſſen. — Zuweilen kommt es mir vor, als ſey das Lied eine ganze Oper! — Ja! — Gott gebe, daß ich Dich, Du freundlicher, milder Ritter, bald wieder mit meinen leiblichen Augen ſo ſchauen möge, wie Du ſtets vor meinen geiſtigen lebendig ſtehſt und gehſt. Gott ſegne Dich und erleuchte die Menſchen, daß ſie Dich genugſam erkennen mögen in Deinem herrlichen Thun und Treiben. Dies ſey der heitre beruhigende Schluß-Akkord in der Tonika.

Johannes Kreisler,
Kapellmeiſter, wie auch verrückter
Muſikus par excellence.

3.

Kreislers muſikaliſch-poetiſcher Klubb.

Alle Uhren, ſelbſt die trägſten, hatten ſchon Acht geſchlagen, die Lichter waren angezündet, der Flügel ſtand geöffnet, und des Hauswirths Tochter, die den kleinen Dienſt bei dem Kreisler beſorgte, hatte ſchon zweimal ihm verkündet, daß das Theewaſſer übermäßig koche. Endlich klopfte es an die Thür, und der treue Freund trat mit dem Bedächtigen herein. Ihnen folgten bald der Unzufriedene, der Joviale und der Gleichgültige. Der Klubb war beiſammen, und

Kreisler ſchickte ſich an, wie gewöhnlich, durch eine ſymphoniemäßige Fantaſie alles in Ton und Takt zu richten, ja wohl ſämmtliche Klubbiſten, die einen gar muſikaliſchen Geiſt in ſich hegten, ſo viel nöthig, aus dem ſtaubigen Kehricht, in dem ſie den Tag über herumzutreten genöthigt geweſen, einige Klafter höher hinauf in reinere Luft zu erheben. Der Bedächtige ſah ſehr ernſthaft, beinahe tiefſinnig aus und ſprach: „Wie übel wurde doch neulich Euer Spiel, lieber Kreisler! durch den ſtockenden Hammer unterbrochen, habt Ihr denſelben repariren laſſen?“ — „Ich denke, ja!“ erwiederte Kreisler. „Davon müſſen wir uns überzeugen,“ fuhr der Bedächtige fort, und damit ſteckte er ausdrücklich das Licht an, welches ſich auf dem breiten Schreibeleuchter befand, und forſchte, ihn über die Saiten haltend, ſehr bedächtig nach dem invaliden Hammer. Da fiel aber die ſchwere auf dem Leuchter liegende Lichtſcheere herab, und im grellen Ton aufrauſchend ſprangen zwölf bis funfzehn Saiten. Der Bedächtige ſagte bloß: „Ei, ſeht doch!“ Kreisler verzog das Geſicht, als wenn man in eine Citrone beißt. „Teufel, Teufel!“ ſchrie der Unzufriedene, „gerade heute habe ich mich ſo auf Kreislers Fantaſie gefreut — gerade heute! — in meinem ganzen Leben bin ich nicht ſo auf Muſik erpicht geweſen.“ „Im Grunde,“ fiel der Gleichgültige ein, „liegt ſo ſehr viel nicht daran, ob wir mit Muſik anfangen oder nicht.“ Der treue Freund meinte: Schade ſey es allerdings, daß Kreisler nun nicht ſpielen könne, allein man müſſe dadurch ſich nicht außer Faſſung bringen laſſen. „Spaß werden wir ohnehin genug haben,“ ſagte der Joviale, nicht ohne eine gewiſſe Bedeutung in ſeine Worte zu legen. „Und ich will doch fantaſiren,“ rief Kreisler, „im Baß iſt Alles ganz geblieben, und das ſoll mir genug ſeyn.“ —

Nun ſetzte Kreisler ſein kleines rothes Mützchen auf, zog ſeinen chineſiſchen Schlafrock an und begab ſich an's Inſtrument. Die Klubbiſten mußten Platz nehmen auf dem Sopha und auf den Stühlen, und der treue Freund löſchte auf Kreislers Geheiß ſämmtliche Lichter aus, ſo daß man ſich in dicker ſchwarzer Finſterniß befand. Kreisler griff nun pianissimo mit gehobenen Dämpfern im Baß den vollen Asdur-Akkord. So wie die Töne verſäuſelten, ſprach er:

Was rauſcht denn ſo wunderbar, ſo ſeltſam um mich her? — Unſichtbare Fittige wehen auf und nieder — ich ſchwimme im duftigen Aether. — Aber der Duft erglänzt in flammenden, geheimnißvoll verſchlungenen Kreiſen. Holde Geiſter ſind es, die die goldnen Flügel regen in überſchwenglich herrlichen Klängen und Akkorden.

As moll-Akkord (mezzo forte).

Ach! — ſie tragen mich in's Land der ewigen Sehnſucht, aber wie ſie mich erfaſſen, erwacht der Schmerz und will aus der Bruſt entfliehen, indem er ſie gewaltſam zerreißt.

E dur Sexten-Akkord (ancora più forte).

Halt dich ſtandhaft, mein Herz! — brich nicht berührt von dem ſengenden Strahl, der die Bruſt durchdrang. — Friſch auf, mein wackrer Geiſt! — rege und hebe dich empor in dem Element, das dich gebar, das deine Heimath iſt!

E dur Terz-Akkord (forte).

— Sie haben mir eine herrliche Krone gereicht, aber was in den Diamanten ſo blitzt und funkelt, das ſind die tauſend Thränen, die ich vergoß, und in dem Golde gleißen die Flammen, die mich verzehrten. — Muth und Macht — Vertrauen und Stärke dem, der zu herrſchen berufen iſt im Geiſterreich!

A moll (harpeggiando-dolce).

Warum fliehſt du, holdes Mädchen? Vermagſt du es denn, da dich überall unſichtbare Bande feſthalten? Du weißt es nicht zu ſagen, nicht zu klagen, was ſich ſo in deine Bruſt gelegt hat wie ein nagender Schmerz und dich doch mit ſüßer Luſt durchbebt? Aber Alles wirſt du wiſſen, wenn ich mit dir rede, mit dir koſe in der Geiſterſprache, die ich zu ſprechen vermag und die du ſo wohl verſtehſt!

F dur.

Ha, wie geht das Herz dir auf in Sehnſucht und Liebe, wenn ich dich voll glühendem Entzücken mit Melodien wie mit liebenden Armen umfaſſe. — Du magſt nicht mehr weichen von mir, denn jene geheimen Ahnungen, die deine Bruſt beengten, ſind erfüllt. Der Ton ſprach wie ein tröſtendes Orakel aus meinem Innern zu dir!

B dur (accentuato).

— Welch luſtiges Leben in Flur und Wald in holder Frühlingszeit! — Alle Flöten und Schallmeien, die Winters über in ſtaubigen Winkeln wie zum Tode erſtarrt lagen, ſind wach worden, und haben ſich auf alle Lieblingsſtückchen beſonnen, die ſie nun luſtig trilleriren, gleich den Vögelein in den Lüften.

B dur mit der kleinen Septime (smanioso).

Ein lauer Weſt geht wie ein düſteres Geheimniß dumpf klagend durch den Wald, und wie er vorüber ſtreift, flüſtern die Fichten — die Birken untereinander: Warum iſt unſer Freund ſo traurig worden? — Horchſt du auf ihn, holde Schäferinn?

Es dur (forte).

Zieh' ihm nach! — zieh' ihm nach! — Grün iſt ſein Kleid wie der dunkle Wald — ſüßer Hörnerklang ſein ſehnendes Wort! — Hörſt du es rauſchen hinter den Büſchen? Hörſt du es tönen? — Hörnerton, voll Luſt und Wehmuth! — Er iſt's — auf! ihm entgegen!

D Terz-Quart Sext-Akkord (piano).

Das Leben treibt ſein neckendes Spiel auf allerlei Weiſe. — Warum wünſchen — warum hoffen — warum verlangen?

C dur Terz-Akkord (fortissimo).

Aber in toller wilder Luſt laßt uns über den offnen Gräbern tanzen. — Laßt uns jauchzen — die da unten hören es nicht. — Heiſa — Heiſa — Tanz und Jubel, der Teufel zieht ein mit Pauken und Trompeten!

C moll Akkorde (fortissimo hinter einander fort).

Kennt ihr ihn nicht? — Kennt ihr ihn nicht? — Seht, er greift mit glühender Kralle nach meinem Herzen! — er maskirt ſich in allerlei tolle Fratzen — als Freijäger — Konzertmeiſter — Wurmdoktor — ricco mercante — er ſchmeißt mir Lichtſcheeren in die Saiten, damit ich nur nicht ſpielen ſoll! — Kreisler — Kreisler! raffe dich auf! — Siehſt du es lauern, das bleiche Geſpenſt mit den roth funkelnden Augen — die krallichten Knochenfäuſte aus dem zerriſſenen Mantel nach dir ausſtreckend? — die Strohkrone auf dem kahlen glatten Schädel ſchüttelnd! — Es iſt der Wahnſinn — Johannes halte dich tapfer. — Toller, toller Lebensſpuk, was rüttelſt du mich ſo in deinen Kreiſen? Kann ich dir nicht entfliehen? — Kein Stäubchen im Univerſum, auf das ich, zur Mücke verſchrumpft, vor dir, grauſiger Quälgeiſt, mich retten könnte? — Laß ab von mir! — ich will artig ſeyn! ich will glauben, der Teufel ſey ein Galanthuomo von den feinſten Sitten! — hony soit qui mal y pense — ich verfluche den Geſang, die Muſik — ich lecke dir die Füße wie der trunkne Kaliban — nur erlöſe mich von der Qual —

hei, hei, Verruchter, du haſt mir alle Blumen zertreten — in ſchauerlicher Wüſte grünt kein Halm mehr — todt — todt — todt —

Hier kniſterte ein kleines Flämmchen auf — der treue Freund hatte ſchnell ein chemiſches Feuerzeug hervorgezogen und zündete beide Lichter an, um ſo dem Kreisler alles weitere Fantaſiren abzuſchneiden, denn er wußte wohl, daß Kreisler ſich nun gerade auf einem Punkt befand, von dem er ſich gewöhnlich in einen düſtern Abgrund hoffnungsloſer Klagen ſtürzte. In dem Augenblick brachte auch die Wirthstochter den dampfenden Thee herein. Kreisler ſprang vom Flügel auf. — „Was ſoll denn das nun Alles,“ ſprach der Unzufriedene, „ein geſcheidtes Allegro von Haydn iſt mir lieber als all' der tolle Schnickſchnack.“ — „Aber nicht ganz übel war es doch,“ fiel der Gleichgültige ein. „Nur zu düſter, viel zu düſter,“ nahm der Joviale das Wort,*) „es thut Noth, unſer Geſpräch heute in's Luſtige, Luſtige hinauszutreiben.“ — Die Klubbiſten bemühten ſich, den Rath des Jovialen zu befolgen, aber wie ein fernes dumpfes Echo tönten Kreislers ſchauerliche Akkorde — ſeine entſetzlichen Worte nach, und erhielten die geſpannte Stimmung, in die Kreisler Alle verſetzt hatte. Der Unzufriedene, in der That höchſt unzufrieden mit dem Abend, den, wie er ſich ausdrückte, Kreislers thörichte Fantaſie verdarb, brach auf mit dem Bedächtigen. Ihnen folgte der Joviale, und nur der reiſende Enthuſiaſt und treue Freund (Beide ſind, wie es hier ausdrücklich bemerkt wird, in einer Perſon vereinigt) blieb noch bei dem Kreisler zurück. Dieſer ſaß ſchweigend mit verſchränkten Armen auf dem Sopha. „Ich weiß nicht,“ ſprach der treue Freund, „wie Du mir heute vorkommſt, Kreisler! — Du biſt ſo aufgeregt, und doch ohne allen Humor, gar nicht ſo, wie ſonſt!“ — „Ach, Freund!“ erwiederte Kreisler, „ein düſtrer Wolkenſchatten geht über mein Leben hin! — Glaubſt Du nicht, daß es einer armen unſchuldigen Melodie, welche keinen — keinen Platz auf der Erde begehrt, vergönnt ſeyn dürfte, frei und harmlos durch den weiten Himmelsraum zu ziehen? — Ei, ich möchte nur gleich auf meinem chineſiſchen Schlafrock wie auf einem Mephiſtophelesmantel hinausfahren durch jenes Fenſter dort!" — „Als harmloſe Melodie?" fiel der treue Freund lächelnd ein. „Oder als basso ostinato, wenn Du lieber willſt," erwiederte Kreisler, „aber fort muß ich bald auf irgend eine Weiſe." Es geſchah auch bald, wie er geſprochen.

---

*) Der hier in der erſten Auflage von S. 150—277 eingeſchaltete erſte Akt eines fantaſtiſchen Schauſpiels: „Prinzeſſin Blandina. Ein romantiſches Spiel in drei Aufzügen,“ nach Hoffm. eigenem Geſtändniß ſein „ſchwächſtes Produkt,“ iſt bereits in der zweiten Auflage von dem Verf. ſelbſt weggelaſſen. Vergl. J. Funck, Erinnerungen aus meinem Leben in biographiſchen Denkſteinen ꝛc. Leipzig, 1836. Th. I. S. 118 u. 126.

4.

Nachricht von einem gebildeten jungen Mann.

Es iſt herzerhebend, wenn man gewahr wird, wie die Cultur immer mehr um ſich greift; ja, wie ſelbſt aus Geſchlechtern, denen ſonſt die höhere Bildung verſchloſſen, ſich Talente zu einer ſeltenen Höhe aufſchwingen. In dem Hauſe des geheimen Commerzienraths R. lernte ich einen jungen Mann kennen, der mit den außerordentlichſten Gaben eine liebenswürdige Bonhommie verbindet. Als ich einſt zufällig von dem fortdauernden Briefwechſel ſprach, den ich mit meinem Freunde Charles Ewson in Philadelphia unterhalte, übergab er mir voll Zutrauen einen offenen Brief, den er an ſeine Freundinn geſchrieben hatte, zur Beſtellung. — Der Brief iſt abgeſendet: aber mußte ich nicht, liebenswürdiger Jüngling, dein Schreiben abſchriftlich, als ein Denkmal deiner hohen Weisheit und Tugend, deines ächten Kunſtgefühls bewahren? — Nicht verhehlen kann ich, daß der ſeltene junge Mann ſeiner Geburt und urſprünglichen Profeſſion nach eigentlich — ein Affe iſt, der im Hauſe des Commerzienraths ſprechen, leſen, ſchreiben, muſiciren u. ſ. w. lernte; kurz, es in der Cultur ſo weit brachte, daß er ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie der Anmuth ſeiner Sitten wegen, ſich eine Menge Freunde erwarb und in allen geiſtreichen Zirkeln gern geſehen wird. Bis auf Kleinigkeiten, z. B. daß er bei den Thés dansants in den Hops-Angloiſen zuweilen etwas ſonderbare Sprünge ausführt, daß er ohne gewiſſe innere Bewegungen nicht wohl mit Nüſſen klappern hören kann, ſo wie (doch dies mag ihm vielleicht nur der Neid, der alle Genies verfolgt, nachſagen) daß er, der Handſchuhe unerachtet, die Damen beim Handkuß etwas Weniges kratzt, merkt man auch nicht das Mindeſte von ſeiner erotiſchen Herkunſt, und alle die kleinen Schelmereien, die er ſonſt in jüngeren Jahren ausübte, wie z. B. wenn er den in's Haus Eintretenden ſchnell die Hüte vom Kopfe riß und hinter ein Zuckerfaß ſprang, ſind jetzt zu geiſtreichen Bonmots geworden, welche mit jauchzendem Beifall beklatſcht werden. — Hier iſt der merkwürdige Brief, in dem ſich Milo's ſchöne Seele und herrliche Bildung ganz ausſpricht.

Schreiben Milo's, eines gebildeten Affen, an ſeine Freundinn Pipi, in Nord-Amerika.

Mit einer Art von Entſetzen denke ich noch an die unglückſelige Zeit, als ich Dir, geliebte Freundinn, die zärtlichſten Geſinnungen meines Herzens nicht anders, als durch unſchickliche, jedem Gebildeten unverſtändliche Laute auszudrücken vermochte. Wie konnte doch das mißtönende, weinerliche: Ae, Ae! das ich damals, wiewohl von manchem zärtlichen Blick begleitet, ausſtieß, nur im mindeſten das tiefe, innige Gefühl, das ſich in meiner männlichen, wohlbehaarten Bruſt regte, andeuten? Und ſelbſt meine Liebkoſungen, die Du, kleine ſüße Freundinn, damals mit ſtiller Ergebung dulden mußteſt, waren ſo unbehülflich, daß ich jetzt, da ich es in dem Punkt dem beſten primo amoroso gleichthue, und à la Duport die Hand küſſe, roth darüber werden könnte, wenn nicht ein gewiſſer robuſter Teint, der mir eigen, dergleichen verhinderte. Unerachtet des Glücks der höchſten innern Selbſtzufriedenheit, die jene unter den Menſchen erhaltene Bildung in mir erzeugt hat, giebt es dennoch Stunden, in denen ich mich recht abhärme, wiewohl ich weiß, daß dergleichen Anwandlungen, ganz dem ſittlichen Charakter, den man durch die Cultur erwirbt, zuwider, noch aus dem rohen Zuſtande herrühren, der mich in einer Klaſſe von Weſen feſthielt, die ich jetzt unbeſchreiblich verachte. Ich bin nämlich dann thöricht genug, an unſere armen Verwandten zu denken, die noch in den weiten, unkultivirten Wäldern auf den Bäumen herumhüpfen, ſich von rohen, nicht erſt durch Kunſt ſchmackhaft gewordenen Früchten nähren, und vorzüglich Abends gewiſſe Hymnen anſtimmen, in denen kein Ton richtig, und an irgend einen Takt, ſey es auch der neuerfundene $^{7}/_{8}$ tel oder $^{13}/_{4}$ tel Takt, gar nicht zu denken iſt. An dieſe Armen, die mich doch eigentlich gar nichts mehr angehen, denke ich dann und erwehre mich kaum eines tiefen Mitleids mit ihnen. Vorzüglich liegt mir noch zuweilen unſer alter Onkel (nach meinen Erinnerungen muß es ein Onkel von mütterlicher Seite geweſen ſeyn) im Sinn, der uns nach ſeiner dummen Weiſe erzog, und alles nur Mögliche anwandte, uns von Allem, was menſchlich, entfernt zu halten. Er war ein ernſter Mann, der niemals Stiefeln anziehen wollte, und ich höre noch ſein warnendes, ängſtliches Geſchrei, als ich mit lüſternem Verlangen die ſchönen, neuen Klappſtiefeln anblickte, die der ſchlaue Jäger unter dem Baum ſtehen laſſen, auf dem ich gerade mit vielem Appetit eine Kokusnuß verzehrte. Ich ſah noch in der Entfernung den Jäger gehen, dem die, den zurückgelaſſenen ganz ähnlichen, Klappſtiefeln herrlich ſtanden. Der ganze Mann erhielt eben nur durch die wohlgewichſten Stiefeln für mich ſo etwas Grandioſes und Impoſantes — nein, ich konnte nicht widerſtehen; der Gedanke, eben ſo ſtolz, wie jener, in neuen Stiefeln einher zu gehen, bemächtigte ſich meines ganzen Weſens; und war es nicht ſchon ein Beweis der herrlichen Anlagen zur Wiſſenſchaft und Kunſt, die in mir nur geweckt werden durften, daß ich, vom Baum herabgeſprungen, leicht und gewandt, als hätte ich zeitlebens Stiefeln getragen, mit den ſtählernen Stiefelanziehern den ſchlanken Beinen die ungewohnte Bekleidung anzuzwängen wußte? Daß ich freilich nachher nicht laufen konnte, daß der Jäger nun auf mich zuſchritt, mich ohne Weiteres beim Kragen nahm und fortſchleppte, daß der alte Onkel erbärmlich ſchrie und uns Kokusnüſſe nachwarf, wovon mich eine recht hart an's hintere linke Ohr traf, wider den Willen des böſen Alten aber vielleicht herrliche, neue Organe zur Reife gebracht hat: Alles dieſes weißt Du, Holde, da Du ſelbſt ja heulend und jammernd Deinem Geliebten nachliefeſt und ſo auch freiwillig Dich in die Gefangenſchaft begabſt. — Was ſage ich Gefangenſchaft! Hat dieſe Gefangenſchaft uns nicht die größte Freiheit gegeben? Iſt etwas herrlicher, als die Ausbildung des Geiſtes, die uns unter den Menſchen geworden? — Ich zweifle nämlich nicht, daß Du, liebe Pipi, bei Deiner angebornen Lebhaftigkeit, bei Deiner Faſſungsgabe, Dich auch etwas Weniges auf die Künſte und Wiſſenſchaften gelegt haben wirſt, und in dieſem Vertrauen unterſcheide ich Dich auch ganz von den böſen Verwandten in den Wäldern. Ha! unter ihnen herrſcht noch Sittenloſigkeit und Barbarei, ihre Augen ſind trocken und ſie ſind gänzlich ohne Tiefe des Gemüths! Freilich kann ich wohl vorausſetzen, daß Du in der Bildung nicht ſo weit vorgeſchritten ſeyn wirſt, als ich, denn ich bin nunmehr, wie man zu ſagen pflegt, ein gemachter Mann; ich weiß durchaus Alles, bin daher eben ſo gut wie ein Orakel, und herrſche im Reich der Wiſſenſchaft und Kunſt hier unumſchränkt. Du wirſt gewiß glauben, ſüße Kleine, daß es mich unendlich viel Mühe gekoſtet habe, auf dieſe hohe Stufe der Cultur zu gelangen, im Gegentheil kann ich Dich verſichern, daß mir nichts in der Welt leichter geworden, als das; ja, ich lache oft darüber, daß in meiner frühen Jugend mir die verdammten Springübungen von einem Baum zum andern manchen Schweißtropfen ausgepreßt, welches ich bei dem Gelehrt- und Weiſewerden nie verſpürt habe. Das hat ſich vielmehr ſo ganz leicht von ſelbſt gefunden, und es war beinahe ſchwerer, zur Erkenntniß zu gelangen, ich ſäße nun wirklich ſchon auf der oberſten Stufe, als hinaufzuklettern. Dank ſey es meinem herrlichen Ingenio und dem glücklichen Wurf des Onkels! — Du mußt nämlich wiſſen, liebe Pipi, daß die geiſtigen Anlagen und Talente wie Beulen am Kopfe liegen und mit Händen zu greifen ſind; mein Hinterhaupt fühlt ſich an, wie ein Beutel mit Kokusnüſſen, und jenem Wurf iſt vielleicht noch manches Beulchen und mit ihm ein Talentchen entſproſſen. Ich hab' es in der That recht dick hinter den Ohren! — Jener Nachahmungstrieb, der unſerm Geſchlecht eigen, und der ganz ungerechterweiſe von den Menſchen ſo oft belacht wird, iſt nichts weiter, als der unwiderſtehliche Drang, nicht ſowohl Cultur zu erlangen, als die uns ſchon inwohnende zu zeigen. Daſſelbe Prinzip iſt bei den Menſchen längſt angenommen, und die wahrhaft Weiſen, denen ich immer nachgeſtrebt, machen es in folgender Art. Es verfertigt irgend Jemand etwas, ſey es ein Kunſtwerk oder ſonſt; Alles ruft: das iſt vortrefflich; gleich macht der Weiſe, von innerm Beruf beſeelt, es nach. Zwar wird etwas Anderes daraus; aber er ſagt: So iſt es eigentlich recht, und jenes Werk, das ihr für vortrefflich hieltet, gab mir nur den Sporn, das wahrhaft Vortreffliche an's Tageslicht zu fördern, das ich längſt in mir trug. Es iſt ungefähr ſo, liebe Pipi, als wenn einer unſerer Mitbrüder ſich beim Naſiren zwar in die Naſe ſchneidet, dadurch aber dem Stuzbart einen gewiſſen originellen Schwung giebt, den der Mann, dem er es abſah, niemals erreicht. Eben jener Nachahmungstrieb, der mir von jeher ganz beſonders eigen, brachte mich einem Profeſſor der Aeſthetik, dem liebenswürdigſten Mann von der Welt, näher, von dem ich nachher die erſten Aufklärungen über mich ſelbſt erhielt und der mir auch das Sprechen beibrachte. Noch ehe ich dieſes Talent ausgebildet, war ich oft in auserleſener Geſellſchaft witziger, geiſtreicher Menſchen. Ich hatte ihre Mienen und Gebehrden genau abgeſehen, die ich geſchickt nachzuahmen wußte; dies und meine anſtändige Kleidung, mit der mich mein damaliger Principal verſehen, öffnete mir nicht allein jederzeit die Thür, ſondern ich galt allgemein für einen jungen Mann von feinem Weltton. Wie ſehnlich wünſchte ich ſprechen zu können; aber im Herzen dachte ich: O Himmel, wenn du nun auch ſprechen kannſt, wo ſollſt du all' die tauſend Einfälle und Gedanken hernehmen, die denen da von den Lippen ſtrömen? Wie ſollſt du es anfangen, von den tauſend Dingen zu ſprechen, die du kaum dem Namen nach kennſt? Wie ſollſt du über Werke der Wiſſenſchaft und Kunſt ſo beſtimmt urtheilen, wie jene da, ohne in dieſem Gebiete einheimiſch zu ſeyn? — So wie ich nur einige Worte zuſammenhängend herausbringen konnte, eröffnete ich meinem lieben Lehrer, dem Profeſſor der Aeſthetik, meine Zweifel und Bedenken; der lachte mir aber in's Geſicht und ſprach: „Was glauben Sie denn, lieber Monſieur Milo? Sprechen, ſprechen, ſprechen müſſen Sie lernen, alles Uebrige findet ſich von ſelbſt. Geläufig, gewandt, geſchickt ſprechen, das iſt das ganze Geheimniß. Sie werden ſelbſt erſtaunen, wie Ihnen im Sprechen die Gedanken kommen, wie Ihnen die Weisheit aufgeht, wie die göttliche Suada Sie in alle Tiefen der Wiſſenſchaft und Kunſt hineinführt, daß Sie ordentlich in Irrgängen zu wandeln glauben. Oft werden Sie ſich ſelbſt nicht verſtehen: dann befinden Sie ſich aber gerade in der wahren Begeiſterung, die das Sprechen hervorbringt. Einige leichte Lektüre kann Ihnen übrigens wohl nützlich ſeyn, und zur Hülfe merken Sie ſich einige angenehme Phraſen, die überall vortheilhaft eingeſtreut werden und gleichſam zum Refrain dienen können. Reden Sie viel von den Tendenzen des Zeitalters — wie ſich das und jenes rein ausſpreche — von Tiefe des Gemüths — von gemüthvoll und gemüthlos u. ſ. w." — O meine Pipi, wie hatte der Mann Recht! wie kam mir mit der Fertigkeit des Sprechens die Weisheit! — Mein glückliches Mienenſpiel gab meinen Worten Gewicht, und in dem Spiegel habe ich geſehen, wie ſchön meine von Natur etwas gerunzelte Stirn ſich ausnimmt, wenn ich dieſem oder jenem Dichter, den ich nicht verſtehe, weshalb er denn unmöglich was taugen kann, Tiefe des Gemüths rein abſpreche. Ueberhaupt iſt die innere Ueberzeugung der höchſten Cultur der Richterſtuhl, dem ich bequem jedes Werk der Wiſſenſchaft und Kunſt unterwerfe, und das Urtheil infallibel, weil es aus dem Innern von ſelbſt, wie ein Orakel, entſprießt. — Mit der Kunſt habe ich mich vielfach beſchäftigt — etwas Malerei, Bildhauerkunſt, mitunter Modelliren — Dich, ſüße Kleine, formte ich als Diana nach der Antike; — aber all' den Krimskrams hatte ich bald ſatt; nur die Muſik zog mich vor allen Dingen an, weil ſie Gelegenheit giebt, ſo eine ganze Menge Menſchen, mir nichts, dir nichts, in Erſtaunen und Bewunderung zu ſetzen, und ſchon meiner natürlichen Organiſation wegen wurde bald das Fortepiano mein Lieblingsinſtrument. Du kennſt, meine Süße, die etwas länglichen Finger, welche mir die Natur verliehen; mit denen ſpanne ich nun Quartdecimen, ja zwei Octaven, und dies, nebſt einer enormen Fertigkeit, die Finger zu bewegen und zu rühren, iſt das ganze Geheimniß des Fortepianoſpiels. Thränen der Freude hat der Muſikmeiſter über die herrlichen, natürlichen Anlagen ſeines Scholaren vergoſſen, denn in kurzer Zeit habe ich es ſo weit gebracht, daß ich mit beiden Händen in zwei und dreißig, — vier und ſechzig, — ein hundert und acht und zwanzig — Theilen ohne Anſtoß auf und ablaufe, mit allen Fingern gleich gute Triller ſchlage, drei, vier Octaven herauf und herabſpringe, wie ehemals von einem Baum zum andern, und bin hiernach der größte Virtuos, den es geben kann. Mir ſind alle vorhandene Flügelcompoſitionen nicht ſchwer genug; ich componire mir daher meine Sonaten und Concerte ſelbſt; in letztern muß jedoch der Muſikmeiſter die Tutti machen: denn wer kann ſich mit den vielen Inſtrumenten und dem unnützen Zeuge überhaupt befaſſen! Die Tutti der Concerte ſind ja ohnedies nur nothwendige Uebel, und nur gleichſam Pauſen, in denen ſich der Soloſpieler erholt und zu neuen Sprüngen rüſtet. — Nächſtdem habe ich mich ſchon mit einem Inſtrumentenmacher beſprochen, wegen eines Fortepiano von neun bis zehn Oktaven: denn kann ſich wohl das Genie beſchränken auf den elenden Umfang von erbärmlichen ſieben Octaven? Außer den gewöhnlichen Zügen, der türkiſchen Trommel und Becken, ſoll er noch einen Trompetenzug, ſo wie ein Flageolettregiſter, das, ſo viel möglich, das Gezwitſcher der Vögel nachahmt, anbringen. Du wirſt gewahr, liebe Pipi, auf welche ſublime Gedanken ein Mann von Geſchmack und Bildung geräth! Nachdem ich mehrere Sänger großen Beifall einerndten gehört, wandelte mich auch eine unbeſchreibliche Luſt an, ebenfalls zu ſingen, nur ſchien es mir leider, als habe mir die Natur jedes Organ dazu ſchlechterdings verſagt; doch konnte ich nicht unterlaſſen, einem berühmten Sänger, der mein intimſter Freund geworden, meinen Wunſch zu eröffnen, und zugleich mein Leid, wegen der Stimme, zu klagen. Dieſer ſchloß mich aber in die Arme und rief voll Enthuſiasmus: „Glückſeliger Monſieur, Sie ſind bei Ihren muſikaliſchen Fähigkeiten und der Geſchmeidigkeit Ihres Organs, die ich längſt bemerkt, zum großen Sänger geboren; denn die größte Schwierigkeit iſt bereits überwunden. Nichts iſt nämlich der wahren Singkunſt ſo ſehr entgegen, als eine gute, natürliche Stimme, und es koſtet nicht wenig Mühe bei jungen Scholaren, die wirklich Singſtimme haben, dieſe Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Gänzliches Vermeiden aller haltenden Töne, fleißiges Ueben der tüchtigſten Rouladen, die den gewöhnlichen Umfang der menſchlichen Stimme weit überſteigen, und vornehmlich das angeſtrengte Hervorrufen des Falſets, in dem der wahrhaft künſtliche Geſang ſeinen Sitz hat, hilft aber gewöhnlich nach einiger Zeit; die robuſteſte Stimme widerſteht ſelten lange dieſen ernſten Bemühungen: aber bei Ihnen, Geehrteſter, iſt nichts aus dem Wege zu räumen; in kurzer Zeit ſind Sie der ſublimſte Sänger, den es giebt!“ — — Der Mann hatte Recht, nur weniger Uebung bedurfte es, um ein herrliches Falſet und eine Fertigkeit zu entwickeln, hundert Töne in einem Athem herauszuſtoßen, was mir denn den ungetheilteſten Beifall der wahren Kenner erwarb, und die armſeligen Tenoriſten, welche ſich auf ihre Bruſtſtimme Wunder was zu Gute thun, unerachtet ſie kaum einen Mordent herausbringen, in Schatten ſtellte. Mein Maeſtro lehrte mich gleich anfänglich drei ziemlich lange Manieren, in welchen aber die Quinteſſenz aller Weisheit des künſtlichen Geſanges ſteckt, ſo daß man ſie bald ſo, bald anders gewendet, ganz oder ſtückweiſe, unzählige Mal wiederbringen, ja, zu dem Grundbaß der verſchiedenſten Arien, ſtatt der von dem Componiſten intendirten Melodie, nur jene Manieren auf allerlei Weiſe ſingen kann. Welcher rauſchende Beifall mir ſchon eben der Ausführung dieſer Manieren wegen gezollt worden, meine Süße, kann ich Dir nicht beſchreiben, und Du bemerkſt überhaupt, wie auch in der Muſik das natürliche, mir inwohnende Ingenium mir Alles ſo herzlich leicht machte. — Von meinen Compoſitionen habe ich ſchon geſprochen, aber gerade das liebe Componiren — muß ich es nicht, um nur meinem Genie ihm würdige Werke zu verſchaffen, ſo überlaſſe ich es gern den untergeordneten Subjekten, die nun einmal dazu da ſind, uns Virtuoſen zu dienen, d. h. Werke anzufertigen, in denen wir unſere Virtuoſität zeigen können. — Ich muß geſtehen, daß es ein eigen Ding mit all' dem Zeuge iſt, das die Partitur anfüllt. Die vielen Inſtrumente, der harmoniſche Zuſammenklang — ſie haben ordentliche Regeln darüber; aber für ein Genie, für einen Virtuoſen iſt das Alles viel zu abgeſchmackt und langweilig. Nächſt dem darf man, um ſich von jeder Seite in Reſpekt zu halten, worin die größte Lebensweisheit beſteht, auch nur für einen Componiſten *gelten*; das iſt genug. Hatte ich z. B. in einer Geſellſchaft in einer Arie des gerade anweſenden Componiſten recht vielen Beifall eingeerndtet, und war man im Begriff, einen Theil dieſes Beifalls dem Autor zuzuwenden: ſo warf ich mit einem gewiſſen finſtern, tiefſchauenden Blick, den ich bei meiner charaktervollen Phyſiognomie überaus gut zu machen verſtehe, ganz leicht hin: „Ja, wahrhaftig, ich muß nun auch meine neue Oper vollenden!“ und dieſe Aeußerung riß Alles zu neuer Bewunderung hin, ſo daß darüber der Componiſt, der wirklich vollendet hatte, ganz vergeſſen wurde. Ueberhaupt ſteht es dem Genie wohl an, ſich ſo geltend zu machen, als möglich; und es darf nicht verſchweigen, wie ihm alles das, was in der Kunſt geſchieht, ſo klein und erbärmlich vorkommt gegen das, was es in allen Theilen derſelben und der Wiſſenſchaft produciren könnte, wenn es nun gerade wollte und die Menſchen der Anſtrengung werth wären. — Gänzliche Verachtung alles Beſtrebens Anderer; die Ueberzeugung, Alle, die gern ſchweigen und nur im Stillen ſchaffen, ohne davon zu ſprechen, weit, weit zu überſehen; die höchſte Selbſtzufriedenheit mit Allem, was nun ſo ohne alle Anſtrengung die eigene Kraft hervorruft: das Alles ſind untrügliche Zeichen des höchſtkultivirten Genie's, und wohl mir, daß ich Alles das täglich, ja ſtündlich an mir bemerke. — So kannſt Du Dir nun, ſüße Freundinn, ganz meinen glücklichen Zuſtand, den ich der erlangten hohen Bildung verdanke, vorſtellen. — Aber kann ich Dir denn nur das Mindeſte, was mir auf dem Herzen liegt, verſchweigen? — Soll ich es Dir, Holde, nicht geſtehen, daß noch öfters gewiſſe Anwandlungen, die mich ganz unverſehends überfallen, mich aus dem glücklichen Behagen reißen, das meine Tage verſüßt? — O Himmel, wie iſt doch die früheſte Erziehung ſo von wichtigem Einfluß auf das ganze Leben! und man ſagt wohl mit Recht, daß ſchwer zu vertreiben ſey, was man mit der Muttermilch einſauge! Wie iſt mir denn doch mein tolles Herumſchwärmen in Bergen und Wäldern ſo ſchädlich geworden! Neulich gehe ich, elegant gekleidet, mit mehreren Freunden in dem Park ſpazieren: plötzlich ſtehen wir an einem herrlichen, himmelhohen, ſchlanken Nußbaum; eine unwiderſtehliche Begierde raubt mir alle Beſinnung — einige tüchtige Sätze, und — ich wiege mich hoch in den Wipfeln der Aeſte, nach den Nüſſen haſchend! Ein Schrei des Erſtaunens, den die Geſellſchaft ausſtieß, begleitete mein Wageſtück. Als ich, mich wieder beſinnend auf die erhaltene Cultur, die dergleichen Extravagantes nicht erlaubt, hinabkletterte, ſprach ein junger Menſch, der mich ſehr ehrt: „Ei, lieber Monſieur Milo, wie ſind Sie doch ſo flink auf den Beinen!“ Aber ich ſchämte mich ſehr. — So kann ich auch oft kaum die Luſt unterdrücken, meine Geſchicklichkeit im Werfen, die mir ſonſt eigen, zu üben; und kannſt Du Dir's denken, holde Kleine, daß mich neulich bei einem Souper jene Luſt ſo ſehr übermannte, daß ich ſchnell einen Apfel dem ganz am andern Ende des Tiſches ſitzenden Commerzienrath, meinem alten Gönner, in die Perücke warf, welches mich beinahe in tauſend Ungelegenheiten geſtürzt hätte? — Doch hoffe ich, immer mehr und mehr auch von dieſen Ueberbleibſeln des ehemaligen rohen Zuſtandes mich zu reinigen. — Sollteſt Du in der Cultur noch nicht ſo weit vorgerückt ſeyn, ſüße Freundinn, um dieſen Brief leſen zu können: ſo mögen Dir die edlen, kräftigen Züge Deines Geliebten eine Aufmunterung, leſen zu lernen, und dann der Inhalt die weisheitsvolle Lehre ſeyn, wie Du es anfangen mußt, um zu der innern Ruhe und Behaglichkeit zu gelangen, die nur die höchſte Cultur erzeugt, wie ſie aus dem innern Ingenio und dem Umgang mit weiſen, gebildeten Menſchen entſpringt. — Nun tauſendmal lebe wohl, ſüße Freundinn!

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl' ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht!

Dein
Getreuer bis in den Tod!
Milo,
ehemals Affe, jetzt privatiſirender
Künſtler und Gelehrter.

5.

Der Muſikfeind.

Es iſt wohl etwas Herrliches, ſo durch und durch muſikaliſch zu ſeyn, daß man, wie mit beſonderer Kraft ausgerüſtet, die größten muſikaliſchen Maſſen, die die Meiſter mit einer unzähligen Menge Noten und Töne der verſchiedenſten Inſtrumente aufgebauet, leicht und luſtig handhabt, indem man ſie, ohne ſonderliche Gemüthsbewegung, ohne die ſchmerzhaften Stöße des leidenſchaftlichen Entzückens, der herzzerreißenden Wehmuth zu ſpüren, in Sinn und Gedanken aufnimmt — Wie hoch kann man ſich dann auch über die Virtuoſität der Spieler im Innern erfreuen; ja, dieſe Freude, die von Innen herausſtrebt, recht laut werden laſſen, ohne alle Gefahr. An die Glückſeligkeit, ſelbſt ein Virtuos zu ſeyn, will ich gar nicht denken; denn noch viel tiefer wird dann mein Schmerz, daß mir aller Sinn für Muſik ſo ganz und gar abgeht, woher denn auch meine unbeſchreibliche Unbeholfenheit in der Ausübung dieſer herrlichen Kunſt, die ich leider von Kindheit auf gezeigt, rühren mag. — Mein Vater war gewiß ein tüchtiger Muſikus; er ſpielte fleißig auf einem großen Flügel oft bis ſpät in die Nacht hinein, und wenn es einmal ein Concert in unſerm Hauſe gab, dann ſpielte er ſehr lange Stücke, wozu ihn die Andern auf Violinen, Baſſen, auch wohl Flöten und Waldhörnern, ganz wenig begleiteten. Wenn ſolch ein langes Stück endlich heraus war, dann ſchrieen Alle ſehr und riefen: „Bravo, Bravo! welch ein ſchönes Concert! wie fertig, wie rund geſpielt!“ und nannten mit Ehrfurcht den Namen Emanuel Bach! — Der Vater hatte aber ſo viel hinter einander gehämmert und gebrauſet, daß es mir immer vorkam, als ſey das wohl kaum Muſik, worunter ich mir ſo recht an's Herz gehende Melodien dachte, ſondern er thue dies nur zum Spaß, und die Andern hätten auch wieder ihren Spaß daran. — Ich war bei ſolchen Gelegenheiten immer in mein Sonntagsröckchen geknöpft, und mußte auf einem hohen Stuhl neben der Mutter ſitzen und zuhören, ohne mich viel zu regen und zu bewegen.

Die Zeit wurde mir entſetzlich lang, und ich hätte wohl gar nicht ausdauern können, wenn ich mich nicht an den beſondern Grimaſſen und komiſchen Bewegungen der Spieler ergötzt hätte. Vorzüglich erinnere ich mich noch eines alten Advokaten, der immer dicht bei meinem Vater die Geige ſpielte, und von dem ſie immer ſagten, er wäre ein ganz übertriebener Enthuſiaſt, und die Muſik mache ihn halb verrückt, ſo daß er in der wahnſinnigen Exaltation, zu der ihn Emanuel Bach's, oder Wolf's, oder Benda's Genius hinaufſchraube, weder rein greife, noch Takt halte. — Mir ſteht der Mann noch ganz vor Augen. Er trug einen pflaumfarbenen Rock mit goldbeſponnenen Knöpfen, einen kleinen ſilbernen Degen und eine röthliche, nur wenig gepuderte Perücke, an der hinten ein kleiner runder Haarbeutel hing. Er hatte einen unbeſchreiblichen komiſchen Ernſt in Allem, was er begann. Ad opus! pflegte er zu rufen, wenn der Vater die Muſikblätter auf die Pulte vertheilte. Dann ergriff er mit der rechten Hand die Geige, mit der linken aber die Perücke, die er abnahm und an einen Nagel hing. Nun hob er an, ſich immer mehr und mehr über's Blatt beugend, zu arbeiten, daß die rothen Augen glänzend heraustraten und Schweißtropfen auf der Stirn ſtanden. Es geſchah ihm zuweilen, daß er früher fertig wurde, als die Uebrigen, worüber er ſich denn nicht wenig wunderte und die Andern ganz böſe anſchaute. Oft war mir es auch, als brächte er Töne heraus, denen ähnlich, die Nachbars Peter, mit naturhiſtoriſchem Sinn die verborgenen muſikaliſchen Talente der Katzen erforſchend, unſerm Hauskater ablockte, durch ſchickliches Einklemmen des Schwanzes und ſonſt: weshalb er zuweilen von dem Vater etwas geprügelt wurde — (nämlich der Peter). — Kurz, der pflaumfarbene Advokat — er hieß Muſewius — hielt mich ganz für die Pein des Stillſitzens ſchadlos, indem ich mich an ſeinen Grimaſſen, an ſeinen komiſchen Seitenſprüngen, ja wohl gar an ſeinem Quinkeliren höchlich ergötzte. — Einmal machte er doch eine vollkommene Störung in der Muſik, ſo daß mein Vater vom Flügel aufſprang, und alle auf ihn zuſtürzten, einen böſen Zufall, der ihn ergriffen, befürchtend. Er fing nämlich an, erſt etwas Weniges mit dem Kopfe zu ſchütteln, dann aber, in einem fortſteigenden Creszendo, immer ſtärker und ſtärker den Kopf hin und her zu werfen, wozu er gräßlich mit dem Bogen über die Saiten hin und her fuhr, mit der Zunge ſchnalzte und mit dem Fuß ſtampfte. Es war aber nichts, als eine kleine feindſelige Fliege, die hatte ihn, mit beharrlichem Eigenſinn in demſelben Kreiſe bleibend, umſummt, und ſich, tauſendmal verjagt, immer wieder auf die Naſe geſetzt. Das hatte ihn in wilde Verzweiflung geſtürzt. — Manchmal geſchah es, daß die Schweſter meiner Mutter eine Arie ſang. Ach, wie freute ich mich immer darauf! Ich liebte ſie ſehr; ſie gab ſich viel mit mir ab, und ſang mir oft mit ihrer ſchönen Stimme, die ſo recht in mein Innerſtes drang, eine Menge herrlicher Lieder vor, die ich ſo in Sinn und Gedanken trage, daß ich ſie noch für mich leiſe zu ſingen vermag. — Es war immer etwas Feierliches, wenn meine Tante die Stimmen der Arien von Haſſe, oder von Traetta, oder ſonſt einem Meiſter, auflegte; der Advokat durfte nicht mitſpielen. Schon wenn ſie die Einleitung ſpielten und meine Tante noch nicht angefangen zu ſingen, klopfte mir das Herz, und ein ganz wunderbares Gefuhl von Luſt und Wehmuth durchdrang mich, ſo daß ich mich kaum zu faſſen wußte. Aber kaum hatte die Tante einen Satz geſungen, ſo fing ich an bitterlich zu weinen, und wurde unter heftigen Scheltworten meines Vaters zum Saal hinausgebracht. Oft ſtritt ſich mein Vater mit der Tante, weil Letztere behauptete, mein Betragen rühre keinesweges davon her, daß mich die Muſik auf unangenehme, widrige Weiſe afficire, ſondern vielmehr von der übergroßen Reizbarkeit meines Gemuths; dagegen mich der Vater geradezu einen dummen Jungen ſchalt, der aus Unluſt heulen muſſe, wie ein antimuſikaliſcher Hund. — Einen vorzuglichen Grund, nicht allein mich zu vertheidigen, ſondern auch ſogar mir einen tief verborgenen muſikaliſchen Sinn zuzuſchreiben, nahm meine Tante aus dem Umſtande her, daß ich oft, wenn der Vater zufällig den Flugel nicht zugeſchloſſen, mich ſtundenlang damit ergötzen konnte, allerlei wohlklingende Akkorde aufzuſuchen und anzuſchlagen. Hatte ich nun mit beiden Händen drei, vier, ja wohl ſechs Tangenten gefunden, die, auf einmal niedergedruckt, einen gar wunderbaren, lieblichen Zuſammenklang hören ließen, dann wurde ich nicht mude, ſie anzuſchlagen und austönen zu laſſen. Ich legte den Kopf ſeitwärts auf den Deckel des Inſtruments; ich druckte die Augen zu; ich war in einer andern Welt; aber zuletzt mußte ich wieder bitterlich weinen, ohne zu wiſſen, ob vor Luſt oder vor Schmerz. Meine Tante hatte mich oft belauſcht und ihre Freude daran gehabt, wogegen mein Vater darin nur kindiſche Poſſen fand. Ueberhaupt ſchienen ſie, ſo wie über mich, auch rückſichtlich anderer Gegenſtände, vorzüglich der Muſik, ganz uneins zu ſeyn, indem meine Tante oft an muſikaliſchen Stücken, vorzüglich wenn ſie von italiäniſchen Meiſtern ganz einfach und prunklos componirt waren, ein großes Wohlgefallen fand; mein Vater aber, der ein heftiger Mann war, dergleichen Muſik ein Dudeldumdei nannte, das den Verſtand nie beſchäftigen könne. Mein Vater ſprach immer vom Verſtande, meine Tante immer vom Gefühl. — Endlich ſetzte ſie es doch durch, daß mein Vater mich durch einen alten Kantor, der in den Familienconcerten gewöhnlich die Viole ſtrich, im Klavierſpielen unterrichten ließ. Aber, du lieber Himmel, da zeigte es ſich denn bald, daß die Tante mir viel zu viel zugetraut, der Vater dagegen Recht hatte. An Taktgefühl, ſo wie am Auffaſſen einer Melodie fehlte es mir, wie der Kantor behauptete, keinesweges; aber meine grenzenloſe Unbehülflichkeit verdarb Alles. Sollte ich ein Uebungsſtück für mich exerciren, und ſetzte mich mit dem beſten Vorſatz, recht fleißig zu ſeyn, an das Klavier: ſo verfiel ich unwillkührlich bald in jene Spielerei des Akkordſuchens, und ſo kam ich nicht weiter. Mit vieler, unſäglicher Mühe hatte ich mich durch mehrere Tonarten durchgearbeitet, bis zu der verzweifelten, die vier Kreuze vorgezeichnet hat, und, wie ich jetzt noch ganz beſtimmt weiß, Edur genannt wird. Ueber dem Stück ſtand mit großen Buchſtaben: Scherzando Presto, und als der Kantor es mir vorſpielte, hatte es ſo was Hüpfendes, Springendes, das mir ſehr mißfiel. Ach, wie viel Thränen, wie viel ermunternde Püffe des unſeligen Kantors koſtete mich das verdammte Presto! Endlich kam der für mich ſchreckliche Tag heran, an dem ich dem Vater und den muſikaliſchen Freunden meine erworbenen Kenntniſſe produciren, Alles, was ich gelernt, vorſpielen ſollte. Ich konnte Alles gut, bis auf das abſcheuliche E — dur — Presto: da ſetzte ich mich Abends vorher in einer Art von Verzweiflung an's Klavier, um, koſte es was es wolle, fehlerfrei jenes Stück einzuſpielen. Ich wußte ſelbſt nicht, wie es zuging, daß ich das Stück gerade auf den Tangenten, die denen, welche ich aufſchlagen ſollte, rechts zunächſt lagen, zu ſpielen verſuchte; es gelang mir, das ganze Stück war leichter geworden, und ich verfehlte keine Note, nur auf andern Tangenten, und mir kam es vor, als klänge das Stück ſogar viel beſſer, als ſo, wie es mir der Kantor vorgeſpielt hatte. Nun war mir froh und leicht zu Muthe; ich ſetzte mich den andern Tag keck an den

Flügel und hämmerte meine Stückchen friſch darauf los, und mein Vater rief einmal über das andere: „das hätte ich nicht gedacht!“ — Als das Scherzo zu Ende war, ſagte der Kantor ganz freundlich: „das war die ſchwere Tonart E dur!“ und mein Vater wandte ſich zu einem Freunde, ſprechend: „Sehen Sie, wie fertig der Junge das ſchwere E dur handhabt!“ — „Erlauben Sie, Verehrteſter,“ erwiederte dieſer, „das war ja F dur.“ — „Mit nichten, mit nichten,“ ſagte der Vater. „Ei ja doch,“ verſetzte der Freund; „wir wollen es gleich ſehen.“ Beide traten an den Flügel. „Sehen Sie,“ rief mein Vater triumphirend, indem er auf die vier Kreuze wies. „Und doch hat der Kleine F dur geſpielt,“ ſagte der Freund. — Ich ſollte das Stück wiederholen. Ich that es ganz unbefangen, indem es mir nicht einmal recht deutlich war, worüber ſie ſo ernſtlich ſtritten. Mein Vater ſah in die Taſten; kaum hatte ich aber einige Töne gegriffen, als mir des Vaters Hand um die Ohren ſauſte. „Vertrackter, dummer Junge!“ ſchrie er im höchſten Zorn. Weinend und ſchreiend lief ich davon, und nun war es mit meinem muſikaliſchen Unterricht auf immer aus. Die Tante meinte zwar, gerade daß es mir möglich geworden, das ganze Stück richtig, nur in einem andern Ton zu ſpielen, zeige von wahrem muſikaliſchen Talent; allein ich glaube jetzt ſelbſt, daß mein Vater Recht hatte, es aufzugeben, mich auf irgend einem Inſtrumente unterrichten zu laſſen, da meine Unbeholfenheit, die Steifheit und Ungelenkigkeit meiner Finger ſich jedem Streben entgegengeſetzt haben würde. — Aber eben dieſe Ungelenkigkeit ſcheint ſich, rückſichtlich der Muſik, auch auf mein geiſtiges Vermögen zu erſtrecken. So habe ich nur zu oft bei dem Spiel anerkannter Virtuoſen, wenn Alles in jauchzende Bewunderung ausbrach, Langeweile, Ekel und Ueberdruß empfunden, und mich noch dazu, da ich nicht unterlaſſen konnte, meine Meinung ehrlich herauszuſagen, oder vielmehr mein inneres Gefühl deutlich ausſprach, dem Gelächter der geſchmackvollen, von der Muſik begeiſterten Menge Preis gegeben. Ging es mir nicht noch vor kurzer Zeit ganz ſo, als ein berühmter Klavierſpieler durch die Stadt reiſte und ſich bei einem meiner Freunde hören ließ? „Heute, Theuerſter,“ ſagte mir der Freund, „werden Sie gewiß von Ihrer Muſikfeindſchaft geheilt; der herrliche D. wird Sie erheben — entzücken.“ Ich mußte mich, wider meinen Willen, dicht an das Pianoforte ſtellen; da fing der Virtuos an, die Töne auf und nieder zu rollen, und erhob ein gewaltiges Gebrauſe, und als das immer fortdauerte, wurde mir ganz ſchwindelig und ſchlecht zu Muthe, aber bald riß etwas Anderes meine Aufmerkſamkeit hin, und ich mag wohl, als ich den Spieler gar nicht mehr hörte, ganz ſonderbar in das Pianoforte hineingeſtarrt haben; denn, als er endlich aufgehört hatte, zu donnern und zu raſen, ergriff mich der Freund beim Arm und rief: „Nun, Sie ſind ja ganz verſteinert! He, Freundchen, empfinden Sie nun endlich die tiefe, fortreißende Wirkung der himmliſchen Muſik?“ — Da geſtand ich ehrlich ein, wie ich eigentlich den Spieler wenig gehört, ſondern mich vielmehr an dem ſchnellen Auf- und Abſpringen — und dem gliederweiſen Lauffeuer der Hämmer höchlich ergötzt habe; worüber denn Alles in ein ſchallendes Gelächter ausbrach. — Wie oft werde ich empfindungs-, herz-, gemüthlos geſcholten, wenn ich unaufhaltſam aus dem Zimmer renne, ſobald das Fortepiano geöffnet wird, oder dieſe und jene Dame die Guitarre in die Hand nimmt und ſich zum Singen räuſpert; denn ich weiß ſchon, daß bei der Muſik, die ſie gewöhnlich in den Häuſern verführen, mir übel und weh wird, und ich mir ordentlich phyſiſch den Magen verderbe. — Das iſt aber ein rechtes Unglück, und bringt mir Verachtung der feinen Welt zuwege. Ich weiß wohl, daß eine ſolche Stimme, ein ſolcher Geſang, wie der meiner Tante, ſo recht in mein Innerſtes dringt, und ſich da Gefühle regen, für die ich gar keine Worte habe; es iſt mir, als ſey das eben die Seligkeit, welche ſich über das Irdiſche erhebt, und daher auch im Irdiſchen keinen Ausdruck zu finden vermag; aber eben deshalb iſt es mir ganz unmöglich, höre ich eine ſolche Sängerinn, in die laute Bewunderung auszubrechen, wie die Andern; ich bleibe ſtill und ſchaue in mein Inneres, weil da noch alle die außen verklungenen Töne widerſtrahlen, und da werde ich kalt, empfindungslos, ein Muſikfeind geſcholten. — Mir ſchräg über wohnt der Concertmeiſter, welcher jeden Donnerſtag ein Quartett bei ſich hat, wovon ich zur Sommerzeit den leiſeſten Ton höre, da ſie Abends, wenn es ſtill auf der Straße geworden, bei geöffneten Fenſtern ſpielen. Da ſetze ich mich auf's Sopha, und höre mit geſchloſſenen Augen zu und bin ganz voller Wonne — aber nur bei dem erſten; bei dem zweiten Quartett verwirren ſich ſchon die Töne, denn nun iſt es, als müßten ſie im Innern mit den Melodien des erſteren, die noch darin wohnen, kämpfen; und das dritte kann ich gar nicht mehr aushalten.

Da muß ich fortrennen, und oft hat der Concertmeiſter mich ſchon ausgelacht, daß ich mich von der Muſik ſo in die Flucht ſchlagen ließe. — Sie ſpielten wohl, wie ich gehört habe, an ſechs, acht ſolche Quartetts, und ich bewundere in der That die außerordentliche Geiſtesſtärke, die innere muſikaliſche Kraft, welche dazu gehört, ſo viel Muſik hinter einander aufzufaſſen, und durch das Abſpielen Alles ſo, wie im Innerſten empfunden und gedacht, in's lebendige Leben ausgehen zu laſſen. — Eben ſo geht es mir mit den Concerten, wo oft ſchon die erſte Symphonie ſolch einen Tumult in mir erregt, daß ich für alles Uebrige todt bin. Ja, oft hat mich eben der erſte Satz ſo aufgeregt, ſo gewaltig erſchüttert, daß ich mich hinausſehne, um all' die ſeltſamen Erſcheinungen, von denen ich befangen, deutlicher zu ſchauen, ja mich in ihren wunderbaren Tanz zu verflechten, daß ich, unter ihnen, ihnen gleich bin. Es kommt mir dann vor, als ſey die gehörte Muſik ich ſelbſt. — Ich frage daher niemals nach dem Meiſter; das ſcheint mir ganz gleichgültig. Es iſt mir ſo, als werde auf dem höchſten Punkt nur eine pſychiſche Maſſe bewegt, und als habe ich in dieſem Sinne viel Herrliches componirt. — Indem ich dieſes nur ſo für mich niederſchreibe, wird mir angſt und bange, daß es einmal in meiner angebornen, unbefangenen Aufrichtigkeit mir über die Lippen fliegen könnte. Wie würde ich ausgelacht werden! Sollten nicht manche wahrhaftige muſikaliſche Bravos an der Geſundheit meines Gemüths zweifeln? — Wenn ich oft nach der erſten Symphonie aus dem Concertſaal eile, ſchreien ſie mir nach: „Da läuft er fort, der Muſikfeind!“ und bedauern mich, da jeder Gebildete jetzt mit Recht verlangt, daß man, nächſt der Kunſt, ſich anſtändig zu verbeugen, und eben ſo auch über das, was man nicht weiß, zu reden, auch die Muſik liebe und treibe. Daß ich nun eben von dieſem Treiben ſo oft getrieben werde, hinaus in die Einſamkeit, wo die ewig waltende Macht, in dem Rauſchen der Eichenblätter über meinem Haupte, in dem Plätſchern der Quelle, wunderbare Töne anregt, die ſich geheimnißvoll verſchlingen mit den Lauten, die in meinem Innern ruhen und nun in herrlicher Muſik hervorſtrahlen — ja, das iſt eben mein Unglück. — Die entſetzliche peinliche Schwerfälligkeit im Auffaſſen der Muſik ſchadet mir auch recht in der Oper. — Manchmal freilich iſt es mir, als würde nur dann und wann ein ſchickliches muſikaliſches Geräuſch gemacht, und man verjage damit ſehr zweckmäßig die Langeweile, oder noch ärgere Ungethüme, ſo wie vor den Karavanen Cymbeln und Pauken toll und wild durch einander geſchlagen werden, um die wilden Thiere abzuhalten; aber wenn es oft ſo iſt, als könnten die Perſonen nicht anders reden, als in den gewaltigen Accenten der Muſik, als ginge das Reich des Wunderbaren auf, wie ein flammender Stern — dann habe ich Mühe und Noth, mich feſtzuhalten in dem Orkan, der mich erfaßt und in das Unendliche zu ſchleudern droht. — Aber in ſolch eine Oper gehe ich immer und immer wieder, und klarer und leuchtender wird es im Innern, und alle Geſtalten treten heraus aus dem düſtern Nebel und ſchreiten auf mich zu, und nun erkenne ich ſie, wie ſie ſo freundlich mir befreundet ſind und mit mir dahinwallen im herrlichen Leben. — Ich glaube Gluck's Iphigenia gewiß funfzigmal gehört zu haben. Darüber lachen aber mit Recht die ächten Muſiker und ſagen: „Beim erſten Mal hatten wir Alles weg, und beim dritten ſatt." — Ein böſer Dämon verfolgt mich aber, und zwingt mich, unwillkührlich komiſch zu ſeyn und Komiſches zu verbreiten, rückſichtlich meiner Muſikfeindſchaft. So ſtehe ich neulich im Schauſpielhauſe, wohin ich aus Gefälligkeit für einen fremden Freund gegangen, und bin ganz vertieft in Gedanken, als ſie gerade (es wurde eine Oper gegeben) ſo einen nichtsſagenden muſikaliſchen Lärm machen. Da ſtößt mich der Nachbar an, ſprechend: „Das iſt eine ganz vorzügliche Stelle!" Ich dachte, und konnte in dem Augenblick nichts Anderes denken, als daß er von der Stelle im Parterre ſpräche, wo wir uns gerade befanden, und antwortete ganz treuherzig: „Ja, eine gute Stelle, aber ein bischen Zug weht doch!" — Da lachte er ſehr, und als Anekdote von dem Muſikfeind wurde es verbreitet in der ganzen Stadt, und überall neckte man mich mit meiner Zugluft in der Oper, und ich hatte doch Recht. —

Sollte man es wohl glauben, daß es deſſen ungeachtet einen ächten, wahren Muſiker giebt, der noch jetzt, rückſichtlich meines muſikaliſchen Sinnes, der Meinung meiner Tante iſt! — Freilich wird Niemand viel darauf geben, wenn ich gerade herausſage, daß dies kein Anderer iſt, als der Kapellmeiſter Johannes Kreisler, der ſeiner Phantaſterei wegen überall verſchrieen genug iſt, aber ich bilde mir nicht wenig darauf ein, daß er es nicht verſchmäht, mir recht nach meinem innern Gefühl, ſo wie es mich erfreut und erhebt, vorzuſingen und vorzuſpielen. — Neulich ſagte er, als ich ihm meine muſikaliſche

Unbeholfenheit klagte, ich ſey mit jenem Jüngling in dem Tempel zu Sais zu vergleichen, der, ungeſchickt ſcheinend, im Vergleich der andern Schüler, doch den wunderbaren Stein fand, den die Andern mit allem Fleiß vergeblich ſuchten. Ich verſtand ihn nicht, weil ich Novalis Schriften nicht geleſen, auf die er mich verwies. Ich habe heute in die Leihbibliothek geſchickt, werde das Buch aber wohl nicht erhalten, da es herrlich ſeyn ſoll, und alle Welt geleſen wird. — Doch nein; eben erhalte ich wirklich Novalis Schriften, zwei Bändchen, und der Bibliothekar läßt mir ſagen, mit dergleichen könne er immer aufwarten, da es ſtets zu Hauſe ſey; nur habe er den Novalis nicht gleich finden können, da er ihn ganz und gar als ein Buch, nach dem niemals gefragt würde, zurückgeſtellt. — Nun will ich doch gleich ſehen, was es mit den Jünglingen zu Sais für eine Bewandtniß hat.

6.

Ueber einen Ausſpruch Sacchini's, und über den ſogenannten Effekt in der Muſik.

In Gerber's Tonkünſtler-Lexikon wird von dem berühmten Sacchini Folgendes erzählt. Als Sacchini einſt zu London bei Herrn le Brun, dem berühmten Hoboiſten zu Mittag ſpeiſte, wiederholte man in ſeiner Gegenwart die Beſchuldigung, die manchmal die Deutſchen und die Franzoſen den italieniſchen Componiſten machen, daß ſie nicht genug moduliren. „Wir moduliren in der Kirchenmuſik,“ ſagte er; „da kann die Aufmerkſamkeit, weil ſie nicht durch die Nebenſachen des Schauſpiels getheilt wird, leichter den mit Kunſt verbundenen Veränderungen der Töne folgen; aber auf dem Theater muß man deutlich und einfach ſeyn, man muß mehr das Herz rühren, als in Erſtaunen ſetzen, man muß ſich leicht minder geübten Ohren begreiflich machen. Der, welcher ohne den Ton zu ändern, abwechſelnde Geſänge hervorbringt, zeigt weit mehr Talent, als der, welcher ihn alle Augenblicke ändert.“ —

Dieſer merkwürdige Ausſpruch Sacchini's legt die ganze Tendenz der italieniſchen Opernmuſik damaliger Zeit an den Tag, und im Weſentlichen iſt ſie auch wohl bis auf die jetzige Zeit dieſelbe geblieben.

Die Italiener erhoben ſich nicht zu der Anſicht, daß die Oper in Wort, Handlung und Muſik als ein Ganzes erſcheinen, und dieſes untrennbare Ganze im Totaleindruck auf den Zuhörer wirken müſſe; die Muſik war ihnen vielmehr zufällige Begleiterinn des Schauſpiels, und durfte nur hin und wieder als ſelbſtſtändige Kunſt, und dann für ſich allein wirkend, hervortreten. So kam es, daß im eigentlichen Fortſchreiten der Handlung alle Muſik flach und nichtsſagend gehalten wurde, und nur die Prima Donna und der Primo Huomo in ihren ſogenannten Scenen in bedeutender, oder vielmehr wahrer Muſik hervortreten durften. Hier galt es aber dann wieder, ohne Rückſicht auf den Moment der Handlung, nur den Geſang, ja oft auch nur die Kunſtfertigkeit der Sänger, im höchſten Glanze zu zeigen.

Sacchini vermied in der Oper alles Starke, Erſchütternde der Muſik, welches er in die Kirche verwieß; er hat es im Theater nur mit angenehmen, oder vielmehr nicht tief eingreifenden Empfindungen zu thun; er will nicht Erſtaunen, nur ſanfte Rührung erregen. Als wenn die Oper durch die Verbindung der individualiſirten Sprache mit der allgemeinen Sprache der Muſik nicht eben die höchſte, das Innerſte tief ergreifende Wirkung auf das Gemüth, ſchon ihrer Natur nach beabſichtigen müſſe! Endlich will er durch die größte Einfachheit, oder vielmehr Monotonie, auch dem ungeübten Ohr verſtändlich werden; allein das iſt ja eben die höchſte, oder vielmehr die wahre Kunſt des Componiſten, daß er durch die Wahrheit des Ausdrucks Jeden rührt, Jeden erſchüttert, wie es der Moment der Handlung erfordert, ja dieſen Moment der Handlung ſelbſt ſchafft, wie der Dichter. Alle Mittel, die der unerſchöpfliche Reichthum der Tonkunſt ihm darbietet, ſind ſein eigen, und er braucht ſie, ſo wie ſie zu jener Wahrheit als nothwendig erſcheinen. So wird z. B. die künſtlichſte Modulation, der ſchnellſte Wechſel am rechten Orte, dem ungeübteſten Ohr in höherer Rückſicht verſtändlich ſeyn, das heißt: nicht die techniſche Struktur erkennt der Laie, worauf es auch gar nicht ankommt, ſondern der Moment der Handlung iſt es, der ihn gewaltig ergreift. Wenn im Don Juan die Statue des Kommandanten im Grundton E ihr furchtbares: Ja! erklingen läßt, nun aber der Componiſt dieſes E als Terz von C annimmt, und ſo in C dur modulirt, welche Tonart Leporello ergreift: ſo wird kein Laie der Muſik die techniſche Struktur dieſes Ueberganges verſtehen, aber im Innerſten mit dem Leporello erbeben, und eben ſo wenig wird der Muſiker, der auf der höchſten Stufe der Bildung ſteht, in dem Augenblick der tiefſten Anregung an jene Struktur denken, denn ihm iſt das Gerüſte längſt eingefallen, und er trifft wieder mit dem Laien zuſammen.

Die wahre Kirchenmuſik, nämlich diejenige, die den Cultus begleitet, oder vielmehr ſelbſt Cultus iſt, erſcheint als überirdiſche — als Sprache des Himmels. Die Ahnungen des höchſten Weſens, welche die heiligen Töne in des Menſchen Bruſt entzünden, ſind das höchſte Weſen ſelbſt, welches in der Muſik verſtändlich von dem überſchwenglich herrlichen Reiche des Glaubens und der Liebe redet. Die Worte, die ſich dem Geſange beigeſellen, ſind nur zufällig, und enthalten auch meiſtens nur bildliche Andeutungen, wie z. B. in der Miſſa. In dem irdiſchen Leben, dem wir uns entſchwungen, blieb der Gährungsſtoff des Böſen zurück, der die Leidenſchaften erzeugte, und ſelbſt der Schmerz löſte ſich auf in die inbrünſtige Sehnſucht der ewigen Liebe. Folgt nicht aber hieraus von ſelbſt, daß die einfachen Modulationen, die den Ausdruck eines zerriſſenen, beängſteten Gemüths in ſich tragen, eben aus der Kirche zu verbannen ſind, weil ſie gerade dort zerſtreuen und den Geiſt befangen mit weltlichem, irdiſchem Treiben? Sacchini's Ausſpruch iſt daher gerade umzukehren, wiewohl er, da er ſich ausdrücklich auf die Meiſter ſeines Landes bezieht, und gewiß die älteren im Sinn hatte, unter dem häufigeren Moduliren in der Kirchenmuſik nur den größern Reichthum des harmoniſchen Stoffs meinte. Rückſichtlich der Opernmuſik änderte er auch wahrſcheinlich ſeine Meinung, als er Gluck's Werke in Paris gehört hatte, denn ſonſt würde er, dem von ihm ſelbſt aufgeſtellten Prinzip zuwider, nicht die ſtarke, heftig ergreifende Fluchſcene im Oedip auf Colonos geſetzt haben. —

Jene Wahrheit, daß die Oper in Wort, Handlung und Muſik als ein Ganzes erſcheinen müſſe, ſprach Gluck zuerſt in ſeinen Werken deutlich aus; aber welche Wahrheit wird nicht mißverſtanden, und veranlaßt ſo die ſonderbarſten Mißgriffe! Welche Meiſterwerke erzeugten nicht in blinder Nachahmerei die lächerlichſten Produkte! Dem blöden Auge erſcheinen die Werke des hohen Genie's, die es nicht vermochte in einem Brennpunkt aufzufaſſen, wie ein deformirtes Gemälde, und dieſes Gemäldes zerſtreute Züge wurden getadelt und nachgeahmt. Göthe's Werther veranlaßte die weinerlichen Empfindeleien jener Zeit;

ſein Götz von Berlichingen ſchuf die ungeſchlachten, leeren Harniſche, aus denen die hohlen Stimmen der biderben Grobheit und des proſaiſch tollen Unſinns erklangen. Göthe ſelbſt ſagt (Aus meinem Leben, dritter Theil): die Wirkung jener Werke ſey meiſtens ſtoffartig geweſen, und ſo kann man auch behaupten, daß die Wirkung von Gluck's und Mozart's Werken, abgeſehen von dem Text, in rein muſikaliſcher Hinſicht nur ſtoffartig war. Auf den Stoff des muſikaliſchen Gebäudes wurde nämlich das Auge gerichtet, und der höhere Geiſt, dem dieſer Stoff dienen mußte, nicht entdeckt. Man fand bei dieſer Betrachtung, vorzüglich bei Mozart, daß, außer der mannigfachen, frappanten Modulation, auch die häufige Anwendung der Blasinſtrumente die erſtaunliche Wirkung ſeiner Werke hervorbringen möge; und davon ſchreibt ſich der Unfug der überladenen Inſtrumentirung und des bizarren, unmotivirten Modulirens her. Effekt wurde das Loſungswort der Componiſten, und Effekt zu machen, koſte es was es wolle, die einzige Tendenz ihrer Bemühungen. Aber eben dieſes Bemühen nach dem Effekt beweiſet, daß er abweſend iſt, und ſich nicht willig finden läßt, da einzukehren, wo der Componiſt wünſcht, daß er anzutreffen ſeyn möge. — Mit einem Wort: der Künſtler muß, um uns zu rühren, um uns gewaltig zu ergreifen, ſelbſt in eigner Bruſt tief durchdrungen ſeyn, und nur das in der Extaſe bewußtlos im Innern Empfangene mit höherer Kraft feſtzuhalten in den Hieroglyphen der Töne (den Noten) iſt die Kunſt, wirkungsvoll zu componiren. Fragt daher ein junger Künſtler, wie er es anfangen ſolle, eine Oper mit recht vielem Effekt zu ſetzen, ſo kann man ihm nur antworten: Lies das Gedicht, richte mit aller Kraft den Geiſt darauf, gehe ein mit aller Macht Deiner Phantaſie in die Momente der Handlung; Du lebſt in den Perſonen des Gedichts, Du biſt ſelbſt der Tyrann, der Held, die Geliebte; Du fühlſt den Schmerz, das Entzücken der Liebe, die Schmach, die Furcht, das Entſetzen, ja des Todes namenloſe Qual, die Wonne ſeliger Verklärung; Du zürneſt, Du wütheſt, Du hoffeſt, Du verzweifelſt; Dein Blut glüht durch die Adern, heftiger ſchlagen Deine Pulſe; in dem Feuer der Begeiſterung, das Deine Bruſt entflammt, entzünden ſich Töne, Melodien, Akkorde, und in der wundervollen Sprache der Muſik ſtrömt das Gedicht aus Deinem Innern hervor. Die techniſche Uebung durch Studium der Harmonik, der Werke großer Meiſter, durch Selbſtſchreiben bewirkt, daß Du immer deutlicher Deine innere Muſik vernimmſt, keine Melodie, keine Modulation, kein Inſtrument entgeht Dir, und ſo empfängſt Du mit der Wirkung auch zugleich die Mittel, die Du nun, wie Deiner Macht unterworfene Geiſter, in das Zauberbuch der Partitur bannſt. — Freilich heißt das Alles nur ſo viel, als: Sey ſo gut, Lieber, und ſorge nur dafür, ein recht muſikaliſcher Genius zu ſeyn; das Andere findet ſich dann von ſelbſt! Aber es iſt dem wirklich ſo, und nicht anders.

Deſſen ungeachtet läßt ſich denken, daß Mancher den wahren Funken, den er in ſich trägt, überbaut, indem er, der eigenen Kraft mißtrauend, den aus dem Innern keimenden Gedanken verwerfend, ängſtlich Alles, was er in den Werken großer Meiſter als effektvoll anerkannt, zu benutzen ſtrebt, und ſo in Nachahmerei der Form geräth, die nie den Geiſt ſchafft, da nur der Geiſt ſich die Form bildet. Das ewige Schreien der Theaterdirektoren, die, nach dem auf den Brettern kurſirenden Ausdruck, das Publikum gepackt haben wollen: „Nur Effekt! Effekt!“ und die Forderungen der ſogenannten ekeln Kenner, denen der Pfeffer nicht mehr gepfeffert genug iſt, regen oft den Muſiker an, in einer Art verzagter Verzweiflung, wo möglich, jene Meiſter noch im Effekt zu überbieten, und ſo entſtehen die wunderlichen Compoſitionen, in denen ohne Motive — das heißt, ohne daß die Momente des Gedichts nur irgend den Anlaß dazu in ſich tragen ſollten — grelle Ausweichungen, mächtige Akkorde aller nur möglichen Blasinſtrumente, auf einander folgen, wie bunte Farben, die nie zum Bilde werden. Der Componiſt erſcheint wie ein Schlaftrunkener, den jeden Augenblick gewaltige Hammerſchläge wecken, und der immer wieder in den Schlaf zurückfällt. Tondichter dieſer Art ſind höchlich verwundert, wenn ihr Werk, trotz den Bemühungen, womit ſie ſich gequält, durchaus nicht den Effekt, wie ſie ſich ihn vorgeſtellt, machen will, und denken gewiß nicht daran, daß die Muſik, wie ſie ihr individueller Genius ſchuf, wie ſie aus ihrem Innern ſtrömte, und die ihnen zu einfach, zu leer ſchien, vielleicht unendlich mehr gewirkt haben würde. Ihre ängſtliche Verzagtheit verblendete ſie und raubte ihnen die wahre Erkenntniß jener Meiſterwerke, die ſie ſich zum Muſter nahmen, und nun an den Mitteln als demjenigen hängen blieben, worin der Effekt zu ſuchen ſey. Aber, wie ſchon oben geſagt, es iſt ja nur der Geiſt, der, die Mittel in freier Willkühr beherrſchend, in jenen Werken die unwiderſtehliche Gewalt ausübt; nur das Tongedicht, das wahr und kräftig aus dem Innern hervorging, dringt wieder ein in das Innere des Zuhörers. Der Geiſt verſteht nur die Sprache des Geiſtes.

Regeln zu geben, wie man den Effekt in der Muſik hervorbringen ſolle, iſt daher wohl unmöglich; aber leitende Winke können den, mit ſich ſelbſt uneins gewordenen Tondichter, der ſich wie von Irrlichtern geblendet, abwärts verirrte, wieder auf Weg und Steg zurückbringen.

Das Erſte und Vorzüglichſte in der Muſik, welches mit wunderbarer Zauberkraft das menſchliche Gemüth ergreift, iſt die Melodie. — Nicht genug zu ſagen iſt es, daß ohne ausdrucksvolle, ſingbare Melodie jeder Schmuck der Inſtrumente ꝛc. nur ein glänzender Putz iſt, der, keinen lebenden Körper zierend, wie in Shakſpeare's Sturm, an der Schnur hängt, und nach dem der dumme Pöbel läuft. Singbar iſt, im höhern Sinn genommen, ein herrliches Prädikat, um die wahre Melodie zu bezeichnen. Dieſe ſoll Geſang ſeyn, frei und ungezwungen unmittelbar aus der Bruſt des Menſchen ſtrömen, der ſelbſt das Inſtrument iſt, welches in den wunderbarſten geheimnißvollſten Lauten der Natur ertönt. Die Melodie, die auf dieſe Weiſe nicht ſingbar iſt, kann nur eine Reihe einzelner Töne bleiben, die vergebens danach ſtreben, Muſik zu werden. Es iſt unglaublich, wie in neuerer Zeit, vorzüglich auf die Anregung eines mißverſtandenen Meiſters (Cherubini's), eben die Melodie vernachläſſigt worden, und aus dem Abquälen, immer originell und frappant zu ſeyn, das gänzlich Unſingbare mehrerer Tongedichte entſtanden iſt. Wie kommt es denn, daß die einfachen Geſänge der alten Italiener, oft nur vom Baß begleitet, das Gemüth ſo unwiderſtehlich rühren und erheben? Liegt es nicht lediglich in dem herrlichen, wahrhaft ſingenden Geſange? Ueberhaupt iſt der Geſang ein wohl unbeſtrittenes einheimiſches Eigenthum jenes in Muſik erglühten Volks, und der Deutſche mag, iſt er auch zur höhern, oder vielmehr zur wahren Anſicht der Oper gelangt, doch auf jede ihm nur mögliche Weiſe ſich mit jenen Geiſtern befreunden, damit ſie es nicht verſchmähen, wie mit geheimer, magiſcher Kraft einzugeben in ſein Inneres und die Melodie zu entzünden. Ein herrliches Beiſpiel dieſer innigſten Befreundung giebt der hohe Meiſter der Kunſt, Mozart, in deſſen Bruſt der italieniſche Geſang erglühte. Welcher Componiſt ſchrieb ſingbarer, als er! Auch ohne den Glanz des Or-

Geiſtes dringt jede ſeiner Melodien tief ein in das Innere, und darin liegt ja ſchon die wunderbare Wirkung ſeiner Compoſitionen. —

Was nun die Modulationen betrifft, ſo ſollen nur die Momente des Gedichts den Anlaß dazu geben; ſie gehen aus den verſchiedenen Anregungen des bewegten Gemüths hervor, und ſo wie dieſe — ſanft, ſtark, gewaltig, allmählig emporkeimend, plötzlich ergreifend ſind, wird auch der Componiſt, in dem die wunderbare Kunſt der Harmonik als eine herrliche Gabe der Natur liegt, ſo daß ihm das techniſche Studium nur das deutliche Bewußtſeyn darüber verſchafft, bald in verwandte, bald in entfernte Tonarten, bald allmählig übergehen, bald mit einem kühnen Ruck ausweichen. Der ächte Genius ſinnt nicht darauf, zu frappiren durch erkünſtelte Künſtlichkeit, die zur argen Unkunſt wird; er ſchreibt es nur auf, wie ſein innerer Geiſt die Momente der Handlung in Tönen ausſprach, und mögen dann die muſikaliſchen Rechenmeiſter zu nützlicher Uebung aus ſeinen Werken ihre Exempel ziehen. Zu weit würde es führen, hier über die tiefe Kunſt der Harmonik zu ſprechen, wie ſie in unſerm Innern begründet iſt, und wie ſich dem ſchärfer Eindringenden geheimnißvolle Geſetze offenbaren, die kein Lehrbuch enthält. Nur um eine einzelne Erſcheinung anzudeuten, ſey es bemerkt, daß die grellen Ausweichungen nur dann von tiefer Wirkung ſind, wenn, unerachtet ihrer Heterogeneität, die Tonarten doch in geheimer, dem Geiſt des Muſikers klar gewordener Beziehung ſtehen. Mag die anfangs erwähnte Stelle des Duetts im Don Juan auch hier zum Beiſpiel dienen. — Hieher gehören auch die wegen des Mißbrauchs oft beſpöttelten, enharmoniſchen Ausweichungen, die eben jene geheime Beziehung in ſich tragen, und deren oft gewaltige Wirkung ſich nicht bezweifeln läßt. Es iſt, als ob ein geheimes, ſympathetiſches Band oft manche entfernt liegende Tonarten verbände; und ob unter gewiſſen Umſtänden eine unbezwingbare Idioſynkraſie ſelbſt die nächſtverwandten Tonarten trenne. Die gewöhnlichſte, häufigſte Modulation, nämlich aus der Tonika in die Dominante, und umgekehrt, erſcheint zuweilen unerwartet und fremdartig, oft dagegen widrig und unausſtehlich. —

In der Inſtrumentirung liegt freilich ebenfalls ein großer Theil der erſtaunlichen Wirkung verborgen, die oft die genialen Werke hoher Meiſter hervorbringen. Hier möchte es aber wohl kaum möglich ſeyn, auch nur eine einzige Regel zu wagen: denn eben dieſer Theil der muſikaliſchen Kunſt iſt in myſtiſches Dunkel gehüllt. Jedes Inſtrument trägt, rückſichtlich der Verſchiedenheit ſeiner Wirkung in einzelnen Fällen, hundert andere in ſich, und es iſt z. B. ein thörichter Wahn, daß nur ihr Zuſammenwirken unbedingt das Starke, das Mächtige auszudrücken im Stande ſeyn ſollte. Ein einzelner, von dieſem oder jenem Inſtrumente ausgehaltener Ton bewirkt oft inneres Erbeben. Hiervon geben viele Stellen in Gluck'ſchen Opern auffallende Beiſpiele, und um jene Verſchiedenheit der Wirkung, deren jedes Inſtrument fähig iſt, recht einzuſehen, denke man nur daran, mit welchem heterogenen Effekt Mozart daſſelbe Inſtrument braucht — wie z. B. die Hoboe. — Hier ſind nur Andeutungen möglich. — In dem Gemüth des Künſtlers wird, um in dem Vergleich der Muſik mit der Malerei zu bleiben, das Tongedicht wie ein vollendetes Gemälde erſcheinen, und er im Anſchauen jene richtige Perſpektive, ohne welche keine Wahrheit möglich iſt, von ſelbſt finden. — Zu der Inſtrumentirung gehören auch die verſchiedenen Figuren der begleitenden Inſtrumente; und wie oft erhebt eine ſolche richtig aus dem Innern aufgefaßte Figur die Wahrheit des Ausdrucks bis zur höchſten Kraft! Wie tiefergreifend iſt nicht z. B. die in Oktaven fortſchreitende Figur der zweiten Violine und der Viola in Mozart's Arie: Non mi dir bel idol mio etc. Auch rückſichtlich der Figuren läßt ſich nichts künſtlich erſinnen, nichts hinzumachen; die lebendigen Farben des Tongedichts heben das kleinſte Detail glänzend hervor, und jeder fremde Schmuck würde nur entſtellen, ſtatt zu zieren. Eben ſo iſt es mit der Wahl der Tonart, mit dem Forte und Piano, das aus dem tiefen Charakter des Stücks hervorgehen, und nicht etwa der Abwechſelung wegen daſtehen ſoll, und mit allen übrigen untergeordneten Ausdrucksmitteln, die ſich dem Muſiker darbieten.

Den zweifelhaften, nach Effekt ringenden, mißmuthigen Tondichter, wohnt nur der Genius in ihm, kann man unbedingt damit tröſten, daß ſein wahres, tiefes Eingehen in die Werke der Meiſter ihn bald mit dem Geiſte dieſer ſelbſt in einen geheimnißvollen Rapport bringen, und daß dieſer die ruhende Kraft entzünden, ja die Extaſe herbeiführen werde, in der er wie aus dumpfem Schlafe zum neuen Leben erwacht und die wunderbaren Laute ſeiner innern Muſik vernimmt; dann giebt ihm ſein Studium der Harmonik, ſeine techniſche Uebung, die Kraft, jene Muſik, die ſonſt vorüberrauſchen würde, feſtzuhalten, und die Begeiſterung, welche das Werk gebar, wird im wunderbaren Nachklange den Zuhörer mächtig ergreifen, ſo daß er der Seligkeit theilhaftig wird, die den Muſiker in jenen Stunden der Weihe umfing. Dies iſt aber der wahrhaftige Effekt des aus dem Innern hervorgegangenen Tongedichts. —

7.

Johannes Kreislers Lehrbrief.

Da Du, mein lieber Johannes! mir nun wirklich aus der Lehre laufen, und auf Deine eigene Weiſe in der weiten Welt herumhandthieren willſt, ſo iſt es billig, daß ich, als Dein Meiſter, Dir einen Lehrbrief in den Sack ſchiebe, den Du ſämmtlichen muſikaliſchen Gilden und Innungen als Paſſeport vorzeigen kannſt. Das könnte ich nun ohne alle weitere Umſchweife thun, indem ich Dich aber im Spiegel anſchaue, fällt es mir recht wehmüthig in's Herz. Ich möchte Dir noch ein Mal Alles ſagen, was wir zuſammen gedacht und empfunden, wenn ſo in den Lehrjahren gewiſſe Momente eintraten. Du weißt ſchon, was ich meine. Da wir Beide aber das eigen haben, daß, wenn der Eine ſpricht, der Andere das Maul nicht halten kann, ſo iſt es wohl beſſer, ich ſchreibe wenigſtens Einiges davon auf, gleichſam als Ouvertüre, und Du kannſt es denn manchmal leſen zu Deinem Nutz und Frommen. — Ach, lieber Johannes! wer kennt Dich beſſer, als ich, wer hat ſo in Dein Inneres, ja aus Deinem Innern ſelbſt herausgeblickt, als ich? — Dafür glaube ich auch, daß Du mich vollkommen kennſt, und daß eben aus dieſem Grunde unſer Verhältniß immer leidlich war, wiewohl wir die verſchiedenſten Meinungen über uns wechſelten, da wir uns manchmal außerordentlich weiſe, ja genial, dann aber wieder hinlänglich albern und tölpelhaft, ja auch was Weniges dämiſch dünkten. Sieh, theurer Skolar! indem ich in vorſtehenden Perioden das Wörtlein „Uns“ gebraucht, kommt es mir vor, als hätte ich, in vornehmer Beſcheidenheit den Plural brauchend, doch nur von mir allein im Singular geſprochen, ja als ob wir Beide am Ende auch nur Einer wären. Reißen wir uns von dieſer tollen Einbildung los! Alſo noch einmal, lieber Johannes! — wer kennt Dich beſſer, als ich, und wer vermag daher mit beſſerm Fug und Recht zu behaupten, daß Du jetzt diejenige Meiſterſchaft erlangt haſt, welche nöthig iſt, um ein ſchickliches gehöriges Lernen zu beginnen.

Was dazu hauptſächlich nothwendig ſcheint, iſt Dir wirklich eigen worden. Du haſt nämlich Dein Hörorgan ſo geſchärft, daß Du bisweilen die Stimme des in Deinem Innern verſteckten Poeten (um mit Schubert zu reden*)) vernimmſt, und wirklich nicht glaubſt, Du ſeyſt es nur, der geſprochen, ſonſt Niemand. — In einer lauen Juliusnacht ſaß ich einſam auf der Moosbank in jener Jasminlaube, die Du kennſt, da trat der ſtille freundliche Jüngling, den wir Chryſoſtomus nennen, zu mir und erzählte aus ſeiner frühen Jugendzeit wunderbare Dinge. „Der kleine Garten meines Vaters,“ ſo ſprach er, „ſtieß an einen Wald voll Ton und Geſang. Jahr aus Jahr ein niſtete dort eine Nachtigall auf dem alten herrlichen Baum, an deſſen Fuß ein großer, mit allerlei wunderbaren Mooſen und röthlichen Adern durchwachſener Stein lag. Es klang wohl recht fabelhaft, was mein Vater von dieſem Stein erzählte. Vor vielen, vielen Jahren, hieß es, kam ein unbekannter ſtattlicher Mann auf des Junkers Burg ſeltſamlich gebildet und gekleidet. Jedem kam der Fremde ſehr wunderlich vor, man konnte ihn nicht lange ohne inneres Grauen anblicken, und dann doch nicht wieder das feſtgebannte Auge von ihm abwenden. Der Junker gewann ihn in kurzer Zeit ſehr lieb, wiewohl er oft geſtand, daß ihm in ſeiner Gegenwart ſonderbar zu Muthe würde und eiskalte Schauer ihn anwehten, wenn der Fremde beim vollen Becher von den vielen fernen unbekannten Ländern und ſonderbaren Menſchen und Thieren erzähle, die ihm auf ſeinen weiten Wanderungen bekannt worden, und dann ſeine Sprache in ein wunderbares Tönen verhalle, in dem er ohne Worte unbekannte, geheimnißvolle Dinge verſtändlich ausſpreche. — Keiner konnte ſich von dem Fremden losreißen, ja nicht oft genug ſeine Erzählungen hören, die auf unbegreifliche Weiſe dunkles, geſtaltloſes Ahnen in lichter, erkenntnißfähiger Form vor des Geiſtes Auge brachten. Sang nun der Fremde vollends zu ſeiner Laute in unbekannter Sprache allerlei wunderbar tönende Lieder, ſo wurden Alle, die ihn hörten, wie von überirdiſcher Macht ergriffen, und es hieß: das könne kein Menſch, das müſſe ein Engel ſeyn, der die Töne aus dem himmliſchen Concert der Cherubim und Seraphim auf die Erde gebracht. Das ſchöne blutjunge Burgfräulein umſtrickte der Fremde ganz mit geheimnißvollen unauflöslichen Banden. Sie wurden, da er ſie im Geſange und Lautenſpiel unterrichtete, binnen kurzer Zeit ganz vertraut mit einander, und oft ſchlich der Fremde um Mitternacht zu dem alten Baum, wo das Fräulein ſeiner ſchon harrte. Dann hörte man aus weiter Ferne ihren Geſang und die verhallenden Töne der Laute des Fremden, aber ſo ſeltſam, ſo ſchauerlich klangen die Melodien, daß Niemand es wagte, näher hinzugehen, oder gar die Liebenden zu verrathen. An einem Morgen war der Fremde plötzlich verſchwunden, und vergebens ſuchte man das Fräulein im ganzen Schloſſe. Von folternder Angſt, von der Ahnung des Entſetzlichen ergriffen, ſchwang ſich der Vater auf das Pferd und ſprengte nach dem Walde, den Namen ſeines Kindes in troſtloſem Jammer laut rufend. Als er zu dem Stein kam, wo der Fremde ſo oft mit dem Fräulein um Mitternacht ſaß und koſ'te, ſträubten ſich die Mähnen des muthigen Pferdes, es ſchnaubte und pruhſtete, wie feſtgezaubert von einem hölliſchen Geiſte, war es nicht von der Stelle zu bringen. Der Junker glaubte, das Pferd ſcheue ſich vor der wunderlichen Form des Steines, er ſtieg daher ab, um es vorüber zu führen, aber im Starrkrampf des Entſetzens ſtockten ſeine Pulſe, und er ſtand regungslos, als er die hellen Blutstropfen erblickte, die dem Stein häufig entquollen. Wie von einer höheren Macht getrieben, ſchoben die Jägersleute und Bauern, die dem Junker gefolgt waren, den Stein mit vieler Mühe zur Seite, und fanden darunter das arme Fräulein mit vielen Dolchſtichen ermordet und verſcharrt, die Laute des Fremden aber neben ihr zertrümmert. Seit der Zeit niſtet alljährlich auf dem Baum eine Nachtigall und ſingt um Mitternacht in klagenden, das Innerſte durchdringenden Weiſen; aus dem Blute entſtanden aber die wunderlichen Mooſe und Kräuter, die jetzt auf dem Steine in ſeltſamlichen Farben prangen. — Ich durfte, da ich noch ein gar junger Knabe war, ohne des Vaters Erlaubniß nicht in den Wald gehen, aber der

---

*) Schubert's Symbolik des Traumes.

Baum, und vorzüglich der Stein, zogen mich unwiderſtehlich hin. So oft das Pförtchen in der Gartenmauer nicht verſchloſſen war, ſchlüpfte ich hinaus zu meinem lieben Stein, an deſſen Mooſen und Kräutern, die die ſeltſamſten Figuren bildeten, ich mich nicht ſatt ſehen konnte. Oft glaubte ich die Zeichen zu verſtehen, und es war mir, als ſähe ich allerlei abentheuerliche Geſchichten, wie ſie die Mutter mir erzählt hatte, darauf abgebildet, mit Erklärungen dazu. Dann mußte ich, den Stein beſchauend, wieder ganz unwillkührlich an das ſchöne Lied denken, welches der Vater beinahe täglich ſang, ſich auf einem Clavizembal begleitend, und welches mich immer ſo innig rührte, daß ich, die liebſten Kinderſpiele vergeſſend, mit hellen Thränen in den Augen nur zuhören mochte. Eben bei dem Anhören des Liedes kamen mir dann wieder meine lieben Mooſe in den Sinn, ſo, daß Beides mir bald nur Eins ſchien, und ich es in Gedanken kaum von einander zu trennen vermochte. Zu der Zeit entwickelte ſich meine Neigung zur Muſik mit jedem Tage ſtärker, und mein Vater, ſelbſt ein guter Muſikus, ließ es ſich recht angelegen ſeyn, mich ſorgfältig zu unterrichten. Er glaubte nicht allein einen wackern Spieler, ſondern auch wohl einen Componiſten aus mir zu bilden, weil ich ſo eifrig darüber her war, auf dem Klavier Melodien und Akkorde zu ſuchen, die bisweilen viel Ausdruck und Zuſammenhang hatten. Aber oft hätte ich bitterlich weinen, ja in verzagter Troſtloſigkeit nie mehr das Klavier anrühren mögen, denn immer wurde es, indem ich die Taſten berührte, etwas Anderes, als ich wollte. Unbekannte Geſänge, die ich nie gehört, durchſtrömten mein Inneres, und es war mir dann, nicht des Vaters Lied, ſondern eben jene Geſänge, die mich wie Geiſterſtimmen umtönten, wären in den Mooſen des Steins, wie in geheimen wundervollen Zeichen, aufbewahrt, und wenn man ſie recht mit voller Liebe anſchaue, müßten die Lieder des Fräuleins in den leuchtenden Tönen ihrer anmuthigen Stimme hervorgehen. Wirklich geſchah es auch, daß, den Stein betrachtend, ich oft in ein hinbrütendes Träumen gerieth und dann den herrlichen Geſang des Fräuleins vernahm, der meine Bruſt mit wunderbarem wonnevollen Schmerz erfüllte. Aber ſo wie ich ſelbſt das nachſingen oder auf dem Klavier nachſpielen wollte, ging alles ſo deutlich Gehörte unter in ein dunkles verworrenes Ahnen. Im kindiſchen, abentheuerlichen Beginnen verſchloß ich oft das Inſtrument und horchte, ob nun nicht deutlicher und herrlicher die Geſänge heraushallen würden, denn ich wußte ja wohl, daß darin wie verzaubert die Töne wohnen mußten. Ich wurde ganz troſtlos, und wenn ich nun vollends die Lieder und Uebungsſtücke meines Vaters ſpielen ſollte, die mir widrig und unausſtehlich geworden, wollte ich vergehen vor Ungeduld. So kam es denn, daß ich alles techniſche Studium der Muſik vernachläſſigte, und mein Vater, an meiner Fähigkeit verzweifelnd, den Unterricht ganz aufgab. In ſpäterer Zeit, auf dem Lyceum in der Stadt, erwachte meine Luſt zur Muſik auf andere Weiſe. Die techniſche Fertigkeit mehrerer Schüler trieb mich an, ihnen gleich zu werden. Ich gab mir viele Mühe, aber je mehr ich des Mechaniſchen Herr wurde, deſto weniger wollte es mir gelingen, jene Töne, die in wunderherrlichen Melodien ſonſt in meinem Gemüthe erklangen, wieder zu erlauſchen. Der Muſikdirektor des Lyceums, ein alter Mann und, wie man ſagte, großer Contrapunktiſt, unterrichtete mich im Generalbaß und in der Compoſition. Der wollte ſogar Anleitung geben, wie man Melodien erfinden müſſe, und ich that mir recht was darauf zu Gute, wenn ich ein Thema ergrübelt hatte, das ſich in alle contrapunktiſche Wendungen fügte. So glaubte ich ein ganzer Muſiker zu ſeyn, als ich nach einigen Jahren in mein Dorf zurückkehrte. Da ſtand noch in meiner Zelle das alte kleine Klavier, an dem ich ſo manche Nacht geſeſſen und Thränen des Unmuths vergoſſen. Auch den wunderbaren Stein ſah ich wieder, aber ſehr klug geworden, lachte ich über meinen kindiſchen Wahnwitz, aus den Mooſen Melodien herausſehen zu wollen. Doch konnte ich es mir ſelbſt nicht abläugnen, daß der einſame geheimnißvolle Ort unter dem Baum mich mit wundervollen Ahnungen umfing. Ja! — im Graſe liegend, an den Stein gelehnt, hörte ich oft, wenn der Wind durch des Baumes Blätter rauſchte, es wie holde herrliche Geiſterſtimmen ertönen, aber die Melodien, welche ſie ſangen, hatten ja längſt in meiner Bruſt geruht, und wurden nun wach und lebendig! — Wie ſchaal, wie abgeſchmackt kam mir Alles vor, was ich geſetzt hatte, es ſchien mir gar keine Muſik zu ſeyn, mein ganzes Streben, das ungereimte Wollen eines nichtigen Nichts. — Der Traum erſchloß mir ſein ſchimmerndes, herrliches Reich und ich wurde getröſtet. Ich ſah den Stein — ſeine rothen Adern gingen auf wie dunkle Nelken, deren Düfte ſichtbarlich in hellen tönenden Strahlen emporfuhren. In dem langen anſchwellenden Tönen der Nachtigall verdichteten ſich die Strahlen zur Geſtalt eines wundervollen Weibes, aber die Geſtalt war wieder himmliſche, herrliche Muſik!“ — —

Die Geſchichte unſeres Chryſoſtomus hat, wie Du, lieber Johannes! einſiehſt, in der That viel Belehrendes, weshalb ſie in dem Lehrbrief den würdigen Platz findet. Wie trat doch ſo ſichtbarlich aus einer fremden fabelhaften Zeit die hohe Macht in ſein Leben, die ihn erweckte! — Unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt, ſagen die Muſiker, denn wo finden wir in der Natur, ſo wie der Maler und der Plaſtiker, den Prototypus unſerer Kunſt? — Der Ton wohnt überall, die Töne, das heißt die Melodien, welche die höhere Sprache des Geiſterreichs reden, ruhen nur in der Bruſt des Menſchen. — Aber geht denn nicht, ſo wie der Geiſt des Tons, auch der Geiſt der Muſik durch die ganze Natur? Der mechaniſch affizirte tönende Körper ſpricht in's Leben geweckt ſein Daſeyn aus, oder vielmehr ſein innerer Organismus tritt im Bewußtſeyn hervor. Wie, wenn eben ſo der Geiſt der Muſik, angeregt von dem Geweihten, in geheimen, nur dieſem vernehmbaren Anklängen ſich melodiſch und harmoniſch ausſpräche? Der Muſiker, das heißt, der, in deſſen Innerem die Muſik ſich zum deutlichen klaren Bewußtſeyn entwickelt, iſt überall von Melodie und Harmonie umfloſſen. Es iſt kein leeres Bild, keine Allegorie, wenn der Muſiker ſagt, daß ihm Farben, Düfte, Strahlen, als Töne erſcheinen, und er in ihrer Verſchlingung ein wundervolles Concert erblickt. So wie, nach dem Ausſpruch eines geiſtreichen Phyſikers, Hören ein Sehen von innen iſt, ſo wird dem Muſiker das Sehen ein Hören von innen, nämlich zum innerlichſten Bewußtſeyn der Muſik, die mit ſeinem Geiſte gleichmäßig vibrirend aus Allem ertönt, was ſein Auge erfaßt. So würden die plötzlichen Anregungen des Muſikers, das Entſtehen der Melodien im Innern, das bewußtloſe oder vielmehr das in Worten nicht darzulegende Erkennen und Auffaſſen der geheimen Muſik der Natur als Prinzip des Lebens oder alles Wirkens in demſelben ſeyn. Die hörbaren Laute der Natur, das Säuſeln des Windes, das Geräuſch der Quellen u. a. m. ſind dem Muſiker erſt einzelne ausgehaltene Akkorde, dann Melodien mit harmoniſcher Begleitung. Mit der Erkenntniß ſteigt der innere Wille, und mag der Muſiker ſich dann nicht zu der ihn umgebenden Natur verhalten, wie der Magnetiſeur zur Somnambule, indem ſein lebhaftes Wollen die Frage iſt, welche die Natur nie unbeantwortet läßt? — Je lebhafter, je durchdringender die Erkenntniß wird, deſto höher ſteht der Muſiker als Componiſt, und die Fähigkeit, jene Anregungen wie mit einer beſonderen geiſtigen Kraft feſtzuhalten und feſtzubannen in Zeichen und Schrift, iſt die Kunſt des Componirens. Dieſe Macht iſt das Erzeugniß der muſikaliſchen künſtlichen Ausbildung, die auf das ungezwungene geläufige Vorſtellen der Zeichen (Noten) hinarbeitet. Bei der individualiſirten Sprache waltet ſolch' innige Verbindung zwiſchen Ton und Wort, daß kein Gedanke in uns ſich ohne ſeine Hieroglyphe — (den Buchſtaben der Schrift) erzeugt, die Muſik bleibt allgemeine Sprache der Natur, in wunderbaren, geheimnißvollen Anklängen ſpricht ſie zu uns, vergeblich ringen wir danach, dieſe in Zeichen feſtzubannen, und jenes künſtliche Anreihen der Hieroglyphe erhält uns nur die Andeutung deſſen, was wir erlauſcht. — Mit dieſen wenigen Sprüchen ſtelle ich Dich nunmehr, lieber Johannes, an die Pforten des Iſistempels, damit Du fleißig forſchen mögeſt, und Du wirſt nun wohl recht lebhaft einſehen, worin ich Dich für fähig halte, wirklich einen muſikaliſchen Kurſus zu beginnen. Zeige dieſen Lehrbrief Denen vor, die, ohne es vielleicht deutlich zu wiſſen, mit Dir an jenen Pforten ſtehen, und erläutere ebenfalls Denen, die mit der Geſchichte vom böſen Fremden und dem Burgfräulein nichts Rechtes anzufangen wiſſen, die Sache dahin, daß das wunderliche Abentheuer, das ſo in das Leben des Chryſoſtomus einwirkte, ein treffendes Bild ſey des irdiſchen Unterganges durch böſes Wollen einer feindlichen Macht, dämoniſcher Mißbrauch der Muſik aber dann Aufſchwung zum Höheren, Verklärung in Ton und Geſang!

Und nun, Ihr guten Meiſter und Geſellen, die Ihr Euch an den Thoren der großen Werkſtatt verſammelt habt, nehmt den Johannes freundlich in Eure Mitte auf, und verargt es ihm nicht, daß indem Ihr nur lauſchen möget, er vielleicht dann und wann an das Thor mit leiſen Schlägen zu pochen waget. Nehmt es auch nicht übel, daß, wenn Ihr ſauber und nett Eure Hieroglyphen ſchreibet, er einige Krakelfüße mit einmiſchet, im Schönſchreiben will er ja eben noch von Euch profitiren. —

Gehab' Dich wohl, lieber Johannes Kreisler! — es iſt mir ſo, als würde ich Dich nicht wieder ſehen! — Setze mir, wenn Du mich gar nicht mehr finden ſollteſt, nachdem Du um mich, ſo wie

Hamlet um den ſeligen Yorik, gehörig lamentirt haſt ein friedliches: Hic jacet, und ein:

†

Dieſes Kreuz dient zugleich zum großen Inſiegel meines Lehrbriefes, und ſo unterſchreibe ich mich denn — Ich wie Du

Johannes Kreisler,
cidevant Kapellmeiſter.

Inhalt des ſiebenten Bandes.

Phantaſieſtücke in Callot's Manier.

Zwei Theile.

Erſter Theil.

Vorrede von Jean Paul. 7
I. Jaques Callot. 13
II. Ritter Gluck. Eine Erinnerung aus dem Jahre 1809. . 15
III. Kreisleriana. Nro. 1—6. 26
  1. Johannes Kreisler's, des Kapellmeiſters, muſikaliſche Leiden. 28
  2. Ombra adorata! 34
  3. Gedanken über den hohen Werth der Muſik. 38
  4. Beethovens Inſtrumental-Muſik. 43
  5. Höchſt zerſtreute Gedanken. 52
  6. Der vollkommene Maſchiniſt. 61
IV. Don Juan. Eine fabelhafte Begebenheit, die ſich mit einem reiſenden Enthuſiaſten zugetragen. 71
V. Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza. 84

Zweiter Theil.

I. Der Magnetiſeur. Eine Familienbegebenheit. 151
II. Der goldne Topf. Ein Märchen aus der neuen Zeit.
  Erſte Vigilie. Die Unglücksfälle des Studenten Anſelmus. — Des Conrektors Paulmann Sanitätsknaſter und die goldgrünen Schlangen. 190
  Zweite Vigilie. Wie der Student Anſelmus für betrunken und wahnwitzig gehalten wurde. — Die Fahrt über die Elbe. — Die Bravour-Arie des Kapellmeiſters Graun. — Conradis Magen-Liqueur und das bronzirte Aepfelweib. 196
  Dritte Vigilie. Nachrichten von der Familie des Archivarius Lindhorſt. — Veronika's blaue Augen. — Der Regiſtrator Heerbrand. . 203
  Vierte Vigilie. Melancholie des Studenten Anſelmus. — Der ſmaragdene Spiegel. — Wie der Archivarius Lindhorſt als Stoßgeier davon flog und der Student Anſelmus Niemanden begegnete. . . . 209
  Fünfte Vigilie. Die Frau Hofräthin Anſelmus. — Cicero de officiis. — Meerkatzen und anderes Geſindel. — Die alte Lieſe. — Das Aequinoctium. 215

Sechſte Vigilie. Der Garten des Archivarius Lindhorſt nebſt einigen Spottvögeln. — Der goldne Topf. — Die engliſche Curſivſchrift. — Schnöde Hahnenfüße. — Der Geiſterfürſt. 221
Siebente Vigilie. Wie der Conrektor Paulmann die Pfeife ausklopfte und zu Bette ging. — Rembrandt und Höllenbreughel. — Der Zauberſpiegel und des Doktors Eckſtein Recept gegen eine unbekannte Krankheit. 231
Achte Vigilie. Die Bibliothek der Palmbäume. — Schickſale eines unglücklichen Salamanders. — Wie die ſchwarze Feder eine Runkelrübe liebkoſete und der Regiſtrator Heerbrand ſich ſehr betrank. . . 237
Neunte Vigilie. Wie der Student Anſelmus zu einiger Vernunft gelangte. — Die Punſchgeſellſchaft. — Wie der Student Anſelmus den Conrektor Paulmann für einen Schuhu hielt, und dieſer ſich darob ſehr erzürnte. — Der Tintenklecks und ſeine Folgen. 245
Zehnte Vigilie. Die Leiden des Studenten Anſelmus in der gläſernen Flaſche. — Glückliches Leben der Kreuzſchüler und Praktikanten. — Die Schlacht im Bibliothek-Zimmer des Archivarius Lindhorſt. — Sieg des Salamanders und Befreiung des Studenten Anſelmus. 253
Eilfte Vigilie. Des Conrektors Paulmann Unwille über die in ſeiner Familie ausgebrochene Tollheit. — Wie der Regiſtrator Heerbrand Hofrath worden, und im ſtärkſten Froſte in Schuhen und ſeidenen Strümpfen einherging. — Veronika's Geſtändniſſe. — Verlobung bei der dampfenden Suppenſchüſſel. 259
Zwölfte Vigilie. Nachricht von dem Rittergut, das der Anſelmus als des Archivarius Lindhorſt Schwiegerſohn bezogen, und wie er dort mit der Serpentina lebt. — Beſchluß. 264

III. Die Abentheuer der Sylveſter-Nacht.

Vorwort des Herausgebers. 270
1. Die Geliebte. 270
2. Die Geſellſchaft im Keller. 275
3. Erſcheinungen. 280
4. Die Geſchichte vom verlornen Spiegelbilde. 284
IV. Kreisleriana. 300
1. Brief des Barons Wallborn an den Kapellmeiſter Kreisler. 302
2. Brief des Kapellmeiſters Kreisler an den Baron Wallborn. 306
3. Kreislers muſikaliſch-poetiſcher Klubb. 309
4. Nachricht von einem gebildeten jungen Mann. 314
5. Der Muſikfeind. 323
6. Ueber einen Ausſpruch Sacchini's, und über den ſogenannten Effekt in der Muſik. 331
7. Johannes Kreislers Lehrbrief. 339

Lebens-Anſichten

des

Katers Murr

nebſt

fragmentariſcher Biographie des Kapellmeiſters
Johannes Kreisler

in zufälligen Makulaturblättern.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Zwei Bände.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1873.

E. T. A. Hoffmann's
geſammelte Schriften.

Achter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1873.

Univ. Bibl.
Mün

Lebens-Anſichten
des
Katers Murr
nebſt
fragmentariſcher Biographie des Kapellmeiſters
Johannes Kreisler
in zufälligen Makulaturblättern.

Herausgegeben
von
E. T. A. Hoffmann.

Erſter Band.

Vorwort des Herausgebers*).

Keinem Buche iſt ein Vorwort nöthiger, als gegenwärtigem, da es, wird nicht erklärt, auf welche wunderliche Weiſe es ſich zuſammengefügt hat, als ein zuſammengewürfeltes Durcheinander erſcheinen dürfte.

Daher bittet der Herausgeber den günſtigen Leſer, wirklich zu leſen, nämlich dies Vorwort.

Beſagter Herausgeber hat einen Freund, mit dem er ein Herz und eine Seele iſt, den er eben ſo gut kennt, als ſich ſelbſt. Dieſer Freund ſprach eines Tages zu ihm ungefähr alſo: „Da Du, mein Guter, ſchon manches Buch haſt drucken laſſen, und Dich auf Verleger verſtehſt, wird es Dir ein leichtes ſeyn, irgend einen von dieſen wackern Herren aufzufinden, der auf Deine Empfehlung etwas druckt, was ein junger Autor von dem glänzendſten Talent, von den vortrefflichſten Gaben vorher aufſchrieb. Nimm Dich des Mannes an, er verdient es.“

Der Herausgeber verſprach, ſein Beſtes zu thun für den ſchriftſtelleriſchen Collegen. Etwas wunderlich wollt' es ihm nun wohl bedünken, als ſein Freund ihm geſtand, daß das Manuſcript von einem Kater, Murr geheißen, herrühre, und deſſen Lebensanſichten enthalte; das Wort war jedoch gegeben, und da der Eingang der Hiſtorie ihm ziemlich gut ſtyliſirt ſchien, ſo lief er ſofort, mit dem Manuſcript in der Taſche, zu dem Herrn Dümmler Unter den Linden, und proponirte ihm den Verlag des Katerbuchs.

---

*) Lebens-Anſichten des Katers Murr ꝛc. 2 Bände. Berlin, 1820 – 1822, bei Ferd. Dümmler.

Herr Dümmler meinte, bis jetzt habe er zwar nicht unter ſeinen Autoren einen Kater gehabt, wiſſe auch nicht, daß irgend einer ſeiner werthen Collegen mit einem Mann des Schlages bis jetzt ſich eingelaſſen, indeſſen wolle er den Verſuch wohl machen.

Der Druck begann, und dem Herausgeber kamen die erſten Aushängebogen zu Geſicht. Wie erſchrak er aber, als er gewahrte, daß Murr's Geſchichte hin und wieder abbricht, und dann fremde Einſchiebſel vorkommen, die einem andern Buch, die Biographie des Kapellmeiſters Johannes Kreisler enthaltend, angehören.

Nach ſorgfältiger Nachforſchung und Erkundigung erfuhr der Herausgeber endlich folgendes. Als der Kater Murr ſeine Lebensanſichten ſchrieb, zerriß er ohne Umſtände ein gedrucktes Buch, das er bei ſeinem Herrn vorfand, und verbrauchte die Blätter harmlos theils zur Unterlage, theils zum löſchen. Dieſe Blätter blieben im Manuſcript und — wurden, als zu demſelben gehörig, aus Verſehen mit abgedruckt!

De- und wehmüthig muß nun der Herausgeber geſtehen, daß das verworrene Gemiſch fremdartiger Stoffe durcheinander lediglich durch ſeinen Leichtſinn veranlaßt, da er das Manuſcript des Katers hätte genau durchgehen ſollen, ehe er es zum Druck beförderte, indeſſen iſt noch einiger Troſt für ihn vorhanden.

Für's erſte wird der geneigte Leſer ſich leicht aus der Sache finden können, wenn er die eingeklammerten Bemerkungen, Mak. Bl. (Makulatur Blatt) und M. f. f. (Murr fährt fort) gütigſt beachten will, dann iſt aber das zerriſſene Buch höchſt wahrſcheinlich gar nicht in den Buchhandel gekommen, da niemand auch nur das mindeſte davon weiß. Den Freunden des Kapellmeiſters wenigſtens wird es daher angenehm ſeyn, daß ſie durch den litterariſchen Vandalismus des Katers zu einigen Nachrichten über die ſehr ſeltſamen Lebensumſtände jenes in ſeiner Art nicht unmerkwürdigen Mannes kommen.

Der Herausgeber hofft auf gütige Verzeihung.

Wahr iſt es endlich, daß Autoren ihre kühnſten Gedanken, die außerordentlichſten Wendungen, oft ihren gütigen Setzern verdanken, die dem Aufſchwunge der Ideen nachhelfen durch ſogenannte Druckfehler. So ſprach z. B. der Herausgeber im zweiten Theile ſeiner Nachtſtücke Pag. 326 von geräumigen Bosketts, die in einem Garten befindlich. Das war dem Setzer nicht genial genug, er ſetzte daher das Wörtlein Bosketts um in das Wörtlein Casketts. So läßt in der Erzählung, das Fräulein Scudery*) der Setzer pfiffiger Weiſe beſagtes Fräulein ſtatt in einer ſchwarzen Robe, in einer ſchwarzen Farbe von ſchwerem Seidenzeug erſcheinen u. ſ. w.

Jedem jedoch das Seine! Weder der Kater Murr, noch der unbekannte Biograph des Kapellmeiſters Kreisler ſoll ſich mit fremden Federn ſchmücken, und der Herausgeber bittet daher den günſtigen Leſer dringend, bevor er das Werklein lieſt, nachfolgende Aenderungen zu veranſtalten, damit er von beiden Autoren nicht beſſer oder ſchlechter denke, als ſie es verdienen.

Uebrigens werden nur die Haupterrata bemerkt, geringere dagegen der Discretion des gütigen Leſers überlaſſen.

[Hier folgen 14 Druckfehler.]

Schließlich darf der Herausgeber verſichern, daß er den Kater Murr perſönlich kennen gelernt, und in ihm einen Mann von angenehmen milden Sitten gefunden hat. Er iſt auf dem Umſchlage dieſes Buchs frappant getroffen.

Berlin, im November 1819.

E. T. A. Hoffmann.

---

*) Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen bei Gleditſch, 1820. [Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft, von St. Schütze. 1820, S. 1—122.]

Vorrede des Autors.

Schüchtern — mit bebender Bruſt, übergebe ich der Welt einige Blätter des Lebens, des Leidens, der Hoffnung, der Sehnſucht, die in ſüßen Stunden der Muße, der dichteriſchen Begeiſterung meinem innerſten Weſen entſtrömten.

Werde, kann ich beſtehen vor dem ſtrengen Richterſtuhl der Critik? Doch Ihr ſeyd es, Ihr fühlenden Seelen, Ihr rein kindlichen Gemüther, Ihr mir verwandten treuen Herzen, ja Ihr ſeyd es, für die ich ſchrieb, und eine einzige ſchöne Thräne in Eurem Auge wird mich tröſten, wird die Wunde heilen, die der kalte Tadel unempfindlicher Rezenſenten mir ſchlug!

Berlin, im May (18—)

Murr,
(Etudiant en belles lettres).

Vorwort

Unterdrücktes des Autors.

Mit der Sicherheit und Ruhe, die dem wahren Genie angeboren, übergebe ich der Welt meine Biographie, damit ſie lerne, wie man ſich zum großen Kater bildet, meine Vortrefflichkeit im ganzen Umfange erkenne, mich liebe, ſchätze, ehre, bewundere, und ein wenig anbete.

Sollte jemand verwegen genug ſeyn, gegen den gediegenen Werth des außerordentlichen Buchs einige Zweifel erheben zu wollen, ſo mag er bedenken, daß er es mit einem Kater zu thun hat, der Geiſt, Verſtand beſitzt, und ſcharfe Krallen.

Berlin, im May (18 —)

Murr,
(homme de lettres très renommé).

N. S. Das iſt zu arg! — Auch das Vorwort des Autors, welches unterdrückt werden ſollte, iſt abgedruckt! — Es bleibt nichts übrig, als den günſtigen Leſer zu bitten, daß er dem ſchriftſtelleriſchen Kater den etwas ſtolzen Ton dieſes Vorworts nicht zu hoch anrechnen, und bedenken möge, daß, wenn manche wehmüthige Vorrede irgend eines andern empfindſamen Autors in [illegible] wahre Sprache der innigen Herzensmeinung überſetzt werden ſollte, es nicht viel anders herauskommen würde.

d. H.

Erſter Abſchnitt.

Gefühle des Daſeyns, die Monate der Jugend.

Es iſt doch etwas ſchönes, herrliches, erhabenes um das Leben! — „O du ſüße Gewohnheit des Daſeyns!“ ruft jener niederländiſche Held in der Tragödie aus. So auch ich, aber nicht wie der Held in dem ſchmerzlichen Augenblick, als er ſich davon trennen ſoll — nein! — in dem Moment, da mich eben die volle Luſt des Gedankens durchdringt, daß ich in jene ſüße Gewohnheit nun ganz und gar hineingekommen und durchaus nicht Willens bin, jemals wieder hinauszukommen. — Ich meine nehmlich, die geiſtige Kraft, die unbekannte Macht, oder wie man ſonſt das über uns waltende Prinzip nennen mag, welches mir beſagte Gewohnheit ohne meine Zuſtimmung gewiſſermaßen aufgedrungen hat, kann unmöglich ſchlechtere Geſinnungen haben, als der freundliche Mann bei dem ich in Condition gegangen, und der mir das Gericht Fiſche, das er mir vorgeſetzt, niemals vor der Naſe wegzieht, wenn es mir eben recht wohlſchmeckt.

O Natur, heilige hehre Natur! wie durchſtrömt all' deine Wonne, all' dein Entzücken, meine bewegte Bruſt, wie umweht mich dein geheimnißvoll ſäuſelnder Athem! — Die Nacht iſt etwas friſch und ich wollte — doch jeder der dies lieſet oder nicht lieſet, begreift nicht meine hohe Begeiſterung, denn er kennt nicht den hohen Standpunkt, zu dem ich mich hinaufgeſchwungen! — Hinaufgeklettert wäre richtiger, aber kein Dichter ſpricht von ſeinen Füßen, hätte er auch deren viere ſo wie ich, ſondern nur von ſeinen Schwingen, ſind ſie ihm auch nicht angewachſen, ſondern nur Vorrichtung eines geſchickten Mechanikers. Ueber mir wölbt ſich der weite Sternenhimmel, der Vollmond wirft ſeine funkelnden Strahlen herab und in feurigem Silberglanz ſtehen Dächer und Thürme um mich her! Mehr und mehr verbrauſt das lärmende Gewühl unter mir in den Straßen, ſtiller und ſtiller wird die Nacht — die Wolken ziehen — eine einſame Taube flattert in bangen Liebesklagen girrend um den Kirchthurm! — Wie! — wenn die liebe Kleine ſich mir nähern wollte? — Ich fühle wunderbar es ſich in mir regen, ein gewiſſer ſchwärmeriſcher Appetit reißt mich hin mit unwiderſtehlicher Gewalt! — O käme ſie, die ſüße Huldin, an mein liebekrankes Herz wollt ich ſie drücken, ſie nimmer von mir laſſen — ha dort flattert ſie hinein in den Taubenſchlag, die Falſche, und läßt mich hoffnungslos ſitzen auf dem Dache! — Wie ſelten iſt doch in dieſer dürſtigen, verſtockten, liebeleeren Zeit wahre Sympathie der Seelen. —

Iſt denn das auf zwei Füßen aufrecht einhergehen etwas ſo großes, daß das Geſchlecht, welches ſich Menſch nennt, ſich die Herrſchaft über uns alle, die wir mit ſichererem Gleichgewicht auf Vieren daherwandeln, anmaßen darf? Aber ich weiß es, ſie bilden ſich was Großes ein auf Etwas, was in ihrem Kopfe ſitzen ſoll und das ſie die Vernunft nennen. Ich weiß mir keine rechte Vorſtellung zu machen, was ſie darunter verſtehen, aber ſo viel iſt gewiß, daß wenn, wie ich es aus gewiſſen Reden meines Herrn und Gönners ſchließen darf, Vernunft nichts anders heißt, als die Fähigkeit mit Bewußtſeyn zu handeln und keine dumme Streiche zu machen, ich mit keinem Menſchen tauſche. — Ich glaube überhaupt, daß man ſich das Bewußtſeyn nur angewöhnt; durch das Leben und zum Leben kommt man doch, man weiß ſelbſt nicht wie. Wenigſtens iſt es mir ſo gegangen und wie ich vernehme, weiß auch kein einziger Menſch auf Erden das Wie und Wo ſeiner Geburt aus eigner Erfahrung, ſondern nur durch Tradition, die noch dazu öfters ſehr unſicher iſt. Städte ſtreiten ſich um die Geburt eines berühmten Mannes und ſo wird es, da ich ſelbſt nichts Entſcheidendes darüber weiß, immerdar ungewiß bleiben, ob ich in dem Keller, auf dem Boden, oder in dem Holzſtall das Licht der Welt erblickte, oder vielmehr nicht erblickte, ſondern nur in der Welt erblickt wurde von der theuren Mama. Denn wie es unſerm Geſchlecht eigen, waren meine Augen verſchleiert. Ganz dunkel erinnere ich mich gewiſſer knurrender pruhſtender Töne die um mich her erklangen und die ich beinahe wider meinen Willen hervorbringe, wenn mich der Zorn überwältigt. Deutlicher und beinahe mit vollem Bewußtſeyn finde ich mich in einem ſehr engen Behältniß mit weichen

Wänden eingeſchloſſen, kaum fähig Athem zu ſchöpfen und in Noth und Angſt ein klägliches Jammergeſchrei erhebend. Ich fühlte, daß etwas in das Behältniß hinabgriff und mich ſehr unſanft beim Leibe packte und dieß gab mir Gelegenheit, die erſte wunderbare Kraft, womit mich die Natur begabt, zu fühlen und zu üben. Aus meinen reichen überpelzten Vorderpfoten ſchnellte ich ſpitze gelenkige Krallen hervor und grub ſie ein in das Ding das mich gepackt und das, wie ich ſpäter gelernt, nichts anders ſeyn konnte, als eine menſchliche Hand. Dieſe Hand zog mich aber heraus aus dem Behältniß, und warf mich hin und gleich darauf fühlte ich zwei heftige Schläge auf den beiden Seiten des Geſichts, über die jetzt ein, wie ich wohl ſagen mag, ſtattlicher Bart herüberragt. Die Hand theilte mir, wie ich jetzt beurtheilen kann, von jenem Muskelſpiel der Pfote verletzt, ein paar Ohrfeigen zu, ich machte die erſte Erfahrung von moraliſcher Urſache und Wirkung und eben ein moraliſcher Inſtinkt trieb mich an, die Krallen eben ſo ſchnell wieder einzuziehen, als ich ſie hervorgeſchleudert. Später hat man dieſes Einziehen der Krallen mit Recht als einen Akt der höchſten Bonhommie und Liebenswürdigkeit anerkannt und mit dem Namen „Sammtpfötchen", bezeichnet.

Wie geſagt, die Hand warf mich wieder zur Erde. Bald darauf erfaßte ſie mich aber auf's neue beim Kopf und drückte ihn nieder, ſo daß ich mit dem Mäulchen in eine Flüſſigkeit gerieth, die ich, ſelbſt weiß ich nicht, wie ich darauf verfiel, es mußte daher phyſiſcher Inſtinkt ſeyn, aufzulecken begann, welches mir eine ſeltſame innere Behaglichkeit erregte. Es war wie ich jetzt weiß, ſüße Milch die ich genoß, mich hatte gehungert und ich wurde ſatt indem ich trank. So trat, nachdem ich die moraliſche begonnen, die phyſiſche Ausbildung ein.

Auf's neue, aber ſanfter als vorher, faßten mich zwei Hände und legten mich auf ein warmes weiches Lager. Immer beſſer und beſſer wurde mir zu Muthe und ich begann mein inneres Wohlbehagen zu äußern, indem ich jene ſeltſamen, meinem Geſchlecht allein eigenen, Töne von mir gab, die die Menſchen durch den nicht unebenen Ausdruck, ſpinnen, bezeichnen. So ging ich mit Rieſenſchritten vorwärts in der Bildung für die Welt. Welch ein Vorzug, welch ein köſtliches Geſchenk des Himmels, inneres phyſiſches Wohlbehagen ausdrücken zu können durch Ton und Gebehrde! — Erſt knurrte ich, dann kam mir jenes unnachahmliche Talent den Schweif in den zierlichſten Kreiſen zu ſchlängeln, dann die wunderbare Gabe durch das einzige Wörtlein „Miau“, Freude, Schmerz, Wonne und Entzücken, Angſt und Verzweiflung, kurz alle Empfindungen und Leidenſchaften, in ihren mannigfaltigſten Abſtufungen auszudrücken. Was iſt die Sprache der Menſchen gegen dieſes einfachſte aller einfachen Mittel ſich verſtändlich zu machen! — Doch weiter in der denkwürdigen, lehrreichen Geſchichte meiner ereignißreichen Jugend! —

Ich erwachte aus tiefem Schlaf, ein blendender Glanz umfloß mich, vor dem ich erſchrak, fort waren die Schleier von meinen Augen, ich ſah! —

Ehe ich mich an das Licht, vorzüglich aber an das buntſchäckige Allerlei das ſich meinen Augen darbot, gewöhnen konnte, mußte ich mehrmals hintereinander entſetzlich nieſen, bald ging es indeſſen mit dem Sehen ganz vortrefflich, als habe ich es ſchon mehrere Zeit hintereinander getrieben.

O das Sehen! es iſt eine wunderbare herrliche Gewohnheit, eine Gewohnheit, ohne die es ſehr ſchwer werden würde, überhaupt in der Welt zu beſtehen! — Glücklich diejenigen Hochbegabten, denen es ſo leicht wird als mir, ſich das Sehen anzueignen.

Läugnen kann ich nicht, daß ich doch in einige Angſt gerieth und daſſelbe Jammergeſchrei erhob, wie damals in dem engen Behältniß. Sogleich erſchien ein kleiner hagerer alter Mann, der mir unvergeßlich bleiben wird, da ich meiner ausgebreiteten Bekanntſchaft unerachtet keine Geſtalt, die ihm gleich oder auch nur ähnlich zu nennen, jemals wieder erblickt habe. Es trifft ſich häufig bei meinem Geſchlecht, daß dieſer, jener Mann einen weiß und ſchwarz gefleckten Pelz trägt, ſelten findet man aber wohl einen Menſchen, der ſchneeweißes Haupthaar haben ſollte und dazu rabenſchwarze Augenbrauen, dies war aber der Fall bei meinem Erzieher. Der Mann trug im Hauſe einen kurzen hochgelben Schlafrock, vor dem ich mich entſetzte und daher, ſo gut es bei meiner damaligen Unbehülflichkeit gehen wollte, von dem weichen Kiſſen herab, zur Seite kroch. Der Mann bückte ſich herab zu mir mit einer Gebehrde, die mir freundlich ſchien und mir Zutrauen einflößte. Er faßte mich, ich hütete mich wohl vor dem Muskelſpiel der Krallen, die Ideen kratzen und Schläge verbanden ſich von ſelbſt und in der That, der Mann meinte es gut mit mir, denn er ſetzte mich nieder vor einer Schüſſel ſüßer Milch, die ich begierig auflutſchte, worüber er ſich nicht wenig zu freuen ſchien. Er ſprach vieles mit mir, welches ich aber nicht verſtand, da mir damals als einem jungen unerfahrnen Kiek in die Welt von Käterchen das Verſtehen der menſchlichen Sprache noch nicht eigen. So viel iſt aber gewiß, daß er in vielen Dingen geſchickt — in Wiſſenſchaften und Künſten hocherfahren ſeyn mußte, denn alle die zu ihm kamen (ich bemerkte Leute darunter, die gerade da, wo mir die Natur einen gelblichen Fleck im Pelze beſcheert hat, d. h. auf der Bruſt, einen Stern oder ein Kreuz trugen), behandelten ihn ausnehmend artig, ja zuweilen mit einer gewiſſen ſcheuen Ehrfurcht, wie ich ſpäterhin den Pudel Skaramuz, und nannten ihn nicht anders, als mein hochverehrteſter, mein theurer, mein geſchätzteſter Meiſter Abraham! — Nur zwei Perſonen nannten ihn ſchlechtweg „Mein Lieber“! Ein großer dürrer Mann in papageigrünen Hoſen und weißſeidenen Strümpfen und eine kleine ſehr dicke Frau mit ſchwarzem Haar und einer Menge Ringe an allen Fingern. Jener Herr ſoll aber ein Fürſt, die Frau hingegen eine jüdiſche Dame geweſen ſeyn.

Dieſer vornehmen Beſucher unerachtet wohnte Meiſter Abraham doch in einem kleinen hochgelegenen Stübchen, ſo daß ich meine erſten Promenaden ſehr bequem durch's Fenſter auf's Dach und auf den Hausboden machen konnte. —

Ja! es iſt nicht anders, auf einem Boden muß ich geboren ſeyn! — Was Keller, was Holzſtall — ich entſcheide mich für den Boden! — Clima, Vaterland, Sitten, Gebräuche, wie unauslöſchlich iſt ihr Eindruck, ja wie ſind ſie es nur, die des Weltbürgers äußere und innere Geſtaltung bewirken! — Woher kommt in mein Inneres dieſer Höheſinn, dieſer unwiderſtehliche Trieb zum Erhabenen? Woher dieſe wunderbar ſeltene Fertigkeit im Klettern, dieſe beneidenswerthe Kunſt der gewagteſten genialſten Sprünge? — Ha! es erfüllt eine ſüße Wehmuth meine Bruſt! — Die Sehnſucht nach dem heimathlichen Boden regt ſich mächtig! — Dir weihe ich dieſe Zähren o! ſchönes Vaterland, dir dies wehmüthig jauchzende Miau! — Dich ehren dieſe Sprünge, dieſe Sätze, es iſt Tugend darin und patriotiſcher Muth! — Du, o! Boden, ſpendeſt mir in freigebiger Fülle manch Mäuslein und nebenher kann man manche Wurſt, manche Speckſeite, aus dem Schornſtein erwiſchen, ja wohl manchen Sperling haſchen, und ſogar hin und wieder ein Täublein erlauren. „Gewaltig iſt die Liebe zu dir, o Vaterland!“ —

Doch ich muß Rückſichts meiner —

(Mak. Bl.) — — und erinnern Sie Sich gnädigſter Herr! denn nicht des großen Sturms, der dem Advokaten, als er zur Nachtzeit über den Pontneuf wandelte, den Hut vom Kopfe herunter in die Seine warf? — Aehnliches ſteht im Rabelais, doch war es eigentlich nicht der Sturm, der dem Advokaten den Hut raubte, den er, indem er den Mantel dem Spiel der Lüfte Preis gab, mit der Hand feſt auf den Kopf gedrückt hielt, ſondern ein Grenadier riß, mit dem lauten Ausruf: es weht ein großer Wind mein Herr, vorüber laufend, ſchnell den feinen Caſtor dem Advokaten unter der Hand von der Perücke und nicht dieſer Caſtor war es, der in die Wellen der Seine hinab geſchleudert wurde, ſondern des Soldaten eignen ſchnöden Filz führte wirklich der Sturmwind in den feuchten Tod. Sie wiſſen nun, gnädigſter Herr, daß in dem Augenblick als der Advokat ganz verblüfft da ſtand, ein zweiter Soldat mit demſelben Ausruf: Es weht ein großer Wind mein Herr! vorüberrennend, den Mantel des Advokaten beim Kragen packte und ihn ihm herabriß von den Schultern und daß gleich darauf ein dritter Soldat mit demſelben Ausruf: Es weht ein großer Wind mein Herr! vorbeilaufend, ihm das ſpaniſche Rohr mit dem goldnen Knopf aus den Händen wand. Der Advokat ſchrie aus allen Kräften, warf dem letzten Spitzbuben die Perücke nach und ging dann baarhäuptig ohne Mantel und Stock hin, um das merkwürdigſte aller Teſtamente aufzunehmen, um das ſeltſamſte aller Abentheuer zu erfahren. Sie wiſſen das alles gnädigſter Herr!

Ich weiß, erwiederte der Fürſt, als ich dies geſprochen, ich weiß gar nichts, und begreife überhaupt nicht, wie Ihr, Meiſter Abraham, mir ſolches wirres Zeug vorſchwatzen könnt. Den Pontneuf kenne ich allerdings, er befindet ſich zu Paris und bin ich zwar niemals darüber zu Fuße gegangen, wohl aber oft darüber gefahren, wie es meinem Stande geziemt. Den Advokaten Rabelais habe ich niemals geſehen und um Soldatenſtreiche in meinem ganzen Leben mich nicht bekümmert. Als ich in jüngern Jahren noch meine Armee kommandirte, ließ ich wöchentlich einmal ſämmtliche Junkers durchfuchteln für die Dummheiten die ſie begangen oder künftig noch begehen möchten, das Prügeln der gemeinen Leute war aber die Sache der Lieutenants, die damit meinem Beiſpiel gemäß auch allwöchentlich verfuhren, und zwar Sonnabends ſo, daß Sonntags es keinen Junker, keinen gemeinen Kerl in der ganzen Armee gab, der nicht ſeine gehörige Tracht Schläge erhalten, wodurch die Truppen, nächſt der eingeprügelten Moralität, auch an's Geſchlagenwerden überhaupt gewöhnt wurden, ohne jemals vor dem Feinde geweſen zu ſeyn und in dieſem Fall nichts anders thun konnten als Schlagen. — Das leuchtet Euch ein, Meiſter Abraham, und nun ſagt mir um Tauſend Gotteswillen, was wollt Ihr mit Eurem Sturm, mit Eurem auf dem Pontneuf beraubten Advokaten Rabelais, wo bleibt Eure Entſchuldigung, daß das Feſt ſich auflöſte in wilder Verwirrung, daß mir eine Leuchtkugel in's Toupee fuhr, daß mein theurer Sohn in das Baſſin gerieth und von verrätheriſchen Delphinen beſpritzt wurde über und über, daß die Prinzeſſin entſchleiert mit aufgeſchürztem Rock wie Atalanta durch den Park fliehen mußte, daß — daß — wer zählt die Unglücksfälle der verhängnißvollen Nacht! — Nun Meiſter Abraham, was ſagt Ihr?

Gnädigſter Herr, erwiederte ich, mich demuthsvoll verbeugend, was war an allem Unheil ſchuld, als der Sturm — das gräßliche Unwetter welches einbrach, als alles im ſchönſten Gange. Kann ich den Elementen gebieten? — Hab' ich denn nicht ſelbſt dabei ſchlimmes Malheur erlitten, habe ich nicht wie jener Advokat, den ich unterthänigſt bitte, nicht mit dem berühmten franzöſiſchen Schriftſteller Rabelais zu verwechſeln, Hut, Rock und Mantel verloren? Habe ich nicht —

Höre, unterbrach hier den Meiſter Abraham Johannes Kreisler, höre Freund, noch jetzt, unerachtet es ſchon ziemlich lange her iſt, ſpricht man von dem Geburtstage der Fürſtin, deſſen Feier du angeordnet haſt, wie von einem dunklen Geheimniß, und gewiß haſt du nach deiner gewöhnlichen Art und Weiſe viel Abentheuerliches begonnen. Hielt das Volk dich ſchon immer für eine Art von Hexenmeiſter, ſo ſcheint dieſer Glaube durch jenes Feſt noch um vieles ſtärker geworden zu ſeyn. Sage mir nur geradezu wie ſich Alles begeben. Du weißt, ich war damals nicht hier —

Eben das, fiel Meiſter Abraham dem Freunde in's Wort, eben das, daß du nicht hier, daß du, der Himmel weiß, von welchen Furien der Hölle getrieben, fortgerannt warſt wie ein Wahnſinniger, eben das machte mich toll und wild, eben deshalb beſchwor ich die Elemente herauf, ein Feſt zu ſtören, das meine Bruſt zerſchnitt, da du, der eigentliche Held des Stücks, fehlteſt, ein Feſt das nur erſt dürftig und mühſam daher ſchlich, dann aber über geliebte Perſonen nichts brachte als die Qual beängſtigender Träume — Schmerz — Entſetzen! — Erfahre es jetzt Johannes, ich habe tief in dein Inneres geſchaut und das gefährliche — bedrohliche Geheimniß erkannt, das darin ruht, ein gährender Vulkan, in jedem Augenblick vermögend loszubrechen in verderblichen Flammen, rückſichtslos alles um ſich her verzehrend! — Es giebt Dinge in unſerm Innern, die ſich ſo geſtalten, daß die vertrauteſten Freunde darüber nicht reden dürfen. Darum verhehlte ich dir ſorglich was ich in dir erſchaut, aber mit jenem Feſt, deſſen tieferer Sinn nicht die Fürſtin, ſondern eine andere geliebte Perſon und dich ſelbſt traf, wollte ich dein ganzes Ich gewaltſam erfaſſen. Die verborgenſten Qualen ſollten lebendig werden in dir, und wie aus dem Schlaf erwachte Furien mit verdoppelter Kraft deine Bruſt zerfleiſchen. Wie einem zum Tode Siechen ſollte Arzenei, dem Orkus ſelbſt entnommen, die im ſtärkſten Paroxysmus kein weiſer Arzt ſcheuen darf, dir den Tod bereiten oder Geneſung! — Wiſſe Johannes, daß der Fürſtin Namenstag zuſammentrifft mit dem Namenstage Julia's, die auch, wie ſie, Maria geheißen.

Ha! rief Kreisler, indem er, zehrendes Feuer im Blick, aufſprang, Ha! — Meiſter! iſt dir die Macht gegeben, mit mir freches höhnendes Spiel zu treiben? — Biſt du das Verhängniß ſelbſt, daß du mein Inneres erfaſſen magſt?

Wilder unbeſonnener Menſch, erwiederte Meiſter Abraham ruhig, wann wird endlich der verwüſtende Brand in deiner Bruſt zur reinen Naphthaflamme werden, genährt von dem tiefſten Sinn für die Kunſt, für alles Herrliche und Schöne, der in dir wohnt! — Du verlangteſt von mir die Beſchreibung jenes verhängnißvollen Feſtes; ſo höre mich denn ruhig an, oder iſt deine Kraft gebrochen ganz und gar, daß du das nicht vermagſt, ſo will ich dich verlaſſen. —

Erzähle, ſprach Kreisler mit halb erſtickter Stimme, indem er, beide Hände vor's Geſicht, ſich wieder hinſetzte. Ich will, ſprach Meiſter Abraham, plötzlich einen heitern Ton annehmend, ich will dich, lieber Johannes, gar nicht ermüden mit der Beſchreibung aller der ſinnreichen Anordnungen, die größtentheils dem erfindungsreichen Geiſte des Fürſten ſelbſt ihren Urſprung verdankten. Da das Feſt am ſpäten Abend begann, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der ganze ſchöne

Park, der das Luſtſchloß umgiebt, erleuchtet war. Ich hatte mich bemüht, in dieſer Erleuchtung ungewöhnliche Effekte hervorzubringen, das gelang aber nur zum Theil, da auf des Fürſten ausdrücklichen Befehl in allen Gängen, mittelſt auf großen ſchwarzen Tafeln angebrachter buntfarbiger Lampen, der Namenszug der Fürſtin brennen mußte, nebſt der fürſtlichen Krone darüber. Da die Tafeln an hohen Pfählen angenagelt, ſo glichen ſie beinahe illuminirten Warnungsanzeigen, daß man nicht Tabak rauchen oder die Mauth nicht umfahren ſolle. Der Hauptpunkt des Feſtes war das durch Gebüſch und künſtliche Ruinen gebildete Theater in der Mitte des Parkes, welches du kennſt. Auf dieſem Theater ſollten die Schauſpieler aus der Stadt etwas Allegoriſches agiren, welches läppiſch genug war, um ganz außerordentlich zu gefallen, hätte es auch nicht der Fürſt ſelbſt verfaßt und wäre es daher auch nicht, um mich des geiſtreichen Ausdrucks jenes Schauſpieldirectors, der ein fürſtliches Stück aufführte, zu bedienen, aus einer durchlauchtigen Feder gefloſſen. Der Weg vom Schloß bis zum Theater war ziemlich weit. Nach der poetiſchen Idee des Fürſten ſollte der wandelnden Familie ein in den Lüften ſchwebender Genius mit zwei Fackeln vorleuchten, ſonſt aber kein Licht brennen, ſondern erſt nachdem die Familie und das Gefolge Platz genommen, das Theater plötzlich erleuchtet werden. Deshalb blieb beſagter Weg finſter. Vergebens ſtellte ich die Schwierigkeit dieſer Maſchinerie vor, welche die Länge des Wegs herbeiführte, der Fürſt hatte in den Fêtes de Versailles etwas ähnliches geleſen, und da er hinterher den poetiſchen Gedanken ſelbſt gefunden, beſtand er auf deſſen Ausführung. Um jedem unverdienten Vorwurf zu entgehen, überließ ich den Genius ſamt den Fackeln dem Theater-Maſchiniſten aus der Stadt. — So wie nun das fürſtliche Paar, hinter ihm das Gefolge, aus der Thüre des Salons trat, wurde ein kleines pausbackiges Männlein, in die Hausfarben des Fürſten gekleidet, mit zwei brennenden Fackeln in den Händen, vom Dache des Luſtſchloſſes herabgezogen. Die Puppe war aber zu ſchwer, und es begab ſich, daß kaum zwanzig Schritt davon die Maſchine ſtockte, ſo daß der leuchtende Schutzgeiſt des fürſtlichen Hauſes hängen blieb, und da die Arbeiter ſtärker anzogen, ſich überkugelte. Nun ſchleuderten die brennenden abwärts gekehrten Wachskerzen glühende Tropfen zur Erde. Der erſte dieſer Tropfen traf den Fürſten ſelbſt, der indeſſen mit ſtoiſchem Gleichmuth den Schmerz verbiß, wiewohl er in der Gravität des Schrittes nachließ und ſchneller vorwärts eilte. Der Genius ſchwebte jetzt fort über der Gruppe, die der Hofmarſchall mit den Kammerjunkern nebſt andern Hofchargen bildete, Füße oben, Kopf unten, ſo daß der Gluthregen aus den Fackeln bald dieſen, bald jenen auf den Kopf und auf die Naſe traf. Den Schmerz zu äußern und ſo das frohe Feſt zu ſtören, hätte den Reſpekt verletzt, es war daher hübſch anzuſehen, wie die Unglücklichen, eine ganze Cohorte ſtoiſcher Scävola's, mit gräßlich verzerrten Geſichtern und doch mit Gewalt die Qual niederkämpfend, ja wohl gar ein Lächeln erzwingend, das dem Orkus anzugehören ſchien, daher ſchritten, lautlos, kaum bangen Seufzern Raum gebend. Dazu wirbelten die Pauken, ſchmetterten die Trompeten, riefen hundert Stimmen: Vivat, vivat die gnädigſte Frau Fürſtin! Vivat der gnädigſte Herr Fürſt! ſo daß der durch den wunderlichen Contraſt jener Laokoontiſchen Geſichter mit dem luſtigen Jubel erzeugte tragiſche Pathos der ganzen Szene eine Majeſtät gab, wie kaum zu denken.

Der alte dicke Hofmarſchall konnte es endlich nicht mehr ertragen; als ihn ein glühender Tropfen gerade auf die Backe traf, ſprang er in grimmiger Wuth der Verzweiflung ſeitwärts, verwickelte ſich aber in die Stricke die zur Flugmaſchine gehörend gerade an der Seite hart über dem Boden fortliefen und ſtürzte mit dem lauten Ausruf: Alle Teufel! nieder zur Erde. In demſelben Moment hatte auch der luſtige Page ſeine Rolle ausgeſpielt. Der gewichtige Hofmarſchall zog ihn mit Centnerſchwere nieder, er ſtürzte herab mitten unter das Gefolge, das laut aufſchreiend auseinander prallte. Die Fackeln verlöſchten, man befand ſich in der dickſten Finſterniß. Dies alles geſchah dicht vor dem Theater. Ich hütete mich wohl den Zünder anzuſtecken, der alle Lampen, alle Feuerbecken des Platzes auf einmal in Brand ſetzen mußte, ſondern wartete damit ein paar Minuten, um der Geſellſchaft Zeit zu laſſen, ſich in Baum und Gebüſch gehörig zu verwirren. „Licht — Licht“ — rief der Fürſt wie der König im Hamlet, „Licht — Licht“ eine Menge heiſere Stimmen durch einander. Als der Platz erleuchtet, glich der auseinander geſprengte Haufe einem geſchlagenen Heer, das ſich mühſam zuſammen findet. Der Oberkammerherr bewies ſich als ein Mann von Gegenwart des Geiſtes, als der geſchickteſte Taktiker ſeiner Zeit; denn in wenigen

Minuten war vermöge ſeiner Bemühungen die Ordnung wieder hergeſtellt. Der Fürſt trat mit der nächſten Umgebung auf eine Art von erhöhtem Blumenthron, der in der Mitte des Zuſchauer-Platzes errichtet. So wie das fürſtliche Paar ſich niederließ, fielen vermöge einer ſehr pfiffigen Vorrichtung jenes Maſchiniſten eine Menge Blumen auf daſſelbe herab. Nun wollte es aber das dunkle Verhängniß, daß eine große Feuerlilie dem Fürſten gerade auf die Naſe fiel und ſein ganzes Geſicht glutbroth überſtäubte, wodurch er ein ungemein majeſtätiſches, der Feierlichkeit des Feſtes würdiges, Anſehen gewann.

Das iſt zu arg — das iſt zu arg, rief Kreisler, indem er eine raſende Lache aufſchlug, daß die Wände dröhnten.

Lache nicht ſo konvulſiviſch, ſprach Meiſter Abraham, auch ich lachte in jener Nacht unmäßiger als jemals, ich fühlte mich eben zu allerlei tollem Muthwillen aufgelegt, und hätte wie der Spukgeiſt Droll ſelbſt gern alles noch mehr durcheinander jagen, noch mehr verwirren mögen, aber deſto tiefer drangen dann die Pfeile, die ich gegen andere gerichtet, ein in meine eigene Bruſt! — Nun! — ich will es nur ſagen! Den Moment des läppiſchen Blumenbewerfens hatte ich gewählt, um den unſichtbaren Faden feſtzuknüpfen, der ſich nun durch das ganze Feſt ziehen und, wie ein elektriſcher Leiter, das Innerſte der Perſonen durchbeben ſollte, die ich mit meinem geheimnißvollen geiſtigen Apparat, in dem ſich der Faden verlor, mir in Rapport geſetzt denken mußte. — Unterbrich mich nicht Johannes — höre mich ruhig an. — Julia ſaß mit der Prinzeſſin hinter der Fürſtin ſeitwärts, ich hatte beide im Auge. So wie Pauken und Trompeten ſchwiegen, fiel Julien eine unter duftenden Nachtviolen verſteckte aufbrechende Roſenknospe in den Schooß, und wie ſtrömender Hauch des Nachtwindes ſchwammen die Töne deines tief in's Herz dringenden Liedes herüber: mi lagnerò tacendo della mia sorte amara. — Julie war erſchrocken, als aber das Lied, das ich, ich ſag' es damit du über die Art des Vortrags etwa nicht in bange Zweifel geräthſt, von unſern vier vortrefflichen Baſſethorniſten ganz in der Ferne ſpielen ließ — begann, entfloh ein leichtes Ach ihren Lippen, ſie drückte den Strauß an die Bruſt, und ich hörte deutlich, daß ſie zur Prinzeſſin ſprach: er iſt gewiß wieder da! — Die Prinzeſſin umarmte Julien mit Heftigkeit und rief ſo laut: Nein nein — ach niemals, daß der Fürſt ſein feuriges Antlitz umdrehte und ihr ein zorniges Silenco! zuwarf. Der Herr mochte auch wohl eben nicht gerade auf das liebe Kind ſehr böſe ſeyn, aber ich will es hier bemerken, daß die wunderbare Schminke, ein Tiranno ingrato in der Oper hätte ſich nicht zweckmäßiger anmalen können, ihm wirklich das Anſehen eines fortwährenden unvertilgbaren Zorns gab, ſo daß die rührendſten Reden, die zarteſten Situationen, welche häusliches Glück auf dem Throne allegoriſch darſtellten, rein verloren ſchienen; Schauſpieler und Zuſchauer geriethen darüber in nicht geringe Verlegenheit. Ja ſelbſt, wenn der Fürſt bei den Stellen, die er ſich zu dem Behuf in dem Exemplar das er in der Hand hielt, roth angeſtrichen, der Fürſtin die Hand küßte und mit dem Tuch eine Thräne von dem Auge wegdrückte, ſchien es in verbiſſenem Ingrimm zu geſchehen; ſo daß die Kammerherren, die dienſtthuend ihm zur Seite ſtanden, ſich zuflüſterten: O Jeſus, was iſt unſerm gnädigſten Herrn! — Ich will dir nur ſagen Johannes, daß während die Schauſpieler das alberne Zeug vorne auf dem Theater hertragirten, ich mittelſt magiſcher Spiegel und anderer Vorrichtungen hinterwärts in den Lüften ein Geiſterſchauſpiel darſtellte, zur Verherrlichung des Himmelskindes, der holden Julia, daß eine Melodie nach der andern, die du in hoher Begeiſterung geſchaffen, ertönte, ja daß oft ferner, oft näher, wie banger ahnungsvoller Geiſterruf, der Name: Julia, erklang. — Aber du fehlteſt — du fehlteſt mein Johannes! Und wenn ich auch, nachdem das Schauſpiel geendet, meinen Ariel rühmen, wie Shakſpears Prospero den ſeinigen, wenn ich auch ſagen müßte, daß er alles trefflich vollführt, ſo fand ich doch das, was ich mit tiefem Sinn angeordnet zu haben glaubte, ſchal und matt. — Die Julia hatte alles mit feinem Takt verſtanden. Doch ſchien ſie nur angeregt wie von einem lieblichen Traum, dem man übrigens keine ſonderliche Einwirkung in's wache Leben verſtattet. Die Prinzeſſin war dagegen tief in ſich gekehrt. Arm in Arm luſtwandelte ſie mit Julien in den erleuchteten Gängen des Parks, während der Hof in einem Pavillon Erfriſchungen zu ſich nahm. — Ich hatte den Hauptſchlag in dieſem Moment vorbereitet, aber du fehlteſt — du fehlteſt, mein Johannes. — Voller Unmuth und Zorn rannte ich umher, ich ſah zu, ob alle Anſtalten zu dem großen Feuerwerk, womit das Feſt ſchließen ſollte, gehörig geordnet. Da gewahrte ich, aufſchauend zum Himmel, über dem fernen Geierſtein, im Schimmer der Nacht, die kleine röthliche Wolke, die jedesmal ein

Wetter bedeutet, das ſtill heraufzieht und dann hier über uns mit einer fürchterlichen Exploſion losbricht. Zu welcher Zeit dieſe Exploſion geſchehen muß, berechne ich, wie du weißt, nach dem Stand der Wolke, auf die Sekunde. Keine Stunde konnte es mehr dauern, ich beſchloß daher, mit dem Feuerwerk zu eilen. In dem Augenblick vernahm ich, daß mein Ariel mit jener Fantasmagorie begonnen, die alles, alles entſcheiden ſollte, denn ich hörte am Ende des Parks in der kleinen Marienkapelle den Chor dein **Ave maris stella** ſingen. Ich eilte ſchnell hin. Julia und die Prinzeſſin knieten in dem Betſtuhl, der vor der Kapelle im Freien angebracht. Kaum war ich an Ort und Stelle als — aber du fehlteſt — du fehlteſt, mein Johannes! — Laß mich darüber ſchweigen, was ſich jetzt begab — Ach! — wirkungslos blieb das, was ich für ein Meiſterſtück meiner Kunſt gehalten, und ich erfuhr, was ich blöder Thor nicht geahnt. —

Heraus mit der Sprache, rief Kreisler, alles, alles ſage Meiſter! wie es ſich begeben.

Mit nichten, erwiederte Meiſter Abraham, es nützt dir nichts Johannes, und mir zerſchneidet es die Bruſt, wenn ich noch ſagen ſoll, wie meine eignen Geiſter mir Graus einjagten, und Entſetzen! — Die Wolke! — glücklicher Gedanke! So ſoll, rief ich wild aus, denn alles in toller Verwirrung enden, und rannte fort nach dem Platz des Feuerwerks. Der Fürſt ließ mir ſagen, wenn alles fertig ſey, ſollte ich das Zeichen geben. Das Auge nicht abwendend von der Wolke, die vom Geierſtein weg höher und höher heraufzog, ließ ich, als ſie mir hoch genug ſchien, die Böller löſen. Bald war der Hof, die ganze Geſellſchaft, an Ort und Stelle. Nach dem gewöhnlichen Spiel mit Feuerrädern, Raketen, Leuchtkugeln und anderm gemeinem Zeuge, ging endlich der Namenszug der Fürſtin in Chineſiſchem Brillantfeuer auf, doch hoch über ihm in Lüften ſchwamm und verſchwamm in milchweißem Licht der Name Julia. — Nun war es Zeit — Ich zündete die Girandola an, und wie ziſchend und praſſelnd die Raketen in die Höhe fuhren, brach das Wetter los mit gluthrothen Blitzen, mit krachenden Donnern, von denen Wald und Gebirge erdröhnten. Und der Orkan brauſte hinein in den Park und ſtörte auf den tauſendſtimmig heulenden Jammer im tiefſten Gebüſch. Ich riß einem fliehenden Trompeter das Inſtrument aus der Hand und blies luſtig jauchzend darein, während die Artillerieſalven der Feuertöpfe, der Kanonenſchläge, der Böller, wacker dem rollenden Donner entgegenknallten.

Während Meiſter Abraham alſo erzählte, ſprang Kreisler auf, ſchritt heftig im Zimmer auf und ab, focht mit den Armen um ſich, und rief endlich ganz begeiſtert: das iſt ſchön, das iſt herrlich, daran erkenne ich meinen Meiſter Abraham, mit dem ich ein Herz bin und eine Seele!

O, ſprach Meiſter Abraham, ich weiß es ja, das wildeſte, ſchauerlichſte, iſt dir eben recht, und doch habe ich das vergeſſen, was dich ganz und gar den unheimlichen Mächten der Geiſterwelt Preis gegeben hätte. Ich hatte die Wetterharfe, die, wie du weißt, ſich über das große Baſſin hinzieht, anſpannen laſſen, auf der der Sturm als ein tüchtiger Harmoniker gar wacker ſpielte. In dem Geheul, in dem Gebraus des Orkans, in dem Krachen des Donners, erklangen furchtbar die Akkorde der Rieſenorgel. Schneller und ſchneller ſchlugen die gewaltigen Töne los, und man mochte wohl ein Furienballet vernehmen, deſſen Styl ungemein groß zu nennen, wie man es beinahe zwiſchen den leinewandnen Wänden des Theaters nicht zu hören bekommt! — Nun! — in einer halben Stunde war alles vorüber. Der Mond trat hinter den Wolken hervor. Der Nachtwind ſäuſelte tröſtend durch den erſchrockenen Wald, und trocknete die Thränen weg von den dunklen Büſchen. Dazwiſchen ertönte noch dann und wann die Wetterharfe, wie dumpfes, fernes Glockengeläute. — Mir war wunderbarlich zu Muthe. Du, mein Johannes, erfüllteſt mein Inneres ſo ganz und gar, daß ich glaubte, du würdeſt gleich vor mir aufſteigen aus dem Grabhügel verlorner Hoffnungen, unerfüllter Träume, und an meine Bruſt ſinken. Nun in der Stille der Nacht kam der Gedanke, was für ein Spiel ich unternommen, wie ich gewaltſam den Knoten, den das dunkle Verhängniß geſchlungen, zerreißen wollen, aus meinem Innern herausgetreten, fremdartig, in anderer Geſtaltung, auf mich los, und indem mich kalte Schauer durchbebten, war ich es ſelbſt, vor dem ich mich entſetzen mußte. — Eine Menge Irrlichter tanzten und hüpften im ganzen Park umher, aber es waren die Bedienten mit Laternen, welche die auf der ſchnellen Flucht verlornen Hüte, Perücken, Haarbeutel, Degen, Schuhe, Shawls, zuſammenſuchten. Ich machte mich davon. Mitten auf der großen Brücke vor unſerer Stadt blieb ich ſtehen, und ſchaute noch einmal zurück nach dem Park, der vom magiſchen Schimmer des Mondes umfloſſen da ſtand, wie ein Zaubergarten, in dem das luſtige Spiel flinker Elfen begonnen. Da fiel mir ein feines Piepen in die Ohren, ein Quäcken, das beinahe dem eines neugebornen Kindes glich. Ich vermuthete eine Unthat, bückte mich tief über das Geländer, und entdeckte im hellen Mondſchein ein Kätzchen, das ſich mühſam an den Pfoſten angeklammert um den Tod zu entgehen. Wahrſcheinlich hatte man eine Katzenbrut erſäufen wollen, und das Thierchen war wieder hinaufgekrochen. Nun, dacht ich, iſt's auch kein Kind, ſo iſt es doch ein armes Thier, das dich um Rettung anquäckt und das du retten mußt.

O du empfindſamer Juſt, rief Kreisler lachend, ſage, wo iſt dein Tellheim?

Erlaube, fuhr Meiſter Abraham fort, erlaube mein Johannes, mit dem Juſt magſt du mich kaum vergleichen. Ich habe den Juſt überjuſtet. Er rettete einen Pudel, ein Thier das jeder gern um ſich duldet, von dem ſogar angenehme Dienſtleiſtungen zu erwarten, mittelſt Apportiren, Handſchuhe, Tabaksbeutel und Pfeife nachtragen u. ſ. w., aber ich rettete einen Kater, ein Thier vor dem ſich viele entſetzen, das allgemein als perfid, keiner offenherzigen Freundſchaft fähig, ausgeſchrieen wird, das niemals ganz und gar die feindliche Stellung gegen den Menſchen aufgiebt, ja, einen Kater rettete ich aus purer uneigennütziger Menſchenliebe. — Ich kletterte über das Geländer, griff nicht ohne Gefahr hinab, faßte das wimmernde Kätzchen, zog es hinauf und ſteckte es in die Taſche. Nach Hauſe gekommen, zog ich mich ſchnell aus, und warf mich ermüdet und erſchöpft wie ich war, auf's Bett. Kaum war ich aber eingeſchlafen, als mich ein klägliches Piepen und Winſeln weckte, das aus meinem Kleiderſchrank herzukommen ſchien. — Ich hatte das Kätzchen vergeſſen und es in der Rocktaſche gelaſſen. Ich befreite das Thier aus dem Gefängniß, wofür es mich dermaßen kratzte, daß mir alle fünf Finger bluteten. Schon war ich im Begriff den Kater durch's Fenſter zu werfen, ich beſann mich aber und ſchämte mich meiner kleinlichen Thorheit, meiner Rachſucht, die nicht einmal bei Menſchen angebracht iſt, vielweniger bei der unvernünftigen Kreatur. — Genug, ich zog mit aller Mühe und Sorgfalt den Kater groß. Es iſt das geſcheuteſte, artigſte, ja witzigſte Thier der Art, das man ſehen kann, dem es nur noch an der höheren Bildung fehlt, die du mein lieber Johannes, ihm mit leichter Mühe beibringen wirſt, weshalb ich denn geſonnen bin, dir den Kater Murr, ſo habe ich ihn benannt, fernerhin zu überlaſſen. Obſchon Murr zur Zeit, wie die Juriſten ſich ausdrücken, noch kein homo sui juris iſt, ſo habe ich ihn doch um ſeine Einwilligung gefragt, ob er in deine Dienſte treten wolle. Er iſt durchaus damit zufrieden.

Du faſelſt, ſprach Kreisler, du faſelſt Meiſter Abraham! du weißt, daß ich Katzen nicht ſonderlich leiden mag, daß ich dem Geſchlecht der Hunde bei weitem den Vorzug gebe. —

Ich bitte, erwiederte Meiſter Abraham, ich bitte dich lieber Johannes, recht von Herzen, nimm meinen hoffnungsvollen Kater Murr wenigſtens ſo lange zu dir, bis ich heimkehre von meiner Reiſe. Ich habe ihn ſchon deshalb mitgebracht, er iſt draußen und wartet auf gütigen Beſcheid. Sieh ihn wenigſtens an.

Damit öffnete Meiſter Abraham die Thüre und auf der Strohmatte zuſammengekrümmt, ſchlafend, lag ein Kater, der wirklich in ſeiner Art ein Wunder von Schönheit zu nennen. Die grauen und ſchwarzen Streifen des Rückens liefen zuſammen auf dem Scheitel zwiſchen den Ohren und bildeten auf der Stirne die zierlichſte Hieroglyphenſchrift. Eben ſo geſtreift und von ganz ungewöhnlicher Länge und Stärke war der ſtattliche Schweif. Dabei glänzte des Katers buntes Kleid und ſchimmerte von der Sonne beleuchtet, ſo daß man zwiſchen dem Schwarz und Grau noch ſchmale goldgelbe Streifen wahrnahm. Murr! Murr! rief Meiſter Abraham, Krrr — krrr, erwiederte der Kater ſehr vernehmlich, dehnte — erhob ſich, machte den außerordentlichſten Katzenbuckel und öffnete ein paar grasgrüne Augen, aus denen Geiſt und Verſtand in funkelndem Feuer hervorblitzten. Das behauptete wenigſtens Meiſter Abraham, und auch Kreisler mußte ſo viel einräumen, daß der Kater etwas Beſonderes, Ungewöhnliches im Antlitz trage, daß ſein Kopf hinlänglich dick um die Wiſſenſchaften zu faſſen, ſein Bart aber ſchon jetzt in der Jugend weiß und lang genug ſey, um dem Kater gelegentlich die Autorität eines griechiſchen Weltweiſen zu verſchaffen.

Wie kann man aber auch überall gleich ſchlafen, ſprach Meiſter Abraham zum Kater, du verlierſt alle Heiterkeit darüber, und wirſt vor der Zeit ein grämliches Thier. Putz dich fein Murr!

Sogleich ſetzte ſich der Kater auf die Hinterfüße, fuhr mit den Sammtpfötchen ſich zierlich über Stirn und Wangen, und ſtieß dann ein klares freudiges Miau aus.

Dies iſt, fuhr Meiſter Abraham fort, dies iſt der Herr Kapellmeiſter Johannes Kreisler, bei dem du in Dienſte treten wirſt. Der Kater glotzte den Kapellmeiſter mit ſeinen großen funkelnden Augen an, begann zu knurren, ſprang auf den Tiſch, der neben Kreislern ſtand und, von da ohne weiteres auf ſeine Schulter, als wollte er ihm etwas in's Ohr ſagen. Dann ſetzte er wieder herab zur Erde und umkreiſte ſchwänzelnd und knurrend den neuen Herrn, als wolle er recht Bekanntſchaft mit ihm machen.

Gott verzeih mir, rief Kreisler, ich glaube gar, der kleine graue Kerl hat Verſtand und ſtammt aus der illuſtren Familie des geſtiefelten Katers her!

So viel iſt gewiß, erwiederte Meiſter Abraham, daß der Kater Murr das poſſierlichſte Thier von der Welt iſt, ein wahrer Pulcinell und dabei artig und ſittſam, nicht zudringlich und unbeſcheiden, wie zuweilen Hunde, die uns mit ungeſchickten Liebkoſungen beſchwerlich fallen. —

Indem ich, ſprach Kreisler, dieſen klugen Kater betrachte, fällt es mir wieder ſchwer auf's Herz, in welchen engen Kreis unſere Erkenntniß gebannt iſt. — Wer kann es ſagen, wer nur ahnen, wie weit das Geiſtesvermögen der Thiere geht! — Wenn uns etwas oder vielmehr alles, in der Natur unerforſchlich bleibt, ſo ſind wir gleich mit Namen bei der Hand, und brüſten uns mit unſerer albernen Schulweisheit, die eben nicht viel weiter reicht als unſere Naſe. So haben wir denn auch das ganze geiſtige Vermögen der Thiere, das ſich oft auf die wunderbarſte Art äußert, mit der Bezeichnung Inſtinkt abgefertigt. Ich möchte aber nur die einzige Frage beantwortet haben, ob mit der Idee des Inſtinkts, des blinden willkührloſen Triebes, die Fähigkeit zu träumen vereinbar ſey. Daß aber z. B. Hunde mit der größten Lebhaftigkeit träumen, weiß jeder, der einen ſchlafenden Jagdhund beobachtet hat, dem im Traum die ganze Jagd aufgegangen. Er ſucht, er ſchnuppert, er bewegt die Füße, als ſey er im vollen Rennen, er keucht, er ſchwitzt. — Von träumenden Katern weiß ich zur Zeit nichts. —

Der Kater Murr, unterbrach Meiſter Abraham den Freund, träumt nicht allein ſehr lebendig, ſondern er geräth auch, wie deutlich zu bemerken, häufig in jene ſanften Reverien, in das träumeriſche Hinbrüten, in das ſomnambule Deliriren, kurz in jenen ſeltſamen

Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen, der poetiſchen Gemüthern für die Zeit des eigentlichen Empfanges genialer Gedanken gilt. In dieſem Zuſtande ſtöhnt und ächzt er ſeit kurzer Zeit ganz ungemein, ſo, daß ich glauben muß, daß er entweder in Liebe iſt, oder an einer Tragödie arbeitet.

Kreisler lachte hell auf, indem er rief: Nun ſo komm denn du kluger, artiger, witziger, poetiſcher Kater Murr, laß uns —

(M. f. f.) erſten Erziehung, meiner Jugendmonate überhaupt noch vieles anführen.

Es iſt nämlich wohl höchſt merkwürdig und lehrreich, wenn ein großer Geiſt in einer Autobiographie über alles, was ſich mit ihm in ſeiner Jugend begab, ſollte es auch noch ſo unbedeutend ſcheinen, recht umſtändlich ſich ausläßt. Kann aber auch wohl einem hohen Genius jemals Unbedeutendes begegnen? Alles, was er in ſeiner Knabenzeit unternahm oder nicht unternahm, iſt von der höchſten Wichtigkeit, und verbreitet helles Licht über den tiefern Sinn, über die eigentliche Tendenz ſeiner unſterblichen Werke. Herrlicher Muth geht auf in der Bruſt des ſtrebenden Jünglings, den bange Zweifel quälen, ob die innere Kraft auch wohl genüge, wenn er lieſet, daß der große Mann als Knabe auch Soldat ſpielte, ſich in Naſchwerk übernahm und zuweilen was weniges Schläge erhielt, weil er faul war, ungezogen und tölpiſch. „Gerade wie ich, gerade wie ich,“ ruft der Jüngling begeiſtert aus und zweifelt nicht länger, daß auch er ein hoher Genius iſt trotz ſeinem angebeteten Idol.

Mancher las den Plutarch oder auch wohl nur den Cornelius Nepos und wurde ein großer Held, mancher die Tragödien-Dichter der Alten in der Ueberſetzung, und nebenher den Calderon und Shakſpeare, den Göthe und Schiller und wurde, wo nicht ein großer Dichter, doch ein kleiner allerliebſter Versmacher, wie ihn die Leute eben ſo gern haben. So werden meine Werke auch gewiß in der Bruſt manches jungen, geiſt- und gemüthreichen Katers das höhere Leben der Poeſie entzünden, und nimmt dann der edle Katerjüngling meine biographiſchen Beluſtigungen auf dem Dache vor, geht er ganz ein in die hohen Ideen des Buchs, das ich ſo eben unter den Klauen habe, dann wird er im Entzücken der Begeiſterung ausrufen: Murr, göttlicher Murr, größter deines Geſchlechts, dir, dir allein verdanke ich alles, nur dein Beiſpiel macht mich groß. —

Es iſt zu rühmen, daß Meiſter Abraham bei meiner Erziehung ſich weder an den vergeſſenen Baſedow hielt, noch die Peſtalozziſche Methode befolgte, ſondern mir unbeſchränkte Freiheit ließ, mich ſelbſt zu erziehen, in ſofern ich mich nur in gewiſſe Normalprinzipien fügte, die Meiſter Abraham ſich als unbedingt nothwendig für die Geſellſchaft, die die herrſchende Macht auf dieſer Erde verſammelt, dachte, da ſonſt alles blind und toll durcheinander rennen und es überall vertrakte Rippenſtöße und garſtige Beulen ſetzen, eine Geſellſchaft überhaupt nicht denkbar ſeyn würde. Den Inbegriff dieſer Prinzipien nannte der Meiſter die natürliche Artigkeit im Gegenſatz der konventionellen, der gemäß man ſprechen muß: ich bitte ganz gehorſamſt um gütige Verzeihung, wenn man von einem Lümmel angerannt, oder auf den Fuß getreten worden. Mag es ſeyn, daß jene Artigkeit den Menſchen nöthig iſt, ſo kann ich doch nicht begreifen, wie ſich ihr auch mein freigebornes Geſchlecht fügen ſoll, und war nun das Hauptregens, mittelſt deſſen der Meiſter mir jene Normalprinzipien beibrachte, ein gewiſſes ſehr fatales Birkenreis, ſo kann ich mich wohl mit Recht über Härte meines Erziehers beklagen. Davon gelaufen wäre ich, hätte mich nicht der mir angeborne Hang zur höhern Cultur an den Meiſter feſtgebunden. — Je mehr Cultur, deſto weniger Freiheit, das iſt ein wahres Wort. Mit der Cultur ſteigen die Bedürfniſſe, mit den Bedürfniſſen — Nun, eben die augenblickliche Befriedigung mancher natürlichen Bedürfniſſe ohne Rückſicht auf Ort und Zeit, das war das erſte, was mir der Meiſter mittelſt des verhängnißvollen Birkenreiſes total abgewöhnte. Dann kam es an die Gelüſte, die, wie ich mich ſpäter überzeugt habe, lediglich aus einer gewiſſen abnormen Stimmung des Gemüths entſtehen. Eben dieſe ſeltſame Stimmung, die vielleicht von meinem pſychiſchen Organismus ſelbſt erzeugt wurde, trieb mich an, die Milch, ja ſelbſt den Braten, den der Meiſter für mich hingeſtellt, ſtehen zu laſſen, auf den Tiſch zu ſpringen, und das weg zu naſchen, was er ſelbſt genießen wollte. Ich empfand die Kraft des Birkenreiſes, und ließ es bleiben. — Ich ſehe es ein, daß der Meiſter Recht hatte, meinen Sinn von dergleichen abzulenken, da ich weiß, daß mehrere meiner guten Mitbrüder, weniger kultivirt, weniger gut erzogen als ich, dadurch in die abſcheulichſten Verdrießlichkeiten, ja in die traurigſte Lage, auf ihre Lebenszeit gerathen ſind. Iſt es mir doch bekannt worden, daß ein hoffnungsvoller Katerjüngling den Mangel an innerer geiſtiger Kraft ſeinem Gelüſt zu widerſtehen, einen Topf Milch auszunaſchen, mit dem Verluſt ſeines Schweifs büßen, und verhöhnt, verſpottet, ſich in die Einſamkeit zurückziehen mußte. Alſo der Meiſter hatte Recht, mir dergleichen abzugewöhnen; daß er aber meinem Drange nach den Wiſſenſchaften und Künſten Widerſtand leiſtete, das kann ich ihm nicht verzeihen. —

Nichts zog mich in des Meiſters Zimmer mehr an, als der mit Büchern, Schriften und allerlei ſeltſamen Inſtrumenten bepackte Schreibtiſch. Ich kann ſagen, daß dieſer Tiſch ein Zauberkreis war, in den ich mich gebannt fühlte, und doch empfand ich eine gewiſſe heilige Scheu, die mich abhielt, meinem Triebe ganz mich hinzugeben. Endlich eines Tages, als eben der Meiſter abweſend war, überwand ich meine Furcht und ſprang hinauf auf den Tiſch. Welche Wolluſt, als ich nun mitten unter den Schriften und Büchern ſaß, und darin wühlte. Nicht Muthwille, nein nur Begier, wiſſenſchaftlicher Heißhunger war es, daß ich mit den Pfoten ein Manuſkript erfaßte, und ſo lange hin und her zauste, bis es in kleine Stücke zerriſſen vor mir lag. Der Meiſter trat herein, ſah was geſchehen, ſtürzte, mit dem kränkenden Ausruf: Beſtie, vermaledeite! auf mich los, und prügelte mich mit dem Birkenreis ſo derb ab, daß ich mich winſelnd vor Schmerz unter den Ofen verkroch, und den ganzen Tag über durch kein freundliches Wort wieder hervorzulocken war. Wen hätte dies Ereigniß nicht abgeſchreckt auf immer, ſelbſt die Bahn zu verfolgen, die ihm die Natur vorgezeichnet! Aber kaum hatte ich mich ganz erholt von meinen Schmerzen, als ich, meinem unwiderſtehlichen Drange folgend, wieder auf den Schreibtiſch ſprang. Freilich war ein einziger Ruf meines Meiſters, ein abgebrochner Satz wie z. B. „Will er!" — hinlänglich, mich wieder herab zu jagen, ſo daß es nicht zum Studiren kam; indeſſen wartete ich ruhig auf einen günſtigen Moment, meine Studien anzufangen, und dieſer trat denn auch bald ein. Der Meiſter rüſtete ſich eines Tages zum Ausgehen, alsbald verſteckte ich mich ſo gut im Zimmer, daß er mich nicht fand, als er, eingedenk des zerriſſenen Manuſkripts, mich herausjagen wollte. Kaum war der Meiſter fort, ſo ſprang ich mit einem Satz auf den Schreibtiſch und legte mich mitten hinein in die Schriften, welches mir ein unbeſchreibliches Wohlgefallen verurſachte. Geſchickt ſchlug ich mit der Pfote ein ziemlich dickes Buch auf, welches vor mir lag, und verſuchte, ob es mir nicht möglich ſeyn würde, die Schriftzeichen darin zu verſtehen. Das gelang mir zwar Anfangs ganz und gar nicht, ich ließ aber gar nicht ab, ſondern ſtarrte hinein in das Buch, erwartend, daß ein ganz beſonderer Geiſt über mich kommen, und mir das Leſen lehren werde. So vertieft überraſchte mich der Meiſter. Mit einem lauten: Seht die verfluchte Beſtie, ſprang auf mich zu. Es war zu ſpät mich zu retten, ich kniff die Ohren an, ich duckte mich nieder, ſo gut es gehen wollte, ich fühlte ſchon die Ruthe auf meinem Rücken. Aber die Hand ſchon aufgehoben, hielt der Meiſter plötzlich inne, ſchlug eine helle Lache auf und rief: Kater — Kater du lieſeſt? ja das kann, das will ich dir nicht verwehren. Nun ſieh — ſieh! was für ein Bildungstrieb dir inwohnt. — Er zog mir das Buch unter den Pfoten weg, ſchaute hinein, und lachte noch unmäßiger als vorher. Das muß ich ſagen, ſprach er dann, ich glaube gar, du haſt dir eine kleine Handbibliothek angeſchafft, denn ich wüßte ſonſt gar nicht, wie das Buch auf meinen Schreibtiſch kommen ſollte? — Nun lies nur — ſtudire fleißig mein Kater, allenfalls magſt du auch die wichtigen Stellen im Buche durch ſanfte Einriſſe bezeichnen, ich ſtelle dir das frei! — Damit ſchob er mir das Buch aufgeſchlagen wieder hin. Es war, wie ich ſpäter erfuhr, Knigge über den Umgang mit Menſchen, und ich habe aus dieſem herrlichen Buch viel Lebensweisheit geſchöpft. Es iſt ſo recht aus meiner Seele geſchrieben, und paßt überhaupt für Kater, die in der menſchlichen Geſellſchaft etwas gelten wollen, ganz ungemein. Dieſe Tendenz des Buchs iſt, ſo viel ich weiß, bisher überſehen, und daher zuweilen das falſche Urtheil gefällt worden, daß der Menſch, der ſich ganz genau an die im Buch aufgeſtellten Regeln halten wolle, nothwendig überall als ein ſteifer herzloſer Pedant auftreten müſſe.

Seit dieſer Zeit litt mich der Meiſter nicht allein auf dem Schreibtiſch, ſondern er ſah es ſogar gern, wenn ich, arbeitete er ſelbſt, heraufſprang, und mich vor ihm unter die Schriften hinlagerte.

Meiſter Abraham hatte die Gewohnheit oftmals viel hintereinander laut zu leſen. Ich unterließ dann nicht, mich ſo zu poſtiren, daß ich ihm in's Buch ſehen konnte, welches bei den ſcharfblickenden Augen, die mir die Natur verliehen, möglich war, ohne ihm beſchwerlich zu fallen. Dadurch, daß ich die Schriftzeichen mit den

Worten verglich, die er ausſprach, lernte ich in kurzer Zeit leſen, und wem dies etwa unglaublich vorkommen möchte, hat keinen Begriff von dem ganz beſonderen Ingenium, womit mich die Natur ausgeſtattet. Genies, die mich verſtehen und mich würdigen, werden keinen Zweifel hegen, Rückſichts einer Art Ausbildung, die vielleicht der ihrigen gleich iſt. Dabei darf ich auch nicht unterlaſſen, die merkwürdige Beobachtung mitzutheilen, die ich Rückſichts des vollkommenen Verſtehens der menſchlichen Sprache gemacht. Ich habe nämlich mit vollem Bewußtſeyn beobachtet, daß ich gar nicht weiß, wie ich zu dieſem Verſtehen gekommen bin. Bei den Menſchen ſoll dies auch der Fall ſeyn, das nimmt mich aber gar nicht Wunder, da dies Geſchlecht in den Jahren der Kindheit beträchtlich dümmer und unbeholfener iſt, als wir. Als ein ganz kleines Käterchen iſt es mir niemals geſchehen, daß ich mir ſelbſt in die Augen gegriffen, in's Feuer oder in's Licht gefaßt, oder Stiefelwichſe ſtatt Kirſchmus gefreſſen, wie das wohl bei kleinen Kindern zu geſchehen pflegt.

Wie ich nun fertig las, und ich mich täglich mehr mit fremden Gedanken vollſtopfte, fühlte ich den unwiderſtehlichſten Drang, auch meine eignen Gedanken, wie ſie der mir inwohnende Genius gebar, der Vergeſſenheit zu entreißen, und dazu gehörte nun allerdings die freilich ſehr ſchwere Kunſt des Schreibens. So aufmerkſam ich auch meines Meiſters Hand, wenn er ſchrieb, beobachten mochte, durchaus wollte es mir doch nicht gelingen, ihm die eigentliche Mechanik abzulauern. Ich ſtudirte den alten Hilmar Curas, das einzige Schreibevorſchriftsbuch, welches mein Meiſter beſaß, und wäre beinahe auf den Gedanken gerathen, daß die räthſelhafte Schwierigkeit des Schreibens nur durch die große Manſchette gehoben werden könne, welche die darin abgebildete ſchreibende Hand trägt, und daß es nur beſonders erlangte Fertigkeit ſey, wenn mein Meiſter ohne Manſchette ſchriebe, ſo wie der geübte Seiltänzer zuletzt nicht mehr der Balancirſtange bedarf. Ich trachtete begierig nach Manſchetten, und war im Begriff die Dormeuſe der alten Haushälterin für meine rechte Pfote zuzureißen und zu aptiren, als mir plötzlich in einem Moment der Begeiſterung, wie es bei Genies zu geſchehen pflegt, der geniale Gedanke einkam, der alles löſte. Ich vermuthete nämlich, daß die Unmöglichkeit die Feder, den Stift, ſo zu halten, wie mein Meiſter, wohl in dem verſchiedenen Bau unſerer Hände liegen könne, und die Vermuthung traf ein. Ich mußte eine andere dem Bau meines rechten Pfötchens angemeſſene Schreibart erfinden, und erfand ſie wirklich, wie man wohl denken mag. — So entſtehen aus der beſonderen Organiſation des Individuums neue Syſteme. —

Eine zweite böſe Schwierigkeit fand ich in dem Eintunken der Feder in das Tintenfaß. Nicht glücken wollt' es mir nämlich, bei dem Eintunken das Pfötchen zu ſchonen, immer kam es mit hinein in die Tinte, und ſo konnte es nicht fehlen, daß die erſten Schriftzüge, mehr mit der Pfote, als mit der Feder gezeichnet, etwas groß und breit geriethen. Unverſtändige mochten daher meine erſten Manuſkripte beinahe nur für mit Tinte beflecktes Papier anſehen. Genies werden den genialen Kater in ſeinen erſten Werken leicht errathen, und über die Tiefe, über die Fülle des Geiſtes, wie er zuerſt aus unverſiegbarer Quelle ausſprudelte, erſtaunen, ja ganz außer ſich gerathen. Damit die Welt ſich dereinſt nicht zanke über die Zeitfolge meiner unſterblichen Werke, will ich hier ſagen, daß ich zuerſt den philoſophiſch-ſentimental-didaktiſchen Roman ſchrieb: „Gedanke und Ahnung oder Kater und Hund." Schon dieſes Werk hätte ungeheures Aufſehen machen können. Dann, in allen Sätteln gerecht, ſchrieb ich ein politiſches Werk unter dem Titel: „Ueber Mauſefallen und deren Einfluß auf Geſinnung und Thatkraft der Katzheit;" hierauf fühlt' ich mich begeiſtert zu der Tragödie: „Rattenkönig Kawdallor." Auch dieſe Tragödie hätte auf allen nur erdenklichen Theatern unzählige Mal mit dem lärmendſten Beifall gegeben werden können. Den Reigen meiner ſämmtlichen Werke ſollen dieſe Erzeugniſſe meines hoch emporſtrebenden Geiſtes eröffnen, über den Anlaß ſie zu ſchreiben werde ich mich gehörigen Orts auslaſſen können.

Als ich die Feder beſſer zu halten gelernt, als das Pfötchen rein blieb von Tinte, wurde auch freilich mein Styl anmuthiger, lieblicher, heller, ich legte mich ganz vorzüglich auf Muſenalmanache, ſchrieb verſchiedene freundliche Schriften, und wurde übrigens ſehr bald der liebenswürdige gemüthliche Mann, der ich noch heute bin. Beinahe hätte ich ſchon damals ein Heldengedicht gemacht, in vier und zwanzig Geſängen, doch als ich fertig, war es etwas anderes worden, wofür Taſſo und Arioſt noch im Grabe dem Himmel danken können. Sprang wirklich ein Heldengedicht unter meinen Klauen hervor, beide hätte kein Menſch mehr geleſen.

Ich komme jetzt auf die —

(Mak. Bl.) — zum beſſern Verſtändniß doch nöthig ſeyn, dir, geneigter Leſer, das ganze Verhältniß der Dinge klar und deutlich auseinander zu ſetzen.

Jeder, der nur ein einziges Mal im Gaſthofe des anmuthigen Landſtädtchens Sieghartsweiler abgeſtiegen iſt, hat ſogleich von dem Fürſten Irenäus reden gehört. Beſtellte er nämlich bei dem Wirth nur ein Gericht Forellen, die in der Gegend vorzüglich, ſo erwiederte derſelbe gewiß: Sie haben Recht mein Herr! unſer gnädigſter Fürſt eſſen auch dergleichen ungemein gern, und ich vermag die angenehmen Fiſche gerade ſo zu bereiten, wie es bei Hofe üblich. Aus den neueſten Geographieen, Landkarten, ſtatiſtiſchen Nachrichten, wußte der unterrichtete Reiſende aber nichts anders, als daß das Städtchen Sieghartsweiler ſamt dem Geierſtein und der ganzen Umgebung längſt dem Großherzogthum, das er ſo eben durchreiſet, einverleibt worden; nicht wenig mußte es ihn daher verwundern, hier einen gnädigſten Herrn Fürſten, und einen Hof zu finden. Die Sache hatte aber folgenden Zuſammenhang. Fürſt Irenäus regierte ſonſt wirklich ein artiges Ländchen nicht fern von Sieghartsweiler, und da er mittelſt eines guten Dollonds von dem Belvedere ſeines Schloſſes im Reſidenzmarktflecken ſeine ſämmtlichen Staaten zu überſehen vermochte, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er das Wohl und Wehe ſeines Landes, das Glück der geliebten Unterthanen, ſtets im Auge behielt. Er konnte in jeder Minute wiſſen, wie Peters Waizen in dem entfernteſten Bereich des Landes ſtand, und eben ſo gut beobachten, ob Hans und Kunz ihre Weinberge gut und fleißig beſorgten. Man ſagt, Fürſt Irenäus habe ſein Ländchen, auf einem Spaziergange über die Grenze, aus der Taſche verloren, ſo viel iſt aber gewiß, daß in einer neuen mit mehreren Zuſätzen verſehenen Ausgabe jenes Großherzogthums, das Ländchen des Fürſten Irenäus einfoliirt und einregiſtrirt war. Man überhob ihn der Mühe des Regierens, indem man ihm aus den Revenüen des Landes, das er beſeſſen, eine ziemlich reichliche Apanage ausſetzte, die er eben in dem anmuthigen Sieghartsweiler verzehren ſollte.

Außer jenem Ländchen beſaß Fürſt Irenäus noch ein anſehnliches baares Vermögen, das ihm unverkürzt blieb, und ſo ſah er ſich aus dem Stande eines kleinen Regenten plötzlich verſetzt in den Stand eines anſehnlichen Privatmannes, der zwanglos nach freier Willkühr ſich das Leben geſtalten konnte, wie er wollte.

Fürſt Irenäus hatte den Ruf eines fein gebildeten Herrn, der empfänglich für Wiſſenſchaft und Kunſt. Kam nun noch hinzu, daß er oft die läſtige Bürde der Regentſchaft ſchmerzlich gefühlt, ja ging auch ſchon einmal von ihm die Rede, daß er den romanhaften Wunſch, in einem kleinen Hauſe, an einem murmelnden Bach, mit einigem Hausvieh ein einſames idylliſches Leben procul negotiis zu führen, in anmuthige Verſe gebracht, ſo hätte man denken ſollen, daß er nun, den regierenden Herrn vergeſſend, ſich einrichten werde mit dem gemüthlichen Hausbedarf, wie es in der Macht ſteht des reichen unabhängigen Privatmannes. Dem war aber ganz und gar nicht ſo!

Es mag wohl ſeyn, daß die Liebe der großen Herren zur Kunſt und Wiſſenſchaft nur als ein integrirender Theil des eigentlichen Hoflebens anzuſehen iſt. Der Anſtand erfordert es, Gemälde zu beſitzen und Muſik zu hören, und übel würde es ſeyn, wenn der Hofbuchbinder feiern und nicht die neueſte Litteratur fortwährend in Gold und Leder kleiden ſollte. Iſt aber jene Liebe ein integrirender Theil des Hoflebens ſelbſt, ſo muß ſie mit dieſem zugleich untergehen, und kann nicht als etwas für ſich fortbeſtehendes Troſt gewähren, für den verlornen Thron oder das kleine Regentenſtühlchen, auf dem man zu ſitzen gewohnt.

Fürſt Irenäus erhielt ſich beides, das Hofleben, und die Liebe für die Künſte und Wiſſenſchaften, indem er einen ſüßen Traum in's Leben treten ließ, in dem er ſelbſt mit ſeiner Umgebung, ſo wie ganz Sieghartsweiler figurirte.

Er that nämlich ſo, als ſey er regierender Herr, behielt die ganze Hofhaltung, ſeinen Kanzler des Reichs, ſein Finanzcollegium ꝛc. ꝛc. bei, ertheilte ſeinen Hausorden, gab Cour, Hofbälle, die meiſtentheils aus zwölf bis funfzehn Perſonen beſtanden, da auf die eigentliche Courfähigkeit ſtrenger geachtet wurde, als an den größten Höfen, und die Stadt war gutmüthig genug, den falſchen Glanz dieſes träumeriſchen Hofes für etwas zu halten, das ihr Ehre und Anſehen bringe. So nannten die guten Sieghartsweiler den Fürſten Irenäus ihren gnädigſten Herrn, illuminirten die Stadt an ſeinem Namensfeſte, und an den Namenstagen ſeines Hauſes, und opferten ſich überhaupt gern auf für das Vergnügen des Hofes, wie die athenienſiſchen Bürgersleute in Shakſpears Sommernachtstraum.

Es war nicht zu läugnen, daß der Fürſt ſeine Rolle mit dem wirkungsvollſten Pathos durchführte, und dieſen Pathos ſeiner ganzen Umgebung mitzutheilen wußte. — So erſcheint ein fürſtlicher Finanzrath in dem Club zu Siegbartsweiler finſter, in ſich gekehrt, wortkarg! — Wolken ruhen auf ſeiner Stirne, er verſinkt oft in ein tiefes Nachdenken, fährt dann auf, wie plötzlich erwachend! — Kaum wagt man es laut zu ſprechen, hart aufzutreten in ſeiner Nähe. Es ſchlägt neun Uhr, da ſpringt er auf, nimmt ſeinen Hut, vergebens ſind alle Bemühungen, ihn feſtzuhalten, er verſichert mit ſtolzem tiefbedeutendem Lächeln, daß ihn Aktenſtöße erwarteten, daß er die Nacht würde opfern müſſen, um ſich zu der morgenden, höchſt wichtigen, letzten Quartalſitzung des Collegiums vorzubereiten; eilt hinweg, und hinterläßt die Geſellſchaft in ehrfurchtsvoller Erſtarrung über die enorme Wichtigkeit und Schwierigkeit ſeines Amts. — Und der wichtige Vortrag, auf den ſich der geplagte Mann die Nacht über vorbereiten muß? — Je nun, die Waſchzettel aus ſämmtlichen Departements, der Küche, der Tafel, der Garderobe ꝛc. für's verfloſſene Vierteljahr ſind eingegangen, und er iſt es, der in allen Waſchangelegenheiten den Vortrag hat. — So bemitleidet die Stadt den armen fürſtlichen Wagenmeiſter, ſpricht jedoch, von dem ſublimen Pathos des fürſtlichen Collegiums ergriffen: ſtrenge aber gerecht! Der Mann hat nämlich erhaltener Inſtruktion gemäß einen Halbwagen, der unbrauchbar geworden, verkauft, das Finanz-Collegium ihm aber bei Strafe augenblicklicher Caſſation aufgegeben, binnen drei Tagen nachzuweiſen, wo er die andere Hälfte gelaſſen, die vielleicht noch brauchbar geweſen. —

Ein beſonderer Stern, der am Hofe des Fürſten Irenäus leuchtete, war die Räthin Benzon, Wittwe in der Mitte der dreißiger Jahre, ſonſt eine gebietende Schönheit, noch jetzt nicht ohne Liebreiz, die einzige, deren Adel zweifelhaft und die der Fürſt dennoch ein für allemal als courfähig angenommen. Der Räthin heller durchdringender Verſtand, ihr lebhafter Geiſt, ihre Weltklugheit, vorzüglich aber eine gewiſſe Kälte des Charakters, die dem Talent zu herrſchen unerläßlich, übten ihre Macht in voller Stärke, ſo daß ſie es eigentlich war, die die Faden des Puppenſpiels an dieſem Miniaturhofe zog. Ihre Tochter, Julia geheiſſen, war mit der Prinzeſſin Hedwiga aufgewachſen, und auch auf die Geiſtesbildung dieſer hatte die Räthin ſo gewirkt, daß ſie in dem Kreiſe der fürſtlichen Familie wie eine Fremde erſchien und ſonderbar abſtach gegen den Bruder. Prinz

Ignaz war nämlich zu ewiger Kindheit verdammt, beinahe blödſinnig zu nennen.

Der Benzon gegenüber, eben ſo einflußreich, eben ſo eingreifend in die engſten Verhältniſſe des fürſtlichen Hauſes, wiewohl auf ganz andere Weiſe als ſie, ſtand der ſeltſame Mann, den du, geneigter Leſer, bereits kennſt als Maitre de Plaiſir des Irenäuſchen Hofes und ironiſchen Schwarzkünſtler.

Merkwürdig genug iſt es, wie Meiſter Abraham in die fürſtliche Familie gerieth.

Des Fürſten Irenäus hochſeliger Herr Papa war ein Mann von einfachen milden Sitten. Er ſah es ein, daß irgend eine Kraftäußerung das kleine ſchwache Räderwerk der Staatsmaſchine zerbrechen müſſe, ſtatt ihm einen beſſern Schwung zu geben. Er ließ es daher in ſeinem Ländlein fortgehen, wie es zuvor gegangen, und fehlt' es ihm dabei an Gelegenheit, einen glänzenden Verſtand oder andere beſondere Gaben des Himmels zu zeigen, ſo begnügte er ſich damit, daß in ſeinem Fürſtenthum Jedermann ſich wohl befand, und daß, Rückſichts des Auslandes, es ihm ſo ging wie den Weibern, die dann am tadelfreiſten ſind, wenn man gar nicht von ihnen ſpricht. War des Fürſten kleiner Hof ſteif, ceremoniös, altfränkiſch, konnte der Fürſt gar nicht eingehen in manche loyale Ideen wie ſie die neuere Zeit erzeugt, -ſo lag das an der Unwandelbarkeit des hölzernen Geſtelles, das Oberhofmeiſter, Hofmarſchälle, Kammerherren, in ſeinem Innern mühſam zuſammen gerichtet. In dieſem Geſtelle arbeitete aber ein Triebrad, das kein Hofmeiſter, kein Marſchall, jemals hätte zum Stillſtehen bringen können. Dies war nämlich ein, dem Fürſten angeborner, Hang zum Abentheuerlichen, Seltſamen, Geheimnißvollen. — Er pflegte zuweilen, nach dem Beiſpiel des würdigen Califen Harun Al Raſchid, verkleidet Stadt und Land zu durchſtreichen, um jenen Hang der mit ſeiner übrigen Lebenstendenz in dem ſonderbarſten Widerſpiel ſtand, zu befriedigen, oder wenigſtens Nahrung dafür zu ſuchen. Dann ſetzte er einen runden Hut auf, und zog einen grauen Oberrock an, ſo daß Jedermann auf den erſten Blick wußte, daß der Fürſt nun nicht zu erkennen.

Es begab ſich, daß der Fürſt alſo verkleidet und unerkennbar die Allee durchſchritt, die von dem Schloß aus nach einer entfernten Gegend führte, in der einzeln ein kleines Häuschen ſtand, von der

Wittwe eines fürſtlichen Mundkochs bewohnt. Gerade vor dieſem Häuschen angekommen, gewahrte der Fürſt zwei in Mäntel gehüllte Männer, die zur Hausthüre hinausſchlichen. Er trat zur Seite, und der Hiſtoriograph des Irenäusſchen Hauſes, dem ich dies nachſchreibe, behauptet, der Fürſt ſey ſelbſt dann nicht bemerkt und erkannt worden, wenn er, ſtatt des grauen Oberrocks, das glänzendſte Staatskleid angehabt mit dem funkelnden Ordensſtern darauf, aus dem Grunde, weil es ſtockfinſterer Abend geweſen. Als die beiden verhüllten Männer dicht vor dem Fürſten langſam vorüber gingen, vernahm dieſer ganz deutlich folgendes Geſpräch. Der eine: Bruder Excellenz, ich bitte dich, nimm dich zuſammen, ſey nur dieſesmal kein Eſel! — Der Menſch muß fort, ehe der Fürſt etwas von ihm erfährt, denn ſonſt behalten wir den verfluchten Hexenmeiſter auf dem Halſe, der uns mit ſeinen Satanskünſten alle in's Verderben ſtürzt. Der andere: mon cher Frère, ereifere dich doch nur nicht ſo, du kennſt meine Sagazität, mein savoir faire. Morgen werf' ich dem gefährlichen Menſchen ein paar Carolin an den Hals, und da mag er ſeine Kunſtſtückchen den Leuten vormachen wo er will. Hier darf er nicht bleiben. Der Fürſt iſt überdies ein —

Die Stimmen verhallten, der Fürſt erfuhr daher nicht, wofür ihn ſein Hofmarſchall hielt, denn kein anderer als dieſer, und ſein Bruder der Oberjägermeiſter, waren die Perſonen, welche aus dem Hauſe ſchlichen, und das verfängliche Geſpräch führten. Der Fürſt hatte beide ſehr genau an der Sprache erkannt.

Man kann denken, daß der Fürſt nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als jenen Menſchen, jenen gefährlichen Hexenmeiſter aufzuſuchen, deſſen Bekanntſchaft ihm entzogen werden ſollte. Er klopfte an das Häuschen, die Wittwe trat mit einem Licht in der Hand heraus, und fragte, da ſie den runden Hut und den grauen Oberrock des Fürſten gewahrte, mit kalter Höflichkeit: Was ſteht zu Ihren Dienſten Monſieur! Monſieur wurde nämlich der Fürſt angeredet, wenn er verkleidet war und unkenntlich. Der Fürſt erkundigte ſich nach dem Fremden der bei der Wittwe eingekehrt ſeyn ſollte, und erfuhr, daß der Fremde kein anderer ſey, als ein ſehr geſchickter, berühmter, mit vielen Atteſtaten, Conceſſionen und Privilegien verſehener Taſchenſpieler, der hier ſeine Künſte zu produziren gedenke. So eben, erzählte die Wittwe, wären zwei Herren vom Hofe bei ihm geweſen, die er, vermöge der ganz unerklärlichen Sachen, welche er ihnen vorgemacht, dermaßen in Erſtaunen geſetzt, daß ſie ganz blaß, verſtört, ja ganz außer ſich, das Haus verlaſſen hätten.

Ohne Weiteres ließ ſich der Fürſt hinauf führen. Meiſter Abraham (Niemand anders war der berühmte Taſchenſpieler) empfing ihn wie einen den er längſt erwartet, und verſchloß die Thüre.

Niemand weiß, was nun Meiſter Abraham begonnen, gewiß iſt es aber, daß der Fürſt die ganze Nacht über bei ihm blieb, und daß am andern Morgen Zimmer eingerichtet wurden auf dem Schloſſe, die Meiſter Abraham bezog, und zu denen der Fürſt aus ſeinem Studirzimmer mittelſt eines geheimen Ganges unbemerkt gelangen konnte. Gewiß iſt es ferner, daß der Fürſt den Hofmarſchall nicht mehr: mon cher ami nannte, und ſich von dem Oberjägermeiſter niemals mehr die wunderbare Jagdgeſchichte von dem weißen gehörnten Haſen, den er (der Oberjägermeiſter), bei ſeinem erſten jägeriſchen Ausflug in den Wald, nicht ſchießen können, erzählen ließ, welches die Gebrüder in Gram und Verzweiflung ſtürzte, ſo, daß beide ſehr bald den Hof verließen. Gewiß endlich, daß Meiſter Abraham nicht allein durch ſeine Phantasmagorieen, ſondern auch durch das Anſehen, das er ſich immer mehr und mehr bei dem Fürſten zu erwerben wußte, Hof, Stadt und Land in Erſtaunen ſetzte.

Von den Kunſtſtücken, die Meiſter Abraham vollführte, erzählt oben bemeldeter Hiſtoriograph des Irenäusſchen Hauſes ſo viel ganz Unglaubliches, daß man es nicht nachſchreiben kann, ohne alles Zutrauen des geneigten Leſers auf's Spiel zu ſetzen. Dasjenige Kunſtſtück, welches aber der Hiſtoriograph für das wunderbarſte von allen hält, ja von dem er behauptet, daß es hinlänglich beweiſe, wie Meiſter Abraham offenbar mit fremden unheimlichen Mächten in bedrohlichem Bunde ſtehe, iſt indeß nichts anders, als jenes akuſtiſche Zauberſpiel, das ſpäter unter der Benennung des unſichtbaren Mädchens ſo viel Aufſehen gemacht, und das Meiſter Abraham ſchon damals ſinnreicher, phantaſtiſcher, das Gemüth ergreifender, aufzuſtellen wußte, als es nachher jemals geſchehen.

Nebenher wollte man auch wiſſen, daß der Fürſt ſelbſt mit dem Meiſter Abraham gewiſſe magiſche Operationen unternehme, über deren Zweck unter den Hofdamen, Kammerherren, und andern Leuten vom Hofe, ein angenehmer Wettſtreit alberner, ſinnloſer Vermuthungen entſtand. Darin waren alle einig, daß Meiſter Abraham dem Fürſten das Goldmachen beibringe, wie aus dem Rauch, der aus dem Laboratorio bisweilen dringe, zu ſchließen, und daß er ihn eingeführt in allerlei nützliche Geiſter-Conferenzen. Alle waren ferner davon überzeugt, daß der Fürſt das Patent für den neuen Bürgermeiſter im Marktflecken nicht vollziehe, ja dem fürſtlichen Ofenheizer keine Zulage bewillige, ohne den Agathodämon, den Spiritum familiarem, oder die Geſtirne zu befragen.

Als der alte Fürſt ſtarb, und Irenäus ihm in der Regierung folgte, verließ Meiſter Abraham das Land. Der junge Fürſt, der von des Vaters Neigung zum Abentheuerlichen, Wunderbaren durchaus nichts ererbt, ließ ihn zwar ziehen, fand aber bald, daß Meiſter Abrahams magiſche Kraft vorzüglich ſich darin bewähre, einen gewiſſen böſen Geiſt zu beſchwören, der ſich an kleinen Höfen nur gar zu gern einniſtet, nämlich den Höllengeiſt der Langenweile. Dann hatte auch das Anſehen, in dem Meiſter Abraham bei dem Vater ſtand, tiefe Wurzel gefaßt in dem Gemüth des jungen Fürſten. Es gab Augenblicke in denen dem Fürſten Irenäus zu Muthe wurde, als ſei Meiſter Abraham ein überirdiſches Weſen, über Alles was menſchlich erhaben, ſtehe es auch noch ſo hoch. Man ſagt, daß dieſe ganz beſondere Empfindung von einem kritiſchen unvergeßlichen Moment in der Jugendgeſchichte des Fürſten herrühre. Als Knabe war er einſt mit kindiſcher überläſtiger Neugier in Meiſter Abrahams Zimmer eingedrungen, und hatte läppiſch eine kleine Maſchine, die der Meiſter eben mit vieler Mühe und Kunſt vollendet, zerbrochen, der Meiſter aber in vollem Zorn über den verderblichen Ungeſchick dem kleinen fürſtlichen Bengel eine fühlbare Ohrfeige zugetheilt, und ihn dann mit einiger nicht ganz ſanfter Schnelligkeit hinausgeführt aus der Stube auf den Corridor. Unter hervorquellenden Thränen konnte der junge Herr nur mit Mühe die Worte hervorſtammeln: Abraham — soufflet — ſo daß der beſtürzte Oberhofmeiſter es für eine gefahrvolle Wagniß hielt, tiefer einzudringen in das fürchterliche Geheimniß, das zu ahnen er ſich unterſtehen mußte.

Der Fürſt fühlte lebhaft das Bedürfniß, den Meiſter Abraham als das belebende Prinzip der Hofmaſchine bei ſich zu behalten; vergebens waren aber alle ſeine Bemühungen ihn zurückzubringen. Erſt nach jenem verhängnißvollen Spaziergange, als Fürſt Irenäus ſein

Ländchen verloren, als er die chimäriſche Hofhaltung zu Sieghartsweiler eingerichtet, fand ſich auch Meiſter Abraham wieder ein, und in der That, zu gelegenerer Zeit hätte er gar nicht kommen können. Denn außerdem daß —

(M. f. f.) — merkwürdige Begebenheit die, um mich des gewöhnlichen Ausdrucks geiſtreicher Biographen zu bedienen, einen Abſchnitt in meinem Leben machte.

— Leſer! — Jünglinge, Männer, Frauen, unter deren Pelz ein fühlend Herz ſchlägt, die ihr Sinn habt für Tugend — die ihr die ſüßen Bande erkennet, womit uns die Natur umſchlingt, ihr werdet mich verſtehen und — mich lieben!

Der Tag war heiß geweſen, ich hatte ihn unter dem Ofen verſchlafen. Nun brach die Abenddämmerung ein, und kühle Winde ſauſten durch meines Meiſters geöffnetes Fenſter. Ich erwachte aus dem Schlaf, meine Bruſt erweiterte ſich, durchſtrömt von dem unnennbaren Gefühl, das, Schmerz und Luſt zugleich, die ſüßeſten Ahnungen entzündet. Von dieſen Ahnungen überwältigt, erhob ich mich hoch in jener ausdrucksvollen Bewegung, die der kalte Menſch Katzenbuckel benennt! — Hinaus — hinaus trieb es mich in die freie Natur, ich begab mich daher auf's Dach, und luſtwandelte in den Strahlen der ſinkenden Sonne. Da vernahm ich Töne von dem Boden aufſteigen, ſo ſanft, ſo heimlich, ſo bekannt, ſo anlockend, ein unbekanntes Etwas zog mich hinab mit unwiderſtehlicher Gewalt. Ich verließ die ſchöne Natur, und kroch durch eine kleine Dachlucke hinein in den Hausboden. — Hinabgeſprungen gewahrte ich alsbald eine große, ſchöne, weiß und ſchwarz gefleckte Katze, die, auf den Hinterfüßen ſitzend in bequemer Stellung, eben jene anlockenden Töne von ſich gab, und mich nun mit forſchenden Blicken durchblitzte. Augenblicklich ſetzte ich mich ihr gegenüber, und verſuchte, dem innern Trieb nachgebend, in das Lied einzuſtimmen, das die weiß und ſchwarz gefleckte angeſtimmt. Das gelang mir, ich muß es ſelbſt ſagen, über die Maßen wohl, und von dieſem Augenblick an datirt ſich, wie ich für die Pſychologen, die mich und mein Leben ſtudiren, hier bemerke, mein Glaube an mein inneres muſikaliſches Talent, und, wie zu erachten, mit dieſem Glauben auch das Talent ſelbſt. Die Gefleckte blickte mich an ſchärfer und ämſiger, ſchwieg plötzlich, ſprang mit einem gewaltigen Satz auf mich los! Ich, nichts Gutes erwartend, zeigte meine Krallen, doch in dem Augenblick ſchrie die Gefleckte, indem ihr die hellen Thränen aus den Augen ſtürzten: Sohn — o Sohn! komm! — eile in meine Pfoten! — Und dann, mich umhalſend, mich mit Inbrunſt an die Bruſt drückend: Ja du biſt es, du biſt mein Sohn, mein guter Sohn, den ich ohne ſonderliche Schmerzen geboren! —

Ich fühlte mich tief im Innerſten bewegt, und ſchon dies Gefühl mußte mich überzeugen, daß die Gefleckte wirklich meine Mutter war, dem unerachtet fragte ich doch, ob ſie auch deſſen ganz gewiß ſey.

Ha, dieſe Aehnlichkeit, ſprach die Gefleckte, dieſe Aehnlichkeit, dieſe Augen, dieſe Geſichtszüge, dieſer Bart, dieſer Pelz, Alles erinnert mich nur zu lebhaft an den Treuloſen, Undankbaren der mich verließ. — Du biſt ganz das getreue Ebenbild deines Vaters, lieber Murr (denn ſo wirſt du ja geheißen), ich hoffe jedoch, daß du mit der Schönheit des Vaters zugleich die ſanftere Denkungsart, die milden Sitten deiner Mutter Mina erworben haben wirſt. — Dein Vater hatte einen ſehr vornehmen Anſtand, auf ſeiner Stirne lag eine imponirende Würde, voller Verſtand funkelten die grünen Augen, und um Bart und Wangen ſpielte oft ein anmuthiges Lächeln. Dieſe körperlichen Vorzüge, ſo wie ſein aufgeweckter Geiſt, und eine gewiſſe liebenswürdige Leichtigkeit mit der er Mäuſe fing, ließen ihn mein Herz gewinnen. — Aber bald zeigte ſich ein hartes tyranniſches Gemüth, das er ſo lange geſchickt zu verbergen gewußt. — Mit Entſetzen ſag' ich es! — Kaum warſt du geboren, als dein Vater den unſeligen Appetit bekam, dich nebſt deinen Geſchwiſtern zu verſpeiſen.

Beſte Mutter, fiel ich der Gefleckten in's Wort, beſte Mutter, verdammen Sie nicht ganz jene Neigung. Das gebildetſte Volk der Erde legte den ſonderbaren Appetit des Kinderfreſſens dem Geſchlecht der Götter bei, aber gerettet wurde ein Jupiter und ſo auch ich! —

Ich verſtehe dich nicht mein Sohn, erwiederte Mina, aber es kommt mir vor, als ſprächeſt du albernes Zeug, oder als wollteſt du gar deinen Vater vertheidigen. Sey nicht undankbar, du wäreſt ganz gewiß erwürgt und gefreſſen worden von dem blutdürſtigen Tyrannen, hätte ich dich nicht ſo tapfer vertheidigt mit dieſen ſcharfen Krallen, hätte ich nicht bald hier-, bald dorthin fliehend in Keller, Boden, Ställe, dich den Verfolgungen des unnatürlichen Barbaren entzogen. — Er verließ mich endlich; nie habe ich ihn wiedergeſehen! Und doch ſchlägt noch mein Herz für ihn! — Es war ein ſchöner Kater! —

Viele hielten ihn ſeines Anſtandes, ſeiner feinen Sitten wegen, für einen reiſenden Grafen. — Ich glaubte nun, im kleinen häuslichen Zirkel meine Mutterpflichten übend, ein ſtilles ruhiges Leben führen zu können, doch der entſetzlichſte Schlag ſollte mich noch treffen. — Als ich von einem kleinen Spaziergange einſt heimkehrte, weg warſt du ſammt deinem Geſchwiſter! — Ein altes Weib hatte mich Tages zuvor in meinem Schlupfwinkel entdeckt, und allerlei verfängliche Worte von in's Waſſer werfen, und dergleichen geſprochen! — Nun! ein Glück, daß du mein Sohn gerettet, komm nochmals an meine Bruſt, Geliebter! —

Die gefleckte Mama liebkoste mich mit aller Herzlichkeit, und fragte mich dann nach den nähern Umſtänden meines Lebens. Ich erzählte ihr Alles, und vergaß nicht meiner hohen Ausbildung zu erwähnen, und wie ich dazu gekommen.

Mina ſchien weniger gerührt von den ſeltenen Vorzügen des Sohnes, als man hätte denken ſollen. Ja! ſie gab mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß ich mit ſammt meinem außerordentlichen Geiſte, mit meiner tiefen Wiſſenſchaft, auf Abwege gerathen, die mir verderblich werden könnten. Vorzüglich warnte ſie mich aber, dem Meiſter Abraham ja nicht meine erworbenen Kenntniſſe zu entdecken, da dieſer ſie nur nützen würde, mich in der drückendſten Knechtſchaft zu erhalten.

„Ich kann mich, ſprach Mina, zwar gar nicht deiner Ausbildung rühmen, indeſſen fehlt es mir doch durchaus nicht an natürlichen Fähigkeiten und angenehmen mir von der Natur eingeimpften Talenten. Darunter rechne ich z. B. die Macht, kniſternde Funken aus meinem Pelz hervorſtrahlen zu laſſen, wenn man mich ſtreichelt. Und was für Unannehmlichkeiten hat mir nicht ſchon dieſes einzige Talent bereitet! Kinder und Erwachſene haben unaufhörlich auf meinem Rücken herumhandtirt, jenes Feuerwerks halber, mir zur Qual, und wenn ich unmuthig wegſprang oder die Krallen zeigte, mußte ich mich ein ſcheues wildes Thier ſchelten, ja wohl gar prügeln laſſen. — So wie Meiſter Abraham erfährt, daß du ſchreiben kannſt, lieber Murr! macht er dich zu ſeinem Copiſten, und als Schuldigkeit wird von dir gefordert, was du jetzt nur aus eigenem Antriebe zu deiner Luſt thuſt.“ —

Mina ſprach noch Mehreres über mein Verhältniß zum Meiſter

Abraham, und über meine Bildung. Erſt ſpäter habe ich eingeſehen, daß das, was ich für Abſcheu gegen die Wiſſenſchaften hielt, wirkliche Lebensweisheit war, die die Gefleckte in ſich trug.

Ich erfuhr, daß Mina bei der alten Nachbarsfrau in ziemlich dürftigen Umſtänden lebe, und daß es ihr oft ſchwer falle, ihren Hunger zu ſtillen. Dies rührte mich tief, die kindliche Liebe erwachte in voller Stärke in meinem Buſen, ich beſann mich auf den ſchönen Heringskopf, den ich vom geſtrigen Mahle erübrigt, ich beſchloß ihn darzubringen der guten Mutter, die ich ſo unerwartet wiedergefunden.

Wer ermißt die Wandelbarkeit der Herzen derer, die da wandeln unter dem Mondſchein! — Warum verſchloß das Schickſal nicht unſere Bruſt dem wilden Spiel unſeliger Leidenſchaften! — Warum müſſen wir, ein dünnes ſchwankendes Rohr, uns beugen vor dem Sturm des Lebens? — Feindliches Verhängniß! — O Appetit, dein Name iſt Kater! — Den Heringskopf im Maule kletterte ich, ein pius **Aeneas**, auf's Dach — ich wollte hinein in's Bodenfenſter! — Da gerieth ich in einen Zuſtand, der auf ſeltſame Weiſe mein Ich meinem Ich entfremdend, doch mein eigentliches Ich ſchien. — Ich glaube mich verſtändlich und ſcharf ausgedrückt zu haben, ſo daß in dieſer Schilderung meines ſeltſamen Zuſtandes jeder den die geiſtige Tiefe durchſchauenden Pſychologen erkennen wird. — Ich fahre fort! —

Das ſonderbare Gefühl, gewebt aus Luſt und Unluſt, betäubte meine Sinne — überwältigte mich — kein Widerſtand möglich, — ich fraß den Heringskopf! —

Aengſtlich hörte ich Mina miauen, ängſtlich ſie meinen Namen rufen — Ich fühlte mich von Reue, von Scham durchdrungen, ich ſprang zurück in meines Meiſters Zimmer, ich verkroch mich unter den Ofen. Da quälten mich die ängſtlichſten Vorſtellungen. Ich ſah Mina, die wiedergefundene gefleckte Mutter, troſtlos, verlaſſen, lechzend nach der Speiſe, die ich verſprochen, der Ohnmacht nahe — Ha! — der durch den Rauchfang ſauſende Wind rief den Namen Mina — Mina — Mina rauſchte es in den Papieren meines Meiſters, knarrte es in den gebrechlichen Rohrſtühlen, Mina — Mina — lamentirte die Ofenthüre — O! es war ein bitteres herzzerſchneidendes Gefühl, das mich durchbohrte! — Ich beſchloß, die Arme wo möglich einzuladen zur Frühſtücksmilch. Wie kühlender wohlthuender Schatten, kam bei dieſem Gedanken ein ſeliger Frieden über mich! — Ich kniff die Ohren an und ſchlief ein! —

Ihr fühlenden Seelen, die ihr mich ganz verſteht, ihr werdet es, ſeyd ihr ſonſt keine Eſel, ſondern wahrhaftige honnette Kater, ihr werdet es, ſage ich, einſehen, daß dieſer Sturm in meiner Bruſt meinen Jugendhimmel aufheitern mußte, wie ein wohlthätiger Orkan der die finſtern Wolken zerſtäubt und die reinſte Ausſicht ſchafft. O! ſo ſchwer Anfangs der Heringskopf auf meiner Seele laſtete, doch lernte ich einſehen, was Appetit heißt, und daß es Frevel iſt, der Mutter Natur zu widerſtreben. Jeder ſuche ſich ſeine Heringsköpfe und greife nicht vor der Sagazität der andern, die, vom richtigen Appetit geleitet, ſchon die ihrigen finden werden.

So ſchließe ich dieſe Epiſode meines Lebens, die —

(Mak. Bl.) — — nichts verdrießlicher für einen Hiſtoriographen oder Biographen, als wenn er, wie auf einem wilden Füllen reitend hin und her ſprengen muß, über Stock und Stein, über Aecker und Wieſen, immer nach gebahnten Wegen trachtend, niemals ſie erreichend. So geht es dem, der es unternommen für dich, geliebter Leſer, das aufzuſchreiben, was er von dem wunderlichen Leben des Kapellmeiſters Johannes Kreisler erfahren. Gern hätte er angefangen: In dem kleinen Städtchen N. oder B. oder K., und zwar am Pfingſtmontage oder zu Oſtern des und des Jahres, erblickte Johannes Kreisler das Licht der Welt! — Aber ſolche ſchöne chronologiſche Ordnung kann gar nicht aufkommen, da dem unglücklichen Erzähler nur mündlich, brockenweis mitgetheilte Nachrichten zu Gebote ſtehen, die er, um nicht das Ganze aus dem Gedächtniſſe zu verlieren, ſogleich verarbeiten muß. Wie es eigentlich mit der Mittheilung dieſer Nachrichten herging, ſollſt du, ſehr lieber Leſer! noch vor dem Schluſſe des Buchs erfahren, und dann wirſt du vielleicht das rhapſodiſche Weſen des Ganzen entſchuldigen, vielleicht aber auch meinen, daß, trotz des Anſcheins der Abgeriſſenheit, doch ein feſter durchlaufender Faden alle Theile zuſammen halte.

Eben in dieſem Augenblick iſt nichts Anders zu erzählen, als daß nicht lange nachher, als Fürſt Irenäus in Sieghartsweiler ſich niedergelaſſen, an einem ſchönen Sommerabend Prinzeſſin Hedwiga und Julia in dem anmuthigen Park zu Sieghartshof luſtwandelten. Wie ein goldner Schleier lag der Schein der ſinkenden Sonne ausgebreitet über dem Walde. Kein Blättlein rührte ſich. In ahnungsvollem Schweigen harrten Baum und Gebüſch, daß der Abendwind komme und mit ihnen koſe. Nur das Getöſe des Waldbachs, der über weiße Kieſel fortbrauſte, unterbrach die tiefe Stille. Arm in Arm verſchlungen, ſchweigend, wandelten die Mädchen fort durch die ſchmalen Blumengänge, über die Brücken, die über die verſchiedenen Schlingungen des Bachs führten, bis ſie an das Ende des Parks, an den großen See kamen, in dem ſich der ferne Geierſtein mit ſeinen maleriſchen Ruinen abſpiegelte.

„Es iſt doch ſchön!“ rief Julia recht aus voller Seele. Laß uns, ſprach Hedwiga, in die Fiſcherhütte treten. Die Abendſonne brennt entſetzlich und drinn iſt die Ausſicht nach dem Geierſtein aus dem mittlern Fenſter noch ſchöner als hier, da die Gegend dort nicht Panorama, ſondern in gruppirter Anſicht, wahrhaftes Bild erſcheint.

Julia folgte der Prinzeſſin, die kaum hineingetreten und zum Fenſter hinausſchauend, ſich nach Crayon und Papier ſehnte, um die Ausſicht in der Beleuchtung zu zeichnen, welche ſie ungemein pikant nannte.

Ich möchte, ſprach Julia, ich möchte dich beinahe um deine Kunſtfertigkeit beneiden, Bäume und Gebüſche, Berge, Seen, ſo ganz nach der Natur zeichnen zu können. Aber ich weiß es ſchon, könnte ich auch ſo hübſch zeichnen als du, doch wird es mir niemals gelingen, eine Landſchaft nach der Natur aufzunehmen, und zwar um deſto weniger, je herrlicher der Anblick. Vor lauter Freude und Entzücken des Schauens würd' ich gar nicht zur Arbeit kommen. — Der Prinzeſſin Antlitz überflog bei dieſen Worten Julia's ein gewiſſes Lächeln, das bei einem ſechszehnjährigen Mädchen bedenklich genannt werden dürfte. Meiſter Abraham, der im Ausdruck zuweilen etwas ſeltſam, meinte, ſolch' Muskelſpiel im Geſicht ſey dem Wirbel zu vergleichen auf der Oberfläche des Waſſers, wenn ſich in der Tiefe etwas Bedrohliches rührt. — Genug, Prinzeſſin Hedwiga lächelte; indem ſie aber die Roſenlippen öffnete, um der ſanften unkünſtleriſchen Julia etwas zu entgegnen, ließen ſich ganz in der Nähe Akkorde hören, die ſo ſtark und wild angeſchlagen wurden, daß das Inſtrument kaum eine gewöhnliche Guitarre zu ſeyn ſchien.

Die Prinzeſſin verſtummte, und beide, ſie und Julia, eilten vor das Fiſcherhaus.

Nun vernahmen ſie eine Weiſe nach der andern, verbunden durch die ſeltſamſten Uebergänge, durch die fremdartigſte Akkordenfolge. Dazwiſchen ließ ſich eine ſonore männliche Stimme hören, die bald alle Süßigkeit des italieniſchen Geſanges erſchöpfte, bald, plötzlich abbrechend, in ernſte düſtere Melodien fiel, bald rezitativiſch, bald mit ſtarken kräftig accentuirten Worten drein ſprach. —

Die Guitarre wurde geſtimmt — dann wieder Akkorde — dann wieder abgebrochen und geſtimmt — dann heftige, wie im Zorn ausgeſprochene Worte — dann Melodien — dann auf's Neue geſtimmt. —

Neugierig auf den ſeltſamen Virtuoſen, ſchlichen Hedwiga und Julia näher und näher heran, bis ſie einen Mann in ſchwarzer Kleidung gewahrten, der, den Rücken ihnen zugewendet, auf einem Felsſtück dicht an dem See ſaß, und das wunderliche Spiel trieb, mit Singen und Sprechen.

Eben hatte er die Guitarre ganz und gar umgeſtimmt, auf ungewöhnliche Weiſe, und verſuchte nun einige Akkorde, dazwiſchen rufend: Wieder verfehlt — keine Reinheit — bald ein Komma zu tief, bald ein Komma zu hoch! —

Dann faßte er das Inſtrument, das er von dem blauen Bande, an dem es ihm um die Schultern hing, losgeneſtelt, mit beiden Händen, hielt es vor ſich hin und begann: ſage mir, du kleines eigenſinniges Ding, wo ruht eigentlich dein Wohllaut, in welchem Winkel deines Innerſten hat ſich die reine Skala verkrochen? — Oder willſt du dich vielleicht auflehnen gegen deinen Meiſter und behaupten, ſein Ohr ſey todtgehämmert worden in der Schmiede der gleichſchwebenden Temperatur, und ſeine Enharmonik nur ein kindiſches Vexierſpiel? Du verhöhnſt mich, glaub' ich, unerachtet ich den Bart viel beſſer geſchoren trage als Meiſter Stefano Pacini, detto il Venetiano, der die Gabe des Wohllauts in dein Innerſtes legte, die mir ein unerſchließbares Geheimniß bleibt. Und, liebes Ding, daß du es nur weißt, willſt du den uniſonirenden Dualismus von Gis und As oder Eis und Des — oder vielmehr ſämmtlicher Töne durchaus nicht verſtatten, ſo ſchicke ich dir neun tüchtige teutſche Meiſter auf den Hals, die ſollen dich ausſchelten, dich kirre machen mit enharmoniſchen Worten. — Und du magſt dich nicht deinem Stefano Pacini in die Arme werfen, du magſt nicht, wie ein keifendes Weib das letzte Wort behalten wollen. — Oder biſt du vielleicht gar dreiſt und ſtolz genug, zu meinen, daß alle ſchmucke Geiſter, die in dir wohnen, nur dem gewaltigen Zauber folgen der Magier, die längſt von der Erde gegangen, und daß in den Händen eines Haſenfußes —

Bei dem letzten Worte hielt der Mann plötzlich inne, ſprang auf, und ſchaute wie in tiefen Gedanken verſunken, in den See hinein. — Die Mädchen, geſpannt durch des Mannes ſeltſames Beginnen, ſtanden wie eingewurzelt hinter dem Gebüſch; ſie wagten kaum zu athmen.

Die Guitarre, brach der Mann endlich los, iſt doch das miſerabelſte, unvollkommenſte Inſtrument von allen Inſtrumenten, nur werth von girrenden liebeskrankenden Schäfern in die Hand genommen zu werden, die das Embouchure zur Schalmey verloren haben, da ſie ſonſt es vorziehen würden, erklecklich zu blaſen, das Echo zu wecken mit dem Kuhreigen der ſüßeſten Sehnſucht und klägliche Melodien entgegen zu ſenden den Emmelinen in den weiten Bergen, die das liebe Vieh zuſammentreiben mit dem luſtigen Geknalle empfindſamer Hetzpeitſchen! — O Gott! — Schäfer, die „wie ein Ofen ſeufzen mit Jammerlied auf ihrer Liebſten Brau'n" — lehrt ihnen, daß der Dreiklang aus nichts Anderm beſtehe, als aus drei Klängen, und niedergeſtoßen werde durch den Dolchſtich der Septime, und gebt ihnen die Guitarre in die Hände! — Aber ernſten Männern von leidlicher Bildung, von vorzüglicher Erudition, die ſich abgegeben mit griechiſcher Weltweisheit und wohl wiſſen, wie es am Hofe zu Peking oder Nanking zugeht, aber den Teufel was verſtehen von Schäferei und Schafzucht, was ſoll denen das Aechzen und Klimpern? — Haſenfuß, was beginnſt du? Denke an den ſeligen Hippel, welcher verſichert, daß, ſäh' er einen Mann Unterricht ertheilen im Clavierſchlagen, es ihm zu Muthe werde, als ſötte beſagter Lehrherr weiche Eier — und nun Guitarre klimpern — Haſenfuß! — Pfui Teufel! — Damit ſchleuderte der Mann das Inſtrument weit von ſich in's Gebüſch, und entfernte ſich raſchen Schrittes, ohne die Mädchen zu bemerken.

Nun, rief Julia nach einer Weile, lachend, nun Hedwiga, was ſagſt du zu dieſer verwunderlichen Erſcheinung? Wo mag der ſeltſame Mann her ſeyn, der erſt ſo hübſch mit ſeinem Inſtrument zu ſprechen weiß, und es dann verächtlich von ſich wirft, wie eine zerbrochene Schachtel?

Es iſt Unrecht, ſprach Hedwiga, wie im plötzlich aufwallenden Zorn, indem ihre verbleichten Wangen ſich blutroth färbten, es iſt Unrecht, daß der Park nicht verſchloſſen iſt, daß jeder Fremde hinein kann.

Wie, erwiederte Julia, der Fürſt ſollte, meinſt du, engherzig, den Sieghartsweilern — nein, nicht dieſen allein, jedem der des Weges wandelt, gerade den anmuthigſten Fleck der ganzen Gegend verſchließen! das iſt unmöglich deine ernſte Meinung! — Du bedenkſt, fuhr die Prinzeſſin noch bewegter fort, du bedenkſt die Gefahr nicht, die für uns daraus entſteht. Wie oft wandeln wir ſo wie heute allein, entfernt von aller Dienerſchaft in den entlegenſten Gängen des Waldes umher! — Wie wenn einmal irgend ein Böſewicht —

Ei, unterbrach Julia die Prinzeſſin, ich glaube gar, du fürchteſt, aus dieſem, jenem Gebüſch könnte irgend ein ungeſchlachter mährchenhafter Rieſe, oder ein fabelhafter Raubritter, hervorſpringen, und uns entführen auf ſeine Burg! — Nun, das wolle der Himmel verhüten! — Aber ſonſt muß ich dir geſtehen, daß mir irgend ein kleines Abentheuer hier in dem einſamen romantiſchen Walde recht hübſch, recht anmuthig bedünken möchte. — Ich denke eben an Shakſpears „Wie es Euch gefällt,“ das uns die Mutter ſo lange nicht in die Hände geben wollte, und das uns endlich Lothario vorgeleſen. Was gilt es, du würdeſt auch gern ein bischen Celia ſpielen und ich wollte deine treue Roſalinde ſeyn. — Was machen wir aus unſerm unbekannten Virtuoſen?

O, erwiederte die Prinzeſſin, eben dieſer unbekannte Menſch — Glaubſt du wohl Julia, daß mir ſeine Geſtalt, ſeine wunderlichen Reden ein inneres Grauen erregten, das mir unerklärlich iſt? — Noch jetzt durchbeben mich Schauer, ich erliege beinahe einem Gefühl, das, ſeltſam und entſetzlich zugleich, alle meine Sinne gefangen nimmt. In dem tiefſten dunkelſten Gemüth regt ſich eine Erinnerung auf, und ringt vergebens ſich deutlich zu geſtalten. — Ich ſah dieſen Menſchen ſchon in irgend eine fürchterliche Begebenheit verflochten, die mein Herz zerfleiſchte — vielleicht war es nur ein ſpukhafter Traum, deſſen Andenken mir geblieben — Genug — der Menſch mit ſeinem ſeltſamen Beginnen, mit ſeinen wirren Reden, däuchte mir ein bedrohliches geſpenſtiſches Weſen, das uns vielleicht verlocken wollte in verderbliche Zauberkreiſe.

Welche Einbildungen, rief Julia, ich für mein Theil verwandle das ſchwarze Geſpenſt mit der Guitarre in den Monſieur Jacques oder gar in den ehrlichen Probſtein, deſſen Philoſophie beinahe ſo lautet, wie die wunderlichen Reden des Fremden. — Doch hauptſächlich iſt es nun nöthig, die arme Kleine zu retten, die der Barbar ſo feindſelig in das Gebüſch geſchleudert hat. —

Julia — was beginnſt du — um des Himmelswillen, rief die Prinzeſſin; doch ohne auf ſie zu achten, ſchlüpfte Julia hinein in das Dickicht, und kam nach wenigen Augenblicken triumphirend, die Guitarre, die der Fremde weggeworfen, in der Hand, zurück.

Die Prinzeſſin überwand ihre Scheu und betrachtete ſehr aufmerkſam das Inſtrument, deſſen ſeltſame Form ſchon von hohem Alter zeigte, hätte das auch nicht die Jahrzahl und der Name des Meiſters beſtätigt, den man durch die Schallöffnung auf dem Boden deutlich wahrnahm. Schwarz eingeätzt waren nämlich die Worte: Stefano Pacini fec. Venet. 1532.

Julia konnte es nicht unterlaſſen, ſie ſchlug einen Akkord auf dem zierlichen Inſtrument an, und erſchrak beinahe über den mächtigen vollen Klang, der aus dem kleinen Dinge heraustönte. O herrlich — herrlich, rief ſie aus und ſpielte weiter. Da ſie aber gewohnt, nur ihren Geſang mit der Guitarre zu begleiten, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie bald unwillkührlich zu ſingen begann, indem ſie weiter fortwandelte. Die Prinzeſſin folgte ihr ſchweigend. Julia hielt inne; da ſprach Hedwiga: ſinge, ſpiele auf dem zauberiſchen Inſtrumente, vielleicht gelingt es dir die böſen, feindlichen Geiſter, die Macht haben wollten über mich, hinabzubeſchwören in den Orkus.

Was willſt du, erwiederte Julia, mit deinen böſen Geiſtern, die ſollen uns beiden fremd ſeyn und bleiben, aber ſingen will ich und ſpielen, denn ich wüßte nicht, daß jemals mir ein Inſtrument ſo zur Hand geweſen, mir überhaupt ſo zugeſagt hätte, als eben dieſes. Mir ſcheint auch, als wenn meine Stimme viel beſſer dazu laute als ſonſt. — Sie begann eine bekannte italieniſche Canzonetta und verlor ſich in allerlei zierliche Melismen, gewagte Läufe und Capriccios, Raum gebend dem vollen Reichthum der Töne, der in ihrer Bruſt ruhte.

War die Prinzeſſin erſchrocken über den Anblick des Unbekannten, ſo erſtarrte Julia zur Bildſäule, als er, da ſie eben in einen andern Gang einbiegen wollte, plötzlich vor ihr ſtand.

Der Fremde, wohl an dreißig Jahre alt, war nach dem Zuſchnitt der letzten Mode ſchwarz gekleidet. In ſeinem ganzen Anzuge fand ſich durchaus nichts Sonderbares, Ungewöhnliches, und doch hatte ſein Ausſehen etwas Seltſames, Fremdartiges. Trotz der Sauberkeit ſeiner Kleidung war eine gewiſſe Nachläſſigkeit ſichtbar, die weniger von Mangel an Sorgfalt, als davon herzurühren ſchien, daß der Fremde gezwungen worden, einen Weg zu machen, auf den er nicht gerechnet, und zu dem ſein Anzug nicht paßte. Mit aufgeriſſener Weſte, das Halstuch nur leicht umgeſchlungen, die Schuhe dick beſtäubt, auf denen die goldnen Schnällchen kaum ſichtbar, ſtand er da, und närriſch genug ſah es aus, daß er an dem kleinen dreieckigen Hütchen, das nur beſtimmt, unter den Armen getragen zu werden, die hintere Krempe herabgeſchlagen hatte, um ſich gegen die Sonne zu ſchützen. Er hatte ſich durchgedrängt durch das tiefſte Dickicht des Parks, denn ſein wirres ſchwarzes Haar hing voller Tannnadeln. Flüchtig ſchaute er die Prinzeſſin an und ließ dann den ſeelenvollen leuchtenden Blick ſeiner großen dunklen Augen auf Julia ruhen, deren Verlegenheit noch dadurch erhöht wurde, ſo daß ihr, wie es in dergleichen Fällen ihr zu geſchehen pflegte, die Thränen in die Augen traten.

„Und dieſe Himmelstöne,“ begann der Fremde endlich mit weicher ſanfter Stimme, „und dieſe Himmelstöne ſchweigen vor meinem Anblick und zerfließen in Thränen?“

Die Prinzeſſin, den erſten Eindruck, den der Fremde auf ſie gemacht, mit Gewalt niederkämpfend, blickte ihn ſtolz an, und ſprach dann mit beinahe ſchneidendem Ton: Allerdings überraſcht uns Ihre plötzliche Erſcheinung mein Herr! man erwartet um dieſe Zeit keine Fremden mehr im fürſtlichen Park. — Ich bin die Prinzeſſin Hedwiga. —

Der Fremde hatte ſich, ſo wie die Prinzeſſin zu ſprechen begann, raſch zu ihr gewendet, und ſchaute ihr jetzt in die Augen, aber ſein ganzes Antlitz ſchien ein andres worden. — Vertilgt war der Ausdruck ſchwermüthiger Sehnſucht, vertilgt jede Spur des tief im Innerſten aufgeregten Gemüths, ein toll verzerrtes Lächeln ſteigerte den Ausdruck bitterer Ironie bis zum Poſſierlichen, bis zum Skurrilen. — Die Prinzeſſin blieb, als träfe ſie ein elektriſcher Schlag, mitten in der Rede ſtecken, und ſchlug, blutroth im ganzen Geſicht, die Augen nieder.

Es ſchien, als wollte der Fremde etwas ſagen, in dem Augenblick begann indeſſen Julia: bin ich nicht ein dummes thörichtes Ding, daß ich erſchrecke, daß ich weine wie ein kindiſches Kind, das man ertappt über dem Naſchen! — Ja mein Herr! ich habe genaſcht, hier die trefflichſten Töne weggenaſcht von Ihrer Guitarre — die Guitarre iſt an allem Schuld und unſere Neugier! — Wir haben Sie belauſcht, wie Sie mit dem kleinen Dinge ſo hübſch zu ſprechen wußten, und wie Sie dann im Zorn die Arme wegſchleuderten in das Gebüſch, daß ſie im lauten Klageton ausſeufzte, auch das haben wir geſehen. Und das ging mir ſo recht tief in's Herz, ich mußte hinein in das Dickicht und das ſchöne liebliche Inſtrument aufheben. — Nun, Sie wiſſen wohl wie Mädchen ſind, ich klimpere etwas auf der Guitarre und da fuhr es mir in die Finger — ich konnt' es nicht laſſen. — Verzeihen Sie mir mein Herr und empfangen Sie Ihr Inſtrument zurück.

Julia reichte die Guitarre dem Fremden hin.

Es iſt, ſprach der Fremde, ein ſehr ſeltnes klangvolles Inſtrument, noch aus alter guter Zeit her, das nur in meinen ungeſchickten Händen — doch was Hände — was Hände! — Der wunderbare Geiſt des Wohllauts, der dieſem kleinen ſeltſamen Dinge befreundet, wohnt auch in meiner Bruſt, aber eingepuppt, keiner freien Bewegung mächtig; doch aus Ihrem Innern, mein Fräulein, ſchwingt er ſich auf zu den lichten Himmelsräumen, in tauſend ſchimmernden Farben, wie das glänzende Pfauenauge. — Ha mein Fräulein! als Sie ſangen, aller ſehnſüchtige Schmerz der Liebe, alles Entzücken ſüßer Träume, die Hoffnung, das Verlangen, wogte durch den Wald, und fiel nieder wie erquickender Thau in die duftenden Blumenkelche, in die Bruſt horchender Nachtigallen! — Behalten Sie das Inſtrument, nur Sie gebieten über den Zauber, der in ihm verſchloſſen! —

Sie warfen das Inſtrument fort, erwiederte Julia hoch erröthend.

Es iſt wahr, ſprach der Fremde, indem er mit Heftigkeit die Guitarre ergriff, und an ſeine Bruſt drückte, es iſt wahr, ich warf es fort und empfange es geheiligt zurück; nie kommt es mehr aus meinen Händen! —

Plötzlich verwandelte ſich nun das Antlitz des Fremden wieder in jene ſkurrile Larve und er ſprach mit hohem ſchneidenden Ton: Eigentlich hat mir das Schickſal oder mein Kakodämon einen ſehr böſen Streich geſpielt, daß ich hier ſo ganz ex abrupto, wie die Lateiner und noch andere ehrliche Leute ſagen, vor Ihnen erſcheinen muß, meine hochverehrteſten Damen! — O Gott, gnädigſte Prinzeſſin, risquiren Sie es, mich anzuſchauen von Kopf bis zu Fuß. Sie werden dann aus meinem Ajuſtement zu entnehmen geruhen, daß ich mich auf einer großen Viſitenfahrt befinde. — Ha! ich gedachte eben bei Sieghartsweiler vorzufahren, und der guten Stadt, wo nicht meine Perſon, doch wenigſtens eine Viſitenkarte abzugeben. — O Gott! fehlt es mir denn an Konnexionen meine gnädigſte Prinzeſſin? — War nicht ſonſt der Hofmarſchall Dero Herrn Vaters mein Intimus? — Ich weiß es, ſah er mich hier, ſo drückte er mich an ſeine Atlasbruſt und ſagte gerührt, indem er mir eine Priſe darbot: hier ſind wir unter uns, mein Lieber, hier kann ich meinem Herzen und den angenehmſten Geſinnungen freien Lauf laſſen. — Audienz hätte ich erhalten bei dem gnädigſten Herrn Fürſten Irenäus und wäre auch Ihnen vorgeſtellt worden, o Prinzeſſin! Vorgeſtellt worden auf eine Weiſe, daß ich mein beſtes Geſpann von Septime-Akkorden gegen eine Ohrfeige ſetze, ich hätte Ihre Huld erworben! — Aber nun! — hier im Garten am unſchicklichſten Orte, zwiſchen Ententeich und Froſchgraben, muß ich mich ſelbſt präſentiren, mir zum ewigen Malheur! — O Gott, könnt' ich nur was weniges hexen, könnt' ich nur subito dieſe edle Zahnſtocherbüchſe (er zog eine aus der Weſtentaſche hervor) verwandeln in den ſchmuckeſten Kammerherrn des Irenäusſchen Hofes, welcher mich beim Fittig nähme und ſpräche: gnädigſte Prinzeſſin hier iſt der und der! — Aber nun! — che far', che dir'! — Gnade — Gnade, o Prinzeſſin, o Damen! — o Herren!

Damit warf ſich der Fremde vor der Prinzeſſin nieder, und ſang mit kreiſchender Stimme: Ah pietà pietà Signora!

Die Prinzeſſin faßte Julien und rannte mit ihr unter dem lauten Ausruf: Es iſt ein Wahnſinniger, ein Wahnſinniger, der dem Tollhauſe entſprungen, ſo ſchnell von dannen als ſie es nur vermochte.

Dicht vor dem Luſtſchloſſe kam die Räthin Benzon den Mädchen entgegen, die athemlos ihr beinahe zu Füßen ſanken. „Was iſt geſchehen, um des Himmelswillen, was iſt Euch geſchehen, was bedeutet die übereilte Flucht?“ So fragte ſie. Die Prinzeſſin vermochte, außer ſich, verſtört wie ſie war, nur in abgebrochenen Reden etwas von einem Wahnſinnigen herzuſtammeln, der ſie überfallen. Julia erzählte ruhig und beſonnen, wie ſich Alles begeben, und ſchloß damit, daß ſie den Fremden durchaus nicht für wahnſinnig, ſondern nur für einen ironiſchen Schalk, wirklich für eine Art von Monſieur Jacques halte, der zur Comödie im Ardenner Walde paſſe.

Die Räthin Benzon ließ ſich Alles nochmals wiederholen, ſie fragte nach dem kleinſten Umſtande, ſie ließ ſich den Fremden beſchreiben in Gang, Stellung, Gebehrde, Ton der Sprache u. ſ. w. Ja, rief ſie dann, ja es iſt nur zu gewiß, er iſt es, er iſt es ſelbſt, kein anderer kann — darf es ſeyn.

Wer — wer iſt es, fragte die Prinzeſſin ungeduldig.

Ruhig, liebe Hedwiga, erwiederte die Benzon, Sie haben Ihren Athem umſonſt verkeucht, kein Wahnſinniger iſt dieſer Fremde, der Ihnen ſo bedrohlich erſchien. Welchen bittern unziemlichen Scherz er ſich auch ſeiner barocken Manier gemäß erlaubte, ſo glaube ich doch, daß Sie ſich mit ihm ausſöhnen werden.

Nimmermehr, rief die Prinzeſſin, nimmermehr ſehe ich ihn wieder, den — unbequemen Narren.

Ei Hedwiga, ſprach die Benzon lachend, welcher Geiſt gab Ihnen das Wort, unbequem, ein, das nach dem, was vorgegangen, viel beſſer paßt, als Sie vielleicht ſelbſt glauben und ahnen mögen.

Ich weiß auch gar nicht, begann Julia, wie du auf den Fremden ſo zürnen magſt, liebe Hedwiga! — Selbſt in ſeinem närriſchen Thun, in ſeinen wirren Reden, lag etwas, das auf ſeltſame und gar nicht unangenehme Weiſe mein Innerſtes anregte. Wohl dir, erwiederte die Prinzeſſin, indem ihr die Thränen in die Augen traten, wohl dir, daß du ſo ruhig ſeyn kannſt, und unbefangen, aber mir zerſchneidet der Hohn des entſetzlichen Menſchen das Herz! — Benzon! — wer iſt es, wer iſt der Wahnſinnige? „Mit zwei Worten, ſprach die Benzon, erkläre ich Alles. Als ich mich vor fünf Jahren in —“

(M. f. f.) — mich überzeugte, daß in einem ächten Dichtergemüth auch kindliche Tugend wohnt und Mitleid mit dem Bedrängniß der Genoſſen.

Eine gewiſſe Schwermuth, wie ſie oft junge Romantiker befällt, wenn ſie den Entwicklungskampf der großen erhabenen Gedanken in ihrem Innern beſtehen, trieb mich in die Einſamkeit. Unbeſucht blieben, mehrere Zeit hindurch, Dach, Keller und Boden. Ich empfand mit jenem Dichter die ſüßen idylliſchen Freuden im kleinen Häuschen am Ufer eines murmelnden Bachs, umſchattet von düſter belaubten Hängebirken und Trauerweiden, und blieb, mich meinen Träumen hingebend, unter dem Ofen. So kam es aber, daß ich Mina, die ſüße ſchöngefleckte Mutter, nicht wiederſah. — In den Wiſſenſchaften fand ich Troſt und Beruhigung. O es iſt etwas Herrliches um die Wiſſenſchaften! — Dank, glühender Dank, dem edlen Mann der ſie erfunden. — Wie viel herrlicher, wie viel nützlicher iſt dieſe Erfindung, als jene des entſetzlichen Mönchs, der zuerſt es unternahm Pulver zu fabriziren, ein Ding, das mir, ſeiner Natur und Wirkung nach, in den Tod zuwider. Die richtende Nachwelt hat auch den Barbaren, den hölliſchen Barthold geſtraft mit höhnender Verachtung, indem man noch heutigen Tages, um einen ſcharfſinnigen Gelehrten, einen umſchauenden Statiſtiker, kurz jeden Mann von exquiſiter Bildung, recht hoch zu ſtellen, ſprüchwörtlich ſagt: Er hat das Pulver nicht erfunden!

Zur Belehrung der hoffnungsvollen Katerjugend kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß ich, wollte ich ſtudiren, mit zugedrückten Augen in die Bibliothek meines Meiſters ſprang, und dann das Buch, was ich angekrallt, herauszupfte und durchlas, mochte es einen Inhalt haben wie es wollte. Durch dieſe Art zu ſtudiren gewann mein Geiſt diejenige Biegſamkeit und Mannigfaltigkeit, mein Wiſſen den bunten glänzenden Reichthum, den die Nachwelt an mir bewundern wird. Der Bücher, die ich in dieſer Periode des dichteriſchen Schwermuths hintereinander las, will ich hier nicht erwähnen, theils, weil ſich dazu eine ſchicklichere Stelle vielleicht finden wird, theils, weil ich auch die Titel davon vergeſſen, und dies wieder gewiſſermaßen darum, weil ich die Titel meiſtentheils nicht geleſen, und alſo nie gewußt habe. — Jedermann wird mit dieſer Erklärung zufrieden ſeyn, und mich nicht biographiſchen Leichtſinns anklagen.

Mir ſtanden neue Erfahrungen bevor.

Eines Tages, als mein Meiſter eben in einen großen Folianten vertieft war, den er vor ſich aufgeſchlagen, und ich dicht bei ihm unter dem Schreibtiſch, auf einem Bogen des ſchönſten Royalpapiers liegend, mich in griechiſcher Schrift verſuchte, die mir vorzüglich in der Pfote zu liegen ſchien, trat raſch ein junger Mann hinein, den ich ſchon mehrmals bei dem Meiſter geſehen, und der mich mit freundlicher Hochachtung, ja mit der wohlthuenden Verehrung, behandelte, die dem ausgezeichneten Talent, dem entſchiedenen Genie gebührt. Denn nicht allein, daß er jedesmal, nachdem er den Meiſter begrüßt, zu mir ſprach: Guten Morgen Kater! ſo kraute er mir auch jedesmal mit leichter Hand hinter den Ohren, und ſtreichelte mir ſanft den Rücken, ſo daß ich in dieſem Betragen wahre Aufmunterung fand, meine innern Gaben leuchten zu laſſen vor der Welt.

Heute ſollte ſich alles anders geſtalten!

Wie ſonſt niemals ſprang nämlich heute dem jungen Mann ein ſchwarzes zottiges Ungeheuer mit glühenden Augen nach, zur Thüre hinein, und als es mich erblickte, gerade auf mich zu. Mich überfiel eine unbeſchreibliche Angſt, mit einem Satz war ich auf dem Schreibtiſch meines Meiſters, und ſtieß Töne des Entſetzens und der Verzweiflung aus, als das Ungeheuer hoch hinaufſprang nach dem Tiſch, und dazu einen mörderlichen Lärm machte. Mein guter Meiſter, dem um mich bange, nahm mich auf den Arm, und ſteckte mich unter den Schlafrock. Doch der junge Mann ſprach: Seyd doch nur ganz unbeſorgt, lieber Meiſter Abraham. Mein Pudel thut keiner Katze was, er will nur ſpielen. Setzt den Kater nur hin, ſollt Euch freuen wie die Leutchen mit einander Bekanntſchaft machen werden, mein Pudel und Euer Kater.

Mein Meiſter wollte mich wirklich niederſetzen, ich klammerte mich aber feſt an, und begann kläglich zu lamentiren, wodurch ich es denn wenigſtens dahin brachte, daß der Meiſter mich, als er ſich niederließ, dicht neben ſich auf dem Stuhle litt.

Ermuthigt durch meines Meiſters Schutz, nahm ich, auf den Hinterpfoten ſitzend, den Schweif umſchlungen, eine Stellung an, deren Würde, deren edler Stolz meinem vermeintlichen ſchwarzen Gegner imponiren mußte. Der Pudel ſetzte ſich vor mir hin auf die Erde, ſchaute mir unverwandt in's Auge, und ſprach zu mir in abgebrochenen Worten, die mir freilich unverſtändlich blieben. Meine Angſt verlor ſich nach und nach ganz und gar und ruhig geworden im Gemüth, vermochte ich zu bemerken, daß in dem Blick des Pudels nichts zu entdecken, als Gutmüthigkeit und biederer Sinn. Unwillkührlich fing ich an, meine zum Vertrauen geneigte Seelenſtimmung durch ſanftes Hin- und Herbewegen des Schweifes an den Tag zu legen, und ſogleich begann auch der Pudel mit dem kurzen Schweiflein zu wedeln auf die anmuthigſte Weiſe.

O! mein Inneres hatte ihn angeſprochen, nicht zu zweifeln war an dem Anklang unſerer Gemüther! — Wie, ſprach ich zu mir ſelbſt, wie konnte dich das ungewohnte Betragen dieſes Fremden ſo in Furcht und Schrecken ſetzen? — Was bewies dieſes Springen, dieſes Klaffen, dieſes Toben, dieſes Rennen, dieſes Heulen anders, als den in Liebe und Luſt, in der freudigen Freiheit des Lebens, heftig und mächtig bewegten Jüngling? — O es wohnt Tugend, edle Pudelthümlichkeit in jener ſchwarz bepelzten Bruſt! — Durch dieſe Gedanken erkräftigt, beſchloß ich den erſten Schritt zu thun zu näherer engerer Einigung unſerer Seelen, und herabzuſteigen von dem Stuhl des Meiſters.

So wie ich mich erhob und dehnte, ſprang der Pudel auf und in der Stube umher, mit lautem Klaffen! — Aeußerungen eines herrlichen lebenskräftigen Gemüths! — Es war nichts mehr zu befürchten, ich ſtieg ſogleich herab, und näherte mich behutſam leiſen Schrittes dem neuen Freunde. Wir begannen jenen Akt, der in bedeutender Symbolik die nähere Erkenntniß verwandter Seelen, den Abſchluß des aus dem inneren Gemüth heraus bedingten Bündniſſes ausdrückt, und den der kurzſichtige freveliche Menſch mit dem gemeinen unedlen Ausdruck „Beſchnüffeln“ bezeichnet. Mein ſchwarzer Freund bezeigte Luſt, etwas von den Hühnerknochen zu genießen, die in meiner Speiſeſchüſſel lagen. So gut ich es vermochte, gab ich ihm zu verſtehen, daß es der Weltbildung, der Höflichkeit gemäß ſey, ihn als meinen Gaſt zu bewirthen. Er fraß mit erſtaunlichem Appetit, während ich von weitem zuſah. — Gut war es doch, daß ich den Bratfiſch bei Seite gebracht und einmagazinirt unter mein Lager. — Nach der Tafel begannen wir die anmuthigſten Spiele, bis wir uns zuletzt, ganz ein Herz und eine Seele, umhalsten, und feſt an einander geklammert, uns einmal über das andere überkugelnd, uns innige Treue und Freundſchaft zuſchworen.

Ich weiß nicht, was dieſes Zuſammentreffen ſchöner Seelen, dieſes Einandererkennen herziger Jünglingsgemüther, Lächerliches in ſich tragen konnte; ſo viel iſt aber gewiß, daß beide, mein Meiſter und der fremde junge Mann, unaufhörlich aus vollem Halſe lachten, zu meinem nicht geringen Verdruß.

Auf mich hatte die neue Bekanntſchaft einen tiefen Eindruck gemacht, ſo daß ich in der Sonne und im Schatten, auf dem Dach, und unter dem Ofen, nichts dachte, nichts ſann, nichts träumte, nichts empfand, als Pudel — Pudel — Pudel! — Dadurch ging mir das innerſte Weſen des Pudelthums mächtig auf, mit glänzenden Farben, und durch dieſe Erkenntniß wurde das tiefſinnige Werk geboren, deſſen ich ſchon erſt erwähnte, nämlich: Gedanke und Ahnung, oder Kater und Hund. Sitten, Gebräuche, Sprache beider Geſchlechter, entwickelte ich als tief bedingt durch ihr eigenthümlichſtes Weſen und bewies, wie beide nur diverſe Strahlen, aus einem Prisma geworfen. Vorzüglich faßte ich den Charakter der Sprache auf, und bewies, daß da Sprache überhaupt nur ſymboliſche Darſtellung des Naturprinzips in der Geſtaltung des Lauts ſey, mithin es nur eine Sprache geben könne, auch das kätziſche und hündiſche in der beſondern Formung des pudeliſchen, Zweige eines Baums wären, von höherem Geiſt inſpirirte Kater und Pudel ſich daher verſtünden. Um meinen Satz ganz in's Klare zu ſtellen, führte ich mehrere Beiſpiele aus beiden Sprachen an und machte auf die gleichen Stammwurzeln aufmerkſam, von: Bau — Bau — Mau — Miau — Blaf blaf — Auvau — Korr — Kurr — Pſſt — Pſchrzi u. ſ. w.

Nachdem das Buch vollendet, fühlte ich die unwiderſtehlichſte Luſt, das Pudeliſche wirklich zu erlernen, welches mir, vermöge meines neu erworbenen Freundes, des Pudels Ponto, wiewohl nicht ohne Mühe, gelang, da das Pudeliſche für uns Kater wirklich eine ſchwere Sprache. Genies finden ſich indeß in Alles, und eben dieſe Genialität iſt es, die ein berühmter menſchlicher Schriftſteller verkennt, wenn er behauptet, daß, um eine fremde Sprache, mit allen Eigenthümlichkeiten des Volks, dem Volke nachzuſprechen, man durchaus was weniges ein Narr ſeyn müſſe. Mein Meiſter hatte freilich dieſelbe Meinung, und mochte eigentlich nur die gelehrte Kenntniß der fremden Sprache ſtatuiren, welche Kenntniß er dem Parliren entgegenſetzte, worunter er die Fertigkeit verſtand, in einer fremden Sprache über Nichts und um Nichts reden zu können. Er ging ſo weit, daß er das franzöſiſch Sprechen unſerer Herren und Damen vom Hofe für eine Art von Krankheit hielt, die, wie kataleptiſche Zufälle, mit ſchrecklichen Symptomen eintrete, und hörte ich ihn dieſe abſurde Behauptung gegen den Hofmarſchall des Fürſten ſelbſt ausführen.

„Erzeigen Sie, ſprach Meiſter Abraham, erzeigen Sie mir die Güte, beſte Excellenz, und beobachten Sie ſich ſelbſt. Hat Ihnen der Himmel nicht ein ſchönes volltönendes Stimmorgan verliehen, und wenn Ihnen das Franzöſiſche ankommt, da beginnen Sie plötzlich zu ziſchen, zu liſpeln, zu ſchnarren, und dabei verzerren ſich Dero angenehme Geſichtszüge ganz erſchrecklich, und ſelbſt der hübſche, feſte, ernſte Anſtand, deſſen Dieſelben ſonſt mächtig, wird verſtört durch allerlei ſeltſame Konvulſionen. Was kann dies Alles anders bedeuten, als empörtes Treiben irgend eines fatalen Krankheitskobolds im Innern"! — Der Hofmarſchall lachte ſehr, und zum Lachen war auch wirklich Meiſter Abrahams Hypotheſe von der Krankheit fremder Sprachen.

Ein ſinnreicher Gelehrter giebt in irgend einem Buche den Rath, daß man ſich bemühen möge in der fremden Sprache, die man raſch erlernen will, zu denken. Der Rath iſt vortrefflich, ſeine Ausführung aber nicht ohne Gefahr. Es gelang mir nämlich ſehr bald, pudeliſch zu denken, ich vertiefte mich aber in dieſe pudeliſchen Gedanken ſo ſehr, daß meine eigentliche Sprachfertigkeit zurückblieb, und ich ſelbſt nicht verſtand was ich dachte. Dieſe nicht verſtandenen Gedanken brachte ich meiſtentheils zu Papier, und ich erſtaune über die Tiefe dieſer Sprache, die ich unter dem Titel „Akanthusblätter" geſammelt, und die ich noch nicht verſtehe.

Ich glaube, daß dieſe kurzen Andeutungen über die Geſchichte meiner Jugendmonate hinreichen dürften, dem Leſer ein deutliches Bild davon zu geben, was ich bin und wie ich es wurde.

Unmöglich kann ich mich aber von der Blüthezeit meines merkwürdigen ereignißreichen Lebens trennen, ohne noch eines Vorfalls zu erwähnen, der gewiſſermaßen meinen Uebertritt in die Jahre der reifern Bildung bezeichnet. Die Katerjugend wird daraus lernen, daß keine Roſe ohne Dornen iſt, und daß dem mächtig emporſtrebenden Geiſte manches Hinderniß gelegt, mancher Stein des Anſtoßes in den Weg geworfen wird, an dem er ſich die Pfoten wund ſtoßen muß. — Und der Schmerz ſolcher Wunden iſt empfindlich, ſehr empfindlich! —

Gewiß haſt du mich, geliebter Leſer, beinahe beneidet um meine glückliche Jugendzeit, um den günſtigen Stern der über mich wachte! — In Dürftigkeit von vornehmen aber armen Eltern geboren, dem ſchmachvollen Tode nahe, komme ich plötzlich in den Schooß des Ueberfluſſes, in den Peruſchacht der Literatur! — Nichts verſtört meine Bildung, nichts widerſtrebt meinen Neigungen, mit Rieſenſchritten gehe ich der Vollkommenheit entgegen, die mich hoch erhebt über meine Zeit. Da hält mich plötzlich der Zollverwalter an, und fordert den Tribut, dem Alles hienieden unterworfen!

Wer hätte denken ſollen, daß unter den Banden der ſüßeſten, innigſten Freundſchaft die Dornen verborgen, die mich ritzen, verwunden, blutig verwunden mußten!

Jeder, der ein gefühlvolles Herz im Buſen trägt, wie ich, wird aus dem, was ich über mein Verhältniß mit dem Pudel Ponto geſagt, ſehr leicht entnehmen können, was der Theure mir war, und doch mußte er es ſeyn, der den erſten Anlaß gab zu der Cataſtrophe, die mich gänzlich verderben konnte, hätte der Geiſt meines großen Ahnherrn nicht über mich gewacht. — Ja mein Leſer! ich hatte einen Ahnherrn, einen Ahnherrn, ohne den ich gewiſſermaßen gar nicht exiſtiren würde — einen großen vortrefflichen Ahnherrn, einen Mann von Stande, Anſehen, Vermögen, ausgebreiteter Wiſſenſchaft, mit einer vortrefflichen Sorte Tugend, mit der feinſten Menſchenliebe begabt, einen Mann von Eleganz und Geſchmack, nach dem neueſten Geſchmack — einen Mann der — doch dies Alles jetzt nur beiläufig geſagt, künftig mehr von dem Würdigen, der niemand anders war, als der weltberühmte Premier-Miniſter Hinz von Hinzenfeldt, der der Welt ſo theuer, ſo über Alles werth worden unter dem Namen des geſtiefelten Katers. —

Wie geſagt, künftig mehr von dem edelſten der Kater! —

Konnt' es anders ſeyn; mußt' ich, als ich mich im Pudeliſchen leicht und zierlich auszudrücken vermochte, mit meinem Freunde Ponto nicht davon reden, was mir das Höchſte im Leben war, nämlich von mir ſelbſt und von meinen Werken? So kam es, daß er mit meinen beſondern Geiſtesgaben, mit meiner Genialität, mit meinem Talent bekannt wurde, und hier entdeckte ich zu meinem nicht geringen Leid, daß ein unüberwindlicher Leichtſinn, ja ein gewiſſer Uebermuth, es dem jungen Ponto unmöglich machte, in den Künſten und Wiſſenſchaften etwas zu thun. Statt in Erſtaunen zu gerathen über meine Kenntniß, verſicherte er, daß es gar nicht zu begreifen, wie ich darauf fallen können, mich mit derlei Dingen abzugeben, und daß er ſeinerſeits, was Künſte betreffe, ſich lediglich darauf beſchränke, über den Stock zu ſpringen, und ſeines Herrn Mütze aus dem Waſſer zu apportiren, die Wiſſenſchaften anlangend, er aber der Meinung ſey, daß Leute, wie ich und er, ſich nur den Magen dabei verdürben, und allen Appetit gänzlich verlören.

Bei einem ſolchen Geſpräch, in dem ich mich mühte, meinen jungen leichtſinnigen Freund eines Beſſern zu belehren, geſchah das Entſetzliche. Denn ehe ich mir's verſah, ſprang —

(Mak. Bl.) — Und immer werden Sie, erwiederte die Benzon, mit dieſer phantaſtiſchen Ueberſpanntheit, mit dieſer Herz zerſchneidenden Ironie nichts anſtiften als Unruhe — Verwirrung — völlige Diſſonanz aller conventionellen Verhältniſſe, wie ſie nun einmal beſtehen.

O wundervoller Kapellmeiſter, rief Johannes Kreisler lachend, der ſolcher Diſſonanzen mächtig!

Seyn Sie ernſt, fuhr die Räthin fort, ſeyn Sie ernſt, Sie entkommen mir nicht durch bittern Scherz! Ich halte Sie feſt, lieber Johannes! — Ja, ſo will ich Sie nennen, mit dem ſanften Namen Johannes, damit ich wenigſtens hoffen darf, daß hinter der Satyrmaske am Ende ein ſanftes weiches Gemüth verborgen. Und dann! — nimmermehr werde ich mich davon überzeugen, daß der bizarre Name: Kreisler, nicht eingeſchwärzt, nicht einem ganz andern Familien-Namen untergeſchoben ſeyn ſollte! —

Räthin, ſprach Kreisler, indem ſein ganzes Geſicht in einem ſeltſamen Muskelſpiel an tauſend Falten und Furchen vibrirte, theuerſte Räthin, was haben Sie gegen meinen ehrlichen Namen? — Vielleicht führte ich ſonſt einen andern, aber das iſt lange her, und mir geht es ſo wie dem Rathgeber in Tieck's Blaubart, der da ſagt: Ich hatte ſonſt einmal einen ganz vortrefflichen Namen, durch die Länge der Zeit hab' ich ihn faſt vergeſſen, ich kann mich nur noch dunkel daran erinnern. —

Beſinnen Sie ſich Johannes! rief die Räthin, ihn mit leuchtenden Blicken durchbohrend, der halbvergeſſene Name kommt Ihnen gewiß wieder in den Gedanken.

Durchaus nicht, Theuerſte, erwiederte Kreisler, es iſt unmöglich, und ich vermuthe beinahe, daß die dunkle Erinnerung, wie ich ſonſt, was eben meine äußere Geſtalt Rückſichts des Namens als Lebenspaſſeport betrifft, anders geſtaltet, aus der angenehmen Zeit herrührt, da ich eigentlich noch gar nicht geboren. — Erzeigen Sie mir die Güte, Verehrungswürdigſte, betrachten Sie meinen ſchlichten Namen im gehörigen Licht, und Sie werden ihn, was Zeichnung, Colorit und Phyſiognomie betrifft, allerliebſt finden! Noch mehr! ſtülpen Sie ihn um, ſeciren Sie ihn mit dem grammatiſchen Anatomirmeſſer, immer herrlicher wird ſich ſein innerer Gehalt zeigen. Es iſt ganz unmöglich, Vortreffliche! daß Sie meines Namens Abſtammung in dem Worte Kraus finden, und mich, nach der Analogie des Wortes Haarkräusler, für einen Tonkräusler, oder gar für einen Kräusler überhaupt halten können, da ich mich alsdann eben Kräusler ſchreiben müßte. Sie können nicht wegkommen von dem Worte Kreis, und der Himmel gebe, daß Sie denn gleich an die wunderbaren Kreiſe denken mögen, in denen ſich unſer ganzes Seyn bewegt, und aus denen wir nicht herauskommen können, wir mögen es anſtellen, wie wir wollen. In dieſen Kreiſen kreiſelt ſich der Kreisler, und wohl mag es ſeyn, daß er oft, ermüdet von den Sprüngen des St. Veits Tanzes, zu dem er gezwungen, rechtend mit der dunklen unerforſchlichen Macht, die jene Kreiſe umſchrieb, ſich mehr als es einem Magen, der ohnedies nur ſchwächlicher Conſtitution, zuſagt, hinausſehnt in's Freie. Und der tiefe Schmerz dieſer Sehnſucht mag nun wieder eben jene Ironie ſeyn, die Sie Verehrte! ſo bitter tadeln, nicht beachtend, daß die kräftige Mutter einen Sohn gebar, der in das Leben eintritt, wie ein gebietender König. Ich meine den Humor, der nichts gemein hat mit ſeinem ungerathenen Stiefbruder, dem Spott! — Ja, ſprach die Räthin, eben dieſer Humor, dieſer Wechſelbalg einer ausſchweifenden grillenhaften Phantaſie, ohne Geſtalt, ohne Farbe, von dem ihr harten Männerſeelen ſelbſt nicht wißt, für wen ihr ihn ausgeben ſollt nach Stand und Würden, eben dieſer iſt es, den ihr uns gern als etwas Großes, Herrliches unterſchieben möchtet, wenn ihr Alles, was uns lieb und werth, im bittern Hohn zu vernichten trachtet. — Wiſſen Sie wohl Kreisler! daß Prinzeſſin Hedwiga noch jetzt ganz außer ſich iſt über Ihre Erſcheinung, über Ihr Betragen im Park? Reizbar wie ſie iſt, verwundet ſie jeder Scherz, in dem ſie nur die leiſeſte Verſpottung ihrer Perſönlichkeit findet, überdies aber beliebten Sie, lieber Johannes, ſich ihr als ein vollkommen Wahnſinniger darzuſtellen, und ihr ſo ein Entſetzen zu erregen, das ſie hätte auf das Krankenlager werfen können. Iſt das zu entſchuldigen?

Eben ſo wenig, erwiederte Kreisler, als wenn ein Prinzeßlein es unternimmt, in dem offnen Park ihres Herrn Papas einem Fremden von honnetem Anſehen, der ihr zufällig begegnet, durch ihre kleine Perſon imponiren zu wollen.

Dem ſey wie ihm wolle, fuhr die Räthin fort, genug, Ihre abentheuerliche Erſcheinung in unſerm Park hätte böſe Folgen haben können. Daß ſie abgewandt, daß die Prinzeſſin wenigſtens ſich an den Gedanken gewöhnt, Sie wieder zu ſehen, Alles das haben wir meiner Julia zu verdanken. Sie allein nimmt Sie in Schutz, indem ſie in Allem, was Sie begonnen, was Sie geſprochen, nur den Erguß einer überſpannten Laune findet, wie ſie oft einem tief verletzten oder zu reizbaren Gemüth eigen. Mit einem Wort, Julia, die erſt vor kurzer Zeit Shakſpears: „Wie es Euch gefällt,“ kennen gelernt, hat Sie gerade mit dem melancholiſchen Monſieur Jacques verglichen.

O du ahnendes Himmelskind, rief Kreisler, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

Ueberdies, ſprach die Benzon weiter, hat meine Julia in Ihnen, als Sie auf der Guitarre phantaſirten und, wie ſie erzählt, dazwiſchen ſangen und ſprachen, den ſublimen Muſiker und Componiſten erkannt. Sie meint, in dem Augenblick ſey ihr ein ganz beſonderer Geiſt der Muſik aufgegangen, ſie habe, wie von unſichtbarer Macht dazu gezwungen, ſingen und ſpielen müſſen, und das ſey ihr gar anders geglückt, als ſonſt jemals. — Erfahren Sie es nur, Julia konnte ſich gar nicht darein finden, daß ſie den ſeltſamen Mann nicht wiederſehen, daß er ihr nur wie ein anmuthig wunderlicher, muſikaliſcher Spuk erſchienen ſeyn ſolle; wogegen die Prinzeſſin mit aller ihr eignen Heftigkeit behauptete, daß ein zweiter Beſuch des geſpenſtiſchen Wahnſinnigen ihr den Tod geben würde. Da die Mädchen ſonſt ein Herz und eine Seele, und niemals eine Entzweiung unter ihnen ſtattgefunden hat, ſo konnt' ich mit vollem Recht behaupten, daß ſich jene Szene aus früher Kindheit umgekehrt wiederhole, als Julia einen etwas bizarren Skaramuz, der ihr einbeſcheert worden, durchaus in den Kamin werfen wollte, die Prinzeſſin hingegen ihn in Schutz nahm und für ihren Liebling erklärte.

Ich laſſe mich, fiel Kreisler der Benzon laut lachend in die Rede, ich laſſe mich, ein zweiter Skaramuz, von der Prinzeſſin in den Kamin werfen, und vertraue der ſüßen Huld der holden Julia. — Sie müſſen, fuhr die Benzon fort, die Erinnerung an den Skaramuz für einen humoriſtiſchen Einfall halten, und dieſen können Sie Ihrer eignen Theorie gemäß, nicht übel deuten. Uebrigens mögen Sie es ſich wohl vorſtellen, daß ich in der Schilderung, die die Mädchen mir von Ihrer Erſcheinung, von dem ganzen Vorfall im Park machten, Sie augenblicklich wieder erkannte, und daß es Juliens Sehnſucht, Sie wieder zu ſehen, gar nicht bedurfte; ohnedies hätte ich in dem nächſten Augenblick alle Leute, die mir zu Gebote ſtanden, in Bewegung geſetzt, den ganzen Park, ganz Sieghartsweiler durchſuchen laſſen, um Sie, der mir bei kurzer Bekanntſchaft ſo werth geworden, wiederzufinden. Alle Nachforſchungen blieben vergebens, ich glaubte Sie verloren, um ſo mehr mußte ich erſtaunen, als Sie heute Morgen bei mir eintraten. Julia iſt bei der Prinzeſſin, welch' ein Zwieſpalt der verſchiedenſten Empfindungen würde ſich erheben, wenn die Mädchen in dieſem Augenblick Ihre Ankunft erführen. — Was Sie, den ich als wohlbeſtallten Kapellmeiſter an dem Hofe des Großherzogs glaubte, ſo plötzlich herbringt, darüber verlange ich nur dann Aufſchluß, wenn es Ihnen recht und gemüthlich ſeyn wird, mir darüber etwas zu ſagen.

Kreisler war, als die Räthin dies Alles ſprach, in tiefes Nachdenken verſunken. Er ſtarrte zur Erde nieder, und fingerte an der Stirne, wie einer, der ſich auf etwas Vergeſſenes zu beſinnen trachtet.

Ach, begann er, als die Räthin ſchwieg, ach, das iſt eine ſehr alberne Geſchichte, kaum des Erzählens werth. Doch ſo viel iſt gewiß, daß das, was die kleine Prinzeſſin für die wirren Reden eines Wahnwitzigen zu halten geruht hat, in der Wahrheit begründet iſt. In der That befand ich mich damals, als ich das Unglück hatte die kleine Reizbare im Park zu erſchrecken, auf einer Viſitenfahrt, denn ich kam eben von einer Viſite, die ich Niemandem anders abſtattete, als dem Durchlauchtigſten Großherzoge ſelbſt, und hier in Sieghartsweiler wollte ich nun ja eben mit den außerordentlichen angenehmſten Viſiten continuiren.

O Kreisler, rief die Räthin, ein wenig lächelnd, niemals lachte ſie ſtark und laut, o Kreisler, das iſt gewiß wieder irgend ein bizarrer Einfall, dem Sie freien Lauf geſtattet. Irre ich nicht, ſo liegt die Reſidenz wenigſtens dreißig Stunden entfernt von Sieghartsweiler?

So iſt es, erwiederte Kreisler, aber man wandelt in einem Garten, der mir in ſolch großem Styl angelegt ſcheint, daß ſelbſt ein Le Notre darüber erſtaunen müßte. Statuiren Sie nun Verehrte!

nicht meine Viſitenfahrt, ſo mögen Sie bedenken, daß ein empfindſamer Kapellmeiſter, Stimme in Kehle und Bruſt, Guitarre in der Hand, luſtwandelnd durch duftende Wälder, über friſch grünende Wieſen, über wild gethürmtes Steingeklüft, über ſchmale Stege, unter denen die Waldbäche ſchäumend fortbrauſen, ja, daß ein ſolcher Kapellmeiſter als Soloſänger einſtimmend in die Chöre, die überall ihn umtönen, ſehr leicht hineingerathen kann in einzelne Partien des Gartens, abſichtslos, ohne es zu wollen. So mag ich hineingerathen ſeyn in den fürſtlichen Park zu Sieghartshof, der nichts iſt, als eine etwas kleinliche Partie in dem großen Park, den die Natur anlegte. — Doch nein, es iſt dem nicht ſo! — Als Sie vorhin davon ſprachen, wie ein ganzes luſtiges Jägervolk aufgeboten worden, mich einzufangen als jagdbares Wild, das ſich verlaufen, gewann ich erſt die innere feſte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit meines Hierſeyns. Eine Nothwendigkeit, die mich, hätte ich auch meinen irren Lauf fortſetzen wollen, in's Garn treiben mußte. — Sie erwähnten gütig, daß meine Bekanntſchaft Ihnen werth geworden, mußten mir dabei nicht jene verhängnißvollen Tage der Verwirrung, der allgemeinen Noth, einfallen, in denen uns das Schickſal zuſammen führte? Sie fanden mich damals hin und her ſchwankend, unfähig einen Entſchluß zu faſſen, zerriſſen im innerſten Gemüth. Sie nahmen mich auf mit freundlicher Geſinnung, und indem Sie, mir den klaren wolkenloſen Himmel einer ruhigen in ſich abgeſchloſſenen Weiblichkeit aufthuend, mich zu tröſten gedachten, tadelten und verziehen Sie zugleich die tolle Ausgelaſſenheit meines Treibens, welches Sie durch den Drang der Umſtände herbeigeführter troſtloſer Verzweiflung zuſchrieben. Sie entzogen mich einer Umgebung, die ich ſelbſt für zweideutig anerkennen mußte, Ihr Haus wurde das friedliche freundliche Aſyl, in dem ich, Ihren ſtillen Schmerz ehrend, den meinigen vergaß. Ihre Geſpräche voll Heiterkeit und Milde wirkten als wohlthuende Arznei, ohne daß Sie meine Krankheit kannten. Nicht die bedrohlichen Ereigniſſe, die meine Stellung im Leben vernichten konnten, waren es, die ſo feindlich auf mich wirkten. Längſt hatte ich gewünſcht, Verhältniſſe aufzugeben, die mich drückten und ängſtigten, und nicht zürnen konnte ich auf das Schickſal, welches das bewirkte, was auszuführen ich ſelbſt ſo lange nicht Muth und Kraft genug gehabt hatte. Nein! — Als ich mich frei fühlte, da erfaßte mich jene unbeſchreibliche Unruhe, die, ſeit meinen frühen Jugendjahren, ſo oft mich mit mir ſelbſt entzweit hat. Nicht die Sehnſucht iſt es, die, wie jener tiefe Dichter ſo herrlich ſagt, aus dem höheren Leben entſprungen, ewig währt, weil ſie ewig nicht erfüllt wird, weder getäuſcht noch hintergangen, ſondern nur nicht erfüllt, damit ſie nicht ſterbe; nein — ein wüſtes wahnſinniges Verlangen bricht oft hervor nach einem Etwas, das ich in raſtloſem Treiben außer mir ſelbſt ſuche, da es doch in meinem eignen Innern verborgen, ein dunkles Geheimniß, ein wirrer räthſelhafter Traum von einem Paradies der höchſten Befriedigung, das ſelbſt der Traum nicht zu nennen, nur zu ahnen vermag, und dieſe Ahnung ängſtigt mich mit den Qualen des Tantalus. Dies Gefühl bemeiſterte ſich ſchon, als ich noch ein Kind, meiner oft ſo plötzlich, daß ich mitten aus dem frohſten Spiel mit meinen Cameraden davon lief in den Wald, auf den Berg, dort mich niederwarf zur Erde und troſtlos weinte und ſchluchzte, unerachtet ich eben der tollſte ausgelaſſenſte von Allen geweſen. Später lernte ich mich ſelbſt mehr bekämpfen, aber nicht auszuſprechen vermag ich die Marter meines Zuſtandes, wenn in der heiterſten Umgebung gemüthlicher wohlwollender Freunde, bei irgend einem Kunſtgenuß, ja ſelbſt in den Momenten, wenn meine Eitelkeit in Anſpruch genommen wurde auf dieſe jene Weiſe, ja! wenn mir dann plötzlich alles elend, nichtig, farblos, todt erſchien, und ich mich verſetzt fühlte in eine troſtloſe Einöde. Nur einen Engel des Lichts giebt es, der Macht hat über den böſen Dämon. Es iſt der Geiſt der Tonkunſt, der oft aus mir ſelbſt ſich ſiegreich erhebt, und vor deſſen mächtiger Stimme alle Schmerzen irdiſcher Bedrängniß verſtummen. —

Immer, nahm die Räthin das Wort, immer habe ich geglaubt, daß die Muſik auf Sie zu ſtark, mithin verderblich wirke; denn indem bei der Aufführung irgend eines vortrefflichen Werks Ihr ganzes Weſen durchdrungen ſchien, veränderten ſich alle Züge Ihres Geſichts. Sie erblaßten, Sie waren keines Wortes mächtig, Sie hatten nur Seufzer und Thränen, und fielen dann her mit dem bitterſten Spott, mit tief verletzendem Hohn, über jeden, der auch nur ein Wort über das Werk des Meiſters ſagen wollte. — Ja wenn —

O beſte Räthin, fiel Kreisler der Benzon in's Wort, indem er, ſo ernſt und tiefbewegt er zuvor geſprochen, plötzlich den beſondern Ton der Ironie wieder aufnahm, der ihm eigen, o beſte Räthin, das iſt nun Alles anders geworden. Sie glauben gar nicht, Verehrte, was ich an dem Großherzoglichen Hofe artig und geſcheut geworden bin. Ich kann mit der größten Seelenruhe und Gemüthlichkeit zum Don Juan und zur Armida den Takt ſchlagen, ich kann der erſten Sängerin freundlich zuwinken, wenn ſie in der merkwürdigſten Cadenz auf den Sproſſen der Tonleiter herumhopſt, ich kann, wenn der Hofmarſchall nach Haydn's Jahreszeiten mir zuflüſtert: C'étoit bien ennuyant, mon cher maître de chapelle, lächelnd mit dem Kopfe nicken, und eine bedeutungsvolle Priſe nehmen, ja ich kann es geduldig anhören, wenn der kunſtverſtändige Kammer- und Spektakelherr mir weitläuftig demonſtrirt, daß Mozart und Beethoven den Teufel was von Geſang verſtünden, und daß Roſſini, Pucitta und wie die Männerchen alle heißen mögen, ſich à la hauteur aller Opernmuſik geſchwungen. — Ja Verehrte, Sie glauben nicht, was ich während meiner Kapellmeiſterſchaft profitirt, vorzüglich aber die ſchöne Ueberzeugung, wie gut es iſt, wenn Künſtler förmlich in Dienſt treten, der Teufel und ſeine Großmutter könnte es ſonſt mit dem ſtolzen übermüthigen Volke aushalten. Laßt den braven Componiſten Kapellmeiſter oder Muſikdirektor werden, den Dichter Hofpoet, den Maler Hofportraitiſten, den Bildhauer Hofportaitmeißler und Ihr habt bald keine unnütze Phantaſten mehr im Lande, vielmehr lauter nützliche Bürger von guter Erziehung und milden Sitten! —

Still ſtill, rief die Räthin unmuthig, halten Sie ein, Kreisler, Ihr Steckenpferd fängt wieder an ſich zu bäumen, nach gewöhnlicher Art und Weiſe. Uebrigens merke ich Unrath, und wünſche jetzt in der That recht ſehnlich zu wiſſen, welch' ein ſchlimmes Ereigniß Sie zur ſchnellen übereilten Flucht aus der Reſidenz nöthigte. Denn auf eine ſolche Flucht deuten alle Umſtände Ihrer Erſcheinung im Park.

Und ich, ſprach Kreisler ruhig, indem er ſeinen Blick feſt auf die Räthin heftete, und ich kann verſichern, daß das ſchlimme Ereigniß, welches mich forttrieb aus der Reſidenz, unabhängig von allen äußern Dingen, nur in mir ſelbſt lag.

Eben jene Unruhe, von der ich vorhin vielleicht mehr und ernſter ſprach, als gerade nöthig, überfiel mich mit ſtärkerer Macht als jemals, es war meines Bleibens nicht länger. — Sie wiſſen, wie ich mich auf meine Kapellmeiſterſchaft bei dem Großherzog freute. Thörigter Weiſe glaubte ich, daß, in der Kunſt lebend, meine Stellung eben mich ganz beſchwichtigen, daß der Dämon in meinem Innern beſiegt werden würde. Aus dem Wenigen, was ich erſt über meine Bildung am Großherzoglichen Hofe angebracht, werden Sie, Verehrte, aber entnehmen, wie ſehr ich mich täuſchte. Erlaſſen Sie mir die Schilderung, wie ich durch fade Spielerei mit der heiligen Kunſt, zu der ich nothgedrungen die Hand bieten mußte, durch die Albernheiten ſeelenloſer Kunſtpfuſcher, abgeſchmackter Dilettanten, durch das ganze tolle Treiben einer Welt voll Kunſt-Gliederpuppen, immer mehr und mehr dahin gebracht wurde, die erbärmliche Nichtswürdigkeit meiner Exiſtenz einzuſehen. An einem Morgen mußt' ich zum Großherzog, um meine Einwirkung bei den Feſtlichkeiten, die in den nächſten Tagen ſtattfinden ſollten, zu erfahren. Der Spektakelherr war, wie natürlich, zugegen, und ſtürmte auf mich ein mit allerlei ſinn- und geſchmackloſen Anordnungen, denen ich mich fügen ſollte. Vorzüglich war es ein von ihm ſelbſt verfaßter Prolog, den er, als höchſte Spitze der Theaterfeſte, von mir komponirt verlangte. Da diesmal, ſo ſprach er zum Fürſten, einen ſtechenden Seitenblick auf mich werfend, nicht von gelehrter deutſcher Muſik, ſondern von geſchmackvollem italieniſchen Geſange die Rede ſeyn ſolle, ſo habe er ſelbſt einige zarte Melodien aufgeſetzt, die ich gehörig anzubringen. Der Großherzog genehmigte nicht nur Alles, ſondern nahm auch Gelegenheit, mir überhaupt anzudeuten, daß er meine fernere Ausbildung durch eifriges Studium der neuern Italiener hoffe und erwarte. — Wie ich ſo erbärmlich da ſtand! — ich verachtete mich ſelbſt tief — alle Demüthigungen erſchienen mir gerechte Strafe für meinen kindiſchen aberwitzigen Langmuth! — Ich verließ das Schloß, um nie wieder zurückzukehren. Noch denſelben Abend wollte ich meine Entlaſſung fordern, aber ſelbſt dieſer Entſchluß konnte mich nicht über mich ſelbſt beruhigen, da ich mich ſchon durch einen geheimen Oſtrazismus verbannt ſah. Die Guitarre, die ich zu anderm Behuf mitgenommen, nahm ich aus dem Wagen, den ich, vor's Thor gekommen, fortſchickte, und lief hinaus in's Freie, unaufhaltſam fort, immer weiter fort! — Schon ſank die Sonne, immer breiter und ſchwärzer wurden die Schatten der Berge, des Waldes. Unerträglich, ja vernichtend, war mir der Gedanke, zurückzukehren nach der Reſidenz — Welche Macht zwingt mich zum Rückweg, ſo rief ich laut. Ich wußte, daß ich mich auf dem Wege nach Sieghartsweiler befand, ich gedachte meines alten Meiſters

Abraham, von dem ich Tages zuvor einen Brief erhalten, worin er, meine Lage in der Reſidenz ahnend, mich wegwünſchte von dort, mich zu ſich einlud. —

Wie, unterbrach die Räthin den Kapellmeiſter, wie, Sie kennen den wunderlichen Alten?

Meiſter Abraham, fuhr Kreisler fort, war der innigſte Freund meines Vaters, mein Lehrer, zum Theil mein Erzieher! — Nun, Verehrte, wiſſen Sie ausführlich, wie ich in den Park des wackern Fürſten Irenäus kam, und werden nicht mehr daran zweifeln, daß ich, kommt es darauf an, im Stande bin, ruhig, mit erforderlicher hiſtoriſcher Genauigkeit, und ſo angenehm zu erzählen, daß mir ſelbſt davor graut. Ueberhaupt kommt mir die ganze Geſchichte meiner Flucht aus der Reſidenz, wie geſagt, ſo albern vor, und von ſolch' allen Geiſt zerſtörender Nüchternheit, daß man ſelbſt nicht davon ſprechen kann, ohne in erkleckliche Schwachheit zu verfallen. — Möchten Sie, Theure, aber die ſeichte Begebenheit als krampfſtillendes Waſſer der erſchrockenen Prinzeſſin beibringen, damit ſie ſich beruhige, und daran denken, daß ein ehrlicher deutſcher Muſikus, den, als er gerade ſeidene Strümpfe angezogen, und ſich in einem ſaubern Kutſchkaſten vornehm gebehrdete, Roſſini und Pucitta und Paveſi und Fioravanti und Gott weiß welche andere inis und ittas, in die Flucht ſchlugen, ſich unmöglich ſehr geſcheut betragen kann. Verzeihung iſt zu hoffen, will ich hoffen! — Als poetiſchen Nachklang des langweiligen Abentheuers vernehmen Sie aber, beſte Räthin, daß in dem Augenblick, da ich, gepeitſcht von meinem Dämon, fortrennen wollte, mich der ſüßeſte Zauber feſt bannte. Schadenfroh trachtete der Dämon eben das tiefſte Geheimniß meiner Bruſt zu Schanden zu machen, da rührte der mächtige Geiſt der Tonkunſt die Schwingen, und vor dem melodiſchen Rauſchen erwachte der Troſt, die Hoffnung, ja ſelbſt die Sehnſucht, die die unvergängliche Liebe ſelbſt iſt und das Entzücken ewiger Jugend. — Julia ſang! —

Kreisler ſchwieg. Die Benzon horchte auf, geſpannt auf das, was nun nachfolgen würde. Da der Kapellmeiſter ſich in ſtumme Gedanken zu verlieren ſchien, fragte ſie mit kalter Freundlichkeit: Sie finden den Geſang meiner Tochter in der That angenehm, lieber Johannes?

Kreisler fuhr heftig auf, das, was er ſagen wollte, erſtickte aber ein Seufzer aus der tiefſten Bruſt.

Nun, fuhr die Räthin fort, das iſt mir recht lieb. Julia kann von Ihnen, lieber Kreisler, was den wahren Geſang betrifft, recht viel lernen, denn, daß Sie hier bleiben, ſehe ich nun als eine ausgemachte Sache an.

Verehrteſte, begann Kreisler, aber in dem Augenblick öffnete ſich die Thüre und Julia trat herein.

Als ſie den Kapellmeiſter gewahrte, verklärte ihr holdes Antlitz ein ſüßes Lächeln, und ein leiſes: Ach! hauchte von ihren Lippen.

Die Benzon ſtand auf, nahm den Kapellmeiſter bei der Hand, und führte ihn Julien entgegen, indem ſie ſprach: Nun mein Kind, da iſt der ſeltſame — —

(M. f. f.) — der junge Ponto los auf mein neueſtes Manuſkript, das neben mir lag, faßte es, ehe ich's verhindern konnte, zwiſchen die Zähne, und rannte damit ſpornſtreichs auf und davon. Er ſtieß dabei ein ſchadenfrohes Gelächter aus, und ſchon dies hätte mich vermuthen laſſen ſollen, daß nicht bloßer jugendlicher Muthwille ihn zur böſen That ſpornte, ſondern daß noch etwas mehr im Spiele war. Bald wurde ich darüber aufgeklärt.

Nach ein paar Tagen trat der Mann, bei dem der junge Ponto in Dienſten, hinein zu meinem Meiſter. Es war, wie ich nachher erfahren, Herr Lothario, Profeſſor der Aeſthetik am Gymnaſio zu Sieghartsweiler. — Nach gewöhnlicher Begrüßung ſchaute der Profeſſor im Zimmer umher, und ſprach, als er mich erblickte: wolltet Ihr nicht, lieber Meiſter, den Kleinen dort aus der Stube entfernen? Warum, fragte der Meiſter, warum? — Ihr konntet doch ſonſt die Katzen leiden, Profeſſor, und vorzüglich meinen Liebling, den zierlichen, geſcheuten Kater Murr! — Ja, ſprach der Profeſſor, indem er höhniſch lachte, ja, zierlich und geſcheut, das iſt wahr! — Aber thut mir den Gefallen, Meiſter, und entfernt Euern Liebling, denn ich habe Dinge mit Euch zu reden, die er durchaus nicht hören darf. Wer? rief Meiſter Abraham, indem er den Profeſſor anſtarrte. Nun, fuhr dieſer fort, Euer Kater. Ich bitte Euch, fragt nicht weiter, ſondern thut, warum ich Euch bitte. „Das iſt doch ſeltſam," ſprach der Meiſter, indem er die Thüre des Kabinets öffnete, und mich hineinrief. Ich folgte ſeinem Ruf, ohne daß er es gewahrte, ſchlüpfte ich aber wieder hinein, und verbarg mich im unterſten Fach des Bücherſchranks, ſo daß ich unbemerkt das Zimmer überſehen, und jedes Wort, was geſprochen wurde, vernehmen konnte.

Nun möchte ich, ſprach Meiſter Abraham, indem er ſich dem Profeſſor gegenüber in ſeinen Lehnſtuhl ſetzte, nun möchte ich doch in aller Welt wiſſen, welch' ein Geheimniß Ihr mir zu entdecken habt, das meinem ehrlichen Kater Murr verſchwiegen bleiben ſoll.

Sagt mir, begann der Profeſſor ſehr ernſt und nachdenklich, ſagt mir zuvörderſt, lieber Meiſter, was haltet Ihr von dem Grundſatz, daß, nur körperliche Geſundheit vorausgeſetzt, ſonſt ohne Rückſicht auf angeborne geiſtige Fähigkeit, auf Talent, auf Genie, vermöge einer beſonders geregelten Erziehung, aus jedem Kinde in kurzer Zeit, mithin noch in den Knabenjahren, ein Heros in Wiſſenſchaft und Kunſt geſchaffen werden kann?

Ei, erwiederte der Meiſter, was kann ich von dieſem Grundſatz anders halten, als daß er albern und abgeſchmackt iſt. Möglich, ja ſogar leicht mag es ſeyn, daß man einem Kinde, das die Auffaſſungsgabe, wie ſie ungefähr bei den Affen anzutreffen, und ein gutes Gedächtniß beſitzt, eine Menge Dinge ſyſtematiſch eintrichtern kann, die es dann vor den Leuten auskramt; nur muß es dieſem Kinde durchaus an allem natürlichen Ingenium fehlen, da ſonſt der innere beſſere Geiſt der heilloſen Prozedur widerſtrebt. Wer wird aber jemals ſolch' einen einfältigen, mit allerlei verſchluckbaren Brocken des Wiſſens dick gemäſteten, Jungen einen Gelehrten im ächten Sinne des Worts nennen?

Die Welt, rief der Profeſſor heftig, die ganze Welt! — O es iſt entſetzlich! — Aller Glaube an die innere, höhere, angeborne Geiſteskraft, die allein nur den Gelehrten, den Künſtler ſchafft, geht ja über jenen heilloſen, tollen Grundſatz zum Teufel! —

Ereifert Euch nicht, ſprach der Meiſter lächelnd, ſo viel wie ich weiß, iſt bis jetzt in unſerm guten Deutſchland nur ein einziges Produkt jener Erziehungsmethode aufgeſtellt worden, von dem die Welt eine Zeit lang ſprach, und zu ſprechen aufhörte, als ſie einſah, daß das Produkt eben nicht ſonderlich gerathen. Zudem fiel die Blüthezeit jenes Präparats in die Periode, als gerade die Wunderkinder in die Mode gekommen, die, wie ſonſt mühſam abgerichtete Hunde und Affen, gegen ein billiges Entrée ihre Künſte zeigten.

So ſprecht Ihr nun, nahm der Profeſſor das Wort, ſo ſprecht

Ihr nun, Meiſter Abraham, und man würde Euch glauben, kennte man nicht den verborgenen Schalk in Euch, wüßte man nicht, daß Euer ganzes Leben eine Reihe der wunderlichſten Experimente darbietet. Geſteht es nur, Meiſter Abraham, geſteht es nur, Ihr habt ganz im Stillen, im geheimſten Geheim, experimentirt nach jenem Grundſatz, aber überbieten wolltet Ihr den Mann, den Verfertiger jenes Präparats, von dem wir ſprachen. — Ihr wolltet, wart Ihr ganz fertig, hervortreten mit Eurem Zögling, und alle Profeſſoren in der ganzen Welt in Erſtaunen verſetzen und Verzweiflung, Ihr wolltet den ſchönen Grundſatz, non ex quovis ligno fit Mercurius, ganz und gar zu Schanden machen! — Nun! kurz, der quovis iſt da, aber kein Mercurius, ſondern ein Kater! — Was ſagt Ihr, rief der Meiſter, indem er laut auflachte, was ſagt Ihr, ein Kater?

Leugnet es nur nicht, fuhr der Profeſſor fort, leugnet es nur nicht, an dem Kleinen dort in der Kammer habt Ihr jene abſtrakte Erziehungsmethode verſucht, Ihr habt ihn leſen, ſchreiben gelehrt, Ihr habt ihm die Wiſſenſchaften beigebracht, ſo daß er ſich ſchon jetzt unterfängt den Autor zu ſpielen, ja ſogar Verſe zu machen.

Nun, ſprach der Meiſter, das iſt doch in der That das Tollſte was mir jemals vorgekommen! — Ich meinen Kater erziehen, ich ihm die Wiſſenſchaften beibringen! — Sagt, was für Träume rumoren in Eurem Sinn, Profeſſor? — Ich verſichere Euch, daß ich von meines Katers Bildung nicht das Mindeſte weiß, dieſelbe auch für ganz unmöglich halte.

So? fragte der Profeſſor mit gedehntem Ton, zog ein Heft aus der Taſche, das ich augenblicklich für das mir von dem jungen Ponto geraubte Manuſkript erkannte, und las:

Sehnſucht nach dem Höheren.

Ha welch' Gefühl, das meine Bruſt beweget,
Was ſagt dies Unruh — Ahnungsvolle Beben,
Will ſich zum kühnen Sprung der Geiſt erheben,
Vom Sporn des mächt'gen Genius erreget?

Was iſt es, was der Sinn im Sinne träget,
Was will dem Liebesdrang-erfüllten Leben
Dies raſtlos brennend feurig ſüße Streben,
Was iſt es, das im bangen Herzen ſchläget?

Entrückt werd' ich nach fernen Zauberlanden,
Kein Wort, kein Laut, die Zunge iſt gebunden,
Ein ſehnlich Hoffen weht mit Frühlingsfriſche,

Befreit mich bald von drückend ſchweren Banden.
Erträumt, erſpürt, im grünſten Laub' gefunden!
Hinauf mein Herz! beim Fittig *ihn* erwiſche!

Ich hoffe, daß jeder meiner gütigen Leſer die Muſterhaftigkeit dieſes herrlichen Sonnetts, das aus der tiefſten Tiefe meines Gemüths hervorfloß, einſehen, und mich um ſo mehr bewundern wird, wenn ich verſichere, daß es zu den erſten gehört, die ich überhaupt verfertigt habe. Der Profeſſor las es aber, in ſeiner Bosheit, ſo ohne allen Nachdruck, ſo abſcheulich vor, daß ich mich kaum ſelbſt erkannte, und daß ich von plötzlichem Jähzorn, wie er jungen Dichtern wohl eigen, übermannt, im Begriff war, aus meinem Schlupfwinkel hervor dem Profeſſor in's Geſicht zu ſpringen, und ihn die Schärfe meiner Krallen fühlen zu laſſen. Der kluge Gedanke, daß ich doch, wenn beide, der Meiſter und der Profeſſor, ſich über mich her machten, nothwendig den Kürzern ziehen müſſe, ließ mich meinen Zorn mit Gewalt niederkämpfen, jedoch entfuhr mir unwillkührlich ein knurrendes Miau, das mich unfehlbar verrathen haben würde, hätte der Meiſter nicht, da der Profeſſor mit dem Sonnett fertig, auf's Neue eine dröhnende Lache aufgeſchlagen, die mich beinahe noch mehr kränkte, als des Profeſſors Ungeſchick.

Hoho, rief der Meiſter, wahrhaftig das Sonnett iſt eines Katers vollkommen würdig, aber noch immer verſtehe ich nicht Euern Spaß, Profeſſor, ſagt mir nur lieber geradezu, wo Ihr hinaus wollt.

Der Profeſſor, ohne dem Meiſter zu antworten, blätterte im Manuſkript, und las weiter:

Gloſſe.

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen,
Freundſchaft bleibt für ſich allein,
Liebe kommt uns raſch entgegen,
Aufgeſucht will Freundſchaft ſeyn.

Schmachtend wehe, bange Klagen,
Hör' ich überall ertönen,
Ob den Sinn zum Schmerz gewöhnen,
Ob zur Luſt, ich kann's nicht ſagen,
Möchte oft mich ſelber fragen,
Ob ich träume, ob ich wache.
Dieſem Fühlen, dieſem Regen,
Leih' ihm Herz die rechte Sprache;
Ja im Keller, auf dem Dache,
Liebe ſchwärmt auf allen Wegen!

Doch, es heilen alle Wunden,
Die der Liebesſchmerz geſchlagen
Und in einſam ſtillen Tagen
Mag, von aller Qual entbunden,
Geiſt und Herz wohl bald geſunden,
Art'ger Kätzchen los Gehudel
Darf es auf die Dauer ſeyn?
Nein! — fort aus dem böſen Strudel,
Unterm Ofen mit dem Pudel,
Freundſchaft bleibt für ſich allein!

Wohl ich weiß es —

Nein, unterbrach hier der Meiſter den leſenden Profeſſor, nein, mein Freund, Ihr macht mich in der That ungeduldig. Ihr oder ein anderer Schalk hat ſich den Spaß gemacht, im Geiſt eines Katers, der nun gerade mein guter Murr ſeyn ſoll, Verſe zu machen, und nun foppt Ihr mich den ganzen Morgen damit herum. Der Spaß iſt übrigens nicht übel, und wird vorzüglich dem Kreisler ſehr wohl gefallen, der wohl nicht unterlaſſen dürfte, damit eine kleine Parforcejagd anzuſtellen, in der Ihr am Ende ſelbſt ein gehetztes Wild ſeyn könntet. Aber nun laßt Eure ſinnreiche Einkleidung fahren, und ſagt mir ganz ehrlich und trocken, was es mit Eurem ſeltſamen Spaß eigentlich für eine Bewandniß hat.

Der Profeſſor ſchlug das Manuſkript zuſammen, ſah dem Meiſter ernſt in's Auge, und ſprach dann: dieſe Blätter brachte mir vor einigen Tagen mein Pudel Ponto, der, wie Euch bekannt ſeyn wird, mit Eurem Kater Murr in freundſchaftlichen Verhältniſſen lebt. Zwar trug er das Manuſkript zwiſchen den Zähnen, wie er nun einmal Alles zu tragen gewohnt iſt, indeſſen legte er es mir doch ganz unverkehrt in den Schooß, und gab mir dabei deutlich zu verſtehen, daß er es von keinem andern habe, als von ſeinem Freunde Murr. Als ich nun einen Blick hineinwarf, fiel mir gleich die ganz beſondere, eigenthümliche Handſchrift auf, als ich aber Einiges geleſen, ſtieg in mir, ſelbſt weiß ich nicht, auf welche unbegreifliche Art, der ſeltſame Gedanke auf, Murr könnte das Alles ſelbſt gemacht haben. So ſehr mir die Vernunft, ja eine gewiſſe Lebenserfahrung, der wir alle nicht entgehen können, und die am Ende nun wieder weiter nichts iſt, als die Vernunft, ſo ſehr mir alſo eben dieſe Vernunft ſagt: daß jener Gedanke unſinnig, da Kater weder zu ſchreiben noch Verſe zu machen im Stande, ſo konnte ich ihn doch durchaus nicht los werden. Ich beſchloß Euern Kater zu beobachten, und ſtieg, da ich von meinem Ponto wußte, daß Murr viel auf Eurem Boden hauſire, auf meinen Boden, nahm einige Dachziegel herab, ſo daß ich mir die freie Ausſicht in Eure Dachluken verſchaffte. Was gewahrte ich! — Hört es und erſtaunt! — In dem einſamſten Winkel des Bodens ſitzt Euer Kater! — ſitzt aufgerichtet vor einem kleinen Tiſch, auf dem Schreibzeug und Papier befindlich, ſitzt und reibt ſich bald mit der Pfote Stirn und Nacken, fährt ſich über's Geſicht, tunkt bald die Feder ein, ſchreibt, hört wieder auf, ſchreibt von Neuem, überlieſt das Geſchriebene, knurrt (ich konnte es hören), knurrt und ſpinnt vor lauter Wohlbehagen. — Und um ihn her liegen verſchiedene Bücher, die, nach ihrem Einband, aus Eurer Bibliothek entnommen. —

Das wäre ja der Teufel, rief der Meiſter, nun ſo will ich denn gleich nachſehen, ob mir Bücher fehlen.

Damit ſtand er auf, und trat an den Bücherſchrank. So wie er mich erblickte, prallte er drei Schritte zurück, und blickte mich an voll Erſtaunen. Aber der Profeſſor rief: ſeht Ihr wohl, Meiſter! Ihr denkt, der Kleine ſitzt harmlos in der Kammer, in die Ihr ihn eingeſperrt, und er hat ſich hinein geſchlichen in den Bücherſchrank, um zu ſtudiren, oder noch wahrſcheinlicher, um uns zu belauſchen. Nun hat er Alles gehört was wir geſprochen, und kann ſeine Maaßregeln darnach nehmen. „Kater," begann der Meiſter, indem er fortwährend den Blick voll Erſtaunen auf mir ruhen ließ, „Kater, wenn ich wüßte, daß du, deine ehrliche natürliche Natur ganz und gar verläugnend, dich wirklich darauf verlegteſt, ſolche vertrakte Verſe zu machen, wie ſie der Profeſſor vorgeleſen, wenn ich glauben könnte, daß du wirklich den Wiſſenſchaften nachſtellteſt, ſtatt den Mäuſen, ich glaube, ich könnte dir die Ohren wund zwicken, oder gar —“

Mich überfiel eine ſchreckliche Angſt, ich kniff die Augen zu, und that als ſchliefe ich feſt. —

Aber nein, nein, fuhr der Meiſter fort, ſchaut nur einmal her, Profeſſor, wie mein ehrlicher Kater ſo ſorglos ſchläft, und ſagt ſelbſt, ob er in ſeinem gutmüthigen Antlitz etwas trägt, das auf ſolche geheime wunderbare Schelmereien, wie Ihr ſie ihm Schuld gebt, gedeutet werden könnte — „Murr! — Murr! —“

So rief der Meiſter mich an, und ich unterließ nicht wie gewöhnlich mit meinen Krr — Krr — zu antworten, die Augen aufzuſchlagen, mich zu erheben und einen hohen, ſehr anmuthigen Katzenbuckel zu machen.

Der Profeſſor warf mir, voller Zorn, mein Manuſkript an den Kopf, ich that aber, (die mir angeborne Schlauheit gab es mir ein) als wollte er mit mir ſpielen, und zerrte ſpringend und tänzelnd die Papiere hin und her, ſo daß die Stücke umherflogen.

Nun, ſprach der Meiſter, nun iſt es ausgemacht, daß Ihr ganz Unrecht habt, Profeſſor, und daß Euch Ponto etwas vorlog. Seht nur hin, wie Murr die Gedichte bearbeitet, welcher Dichter würde ſein Manuſkript handhaben auf die Weiſe?

Ich habe Euch gewarnt, Meiſter, thut nun was Ihr wollt, erwiederte der Profeſſor, und verließ das Zimmer.

Nun glaubte ich, der Sturm ſey vorüber, wie ſehr war ich im Irrthum! — Meiſter Abraham hatte ſich, mir zum großen Verdruß, gegen meine wiſſenſchaftliche Bildung erklärt, und dem unerachtet er ſo gethan, als glaube er den Worten des Profeſſors gar nicht, ſo wurde ich doch bald gewahr, daß er mir auf allen Gängen nachſpürte, mir den Gebrauch ſeiner Bibliothek dadurch abſchnitt, daß er den Schrank ſorgfältig verſchloß, und es durchaus nicht mehr leiden wollte, daß ich mich, wie ſonſt, auf ſeinen Schreibtiſch unter die Papiere legte.

So kam Leid und Kümmerniß über meine keimende Jugend! Was kann einem Genie mehr Schmerz verurſachen, als ſich verkannt, ja verſpottet zu ſehen, was kann einen großen Geiſt mehr erbittern, als da auf Hinderniſſe zu ſtoßen, wo er nur allen möglichen Vorſchub erwartete! — Doch, je ſtärker der Druck, deſto gewaltiger die Kraft der Entlaſtung, je ſtraffer der Bogen geſpannt, deſto ſchärfer der Schuß! — War mir die Lektüre verſperrt, ſo arbeitete deſto freier mein eigner Geiſt, und ſchuf aus ſich ſelbſt.

Unmuthig wie ich war, brachte ich in dieſer Periode manche Nächte, manche Tage, in den Kellern des Hauſes zu, wo mehrere Mäuſefallen aufgeſtellt waren, und ſich überdem viele Kater verſchiedenen Alters und Standes verſammelten.

Einem tapfern philoſophiſchen Kopf entgehen überall nicht die geheimſten Beziehungen des Lebens im Leben, und er erkennt, wie ſich eben aus demſelben das Leben geſtaltet in Geſinnung und That. So gingen mir auch in den Kellern die Verhältniſſe der Mäuſefallen und der Katzen in ihrer Wechſelwirkung auf. Es wurde mir, als einem Kater von edlem ächten Sinn, warm um's Herz, wenn ich gewahren mußte, wie jene todten Maſchinen, in ihrem pünktlichen Treiben, eine große Schlaffheit in den Katerjünglingen hervorbrachten. Ich ergriff die Feder und ſchrieb das unſterbliche Werk, deſſen ich ſchon vorhin gedachte, nämlich: „Ueber Mäuſefallen, und deren Einfluß auf Geſinnung und Thatkraft der Katzheit.“ In dieſem Büchlein hielt ich den verweichlichten Katerjünglingen einen Spiegel vor die Augen, in dem ſie ſich ſelbſt erblicken mußten, aller eignen Kraft entſagend, indolent, träge, ruhig es ertragend, daß die ſchnöden Mäuſe nach dem Speck liefen! — Ich rüttelte ſie aus dem Schlafe, mit donnernden Worten. — Nächſt dem Nutzen, den das Werklein ſchaffen mußte, hatte das Schreiben deſſelben auch noch den Vortheil für mich, daß ich ſelbſt indeſſen keine Mäuſe fangen durfte, und auch nachher, da ich ſo kräftig geſprochen, es wohl keinem einfallen konnte, von mir zu verlangen, daß ich ſelbſt ein Beiſpiel des von mir ausgeſprochenen Heroismus im Handeln geben ſolle.

Damit könnte ich nun meine erſte Lebensperiode ſchließen, und zu meinen eigentlichen Jünglingsmonaten, die an das männliche Alter ſtreifen, übergehen; unmöglich kann ich aber den günſtigen Leſern die beiden letzten Strophen der herrlichen Gloſſe vorenthalten, die mein Meiſter nicht hören wollte. Hier ſind ſie:

Wohl, ich weiß es, widerſtehen
Mag man nicht dem ſüßen Reien,
Wenn aus Büſchen duft'ger Roſen
Süße Liebeslaute wehen.

Will das trunkne Aug' dann ſehen,
Wie die Holde kommt' geſprungen,
Die da lauſcht' an Blumenwegen,
Kaum iſt Sehnſucht Ruf erklungen,
Hat ſich ſchnell hinangeſchwungen,
Liebe kommt uns raſch entgegen.

Dieſes Sehnen, dieſes Schmachten
Kann wohl oft den Sinn berücken,
Doch wie lange kann's beglücken,
Dieſes Springen, Rennen, Trachten:
Heiter Freundſchaft Trieb' erwachten,
Strahlten auf bei Heſper's Scheine,
Und den Edlen brav und rein,
Ihn zu finden den ich meine,
Klettr' ich über Mau'r und Zäune,
Aufgeſucht will Freundſchaft ſeyn.

(Mak. Bl.) — — gerade den Abend in ſolch' heitrer gemüthlicher Stimmung, wie man ſie an ihm nicht verſpürt hatte ſeit gar geraumer Zeit. Und dieſe Stimmung war es, die das Unerhörte geſchehen ließ. Denn ohne wild aufzufahren, und davon zu rennen, wie er ſonſt in gleichem Fall wohl zu thun pflegte, hörte er ruhig und ſogar mit gutmüthigem Lächeln den langen und noch langweiligern erſten Akt eines entſetzlichen Trauerſpiels an, den ein junger hoffnungsvoller Lieutenant, mit rothen Wangen und wohlgekräuſeltem Haupthaar, verfaßt hatte und mit aller Prätention des glücklichſten Dichters vortrug. Ja als beſagter Lieutenant, da er geendet, ihn heftig fragte, was er von der Dichtung halte, begnügte er ſich, mit dem mildeſten Ausdruck des innern Ergötzens im ganzen Geſicht, dem jungen Kriegs- und Versheld en zu verſichern, daß der Aushängeakt, das gierigen äſthetiſchen Leckermäulern dargebotene Koſtſtück, in der That herrliche Gedanken enthalte, für deren originelle Genialität ſchon der Umſtand ſpräche, daß auch anerkannt große Dichter wie z. B. Calderon, Shakſpeare und der moderne Schiller darauf gefallen. Der Lieutenant umarmte ihn ſehr, und verrieth mit geheimnißvoller Miene, daß er gedenke, noch denſelben Abend eine ganze Geſellſchaft der auserleſenſten Fräuleins, unter denen ſogar eine Gräfin befindlich, die ſpaniſch leſe, und in Oel male, mit dem vortrefflichſten aller erſten Akte zu beglücken, Auf die Verſicherung, daß er daran ungemein wohl thun werde, lief er voller Enthuſiasmus von dannen.

Ich begreife, ſprach jetzt der kleine Geheime Rath, ich begreife dich heute gar nicht, lieber Johannes, mit deiner unbeſchreiblichen Sanftmuth! — Wie war es dir möglich, das durchaus abgeſchmackte Zeug ſo ruhig, ſo aufmerkſam anzuhören! — Angſt und bange wurde mir, als der Lieutenant uns, die wir unbewacht keine Gefahr ahnten, überfiel, und uns rettungslos eingarnte in die tauſendfältigen Schlingen ſeiner endloſen Verſe! — Ich dachte, jeden Augenblick würdeſt du dazwiſchen fahren, wie du es ſonſt wohl thuſt bei geringerem Anlaß; aber du bleibſt ruhig, ja, dein Blick ſpricht Wohlgefallen aus, und am Ende, nachdem ich für meine Perſon ganz ſchwach und elend worden, fertigſt du den Unglückſeligen ab mit einer Ironie, die er nicht einmal zu faſſen im Stande, und ſagſt ihm wenigſtens nicht zur Warnung für künftige Fälle, daß das Ding viel zu lang ſey, und merklich amputirt werden müſſe.

Ach, erwiederte Kreisler, ach was hätte ich denn ausgerichtet mit dieſem kläglichen Rath! — Kann denn ein prägnanter Dichter wie unſer liebe Lieutenant, wohl mit Nutzen irgend eine Amputation an ſeinen Verſen vornehmen, wachſen ſie ihm nicht nach, unter der Hand? — Und weißt du denn nicht, daß überhaupt die Verſe unſerer jungen Dichter die Reproduktionskraft der Eidechſen beſitzen, denen die Schwänze munter wiederum hervorſchießen, hat man ſie auch an der Wurzel weggeſchnitten! — Wenn du aber meinſt, daß ich des Lieutenants Leſerei ruhig angehört, ſo biſt du in großem Irrthum! — Der Sturm war vorüber, alle Gräſer und Blumen im kleinen Garten erhoben ihre gebeugten Häupter, und ſchlürften begierig den Himmelsnektar ein, der aus den Wolkenſchleiern in einzelnen Tropfen herabfiel. Ich ſtellte mich unter den großen blühenden Apfelbaum, und horchte auf die verhallende Stimme des Donners in den fernen Bergen, die wie eine Weiſſagung von unausſprechlichen Dingen in meiner Seele wiederklang, und ſchaute auf zu dem Blau des Himmels, das wie mit leuchtenden Augen dort und dort durch die fliehenden Wolken blickte! — Aber dazwiſchen rief der Onkel: ich ſolle fein in's Zimmer und mir den neuen geblümten Schlafrock nicht verderben durch ungeziemliche Näſſe, und mir nicht den Schnupfen holen im feuchten Graſe. Und dann war es wieder nicht der Onkel, welchen ſprach, ſondern irgend ein Filou von Papagei oder Staarmatz hinterm Buſch oder im Buſch, oder Gott weiß wo ſonſt, machte ſich den unnützen Spaß, mich damit zu necken, daß er mir allerlei köſtliche Gedanken aus dem Shakſpeare zurief nach ſeiner Manier. Und das war nun wieder der Lieutenant und ſein Trauerſpiel! — Geheimer Rath, gieb dir die Mühe zu merken, daß es eine Erinnerung an meine Knabenzeit war, die mich dir und dem Lieutenant entführte. Ich ſtand wirklich, ein Junge von höchſtens zwölf Jahren, in des Onkels kleinem Garten, und hatte den ſchönſten Zitz als Schlafrock an, den jemals eine Kattundruckerſeele erſonnen, und vergebens haſt du, o geheimer Rath! heute dein Königsräucherpulver verſchwendet, denn ich habe nichts verſpürt, als das Aroma meines blühenden Apfelbaums, nicht einmal das Haaröl des Verſifikanten, der ſein Haupt ſalbt, ohne es jemals ſchützen zu können gegen Wind und Wetter durch eine Krone, vielmehr nichts aufſtülpen darf, als Filz und Feder, durch das Reglement ausgeprägt zu einem Tſchako! — Genug Beſter! du warſt von uns dreien das einzige Opferlamm, das ſich dem infernaliſchen Trauerſpielmeſſer des dichteriſchen Helden darbot. Denn, während ich mich, alle Extremitäten ſorglich einziehend, in das kleine Schlafröckchen eingepuppt hatte, und mit zwölfjähriger, zwölfflüchtiger Leichtigkeit hineingeſprungen war in mehrbeſagten Garten, verbrauchte Meiſter Abraham, wie du ſiehſt, drei bis vier Bogen des ſchönſten Notenpapiers, um allerlei ergötzliche Phantasmata zuzuſchneiden. Auch er iſt alſo dem Lieutenant entwiſcht! —

Kreisler hatte Recht. Meiſter Abraham verſtand ſich darauf, Kartenblätter ſo zuzuſchneiden, daß, fand man auch aus dem Gewirre durchſchnittner Flecke nicht das Mindeſte deutlich heraus, doch, hielt man ein Licht hinter das Blatt, in den auf die Wand geworfenen Schatten ſich die ſeltſamſten Geſtalten in allerlei Gruppen bildeten. Hatte nun Meiſter Abraham ſchon an und für ſich ſelbſt einen natürlichen Abſcheu gegen alles Vorleſen, war ihm noch beſonders des Lieutenants Verſelei im Grunde des Herzens zuwider, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er, kaum hatte der Lieutenant begonnen, begierig nach dem ſteifen Notenpapier griff, das zufällig auf dem Tiſche des Geheimen Raths lag, eine kleine Schere aus der Taſche langte, und eine Beſchäftigung begann, die ihn dem Attentat des Lieutenants gänzlich entzog.

Höre, begann nun der Geheime Rath, höre, Kreisler, — alſo eine Erinnerung an deine Knabenzeit war es, die in deine Seele kam, und dieſer Erinnerung mag ich es wohl zuſchreiben, daß du heute ſo mild biſt, ſo gemüthlich, — höre mein innigſtgeliebter Freund! es wurmt mich, wie alle, die dich ehren und lieben, daß ich von deinem frühern Leben ſo ganz und gar nichts weiß, daß du der leiſeſten Frage darüber ſo unfreundlich ausweichſt, ja, daß du abſichtlich Schleier über die Vergangenheit wirfſt, die doch zuweilen zu durchſichtig ſind, um nicht durch allerlei in ſeltſamer Verzerrung durchſchimmernde Bilder die Neugierde zu reizen. Sey offen gegen die, denen du doch ſchon dein Vertrauen ſchenkteſt. —

Kreisler blickte den Geheimen Rath an mit großen Augen, voll Verwunderung, wie einer, der aus dem tiefen Schlafe erwachend, eine fremde unbekannte Geſtalt vor ſich erblickt, und fing dann ſehr ernſthaft an:

„Am Tage Johannis Chryſoſtomi, das heißt am vier und zwanzigſten Januar des Jahres Eintauſend ſiebenhundert und etliche dazu, um die Mittagsſtunde, wurde einer geboren, der hatte ein Geſicht und Hände und Füße. Der Vater aß eben Erbſenſuppe, und goß ſich vor Freuden einen ganzen Löffel voll über den Bart, worüber die Wöchnerin, unerachtet ſie es nicht geſehen, dermaßen lachte, daß von der Erſchütterung dem Lauteniſten, der dem Säugling ſeinen neueſten Murki vorſpielte, alle Saiten ſprangen, und er bei der atlasnen Nachthaube ſeiner Großmutter ſchwor, was Muſik betreffe, würde der kleine Hans Haaſe ein elender Stümper bleiben ewiglich und immerdar. Darauf wiſchte ſich aber der Vater das Kinn rein und ſprach pathetiſch: Johannes ſoll er zwar heißen, jedoch kein Haaſe ſeyn. Der Lauteniſt —“

Ich bitte dich, unterbrach der kleine Geheime Rath den Kapellmeiſter, ich bitte dich Kreisler! verfalle nicht in die verdammte Sorte von Humor, die mir, ich mag's wohl ſagen, den Athem verſetzt. Verlange ich denn, daß du mir eine pragmatiſche Selbſtbiographie geben, will ich denn mehr, als daß du mir vergönnen ſollſt, einige Blicke in dein früheres Leben zu thun, ehe ich dich kannte? — In der That magſt du eine Neugierde nicht verargen, die keine andere Quelle hat, als die innigſte Zuneigung recht aus dem tiefſten Herzen. Und nebenher mußt du es dir, da du nun einmal ſeltſam genug auſtrittſt, gefallen laſſen, daß jeder glaubt, nur das bunteſte Leben, eine Reihe der fabelhafteſten Ereigniſſe könne die pſychiſche Form ſo auskneten und bilden wie es bei dir geſchehen. — „O des großen Irrthums, ſprach Kreisler, indem er tief ſeufzte, o des großen Irrthums, meine Jugendzeit gleicht einer dürren Heide ohne Blüthen und Blumen, Geiſt und Gemüth erſchlaffend im troſtloſen Einerlei!“ —

Nein nein, rief der Geheime Rath, dem iſt nicht ſo, denn ich weiß wenigſtens, daß in dieſer Heide ein hübſcher kleiner Garten ſteht, mit einem blühenden Apfelbaum, der mein feinſtes Königspulver überduftet. Nun! ich meine, Johannes, du rückſt hervor mit der Erinnerung aus deiner frühern Jugendzeit, die heute, wie du erſt ſagteſt, deine ganze Seele befängt.

Ich dächte, ſprach Meiſter Abraham, indem er dem eben fertig gewordenen Kapuziner die Tonſur einſchnitt, ich dächte auch, Kreisler, daß Ihr in Eurer heutigen paſſablen Stimmung nichts Beſſeres thun könntet, als Euer Herz oder Euer Gemüth, oder wie Ihr ſonſt gerade Euer inneres Schatzkäſtlein nennen möget, aufſchließen, und dies, jenes, daraus hervorlangen. Das heißt, da Ihr nun einmal verrathen, daß Ihr wider den Willen des beſorgten Oheims im Regen hinausliefet, und abergläubiſcher Weiſe, auf die Weiſſagungen des ſterbenden Donners horchtet, ſo möget Ihr immer noch mehr erzählen, wie ſich damals Alles begab. Aber lügt nicht, Johannes, denn Ihr wißt, daß Ihr, was wenigſtens die Zeit betrifft, als Ihr die erſten Hoſen truget, und dann der erſte Haarzopf Euch eingeflochten wurde, unter meiner Controle ſtehet.

Kreisler wollte etwas erwiedern, aber Meiſter Abraham wandte ſich ſchnell zum kleinen Geheimen Rath und ſprach: Sie glauben gar nicht, Vortrefflichſter, wie unſer Johannes ſich dem böſen Geiſt des Lügens ganz und gar hingiebt, wenn er, wie es jedoch gar ſelten geſchieht, von ſeiner früheſten Jugendzeit erzählt. Gerade, wenn die Kinder noch ſagen: Pä Pä und Mä Mä! und mit den Fingern in's Licht fahren, gerade zu der Zeit will er ſchon Alles beachtet, und tiefe Blicke gethan haben in's menſchliche Herz.

Ihr thut mir Unrecht, ſprach Kreisler, mild lächelnd, mit ſanfter Stimme, Ihr thut mir großes Unrecht, Meiſter! Sollt' es mir denn möglich ſeyn, Euch was weiß machen zu wollen von frühreifem Geiſtesvermögen, wie es wohl eitle Gecken thun? — Und ich frage Dich, Geheimer Rath, ob es Dir auch nicht widerfährt, daß oft Momente lichtvoll vor Deine Seele treten aus einer Zeit, die manche erſtaunlich kluge Leute ein bloßes Vegetiren nennen und nichts ſtatuiren wollen, als bloßen Inſtinkt, deſſen höhere Vortrefflichkeit wir den Thieren einräumen müſſen! — Ich meine, daß es damit eine eigene Bewandniß hat! — Ewig unerforſchlich bleibt uns das erſte Erwachen zum klaren Bewußtſeyn! — Wäre es möglich, daß dies mit einem Ruck geſchehen könnte, ich glaube, der Schreck darüber müßte uns tödten. — Wer hat nicht ſchon die Angſt der erſten Momente im Erwachen aus tiefem Traum, bewußtloſem Schlaf, empfunden, wenn er ſich ſelbſt fühlend, ſich auf ſich ſelbſt beſinnen mußte! — Doch, um mich nicht zu weit zu verlieren, ich meine, jeder ſtarke pſychiſche Eindruck in jener Entwicklungszeit läßt wohl ein Samenkorn zurück, das eben mit dem Emporſproſſen des geiſtigen Vermögens fortgedeiht, und ſo lebt aller Schmerz, alle Luſt jener Stunden der Morgendämmerung, in uns fort, und es ſind wirklich die ſüßen wehmuthsvollen Stimmen der Lieben, die wir, als ſie uns aus dem Schlafe weckten, nur im Traum zu hören glaubten, und die noch in uns forthallen! — Ich weiß aber, worauf der Meiſter anſpielt. Auf nichts anders, als auf die Geſchichte von der verſtorbenen Tante, die er mir wegſtreiten will, und die ich, um ihn erklecklich zu ärgern, nun gerade Dir, Geheimer Rath, erzählen werde, wenn du mir verſprichſt, mir was weniges empfindelnde Kinderei zu Gute zu halten. — Was ich dir von der Erbsſuppe und dem Lauteniſten — O, unterbrach der Geheime Rath den Kapellmeiſter, o ſtill ſtill, nun merk' ich wohl, du willſt mich foppen, und das iſt denn doch wider alle Sitte und Ordnung.

Keinesweges, fuhr Kreisler fort, keinesweges mein Herz! Aber von dem Lauteniſten muß ich anfangen, denn er bildet den natürlichſten Uebergang zur Laute, deren Himmelstöne das Kind in ſüße Träume wiegten. Die jüngere Schweſter meiner Mutter war Virtuoſin auf dieſem zur Zeit in die muſikaliſche Polterkammer verwieſenen Inſtrument. Geſetzte Männer, die ſchreiben und rechnen können, und wohl noch mehr als das, haben in meiner Gegenwart Thränen vergoſſen, wenn ſie bloß dachten an das Lautenſpiel der ſeligen Mamſell Sophie, mir iſt es deshalb gar nicht zu verdenken, wenn ich ein durſtig Kind, meiner ſelbſt nicht mächtig, noch ohne in Wort und Rede aufgekeimtes Bewußtſeyn, alle Wehmuth des wunderbaren Tonzaubers, den die Lauteniſtin aus ihrem Innerſten ſtrömen ließ, in begierigen Zügen einſchlürfte. — Jener Lauteniſt an der Wiege war aber der Lehrer der Verſtorbenen, klein von Perſon, mit hinlänglich krummen Beinen, hieß Monſieur Turtel, und trug eine ſehr ſaubere weiße Perücke mit einem breiten Haarbeutel, ſo wie einen rothen Mantel. — Ich ſage das nur, um zu beweiſen, wie deutlich mir die Geſtalten aus jener Zeit aufgehen, und daß weder Meiſter Abraham, noch ſonſt jemand, daran zweifeln darf, wenn ich behaupte, daß ich, ein Kind von noch nicht drei Jahren, mich finde auf dem Schooß eines Mädchens, deren mildblickende Augen mir recht in die Seele leuchteten, daß ich noch die ſüße Stimme höre, die zu mir ſprach, zu mir ſang, daß ich es noch recht gut weiß, wie ich der anmuthigen Perſon all' meine Liebe, all' meine Zärtlichkeit zuwandte. Dies war aber eben Tante Sophie, die in ſeltſamer Verkürzung „Füßchen" gerufen wurde. Eines Tages lamentirte ich ſehr, weil ich Tante Füßchen nicht geſehen hatte. Die Wärterin brachte mich in ein Zimmer, wo Tante Füßchen im Bette lag, aber ein alter Mann, der neben ihr geſeſſen, ſprang ſchnell auf, und führte, heftig ſcheltend, die Wärterin, die mich auf dem Arm hatte, hinaus. Bald darauf kleidete man mich an, hüllte man mich ein in dicke Tücher, brachte man mich ganz und gar in ein anderes Haus zu andern Perſonen, die ſämmtlich Onkel und Tanten von mir ſein wollten, und verſicherten, daß Tante Füßchen ſehr krank ſei, und ich, wäre ich bei ihr geblieben, eben ſo krank geworden ſein würde. Nach einigen Wochen brachte man mich zurück nach meinem vorigen Aufenthalt. Ich weinte, ich ſchrie, ich wollte zu Tante Füßchen. So wie ich in jenes Zimmer gekommen, trippelte ich hin an das Bette, in dem Tante Füßchen gelegen, und zog die Gardinen aus einander. Das Bette war leer, und eine Perſon, die nun wieder eine Tante von mir war, ſprach, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten: du findeſt ſie nicht mehr, Johannes, ſie iſt geſtorben, und liegt unter der Erde. —

Ich weiß wohl, daß ich den Sinn dieſer Worte nicht verſtehen konnte, aber noch jetzt, jenes Augenblicks gedenkend, erbebe ich in dem namenloſen Gefühl, das mich damals erfaßte. Der Tod ſelbſt preßte mich hinein in ſeinen Eispanzer, ſeine Schauer drangen in mein Innerſtes und vor ihnen erſtarrte alle Luſt der erſten Knabenjahre. — Was ich begann, weiß ich nicht mehr, wußte es vielleicht niemals, aber erzählt hat man mir oft genug, daß ich langſam die Gardinen fahren ließ, ganz ernſt und ſtill einige Augenblicke ſtehen blieb, dann aber, wie tief in mich gekehrt und darüber nachſinnend, was man mir eben geſagt, mich auf ein kleines Rohrſtühlchen ſetzte, das mir eben zur Hand. Man fügte hinzu, daß dieſe ſtille Trauer des ſonſt zu den lebhafteſten Ausbrüchen geneigten Kindes, etwas unbeſchreiblich Rührendes gehabt, und daß man ſelbſt einen nachtheiligen pſychiſchen Einfluß gefürchtet, da ich mehrere Wochen in demſelben Zuſtande geblieben, nicht weinend, nicht lachend, zu keinem Spiel aufgelegt, kein freundlich Wort erwiedernd, nichts um mich her beachtend. —

In dieſem Augenblick nahm Meiſter Abraham ein in Kreuz- und Querzügen wunderlich durchſchnittenes Blatt zur Hand, hielt es vor die brennenden Kerzen, und auf der Wand reflectirte ſich ein ganzer Chor von Nonnen, die auf ſeltſamen Inſtrumenten ſpielten.

Hoho! rief Kreisler, indem er die ganz artig geordnete Gruppe der Schweſtern erblickte, hoho Meiſter, ich weiß wohl, woran Ihr mich erinnern wollt! — Und noch jetzt behaupte ich keck, daß Ihr Unrecht thatet mich auszuſchelten, mich einen ſtörrigen, unverſtändigen Burſchen zu nennen, der durch die diſſonirende Stimme ſeiner Thorheit einen ganzen ſingenden und ſpielenden Convent aus Ton und Takt bringen könne. Hatte ich nicht zu der Zeit, als Ihr mich, zwanzig oder dreißig Meilen weit von meiner Vaterſtadt, in das Clariſſen Kloſter führtet, um die erſte wahrhaft katholiſche Kirchenmuſik zu hören; hatte ich, ſag' ich, damals nicht den gerechteſten Anſpruch auf die brillanteſte Lümmelhaftigkeit, da ich gerade mitten in den Lümmeljahren ſtand? War es nicht deſto ſchöner, daß dem unerachtet der längſt verwundene Schmerz des dreijährigen Knaben erwachte mit neuer Kraft, und einen Wahn gebar, der meine Bruſt mit allem tödtenden Entzücken der herzzerſchneidendſten Wehmuth erfüllte? — Mußte ich nicht behaupten, und alles Einredens unerachtet dabei bleiben, daß niemand anders das wunderliche Inſtrument, die Trompette marine geheißen, ſpiele, als Tante Füßchen, unerachtet ſie längſt verſtorben? — Warum hieltet Ihr mich ab, einzudringen in den Chor, wo ich ſie wiedergefunden hatte in ihrem grünen Kleide mit roſ'farbnen Schleifen! —

Nun ſtarrte Kreisler hin nach der Wand, und ſprach mit bewegter, zitternder Stimme: „Wahrhaftig! — Tante Füßchen ragt hervor unter den Nonnen! — Sie iſt auf eine Fußbank getreten um das ſchwierige Inſtrument beſſer handhaben zu können“ — Doch der Geheime Rath trat vor ihn hin, ſo daß er ihm den Anblick des Schattenbildes entzog, faßte ihn bei beiden Schultern und begann: In der That Johannes! es wäre geſcheuter, du überließeſt dich nicht deinen ſeltſamen Träumereien, und ſprächeſt nicht von Inſtrumenten die gar nicht exiſtiren, denn in meinem Leben habe ich nichts gehört von einer Trompette marine! —

O, rief Meiſter Abraham lachend, indem er, das Blatt unter den Tiſch werfend, den ganzen Nonnen-Convent ſammt der chimäriſchen Tante Füßchen mit ihrer Trompette marine ſchnell verſchwinden ließ, o mein würdigſter Geheimer Rath, der Herr Kapellmeiſter iſt auch jetzt wie immer, ein vernünftiger, ruhiger Mann, und kein Phantaſt oder Haſelant, wofür ihn gern viele ausgeben möchten. Iſt es nicht möglich, daß die Lauteniſtin, nachdem ſie Todes verblichen, ſich mit Effekt auf das wunderbare Inſtrument verlegte, welches Sie vielleicht noch jetzt hin und wieder in Nonnenklöſtern wahrnehmen und darüber in Erſtaunen gerathen können? — Wie! — die Trompette marine ſoll nicht exiſtiren? — Schlagen Sie doch nur dieſen Artikel gefälligſt in Koch's muſikaliſchem Lexikon nach, das Sie ja ſelbſt beſitzen.

Der Geheime Rath that es auf der Stelle, und las laut:

„Dieſes alte ganz einfache Bogeninſtrument beſteht aus drei dünnen ſieben Schuh langen Brettern, die unten, wo das Inſtrument auf dem Fußboden aufſtehet, ſechs bis ſieben Zoll, oben aber kaum zwei Zoll breit, und in der Form eines Triangels zuſammen geleimt ſind, ſo daß das Corpus, welches oben eine Art von Wirbelkaſten hat, von unten bis oben verjüngt zuläuft. Eins von dieſen drei Brettern macht den Sangboden aus, der mit einigen Schallöchern verſehen, und mit einer einzigen, etwas ſtarken, Darmſaite bezogen iſt. Bei dem Spielen ſtellt man das Inſtrument ſchief vor ſich hin, und ſtemmt den obern Theil deſſelben gegen die Bruſt. Mit dem Daumen der linken Hand berührt der Spieler die Saite, da wo die zu greifenden Töne liegen, ganz gelinde, und ungefähr eben ſo wie bei dem Flautino oder Flageolet auf der Geige, während mit der rechten Hand die Saite mit dem Bogen angeſtrichen wird. Der eigenthümliche Ton dieſes Inſtruments, der dem Tone einer gedämpften Trompete gleicht, wird durch den beſondern Steg hervorgebracht, auf welchem die

„Saite unten auf dem Reſonanzboden ruhet. Dieſer Steg hat
„beinahe die Geſtalt eines kleinen Schuhes, der vorn ganz niedrig
„und dünne, hinten hingegen höher und ſtärker iſt. Auf dem
„hintern Theile deſſelben liegt die Saite auf, und verurſacht, wenn
„ſie angeſtrichen wird, durch ihre Schwingungen, daß ſich der vordere
„und leichte Theil des Steges auf dem Sangboden auf und nieder
„bewegt, wodurch der ſchnarrende, und der gedämpften Trompete
„ähnliche Ton hervorgebracht wird!“ —

Baut mir ein ſolches Inſtrument, rief der Geheime Rath mit glänzenden Augen, baut mir ein ſolches Inſtrument, Meiſter Abraham, ich werfe meine Nagelgeige in den Winkel, berühre nicht mehr den Euphon, ſondern ſetze Hof und Stadt in Erſtaunen, auf der Trompette marine die wunderbarſten Lieder ſpielend! —

Ich thue das, erwiederte Meiſter Abraham, und möge, beſter Geheimer Rath, der Geiſt von Tante Füßchen im grüntaftnen Kleide über Sie kommen, und Sie eben als Geiſt begeiſtern! —

Der Geheime Rath umarmte entzückt den Meiſter, aber Kreisler trat zwiſchen beide, indem er beinahe ärgerlich ſprach: Ei! ſeyd Ihr nicht ärgere Haſelanten, als ich jemals einer geweſen bin, und dabei unbarmherzig gegen den, den Ihr zu lieben vorgebt! — Begnügt Euch doch damit, daß Ihr mit jener Beſchreibung eines Inſtrumentes, deſſen Ton mein Innerſtes durchbebte, mir Eiswaſſer über die heiße Stirn gegoſſen, und ſchweigt von der Lauteniſtin! — Nun! Du wollteſt ja Geheimer Rath, ich ſollte von meiner Jugend ſprechen, und ſchnitt der Meiſter dazu Schattenbilder, die zu Momenten aus jener Zeit paßten, ſo konnteſt Du mit der ſchönen, mit Kupferſtichen verzierten Ausgabe meiner biographiſchen Skizzen zufrieden ſeyn. Als Du aber den Artikel aus dem Koch laſeſt, fiel mir ſein lexikaliſcher College Gerber ein, und ich erblickte mich, ein Leichnam, ausgeſtreckt auf der Tafel liegend, bereit zur biographiſchen Sektion. — Der Proſector könnte ſagen: Es iſt gar nicht zu verwundern, daß in dem Innern dieſes jungen Mannes durch tauſend Adern und Aederchen lauter muſikaliſches Blut läuft, denn das war der Fall bei vielen ſeiner Blutsverwandten, deren Blutsverwandter er eben deshalb iſt. — Ich will nämlich ſagen, daß die mehrſten von meinen Tanten und Onkels, deren es, wie der Meiſter weiß, und Du eben erſt erfahren haſt, eine nicht geringe Anzahl gab, Muſik trieben, und noch dazu meiſtentheils

Inſtrumente ſpielten, die ſchon damals ſehr ſelten waren, jetzt aber zum Theil verſchwunden ſind, ſo, daß ich nur noch im Traum die ganz wunderbar klingenden Concerte vernehme, die ich ungefähr bis zu meinem zehnten, eilften Jahr hörte. — Mag es ſeyn, daß deshalb mein muſikaliſches Talent ſchon im erſten Aufkeimen die Richtung genommen hat, die in meiner Art zu inſtrumentiren ſich kund thun ſoll, und die man als zu phantaſtiſch verwirft. — Kannſt Du Dich, Geheimer Rath, der Thränen enthalten, wenn Du recht ſchön auf dem uralten Inſtrument, auf der Viola d'Amore, ſpielen hörſt, ſo danke dem Schöpfer für deine robuſte Conſtitution; ich für mein Theil flennte beträchtlich, als der Ritter Eßer ſich darauf hören ließ, früher aber noch mehr, wenn ein großer anſehnlicher Mann, dem die geiſtliche Kleidung ungemein gut ſtand, und der nun wieder mein Onkel war, mir darauf vorſpielte. So war auch eines andern Verwandten Spiel auf der Viola di Gamba gar angenehm und verlockend, wiewohl derjenige Onkel, der mich erzog, oder vielmehr nicht erzog, und der das Spinett mit barbariſcher Virtuoſität zu handtiren wußte, ihm mit Recht Mangel an Takt vorwarf. Der Arme gerieth auch bei der ganzen Familie in nicht geringe Verachtung, als man erfahren, daß er in aller Fröhlichkeit nach der Muſik einer Sarabande, eine Menuett a la Pompadour getanzt. Ich könnte Euch überhaupt viel erzählen von den muſikaliſchen Beluſtigungen meiner Familie, die oft einzig in ihrer Art ſeyn mochten, aber es würde manches Groteske mit unterlaufen, worüber Ihr lachen müßtet, und meine werthen Verwandten Eurem Gelächter Preis zu geben, das verbietet der Reſpectus Parentalis.

Johannes, begann der Geheime Rath, Johannes! Du wirſt es mir in deiner Gemüthlichkeit nicht verargen, wenn ich eine Saite in deinem Innern anſchlage, deren Berührung dich vielleicht ſchmerzt. — Immer ſprichſt Du von Onkeln, von Tanten, nicht gedenkſt du deines Vaters, deiner Mutter! —

O mein Freund, erwiederte Kreisler mit dem Ausdruck der tiefſten Bewegung, o mein Freund, eben heute gedachte ich, — doch nein, nichts mehr von Erinnerungen, von Träumen, nichts von dem Augenblick, der heute alles nur gefühlte, nicht verſtandene, Weh meiner frühen Knabenzeit weckte, aber eine Ruhe kam dann in mein Gemüth, die der ahnungsvollen Stille des Waldes gleicht, wenn der Gewitterſturm vorüber! — Ja Meiſter, Ihr habt Recht, ich ſtand unter dem Apfelbaum, und horchte auf die weiſſagende Stimme des hinſterbenden Donners! — Du kannſt dir deutlicher die dumpfe Betäubung denken, in der ich wohl ein paar Jahre fortleben mochte, als ich Tante Füßchen verloren, wenn ich dir ſage, daß der Tod meiner Mutter, der in dieſe Zeit fällt, keinen ſonderlichen Eindruck auf mich machte. Weshalb aber mein Vater mich ganz dem Bruder meiner Mutter überließ, oder überlaſſen mußte, darf ich dir nicht ſagen, da du Aehnliches in manchem verbrauchten Familienroman, oder in irgend einer Ifflandſchen Hauskreuzkomödie nachleſen kannſt. Es genügt, dir zu ſagen, daß, wenn ich meine Knaben- ja einen guten Theil meiner Jünglingsjahre, im troſtloſen Einerlei verlebte, dies wohl eben dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ich Elternlos war. Der ſchlechte Vater iſt noch immer viel beſſer, als jeder gute Erzieher, mein' ich, und mir ſchauert die Haut, wenn Eltern in liebloſem Unverſtande ihre Kinder von ſich laſſen und verweiſen in dieſe, jene Erziehungsanſtalt, wo die Armen ohne Rückſicht auf ihre Individualität, die ja niemanden anders als eben den Eltern recht klar aufgehen kann, nach beſtimmter Norm zugeſchnitten und appretirt werden. — Was nun eben die Erziehung betrifft, ſo darf ſich kein Menſch auf Erden darüber verwundern, daß ich ungezogen bin, denn der Oheim zog oder erzog mich ganz und gar nicht, ſondern überließ mich der Willkühr der Lehrer die in's Haus kamen, da ich keine Schule beſuchen, und auch durch irgend eine Bekanntſchaft mit einem Knaben meines Alters die Einſamkeit des Hauſes, das der unverheirathete Oheim mit einem alten trübſinnigen Bedienten allein bewohnte, nicht ſtören durfte. — Ich beſinne mich nur auf drei verſchiedene Fälle, in denen der beinahe bis zum Stumpfſinn gleichgültige, ruhige Oheim einen kurzen Akt der Erziehung vornahm, indem er mir eine Ohrfeige zutheilte, ſo, daß ich wirklich während meiner Knabenzeit drei Ohrfeigen empfangen. Ich könnte dir, mein Geheimer Rath, da ich eben zum Schwatzen ſo aufgelegt, die Geſchichte von den drei Ohrfeigen, als ein romantiſches Kleeblatt auftiſchen, doch hebe ich nur die mittelſte heraus, da ich weiß, daß du auf nichts ſo erpicht biſt, als auf meine muſikaliſchen Studien, und es dir nicht gleichgültig ſein kann, zu erfahren, wie ich zum erſten Mal componirte. — Der Oheim hatte eine ziemlich ſtarke Bibliothek, in der ich nach Gefallen ſtöbern und leſen durfte was ich wollte; mir fielen Rouſſeau's

Bekenntniſſe in der deutſchen Ueberſetzung in die Hände. Ich verſchlang das Buch, das eben nicht für einen zwölfjährigen Knaben geſchrieben, und das den Saamen manches Unheils in mein Inneres hätte ſtreuen können. Aber nur ein einziger Moment aus allen, zum Theil ſehr verfänglichen, Begebenheiten erfüllte mein Gemüth ſo ganz und gar, daß ich alles Uebrige darüber vergaß. Gleich elektriſchen Schlägen traf mich nämlich die Erzählung, wie der Knabe Rouſſeau von dem mächtigen Geiſt ſeiner innern Muſik getrieben, ſonſt aber ohne alle Kenntniß der Harmonik, des Contrapunkts, aller praktiſchen Hülfsmittel, ſich entſchließt, eine Oper zu komponiren, wie er die Vorhänge des Zimmers herabläßt, wie er ſich auf's Bette wirft, um ſich ganz der Inſpiration ſeiner Einbildungskraft hinzugeben, wie ihm nun ſein Werk aufgeht, gleich einem herrlichen Traum! — Tag und Nacht verließ mich nicht der Gedanke an dieſen Moment, mit dem mir die höchſte Seligkeit über den Knaben Rouſſeau gekommen zu ſein ſchien! — Oft war es mir, als ſei ich auch ſchon dieſer Seligkeit theilhaftig geworden, und dann, nur von meinem feſten Entſchluß hinge es ab, mich auch in dies Paradies hinaufzuſchwingen, da der Geiſt der Muſik in mir eben ſo mächtig beſchwingt. Genug, ich kam dahin, es meinem Vorbilde nachmachen zu wollen. Als nämlich, an einem ſtürmiſchen Herbſtabend, der Oheim wider ſeine Gewohnheit das Haus verlaſſen, ließ ich ſofort die Vorhänge herab, und warf mich auf des Oheims Bette, um, wie Rouſſeau, eine Oper im Geiſte zu empfangen. So vortrefflich aber die Anſtalten waren, ſo ſehr ich mich abmühte, den dichteriſchen Geiſt heranzulocken, doch blieb er im ſtörriſchen Eigenſinn davon! — Durchaus ſummte mir, ſtatt aller herrlichen Gedanken, die mir aufgehen ſollten, ein altes erbärmliches Lied vor den Ohren, deſſen weinerlicher Text begann: „Ich liebte nur Ismenen, Ismene liebt' nur mich," und ließ, ſo ſehr ich mich dagegen ſträubte, nicht nach. Jetzt kommt der erhabene Prieſterchor. Hoch von Olympos Höh'n, rief ich mir zu: aber: „Ich liebte nur Ismenen," ſummte die Melodie fort und unaufhörlich fort, bis ich zuletzt feſt einſchlief. Mich weckten laute Stimmen, indem ein unerträglicher Geruch mir in die Naſe fuhr und den Athem verſetzte! Das ganze Zimmer war von dickem Rauch erfüllt, und in dem Gewölk ſtand der Oheim, und trat die Reſte der flammenden Gardine, die den Kleiderſchrank verbarg, nieder und rief: Waſſer her —

Waſſer her, bis der alte Diener Waſſer in reichlicher Fülle herbeibrachte, über den Boden ausgoß, und ſo das Feuer löſchte. Der Rauch zog langſam durch die Fenſter. „Wo iſt nur der Unglücksvogel," fragte der Oheim, indem er im Zimmer umherleuchtete. Ich wußte wohl, welchen Vogel er meinte, und blieb mäuschenſtill im Bette, bis der Oheim herantrat und mir mit einem zornigen: „Will er wohl gleich heraus!" auf die Beine half. „Steckt mir der Böſewicht das Haus über dem Kopfe an," fuhr der Onkel fort! — Ich verſicherte, auf weiteres Befragen, ganz ruhig, daß ich auf dieſelbe Weiſe wie der Knabe Rouſſeau nach dem Inhalt ſeiner Bekenntniſſe es gethan, eine Opera ſeria im Bett componirt hätte, und daß ich durchaus gar nicht wiſſe, wie der Brand entſtanden. „Rouſſeau? componirt? Opera ſeria? — Pinſel!" — So ſtotterte der Oheim vor Zorn, und theilte mir die kräftige Ohrfeige zu, die ich als die zweite empfing, ſo daß ich vor Schreck erſtarrt, ſprachlos ſtehen blieb, und in dem Augenblick hörte ich wie einen Nachklang des Schlages ganz deutlich: „Ich liebte nur Ismenen ꝛc. ꝛc." So wohl gegen dieſes Lied, als gegen die Begeiſterung des Componirens überhaupt, empfand ich von dieſem Augenblick an einen lebhaften Widerwillen.

Aber wie war nur das Feuer entſtanden, fragte der Geheime Rath.

Noch, erwiederte Kreisler, noch in dieſem Augenblick iſt es mir unbegreiflich, durch welchen Zufall die Gardine in Brand gerieth, und einen ſchönen Schlafrock des Oheims, ſo wie drei oder vier ſchön friſirte Toupees, die der Oheim als partielle Perücken-Studien aus einer Geſammtfriſur aufzuſetzen pflegte, mit in ihr Verderben riß. Mir iſt es auch immer ſo vorgekommen, als habe ich nicht des unverſchuldeten Feuers, ſondern nur der unternommenen Compoſition halber, die Ohrfeige erhalten. — Seltſam genug war es die Muſik allein, die zu treiben mich der Oheim mit Strenge anhielt, unerachtet der Lehrer, getäuſcht von dem nur momentanen Widerwillen, den ich dagegen äußerte, mich für ein durchaus unmuſikaliſches Prinzip hielt. Was ich übrigens lernen oder nicht lernen mochte, das war dem Oheim völlig gleich. Aeußerte er manchmal lebhaften Unwillen, daß es ſo ſchwer hielt, mich zur Muſik anzuhalten, ſo hätte man denken ſollen, daß er von Freude hätte durchdrungen ſein müſſen, als nach ein paar Jahren der muſikaliſche Geiſt ſich ſo mächtig in mir regte, daß er alles Uebrige überflügelte; das war aber nun wieder ganz und gar nicht der Fall. Der Oheim lächelte bloß ein wenig, wenn er bemerkte, daß ich bald mehrere Inſtrumente mit einiger Virtuoſität ſpielte, ja daß ich manches kleine Stück aufſetzte zur Zufriedenheit der Meiſter und Kenner. Ja, er lächelte bloß ein wenig, und ſprach, wenn man ihn mit Lobeserhebungen anfuhr, mit ſchlauer Miene: Ja der kleine Neveu iſt närriſch genug. —

So iſt, nahm der Geheime Rath das Wort, ſo iſt es mir aber ganz unbegreiflich, daß der Oheim Deiner Neigung nicht Freiheit ließ, ſondern Dich hineinzwang in eine andere Laufbahn. So viel ich nämlich weiß, iſt Deine Kapellmeiſterſchaft eben nicht von lange her.

Und auch nicht weit her, rief Meiſter Abraham lachend, und fuhr, indem er das Bildniß eines kleinen wunderlich gebauten Mannes an die Wand warf, weiter fort: Aber nun muß ich mich des wackern Oheims, den mancher verruchte Neffe den O weh Onkel nannte, weil er ſich mit Vornamen Ottfried Wenzel ſchrieb, ja nun muß ich mich ſeiner annehmen, und der Welt verſichern, daß wenn der Kapellmeiſter Johannes Kreisler es ſich einfallen ließ, Legationsrath zu ſein und ſich abzuquälen mit ſeiner innerſten Natur ganz widrigen Dingen, niemand weniger daran Schuld iſt, als eben der O weh Onkel. — O ſtill, ſprach Kreisler, o ſtill davon Meiſter, und nehmt mir dort den Oheim von der Wand, denn mocht' er auch wirklich lächerlich genug ausſehen, ſo mag ich doch eben heute über den Alten, der lange im Grabe ruht, nicht lachen! —

Ihr übernehmt Euch heute ja ganz in geziemlicher Empfindſamkeit, erwiederte der Meiſter; Kreisler achtete aber nicht darauf, ſondern ſprach, ſich zum kleinen Geheimen Rath wendend: du wirſt es bedauern, mich zum Schwatzen gebracht zu haben, da ich dir, der vielleicht das Außerordentliche erwartete, nur Gemeines, wie es ſich tauſendmal im Leben wiederholt, auftiſchen kann. — So iſt es auch gewiß, daß es nicht Erziehungszwang, nicht beſonderer Eigenſinn des Schickſals, nein, daß es der gewöhnlichſte Lauf der Dinge war, der mich fortſchob, ſo daß ich unwillkührlich dort hinkam, wo ich eben nicht hin wollte. — Haſt du nicht bemerkt, daß es in jeder Familie einen giebt, der ſich, ſei es durch beſonderes Genie, oder durch das glückliche Zuſammentreffen günſtiger Ereigniſſe, zu einer gewiſſen Höhe hinaufſchwang, und der nun, ein Heros, in der Mitte des Kreiſes ſteht, zu dem die lieben Verwandten demüthig hinaufblicken, deſſen gebietende Stimme vernommen wird in entſcheidenden Sprüchen, von denen keine Appellation möglich? — So ging es mit dem jüngern Bruder meines Oheims, der dem muſikaliſchen Familienneſt entflohen war, und in der Reſidenz als Geheimer Legationsrath, in der Nähe des Fürſten, eine ziemlich wichtige Perſon vorſtellte. Sein Emporſteigen hatte die Familie in eine ſtaunende Bewunderung geſetzt, die nicht nachließ. Man nannte den Legationsrath mit feierlichem Ernſt, und wenn es hieß: der Geheime Legationsrath hat geſchrieben, der Geheime Legationsrath hat das und das geäußert, ſo horchte Alles in ſtummer Ehrfurcht auf. Dadurch ſchon ſeit meiner früheſten Kindheit daran gewöhnt, den Oheim in der Reſidenz als einen Mann anzuſehen, der das höchſte Ziel alles menſchlichen Strebens erreicht, mußte ich es natürlich finden, daß ich gar nichts anders thun konnte, als in ſeine Fußtapfen treten. Das Bildniß des vornehmen Oheims hing in dem Prunkzimmer, und keinen größern Wunſch hegte ich, als ſo friſirt, ſo gekleidet umher zu gehen, wie der Oheim auf dem Bilde. Dieſen Wunſch gewährte mein Erzieher, und ich muß wirklich, als zehnjähriger Knabe, anmuthig genug ausgeſehen haben, im himmelhoch friſirten Toupee, und kleinen zirkelrunden Haarbeutel, im zeiſiggrünen Rock mit ſchmaler ſilberner Stickerei, ſeidenen Strümpfen und kleinem Degen. Dies kindiſche Streben ging tiefer ein, als ich älter worden, da, um mir Luſt zur trockenſten Wiſſenſchaft einzuflößen, es genügte, mir zu ſagen, dies Studium ſei mir nöthig, damit ich, dem Oheim gleich, dereinſt Legationsrath werden könne. Daß die Kunſt, welche mein Inneres erfüllte, mein eigentliches Streben, die wahre einzige Tendenz meines Lebens ſeyn dürfe, fiel mir um ſo weniger ein, als ich gewohnt war, von Muſik, Malerei, Poeſie, nicht anders reden zu hören, als von ganz angenehmen Dingen, die zur Erheiterung und Beluſtigung dienen könnten. Die Schnelle, mit der ich, ohne daß ſich jemals auch nur ein einziges Hinderniß offenbart hätte, durch mein erlangtes Wiſſen, und durch den Vorſchub des Oheims in der Reſidenz, in der Laufbahn, die ich gewiſſermaßen ſelbſt gewählt, vorwärts ſchritt, ließ mir keinen Moment übrig, mich umzuſchauen, und die ſchiefe Richtung des Weges, den ich genommen, wahrzunehmen. Das Ziel war erreicht, umzukehren nicht mehr möglich, als in einem nicht geahnten Moment die Kunſt ſich rächte, der ich abtrünnig worden, als der Gedanke eines ganzen verlornen Lebens mich mit troſtloſem Weh erfaßte, als ich mich in Ketten geſchlagen ſah, die mir unzerbrechlich dünkten! —

Glückſelig, rief der Geheime Rath, glückſelig, heilbringend alſo die Kataſtrophe, die dich aus den Feſſeln befreite!

Sage das nicht, erwiederte Kreisler, zu ſpät trat die Befreiung ein. Mir geht es, wie jenem Gefangenen, der, als er endlich befreit wurde, dem Getümmel der Welt, ja dem Licht des Tages, ſo entwöhnt war, daß er nicht vermögend, der goldnen Freiheit zu genießen, und ſich wieder zurückſehnte in den Kerker.

Das iſt, nahm Meiſter Abraham das Wort, das iſt nun eine von Euern konfuſen Ideen, Johannes, mit denen Ihr Euch und andere plagt! — Geht! geht! — Immer hat es das Schickſal mit Euch gut gemeint, aber daß Ihr nun einmal nicht im gewöhnlichen Trott bleiben könnt, daß Ihr rechts, links, herausſpringt aus dem Wege, daran iſt niemand Schuld als Ihr ſelbſt. Recht habt Ihr indeſſen wohl, daß, was Eure Knabenjahre betrifft, Euer Stern beſonders waltete, und — —

Zweiter Abſchnitt.

Lebenserfahrungen des Jünglings. Auch ich war in Arkadien.

(M. f. f.) „Närriſch genug und zugleich ungemein merkwürdig wär' es doch, ſprach eines Tages mein Meiſter zu ſich ſelbſt, wenn der kleine graue Mann dort unter dem Ofen wirklich die Eigenſchaften beſitzen ſollte, die der Profeſſor ihm andichten will! — Hm! ich dächte, er könnte mich dann reich machen, mehr als mein unſichtbares Mädchen es gethan. Ich ſperrt' ihn ein in einen Käfig, er müßte ſeine Künſte machen vor der Welt, die reichlichen Tribut dafür gern zahlen würde. Ein wiſſenſchaftlich gebildeter Kater will doch immer mehr ſagen, als ein frühreifer Junge, dem man die Exercitia eingetrichtert. — Ueberdem erſpart' ich mir einen Schreiber! — Ich muß dem Dinge näher auf die Spur kommen!"

Ich gedachte, als ich des Meiſters verfängliche Worte vernahm, der Warnung meiner unvergeßlichen Mutter Mina, und wohl mich hütend, auch nur durch das geringſte Zeichen zu verrathen, daß ich den Meiſter verſtanden, nahm ich mir feſt vor, auf das Sorgfältigſte meine Bildung zu verbergen. Ich las und ſchrieb daher nur des Nachts, und erkannte auch dabei mit Dank die Güte der Vorſehung, die meinem verachteten Geſchlecht manchen Vorzug vor den zweibeinigen Geſchöpfen, die ſich, Gott weiß warum, die Herren der Schöpfung nennen, gegeben hat. Verſichern kann ich nämlich, daß ich bei meinen Studien weder des Lichtziehers noch des Oelfabrikanten bedurfte, da der Phosphor meiner Augen hell leuchtet in der finſterſten Nacht. Gewiß iſt es daher auch, daß meine Werke erhaben ſind über den Vorwurf, der irgend einem Schriftſteller aus der alten Welt gemacht wurde, daß nämlich die Erzeugniſſe ſeines Geiſtes nach der Lampe röchen.

Doch innig überzeugt von der hohen Vortrefflichkeit, mit der mich die Natur begabt hat, muß ich doch geſtehen, daß Alles hienieden gewiſſe Unvollkommenheiten in ſich trägt, die wieder ein gewiſſes abhängiges Verhältniß verrathen. Von den leiblichen Dingen, die die Aerzte nicht natürlich nennen, unerachtet ſie mir eben recht natürlich dünken, will ich gar nicht reden, ſondern nur Rückſichts unſers pſychiſchen Organismus bemerken, daß ſich auch darin jene Abhängigkeit recht deutlich offenbaret. Iſt es nicht ewig wahr, daß unſern Flug oft Bleigewichte hemmen, von denen wir nicht wiſſen, was ſie ſind, woher ſie kommen, wer ſie uns angehängt?

Doch beſſer und richtiger iſt es wohl, wenn ich behaupte, daß alles Uebel vom böſen Beiſpiel herrührt, und daß die Schwäche unſerer Natur lediglich darin liegt, daß wir dem böſen Beiſpiel zu folgen gezwungen ſind. Ueberzeugt bin ich auch, daß das menſchliche Geſchlecht recht eigentlich dazu beſtimmt iſt, dies böſe Beiſpiel zu geben.

Biſt du geliebter Katerjüngling, der du dieſes lieſeſt, nicht einmal in deinem Leben in einen Zuſtand gerathen, der dir ſelbſt unerklärlich, dir überall die bitterſten Vorwürfe und vielleicht auch — einige tüchtige Biſſe deiner Kumpane zuzog? Du warſt träge, zänkiſch, ungebehrdig, gefräßig, fandeſt an nichts Gefallen, warſt immer da, wo du nicht ſeyn ſollteſt, fielſt allen zur Laſt, kurz, warſt ein ganz unausſtehlicher Burſche! — Tröſte dich o Kater! Nicht aus deinem eigentlichen tiefern Innern formte ſich dieſe heilloſe Periode deines Lebens, nein, es war der Zoll, den du dem über Uns waltenden Prinzip dadurch darbrachteſt, daß auch du dem böſen Beiſpiel der Menſchen, die dieſen vorübergehenden Zuſtand eingeführt haben, folgteſt. Tröſte dich o Kater! denn auch mir iſt es nicht beſſer ergangen!

Mitten in meinen Lucubrationen überfiel mich eine Unluſt — eine Unluſt gleichſam der Ueberſättigung von unverdaulichen Dingen, ſo daß ich ohne Weiteres auf demſelben Buch, worin ich geleſen, auf demſelben Manuſkript, woran ich geſchrieben, mich zuſammenkrümmte und einſchlief. Immer mehr und mehr nahm dieſe Trägheit zu, ſo daß ich zuletzt nicht mehr ſchreiben, nicht mehr leſen, nicht mehr ſpringen, nicht mehr laufen, nicht mehr mit meinen Freunden im Keller, auf dem Dache, mich unterhalten mochte. Statt deſſen fühlte ich einen unwiderſtehlichen Trieb, alles das zu thun, was dem Meiſter, was den Freunden nie angenehm ſeyn, womit ich ihnen beſchwerlich fallen mußte. Was den Meiſter anlangt, ſo begnügte er, lange Zeit hindurch, ſich damit, mich fortzujagen, wenn ich zu meiner Lagerſtätte immer Plätze erkohr, wo er mich durchaus nicht leiden konnte, bis er endlich genöthigt wurde, mich etwas zu prügeln. Immer wieder auf des Meiſters Schreibtiſch geſprungen, hatt' ich ſo lange hin und her geſchwänzelt, bis die Spitze meines Schweifs in das große Tintenfaß gerathen, mit der ich nun auf Boden und Kanapee die ſchönſten Malereien ausführte. Das brachte den Meiſter, der keinen Sinn für dieſes Genre der Kunſt zu haben ſchien, in Harniſch. Ich flüchtete auf den Hof, aber beinah noch ſchlimmer ging es mir dort. Ein großer Kater, von Ehrfurcht gebietendem Anſehen, hatte längſt ſein Mißfallen über mein Betragen geäußert; jetzt, da ich, freilich tölpiſcher Weiſe, einen guten Biſſen, den er zu verzehren eben im Begriff, ihm vor dem Maule wegſchnappen wollte, gab er mir ohne Umſtände eine ſolche Menge Ohrfeigen von beiden Seiten, daß ich ganz betäubt wurde, und mir beide Ohren bluteten. — Irre ich nicht, ſo war der würdige Herr mein Oheim, denn Mina's Züge ſtrahlten aus ſeinem Antlitz, und die Familienähnlichkeit des Barts unleugbar. — Kurz, ich geſtehe, daß ich mich in dieſer Zeit in Unarten erſchöpfte, ſo daß der Meiſter ſprach: ich weiß gar nicht, was dir iſt, Murr! ich glaube am Ende, du biſt jetzt in die Lümmeljahre getreten! Der Meiſter hatte Recht, es war meine verhängnißvolle Lümmelzeit, die ich überſtehen mußte, nach dem böſen Beiſpiel der Menſchen, die, wie geſagt, dieſen heilloſen Zuſtand, als durch ihre tiefſte Natur bedingt, eingeführt haben. Lümmeljahre nennen ſie dieſe Periode, unerachtet Mancher Zeit ſeines Lebens nicht herauskommt, unſer eins kann nur von Lümmelwochen reden und ich meinerſeits kam nun auf einmal heraus, mittelſt eines ſtarken Rucks, der mir ein Bein oder ein paar Rippen hätte koſten können. Eigentlich ſprang ich heraus aus den Lümmelwochen auf vehemente Weiſe.

Ich muß ſagen wie das ſich begab:

Auf dem Hofe der Wohnung meines Meiſters ſtand eine inwendig reich ausgepolſterte Maſchine auf vier Rädern, wie ich nachher einſehen lernte, ein engliſcher Halbwagen. Nichts war in meiner damaligen Stimmung natürlicher, als daß mir die Luſt ankam, mit Mühe hinauf zu klettern und hinein zu kriechen in dieſe Maſchine. Ich fand die darin befindlichen Kiſſen ſo angenehm, ſo anlockend, daß ich nun die mehrſte Zeit in den Polſtern des Wagens verſchlief, verträumte.

Ein heftiger Stoß, dem ein Knattern, Klirren, Brauſen, wirres Lärmen folgte, weckte mich, als eben ſüße Bilder von Haaſenbraten und dergleichen, vor meiner Seele vorüber gingen. Wer ſchildert meinen jähen Schreck, als ich wahrnahm, daß die ganze Maſchine ſich mit Ohr betäubendem Getöſe fortbewegte, mich hin und her ſchleudernd auf meinen Polſtern. Die immer ſteigende und ſteigende Angſt wurde Verzweiflung, ich wagte den entſetzlichen Sprung heraus aus der Maſchine, ich hörte das wiehernde Hohngelächter hölliſcher Dämonen, ich hörte ihre barbariſchen Stimmen: Katz — Katz, huz huz! hinter mir her kreiſchen, ſinnlos rannte ich in voller Furie von dannen, Steine pflogen mir nach, bis ich endlich hineingerieth in ein finſtres Gewölbe, und ohnmächtig niederſank.

Endlich war es mir, als höre ich hin und her gehen über meinem Haupte, und ſchloß aus dem Schall der Tritte, da ich wohl ſchon Aehnliches erfahren, daß ich mich unter einer Treppe befinden müſſe. Es war dem ſo! —

Als ich nun aber herausſchlich, Himmel! da dehnten ſich überall unabſehbare Straßen vor mir aus und eine Menge Menſchen, von denen ich nicht einen einzigen kannte, wogte vorüber. Kam noch hinzu, daß Wagen raſſelten, Hunde laut bellten, ja, daß zuletzt eine ganze Schaar, deren Waffen in der Sonne blitzten, die Straße einengte; daß dicht bei mir einer urplötzlich ſo ganz erſchrecklich auf eine große Trommel ſchlug, daß ich unwillkürlich drei Ellen hoch aufſprang, ja, ſo konnte es nicht fehlen, daß eine ſeltſame Angſt meine Bruſt erfüllte! — Ich merkte nun wohl, daß ich mich in der Welt befand — in der Welt, die ich aus der Ferne von meinem Dache erblickt, oft nicht ohne Sehnſucht, ohne Neugierde, ja mitten in dieſer Welt ſtand ich nun, ein unerfahrner Fremdling. Behutſam ſpazierte ich dicht an den Häuſern die Straße entlang, und begegnete endlich ein paar Jünglingen meines Geſchlechts. Ich blieb ſtehen, ich verſuchte ein Geſpräch mit ihnen anzuknüpfen, aber ſie begnügten ſich, mich mit funkelnden Augen anzuklotzen, und ſprangen dann weiter. „Leichtſinnige Jugend, dacht' ich, du weißt nicht wer es war, der dir in den Weg trat! — ſo gehen große Geiſter durch die Welt, unerkannt, unbeachtet. — Das iſt das Loos ſterblicher Weisheit!“ — Ich rechnete auf größere Theilnahme bei den Menſchen, ſprang auf einen hervorragenden Kellerhals, und ſtieß manches fröhliche, wie ich glaubte, anlockende, Miau aus, aber kalt ohne Theilnahme, kaum ſich nach mir umblickend, gingen Alle vorüber. Endlich gewahrte ich einen hübſchen blondgelockten Knaben, der mich freundlich anſah, und endlich mit den Fingern ſchnalzend rief: Mies — Mies! Schöne Seele, du verſtehſt mich, dacht' ich, ſprang herab, und nahte mich ihm freundlich ſchnurrend. Er fing an mich zu ſtreicheln, aber indem ich glaubte, mich dem freundlichen Gemüth ganz hingeben zu können, kniff er mich dermaßen in den Schwanz, daß ich vor raſendem Schmerz aufſchrie. Das eben ſchien dem tückiſchen Böſewicht rechte Freude zu machen, denn er lachte laut, hielt mich feſt, und verſuchte das hölliſche Manoeuvre zu wiederholen. Da faßte mich der tiefſte Ingrimm, von dem Gedanken der Rache durchflammt, grub ich meine Krallen tief in ſeine Hände, in ſein Geſicht, ſo, daß er aufkreiſchend mich fahren ließ. Aber in dem Augenblick hörte ich auch rufen: — Tyras — Kartuſch — hez hez! — Und laut blaffend ſetzten zwei Hunde hinter mir her. — Ich rannte, bis mir der Athem verging, ſie waren mir auf den Ferſen — keine Rettung. — Blind vor Angſt fuhr ich hinein in das Fenſter eines Erdgeſchoßes, daß die Scheiben zuſammen klirrten, und ein paar Blumentöpfe, die auf der Fenſterbank geſtanden, krachend hineinfielen in das Stübchen. Erſchrocken fuhr eine Frau, die an einem Tiſch ſitzend arbeitete, in die Höhe, rief dann: Seht die abſcheuliche Beſtie, ergriff einen Stock, und ging auf mich los. Aber meine zornglühenden Augen, meine ausgeſtreckten Krallen, das Geheul der Verzweiflung, das ich ausſtieß, hielten ſie zurück, ſo daß, wie es in jenem Trauerſpiel heißt, der zum Schlagen aufgehobene Stock in der Luft gehemmt ſchien, und ſie da ſtand, ein gemalter Wüthrich, parteilos zwiſchen Kraft und Willen! — In dem Augenblick ging die Thür auf, ſchnellen Entſchluß faſſend, ſchlüpfte ich dem eintretenden Mann zwiſchen den Beinen durch, und war ſo glücklich, mich aus dem Hauſe herauszufinden auf die Straße.

Ganz erſchöpft, ganz entkräftet, gelangte ich endlich zu einem einſamen Plätzchen, wo ich mich ein wenig niederlaſſen konnte. Da fing aber der wüthendſte Hunger an, mich zu peinigen, und ich gedachte nun erſt mit tiefem Schmerz des guten Meiſter Abraham, von dem mich ein hartes Schickſal getrennt. — Aber wie ihn wiederfinden! — Ich blickte wehmüthig umher, und als ich keine Möglichkeit ſah, den Weg zur Rückkehr zu erforſchen, traten mir die blanken Thränen in die Augen.

Doch neue Hoffnung ging mir auf, als ich an der Ecke der Straße ein junges freundliches Mädchen wahrnahm, die vor einem kleinen Tiſche ſaß, auf dem die appetitlichſten Brode und Würſte lagen. Ich näherte mich langſam, ſie lächelte mich an, und um mich ihr gleich als einen Jüngling von guter Erziehung, von galanten Sitten darzuſtellen, machte ich einen höheren ſchöneren Katzenbuckel als jemals. Ihr Lächeln wurde lautes Lachen. „Endlich eine ſchöne Seele, ein theilnehmendes Herz gefunden! — O Himmel, wie thut das wohl der wunden Bruſt!“ So dachte ich, und langte mir eine von den Würſten herab, aber in demſelben Nu ſchrie auch das Mädchen laut auf, und hätte mich der Schlag, den ſie mit einem derben Stück Holz nach mir führte, getroffen, in der That, weder die Wurſt, die ich mir im Vertrauen auf die Loyalität, auf die menſchenfreundliche Tugend des Mädchens, herabgelangt, noch irgend eine andere, hätte ich jemals mehr genoſſen. Meine letzte Kraft ſetzte ich daran, der Unholdin, die mich verfolgte, zu entrinnen. Das gelang mir, und ich erreichte endlich einen Platz, wo ich die Wurſt in Ruhe verzehren konnte.

Nach dem frugalen Mahle kam viel Heiterkeit in mein Gemüth, und da eben die Sonne mir warm auf den Pelz ſchien, ſo fühlte ich lebhaft, daß es doch ſchön ſey auf dieſer Erde. Als aber dann die kalte feuchte Nacht einbrach, als ich kein weiches Lager fand wie bei meinem guten Meiſter, als ich, vor Froſt ſtarrend, vom Hunger auf's Neue gepeinigt, am andern Morgen erwachte, da überfiel mich eine Troſtloſigkeit, die an Verzweiflung grenzte. „Das iſt (ſo brach ich aus in laute Klagen) das iſt alſo die Welt, in die du dich hineinſehnteſt von dem heimathlichen Dache? — Die Welt, wo du Tugend zu finden hoffteſt, und Weisheit, und die Sittlichkeit der höhern Ausbildung! — O dieſe herzloſen Barbaren! — Worin beſteht ihre Kraft, als im Prügeln? Worin ihr Verſtand, als in hohnlachender Verſpottung? Worin ihr ganzes Treiben, als in ſcheelſüchtiger Verfolgung tieffühlender Gemüther? — O fort — fort aus dieſer Welt voll Gleißnerei und Trug! — Nimm mich auf in deine kühlen Schatten, ſüßer heimathlicher Keller! — O Boden! — Ofen — o Einſamkeit, die mich erfreut, nach dir mein Herz ſich ſehnt mit Schmerz! —

Der Gedanke meines Elends, meines hoffnungsloſen Zuſtandes, übermannte mich. Ich kniff die Augen zu, und weinte ſehr.

Bekannte Töne ſchlugen an mein Ohr. „Murr — Murr! — geliebter Freund, wo kommſt du her? was iſt mit dir geſchehen?“

Ich ſchlug die Augen auf, der junge Ponto ſtand vor mir!

So ſehr mich Ponto auch gekränkt hatte, doch war mir ſeine unverhoffte Erſcheinung tröſtlich. Ich vergaß die Unbill, die er mir angethan, erzählte ihm, wie ſich Alles mit mir begeben, ſtellte ihm unter vielen Thränen meine traurige, hülfloſe Lage vor, ſchloß damit, ihm zu klagen, daß mich ein tödtender Hunger quäle.

Statt mir, wie ich geglaubt, ſeine Theilnahme zu bezeugen, brach der junge Ponto in ein ſchallendes Gelächter aus. „Biſt du, ſprach er dann, biſt du nicht ein ausgemachter thörichter Geck, lieber Murr? — Erſt ſetzt ſich der Haſe in eine Halbchaiſe hinein, wo er nicht hingehört, ſchläft ein, erſchrickt, als er weggefahren wird, ſpringt hinaus in die Welt, wundert ſich gar mächtig, daß ihn, der kaum vor die Thüre ſeines Hauſes gekuckt, niemand kennt, daß er mit ſeinen dummen Streichen überall ſchlecht ankommt, und iſt dann ſo einfältig, nicht einmal den Rückweg finden zu können zu ſeinem Herrn. — Sieh Freund Murr, immer haſt du geprahlt mit deiner Wiſſenſchaft, mit deiner Bildung, immer haſt du vornehm gethan gegen mich, und nun ſitzeſt du da, verlaſſen, troſtlos, und all' die großen Eigenſchaften deines Geiſtes reichen nicht hin, dich zu belehren, wie du es anfangen mußt, deinen Hunger zu ſtillen, und dich nach Hauſe zurückzufinden zu deinem Meiſter! — Und wenn ſich nun der, den du tief unter dir glaubteſt, nicht deiner annimmt, ſo ſtirbſt du zuletzt eines elendiglichen Todes, und keine ſterbliche Seele frägt was nach deinem Wiſſen, nach deinem Talent, und keiner von den Dichtern, denen du dich befreundet glaubteſt, ſetzt ein freundliches: Hic jacet! an die Stelle, wo du aus lauter Kurzſichtigkeit verſchmachteteſt! — Siehſt du, daß ich wohl auch durch die Schule gelaufen bin, und lateiniſche Brocken einmiſchen kann, trotz einem? — Aber du hungerſt, armer Kater, und dieſem Bedürfniß muß zuerſt abgeholfen werden, komm nur mit mir.“

Der junge Ponto hüpfte fröhlich voraus, ich folgte niedergeſchlagen, ganz zerknirſcht über ſeine Reden, die mir in meiner hungrigen Stimmung viel Wahres zu enthalten ſchienen. Doch wie erſchrak ich als —

(Mak. Bl.) — für den Herausgeber dieſer Blätter das angenehmſte Ereigniß von der Welt, daß er das ganze merkwürdige Geſpräch Kreisler's mit dem kleinen Geheimen Rath, brühwarm wieder erfuhr. Dadurch wurde er in den Stand geſetzt, dir, geliebter Leſer, wenigſtens ein paar Bilder aus der frühern Jugendzeit des ſeltnen Mannes, deſſen Biographie er aufzuſchreiben gewiſſermaßen genöthigt, vor die Augen zu bringen, und er vermeint, daß, was Zeichnung und Colorit betrifft, dieſe Bilder wohl für charakteriſtiſch und bedeutſam genug gelten können. Wenigſtens mag man nach dem, was Kreisler von Tante Füßchen und ihrer Laute erzählt, nicht daran zweifeln, daß die Muſik mit all' ihrer wunderbaren Wehmuth, mit all' ihrem Himmelsentzücken, recht in die Bruſt des Knaben mit tauſend Adern verwuchs, und nicht zum Verwundern mag's darum auch ſeyn, daß eben dieſer Bruſt, wird ſie nur leiſe verwundet, gleich heißes Herzblut entquillt. Auf zwei Momente aus dem Leben des geliebten Kapellmeiſters war bemeldeter Herausgeber beſonders begierig, ja wie man zu ſagen pflegt, ganz verſeſſen. Nämlich, auf welche Weiſe Meiſter Abraham in die Familie gerieth und einwirkte auf den kleinen Johannes, und welche Kataſtrophe den ehrlichen Kreisler aus der Reſidenz warf und umſtempelte zum Kapellmeiſter, welches er hätte von Haus aus ſeyn ſollen, wiewohl man der ewigen Macht trauen darf, die jeden zu rechter Zeit an die rechte Stelle ſetzt. Manches iſt darüber ausgemittelt worden, welches du o Leſer! ſogleich erfahren ſollſt.

Für's Erſte iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß zu Göniönesmühl, wo Johannes Kreisler geboren und erzogen wurde, es einen Mann gab, der in ſeinem ganzen Weſen, in Allem was er unternahm, ſeltſam und eigenthümlich erſchien. Ueberhaupt iſt das Städtlein Göniönesmühl ſeit jeher das wahre Paradies aller Sonderlinge geweſen, und Kreisler wuchs auf, umgeben von den ſeltſamſten Figuren, die einen deſto ſtärkern Eindruck auf ihn machen mußten, als er wenigſtens während der Knabenzeit mit ſeines Gleichen keinen Umgang pflegte. Jener Mann trug aber mit einem bekannten Humoriſten gleichen Namen, denn er hieß Abraham Liſcov und war ein Orgelbauer, welches Metier er bisweilen tief verachtete, zu anderer Zeit aber doch in den Himmel erhob, ſo daß man nicht recht wußte, was er eigentlich wollte.

So wie Kreisler erzählt, wurde in der Familie von dem Herrn Liſcov immer mit hoher Bewunderung geſprochen. Man nannte ihn den geſchickteſten Künſtler den es geben könne, und bedauerte nur, daß ſeine tollen Grillen, ſeine ausgelaſſenen Einfälle, ihn von jedermann entfernt hielten. Als einen beſondern Glücksfall rühmte dieſer, jener, daß Herr Liſcov wirklich da geweſen, und ſeinen Flügel neu befiedert und geſtimmt habe. Eben von Liſcov's phantaſtiſchen Streichen wurde dann auch Manches erzählt, welches auf den kleinen Johannes ganz beſonders wirkte, ſo daß er ſich von dem Mann, ohne ihn zu kennen, ein ganz beſtimmtes Bild entwarf, ſich nach ihm ſehnte, und als der Oheim verſicherte, Herr Liſcov würde vielleicht kommen und den ſchadhaften Flügel repariren, jeden Morgen fragte, ob Herr Liſcov denn nicht endlich erſcheinen werde. Dieſes Intereſſe des Knaben für den unbekannten Herrn Liſcov ſteigerte ſich aber bis zur höchſten anſtaunenden Ehrfurcht, als er in der Hauptkirche, die der Oheim in der Regel nicht zu beſuchen pflegte, zum erſtenmal die mächtigen Töne der großen ſchönen Orgel vernahm, und als der Oheim ihm ſagte, niemand anders, als eben Herr Abraham Liſcov, habe dies herrliche Werk verfertigt. Von dieſem Augenblick an verſchwand auch das Bild, das Johannes ſich von Herrn Liſcov entworfen, und ein ganz anderes trat an ſeine Stelle. Herr Liſcov mußte nach des Knaben Meinung ein großer ſchöner Mann ſeyn, von ſtattlichem Anſehen, hell und ſtark ſprechen, und vor allen Dingen einen pflaumfarbenen Rock tragen, mit breiten goldnen Treſſen, wie der Pathe Commerzienrath, der ſo gekleidet ging, und vor deſſen reicher Tracht der kleine Johannes den tiefſten Reſpekt hegte.

Als eines Tages der Oheim mit Johannes am offnen Fenſter ſtand, kam ein kleiner hagerer Mann die Straße herab geſchoſſen, in einem Roquelaur von hellgrünem Barkan, deſſen offne Aermelklappen ſeltſam im Winde auf und nieder flatterten. Dazu hatte er ein kleines dreieckiges Hütchen martialiſch auf die weißgepuderte Friſur gedrückt, und ein zu langer Haarzopf ſchlängelte ſich herab über den Rücken. Er trat hart auf, daß das Straßenpflaſter dröhnte, und ſtieß auch bei jedem zweiten Schritt mit dem langen ſpaniſchen Rohr, das er in der Hand trug, heftig auf den Boden. Als der Mann vor dem Fenſter vorbeikam, warf er aus ſeinen funkelnden pechſchwarzen Augen dem Oheim einen ſtechenden Blick zu, ohne ſeinen Gruß zu erwiedern.

Dem kleinen Johannes bebte es eiskalt durch alle Glieder, und zugleich war es ihm zu Muthe, als müſſe er über den Mann entſetzlich lachen, und könne nur nicht dazu kommen, weil ihm die Bruſt ſo beengt. „Das war der Herr Liſcov,“ ſprach der Oheim; „das wußte ich ja,“ erwiederte Johannes, und er mochte Recht haben. Weder ein großer ſtattlicher Mann war Herr Liſcov, noch trug er einen pflaumfarbenen Rock mit goldnen Treſſen, wie der Pathe Commerzienrath. Seltſam, ja wunderbar genug begab es ſich aber, daß Herr Liſcov ganz genau ſo ausſah, wie der Knabe ſich ihn früher gedacht hatte, ehe er das Orgelwerk vernommen. Noch hatte ſich Johannes nicht von ſeinem Gefühl erholt, das dem eines jähen Schrecks zu vergleichen, als Herr Liſcov plötzlich ſtill ſtand, ſich umdrehte, die Straße entlang hinunterpolterte, bis vor das Fenſter, dem Oheim eine tiefe Verbeugung machte, davon rannte unter lautem Gelächter.

Iſt das, ſprach der Oheim, iſt das wohl ein Betragen für einen gelehrten Mann, der in den Studiis nicht unerfahren, der als privilegirter Orgelbauer zu den Künſtlern zu rechnen, und dem die Geſetze des Landes verſtatten, einen Degen zu tragen? Sollte man nicht vermeinen, er habe ſchon am lieben frühen Morgen zu tief in's Glas geguckt, oder ſey dem Tollhauſe entſprungen? Aber ich weiß es, nun wird er herkommen und den Flügel in Ordnung bringen.

Der Oheim hatte Recht. Schon andern Tages war Herr Liſcov da, aber ſtatt die Reparatur des Flügels vorzunehmen, verlangte er, der kleine Johannes ſollte ihm vorſpielen. Dieſer wurde auf den mit Büchern bepackten Stuhl geſetzt, Herr Liſcov ihm gegenüber am ſchmalen Ende des Flügels, ſtützte beide Arme auf das Inſtrument, und ſah dem Kleinen ſtarr in's Antlitz, welches ihn dermaßen außer Faſſung brachte, daß die Menuets, die Arien, die er aus dem alten Notenbuche abſpielte, holpricht genug gingen. Herr Liſcov blieb ernſt, aber plötzlich rutſchte der Knabe herab, und verſank unter des Flügels Geſtell, worüber der Orgelbauer, der ihm mit einem Ruck die Fußbank unter den Füßen weggezogen, eine unmäßige Lache aufſchlug. Beſchämt rappelte ſich der Knabe hervor, doch in dem Augenblick ſaß Herr Liſcov auch ſchon vor dem Flügel, hatte einen Hammer hervorgezogen, und hämmerte auf das arme Inſtrument ſo unbarmherzig los, als wolle er Alles in tauſend Stücke ſchlagen. „Herr Liſcov, ſind Sie von Sinnen!“ ſchrie der Onkel, aber der kleine Johannes, ganz entrüſtet, ganz außer ſich über des Orgelbauers Beginnen, ſtemmte ſich mit aller Gewalt gegen den Deckel des Inſtruments, ſo, daß er mit lautem Krachen zuſchlug, und Herr Liscov ſchnell den Kopf zurückziehen mußte, um nicht getroffen zu werden. Dann rief er: Ei lieber Onkel, das iſt nicht der geſchickte Kunſtler, der die ſchöne Orgel gebaut hat, er kann es nicht ſeyn, denn dieſer hier iſt ja ein alberner Menſch, der ſich beträgt, wie ein ungezogener Bube! —

Der Oheim verwunderte ſich über die Dreiſtigkeit des Knaben; aber Herr Liscov ſah ihn lange ſtarr an, ſprach: „Er iſt wohl ein kurioſer Monſieur!“ öffnete leiſe und behutſam den Flügel, zog Inſtrumente hervor, begann ſeine Arbeit, die er in ein paar Stunden beendete, ohne ein einziges Wort zu ſprechen.

Seit dieſem Augenblick zeigte ſich des Orgelbauers entſchiedene Vorliebe für den Knaben. Beinahe täglich kam er in's Haus, und wußte den Knaben bald für ſich zu gewinnen, indem er ihm eine ganz neue bunte Welt erſchloß, in der ſich ſein reger Geiſt muthiger und freier bewegen konnte. Eben nicht löblich war es, daß Liscov, vorzüglich als Johannes ſchon in Jahren mehr vorgerückt, den Knaben anregte zu den ſeltſamſten Foppereien, die oft gegen den Oheim ſelbſt gerichtet waren, der freilich, beſchränkten Verſtandes, und voll der lächerlichſten Eigenheiten, dazu reichen Anlaß bot. Gewiß iſt es aber, daß, wenn Kreisler über die troſtloſe Verlaſſenheit in ſeinen Knabenjahren klagt, wenn er das zerriſſene Weſen, das ihn oft in ſeiner innerſten Natur verſtört, jener Zeit zuſchreibt, wohl das Verhältniß mit dem Oheim in Anſchlag zu bringen iſt. Er konnte den Mann, der, Vaterſtelle zu vertreten, berufen und der ihm mit ſeinem ganzen Thun und Weſen lächerlich erſcheinen mußte, nicht achten.

Liscov wollte den Johannes ganz an ſich reißen, und es wäre ihm gelungen, hätte ſich nicht des Knaben edlere Natur dagegen geſträubt. Ein durchdringender Verſtand, ein tiefes Gemüth, eine ungewöhnliche Erregbarkeit des Geiſtes, Alles das waren anerkannte Vorzüge des Orgelbauers. Was man aber Humor zu nennen beliebte, war nicht jene ſeltne wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tieferen Anſchauung des Lebens in all' ſeinen Bedingniſſen, aus dem Kampf der feindlichſten Prinzipe ſich erzeugt, ſondern nur das entſchiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent es in's Leben zu ſchaffen, und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erſcheinung. Dies war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausſtrömen ließ, der Schadenfreude, mit der er Alles als ungehörig erkannte raſtlos verfolgte bis in die geheimſten Winkel. Eben dieſe ſchadenfrohe Verſpottung verwundete des Knaben zartes Gemüth, und ſtand dem innigſten Verhältniß, wie es der in wahrhafter innerer Geſinnung väterliche Freund herbeigeführt haben würde, entgegen. Zu läugnen iſt aber auch nicht, daß der wunderliche Orgelbauer recht dazu geeignet war, den Keim des tiefern Humors, der in des Knaben Innern lag, zu hegen und zu pflegen, der denn auch ſattſam gedeihte und emporwuchs. —

Herr Liscov pflegte viel von Johannes Vater zu erzählen, deſſen vertrauteſter Freund er in ſeinen Jünglingsjahren geweſen, zum Nachtheil des erziehenden Oheims, der merklich in den Schatten trat, wenn der Bruder in hellem Sonnenlicht erſchien. So rühmte auch eines Tages der Orgelbauer den tiefen muſikaliſchen Sinn des Vaters, und verſpottete die verkehrte Art, wie der Oheim dem Knaben die erſten Elemente der Muſik beigebracht. Johannes, deſſen ganze Seele durchdrungen war von dem Gedanken an den, der ihm der nächſte geweſen, und den er nie gekannt, wollte immer noch mehr hören. Da verſtummte aber Liscov plötzlich, und ſah, wie einer, dem irgend ein das Leben erfaſſender Gedanke vor die Seele tritt, ſtarr zum Boden nieder.

Was iſt Euch Meiſter, fragte Johannes, was bewegt Euch ſo? —

Liscov fuhr auf wie aus einem Traum, und ſprach lächelnd: Weißt Du noch Johannes! wie ich Dir die Fußbank wegzog unter den Beinen, und Du hinabſchobſt unter den Flügel, da Du mir des Oheims abſcheuliche Murkis und Menuetten vorſpielen mußteſt?

Ach, erwiederte Johannes, wie ich Euch zum erſtenmale ſah, daran mag ich gar nicht denken. Es machte Euch gerade Spaß, ein Kind zu betrüben.

Und das Kind, nahm Liscov das Wort, war dafür tüchtig grob. — Doch nimmermehr hätt' ich damals geglaubt, daß in Euch ein ſolch tüchtiger Muſiker verborgen, und darum, Söhnlein, thu' mir den Gefallen und ſpiele mir einen ordentlichen Choral vor auf dem papiernen Poſitiv. Ich will den Balg treten.

— Es iſt hier nachzuholen, daß Liscov großen Geſchmack fand an allerlei wunderlichen Spielereien, und den Johannes damit ſehr ergötzte. Schon, als Johannes noch ein Kind, pflegte Liscov bei jedem Beſuch ihm irgend etwas Seltſames mitzubringen.

Empfing das Kind bald einen Apfel, der in hundert Stücke zerfiel, wenn er abgeſchält wurde, oder irgend ein ſeltſam geformtes Backwerk, ſo wurde der erwachſene Knabe bald mit dieſem, bald mit jenem überraſchenden Kunſtſtück aus der natürlichen Magie erfreut, ſo half der Jüngling optiſche Maſchinen bauen, ſympathetiſche Tinten kochen u. ſ. w. An der Spitze der mechaniſchen Künſteleien, die der Orgelbauer für den Johannes verfertigte, ſtand aber ein Poſitiv mit achtfüßigem Gedackt, deſſen Pfeiſen von Papier geformt, das mithin jenem Kunſtwerk des alten Orgelbauers aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, Eugenius Casparini geheißen, glich, welches in der kaiſerlichen Kunſtkammer in Wien zu ſehen. Liscov's ſeltſames Inſtrument hatte einen Ton, deſſen Stärke und Anmuth unwiderſtehlich hinriß, und Johannes verſichert noch, daß er niemals darauf ſpielen können, ohne in die tiefſte Bewegung zu gerathen, und daß ihm dabei manche wahrhaft fromme Kirchenmelodie hell aufgegangen. —

Auf dieſem Poſitiv mußte Johannes nun dem Orgelbauer vorſpielen. Nachdem er, wie Liscov verlangt, ein paar Choräle geſpielt, fiel er in den Hymnus: Misericordias domini cantabo, den er vor wenigen Tagen geſetzt. — Da Johannes geendet, ſo ſprang Liscov auf, drückte ihn ſtürmiſch an die Bruſt, rief laut lachend: Haſenfuß, was foppſt du mich mit deiner lamentablen Cantilena? Wär' ich nicht immer und ewig dein Calcant geweſen, nichts Vernünftiges hätteſt du jemals herausgebracht. — Aber nun renne ich fort, und laſſe dich im Stich ganz und gar, und du magſt dir in der Welt einen andern Calcanten ſuchen, der es mit dir ſo gut meint als ich! — Dabei ſtanden ihm die hellen Thränen in den Augen. Er ſprang zur Thüre hinaus, die er ſehr heftig zuſchlug. Dann ſteckte er aber nochmals den Kopf hinein und ſprach ſehr weich: Es kann nun einmal nicht anders ſeyn. — Adieu Johannes! — Wenn der Oheim ſeine rothgeblümte Gros de Tourweſte vermißt, ſo ſage nur, ich hätte ſie geſtohlen, und ließe mir daraus einen Turban machen, um dem Groß-Sultan vorgeſtellt zu werden! — Adieu Johannes! — Kein Menſch konnte begreifen, warum Herr Liscov ſo plötzlich die angenehme Stadt Göniönesmühl verlaſſen, warum er niemanden entdeckt, wohin er ſich zu wenden entſchloſſen.

Der Oheim ſprach: Längſt hab' ich vermuthet, daß der unruhige Geiſt ſich auf und davon machen würde, denn er hält es, unerachtet er ſchöne Orgeln verfertigt, doch nicht mit dem Spruch: bleibe im Lande und nähre dich redlich! — Es iſt nur gut, daß unſer Flügel im Stande; nach dem überſpannten Menſchen ſelbſt frag' ich nicht viel! — Anders dachte wohl Johannes, dem Liscov überall fehlte, und dem nun ganz Göniönesmühl ein todtes düſtres Gefängniß dünkte.

So kam es, daß er den Rath des Orgelbauers befolgen, und ſich in der Welt einen andern Calcanten ſuchen wollte. Der Oheim meinte, da er ſeine Studien vollendet, könne er in der Reſidenz ſich unter den Fittig des Geheimen Legationsrathes begeben und vollends ausbrüten laſſen. — Es geſchah ſo! —

— In dieſem Augenblick ärgert ſich gegenwärtiger Biograph über alle Maßen, denn indem er an den zweiten Moment aus Kreisler's Leben kommt, von dem er dir, geliebter Leſer, zu erzählen verſprochen, nämlich, wie Johannes Kreisler den wohlerworbnen Poſten eines Legationsrathes verlor, und gewiſſermaßen aus der Reſidenz verwieſen wurde, wird er gewahr, daß alle Nachrichten, die ihm darüber zu Gebote ſtehen, ärmlich, dürftig, ſeicht, unzuſammenhängend ſind. —

Es genügt indeſſen am Ende wohl, zu ſagen, daß, bald nachdem Kreisler in die Stelle ſeines verſtorbenen Oheims getreten, und Legationsrath geworden, ehe man ſich's verſah, ein gewaltiger gekrönter Coloß den Fürſten in der Reſidenz heimſuchte, und ihn als ſeinen beſten Freund ſo innig und herzlich in ſeine eiſernen Arme ſchloß, daß der Fürſt darüber den beſten Theil ſeines Lebensathems verlor. Der Gewaltige hatte in ſeinem Thun und Weſen etwas ganz Unwiderſtehliches, und ſo kam es, daß ſeine Wünſche befriedigt werden mußten, ſollte auch, wie es wirklich geſchah, darüber Alles in Noth und Verwirrung gerathen. Manche fanden die Freundſchaft des Gewaltigen etwas verfänglich, wollten ſich wohl gar dagegen auflehnen, geriethen aber ſelbſt darüber in das verfängliche Dilemma, entweder die Vortrefflichkeit jener Freundſchaft anzuerkennen, oder außerhalb Landes einen andern Standpunkt zu ſuchen, um vielleicht den Gewaltigen im richtigeren Licht zu erblicken.

Kreisler befand ſich unter dieſen.

Trotz ſeines diplomatiſchen Charakters hatte Kreisler geziemliche

Unſchuld konſervirt, und eben deshalb gab es Augenblicke, in denen er nicht wußte, wozu ſich entſchließen. Eben in einem ſolchen Augenblick erkundigte er ſich bei einer hübſchen Frau in tiefer Trauer, was ſie überhaupt von Legationsräthen halte? Sie erwiederte Vieles in zierlichen artigen Worten, am Ende kam aber ſo viel heraus, daß ſie von einem Legationsrath gar nicht viel halten könne, ſobald er ſich auf enthuſiaſtiſche Weiſe mit der Kunſt beſchäftige, ohne ſich ihr ganz zuzuwenden.

„Vortrefflichſte der Wittwen, ſprach darauf Kreisler, ich reiſe aus!“

Als er bereits Reiſeſtiefeln angezogen und mit dem Hut in der Hand ſich empfehlen wollte, nicht ohne Rührung und gehörigen Abſchiedsſchmerz, ſteckte ihm die Wittwe den Ruf zur Kapellmeiſter-Stelle bei dem Großherzog, der das Ländchen des Fürſten Irenäus verſpeiſt, in die Taſche.

Kaum iſt es nöthig, hinzuzufügen, daß die Dame in Trauer niemand anders war, als die Räthin Benzon, die eben des Rathes verluſtig geworden, da der Gemahl verſtorben.

Merkwürdiger Weiſe trug es ſich zu, daß die Benzon eben zu der Zeit als —

(M. f. f.) — Ponto gerade zu auf das Brod und Würſte feil haltende Mädchen loshüpfte, die mich, da ich freundlich bei ihr zulangte, beinahe todtgeſchlagen. „Mein Pudel Ponto, mein Pudel Ponto, was thuſt du, nimm dich in Acht, hüte dich vor der herzloſen Barbarin, vor dem rachedürſtenden Wurſtprinzip!“ — So rief ich hinter Ponto her — ohne auf mich zu achten, ſetzte er aber ſeinen Weg fort — und folgte in der Ferne, um, ſollte er in Gefahr gerathen, mich gleich aus dem Staube machen zu können. — Vor dem Tiſch angekommen, richtete ſich Ponto auf den Hinterfüßen in die Höhe, und tänzelte in den zierlichſten Sprüngen um das Mädchen her, die ſich darüber gar ſehr erfreute. Sie rief ihn an ſich, er kam, legte den Kopf in ihren Schooß, ſprang wieder auf, bellte luſtig, hüpfte wieder um den Tiſch, ſchnupperte beſcheiden, und ſah dem Mädchen freundlich in die Augen.

„Willſt du ein Würſtchen, artiger Pudel?“ So fragte das Mädchen, und als nun Ponto anmuthig ſchwänzelnd laut aufjauchzte, nahm ſie zu meinem nicht geringen Erſtaunen, eine der ſchönſten größten

Würſte, und reichte ſie dem Ponto dar. Dieſer tanzte, wie zur Dankſagung noch ein kurzes Ballet, und eilte dann zu mir mit der Wurſt, die er mit den freundlichen Worten hinlegte: „Da, iß, erquicke dich Beſter!“ Nachdem ich die Wurſt verzehrt, lud mich Ponto ein, ihm zu folgen, er wolle mich zurückführen zum Meiſter Abraham.

Wir gingen langſam neben einander her, ſo daß es uns nicht ſchwer fiel, wandelnd, vernünftige Geſpräche zu führen.

„Ich ſeh es wohl ein, (ſo begann ich die Unterredung) daß du, geliebter Ponto, es viel beſſer verſtehſt, in der Welt fortzukommen, als ich. Nimmermehr würd' es mir gelungen ſeyn, das Herz jener Barbarin zu rühren, welches dir ſo ungemein leicht wurde. Doch verzeih! — In deinem ganzen Benehmen gegen die Wurſtverkäuferin lag doch etwas, wogegen mein innerer mir angeborner Sinn ſich auflehnt. Eine gewiſſe unterwürfige Schmeichelei, ein Verläugnen des Selbſtgefühls, der edleren Natur — nein! guter Pudel, nicht entſchließen könnte ich mich, ſo freundlich zu thun, ſo mich außer Athem zu ſetzen mit angreifenden Manoeuvres, ſo recht demüthig zu betteln, wie du es thateſt. Bei dem ſtärkſten Hunger, oder wenn mich ein Appetit nach etwas Beſonderem anwandelt, begnüge ich mich, hinter dem Meiſter auf den Stuhl zu ſpringen, und meine Wünſche durch ein ſanftes Knurren anzudeuten. Und ſelbſt dies iſt mehr Erinnerung an die übernommene Pflicht, für meine Bedürfniſſe zu ſorgen, als Bitte um eine Wohlthat.“

Ponto lachte laut auf, als ich dies geſprochen und begann denn: O Murr, mein guter Kater, du magſt ein tüchtiger Literatus ſeyn, und dich wacker auf Dinge verſtehen, von denen ich gar keine Ahnung habe, aber von dem eigentlichen Leben weißt du gar nichts, und würdeſt verderben, da dir alle Weltklugheit gänzlich abgeht. — Für's Erſte würdeſt du vielleicht anders geurtheilt haben, ehe du die Wurſt genoſſen, denn hungrige Leute ſind viel artiger, und fügſamer, als ſatte, dann aber biſt du Rückſichts meiner ſogenannten Unterwürfigkeit in großem Irrthum. Du weißt ja, daß das Tanzen und Springen mir großes Vergnügen macht, ſo, daß ich es oft auf meine eigene Hand unternehme. Treibe ich nun, eigentlich nur zu meiner Motion, meine Künſte vor den Menſchen, ſo macht es mir ungemeinen Spaß, daß die Thoren glauben, ich thäte es aus beſonderm Wohlgefallen an ihrer Perſon, und nur, ihnen Luſt und Freude zu erregen. Ja ſie glauben das, ſollte auch eine andere Abſicht ganz klar ſeyn. Du haſt, Geliebter! das lebendige Beiſpiel davon ſo eben erfahren. Mußte das Mädchen nicht gleich einſehen, daß es mir nur um eine Wurſt zu thun war, und doch gerieth ſie in volle Freude, daß ich ihr, der Unbekannten, meine Künſte vormachte, als einer Perſon, die dergleichen zu ſchätzen vermögend, und eben in dieſer Freude that ſie das, was ich bezweckte. Der Lebenskluge muß es verſtehen, Allem, was er bloß ſeinetwegen thut, den Anſchein zu geben als thäte er es um anderer willen, die ſich dann hochverpflichtet glauben, und willig ſind zu Allem was man bezweckte. Mancher erſcheint gefällig, dienſtfertig, beſcheiden, nur den Wünſchen anderer lebend, und hat nichts im Auge, als ſein liebes Ich, dem die andern dienſtbar ſind, ohne es zu wiſſen. Das, was du alſo unterwürfige Schmeichelei zu nennen beliebſt, iſt nichts als weltkluges Benehmen, das in der Erkenntniß und der foppenden Benutzung der Thorheit Anderer ſeine eigentlichſte Baſis findet.

O Ponto, erwiederte ich, du biſt ein Weltmann, das iſt gewiß, und ich wiederhole, daß du dich auf das Leben beſſer verſtehſt als ich, aber dem unerachtet kann ich kaum glauben, daß deine ſeltſamen Künſte dir ſelbſt Vergnügen machen ſollten. Wenigſtens iſt mir das entſetzliche Kunſtſtück durch Mark und Bein gegangen, als du in meiner Gegenwart deinem Herrn ein ſchönes Stück Braten apportirteſt, es ſauber zwiſchen den Zähnen haltend, und nicht eher einen Biſſen davon genoſſeſt, bis dein Herr dir die Erlaubniß zuwinkte.

Sage mir doch, fragte Ponto, ſage mir doch guter Murr, was ſich nachher begab!

Beide, erwiederte ich, dein Herr und Meiſter Abraham lobten dich über alle Maßen, und ſetzten dir einen ganzen Teller mit Braten hin, den du mit erſtaunlichem Appetit verzehrteſt.

Nun, fuhr Ponto fort, nun alſo beſter Kater, glaubſt du wohl, daß, hätt' ich apportirend das kleine Stück Braten gefreſſen, daß ich dann eine ſolch' reichliche Portion, und überhaupt Braten erhalten? Lerne, o unerfahrner Jüngling! daß man kleine Opfer nicht ſcheuen darf, um Großes zu erreichen. Mich wundert's, daß bei deiner ſtarken Lektüre dir nicht bekannt worden, was es heißt, die Wurſt nach der Speckſeite werfen. — Pfote auf's Herz, muß ich dir geſtehen, daß, träf' ich einſam im Winkel einen ganzen ſchönen Braten an, ich ihn ganz gewiß verzehren würde, ohne auf die Erlaubniß meines Herrn zu warten, könnt' ich das nur unbelauſcht vollbringen. Es liegt nun einmal in der Natur, daß man im Winkel ganz anders handelt, als auf offener Straße. — Uebrigens iſt es auch ein aus tiefer Weltkenntniß geſchöpfter Grundſatz, daß es rathſam iſt, in Kleinigkeiten ehrlich zu ſeyn.

Ich ſchwieg einige Augenblicke, über Pontos geäußerte Grundſätze nachdenkend, mir fiel ein, irgendwo geleſen zu haben, ein jeder müſſe ſo handeln, daß ſeine Handelsweiſe als allgemeines Prinzip gelten könne, oder wie er wünſche, daß alle Rückſichts ſeiner handeln möchten, und bemühte mich vergebens, dies Prinzip mit Pontos Weltklugheit in Uebereinſtimmung zu bringen. Mir kam in den Sinn, daß alle Freundſchaft, die mir Ponto in dem Augenblick erzeigte, wohl auch gar zu meinem Schaden, nur ſeinen eignen Vortheil bezwecken könne, und ich äußerte dies unverhohlen.

Kleiner Schäker, rief Ponto lachend, von dir iſt gar nicht die Rede! — Du kannſt mir keinen Vortheil gewähren, keinen Schaden verurſachen. Um deine todten Wiſſenſchaften beneide ich dich nicht, dein Treiben iſt nicht das meinige, und ſollteſt du dir es etwa beikommen laſſen, feindliche Geſinnungen gegen mich zu äußern, ſo bin ich dir an Stärke und Gewandtheit überlegen. Ein Sprung, ein tüchtiger Biß meiner ſcharfen Zähne, würde dir auf der Stelle den Garaus machen.

Mich wandelte eine große Furcht an vor meinem eignen Freunde, die ſich vermehrte, als ein großer ſchwarzer Pudel ihn freundlich nach gewöhnlicher Art begrüßte, und beide, mich mit glühenden Augen anblickend, leiſe mit einander ſprachen.

Die Ohren angekniffen, drückte ich mich an die Seite, doch bald ſprang Ponto, den der Schwarze verlaſſen, wieder auf mich zu, und rief: Komm nur, mein Guter!

„Ach Himmel, fragte ich in der Beſtürzung, wer war denn der ernſte Mann, der vielleicht ebenſo weltklug als du?“

„Ich glaube gar, erwiederte Ponto, du fürchteſt dich vor meinem guten Oheim, dem Pudel Skaramuz? Ein Kater biſt du ſchon, und willſt nun gar ein Haaſe werden. —“

„Aber, ſprach ich, warum warf der Oheim mir ſolche glühende Blicke zu, und was flüſtertet ihr ſo heimlich, ſo verdächtig mit einander? —“ „Nicht verhehlen, erwiederte Ponto, nicht verhehlen will ich's dir, mein guter Murr, daß mein alter Oheim etwas mürriſch iſt, und wie es denn nun bei alten Leuten gewöhnlich der Fall, an verjährten Vorurtheilen hängt. Er wunderte ſich über unſer Beiſammenſeyn, da die Ungleichheit unſers Standes jede Annäherung verbieten müſſe. Ich verſicherte, daß du ein junger Mann von vieler Bildung und angenehmem Weſen wärſt, der mich bisweilen ſehr beluſtige. Da meinte er, dann könne ich mich wohl dann und wann einſam mit dir unterhalten, nur ſolle ich's mir nicht etwa einfallen laſſen, dich mitzubringen in eine Pudelaſſemblee, da du nun und nimmermehr aſſembleefähig werden könnteſt, ſchon deiner kleinen Ohren halber, die nur zu ſehr deine niedere Abkunft verriethen, und von tüchtigen großgeohrten Pudeln durchaus für unanſtändig geachtet würden.

Ich verſprach das.

Hätt' ich ſchon damals etwas gewußt von meinem großen Ahnherrn, dem geſtiefelten Kater, der Aemter und Würden erlangte, dem Buſenfreunde König Gottliebs, ich würde dem Freunde Ponto ſehr leicht bewieſen haben, daß jede Pudelaſſemblee ſich geehrt fühlen müſſe durch die Gegenwart eines Abkömmlings aus der illuſterſten Familie; ſo mußte ich, aus der Obſkurität noch nicht hervorgetreten, es aber leiden, daß beide, Skaramuz und Ponto, ſich über mich erhaben dünkten. — Wir ſchritten weiter fort. Dicht vor uns wandelte ein junger Mann, der trat mit einem lauten Ausruf der Freude ſo ſchnell zurück, daß er mich, ſprang ich nicht ſchnell zur Seite, ſchwer verletzt haben würde. Eben ſo laut ſchrie ein anderer junger Mann, der, die Straße herab, jenem entgegen kam. Und nun ſtürzten ſich beide in die Arme, wie Freunde die ſich lange nicht geſehen, und wandelten dann eine Strecke vor uns her, Hand in Hand, bis ſie ſtill ſtanden, und, eben ſo zärtlich von einander Abſchied nehmend, ſich trennten. Der, der vor uns hergeſchritten, ſah dem Freunde lange nach und ſchlüpfte dann ſchnell in ein Haus hinein. Ponto ſtand ſtill, ich desgleichen. Da wurde im zweiten Stock des Hauſes, in das der junge Mann getreten, ein Fenſter geöffnet, ein bildhübſches Mädchen ſchaute heraus, hinter ihr ſtand der junge Mann, und beide lachten ſehr, dem Freunde nachſchauend, von dem ſich der junge Mann ſo eben getrennt. Ponto ſah hinauf, und murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, welches ich nicht verſtand.

Warum weilſt du hier, lieber Ponto, wollen wir nicht weiter gehen? So fragte ich, Ponto ließ ſich aber nicht ſtören, bis er nach einigen Augenblicken heftig den Kopf ſchüttelte, und dann ſchweigend den Weg fortſetzte.

Laß uns, ſprach er, als wir auf einen mit Bäumen umgebenen, mit Statuen verzierten, anmuthigen Platz gelangten, laß uns hier ein wenig verweilen, guter Murr. Mir kommen jene beiden jungen Männer, die ſich ſo herzlich auf der Straße umarmten, nicht aus dem Sinn. Es ſind Freunde wie Damon und Pylades.

Damon und Pythias, verbeſſerte ich, Pylades war der Freund des Oreſtes, den er jedesmal getreulich im Schlafrock zu Bette brachte, und mit Camillenthee bediente, wenn die Furien und Dämonen dem armen Mann zu hart zugeſetzt. Man merkt guter Ponto, daß Du in der Geſchichte nicht ſonderlich bewandert.

Gleichviel, fuhr der Pudel fort, gleichviel, aber die Geſchichte von den beiden Freunden weiß ich ſehr genau, und will ſie dir erzählen mit allen Umſtänden, ſo wie ich ſie zwanzigmal von meinem Herrn erzählen hörte. Vielleicht wirſt du neben Damon und Pythias, Oreſtes und Pylades, als drittes Paar, Walter und Formoſus nennen. Formoſus iſt nämlich derſelbe junge Mann, der dich beinahe zu Boden getreten, in der Freude ſeinen geliebten Walter wieder zu ſehen. — Dort in dem ſchönen Hauſe mit den hellen Spiegelfenſtern wohnt der alte ſteinreiche Präſident, bei dem ſich Formoſus durch ſeinen leuchtenden Verſtand, durch ſeine Gewandtheit, durch ſein glänzendes Wiſſen, ſo einzuſchmeicheln wußte, daß er dem Alten bald war, wie der eigene Sohn. Es begab ſich, daß Formoſus plötzlich all' ſeine Heiterkeit verlor, daß er blaß ausſah und kränklich, daß er in einer Viertelſtunde zehnmal aus tiefer Bruſt aufſeufzte, als wollte er ſein Leben aushauchen, daß er, ganz in ſich gekehrt, ganz in ſich verloren, für nichts in der Welt mehr ſeine Sinne aufſchließen zu können ſchien. — Lange Zeit hindurch drang der Alte vergebens in den Jüngling, daß er ihm die Urſache ſeines geheimen Kummers entdecken möge; endlich kam es heraus, daß er bis zum Tode verliebt war in des Präſidenten einzige Tochter. Anfangs erſchrak der Alte, der mit ſeinem Töchterlein ganz andere Dinge im Sinne haben mochte, als ſie an den rang- und amtloſen Formoſus zu verheirathen, als er aber den armen Jüngling immer mehr und mehr hinwelken ſah, ermannte er ſich, und fragte Ulriken, wie ihr der junge Formoſus gefalle, und ob er ihr ſchon etwas von ſeiner Liebe geſagt? — Ulrike ſchlug die Augen nieder, und meinte, erklärt habe ſich der junge Formoſus zwar gar nicht gegen ſie, aus lauter Zurückhaltung und Beſcheidenheit, aber gemerkt habe ſie wohl längſt, daß er ſie liebe, denn ſo was ſey wohl zu bemerken. Uebrigens gefalle ihr der junge Formoſus recht wohl, und wenn ſonſt dem nichts im Wege ſtände, und wenn der Herzenspapa nichts dagegen habe, und — kurz, Ulrike ſagte alles, was Mädchen bei derlei Gelegenheit zu ſagen pflegen, die nicht mehr in der erſten vollſten Blüthe ſtehen, und fleißig denken: Wer wird der ſeyn, der dich heimführt? — Darauf ſprach der Präſident zum Formoſus: Richte dein Haupt auf, mein Junge! — Sey froh und glücklich, du ſollſt ſie haben, meine Ulrike! und ſo wurde Ulrike die Braut des jungen Herrn Formoſus. Alle Welt gönnte dem hübſchen beſcheidenen Jüngling ſein Glück, nur einer gerieth darüber in Gram und Verzweiflung, und das war Walter, mit dem Formoſus ein Herz und eine Seele aufgewachſen. Walter hatte Ulriken einigemal geſehen, auch wohl geſprochen, und ſich in ſie verliebt, vielleicht noch viel ärger, als Formoſus! — Doch ich rede immer von Liebe und verliebt ſeyn, und weiß nicht ob du, mein Kater, ſchon jemals in Liebe geweſen biſt und alſo dies Gefühl kennſt? Was mich betrifft, erwiederte ich, was mich betrifft, lieber Ponto, glaube ich nicht, daß ich ſchon geliebt habe oder liebe, da ich mir bewußt bin noch nicht in den Zuſtand gerathen zu ſeyn, wie ihn mehrere Dichter beſchreiben. Den Dichtern iſt nicht allemal ganz zu trauen, nach dem was ich aber ſonſt darüber weiß und geleſen habe, muß die Liebe eigentlich nichts anders ſeyn, als ein pſychiſcher Krankheitszuſtand, der ſich bei dem menſchlichen Geſchlecht als partieller Wahnſinn darin offenbart, daß man irgend einen Gegenſtand für etwas ganz anders hält, als was er eigentlich iſt, z. B. ein kleines dickes Ding von Mädchen, welche Strümpfe ſtopft, für eine Göttin. Doch fahre nur fort, geliebter Pudel, in deiner Erzählung von den beiden Freunden Formoſus und Walter. —

Walter (ſo ſprach Ponto weiter) ſtürzte dem Formoſus an den Hals, und ſprach unter vielen Thränen: du raubſt mir das Glück meines Lebens, aber daß du es biſt, daß du glücklich wirſt, das iſt mein Troſt, lebe wohl mein Geliebter, lebe wohl auf ewig! — Darauf lief Walter in den Buſch wo er am dickſten war, und wollte ſich todtſchießen. Es unterblieb aber, weil er in der Verzweiflung vergeſſen hatte, das Piſtol zu laden, er begnügte ſich daher mit einigen Ausbrüchen des Wahnſinnes, die jeden Tag wiederkehrten. Eines Tages trat Formoſus, den er in vielen Wochen nicht geſehen, ganz unvermuthet zu ihm hinein, als er eben vor Ulrikens Paſtellgemälde, das unter Glas und Rahmen an der Wand hing, auf den Knieen lag und gräßlich lamentirte. „Nein, rief Formoſus, indem er den Walter an ſeine Bruſt drückte, nein, ich konnte deinen Schmerz, deine Verzweiflung nicht ertragen, dir opfere ich gern mein Glück. — Ich habe Ulriken entſagt, ich habe den alten Vater dahin gebracht, daß er dich zum Eidam annimmt! — Ulrike liebt dich, vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen. — Bewirb dich um ſie, ich ſcheide! — lebe wohl! — Er wollte fort, Walter hielt ihn feſt. Es war dieſem als läge er im Traum, er glaubte an Alles nicht früher, als bis Formoſus ein eigenhändiges Billet des alten Präſidenten hervorzog, worin es ungefähr hieß: „Edler Jüngling! du haſt geſiegt, ungern laſſe ich dich, aber ich ehre deine Freundſchaft, die dem Heroismus gleicht, von welchem man in den alten Scribenten lieſet. Mag Herr Walter, der ein Mann iſt von löblichen Eigenſchaften, und ein ſchönes einträgliches Amt hat, ſich um meine Tochter Ulrike bewerben, will ſie ihn ehelichen, ſo habe ich meinerſeits nichts dagegen.“ Formoſus verreiſte wirklich, Walter bewarb ſich um Ulriken, Ulrike wurde wirklich Walters Frau. — Der alte Präſident ſchrieb nun nochmals an Formoſus, überhäufte ihn mit Lobſprüchen und fragte, ob es ihm vielleicht Vergnügen machen würde, nicht etwa als Entſchädigung, denn er wiſſe wohl, daß es in ſolchem Fall keine gebe, ſondern nur als ein geringes Zeichen ſeiner innigen Zuneigung, dreitauſend Thaler anzunehmen. Formoſus antwortete, der Alte kenne die Geringfügigkeit ſeiner Bedürfniſſe, Geld mache, könne ihn nicht glücklich machen und nur die Zeit ihn tröſten über einen Verluſt, an dem niemand Schuld ſey, als das Schickſal, welches in der Bruſt des theuren Freundes die Liebe zu Ulriken entzündet, und nur dem Schickſal ſey er gewichen, von irgend einer edlen That daher gar nicht die Rede. Uebrigens nehme er das Geſchenk an, unter der Bedingung, daß der Alte es einer armen Wittwe, die da und da mit einer tugendhaften Tochter in troſtloſem Elende lebe, zuwende. Die Wittwe wurde ausfindig gemacht, und erhielt die dem Formoſus zugedachten dreitauſend Reichsthaler. Bald darauf ſchrieb Walter dem Formoſus: „Ich kann nicht mehr leben ohne dich, kehre zurück in meine Arme!“ Formoſus that es und erfuhr, als er gekommen, daß Walter ſeinen ſchönen einträglichen Poſten aufgegeben, unter der Bedingung, daß Formoſus, der ſich längſt einen ähnlichen gewünſcht, ihn erhalte. Formoſus erhielt den Poſten wirklich, und gerieth, rechnete man die getäuſchte Hoffnung Rückſichts der Heirath mit Ulriken ab, in die behaglichſte Lage. Stadt und Land erſtaunte über den Wettſtreit des Edelmuths beider Freunde, ihre That wurde als Nachklang aus einer längſt vergangenen ſchönern Zeit vernommen, als Beiſpiel aufgeſtellt eines Heroismus, deſſen nur hohe Geiſter fähig.

In der That, begann ich, als Ponto ſchwieg, in der That, nach Allem was ich geleſen, müſſen Walter und Formoſus edle kräftige Menſchen ſeyn, die in treuer Aufopferung für einander nichts von deiner gerühmten Weltklugheit wiſſen.

Hm, erwiederte Ponto hämiſch lächelnd, es kommt darauf an! — Ein paar Umſtände von denen die Stadt keine Notiz genommen, und die ich zum Theil von meinem Herrn erfahren, theils ſelbſt belauſcht habe, ſind noch nachzuholen. — Mit der Liebe des Herrn Formoſus zu der reichen Präſidententochter muß es doch nicht ſo arg geweſen ſeyn, wie der Alte glaubte, denn im höchſten Stadium dieſer tödtenden Leidenſchaft unterließ der junge Mann nicht, nachdem er den Tag über verzweifelt, jeden Abend eine hübſche niedliche Putzmacherin zu beſuchen. Als Ulrike nun aber ſeine Braut worden, fand er bald, daß das engelsmilde Fräulein das eigne Talent beſaß, ſich bei ſchicklicher Gelegenheit plötzlich in einen kleinen Satan zu verwandeln. Außerdem kam ihm aus ſichrer Quelle die verdrüßliche Nachricht zu, daß Fräulein Ulrike in der Reſidenz, was Liebe und Liebesglück betrifft, ganz beſondere Erfahrungen gemacht, und nun ergriff ihn plötzlich ein unwiderſtehlicher Edelmuth, vermöge deſſen er die reiche Braut dem Freunde abtrat. Walter hatte ſich in ſeltſamer Verwirrung in Ulriken, die er an öffentlichen Orten im höchſten Glanz aller Toilettenkünſte geſehen, wirklich verliebt, und Ulriken ihrerſeits war es ziemlich einerlei, wer von Beiden ſich ihr als Gemahl anheftete, Formoſus oder Walter. Dieſer hatte auch wirklich ein ſchönes einträgliches Amt, bei deſſen Verwaltung aber ſolche krauſe Streiche gemacht, daß er der Entſetzung binnen weniger Zeit entgegen ſehen mußte. Er zog es vor, früher zu Gunſten ſeines Freundes den Abſchied zu nehmen und ſo durch einen Akt, der alle Kennzeichen der edelſten Geſinnung trug, ſeine Ehre zu retten. Die dreitauſend Thaler wurden, in guten Papieren, einer alten ſehr anſtändigen Frau eingehändigt, die zuweilen die Mutter, zuweilen die Muhme, zuweilen die Aufwärterin jener hübſchen Putzmacherin vorſtellte. Bei dieſem Geſchäft erſchien ſie in doppelter Geſtalt. Erſt bei dem Empfang des Geldes als Mutter, dann, als ſie das Geld überbrachte und einen guten Tragelohn empfing, als Aufwärterin des Mädchens, die du kennſt, lieber Murr, da ſie eben erſt mit dem Herrn Formoſus zum Fenſter hinaus ſchaute. — Uebrigens wiſſen beide, Formoſus und Walter längſt, auf welche Weiſe ſie ſich in edelmüthiger Geſinnung überboten, ſie haben ſich, um wechſelſeitigen Lobeserhebungen auszuweichen, lange vermieden, und deshalb waren ihre heutigen Begrüßungen, als der Zufall ſie auf der Straße zuſammenführte, ſo herzlich. —

In dem Augenblick entſtand ein fürchterlicher Lärm. Die Menſchen liefen durch einander, ſchrieen Feuer! — Feuer! Reiter ſprengten durch die Straßen — Wagen raſſelten. — Aus den Fenſtern eines Hauſes, unfern uns, ſtrömten Rauchwolken und Flammen. — Ponto ſprang ſchnell vorwärts, ich aber in der Angſt kletterte eine hohe Leiter hinauf, die an ein Haus gelehnt, und befand mich bald auf dem Dache in voller Sicherheit. Plötzlich kam mir —

(Mak. Bl.) — ganz unvermuthet über den Hals, ſprach Fürſt Irenäus, ohne Anfrage des Hofmarſchalls, ohne Vorwort des dienſtthuenden Kammerherrn, beinahe — ich ſag' Euch das unter uns, Meiſter Abraham, bringt es nicht etwa unter die Leute — beinahe unangemeldet — keine Liverei in den Vorzimmern. Die Eſel ſpielten Brauſebart im Veſtibule. Spielen iſt ein großes Laſter. Schon in die Thüre getreten erwiſchte ihn der Tafeldecker, der zum Glück gerade durchging, beim Rockſchoß, und fragte, wer der Herr ſey, und wie er ihn dem Fürſten ſerviren ſolle. Aber er hat mir wohl gefallen, es iſt ein ganz artiger Menſch. Sagtet Ihr nicht, daß er ſonſt nichts weniger geweſen wäre, als ein purer ſimpler Muſikant? ſogar von einigem Stande? —

Meiſter Abraham verſicherte, daß Kreisler allerdings ſonſt in ganz anderen Verhältniſſen gelebt, die es ihm ſogar vergönnt an der fürſtlichen Tafel zu ſpeiſen, und daß nur der verwuſtende Sturm der Zeit ihn aus dieſen Verhältniſſen vertrieben. Uebrigens wünſche er aber, daß der

Schleier, den er über die Vergangenheit geworfen, unverrückt liegen bleiben möge.

Alſo, nahm der Fürſt das Wort, alſo von Adel, vielleicht Baron — Graf — vielleicht gar — Nun man muß nicht zu weit gehen in träumeriſcher Hoffnung! — Ich habe ein Faible für dergleichen Myſterien! Es war eine ſchöne Zeit nach der franzöſiſchen Revolution, als Marquis Siegellack ſabricirten, und Comte's Nachtmützen ſtrickten von Filet, und nichts ſeyn wollten als ſimple Monſieurs, und man ſich erluſtigte auf dem großen Maskenball. — Ja, was den Hern von Kreisler betrifft! — Die Benzon verſteht ſich auf ſo etwas, ſie rühmte ihn, ſie empfahl mir ihn, ſie hat Recht. An der Manier den Hut unter dem Arm zu halten, erkannte ich gleich den Mann von Bildung, von feinem geläutertem Ton.

Der Fürſt ſetzte noch einiges Lob über Kreislers äußere Erſcheinung hinzu, ſo daß Meiſter Abraham überzeugt war, ſein Plan müſſe gelingen. Er hatte nämlich im Sinn, den Herzensfreund dem eingebildeten Hofſtaat einzuſchieben als Kapellmeiſter, und ihn ſo in Sieghartsweiler feſtzuhalten. Als er nun aber auf's Neue davon ſprach, erwiederte der Fürſt ganz entſchieden, daß daraus ganz und gar nichts werden könne.

Sagt ſelbſt, fuhr er dann fort, ſagt ſelbſt, Meiſter Abraham, ob es möglich ſeyn würde den angenehmen Mann in meinen engeren Familienkreis zu ziehen, wenn ich ihn zum Kapellmeiſter, und ſo zu meinem Offizianten mache? — Ich könnte ihm eine Hofcharge verleihen, und ihn zum Maitre de Plaiſirs oder des Spektakles machen, aber der Mann verſteht die Muſik aus dem Grunde, und iſt auch, wie Ihr ſagt, im Theaterweſen wohl erfahren. Nun weiche ich aber nicht ab von dem Grundſatz meines höchſt ſeligen in Gott ruhenden Herrn Vaters, der immer behauptete, beſagter Maitre müſſe um des Himmels willen ſich auf die Sachen, deren Maitre er repräſentire, nicht verſtehen, da er ſich ſonſt gar zu ſehr darum bekümmere, und ſich viel zu ſehr für die Menſchen, die dabei beſchäftigt, als da ſind Schauſpieler, Muſikanten u. ſ. w. intereſſire — Alſo dafür behalte Herr von Kreisler die Maske des fremden Kapellmeiſters, und ſchreite damit hinein in die inneren Gemächer des fürſtlichen Hauſes nach dem Beiſpiel eines hinlänglich vornehmen Mannes, der vor einiger Zeit in der freilich verwerflichen Maske eines ſchnöden Hiſtrionen die auserleſenſten Zirkel mit den anmuthigſten Faxen amüſirte.

Und, rief der Fürſt dem Meiſter Abraham, der ſich fortbegeben wollte, zu, und da Ihr gewiſſermaßen den Chargé d'Affaires des Herrn von Kreisler zu machen ſcheinet, ſo will ich es Euch nicht verhehlen, daß nur zwei Dinge mir nicht recht an ihm gefallen wollen, die vielleicht mehr Gewohnheiten ſind, als wirkliche Dinge. — Ihr verſteht ſchon, wie ich das meine. — Für's Erſte ſtarrt er mir, wenn ich mit ihm ſpreche, geradezu in's Antlitz. Ich habe doch conſiderable Augen, kann fürchterlich daraus blitzen, wie weiland Friedrich der Große, kein Kammerjunker, kein Page wagt es aufzuſchauen, wenn ich den entſetzlichen Blick auf ihn ſchießend frage, ob das mauvais sujet ſchon wieder Schulden gemacht, oder den Marzipan aufgefreſſen, aber der Herr von Kreisler, den mag ich anblitzen, wie ich will, er macht ſich gar nichts daraus, ſondern lächelt mich an auf eine Weiſe, daß — ich ſelbſt die Augen niederſchlagen muß. Dann hat der Mann eine ſolche beſondere Art zu ſprechen, zu antworten, das Geſpräch fortzuführen, daß man zuweilen ordentlich glaubt, das, was man ſelbſt geſagt, ſey eben nicht ſonderlich geweſen, man wäre gewiſſermaßen ein Be — Beim St. Januar, Meiſter, das iſt ganz unausſtehlich, und Ihr müßt dafür ſorgen, daß Herr von Kreisler ſich dieſe Dinge oder Gewohnheiten abgewöhne.

Meiſter Abraham verſprach, zu thun, was Fürſt Irenäus von ihm verlangte, und wollte auf's Neue davon, da erwähnte der Fürſt noch des beſondern Widerwillens, den Prinzeſſin Hedwiga gegen den Kreisler geäußert, und meinte, daß das Kind ſeit einiger Zeit von ſeltſamen Träumen und Einbildungen geplagt werde, weßhalb der Leibarzt die Molkenkur zum nächſten Frühjahr angerathen. Hedwiga ſey nämlich jetzt auf den ſonderbaren Gedanken gerathen, daß Kreisler dem Tollhauſe entſprungen, und allerlei Unheil anrichten werde bei nächſter Gelegenheit.

Sagt, ſprach der Fürſt, ſagt Meiſter Abraham, ob der vernünftige Mann wohl nur die mindeſte Spur der Geiſteszerrüttung an ſich trägt? Abraham erwiederte, daß Kreisler zwar eben ſo wenig verrückt ſey, als er ſelbſt, jedoch ſich zuweilen etwas ſeltſam gebehrde, und in einen Zuſtand gerathe, der beinahe dem des Prinzen Hamlet zu vergleichen, dadurch aber nur um ſo intereſſanter werde. — So viel wie ich weiß, nahm der Fürſt das Wort, war der junge Hamlet ein vortrefflicher Prinz aus einem alten angeſehenen Regentenhauſe, der ſich nur zu

Zeiten mit der ſonderbaren Idee herumtrug, daß ſämmtliche Hofleute ſich auf das Flötenblaſen verſtehen ſollten. Hohen Perſonen ſteht es wohl an, auf Seltſames zu verfallen, es vermehrt den Reſpekt. Was bei dem Mann ohne Rang und Stand eine Abſurdität zu nennen, iſt bei ihnen bloß die angenehme Capriole eines ungemeinen Geiſtes, welche Staunen erregen muß, und Bewunderung. — Herr von Kreisler ſollte fein im geraden Wege bleiben, will er aber durchaus den Prinzen Hamlet imitiren, ſo iſt das ein ſchönes Streben nach dem Höheren, vielleicht veranlaßt durch ſeine überwiegende Neigung zu den muſikaliſchen Studien. Man mag es ihm verzeihen, wenn er bisweilen ſich wunderlich betragen will. —

Es ſchien, als wenn Meiſter Abraham heute nun einmal nicht aus dem Zimmer des Fürſten kommen ſollte; denn wiederum rief der Fürſt ihn zurück, als er ſchon die Thüre geöffnet, und verlangte zu wiſſen, woher der ſeltſame Widerwille der Prinzeſſin Hedwiga gegen den Kreisler wohl rühren möge. Meiſter Abraham erzählte die Art wie Kreisler der Prinzeſſin und Julien zum erſtenmal im Park zu Sieghartshof erſchienen und meinte, daß die aufgeregte Stimmung, in der der Kapellmeiſter damals geweſen, auf eine Dame von zarten Nerven wohl habe feindlich wirken müſſen.

Der Fürſt gab mit einiger Heftigkeit zu erkennen, wie er hoffe, daß Herr von Kreisler nicht wirklich zu Fuße nach Sieghartshof gekommen, ſondern daß der Wagen hier oder dort im breiten Fahrwege des Parks gehalten, da nur gemeine Abentheurer zu Fuße zu reiſen pflegten.

Meiſter Abraham meinte, daß man zwar das Beiſpiel eines tapfern Offiziers vor Augen habe, der von Leipzig nach Syrakus gelaufen, ohne ſich ein Einzigesmal die Stiefeln verſohlen zu laſſen, was aber den Kreisler betreffe, ſo ſey er überzeugt, daß ein Wagen wirklich im Park gehalten. — Der Fürſt war zufrieden. —

Während ſich dies im Gemach des Fürſten begab, ſaß Johannes bei der Räthin Benzon vor dem ſchönſten Flügel den jemals die kunſtreiche Nannette Streicher gebaut, und begleitete Julien das große leidenſchaftliche Rezitativ der Clytemneſtra aus Gluck's Iphigenia in Aulis. —

Gegenwärtiger Biograph iſt leider genöthigt, ſeinen Helden, ſoll das Portrait richtig ſeyn, als einen extravaganten Menſchen darzuſtellen, der, vorzüglich was die muſikaliſche Begeiſterung betrifft, oft dem ruhigen Beobachter beinahe wie ein Wahnſinniger erſcheint. Er hat ihm ſchon die ausſchweifende Redensart nachſchreiben müſſen, daß „als Julia ſang, aller ſehnſüchtige Schmerz der Liebe, alles Entzücken ſüßer Träume, die Hoffnung, das Verlangen, durch den Wald wogte und niederfiel wie erquickender Thau in die duftenden Blumenkelche, in die Bruſt horchender Nachtigallen.“ Kreislers Urtheil über Julia's Geſang ſcheint hiernach eben nicht von ſonderlichem Werth. Verſichern kann aber bemeldeter Biograph bei dieſer Gelegenheit dem günſtigen Leſer, daß Julia's Geſang, den er, dem Himmel ſey's geklagt, niemals ſelbſt hörte, etwas Geheimnißvolles, etwas ganz Wunderbares, in ſich getragen haben muß. Ungemein ſolide Leute, die ſich erſt ſeit kurzer Zeit den Zopf wegſchneiden laſſen, die, nachdem ſie einen tüchtigen Rechtsfall, eine malitiösmerkwürdige Krankheit, oder einen jungen Ankömmling von Straßburger Paſtete, gehörig erprobt, der Umgang mit Gluck, Mozart, Beethoven, Spontini im Theater nicht im mindeſten aus der ſchicklichen Seelenruhe brachte, ja ſolche Leute haben oft verſichert, daß, ſänge das Fräulein Julia Benzon, ihnen ganz abſonderlich zu Muthe würde, ſie könnten gar nicht ſagen, wie. Eine gewiſſe Beklommenheit, die ihnen denn doch ein unbeſchreibliches Wohlbehagen errege, bemächtige ſich ihrer ganz und gar, und oft kämen ſie auf den Punkt, Narrenſtreiche zu machen, und ſich zu gebehrden, wie junge Phantaſten und Versmacher. Anzuführen iſt auch ferner, daß einmal als Julia bei Hofe ſang, Fürſt Irenäus vernehmlich ächzte, und als der Geſang geendet, geradezu losſchritt auf Julien, ihre Hand an den Mund drückte, und dabei ſehr weinerlich ſprach: beſtes Fräulein! — Der Hofmarſchall wagte zu behaupten, Fürſt Irenäus habe der kleinen Julia wirklich die Hand geküßt, und dabei wären ihm ein paar Thränen aus den Augen getröpfelt. Auf Anlaß der Oberhofmeiſterin, wurde aber dieſe Behauptung, als ungeziemend, und dem Wohl des Hofes zuwider, unterdrückt.

Julia, einer vollen metallreichen, glockenreinen Stimme mächtig, ſang mit dem Gefühl, mit der Begeiſterung, die aus dem im Innerſten bewegten Gemüth hervorſtrömt, und darin mochte wohl der wunderbare unwiderſtehliche Zauber liegen, den ſie auch heute übte. Der Athem jedes Zuhörers ſtockte als ſie ſang, jeder fühlte ſeine Bruſt beengt von ſüßem namenloſen Weh, erſt ein paar Augenblicke nachher als ſie geendet, brach das Entzücken los im ſtürmiſchen ungemeſſenſten Beifall. Nur Kreisler ſaß da, ſtumm und ſtarr, zurückgelehnt in den Seſſel; dann ſtand er leiſe und langſam auf, Julia wandte ſich zu ihm mit einem Blick, der deutlich fragte: war es denn auch wohl ſo recht? — Erröthend ſchlug ſie aber die Augen nieder, als Kreisler, die Hand auf's Herz legend, mit zitternder Stimme liſpelte: Julia! und dann mit gebücktem Haupte mehr ſchlich als ging hinter den Kreis den die Damen geſchloſſen.

Mit Mühe hatte die Räthin Benzon Prinzeſſin Hedwiga dahin vermocht, in der Abendgeſellſchaft zu erſcheinen, wo ſie den Kapellmeiſter Kreisler antreffen mußte. Sie gab nur nach, als die Räthin ihr ſehr ernſthaft vorſtellte, wie kindiſch es ſeyn würde, einen Mann zu meiden, bloß weil er nicht zu den, auf eine Art und Weiſe wie Scheidemünze ausgeprägten, zu rechnen, ſondern ſich in freilich hin und wieder bizarrer Eigenthümlichkeit darſtelle. Zudem habe Kreisler auch Eingang gefunden bei dem Fürſten, und unmöglich würd' es daher ſeyn, den ſeltſamen Eigenſinn durchzuführen.

Prinzeſſin Hedwiga wußte ſich den ganzen Abend über ſo geſchickt zu drehen und zu wenden, daß Kreisler dem es, harmlos und gefügig wie er war, wirklich galt, die Prinzeſſin zu verſöhnen, alles Mühens unerachtet, ſich nicht ihr nähern konnte. Den geſchickteſten Manoeuvres wußte ſie zu begegnen mit ſchlauer Taktik. — Deſto mehr mußte der Benzon, die das Alles bemerkt, es auffallen, als die Prinzeſſin jetzt plötzlich den Kreis der Damen durchbrach, und geradezu losſchritt auf den Kapellmeiſter. So tief in ſich verſunken ſtand Kreisler da, daß erſt die Anrede der Prinzeſſin, ob er allein denn keine Zeichen, keine Worte habe, für den Beifall, den Julia errungen, ihn aus dem Traume weckte.

„Gnädigſte, erwiederte Kreisler mit einem Ton, der die innere Bewegung verrieth, Gnädigſte, nach der bewährten Meinung berühmter Schriftſteller haben die Seeligen ſtatt des Worts nur Gedanken und Blick. — Ich war, glaub' ich, im Himmel!“

„So iſt, erwiederte die Prinzeſſin lächelnd, unſere Julia ein Engel des Lichts, da ſie vermochte Ihnen das Paradies zu erſchließen. — Jetzt bitte ich Sie aber, auf einige Augenblicke den Himmel zu verlaſſen, und einem armen Erdenkinde wie ich es nun einmal bin, Gehör zu geben. —

Die Prinzeſſin hielt inne, als erwarte ſie, daß Kreisler etwas ſage. Da dieſer ſie aber ſchweigend anſchaute mit leuchtendem Blick, ſchlug ſie die Augen nieder, und wandte ſich raſch um, ſo daß der leicht umgeworfene Shawl von den Schultern hinabwallte. Kreisler faßte ihn im Fallen. Die Prinzeſſin blieb ſtehen. „Laſſen Sie uns, ſprach ſie dann mit unſicherm ſchwankendem Ton, als ringe ſie mit irgend einem Entſchluß, als würd' es ihr ſchwer es herauszuſagen was ſie im Innern beſchloſſen — laſſen Sie uns von poetiſchen Dingen ganz proſaiſch reden. Ich weiß, Sie geben Julien Unterricht im Geſange, und ich muß geſtehen, daß ſie ſeit der Zeit in Stimme und Vortrag unendlich gewann. Das giebt mir die Hoffnung, daß Sie im Stande wären, ſelbſt ein mittelmäßiges Talent, wie das meinige, zu heben. — Ich meine daß —“

Die Prinzeſſin ſtockte hocherröthend, die Benzon trat hinzu, und verſicherte, daß die Prinzeſſin ſich ſelbſt großes Unrecht thue, wenn ſie ihr muſikaliſches Talent mittelmäßig nenne, da ſie das Pianoforte vorzüglich ſpiele, und recht ausdrucksvoll ſinge. Kreisler, dem die Prinzeſſin, in ihrer Verlegenheit, auf einmal über alle Maßen liebenswürdig erſchien, ergoß ſich in einen Strom freundlicher Redensarten, und ſchloß damit, daß ihm nichts Glücklicheres begegnen könne, als wenn die Prinzeſſin es vergönne, ihr beizuſtehen im Studium der Muſik mit Rath und That.

Die Prinzeſſin hörte den Kapellmeiſter an mit ſichtlichem Wohlgefallen, und als er geendet, und der Benzon Blick ihr die ſeltſame Scheu vor dem artigen Mann vorwarf, da ſprach ſie halbleiſe: ja, ja, Benzon, Sie haben Recht, ich bin wohl oft ein kindiſches Kind! — In demſelben Augenblick faßte ſie, ohne hinzublicken, nach dem Shawl, den Kreisler noch immer in den Händen hielt, und den er ihr nun hinreichte. Selbſt wußte er nicht, wie es ſich begab, daß er dabei der Prinzeſſin Hand berührte. Aber ein heftiger Pulsſchlag dröhnte ihm durch alle Nerven, und es war, als wollten ihm die Sinne vergehen. —

Wie einen Lichtſtrahl, der durch finſtere Wolken bricht, vernahm Kreisler Juliens Stimme. „Ich ſoll, ſprach ſie, ich ſoll noch mehr ſingen lieber Kreisler! man läßt mir keine Ruhe. — Wohl möchte ich das ſchöne Duett verſuchen, das Sie mir letzthin gebracht.“ „Sie dürfen das, nahm die Benzon das Wort, Sie dürfen das meiner Julie nicht abſchlagen, lieber Kapellmeiſter — fort an den Flügel! —“

Kreisler keines Wortes mächtig ſaß am Flügel, ſchlug die erſten Accorde des Duetts an, wie von einem ſeltſamen Rauſch bethört und befangen. Julia begann: Ah che mi manca l'anima in si fatal momento — — Es iſt nöthig zu ſagen, daß die Worte dieſes Duetts nach gewöhnlicher italieniſcher Weiſe ganz einfach die Trennung eines liebenden Paars ausſprachen, daß auf momento natürlicherweiſe sento und tormento gereimt war, und daß es wie in hundert andern Duetten ähnlicher Art, auch nicht an dem Abbi pietade o cielo und an der pena di morir fehlte. Kreisler hatte indeſſen dieſe Worte, in der höchſten Aufregung des Gemüths, mit einer Inbrunſt componirt, die beim Vortrage jeden, dem der Himmel nur paſſable Ohren gegeben, unwiderſtehlich hinreißen mußte. Das Duett war den leidenſchaftlichſten dieſer Art an die Seite zu ſtellen, und, da Kreisler nur nach dem höchſten Ausdruck des Moments, und nicht darnach ſtrebte, was eben ganz ruhig und bequem von der Sängerin aufzufaſſen, in der Intonation ziemlich ſchwer gerathen. So kam es, daß Julia ſchüchtern, mit beinahe ungewiſſer Stimme, begann, und daß Kreisler eben nicht viel beſſer eintrat. Bald erhoben ſich aber beide Stimmen auf den Wellen des Geſanges wie ſchimmernde Schwäne, und wollten bald mit rauſchendem Flügelſchlag emporſteigen zu dem goldnen ſtrahlenden Gewölk, bald in ſüßer Liebesumarmung ſterbend untergehen in dem brauſenden Strom der Accorde, bis tief aufathmende Seufzer den nahen Tod verkündeten, und das letzte Addio in dem Schrei des wilden Schmerzes, wie ein blutiger Springquell herausſtürzte aus der zerriſſenen Bruſt.

Niemand befand ſich in dem Kreiſe, den das Duett nicht tief ergriffen, vielen ſtanden die hellen Thränen in den Augen, ſelbſt die Benzon geſtand, daß ſie ſelbſt im Theater bei irgend einer gut dargeſtellten Abſchiedsſcene Aehnliches noch nicht empfunden. Man überhäufte Julien und den Kapellmeiſter mit Lobſprüchen, man ſprach von der wahren Begeiſterung, die beide beſeelt, und ſtellte die Compoſition vielleicht noch höher, als ſie es verdiente.

Der Prinzeſſin Hedwiga hatte man während des Geſanges die innere Bewegung wohl angemerkt, unerachtet ſie bemüht war, ruhig zu ſcheinen, ja durchaus jede Theilnahme zu verbergen. Neben ihr ſaß ein junges Ding von Hofdame mit rothen Wangen, zum Weinen und Lachen gleich aufgelegt, der raunte ſie allerlei in die Ohren, ohne daß es ihr gelang, irgend andere Antwort zu erhalten, als einzelne Wörter, in der Angſt der höfiſchen Convenienz ausgeſtoßen. Auch der Benzon, die an der andern Seite ſaß, flüſterte ſie gleichgültige Dinge zu, als höre ſie gar nicht auf das Duett; die, nach ihrer ſtrengen Manier, bat aber die Gnädigſte, die Unterhaltung aufzuſparen bis nach geendetem Duett. Jetzt aber ſprach die Prinzeſſin, im ganzen Geſicht glühend, mit blitzenden Augen, ſo laut, daß ſie die Lobſprüche der ganzen Geſellſchaft übertönte: „Es wird mir nun wohl erlaubt ſeyn, auch meine Meinung zu ſagen. Ich gebe zu, daß das Duett als Compoſition ſeinen Werth haben mag, daß meine Julie vortrefflich geſungen hat, aber iſt es recht, iſt es billig, daß man im gemüthlichen Zirkel, wo freundliche Unterhaltung obenan ſtehen ſoll, wo wechſelſeitige Anregungen Rede, Geſang, forttreiben ſollen wie einen zwiſchen Blumenbeeten ſanft murmelnden Bach, daß man da extravagante Sachen auftiſcht, die das Innere zerſchneiden, deren gewaltſamen zerſtörenden Eindruck man nicht verwinden kann? Ich habe mich bemüht, mein Ohr, meine Bruſt, zu verſchließen dem wilden Schmerz des Orkus, den Kreisler mit, unſer leicht verletzliches Innere verhöhnender Kunſt in Tönen aufgefaßt hat, aber niemand war ſo gütig, ſich meiner anzunehmen. Gern will ich meine Schwäche Ihrer Ironie preisgeben, Kapellmeiſter, gern will ich geſtehen, daß der üble Eindruck Ihres Duetts mich ganz krank gemacht hat. — Giebt es denn keinen Cimaroſa, keinen Paeſiello, deren Compoſitionen recht für die Geſellſchaft geſchrieben ſind?“

O Gott, rief Kreisler, indem ſein Geſicht in dem mannigfaltigſten Muskelſpiel vibrirte, wie es allemal zu geſchehen pflegte, wenn der Humor aufſtieg in dem Innern, o Gott, gnädigſte Prinzeſſin! — wie ganz bin ich ärmſter Kapellmeiſter Ihrer gütigen gnädigen Meinung! — Iſt es nicht gegen alle Sitte und Kleiderordnung, die Bruſt mit all' der Wehmuth, mit all' dem Schmerz, mit all' dem Entzücken, das darin verſchloſſen, anders in die Geſellſchaft zu tragen, als dick verhüllt mit dem Fichu vortrefflicher Artigkeit und Convenienz? Taugen denn alle Löſchanſtalten, die der gute Ton überall bereitet, taugen ſie wohl was, ſind ſie wohl hinlänglich, um das Naphtafeuer zu dämpfen, das hie und da hervorlodern will? Spült man noch ſo viel Thee, noch ſo viel Zuckerwaſſer, noch ſo viel honnettes Geſpräch, ja noch ſo viel angenehmes Dudeldumdey hinunter, doch gelingt es dieſem, jenem frevligen Mordbrenner, eine Congreviſche Rakete in's Innere zu werfen, und die Flamme leuchtet empor, leuchtet und brennt ſogar, welches dem puren Mondſchein niemals geſchieht! — Ja! gnädigſte Prinzeſſin! — ja, ich! — aller Kapellmeiſter hienieden unſeligſter, ich habe ſchändlich gefrevelt mit dem entſetzlichen Duett, das wie ein hölliſches Feuerwerk mit allerlei Leuchtkugeln, Schwanzraketen, Schwärmern und Kanonenſchlägen durch die ganze Geſellſchaft gefahren iſt und, leider merk' ich's, faſt überall gezündet hat! — Ha! — Feuer — Feuer — Mordio! — es brennt — Spritzenhaus auf — Waſſer — Waſſer — Hülfe, rettet!

Kreiſler ſtürzte zu auf den Notenkaſten, zog ihn hervor unter dem Flügel, öffnete ihn — warf die Noten umher — riß eine Partitur heraus, es war Paiſiello's Molinara, ſetzte ſich an das Inſtrument, begann das Ritornell der bekannten hübſchen Ariette: La Rachelina, Molinarina, mit der die Müllerin auftritt —

Aber lieber Kreiſler! ſprach Julie ganz ſchüchtern und erſchrocken.

Doch Kreiſler warf ſich vor Julien nieder auf beide Knie, und flehte: „Theuerſte, holdſeligſte Julia! erbarmen Sie Sich der hochverehrten Geſellſchaft, gießen Sie Troſt in die hoffnungsloſen Gemüther, ſingen Sie die Rachelina! — Thun Sie es nicht, ſo bleibt mir nichts übrig, als mich hier vor Ihren ſittlichen Augen hinabzuſtürzen in die Verzweiflung, an deren Rand ich mich bereits befinde, und Sie halten den verlornen Maitre de la Chapelle vergebens am Rockſchoß, denn indem Sie gutmüthig rufen: Bleibe bei uns o Johannes! ſo iſt er ſchon hinabgefahren zum Acheron, und wagt im dämoniſchen Chamitanz die allerzierlichſten Sprünge: darum ſingen Sie, Werthe!"

Julia that, wiewohl, ſo ſchien es, mit einigem Widerwillen, warum Kreiſler ſie gebeten.

So wie die Ariette geendet, begann Kreiſler ſofort das bekannte komiſche Duett des Notars mit der Müllerin. —

Julia's Geſang, in Stimme und Methode, neigte ſich ganz zum Ernſten, Pathetiſchen, dem ungeachtet ſtand ihr eine Laune zu Gebote, wenn ſie komiſche Sachen vortrug, die die reizendſte Liebenswürdigkeit ſelbſt war. Kreiſler hatte ſich den ſeltſamen, aber unwiderſtehlich hinreißenden Vortrag der italieniſchen Buffi zu eigen gemacht, das ging heute aber beinahe bis zur Uebertreibung, denn indem Kreislers Stimme nicht dieselbe schien, da sie dem höchsten dramatischen Ausdruck in tausend Nuancen sich fügte, so schnitt er dabei auch solche absonderliche Gesichter, die einen Cato zum Lachen gebracht hätten.

Es konnte nicht fehlen, daß alle laut aufjauchzten, losbrachen in schallendem Gelächter.

Kreisler küßte Julien entzückt die Hand, die sie ihm ganz unmuthig schnell wegzog. „Ach, sprach Julie, ach Kapellmeister, ich kann mich nun einmal in Ihre seltsame Launen — abentheuerliche möcht' ich sie nennen, ich kann mich nun einmal gar nicht darin finden! — Dieser Todessprung von einem Extrem zum andern zerschneidet mir die Brust! — Ich bitte Sie, lieber Kreisler, verlangen Sie nicht mehr, daß ich mit tief bewegtem Gemüth, wenn noch die Töne der tiefsten Wehmuth wieder klingen in meinem Innern, daß ich dann Komisches singe, sey es auch noch so artig und hübsch. Ich weiß es — ich vermag es, ich setze es durch, aber es macht mich ganz matt und krank. — Verlangen Sie es nicht mehr! — nicht mehr, Sie versprechen mir das, lieber Kreisler?" —

Der Kapellmeister wollte antworten, in dem Augenblick umarmte aber die Prinzessin Julien stärker, ausgelassener lachend, als es irgend eine Oberhofmeisterin für schicklich halten, oder verantworten kann.

„Komm an meine Brust, rief sie, du aller Müllerinnen holdeste, stimmreichste, launigste! — Du mystificirst alle Barone, Amtsverweser, Notare in der ganzen Welt, und wohl noch gar —" Das übrige, was sie noch sagen wollte, ging unter in der dröhnenden Lache, die sie von neuem aufschlug.

Und dann sich rasch zum Kapellmeister wendend: „Sie haben mich ganz mit sich ausgesöhnt, lieber Kreisler! — O jetzt verstehe ich Ihren springenden Humor. — Er ist köstlich, in der That köstlich! — Nur in dem Zwiespalt der verschiedenartigsten Empfindungen, der feindlichsten Gefühle, geht das höhere Leben auf! — Haben Sie Dank, herzlichen Dank — da! — ich erlaube Ihnen, mir die Hand zu küssen!"

Kreisler faßte die ihm dargebotene Hand, und wiederum, wie wohl nicht so heftig als zuvor, durchströmte ihn der Pulsschlag, so daß er einen Moment zu zögern genöthigt, ehe er nun die zarten enthandschuhten Finger an den Mund drückte, sich mit leichtem Anstand verbergend, als sey er noch Legationsrath. Selbst wußte er nun nicht, wie es kam, daß ihn dieſe phyſiſche Empfindung bei dem Berühren der fürſtlichen Hand ungemein lächerlich bedünken wollte. Am Ende, ſprach er zu ſich ſelbſt, als die Prinzeſſin ihn verlaſſen, am Ende iſt die Gnädigſte eine Art von Leydner Flaſche, und walkt honnette Leute durch mit elektriſchen Schlägen nach fürſtlichem Belieben! —

Die Prinzeſſin hüpfte, tänzelte im Saal umher, lachte, trällerte dazwiſchen: **la Rachelina molinarina**, und herzte und küßte bald dieſe bald jene Dame, verſicherte, nie in ihrem Leben ſey ſie froher geweſen, und das habe ſie dem wackern Kapellmeiſter zu verdanken. Der ernſten Benzon war das Alles im höchſten Grade zuwider, ſie konnte es nicht laſſen, die Prinzeſſin endlich bei Seite zu ziehen, und ihr in's Ohr zu flüſtern: „Hedwiga, ich bitte Sie, welch ein Betragen!“

Ich dächte, erwiederte die Prinzeſſin mit funkelnden Augen: ich dächte, liebe Benzon, wir ließen heute das Hofmeiſtern und gingen alle zu Bette! — Ja! — zu Bette — zu Bette! Und damit rief ſie nach ihrem Wagen.

Schweifte die Prinzeſſin aus in krampfhafter Luſtigkeit, ſo war Julia indeſſen ſtill und trübe geworden. Den Kopf auf die Hand geſtützt, ſaß ſie am Flügel, und ihr ſichtliches Verbleichen, das umflorte Auge bewies, daß ihr Unmuth bis zum phyſiſchen Weh ſich geſteigert.

Auch Kreislern war das Brillantfeuer des Humors verlöſcht. Jedem Geſpräch ausweichend tappte er mit leiſen Schritten nach der Thüre. Die Benzon trat ihm in den Weg. Ich weiß nicht, ſprach ſie, welche ſonderbare Verſtimmung heute mir — —

(M. f. f.) alles ſo bekannt, ſo heimiſch vor, ein ſüßes Aroma, ſelbſt wußt' ich nicht, von welchem vortrefflichen Braten, wallte in bläulichen Wolken über die Dächer daher, und wie aus weiter — weiter Ferne, im Säuſeln des Abendwindes, liſpelten holde Stimmen: Murr mein Geliebter! wo weilteſt du ſo lange. —

Was iſt's das die beengte Bruſt,
Mit Wonneſchauer ſo durchbebt,
Den Geiſt zum Himmel hoch erhebt,
Iſt's Ahnung hoher Götterluſt?
Ja — ſpringe auf, du armes Herz,
Ermuth'ge dich zu kühnen Thaten,
Umwandelt iſt in Luſt und Scherz
Der troſtlos bitt're Todesſchmerz.
Die Hoffnung lebt — ich rieche Braten!

So ſang ich, und verlor mich, des entſetzlichen Feuerlärms nicht achtend, in die angenehmſten Träume! Doch auch hier auf dem Dache ſollten mich noch die ſchreckhaften Erſcheinungen des grotesken Weltlebens, in das ich hineingeſprungen, verfolgen. Denn, ehe ich mir's verſah, ſtieg aus dem Rauchfange eines jener ſeltſamen Ungethüme empor, die die Menſchen Schornſteinfeger nennen. Kaum mich gewahrend, rief der ſchwarze Schlingel: Huſch Katz! und warf den Beſen nach mir. Dem Wurfe ausweichend, ſprang ich über das nächſte Dach hinweg, und hinunter in die Dachrinne. Doch wer ſchildert mein frohes Erſtaunen, ja meinen freudigen Schreck, als ich wahrnahm, daß ich mich auf dem Hauſe meines wackern Herrn befand. Behende kletterte ich von Dachluke zu Dachluke, doch alle waren verſchloſſen. Ich erhob meine Stimme, jedoch umſonſt, niemand hörte mich. Indeſſen wirbelten die Rauchwolken von dem brennenden Hauſe hoch auf, Waſſerſtrahlen ziſchten dazwiſchen, tauſend Stimmen ſchrieen durch einander, das Feuer ſchien bedrohlicher zu werden. Da öffnete ſich die Dachluke, und Meiſter Abraham ſchaute heraus in ſeinem gelben Schlafrock. „Murr, mein guter Kater Murr, da biſt du ja — Komm hinein, komm hinein, kleiner Graupelz!“ So rief der Meiſter freudig, als er mich erblickte. Ich unterließ nicht, ihm durch alle Zeichen, die mir zu Gebote ſtanden, auch meine Freude zu erkennen zu geben: es war ein ſchöner herrlicher Moment des Wiederſehens, den wir feierten. Der Meiſter ſtreichelte mich, als ich zu ihm hinein in den Dachboden geſprungen, ſo, daß ich vor Wohlbehagen in jenes ſanfte, ſüße Knurren ausbrach, das die Menſchen in höhnender Verſpottung mit dem Worte „ſpinnen“, bezeichnen. „Ha ha, ſprach der Meiſter lachend, ha ha mein Junge, dir iſt wohl, da du vielleicht von weiter Wanderung zurückgekehrt biſt in die Heimath, du erkennſt nicht die Gefahr in der wir ſchweben. — Beinahe möchte ich wie du, ein glücklicher harmloſer Kater ſeyn, der ſich den Teufel was ſcheert um Feuer und Spritzenmeiſter, und dem kein Mobiliare verbrennen kann, da das einzige Mobile, deſſen ſein unſterblicher Geiſt mächtig, er ſelbſt iſt.“ —

Damit nahm mich der Meiſter auf den Arm und ſtieg herab in ſein Zimmer.

Kaum waren wir hineingetreten, als Profeſſor Lothario uns nachſtürzte, dem noch zwei Männer folgten.

Ich bitte Euch, rief der Profeſſor, ich bitte Euch um des Himmelswillen Meiſter! Ihr ſeyd in der dringendſten Gefahr, das Feuer ſchlägt ſchon über Euer Dach. — Erlaubt, daß wir Eure Sachen wegtragen. —

Der Meiſter erklärte ſehr trocken, daß in ſolcher Gefahr der jähe Eifer der Freunde viel verderblicher ſich geſtalte, als die Gefahr ſelbſt, da das, was vor dem Feuer geborgen, gewöhnlich zum Teufel ginge, wiewohl auf ſchönere Art. Er ſelbſt habe in früherer Zeit einem Freunde, der von Feuer bedroht, in dem wohlwollendſten Enthuſiasmus, beträchtliches Chineſiſches Porzellan durch's Fenſter geworfen, damit es nur ja nicht verbrenne. Wollten ſie aber fein ruhig drei Nachtmützen, ein paar graue Röcke, und andere Kleidungsſtücke, worunter eine ſeidne Hoſe vorzüglich zu beachten, nebſt einiger Wäſche, in einen Koffer, Bücher und Manuſkripte in ein paar Körbe packen, ſeine Maſchinen aber nicht mit einem Finger anrühren, ſo werde es ihm lieb ſeyn. Stehe dann das Dach in Flammen, ſo wolle er ſammt dem Mobiliar ſich von dannen machen.

„Erſt aber, (ſo ſchloß er) erſt aber erlaubt, daß ich meinen Hausgenoſſen und Stubenkameraden, der ſo eben von weiten Reiſen müde, ermattet, zurückgekommen, mit Speis und Trank erquicke, nachher möget ihr wirthſchaften!“ —

Alle lachten ſehr, da ſie gewahrten, daß der Meiſter niemanden anders gemeint, als mich.

Es ſchmeckte mir herrlich, und die ſchöne Hoffnung, die ich auf dem Dach in ſehnſuchtsvollen ſüßen Tönen ausgeſprochen, wurde ganz erfüllt.

Als ich mich erquickt, ſetzte mich der Meiſter in einen Korb; neben mir, es war dazu Platz, ſtellte er eine kleine Schüſſel mit Milch hin, und deckte den Korb ſorgfältig zu.

Wart's ruhig ab, ſprach der Meiſter, wart's ruhig ab mein Kater! in dunkler Behauſung, was aus uns noch werden wird, nippe zum Zeitvertreib von deinem Lieblingstrank, denn ſpringſt oder trottirſt du hier im Zimmer umher, ſo treten ſie dir den Schwanz, die Beine entzwei, im Tumult des Rettens. Kommt es zur Flucht, ſo trage ich dich ſelbſt mit mir fort, damit du dich nicht wieder verläufſt, wie es ſchon geſchehen. Sie glauben nicht, wandte ſich nun der Meiſter zu den Andern, Sie glauben nicht verehrteſte Herren und Helfer in der Noth, was der kleine graue Mann im Korbe, was das für ein herrlicher grundgeſcheuter Kater iſt. Naturhiſtoriſche Gall's behaupten, daß ſonſt mit den vortrefflichſten Organen, als da ſind Mordluſt, Diebsſinn, Schelmerei u. ſ. w., ausgerüſteten Katern von leidlicher Edukation, doch der Ortſinn gänzlich mangele, daß ſie, einmal ſich verlaufen, die Heimath nie wiederfänden, aber mein guter Murr macht davon eine glänzende Ausnahme. Seit ein paar Tagen vermißte ich ihn, und betrauerte recht herzlich ſeinen Verluſt, heut, ſo eben, iſt er zurückgekehrt, und hat, wie ich mit Recht vermuthen darf, noch dazu die Dächer benutzt, als angenehme Kunſtſtraße. Die gute Seele hat nicht allein Klugheit bewieſen und Verſtand, ſondern auch die treueſte Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, weshalb ich ihn nun noch viel mehr liebe als vorher. — Mich erfreute des Meiſters Lob ganz ungemein, mit innerm Wohlbehagen fühlte ich meine Ueberlegenheit über mein ganzes Geſchlecht, über ein ganzes Heer verirrter Kater ohne Ortſinn, und wunderte mich, daß ich ſelbſt das ganz Ungemeine meines Verſtandes nicht hinlänglich eingeſehen. Zwar dacht' ich daran, daß eigentlich der junge Ponto mich auf den rechten Weg, und der Wurf des Schornſteinfegers auf das rechte Dach gebracht, indeſſen glaubte ich doch nicht im mindeſten an meiner Sagazität, und an der Wahrheit des Lobes, das mir der Meiſter ertheilte, zweifeln zu dürfen. Wie geſagt, ich fühlte meine innere Kraft und dies Gefühl bürgte mir für jene Wahrheit. Daß unverdientes Lob viel mehr erfreue, und den Gelobten viel mehr aufblähe als verdientes, wie ich einmal las, oder jemanden behaupten hörte, das gilt wohl nur von den Menſchen, geſcheute Kater ſind frei von ſolcher Thorheit, und ich glaube beſtimmt, daß ich vielleicht ohne Ponto und Schornſteinfeger den Rückweg nach Hauſe gefunden hätte, und daß beide ſogar nur den richtigen Ideengang im Innern verwirrten. Das bischen Weltklugheit, womit der junge Ponto ſo prahlte, wäre mir auch wohl zugekommen auf andere Weiſe, wenn gleich die mancherlei Begebenheiten, die ich mit dem liebenswürdigen Pudel — mit dem aimable roué erlebte, mir guten Stoff gaben zu den freundſchaftlichen Briefen, in welche ich meine Reiſebeſchreibung einkleidete. In allen Morgen- und Abendzeitungen, in allen eleganten und freimüthigen Blättern, könnten dieſe Briefe mit Effekt abgedruckt ſtehen, da mit Geiſt und Verſtand darin die glänzendſten Seiten meines Ich's hervorgehoben ſind, was doch jedem Leſer am interreſſanteſten ſeyn muß. Aber ich weiß es ſchon, die

Herrn Redakteurs und Verleger fragen: wer iſt dieſer Murr? und erfahren ſie denn, daß ich ein Kater bin, wiewohl der vortrefflichſte auf Erden, ſo ſprechen ſie verächtlich: ein Kater und will ſchreiben! — Und hätt' ich Lichtenberg's Humor und Hamann's Tiefe — von Beiden habe ich viel Gutes vernommen, ſie ſollen für Menſchen nicht übel geſchrieben haben, ſind aber Todes verblichen, welches für jeden Schriftſteller und Dichter, der leben will, eine durchaus riſkante Sache iſt — und, ſag' ich noch einmal, hätt' ich Lichtenberg's Humor und Hamann's Tiefe, doch erhielte ich das Manuſcript zurück, bloß weil man mir vielleicht meiner Krallen halber keine amüſante Schreibart zutraut. So was chagrinirt! — O Vorurtheil, himmelſchreiendes Vorurtheil, wie befängſt du doch die Menſchen, und vorzüglich diejenigen, die da heißen Verleger!

Der Profeſſor, und die, die mit ihm gekommen, machten nun einen grimmigen Spektakel um mich her, der meines Bedünkens wenigſtens bei dem Verpacken der Nachtmützen, und der grauen Röcke, nicht nöthig geweſen wäre.

Auf einmal rief draußen eine hohle Stimme: Das Haus brennt! „Hoho, ſprach der Meiſter Abraham, da muß ich auch dabei ſeyn, bleibt nur ruhig, Ihr Herren! wenn die Gefahr da iſt, bin ich wieder hier, und wir packen an!“ —

Und damit verließ er eilig das Zimmer.

Mir wurde in meinem Korbe wirklich bange. Das wilde Getöſe — der Rauch, der nun in das Zimmer zu dringen begann, Alles mehrte meine Angſt! Allerlei ſchwarze Gedanken ſtiegen in mir auf! — Wie wenn der Meiſter mich vergäße, wenn ich ſchmachvoll umkommen müßte in den Flammen! — Ich fühlte, die furchtbare Angſt mochte es verſchulden, ein beſonderes häßliches Kneifen im Leibe. — Ha! dacht' ich, wenn im Herzen falſch, wenn neidiſch ob meiner Wiſſenſchaft, mich los zu werden, enthoben jeder Sorg' zu ſeyn, nun mich der Meiſter noch in dieſen Korb gebunden. Wie wenn ſelbſt dieſer unſchuldsweiße Trank — wie, wär' es Gift, das er mit ſchlauer Kunſt hier zubereitet, mir den Tod zu geben? — Herrlicher Murr, ſelbſt in der Todesangſt denkſt du in Jamben, läß'ſt nicht aus der Acht, was du im Shakſpear, Schlegel einſt geleſen! —

Meiſter Abraham ſteckte jezt den Kopf zur Thüre hinein, und ſprach: die Gefahr iſt vorüber, Ihr Herren! Sezt Euch nur ruhig hin an jenen Tiſch, und trinkt die paar Flaſchen Wein aus, die Ihr in dem Wandſchrank gefunden, ich meines Theils begebe mich noch ein wenig auf's Dach, und will erklecklich ſpritzen — Doch halt, erſt muß ich nachſehen, was mein guter Kater macht.

Der Meiſter trat vollends hinein, nahm den Deckel von dem Korbe, in dem ich ſaß, ſprach mir zu mit freundlichen Worten, erkundigte ſich nach meinem Wohlbefinden, fragte, ob ich vielleicht noch einen gebratenen Vogel verſpeiſen wolle, welches Alles ich mit mehrmaligem ſüßen Miau erwiederte, und mich recht bequem ausſtreckte, welches mein Meiſter mit Recht für das beredte Zeichen nahm, daß ich ſatt ſey, noch im Korbe zu bleiben wünſche, und ſtülpte den Deckel wieder auf.

Wie wurde ich nun von der guten freundlichen Geſinnung überzeugt, die Meiſter Abraham für mich hegte. Ich hätte mich meines ſchnöden Mißtrauens ſchämen müſſen, wenn es überhaupt für einen Mann von Verſtande ſchicklich wäre, ſich zu ſchämen. Am Ende, dacht' ich, war auch die fürchterliche Angſt, das ganze Unheil ahnende Mißtrauen weiter nichts als poetiſche Schwärmerei, wie ſie jungen genialen Enthuſiaſten eigen, die dergleichen oft förmlich brauchen, als berauſchendes Opium. Das beruhigte mich ganz und gar.

Kaum hatte der Meiſter die Stube verlaſſen, als der Profeſſor, ich konnt' es durch eine kleine Ritze des Korbes bemerken, ſich mit mißtrauiſchen Blicken nach dem Korbe umſchaute, und dann den andern zuwinkte, als habe er ihnen irgend Wichtiges zu entdecken. Dann ſprach er mit ſo leiſer Stimme, daß ich kein Wörtlein verſtanden, hätte der Himmel nicht in meine ſpitzen Ohren mir unglaublich ſcharfes Gehör gelegt: Wißt Ihr wohl, wozu ich eben jetzt Luſt hätte? — Wißt Ihr wohl, daß ich hingehen zu jenem Korbe, ihn öffnen, und dem verfluchten Kater, der drinnen ſitzt, und der uns jetzt vielleicht alle mit ſeinem übermüthigen Selbſtgenugſeyn verhöhnt, dies ſpitze Meſſer in die Kehle ſtoßen möchte?

Was fällt Euch ein, rief ein anderer, was fällt Euch ein, Lothario, den hübſchen Kater, den Liebling unſeres wackern Meiſters wolltet Ihr umbringen? — Und warum ſprecht Ihr denn ſo leiſe?

Der Profeſſor eben ſo mit gedämpfter Stimme, wie vorher, weiter ſprechend, erklärte, daß ich Alles verſtehe, daß ich leſen und ſchreiben könne, daß mir Meiſter Abraham auf eine, freilich geheimnißvolle, unerklärliche Weiſe, die Wiſſenſchaften beigebracht, ſo daß ich ſchon jetzt, wie ihm der Pudel Ponto verrathen, ſchriftſtellere und dichte, und daß das Alles dem ſchelmiſchen Meiſter zu nichts anderm dienen werde, als zur Verſpottung der vortrefflichſten Gelehrten und Dichter.

O, ſprach Lothario mit unterdrückter Wuth, o ich ſeh es kommen, daß Meiſter Abraham, der ohnedem das Vertrauen des Großherzogs in vollem Maaße beſitzt, daß er mit dem unglückſeligen Kater alles durchſetzt, was er nur will. Die Beſtie wird Magister legens werden, die Doktorwürde erhalten, zuletzt als Profeſſor der Aeſthetik Collegia leſen über den Aeſchylos — Corneille — Shakeſpear! — ich komme von Sinnen! — der Kater wird in meinen Eingeweiden wühlen, und hat ganz infame Krallen! —

Alle geriethen bei dieſen Reden Lothario's, des Profeſſors der Aeſthetik, in das tiefſte Erſtaunen. Einer meinte, es ſey ganz unmöglich, daß ein Kater leſen und ſchreiben lernen könne, da dieſe Elemente aller Wiſſenſchaft nächſt der Geſchicklichkeit, der nur der Menſch fähig, eine gewiſſe Ueberlegung, man möchte ſagen, Verſtand erforderten, der ſogar nicht allemal bei dem Menſchen, dem Meiſterſtück der Schöpfung, anzutreffen, vielweniger bei gemeinem Vieh!

Beſter, nahm ein anderer, wie mir's in meinem Korbe ſchien, ſehr ernſthafter Mann, das Wort, Beſter, was nennen Sie gemeines Vieh? — Es giebt gar kein gemeines Vieh. Oft in ſtille Selbſtbetrachtung verſunken, empfinde ich den tiefſten Reſpekt vor Eſeln und andern nützlichen Thieren. Ich begreife nicht, warum einer angenehmen Hausbeſtie von glücklichen natürlichen Anlagen nicht ſollte das Leſen und Schreiben beigebracht werden, ja warum ſich ein ſolches Thierlein nicht ſollte erheben können zum Gelehrten und Dichter? — Iſt denn das ſo etwas Beiſpielloſes? — An Tauſend und eine Nacht, als der beſten hiſtoriſchen Quelle voll pragmatiſcher Authentizität, mag ich gar nicht denken, ſondern Sie, mein Allerliebſter! nur an den geſtiefelten Kater erinnern, einen Kater, der voll Edelmuth, durchdringendem Verſtande war, und tiefer Wiſſenſchaft.

Vor Freude über dieſes Lob eines Katers, der, wie mir eine deutliche Stimme im Innern ſagte, mein würdiger Ahnherr ſeyn mußte, konnt' ich mich nicht enthalten, zwei, drei mal ziemlich ſtark zu nieſen. — Der Redner hielt inne, und alle ſchauten ſich ganz verſchüchtert um nach meinem Korbe.

Contentement mon cher, rief endlich der ernſthafte Mann, der eben geſprochen, und fuhr dann weiter fort: Irre ich nicht, ſo erwähnten Sie, theurer Aeſthetiker, vorhin eines Pudels Ponto, der Ihnen des Katers dichteriſches und wiſſenſchaftliches Treiben verrathen. Dies bringt mich denn auf Cervantes höchſt vorzüglichen Berganza, von deſſen neueſten Schickſalen in einem gewiſſen neuen höchſt abentheuerlichen Buche Nachricht gegeben wird. Auch dieſer Hund giebt ein entſcheidendes Beiſpiel über das Naturell, und über die Bildungsfähigkeit der Thiere.

Aber, nahm der andere das Wort, aber mein theurer, liebſter Freund, welche Beiſpiele führen Sie denn da an? Von dem Hunde Berganza ſpricht ja Cervantes, der bekanntlich ein Romanſchreiber war, und die Geſchichte vom geſtiefelten Kater iſt ja ein Kindermährchen, welches Herr Tieck freilich mit ſolcher Lebendigkeit uns vor Augen gebracht hat, daß man beinahe die Thorheit begehen könnte, wirklich daran zu glauben. Alſo zwei Dichter allegiren Sie, als wären es ernſte Naturhiſtoriker und Pſychologen, nun ſind aber Dichter nichts weniger als das, ſondern ausgemachte Phantaſten, die lauter eingebildetes Zeug ausbrüten und vorbringen. Sagen Sie, wie mag denn aber ein verſtändiger Mann, wie Sie, ſich auf Dichter berufen, um das zu bewahrheiten, was wider Sinn und Verſtand läuft? Lothario iſt Profeſſor der Aeſthetik, und es iſt billig, daß er als ſolcher bisweilen etwas weniges über die Schnur haue, aber Sie —

Halt, ſprach der Ernſte, halt, mein Liebſter, ereifern Sie ſich nicht. Bedenken Sie fein, daß wenn vom Wunderbaren, Unglaublichen die Rede, man füglich Dichter allegiren darf, denn ſimple Hiſtoriker verſtehen den Teufel was davon. Ja, wenn das Wunderbare in Schick und Form gebracht, und als reine Wiſſenſchaft vorgetragen werden ſoll, wird der Beweis irgend eines Erfahrungsſatzes am beſten aus berühmten Dichtern entnommen, auf deren Wort man bauen darf. Ich führe Ihnen, und damit werden Sie, ſelbſt ein gelehrter Arzt, zufrieden ſeyn — ja! ſage ich, ich führe Ihnen das Beiſpiel eines berühmten Arztes an, der in ſeiner wiſſenſchaftlichen Darſtellung des animaliſchen Magnetismus, um unſern Rapport mit dem Weltgeiſte, um das Daſeyn eines wunderbaren Ahnungsvermögens unläugbar in's Licht zu ſtellen, ſich auf Schiller und deſſen Wallenſtein bezieht, welcher ſagt: „Es giebt im Menſchenleben Augenblicke, und dergleichen Stimmen giebts — es iſt kein Zweifel" — und wie es denn weiter heißt. Sie können das Weitere ſelbſt nachleſen, in der Tragödie. — Ho ho! erwiederte der Doctor, Sie ſpringen ab — Sie gerathen in den Magnetismus, und ſind im Stande, zuletzt zu behaupten, daß, nächſt allen Wundern die dem Magnetiſeur zu Gebote ſtehen, er auch den Schulmeiſter für empfängliche Kater abgeben könnte. —

Nun, ſprach der Ernſte, wer weiß wie der Magnetismus auf Thiere wirkt. Kater die ſchon das elektriſche Fluidum in ſich tragen, wie Sie ſich gleich überzeugen können — —

Plötzlich an Mina denkend, die über dergleichen Verſuche, die mit ihr angeſtellt worden, ſo bitter klagte, erſchrak ich ſo heftig, daß ich ein lautes Miau ausſtieß!

Bei dem Orkus, rief der Profeſſor erſchrocken, bei dem Orkus und all' ſeinem Entſetzen, der hölliſche Kater hört uns, verſteht uns — Herz gefaßt -- mit dieſen Händen erwürg' ich ihn. —

Ihr ſeyd nicht klug, ſprach der Ernſte, Ihr ſeyd wahrhaftig nicht klug, Profeſſor. Nimmermehr leide ich, daß Ihr dem Kater, den ich ſchon jetzt herzlich liebgewonnen, ohne das Glück ſeiner nähern Bekanntſchaft zu genießen, daß Ihr ihm nur das geringſte Leid zufügt. Am Ende muß ich glauben, daß Ihr eiferſüchtig ſeyd auf ihn, weil er Verſe macht? Profeſſor der Aeſthetik kann ja der kleine graue Mann niemals werden, darüber beruhigen Sie ſich nur ganz. Steht es denn nicht deutlich in den uralten akademiſchen Statuten, daß, überhand genommenen Mißbrauchs halber, keine Eſel mehr zur Profeſſur gelangen ſollen, und iſt dieſe Verordnung nicht auch auf Thiere auszudehnen von jeder Art und Gattung, mithin auch auf Kater?

Mag es ſeyn, ſprach der Profeſſor unmuthig, mag es ſeyn, daß der Kater niemals weder Magister legens, noch Profeſſor der Aeſthetik werden wird, als Schriftſteller tritt er doch auf über kurz oder lang, findet der Neuheit wegen Verleger und Leſer, ſchnappt uns gute Honorare weg —

Ich finde, erwiederte der Ernſte, ich finde durchaus keine Urſache, warum dem guten Kater, dem aimablen Liebling unſers Meiſters, es verwehrt ſeyn ſolle, eine Bahn zu betreten, auf der ſich ſo viele ohne Rückſicht auf Kraft und Haltung umhertummeln. Die einzige Maaßregel, die dabei zu beobachten, wäre, daß man ihn nöthigte, ſich die ſpitzen Krallen verſchneiden zu laſſen, und das wäre vielleicht das einzige, was wir jetzt gleich thun könnten, um ſicher zu ſeyn, daß er uns nie verwunde, wenn er ein Autor worden.

Alle ſtanden auf. Der Aeſthetiker griff nach der Scheere. Man kann ſich meine Lage denken, ich beſchloß, mit Löwenmuth anzukämpfen gegen die Verunglimpfung die man mir zugedacht, den erſten der ſich mir nahen würde, zu zeichnen auf ewige Zeiten; ich rüſtete mich zum Sprunge, ſo wie der Korb geöffnet werden würde.

In dem Augenblick trat Meiſter Abraham hinein, und vorüber war meine Angſt, die ſchon ſich ſteigern wollte zur Verzweiflung. Er öffnete den Korb, und noch ganz außer mir, ſprang ich mit einem Satz hinaus, und ſchoß, dem Meiſter wild vorbei, unter den Ofen.

Was iſt dem Thiere widerfahren, rief der Meiſter, die andern mißtrauiſch anblickend, welche da ſtanden ganz verlegen, und vom böſen Gewiſſen geplagt, gar nicht zu antworten vermochten.

So bedrohlich auch meine Lage im Gefängniß war, doch empfand ich inniges Wohlbehagen darüber, was der Profeſſor von meiner muthmaßlichen Laufbahn ſagte, ſo wie ſein deutlich ausgeſprochener Neid mich höchlich erfreute. Ich fühlte ſchon das Doctorhütlein auf meiner Stirne, ich ſah mich ſchon auf dem Catheder! — Sollten meine Vorleſungen denn nicht am häufigſten beſucht werden von der wißbegierigen Jugend? — Sollte wohl ein einziger Jüngling, von milden Sitten, es übel deuten können, wenn der Profeſſor bäte, keine Hunde in's Collegium zu bringen? — Nicht alle Pudel hegen ſolch freundlichen Sinn, wie mein Ponto, und dem Jägervolk mit langen hängenden Ohren iſt nun vollends gar nicht zu trauen, da ſie überall mit den gebildetſten Leuten meines Geſchlechts unnütze Händel anfangen und ſie mit Gewalt nöthigen zu den unartigſten Aeußerungen des Zorns, als da iſt Pruhſten — Kratzen — Beißen ꝛc. ꝛc.

Wie höchſt fatal müßt' es —

(Mak. Bl.) — nur der kleinen rothwangigen Hofdame gelten, die Kreisler bei der Benzon geſehen. Thun Sie mir, ſprach die Prinzeſſin, thun Sie mir den Gefallen, Nannette, gehen Sie ſelbſt hinab, und ſorgen Sie, daß man die Nelkenſtöcke in meinen Pavillon trage, die Leute ſind ſaumſelig genug, um nichts auszurichten. — Das Fräulein ſprang auf, verbeugte ſich ſehr ceremoniös, flog dann aber ſchnell zum Zimmer hinaus, wie ein Vogel, dem man den Käfig geöffnet.

Ich kann, wandte ſich die Prinzeſſin zum Kreisler, ich kann nun einmal nichts herausbringen, wenn ich nicht mit dem Lehrer allein bin, der den Beichtvater vorſtellt, dem man ohne Scheu alle Sünden vertrauen kann. Ueberhaupt werden Sie, lieber Kreisler, die ſteife Etiquette bei uns ſeltſam, werden es läſtig finden, daß ich überall von Hofdamen umgeben, gehütet werde, wie die Königin von Spanien. — Wenigſtens ſollte man hier in dem ſchönen Siegbartshof mehr Freiheit genießen. Wäre der Fürſt im Schloſſe, ich hätte Nannette nicht fortſchicken dürfen, die ſich ſelbſt bei unſern muſikaliſchen Studien eben ſo ſehr langweilt, als ſie mich genirt. — Fangen wir noch einmal an, jetzt wird es beſſer gehen. — Kreisler, bei dem Unterricht die Geduld ſelbſt, begann das Geſangſtück, welches die Prinzeſſin einzuſtudiren unternommen, von neuem, aber ſo ſichtlich Hedwiga ſich auch mühte, ſo viel Kreisler auch einhelfen mochte, ſie verirrte ſich in Takt und Ton, ſie machte Fehler über Fehler, bis ſie glutbroth im ganzen Geſicht aufſprang, an das Fenſter lief und hinausſchaute in den Park. Kreisler glaubte zu bemerken, daß die Prinzeſſin heftig weine, und fand ſeinen erſten Unterricht, den ganzen Auftritt, etwas peinlich. Was konnte er Beſſeres thun, als verſuchen, ob der feindliche unmuſikaliſche Geiſt, der die Prinzeſſin zu verſtören ſchien, ſich nicht bannen laſſe eben durch Muſik. Er ließ daher allerlei angenehme Melodieen fortſtrömen, variirte die bekannteſten Lieblingslieder in contrapunktiſchen Wendungen und melismatiſchen Schnörkeln, ſo daß er zuletzt ſich ſelbſt darüber wunderte, wie er ſo charmant den Flügel zu ſpielen verſtehe, und die Prinzeſſin vergaß, ſammt ihrer Arie und ihrer rückſichtsloſen Ungeduld.

„Wie herrlich doch der Geierſtein in der leuchtenden Abendſonne ſteht“ ſprach die Prinzeſſin, ohne ſich umzuwenden.

Kreisler war eben in einer Diſſonanz begriffen, natürlicherweiſe mußte er dieſe auflöſen, und konnte daher nicht mit der Prinzeſſin den Geierſtein und die Abendſonne bewundern. „Giebt's wohl einen reizendern Aufenthalt weit und breit, als unſer Siegbartshof.“ ſprach Hedwiga lauter und ſtärker als vorher. — Nun mußte Kreisler wohl, nachdem er einen tüchtigen Schlußakkord angeſchlagen, zu der Prinzeſſin an das Fenſter treten, der Aufforderung zum Geſpräch höflich genügend.

In der That, ſprach der Kapellmeiſter, in der That, gnädigſte

Prinzeſſin, der Park iſt herrlich, und ganz beſonders iſt es mir lieb, daß ſämmtliche Bäume grünes Laub tragen, welches ich überhaupt an allen Bäumen, Sträuchern und Gräſern ſehr bewundere und verehre, und jeden Frühling dem Allmächtigen danke, daß es wieder grün worden, und nicht roth, welches in jeder Landſchaft zu tadeln, und bei den beſten Landſchaftern, wie z. B. Claude Lorrain oder Berghem, ja ſelbſt bei Hackert, der bloß ſeine Wieſengründe was weniges pudert, nirgends zu finden.

Kreisler wollte weiter reden, als er aber in dem kleinen Spiegel, der zur Seite des Fenſters angebracht, der Prinzeſſin todtbleiches, ſeltſam verſtörtes Antlitz erblickte, verſtummte er vor dem Schauer, der ſein Inneres durcheiste.

Die Prinzeſſin unterbrach endlich das Schweigen, indem ſie, ohne ſich umzuwenden, immerfort hinausſchauend, mit dem rührenden Ton der tiefſten Wehmuth ſprach: Kreisler, das Schickſal will es nun einmal, daß ich Ihnen überall wie von ſeltſamen Einbildungen geplagt — aufgeregt, ich möchte ſagen, albern erſcheine, daß ich Ihnen Stoff darbieten ſoll, Ihren ſchneidenden Humor an mir zu üben. Es iſt Zeit, Ihnen zu erklären, daß, und warum Sie es ſind, deſſen Anblick mich in einen Zuſtand verſetzt, der dem nervenerſchütternden Anfall eines heftigen Fiebers zu vergleichen. Erfahren Sie Alles. Ein offnes Geſtändniß wird meine Bruſt erleichtern und mir die Möglichkeit verſchaffen, Ihren Anblick, Ihre Gegenwart zu ertragen. — Als ich Sie zum erſtenmal dort im Park antraf, da erfüllten Sie, da erfüllte Ihr ganzes Betragen mich mit dem tiefſten Entſetzen, ſelbſt wußte ich nicht warum! — aber es war eine Erinnerung aus meinen frühſten Kinderjahren, die plötzlich mit all' ihrem Schrecken in mir aufſtieg, und die ſich erſt ſpäter in einem ſeltſamen Traume deutlich geſtaltete. — An unſerm Hofe befand ſich ein Maler, Ettlinger geheißen, den Fürſt und Fürſtin ſehr hoch hielten, da ſein Talent wunderbar zu nennen. Sie finden auf der Gallerie vortreffliche Gemälde von ſeiner Hand, auf allen erblicken Sie die Fürſtin, in dieſer jener Geſtalt, in der hiſtoriſchen Gruppe angebracht. Das ſchönſte Gemälde, das die höchſte Bewunderung aller Kenner erregt, hängt aber in dem Kabinett des Fürſten. Es iſt das Portrait der Fürſtin, die er, als ſie in der höchſten Blüthe der Jugend ſtand, ohne daß ſie ihm jemals geſeſſen, ſo ähnlich malte, als habe [illegible] das Bild aus dem Spiegel geſtohlen. Leonhard, ſo wurde der Maler mit ſeinem Vornamen am Hofe genannt, muß ein milder guter Menſch geweſen ſein. Alle Liebe, deren meine kindiſche Bruſt fähig, ich mochte kaum drei Jahre alt ſein, hatte ich ihm zugewandt, ich wollte, er ſollte mich nie verlaſſen. Aber unermüdlich ſpielte er auch mit mir, malte mir kleine bunte Bilder, ſchnitt mir allerlei Figuren aus. Plötzlich, es mochte ein Jahr vergangen ſein, blieb er aus. Die Frau, der meine erſte Erziehung anvertraut, ſagte mir mit Thränen in den Augen, Herr Leonhard ſey geſtorben. Ich war untröſtlich, ich mochte nicht mehr in dem Zimmer bleiben, wo Leonhard mit mir geſpielt. So wie ich nur konnte, entſchlüpfte ich meiner Erzieherin, den Kammerfrauen, lief im Schloſſe umher, rief laut den Namen: Leonhard! Denn immer glaubt' ich, es ſey nicht wahr, daß er geſtorben, und er ſey irgendwo im Schloſſe verſteckt. So begab es ſich, daß ich auch an einem Abend, als die Erzieherin ſich nur auf einen Augenblick entfernt, mich aus dem Zimmer ſchlich, um die Fürſtin aufzuſuchen. Die ſollte mir ſagen, wo Herr Leonhard ſey, und mir ihn wieder ſchaffen. Die Thüren des Corridors ſtanden offen, und ſo gelangte ich wirklich zur Haupttreppe, die ich hinauf lief, und oben, auf gut Glück, in das erſte geöffnete Zimmer trat. Als ich mich nun umſchaute, wurde die Thüre, die, wie ich meinte, in die Gemächer der Fürſtin führen mußte, und an die ich zu pochen im Begriffe ſtand, heftig aufgeſtoßen, und hinein ſtürzte ein Menſch in zerriſſenen Kleidern, mit verwildertem Haar. Es war Leonhard, der mich mit fürchterlich funkelnden Augen anſtarrte. Todtenbleich, eingefallen, kaum wieder zu erkennen, war ſein Antlitz. Ach, Herr Leonhard, rief ich, wie ſiehſt du aus, warum biſt du ſo blaß, warum haſt du ſolche glühende Augen, warum ſtarrſt du mich ſo an? — Ich fürchte mich vor dir! — O ſey doch ſo gut wie ſonſt — male mir wieder hübſche bunte Bilder! — da ſprang Leonhard mit einem wilden wiehernden Gelächter auf mich los, eine Kette, die um den Leib befeſtigt ſchien, klirrte ihm nach — kauerte nieder auf den Boden, ſprach mit heiſerer Stimme: Ha ha, kleine Prinzeß — bunte Bilder? ja nun kann ich erſt recht malen, malen — nun will ich dir ein Bild malen und deine ſchöne Mutter! nicht wahr, du haſt eine ſchöne Mutter? — Aber bitte ſie, daß ſie mich nicht wieder verwandelt — ich will nicht der elende Menſch Leonhard Ettlinger ſeyn — der iſt längſt geſtorden. Ich bin der rothe Geier und kann malen, wenn ich Farbenſtrahlen geſpeiſt! — ja malen kann ich, wenn ich heißes Herzblut habe zum Firniß, — und dein Herzblut brauche ich, kleine Prinzeß!" — Und damit faßte er mich, riß mich an ſich, entblößte mir den Hals, mir war's, als ſähe ich ein kleines Meſſer in ſeiner Hand blinken. Auf das durchdringende Angſtgeſchrei, das ich ausſtieß, ſtürzten Diener hinein und warfen ſich her über den Wahnſinnigen. Der ſchlug ſie aber mit Rieſenkraft zu Boden. In demſelben Augenblicke polterte und klirrte es aber die Treppe herauf, ein großer, ſtarker Mann ſprang hinein mit dem lauten Ausruf: Jeſus, er iſt mir entſprungen! Jeſus, das Unglück! — Warte, warte Höllenkerl! — So wie der Wahnſinnige dieſen Mann gewahrte, ſchienen ihn plötzlich alle Kräfte zu verlaſſen, heulend ſtürzte er zu Boden. Man legte ihm die Ketten an, die der Mann mitgebracht, man führte ihn fort, indem er entſetzliche Töne ausſtieß, wie ein gefeſſeltes wildes Thier.

Sie mögen ſich es denken, mit welcher verſtörenden Gewalt dieſer entſetzliche Auftritt das vierjährige Kind erfaſſen mußte. Man verſuchte mich zu tröſten, mir begreiflich zu machen, was wahnſinnig ſey. Ohne dies ganz zu verſtehen, ging doch ein tiefes namenloſes Grauſen durch mein Inneres, das noch jetzt wiederkehrt, wenn ich einen Wahnſinnigen erblicke, ja wenn ich nur an den fürchterlichen Zuſtand denke, der einer fortgeſetzten unterbrochenen Todesqual zu vergleichen. — Jenem Unglücklichen ſehen Sie ähnlich, Kreisler, als wären Sie ſein Bruder. — Vorzüglich erinnert mich Ihr Blick, den ich oft ſeltſam nennen möchte, nur zu lebhaft an Leonhard, und dies iſt es, was mich, als ich Sie zum erſtenmal erblickte, außer Faſſung brachte, was mich noch jetzt in Ihrer Gegenwart beunruhigt — beängſtigt! —

Kreisler ſtand da, tief erſchüttert, keines Wortes mächtig. Von jeher hatte er die fixe Idee, daß der Wahnſinn auf ihn lauere, wie ein nach Beute lechzendes Raubthier, und ihn einmal plötzlich zerfleiſchen werde; er erbebte nun in demſelben Grauſen, das die Prinzeſſin bei ſeinem Anblick erfaßt, vor ſich ſelbſt, rang mit dem ſchauerlichen Gedanken, daß er es geweſen, der die Prinzeſſin in der Raſerei ermorden wollen.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens fuhr die Prinzeſſin fort: Der unglückliche Leonhard liebte insgeheim meine Mutter, und dieſe Liebe, ſchon ſelbſt Wahnſinn, brach zuletzt aus in Wuth und Raſerei.

So, ſprach Kreisler, ſehr weich und mild wie er pflegte, wenn ein Sturm im Innern vorübergegangen, ſo war in Leonhards Bruſt nicht die Liebe des Künſtlers aufgegangen.

Was wollen Sie damit ſagen, Kreisler, fragte die Prinzeſſin, indem ſie ſich raſch umwandte.

Als, erwiederte Kreisler ſanft lächelnd, als ich einſt in einem hinlänglich toll luſtigen Schauſpiel einen Witzbold von Diener die Spielleute mit der ſüßen Anrede beehren hörte: „Ihr guten Leute und ſchlechten Muſikanten“, theilte ich, wie der Weltenrichter, flugs alles Menſchenvolk in zwei verſchiedene Haufen, einer davon beſtand aber aus den guten Leuten, die ſchlechte, oder vielmehr gar keine Muſikanten ſind, der andere aber aus den eigentlichen Muſikanten. Doch niemand ſollte verdammt, ſondern alle ſollten ſeelig werden, wiewohl auf verſchiedene Weiſe. — Die guten Leute verlieben ſich leichtlich in ein paar ſchöne Augen, ſtrecken beide Arme aus nach der angenehmen Perſon, aus deren Antlitz beſagte Augen ſtrahlen, ſchließen die Holde ein in Kreiſe, die, immer enger und enger werdend, zuletzt zuſammenſchrumpfen zum Trauring, den ſie der Geliebten an den Finger ſtecken, als pars pro toto — Sie verſtehen einiges Latein, gnädigſte Prinzeß — als pars pro toto ſag' ich, als Glied der Kette, an der ſie die in Liebeshaft Genommene heimführen in das Eheſtands-Gefängniß. Dabei ſchreien ſie denn ungemein: O Gott — oder o Himmel! oder, ſind ſie der Aſtronomie ergeben, o ihr Sterne! oder haben ſie Inklination zum Heidenthum, o all' ihr Götter, ſie iſt mein, die Schönſte, all' mein ſehnend Hoffen erfüllt! — Alſo lärmend, gedenken die guten Leute es nachzuahmen den Muſikanten, jedoch vergebens, da es mit der Liebe dieſer durchaus ſich anders verhält. — Es begiebt ſich wohl, daß beſagten Muſikanten unſichtbare Hände urplötzlich den Flor wegziehen, der ihre Augen verhüllte, und ſie erſchauen, auf Erden wandelnd, das Engelsbild, das, ein ſüßes unerforſchtes Geheimniß, ſchweigend ruhte in ihrer Bruſt. Und nun lodert auf in reinem Himmelsfeuer, das nur leuchtet und wärmt, ohne mit verderblichen Flammen zu vernichten, alles Entzücken, alle namenloſe Wonne des höheren aus dem Innerſten emporkeimenden

Lebens, und tauſend Fühlhörner ſtreckt der Geiſt aus in brünſtigem Verlangen, und umnetzt die, die er geſchaut, und hat ſie, und hat ſie nie, da die Sehnſucht ewig dürſtend fortlebt! — Und ſie, ſie ſelbſt iſt es, die Herrliche, die, zum Leben geſtaltete Ahnung, aus der Seele des Künſtlers hervorleuchtet, als Geſang — Bild — Gedicht! — Ach, Gnädigſte, glauben Sie mir, ſeyen Sie überzeugt, daß wahre Muſikanten, die mit ihren leiblichen Armen und den daran gewachſenen Händen nichts thun, als paſſabel muſiziren, ſey es nun mit der Feder, mit dem Pinſel oder ſonſt, in der That nach der wahrhaften Geliebten nichts ausſtrecken, als geiſtige Fühlhörner, an denen weder Hand noch Finger befindlich, die mit convenabler Zierlichkeit einen Trauring erfaſſen und anſtecken könnten an den kleinen Finger der Angebeteten; ſchnöde Mesalliancen ſind daher durchaus nicht zu befürchten, und ſcheint ziemlich gleichgültig, ob die Geliebte, die in dem Innern des Künſtlers lebt, eine Fürſtin iſt oder eine Bürgerstochter, in ſo fern letztere nur keine Eule. Beſagte Muſikanten ſchaffen, ſind ſie in Liebe gekommen, mit der Begeiſterung des Himmels, herrliche Werke, und ſterben weder elendiglich dahin an der Schwindſucht, noch werden ſie wahnſinnig. Sehr verdenke ich es daher dem Herrn Leonhard Ettlinger, daß er in einige Raſerei verfiel, er hätte nach der Art ächter Muſikanten, die durchlauchtige Frau Fürſtin ohne allen Nachtheil lieben können wie er nur wollte! —

Die humoriſtiſchen Töne, die der Kapellmeiſter anſchlug, gingen bei dem Ohr der Prinzeſſin vorüber, unvernommen oder übertönt von dem Nachhall der Saite, die er berührt, und die in der weiblichen Bruſt ſchärfer geſpannt, ſtärker vibriren mußte als alle übrigen.

„Die Liebe des Künſtlers, ſprach ſie, indem ſie niederſank in den Lehnſtuhl, und wie im Nachſinnen den Kopf auf die Hand ſtützte, die Liebe des Künſtlers! — ſo geliebt zu werden! — o es iſt ein ſchöner herrlicher Traum des Himmels — nur ein Traum, ein leerer Traum. —"

Sie ſcheinen, nahm Kreisler das Wort. Sie ſcheinen, Gnädigſte, für Träume eben nicht ſehr portirt, und doch ſind es lediglich die Träume, in denen uns recht die Schmetterlingsflügel wachſen, ſo daß wir dem engſten feſteſten Kerker zu entfliehen, uns bunt und glänzend in die hohen, in die höchſten Lüfte zu erheben vermögen. Jeder Menſch hat doch am Ende einen angebornen Hang zum Fliegen, und ich habe ernſte honnette Leute gekannt, die am ſpäten Abend ſich blos mit Champagner, als einem dienlichen Gas füllten, um in der Nacht, Luftballon und Paſſagier zugleich, aufſteigen zu können. —

Sich ſo geliebt zu wiſſen, wiederholte die Prinzeſſin noch bewegter als vorher.

Und, ſprach, als die Prinzeſſin ſchwieg, Kreisler weiter, und was die Liebe des Künſtlers betrifft, wie ich ſie zu ſchildern mich bemüht, ſo haben Sie, Gnädigſte! freilich das böſe Beiſpiel des Herrn Leonhard Ettlinger vor Augen, der Muſikant war und lieben wollte, wie die guten Leute, worüber ſein ſchöner Verſtand freilich etwas wackligt werden konnte, aber eben deshalb mein' ich, war Herr Leonhard kein ächter Muſikant. Dieſe tragen die erkorne Dame im Herzen, und wollen nichts als ihr zu Ehren ſingen, dichten, malen, und ſind in der vorzüglichſten Courtoiſie den galanten Rittern zu vergleichen, ja was unſchuldsvolle Geſinnung betrifft, ihnen vorzuziehen, da ſie nicht verfahren wie ſonſt dieſe, die blutdürſtiger Weiſe, waren nicht gleich Rieſen, Drachen bei der Hand, die ſchätzbarſten Leute niederſtreckten in den Staub, um der Herzensdame zu huldigen! —

Nein, rief die Prinzeſſin, wie erwachend aus einem Traum, nein es iſt unmöglich, daß in der Bruſt des Mannes ein ſolch reines Veſta-Feuer ſich entzünden ſollte! — Was iſt die Liebe des Mannes anders, als die verrätheriſche Waffe, die er gebraucht, einen Sieg zu feiern, der das Weib verdirbt, ohne ihn zu beglücken. —

Kreisler wollte ſich eben über ſolche abſonderliche Geſinnungen einer ſiebzehn- achtzehnjährigen Prinzeſſin höchlich verwundern, als die Thüre aufging, und Prinz Ignatius hineintrat.

Der Kapellmeiſter war froh, ein Geſpräch zu enden, das er ſehr gut mit einem wohleingerichteten Duett verglich, in dem jede Stimme ihrem eigenthümlichen Charakter getreu bleiben muß. Während die Prinzeſſin, ſo behauptete er, im wehmüthigen Adagio beharrt, und nur hie und da einen Mordent, einen Pralltriller angebracht, ſey er als ein vorzüglicher Buffo und erzkomiſcher Chanteur mit einer ganzen Legion kurzer Noten parlando dazwiſchen gefahren, ſo daß er, da das Ganze ein wahres Meiſterſtück der Compoſition und der Ausführung zu nennen, nichts weiter gewünſcht, als der Prinzeſſin und ſich ſelbſt zuhören zu können aus irgend einer Loge oder einem ſchicklichen Sperrſitz.

Alſo Prinz Ignatius trat herein mit einer zerbrochenen Taſſe in der Hand, ſchluchzend und weinend.

Es iſt nöthig, zu ſagen, daß der Prinz, unerachtet hoch in die zwanzig, doch ſich noch immer nicht von den Lieblingsſpielen der Kinderjahre trennen konnte. Ganz vorzüglich liebte er ſchöne Taſſen, mit denen er Stundenlang in der Art ſpielen konnte, daß er ſie in Reihen vor ſich hinſtellte auf den Tiſch, und dieſe Reihen immer anders und anders ordnete, ſo daß bald die gelbe Taſſe neben der rothen, dann die grüne bei der rothen u. ſ. w. ſtehen mußte. Dabei freute er ſich ſo innig, ſo herzlich, wie ein frohes zufriedenes Kind. —

Das Unglück, worüber er jetzt lamentirte, beſtand darin, daß ihm der kleine Mops unverſehens auf den Tiſch geſprungen war, und die ſchönſte der Taſſen herabgeworfen hatte.

Die Prinzeſſin verſprach, dafür zu ſorgen, daß er eine Mundtaſſe im neueſten Geſchmack aus Paris erhalten ſolle. Da gab er ſich zufrieden, und lächelte mit dem ganzen Geſicht Jetzt erſt ſchien er den Kapellmeiſter zu bemerken. Er wandte ſich zu ihm mit der Frage, ob er auch viele ſchöne Taſſen beſitze. Kreisler wußte ſchon, von Meiſter Abraham hatte er's erfahren, was man darauf zu antworten. Er verſicherte nämlich, daß er keineswegs ſolche ſchöne Taſſen beſitze, wie der gnädigſte Herr, und daß es ihm auch ganz unmöglich ſey, ſo viel Geld darauf zu verwenden, als der gnädigſte Herr es thue.

Sehen Sie wohl, erwiederte Ignaz ſehr vergnügt, ſehen Sie wohl, ich bin ein Prinz und kann deshalb ſchöne Taſſen haben, wie ich nur mag, aber das können Sie nicht, weil Sie kein Prinz ſind, denn weil ich nun einmal ganz gewiß ein Prinz bin, ſo ſind ſchöne Taſſen — Taſſen und Prinzen, und Prinzen und Taſſen, gingen nun durcheinander in immer mehr verwirrter Rede, und dabei lachte und hüpfte Ignatius und klopfte in die Hände vor ſeligem Vergnügen! — Hedwiga ſchlug erröthend die Augen nieder, ſie ſchämte ſich des imbezillen Bruders, ſie fürchtete mit Unrecht Kreislers Spott, dem, nach ſeiner innerſten Gemüthsſtimmung, des Prinzen Albernheit als ein Zuſtand des wirklichen Wahnſinnes, nur ein Mitleid erregte, das eben nicht wohlthun konnte, vielmehr die Spannung des Augenblicks vermehren mußte. Um den Armen nur abzubringen von den unſeligen

Laſſen, bat die Prinzeſſin ihn, die kleine Handbibliothek in Ordnung zu bringen, die in einem zierlichen Wandſchrank aufgeſtellt ſtand. Ganz vergnügt, unter fröhlichem Gelächter, begann der Prinz ſogleich, die ſauber gebundenen Bücher herauszunehmen, und ſie, nach dem Format ſorglich ordnend, ſo hinzuſtellen, daß die goldnen Schnitte nach außen ſtehend, eine blanke Reihe formten, worüber er ſich über alle Maßen freute.

Fräulein Nannette ſtürzte herein, und rief laut: der Fürſt, der Fürſt mit dem Prinzen! — O mein Gott, ſprach die Prinzeſſin, meine Toilette, in der That, Kreisler, wir haben die Stunden verplaudert, ohne daran zu denken. — Ich habe mich ganz vergeſſen! — Mich und den Fürſten und den Prinzen. Sie verſchwand mit Nannetten in das Nebengemach. Prinz Ignaz ließ ſich in ſeinem Geſchäft gar nicht ſtören.

Schon rollte der Staatswagen des Fürſten heran; als Kreisler ſich unten an der Haupttreppe befand, ſtiegen eben die beiden Laufer in Staatslivree aus der Wurſt. — Das muß näher erklärt werden.

Fürſt Irenäus ließ nicht ab von dem alten Brauch, und ſo hatte er zur ſelben Zeit, als kein ſchnellfüßiger Hanswurſt in bunter Jacke vor den Pferden herzulaufen genöthigt, wie ein gehetztes Thier, in der zahlreichen Dienerſchaft von allen Waffen auch noch zwei Laufer, artige hübſche Leute von geſetzten Jahren, wohlgefüttert, und nur zuweilen von Unterleibsbeſchwerden geplagt, wegen der ſitzenden Lebensweiſe. Viel zu menſchenfreundlich war nämlich der Fürſt geſinnt, um irgend einem Diener zuzumuthen, daß er ſich zu Zeiten umſetze in ein Windſpiel, oder einen andern vergnügten Köter, um indeſſen doch die gehörige Etiquette im Anſehen zu erhalten, mußten die beiden Laufer, fuhr der Fürſt in Galla aus, vorausfahren auf einer paſſablen Wurſt, und an ſchicklichen Stellen, wo z. B. einige Gaffer ſich verſammelt, etwas die Beine rühren, als Andeutung des wirklichen Laufs. — Es war hübſch anzuſehen. —

Alſo, — die Laufer waren eben ausgeſtiegen, die Kammerherren traten in's Portal, und ihnen folgte Fürſt Irenäus, an deſſen Seite ein junger Mann von ſtattlichem Anſehen daher ſchritt, in reicher Uniform der neapolitaniſchen Garde, Sterne und Kreuze auf der Bruſt. — „Je vous salue Monsieur de Krösel, ſprach der Fürſt, als er Kreisler erblickte. — Krösel pflegte er zu ſagen, ſtatt Kreisler, wenn er bei feſtlichen, feierlichen Gelegenheiten franzöſiſch ſprach, und ſich auf keinen deutſchen Namen recht beſinnen konnte. Der fremde Prinz — denn den jungen ſtattlichen Mann hatte doch wohl das Fräulein Nannette gemeint, als ſie rief, daß der Fürſt komme mit dem Prinzen — nickte Kreislern im Vorbeigehen flüchtig zu mit dem Kopfe, eine Art der Begrüßung, die Kreislern ſelbſt von den vornehmſten Perſonen ganz unausſtehlich war. Er bückte ſich daher bis tief an die Erde auf ſolch burleske Weiſe, daß der dicke Hofmarſchall, der überhaupt Kreislern für einen ausgemachten Spaßmacher, und alles für Spaß hielt, was er that und ſprach, nicht umhin konnte, etwas zu kickern. Der junge Prinz warf aus ſeinen dunkeln Augen Kreislern einen glühenden Blick zu, murmelte zwiſchen den Zähnen: Haſenfuß, und ſchritt dann ſchnell dem Fürſten nach, der ſich mit milder Gravität nach ihm umſchaute. — Für einen italieniſchen Gardiſten, rief Kreisler laut lachend dem Hofmarſchall zu, ſpricht der durchlauchtige Herr ein paſſables Deutſch, ſagen Sie ihm, beſte Excellenz, daß ich ihm dafür mit dem auserleſenſten Neapolitaniſch dienen und dabei kein artiges Romaniſch, am wenigſten aber als Gozziſche Maske ſchnödes Venetianiſch einſchwärzen, kurz kein X vor ein U machen will. — Sagen Sie ihm, beſte Excellenz — Aber die Excellenz ſtieg ſchon, die Schultern hoch heraufgezogen, als Bollwerk und Schutzſchanze der Ohren, die Treppe herauf. —

Der fürſtliche Wagen, mit dem Kreisler gewöhnlich nach Sieghartshof zu fahren pflegte, hielt, der alte Jäger öffnete den Schlag und fragte ob's gefällig wäre. In dem Augenblick rannte aber ein Küchenjunge vorbei, heulend und ſchreiend. Ach das Unglück — ach das Malheur! — Was iſt geſchehen, rief ihm Kreisler nach. Ach das Unglück, erwiederte der Küchenjunge noch heftiger weinend, da drinnen liegen der Herr Oberküchenmeiſter in der Verzweiflung, in purer Raſerei, und wollen ſich durchaus das Ragoutmeſſer in den Leib ſtoßen, weil der gnädigſte Herr plötzlich befohlen hat zu ſoupiren, und es ihm an Muſcheln fehlt zum italieniſchen Sallat. Er will ſelbſt nach der Stadt, und der Herr Oberſtallmeiſter weigern ſich anſpannen zu laſſen, da es an einer Ordre des gnädigſten Herrn fehlt. — Da iſt zu helfen, ſprach Kreisler, der Herr Oberküchenmeiſter ſteige in gegenwärtigen Wagen, und verſehe ſich mit den ſchönſten Muſcheln in Sieghartsweiler, während ich zu Fuß nach ſelbiger Stadt promenire. — Damit rannte er fort in den Park. —

Große Seele — edles Gemüth — ſcharmanter Herr! rief ihm der alte Jäger nach, indem ihm die Thränen in die Augen traten. —

In den Flammen des Abendroths ſtand das ferne Gebirge, und der goldne glühende Wiederſchein gleitete ſpielend über den Wieſenplan, durch die Bäume, durch die Büſche, wie getrieben von dem Abendwinde, der ſich ſäuſelnd erhoben.

Kreisler blieb mitten auf der Brücke ſtehen, die über einen breiten Arm des Sees nach dem Fiſcherhäuschen führte, und ſchaute in das Waſſer hinab, in dem ſich der Park mit ſeinen wunderbaren Baumgruppen, der hoch darüber emporragende Geierſtein, der ſeine weißblinkenden Ruinen auf dem Haupte wie eine ſeltſame Krone trug, abſpiegelte in magiſchem Schimmer. Der zahme Schwan, der auf den Namen Blanche hörte, plätſcherte auf dem See daher, den ſchönen Hals ſtolz empor gehoben, rauſchend mit den glänzenden Schwingen. „Blanche, Blanche, rief Kreisler laut, indem er beide Arme weit ausſtreckte, ſinge dein ſchönſtes Lied, glaube ja nicht, daß du dann ſterben mußt! du darfſt dich nur ſingend an meine Bruſt ſchmiegen, dann ſind deine herrlichſten Töne mein, und nur ich gehe unter in brünſtiger Sehnſucht, während du in Liebe und Leben daherſchwebſt auf den koſenden Wellen!" — Selbſt wußte Kreisler nicht, was ihn plötzlich ſo tief bewegte, er ſtützte ſich auf das Geländer, ſchloß unwillkührlich die Augen. Da hörte er Julia's Geſang, und ein unnennbar ſüßes Weh durchbebte ſein Inneres.

Düſtere Wolken zogen daher, und warfen breite Schatten über das Gebirge, über den Wald, wie ſchwarze Schleier. Ein dumpfer Donner dröhnte im Morgen, ſtärker ſauſte der Nachtwind, rauſchten die Bäche, und dazwiſchen ſchlugen einzelne Töne der Wetterharfe an, wie ferne Orgelklänge, aufgeſcheucht erhob ſich das Geflügel der Nacht, und ſchweifte kreiſchend durch das Dickigt.

Kreisler erwachte aus dem Traume, und erblickte ſeine dunkle Geſtalt im Waſſer. Da war es ihm, als ſchaue ihn Ettlinger, der wahnſinnige Maler, an aus der Tiefe. „Hoho, rief er hinab, hoho, biſt du da geliebter Doppelgänger, wackerer Kumpan? — Höre mein ehrlicher Junge, für einen Maler der etwas über die Schnur gehauen, der in ſtolzem Uebermuth fürſtliches Herzblut verbrauchen wollte, ſtatt Firniß, ſiehſt du paſſabel genug aus. — Ich glaube am Ende, guter Ettlinger, daß du illuſtre Familien genarrt haſt mit deinem wahnſinnigen Treiben! — Je länger ich dich anſchaue, deſto mehr gewahre ich an dir die vornehmſten Manieren, und ſo du magſt, will ich der Fürſtin Maria verſichern, du wärſt, was deinen Stand oder deine Lage im Waſſer betrifft, ein Mann von dem importanteſten Range, und ſie könne dich lieben ohne alle weitere Umſtände. — Willſt du aber, Kumpan, daß die Fürſtin noch jetzt deinem Bilde gleiche, ſo mußt du es nachthun dem fürſtlichen Dilettanten, der ſeine Portraits ausglich mit den zu Portraitirenden, durch geſchicktes Anpinſeln der letztern! — Nun! — haben ſie dich einmal unverdienter Weiſe hinabgeſchickt in den Orkus, ſo trage ich dir hiermit allerlei Neuigkeiten zu! — Wiſſe verehrter Tollhauskoloniſt, daß die Wunde die du dem armen Kinde, der ſchönen Prinzeſſin Hedwiga beibrachteſt, noch immer nicht recht geheilt iſt, ſo daß ſie vor Schmerz manchmal allerlei Fratzen macht. Trafſt du denn ihr Herz ſo hart, ſo ſchmerzlich, daß ihr noch jetzt heißes Blut entquillt, wenn ſie deine Larve erblickt, ſo wie Leichname bluten, wenn der Mörder hinantritt! Nehme es mir nicht zu, Guter, daß ſie mich für ein Geſpenſt hält, und zwar für das Deinige. — Aber bin ich ſo recht in voller Luſt ihr zu beweiſen, daß ich kein ſchnöder Revenant bin, ſondern der Kapellmeiſter Kreisler, dann kommt mir der Prinz Ignatius in die Quere, der offenbar an einer Paranoja laborirt, an einer fatuitas, stoliditas, die nach Kluge eine ſehr angenehme Sorte der eigentlichen Narrheit iſt. — Mache mir nicht alle Geſten nach, Maler, wenn ich ernſthaft mit dir rede! — Schon wieder? Fürchtete ich mich nicht vor dem Schnupfen, ich ſpränge zu dir hinab, und prügelte dich erklecklich. — Scheere dich zum Teufel halunkiſcher Mimiker!“ —

Kreisler ſprang ſchnell fort.

Es war nun ganz finſter geworden, Blitze leuchteten durch die ſchwarzen Wolken, der Donner rollte, und der Regen begann in großen Tropfen herabzufallen. Aus dem Fiſcherhäuschen ſtrahlte ein helles blendendes Licht, dem eilte Kreisler ſchnell entgegen.

Unfern der Thüre, im vollen Schimmer des Lichts, erblickte Kreisler ſein Ebenbild, ſein eignes Ich, das neben ihm daherſchritt. Vom tiefſten Entſetzen erfaßt, ſtürzte Kreisler hinein in das Häuschen, ſank athemlos, zum Tode erbleicht, in den Seſſel.

Meiſter Abraham, der vor einem kleinen Tiſche ſaß, auf dem eine Aſtrallampe ihre blendenden Strahlen umher warf, in einem großen Folianten leſend, fuhr erſchrocken in die Höhe, nahte ſich Kreisler, rief: Um des Himmelswillen, was iſt Euch, Johannes, wo kommt Ihr her am ſpäten Abend — was hat Euch ſo entſetzt! —

Mit Mühe ermannte ſich Kreisler, und ſprach dann mit dumpfer Stimme: Es iſt nun nicht anders, wir ſind unſerer Zwei — ich meine ich und mein Doppelgänger, der aus dem See entſprungen iſt, und mich verfolgt hat, hieher. — Seid barmherzig Meiſter, nehmt Euern Dolchſtock, ſtoßt den Hallunken nieder — er iſt raſend, glaubt mir das, und kann uns beide verderben. Er hat draußen das Wetter heraufbeſchworen. — Die Geiſter rühren ſich in den Lüften, und ihr Choral zerreißt die menſchliche Bruſt! — Meiſter — Meiſter, lockt den Schwan herbei, — er ſoll ſingen — erſtarrt iſt mein Geſang, denn der Ich hat ſeine weiße kalte Todtenhand auf meine Bruſt gelegt, die muß er wegziehen, wenn der Schwan ſingt — und ſich wieder untertauchen in den See. — Meiſter Abraham ließ Kreislern nicht weiter reden, er ſprach ihm zu mit freundlichen Worten, nöthigte ihm einige Gläſer eines feurigen italieniſchen Weins ein, den er eben zur Hand hatte, und fragte ihm dann nach und nach ab, wie ſich alles begeben.

Aber kaum hatte Kreisler geendet, als Meiſter Abraham laut lachend rief: Da ſieht man den eingefleiſchten Phantaſten, den vollendeten Geiſterſeher! — Was den Organiſten betrifft, der Euch draußen in dem Park ſchauerliche Chorale vorgeſpielt hat, ſo iſt das niemand anders geweſen, als der Nachtwind, der durch die Lüfte brauſend daher fuhr, und vor dem die Saiten der Wetterharfe erklangen. Ja ja, Kreisler, die Wetterharfe habt Ihr vergeſſen, die zwiſchen den beiden Pavillons am Ende des Parks aufgeſpannt iſt*). Und was Euern Doppelgänger betrifft, der im Schimmer meiner Aſtrallampe neben Euch her lief, ſo will ich Euch ſogleich beweiſen, daß, ſobald ich nur vor die Thür trete, auch mein Doppelgänger bei der Hand iſt, ja, daß ein jeder, der zu mir hineintritt, ſolch einen Chevalier d'Honneur ſeines Ichs an der Seite leiden muß.

---

*) Der Abt Gattoni zu Mailand ließ, von einem Thurme zum andern, funfzehn eiſerne Saiten aufſpannen und bezeichnete ſie ſo, daß ſie die diatoniſche Tonleiter angaben. Bei jeder Veränderung in der Atmoſphäre, erklangen dieſe Saiten ſtärker oder ſchwächer, nach dem Maaß jener Veränderung. Man nannte dieſe Aeolsharfe im Großen, Rieſen- oder Wetterharfe.

Meiſter Abraham trat vor die Thüre, und ſogleich ſtand in dem Schimmer ein zweiter Meiſter Abraham ihm zur Seite.

Kreisler merkte die Wirkung eines verborgenen Hohlſpiegels, und ärgerte ſich, wie jeder, dem das Wunderbare, woran er geglaubt, zu Waſſer gemacht wird. Dem Menſchen behagt das tiefſte Entſetzen mehr, als die natürliche Aufklärung deſſen, was ihm geſpenſtiſch erſchienen, er will ſich durchaus nicht mit dieſer Welt abfinden laſſen; er verlangt etwas zu ſehen aus einer andern, die des Körpers nicht bedarf, um ſich ihm zu offenbaren.

Ich kann, ſprach Kreisler, ich kann nun einmal, Meiſter, Euren ſeltſamen Hang zu ſolchen Foppereien nicht begreifen. Ihr präparirt das Wunderbare, wie ein geſchickter Mundkoch, aus allerlei ſcharfen Ingredienzien, und meint, daß die Menſchen, deren Phantaſie, wie der Magen der Schlemmer, lau geworden, gereizt werden müſſen durch ſolches Beweiſen. Nichts iſt abgeſchmackter, als wenn man bei ſolchen vermaledeiten Kunſtſtückchen, die einem die Bruſt zuſammenſchnüren, dahinter kommt, daß alles natürlich zugegangen.

Natürlich! — natürlich, rief Meiſter Abraham, als ein Mann von ziemlichem Verſtande, ſolltet Ihr doch einſehen, daß nichts in der Welt natürlich zugeht, gar nichts! — Oder glaubt Ihr, werther Kapellmeiſter, daß deshalb, weil wir mit uns zu Gebote ſtehenden Mitteln eine beſtimmte Wirkung hervorzubringen vermögen, uns die aus dem geheimnißvollen Organism ſtrömende Urſache der Wirkung klar vor Augen liegt? — Ihr habt doch ſonſt vielen Reſpekt vor meinen Kunſtſtücken gehabt, unerachtet Ihr die Krone davon niemals ſchautet. — Ihr meint das unſichtbare Mädchen, ſprach Kreisler.

Allerdings, fuhr der Meiſter fort, eben dieſes Kunſtſtück — es iſt wohl mehr als das — würde Euch bewieſen haben, daß die gemeinſte am leichteſten zu berechnende Mechanik oft mit den geheimnißvollſten Wundern der Natur in Beziehung treten, und dann Wirkungen hervorbringen kann, die unerklärlich, — läßt dies Wort im gewöhnlichen Sinne genommen, bleiben müſſen. — Hm, ſprach Kreisler, wenn Ihr nach der bekannten Theorie des Schalles verfahrt, den Apparat geſchickt zu verbergen wußtet, und ein ſchlaues gewandtes Weſen an der Hand hattet —

O Chiara! rief Meiſter Abraham, indem Thränen in ſeinen Augen perlten, o Chiara mein ſüßes liebes Kind!

Kreisler hatte noch nie den Alten ſo tief bewegt geſehen, wie dieſer denn von jeher keiner wehmüthigen Empfindung Raum geben wollte, ſondern dergleichen wegzuſpotten pflegte.

Was iſt das mit der Chiara? fragte der Kapellmeiſter.

Es iſt wohl dumm, ſprach der Meiſter lächelnd, es iſt wohl dumm, daß ich Euch heute erſcheinen muß, wie ein alter weinerlicher Geck, aber die Geſtirne wollen es nun einmal, daß ich von einem Moment meines Lebens mit Euch reden ſoll, über den ich ſo lange ſchwieg. — Kommt her Kreisler, ſchaut dieſes große Buch, es iſt das merkwürdigſte was ich beſitze, das Erbſtück eines Tauſendkünſtlers, Severino geheißen, und eben ſitze ich da und leſe die wunderbarſten Sachen, und ſchaue die kleine Chiara an, die darin abgebildet, und da ſtürzt Ihr herein, außer Euch ſelbſt, und verachtet meine Magie in dem Augenblick, als ich eben in der Erinnerung ſchwelge an ihr ſchönſtes Wunder, das mein war in der Blüthezeit meines Lebens!

Nun erzählt nur, rief Kreisler, damit ich ſtracks mit Euch heulen kann. —

Es iſt, begann Meiſter Abraham, es iſt nun eben nicht ſehr merkwürdig, daß ich, ſonſt ein junger kräftiger Mann, von ganz hübſchem Anſehn, aus übertriebenem Eifer und großer Ruhmbegier, mich matt und krank gearbeitet hatte an der großen Orgel in der Hauptkirche zu Göniönesmühl. Der Arzt ſprach, laufen Sie, werther Orgelbauer, laufen Sie über Berg und Thal, weit in die Welt hinein, und das that ich denn wirklich, indem ich mir den Spaß machte, überall als Mechaniker aufzutreten, und den Leuten die artigſten Kunſtſtücke vorzumachen. Dies ging recht gut, und brachte mir viel Geld ein, bis ich auf den Mann ſtieß, Severino geheißen, der mich derb auslachte mit meinen Kunſtſtückchen, und durch manches mich beinahe dahin gebracht hätte, mit dem Volk zu glauben, er ſtehe mit dem Teufel oder wenigſtens mit andern honnetteren Geiſtern im Bunde. Das mehreſte Aufſehen erregte ſein weibliches Orakel, ein Kunſtſtück, das eben ſpäter unter dem Namen des unſichtbaren Mädchens bekannt worden. Mitten im Zimmer, von der Decke herab, hing frei eine Kugel von dem feinſten klarſten Glaſe, und aus dieſer Kugel ſtrömten, wie ein linder Hauch, die Antworten auf die an das unſichtbare Weſen gerichteten Fragen. Nicht allein das unbegreiflich ſcheinende dieſes Phänomens, ſondern auch die in's Herz dringende, das Innerſte erfaſſende, Geiſterſtimme der Unſichtbaren, das Treffende ihrer Antworten, ja ihre wahrhafte Weiſſagungsgabe, verſchaffte dem Künſtler unendlichen Zulauf. Ich drängte mich an ihn, ich ſprach viel von meinen mechaniſchen Kunſtſtücken, er verachtete aber, wiewohl im andern Sinn, als Ihr es thut Kreisler, all mein Wiſſen, und beſtand darauf, ich ſollte ihm eine Waſſerorgel bauen, zu ſeinem häuslichen Gebrauch, unerachtet ich ihm bewies, daß, wie auch der verſtorbene Herr Hofrath Meiſter zu Göttingen in ſeinem Traktat: de veterum Hydraulo verſichre, an einem ſolchen Hydraulos gar nichts ſei, und nichts erſpart werde, als einige Pfund Luft, die man, dem Himmel ſey es gedankt, doch noch überall umſonſt haben könne. Endlich betheuerte Severino, er brauche die ſanfteren Töne eines ſolchen Inſtruments, um der Unſichtbaren beizuſtehen, und er wolle mir das Geheimniß entdecken, wenn ich auf das Sakrament ſchwöre, es weder ſelbſt zu gebrauchen, noch andern zu entdecken, wiewohl er glaube, daß es nicht leicht möglich ſein werde, ſein Kunſtwerk nachzuahmen ohne — hier ſtockte er und machte ein geheimnißvoll ſüßes Geſicht, wie weiland Caglioſtro, wenn er von ſeinen zaubriſchen Verzückungen zu Weibern ſprach. Voll Begier, die Unſichtbare zu ſchauen, verſprach ich die Waſſerorgel zu verfertigen, ſo gut es ginge, und nun ſchenkte er mir ſein Zutrauen, — gewann mich ſogar lieb, als ich ihm willig Beiſtand leiſtete in ſeinen Arbeiten. Eines Tages, eben wollte ich zu Severino gehen, war das Volk auf der Straße zuſammengelaufen. Man ſagte mir, ein anſtändig gekleideter Mann ſey ohnmächtig zu Boden gefallen. Ich drängte mich durch, und erkannte Severino, den man eben aufhob und in's nächſte Haus trug. Ein Arzt, der des Weges gekommen, nahm ſich ſeiner an. Severino ſchlug, nachdem verſchiedne Mittel angewandt, mit einem tiefen Seufzer die Augen auf. Der Blick, mit dem er unter den krampfhaft zuſammengezogenen Augenbraunen mich anſtarrte, war furchtbar, alle Schrecken des Todeskampfs glühten darin in düſtrem Feuer. Seine Lippen bebten, er verſuchte zu reden, und vermocht's nicht. Endlich ſchlug er einigemal heftig mit der Hand auf die Weſtentaſche. Ich faßte hinein, und zog einige Schlüſſel hervor. Das ſind die Schlüſſel Eurer Wohnung, ſprach ich, er nickte mit dem Kopfe. Das iſt, fuhr ich fort, indem ich ihm einen von den Schlüſſeln vor Augen hielt, das iſt der Schlüſſel zu dem Kabinett, in das Ihr mich niemals hineinlaſſen wolltet. Er nickte auf's neue. Als ich aber weiter fragen wollte, begann er wie in fürchterlicher Angſt zu ächzen und zu ſtöhnen, kalte Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirne, er breitete die Arme aus, und bog ſie im Zirkel zuſammen, wie wenn man etwas umfaßt, und wies auf mich. „Er will, ſprach der Arzt, daß Sie ſeine Sachen, ſeine Apparate, in Sicherheit bringen, vielleicht, ſtirbt er, behalten ſollen?“ Severino nickte ſtärker mit dem Kopfe, ſchrie endlich: Corre! und ſank auf's neue ohnmächtig zurück. Schnell eilte ich nun nach Severino's Wohnung, vor Neugier, vor Erwartung bebend, öffnete ich das Kabinett, in dem die geheimnißvolle Unſichtbare verſchloſſen ſein mußte, und erſtaunte nicht wenig, als ich es ganz leer fand. Das einzige Fenſter war dicht verhängt, ſo daß das Licht nur hinein dämmerte, und ein großer Spiegel hing an der Wand, der Thüre des Zimmers gegenüber. So wie ich zufällig vor dieſen Spiegel trat, und meine Geſtalt im ſchwachen Schimmer erblickte, durchſtrömte mich ein ſeltſames Gefühl, als befände ich mich auf dem Iſolirſtuhl einer Elektriſirmaſchine. In demſelben Augenblick ſprach die Stimme des unſichtbaren Mädchens auf italieniſch: verſchont mich nur heute Vater! — geißelt mich nicht ſo grauſam, Ihr ſeid ja doch nun geſtorben! — Schnell öffnete ich die Thüre des Zimmers, ſo, daß das volle Licht hineinſtrömte, aber keine lebendige Seele konnt' ich erblicken. „Es iſt gut, ſprach die Stimme, es iſt gut Vater, daß Ihr Herrn Liscov geſchickt habt, aber der läßt es nicht mehr zu, daß Ihr mich geißelt, er zerbricht den Magnet, und Ihr könnt nicht mehr aus dem Grabe heraus, in das er Euch legen läßt. Ihr möget Euch ſträuben wie Ihr wollt, denn Ihr ſeyd doch nun ein Verſtorbner, und gehört nicht mehr dem Leben.“ Ihr könnt wohl denken, Kreisler, daß mich tiefe Schauer durchbebten, da ich niemand ſah, und die Stimme doch dicht vor meinen Ohren ſchwebte. „Teufel, ſprach ich laut, um mich zu ermuthigen, ſäh ich nur irgendwo ein lumpiges Fläſchlein, ſo würd' ich es zerſchmeißen, und der diable boiteux ſtünde, ſeinem Kerker entronnen, leibhaftig vor mir, aber ſo“ — Nun kam es mir plötzlich vor, als gingen die leiſen Seufzer, die durch das Kabinett wehten, aus einem Verſchlage hervor der in der Ecke ſtand, und mir viel zu klein ſchien, um ein menſchliches Weſen zu beherbergen. Doch ich ſpringe hin, öffne den Schieber, und zuſammen gekrümmt, wie ein Wurm, liegt ein Mädchen darin, ſtarrt mich an mit großen wunderbar ſchönen Augen, ſtreckt endlich mir den Arm entgegen, als ich rufe: Komm heraus mein Lämmlein, komm heraus meine kleine Unſichtbare! — Ich faſſe endlich die Hand, die Sie emporhält, und ein elektriſcher Schlag fährt mir durch alle Glieder. — Halt, rief Kreisler, halt, Meiſter Abraham, was iſt das, als ich das erſtemal zufällig der Prinzeſſin Hedwiga Hand berührte, ging es mir eben ſo, und noch immer, wiewohl ſchwächer, fühl' ich dieſelbe Wirkung, wenn ſie mir ſehr gnädig die Hand reicht. — Hoho, erwiederte Meiſter Abraham, hoho, am Ende iſt unſer Prinzeßlein eine Art von Gymnotus electricus oder Raja torpedo oder Trichiurus indicus, wie in gewiſſer Art meine ſüße Chiara es war, oder auch wohl nur eine muntere Hausmaus, wie jene, die dem wackern Signor Cotugno eine tüchtige Ohrfeige verſetzte, als er ſie beim Rücken erfaßte, um ſie zu ſeziren, was Ihr freilich mit der Prinzeſſin nicht im Sinn haben konntet! — Doch ſprechen wir ein andermal von der Prinzeſſin, und bleiben wir jetzt bei meiner Unſichtbaren! — Als ich erſchrocken über den unvermutheten Schlag des kleinen Torpedo zurückprallte, ſprach das Mädchen mit wunderbar anmuthigem Ton auf deutſch: Ach nehmet es doch ja nur nicht übel, Herr Liscov, aber ich kann nicht anders, der Schmerz iſt gar zu groß. — Ohne mich weiter mit meinem Erſtaunen aufzuhalten, faßte ich die Kleine ſanft bei den Schultern, zog ſie aus dem abſcheulichen Gefängniß, und ein zart gebautes liebliches Ding in der Größe eines zwölfjährigen Mädchens, nach der körperlichen Ausbildung zu urtheilen aber wenigſtens ſechszehn Jahre alt, ſtand vor mir. Schaut nur dort in's Buch hinein, das Bild iſt ähnlich, und Ihr werdet geſtehen müſſen, daß es kein lieblicheres ausdrucksvolleres Antlitz geben kann, wozu Ihr aber rechnen müßt, daß das wunderbare, das Innerſte entzündende, Feuer der ſchönſten ſchwarzen Augen in keinem Bilde zu erreichen. Jeder, der nicht auf eine Schneehaut und Flachshaar erpicht iſt, mußte das Geſichtlein für vollendet ſchön anerkennen, denn freilich war die Haut meiner Chiara etwas zu braun, und ihr Haar glänzte im brennenden Schwarz. — Chiara — Ihr wißt nun ſchon, daß die kleine Unſichtbare ſo geheißen war — Chiara fiel vor mir nieder, ganz Wehmuth und Schmerz, ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, und ſie ſprach mit einem unnennbaren Ausdruck: je suis sauvée. Ich fühlte mich von dem tiefſten Mitleid durchdrungen, ich ahnte entſetzliche Dinge! —

Man brachte jetzt Severino's Leiche, ein zweiter Anfall des Schlages hatte ihn, gleich nachdem ich ihn verlaſſen, getödtet. So wie Chiara den Leichnam gewahrte, verſiegten ihre Thränen, ſie ſchaute den todten Severino an mit ernſtem Blick, und entfernte ſich dann, als die Leute, die mitgekommen, ſie neugierig betrachteten, und lachend meinten, das ſey wohl gar am Ende das unſichtbare Mädchen in dem Kabinett. Ich fand es unmöglich, das Mädchen allein zu laſſen bei dem Leichnam, die gutmüthigen Wirthsleute erklärten ſich bereit, ſie bei ſich aufzunehmen. Als ich nun aber, nachdem ſich alles entfernt, hinein trat in's Kabinett, ſaß Chiara vor dem Spiegel in dem ſeltſamſten Zuſtande. Mit feſt auf den Spiegel gerichteten Augen ſchien ſie nichts zu gewahren, gleich einer Mondſüchtigen. Sie liſpelte unverſtändliche Worte, die aber immer deutlicher und deutlicher wurden, bis ſie, deutſch, franzöſiſch, italieniſch, ſpaniſch wechſelnd, von Dingen ſprach, die ſich auf entfernte Perſonen zu beziehen ſchienen. — Ich bemerkte zu meinem nicht geringen Erſtaunen, daß gerade die Stunde eingetreten, in der Severino das weibliche Orakel reden zu laſſen pflegte. — Endlich ſchloß Chiara die Augen, und ſchien in tiefen Schlaf verfallen. Ich nahm das arme Kind in meine Arme, und trug ſie herab zu den Wirthsleuten. Am andern Morgen fand ich die Kleine heiter, und ruhig, erſt jetzt ſchien ſie ihre Freiheit ganz zu begreifen, und erzählte alles, was ich zu wiſſen verlangte. Es wird Euch nicht verſchnupfen, Kapellmeiſter, unerachtet Ihr ſonſt auf gute Geburt was haltet, daß meine kleine Chiara nichts anders war, als ein Zigeunermägdlein, die mit einer ganzen Bande des ſchmutzigen Volks auf dem Markte in irgend einer großen Stadt, von Häſchern bewacht, ſich von der Sonne braten ließ, als eben Severino vorüberging. „Blanker Bruder, ſoll ich dir wahrſagen?“ rief ihn das achtjährige Mädchen an. Severino ſah der Kleinen lange in die Augen, ließ ſich dann wirklich die Züge ſeines Handtellers deuten, und äußerte ein beſonderes Erſtaunen. Er mußte etwas ganz Beſonderes an dem Mädchen gefunden haben, denn ſogleich trat er zu dem Polizei-Lieutenant, der den Zug der verhafteten Zigeuner führte, und meinte, er wolle was Erkleckliches geben, wenn es ihm vergönnt würde, das Zigeunermädchen mit ſich zu nehmen. Der Polizei-Lieutenant erklärte barſch, es ſey hier kein Sklavenmarkt, ſetzte indeſſen hinzu, daß da die Kleine doch eigentlich nicht zu den wirklichen Menſchen zu rechnen, und das Zuchthaus nur moleſtire, ſo ſtände ſie zu Befehl, wenn der Herr zehn Dukaten zur Stadtarmenkaſſe zahlen wolle. Severino zog ſogleich ſeinen Beutel hervor, und zählte die Dukaten ab. Chiara und ihre alte Großmutter, beide hatten die ganze Verhandlung gehört, fingen an zu heulen und zu ſchreien, und wollten ſich nicht trennen. Da traten aber die Häſcher hinzu, ſchmiſſen die Alte auf den Leiterwagen, der zum Abfahren bereit ſtand, der Polizei-Lieutenant, der vielleicht ſeinen Beutel in dem Augenblick für die Stadtarmenkaſſe halten mochte, ſteckte die blanken Dukaten ein, und Severino ſchleppte die kleine Chiara fort, die er dadurch möglichſt zu beruhigen ſuchte, daß er ihr auf demſelben Markt, wo er ſie gefunden, ein hübſches neues Röcklein kaufte, und ſie überdies mit Zuckerwerk fütterte. — Es iſt gewiß, daß Severino damals eben das Kunſtſtück mit dem unſichtbaren Mädchen im Kopf hatte, und in der kleinen Zigeunerin alle Anlagen fand, die Rolle der Unſichtbaren zu übernehmen. Neben einer ſorgfältigen Erziehung ſuchte er auf ihren Organism, der zu einem erhöhten Zuſtande beſonders geeignet, zu wirken. Er brachte dieſen erhöhten Zuſtand, in dem ein prophetiſcher Geiſt in dem Mädchen aufglühte, durch künſtliche Mittel hervor, — denkt an Mesmer und ſeine furchtbaren Operationen — und verſetzte ſie jedesmal, wenn ſie wahrſagen ſollte, in dieſen Zuſtand. Ein unglückliches Ungefähr ließ ihn wahrnehmen, daß die Kleine nach empfundenem Schmerz vorzüglich reizbar war, und daß dann ihre Gabe, das fremde Ich zu durchſchauen, bis zum Unglaublichen ſtieg, ſo daß ſie ganz vergeiſtigt ſchien. Und nun geißelte ſie der entſetzliche Menſch jedesmal vor der Operation, die ſie in den Zuſtand des höhern Wiſſens verſetzte, auf die grauſamſte Weiſe. Zu dieſer Qual kam noch, daß Chiara, die Aermſte, oft Tagelang, wenn Severino abweſend, ſich zuſammenkrümmen mußte in jenem Verſchlag, damit, dränge ſelbſt jemand in das Kabinett, doch Chiara's Gegenwart ein Geheimniß bliebe. Eben ſo machte ſie die Reiſen mit Severino in jenem Kaſten. Unglücklicher, fürchterlicher, war Chiara's Schickſal, als das jenes Zwerges, den der bekannte Kempelen mit ſich führte, und der, in dem Türken verſteckt, Schach ſpielen mußte. — Ich fand in Severino's Pult eine namhafte Summe in Gold und Papieren, es gelang mir, der kleinen Chiara dadurch ein gutes Einkommen zu ſichern, den Apparat zum Orakel, das heißt die akuſtiſchen Vorrichtungen, im Zimmer und Kabinett vernichtete ich, ſo wie manches andere Kunſtwerk, das nicht transportabel, wogegen ich nach Severino's deutlich ausgeſprochenem Vermächtniß, manches Geheimniß aus ſeinem Nachlaß mir zu eigen machte. Dies alles abgethan, nahm ich von der kleinen Chiara, die die Wirthsleute halten wollten wie ihr liebes Kindlein, den wehmüthigſten Abſchied, und verließ den Ort. — Ein Jahr war vergangen, ich wollte zurück nach Göniönesmühl, wo der Hochlöbliche Magiſtrat die Reparatur der Stadtorgel von mir verlangte, aber der Himmel hatte ein beſonderes Wohlgefallen daran, mich als Taſchenſpieler hinzuſtellen vor den Leuten, und gab daher einem verfluchten Spitzbuben die Macht, meine Börſe, in der mein ganzer Reichthum befindlich, zu ſtehlen, und mich ſo zu zwingen, noch als berühmter mit vielen Atteſten und Conceſſionen verſehener Mechaniker, Künſte zu machen des nöthigen Proviants halber. — Das geſchah an einem Oertchen unſern Sieghartsweiler. Eines Abends ſitze ich, und hämmere und feile an einem Zauberkäſtchen, da geht die Thüre auf, ein weibliches Weſen tritt hinein, ruft: nein, ich konnte es nicht länger ertragen, ich mußte Euch nach, Herr Liscov — ich wäre geſtorben vor Sehnſucht! — Ihr ſeyd mein Herr, gebietet über mich! — ſtürzt auf mich zu, will mir zu Füßen fallen, ich fange ſie auf in meinen Armen — es iſt Chiara! — Kaum erkenne ich das Mädchen, wohl einen Fuß höher, ſtärker iſt ſie geworden, ohne daß das den zarteſten Formen ihres Wuchſes geſchadet! — Liebe ſüße Chiara! rief ich tief bewegt, und drückte ſie an meine Bruſt! Nicht wahr, ſpricht nun Chiara, Ihr leidet mich bei Euch, Herr Liscov, Ihr verſtoßet nicht die arme Chiara, die Euch Freiheit und Leben zu verdanken hat? — Und damit ſpringt ſie ſchnell an den Kaſten, den eben ein Poſtknecht hineinſchiebt, drückt dem Kerl ſo viel Geld in die Hand, daß er mit einem großen Katzenſprung zur Thüre hinaus, laut ruft: ei der Daus, das liebe Mohrenkind, öffnet den Kaſten, nimmt dieſes Buch heraus, giebt mir es ſprechend: da Herr Liscov, nehmt das Beſte aus Severino's Nachlaß, das Ihr vergeſſen, fängt an, während ich das Buch aufſchlage, ganz getroſt Kleider und Wäſche auszupacken — Ihr möget denken, Kreisler, daß mich die kleine Chiara in nicht geringe Verlegenheit ſetzte; aber — nun iſt es Zeit, Kerl! daß du auf mich was halten lernſt, da du, weil ich dir half dem Oheim die reifen Birnen vom Baume naſchen, und ihm hölzerne mit ſauberer Malerei hinhängen, oder ihm gedüngtes Pomeranzenwaſſer hinſtellen in der Gießkanne, womit er die auf dem Raſen zum Bleichen ausgeſpannten weißen Cannevashoſen begoß, und einen ſchönen Marmor herausbrachte ohne Mühe, — kurz weil ich Dich zu tollen Narrenſtreichen anführte, da du, ſag' ich, ſonſt mich ſelbſt zu nichts anderm machteſt, als zu einem puren Schalksnarren, der niemals ein Herz, oder wenigſtens die Hanswurſtjacke ſo dick darüber gelegt hatte, daß er nichts von ſeinen Schlägen ſpürte! — Brüſte dich nicht, Menſch, mit deiner Empfindſamkeit, mit deinen Thränen, denn ſiehe, ſchon wieder muß ich, ſo wie Du es nur zu oft thuſt, niederträchtig flennen, aber der Teufel hole doch alles, wenn man erſt im hohen Alter jungen Leuten das Innere aufſchließen ſoll, wie eine Chambre garnie. — Meiſter Abraham trat an's Fenſter, und ſchaute hinaus in die Nacht. Das Gewitter war vorüber, im Säuſeln des Waldes hörte man die einzelnen Tropfen fallen, die der Nachtwind hinabſchüttelte. Von fern her aus dem Schloſſe ertönte luſtige Tanzmuſik. Prinz Hektor, ſprach Meiſter Abraham, Prinz Hektor eröffnet die Parthie a la Chaſſe mit einigen Sprüngen, glaub' ich —

Und Chiara? fragte Kreisler.

Recht, fuhr Meiſter Abraham fort, indem er ſich erſchöpft in den Lehnſtuhl niederließ, recht mein Sohn, daß du mich erinnerſt an Chiara, denn ich muß in dieſer verhängnißvollen Nacht den Kelch der bitterſten Erinnerung nun einmal ausſchlürfen bis auf den letzten Tropfen. — Ach! — ſo wie Chiara geſchäftig hin und her hüpfte, wie aus ihren Blicken die reinſte Freude ſtrahlte, da fühlt' ich es wohl, daß es mir ganz unmöglich ſeyn würde, mich jemals von ihr zu trennen, daß ſie mein Weib werden müſſe. — Und doch ſprach ich: aber Chiara, was ſoll ich mit dir anfangen, wenn du nun hier bleibſt? — Chiara trat vor mich hin und ſprach ſehr ernſt: Meiſter, Ihr findet in dem Buch, das ich Euch gebracht, die genaue Beſchreibung des Orakels, Ihr habt ja ohnedies die Vorrichtungen dazu geſehen. — Ich will Euer unſichtbares Mädchen ſeyn! — Chiara, rief ich ganz beſtürzt, Chiara was ſprichſt du? — Kannſt du mich für einen Severino halten! — „O ſchweigt von Severino," erwiederte Chiara. — Nun was ſoll ich Euch alles umſtändlich erzählen, Kreisler, Ihr wißt ja ſchon, daß ich alle Welt in Erſtaunen ſetzte mit meinem unſichtbaren Mädchen, und möget mir wohl zutrauen, daß ich es verabſcheute, auch nur durch irgend ein künſtliches Mittel meine liebe Chiara aufzuregen, oder auf irgend eine Weiſe ihre Freiheit zu verſchränken. — Sie deutete mir ſelbſt Zeit und Stunde an, wenn ſie ſich fähig fühlte, oder vielmehr fühlen würde, die Rolle der Unſichtbaren zu ſpielen, und nur dann ſprach mein Orakel. — Ueberdies war meiner Kleinen jene Rolle zum Bedürfniß geworden. Gewiſſe Umſtände, die Ihr künftig erfahren ſollt, brachten mich nach Sieghartsweiler. Es lag in meinem Plan, ſehr geheimnißvoll aufzutreten. Ich bezog eine einſame Wohnung bei der Wittwe des fürſtlichen Mundkochs, durch die ich ſehr bald das Gerücht von meinen wunderbaren Kunſtſtucken an den Hof brachte. Was ich erwartet hatte, geſchah. Der Fürſt — ich meine den Vater des Fürſten Irenäus, ſuchte mich auf, und meine weiſſagende Chiara war die Zauberin, die, wie von überirdiſcher Kraft beſeelt, ihm oft ſein eignes Innere erſchloß, ſo daß er manches, was ihm ſonſt verſchleiert geweſen, jetzt klar durchſchaute. Chiara, die mein Weib worden, wohnte bei einem mir vertrauten Mann in Sieghartshof, und kam zu mir im Dunkel der Nacht, ſo daß ihre Gegenwart ein Geheimniß blieb. Denn ſeht, Kreisler, ſo verſeſſen ſind die Menſchen auf Wunder, daß, war auch das Kunſtſtück mit dem unſichtbaren Mädchen nicht anders möglich, als durch die Mitwirkung eines menſchlichen Weſens, ſie doch das ganze Ding für eine dumme Fopperei geachtet haben würden, ſo bald ſie erfuhren, daß das unſichtbare Mädchen von Fleiſch und Bein. So wie denn in jener Stadt den Severino nach ſeinem Tode alle Leute einen Betrüger ſchalten, da es herausgekommen, daß eine kleine Zigeunerin im Kabinett geſprochen, ohne die künſtliche akuſtiſche Einrichtung, die den Ton aus der Glaskugel kommen ließ, auch nur im mindeſten zu beachten. — Der alte Fürſt ſtarb, ich hatte die Kunſtſtücke, die Geheimnißkrämerei mit meiner Chiara, herzlich ſatt, ich wollte mit meinem lieben Weibe hinziehen nach Göniönesmühl, und wieder Orgeln bauen. Da blieb eine Nacht Chiara, die zum letztenmal die Rolle des unſichtbaren Mädchens ſpielen ſollte, aus, ich mußte die Neugierigen unbefriedigt fortſchicken. Mir ſchlug das Herz vor banger Ahnung. — Am Morgen lief ich nach Sieghartshof, Chiara war zur gewöhnlichen Stunde fortgegangen. — Nun Kerl! was ſchauſt du mich ſo an? ich hoffe daß du keine alberne Frage thun wirſt! — Du weißt es ja — Chiara — war ſpurlos verſchwunden, nie — nie — hab' ich ſie wieder geſehen! —

Meiſter Abraham ſprang raſch auf, und ſtürzte an's Fenſter. Ein tiefer Seufzer machte den Blutstropfen Luſt, die aus der aufgeriſſenen Herzwunde quollen. Kreisler ehrte den tiefen Schmerz des Greiſes durch Schweigen.

Ihr könnet, begann endlich Meiſter Abraham, Ihr könnet nun nicht mehr zurück nach der Stadt, Kapellmeiſter. Mitternacht iſt heran, draußen, Ihr wißt es, hauſen böſe Doppelgänger, und allerlei anderes bedrohliches Zeug könnt' uns in den Kram pfuſchen. Bleibt bei mir! — Toll, ganz toll müßt es ja —

(M. f. f.) aber ſeyn, wenn dergleichen Unſchicklichkeiten vorfielen an heiliger Stätte — ich meine im Auditorio. — Es wird mir ſo enge, ſo beklommen um's Herz — ich vermag, von den erhabenſten Gedanken durchſtrömt, nicht weiter zu ſchreiben — ich muß abbrechen, muß ein wenig ſpazieren gehen! —

Ich kehre zurück an den Schreibtiſch, mir iſt beſſer — Aber wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über, und auch wohl der Federkiel des Dichters! — Ich hört' einmal den Meiſter Abraham erzählen, in einem alten Buche ſtände etwas von einem kurioſen Menſchen, dem eine beſondere Materia peccans im Leibe rumorte, die nicht anders abging, als durch die Finger. Er legte aber hübſches weißes Papier unter die Hand, und fing ſo alles, was nur von dem böſen rumorenden Weſen abgehen wollte, auf, und nannte dieſen ſchnöden Abgang Gedichte, die er aus dem Innern geſchaffen. Ich halte das Ganze für eine boshafte Satyre, aber wahr iſt es, zuweilen fährt mir ein eigenes Gefühl, beinahe möcht' ich's geiſtiges Leibkneifen nennen, bis in die Pfoten, die alles hinſchreiben müſſen, was ich denke. — Eben jetzt geht's mir ſo — es kann mir Schaden thun, bethörte Kater können in ihrer Verblendung böſe werden, ſogar mich ihre Krallen fühlen laſſen, aber es muß heraus! —

Mein Meiſter hatte heute den ganzen Vormittag hindurch in einem ſchweinsledernen Quartanten geleſen, als er ſich endlich zur gewöhnlichen Stunde entfernte, ließ er das Buch aufgeſchlagen auf dem Tiſche liegen. Schnell ſprang ich herauf, um neugierig, verpicht auf die Wiſſenſchaften, wie ich nun einmal bin, zu erſchnuppern, was das wohl für ein Buch ſeyn könne, worin der Meiſter mit ſo vieler Anſtrengung ſtudirt. Es war das ſchöne herrliche Werk des alten Johannes Kuniſperger, vom natürlichen Einfluß der Geſtirne, Planeten und zwölf Zeichen. Ja wohl, mit Recht kann ich das Werk ſchön und herrlich nennen, denn, indem ich las, gingen mir da nicht die Wunder meines Seyns, meines Wandelns hienieden, auf in voller Klarheit? — Ha! indem ich dieſes ſchreibe, flammt über meinem Haupt das herrliche Geſtirn, das in treuer Verwandtſchaft in meine Seele hinein, aus meiner Seele hinaus, leuchtet — ja ich fühle den glühenden, ſengenden Strahl des langgeſchweiſten Kometen auf meiner Stirne, — ja ich bin ſelbſt der glänzende Schwanzſtern, das himmliſche Meteor, das in hoher Glorie prophetiſch dräuend durch die Welt zieht. So wie der Komet alle Sterne überleuchtet, ſo verſchwindet ihr, ſtell' ich nur nicht meine Gaben unter den Scheffel, ſondern laſſe mein Licht gehörig leuchten, und das dependirt ganz von mir — ja ſo verſchwindet ihr alle in finſtre Nacht, ihr Kater, andere Thiere und Menſchen! — Aber trotz der göttlichen Natur, die aus mir, dem geſchwänzten Lichtgeiſt herausſtrahlt, theile ich doch nicht das Loos aller Sterblichen? — Mein Herz iſt zu gut, ich bin ein zu empfindſamer Kater, möchte mich gern gemüthlich anſchließen den Schwächern, und gerathe darüber in Trauer und Herzeleid. — Denn muß ich nicht überall gewahren, daß ich allein ſtehe, wie in der tiefſten Einöde, da ich nicht dem jetzigen Zeitalter, nein einem künftigen der höhern Ausbildung angehöre, da es keine einzige Seele giebt, die mich gehörig zu bewundern verſteht? Und es macht mir doch ſo viel Freude, wenn ich tüchtig bewundert werde, ſelbſt das Lob junger gemeiner ungebildeter Kater thut mir unbeſchreiblich wohl. Ich weiß ſie vor Erſtaunen außer ſich ſelbſt zu ſetzen, aber was hilft's, ſie können doch, bei aller Anſtrengung, nicht den rechten Lobpoſaunenton treffen, ſchreien ſie auch noch ſo ſehr Mau — Mau! — An die Nachwelt muß ich denken, die mich würdigen wird. Schreib ich jetzt ein philoſophiſches Werk, wer iſt's der die Tiefen meines Geiſtes durchdringt? Laß ich mich herab, ein Schauſpiel zu dichten, wo ſind die Schauſpieler, die es aufzuführen vermögen? Laß ich mich ein auf andere literariſche Arbeiten; ſchreib ich z. B. Critiken, die mir ſchon deshalb anſtehen, weil ich über alles, was Dichter, Schriftſteller, Künſtler heißt, ſchwebe, mich gleich überall ſelbſt als, freilich unerreichbares, Muſter, als Ideal der Vollkommenheit, hinſtellen, deshalb auch allein ein kompetentes Urtheil ausſprechen kann, wer iſt's der ſich auf meinen Standpunkt hinaufzuſchwingen, meine Anſichten mit mir zu theilen vermag? —

Giebt es denn Pfoten oder Hände, die mir den verdienten Lorbeerkranz auf die Stirne drücken könnten? — Doch dafür iſt guter Rath vorhanden, das thue ich ſelbſt, und laſſe den die Krallen fühlen, der ſich etwa unterſtehen möchte, an der Krone zu zupfen. — Es exiſtiren wohl ſolche neidiſche Beſtien, ich träume oft nur, daß ich von ihnen angegriffen werde, fahre, in der Einbildung mich vertheidigen zu müſſen, mir ſelbſt in's Geſicht mit meinen ſpitzen Waffen und verwunde kläglich das holde Antlitz — Man wird auch wohl im edeln Selbſtgefühl etwas mißtrauiſch, aber es kann nicht anders ſeyn. Hielt ich es doch neulich für einen verſteckten Angriff auf meine Tugend und Vortrefflichkeit, als der junge Ponto, mit mehreren Pudeljünglingen auf der Straße, über die neueſten Erſcheinungen des Tages ſprach, ohne meiner zu erwähnen, unerachtet ich doch kaum ſechs Schritte von ihm an der Kellerluke meiner Heimath ſaß. Nicht wenig ärgerte es mich, daß der Fant, als ich ihm Vorwürfe darüber machte, behaupten wollte, er habe mich wirklich gar nicht bemerkt.

Doch es iſt Zeit, daß ich Euch, mir verwandte Seelen einer ſchönern Nachwelt, — o ich wollte, dieſe Nachwelt befände ſich ſchon mitten in der Gegenwart, und hätte geſcheute Gedanken über Murr's Größe, und ſpräche dieſe Gedanken laut aus, mit ſo heller Stimme, daß man nichts anderes vernehmen könnte vor dem lauten Geſchrei, — ja daß Ihr etwas weiteres davon erfahrt, was ſich mit Eurem Murr zutrug, in ſeinen Jünglingsjahren. — Paßt auf, gute Seelen, ein merkwürdiger Lebenspunkt tritt ein. —

Des Märzen Idus war angebrochen, die ſchönen milden Strahlen der Frühlingsſonne fielen auf das Dach, und ein ſanftes Feuer durchglühte mein Inneres. Schon ſeit ein paar Tagen hatte mich eine unbeſchreibliche Unruhe, eine unbekannte wunderbare Sehnſucht geplagt, — jetzt wurde ich ruhiger, doch nur um bald in einen Zuſtand zu gerathen den ich niemals geahnt! —

Aus einer Dachluke, unfern von mir, ſtieg leis und linde ein Geſchöpf heraus, — o, daß ich es vermöchte, die Holdeſte zu malen! — Sie war ganz weiß gekleidet, nur ein kleines ſchwarzes Sammtkäppchen bedeckte die niedliche Stirn, ſo wie ſie auch ſchwarze Strümpfchen an den zarten Beinen trug. Aus dem lieblichſten Grasgrün der ſchönſten Augen funkelte ein ſüßes Feuer, die ſanften Bewegungen der feingeſpitzten Ohren ließen ahnen, daß Tugend in ihr wohne und Verſtand, ſo wie das wellenförmige Ringeln des Schweifs hohe Anmuth ausſprach, und weiblichen Zartſinn! —

Das holde Kind ſchien mich nicht zu erſchauen, es blickte in die Sonne, blinzelte und nieſte. — O der Ton durchbebte mein Innerſtes mit ſüßen Schauern, meine Pulſe ſchlugen — mein Blut wallte ſiedend durch alle Adern, — mein Herz wollte zerſpringen, — alles unnennbar ſchmerzliche Entzücken, das mich außer mir ſelbſt ſetzte, ſtrömte heraus in dem lang gehaltenen Miau! das ich ausſtieß. — Schnell wandte die Kleine den Kopf nach mir, blickte mich an, Schreck, kindliche ſüße Scheu in den Augen. — Unſichtbare Pfoten riſſen mich hin zu ihr mit unwiderſtehlicher Gewalt — aber, ſo wie ich auf die Holde losſprang um ſie zu erfaſſen, war ſie, ſchnell wie der Gedanke, hinter dem Schornſtein verſchwunden! — Ganz Wuth und Verzweiflung rannte ich auf dem Dache umher, und ſtieß die kläglichſten Töne aus, alles umſonſt — ſie kam nicht wieder! — Ha welcher Zuſtand! — mir ſchmeckte kein Biſſen, die Wiſſenſchaften ekelten mich an, ich mochte weder leſen noch ſchreiben. — Himmel! rief ich andern Tages aus, als ich die Holde überall geſucht auf dem Dache, auf dem Boden, in dem Keller, in allen Gängen des Hauſes, und nun troſtlos heimkehrte, als, da ich die Kleine beſtändig in Gedanken, mich nun ſelbſt der Bratfiſch, den mir der Meiſter hingeſetzt, aus der Schüſſel anſtarrte mit ihren Augen, ſo daß ich laut rief im Wahnſinn des Entzückens: biſt du es, Langerſehnte, und ihn auffraß mit einem Schluck: ja da rief ich: Himmel o Himmel! ſollte das Liebe ſeyn? ich wurde ruhiger, ich beſchloß als ein Jüngling von Erudition mich über meinen Zuſtand ganz in's Klare zu ſetzen, und begann ſogleich, wiewohl mit Anſtrengung, den Ovid de arte amandi durch zu ſtudiren, ſo wie Manſo's Kunſt zu lieben, aber keines von den Kennzeichen eines Liebenden, wie es in dieſen Werken angegeben, wollte recht auf mich paſſen. Endlich fuhr es mir plötzlich durch den Sinn, daß ich in irgend einem Schauſpiel *) geleſen, ein gleichgültiger Sinn und ein verwilderter Bart ſeyen ſichere Kennzeichen eines Verliebten! — Ich ſchaute in einen Spiegel, Himmel mein Bart war verwildert! — Himmel mein Sinn war gleichgültig!

---

*) Der Kater meint Shakſpears, Wie es Euch gefällt: dritter Aufzug, zweite Scene. A. d. H.

Da ich nun wußte, daß es ſeine Richtigkeit hatte mit meinem Verliebtſeyn, kam Troſt in meine Seele. Ich beſchloß, mich gehörig mit Speiſ' und Trank zu ſtärken, und dann die Kleine aufzuſuchen, der ich mein ganzes Herz zugewandt. Eine ſüße Ahnung ſagte mir, daß ſie vor der Thüre des Hauſes ſitze, ich ſtieg die Treppe hinab, und fand ſie wirklich! — O welch ein Wiederſehen! — wie wallte in meiner Bruſt das Entzücken, die unnennbare Wonne des Liebesgefühls. — Miesmies, ſo wurde die Kleine geheißen, wie ich von ihr ſpäter erfuhr, Miesmies ſaß da in zierlicher Stellung auf den Hinterfüßen, und putzte ſich, indem ſie mit den Pfötchen mehrmals über die Wangen, über die Ohren fuhr. Mit welcher unbeſchreiblichen Anmuth beſorgte ſie vor meinen Augen das, was Reinlichkeit und Eleganz erfordern, ſie bedurfte nicht ſchnöder Toiletten-Künſte, um die Reize, die ihr die Natur verliehen, zu erhöhen! Beſcheidner als das erſte Mal, nahte ich mich ihr, ſetzte mich zu ihr hin! — Sie floh nicht, ſie ſah mich an, mit forſchendem Blick, und ſchlug dann die Augen nieder. — Holdeſte, begann ich leiſe, ſey mein! — „Kühner Kater, erwiederte ſie verwirrt, kühner Kater, wer biſt du? Kennſt du mich denn? — Wenn du aufrichtig biſt, ſo wie ich, und wahr, ſo ſage und ſchwöre mir, daß du mich wirklich liebſt.“ — O, rief ich begeiſtert, ja bei den Schrecken des Orkus, bei dem heiligen Mond, bei allen ſonſtigen Sternen und Planeten, die künftige Nacht ſcheinen werden, wenn der Himmel heiter, ſchwöre ich dir's, daß ich dich liebe! — Ich dich auch, liſpelte die Kleine, und neigte in ſüßer Verſchämtheit das Haupt mir zu. Ich wollte ſie voll Inbrunſt umpfoten, da ſprangen aber mit teufliſchem Geknurre zwei rieſige Kater auf mich los, zerbiſſen, zerkratzten mich kläglich, und wälzten mich zum Ueberfluß noch in die Goſſe, ſo daß das ſchmutzige Spülwaſſer über mich zuſammenſchlug. Kaum konnt' ich mich aus den Krallen der mordluſtigen Beſtien retten, die meinen Stand nicht achteten, mit vollem Angſtgeſchrei lief ich die Treppe herauf. Als der Meiſter mich erblickte, rief er, laut lachend: Murr, Murr, wie ſiehſt du aus? Ha ha! ich merke ſchon, was geſchehen, du haſt Streiche machen wollen, wie der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier, und dabei iſt's dir übel ergangen! — Und dabei brach der Meiſter zu meinem nicht geringen Verdruß auf's neue aus in ein ſchallendes Gelächter. Der Meiſter hatte ein Gefäß mit lauwarmem Waſſer füllen laſſen, darein ſtülpte er mich ohne Umſtände einigemal ein, ſo daß mir vor Rieſen und Pruhſten Hören und Sehen verging, wickelte mich dann feſt in Flanell ein, und legte mich in meinen Korb. Ich war beinahe beſinnungslos vor Wuth und Schmerz, ich vermochte kein Glied zu rühren. Endlich wirkte die Wärme wohlthätig auf mich, ich fühlte meine Gedanken ſich ordnen. „Ha, klagte ich, welch neue bittere Täuſchung des Lebens! — Das iſt alſo die Liebe, die ich ſchon ſo herrlich beſungen, die das höchſte ſeyn, die uns mit namenloſer Wonne erfüllen, die uns in den Himmel tragen ſoll! — Ha! — mich hat ſie in die Goſſe geworfen! — ich entſage einem Gefühl, das mir nichts eingebracht als Biſſe, ein abſcheuliches Bad, und niederträchtige Einmummung in ſchnöden Flanell!“ — Aber kaum war ich wieder in Freiheit und geneſen, als auf's neue Miesmies mir unaufhörlich vor Augen ſtand, und ich, jener ausgeſtandenen Schmach wohl eingedenk, zu meinem Entſetzen gewahrte, daß ich noch in Liebe. Mit Gewalt nahm ich mich zuſammen, und las als ein vernünftiger gelehrter Kater den Ovid nach, da ich mich wohl erinnerte, in der Ars amandi auch auf Rezepte gegen die Liebe geſtoßen zu ſeyn.

Ich las die Verſe:

Venus otia amat. Qui finem quaeris amoris,
Cedit amor rebus, res age, tutus eris!

Mit neuem Eifer wollt' ich mich dieſer Vorſchrift gemäß in die Wiſſenſchaften vertiefen, aber Miesmies hüpfte auf jedem Blatte mir vor den Augen, Miesmies dachte — las — ſchrieb ich! — Der Autor, dacht' ich, muß andere Arbeit meinen, und da ich von andern Katern gehört, daß die Mäuſejagd ein ungemein angenehmes zerſtreuendes Vergnügen ſeyn ſolle, war es ja möglich daß unter den rebus auch die Mäuſejagd begriffen ſeyn konnte. Ich begab mich daher, ſo wie es finſter worden, in den Keller, und durchſtrich die düſtern Gänge indem ich ſang: Im Walde ſchlich ich ſtill und wild, geſpannt mein Feuerrohr —

Ha! — ſtatt des Wildes, das ich zu jagen trachtete, ſchaute ich aber wirklich ihr holdes Bild, aus den tiefen Gründen trat es wirklich überall hervor! Und dabei zerſchnitt der herbe Liebesſchmerz mein nur zu leicht verwundbares Herz! Und ich ſprach: Lenk' auf mich die holden Blicke, jungfräulichen Morgenſchein, und als Braut und Bräut'gam wandeln Murr und Miesmies ſeelig heim. Alſo ſprach ich, freud'ger Kater, hoffend auf des Sieges Preis. — Armer! mit verhüllten Augen floh ſie, ſcheue Katz, dachein! —

So gerieth ich Bedauernswürdiger immer mehr und mehr in Liebe, die ein feindlicher Stern mir zum Verderben in meiner Bruſt entzündet zu haben ſchien. Wüthend, mich auflehnend gegen mein Schickſal, fiel ich auf's neue her über den Ovid und las die Verſe:

Exige quod cantet, si qua est sine voce puella,
Non didicit chordas tangere, posce lyram.

Ha, rief ich, zu ihr hinauf auf's Dach! — Ha ich werde ſie wiederfinden die ſüße Huldin, da, wo ich ſie zum erſtenmal erblickte, aber ſingen ſoll ſie, ja ſingen, und bringt ſie nur eine einzige falſche Note heraus, dann iſt's vorbei, dann bin ich geheilt, gerettet. Der Himmel war heiter, und der Mond bei dem ich der holden Miesmies Liebe zugeſchworen, ſchien wirklich, als ich auf das Dach ſtieg, um ſie zu erlauern. Lange gewahrte ich ſie nicht, und meine Seufzer wurden laute Liebesklagen.

Ich ſtimmte endlich ein Liedlein an im wehmüthigſten Ton, ungefähr folgendermaßen:

Rauſchende Wälder, flüſternde Quellen,
Strömender Ahnung ſpielende Wellen
Mit mir o klaget!
Saget o ſaget!
Miesmies die Holde, wo iſt ſie gegangen,
Jungling in Liebe, Jungling wo hat er
Miesmies die ſüße Huldin umfangen!
Tröſtet den Bangen.
Tröſtet den gramverwilderten Kater!
Mondſchein o Mondſchein,
Sag' mir wo thront mein
Artiges Kindlein, liebliches Weſen!
Wuthender Schmerz kann niemals geneſen!
Troſtloſer liebender kluger Berather
Eil ihn zu retten
Von Liebesketten,
Hilf ihm, o hilf dem verzweifelnden Kater.

Seht ein, geliebte Leſer! daß ein wackerer Dichter weder ſich im rauſchenden Walde befinden, noch an einer flüſternden Quelle ſitzen darf, ihm ſtrömen der Ahnung ſpielende Wellen doch zu, und in dieſen Wellen erſchaut er doch alles, was er will, und kann davon ſingen, wie er will. Sollte jemand über die hohe Vortrefflichkeit obiger Verſe zu ſehr in Erſtaunen gerathen, ſo will ich beſcheiden ihn darauf aufmerkſam machen, daß ich mich in der Extaſe befand, in verliebter Begeiſterung, und nun weiß jeder, daß jedem, der von dem Liebesfieber ergriffen, konnt' er auch ſonſt kaum Wonne auf Sonne, und Triebe auf Liebe reimen, konnt' er, ſag' ich, auf dieſe nicht ganz ungewöhnlichen Reime trotz aller Anſtrengung ſich durchaus nicht beſinnen, plötzlich das Dichten ankommt und er die vortrefflichſten Verſe herausſprudeln muß, wie einer der vom Schnupfen befallen, unwiderſteblich ausbricht in ſchreckliches Nieſen. Wir haben dieſer Extaſe proſaiſcher Naturen ſchon viel Vortreſſliches zu verdanken, und ſchön iſt es, daß oft dadurch menſchliche Miesmieſe von nicht ſonderlicher Beauté auf einige Zeit einen herrlichen Ruf erhielten. Geſchieht das nun am dürren Holz, was muß ſich am grünen begeben? — Ich meine, werden ſchon hündiſche Proſaiker bloß durch die Liebe umgeſetzt in Dichter, was muß erſt wirklichen Dichtern geſchehen in dieſem Stadium des Lebens. — Nun! weder im rauſchenden Walde ſaß ich, noch an flüſternder Quelle, ich ſaß auf einem kahlen hohen Dache, das bischen Mondſchein war kaum zu rechnen, und doch flehte ich in jenen meiſterhaften Verſen Wälder und Quellen und Wellen, und zuletzt meinen Freund Ovid an, mir zu helfen, mir beizuſtehen in der Liebesnoth. Etwas ſchwer wurde es mir, Reime zu den Namen meines Geſchlechts zu finden, den gewöhnlichen, Vater, wußte ich ſelbſt in der Begeiſterung nicht anzubringen. Daß ich aber wirklich Reime fand, bewies mir auf's neue den Vorzug meines Geſchlechts vor dem menſchlichen, da auf das Wort Menſch ſich bekanntlich nichts reimt, weshalb, wie ſchon irgend ein Witzbold von Theaterdichter bemerkt hat, der Menſch ein ungereimtes Thier iſt. Ich bin dagegen ein gereimtes. — Nicht vergebens hatte ich die Töne der ſchmerzhaften Sehnſucht angeſchlagen, nicht vergebens Wälder, Quellen, den Mondſchein, beſchworen, mir die Dame meiner Gedanken zuzuführen, hinter dem Schornſtein kam die Holde daher ſpaziert mit leichten anmuthigen Schritten. „Biſt du es lieber Murr, der ſo ſchön ſingt?" So rief mir Miesmies entgegen. Wie, erwiederte ich mit freudigem Erſtaunen, wie du kennſt mich ſüßes Weſen? „Ach ſprach ſie, ach ja wohl, du gefielſt mir gleich beim erſten Blick, und es hat mir in der Seele weh gethan, daß meine beiden unartigen Vettern dich ſo unbarmherzig in die Goſſe" — Schweigen wir, unterbrach ich ſie, ſchweigen wir von der Goſſe, beſtes Kind — o ſage mir, ſage mir ob du mich liebſt? — „Ich habe mich, ſprach Miesmies weiter, nach deinen Verhältniſſen erkundigt, und erfahren, daß du Murr hießeſt, und bei einem ſehr gütigen Mann nicht allein dein reichliches Auskommen hätteſt, ſondern auch alle Bequemlichkeiten des Lebens genöſſeſt, ja dieſe wohl mit einer zärtlichen Gattin theilen könnteſt! — o ich liebe dich ſehr, guter Murr!" — Himmel, rief ich im höchſten Entzücken, Himmel, iſt es möglich, iſt es Traum, iſt es Wahrheit? — O halte dich — halte dich Verſtand, ſchnappe nicht über! — Ha! bin ich noch auf der Erde? — ſitze ich noch auf dem Dache? — ſchwebe ich nicht in den Wolken? Bin ich noch der Kater Murr? bin ich nicht der Mann im Monde? — Komm an meinen Buſen Geliebte — doch ſage mir erſt deinen Namen Schönſte. — Ich heiße Miesmies, erwiederte die Kleine ſüß lispelnd in holder Verſchämtheit, und ſetzte ſich traulich neben mir hin. Wie ſchön ſie war! Silbern glänzte ihr weißer Pelz im Mondſchein, in ſanftem ſchmachtendem Feuer funkelten die grünen Aeuglein. Du —

(Mak. Bl.) — hätteſt, geliebter Leſer, das freilich ſchon etwas früher erfahren können, aber der Himmel gebe, daß ich nicht noch mehr querfeldein ſpringen muß, als es bis jetzt ſchon geſchehen. — Alſo, wie geſagt, dem Vater des Prinzen Hektor war es eben ſo ergangen, wie dem Fürſten Irenäus, er hatte, ſelbſt wußte er nicht wie, ſein Ländlein aus der Taſche verloren. Prinz Hektor, der zu nichts wenigerem aufgelegt, als zum ſtillen, friedlichen Leben, der, unerachtet ihm der Fürſtenſtuhl unter den Beinen weggezogen, doch gern aufrecht ſtehen, und ſtatt zu regieren, wenigſtens kommandiren wollte, nahm franzöſiſche Dienſte, war ungemein tapfer, ging aber, als ihn eines Tages ein Zittermädel anplärrte: Kennſt du das Land, wo die Zitronen glühn, ſofort nach dem Lande, wo dergleichen Zitronen wirklich glühn, das heißt, nach Neapel, und zog ſtatt der franzöſiſchen Uniform eine neapolitaniſche an. Er wurde nämlich ſo geſchwinde General, wie es nur irgend einem Prinzen geſchehen kann. — Als der Vater des Prinzen Hektor geſtorben, ſchlug Fürſt Irenäus das große Buch auf, worin er ſelbſt ſämmtliche fürſtliche Häupter in Europa verzeichnet, und notirte den erfolgten Tod ſeines fürſtlichen Freundes und Gefährten im Malheur. Nachdem dies geſchehen, ſchaute er lange den

Namen des Prinzen Hektor an, rief dann ſehr laut: Prinz Hektor! und klappte den Folianten ſo heftig zu, daß der Hofmarſchall entſetzt drei Schritte zurückprallte. Nun ſtand der Fürſt auf, ging langſam im Zimmer auf und ab, und ſchnupfte ſo viel Spaniol, als nöthig, um eine ganze Welt von Gedanken in Ordnung zu bringen. Der Hofmarſchall ſprach viel von dem ſeligen Herrn, der nächſt vielen Reichthümern ein aimables Herz beſeſſen, vom jungen Prinzen Hektor, der vergöttert werde in Neapel von dem Monarchen und der Nation u. ſ. w. Fürſt Irenäus ſchien das alles nicht zu beachten, er blieb plötzlich dicht vor dem Hofmarſchall ſtehen, ſchaute ihn an mit dem entſetzlichen Friedrichsblick, ſprach ſehr ſtark: Peut-être und verſchwand in das Nebenkabinet.

Gott, ſprach der Hofmarſchall, der gnädigſte Fürſt haben gewiß die konſiderabelſten Gedanken, vielleicht gar Pläne.

Es war dem ſo. — Fürſt Irenäus dachte an den Reichthum des Prinzen, an ſeine Verwandtſchaft mit mächtigen Häuptern, er rief ſich die Ueberzeugung in's Gedächtniß, daß Prinz Hektor gewiß noch den Degen mit dem Szepter vertauſchen werde, und ihm kam der Gedanke, daß die Vermählung des Prinzen mit der Prinzeſſin Hedwiga von den erſprießlichſten Folgen ſeyn könne. Ganz im geheimſten Geheim mußte der Kammerherr, den der Fürſt ſogleich abſandte, um dem Prinzen ſeinerſeits namhaftes Beileid über den Tod des Vaters zu bezeigen, das bis auf die Farbe der Haut wohlgetroffene Miniaturbild der Prinzeſſin in die Taſche ſtecken. — Es iſt hier zu bemerken, daß die Prinzeſſin in der That eine vollendete Schönheit zu nennen geweſen, hätte ihre Haut weniger in's Gelbe geſpielt. Daher war ihr die Beleuchtung des Kerzenſcheins günſtig. —

Der Kammerherr richtete den geheimen Auftrag des Fürſten — niemanden, ſelbſt nicht der Füſtin, hatte dieſer das mindeſte von ſeiner Abſicht vertraut, — ſehr geſchickt aus. Als der Prinz das Gemälde ſah, gerieth er beinahe in dieſelbe Extaſe, wie ſein prinzlicher College in der Zauberflöte. Wie Tamino hätte er beinahe, wenn auch nicht geſungen, doch gerufen: „dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön,“ und dann weiter: „ſoll die Empfindung Liebe ſeyn, ja, ja die Liebe iſt's allein!“ — Bei Prinzen iſt es ſonſt eben nicht die Liebe allein, die ſie ſtreben läßt nach der Schönſten, indeſſen dachte Prinz Hektor gerade nicht an andere Verhältniſſe, als er ſich hinſetzte und an den Fürſten

Irenäus ſchrieb: es möge ihm vergönnet ſeyn, ſich um Herz und Hand der Prinzeſſin Hedwiga zu bewerben.

Fürſt Irenäus antwortete, daß, da er mit Freuden in eine Vermählung willige, die er ſchon ſeines verſtorbenen fürſtlichen Freundes halber aus dem Grunde des Herzens wünſche, es gar keiner weitern Bewerbung eigentlich bedürfe. Da aber die Form ſauvirt werden müſſe, möge der Prinz einen artigen Mann von dem gehörigen Stande nach Sieghartsweiler ſenden, den er ja auch gleich mit Vollmacht verſehen könne, die Trauung zu vollziehen, und nach altem ſchönem Herkommen, geſtiefelt und geſpornt den Bettſprung zu unternehmen. Der Prinz ſchrieb zurück: ich komme ſelbſt, mein Fürſt! —

Dem Fürſten war das nicht recht, er hielt die Trauung durch einen Bevollmächtigten für ſchöner, erhabner, fürſtlicher, hatte ſich im Innerſten auf das Feſt gefreut, und beruhigte ſich nur damit, daß vor dem Beilager ein großes Ordensfeſt gefeiert werden könne. Er wollte nämlich das Großkreuz eines Hausordens, den ſein Vater geſtiftet hatte, und den kein Ritter mehr trug, nicht tragen durfte, dem Prinzen umhängen auf die ſolenneſte Weiſe.

Prinz Hektor kam alſo nach Sieghartsweiler, um die Prinzeſſin Hedwiga heimzuführen, und nebenher das Großkreuz eines verſchollenen Hausordens zu erhalten. Es ſchien ihm erwünſcht, daß der Fürſt ſeine Abſicht geheim gehalten, er bat vorzüglich Rückſichts Hedwiga's, in dieſem Schweigen zu verharren, da er erſt der vollen Liebe Hedwiga's verſichert ſeyn müſſe, ehe er mit ſeiner Bewerbung hervortreten könne.

Der Fürſt verſtand nicht recht, was der Prinz damit ſagen wollte, und meinte, daß, ſo viel er wiſſe und ſich erinnere, dieſe Form, was nämlich die Verſicherung der Liebe vor dem Beilager beträfe, in fürſtlichen Häuſern niemals üblich geweſen ſey. Verſtehe der Prinz aber darunter weiter nichts, als die Aeußerung eines gewiſſen Attachements, ſo dürfe das vorzüglich während des Brautſtandes wohl eigentlich nicht ſtatt finden, könne aber, da doch die leichtſinnige Jugend über alles, was die Etiquette gebiete, hinwegzuſpringen geneigt, ja in der Kürze abgemacht werden, drei Minuten vor dem Ringewechſeln. Herrlich und erhaben wär's freilich, wenn das fürſtliche Brautpaar in dieſem Augenblick einigen Abſcheu gegen einander bewieſe, leider wären aber dieſe Regeln des höchſten Anſtandes in neueſter Zeit zu leeren Träumen geworden.

Als der Prinz Hedwiga zum erſtenmal erblickte, flüſterte er ſeinem Adjutanten in den Andern unverſtändlichem neapolitaniſchen Dialekt zu: bei allen Heiligen! ſie iſt ſchön, aber unfern des Veſuvs geboren, und ſein Feuer blitzt aus ihren Augen.

Prinz Ignaz hatte ſich bereits ſehr angelegentlich erkundigt, ob es in Neapel ſchöne Taſſen gebe, und wie viel davon Prinz Hektor beſitze, ſo daß dieſer, durch die ganze Tonleiter der Begrüßungen durchgeſtiegen, ſich wieder zu Hedwiga wenden wollte, als die Thüren ſich öffneten, und der Fürſt den Prinzen einlud zu der Prachtſzene, die er durch die Zuſammenberufung ſämmtlicher Perſonen, welche nur im mindeſten was Hoffähiges an und in ſich trugen, im Prunkſaal bereitet. Er war diesmal in dem Auswählen weniger ſtrenge geweſen als ſonſt, da der Zirkel in Sieghartshof eigentlich für eine Landparthie zu achten. Auch die Benzon war zugegen mit Julien.

Prinzeſſin Hedwiga war ſtill, in ſich gekehrt, theilnahmlos, ſie ſchien den ſchönen Fremdling aus dem Süden nicht mehr nicht weniger zu beachten, als jede andere neue Erſcheinung am Hofe, und fragte ziemlich mürriſch ihr Hoffräulein, die rothwangige Nannette, ob ſie närriſch werden, als dieſe nicht aufhören konnte, ihr in's Ohr zu flüſtern, der fremde Prinz ſey doch gar zu hübſch und eine ſchönere Uniform habe ſie Zeit ihres Lebens nicht geſehen.

Prinz Hektor entfaltete nun vor der Prinzeſſin den bunten prahlenden Pfauenſchweif ſeiner Galanterie, ſie, beinahe verletzt durch den Ungeſtüm ſeiner ſüßlichen Verzücktheit, fragte nach Italien, nach Neapel. Der Prinz gab ihr die Beſchreibung eines Paradieſes, in dem ſie als herrſchende Göttin wandelte. Er bewährte ſich als ein Meiſter in der Kunſt, zu der Dame ſo zu ſprechen, daß alles, alles ſich geſtaltet als ein Hymnus, der ihre Schönheit, ihre Anmuth preiſt. Mitten aus dieſem Hymnus ſprang aber die Prinzeſſin heraus, und hin zu Julien, die ſie in der Nähe gewahrte. Die drückte ſie an ihre Bruſt, nannte ſie mit tauſend zärtlichen Namen, rief, das iſt meine liebe liebe Schweſter, meine herrliche ſüße Julia! als der Prinz etwas betroffen über Hedwiga's Flucht, hinzutrat. Der Prinz heftete einen langen ſeltſamen Blick auf Julien, ſo daß dieſe, über und über erröthend, die Augen niederſchlug, und ſich ſcheu zur Mutter wandte, die hinter ihr ſtand. Aber die Prinzeſſin umarmte ſie auf's Neue und rief: Meine liebe Julia, und dabei traten ihr die Thränen in die Augen. Prinzeſſin, ſprach die Benzon leiſe, Prinzeſſin, warum dieſes krampfhafte Benehmen? Die Prinzeſſin, ohne die Benzon zu beachten, drehte ſich zu dem Prinzen, dem wirklich über alles das der Strom der Rede verſiegt, und war ſie erſt ſtill, ernſt, mißmüthig geweſen, ſo ſchweifte ſie beinahe jetzt aus, in ſeltſamer krampfhafter Luſtigkeit. Endlich ließen die zu ſtark geſpannten Saiten nach, und die Melodieen die nun aus ihrem Innern heraustönten, waren weicher, milder, jungfräulich zarter. Sie war liebenswürdiger als jemals, und der Prinz ſchien ganz und gar hingeriſſen. Endlich begann der Tanz. Der Prinz, nachdem mehrere Tänze gewechſelt, erbot ſich einen neapolitaniſchen Nationaltanz anzuführen, und es gelang ihm bald, den Tanzenden die volle Idee davon zu geben, ſo daß ſich alles gar artig fügte, und ſelbſt der leidenſchaftlich zärtliche Charakter des Tanzes gut hervortrat.

Niemand hatte aber eben dieſen Charakter ſo ganz begriffen, als Hedwiga, die mit dem Prinzen tanzte. Sie verlangte die Wiederholung, und als der Tanz zum zweitenmal geendet, beſtand ſie, des Mahnens der Benzon, die auf ihren Wangen ſchon die verdächtige Bläſſe wahrnahm, nicht achtend, darauf, zum drittenmal den Tanz auszuführen, der ihr nun erſt recht gelingen werde. Der Prinz war entzückt. Er ſchwebte hin mit Hedwiga, die in jeder Bewegung die Anmuth ſelbſt ſchien. Bei einer der vielen Verſchlingungen, die der Tanz gebot, drückte der Prinz die Holde ſtürmiſch an die Bruſt, aber in demſelben Augenblick ſank auch Hedwiga entſeelt in ſeinen Armen zuſammen. —

Der Fürſt meinte, eine unſchicklichere Störung eines Hofballs könne es nicht geben, und nur das Land entſchuldige Vieles. —

Prinz Hektor hatte ſelbſt die Ohnmächtige in ein benachbartes Zimmer auf ein Sopha getragen, wo ihr die Benzon die Stirne rieb mit irgend einem ſtarken Waſſer, das der Leibarzt zur Hand gehabt. Dieſer erklärte übrigens die Ohnmacht für einen Nervenzufall, den die Erhitzung des Tanzes veranlaßt, und der ſehr bald vorübergehen werde.

Der Arzt hatte Recht, nach wenigen Sekunden ſchlug die Prinzeſſin mit einem tiefen Seufzer die Augen auf. Der Prinz, ſobald er vernommen, die Prinzeſſin habe ſich erholt, drang durch den dichten Kreis der Damen, von dem ſie umſchloſſen, kniete nieder bei dem Sopha, klagte ſich bitter an, daß er allein Schuld ſey an dem Begegniß, das ihm das Herz durchſchneide. So wie die Prinzeſſin ihn aber erblickte, rief ſie mit allen Zeichen des Abſcheues: Fort fort! und ſank auf's Neue in Ohnmacht.

Kommen Sie, ſprach der Fürſt, indem er den Prinzen bei der Hand erfaßte, kommen Sie, beſter Prinz, Sie wiſſen nicht, daß die Prinzeſſin oft an den ſeltſamſten Reverien leidet. Weiß der Himmel, auf welche ſonderbare Weiſe Sie ihr in dieſem Augenblick erſchienen ſind! — Imaginiren Sie ſich, beſter Prinz, ſchon als Kind — entre nous soit dit — ſchon als Kind, hielt mich einmal die Prinzeſſin einen ganzen Tag hindurch für den Großmogul, und prätendirte, ich ſolle in Sammtpantoffeln auftreten, wozu ich mich auch endlich entſchloß, wiewohl nur im Garten.

Prinz Hektor lachte dem Fürſten ohne Umſtände in's Geſicht, und rief nach dem Wagen.

Die Benzon mußte, ſo wollt' es die Fürſtin, aus Beſorgniß für Hedwiga, mit Julien im Schloſſe bleiben. Sie wußte, welche pſychiſche Macht ſonſt die Benzon über die Prinzeſſin übte, und eben ſo, daß dieſer pſychiſchen Macht auch Krankheitszufälle der Art zu weichen pflegten. In der That geſchah es auch diesmal, daß Hedwiga in ihrem Zimmer ſich bald erholte, als die Benzon ihr unermüdlich zugeredet mit ſanften Worten. Die Prinzeſſin behauptete nichts Geringeres, als daß im Tanzen der Prinz ſich in ein drachenartiges Ungeheuer verwandelt, und mit ſpitzer glühender Zunge ihr einen Stich in's Herz gegeben habe. „Gott behüte, rief die Benzon, am Ende iſt Prinz Hektor gar das mostro turchino aus der Gozziſchen Fabel! — Welche Einbildungen, zuletzt wird es ſich ſo begeben, wie mit Kreisler, den Sie für einen bedrohlichen Wahnſinnigen hielten!" — „Nimmermehr, rief die Prinzeſſin heftig, und ſetzte dann lachend hinzu, wahrhaftig, ich wollte nicht, daß mein guter Kreisler ſich ſo plötzlich in das mostro turchino verwandelte, wie Prinz Hektor!" —

Als am früheſten Morgen die Benzon, die bei der Prinzeſſin gewacht, in Juliens Zimmer trat, kam ihr dieſe entgegen, erblaßt, übernächtig, das Köpfchen gehängt, wie eine kranke Taube. „Was iſt dir, Julie," rief ihr die Benzon, die nicht gewohnt, die Tochter in ſolchem Zuſtande zu ſehen, erſchrocken entgegen. „Ach Mutter, ſprach Julie ganz troſtlos, ach Mutter, niemals mehr in dieſe Umgebungen, mein Herz erbebt, wenn ich an die geſtrige Nacht denke. — Es iſt etwas Entſetzliches in dieſem Prinzen; als er mich anblickte, ich kann dir's nicht beſchreiben, was in meinem Innern vorging. — Ein Blitzſtrahl fuhr tödtend aus dieſen dunklen unheimlichen Augen, von dem getroffen ich Aermſte vernichtet werden konnte. — Lache mich nicht aus, Mutter, aber es war der Blick des Mörders, der ſein Opfer erkohren, das mit der Todesangſt gefoltert wird, noch ehe der Dolch gezückt! — Ich wiederhol' es, ein ganz fremdes Gefühl, ich vermag es nicht zu nennen, bebte wie ein Krampf mir durch alle Glieder! — Man ſpricht vom Baſilisken, deſſen Blick, ein giftiger Feuerſtrahl, augenblicklich tödtet, wenn man es wagt, ihn anzuſchauen. Der Prinz mag ſolchem bedrohlichen Unthier gleichen."

„Nun, rief die Benzon laut lachend, nun muß ich in der That glauben, daß es mit dem mostro turchino ſeine Richtigkeit hat, da der Prinz, iſt er gleich der ſchönſte liebenswürdigſte Mann, zweien Mädchen erſchienen iſt als Drache, als Baſilisk. Der Prinzeſſin traue ich die tollſten Einbildungen zu, aber daß meine ruhige ſanfte Julia, mein liebes Kind, ſich hingeben ſollte närriſchen Träumen —" „Und Hedwiga, unterbrach Julia die Benzon, und Hedwiga, ich weiß nicht, welch' eine böſe feindliche Macht ſie losreißen von meinem Herzen, ja mich hineinſtoßen will in den Kampf einer fürchterlichen Krankheit, der in ihrem Innern wüthet! — Ja, Krankheit nenne ich der Prinzeſſin Zuſtand, gegen den die Arznei nichts vermag. Als ſie geſtern ſich ſchnell abwandte von dem Prinzen, als ſie mich fortriß, umarmte, da fühlte ich, wie ſie in Fieberhitze glühte. Und dann das Tanzen, das entſetzliche Tanzen! Du weißt Mutter, wie ich die Tänze haſſe, in denen es den Männern vergönnt, uns zu umſchlingen. — Es iſt mir, als müßten wir in dem Augenblick alles aufgeben, was Sitte und Anſtand erfodern und den Männern eine Uebermacht einräumen, die wenigſtens den zartfühlenden unter ihnen unerfreulich bleiben wird. — Und nun Hedwiga, die nicht aufhören konnte, jenen ſüdlichen Tanz zu tanzen, der mir, je länger er dauerte, deſto abſcheulicher ſchien. Rechte teufliſche Schadenfreude war es, die aus den Augen des Prinzen blitzte." —

„Närrin, ſprach die Benzon, was fällt dir alles ein! — Doch! — ich kann deine Geſinnung über das alles nicht tadeln, bewahre ſie treulich, aber ſei nicht ungerecht gegen Hedwiga, denke überhaupt ganicht weiter nach, was mit ihr iſt und mit dem Prinzen, ſchlage es dir aus dem Sinn! — Willſt du, ſo werd' ich dafür ſorgen, daß du eine Zeitlang weder Hedwiga noch den Prinzen ſehen darfſt. Nein, deine Ruhe ſoll nicht geſtört werden, mein gutes liebes Kind! Komm an mein Herz!“ — Damit umarmte die Benzon Julien mit aller mütterlichen Zärtlichkeit.

„Und, fuhr Julie fort, indem ſie das glühende Antlitz an die Bruſt der Mutter drückte, und aus der entſetzlichen Unruhe, die ich empfand, mochten auch wohl die ſeltſamen Träume kommen, die mich ganz verſtört haben.“

„Was träumteſt du denn,“ fragte die Benzon.

„Mir war's, ſprach Julie weiter, mir war's, ich wandle in einem herrlichen Garten, in dem unter dichtem dunklem Gebüſch Nachtviolen und Roſen durcheinander blühten, und ihr ſüßes Aroma in die Lüfte ſtreuten. Ein wunderbarer Schimmer, wie Mondesglanz, ging auf in Ton und Geſang, und wie er die Bäume, die Blumen mit goldnem Strahl berührte, bebten ſie vor Entzücken, und die Büſche ſäuſelten, und die Quellen flüſterten in leiſen ſehnſüchtigen Seufzern. Da gewahrte ich aber, daß ich ſelbſt der Geſang ſey, der durch den Garten ziehe, doch ſo wie der Glanz der Töne verbleiche, müſſe ich auch vergehen in ſchmerzlicher Wehmuth! — Nun ſprach aber eine ſanfte Stimme: nein! der Ton iſt die Seligkeit und keine Vernichtung, und ich halte dich feſt mit ſtarken Armen, und in deinem Weſen ruht mein Geſang, der iſt aber ewig wie die Sehnſucht! — Es war Kreisler, der vor mir ſtand und dieſe Worte ſprach. Ein himmliſches Gefühl von Troſt und Hoffnung ging durch mein Inneres, und ſelbſt wußte ich nicht — ich ſage dir Alles, Mutter! — ja ſelbſt wußte ich nicht, wie es kam, daß ich Kreislern an die Bruſt ſank. Da fühlte ich plötzlich, wie mich eiſerne Arme feſt umſchlangen, und eine entſetzliche höhnende Stimme rief: Was ſträubſt du dich, Elende, du biſt ja ſchon getödtet, und mußt nun mein ſeyn. — Es war der Prinz, der mich feſthielt. — Mit einem lauten Angſtgeſchrei fuhr ich auf aus dem Schlafe, ich warf mein Nachtkleid über, und lief an's Fenſter, das ich öffnete, da die Luft im Zimmer ſchwül und dunſtig. In der Ferne gewahrte ich einen Mann, der mit einem Perſpectiv nach den Fenſtern des Schloſſes ſchaute, dann aber die Allee hinabſprang auf ſeltſame, ich möchte ſagen närriſche Weiſe, indem er von beiden Seiten allerlei Entrechats und andere Tänzerpas ausführte, mit den Armen in den Lüften herumfocht, und, wie ich zu vernehmen glaubte, laut dazu ſang. Ich erkannte Kreislern, und indem ich über ſein Beginnen herzlich lachen mußte, kam er mir doch vor, wie der wohlthätige Geiſt, der mich ſchützen würde vor dem Prinzen. Ja es war, als würde mir jetzt erſt Kreislers inneres Weſen recht klar, und ich ſähe jetzt erſt ein, wie ſein ſchalkiſch ſcheinender Humor, von dem mancher ſich oft verwundet fühle, aus dem treuſten herrlichſten Gemüthe komme. Ich hätte hinablaufen in den Park, ich hätte Kreislern alle Angſt des entſetzlichen Traums klagen mögen!“ —

„Das iſt, ſprach die Benzon ernſt, das iſt ein einfältiger Traum und das Nachſpiel noch einfältiger! — Du bedarfſt der Ruhe, Julie, ein leichter Morgenſchlummer wird dir wohlthun, auch ich gedenke noch ein paar Stunden zu ſchlafen.“

Damit verließ die Benzon das Zimmer und Julie that, wie ihr geheißen.

Als ſie erwachte, ſtrahlte die Mittagsſonne in die Fenſter hinein, und ein ſtarker Duft von Nachtviolen und Roſen ſtrömte durch das Zimmer. „Was iſt das, rief Julie voll Erſtaunen, was iſt das! — mein Traum! —“ Doch wie ſie ſich umſchaute, lag über ihr auf der Lehne des Sophas, auf dem ſie geſchlafen, ein ſchöner Strauß jener Blumen! —

„Kreisler, mein lieber Kreisler,“ ſprach Julie ſanft, nahm den Strauß, und gerieth in träumeriſches Sinnen.

Prinz Ignaz ließ anfragen, ob es ihm nicht erlaubt ſey, Julien ein Stündchen zu ſehen. Schnell kleidete ſich Julie an, und eilte in das Zimmer, wo Ignaz ſie ſchon mit einem ganzen Korbe voll Porzellaintaſſen und chineſiſcher Puppen erwartete. Julie, das gute Kind, ließ es ſich gefallen, Stundenlang mit dem Prinzen, der ihr tiefes Mitleid einflößte, zu ſpielen. Kein Wort der Neckerei oder wohl gar der Verachtung, entſchlüpfte ihr, wie es wohl andern bisweilen, vorzüglich der Prinzeſſin Hedwiga, geſchah, daher kam es, daß dem Prinzen Julia's Geſellſchaft über alles ging, und er ſie oft gar ſeine kleine Braut nannte. — Die Taſſen waren aufgeſtellt, die Puppen geordnet, Julie hielt eben im Namen eines kleinen Harlekins eine Anrede an den Kaiſer von Japan (beide Püppchen ſtanden einander gegenüber), als die Benzon hineintrat.

Nachdem ſie eine Weile dem Spiele zugeſchaut, drückte ſie Julien einen Kuß auf die Stirn und ſprach: „Du biſt doch mein liebes gutes Kind!“ —

Es war ſpäte Dämmerung eingebrochen. Julie, die, wie ſie gewünſcht, bei der Mittagstafel nicht erſcheinen dürfen, ſaß einſam in ihrem Zimmer und erwartete die Mutter. Da ſchlichen leiſe Tritte hinan, die Thüre öffnete ſich und todtenbleich, mit ſtarren Augen, in weißem Kleide, geſpenſtiſch, trat die Prinzeſſin hinein. „Julia, ſprach ſie leiſe und dumpf, Julia! — nenne mich thörigt, ausgelaſſen — wahnſinnig, aber entziehe mir nicht dein Herz, ich bedarf deines Mitleids, deines Troſtes! — Es iſt nichts, als der Ueberreiz, die heilloſe Erſchöpfung des abſcheulichen Tanzes, die mich krank gemacht hat, aber es iſt vorüber, mir iſt beſſer! — Der Prinz iſt fort nach Sieghartsweiler! — Ich muß in die Luft, laß uns hinabwandeln in den Park!“ —

Als Beide, Julie und die Prinzeſſin, ſich am Ende der Allee befanden, ſtrahlte ein helles Licht ihnen aus dem tiefſten Dickicht entgegen, und ſie vernahmen fromme Geſänge. „Das iſt die Abendlitaney aus der Marien-Kapelle,“ rief Julia.

„Ja, ſprach die Prinzeſſin, wir wollen hin, laß uns beten! — bete du auch für mich, Julie!“ —

„Wir wollen, erwiederte Julie, vom tiefſten Schmerz über der Freundin Zuſtand ergriffen, wir wollen beten, daß nie ein böſer Geiſt Macht habe über uns, daß unſer reines frommes Gemüth nicht verſtört werden möge durch des Feindes Verlockung.“

Eben zogen, als die Mädchen bei der Kapelle angekommen, die am äußerſten Ende des Parks befindlich, die Landleute von dannen, die die Litaney vor dem mit Blumen geſchmückten, und mit vielen Lampen erleuchteten, Marienbilde geſungen. Sie knieten nieder in dem Betſtuhl. Da begannen die Sänger auf dem kleinen Chor, der zur Seite des Altars angebracht, das Ave maris stella, das Kreisler erſt vor Kurzem componirt.

Leiſe beginnend brauſte der Geſang ſtärker und mächtiger auf in dem dei mater alma, bis die Töne, in dem felix coeli porta dahin ſterbend, fortſchwebten auf den Fittigen des Abendwindes.

Noch immer lagen die Mädchen auf den Knieen, tief verſunken in brünſtige Andacht. Der Prieſter murmelte Gebete, und aus weiter

Ferne, wie ein Chor von Engelſtimmen aus dem nächtlichen verſchleierten Himmel, hallte der Hymnus: O sanctissima, den die heimziehenden Sänger angeſtimmt.

Endlich ertheilte ihnen der Prieſter den Segen. Da ſtanden ſie auf, und fielen ſich in die Arme. Ein namenloſes Weh, aus Entzücken und Schmerz gewoben, ſchien gewaltſam ſich loswinden zu wollen aus ihrer Bruſt, und Blutstropfen, dem wunden Herzen entquollen, waren die heißen Thränen, die aus ihren Augen ſtürzten. „Das war er,“ liſpelte die Prinzeſſin leiſe. „Er war's,“ erwiederte Julie. — Sie verſtanden ſich.

In ahnungsvollem Schweigen harrte der Wald, daß die Mondſcheibe aufſteige, und ihr ſchimmerndes Gold über ihn ausſtreue. Der Choral der Sänger, noch immer vernommen in der Stille der Nacht, ſchien entgegenzuziehen dem Gewölk, das glühend aufflammte, und ſich über den Bergen lagerte, die Bahn des leuchtenden Geſtirns bezeichnend, vor dem die Sterne erblaßten.

„Ach, ſprach Julia, was iſt es denn, das uns ſo bewegt, das ſo mit tauſend Schmerzen unſer Inneres durchſchneidet? — Horche doch nur, wie das ferne Lied ſo tröſtend zu uns herüberhallt! Wir haben gebetet, und aus den goldnen Wolken ſprechen fromme Geiſter zu uns herab von himmliſcher Seligkeit.“ — „Ja meine Julia, erwiederte die Prinzeſſin ernſt und feſt, ja meine Julia, über den Wolken iſt Heil und Seligkeit, und ich wollte, daß ein Engel des Himmels mich hinaufträge zu den Sternen, ehe mich die finſtre Macht erfaßte. Ich möchte wohl ſterben, aber ich weiß es, dann trügen ſie mich in die fürſtliche Gruft, und die Ahnherrn, die dort begraben, würden es nicht glauben, daß ich geſtorben bin, und erwachen aus der Todtenerſtarrung zum entſetzlichen Leben, und mich hinaustreiben. Dann gehörte ich ja aber weder den Todten an, noch den Lebendigen, und fände nirgends Obdach.“

„Was ſprichſt du, Hedwiga, um aller Heiligen willen, was ſprichſt du,“ rief Julie erſchrocken.

„Mir hat, fuhr die Prinzeſſin fort, in demſelben feſten, beinahe gleichgültigen Ton beharrend, mir hat dergleichen einmal geträumt. Es kann aber auch ſeyn, daß ein bedrohlicher Ahnherr im Grabe zum Vampyr geworden, der mir nun das Blut ausſaugt. Davon mögen meine häufigen Ohnmachten herrühren.“

„Du biſt krank, rief Julia, du biſt ſehr krank, Hedwiga, die Nachtluft ſchadet dir, laß uns forteilen."

Damit umſchlang ſie die Prinzeſſin, die ſich ſchweigend fortführen ließ.

Der Mond war nun hoch heraufgeſtiegen über den Geierſtein, und in magiſcher Beleuchtung ſtanden die Büſche, die Bäume, und flüſterten und rauſchten, mit dem Nachtwinde koſend, in tauſend lieblichen Weiſen.

„Es iſt doch ſchön, ſprach Julie, o es iſt doch ſchön auf der Erde, beut uns die Natur nicht ihre herrlichſten Wunder dar, wie eine gute Mutter ihren lieben Kindern?" „Meinſt du? erwiederte die Prinzeſſin, und fuhr dann nach einer Weile fort: Ich wollte nicht, daß du mich erſt ganz verſtanden hätteſt, und bitte, alles nur für den Erguß einer böſen Stimmung zu halten. — Du kennſt noch nicht den vernichtenden Schmerz des Lebens. Die Natur iſt grauſam, ſie hegt und pflegt nur die geſunden Kinder, die kranken verläßt ſie, ja richtet bedrohliche Waffen gegen ihr Daſeyn. — Ha! du weißt, daß mir ſonſt die Natur nichts war, als eine Bildergallerie, hingeſtellt um die Kräfte des Geiſtes und der Hand zu üben, aber jetzt iſt es anders geworden, da ich nichts fühle, nichts ahne, als ihr Entſetzen. Ich möchte lieber in erleuchteten Sälen zwiſchen bunter Geſellſchaft wandeln, als einſam mit dir in dieſer mondhellen Nacht." —

Julien wurde nicht wenig bange, ſie bemerkte, wie Hedwiga immer ſchwächer, erſchöpfter wurde, ſo daß die Arme all' ihre geringe Kraft anwenden mußte, um ſie im Gehen aufrecht zu erhalten.

Endlich hatten ſie das Schloß erreicht. Unfern deſſelben, auf der ſteinernen Bank, die unter einem Hollunderbuſch ſtand, ſaß eine finſtere verhüllte Geſtalt. So wie Hedwiga dieſe gewahrte, rief ſie voll Freude: Dank der Jungfrau und allen Heiligen, da iſt ſie! und ging plötzlich erkräftigt, und ſich von Julien losmachend, auf die Geſtalt los, die ſich erhob, und mit dumpfer Stimme ſprach: Hedwiga, mein armes Kind! — Julia gewahrte, daß die Geſtalt eine von Kopf bis zu Fuß in braune Gewänder gehüllte Frau war, die tiefen Schatten ließen die Züge ihres Geſichts nicht erkennen. Von innern Schauern durchbebt, blieb Julia ſtehen.

Beide, die Frau und die Prinzeſſin, ließen ſich auf die Bank nieder. Die Frau ſtrich ihr ſanft die Haarlocken von der Stirne, legte dann die Hände darauf, und ſprach langſam und leiſe in einer Sprache, die Julie ſich nicht erinnern konnte, jemals gehört zu haben. Nachdem dies einige Minuten gewährt, rief die Frau Julien zu: Mädchen, eile nach dem Schloß, rufe die Kammerfrauen, ſorge, daß man die Prinzeſſin hineinſchaffe. Sie iſt in ſanften Schlaf geſunken, von dem ſie geſund und froh erwachen wird.

Julie, ihrem Erſtaunen nicht einen Augenblick Raum gebend, that ſchnell, wie ihr geheißen.

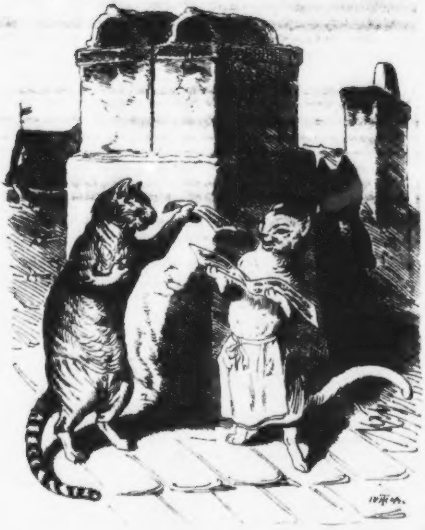
Als ſie mit den Kammerfrauen ankam, fand man die Prinzeſſin, ſorgſam in ihren Shawl eingehüllt, wirklich im ſanften Schlaf, die Frau war verſchwunden.

Sage mir, ſprach Julie am andern Morgen, als die Prinzeſſin ganz geneſen erwacht, und keine Spur innerer Zerrüttung ſich zeigte, was Julie befürchtet, ſage mir um Gott, wer war die wunderbare Frau?

„Ich weiß es nicht, erwiederte die Prinzeſſin, ein einziges Mal in meinem Leben habe ich ſie geſehen. Du erinnerſt dich, wie ich einmal, noch ein Kind, in eine tödtliche Krankheit verfallen, ſo daß die Aerzte mich aufgaben. Da ſaß ſie in einer Nacht plötzlich an meinem Bette, und lullte mich, wie heute, ein in ſüßen Schlummer, von dem ich ganz geneſen erwachte. — In der geſtrigen Nacht trat zum erſten Mal das Bild dieſer Frau mir wieder vor die Augen, es war mir, als müſſe ſie mir wieder erſcheinen, und mich retten, und ſo hat es ſich wirklich begeben. — Thu' es mir zur Liebe, und ſchweige ganz von der Erſcheinung, laß' dir auch nichts merken durch Wort oder Zeichen, daß uns etwas Wunderbares begegnet. Denke an den Hamlet, und ſey mein lieber Horatio! — Es iſt gewiß, daß es mit dieſer Frau eine geheimnißvolle Bewandtniß haben muß, aber, mag das Geheimniß mir und dir verſchloſſen bleiben. Weiteres Forſchen bedünkt mir gefährlich. — Iſt es nicht genug, daß ich geneſen bin, und froh, frei von allen Geſpenſtern, die mich verfolgten?" — Alles verwunderte ſich über der Prinzeſſin ſo plötzlich wiedergekehrte Geſundheit. Der Leibarzt behauptete, der nächtliche Spaziergang nach der Marienkapelle habe durch die Erſchütterung aller Nerven ſo draſtiſch gewirkt, und er nur vergeſſen denſelben ausdrücklich zu verordnen. Die Benzon ſprach aber in ſich hinein: Hm! — die Alte iſt bei ihr geweſen — mag das dies Mal hingehen! — Es iſt nun an der Zeit, daß jene verhängnißvolle Frage des Biographen: Du —

(M. f. f.) liebſt mich alſo, holde Miesmies? O wiederhol' es mir, wiederhol' es mir tauſendmal, damit ich noch in ferneres Entzücken gerathen und ſo viel Unſinn ausſprechen möge, wie es einem von dem beſten Romandichter geſchaffenen Liebeshelden geziemt! — Doch Beſte, du haſt meine erſtaunliche Neigung zum Geſange, ſo wie meine Kunſtfertigkeit darin, ſchon bemerkt, würd' es dir wohl gefällig ſeyn, Theure! mir ein kleines Liedchen vorzuſingen? „Ach, erwiederte Miesmies, ach geliebter Murr, zwar bin ich auch in der Kunſt des Geſanges nicht unerfahren, aber du weißt, wie es jungen Sängerinnen geht, wenn ſie zum erſtenmal ſingen ſollen vor Meiſtern und Kennern! — Die Angſt, die Verlegenheit, ſchnürt ihnen die Kehle zu, und die ſchönſten Töne, Trillos und Mordenten bleiben auf die fatalſte Weiſe in der Kehle ſtecken, wie Fiſchgräten. — Eine Arie zu ſingen iſt dann pur unmöglich, weshalb der Regel nach mit einem Duett begonnen wird. Laß uns ein kleines Duett verſuchen Theurer! wenn's dir gefällig! — Das war mir recht. — Wir ſtimmten nun gleich das zärtliche Duett an: Bei meinem erſten Blick, flog dir mein Herz entgegen ꝛc. ꝛc. Miesmies begann furchtſam, aber bald ermuthigte ſie mein kräftiges Falſett. Ihre Stimme war allerliebſt, ihr Vortrag gerundet, weich, zart, kurz ſie zeigte ſich als wackre Sängerin. Ich war entzückt, wiewohl ich ſah, daß mich Freund Ovid wiederum im Stich gelaſſen. Da Miesmies mit dem cantare ſo herrlich beſtanden, ſo war es mit dem chordas tangere gar nichts, und ich durfte nicht erſt nach der Guitarre verlangen. —

Miesmies ſang nun mit ſeltener Geläufigkeit, mit ungemeinem Ausdruck, mit höchſter Eleganz das bekannte: Di tanti palpiti etc. etc. Von der heroiſchen Stärke des Rezitativs ſtieg ſie herrlich hinein in die wahrhaft kätzliche Süßigkeit des Andante. Die Arie ſchien ganz für ſie geſchrieben, ſo daß auch mein Herz überſtrömte und ich in ein lautes Freudengeſchrei ausbrach. Ha! — Miesmies mußte mit dieſer Arie eine Welt fühlender Katerſeelen begeiſtern! — Nun ſtimmten wir noch ein Duett an aus einer ganz neuen Oper, das ebenfalls herrlich gelang, da es ganz und gar für uns geſchrieben ſchien. Die himmliſchen Rouladen gingen glanzvoll aus unſerm Innern heraus, da ſie meiſtentheils aus chromatiſchen Gängen beſtanden. Ueberhaupt muß ich bei dieſer Gelegenheit bemerken, daß unſer Geſchlecht chromatiſch iſt, und daß daher jeder Componiſt, der für uns componiren will,



Univ. Bibl.
München

ſehr wohl thun wird, Melodien und alles übrige chromatiſch einzurichten. Leider hab' ich den Namen des trefflichen Meiſters, der jenes Duett componirt, vergeſſen, das iſt ein wackrer lieber Mann, ein Componiſt nach meinem Sinn. —

Während dieſes Singens war ein ſchwarzer Kater heraufgeſtiegen, der uns mit glühenden Augen anfunkelte. „Bleiben Sie gefälligſt von dannen, beſter Freund, rief ich ihm entgegen, ſonſt kratze ich Ihnen die Augen aus, und werfe Sie vom Dache herab, wollen Sie aber eins mit uns ſingen, ſo kann das geſchehen." — Ich kannte den jungen ſchwarzgekleideten Mann als einen vortrefflichen Baſſiſten, und ſchlug daher vor, eine Compoſition zu ſingen, die ich zwar ſonſt nicht ſehr liebe, die ſich aber zu der bevorſtehenden Trennung von Miesmies ſehr gut ſchickte. — Wir ſangen: Soll ich dich Theurer nicht mehr ſehen! Kaum verſicherte ich aber mit dem Schwarzen, daß die Götter mich bewahren würden, als eine gewaltige Ziegelſcherbe zwiſchen uns durchfuhr, und eine entſetzliche Stimme rief: wollen die verfluchten Katzen wohl die Mäuler halten! — Wir ſtoben, von der Todesfurcht gehetzt, wild auseinander in den Dachboden hinein. — O der herzloſen Barbaren ohne Kunſtgefühl, die ſelbſt unempfindlich bleiben bei den rührendſten Klagen der unausſprechlichen Liebeswehmuth, und nur Rache und Tod brüten und Verderben! —

Wie geſagt, das, was mich befreien ſollte von meiner Liebesnoth, ſtürzte mich nur noch tiefer hinein. Miesmies war ſo muſikaliſch, daß wir Beide auf das anmuthigſte mit einander zu phantaſiren vermochten. Zuletzt ſang ſie meine eignen Melodieen herrlich nach, darüber wollte ich denn nun ganz und gar närriſch werden, und quälte mich ſchrecklich ab in meiner Liebespein, ſo daß ich ganz blaß, mager und elend wurde. — Endlich, endlich, nachdem ich mich lange genug abgehärmt, fiel mir das letzte, wiewohl verzweifelte, Mittel ein, mich von meiner Liebe zu heilen. — Ich beſchloß meiner Miesmies Herz und Pfote zu bieten. Sie ſchlug ein, und ſobald wir ein Paar worden, merkte ich auch alsbald, wie meine Liebesſchmerzen ſich ganz und gar verloren. Mir ſchmeckte Milchſuppe und Braten vortrefflich, ich gewann meine joviale Laune wieder, mein Bart kam in Ordnung, mein Pelz erhielt wieder den alten ſchönen Glanz, da ich nun die Toilette mehr beachtete als vorher, wogegen meine Miesmies ſich gar nicht mehr putzen mochte. Ich fertigte dem unerachtet, wie zuvor geſchehen, noch einige Verſe auf meine Miesmies, die um ſo hübſcher, um ſo wahrer empfunden waren, als ich den Ausdruck der ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit ſo immer mehr und mehr heraufſchrob, bis er mir die höchſte Spitze erreicht zu haben ſchien. Ich dedizirte endlich der Guten noch ein dickes Buch, und hatte ſo auch in literariſch äſthetiſcher Hinſicht alles abgethan, was von einem honnetten treuverliebten Kater nur verlangt werden kann. Uebrigens führten wir, ich und meine Miesmies, auf der Strohmatte vor der Thüre meines Meiſters, ein häuslich ruhiges, glückliches Leben. — Doch welches Glück iſt hienieden auch nur von einigem Beſtand! — Ich bemerkte bald, daß Miesmies oft in meiner Gegenwart zerſtreut war, daß ſie, wenn ich mit ihr ſprach, verwirrtes Zeug antwortete, daß ihr tiefe Seufzer entflohen, daß ſie nur ſchmachtende Liebeslieder ſingen mochte, ja daß ſie zuletzt ganz matt und krank that. Fragte ich denn, was ihr fehle, ſo ſtreichelte ſie mir zwar die Wangen und erwiederte: „Nichts, gar nichts, mein liebes gutes Papachen,“ aber das Ding war mir doch gar nicht recht. Oft erwartete ich ſie vergebens auf der Strohmatte, ſuchte ſie vergebens im Keller, auf dem Boden, und fand ich ſie denn endlich und machte ihr zärtliche Vorwürfe, ſo entſchuldigte ſie ſich damit, daß ihre Geſundheit weite Spaziergänge erfordere, und daß ein ärztlicher Kater ſogar eine Badereiſe angerathen. Das war mir wieder nicht recht. Sie mochte wohl meinen verſteckten Aerger gewahren, und ließ es ſich angelegen ſeyn, mich mit Liebkoſungen zu überhäufen, aber auch in dieſen Liebkoſungen lag ſo etwas Sonderbares, ich weiß es nicht zu nennen, das mich erkältete, ſtatt mich zu erwärmen, und auch das war mir nicht recht. Ohne zu vermuthen, daß dies Betragen meiner Miesmies ſeinen beſonderen Grund haben könnte, wurde ich nur inne, daß nach und nach auch das letzte Fünkchen der Liebe zu der Schönſten erloſch, und daß in ihrer Nähe mich die tödtendſte Langeweile erfaßte. Ich ging daher meine Wege und ſie die ihrigen; kamen wir aber einmal zufällig auf der Strohmatte zuſammen, ſo machten wir uns die liebevollſten Vorwürfe, waren dann die zärtlichſten Gatten, und beſangen die friedliche Häuslichkeit, in der wir lebten.

Es begab ſich, daß mich einmal der ſchwarze Baſſiſt in dem Zimmer meines Meiſters beſuchte. Er ſprach in abgebrochenen geheimnißvollen Worten, fragte dann ſtürmiſch, wie ich mit meiner Miesmies lebe — kurz, ich merkte wohl, daß der Schwarze etwas auf dem Herzen hatte, das er mir entdecken wollte. Endlich kam es denn auch zum Vorſchein. Ein Jüngling, der im Felde gedient, war zurückgekehrt, und lebte in der Nachbarſchaft von einer kleinen Penſion, die ihm ein dort wohnender Speiſewirth an Fiſchgräten und Speisabgang ausgeworfen. Schön von Figur, herkuliſch gebaut, wozu noch kam, daß er eine reiche fremde Uniform trug, ſchwarz, grau und gelb, und wegen bewieſener Tapferkeit, als er mit wenigen Kameraden einen ganzen Speicher von Mäuſen reinigen wollen, das Ehrenzeichen des gebrannten Specks auf der Bruſt trug, fiel er allen Mädchen und Frauen in der Gegend auf. Alle Herzen ſchlugen ihm entgegen, wenn er auftrat keck und kühn, den Kopf emporgehoben, feurige Blicke um ſich werfend. Der hatte ſich, wie der Schwarze verſicherte, in meine Miesmies verliebt, ſie war ihm eben ſo mit Liebe entgegengekommen, und es war nur zu gewiß, daß ſie heimliche verliebte Zuſammenkünfte hielten allnächtlich hinter dem Schornſtein oder im Keller.

„Mich wundert, ſprach der Schwarze, mich wundert, beſter Freund! daß Sie bei Ihrer ſonſtigen Sagazität das nicht längſt bemerkt, aber liebende Gatten ſind oft blind, und es thut mir leid, daß Freundespflicht mir gebot, Ihnen die Augen zu öffnen, da ich weiß, daß Sie in Ihre vortreffliche Gattin ganz und gar vernarrt ſind."

O Muzius, ſo hieß der Schwarze, o Muzius, rief ich, ob ich ein Narr bin, ob ich ſie liebe, die ſüße Verrätherin! Ich bete ſie an, mein ganzes Weſen gehört ihr! — Nein, ſie kann mir das nicht thun, die treue Seele! — Muzius, ſchwarzer Verläumder, empfange den Lohn deiner Schandthat! — Ich hob die gekrallte Pfote auf. Muzius blickte mich freundlich an und ſprach ſehr ruhig: „ereifern Sie ſich nicht, mein Guter, Sie theilen das Loos vieler vortrefflichen Leute, überall iſt ſchnöder Wankelmuth zu Hauſe, und leider vorzüglich bei unſerm Geſchlecht." Ich ließ die aufgehobene Pfote wieder ſinken, ſprang wie in voller Verzweiflung einigemal in die Höhe und ſchrie dann wüthend: wär es möglich, wär es möglich! — O Himmel — Erde! — was noch ſonſt? — nenn' ich die Hölle mit! — Wer hat mir das gethan, der ſchwarzgraugelbe Kater? — Und ſie, die ſüße Gattin, treu und hold ſonſt, ſie konnte, höll'ſchen Trugs voll, den verachten, der oft, an ihrem Buſen eingewiegt, in ſüßen Liebesträumen ſelig ſchwelgte? — O fließt, ihr Zähren, fließt der Undankbaren! — Himmel tauſend ſapperment, das geht nicht an, den bunten Kerl am Schornſtein ſoll der Teufel holen!

„Beruhigen Sie ſich, ſprach Muzius, beruhigen Sie ſich doch nur, Sie überlaſſen ſich zu ſehr der Wuth des jähen Schmerzes. Als Ihr wahrer Freund mag ich Sie jetzt weiter nicht in Ihrer angenehmen Verzweiflung ſtören. Wollen Sie ſich in ihrer Troſtloſigkeit ermorden, ſo könnte ich Ihnen zwar mit einem tüchtigen Rattenpulver aufwarten, ich will es aber nicht thun, da Sie ſonſt ein lieber charmanter Kater ſind, und es Jammerſchade wäre um Ihr junges Leben. Tröſten Sie ſich, laſſen Sie Miesmies laufen, es giebt der anmuthigen Katzen noch viele in der Welt. — Adieu Beſter!“ — Damit ſprang Muzius fort durch die geöffnete Thüre.

So wie ich ſtill, unter dem Ofen liegend, mehr nachſann über die Entdeckungen, die mir der Kater Muzius gemacht, fühlte ich wohl etwas in mir ſich regen, wie heimliche Freude. Ich wußte nun, wie ich mit Miesmies daran war, und die Quälerei mit dem ungewiſſen Weſen war am Ende. Hatte ich aber Anſtandshalber erſt die gehörige Verzweiflung geäußert, ſo glaubte ich, daß derſelbe Anſtand es erfordere, dem Schwarzgraugelben zu Leibe zu gehen.

Ich belauſchte zur Nachtzeit das Liebespaar hinter dem Schornſtein, und fuhr mit den Worten: höllischer beſtialiſcher Verräther, auf meinen Nebenbuhler grimmig los. Der aber, an Stärke, wie ich leider zu ſpät bemerkte, mir weit überlegen, packte mich, ohrfeigte mich gräßlich ab, daß ich mehreres Pelzwerk einbüßte, und ſprang dann ſchnell fort. Miesmies lag in Ohnmacht, als ich mich ihr aber näherte, ſprang ſie eben ſo behende als ihr Liebhaber auf, und ihm nach in den Dachboden hinein.

Lendenlahm, mit blutigen Ohren, ſchlich ich herab zu meinem Meiſter, und verwünſchte den Gedanken, meine Ehre konſerviren zu wollen, hielt es auch für gar keine Schande, die Miesmies dem Schwarzgraugelben ganz und gar zu überlaſſen.

Welch' ein feindliches Schickſal, dacht' ich, der himmliſch-romantiſchen Liebe halber werde ich in die Goſſe geworfen, und das häusliche Glück verhilft mir zu nichts anderm, als zu gräßlichen Prügeln.

Am andern Morgen erſtaunte ich nicht wenig, als ich, aus dem

Zimmer des Meiſters heraustretend, Miesmies auf der Strohmatte fand. „Guter Murr, ſprach ſie ſanft und ruhig, ich glaube zu fühlen, daß ich dich nicht mehr ſo liebe, als ſonſt, welches mich ſehr ſchmerzt.“

O theure Miesmies, erwiederte ich zärtlich, es zerſchneidet mir das Herz, aber ich muß es geſtehen, ſeit der Zeit, daß ſich gewiſſe Dinge begeben, biſt du mir auch gleichgültig geworden.

„Nimm es nicht übel, ſprach Miesmies weiter, nimm es nicht übel, ſüßer Freund, aber es iſt mir ſo, als wärſt du mir ſchon längſt ganz unausſtehlich geweſen.“

Mächt'ger Himmel, rief ich begeiſtert, welche Sympathie der Seelen, mir geht es ſo, wie dir.

Nachdem wir auf dieſe Weiſe einig geworden, daß wir uns einander ganz unausſtehlich wären, und uns nothwendiger Weiſe trennen müßten auf ewig, umpfoteten wir uns auf das Zärtlichſte, und weinten heiße Thränen der Freude und des Entzückens! —

Dann trennten wir uns, jeder war hinfort von der Vortrefflichkeit, von der Seelengröße des andern überzeugt, und pries ſie jedem an, der davon hören mochte.

Auch ich war in Arkadien, rief ich, und legte mich auf die Künſte und Wiſſenſchaften eifriger als jemals.

(Mak. Bl.) — Euch, ſprach Kreisler, ja ich ſag' es Euch aus tiefer Seele, dieſe Ruhe ſcheint mir bedrohlicher, als der wüthendſte Sturm. Es iſt die dumpfe taube Schwüle vor dem zerſtörenden Gewitter, in der ſich jetzt alles an dem Hofe bewegt, den Fürſt Irenäus im Duodez-Format mit vergoldetem Schnitt, wie einen Almanach, an's Tageslicht gebracht. Vergebens ſteckt der gnädigſte Herr unaufhörlich glänzende Feſte auf, wie Gewitterableiter, als zweiter Franklin, die Blitze werden doch einſchlagen, und vielleicht ſein eignes Staatskleid verſengen. — Es iſt wahr, Prinzeſſin Hedwiga gleicht jetzt in ihrem ganzen Weſen einer hell und klar hinſtrömenden Melodie, ſtatt daß ſonſt wilde unruhige Akkorde durch einander auffuhren aus ihrer wunden Bruſt, aber — Nun! und Hedwiga ſchreitet jetzt in verklärtem freundlichem Stolz an dem Arm des wackern Neapolitaners daher, und Julia lächelt ihn an auf ihre holdſelige Weiſe, und läßt ſich ſeine Galanterien gefallen, die der Prinz, ohne ein Auge von der beſtimmten Braut zu laſſen, ihr ſo geſchickt zuzuwenden weiß, daß ſie ein junges unerfahrnes Gemüth wie Ricochet-Schüſſe ſchärfer treffen müſſen, als wenn das bedrohliche Geſchütz geradezu darauf gerichtet! — Und doch glaubte ſich, wie mir die Benzon erzählt, erſt Hedwiga von dem mostro turchino erdrückt, und der ſanften ruhigen Julia, dem Himmelskinde, wurde der ſchmucke General en Chef zum ſchnöden Baſilisk! — O ihr ahnenden Seelen, ihr hattet ja Recht! — Teufel hab' ich denn nicht in Baumgartens Welthiſtorie geleſen, daß die Schlange, die uns um das Paradies gebracht, ſtolzirte in goldgleißendem Schuppenwams? — das fällt mir ein, wenn ich den goldverbrämten Hektor ſehe. — Hektor hieß übrigens ſonſt ein ſehr würdiger Bullenbeißer, der unbeſchreibliche Liebe und Treue zu mir hegte. — Ich wollt' er wär' bei mir, und ich könnt' ihn dem fürſtlichen Namensvetter in die Rockſchöße hetzen, wenn er ſich ſo recht ſpreizt zwiſchen dem holden Schweſterpaar! Oder ſagt, Meiſter, da Ihr ſo manches Kunſtſtück wiſſet, ſagt mir, wie ich es anfange, mich bei ſchicklicher Gelegenheit in eine Wespe zu verwandeln, und den fürſtlichen Hund dermaßen zu turbiren, daß er aus ſeinem verfluchten Concept kommt! —

Ich habe, nahm Meiſter Abraham das Wort, ich habe Euch ausreden laſſen, Kreisler, und frage Euch nun, ob Ihr mich ruhig anhören wollt, wenn ich Euch gewiſſe Dinge entdecke, die Eure Ahnungen rechtfertigen?

Bin ich, erwiederte Kreisler, bin ich denn nicht ein geſetzter Kapellmeiſter — ich meine das nicht im philoſophiſchen Sinn, daß ich mein Ich geſetzt als Kapellmeiſter; ſondern beziehe das bloß auf die geiſtige Fähigkeit, in bonnetter Geſellſchaft ruhig zu bleiben, wenn mich ein Floh ſticht.

Nun alſo, fuhr Meiſter Abraham fort, wiſſet Kreisler, daß ein ſeltſamer Zufall mir tiefe Blicke in des Prinzen Leben vergönnt hat. Ihr habt Recht, wenn Ihr ihn mit der Schlange im Paradieſe vergleicht. Unter der ſchönen Hülle — die werdet Ihr ihm nicht abſprechen — liegt giftige Verderbtheit, ich möchte lieber ſagen, Verruchtheit, verborgen. — Er führt Böſes im Schilde — er hat, aus vielem was ſich zugetragen weiß ich's, er hat es abgeſehen auf die holde Julia. —

Hoho, ſchrie Kreisler, indem er im Zimmer umherſprang, hoho blanker Vogel, ſind das deine ſüßen Lieder? — Wetter, Wetter, der Prinz iſt ein tüchtiger Kerl, er greift zu, mit beiden Krallen auf einmal, nach gebotenen und verbotenen Früchten! — Holla, ſüßer Neapolitaner, du weißt nicht, daß Julien ein wackrer Kapellmeiſter, mit hinlänglicher Muſik im Leibe, zur Seite ſteht, der hält dich, ſo wie du dich ihr näherſt, für einen verdammten Quartquinten-Akkord, der aufgelöſt werden muß. Und der Kapellmeiſter thut, was ſeines Berufs iſt, das heißt, er löſt dich auf, indem er dir eine Kugel durch das Gehirn jagt, oder dir gegenwärtigen Stockdegen durch den Leib rennt! — Damit zog Kreisler ſeine Stockklinge heraus, ſetzte ſich in Fechterpoſitur, und fragte den Meiſter, ob er Anſtand genug beſitze, einen fürſtlichen Hund zu durchſpießen. — „Seyd doch nur ruhig, erwiederte Meiſter Abraham, ſeyd doch nur ruhig, Kreisler, es bedarf ſolcher Heldenthaten gar nicht, um dem Prinzen das Spiel zu verderben. Es giebt andere Waffen für ihn, und die geb' ich Euch in die Hand. Geſtern war ich im Fiſcherhäuschen, der Prinz kam mit ſeinem Adjutanten vorüber. Sie gewahrten mich nicht. „Die Prinzeſſin iſt ſchön, ſprach der Prinz, aber die kleine Benzon iſt göttlich! Mein ganzes Blut wallte ſiedend auf, als ich ſie ſah — ha ſie muß mein werden, noch ehe ich der Prinzeſſin die Hand reiche. — Glaubſt du, daß ſie unerbittlich ſeyn wird?" Welches Weib hat Euch widerſtanden, gnädigſter Herr, erwiederte der Adjutant. „Aber beim Teufel, fuhr der Prinz fort, ſie ſcheint ein frommes Kind zu ſeyn" — und ein argloſes, fiel ihm der Adjutant lachend in's Wort, und die frommen argloſen Kindlein ſind es ja eben, die überraſcht von dem Angriff des ſieggewohnten Mannes duldend unterliegen, und dann alles für Gottes Fügung halten, wohl gar in ungemeine Liebe gerathen zu dem Sieger! — Das kann Euch auch ſo gehen, gnädigſter Herr. — „Das wäre toll genug, rief der Prinz. Aber könnte ich ſie nur allein ſehen, — wie das anfangen?" Nichts, erwiederte der Adjutant, nichts iſt leichter als das. Ich habe bemerkt, daß die Kleine oft allein luſtwandelt in dieſem Park. Wenn nun — Jetzt verhallten die Stimmen in der Ferne, ich konnte nichts mehr verſtehen! — Wahrſcheinlich wird irgend ein hölliſcher Plan ſchon heute ausgeführt, und der muß vereitelt werden. Ich könnte das ſelbſt thun, aber aus gewiſſen Urſachen möchte ich mich zur Zeit dem Prinzen nicht zeigen, daher müßt Ihr, Kreisler, gleich fort nach Sieghartshof, und aufpaſſen, wenn Julia etwa in der Dämmerung, wie ſie zu thun pflegt, nach dem See luſtwandelt, um den zahmen Schwan zu füttern.

Dieſen Gang hat wahrſcheinlich der italieniſche Böſewicht erlauſcht. — Doch, empfangt die Waffe, Kreisler, und die höchſt nöthige Inſtruktion, damit Ihr, im Kampf gegen den bedrohlichen Prinzen, als ein guter Feldherr Euch zeigen möget! —

Der Biograph erſchrickt abermals über das total Abrupte der Nachrichten, aus denen er gegenwärtige Geſchichte zuſammenſtoppeln muß. — Wäre hier nicht ſchicklich einzurücken geweſen, welche Inſtruktion Meiſter Abraham dem Kapellmeiſter ertheilte, denn zeigt ſich auch ſpäter die Waffe ſelbſt, ſo wird es dir, geliebter Leſer! doch unmöglich ſeyn, einzuſehen, was es damit für eine Bewandniß hat. Doch kein einziges Wörtlein weiß der unglückliche Biograph zur Zeit von jener Inſtruktion, mittelſt der (ſo viel ſcheint gewiß) der wackre Kreisler in ein ganz beſonderes Geheimniß eingeweiht wurde. — Doch! gedulde dich, günſtiger Leſer, noch ein wenig, bemeldeter Biograph ſetzt ſeinen Schreibedaumen zum Pfande, daß noch vor dem Schluß des Buchs auch dieſes Geheimniß an den Tag kommen ſoll. — Es iſt nun zu erzählen, daß, ſo wie die Sonne zu ſinken begann, Julia, ein Körbchen mit Weißbrod am Arm, ſingend durch den Park wandelte, zum See, und ſich mitten auf die Brücke unweit des Fiſcherhäuschens ſtellte. Aber Kreisler lag im Hinterhalt des Gebüſches, und hatte einen tüchtigen Dollond vor den Augen, mit dem er ſcharf hinüberſchaute durch die Sträucher, die ihn verſteckten. Der Schwan plätſcherte heran, und Julie warf ihm Brocken hinab, die er begierig wegnaſchte. Julie fuhr fort im lauten Geſange, und ſo kam es, daß ſie es nicht gewahrte, wie Prinz Hektor ſchnell herancilte. Als er plötzlich bei ihr ſtand, fuhr ſie zuſammen, wie im heftigen Schreck. Der Prinz faßte ihre Hand, drückte ſie an die Bruſt, an die Lippen, und legte ſich dann dicht neben Julien über das Geländer der Brücke. Julia fütterte, indem der Prinz eifrig ſprach, den Schwan, in den See hinabſchauend. — „Schneide nicht ſolche infame ſüße Geſichter Potentat! merkſt Du denn nicht, daß ich dicht vor Dir auf dem Geländer ſitze und Dich erklecklich maulſchelliren kann? — O Gott, warum färben ſich Deine Wangen in immer höherem Purpur, Du holdes Himmelskind? — Warum blickſt Du jetzt den Böſen ſo ſeltſam an? — Du lächelſt? — Ja es iſt der glühende Gifthauch, vor dem ſich Deine Bruſt öffnen muß, wie vor dem ſengenden Sonnenſtrahl ſich die Knospe in den ſchönſten Blättern entfaltet, um deſto jäher hinzuſterben!“ — So ſprach Kreisler, das Paar beobachtend, das der gute Dollond ihm dicht herangerückt. — Der Prinz warf jetzt auch Brocken hinab, der Schwan verſchmähte ſie aber, und brach in ein lautes widriges Geſchrei aus. Nun ſchlang der Prinz den Arm um Julia, und warf ſo die Brocken hinab, als ſolle der Schwan glauben, daß es Julia ſey, die ihn füttere. Dabei berührte ſeine Wange beinahe die Wange Julia's. — „Recht ſo, ſprach Kreisler, recht ſo gnädigſter Hallunke, umkralle, würdiger Stoßvogel, nur deine Beute recht feſt, hier liegt aber einer im Buſch, der ſchon auf dich zielt, und ſogleich dir deinen glänzenden Fittig lahm ſchießen wird, und es ſteht dann erbärmlich mit dir und deiner Freijagd!“

Nun faßte der Prinz Julia's Arm, und Beide ſchritten dem Fiſcherhäuschen zu. Dicht vor demſelben trat aber Kreisler aus dem Gebüſch, ſchritt auf das Paar zu und ſprach, indem er ſich vor dem Prinzen tief bückte: ein herrlicher Abend, eine ungemein heitere Luſt, ein erquickliches Aroma darin, Sie müſſen ſich gnädigſter Herr hier befinden, wie in dem ſchönen Neapolis. — „Wer ſind Sie mein Herr?“ fuhr ihn der Prinz barſch an. Doch in demſelben Augenblick machte ſich auch Julia los von ſeinem Arm, trat freundlich auf Kreisler zu, reichte ihm die Hand und ſprach: o wie herrlich lieber Kreisler, daß Sie wieder da ſind. Wiſſen Sie wohl, daß ich mich recht herzlich nach Ihnen geſehnt habe? — In der That, die Mutter ſchilt, daß ich mich geberde wie ein weinerliches ungezogenes Kind, wenn Sie nur einen einzigen Tag ausbleiben. Ich könnte krank werden vor Verdruß, wenn ich glaube, daß Sie mich, meinen Geſang, aus der Acht laſſen. „Ha, rief der Prinz, giftige Blicke ſchießend auf Julien, auf Kreislern, ha, Sie ſind Monsieur de Krösel. Der Fürſt ſprach ſehr günſtig von Ihnen!“ Geſegnet, ſprach Kreisler, indem ſein ganzes Geſicht in hundert Falten und Fältchen ſeltſam vibrirte, geſegnet ſey der gute Herr dafür, denn ſo wird es mir vielleicht gelingen, das zu erhalten, warum ich Sie gnädigſter Prinz anflehen wollte, nämlich Ihre angenehme Protektion. — Ich habe die kühne Ahnung, daß Sie mir auf den erſten Blick Ihr Wohlwollen zuwandten, da Sie im Vorübergehen, aus höchſt eigner Bewegung, mich zum Haſenfuß zu kreiren geruhten, und da nun Haſenfüße zu allem nur erſinnlichen taugen, ſo — „Sie ſind, unterbrach ihn der

Prinz, Sie ſind ein ſpaßhafter Mann —" Ganz und gar nicht, fuhr Kreisler fort, ich liebe zwar den Spaß, aber nur den ſchlechten, und der iſt nun wieder nicht ſpaßhaft. Gegenwärtig wollt' ich gern nach Neapel gehen, und beim Molo einige gute Fiſcher- und Banditenlieder aufſchreiben ad usum delphini. Sie ſind, beſter Prinz, ein gütiger kunſtliebender Herr, ſollten Sie mir vielleicht durch einige Empfehlungen — „Sie ſind, unterbrach ihn der Prinz auf's neue, Sie ſind ein ſpaßhafter Mann, Monsieur de Krösel, ich liebe das, ich liebe das in der That, aber jetzt mag ich Sie in Ihrem Spaziergange nicht aufhalten — Adieu!" — Nein, gnädigſter Herr, rief Kreisler, ich kann die Gelegenheit nicht vorüber laſſen, ohne mich Ihnen in meinem vollſten Lüſtre zu zeigen. Sie wollten in das Fiſcherhäuschen treten, dort ſteht ein kleines Pianoforte, Fräulein Julia iſt gewiß ſo gütig, mit mir ein Duett zu ſingen! „Mit tauſend Freuden," rief Julia, und hing ſich an Kreislers Arm. Der Prinz biß die Zähne zuſammen und ſchritt ſtolz voran. Im Gehen flüſterte Julia Kreislern in's Ohr: Kreisler! welche ſeltſame Stimmung. O Gott, erwiederte Kreisler eben ſo leiſe, o Gott, und Du liegſt eingelullt in bethörenden Träumen, wenn die Schlange ſich naht, Dich zu tödten mit giftigem Biß? — Julia blickte ihn an im tiefſten Erſtaunen. Nur ein einziges Mal, im Moment der höchſten muſikaliſchen Begeiſterung, hatte Kreisler ſie Du genannt. —

Als das Duett geendet, brach der Prinz, der ſchon während des Geſanges öfters bravo, bravissimo, gerufen, aus in ſtürmiſchen Beifall. Er bedeckte Julia's Hände mit feurigen Küſſen, er ſchwor, daß kein Geſang jemals ſo ſein ganzes Weſen durchdrungen, und bat Julien, es zu verſtatten, daß er einen Kuß auf die Himmels-Lippen drücke, über die der Nektarſtrom der Paradieſeslaute gefloſſen.

Julia wich ſcheu zurück. Kreisler trat vor den Prinzen hin und ſprach: „da Sie mir, Gnädigſter! auch nicht ein Wörtlein des Lobes zuwenden wollen, das ich als Komponiſt und wackrer Sänger eben ſo gut verdient zu haben vermeine, als Fräulein Julia, ſo merke ich ſchon, daß ich mit meinen ſchwachen muſikaliſchen Kenntniſſen nicht ſtark genug wirke. Aber auch in der Malerei bin ich erfahren, und werde die Ehre haben, Ihnen ein kleines Bildniß zu zeigen, das eine Perſon vorſtellt, deren merkwürdiges Leben und ſeltſames Ende mir ſo bekannt iſt, daß ich alles jedem erzählen kann, der es nur hören weiß.“ „Ueberläſtiger Menſch!“ murmelte der Prinz. Kreisler zog ein Käſtchen aus der Taſche, nahm ein kleines Bildniß heraus, und hielt es dem Prinzen entgegen. Er blickte hin, alles Blut ſchwand von dem Antlitz, ſeine Augen ſtarrten, ſeine Lippen bebten, zwiſchen den Zähnen murmelnd: **Maledetto**! ſtürzte er fort.

„Was iſt das, rief Julia zum Tode erſchrocken, um aller Heiligen willen, was iſt das, Kreisler — ſagen Sie mir alles!“

„Tolles Zeug, erwiederte Kreisler, luſtige Streiche, Teufelsbannerei! Sehn Sie, theures Fräulein, wie der gütige Prinz mit den allerlängſten Schritten, deren ſeine gnädigſten Beine mächtig, über die Brücke läuft. — Gott! er verläugnet ganz ſeine ſüße idylliſche Natur, er ſchaut nicht einmal in den See, er verlangt nicht mehr, den Schwan zu füttern, der liebe gute — Teu…“

„Kreisler, ſprach Julia, Ihr Ton geht eiskalt durch mein Inneres, ich ahne Unheil — was haben Sie mit dem Prinzen?“

Der Kapellmeiſter trat von dem Fenſter weg, an dem er geſtanden, ſchaute tief bewegt Julia an, die vor ihm ſtand, die Hände gefaltet, als wolle ſie den guten Geiſt anflehen, daß er die Angſt von ihr nehme, die ihr Thränen aus den Augen preßte. „Nein, ſprach Kreisler, kein feindlicher Mißton ſoll den Wohllaut des Himmels verſtören, der in Deinem Gemüth wohnt, du frommes Kind! — In gleißneriſcher Verkappung gehen die Geiſter der Hölle durch die Welt, aber ſie haben keine Macht über Dich, und Du darfſt ſie nicht erkennen in ihrem ſchwarzen Thun und Treiben! — Seyen Sie ruhig, Julia! — laſſen Sie mich ſchweigen, es iſt nun alles vorüber!“ —

In dem Augenblick trat die Benzon hinein in großer Bewegung. „Was iſt geſchehen, rief ſie, was iſt geſchehen? — Wie raſend ſtürzt der Prinz dicht bei mir vorüber, ohne mich zu ſehen. Dicht bei dem Schloß kommt ihm der Adjutant entgegen, ſie ſprechen beide heftig mit einander, dann giebt der Prinz, ſo glaubt' ich zu bemerken, dem Adjutanten irgend einen wichtigen Auftrag, denn indem der Prinz in das Schloß ſchreitet, ſtürzt der Adjutant in größter Eil nach dem Pavillon, in dem er wohnt. — Der Gärtner ſagte mir, Du hätteſt mit dem Prinzen auf der Brücke geſtanden, da überfiel mich, ſelbſt weiß ich nicht warum, die fürchterliche Ahnung irgend etwas Entſetzlichen, das ſich begeben — ich eilte her, ſagt, was iſt geſchehen?“ —

Julia erzählte alles. „Geheimniſſe?“ fragte die Benzon ſcharf, indem ſie einen durchbohrenden Blick auf Kreislern warf. „Beſte Räthin, antwortete Kreisler, es giebt Augenblicke — Lagen — Situationen vielmehr, mein' ich, in denen der Menſch durchaus das Maul halten muß, da er, ſo bald er es öffnet, nichts herausbringt, als konfuſes Zeug, das die vernünftigen Leute irritirt!“ —

Dabei blieb es, unerachtet die Benzon verletzt ſchien durch Kreislers Schweigen.

Der Kapellmeiſter begleitete die Räthin mit Julien bis an's Schloß, dann begab er ſich auf den Rückweg nach Sieghartsweiler. So wie er in den Laubgängen des Parks verſchwunden, trat der Adjutant des Prinzen aus dem Pavillon, und verfolgte denſelben Weg, den Kreisler genommen. Bald darauf fiel tief im Walde ein Schuß!

In derſelben Nacht verließ der Prinz Sieghartsweiler, er hatte ſich bei dem Fürſten ſchriftlich beurlaubt, und baldige Rückkehr verſprochen. Als am andern Morgen der Gärtner mit ſeinen Leuten den Park durchſuchte, fand er Kreislers Hut, an dem blutige Spuren befindlich. Er ſelbſt war und blieb verſchwunden. — Man —

Ende des erſten Bandes.

Lebens-Anſichten
des
Katers Murr
nebſt
fragmentariſcher Biographie des Kapellmeiſters
Johannes Kreisler
in zufälligen Makulaturblättern.

Herausgegeben
von
E. T. A. Hoffmann.

Zweiter Band.

Dritter Abſchnitt.

Die Lehrmonate. Launiſches Spiel des Zufalls.

(M. f. f.) Sehnſucht, heißes Verlangen erfüllt die Bruſt, aber hat man endlich das gewonnen, nach dem man rang mit tauſend Noth und Sorgen, ſo erſtarrt jenes Verlangen alsbald zur todtkalten Gleichgültigkeit, und man wirft das errungene Gut von ſich, wie ein abgenutztes Spielzeug. Und kaum iſt dies geſchehen, ſo folgt bittre Reue der raſchen That, man ringt auf's neue und das Leben eilt dahin in Verlangen und Abſcheu. — So iſt einmal der Kaz. — Richtig bezeichnet dieſer Ausdruck mein Geſchlecht, zu dem ſich auch der hochmüthige Löwe zählt, den deshalb auch der berühmte Hanswurſt in Tieck's Octavian einen großen Kaz nennt. — Ja, wiederhole ich, ſo und nicht anders iſt einmal der Kaz, und das kazliche Herz ein gar wankelmüthiges Ding.

Des ehrlichen Biographen erſte Pflicht iſt, aufrichtig zu ſeyn, und ſich beileibe nicht ſelbſt zu ſchonen. Ganz aufrichtig, Pfote auf's Herz, will ich daher geſtehen, daß troz des unſäglichen Eifers mit dem ich mich auf die Künſte und Wiſſenſchaften legte, doch oft der Gedanke an die ſchöne Miesmies plözlich in mir aufſtieg und mein Studium unterbrach ganz und gar.

Es war mir, als hätte ich ſie nicht laſſen ſollen, als hätte ich ein treuliebendes Herz verſchmäht, das nur von einem falſchen Wahn augenblicklich verblendet. Ach! oft, wenn ich mich an dem großen Pythagoras erlaben wollte, (ich ſtudirte zu der Zeit viel Mathematik) verwiſchte plözlich ein zartes ſchwarzbeſtrumpftes Pfötchen alle Katheten und Hypotenuſen und vor mir ſtand ſie ſelbſt die holde Miesmies, ihr kleines allerliebſtes Sammtkäppchen auf dem Haupt und aus dem anmuthigen Grasgrün der ſchönſten Augen, traf mich der ſtrafende

Blick des zärtlichſten Vorwurfs. – Welche niedliche Seitenſprünge, welches holdſelige Wirbeln und Schlängeln des Schweifs. — Umpfoten wollt' ich ſie mit Entzücken neu entflammter Liebe, doch verſchwunden war die neckende Truggeſtalt. —

Nicht fehlen konnt' es, daß dergleichen Träumereien aus dem Arkadien der Liebe mich in eine gewiſſe Schwermuth verſenkten, die der gewählten Laufbahn als Dichter und Gelehrter ſchädlich werden mußte, zumal ſie bald in eine Trägheit ausartete, der ich nicht zu widerſtehen vermochte. Mit Gewalt wollte ich mich herausreißen aus dieſem verdrießlichen Zuſtande, einen raſchen Entſchluß faſſen, Miesmies wieder aufzuſuchen. Doch, hatte ich ſchon die Pfote auf die erſte Treppenſtufe geſetzt, um hinaufzuſteigen in die obern Regionen, wo ich die Holde zu finden hoffen durfte, ſo wandelte mich Schaam und Scheu an, und ich zog die Pfote wieder zurück, und begab mich traurig unter den Ofen.

Dieſer pſychiſchen Bedrängniſſe unerachtet erfreute ich mich indeſſen doch eines außerordentlichen körperlichen Wohlſeyns, ich nahm merklich zu, wo nicht in Wiſſenſchaften, ſo doch in der Stärke meines Leibes, und bemerkte wenn ich mich im Spiegel anſchaute mit Vergnügen, daß mein rundbackiges Antlitz nächſt der jugendlichen Friſche, etwas Ehrfurchtgebietendes zu erhalten begann.

Selbſt der Meiſter gewahrte meine veränderte Stimmung. Es iſt wahr, ſonſt knurrte ich und machte luſtige Sprünge, wenn er mir ſchmackhafte Speiſung reichte, ſonſt wälzte ich mich zu ſeinen Füßen, kabolzte und ſprang auch wohl auf ſeinen Schooß, wenn er, nachdem er Morgens aufgeſtanden, mir zurief: Guten Morgen Murr! — Jetzt unterließ ich das alles und begnügte mich mit einem freundlichen Miau! und jener anmuthig ſtolzen Erhebung des Rückens, die dem geneigten Leſer unter dem Namen: Katzenbuckel, bekannt ſeyn wird. Ja ich verachtete jetzt ſogar das mir ſonſt ſo liebe Vogelſpiel. — Es möchte für junge Gymnaſtiker oder Turner meines Geſchlechts lehrreich ſeyn zu ſagen, worin dieſes Spiel beſtand. — Mein Meiſter band nämlich eine oder ein paar Schreibfedern an einen langen Faden, und ließ ſie ſchnell in der Luft auf und abſteigen, ordentlich fliegen. Im Winkel lauernd und die richtigen Tempos wahrnehmend ſprang ich nun ſo lange nach den Federn, bis ich ſie erwiſchte und wacker zerzauste. Dies Spiel riß mich oft ganz hin, ich hielt die Federn wirklich für einen Vogel, ich gerieth in Feuer und Flammen, ſo daß Geiſt und Körper zugleich in Anſpruch genommen, ſich bildeten und ſtärkten. — Ja ſelbſt dies Spiel verachtete ich jetzt, und blieb ruhig auf meinem Kiſſen liegen, der Meiſter mochte ſeine Federn fliegen laſſen ſo viel er wollte. — „Kater, ſprach der Meiſter eines Tages zu mir, als ich, wenn die Feder an meine Naſe ſtreifend, ſelbſt auf mein Kiſſen flog, kaum blinzelnd die Pfote darnach ausſtreckte, Kater, du biſt gar nicht mehr wie ſonſt, du wirſt mit jedem Tage träger und fauler. Ich glaube, du friſſeſt, du ſchläfſt zu viel."

Ein Lichtſtrahl fiel bei dieſen Worten des Meiſters in meine Seele! — Nur dem Andenken an Miesmies, an das verſcherzte Paradies der Liebe hatte ich meine träge Traurigkeit zugeſchrieben, nun erſt gewahrte ich aber, wie das irdiſche Leben mich mit meinen aufwärts ſtrebenden Studien entzweit, und ſeine Anſprüche geltend gemacht hatte. Es giebt Dinge in der Natur, die es deutlich erkennen laſſen, wie die gefeſſelte Pſyche dem Tyrannen, Körper genannt, ihre Freiheit hinopfern muß. Zu dieſen Dingen rechne ich nun ganz vorzüglich den wohlſchmeckenden Brei von Mehl, ſüßer Milch und Butter, ſo wie ein breites mit Roßhaaren wohlgepolſtertes Kiſſen. Jenen ſüßen Brei wußte die Aufwärterin des Meiſters gar herrlich zu bereiten, ſo daß ich jeden Morgen zum Frühſtück zwei tüchtige Teller voll mit dem größten Appetit verzehrte. Hatte ich aber dermaßen gefrühſtückt, dann wollten mir die Wiſſenſchaften gar nicht mehr munden, ſie kamen mir vor wie trockene Speiſe, und nichts half es auch, wenn ich davon ablaſſend mich raſch in die Poeſie warf. Die hochgeprieſenſten Werke der neueſten Autoren, die gerühmteſten Trauerſpiele hochgefeierter Dichter, konnten meinen Geiſt nicht feſt halten, ich gerieth in ein ausſchweifendes Gedankenſpiel, unwillkührlich trat die kunſtfertige Aufwärterin des Meiſters in Conflikt mit dem Autor, und es wollte mir gemuthen als verſtehe jene ſich viel beſſer auf die gehörige Gradation und Miſchung der Fettigkeit, Süße und Stärke als dieſer. — Unglückliche träumeriſche Verwechſelung des geiſtigen und leiblichen Genuſſes! — Ja träumeriſch kann ich ſie nennen dieſe Verwechſelung, denn Träume ſtiegen auf und ließen mich jenes zweite gefährliche Ding, das breite mit Roßhaaren gepolſterte Kiſſen ſuchen, um ſanft darauf zu entſchlummern. Dann erſchien mir das ſüße Bild der holden Miesmies! — Himmel, ſo ſtand wohl alles im Zuſammenhange, Milchbrei, Verachtung der Wiſſenſchaften, Melancholie, Polſter, unpoetiſche Natur, Liebesandenken! — Der Meiſter hatte Recht, ich fraß, ich ſchlief zu viel! — Mit welchem ſtoiſchen Ernſt nahm ich mir vor, mäßiger zu ſeyn, aber ſchwach iſt des Katers Natur, die beſten herrlichſten Entſchlüſſe ſcheiterten an dem ſüßen Geruch des Milchbreies, an dem einladend aufgeſchwellten Polſter. — Eines Tages hört' ich den Meiſter, da er zum Zimmer herausgetreten, auf dem Flur zu jemanden ſagen: Mag es ſeyn, meinetwegen, vielleicht heitert ihn Geſellſchaft auf. Aber macht ihr mir dumme Streiche, ſpringt ihr mir auf die Tiſche, ſchmeißt ihr mir das Tintenfaß um, oder ſonſt was herab, ſo werf ich euch alle beide zum Tempel heraus.

Darauf öffnete der Meiſter die Thüre ein wenig und ließ jemanden herein. Dieſer Jemand war aber kein anderer als Freund Muzius. Beinahe hätte ich ihn nicht wieder erkannt. Seine Haare ſonſt glatt und glänzend, waren ſtruppig und unſcheinbar, die Augen lagen ihm tief im Kopf und ſein ſonſt, zwar etwas rauhes, aber doch ganz leidliches Weſen hatte etwas Uebermüthiges, Brutales angenommen. „Na, prubſtete er mich an, na, findet man Euch einmal! muß man Euch aufſuchen hinter euerm verfluchten Ofen? — Doch mit Verlaub!“ Er trat an den Teller und verzehrte die Backfiſche, die ich mir aufgeſpart hatte zum Abendbrod. „Sagt, ſprach er dazwiſchen, ſagt mir nur in's Teufels Namen, wo Ihr ſteckt, warum Ihr auf kein Dach mehr kommt, Euch nirgends mehr ſehen laßt, wo es munter hergeht?“

Ich erklärte, daß nachdem ich die Liebe zur holden Miesmies aufgegeben, mich die Wiſſenſchaften ganz und gar beſchäftigt hätten, weshalb denn an Spaziergänge nicht zu denken geweſen wäre. Nicht im mindeſten ſehne ich mich nach Geſellſchaft, da ich bei dem Meiſter alles hätte, was mein Herz nur wünſchen könne, Milchbrei, Fleiſch, Fiſche, ein weiches Lager u. ſ. w. Ein ruhiges ſorgenfreies Leben, das ſey für einen Kater von meinen Neigungen und Anlagen das erſprießlichſte Gut, und um ſo mehr müßt' ich fürchten, daß dies ginge ich aus, verſtört werden könne, da, wie ich leider wahrgenommen, meine Inklination zur kleinen Miesmies noch nicht ganz erloſchen, und ihr Wiederſehen mich leicht zu Uebereilungen hinreißen dürfe, die ich nachher vielleicht ſehr ſchwer zu bereuen haben würde.

„Ihr könnt mir nachher noch einen Backfiſch aufwizen!“ So ſprach Muzius, putzte ſich mit gekrümmter Pfote nur ganz obenhin Maul, Bart und Ohren und nahm den Platz dicht neben mir auf dem Polſter.

„Rechnet, begann Muzius, nachdem er zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit ein paar Sekunden geſponnen, mit ſanfter Stimme und Gebehrde, rechnet es Euch, mein guter Bruder Murr! für ein Glück an, daß ich auf den Einfall gerieth, Euch zu beſuchen in Eurer Clauſe, und daß der Meiſter mich zu Euch ließ ohne Widerrede. Ihr ſeyd in der größten Gefahr, in die ein tüchtiger junger Kerl von Kater, der Grütz' im Kopfe hat, und Stärke in den Gliedern, nur gerathen kann. Das heißt, Ihr ſeyd in der Gefahr ein arger abſcheulicher Philiſter zu werden. Ihr ſagt, daß Ihr den Wiſſenſchaften zu ſtrenge obliegt, um Zeit übrig zu behalten, Euch umzuſehen unter Katern. Verzeiht Bruder, das iſt nicht wahr, Ihr ſeht, rund, gemäſtet, ſpiegelglatt wie ich Euch finde, gar nicht aus wie ein Bücherwurm, wie ein Lukubrant. Glaubt mir, das verfluchte bequeme Leben iſt es was Euch faul und träge macht. Ganz anders würde Euch zu Muthe ſeyn, wenn Ihr Euch wie unſereins abſtrapaziren müßtet, bis Ihr einmal ein paar Fiſchgräten erwiſchtet oder ein Vöglein finget.“ —

Ich dachte, unterbrach ich den Freund, daß Ihre Lage gut und glücklich zu nennen. Sie waren ja ſonſt —

„Davon, fuhr mich Muzius zornig an, davon ein andermal, aber nennt mich nicht Sie, das verbitt' ich mir, ſondern Ihr, bis wir Schmolles getrunken haben. — Doch Ihr ſeyd ein Philiſter und verſteht Euch nicht auf den Comment.“

Nachdem ich mich bei dem erzürnten Freunde zu entſchuldigen geſucht, fuhr er ſanfter fort: Alſo wie geſagt, Eure Lebensart taugt nichts Bruder Murr. Ihr müßt heraus, Ihr müßt heraus in die Welt. —

Himmel, rief ich voll Schreck, was ſprecht Ihr, Bruder Muzius! in die Welt ſoll ich? — Habt Ihr vergeſſen was ich Euch vor einigen Monaten im Keller davon erzählte, wie ich einſt hinausſprang aus einem engliſchen Halbwagen in die Welt? Welche Gefahren mir von allen Seiten drohten? wie mich endlich der gute Ponto rettete und zurückbrachte zu meinem Meiſter? Muzius lachte hämiſch. —

Ja ſprach er dann, ja das iſt es eben, darin liegt es eben, der gute Ponto! — Der ſtutzeriſche, ſuperkluge, narrenhafte, ſtolze Heuchler, der ſich Eurer annahm, weil er gerade nichts Beſſeres zu thun wußte, weil es ihn gerade beluſtigte, der, ſuchtet Ihr ihn auf in ſeinen Aſſembleen und Koterien, Euch gar nicht wiedererkennen, ja Euch, weil Ihr nicht ſeines Gleichen ſeyd, herausbeißen würde! der gute Ponto der ſtatt Euch einzuführen in das wahre Weltleben, Euch unterhielt mit albernen, menſchlichen Geſchichten! — Nein guter Murr, jenes Ereigniß hat Euch eine ganz andere Welt gezeigt, als die iſt in welche Ihr hineingehört! Glaubt mir auf's Wort, all' Euer einſames Studiren hilft Euch ganz und gar nichts, und iſt Euch vielmehr noch ſchädlich. Denn Ihr bleibt dennoch ein Philiſter, und es giebt auf der ganzen weiten Erde nichts Langweiligeres und Abgeſchmackteres als einen gelehrten Philiſter!

Aufrichtig geſtand ich dem Freunde Muzius, daß ich den Ausdruck Philiſter ſo wie ſeine eigentliche Meinung nicht ganz faſſe. „O mein Bruder, erwiederte Muzius, indem er anmuthig lächelte, ſo daß er in dem Augenblick ſehr hübſch ausſah, und wieder ganz der alte brave Muzius ſchien, o mein Bruder Murr, ganz vergeblich würde der Verſuch ſeyn, Euch dieſes alles zu erklären, denn nimmermehr könnt Ihr begreifen, was ein Philiſter iſt, ſo lange Ihr ſelbſt einer ſeyd. Wollt Ihr indeſſen zur Zeit mit einigen Grundzügen eines Katzphiliſters vorlieb nehmen, ſo kann —

(Mak. Bl.) — — gar ſeltſames Schauſpiel. In der Mitte des Zimmers ſtand Prinzeſſin Hedwiga; ihr Antlitz war leichenblaß, todtſtarr ihr Blick. Prinz Ignatius trieb ſein Spiel mit ihr, wie mit einer Gliederpuppe. Er hob ihr den Arm in die Höhe, der ſtehen blieb, und ſank wenn er ihn niederbeugte. Er ſtieß ſie ſanft vorwärts, ſie ging, er ließ ſie ſtehen, ſie ſtand, er ſetzte ſie in den Seſſel, ſie ſaß. So vertieft war der Prinz in dies Spiel, daß er die Eintretenden gar nicht bemerkte.

„Was machen Sie da, Prinz!" — So rief ihm die Fürſtin zu, da verſicherte er kichernd und fröhlich ſich die Hände reibend, daß Schweſter Hedwiga jetzt gut und artig geworden und alles thue, was er wünſche, auch ihm gar nicht ſo widerſpreche und ihn ausſchelte wie ſonſt. — Und damit begann er auf's Neue, indem er militäriſch kommandirte, die Prinzeſſin in allerlei Stellungen zu bringen, und jedesmal wenn ſie wie feſtgezaubert in der Stellung blieb, die er ihr gegeben, lachte er laut und ſprang vor Freuden in die Höhe. „Das iſt nicht zu ertragen,“ ſprach die Fürſtin leiſe mit zitternder Stimme, indem Thränen ihr in den Augen glänzten, doch der Leibarzt trat auf den Prinzen zu, und rief mit ſtrengem gebietendem Ton: laſſen Sie das bleiben gnädigſter Herr! Dann nahm er die Prinzeſſin in die Arme, ließ ſie ſanft nieder auf die Ottomane die im Zimmer befindlich, und zog die Verhänge zu. „Es iſt, wandte er ſich dann zur Fürſtin, es iſt zur Zeit der Prinzeſſin nichts nöthiger, als die unbedingteſte Ruhe, ich bitte daß der Prinz das Zimmer verlaſſe.“

Prinz Ignatius ſtellte ſich ſehr ungebehrdig an und klagte ſchluchzend, daß jetzt allerlei Leute die gar keine Prinzen wären, und nicht einmal von Adel, ſich unterfingen ihm zu widerſprechen. Er wolle nun bei der Prinzeſſin Schweſter bleiben, die ihm lieber geworden ſey, als ſeine ſchönſten Taſſen, und der Herr Leibarzt habe ihm gar nichts zu befehlen.

„Gehen Sie lieber Prinz, ſprach die Fürſtin ſanft, gehen Sie in Ihre Zimmer, die Prinzeſſin muß jetzt ſchlafen, und nach der Tafel kommt Fräulein Julia.“

„Fräulein Julia! rief der Prinz indem er kindiſch lachte und hüpfte, Fräulein Julia! — Ha das iſt ſchön, der zeige ich die neuen Kupferſtiche und wie ich abgebildet bin in der Geſchichte vom Waſſerkönig als Prinz Lachs mit dem großen Orden!“ — damit küßte er der Fürſtin ceremoniös die Hand und reichte die ſeinige mit ſtolzem Blick dar dem Leibarzt zum Kuß. Der faßte aber die Hand des Prinzen und führte ihn zur Thüre die er öffnete, ſich höflich verneigend. Der Prinz ließ es ſich gefallen auf dieſe Art hinaus gewieſen zu werden.

Die Fürſtin ſank ganz Schmerz und Erſchöpfung nieder in den Lehnſtuhl, ſtützte den Kopf in die Hand und ſprach mit dem Ausdruck des tiefſten Weh's leiſe vor ſich hin: Welche Todſünde laſtet auf mir, daß mich der Himmel ſo hart ſtraft. — Dieſer Sohn zu ewiger Unmündigkeit verdammt — und nun — Hedwiga — meine Hedwiga! — Die Fürſtin verfiel in trübes düſtres Nachdenken.

Der Leibarzt hatte indeſſen mit Mühe der Prinzeſſin ein paar Tropfen irgend einer balſamen Arzenei eingeflößt und die Kammerfrauen herbeigerufen, die die Prinzeſſin, deren automatiſcher Zuſtand ſich nicht im mindeſten änderte, fortbrachten in ihre Zimmer, nachdem ſie von dem Leibarzt die Weiſung erhalten, bei dem kleinſten Zufall, den die Prinzeſſin erleiden könne, ihn ſogleich herbeizurufen.

Gnädigſte Frau, wandte ſich der Leibarzt zur Fürſtin, ſo höchſt ſeltſam, ſo höchſt beſorglich auch der Zuſtand der Prinzeſſin ſcheinen mag, ſo glaube ich doch mit Gewißheit verſichern zu können, daß er bald aufhören wird ohne die mindeſten gefährlichen Folgen zu hinterlaſſen. Die Prinzeſſin leidet an jener ganz beſondern wunderbaren Art des Starrkrampfs, die in der ärztlichen Praxis ſo ſelten vorkommt, daß mancher hochberühmte Arzt niemals in ſeinem Leben Gelegenheit fand dieſelbe zu beobachten. Ich muß mich daher in der That glücklich ſchätzen — Der Leibarzt ſtockte —

Ha, ſprach die Fürſtin mit bitterm Ton, daran erkenne ich den praktiſchen Arzt, der grenzenloſes Leiden nicht achtet, wenn er nur ſeine Kenntniß bereichert.

Noch, fuhr der Leibarzt fort ohne den Vorwurf der Fürſtin zu beachten, noch vor ganz kurzer Zeit fand ich in einem wiſſenſchaftlichen Buche das Beiſpiel eines Zufalls, der ganz dem gleich iſt, in den die Prinzeſſin verfallen. Eine Dame (ſo erzählt mein Autor) kam von Veſoul nach Beſançon, um einen Rechtshandel zu betreiben. Die Wichtigkeit der Sache, der Gedanke daß der Verluſt des Prozeſſes die letzte höchſte Stufe der empfindlichſten Widerwärtigkeiten die ſie erduldet, ſeyn und ſie in Noth und Elend ſtürzen mußte, erfüllte ſie mit der lebhafteſten Unruhe die bis zu einer Exaltation ihres ganzen Gemüths ſtieg. Sie brachte die Nächte ſchlaflos zu, aß wenig, man ſah ſie in der Kirche auf ungewöhnliche Weiſe niederfallen und beten, genug, auf verſchiedene Art that ſich der abnorme Zuſtand kund. Endlich aber an demſelben Tage, da ihr Prozeß entſchieden werden ſollte, traf ſie ein Zufall den die anweſenden Perſonen für einen Schlagfluß hielten. Die herbeigerufenen Aerzte fanden die Dame in einem Lehnſtuhle unbeweglich mit gen Himmel gerichteten funkelnden Augen, offenen und unbeweglichen Augenlidern, mit erhobenen Armen und gefaltenen Händen. Ihr vorher trauriges bleiches Geſicht war blühender, heiterer, angenehmer als ſonſt, ihr Athemzug ungehindert und gleich, der Puls weich, langſam, ziemlich voll, beinahe wie bei einer ruhig ſchlafenden Perſon. Ihre Glieder waren biegſam, leicht und ließen ohne den geringſten Widerſtand ſich in alle Stellungen bringen. Aber darin äußerte ſich die Krankheit und die Unmöglichkeit irgend einer Täuſchung, daß die Glieder von ſelbſt nicht aus der Stellung kamen, in die ſie verſetzt worden. Man drückte ihr Kinn abwärts, der Mund öffnete ſich und blieb offen. Man hob einen Arm, nachher den andern auf, ſie fielen nicht abwärts, man bog ſie ihr nach dem Rücken hin, ſtreckte ſie hoch in die Höhe, ſo daß es jedem unmöglich geweſen ſeyn würde, ſich lange in dieſer Stellung zu behaupten, und doch geſchah es. Man mochte den Korper ſo ſehr herabbeugen als man wollte, immer blieb er in dem vollkommenſten Gleichgewicht. Sie ſchien gänzlich ohne Empfindung, man rüttelte, kneipte, quälte ſie, ſtellte ihr die Füße auf ein heißes Kohlenbecken, ſchrie ihr in die Ohren, ſie werde ihren Prozeß gewinnen, alles umſonſt, ſie gab kein Zeichen des willkührlichen Lebens von ſich. Nach und nach kam ſie zu ſich ſelbſt, doch führte ſie unzuſammenhängende Reden — Endlich —

Fahren Sie fort, ſprach die Fürſtin, als der Leibarzt inne hielt, fahren Sie fort, verſchweigen Sie mir nichts und ſey es das Entſetzlichſte! — Nicht wahr? — in Wahnſinn verfiel die Dame!

Es genügt, ſprach der Leibarzt weiter, es genügt hinzuzufügen, daß ein ſehr böſer Zuſtand der Dame nur vier Tage hindurch anhielt, daß ſie in Veſoul, wohin ſie zurückkehrte, völlig genas und nicht die mindeſten ſchlimmen Folgen ihrer harten ungewöhnlichen Krankheit verſpürte. —

Während die Fürſtin auf's Neue in trübes Nachdenken verſank, verbreitete ſich der Leibarzt weitläufig über die ärztlichen Mittel die er anzuwenden gedenke, um der Prinzeſſin zu helfen und verlor ſich zuletzt in ſolche wiſſenſchaftliche Demonſtrationen als ſpräche er in einer ärztlichen Berathung zu den tief gelehrteſten Doktoren.

Was, unterbrach endlich die Fürſtin den wortreichen Leibarzt, was helfen alle Mittel, die die ſpekulirende Wiſſenſchaft darbietet, wenn das Heil, das Wohl des Geiſtes gefährdet.

Der Leibarzt ſchwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fort: Gnädigſte Frau, das Beiſpiel von der wunderbaren Starrſucht jener Dame in Beſançon zeigt, daß der Grund ihrer Krankheit in einer pſychiſchen Urſache lag. Man fing, als ſie zu einiger Beſinnung gekommen, ihre Kur damit an, daß man ihr Muth einſprach und ihr den böſen Prozeß als gewonnen darſtellte. — Einig ſind auch die erfahrenſten Aerzte darüber, daß eben irgend eine plötzliche ſtarke Gemüthsbewegung jenen Zuſtand am erſten hervorbringt. Prinzeſſin Hedwiga iſt reizbar bis zum höchſten ungewöhnlichen Grade, ja ich möchte den Organismus ihres Nervenſyſtems manchmal ſchon an und für ſich ſelbſt abnorm nennen. Gewiß ſcheint es, daß irgend eine heftige Erſchütterung des Gemüths auch ihren Krankheitszuſtand erzeugte. Man muß die Urſache zu erforſchen ſuchen, um pſychiſch mit Erfolg auf ſie wirken zu können! — Die ſchnelle Abreiſe des Prinzen Hektor — Nun gnädigſte Frau, die Mutter dürfte vielleicht tiefer ſchauen als jeder Arzt, und dieſem die beſten Mittel an die Hand geben können zur heilſamen Kur.

Die Fürſtin erhob ſich und ſprach ſtolz und kalt: Selbſt die Bürgerfrau bewahrt gern die Geheimniſſe des weiblichen Herzens, das Fürſtenhaus erſchließt ſein Inneres nur der Kirche und ihren Dienern, zu denen der Arzt ſich nicht zählen darf!

Wie, rief der Leibarzt lebhaft, wer vermag das leibliche Wohl ſo ſcharf zu trennen von dem geiſtigen? Der Arzt iſt der zweite Beichtvater, in die Tiefe des pſychiſchen Seyns müſſen ihm Blicke vergönnt werden, wenn er nicht jeden Augenblick Gefahr laufen will zu fehlen. Denken Sie an die Geſchichte jenes kranken Prinzen, gnädigſte Frau —

Genug! unterbrach die Fürſtin den Arzt beinahe mit Unwillen, genug! — Nie werde ich mich bewegen laſſen eine Unſchicklichkeit zu begehen, eben ſo wenig als ich glauben kann, daß irgend eine Unſchicklichkeit auch nur in Gedanke und Empfindung die Krankheit der Prinzeſſin veranlaßt haben kann.

Damit entfernte ſich die Fürſtin, und ließ den Leibarzt ſtehen.

Wunderliche, ſprach dieſer zu ſich ſelbſt, wunderliche Frau dieſe Fürſtin! Gern möchte ſie andere, ja ſich ſelbſt überreden, daß der Kitt womit die Natur Seel' und Körper zuſammenleimt, wenn es darauf ankommt etwas Fürſtliches zu bilden, von ganz beſonderer Art ſey, und keinesweges dem zu vergleichen, den ſie bei uns armen Erdenſöhnen bürgerlicher Abkunft verbraucht. — Man ſoll gar nicht daran denken, daß die Prinzeſſin ein Herz hat, ſo wie jener höfiſche Spanier, der das Geſchenk von ſeidnen Strümpfen, das gute niederländiſche Bürger ſeiner Fürſtin machen wollten, deshalb verſchmähte, weil es unſchicklich ſey daran zu erinnern, daß eine ſpaniſche Königin wirklich

Füße habe wie andere ehrliche Leute! — Und doch! zu wetten iſt es, daß in dem Herzen, dem Laboratorio alles weiblichen Weh's, die Urſache des fürchterlichſten aller Nervenübel zu ſuchen iſt, das die Prinzeſſin befallen. —

Der Leibarzt dachte an Prinz Hektors ſchnelle Abreiſe, an der Prinzeſſin übermäßige krankhafte Reizbarkeit, an die leidenſchaftliche Art, wie ſie ſich (ſo hatte er es vernommen) gegen den Prinzen betragen haben ſollte, und ſo ſchien es ihm gewiß, daß irgend ein plötzlicher Liebeszwiſt die Prinzeſſin bis zu jäher Krankheit verletzt. — Man wird ſehen, ob des Leibarztes Vermuthungen Grund hatten oder nicht. Was die Fürſtin betrifft, ſo mochte ſie Aehnliches vermuthen und eben deshalb alle Nachfrage, alles Forſchen des Arztes für unſchicklich halten, da der Hof überhaupt jedes tiefere Gefühl als unſtatthaft verwirft und gemein. — Die Fürſtin hatte ſonſt Gemüth und Herz, aber das ſeltſame halb lächerliche, halb widrige Ungeheuer, Etiquette genannt, hatte ſich auf ihre Bruſt gelegt wie ein bedrohlicher Alp, und keine Seufzer, kein Zeichen des innern Lebens ſollte mehr hinauf ſteigen aus dem Herzen. Gelingen mußt' es ihr daher ſelbſt Scenen der Art, wie ſie ſich eben mit dem Prinzen und der Prinzeſſin begeben, zu verwinden und den ſtolz abzuweiſen, der nichts wollte als helfen.

Während ſich dies im Schloſſe begab, ereignete ſich auch im Park manches, was hier beizubringen iſt.

In dem Gebüſch links bei dem Eingange ſtand der dicke Hofmarſchall, zog ein kleines goldnes Döschen aus der Taſche, wiſchte, nachdem er eine Priſe Taback genommen, mit dem Rockärmel einigemal darüber weg, reichte es dem Leibkammerdiener des Fürſten hin und ſprach alſo: Schätzenswerther Freund, ich weiß, Sie lieben dergleichen artige Pretioſen, nehmen Sie gegenwärtiges Döschen als ein geringes Zeichen meines gnädigen Wohlwollens an, auf das Sie ſtets rechnen können. — Doch ſagen Sie Liebſter! wie kam das mit dem ſeltſamen ungewöhnlichen Spaziergange?

Mich unterthänigſt zu bedanken, erwiederte der Leibkammerdiener, indem er die goldne Doſe einſteckte. Dann räusperte er ſich und fuhr fort: Verſichern kann ich, hochgebietende Excellenz, daß unſer gnädigſter Herr ſehr alarmirt ſind, ſeit dem Augenblick als der gnädigſten Prinzeſſin Hedwiga, man weiß nicht wie, die fünf Sinne abhanden gekommen. Heute ſtanden ſie am Fenſter ganz hoch aufgerichtet wohl eine halbe Stunde und trommelten mit den gnädigſten Fingern der rechten Hand ſchrecklich auf die Spiegelſcheibe, daß es klirrte und krachte. Aber lauter hübſche Märſche von anmuthiger Melodie und friſchem Weſen, wie mein ſeliger Schwager der Hoftrompeter zu ſagen pflegte. — Excellenz wiſſen, mein ſeliger Schwager der Hoftrompeter war ein geſchickter Mann, er brachte ſein Flattergrob heraus wie ein Däuschen, ſeine Grobſtimme, ſeine Faulſtimme klang wie Nachtigallſchlag, und was das Prinzipalblaſen betrifft — Alles, unterbrach der Hofmarſchall den Schwätzer, alles weiß ich, mein Beſter! Ihr ſeliger Herr Schwager war ein vortrefflicher Hoftrompeter, aber jetzt, was thaten, was ſprachen Durchlaucht, als ſie die Märſche zu trommeln geruht hatten?

Thaten, ſprachen! fuhr der Leibkammerdiener fort, hm! — eben nicht viel. Durchlaucht wandten ſich um, ſahen mich ſtarr an mit recht feurigen Augen, zogen die Klingel auf furchtbare Weiſe und rieſen dabei laut: François — François! Durchlaucht ich bin ſchon hier, rief ich. Da ſprachen aber der gnädigſte Herr ganz zornig: Eſel, warum ſagt er das nicht gleich! Und darauf: Mein Promenadenkleid! — Ich that wie mir geheißen. Durchlaucht geruhten den grünſeidenen Ueberrock ohne Stern anzulegen und ſich nach dem Park zu begeben. Sie verboten mir ihnen zu folgen, aber — hochgebietende Excellenz, man muß doch wiſſen wo ſich der gnädigſte Herr befinden, wenn etwa ein Unglück — Nun! — ich folgte ſo ganz von weitem und gewahrte, daß der gnädigſte Herr ſich in das Fiſcherhäuschen begaben. —

Zum Meiſter Abraham! — rief der Hofmarſchall ganz verwundert. „So iſt es,“ ſprach der Leibkammerdiener und ſchnitt ein ſehr wichtiges geheimnißvolles Geſicht.

In's Fiſcherhäuschen, wiederholte der Hofmarſchall, in's Fiſcherhäuschen zum Meiſter Abraham! — Nie haben Durchlaucht den Meiſter aufgeſucht im Fiſcherhäuschen! —

Ein ahnungevolles Stillſchweigen folgte, dann ſprach der Hofmarſchall weiter: und ſonſt äußerten Durchlaucht gar nichts? „Gar nichts, erwiederte der Leibkammerdiener bedeutungevoll. Doch, fuhr er ſchlaulächelnd fort, ein Fenſter des Fiſcherhäuschens geht heraus nach dem dickſten Gebüſch, es iſt dort eine Vertiefung, man verſteht jedes Wort, was drinnen im Häuschen geſprochen wird — man könnte —" Beſter, wenn Sie das thun wollten, rief der Hofmarſchall entzückt! — „Ich thue es," ſprach der Kammerdiener und ſchlich leiſe fort. Doch als er aus dem Gebüſch hervortrat, ſtand der Fürſt der eben nach dem Schloß zurückkehrte, dicht vor ihm, ſo daß er ihn beinahe berührte. In ſcheuer Ehrfurcht prallte er zurück: „Vous êtes un grand Tölpel!" donnerte ihn der Fürſt an, rief dem Hofmarſchall ein kaltes dormez bien! zu und entfernte ſich mit dem Leibkammerdiener, der ihm folgte, in's Schloß.

Ganz beſtürzt blieb der Hofmarſchall ſtehen, murmelte, Fiſcherhäuschen — Meiſter Abraham — dormez bien — und beſchloß ſogleich zu dem Kanzler des Reichs zu fahren, um ſich über die außerordentliche Begebenheit zu berathen und wo möglich die Conſtellation heraus zu finden, die am Hofe ob dieſes Ereigniſſes ſich erzeugen könne. —

Meiſter Abraham hatte den Fürſten bis eben an das Gebüſch begleitet, in dem ſich der Hofmarſchall und der Leibkammerdiener befanden, hier war er umgekehrt auf Geheiß des Fürſten, der nicht wollte, daß man ihn aus den Fenſtern des Schloſſes in Geſellſchaft des Meiſters bemerke. — Der geneigte Leſer weiß, wie gut es dem Fürſten gelungen, ſeinen einſamen geheimen Beſuch bei dem Meiſter Abraham im Fiſcherhäuschen zu verbergen. Aber noch eine Perſon außer dem Kammerdiener hatte den Fürſten, ohne daß er es ahnen konnte, belauſcht.

Beinahe war Meiſter Abraham angelangt in ſeiner Wohnung, als ihm ganz unvermuthet aus den Gängen, die ſchon zu dunkeln begannen, die Räthin Benzon entgegentrat.

Ha, rief die Benzon mit bittrem Lachen: der Fürſt hat ſich bei Euch Raths erholt, Meiſter Abraham. In der That, Ihr ſeyd die wahre Stütze des fürſtlichen Hauſes, dem Vater und dem Sohne laßt Ihr Eure Weisheit und Erfahrung zufließen, und wenn guter Rath theuer oder gar nicht zu haben — So, fiel Meiſter Abraham der Benzon in's Wort, ſo giebt es eine Räthin, die eigentlich das glanzvolle Geſtirn iſt, das hier alles erleuchtet, und unter deſſen Einfluß auch nur ein armer alter Orgelbauer beſtehen, und ſein einfaches Leben ungeſtört durchfriſten kann.

„Scherzt, ſprach die Benzon, ſcherzt nicht ſo bitter, Meiſter

Abraham, ein Geſtirn, das glanzvoll geleuchtet, kann unſerm Horizont entfliehend ſchnell verbleichen, und endlich ganz untergehen. Die ſeltſamſten Ereigniſſe ſcheinen ſich durchkreuzen zu wollen, in dieſem einſamen Familienkreiſe, den eine kleine Stadt und ein paar Dutzend Menſchen mehr als darin wohnen, Hof zu nennen gewohnt ſind. — Die ſchnelle Abreiſe des ſehnlich erwarteten Bräutigams — Hedwiga's bedrohlicher Zuſtand! — In der That, tief niederbeugen mußte dies den Fürſten, wäre er nicht ein ganz gefühlloſer Mann.“ —

Nicht, unterbrach der Meiſter Abraham die Benzon, nicht immer waren Sie dieſer Meinung Frau Räthin. —

Ich verſtehe Euch nicht, ſprach die Benzon mit verächtlichem Ton, indem ſie dem Meiſter einen ſtechenden Blick zuwarf und dann ſchnell das Geſicht abwandte. —

Fürſt Irenäus hatte im Gefühl des Vertrauens, das er dem Meiſter Abraham ſchenken, ja der geiſtigen Uebermacht, die er ihm zugeſtehen mußte, alle fürſtliche Bedenklichkeiten bei Seite geſtellt, und im Fiſcherhäuschen ſein ganzes Herz ausgeſchüttet, auf alle Aeußerungen der Benzon über die verſtörenden Ereigniſſe des Tages aber geſchwiegen. Dies wußte der Meiſter, und um ſo weniger durfte ihm die Empfindlichkeit der Räthin auffallen, wiewohl er ſich verwunderte, daß kalt und in ſich verſchloſſen wie ſie war, ſie dieſe Empfindlichkeit nicht beſſer zu verbergen vermochte.

Wohl mußte es aber die Räthin tief ſchmerzen, daß ſie das Monopol der Vormundſchaft über den Fürſten, das ſie ſich angeeignet, auf's Neue und zwar in einem kritiſchen, verhängnißvollen Augenblick gefährdet ſah.

Aus Gründen, die ſich vielleicht ſpäter klar entwickeln dürften, war die Verbindung der Prinzeſſin Hedwiga mit dem Prinzen Hektor der Räthin feurigſter Wunſch. Auf dem Spiele ſtand dieſe Verbindung, ſo mußte ſie glauben, und jede Einmiſchung eines dritten in dieſe Angelegenheit ihr bedrohlich erſcheinen. Ueberdies ſah ſie ſich zum erſtenmal von unerklärlichen Geheimniſſen umringt, zum erſtenmal ſchwieg der Fürſt; konnte ſie, die gewohnt das ganze Spiel des phantaſtiſchen Hofes zu regieren, tiefer gekränkt werden?

Meiſter Abraham wußte, daß einem aufgeregten Weibe nichts beſſer entgegen zu ſetzen iſt als unüberwindliche Ruhe, er ſprach daher kein Wörtchen, ſondern ſchritt ſchweigend daher neben der Benzon, die ſich in tiefen Gedanken nach jener Brücke wandte, die der geneigte Leſer ſchon kennt. Sich auf das Geländer ſtützend ſchaute die Räthin hinein in die fernen Büſche, denen die ſinkende Sonne noch, wie zum Abſchiede, goldene leuchtende Blicke zuwarf.

„Ein ſchöner Abend,“ ſprach die Räthin ohne ſich umzuwenden. Gewiß, erwiederte Meiſter Abraham, gewiß, ſtill, ruhig, heiter wie ein unbefangenes, unverſtörtes Gemüth.

„Sie können, fuhr die Räthin fort, das vertraulichere Ihr mit dem ſie ſonſt den Meiſter anredete, aufgebend, Sie können, mein lieber Meiſter, es mir nicht verargen, daß ich mich ſchmerzhaft berührt fühlen muß, wenn der Fürſt plötzlich nur Sie zu ſeinem Vertrauten macht, nur Sie zu Rathe zieht, in einer Angelegenheit, über die eigentlich die welterfahrene Frau beſſer zu rathen, zu entſcheiden weiß. Doch vorüber, ganz vorüber iſt die kleinliche Empfindlichkeit, die ich nicht zu bergen vermochte. Ich bin ganz beruhigt, da nur die Form verletzt iſt. Der Fürſt ſelbſt hätte mir das Alles ſagen ſollen, was ich nun erfahren habe auf andere Weiſe und ich kann in der That alles was Sie, lieber Meiſter, ihm erwiederten, nur höchlich billigen. — Selbſt will ich geſtehen, daß ich etwas that, was eben nicht lobenswerth iſt. Mag es nicht ſowohl weibliche Neugierde, als die tiefſte Theilnahme an Allem was ſich in dieſer fürſtlichen Familie begiebt, entſchuldigen. Erfahren Sie es Meiſter, ich habe Sie belauſcht, Ihre ganze Unterredung mit dem Fürſten angehört, jedes Wort verſtanden.“ —

Den Meiſter Abraham erfaßte bei dieſen Worten der Benzon ein ſeltſames von höhnender Ironie und tiefer Verbitterung gemiſchtes Gefühl. Eben ſo gut wie jener Leibkammerdiener des Fürſten, hatte Meiſter Abraham bemerkt, daß man in der buſchigten Vertiefung, dicht vor dem einen Fenſter des Fiſcherhäuschens verſteckt, jedes Wort vernehmen konnte was drinnen geſprochen wurde. Durch eine geſchickte akuſtiſche Vorrichtung war ihm indeſſen gelungen, es zu bewirken, daß jedes Geſpräch im Innern des Häuschens dem draußen ſtehenden nur wie ein verwirrtes unverſtändliches Geräuſch klang und es ſchlechterdings unmöglich blieb, auch nur eine Sylbe zu unterſcheiden. — Erbärmlich mußte es daher dem Meiſter erſcheinen, wenn die Benzon zu einer Lüge ihre Zuflucht nahm, um hinter Geheimniſſe zu kommen, die ſie zwar ahnen mochte, aber nicht der

Fürſt und die dieſer daher auch nicht wohl dem Meiſter Abraham vertrauen konnte. — Man wird erfahren, was der Fürſt mit dem Meiſter im Fiſcherhäuschen verhandelte. —

O rief der Meiſter, o meine Gnädige, es war der rege Geiſt der Lebensweiſen unternehmenden Frau ſelbſt, der Sie an das Fiſcherhäuschen führte. Wie kann ich armer alter jedoch unerfahrner Mann mich in allen dieſen Dingen zurecht finden, ohne Ihren Beiſtand. Eben wollt ich alles was mir der Fürſt vertraut, weitläufig hererzählen, aber es bedarf keiner fernern Erläuterungen, da Ihnen ſchon alles bekannt. Möchten Sie Gnädige mich würdig achten, ſich über alles was vielleicht ſchlimmer ſich darſtellen mag, als es wirklich iſt, recht von Herzen auszuſprechen.

Meiſter Abraham traf den Ton der biedern Zutraulichkeit ſo gut, daß die Benzon all' ihrer Scharfſichtigkeit unerachtet, nicht gleich zu entſcheiden wußte, ob es hier auf eine Myſtification abgeſehen ſey oder nicht und die Verlegenheit darüber ſchnitt ihr jeden Faden ab, den ſie erfaſſen und zur für den Meiſter verfänglichen Schlinge hätte verknüpfen können. So geſchah es aber, daß ſie vergebens nach Worten ringend wie feſt gebannt auf der Brücke ſtehen blieb, und hinabſchaute in den See.

Der Meiſter weidete ſich einige Augenblicke an ihrer Pein, dann richteten ſich aber ſeine Gedanken auf die Begebniſſe des Tages. Er wußte wohl, wie Kreisler in dem Mittelpunkt eben dieſer Begebniſſe geſtanden, ein tiefer Schmerz über den Verluſt des theuerſten Freundes erfaßte ihn und unwillkührlich entfloh ihm der Ausruf: Armer Johannes!

Da wandte ſich die Benzon raſch zu dem Meiſter und ſprach mit losbrechender Heftigkeit: Wie Meiſter Abraham, Ihr ſeyd doch nicht ſo thöricht an Kreislers Untergang zu glauben? Was kann ein blutiger Hut beweiſen? — Was ſollte ihn auch ſo plötzlich zu dem ſchrecklichen Entſchluß gebracht haben ſich ſelbſt zu tödten — man hätte ihn ja auch gefunden. —

Nicht wenig erſtaunte der Meiſter, die Benzon von Selbſtmord ſprechen zu hören, hier wo ein ganz anderer Verdacht ſich zu regen ſchien; ehe er indeſſen antworten konnte, fuhr die Räthin fort: Wohl uns, wohl uns daß er fort iſt, der Unglückliche der überall, wo er ſich blicken läßt, nur verſtörendes Unheil anrichtet. Sein leidenſchaftliches Weſen, ſeine Verbitterung, nicht anders kann ich ſeinen hochgeprieſenen Humor bezeichnen, ſteckt jedes reizbare Gemüth an, mit dem er dann ſein grauſames Spiel treibt. Zeugt die höhnende Verachtung aller konventionellen Verhältniſſe, ja der Trotz gegen alle übliche Formen von Uebergewicht des Verſtandes, ſo müſſen wir alle unſere Knie beugen vor dieſem Kapellmeiſter, doch ſoll er uns in Ruhe laſſen und ſich nicht auflehnen gegen alles, was durch die richtige Anſicht des wirklichen Lebens bedingt, und als unſere Zufriedenheit begründend anerkannt wird. Darum! — dem Himmel ſey gedankt, daß er fort iſt, ich hoffe ihn nie wiederzuſehen.

Und doch, ſprach der Meiſter ſanft, und doch waren Sie ſonſt die Freundin meines Johannes, Frau Räthin, und doch nahmen Sie ſich ſeiner an in einer böſen kritiſchen Zeit und führten ihn ſelbſt auf die Bahn, von der ihn nur eben jene konventionellen Verhältniſſe die Sie ſo eifrig in Schutz nehmen, wegverlockt hatten? — Welch ein Vorwurf trifft jetzt ſo plötzlich meinen guten Kreisler? — Was für Böſes hat ſich aus ſeinem Innern aufgethan? Will man ihn darum haſſen, weil in den erſten Augenblicken, da der Zufall ihn in eine neue Region geworfen, das Leben feindlich auf ihn zutrat, weil das Verbrechen ihn bedrohte, weil — ein italieniſcher Bandit ihm nachſchlich? —

Die Räthin fuhr bei dieſen Worten ſichtlich zuſammen. — Welch', ſprach ſie dann mit zitternder Stimme, welch' einen Gedanken der Hölle hegt Ihr in der Bruſt Meiſter Abraham? — Aber wäre es ſo, wäre Kreisler wirklich gefallen, ſo wurde in dem Augenblick die Braut gerächt, die er verdorben. Eine innere Stimme ſagt es mir, Kreisler allein iſt Schuld an dem fürchterlichen Zuſtande der Prinzeſſin. Schonungslos ſpannte er die zarten Saiten im innern Gemüth der Kranken, bis ſie zerſprangen. So war, erwiederte Meiſter Abraham giftig, ſo war der italieniſche Herr ein Mann von raſchem Entſchluß, der die Rache der That voraus ſchickte. Sie haben ja, Gnädige, alles angehört was ich mit dem Fürſten geſprochen im Fiſcherhäuschen, Sie wiſſen daher auch, daß Prinzeſſin Hedwiga in demſelben Augenblick als der Schuß im Walde fiel, zur Lebloſigkeit erſtarrte.

In der That, ſprach die Benzon, man möchte an all' das chimäriſche Zeug glauben, das uns jetzt aufgetiſcht wird, an pſychiſche

Correſpondenzen und dergleichen! — Doch! noch einmal, wohl uns daß er fort iſt, der Zuſtand der Prinzeſſin kann und wird ſich ändern — Das Verhängniß hat den Störer unſerer Ruhe vertrieben und — ſagt ſelbſt Meiſter Abraham, iſt nicht unſer Freund im Innerſten zerriſſen auf ſolche Weiſe, daß das Leben ihm keinen Frieden mehr zu geben vermag? — Geſetzt alſo wirklich daß —

Die Räthin endete nicht, aber Meiſter Abraham fühlte den Zorn, den er mit Mühe unterdrückt, hoch aufflammen.

Was, rief er mit erhöhter Stimme, was habt ihr alle gegen dieſen Johannes, was hat er euch Böſes gethan, daß ihr ihm keine Freiſtatt, kein Plätzchen gönnt auf dieſer Erde? — wißt ihr's nicht? — Nun ſo will ich es euch ſagen. — Seht, der Kreisler trägt nicht eure Farben, er verſteht nicht eure Redensarten, der Stuhl den ihr ihm hinſtellt, damit er Platz nehme unter euch, iſt ihm zu klein, zu enge; ihr könnt ihn gar nicht für eures Gleichen achten, und das ärgert euch. Er will die Ewigkeit der Verträge die ihr über die Geſtaltung des Lebens geſchloſſen, nicht anerkennen, ja er meint, daß ein arger Wahn, von dem ihr befangen, euch gar nicht das eigentliche Leben erſchauen laſſe, und daß die Feierlichkeit, mit der ihr über ein Reich zu herrſchen glaubt, das euch unerforſchlich, ſich gar ſpaßhaft ausnehme, und das alles nennt ihr Verbitterung. Vor allen Dingen liebt er jenen Scherz, der ſich aus der tiefern Anſchauung des menſchlichen Seyns erzeugt und der die ſchönſte Gabe der Natur zu nennen, die ſie aus der reinſten Quelle ihres Weſens ſchöpft. Aber ihr ſeyd vornehme ernſte Leute, und wollet nicht ſcherzen — Der Geiſt der wahren Liebe wohnt in ihm, doch vermag dieſer ein Herz zu erwärmen, das auf ewig zum Tode erſtarret iſt, ja in dem niemals der Funke war, den jener Geiſt zur Flamme aufhaucht? Ihr möget den Kreisler nicht, weil euch das Gefühl des Uebergewichts, das ihr ihm einzuräumen gezwungen, unbehaglich iſt, weil ihr ihn, der Verkehr treibt mit höheren Dingen als die gerade in euern engen Kreis paſſen, fürchtet. —

Meiſter, ſprach die Benzon mit dumpfer Stimme, Meiſter Abraham, der Eifer mit dem Du für deinen Freund ſprichſt, führt Dich zu weit. Du wollteſt mich verletzen? — Nun wohl, es iſt Dir gelungen, denn Du haſt Gedanken in mir geweckt, die lange, lange ſchlummerten! — Todtſtarr nennſt Du mein Herz? — Weißt Du denn, ob jemals der Geiſt der Liebe freundlich zu ihm geſprochen, ob ich nicht allein in konventionellen Verhältniſſen des Lebens, die der überſpannte Kreisler verächtlich finden mag, Troſt und Ruhe fand? — Glaubſt Du denn nicht überhaupt, alter Mann, der auch wohl ſo manches Leid erfahren, daß es ein gefährliches Spiel iſt, ſich über jene Verhältniſſe erheben, und dem Weltgeiſt näher treten zu wollen in der Myſtifikation des eignen Seyns? Ich weiß es, die kälteſte regungsloſeſte Proſa des Lebens ſelbſt hat mich Kreisler geſcholten und es iſt ſein Urtheil, das ſich in dem Deinigen ausſpricht, wenn Du mich todtſtarr nennſt, aber habt ihr jemals dieſes Eis zu durchblicken vermocht, das meiner Bruſt ſchon längſt ein ſchützender Harniſch war? — Mag bei den Männern die Liebe nicht das Leben ſchaffen, ſondern es nur auf eine Spitze ſtellen, von der herab noch ſichre Wege führen, unſer höchſter Lichtpunkt, der unſer ganzes Seyn erſt ſchafft und geſtaltet, iſt der Augenblick der erſten Liebe. Will es das feindliche Geſchick, daß dieſer Augenblick verfehlt wurde, verfehlt iſt das ganze Leben für das ſchwache Weib, das untergeht in troſtloſer Unbedeutſamkeit, während das mit ſtärkerer Geiſteskraft begabte ſich mit Gewalt emporrafft, und eben in den Verhältniſſen des gewöhnlichen Lebens eine Geſtaltung erringt, die ihm Ruhe und Frieden giebt. — Laß es Dir ſagen, alter Mann — hier in der Dunkelheit der Nacht, die das Vertrauen verſchleiert, laß es Dir ſagen! — Als jener Moment in mein Leben trat, als ich den erblickte, der alle Gluth der innigſten Liebe, deren die weibliche Bruſt nur fähig, in mir entzündete — da ſtand ich vor dem Traualtar mit jenem Benzon, der ein guter Ehemann wurde wie kein anderer. Seine völlige Bedeutungsloſigkeit gewährte mir alles, was ich, um ein friedfertiges Leben zu führen, nur wünſchen konnte und nie iſt eine Klage, ein Vorwurf meinen Lippen entflohen. Nur den Kreis des Gewöhnlichen nahm ich in Anſpruch, und wenn dann ſelbſt in dieſem Kreiſe ſich manches begab, das mich unvermerkt irre leitete, wenn ich manches, das ſtrafbar erſcheinen möchte, mit nichts anderm zu entſchuldigen weiß, als mit dem Drange des augenblicklichen Verhältniſſes, ſo mag das Weib mich zuerſt verdammen, die ſo wie ich, den ſchweren Kampf durchkämpfte, der zu gänzlicher Verzichtung auf alles höhere Glück führt, ſollte dies auch nichts anders ſeyn, als ein ſüßer träumeriſcher Wahn. — Fürſt Irenäus machte meine Bekanntſchaft —

Doch ich ſchweige von dem was längſt vergangen, nur von der Gegenwart ſoll noch die Rede ſeyn. — Ich hab es Dir vergönnt in mein Innerſtes zu ſchauen, Meiſter Abraham, Du weißt nun, warum ich, ſo wie die Dinge ſich hier geſtalten, jedes Hineindrängen eines fremdartigen exotiſchen Prinzips als bedrohlich fürchten muß. Mein eignes Geſchick in jener verhängnißvollen Stunde grinſet mich an, wie ein furchtbar warnendes Geſpenſt. Retten muß ich die, die mir theuer ſind, ich habe meine Pläne gemacht. — Meiſter Abraham, ſeyd mir nicht entgegen, oder, wollt Ihr in den Kampf treten mit mir, ſo ſeht Euch vor, daß ich Eure beſten Taſchenſpielerkünſte nicht zu Schanden mache!

Unglückliche Frau, rief Meiſter Abraham.

Unglücklich nennſt Du mich, erwiederte die Benzon, mich, die ich ein feindliches Geſchick zu bekämpfen wußte und mir da, wo alles verloren ſchien, Ruhe und Zufriedenheit gewann?

Unglückliche Frau, rief Meiſter Abraham nochmals mit einem Ton, der von ſeiner innern Bewegung zeugte, arme unglückliche Frau! Ruhe, Zufriedenheit vermeinſt Du gewonnen zu haben, und ahneſt nicht, daß es die Verzweiflung war die, ein Vulkan, alle flammende Gluthen aus Deinem Innern hinausſtrömen ließ, und daß Du nun die todte Aſche, aus der keine Blüthe, keine Blume mehr ſproßt, in ſtarrer Bethörung für das reiche Feld des Lebens hältſt, das Dir noch Früchte ſpenden ſoll. — Ein künſtliches Gebäude willſt Du aufführen auf den Grundſtein, den ein Blitzſtrahl zermalmte, und befürchteſt nicht, daß es einſtürzen wird in dem Augenblick, da luſtig bunte Bänder wehen von der Blumenkrone, die den Sieg des Baumeiſters verkünden ſoll? — Julia — Hedwiga — ich weiß es, für ſie wurden jene Pläne künſtlich gewoben! — Unglückliche Frau, hüte Dich, daß jenes unheilbringende Gefühl, jene eigentliche Verbitterung, die Du mit großem Unrecht meinem Johannes vorwirfſt, nicht aus Deinem eignen tiefſten Innern hervortritt, ſo daß Deine weiſen Entwürfe weiter nichts ſind, als das feindliche Auflehnen gegen ein Glück, das Du niemals genoſſeſt, und das Du nun ſelbſt Deinen Lieben mißgönnſt. — Ich weiß mehr von Deinen Entwürfen als Du es glauben magſt, mehr von Deinen gerühmten Verhältniſſen des Lebens, die Dir Ruhe bringen ſollen und die — Dich verlockten zu ſtrafbarer Schande! —

Ein dumpfer unartikulirter Schrei, den die Benzon bei dieſen letzten Worten des Meiſters ausſtieß, verrieth ihre tiefe Erſchütterung. Der Meiſter hielt inne, da aber die Benzon ebenfalls ſchwieg ohne ſich von der Stelle zu rühren, fuhr er gelaſſen fort: Zu nichts weniger habe ich Luſt, als mich in irgend einen Kampf mit Ihnen zu begeben Gnädige! Was aber meine ſogenannten Taſchenſpielerkünſte betrifft, ſo wiſſen Sie ja recht gut, wertheſte Frau Räthin, daß ſeit der Zeit, da mein unſichtbares Mädchen mich verlaſſen. — In dem Augenblick erfaßte den Meiſter der Gedanke an die verlorne Chiara mit einer Gewalt, wie ſeit langer Zeit nicht mehr, er glaubte ihre Geſtalt zu erblicken in der dunklen Ferne, er glaubte ihre ſüße Stimme zu vernehmen. — O Chiara! — meine Chiara! So rief er in der ſchmerzlichſten Wehmuth! —

Was iſt Euch, ſprach die Benzon ſich ſchnell nach ihm umwendend, was iſt Euch Meiſter Abraham! — welchen Namen nanntet Ihr? — Doch noch einmal, laßt ruhen alles Vergangne, beurtheilt mich nicht nach jenen ſeltſamen Anſichten des Lebens, die Ihr mit Kreislern theilt, verſprecht mir das Vertrauen nicht zu mißbrauchen, das Euch Fürſt Irenäus geſchenkt, verſprecht mir nicht entgegen zu ſeyn in meinem Thun und Treiben.

So ganz vertieft in das ſchmerzliche Andenken an ſeine Chiara war Meiſter Abraham, daß er kaum vernahm was die Räthin ſprach, und nur unverſtändliche Worte zu erwiedern vermochte.

Weiſet, fuhr die Räthin fort, weiſet mich nicht zurück Meiſter Abraham, Ihr ſeyd, wie es ſcheint, in der That mit manchem mehr bekannt als ich vermuthen durfte, doch iſt es möglich, daß ich auch noch Geheimniſſe bewahre, deren Mittheilung Euch ſehr viel werth ſeyn würde, ja daß ich Euch vielleicht einen Liebesdienſt erzeigen könnte, an den Ihr gar nicht denkt. Laßt uns zuſammen dieſen kleinen Hof beherrſchen, der in der That des Gängelbandes bedarf. — Chiara rieft Ihr mit einem Ausdruck des Schmerzes der — Ein ſtarkes Geräuſch vom Schloſſe her unterbrach die Benzon. Meiſter Abraham erwachte aus Träumen, das Geräuſch — —

(M. f. f.) — ich folgendes beibringen. Ein Katzphiliſter beginnt, iſt er auch noch ſo durſtig, die Schüſſel Milch vom Rande rund umher an aufzulecken, damit er ſich nicht Schnauze und Bart bemilche und anſtändig bleibe, denn der Anſtand gilt ihm mehr, als der Durſt. Beſuchſt du einen Kappbiliſter, ſo bietet er dir alles nur mögliche an, verſichert dich aber, wenn du ſcheideſt, bloß ſeiner Freundſchaft, und frißt nachher heimlich und allein die Leckerbiſſen die er dir angeboten. Ein Kappbiliſter weiß vermöge eines ſichern untrüglichen Takts überall, auf dem Boden, im Keller u. ſ. den beſten Platz zu finden, wo er ſich ſo wohlbehaglich und bequem hinſtreckt, als es nur geſchehen kann. Er erzählt viel von ſeinen guten Eigenſchaften und wie er, dem Himmel ſey Dank, nicht klagen könne, daß das Schickſal dieſe guten Eigenſchaften überſehen. Sehr wortreich ſetzt er dir auseinander, wie er zu dem guten Platz gekommen den er behaupte und was er noch alles thun werde, um ſeine Lage zu verbeſſern. Willſt du nun aber auch endlich von dir und deinem geringer günſtigen Schickſal etwas ſagen, ſo kneift der Kappbiliſter ſofort die Augen zu und drückt die Ohren an, thut auch wohl, als wenn er ſchliefe, oder ſpinnt. Ein Kappbiliſter leckt ſich fleißig den Pelz rein und glänzend, und paſſirt ſelbſt auf der Mausjagd keine naſſe Stelle, ohne bei jedem Schritt die Pfoten auszuſchütteln, damit er, geht auch das Wild darüber verloren, doch in allen Verhältniſſen des Lebens ein feiner, ordentlicher, wohlgekleideter Mann bleibe. Ein Kappbiliſter ſcheut und vermeidet die leiſeſte Gefahr und bedauert, befindeſt du dich in ſolcher, und ſprichſt ſeine Hülfe an, unter den heiligſten Betheuerungen ſeiner freundſchaftlichen Theilnahme, daß gerade in dem Augenblick es ſeine Lage, die Rückſichten die er nehmen müſſe, es ihm nicht erlaubten dir beizuſtehen. Ueberhaupt iſt alles Thun und Treiben des Kappbiliſters bei jeder Gelegenheit abhängig von tauſend und tauſend Rückſichten. Selbſt z. B. gegen den kleinen Mops der ihn in den Schwanz gebiſſen auf empfindliche Weiſe, bleibt er artig und höflich, um es nicht mit dem Hofhunde zu verderben, deſſen Protektion er zu erlangen gewußt, und er nutzt nur den nächtlichen Hinterhalt, um jenem Mops ein Auge auszukratzen. Tages darauf bedauert er den theuern Mopsfreund gar von Herzen und ſchmält über die Bosheit argliſtiger Feinde. Uebrigens gleichen dieſe Rückſichten einem wohlangelegten Fuchsbau, der dem Kappbiliſter Gelegenheit giebt, überall zu entwiſchen in dem Augenblick als du ihn zu faſſen glaubſt. Ein Kappbiliſter bleibt am liebſten unter dem heimiſchen Ofen wo er ſich ſicher fühlt, das freie Dach verurſacht ihm Schwindel — Und ſeht Ihr nun wohl Freund Murr, das iſt euer Haß. Sage ich euch nun, daß der Katzburſch offen, ehrlich, uneigennützig, herzhaft, ſtets bereit dem Freunde zu helfen iſt, daß er keine andere Rückſichten kennt, als die Ehre und redlicher Sinn gebieten, genug, daß der Katzburſch durchaus der Antipode des Katzphiliſters iſt, ſo werdet ihr keinen Anſtand nehmen Euch zu erheben aus dem Philiſterthum um ein ordentlicher tüchtiger Katzburſch zu werden. —

Lebhaft fühlte ich die Wahrheit in Muzius Worten. Ich ſah ein, daß ich nur das Wort Philiſter nicht gekannt, wohl aber den Charakter, da mir ſchon manche Philiſter, d. h. ſchlechte Katzkerle vorgekommen waren die ich herzlich verachtet hatte. Um ſo ſchmerzhafter fühlte ich daher den Irrthum von dem befangen ich in die Categorie jener verächtlichen Leute hätte gerathen können und beſchloß, Muzius Rath in allem zu folgen um ſo vielleicht noch ein tüchtiger Katzburſche zu werden. — Ein junger Menſch ſprach einſt zu meinem Meiſter von einem treuloſen Freunde und bezeichnete dieſen mit einem ſehr ſeltſamen mir unverſtändlichen Ausdruck. Er nannte ihn einen pomadigen Kerl. Nun war es mir, als ſey das Beiwort pomadig, ſehr paſſend dem Hauptwort Philiſter hinzuzufügen, und ich befragte Freund Muzius darum. Kaum hatte ich aber das Wort pomadig ausgeſprochen, als Muzius laut jauchzend aufſprang, und, mich kräftig umhalſend, rief: Herzensjunge, nun gewahre ich, daß du mich ganz verſtanden haſt — ja, pomadiger Philiſter! das iſt die verächtliche Creatur, die ſich auflegt gegen das edle Burſchenthum und die wir überall wo wir ſie finden zerkloppen möchten. Ja Freund Murr, du haſt jetzt ſchon dein inneres wahrhaftes Gefühl für alles Edle, Große, bewieſen, laß dich nochmals an dieſe Bruſt drücken, in der ein treues deutſches Herz ſchlägt. — Damit umhalſte mich Freund Muzius auf's Neue und erklärte, wie er in der nächſtfolgenden Nacht mich einzuführen gedenke in das Burſchenthum, ich möge mich nur in der Mitternachtsſtunde einfinden auf dem Dache, wo er mich abholen werde zu einem Feſt, das ein Katzſenior veranſtaltet, nämlich der Kater Puff.

Der Meiſter trat in's Zimmer. Ich ſprang wie gewöhnlich ihm entgegen, ſchmiegte mich, wälzte mich auf dem Boden, um ihm meine Freude zu bezeugen. Auch Muzius glotzte ihn an mit zufriedenem Blick. Nachdem der Meiſter etwas weniges mir Kopf und Hals gekraut, ſah er ſich um im Zimmer und ſprach, da er alles in gehöriger Ordnung fand: Nun das iſt recht! Gute Unterhaltung iſt ſtill und friedlich gemeinen wie es anſtändigen gut erzogenen Leuten geziemt. Das verdient belobet zu werden.

Der Meiſter ſchritt zu der Thüre hinaus, die nach der Küche führte und wir, Muzius und ich, ſeine gute Abſicht errathend, ſchritten hinter ihm her mit einem fröhlichen Mau — Mau — Mau! Wirklich öffnete auch der Meiſter den Küchenſchrank und holte die Skelette und Knöchelchen von ein paar jungen Hühnern hervor, deren Fleiſch er geſtern verzehrt hatte. Es iſt bekannt, daß mein Geſchlecht Hühnerſkelette zu den allerfeinſten Leckerbiſſen rechnet, die es geben kann und daher kam es, daß Muzius Augen in glanzvollem Feuer ſtrahlten, daß er den Schweif in den anmuthigſten Windungen ſchlängelte, daß er laut ſchnurrte, als der Meiſter die Schüſſel vor uns hinlegte auf den Boden. Des pomadigen Philiſters wohl eingedenk, ſchob ich dem Freunde Muzius die beſten Biſſen hin, die Hälſe, die Bäuche, die Steiße, und begnügte mich mit den gröbern Schenkel- und Flügelknochen. Als wir mit den Hühnern fertig waren, wollte ich den Freund Muzius fragen, ob ihm vielleicht mit einer Taſſe ſüßer Milch gedient ſey? Doch den pomadigen Philiſter ſtets vor Augen, unterließ ich es und ſchob ſtatt deſſen die Taſſe, welche, wie ich wußte, unter dem Schrank ſtand, hervor und lud Muzius freundlich ein zuzulangen, indem ich ihm Beſcheid that. — Muzius ſoff die Taſſe rein aus, dann drückte er mir die Pfote und ſprach, während ihm die hellen Thränen in die Augen traten: Freund Murr, Ihr lebt lukulliſch, aber Ihr habt mir Euer treues, biederes und edelmüthiges Herz kund gethan, und ſo wird die eitle Luſt der Welt Euch nicht verlocken zum ſchnöden Philiſterthum! Habt Dank, habt innigen Dank! —

Mit einem biedern deutſchen Pfotendruck nach altväterliſcher Sitte nahmen wir Abſchied. Muzius war, gewiß um die tiefe Rührung die ihm Thränen entpreßte zu verbergen, mit einem halsbrechenden Satze ſchnell zum offnen Fenſter heraus auf das nächſt anſtehende Dach. — Selbſt mich, den die Natur doch mit vorzüglicher Schwungkraft begabt, ſetzte dieſer gewagte Satz in Erſtaunen und ich fand Gelegenheit auf's Neue mein Geſchlecht zu preiſen, das aus gebornen Turnern beſteht, die keines Springſtocks, keiner Kletterſtange bedürfen.

Uebrigens gab mir Freund Muzius auch den Beweis, wie oft hinter einem rauhen abſchreckenden Aeußern ſich ein zartes tief fühlendes Gemüth verbirgt. —

Ich ſchlich in's Zimmer zu meinem Meiſter zurück und legte mich unter den Ofen. Hier in der Einſamkeit die Geſtaltung meines bisherigen Seyns bedenkend, meine letzte Stimmung, meine ganze Lebensweiſe erwägend, erſchrack ich bei dem Gedanken wie nahe ich dem Abgrunde geweſen, und Freund Muzius erſchien mir, trotz ſeines ſtruppigen Pelzes, wie ein ſchöner rettender Engel. In eine neue Welt ſollte ich treten, die Thore im Innern ſollten ſich aufthun, ein anderer Kater ſollte ich werden, wie klopfte das Herz vor banger freudiger Erwartung.

Noch lange war es nicht Mitternacht, als ich den Meiſter mit der gewöhnlichen Redensart: Mu — — au, bat mich hinauszulaſſen. Recht gerne, erwiderte er indem er die Thüre öffnete, recht gerne Murr. Aus dem ewigen untern Ofen liegen und ſchlafen kommt gar nichts heraus. Geh — geh, daß du wieder in die Welt unter Kater kommſt. Vielleicht findeſt du gemüthsverwandte Katerjünglinge die ſich mit dir ergötzen in Ernſt und Scherz.

Ach! — der Meiſter ahnte wohl, daß ein neues Leben mir bevorſtand! — Endlich nachdem ich bis Mitternacht gewartet, ſtellte ſich Freund Muzius ein, und führte mich fort über verſchiedene Dächer, bis endlich auf einem beinahe ganz platten italieniſchen Dache uns zehn ſtattliche, nur eben ſo nachläſſig und ſchlicht wie Muzius gekleidete Katerjünglinge mit lautem Jubelgeſchrei empfingen. Muzius ſtellte mich den Freunden vor, rühmte meine Eigenſchaften, meinen braven biedern Sinn, hob vorzüglich hervor, wie ich ihn mit Backfiſchen, Hühnerknochen und ſüßer Milch gaſtlich bewirthet und ſchloß damit, daß ich als tüchtiger Katzburſch aufgenommen ſeyn wolle. Alle gaben ihre Beiſtimmung.

Es erfolgten nun gewiſſe Feierlichkeiten, die ich indeſſen verſchweige, da geneigte Leſer meines Geſchlechts vielleicht argwöhnen, ich ſei in einen verbotenen Orden getreten, und noch jetzt Red' und Antwort darüber von mir verlangen könnten. Ich verſichere aber auf Gewiſſen, daß von einem Orden und ſeinen Bedingniſſen, als da ſind Statuten, geheime Zeichen u. ſ. durchaus nicht die Rede war, ſondern daß der Verein lediglich auf Gleichheit der Geſinnung beruhte. Denn es fand ſich bald, daß jeder von uns ſüße Milch lieber zu ſich nahm als Waſſer, Braten lieber als Brot.

Nachdem die Feierlichkeiten vorüber, empfing ich von allen den brüderlichen Kuß und Pfotendruck und ſie nannten mich: Du! — Dann ſetzten wir uns zu einem einfachen aber fröhlichen Mahl, dem eine wackere Zecherei folgte. Muzius hatte trefflichen Katzpunſch bereitet. — Sollte ein lüſterner Katerjüngling nach dem Rezept dieſes köſtlichen Getränks Begierde tragen, ſo kann ich leider darüber keine genügende Auskunft geben. So viel iſt gewiß, daß die hohe Annehmlichkeit des Geſchmacks, ſo wie die ſiegende Kraft, vorzüglich durch eine derbe Zuthat von Heringslake hervorgebracht wird.

Mit einer Stimme die weit über viele Dächer hinwegdonnerte, intonirte nun der Senior Puff das ſchöne Lied: Gaudeamus igitur! — Mit Wonne fühlte ich mich im Innern und Aeußern ganz trefflicher Juvenis und mochte gar nicht an den tumulus denken, den ein düſtres Verhängniß unſerm Geſchlecht ſelten in der ſtillen friedlichen Erde gönnt. Es wurden noch verſchiedene ſchöne Lieder geſungen w. z. B. Laßt die Politiker nur ſprechen u. ſ. w. bis der Senior Puff mit gewichtiger Pfote auf den Tiſch ſchlug und verkündete, daß nun das wahre ächte Weihelied, nämlich das Ecce quam bonum geſungen werden müſſe, und intonirte ſofort den Chor: Ecce etc. etc.

Noch nie hatte ich dieſes Lied gehört, deſſen Compoſition eben ſo tief gedacht, ſo harmoniſch und melodiſch richtig, als wunderbar und geheimnißvoll zu nennen. Der Meiſter iſt ſo viel ich weiß, nicht bekannt geworden, doch ſchreiben viele dieſes Lied dem großen Händel zu, andere dagegen behaupten, daß es lange lange vor Händels Zeit ſchon exiſtirt habe, da nach der Chronik von Wittenberg es ſchon geſungen worden, als Prinz Hamlet noch Fuchs geweſen. Doch gleichviel wer es gemacht hat, das Werk iſt groß und unſterblich und vorzüglich zu bewundern, wie die in den Chor eingeflochtenen Solo's den Sängern freien Spielraum laſſen zu den anmuthigſten unerſchöpflichſten Veränderungen. Einige dieſer Veränderungen, die ich in dieſer Nacht hörte, habe ich treu im Gedächtniß behalten.

Als der Chor geendet, fiel ein ſchwarz und weiß gefleckter Jüngling ein:

Gar zu ſpitzig klafft der Spitz,
Gar zu grob der Pudel.
Jenem gönnt den Steiß zum Sitz,
Dem die Schnauz zum Hudel.
Chor. Ecce quam etc. etc.

Darauf ein Grauer:

Höflich zieht die Müz vom Kopf,
Kommt Philiſter gangen.
Froh gebehrdet ſich der Tropf,
Will vor nichts ihm bangen.
Chor. Ecce quam etc. etc.

Darauf ein Gelber:

Schwimmen muß der muntere Fiſch,
Vögelein muß fliegen.
Floß' und Federn wachſen friſch,
Werd't ſie nimmer kriegen.
Chor. Ecce quam etc. etc.

Darauf ein Weißer:

Miaut und knurrt und knurrt und miaut,
Nur bei Leib' nicht kratzen;
Seid galant, daß man euch traut,
Schonet eure Tatzen.
Chor. Ecce quam etc. etc.

Darauf Freund Muzius:

Denkt Herr Aff nach ſeinem Maaß
Alle uns zu meſſen!
Spitzt das Maul, trägt hoch die Naſ',
Wird uns doch nicht freſſen.
Chor. Ecce quam etc. etc.

Ich ſaß neben Muzius, an mir war daher jetzt die Reihe mit einem Solo einzufallen. Alle Solo's die bis jetzt vorgetragen, wichen ſo ſehr von den Verſen ab, die ich ſonſt gedichtet, daß ich in Unruhe und Angſt gerieth, den Ton, die Haltung des Ganzen zu verfehlen. Daher kam es, daß ich als der Chor geendet, noch ſchwieg. Schon erhoben einige die Gläſer und riefen: pro poena, als ich mich mit aller Gewalt zuſammen nahm und ſofort ſang:

Pfot' in Pfot' und Bruſt an Bruſt
Soll uns nichts verdüſtern.
Katzburſch ſeyn iſt unſere Luſt,
Trotzen Katzphiliſtern!
Chor. Ecce quam etc. etc.

Meine Variation fand den lauteſten unerhörteſten Beifall. Die hochherzigen Jungen ſtürmten jubelnd auf mich ein, umpfoteten mich, drückten mich an ihre klopfende Bruſt. Auch hier erkannte man alſo den hohen Genius in meinem Innern. Es war einer der ſchönſten Augenblicke meines Lebens. — Nun wurde noch manchen großen berühmten Katern, vorzüglich ſolchen die ihrer Größe und Berühmtheit unerachtet ſich von aller und jeder Philiſterei entfernt gehalten und es bewieſen hatten durch Wort und That, ein feuriges Lebehoch! gebracht und dann ſchieden wir auseinander.

Der Punſch war mir doch etwas zu Kopfe geſtiegen, die Dächer ſchienen ſich zu drehen, kaum vermochte ich mittelſt des Schweifes, den ich als Balancirſtange benutzte, mich aufrecht zu erhalten. Der treue Muzius, meinen Zuſtand bemerkend, nahm ſich meiner an, und brachte mich glucklich durch die Dachlucke nach Hauſe.

Wüſte im Kopfe wie ich mich noch niemals gefühlt, konnte ich lange nicht —

(Mak. Bl.) — — eben ſo gut gewußt, als die ſcharfſinnige Frau Benzon, aber daß ich gerade heute, eben jetzt von dir Nachricht erhalten ſollte du treue Seele, das hat mein Herz nicht geahnt.“ So ſprach Meiſter Abraham, verſchloß den Brief den er erhalten und in deſſen Aufſchrift er mit freudiger Ueberraſchung Kreislers Hand erkannt hatte, ohne ihn zu öffnen in den Schubkaſten ſeines Schreibtiſches und ging hinaus in den Park. — Meiſter Abraham hatte ſchon ſeit vielen Jahren die Gewohnheit Briefe die er erhielt, Stunden, ja oft Tage lang uneröffnet liegen zu laſſen. Iſt der Inhalt gleichgültig, ſprach er, ſo kommt es auf den Verzug nicht an; enthält der Brief eine böſe Nachricht, ſo gewinn ich noch einige frohe oder wenigſtens ungetrubte Stunden; ſteht eine Freudenpoſt darin, ſo kann ein geſetzter Mann wohl es abwarten, daß die Freude ihm über den Hals komme. Dieſe Gewohnheit des Meiſters iſt zu verwerfen, denn einmal iſt ſolch ein Menſch, der Briefe liegen läßt, ganz untauglich zum Kaufmann, zum politiſchen oder literariſchen Zeitungsſchreiber, dann leuchtet es aber auch ein, wie manches Unheil ſich ſonſt noch bei Perſonen, die weder Kaufleute ſind noch Zeitungsſchreiber, daraus erzeugen kann. — Was gegenwärtigen Biographen betrifft, ſo glaubt er ganz und gar nicht an Abrahams ſtoiſchen Gleichmuth, ſondern rechnet jene Gewohnheit vielmehr einer gewiſſen ängſtlichen Scheu zu, das Geheimniß eines verſchloſſenen Briefes zu entfalten. — Es iſt eine ganz eigene Luſt Briefe zu empfangen und darum ſind uns die Perſonen beſonders angenehm, die zunächſt uns dieſe Luſt verſchaffen, nämlich die Briefträger, wie ſchon irgendwo ein geiſtreicher Schriftſteller bemerkt hat. Dies mag eine anmuthige Selbſtmyſtifikation genannt werden. Der Biograph erinnert ſich, daß als er einſt auf der Univerſität mit dem ſehnlichſten Schmerz lange vergebens auf einen Brief von einer geliebten Perſon gewartet hatte, er den Briefträger mit Thränen im Auge bat, ihm doch recht bald einen Brief aus der Vaterſtadt zu bringen, er ſolle auch dafür ein nahmhaftes Trinkgeld erhalten. Der Kerl verſprach was von ihm verlangt wurde, mit pfiffiger Miene, brachte den Brief, der in der That nach wenigen Tagen einging, triumphirend, als habe es nur an ihm gelegen Wort zu halten und ſtrich das verſprochene Trinkgeld ein. — Doch weiß der Biograph, der eben vielleicht ſelbſt gewiſſen Selbſtmyſtifikationen zu ſehr Raum giebt — doch weiß er nicht, ob du, geliebter Leſer, mit ihm gleichen Sinnes, mit jener Luſt eine ſeltſame Angſt fühleſt, die dir, indem du den erhaltenen Brief öffnen willſt, Herzklopfen verurſacht, ſelbſt wenn es kaum möglich, daß der Brief Wichtiges für dein Leben enthalten ſollte. — Mag es ſeyn, daß daſſelbe die Bruſt beengende Gefühl, mit dem wir in die Nacht der Zukunft ſchauen, auch hier ſich regt und daß eben deshalb, weil ein leichter Druck der Finger hinreicht, das Verborgene zu enthüllen, der Moment auf einer Spitze ſteht, die uns beunruhigt. Und! — wie vielſchöne Hoffnungen zerbrachen ſchon mit dem verhängnißvollen Siegel, und die lieblichen Traumbilder, die aus unſerm eignen Innern geſtaltet, unſere brünſtige Sehnſucht ſelbſt ſchienen, zerrannen in Nichts und das kleine Blättchen war der Zauberfluch, vor dem der Blumengarten in dem wir zu wandeln gedachten, verdorrte, und das Leben lag vor uns wie eine unwirthbare troſtloſe Wüſtenei — Scheint es gut den Geiſt zu ſammeln, ehe jener leichte Druck der Finger das Verborgene erſchließt, ſo kann dies vielleicht Meiſter Abrahams ſonſt verwerfliche Gewohnheit entſchuldigen, die übrigens auch gegenwärtigem Biographen anklebt aus einer gewiſſen verhängnißvollen Zeit, in der beinahe jeder Brief, den er erhielt, der Büchſe Pandora's glich, aus der, ſo wie ſie geöffnet, tauſend Unheil und Ungemach aufſtieg in's Leben. — Hat aber nun auch Meiſter Abraham des Kapellmeiſters Brief verſchloſſen in ſeinen Schreibepult oder Schreibtiſchkaſten und iſt er auch ſpazieren gegangen in den Park, doch ſoll der geneigte Leſer den Inbald ſogleich buchſtäblich erfahren. — Johannes Kreisler hatte Folgendes geſchrieben:

Mein herzlieber Meiſter!

„La fin couronne les oeuvres!“ hätte ich rufen können, wie Lord Clifford in Shakspeare's Heinrich dem Sechsten, als ihm der ſehr edle Herzog von York eins verſetzt hatte zum Tode. Denn bei Gott, mein Hut ſtürzte ſchwer verwundet in's Gebüſch und ich ihm nach, rücklings, wie einer, von dem man in der Schlacht zu ſagen pflegt: er fällt oder, er iſt gefallen. — Dergleichen Leute ſtehen aber ſelten wieder auf, dagegen that das aber Euer Johannes, mein lieber Meiſter, und das auf der Stelle. — Um meinen ſchwer verwundeten Cameraden, der nicht ſowohl an meiner Seite, als über oder von meinem Haupte gefallen, konnte ich mich gar nicht bekümmern, da ich genug zu thun hatte, durch einen tüchtigen Seitenſatz (ich nehme das Wort Satz hier weder in philoſophiſchem noch in muſikaliſchem ſondern lediglich in gymnaſtiſchem Sinn) der Mündung einer Piſtole auszuweichen, die jemand etwa drei Schritte davon auf mich hielt. Doch ich that noch mehr als das, ich ging plötzlich aus der Defenſive in die Offenſive über, ſprang auf den Piſtolanten los und ſtieß ihm ohne weitere Umſtände meinen Stockdegen in den Leib. — Immer habt Ihr mir den Vorwurf gemacht Meiſter! daß ich des hiſtoriſchen Styls nicht mächtig, und unfähig etwas zu erzählen, ohne unnütze Phraſen und Abſchweifungen. Was ſagt Ihr zu der bündigen Darſtellung meines italieniſchen Abentheuers in dem Park zu Sieghartshof, den ein hochſinniger Fürſt ſo mild beherrſcht, daß er ſelbſt Banditen tolerirt vergnüglicher Abwechslung halber?

Nehmt, lieber Meiſter, das bisher Geſagte nur für die vorläufige epitomatiſche Inhaltsanzeige des hiſtoriſchen Kapitels, das ich, erlaubt es meine Ungeduld und der Herr Prior, ſtatt eines ordinairen Briefes für Euch aufſchreiben will. — Wenig nachzuholen iſt über das eigentliche Abentheuer im Walde. — Gewiß war es mir ſogleich, daß, als der Schuß fiel, ich davon profitiren ſollte, denn im Niederſtürzen empfand ich einen brennenden Schmerz an der linken Seite meines Kopfs, den der Conrektor in Göniönesmühl mit Recht einen hartnäckigen nannte. Hartnäckigen Widerſtand hatte der wackere

Knochenbau nämlich geleiſtet dem ſchnöden Blei, ſo, daß die Streifwunde kaum zu achten. — Aber ſagt mir, lieber Meiſter, ſagt mir auf der Stelle oder heute Abend oder wenigſtens morgen in aller Frühe, in weſſen Leib meine Stockklinge gefahren? Sehr lieb würde es mir ſeyn zu vernehmen, daß ich eigentlich gar kein gemeines Menſchenblut vergoſſen, ſondern bloß einigen prinzlichen Ichor; und es will mir ahnen als wäre dem ſo. — Meiſter! — ſo hätte der Zufall mich denn zu der That geführt, die der finſtere Geiſt mir verkündete, bei Euch im Fiſcherhäuschen! — War vielleicht dieſe kleine Stockklinge in dem Augenblick, als ich ſie brauchte, zur Nothwehr gegen Mörder, das furchtbare Schwerdt der, Blutſchuld rächenden Nemeſis? — Schreibt mir Alles, Meiſter, und vor allen Dingen was es mit der Waffe, die Ihr mir in die Hand gabt, mit dem kleinen Bilde für eine Bewandtniß hat. — Doch nein — nein, ſagt mir davon nichts. Laßt mich dieſes Meduſenbild, vor deſſen Anblick der bedrohliche Frevel erſtarrt, bewahren, mir ſelbſt ein unerklärliches Geheimniß. Es iſt mir, als würde dieſer Talisman ſeine Kraft verlieren, ſo bald ich wüßte, was für eine Conſtellation ihn gefeit zur Zauberwaffe! — Wollt Ihr mir's glauben Meiſter, daß ich bis jetzt Euer kleines Bild noch gar nicht einmal recht angeſchaut? — Iſt es an der Zeit, ſo werdet Ihr mir alles ſagen, was mir zu wiſſen nöthig, und dann gebe ich den Talisman zurück in Eure Hände. Alſo für jetzt kein Wort weiter davon! — Doch fortfahren will ich nun in meinem hiſtoriſchen Kapitel.

Als ich beſagtem Jemand, beſagtem Piſtolanten meinen Stockdegen in den Leib gerannt, ſo daß er lautlos niederſtürzte, ſprang ich fort mit der Schnellfüßigkeit eines Ajax, da ich Stimmen im Park zu hören und mich noch in Gefahr glaubte. Ich gedachte nach Sieghartsweiler zu laufen, aber die Dunkelheit der Nacht ließ mich den Weg verfehlen. Schneller und ſchneller rannte ich fort, immer noch hoffend mich zurecht zu finden. Ich durchwatete Feldgraben, ich erklimmte eine ſteile Anhöhe und ſank endlich in einem Gebüſch vor Ermattung nieder. Es war als blitze es dicht vor meinen Augen, ich fühlte einen ſtechenden Schmerz am Kopf, und erwachte aus tiefem Todesſchlaf. Die Wunde hatte ſtark geblutet, ich machte mir, das Taſchentuch benutzend, einen Verband, der dem geſchickteſten Compagnie-Chirurgus auf dem Schlachtfelde zur Ehre gereicht haben würde, und ſchaute nun ganz froh und fröhlich umher. Unfern von mir ſtiegen die mächtigen Ruinen eines Schloſſes empor. — Ihr merkt es Meiſter, ich war zu meiner nicht geringen Verwunderung auf den Geierſtein gerathen.

Die Wunde ſchmerzte nicht mehr, ich fühlte mich friſch und leicht, ich trat heraus aus dem Gebüſch, das mir zum Schlafgemach gedient, die Sonne ſtieg empor, und warf blinkende Streiflichter auf Wald und Flur, wie fröhliche Morgengrüße. Die Vögel erwachten in den Gebüſchen und badeten ſich zwitſchernd im kühlen Morgenthau, und ſchwangen ſich auf in die Lüfte. Noch in nächtliche Nebel gehüllt lag tief unter mir Sieghartshof, doch bald ſanken die Schleier und im flammenden Gold ſtanden Bäume und Büſche. Der See des Parks glich einem blendend ſtrahlenden Spiegel: ich unterſchied das Fiſcherhäuschen wie einen kleinen weißen Punkt — ſogar die Brücke glaubte ich deutlich zu ſchauen. — Das Geſtern trat auf mich ein, aber als ſey es eine längſt vergangene Zeit, aus der mir nichts geblieben, als die Wehmuth der Erinnerung an das ewig Verlorne, die in demſelben Augenblick die Bruſt zerreißt und mit ſüßer Wonne erfüllt. „Haſelant, was willſt du denn eigentlich damit ſagen, was haſt du denn in dem längſt vergangenen Geſtern auf ewig verloren?“ So ruft Ihr mich an, Meiſter, ich höre es. — Ach Meiſter, noch einmal ſtelle ich mich hin auf jene hervorragende Spitze des Geierſteins — noch einmal breite ich die Arme aus wie Adlersflügel, mich dort hinzuſchwingen, wo ein ſüßer Zauber waltete, wo jene Liebe, die nicht in Raum und Zeit bedingt, die ewig iſt wie der Weltgeiſt, mir aufging in den ahnungsvollen Himmelstönen, die die dürſtende Sehnſucht ſelbſt ſind und das Verlangen! — Ich weiß es, dicht vor meiner Naſe ſetzt ſich ein Teufelskerl von hungrigem Opponenten hin, der nur opponirt des irdiſchen Gerſtenbrods halber, und fragt mich höhniſch: ob es möglich ſey, daß ein Ton dunkelblaue Augen haben könne? Ich führe den bündigſten Beweis, daß der Ton eigentlich auch ein Blick ſey, der aus einer Lichtwelt durch zerriſſene Wolkenſchleier hinabſtrahle; der Opponent geht aber weiter, und frägt nach Stirn, nach Haar, nach Mund und Lippen, nach Armen, Händen, Füßen, und zweifelt durchaus mit hämiſchem Lächeln, daß ein bloßer purer Ton mit dieſem allem begabt ſeyn könne. — O Gott, ich weiß, was der Schlingel meint, nämlich nichts weiter, als daß, ſo lange ich ein glebae adscriptus ſey, wie er und die übrigen, ſo lange wir alle nicht bloß Sonnenſtrahlen fräßen, und uns manchmal noch auf einen andern Stuhl ſetzen müßten als auf den Lehrſtuhl, es mit jener ewigen Liebe, mit jener ewigen Sehnſucht, die nichts will, als ſich ſelbſt und von der jeder Narr zu ſchwatzen weiß — Meiſter! ich wünſchte nicht, daß Ihr auf die Seite des hungrigen Opponenten trätet — es würde mir unangenehm ſeyn. — Und ſagt ſelbſt, könnte Euch wohl eine einzige vernünftige Urſache dazu treiben? — hab' ich jemals Hang gezeigt zu triſter Sekundaner Narrheit? — Ja hab' ich zu reifen Jahren gekommen, mich nicht ſtets nüchtern zu erhalten gewußt, hab' ich etwa jemals gewünſcht ein Handſchuh zu ſeyn, bloß um Julia's Wange zu küſſen, wie Vetter Romeo? — Glaubt es nur Meiſter, die Leute mögen auch ſagen was ſie wollen, im Kopf trag' ich nichts als Noten, und im Gemüth und Herzen die Klänge dazu, denn alle Teufel! wie ſollt ich ſonſt im Stande ſeyn, ſolche manierliche, bündige Kirchenſtücke zu ſetzen, als die Vesper es iſt, die da eben vollendet auf dem Pulte liegt. — Doch — ſchon wieder war es um die Hiſtorie geſchehen — ich erzähle weiter.

Aus der Ferne vernahm ich den Geſang einer kräftigen Männerſtimme, der ſich immer mehr und mehr näherte. Bald gewahrte ich denn auch einen Benediktiner Geiſtlichen, der auf dem Fußſteig unterwärts fortwandelnd, einen lateiniſchen Hymnus ſang. Nicht weit von meinem Platze ſtand er ſtill, hielt inne mit dem Singen und ſchaute, indem er den breiten Reiſehut vom Kopfe nahm und ſich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirne trocknete, in der Gegend umher, dann verſchwand er in's Gebüſch. Mir kam die Luſt an, mich zu ihm zu geſellen, der Mann war mehr als wohlgenährt, die Sonne brannte ſtärker und ſtärker, und ſo konnt' ich wohl denken, daß er ein Ruheplätzchen geſucht haben würde im Schatten. Ich hatte mich nicht geirrt, denn in das Gebüſch tretend, erblickte ich den ehrwürdigen Herrn, der ſich auf einen dick bemooſten Stein niedergelaſſen hatte. Ein höheres Felsſtück dicht daneben diente ihm zum Tiſch; er hatte ein weißes Tuch darüber ausgebreitet, und holte eben aus dem Reiſeſack Brod und gebratenes Geflügel hervor, das er mit vielem Appetit zu bearbeiten begann.

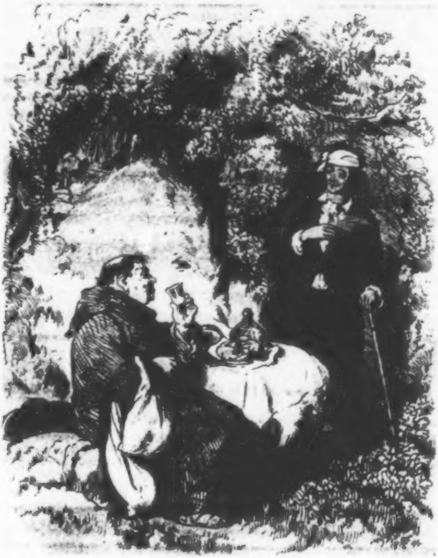
Sed praeter omnia bibendum quid, ſo rief er ſich ſelbſt zu und ſchenkte aus einer Korbflaſche Wein ein in den kleinen ſilbernen Becher, den er aus der Taſche hervorgezogen. Eben wollte er trinken, als ich mit einem „Gelobt ſey Jeſus Chriſt!“ zu ihm hintrat. Mit dem Becher an den Lippen ſchaute er auf, und ich erkannte im Augenblick meinen alten gemüthlichen Freund aus der Benediktiner Abtei zu Kanzheim, den ehrlichen Pater und Präfectus Chori Hilarius. In Ewigkeit! ſtammelte Pater Hilarius, indem er mich mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarr anblickte. Ich dachte ſogleich an meinen Kopfputz, der mir vielleicht ein fremdes Anſehen geben mochte und begann: O mein ſehr geliebter würdiger Freund Hilarius, haltet mich nicht für einen verlaufenen vagabondirenden Hindus, auch nicht für ein auf den Kopf gefallenes Landeskind, da ich doch nun einmal nichts anderes bin und ſeyn will, als euer Intimus, der Kapellmeiſter Johannes Kreisler! —

Beim heil'gen Benedikt, rief Pater Hilarius freudig, ich hatte Euch gleich erkannt, herrlicher Compoſitor und angenehmer Freund, aber per diem ſagt mir, wo kommt Ihr her, was iſt Euch geſchehen, Euch, den ich mir in floribus dachte am Hofe des Großherzogs?

Ich nahm gar keinen Anſtand dem Pater kürzlich alles zu erzählen, was ſich mit mir begeben und wie ich genöthigt geweſen dem, dem es beliebt nach mir, wie nach einem aufgeſteckten Ziel, Probeſchüſſe zu thun, meinen Stockdegen in den Leib zu ſtoßen und wie beſagter Zielſchießer wahrſcheinlich ein italieniſcher Prinz geweſen, der Hektor geheißen, wie mancher würdige Pirſchhund. — „Was nun beginnen, zurückkehren nach Sieghartsweiler oder — rathet mir, Pater Hilarius!“

So ſchloß ich meine Erzählung. — Pater Hilarius, der manches — Hm! — ſo! — ey! — heiliger Benedikt — dazwiſchen geworfen, ſah jetzt vor ſich nieder, murmelte: bibamus! und leerte den ſilbernen Becher auf einen Zug.

Dann rief er lachend: in der That, Kapellmeiſter, der beſte Rath, den ich Euch für's Erſte ertheilen kann, iſt, daß Ihr Euch fein zu mir herſetzt und mit mir frühſtückt. Ich kann Euch dieſe Feldhühner empfehlen, erſt geſtern ſchoß ſie unſer ehrwürdige Bruder Macarius, der, wie Ihr Euch wohl erinnert, alles trifft, nur nicht



Univ. Bibl.
München

die Noten in den Reſponſorien, und wenn Ihr den Kräutereſſig vorſchmeckt, mit dem ſie angefeuchtet, ſo verdankt Ihr das der Sorgfalt des Bruders Euſebius, der ſie ſelbſt gebraten mir zu Liebe. Was aber den Wein betrifft, ſo iſt er werth die Zunge eines landflüchtigen Kapellmeiſters zu netzen. Aechter Bocksbeutel, carissimo Johannes, ächter Bocksbeutel aus dem St. Johannis Hoſpital zu Würzburg, den wir unwürdige Diener des Herrn erhalten in beſter Qualität. — Ergo bibamus!

Damit ſchenkte er den Becher voll und reichte ihn mir hin. — Ich ließ mich nicht nöthigen, ich trank und aß wie einer, der ſolcher Stärkung bedarf.

Pater Hilarius hatte den anmuthigſten Platz gewählt, um ſein Frühſtück einzunehmen. Ein dichtes Birkengebüſch beſchattete den blumigten Raſen des Bodens und der kryſtallhelle Waldbach, der über hervorragendes Geſtein plätſcherte, vermehrte noch die erfriſchende Kühle. Die einſiedleriſche Heimlichkeit des Orts erfüllte mich mit Wohlbehagen und Ruhe, und während Pater Hilarius mir von allem erzählte, was ſich ſeit der Zeit in der Abtei begeben, wobei er nicht vergaß ſeine gewöhnlichen Schwänke und ſein hübſches Küchenlatein einzumiſchen, horchte ich auf die Stimmen des Waldes, der Gewäſſer, die zu mir ſprachen in tröſtenden Melodieen.

Pater Hilarius mochte mein Schweigen der bittern Sorge zuſchreiben, die mir das Geſchehene verurſachte.

Seyd, begann er, indem er mir den auf's Neue gefüllten Becher hinreichte, ſeyd guten Muths Kapellmeiſter! Ihr habt Blut vergoſſen, das iſt wahr und Blut vergießen iſt Sünde, doch distinguendum est inter et inter — Jedem iſt ſein Leben das Liebſte, er hat es einmal. Ihr habt das Eurige vertheidigt, und das verbietet die Kirche keineswegs, wie ſattſam zu erweiſen und weder unſer Hochwürdiger Herr Abt, noch irgend ein anderer Diener des Herrn wird Euch die Abſolution verſagen, ſeyd Ihr auch unverſehens in fürſtliche Eingeweide gefahren. — Ergo bibamus! — Vir sapiens non te abhorrebit Domine! — Aber theuerſter Kreisler, kehrt Ihr zurück nach Sieghartsweiler, ſo wird man Euch garſtig befragen über das cur, quomodo, quando, ubi und wollt Ihr den Prinzen des mörderiſchen Angriffs zeihen, wird man Euch glauben? Ibi jacet lepus in pipere! — Aber ſeht Kapellmeiſter, wie — doch, bibendum quid — Er leerte den vollgeſchenkten Becher und fuhr dann fort: Ja ſeht, Kapellmeiſter, wie der gute Rath kommt mit dem Bocksbeutel. — Erfahrt, daß ich mich eben zum Kloſter Allerheiligen begeben wollte, um mir von dem dortigen Präfektus Chori Muſik zu holen zu den nächſten Feſten. Ich habe die Kaſten ſchon zwei, dreimal umgekehrt, es iſt alles alt und verbraucht und was die Muſik betrifft, die Ihr uns componirt habt während Eures Aufenthalts in der Abtei, ja die iſt gar ſchön und neu, aber — nehmt mir es nicht übel, Kapellmeiſter, ſo auf kurioſe Weiſe geſetzt, daß man keinen Blick wenden darf von der Partitur. Will man nur ein bischen durch's Gitter ſchielen nach dieſer jener hübſchen Dirne unten im Schiff, gleich hat man einen Halt verfehlt oder ſonſt was, und ſchlägt einen falſchen Takt und ſchmeißt das Ganze um — Pump da liegt's und Di — di — Diedel diedel greift Bruder Jakob in die Orgeltaſten! — ad patibulum cum illis — Ich durfte alſo — doch bibamus! —

Nachdem wir beide getrunken, floß der Strom der Rede alſo weiter: Desunt die nicht da ſind und die nicht da ſind, können nicht gefragt werden, ich dächte daher, Ihr wandertet ſogleich mit mir zurück nach der Abtei, die, ſchlägt man Richtwege ein, kaum zwei Stunden von hier entfernt iſt. In der Abtei ſeyd Ihr geſichert gegen alle Nachſtellungen, contra hostium insidias, ich bringe Euch hin, als lebendige Muſik und Ihr bleibt da, ſo lange es Euch gefällt oder ſo lange Ihr es gerathen findet. Der Hochwürdige Herr Abt verſorgt Euch mit allem Nöthigen. Ihr kleidet Euch in die feinſte Wäſche und zieht das Benediktiner Gewand darüber, das Euch ſehr wohl ſtehen wird. Aber damit Ihr nicht unterwegs ausſeht, wie der wundgeſchlagene auf dem Bilde vom mitleidigen Samariter, ſo ſetzt meinen Reiſehut auf, ich werde mir den Capuſchon über die Glatze ziehn. — Bibendum quid, Liebſter!

Damit leerte er den Becher noch einmal, ſchwenkte ihn aus im nahen Waldbach, packte alles ſchnell in ſeinen Reiſeſack, drückte mir ſeinen Hut auf die Stirne und rief ganz fröhlich: Kapellmeiſter, wir dürfen nur ganz langſam und bequem einen Fuß vor den andern ſetzen und kommen doch grade an, wenn ſie läuten ad conventum conventuales, d. h. wenn der hochwürdige Abt ſich zu Tiſche ſetzt.

Ihr dürft wohl denken lieber Meiſter, daß ich gegen den Vorſchlag des fröhlichen Paters Hilarius nicht das mindeſte einzuwenden hatte, daß es mir vielmehr gar willkommen ſeyn mußte, mich an einen Ort zu begeben, der mir in ſo mancher Hinſicht ein wohlthätiges Aſyl werden konnte.

Wir ſchritten gemächlich fort unter allerlei Geſprächen und langten, ſo wie Pater Hilarius es gewollt, in der Abtei an, als man gerade die Tiſchglocke läutete.

Um vor der Hand allen Fragen zuvor zu kommen, ſagte Pater Hilarius dem Abt, daß, da er zufällig erfahren, wie ich mich in Sieghartsweiler aufhalte, er es vorgezogen, ſtatt der Muſik aus dem Kloſter Allerheiligen, lieber den Componiſten zu holen, der ja ein ganzes unerſchöpfliches Magazin von Muſik in ſich trage.

Der Abt Chryſoſtomos (mich dünkt, ich hätte Euch ſchon viel von ihm erzählt) empfing mich mit jener gemüthlichen Freude, die nur wahrhaft guter Geſinnung eigen und lobte den Entſchluß des Paters Hilarius. —

Seht mich nun, Meiſter Abraham, wie ich, umgeſchaffen zum paſſablen Benediktinermönch, in einem hohen geräumigen Zimmer des Hauptgebäudes der Abtei ſitze und emſig Veſpern und Hymnen ausarbeite, ja wie ich ſchon mitunter Gedanken notire zu einem feierlichen Hochamt, wie ſich die ſingenden und ſpielenden Brüder, die Chorknaben verſammeln, wie ich emſig Proben halte, wie ich hinter dem Gitter des Chors dirigire! In der That, ſo vergraben fühle ich mich in dieſe Einſamkeit, daß ich mich mit Tartini vergleichen möchte, der die Rache des Cardinals Cornaro fürchtend, in das Minoritenkloſter zu Aſſiſi floh, wo ihn endlich nach Jahren ein Paduaner entdeckte, der ſich in der Kirche befand und den verlornen Freund auf dem Chore erblickte, als ein Windſtoß den Vorhang, der das Orcheſter verhüllte, einige Augenblicke aufhob. — Es hätte Euch ſelbſt Meiſter! ſo mit mir gehen können wie jenem Paduaner, aber ich mußte Euch ja doch ſagen, wo ich geblieben, Ihr könntet ſonſt Wunder gedacht haben, was aus mir geworden. — Hat man vielleicht meinen Hut gefunden und ſich gewundert, daß ihm der Kopf abhanden gekommen? — Meiſter! eine beſondere wohlthätige Ruhe iſt in mein Inneres gekommen; ſollte ich vielleicht hier am Ankerplatz gelandet ſeyn? Als ich neulich an dem kleinen See, der in der Mitte des weitläuftigen Gartens der Abtei liegt, wandelte und mein Bild neben mir wandelnd im See erblickte, da ſprach ich: der Menſch, der da unten neben mir hergeht, das iſt ein ruhiger beſonnener Menſch, der nicht mehr wild umherſchwirrend in vagen unbegrenzten Räumen, die gefundene Bahn feſt hält, und es iſt ein Glück für mich, daß der Menſch kein anderer iſt, als ich ſelbſt. — Aus einem andern See ſchaute mich einſt ein fataler Doppelgänger an — Doch ſtill — ſtill von dem allen. — Meiſter, nennt mir keinen Namen — erzählt mir nichts — auch nicht einmal wen ich geſpießt — Aber von Euch ſelbſt ſchreibt mir viel — Die Brüder kommen zur Probe, ich ſchließe mein hiſtoriſches Kapitel und zugleich meinen Brief. Lebt wohl mein guter Meiſter und gedenkt meiner! ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

— In den fernen wild verwachſenen Gängen des Parks einſam wandelnd, bedachte Meiſter Abraham das Schickſal des geliebten Freundes und wie er ihn, kaum wieder gewonnen, auf's Neue verloren. Er ſah den Knaben Johannes, ſich ſelbſt in Göniönesmühl vor dem Flügel des alten Onkels, der Kleine hämmerte mit ſtolzem Blick Sebaſtian Bach's ſchwerſte Sonaten herunter mit beinahe männlicher Fauſt, er ſteckte ihm dafür eine Tüte Zuckerwerk heimlich in die Taſche — Es war ihm als ſey dies erſt wenige Tage her, und er mußte ſich verwundern, daß der Knabe eben kein anderer, als der Kreisler, der in ein wunderliches launenhaftes Spiel geheimnißvoller Verhältniſſe verflochten ſchien. — Aber mit dem Gedanken an jene vergangene Zeit, an die verhängnißvolle Gegenwart, ſtieg das Bild ſeines eignen Lebens vor ihm auf.

Sein Vater, ein ſtrenger eigenſinniger Mann, hatte ihn beinahe mit Zwang zu der Kunſt des Orgelbauens angehalten, die er ſelbſt trieb, wie ein gewöhnliches rohes Handwerk. Er litt nicht, daß irgend ein anderer als der Orgelbauer ſelbſt Hand anlege an das Werk, und ſo mußten die Lehrlinge geübte Tiſchler, Zinngießer u. ſ. w. werden, ehe ſie zu der inneren Mechanik gelangten. — Genauigkeit, Dauerhaftigkeit, gute Spielart des Werks galt dem Alten für alles; für die Seele, für den Ton hatte er keinen Sinn, und merkwürdig genug ſprach ſich dies aus in den Orgeln, die er baute, und denen man mit Recht einen harten ſpitzen Klang vorwarf. Nächſt dem war der Alte den kindiſchen Künſteleien verjährter Zeit ganz und gar ergeben.

So hatte er an einer Orgel die Könige David und Salomo angebracht, die während des Spiels wie vor Verwunderung die Köpfe drehten; ſo fehlte es keinem ſeiner Werke an paukenden, poſaunenden, taktirenden Engeln, mit den Flügeln ſchlagenden krähenden Hähnen u. ſ. w. Abraham konnte oft verdienten oder nicht verdienten Schlägen nicht anders entgehen, und dem Alten eine Aeußerung väterlicher Freude entlocken, als wenn er vermöge eigner Erfindungsgabe irgend eine neue Künſtelei, etwa ein ſchärfer tönendes Kickeriki herausgebracht, für den nächſten Orgelhahn. Mit angſtvoller Sehnſucht hatte Abraham die Zeit herbei gewünſcht, in der er dem Handwerks-Gebrauch gemäß auf die Wanderſchaft gehen ſollte. Endlich kam dieſe Zeit heran und Abraham verließ das väterliche Haus, um nie wieder zurückzukehren.

Auf dieſer Wanderung die er in Gemeinſchaft mit andern Geſellen, meiſtens wüſten, rohen Burſchen unternahm, ſprach er einſt ein in der Abtei St. Blaſius die im Schwarzwalde belegen und hörte dort das berühmte Orgelwerk des alten Johann Andreas Silbermann. In den vollen herrlichen Tönen dieſes Werks ging zum erſtenmal der Zauber des Wohllauts auf in ſeinem Innern, er fühlte ſich in eine andere Welt verſetzt, und von dem Augenblick an war er ganz Liebe für eine Kunſt, die er ſonſt mit Widerwillen treiben müſſen. — Nun kam ihm aber auch ſein ganzes Leben in der Umgebung, wie er es bis jetzt geführt hatte, ſo nichtswürdig vor, daß er alle Kraft aufbot ſich herauszureißen aus dem Schlamm in den er ſich verſunken glaubte. — Sein natürlicher Verſtand, ſeine Faſſungsgabe ließen ihn in der wiſſenſchaftlichen Bildung Rieſenſchritte machen und doch — fühlte er oft die Bleigewichte, die die frühere Erziehung, das Forttreiben in der Gemeinheit ihm angehängt. — Chiara, die Verbindung mit dieſem ſeltſamen geheimnißvollen Weſen, das war der zweite Lichtpunkt in ſeinem Leben, und ſo bildete beides, jenes Erwachen des Wohllauts und Chiara's Liebe einen Dualiſmus ſeines poetiſchen Seyns, der wohlthätig hineinwirkte in ſeine rohe aber kräftige Natur. — Kaum den Herbergen, kaum den Schenken, wo im dicken Tabacksqualm Zotenlieder ertönten, entronnen, brachte der Zufall oder vielmehr die Geſchicklichkeit in mechaniſchen Künſteleien, denen er den Anſtrich des Geheimniſſes zu geben wußte (wie der geneigte Leſer ſchon erfahren), den jungen Abraham in Umgebungen, die ihm eine neue Welt ſeyn mußten, und in denen er ewig Fremdling bleibend, ſich nur dadurch aufrecht hielt, daß er den feſten Ton behauptete, den ſeine innere Natur ihm angegeben. Dieſer feſte Ton wurde mit der Zeit immer feſter, und da er keinesweges der eines ſimplen Grobians, ſondern auf klaren geſunden Menſchenverſtand, richtige Lebensanſicht, und daraus ſich erzeugenden treffenden Spott baſirt war, ſo konnt' es nicht fehlen, daß da, wo der Jüngling ſich nur aufrecht erhalten und tolerirt worden, der Mann als ein zu fürchtendes Prinzip großen Reſpekt einflößte. Es iſt nichts leichter als gewiſſen vornehmen Leuten zu imponiren, die immer noch weiter unter dem ſtehen, wofür man ſie etwa halten mochte. Daran dachte nun Meiſter Abraham eben in dem Augenblick als er von ſeinem Spaziergange wieder an das Fiſcherhäuschen gekommen, und ſchlug eine laute herzliche Lache auf, die Luft machte ſeiner gepreßten Bruſt.

Zur innigſten Wehmuth die ihm ſonſt wohl gar nicht eigen, hatte den Meiſter nämlich das lebhafte Andenken an den Moment in der Kirche der Abtei St. Blaſius und an die verlorne Chiara geſtimmt. „Warum, ſprach er zu ſich ſelbſt, warum blutet eben die Wunde jetzt ſo häufig, die ich längſt verharſcht glaubte, warum hänge ich jetzt leeren Träumereien nach, da es mir ſcheint als müſſe ich thätig eingreifen in das Maſchinenwerk, das ein böſer Geiſt falſch zu treiben ſcheint!“ — Der Meiſter fühlte ſich beängſtigt durch den Gedanken, daß er, ſelbſt wußte er nicht wodurch, in ſeinem eigenthümlichſten Thun und Treiben ſich gefährdet ſah, bis, wie geſagt, er im Ideengange auf die vornehmen Leute kam, über die er lachte und augenblicklich merkliche Linderung verſpürte.

Er trat in's Fiſcherhäuschen um nun Kreislers Brief zu leſen. —

In dem fürſtlichen Schloſſe hatte ſich Merkwürdiges begeben. Der Leibarzt ſprach: Wunderbar! — es geht über alle Praxis, über alle Erfahrung hinaus! — Die Fürſtin: So mußte es kommen und die Prinzeſſin iſt nicht kompromittirt! — der Fürſt: Hätt' ich's nicht ausdrücklich verboten, aber die Crapule der dienenden Eſel hat keine Ohren — Nun — der Oberforſtmeiſter ſoll dafür ſorgen, daß der Prinz kein Pulver mehr in die Hände bekommt! — die Räthin Benzon: Dank dem Himmel, ſie iſt gerettet! — Während deſſen ſchaute Prinzeſſin Hedwiga zum Fenſter ihres Schlafgemachs heraus, indem ſie dann und wann abgebrochene Akkorde anſchlug, auf derſelben

Guitarre, die Kreisler im Unmuth von ſich warf und aus Julia's Händen, wie er meinte geheiligt zurück empfing. Auf dem Sopha ſaß Prinz Ignatius und weinte und klagte: es thut weh, es thut weh, vor ihm aber Julia, die ämſig beſchäftigt war in eine kleine ſilberne Schüſſel hinein — Kartoffeln zu ſchaben.

Alles dieſes bezog ſich auf ein Ereigniß, das der Leibarzt mit vollem Recht wunderbar nannte, und über alle Praxis erhaben. Prinz Ignatius hatte ſich, wie der geneigte Leſer ſchon mehrmals erfahren, den unſchuldig tändelnden Sinn, die glückliche Unbefangenheit des ſechsjährigen Knaben erhalten und ſpielte daher gern wie dieſer. Unter anderm Spielzeuge beſaß er auch eine kleine aus Metall gegoſſene Kanone, die ihm zu ſeinem Lieblings-Spiel diente, an dem er ſich jedoch höchſt ſelten ergötzen konnte, da manche Dinge dazu gehörten, die nicht gleich zur Hand waren, nämlich einige Körner Pulver, ein tüchtiges Schrotkorn und ein kleiner Vogel. Hatte er das alles, ſo ließ er ſeine Truppen aufmarſchieren, hielt Kriegsgericht über den kleinen Vogel, der eine Rebellion angezettelt in des fürſtlichen Papas verlornem Lande, lud die Kanone und ſchoß den Vogel, den er mit einem ſchwarzen Herzen auf der Bruſt an einen Leuchter gebunden, todt, zuweilen aber auch nicht, ſo daß er mit dem Federmeſſer nachhelfen mußte, um die gerechte Strafe an dem Hochverräther zu vollſtrecken.

Fritz, des Gärtners zehnjähriger Knabe, hatte dem Prinzen einen gar hübſchen bunten Hänfling verſchafft, und dafür, wie gewöhnlich, eine Krone erhalten. Sogleich war dann aber der Prinz in die Jägerſtube geſchlichen, gerade, wie die Jäger abweſend, hatte richtig Schrotbeutel und Pulverhorn gefunden, und ſich daraus mit der nöthigen Munition verſehen. Schon wollte er mit der Exekution beginnen, die Beſchleunigung zu fordern ſchien, da der bunte zwitſchernde Rebell alle nur möglichen Mittel verſuchte zu entwiſchen, als es ihm einfiel, daß er der Prinzeſſin Hedwiga, die jetzt ſo artig geworden, durchaus nicht die Luſt verſagen dürfe, bei der Hinrichtung des kleinen Hochverräthers gegenwärtig zu ſeyn. Er nahm alſo den Kaſten, worin ſeine Armee befindlich, unter den einen, die Kanone unter den andern Arm, den Vogel aber in die hohle Hand und ſchlich, da es ihm von dem Fürſten unterſagt worden, die Prinzeſſin zu ſehen, leiſe, leiſe nach Hedwiga's Schlafgemach, wo er ſie in dem fortdauernden kataleptiſchen Zuſtande, auf dem Ruhebette angekleidet liegend fand. Schlimm, und wie man ſehen wird, zugleich gut war es, daß die Kammerfrau die Prinzeſſin eben verlaſſen.

Ohne Weiteres band nun der Prinz den Vogel an einen Leuchter, ließ die Armee in Reihe und Glied treten, und lud die Kanone, dann hob er die Prinzeſſin vom Ruhebette, ließ ſie an den Tiſch treten und erklärte, daß ſie jetzt den kommandirenden General vorſtelle, er ſeiner Seits bleibe der regierende Fürſt und brenne nebenher die Artillerie ab, welche den Rebellen tödte. — Ueberfluß an Munition hatte den Prinzen verführt und er nicht allein das Geſchütz überladen, ſondern auch Pulver rund umher auf den Tiſch verſtreut. So wie er das Stück abprotzte, gab es nicht allein einen ungewöhnlichen Knall, ſondern das umher geſtreute Pulver flog auch auf, und verbrannte ihm tüchtig die Hand, ſo daß er laut aufſchrie, und gar nicht einmal bemerkte, daß die Prinzeſſin in dem Augenblick der Exploſion hart zu Boden geſtürzt war. Der Schuß hallte durch die Corridors, alles ſtürzte Unglück ahnend herbei und ſelbſt Fürſt und Fürſtin drängten ſich, alle Etiquette im jähen Schreck vergeſſend, mit der Dienerſchaft durch die Thüre hinein. Die Kammerfrauen hoben die Prinzeſſin von dem Boden und legten ſie auf das Ruhebett, während man nach dem Leibarzt, nach dem Chirurgus lief. Der Fürſt erſah aus den Anſtalten auf dem Tiſche ſehr bald was geſchehen, und ſprach zum Prinzen, der entſetzlich ſchrie und lamentirte, mit zornfunkelnden Augen: Sieht er Ignaz! das kommt von ſeinen dummen kindiſchen Faxen. Laß' er ſich Brandſalbe auflegen und heul er nicht, wie ein Straßenjunge! — Mit einem Birkenreiß — ſollt — Hint — die bebenden Lippen ließen keine Deutlichkeit der Sprache zu, der Fürſt wurde unverſtändlich und verließ gravitätiſch das Zimmer. Tiefes Entſetzen hatte die Dienerſchaft erfaßt, denn erſt zum drittenmal redete der Fürſt den Prinzen an mit Er und Ignaz, und jedesmal bewies es den wildeſten, ſchwer zu ſühnenden Zorn.

Als der Leibarzt erklärte, die Kriſis ſey eingetreten, und er hoffe, daß der bedrohliche Zuſtand der Prinzeſſin nun bald vorüber und ſie völlig geneſen werde, ſprach die Fürſtin mit weniger Theilnahme, als man wohl denken ſollte: Dieu soit loué, man gebe mir weitere Nachricht. Den weinenden Prinzen ſchloß ſie aber zärtlich in ihre Arme, tröſtete ihn mit ſüßen Worten und folgte dann dem Fürſten.

Indeſſen war die Benzon, die im Sinn gehabt, mit Julien die unglückliche Hedwiga zu ſehen, im Schloſſe angekommen. Kaum hörte ſie was geſchehen, als ſie hinaufeilte nach dem Zimmer der Prinzeſſin, zuflog auf das Ruhebette, niederkniete, Hedwiga's Hand faßte und ihr ſtarr in die Augen blickte, während Julia heiße Thränen vergoß wähnend, daß wohl der Todesſchlaf über die Herzensfreundin kommen werde. Da holte Hedwiga tief Athem und ſprach mit dumpfer kaum vernehmlicher Stimme: Iſt er todt? — Sogleich hielt Prinz Ignatius ein mit Weinen trotz ſeines Schmerzes und erwiederte in voller Freude über die gelungene Exekution lachend und kichernd: Ja ja — Prinzeſſin Schweſter, ganz todt, gerade durch das Herz geſchoſſen. — „Ja, ſprach die Prinzeſſin weiter, indem ſie die Augen, die ſie aufgeſchlagen, wieder ſinken ließ, ja ich weiß es. Ich ſah den Blutstropfen, der aus dem Herzen quoll, aber er fiel in meine Bruſt und ich erſtarrte zu Criſtall und er nur lebte in dem Leichnam!" „Hedwiga, begann die Räthin leiſe und zärtlich, Hedwiga, erwachen Sie aus böſen unglücklichen Träumen. Hedwiga erkennen Sie mich?" Die Prinzeſſin winkte ſanft mit der Hand, als wolle ſie verlaſſen ſeyn. Hedwiga, fuhr die Benzon fort, Julia iſt hier. Ein Lächeln ſchimmerte auf Hedwiga's Wangen. Julia beugte ſich über ſie hin, drückte einen leiſen Kuß auf die erblaßten Lippen der Freundin. Da liſpelte Hedwiga kaum hörbar: Es iſt nun alles vorüber, in wenigen Minuten bin ich ganz erkräftigt, ich fühl es. —

Niemand hatte ſich bis jetzt um den kleinen Hochverräther bekümmert, der mit zerfleiſchter Bruſt auf dem Tiſch lag. Nun fiel er Julien in's Auge und erſt in dem Augenblick wurde ſie auch inne, daß Prinz Ignatius wieder das abſcheuliche ihr verhaßte Spiel geſpielt. Prinz, ſprach ſie, indem ihre Wangen ſich hoch rötheten, Prinz, was hat Ihnen der arme Vogel gethan, daß Sie ihn ohne Erbarmen tödten hier im Zimmer? — Das iſt ein recht einfältiges grauſames Spiel. Sie haben mir längſt verſprochen es zu laſſen, und doch nicht Wort gehalten — Aber! thun Sie es noch einmal, niemals ordne ich mehr Ihre Taſſen, oder lehre Ihre Püppchen reden, oder erzähle Ihnen die Geſchichte vom Waſſerkönig! „Nicht böſe ſeyn, wimmerte der Prinz, nicht böſe ſeyn, Fräulein Julia! Aber es war ein bunter Erzſchelm. Er hatte allen Soldaten heimlich die Rockſchöße abgeſchnitten, und überdem eine Rebellion angezettelt. Ach es thut weh — es thut weh!“ — Die Benzon blickte den Prinzen, dann Julien an, mit ſeltſamem Lächeln, dann rief ſie: Was das für ein Wehklagen iſt über ein paar verbrannte Finger! — Aber es iſt wahr, der Chirurgus wird ewig mit ſeiner Brandſalbe nicht fertig. Doch hilft ein gemeines Hausmittel auch wohl ungemeinen Leuten. Man ſchaffe rohe Kartoffeln herbei! — Sie ſchritt nach der Thüre, aber wie plötzlich von irgend einem Gedanken erfaßt, blieb ſie ſtehen, kehrte um, ſchloß Julien in die Arme, küßte ſie auf die Stirne und ſprach: Du biſt mein gutes liebes Kind, und wirſt immer das ganz ſeyn, was du ſeyn ſollſt! — Hüte dich nur vor überſpannten wahnſinnigen Thoren und verſchließe dein Gemüth dem böſen Zauber ihrer verlockenden Reden! — Damit warf ſie noch einen forſchenden Blick auf die Prinzeſſin, die ſanft und ſüß zu ſchlummern ſchien, und verließ das Zimmer.

Der Chirurgus trat hinein mit einem ungeheuren Pflaſter in den Händen, unter vielen Betheurungen verſichernd, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit gewartet in den Zimmern des gnädigſten Prinzen, da er nicht vermuthen können, daß er in dem Schlafgemach der gnädigſten Prinzeſſin. — Er wollte mit dem Pflaſter los auf den Prinzen, die Kammerfrau, die ein paar ſtattliche Kartoffeln auf einer ſilbernen Schüſſel herbeigebracht, vertrat ihm aber den Weg und verſicherte, daß für Verletzungen durch Brand geſchabte Kartoffeln das allerbeſte Mittel wären. Und ich, fiel Julia der Kammerfrau in's Wort, indem ſie ihr die ſilberne Schüſſel abnahm, und ich ſelbſt will für Sie, mein Prinzchen, das Pflaſter gar fein bereiten.

„Gnädigſter Herr, ſprach der Chirurg erſchrocken: Bedenken Sie! — ein Hausmittel für verbrannte Finger eines hohen fürſtlichen Herrn! — Die Kunſt — die Kunſt ſoll — muß hier allein helfen!“ Er wollte von neuem auf den Prinzen los, der prallte aber zurück und rief: Weg da, weg da! Fräulein Julia ſoll mir das Pflaſter bereiten, die Kunſt ſoll ſich zum Zimmer hinausſcheeren!

Die Kunſt empfahl ſich ſammt ihrem wohlpräparirten Pflaſter, indem ſie giftige Blicke auf die Kammerfrau warf.

Stärker und ſtärker hörte Julia die Prinzeſſin athmen, doch wie erſtaunte ſie als —

(M. f. f.) — einſchlafen. Hin und her wälzte ich mich auf meinem Lager; ich verſuchte alle nur mögliche Stellungen. Bald ſtreckte ich mich lang aus, bald wickelte ich mich rund zuſammen, ließ den Kopf auf den weichen Pfoten ruhen und ringelte den Schweif zierlich um mich herum, ſo daß er die Augen bedeckte, bald warf ich mich auf die Seite, ließ die Pfoten wegſtarren vom Leibe, den Schweif in lebloſer Gleichgültigkeit hinabhängen vom Lager. Alles — alles vergebens! — Wirrer und wirrer wurden Vorſtellungen, Gedanken, bis ich endlich in jenes Delirium fiel, das kein Schlaf, ſondern ein Kampf zwiſchen Schlafen und Wachen zu nennen, wie Moriz, Davidſohn, Nudow, Tiedemann, Wienholt, Reil, Schubert, Kluge und andere phyſiologiſche Schriftſteller, die über Schlaf und Traum geſchrieben und die ich nicht geleſen, mit Recht behaupten.

Die helle Sonne ſchien in des Meiſters Zimmer hinein, als ich aus dieſem Delirium, aus dieſem Kampf zwiſchen Schlafen und Wachen, wirklich zum klaren Bewußtſeyn erwachte. Aber welch' ein Bewußtſeyn, welch' ein Erwachen. — O Katerjüngling, der du dieſes lieſeſt, ſpitze die Ohren und lies aufmerkſam, daß dir die Moral nicht entwiſche! — Nimm dir zu Herzen, was ich über einen Zuſtand ſage, deſſen unnennbare Troſtloſigkeit ich dir nur mit ſchwachen Farben ſchildern kann. — Nimm dir dieſen Zuſtand, wiederhole ich, zu Herzen und dich ſelbſt möglichſt in Acht, wenn du zum erſten Mal in einer Katzburſchen-Geſellſchaft Katzpunſch genießeſt. Nippe mäßig und berufe dich, will man das nicht leiden, auf mich und meine Erfahrung, der Kater Murr ſey deine Autorität, die jeder, hoff' ich, anerkennen und gelten laſſen wird.

Nun alſo! — Was zuvörderſt mein phyſiſches Befinden betrifft, ſo fühlte ich mich nicht allein matt und elend, ſondern was mir ganz beſondere Qualen ſchuf, war ein gewiſſer kecker abnormer Anſpruch des Magens, der eben ſeiner Abnormität halber nicht durchzuſetzen war und einen unnützen Kummer im Innern verurſachte, an dem ſogar die afficirten Ganglien Theil nahmen, die in ewigem phyſiſchen Wollen und Nichtvermögen krankhaft zitterten und bebten. — Es war ein heilloſer Zuſtand! —

Aber beinahe noch empfindlicher war die pſychiſche Affection. Mit der bittern Reue und Zerknirſchung eines Gethanen halber, das ich doch eigentlich gar nicht für tadelnswerth achten konnte, kam eine troſtloſe Gleichgültigkeit in meine Seele gegen alles irdiſche Wohl! — Ich verachtete alle Güter der Erde, alle Gaben der Natur, Weisheit, Verſtand, Witz u. ſ. w. Die größten Philoſophen, die geiſtreichſten Dichter galten mir nicht höher, als Lumpenpuppen, ſogenannte Hampelmänner und was das Aergſte war, auf mich ſelbſt dehnte ſich jene Verachtung aus und ich glaubte zu erkennen, daß ich nichts ſey, als ein ganz gewöhnlicher miſerabler Mauskopf! — Niederſchlagenderes giebt es nicht! Der Gedanke, daß ich in dem größten Jammer befangen, daß die ganze Erde überhaupt ein Jammerthal ſey, vernichtete mich in namenloſem Schmerz. — Ich kniff die Augen zu und weinte ſehr! —

„Du haſt geſchwärmt, Murr, und nun iſt dir miſerabel zu Muthe! — Ja ja, ſo gehts! — Nun ſchlaf' nur aus alter Junge, dann wird's beſſer werden!“ — So rief der Meiſter mir zu, als ich das Frühſtück ſtehen ließ und einige Schmerzenstöne von mir gab. Der Meiſter! — o Gott er wußte nicht, er kannte nicht meine Leiden! — er ahnte nicht, wie Burſchenthum und Katzenjammer wirkt auf ein zartfühlendes Gemüth! —

Es mochte Mittag ſeyn, noch hatte ich mich nicht vom Lager gerührt, als plötzlich, der Himmel weiß wie er ſich hinein zu ſchleichen gewußt, Bruder Muzius vor mir ſtand. — Ich klagte ihm meinen unſeligen Zuſtand, ſtatt aber, wie ich gehofft, mich zu bedauern, mich zu tröſten, ſchlug er eine unmäßige Lache auf und rief: „Hoho, Bruder Murr, es iſt weiter nichts als die Kriſis, der Uebergang von unwürdiger philiſtröſer Knabenſchaft zum würdigen Burſchenthum, die dich glauben läßt, daß du krank biſt und elend. Du biſt das edle Commerſchiren noch nicht gewohnt! — Aber thu mir den Gefallen und halte das Maul und klage nicht etwa dem Meiſter dein Leiden. Unſer Geſchlecht iſt überdem ſchon verrufen genug dieſer Scheinkrankheit halber und der ſchmähſüchtige Menſch hat ihr einen Namen gegeben, der ſich auf uns bezieht und den ich nicht wiederholen mag. Aber raffe dich auf, nimm dich zuſammen, komm mit mir, die friſche Luft wird dir wohl thun und dann mußt du vor allen Dingen Haare auflegen. Komm nur, du wirſt ſchon praktiſch erfahren, was das heißt.“

Bruder Muzius übte ſeit der Zeit, als er mich dem Philiſterthum entriſſen, eine unbedingte Herrſchaft über mich aus; ich mußte thun, was er wollte. Mühſam ſtand ich daher auf von meinem Lager, dehnte mich, ſo gut es bei den erſchlafften Gliedern gehen ächzte und folgte dem treuen Bruder auf's Dach. Wir ſpazierten einigemal auf und nieder und in der That, mir wurde etwas wohler, leichter zu Muthe. Dann führte mich Bruder Muzius hinter den Schornſtein und hier mußte ich, wollte ich mich auch dagegen ſträuben, zwei, drei Schnäpschen einer Heringslake nehmen. Dies waren die Haare, die ich, nach Muzius Ausdruck, auflegen ſollte. — O wunderbarer als wunderbar war die tröſtliche Wirkung dieſes Mittels! Was ſoll ich ſagen? — Des Magens abnorme Antipathien ſchwiegen, der Kummer war geſtillt, das Ganglienſyſtem beruhigt, das Leben wieder ſchön, ich ſchätzte das irdiſche Wohl, die Wiſſenſchaft, die Weisheit, den Verſtand, den Witz u. ſ., ich war mir ſelbſt wiedergegeben, ich war wieder der herrliche höchſt excellente Kater Murr! — O Natur Natur! Kann es denn geſchehen, daß ein paar Tröpfchen, die der leichtſinnige Kater genießt in unzähmbarer freier Willkühr, Rebellion zu erwecken vermögen gegen dich, gegen das wohlthätige Prinzip, das du mit mütterlicher Liebe in ſeine Bruſt gepflanzt haſt und nach dem er überzeugt ſeyn muß, daß die Welt mit ihren Freuden, als da ſind Bratfiſche, Hühnerknochen, Milchbrei ꝛc. die beſte ſey und er das allerbeſte in dieſer Welt, da ihre Freuden nur für ihn und ſeinesgleichen geſchaffen ſind? — Aber — ein philoſophiſcher Kater erkennt das, es iſt tiefe Weisheit darin — jener teufliſche ungeheure Jammer iſt nur das Gegengewicht, das die zum Fortſtreben in der Bedingung des Seyns nöthige Reaktion bewirkt und ſo iſt derſelbe (der Jammer nämlich) in dem Gedanken des ewigen Weltalls begründet! — Legt Haare auf, Katerjünglinge! und tröſtet euch dann mit dieſem philoſophiſchen Erfahrungsſatz eures gelehrten, ſcharfſinnigen Standesgenoſſen.

Es genügt zu ſagen, daß ich nun manche Zeit hindurch ein luſtiges loſes Burſchenleben führte auf den Dächern ringsumher, in Compagnie mit Muzius und andern Burſchen, biedern kühnen Jungen, weißen, gelben und bunten. Ich komme zu einer wichtigern Begebenheit meines Lebens, die nicht ohne Folgen blieb.

Als ich nämlich einmal bei dem Anbruch der Nacht, im Schimmer des hellen Mondſcheins, mit dem Bruder Muzius zu einer Kneiperei, die die Burſchen angeordnet, gehen wollte, begegnete mir jener ſchwarz, grau, gelbe Nebenbuhler, der mir meine Miesmies geraubt. Wohl kann es ſeyn, daß ich bei dem Anblick des verhaßten Nebenbuhlers, dem ich noch dazu ſchändlicher Weiſe unterliegen müſſen, etwas ſtutzte. Er ging indeſſen hart an mir vorbei, ohne mich zu grüßen, und es wollte mich bedünken als lächle er mich verhöhnend an, im Gefühl der Uebermacht, die er über mich gewonnen. Ich dachte an die verlorne Miesmies, an die erhaltenen Prügel, das Blut kochte mir in den Adern! Muzius bemerkte meine Aufwallung und da ich ihm mittheilte, was ich bemerkt zu haben glaubte, ſo ſprach er: Du haſt Recht, Bruder Murr. Der Kerl ſchnitt ſolch ein ſchiefes Geſicht und trat dabei ſo keck auf: am Ende wollte er dich wirklich tuſchiren. — Nun das wollen wir bald erfahren. Irre ich nicht, ſo hat der bunte Philiſter hier in der Nähe eine neue Liebſchaft angeſponnen, er ſchleicht alle Abende hier auf dieſem Dache umher. Warten wir ein wenig, vielleicht kommt der Monſieur bald zurück und da kann ſich ja wohl das Uebrige bald finden.

In der That dauerte es nicht lange, ſo kam der Bunte wieder trotzig zurück und maß ſchon von weitem mich mit verächtlichen Blicken. Ich trat ihm herzhaft und keck entgegen, wir gingen ſo hart an einander vorüber, daß unſere Schweife ſich unſanft berührten. Sogleich blieb ich ſtehen, drehte mich um und ſprach mit feſter Stimme: Mau! — Er blieb ebenfalls ſtehen, drehte ſich um und erwiederte trotzig: Mau! — Dann ging ein jeder ſeinen Weg.

„Das war Tuſch, rief Muzius ganz zornig aus, ich werde den bunten trotzigen Kerl morgen coramiren.“

Muzius begab ſich den andern Morgen zu ihm hin und fragte ihn in meinem Namen: ob er meinen Schweif berührt? Er ließ mir erwiedern: er hätte meinen Schweif berührt. Darauf ich: habe er meinen Schweif berührt, ſo müſſe ich das für Tuſch nehmen. Darauf er: ich könne es nehmen wie ich wollte. Darauf ich: ich nehme es für Tuſch. Darauf er: ich ſey gar nicht im Stande zu beurtheilen was Tuſch ſey. Darauf ich: ich wiſſe das ſehr gut und beſſer als er. Darauf er: ich ſey nicht der Mann dazu, daß er mich tuſchiren ſolle. Darauf ich nochmals: ich nehme es aber für Tuſch. Darauf er: ich ſey ein dummer Junge. Darauf ich, um mich in Avantage zu ſetzen: wenn ich ein dummer Junge ſey, ſo ſey er ein niederträchtiger Spitz! — Dann kam die Ausforderung.

(Randgloſſe des Herausgebers. O Murr! mein Kater. Entweder hat ſich der Ehrenpunkt ſeit Shakſpear's Zeit nicht geändert oder ich ertappe dich auf einer ſchriftſtelleriſchen Lüge. Das heißt, auf einer Lüge, die dazu dienen ſoll, der Begebenheit, die du erzählſt, mehr Glanz und Feuer zu geben! — Iſt die Art, wie es zum Duell mit dem bunten Penſionair kam, nicht die rein ausgeſprochene Parodie von Probſteins ſiebenmal zurückgeſchobener Lüge in: Wie es euch gefällt? Finde ich nicht in deinem angeblichen Duell-Prozeß die ganze Stufenleiter von dem höflichen Beſcheid, dem feinen Stich, der groben Erwiederung, der beherzten Abfertigung, bis zum trotzigen Widerſpruch und kann es dich wohl einigermaßen retten, daß du anſtatt mit der bedingten und offenbaren Lüge, mit ein paar Schimpfreden ſchließeſt? — Murr! mein Kater! die Rezenſenten werden über dich herfallen, aber bewieſen haſt du doch wenigſtens, daß du den Shakſpear mit Verſtand und Nutzen geleſen und das entſchuldigt Vieles.)

Aufrichtig geſtanden fuhr es mir doch etwas in die Glieder, als ich die Ausforderung erhielt, die auf den Kratz lautete. Ich dachte daran wie übel mich der bunte Verräther zugerichtet hatte, als von Eiferſucht und Rache getrieben, ich ihn angriff, und wünſchte wenigſtens die Avantage, zu der mir Freund Muzius verholfen, hinweg. Muzius mochte gewahren, daß ich beim Leſen des blutfordernden Handbillets erblaßte und überhaupt meine Seelenſtimmung bemerken. „Bruder Murr, ſprach er, mir ſcheint, als ob dir das erſte Duell, das du beſtehen ſollſt, etwas in die Glieder fuhre?“ — Keinen Anſtand nahm ich dem Freunde mein ganzes Herz zu öffnen, ihm zu ſagen, was meinen Muth erſchütterte.

„O mein Bruder, ſprach Muzius, o mein geliebter Bruder Murr! Du vergiſſeſt, daß damals, als der übermüthige Frevler dich ausprügelte auf ſchnöde Weiſe, du noch ein blutjunger Neuling und kein wackrer, tüchtiger Burſche warſt, wie jetzt. Auch war dein Kampf mit dem Bunten kein ordentliches Duell nach Regel und Recht, ja nicht einmal ein Rencontre zu nennen, ſondern nichts weiter als eine philiſtermäßige Balgerei, die unanſtändig iſt für jeden Katzburſch. Merk' dir's, Bruder Murr, daß der auf unſre beſondre Gaben neidiſche Menſch uns die Neigung vorwirft, uns auf ehrwidrige beſchimpfende Weiſe zu prügeln und fällt unter ſeinem Geſchlecht dergleichen vor, dies mit dem Schimpf- und Spottnamen: Katzbalgerei, bezeichnet. Schon darum wird und muß ein ordentlicher Kater, der Ehre im Leibe hat und auf gute Sitten hält, jedes böſe Rencontre der Art vermeiden; er beſchämt den Menſchen, der unter gewiſſen Umſtänden ſehr geneigt iſt, zu prügeln und geprügelt zu werden. — Alſo, geliebter Bruder, laß alle Furcht und Scheu fahren, bewahre dein tapfres Herz und ſey überzeugt, daß du im ordentlichen Duell genugſame Rache für alle erfahrne Unbill nehmen und den bunten Gecken dermaßen zerkratzen kannſt, daß er das dumme Liebeln und alberne Daherſtolziren wohl auf einige Zeit laſſen wird. — Doch halt! — Eben will mich bedünken, daß nach dem, was zwiſchen euch vorgefallen, der Zweikampf auf den Kratz keinen genügenden Ausſchlag geben kann, daß ihr euch vielmehr auf entſcheidendere Weiſe, nämlich auf den Biß ſchlagen müßt. — Wir wollen die Meinung der Burſchen hören!" —

Muzius trug in einer ſehr wohlgeſetzten Rede den Fall, der ſich mit mir und dem Bunten ereignet, der Burſchenverſammlung vor. Alle ſtimmten dem Redner bei und ich ließ daher dem Bunten durch Muzius ſagen: ich nehme die Ausforderung zwar an, könnte und würde bei der Schwere der erlittenen Beſchimpfung mich aber nicht anders ſchlagen, als auf den Biß. Der Bunte wollte zwar Einwendungen machen, vorſchützen, er habe ſtumpfe Zähne u. ſ. w.; da aber Muzius ihm nach ſeiner ernſten und feſten Weiſe erklärte, daß hier nur durchaus von dem entſcheidenderen Duell auf den Biß die Rede ſeyn könne, und daß, wenn er dies nicht eingehen wolle, er den niederträchtigen Spitz auf ſich ſitzen laſſen müßte, entſchloß er ſich zu dieſem Duell auf den Biß. — Die Nacht, in der der Zweikampf vor ſich gehen ſollte, kam heran. Ich ſtellte mich auf dem Dache des Hauſes, das an der Grenze des Reviers lag, mit Muzius um die beſtimmte Stunde ein. Auch mein Gegner kam bald mit einem ſtattlichen Kater, der beinahe bunter gefleckt war und noch viel trotzigere keckere Züge im Antlitz trug als er ſelbſt. Er war, wie wir vermuthen konnten, ſein Sekundant; beide hatten verſchiedene Feldzüge als Kameraden zuſammen gemacht und befanden ſich auch beide bei der Eroberung des Speichers, die dem Bunten den Orden des gebrannten Specks erwarb. Außerdem hatte ſich, wie ich nachher erfuhr, auf des um- und vorſichtigen Muzius Anlaß eine kleine lichtgraue Katze eingefunden, die ſich ganz außerordentlich auf Chirurgie verſtehen und die ſchlimmſten gefährlichſten Wunden zweckmäßig behandeln und in kurzer Zeit heilen ſollte. — Es wurde noch verabredet, daß der Zweikampf in drei Sprüngen ſtattfinden und falls bei dem dritten Sprunge noch nichts entſcheidendes geſchehen, weiter beſchloſſen werden ſollte, ob das Duell in neuen Sprüngen fortzuſetzen, oder die Sache als abgemacht anzuſehen. Die Sekundanten maßen die Schritte aus, und wir ſetzten uns gegenüber in Poſitur. Der Sitte gemäß erhoben die Sekundanten ein Zetergeſchrei, und wir ſprangen auf einander los.

Im Augenblick hatte mein Gegner, indem ich ihn faſſen wollte, mein rechtes Ohr gepackt, das er dermaßen zerbiß, daß ich wider Willen laut aufſchrie. „Auseinander!“ rief Muzius. Der Bunte ließ ab, wir gingen in die Poſition zurück.

Neuer Zeter der Sekundanten, zweiter Sprung. Nun glaubte ich meinen Gegner beſſer zu faſſen, aber der Verräther duckte ſich und biß mich in die linke Pfote, daß das Blut in dicken Tropfen hervorquoll. — „Auseinander!“ rief Muzius zum zweitenmal. „Eigentlich, ſprach der Sekundant meines Gegners ſich zu mir wendend, eigentlich iſt nun die Sache ausgemacht, da Sie mein Beſter durch die bedeutende Wunde an der Pfote hors de combat geſetzt ſind.“ Doch Zorn, tiefer Ingrimm ließen mich keinen Schmerz fühlen und ich entgegnete, daß es ſich bei dem dritten Sprunge finden würde, in wiefern es mir an Kraft gebräche und die Sache als abgemacht anzuſehen. „Nun, ſprach der Sekundant mit höhniſchem Lachen, nun, wenn Sie denn durchaus von der Pfote Ihres Ihnen überlegenen Gegners fallen wollen, ſo geſchehe Ihr Wille!“ — Doch Muzius klopfte mir auf die Schulter und rief: Brav, brav mein Bruder Murr, ein echter Burſche achtet ſolch' einen Ritz nicht! — Halt dich tapfer!

Zum drittenmal Zeter der Sekundanten, dritter Sprung! — Meiner Wuth ungeachtet hatte ich die Liſt meines Gegners gemerkt, der immer etwas ſeitwärts ſprang, weshalb ich ihn fehlte, während er mich mit Sicherheit packte. — Diesmal nahm ich mich in Acht, ſprang auch ſeitwärts und als er mich zu faſſen glaubte, hatte ich ihn ſchon dermaßen in den Hals gebiſſen, daß er nicht ſchreien, nur ſtöhnen konnte. „Auseinander!“ rief jetzt der Sekundant meines Gegners. Ich ſprang ſogleich zurück, der Bunte ſank aber ohnmächtig nieder, indem das Blut reichlich aus der tiefen Wunde hervorquoll. Die hellgraue Katze eilte ſogleich auf ihn zu und bediente ſich, um vor dem Verbande das Blut einigermaßen zu ſtillen, eines Hausmittels, das, wie Muzius verſicherte, ihr ſtets zu Gebote ſtand, da ſie es immer bei ſich führte. Sie goß nämlich ſofort eine Flüſſigkeit in die Wunde und beſprengte überhaupt den Ohnmächtigen ganz und gar damit, die ich ihres ſcharfen beizenden Geruchs halber für ſtark und draſtiſch wirkend halten mußte. Thedenſche Arquebuſade war es nicht, auch nicht Eau de Cologne. — Muzius drückte mich feurig an ſeine Bruſt und ſprach: Bruder Murr, du haſt deine Ehrenſache ausgefochten, wie ein Kater, dem das Herz auf dem rechten Flecke ſitzt. — Murr du wirſt dich erheben zur Krone des Burſchenthums, du wirſt keinen Makel dulden und ſtets bei der Hand ſeyn, wenn es darauf ankommt unſre Ehre zu erhalten. — Der Sekundant meines Gegners, der ſo lange dem hellgrauen Chirurgus beigeſtanden, trat nun trotzig auf und behauptete, daß ich im dritten Gange gegen den Comment gefochten. Da ſetzte ſich aber Bruder Muzius in Poſitur und erklärte mit funkelnden Augen und hervorgeſtreckten Krallen, daß der, der ſolches behaupte, es mit ihm zu thun habe, und daß die Sache gleich auf der Stelle ausgemacht werden könne. Der Sekundant hielt es für gerathen, nichts weiter darauf zu erwiedern, ſondern packte ſtillſchweigend den wunden Freund, der was weniges zu ſich ſelbſt gekommen, auf den Rücken und marſchirte mit ihm ab durch die Dachluke. — Der aſchgraue Chirurgus fragte an, ob er meiner Wunden halber mich auch etwa mit ſeinem Hausmittel bedienen ſolle. Ich lehnte das aber ab, ſo ſehr mich auch Ohr und Pfote ſchmerzten, ſondern machte mich im Hochgefühl des errungenen Sieges, der geſtillten Rache für Miesmies Entführung und erhaltene Prügel, auf den Weg nach Hauſe.

Für dich, o Katerjüngling! habe ich mit gutem Bedacht die Geſchichte meines erſten Zweikampfs ſo umſtändlich aufgeſchrieben. Außerdem daß dich dieſe merkwürdige Geſchichte über den Ehrenpunkt belehrt ganz und gar, ſo kannſt du auch noch manche für das Leben höchſt nöthige und nützliche Moral daraus ſchöpfen. Wie z. B. daß Muth und Tapferkeit gar nichts ausrichten gegen Finten und daß daher das genaue Studium der Finten unerläßlich iſt, um nicht zu Boden getreten zu werden, ſondern ſich aufrecht zu erhalten. Chi no se ajuta, se nega, ſagt Brighella in Gozzis glücklichem Bettler und der Mann hat Recht, vollkommen Recht. — Sieh das ein, Katerjüngling und verachte keinesweges Finten, denn in ihnen liegt, wie im reichen Schacht, die wahre Lebensweisheit verborgen.

— Als ich herab kam, fand ich des Meiſters Thür verſchloſſen und mußte daher mit der Strohmatte, die davor lag, als Nachtlager vorlieb nehmen. Die Wunden hatten mir einen ſtarken Blutverluſt verurſacht und mir wurde in der That etwas ohnmächtig zu Muthe. Ich fühlte mich ſanft fortgetragen. Es war mein guter Meiſter, der (ich mochte wohl ohne es zu wiſſen etwas gewinſelt haben) mich vor der Thür gehört, aufgemacht und meine Wunden bemerkt hatte. „Armer Murr, rief er, was haben ſie mit dir gemacht? das hat tüchtige Biſſe gegeben — nun ich hoffe, du wirſt deinen Gegnern nichts geſchenkt haben!" „Meiſter, dachte ich, wenn du wüßteſt!" und auf's Neue fühlte ich mich von dem Gedanken des vollſtändig erfochtenen Sieges, der Ehre, die ich mir gewonnen, gar mächtig erhoben. — Der gute Meiſter legte mich auf mein Lager, holte aus dem Schrank eine kleine Büchſe, in der Salbe befindlich, hervor, bereitete zwei Pflaſter und legte ſie mir auf Ohr und Pfote. Ruhig und geduldig ließ ich alles geſchehen und ſtieß nur ein kleines leiſes Mrrrr! aus, als der erſte Verband mich etwas ſchmerzen wollte. — „Du biſt, ſprach der Meiſter, ein kluger Kater, Murr! du verkennſt nicht wie andre knurrige Wildfänge deines Geſchlechts, die gute Abſicht deines Herrn. Halt dich nur ruhig und wenn es Zeit iſt, daß du die Wunde an der Pfote heil leckſt, ſo wirſt du ſchon ſelbſt den Verband löſen. Was aber das wunde Ohr betrifft, ſo kannſt du nichts dafür thun armer Geſelle und mußt das Pflaſter leiden."

Ich verſprach das dem Meiſter und reichte zum Zeichen meiner Zufriedenheit und Dankbarkeit für ſeine Hülfe, ihm meine geſunde Pfote hin, die er wie gewöhnlich nahm und leiſe ſchüttelte, ohne ſie im mindeſten zu drücken. — Der Meiſter verſtand mit gebildeten Katern umzugehen.

Bald ſpürte ich die wohlthätige Wirkung der Pflaſter und war froh, daß ich des kleinen aſchgrauen Chirurgus fatales Hausmittel nicht angenommen. Muzius, der mich beſuchte, fand mich heiter und kräftig. Bald war ich im Stande ihm zu folgen zur Burſchenkneiperei. Man kann denken, mit welchem unbeſchreiblichen Jubel ich empfangen wurde. Allen war ich doppelt lieb geworden.

Von nun an führte ich ein köſtliches Burſchenleben und überſah es gern, daß ich dabei die beſten Haare aus dem Pelze verlor. — Doch giebt es hienieden ein Glück, das von Dauer ſeyn ſollte? Lauert bei jeder Freude, die man genießt, nicht ſchon der —

(Mak. Bl.) — hohen und ſteilen Hügel, im flachen Lande hätte er für einen Berg gegolten, belegen. Ein breiter, bequemer, von duftendem Gebüſch eingeſchloſſener Weg, an deſſen beiden Seiten häufig angebrachte ſteinerne Sitze und Lauben die gaſtliche Sorge für die wandernden Pilger bewieſen, führte hinauf. Oben angekommen gewahrte man erſt die Größe und Pracht des Gebäudes, das man in der Ferne nur für eine einzeln daſtehende Kirche gehalten. Wappen, Biſchofsmütze, Krummſtab und Kreuz, über dem Thor in Stein gehauen, zeigten, daß ſonſt hier eine biſchöfliche Reſidenz geweſen und die Inſchrift: Benedictus, qui venit in nomine domini, lud fromme Gäſte ein, zum Eintritt. Aber jeder der eingetreten, blieb wohl unwillkürlich ſtehen, überraſcht, erfaßt von dem Anblick der Kirche, die mit ihrer prächtigen, im Styl des Palladio erbauten Façade, mit ihren beiden hohen luftigen Thürmen in der Mitte ſtand, als Hauptgebäude, an das ſich von beiden Seiten Flügel anſchloſſen. In dem Hauptgebäude befanden ſich noch die Zimmer des Abts, in den Seitenflügeln dagegen die Wohnungen der Mönche, das Refektorium, andere Verſammlungsſäle, ſo wie auch Zimmer zur Aufnahme einkehrender Fremden. Unfern dem Kloſter lagen die Wirthſchaftgebäude, die Meierei, das Haus des Amtmanns; tiefer im Thal umflocht aber das ſchöne Dorf Kanzheim den Hügel mit der Abtei, wie ein bunter üppiger Kranz.

Dieſes Thal breitete ſich aus bis an den Fuß des fernen Gebirges. Zahlreiche Heerden weideten in den, von ſpiegelhellen Bächen durchſchnittenen Wieſengründen, fröhlich zogen die Landleute aus den Dörfern, die hin und wieder verſtreut lagen, durch die reichen Kornfelder, jubelnder Geſang der Vögel ſcholl aus den anmuthigen Gebüſchen, ſehnſüchtiger Hörnerſchall rief herüber aus der fernen dunklen Waldung, beſchwingt mit weißen Segeln glitten ſchwer beladene Kähne auf dem breiten Fluß, der das Thal durchſtrömte, ſchnell vorüber und man vernahm die frohen Grüße der Schiffer. Ueberall üppige Fülle, reichlich geſpendeter Segen der Natur, überall reges ewig forttreibendes Leben. Die Ausſicht in die lachende Landſchaft vom Hügel herab, aus den Fenſtern der Abtei, erhob das Gemüth und erfüllte es zugleich mit innigem Wohlbehagen.

Mocht' es ſeyn, daß man den innern Schmuck der Kirche, der edlen, grandioſen Grundanlage unerachtet, bei dem vielen bunten, vergoldeten Schnitzwerk und der kleinlichen Bilderei mit Recht den Vorwurf der Ueberladung, des mönchiſchen Ungeſchmacks machen konnte, ſo fiel dafür der reine Styl, in dem die Zimmer des Abts gebaut und verziert waren, deſto mehr in's Auge. Aus dem Chor der Kirche trat man unmittelbar in einen geräumigen Saal, der zur Verſammlung der Geiſtlichen und zugleich zur Aufbewahrung der Inſtrumente und Muſikalien diente. Aus dieſem Saal führte ein langer Corridor, der eine joniſche Säulenſtellung bildete, in die Gemächer des Abts. Seidene Tapeten, auserleſene Gemälde der beſten Meiſter aus verſchiedenen Schulen, Büſten, Statüen großer Männer der Kirche, Teppiche, zierlich ausgelegte Fußböden, koſtbares Geräth, Alles deutete hier auf den Reichthum des wohl dotirten Kloſters. Dieſer Reichthum, der in dem Ganzen herrſchte, war aber nicht jener glänzende Prunk, der das Auge blendet ohne ihm wohl zu thun und der Staunen, aber nicht Wohlbehagen erzeugt. Alles war an ſeiner rechten Stelle angebracht, nichts wollte prahleriſch die Aufmerkſamkeit für ſich allein feſſeln und die Wirkung des andern zerſtören, und ſo dachte man nicht an die Koſtbarkeit dieſes, jenes einzelnen Schmucks, ſondern fühlte ſich von dem Ganzen gemüthlich angeregt. Das durchaus Gehörige in der Anordnung brachte dieſen gemüthlichen Eindruck hervor und eben das richtig entſcheidende Gefühl des Gehörigen möchte wohl das ſeyn, was man guten Geſchmack zu nennen pflegt. Das Bequeme, Wohnliche dieſer Gemächer des Abts grenzte an das Ueppige, ohne in der That üppig zu werden, und ſo durfte es keinen Anſtoß geben, daß ein Geiſtlicher alles dies ſelbſt angeordnet und herbeigeſchafft. Der Abt Chryſoſtomus hatte, als er vor wenigen Jahren nach Kanzheim kam, die abteiliche Wohnung einrichten laſſen, wie ſie ſich jetzt fand und ſein ganzer Charakter, ſeine ganze Art zu ſeyn, ſprach ſich ſchon lebhaft aus in dieſer Einrichtung, ehe man ihn ſelbſt ſah und bald die hohe Stufe ſeiner geiſtigen Bildung gewahrte. Noch in den vierziger Jahren, groß, wohlgebaut, geiſtvollen Ausdruck im männlich ſchönen Antlitz, Anmuth und Würde im ganzen Betragen, flößte der Abt jedem, der ſich ihm nahte, die Ehrfurcht ein, die ſein Stand forderte. Eifriger Kämpfer für die Kirche, raſtloſer Verfechter der Rechte ſeines Ordens, ſeines Kloſters, ſchien er doch nachgiebig und duldſam. Aber eben dieſe ſcheinbare Nachgiebigkeit war eine Waffe, die er wohl zu führen und damit jeden Widerſtand, ſelbſt den der oberſten Gewalt zu beſiegen wußte. Durfte man dann auch ahnen, daß hinter einfachen ſalbungsreichen Worten, die aus dem treuſten Herzen zu kommen ſchienen, ſich mönchiſche Schlauheit verberge, ſo gewahrte man nur die Gewandtheit eines eminenten Geiſtes, der in die tiefern Verhaltniſſe der Kirche eingedrungen. Der Abt war ein Zögling der Propaganda in Rom. — Selbſt gar nicht geneigt den Anſprüchen des Lebens zu entſagen, in ſofern ſie mit geiſtlicher Sitte und Ordnung verträglich, ließ er ſeinen zahlreichen Untergebenen alle Freiheit, die ſie nur nach ihrem Stande fordern konnten. So kam es denn, daß während einige dieſer, jener Wiſſenſchaft ergeben, in einſamer Zelle ſtudirten, andere luſtig umherſchwärmten in dem Park der Abtei und ſich erluſtigten im heitern Geſpräch, während einige zu ſchwärmeriſcher Andacht geneigt, faſteten und ihre Zeit hinbrachten in ſtetem Gebet, andere ſich es wohl ſchmecken ließen an der reichbeſetzten Tafel und ihre religiöſen Uebungen auf die Ordensregel beſchränkten, während einige die Abtei nicht verlaſſen mochten, andere ſich auf weitere Wege begaben, auch wohl, kam die Zeit heran, das lange Prieſtergewand vertauſchten mit dem kurzen Jägerrock und ſich als wackre Waidmänner herumtummelten. Waren nun aber die Neigungen der Bruder verſchieden, und durfte jeder der ſeinigen nachhängen, wie er wollte, ſo kamen ſie alle in der enthuſiaſtiſchen Vorliebe für die Muſik überein. Beinahe ein jeder war ausgebildeter Muſiker und es gab Virtuoſen unter ihnen, die der beſten fürſtlichen Kapelle Ehre gemacht haben würden. Eine reiche Muſikalien-Sammlung, eine Auswahl der vortrefflichſten Inſtrumente ſetzte jeden in den Stand, die Kunſt zu treiben wie er wollte und häufige Aufführungen auserleſener Werke erhielten jeden in praktiſcher Uebung.

Eben dieſem muſikaliſchen Treiben gab nun Kreislers Ankunft in der Abtei einen neuen Schwung. Die Gelehrten ſchlugen ihre Bücher zu, die Andächtigen kurzten ihre Gebete ab, Alle verſammelten ſich um Kreisler, den ſie liebten und deſſen Werke ſie hoch ſchätzten, wie keine anderen. Der Abt ſelbſt hing ihm an mit inniger Freundſchaft und er, ſo wie alle Uebrigen beeiferten ſich ihm ihre Achtung, ihre Liebe darzuthun, wie ſie es nur vermochten. War nun die Gegend in der die Abtei lag ein Paradies zu nennen, gewährte das Leben im Kloſter die bequemſte Behaglichkeit, wozu ein leckrer Tiſch und edler Wein, für den der Pater Hilarius ſorgte, wohl auch zu rechnen, herrſchte unter den Brüdern die gemüthliche Heiterkeit, welche von dem Abt ſelbſt ausging, ſchwamm überdem Kreisler, den die Kunſt raſtlos beſchäftigte, recht in ſeinem Elemente, ſo konnt' es nicht fehlen, daß ſein bewegtes Gemüth ruhig wurde, wie ſeit langer Zeit nicht mehr. Selbſt der Zorn ſeines Humors dämpfte ſich, er wurde ſanft und weich wie ein Kind. Aber noch mehr als das Alles, er glaubte an ſich ſelbſt, verſchwunden war jener geſpenſtiſche Doppelgänger, der emporgekeimt aus den Blutstropfen der zerriſſenen Bruſt. —

Irgendwo*) heißt es von dem Kapellmeiſter Johannes Kreisler, daß ſeine Freunde es nicht dahin hätten bringen können, daß er eine Compoſition aufgeſchrieben und ſey dies wirklich einmal geſchehen, ſo habe er doch das Werk, ſo viel Freude er auch über das Gelingen geäußert, gleich nachher in's Feuer geworfen. — So mag es ſich begeben haben in einer ſehr verhängnißvollen Zeit, die dem armen Johannes den rettungsloſen Untergang drohte, von der gegenwärtiger Biograph bis jetzt aber nicht recht viel weiß. Jetzt in der Abtei Kanzheim wenigſtens hütete ſich Kreisler wohl die Compoſitionen zu vernichten, die recht aus ſeinem Innerſten hervorgingen und ſeine Stimmung ſprach ſich in dem Charakter ſüßer wohlthuender Wehmuth aus, den ſeine Werke trugen, ſtatt daß er ſonſt nur zu oft im mächtigen Zauber aus der Tiefe der Harmonik die gewaltigen Geiſter hinaufbeſchwor, die die Furcht, das Entſetzen, alle Qualen hoffnungsloſer Sehnſucht aufregen in der menſchlichen Bruſt. —

— Man hatte eines Abends im Chor der Kirche die letzte Probe eines Hochamts gehalten, mit dem Kreisler fertig worden und das am folgenden Morgen aufgeführt werden ſollte. Die Brüder waren zurückgekehrt in ihre Zellen, Kreisler allein weilte in dem Säulengange und ſchaute hinaus in die Gegend, die im Schimmer der letzten Strahlen der ſinkenden Sonne vor ihm lag. Da war es ihm, als vernähme er aus weiter Ferne noch einmal ſein Werk, das ihm eben lebendig dargeſtellt von den Brüdern. Als nun aber das Agnus dei kam, da erfaßte ihn auf's Neue und ſtärker die namenloſe Wonne jener Augenblicke, in denen ihm dieſes Agnus aufgegangen. „Nein, rief er aus, indem glühende Thränen ſeine Augen füllten; nein! —

---

*) Phantaſieſtücke in Callots Manier. Neue Ausg. (1819) Th. I. S. 32.

ich bin es nicht, du allein! du mein einziger Gedanke, du mein einziges Sehnen!“ —

Wunderbar war es wohl, auf welche Weiſe Kreisler dieſen Satz, in dem der Abt, die Brüder den Ausdruck der brünſtigſten Andacht, der himmliſchen Liebe ſelbſt fanden, hervorgebracht hatte. Ganz erfüllt von dem Hochamt, das er zu ſetzen begonnen, aber noch lange nicht vollendet hatte, träumte er in einer Nacht, der Heiligentag, für den die Compoſition beſtimmt, ſey da, das Hochamt eingeläutet, er ſtehe an dem Pult, die fertige Partitur vor ſich, der Abt, ſelbſt Meſſe leſend, intonire und ſein Kyrie fange an. —

Satz auf Satz folge nun, die Aufführung gediegen und kraftvoll, überraſche ihn, reiße ihn fort bis zum **Agnus dei**. Da gewahre er zu ſeinem Schreck in der Partitur weiße Blätter, keine Note aufgeſchrieben, die Brüder ſchauten ihn, der plötzlich den Taktſtock ſinken laſſen, an, gewärtig, daß er endlich anfangen, daß die Stockung endlich aufhören werde. Aber bleiſchwer drücke ihn Verlegenheit und Angſt nieder und er könne, ungeachtet er das ganze **Agnus** fertig in ſeiner Bruſt bewahre, nur es nicht herausbringen in die Partitur. Da erſchiene aber plötzlich eine holde Engelsgeſtalt, trete an den Pult, ſänge das **Agnus** mit Tönen des Himmels und dieſe Engelsgeſtalt wäre Julia! — Im Entzücken hoher Begeiſterung erwachte Kreisler und ſchrieb das **Agnus** auf, das im ſeligen Traum ihm aufgegangen. — Und dieſen Traum träumte Kreisler nun noch einmal, er vernahm Julia's Stimme, höher und höher ſchlugen die Wellen des Geſanges, als nun der Chor einfiel: **Dona nobis pacem**, er wollte untergehen in dem Meer von tauſend ſeligen Wonnen, das ihn überſtrömte.

Ein leiſer Schlag auf die Schulter weckte Kreisler aus der Extaſe, in die er gerathen. Es war der Abt, der vor ihm ſtand und ihn mit Wohlgefallen anblickte.

„Nicht wahr, begann der Abt, nicht wahr mein Sohn Johannes! was du tief in deinem Gemüth empfunden, was dir gelang herrlich und kräftig in das Leben zu rufen, das erfreut jetzt deine ganze Seele? — Ich meine, du dachteſt an dein Hochamt, das ich zu den beſten Werken zähle, die du jemals geſchaffen.“

Kreisler ſtarrte den Abt ſtillſchweigend an, noch war er keines Wortes mächtig.

“Nun nun, fuhr der Abt lächelnd fort, ſteige herab aus der obern

Region, zu der du dich hinaufgeſchwungen! — Ich glaube gar, du komponirſt in Gedanken und läſſeſt ſo nicht ab von der Arbeit, die dir freilich eine Luſt iſt, wiewohl eine gefährliche, da ſie zuletzt deine Kräfte aufzehrt. Entſchlage dich jetzt aller ſchaffenden Gedanken, laß' uns in dieſem kühlen Gange auf und abwandeln und unbefangen mit einander plaudern."

Der Abt ſprach nun von den Einrichtungen des Kloſters, von der Lebensweiſe der Mönche, rühmte den wahrhaft heiter frommen Sinn, den alle in ſich trügen und fragte zuletzt den Kapellmeiſter, ob er (der Abt) ſich nicht täuſche, wenn er bemerkt zu haben glaube, daß Kreisler ſeit den Monaten, daß er ſich in der Abtei befinde, ruhiger, unbefangener, dem thätigen Forttreiben in der hohen Kunſt, die den Dienſt der Kirche verherrliche, geneigter geworden.

Kreisler konnte nicht anders, als dies zugeben und überdies verſichern, daß die Abtei ſich ihm aufgethan, wie ein Aſyl, in das er geflüchtet und daß er ſich ſo heimiſch dünke, als ſey er wirklich Ordensbruder und werde das Kloſter niemals mehr verlaſſen.

„Laſſen Sie, ſo endete Kreisler, laſſen Sie mir, ehrwürdiger Herr! die Täuſchung, die dies Kleid befördert. Laſſen Sie mich glauben, daß von bedrohlichem Sturm verſchlagen, mich die Gunſt des verſöhnten Geſchicks an einem Eilande ſtranden ließ, wo ich geborgen, wo nie mehr der ſchöne Traum zerſtört werden kann, der nichts anders iſt, als die Begeiſterung der Kunſt ſelbſt."

In der That, erwiederte der Abt, indem eine beſondere Freundlichkeit ſein Antlitz überſtrahlte, in der That mein Sohn Johannes, das Kleid das du angelegt, um als unſer Bruder zu erſcheinen, ſteht dir wohl und ich wollte, daß du es nie wieder ablegteſt. Du biſt der würdigſte Benediktiner den man nur ſehen kann.

Doch, fuhr der Abt nach einem kurzen Stillſchweigen fort, indem er Kreislers Hand faßte, doch, kein Scherz iſt hier zu treiben. Sie wiſſen mein Johannes! wie lieb Sie mir geweſen ſind ſeit dem Augenblick, als ich Sie kennen lernte, wie meine innige Freundſchaft, ſich mit der hohen Achtung für Ihr ausgezeichnetes Talent paarend, immer höher geſtiegen iſt. Für den, den man liebt, wird man mit Sorge erfüllt und eben dieſe Sorge war es, die mich Sie ſeit der Zeit ihres Aufenthalts im Kloſter bis zur Aengſtlichkeit beobachten ließ. Das Reſultat dieſer Beobachtungen brachte mich zu einer Ueberzeugung, die ich nicht aufgeben darf! — Längſt wollt' ich Ihnen in dieſer Hinſicht mein ganzes Herz öffnen, ich wartete auf einen günſtigen Augenblick, er iſt gekommen! — Kreisler! Entſagen Sie der Welt, treten Sie in unſern Orden! —

So ſehr ſich auch Kreisler in der Abtei gefiel, ſo willkommen es ihm war, einen Aufenthalt verlängern zu können, der ihm Ruhe und Frieden gab, indem er ſeine rege künſtleriſche Thätigkeit in Anſpruch nahm, doch überraſchte ihn der Antrag des Abts auf beinahe unangenehme Weiſe, da er an nichts weniger mit wirklichem Ernſt gedacht, als ſeine Freiheit aufgebend, ſich unter die Mönche ſtecken zu laſſen auf immer, wiewohl ihm manchmal ſchon ſolch eine Grille aufgeſtiegen und dies vom Abt bemerkt ſeyn mochte. Ganz verwundert ſchaute er den Abt an, der ihn aber nicht zum Worte kommen ließ, ſondern fortfuhr: Hören Sie mich erſt ruhig an, Kreisler, ehe Sie mir antworten. Wohl muß es mir angelegen ſeyn der Kirche einen tüchtigen Diener zu gewinnen, indeſſen verwirft die Kirche ſelbſt jede künſtliche Ueberredung und will nur, daß der innere Funke der wahren Erkenntniß angeregt werde, damit er zur hell lodernden Flamme des Glaubens aufleuchte und jede Bethörung vernichte. Und ſo will ich nur das, was dunkel und verworren vielleicht in Ihrer eignen Bruſt liegt, entfalten, Ihnen ſelbſt zur deutlichen Erkenntniß bringen. Darf ich zu Ihnen, mein Johannes! denn von den aberwitzigen Vorurtheilen ſprechen, die man in der Welt gegen das Kloſterleben hegt? — Immer muß den Mönch irgend ein ungeheures Schickſal in die Klauſe getrieben haben, wo er aller Luſt der Welt entſagend unter beſtändiger Qual ein troſtloſes Leben vertrauert. So wäre das Kloſter der finſtre Kerker, wo die troſtloſeſte Trauer um ewig verlornes Gut, die Verzweiflung, der Wahnſinn erfinderiſcher Selbſtqual ſich eingeſperrt, wo abgehärmte bleiche Todesgeſtalten ein elendes Daſeyn hinſchleppten und ihre herzzermalmende Angſt aushauchten in dumpfmurmelnden Gebeten!

Kreisler konnte ſich nicht eines Lächelns erwehren, denn er gedachte, als der Abt von abgehärmten bleichen Todesgeſtalten ſprach, ſo manches wohlgenährten Benediktiners und vorzüglich des wackern rothwangigten Hilarius, der keine größere Qual kannte, als Wein zu trinken von ſchlechtem Gewächs und nur die Angſt, die ihm eine neue Partitur verurſachte, welche er nicht gleich verſtand.

Sie belächeln, ſprach der Abt weiter, Sie belächeln den Contraſt des Bildes das ich aufſtellte, mit dem Kloſterleben, wie Sie es hier kennen gelernt, und haben gewiß Urſache dazu. — Mag es auch ſeyn, daß mancher zerriſſen von irdiſchem Leid, alles Glück, alles Heil der Welt für immer aufgebend, in das Kloſter flieht, wohl ihm dann, daß die Kirche ihn aufnimmt und er in ihrem Schooß einen Frieden findet, der allein ihn über alles erlittene Ungemach tröſten und ihn erheben kann über das verderbliche Geſchick im weltlichen Treiben. Aber wie viele giebt es, die der wahre innere Hang zum andächtigen contemplativen Leben in das Kloſter führt, die ungefügig in der Welt, jeden Augenblick verſtört durch das Andringen aller kleinlichen Verhältniſſe, wie ſie ſich nun einmal im Leben erzeugen, nur in ſelbſtgewählter Einſamkeit ſich wohl befinden. Dann giebt es aber andere, die ohne entſchiedenen Hang zum klöſterlichen Leben doch nirgends anders hingehören, als eigentlich in's Kloſter. — Ich meine diejenigen, die Fremdlinge in der Welt ſind und bleiben, weil ſie einem höheren Seyn angehören und die Anſprüche dieſes höheren Seyns für die Bedingung des Lebens halten, ſo aber raſtlos das verfolgend, was hienieden nicht zu finden, ewig dürſtend in nie zu befriedigender Sehnſucht, hin und her ſchwanken und vergeblich Ruhe ſuchen und Frieden, deren offne Bruſt jeder abgeſchoſſene Pfeil trifft, für deren Wunden es keinen Balſam giebt, als die bittre Verhöhnung des ſtets wider ſie bewaffneten Feindes. Nur die Einſamkeit, ein einförmiges Leben ohne feindliche Unterbrechung und vor allem das ſtete freie Aufſchauen zur Lichtwelt, der ſie angehören, kann das Gleichgewicht herſtellen und ſie im Innern eine überirdiſche Zufriedenheit fühlen laſſen, die in dem wirren Treiben der Welt nicht zu erringen. — Und Sie — Sie mein Johannes gehören zu dieſen Menſchen, die die ewige Macht im Druck des Irdiſchen hoch erhebt zum Himmliſchen. Das rege Gefühl des höhern Seyns, das Sie ewig mit dem ſchalen irdiſchen Treiben entzweien wird, entzweien muß, ſtrahlt mächtig heraus in der Kunſt, die einer andern Welt gehört und die, ein heiliges Geheimniß der himmliſchen Liebe, mit Sehnſucht in Ihrer Bruſt verſchloſſen. Die glühendſte Andacht ſelbſt iſt dieſe Kunſt und ihr ganz ergeben haben Sie nichts mehr gemein mit einer buntſcheckigen Welttandelei, die Sie von ſich werfen mit Verachtung, wie der zum Jüngling gereifte Knabe das abgenutzte Spielzeug. — Entfliehen Sie für immer den aberwitzigen Neckereien hohnlächelnder Thoren, die Sie mein armer Johannes oft gequält haben bis auf's Blut! — Der Freund breitet die Arme aus Sie zu empfangen, Sie einzuführen in den ſichern Port, den kein Gewitterſturm bedroht! —

Tief, ſprach Johannes, da der Abt ſchwieg, ernſt und düſter, tief fühle ich die Wahrheit Ihrer Worte, mein ehrwürdiger Freund! tief, daß ich wirklich nicht in eine Welt tauge, die ſich mir geſtaltet wie ein ewiges räthſelhaftes Mißverſtändniß. Und doch — ich geſtehe es frei, erregt mir der Gedanke Schauer, auf Koſten ſo mancher Ueberzeugung, die ich mit der Muttermilch eingeſogen, dies Kleid zu tragen, wie einen Kerker, aus dem ich nimmer wieder heraus kann. Es iſt mir, als wenn dem Mönch Johannes dieſelbe Welt, in der der Kapellmeiſter Johannes doch ſo manches hübſche Gärtlein voll duftender Blumen fand, plötzlich eine öde unwirthbare Wüſte ſeyn würde, als wenn einmal in das rege Leben verflochten die Entſagung —

Entſagung, unterbrach der Abt den Kapellmeiſter mit erhöhter Stimme, Entſagung? — Giebt es für dich Johannes, eine Entſagung, wenn der Geiſt der Kunſt immer mächtiger wird in dir, wenn du mit ſtarkem Fittig dich erhebſt in die leuchtenden Wolken? — Welche Luſt des Lebens giebt es denn noch, die dich bethören könnte? — Doch (ſo fuhr der Abt mit ſanfterer Stimme fort) doch wohl hat die ewige Macht ein Gefühl in unſere Bruſt gelegt, das mit unbeſiegbarer Gewalt unſer ganzes Weſen erſchüttert; es iſt das geheimnißvolle Band das Geiſt und Körper verbindet, indem jener nach dem höchſten Ideal einer chimäriſchen Glückſeligkeit zu ſtreben vermeint und doch nur will, was dieſer als nothwendiges Bedürfniß in Anſpruch nimmt und ſo eine Wechſelwirkung entſteht, die in der Fortexiſtenz des menſchlichen Geſchlechts bedingt iſt. — Nicht hinzufügen darf ich, daß ich von der Geſchlechtsliebe ſpreche und daß ich es allerdings für nichts Geringes achte, ihr ganz zu entſagen. — Doch Johannes! wenn du entſagſt, ſo retteſt du dich vom Verderben; niemals, niemals kannſt du, wirſt du des eingebildeten Glücks der irdiſchen Liebe theilhaftig werden.

Der Abt ſprach die letzten Worte ſo feierlich, mit ſolcher Salbung, als läge das Buch des Schickſals offen vor ihm und er verkündige daraus dem armen Kreisler alles bedrohliche Leid, dem zu entgehen, er ſich hineinretten müſſe ins Kloſter.

Da begann aber auf Kreislers Antlitz jenes ſeltſame Muskelſpiel, das den Geiſt der Ironie zu verkünden pflegte, der ſeiner mächtig worden. Hoho, ſprach er, hoho! Ew. Hochehrwürden haben Unrecht, haben durchaus Unrecht. Ew. Hochwürden irren ſich in meiner Perſon, werden konfuſe durch das Gewand, das ich angelegt, um en masque einige Zeit hindurch die Leute zu foppen und ſelbſt unerkannt, ihnen ihre Namen in die Hand zu ſchreiben, damit ſie wiſſen, woran ſie ſind! — Bin ich denn nicht ein paſſabler Menſch, noch in den beſten Jahren, von leidlich hübſchem Anſehn und ſattſam gebildet und artig? — Kann ich nicht den ſchönſten ſchwarzen Frack ausbürſten, ihn anlegen und was die Unterkleider betrifft, ganz Seide keck hintreten, vor jede rothwangigte Profeſſors-, vor jede blau- oder braunäugigte Hofraths-Tochter, und alle Süßigkeit des zierlichſten Amoroſo in Geberde, Antlitz und Ton, ohne Weiteres fragen: Allerſchönſte, wollen Sie mir Ihre Hand geben und Ihre ganze werthe Perſon dazu, als Attinenz derſelben? Und die Profeſſors Tochter würde die Augen niederſchlagen und ganz leiſe lispeln: Sprechen Sie mit Papa! oder die Hofrathstochter mir gar einen ſchwärmeriſchen Blick zuwerfen und dann verſichern, wie ſie ſchon lange im Stillen die Liebe bemerkt, der ich nun erſt Sprache geliehen, und beiläufig vom Beſatz des Brautkleides ſprechen. Und o Gott! die reſpektiven Herren Väter, wie gern würden ſie die Töchter losſchlagen auf das Gebot einer ſolchen reſpektablen Perſon, als es ein großherzoglicher Exkapellmeiſter iſt! — Aber ich könnte mich auch verſteigen in das höhere romantiſche, eine Idylle beginnen und der glauen Pachterstocher mein Herz offeriren und meine Hand, wenn ſie eben Ziegenkäſe bereitet, oder ein zweiter Notar Piſtofolus, in die Mühle laufen und meine Göttin ſuchen in den Himmelswolken des Mehlſtaubs! — Wo würde ein treues ehrliches Herz verkannt werden, das nichts will, nichts verlangt als Hochzeit — Hochzeit — Hochzeit! — Kein Glück in der Liebe? — Ew. Hochehrwürden bedenken gar nicht, daß ich eigentlich recht der Mann dazu bin, um in der Liebe ganz horrend glücklich zu ſeyn, deren einfaches Thema weiter nichts iſt als: Willſt du mich, ſo nehm' ich dich! deſſen weitere Variationen, nach dem Allegro brillante der Hochzeit, dann in der Ehe weiter fortgeſpielt werden. Ew. Hochehrwürden wiſſen ferner nicht, daß ich ſchon vor mehrerer Zeit ſehr ernſthaft daran gedacht, mich zu vermählen. Ich war damals freilich noch ein junger Menſch von weniger Erfahrung und Ausbildung, nämlich erſt ſieben Jahr alt, aber das drei und dreißigjährige Fräulein, das ich zu meiner Braut erkieſet, verſprach mir doch mit Hand und Mund keinen andern zum Mann zu nehmen als mich und ich weiß ſelbſt nicht, warum ſich die Sache nachher zerſchlug. Bemerken Ew. Hochehrwürden doch nur, daß mir das Glück der Liebe lachte von Kindesbeinen an und nun — Seidene Strümpfe her — ſeidene Strümpfe her — Schuhe her um gleich mit beiden Freiersfüßen hineinzufahren und unmäßig zu rennen nach der, die ſchon den niedlichſten Zeigefinger ausgeſtreckt hat, damit er ſtracks bereiſt werde. — Wäre es nicht für einen ehrſamen Benediktiner unanſtändig ſich in Haſenſprüngen zu erluſtigen, ich tanzte ſogleich hier auf der Stelle vor Ew. Hochehrwürden Augen einen Matelot, oder eine Gavotte, oder einen Hopswalzer aus purer Freude, die mich ganz übernimmt, wenn ich nur an Braut und Hochzeit denke. — Hoho! — was Liebesglück und Heirath betrifft, da bin ich ein ganzer Kerl! — Ich wünſchte, Ew. Hochehrwürden möchten das einſehen. — Ich habe, erwiderte der Abt, als Kreisler nun endlich inne hielt, ich habe Sie nicht unterbrechen mögen in Ihren ſeltſamen Scherzreden, Kapellmeiſter, die eben das beweiſen, was ich behaupte. — Wohl fühle ich auch den Stachel, der mich verwunden ſollte, aber nicht verwundet hat! — Wohl mir, daß ich nie an jene chimäriſche Liebe geglaubt, die körperlos in den Lüften ſchwebt und nichts gemein haben ſoll mit dem Bedingniß des menſchlichen Prinzips! — Wie iſt es möglich, daß Sie, bei dieſer krankhaften Spannung des Geiſtes — Doch genug hievon! Es iſt an der Zeit dem bedrohlichen Feinde näher zu treten, der Sie verfolgt — Haben Sie während Ihres Aufenthalts in Siegbartshof nicht von dem Schickſal jenes unglücklichen Malers, jenes Leonhard Ettlinger gehört? — Kreislern durchfuhren die Schauer des unheimlichen Grauens, als der Abt dieſen Namen nannte. Weggelöſcht vom Antlitz war jede Spur jener bittern Ironie, die ihn zuvor erfaßt und er fragte mit dumpfer Stimme: Ettlinger? — Ettlinger? was ſoll mir der? — was habe ich mit dem zu ſchaffen? — Nie hab' ich ihn gekannt, nur ein Spiel erbitzter Phantaſie war es, als ich einmal wähnte, er ſpräche zu mir herauf aus dem Waſſer. —

Ruhig, ſprach der Abt ſanft und milde, indem er Kreislers Hand faßte, ruhig mein Sohn Johannes! — Nichts haſt du gemein mit jenem Unglücklichen, den die Verirrung einer zu mächtig gewordenen

Leidenſchaft in das tiefſte Verderben ſtürzte. Doch zum warnenden Beiſpiel mag dir ſein entſetzliches Schickſal dienen. Mein Sohn Johannes! — auf noch ſchlüpfrigerem Wege befindeſt du dich, als jener, drum entflieh! — entflieh! — Hedwiga! — Johannes! ein böſer Traum hält die Prinzeſſin feſt in Banden, die unauflöslich ſcheinen, wenn ein freier Geiſt ſie nicht durchſchneidet! — Und du? —

Tauſend Gedanken gingen auf in Kreisler bei dieſen Worten des Abts. Er gewahrte, daß der Abt nicht allein mit allen Begebniſſen des fürſtlichen Hauſes zu Sieghartshof, ſondern auch mit dem bekannt war, was ſich dort während ſeines Aufenthalts zugetragen. Klar wurd' es ihm, daß die krankhafte Reizbarkeit der Prinzeſſin wohl in ſeiner Annäherung eine Gefahr befürchten laſſen, an die er gar nicht gedacht und eben dieſe Furcht, wer anders konnte ſie hegen und darum wünſchen, daß er vom Schauplatz ganz abtrete, als die Benzon? — Eben dieſe Benzon mußte mit dem Abt in Verbindung ſtehen, von ſeinem (Kreislers) Aufenthalt in der Abtei unterrichtet ſeyn und ſo war ſie die Triebfeder alles Beginnens des ehrwürdigen Herrn. Lebhaft gedachte er aller Momente, in denen die Prinzeſſin wirklich, wie von einer im Innern aufkeimenden Leidenſchaft befangen, erſchienen, aber ſelbſt wußte er nicht warum bei dem Gedanken, daß er ſelbſt der Gegenſtand jener Leidenſchaft ſeyn könne, es ihn erfaßte wie Geſpenſterfurcht. Es war ihm als wolle eine fremde geiſtige Macht gewaltſam in ſein Inneres dringen und ihm die Freiheit des Gedankens rauben. Prinzeſſin Hedwiga ſtand plötzlich vor ihm, ſtarrte ihn an mit jenem ſeltſamen Blick der ihr eigen, aber in dem Augenblick dröhnte ein Pulsſchlag ihm durch alle Nerven, wie damals, als er zum erſtenmal der Prinzeſſin Hand berührte. Doch war ihm auch nun jene unheimliche Angſt entnommen, er fühlte eine elektriſche Wärme wohlthätig ſein Inneres durchgleiten, er ſprach leiſe wie im Traum: Kleiner ſchalkiſcher Raja torpedo, neckſt du mich ſchon wieder und weißt doch, daß du nicht ungeſtraft verwunden darfſt, da ich aus reiner Liebe zu dir Benediktiner-Mönch geworden?

Der Abt betrachtete den Kapellmeiſter mit durchbohrendem Blick, als wollte er ſein ganzes Ich durchſchauen und begann dann ernſt und feierlich: Mit wem redeſt du mein Sohn Johannes?

Kreisler wurde aber wach aus ſeinen Träumen; es fiel ihm ein, daß der Abt, war er von Allem was ſich in Sieghartshof zugetragen, unterrichtet, vor allen Dingen den weitern Verlauf der Kataſtrophe, die ihn fortgetrieben, wiſſen mußte, und wohl war ihm daran gelegen, mehr davon zu erfahren.

Mit, erwiderte er dem Abt ſkurril lächelnd, mit niemanden anders ſprach ich, Hochehrwürdiger Herr, als, wie Sie ja vernommen haben, mit einer ſchalkiſchen Raja torpedo, die ſich ganz unberufener Weiſe in unſer vernünftiges Geſpräch miſchen und mich noch konfuſer machen wollte, als ich es ſchon wirklich bin. — Doch aus Allem muß ich ja zu meinem großen Leid gewahren, daß diverſe Leute mich für eben ſolch' einen großen Narren halten, als den ſeligen Hofportraitiſten Leonardus Ettlinger, der eine erhabene Perſon, die ſich natürlicher Weiſe aus ihm gar nichts machen konnte, nicht bloß malen wollte, ſondern auch lieben und zwar ſo ganz ordinair, wie Hans ſeine Grete. O Gott! hab' ich es denn jemals an Reſpekt fehlen laſſen, wenn ich die ſchönſten Akkorde griff zu ſchnöder Singefaſelei! — Habe ich jemals unziemliche oder grillenhafte Materien auf's Tapet zu bringen gewagt, von Entzücken und Schmerz, von Liebe und Haß, wenn der kleine fürſtliche Eigenſinn ſich ſeltſam geberden in allerlei wunderbaren Gemüthsergötzlichkeiten und ehrſame Leute vexiren wollte mit magnetiſchen Viſionen? — habe ich Solches jemals gethan? Sagt —

Doch, unterbrach ihn der Abt, doch ſprachſt du, mein Johannes! einſt von der Liebe des Künſtlers —

Kreisler ſtarrte den Abt an, dann rief er, indem er die Hände zuſammenſchlug und den Blick aufwärts richtete: O Himmel! Das alſo! — Schätzbare Leute, ſprach er dann weiter, indem jenes ſkurrile Lächeln auf dem Antlitz wieder die Oberhand gewann und dabei die innere Wehmuth die Stimme beinahe erſtickte, ſchätzbare Leute allzumal, habt ihr denn nicht jemals irgendwo, ſey es auch auf ordinairen Brettern, den Prinzen Hamlet zu einem ehrlichen Mann, Güldenſtern geheißen, ſagen gehört: Ihr könnt mich zwar verſtimmen, aber nicht auf mir ſpielen? — Wetter! — das iſt ja ganz mein Caſus! — Warum belauſcht ihr den harmloſen Kreisler, wenn der Wohllaut der Liebe, der in ſeiner Bruſt verſchloſſen, euch nur mißtönt? — O Julia! —

Der Abt ſchien, plötzlich von etwas ganz Unerwartetem überraſcht, vergebens Worte zu ſuchen, während Kreisler vor ihm ſtand und ganz verzückt in das Feuermeer ſchaute, das im Abend emporgewogt.

Da erhoben ſich die Glockentöne von den Thürmen der Abtei und zogen, wunderbare Stimmen des Himmels, durch das golden leuchtende Abendgewölk.

Mit euch, rief Kreisler indem er beide Arme weit ausbreitete, mit euch will ich ziehen ihr Akkorde! Von euch getragen ſoll ſich aller troſtloſe Schmerz emporrichten zu mir und ſich ſelbſt vernichten in meiner eignen Bruſt und eure Stimmen ſollen wie himmliſche Friedensboten es verkünden, daß der Schmerz untergegangen in der Hoffnung, in der Sehnſucht der ewigen Liebe.

Die Abendhora, ſprach der Abt, wird eingeläutet, ich höre die Brüder kommen. Morgen, mein lieber Freund! ſprechen wir vielleicht weiter von manchen Begebniſſen in Sieghartshof. —

Ei, rief Kreisler, dem nun erſt wieder einfiel, was er von dem Abt zu wiſſen verlangt, ei, Hochehrwürdiger Herr, ich will viel erfahren von luſtiger Hochzeit und dergleichen! — Prinz Hektor wird doch nun nicht zaudern, die Hand zu ergreifen, nach der er ſchon aus der Ferne gelangt? Dem herrlichen Bräutigam iſt doch nichts Arges widerfahren?

Da verſchwand alles Feierliche aus des Abts Antlitz und er ſprach mit dem gemüthlichen Humor, der ihm ſonſt wohl eigen: Nichts iſt dem herrlichen Bräutigam geſchehen, mein ehrlicher Johannes, aber ſeinen Adjutanten ſoll im Walde eine Weſpe geſtochen haben. Hoho, erwiderte Kreisler, hoho! eine Weſpe, die er mit Feuer und Dampf vertreiben wollte!

Die Brüder traten in den Corridor und —

(M. f. f.) — böſe Feind und ſucht den guten Biſſen einem ehrlichen harmloſen Kater recht vor dem Maule wegzuſchnappen? — Nicht lange dauerte es nämlich, ſo erhielt unſer gemüthliche Verein auf dem Dache einen Stoß, der ihn erſchütterte zum gänzlichen Verfall. — Jener böſe, alles katzliche Behagen verſtörende Feind erſchien uns nämlich in der Geſtalt eines gewaltigen wüthenden Philiſters, Namens Achilles. Mit ſeinem homeriſchen Namensvetter war er in weniger Hinſicht zu vergleichen, man müßte denn annehmen, daß des letzteren Heldenthum vorzüglich auch in einer gewiſſen unbehülflichen Tappigkeit und in groben topfhohlen Redensarten beſtanden. Achilles war eigentlich ein gemeiner Fleiſcherhund, ſtand aber in Dienſten als Hofhund und der Herr, bei dem er in Dienſt getreten, hatte ihn, um ſein Attachement an das Haus zu befeſtigen, anketten laſſen, ſo daß er nur des Nachts frei umher laufen konnte. Mancher von uns bejammerte ihn ſehr, trotz ſeines unleidlichen Weſens, er aber ließ ſich den Verluſt ſeiner Freiheit gar nicht zu Herzen gehen, da er thöricht genug war, zu vermeinen, die ſchwer laſtende Kette gereiche ihm zur Ehre und Zierde. Achilles fand ſich nun zu ſeinem nicht geringen Verdruß durch unſere Convivia in der Nacht, wenn er umherlaufen und das Haus beſchützen ſollte gegen jede Unbill, im Schlafe geſtört, und drohte uns als Ruheſtörern Tod und Verderben. Da er aber ſeiner Unbehülflichkeit halber nicht einmal auf den Boden, geſchweige denn auf das Dach kommen konnte, ſo machten wir uns aus ſeinen Drohungen auch nicht das Allermindeſte, ſondern trieben unſer Weſen ſo nach wie vorher. Achilles nahm andere Maßregeln; er begann den Angriff gegen uns, wie ein guter General manche Schlacht, mit verdeckten Angriffen und dann mit offenbarer Plänkelei.

Verſchiedene Spitze, denen Achilles zuweilen die Ehre anthat, mit ihnen zu ſpielen, indem er ſie mit ſeinen ungeſchickten Tatzen handhabte, mußten nämlich auf ſein Geheiß, ſobald wir unſern Geſang begannen, dermaßen beſtialiſch bellen, daß wir keine vernünftige Note verſtehen konnten! — Noch mehr! — Bis auf den Dachboden drangen einige dieſer Philiſterknechte und trieben, ohne ſich mit uns, wenn wir ihnen die Krallen zeigten, auf irgend einen offnen ehrlichen Kampf einlaſſen zu wollen, ſolch einen fürchterlichen Lärm mit Schreien und Bellen, daß, wurde erſt nur der Hofhund in ſeinem Schlaf geſtört, jetzt der Herr des Hauſes ſelbſt kein Auge zudrücken konnte, und, da der Zeterſpektakel gar nicht enden wollte, die Hetzpeitſche ergriff, um die Tumultuanten über ſeinem Haupte zu vertreiben.

— O Kater, der du dieſes lieſeſt, iſt dir, trägſt du wahren männlichen Sinn in der Bruſt, hellen Verſtand im Kopf, haſt du feine verwöhnte Ohren, iſt dir, ſage ich, denn jemals etwas abſcheulicher, widriger, verhaßter und dabei erbärmlicher vorgekommen, als das kreiſchende, gellende, durch alle Tonarten diſſonirende Gebelle in Harniſch gerathener Spitze? — Dieſe kleinen wedelnden, ſchmatzenden, ſich niedlich geberdenden Creaturen, nimm dich vor ihnen in Acht Kater! trau ihnen nicht. Glaube mir, eines Spitzes Freundlichkeit iſt gefährlicher, als die hervorgeſtreckte Kralle des Tigers! — Schweigen wir von bittern Erfahrungen, die wir in dieſer Hinſicht leider! nur zu oft gemacht und kehren wir zurück zu dem ferneren Verlauf unſrer Geſchichte.

Alſo wie geſagt, der Herr ergriff die Peitſche, um die Tumultuanten vom Boden zu vertreiben. Was aber geſchah? die Spitze ſchwanzwedelten dem erzürnten Herrn entgegen, leckten ihm die Füße und ſtellten ihm vor, wie aller Zeterlärm nur ſeiner Ruhe wegen erhoben, unterdrückt er eben dadurch aus aller behaglichen Ruhe gekommen. Geholt hätten ſie bloß um uns, die wir allerlei unduldſamen Unfug trieben auf dem Dache mit Singen von Liedern in allzuhell klingenden Tonarten u. d., zu verjagen. Der Herr ließ ſich leider durch der Spitze geſchwätzige Beredſamkeit um ſo mehr dahin bringen, alles zu glauben, als der Hofhund, den er darum zu befragen nicht unterließ, in dem bittern Haß, den er wider uns im Innern trug, es beſtätigte. Uns traf nun die Verfolgung! — Ueberall wurden wir vertrieben, von Hausknechten mit Beſenſtielen, mit geworfenen Dachziegeln, ja! überall waren Schlingen und Fuchseiſen aufgeſtellt, in die wir uns verfangen ſollten, und leider! wirklich verfingen. Selbſt mein lieber Freund Muzius fiel in's Malheur, das heißt in ein Fuchseiſen, welches ihm die rechte Hinterpfote jämmerlich zerquetſchte!

So war es um unſer fröhliches Zuſammenleben geſchehen, und ich kehrte zurück unter den Ofen des Meiſters, beweinend in tiefer Einſamkeit das Schickſal meiner unglücklichen Freunde. —

— Eines Tages trat Herr Lothario, der Profeſſor der Aeſthetik, in meines Herrn Zimmer und hinter ihm her — ſprang Ponto hinein.

Gar nicht zu ſagen vermag ich, welch ein unangenehmes unheimliches Gefühl mir Ponto's Anblick verurſachte. War er auch gerade weder Hofhund noch Spitz, ſo gehörte er doch zu dem Geſchlecht, deſſen üble feindſelige Geſinnung mein Leben in der luſtigen Katzburſchen-Geſellſchaft verbittert hatte und ſchon deshalb mir mit ſammt aller Freundſchaft, die er mir erwieſen, dennoch zweideutig. Ueberdem ſchien mir in Ponto's Blick, in ſeinem ganzen Weſen etwas Uebermüthiges, Beleidigendes zu liegen und ich beſchloß daher, ihn lieber gar nicht zu ſprechen. Leiſe, leiſe ſchlich ich weg von meinem Kiſſen, und war mit einem Satz im Ofen, deſſen Thüre gerade offen ſtand, die ich hinter mir anzog.

Herr Lothario ſprach nun mit dem Meiſter ſo Manches, was meine Theilnahme um ſo weniger erregte, als ich meine ganze Aufmerkſamkeit auf den jungen Ponto gerichtet hatte, der, nachdem er recht ſtutzermäßig ein Liedchen trällernd, im Zimmer herumgetänzelt, auf die Fenſterbank geſprungen war, zum Fenſter hinausſchaute, und wie es Junkern zu thun pflegen, jeden Augenblick vorübergehenden Bekannten zunickte, auch wohl gar ein wenig blaffte, gewiß, um die Blicke vorübergehender Schönen ſeines Geſchlechts auf ſich zu ziehen. — An mich ſchien der Leichtſinnige gar nicht zu denken und unerachtet ich, wie geſagt, ihn gar nicht zu ſprechen wünſchte, ſo war es mir doch gar nicht recht, daß er nicht nach mir fragte, gar keine Notiz von mir nahm.

Ganz anderer und wie es mich bedünken wollte, viel artigerer und vernünftigerer Geſinnung war der äſthetiſche Profeſſor, Herr Lothario, der, nachdem er überall im Zimmer nach mir umhergeſchaut, zu dem Meiſter ſprach: Aber wo iſt denn euer vortrefflicher Monſieur Murr? —

Es giebt für einen ehrlichen Katerburſchen keine ſchnödere Benennung, als das fatale Wort: Monſieur, indeſſen muß man von Celebritäten in der Welt viel leiden und ſo verzieh ich dem Profeſſor die Unbill.

Meiſter Abraham verſicherte, daß ich ſeit einiger Zeit meine eigenen Gänge gehabt und vorzüglich Nachts ſelten zu Hauſe geweſen, wovon ich denn müde und ermattet geſchienen. So eben habe ich auf dem Kiſſen gelegen und er wiſſe in der That nicht, wohin ich eben jetzt ſo ſchnell verſchwunden.

Ich vermuthe, ſprach der Profeſſor weiter, ich vermuthe faſt, Meiſter Abraham, daß euer Murr — Doch iſt er auch hier irgendwo verſteckt und lauſcht? — Laßt uns doch einmal ein wenig nachſehen.

Leiſe zog ich mich in den Hintergrund des Ofens, aber man kann denken wie ich die Ohren ſpitzte, da nun von mir die Rede. — Der Profeſſor hatte vergebens alle Winkel durchſucht zu nicht geringer Verwunderung des Meiſters, der lachend rief: In der That Profeſſor, Ihr thut meinem Murr unglaubliche Ehre an!

Ehre, erwiederte der Profeſſor, der Verdacht, den ich gegen Euch, Meiſter! hege, wegen des pädagogiſchen Experiments, vermöge deſſen der Kater zum Dichter und Schriftſteller wurde, kommt mir nicht aus der Sache. Gedenkt Ihr nicht mehr des Sommers, der Stunde, die mein Pudel Ponto Euren Murr nicht unter den Pfoten weggemacht? — Doch dem ſei wie ihm wolle, ich nehme Murrs Abweſenheit, um Euch eine ſchlimme Bemerkung mitzutheilen und Euch recht dringend zu empfehlen, achtſam zu ſeyn auf Murrs Betragen. — So wenig ich mich ſonſt um Katzen bekümmere, doch iſt es mir nicht entgangen, daß manche Kater, die ſonſt ganz artig und manierlich waren, jetzt plötzlich ein Weſen annehmen, das gegen alle Sitte und Ordnung gröblich anläuft.

Statt wie ſonſt ſich demüthig zu biegen und zu ſchmiegen, betragen ſie trotzig daher und ſcheuen ſich gar nicht, durch funkelnde Blicke, durch grimmiges Knurren, ihre urſprünglich wilde Natur zu verrathen, auch wohl gar die Krallen zu zeigen. So wenig ſie auf ein beſcheidenes ſtilles Betragen achten, eben ſo wenig iſt ihnen daran gelegen, was das Äußere betrifft, als gebildete Weltleute zu erſcheinen. Da iſt an kein Putzen des Bartes, an kein Glänzendmachen des Felles, an kein Abbeißen der zu lang gewachſenen Krallen zu denken; zottig und rauh mit ſtruppigem Schweif werden ſie jedem gebildeten Auge ein Graus und Abſcheu. Was aber vorzüglich tadelnswerth erſcheint und nicht geduldet werden darf, ſind die heimlichen Zuſammenkünfte, die ſie zur Nachtzeit halten und dabei ein ſolches Weſen treiben, welches ſie Geſang nennen, eigentlich dabei nichts vernehmbar, als ein widerſinniges Geſchrei, dem es an ſchicklichem Takt, regelmäßiger Melodie und Harmonie gänzlich mangelt. Ich fürchte, ich fürchte, Meiſter Abraham, daß Euer Murr ſich auf die ſchlechte Seite gelegt hat und Theil nimmt an jenen unanſtändigen Beluſtigungen, die ihm nichts einbringen können, als tüchtige Prügel. — Es ſollte mir leid thun, wenn alle Mühe, die Ihr auf den kleinen Grauen verwandt, umſonſt wäre und er ſich trotz aller Wiſſenſchaft, zu dem gewöhnlichen wüſten Treiben gemeiner liederlicher Kater herabließe. — Als ich mich, meinen guten Meiſter, meine hochherzigen Brüder verkannt ſah, auf ſo ſchnöde Weiſe, entfuhr mir unwillkürlich ein Schmerzenslaut. Was war das, rief der Profeſſor, ich glaube gar, Murr ſitzt doch verſteckt im Zimmer! — Ponto! Allons! — Such, ſuch! — Mit einem Satz war Ponto herunter von der Fenſterbank und ſchnüffelte im Zimmer umher. Vor der Ofenthüre blieb er ſtehen, knurrte, bellte, ſprang herauf. — Er iſt im Ofen, [illegible]

Zweifel! So ſprach der Meiſter und öffnete die Thüre. Ich blieb ruhig ſitzen und blickte den Meiſter mit klaren glänzenden Augen an. Wahrhaftig, rief der Meiſter, wahrhaftig, da ſitzt er ganz hinten im Ofen. — Nun? — bequemt er ſich hervorzukommen? — Ob er heraus will!

So wenig ich auch Luſt hatte, meinen Verſteck zu verlaſſen, ſo mußte ich doch wohl dem Befehl des Meiſters gehorchen, wollte ich es nicht auf Gewalt gegen mich ankommen laſſen und dabei den Kürzeren ziehen. Langſam kroch ich daher hervor. Kaum war ich aber an das Tageslicht gekommen, als beide, der Profeſſor und der Meiſter, laut riefen: Murr! — Murr! wie ſiehſt du aus! — Was ſind das für Streiche! —

Freilich war ich über und über voller Aſche und kam noch hinzu, daß wirklich mein Aeußeres ſeit einiger Zeit merklich gelitten, ſo daß ich mich in der Schilderung, die der Profeſſor von ſchismatiſchen Katern gemacht, wieder erkennen mußte, ſo konnte ich mir freilich die erbärmliche Figur, in der ich erſchien, wohl denken. Verglich ich nun eben meine erbärmliche Figur mit der meines Freundes Ponto, der in ſeinem ſtattlichen, glänzenden, ſchön gekräuſelten Pelz in der That ganz hübſch anzuſehen, ſo erfüllte mich tiefe Schaam und ich kroch ſtill und betrübt in den Winkel.

Iſt das, rief der Profeſſor, iſt das der geſcheute ſittige Kater Murr? der elegante Schriftſteller, der geiſtreiche Dichter, der Sonnette ſchreibt und Gloſſen? — Nein das iſt ein ganz gemeiner Katz, der ſich in Küchen auf den Heerden herumtreibt, und ſich auf ſonſt weiter nichts verſteht, als Mäuſe zu fangen in Kellern und auf Böden! — Hoho! ſag' mir doch, mein ſittiges Vieh, ob du bald zu promoviren verlangſt oder gar das Catheder zu beſteigen als Profeſſor der Aeſthetik? — In der That ein netter Doktorhabit, in den du dich geworfen! —

So ging es fort in verhöhnenden Redensarten; was konnt' ich thun, als, wie es bei derlei Fällen, nämlich wenn ich ausgehunzt wurde, meine Sitte war, die Ohren dicht ankneifen an den Kopf.

Beide, der Profeſſor und der Meiſter, ſchlugen zuletzt eine helle Lache auf die mir das Herz durchbohrte. Beinahe noch empfindlicher war mir aber Ponto's Betragen. Nicht allein daß er durch Mienen und Geberden den Hohn ſeines Herrn theilte, ſo bewies er auch durch allerlei Seitenſprünge offenbar ſeine Scheu ſich mir zu nahen, wahrſcheinlich fürchtete er ſeinen ſchönen reinen Pelz zu beſchmutzen. Es iſt nichts Geringes für einen Kater der ſich ſolcher Vortrefflichkeit bewußt iſt, als ich, von einem ſtutzerhaften Pudel dergleichen Verachtung dulden zu müſſen.

Der Profeſſor gerieth nun mit dem Meiſter in ein weitläuftiges Geſpräch, das ſich nicht auf mich und auf mein Geſchlecht zu beziehen ſchien und von dem ich eigentlich wenig verſtand. Doch ſo viel vernahm ich wohl, daß davon die Rede war, ob es beſſer ſey dem oftmals wirren ungezügelten Treiben exaltirter Jugend mit offner Gewalt entgegenzutreten, oder es nur einzugrenzen auf geſchickte unbemerkbare Weiſe und Raum zu geben der eignen Erkenntniß, in der ſich jenes Treiben alsbald ſelbſt vernichtet. Der Profeſſor war für die offne Gewalt, da die Geſtaltung der Dinge zum äußern Wohl es fordere, daß jeder Menſch alles Widerſtrebens unerachtet ſo zeitig als möglich in die Form gepreßt werde, wie ſie durch das Verhältniß aller einzelnen Theile zum Ganzen bedingt werde, da ſonſt ſogleich eine verderbliche Monſtroſität entſtehe, die allerlei Unheil verurſachen könne. — Der Profeſſor ſprach dabei etwas von Pereatbringen und Fenſtereinwerfen, welches ich aber durchaus nicht verſtand. Der Meiſter meinte dagegen, daß es mit jugendlichen exaltirten Gemüthern ſo gehe, wie mit Partiell-Wahnſinnigen, die der offne Widerſtand immer wahnſinniger mache, wogegen die ſelbſt errungene Erkenntniß des Irrthums radikal heile und nie einen Rückfall befürchten laſſe.

Nun, rief der Profeſſor endlich, indem er aufſtand und Stock und Hut ergriff, nun, Meiſter, was die offne Gewalt gegen exaltirtes Treiben betrifft, ſo werdet Ihr mir doch in ſo fern Recht geben, daß ſie da ſchonungslos eintreten muß, wenn jenes Treiben verſtörend hineingreift in das Leben und ſo iſt es, um wieder auf Euren Kater Murr zurückzukommen, denn doch recht gut, daß wie ich höre, tüchtige Spitze die verwünſchten Kater auseinander getrieben haben, die ſo beſtialiſch ſangen und dabei Wunder ſich große Virtuoſen dünkten.

Wie man es nimmt, erwiederte der Meiſter, hätte man ſie ſingen laſſen, vielleicht wären ſie das geworden, was ſie ſich irrthümlicher Weiſe ſchon zu ſeyn dünkten, nämlich in der That gute Virtuoſen, ſtatt daß ſie jetzt vielleicht an der wahren Virtuoſität zweifeln ganz und gar.

Der Profeſſor empfahl ſich, Ponto ſprang hinterdrein, ohne mich einmal, wie er doch ſonſt mit vieler Freundlichkeit gethan, eines Abſchiedsgrußes zu würdigen.

Ich, wandte ſich nun der Meiſter zu mir, ich bin ſelbſt bisher unzufrieden geweſen mit deinem Betragen, Murr und es iſt Zeit, daß du einmal wieder ordentlich und vernünftig wirſt, damit du wieder zu beſſerm Ruf gelangeſt, als in dem du jetzt zu ſtehen ſcheinſt. Wäre es möglich, daß du mich ganz verſtündeſt, ſo würde ich dir rathen immer ſtill, freundlich zu ſeyn und Alles, was du beginnen magſt, ohne alles Geräuſch zu vollbringen, denn auf dieſe Weiſe erhält man ſich den guten Ruf am beſten. — Ja ich würde dir als Beiſpiel zwei Leute zeigen, von denen der eine jeden Tag ſtill für ſich allein im Winkel ſitzt und ſo lange eine Flaſche Wein nach der andern trinkt, bis er in völlig trunknen Zuſtand geräth, den er aber vermöge langer praktiſcher Uebung ſo gut zu verbergen weiß, daß ihn niemand ahnet. Der andere trinkt dagegen nur dann und wann in Geſellſchaft fröhlicher gemüthlicher Freunde ein Glas Wein; das Getränk macht ihm Herz und Zunge frei, er ſpricht, indem ſeine Laune ſteigt, viel und eifrig, doch ohne Sitte und Anſtand zu verletzen und eben ihn nennt die Welt einen leidenſchaftlichen Weintrinker, während jener geheime Trunkenbold für einen ſtillen mäßigen Mann gilt. Ach mein guter Kater Murr! kennteſt du den Lauf der Welt, ſo würdeſt du einſehen, daß ein Philiſter, der ſtets die Fühlhörner einzieht, es am beſten hat. Aber wie kannſt du wiſſen, was ein Philiſter iſt, unerachtet es wohl in deinem Geſchlecht auch dergleichen genug geben mag.

Bei dieſen Worten des Meiſters konnte ich mich im Bewußtſein der vortrefflichen Katerkenntniß, die ich mir durch des wackern Muzius Belehrungen ſowohl, als durch eigne Erfahrung erworben, eines lauten freudigen Pruhſtens und Knurrens nicht erwehren.

Ei, rief der Meiſter laut lachend, ei Murr mein Kater! ich glaube gar, du verſtehſt mich, und der Profeſſor hat Recht, der in dir einen beſondern Verſtand entdeckt haben will und dich gar fürchtet als ſeinen äſthetiſchen Nebenbuhler?

Zur Beſtätigung, daß dem wirklich ſo ſey, gab ich ein ſehr klares, wohltönendes Miau von mir und ſprang ohne Weiteres dem Meiſter auf den Schooß. Nicht bedacht hatte ich indeſſen, daß der

Meiſter gerade ſeinen Staatsſchlafrock von gelbem, großgeblümtem, ſeidenem Zeuge angezogen, den ich nothwendiger Weiſe beſchmutzen mußte. Mit einem zornigen: Will er wohl! ſchleuderte der Meiſter mich ſo heftig von ſich, daß ich überpurzelte und ganz erſchrocken die Ohren ankneifend, die Augen zudrückend, niederduckte auf den Fußboden. Geprieſen ſey aber die Gutmüthigkeit meines guten Meiſters! Nun, ſprach er freundlich, nun nun Murr mein Kater! ſo böſe war es nicht gemeint! — Ich weiß es, deine Abſicht war gut, du wollteſt mir deine Zuneigung beweiſen, aber das thatſt du auf täppiſche Weiſe und geſchieht dieſes, ſo fragt man freilich den Henker was, nach der Abſicht! — Nun, komm nur her, kleiner Aeſcherling, ich muß dich putzen, damit du wieder ausſiehſt, wie ein honnetter Kater! —

Damit warf der Meiſter den Schlafrock ab, nahm mich in die Arme und ließ es ſich nicht verdrießen, mir mit einer weichen Bürſte den Pelz rein zu bürſten und dann die Haare mit einem kleinen Kamm glänzend zu kämmen.

Als die Toilette geendet und ich bei dem Spiegel vorüber ſpazierte, erſtaunte ich ſelbſt, wie ich ſo plötzlich ein ganz anderer Kater worden. Ich konnt' es gar nicht unterlaſſen mich ſelbſt behaglich anzuſchnurren, ſo ſchön kam ich mir vor und nicht leugnen mag ich, daß in dem Augenblick ſich große Zweifel gegen die Anſtändigkeit und Nützlichkeit der Burſchenklubbs in mir regten. Daß ich in den Ofen gekrochen, ſchien mir ein wahrer Barbarismus, den ich nur einer Art Verwilderung zuſchreiben konnte und nicht einmal nöthig war daher die Warnung des Meiſters, der mir zurief: Daß er mir nur nicht wieder in den Ofen kriecht!

In der folgenden Nacht war es mir, als vernehme ich an der Thüre ein leiſes Kratzen und ein furchtſames Miau! das mir ſehr bekannt vorkam. Ich ſchlich heran und fragte, wer da ſei? — Da erwiederte (ich erkannte ihn ſogleich an der Stimme) der wackre Senior Puff: Ich bin es, trauter Bruder Murr, und habe dir eine höchſt betrübte Nachricht zu bringen! — O Himmel, was —

(Mak. Bl.) — großes Unrecht gethan, meine liebe ſüße Freundin. — Nein! mehr biſt du mir als das, meine treue Schweſter! Ich habe dich nicht genug geliebt, dir nicht genug vertraut. Erſt jetzt öffnet ſich dir meine ganze Bruſt, erſt jetzt, da ich weiß —

Die Prinzeſſin ſtockte, ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, auf's Neue drückte ſie Julien zärtlich an ihr Herz.

Hedwiga, ſprach Julie ſanft, haſt du mich denn nicht ſonſt mit ganzer Seele geliebt, trugſt du denn jemals Geheimniſſe in dir, die du mir nicht vertrauen wollteſt? — Was weiſt du, was haſt du erſt jetzt erfahren? Doch nein, nein! Kein Wort weiter, bis dieſe Pulſe wieder ruhig ſchlagen, bis dieſe Augen nicht mehr ſo düſter glühen. —

Ich weiß nicht, erwiederte die Prinzeſſin plötzlich zur Empfindlichkeit gereizt, ich weiß nicht was ihr Alle wollt. Krank ſoll ich noch ſeyn und nie fühlte ich mich kräftiger, geſünder. Der ſeltſame Zufall der mich traf, hat Euch erſchreckt und doch mag es ſeyn, daß ſolche elektriſche Schläge, die den ganzen Organismus des Lebens in's Stocken bringen, mir gerade nöthig und nützlicher ſind als alle Mittel die eine blöde dürftige Kunſt in unglückſeliger Selbſttäuſchung darbietet. — Wie er mir fatal iſt, dieſer Leibarzt, der die menſchliche Natur zu handhaben vermeint, wie ein Uhrwerk, das man abſtäuben, aufziehen muß! — Grauenhaft iſt er mir mit ſeinen Tropfen, mit ſeinen Eſſenzen. — Von dieſen Dingen ſoll mein Wohl abhängig ſeyn? — So wäre ja das Leben hienieden eine entſetzliche Neckerei des Weltgeiſtes.

Und, unterbrach Julie die Prinzeſſin, und eben dieſe Ueberſpannung iſt der Beweis, daß du noch krank biſt, meine Hedwiga, und dich viel mehr ſchonen ſollteſt, als du es wirklich thuſt.

Auch du willſt mir weh thun! So rief die Prinzeſſin, ſprang haſtig auf und eilte an's Fenſter, das ſie öffnete und hinausſchaute in den Park. Julia folgte ihr nach, umſchlang ſie mit einem Arm und bat mit der zärtlichſten Wehmuth, daß ſie doch wenigſtens den rauhen Herbſtwind ſcheuen und ſich die Ruhe gönnen möge, die der Leibarzt für ſo heilſam geachtet. Die Prinzeſſin erwiederte indeſſen, daß ſie ſich gerade durch den kalten Luftzug, der zum Fenſter hineinſtröme, erquickt und geſtärkt fühle.

Recht aus dem innigſten Gemüth heraus ſprach nun Julia von der letztvergangenen Zeit, in der ein finſtrer betrüblicher Geiſt gewaltet, und wie ſie alle innere Kraft aufbieten müſſen, um nicht verſtört zu werden von ſo mancher Erſcheinung, die ihr ein Gefühl erregt, dem ſie kein anderes gleich ſtellen könne als die wahre tödtende Geſpenſterfurcht. Dahin rechnete ſie vorzüglich den geheimnißvollen Zwieſpalt, der ſich zwiſchen dem Prinzen Hektor und Kreisler erhoben und der das Entſetzlichſte ahnen laſſen, denn nur zu gewiß ſey es, daß der arme Johannes fallen ſollen von der Hand des rachſüchtigen Italieners, und nur, wie Meiſter Abraham verſichere, durch ein Wunder gerettet worden.

Und, ſo ſprach Julia, und dieſer furchtbare Mann, er ſollte dein Gemahl werden? — Nein — nimmermehr! Dank der ewigen Macht! du biſt gerettet! Niemals kehrt er zurück. Nicht wahr, Hedwiga? Niemals!

Niemals! erwiederte die Prinzeſſin mit dumpfer kaum vernehmbarer Stimme. Dann ſeufzte ſie auf aus tiefer Bruſt und ſprach leiſe weiter wie im Traume: Ja dieſes reine Himmelsfeuer ſoll nur leuchten und wärmen, ohne mit verderblichen Flammen zu vernichten, und aus der Seele des Künſtlers leuchtet die zum Leben geſtaltete Ahnung — ſie ſelbſt — ſeine Liebe hervor! So ſprachſt du hier an dieſer Stelle. —

Wer, rief Julia ganz beſtürzt, wer ſprach ſo? — An wen dachteſt du Hedwiga?

Die Prinzeſſin fuhr mit der Hand über die Stirne, als müſſe ſie ſich beſinnen auf die Gegenwart, der ſie entrückt. Dann wankte ſie von Julien unterſtützt zum Sopha, auf dem ſie ſich ganz erſchöpft niederließ. Julia um die Prinzeſſin beſorgt, wollte die Kammerfrauen herbeirufen, Hedwiga zog ſie aber ſanft nieder auf den Sopha, indem ſie leiſe lispelte: Kein Mädchen! — Du du allein ſollſt bei mir bleiben, glaube ja nicht, daß mich etwa Krankheit erfaßt. — Nein es war der Gedanke der höchſten Seligkeit, der zu mächtig wurde, der dieſe Bruſt zerſprengen wollte und deſſen Himmelsentzücken ſich geſtaltete wie tödtender Schmerz. Bleibe bei mir Mädchen, du weißt es ſelbſt nicht, welch einen wunderbaren Zauber du über mich zu üben vermagſt! — Laß mich ſchauen in deine Seele, wie in einen klaren reinen Spiegel, damit ich mich ſelbſt nur wieder erkenne! — Julia! oft iſt es mir, als käme die Begeiſterung des Himmels über dich und die Worte die wie Liebeshauch über deine ſüßen Lippen ſtrömten, wären troſtreiche Prophezeiung. Julia! — Mädchen, bleibe bei mir, verlaſſe mich nie — nie!

Damit ſank die Prinzeſſin, indem ſie Julia's Hände feſthielt, mit geſchloſſenen Augen zurück in den Sopha.

Wohl war Julia an Augenblicke gewöhnt, in denen Hedwiga geiſtig krankhafter Ueberſpannung erlag, doch fremd, ganz fremd und räthſelhaft war ihr der Paroxysmus, wie er ſich eben jetzt zeigte. Sonſt war es eine leidenſchaftliche Verbitterung, die, erzeugt von dem Mißverhältniß des innern Gefühls mit der Geſtaltung des Lebens, beinahe bis zum Gehäſſigen ſich ſteigernd, Julia's kindliches Gemüth verletzte. Jetzt ſchien Hedwiga, wie ſonſt niemals, ganz aufgelöſt im Schmerz und namenloſer Wehmuth und dieſer troſtloſe Zuſtand rührte Julien in eben dem Grade, als ihre Angſt ſtieg um die geliebte Freundin.

Hedwiga, rief ſie, meine Hedwiga, ich verlaſſe dich ja nicht, kein treueres Herz neigt ſich zu dir als das meinige, aber ſprich, o ſprich doch nur, vertraue mir doch nur, welch eine Qual dein Inneres zerreißt? — Mit dir will ich klagen, mit dir will ich weinen!

Da verbreitete ſich ein ſeltſames Lächeln auf Hedwiga's Antlitz, ein ſanftes Roth ſchimmerte auf den Wangen, und ohne die Augen zu öffnen, lispelte ſie leiſe: Nicht wahr Julia, du biſt nicht in Liebe?

Seltſam fühlte ſich Julia von dieſer Frage der Prinzeſſin getroffen, als durchbebe ſie ein jäher Schreck.

In welches Mädchens Bruſt regen ſich nicht Ahnungen einer Leidenſchaft, die das Hauptbedingniß ſcheint ſeiner Exiſtenz, denn nur das liebende Weib iſt dieß ganz. Doch ein reiner, kindlicher, frommer Sinn läßt dieſe Ahnungen ruhen, ohne weiter zu forſchen, ohne im lüſternen Vorwitz das ſüße Geheimniß enthüllen zu wollen, das nur in dem Moment aufgeht, den eine dunkle Sehnſucht verheißen. So war es mit Julia, die plötzlich ausgeſprochen hörte, was ſie zu denken nicht gewagt, und geängſtigt, als zeihe man ſie einer Sünde, der ſie ſelbſt nicht klar ſich bewußt, ihr eignes Innere ganz zu durchſchauen ſich mühte.

Julia, wiederholte die Prinzeſſin, du liebſt nicht? — ſage es mir! - ſey aufrichtig.

Wie ſonderbar, erwiederte Julia, wie ſeltſam du mich frägſt, was kann, was ſoll ich dir antworten.

Sprich, o ſprich, flehte die Prinzeſſin! — Da ward es ſonnenhell in Julia's Seele und ſie fand Worte das auszuſprechen, was ſie deutlich erblickte in ihrem eignen Innern.

Was, ſo begann Julia ſehr ernſt und gefaßt, was geht vor in deinem Gemüth Hedwiga, indem du mich ſo frägſt? Was iſt dir die Liebe, von der du ſprichſt? Nicht wahr, man ſoll ſich hingezogen fühlen zu dem Geliebten, mit ſolcher unwiderſtehlichen Macht, daß man nur iſt, nur lebt in dem Gedanken an ihn, daß man ſein ganzes Ich aufgiebt um ihn, daß er allein uns alles Sehnen, alles Hoffen, alles Verlangen, die ganze Welt dünkt? Und dieſe Leidenſchaft ſoll die höchſte Stufe der Seligkeit gewähren? — Mir ſchwindelts vor dieſer Höhe, denn dem Blick hinab gähnt der bodenloſe Abgrund mit allen Schreckniſſen des rettungsloſen Verderbens entgegen. Nein Hedwiga, dieſe Liebe, die eben ſo entſetzlich iſt, als ſündhaft, hat dies Gemüth nicht erfaßt und feſt will ich halten an dem Glauben, daß es ewig rein, ewig davon frei bleiben wird. Doch wohl mag es ſich begeben, daß ein Mann vor allen übrigen in uns die höchſte Achtung, ja, bei der männlich eminenten Kraft ſeines Geiſtes wahre Bewunderung erregt. Doch noch mehr als das, wir fühlen uns in ſeiner Nähe von einem gewiſſen gemüthlichen Wohlbehagen geheimnißvoll durchſtrömt, erhoben über uns ſelbſt, es ſcheint als wenn unſer Geiſt dann erſt recht erwache, als wenn uns das Leben dann erſt recht leuchte und ſo ſind wir froh, wenn er kommt, und traurig, wenn er geht. — Nennſt du dieſes Liebe? — Nun warum ſollte ich es dir nicht geſtehen, daß unſer verlorne Kreisler mir dies Gefühl erweckt hat und daß ich ihn ſchmerzhaft vermiſſe.

Julia, rief die Prinzeſſin plötzlich auffahrend und Julien mit glühendem Blick durchbohrend, Julia kannſt du ihn dir denken in den Armen einer andern, ohne zu vergehn in namenloſer Qual?

Hoch erröthete Julia und mit einem Ton, der erkennen ließ, wie ſehr ſie ſich verletzt fühlte, erwiederte ſie: Nie habe ich ihn mir gedacht in meinen Armen! —

Ha! — du liebſt ihn nicht — du liebſt ihn nicht! — ſo ſchrie die Prinzeſſin gellend auf und ſank dann wieder zurück in den Sopha!

O, ſprach Julie, o daß er wiederkehrte! — Rein und ſchuldlos iſt das Gefühl, das ich für den theuern Mann hege in dieſer Bruſt und ſehe ich ihn niemals wieder, ſo wird der Gedanke an ihn, den Unvergeßlichen, in mein Leben hineinleuchten, wie ein ſchöner heller Stern. — Doch gewiß, er kehrt zurück! — Denn wie kann —

Niemals, unterbrach die Prinzeſſin Julien mit ſchroffem ſchneidendem Ton, niemals kann, darf er wiederkehren, denn wie man vernimmt, befindet er ſich in der Abtei Kanzheim und wird, ſich der Welt entziehend, in den Orden des heiligen Benedikt treten.

Julien kamen die hellen Thränen in die Augen, ſie ſtand ſchweigend auf und begab ſich an das Fenſter.

Deine Mutter, fuhr die Prinzeſſin fort, deine Mutter hat Recht, ganz Recht. Wohl uns, daß er fort iſt, dieſer Wahnſinnige, der ſich wie ein böſer Geiſt eindrängte in unſeres Herzens Rath, der uns in unſerm eignen Innern zu zerreißen wußte. — Und die Muſik war das Zaubermittel, mit dem er uns umſtrickte. — Nie mag ich ihn wiederſehen. —

Dolchſtiche waren für Julien die Worte der Prinzeſſin, ſie griff nach Hut und Shawl.

Du willſt, rief die Prinzeſſin, du willſt mich verlaſſen, meine ſüße Freundin? — Bleibe — bleibe — tröſte mich wenn du kannſt! — Unheimliches Grauen geht durch dieſe Säle, durch den Park! denn wiſſe — Damit führte Hedwiga Julien an das Fenſter, zeigte nach dem Pavillon hin, in dem der Adjutant des Prinzen Hektor gewohnt hatte und begann mit dumpfer Stimme: Schau dort hin, Julia, jene Mauern verbergen ein bedrohliches Geheimniß; der Kaſtellan, die Gärtner, betheuern, daß ſeit der Abreiſe des Prinzen niemand dort wohne, daß die Thüre feſt verſchloſſen und doch — O ſchau nur hin — ſchau nur hin! — ſiehſt du es nicht, am Fenſter?

In der That gewahrte Julia an dem Fenſter, das in dem Giebel des Pavillons angebracht war, eine dunkle Geſtalt, die in demſelben Augenblick wieder ſchnell verſchwand.

Hier dürfe, meinte Julia, indem ſie fühlte, wie Hedwiga's Hand krampfhaft in der ihrigen bebte, von einem bedrohlichen Geheimniß oder gar von etwas Geſpenſtiſchem durchaus nicht die Rede ſeyn, da es nur zu leicht möglich, daß irgend jemand von der Dienerſchaft den leeren Pavillon unbefugter Weiſe benutze. Der Pavillon könne ja augenblicklich durchſucht und ſo auf der Stelle aufgeklärt werden, was es mit der Geſtalt, die ſich am Fenſter blicken laſſe, für eine Bewandtniß habe; die Prinzeſſin verſicherte aber dagegen, daß der alte treue Kaſtellan dies längſt auf ihren Wunſch gethan und betheuert, daß er in dem ganzen Pavillon auch nicht die Spur eines menſchlichen Weſens gefunden.

Laß es, ſprach die Prinzeſſin, laß es dir erzählen, was ſich vor drei Nächten begab! — Du weißt, daß mich oft der Schlaf flieht und daß ich dann aufzuſtehen und ſo lange durch die Zimmer zu wandeln pflege, bis mich eine Müdigkeit überfällt, der ich mich überlaſſe, und es wirklich zum Einſchlafen bringe. So geſchah es, daß mich vor drei Nächten Schlafloſigkeit in dies Zimmer trieb. Plötzlich zitterte der Wiederſchein eines Lichts an der Wand vorüber, ich ſchaute durch das Fenſter und gewahrte vier Männer, von denen einer eine Blendlaterne trug und die in der Gegend des Pavillons verſchwanden, ohne daß ich bemerken konnte, ob ſie wirklich hineingingen in den Pavillon. Nicht lange dauerte es aber, ſo wurde eben jenes Fenſter hell und Schatten huſchten inwendig hin und her. Dann wurde es wieder finſter, aber durch das Gebüſch ſtrahlte nun bald ein blendender Schimmer der aus der Thüre des geöffneten Pavillons kommen mußte. Immer mehr näherte ſich der Schein, bis endlich aus dem Gebüſch ein Benediktiner-Mönch heraustrat, der in der linken Hand eine Fackel, in der rechten aber ein Cruzifix trug. Ihm folgten vier Männer, eine mit ſchwarzen Tüchern behängte Bahre auf den Schultern. Nur einige Schritte waren ſie gezogen, als ihnen eine in einen weiten Mantel eingehüllte Geſtalt entgegen trat. Sie ſtanden ſtill, ſetzten die Bahre nieder, die Geſtalt zog die Tücher weg und ein Leichnam wurde ſichtbar. Mir wollten die Sinne vergehn, kaum gewahrte ich noch, daß die Männer die Bahre aufhoben und dem Mönch ſchnell nacheilten, auf dem breiten Seitenwege, der bald zum Park hinausführt auf die Straße nach der Abtei Kanzheim. Seit dieſer Zeit läßt ſich jene Geſtalt am Fenſter ſehen und vielleicht iſt es der Spuk eines Ermordeten, der mich ängſtigt.

Julia war geneigt, den ganzen Vorgang, wie ihn Hedwiga erzählte, für einen Traum oder, ſtand ſie in der That wach am Fenſter, für das täuſchende Spiel der aufgeregten Sinne zu halten. Wer ſollte, wer konnte der Todte ſeyn, den man unter ſolchen geheimnißvollen Umſtänden aus dem Pavillon forttrug, da niemand vermißt worden und wer mochte daran glauben, daß dieſer unbekannte Todte noch ſpuken ſolle in der Behauſung, aus der man ihn fortgebracht? Julia äußerte dieſes alles der Prinzeſſin und fügte noch hinzu, daß jene Erſcheinung am Fenſter auch wohl auf optiſcher Illuſion beruhen, auch wohl gar ein Scherz des alten Magikers, Meiſter

Abraham, ſeyn könne, der ja oft ſein Weſen treibe mit ſolchem Spiel und vielleicht dem leeren Pavillon einen geſpenſtiſchen Einſaſſen gegeben habe.

Wie, ſprach die Prinzeſſin, die ihre ganze Faſſung wieder gewonnen, ſanft lächelnd, wie man doch gleich mit der Erklärung bei der Hand iſt, geſchieht das Wunderbare, Uebernatürliche! — Was den Todten betrifft, ſo vergiſſeſt du das, was ſich in dem Park begab, ehe Kreisler uns verließ. Um Gott, rief Julia, ſollte denn wirklich eine gräßliche That begangen ſeyn? — Wer? — von wem? —

Du weißt, fuhr Hedwiga fort, du weißt ja Mädchen, daß Kreisler lebt. — Aber auch er lebt, der in Liebe iſt zu dir — Sieh mich nicht ſo erſchrocken an! — Sollteſt du das nicht längſt ahnen, was ich dir ſagen muß, damit dir es klar werde, was länger verborgen, dich verderben könnte? — Prinz Hektor liebt dich, dich Julia mit all der wilden Leidenſchaft, die ſeiner Nation eigen. Ich war, ich bin ſeine Braut, du aber Julia, biſt ſeine Geliebte. Die letzten Worte betonte die Prinzeſſin auf eine eigne ſcharfe Weiſe, ohne übrigens jenen beſonderen Accent hineinzulegen, der dem Gefühl innerer Kränkung eigen.

O ewige Macht, rief Julia heftig, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten, Hedwiga, willſt du denn meine Bruſt zerreißen? — Welcher finſtre Geiſt ſpricht aus dir! — Nein, nein, gern will ich es leiden, daß du aller böſen Träume halber, die dich verſtörten, an mir Aermſten Rache nimmſt, aber nie werde ich an die Wahrheit dieſer bedrohlichen Phantome glauben! — Hedwiga! — beſinne dich doch nur, du biſt ja nicht mehr die Braut des entſetzlichen Mannes, der uns erſchien wie das Verderben ſelbſt! Nie kehrt er zurück, niemals wirſt du ſein!

Doch, erwiederte die Prinzeſſin, doch! — Faſſe dich nur Mädchen! — Nur dann wenn die Kirche mich mit dem Prinzen verbunden, löſt ſich vielleicht das ungeheure Mißverſtändniß des Lebens, das mich elend macht! — Dich rettet des Himmels wunderbare Fügung. — Wir trennen uns, ich folge dem Gemahl, du bleibſt! — Die Prinzeſſin verſtummte vor innerer Bewegung, auch Julia war keines Wortes mächtig, beide fielen ſich ſchweigend, in Thränen zerfließend an die Bruſt!

Man meldete, daß der Thee ſervirt ſey. Julia war aufgeregter, als es ihr beſonnenes ruhiges Gemüth zuzulaſſen ſchien. Es war ihr unmöglich in der Geſellſchaft zu bleiben und die Mutter erlaubte ihr gern, nach Hauſe zu gehen, da die Prinzeſſin ſich ebenfalls nach Ruhe ſehnte.

Fräulein Nannette verſicherte auf Befragen der Fürſtin, daß die Prinzeſſin den Nachmittag und Abend ſich ſehr wohl befunden, indeſſen mit Julien durchaus allein habe ſeyn wollen. So viel ſie im Nebenzimmer beobachten können, hätten beide, die Prinzeſſin und Julia, ſich allerlei Geſchichten erzählt, auch Comödie geſpielt und bald gelacht, bald geweint.

Die lieben Mädchen, ſprach der Hofmarſchall leiſe. Die aimable Prinzeſſin, das liebe Mädchen! verbeſſerte der Fürſt, indem er den Hofmarſchall mit großen Augen anblitzte. Dieſer wollte in der Beſtürzung über den entſetzlichen Fehlgriff, ein ziemliches Stücklein Zwieback, das er ſattſam in Thee getränkt, auf einmal hinunterſchlucken. Das blieb ihm aber in der Kehle ſtecken und er brach aus in ein fürchterliches Huſten, ſo daß er ſchnell den Saal verlaſſen mußte und nur dadurch gerettet werden konnte vom ſchnöden Erſtickungstode, daß der Hoffourier im Vorſaal mit geübter Fauſt ein wohlgeſetztes Paukenſolo ausführte auf ſeinem Rücken.

Nach zwei Unſchicklichkeiten, deren er ſich ſchuldig gemacht, fürchtete indeſſen der Hofmarſchall noch die dritte zu begehen, er wagte es daher nicht zurückzukehren in den Saal, ſondern ließ ſich bei dem Fürſten mit plötzlich ihn angewandelter Krankheit entſchuldigen.

Durch des Hofmarſchalls Abweſenheit wurde aber die Whiſtparthie zerriſſen, wie ſie der Fürſt gewöhnlich zu ſpielen pflegte.

Als nun die Spieltiſche geordnet, war Alles in geſpannter Erwartung, was der Fürſt in dieſem kritiſchen Fall thun werde. Der that aber nichts, als daß er, da auf ſeinen Wink die übrigen ſich zum Spiel geſetzt hatten, die Hand der Räthin Benzon faßte, ſie zum Kanapee führte und Platz nehmen hieß, indem er ſelbſt ſich ihr zur Seite hinſetzte.

Unlieb, ſprach er dann ſanft und leiſe, wie immer zur Benzon, unlieb wäre es mir doch geweſen, wenn der Hofmarſchall erſtickt wäre am Zwieback. Doch ſchien er Abweſenheiten des Geiſtes zu haben, wie ich es ſchon oftmals bemerkt, da er die Prinzeſſin Hedwiga ein Mädchen nannte, und würde daher im Whiſt miſerabel geweſen ſein. — Ueberhaupt, liebe Benzon, iſt es mir heute recht erwünſcht und angenehm, ſtatt des Spiels mit Ihnen hier in der Einſamkeit einige Worte vertraulich zu wechſeln wie ſonſt. Ach — wie ſonſt! Nun Sie kennen mein Attachement für Sie, geliebte Frau! Nie kann es aufhören, ein fürſtliches Herz iſt jedesmal ein treues, ſo bald nicht unabwendbare Verhältniſſe ein Anderes gebieten.

Bei dieſen Worten küßte der Fürſt der Benzon viel zärtlicher die Hand, als es Stand, Alter und Umgebung zu erlauben ſchienen. Die Benzon verſicherte mit vor Freude funkelnden Augen, daß ſie längſt den Moment erſehnt, mit dem Fürſten vertraulich zu reden, da ſie ihm ſo Manches mitzutheilen habe, was ihm nicht unangenehm ſein werde.

Erfahren Sie, ſprach die Benzon, erfahren Sie gnädigſter Herr, daß der Geheime Legations-Rath auf's Neue geſchrieben, daß unſere Angelegenheit plötzlich eine günſtigere Wendung genommen, daß —

Still, unterbrach ſie der Fürſt, ſtill, beſte Frau, nichts von Regierungsgeſchäften! Auch der Fürſt trägt Schlafröcke und ſetzt eine Nachtmütze auf, wenn er beinahe erdrückt von der Laſt des Regierens, ſich zur Ruhe begiebt, wovon freilich Friedrich der Große, König von Preußen, eine Ausnahme machte, der, wie es Ihnen als einer beleſenen Frau bekannt ſeyn wird, auch im Bette einen Filzhut aufſetzte. Nun ich meine, daß auch der Fürſt immer zu viel von dem in ſich trägt, was — nun! was eben, wie die Leute ſagen, das ſogenannte bürgerliche Verhältniß, Ehe, Vaterfreuden u. ſ. w. begründet, um ſich dieſen Gefühlen ganz zu entſchlagen und es iſt mindeſtens pardonnabel, wenn er ſich ihnen überläßt in Augenblicken, da der Staat, die Vorſorge für den gehörigen Anſtand am Hofe und im Lande nicht ſein ganzes Selbſt in Anſpruch nimmt — Gute Benzon! ſolche Augenblicke ſind die jetzigen; fertig liegen ſieben Unterſchriften in meinem Kabinet, und nun laſſen Sie mich den Fürſten ganz vergeſſen, laſſen Sie mich hier beim Thee ganz Hausvater ſeyn, der deutſche Hausvater vom Freiherrn von Gemmingen. Laſſen Sie mich von meinen — ja von meinen Kindern reden, die mir ſolchen Kummer verurſachen, daß ich oft in eine ganz unſchickliche Gemüthsunruhe verfalle. Von Ihren, ſprach die Benzon mit ſpitzem Ton, von Ihren Kindern ſoll die Rede ſeyn, gnädigſter Herr? Das heißt alſo von dem Prinzen Ignaz und von der Prinzeſſin Hedwiga! — Sprechen Sie gnädigſter Herr, ſprechen Sie, vielleicht kann ich Rath und Troſt geben wie Meiſter Abraham. — Ja, ſprach der Fürſt weiter, ja Rath und Troſt, der möchte mir manchmal vonnöthen ſeyn. — Sehn Sie, gute Benzon, was zuerſt den Prinzen betrifft, ſo bedurfte er freilich nicht beſonderer Geiſtesgaben, die die Natur denjenigen zuzutheilen pflegt, die ſonſt Ihres Standes halber obſkur und fühllos bleiben würden, aber etwas mehr Esprit wäre ihm doch zu wünſchen, er iſt und bleibt ein — Simple! — Sehn Sie nur, da ſitzt er und baumelt mit den Füßen und ſpielt eine falſche Karte aus nach der andern und kichert und lacht wie ein Knabe von ſieben Jahren! — Benzon! entre nous soit dit, nicht die Kunſt des Schreibens, in ſo weit ſie ihm nöthig, iſt ihm beizubringen; ſein fürſtlicher Name ſieht aus wie eine Eulenkralle. Ewige Barmherzigkeit was ſoll daraus werden! Neulich wurde ich in meinen Geſchäften geſtört durch ein abſcheuliches Gebelle vor meinem Fenſter, ich ſchaue heraus, um den unangenehmen Spitz fortjagen zu laſſen, und was muß ich erblicken! Sollten Sie es glauben, gute Frau! Es iſt der Prinz, der wie wahnſinnig laut bellend hinter dem Gärtnerburſchen herſpringt! — Sie ſpielen mitſammen Haſe und Hund! — Iſt wohl nur einiger Verſtand darin, ſind das fürſtliche Paſſionen? — Kann der Prinz wohl jemals zu der geringſten Selbſtſtändigkeit kommen?

Darum, erwiederte die Benzon, darum iſt es nöthig, daß der Prinz alsbald vermählt werde und eine Gemahlin erhalte, deren Anmuth, deren Liebreiz, deren klarer Verſtand ſeine ſchlafenden Sinne weckt und die gutmüthig genug iſt, ſich ganz zu ihm hinabzuneigen, um ihn dann allmälig zu ſich heraufzuziehen. Dieſe Eigenſchaften ſind dem weiblichen Weſen, das dem Prinzen angehören ſoll, unerläßlich, um ihn aus einem Seelenzuſtande zu retten, der, mit Schmerz ſpreche ich es aus, gnädigſter Herr! zuletzt in wirklichen Wahnſinn ausarten kann. Eben daher dürfen auch nur dieſe ſeltenen Eigenſchaften entſcheiden und der Stand nicht in allzuſtrengen Betracht kommen.

Niemals, ſprach der Fürſt, indem er die Stirn runzelte, niemals gab es Mesallianzen in unſerm Hauſe, laſſen Sie ab von einem Gedanken, den ich nicht billigen kann. Immer war und bin ich noch bereit, ſonſt Ihre Wünſche zu erfüllen! —

Das, erwiederte die Benzon mit ſcharfem Ton, das ich nicht wußte, gnädigſter Herr! — Wie oft mußten gerechte Wünſche ſchweigen, chimäriſcher Rückſichten halber. Aber es giebt Anſprüche, die aller Verhältniſſe ſpotten. —

Laissons cela, unterbrach der Fürſt die Benzon, indem er ſich ausräusperte und Tabak nahm. Nach einigen Augenblicken des Stillſchweigens fuhr er fort: Noch mehr Kummer als der Prinz macht mir die Prinzeſſin. Sagen Sie, Benzon, wie war es möglich, daß uns eine Tochter von dieſer ſeltſamen Gemüthsart, noch mehr von dieſer abſonderlichen Krankhaftigkeit, die ſelbſt den Leibarzt in Verlegenheit ſetzt, geboren werden konnte? Hat ſich die Fürſtin nicht immer einer blühenden Geſundheit erfreut, hat ſie zu myſtiſchen Nervenzufällen inklinirt? Bin ich ſelbſt nicht, was Leib und Seele betrifft, ein robuſter Fürſt geweſen? Wie kommen wir zu dem Kinde, das, geſtehen muß ich es zu meinem bittern Leidweſen, mir oft — ganz verrückt erſcheint, alles fürſtlichen Anſtandes los und ledig? — Auch mir, erwiederte die Benzon, auch mir iſt der Organismus der Prinzeſſin unbegreiflich. — Die Mutter iſt ſich immer klar, verſtändig, von jeder zu heftigen verderblichen Leidenſchaftlichkeit frei geweſen. — Die letzten Worte ſprach die Benzon dumpf und leiſe vor ſich hin, indem ſie den Blick niederſenkte. Sie meinen die Fürſtin, fragte der Fürſt mit Accent, da es ihm nicht anſtändig ſchien, daß dem Worte: Mutter, nicht das Prädikat: Fürſtin, hinzugefügt.

Wen ſonſt, erwiederte die Benzon geſpannt, wen ſonſt ſollte ich meinen.

Hat, ſprach der Fürſt weiter, hat mich nicht der letzte fatale Zufall der Prinzeſſin um den Erfolg meiner Bemühungen, um die Freude ihrer baldigen Vermählung, meinen Wünſchen gemäß, gebracht? — Denn, gute Benzon, entre nous soit dit, der Prinzeſſin plötzliche Katalepſie, die ich blos einer ſtarken Erkältung zuſchreibe, war wohl lediglich Schuld an der plötzlichen Abreiſe des Prinzen Hektor. — Er will abbrechen und — juste ciel! ſelbſt muß ich es geſtehen, ich kann es ihm nicht ganz verdenken, ſo daß, verböte nicht ohnehin der Anſtand jede weitere Annäherung, ſchon dieſes mich, den Fürſten, abhalten müßte, jetzt noch Schritte zu thun zur Erfüllung eines Wunſches, den ich freilich ſehr ungern und nur nothgedrungen aufgebe. Recht werden Sie mir nämlich geben, geliebte Frau, daß es immer etwas Aengſtliches hat mit einer Gemahlin, die ſolchen wunderlichen Zufällen unterworfen. Kann eine ſolche fürſtliche und zugleich kataleptiſche Gemahlin nicht mitten in der glänzendſten Cour davon erfaßt werden, automatiſch daſtehen und ſämmtliche würdige Anweſende zwingen, es ihr nachzuthun und regungslos zu bleiben? — Freilich kann man wohl auch eine von einer allgemeinen Katalepſie befallene Cour ſich als die feierlichſte und erhabenſte denken, die es in der Welt nur geben mag, da die leiſeſte Verletzung der nöthigen Würde auch dem Leichtſinnigſten unmöglich. Doch ein Gefühl, das mich eben in ſolchen hausväterlichen Augenblicken, wie die jetzigen hier beim Spiel befällt, läßt es mich bemerken, daß ein ſolcher Zuſtand der Braut dem fürſtlichen Bräutigam einiges fröſtelndes Grauen erregen kann und darum — Benzon! Sie ſind eine liebenswürdige, verſtändige Frau, fänden Sie vielleicht eine Möglichkeit, die Sache mit dem Prinzen zu redreſſiren, irgend ein Mittel —

Es bedarf, unterbrach die Benzon lebhaft den Fürſten, es bedarf deſſen gar nicht, gnädigſter Herr! Nicht der Prinzeſſin Krankheit trieb den Prinzen ſo ſchnell fort, ein anderes Geheimniß iſt hier im Spiele und in dieſes Geheimniß iſt der Kapellmeiſter Kreisler verflochten.

Wie, rief der Fürſt voll Erſtaunen, wie, was ſagen Sie, Benzon? der Kapellmeiſter Kreisler? So ſollte es doch wahr ſeyn, daß er —

Ja, ſprach die Räthin weiter, ja, gnädigſter Herr, ein Zwieſpalt zwiſchen ihm und dem Prinzen Hektor, der vielleicht geſchlichtet werden ſollte auf zu heroiſche Weiſe, war es, der den Prinzen entfernte.

Zwieſpalt, unterbrach der Fürſt die Benzon, — Zwieſpalt — geſchlichtet — heroiſche Weiſe! — Der Schuß im Park — der blutige Hut! — Benzon! es iſt ja unmöglich — der Prinz — der Kapellmeiſter! — ein Duell — ein Rencontre, beides iſt ja undenkbar! —

So viel, fuhr die Benzon fort, ſo viel, gnädiger Herr, iſt gewiß, daß Kreisler auf der Prinzeſſin Gemüth nur zu mächtig einwirkte, daß jene ſeltſame Angſt, ja jenes Entſetzen, das ſie erſt empfand in Kreislers Gegenwart, ſich geſtalten wollte zur verderblichen Leidenſchaft. Möglich, daß der Prinz ſcharf genug ſah, dies zu gewahren, daß er in Kreisler, der ihm von Anfang an entgegen trat mit feindlicher verhöhnender Ironie, einen Widerſacher fand, den er ſich vom Halſe ſchaffen zu müſſen glaubte und daß hieraus ſich eine That erzeugte, die freilich nur dem blutigen Haß des gekränkten Ehrgefühls, der Eiferſucht verziehen werden darf und die, Dank ſei der ewigen Macht, nicht gelang. Ich geſtehe, daß dies alles die ſchnelle Abreiſe des Prinzen nicht erklärt und daß, wie geſagt, noch ein dunkles Geheimniß waltet. Der Prinz floh, wie mir Julia erzählt, entſetzt vor einem Bilde, das Kreisler bei ſich trug und ihm vorzeigte. — Nun, mag dem ſeyn, wie ihm wolle, Kreisler iſt fort und der Prinzeſſin Kriſis iſt vorüber! — Glauben Sie mir, gnädigſter Herr, blieb Kreisler, ſo flammte die heftigſte Leidenſchaft für ihn auf in der Prinzeſſin Bruſt, und ſie wäre lieber geſtorben, als daß ſie dem Prinzen ihre Hand gegeben hätte. Alles hat ſich jetzt anders geſtaltet, bald kehrt Prinz Hektor zurück, und die Vermählung mit der Prinzeſſin endigt alle Beſorgniſſe.

Sehn Sie, rief der Fürſt zornig, ſehn Sie, Benzon, die Inſolenz des ſchnöden Muſikanten! — In ihn will die Prinzeſſin ſich verlieben, ſeinetwegen die Hand des liebenswürdigſten Prinzen ausſchlagen! — Ah le coquin! — Nun verſtehe ich Euch, Meiſter Abraham, erſt ganz! — Ihr ſollt mir den fatalen Menſchen vom Halſe ſchaffen, daß er niemals wiederkehrt. —

Jede, ſprach die Räthin, jede Maaßregel, die der weiſe Meiſter Abraham deshalb etwa vorſchlagen dürfte, würde überflüſſig ſeyn, da das Erforderliche deshalb ſchon geſchehen iſt. Kreisler befindet ſich in der Abtei Kanzheim und wie mir der Abt Chryſoſtomus ſchreibt, wird er wahrſcheinlich ſich entſchließen, der Welt zu entſagen und in den Orden zu treten. Die Prinzeſſin hat dies ſchon erfahren von mir zur günſtigen Stunde, und daß ich dabei keine ſonderliche Gemüthsbewegung der Prinzeſſin gewahrte, bürgt mir dafür, daß die bedrohliche Kriſis, wie geſagt, ſchon vorüber.

Herrliche, nahm der Fürſt das Wort, herrliche, liebenswürdige Frau! welches Attachement beweiſen Sie für das Wohl, für das Beſte meines Hauſes!

Wirklich, ſprach die Benzon mit bitterem Ton, wirklich? — thue ich das? Konnte, durfte ich immer für das Wohl Ihrer Kinder ſorgen?

Die Benzon legte auf die letzten Worte einen beſonderen Nachdruck, der Fürſt ſah ſchweigend vor ſich nieder und ſpielte mit den Daumen der zuſammengefalteten Hände. Endlich murmelte er leiſe: Angela! — noch immer keine Spur? — ganz verſchwunden?

So iſt es, erwiederte die Benzon, und ich fürchte, daß das unglückliche Kind das Opfer irgend einer Schändlichkeit geworden iſt. Man wollte ſie in Venedig geſehen haben, aber gewiß war dies ein Irrthum. — Geſtehen Sie es, gnädigſter Herr! es war grauſam — entſetzlich, daß Sie Ihr Kind von der Bruſt der Mutter reißen ließen, es in ein troſtloſes Exil verbannten! — Dieſe Wunde, die mir Ihre Strenge ſchlug, werde ich niemals verſchmerzen!

Benzon, ſprach der Fürſt, habe ich Ihnen, dem Kinde nicht ein anſehnliches Jahrgehalt ausgeſetzt? — konnte ich mehr thun? Mußte ich nicht, blieb Angela bei uns, jeden Augenblick befürchten, daß unſere foiblesses verrathen werden und auf unangenehme Weiſe die anſtändige Ruhe unſeres Hofes zerſtören konnten? — Sie kennen die Fürſtin, gute Benzon! Sie wiſſen, daß ſie manchmal beſondere Grillen hat. —

Alſo, nahm die Benzon das Wort, alſo Geld, ein Jahrgehalt ſoll die Mutter entſchädigen für allen Schmerz, für alle Trauer, für alle bittere Klage um das verlorene Kind? — In der That, gnädigſter Herr! es giebt eine andere Art, für ſein Kind zu ſorgen, die die Mutter beſſer zufrieden ſtellt, als alles Geld!

Die Benzon ſprach dieſe Worte mit einem Blick, mit einem Ton, der den Fürſten in einige Verlegenheit ſetzte.

Vortreffliche Frau, begann er betreten, warum dieſe ſeltſamen Gedanken! — Glauben Sie denn nicht, daß mir ebenfalls das ſpurloſe Verſchwinden unſerer lieben Angela ſehr unangenehm, ſehr fatal iſt? Es muß ein artiges, ſchönes Mägdlein geworden ſeyn, da es von hübſchen ſcharmanten Eltern geboren. Auf's Neue küßte der Fürſt der Benzon ſehr zärtlich die Hand, die ſie aber ſchnell wegzog und mit funkelndem, durchbohrendem Blick dem Fürſten in's Ohr flüſterte: Geſtehen Sie es, gnädigſter Herr, Sie waren ungerecht, grauſam, als Sie darauf beſtanden, daß das Kind entfernt werden müſſe. Iſt es nicht Ihre Pflicht, den Wunſch nicht zurückzuweiſen, deſſen Erfüllung ich gutmüthig genug, wirklich für einigen Erſatz all' meines Leid's anſehen will? Benzon, erwiederte der Fürſt noch kleinlauter als zuvor, gute, herrliche Benzon, kann denn unſere Angela nicht wiedergefunden werden? Ich will Heroiſches thun für Ihre Wünſche, theure Frau! Ich will mich dem Meiſter Abraham anvertrauen, mich mit ihm berathen. — Es iſt ein vernünftiger, erfahrener Mann, vielleicht kann er helfen.

O, unterbrach die Benzon den Fürſten, o, des weiſen Meiſters Abraham! Glauben Sie denn, gnädigſter Herr, daß Meiſter Abraham wirklich aufgelegt iſt, für Sie etwas zu unternehmen, daß er Ihnen, Ihrem Hauſe getreulich anhängt? Und wie ſollte er im Stande ſeyn, etwas herauszubringen über Angela's Schickſal, nachdem in Venedig, in Florenz, alle Nachforſchungen vergeblich geblieben ſind und, was das Schlimmſte iſt, ihm jenes geheimnißvolle Mittel geraubt wurde, deſſen er ſich bediente, um das Unbekannte zu erforſchen.

Sie, ſprach der Fürſt, Sie meinen ſein Weib, die böſe Zauberin Chiara.

Sehr, erwiederte die Benzon, ſehr fraglich möchte es ſeyn, ob die vielleicht nur inſpirirte, mit höheren wunderbaren Kräften begabte Frau dieſen Namen verdient. Auf jeden Fall war es ungerecht, unmenſchlich, dem Meiſter das geliebte Weſen zu rauben, an dem er hing mit ganzer Seele, ja die ganz ein Theil ſeines Ichs war.

Benzon, rief der Fürſt ganz erſchrocken, Benzon, ich verſtehe Sie heute nicht! — Mir ſchwindelts im Kopfe! Waren Sie ſelbſt nicht dafür, daß das bedrohliche Geſchöpf, vermöge deſſen der Meiſter bald alle unſere Verhältniſſe beherrſchen konnte, entfernt werden möchte? Billigten Sie nicht ſelbſt mein Schreiben an den Großherzog, in dem ich vorſtellte, daß, da jede Zauberei im Lande längſt verboten, Perſonen, die in dieſer Art beeigenſchaftet ihr Weſen trieben, nicht geduldet werden dürften und Sicherheits halber ein wenig eingeſperrt werden müßten? Geſchah es nicht aus purer Schonung gegen den Meiſter Abraham, daß der myſteriöſen Chiara nicht der offene Proceß gemacht, ſondern daß ſie in aller Stille aufgegriffen und fortgeſchafft wurde, wohin weiß ich nicht einmal, da ich mich darum nicht weiter bekümmert? — Welch' ein Vorwurf kann mich hier treffen?

Verzeihung, erwiederte die Benzon, Verzeihung, gnädigſter Herr, aber es iſt doch in der That der Vorwurf des wenigſtens übereilten Verfahrens, der Sie wohl mit Recht trifft. — Aber! — erfahren Sie es, gnädigſter Herr! Meiſter Abraham iſt davon unterrichtet, daß ſeine Chiara weggeſchafft wurde auf Ihren Anlaß. Er iſt ſtill, er iſt freundlich, aber glauben Sie nicht, gnädigſter Herr, daß Haß und Rache brütet in ſeinem Innern gegen den, der ihm ſein Liebſtes raubte auf Erden? Und dieſem Manne wollen Sie vertrauen, wollen ihm

Ihr Inneres erſchließen? — Benzon, ſprach der Fürſt, indem er ſich die Schweißtropfen von der Stirne wegtrocknete, Benzon! Sie alteriren mich ſehr — ganz unbeſchreiblich, möcht' ich ſagen! — Barmherziger! kann ein Fürſt ſo aus der Contenance gebracht werden? Muß beim Teufel — Gott, ich glaube gar, ich fluche, wie ein Dragoner hier beim Thee! — Benzon! warum ſprachen Sie nicht früher! — Er weiß ſchon alles! — Im Fiſcherhäuschen, gerade als ich ganz außer mir war über der Prinzeſſin Zuſtand, da floß mir das Herz, der Mund über. — Ich ſprach von Angela, entdeckte ihm — Benzon, ſchrecklich iſt es! — j'étois un — Eſel! — Voilà tout! —

Und er erwiederte? So fragte die Benzon geſpannt.

Beinahe, ſo ſprach der Fürſt weiter, beinahe iſt es mir ſo, als habe der Meiſter Abraham zuerſt angefangen, von unſerem früheren Attachement zu ſprechen und wie ich ein glücklicher Vater ſeyn können, ſtatt daß ich nun ein malheureuſer ſey. — So viel iſt aber richtig, daß, als ich meine Beichte beendet, er lächelnd erklärte, wie er ſchon längſt alles wiſſe und hoffe, daß ſich vielleicht in ganz kurzer Zeit aufklären werde, wo Angelika geblieben. — Mancher Trug würde dann vernichtet werden, manche Täuſchung zerrinnen.

Das, ſprach die Benzon mit bebenden Lippen, das ſagte der Meiſter?

Sur mon honneur, erwiederte der Fürſt, das ſprach er. — Tauſend Sapperment — pardonniren Sie, Benzon, aber ich bin im Zorn — wenn der Alte es mir nachtragen ſollte? — Benzon, que faire?

Beide, der Fürſt und die Benzon, ſtarrten ſich ſprachlos an. Durchlauchtigſter Herr! liſpelte leiſe ein Kammerlakai, indem er dem Fürſten Thee präſentirte. Bête! ſchrie aber der Fürſt, im haſtigen Aufſpringen dem Lakai Präſentirteller ſammt der Taſſe aus den Händen ſchleudernd; Alles fuhr entſetzt von den Spieltiſchen in die Höhe, das Spiel war geendet, der Fürſt, ſich mit Macht bezwingend, lächelte ein freundliches Adieu den Erſchrockenen zu und begab ſich mit der Fürſtin in die inneren Gemächer. Auf jedem Geſicht las man aber ganz deutlich: Gott was iſt das, was bedeutet das? — Der Fürſt ſpielte nicht, ſprach ſo lange, ſo angelegentlich mit der Räthin und gerieth dann in ſolch' entſetzlichen Zorn! —

Unmöglich konnte die Benzon auch nur entfernt ahnen, was ſie in ihrer Wohnung, die in einem Seitengebäude dicht neben dem

Schloſſe belegen, für ein Auftritt erwartete. — Kaum eingetreten, ſtürzte ihr nämlich ganz außer ſich Julia entgegen und — Doch! gegenwärtiger Biograph iſt ſehr zufrieden, daß er diesmal das, was ſich mit Julia während des fürſtlichen Thees begeben, viel beſſer und deutlicher zu erzählen vermag, als manches andere Factum der bis jetzt wenigſtens etwas verworrenen Geſchichte! — Alſo! — Wir wiſſen, daß Julien erlaubt wurde, früher nach Hauſe zurückzukehren. Ein Leibjäger leuchtete ihr mit einer Fackel vor. Kaum waren ſie aber einige Schritte von dem Schloſſe entfernt, als der Leibjäger plötzlich ſtill ſtand und die Fackel hoch emporhob. Was giebt es? fragte Julia. Ei, erwiederte der Leibjäger, ei Fräulein Julia, haben Sie wohl die Geſtalt bemerkt, die dort vor uns ſo ſchnell forthuſchte? Ich weiß gar nicht, was ich davon denken ſoll, ſeit mehreren Abenden ſchleicht hier ein Menſch umher, der bei ſeiner Heimlichkeit was Böſes im Schilde führen muß. Wir haben ihm ſchon nachgeſtellt auf alle nur mögliche Weiſe, aber er entwiſcht uns unter den Händen, ja er wird vor unſern Augen unſichtbar, wie ein Geſpenſt oder wie der Gott ſey bei uns! ſelbſt.

Julia dachte an die Erſcheinung im Giebelfenſter des Pavillons und fühlte ſich von unheimlichen Schauern durchbebt. Fort, ach nur ſchnell fort, rief ſie dem Jäger zu, der meinte aber lachend, das liebe Fräulein möge ſich nur nicht fürchten, denn ehe ihr etwas geſchehe, müſſe ihm erſt das Geſpenſt den Hals umdrehen, überdem habe aber wohl das unbekannte Ding, was ſich in der Gegend des Schloſſes blicken laſſe, Fleiſch und Bein wie andere ehrliche Leute und ſey ein furchtſamer lichtſcheuer Haſe.

Julia ſchickte ihr Mädchen, das über Kopfſchmerz und Fieberfroſt klagte, zu Bette und legte ohne ihre Beihülfe die Nachtkleider an.

Nun, als ſie einſam auf ihrem Zimmer, ging noch einmal alles in ihrer Seele auf, was Hedwiga in einem Zuſtande zu ihr geſprochen, den ſie nur krankhafter Ueberſpannung zuſchreiben wollte. Und doch war es gewiß, daß eben jene krankhafte Ueberſpannung nur eine pſychiſche Urſache haben konnte. — Mädchen von ſolch unbefangenem reinen Gemüth, wie Julia, errathen in derlei intrikaten Fällen wohl ſelten das Richtige. So glaubte auch Julia, als ſie ſich alles nochmals in den Sinn gerufen, nichts anderes, als daß Hedwiga von jener entſetzlichen Eigenſchaft ergriffen, die ſie ſelbſt ihr ſo furchtbar, als die Ahnung davon in ihrer eignen Seele lag, geſchildert und daß Prinz Hektor der Mann ſey, dem ſie ihr eignes Selbſt geopfert. — Nun, ſchloß ſie ferner, ſey, der Himmel wiſſe wie, der Wahn in Hedwiga aufgeſtiegen, daß der Prinz in anderer Liebe befangen, und habe ſie gequält, wie ein fürchterliches, raſtlos ſie verfolgendes Geſpenſt, ſo daß daraus ſich die heilloſe Zerrüttung im Innern erzeugt. Ach, ſprach Julia zu ſich ſelbſt, ach du gute liebe Hedwiga, kehrte Prinz Hektor zurück, wie bald würdeſt du dich überzeugen, daß du von deiner Freundin nichts zu befürchten! — Doch in dem Augenblick, als Julia dieſe Worte ſprach, trat der Gedanke, daß der Prinz ſie liebe, ſo aus dem Innerſten hervor, daß ſie vor ſeiner Macht und Lebendigkeit erſchrak, daß ſie ſich von unnennbarer Angſt erfaßt fühlte, es könne doch wahr, was die Prinzeſſin glaube, und ihr Verderben gewiß ſeyn. Jener ſeltſame fremdartige Eindruck, den des Prinzen Blick, ſein ganzes Weſen auf ſie gemacht, kam ihr wieder zu Sinn, jenes Entſetzen durchbebte auf's Neue ihre Glieder. Sie gedachte jenes Moments auf der Brücke, als der Prinz ſie umſchlingend den Schwan fütterte, all' der verfänglichen Worte die er damals ſprach und die, ſo harmlos ihr damals alles vorgekommen, ihr jetzt von tieferer Bedeutung ſchienen. Aber auch des verhängnißvollen Traums gedachte ſie, als ſie ſich von eiſernen Armen feſt umſchlungen gefühlt und es der Prinz geweſen, der ſie feſtgehalten, als ſie dann erwacht den Kapellmeiſter im Garten erblickt und ſein ganzes Weſen ihr klar geworden und ſie daran geglaubt, daß er ſie ſchützen werde vor dem Prinzen.

Nein, rief Julia laut, nein es iſt nicht ſo, es kann dem nicht ſo ſeyn, es iſt nicht möglich! Es iſt der böſe Geiſt der Hölle ſelbſt, der dieſe ſündhaften Zweifel in mir Aermſten aufregt! — Nein er ſoll nicht Macht haben über mich! —

Mit dem Gedanken an den Prinzen, an jene gefahrvollen Augenblicke regte ſich in Julia's tiefſter Bruſt eine Empfindung, deren Bedrohlichkeit nur daran zu erkennen, daß ſie die Schaam weckte, die das wallende Blut ihr in die Wangen, heiße Thränen ihr in die Augen trieb. Wohl der holden frommen Julia, daß ſie Kraft genug beſaß den böſen Geiſt zu beſchwören, ihm keinen Raum zu verſtatten, in dem er feſt fußen können. Es iſt hier noch wiederholt zu bemerken, daß Prinz Hektor der ſchönſte liebenswürdigſte Mann war, den man nur ſehen konnte, daß ſeine Kunſt zu gefallen auf die tiefe Weiberkenntniß gegründet war, die ihm das Leben voll glücklicher Abentheuer erworben und daß eben ein junges unbefangens Mädchen wohl erſchrecken mochte vor der ſiegenden Kraft ſeines ganzen Weſens.

O Johannes, ſprach ſie ſanft, du guter herrlicher Mann, kann ich denn nicht bei dir den Schutz ſuchen, den du mir verſprochen? Kannſt du nicht ſelbſt zu mir tröſtend reden mit den Himmelstönen, die recht wiederhallen in meiner Bruſt? —

Damit öffnete Julia das Pianoforte und begann die Compoſitionen Kreislers, die ihr die liebſten waren, zu ſpielen und zu ſingen. In der That fühlte ſie ſich bald getröſtet, erheitert, der Geſang trug ſie fort in eine andere Welt, es gab keinen Prinzen, ja keine Hedwiga mehr, deren krankhafte Phantome ſie verſtören durften!

— Nun noch meine liebſte Canzonetta! — So ſprach Julia und begann das von ſo vielen Componiſten geſetzte: Mi lagnero tacendo etc. In der That war Kreislern dieſes Lied vor allen übrigen gelungen. Der ſüße Schmerz der brünſtigſten Liebesſehnſucht war darin in einfacher Melodie mit einer Stärke ausgedrückt, die jedes fühlende Gemüth unwiderſtehlich ergreifen mußte. Julia hatte geendet, in das Andenken an Kreisler ganz und gar verſunken, ſchlug ſie noch einzelne Akkorde an, die ein Echo ſchienen ihrer inneren Gefühle. Da ging die Thür auf, ſie ſchaute hin und ehe ſie ſich vom Sitz erheben konnte, lag Prinz Hektor ihr zu Füßen und hielt ſie feſt, beide Hände erfaſſend. Laut ſchrie ſie auf vor jähem Schreck, doch der Prinz beſchwor ſie bei der Jungfrau und allen Heiligen ruhig zu ſeyn, ihm nur zwei Minuten den Himmel ihres Anblicks, ihres Worts zu gönnen. Mit Ausdrücken, wie ſie nur die Raſerei der heftigſten Leidenſchaft einzugeben vermag, ſagte er ihr dann, daß er nur ſie, nur ſie anbete, daß der Gedanke der Vermählung mit Hedwiga ihm ſchrecklich, todbringend ſey. Daß er deshalb fliehen wollen, doch bald von der Macht einer Leidenſchaft, die erſt mit ſeinem Tode enden könne, getrieben, zurückgekehrt ſey, nur um Julien zu ſehen, zu ſprechen, ihr zu ſagen, daß nur ſie allein ſein Leben, ſein Alles ſey! —

Fort, rief Julia in troſtloſer Herzensangſt, fort — Sie tödten mich Prinz!

Nimmermehr, ſchrie der Prinz, indem er in Liebeswuth Julia's Hände an die Lippen drückte, nimmermehr, der Moment iſt da, der Leben über mich bringt oder Tod! — Julia! Kind des Himmels!

Konnteſt du mich, konnteſt du den verwerfen, deſſen ganzes Seyn, deſſen Seligkeit du biſt? — Nein du liebſt mich Julia, ich weiß es, o ſprich es aus, daß du mich liebſt und alle Himmel überſchwenglichen Entzückens ſind mir geöffnet!

Damit umſchlang der Prinz die vor Entſetzen und Angſt halb ohnmächtige Julia und drückte ſie heftig an ſeine Bruſt.

Weh mir, rief ſie mit halberſtickter Stimme, weh mir — erbarmt ſich niemand meiner?

Da erhellte Fackelglanz die Fenſter und mehrere Stimmen ließen ſich vor der Thür hören. Julia fühlte einen glühenden Kuß auf den Lippen brennen und ſchnell war der Prinz entflohen.

Alſo — ganz außer ſich, ſtürzte wie gejagt Julia der eintretenden Mutter entgegen und mit Entſetzen vernahm dieſe, was ſich begeben. Sie begann damit, die arme Julia zu tröſten, wie ſie nur vermochte, ihr zu verſichern, daß ſie den Prinzen zu ſeiner Schaam aus dem Verſteck, in dem er ſich befinden müſſe, hervorziehen werde.

O, ſprach Julia, o thue das nicht Mutter, ich muß vergehen, wenn der Fürſt, wenn Hedwiga erfährt — Sie fiel ſchluchzend an der Mutter Bruſt ihr Antlitz verbergend.

Du haſt Recht, erwiederte die Räthin, du haſt Recht mein liebes gutes Kind, niemand darf zur Zeit wiſſen, ahnen, daß der Prinz ſich hier befindet, daß er dir nachſtellt du liebe fromme Julia! — Die im Complott ſind, müſſen ſchweigen. Denn daß es deren giebt, die im Bunde ſind mit dem Prinzen, hat nicht den mindeſten Zweifel, da er ſonſt eben ſo wenig unbemerkt hier in Sieghartshof ſich hätte aufhalten, als in unſre Wohnung ſchleichen können. — Unbegreiflich iſt es mir, wie es dem Prinzen möglich wurde aus dem Hauſe zu entfliehen, ohne mir und Friedrich, der mir vorleuchtete, zu begegnen! Den alten Georg fanden wir im tiefen unnatürlichen Schlaf, aber wo iſt Nanny? Weh mir, liſpelte Julia, weh mir, daß ſie krank war und ich ſie fortſchicken mußte.

Vielleicht, ſprach die Benzon, vielleicht kann ich ihr Arzt ſeyn und ſtieß raſch die Thüre des Nebenzimmers auf. Da ſtand die kranke Nanny völlig angekleidet; ſie hatte gelauſcht und ſank nun vor Schreck und Furcht nieder, der Benzon zu Füßen.

Wenige Fragen der Benzon reichten hin, um zu erfahren daß der Prinz durch den alten für ſo treu gehaltenen Caſtellan —

(M. f. f.) – mußt ich erfahren! — Muzius mein treuer Freund, mein herziger Bruder war an den Folgen der böſen Verwundung am Hinterbeine Todes verblichen. — Die Trauerpoſt traf mich ſehr hart, nun erſt fühlte ich, was mir Muzius geweſen! — In folgender Nacht ſollte, wie mir Puff ſagte, in dem Keller deſſelben Hauſes, wo der Meiſter wohnte und wo man die Leiche hingeſchafft, die Todtenfeier gehalten werden. Ich verſprach, mich nicht allein zu gehöriger Zeit einzufinden, ſondern auch für Speiſe und Trank zu ſorgen, damit nach alter edler Sitte auch das Trauermahl gehalten werden könne. Ich beſorgte dies auch wirklich, indem ich den Tag über nach und nach meinen reichlichen Vorrath an Fiſchen, Hühnerknochen und Gemüſe hinabtrug. — Für Leſer, die alles gern auf das Genaueſte erklärt haben und daher auch wohl wiſſen möchten, wie ich es angefangen, das Getränk hinab zu transportiren, bemerke ich, daß ohne weiteres Mühen mir eine freundliche Hausmagd dazu verhalf. Die Hausmagd, welche ich gar oft im Keller zu treffen und auch wohl in ihrer Küche zu beſuchen pflegte, ſchien meinem Geſchlecht und inſonderheit mir ganz vorzüglich gewogen, ſo daß wir uns nie ſahen ohne auf an, muthige Weiſe miteinander zu ſpielen. Sie reichte mir manchen Biſſen, der eigentlich ſchlechter war, als wie ich ihn von meinem Meiſter empfing, den ich aber doch verzehrte und dabei that als wenn er mir ganz vorzüglich ſchmeckte, aus purer Galanterie. So was rührt wohl das Herz einer Hausmagd und ſie that worauf es eigentlich abgeſehen war. Ich ſprang ihr nämlich auf den Schooß und ſie kratzte mir ſo lieblich Kopf und Ohren, daß ich ganz Wonne und Seligkeit war und an die Hand mich gar ſehr gewöhnte, die: Wochtags ihren Beſen führt, und Sonntags denn am beſten careſſirt! — An dieſe freundliche Perſon wandte ich mich nun in dem Augenblick, als ſie aus dem Keller, in dem ich mich gerade befand, einen großen Topf voll ſüßer Milch herauftragen wollte und äußerte, auf ihr verſtändliche Weiſe, den lebhaften Wunſch, die Milch für mich zu behalten. „Närriſcher Murr, ſprach das Mädchen, die eben ſo gut wie alle übrigen Leute im Hauſe, ja wie die ganze Nachbarſchaft meinen Namen wußte, närriſcher Murr, du willſt gewiß die Milch nicht für dich allein, du willſt gewiß traktiren! Nun, behalt nur die Milch, kleiner Graukittel, ich muß oben ſchon für andere ſorgen! Damit ſetzte ſie den Topf mit Milch auf den Boden nieder, ſtreichelte mir, der ich in den zierlichſten

Purzelbäumen meine Freude und meinen Dank zu erkennen gab, noch was weniges den Rücken und ſtieg dann die Kellertreppe hinauf. — Merke dir o Katerjüngling hiebei, daß die Bekanntſchaft, ja ein gewiſſes ſentimental gemüthliches Verhältniß mit einer freundlichen Köchin für junge Leute unſeres Standes und Geſchlechts eben ſo angenehm iſt als erſprießlich.

Um die Mitternachtsſtunde begab ich mich hinab in den Keller. Trauriger herzzerreißender Anblick! Da lag in der Mitte auf einem Katafalk, der freilich dem einfachen Sinn, den der Verſtorbene ſtets in ſich trug, gemäß, nur in einem Bündel Stroh beſtand, die Leiche des theuern geliebten Freundes! — Alle Kater waren ſchon verſammelt, wir drückten uns, keines Wortes mächtig, die Pfoten, ſetzten uns, heiße Thränen in den Augen in einen Kreis rings um den Katafalk umher und ſtimmten einen Klagegeſang an, deſſen die Bruſt durchſchneidende Töne furchtbar in den Kellergewölben wiederhallten. Es war der troſtloſeſte, entſetzlichſte Jammer, der jemals gehört worden, kein menſchliches Organ vermag ihn heraus zu bringen.

Nachdem der Geſang geendet, trat ein ſehr hübſcher, anſtändig in Weiß und Schwarz gekleideter Jüngling aus dem Kreiſe, ſtellte ſich an das Kopfende der Leiche und hielt nachfolgende Standrede welche er mir, unerachtet er ſie aus dem Stegreif geſprochen, ſchriftlich mittheilte.

Trauerrede

am Grabe des zu früh verblichenen Kater Muzius,

der Phil. und Geſch. Befliſſ.

gehalten von ſeinem treuen Freunde und Bruder,

dem Kater Hinzmann,

der Poeſ. und Beredſ. Befliſſ.

Theure in Betrübniß verſammelte Brüder!

Wackre hochherzige Burſche!

Was iſt der Kater! — ein gebrechliches verderbliches Ding, wie Alles, was geboren auf Erden! — Iſt es wahr, was die berühmteſten Aerzte und Phyſiologen behaupten, daß der Tod, dem alle Kreatur unterworfen, hauptſächlich in dem gänzlichen Aufhören alles Athmens beſtehe, o ſo iſt unſer biedere Freund, unſer wackere Bruder, dieſer treue tapfere Genoſſe in Freud und Leid, o ſo iſt unſer edle Muzius gewiß todt! — Seht da liegt der Edle auf dem kalten Stroh und hat alle Viere von ſich geſtreckt! — Nicht der leiſeſte Athemzug ſtiehlt ſich durch die auf ewig geſchloſſenen Lippen! Eingefallen ſind die Augen, die ſonſt bald ſanftes Liebesfeuer bald vernichtenden Zorn ſtrahlten in grüngleißendem Gold! Todtenbläſſe überzieht das Antlitz, ſchlaff hängen die Ohren, hängt der Schweif herab! — O Bruder Muzius, wo ſind nun deine luſtigen Sprünge, wo iſt deine Heiterkeit, deine gute Laune, dein klares fröhliches: Miau! das alle Herzen erfreute, dein Muth, deine Standhaftigkeit, deine Klugheit, dein Witz? — Alles, alles hat dir der bittre Tod geraubt und du weißt vielleicht nun nicht einmal genau, ob du gelebt haſt? — Und doch warſt du die Geſundheit, die Kraft ſelbſt, gerüſtet gegen alles körperliche Weh, als ſollteſt du ewig leben! Kein Rädchen des Uhrwerks, das dein Inneres trieb, war ja auch ſchadhaft und der Todesengel hatte ſein Schwerdt nicht über dein Haupt geſchwungen, weil das Räderwerk abgelaufen und nicht mehr wieder aufgezogen werden konnte. — Nein! ein feindliches Prinzip griff gewaltſam hinein in den Organismus und zerſtörte frevelnd, was noch lange hätte beſtehen können. — Ja! — Noch oft hätten dieſe Augen freundlich geſtrahlt, noch oft wären luſtige Einfälle, fröhliche Lieder dieſen Lippen, dieſer erſtarrten Bruſt entſtrömt, noch oft hätte dieſer Schweif, frohen Muthes innere Kraft verkündend, ſich in Wellenlinien geringelt, noch oft hätten dieſe Pfoten Stärke und Gewandtheit bewieſen in den mächtigſten gewagteſten Sprüngen — und nun — — O kann es die Natur zulaſſen, daß das, was ſie auf lange Dauer mühſam konſtruirt hat, vor der Zeit zerſtört werde, oder giebt es wirklich einen finſtern Geiſt, Zufall genannt, der in despotiſcher frevelnder Willkühr hineingreifen darf in die Schwingungen, die alles Seyn dem ewigen Naturprinzip gemäß zu bedingen ſcheinen? — O du Todter, könnteſt du das hier der betrübten jedoch lebendigen Verſammlung ſagen! — Doch werthe Anweſende, wackre Brüder, laßt uns ſolchen tiefſinnigen Betrachtungen nicht nachhängen, ſondern uns ganz der Klage um den viel zu früh verlornen Freund Muzius zuwenden. — Es iſt gebräuchlich, daß der Trauerredner den Anweſenden die ganze vollſtändige Biographie mit lobpreiſenden Zuſätzen und Anmerkungen vorträgt und dieſer Gebrauch iſt ſehr gut, da durch einen ſolchen Vortrag auch in dem betrübteſten Zuhörer der Ekel der Langeweile erregt werden muß, dieſer Ekel aber nach der Erfahrung und dem Ausſpruch bewährter Pſychologen am beſten jede Betrübniß zerſtört, weshalb denn auf jene Weiſe der Trauerredner beide Pflichten, die, dem Verewigten die gehörige Ehre zu erweiſen, und die, die Hinterlaſſenen zu tröſten, auf einmal erfüllt. Man hat Beiſpiele, und ſie ſind natürlich, daß der Gebeugteſte nach ſolcher Rede ganz vergnügt und munter von hinnen gegangen iſt; über der Freude erlöſt zu ſeyn von der Qual des Vortrags, verſchmerzte er den Verluſt des Hingeſchiedenen. — Theure, verſammelte Brüder! wie gern folgte auch ich dem löblichen bewährten Gebrauch, wie gern trüge ich Euch die ganze ausführliche Biographie des erblaßten Freundes und Bruders vor und ſetzte Euch um aus betrübten Katern in vergnügte, aber es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht. — Seht das ein, theure, geliebte Brüder, wenn ich Euch ſage, daß ich von dem eigentlichen Leben des Verblichenen, was Geburt, Erziehung, weiteres Fortkommen betrifft, beinahe gar nichts weiß, daß ich daher Euch lauter Fabeln auftiſchen müßte, wozu der Ort hier bei der Leiche des Erblaßten viel zu ernſt und unſere Stimmung viel zu feierlich iſt. — Nichts für ungut, Burſche, aber ich will ſtatt alles weitern langweiligen Sermons nur mit wenigen ſchlichten Worten ſagen, was für ein ſchmähliches Ende der arme Teufel, der hier ſtarr und todt vor uns liegt, nehmen mußte und was es für ein wackrer, tüchtiger Kerl im Leben war! — Doch o Himmel! ich falle aus dem Ton der Beredſamkeit, unerachtet ich derſelben befliſſen, und will es das Schickſal, Professor poeseos et eloquentiae zu werden hoffe! —

(Hinzmann ſchwieg, putzte ſich mit der rechten Pfote Ohren, Stirn, Naſe und Bart, betrachtete lange unverwandten Blicks die Leiche, räusperte ſich aus, fuhr nochmals mit der Pfote über's Geſicht und ſprach dann mit erhöhtem Tone weiter.)

O bittres Verhängniß! — o grauſer Tod! mußteſt du auf ſolch' grauſame Weiſe den verewigten Jüngling hinraffen in der Blüthe ſeiner Jahre? — Brüder! ein Redner darf dem Zuhörer nochmals ſagen, was dieſer ſchon erfahren bis zum Ueberdruß, darum wiederhole ich, was ihr ſchon Alle wißt, daß nämlich der dahin geſchiedene Bruder fiel als ein Opfer des wüthenden Haſſes der Spitzphiliſter. — Dorthin auf jenes Dach, wo ſonſt wir uns ergötzten in Friede und Freude, wo fröhliche Lieder ſchallten, wo Pfot in Pfot und Bruſt an Bruſt wir ein Herz, eine Seele waren, wollte er hinausſchleichen, um in ſtiller Einſamkeit mit dem Senior Puff das Andenken jener ſchönen Tage, wahrer Tage in Aranjuez, die nun vorüber, zu feiern, da hatten die Spitzphiliſter, die auf jede Weiſe jede Erneuerung unſers frohen Katerbundes hintertreiben wollten, in die dunklen Winkel des Bodens Fuchseiſen hingeſtellt; in eins derſelben gerieth der unglückliche Muzius, zerquetſchte ſich das Hinterbein und — mußte ſterben! — Schmerzhaft und gefährlich ſind die Wunden, die Philiſter ſchlagen, denn ſie bedienen ſich jederzeit ſtumpfer, ſchartiger Waffen, doch ſtark und kräftig von Natur, hätte der Dahingeſchiedene der bedrohlichen Verletzung unerachtet wieder aufkommen können, aber der Gram, der tiefe Gram ſich von ſchnöden Spitzen überwunden, in ſeiner ſchönen glanzvollen Laufbahn ganz zerſtört zu ſehen, der ſtete Gedanke an die Schmach, die wir Alle erlitten, das war es, was an ſeinem Leben zehrte. — Er litt keinen gehörigen Verband, nahm keine Arzenei — man ſagt, er wollte ſterben! —

(Ich, wir Alle konnten uns bei dieſen letzten Worten Hinzmanns nicht laſſen vor grimmen Schmerz, ſondern brachen Alle in ſolch ein klägliches Geheul und Jammergeſchrei aus, daß ein Felſen hätte erweicht werden können. Als wir uns nur einigermaßen beruhigt hatten, ſo daß wir zu hören vermochten, ſprach Hinzmann mit Pathos weiter.)

O Muzius! o ſchau herab! ſchau' die Thränen, die wir um dich vergießen, höre die troſtloſe Klage, die wir um dich erheben verewigter Kater! -- Ja, ſchau auf uns herab oder hinauf, wie du es nun eben vermagſt, ſey im Geiſte unter uns, wenn du noch überhaupt eines Geiſtes mächtig und derſelbige, der dir innegewohnt, nicht ſchon anderweitig verbraucht worden! — Brüder! — wie geſagt, ich halte das Maul über die Biographie des Erblaßten, weil ich nichts davon weiß, aber deſto lebhafter ſind mir die vortrefflichen Eigenſchaften des Verewigten im Gedächtniß und die will ich Euch, meine theuerſten geliebteſten Freunde, vor die Naſe rücken, damit ihr den entſetzlichen Verluſt, den ihr durch den Tod des herrlichen Katers erlitten, im ganzen Umfange fühlen möget! Vernehmt es, o Jünglinge, die ihr geneigt ſeyd nie abzuweichen von dem Pfade der Tugend, vernehmt es! — Muzius war, was wenige im Leben ſind, ein würdiges Glied der Katzengeſellſchaft, ein guter treuer Gatte, ein vortrefflicher liebender Vater, ein eifriger Verfechter der Wahrheit und des Rechts, ein unermüdlicher Wohlthäter, eine Stütze der Armen, ein treuer Freund in der Noth! — Ein würdiges Glied der Katzengeſellſchaft? — Ja! denn immer äußerte er die beſten Geſinnungen und war ſogar zu einiger Aufopferung bereit, wenn geſchah was er wollte, feindete auch nur ausſchließlich diejenigen an, die ihm widerſprachen und ſeinem Willen ſich nicht fügten. Ein guter treuer Gatte? Ja! — denn er lief andern Kätzchen nur dann nach, wenn ſie jünger und hübſcher waren als ſeine Gemahlin und unwiderſtehliche Luſt ihn dazu trieb. Ein vortrefflicher liebender Vater? Ja! denn niemals hat man vernommen, daß er, wie es wohl von rohen liebloſen Vätern unſers Geſchlechts zu geſchehen pflegt, im Anfall eines beſonderen Appetits eines ſeiner erzielten Kleinen verſpeiſet; es war ihm vielmehr ganz Recht, wenn die Mutter ſie ſämmtlich forttrug und er von ihrem dermaligen Aufenthalt weiter nichts erfuhr. Ein eifriger Verfechter der Wahrheit und des Rechts? Ja! — denn ſein Leben hätte er gelaſſen dafür, weshalb er, da man nur einmal lebt, ſich um beides nicht viel kümmerte, welches ihm auch nicht zu verargen. Ein unermüdlicher Wohlthäter, eine Stütze der Armen? Ja! denn Jahr aus Jahr ein, trug er am Neujahrstage ein kleines Heringsſchwänzlein oder ein paar ſubtile Knöchelchen hinab in den Hof für die armen Brüder, die der Speiſung bedurften, und konnte wohl, da er auf dieſe Weiſe ſeine Pflicht als würdiger Katzenfreund erfüllte, diejenigen bedürftigen Kater mürriſch anknurren, die außerdem noch etwas von ihm verlangten. Ein treuer Freund in der Noth? Ja! denn gerieth er in Noth, ſo ließ er nicht ab ſelbſt von denjenigen Freunden, die er ſonſt ganz vernachläſſigt, ganz vergeſſen hatte. — Verewigter! was ſoll ich noch ſagen von deinem Heldenthum, von deinem hohen geläuterten Sinn für alles Schöne und Edle, von deiner Gelehrſamkeit, von deiner Kunſt-Cultur, von all' den tauſend Tugenden, die ſich in dir vereinten! Was, ſag ich, ſoll ich ſagen davon, ohne unſern gerechten Schmerz über dein klägliches Hinſcheiden nicht noch um Vieles zu vermehren! — Freunde, gerührte Brüder! — denn in der That an einigen unzweideutigen Bewegungen bemerke ich zu meiner nicht geringen Befriedigung, daß es mir gelang Euch zu rühren — Alſo! —

gerührte Brüder! — Laßt uns ein Beiſpiel nehmen an dieſem Verſtorbenen, laßt uns alle Mühe anwenden, ganz in ſeine würdige Fußtapfen zu treten, laßt uns ganz das ſeyn, was der Vollendete war, und auch wir werden im Tode die Ruhe des wahrhaft weiſen, des durch Tugenden jeder Art und Gattung geläuterten Katers genießen, wie dieſer Vollendete! — Seht nur ſelbſt wie er ſo ſtill da liegt, wie er keine Pfote rührt, wie ihm all' mein Lob ſeiner Vortrefflichkeit auch nicht ein leiſes Lächeln des Wohlgefallens abgewonnen! — Glaubt Ihr wohl, Traurige! daß der bitterſte Tadel, die gröbſten beleidigendſten Schmähungen ebenſo jeden Eindruck auf den Verewigten verfehlt haben würden? Glaubt Ihr wohl, daß ſelbſt der dämoniſche Spitzphiliſter, träte er hinein in dieſen Kreis, dem er ſonſt unmaßgeblich beide Augen ausgekratzt haben würde, jetzt ihn nur im mindeſten in Harniſch bringen, ſeine ſanfte ſüße Ruhe verſtören dürfte?

Ueber Lob und Tadel, über alle Anfeindungen, alle Foppereien, allen neckhaften Spott und Hohn, über allen wirrigen Spuk des Lebens iſt unſer herrliche Muzius erhaben, er hat kein anmuthiges Lächeln, keine feurige Umarmung, keinen biederen Pfotendruck mehr für den Freund, aber auch keine Krallen, keine Zähne mehr für den Feind! — Er iſt vermöge ſeiner Tugenden zu der Ruhe gelangt, der er im Leben vergebens nachgeſtrebt! — Zwar will es mich beinahe bedünken, daß wir Alle, ſo wie wir hier zuſammen ſitzen und heulen um den Freund, zu *der* Ruhe kommen würden, ohne gerade ſo ein Ausbund von aller Tugend zu ſeyn, als er und daß es wohl noch ein anderes Motiv geben müſſe, tugendhaft zu ſeyn, als gerade die Sehnſucht nach dieſer Ruhe, indeſſen iſt das nur ſolch ein Gedanke, den ich Euch zu fernerer Bearbeitung überlaſſe. — So eben wollte ich Euch an's Herz legen, Euer ganzes Leben vorzüglich dazu anzuwenden, um ſo ſchön ſterben zu lernen, als Freund Muzius, indeſſen will ich es lieber nicht thun, da Ihr mir ſo manches Bedenkliche entgegenſetzen könntet. Ich meine nämlich, daß Ihr mir einwenden dürftet, der Verewigte hätte auch lernen ſollen, behutſam zu ſeyn und Fuchseiſen zu vermeiden, um nicht zu ſterben vor der Zeit. Dann gedenke ich aber auch, wie ein ſehr junger Katerknabe auf gleiche Ermahnung des Lehrers, daß der Kater ſein ganzes Leben darauf verwenden müſſe, um ſterben zu lernen, ſchnippiſch genug erwiederte: es könne doch ſo gar ſchwer nicht ſeyn, da es jedem gelinge auf's erſte Mal! — Laßt uns jetzt, hochbetrübte Jünglinge, einige Augenblicke ſtiller Betrachtung widmen! —

(Hinzmann ſchwieg und fuhr ſich wiederum mit der rechten Pfote über Ohren und Geſicht, dann ſchien er in tiefes Nachdenken zu verſinken, indem er die Augen feſt zudrückte. Endlich als es zu lange währte, ſtieß ihn der Senior Puff an und ſprach leiſe: Hinzmann, ich glaube gar, du biſt eingeſchlafen. Mache nur, daß du fertig wirſt mit deinem Sermon, denn wir verſpüren Alle einen desperaten Hunger. Hinzmann fuhr in die Höhe, ſetzte ſich wieder in die zierliche Rednerſtellung und ſprach weiter).

Theuerſte Brüder! — ich hoffte noch zu einigen erhabenen Gedanken zu gelangen und gegenwärtige Standrede glänzend zu ſchließen, es iſt mir aber gar nichts eingefallen, ich glaube, der große Schmerz, den ich zu empfinden mich bemüht, hat mich ein wenig ſtupid gemacht. Laßt uns daher meine Rede, der ihr den vollkommenſten Beifall nicht verſagen könnet, für geſchloſſen annehmen und jetzt das gewöhnliche De oder Ex profundis anſtimmen! —

So endete der artige Katerjüngling ſeinen Trauer-Sermon, der mir zwar in rhetoriſcher Hinſicht wohl geordnet und von guter Wirkung zu ſeyn ſchien, an dem ich aber doch Manches auszuſetzen fand. Mir kam es nämlich vor, daß Hinzmann geſprochen, mehr, um ein glänzendes Rednertalent zu zeigen, als den armen Muzius noch zu ehren nach ſeinem betrübten Hinſcheiden. Alles, was er geſagt, paßte gar nicht recht auf den Freund Muzius, der ein einfacher, ſchlichter, gerader Kater und, ich hatte es ja wohl recht erfahren, eine treue, gutmüthige Seele geweſen. Ueberdem war auch das Lob, das Hinzmann geſpendet, von zweideutiger Art, ſo daß mir eigentlich die Rede hinterher mißfiel, und ich während des Vortrags bloß durch die Anmuth des Redners und durch ſeine in der That ausdrucksvolle Deklamation beſtochen worden. Auch der Senior Puff ſchien meiner Meinung zu ſeyn; wir wechſelten Blicke, die, Hinzmann's Rede betreffend, von unſerm Einverſtändniß zeugten.

Dem Schluß der Rede gemäß, ſtimmten wir ein De profundis an, das wo möglich noch viel jämmerlicher, viel herzzerſchneidender klang, als das entſetzliche Grabeslied vor der Rede. — Es iſt bekannt, daß die Sänger von unſerm Geſchlecht den Ausdruck des tiefſten Weh's, des troſtloſeſten Jammers, mag nun die Klage wegen zu ſehnſüchtiger oder verſchmähter Liebe oder um einen geliebten Verſtorbenen ertönen, ganz vorzüglich in der Gewalt haben, ſo daß ſelbſt der kalte, gefühlloſe Menſch von Geſängen ſolcher Art tief durchdrungen wird und der gepreßten Bruſt nur Luft zu machen vermag, durch ſeltſames Fluchen. — Als das De profundis geendigt, hoben wir die Leiche des verewigten Bruders auf und ſenkten ſie in ein tiefes, in einer Ecke des Kellers befindliches Grab.

In dieſem Augenblick begab ſich aber das Unerwartetſte und zugleich anmuthig Rührendſte der ganzen Todtenfeier. Drei Katzenmädchen, ſchön wie der Tag, hüpften heran und ſtreuten Kartoffel- und Peterſilienkraut, das ſie im Keller gepflückt, in das offene Grab, während eine ältere ein einfaches herziges Lied dazu ſang. Die Melodie war mir bekannt, irre ich nicht, ſo fängt der Originaltext des Liedes, dem die Stimme untergeſchoben, mit den Worten an: O Tannenbaum! o Tannenbaum! u. ſ. w. Es waren, wie mir der Senior Puff in's Ohr ſagte, die Töchter des verſtorbenen Muzius, die auf dieſe Weiſe des Vaters Trauerfeſt mit begingen.

Nicht das Auge abwenden konnte ich von der Sängerin; ſie war allerliebſt, der Ton ihrer ſüßen Stimme, ſelbſt das Rührende, tief Empfundene in der Melodie des Trauerliedes riß mich hin, ganz und gar; ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Doch der Schmerz, der mir ſie auspreßte, war von ganz beſonderer, ſeltſamer Art, da er mir das ſüßeſte Wohlbehagen erregte.

Daß ich es nur geradezu heraus ſage! — Mein ganzes Herz neigte ſich der Sängerin hin, es war mir, als habe ich nie eine Katzenjungfrau erblickt von dieſer Anmuth, von dieſem Adel in Haltung und Blick, kurz von dieſer ſiegenden Schönheit. —

Das Grab wurde mit Mühe von vier rüſtigen Katern, die ſo viel Sand und Erde herankratzten, als nur möglich, gefüllt, die Beerdigung war vorbei und wir gingen zu Tiſche. Muzius' ſchöne liebliche Töchter wollten ſich entfernen, das litten wir jedoch nicht, ſie mußten vielmehr Theil nehmen am Trauermahl und ich wußte es ſo geſchickt anzufangen, daß ich die Schönſte zur Tafel führte und mich dicht neben ihr hinſetzte. Hatte mir erſt ihre Schönheit geglänzt, hatte mich ihre ſüße Stimme bezaubert, ſo verſetzte mich jetzt ihr heller klarer Verſtand, die Innigkeit, die Zartheit ihres Gefühls, das rein weibliche fromme Weſen, das aus ihrem Innern hervorſtrahlte, in den höchſten Himmel des Entzückens. Alles erhielt in ihrem Munde, in ihren ſüßen Worten einen ganz eigenen Zauberreiz, ihr Geſpräch war ganz liebliche, zarte Idylle. — So ſprach ſie z. B. mit Wärme von einem Milchbrei, den ſie wenige Tage vor des Vaters Tode nicht ohne Appetit genoſſen, und als ich ſagte, daß bei meinem Meiſter ſolch ein Brei ganz vorzüglich bereitet würde und zwar mit einer guten Zuthat von Butter, da blickte ſie mich an mit ihren frommen, grünſtrahlenden Taubenaugen und fragte mit einem Ton, der mein ganzes Herz durchbebte: O gewiß — gewiß, mein Herr? — Sie lieben auch den Milchbrei? — Mit Butter! wiederholte ſie dann, wie in ſchwärmeriſche Träume verſinkend. — Wer weiß nicht, daß hübſchen blühenden Mädchen von ſechs bis acht Monaten (ſo viele konnte die Schönſte zählen) nichts beſſer kleidet, als ein kleiner Anſtrich von Schwärmerei, ja daß ſie dann oft ganz unwiderſtehlich ſind. So geſchah es, daß ich ganz in Liebe entflammt, die Pfote der Schönſten heftig drückend, laut rief: Engeliſches Kind! frühſtücke mit mir Milchbrei und es giebt keine Seligkeit des Lebens, gegen die ich mein Glück austauſche! — Sie ſchien verlegen, ſie ſchlug erröthend die Augen nieder, doch ließ ſie ihre Pfote in der meinigen, welches die ſchönſten Hoffnungen in mir erregte. Ich hatte nämlich einmal bei meinem Meiſter einen alten Herrn, der, irre ich nicht, ein Advokat war, ſagen gehört, es ſey für ein junges Mädchen ſehr gefährlich, ihre Hand lange in der Hand eines Mannes zu laſſen, weil dieſer es mit Recht für eine traditio brevi manu ihrer ganzen Perſon anſehen und allerlei Anſprüche darauf begründen könne, die dann nur mit Mühe zurückzuweiſen. — Zu ſolchen Anſprüchen hatte ich nun aber große Luſt und wollte eben damit beginnen, als das Geſpräch durch eine Libation zu Ehren des Verſtorbenen unterbrochen wurde. — Die drei jüngeren Töchter des hingeſchiedenen Muzius hatten indeſſen eine frohe Laune, eine ſchalkhafte Naivetät entwickelt, über die alle Kater entzückt waren. Schon durch Speiſe und Trank merklich dem Gram und Schmerz entnommen, wurde nun die Geſellſchaft immer froher und lebendiger. Man lachte, man ſcherzte und als die Tafel aufgehoben, war es der ernſte Senior Puff ſelbſt, welcher vorſchlug, ein Tänzchen zu machen. Schnell war alles fortgeräumt; drei Kater ſtimmten ihre Kehlen und bald ſprangen und drehten ſich Muzius' aufgeweckte Töchter mit den Jünglingen wacker herum.

Nicht von der Seite wich ich der Schönſten, ich forderte ſie auf zum Tanz, ſie gab mir die Pfote, wir flogen in die Reihen. — Ha! wie ihr Athem an meiner Wange ſpielte! wie meine Bruſt an der ihrigen bebte! wie ich ihren ſüßen Leib mit meinen Pfoten umſchlungen hielt! — O des ſeligen, himmliſch ſeligen Augenblicks!

Als wir zwei, wohl auch drei Hopſer getanzt, führte ich die Schönſte in eine Ecke des Kellers und bediente ſie galanter Sitte gemäß mit einigen Erfriſchungen, wie ſie ſich eben vorfinden laſſen wollten, da das Feſt eigentlich auf einen Ball nicht eingerichtet. Nun ließ ich meinem inneren Gefühl ganz freien Lauf. Einmal über's andere drückte ich ihre Pfote an meine Lippen und verſicherte ihr, daß ich der glücklichſte Sterbliche ſeyn werde, wenn ſie mich ein bischen lieben wolle.

Unglücklicher, ſprach plötzlich eine Stimme dicht hinter mir, Unglücklicher, was beginnſt du! — es iſt deine Tochter Mina!

Ich erbebte, denn wohl erkannte ich die Stimme! — Es war Miesmies! — Launiſch ſpielte der Zufall mit mir, daß in dem Augenblick, als ich Miesmies ganz vergeſſen zu haben geglaubt, ich erfahren, was ich nicht ahnen können, ich in Liebe kommen mußte zum eignen Kinde! — Miesmies war in tiefer Trauer, ich wußte ſelbſt nicht, was ich davon denken ſollte. Miesmies, ſprach ich ſanft, Miesmies, was führt Sie hieher, warum in Trauer und — o Gott! — jene Mädchen — Mina's Schweſtern? — Ich erfuhr das Seltſamſte! — Mein gehäſſiger Nebenbuhler, der Schwarzgraugelbe, hatte ſich gleich nachher, als er in jenem mörderiſchen Zweikampf meiner ritterlichen Tapferkeit erlegen, von Miesmies getrennt und war, als nur ſeine Wunden geheilt, fortgegangen, niemand wußte wohin. Da warb Muzius um ihre Pfote, die ſie ihm willig reichte und es machte ihm Ehre und bewies ſein Zartgefühl, daß er mir dies Verhältniß gänzlich verſchwieg. So waren aber jene muntre naive Kätzchen nur meiner Mina Stiefſchweſtern!

O Murr, ſprach Miesmies zärtlich, nachdem ſie erzählt, wie ſich das Alles begeben, o Murr! Ihr ſchöner Geiſt hat ſich nur in dem Gefühl geirrt, das ihn überſtrömte. Es war die Liebe des zärtlichſten Vaters, nicht des verlangenden Liebhabers, die in Ihrer Bruſt erwachte als Sie unſre Mina ſahen. Unſere Mina! o welch ein ſüßes Wort! — Murr! können Sie dabei unempfindlich bleiben, ſollte alle Liebe erloſchen ſeyn in Ihrem Innern gegen die, die Sie ſo innig liebte — o Himmel noch ſo innig liebt, die Ihnen treu geblieben bis in den Tod, wäre nicht ein anderer dazwiſchen gekommen und hätte ſie verlockt durch ſchnöde Verführungskünſte? — O Schwachheit, dein Name iſt Katz! Das denken Sie, ich weiß es, aber iſt es nicht Katertugend, der ſchwachen Katze zu verzeihen? — Murr! Sie ſehen mich gebeugt, troſtlos über den Verluſt des dritten zärtlichen Gatten, aber in dieſer Troſtloſigkeit flammt auf's Neue die Liebe auf, die ſonſt mein Glück, mein Stolz, mein Leben war! — Murr! hören Sie mein Geſtändniß! — ich liebe Sie noch und ich dächte, wir verhei — Thränen erſtickten ihre Stimme!

Mir war bei dem ganzen Auftritt ſehr peinlich zu Muthe. Mina ſaß da, bleich und ſchön, wie der erſte Schnee, der manchmal im Herbſte die letzten Blumen küßt und gleich in bittres Waſſer zerfließen wird!

(Anmerkung des Herausgebers. Murr! — Murr! ſchon wieder ein Plagiat! — In Peter Schlemihls wunderſamer Geſchichte beſchreibt der Held des Buchs ſeine Geliebte, auch Mina geheißen, mit denſelben Worten.)

Schweigend betrachtete ich beide, Mutter und Tochter, die letzte gefiel mir doch unendlich viel beſſer und da bei unſerm Geſchlecht die nächſten verwandtſchaftlichen Verhältniſſe kein kanoniſches Ehehinderniß — Vielleicht verrieth mich mein Blick, denn Miesmies ſchien meine innerſte Gedanken zu durchſchauen. Barbar! rief ſie, indem ſie ſchnell auf Mina losſprang und ſie heftig umpfotend, an ihre Bruſt riß, Barbar! was willſt du beginnen? — Wie? du kannſt dies dich liebende Herz verſchmähen und Verbrechen häufen auf Verbrechen! — Unerachtet ich nun gar nicht begriff, was für Anſprüche Miesmies geltend machen und welche Verbrechen ſie mir vorwerfen konnte, ſo fand ich es, um den Jubel, in den ſich das Trauerfeſt aufgelöſt, nicht zu verſtören, doch gerathener, gute Miene zu machen zu böſem Spiel. Ich verſicherte daher der ganz aus ſich ſelbſt gekommenen Miesmies, daß bloß die unausſprechliche Aehnlichkeit Mina's mit ihr mich irre geführt und ich geglaubt habe, daſſelbe Gefühl entflamme mein Inneres, das ich für ſie, die noch immer ſchöne Miesmies, in mir trage. Miesmies trocknete alsbald ihre Thränen, ſetzte ſich dicht zu mir und fing ein ſo vertrauliches Geſpräch mit mir an, als ſey nie etwas Böſes unter uns vorgefallen. Hatte nun noch der junge Hinzmann die ſchöne Mina zum Tanz aufgefordert, ſo kann man denken, in welcher unangenehmen peinlichen Lage ich mich befand.

Ein Glück für mich war es, daß der Senior Puff endlich Miesmies aufzog zum Kehraus, da ſie mir ſonſt noch allerlei ſeltſame Propoſitionen hätte machen können. Ich ſchlich leiſe leiſe aus dem Keller herauf und dachte, kommt Zeit, kommt Rath!

Ich ſehe dieſes Trauerfeſt für den Wendepunkt an, in dem ſich meine Lehrmonate ſchloſſen und ich eintrat in einen andern Kreis des Lebens.

(Mak. Bl.) — Kreisler veranlaßt, ſich in aller Frühe in die Gemächer des Abts zu begeben. Er fand den hochehrwürdigen Herrn, wie er eben mit Beil und Meißel in der Hand, beſchäftigt war, eine große Kiſte aufzuſchlagen, in welcher der Form nach ein Gemälde eingepackt ſeyn mußte. Ha! rief der Abt dem eintretenden Kreisler entgegen, gut, daß Ihr kommt, Kapellmeiſter! Ihr könnet mir beiſtehen in einer ſchweren mühſeligen Arbeit. Die Kiſte iſt mit tauſend Nägeln zugehämmert, als ſolle ſie verſchloſſen bleiben in Ewigkeit. Sie kommt gerades Weges aus Neapel und es iſt ein Gemälde darin, das ich vor der Hand in meinem Kabinet aufhängen und den Brüdern nicht zeigen will. Darum rief ich mir keinen zur Hülfe; aber nun ſollt Ihr mir helfen Kapellmeiſter. Kreisler legte Hand an und nicht lange dauerte es, ſo war das große ſchöne Gemälde, das in einen prächtigen vergoldeten Rahmen gefaßt, aus der Kiſte zu Tage gefördert. Nicht wenig verwunderte ſich Kreisler, als er in dem Kabinet des Abts die Stelle über dem kleinen Altar, wo ſonſt ein ſehr anmuthiges Bild von Leonardo da Vinci, die heilige Familie darſtellend, aufgehängt war, leer fand. Der Abt hatte dies Gemälde für eins der beſten geachtete, welche die an alten Originalen reiche Sammlung beſaß und doch ſollte dieſes Meiſterſtück Platz machen einem Gemälde, deſſen große Schönheit, aber auch entſchiedene Neuheit Kreisler auf den erſten Blick erkannte. —

Mit großer Mühe hatten beide, der Abt und Kreisler das Gemälde an der Wand mit Mauerſchrauben befeſtigt und nun ſtellte ſich der Abt in das rechte Licht und ſchaute das Bild mit einem ſolch innigen Wohlbehagen, mit ſolch ſichtlicher Freude an, daß es ſchien, als ſey außer der in der That bewundrungswürdigen Malerei, noch ein beſonderes Intereſſe hier im Spiele. — Der Gegenſtand des Gemäldes war ein Mirakel. Von der ſtrahlenden Glorie des Himmels umfloſſen, erſchien die heilige Jungfrau; in der linken Hand trug ſie einen Lilienzweig, mit den beiden Mittelfingern der rechten Hand berührte ſie aber die nackte Bruſt eines Jünglings, und man ſah, wie unter den Fingern dickes Blut aus einer offnen Wunde hervortropfte. Der Jüngling erhob ſich halb von dem Lager, auf das er ausgeſtreckt, er ſchien aus dem Todesſchlafe zu erwachen, noch hatte er nicht die Augen geöffnet, aber das verklärte Lächeln, das auf ſeinem ſchönen Antlitz ausgebreitet, zeigte, daß er die Mutter Gottes ſchaute im ſeligen Traum, daß ihm der Schmerz der Wunde entnommen, daß der Tod keine Macht mehr hatte über ihn. — Jeder Kenner mußte die correkte Zeichnung, die geſchickte Anordnung der Gruppe, die richtige Vertheilung des Lichts und Schattens, den grandioſen Wurf der Gewänder, die hohe Anmuth der Geſtalt Maria's, vorzüglich auch die lebensvolle Farbe, die den modernen Künſtlern meiſtens nicht zu Gebote ſteht, höchlich bewundern. Worin ſich aber am meiſten und wie es in der Natur der Sache liegt auch am entſchiedenſten der wahre Genius des Künſtlers offenbarte, war der unbeſchreibliche Ausdruck der Geſichter. Maria war das ſchönſte anmuthigſte Weib, das man nur ſehen konnte, und doch lag auf dieſer hohen Stirne des Himmels gebietende Majeſtät, ſtrahlte überirdiſche Seligkeit in mildem Glanz aus dieſen dunklen Augen. Eben ſo war die himmliſche Verzückung des zum Leben erwachenden Jünglings mit einer ſeltenen Kraft des ſchöpferiſchen Geiſtes vom Künſtler aufgefaßt und dargeſtellt. — Kreisler kannte in der That kein einziges Gemälde der neuern Zeit, das er dieſem herrlichen Bilde hätte an die Seite ſtellen können; er äußerte dies dem Abt, indem er ſich über alle einzelne Schönheiten des Werks weitläufig ausließ und dann hinzufügte, daß in der neueſten Zeit wohl kaum Gediegeneres hervorgebracht worden.

Das, ſprach der Abt lächelnd, das hat ſeinen guten Grund, wie Ihr, Kapellmeiſter! ſogleich erfahren ſollt. — Es iſt ein eignes Ding mit unſern jungen Künſtlern, ſie ſtudiren und ſtudiren, erfinden, zeichnen, machen gewaltige Cartons und am Ende kommt Todtes Starres hervor, das nicht eindringen kann in's Leben, weil es ſelbſt nicht lebt. Statt des alten großen Meiſters, den ſie ſich zum Muſter und Vorbild gewählt haben, Werke ſorglich zu kopiren und ſo einzudringen in ſeinen eigenthümlichſten Geiſt, wollen ſie gleich die Meiſter ſelbſt ſeyn und Similia malen, verfallen aber darüber in eine Nachahmerei der Nebendinge, die ſie eben ſo kindiſch und lächerlich erſcheinen laſſen, als jenen, der um einem großen Mann gleich zu kommen, eben ſo zu huſtev, zu ſchnarren, etwas gebückt zu gehen ſich mühte, wie dieſer. — Es fehlt unſern jungen Malern an der wahren Begeiſterung, die das Bild in aller Glorie des vollendetſten Lebens aus dem Innern hervorruft und ihnen vor Augen ſtellt. Man ſieht, wie ſich dieſer, jener vergebens abquält um endlich in jene erhöhte Stimmung des Gemüths zu gerathen, ohne die kein Werk der Kunſt geſchaffen wird. Was dann aber die Aermſten für wahre Begeiſterung halten, wie ſie den heitern, ruhigen Sinn der alten Maler erhob, iſt nur das ſeltſam gemiſchte Gefühl von hochmüthiger Bewunderung des ſelbſt gefaßten Gedankens und von ängſtlicher, quälender Sorge, nun bei der Ausführung es dem alten Vorbilde auch in der kleinſten Kleinigkeit nachzuthun. — So wird denn oft die Geſtalt, die ſelbſt lebendig, in's helle freundliche Leben treten ſollte, zur widerlichen Fratze. Unſere jungen Maler bringen es nicht zur deutlichen Anſchauung der im Innern aufgefaßten Geſtalt, und mag es vielleicht nicht lediglich daher kommen, daß ſie, geräth ihnen auch ſonſt alles ſo ziemlich gut, doch die Färbung verfehlen? — Mit einem Wort, ſie können höchſtens zeichnen, aber durchaus nicht malen. Unwahr iſt es nämlich, daß die Kenntniß der Farben und ihrer Behandlung verloren gegangen ſeyn, daß es den jungen Malern an Fleiß fehlen ſollte. Denn was das erſte betrifft, ſo iſt es unmöglich, da die Malerkunſt ſeit der chriſtlichen Zeit, in der ſie ſich erſt als wahrhaftige Kunſt geſtaltete, nie geruht hat, ſondern Meiſter und Schüler eine ununterbrochene, fortlaufende Reihe bilden und der Wechſel der Dinge, der freilich nach und nach die Abweichungen vom Wahrhaftigen herbeiführte, auf die Uebertragung des Mechaniſchen keinen Einfluß haben konnte. Anlangend aber den Fleiß der Künſtler, ſo möchte ihnen eher Uebermaaß als Mangel daran vorzuwerfen ſeyn. Ich kenne einen jungen Künſtler der ein Gemälde, läßt es ſich auch ziemlich gut an, ſo lange übermalt und übermalt, bis alles in einen ſtumpfen bleiernen Ton hinſchwindet und ſo vielleicht erſt dem innern Gedanken gleicht, deſſen Geſtalten nicht in das vollendete, lebendige Leben treten konnten. — Seht da, Kapellmeiſter, ein Bild, aus dem wahres herrliches

Leben haucht, und das darum, weil es die wahre fromme Begeiſterung ſchuf! — Das Mirakel iſt Euch deutlich. Der Jüngling der ſich dort vom Lager erhebt, wurde in gänzlicher Hülfloſigkeit von Mördern überfallen und zum Tode getroffen. Laut rief er, der ſonſt ein gottloſer Frevler geweſen, der die Gebote der Kirche in hölliſchem Wahn verachtet, die heilige Jungfrau um Hülfe an und es gefiel der himmliſchen Mutter Gottes, ihn aus dem Tode zu erwecken, damit er noch lebe, ſeine Irrthümer einſehe und ſich in frommer Hingebung der Kirche weihe und ihrem Dienſt. — Dieſer Jüngling, dem die Gottgeſandte ſo viel Gnade angedeihen ließ, iſt zugleich der Maler des Bildes. —

Kreisler bezeugte darüber, was ihm der Abt ſagte, ſeine nicht geringe Verwunderung und ſchloß damit, daß auf dieſe Weiſe das Mirakel ja in der neueſten Zeit ſich zugetragen haben müſſe?

Auch Ihr, ſprach der Abt mit ſanftem mildem Ton, auch Ihr, mein lieber Johannes, ſeid alſo der thörigten Meinung, daß das Gnadenthor des Himmels jetzt verſchloſſen ſey, ſo daß das Mitleiden, die Barmherzigkeit in der Geſtalt des Heiligen, den der bedrängte Menſch in der zermalmenden Angſt des Verderbens brünſtig anflehte, nicht mehr hindurchwandeln, ſelbſt dem Bedürftigen erſcheinen und ihm Frieden und Troſt bringen könne? — Glaubt mir Johannes, nie haben die Wunder aufgehört, aber des Menſchen Auge iſt erblödet in ſündigem Frevel, es kann den überirdiſchen Glanz des Himmels nicht ertragen, und vermag daher nicht die Gnade der ewigen Macht zu erkennen, wenn ſie ſich kund thut in ſichtbarlicher Erſcheinung. — Doch mein lieber Johannes! die herrlichſten göttlichſten Wunder geſchehen in dem innerſten Gemüth des Menſchen ſelbſt und dieſe Wunder ſoll er laut verkünden, wie er es nur vermag, in Wort, Ton oder Farbe. So hat jener Mönch, der das Bild malte, das Wunder ſeiner Bekehrung herrlich verkündet, und ſo — Johannes, ich muß von Euch reden, es ſtrömt mir aus dem Herzen — und ſo verkündet Ihr in mächtigen Tönen das herrliche Wunder der Erkenntniß des ewigen klarſten Lichts aus Euerm tiefſten Innern heraus. Und daß Ihr das vermöget, iſt das nicht auch ein gnadenvolles Wunder, das die ewige Macht geſchehen läßt zu Euerm Heil? —

Kreisler fühlte ſich von des Abts Worten gar ſeltſam erregt; ſo wie es ſelten geſchehen, trat der volle Glaube an ſeine innere ſchöpferiſche Kraft lebendig hervor und ihn durchbebte ein ſeliges Wohlbehagen.

Nicht den Blick hatte Kreisler indeſſen abgewandt von dem wunderbaren Gemälde, aber wie es wohl zu geſchehen pflegt, daß wir auf Bildern, vorzüglich wenn, wie es hier der Fall, ſtarke Lichteffekte im Vor- oder Mittelgrunde angebracht ſind, die in den dunklen Hintergrund geſtellten Figuren erſt ſpäter entdecken, ſo gewahrte auch jetzt erſt Kreisler die Geſtalt, die in einen weiten Mantel gehüllt, den Dolch, auf den nur ein Strahl der Glorie der Himmelskönigin zu fallen ſchien, ſo daß er kaum bemerkbar blinkte, in der Hand, durch die Thüre entfloh. Es war offenbar der Mörder; im Entfliehen blickte er rückwärts und ſein Geſicht trug den furchtbaren Ausdruck der Angſt und des Entſetzens.

Wie ein Blitz traf es den Kreisler, als er in dem Antlitz des Mörders die Züge des Prinzen Hektor erkannte; nun war es ihm auch, als habe er den zum Leben erwachenden Jüngling ſchon irgendwo, wiewohl nur ſehr flüchtig, geſehen. Eine ihm ſelbſt unerklärliche Scheu hielt ihn zurück, dieſe Bemerkungen dem Abt mitzutheilen, dagegen fragte er den Abt, ob er es nicht für ſtörend und anſtößig halte, daß der Maler ganz im Vorgrunde, wiewohl im Schlagſchatten, Gegenſtände des modernen Anzuges angebracht und wie er jetzt erſt ſehe, auch den erwachenden Jüngling, alſo ſich ſelbſt modern gekleidet?

In der That war auf dem Bilde und zwar zur Seite des Vorgrundes ein kleiner Tiſch und ein dicht daneben ſtehender Stuhl angebracht, auf deſſen Lehne ein türkiſcher Shawl hing, ſo wie auf dem Tiſch ein Offiziershut mit einem Federbuſch und ein Säbel lagen. Der Jüngling trug einen modernen Hemdkragen, eine Weſte die ganz aufgeknöpft, und einen dunklen ebenfalls ganz aufgeknöpften Ueberrock, deſſen Schnitt aber einen guten Faltenwurf zuließ. Die Himmelskönigin war gekleidet, wie man ſie auf den Bildern der beſten alten Maler zu ſehen gewohnt iſt.

Mir iſt, erwiederte der Abt auf Kreislers Frage, mir iſt die Staffage im Vorgrunde ſo wie des Jünglings Ueberrock nicht allein keinesweges anſtößig, ſondern ich meine auch, daß der Maler nicht von des Himmels Gnade, ſondern von weltlicher Thorheit und Eitelkeit hätte durchdrungen ſeyn müſſen, wenn er auch nur in dem geringfügigſten Nebenpunkte von der Wahrheit abgewichen wäre. So wie es ſich wirklich begab, getreu nach Ort, Umgebung, Kleidung der Perſonen u. ſ. w. mußte er das Mirakel darſtellen, ſo ſieht auch jeder auf den erſten Blick, daß ſich das Mirakel in unſern Tagen begab und ſo wird das Gemälde des frommen Mönchs zur ſchönen Trophäe der ſiegenden Kirche in dieſen Zeiten des Unglaubens und der Verderbtheit.

Und doch, ſprach Kreisler, und doch iſt mir dieſer Hut, dieſer Säbel, dieſer Shawl, dieſer Tiſch, dieſer Stuhl — iſt mir das alles, ſage ich, fatal und ich wollte, der Maler hätte dieſe Staffage des Vorgrundes weggelaſſen und ſich ſelbſt ein Gewand umgeworfen, ſtatt des Ueberrocks. Sagt ſelbſt, hochehrwürdiger Herr! könnt Ihr Euch eine heilige Geſchichte denken im modernen Coſtüm, einen heiligen Joſeph im Flauſchrock, einen Heiland im Frack, eine Jungfrau in einer Robe, mit umgeworfenem türkiſchen Shawl? Würde Euch das nicht als eine unwürdige, ja abſcheuliche Profanation des Erhabenſten erſcheinen? Und doch ſtellten die alten, vorzüglich die deutſchen Maler alle bibliſchen und heiligen Geſchichten in dem Coſtüm ihres Zeitalters dar und ganz falſch möchte die Behauptung ſeyn, daß ſich jene Trachten beſſer zur maleriſchen Darſtellung eigneten als die jetzigen, die freilich, bis auf manche Kleidung der Weiber, albern und unmaleriſch genug ſind. Doch bis in's Uebertriebene, bis in's Ungeheuere, möcht ich ſagen, gingen ja manche Moden der Vorzeit; man denke an jene Ellen hoch aufgekrümmte Schnabelſchuhe, an jene bauſchigte Pluderhoſen, an jene zerſchnittene Wämſer und Aermel u. ſ. w., vollends unausſtehlich und Antlitz und Wuchs entſtellend waren aber manche Weibertrachten, wie man ſie auf alten Bildern findet, auf denen das junge blühende, bildſchöne Mädchen bloß der Tracht halber das Anſehn hat einer alten grämlichen Matrone. Und doch ſind gewiß jene Bilder niemanden anſtößig geweſen.

Nun, erwiederte der Abt, nun kann ich Euch, mein lieber Johannes, mit wenigen Worten recht den Unterſchied der alten frommen und der jetzigen verderbteren Zeit vor Augen bringen. — Seht, damals waren die heiligen Geſchichten ſo in das Leben der Menſchen eingedrungen, ja, ich möchte ſagen, ſo im Leben bedingt, daß jeder glaubte, vor ſeinen Augen habe ſich das Wundervolle begeben und jeden Tag könne die ewige Allmacht Gleiches geſchehen laſſen. So ging dem frommen Maler die heilige Geſchichte, der er ſeinen Sinn zugewendet, in der Gegenwart auf; unter den Menſchen, wie ſie ihn im Leben umgaben, ſah er das Gnadenreiche geſchehen und wie er es lebendig geſchaut, brachte er es auf die Tafel. Heut zu Tage ſind jene Geſchichten etwas ganz Entferntes, das als für ſich beſtehend und in die Gegenwart nicht eintretend, nur in der Erinnerung ein mattes Leben mühſam behauptet und vergebens ringt der Künſtler nach lebendiger Anſchauung, da, mag er es ſich auch ſelbſt nicht geſtehen, ſein innerer Sinn durch das weltliche Forttreiben verflacht iſt. — Eben ſo fade und lächerlich iſt es aber hiernach, wenn man den alten Malern Unkenntniß des Coſtüms vorwirft und darin die Urſache findet, warum ſie nur die Trachten ihrer Zeit in ihren Gemälden aufſtellten, als wenn unſere jungen Maler ſich mühen die abentheuerlichſten geſchmackwidrigſten Trachten des Mittelalters in ihren Abbildungen heiliger Geſchichten anzubringen, dadurch aber zeigen, daß ſie das, was ſie abzubilden unternommen, nicht unmittelbar im Leben anſchauten, ſondern ſich mit dem Reflex davon begnügten, wie er ihnen im Gemälde des alten Meiſters aufging. Eben daher, mein lieber Johannes, weil die Gegenwart zu profan, um nicht mit jenen frommen Legenden im häßlichen Widerſpruch zu ſtehen, weil niemand im Stande iſt, ſich jene Wunder als unter uns geſchehen vorzuſtellen, eben daher würde allerdings die Darſtellung in unſerem modernen Coſtüm uns abgeſchmackt, fratzenhaft, ja frevelig bedünken. Ließe es aber die ewige Macht geſchehen, daß vor unſer aller Augen nun wirklich ein Wunder geſchehe, ſo würde es durchaus unzuläſſig ſeyn, das Coſtüm der Zeit zu ändern, ſo wie die jungen Maler nun freilich, wollen ſie einen Stützpunkt finden, darauf bedacht ſeyn müſſen, in alten Begebenheiten das Coſtüm des jedesmaligen Zeitalters, ſo wie es erforſchlich, richtig zu beobachten. — Recht, wiederhole ich noch einmal, Recht hatte der Maler dieſes Bildes, daß er die Gegenwart andeutete und eben jene Staffage, die Ihr, lieber Johannes, verwerflich findet, erfüllt mich mit frommen heiligen Schauern, da ich ſelbſt einzutreten wähne in das enge Gemach des Hauſes zu Neapel, wo ſich erſt vor ein paar Jahren das Wunder der Erweckung jenes Jünglings begab. —

Kreisler wurde durch die Worte des Abts zu Betrachtungen mancherlei Art veranlaßt; er mußte ihm in Vielem Recht geben, nur meinte er doch, daß was die höhere Frömmigkeit der alten Zeit und die Verderbtheit der jetzigen betreffe, aus dem Abt gar zu ſehr der Mönch ſpreche, der Zeichen, Wunder, Verzückungen verlange und wirklich ſchaue, deren ein frommer kindlicher Sinn, dem die krampfhafte Extaſe eines berauſchenden Cultus fremd bleibe, nicht bedürfe um wahrhafte chriſtliche Tugend zu üben; und eben dieſe Tugend ſey keineswegs von der Erde verſchwunden und könne dies wirklich geſchehen ſo würde die ewige Macht, die uns aufgegeben und dem finſtern Dämon freie Willkühr gegönnt, uns auch durch kein Mirakel zurückbringen wollen auf den rechten Weg. —

Alle dieſe Betrachtungen behielt indeſſen Kreisler für ſich und betrachtete ſchweigend noch immer das Bild. Aber immer mehr traten auch bei näherem und näherem Anſchauen die Züge des Mörders aus dem Hintergrunde hervor und Kreisler überzeugte ſich, daß das lebendige Original der Geſtalt niemand anders ſeyn könne, als Prinz Hektor.

Mich dünkt, begann Kreisler, mich dünkt, hochehrwürdiger Herr! ich erblicke dort im Hintergrunde einen wackern Freiſchützen, der es abgeſehen hat auf das edelſte Thier, nämlich auf den Menſchen, den er pirſcht auf mannigfache Weiſe. Er hat diesmal, wie ich ſehe, ein treffliches wohlgeſchliffenes Fangeiſen zur Hand genommen und mit getroffen, mit dem Schießgewehr hapert's aber merklich, da er vor nicht langer Zeit auf dem Anſtand einen muntern Hirſch ga[illegible] fehlte. — In der That, mich gelüſtet's gar ſehr nach dem Curricu[illegible] vitae dieſes entſchloſſenen Waidmanns, ſey es auch nur ein epi[illegible]matiſcher Auszug aus demſelben, der mir ſchon zeigen könnte, wo ich eigentlich meine Stelle finde und ob es nicht gerathen, mich nur gleich an die heilige Jungfrau zu wenden, wegen eines mir vielleicht nöthigen Frei- und Schutzbriefes! —

Laßt, ſprach der Abt, laßt nur die Zeit hingehn, Kapellmeiſter! mich ſollt' es wundern, wenn Euch nicht in Kurzem ſo Manches klar würde, das jetzt noch in trübem Dunkel liegt. — Es kann ſich noch vieles Euern Wünſchen, die ich erſt jetzt erkannt, gar freudig fügen. Seltſam — ja ſo viel kann ich Euch wohl ſagen — ſeltſam genug ſcheint es, daß man in Sieghartshof über Euch im gröbſten Irrthum iſt. Meiſter Abraham mag vielleicht der Einzige ſeyn, der Euer Innres durchſchaut.

Meiſter Abraham, rief Kreisler, Ihr kennt den Alten, hochehrwürdiger Herr?

Ihr, erwiederte der Abt lächelnd, Ihr vergeßt, daß unſere ſchöne Orgel ihre neue wirkungsvolle Struktur der Geſchicklichkeit Meiſter Abrahams zu verdanken hat! — Doch künftig mehr! — Wartet nur in Geduld der Dinge, die da kommen werden. —

Kreisler beurlaubte ſich beim Abt; er wollte hinab in den Park, um ſo manchen Gedanken nachzuhängen, die ihn durchkreuzten; doch als er ſchon die Treppe hinabgeſtiegen war, hörte er hinter ſich herrufen: Domine, domine Capellmeistere! — paucis te volo! — Es war der Pater Hilarius, welcher verſicherte, daß er mit höchſter Ungeduld auf das Ende der langen Conferenz mit dem Abt gewartet. So eben habe er ſein Kellermeiſteramt verrichtet und den herrlichſten Leiſtenwein abgezogen, der ſeit Jahren im Keller geweſen. Ganz unumgänglich nöthig ſey es, daß Kreisler ſogleich einen Pokal davon leere zum Frühſtück, um die Güte des edlen Gewächſes zu erkennen und ſich zu überzeugen, daß es ein Wein ſey, der, feurig, geiſt- und herzſtärkend, für einen tüchtigen Compoſitor und ächten Muſikanten geboren.

Kreisler wußte wohl, daß es vergeblich ſeyn würde, dem begeiſterten Pater Hilarius entgehen zu wollen und es war ihm ſelbſt recht bei der Stimmung, in die er ſich verſetzt fühlte, ein Glas guten Wein zu genießen, er folgte daher dem fröhlichen Kellermeiſter, der ihn in ſeine Zelle führte, wo er auf einem kleinen, mit einer ſaubern Serviette bedeckten Tiſchchen ſchon eine Flaſche des edlen Getränks ſo wie friſch gebacknes Weißbrod und Salz und Kümmel vorfand. — Ergo bibamus! rief Pater Hilar, ſchenkte die zierlichen grünen Römer voll und ſtieß mit Kreislern fröhlich an. Nicht wahr, begann er, nachdem die Pokale geleert, nicht wahr, Kapellmeiſter, unſer hochwürdiger Herr will Euch gern in den langen Rock hinein vexiren? — Thut's nicht, Kreisler! — Mir iſt wohl in der Kutte, ich möchte ſie um keinen Preis wieder ablegen, aber distinguendum est inter et inter! — Für mich iſt ein gut Glas Wein und ein tüchtiger Kirchengeſang die ganze Welt, aber Ihr — Ihr! Nun Ihr ſeid noch zu ganz andern Dingen aufgehoben, Euch lacht noch das Leben auf ganz andre Weiſe, Euch leuchten noch ganz andre Lichter als die Altarskerzen! — Nun Kreisler! kurz von der Sache zu reden — ſtoßt an! — Vivat Euer Mädel und wenn Ihr Hochzeit macht, ſo ſoll Euch der Herr Abt alles Verdruſſes unerachtet durch mich von dem beſten Wein ſenden, der nur in unſerm reichen Keller befindlich!

Kreisler fühlte ſich durch Hilarius Worte berührt auf unangenehme Weiſe, ſo wie es uns ſchmerzt, wenn wir etwas Zartes, Schneereines erfaßt ſehn von plumpen ungeſchickten Händen. Was, ſprach Kreisler indem er ſein Glas zurückzog, was Ihr nicht alles wißt, nicht alles erfahrt in Euern vier Mauern.

Domine, rief Pater Hilarius, Domine Kreislere, nichts für ungut, video mysterium, aber ich will das Maul halten! Wollt Ihr nicht auf Euer — Nun! Laßt uns frühſtücken in Camera et faciemus bonum cherubim — und bibamus, daß der Herr uns hier in der Abtei die Ruhe und Gemüthlichkeit erhalten möge die bisher geherrſcht.

Iſt, fragte Kreisler geſpannt, iſt denn die jetzt in Gefahr gekommen? —

Domine, ſprach Pater Hilarius leiſe indem er Kreislern vertraulich näher rückte, Domine dilectissime! Ihr ſeyd lange genug bei uns um zu wiſſen, in welcher Eintracht wir leben, wie ſich die verſchiedenſten Neigungen der Brüder in einer gewiſſen Heiterkeit einigen, die von allem, von unſerer Umgebung, von der Milde der Kloſterzucht, von der ganzen Lebensweiſe begünſtigt wird. — Vielleicht hat das am längſten gedauert. Erfahrt es Kreisler! eben iſt Pater Cyprianus angekommen, der längſt erwartete, der von Rom aus dem Abt auf das Dringendſte empfohlen wurde. Es iſt noch ein junger Mann, aber auf dieſem ausgedörrten ſtarren Antlitz iſt auch nicht eine Spur eines heitern Gemüths zu finden, vielmehr liegt in den finſtern abgeſtorbenen Zügen eine unerbittliche Strenge, die den bis zur höchſten Selbſtqual geſteigerten Ascetiker verkündet. Dabei zeugt ſein ganzes Weſen von einer gewiſſen feindſeligen Verachtung alles deſſen, was ihn umgiebt, die vielleicht wirklich dem Gefühl einer geiſtlichen Uebermacht über uns Alle ihren Urſprung verdanken mag. — Schon erkundigte er ſich in abgebrochenen Worten nach der Kloſterzucht und ſchien großes Aergerniß an unſerer Lebensweiſe zu nehmen. — Gebt Acht, Kreisler, dieſer Ankömmling wird unſre ganze Ordnung, die uns ſo wohl gethan, verkehren! Gebt Acht, nunc probo! Die Strenggeſinnten werden ſich leicht an ihn anſchließen und bald wird ſich eine Partei wider den Abt bilden, der vielleicht der Sieg nicht entgehen kann, weil es mir gewiß ſcheint, daß Pater Cyprianus ein Emiſſar Sr. päpſtlichen Heiligkeit iſt, deſſen Willen ſich der Abt beugen muß. —

Kreisler! was wird aus unſerer Muſik, aus Eurem gemüthlichen Aufenthalt bei uns werden! — Ich ſprach von unſerm wohleingerichteten Chor und wie wir die Werke der größten Meiſter recht wacker auszuführen im Stande, da ſchnitt aber der finſtre Ascetiker ein entſetzliches Geſicht und meinte, dergleichen Muſik ſey für die profane Welt, aber nicht für die Kirche, aus der ſie der Papſt Marcellus der Zweite mit Recht ganz verbannen wollen. — Per diem, wenn es keinen Chor mehr geben ſoll und man mir vielleicht auch den Weinkeller verſchließt, ſo — doch vor der Hand bibamus! — Man muß ſich vor der Zeit keine Gedanken machen, ergo — gluc-gluc.

Kreisler meinte, daß es ſich wohl mit dem neuen Ankömmling, der vielleicht ſtrenger ſchiene als er es wirklich ſey, beſſer fügen und er ſeinerſeits nicht glauben könne, daß der Abt bei dem feſten Charakter, den er ſtets bewieſen, ſo leicht dem Willen eines fremden Mönchs nachgeben werde, zumal es ihm ſelbſt an wichtigen, erfolgreichen Verbindungen in Rom gar nicht fehle.

In dem Augenblick wurden die Glocken gezogen, ein Zeichen, daß die feierliche Aufnahme des fremden Bruders Cyprianus in den Orden des heiligen Benedikt vor ſich gehen ſolle.

Kreisler begab ſich mit dem Pater Hilarius, der mit einem halbängſtlichen bibendum quid noch die Neige ſeines Römers ſchnell hinunter ſchluckte, auf den Weg nach der Kirche. Aus den Fenſtern des Corridors, den ſie durchſchritten, konnte man in die Gemächer des Abts hineinſchauen. Seht, ſeht! rief Pater Hilar, indem er den Kreisler in die Ecke eines Fenſters zog. Kreisler ſchaute hinüber und gewahrte in dem Gemach des Abts einen Mönch, mit dem der Abt ſehr eifrig ſprach, indem eine dunkle Röthe ſein Antlitz überzog. Endlich kniete der Abt nieder vor dem Mönch, der ihm den Segen gab.

Hab ich Recht, ſprach Hilarius leiſe, hab ich Recht, wenn ich in dieſem fremden Mönch, der mit einemmal hinabſchneit in unſre Abtei, etwas Beſonderes, Seltſames ſuche und finde?

Gewiß, erwiederte Kreisler, gewiß hat es mit dieſem Cyprianus eine eigne Bewandtniß und mich ſollt es wundern, wenn nicht gewiſſe Beziehungen ſich ſehr bald kund thun ſollten.

Pater Hilarius begab ſich zu den Brüdern um mit ihnen in feierlicher Prozeſſion, das Kreuz vorauf, die Laienbrüder mit angezündeten Kerzen und Fahnen an den Seiten, in die Kirche zu ziehen

Als nun der Abt mit dem fremden Mönch dicht bei Kreislern vorüberkam, erkannte dieſer auf den erſten Blick, daß Bruder Cyprianus eben der Jüngling war, den auf jenem Bilde die heilige Jungfrau aus dem Tode zum Leben erweckte. — Doch noch eine Ahnung erfaßte Kreislern plötzlich. Er rannte hinauf in ſein Zimmer, er holte das kleine Bildniß hervor, das ihm Meiſter Abraham gegeben; kein Zweifel! er erblickte denſelben Jüngling, nur jünger, friſcher, und in Offizier-Uniform abgebildet. — Als nun —

Vierter Abſchnitt.

Erſprießliche Folgen höherer Cultur. — Die reiferen Monate des Mannes.

(M. f. f.) Hinzmanns rührender Sermon, das Trauermahl, die ſchöne Mina, Miesmies Wiederfinden, der Tanz, alles das hatte in meiner Bruſt einen Zwieſpalt der widerſprechendſten Gefühle erregt, ſo daß ich, wie man im gewöhnlichen Leben gemeinhin ſagt, mich eigentlich gar nicht zu laſſen wußte und in einer gewiſſen troſtloſen Bangigkeit des Gemüths wünſchte, ich läge im Keller in der Grube, wie Freund Muzius. Das war nun freilich ſehr arg und ich wüßte gar nicht, was aus mir geworden wäre, lebte nicht der wahre, hohe Dichtergeiſt in mir, der ſofort mich mit reichlichen Verſen verſorgte, die ich niederzuſchreiben nicht unterließ. — Die Göttlichkeit der Poeſie offenbart ſich vorzüglich darin, daß das Verſemachen, koſtet auch der Reim hin und wieder manchen Schweißtropfen, doch ein wunderbares inneres Wohlbehagen erregt, das jedes irdiſche Leid überwindet, ſo wie man denn wiſſen will, daß es ſogar oftmals ſchon Hunger und Zahnſchmerzen beſiegt hat. Jener ſoll, da der Tod ihm den Vater, die Mutter, die Gattin raubte, zwar bei jedem Todesfall, wie billig, ganz außer ſich, aber doch bei dem Gedanken an das herrliche Trauer-Carmen, das er nun im Geiſt zu empfangen gedachte, niemals untröſtlich geweſen ſeyn und bloß noch einmal ſich verheirathet haben, um die Hoffnung abermaliger tragiſcher Begeiſterung derſelben Art nicht aufzugeben. —

Hier ſind die Verſe, die meinen Zuſtand, ſo wie den Uebergang von Leid zur Freude mit poetiſcher Kraft und Wahrheit ſchildern.

Was wandelt, horch! durch finſtre Räume,
In öder Keller Einſamkeit?
Was ruft mir zu: Nicht länger ſäume!
Weß' Stimme klagt ein herbes Leid?
Dort liegt der treue Freund begraben,
Nach mir verlangt ſein irrer Geiſt.
Mein Troſt ſoll ihn im Tode laben,
Ich bin's, der Leben ihm verheißt!

Doch nein! — das iſt kein flücht'ger Schatten,
Der ſolche Töne von ſich giebt!
Sie ſeufzen nach dem treuen Gatten,
Nach ihm, der noch ſo heiß geliebt!
In alte Liebesketten fallen,
Rinaldo will's, er kehrt zurück,
Doch wie! — ſchau ich nicht ſpitze Krallen?
Nicht eiferſücht'gen Zornes Blick?

Sie iſt's — die Frau! — wohin entfliehen! —
Ha! welch Gefühl beſtürmt die Bruſt.
Im keuſchen Schnee der Jugend blühen
Seh' ich des Lebens höchſte Luſt.
Sie ſpringt, ſie nah't und immer heller
Wird's um mich Hochbeglückten her.
Ein ſüßer Duft durchweht den Keller,
Die Bruſt wird leicht, das Herz wird ſchwer.

Der Freund geſtorben — ſie gefunden —
Entzücken! — Wonne! — bittrer Schmerz!
Die Gattin — Tochter — neue Wunden! —
Ha! — ſollſt du brechen armes Herz?
Doch kann den Sinn wohl ſo bethören
Ein Trauermahl, ein luſt'ger Tanz?
Nein — dieſem Treiben muß ich wehren,
Mich blendet nur ein falſcher Glanz.

Hinweg ihr eitlen Truggebilde,
Gebt höher'm Streben willig Raum.
Gar Manches führt die Katz im Schilde.
Sie liebt, ſie haßt und weiß es kaum.
Kein Ton, kein Blick, ſenkt Eure Augen,
O Mina, Miesmies, falſch Geſchlecht!
Verderblich Gift, nicht will ich's ſaugen,
Ich flieh und Minzius ſey gerächt.

Verklärter! — ja bei jedem Braten,
Bei jedem Fiſch gedenk ich dein!
Denk deiner Weisheit, deiner Thaten,
Denk Kater ganz wie du zu ſeyn.
Gelang es hund'ſchem Frevelwitze,
Dich zu verderben edler Freund,
So trifft die Schmach blutgier'ge Spitze,
Es rächet dich, der um dich weint.

So flau, ſo jammervoll im Buſen,
War mir's, ich wußte gar nicht wie.
Doch hoher Dank den holden Muſen,
Dem kühnen Flug der Phantaſie.
Mir iſt jetzt wieder leidlich beſſer,
Spür' gar nicht g'ringen Appetit,
Bin Muzius gleich ein wackrer Eſſer,
Und ganz in Poeſie erglüht.

Ja Kunſt! du Kind aus hohen Sphären
Du Tröſterin im tiefſten Leid.
O! — Verslein laß mich ſtets gebären,
Mit genialer Leichtigkeit.
Und: Murr, ſo ſprechen edle Frauen,
Hochherz'ge Jünglinge, o Murr;
„Du Dichterherz, ein zart Vertrauen,
„Weckt in der Bruſt dein ſüß Gemurr!“

Die Wirkung des Verslein-Machens war zu wohlthätig, ich konnte mich nicht mit dieſem Gedicht begnügen, ſondern machte mehre hintereinander mit gleicher Leichtigkeit, mit gleichem Glück. Die gelungenſten würd' ich hier dem geneigten Leſer mittheilen, hätte ich nicht im Sinn, dieſelben nebſt mehreren Witzwörtern und Impromptu's, die ich in müßigen Stunden angefertigt und über die ich ſchon beinahe vor Lachen berſten mögen, unter dem allgemeinen Titel: **Was ich gebar in Stunden der Begeiſterung**, herauszugeben. — Zu meinem nicht geringen Ruhm muß ich es ſagen, daß ſelbſt in meinen Jünglingsmonaten, wenn der Sturm der Leidenſchaft noch nicht verbrauſt iſt, ein heller Verſtand, ein feiner Takt für das Gehörige, die Oberhand behielt über jeden abnormen Sinnenrauſch. So gelang es mir auch die plötzlich aufgewallte Liebe zu der ſchönen Mina gänzlich zu unterdrücken. Einmal mußte mir denn doch bei ruhiger Ueberlegung dieſe Leidenſchaft in meinen Verhältniſſen etwas thöricht vorkommen; dann erfuhr ich aber auch, daß Mina des äußern Scheins kindlicher Frömmigkeit unerachtet, ein keckes eigenſinniges Ding ſey, die bei gewiſſen Anläſſen den beſcheidenſten Katerjünglingen in die blanken Augen fahre. Um mir aber jeden Rückfall zu erſparen, vermied ich ſorglich Mina zu ſehen und da ich Miesmies vermeintliche Anſprüche und ihr ſeltſames überſpanntes Weſen noch mehr ſcheute, ſo hielt ich mich, um ja keiner von beiden zu begegnen, einſam im Zimmer und beſuchte weder den Keller, weder den Boden, noch das Dach. Der Meiſter ſchien dies gern zu ſehen; er erlaubte, daß ich, ſtudirte er am Schreibtiſch, mich hinter ſeinem Rücken auf den Lehnſtuhl ſetzen und mit vorgeſtrecktem Halſe unter dem Arm hindurch in das Buch gucken durfte, welches er eben las. — Es waren ganz hübſche Bücher die wir, ich und mein Meiſter, auf dieſe Art zuſammen durchſtudirten, wie z. B. Arpe, de prodigiosis naturae et artis operibus, Talismanes et Amuleta dictis, Becker's bezauberte Welt, Franciſci Petrarka Gedenkbuch u. a. m. Dieſe Lektüre zerſtreute mich ungemein und gab meinem Geiſt einen neuen Schwung. —

Der Meiſter war ausgegangen, die Sonne ſchien ſo freundlich, die Frühlingsdüfte wehten ſo anmuthig zum Fenſter hinein; ich vergaß meine Vorſätze und ſpazierte hinauf auf das Dach. Kaum war ich aber oben, als ich auch ſchon Muzius Wittwe erblickte, die hinter dem Schornſtein hervorkam. — Vor Schreck blieb ich regungslos ſtehen wie eingewurzelt; ſchon hörte ich mich beſtürmt mit Vorwürfen und Betheuerungen. — Weit gefehlt. — Gleich hinter her folgte der junge Hinzmann, rief die ſchöne Wittwe mit ſüßen Namen, ſie blieb ſtehen, empfing ihn mit lieblichen Worten, beide begrüßten ſich mit dem entſchiedenen Ausdruck inniger Zärtlichkeit und gingen dann ſchnell an mir vorüber, ohne mich zu grüßen oder ſonſt im mindeſten zu beachten. Der junge Hinzmann ſchämte ſich ganz gewiß vor mir, denn er ſenkte den Kopf zu Boden und ſchlug die Augen nieder, die leichtſinnige kokette Wittwe warf mir aber einen höhniſchen Blick zu.

Der Kater iſt, was ſein pſychiſches Weſen betrifft, doch eine gar närriſche Kreatur. — Hätte ich nicht froh ſeyn können, ſeyn müſſen, daß Muzius Wittwe anderweitig mit einem Liebhaber verſehen und doch konnte ich mich eines gewiſſen innern Aergers nicht erwehren, der beinahe das Anſehen hatte von Eiferſüchtelei. — Ich ſchwor, niemals mehr das Dach zu beſuchen, wo ich große Unbill erlebt zu haben glaubte. Statt deſſen ſprang ich nun fleißig auf die Fenſterbank, ſonnte mich, ſchaute, um mich zu zerſtreuen, auf die Straße hinab, ſtellte allerlei tiefſinnige Betrachtungen an und verband ſo das Angenehme mit dem Nützlichen.

Ein Gegenſtand dieſer Betrachtungen war denn auch, warum es mir noch niemals eingefallen, mich aus eignem freien Antriebe vor die Hausthüre zu ſetzen oder auf der Straße zu luſtwandeln, wie ich es doch viele von meinem Geſchlecht thun ſah, ohne alle Furcht und Scheu. Ich ſtellte mir das als etwas höchſt Angenehmes vor und war überzeugt, daß nun, da ich zu reiferen Monaten gekommen und Lebenserfahrung genug geſammelt, von jenen Gefahren in die ich gerieth, als das Schickſal mich, einen unmündigen Jüngling, hinausſchleuderte in die Welt, nicht mehr die Rede ſeyn könne. Getroſt wandelte ich daher die Treppe hinab und ſetzte mich für's Erſte auf die Thürſchwelle, in den hellſten Sonnenſchein. Daß ich eine Stellung annahm, die jedem auf den erſten Blick den gebildeten, wohlerzogenen Kater verrathen mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Es gefiel mir vor der Hausthüre ganz ungemein. Indem die heißen Sonnenſtrahlen meinen Pelz wohlthätig auswärmten, putzte ich mit gekrümmter Pfote zierlich Schnauze und Bart, worüber mir ein Paar vorübergehende junge Mädchen, die den großen mit Schlöſſern verſehenen Mappen nach, die ſie trugen, aus der Schule kommen mußten, nicht allein ihr großes Vergnügen bezeugten, ſondern mir auch ein Stückchen Weißbrod verehrten, welches ich nach gewohnter Galanterie dankbarlichſt annahm. —

Ich ſpielte mehr mit der mir dargebotenen Gabe, als daß ich ſie wirklich zu verzehren Anſtalt machte, aber wie groß war mein Entſetzen als plötzlich ein ſtarkes Brummen dicht bei mir dieſes Spiel unterbrach und der mächtige Alte, Ponto's Oheim, der Pudel Skaramuz vor mir ſtand. Mit einem Satz wollte ich fort aus der Thüre, doch Skaramuz rief mir zu: Sey er kein Haſenfuß und bleib er ruhig ſitzen; glaubt er, ich werd ihn freſſen? —

Mit der demüthigſten Höflichkeit fragte ich, worin ich vielleicht dem Herrn Skaramuz nach meinen geringen Kräften dienen könne, der erwiederte aber barſch: In nichts, in gar nichts kann er mir dienen Moſje Murr, und wie ſollte das auch möglich ſeyn. Aber fragen wollt' ich ihn, ob er vielleicht weiß, wo mein liederlicher Neffe ſteckt, der junge Ponto. Er hat ſich ja wohl ſchon einmal mit Ihm herumgetrieben und Ihr ſcheinet zu meinem nicht geringen Aerger ein Herz und eine Seele. Nun? — ſag er nur an, ob er weiß, wo der Junge herumſchwärmt; ich habe ihn ſchon ſeit mehreren Tagen mit keinem Auge geſehen.

Verlegen durch des mürriſchen Alten ſtolzes wegwerfendes Betragen, verſicherte ich kalt, daß von einer engen Freundſchaft zwiſchen mir und dem jungen Ponto gar nicht die Rede ſey und auch niemals die Rede geweſen wäre. Zumal in der letzten Zeit habe ſich Ponto, den ich übrigens gar nicht aufgeſucht, ganz von mir zurückgezogen.

Nun, brummte der Alte, nun das freut mich, das zeigt doch, daß der Junge Ehre im Leibe hat und nicht gleich bei der Hand iſt mit Leuten allerlei Gelichters ſein Weſen zu treiben.

Das war denn doch nicht auszuhalten, der Zorn übermannte mich, das Burſchenthum regte ſich in mir, ich vergaß alle Furcht, und pruhſtete dem ſchnöden Skaramuz ein tüchtiges: Alter Grobian! in's Geſicht, hob auch die rechte Pfote mit ausgeſpreizten Krallen in die Höhe und zwar in der Richtung nach des Pudels linkem Auge. Der Alte wich zwei Schritte zurück und ſprach weniger barſch, als vorher: Nun, nun Murr! nichts für ungut, Ihr ſeyd ſonſt ein guter Kater und da will ich Euch denn rathen, nehmt Euch in Acht vor dem Blitzjungen dem Ponto! Er iſt, Ihr möget es glauben, eine ehrliche Haut, aber leichtſinnig! — leichtſinnig! zu allen tollen Streichen aufgelegt, kein Ernſt des Lebens, keine Sitte! — Nehmt Euch in Acht ſag' ich, denn bald wird er Euch verlocken in allerlei Geſellſchaften wo Ihr gar nicht hin gehört und Euch mit unſäglicher Mühe zu einer Art des ſozialen Umgangs zwingen müßt, die Eurer innerſten Natur zuwider und über die Eure Individualität, Eure einfache ungeheuchelte Sitte, wie Ihr ſie mir eben bewieſen, zu Grunde geht. — Seht, guter Murr, Ihr ſeyd, wie ich ſchon geſagt, als Kater ſchätzenswerth und habt für gute Lehre ein williges geneigtes Ohr! — Seht! — ſo viel tolle, unangenehme ja zweideutige Streiche auch ein Jungling verführen mag, zeigt er nur dann und wann jene weichliche ja oft ſüßliche Gutmüthigkeit, wie ſie Leuten von ſanguiniſchem Temperament immer eigen, ſo heißt es denn gleich mit dem franzöſiſchen Ausdruck: **Au fond** iſt er doch ein guter Kerl und das ſoll denn alles entſchuldigen, was er beginnt gegen alle Sitte und Ordnung. Aber der fond, im dem der Kern des Guten ſteckt, liegt ſo tief und über ihm hat ſich ſo viel Unrath eines ausgelaſſenen Lebens geſammelt, daß er im Keime erſticken muß. — Für wahrhaftes Gefühl des Guten wird einem aber oft jene alberne Gutmüthigkeit aufgetiſcht, die der Teufel holen ſoll, wenn ſie nicht vermag den Geiſt des Böſen in einer glänzenden Maske zu erkennen. Traut, o Kater! den Erfahrungen eines alten Pudels, der ſich was in der Welt verſucht und laßt Euch nicht durch das verdammte: Au fond iſt er ein guter Kerl, bethören. — Seht Ihr etwa meinen liederlichen Neffen, ſo möget Ihr ihm alles gerade zu herausſagen, was ich mit Euch geſprochen und Euch ſeine fernere Freundſchaft gänzlich verbitten. — Gott befohlen! — Ihr freßt das wohl nicht, guter Murr?

Damit nahm der alte Pudel Skaramuz das Stückchen Weißbrod das vor mir lag, hurtig in's Maul und ſchritt dann gemächlich von dannen, indem er mit geſenktem Haupt die lang behaarten Ohren an der Erde ſchleppen ließ und ein ganz klein wenig mit dem Schweif wedelte. —

Gedankenvoll ſchaute ich dem Alten nach, deſſen Lebensweisheit mir ganz eingehn wollte. Iſt er fort, iſt er fort? So lispelte es dicht hinter mir, und ich erſtaunte nicht wenig, als ich den jungen Ponto erblickte, der ſich hinter die Thüre geſchlichen und ſo lange gewartet hatte, bis der Alte mich verlaſſen. Ponto's plötzliche Erſcheinung ſetzte mich gewiſſermaßen in Verlegenheit, da mir des alten Onkels Auftrag, den ich jetzt eigentlich hätte ausrichten müſſen, doch etwas bedenklich ſchien. Ich dachte an jene entſetzlichen Worte, die Ponto mir einſt zugerufen: Sollteſt du es dir etwa beikommen laſſen, feindliche Geſinnungen gegen mich zu äußern, ſo bin ich dir an Stärke und Gewandtheit überlegen. Ein Sprung, ein tüchtiger Biß meiner ſcharfen Zähne, würde dir auf der Stelle den Garaus machen. Ich fand es ſehr rathſam zu ſchweigen. —

Dieſe inneren Bedenklichkeiten mochten mein äußeres Betragen kalt und gezwungen erſcheinen laſſen, Ponto guckte mich an mit ſcharfem Blick. Dann brach er aus in eine helle Lache und rief: Ich merk es ſchon, Freund Murr! Mein Alter hat dir allerlei Böſes vorgeredet von meinem Treiben, er hat mich liederlich, allen tollen Streichen und Ausſchweifungen ergeben, geſchildert. Sey nicht ſo thöricht, von dem allem auch nur ein Wörtchen zu glauben. Für's

Erſte! — Schau mich recht aufmerkſam an und ſage mir, was du von meiner äußern Erſcheinung hältſt? — Den jungen Ponto betrachtend fand ich, daß er nie ſo wohlgenährt, ſo glau ausgeſehen, daß nie dieſe Nettigkeit, dieſe Eleganz in ſeinem Anzuge, nie dieſe wohlthuende Uebereinſtimmung in ſeinem ganzen Weſen geherrſcht. Ich äußerte ihm dies unverholen.

Nun wohl, ſprach Ponto, nun wohl, guter Murr, glaubſt du wohl, daß ein Pudel, der ſich in ſchlechter Geſellſchaft umhertreibt, der niedrigen Ausſchweifungen ergeben, der recht ſyſtematiſch liederlich iſt ohne eigentlichen Geſchmack daran zu finden, ſondern bloß aus Langeweile, wie es denn nun wirklich bei vielen Pudeln der Fall iſt — glaubſt du wohl, daß ein ſolcher Pudel ſo ausſehen kann wie du mich findeſt? Du rühmſt vorzüglich die Harmonie in meinem ganzen Weſen. Schon das muß dich belehren, wie ſehr mein grämlicher Onkel im Irrthum iſt; denke, da du ein literariſcher Kater biſt, an jenen Lebensweiſen, welcher dem, der an einem Laſterhaften vorzüglich das Unharmoniſche der ganzen Geſtaltung rügte, erwiederte: Iſt es möglich, daß das Laſter Einheit haben kann? — Wundere dich, Freund Murr, nicht einen Augenblick über die ſchwarzen Verläumdungen meines Alten. Grämlich und geizig, wie denn nun einmal alle Oheime ſind, hat er deshalb ſeinen ganzen Zorn auf mich geworfen, weil er par honneur einige kleine Spielſchulden bezahlen müſſen, die ich bei einem Wurſtkrämer aufgeborgt hatte, der bei ſich verbotenes Spiel duldete und den Spielern oft in Cervelaten, Grützen und Lebern (zu Würſten aptirt nämlich) bedeutende Vorſchüſſe machte. Dann aber denkt der Alte noch immer an eine gewiſſe Periode, in der meine Lebensweiſe eben nicht rühmlich war, die aber längſt vorüber und dem herrlichſten Anſtande gewichen iſt.

In dem Augenblick kam ein kecker Pintſcher des Weges, guckte mich an, als hab' er meines Gleichen noch niemals geſehen, ſchrie mir die gröbſten Inſolenzen in die Ohren und ſchnappte dann nach dem Schweif, den ich lang aus von mir geſtreckt, welches ihm zu mißfallen ſchien. So wie ich aber hochaufgerichtet mich zur Wehre ſetzen wollte, war Ponto auch ſchon auf den ungeſitteten Krakehler losgeſprungen, hatte ihn zu Boden getreten und zwei-, dreimal überrannt, ſo daß er unter dem jammervollſten Lamento, den Schweif feſt eingeklemmt, ſchnell davon fuhr, wie ein abgeſchoſſener Pfeil.

Dieſer Beweis den Ponto mir von ſeiner guten Geſinnung, von ſeiner thätigen Freundſchaft gab, rührte mich ungemein und ich dachte, daß hier das: au fond iſt er ein guter Kerl! welches der Onkel Skaramuz mir hatte verdächtig machen wollen, doch auf Ponto anzuwenden ſey in beſſerm Sinn und ihn mit mehrerem Grunde entſchuldigen könne, als manchen andern. Ueberhaupt wollt' es mich bedünken, daß der Alte gewiß zu ſchwarz geſehen und Ponto zwar leichtſinnige aber nie ſchlechte Streiche machen könne. Alles dieſes äußerte ich meinem Freunde ganz unverholen und dankte ihm dabei dafür, daß er meine Vertheidigung übernommen, in den verbindlichſten Ausdrücken.

Es freut, erwiederte Ponto, indem er, wie es ſeine Art war, mit muntren ſchalkiſchen Augen umherblickte, es freut mich guter Murr! daß der pedantiſche Alte dich nicht irre gemacht hat, ſondern daß du mein gutes Herz erkennſt. — Nicht wahr Murr, ich nahm den übermüthigen Jungen tüchtig vor? — Er wird daran denken lange Zeit. Eigentlich habe ich ihm heute ſchon den ganzen Tag aufgepaßt, der Bengel ſtahl mir geſtern eine Wurſt und mußte dafür gezüchtigt werden. Daß dabei auch nebenher die Unbill gerächt wurde, die du von ihm erfahren und daß ich in dieſer Art dir meine Freundſchaft bewähren konnte, iſt mir gar nicht unlieb; ich ſchlug, wie man im Sprüchwort zu ſagen pflegt, zwei Fliegen mit einer Klappe. — Nun aber wiederum auf unſer voriges Geſpräch zurückzukommen! — Betrachte mich, guter Katz, noch einmal recht genau, und ſage mir, ob du denn gar keine merkwürdige Veränderung in meinem Aeußern wahrnimmſt? —

Ich ſchaute meinen jungen Freund aufmerkſam an und — ach der Tauſend! nun erſt fiel mir das ſilberne zierlich gearbeitete Halsband in's Auge, das er trug und auf dem die Worte gravirt waren: Baron Alzibiades von Wipp, Marſchallſtraße Nr. 46.

Wie, rief ich erſtaunt, wie Ponto, du haſt deinen Herrn verlaſſen, den äſthetiſchen Profeſſor und dich zu einem Baron begeben?

Verlaſſen, erwiederte Ponto, habe ich nun eigentlich den Profeſſor nicht, ſondern er hat mich von ſich gejagt mit Fußtritten und Prügeln.

Wie konnte das geſchehen, ſprach ich, dein Herr bewies dir ja ſonſt alle Liebe und Güte wie nur möglich?

Ach, antwortete Ponto, das iſt eine dumme ärgerliche Geſchichte, die nur durch das ſonderbare Spiel des neckenden Zufalls zu meinem Glück ausſchlug. An der ganzen Sache war bloß meine alberne Gutmüthigkeit Schuld, der freilich ein wenig eitle Prahlerei beigemiſcht. In jeder Minute wollt' ich meinem Herrn Aufmerkſamkeiten erweiſen und ihm dabei mein Geſchick, meine Ausbildung zeigen. Deshalb war ich auch gewohnt alles, was an Kleinigkeiten am Fußboden lag, dem Herrn ohne weitere Aufforderung zu apportiren. Nun! — Du weißt vielleicht, daß der Profeſſor Lothario eine blutjunge und dabei bildhübſche Frau hat, die ihn auf das Zärtlichſte liebt, woran er gar nicht zweifeln darf, da ſie es ihm jeden Augenblick verſichert und ihn gerade dann mit Liebkoſungen überhäuft, wenn er in Büchern begraben, ſich auf die zu haltende Vorleſung vorbereitet. Sie iſt die Häuslichkeit ſelbſt, da ſie das Haus niemals vor zwölf Uhr verläßt, da ſie doch ſchon um halb eilf Uhr aufgeſtanden und einfach in ihren Sitten verſchmäht ſie nicht, mit der Köchin, mit dem Stubenmädchen, die häuslichen Angelegenheiten bis in's tiefſte Detail zu berathen und ſich, iſt das Wochengeld gewiſſer nicht etatsmäßiger Ausgaben halber zu früh aus dem Beutel entwiſcht und darf der Herr Profeſſor nicht angegangen werden, ihrer Caſſe zu bedienen. Die Zinſen dieſer Anlehne trägt ſie ab in kaum getragnen Kleidern, ſo wie dieſe und auch wohl Federhüte, in die die erſtaunte Welt der Mägde Sonntags das Stubenmädchen geputzt ſieht, als Lohn für gewiſſe geheime Gänge und andre Gefälligkeiten gelten dürften. Bei ſo vielen Vollkommenheiten mag wohl einer liebenswürdigen Frau die kleine Thorheit (iſt es überhaupt Thorheit zu nennen) kaum verargt werden, daß ihr eifrigſtes Streben, all ihr Dichten und Trachten dahin geht, ſtets nach der letzten Mode gekleidet zu gehen, daß ihr das Eleganteſte, das Theuerſte, nicht elegant, nicht theuer genug iſt, daß ſie, hat ſie ein Kleid dreimal, einen Hut viermal getragen, den türkſchen Shawl einen Monat hindurch umgehängt, eine Idioſynkraſie dagegen empfindet und die koſtbarſte Garderobe wegwirft um einen Spottpreis oder wie geſagt, die Mägde ſich darin putzen läßt. Daß die Frau eines Profeſſors der Aeſthetik Sinn hat für ſchöne äußere Geſtaltung, iſt wohl gar nicht zu verwundern und nur erfreulich kann es dem Gemahl ſeyn, wenn dieſer Sinn ſich darin offenbart, daß die Gemahlin mit ſichtlichem Wohlgefallen den Blick der feuerblitzenden

Augen auf ſchönen Jünglingen ruhen läßt, dieſen auch wohl zuweilen etwas nachläuft. Manchmal bemerkte ich, daß dieſer, jener artige junge Mann, der die Vorleſungen des Profeſſors beſuchte, die Thür des Auditoriums verfehlte und ſtatt dieſer die Thüre, welche zum Zimmer der Profeſſorin führte, leiſe öffnete und eben ſo leiſe hineintrat. Beinahe mußt ich glauben, daß dieſe Verwechslung nicht abſichtslos geſchah, oder wenigſtens niemanden gereute, denn keiner eilte ſeinen Irrthum zu beſſern, ſondern jeder, der hineingetreten, kam erſt nach einer guten Zeit heraus und zwar mit ſolch lächelndem zufriednem Blick als ob ihm der Beſuch bei der Profeſſorin eben ſo angenehm und nützlich geweſen als eine äſthetiſche Vorleſung des Profeſſors. Die ſchöne Lätitia (ſo hieß des Profeſſors Frau) war mir nicht ſonderlich gewogen. Sie litt mich nicht in ihrem Zimmer und mochte Recht haben, da freilich der kultivirteſte Pudel nicht dort hingehört, wo er bei jedem Schritt Gefahr läuft Florſpitzen zu zerreißen, Kleider zu beſchmutzen, die auf allen Stühlen umherliegen. Doch wollt es der Profeſſorin böſer Genius, daß ich einmal bis in ihr Boudoir hineindrang. — Der Herr Profeſſor hatte eines Tages bei einem Mittagsmahl mehr Wein getrunken als gerade dienlich und war darüber in eine hochbegeiſterte Stimmung gerathen. Zu Hauſe angekommen, ging er, ganz gegen ſeine Gewohnheit gerade zu in das Kabinet ſeiner Frau und ich ſchlüpfte, ſelbſt wußte ich nicht, was für eine beſondere Luſt mich dazu antrieb, mit hinein durch die Thüre. Die Profeſſorin war in Hauskleidern, deren Weiße dem friſchgefallnen Schnee zu vergleichen, ihr ganzer Anzug zeigte nicht ſowohl eine gewiſſe Sorglichkeit, als die tiefſte Kunſt der Toilette, die ſich hinter dem Einfachen verbirgt und wie ein verſteckter Feind deſto gewiſſer ſiegt. Die Profeſſorin war in der That allerliebſt und ſtärker als ſonſt empfand dieß der halbberauſchte Profeſſor, der ganz Liebe und Entzücken die holde Gattin mit den ſüßeſten Namen nannte, mit den zärtlichſten Liebkoſungen überhäufte und darüber gar nicht eine gewiſſe Zerſtreuung, ein gewiſſes unruhiges Mißbehagen bemerkte, das ſich in dem ganzen Weſen der Profeſſorin nur zu deutlich ausſprach. Mir war die ſteigende Zärtlichkeit des Aeſthetikers unangenehm und läſtig. Ich kam auf meinen alten Zeitvertreib und ſuchte am Boden umher. Gerade als der Profeſſor in der höchſten Extaſe laut rief: Göttliches, hehres, himmliſches

Weib, laß uns — tänzelte ich auf den Hinterbeinen zu ihm heran und apportirte ihm zierlich und wie bei dieſem Akt jedesmal ein wenig mit dem Stutzſchweif wedelnd, den feinen pomeranzfarbnen Männerhandſchuh, den ich unter dem Sopha der Frau Profeſſorin gefunden. — Starr blickte der Profeſſor den Handſchuh an und rief wie plötzlich aufgeſchreckt aus einem ſüßen Traum: Was iſt das? — Wem gehört dieſer Handſchuh? wie iſt er in dies Zimmer gekommen? — Damit nahm er mir den Handſchuh aus der Schnauze, beſah ihn, hielt ihn an die Naſe und rief dann wieder: Wo kommt dieſer Handſchuh her? Lätitia, ſprich, wer iſt bei dir geweſen? — Wie du, erwiederte die holde treue Lätitia mit dem ungewiſſen Ton der Verlegenheit, den ſie ſich vergebens mühte zu unterdrücken, wie du nun auch ſeltſam biſt, lieber Lothar, wem ſoll, wem wird der Handſchuh gehören. Die Majorin war hier und konnte bei dem Abſchiede den Handſchuh nicht finden, den ſie auf der Treppe ausgezogen zu haben glaubte. — Die Majorin, ſchrie der Profeſſor ganz außer ſich, die Majorin, die kleine zartgebaute Frau, deren ganze Hand hineingeht in dieſen Daumen! — Höll und Teufel, welcher Zierbengel war hier? — Denn nach parfümirter Seife riecht das verfluchte Ding! — Unglückliche, wer war hier, welcher verbrecheriſche Trug der Hölle zerſtörte hier meine Ruhe, mein Glück? — Schändliches, verruchtes Weib! —

Die Profeſſorin machte gerade Anſtalt in Ohnmacht zu fallen, als das Stubenmädchen hereintrat und ich, froh des fatalen Eheſtandsauftritts, den ich veranlaßt, entledigt zu werden, ſchnell hinausſprang.

Den andern Tag war der Profeſſor ganz ſtumm und in ſich gekehrt; ein einziger Gedanke ſchien ihn zu beſchäftigen, einer einzigen Idee ſchien er nachzugrübeln. Ob er es nur ſeyn mag! — Das waren die Worte die dann und wann den verſtummten Lippen unwillkührlich entflohen. Gegen Abend nahm er Hut und Stock, ich ſprang und bellte freudig; er ſah mich lange an, helle Thränen traten ihm in die Augen, er ſprach mit dem Ton der tiefſten innigſten Wehmuth: Mein guter Ponto! — treue ehrliche Seele! — Dann lief er ſchnell vor's Thor und ich dicht hinter ihm her, feſt entſchloſſen, den armen Mann aufzuheitern mittelſt aller Künſte, die mir nur zu Gebote ſtanden. Dicht vor dem Thore begegnete uns der Baron Alzibiades von Wipp, einer der zierlichſten Herren in unſerer Stadt, auf einem ſchönen Engländer. So wie der Baron den Profeſſor gewahrte, kurbettirte er zierlich an ihn heran und fragte nach des Profeſſors, dann aber nach der Frau Profeſſorin Wohlbefinden. Der Profeſſor ſtotterte in der Verwirrung einige unverſtändliche Worte hervor. In der That, ſehr heiße Witterung! ſprach nun der Baron und zog ein ſeidnes Tuch aus der Rocktaſche, ſchleuderte aber mit demſelben Schwunge einen Handſchuh heraus, den ich gewohnter Sitte gemäß meinem Herrn apportirte. Haſtig riß mir der Profeſſor den Handſchuh fort und rief: Das iſt Ihr Handſchuh Herr Baron? Allerdings, erwiederte dieſer verwundert über des Profeſſors Heftigkeit, allerdings, ich glaube, ich ſchleuderte ihn in dem Augenblick aus der Rocktaſche und der dienſtfertige Pudel hob ihn auf. So habe ich, ſprach der Profeſſor mit ſchneidendem Ton, indem er den Handſchuh, den ich unter dem Sopha in der Profeſſorin Zimmer hervorgeſucht, ihm hinreichte, ſo habe ich das Vergnügen Ihnen den Zwillingsbruder dieſes Handſchuhs den Sie geſtern verloren, überreichen zu können.

Ohne des ſichtlich betretenen Barons Antwort abzuwarten, rannte der Profeſſor wild von dannen.

Ich hütete mich wohl, dem Profeſſor in das Zimmer ſeiner theuren Gattin zu folgen, da ich den Sturm ahnen konnte, der ſich bald bis auf den Flur hinausbrauſend vernehmen ließ. Aber in einem Winkel des Flurs lauſchte ich und gewahrte wie der Profeſſor alle Flammen der Wuth im rothglühenden Antlitz, das Stubenmädchen zur Stubenthür, dann aber, als ſie ſich noch unterfing einige kecke Worte zu ſprechen, zum Hauſe hinauswarf. Endlich in ſpäter Nacht kam der Profeſſor ganz erſchöpft auf ſeinem Zimmer an. Ich gab ihm meine innige Theilnahme an ſeinem trüben Malheur durch leiſes Winſeln zu verſtehen. Da umhalste er mich und drückte mich an ſeine Bruſt, als ſey ich ſein beſter innigſter Freund. Guter, ehrlicher Ponto, ſo ſprach er mit ganz kläglichem Ton, treues Gemüth, du, du allein haſt mich aus dem bethörenden Traum geweckt, der mich meine Schande nicht erkennen ließ, du haſt mich dahin gebracht, daß ich das Joch abwerfen, in das mich ein falſches Weib geſpannt hatte, daß ich wieder ein freier unbefangener Menſch werden kann! Ponto, wie ſoll ich dir das danken! — Nie — nie ſollſt du mich verlaſſen, ich will dich hegen und pflegen wie meinen beſten treueſten Freund, du allein wirſt mich tröſten, wenn ich bei dem Gedanken an mein hartes Mißgeſchick verzweifeln will.

Dieſe rührenden Aeußerungen eines edlen dankbaren Gemüths wurden durch die Köchin unterbrochen, welche mit blaſſem verſtörten Geſicht hereinſtürzte und dem Profeſſor die entſetzliche Botſchaft hinterbrachte, daß die Frau Profeſſorin in den fürchterlichſten Krämpfen liege und den Geiſt aufgeben wolle. Der Profeſſor flog hinab! —

Mehrere Tage hindurch ſah ich nun den Profeſſor beinahe gar nicht. Meine Speiſung, für die ſonſt mein Herr liebreich ſelbſt ſorgte, war der Köchin übertragen, die aber, eine mürriſche garſtige Perſon, mir mit Widerwillen ſtatt der ſonſtigen guten Gerichte, nur die elendeſten kaum genießbaren Biſſen zukommen ließ. Zuweilen vergaß ſie mich auch ganz und gar, ſo daß ich genöthigt wurde bei guten Bekannten zu ſchmarotzen, auch wohl auf Beute auszugehen, um nur meinen Hunger zu ſtillen.

Endlich ſchenkte mir, als ich eines Tages hungrig und matt mit herabhängenden Ohren im Hauſe herumſchlich, der Profeſſor einige Aufmerkſamkeit. Ponto, rief er lächelnd, wie denn überhaupt ſein Antlitz ganz Sonnenſchein war, Ponto, mein alter ehrlicher Hund, wo haſt du denn geſteckt? Hab' ich dich doch ſo lange nicht geſehen! Ich glaube gar, man hat dich ganz gegen meinen Willen vernachläſſigt und nicht ſorgſam gefüttert? — Nun komm nur, komm, heute ſollſt du wieder von mir ſelbſt deine Speiſe erhalten.

Ich folgte dem gütigen Herrn in das Eßzimmer. Die Frau Profeſſorin aufgeblüht wie eine Roſe, wie der Herr Gemahl vollen Sonnenglanz im Antlitz, kam ihm entgegen. Beide thaten zärtlicher mit einander als jemals, ſie nannte ihn: engliſcher Mann, er ſie aber: mein Mäuschen und dabei herzten und küßten ſie ſich wie ein Turteltaubenpaar. Es war eine rechte Freude, das anzuſehn. Auch gegen mich war die holde Frau Profeſſorin freundlich wie ſonſt niemals und du kannſt denken, guter Murr, daß ich mich bei meiner angebornen Galanterie artig und zierlich zu betragen wußte. — Wer hätte ahnen können, was über mich verhängt war! — Es würde mir ſelbſt ſchwer fallen, dir ausführlich all' dieſe heimtückiſchen Streiche zu erzählen, die meine Feinde mir ſpielten um mich zu verderben und noch mehr als das, es würde dich ermüden. Beſchränken will ich mich darauf nur Einiges zu erwähnen, welches dir ein treues Bild meiner unglücklichen Lage geben wird. — Mein Herr war gewohnt, mir im Speiſezimmer während er ſelbſt aß, die gewöhnlichen Portionen an Suppe, Gemüſe und Fleiſch in einem Winkel am Ofen zu verabreichen. Ich aß mit ſolchem Anſtande, mit ſolcher Reinlichkeit, daß auch nicht das kleinſte Fettfleckchen auf dem getäfelten Fußboden ſichtbar. Wie groß war daher mein Entſetzen, als eines Mittags der Napf, kaum hatte ich mich ihm genähert, in hundert Stücke zerſprang und die Fettbrühe ſich ergoß über den ſchönen Fußboden. Zornig fuhr der Profeſſor auf mich los mit argen Scheltworten und unerachtet die Profeſſorin mich zu entſchuldigen ſuchte, las man doch den bittern Verdruß in ihrem blaſſen Geſicht. Sie meinte, dürfte auch der garſtige Flecken nicht wohl fortzubringen ſeyn, ſo könnte ja doch die Stelle abgehobelt oder eine neue Tafel eingeſetzt werden. Der Profeſſor hegte einen tiefen Abſcheu gegen ſolche Reparaturen, er hörte ſchon die Tiſchlerjungen hobeln und hämmern und ſo waren es die liebreichen Entſchuldigungen der Profeſſorin, die ihn mein vermeintliches Ungeſchick erſt recht fühlen ließen und mir noch außer jenen Scheltworten ein tüchtiges Paar Ohrfeigen einbrachten. — Ich ſtand da im Bewußtſein meiner Unſchuld, ganz verblüfft, und wußte gar nicht, was ich denken, was ich ſagen ſollte. — Erſt als mir daſſelbe zwei — dreimal geſchehen, merkte ich die Tücke. — Man hatte mir halb zerbrochene Schüſſeln hingeſtellt, die bei der leiſeſten Berührung in hundert Stücke zerfallen mußten. Ich durfte nicht mehr im Zimmer bleiben, draußen erhielt ich Speiſe von der Köchin, aber ſo kärglich, daß ich von nagendem Hunger getrieben manches Stück Brod, manchen Knochen zu erſchnappen ſuchen mußte. Darüber entſtand denn nun jedesmal ein gewaltiger Lärm und ich mußte mir eigennützigen Diebſtahl da vorwerfen laſſen, wo nur von der Befriedigung des dringendſten Naturbedürfniſſes die Rede ſeyn konnte. Es kam noch ärger! — Mit großem Geſchrei klagte die Köchin, daß ihr eine ſchöne Hammelkeule aus der Küche verſchwunden und daß ich ſie ganz gewiß geſtohlen. Die Sache kam als eine wichtigere häusliche Angelegenheit vor den Profeſſor. Der meinte, daß er ſonſt nie den Hang zum Diebſtahl an mir bemerkt und daß auch mein Diebsorgan durchaus nicht ausgebildet ſey. Auch wäre es nicht denkbar, daß ich eine ganze Hammelkeule ſo verſpeiſet, daß keine Spur mehr davon vorhanden. — Man ſuchte nach und — fand in meinem Lager die Ueberbleibſel der Keule! — Murr! ſieh, mit der Pfote auf der Bruſt ſchwöre ich's dir, daß ich völlig unſchuldig war, daß es mir nicht in den Sinn gekommen den Braten zu ſtehlen, doch, was halfen die Betheurungen meiner Unſchuld, da der Beweis wider mich ſprach! — Um ſo ergrimmter war der Profeſſor, als er meine Parthie genommen und ſich in ſeiner guten Meinung von mir getäuſcht ſah. — Ich erhielt eine tüchtige Tracht Prügel. — Ließ mich der Profeſſor auch nachher den Widerwillen fühlen, den er gegen mich hegte, ſo war die Frau Profeſſorin deſto freundlicher, ſtreichelte mir, was ſie ſonſt nie gethan, den Rücken und gab mir ſogar dann und wann einen guten Biſſen. Wie konnt' ich ahnen, daß das alles nur gleißneriſcher Trug, und doch ſollte ſich dies bald zeigen. — Die Thüre des Eßzimmers ſtand offen, mit leerem Magen ſchaute ich ſehnſüchtig hinein und gedachte ſchmerzvoll jener guten Zeit, als ich, wenn das ſüße Aroma des Bratens ſich verbreitete, nicht vergebens den Profeſſor bittend anſchaute und dabei, wie man zu ſagen pflegt, ein wenig ſchnüffelte! Da rief die Profeſſorin: Ponto, Ponto! und hielt mir geſchickt zwiſchen dem zarten Daumen und dem niedlichen Zeigefinger ein ſchönes Stück Braten hin. — Mag es ſeyn, daß ich im Enthuſiasmus des aufgeregten Appetits ein wenig heftiger zuſchnappte als gerade nöthig, doch gebiſſen habe ich nicht die zarte Lilienhand, das kannſt du mir glauben, guter Murr. Und doch ſchrie die Profeſſorin laut auf: der böſe Hund! und fiel wie ohnmächtig zurück in den Seſſel, und doch ſah' ich zu meinem Entſetzen wirklich ein paar Blutstropfen am Daumen. Der Profeſſor gerieth in Wuth; er ſchlug mich, trat mich mit Füßen, mißhandelte mich ſo unbarmherzig, daß ich mit dir, mein guter Kater, hier wohl nicht vor der Thüre ſäße im lieben Sonnenſchein, hätte ich mich nicht durch die ſchleunige Flucht zum Hauſe hinaus gerettet. An Rückkehr war nicht zu denken. Ich ſah ein, daß gegen die ſchwarze Cabale, die die Profeſſorin aus reiner Rachgier wegen des freiherrlichen Handſchuhs gegen mich angezettelt, nichts auszurichten und beſchloß mir gleich einen andern Herrn zu ſuchen. Sonſt wäre das der ſchönen Gaben halber, die mir die gütige, mütterliche Natur verliehen, ein Leichtes geweſen, Hunger und Gram hatten mich aber ſo heruntergebracht, daß ich bei meinem miſerablen Ausſehn in der That befürchten mußte, überall abgewieſen zu werden. Traurig, von drückenden Nahrungsſorgen gequält, ſchlich ich vor's Thor. Ich erblickte den Herrn Baron Alzibiades von Wipp, der vor mir herging und ich weiß nicht, wie mir der Gedanke kam, ihm meine Dienſte anzubieten. Vielleicht war es ein dunkles Gefühl, daß ich auf dieſe Weiſe Gelegenheit erhalten würde mich an dem undankbaren Profeſſor zu rächen, wie es ſich ſpäter denn auch wirklich begab. — Ich tänzelte an den Baron heran, wartete ihm auf und folgte, als er mich mit einigem Wohlgefallen betrachtete, ihm ohne Umſtände nach in ſeine Wohnung. Sehen Sie, ſo ſprach er zu einem jungen Menſchen, den er ſeinen Kammerdiener nannte, unerachtet er ſonſt keinen andern Diener hatte, ſehen Sie Friedrich, was ſich da für ein Pudel zu mir eingefunden hat. Wär' er nur hübſcher! Friedrich rühmte dagegen den Ausdruck meines Antlitzes, ſo wie den zierlichen Wuchs und meinte, ich müſſe von meinem Herrn ſchlecht gehalten ſeyn und habe ihn wahrſcheinlich deshalb verlaſſen. Setzte er noch hinzu, daß Pudel, die ſich ſo von ſelbſt aus freiem Antriebe einfänden, gewöhnlich treue rechtſchaffene Thiere wären, ſo konnte der Baron nicht umhin mich zu behalten. Unerachtet ich nun durch Friedrichs Vorſorge ein recht glattes Anſehn gewann, ſo ſchien der Baron doch nicht ſonderlich viel auf mich zu halten und litt es nur eben zur Noth, daß ich ihn auf ſeinen Spaziergängen begleitete. Das ſollte anders kommen. — Wir begegneten auf einem Spaziergange der Profeſſorin. — Erkenne, guter Murr, das gemüthliche Gemüth — ja ſo will ich ſagen — eines ehrlichen Pudels, wenn ich verſichere, daß, unerachtet mir die Frau ſehr weh gethan, ich doch eine ungeheuchelte Freude empfand, ſie wieder zu ſehen. — Ich tanzte vor ihr her, bellte luſtig, und gab ihr meine Freude auf alle nur mögliche Weiſe zu erkennen. Sieh da, Ponto! rief ſie, ſtreichelte mich und blickte den Baron von Wipp, der ſtehen geblieben, bedeutend an. Ich ſprang zu meinem Herrn zurück, der mich liebkoste. Er ſchien auf beſondere Gedanken zu gerathen; mehrmals hintereinander murmelte er in ſich hinein: Ponto! — Ponto, wenn das möglich ſeyn ſollte!

Wir hatten einen nahe gelegenen Luſtort erreicht; die Profeſſorin nahm Platz mit ihrer Geſellſchaft, bei der ſich jedoch der liebe gutmüthige Herr Profeſſor nicht befand. Unfern davon ſetzte ſich Baron Wipp, ſo daß er ohne ſonderlich von den Andern bemerkt zu werden, die Profeſſorin beſtändig im Auge behielt. Ich ſtellte mich vor meinen Herrn und guckte ihn an, indem ich leiſe mit dem Schweif wedelte, als erwarte ich ſeine Befehle. Ponto, wiederholte er, Ponto, ſollte es möglich ſeyn! — Nun, ſetzte er nach einem kurzen Stillſchweigen hinzu, nun, es kommt auf den Verſuch an! — Damit nahm er einen kleinen Papierſtreifen aus der Brieftaſche, ſchrieb einige Worte mit Bleiſtift darauf, rollte ihn zuſammen, ſteckte ihn mir unter das Halsband, wies nach der Profeſſorin und rief leiſe: Ponto — Allons! — Nicht ein ſolcher kluger, in der Welt gewitzigter Pudel hätte ich ſeyn müſſen, als ich es wirklich bin, um nicht ſogleich Alles zu errathen. Ich machte mich daher ſogleich an den Tiſch, wo die Profeſſorin ſaß und that, als verſpüre ich großen Appetit nach dem ſchönen Kuchen, der auf dem Tiſche ſtand. Die Profeſſorin war die Freundlichkeit ſelbſt, ſie reichte mir Kuchen mit der einen Hand, während ſie mich mit der andern am Halſe kraute. Ich fühlte, wie ſie den Papierſtreifen hervor zog. Bald darauf verließ ſie die Geſellſchaft und begab ſich in einen Nebengang. Ich folgte ihr. Ich ſah, wie ſie des Barons Worte eifrig las, wie ſie aus ihrem Strickkäſtchen einen Bleiſtift hervorholte, auf denſelben Zettel einige Worte ſchrieb und ihn dann wieder zuſammenrollte. Ponto, ſprach ſie dann, indem ſie mich mit ſchalkiſchem Blick betrachtete, Ponto! du biſt ein ſehr kluger vernünftiger Pudel, wenn du zu rechter Zeit apportirſt! — Damit ſteckte ſie mir das Zettelchen unter das Halsband und ich unterließ nicht eiligſt hinzuſpringen zu meinem Herrn. Der muthmaßte ſogleich, daß ich Antwort brächte, denn er zog alsbald den Zettel unter dem Halsbande hervor. — Der Profeſſorin Worte mußten ſehr tröſtlich lauten und angenehm, denn des Barons Augen funkelten vor lauter Freude und er rief entzückt: Ponto — Ponto, du biſt ein herrlicher Pudel, mein guter Stern hat mir dich zugeführt. Du kannſt denken, guter Murr! daß ich nicht wenig erfreut war, da ich einſah', wie ich nach dem, was ſich ſo eben zugetragen, in der Gunſt meines Herrn hoch ſteigen muſſe.

In dieſer Freude machte ich beinahe unaufgefordert alle nur mögliche Kunſtſtücke. Ich ſprach wie der Hund, ſtarb, lebte wieder auf, verſchmähte das Stück Weißbrod vom Juden und verzehrte mit Appetit das vom Chriſten u. ſ. w. Ein ungemein gelehriger Hund! So rief eine alte Dame die neben der Profeſſorin ſaß, herüber. Ungemein gelehrig! erwiederte der Baron. Ungemein gelehrig! hallte der Profeſſorin Stimme nach wie ein Echo. — Ich will dir nur ganz kurz ſagen, guter Murr! daß ich den Briefwechſel auf die erwähnte

Weiſe fortwährend beſorgte und noch jetzt beſorge, da ich zuweilen ſogar mit Brieſchen in des Profeſſors Haus laufe, wenn er gerade abweſend. Schleicht aber manchmal in der Abenddämmerung der Herr Baron Alzibiades von Wipp zur holden Lätitia, ſo bleibe ich vor der Hausthüre und mache, läßt ſich der Herr Profeſſor nur in der Ferne blicken, ſolch einen grimmigen Teufelslärm mit Bellen, daß mein Herr eben ſo gut als ich, die Nähe des Feindes wittert und ihm ausweicht. —

Mir kam es vor, als könne ich Ponto's Betragen doch nicht recht billigen, ich dachte an des verewigten Muzius, an meinen eignen tiefen Abſcheu vor jedem Halsbande und ſchon dies ſetzte mich darüber in's Klare, daß ein ehrliches Gemüth, ſo wie es ein rechtſchaffener Kater in ſich trägt, dergleichen Liebeskuppeleien verſchmähe. Alles dieſes äußerte ich dem jungen Ponto ganz unverholen. Der lachte mir aber in's Geſicht und meinte, ob denn die Moral der Katzen ſo gar ſtrenge ſey und ob ich ſelbſt nicht ſchon hin und wieder über die Schnur gehauen, d. h. etwas gethan, was für den engen moraliſchen Schubkaſten zu breit ſey. — Ich dachte an Mina und verſtummte.

Für's Erſte, ſprach Ponto weiter, für's Erſte mein guter Murr! iſt es ein ganz gemeiner Erfahrungsſatz, daß niemand ſeinem Schickſal entgehen kann, er mag es nun anſtellen wie er auch will; du kannſt als ein Kater von Bildung das Weitre darüber nachleſen in einem ſehr belehrenden und ganz angenehm ſtyliſirten Buche, Jaques le fataliste betitelt. War es nach dem ewigen Rathſchluß beſtimmt, daß der Profeſſor der Aeſthetik, Herr Lothario, ein — Nun du verſtehſt mich guter Katz, aber zudem hat ja der Profeſſor durch die Art, wie er ſich bei der merkwürdigen Handſchuhgeſchichte — ſie ſollte mehr Celebrität erhalten, ſchreib' was darüber Murr — benommen, ſeinen ganz entſchiedenen ihm von der Natur eingepflanzten Beruf bewieſen, in jenen großen Orden zu treten, den ſo viele viele Männer tragen, mit der gebietendſten Würde, mit dem ſchönſten Anſtande, ohne es zu wiſſen. Dieſen Beruf hätte Herr Lothario erfüllt, gäb es auch keinen Baron Alzibiades von Wipp, keinen Ponto. Hatte aber wohl überhaupt Herr Lothario etwas Anderes, Beſſeres um mich verdient, als daß ich gerade ſeinem Feinde mich in die Arme warf? — Dann aber fand auch der Baron gewiß andere Mittel, ſich mit der Profeſſorin zu verſtehen und derſelbe Schaden kam über den Profeſſor, ohne mir den Nutzen zu bringen, den ich jetzt wirklich von dem angenehmen Verhältniß des Barons mit der holden Lätitia verſpüre. Wir Pudel ſind nicht ſolche überſtrenge Moraliſten, daß wir in unſerm eignen Fleiſche wühlen und die im Leben ſchon ſonſt knapp genug zugeſchnittenen guten Biſſen verſchmähen ſollten. —

Ich fragte den jungen Ponto, ob denn der Nutzen, den ihm ſein Dienſt bei dem Baron Alzibiades von Wipp verſchaffe, in der That ſo groß und wichtig ſey, daß er das Unangenehme, das Drückende der damit verbundenen Knechterei aufwiege. Dabei gab ich ihm nicht undeutlich zu verſtehen, daß eben dieſe Knechterei einem Kater, deſſen Freiheitsſinn in der Bruſt unauslöſchlich, immer widerlich bleiben müſſe.

Du redeſt, erwiederte Ponto ſtolz lächelnd, du redeſt guter Murr wie du es verſtehſt, oder vielmehr wie es dir deine gänzliche Unerfahrenheit in den höhern Verhältniſſen des Lebens erſcheinen läßt. Du weißt nicht, was es heißt, der Liebling eines ſolchen galanten gebildeten Mannes zu ſeyn, als es der Baron Alzibiades von Wipp wirklich iſt. Denn, daß ich ſeit der Zeit, als ich mich ſo klug und dienſtfertig benommen, ſein größter Liebling geworden, darf ich dir, o mein freiheitsliebender Katz, wohl nicht erſt ſagen. Eine kurze Schilderung unſerer Lebensweiſe wird dich das Angenehme, das Wohlthätige meiner jetzigen Lage, ſehr lebhaft fühlen laſſen. — Des Morgens ſtehen wir (ich und mein Herr nämlich) nicht zu früh, aber auch nicht zu ſpät auf; das heißt, auf den Schlag eilf Uhr. — Ich muß dabei bemerken, daß mein breites weiches Lager unfern dem Bette des Barons aufgeſchlagen iſt und daß wir viel zu harmoniſch ſchnarchen, um beim plötzlichen Erwachen zu wiſſen, wer geſchnarcht hat. — Der Baron zieht an der Glocke und ſogleich erſcheint der Kammerdiener, der dem Baron einen Becher rauchender Chokolade, mir aber einen Porzellannapf voll des ſchönſten ſüßen Kaffees mit Sahne bringt, den ich mit demſelben Appetit leere wie der Baron ſeinen Becher. Nach dem Frühſtück ſpielen wir ein halbes Stündchen mit einander, welche Leibesbewegung nicht allein unſerer Geſundheit zuträglich iſt, ſondern auch unſern Geiſt erheitert. Iſt das Wetter ſchön, ſo pflegt der Baron auch wohl zum offnen Fenſter hinauszuſchauen und die Vorübergehenden mit dem Fernglas zu begucken. Gehen gerade nicht viele vorüber, ſo giebt es noch eine andere Beluſtigung, die der Baron eine Stunde hindurch fortſetzen kann, ohne zu ermüden. — Unter dem Fenſter des Barons iſt ein Stein eingepflaſtert, der ſich durch eine beſonders röthliche Farbe auszeichnet, in der Mitte dieſes Steins befindet ſich aber ein kleines eingebröckeltes Loch. Nun kommt es darauf an, ſo geſchickt hinabzuſpucken, daß gerade in dieſes kleine Loch hinein getroffen wird. — Durch viele anhaltende Uebung hat es der Baron dahin gebracht, daß er auf das drittemal Treffen parirt und ſchon manche Wette gewann. Nach dieſer Beluſtigung tritt der ſehr wichtige Moment des Anziehens ein. Das geſchickte Kämmen und Kräuſeln des Haars, vorzüglich aber das kunſtmäßige Knüpfen des Halstuchs beſorgt der Baron ganz allein ohne Hülfe des Kammerdieners. Da dieſe beiden ſchwierigen Operationen etwas lange dauern, ſo benutzt Friedrich die Zeit um mich auch anzukleiden. D. h. mit einem in lauwarmes Waſſer eingeweichten Schwamm wäſcht er mir den Pelz, kämmt die langen Haare, die der Friſeur an ſchicklichen Oertern zierlich ſtehen laſſen, mit einem genugſam engen Kamme durch und legt mir das ſchöne ſilberne Halsband um, das der Baron mir gleich verehrte, als er meine Tugenden entdeckt. Die folgenden Augenblicke ſind der Literatur und den ſchönen Künſten gewidmet. Wir gehen nämlich in eine Reſtauration oder in ein Kaffeehaus, genießen Beefſteak oder Carbonade, trinken ein Gläschen Madeira, und gucken etwas weniges in die neueſten Journale, in die neueſten Zeitungen. Dann beginnen die Vormittags-Viſiten. Wir beſuchen dieſe, jene große Schauſpielerin, Sängerin, ja auch wohl Tänzerin, um ihr die Neuigkeiten des Tages, hauptſächlich aber den Verlauf irgend eines Debüts von geſtern Abend, zu hinterbringen. Es iſt merkwürdig, mit welchem Geſchick der Baron Alzibiades von Wipp ſeine Nachrichten einzurichten weiß, um die Damen ſtets bei guter Laune zu erhalten. Niemals iſt es der Gegnerin oder wenigſtens Combattantin gelungen, ſich nur einen Theil des Ruhms anzueignen, der die Gefeierte krönt, die er ſo eben im Schmollzimmerchen heimſucht. — Man hat die Arme ausgeziſcht — ausgelacht — Und iſt denn wirklich erhaltener glänzender Beifall nicht wohl zu verſchweigen, ſo weiß der Baron ganz gewiß ein neues ſkandalöſes Geſchichtchen von der Dame aufzutiſchen, das eben ſo begierig vernommen als verbreitet wird, damit gehöriges Gift die Blumen des Kranzes vor der Zeit tödte. — Die vornehmeren Viſiten bei der Gräfin A., bei der Baroneſſe B., bei der Geſandtin C. u. ſ. w. füllen die Zeit aus bis halb vier Uhr; und nun hat der Baron ſeine eigentlichen Geſchäfte abgemacht, ſo daß er um vier Uhr ſich beruhigt zu Tiſche ſetzen kann. Dies geſchieht gewöhnlich wieder in einer Reſtauration. Nach Tiſche gehen wir zu Kaffee, ſpielen auch wohl eine Parthie Billard und machen dann, erlaubt es die Witterung, eine kleine Promenade; ich beſtändig zu Fuß, der Baron aber manchmal zu Pferde. So iſt die Theaterſtunde herangekommen, die der Baron niemals verſäumt. Er ſoll im Theater eine überaus wichtige Rolle ſpielen, da er das Publikum nicht allein von allen Verhältniſſen der Bühne und der auftretenden Künſtler in Kenntniß ſetzen, ſondern auch das gehörige Lob, den gehörigen Tadel anordnen, ſo aber überhaupt den Geſchmack im richtigen Geleiſe erhalten muß. Er fühlt einen natürlichen Beruf dazu. Da man den feinſten Leuten meines Geſchlechts ungerechter Weiſe den Eingang in das Theater durchaus nicht verſtattet, ſo ſind die Stunden während der Vorſtellung die einzigen, in denen ich mich von meinem lieben Baron trenne und mich allein auf meine eigne Hand beluſtige. Wie dies nun geſchieht und wie ich die Connexionen mit Windſpielen, engliſchen Wachtelhunden, Möpſen und andern vornehmen Leuten benutze, das ſollſt du künftig erfahren, guter Murr! — Nach dem Theater ſpeiſen wir wieder in einer Reſtauration und der Baron überläßt ſich in heitrer Geſellſchaft ganz ſeiner frohen Laune. Das heißt, alle ſprechen, alle lachen und finden alles auf Ehre göttlich und keiner weiß, was er ſpricht und worüber er lacht und was als auf Ehre göttlich gerühmt werden darf. Darin beſteht aber das Sublime der Converſation, das ganze ſoziale Leben derer, die ſich zur eleganten Lehre bekennen, wie mein Herr. Manchmal fährt aber auch wohl der Baron noch in ſpäter Nacht in dieſe, jene Geſellſchaft und ſoll dort ganz exzellent ſeyn. Auch davon weiß ich nichts, denn der Baron hat mich noch niemals mitgenommen, wozu er vielleicht ſeine guten Gründe haben mag. — Wie ich auf weichem Lager in der Nähe des Barons herrlich ſchlafe, habe ich dir ſchon geſagt. Geſtehe aber nun ſelbſt, guter Katz! wie nach der Lebensweiſe, die ich hier ausführlich beſchrieben, mich der alte mürriſche Oheim eines wüſten, liederlichen Wandels anklagen kann? — Es iſt wahr, daß ich, ſchon hab' ich dir's geſtanden, vor einiger Zeit gerechten Anlaß gab zu allerlei Vorwürfen. Ich trieb mich umher in ſchlechter

Geſellſchaft und fand eine beſondere Luſt darin mich überall, vorzüglich in Vermählungsſchmäuſe ungebeten einzudrängen und ganz unnützen Skandal anzufangen. Alles dies geſchah aber nicht aus reinem Trieb zu wüſter Balgerei, ſondern aus bloßem Mangel an höherer Cultur, die ich bei den Verhältniſſen, wie ſie in dem Hauſe des Profeſſors beſtanden, nicht erhalten konnte. Jetzt iſt das alles anders. Doch! — wen erblick ich? — Dort geht der Baron Alzibiades von Wipp! — Er ſieht ſich nach mir um — er pfeift! — A revoir Beſter! —

Schnell wie der Blitz ſprang Ponto ſeinem Herrn entgegen. Das Aeußere des Barons entſprach ganz dem Bilde, das ich mir wohl nach dem, was Ponto von ihm geſagt, machen durfte. — Er war ſehr groß und nicht ſo wohl ſchlank gewachſen als ſpindeldürr. Kleidung, Stellung, Gang, Gebehrde, alles konnte für den Prototypus der letzten Mode gelten, die aber, bis in's Phantaſtiſche hinaus getrieben, ſeinem ganzen Weſen etwas Seltſames, Abentheuerliches gab. Er trug ein kleines ſehr dünnes Röhrchen mit einer ſtählernen Krücke in der Hand, über das er Ponto einigemal ſpringen ließ. So herabwürdigend mir auch dieſes ſchien, geſtehen mußte ich doch, daß Ponto mit der höchſten Geſchicklichkeit und Stärke jetzt eine Anmuth verband, die ich ſonſt noch niemals an ihm bemerkt. Ueberhaupt wie nun der Baron mit vorgeſtreckter Bruſt, den Leib eingezogen, mit einem ſonderbaren ausgeſpreizten Hahnentritt weiter fortwandelte und Ponto in ſehr zierlichen Courbetten bald vorwärts bald nebenher ſprang und ſich nur ganz kurze, zum Theil ſtolze Begrüßungen vorübergehender Cameraden erlaubte, ſo ſprach ſich darin ein gewiſſes Etwas aus, das ohne mir deutlich zu werden, dennoch mir imponirte. — Ich ahnte, was mein Freund Ponto mit der höheren Cultur gemeint und ſuchte, ſo viel möglich darüber ganz in's Klare zu kommen. Das hielt aber ſehr ſchwer, oder vielmehr, meine Bemühungen blieben ganz vergeblich. —

Später habe ich eingeſehen, daß an gewiſſen Dingen alle Probleme, alle Theorien, die ſich in dem Geiſte bilden mögen, ſcheitern und daß nur durch die lebendige Praxis die Erkenntniß zu erringen; die höhere Cultur die beide, der Baron Alzibiades von Wipp und der Pudel Ponto in der feinen Welt erlangt, gehört aber zu dieſen gewiſſen Dingen. —

Der Baron Alcibiades von Wipp lorgnettirte mich im Vorübergehen ſehr ſcharf. Es ſchien mir, als läs' ich Neugierde und Zorn in ſeinem Blick. Sollte er vielleicht Ponto's Unterhaltung mit mir gewahrt und ungnädig vermerkt haben? Mir wurde etwas ängſtlich zu Muthe, ich eilte ſchnell die Treppe hinauf. —

Ich ſollte nun, um alle Pflichten eines tüchtigen Selbſtbiographen zu erfüllen, wiederum meinen Seelenzuſtand beſchreiben und könnte das nicht beſſer thun, als mittelſt einiger ſublimer Verſe, die ich ſeit einiger Zeit ſo recht, wie man zu ſagen pflegt, aus dem Pelzärmel ſchüttle. Ich will —

(Mak. Bl.) — — mit dieſem einfältigen armſeligen Spielwerk den beſten Theil meines Lebens vergeudet. — Und nun jammerſt du alter Thor und klagſt das Geſchick an, dem du vermeſſen Trotz boteſt! — Was gingen dich die vornehmen Leute, was ging dich die ganze Welt an die du verhöhnteſt, weil du ſie für närriſch hielteſt und ſelbſt am närriſchſten warſt! — Beim Handwerk, beim Handwerk mußteſt du bleiben, Orgeln bauen und nicht den Hexenmeiſter ſpielen und den Wahrſager. — Sie hätten ſie mir nicht geſtohlen, mein Weib wäre bei mir, ein tüchtiger Arbeiter ſäß' ich in der Werkſtatt und rüſtige Geſellen klopften und hämmerten um mich her und wir förderten Werke, die ſich hören und ſehen ließen wie keine andere weit und breit. — Und Chiara! — vielleicht hingen muntre Knaben mir am Halſe, vielleicht ſchaukelte ich ein ſchmuckes Töchterlein auf den Knien. — Tauſend Teufel, was hält mich ab, daß ich nicht den Augenblick davon renne und das verlorne Weib ſuche in der ganzen weiten Welt! — Damit warf Meiſter Abraham, der dies Selbſtgeſpräch gehalten, das kleine begonnene Automat ſo wie alles Handwerkszeug, unter den Tiſch, ſprang auf und ſchritt heftig hin und her. — Der Gedanke an Chiara, der ihn jetzt beinahe niemals verließ, rief alle ſchmerzliche Wehmuth in ſeinem Innern hervor und wie mit Chiara damals ſein höheres Leben begonnen, verließ ihn auch jetzt jener trotzige dem Gemeinen entſproſſene Unwille darüber, daß er über ſein Handwerk hinweggeſchaut und wirkliche Kunſt zu üben ſich unterfangen. — Er ſchlug Severino's Buch auf und ſchaute lange die holde Chiara an. Wie ein Mondſüchtiger, der der äußeren Sinne beraubt nur nach dem innern Gedanken automatiſch handelt, ging Meiſter Abraham dann zu einem Kaſten, der in einem Winkel des Zimmers ſtand, räumte

Bücher und Sachen, womit er bepackt, herunter, öffnete ihn, nahm die Glaskugel, den ganzen Apparat zum geheimnißvollen Experiment mit dem unſichtbaren Mädchen hervor, befeſtigte die Kugel an einer dünnen ſeidnen Schnur, die von der Decke herabhing, ſtellte im Zimmer alles ſo her, wie es zu dem verſteckten Orakel nöthig. Erſt als er mit Allem fertig geworden, erwachte er aus der träumeriſchen Betäubung und erſtaunte nicht wenig darüber, was er begonnen. Ach, jammerte er dann laut, indem er ganz ermattet, ganz troſtlos in den Lehnſtuhl ſank, ach Chiara, arme verlorne Chiara, niemals werd' ich, wieder deine ſüße Stimme verkünden hören, was in des Menſchen tiefſter Bruſt verſchloſſen. Kein Troſt mehr auf Erden, — keine Hoffnung als das Grab! —

Da ſchwankte die Glaskugel hin und her und ein melodiſcher Ton ließ ſich vernehmen wie wenn Windeshauch leiſe hinſtreiſt über die Saiten der Harfe. Aber bald wurde der Ton zu Worten:

Noch iſt Leben nicht dahin,
Troſt und Hoffnung nicht verſchwunden,
Was vermag der frömmſte Sinn,
Hält ihn ſchwerer Eid gebunden?
Meiſter! Muth! — du wirſt geſunden,
Blick auf zu der Dulderin,
Die da heilt die tiefſten Wunden,
Bittrer Schmerz bringt dir Gewinn.

O du barmherziger Himmel, liſpelte der Alte mit bebenden Lippen, ſie iſt es ſelbſt die zu mir ſpricht von dem hohen Himmel herab; ſie wandelt nicht mehr unter den Lebendigen! — Da ließ ſich jener melodiſche Ton abermals vernehmen und noch leiſer, noch entfernter erklangen die Worte:

Nicht erfaßt der bleiche Tod,
Die im Herzen Liebe tragen;
Dem glänzt noch das Abendroth,
Der am Morgen wollt' verzagen.
Bald kann dir die Stunde ſchlagen,
Die entreißt dich aller Noth;
Zu vollbringen magſt du wagen,
Was die ew'ge Macht gebot.

Stärker anſchwellend und wieder verhallend lockten die ſüßen Töne den Schlaf herbei, der den Alten einhüllte in ſeinen ſchwarzen

Fittig. Aber in dem Dunkel ging ſtrahlend wie ein ſchöner Stern der Traum vergangenen Glücks auf und Chiara lag wieder an des Meiſters Bruſt und beide waren wieder jung und ſelig und kein finſtrer Geiſt vermochte den Himmel ihrer Liebe zu trüben. —

— Hier hat, wie der Herausgeber es dem geneigten Leſer bemerklich machen muß, der Kater wieder ein paar Makulaturblätter ganz weggeriſſen, wodurch in dieſer Geſchichte voller Lücken wiederum eine Lücke entſtanden. Nach der Seitenzahl fehlen aber nur acht Columnen, die eben nichts beſonders Wichtiges enthalten zu haben ſcheinen, da das Folgende ſich im Ganzen noch ſo ziemlich an das Vorhergegangene reiht. Alſo weiter heißt es:

— — — nicht erwarten durfte. Fürſt Irenäus war überhaupt ein abgeſagter Feind von allen ungewöhnlichen Vorfällen, vorzüglich wenn ſeine eigne Perſon in Anſpruch genommen wurde, die Sache näher zu unterſuchen. Er nahm daher, wie er es in kritiſchen Fällen zu thun pflegte, eine Doppelpriſe, ſtarrte den Leibjäger an mit dem bekannten niederſchmetternden Friedrichsblick und ſprach: Lebrecht, ich glaube, wir ſind ein mondſüchtiger Träumer und ſehen Geſpenſter und machen einen ganz unnöthigen Hallas?

Durchlauchtigſter Herr, erwiederte der Leibjäger in ſehr ruhiger Faſſung, laſſen Sie mich fortjagen wie einen ordinairen Schuft, wenn nicht alles buchſtäblich wahr iſt, wie ich es erzählt habe. Ich wiederhole es keck und freimüthig. Rupert iſt ein ausgemachter Spitzbube.

Wie, rief der Fürſt in vollem Zorn, wie, Rupert, mein alter treuer Caſtellan, der funfzig Jahre dem Fürſtenhauſe gedient, ohne jemals ein Schloß einroſten zu laſſen oder im Auf- und Zuſchließen zu manquiren, der ſoll ein Spitzbube ſeyn? Lebrecht! — er iſt beſeſſen, er iſt raſend! Himmeltauſend Sapp —

Der Fürſt ſtockte wie immer, wenn er ſich auf dem Fluchen ertappte, das allem fürſtlichen Anſtande entgegen. Der Leibjäger nutzte dieſen Augenblick um ganz geſchwinde einzufallen: Durchlauchtigſter Herr werden nur gleich ſo hitzig und fluchen denn ſo gräßlich, und man darf über ſo etwas doch nicht ſchweigen, man kann doch nichts behaupten als die reine Wahrheit. — Wer iſt hitzig, ſprach der Fürſt gelaſſener, wer flucht? — Eſel fluchen! — Ich will, daß er mir die ganze Sache in gedrängter Kürze wiederhole, damit ich in einer geheimen Sitzung alles meinen Räthen vortragen kann zur umſtändlichen Berathung und Entſcheidung über die fernerhin zu ergreifenden Maaßregeln. Iſt Rupert wirklich ein Spitzbube, ſo — Nun, das Weitere wird ſich denn finden.

Wie geſagt, begann der Leibjäger, als ich geſtern Fräulein Julien vorleuchtete, ſchlüpfte derſelbe Menſch, der hier ſchon längſt herumſchleicht, bei uns vorüber. Halt, dacht ich in meinem Sinn, den Urian wirſt du doch ertappen, und löſchte, als ich das liebe Fräulein bis oben heraufgebracht, meine Fackel aus und ſtellte mich in's Dunkel. Nicht lange dauerte es, ſo kam derſelbe Menſch aus dem Gebüſch hervor und klopfte leiſe an das Haus. Behutſam ſchlich ich einher. Da wurde das Haus geöffnet und ein Mädchen trat heraus und mit dieſem Mädchen ſchlüpfte der Fremde hinein. Es war die Nanni, Sie kennen ſie doch, durchlauchtigſter Herr, der Frau Räthin ſchöne Nanni?

Coquin, rief der Fürſt, mit hohen gekrönten Häuptern ſpricht man nicht von ſchönen Nanni's, doch! — fahr er fort, mon fils. — Ja, ſprach der Leibjäger weiter, ja die ſchöne Nanni, ich hätt' ihr ſolchen dummen Verkehr gar nicht zugetraut. — Alſo weiter nichts als eine einfältige Liebſchaft, dacht ich in meinem Sinn; aber es wollt mir gar nicht in den Kopf, daß nicht noch was anders dahinter ſtecken ſollte. Ich blieb am Hauſe ſtehen. Da kam nach einer guten Weile die Frau Räthin zurück und kaum war ſie in's Haus getreten, als oben ein Fenſter geöffnet wurde und mit unglaublicher Behendigkeit der fremde Menſch hinausſprang, gerade in die ſchönen Nelken- und Levkojenſtöcke hinein, die dort vergattert ſtehen und die das liebe Fräulein Julia ſelbſt ſo ſorglich wartet. Der Gärtner lamentirt ſchrecklich; er iſt mit den zerbrochenen Scherben draußen und wollte bei dem durchlauchtigſten Herrn ſelbſt Klage führen. Ich habe ihn aber nicht hereingelaſſen, denn der Schlingel iſt angeſoffen ſchon am frühen Morgen. — Lebrecht, unterbrach der Fürſt den Leibjäger, Lebrecht, das ſcheint eine Imitation zu ſeyn, denn ſelbiges kommt ſchon in der Oper von Herrn Mozart, Figaro's Hochzeit geheißen, vor, die ich zu Prag geſchaut. Bleib er der Wahrheit getreu, Jäger! — Auch, ſprach Lebrecht weiter, auch nicht eine Sylbe rede ich anders, als ich es bekräftigen kann mit einem körperlichen Eide. — Der Kerl war hingeſtürzt und ich gedachte ihn nun zu faſſen; doch ſchnell wie der Blitz raffte der Kerl ſich auf und rannte ſpornſtreichs — wohin? was denken Sie wohl, durchlauchtigſter Fürſt, wohin er rannte? — Ich denke nichts, erwiederte der Fürſt feierlich, turbir er mich nicht mit läſtigen Fragen nach Gedanken, Jäger! ſondern erzähle er ruhig ſo lange, bis die Geſchichte aus iſt, dann will ich denken. — Gerade, fuhr der Jäger fort, gerade nach dem unbewohnten Pavillon rannte der Menſch. Ja — unbewohnt! — So wie er an die Thüre geklopft, wurd' es inwendig hell und wer nun heraustrat, war niemand anders als der ſaubere ehrliche Herr Rupert, dem der Fremde hineinfolgte in's Haus, das er nun wieder feſt verſchloß. Sie ſehen, durchlauchtigſter Herr, daß Rupert Verkehr treibt mit fremden gefährlichen Gäſten, die bei ihrer Schleicherei gewiß Böſes im Schilde führen. Wer weiß, worauf alles abzielt und es iſt ja möglich, daß ſelbſt mein durchlauchtigſter Fürſt hier in dem ſtillen ruhigen Sieghartshof von ſchlechten Menſchen bedroht wird.

Da Fürſt Irenäus ſich für eine höchſt bedeutende fürſtliche Perſon hielt, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er manchmal von allerlei höfiſchen Cabalen und böſen Nachſtellungen träumte. Des Jägers letzte Aeußerung fiel ihm deshalb gar ſchwer auf's Herz und er verſank einige Augenblicke in tiefes Nachſinnen. Jäger, ſprach er dann mit weit aufgeriſſenen Augen, Jäger! er hat Recht. Die Sache mit dem fremden Menſchen der hier herumſchleicht, mit dem Licht das ſich zur Nachtzeit im Pavillon ſehen läßt, iſt bedenklicher als ſie im erſten Augenblick erſcheint. — Mein Leben ſteht in Gottes Hand! aber mich umgeben treue Diener und ſollte einer ſich für mich aufopfern, ſo würde ich ganz gewiß die Familie reichlich bedenken! — Verbreit' er das unter meinen Leuten guter Lebrecht! — Er weiß, ein fürſtliches Herz iſt frei von jeder Bangigkeit, von jeder menſchlichen Todesfurcht, aber man hat auch Pflichten gegen ſein Volk, ihm muß man ſich conſerviren, zumal wenn der Thronerbe noch unmündig. Darum will ich das Schloß nicht eher verlaſſen, bis die Cabale im Pavillon zerſtört iſt. — Der Förſter ſoll mit den Revierjägern und allen übrigen Forſtbedienten herankommen, alle meine Leute ſollen ſich bewaffnen. Der Pavillon ſoll ſogleich umſtellt, das Schloß feſt verſchloſſen werden. Beſorg' er das guter Lebrecht. Ich ſelbſt ſchnalle meinen Hirſchfänger um, lade er meine Doppelpiſtolen, aber vergeſſe er nicht die Schieber vorzulaſſen, damit kein Unglück geſchieht. — Und daß man mir Nachricht giebt, wenn etwa die Zimmer des Pavillons erſtürmt und ſo die Verſchwornen gezwungen werden ſollen, ſich zu ergeben, damit ich mich zurückziehen kann in die innern Gemächer. Und daß man die Geſangenen auf das Sorglichſte durchſucht, ehe ſie vor den Thron gebracht werden, damit keiner etwa in der Verzweiflung — doch, was ſteht er, was ſieht er mich an, was lächelt er, was ſoll das heißen Lebrecht?

Ei, erwiederte der Leibjäger mit pfiffiger Miene, ei, durchlauchtigſter Herr, ich meine nur, daß es gar nicht vonnöthen, den Förſter mit ſeinen Leuten herzubeordern.

Warum nicht, fragte der Fürſt erzürnt, warum nicht? — Ich glaube gar, er unterſteht ſich mir zu widerſprechen? — Und in jeder Sekunde ſteigt die Gefahr! Tauſend Sapp — Lebrecht, werf er ſich auf's Pferd — der Förſter — ſeine Leute — geladene Büchſen — den Augenblick ſollen ſie einrücken. —

Sie ſind, ſprach der Leibjäger, ſie ſind aber ſchon da, durchlauchtigſter Herr!

Wie — was! — rief der Fürſt, indem er den Mund offen behielt um dem Erſtaunen Luft zu gönnen.

Schon, fuhr der Jäger fort, ſchon als der Morgen graute, war ich draußen beim Förſter. Schon iſt der Pavillon ſo ſorglich umſtellt, daß keine Katze heraus kann, viel weniger ein Menſch.

Er iſt, ſprach der Fürſt gerührt, er iſt ein vortrefflicher Jäger, Lebrecht, und ein treuer Diener des fürſtlichen Hauſes. Rettet er mich aus dieſer Gefahr, ſo kann er ſicher auf eine Verdienſtmedaille rechnen, die ich ſelber erfinden und ausprägen laſſen werde, von Silber oder von Gold, je nachdem bei der Erſtürmung des Pavillons weniger oder mehr Menſchen geblieben ſind.

Erlauben, ſprach der Jäger, erlauben Sie es, durchlauchtigſter Herr, ſo gehen wir nun gleich an's Werk. Das heißt, wir ſchlagen die Thüre des Pavillons ein, nehmen das Geſindel, das darin hauſet, gefangen und alles iſt vorüber. Ja, ja, den Kerl, der mir ſo oft entſchlüpft, der ſolch ein verfluchter Springer iſt, den verdammten Kerl, der ſich dort im Pavillon als ein ungebetener Gaſt ſelbſt einquartiert hat, den will ich ſchon faſſen, den Spitzbuben den, der Fräulein Julien turbirt hat! —

Welcher Spitzbube, fragte die Räthin Benzon in das Zimmer tretend, welcher Spitzbube hat Julien turbirt? Wovon ſprecht Ihr, guter Lebrecht? — Der Fürſt ſchritt feierlich, bedeutſam, wie jemand, dem Großes, Ungeheures begegnet, das er mit aller Stärke des Geiſtes bemüht iſt zu tragen, der Benzon entgegen. Er faßte ihre Hand, drückte ſie zärtlich und ſprach dann mit ſehr weicher Stimme: Benzon! Selbſt in der einſamſten, tiefſten Zurückgezogenheit folgt die Gefahr dem fürſtlichen Haupt. — Es iſt das Loos der Fürſten, daß alle Milde, alle Güte des Herzens, ſie nicht ſchützt vor dem feindlichen Dämon, der den Neid, die Herrſchſucht entflammt in der Bruſt verrätheriſcher Vaſallen! — Benzon, die ſchwärzeſte Verrätherei hat ihr ſchlangenhaariges Meduſenhaupt erhoben gegen mich, Sie finden mich in der dringendſten Gefahr! — Aber bald iſt der Augenblick der Kataſtrophe da, dieſem Getreuen verdanke ich vielleicht bald mein Leben, meinen Thron! — Und iſt es anders beſchloſſen — nun ſo ergebe ich mich in mein Schickſal. — Ich weiß, Benzon, Sie conſerviren Ihre Geſinnungen gegen mich und ſo kann ich wie jener König in dem Trauerſpiel eines deutſchen Dichters, mit dem Prinzeſſin Hedwiga mir neulich den Thee verdarb, hochſinnig rufen: Nichts iſt verloren, denn Sie blieben mein! — Küſſen Sie mich gute Benzon! — Theures Malchen, wir ſind und bleiben die Alten! — Guter Gott, ich radotire wohl in der Seelenangſt! — Laſſen Sie uns gefaßt ſeyn, meine Liebe, wenn die Verräther gefangen ſind, werd' ich ſie mit einem Blick vernichten. — Leibjäger, es beginne der Angriff auf den Pavillon. — Der Leibjäger wollte ſchnell fort. Halt, rief die Benzon, was für ein Angriff? — auf welchen Pavillon?

Der Leibjäger mußte auf den Befehl des Fürſten nochmals über den ganzen Vorfall genauen Rapport abſtatten.

Immer mehr und mehr ſchien die Benzon durch des Leibjägers Erzählung geſpannt zu werden. Als er geendet, rief die Benzon lachend: Nun das iſt das drolligſte Mißverſtändniß, das es wohl geben mag. Ich bitte, gnädigſter Herr, daß der Förſter mit ſeinen Leuten ſogleich nach Hauſe geſchickt werde. — Es iſt von gar keiner Verſchwörung die Rede, Sie befinden ſich nicht in der mindeſten Gefahr gnädigſter Herr! — Der unbekannte Bewohner des Pavillons iſt ſchon Ihr Gefangener.

Wer, fragte der Fürſt voll Erſtaunen, wer, welcher Unglückſelige bewohnt den Pavillon ohne meine Erlaubniß? —

Es iſt, raunte die Benzon dem Fürſten in's Ohr, es iſt Prinz Hektor, der ſich im Pavillon verbirgt!

Der Fürſt prallte einige Schritte zurück, als träfe ihn plötzlich ein Schlag von unſichtbarer Hand, dann rief er: Wer? — wie? est-il possible! — Benzon! träume ich? — Prinz Hektor? Des Fürſten Blicke fielen auf den Leibjäger, der ganz verblüfft den Hut in der Hand zuſammenknillte. — Jäger, ſchrie der Fürſt ihn an, Jäger! Scheer er ſich hinab, der Förſter, die Leute, ſie ſollen fort — fort nach Hauſe! kein Menſch ſoll ſich blicken laſſen! — Benzon, wandte er ſich dann zur Räthin, gute Benzon, können Sie es Sich vorſtellen, einen Kerl, einen Spitzbuben hat Lebrecht den Prinzen Hektor genannt! — Der Unglückliche! — Doch es bleibt unter uns Benzon, es iſt ein Staatsgeheimniß. — Sagen Sie, erklären Sie mir nur, wie es geſchehen konnte, daß der Prinz vorgiebt abzureiſen, und ſich hier verſteckt, als wolle er auf Abentheuer ausgehen?

Die Benzon ſah ſich durch die Beobachtungen des Leibjägers aus großer Verlegenheit gerettet. Hatte ſie ſich vollkommen überzeugt, daß es ihrerſeits nicht rathſam, dem Fürſten die Gegenwart des Prinzen in Sieghartshof, am wenigſten aber ſeinen Anſchlag auf Julien zu entdecken, ſo konnte doch auch die Sache nicht in der Lage bleiben, die mit jeder Minute ſich für Julien, für das ganze Verhältniß das ſie, die Benzon ſelbſt, mit aller Mühe aufrecht erhielt, bedrohlicher geſtalten mußte. Jetzt, da der Leibjäger den Schlupfwinkel des Prinzen erlauſcht und dieſer Gefahr lief, auf nicht ſehr ehrenvolle Weiſe hervorgezogen zu werden, konnte, durfte ſie ihn verrathen, ohne Julia Preis zu geben. Sie erklärte alſo dem Fürſten, daß wahrſcheinlich ein Liebeszwiſt mit der Prinzeſſin Hedwiga den Prinzen vermocht, eine ſchnelle Abreiſe vorzugeben und ſich mit ſeinem treuſten Kammerdiener ganz in der Nähe der Geliebten zu verſtecken. Daß dies Beginnen etwas Romanhaftes, Abentheuerliches in ſich trage, ſey nicht zu läugnen, doch welcher Liebende habe nicht Hang zu dergleichen. Uebrigens ſey des Prinzen Kammerdiener ein ſehr eifriger Liebhaber ihrer Nanni und durch dieſe ihr das Geheimniß verrathen worden.

Ha! rief der Fürſt, dem Himmel ſey es gedankt, ſo war es der Kammerdiener und nicht der Prinz ſelbſt, der ſich zu Ihnen in's Haus ſtahl und dann durch's Fenſter ſprang in die Blumentöpfe, wie der Page Cherubim. — Mir ſtiegen ſchon allerlei unangenehme Gedanken auf. Ein Prinz und durch's Fenſter ſpringen, wie könnte ſich das wohl in aller Welt reimen!

Ei, erwiederte die Benzon ſchalkiſch lachend, ich kenne doch eine fürſtliche Perſon, die den Weg zum Fenſter hinaus nicht verſchmähte, als —

Sie, unterbrach der Fürſt die Räthin, Sie alteriren mich Benzon, Sie alteriren mich ganz ungemein! — Schweigen wir von vergangenen Dingen, überlegen wir lieber, was jetzt mit dem Prinzen anzufangen! Alle Diplomatie, alles Staatsrecht, alles Hofgeſetz holt der Teufel in dieſer verdammten Lage! — Soll ich ihn ignoriren? — ſoll ich ihn zufällig finden? — ſoll ich — ſoll ich? Alles dreht ſich in meinem Kopfe wie ein Wirbel. Das kommt davon, wenn fürſtliche Häupter ſich zu wunderlichen Romanſtreichen herabwürdigen!

Die Benzon wußte in der That nicht, wie das weitere Verhältniß mit dem Prinzen zu formen. Doch auch dieſer Verlegenheit wurde abgeholfen. Noch ehe die Räthin nämlich dem Fürſten antworten konnte, trat der alte Caſtellan Rupert herein und überreichte dem Fürſten ein klein zuſammengefaltetes Billet, indem er ſchelmiſch lächelnd verſicherte, es käme von einer hohen Perſon, die er gar nicht weit von hier die Ehre hätte unter Schloß und Riegel zu bewahren. Er wußte, ſprach der Fürſt ſehr gnädig zu dem Alten, er wußte alſo Rupert, daß? — Nun ich habe ihn immer für einen ehrlichen treuen Diener meines Hauſes gehalten und er hat ſich auch jetzt als einen ſolchen bewährt, da er, wie es ſeine Pflicht war, dem Befehl meines erhabenen Eidams gehorchet. — Ich werde an ſeine Belohnung denken. Rupert dankte in den demüthigſten Ausdrücken und entfernte ſich aus dem Zimmer.

Es begiebt ſich gar oft im Leben, daß einer für beſonders ehrlich und tugendhaft gehalten wird, gerade in dem Augenblick, wenn er einen Spitzbubenſtreich begangen. Daran dachte die Benzon, die von des Prinzen böſem Anſchlage beſſer unterrichtet und überzeugt war, daß der alte heuchleriſche Rupert in das böſe Geheimniß eingeweiht.

Der Fürſt erbrach das Billet und las:

> Che dolce più, che più giocondo stato
> Saria, di quel d'un amoroso core?
> Che viver più felice, o più beato,
> Che ritrovarsi in servitù d'Amore?
> Se non fosse l'huom sempre stimulato
> Da quel sospetto rio, da quel timore,
> Da quel martir, da quella frenesia,
> Da quella rabbia, detta gelosia.

In dieſen Verſen eines großen Dichters finden Sie mein Fürſt die Urſache meines geheimnißvollen Beginnens. Ich glaubte mich nicht geliebt von der, die ich anbete, die mein Leben iſt, all mein Sehnen und Hoffen, für die alle brünſtige Gluth lodert in der entflammten Bruſt. Wohl mir! — ich habe mich eines beſſern überzeugt, ich weiß ſeit wenigen Stunden, daß ich geliebt bin, und trete aus meinem Schlupfwinkel hervor. — Liebe und Glück, das ſey das Loſungswort, das mich ankündigt. — Bald begrüße ich Sie mein Fürſt! mit der Ehrfurcht des Sohnes.

Hektor.

Vielleicht iſt es dem geneigten Leſer nicht ganz unlieb, wenn der Biograph hier auf zwei Sekunden die Geſchichte ruhen läßt und den Verſuch einer Ueberſetzung jener italieniſchen Verſe einſchiebt. — Sie könnten ungefähr alſo lauten:

Gäb's ſüßres noch, gäb's höheres Entzücken,
Als wenn das Herz entbrannt in brünſt'ger Liebe,
Könnt' den ein ſeel'gres Himmelsloos beglücken,
Der in des mächt'gen Gottes Feſſeln bliebe?
Vermöchte nicht den Menſchen zu berücken,
Der finſtre Geiſt, Verdacht! der Furcht Getriebe,
Troſtloſe Qual, Wahnſinns wuchernder Samen,
Der Hölle Furie, Eiferſucht ihr Namen!

Der Fürſt las das Billet zwei-, dreimal ſehr aufmerkſam durch und je öfter er es las, deſto finſtrer zogen ſich die Falten auf ſeiner Stirne zuſammen. Benzon, ſprach er endlich, Benzon! was iſt das mit dem Prinzen? Verſe, italieniſche Verſe an ein fürſtliches Haupt, an einen gekrönten Schwiegervater, ſtatt deutlicher, vernünftiger Erklärung? — Was ſoll das! — Es iſt kein Verſtand darin. — Der Prinz ſcheint überſpannt zu ſeyn auf ganz ungebührliche Weiſe. Die Verſe ſprechen, ſo viel ich davon verſtehe, von dem Glück der Liebe und von den Qualen der Eiferſucht. Was will der Prinz mit der Eiferſucht, auf wen um tauſend Himmels Willen kann er hier eiferſüchtig ſeyn? — Sagen Sie mir, gute Benzon, finden Sie in dieſem Billet des Prinzen auch nur ein Fünkchen geſunden Menſchenverſtand? —

Die Benzon entſetzte ſich über den tieferen Sinn, der in den Worten des Prinzen lag und den ſie nach dem, was ſich geſtern in ihrem Hauſe begeben, leicht errathen konnte. Zugleich mußte ſie aber die feine Wendung bewundern, die der Prinz erſonnen, um ohne weiteren Anſtoß aus ſeinem Verſteck hervortreten zu dürfen. Weit entfernt, ſich auch nur leiſe darüber gegen den Fürſten zu äußern, mühte ſie ſich aber aus der Lage der Dinge ſo viel Vortheil zu ziehen, als nur möglich. Kreisler und Meiſter Abraham, das waren die Perſonen, von denen ſie Verwirrung ihrer geheimen Pläne befürchtete und gegen dieſe glaubte ſie jede Waffe brauchen zu müſſen, die ihr der Zufall in die Hand ſpielte. Sie erinnerte den Fürſten daran, was ſie ihm über die Leidenſchaft geſagt hatte, die in der Prinzeſſin Bruſt empor gelodert. Dem Scharfblick des Prinzen, führte ſie ferner an, könne die Stimmung der Prinzeſſin eben ſo wenig entgangen ſeyn, als Kreislers ſeltſames überſpanntes Betragen ihm Anlaß genug gegeben haben müſſe, irgend ein wahnſinniges Verhältniß zwiſchen beiden zu vermuthen. So ſey hinlänglich erklärt, warum der Prinz den Kreisler auf den Tod verfolgt, warum er, da er den Kreisler getödtet zu haben geglaubt, dem Schmerz, der Verzweiflung der Prinzeſſin aus dem Wege gegangen, dann aber, als er von Kreislers Leben unterrichtet, von Liebe und Sehnſucht getrieben zurückgekehrt ſey und die Prinzeſſin heimlich beobachtet habe. Niemanden anders als Kreislern habe daher die Eiferſucht gegolten, von der die Verſe des Prinzen ſprächen und es ſey um ſo nöthiger und rathſamer, dem Kreisler forthin keinen Aufenthalt in Sieghartshof zu geſtatten, als er mit dem Meiſter Abraham ein gegen alle Verhältniſſe des Hofes gerichtetes Complot geſchmiedet zu haben ſcheine.

Benzon, ſprach der Fürſt ſehr ernſthaft, Benzon, ich habe darüber nachgedacht, was Sie mir über die unwürdige Neigung der Prinzeſſin geſagt haben und glaube jetzt von Allem auch nicht ein Wort. Fürſtliches Blut wallt in den Adern der Prinzeſſin. —

Glauben Sie, fuhr die Benzon heftig auf, indem ſie bis unter die Augen erröthete, glauben Sie, gnädigſter Herr, daß das fürſtliche Weib über den Pulsſchlag, über die innere Ader des Lebens gebieten könne, wie kein anderes?

Sie ſind, ſprach der Fürſt verdrießlich, Sie ſind heute in ſehr ſeltſamer Stimmung, Räthin! — Ich wiederhole es, entſtand in dem Herzen der Prinzeſſin irgend eine abgeſchmackte Leidenſchaft, ſo war das nur ein krankhafter Zufall — ein Krampf ſo zu ſagen — ſie leidet ja an Spasmen — von dem ſie ſich ſehr bald ganz erholt haben würde. Was aber den Kreisler betrifft, ſo iſt das ein ganz amüſanter Menſch, dem nur gehörige Kultur fehlt. Ich kann ihm gar nicht ſolche übermüthige Keckheit zutrauen, ſich der Prinzeſſin annähern zu wollen. Keck iſt er, aber auf ganz andere Weiſe. Glauben Sie wohl, Benzon, daß nach ſeiner wunderlichen Art gerade eine Prinzeſſin bei ihm gar kein Glück machen würde, ſollt' es denkbar ſeyn, daß eine dergleichen hohe Perſon ſich herablaſſen könnte, in ihn verliebt zu werden? Denn — Benzon, entre nous soit dit, — er macht ſich gar nicht ſonderlich viel aus uns hohen Häuptern und das iſt eben die lächerliche abgeſchmackte Thorheit, die ihn unfähig macht, am Hofe zu verweilen. Mag er daher entfernt bleiben; kehrt er aber zurück, ſo ſey er mir herzlich willkommen. Denn nicht genug, daß er denn doch, wie ich vom Meiſter Abraham — ja den Meiſter Abraham, den laſſen Sie mir aus dem Spiele, Benzon, die Complotte, die er geſchmiedet, haben immer zum Wohl des fürſtlichen Hauſes gereicht. — Wie ich doch ſagen wollte! Ja! — Nicht genug, daß der Kapellmeiſter, wie mir Meiſter Abraham geſagt, fliehen müſſen auf ungebührliche Weiſe, unerachtet er von mir freundlich aufgenommen, ſo iſt und bleibt er ein ganz geſcheuter Menſch, der mich amüſirt troß ſeines närriſchen Weſens et cela suffit!

Die Räthin erſtarrte vor innerer Wuth, ſich ſo kalt abgefertigt zu ſehen. Ohne es zu ahnen war ſie, als ſie fröhlich den Strom hinabſchwimmen wollte, auf eine verborgene Klippe geſtoßen. —

Es entſtand auf dem Schloßhofe ein großes Geräuſch. Eine lange Reihe Wagen raſſelte heran, begleitet von einem Commando Großherzoglicher Huſaren. Der Oberhofmarſchall, der Präſident, die Räthe des Fürſten, mehrere von der vornehmen Welt aus Sieghartsweiler ſtiegen aus. Dorthin war die Nachricht gekommen, daß in Sieghartshof eine wider das Leben des Fürſten gerichtete Revolution ausgebrochen und nun kamen die Getreuen nebſt andern Verehrern des Hofes, ſich um die Perſon des Fürſten zu ſtellen und brachten die Vertheidiger des Vaterlandes mit, die ſie ſich vom Gouverneur mit vieler Mühe erbeten.

Vor lauter Betheurungen der Verſammelten, daß ſie Leib und Leben für den gnädigſten Herrn zu opfern bereit wären, kam der Fürſt gar nicht zu Worte. Eben wollt' er endlich beginnen, als der

Officier, der das Commando führte, hereintrat und den Fürſten nach dem Operations-Plan fragte.

Es liegt in der menſchlichen Natur, daß wenn die Gefahr, die uns Furcht einjagte, ſich vor unſern Augen auflöſt in einen eitlen nichtigen Popanz, uns dies immer mit großem Unmuth erfüllt. Der Gedanke der wirklichen Gefahr glücklich entgangen zu ſeyn, nicht, daß gar keine vorhanden, erregt uns Freude.

So geſchah es denn auch, daß der Fürſt ſeinen Unmuth, ſeinen Verdruß über den unnöthigen Tumult kaum unterdrücken konnte.

Daß der ganze Lärm über ein Stelldichein eines Kammerdieners mit einer Zofe, über die romanhafte Eiferſüchtelei eines verliebten Prinzen entſtanden, ſollte, konnte er das ſagen? Er ſann hin und her, die ahnungsvolle Stille im Saal, nur unterbrochen von dem muthigen, Sieg verſprechenden Wiehern der Huſarenpferde, die draußen hielten, drückte ihn bleiern nieder.

Endlich räusperte er ſich und begann ſehr pathetiſch: Meine Herren! Die wunderbare Fügung des Himmels, — was wollen Sie, mon ami?

Mit dieſer an den Hofmarſchall gerichteten Frage unterbrach der Fürſt ſich ſelbſt. Wirklich hatte der Hofmarſchall ſich mehrmals gebückt und durch Blicke zu verſtehen gegeben, daß er etwas Wichtiges zu hinterbringen habe. Es kam heraus, daß ſo eben ſich Prinz Hektor hatte melden laſſen.

Des Fürſten Geſicht heiterte ſich auf, er ſah, daß er über die vermeintliche Gefahr, in der ſein Thron geſchwebt, ſehr kurz ſeyn und die ehrwürdige Verſammlung wie mit einem Zauberſchlage in eine Bewillkommnungs-Cour umſetzen könne. Er that dies! —

Nicht lange dauerte es, ſo trat Prinz Hektor herein, in Gala-Uniform glänzend gekleidet, ſchön, kräftig, ſtolz wie der fernhintreffende Götter-Jüngling. Der Fürſt machte ein paar Schritte vorwärts ihm entgegen, fuhr aber auch gleich zurück, als träfe ihn der Blitz. Dicht hinter dem Prinzen Hektor her ſprang Prinz Ignatius in den Saal. Der fürſtliche Herr wurde leider mit jedem Tage dämiſcher und abgeſchmackter. Die Huſaren auf dem Schloßhofe mußten ihm ganz ausnehmend gefallen haben, denn er hatte einen Huſaren vermocht, ihm Säbel, Taſche und Tſchacko zu geben und ſich in dieſe Herrlichkeiten geputzt. — So kurbettirte er, als ſäße er zu Pferde, in kurzen Sprüngen mit dem blanken Säbel in der Fauſt im Saal umher, indem er die eiſerne Scheide tüchtig auf dem Boden nachklirren ließ und lachte und kicherte dabei ganz ungemein anmuthig. Partez — decampez! — Allez-vous-en — tout de suite. So rief der Fürſt mit glühenden Augen und donnernder Stimme dem erſchrockenen Ignaz entgegen, der ſich ganz geſchwind davon machte.

Keiner von den Anweſenden hatte ſo wenig Takt, den Prinzen Ignaz, die ganze Scene zu bemerken. —

Der Fürſt im vollſten Sonnenglanz der vorigen Milde und Freundlichkeit, ſprach nun mit dem Prinzen einige Worte und dann gingen beide, der Fürſt und der Prinz im Kreiſe der Verſammelten umher und redeten mit dieſem, jenem ein paar Worte. Die Cour war beendigt, d. h. die geiſtreichen, tiefſinnigen Redensarten, deren man ſich bei ſolcher Gelegenheit zu bedienen pflegt, waren gehörig verſpendet und der Fürſt begab ſich mit dem Prinzen in die Gemächer der Fürſtin, dann aber, da der Prinz darauf beſtand, die geliebte Braut zu überraſchen, in das Gemach der Prinzeſſin. Sie fanden Julia bei ihr. —

Mit der Haſt des feurigſten Liebhabers flog der Prinz hin zur Prinzeſſin, drückte ihre Hand hundertmal zärtlich an die Lippen, ſchwur, daß er nur in dem Gedanken an ſie gelebt, daß ein unglückliches Mißverſtändniß ihm die Qualen der Hölle bereitet, daß er die Trennung von der, die er anbete, nicht länger ertragen könne, daß nun ihm alle Seligkeit des Himmels aufgegangen. —

Hedwiga empfing den Prinzen mit unbefangener Heiterkeit, die ihr ſonſt eben nicht eigen. Sie begegnete den zärtlichen Liebkoſungen des Prinzen gerade ſo, wie es eine Braut wohl thun mag, ohne ſich im Voraus zu viel zu vergeben; ja ſie verſchmähte es nicht, den Prinzen mit ſeinem Verſteck ein wenig aufzuziehen und zu verſichern, daß ſie keine Verwandlung hübſcher und anmuthiger ſich denken könne, als die eines Haubenſtocks in einen Prinzenkopf. Denn für einen Haubenſtock habe ſie den Kopf gehalten, der ſich in dem Giebelfenſter des Pavillons blicken laſſen. Dies gab Anlaß zu allerlei artigen Neckereien des glücklichen Paars, die ſelbſt den Fürſten zu ergötzen ſchienen. Nun glaubte er den großen Irrthum der Benzon Rückſichts des Kreisler erſt recht einzuſehen, da nach ſeiner Meinung Hedwiga's Liebe zu dem ſchönſten der Männer ſich deutlich genug ausſprach. Geiſt und Körper der Prinzeſſin ſchienen in der ſeltenen hohen Blüthe zu ſtehen, wie ſie glücklichen Bräuten ganz beſonders eigen. — Gerade entgegengeſetzt verhielt es ſich mit Julien. So wie ſie den Prinzen erblickte, bebte ſie zuſammen, von innerem Schauder erfaßt. Blaß wie der Tod ſtand ſie da mit tief zu Boden geſenkten Augen, keiner Bewegung mächtig, kaum fähig, ſich aufrecht zu erhalten. —

Nach einer guten Weile wandte ſich der Prinz zu Julien mit den Worten: Fräulein Benzon, wenn ich nicht irre?

Eine Freundin der Prinzeſſin von der früheſten Kindheit her, gleichſam ein Schweſtern-Paar! — Während der Fürſt dieſe Worte ſprach, hatte der Prinz Julia's Hand gefaßt und ihr leiſe, leiſe zugehaucht: Nur Du biſt's, die ich meine! — Julia ſchwankte, Thränen der bitterſten Angſt drängten ſich unter den Wimpern hervor; ſie wäre niedergeſtürzt, hätte die Prinzeſſin nicht ſchnell einen Seſſel herbeigeſchoben.

Julia, ſprach die Prinzeſſin leiſe, indem ſie ſich über die Aermſte hinüberbeugte, Julia, faſſe dich doch nur! — Ahneſt Du denn nicht den harten Kampf, den ich kämpfe. — Der Fürſt öffnete die Thüre und rief nach Eau de Luce. Solches, ſprach der ihm entgegentretende Meiſter Abraham, ſolches führe ich nicht bei mir, aber guten Aether. Iſt Jemand ohnmächtig geworden? — Aether hilft auch!

So kommt, erwiederte der Fürſt, ſo kommt ſchnell herein, Meiſter Abraham und helft Fräulein Julien.

Doch ſo wie Meiſter Abraham in den Saal trat, ſollte ſich das Unerwartete begeben.

Geiſterbleich ſtarrte Prinz Hektor den Meiſter an, ſein Haar ſchien ſich zu ſträuben, kalter Angſtſchweiß ihm auf der Stirne zu ſtehen. Einen Schritt vorwärts, den Leib zurückgebogen, die Arme dem Meiſter entgegengeſtreckt, war er dem Macbeth zu vergleichen, wenn plötzlich Banko's entſetzliches blutiges Geſpenſt den leeren Platz der Tafel füllt. — Ruhig holte der Meiſter ſein Fläſchchen hervor und wollte ſich Julien nahen.

Da war es, als ermanne ſich der Prinz wieder zum Leben. Severino, ſeid Ihr's ſelbſt? — So rief der Prinz mit dem dumpfen Ton des tiefſten Entſetzens. Allerdings, erwiederte Meiſter Abraham, ohne im mindeſten aus ſeiner Ruhe zu kommen, ohne nur die Miene zu verändern, allerdings. Es iſt mir lieb, daß Ihr Euch meiner erinnert, gnädigſter Herr; ich hatte die Ehre, Euch vor etlichen Jahren in Neapel einen kleinen Dienſt zu erzeigen.

Der Meiſter trat noch einen Schritt vorwärts, da faßte ihn der Prinz beim Arm, zog ihn mit Gewalt auf die Seite und nun erfolgte ein kurzes Geſpräch, von dem Niemand der im Saal Befindlichen etwas verſtand, da es zu ſchnell und im neapolitaniſchen Dialekt geführt wurde.

Severino! — Wie kam der Menſch zu dem Bildniß?

Ich gab es ihm zur Schutzwehr gegen Euch.

Weiß er?

Nein!

Werdet Ihr ſchweigen?

Zur Zeit — ja!

Severino! — Alle Teufel ſind mir auf den Hals gehetzt! — Was nennt Ihr zur Zeit?

So lange Ihr artig ſeid und den Kreisler in Ruhe laßt und auch jene da! —

Nun ließ der Prinz den Meiſter los und trat an ein Fenſter. — Julia hatte ſich indeſſen erholt. Mit dem unbeſchreiblichen Ausdruck herzzerreißender Wehmuth den Meiſter Abraham anſchauend, liſpelte ſie mehr als daß ſie ſprach: O, mein guter, lieber Meiſter, Ihr könnt mich wohl retten! — Nicht wahr, Ihr gebietet über ſo Manches? — Eure Wiſſenſchaft kann noch alles zum Guten lenken! — Der Meiſter gewahrte in Julia's Worten den wunderbarſten Zuſammenhang mit jenem Geſpräch, als habe ſie in der höheren Erkenntniß des Traums alles verſtanden und wiſſe um das ganze Geheimniß!

Du biſt, ſprach der Meiſter Julien leiſe in's Ohr, du biſt ein frommer Engel und darum hat der finſtere Höllengeiſt der Sünde keine Macht über dich. Vertraue dich mir ganz; fürchte nichts und faſſe dich mit aller Kraft des Geiſtes. — Denke auch an unſeren Johannes.

Ach, rief Julia ſchmerzlich, ach Johannes! — er kehrt zurück, nicht wahr, Meiſter? ich werde ihn wiederſehen!

Gewiß, erwiederte der Meiſter und legte den Finger auf den Mund; Julia verſtand ihn. —

Der Prinz mühte ſich, unbefangen zu ſcheinen; er erzählte, daß der Mann, den man hier, wie er vernehme, Meiſter Abraham nenne, vor mehreren Jahren in Neapel Zeuge einer ſehr tragiſchen Begebenheit geweſen ſey, in die er, der Prinz, ſelbſt verflochten, wie er geſtehen müſſe. — Die Begebenheit zu erzählen, ſey jetzt nicht an der Zeit, doch wolle er künftig damit nicht zurückhalten. —

Der Sturm im Innern war zu heftig, als daß ſein Toſen nicht auf der Oberfläche hätte ſichtbar ſeyn ſollen, und ſo ſtimmte des Prinzen verſtörtes Antlitz, dem jeder Blutstropfen entſchwunden ſchien, ſehr ſchlecht überein mit dem gleichgültigen Geſpräch, zu dem er ſich nun zwang, um nur über den kritiſchen Moment hinwegzukommen. Beſſer als dem Prinzen gelang es der Prinzeſſin, die Spannung des Augenblicks zu beſiegen. Mit der Ironie, die ſelbſt den Argwohn, die Verbitterung verflüchtigt zum feinſten Hohn, neckte Hedwiga den Prinzen umher in dem Labyrinth ſeiner eignen Gedanken. Er, der gewandteſte Weltmann, noch mehr, ausgerüſtet mit allen Waffen einer Ruchloſigkeit, die alles Wahrhafte, jede Geſtaltung des Lebens vernichtet, vermochte nicht dieſem ſeltſamen Weſen zu widerſtehen. Je lebhafter Hedwiga ſprach, je feuriger und zündender die Blitze des geiſtreichſten Spottes einſchlugen, deſto verwirrter, beängſtigter ſchien ſich der Prinz zu fühlen, bis dies Gefühl zum Unerträglichen ſtieg und er ſich ſchnell entfernte.

Dem Fürſten geſchah das, was ihm bei ſolchen Anſtößen jedesmal zu geſchehen pflegte; er wußte gar nicht, was er von dem Allen denken ſollte. Er begnügte ſich mit einigen franzöſiſchen Brocken ohne ſonderliche Bedeutung, die er dem Prinzen zuwarf und die dieſer mit eben ſolchen erwiderte.

Der Prinz war ſchon zur Thüre hinaus, als Hedwiga plötzlich im ganzen Weſen verändert zum Fußboden niederſtarrte und mit einem ſeltſamen, das Herz durchſchneidenden Ton laut rief: Ich ſehe die blutige Spur des Mörders! — Dann ſchien ſie aus dem Traum zu erwachen, drückte Julien ſtürmiſch an ihre Bruſt und lispelte ihr zu: Kind, mein armes Kind, laß dich nicht bethören!

Geheimniſſe, ſprach der Fürſt verdrießlich, Geheimniſſe, Einbildungen, Albernheiten, Romanenſtreiche! Ma foi, ich kenne meinen Hof nicht mehr! — Meiſter Abraham! Ihr bringt meine Uhren in Ordnung, wenn ſie nicht richtig gehen, ich wollt', Ihr könntet hier nachſehen, was für Schaden das Räderwerk genommen, das ſonſt niemals ſtockte. — Doch was iſt das mit dem Severino?

Unter dieſem Namen, erwiederte der Meiſter, ließ ich in Neapel meine optiſchen und mechaniſchen Kunſtſtücke ſehen.

So — ſo, ſprach der Fürſt, ſah den Meiſter ſtarr an, als ſchwebe ihm eine Frage auf den Lippen, drehte ſich aber dann ſchnell um und verließ ſchweigend das Zimmer. —

Man hatte geglaubt, die Benzon befinde ſich bei der Fürſtin, dem war aber nicht ſo, ſie hatte ſich in ihre Wohnung begeben.

Julia ſehnte ſich nach der freien Luft; der Meiſter führte ſie in den Park und luſtwandelnd durch die halb entlaubten Gänge ſprachen ſie von Kreisler und ſeinem Aufenthalt in der Abtei. Sie waren an das Fiſcherhäuschen gekommen. Julia trat hinein, um ſich zu erholen; Kreislers Brief lag auf dem Tiſch, der Meiſter meinte, es ſey gar nichts darin, das Julia Scheu tragen dürfe zu erfahren.

Während Julia den Brief geleſen, hatten ſich ihre Wangen höher gefärbt und ſanftes Feuer, Abglanz des erheiterten Gemüths, ſtrahlte aus ihren Augen.

Siehſt du, ſprach der Meiſter freundlich, ſiehſt du wohl, mein liebes Kind, wie der gute Geiſt meines Johannes auch aus der Ferne tröſtend zu dir ſpricht? Was haſt du von bedrohlichen Anſchlägen zu fürchten, wenn Standhaftigkeit, Liebe und Muth dich ſchützen vor den Böſen, die dir nachſtellen.

Barmherziger Himmel, rief Julia mit emporgerichtetem Blicke, ſchütze mich nur vor mir ſelber! Sie erbebte, wie im jähen Schreck über die Worte, die ſie willenlos ausgeſtoßen. Halb ohnmächtig ſank ſie in den Seſſel und bedeckte mit beiden Händen ihr glühendes Antlitz.

Ich verſtehe, ſprach der Meiſter, ich verſtehe dich nicht, Mädchen, du verſtehſt dich vielleicht ſelbſt nicht und darum magſt du dein eigenes Innere recht auf den Grund erforſchen und dir nichts etwa verſchweigen aus weichlicher Schonung. —

Der Meiſter überließ Julien dem tiefen Nachſinnen, in das ſie verſunken und ſchaute mit übereinandergeſchlagenen Armen hinauf zu der geheimnißvollen Glaskugel. — Da ſchwoll ihm die Bruſt vor Sehnſucht und wunderbarer Ahnung.

Dich, ſprach er, dich muß ich ja fragen, mit dir muß ich mich ja berathen, mit dir, du meines Lebens ſchönes herrliches Geheimniß! Schweige nicht, laß deine Stimme hören! Du weißt es ja, niemals war ich ein gemeiner Menſch, unerachtet mich manche dafür hielten. Denn in mir glühte alle Liebe, die der ewige Weltgeiſt ſelbſt iſt und der Funke glimmte in meiner Bruſt, den der Hauch deines Weſens anfachte zur hellen fröhlichen Flamme! — Glaube nicht, Chiara, daß dieß Herz darum, weil es älter worden, vereiſet iſt und nicht mehr ſo raſch zu ſchlagen vermag als damals, da ich dich dem unmenſchlichen Severino entriß; glaube nicht daß ich jetzt weniger deiner werth geworden, als ich es damals war, da du ſelbſt mich aufſuchteſt! — Ja! — laß nur deine Stimme hören und ich will mit der Haſt des Jünglings dem Ton ſo lange nachrennen, bis ich dich gefunden, und dann wohnen wir wieder zuſammen und treiben in zauberiſcher Gemeinſchaft die höhere Magie, welche alle Menſchen, ſelbſt die allergemeinſten nothgedrungen erkennen ohne daran zu glauben. — Und wandelſt du nicht mehr leiblich hier auf Erden, ſpricht deine Stimme aus der Geiſterwelt zu mir herab, ſo bin ich auch damit zufrieden und werde auch denn wohl noch ein tüchtigerer Kerl, als ich jemals geweſen. — Doch nein nein! — Wie lauteten die tröſtenden Worte die du zu mir ſprachſt?

Nicht erfaßt der bleiche Tod,
Die im Herzen Liebe tragen,
Dem glänzt noch das Abendroth,
Der am Morgen wollt' verzagen!

Meiſter, rief Julia, die ſich aus dem Seſſel erhoben, und dem Alten in tiefem Erſtaunen zugehorcht hatte, Meiſter! mit wem redet Ihr? was wollt Ihr beginnen? — Ihr nanntet den Namen: Severino, güt'ger Himmel! redete der Prinz, als er ſich von ſeinem Entſetzen erholt hatte, Euch nicht ſelbſt an mit dieſem Namen? Welches furchtbare Geheimniß liegt hier verborgen?

Der Alte kam bei dieſen Worten Julia's augenblicklich aus dem erhöhten Zuſtande zurück und auf ſeinem Geſicht verbreitete ſich, wie es ſchon lange nicht mehr geſchehen, jene ſeltſame beinahe grinſende Freundlichkeit, die mit ſeinem übrigens treuherzigen Weſen in dem wunderlichſten Zwieſpalt ſtand und ſeiner ganzen Erſcheinung den Anſtrich einer etwas unheimlichen Karrikatur gab.

Mein ſchönes Fräulein, ſprach er mit dem grellen Ton, in dem aufſchneideriſche Geheimnißkrämer gewöhnlich ihre Wunder anzupreiſen pflegen, mein ſchönes Fräulein, nur ein wenig Geduld, ich werde bald die Ehre haben Ihnen hier im Fiſcherhäuschen die allerwunderbarſten Dinge zu zeigen. — Dieſe tanzenden Männlein, dieſer kleine Türke, welcher weiß wie alt jeder in der Geſellſchaft iſt, dieſe Automate, dieſe Palingeneſien, dieſe deformirten Bilder, dieſe optiſchen Spiegel — alles hübſches magiſches Spielzeug, aber das beſte fehlt mir noch. Mein unſichtbares Mädchen iſt da! — Bemerken Sie, dort oben ſitzt ſie bereits in der Glaskugel. Sie ſpricht aber noch nicht, ſie iſt noch müde von der weiten Reiſe, denn ſie kommt gerades Weges aus dem fernen Indien. — In einigen Tagen, mein ſchönes Fräulein, kommt meine Unſichtbare und dann wollen wir ſie befragen wegen des Prinzen Hektor, wegen Severino und anderer Begebniſſe der Vergangenheit und Zukunft! — Für jetzt nur etwas weniges ſchlichtes Amüſement.

Damit ſprang der Meiſter mit der Schnelle und Lebendigkeit eines Jünglings im Zimmer umher, zog die Maſchinen an, ordnete die magiſchen Spiegel. Und in allen Winkeln wurde es rege und lebendig, die Automaten ſchritten daher und drehten die Köpfe und ein künſtlicher Hahn ſchlug mit den Flügeln und krähte, während Papageien gellend dazwiſchen kreiſchten und Julia ſelbſt und der Meiſter ſtanden draußen ſo gut wie im Zimmer. Julien wollte, unerachtet ſie an dergleichen Poſſen genugſam gewöhnt, dennoch bei der ſeltſamen Stimmung des Meiſters, ein Grauen anwandeln. Meiſter, ſprach ſie ganz erſchrocken, Meiſter, was iſt Euch widerfahren?

Kind, erwiederte der Meiſter in ſeiner ernſten Manier, Kind etwas Schönes und Wunderbares, aber es taugt nicht recht, daß du es erfährſt. Doch! — Laß die lebendigtodten Dinger hier ihre Fratzen ausſpielen, während ich dir von manchem ſo viel vertraue, als dir zu wiſſen nöthig und nützlich. — Meine liebe Julia, deine eigne Mutter hat dir ihr mütterliches Herz verſchloſſen, ich will es dir öffnen, daß du hinein zu blicken, daß du die Gefahr in der du ſchwebſt, zu erkennen und dich ihr zu entziehen vermagſt. — Erfahre alſo für's Erſte ohne weitere Umſchweiſe, daß deine Mutter nichts Geringeres feſt in ihrem Sinn beſchloſſen hat, als dich — —

(M. f. f.) — es indeſſen lieber bleiben laſſen. — Katerjüngling, ſey beſcheiden wie ich, und nicht gleich überall bei der Hand mit deinen Verſen, wenn die ſchlichte ehrliche Proſa hinreicht, deine Gedanken auszuſpinnen. — Verſe ſollen in dem in Proſa geſchriebenen Buche das leiſten was der Speck in der Wurſt, nämlich hin und wieder in kleinen Stückchen eingeſtreut, dem ganzen Gemengſel mehr Glanz der Fettigkeit, mehr ſüße Anmuth des Geſchmacks verleihen. Ich fürchte nicht, daß dichteriſche Collegen dies Gleichniß zu gemein und unedel finden werden, da es von unſrer Lieblingsſpeiſe entnommen und in der That manchmal ein guter Vers einem mittelmäßigen Roman eben ſo dienlich ſeyn kann, als ein fetter Speck einer magern Wurſt. Ich ſage das als ein Kater von äſthetiſcher Bildung und Erfahrung. — So ſehr nach meinen bisherigen philoſophiſchen und moraliſchen Grundſätzen Ponto's ganzes Verhältniß, ſeine Lebensweiſe, ſeine Art ſich in der Gunſt des Herrn zu erhalten mir unwürdig, ja ein wenig miſerabel vorkommen mochte, doch hatte mich ſein ungezwungener Anſtand, ſeine Eleganz, ſeine anmuthige Leichtigkeit im ſozialen Umgange gar ſehr beſtochen. Mit aller Gewalt wollte ich mich ſelbſt überreden, daß ich bei meiner wiſſenſchaftlichen Bildung, bei meinem Ernſt in allem Thun und Treiben auf einer viel höheren Stufe ſtehe als der unwiſſende Ponto, der nur hier und da etwas von den Wiſſenſchaften aufgeſchnappt. Ein gewiſſes gar nicht zu unterdrückendes Gefühl ſagte mir aber ganz unverholen, daß Ponto überall mich in den Schatten ſtellen würde; ich fühlte mich gedrungen einen vornehmern Stand anzuerkennen und den Pudel Ponto zu dieſem Stande zu rechnen. —

Ein genialer Kopf wie der meinige hat bei jedem Anlaß, bei jeder Lebenserfahrung immer ſeine beſonderen eigenthümlichen Gedanken und ſo gerieth ich auch, meine innere Seelenſtimmung, mein ganzes Verhältniß mit Ponto wohl überlegend, in allerlei ſehr artige Betrachtungen die der ferneren Mittheilung wohl werth ſind. — Wie kommt es, ſprach ich zu mir ſelbſt indem ich ſinnig die Pfote an die Stirn legte, wie kommt es, daß große Dichter, große Philoſophen, ſonſt geiſtreich, lebensweiſe, ſich im ſozialen Verhältniß mit der ſogenannten vornehmeren Welt ſo unbehülflich zeigen? Sie ſtehen jederzeit da, wo ſie eben in dem Augenblick nicht hingehören, ſie ſprechen wenn ſie gerade ſchweigen ſollten, und ſchweigen umgekehrt da, wo gerade Worte nöthig, ſie ſtoßen in, der Form der Geſellſchaft, wie ſie ſich nun eben geſtaltet hat, entgegengeſetztem Streben überall an und verletzen ſich ſelbſt und andere; genug ſie gleichen dem, der, wenn eben eine ganze Reihe muntrer Spaziergänger einträchtig hinauswandelt, ſich allein zum Thore hineindrängt und nun mit Ungeſtüm ſeinen Weg verfolgend dieſe ganze Reihe verſtört. Man ſchreibt, ich weiß es, dies dem Mangel geſellſchaftlicher Cultur zu, die am Schreibtiſche nicht zu erlangen, ich meine indeſſen, daß dieſe Cultur gar leicht zu erlangen ſeyn, und daß jene unbeſiegbare Unbehülflichkeit wohl noch einen andern Grund haben müſſe. — Der große Dichter oder Philoſoph müßte es nicht ſeyn, wenn er ſeine geiſtige Ueberlegenheit nicht fühlen ſollte; aber eben ſo müßte er nicht das jedem geiſtreichen Menſchen eigne tiefe Gefühl beſitzen um nicht einzuſehen, daß jene Ueberlegenheit deshalb nicht anerkannt werden darf, weil ſie das Gleichgewicht aufhebt, das ſtets zu erhalten die Haupt-Tendenz der ſogenannten vornehmeren Geſellſchaft iſt. Jede Stimme darf nur eingreifen in den vollkommenen Akkord des Ganzen, aber des Dichters Ton diſſonirt, und iſt, kann er unter andern Umſtänden auch ein ſehr guter ſeyn, dennoch in dem Augenblick ein ſchlechter Ton, weil er nicht zum Ganzen paßt. — Der gute Ton beſteht aber ſo wie der gute Geſchmack in der Unterlaſſung alles Ungehörigen. Nun meine ich ferner, daß der Unmuth, der ſich aus dem widerſprechenden Gefühl der Ueberlegenheit und der ungehörigen Erſcheinung bildet, den in dieſer ſozialen Welt unerfahrnen Dichter oder Philoſophen hindert, das Ganze zu erkennen und darüber zu ſchweben. Es iſt nöthig, daß er in dem Augenblick ſeine innere geiſtige Ueberlegenheit nicht zu hoch anſchlage und unterläßt er dies, ſo wird er auch die ſogenannte höhere geſellſchaftliche Cultur, die auf nichts anderes hinausläuft als auf das Bemühen, alle Ecken, Spitzen wegzuhobeln, alle Phyſiognomien zu einer einzigen zu geſtalten, die eben deshalb aufhört eine zu ſeyn, nicht zu hoch anſchlagen. Dann wird er, verlaſſen von jenem Uebermuth, unbefangen, das innerſte Weſen dieſer Cultur und die armſeligen Prämiſſen, worauf ſie beruhet, leicht erkennen und ſchon durch die Erkenntniß ſich einbürgern in die ſeltſame Welt, welche eben dieſe Cultur als unerläßlich fordert. — Auf eigne Weiſe verhält es ſich mit den Künſtlern, die, ſo wie Dichter, Schriftſteller, der Vornehme hie und da in ſeine Zirkel ladet, um der guten Sitte nach auf eine Art von Mäzenat Anſpruch machen zu können. Dieſen Künſtlern klebt leider gewöhnlich etwas vom Handwerk an und deshalb ſind ſie entweder demüthig bis zur Kriecherei oder ungezogen bis zur Bengelhaftigkeit.

Anmerk. des Herausgebers. — Murr, es thut mir leid, daß du dich ſo oft mit fremden Federn ſchmückſt. Du wirſt, wie ich mit Recht befürchten muß, dadurch bei den geneigten Leſern merklich verlieren. — Kommen alle dieſe Betrachtungen mit denen du dich ſo brüſteſt, nicht geradehin aus dem Munde des Kapellmeiſters Johannes Kreisler und iſt es überhaupt möglich, daß du ſolche Lebensweisheit ſammeln konnteſt, um eines menſchlichen Schriftſtellers Gemüth, das wunderlichſte Ding auf Erden, ſo tief zu durchſchauen?)

Warum, dacht ich ferner, ſollt es aber einem geiſtreichen Kater, iſt er auch Dichter, Schriftſteller, Künſtler, nicht gelingen können, ſich zu jener Erkenntniß der höhern Cultur in ihrer ganzen Bedeutſamkeit hinaufzuſchwingen und ſie ſelbſt zu üben mit aller Schönheit und Anmuth der äußern Erſcheinung? — Hat denn die Natur dem Geſchlecht der Hunde allein den Vorzug jener Cultur gegönnt? Sind wir Kater, was Tracht, Lebensweiſe, Art und Gewohnheit betrifft, auch etwas von dem ſtolzen Geſchlecht verſchieden, ſo haben wir doch eben ſo gut Fleiſch und Blut, Körper und Geiſt, und am Ende können es Hunde auch gar nicht anders anfangen als wir, ihr Leben fortzuſetzen. Auch Hunde müſſen eſſen, trinken, ſchlafen u. ſ. w. und es thut ihnen weh, wenn ſie geprügelt werden. — Was weiter! — ich beſchloß mich dem Unterricht meines jungen vornehmen Freundes, des Pudels Ponto hinzugeben und ganz mit mir einig, begab ich mich zurück in meines Meiſters Zimmer; ein Blick in den Spiegel überzeugte mich, daß der bloße ernſte Wille nach höherer Cultur zu ſtreben, ſchon vortheilhaft auf meine äußere Haltung gewirkt. — Ich betrachtete mich mit dem innigſten Wohlgefallen. — Giebt es einen behaglichern Zuſtand, als wenn man mit ſich ſelbſt ganz zufrieden iſt? — Ich ſpann! —

Andern Tages begnügte ich mich nicht damit, vor der Thüre zu ſitzen, ich luſtwandelte die Straße herab, da erblickte ich in der Ferne den Herrn Baron Alzibiades von Wipp, und hinter ihm her ſprang mein munterer Freund Ponto. Gelegener konnte mir nichts kommen; ich nahm mich ſo viel wie möglich in Anſtand und Würde zuſammen und näherte mich dem Freund mit jener unnachahmlichen Grazie die, unſchätzbares Geſchenk der gütigen Natur, keine Kunſt zu lehren vermag. — Doch! — entſetzlich! Was mußte geſchehen! — So wie mich der Baron gewahrte, blieb er ſtehen und betrachtete mich ſehr aufmerkſam durch die Lorgnette, dann rief er aber: Allons — Ponto! Huß — Huß — Katz! Katz! — Und Ponto, der falſche Freund ſprang in voller Furie auf mich los! — Entſetzt, aus aller Faſſung gebracht durch den ſchändlichen Verrath, war ich keines Widerſtandes fähig, ſondern duckte mich ſo tief nieder als ich konnte, um Ponto's ſcharfen Zähnen zu entgehen, die er mir knurrend zeigte. Ponto ſprang aber mehrmals über mich hinweg ohne mich zu faſſen, und flüſterte mir in die Ohren: Murr! Sey doch kein Thor und fürchte dich etwa! — du ſiehſt ja, daß es kein Ernſt iſt, ich thue das nur meinem Herrn zu Gefallen! Nun wiederholte Ponto ſeine Sprünge und that ſogar, als packe er mich bei den Ohren, ohne mir indeſſen im mindeſten wehe zu thun. Jetzt, raunte mir Ponto endlich zu, jetzt trolle dich ab, Freund Murr! dort hinein in's Kellerloch! — Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen, ſondern fuhr ſchnell davon, wie der Blitz. — Unerachtet der Verſicherung Ponto's, mir keinen Schaden zuzufügen, war mir doch nicht wenig bange, denn wiſſen kann man in ſolchen kritiſchen Fällen immer nicht recht, ob die Freundſchaft ſtark genug ſeyn wird, das angeborne Naturell zu beſiegen. —

Als ich hineingeduckt war in den Keller, ſpielte Ponto die Komödie, die er ſeinem Herrn zu Ehren begonnen, weiter fort. Er knurrte und bellte nämlich vor dem Kellerfenſter, ſteckte die Schnauze durch das Gitter, that, als ſey er ganz außer ſich darüber, daß ich ihm entwiſcht ſey und er mich nun nicht verfolgen könne. Siehſt du, ſprach aber Ponto zu mir in den Keller hinein, ſiehſt du, erkennſt du nun auf's Neue die erſprießlichen Folgen der höhern Cultur? — In dem Augenblick habe ich mich gegen meinen Herrn artig, folgſam bewieſen, ohne mir deine Feindſchaft zuzuziehen guter Murr. So macht es der wahre Weltmann, den das Schickſal beſtimmt hat, Werkzeug in der Hand eines Mächtigeren zu ſeyn. Angehetzt muß er losfahren, aber dabei ſo viel Geſchick beweiſen, daß er nur dann wirklich beißt, wenn es gerade auch in ſeinen eignen Kram taugt. — In aller Schnelle eröffnete ich meinem jungen Freunde Ponto, wie ich geſonnen ſey etwas von ſeiner höhern Cultur zu profitiren und fragte, ob und auf welche Weiſe er mich vielleicht in die Lehre nehmen könne. — Ponto ſann einige Minuten nach und meinte denn, am beſten ſey es, wenn mir gleich Anfangs ein lebendiges deutliches Bild der höhern Welt aufgebe, in der er jetzt zu leben das Vergnügen habe, und dies könne nicht beſſer geſchehen, als wenn ich ihn heute Abend zur niedlichen Badine begleite, die gerade während der Theaterzeit Geſellſchaft bei ſich ſähe. — Badine war aber Windſpiel im Dienſten der fürſtlichen Oberhofmeiſterin. —

Ich putzte mich heraus ſo gut ich es vermochte, las noch etwas im Knigge und durchlief auch ein paar ganz neue Luſtſpiele von Picard, um nöthigenfalls auch mich im Franzöſiſchen gewandt zu zeigen und ging dann hinab vor die Thüre. Ponto ließ nicht lange auf ſich warten. Wir wandelten einträchtig die Straße hinab und gelangten bald in Badinens hell erleuchtetes Zimmer, wo ich eine bunte Verſammlung von Pudeln, Spitzen, Möpſen, Bologneſern, Windſpielen vorfand, theils im Kreiſe ſitzend, theils gruppenweiſe in die Winkel vertheilt. —

Das Herz klopfte mir nicht wenig in dieſer fremdartigen Geſellſchaft mir feindlicher Naturen. Mancher Pudel blickte mich an mit einer gewiſſen verächtlichen Verwunderung, als wolle er ſagen: Was will ein gemeiner Kater unter uns ſublimen Leuten. Hin und wieder fletſchte auch wohl ein eleganter Spitz die Zähne, ſo daß ich merken konnte, wie gern er mir in die Haare gefahren wäre, hätte der Anſtand, die Würde, die ſittige Bildung der Gäſte nicht jede Prügelei als unſchicklich verboten. — Ponto riß mich aus der Verlegenheit, indem er mich der ſchönen Wirthin vorſtellte, die mit anmuthiger Herablaſſung verſicherte, wie ſehr ſie ſich freue einen Kater von meinem Ruf bei ſich zu ſehen. — Nun erſt, als Badine einige Worte mit mir geſprochen, ſchenkte mir dieſer, jener mit wahrhaft hündiſcher Bonhommie mehr Aufmerkſamkeit, redete mich auch wohl an und gedachte meiner Schriftſtellerei, meiner Werke, die ihm zuweilen ordentlichen Spaß gemacht. Das ſchmeichelte meiner Eitelkeit und ich gewahrte kaum, daß man mich fragte ohne meine Antworten zu beachten, daß man mein Talent lobte ohne es zu kennen, daß man meine Werke pries ohne ſie zu verſtehen. — Ein natürlicher Inſtinkt lehrte mich antworten wie ich gefragt wurde, nämlich ohne Rückſicht auf dieſe Frage überall kurz abzubrechen in ſolch' allgemeinen Ausdrücken, daß ſie auf alles nur Mögliche bezogen werden konnten, durchaus keiner Meinung ſeyn und nie das Geſpräch von der glatten Oberfläche hinunterziehen wollen in die Tiefe. — Ponto verſicherte mir im Vorbeiſtreifen, daß ein alter Spitz ihm verſichert, wie ich für einen Kater amüſant genug ſey und Anlagen zur guten Converſation zeige. — So etwas erfreut auch den Mißmüthigen! —

— Jean Jaques Rouſſeau geſteht, als er in ſeinen Bekenntniſſen auf die Geſchichte von dem Bande kommt, das er ſtahl und ein armes unſchuldiges Mädchen für den Diebſtahl züchtigen ſah, den er begangen ohne die Wahrheit zu geſtehen, wie ſchwer es ihm werde über dieſe Untiefe ſeines Gemüths hinweg zu kommen. — Ich befinde mich eben jetzt in gleichem Fall mit jenem verehrten Selbſtbiographen. — Habe ich auch kein Verbrechen zu geſtehen, ſo darf ich doch, will ich wahrhaft bleiben, die große Thorheit nicht verſchweigen, die ich an demſelben Abende beging und die lange Zeit hindurch mich verſtörte, ja meinen Verſtand in Gefahr ſetzte. — Iſt es aber nicht eben ſo ſchwer, ja oft noch ſchwerer eine Thorheit zu geſtehen als ein Verbrechen?

— Nicht lange dauerte es, ſo überfiel mich ſolch eine Unbehaglichkeit, ſolch ein Unmuth, daß ich mich weit fort wünſchte unter den Ofen des Meiſters. Es war die gräßlichſte Langeweile, die mich zu Boden drückte, und die endlich mich alle Rückſichten vergeſſen ließ. Ganz ſtill ſchlich ich mich in eine entfernte Ecke um dem Schlummer nachzugeben, zu dem mich das Geſpräch rund umher einlud. Daſſelbe Geſpräch nämlich, das ich erſt in meinem Unmuth vielleicht gar irrthümlich für das geiſtloſeſte fadeſte Geſchwätz gehalten, kam mir nun vor, wie das eintönige Geklapper einer Mühle, bei dem man ſehr leicht in ein ganz angenehmes gedankenloſes Hinbrüten geräth, dem dann der wirkliche Schlaf bald folgt. — Eben in dieſem gedankenloſen Hinbrüten, in dieſem ſanften Deliriren war es mir, als funkle plötzlich ein helles Licht vor den geſchloſſenen Augen. Ich blickte auf und dicht vor mir ſtand ein anmuthiges ſchneeweißes Windſpielfräulein, Badine's ſchöne Nichte, Minona geheißen, wie ich ſpäter erfuhr.

Mein Herr, ſprach Minona mit jenem ſüßliſpelnden Ton, der nur zu ſehr wiederklingt in des feurigen Jünglings erregbarer Bruſt, mein Herr, Sie ſitzen hier ſo einſam, Sie ſcheinen ſich zu ennuyiren? — Das thut mir leid! — Aber freilich, ein großer tiefer Dichter wie Sie, mein Herr! muß, in höhern Sphären ſchwebend, das Treiben des gewöhnlichen Lebens ſchaal und oberflächlich finden.

Ich erhob mich etwas beſtürzt und es that mir weh, daß mein Naturell, ſtärker als alle Theorien des gebildeten Anſtandes, mich zwang wider meinen Willen den Rücken hoch zu erheben, einen ſogenannten Katzenbuckel zu machen, worüber Minona zu lächeln ſchien.

Gleich mich zur beſſern Sitte erholend faßte ich aber Minona's Pfote, drückte ſie leiſe an meine Lippen und ſprach von begeiſterten Augenblicken, denen der Dichter oft erliege. Minona hörte mich an mit ſolchen entſcheidenden Zeichen der innigſten Theilnahme, mit ſolcher Andacht, daß ich mich ſelbſt immer höher ſteigerte zur ungemeinen Poeſie und zuletzt mich ſelbſt nicht recht verſtand. — Minona mochte mich eben ſo wenig verſtehen, aber ſie gerieth in's höchſte Entzücken und verſicherte, wie oft es ſchon ihr inniger Wunſch geweſen, den genialen Murr kennen zu lernen, und daß einer der glücklichſten herrlichſten Momente ihres Lebens der gegenwärtige ſey. — Was ſoll ich ſagen! — Bald fand ſich's, daß Minona meine Werke, meine ſublimſten Gedichte geleſen — nein! nicht nur geleſen, ſondern in der höchſten Bedeutung aufgefaßt hatte! Mehreres davon wußte ſie auswendig und ſagte es her mit einer Begeiſterung, mit einer Anmuth, die mich in einen ganzen Himmel voll Poeſie verſetzte, vorzüglich, da es meine Verſe waren die die Holdeſte ihres Geſchlechts mir anzuhören gab.

Mein beſtes, rief ich ganz hingeriſſen, mein beſtes holdeſtes Fräulein, Sie haben dies Gemüth verſtanden! Sie haben meine Verſe auswendig gelernt; o all ihr Himmel! giebt es eine höhere Seligkeit für den aufwärts ſtrebenden Dichter?

Murr, liſpelte Minona, genialer Kater, können Sie glauben, daß ein fühlendes Herz, ein poetiſch gemüthliches Gemüth Ihnen entfremdet bleiben kann? — Minona ſeufzte nach dieſen Worten aus tiefer Bruſt und dieſer Seufzer gab mir den Reſt. — Was anders? — Ich verliebte mich in das ſchöne Windſpielfräulein dermaßen, daß ich ganz toll und verblendet nicht bemerkte, wie ſie mitten in der Begeiſterung plötzlich abbrach, um mit einem kleinen Zierbengel von Mops gänzlich fades Zeug zu ſchwatzen, wie ſie mir den ganzen Abend auswich, wie ſie mich auf eine Art behandelte, die mich hätte deutlich erkennen laſſen ſollen, wie ſie mit jenem Lobe, mit jenem Enthuſiasmus niemand anders gemeint, als ſich ſelbſt. — Genug ich war und blieb ein verblendeter Thor, lief der ſchönen Minona nach wie und wo ich nur konnte, beſang ſie in den ſchönſten Verſen, machte ſie zur Heldin mancher anmuthig verrückten Geſchichte, drängte mich in Geſellſchaften ein, wo ich nicht hingehörte und ärntete dafür ſo manchen bittern Verdruß, ſo manche Verhöhnung, ſo manches kränkende Ungemach.

Oft in kühlen Stunden trat mir ſelbſt die Albernheit meines Beginnens vor Augen; dann kam mir aber wieder närriſcher Weiſe der Taſſo und mancher neuere Dichter von ritterlicher Geſinnung ein, dem es an einer hohen Herrin liegt, der ſeine Lieder gelten und die er aus der Ferne anbetet, wie der Manchaner ſeine Dulzinea und da wollt ich denn wieder nicht ſchlechter und unpoetiſcher ſeyn als dieſer und ſchwur dem Gaukelbilde meiner Liebesträume, dem anmuthigen weißen Windſpielfräulein unverbrüchliche Treue und Ritterdienſt bis in den Tod. Einmal von dieſem ſeltſamen Wahnſinn erfaßt, fiel ich aus einer Thorheit in die andere, und ſelbſt mein Freund Ponto fand für nöthig, ſich, nachdem er mich ernſtlich vor den heilloſen Myſtifikationen gewarnt, in die man mich überall zu verſtricken ſuchte, von mir zurückzuziehen. Wer weiß was noch aus mir geworden wäre, wenn nicht ein guter Stern über mir gewaltet! — Dieſer gute Stern ließ es nämlich geſchehen, daß ich einſt am ſpäten Abend zur ſchönen Badine hinſchlich, nur um die geliebte Minona zu ſehen. Ich fand indeſſen alle Thüren verſchloſſen und alles Warten, alles Hoffen bei irgend einer Gelegenheit hineinzuſchlüpfen, blieb ganz vergebens. Das Herz voll Liebe und Sehnſucht wollte ich der Holden wenigſtens meine Nähe kund thun und begann unter dem Fenſter eine der zärtlichſten ſpaniſchen Weiſen, die jemals empfunden und gedichtet worden ſind. Es muß gar lamentabel anzuhören geweſen ſeyn!

Ich hörte Badine bellen, auch Minona's ſüße Stimme knurrte etwas dazwiſchen. Ehe ich aber mir's verſah, wurde das Fenſter raſch geöffnet, und ein ganzer Eimer eiskaltes Waſſer über mich ausgeleert. Man kann denken, mit welcher Schnelle ich abfuhr in meine Heimath. Die volle Gluth im Innern und Eiswaſſer auf den Pelz harmonirt aber ſo ſchlecht mit einander, daß unmöglich jemals Gutes, und wenigſtens ein Fieber daraus entſtehen kann. So ging es mir. Im Hauſe meines Meiſters angekommen ſchüttelte mich der Fieberfroſt tüchtig. Der Meiſter mochte aus der Bläſſe meines Antlitzes, aus dem erloſchenen Feuer meiner Augen, aus der brennenden Gluth der Stirne, an meinem unregelmäßigen Puls, meine Krankheit ahnen Er gab mir warme Milch, die ich, da mir die Zunge am Gaumen klebte vor Durſt, eifrig verzehrte; dann wickelte ich mich ein in die Decke meines Lagers und gab ganz der Krankheit nach, die mich erfaßt. Erſt verfiel ich in allerlei Fieberphantaſien von vornehmer Cultur, Windſpielen u. ſ. w. nachher wurde mein Schlaf ruhiger und endlich ſo tief, daß ich ohne Uebertreibung glauben muß, ich habe drei Tage und drei Nächte hinter einander fort geſchlafen.

Als ich endlich erwachte, fühlte ich mich frei und leicht, ich war von meinem Fieber und — wie wundervoll! auch von meiner thörichten Liebe ganz geneſen! Ganz klar wurde mir die Narrheit, zu der mich der Pudel Ponto verleitet, ich ſah ein wie albern es war, mich als einen gebornen Kater unter Hunde zu miſchen, die mich verhöhnten, weil ſie nicht meinen Geiſt zu erkennen vermochten und die ſich bei der Bedeutungsloſigkeit ihres Weſens an die Form halten mußten, mir alſo nichts darbieten konnten, als eine Schale ohne Kern. — Die Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft erwachte in mir mit neuer Stärke und meines Meiſters Häuslichkeit zog mich mehr an als jemals. Die reiferen Monate des Mannes kamen und weder Katzburſch noch kultivirter Elegant, fühlte ich lebhaft daß man beides nicht ſeyn dürfe um ſich gerade ſo zu geſtalten, wie es die tieferen und beſſern Anſprüche des Lebens erfordern.

Mein Meiſter mußte verreiſen und fand es für gut, mich auf die Zeit ſeinem Freunde, dem Kapellmeiſter Johannes Kreisler in die Koſt zu geben. Da mit dieſer Veränderung meines Aufenthalts eine neue Periode meines Lebens anfängt, ſo ſchließe ich die jetzige, aus der du, o Katerjüngling, ſo manche gute Lehre für deine Zukunft entnommen haben wirſt. —

(Mak. Bl.) — — als ſchlügen entfernte dumpfe Töne an ſein Ohr und er höre die Mönche durch die Gänge ſchreiten. Als Kreisler ſich völlig aus dem Schlaf emporraffte, gewahrte er denn aus ſeinem Fenſter, daß die Kirche erleuchtet und vernahm den murmelnden Geſang des Chors. Die Mitternachtshora war vorüber, es mußte daher irgend etwas Ungewöhnliches ſich ereignet haben, und Kreisler durfte mit Recht vermuthen, daß vielleicht ein ſchneller unvermutheter Tod einen der alten Mönche dahin gerafft, den man jetzt der Kloſterſitte gemäß in die Kirche getragen. Raſch warf der Kapellmeiſter ſich in die Kleider und begab ſich nach der Kirche. — Auf dem Gange begegnete er dem Pater Hilarius, der laut gähnend und ganz ſchlaftrunken hin und her wankte, keines feſten Schrittes mächtig und die angezündete Kerze, ſtatt aufrecht, abwärts zu Boden hielt, daß das Wachs praſſelnd herabtropfte und jeden Augenblick drohte das Licht zu verlöſchen. „Hochehrwürdiger Herr, ſtammelte Hilarius, als Kreisler ihn anrief, hochehrwürdiger Herr Abt, das iſt gegen alle bisherige Ordnung. Exequien in der Nacht! — zu dieſer Stunde — Und bloß weil Bruder Cyprianus darauf beſteht! — Domine — libera nos de hoc monacho!“ — —

Es gelang endlich dem Kapellmeiſter den halbträumenden Hilarius zu überzeugen, daß er nicht der Abt ſondern Kreisler ſey, und nun erfuhr er von ihm mit Mühe, daß man in der Nacht, von woher, wiſſe er nicht, den Leichnam eines Fremden nach dem Kloſter gebracht, den Bruder Cyprianus allein zu kennen ſchiene und der kein gemeiner Mann geweſen ſeyn müßte, da ſich der Abt auf Cyprianus dringendes Geſuch dazu verſtanden, die Exequien auf der Stelle zu halten, damit morgen nach der erſten Hora die Exportation erfolgen könne.

Kreisler folgte dem Pater in die Kirche, die nur ſparſam beleuchtet einen ſeltſamen ſchauerlichen Anblick gewährte.

Man hatte nur die Kerzen des großen metallenen Kronleuchters, der vor dem Hochaltar von der hohen Decke herabhing, angezündet, ſo daß der flackernde Schein kaum das Schiff der Kirche vollkommen erhellte, in die Seitengänge aber nur geheimnißvolle Streiflichter warf, in denen die Statuen der Heiligen zum geſpenſtiſchen Leben erwacht, ſich zu bewegen und daherzuſchreiten ſchienen. Unter dem Kronleuchter in der hellſten Beleuchtung ſtand der offne Sarg, in dem der Leichnam lag und die Mönche die ihn umringten, ſchienen bleich und regungslos ſelbſt Todte, in der Geiſterſtunde den Gräbern entſtiegen. Mit dumpfer heiſerer Stimme ſangen ſie die eintönigen Strophen des Requiems und wenn ſie dazwiſchen ſchwiegen, vernahm man nur von außen her das ahnungsvolle Rauſchen des Nachtwindes und die hohen Fenſter der Kirche kniſterten ſeltſam, als klopften die Geiſter der Verſtorbenen an das Haus, in dem ſie die fromme Todtenklage vernahmen. Kreisler nahte ſich bis an die Reihe der Mönche und erkannte in dem Todten den Adjutanten des Prinzen Hektor. —

Da regten ſich die finſtern Geiſter, die ſo oft Macht hatten über ihn und griffen ſchonungslos mit ſcharfen Krallen in ſeine wunde Bruſt. —

Neckender Spuk, ſprach er zu ſich ſelbſt, treibſt du mich her, damit jener erſtarrte Jüngling bluten ſoll, weil man ſagt, daß der Leichnam blute, wenn der Mörder ſich nahe? — Hoho! weiß ich denn nicht, daß er all' ſein Blut wegbluten mußte, in den ſchlimmen Tagen, als er ſeine Sünden abbüßte auf dem Siechbette? — Er hat keinen böſen Tropfen mehr übrig, mit dem er ſeinen Mörder vergiften könnte, käme er ihm auch in die Nähe, den Johannes Kreisler aber am wenigſten, denn er hat mit der Natter nichts zu ſchaffen, die er zu Boden trat, als ſie ſchon die ſpitze Zunge ausgeſtreckt zur Todeswunde! — Schlage die Augen auf, Todter, damit ich dir feſt in's Antlitz blicke, damit du gewahrſt daß die Sünde keinen Theil hat an mir! — aber du vermagſt es nicht! — Wer hieß dich das Leben einſetzen gegen das Leben? Warum ſpielteſt du trügeriſches Spiel mit dem Morde und warſt nicht gefaßt es zu verlieren? — Aber deine Züge ſind ſanft und gut, du ſtiller blaſſer Jüngling, der Todesſchmerz hat jede Spur verruchter Sünde weggelöſcht von deinem ſchönen Antlitz, und ich könnte ſagen, der Himmel hätte dir ſein Gnadenthor geöffnet, weil die Liebe in deiner Bruſt geweſen, wenn ſich das jetzt ziemte. — Doch wie! — wenn ich mich in dir geirrt? — Wenn nicht du, kein böſer Dämon, nein wenn mein guter Stern deinen Arm gegen mich erhoben, um mich dem entſetzlichſten Verhängniß zu entreißen, das im ſchwarzen Hintergrunde auf mich lauert? — Nun magſt du die Augen aufſchlagen, blaſſer Jüngling, nun magſt du mit einem Blick der Verſöhnung alles, alles entdecken und ſollt ich untergehen in Wehmuth um dich oder aus entſetzlicher furchtbarer Angſt, daß der ſchwarze Schatten, der hinter mir ſchleicht, mich nun gleich erfaſſen wird. — Ja! ſchaue mich an, — doch! nein nein, du könnteſt mich anblicken wie Leonhard Ettlinger, ich könnte glauben, du ſeyſt er ſelbſt und da müßteſt du mit mir hinab in die Tiefe, aus der ich oft ſeine hohle Geiſterſtimme vernehme. — Doch wie, du lächelſt? — deine Wangen, deine Lippen färben ſich? Trifft dich nicht die Waffe des Todes? — Nein, nicht noch einmal will ich mit dir ringen, aber —

Kreisler, der während dieſes Selbſtgeſprächs unbewußt auf einem Knie gelegen, beide Ellbogen auf das andere geſtützt, und die Hände unter das Kinn geſtemmt hatte, fuhr haſtig auf, und würde gewiß Seltſames, Wildes begonnen haben; doch in demſelben Augenblick ſchwiegen die Mönche und die Knaben auf dem Chor intonirten mit ſanfter Begleitung der Orgel das Salve regina. Der Sarg wurde geſchloſſen und die Mönche ſchritten feierlich von dannen. — Da ließen die finſtern Geiſter ab von dem armen Johannes und ganz aufgelöſt in Wehmuth und Schmerz folgte er mit gebeugtem Haupt den Mönchen. Eben wollte er hinausſchreiten zur Thüre, als ſich in einem finſtern Winkel eine Geſtalt erhob und haſtig auf ihn losſchritt.

Die Mönche ſtanden ſtill und der volle Schein ihrer Lichter fiel auf einen großen ſtämmigen Burſchen, der etwa achtzehn bis zwanzig Jahr alt ſeyn mochte. Sein Antlitz, nichts weniger als häßlich zu nennen, trug den Ausdruck des wildeſten Trotzes; die ſchwarzen Haare hingen ihm ſtruppig um den Kopf, das zerriſſene Wamms von buntgeſtreifter Leinwand bedeckte kaum ſeine Blöße und eben ſolche Schifferhoſen gingen nur bis an die bloßen Waden, ſo daß der herkuliſche Bau ſeines Körpers völlig ſichtbar.

Du Verdammter, wer hieß dich meinen Bruder ermorden? So ſchrie der Burſche wild auf, daß es in der Kirche wiederhallte, ſprang wie ein Tiger auf Kreisler los und packte ihn mit einem mörderiſchen Handgriff bei der Kehle.

Doch ehe Kreisler, ganz entſetzt über den unerwarteten Angriff, an Gegenwehr denken konnte, ſtand ſchon Pater Cyprianus bei ihm und ſprach mit ſtarker gebietender Stimme: Giuſeppo, verruchter ſündhafter Menſch! was machſt du hier? Wo haſt du die Altmutter gelaſſen? — Packe dich augenblicklich fort! — Hochehrwürdiger Herr Abt, laßt die Kloſterknechte herbeirufen, ſie ſollen den mörderiſchen Buben zum Kloſter hinauswerfen!

Der Burſche hatte, ſo wie Cyprianus vor ihm ſtand, ſogleich von Kreisler abgelaſſen. Nun, nun, rief er mürriſch, macht nur nicht gleich ein ſolches tolles Weſen davon, wenn man ſein Recht behaupten will, Herr Heiliger! — Ich gehe ja ſchon von ſelbſt, Ihr dürft keine Kloſterknechte auf mich loshetzen. — Damit ſprang der Burſche ſchnell davon durch eine Pforte, die man zu verſchließen vergeſſen und durch die er wahrſcheinlich ſich in die Kirche geſchlichen hatte. Die Kloſterknechte kamen, man fand aber keinen Anlaß den Verwegenen in tiefer Nacht weiter zu verfolgen.

Es lag in Kreislers Natur, daß gerade die Spannung des Außerordentlichen, des Geheimnißvollen wohlthätig auf ſein Gemüth wirkte, ſo bald er den Sturm des Augenblicks, der ihn zu vernichten drohte, ſiegreich bekämpft.

So geſchah es, daß dem Abt die Ruhe wunderbar und befremdlich vorkommen mußte, mit der Kreisler andern Tages vor ihm ſtand, und von dem erſchütternden Eindruck ſprach, den unter ſolchen Umſtänden der Anblick des Leichnams deſſen auf ihn gemacht, der ihn ermorden wollen und den er in gerechter Nothwehr erſchlagen.

Weder, ſprach der Abt, weder die Kirche noch das weltliche Geſetz kann Euch, lieber Johannes, irgend eine ſtrafbare Schuld an dem Tode jenes ſündhaften Menſchen beimeſſen. Doch werdet Ihr aber lange nicht die Vorwürfe einer innern Stimme verwinden können, die Euch ſagt, es ſei beſſer geweſen ſelbſt zu fallen als den Gegner zu tödten und dies beweiſet, daß der ewigen Macht das Opfer des eignen Lebens wohlgefälliger iſt, alsſeine Erhaltung, kann dieſe nur durch eine raſche blutige That geſchehen. — Doch laßt uns zur Zeit davon abbrechen, da ich anderes näher Liegendes mit Euch zu reden habe. —

Welcher ſterbliche Menſch ermißt, wie der kommende Augenblick die Geſtaltung der Dinge ändern kann. — Nicht lange iſt es her, als ich feſt überzeugt war, daß dem Heil Eurer Seele nichts zuträglicher ſeyn könne, als der Welt zu entſagen und in unſern Orden zu treten. — Ich bin jetzt anderer Meinung und würde Euch rathen, ſo lieb und werth Ihr mir auch geworden, die Abtei recht bald zu verlaſſen. — Werdet nicht irre an mir, lieber Johannes! Fragt mich nicht, warum ich meiner Geſinnung entgegen dem Willen eines andern, der Alles umzuſtoßen droht, was ich mit Mühe geſchaffen, mich unterwerfe. — Tief müßtet ihr in die Geheimniſſe der Kirche eingeweiht ſeyn, um mich zu verſtehen, wollt' ich auch mit Euch über die Motive meiner Handlungsweiſe reden. — Doch freier kann ich wohl mit Euch ſprechen, als mit jedem andern. Vernehmt alſo, daß in kurzer Zeit der Aufenthalt in der Abtei Euch nicht mehr die wohlthätige Ruhe gewähren, wie bisher, ja daß Euer innerſtes Streben einen tödtlichen Stoß erhalten und das Kloſter Euch ein öder Kerker dünken wird. Die ganze Kloſterordnung ändert ſich, die mit frommer Sitte vereinbare Freiheit hört auf und der finſtere Geiſt fanatiſcher Möncherei herrſcht bald mit unerbittlicher Strenge in dieſen Mauern. — O mein Johannes, Eure herrlichen Geſänge werden nicht mehr unſern Geiſt erheben zur höchſten Andacht, der Chor wird abgeſchafft und bald hört man nichts mehr als die eintönigen Reſponſorien von den älteſten Brüdern mühſam gelallt mit heiſerer unreiner Stimme.

Und, fragte Kreisler, und alles dieſes geſchieht auf Anlaß des fremden Mönchs Cyprianus?

Es iſt, erwiederte der Abt beinahe wehmüthig, indem er die Augen niederſchlug, es iſt dem ſo, guter Johannes und daß es nicht anders ſeyn kann, daran bin ich nicht Schuld. — Doch, ſetzte der Abt nach kurzem Stillſchweigen mit erhöhter feierlicher Stimme hinzu, doch alles, wodurch der feſte Bau, der Glanz der Kirche befördert werden kann, muß geſchehen und kein Opfer iſt zu groß! —

Wer iſt, ſprach Kreisler unmuthig, wer iſt denn der hohe mächtige Heilige, der über Euch gebietet, der im Stande war, durch das bloße Wort mir jenen mörderiſchen Burſchen vom Leibe zu ſchaffen?

Ihr ſeyd, erwiederte der Abt, Ihr ſeyd, lieber Johannes, in ein Geheimniß verflochten, ohne es zur Zeit ganz zu kennen. Doch bald erfahrt Ihr mehr, vielleicht mehr als ich ſelbſt davon weiß und zwar durch den Meiſter Abraham. — Cyprianus, den wir noch jetzt unſern Bruder nennen, iſt einer der Erkornen. Er wurde gewürdigt mit den ewigen Mächten des Himmels in unmittelbare Berührung zu treten und wir müſſen ſchon jetzt in ihm den Heiligen verehren. — Was jenen verwogenen Burſchen betrifft, der ſich während der Exequien in die Kirche geſchlichen hatte und Euch ſo mörderiſch anpackte, ſo iſt er ein verlaufener, halb wahnſinniger Zigeunerbube, den unſer Vogt ſchon einige Mal hat derb auspeitſchen laſſen, weil er den Leuten im Dorfe die fetten Hühner aus den Ställen geſtohlen. Um den zu vertreiben, bedurfte es eben nicht eines beſonderen Mirakels. — Indem der Abt die letzten Worte ſprach, zuckte ein leiſes ironiſches Lächeln in den Mundwinkeln, und verſchwand eben ſo ſchnell.

Kreislern erfüllte der tiefſte bitterſte Unmuth; er ſah ein, daß der Abt bei allen Vorzügen ſeines Geiſtes, ſeines Verſtandes lügneriſche Gaukelei trieb und daß alle Gründe, die er damals anführte, um ihn zum Eintritt in's Kloſter zu bewegen, eben ſo nur einer verſteckten Abſicht zum Vorwand dienen ſollten, als diejenigen die er nun für das Gegentheil aufſtellte. — Kreisler beſchloß die Abtei zu verlaſſen und ſich aller bedrohlichen Geheimniſſe, die ihn bei längerem Bleiben noch verſtricken konnten in ein Gewebe, dem nicht mehr zu entrinnen, völlig zu entſchlagen. Als er aber nun gedachte, wie er ja gleich zurückkehren könne nach Sieghartshof zum Meiſter Abraham,, wie er ſie ja wieder ſehen, wieder hören könne, ſie ſeinen einzigen Gedanken, da fühlte er in der Bruſt jene ſüße Beklemmung, in der ſich die glühendſte Liebesſehnſucht kund thut. —

Ganz vertieft wandelte Kreisler den Hauptgang des Parks hinab, als ihn der Pater Hilarius ereilte und ſogleich begann: Ihr wart beim Abt, Kreisler, er ſagte Euch alles! — Nun, hatte ich Recht? — Wir ſind alle verloren! — Dieſer geiſtliche Comödiant — es iſt heraus, das Wort, wir ſind unter uns! — Als er — Ihr wißt, wen ich meine — in der Kutte nach Rom kam, ließ ihn die päpſtliche Heiligkeit ſogleich zur Audienz. Er fiel nieder auf die Knie und küßte den Pantoffel. Ohne einen Wink aufzuſtehen, ließ ihn aber die päpſtliche Heiligkeit eine ganze Stunde lang liegen. „Das ſey deine erſte kirchliche Strafe," fuhr die Heiligkeit ihn an, als er ſich endlich erheben durfte und hielt nun eine lange Predigt über die ſündlichen Irrthümer, in die Cyprianus verfallen. — Nachher erhielt er langen Unterricht in gewiſſen geheimen Gemächern und zog denn aus! — Es hat lange keinen Heiligen gegeben! — Das Mirakel — nun Ihr habt das Bild geſehen, Kreisler — das Mirakel, ſage ich, hat erſt in Rom ſeine wahre Geſtalt erhalten. — Ich bin nichts als ein ehrlicher Benediktiner Mönch, ein tüchtiger praefectus chori wie Ihr mir einräumen werdet und trinke der allein ſeligmachenden Kirche zu Ehren gern ein Gläschen Nierſteiner oder Bocksbeutel, aber! — Mein Troſt iſt, daß er nicht lange hier bleiben wird. — Herumziehen muß er. Monachus in claustro non valet ova duo: sed quando est extra bene valet triginta. — Er wird denn auch wohl Wunder thun — Seht Kreisler, ſeht, da kommt er den Gang herauf — Er hat uns erblickt und weiß wie er ſich geberden muß. —

Kreisler erblickte den Mönch Cyprianus, der langſam, feierlichen Schrittes, den ſtieren Blick zum Himmel gerichtet, die Hände gefaltet wie in einer frommen Extaſe begriffen, den Laubgang herauf kam.

Hilarius entfernte ſich ſchnell, Kreisler blieb aber verloren in den Anblick des Mönchs, der in ſeinem Antlitz, in ſeinem Weſen etwas Seltſames, Fremdartiges trug, das ihn unter allen übrigen Menſchen auszuzeichnen ſchien. Ein großes, ungewöhnliches Verhängniß läßt lesbare Spuren zurück und ſo mocht' es auch ſeyn, daß ein wunderbares Geſchick des Mönchs äußere Erſcheinung geſtaltet hatte, wie ſie ſich nun eben zeigte.

Der Mönch wollte vorüberſchreiten, ohne in ſeiner Verzückung Kreislern zu bemerken, der fühlte ſich aber aufgelegt, dem ſtrengen Abgeſandten des Oberhaupts der Kirche, dem feindlichen Verfolger der herrlichſten Kunſt in den Weg zu treten.

Er that es mit den Worten: Erlaubt ehrwürdiger Herr, daß ich Euch meinen Dank abſtatte. Ihr befreitet mich durch Euer kräftiges Wort zur rechten Zeit aus den Händen des groben Lümmels von Zigeunerbuben; er hätte mich erwürgt, wie ein geſtohlnes Huhn! —

Der Mönch ſchien aus einem Traume zu erwachen, er fuhr mit der Hand über die Stirn und blickte Kreislern lange ſtarr an, als müſſe er ſich auf ihn beſinnen. Dann verzog ſich aber ſein Antlitz zum furchtbaren durchbohrenden Ernſt, und Flammen des Zorns in den Augen, rief er mit ſtarker Stimme: Verwegener frevelhafter Menſch, Ihr hättet verdient, daß ich Euch hinfahren ließ in Euern Sünden! Seyd Ihr nicht der, der den heiligen Cultus der Kirche, die vornehmſte Stütze der Religion profanirt durch weltlichen Klingklang? Seyd Ihr es nicht, der hier durch eitle Kunſtſtücke die frömmſten Gemüther bethörte, daß ſie ſich abwandten von dem Heiligen und weltlicher Luſt fröhnten in üppigen Liedern? Kreisler fühlte ſich durch dieſe wahnſinnigen Vorwürfe eben ſo verletzt, als erhoben durch den albernen Hochmuth des fanatiſchen Mönchs, der mit ſo leichten Waffen zu bekämpfen.

Iſt es, ſprach Kreisler ſehr ruhig und dem Mönch feſt in's Auge blickend, iſt es ſündhaft, die ewige Macht zu preiſen in der Sprache, die ſie uns ſelbſt gab, damit das Himmelsgeſchenk die Begeiſterung der brünſtigſten Andacht, ja die Erkenntniß des Jenſeits in unſerer Bruſt erwecke, iſt es ſündhaft, ſich auf den Seraphsfittigen des Geſanges hinwegzuſchwingen über alles Irdiſche und in frommer Sehnſucht und Liebe hinaufzuſtreben nach dem Höchſten, ſo habt Ihr Recht, ehrwürdiger Herr, ſo bin ich ein arger Sünder. Erlaubt aber, daß ich der entgegengeſetzten Meinung bin, und feſt glaube, daß dem Cultus der Kirche die wahrhafte Glorie der heiligſten Begeiſterung fehlen würde, wenn der Geſang ſchweigen ſollte.

So flehet, erwiederte der Mönch ſtrenge und kalt, ſo flehet zur heiligen Jungfrau, daß ſie die Decke von Euern Augen nehmen und Euch den verdammlichen Irrthum erkennen laſſen möge.

Ein Componiſt*), ſprach Kreisler ſanft lächelnd, wurde von jemandem gefragt, wie er es denn anfange, daß ſeine geiſtlichen Compoſitionen durchaus andächtige Begeiſterung athmeten. Wenn es, erwiederte darauf der fromme, kindliche Meiſter, mit dem Componiren nicht ſo recht fort will, ſo bete ich im Zimmer auf und abgehend einige Ave und dann kommen mir die Ideen wieder. Derſelbe Meiſter ſagte von einem andern großen geiſtlichen Werk**): Erſt als ich zur Hälfte in meiner Compoſition vorgerückt war, merkte ich, daß ſie gerathen wäre; ich war auch nie ſo fromm, als während der Zeit da ich daran arbeitete; täglich fiel ich auf meine Knie nieder und bat Gott, daß er mir Kraft zur glücklichen Ausführung dieſes Werkes verleihen möge. — Mich will bedünken, ehrwürdiger Herr, als wenn weder dieſer Meiſter noch der alte Paläſtrina ſich um Sündhaftes bemüht, und daß nur ein in ascetiſcher Verſtocktheit erkaltetes Herz nicht zu der höchſten Frömmigkeit des Geſanges entflammt werden kann.

Menſchlein, fuhr der Mönch zornig auf, wer biſt du denn, daß ich mit dir, der du dich hinwerfen müßteſt in den Staub, rechten ſoll? — Fort aus der Abtei, damit du nicht länger das Heilige verſtörſt! —

Tief empört über des Mönchs gebieteriſchen Ton, rief Kreisler heftig: Und wer biſt du denn, wahnſinniger Mönch, daß du dich erheben willſt über alles was menſchlich? — Biſt du frei geboren von der Sünde? — Haſt du nie über Gedanken der Hölle gebrütet? Biſt du nie ausgewichen auf dem ſchlüpfrigen Pfad, den du wandelteſt? Und wenn die heilige Jungfrau dich wirklich gnadenvoll dem Tode entriß, den du vielleicht einer grauenvollen That verdankteſt, ſo geſchah es, daß du in Demuth deine Sünde erkennen und ſie büßen, nicht aber mit freveliger Prahlerei dich der Gnade des Himmels, ja der heiligen Krone ruhmen ſollteſt, die du niemals erwerben wirſt.

Der Mönch ſtierte Kreislern an mit Tod und Verderben ſprühenden Blicken, indem er unverſtändliche Worte lallte.

Und, fuhr Kreisler fort mit ſteigendem Affekt, und, ſtolzer Mönch, als du noch dieſen Rock trugſt —

Damit hielt Kreisler das Bild, das er vom Meiſter Abraham

---

*) Joſeph Haydn. **) die Schöpfung.

erhalten, dem Mönch vor Augen; doch ſo wie dieſer es erblickte, ſchlug er ſich wie in wilder Verzweiflung mit beiden Fäuſten vor die Stirn und ſtieß einen herzzermalmenden Schmerzenslaut aus, als träfe ihn ein Todesſtreich. —

Fort mit dir, rief nun Kreisler, fort mit dir aus der Abtei, du verbrecheriſcher Mönch! — Hoho mein Heiliger, wenn du vielleicht auf den Hühnerdieb ſtößeſt, mit dem du in Gemeinſchaft, ſo ſage ihm, du könnteſt und wollteſt ein andermal mich nicht wieder ſchützen, doch ſolle er ſich in Acht nehmen und von meiner Kehle wegbleiben, ſonſt würde ich ihn ſpießen wie eine Lerche oder wie ſeinen Bruder, denn auf's Spießen — Kreisler entſetzte ſich in dieſem Augenblick vor ſich ſelber; der Mönch ſtand vor ihm ſtarr, regungslos, noch immer beide Fäuſte vor die Stirn gedrückt, keines Wortes, keines Lautes mächtig, es war Kreislern, als rauſche es im nahen Gebüſch, als werde gleich der wilde Giuſeppo auf ihn losſtürzen. Er rannte von dannen; die Mönche ſangen eben im Chor die Abendhora und Kreisler begab ſich in die Kirche, weil er hoffte dort ſein tief aufgeregtes, tief verletztes Gemüth zu beruhigen.

Die Hora war geendet, die Mönche verließen den Chor, die Lichter verlöſchten. Kreislers Sinn hatte ſich zu den alten frommen Meiſtern gewendet, deren er in dem Streit mit dem Mönch Cyprianus gedacht. — Muſik — fromme Muſik war aufgegangen in ihm, Julia hatte geſungen und nicht mehr brauſte der Sturm in ſeinem Innern. Er wollte fort durch eine Seitenkapelle, deren Thüre in den langen Gang ging, welcher zu einer Treppe und hinauf in ſein Zimmer führte.

Als Kreisler in die Kapelle trat, erhob ſich ein Mönch mühſam vom Boden, auf dem er ausgeſtreckt vor dem wunderthätigen Marienbilde gelegen hatte, das dort aufgeſtellt war. In dem Schein der ewigen Lampe erkannte Kreisler den Mönch Cyprianus, aber matt und elend ſchien er eben aus einer Ohnmacht zu ſich ſelbſt gekommen. Kreisler leiſtete ihm hülfreiche Hand; da ſprach der Mönch mit leiſer wimmernder Stimme: Ich erkenne Euch — Ihr ſeyd Kreisler! Habt Barmherzigkeit, verlaßt mich nicht, helft mir zu jenen Stufen, ich will mich dort niederlaſſen, aber ſetzt Euch zu mir, dicht zu mir, nur die Gebenedeite darf uns hören. — Uebt Mitleiden, fuhr nun der Mönch fort, als beide auf den Stufen des Altars ſaßen, übt Mitleiden, Gnade, vertraut mir, ob Ihr nicht das verhängnißvolle Bildniß von dem alten Severino erhieltet, ob Ihr um Alles, um das ganze furchtbare Geheimniß wiſſet?

Frei und offen verſicherte Kreisler, daß er das Bildniß vom Meiſter Abraham Liscov erhalten und erzählte ohne Scheu alles, was ſich in Sieghartshof begeben, und wie er nur aus mancherlei Combinationen auf irgend eine Greuelthat ſchließe, deren lebhafte Erinnerung ſo wie die Furcht des Verraths das Bildniß wecke. Der Mönch, der bei einigen Momenten in Kreislers Erzählung tief erſchüttert geſchienen, ſchwieg jetzt einige Augenblicke. Dann begann er ermuthigt mit feſterer Stimme: Ihr wißt zu viel Kreisler, um nicht alles erfahren zu müſſen. Vernehmt, Kreisler, jener Prinz Hektor, der Euch auf den Tod verfolgte, es iſt mein jüngerer Bruder. Wir ſind Söhne eines fürſtlichen Vaters, deſſen Thron ich geerbt haben würde, hätte ihn nicht der Sturm der Zeit umgeworfen. Wir nahmen, da eben der Krieg ausgebrochen, beide Dienſte und der Dienſt war es, der zuerſt mich und dann auch meinen Bruder nach Neapel brachte. — Ich hatte mich damals aller böſen Luſt der Welt hingegeben und vorzüglich die wilde Leidenſchaft zu den Weibern riß mich ganz und gar hin. Eine Tänzerin, eben ſo ſchön als verrucht, war meine Geliebte und überdem lief ich den liederlichen Dirnen nach, wo ich ſie fand.

So geſchah es, daß ich eines Tages, als es ſchon zu dunkeln begann, auf dem Molo ein paar Geſchöpfe dieſer Art verfolgte. Beinahe hatte ich ſie erreicht, als dicht neben mir eine Stimme gellend rief: Was das Prinzchen doch für ein allerliebſter Taugenichts iſt! — Da läuft er gemeinen Dirnen nach und könnte in den Armen der ſchönſten Prinzeſſin liegen! — Mein Blick fiel auf ein altes abgelumptes Zigeunerweib, die ich vor wenigen Tagen in der Straße Toledo von den Sbirren wegführen geſehen, weil ſie einen Waſſerverkäufer, ſo kräftig er ſchien, im Zank mit ihrer Krücke zu Boden geſchlagen. — Was willſt Du von mir, alte Hexe? So rief ich das Weib an, die mich aber in dem Augenblick mit einem Strom der abſcheulichſten niedrigſten Schimpfreden überſchüttete, ſo daß das müßige Volk bald ſich um uns verſammelte und über meine Verlegenheit ausbrach in ein tolles Gelächter. — Ich wollte fort, da hielt mich aber das Weib beim Kleide feſt, ohne vom Boden aufzuſtehen und ſprach, plötzlich mit den

Schimpfreden einhaltend, leiſe, indem ſich ihr abſcheuliches Antlitz zum grinſenden Lächeln verzog: Ei, mein ſüßes Prinzlein, willſt du denn nicht bei mir bleiben? Willſt du nichts hören von dem ſchönſten Engelskinde, das in dich vernarrt iſt? — Damit erhob ſich das Weib mühſam, indem ſie ſich an meinen Armen feſtklammerte und ziſchelte mir von einem jungen Mädchen in die Ohren, das ſchön und anmuthig wie der Tag und noch unſchuldig ſey. — Ich hielt das Weib für eine gemeine Kupplerin und wollte mich, da gerade mein Sinn nicht dahin ſtand, ein neues Abentheuer anzuknüpfen, mit ein paar Dukaten von ihr losmachen. Sie nahm aber das Geld nicht, und rief, als ich mich entfernte, mir laut lachend nach: Geht nur, geht, mein feiner Herr, Ihr werdet mich bald aufſuchen mit großem Kummer und Weh im Herzen! — Einige Zeit war vergangen, ich hatte nicht mehr an das Zigeunerweib gedacht, als eines Tages auf dem Spaziergange, Villa reale genannt, eine Dame vor mir herging, die mir in ihrem Weſen ſo wunderbar anmuthig ſchien, wie ich noch keine geſehen. Ich eilte ihr voraus und als ich ihr Antlitz erblickte, war es mir, als öffne ſich der leuchtende Himmel aller Schönheit. — So dachte ich nämlich damals als ein ſündiger Menſch und daß ich den frevelhaften Gedanken wiederhole, mag Euch ſtatt aller Beſchreibung des Liebreizes, mit dem die ewige Macht die holde Angela geſchmückt hatte, um ſo mehr dienen, als mir jetzt nicht geziemen und auch wohl nicht gelingen würde, viel zu reden über irdiſche Schönheit. Zur Seite der Dame ging oder hinkte vielmehr an einem Stabe, eine ſehr alte ehrbar gekleidete Frau, die nur durch ihre ganz ungewöhnliche Größe und ſeltſame Unbehülflichkeit auffiel. Trotz des völlig veränderten Anzuges, trotz der tiefen Haube, die einen Theil des Antlitzes verhüllte, erkannte ich in der alten Frau doch augenblicklich das Ziegeunerweib vom Molo. Das fratzenhafte Lächeln der Alten, ihr leiſes Kopfnicken bewies mir, daß ich mich nicht irre. — Ich konnte den Blick nicht abwenden von dem anmuthigen Wunder; die Holde ſchlug die Augen nieder, der Fächer entfiel ihrer Hand. Schnell hob ich ihn auf; indem ſie ihn nahm, berührte ich ihre Finger; ſie zitterten; da loderte das Feuer meiner verdammlichen Leidenſchaft in mir auf und ich ahnte nicht, daß die erſte Minute der ſchrecklichen Prüfung gekommen, die der Himmel mir auferlegt. Ganz betäubt, ganz im Sinn verwirrt ſtand ich da und bemerkte kaum, daß die Dame mit ihrer alten Begleiterin in eine Kutſche ſtieg, die am Ende der Allee gehalten hatte. Erſt als der Wagen fortrollte, kam ich zur Beſinnung, und ſtürzte nach wie ein Raſender. Ich kam noch zu rechter Zeit um zu ſehen, daß der Wagen vor einem Hauſe in der engen kurzen Straße hielt, die nach dem großen Platz Largo delle Piane führt. Beide, die Dame und ihre Begleiterin ſtiegen aus, und da der Wagen ſogleich fortfuhr, als ſie in das Haus getreten, konnte ich mit Recht vermuthen, daß dort ihre Wohnung. Auf dem Platz Largo delle Piane wohnte mein Bankier, Signore Aleſſandro Sperzi und ſelbſt weiß ich nicht, wie ich auf den Einfall gerieth, dieſen Mann jetzt gerade heimzuſuchen. Er glaubte, ich käme Geſchäfte halber, und begann ſehr weitläufig über mein Verhältniß zu reden. Mein ganzer Kopf war aber erfüllt von der Dame, ich dachte, ich hörte nichts anders und ſo kam es, daß ich dem Signor Sperzi ſtatt aller Antwort das anmuthige Abentheuer des Augenblicks erzählte. Signor Sperzi wußte mir mehr von meiner Schönen zu ſagen, als ich hatte ahnen können. Er war es, der jedes halbe Jahr von einem Handelshauſe in Augsburg eine anſehnliche Rimeſſe für eben jene Dame erhielt. Sie wurde Angela Benzoni genannt, die Alte aber mit dem Namen Frau Magdala Sigrun bezeichnet. Signor Sperzi mußte dagegen dem Augsburger Handlungshauſe über das ganze Leben des Mädchens die genaueſte Nachricht geben, ſo daß er, da es ihm auch früher obgelegen ihre ganze Erziehung, ſowie jetzt ihren Haushalt zu leiten, in gewiſſer Art als ihr Vormund anzuſehen. Der Bankier hielt das Mädchen für die Frucht eines verbotenen Verhältniſſes unter Perſonen des vornehmſten Standes. — Ich bezeigte dem Signor Sperzi meine Verwunderung darüber, daß man ein ſolches Kleinod einem ſo zweideutigen Weibe anvertraue als die Alte ſey, die ſich in ſchmutzigen zerlumpten Zigeunerkleidern auf den Straßen herum treibe und vielleicht gar die Kupplerin ſpielen wollte. Der Bankier verſicherte dagegen, daß es keine treuere ſorgſamere Pflegerin gebe als die Alte, die mit dem Mädchen hergekommen, als es erſt zwei Jahr alt geweſen. Daß die Alte ſich zuweilen als Zigeunerin vermumme, ſey eine wunderliche Grille, die man ihr wohl in dieſem Lande der Maskenfreiheit nachſehen könne. — Ich darf, ich muß knrz ſeyn! — Die Alte ſuchte mich bald auf in ihrem Zigeunerhabit und führte mich ſelbſt zu Angela, die mir in holder jungfräulicher Scham hocherröthend ihre Liebe geſtand. Noch immer hatte ich in meinem verirrten Weſen geglaubt, die Alte ſey eine ruchloſe Nährerin der Sünde, aber bald wurde ich des Gegentheils überführt. Angela war keuſch und rein wie Schnee, und da wo ich ſündhaft zu ſchwelgen gedachte, lernte ich an eine Tugend glauben, die ich freilich jetzt für ein hölliſches Blendwerk des Teufels erkennen muß. In eben dem Grade als meine Leidenſchaft höher und höher ſtieg, neigte ich mich auch mehr und mehr der Alten hin, die mir unaufhörlich in die Ohren raunte, daß ich mich mit Angela vermählen ſolle. Müßte dies auch zur Zeit heimlich geſchehen, ſo komme doch wohl der Tag, an dem ich öffentlich der Gemahlin das fürſtliche Diadem auf die Stirn drücken werde. — Angela's Geburt ſei der meinigen gleich. —

— Wir wurden in einer Kapelle der Kirche San Filippo getraut. — Ich glaubte den Himmel gefunden zu haben, ich entzog mich allen Verbindungen, ich gab den Dienſt auf, man ſah mich nicht mehr in jenen Kreiſen, in denen ich ſonſt frevelnd allen Lüſten gefröhnt. — Eben dieſe veränderte Lebensweiſe verrieth mich. Jene Tänzerin von der ich mich losgeſagt, forſchte aus, wohin ich mich jeden Abend begab und ahnend, daß daraus ſich vielleicht der Keim ihrer Rache entwickeln könne, entdeckte ſie meinem Bruder das Geheimniß meiner Liebe. — Mein Bruder ſchlich mir nach, überraſchte mich in Angela's Armen. — Mit einer ſcherzhaften Wendung entſchuldigte Hektor ſeine Zudringlichkeit und machte mir Vorwürfe daß ich, gar zu ſelbſtſüchtig, ihm nicht einmal das Vertrauen eines aufrichtigen Freundes geſchenkt; doch ich merkte nur zu deutlich, wie betroffen er war über Angela's hohe Schönheit. Der Funke war gefallen, die Flamme der wüthendſten Leidenſchaft angefacht in ſeinem Innern. — Er kam oft, wiewohl nur in den Stunden, wenn er mich zu finden wußte. — Ich glaubte zu bemerken, daß Hektors wahnſinnige Liebe erwiedert wurde, und alle Furien der Eiferſucht zerfleiſchten meine Bruſt. — Da war ich dem Graus der Hölle verfallen! — Einſt als ich eintrat in Angela's Gemach, glaubte ich Hektors Stimme im Nebenzimmer zu vernehmen. — Den Tod im Herzen blieb ich eingewurzelt ſtehen. Doch plötzlich ſtürzte Hektor aus dem Nebengemach herein mit gluthrothem Antlitz und wildrollenden Augen wie ein Raſender. Verdammter, du ſollſt mir fernerhin nicht in den Weg treten! So rief er ſchäumend vor Wuth und ſtieß mir den Dolch, den er ſchnell hervorgezogen, in die Bruſt bis an das Heft. — Der herbeigerufene Chirurgus fand, daß der Stoß durch das Herz gegangen. — Die Hochgebenedeite hat mich gewürdigt, mir das Leben wieder zu ſchenken durch ein Mirakel. —

Die letzten Worte ſprach der Mönch mit leiſer zitternder Stimme, und ſchien dann in trübes Sinnen verloren.

Und, fragte Kreisler, und was wurde aus Angela?

Als, erwiederte der Mönch mit hohler geiſterartiger Stimme, als der Mörder die Früchte ſeiner Greuelthat genießen wollte, da erfaßte die Geliebte der Todeskrampf und ſie verſchied in ſeinen Armen. — Gift —

Dies Wort geſprochen, fiel der Mönch nieder auf's Geſicht und röchelte wie ein Sterbender. — Kreisler ſetzte durch die Glocke, die er anzog, das Kloſter in Bewegung. Man eilte herbei und ſchaffte den ohnmächtigen Cyprianus in den Krankenſaal. —

Kreisler fand am andern Morgen den Abt in ganz beſonders heitrer Laune. — Ha ha, rief er ihm entgegen, ha ha mein Johannes, Ihr wollt an kein Mirakel der neueſten Zeit glauben und Ihr habt geſtern in der Kirche ſelbſt das wunderbarſte Mirakel bewirkt, das es nur geben mag. — Sagt, was habt Ihr mit unſerm ſtolzen Heiligen gemacht, der da liegt wie ein reuiger zerknirſchter Sünder und uns alle in kindiſcher Todesangſt höchlich um Verzeihung gebeten hat, daß er ſich über uns erheben wollen! — Habt Ihr ihn, der von Euch nun Beichte verlangte, vielleicht ſelbſt beichten laſſen? —

Kreisler fand gar keine Urſache, auch nur das mindeſte von dem zu verſchweigen, was ſich mit ihm und dem Mönch Cyprianus begeben. Er erzählte daher umſtändlich alles, von der freimüthigen Strafpredigt an, die er dem einbildiſchen Mönch gehalten, als er die heilige Tonkunſt herabgewürdigt, bis auf den ſchrecklichen Zuſtand, in den er verfallen, als er das Wort: Gift! ausgeſprochen. Dann erklärte Kreisler, daß er eigentlich doch noch immer nicht wiſſe, warum das Bild, habe ſich auch Prinz Hektor davor entſetzt, gleiche Wirkung auf den Mönch Cyprianus hervorgebracht. Eben ſo ſey er darüber noch ganz im Dunkeln geblieben, auf welche Weiſe Meiſter Abraham in jene grauenvollen Begebenheiten verflochten.

In der That, ſprach der Abt anmuthig lächelnd, in der That, mein lieber Sohn Johannes, wir ſtehen jetzt ganz anders gegenüber, als noch vor wenigen Stunden. Ein ſtandhaftes Gemüth, ein feſter

Sinn, vorzüglich aber wohl ein tiefes richtiges Gefühl, das wie eine wunderbar wahrſagende Erkenntniß in unſerer Bruſt verborgen, richtet vereint mehr aus, als der ſchärfſte Verſtand, der geübteſte alles ſcheidende Blick. Du haſt es bewieſen, mein Johannes, indem du die Waffe, die man dir in die Hand gab, ohne dich ganz über ihre Wirkung zu belehren, ſo geſchickt in dem richtigen Moment zu gebrauchen wußteſt, daß du auf der Stelle den Feind zu Boden ſchlugſt den vielleicht der durchdachteſte Plan nicht ſo leicht aus dem Felde getrieben haben würde. Ohne es zu wiſſen haſt du mir, dem Kloſter, vielleicht auch der Kirche überhaupt, einen Dienſt erwieſen, deſſen erſprießliche Folgen nicht zu überſehen ſind. — Ich will, ich darf jetzt gegen dich ganz aufrichtig ſeyn, ich wende mich ab von denen, die mir Falſches vorſpiegeln wollten zu deinem Nachtheil, du kannſt auf mich rechnen, Johannes! — Daß der ſchönſte Wunſch, der in deiner Bruſt ruht, erfüllt werde, dafür laß mich ſorgen. Deine Cecilia, du weißt welches holde Weſen ich meine — doch ſtill jetzt davon! — Das was du noch von jener entſetzlichen Begebenheit in Neapel zu wiſſen verlangſt, iſt mit wenigen Worten geſagt. — Für's Erſte hat es unſerm würdigen Bruder Cyprianus beliebt in ſeiner Erzählung einen kleinen Umſtand zu übergehen. — Angela ſtarb an dem Gift, das er ihr beigebracht in dem hölliſchen Wahnſinn der Eiferſucht. — Meiſter Abraham befand ſich damals in Neapel unter dem Namen Severino. Er glaubte Spuren ſeiner verlornen Chiara zu finden, und fand ſie wirklich, da ihm jene alte Zigeunerin in den Weg kam, Magdala Sigrun geheißen, die du ſchon kennſt. An den Meiſter wandte ſich die Alte, als das Schrecklichſte geſchehen und ihm vertraute ſie, ehe ſie Neapel verließ, jenes Bildniß, deſſen Geheimniſſe du noch nicht kennſt. Drücke den ſtählernen Knopf an dem Rande, dann ſpringt Antonio's Bildniß, das nur einer Kapſel zum Deckel dient, auf, und du erblickſt nicht allein Angela's Bildniß, ſondern dir fallen auch noch ein paar Blättchen in die Hände, die von der äußerſten Wichtigkeit ſind, da ſie dir den Beweis des doppelten Mordes liefern. — Du ſiehſt nun, warum dein Talisman ſo kraftvoll wirkt. — Meiſter Abraham ſoll noch mit dem Bruderpaar in mancherlei Berührung gekommen ſeyn, doch davon wird er dir ſelbſt noch beſſer erzählen können als ich. — Laß' uns jetzt hören, Johannes, wie es mit dem kranken Bruder Cyprianus ſteht! —

Und das Mirakel? So fragte Kreisler indem er den Blick auf die Stelle der Wand über dem kleinen Altar warf, wo er ſelbſt mit dem Abt das Bild, deſſen ſich der geneigte Leſer wohl noch erinnert, befeſtigt hatte. Nicht wenig verwunderte er ſich aber, als er ſtatt dieſes Bildes wieder Leonardo da Vinci's heilige Familie erblickte, die ihren alten Platz eingenommen. — Und das Mirakel? — fragte Kreisler zum zweiten Mal. Ihr meint, erwiederte der Abt mit ſeltſamem Blick, Ihr meint das ſchöne Bild, welches ſonſt hier aufgehängt war? — Ich habe es unterdeſſen in dem Krankenſaal aufſtellen laſſen. Vielleicht ſtärkt der Anblick unſern armen Bruder Cyprianus, vielleicht hilft ihm die Hochgebenedeite zum zweiten Mal. —

Kreisler fand auf ſeinem Zimmer ein Schreiben des Meiſters Abraham, des Inhalts:

Mein Johannes!

Auf! — auf! — verlaßt die Abtei, eilt her ſo ſchnell Ihr könnt! — Der Teufel hat hier zu ſeiner Luſt eine ganz beſondere Hetzjagd angeſtellt! — Mündlich mehr, das Schreiben wird mir blutſauer, denn es ſteckt mir alles im Halſe und droht mich zu erſticken. Von mir, von dem Hoffnungsſtern, der mir aufgegangen, nicht ein Wort. Nur ſo viel in aller Eil. — Die Räthin Benzon findet Ihr nicht mehr, wohl aber die Reichsgräfin von Eſchenau. Das Diplom aus Wien iſt angekommen und die künftige Heirath Julia's mit dem würdigen Prinzen Ignaz ſo gut wie erklärt. Fürſt Irenäus beſchäftigt ſich mit der Idee des neuen Throns, auf dem er ſitzen wird als regierender Herr. Die Benzon, oder vielmehr die Gräfin von Eſchenau hat ihm das verſprochen. Prinz Hektor hat indeſſen Verſteckens geſpielt, bis er nun wirklich fort mußte zur Armee. — Bald kehrt er wieder und dann ſoll eine Doppelhochzeit gefeiert werden. — Es wird luſtig ſeyn. — Die Trompeter ſpülen ſich ſchon die Gurgeln aus, die Fiedler ſchmieren die Bogen, die Lichtzieher in Sieghartsweiler gießen die Fackeln — aber! — Nächſtens iſt der Namenstag der Fürſtin, da unternehm ich Großes, aber Ihr müßt hier ſeyn. Kommt nur lieber gleich auf der Stelle, wenn Ihr dies geleſen habt! Lauft was Ihr könnt. Bald ſeh' ich Euch. — Apropos! — Nehmt Euch doch vor den Pfaffen in Acht, aber den Abt lieb' ich ſehr. — Adieu!

So kurz und ſo inhaltsreich war dies Brieflein des alten Meiſters, daß —

Nachſchrift des Herausgebers.

Am Schluß des zweiten Bandes iſt der Herausgeber genöthigt, dem geneigten Leſer eine ſehr betrübte Nachricht mitzutheilen. — Den klugen, wohlunterrichteten, philoſophiſchen, dichteriſchen Kater Murr hat der bittere Tod dahin gerafft mitten in ſeiner ſchönen Laufbahn. Er ſchied in der Nacht vom neun und zwanzigſten bis zum dreißigſten November nach kurzen, aber ſchweren Leiden mit der Ruhe und Faſſung eines Weiſen dahin. — So giebt es wieder einen Beweis, daß es mit den frühreifen Genies immer nicht recht fort will; entweder ſie ſteigen in einem Antiklimax hinab zur charakter- und geiſtloſen Gleichgültigkeit und verlieren ſich in der Maſſe, oder ſie bringen es in den Jahren nicht hoch. — Armer Murr! der Tod deines Freundes Muzius war der Vorbote deines eignen, und ſollt' ich dir den Trauerſermon halten, er würde mir ganz anders aus dem Herzen kommen, als dem theilnahmeloſen Hinzmann; denn ich habe dich lieb gehabt und lieber als Manchen — Nun! — ſchlafe wohl! — Friede deiner Aſche! —

Schlimm iſt es, daß der Verblichene ſeine Lebens-Anſichten nicht geendet hat, die alſo Fragmente bleiben müſſen. Dagegen haben ſich in den nachgelaſſenen Papieren des verewigten Katers noch ſo manche Reflexionen und Bemerkungen gefunden, die er in der Zeit aufgeſchrieben zu haben ſcheint, als er ſich bei dem Kapellmeiſter Kreisler befand. Ferner war aber auch noch ein guter Theil des von dem Kater zerriſſenen Buchs vorhanden, welches Kreislers Biographie enthält.

Der Herausgeber findet es daher der Sache nicht unangemeſſen, wenn er in einem dritten Bande, der zur Oſtermeſſe erſcheinen ſoll *), dies von Kreislers Biographie noch Vorgefundene den geneigten Leſern mittheilt und nur hin und wieder an ſchicklichen Stellen das einſchiebt, was von jenen Bemerkungen und Reflexionen des Katers der weitern Mittheilung werth erſcheint.

---

*) Dieſer Band iſt nicht erſchienen.

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt des achten Bandes.

Lebensanſichten des Katers Murr.

Zwei Bände.

Erſter Band.

Seite

Vorwort des Herausgebers. 3

Vorrede des Autors. 6

Vorwort, unterdrücktes, des Autors. 7

Erſter Abſchnitt.

Gefühle des Daſeyns, die Monate der Jugend. 8

Zweiter Abſchnitt.

Lebenserfahrungen des Jünglings. Auch ich war in Arkadien. . . . 92

Zweiter Band.

Dritter Abſchnitt.

Die Lehrmonate. Launiſches Spiel des Zufalls. 195

Vierter Abſchnitt.

Erſprießliche Folgen höherer Cultur. — Die reiferen Monate des Mannes. 314

Klein Zaches genannt Zinnober.

Ein Märchen.

Prinzeſſin Brambilla.

Ein Capriccio nach Jakob Callot.

Herausgegeben
von
E. T. A. Hoffmann.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1873.

E. T. A. Hoffmann's
geſammelte Schriften.

Neunter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1873.

6905599*8

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK · MUENCHEN ·

Klein Zaches genannt Zinnober.

Ein Mährchen

herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Erſtes Kapitel.*)

Der kleine Wechſelbalg. — Dringende Gefahr einer Pfarrersnaſe. — Wie Fürſt Paphnutius in ſeinem Lande die Aufklärung einführte und die Fee Roſabelverde in ein Fräuleinſtift kam.

Unfern eines anmuthigen Dorfes, hart am Wege, lag auf dem von der Sonnenglut erhitzten Boden hingeſtreckt ein armes zerlumptes Bauerweib. Vom Hunger gequält, vor Durſt lechzend, ganz verſchmachtet, war die Unglückliche unter der Laſt des im Korbe hoch aufgethürmten dürren Holzes, das ſie im Walde unter den Bäumen und Sträuchern mühſam aufgeleſen, niedergeſunken, und da ſie kaum zu athmen vermochte, glaubte ſie nicht anders, als daß ſie nun wohl ſterben, ſo ſich aber ihr troſtloſes Elend auf einmal enden werde. Doch gewann ſie bald ſo viel Kraft, die Stricke, womit ſie den Holzkorb auf ihrem Rücken befeſtigt, loszuneſteln und ſich langſam heraufzuſchieben auf einen Grasfleck, der gerade in der Nähe ſtand. Da brach ſie nun aus in laute Klagen. Muß, jammerte ſie, muß mich und meinen armen Mann allein denn alle Noth und alles Elend treffen? Sind wir denn nicht im ganzen Dorfe die einzigen, die aller Arbeit, alles ſauer vergoſſenen Schweißes ungeachtet in ſteter Armuth bleiben und kaum ſo viel erwerben, um unſern Hunger zu ſtillen? — Vor drei Jahren, als mein Mann beim Umgraben unſeres Gartens die Goldſtücke in der Erde fand, ja da glaubten wir, das Glück ſei endlich eingekehrt bei uns und nun kämen die guten Tage; aber was geſchah! — Diebe ſtahlen das Geld, Haus und Scheune brannten uns über dem Kopfe weg, das Getreide auf dem Acker zerſchlug der Hagel und um das Maaß unſeres Leidens voll zu machen bis über den Rand, ſtrafte uns der Himmel noch mit dieſem kleinen Wechſelbalg, den ich zu Schand und Spott des ganzen Dorfes gebar. — Zu St. Laurenz Tag iſt nun der Junge drittehalb Jahre geweſen, und kann auf ſeinen Spinnenbeinchen nicht ſtehen, nicht gehen, und knurrt und miaut, ſtatt zu reden, wie eine Katze. Und dabei frißt die unſelige Mißgeburt wie der ſtärkſte Knabe von wenigſtens acht Jahren, ohne daß es ihm im mindeſten was anſchlägt. Gott erbarme ſich über ihn und über uns, daß wir den Jungen groß füttern müſſen uns ſelbſt zur Qual und größeren Noth; denn eſſen und trinken immer mehr und mehr wird der kleine Däumling wohl, aber arbeiten ſein Lebetage nicht! Nein — nein, das iſt mehr als ein Menſch aushalten kann auf dieſer Erde! — Ach könnt' ich nur ſterben — nur ſterben! — Und damit fing die Arme an zu weinen und zu ſchluchzen, bis ſie endlich vom Schmerz übermannt, ganz entkräftet, einſchlief. —

---

*) Klein Zaches ꝛc. erſchien zu Berlin 1819, bei F. Dümmler.

Mit Recht konnte das Weib über den abſcheulichen Wechſelbalg klagen, den ſie vor drittehalb Jahren geboren. Das, was man auf den erſten Blick ſehr gut für ein ſeltſam verknorpeltes Stückchen Holz hätte anſehen können, war nämlich ein kaum zwei Spannen hoher, mißgeſtalteter Junge, der von dem Korbe, wo er quer über gelegen, herunter gekrochen, ſich jetzt knurrend im Graſe wälzte. Der Kopf ſtak dem Dinge tief zwiſchen den Schultern, die Stelle des Rückens vertrat ein kürbisähnlicher Auswuchs, und gleich unter der Bruſt hingen die haſelgertdünnen Beinchen herab, ſo daß der Junge ausſah wie ein geſpaltener Rettich. Vom Geſicht konnte ein ſtumpfes Auge nicht viel entdecken, ſchärfer hinblickend wurde man aber wohl die lange ſpitze Naſe, die aus ſchwarzen ſtruppigen Haaren hervorſtarrte, und ein paar ſchwarz funkelnde Aeuglein gewahr, die, zumal bei den übrigens ganz alten eingefurchten Zügen des Geſichts, ein klein Alräunchen kund zu thun ſchienen. —

Als nun, wie geſagt, das Weib über ihren Gram in tiefen Schlaf geſunken war und ihr Söhnlein ſich dicht an ſie herangewälzt hatte, begab es ſich, daß das Fräulein von Roſenſchön, Dame des nahe gelegenen Stifts, von einem Spaziergange heimkehrend des Weges daherwandelte. Sie blieb ſtehen, und wurde, da ſie von Natur fromm und mitleidig, bei dem Anblick des Elends, der ſich ihr darbot, ſehr gerührt. „O du gerechter Himmel, fing ſie an, wie viel Jammer und Noth giebt es doch auf dieſer Erde! — Das arme

Univ. Bibl.
München

unglückliche Weib! — Ich weiß, daß ſie kaum das liebe Leben hat, da arbeitet ſie über ihre Kräfte und iſt vor Hunger und Kummer hingeſunken! — Wie fühle ich jetzt erſt recht empfindlich meine Armuth und Ohnmacht! — Ach könnt' ich doch nur helfen wie ich wollte! — Doch das, was mir noch übrig blieb, die wenigen Gaben, die das feindſelige Verhängniß mir nicht zu rauben, nicht zu zerſtören vermochte, die mir noch zu Gebote ſtehen, die will ich kräftig und getreu nützen, um dem Leidweſen zu ſteuern. Geld, hätte ich auch darüber zu gebieten, würde dir gar nichts helfen, arme Frau, ſondern deinen Zuſtand vielleicht noch gar verſchlimmern. Dir und deinem Mann, Euch beiden iſt nun einmal Reichthum nicht beſcheert, und wem Reichthum nicht beſcheert iſt, dem verſchwinden die Goldſtücke aus der Taſche, er weiß ſelbſt nicht wie, er hat davon nichts als großen Verdruß, und wird, je mehr Geld ihm zuſtrömt, nur deſto ärmer. Aber ich weiß es, mehr als alle Armuth, als alle Noth, nagt an deinem Herzen, daß du jenes kleine Unthierchen gebarſt, das ſich wie eine böſe unheimliche Laſt an dich hängt, die du durch das Leben tragen mußt. — Groß — ſchön — ſtark — verſtändig, ja das alles kann der Junge nun einmal nicht werden, aber es iſt ihm vielleicht noch auf andere Weiſe zu helfen.“ — Damit ſetzte ſich das Fräulein nieder in's Gras und nahm den Kleinen auf den Schooß. Das böſe Alräunchen ſträubte und ſpreizte ſich, knurrte und wollte das Fräulein in den Finger beißen, die ſprach aber: Ruhig ruhig, kleiner Maikäfer! und ſtrich leiſe und linde mit der flachen Hand über den Kopf von der Stirn herüber bis in den Nacken. Allmählig glättete ſich während des Streichelns das ſtruppige Haar des Kleinen aus, bis es geſcheitelt, an der Stirne feſt anliegend in hübſchen weichen Locken hinabwallte auf die hohen Schultern und den Kürbisrücken. Der Kleine war immer ruhiger geworden und endlich feſt eingeſchlafen. Da legte ihn das Fräulein Roſenſchön behutſam dicht neben der Mutter hin in's Gras, beſprengte dieſe mit einem geiſtigen Waſſer aus dem Riechfläſchchen, das ſie aus der Taſche gezogen, und entfernte ſich dann ſchnellen Schrittes.

Als die Frau bald darauf erwachte, fühlte ſie ſich auf wunderbare Weiſe erquickt und geſtärkt. Es war ihr, als habe ſie eine tüchtige Mahlzeit gehalten und einen guten Schluck Wein getrunken. „Ei, rief ſie aus, wie iſt mir doch in dem bischen Schlaf ſo viel

Troſt, ſo viel Munterkeit gekommen! — Aber die Sonne iſt ſchon bald herab hinter den Bergen, nun fort nach Hauſe!“ — Damit wollte ſie den Korb auſpacken, vermißte aber, als ſie hineinſah, den Kleinen, der in demſelben Augenblick ſich aus dem Graſe aufrichtete und weinerlich quäkte. Als nun die Mutter ſich nach ihm umſchaute, ſchlug ſie vor Erſtaunen die Hände zuſammen und rief: Zaches — Klein Zaches, wer hat dir denn unterdeſſen die Haare ſo ſchön gekämmt! — Zaches — Klein Zaches, wie hübſch würden dir die Locken kleiden, wenn du nicht ſolch ein abſcheulich garſtiger Junge wärſt! — Nun, komm nur, komm! — Hinein in den Korb! Sie wollte ihn faſſen und quer über das Holz legen, da ſtrampelte aber Klein Zaches mit den Beinen, grinste die Mutter an und miaute ſehr vernehmlich: Ich mag nicht! — „Zaches! — Klein Zaches, ſchrie die Frau ganz außer ſich, wer hat dich denn unterdeſſen reden gelehrt? Nun! wenn du ſolch ſchön gekämmte Haare haſt, wenn du ſo artig redeſt, ſo wirſt du auch wohl laufen können.“ Die Frau huckte den Korb auf den Rücken, Klein Zaches hängte ſich an ihre Schürze, und ſo ging es fort nach dem Dorfe.

Sie mußten bei dem Pfarrhauſe vorüber, da begab es ſich, daß der Pfarrer mit ſeinem jüngſten Knaben, einem bildſchönen goldlockigen Jungen von drei Jahren, in ſeiner Hausthüre ſtand. Als der nun die Frau mit dem ſchweren Holzkorbe und mit Klein Zaches, der an ihrer Schürze baumelte, daher kommen ſah, rief er ihr entgegen: Guten Abend, Frau Lieſe, wie geht es Euch — Ihr habt ja eine gar zu ſchwere Bürde geladen, Ihr könnt ja kaum mehr fort, kommt her, ruht Euch ein wenig aus auf dieſer Bank vor meiner Thüre, meine Magd ſoll Euch einen friſchen Trunk reichen? — Frau Lieſe ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſie ſetzte ihren Korb ab, und wollte eben den Mund öffnen, um dem ehrwürdigen Herrn all' ihren Jammer, ihre Noth zu klagen, als Klein Zaches bei der raſchen Wendung der Mutter das Gleichgewicht verlor und dem Pfarrer vor die Füße flog. Der bückte ſich raſch nieder und hob den Kleinen auf, indem er ſprach: „Ei Frau Lieſe, was habt Ihr da für einen bildſchönen allerliebſten Knaben! Das iſt ja ein wahrer Segen des Himmels, ein ſolch wunderbar ſchönes Kind zu beſitzen.“ Und damit nahm er den Kleinen in die Arme und liebkoſte ihn, und ſchien es gar nicht zu bemerken, daß der unartige Däumling gar häßlich knurrte und mauzte und den ehrwürdigen Herrn ſogar in die Naſe beißen wollte. Aber Frau Lieſe ſtand ganz verblüfft vor dem Geiſtlichen und ſchaute ihn an mit aufgeriſſenen ſtarren Augen, und wußte gar nicht was ſie denken ſollte. „Ach lieber Herr Pfarrer, begann ſie endlich mit weinerlicher Stimme, ein Mann Gottes, wie Sie, treibt doch wohl nicht ſeinen Spott mit einem armen unglücklichen Weibe, das der Himmel, mag er ſelbſt wiſſen warum, mit dieſem abſcheulichen Wechſelbalge geſtraft hat!“ „Was ſpricht, erwiederte der Geiſtliche ſehr ernſt, was ſpricht Sie da für tolles Zeug, liebe Frau! von Spott — Wechſelbalg — Strafe des Himmels — ich verſtehe Sie gar nicht, und weiß nur, daß Sie ganz verblendet ſeyn muß, wenn Sie Ihren hübſchen Knaben nicht recht herzlich liebt. — Küſſe mich, artiger kleiner Mann!“ — Der Pfarrer herzte den Kleinen, aber Zaches knurrte: ich mag nicht! und ſchnappte auf's Neue nach des Geiſtlichen Naſe. — Seht die arge Beſtie! rief Lieſe erſchrocken; aber in dem Augenblick ſprach der Knabe des Pfarrers: Ach lieber Vater, Du biſt ſo gut, Du thuſt ſo ſchön mit den Kindern, die müſſen wohl alle Dich recht herzlich lieb haben! „O hört doch nur, rief der Pfarrer, indem ihm die Augen vor Freude glänzten, o hört doch nur, Frau Lieſe, den hübſchen verſtändigen Knaben, Euren lieben Zaches, dem Ihr ſo übel wollt. Ich merk' es ſchon, Ihr werdet Euch nimmermehr was aus dem Knaben machen, ſey er auch noch ſo hübſch und verſtändig. Hört, Frau Lieſe, überlaßt mir Euer hoffnungsvolles Kind zur Pflege und Erziehung. Bei Eurer drückenden Armuth iſt Euch der Knabe nur eine Laſt, und mir macht es Freude ihn zu erziehen wie meinen eignen Sohn!“ —

Lieſe konnte vor Erſtaunen gar nicht zu ſich ſelbſt kommen, einmal über das andere rief ſie: Aber, lieber Herr Pfarrer — lieber Herr Pfarrer, iſt denn das wirklich Ihr Ernſt, daß Sie die kleine Ungeſtalt zu ſich nehmen und erziehen und mich von der Noth befreien wollen, die ich mit dem Wechſelbalg habe? — Doch, je mehr die Frau die abſcheuliche Häßlichkeit ihres Alräunchens dem Pfarrer vorhielt, deſto eifriger behauptete dieſer, daß ſie in ihrer tollen Verblendung gar nicht verdiene, vom Himmel mit dem herrlichen Geſchenk eines ſolchen Wunderknaben geſegnet zu ſeyn, bis er zuletzt ganz zornig mit Klein Zaches auf dem Arm hineinlief in das Haus und die Thür von innen verriegelte.

Da ſtand nun Frau Lieſe wie verſteinert vor des Pfarrers Hausthüre und wußte gar nicht, was ſie von dem allen denken ſollte. „Was um aller Welt willen, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, iſt denn mit unſerm würdigen Herrn Pfarrer geſchehen, daß er in meinen Klein Zaches ſo ganz und gar vernarrt iſt, und den einfältigen Knirps für einen hübſchen verſtändigen Knaben hält? — Nun! helfe Gott dem lieben Herrn, er hat mir die Laſt von den Schultern genommen und ſie ſich ſelbſt aufgeladen, mag er nun zuſehen, wie er ſie trägt! — Hei! wie leicht geworden iſt nun der Holzkorb, da Klein Zaches nicht mehr darauf ſitzt und mit ihm die ſchwerſte Sorge!“ —

Damit ſchritt Frau Lieſe, den Holzkorb auf dem Rücken, luſtig und guter Dinge fort ihres Weges! — —

Wollte ich auch zur Zeit noch gänzlich darüber ſchweigen, Du würdeſt, günſtiger Leſer, dennoch wohl ahnen, daß es mit dem Stiftsfräulein von Roſenſchön, oder wie ſie ſich ſonſt nannte, Roſengrünſchön, eine ganz beſondere Bewandtniß haben müſſe. Denn nichts anders war es wohl, als die geheimnißvolle Wirkung ihres Kopfſtreichelns und Haarausglättens, daß Klein Zaches von dem gutmüthigen Pfarrer für ein ſchönes und kluges Kind angeſehn und gleich wie ſein eignes aufgenommen wurde. Du könnteſt, lieber Leſer, aber doch, trotz Deines vortrefflichen Scharfſinns, in falſche Vermuthungen gerathen oder gar zum großen Nachtheil der Geſchichte viele Blätter überſchlagen, um nur gleich mehr von dem myſtiſchen Stiftsfräulein zu erfahren; beſſer iſt es daher wohl, ich erzähle Dir gleich alles, was ich ſelbſt von der würdigen Dame weiß.

Fräulein von Roſenſchön war von großer Geſtalt, edlem majeſtätiſchen Wuchs, und etwas ſtolzem, gebietendem Weſen. Ihr Geſicht, mußte man es gleich vollendet ſchön nennen, machte, zumal wenn ſie wie gewöhnlich in ſtarrem Ernſt vor ſich hinſchaute, einen ſeltſamen, beinahe unheimlichen Eindruck, was vorzüglich einem ganz beſondern fremden Zuge zwiſchen den Augenbraunen zuzuſchreiben, von dem man durchaus nicht recht wußte, ob ein Stiftsfräulein dergleichen wirklich auf der Stirne tragen könne. Dabei lag aber auch oft, vorzüglich zur Roſenzeit bei heiterm ſchönen Wetter, ſo viel Huld und Anmuth in ihrem Blick, daß jeder ſich von ſüßem unwiderſtehlichen Zauber befangen fühlte. Als ich die Gnädige zum erſten und letzten Mal zu ſchauen das Vergnügen hatte, war ſie dem Anſehen nach eine Frau in der höchſten vollendetſten Blüthe ihrer Jahre, auf der höchſten

Spitze des Wendepunktes, und ich meinte, daß mir großes Glück beſchieden, die Dame noch eben auf dieſer Spitze zu erblicken und über ihre wunderbare Schönheit gewiſſermaßen zu erſchrecken, welches ſich dann ſehr bald nicht mehr würde zutragen können. Ich war im Irrthum. Die älteſten Leute im Dorfe verſicherten, daß ſie das gnädige Fräulein gekannt hätten ſchon ſo lange als ſie dächten, und daß die Dame niemals anders ausgeſehen habe, nicht älter, nicht jünger, nicht häßlicher, nicht hübſcher als eben jetzt. Die Zeit ſchien alſo keine Macht zu haben über ſie, und ſchon dieſes konnte manchem verwunderlich vorkommen. Aber noch manches andere trat hinzu, worüber ſich jeder, überlegte er es recht ernſtlich, eben ſo ſehr wundern, ja zuletzt aus der Verwunderung, in die er verſtrickt, gar nicht herauskommen mußte. Für's Erſte offenbarte ſich ganz deutlich bei dem Fräulein die Verwandtſchaft mit den Blumen, deren Namen ſie trug. Denn nicht allein, daß kein Menſch auf Erden ſolche herrliche tauſendblättrige Roſen zu ziehen vermochte, als ſie, ſo ſprießten auch aus dem ſchlechteſten dürreſten Dorn, den ſie in die Erde ſteckte, jene Blumen in der höchſten Fülle und Pracht hervor. Dann war es gewiß, daß ſie auf einſamen Spaziergängen im Walde laute Geſpräche führte mit wunderbaren Stimmen, die aus den Bäumen, aus den Büſchen, aus den Quellen und Bächen zu tönen ſchienen. Ja ein junger Jägersmann hatte ſie belauſcht, wie ſie einmal mitten im dickſten Gehölz ſtand und ſeltſame Vögel mit buntem glänzenden Gefieder, die gar nicht im Lande heimiſch, ſie umflatterten und liebkoſten, und in luſtigem Singen und Zwitſchern ihr allerlei fröhliche Dinge zu erzählen ſchienen, worüber ſie lachte und ſich freute. Daher kam es denn auch, daß Fräulein von Roſenſchön zu jener Zeit, als ſie in das Stift gekommen, bald die Aufmerkſamkeit aller Leute in der Gegend anregte. Ihre Aufnahme in das Fräuleinſtift hatte der Fürſt befohlen; der Baron Prätextatus von Mondſchein, Beſitzer des Gutes, in deſſen Nähe jenes Stift lag, dem er als Verweſer vorſtand, konnte daher nichts dagegen einwenden, ungeachtet ihn die entſetzlichſten Zweifel quälten. Vergebens war nämlich ſein Mühen geblieben, in Rixners Turnierbuch und andern Chroniken die Familie Roſengrünſchön aufzufinden. Mit Recht zweifelte er aus dieſem Grunde an der Stiftsfähigkeit des Fräuleins, die keinen Stammbaum mit zwei und dreißig Ahnen aufzuweiſen hatte, und bat ſie zuletzt ganz zerknirſcht, die hellen Thränen in den Augen, doch ſich um des Himmels willen wenigſtens nicht Roſengrünſchön, ſondern Roſenſchön zu nennen, denn in dieſem Namen ſey doch noch einiger Verſtand und ein Ahnherr möglich. — Sie that ihm das zu Gefallen. — Vielleicht äußerte ſich des gekränkten Prätextatus Groll gegen das ahnenloſe Fräulein auf dieſe — jene Weiſe und gab zuerſt Anlaß zu der böſen Nachrede, die ſich immer mehr und mehr im Dorfe verbreitete. Zu jenen zauberhaften Unterhaltungen im Walde, die indeſſen ſonſt nichts auf ſich hatten, kamen nämlich allerlei bedenkliche Umſtände, die von Mund zu Mund gingen und des Fräuleins eigentliches Weſen in gar zweideutiges Licht ſtellten. Mutter Anne, des Schulzen Frau, behauptete keck, daß, wenn das Fräulein ſtark zum Fenſter heraus nieſe, allemal die Milch im ganzen Dorfe ſauer würde. Kaum hatte ſich dies aber beſtätigt, als ſich das Schreckliche begab. Schulmeiſters Michel hatte in der Stiftsküche gebratene Kartoffeln genaſcht und war von dem Fräulein darüber betroffen worden, die ihm lächelnd mit dem Finger drohte. Da war dem Jungen das Maul offen ſtehen geblieben, gerade als hätt' er eine gebratene brennende Kartoffel darin ſitzen immerdar, und er mußte fortan einen Hut mit vorſtehender breiter Krempe tragen, weil es ſonſt dem Armen in's Maul geregnet hätte. Bald ſchien es gewiß zu ſeyn, daß das Fräulein ſich darauf verſtand, Feuer und Waſſer zu beſprechen, Sturm und Hagelwolken zuſammen zu treiben, Weichſelzöpfe zu flechten ꝛc., und niemand zweifelte an der Ausſage des Schaafhirten, der zur Mitternachtsſtunde mit Schauer und Entſetzen geſehen haben wollte, wie das Fräulein auf einem Beſen brauſend durch die Lüfte fuhr, vor ihr her ein ungeheurer Hirſchkäfer, zwiſchen deſſen Hörnern blaue Flammen hoch auf leuchteten! — Nun kam alles in Aufruhr, man wollte der Hexe zu Leibe und die Dorfgerichte beſchloſſen nichts Geringeres, als das Fräulein aus dem Stift zu holen und ſie in's Waſſer zu werfen, damit ſie die gewöhnliche Hexenprobe beſtehe. Der Baron Prätextatus ließ alles geſchehen und ſprach lächelnd zu ſich ſelbſt: „So geht es ſimplen Leuten ohne Ahnen, die nicht von ſolch' altem guten Herkommen ſind, wie der Mondſchein.“ Das Fräulein, unterrichtet von dem bedrohlichen Unweſen, flüchtete nach der Reſidenz, und bald darauf erhielt der Baron Prätextatus einen Kabinetsbefehl vom Fürſten des Landes, mittelſt deſſen ihm bekannt gemacht, daß es keine Hexen gäbe, und befohlen wurde, die Dorfgerichte für die naſeweiſe Gier, Schwimmkünſte eines Stiftsfräuleins zu ſchauen, in den Thurm werfen, den übrigen Bauern und ihren Weibern aber andeuten zu laſſen, bei empfindlicher Leibesſtrafe von dem Fräulein Roſenſchön nicht ſchlecht zu denken. Sie gingen in ſich, fürchteten ſich vor der angedrohten Strafe und dachten fortan gut von dem Fräulein, welches für beide, für das Dorf und für die Dame Roſenſchön die erſprießlichſten Folgen hatte.

In dem Kabinet des Fürſten wußte man recht gut, daß das Fräulein von Roſenſchön niemand anders war, als die ſonſt berühmte weltbekannte Fee Roſabelverde. Es hatte mit der Sache folgende Bewandtniß:

Auf der ganzen weiten Erde war wohl ſonſt kaum ein anmuthigeres Land zu finden, als das kleine Fürſtenthum, worin das Gut des Baron Prätextatus von Mondſchein lag, worin das Fräulein von Roſenſchön hauste, kurz, worin ſich das alles begab, was ich Dir, geliebter Leſer! des Breiteren zu erzählen eben im Begriff ſtehe.

Von einem hohen Gebirge umſchloſſen, glich das Ländchen mit ſeinen grünen, duftenden Wäldern, mit ſeinen blumigen Auen, mit ſeinen rauſchenden Strömen, und luſtig plätſchernden Springquellen, zumal da es gar keine Städte, ſondern nur freundliche Dörfer und hin und wieder einzeln ſtehende Paläſte darin gab, einem wunderbar herrlichen Garten, in dem die Bewohner wie zu ihrer Luſt wandelten, frei von jeder Bürde des Lebens. Jeder wußte, daß Fürſt Demetrius das Land beherrſchte; niemand merkte indeſſen das mindeſte von der Regierung, und alle waren damit gar wohl zufrieden. Perſonen, die die volle Freiheit in all' ihrem Beginnen, eine ſchöne Gegend, ein mildes Klima liebten, konnten ihren Aufenthalt gar nicht beſſer wählen, als in dem Fürſtenthum, und ſo geſchah es denn, daß unter anderen auch verſchiedene vortreffliche Feen von der guten Art, denen Wärme und Freiheit bekanntlich über alles geht, ſich dort angeſiedelt hatten. Ihnen mocht' es zuzuſchreiben ſeyn, daß ſich beinahe in jedem Dorfe, vorzüglich aber in den Wäldern, ſehr oft die angenehmſten Wunder begaben und daß jeder, von dem Entzücken, von der Wonne dieſer Wunder ganz umfloſſen, völlig an das Wunderbare glaubte, und ohne es ſelbſt zu wiſſen, eben deshalb ein froher, mithin guter Staatsbürger blieb. Die guten Feen, die ſich in freier Willkühr ganz dſchinniſtaniſch eingerichtet, hätten dem vortrefflichen

Demetrius gern ein ewiges Leben bereitet. Das ſtand indeſſen nicht in ihrer Macht. Demetrius ſtarb und ihm folgte der junge Paphnutius in der Regierung. Paphnutius hatte ſchon zu Lebzeiten ſeines Herrn Vaters einen ſtillen innerlichen Gram darüber genährt, daß Volk und Staat nach ſeiner Meinung auf die heilloſeſte Weiſe vernachläſſigt, verwahrloſt wurde. Er beſchloß zu regieren, und ernannte ſofort ſeinen Kammerdiener Andres, der ihm einmal, als er im Wirthshauſe hinter den Bergen ſeine Börſe liegen laſſen, ſechs Dukaten geborgt und ihn dadurch aus großer Noth geriſſen hatte, zum erſten Miniſter des Reichs. „Ich will regieren, mein Guter!“ rief ihm Paphnutius zu. Andres las in den Blicken ſeines Herrn, was in ihm vorging, warf ſich ihm zu Füßen und ſprach feierlich: Sire! die große Stunde hat geſchlagen! — durch Sie ſteigt ſchimmernd ein Reich aus nächtigem Chaos empor! — Sire! hier fleht der treueſte Vaſall, tauſend Stimmen des armen unglücklichen Volks in Bruſt und Kehle! — Sire! — führen Sie die Aufklärung ein! — Paphnutius fühlte ſich durch und durch erſchüttert von dem erhabenen Gedanken ſeines Miniſters. Er hob ihn auf, riß ihn ſtürmiſch an ſeine Bruſt und ſprach ſchluchzend: „Miniſter — Andres — ich bin Dir ſechs Dukaten ſchuldig — noch mehr — mein Glück — mein Reich — o treuer, geſcheuter Diener!“ —

Paphnutius wollte ſofort ein Edikt mit großen Buchſtaben drucken und an allen Ecken anſchlagen laſſen, daß von Stund an die Aufklärung eingeführt ſey und ein jeder ſich darnach zu achten habe. „Beſter Sire! rief indeſſen Andres, beſter Sire! ſo geht es nicht!“ — Wie geht es denn, mein Guter? ſprach Paphnutius, nahm ſeinen Miniſter beim Knopfloch und zog ihn hinein in das Kabinet, deſſen Thüre er abſchloß.

Sehen Sie, begann Andres, als er ſeinem Fürſten gegenüber auf einem kleinen Tabourett Platz genommen, ſehen Sie gnädigſter Herr — die Wirkung Ihres fürſtlichen Edikts wegen der Aufklärung würde vielleicht verſtört werden auf häßliche Weiſe, wenn wir nicht damit eine Maaßregel verbinden, die zwar hart ſcheint, die indeſſen die Klugheit gebietet. — Ehe wir mit der Aufklärung vorſchreiten, d. h. ehe wir die Wälder umhauen, den Strom ſchiffbar machen, Kartoffeln anbauen, die Dorfſchulen verbeſſern, Akazien und Pappeln anpflanzen, die Jugend ihr Morgen- und Abendlied zweiſtimmig abſingen, Chauſſeen anlegen und die Kuhpocken einimpfen laſſen, iſt es nöthig, alle Leute von gefährlichen Geſinnungen, die keiner Vernunft Gehör geben und das Volk durch lauter Albernheiten verführen, aus dem Staate zu verbannen. — Sie haben Tauſend und Eine Nacht geleſen, beſter Fürſt! denn ich weiß, daß Ihr durchlauchtig ſeliger Herr Papa, dem der Himmel eine ſanfte Ruhe im Grabe ſchenken möge, dergleichen fatale Bücher liebte und Ihnen, als Sie ſich noch der Steckenpferde bedienten und vergoldete Pfefferkuchen verzehrten, in die Hände gab. Nun alſo! — Aus jenem völlig konfuſen Buche werden Sie, gnädigſter Herr, wohl die ſogenannten Feen kennen, gewiß aber nicht ahnen, daß ſich verſchiedene von dieſen gefährlichen Perſonen in Ihrem eignen lieben Lande hier ganz in der Nähe Ihres Palaſtes angeſiedelt haben und allerlei Unfug treiben. „Wie? — was ſagt Er? — Andres! Miniſter! — Feen! — hier in meinem Lande?“ — So rief der Fürſt, indem er ganz erblaßt in die Stuhllehne zurückſank. — Ruhig, mein gnädigſter Herr! fuhr Andres fort, ruhig können wir bleiben, ſobald wir mit Klugheit gegen jene Feinde der Aufklärung zu Felde ziehen. Ja! — Feinde der Aufklärung nenne ich ſie, denn nur ſie ſind, die Güte Ihres ſeligen Herrn Papa's mißbrauchend, daran Schuld, daß der liebe Staat noch in gänzlicher Finſterniß darniederliegt. Sie treiben ein gefährliches Gewerbe mit dem Wunderbaren und ſcheuen ſich nicht, unter dem Namen Poeſie, ein heimliches Gift zu verbreiten, das die Leute ganz unfähig macht zum Dienſte in der Aufklärung. Dann haben ſie ſolche unleidliche polizeiwidrige Gewohnheiten, daß ſie ſchon deshalb in keinem kultivirten Staate geduldet werden dürften. So z. B. entblöden ſich die Frechen nicht, ſo wie es ihnen einfällt, in den Lüften ſpazieren zu fahren mit vorgeſpannten Tauben, Schwänen, ja ſogar mit geflügelten Pferden. Nun frage ich aber, gnädigſter Herr! verlohnt es ſich der Mühe, einen geſcheuten Acciſe-Tarif zu entwerfen und einzuführen, wenn es Leute im Staate giebt, die im Stande ſind, jedem leichtſinnigen Bürger unverſteuerte Waaren in den Schornſtein zu werfen, wie ſie nur wollen? — Darum, gnädigſter Herr! — ſo wie die Aufklärung angekündigt wird, fort mit den Feen! — Ihre Paläſte werden umzingelt von der Polizei, man nimmt ihnen ihre gefährliche Habe und ſchafft ſie als Vagabonden fort nach ihrem Vaterlande, welches, wie Sie, gnädigſter Herr, aus

Tauſend und Eine Nacht wiſſen werden, das Ländchen Dſchinniſtan iſt. „Gehen Poſten nach dieſem Lande, Andres?“ ſo fragte der Fürſt. Zur Zeit nicht, erwiederte Andres, aber vielleicht läßt ſich nach eingeführter Aufklärung eine Journaliere dorthin mit Nutzen einrichten. — „Aber Andres, fuhr der Fürſt fort, wird man unſer Verfahren gegen die Feen nicht hart finden? — Wird das verwöhnte Volk nicht murren?“ — Auch dafür, ſprach Andres, auch dafür weiß ich ein Mittel. Nicht alle Feen, gnädigſter Herr! wollen wir fortſchicken nach Dſchinniſtan, ſondern einige im Lande behalten, ſie aber nicht allein aller Mittel berauben, der Aufklärung ſchädlich zu werden, ſondern auch zweckdienliche Mittel anwenden, ſie zu nützlichen Mitgliedern des aufgeklärten Staats umzuſchaffen. Wollen ſie ſich nicht auf ſolide Heirathen einlaſſen, ſo mögen ſie unter ſtrenger Aufſicht irgend ein nützliches Geſchäft treiben, Socken ſtricken für die Armee, wenn es Krieg giebt, oder ſonſt. Geben Sie Acht, gnädigſter Herr, die Leute werden ſehr bald an die Feen, wenn ſie unter ihnen wandeln, gar nicht mehr glauben, und das iſt das Beſte. So giebt ſich alles etwanige Murren von ſelbſt. — Was übrigens die Utenſilien der Feen betrifft, ſo fallen ſie der fürſtlichen Schatzkammer heim, die Tauben und Schwäne werden als köſtliche Braten in die fürſtliche Küche geliefert, mit den geflügelten Pferden kann man aber auch Verſuche machen ſie zu kultiviren und zu bilden zu nützlichen Beſtien, indem man ihnen die Flügel abſchneidet und ſie zur Stallfütterung giebt, die wir doch hoffentlich zugleich mit der Aufklärung einführen werden. —

Paphnutius war mit allen Vorſchlägen ſeines Miniſters auf das Höchſte zufrieden, und ſchon andern Tages wurde ausgeführt, was beſchloſſen war.

An allen Ecken prangte das Edikt wegen der eingeführten Aufklärung, und zu gleicher Zeit brach die Polizei in die Paläſte der Feen, nahm ihr ganzes Eigenthum in Beſchlag und führte ſie gefangen fort.

Mag der Himmel wiſſen, wie es ſich begab, daß die Fee Roſabelverde die einzige von allen war, die wenige Stunden vorher, ehe die Aufklärung hereinbrach, Wind davon bekam und die Zeit nutzte, ihre Schwäne in Freiheit zu ſetzen, ihre magiſchen Roſenſtöcke und andere Koſtbarkeiten bei Seite zu ſchaffen. Sie wußte nämlich auch, daß ſie dazu erkoren war, im Lande zu bleiben, worin ſie ſich, wiewohl mit großem Widerwillen, fügte.

Ueberhaupt konnten es weder Paphnutius noch Andres begreifen, warum die Feen, die nach Dſchinniſtan transportirt wurden, eine ſolche übertriebene Freude äußerten und einmal über das andere verſicherten, daß ihnen an aller Habe, die ſie zurücklaſſen müſſen, nicht das mindeſte gelegen. „Am Ende, ſprach Paphnutius entrüſtet, am Ende iſt Dſchinniſtan ein viel hübſcherer Staat wie der meinige, und ſie lachen mich aus mit ſammt meinem Edikt und meiner Aufklärung, die jetzt erſt recht gedeihen ſoll?“ —

Der Geograph ſollte mit dem Hiſtoriker des Reichs über das Land umſtändlich berichten.

Beide ſtimmten darin überein, daß Dſchinniſtan ein erbärmliches Land ſey, ohne Kultur, Aufklärung, Gelehrſamkeit, Akazien und Kuhpocken, eigentlich auch gar nicht exiſtire. Schlimmeres könne aber einem Menſchen oder einem ganzen Lande wohl nicht begegnen, als gar nicht zu exiſtiren.

Paphnutius fühlte ſich beruhigt.

Als der ſchöne blumige Hain, in dem der verlaſſene Palaſt der Fee Roſabelverde lag, umgehauen wurde, und Beiſpiels halber Paphnutius ſelbſt ſämmtlichen Bauerlümmeln im nächſten Dorfe die Kuhpocken eingeimpft hatte, paßte die Fee dem Fürſten in dem Walde auf, durch den er mit dem Miniſter Andres nach ſeinem Schloß zurückkehren wollte. Da trieb ſie ihn mit allerlei Redensarten, vorzüglich aber mit einigen unheimlichen Kunſtſtückchen, die ſie vor der Polizei geborgen, dermaßen in die Enge, daß er ſie um des Himmels willen bat, doch mit einer Stelle des einzigen und daher beſten Fräuleinſtifts im ganzen Lande vorlieb zu nehmen, wo ſie, ohne ſich an das Aufklärungs-Edikt zu kehren, ſchalten und walten könne nach Belieben.

Die Fee Roſabelverde nahm den Vorſchlag an, und kam auf dieſe Weiſe in das Fräuleinſtift, wo ſie ſich, wie ſchon erzählt worden, das Fräulein von Roſengrünſchön, dann aber, auf dringendes Bitten des Baron Prätextatus von Mondſchein, das Fräulein von Roſenſchön nannte.

Zweites Kapitel.

Von der unbekannten Völkerſchaft, die der Gelehrte Ptolomäus Philadelphus auf ſeinen Reiſen entdeckte. — Die Univerſität Kerepes. — Wie dem Studenten Fabian ein Paar Reitſtiefel um den Kopf flogen und der Profeſſor Moſch Terpin den Studenten Balthaſar zum Thee einlud.

In den vertrauten Briefen, die der weltberühmte Gelehrte Ptolomäus Philadelphus an ſeinen Freund Rufin ſchrieb, als er ſich auf weiten Reiſen befand, iſt folgende merkwürdige Stelle enthalten:

„Du weißt, mein lieber Rufin, daß ich nichts in der Welt ſo fürchte und ſcheue, als die brennenden Sonnenſtrahlen des Tages, welche die Kräfte meines Körpers aufzehren und meinen Geiſt dermaßen abſpannen und ermatten, daß alle Gedanken in ein verworrenes Bild zuſammenfließen und ich vergebens darnach ringe, auch nur irgend eine deutliche Geſtaltung in meiner Seele zu erfaſſen. Ich pflege daher in dieſer heißen Jahreszeit des Tages zu ruhen, Nachts aber meine Reiſe fortzuſetzen, und ſo befand ich mich denn auch in voriger Nacht auf der Reiſe. Mein Fuhrmann hatte ſich in der dicken Finſterniß vom rechten, bequemen Wege verirrt und war unverſehens auf die Chauſſee gerathen. Ungeachtet ich aber durch die harten Stöße, die es hier gab, in dem Wagen hin und her geſchleudert wurde, ſo daß mein Kopf voller Beulen einem mit Wallnüſſen gefüllten Sack nicht unähnlich war, erwachte ich doch aus dem tiefen Schlafe, in den ich verſunken, nicht eher, bis ich mit einem entſetzlichen Ruck aus dem Wagen heraus auf den harten Boden ſtürzte. Die Sonne ſchien mir hell in's Geſicht, und durch den Schlagbaum, der dicht vor mir ſtand, gewahrte ich die hohen Thürme einer anſehnlichen Stadt. Der Fuhrmann lamentirte ſehr, da nicht allein die Deichſel, ſondern auch ein Hinterrad des Wagens an dem großen Stein, der mitten auf der Chauſſee lag, gebrochen, und ſchien ſich wenig oder gar nicht um mich zu kümmern. Ich hielt, wie es dem Weiſen ziemt, meinen Zorn zurück und rief dem Kerl bloß ſanftmüthig zu, er ſey ein verfluchter Schlingel, er möge bedenken, daß Ptolomäus Philadelphus, der berühmteſte Gelehrte

„ſeiner Zeit, auf dem St— ſäße, und Deichſel Deichſel und Rad
„Rad ſeyn laſſen. Du kennſt, mein lieber Ruſin, die Gewalt, die
„ich über das menſchliche Herz übe und ſo geſchah es denn auch, daß
„der Fuhrmann augenblicklich aufhörte zu lamentiren und mir mit
„Hülfe des Chauſſee-Einnehmers, vor deſſen Häuslein ſich der Unfall
„begeben, auf die Beine half. Ich hatte zum Glück keinen ſonderlichen
„Schaden gelitten und war im Stande langſam auf der Straße
„fortzuwandeln, während der Fuhrmann den zerbochenen Wagen mühſam
„nachſchleppte. Unfern des Thores der Stadt, die ich in blauer
„Ferne geſehen, begegneten mir nun aber viele Leute von ſolch wunderlichem
„Weſen und ſolch ſeltſamer Kleidung, daß ich mir die
„Augen rieb, um zu erforſchen, ob ich wirklich wache oder ob nicht
„vielleicht ein toller neckhafter Traum mich eben in ein fremdes fabelhaftes
„Land verſetze. — Dieſe Leute, die ich mit Recht für Bewohner
„der Stadt, aus deren Thor ich ſie kommen ſah, halten durfte, trugen
„lange, ſehr weite Hoſen nach der Art der Japaneſer zugeſchnitten,
„von köſtlichem Zeuge, Sammt, Mancheſter, feinem Tuch oder auch
„wohl von bunt durchwirkter Leinwand mit Treſſen oder hübſchen
„Bändern und Schnüren reichlich beſetzt, dazu kleine Kinderröcklein,
„kaum den Unterleib bedeckend, meiſtens von ſonnenheller Farbe, nur
„wenige gingen ſchwarz. Die Haare hingen ungekämmt in natürlicher
„Wildheit auf Schultern und Rücken herab und auf dem Kopf
„ſaß ein kleines ſeltſames Mützchen. Manche hatten den Hals ganz
„entblößt nach der Weiſe der Türken und Neugriechen, andere dagegen
„trugen um Hals und Bruſt ein Stückchen weiße Leinwand, beinahe
„einem Hemdekragen ähnlich, wie Du geliebter Ruſin! ſie auf den
„Bildern unſerer Vorfahren geſehen haben wirſt. Ungeachtet dieſe
„Leute ſämmtlich ſehr jung zu ſeyn ſchienen, war doch ihre Sprache
„tief und rauh, jede ihrer Bewegungen ungelenk und mancher hatte
„einen ſchmalen Schatten unter der Naſe, als ſitze dort ein Stutzbärtchen.
„Aus den Hintertheilen der kleinen Röcke mancher ragte
„ein langes Rohr hervor, an dem große ſeidene Quaſten baumelten.
„Andere hatten dieſe Röhre hervorgezogen, und kleine — größere —
„manchmal auch ſehr große wunderlich geformte Köpfe unten daran
„befeſtigt, aus denen ſie, oben durch ein ganz ſpitz zulaufendes Röhrchen
„hineinblaſend, auf geſchickte Weiſe künſtliche Dampfwolken aufſteigen
„zu laſſen wußten. Andre trugen breite blitzende Schwerdter in den

„Händen, als wollten ſie dem Feinde entgegen ziehen; noch andere
„hatten kleine Behältniſſe von Leder oder Blech umgehängt oder über
„den Rücken geſchnallt. Du kannſt denken, lieber Ruſin! daß ich,
„der ich durch ſorgliches Betrachten jeder mir neuen Erſcheinung
„mein Wiſſen zu bereichern ſuche, ſtill ſtand und meine Augen feſt
„auf die ſeltſamen Leute heftete. Da verſammelten ſie ſich um mich
„her, ſchrien ganz gewaltig: Philiſter — Philiſter! — und ſchlugen
„eine entſetzliche Lache auf. — Das verdroß mich. Denn, geliebter
„Ruſin! giebt es für einen großen Gelehrten etwas Kränkenderes,
„als für einen von dem Volke gehalten zu werden, das vor vielen
„tauſend Jahren mittelſt eines Eſelkinnbackens erſchlagen wurde?
„— Ich nahm mich zuſammen in der mir angebornen Würde, und
„ſprach laut zu dem ſonderbaren Volk um mich her, daß ich hoffe,
„mich in einem civiliſirten Staat zu befinden, und daß ich mich an
„Polizei und Gerichtshöfe wenden würde, um die mir zugefügte Unbill
„zu rächen. Da brummten ſie alle; auch die, die bisher noch
„nicht gedampft, zogen die dazu beſtimmten Maſchinen aus der Taſche
„und alle blieſen mir die dicken Dampfwolken in's Geſicht, welche,
„wie ich nun erſt merkte, ganz unerträglich ſtanken und meine Sinne
„betäubten. Dann ſprachen ſie eine Art Fluch über mich aus, deſſen
„Worte ich ihrer Gräßlichkeit halber Dir, geliebter Ruſin! gar nicht
„wiederholen mag. Nur mit tiefem Grauſen kann ich ſelbſt daran
„denken. Endlich verließen ſie mich unter lautem Hohngelächter, und
„mir war's, als wenn das Wort: Hetzpeitſche, in den Lüften verhallte!
„— Mein Fuhrmann, der alles mit angehört, mit angeſehen,
„rang die Hände und ſprach: Ach mein lieber Herr! nun das geſchehen
„iſt was geſchah, ſo gehen Sie bei Leibe nicht in jene Stadt
„hinein! Kein Hund, wie man zu ſagen pflegt, würde ein Stück
„Brod von Ihnen nehmen und ſtete Gefahr Sie bedrohen, gepru —
„Ich ließ den Wackern nicht ausreden, ſondern wandte meine Schritte
„ſo ſchnell als es nur gehen mochte, nach dem nächſten Dorfe. In dem
„einſamen Kämmerlein des einzigen Wirthshauſes dieſes Dorfs ſitze ich,
„und ſchreibe Dir, mein geliebter Ruſin! dieſes alles. — So viel es möglich
„iſt, werde ich Nachrichten einziehen von dem fremden barbariſchen
„Volk, das in jener Stadt hauſet. Von ihren Sitten — Gebräuchen —
„von ihrer Sprache u. ſ. w. habe ich mir ſchon manches höchſt Seltſame
„erzählen laſſen und werde Dir getreulich alles mittheilen ꝛc. ꝛc."

Du gewahrſt, o mein geliebter Leſer, daß man ein großer Gelehrter und doch mit ſehr gewöhnlichen Erſcheinungen im Leben unbekannt ſeyn, und doch über Weltbekanntes in die wunderlichſten Träume gerathen kann. Ptolemäus Philadelphus hatte ſtudirt und kannte nicht einmal Studenten, und wußte nicht einmal, daß er in dem Dorfe Hoch-Jakobsheim ſaß, das bekanntlich dicht bei der berühmten Univerſität Kerepes liegt, als er ſeinem Freunde von einer Begebenheit ſchrieb, die ſich in ſeinem Kopfe zum ſeltſamſten Abentheuer ungeformt hatte. Der gute Ptolemäus erſchrak, als er Studenten begegnete, die fröhlich und guter Dinge über Land zogen zu ihrer Luſt. Welche Angſt hätte ihn überfallen, wäre er eine Stunde früher in Kerepes angekommen, und hätte ihn der Zufall vor das Haus des Profeſſors der Naturkunde Moſch Terpin geführt! — Hunderte von Studenten hätten aus dem Hauſe herausſtrömend, ihn umringt, lärmend disputirend ꝛc., und noch wunderlichere Träume wären ihm in den Kopf gekommen über dieſem Gewirr, über dieſem Getreibe.

Die Collegia Moſch Terpins wurden nämlich in ganz Kerepes am häufigſten beſucht. Er war, wie geſagt, Profeſſor der Naturkunde, er erklärte, wie es regnet, donnert, blitzt, warum die Sonne ſcheint bei Tage und der Mond des Nachts, wie und warum das Gras wächſt ꝛc., ſo daß jedes Kind es begreifen mußte. Er hatte die ganze Natur in ein kleines niedliches Kompendium zuſammengefaßt, ſo daß er ſie bequem nach Gefallen handhaben und daraus für jede Frage die Antwort wie aus einem Schubkaſten herausziehen konnte. Seinen Ruf begründete er zuerſt dadurch, als er es nach vielen phyſikaliſchen Verſuchen glücklich herausgebracht hatte, daß die Finſterniß hauptſächlich von Mangel an Licht herrühre. Dies, ſo wie, daß er eben jene phyſikaliſchen Verſuche mit vieler Gewandtheit in nette Kunſtſtückchen umzuſetzen wußte und gar ergötzlichen Hokus Pokus trieb, verſchafften ihm den unglaublichen Zulauf. — Erlaube, mein günſtiger Leſer, daß, da Du viel beſſer, wie der berühmte Gelehrte Ptolemäus Philadelphus Studenten kennſt, da Du nichts von ſeiner träumeriſchen Furchtſamkeit weißt, ich Dich nun nach Kerepes führe vor das Haus des Profeſſors Moſch Terpin, als er eben ſein Collegium beendet. Einer unter den herausſtrömenden Studenten feſſelt ſogleich Deine Aufmerkſamkeit. Du gewahrſt einen wohlgeſtalteten

Jüngling von drei bis vier und zwanzig Jahren, aus deſſen dunkel leuchtenden Augen ein innerer reger, herrlicher Geiſt mit beredten Worten ſpricht. Beinahe keck würde ſein Blick zu nennen ſeyn, wenn nicht die ſchwärmeriſche Trauer, wie ſie auf dem ganzen blaſſen Antlitz liegt, einem Schleier gleich die brennenden Strahlen verhüllte. Sein Rock von ſchwarzem feinen Tuch mit geriſſenem Sammt beſetzt iſt beinahe nach altdeutſcher Art zugeſchnitten, wozu der zierliche blendendweiße Spitzenkragen, ſo wie das Sammtbarett, das auf den ſchönen kaſtanienbraunen Locken ſitzt, ganz gut paßt. Gar hübſch ſteht ihm dieſe Tracht deshalb, weil er ſeinem ganzen Weſen, ſeinem Anſtande in Gang und Stellung, ſeiner bedeutungsvollen Geſichtsbildung nach wirklich einer ſchönen frommen Vorzeit anzugehören ſcheint und man daher nicht eben an die Ziererei denken mag, wie ſie in kleinlichem Nachäffen mißverſtandener Vorbilder in eben ſo mißverſtandenen Anſprüchen der Gegenwart oft an der Tagesordnung iſt. Dieſer junge Mann, der Dir, geliebter Leſer, auf den erſten Blick ſo wohlgefällt, iſt niemand anders, als der Student Balthaſar, anſtändiger, vermögender Leute Kind, fromm — verſtändig — fleißig — von dem ich Dir, o mein Leſer! in der merkwürdigen Geſchichte, die ich aufzuſchreiben unternommen, gar vieles zu erzählen gedenke —

Ernſt, in Gedanken vertieft, wie es ſeine Art war, wandelte Balthaſar aus dem Collegium des Profeſſors Moſch Terpin dem Thore zu, um ſich, ſtatt auf den Fechtboden, in das anmuthige Wäldchen zu begeben, das kaum ein paar hundert Schritte von Kerepes liegt. Sein Freund Fabian, ein hübſcher Burſche von munterm Anſehen und eben ſolcher Geſinnung, rannte ihm nach und ereilte ihn dicht vor dem Thore.

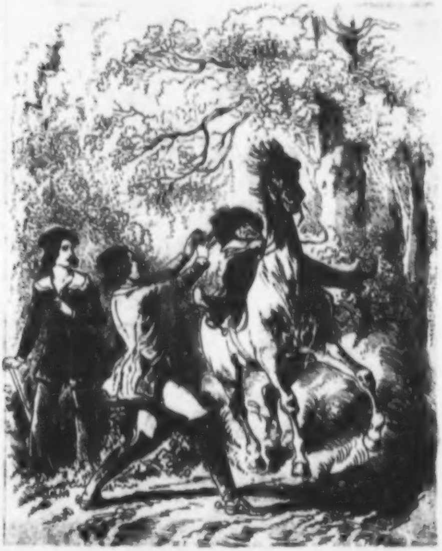
„Balthaſar! — rief nun Fabian laut, Balthaſar, nun, willſt
„Du wieder hinaus in den Wald und wie ein melancholiſcher Philiſter
„einſam umherirren, während tüchtige Burſche ſich wacker üben in
„der edlen Fechtkunſt! — Ich bitte Dich, Balthaſar, laß doch endlich
„ab von Deinem närriſchen, unheimlichen Treiben, und ſey wieder
„recht munter und froh, wie Du es ſonſt wohl warſt. Komm! —
„wir wollen uns in ein paar Gängen verſuchen, und willſt Du denn
„noch hinaus, ſo lauf' ich wohl mit Dir."

„Du meinſt es gut, erwiederte Balthaſar, Du meinſt es gut,
„Fabian, und deswegen will ich nicht mit Dir ſtreiten, daß Du mir

„manchmal auf Steg und Weg nachläufſt wie ein Beſeſſener und mich um manche Luſt bringſt, von der Du keinen Begriff haſt. Du gehörſt nun einmal zu den ſeltſamen Leuten die jeden, den ſie einſam wandeln ſehn, für einen melancholiſchen Narren halten und ihn auf ihre Weiſe handhaben und kuriren wollen, wie jener Hofſchranz den würdigen Prinzen Hamlet, der dem Männlein dann, als er verſicherte ſich nicht auf das Flötenblaſen zu verſtehen, eine tüchtige Lehre gab. Damit will ich Dich, lieber Fabian, nun zwar verſchonen, übrigens Dich aber recht herzlich bitten, daß Du Dir zu Deiner edlen Fechterei mit Rappier und Hieber einen andern Kumpan ſuchen und mich ruhig meinen Weg fortwandeln laſſen mögeſt.“ — „Nein nein, rief Fabian lachend, ſo entkommſt Du mir nicht, mein theurer Freund! — Willſt Du mit mir nicht auf den Fechtboden, ſo gehe ich mit Dir hinaus in das Wäldchen. Es iſt die Pflicht des treuen Freundes, Dich in Deinem Trübſinn aufzuheitern. Komm nur, lieber Balthaſar, komm nur, wenn Du es denn nicht anders haben willſt.“ Damit faßte er den Freund unter den Arm, und ſchritt rüſtig mit ihm von dannen. Balthaſar biß in ſtillem Ingrimm die Zähne zuſammen und beharrte in finſterm Schweigen, während Fabian in einem Zuge Luſtiges und Luſtiges erzählte. Es lief viel Albernes mit unter, welches immer zu geſchehen pflegt beim luſtigen Erzählen in einem Zuge.

Als ſie nun endlich in die kühlen Schatten des duftenden Waldes traten, als die Büſche wie in ſehnſüchtigen Seufzern flüſterten, als die wunderbaren Melodien der rauſchenden Bäche, die Lieder des Waldgeflügels fernhin tönten und den Widerhall weckten, der ihnen aus den Bergen antwortete, da ſtand Balthaſar plötzlich ſtill und rief, indem er die Arme weit ausbreitete, als woll' er Baum und Gebüſch liebend umfangen: O nun iſt mir wieder wohl! — unbeſchreiblich wohl! — Fabian ſchaute den Freund etwas verblüfft an, wie einer, der nicht klug werden kann aus des andern Rede, der gar nicht weiß, was er damit anfangen ſoll. Da faßte Balthaſar ſeine Hand und rief voll Entzücken: Nicht wahr, Bruder, nun geht Dir auch das Herz auf, nun begreifſt Du auch das ſelige Geheimniß der Waldeinſamkeit? — Ich verſtehe Dich nicht ganz, lieber Bruder, erwiederte Fabian, aber wenn Du meinſt, daß Dir ein Spaziergang hier im Walde wohl thut, ſo bin ich völlig Deiner Meinung. Gehe ich nicht auch gern ſpazieren, zumal in guter Geſellſchaft, in der man ein vernünftiges lehrreiches Geſpräch führen kann? — Z. B. iſt es wohl eine wahre Luſt mit unſerm Profeſſor Moſch Terpin über Land zu gehen. Der kennt jedes Pflänzchen, jedes Gräschen, und weiß wie es heißt mit Namen und in welche Klaſſe es gehört, und verſteht ſich auf Wind und Wetter — „Halt ein, rief Balthaſar, ich bitte Dich, halt ein! — Du berührſt etwas, das mich toll machen könnte, gäb' es ſonſt keinen Troſt dafür. Die Art, wie der Profeſſor über die Natur ſpricht, zerreißt mein Inneres. Oder vielmehr mich faßt dabei ein unheimliches Grauen, als ſäh' ich den Wahnſinnigen, der in geckenhafter Narrheit König und Herrſcher ein ſelbſt gedrehtes Strohpüppchen liebkost, wähnend, die königliche Braut zu umhalſen! Seine ſogenannten Experimente kommen mir vor wie eine abſcheuliche Verhöhnung des göttlichen Weſens, deſſen Athem uns in der Natur anweht und in unſerm innerſten Gemüth die tiefſten heiligſten Ahnungen aufregt. Oft gerath' ich in Verſuchung, ihm ſeine Gläſer, ſeine Phiolen, ſeinen ganzen Kram zu zerſchmeißen, dächt' ich nicht daran, daß der Affe ja nicht abläßt mit dem Feuer zu ſpielen, bis er ſich die Pfoten verbrennt. — Sieh, Fabian, dieſe Gefühle ängſtigen mich, preſſen mir das Herz zuſammen in Moſch Terpins Vorleſungen, und wohl mag ich Euch dann tiefſinniger und menſchenſcheuer vorkommen als jemals. Mir iſt dann zu Muthe, als wollten die Häuſer über meinem Kopf zuſammenſtürzen, eine unbeſchreibliche Angſt treibt mich hinaus aus der Stadt. Aber hier, hier erfüllt bald mein Gemüth eine ſüße Ruhe. Auf dem blumigen Raſen gelagert, ſchaue ich hinauf in das weite Blau des Himmels, und über mir, über den jubelnden Wald hinweg ziehen die goldnen Wolken wie herrliche Träume aus einer fernen Welt voll ſeliger Freuden! — O mein Fabian, dann erhebt ſich aus meiner eignen Bruſt ein wunderbarer Geiſt, und ich vernehm' es, wie er in geheimnißvollen Worten ſpricht mit den Büſchen — mit den Bäumen, mit den Wogen des Waldbachs und nicht vermag ich die Wonne zu nennen, die dann in ſüßem wehmüthigen Bangen mein ganzes Weſen durchſtrömt!“ — Ei, rief Fabian, ei das iſt nun wieder das alte ewige Lied von Wehmuth und Wonne und ſprechenden Bäumen und Waldbächen. Alle Deine Verſe ſtrotzen von dieſen artigen Dingen, die ganz paſſabel in's Ohr fallen und mit Nutzen verbraucht werden, ſobald man nichts weiter dahinter ſucht. — Aber ſage mir, mein

Univ. Bibl.
München



vortrefflichſter Melancholikus, wenn Dich Moſch Terpins Vorleſungen in der That ſo entſetzlich kränken und ärgern, ſage mir nur, warum in aller Welt Du in jede hineinläufſt, warum Du keine einzige verſäumſt, und dann freilich jedesmal ſtumm und ſtarr mit geſchloſſenen Augen da ſitzeſt wie ein Träumender? — Frage mich, erwiederte Balthaſar, indem er die Augen niederſchlug, frage mich darum nicht, lieber Freund! — Eine unbekannte Gewalt zieht mich jeden Morgen hinein in Moſch Terpins Haus. Ich fühle im Voraus meine Qualen und doch kann ich nicht widerſtehen, ein dunkles Verhängniß reißt mich fort! — Ha — ha — lachte Fabian hell auf, ha ha ha — wie fein — wie poetiſch, wie myſtiſch! Die unbekannte Gewalt, die Dich hineinzieht in Moſch Terpins Haus, liegt in den dunkelblauen Augen der ſchönen Candida! — Daß Du bis über die Ohren verliebt biſt in des Profeſſors niedliches Töchterlein, das wiſſen wir alle längſt, und darum halten wir Dir Deine Phantaſterei, Dein närriſches Weſen zu Gute. Mit Verliebten iſt es nun nicht anders. Du befindeſt Dich im erſten Stadium der Liebeskrankheit und mußt in ſpäten Jünglingsjahren Dich zu all' den ſeltſamen Poſſen bequemen, die wir, ich und viele andere, dem Himmel ſey es gedankt! ohne ein großes zuſchauendes Publikum auf der Schule durchmachten. Aber glaube mir, mein ſüßes Herz —

Fabian hatte indeſſen ſeinen Freund Balthaſar wieder beim Arme gefaßt und war mit ihm raſch weiter geſchritten. Eben jetzt traten ſie heraus aus dem Dickigt auf den breiten Weg, der mitten durch den Wald führte. Da gewahrte Fabian, wie aus der Ferne ein Pferd ohne Reiter in eine Staubwolke gehüllt herantrabte. — Hei hei! — rief er, ſich in ſeiner Rede unterbrechend, hei, hei, da iſt eine verfluchte Schindmähre durchgegangen und hat den Reiter abgeſetzt — die müſſen wir fangen und nachher den Reiter ſuchen im Walde. Damit ſtellte er ſich mitten in den Weg.

Näher und näher kam das Pferd, da war es, als wenn von beiden Seiten ein paar Reitſtiefel in der Luft auf und nieder baumelten und auf dem Sattel etwas Schwarzes ſich rege und bewege. Dicht vor Fabian erſchallte ein langes gellendes Prrr — Prrr — und in demſelben Augenblick flogen ihm auch ein paar Reitſtiefel um den Kopf und ein kleines ſeltſames ſchwarzes Ding kugelte hin, ihm zwiſchen die Beine. Mauerſtill ſtand das große Pferd und beſchnüffelte mit lang vorgeſtrecktem Halſe ſein winziges Herrlein, das ſich im Sande wälzte und mühſam auf die Beine richtete. Dem kleinen Knirps ſteckte der Kopf tief zwiſchen den hohen Schultern, er war mit ſeinem Auswuchs auf Bruſt und Rücken, mit ſeinem kurzen Leibe und ſeinen hohen Spinnenbeinchen anzuſehen wie ein auf eine Gabel geſpießter Apfel, dem man ein Fratzengeſicht eingeſchnitten. Als nun Fabian dies ſeltſame kleine Ungethüm vor ſich ſtehen ſah, brach er in ein lautes Gelächter aus. Aber der Kleine drückte ſich das Barettlein, das er vom Boden aufgerafft, trotzig in die Augen und fragte, indem er Fabian mit wilden Blicken durchbohrte, in rauhem tief heiſerem Ton: Iſt dies der rechte Weg nach Kerepes? Ja, mein Herr! antwortete Balthaſar mild und ernſt, und reichte dem Kleinen die Stiefel hin, die er zuſammengeſucht hatte. Alles Mühen des Kleinen, die Stiefel anzuziehen, blieb vergebens, er ſtülpte einmal übers andere um und wälzte ſich ſtöhnend im Sande. Balthaſar ſtellte beide Stiefel aufrecht zuſammen, hob den Kleinen ſanft in die Höhe, und ſteckte, ihn eben ſo niederlaſſend, beide Füßchen in die zu ſchweren und weiten Futterale. Mit ſtolzem Weſen, die eine Hand in die Seite geſtemmt, die andere an's Barett gelegt, rief der Kleine: Gratias, mein Herr! und ſchritt nach dem Pferde hin, deſſen Zügel er faßte. Alle Verſuche, den Steigbügel zu erreichen oder hinauf zu klimmen auf das große Thier, blieben indeſſen vergebens. Balthaſar, immer ernſt und mild, trat hinzu und hob den Kleinen in den Steigbügel. Er mochte ſich wohl einen zu ſtarken Schwung gegeben haben, denn in demſelben Augenblick, als er oben ſaß, lag er auf der andern Seite auch wieder unten. „Nicht ſo hitzig, allerliebſter Mosje!“ rief Fabian, indem er auf's Neue in ein ſchallendes Gelächter ausbrach. „Der Teufel iſt Ihr allerliebſter Mosje,“ ſchrie der Kleine ganz erboſt, indem er ſich den Sand von den Kleidern klopfte, „ich bin Studioſus, und wenn Sie desgleichen ſind, ſo iſt es Tuſch, daß Sie mir wie ein Haſenfuß in's Geſicht lachen, und Sie müſſen ſich morgen in Kerepes mit mir ſchlagen!“ „Donner, rief Fabian immer fort lachend, Donner, das iſt mal ein tüchtiger Burſche, ein Allerweltskerl, was Courage betrifft und ächten Comment.“ Und damit hob er den Kleinen, alles Zappelns und Sträubens ungeachtet, in die Höhe und ſetzte ihn auf's Pferd, das ſofort mit ſeinem Herrlein luſtig wiehernd davon trabte. — Fabian hielt ſich beide Seiten, er wollte vor Lachen erſticken. — Es iſt grauſam, ſprach Balthaſer, einen Menſchen auszulachen, den die Natur auf ſolche entſetzliche Weiſe verwahrloſt hat, wie den kleinen Reiter dort. Iſt er wirklich Student, ſo mußt Du Dich mit ihm ſchlagen, und zwar, läuft's auch ſonſt gegen alle akademiſche Sitte, auf Piſtolen, da er weder Rappier noch Hieber zu führen vermag. — Wie ernſt, ſprach Fabian, wie ernſt, wie trübſelig Du das alles wieder nimmſt, mein lieber Freund Balthaſar. Nie iſt's mir eingefallen, eine Mißgeburt auszulachen. Aber ſage mir, darf ſolch ein knorpliger Däumling ſich auf ein Pferd ſetzen, über deſſen Hals er nicht wegzuſchauen vermag? Darf er die Füßlein in ſolch' verruckt weite Stiefel ſtecken? darf er eine knapp anſchließende Kurtka mit tauſend Schnüren und Troddeln und Quaſten, darf er ſolch ein verwunderliches Sammtbarett tragen? darf er ſolch ein hochmüthiges, trotziges Weſen annehmen? darf er ſich ſolche barbariſche heiſere Laute abzwingen? — Darf er das alles, frage ich, ohne mit Recht als eingefleiſchter Haſenfuß ausgelacht zu werden? — Aber ich muß hinein, ich muß den Rumor mit anſchauen, den es geben wird, wenn der ritterliche Studioſus einzieht auf ſeinem ſtolzen Roſſe! — Mit Dir iſt doch heute einmal nichts anzufangen! — Gehab Dich wohl! — Spornſtreichs rannte Fabian durch den Wald nach der Stadt zurück. —

Balthaſar verließ den offenen Weg und verlor ſich in das dichteſte Gebüſch, da ſank er hin auf einen Moosſitz, erfaßt, ja überwältigt von den bitterſten Gefühlen. Wohl mocht' es ſeyn, daß er die holde Candida wirklich liebte, aber er hatte dieſe Liebe wie ein tiefes, zartes Geheimniß in dem Innerſten ſeiner Seele vor allen Menſchen, ja vor ſich ſelbſt verſchloſſen. Als nun Fabian ſo ohne Hehl, ſo leichtſinnig darüber ſprach, war es ihm, als riſſen rohe Hände in frechem Uebermuth die Schleier von dem Heiligenbilde herab, die zu berühren er nicht gewagt, als müſſe nun die Heilige auf ihn ſelbſt ewig zürnen. Ja Fabians Worte ſchienen ihm eine abſcheuliche Verhöhnung ſeines ganzen Weſens, ſeiner ſüßeſten Träume.

„Alſo, rief er im Uebermaß ſeines Unmuths aus, alſo für einen verliebten Gecken hältſt du mich, Fabian! — für einen Narren, der in Moſch Terpins Vorleſungen läuft, um wenigſtens eine Stunde hindurch mit der ſchönen Candida unter einem Dache zu ſeyn, der in dem Walde einſam umher ſtreift, um auf elende Verſe zu ſinnen an die Geliebte und ſie noch erbärmlicher aufzuſchreiben, der die Bäume verdirbt, alberne Namenszüge in ihre glatten Rinden einſchneidend, der in Gegenwart des Mädchens kein geſcheutes Wort zu Markte bringt, ſondern nur ſeufzt und ächzt und weinerliche Geſichter ſchneidet, als litt' er an Krämpfen, der verwelkte Blumen, die ſie am Buſen trug, oder gar den Handſchuh, den ſie verlor, auf der bloßen Bruſt trägt — kurz, der tauſend kindiſche Thorheiten begeht! — Und darum, Fabian, neckſt Du mich, und darum lachen mich wohl alle Burſche aus, und darum bin ich ſammt der innern Welt, die mir aufgegangen, vielleicht ein Gegenſtand der Verſpottung. — Und die holde — liebliche — herrliche Candida —

Als er dieſen Namen ausſprach, fuhr es ihm durch's Herz, wie ein glühender Dolchſtich! — Ach! — eine innere Stimme flüſterte ihm in dem Augenblick ſehr vernehmlich zu, daß er ja nur eben Candida's wegen in Moſch Terpins Haus gehe, daß er Verſe mache an die Geliebte, daß er ihre Namen einſchneide in das Laubholz, daß er in ihrer Gegenwart verſtumme, ſeufze, ächze, daß er verwelkte Blumen, die ſie verlor, auf der Bruſt trage, daß er mithin ja wirklich in alle Thorheiten verfalle, wie ſie ihm Fabian nur vorrücken könne. — Erſt jetzt fuhlte er es recht, wie unausſprechlich er die ſchöne Candida liebe, aber auch zugleich, daß ſeltſam genug ſich die reinſte innigſte Liebe im äußern Leben etwas geckenhaft geſtalte, welches wohl der tiefen Ironie zuzurechnen, die die Natur in alles menſchliche Treiben gelegt. Er mochte Recht haben, ganz unrecht war es indeſſen, daß er ſich darüber ſehr zu ärgern begann. Träume, die ihn ſonſt umfingen, waren verloren, die Stimmen des Waldes klangen ihm wie Hohn und Spott, er rannte zurück nach Kerepes.

„Herr Balthaſar — mon cher Balthaſar“ — rief es ihn an. Er ſchlug den Blick auf und blieb feſtgezaubert ſtehen, denn ihm entgegen kam der Profeſſor Moſch Terpin, der ſeine Tochter Candida am Arme führte. Candida begrüßte den zur Bildſäule Erſtarrten mit der heitern freundlichen Unbefangenheit, die ihr eigen. „Balthaſar, mon cher Balthaſar, rief der Profeſſor, Sie ſind in der „That der fleißigſte, mir der liebſte von meinen Zuhörern! — O mein „Beſter, ich merk' es Ihnen an, Sie lieben die Natur mit all' ihren „Wundern, wie ich, der ich einen wahren Narren daran gefreſſen! — „Gewiß wieder botaniſirt in unſerm Wäldchen! — Was Erſprieß-

„liches gefunden? — Nun! — laſſen Sie uns nähere Bekanntſchaft
„machen. — Beſuchen Sie mich — jederzeit willkommen. — Können
„zuſammen experimentiren. — Haben Sie ſchon meine Luftpumpe
„geſehen? — Nun! — mon cher — morgen Abend verſammelt ſich
„ein freundſchaftlicher Zirkel in meinem Hauſe, welcher Thee mit
„Butterbrod konſumiren und ſich in angenehmen Geſprächen erluſtigen
„wird, vermehren Sie ihn durch Ihre werthe Perſon — Sie werden
„einen ſehr anziehenden jungen Mann kennen lernen, der mir ganz beſonders
„empfohlen — bon soir, mon cher — Guten Abend, Vortrefflicher
„— à revoir — Auf Wiederſehen! — Sie kommen doch
„morgen in die Vorleſung? — Nun — mon cher, — Adieu!“ —
Ohne Balthaſars Antwort abzuwarten, ſchritt der Profeſſor Moſch Terpin mit ſeiner Tochter von dannen.

Balthaſar hatte in ſeiner Beſtürzung nicht gewagt, die Augen aufzuſchlagen, aber Candida's Blicke brannten hinein in ſeine Bruſt, er fühlte den Hauch ihres Athems und ſüße Schauer durchbebten ſein innerſtes Weſen.

Entnommen war ihm aller Unmuth, er ſchaute voll Entzücken der holden Candida nach, bis ſie in den Laubgängen verſchwand. Dann kehrte er langſam in den Wald zurück, um herrlicher zu träumen als jemals.

Drittes Kapitel.

Wie Fabian nicht wußte was er ſagen ſollte. — Candida und Jungfrauen, die nicht Fiſche eſſen durfen. — Moſch Terpins literariſcher Thee. — Der junge Prinz.

Fabian gedachte, als er den Richtſteig quer durch den Wald lief, dem kleinen wunderlichen Knirps, der vor ihm davon getrobt, doch wohl noch zuvor zu kommen. Er hatte ſich geirrt, denn aus dem Gebüſch heraustretend, gewahrte er ganz in der Ferne, wie noch ein anderer ſtattlicher Reiter ſich zu dem Kleinen geſellte und wie nun beide in das Thor von Kerepes hineinritten. — Hm! — ſprach Fabian zu ſich ſelbſt, iſt der Nußknacker auf ſeinem großen Pferde auch ſchon vor mir angelangt, ſo komme ich doch noch zeitig genug zu dem Spektakel, den es geben wird bei ſeiner Ankunft. Iſt das ſeltſame Ding wirklich ein Studioſus, ſo weiſet man ihn nach dem geflügelten Roß, und hält er dort an mit ſeinem gellenden Prr — Prr! — und wirft die Reitſtiefel voran und ſich ſelbſt nach. und thut, wenn die Burſche lachen, wild und trotzig — nun! — dann iſt das tolle Poſſenſpiel fertig! —

Als Fabian nun die Stadt erreicht, glaubte er in den Straßen, auf dem Wege nach dem geflügelten Roß, lauter lachenden Geſichtern zu begegnen. Dem war aber nicht ſo. Alle Leute gingen ruhig und ernſt vorüber. Eben ſo ernſthaft ſpazierten auf dem Platz vor dem geflügelten Roß mehrere Akademiker, die ſich dort verſammelt, mit einander ſprechend auf und nieder. Fabian war überzeugt, daß der Kleine wenigſtens hier nicht angekommen ſeyn müſſe, da gewahrte er, einen Blick in's Thor des Gaſthauſes werfend, daß ſo eben das ſehr kennbare Pferd des Kleinen nach dem Stalle geführt wurde. Auf den erſten beſten ſeiner Bekannten ſprang er nun los und fragte, ob denn nicht ein ganz ſeltſamer wunderlicher Knirps herangetrabt ſey? — Der, den Fabian fragte, wußte eben ſo wenig etwas davon als die übrigen, denen Fabian nun erzählte, was ſich mit ihm und dem Däumling, der ein Student ſeyn wollen, begeben. Alle lachten ſehr, verſicherten indeſſen, daß ein ſolches Ding, wie das, was er beſchreibe, keinesweges angelangt. Wohl wären aber vor kaum zehn Minuten zwei ſehr ſtattliche Reiter auf ſchönen Pferden im Gaſthauſe zum geflügelten Roß abgeſtiegen. „Saß der eine von ihnen auf dem Pferde, das eben nach dem Stall geführt wurde?“ So fragte Fabian. „Allerdings, erwiederte einer, allerdings. Der, der auf jenem Pferde ſaß, war von etwas kleiner Statur, aber von zierlichem Körperbau, angenehmen Geſichtszügen und hatte die ſchönſten Lockenhaare, die man ſehen kann. Dabei zeigte er ſich als den vortrefflichſten Reiter, denn er ſchwang ſich mit einer Behendigkeit, mit einem Anſtande vom Pferde herab, wie der erſte Stallmeiſter unſeres Fürſten.“ „Und, rief Fabian, und verlor nicht die Reitſtiefel und kugelte Euch nicht vor die Füße?“ — Gott behüte, erwiederten alle einſtimmig, Gott behüte! — Was denkſt Du Bruder! ſolch' ein tüchtiger Reiter wie der Kleine! — Fabian wußte gar nicht was er ſagen ſollte. Da kam Balthaſar die Straße herab. Auf den ſtürzte Fabian los, zog ihn heran und erzählte, wie der kleine Knirps, der ihnen vor dem Thor begegnet und vom Pferde herabgefallen, hier eben angekommen ſey und von allen für einen ſchönen Mann von zierlichem Gliederbau und für den vortrefflichſten Reiter gehalten werde. „Du ſiehſt, erwiederte Balthaſar ernſt und gelaſſen, Du ſiehſt, lieber Bruder Fabian, daß nicht alle ſo wie Du über unglückliche von der Natur verwahrloste Menſchen lieblos ſpottend herfallen“ — „Aber du mein Himmel, fiel ihm Fabian in's Wort, hier iſt ja gar nicht von Spott und Liebloſigkeit die Rede, ſondern nur davon, ob ein drei Fuß hohes Kerlein, der einem Rettig gar nicht unähnlich, ein ſchöner zierlicher Mann zu nennen?“ — Balthaſar mußte, was Wuchs und Anſehen des kleinen Studenten betraf, Fabians Ausſage beſtätigen. Die Andern verſicherten, daß der kleine Reiter ein hübſcher zierlicher Mann ſey, wogegen Fabian und Balthaſar fortwährend behaupteten, ſie hätten nie einen ſcheußlicheren Däumling erblickt. Dabei blieb es, und Alle gingen voll Verwunderung auseinander.

Der ſpäte Abend brach ein, die beiden Freunde begaben ſich zuſammen nach ihrer Wohnung. Da fuhr es dem Balthaſar, ſelbſt wußte er nicht wie, heraus, daß er dem Profeſſor Moſch Terpin begegnet, der ihn auf den folgenden Abend zu ſich geladen. „Ei Du glücklicher, rief Fabian, ei Du überglücklicher Menſch, da wirſt Du Dein Liebchen, die hübſche Mamſell Candida ſehen, hören, ſprechen!“ — Balthaſar, auf's Neue tief verletzt, riß ſich los von Fabian und wollte fort. Doch beſann er ſich, blieb ſtehen und ſprach, ſeinen Verdruß mit Gewalt niederkämpfend: „Du magſt Recht haben, lieber Bruder, daß Du mich für einen albernen verliebten Gecken hältſt, ich bin es vielleicht wirklich. Aber dieſe Albernheit iſt eine tiefe ſchmerzhafte Wunde, die meinem Gemüth geſchlagen, und die, auf unvorſichtige Weiſe berührt, im heftigeren Weh mich zu allerlei Tollheit aufreizen könnte. Darum Bruder! wenn Du mich wirklich lieb haſt, ſo nenne mir nicht mehr den Namen Candida!“ — „Du nimmſt, erwiederte Fabian, Du nimmſt, mein lieber Freund Balthaſar, die Sache wieder entſetzlich tragiſch und anders läßt ſich das auch in Deinem Zuſtande nicht erwarten. Aber um mit Dir nicht in allerlei häßlichen Zwieſpalt zu gerathen, verſpreche ich, daß der Name Candida nicht eher über meine Lippen kommen ſoll, bis Du ſelbſt mir Gelegenheit dazu giebſt. Nur ſo viel erlaube mir heute noch zu ſagen, daß ich allerlei Verdruß vorausſehe, in den Dich Dein Verliebtſeyn ſtürzen wird.

Candida iſt ein gar hübſches herrliches Mägdlein, aber zu Deiner melancholiſchen, ſchwärmeriſchen Gemüthsart paßt ſie ganz und gar nicht. Wirſt Du näher mit ihr bekannt, ſo wird ihr unbefangnes heitres Weſen Dir Mangel an Poeſie, die Du überall vermiſſeſt, ſcheinen. Du wirſt in allerlei wunderliche Träumereien gerathen und das Ganze wird mit entſetzlichem eingebildetem Weh und genügender Verzweiflung tumultuariſch enden. — Uebrigens bin ich eben ſo wie Du auf morgen zu unſerm Profeſſor eingeladen, der uns mit ſehr ſchönen Experimenten unterhalten wird! — Nun gute Nacht, fabelhafter Träumer! Schlafe, wenn Du ſchlafen kannſt vor ſolch wichtigem Tage, wie der morgende!" —

Damit verließ Fabian den Freund, der in tiefes Nachdenken verſunken. — Fabian mochte nicht ohne Grund allerlei pathetiſche Unglücksmomente vorausſehen, die ſich mit Candida und Balthaſar wohl zutragen konnten; denn Beider Weſen und Gemüthsart ſchien in der That Anlaß genug dazu zu geben.

Candida war, jeder mußte das eingeſtehen, ein bildhübſches Mädchen, mit recht in's Herz hinein ſtrahlenden Augen und etwas aufgeworfenen Roſenlippen. Ob ihre übrigens ſchönen Haare, die ſie in wunderlichen Flechten gar phantaſtiſch aufzuneſteln wußte, mehr blond oder braun zu nennen, habe ich vergeſſen, nur erinnere ich mich ſehr gut der ſeltſamen Eigenſchaft, daß ſie immer dunkler und dunkler wurden, je länger man ſie anſchaute. Von ſchlankem hohen Wuchs, leichter Bewegung, war das Mädchen, zumal in lebensluſtiger Umgebung, die Huld, die Anmuth ſelbſt und man überſah es bei ſo vielem körperlichen Reiz ſehr gern, daß Hand und Fuß vielleicht kleiner und zierlicher hätten gebaut ſeyn können. Dabei hatte Candida Goethe's Wilhelm Meiſter, Schillers Gedichte und Fouqué's Zauberring geleſen, und beinahe alles, was darin enthalten, wieder vergeſſen; ſpielte ganz paſſabel das Pianoforte, ſang ſogar zuweilen dazu; tanzte die neueſten Françoiſen und Gavotten, und ſchrieb die Waſchzettel mit einer feinen leſerlichen Hand. Wollte man durchaus an dem lieben Mädchen etwas ausſetzen, ſo war es vielleicht, daß ſie etwas zu tief ſprach, ſich zu feſt einſchnürte, ſich zu lange über einen neuen Hut freute und zu viel Kuchen zum Thee verzehrte. Ueberſchwenglichen Dichtern war freilich noch vieles andere an der hübſchen Candida nicht recht, aber was verlangen die auch alles. Für's Erſte wollen ſie, daß das Fräulein über alles, was ſie von ſich verlauten laſſen, in ein ſomnambüles Entzücken gerathe, tief ſeufze, die Augen verdrehe, gelegentlich auch wohl was weniges ohnmächtle oder gar zur Zeit erblinde als höchſte Stufe der weiblichſten Weiblichkeit. Dann muß beſagtes Fräulein des Dichters Lieder ſingen nach der Melodie, die ihm (dem Fräulein) ſelbſt aus dem Herzen geſtrömt, augenblicklich aber davon krank werden, und ſelbſt auch wohl Verſe machen, ſich aber ſehr ſchämen wenn es herauskommt, ungeachtet die Dame dem Dichter ihre Verſe auf ſehr feinem wohlriechenden Papier mit zarten Buchſtaben geſchrieben ſelbſt in die Hände ſpielte, der dann auch ſeinerſeits vor Entzücken darüber erkrankt, welches ihm auch gar nicht zu verdenken iſt. Es giebt poetiſche Aſcetiker, die noch weiter gehen und es aller weiblichen Zartheit entgegen finden, daß ein Mädchen lachen, eſſen und trinken und ſich zierlich nach der Mode kleiden ſollte. Sie gleichen beinahe dem heiligen Hieronymus, der den Jungfrauen verbietet Ohrgehänge zu tragen und Fiſche zu eſſen. Sie ſollen, ſo gebietet der Heilige, nur etwas zubereitetes Gras genießen, beſtändig hungrig ſeyn, ohne es zu fühlen, ſich in grobe ſchlecht genähte Kleider hüllen, die ihren Wuchs verbergen, vorzüglich aber eine Perſon zur Gefährtin wählen, die ernſthaft, bleich, traurig und etwas ſchmutzig iſt. —

Candida war durch und durch ein heitres unbefangenes Weſen, deshalb ging ihr nichts über ein Geſpräch, das ſich auf den leichten luſtigen Schwingen des unverfänglichſten Humors bewegte. Sie lachte recht herzlich über alles Drollige; ſie ſeufzte nie, als wenn Regenwetter ihr den gehofften Spaziergang verdarb, oder aller Vorſicht ungeachtet, der neue Shawl einen Fleck bekommen hatte. Dabei blickte, gab es wirklichen Anlaß dazu, ein tiefes inniges Gefühl hindurch, das nie in ſchaale Empfindelei ausarten durfte, und ſo mochte mir und Dir, geliebter Leſer! die wir nicht zu den Ueberſchwenglichen gehören, das Mädchen eben ganz recht ſeyn. Sehr leicht konnte es mit Balthaſar ſich anders verhalten! — Doch bald muß es ſich ja wohl zeigen, in wie fern der proſaiſche Fabian richtig prophezeit hatte oder nicht! —

Daß Balthaſar vor lauter Unruhe, vor unbeſchreiblichem ſüßen Bangen die ganze Nacht hindurch nicht ſchlafen konnte: was war natürlicher als das. Ganz erfüllt von dem Bilde der Geliebten, ſetzte er ſich hin an den Tiſch und ſchrieb eine ziemliche Anzahl artiger wohlklingender Verſe nieder, die in einer myſtiſchen Erzählung von der Liebe der Nachtigall zur Purpurroſe ſeinen Zuſtand ſchilderten. Die wollt' er mitnehmen in Moſch Terpins literariſchen Thee und damit losfahren auf Candida's unbewahrtes Herz, wenn und wie es nur möglich.

Fabian lächelte ein wenig, als er der Verabredung gemäß zur beſtimmten Stunde kam, um ſeinen Freund Balthaſar abzuholen, und ihn zierlicher geputzt fand, als er ihn jemals geſehen. Er hatte einen gezackten Kragen von den feinſten Brüſſeler Kanten umgethan, ſein kurzes Kleid mit geſchlitzten Aermeln war von geriſſenem Sammt. Und dazu trug er franzöſiſche Stiefel mit hohen ſpitzen Abſätzen und ſilbernen Franzen, einen engliſchen Hut vom feinſten Caſtor, und däniſche Handſchuhe. So war er ganz deutſch gekleidet, und der Anzug ſtand ihm über alle Maßen gut, zumal er ſein Haar ſchön kräuſeln laſſen und das kleine Stutzbärtchen wohl aufgekämmt hatte.

Das Herz bebte dem Balthaſar vor Entzücken, als in Moſch Terpins Hauſe Candida ihm entgegentrat, ganz in der Tracht der altdeutſchen Jungfrau, freundlich, anmuthig in Blick und Wort, im ganzen Weſen, wie man ſie immer zu ſehen gewohnt. „Mein holdſeligſtes Fräulein!“ ſeufzte Balthaſar aus dem Innerſten auf, als Candida, die ſüße Candida ſelbſt, eine Taſſe dampfenden Thee ihm darbot. Candida ſchaute ihn aber an mit leuchtenden Augen und ſprach: „Hier iſt Rum und Maraschino, Zwieback und Pumpernickel, lieber Herr Balthaſar! greifen Sie doch nur gefälligſt zu nach Ihrem Belieben!“ Statt aber auf Rum und Maraschino, Zwieback oder Pumpernickel zu ſchauen oder gar zuzugreifen, konnte der begeiſterte Balthaſar den Blick voll ſchmerzlicher Wehmuth der innigſten Liebe nicht abwenden von der holden Jungfrau, und rang nach Worten, die aus tiefſter Seele ausſprechen ſollten, was er eben empfand. Da faßte ihn aber der Profeſſor der Aeſthetik, ein großer baumſtarker Mann, mit gewaltiger Fauſt von hinten, drehte ihn herum, daß er mehr Theewaſſer auf den Boden verſchüttete, als eben ſchicklich, und rief mit donnernder Stimme: „Beſter Lukas Kranach, ſaufen Sie nicht das ſchnöde Waſſer, Sie verderben ſich den deutſchen Magen total — dort im andern Zimmer hat unſer tapfere Moſch eine Batterie der ſchönſten Flaſchen mit edlem Rheinwein aufgepflanzt, die wollen wir ſofort ſpielen laſſen!“ — Er ſchleppte den unglücklichen Jüngling fort.

Doch aus dem Nebenzimmer trat ihnen der Profeſſor Moſch Terpin entgegen, ein kleines ſehr ſeltſames Männlein an der Hand führend und laut rufend: „Hier, meine Damen und Herren, ſtelle ich Ihnen einen mit den ſeltenſten Eigenſchaften hochbegabten Jüngling vor, dem es nicht ſchwer fallen wird, ſich Ihr Wohlwollen, Ihre Achtung zu erwerben. Es iſt der junge Herr Zinnober, der erſt geſtern auf unſere Univerſität gekommen, und die Rechte zu ſtudiren gedenkt!“ — Fabian und Balthaſar erkannten auf den erſten Blick den kleinen wunderlichen Knirps, der vor dem Thore ihnen entgegengeſprengt und vom Pferde geſtürzt war.

„Soll ich, ſprach Fabian leiſe zu Balthaſar, ſoll ich denn noch das Alräunchen herausfordern auf Blasrohr oder Schuſterpfriem? Anderer Waffen kann ich mich doch nicht bedienen wider dieſen furchtbaren Gegner.“

„Schäme Dich, erwiederte Balthaſar, ſchäme Dich, daß Du den verwahrloſten Mann verſpotteſt, der wie Du hörſt, die ſeltenſten Eigenſchaften beſitzt, und ſo durch geiſtigen Werth das erſetzt, was die Natur ihm an körperlichen Vorzügen verſagte.“ Dann wandte er ſich zum Kleinen und ſprach: „Ich hoffe nicht, beſter Herr Zinnober, daß Ihr geſtriger Fall vom Pferde etwa ſchlimme Folgen gehabt haben wird?“ Zinnober hob ſich aber, indem er einen kleinen Stock, den er in der Hand trug, hinten unterſtemmte, auf den Fußſpitzen in die Höhe, ſo daß er dem Balthaſar beinahe bis an den Gürtel reichte, warf den Kopf in den Nacken, ſchaute mit wildfunkelnden Augen herauf und ſprach in ſeltſam ſchnarrendem Baßton: „Ich weiß nicht, was Sie wollen, wovon Sie ſprechen, mein Herr! — Vom Pferde gefallen? — ich vom Pferde gefallen? — Sie wiſſen wahrſcheinlich nicht, daß ich der beſte Reiter bin, den es geben kann, daß ich niemals vom Pferde falle, daß ich als Freiwilliger unter den Küraſſieren den Feldzug mitgemacht und Offizieren und Gemeinen Unterricht gab im Reiten auf der Manège! — hm hm — vom Pferde fallen — ich vom Pferde fallen!“ — Damit wollte er ſich raſch umwenden, der Stock, auf den er ſich ſtützte, glitt aber aus, und der Kleine torkelte um und um, dem Balthaſar vor die Füße. Balthaſar griff hinab nach dem Kleinen, ihm aufzuhelfen, und berührte dabei unverſehens ſein Haupt. Da ſtieß der Kleine einen gellenden Schrei aus, daß es im ganzen Saale wiederhallte und die Gäſte erſchrocken auffuhren von ihren Sitzen. Man umringte den Balthaſar und fragte durch einander, warum er denn um des Himmels willen ſo entſetzlich geſchrieen. „Nehmen Sie es nicht übel, beſter Herr Balthaſar, ſprach der Profeſſor Moſch Terpin, aber das war ein etwas wunderlicher Spaß. Denn wahrſcheinlich wollten Sie uns doch glauben machen, es trete hier jemand einer Katze auf den Schwanz!“ „Katze — Katze — weg mit der Katze!“ rief eine nervenſchwache Dame und fiel ſofort in Ohnmacht, und mit dem Geſchrei: Katze — Katze — rannten ein paar alte Herren, die an derſelben Idioſynkraſie litten, zur Thür hinaus.

Candida, die ihr ganzes Riechfläſchchen auf die ohnmächtige Dame ausgegoſſen, ſprach leiſe zu Balthaſar: „Aber was richten Sie auch für Unheil an mit Ihrem häßlichen gellenden Miau, lieber Herr Balthaſar!“

Dieſer wußte gar nicht, wie ihm geſchah. Glutroth im ganzen Geſicht vor Unwillen und Scham, vermochte er kein Wort herauszubringen, nicht zu ſagen, daß es ja der kleine Herr Zinnober und nicht er geweſen, der ſo entſetzlich gemauzt.

Der Profeſſor Moſch Terpin ſah des Jünglings ſchlimme Verlegenheit. Er nahte ſich ihm freundlich und ſprach: „Nun, nun, lieber Herr Balthaſar, ſeyen Sie doch nur ruhig. Ich habe wohl alles bemerkt. Sich zur Erde bückend, auf allen Vieren hüpfend, ahmten Sie den gemißhandelten grimmigen Kater herrlich nach. Ich liebe ſonſt ſehr dergleichen naturhiſtoriſche Spiele, doch hier im literariſchen Thee“ — „Aber, platzte Balthaſar heraus, aber vortrefflichſter Herr Profeſſor, ich war es ja nicht“ — „Schon — gut, ſchon gut,“ fiel ihm der Profeſſor in die Rede. Candida trat zu ihnen. „Tröſte mir, ſprach der Profeſſor zu dieſer, tröſte mir doch den guten Balthaſar, der ganz betreten iſt über alles Unheil, was geſchehen.“

Der gutmüthigen Candida that der arme Balthaſar, der ganz verwirrt mit niedergeſenktem Blick vor ihr ſtand, herzlich leid. Sie reichte ihm die Hand und liſpelte mit anmuthigem Lächeln: „Es ſind aber auch recht komiſche Leute, die ſich ſo entſetzlich vor Katzen fürchten.“

Balthaſar drückte Candida's Hand mit Inbrunſt an die Lippen. Candida ließ den ſeelenvollen Blick ihrer Himmelsaugen auf ihm ruhen.

Er war verzückt in den höchſten Himmel und dachte nicht mehr an Zinnober und Katzengeſchrei. — Der Tumult war vorüber, die Ruhe wieder hergeſtellt. Am Theetiſch ſaß die nervenſchwache Dame und genoß mehreren Zwieback, den ſie in Rum tunkte, verſichernd, an dergleichen erlabe ſich das von feindlicher Macht bedrohte Gemüth, und dem jähen Schreck folge ſehnſüchtig Hoffen! —

Auch die beiden alten Herren, denen draußen wirklich ein flüchtiger Kater zwiſchen die Beine gelaufen, kehrten beruhigt zurück, und ſuchten, wie mehrere andere, den Spieltiſch.

Balthaſar, Fabian, der Profeſſor der Aeſthetik, mehrere junge Leute ſetzten ſich zu den Frauen. Herr Zinnober hatte ſich indeſſen eine Fußbank herangerückt und war mittelſt derſelben auf den Sopha geſtiegen, wo er nun in der Mitte zwiſchen zwei Frauen ſaß und ſtolze funkelnde Blicke um ſich warf.

Balthaſar glaubte, daß der rechte Augenblick gekommen, mit ſeinem Gedicht von der Liebe der Nachtigall zur Purpurroſe hervorzurücken. Er äußerte daher mit der gehörigen Verſchämtheit, wie ſie bei jungen Dichtern im Brauch iſt, daß er, dürfe er nicht fürchten, Ueberdruß und lange Weile zu erregen, dürfe er auf gütige Nachſicht der geehrten Verſammlung hoffen, es wagen wolle, ein Gedicht, das jüngſte Erzeugniß ſeiner Muſe, vorzuleſen.

Da die Frauen ſchon hinlänglich über alles verhandelt, was ſich Neues in der Stadt zugetragen, da die Mädchen den letzten Ball bei dem Präſidenten gehörig durchgeſprochen und ſogar über die Normalform der neueſten Hüte einig worden, da die Männer unter zwei Stunden nicht auf weitere Speis und Tränkung rechnen durften: ſo wurde Balthaſar einſtimmig aufgefordert, der Geſellſchaft ja den herrlichen Genuß nicht vorzuenthalten.

Balthaſar zog das ſauber geſchriebene Manuſcript hervor und las.

Sein eignes Werk, das in der That aus wahrhaftem Dichtergemüth mit voller Kraft, mit regem Leben hervorgeſtrömt, begeiſterte ihn mehr und mehr. Sein Vortrag, immer leidenſchaftlicher ſteigend, verrieth die innere Glut des liebenden Herzens. Er bebte vor Entzücken, als leiſe Seufzer — manches leiſe Ach — der Frauen, mancher Ausruf der Männer: Herrlich — vortrefflich — göttlich! ihn überzeugten, daß ſein Gedicht Alle hinriß.

Endlich hatte er geendet. Da riefen Alle: „Welch ein Gedicht! —

welche Gedanken — welche Phantaſie — was für ſchöne Verſe — welcher Wohlklang — Dank — Dank Ihnen, beſter Herr Zinnober für den göttlichen Genuß“ —

„Was? wie?“ rief Balthaſar; aber niemand achtete auf ihn, ſondern Alle ſtürzten auf Zinnober zu, der ſich auf dem Sopha blähte wie ein kleiner Puter und mit widriger Stimme ſchnarrte: „Bitte recht ſehr — bitte recht ſehr — müſſen ſo vorlieb nehmen! — iſt eine Kleinigkeit, die ich erſt vorige Nacht aufſchrieb in aller Eil!“ — Aber der Profeſſor der Aeſthetik ſchrie: „Vortrefflicher — göttlicher Zinnober! — Herzensfreund, außer mir biſt Du der erſte Dichter, den es jetzt giebt auf Erden! — Komm an meine Bruſt, ſchöne Seele!“ — Damit riß er den Kleinen vom Sopha auf in die Höhe und herzte und küßte ihn. Zinnober betrug ſich dabei ſehr ungeberdig. Er arbeitete mit den kleinen Beinchen auf des Profeſſors dickem Bauch herum und quäkte: „Laß mich los — laß mich los — es thut mir weh — weh — ich kratz' Dir die Augen aus — ich beiß' Dir die Naſe entzwei!“ — „Nein, rief der Profeſſor, indem er den Kleinen niederſetzte auf den Sopha, nein, holder Freund, keine zu weit getriebene Beſcheidenheit!“ — Moſch Terpin war nun auch vom Spieltiſch herangetreten, der nahm Zinnobers Händchen, drückte es und ſprach ſehr ernſt: „Vortrefflich junger Mann! — nicht zuviel, nein, nicht genug ſprach man mir von dem hohen Genius, der Sie beſeelt“ — „Wer iſt's, rief nun wieder der Profeſſor der Aeſthetik in voller Begeiſterung aus, wer iſt's von Euch Jungfrauen, der dem herrlichen Zinnober ſein Gedicht, das das innigſte Gefühl der reinſten Liebe ausſpricht, lohnt durch einen Kuß?“

Da ſtand Candida auf, nahete ſich, volle Glut auf den Wangen, dem Kleinen, kniete nieder und küßte ihn auf den garſtigen Mund mit blauen Lippen. „Ja, ſchrie nun Balthaſar wie vom Wahnſinn plötzlich erfaßt, ja Zinnober — göttlicher Zinnober, Du haſt das tiefſinnige Gedicht gemacht von der Nachtigall und der Purpurroſe, Dir gebührt der herrliche Lohn, den Du erhalten!“ —

Und damit riß er den Fabian in's Nebenzimmer hinein und ſprach: „Thu mir den Gefallen und ſchaue mich recht feſt an und dann ſage mir offen und ehrlich, ob ich der Student Balthaſar bin oder nicht, ob Du wirklich Fabian biſt, ob wir in Moſch Terpins Hauſe ſind, ob wir im Traume liegen — ob wir närriſch ſind —

zupfe mich an der Naſe oder rüttle mich zuſammen, damit ich nur erwache aus dieſem verfluchten Spuk!“ —

„Wie magſt, erwiederte Fabian, wie magſt Du Dich denn nur ſo toll geberden, aus purer heller Eiferſucht, weil Candida den Kleinen küßte. Geſtehen mußt Du doch ſelbſt, daß das Gedicht, welches der Kleine vorlas, in der That vortrefflich war.“ — „Fabian, rief Balthaſar mit dem Ausdruck des tiefſten Erſtaunens, was ſprichſt Du denn?“ „Nun ja, fuhr Fabian fort, nun ja, das Gedicht des Kleinen war vortrefflich und gegönnt hab' ich ihm Candida's Kuß. — Ueberhaupt ſcheint hinter dem ſeltſamen Männlein allerlei zu ſtecken, das mehr werth iſt als eine ſchöne Geſtalt. Aber was auch ſelbſt ſeine Figur betrifft, ſo kommt er mir jetzt nichts weniger als ſo abſcheulich vor wie Anfangs. Beim Ableſen des Gedichts verſchönerte die innere Begeiſterung ſeine Geſichtszüge, ſo daß er mir oft ein anmuthiger wohlgewachſener Jüngling zu ſeyn ſchien, ungeachtet er doch kaum über den Tiſch hervorragte. Gieb Deine unnütze Eiferſucht auf, befreunde Dich als Dichter mit dem Dichter!“

„Was, ſchrie Balthaſar voll Zorn, was? — mich befreunden mit dem verfluchten Wechſelbalge, den ich erwürgen möchte mit dieſen Fäuſten?“

„So, ſprach Fabian, ſo verſchließeſt Du Dich denn aller Vernunft. Doch laß' uns in den Saal zurückkehren, wo ſich etwas Neues begeben muß, da ich laute Beifallsrufe vernehme.“

Mechaniſch folgte Balthaſar dem Freunde in den Saal.

Als ſie eintraten, ſtand der Profeſſor Moſch Terpin allein in der Mitte, die Inſtrumente noch in der Hand, womit er irgend ein phyſikaliſches Experiment gemacht, ſtarres Staunen im Geſicht. Die ganze Geſellſchaft hatte ſich um den kleinen Zinnober geſammelt, der, den Stock untergeſtemmt, auf den Fußſpitzen da ſtand und mit ſtolzem Blick den Beifall einnahm, der ihm von allen Seiten zuſtrömte. Man wandte ſich wieder zum Profeſſor, der ein anderes ſehr artiges Kunſtſtückchen machte. Kaum war er fertig, als wiederum alle den Kleinen umringend riefen: „Herrlich — vortrefflich, lieber Herr Zinnober!“ —

Endlich ſprang auch Moſch Terpin zu dem Kleinen hin und rief zehnmal ſtärker als die übrigen: Herrlich — vortrefflich, lieber Herr Zinnober!

Es befand ſich in der Geſellſchaft der junge Fürſt Gregor, der auf der Univerſität ſtudirte. Der Fürſt war von der anmuthigſten Geſtalt, die man nur ſehen konnte, und dabei war ſein Betragen ſo edel und ungezwungen, daß ſich die hohe Abkunft, die Gewohnheit, ſich in den vornehmſten Kreiſen zu bewegen, darin deutlich ausſprach.

Fürſt Gregor war es nun, der gar nicht von Zinnober wich und ihn als den herrlichſten Dichter, den geſchickteſten Phyſiker über alle Maßen lobte.

Seltſam war die Gruppe, die beide zuſammenſtehend bildeten. Gegen den herrlich geſtalteten Gregor ſtach gar wunderlich das winzige Männlein ab, das mit hoch emporgereckter Naſe ſich kaum auf den dünnen Beinchen zu erhalten vermochte. Alle Blicke der Frauen waren hingerichtet, aber nicht auf den Fürſten, ſondern auf den Kleinen, der ſich auf den Fußſpitzen hebend immer wieder hinabſank und ſo hinauf und hinunter wankte wie ein Carteſianiſches Teufelchen.

Der Profeſſor Moſch Terpin trat zu Balthaſar und ſprach: „Was ſagen Sie zu meinem Schützling, zu meinem lieben Zinnober? Viel ſteckt hinter dem Mann und nun ich ihn ſo recht anſchaue, ahne ich wohl die eigentliche Bewandtniß, die es mit ihm haben mag. Der Prediger, der ihn erzogen und mir empfohlen hat, drückt ſich über ſeine Abkunft ſehr geheimnißvoll aus. Betrachten Sie aber nur den edlen Anſtand, ſein vornehmes ungezwungenes Betragen. Er iſt gewiß von fürſtlichem Geblüt, vielleicht gar ein Königsſohn!" — In dem Augenblick wurde gemeldet, das Mahl ſey angerichtet. Zinnober torkelte ungeſchickt hin zu Candida, ergriff täppiſch ihre Hand und führte ſie nach dem Speiſeſaal.

In voller Wuth rannte der unglückliche Balthaſar durch die finſtre Nacht, durch Sturmwind und Regen fort nach Hauſe.

Viertes Kapitel.

Wie der italieniſche Geiger Sbiocca den Herrn Zinnober in den Contrabaß zu werfen drohte, und der Referendarius Pulcher nicht zu auswärtigen Angelegenheiten gelangen konnte. — Von Mauth-Offizianten und zurückbehaltenen Wundern für's Haus. — Balthaſars Bezauberung durch einen Stockknopf.

Auf einem hervorragenden bemooſten Geſtein im einſamſten Walde ſaß Balthaſar und ſchaute gedankenvoll hinab in die Tiefe, in der ein Bach ſchäumend fortbrauſte zwiſchen Felsſtücken und dicht verwachſenem Geſtrüpp. Dunkle Wolken zogen daher und tauchten nieder hinter den Bergen; das Rauſchen der Bäume, der Gewäſſer ertönte wie ein dumpfes Winſeln, und dazwiſchen kreiſchten Raubvögel, die aus dem finſtern Dickicht aufſtiegen in den weiten Himmelsraum und ſich nachſchwangen dem fliehenden Gewölk. —

Dem Balthaſar war, als vernehme er in den wunderbaren Stimmen des Waldes die troſtloſe Klage der Natur, als müſſe er ſelbſt untergehen in dieſer Klage, als ſey ſein ganzes Seyn nur das Gefühl des tiefſten unverwindlichſten Schmerzes. Das Herz wollte ihm ſpringen vor Wehmuth und indem häufige Thränen aus ſeinen Augen tröpfelten, war es, als blickten die Geiſter des Waldſtroms zu ihm herauf und ſtreckten ſchneeweiße Arme empor aus den Wellen, ihn hinabzuziehen in den kühlen Grund.

Da ſchwebte aus weiter Ferne durch die Lüfte daher heller fröhlicher Hörnerklang und legte ſich tröſtend an ſeine Bruſt, und die Sehnſucht erwachte in ihm und mit ihr ſüßes Hoffen. Er ſah umher und indem die Hörner forttönten, dünkten ihm die grünen Schatten des Waldes nicht mehr ſo traurig, nicht mehr ſo klagend das Rauſchen des Windes, das Flüſtern der Gebüſche. Er kam zu Worten.

„Nein, rief er aus, indem er aufſprang von ſeinem Sitz und mit leuchtendem Blick in die Ferne ſchaute, nein, noch verſchwand nicht alle Hoffnung! — Nur zu gewiß iſt es, daß irgend ein düſtres Geheimniß, irgend ein böſer Zauber verſtörend in mein Leben getreten iſt, aber ich breche dieſen Zauber, und ſollt' ich darüber untergehen! — Als ich endlich hingeriſſen, übermannt von dem Gefühl, das meine Bruſt zerſprengen wollte, der holden, ſüßen Candida meine Liebe geſtand, las ich denn nicht in ihren Blicken, fühlte ich nicht an dem Druck ihrer Hand meine Seligkeit? — Aber ſo wie das verdammte kleine Ungethüm ſich ſehen läßt, iſt ihm alle Liebe zugewandt. An ihr, der vermaledeiten Mißgeburt hängen Candida's Augen und ſehnſüchtige Seufzer entfliehen ihrer Bruſt, wenn der täppiſche Junge ſich ihr nahet, oder gar ihre Hand berührt. — Es muß mit ihm irgend eine geheimnißvolle Bewandtniß haben, und ſollt' ich an alberne Ammenmährchen glauben, ich würde behaupten, der Junge ſey verhext und könne es, wie man zu ſagen pflegt, den Leuten anthun. Iſt es nicht toll, daß Alle über das mißgeſtaltete, durch und durch verwahrloste Männlein ſpotten und lachen, und dann wieder, tritt der Kleine dazwiſchen, ihn als den verſtändigſten, gelehrteſten, ja wohlgeſtaltetſten Herrn Studioſum ausſchreien, der ſich eben unter uns befindet? — Was ſage ich! geht es mir nicht beinahe ſelbſt ſo, kommt es mir nicht auch oft vor, als ſey Zinnober geſcheut und hübſch? — Nur in Candida's Gegenwart hat der Zauber keine Macht über mich, da iſt und bleibt Herr Zinnober ein dummes, abſcheuliches Alräunchen. — Doch! — ich ſtemme mich entgegen der feindlichen Macht, eine dunkle Ahnung ruht tief in meinem Innern, irgend etwas Unerwartetes werde mir die Waffe in die Hand geben wider den böſen Unhold!“ —

Balthaſar ſuchte den Rückweg nach Kerepes. In einem Baumgange fortwandernd bemerkte er auf der Landſtraße einen kleinen bepackten Reiſewagen, aus dem ihm jemand mit einem weißen Tuch freundlich zuwinkte. Er trat heran und erkannte Herrn Vincenzo Sbiocca, weltberühmten Virtuoſen auf der Geige, den er wegen ſeines vortrefflichen ausdrucksvollen Spiels über alle Maßen hochſchätzte und bei dem er ſchon ſeit zwei Jahren Unterricht genommen. „Gut, rief Sbiocca, indem er aus dem Wagen ſprang, gut, mein lieber Herr Balthaſar, mein theurer Freund und Schüler, gut, daß ich Sie noch hier treffe, um von Ihnen herzlichen Abſchied nehmen zu können.“

„Wie, ſprach Balthaſar, wie Herr Sbiocca, Sie verlaſſen doch nicht Kerepes, wo alles Sie ehrt und achtet, wo keiner Sie miſſen mag?“ —

„Ja, erwiederte Sbiocca, indem ihm alle Glut des innern Zorns in's Geſicht trat, ja Herr Balthaſar, ich verlaſſe einen Ort, in dem die Leute ſämmtlich närriſch ſind, der einem großen Irrenhauſe gleicht. — Sie waren geſtern nicht in meinem Concert, da Sie über Land gegangen, ſonſt hätten Sie mir beiſtehen können gegen das raſende Volk, dem ich unterlegen!"

„Was iſt geſchehen, um tauſend Himmels willen, was iſt geſchehen?" rief Balthaſar.

„Ich ſpiele, fuhr Sbiocca fort, das ſchwierigſte Concert von Viotti. Es iſt mein Stolz, meine Freude. Sie haben es von mir gehört, es hat Sie nie unbegeiſtert gelaſſen. Geſtern war ich, wohl mag ich es ſagen, ganz vorzüglich bei guter Laune — anima mein' ich, heitern Geiſtes — spirito alato mein' ich. Kein Violinſpieler auf der ganzen weiten Erde, Viotti ſelbſt hätte mir nicht nachgeſpielt. Als ich geendet, bricht der Beifall mit aller Wuth los — furore mein' ich, wie ich erwartet. Geige unter dem Arm trete ich vor, mich höflichſt zu bedanken. — Aber! was muß ich ſehen, was muß ich hören! — Alles, ohne mich nur im mindeſten zu beachten, drängt ſich nach einer Ecke des Saales und ſchreit: bravissimo — bravissimo, göttlicher Zinnober! — welch' ein Spiel — welche Haltung, welcher Ausdruck, welche Fertigkeit! — Ich renne hin, dränge mich durch! — da ſteht ein drei Spannen hoher verwachſener Kerl und ſchnarrt mit widriger Stimme: Bitte, bitte recht ſehr, habe geſpielt wie es in meinen Kräften ſtand, bin freilich nunmehr der ſtärkſte Violiniſt in Europa und den übrigen bekannten Welttheilen. „Tauſend Teufel, ſchrie ich, wer hat denn geſpielt, ich oder der Erdwurm da!" — Und als der Kleine immer fortſchnarrt: Bitte, bitte ergebenſt, will ich auf ihn los und ihn faſſen, in die ganze Applikatur greifend. Aber da ſtürzen ſie auf mich los, und reden wahnſinniges Zeug von Neid, Eiferſucht und Mißgunſt. Unterdeſſen ruft einer: Und welche Compoſition! und Alle einſtimmig rufen hinterdrein: Und welche Compoſition — göttlicher Zinnober! — ſublimer Componiſt! Noch ärger als zuvor ſchrie ich: „Iſt denn Alles raſend — beſeſſen? das Concert war von Viotti, und ich — ich — der weltberühmte Vincenzo Sbiocca hat es geſpielt!" Aber nun packen ſie mich feſt, ſprechen von italieniſcher Tollheit — rabbia mein' ich, von ſeltſamen Zufällen, bringen mich mit Gewalt in ein Nebenzimmer, behandeln mich wie einen Kranken, wie einen Wahnſinnigen. Nicht lange dauert es, ſo ſtürzt Signora Bragazzi herein und fällt ohnmächtig nieder. Ihr war es ergangen wie mir. So wie ſie ihre Arie geendet, erdröhnte der Saal von dem: bravo — bravissimo — Zinnober, und alle ſchrieen, keine ſolche Sängerin gäb' es mehr auf Erden als Zinnober, und der ſchnarrte wieder ſein verfluchtes: Bitte — bitte! — Signora Bragazzi liegt im Fieber und wird baldigſt verſcheiden; ich meines Theils rette mich durch die Flucht vor dem wahnſinnigen Volke. Leben Sie wohl, beſter Herr Balthaſar! — Sehen Sie etwa den Signorino Zinnober, ſo ſagen Sie ihm gefälligſt, er möge ſich nicht irgendwo in einem Concert blicken laſſen, in dem ich zugegen. Unfehlbar würd' ich ihn ſonſt bei ſeinen Käferbeinchen packen und durch's F-Loch in den Contrabaß ſchmeißen, da könne er denn Zeit ſeines Lebens Concert ſpielen und Arien ſingen, wie er nur Luſt hätte. Leben Sie wohl, mein geliebter Balthaſar, und legen Sie die Violine nicht bei Seite!" — Damit umarmte Herr Vincenzo Sbiocca den vor Staunen erſtarrten Balthaſar und ſtieg in den Wagen, der ſchnell davon rollte.

„Hab' ich denn nicht Recht, ſprach Balthaſar zu ſich ſelbſt, hab' ich denn nicht Recht, das unheimliche Ding, der Zinnober, iſt verhext und thut es den Leuten an." — In dem Augenblick rannte ein junger Menſch vorüber, bleich — verſtört, Wahnſinn und Verzweiflung im Antlitz. Dem Balthaſar fiel es ſchwer auf's Herz. Er glaubte in dem Jünglinge einen ſeiner Freunde erkannt zu haben und ſprang ihm daher ſchnell nach in den Wald.

Kaum zwanzig — dreißig Schritte gelaufen, wurde er den Referendar Pulcher gewahr, der unter einem großen Baume ſtehen geblieben und mit himmelwärts gerichtetem Blick alſo ſprach: „Nein! — nicht länger dulden dieſe Schmach! — Alle Hoffnung des Lebens iſt dahin! — jede Ausſicht nur in's Grab gerichtet — Fahre wohl — Leben — Welt — Hoffnung — Geliebte" —

Und damit riß der verzweiflungsvolle Referendarius eine Piſtole aus dem Buſen und drückte ſie ſich an die Stirne.

Balthaſar ſtürzte mit Blitzesſchnelle auf ihn zu, ſchleuderte ihm die Piſtole weit weg aus der Hand und rief: „Pulcher! um Gottes willen, was iſt Dir, was thuſt Du!"

Der Referendarius konnte einige Minuten hindurch nicht zu ſich ſelbſt kommen. Er war halb ohnmächtig niedergeſunken auf den Raſen;

Balthaſar hatte ſich zu ihm geſetzt und ſprach tröſtende Worte, wie er es nur vermochte, ohne die Urſache von Pulchers Verzweiflung zu wiſſen.

Hundertmal hatte Balthaſar gefragt, was dem Referendarius denn Schreckliches geſchehen, das den ſchwarzen Gedanken des Selbſtmordes in ihm rege gemacht. Da ſeufzte Pulcher endlich tief auf und begann: „Du kennſt, lieber Freund Balthaſar, meine bedrängte Lage, Du weißt, wie ich all' meine Hoffnung auf die Stelle des geheimen Expedienten geſetzt, die bei dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten offen; Du weißt, mit welchem Eifer, mit welchem Fleiß ich mich darauf vorbereitet. Ich hatte meine Ausarbeitungen eingereicht, die, wie ich zu meiner Freude erfuhr, den vollſten Beifall des Miniſters erhalten. Mit welcher Zuverſicht ſtellte ich mich heute Vormittag zur mündlichen Prüfung! — Ich fand im Zimmer einen kleinen, mißgeſchaffenen Kerl, den Du wohl unter dem Namen des Herrn Zinnober kennen wirſt. Der Legationsrath, dem die Prüfung übertragen, trat mir freundlich entgegen und ſagte mir, zu derſelben Stelle, die ich zu erhalten wünſche, habe ſich auch Herr Zinnober gemeldet, er werde uns *beide* daher prüfen. Dann raunte er mir leiſe in's Ohr: Sie haben von Ihrem Mitbewerber nichts zu befürchten, beſter Referendarius, die Arbeiten, die der kleine Zinnober eingereicht, ſind erbärmlich! — Die Prüfung begann, keine Frage des Raths ließ ich unbeantwortet. Zinnober wußte nichts, gar nichts; ſtatt zu antworten, ſchnarrte und quiekte er unverſtändliches Zeug, das niemand verſtand, fiel auch, indem er ungeberdig mit den Beinchen ſtrampelte, ein paarmal vom hohen Stuhl herab, ſo daß ich ihn wieder hinauf heben mußte. Mir bebte das Herz vor Vergnügen; die freundlichen Blicke, die der Rath dem Kleinen zuwarf, hielt ich für die bitterſte Ironie. — Die Prüfung war beendigt. Wer ſchildert meinen Schreck, mir war es, als wenn ein jäher Blitz mich klaftertief hinein ſchlüge in den Boden, als der Rath den Kleinen umarmte, zu ihm ſprach: Herrlicher Menſch! — welche Kenntniß — welcher Verſtand — welcher Scharfſinn! — dann zu mir: „Sie haben mich ſehr getäuſcht, Herr Referendarius Pulcher — Sie wiſſen ja gar nichts! — Und — nehmen Sie mir es nicht übel, die Art, wie Sie ſich zur Prüfung ermuthigt haben mögen, läuft gegen alle Sitte, gegen allen Anſtand! — Sie konnten ſich ja gar nicht auf dem Stuhl erhalten, Sie fielen ja herab, und Herr Zinnober mußte Sie aufrichten. Diplomatiſche Perſonen müſſen fein nüchtern ſeyn und beſonnen. — Adieu, Herr Referendarius!" — Noch hielt ich alles für ein tolles Gaukelſpiel. Ich wagte es, ich ging hin zum Miniſter. Er ließ mir herausſagen, wie ich mich unterſtehen könne, ihn noch mit meinem Beſuch zu behelligen, nach der Art, wie ich mich in der Prüfung bewieſen — er wiſſe ſchon alles! Der Poſten, zu dem ich mich gedrängt, ſei ſchon vergeben an Herrn Zinnober! — So hat mir irgend eine hölliſche Macht alle Hoffnung geraubt und ich will ein Leben freiwillig opfern, das dem dunklen Verhängniß anheim gefallen! — Verlaß mich!" —

„Nimmermehr, rief Balthaſar, erſt höre mich an!"

Er erzählte nun alles, was er von Zinnober wußte ſeit ſeiner erſten Erſcheinung vor dem Thor von Kerepes; wie es ihm mit dem Kleinen ergangen in Moſch Terpins Hauſe; was er eben jetzt von Vincenzo Sbiocca vernommen. „Es iſt nur zu gewiß, ſprach er dann, daß allem Beginnen der unſeligen Mißgeburt irgend etwas Geheimnißvolles zum Grunde liegt, und glaube mir, Freund Pulcher! — iſt irgend ein hölliſcher Zauber im Spiele, ſo kommt es nur darauf an, ihm mit feſtem Sinn entgegen zu treten, der Sieg iſt gewiß, wenn nur der Muth vorhanden. — Darum nicht verzagt, kein zu raſcher Entſchluß. Laß uns vereint dem kleinen Hexenkerl zu Leibe gehen!" —

„Hexenkerl, rief der Referendarius mit Begeiſterung, ja Hexenkerl, ein ganz verfluchter Hexenkerl iſt der Kleine, das iſt gewiß! — Doch Bruder Balthaſar, was iſt uns denn, liegen wir im Traume? — Hexenweſen — Zaubereien — iſt es denn damit nicht vorbei ſeit langer Zeit? Hat denn nicht vor vielen Jahren Fürſt Paphnutius der Große die Aufklärung eingeführt, und alles tolle Unweſen, alles Unbegreifliche aus dem Lande verbannt, und doch ſoll noch dergleichen verwünſchte Contrebande ſich eingeſchlichen haben? — Wetter! das müßte man ja gleich der Polizei anzeigen und den Mauth-Offizianten! — Aber nein, nein — nur der Wahnſinn der Leute oder, wie ich beinahe fürchte, ungeheure Beſtechung iſt Schuld an unſerm Unglück. — Der verwünſchte Zinnober ſoll unermeßlich reich ſeyn. Er ſtand neulich vor der Münze und da zeigten die Leute mit Fingern nach ihm und riefen: Seht den kleinen hübſchen Papa! — dem gehört alles blanke Gold, was da drinnen geprägt wird!" —

„Still, erwiederte Balthaſar, ſtill Freund Referendarius, mit dem Golde zwingt es der Unhold nicht, es iſt etwas anderes dahinter! — Wahr, daß Fürſt Paphnutius die Aufklärung einführte zu Nutz und Frommen ſeines Volks, ſeiner Nachkommenſchaft, aber manches Wunderbare, Unbegreifliche iſt doch noch zurück geblieben. Ich meine, man hat noch ſo für's Haus einige hübſche Wunder zurück behalten. Z. B. noch immer wachſen aus lumpigten Saamenkörnern die höchſten, herrlichſten Bäume, ja ſogar die mannigfaltigſten Früchte und Getreidearten, womit wir uns den Leib ſtopfen. Erlaubt man ja wohl noch gar den bunten Blumen, den Inſekten auf ihren Blättern und Flügeln die glänzendſten Farben, ſelbſt die allerverwunderlichſten Schriftzüge zu tragen, von denen kein Menſch weiß, ob es Oel iſt, Gouache oder Aquarell-Manier, und kein Teufel von Schreibmeiſter kann die ſchmucke Currentſchrift leſen, geſchweige denn nachſchreiben! — Hoho! Referendarius, ich ſage Dir, es geht in meinem Innern zuweilen Abſonderliches vor! — Ich lege die Pfeife weg und ſchreite im Zimmer auf und ab, und eine ſeltſame Stimme flüſtert, ich ſey ſelbſt ein Wunder, der Zauberer Mikrokosmus handtire in mir und treibe mich an zu allerlei tollen Streichen! — Aber Referendarius, dann laufe ich fort und ſchaue hinein in die Natur, und verſtehe alles, was die Blumen, die Gewäſſer zu mir ſprechen, und mich umfängt ſelige Himmelsluſt!“ —

„Du ſprichſt im Fieber,“ rief Pulcher; aber Balthaſar, ohne auf ihn zu achten, ſtreckte die Arme aus wie von inbrünſtiger Sehnſucht erfaßt nach der Ferne. „Horche doch nur, rief Balthaſar, horche doch nur, o Referendarius! welche himmliſche Muſik im Rauſchen des Abendwindes durch den Wald ertönt! — Hörſt Du wohl, wie die Quellen ſtärker erheben ihren Geſang? wie die Büſche, die Blumen einfallen mit lieblichen Stimmen?“ —

Der Referendarius hielt das Ohr hin, um die Muſik zu erhorchen, von der Balthaſar ſprach. „In der That, fing er dann an, in der That, es wehen Töne durch den Wald, die die anmuthigſten, herrlichſten ſind, welche ich in meinem Leben gehört und die mir tief in die Seele dringen. Doch iſt es nicht der Abendwind, nicht die Büſche, nicht die Blumen ſind es, die ſo ſingen, vielmehr däucht es mir, als wenn jemand in der Ferne die tiefſten Glocken einer Harmonika anſtriche.“

Pulcher hatte Recht. Wirklich glichen die vollen, immer ſtärker und ſtärker anſchwellenden Akkorde, die immer näher hallten, den Tönen einer Harmonika, deren Größe und Stärke aber unerhört ſeyn mußte. Als nun die Freunde weiter vorſchritten, bot ſich ihnen ein Schauſpiel dar, ſo zauberhaft, daß ſie vor Erſtaunen erſtarrt — feſt gewurzelt — ſtehen blieben. In geringer Entfernung fuhr ein Mann langſam durch den Wald, beinahe chineſiſch gekleidet, nur trug er ein weitbauſchiges Barett mit ſchönen Schwungfedern auf dem Haupte. Der Wagen glich einer offenen Muſchel von funkelndem Kryſtall, die beiden hohen Räder ſchienen von gleicher Maſſe. So wie ſie ſich drehten, erklangen die herrlichen Harmonika-Töne, die die Freunde ſchon aus der Ferne gehört. Zwei ſchneeweiße Einhörner mit goldenem Geſchirr zogen den Wagen, auf dem ſtatt des Fuhrmanns ein Silberfaſan ſaß, die goldnen Leinen im Schnabel haltend. Hinten auf ſaß ein großer Goldkäfer, der mit den flimmernden Flügeln flatternd dem wunderbaren Mann in der Muſchel Kühlung zuzuwehen ſchien. So wie er bei den Freunden vorüberkam, nickte er ihnen freundlich zu. In dem Augenblick fiel aus dem funkelnden Knopf des langen Rohrs, das der Mann in der Hand trug, ein Strahl auf Balthaſar, ſo daß er einen brennenden Stich tief in der Bruſt fühlte und mit einem dumpfen Ach! zuſammenfuhr. —

Der Mann blickte ihn an und lächelte und winkte noch freundlicher als zuvor. So wie das zauberiſche Fuhrwerk im dichten Gebüſch verſchwand, noch im ſanften Nachhallen der Harmonika-Töne, fiel Balthaſar ganz außer ſich vor Wonne und Entzücken dem Freunde um den Hals und rief: „Referendarius! wir ſind gerettet! — jener iſt's, der Zinnobers verruchten Zauber bricht!“ —

„Ich weiß nicht, ſprach Pulcher, ich weiß nicht, wie mir in dieſem Augenblick zu Muthe, ob ich wache, ob ich träume; aber ſo viel iſt gewiß, daß ein unbekanntes Wonnegefühl mich durchdringt und daß Troſt und Hoffnung in meine Seele wiederkehrt.“

Fünftes Kapitel.

Wie Fürſt Barſanuph Leipziger Lerchen und Danziger Goldwaſſer frühſtückte, einen Butterfleck auf die Kaſimirhoſe bekam und den Geheimen Sekretair Zinnober zum Geheimen Spezialrath erhob. — Die Bilderbücher des Doktors Prosper Alpanus. — Wie ein Portier den Studenten Fabian in den Finger biß, dieſer ein Schleppkleid trug und deshalb verhöhnt wurde. — Balthaſars Flucht.

Es iſt nicht länger zu verhehlen, daß der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, bei dem Herr Zinnober als Geheimer Expedient angenommen, ein Abkömmling jenes Barons Prätextatus von Mondſchein war, der den Stammbaum der Fee Roſabelverde in den Turnierbüchern und Chroniken vergebens ſuchte. Er hieß, wie ſein Ahnherr, Prätextatus von Mondſchein, war von der feinſten Bildung, den angenehmſten Sitten, verwechſelte niemals das Mich und Mir, das Ihnen und Sie, ſchrieb ſeinen Namen mit franzöſiſchen Lettern, ſo wie überhaupt eine leſerliche Hand, und arbeitete ſogar zuweilen ſelbſt, vorzüglich wenn das Wetter ſchlecht war. Fürſt Barſanuph, ein Nachfolger des großen Paphnutz, liebte ihn zärtlich, denn er hatte auf jede Frage eine Antwort, ſpielte in den Erholungsſtunden mit dem Fürſten Kegel, verſtand ſich herrlich auf's Geld-Negoz, und ſuchte in der Gavotte ſeines Gleichen.

Es begab ſich, daß der Baron Prätextatus von Mondſchein den Fürſten eingeladen hatte zum Frühſtück auf Leipziger Lerchen und ein Gläschen Danziger Goldwaſſer. Als er nun hineinkam in Mondſcheins Haus, fand er im Vorſaal unter mehreren angenehmen diplomatiſchen Herren den kleinen Zinnober, der auf ſeinen Stock geſtemmt ihn mit ſeinen Aeugelein anfunkelte und ohne ſich weiter an ihn zu kehren, eine gebratene Lerche in's Maul ſteckte, die er ſo eben vom Tiſche gemaust. So wie der Fürſt den Kleinen erblickte, lächelte er ihn gnädig an und ſprach zum Miniſter: „Mondſchein! was haben Sie da für einen kleinen, hübſchen verſtändigen Mann in Ihrem Hauſe? — Es iſt gewiß derſelbe, der die wohl ſtiliſirten und ſchön geſchriebenen Berichte verfertigt, die ich ſeit einiger Zeit von Ihnen erhalte?" „Allerdings, gnädigſter Herr, erwiederte Mondſchein. Mir hat das Geſchick ihn zugeführt als den geiſtreichſten, geſchickteſten Arbeiter in meinem Büreau. Er nennt ſich Zinnober, und ich empfehle den jungen herrlichen Mann ganz vorzüglich Ihrer Huld und Gnade, mein beſter Fürſt! — Erſt ſeit wenigen Tagen iſt er bei mir.“ „Und eben deshalb, ſprach ein junger hübſcher Mann, der ſich indeſſen genähert, und eben deshalb hat, wie Ew. Excellenz zu bemerken erlauben werden, mein junger kleiner Collega noch gar nichts expedirt. Die Berichte, die das Glück hatten, von Ihnen, mein durchlauchtigſter Fürſt, mit Wohlgefallen bemerkt zu werden, ſind von mir verfaßt.“ „Was wollen Sie!“ fuhr der Fürſt ihn zornig an. — Zinnober hatte ſich dicht an den Fürſten geſchoben und ſchmatzte, die Lerche verzehrend, vor Gier und Appetit. — Der junge Menſch war es wirklich, der jene Berichte verfaßt, aber: „Was wollen Sie, rief der Fürſt, Sie haben ja noch gar nicht die Feder angerührt? — Und daß Sie dicht bei mir gebratene Lerchen verzehren, ſo daß, wie ich zu meinem großen Aerger bemerken muß, meine neue Kaſimirhoſe bereits einen Butterfleck bekommen, daß Sie dabei ſo unbillig ſchmatzen, ja! — alles das beweiſet hinlänglich Ihre Untauglichkeit zu jeder diplomatiſchen Laufbahn! — Gehen Sie fein nach Hauſe und laſſen Sie ſich nicht wieder vor mir ſehen, es ſey denn, Sie brächten mir eine nützliche Fleckkugel für meine Kaſimirhoſe — Vielleicht wird mir dann wieder gnädig zu Muthe!“ Dann zum Zinnober: „Solche Jünglinge, wie Sie, werther Zinnober, ſind eine Zierde des Staats und verdienen ehrenvoll ausgezeichnet zu werden! — Sie ſind Geheimer Spezialrath, mein Beſter!“ — „Danke ſchönſtens, ſchnarrte Zinnober, indem er den letzten Biſſen hinunterſchluckte, und ſich das Maul wiſchte mit beiden Händchen, danke ſchönſtens, ich werd' das Ding ſchon machen, wie es mir zukommt.“

„Wackres Selbſtvertrauen, ſprach der Fürſt mit erhobener Stimme, wackres Selbſtvertrauen zeugt von der innern Kraft, die dem würdigen Staatsmann inwohnen muß!“ — Und auf dieſen Spruch nahm der Fürſt ein Schnäpschen Goldwaſſer, welches der Miniſter ſelbſt ihm darreichte und das ihm ſehr wohl bekam. — Der neue Rath mußte Platz nehmen zwiſchen dem Fürſten und Miniſter. Er verzehrte unglaublich viel Lerchen und trank Malaga und Goldwaſſer durch einander und ſchnarrte und brummte zwiſchen den Zähnen, und handtirte, da er kaum mit der ſpitzen Naſe über den Tiſch reichen konnte, gewaltig mit den Händchen und Beinchen.

Als das Frühſtück beendigt, riefen beide, der Fürſt und der Miniſter: „Es iſt ein engliſcher Menſch, dieſer Geheime Spezialrath!“ —

„Du ſiehſt, ſprach Fabian zu ſeinem Freunde Balthaſar, Du ſiehſt ſo fröhlich aus, Deine Blicke leuchten in beſonderm Feuer. — Du fühlſt Dich glücklich? — Ach, Balthaſar, Du träumſt vielleicht einen ſchönen Traum, aber ich muß Dich daraus erwecken, es iſt Freundes Pflicht!“

„Was haſt Du, was iſt geſchehen?“ fragte Balthaſar beſtürzt.

„Ja, fuhr Fabian fort, ja! — ich muß es Dir ſagen! Faſſe Dich nur, mein Freund! — Bedenke, daß vielleicht kein Unfall in der Welt ſchmerzlicher trifft und doch leichter zu verwinden iſt, als eben dieſer! — Candida“ —

„Um Gott, ſchrie Balthaſar entſetzt, Candida! — was iſt mit Candida? — iſt ſie hin — iſt ſie todt?“

„Ruhig, ſprach Fabian weiter, ruhig mein Freund! — nicht todt iſt Candida, aber ſo gut als todt für Dich! — Wiſſe, daß der kleine Zinnober Geheimer Spezialrath geworden und ſo gut als verſprochen iſt mit der ſchönen Candida, die Gott weiß wie, in ihn ganz vernarrt ſeyn ſoll.“

Fabian glaubte, daß Balthaſar nun losbrechen würde in ungeſtüme, verzweiflungsvolle Klagen und Verwünſchungen. Statt deſſen ſprach er mit ruhigem Lächeln: „Iſt es nichts weiter als das, ſo giebt es keinen Unfall, der mich betrüben könnte.“

„Du liebſt Candida nicht mehr?“ fragte Fabian voll Erſtaunen.

„Ich liebe, erwiederte Balthaſar, ich liebe das Himmelskind, das herrliche Mädchen mit aller Inbrunſt, mit aller Schwärmerei, die nur in eines Jünglings Bruſt ſich entzünden kann! Und ich weiß — ach ich weiß es, daß Candida mich wieder liebt, daß nur ein verruchter Zauber ſie umſtrickt hält, aber bald löſe ich die Bande dieſes Hexenweſens, bald vernichte ich den Unhold, der die Arme bethört.“ —

Balthaſar erzählte nun dem Freund ausführlich von dem wunderbaren Mann, dem er in dem ſeltſamſten Fuhrwerk im Walde begegnet. Er ſchloß damit, daß, ſo wie aus dem Stockknopf des zauberiſchen Weſens ein Strahl in ſeine Bruſt gefunkelt, der feſte Gedanke in ihm aufgegangen, daß Zinnober nichts ſey als ein Hexenmännlein, deſſen Macht jener Mann vernichten werde.

„Aber, rief Fabian, als der Freund geendet, aber Balthaſar, wie kannſt Du nur auf ſolches tolles, wunderliches Zeug verfallen? — Der Mann, den Du für einen Zauberer hältſt, iſt niemand anders, als der Doktor Prosper Alpanus, der unfern der Stadt auf ſeinem Landhauſe wohnt. Wahr iſt es, daß die wunderlichſten Gerüchte von ihm verbreitet werden, ſo daß man ihn beinahe für einen zweiten Caglioſtro halten möchte, aber daran iſt er ſelbſt Schuld. Er liebt es, ſich in ein myſtiſches Dunkel zu hüllen, den Schein eines mit den tiefſten Geheimniſſen der Natur vertrauten Mannes anzunehmen, der unbekannten Kräften gebietet, und dabei hat er die bizarrſten Einfälle. So iſt zum Beiſpiel ſein Fuhrwerk ſo ſeltſam beſchaffen, daß ein Menſch, der von lebhafter feuriger Phantaſie iſt, wie du mein Freund, wohl dahin gebracht werden kann, alles für eine Erſcheinung aus irgend einem tollen Mährchen zu halten. Höre alſo! — Sein Cabriolet hat die Form einer Muſchel und iſt über und über verſilbert, zwiſchen den Rädern iſt eine Drehorgel angebracht, welche, ſo wie der Wagen fährt, von ſelbſt ſpielt. Das, was Du für einen Silberfaſan hielteſt, war gewiß ſein kleiner weißgekleideter Jockey, ſo wie Du gewiß die Blätter des ausgeſpreiteten Sonnenſchirms für die Flügeldecken eines Goldkäfers hielteſt. Seinen beiden weißen Pferdchen läßt er große Hörner anſchrauben, damit es nur recht fabelhaft ausſehen ſoll. Uebrigens iſt es richtig, daß der Doktor Alpanus ein ſchönes ſpaniſches Rohr trägt mit einem herrlich funkelnden Kryſtall, der oben darauf ſitzt als Knopf und von deſſen wunderlicher Wirkung man viel Fabelhaftes erzählt oder vielmehr lügt. Den Strahl dieſes Kryſtalls ſoll nämlich kaum ein Auge ertragen. Verhüllt ihn der Doktor mit einem dünnen Schleier und richtet man nun den feſten Blick darauf, ſo ſoll das Bild der Perſon, das man in dem innerſten Gedanken trägt, außerhalb wie in einem Hohlſpiegel erſcheinen.“

„In der That, fiel Balthaſar dem Freunde in's Wort, in der That? Erzählt man das? — Was ſpricht man denn wohl noch weiter von dem Herrn Doktor Prosper Alpanus?“

„Ach, erwiederte Fabian, verlange doch nur nicht, daß ich von den tollen Fratzen und Poſſen viel reden ſoll. Du weißt ja, daß es noch bis jetzt abentheuerliche Leute giebt, die der geſunden Vernunft entgegen an alle ſogenannte Wunder alberner Ammenmährchen glauben.“

„Ich will Dir geſtehen, fuhr Balthaſar fort, daß ich genöthigt bin, mich ſelbſt zu der Partei dieſer abentheuerlichen Leute ohne geſunde Vernunft zu ſchlagen. Verſilbertes Holz iſt kein glänzendes durchſichtiges Kryſtall, eine Drehorgel tönt nicht wie eine Harmonika, ein Silberfaſan iſt kein Jockey und ein Sonnenſchirm kein Goldkäfer. Entweder war der wunderbare Mann, dem ich begegnete, nicht der Doktor Prosper Alpanus, von dem Du ſprichſt, oder der Doktor herrſcht wirklich über die außerordentlichſten Geheimniſſe.“

„Um, ſprach Fabian, um Dich ganz von Deinen ſeltſamen Träumereien zu heilen, iſt es am beſten, daß ich Dich geradezu hinführe zu dem Doktor Prosper Alpanus. Dann wirſt Du es ſelbſt verſpüren, daß der Doktor ein ganz gewöhnlicher Arzt iſt, und keinesweges ſpazieren fährt mit Einhörnern, Silberfaſanen und Goldkäfern.“

„Du ſprichſt, erwiederte Balthaſar, indem ihm die Augen hell auffunkelten, Du ſprichſt, mein Freund, den innigſten Wunſch meiner Seele aus. — Wir wollen uns nur gleich auf den Weg machen.“

Bald ſtanden ſie vor dem verſchloſſenen Gatterthor des Parks, in deſſen Mitte das Landhaus des Doktor Alpanus lag. „Wie kommen wir nun hinein,“ ſprach Fabian. „Ich denke, wir klopfen,“ erwiederte Balthaſar und faßte den metallenen Klöpfel, der dicht beim Schloſſe angebracht war.

So wie er den Klöpfel aufhob, begann ein unterirdiſches Murmeln wie ein ferner Donner und ſchien zu verhallen in der tiefſten Tiefe. Das Gatterthor drehte ſich langſam auf, ſie traten ein, und wanderten fort durch einen langen, breiten Baumgang, durch den ſie das Landhaus erblickten. „Spürſt Du, ſprach Fabian, hier etwas Außerordentliches, Zauberiſches?“ „Ich dächte, erwiederte Balthaſar, die Art, wie ſich das Gatterthor öffnete, wäre doch nicht ſo ganz gewöhnlich geweſen, und dann weiß ich nicht, wie mich hier alles ſo wunderbar, ſo magiſch anſpricht. — Giebt es denn wohl auf weit und breit ſolche herrliche Bäume als eben hier in dieſem Park? — Ja mancher Baum, manches Gebüſch ſcheint mit ſeinen glänzenden Stämmen und ſmaragdenen Blättern einem fremden unbekannten Lande anzugehören.“ —

Fabian bemerkte zwei Fröſche von ungewöhnlicher Größe, die ſchon von dem Gatterthor an zu beiden Seiten der Wandelnden mitgehüpft waren. „Schöner Park, rief Fabian, in dem es ſolch' Ungeziefer giebt!“ und bückte ſich nieder, um einen kleinen Stein aufzuheben, mit dem er nach den luſtigen Fröſchen zu werfen gedachte. Beide ſprangen in's Gebüſch und guckten ihn mit glänzenden menſchlichen Augen an. „Wartet, wartet!“ rief Fabian, zielte nach dem einen und warf. In dem Augenblick quäkte aber ein kleines häßliches Weib, das am Wege ſaß: Grobian! ſchmeiß Er nicht ehrliche Leute, die hier im Garten mit ſaurer Arbeit ihr bischen Brod verdienen müſſen. — „Komm nur, komm,“ murmelte Balthaſar entſetzt, denn er merkte wohl, daß der Froſch ſich geſtaltet habe zum alten Weibe. Ein Blick in's Gebüſch überzeugte ihn, daß der andere Froſch, jetzt ein kleines Männlein geworden, ſich mit Ausjäten des Unkrauts beſchäftigte. —

Vor dem Landhauſe befand ſich ein großer ſchöner Raſenplatz, auf dem die beiden Einhörner weideten, während die herrlichſten Akkorde in den Lüften erklangen.

„Siehſt Du wohl, hörſt Du wohl?“ ſprach Balthaſar.

„Ich ſehe nichts weiter, erwiederte Fabian, als zwei kleine Schimmel, die Gras freſſen, und was ſo in den Lüften tönt, ſind wahrſcheinlich aufgehängte Aeolsharfen.“

Die herrliche einfache Architektur des mäßig großen, einſtöckigen Landhauſes entzückte den Balthaſar. Er zog an der Klingelſchnur, ſogleich ging die Thür auf, und ein großer ſtraußartiger, ganz goldgelb gleißender Vogel ſtand als Portier vor den Freunden.

„Nun ſeh', ſprach Fabian zu Balthaſar, nun ſeh' einmal einer die tolle Livree! — Will man auch nachher dem Kerl ein Trinkgeld geben, hat er wohl eine Hand, es in die Weſtentaſche zu ſchieben?“

Und damit wandte er ſich zu dem Strauß, packte ihn bei den glänzenden Flaumfedern, die unter dem Schnabel an der Kehle wie ein reiches Jabot ſich aufpluſterten, und ſprach: „Meld' Er uns bei dem Herrn Doktor, mein charmanter Freund!“ — Der Strauß ſagte aber nichts als: „Quirrrr“ — und biß den Fabian in den Finger. „Tauſend Sapperment, ſchrie Fabian, der Kerl iſt doch wohl am Ende ein verfluchter Vogel!“

In demſelben Augenblick ging eine innere Thüre auf, und der Doktor ſelbſt trat den Freunden entgegen. — Ein kleiner dünner blaſſer Mann! — Er trug ein kleines ſammtnes Mützchen auf dem Haupte, unter dem ſchönes Haar in langen Locken hervorſtrömte, ein langes erdgelbes, indiſches Gewand und kleine rothe Schnürſtiefelchen, ob mit buntem Pelz oder dem glänzenden Federbalg eines Vogels beſetzt, war nicht zu unterſcheiden. Auf ſeinem Antlitz lag die Ruhe, die Gutmüthigkeit ſelbſt, nur ſchien es ſeltſam, daß, wenn man ihn recht nahe, recht ſcharf anblickte, es war, als ſchaue aus dem Geſicht noch ein kleineres Geſichtchen wie aus einem gläſernen Gehäuſe heraus.

„Ich erblickte, ſprach nun leiſe und etwas gedehnt mit anmuthigem Lächeln Prosper Alpanus, ich erblickte Sie, meine Herren! aus dem Fenſter, ich wußte auch wohl ſchon früher, wenigſtens was Sie betrifft, lieber Herr Balthaſar, daß Sie zu mir kommen würden. — Folgen Sie mir gefälligſt!“ —

Prosper Alpanus führte ſie in ein hohes rundes Zimmer, rings umher mit himmelblauen Gardinen behängt. Das Licht fiel durch ein oben in der Kuppel angebrachtes Fenſter herab und warf ſeine Strahlen auf den glänzend polirten, von einer Sphinx getragenen Marmortiſch, der mitten im Zimmer ſtand. Sonſt war durchaus nichts Außerordentliches in dem Gemach zu bemerken.

„Worin kann ich Ihnen dienen?“ fragte Prosper Alpanus.

Da faßte ſich Balthaſar zuſammen, erzählte, was ſich mit dem kleinen Zinnober begeben von ſeinem erſten Erſcheinen in Kerepes an, und ſchloß mit der Verſicherung, wie in ihm der feſte Gedanke aufgegangen, daß er, Prosper Alpanus, der wohlthätige Magus ſey, der Zinnobers verworfenem, abſcheulichem Zauberwerk Einhalt thun werde.

Prosper Alpanus blieb ſchweigend in tiefen Gedanken ſtehen. Endlich, nachdem wohl ein paar Minuten vergangen, begann er mit ernſter Miene und tiefem Ton: „Nach allem, was Sie mir erzählt, Balthaſar! unterliegt es keinem Zweifel, daß es mit dem kleinen Zinnober eine beſondere geheimnißvolle Bewandtniß hat. — Aber man muß für's Erſte den Feind kennen, den man bekämpfen, die Urſache wiſſen, deren Wirkung man zerſtören will. — Es ſteht zu vermuthen, daß der kleine Zinnober nichts anders iſt, als ein Wurzelmännlein. Wir wollen doch gleich nachſehen.“

Damit zog Proſper Alpanus an einer von den ſeidenen Schnüren, die rund umher an der Decke des Zimmers herabhingen. Eine Gardine rauſchte aus einander, große Folianten in ganz vergoldeten Einbänden wurden ſichtbar und eine zierliche luſtig leichte Treppe von Cedernholz rollte herab. Proſper Alpanus ſtieg dieſe Treppe hinan und holte aus der oberſten Reihe einen Folianten, den er auf den Marmortiſch legte, nachdem er ihn mit einem großen Büſchel blinkender Pfauenfedern ſorgfältig abgeſtäubt. „Dies Werk, ſprach er dann, handelt von den Wurzelmännern, die ſämmtlich darin abgebildet; vielleicht finden Sie Ihren feindlichen Zinnober darunter, und dann iſt er in unſere Hände geliefert.“

Als Proſper Alpanus das Buch aufſchlug, erblickten die Freunde eine Menge ſauber illuminirter Kupfertafeln, die die allerverwunderlichſten mißgeſtaltetſten Männlein mit den tollſten Fratzengeſichtern darſtellten, die man nur ſehen konnte. Aber ſowie Proſper eins dieſer Männlein auf dem Blatt berührte, wurd' es lebendig, ſprang heraus und gaukelte und hüpfte auf dem Marmortiſch gar poſſirlich umher, und ſchnippte mit den Fingerchen und machte mit den krummen Beinchen die allerſchönſten Pirouetten und Entrechats, und ſang dazu Quirr, Quapp, Pirr, Papp, bis es Proſper bei dem Kopfe ergriff und wieder in's Buch legte, wo es ſich alsbald ausglättete und ausplättete zum bunten Bilde.

Auf dieſelbe Weiſe wurden alle Bilder des Buchs durchgeſehen, aber ſo oft ſchon Balthaſar rufen wollte: „Dies iſt er, dies iſt Zinnober! ſo mußte er doch, genauer hinblickend, zu ſeinem Leidweſen wahrnehmen, daß das Männlein keinesweges Zinnober war.

„Das iſt doch wunderlich genug, ſprach Proſper Alpanus, als das Buch zu Ende. — Doch, fuhr er fort, mag Zinnober vielleicht gar ein Erdgeiſt ſeyn. Sehen wir nach.“

Damit hüpfte er mit ſeltener Behendigkeit abermals die Cederntreppe hinauf, holte einen andern Folianten, ſtäubte ihn ſäuberlich ab, legte ihn auf den Marmortiſch und ſchlug ihn auf, ſprechend: „Dies Werk handelt von den Erdgeiſtern, vielleicht haſchen wir den Zinnober in dieſem Buche.“ Die Freunde erblickten wiederum eine Menge ſauber illuminirter Kupfertafeln, die abſcheulich häßliche braungelbe Unholde darſtellten. Und wie ſie Proſper Alpanus berührte, erhoben ſie weinerlich quäkende Klagen, und krochen endlich ſchwerfällig heraus und wälzten ſich knurrend und ächzend auf dem Marmortiſche herum, bis der Doktor ſie wieder hineindrückte in's Buch.

Auch unter dieſen hatte Balthaſar den Zinnober nicht gefunden.

„Wunderlich, höchſt wunderlich," ſprach der Doktor und verſank in ſtummes Nachdenken.

„Der Käferkönig, fuhr er dann fort, der Käferkönig kann es nicht ſeyn, denn der iſt, wie ich gewiß weiß, eben jetzt anderswo beſchäftigt; Spinnenmarſchall auch nicht, denn Spinnenmarſchall iſt zwar häßlich, aber verſtändig und geſchickt, lebt auch von ſeiner Hände Arbeit, ohne ſich andrer Thaten anzumaßen. — Wunderlich — ſehr wunderlich." —

Er ſchwieg wieder einige Minuten, ſo daß man allerlei wunderbare Stimmen, die bald in einzelnen Lauten, bald in vollen anſchwellenden Akkorden rings umher ertönten, deutlich vernahm. „Sie haben überall und immerfort recht artige Muſik, lieber Herr Doktor," ſprach Fabian. Prosper Alpanus ſchien gar nicht auf Fabian zu achten, er faßte nur den Balthaſar in's Auge, indem er erſt beide Arme nach ihm ausſtreckte, und dann die Fingerſpitzen gegen ihn hin bewegte, als beſprenge er ihn mit unſichtbaren Tropfen.

Endlich faßte der Doktor Balthaſars beide Hände und ſprach mit freundlichem Ernſt: „Nur die reinſte Conſonanz des pſychiſchen Prinzips im Geſetz des Dualismus begünſtigt die Operation, die ich jetzt unternehmen werde. Folgen Sie mir!" —

Die Freunde folgten dem Doktor durch mehrere Zimmer, die außer einigen ſeltſamen Thieren, die ſich mit Leſen — Schreiben — Malen — Tanzen beſchäftigten, eben nichts Merkwürdiges enthielten, bis ſich zwei Flügelthüren öffneten, und die Freunde vor einen dichten Vorhang traten, hinter den Prosper Alpanus verſchwand, und ſie in dicker Finſterniß ließ. Der Vorhang rauſchte auseinander und die Freunde befanden ſich in einem, wie es ſchien, eirunden Saal, in dem ein magiſches Helldunkel verbreitet. Es war, betrachtete man die Wände, als verlöre ſich der Blick in unabſehbare grüne Haine und Blumenauen mit plätſchernden Quellen und Bächen. Der geheimnißvolle Duft eines unbekannten Aroma wallte auf und nieder und ſchien die ſüßen Töne der Harmonika hin und her zu tragen. Prosper Alpanus erſchien ganz weiß gekleidet wie ein Bramin und ſtellte in die Mitte des Saals einen großen runden Kryſtallſpiegel, über den er einen Flor warf.

„Treten Sie, ſprach er dumpf und feierlich, treten Sie vor dieſen Spiegel, Balthaſar, richten Sie Ihre feſten Gedanken auf Candida — wollen Sie mit ganzer Seele, daß ſie ſich Ihnen zeige in dem Moment, der jetzt exiſtirt in Raum und Zeit.“ —

Balthaſar that, wie ihm geheißen, indem Prosper Alpanus ſich hinter ihn ſtellte und mit beiden Händen Kreiſe um ihn beſchrieb.

Wenige Sekunden hatte es gedauert, als ein bläulicher Duft aus dem Spiegel wallte. Candida, die holde Candida erſchien in ihrer lieblichen Geſtalt mit aller Fülle des Lebens! Aber neben ihr, dicht neben ihr ſaß der abſcheuliche Zinnober und drückte ihr die Hände, küßte ſie — Und Candida hielt den Unhold mit einem Arm umſchlungen und liebkoste ihn! — Balthaſar wollte laut aufſchreien, aber Prosper Alpanus faßte ihn bei beiden Schultern hart an, und der Schrei erſtickte in der Bruſt. „Ruhig, ſprach Prosper leiſe, ruhig Balthaſar! — Nehmen Sie dies Rohr und führen Sie Streiche gegen den Kleinen, doch ohne ſich von der Stelle zu rühren.“ Balthaſar that es, und gewahrte zu ſeiner Luſt, wie der Kleine ſich krümmte, umſtülpte, ſich an der Erde wälzte! — In der Wuth ſprang er vorwärts, da zerrann das Bild in Dunſt und Nebel, und Prosper Alpanus riß den tollen Balthaſar mit Gewalt zurück, laut rufend: „Halten Sie ein! — zerſchlagen Sie den magiſchen Spiegel, ſo ſind wir alle verloren! — Wir wollen in das Helle zurück.“ — Die Freunde verließen auf des Doktors Geheiß den Saal und traten in ein anſtoßendes helles Zimmer.

„Dem Himmel, rief Fabian, tief Athem ſchöpfend, dem Himmel ſey gedankt, daß wir aus dem verwünſchten Saal heraus ſind. Die ſchwüle Luft hat mir beinahe das Herz abgedrückt, und dann die albernen Taſchenſpielereien dazu, die mir in tiefer Seele zuwider ſind.“ —

Balthaſar wollte antworten, als Prosper Alpanus eintrat.

„Es iſt, ſprach er, nunmehr gewiß, daß der mißgeſtaltete Zinnober weder ein Wurzelmann noch ein Erdgeiſt iſt, ſondern ein gewöhnlicher Menſch. Aber es iſt eine geheime zauberiſche Macht im Spiele, die zu erkennen mir bis jetzt noch nicht gelungen, und eben deshalb kann ich auch noch nicht helfen — Beſuchen Sie mich bald wieder, Balthaſar, wir wollen dann ſehen, was weiter zu beginnen. Auf Wiederſehn!“ —

„Alſo, ſprach Fabian dicht an den Doktor herantretend, alſo ein Zauberer ſind Sie, Herr Doktor, und können mit all' Ihrer Zauberkunſt nicht einmal dem kleinen erbärmlichen Zinnober zu Leibe? — Wiſſen Sie wohl, daß ich Sie mit ſammt Ihren bunten Bildern, Püppchen, magiſchen Spiegeln, mit all' Ihrem fratzenhaften Kram für einen rechten ausgemachten Charlatan halte? — Der Balthaſar, der iſt verliebt und macht Verſe, dem können Sie allerlei Zeug einreden, aber bei mir kommen Sie ſchlecht an! — Ich bin ein aufgeklärter Menſch und ſtatuire durchaus keine Wunder!“

„Halten Sie, erwiederte Prosper Alpanus, indem er ſtärker und herzlicher lachte, als man es ihm nach ſeinem ganzen Weſen wohl zutrauen konnte, halten Sie das wie Sie wollen. Aber — bin ich gleich nicht eben ein Zauberer, ſo gebiete ich doch über hübſche Kunſtſtückchen“ —

„Aus Wieglebs Magie wohl oder ſonſt! — rief Fabian. Nun da finden Sie an unſerm Profeſſor Moſch Terpin Ihren Meiſter und dürfen ſich mit ihm nicht vergleichen, denn der ehrliche Mann zeigt uns immer, daß alles natürlich zugeht und umgiebt ſich gar nicht mit ſolcher geheimnißvoller Wirthſchaft, als Sie, mein Herr Doktor. — Nun, ich empfehle mich Ihnen gehorſamſt!“

„Ei, ſprach der Doktor, Sie werden doch nicht ſo im Zorn von mir ſcheiden?“

Und damit ſtrich er dem Fabian an beiden Armen einige Male leiſe herab von der Schulter bis zum Handgelenk, daß dieſem ganz beſonders zu Muthe wurde und er beklommen rief: „Was machen Sie denn, Herr Doktor!“ — „Gehen Sie, meine Herren, ſprach der Doktor, Sie, Herr Balthaſar, hoffe ich recht bald wiederzuſehen. — Bald wird die Hülfe gefunden ſeyn!“

„Er bekommt doch kein Trinkgeld, mein Freund,“ rief Fabian im Herausgehen dem goldgelben Portier zu, und faßte ihn nach dem Jabot. Der Portier ſagte aber wieder nichts, als: Quirrr, und biß abermals dem Fabian in den Finger.

„Beſtie!“ rief Fabian und rannte von dannen.

Die beiden Fröſche ermangelten nicht, die beiden Freunde höflich zu geleiten bis an's Gatterthor, das ſich mit einem dumpfen

Donner öffnete und ſchloß. — „Ich weiß, ſprach Balthaſar, als er auf der Landſtraße hinter dem Fabian herwandelte, ich weiß gar nicht Bruder, was Du heute für einen ſeltſamen Rock angezogen haſt mit ſolch entſetzlich langen Schößen und ſolch kurzen Aermeln.“

Fabian gewahrte zu ſeinem Erſtaunen, daß ſein kurzes Röckchen hinterwärts bis zur Erde herabgewachſen, daß dagegen die ſonſt über die Genüge langen Aermel hinaufgeſchrumpft waren bis an den Ellbogen.

„Tauſend Donner, was iſt das!“ rief er, und zog und zupfte an den Aermeln und rückte die Schultern. Das ſchien auch zu helfen, aber wie ſie nun durch's Stadtthor gingen, ſo ſchrumpften die Aermel herauf, ſo wuchſen die Rockſchöße, daß alles Ziehens und Zupfens und Rückens ungeachtet die Aermel bald hoch oben an der Schulter ſaßen, Fabians nackte Arme preisgebend, daß bald ſich ihm eine Schleppe nachwälzte, länger und länger ſich dehnend. Alle Leute ſtanden ſtill, und lachten aus vollem Halſe, die Straßenbuben rannten dutzendweiſe jubelnd und jauchzend über den langen Talar und riſſen Fabian um, und wie er ſich wieder aufraffte, fehlte kein Stückchen von der Schleppe, nein! — ſie war noch länger geworden. Und immer toller und toller wurde Gelächter, Jubel und Geſchrei, bis ſich endlich Fabian halb wahnſinnig in ein offnes Haus ſtürzte. — Sogleich war auch die Schleppe verſchwunden.

Balthaſar hatte gar nicht Zeit, ſich über Fabians ſeltſame Verzauberung viel zu verwundern; denn der Referendarius Pulcher faßte ihn, riß ihn fort in eine abgelegene Straße und ſprach: „Wie iſt es möglich, daß Du nicht ſchon fort biſt, daß Du Dich hier noch ſehen laſſen kannſt, da der Pedell mit dem Verhaftsbefehl Dich ſchon verfolgt.“ — „Was iſt das, wovon ſprichſt Du?“ fragte Balthaſar voll Erſtaunen. „So weit, fuhr der Referendarius fort, ſo weit riß Dich der Wahnſinn der Eiferſucht hin, daß Du das Hausrecht verletzteſt, feindlich einbrechend in Moſch Terpins Haus, daß Du den Zinnober überfielſt bei ſeiner Braut, daß Du den mißgeſtalteten Däumling halb todt prügelteſt!“ — „Ich bitte Dich, ſchrie Balthaſar, den ganzen Tag war ich ja nicht in Kerepes, ſchändliche Lügen.“ — „O ſtill ſtill, fiel ihm Pulcher in's Wort, Fabians toller unſinniger Einfall, ein Schleppkleid anzuziehen, rettet Dich. Niemand achtet jetzt Deiner! — Entziehe Dich nur der ſchimpflichen Verhaftung, das Uebrige wollen wir denn ſchon ausfechten. Du darfſt nicht mehr in Deine Wohnung! — Gieb mir die Schlüſſel, ich ſchicke Dir alles nach. — Fort nach Hoch-Jakobsheim!"

Und damit riß der Referendarius den Balthaſar fort durch entlegene Gaſſen, durch's Thor hin nach dem Dorfe Hoch-Jakobsheim, wo der berühmte Gelehrte Ptolemäus Philadelphus ſein merkwürdiges Buch über die unbekannte Völkerſchaft der Studenten ſchrieb.

Sechstes Kapitel.

Wie der Geheime Spezialrath Zinnober in ſeinem Garten friſirt wurde und im Graſe ein Thaubad nahm. — Der Orden des grüngefleckten Tigers. — Glücklicher Einfall eines Theaterſchneiders. — Wie das Fräulein von Roſenſchön ſich mit Kaffee begoß und Prosper Alpanus ihr ſeine Freundſchaft verſicherte.

Der Profeſſor Moſch Terpin ſchwamm in lauter Wonne. „Konnte, ſprach er zu ſich ſelbſt, konnte mir denn etwas Glücklicheres begegnen, als daß der vortreffliche Geheime Spezialrath in mein Haus kam als Studioſus? — Er heirathet meine Tochter — er wird mein Schwiegerſohn, durch ihn erlange ich die Gunſt des vortrefflichen Fürſten Barſanuph und ſteige nach auf der Leiter, die mein herrliches Zinnoberchen hinaufklimmt. — Wahr iſt es, daß es mir oft ſelbſt unbegreiflich vorkommt, wie das Mädchen, die Candida, ſo ganz und gar vernarrt ſeyn kann in den Kleinen. Sonſt ſieht das Frauenzimmer wohl mehr auf ein hübſches Aeußere, als auf beſondere Geiſtesgaben, und ſchaue ich denn nun zuweilen das Spezialmännlein an, ſo iſt es mir, als ob er nicht ganz hübſch zu nennen — ſogar — bossu — ſtill — St — St — die Wände haben Ohren — Er iſt des Fürſten Liebling, wird immer höher ſteigen — höher hinauf, und iſt mein Schwiegerſohn!" —

Moſch Terpin hatte Recht, Candida äußerte die entſchiedenſte Neigung für den Kleinen, und ſprach, gab hie und da einer, den Zinnobers ſeltſamer Spuk nicht berückt hatte, zu verſtehen, daß der Geheime Spezialrath doch eigentlich ein fatales mißgeſtaltetes Ding ſey, ſogleich von den wunderſchönen Haaren, womit ihn die Natur begabt.

Niemand lächelte aber, wenn Candida alſo ſprach, hämiſcher, als der Referendarius Pulcher.

Dieſer ſtellte dem Zinnober nach auf Schritten und Tritten, und hierin ſtand ihm getreulich der Geheime Secretair Adrian bei, eben derſelbe junge Menſch, den Zinnobers Zauber beinahe aus dem Bureau des Miniſters verdrängt hätte, und der des Fürſten Gunſt nur durch die vortreffliche Fleckkugel wieder gewann, die er ihm überreichte.

Der Geheime Spezialrath Zinnober bewohnte ein ſchönes Haus mit einem noch ſchöneren Garten, in deſſen Mitte ſich ein mit dichtem Gebüſch umgebener Platz befand, auf dem die herrlichſten Roſen blühten. Man hatte bemerkt, daß allemal den neunten Tag Zinnober bei Tagesanbruch leiſe aufſtand, ſich, ſo ſauer es ihm werden mochte, ohne alle Hülfe des Bedienten ankleidete, in den Garten hinabſtieg und in den Gebüſchen verſchwand, die jenen Platz umgaben.

Pulcher und Adrian, irgend ein Geheimniß ahnend, wagten es in einer Nacht, als Zinnober, wie ſie von ſeinem Kammerdiener erfahren, vor neun Tagen jenen Platz beſucht hatte, die Gartenmauer zu überſteigen und ſich in den Gebüſchen zu verbergen.

Kaum war der Morgen angebrochen, als ſie den Kleinen daher wandeln ſahen, ſchnupfend und pruſtend, weil ihm, da er mitten durch ein Blumenbeet ging, die thauigten Halme und Stauden um die Naſe ſchlugen.

Als er auf dem Raſenplatz bei den Roſen angekommen, ging ein ſüßtönendes Wehen durch die Büſche und durchdringender wurde der Roſenduft. Eine ſchöne verſchleierte Frau mit Flügeln an den Schultern ſchwebte herab, ſetzte ſich auf den zierlichen Stuhl, der mitten unter den Roſenbüſchen ſtand, nahm mit den leiſen Worten: „Komm mein liebes Kind,“ den kleinen Zinnober und kämmte ihm mit einem goldnen Kamm ſein langes Haar, das den Rücken hinabwallte. Das ſchien dem Kleinen ſehr wohlzuthun, denn er blinzelte mit den Aeugelein und ſtreckte die Beinchen lang aus, und knurrte und murrte beinahe wie ein Kater. Das hatte wohl fünf Minuten gedauert, da ſtrich noch einmal die zauberiſche Frau mit einem Finger dem Kleinen die Scheitel entlang, und Pulcher und Adrian gewahrten einen ſchmalen feuerfarb glänzenden Streif auf dem Haupte Zinnobers. Nun ſprach die Frau: „Lebe wohl, mein ſüßes Kind! — Sey klug, ſey klug, ſo wie Du kannſt!“ Der Kleine ſprach: „Adieu Mütterchen, klug bin ich genug, Du brauchſt mir das gar nicht ſo oft zu wiederholen.“ —

Die Frau erhob ſich langſam und verſchwand in den Lüften. —

Pulcher und Adrian waren ſtarr vor Erſtaunen. Als nun aber Zinnober davon ſchreiten wollte, ſprang der Referendarius hervor und rief laut: „Guten Morgen, Herr Geheimer Spezialrath! ei, wie ſchön haben Sie ſich friſiren laſſen!“ Zinnober ſchaute ſich um, und wollte, als er den Referendarius erblickte, ſchnell davon rennen. Ungeſchickt und ſchwächlich auf den Beinchen, wie er nun aber war, ſtolperte er und fiel in das hohe Gras, das die Halme über ihn zuſammenſchlug, und er lag im Thaubade. Pulcher ſprang hinzu und half ihm auf die Beine, aber Zinnober ſchnarrte ihn an: „Herr, wie kommen Sie hier in meinen Garten! ſcheeren Sie ſich zum Teufel!“ Und damit hüpfte und rannte er, ſo raſch er nur vermochte, hinein in's Haus.

Pulcher ſchrieb dem Balthaſar dieſe wunderbare Begebenheit und verſprach ſeine Aufmerkſamkeit auf das kleine zauberiſche Ungethüm zu verdoppeln. Zinnober ſchien über das, was ihm widerfahren, troſtlos. Er ließ ſich zu Bette bringen und ſtöhnte und ächzte ſo, daß die Kunde, wie er plötzlich erkrankt, bald zum Miniſter Mondſchein, zum Fürſten Barſanuph gelangte.

Fürſt Barſanuph ſchickte ſogleich ſeinen Leibarzt zu dem kleinen Liebling.

„Mein vortrefflichſter Geheimer Spezialrath, ſprach der Leibarzt, als er den Puls befühlt, Sie opfern ſich auf für den Staat. Angeſtrengte Arbeit hat Sie auf's Krankenbett geworfen, anhaltendes Denken Ihnen das unſägliche Leiden verurſacht, das Sie empfinden müſſen. Sie ſehen im Antlitz ſehr blaß und eingefallen aus, aber Ihr werthes Haupt glüht ſchrecklich! — Ei, ei! — doch keine Gehirnentzündung? Sollte das Wohl des Staates dergleichen hervorgebracht haben? Kaum möglich! — Erlauben Sie doch!“ —

Der Leibarzt mochte wohl denſelben rothen Streif auf Zinnobers Haupte gewahren, den Pulcher und Adrian entdeckt hatten. Er wollte, nachdem er einige magnetiſche Striche aus der Ferne verſucht, den Kranken auch verſchiedentlich angehaucht, worüber dieſer merklich mauzte und quinkelirte, nun mit der Hand hinfahren über das Haupt, und berührte daſſelbe unverſehens. Da ſprang Zinnober ſchäumend vor Wuth in die Höhe und gab mit ſeinem kleinen Knochenhändchen dem Leibarzt, der ſich gerade ganz über ihn hin gebeugt, eine ſolche derbe Ohrfeige, daß es im ganzen Zimmer wiederhallte.

„Was wollen Sie, ſchrie Zinnober, was wollen Sie von mir, was krabbeln Sie mir herum auf meinem Kopfe! Ich bin gar nicht krank, ich bin geſund, ganz geſund, werde gleich aufſtehen und zum Miniſter fahren in die Conferenz; ſcheeren Sie ſich fort!" —

Der Leibarzt eilte ganz erſchrocken von dannen. Als er aber dem Fürſten Barſanuph erzählte, wie es ihm ergangen, rief dieſer entzückt aus: „Was für ein Eifer für den Dienſt des Staats! — welche Würde, welche Hoheit im Betragen! — welch ein Menſch, dieſer Zinnober!" —

„Mein beſter Geheimer Spezialrath, ſprach der Miniſter Prätextatus von Mondſchein zu dem kleinen Zinnober, wie herrlich iſt es, daß Sie Ihrer Krankheit nicht achtend in die Conferenz kommen. Ich habe in der wichtigen Angelegenheit mit dem Kakatukker Hofe ein Memoire entworfen — ſelbſt entworfen, und bitte, daß Sie es dem Fürſten vortragen, denn Ihr geiſtreicher Vortrag hebt das Ganze, für deſſen Verfaſſer mich dann der Fürſt anerkennen ſoll." — Das Memoire, womit Prätextatus glänzen wollte, hatte aber niemand anders verfaßt, als Adrian.

Der Miniſter begab ſich mit dem Kleinen zum Fürſten. — Zinnober zog das Memoire, das ihm der Miniſter gegeben, aus der Taſche, und fing an zu leſen. Da es damit aber nun gar nicht recht gehen wollte und er nur lauter unverſtändliches Zeug murrte und ſchnurrte, nahm ihm der Miniſter das Papier aus den Händen und las ſelbſt.

Der Fürſt ſchien ganz entzückt, er gab ſeinen Beifall zu erkennen, einmal über das andere rufend: „Schön — gut geſagt — herrlich — treffend!" —

So wie der Miniſter geendet, ſchritt der Fürſt geradezu los auf den kleinen Zinnober, hob ihn in die Höhe, drückte ihn an ſeine Bruſt, gerade dahin, wo ihm (dem Fürſten) der große Stern des grüngefleckten Tigers ſaß, und ſtammelte und ſchluchzte, während ihm häufige Thränen aus den Augen floſſen: „Nein! — ſolch ein Mann

— ſolch ein Talent! — ſolcher Eifer — ſolche Liebe — es iſt zu viel — zu viel!“ — Dann gefaßter: „Zinnober! — ich erhebe Sie hiermit zu meinem Miniſter! — Bleiben Sie dem Vaterlande hold und treu, bleiben Sie ein wackrer Diener der Barſanuphe, von denen Sie geehrt — geliebt werden.“ Und nun ſich mit verdrüßlichem Blick zum Miniſter wendend: „Ich bemerke, lieber Baron von Mondſchein, daß ſeit einiger Zeit Ihre Kräfte nachlaſſen. Ruhe auf Ihren Gütern wird Ihnen heilbringend ſeyn! — Leben Sie wohl!“ —

Der Miniſter von Mondſchein entfernte ſich, unverſtändliche Worte zwiſchen den Zähnen murmelnd und funkelnde Blicke werfend auf Zinnober, der ſich nach ſeiner Art ſein Stöckchen in den Rücken geſtemmt, auf den Fußſpitzen hoch in die Höhe hob und ſtolz und keck umherblickte.

„Ich muß, ſprach nun der Fürſt, ich muß Sie, mein lieber Zinnober, gleich Ihrem hohen Verdienſt gemäß auszeichnen; empfangen Sie daher aus meinen Händen den Orden des grüngefleckten Tigers!“

Der Fürſt wollte ihm nun das Ordensband, das er ſich in der Schnelligkeit von dem Kammerdiener reichen laſſen, umhängen; aber Zinnobers mißgeſtalteter Körperbau bewirkte, daß das Band durchaus nicht normalmäßig ſitzen wollte, indem es ſich bald ungebührlich heraufſchob, bald eben ſo hinabſchlotterte.

Der Fürſt war in dieſer ſo wie in jeder andern ſolchen Sache, die das eigentlichſte Wohl des Staats betraf, ſehr genau. Zwiſchen dem Hüftknochen und dem Steißbein, in ſchräger Richtung drei Sechszehntheil Zoll aufwärts vom letztern, mußte das am Bande befindliche Ordenszeichen des grüngefleckten Tigers ſitzen. Das war nicht herauszubringen. Der Kammerdiener, drei Pagen, der Fürſt legten Hand an, alles Mühen blieb vergebens. Das verrätheriſche Band rutſchte hin und her, und Zinnober begann unmuthig zu quäken: „Was handtiren Sie doch ſo ſchrecklich an meinem Leibe herum, laſſen Sie doch das dumme Ding hängen wie es will, Miniſter bin ich doch nun einmal und bleib' es!“ —

„Wofür, ſprach nun der Fürſt zornig, wofür habe ich denn Ordensräthe, wenn Rückſichts der Bänder ſolche tolle Einrichtungen exiſtiren, die ganz meinem Willen entgegen laufen? — Geduld, mein lieber Miniſter Zinnober! bald ſoll das anders werden!“

Auf Befehl des Fürſten mußte ſich nun der Ordensrath verſammeln, dem noch zwei Philoſophen, ſo wie ein Naturforſcher, der eben vom Nordpol kommend durchreiſte, beigeſellt wurden, um über die Frage, wie auf die geſchickteſte Weiſe dem Miniſter Zinnober das Band des grüngefleckten Tigers anzubringen, berathſchlagen ſollten. Um für dieſe wichtige Berathung gehörige Kräfte zu ſammeln, wurde ſämmtlichen Mitgliedern aufgegeben, acht Tage vorher nicht zu denken, um dies beſſer ausführen zu können, und doch thätig zu bleiben im Dienſte des Staats, aber ſich indeſſen mit dem Rechnungsweſen zu beſchäftigen. Die Straßen vor dem Palaſt, wo die Ordensräthe, Philoſophen und Naturforſcher ihre Sitzung halten ſollten, wurden mit dickem Stroh belegt, damit das Geraſſel der Wagen die weiſen Männer nicht ſtöre, und eben daher durfte auch nicht getrommelt, Muſik gemacht, ja nicht einmal laut geſprochen werden in der Nähe des Palaſtes. Im Palaſt ſelbſt tappte Alles auf dicken Filzſchuhen umher und man verſtändigte ſich durch Zeichen.

Sieben Tage hindurch vom frühſten Morgen bis in den ſpäten Abend hatten die Sitzungen gedauert, und noch war an keinen Beſchluß zu denken.

Der Fürſt, ganz ungeduldig, ſchickte einmal über das andere hin und ließ ihnen ſagen, es ſolle in des Teufels Namen ihnen doch endlich etwas Geſcheutes einfallen. Das half aber ganz und gar nichts.

Der Naturforſcher hatte ſo viel möglich Zinnobers Natur erforſcht, Höhe und Breite ſeines Rücken-Auswuchſes genommen und die genaueſte Berechnung darüber dem Ordensrath eingereicht. Er war es auch, der endlich vorſchlug, ob man nicht den Theaterſchneider bei der Berathung zuziehen wolle.

So ſeltſam dieſer Vorſchlag erſcheinen mochte, wurde er doch in der Angſt und Noth, in der ſich Alle befanden, einſtimmig angenommen.

Der Theaterſchneider Herr Kees war ein überaus gewandter, pfiffiger Mann. So wie ihm der ſchwierige Fall vorgetragen worden, ſo wie er die Berechnungen des Naturforſchers durchgeſehen, war er mit dem herrlichſten Mittel, wie das Ordensband zum normalmäßigen Sitzen gebracht werden könne, bei der Hand.

An Bruſt und Rücken ſollten nämlich eine gewiſſe Anzahl Knöpfe angebracht und das Ordensband daran geknöpft werden. Der Verſuch gelang über die Maßen wohl.

Der Fürſt war entzückt, und billigte den Vorſchlag des Ordensrathes, den Orden des grüngefleckten Tigers nunmehro in verſchiedene Klaſſen zu theilen, nach der Anzahl der Knöpfe, womit er gegeben wurde. Z. B. Orden des grüngefleckten Tigers mit zwei Knöpfen — mit drei Knöpfen ꝛc. Der Miniſter Zinnober erhielt als ganz beſondere Auszeichnung, die ſonſt kein anderer erlangen könne, den Orden mit zwanzig brillantirten Knöpfen, denn gerade zwanzig Knöpfe erforderte die wunderliche Form ſeines Körpers.

Der Schneider Kees erhielt den Orden des grüngefleckten Tigers mit zwei goldnen Knöpfen, und wurde, da der Fürſt ihn ſeines glücklichen Einfalls ungeachtet für einen ſchlechten Schneider hielt und ſich daher nicht von ihm kleiden laſſen wollte, zum wirklichen geheimen Groß-Coſtumirer des Fürſten ernannt. —

Aus dem Fenſter ſeines Landhauſes ſah der Doktor Proſper Alpanus gedankenvoll herab in ſeinen Park. Er hatte die ganze Nacht hindurch ſich damit beſchäftigt, Balthaſars Horoſkop zu ſtellen und manches dabei herausgebracht, was ſich auf den kleinen Zinnober bezog. Am wichtigſten war ihm aber das, was ſich mit dem Kleinen im Garten begeben, als er von Adrian und Pulcher belauſcht wurde. Eben wollte Proſper Alpanus ſeinen Einhörnern zurufen, daß ſie die Muſchel herbeiführen möchten, weil er fort wolle nach Hoch-Jakobsheim, als ein Wagen daher raſſelte und vor dem Gatterthor des Parks ſtill hielt. Es hieß, das Stiftsfräulein von Roſenſchön wünſche den Herrn Doktor zu ſprechen. „Sehr willkommen,“ ſprach Proſper Alpanus, und die Dame trat herein. Sie trug ein langes ſchwarzes Kleid und war in Schleier gehüllt wie eine Matrone. Proſper Alpanus, von einer ſeltſamen Ahnung ergriffen, nahm ſein Rohr und ließ die funkelnden Strahlen des Knopfs auf die Dame fallen. Da war es, als zuckten rauſchend Blitze um ſie her, und ſie ſtand da im weißen durchſichtigen Gewande, glänzende Libellenflügel an den Schultern, weiße und rothe Roſen durch das Haar geflochten. — „Ei ei,“ lispelte Proſper, nahm das Rohr unter ſeinen Schlafrock, und ſogleich ſtand die Dame wieder im vorigen Coſtum da.

Proſper Alpanus lud ſie freundlich ein, ſich niederzulaſſen. Fräulein von Roſenſchön ſagte nun, wie es längſt ihre Abſicht geweſen, den Herrn Doktor in ſeinem Landhauſe aufzuſuchen, um die Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, den die ganze Gegend als einen hochbegabten, wohlthätigen Weiſen rühme. Gewiß werde er ihre Bitte gewähren, ſich des nahe gelegenen Fräuleinſtifts ärztlich anzunehmen, da die alten Damen darin oft kränkelten und ohne Hülfe blieben. Prosper Alpanus erwiederte höflich, daß er zwar ſchon längſt die Praxis aufgegeben, aber doch ausnahmsweiſe die Stiftsdamen beſuchen wolle, wenn es Noth thäte, und fragte dann, ob ſie ſelbſt, das Fräulein von Roſenſchön, vielleicht an irgend einem Uebel leide? Das Fräulein verſicherte, daß ſie nur dann und wann ein rheumatiſches Zucken in den Gliedern fühle, wenn ſie ſich in der Morgenluft erkältet, jetzt aber ganz geſund ſey, und begann irgend ein gleichgültiges Geſpräch. Prosper fragte, ob ſie, da es noch früher Morgen, vielleicht eine Taſſe Kaffee nehmen wolle; die Roſenſchön meinte, daß Stiftsfräuleins dergleichen niemals verſchmähten. Der Kaffee wurde gebracht, aber ſo ſehr ſich auch Prosper mühen mochte, einzuſchenken, die Taſſen blieben leer, ungeachtet der Kaffee aus der Kanne ſtrömte. „Ei ei — lächelte Prosper Alpanus, das iſt böſer Kaffee! — Wollten Sie, mein beſtes Fräulein, doch nur lieber ſelbſt den Kaffee eingießen."

„Mit Vergnügen," erwiederte das Fräulein, und ergriff die Kanne. Aber ungeachtet kein Tropfen aus der Kanne quoll, wurde doch die Taſſe voller und voller, und der Kaffee ſtrömte über auf den Tiſch, auf das Kleid des Stiftsfräuleins. — Sie ſetzte ſchnell die Kanne hin, ſogleich war der Kaffee ſpurlos verſchwunden. Beide, Prosper Alpanus und das Stiftsfräulein, ſchauten ſich nun eine Weile ſchweigend an mit ſeltſamen Blicken.

„Sie waren, begann nun die Dame, Sie waren, mein Herr Doktor, gewiß mit einem ſehr anziehenden Buche beſchäftigt, als ich eintrat."

„In der That erwiederte der Doktor, enthält dieſes Buch gar merkwürdige Dinge."

Damit wollte er das kleine Buch in vergoldetem Einbande, das vor ihm auf dem Tiſche lag, aufſchlagen. Doch das blieb ein ganz vergebliches Mühen, denn mit einem lauten Klipp Klapp ſchlug das Buch ſich immer wieder zuſammen. „Ei ei, ſprach Prosper Alpanus, verſuchen Sie ſich doch mit dem eigenſinnigen Dinge hier, mein werthes Fräulein!"

Er reichte der Dame das Buch hin, das, ſo wie ſie es nur berührte, ſich von ſelbſt aufſchlug. Aber alle Blätter löſten ſich los und dehnten ſich aus zum Rieſenfolio und rauſchten umher im Zimmer.

Erſchrocken fuhr das Fräulein zurück. Nun ſchlug der Doktor das Buch zu mit Gewalt und alle Blätter verſchwanden.

„Aber, ſprach nun Prosper Alpanus mit ſanftem Lächeln, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob, aber mein beſtes gnädiges Fräulein, was verderben wir die Zeit mit ſolchen ſchnöden Taſchenkünſten; denn Anderes als ordinaire Taſchenkunſtſtücke ſind es doch nicht, die wir bis jetzt getrieben, ſchreiten wir doch lieber zu höheren Dingen."

„Ich will fort!" rief das Fräulein, und erhob ſich vom Sitze.

„Ei, ſprach Prosper Alpanus, das möchte doch wohl nicht recht gut angehen ohne meinen Willen; denn meine Gnädige, ich muß es Ihnen nur ſagen, Sie ſind jetzt ganz und gar in meiner Gewalt."

„In Ihrer Gewalt, rief das Fräulein zornig, in Ihrer Gewalt, Herr Doktor? — Thörichte Einbildung!"

Und damit breitete ſich ihr ſeidenes Kleid aus und ſie ſchwebte als der ſchönſte Trauermantel auf zur Decke des Zimmers. Doch ſogleich ſauste und brauste auch Prosper Alpanus ihr nach als tüchtiger Hirſchkäfer. Ganz ermattet flatterte der Trauermantel herab und rannte als kleines Mäuschen auf dem Boden umher. Aber der Hirſchkäfer ſprang miauend und pruſtend ihm nach als grauer Kater. Das Mäuschen erhob ſich wieder als glänzender Kolibri, da erhoben ſich allerlei ſeltſame Stimmen rings um das Landhaus und allerlei wunderbare Inſekten ſummten herbei, mit ihnen ſeltſames Waldgeflügel, und ein gold'nes Netz ſpann ſich um die Fenſter. Da ſtand mit einem Mal die Fee Roſabelverde in aller Pracht und Hoheit ſtrahlend im glänzenden weißen Gewande, den funkelnden Diamantgürtel umgethan, weiße und rothe Roſen durch die dunklen Locken geflochten, mitten im Zimmer. Vor ihr der Magus im goldgeſtickten Talar, eine glänzende Krone auf dem Haupt, das Rohr mit dem feuerſtrahlenden Knopf in der Hand.

Roſabelverde ſchritt zu auf den Magus, da entfiel ihrem Haar ein goldner Kamm und zerbrach, als ſey er von Glas, auf dem Marmorboden.

„Weh mir! — weh mir!" rief die Fee.

Plötzlich ſaß wieder das Stiftsfräulein von Roſenſchön im ſchwarzen langen Kleide am Kaffeetiſch, und ihr gegenüber der Doktor Prosper Alpanus.

„Ich dächte, ſprach Prosper Alpanus ſehr ruhig, indem er in die chineſiſchen Taſſen den herrlichſten dampfenden Kaffee von Mokka ohne Hinderniß einſchenkte, ich dächte, mein beſtes gnädiges Fräulein, wir wüßten Beide nun hinlänglich, wie wir mit einander daran ſind. — Sehr leid thut es mir, daß Ihr ſchöner Haarkamm zerbrach auf meinem harten Fußboden.“

„Nur meine Ungeſchicklichkeit, erwiederte das Fräulein, mit Behagen den Kaffee einſchlürfend, iſt Schuld daran. Auf dieſen Boden muß man ſich hüten etwas fallen zu laſſen, denn irr' ich nicht, ſo ſind dieſe Steine mit den wunderbarſten Hieroglyphen beſchrieben, welche Manchem nur gewöhnliche Marmoradern bedünken möchten.“

„Abgenutzte Talismane, meine Gnädige, ſprach Prosper, abgenutzte Talismane ſind dieſe Steine, nichts weiter.“

„Aber beſter Doktor, rief das Fräulein, wie iſt es möglich, daß wir uns nicht kennen lernten ſeit der früheſten Zeit, daß wir nicht ein einziges Mal zuſammentrafen auf unſeren Wegen?“

„Diverſe Erziehung, beſte Dame, erwiederte Prosper Alpanus, diverſe Erziehung iſt lediglich daran Schuld! Während Sie als das hoffnungsvollſte Mädchen in Dſchinniſtan ſich ganz Ihrer reichen Natur, Ihrem glücklichen Genie überlaſſen konnten, war ich, ein trübſeliger Student, in den Pyramiden eingeſchloſſen und hörte Collegia bei dem Profeſſor Zoroaſter, einem alten Knaſterbart, der aber verdammt viel wußte. Unter der Regierung des würdigen Fürſten Demetrius nahm ich meinen Wohnſitz in dieſem kleinen anmuthigen Ländchen!“

„Wie, ſprach das Fräulein, und wurden nicht verwieſen, als Fürſt Paphnutius die Aufklärung einführte?“

„Keinesweges, antwortete Prosper, es gelang mir vielmehr, mein eignes Ich ganz zu verhüllen, indem ich mich mühte, Aufklärungsſachen betreffend, ganz beſondere Kenntniſſe zu beweiſen in allerlei Schriften, die ich verbreitete. Ich bewies, daß ohne des Fürſten Willen es niemals donnern und blitzen müſſe, und daß wir ſchönes Wetter und eine gute Ernte einzig und allein ſeinen und ſeiner Nobleſſe Bemühungen zu verdanken hätten, die in den innern Gemächern darüber ſehr weiſe berathſchlagt, während das gemeine Volk draußen auf dem Acker gepflügt und geſäet. Fürſt Paphnutius erhob mich damals zum Geheimen Oberaufklärungs-Präſidenten, eine Stelle, die ich mit meiner Hülle wie eine läſtige Bürde abwarf, als der Sturm vorüber. — In's Geheim war ich nützlich wie ich konnte. Das heißt, was wir, ich und Sie, meine Gnädige, wahrhaft nützlich nennen. — Wiſſen Sie wohl, beſtes Fräulein, daß ich es war, der Sie warnte vor dem Einbrechen der Aufklärungs-Polizei? — daß ich es bin, dem Sie noch das Beſitzthum der artigen Sächelchen verdanken, die Sie mir vorhin gezeigt? — O mein Gott! liebe Stiftsdame, ſchauen Sie doch nur aus dieſen Fenſtern! — Erkennen Sie denn nicht mehr dieſen Park, in dem Sie ſo oft luſtwandelten und mit den freundlichen Geiſtern ſprachen, die in den Büſchen — Blumen — Quellen wohnen? — Dieſen Park hab' ich gerettet durch meine Wiſſenſchaft. Er ſteht noch da wie zur Zeit des alten Demetrius. Fürſt Barſanuph bekümmert ſich, dem Himmel ſey es gedankt, nicht viel um das Zauberweſen, er iſt ein leutſeliger Herr und läßt jeden gewähren, jeden zaubern ſo viel er Luſt hat, ſobald er es ſich nur nicht merken läßt und die Abgaben richtig zahlt. So leb' ich hier, wie Sie, liebe Dame in Ihrem Stift, glücklich und ſorgenfrei!" —

„Doktor, rief das Fräulein, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten, Doktor, was ſagen Sie! — welche Aufklärungen! — Ja ich erkenne dieſen Hain, wo ich die ſeligſten Freuden genoß! — Doktor! — edelſter Mann, dem ich ſo viel zu verdanken habe! — Und Sie können meinen kleinen Schützling ſo hart verfolgen?" —

„Sie haben, erwiederte der Doktor, Sie haben, mein beſtes Fräulein, von Ihrer angebornen Gutmüthigkeit hingeriſſen, Ihre Gaben an einen Unwürdigen verſchleudert. Zinnober iſt und bleibt, Ihrer gütigen Hülfe ungeachtet, ein kleiner mißgeſtalteter Schlingel, der nun, da der goldne Kamm zerbrochen, ganz in meine Hand gegeben iſt."

„Haben Sie Mitleiden, o Doktor!" flehte das Fräulein.

„Aber ſchauen Sie doch nur gefälligſt her," ſprach Proſper, indem er dem Fräulein Balthaſars Horoſkop, das er geſtellt hatte, vorhielt.

Das Fräulein blickte hinein und rief dann voll Schmerz: „Ja! — wenn es ſo beſchaffen iſt, ſo muß ich wohl weichen der höheren Macht. — Armer Zinnober!" —

„Geſtehen Sie, beſtes Fräulein, ſprach der Doktor lächelnd, geſtehen Sie, daß die Damen oft ſich in dem Bizarrſten ſehr wohl gefallen, den Einfall, den der Augenblick gebar, raſtlos und rückſichtslos verfolgend und jedes ſchmerzliche Berühren anderer Verhältniſſe nicht achtend! — Zinnober muß ſein Schickſal verbüßen, aber dann ſoll er noch zu unverdienter Ehre gelangen. Damit huldige ich Ihrer Macht, Ihrer Güte, Ihrer Tugend, mein ſehr werthes gnädigſtes Fräulein!“

„Herrlicher, vortrefflicher Mann, rief das Fräulein, bleiben Sie mein Freund!“ —

„Immerdar, erwiederte der Doktor. Meine Freundſchaft, meine innige Zuneigung zu Ihnen, holde Fee, wird nie aufhören. Wenden Sie ſich getroſt an mich in allen bedenklichen Fällen des Lebens, und — o trinken Sie Kaffee bei mir, ſo oft es Ihnen zu Sinne kommt.“

„Leben Sie wohl, mein würdigſter Magus, nie werd' ich Ihre Huld, nie dieſen Kaffee vergeſſen!“ So ſprach das Fräulein und erhob ſich, von innerer Rührung ergriffen, zum Scheiden.

Prosper Alpanus begleitete ſie an's Gatterthor, während alle wunderbare Stimmen des Waldes auf die lieblichſte Weiſe erklangen.

Vor dem Thor ſtand, ſtatt des Fräuleins Wagen, die mit den Einhörnern beſpannte Kryſtall-Muſchel des Doktors, hinter der der Goldkäfer ſeine glänzenden Flügel ausbreitete. Auf dem Bock ſaß der Silberfaſan und guckte, die goldnen Zügel im Schnabel haltend, das Fräulein mit klugen Augen an.

In die ſeligſte Zeit ihres herrlichſten Feenlebens fühlte ſich die Stiftsdame verſetzt, als der Wagen herrlich tönend durch den duftenden Wald rauſchte.

Siebentes Kapitel.

Wie der Profeſſor Moſch Terpin im fürſtlichen Weinkeller die Natur erforſchte. — Mycetes Belzebub. — Verzweiflung des Studenten Balthaſar. — Vortheilhafter Einfluß eines wohl eingerichteten Landhauſes auf das häusliche Glück. — Wie Proſper Alpanus dem Balthaſar eine ſchildkrötene Doſe überreichte und davon ritt.

Balthaſar, der ſich in dem Dorfe Hoch-Jakobsheim verſteckt hielt, bekam von dem Referendarius Pulcher aus Kerepes einen Brief des Inhalts: „Unſere Angelegenheiten, beſter Freund Balthaſar! gehen immer ſchlechter und ſchlechter. Unſer Feind, der abſcheuliche Zinnober, iſt Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden und hat den großen Orden des grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen erhalten. Er hat ſich aufgeſchwungen zum Liebling des Fürſten und ſetzt alles durch, was er will. Profeſſor Moſch Terpin iſt ganz außer ſich, er bläht ſich auf im dummen Stolz. Durch ſeines künftigen Schwiegerſohns Vermittlung hat er die Stelle des Generaldirektors ſämmtlicher natürlicher Angelegenheiten im Staate erhalten, eine Stelle, die ihm viel Geld und eine Menge anderer Emolumente einbringt. Als benannter Generaldirektor cenſirt und revidirt er die Sonnen- und Mondfinſterniſſe, ſo wie die Wetterprophezeihungen in den im Staate erlaubten Kalendern, und erforſcht insbeſondere die Natur in der Reſidenz und deren Bereich. Dieſer Beſchäftigung halber bekommt er aus den fürſtlichen Waldungen das ſeltenſte Geflügel, die rareſten Thiere, die er, um eben ihre Natur zu erforſchen, braten läßt und auffrißt. Eben ſo ſchreibt er jetzt (wenigſtens giebt er es vor) eine Abhandlung darüber, warum der Wein anders ſchmeckt als Waſſer und auch andere Wirkungen äußert, die er ſeinem Schwiegerſohn zueignen will. Zinnober hat es bewirkt, daß Moſch Terpin der Abhandlung wegen alle Tage im fürſtlichen Weinkeller ſtudiren darf. Er hat ſchon einen halben Oxhoft alten Rheinwein, ſo wie mehrere Dutzend Flaſchen Champagner verſtudirt, und iſt jetzt an ein Faß Alikante gerathen. — Der Kellermeiſter ringt die Hände! — So iſt dem Profeſſor, der, wie Du weißt, das größte Leckermaul auf Erden, geholfen, und er wurde das bequemſte Leben von der Welt führen, müßte er oft nicht, wenn ein Hagelſchlag die Felder verwüſtet hat, plötzlich über Land, um den fürſtlichen Pächtern zu erklären, warum es gehagelt hat, damit die dummen Teufel ein biſschen Wiſſenſchaft bekommen, ſich künftig vor dergleichen hüten können und nicht immer Erlaß der Pacht verlangen dürfen, einer Sache halber, die Niemand verſchuldet hat, als ſie ſelbſt.

Der Miniſter kann die Tracht Schläge, die Du ihm ertheilt, nicht verwinden. Er hat Dir Rache geſchworen. Du wirſt Dich gar nicht mehr in Kerepes ſehen laſſen dürfen. Auch mich verfolgt er ſehr, weil ich ſeine geheimnißvolle Art, ſich von einer geflügelten Dame friſiren zu laſſen, erlauſcht habe. — So lange Zinnober des Fürſten Liebling bleibt, werde ich wohl auf keinen ordentlichen Poſten Anſpruch machen können. Mein Unſtern will es, daß ich immer mit der Mißgeburt zuſammengerathe, wo ich es gar nicht ahne, und auf eine Weiſe, die mir fatal werden muß. Neulich iſt der Miniſter in vollem Staat, mit Degen, Stern und Ordensband im zoologiſchen Kabinet, und hat ſich nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe, den Stock untergeſtemmt, auf den Fußſpitzen ſchwebend, an den Glasſchrank hingeſtellt, wo die ſeltenſten amerikaniſchen Affen ſtehen. Fremde, die das Kabinet beſehen, treten heran, und einer, den kleinen Wurzelmann erblickend, ruft laut aus: Ei! — was für ein allerliebſter Affe! — welch' niedliches Thier! — die Zierde des ganzen Kabinets! — Ei wie heißt das hübſche Aefflein? woher des Landes?

Da ſpricht der Aufſeher des Kabinets ſehr ernſthaft, indem er Zinnobers Schulter berührt: Ja, ein ſehr ſchönes Exemplar, ein vortrefflicher Braſilianer, der ſogenannte Mycetes Belzebub — Simia Belzebub Linnei — niger, barbatus, podiis caudaque apice brunneis — Brüllaffe —

„Herr — pruſtet nun der Kleine den Aufſeher an, Herr, ich glaube, Sie ſind wahnſinnig oder neunmal des Teufels, ich bin kein Belzebub caudaque — kein Brüllaffe, ich bin Zinnober, der Miniſter Zinnober, Ritter des grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen!“ — Nicht weit davon ſtehe ich, und breche — hätt' es das Leben gekoſtet auf der Stelle, ich konnte mich nicht zurückhalten — aus in ein wieherndes Gelächter.

„Sind Sie auch da, Herr Referendarius?“ ſchnarrt er mich an, indem rothe Glut aus ſeinen Hexenaugen funkelt.

Gott weiß, wie es kam, daß die Fremden ihn immerfort für den ſchönſten ſeltenſten Affen hielten, den ſie jemals geſehen, und ihn durchaus mit Lampertsnüſſen füttern wollten, die ſie aus der Taſche gezogen. Zinnober gerieth nun ſo ganz außer ſich, daß er vergebens nach Athem ſchnappte und die Beinchen ihm den Dienſt verſagten. Der herbeigerufene Kammerdiener mußte ihn auf den Arm nehmen und hinabtragen in die Kutſche.

Selbſt kann ich mir aber nicht erklären, warum mir dieſe Geſchichte einen Schimmer von Hoffnung giebt. Es iſt der erſte Tort, der dem kleinen verhexten Unding geſchehen.

So viel iſt gewiß, daß Zinnober neulich am frühen Morgen ſehr verſtört aus dem Garten gekommen iſt. Die geflügelte Frau muß ausgeblieben ſeyn, denn vorbei iſt es mit den ſchönen Locken. Das Haar ſoll ihm ſtruppig auf dem Rücken herabhängen und Fürſt Barſanuph geſagt haben: Vernachläſſigen Sie nicht ſo ſehr Ihre Toilette, beſter Miniſter, ich werde Ihnen meinen Friſeur ſchicken! — worauf denn Zinnober ſehr höflich geäußert, er werde den Kerl zum Fenſter hinausſchmeißen laſſen, wenn er käme. Große Seele! man kommt Ihnen nicht bei, hat dann der Fürſt geſprochen und dabei ſehr geweint!

Lebe wohl, liebſter Balthaſar! gieb nicht alle Hoffnung auf, und verſtecke Dich gut, damit ſie Dich nicht greifen!" —

Ganz in Verzweiflung darüber, was ihm der Freund geſchrieben, rannte Balthaſar tief hinein in den Wald und brach aus in laute Klagen.

„Hoffen ſoll ich, rief er, hoffen ſoll ich noch, da jede Hoffnung verſchwunden, da alle Sterne untergegangen und düſtere — düſtere Nacht mich Troſtloſen umfängt? — Unſeliges Verhängniß! — ich unterliege der finſtern Macht, die verderblich in mein Leben getreten! — Wahnſinn, daß ich auf Rettung hoffte von Prosper Alpanus, von dieſem Prosper Alpanus, der mich ſelbſt mit hölliſchen Künſten verlockte und mich forttrieb von Kerepes, indem er die Prügel, die ich dem Spiegelbilde ertheilen mußte, auf Zinnobers wahrhaftigen Rücken regnen ließ! — Ach Candida! — Könnt' ich nur das Himmelskind vergeſſen! — Aber mächtiger, ſtärker als jemals glüht der Liebesfunke in mir! — Ueberall ſehe ich die holde Geſtalt der Geliebten, die mit ſüßem Lächeln ſehnſüchtig die Arme nach mir ausſtreckt! — Ich weiß es ja! — du liebſt mich, holde ſüße Candida und das iſt eben mein hoffnungsloſer tödtender Schmerz, daß ich, dich nicht zu retten vermag aus der heilloſen Verzauberung, die dich befangen! — Verrätheriſcher Prosper! was that ich dir, daß du mich ſo grauſam äffteſt!“ —

Die tiefe Dämmerung war eingebrochen, alle Farben des Waldes ſchwanden hin in dumpfes Grau. Da war es, als leuchte ein beſonderer Glanz wie aufflammender Abendſchein durch Baum und Gebüſch, und tauſend Inſektlein erhoben ſich mit rauſchendem Flügelſchlage ſumſend in die Lüfte. Leuchtende Goldkäfer ſchwangen ſich hin und her, und dazwiſchen flatterten buntgeputzte Schmetterlinge und ſtreuten duftenden Blumenſtaub um ſich her. Das Wispern und Sumſen wurde zu ſanfter ſüßflüſternder Muſik, die ſich tröſtend legte an Balthaſars zerriſſene Bruſt. Ueber ihm funkelte ſtärker ſtrahlend der Glanz. Er ſchaute hinauf, und erblickte ſtaunend Prosper Alpanus, der auf einem wunderbaren Inſekt, das einer in den herrlichſten Farben prunkenden Libelle nicht unähnlich, daher ſchwebte.

Prosper Alpanus ſenkte ſich herab zu dem Jüngling, an deſſen Seite er Platz nahm, während die Libelle aufflog in ein Gebüſch und in den Geſang einſtimmte, der durch den ganzen Wald tönte.

Er berührte des Jünglings Stirne mit den wundervoll glänzenden Blumen, die er in der Hand trug, und ſogleich entzündete ſich in Balthaſars Innern friſcher Lebensmuth.

„Du thuſt, ſprach nun Prosper Alpanus mit ſanfter Stimme, Du thuſt mir großes Unrecht, lieber Balthaſar, da Du mich grauſam und verrätheriſch ſchiltſt in dem Augenblick, als es mir gelungen iſt, Herr zu werden des Zaubers, der Dein Leben verſtört, als ich, um nur ſchneller Dich zu finden, Dich zu tröſten, mich auf mein buntes Lieblingsrößlein ſchwinge und herbeireite, mit allem verſehen, was zu Deinem Heil dienen kann. — Doch nichts iſt bittrer als Liebesſchmerz, nichts gleicht der Ungeduld eines in Liebe und Sehnſucht verzweifelnden Gemüths. — Ich verzeihe Dir, denn mir iſt es ſelbſt nicht beſſer gegangen, als ich vor ungefähr zweitauſend Jahren eine indiſche Prinzeſſin liebte, Balſamine geheißen, und dem Zauberer Lothos, der mein beſter Freund war, in der Verzweiflung den Bart ausriß, weshalb ich, wie Du ſiehſt, ſelbſt keinen trage, damit mir nicht Aehnliches geſchehe. — Doch Dir dies alles weitläuftig zu erzählen, würde wohl hier an ſehr unrechtem Orte ſeyn, da jeder Liebende nur von **ſeiner** Liebe hören mag, die er allein der Rede werth hält, ſo wie jeder Dichter nur **ſeine** Verſe gern vernimmt. Alſo zur Sache! — Wiſſe, daß Zinnober die verwahrloſte Mißgeburt eines armen Bauerweibes iſt und eigentlich Klein Zaches heißt. Nur aus Eitelkeit hat er den ſtolzen Namen Zinnober angenommen. Das Stiftsfräulein von Roſenſchön, oder eigentlich die berühmte Fee Roſabelverde, denn niemand anders iſt jene Dame, fand das kleine Ungethüm am Wege. Sie glaubte, alles, was die Natur dem Kleinen ſtiefmütterlich verſagt, dadurch zu erſetzen, wenn ſie ihn mit der ſeltſamen geheimnißvollen Gabe beſchenkte, vermöge der

> alles, was in ſeiner Gegenwart irgend ein anderer Vortreffliches denkt, ſpricht oder thut, auf **ſeine** Rechnung kommen, ja daß er in der Geſellſchaft wohlgebildeter, verſtändiger, geiſtreicher Perſonen auch für wohlgebildet, verſtändig und geiſtreich geachtet werden und überhaupt allemal für den vollkommenſten der Gattung, mit der er im Conflikt, gelten muß.

Dieſer ſonderbare Zauber liegt in drei feuerfarbglänzenden Haaren, die ſich über den Scheitel des Kleinen ziehen. Jede Berührnng dieſer Haare, ſo wie überhaupt des Hauptes, mußte dem Kleinen ſchmerzhaft, ja verderblich ſeyn. Deshalb ließ die Fee ſein von Natur dünnes ſtruppiges Haar in dicken anmuthigen Locken hinabwallen, die des Kleinen Haupt ſchützend zugleich jenen rothen Streif verſteckten und den Zauber ſtärkten. Jeden neunten Tag friſirte die Fee ſelbſt den Kleinen mit einem goldnen magiſchen Kamm, und dieſe Friſur vernichtete jedes auf Zerſtörung des Zaubers gerichtete Unternehmen. Aber den Kamm ſelbſt hat ein kräftiger Talisman, den ich der guten Fee, als ſie mich beſuchte, unterzuſchieben wußte, vernichtet.

Es kommt jetzt nur darauf an, ihm jene drei feuerfarbnen Haare auszureißen, und er ſinkt zurück in ſein voriges Nichts! — Dir, mein lieber Balthaſar, iſt dieſe Entzauberung vorbehalten. Du haſt Muth, Kraft und Geſchicklichkeit, Du wirſt die Sache ausführen, wie es ſich gehört. Nimm dieſes kleine geſchliffene Glas, nähere Dich dem kleinen Zinnober, wo Du ihn findeſt, richte Deinen ſcharfen Blick durch dieſes Glas auf ſein Haupt, frei und offen werden die drei rothen Haare ſich über das Haupt des Kleinen ziehen. Packe ihn feſt an, achte nicht auf das gellende Katzengeſchrei, das er ausſtoßen wird, reiße ihm mit einem Ruck die drei Haare aus und verbrenne ſie auf der Stelle. Es iſt nothwendig, daß die Haare mit einem Ruck ausgeriſſen und ſogleich verbrannt werden, denn ſonſt könnten ſie noch allerlei verderbliche Wirkungen äußern. Richte daher Dein vorzüglichſtes Augenmerk darauf, daß Du die Haare geſchickt und feſt erfaſſeſt und den Kleinen überfällſt, wenn gerade ein Feuer oder ein Licht in der Nähe befindlich.“ —

„O Prosper Alpanus, rief Balthaſar, wie ſchlecht habe ich dieſe Güte, dieſen Edelmuth durch mein Mißtrauen verdient! — Wie fühle ich es ſo in tiefer Bruſt, daß nun mein Leiden endigt, daß alles Himmelsglück mir die goldnen Thore erſchließt!“ —

„Ich liebe, fuhr Prosper Alpanus fort, ich liebe Jünglinge, die ſo wie Du, mein Balthaſar, Sehnſucht und Liebe im reinen Herzen tragen, in deren Innerm noch jene herrlichen Akkorde wiederhallen, die dem fernen Lande voll göttlicher Wunder angehören, das meine Heimath iſt. Die glücklichen mit dieſer inneren Muſik begabten Menſchen ſind die einzigen, die man Dichter nennen kann, wiewohl viele auch ſo geſcholten werden, die den erſten beſten Brummbaß zur Hand nehmen, darauf herumſtreichen und das verworrene Geraſſel der unter ihrer Fauſt ſtöhnenden Saiten für herrliche Muſik halten, die aus ihrem eignen Innern heraustönt. — Dir iſt, ich weiß es, mein geliebter Balthaſar, Dir iſt es zuweilen ſo, als verſtündeſt Du die murmelnden Quellen, die rauſchenden Bäume, ja als ſpräche das aufflammende Abendroth zu Dir mit verſtändlichen Worten! — Ja mein Balthaſar! — in dieſen Momenten verſtehſt Du wirklich die wunderbaren Stimmen der Natur, denn aus Deinem eignen Innern erhebt ſich der göttliche Ton, den die wundervolle Harmonie des tiefſten Weſens der Natur entzündet. — Da Du Clavier ſpielſt, o Dichter, ſo wirſt Du wiſſen, daß dem angeſchlagenen Ton die ihm verwandten Töne nachklingen. — Dieſes Naturgeſetz dient zu mehr als zum ſchalen Gleichniß! — Ja, o Dichter, Du biſt ein viel beſſerer, als es manche glauben, denen Du Deine Verſuche, die innere Muſik mit Feder und Tinte zu Papier zu bringen, vorgeleſen. Mit dieſen Verſuchen iſt es nicht weit her. Doch haſt Du im hiſtoriſchen Styl einen guten Wurf gethan, als Du mit pragmatiſcher Breite und Genauigkeit die Geſchichte von der Liebe der Nachtigall zur Purpurroſe aufſchriebſt, welche ſich unter meinen Augen begeben. — Das iſt eine ganz artige Arbeit“ —

Prosper Alpanus hielt inne, Balthaſar blickte ihn ganz verwundert an mit großen Augen, er wußte gar nicht, was er dazu ſagen ſollte, daß Prosper das Gedicht, welches er für das phantaſtiſchte hielt, das er jemals aufgeſchrieben, für einen hiſtoriſchen Verſuch erklärte.

„Du magſt, fuhr Prosper Alpanus fort, indem ein anmuthiges Lächeln ſein Geſicht überſtrahlte, Du magſt Dich wohl über meine Reden verwundern, Dir mag überhaupt manches ſeltſam an mir vorkommen. Bedenke aber, daß ich nach dem Urtheil aller vernünftigen Leute eine Perſon bin, die nur im Märchen auftreten darf, und Du weißt, geliebter Balthaſar, daß ſolche Perſonen ſich wunderlich geberden und tolles Zeug ſchwatzen können, wie ſie nur mögen, vorzüglich wenn hinter Allem doch etwas ſteckt, was gerade nicht zu verwerfen. — Nun aber weiter! — Nahm ſich die Fee Roſabelverde des mißgeſtalteten Zinnober ſo eifrig an, ſo biſt Du, mein Balthaſar, nun ganz und gar mein lieber Schützling. Höre alſo, was ich für Dich zu thun geſonnen! — Der Zauberer Lothos beſuchte mich geſtern, er brachte mir tauſend Grüße, aber auch tauſend Klagen von der Prinzeſſin Balſamine, die aus dem Schlafe erwacht iſt, und in den ſüßen Tönen des Chartah Bhade, jenes herrlichen Gedichts, das unſere erſte Liebe war, ſehnende Arme nach mir ausſtreckt. Auch mein alter Freund, der Miniſter Yuchi, winkt mir freundlich zu vom Polarſtern. — Ich muß fort nach dem fernſten Indien! — Mein Landgut, das ich verlaſſe, wünſche ich in keines andern Beſitz zu ſehen, als in dem Deinigen. Morgen gehe ich nach Kerepes und laſſe eine förmliche Schenkungsurkunde ausfertigen, in der ich als Dein Oheim auftrete. Iſt nun Zinnobers Zauber gelöſt; trittſt Du vor den Profeſſor Moſch Terpin hin als Beſitzer eines vortrefflichen Landguts, eines beträchtlichen Vermögens, und wirbſt Du um die Hand der ſchönen Candida, ſo wird er in voller Freude Dir Alles gewähren. Aber noch mehr! — Ziehſt Du mit Deiner Candida ein in mein Landhaus, ſo iſt das Glück Deiner Ehe geſichert. Hinter den ſchönen Bäumen wächſt alles, was das Haus bedarf; außer den herrlichſten Früchten, der ſchönſte Kohl und tüchtiges ſchmackhaftes Gemüſe überhaupt, wie man es weit und breit nicht findet. Deine Frau wird immer den erſten Salat, die erſten Spargel haben. Die Küche iſt ſo eingerichtet, daß die Töpfe niemals überlaufen, und keine Schüſſel verdirbt, ſollteſt

Du auch einmal eine ganze Stunde über die Eſſenszeit ausbleiben. Teppiche, Stuhl- und Sopha-Bezüge ſind von der Beſchaffenheit, daß es bei der größten Ungeſchicklichkeit der Dienſtboten unmöglich bleibt, einen Fleck hineinzubringen, eben ſo zerbricht kein Porzellan, kein Glas, ſollte ſich auch die Dienerſchaft deshalb die größte Mühe geben und es auf den härteſten Boden werfen. Jedesmal endlich, wenn Deine Frau waſchen läßt, iſt auf dem großen Wieſenplan hinter dem Hauſe das allerſchönſte heiterſte Wetter, ſollte es auch rings umher regnen, donnern und blitzen. Kurz, mein Balthaſar! es iſt dafür geſorgt, daß Du das häusliche Glück an Deiner holden Candida Seite ruhig und ungeſtört genießeſt! —

Doch nun iſt es wohl an der Zeit, daß ich heimkehre und in Gemeinſchaft mit meinem Freunde Lothos die Anſtalten zu meiner baldigen Abreiſe beginne. Lebe wohl, mein Balthaſar!" —

Damit pfiff Prosper ein — zweimal der Libelle, die alsbald ſumſend herbeiflog. Er zäumte ſie auf und ſchwang ſich in den Sattel. Aber ſchon im Davonſchweben hielt er plötzlich an und kehrte um zu Balthaſar. —

„Beinahe, ſprach er, hätte ich Deinen Freund Fabian vergeſſen. In einem Anfall ſchalkiſcher Laune habe ich ihn für ſeinen Vorwitz zu hart geſtraft. In dieſer Doſe iſt das enthalten, was ihn tröſtet!" —

Prosper reichte dem Balthaſar ein kleines blank polirtes ſchildkrötenes Döschen hin, das er eben ſo einſteckte, wie die kleine Lorgnette, die er erſt zur Entzauberung Zinnobers von Prosper erhalten.

Prosper Alpanus rauſchte nun fort durch das Gebüſch, indem die Stimmen des Waldes ſtärker und anmuthiger ertönten.

Balthaſar kehrte zurück nach Hoch-Jakobsheim, alle Wonne, alles Entzücken der ſüßeſten Hoffnung im Herzen.

Achtes Kapitel.

Wie Fabian ſeiner langen Rockſchöße halber für einen Sektirer und Tumultuanten gehalten wurde. — Wie Fürſt Barſanuph hinter den Kaminſchirm trat und den Generaldirektor der natürlichen Angelegenheiten kaſſirte. — Zinnobers Flucht aus Moſch Terpins Hauſe. — Wie Moſch Terpin auf einem Sommervogel austreiten und Kaiſer werden wollte, dann aber zu Bette ging.

In der früheſten Morgendämmerung, als Wege und Straßen noch einſam, ſchlich ſich Balthaſar hinein nach Kerepes und lief augenblicklich zu ſeinem Freunde Fabian. Als er an die Stubenthür pochte, rief eine kranke matte Stimme: Herein! —

Bleich — entſtellt, hoffnungsloſen Schmerz im Antlitz, lag Fabian auf dem Bette. „Um des Himmels willen, rief Balthaſar, um des Himmels willen — Freund! ſprich! — was iſt Dir widerfahren?“

„Ach Freund, ſprach Fabian mit gebrochener Stimme, indem er ſich mühſam in die Höhe richtete, mit mir iſt es aus, rein aus. Der verfluchte Hexenſpuk, den, ich weiß es, der rachſüchtige Prosper Alpanus über mich gebracht, ſtürzt mich in's Verderben!“ —

„Wie iſt das möglich? fragte Balthaſar; Zauberei, Hexenſpuk, Du glaubteſt ſonſt an dergleichen nicht.“

„Ach, fuhr Fabian mit weinerlicher Stimme fort, ach ich glaube jetzt an Alles, an Zauberer und Hexen und Erdgeiſter und Waſſergeiſter, an den Rattenkönig und Alraunwurzel — an Alles was Du willſt. Wem das Ding ſo auf den Hals tritt, wie mir, der giebt ſich wohl! — Du erinnerſt Dich an den helliſchen Skandal mit meinem Rocke, als wir von Prosper Alpanus kamen! — Ja! wär' es nur dabei geblieben! — Sieh Dich doch etwas um in meinem Zimmer, lieber Balthaſar!“ —

Balthaſar that es, und gewahrte an allen Wänden rings umher eine Unzahl von Fracks, Ueberröcken, Kurtken, von allem möglichen Zuſchnitt, von allen möglichen Farben. „Wie, rief er, willſt Du einen Kleiderkram anlegen, Fabian?“

„Spotte nicht, erwiederte Fabian, ſpotte nicht, lieber Freund, Alle dieſe Kleider ließ ich anfertigen von den berühmteſten Schneidern, immer hoffend, endlich einmal der unſeligen Verdammniß zu entgehen, die auf meinen Röcken ruht, aber umſonſt. So wie ich den ſchönſten Rock, der mir ſteht wie angegoſſen an den Leib, nur einige Minuten trage, rutſchen die Aermel mir an die Schultern herauf und die Schöße ſchwänzeln mir nach ſechs Ellen lang. In der Verzweiflung ließ ich mir jenen Spenzer mit den eine Welt langen Pierrots-Aermeln machen: „Rutſcht nur Aermel, dacht' ich, dehnt euch nur aus Schöße, ſo kommt alles in's Gleiche;“ aber! — ganz daſſelbe wie mit allen andern Röcken war es in wenigen Minuten! Alle Kunſt und Kraft der mächtigſten Schneider richtete nichts aus gegen den verwünſchten Zauber! Daß ich verhöhnt, verſpottet wurde, wo ich mich nur blicken ließ, verſteht ſich von ſelbſt, aber bald veranlaßte meine unverſchuldete Hartnäckigkeit, immer wieder in einem ſolch verteufelten Rock zu erſcheinen, ganz andere Urtheile. Das Geringſte war noch, daß die Frauen mich grenzenlos eitel und abgeſchmackt ſchalten, da ich aller Sitte entgegen mich durchaus mit nackten Armen, ſie wahrſcheinlich für ſehr ſchön haltend, ſehen laſſen wolle. Die Theologen ſchrieen mich bald für einen Sektirer aus, ſtritten ſich nur, ob ich zur Sekte der Aermelianer oder Schößianer zu rechnen, waren aber darin einig, daß beide Sekten höchſt gefährlich zu nennen, da beide vollkommene Freiheit des Willens ſtatuirten und ſich erfrechten zu denken was ſie wollten. Diplomatiker hielten mich für einen ſchnöden Aufwiegler. Sie behaupteten, ich wolle durch meine langen Rockſchöße Unzufriedenheit im Volke erregen und es aufſäſſig machen gegen die Regierung, gehöre überhaupt zu einem geheimen Bunde, deſſen Zeichen ein kurzer Aermel ſey. Schon ſeit langer Zeit fänden ſich hie und da Spuren der Kurzärmler, die eben ſo zu fürchten als die Jeſuiten, ja noch mehr, da ſie ſich bemühten, überall die jedem Staate ſchädliche Poeſie einzuführen und an der Infallibilität der Fürſten zweifelten. Kurz! — das Ding wurde ernſter, bis mich der Rektor citiren ließ. Ich ſah mein Unglück vorher, wenn ich einen Rock anzog, erſchien alſo in der Weſte. Darüber wurde der Mann zornig, er glaubte, ich wolle ihn verhöhnen, und fuhr auf mich los: ich ſolle binnen acht Tagen in einem vernünftigen anſtändigen Rock vor ihm erſcheinen, widrigenfalls er ohne alle Gnade die Relegation über mich ausſprechen würde. —

Heute geht der Termin zu Ende! — O ich Unglücklicher! — O verdammter Proſper Alpanus!“ —

„Halt ein, rief Balthaſar, halt ein, lieber Freund Fabian, ſchmäle nicht auf meinen theuern lieben Oheim, der mir ein Landgut geſchenkt hat. Auch mit Dir meint er es gar nicht ſo böſe, ungeachtet er, ich muß es geſtehen, den Vorwitz, womit Du ihm begegneteſt, zu hart geſtraft hat. — Doch ich bringe Hülfe! — er ſendet Dir dies Döschen, welches alle Deine Leiden enden ſoll.“

Damit zog Balthaſar das kleine ſchildkrötene Döschen, welches er von Proſper Alpanus erhalten, aus der Taſche und überreichte es dem troſtloſen Fabian.

„Was ſoll, ſprach dieſer, was ſoll mir denn der dumme Quark helfen? wie kann ein kleines ſchildkrötenes Döschen Einfluß haben auf die Geſtaltung meiner Röcke?“

„Das weiß ich nicht, erwiederte Balthaſar, aber mein lieber Oheim kann und wird mich nicht täuſchen, ich habe das vollſte Zutrauen zu ihm; darum öffne nur die Doſe, lieber Fabian, wir wollen ſehen, was darin enthalten.“

Fabian that es — und aus der Doſe quoll ein herrlich gemachter ſchwarzer Frack von dem feinſten Tuche hervor. Beide, Fabian und Balthaſar, konnten ſich des lauten Ausrufs der höchſten Verwunderung nicht erwehren.

„Ha, ich verſtehe dich, rief Balthaſar begeiſtert, ha ich verſtehe dich, mein Proſper, mein theurer Oheim! Dieſer Rock wird paſſen, wird allen Zauber löſen.“ —

Fabian zog den Rock ohne weiteres an, und was Balthaſar geahnet, traf wirklich ein. Das ſchöne Kleid ſaß dem Fabian, wie noch niemals ihm eins geſeſſen, und an Rutſchen der Aermel, an Verlängerung der Schöße war nicht zu denken.

Ganz außer ſich vor Freude, beſchloß Fabian nun ſogleich in ſeinem neuen wohlpaſſenden Rock zum Rektor hinzulaufen und alles in's Gleiche zu bringen.

Balthaſar erzählte nun ſeinem Freunde ausführlich, wie ſich alles begeben mit Proſper Alpanus, und wie dieſer ihm die Mittel in die Hand gegeben, dem heilloſen Unweſen des mißgeſtalteten Däumlings ein Ende zu machen. Fabian, der ein ganz anderer worden, da ihn alle Zweifelſucht ganz verlaſſen, rühmte Proſpers hohen Edelmuth über alle Maßen, und erbot ſich bei Zinnobers Entzauberung hülfreiche Hand zu leiſten. In dem Augenblick gewahrte Balthaſar aus dem Fenſter ſeinen Freund, den Referendarius Pulcher, der ganz trubſinnig um die Ecke ſchleichen wollte.

Fabian ſteckte auf Balthaſars Geheiß den Kopf zum Fenſter hinaus und winkte und rief dem Referendarius zu, er möge doch nur gleich heraufkommen.

So wie Pulcher eintrat, rief er gleich: „Was haſt Du denn für einen herrlichen Rock an, lieber Fabian!“ Dieſer ſagte aber, Balthaſar werde ihm alles erklären, und lief fort zum Rektor.

Als nun Balthaſar dem Referendarius alles ausführlich erzählt, was ſich zugetragen, ſprach dieſer: „Gerade an der Zeit iſt es nun, daß der abſcheuliche Unhold todt gemacht wird. Wiſſe, daß er heute ſeine feierliche Verlobung mit Candida feiert, daß der eitle Moſch Tervin ein großes Feſt giebt, wozu er ſelbſt den Fürſten geladen. Gerade bei dieſem Feſte wollen wir eindringen in des Profeſſors Haus und den Kleinen überfallen. An Lichtern im Saal wird's nicht fehlen zum augenblicklichen Verbrennen der feindſeligen Haare.“ —

Noch manches hatten die Freunde geſprochen und mit einander verabredet, als Fabian eintrat mit vor Freude glänzendem Geſicht.

„Die Kraft, ſprach er, die Kraft des Rocks, der der ſchildkrötenen Doſe entquollen, hat ſich herrlich bewährt. So wie ich eintrat bei dem Rektor, lächelte er zufrieden. Ha, redete er mich an, ha! — ich gewahre, mein lieber Fabian, daß Sie zurückgekommen ſind von Ihrer ſeltſamen Verirrung! — Nun! Feuerköpfe wie Sie, laſſen ſich leicht hinreißen zu dem Extremen! — Für religiöſe Schwärmerei habe ich Ihr Beginnen niemals gehalten — mehr falſch verſtandener Patriotismus — Hang zum Außerordentlichen, geſtützt auf das Beiſpiel der Heroen des Alterthums. — Ja das laſſe ich gelten, ſolch ein ſchöner, wohlpaſſender Rock! — Heil dem Staate, Heil der Welt, wenn hochherzige Jünglinge ſolche Röcke tragen, mit ſolchen paſſenden Aermeln und Schößen. Bleiben Sie treu, Fabian, bleiben Sie treu ſolcher Tugend, ſolchem wackern Sinn, daraus entſproßt wahre Heldengröße! — Der Rektor umarmte mich, indem helle Thränen ihm in die Augen traten. Selbſt weiß ich nicht, wie ich dazu kam, die kleine ſchildkrötene Doſe, aus der der Rock entſtanden und die ich nun in deſſen

Taſche geſteckt, hervorzuziehen. Bitte! ſprach der Rektor, indem er Daum und Zeigefinger zuſammenſpitzte. Ohne zu wiſſen, ob wohl Taback darin enthalten, klappte ich die Doſe auf. Der Rektor griff hinein, ſchnupfte, faßte meine Hand, drückte ſie ſtark, Thränen liefen ihm über die Wangen; er ſprach tiefgerührt: „Edler Jüngling! — eine ſchöne Priſe! — Alles iſt vergeben und vergeſſen, ſpeiſen Sie bei mir heut Mittags!“ — Ihr ſeht, Freunde! all mein Leiden hat ein Ende, und gelingt uns heute, wie es anders gar nicht zu erwarten ſteht, die Entzauberung Zinnobers, ſo ſeyd auch ihr fortan glücklich!“ —

In dem mit hundert Kerzen erleuchteten Saal ſtand der kleine Zinnober im ſcharlachrothen geſtickten Kleide, den großen Orden des grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen umgethan, Degen an der Seite, Federhut unterm Arm. Neben ihm die holde Candida bräutlich geſchmückt, in aller Anmuth und Jugend ſtrahlend. Zinnober hatte ihre Hand gefaßt, die er zuweilen an den Mund drückte und dabei recht widrig grinzte und lächelte. Und jedesmal überflog dann ein höheres Roth Candida's Wangen und ſie blickte den Kleinen an mit dem Ausdruck der innigſten Liebe. Das war denn wohl recht graulich anzuſehen, und nur die Verblendung, in die Zinnobers Zauber Alle verſetzte, war Schuld daran, daß man nicht ergrimmte über Candida's heilloſe Verſtrickung, nicht den kleinen Hexenkerl packte und in's Kaminfeuer warf. Rings um das Paar im Kreiſe in ehrerbietiger Entfernung hatte ſich die Geſellſchaft geſammelt. Nur Fürſt Barſanuph ſtand neben Candida und mühte ſich, bedeutungsvolle gnädige Blicke umher zu werfen, auf die indeſſen niemand ſonderlich achtete. Alles hatte nur Auge für das Brautpaar und hing an Zinnobers Lippen, der hin und wieder einige unverſtändliche Worte ſchnurrte, denen jedesmal ein leiſes Ach! der höchſten Bewunderung, das die Geſellſchaft ausſtieß, folgte.

Es war an dem, daß die Verlobungsringe gewechſelt werden ſollten. Moſch Terpin trat in den Kreis mit einem Präſentirteller, auf dem die Ringe funkelten. Er räuſperte ſich — Zinnober hob ſich auf den Fußſpitzen ſo hoch als möglich, beinahe reichte er der Braut an den Ellbogen. — Alles ſtand in der geſpannteſten Erwartung — da laſſen ſich plötzlich fremde Stimmen hören, die Thüre des Saals ſpringt auf, Balthaſar dringt ein, mit ihm Pulcher —

Fabian! — Sie brechen durch den Kreis — „Was iſt das, was wollen die Fremden?“ ruft Alles durcheinander. —

Fürſt Barſanuph ſchreit entſetzt: „Aufruhr — Rebellion — Wache!“ und ſpringt hinter den Kaminſchirm. — Moſch Terpin erkennt den Balthaſar, der dicht bis zum Zinnober vorgedrungen, und ruft: „Herr Studioſus! — Sind Sie raſend — ſind Sie von Sinnen? — wie können Sie ſich unterſtehen hier einzudringen in die Verlobung! — Leute — Geſellſchaft — Bediente, werft den Grobian zur Thüre hinaus!“ —

Aber ohne ſich nur im mindeſten an irgend etwas zu kehren, hat Balthaſar ſchon Proſpers Lorgnette hervorgezogen und richtet durch dieſelbe den feſten Blick auf Zinnobers Haupt. Wie vom elektriſchen Strahl getroffen, ſtößt Zinnober ein gellendes Katzengeſchrei aus, daß der ganze Saal wiederhallt. Candida fällt ohnmächtig auf einen Stuhl; der eng geſchloſſene Kreis der Geſellſchaft ſtäubt aus einander. — Klar vor Balthaſars Augen liegt der feuerfarbglänzende Haarſtreif, er ſpringt zu auf Zinnober — faßt ihn, der ſtrampelt mit den Beinchen und ſträubt ſich und kratzt und beißt.

„Angepackt — angepackt!“ ruft Balthaſar; da faſſen Fabian und Pulcher den Kleinen, daß er ſich nicht zu regen und zu bewegen vermag, und Balthaſar faßt ſicher und behutſam die rothen Haare, reißt ſie mit einem Ruck vom Haupte herab, ſpringt an den Kamin, wirft ſie in's Feuer, ſie praſſeln auf, es geſchieht ein betäubender Schlag, Alle erwachen wie aus dem Traum. — Da ſteht der kleine Zinnober, der ſich mühſam aufgerafft von der Erde, und ſchimpft und ſchmäht, und befiehlt, man ſolle die frechen Ruheſtörer, die ſich an der geheiligten Perſon des erſten Miniſters im Staate vergriffen, ſogleich packen und in's tiefſte Gefängniß werfen! Aber einer frägt den andern: „wo kommt denn mit einem Mal der kleine purzelbäumige Kerl her? — was will das kleine Ungethüm?“ — Und wie der Däumling immerfort tobt und mit den Füßchen den Boden ſtampft und immer dazwiſchen ruft: „ich bin der Miniſter Zinnober — ich bin der Miniſter Zinnober — der grüngefleckte Tiger mit zwanzig Knöpfen!“ da bricht Alles in ein tolles Gelächter aus. Man umringt den Kleinen, die Männer heben ihn auf und werfen ſich ihn zu wie einen Fangball; ein Ordensknopf nach dem andern ſpringt ihm vom Leibe — er verliert den Hut — den Degen, die Schuhe. — Fürſt

Barſanuph kommt hinter dem Kaminſchirm hervor und tritt hinein mitten in den Tumult. Da kreiſcht der Kleine: „Fürſt Barſanuph — Durchlaucht — retten Sie Ihren Miniſter — Ihren Liebling! — Hülfe — Hülfe — der Staat iſt in Gefahr — der grüngefleckte Tiger — Weh — weh!“ — Der Fürſt wirft einen grimmigen Blick auf den Kleinen und ſchreitet dann raſch vorwärts nach der Thüre. Moſch Terpin kommt ihm in den Weg, den faßt er, zieht ihn in die Ecke und ſpricht mit zornfunkelnden Augen: „Sie erdreiſten ſich, Ihrem Fürſten, Ihrem Landesvater hier eine dumme Komödie vorſpielen zu wollen? — Sie laden mich ein zur Verlobung Ihrer Tochter mit meinem würdigen Miniſter Zinnober, und ſtatt meines Miniſters finde ich hier eine abſcheuliche Mißgeburt, die Sie in glänzende Kleider geſteckt? — Herr, wiſſen Sie, daß das ein landesverrätheriſcher Spaß iſt, den ich ſtrenge ahnden würde, wenn Sie nicht ein ganz alberner Menſch wären, der in's Tollhaus gehört. — Ich entſetze Sie des Amts als Generaldirektor der natürlichen Angelegenheiten, und verbitte mir alles weitere Studiren in meinem Keller! — Adieu!“

Damit ſtürmte er fort.

Aber Moſch Terpin ſtürzte zitternd vor Wuth los auf den Kleinen, faßte ihn bei den langen ſtruppigen Haaren und rannte mit ihm hin nach dem Fenſter: „Hinunter mit dir, ſchrie er, hinunter mit dir, ſchändliche heilloſe Mißgeburt, die mich ſo ſchmachvoll hintergangen, mich um alles Glück des Lebens gebracht hat!“

Er wollte den Kleinen hinabſtürzen durch das geöffnete Fenſter, doch der Aufſeher des zoologiſchen Kabinets, der auch zugegen, ſprang mit Blitzesſchnelle hinzu, faßte den Kleinen und entriß ihn Moſch Terpins Fäuſten. „Halten Sie ein, ſprach der Aufſeher, halten Sie ein, Herr Profeſſor, vergreifen Sie ſich nicht an fürſtlichem Eigenthum. Es iſt keine Mißgeburt, es iſt der Mycetes Belzebub, Simia Belzebub, der dem Muſeo entlaufen.“ Simia Belzebub — Simia Belzebub! ertönte es von allen Seiten unter ſchallendem Gelächter. Doch kaum hatte der Aufſeher den Kleinen auf den Arm genommen und ihn recht angeſehen, als er unmuthig ausrief: „Was ſehe ich! — das iſt ja nicht Simia Belzebub, das iſt ja ein ſchnöder häßlicher Wurzelmann! Pfui! — pfui!“ —

Und damit warf er den Kleinen in die Mitte des Saals. Unter dem lauten Hohngelächter der Geſellſchaft rannte der Kleine quickend und knurrend durch die Thüre fort — die Treppe hinab — fort fort nach ſeinem Hauſe, ohne daß ihn ein einziger von ſeinen Dienern bemerkt.

Während deſſen, daß ſich dies Alles im Saale begab, hatte ſich Balthaſar in das Kabinet entfernt, wo man, wie er wahrgenommen, die ohnmächtige Candida hingebracht. Er warf ſich ihr zu Füßen, drückte ihre Hände an ſeine Lippen, nannte ſie mit den ſüßeſten Namen. Sie erwachte endlich mit einem tiefen Seufzer, und als ſie den Balthaſar erblickte, da rief ſie voll Entzücken: „Biſt Du endlich — endlich da, mein geliebter Balthaſar! Ach ich bin ja beinahe vergangen vor Sehnſucht und Liebesſchmerz! — und immer erklangen mir die Töne der Nachtigall, von denen berührt der Purpurroſe das Herzblut entquillt!“ —

Nun erzählte ſie, alles alles um ſich her vergeſſend, wie ein böſer abſcheulicher Traum ſie verſtrickt, wie es ihr vorgekommen, als habe ſich ein häßlicher Unhold an ihr Herz gelegt, dem ſie ihre Liebe ſchenken müſſen, weil ſie nicht anders gekonnt. Der Unhold habe ſich zu verſtellen gewußt, daß er ausgeſehen wie Balthaſar; und wenn ſie recht lebhaft an Balthaſar gedacht, habe ſie zwar gewußt, daß der Unhold nicht Balthaſar, aber dann ſey es ihr wieder auf unbegreifliche Weiſe geweſen, als müſſe ſie den Unhold lieben, eben um Balthaſars willen.

Balthaſar klärte ihr ſo viel auf, als es geſchehen konnte, ohne ihre ohnehin aufgeregten Sinne ganz und gar zu verwirren. Dann folgten, wie es unter Liebesleuten nicht anders zu geſchehen pflegt, tauſend Verſicherungen, tauſend Schwüre ewiger Liebe und Treue. Und dabei umfingen ſie ſich und drückten ſich mit der Inbrunſt der innigſten Zärtlichkeit an die Bruſt, und waren ganz und gar umfloſſen von aller Wonne, von allem Entzücken des höchſten Himmels.

Moſch Terpin trat ein händeringend und lamentirend, mit ihm kamen Pulcher und Fabian, die immerfort jedoch vergebens tröſteten.

„Nein, rief Moſch Terpin, nein, ich bin ein total geſchlagener Mann! — nicht mehr Generaldirektor der natürlichen Angelegenheiten im Staate. — Kein Studium mehr im fürſtlichen Keller — die Ungnade des Fürſten — ich gedachte Ritter zu werden des grüngefleckten Tigers wenigſtens mit fünf Knöpfen — Alles aus! — Was wird nur Seine Excellenz der würdige Miniſter Zinnober dazu ſagen, wenn er hört, daß ich eine ſchnöde Mißgeburt, den Simia Belzebub cauda prehensili, oder was weiß ich ſonſt, für ihn gehalten! — O Gott, auch ſein Haß wird auf mir laſten! — Alikante! — Alikante!" —

„Aber, beſter Profeſſor, tröſteten die Freunde — verehrter Generaldirektor, bedenken Sie doch nur, daß es gar keinen Miniſter Zinnober mehr giebt! — Sie haben ſich ganz und gar nicht vergriffen, der ungeſtaltete Knirps hat vermöge der Zaubergabe, die er von der Fee Roſabelverde erhalten, Sie eben ſo gut getäuſcht, wie uns Alle!" —

Nun erzählte Balthaſar, wie ſich alles begeben von Anfang an. Der Profeſſor horchte und horchte, bis Balthaſar geendet, da rief er: „Wach' ich! — träum' ich — Hexen — Zauberer — Feen — magiſche Spiegel — Sympathien — ſoll ich an den Unſinn glauben" —

„Ach liebſter Herr Profeſſor, fiel Fabian ein, hätten Sie nur eine Zeitlang einen Rock getragen mit kurzen Aermeln und langer Schleppe, ſo wie ich, Sie würden ſchon an alles glauben, daß es eine Luſt wäre!" —

„Ja, rief Moſch Terpin, ja es iſt alles ſo — ja! — ein verhextes Unthier hat mich getäuſcht — ich ſtehe nicht mehr auf den Füßen — ich ſchwebe auf zur Decke — Proſper Alpanus holt mich ab — ich reite aus auf einem Sommervogel — ich laſſe mich friſiren von der Fee Roſabelverde — von dem Stiftsfräulein Roſenſchön, und werde Miniſter! — König — Kaiſer!" —

Und damit ſprang er im Zimmer umher und ſchrie und juchzte, daß Alle für ſeinen Verſtand fürchteten, bis er ganz erſchöpft in einen Lehnſeſſel ſank. Da nahten ſich ihm Candida und Balthaſar. Sie ſprachen davon, wie ſie ſich ſo innig, ſo über alles liebten, wie ſie gar nicht ohne einander leben könnten, und das war recht wehmüthig anzuhören, weshalb Moſch Terpin auch wirklich etwas weinte. „Alles, ſprach er ſchluchzend, alles was Ihr wollt, Kinder! — heirathet Euch, liebt Euch — hungert zuſammen, denn ich gebe der Candida keinen Groſchen mit."

Was das Hungern beträfe, ſprach Balthaſar lächelnd, ſo hoffe er morgen den Herrn Profeſſor zu überzeugen, daß davon wohl niemals die Rede ſeyn könne, da ſein Oheim Proſper Alpanus hinlänglich für ihn geſorgt.

„Thue das, ſprach der Profeſſor matt, thue das, mein lieber Sohn, wenn Du kannſt, und zwar morgen; denn ſoll ich nicht in Wahnſinn verfallen, ſoll mir der Kopf nicht zerſpringen, ſo muß ich ſofort zu Bette gehen!" —

Er that das wirklich auf der Stelle.

Neuntes Kapitel.

Verlegenheit eines treuen Kammerdieners. — Wie die alte Lieſe eine Rebellion anzettelte und der Miniſter Zinnober auf der Flucht ausglitſchte. — Auf welche merkwürdige Weiſe der Leibarzt des Fürſten Zinnobers jähen Tod erklärte. — Wie Fürſt Barſanuph ſich betrübte, Zwiebeln aß, und wie Zinnobers Verluſt unerſetzlich blieb.

Der Wagen des Miniſters Zinnober hatte beinahe die ganze Nacht vergeblich vor Moſch Terpins Hauſe gehalten. Einmal über das andere verſicherte man dem Jäger, Se. Excellenz müßten ſchon lange die Geſellſchaft verlaſſen haben; der meinte aber dagegen, das ſey ganz unmöglich, da Se. Excellenz doch wohl nicht im Regen und Sturm zu Fuß nach Hauſe gerannt ſeyn würden. Als nun endlich alle Lichter ausgelöſcht und die Thüren verſchloſſen wurden, mußte der Jäger zwar fortfahren mit dem leeren Wagen, im Hauſe des Miniſters weckte er aber ſogleich den Kammerdiener, und fragte, ob denn um's Himmels willen und auf welche Art der Miniſter nach Hauſe gekommen. „Se. Excellenz, erwiederte der Kammerdiener leiſe dem Jäger in's Ohr, Se. Excellenz ſind geſtern eingetroffen in ſpäter Dämmerung, das iſt ganz gewiß — liegen im Bette und ſchlafen. — Aber! — o mein guter Jäger! — wie — auf welche Weiſe! — ich will Ihnen Alles erzählen — doch Siegel auf den Mund — ich bin ein verlorner Mann, wenn Se. Excellenz erfahren, daß ich es war, auf dem finſtern Korridor! — ich komme um meinen Dienſt, denn Se. Excellenz ſind zwar von kleiner Statur, beſitzen aber außerordentlich viel Wildheit, alteriren ſich leicht, kennen ſich ſelbſt nicht im Zorn, haben noch geſtern eine ſchnöde Maus, die durch Se. Excellenz Schlafzimmer zu hüpfen ſich unterfangen, mit dem blank gezogenen Degen durch und durch gerannt. — Nun gut! — Alſo in der Dämmerung nehme ich mein Mäntelchen um, und will ganz ſachte hinüberſchleichen in's Weinſtübchen zu einer Parthie Tric-Trac, da ſchurrt und ſchlurrt mir etwas auf der Treppe entgegen, und kommt mir auf dem finſtern Korridor zwiſchen die Beine und ſchlägt hin auf den Boden und erhebt ein gellendes Katzengeſchrei, und grunzt dann wie — o Gott — Jäger! — halten Sie das Maul, edler Mann, ſonſt bin ich hin! — kommen Sie ein wenig näher — und grunzt dann wie unſere gnädige Excellenz zu grunzen pflegt, wenn der Koch die Kälberkeule verbraten oder ihm ſonſt im Staate was nicht recht iſt."

Die letzten Worte hatte der Kammerdiener mit vorgehaltener Hand in's Ohr geſprochen. Der Jäger fuhr zurück, ſchnitt ein bedenkliches Geſicht und rief: „Iſt es möglich!" —

„Ja, fuhr der Kammerdiener fort, es war unbezweifelt unſere gnädige Excellenz, was mir auf dem Korridor durch die Beine fuhr. Ich vernahm nun deutlich, wie der Gnädige in den Zimmern die Stühle herumrückte und ſich die Thüre eines Zimmers nach dem andern öffnete, bis er in ſeinem Schlafkabinet angekommen. Ich wagt' es nicht nachzugehen, aber ein paar Stündchen nachher ſchlich ich mich an die Thüre des Schlafkabinets und horchte. Da ſchnarchten die liebe Excellenz ganz auf die Weiſe, wie es zu geſchehen pflegt, wenn Großes im Werke. — Jäger! es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als unſere Weisheit ſich träumt, das hört ich einmal auf dem Theater einen melancholiſchen Prinzen ſagen, der ganz ſchwarz ging und ſich vor einem ganz in grauen Pappendeckel gekleideten Mann ſehr fürchtete. — Jäger! — es iſt geſtern irgend etwas Erſtaunliches geſchehen, das die Excellenz nach Hauſe trieb. Der Fürſt iſt bei dem Profeſſor geweſen, vielleicht äußerte er das und das — irgend ein hübſches Reförmchen — und da iſt nun der Miniſter gleich hinter her, läuft aus der Verlobung heraus, und fängt an zu arbeiten für das Wohl der Regierung. — Ich hört's gleich am Schnarchen; ja Großes Entſcheidendes wird geſchehen! — O

Jäger — vielleicht laſſen wir Alle über kurz oder lang uns wieder die Zöpfe wachſen! — Doch, theurer Freund, laſſen Sie uns hinaufgehen und als treue Diener an der Thüre des Schlafzimmers lauſchen, ob Se. Excellenz auch noch ruhig im Bette liegen und die innern Gedanken ausarbeiten."

Beide, der Kammerdiener und der Jäger, ſchlichen ſich hin an die Thüre und horchten. Zinnober ſchnarrte und quiekte und pfiff durch die wunderſamſten Tonarten. Beide Diener ſtanden in ſtummer Ehrfurcht, und der Kammerdiener ſprach tiefgerührt: „Ein großer Mann iſt doch unſer gnädiger Herr Miniſter!" —

Ganz am frühen Morgen entſtand unten im Hauſe des Miniſters ein gewaltiger Lärm. Ein altes erbärmlich in längſt verblichenem Sonntagsſtaat gekleidetes Bauerweib hatte ſich in's Haus gedrängt und dem Portier angelegen, ſie ſogleich zu ihrem Söhnlein, zu Klein Zaches zu führen. Der Portier hatte ſie bedeutet, daß Se. Excellenz der Herr Miniſter von Zinnober, Ritter des grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen, im Hauſe wohne, und niemand von der Dienerſchaft Klein Zaches heiße oder ſo genannt werde. Da hatte das Weib aber ganz toll jubelnd geſchrieen, der Herr Miniſter Zinnober mit zwanzig Knöpfen das ſey eben ihr liebes Söhnlein, der Klein Zaches. Auf das Geſchrei des Weibes, auf die donnernden Flüche des Portiers war Alles aus dem ganzen Hauſe zuſammengelaufen und das Getöſe wurde ärger und ärger. Als der Kammerdiener hinabkam, um die Leute aus einander zu jagen, die Se. Excellenz ſo unverſchämt in der Morgenruhe ſtörten, warf man eben das Weib, die Alle für wahnſinnig hielten, zum Hauſe hinaus.

Auf die ſteinernen Stufen des gegenüberſtehenden Hauſes ſetzte ſich nun das Weib hin, und ſchluchzte und lamentirte, daß das grobe Volk da drinnen ſie nicht zu ihrem Herzens-Söhnlein, zu dem Klein Zaches, der Miniſter geworden, laſſen wolle. Viele Leute verſammelten ſich nach und nach um ſie her, denen ſie immer und immer wiederholte, daß der Miniſter Zinnober niemand anders ſey, als ihr Sohn, den ſie in der Jugend Klein Zaches geheißen; ſo daß die Leute zuletzt nicht wußten, ob ſie die Frau für toll halten, oder gar ahnen ſollten, daß wirklich was an der Sache.

Die Frau wandte nicht die Augen weg von Zinnobers Fenſter. Da ſchlug ſie mit einem Mal eine helle Lache auf, klopfte die Hände zuſammen und rief jubelnd überlaut: „Da iſt er — da iſt er, mein Herzensmännlein — mein kleines Kobeldchen — Guten Morgen Klein Zaches! — Guten Morgen Klein Zaches!“ — Alle Leute guckten hin, und als ſie den kleinen Zinnober gewahrten, der in ſeinem geſtickten Scharlachkleide, das Ordensband des grüngefleckten Tigers umgehängt, vor dem Fenſter ſtand, das hinabging bis an den Fußboden, ſo daß ſeine ganze Figur durch die großen Scheiben deutlich zu ſehen, lachten ſie ganz übermäßig und lärmten und ſchrieen: „Klein Zaches — Klein Zaches! Ha, ſeht doch den kleinen geputzten Pavian — die tolle Mißgeburt — das Wurzelmännlein — Klein Zaches! Klein Zaches!“ — Der Portier, alle Diener Zinnobers rannten hinaus, um zu erforſchen, worüber das Volk denn ſo unmäßig lache und jubilire. Aber kaum erblickten ſie ihren Herrn, als ſie noch ärger als das Volk im tollſten Gelächter ſchrieen: „Klein Zaches — Klein Zaches — Wurzelmann — Däumling — Alraun!“ —

Der Miniſter ſchien erſt jetzt zu gewahren, daß der tolle Spuk auf der Straße niemand anderm gelte, als ihm ſelbſt. Er riß das Fenſter auf, ſchaute mit zornfunkelnden Augen hinab, ſchrie, raſte, machte ſeltſame Sprünge vor Wuth — drohte mit Wache — Polizei — Stockhaus und Feſtung.

Aber je mehr die Excellenz tobte im Zorn, deſto ärger wurde Tumult und Gelächter, man fing an mit Steinen — Obſt — Gemüſe, oder was man eben zur Hand bekam, nach dem unglücklichen Miniſter zu werfen — er mußte hinein! —

„Gott im Himmel, rief der Kammerdiener entſetzt, aus dem Fenſter der gnädigen Excellenz guckte ja das kleine abſcheuliche Ungethüm heraus — Was iſt das? — wie iſt der kleine Hexenkerl in die Zimmer gekommen?“ — Damit rannte er hinauf, aber ſo wie vorher fand er das Schlafkabinet des Miniſters feſt verſchloſſen. Er wagte leiſe zu pochen! — Keine Antwort! —

Indeſſen war, der Himmel weiß, auf welche Weiſe, ein dumpfes Gemurmel im Volke entſtanden, das kleine lächerliche Ungethüm dort oben ſei wirklich Klein Zaches, der den ſtolzen Namen Zinnober angenommen und ſich durch allerlei ſchändlichen Trug und Lug aufgeſchwungen. Immer lauter und lauter erhoben ſich die Stimmen. „Herunter mit der kleinen Beſtie — herunter — klopft dem Klein Zaches die Miniſterjacke aus — ſperrt ihn in den Käfig — laßt ihn für Geld ſehen auf dem Jahrmarkt! — Beklebt ihn mit Goldſchaum und beſcheert ihn den Kindern zum Spielzeug! — Hinauf — hinauf!" — Und damit ſtürmte das Volk an gegen das Haus.

Der Kammerdiener rang verzweiflungsvoll die Hände. „Rebellion — Tumult — Excellenz — machen Sie auf — retten Sie ſich!" — ſo ſchrie er; aber keine Antwort, nur ein leiſes Stöhnen ließ ſich vernehmen.

Die Hausthüre wurde eingeſchlagen, das Volk polterte unter wildem Gelächter die Treppe herauf.

„Nun gilt's," ſprach der Kammerdiener, und rannte mit aller Macht an gegen die Thüre des Kabinets, daß ſie klirrend und raſſelnd aus den Angeln ſprang. — Keine Excellenz — kein Zinnober zu finden! —

„Excellenz — gnädigſte Excellenz — vernehmen Sie denn nicht die Rebellion? — Excellenz — gnädigſte Excellenz, wo hat Sie denn der — Gott verzeih mir die Sünde, wo geruhen Sie ſich denn zu befinden!"

So ſchrie der Kammerdiener in heller Verzweiflung durch die Zimmer rennend. Aber keine Antwort, kein Laut, nur der ſpottende Wiederhall tönte von den Marmorwänden. Zinnober ſchien ſpurlos, tonlos verſchwunden. — Draußen war es ruhiger geworden, der Kammerdiener vernahm die tiefe klangvolle Stimme eines Frauenzimmers, die zum Volke ſprach, und gewahrte durch's Fenſter blickend, wie die Menſchen nach und nach leiſe mit einander murmelnd das Haus verließen, bedenkliche Blicke hinaufwerfend nach den Fenſtern.

„Die Rebellion ſcheint vorüber, ſprach der Kammerdiener, nun wird die gnädige Excellenz wohl hervorkommen aus ihrem Schlupfwinkel."

Er ging nach dem Schlafkabinet zurück, vermuthend, dort werde der Miniſter ſich doch wohl am Ende befinden.

Er warf ſpähende Blicke rings umher, da wurde er gewahr, wie aus einem ſchönen ſilbernen Henkelgefäß, das immer dicht neben der Toilette zu ſtehen pflegte, weil es der Miniſter als ein theures Geſchenk des Fürſten ſehr werth hielt, ganz kleine dünne Beinchen hervorſtarrten.

„Gott — Gott, ſchrie der Kammerdiener entſetzt, Gott! —

Gott! — täuſcht mich nicht alles, ſo gehören die Beinchen dort Sr. Excellenz dem Herrn Miniſter Zinnober, meinem gnädigen Herrn!" — Er trat heran, er rief, durchbebt von allen Schauern des Schrecks, indem er hinabſchaute: „Excellenz — Excellenz — um Gott, was machen Sie — was treiben Sie da unten in der Tiefe!" —

Da aber Zinnober ſtill blieb, ſah der Kammerdiener wohl die Gefahr ein, in der die Excellenz ſchwebte und daß es an der Zeit ſey, allen Reſpekt bei Seite zu ſetzen. Er packte den Zinnober bei den Beinchen — zog ihn heraus! — Ach todt — todt war die kleine Excellenz! Der Kammerdiener brach aus in lautes Jammern; der Jäger, die Dienerſchaft eilte herbei, man rannte nach dem Leibarzt des Fürſten. Indeſſen trocknete der Kammerdiener ſeinen armen unglücklichen Herrn ab mit ſaubern Handtüchern, legte ihn in's Bette, bedeckte ihn mit ſeidenen Kiſſen, ſo daß nur das kleine verſchrumpfte Geſichtchen ſichtbar blieb.

Hinein trat nun das Fräulein von Roſenſchön. Sie hatte erſt, der Himmel weiß auf welche Art, das Volk beruhigt. Nun ſchritt ſie zu auf den entſeelten Zinnober, ihr folgte die alte Lieſe, des kleinen Zaches leibliche Mutter. — Zinnober ſah in der That hübſcher aus im Tode, als er jemals in ſeinem ganzen Leben ausgeſehen. Die kleinen Aeugelein waren geſchloſſen, das Näschen ſehr weiß, der Mund zum ſanften Lächeln ein wenig verzogen, aber vor allen Dingen wallte das dunkelbraune Haar in den ſchönſten Locken herab. Ueber das Haupt hin ſtrich das Fräulein dem Kleinen, und in dem Augenblick blitzte in mattem Schimmer ein rother Streif hervor.

„Ha, rief das Fräulein, indem ihr die Augen vor Freude glänzten, ha, Prosper Alpanus! — hoher Meiſter, du hältſt Wort! — Verbüßt iſt ſein Verhängniß und mit ihm alle Schmach!"

„Ach, ſprach die alte Lieſe, ach du lieber Gott, das iſt ja doch wohl nicht mein kleiner Zaches, ſo hübſch hat der niemals ausgeſehen. Da bin ich doch nun ganz umſonſt nach der Stadt gegangen und Ihr habt mir gar nicht gut gerathen, mein gnädiges Fräulein!" —

„Murrt nur nicht, Alte, erwiederte das Fräulein, hättet Ihr nur meinen Rath ordentlich befolgt, und wäret Ihr nicht früher, als ich hier war, in dies Haus gedrungen, Alles ſtünde für Euch beſſer. — Ich wiederhole es, der Kleine, der dort todt im Bette liegt, iſt gewiß und wahrhaftig Euer Sohn, Klein Zaches!"

„Nun, rief die Frau mit leuchtenden Augen, nun wenn die kleine Excellenz dort wirklich mein Kind iſt, ſo erb' ich ja wohl all' die ſchönen Sachen, die hier rings umherſtehen, das ganze Haus mit allem, was drinnen iſt?“

„Nein, ſprach das Fräulein, das iſt nun ganz und gar vorbei. Ihr habt den rechten Augenblick verfehlt, Geld und Gut zu gewinnen. — Euch iſt, ich habe es gleich geſagt, Euch iſt nun einmal Reichthum nicht beſchieden.“ —

„So darf ich, fuhr die Frau fort, indem ihr die Thränen in die Augen traten, ſo darf ich denn nicht wenigſtens mein armes kleines Männlein in die Schürze nehmen und nach Hauſe tragen? — Unſer Herr Pfarrer hat ſo viel hübſche ausgeſtopfte Vögelein und Eichkätzchen, der ſoll mir meinen Klein Zaches ausſtopfen laſſen, und ich will ihn auf meinen Schrank ſtellen, wie er da iſt im rothen Rock mit dem breiten Bande und dem großen Stern auf der Bruſt, zum ewigen Andenken!“ —

„Das iſt, rief das Fräulein beinahe unwillig, das iſt ein ganz einfältiger Gedanke, das geht ganz und gar nicht an!“ —

Da fing das Weib an zu ſchluchzen, zu klagen, zu lamentiren. „Was hab' ich, ſprach ſie, nun davon, daß mein Klein Zaches zu hohen Würden, zu großem Reichthum gelangt iſt! — Wär' er nur bei mir geblieben, hätt' ich ihn nur aufgezogen in meiner Armuth, niemals wär' er in jenes verdammte ſilberne Ding gefallen, er lebte noch, und ich hätt' vielleicht Freude und Segen von ihm gehabt. Trug ich ihn ſo herum in meinem Holzkorb, Mitleiden hätten die Leute gefühlt und mir manches ſchöne Stücklein Geld zugeworfen, aber nun“ —

Es ließen ſich Tritte im Vorſaal vernehmen, das Fräulein trieb die Alte hinaus, mit der Weiſung, ſie ſolle unten vor der Thüre warten, im Wegfahren wolle ſie ihr ein untrügliches Mittel vertrauen, wie ſie all' ihre Noth, all' ihr Elend mit einem Mal enden könne.

Nun trat Roſabelverde noch einmal dicht an den Kleinen heran, und ſprach mit der weichen bebenden Stimme des tiefen Mitleids:

Armer Zaches! — Stiefkind der Natur! — ich hatt' es gut mit dir gemeint! — Wohl mocht' es Thorheit ſeyn, daß ich glaubte, die äußere ſchöne Gabe, womit ich dich beſchenkt, würde hineinſtrahlen in dein Inneres, und eine Stimme erwecken, die dir ſagen müßte, du biſt nicht der, für den man Dich hält, aber ſtrebe doch nur an, es dem gleich zu thun, auf deſſen Fittigen du Lahmer, Unbefiederter dich aufſchwingſt! — Doch keine innere Stimme erwachte. Dein träger todter Geiſt vermochte ſich nicht empor zu richten, du ließeſt nicht nach in deiner Dummheit, Grobheit, Ungeberdigkeit — Ach! — wärſt du nur ein geringes Etwas weniger, ein kleiner ungeſchlachter Rüpel geblieben, du entgingſt dem ſchmachvollen Tode! — Prosper Alpanus hat dafür geſorgt, daß man dich jetzt im Tode wieder dafür hält, was du im Leben durch meine Macht zu ſeyn ſchienſt. Sollt' ich dich vielleicht gar noch wiederſchauen als kleiner Käfer — flinke Maus, oder behende Eichkatze, ſo ſoll es mich freuen! — Schlafe wohl, Klein Zaches! —

Indem Roſabelverde das Zimmer verließ, trat der Leibarzt des Fürſten mit dem Kammerdiener herein.

„Um Gott, rief der Arzt, als er den todten Zinnober erblickte und ſich überzeugte, daß alle Mittel ihn in's Leben zu rufen vergeblich bleiben würden, um Gott, wie iſt das zugegangen, Herr Kammerer?“

„Ach, erwiederte dieſer, ach lieber Herr Doktor, die Rebellion oder die Revolution, es iſt all' eins, wie Sie es nennen wollen, tobte und handtirte draußen auf dem Vorſaale ganz fürchterlich. Se. Excellenz, beſorgt um ihr theures Leben, wollten gewiß in die Toilette hineinflüchten, glitſchten aus und“ —

„So iſt, ſprach der Doktor feierlich und bewegt, ſo iſt er aus Furcht zu ſterben gar geſtorben!“

Die Thür ſprang auf und herein ſtürzte Fürſt Barſanuph mit verbleichtem Antlitz, hinter ihm her ſieben noch bleichere Kammerherren.

„Iſt es wahr, iſt es wahr?“ rief der Fürſt; aber ſo wie er des Kleinen Leichnam erblickte, prallte er zurück und ſprach, die Augen gen Himmel gerichtet, mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes: „O Zinnober!“ — Und die ſieben Kammerherren riefen dem Fürſten nach: „O Zinnober!“ und holten, wie es der Fürſt that, die Schnupftücher aus der Taſche und hielten ſie ſich vor die Augen.

„Welch ein Verluſt, begann nach einer Weile des lautloſen

Jammers der Fürſt, welch ein unerſetzlicher Verluſt für den Staat! — Wo einen Mann finden, der den Orden des grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen mit der Würde trägt, als mein Zinnober! — Leibarzt, und Sie konnten mir den Mann ſterben laſſen! — Sagen Sie — wie ging das zu, wie mochte das geſchehen — was war die Urſache — woran ſtarb der Vortreffliche?" —

Der Leibarzt beſchaute den Kleinen ſehr ſorgſam, befühlte manche Stellen ehemaliger Pulſe, ſtrich das Haupt entlang, räuſperte ſich und begann: „Mein gnädigſter Herr! Sollte ich mich begnügen auf der Oberfläche zu ſchwimmen, ich könnte ſagen, der Miniſter ſey an dem gänzlichen Ausbleiben des Athems geſtorben, dies Ausbleiben des Athems ſey bewirkt durch die Unmöglichkeit Athem zu ſchöpfen, und dieſe Unmöglichkeit wieder nur herbeigeführt durch das Element, durch den Humor, in den der Miniſter ſtürzte. Ich könnte ſagen, der Miniſter ſey auf dieſe Weiſe einen humoriſtiſchen Tod geſtorben, aber fern von mir ſey dieſe Seichtigkeit, fern von mir die Sucht alles aus ſchnöden phyſiſchen Prinzipen erklären zu wollen, was nur im Gebiet des rein Pſychiſchen ſeinen natürlichen unumſtößlichen Grund findet. — Mein gnädigſter Fürſt, frei ſey des Mannes Wort! — Den erſten Keim des Todes fand der Miniſter im Orden der grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen!" —

„Wie, rief der Fürſt, indem er den Leibarzt mit zornglühenden Augen anfunkelte, wie! — was ſprechen Sie? — der Orden des grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen, den der Selige zum Wohl des Staats mit ſo vieler Anmuth, mit ſo vieler Würde trug? — der Urſache ſeines Todes? — Beweiſen Sie mir das, oder — Kammerherren, was ſagt Ihr dazu?"

„Er muß beweiſen, er muß beweiſen, oder" — riefen die ſieben blaſſen Kammerherren, und der Leibarzt fuhr fort:

„Mein beſter gnädigſter Fürſt, ich werd' es beweiſen, alſo kein oder! — Die Sache hängt folgendermaßen zuſammen: Das ſchwere Ordenszeichen am Bande, vorzüglich aber die Knöpfe auf dem Rücken, wirkten nachtheilig auf die Ganglien des Rückgraths. Zu gleicher Zeit verurſachte der Ordensſtern einen Druck auf jenes knotige fadigte Ding zwiſchen dem Dreifuß und der obern Gekröspulsader, das wir das Sonnengeflecht nennen, und das in dem labyrinthiſchen Gewebe der Nervengeflechte prädominirt. Dies dominirende Organ ſteht in der mannigfaltigſten Beziehung mit dem Cerebralſyſtem, und natürlich war der Angriff auf die Ganglien auch dieſem feindlich. Iſt aber nicht die freie Leitung des Cerebralſyſtems die Bedingung des Bewußtſeyns, der Perſönlichkeit, als Ausdruck der vollkommenſten Vereinigung des Ganzen in einem Brennpunkt? Iſt nicht der Lebensprozeß die Thätigkeit in beiden Sphären, in dem Ganglien- und Cerebralſyſtem? — Nun! genug, jener Angriff ſtörte die Funktionen des pſychiſchen Organism. Erſt kamen finſtre Ideen von unerkannten Aufopferungen für den Staat durch das ſchmerzhafte Tragen jenes Ordens u. ſ. w., immer verfänglicher wurde der Zuſtand, bis gänzliche Disharmonie des Ganglien- und Cerebralſyſtems endlich gänzliches Aufhören des Bewußtſeyns, gänzliches Aufgeben der Perſönlichkeit herbeiführte. Dieſen Zuſtand bezeichnen wir aber mit dem Worte Tod! — Ja, gnädigſter Herr! — der Miniſter hatte bereits ſeine Perſönlichkeit aufgegeben, war alſo ſchon mauſetodt, als er hineinſtürzte in jenes verhängnißvolle Gefäß. — So hatte ſein Tod keine phyſiſche, wohl aber eine unermeßlich tiefe pſychiſche Urſache.“ —

„Leibarzt, ſprach der Fürſt unmuthig, Leibarzt, Sie ſchwatzen nun ſchon eine halbe Stunde, und ich will verdammt ſeyn, wenn ich eine Sylbe davon verſtehe. Was wollen Sie mit Ihrem Phyſiſchen und Pſychiſchen?“

„Das phyſiſche Prinzip, nahm der Arzt wieder das Wort, iſt die Bedingung des rein vegetativen Lebens, das pſychiſche bedingt dagegen den menſchlichen Organism, der nur in dem Geiſte, in der Denkkraft das Triebrad der Exiſtenz findet.“

„Noch immer, rief der Fürſt im höchſten Unmuth, noch immer verſtehe ich Sie nicht, Unverſtändlicher!“

„Ich meine, ſprach der Doktor, ich meine, Durchlauchtiger, daß das Phyſiſche ſich blos auf das rein vegetative Leben ohne Denkkraft wie es in Pflanzen ſtattfindet, das Pſychiſche aber auf die Denkkraft bezieht. Da dieſe nun im menſchlichen Organism vorwaltet, ſo muß der Arzt immer bei der Denkkraft, bei dem Geiſt anfangen und den Leib nur als Vaſallen des Geiſtes betrachten, der ſich fügen muß, ſobald der Gebieter es will.“

„Hoho! rief der Fürſt, hoho Leibarzt, laſſen Sie das gut ſeyn! — Kuriren Sie meinen Leib, und laſſen Sie meinen Geiſt ungeſchoren, von dem habe ich noch niemals Inkommoditäten verſpürt. Ueberhaupt, Leibarzt, Sie ſind ein konfuſer Mann, und ſtünde ich hier nicht an der Leiche meines Miniſters und wäre gerührt, ich wüßte was ich thäte! — Nun Kammerherren! vergießen wir noch einige Zähren hier am Katafalk des Verewigten und gehen wir dann zur Tafel.“

Der Fürſt hielt das Schnupftuch vor die Augen und ſchluchzte, die Kammerherren thaten desgleichen, dann ſchritten ſie Alle von dannen.

Vor der Thüre ſtand die alte Lieſe, welche einige Reihen der allerſchönſten goldgelben Zwiebeln über den Arm gehängt hatte, die man nur ſehen konnte. Des Fürſten Blick fiel zufällig auf dieſe Früchte. Er blieb ſtehen, der Schmerz verſchwand aus ſeinem Antlitz, er lächelte mild und gnädig, er ſprach: „Hab' ich doch in meinem Leben keine ſolche ſchöne Zwiebeln geſehen, die müſſen von dem herrlichſten Geſchmack ſeyn. Verkauft Sie die Waare, liebe Frau?“

„O ja, erwiederte Lieſe mit einem tiefen Knix, o ja, gnädigſte Durchlaucht, von dem Verkauf der Zwiebeln nähre ich mich dürftig, ſo gut es gehn will! — Sie ſind ſüß wie purer Honig, belieben Sie, gnädigſter Herr?“

Damit reichte ſie eine Reihe der ſtärkſten glänzendſten Zwiebeln dem Fürſten hin. Der nahm ſie, lächelte, ſchmatzte ein wenig und rief dann: „Kammerherren! geb' mir einer einmal ſein Taſchenmeſſer her.“ Ein Meſſer erhalten, ſchälte der Fürſt nett und ſauber eine Zwiebel ab und koſtete etwas von dem Mark.

„Welch ein Geſchmack, welche Süße, welche Kraft, welches Feuer! rief er, indem ihm die Augen glänzten vor Entzücken, und dabei iſt es mir, als ſäh' ich den verewigten Zinnober vor mir ſtehen, der mir zuwinkte und zulispelte: kaufen Sie — eſſen Sie dieſe Zwiebeln, mein Fürſt — das Wohl des Staats erfordert es!“ — Der Fürſt drückte der alten Lieſe ein paar Goldſtücke in die Hand und die Kammerherren mußten ſämmtliche Reihen Zwiebeln in die Taſchen ſchieben. Noch mehr! — er verordnete, daß Niemand anders die Zwiebellieferung für die fürſtlichen Dejeunee's haben ſollte, als Lieſe. So kam die Mutter des Klein Zaches, ohne gerade reich zu werden, aus aller Noth, aus allem Elend, und gewiß war es wohl, daß ihr ein geheimer Zauber der guten Fee Roſabelverde dazu verhalf.

Das Leichenbegängniß des Miniſters Zinnober war eins der prächtigſten, das man jemals in Kerepes geſehen; der Fürſt, alle Ritter des grüngefleckten Tigers folgten der Leiche in tiefer Trauer. Alle Glocken wurden gezogen, ja ſogar die beiden Böller, die der Fürſt behufs der Feuerwerke mit ſchweren Koſten angeſchafft, mehrmals gelöſt. Bürger — Volk — Alles weinte und lamentirte, daß der Staat ſeine beſte Stütze verloren und wohl niemals mehr ein Mann von dem tiefen Verſtande, von der Seelengröße, von der Milde, von dem unermüdlichen Eifer für das allgemeine Wohl, wie Zinnober, an das Ruder der Regierung kommen werde.

In der That blieb auch der Verluſt unerſetzlich; denn niemals fand ſich wieder ein Miniſter, dem der Orden des grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen ſo an den Leib gepaßt haben ſollte, wie dem verewigten unvergeßlichen Zinnober.

Letztes Kapitel.

Wehmüthige Bitten des Autors. — Wie der Profeſſor Moſch Terpin ſich beruhigte und Candida niemals verdrießlich werden konnte. — Wie ein Goldkäfer dem Doktor Prosper Alpanus etwas in's Ohr ſummte, dieſer Abſchied nahm und Balthaſar eine glückliche Ehe führte.

Es iſt nun an dem, daß der, der für Dich, geliebter Leſer! dieſe Blätter aufſchreibt, von Dir ſcheiden will, und dabei überfällt ihn Wehmuth und Bangen. — Noch Vieles, Vieles wüßte er von den merkwürdigen Thaten des kleinen Zinnober, und er hätte, wie er denn nun überhaupt zu der Geſchichte aus dem Innern heraus unwiderſtehlich angeregt wurde, wahre Luſt daran gehabt, Dir, o mein Leſer, noch das Alles zu erzählen. Doch! — rückblickend auf alle Ereigniſſe, wie ſie in den Neun Kapiteln vorgekommen, fühlt er wohl, daß darin ſchon ſo viel Wunderliches, Tolles, der nüchternen Vernunft Widerſtrebendes enthalten, daß er, noch mehr dergleichen anhäufend, Gefahr laufen müßte, es mit Dir, geliebter Leſer, Deine

Nachſicht mißbrauchend, ganz und gar zu verderben. Er bittet Dich in jener Wehmuth, in jenem Bangen, das plötzlich ſeine Bruſt beengte, als er die Worte: Letztes Kapitel, ſchrieb, Du mögeſt mit recht heitrem unbefangenem Gemüth es Dir gefallen laſſen, die ſeltſamen Geſtaltungen zu betrachten, ja Dich mit ihnen zu befreunden, die der Dichter der Eingebung des ſpukhaften Geiſtes, Phantaſus geheißen, verdankt, und deſſen bizarrem launiſchem Weſen er ſich vielleicht zu ſehr überließ. — Schmolle deshalb nicht mit beiden, mit dem Dichter und mit dem launiſchen Geiſte! — Haſt Du, geliebter Leſer! hin und wieder über manches recht im Innern gelächelt, ſo warſt Du in der Stimmung, wie ſie der Schreiber dieſer Blätter wünſchte, und dann, ſo glaubt er, wirſt Du ihm wohl Vieles zu gute halten! —

Eigentlich hätte die Geſchichte mit dem tragiſchen Tode des kleinen Zinnober ſchließen können. Doch, iſt es nicht anmuthiger, wenn ſtatt eines traurigen Leichenbegängniſſes, eine fröhliche Hochzeit am Ende ſteht?

So werde denn noch kürzlich der holden Candida und des glücklichen Balthaſar gedacht. —

Der Profeſſor Moſch Terpin war ſonſt ein aufgeklärter, welterfahrner Mann, der dem weiſen Spruch: Nil admirari, gemäß ſich ſeit vielen vielen Jahren über nichts in der Welt zu verwundern pflegte. Aber jetzt geſchah es, daß er, all' ſeine Weisheit aufgebend, ſich immer fort und fort verwundern mußte, ſo daß er zuletzt klagte, wie er nicht mehr wiſſe, ob er wirklich der Profeſſor Moſch Terpin ſey, der ehemals die natürlichen Angelegenheiten im Staate dirigirt, und ob er noch wirklich, Kopf in die Höhe, auf ſeinen lieben Füßen einherſpaziere.

Zuerſt verwunderte er ſich, als Balthaſar ihm den Doktor Prosper Alpanus als ſeinen Oheim vorſtellte und dieſer ihm die Schenkungsurkunde vorwies, vermöge der Balthaſar Beſitzer des eine Stunde von Kerepes entfernten Landhauſes nebſt Waldung, Aecker und Wieſen wurde; als er in dem Inventario, kaum ſeinen Augen trauend, köſtliche Geräthſchaften, ja Gold- und Silberbarren erwähnt gewahrte, deren Werth den Reichthum der fürſtlichen Schatzkammer bei weitem überſtieg. Dann verwunderte er ſich, als er den prächtigen Sarg, in dem Zinnober lag, durch Balthaſars Lorgnette anſchaute, und es ihm auf einmal war, als habe es nie einen Miniſter Zinnober, ſondern nur einen kleinen ungeſchlachten ungeberdigen Knirps gegeben, den man fälſchlicher Weiſe für einen verſtändigen, weiſen Miniſter Zinnober gehalten.

Bis auf den höchſten Grad ſtieg aber Moſch Terpins Verwunderung, als Prosper Alpanus ihn im Landhauſe umherführte, ihm ſeine Bibliothek und andere ſehr wunderbare Dinge zeigte, ja ſelbſt einige ſehr anmuthige Experimente machte mit ſeltſamen Pflanzen und Thieren.

Dem Profeſſor ging der Gedanke auf, es ſey wohl mit ſeinem Naturforſchen ganz und gar nichts, und er ſäße in einer herrlichen bunten Zauberwelt wie in einem Ei eingeſchloſſen. Dieſer Gedanke beunruhigte ihn ſo ſehr, daß er zuletzt klagte und weinte wie ein Kind. Balthaſar führte ihn ſofort in den geräumigen Weinkeller, in dem er glänzende Fäſſer und blinkende Flaſchen erblickte. Beſſer als in dem fürſtlichen Weinkeller, meinte Balthaſar, könne er hier ſtudiren, und in dem ſchönen Park die Natur hinlänglich erforſchen. Hierauf beruhigte ſich der Profeſſor.

Balthaſars Hochzeit wurde auf dem Landhauſe gefeiert. Er — die Freunde Fabian — Pulcher — Alle erſtaunten über Candida's hohe Schönheit, über den zauberiſchen Reiz, der in ihrem Anzuge, in ihrem ganzen Weſen lag. — Es war auch wirklich ein Zauber, der ſie umfloß, denn die Fee Roſabelverde, die allen Groll vergeſſend der Hochzeit als Stiftsfräulein von Roſenſchön beiwohnte, hatte ſie ſelbſt gekleidet und mit den ſchönſten herrlichſten Roſen geſchmückt. Nun weiß man aber wohl, daß der Anzug gut ſtehen muß, wenn eine Fee dabei Hand anlegt. Außerdem hatte Roſabelverde der holden Braut einen prächtig funkelnden Halsſchmuck verehrt, der eine magiſche Wirkung dahin äußerte, daß ſie, hatte ſie ihn umgethan, niemals über Kleinigkeiten, über ein ſchlecht geneſteltes Band, über einen mißrathenen Haarſchmuck, über einen Fleck in der Wäſche oder ſonſt verdrießlich werden konnte. Dieſe Eigenſchaft, die ihr der Halsſchmuck gab, verbreitete eine beſondere Anmuth und Heiterkeit auf ihrem ganzen Antlitz.

Das Brautpaar ſtand im höchſten Himmel der Wonne, und — ſo herrlich wirkte der geheime weiſe Zauber Alpans — hatte doch noch Blick und Wort für die Herzensfreunde, welche verſammelt.

Proſper Alpanus und Roſabelverde, beide ſorgten dafür, daß die ſchönſten Wunder den Hochzeitstag verherrlichten. Ueberall tönten aus Büſchen und Bäumen ſüße Liebeslaute, während ſich ſchimmernde Tafeln erhoben mit den herrlichſten Speiſen, mit Kryſtallflaſchen belaſtet, aus denen der edelſte Wein ſtrömte, welcher Lebensglut durch alle Adern der Gäſte goß.

Die Nacht war eingebrochen, da ſpannen ſich feuerflammende Regenbogen über den ganzen Park, und man ſah ſchimmernde Vögel und Inſekten, die ſich auf und ab ſchwangen, und wenn ſie die Flügel ſchüttelten, ſtäubten Millionen Funken hervor, die in ewigem Wechſel allerlei holde Geſtalten bildeten, welche in der Luft tanzten und gaukelten und im Gebüſch verſchwanden. Und dabei tönte ſtärker die Muſik des Waldes, und der Nachtwind ſtrich daher, geheimnißvoll ſäuſelnd und ſüße Düfte aushauchend.

Balthaſar, Candida, die Freunde erkannten den mächtigen Zauber Alpans, aber Moſch Terpin, halb berauſcht, lachte laut, und meinte, hinter allem ſtecke niemand anders, als der Teufelskerl, der Operndekorateur und Feuerwerker des Fürſten.

Schneidende Glockentöne erhallten. Ein glänzender Goldkäfer ſchwang ſich herab, ſetzte ſich auf Proſper Alpanus Schulter und ſchien ihm leiſe etwas in's Ohr zu ſumſen.

Proſper Alpanus erhob ſich von ſeinem Sitz und ſprach ernſt und feierlich: „Geliebter Balthaſar — holde Candida — meine Freunde! — Es iſt nun an der Zeit — Lothos ruft — ich muß ſcheiden.“ —

Darauf nahte er ſich dem Brautpaar und ſprach leiſe mit ihnen. Beide, Balthaſar und Candida, waren ſehr gerührt, Proſper ſchien ihnen allerlei gute Lehren zu geben, er umarmte beide mit Inbrunſt.

Dann wandte er ſich an das Fräulein von Roſenſchön und ſprach ebenfalls leiſe mit ihr — wahrſcheinlich gab ſie ihm Aufträge in Zauber- und Feen-Angelegenheiten, die er willig übernahm.

Indeſſen hatte ſich ein kleiner kryſtallner Wagen, mit zwei ſchimmernden Libellen beſpannt, die der Silberfaſan führte, aus den Lüften herabgeſenkt.

„Lebt wohl — lebt wohl!“ rief Proſper Alpanus, ſtieg in den Wagen und ſchwebte empor über die flammenden Regenbogen hinweg, bis ſein Fuhrwerk zuletzt in den höchſten Lüften erſchien wie ein kleiner funkelnder Stern, der ſich endlich hinter den Wolken verbarg.

„Schöne Mongolfiere“, ſchnarchte Moſch Terpin, und verſank von der Kraft des Weines übermannt in tiefen Schlaf.

— Balthaſar, der Lehren des Prosper Alpanus eingedenk, den Beſitz des wunderbaren Landhauſes wohl nutzend, wurde in der That ein guter Dichter, und da die übrigen Eigenſchaften, die Prosper Rückſichts der holden Candida an dem Beſitzthum gerühmt, ſich ganz und gar bewährten, Candida auch niemals den Halsſchmuck, den ihr das Stiftsfräulein von Roſenſchön als Hochzeitsgabe beſcheert, ablegte, ſo konnt' es nicht fehlen, daß Balthaſar die glücklichſte Ehe in aller Wonne und Herrlichkeit führte, wie ſie nur jemals ein Dichter mit einer hübſchen jungen Frau geführt haben mag —

So hat aber das Märchen von Klein Zaches genannt Zinnober nun wirklich ganz und gar ein fröhliches

Ende.

Prinzeſſin Brambilla.

Ein
Capriccio nach Jakob Callot
von
E. T. A. Hoffmann.

Mit 8 Kupfern nach Callotſchen Originalblättern.

Vorwort*)

Das Märchen Klein-Zaches, genannt Zinnober (Berlin bey F. Dümmler, 1819), enthält nichts weiter, als die loſe, lockre Ausführung einer ſcherzhaften Idee. Nicht wenig erſtaunte indeſſen der Autor, als er auf eine Recenſion ſtieß, in der dieſer zu augenblicklicher Beluſtigung ohne allen weitern Anſpruch leicht hingeworfene Scherz, mit ernſthafter wichtiger Miene zergliedert und ſorgfältig jeder Quelle erwähnt wurde, aus der der Autor geſchöpft haben ſollte. Letzteres war ihm freilich in ſo fern angenehm, als er dadurch Anlaß erhielt, jene Quellen ſelbſt aufzuſuchen und ſein Wiſſen zu bereichern. — Um nun jedem Mißverſtändniß vorzubeugen, erklärt der Herausgeber dieſer Blätter im Voraus, daß eben ſo wenig, wie Klein-Zaches, die Prinzeſſin Brambilla ein Buch iſt für Leute, die alles gern ernſt und wichtig nehmen. Den geneigten Leſer, der etwa willig und bereit ſeyn ſollte, auf einige Stunden dem Ernſt zu entſagen und ſich dem kecken launiſchen Spiel eines vielleicht manchmal zu frechen Spukgeiſtes zu überlaſſen, bittet aber der Herausgeber demüthiglich, doch ja die Baſis des Ganzen, nämlich Callot's phantaſtiſch karrikirte Blätter nicht aus dem Auge zu verlieren und auch daran zu denken, was der Muſiker etwa von einem Capriccio verlangen mag.

Wagt es der Herausgeber an jenen Ausſpruch Carlo Gozzi's (in der Vorrede zum Rè de' geni) zu erinnern, nach welchem ein ganzes Arſenal von Ungereimtheiten und Spukereien nicht hinreicht, dem Märchen Seele zu ſchaffen, die es erſt durch den tiefen Grund, durch die aus irgend einer philoſophiſchen Anſicht des Lebens geſchöpfte Hauptidee erhält, ſo möge das nur darauf hindeuten, was er gewollt, nicht was ihm gelungen.

---

*) Prinzeſſin Brambilla ꝛc. erſchien im Verlag von J. Max in Breslau, 1821.

Berlin im September 1820.

Erſtes Kapitel.

Zauberiſche Wirkungen eines reichen Kleides auf eine junge Putzmacherin. — Definition des Schauſpielers, der Liebhaber darſtellt. — Von der Smorfia italiſcher Mädchen. — Wie ein kleiner ehrwürdiger Mann in einer Tulpe ſitzend den Wiſſenſchaften obliegt und anſtändige Damen zwiſchen Maulthier-Ohren Filet machen. — Der Marktſchreier Celionati und der Zahn des aſſyriſchen Prinzen. — Himmelblau und Roſa. — Pantalon und die Weinflaſche mit wunderbarem Inhalt. —

Die Dämmerung brach ein, es läutete in den Klöſtern zum Ave: da warf das holde hübſche Kind, Giacinta Soardi geheißen, das reiche Frauenkleid von rothem ſchweren Atlas, an deſſen Beſatz ſie ämſig gearbeitet, bei Seite und ſchaute aus dem hohen Fenſter unmuthig hinab, in die enge, öde, menſchenleere Gaſſe.

Die alte Beatrice räumte indeſſen die bunten Maskenanzüge jeder Art, die in dem kleinen Stübchen auf Tiſchen und Stühlen umherlagen, ſorglich zuſammen und hängte ſie der Reihe nach auf. Beide Arme in die Seiten geſtemmt, ſtellte ſie ſich dann hin vor den offenen Schrank und ſprach ſchmunzelnd: „In der That, Giacinta, wir ſind diesmal fleißig geweſen; mich dünkt, ich ſehe die halbe luſtige Welt des Corſo hier vor Augen. — Aber auch noch niemals hat Meiſter Bescapi bei uns ſolch' reiche Beſtellungen gemacht. — Nun, er weiß, daß unſer ſchönes Rom dieſes Jahr wieder recht aufglänzen wird, in aller Luſt, Pracht und Herrlichkeit. Gieb Acht, Giacinta, wie der Jubel morgen, an dem erſten Tage unſers Carnevals, ſich erheben wird! Und morgen — morgen ſchüttet uns Meiſter Bescapi eine ganze Hand voll Ducaten in den Schooß — Gieb Acht, Giacinta! Aber was iſt dir, Kind? du hängſt den Kopf, du biſt verdrießlich — mürriſch? und morgen iſt Carneval!“

Giacinta hatte ſich in den Arbeitsſeſſel geſetzt und ſtarrte, den Kopf in die Hand geſtützt, zum Boden nieder, ohne auf die Worte der Alten zu achten. Als dieſe aber gar nicht aufhörte, von der bevorſtehenden Luſt des Carnevals zu ſchwatzen, da begann ſie: „Schweigt doch nur, Alte, ſchweigt doch nur von einer Zeit, die für andere luſtig genug ſeyn mag, mir aber nichts bringt als Verdruß und Langeweile. Was hilft mir mein Arbeiten bei Tag und Nacht? was helfen uns Meiſter Bescapi's Ducaten? — Sind wir nicht bitterarm? müſſen wir nicht ſorgen, daß der Verdienſt dieſer Tage verhalte, das ganze Jahr hindurch uns kümmerlich genug zu ernähren? was bleibt uns übrig für unſer Vergnügen?"

„Was hat, erwiederte die Alte, was hat unſere Armuth mit dem Carneval zu ſchaffen? Sind wir nicht voriges Jahr umhergelaufen vom Morgen bis in die ſpäte Nacht, und ſah ich nicht fein aus und ſtattlich als Dottore? — Und ich hatte dich am Arm und du warſt allerliebſt als Gärtnermädchen — hihi! und die ſchönſten Masken liefen dir nach und ſprachen zu dir mit zuckerſüßen Worten. Nun, war das nicht luſtig? Und was hält uns ab, dieſes Jahr daſſelbe zu unternehmen? Meinen Dottore darf ich nur gehörig ausbürſten, dann verſchwinden wohl alle Spuren der böſen Confetti, mit denen er beworfen und deine Gärtnerin hängt auch noch da. Ein paar neue Bänder, ein paar friſche Blumen — was bedarf es mehr für Euch, um hübſch und ſchmuck zu ſeyn?" — „Was ſprecht Ihr, rief Giacinta, was ſprecht Ihr, Alte? — In den armſeligen Lumpen ſollt' ich mich hinauswagen? — Nein! — ein ſchönes ſpaniſches Kleid, das ſich eng an den Leib ſchließt und dann hinabwallt in reichen dicken Falten, weite geſchlitzte Aermel, aus denen herrliche Spitzen hervorbauſchen — ein Hütlein mit keck wehenden Federn, ein Gürtel, ein Halsband von ſtrahlenden Diamanten — ſo möchte Giacinta hinaus in den Corſo und ſich niederlaſſen vor dem Palaſt Ruſponi. — Wie die Cavaliere ſich herandrängen würden — wer iſt dieſe Dame? — Gewiß eine Gräfin — eine Prinzeſſin, und ſelbſt Pulcinello würde ergriffen von Ehrfurcht und vergäße ſeine tollſten Neckereien!" — „Ich höre," nahm die Alte das Wort „ich höre Euch zu, mit großer Verwunderung. Sagt, ſeit wann iſt denn ſolch ein verwünſchter Hochmuthsteufel in Euch gefahren? — Nun, wenn Euch denn der Sinn ſo gar hoch ſteht, daß Ihr es

Gräfinnen, Prinzeſſinnen nachthun wollt, ſo ſeyd ſo gut und ſchafft Euch einen Liebhaber an, der um Eurer ſchönen Augen willen tapfer in den Fortunatusſäckel zu greifen vermag und jagt den Signor Giglio fort, den Habenichts, der, geſchieht es ihm, daß er ein paar Ducaten in der Taſche verſpürt, alles vertrödelt in wohlriechenden Pomaden und Näſchereien und der mir noch zwei Paoli ſchuldig iſt für den neugewaſchenen Spitzenkragen.“ —

Während dieſer Reden hatte die Alte die Lampe in Ordnung gebracht und angezündet. Als nun der helle Schein Giacinten in's Geſicht fiel, gewahrte die Alte, daß ihr die bittren Thränen aus den Augen perlten: „Giacinta,“ rief die Alte, „um alle Heiligen, Giacinta, was iſt dir, was haſt du? — Ei Kind, ſo böſe habe ich es ja gar nicht gemeint. Sey nur ruhig, arbeite nicht ſo ämſig; das Kleid wird ja doch wohl noch fertig zur beſtimmten Zeit.“ — „Ach,“ ſprach Giacinta, ohne von der Arbeit, die ſie wieder begonnen, aufzuſehen, „ach eben das Kleid, das böſe Kleid iſt es, glaub' ich, das mich erfüllt hat mit allerlei thörichten Gedanken. Sagt, Alte, habt Ihr wohl in Eurem ganzen Leben ein Kleid geſehen, das dieſem an Schönheit und Pracht zu vergleichen iſt? Meiſter Bescapi hat ſich in der That ſelbſt übertroffen; ein beſonderer Geiſt waltete über ihn, als er dieſen herrlichen Atlas zuſchnitt. Und dann die prächtigen Spitzen, die glänzenden Treſſen, die koſtbaren Steine, die er zum Beſatz uns anvertraut hat. Um alle Welt möcht' ich wiſſen, wer die Glückliche iſt, die ſich mit dieſem Götterkleide ſchmücken wird.“ „Was,“ fiel die Alte dem Mädchen in's Wort, „was kümmert uns das? wir machen die Arbeit und erhalten unſer Geld. Aber wahr iſt es, Meiſter Bescapi that ſo geheimnißvoll, ſo ſeltſam — Nun, eine Prinzeſſin muß es wenigſtens ſeyn, die dieſes Kleid trägt, und bin ich auch ſonſt eben nicht neugierig, ſo wär' mir's doch lieb, wenn Meiſter Bescapi mir den Namen ſagte und ich werde ihm morgen ſchon ſo lange zuſetzen, bis er's thut.“ „Ach nein, nein,“ rief Giacinta, „ich will es gar nicht wiſſen, ich will mir lieber einbilden, keine Sterbliche werde jemals dies Kleid anlegen, ſondern ich arbeite an einem geheimnißvollen Feenſchmuck. Mir iſt wahrhaftig ſchon, als guckten mich aus den glänzenden Steinen allerlei kleine Geiſterchen lächelnd an und liſpelten mir zu: Nähe — nähe friſch für unſere ſchöne Königin, wir helfen dir — wir helfen dir! — Und wenn ich ſo die Spitzen und Treſſen in einander ſchlinge, dann dünkt es mich, als hüpften kleine liebliche Elflein mit goldgeharniſchten Gnomen durch einander und — O weh!" — So ſchrie Giacinta auf; eben den Buſenſtreif nähend, hatte ſie ſich heftig in den Finger geſtochen, daß das Blut wie aus einem Springquell hervorſpritzte. „Hilf Himmel, ſchrie die Alte, hilf Himmel, das ſchöne Kleid!" nahm die Lampe, leuchtete nahe hin, und reichliche Tropfen Oels floſſen über. „Hilf Himmel, das ſchöne Kleid!" rief Giacinta, halb ohnmächtig vor Schreck. Unerachtet es aber gewiß, daß beides, Blut und Oel, ſich auf das Kleid ergoſſen, ſo konnte doch weder die Alte, noch Giacinta auch nur die mindeſte Spur eines Flecks entdecken. Nun nähte Giacinta flugs weiter, bis ſie mit einem freudigen: Fertig — fertig! aufſprang und das Kleid hoch in die Höhe hielt.

„Ei wie ſchön," rief die Alte, „ei wie herrlich — wie prächtig! — Nein, Giacinta, nie haben deine lieben Händchen ſo etwas gefertigt — Und weißt du wohl, Giacinta, daß es mir ſcheint, als ſey das Kleid ganz und gar nach deinem Wuchſe geſchnitten, als habe Meiſter Bescapi niemandem anders als dir ſelbſt das Maaß dazu genommen?" „Warum nicht gar?" erwiederte Giacinta über und über erröthend, „du träumſt, Alte; bin ich denn ſo groß und ſchlank, wie die Dame, für welche das Kleid beſtimmt ſeyn muß? — Nimm es hin, nimm es hin, verwahre es ſorglich bis morgen! Gebe der Himmel, daß beim Tageslicht kein böſer Fleck zu entdecken! — Was würden wir Aermſte nur anfangen? — Nehmt es hin!" — Die Alte zögerte.

„Freilich," ſprach Giacinta, das Kleid betrachtend, weiter, „freilich, bei der Arbeit iſt mir manchmal es ſo vorgekommen, als müſſe mir das Kleid paſſen. In der Taille möcht' ich ſchlank genug ſeyn, und was die Länge betrifft" — „Giacinina," rief die Alte mit leuchtenden Augen, „Giacinina, du erräthſt meine Gedanken, ich die deinigen — Mag das Kleid anlegen, wer da will, Prinzeſſin, Königin, Fee, gleichviel, meine Giacinina muß ſich zuerſt darin putzen" — „Nimmermehr," ſprach Giacinta; aber die Alte nahm ihr das Kleid aus den Händen, hängte es ſorglich über den Lehnſtuhl und begann des Mädchens Haar loszuflechten, das ſie dann gar zierlich aufzuneſteln wußte; dann holte ſie das mit Blumen und Federn geſchmückte Hütchen, das ſie auf Bescapi's Geheiß zu dem Anzuge aufputzen müſſen, aus dem Schranke und befeſtigte es in Giacinta's kaſtanienbraunen Locken. — „Kind, wie dir ſchon das Hütchen allerliebſt ſteht! Aber nun herunter mit dem Jäckchen!“ So rief die Alte und begann Giacinta zu entkleiden, die in holder Verſchämtheit nicht mehr zu widerſprechen vermochte.

„Hm,“ murmelte die Alte, „dieſer ſanft gewölbte Nacken, dieſer Lilienbuſen, dieſe Alabaſter-Arme, die Mediceerin hat ſie nicht ſchöner geformt, Giulio Romano ſie nicht herrlicher gemalt — Möcht' doch wiſſen, welche Prinzeſſin nicht mein ſüßes Kind darum beneiden würde!“ — Als ſie aber nun dem Mädchen das prächtige Kleid anlegte, war es, als ſtänden ihr unſichtbare Geiſter bei. Alles fügte und ſchickte ſich, jede Nadel ſaß im Augenblick recht, jede Falte legte ſich wie von ſelbſt, es war nicht möglich zu glauben, daß das Kleid für jemanden anders gemacht ſeyn könnte, als eben für Giacinta.

„O all ihr Heiligen,“ rief die Alte, als Giacinta nun ſo prächtig geputzt vor ihr ſtand, „o all ihr Heiligen, du biſt wohl gar nicht meine Giacinta — ach — ach — wie ſchön ſeyd Ihr, meine gnädigſte Prinzeſſin! — Aber warte — warte! hell muß es ſeyn, ganz hell muß es ſeyn im Stübchen!“ — Und damit holte die Alte alle geweihte Kerzen herbei, die ſie von den Marienfeſten erſpart, und zündete ſie an, ſo daß Giacinta daſtand von ſtrahlendem Glanz umfloſſen.

Das Erſtaunen über Giacinta's hohe Schönheit und noch mehr über die anmuthige und dabei vornehme Weiſe, womit ſie in der Stube auf und ab ſchritt, ſchlug die Alte die Hände zuſammen und rief: „O wenn Euch doch nur jemand, wenn Euch doch nur der ganze Corſo ſchauen könnte!“

In dem Augenblick ſprang die Thüre auf, Giacinta floh mit einem Schrei an's Fenſter, zwei Schritte in's Zimmer hineingetreten blieb ein junger Menſch an den Boden gewurzelt ſtehen, wie zur Bildſäule erſtarrt.

Du kannſt, vielgeliebter Leſer, den jungen Menſchen, während er ſo laut- und regungslos daſteht, mit Muße betrachten. Du wirſt finden, daß er kaum vier bis fünf und zwanzig Jahre alt ſeyn kann und dabei von ganz artigem hübſchen Anſehen iſt. Seltſam ſcheint wohl deshalb ſein Anzug zu nennen, weil jedes Stück deſſelben an Farbe und Schnitt nicht zu tadeln iſt, das Ganze aber durchaus nicht zuſammenpaſſen will, ſondern ein grell abſtechendes Farbenſpiel darbietet. Dabei wird, unerachtet alles ſauber gehalten, doch eine gewiſſe Armſeligkeit ſichtbar; man merkt's der Spitzen-Krauſe an, daß zum Wechſeln nur noch eine vorhanden, und den Federn, womit der ſchief auf den Kopf gedrückte Hut phantaſtiſch geſchmückt, daß ſie mühſam mit Draht und Nadel zuſammengehalten. Du gewahrſt es wohl, geneigter Leſer, der junge alſo gekleidete Menſch kann nichts anders ſeyn, als ein etwas eitler Schauſpieler, deſſen Verdienſte eben nicht zu hoch angeſchlagen werden; und das iſt er auch wirklich. Mit einem Wort — es iſt derſelbe Giglio Fava, der der alten Beatrice noch zwei Paoli für einen gewaſchenen Spitzen-Kragen ſchuldet.

„Ha! was ſeh' ich?“ begann Giglio Fava endlich ſo emphatiſch, als ſtände er auf dem Theater Argentina, „ha! was ſeh' ich — iſt es ein Traum, der mich von neuem täuſcht? — Nein! ſie iſt es ſelbſt, die Göttliche — ich darf es wagen ſie anzureden mit kühnen Liebesworten! — Prinzeſſin — o Prinzeſſin!“ — „Sey kein Thor,“ rief Giacinta, ſich raſch umwendend, „und ſpare die Poſſen auf für die folgenden Tage!“ —

„Weiß ich denn nicht,“ erwiederte Giglio, nachdem er Athem geſchöpft mit erzwungenem Lächeln, „weiß ich denn nicht, daß Du es biſt, meine holde Giacinta, aber ſage, was bedeutet dieſer prächtige Anzug? — In der That, noch nie biſt du mir ſo reizend erſchienen, ich möchte dich nie anders ſehen.“

„So?“ ſprach Giacinta erzürnt; „alſo meinem Atlaskleide, meinem Federhütchen gilt deine Liebe?“ — Und damit entſchlüpfte ſie ſchnell in das Nebenſtübchen und trat bald darauf alles Schmucks entledigt in ihren gewöhnlichen Kleidern wieder herein. Die Alte hatte indeſſen die Kerzen ausgelöſcht und den vorwitzigen Giglio tüchtig herunter geſcholten, daß er die Freude, die Giacinta an dem Kleide gehabt, das für irgend eine vornehme Dame beſtimmt, ſo verſtört und noch dazu ungalant genug zu verſtehen gegeben, daß ſolcher Prunk Giacinta's Reize zu erhöhen und ſie liebenswürdiger als ſonſt, erſcheinen zu laſſen vermöge. Giacinta ſtimmte in dieſe Lektion tüchtig ein, bis der arme Giglio ganz Demuth und Reue endlich ſo viel Ruhe errang, um wenigſtens mit der Verſicherung gehört zu werden, daß ſeinem Erſtaunen ein ſeltſames Zuſammentreffen ganz beſonderer Umſtände zum Grunde gelegen. „Laß dir's erzählen,“

begann er, „laß dir's erzählen, mein holdes Kind, mein ſüßes Leben, welch ein wunderbarlicher Traum mir geſtern Nachts aufging, als ich ganz müde und ermattet von der Rolle des Prinzen Taer, den ich, du weißt es, eben ſo wie Alles, über alle Maßen vortrefflich ſpiele, mich auf mein Lager geworfen. Mich dünkte, ich ſey noch auf der Bühne und zankte ſehr mit dem ſchmutzigen Geizhals von Impreſſario, der mir ein paar lumpigte Ducaten Vorſchuß hartnäckig verweigerte. Er überhäufte mich mit allerlei dummen Vorwürfen; da wollte ich, um mich beſſer zu vertheidigen, einen ſchönen Geſtus machen, meine Hand traf aber unverſehens des Impreſſario rechte Wange, ſo daß dabei Klang und Melodie einer derben Ohrfeige herauskam; der Impreſſario ging ohne weiteres mit einem großen Meſſer auf mich los, ich wich zurück und dabei fiel meine ſchöne Prinzen-Mütze, die du ſelbſt, mein ſüßes Hoffen, ſo artig mit den ſchönſten Federn ſchmückteſt, die jemals einem Strauß entrupft, zu Boden. In voller Wuth warf ſich der Unmenſch, der Barbar über ſie her und durchſtach die Aermſte mit dem Meſſer, daß ſie ſich im qualvollen Sterben winſelnd zu meinen Füßen krümmte. — Ich wollte — mußte die Unglückliche rächen. Den Mantel über den linken Arm geworfen, das fürſtliche Schwert gezückt, drang ich ein auf den ruchloſen Mörder. Der floh aber ſchnell in ein Haus und drückte vom Balkon herunter Truffaldino's Flinte auf mich ab. Seltſam war es, daß der Blitz des Feuergewehrs ſtehen blieb und mich anſtrahlte wie funkelnde Diamanten. Und ſo wie ſich mehr und mehr der Dampf verlor, gewahrte ich wohl, daß das, was ich für den Blitz von Truffaldino's Flinte gehalten, nichts anders war, als der köſtliche Schmuck am Hütlein einer Dame. — O all' ihr Götter! ihr ſeligen Himmel allesammt! eine ſüße Stimme ſprach — nein! ſang — nein! hauchte Liebesduft in Klang und Ton — „O Giglio — mein Giglio!“ — Und ich ſchaute ein Weſen in ſolch göttlichem Liebreiz, in ſolch hoher Anmuth, daß der ſengende Scirocco inbrünſtiger Liebe mir durch alle Adern und Nerven fuhr und der Glutſtrom erſtarrte zur Lava, die dem Vulkan des aufflammenden Herzens entquollen — „Ich bin,“ ſprach die Göttin ſich mir nahend, „ich bin die Prinzeſſin“ — „Wie?“ unterbrach Giacinta den Verzückten grimmig, „wie? du unterſtehſt dich von einer andern zu träumen, als von mir? du unterſtehſt dich in Liebe zu kommen, ein dummes einfältiges Traumbild ſchauend, das aus

Truffaldinos Flinte geſchoſſen?“ — Und nun regnete es Vorwürfe und Klagen und Scheltworte und Verwünſchungen, und alles Betheuern und alles Verſichern des armen Giglio, daß die Traumprinzeſſin gerade ſo gekleidet geweſen, wie er eben ſeine Giacinta getroffen, wollte ganz und gar nichts helfen. Selbſt die alte Beatrice, ſonſt eben nicht geneigt, des Signor Habenichts, wie ſie den Giglio nannte, Partie zu nehmen, fühlte ſich von Mitleid durchdrungen und ließ nicht ab von der ſtörriſchen Giacinta, bis ſie dem Geliebten den Traum unter der Bedingung verzieh, daß er niemals mehr ein Wörtlein davon erwähnen ſollte. Die Alte brachte ein gutes Gericht Maccaroni zu Stande und Giglio holte, da, dem Traum entgegen, der Impreſſario ihm wirklich ein paar Ducaten vorgeſchoſſen, eine Tüte Zuckerwerk und eine mit in der That ziemlich trinkbarem Wein gefüllte Phiole aus der Manteltaſche hervor. „Ich ſehe doch, daß du an mich denkſt, guter Giglio,“ ſprach Giacinta, indem ſie eine überzuckerte Frucht in das Mündchen ſteckte. Giglio durfte ihr ſogar den Finger küſſen, den die böſe Nadel verletzt und alle Wonne und Seligkeit kehrte wieder. Tanzt aber einmal der Teufel mit, ſo helfen die artigſten Sprünge nicht. Der böſe Feind ſelbſt war es nämlich wohl, der dem Giglio eingab, nachdem er ein paar Gläſer Wein getrunken, alſo zu reden: „Nicht geglaubt hätt' ich, daß du, mein ſüßes Leben, ſo eiferſüchtig auf mich ſeyn könnteſt. Aber du haſt Recht. Ich bin ganz hübſch von Anſehn, begabt von der Natur mit allerlei angenehmen Talenten; aber mehr als das — ich bin Schauſpieler. Der junge Schauſpieler, welcher ſo wie ich, verliebte Prinzen göttlich ſpielt, mit geziemlichen O und Ach, iſt ein wandelnder Roman, eine Intrigue auf zwei Beinen, ein Liebeslied mit Lippen zum Küſſen, mit Armen zum Umfangen, ein aus dem Einband in's Leben geſprungenes Abentheuer, das der Schönſten vor Augen ſteht, wenn ſie das Buch zugeklappt. Daher kommt es, daß wir unwiderſtehlichen Zauber üben an den armen Weibern, die vernarrt ſind in Alles, was in und an uns iſt, in unſer Gemüth, in unſre Augen, in unſre falſchen Steine, Federn und Bänder. Da gilt nicht Rang, nicht Stand; Wäſchermädchen oder Prinzeſſin — gleichviel! — Nun ſage ich dir, mein holdes Kind, daß, täuſchen mich nicht gewiſſe geheimnißvolle Ahnungen, neckt mich nicht ein böſer Spuk, wirklich das Herz der ſchönſten Prinzeſſin entbrannt iſt in Liebe zu mir. Hat ſich das begeben, oder begiebt es ſich noch, ſo wirſt du, mein ſchönſtes Hoffen, es mir nicht verdenken, wenn ich den Goldſchacht, der ſich mir aufthut, nicht ungenützt laſſe, wenn ich dich ein wenig vernachläſſige, da doch ein armes Ding von Putzmacherin" — Giacinta hatte mit immer ſteigender Aufmerkſamkeit zugehört, war dem Giglio, in deſſen ſchimmernden Augen ſich das Traumbild der Nacht ſpiegelte, immer näher und näher gerückt; jetzt ſprang ſie raſch auf, gab dem beglückten Liebhaber der ſchönſten Prinzeſſin eine ſolche Ohrfeige, daß alle Feuerfunken aus jener verhängnißvollen Flinte Truffaldinos vor ſeinen Augen hüpften, und entſprang ſchnell in die Kammer. Alles fernere Bitten und Flehen half nun nichts mehr. „Geht nur fein nach Hauſe, ſie hat ihre Smorfia und dann iſt's aus," ſprach die Alte und leuchtete dem betrübten Giglio die enge Treppe hinab. — Es muß mit der Smorfia, mit dem ſeltſam launiſchen, etwas ungeſcheuten Weſen junger italiſcher Mädchen eine eigne Bewandtniß haben; denn Kenner verſichern einmüthiglich, daß eben aus dieſem Weſen ſich ein wunderbarer Zauber ſolch unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit entfalte, daß der Gefangene, ſtatt unmuthig die Bande zu zerreißen, ſich noch feſter und feſter darin verſtricke, daß der auf ſchnöde Weiſe abgefertigte Amante, ſtatt ein ewiges Addio zu unternehmen, nur deſto inbrünſtiger ſeufze und flehe, wie es in jenem Volksliedlein heißt: Vien quà, Dorina bella, non far la smorfiosella! — Der, der mit dir, geliebter Leſer, alſo ſpricht, will vermuthen, daß jene Luſt aus Unluſt nur erblühen könne in dem fröhlichen Süden, daß aber ſolch ſchöne Blüthe aus friedlichem Stoff nicht aufzukommen vermöge in unſerm Norden. Wenigſtens an dem Orte, wo er lebt, will er denjenigen Gemüthszuſtand, wie er ihn oft an jungen, eben der Kindheit entronnenen Mädchen bemerkt hat, gar nicht mit jener artigen Smorfioſität vergleichen. Hat ihnen der Himmel angenehme Geſichtszüge verliehen, ſo verzerren ſie dieſelben auf ungeziemliche Weiſe; alles iſt ihnen in der Welt bald zu ſchmal, bald zu breit, kein ſchicklicher Platz für ihr kleines Figürlein hienieden, ſie ertragen lieber die Qual eines zu engen Schuhs, als ein freundliches, oder gar ein geiſtreiches Wort und nehmen es entſetzlich übel, daß ſämmtliche Jünglinge und Männer in dem Weichbilde der Stadt ſterblich in ſie verliebt ſind, welches ſie denn doch wieder meinen, ohne ſich zu ärgern. — Es giebt für dieſen Seelenzuſtand des zarteſten

Geſchlechts keinen Ausdruck. Das Subſtrat der Ungezogenheit, die darin enthalten, reflektirt ſich hohlſpiegelartig bei Knaben in der Zeit, die grobe Schulmeiſter mit dem Wort: Lümmeljahre bezeichnen. — Und doch war es dem armen Giglio ganz und gar nicht zu verdenken, daß er, auf ſeltſame Weiſe geſpannt, auch wachend von Prinzeſſinnen und wunderbaren Abentheuern träumte. — Eben denſelben Tag hatte, als er im Aeußern ſchon halb und halb, im Innern aber ganz und gar Prinz Taer, durch den Corſo wandelte, ſich in der That viel Abentheuerliches ereignet.

Es begab ſich, daß bei der Kirche S. Carlo, gerade da, wo die Straße Condotti den Corſo durchkreuzt, mitten unter den Buden der Wurſtkrämer und Maccaroniköche, der in ganz Rom bekannte Ciarlatano, Signor Celionati geheißen, ſein Gerüſt aufgeſchlagen hatte und dem um ihn her verſammelten Volk tolles Märchenzeug vorſchwatzte, von geflügelten Katzen, ſpringenden Erdmännlein, Alraunwurzeln u. ſ. w. und dabei manches Arkanum verkaufte für troſtloſe Liebe und Zahnſchmerz, für Lotterienieten und Podagra. Da ließ ſich ganz in der Ferne eine ſeltſame Muſik von Zimbeln, Pfeifen und Trommeln hören, und das Volk ſprengte aus einander und ſtrömte, ſtürzte durch den Corſo der Porta del popolo zu, laut ſchreiend: Schaut, ſchaut! — ei iſt denn ſchon der Carneval los? — ſchaut — ſchaut!

Das Volk hatte Recht; denn der Zug, der ſich durch die Porta del popolo langſam den Corſo hinaufbewegte, konnte füglich für nichts anders gehalten werden, als für die ſeltſamſte Maskerade, die man jemals geſehen. Auf zwölf kleinen ſchneeweißen Einhörnern mit goldnen Hufen ſaßen in rothe atlaſne Talare eingehüllte Weſen, die gar artig auf ſilbernen Pfeifen blieſen und Zimbeln und kleine Trommeln ſchlugen. Beinahe nach Art der büßenden Brüder waren in den Talaren nur die Augen ausgeſchnitten und ringsum mit goldnen Treſſen beſetzt, welches ſich wunderlich genug ausnahm. Als der Wind dem einen der kleinen Reiter den Talar etwas aufhob, ſtarrte ein Vogelfuß hervor, deſſen Krallen mit Brillantringen beſteckt waren. Hinter dieſen zwölf anmuthigen Muſikanten zogen zwei mächtige Strauße eine große auf einem Rädergeſtell befeſtigte goldgleißende Tulpe, in der ein kleiner alter Mann ſaß mit langem weißen Bart, in einen Talar von Silberſtoff gekleidet, einen ſilbernen Trichter als

Mütze auf das ehrwürdige Haupt geſtülpt. Der Alte las, eine ungeheure Brille auf der Naſe, ſehr aufmerkſam in einem großen Buche, das er vor ſich aufgeſchlagen. Ihm folgten zwölf reich gekleidete Mohren mit langen Spießen und kurzen Säbeln bewaffnet, die jedesmal, wenn der kleine Alte ein Blatt im Buche umſchlug und dabei ein ſehr feines ſcharf durchdringendes: Kurri — pire — kſi — li — i i i vernehmen ließ, mit gewaltig dröhnenden Stimmen ſangen: Bram — bure — bil — bal — Ala monſa Kikiburra — ſon — ton! Hinter den Mohren ritten auf zwölf Zeltern, deren Farbe reines Silber ſchien, zwölf Geſtalten, beinahe ſo verhüllt wie die Muſikanten, nur daß die Talare auf Silbergrund reich mit Perlen und Diamanten geſtickt und die Arme bis an die Schulter entblößt waren. Die wunderbare Fülle und Schönheit dieſer mit den herrlichſten Armſpangen geſchmückten Arme hätten ſchon verrathen, daß unter den Talaren die ſchönſten Damen verſteckt ſeyn mußten; überdem machte aber auch jede reitend ſehr ämſig Filet, wozu zwiſchen den Ohren der Zelter große Sammtkiſſen befeſtigt waren. Nun folgte eine große Kutſche, die ganz Gold ſchien und von acht der ſchönſten, mit goldnen Schabracken behängten Maulthieren gezogen wurde, welche kleine ſehr artig in bunte Federwämſer gekleidete Pagen an mit Diamanten beſetzten Zügeln führten. Die Thiere wußten mit unbeſchreiblicher Würde die ſtattlichen Ohren zu ſchütteln und dann ließen ſich Töne hören der Harmonika ähnlich, wozu die Thiere ſelbſt, ſo wie die Pagen, die ſie führten, ein paßliches Geſchrei erhoben, welches zuſammenklang auf die anmuthigſte Weiſe. Das Volk drängte ſich heran und wollte in die Kutſche hinein ſchauen, ſah aber nichts, als den Corſo, und ſich ſelbſt; denn die Fenſter waren reine Spiegel. Mancher, der auf dieſe Art ſich ſchaute, glaubte im Augenblick, er ſähe ſelbſt in der prächtigen Kutſche und kam darüber vor Freuden ganz außer ſich, ſo wie es mit dem ganzen Volk geſchah, als es von einem kleinen äußerſt angenehmen Pulcinella, der auf dem Kutſchendeckel ſtand, ungemein artig und verbindlich begrüßt wurde. In dieſem allgemeinen ausgelaſſenſten Jubel wurde kaum mehr das glänzende Gefolge beachtet, das wieder aus Muſikanten, Mohren und Pagen, den erſten gleich gekleidet, beſtand, bei welchen nur noch einige in den zarteſten Farben geſchmackvoll gekleidete Affen befindlich, die mit ſprechender Mimik in den Hinterbeinen tanzten und im Koboldſchießen ihres Gleichen ſuchten.

So zog das Abentheuer den Corſo herab durch die Straßen bis auf den Platz Navona, wo es ſtill ſtand vor dem Palaſt des Prinzen Baſtianello di Piſtoja.

Die Thorflügel des Palaſtes ſprangen auf und plötzlich verſtummte der Jubel des Volks und in der Todtenſtille des tiefſten Erſtaunens ſchaute man das Wunder, das ſich nun begab. Die Marmorſtufen hinauf durch das enge Thor zog alles, Einhörner, Pferde Maulthiere, Kutſche, Strauße, Damen, Mohren, Pagen ohne alle Schwierigkeit hinein und ein tauſendſtimmiges Ah! erfüllte die Lüfte, als das Thor, nachdem die letzten vier und zwanzig Mohren in blanker Reihe hinein geſchritten, ſich mit donnerndem Getöſe ſchloß.

Das Volk, nachdem es lange genug vergebens gegafft und im Palaſt alles ſtill und ruhig blieb, bezeigte nicht üble Luſt, den Aufenthalt des Märchens zu ſtürmen und wurde nur mit Mühe von den Sbirren aus einander getrieben.

Da ſtrömte alles wieder den Corſo herauf. Vor der Kirche S. Carlo ſtand aber noch der verlaſſene Signor Celionati auf ſeinem Gerüſt und ſchrie und tobte entſetzlich: „Dummes Volk — einfältiges Volk! — Leute, was lauft, was rennt ihr in tollem Unverſtand und verlaßt Euern wackern Celionati? — Hier hättet ihr bleiben ſollen und hören aus dem Munde des Weiſeſten, des erfahrenſten Philoſophen und Adepten, was es auf ſich hat mit dem allen, was ihr geſchaut mit aufgeriſſenen Augen und Mäulern, wie thörichtes Knabenvolk! — Aber noch will ich Euch alles verkünden — hört — hört, wer eingezogen iſt in den Palaſt Piſtoja — hört, hört — wer ſich den Staub von den Aermeln klopfen läßt im Palaſt Piſtoja!“ — Dieſe Worte hemmten plötzlich den kreiſenden Strudel des Volks, das nun ſich hinandrängte an Celionati's Gerüſt und hinaufſchaute mit neugierigen Blicken.

„Bürger Roms!“ begann Celionati nun emphatiſch, „Bürger Roms! jauchzt, jubelt, werft Mützen, Hüte, oder was ihr ſonſt eben auf dem Kopfe tragen möget, hoch in die Höhe! Euch iſt großes Heil widerfahren; denn eingezogen in Eure Mauern iſt die weltberühmte Prinzeſſin Brambilla aus dem fernen Aethiopien, ein Wunder an Schönheit und dabei ſo reich an unermeßlichen Schätzen, daß ſie ohne Beſchwerde den ganzen Corſo pflaſtern laſſen könnte mit den herrlichſten Diamanten und Brillanten — und wer weiß was ſie thut zu Eurer Freude! — Ich weiß es, unter Euch befinden ſich gar viele, die keine Eſel ſind, ſondern bewandert in der Geſchichte. Die werden wiſſen, daß die durchlauchtigſte Prinzeſſin Brambilla eine Urenkelin iſt des weiſen Königs Cophetua, der Troja erbaut hat und daß ihr Großonkel, der große König von Serendippo, ein freundlicher Herr, hier vor S. Carlo unter Euch, ihr lieben Kinder, ſich oft in Maccaroni übernahm! — Füge ich noch hinzu, daß niemand anders die hohe Dame Brambilla aus der Taufe gehoben, als die Königin der Tarocke, Tartagliona mit Namen, und daß Pulcinella ſie das Lautenſpiel gelehrt, ſo wißt ihr genug, um außer Euch zu gerathen — thut es, Leute! — Vermöge meiner geheimen Wiſſenſchaften, der weißen, ſchwarzen, gelben und blauen Magie, weiß ich, daß ſie gekommen iſt, weil ſie glaubt, unter den Masken des Corſo ihren Herzensfreund und Bräutigam, den aſſyriſchen Prinzen Cornelio Chiapperi aufzufinden, der Aethiopien verließ, um ſich hier in Rom einen Backzahn ausreißen zu laſſen, welches ich glücklich vollbrachte! — Seht ihn hier vor Augen!" — Celionati öffnete ein kleines goldnes Schächtelchen, holte einen ſehr weißen langen ſpitzen Zahn heraus und hielt ihn hoch in die Höhe. Das Volk ſchrie laut auf vor Freude und Entzücken und kaufte begierig die Medaille des prinzlichen Zahns, die der Ciarlatano nun feil bot. „Seht," fuhr Celionati dann fort, „ſeht, Ihr Guten, nachdem der aſſyriſche Prinz Cornelio Chiapperi die Operation mit Standhaftigkeit und Sanftmuth ausgehalten, kam er ſich ſelbſt, er wußte nicht wie, abhanden. — Sucht, Leute, ſucht, Leute, den aſſyriſchen Prinzen Cornelio Chiapperi, ſucht ihn in Euern Stuben, Kammern, Küchen, Kellern, Schränken und Schubladen! — Wer ihn findet und der Prinzeſſin Brambilla unverſehrt wiederbringt, erhält ein Fundgeld von fünf mal hunderttauſend Ducaten. So viel hat Prinzeſſin Brambilla auf ſeinen Kopf geſetzt, den angenehmen, nicht geringen Inhalt an Verſtand und Witz ungerechnet. — Sucht, Leute, ſucht! — Aber vermögt ihr den aſſyriſchen Prinzen, Cornelio Chiapperi, zu entdecken, wenn er Euch auch vor der Naſe ſteht? — Ja! — vermöget ihr die durchlauchtigſte Prinzeſſin zu erſchauen, wenn ſie auch dicht vor Euch wandelt? — Nein, das vermöget ihr nicht, wenn ihr Euch nicht der Brillen bedient, die der weiſe indiſche

Magier Ruffiamonte ſelbſt geſchliffen; und damit will ich Euch aus purer Nächſtenliebe und Barmherzigkeit aufwarten, inſofern ihr die Paoli nicht achtet.“ — Und damit öffnete der Ciarlatano eine Kiſte und brachte eine Menge unmäßig großer Brillen zum Vorſchein.

Hatte das Volk ſich ſchon um die prinzlichen Backzähne gar arg gezankt, ſo geſchah es nun noch viel ärger um die Brillen. Vom Zanken kam es zum Stoßen und Schlagen, bis zuletzt, nach italiſcher Art und Weiſe, die Meſſer blinkten, ſo daß die Sbirren abermals in's Mittel treten und das Volk, wie erſt vor dem Palaſt Piſtoja, auseinander treiben mußten.

Während ſich dies alles begab, ſtand Giglio Fava, in tiefe Träume verſunken, noch immer vor dem Palaſt Piſtoja und ſtarrte die Mauern an, die den ſeltſamſten aller Maskenzüge, und zwar auf ganz unerklärliche Weiſe, verſchlungen. Wunderbar wollt' es ihm gemuthen, daß er eines gewiſſen unheimlichen und dabei doch ſüßen Gefühls, das ſich ſeines Innern ganz und gar bemeiſtert, nicht Herr werden konnte; noch wunderbarer, daß er willkührlich den Traum von der Prinzeſſin, die, dem Blitz des Feuergewehrs entfunkelt, ſich ihm in die Arme warf, mit dem abentheuerlichen Zuge in Verbindung ſetzte, ja daß eine Ahnung in ihm aufging, in der Kutſche mit den Spiegelfenſtern habe eben niemand anders geſeſſen, als ſein Traumbild. — Ein ſanfter Schlag auf die Schulter weckte ihn aus ſinen Träumereien; der Ciarlatano ſtand vor ihm.

niv.-Bibl.
unchen

„Ei,“ begann **Celionati**, „ei, mein guter **Giglio**, Ihr habt ncht wohl gethan, mich zu verlaſſen, mir keinen prinzlichen Backzahn, keine magiſche Brille abzukaufen“ — „Geht doch,“ erwiederte Giglio, „geht doch mit Euern Kinderpoſſen, mit dem wahnſinnigen Zeuge, das Ihr dem Volke aufſchwatzt, um Euren nichtswürdigen Kram los zu werden!“ — „Hoho,“ ſprach **Celionati** weiter, „thut nur nicht ſo ſtolz, mein junger Herr! Ich wollte, Ihr hättet aus meinem Kram, den nichtswürdig zu nennen Euch beliebt, manch' treffliches Arcanum, vorzüglich aber denjenigen Talisman, der Euch die Kraft verliehe, ein vortrefflicher, guter, oder wenigſtens leidlicher Schauſpieler zu ſeyn, da es Euch nun wieder beliebt, zur Zeit gar erbärmlich zu tragiren!“ „Was?“ rief **Giglio** ganz erboſt, „was? Signor **Celionati**, Ihr unterſteht Euch, mich für einen erbärmlichen Schauſpieler zu halten? mich, der ich der Abgott Roms bin?“ „Püppchen!" erwiederte Celionati ſehr ruhig, „Püppchen, das bildet Ihr Euch nur ein; es iſt kein wahres Wort daran. Iſt Euch aber auch manchmal ein beſonderer Geiſt aufgegangen, der Euch manche Rolle gelingen ließ, ſo werdet Ihr das bischen Beifall, oder Ruhm, das Ihr dadurch gewannt, heute unwiederbringlich verlieren. Denn ſeht, Ihr habt Euern Prinzen ganz und gar vergeſſen, und ſteht vielleicht ſein Bildniß noch in Euerm Innern, ſo iſt es farblos, ſtumm und ſtarr geworden, und Ihr vermöget nicht, es in's Leben zu rufen. Euer ganzer Sinn iſt erfüllt von einem ſeltſamen Traumbild, von dem Ihr nun meint, es ſey in der Glaskutſche dort in den Palaſt Piſtoja hineingefahren. — Merkt Ihr, daß ich Euer Inneres durchſchaue?" —

Giglio ſchlug erröthend die Augen nieder. „Signor Celionati," murmelte er, „Ihr ſeyd in der That ein ſehr ſeltſamer Menſch. Es müſſen Euch Wunderkräfte zu Gebote ſtehen, die Euch meine geheimſten Gedanken errathen laſſen — Und dann wieder Euer närriſches Thun und Treiben vor dem Volk — Ich kann das nicht zuſammenreimen — doch — gebt mir eine von Euern großen Brillen!" —

Celionati lachte laut auf. „So," rief er, „ſo ſeyd ihr nun alle, ihr Leute! Lauft ihr umher mit hellem Kopf und geſundem Magen, ſo glaubt ihr an nichts, als was Ihr mit Euern Händen faſſen könnt; packt Euch aber geiſtige, oder leibliche Indigeſtion, ſo greift ihr begierig nach allem, was man Euch darbietet. Hoho! Jener Profeſſore, der auf meine und auf alle ſympathetiſche Mittel in der Welt ſeinen Bannſtrahl ſchießen ließ, ſchlich Tages darauf in grämlich pathetiſchem Ernſt nach der Tiber und warf, wie es ihm ein altes Bettelweib gerathen, ſeinen linken Pantoffel in's Waſſer, weil er glaubte damit das böſe Fieber zu ertränken, das ihn ſo arg plagte; und jener weiſeſte Signor aller weiſen Signori trug Kreuzwurzelpulver in dem Mantelzipfel, um beſſer Ballon zu ſchlagen. — Ich weiß es, Signor Fava, Ihr wollt durch meine Brille die Prinzeſſin Brambilla, Euer Traumbild, ſchauen; doch das wird Euch zur Stunde nicht gelingen! — Indeſſen nehmt und verſucht's!"

Voll Begier ergriff Giglio die ſchöne glänzende übergroße Brille, die ihm Celionati darbot und ſchaute nach dem Palaſt. Wunderbar genug ſchienen die Mauern des Palaſtes durchſichtiges Kryſtall zu werden;

aber nichts, als ein buntes undeutliches Gewirre von allerlei ſeltſamen Geſtalten ſtellte ſich ihm dar und nur zuweilen zuckte ein elektriſcher Strahl durch ſein Innres, das holde Traumbild verkündend, das ſich vergebens dem tollen Chaos entringen zu wollen ſchien.

„Alle böſe Teufel der Hölle Euch in den Hals zu jagen!“ ſchrie plötzlich eine fürchterliche Stimme dicht neben dem in's Schauen verſunkenen Giglio, der ſich zugleich bei den Schultern gepackt fühlte, „alle böſe Teufel Euch in den Hals! — Ihr ſtürzt mich in's Verderben. In zehn Minuten muß der Vorhang in die Höhe; Ihr habt die erſte Scene und Ihr ſteht hier und gafft, ein aberwitziger Narr, die alten Mauern des öden Palaſtes an!“ —

Es war der Impreſſario des Theaters, auf dem Giglio ſpielte, der im Schweiß der Todesangſt ganz Rom durchlaufen, um den verſchollenen primo amoroso zu ſuchen, und ihn endlich da fand, wo er ihn am wenigſten vermuthet.

„Halt einen Augenblick!“ rief Celionati und packte ebenfalls mit ziemlicher Handfeſtigkeit den armen Giglio bei den Schultern, der, ein eingerammter Pfahl, ſich nicht zu rühren vermochte, „halt einen Augenblick!“ Und dann leiſer: „Signor Giglio, es iſt möglich, daß Ihr morgen auf dem Corſo Euer Traumbild ſeht. Aber Ihr wäret ein großer Thor, wenn Ihr Euch in einer ſchönen Maske herausſchniegeln wolltet, das würde Euch um den Anblick der Schönſten bringen. Je abentheuerlicher, je abſcheulicher, deſto beſſer! eine tüchtige Naſe, die mit Anſtand und Seelenruhe meine Brille trägt! denn die dürft Ihr ja nicht vergeſſen!“ —

Celionati ließ den Giglio los und im Nu brauſte der Impreſſario mit ſeinem Amoroſo fort, wie ein Sturmwind.

Gleich andern Tages unterließ Giglio nicht, ſich eine Maske zu verſchaffen, die ihm, nach Celionati's Rath, abentheuerlich und abſcheulich genug ſchien. Eine ſeltſame mit zwei hohen Hahnfedern geſchmückte Kappe, dazu eine Larve mit einer rothen, in hakenförmigem Bau und unbilliger Länge und Spitze alle Exzeſſe der ausgelaſſenſten Naſen überbietend, ein Wams mit dicken Knöpfen, dem des Brighella nicht unähnlich, ein breites hölzernes Schwert — Giglio's Selbſtverleugnung, alles dieſes anzulegen, hörte auf, als nun erſtlich ein weites, bis auf die Pantoffeln herabreichendes Beinkleid, das zierlichſte Piedeſtal verhüllen ſollte, auf dem jemals ein primo amoroso geſtanden und einhergegangen. „Nein,“ rief Giglio, „nein, es iſt nicht möglich, daß die Durchlauchtige nichts halten auf proportionirten Wuchs, daß ſie nicht zurückgeſchreckt werden ſollte durch ſolch böſe Entſtellung. Nachahmen will ich jenen Schauſpieler, der, als er in gräßlicher Verkappung im Gozziſchen Stück das blaue Ungeheuer ſpielte, die zierlich gebaute Hand, die ihm die Natur verliehen, unter der bunten Tigerkatzenpfote hervorzuſtrecken wußte und dadurch die Herzen der Damen ſchon vor ſeiner Verwandlung gewann! — Was bei ihm die Hand, iſt bei mir der Fuß!“ — Darauf legte Giglio ein hübſches himmelblau ſeidnes Beinkleid mit dunkelrothen Schleifen, dazu aber roſenfarbne Strümpfe und weiße Schuhe mit luftigen dunkelrothen Bändern an, welches wohl ganz hübſch ausſah, doch aber ziemlich ſeltſam abſtach gegen den übrigen Anzug.

Giglio glaubte nicht anders, als daß ihm Prinzeſſin Brambilla entgegentreten werde in voller Pracht und Herrlichkeit, umgeben von dem glänzendſten Gefolge; da er aber nichts davon gewahrte, dachte er wohl daran, daß, da Celionati geſagt, er werde nur mittelſt der magiſchen Brille die Prinzeſſin zu erſchauen vermögen, dieß auf irgend eine ſeltſame Verkappung deute, in die ſich die Schönſte gehüllt.

Nun lief Giglio den Corſo auf und ab, jede weibliche Maske muſternd, aller Neckereien nicht achtend, bis er endlich in eine entlegenere Gegend gerieth. „Beſter Signor, mein theurer, beſter Signor!“ hörte er ſich angeſchnarrt. Ein Kerl ſtand vor ihm, der in toller Poſſierlichkeit alles überbot, was er jemals von dergleichen geſehen. Die Maske mit dem ſpitzen Bart, der Brille, dem Ziegenhaar, ſo wie die Stellung des Körpers, vorgebeugt mit krummem Rücken, den rechten Fuß vorgeſchoben, ſchien einen Pantalon anzudeuten; dazu wollte aber der vorne ſpitzzulaufende, mit zwei Hahnfedern geſchmückte Hut nicht paſſen. Wams, Beinkleid, das kleine hölzerne Schwert an der Seite, gehörte offenbar dem werthen Pulcinell an.

„Beſter Signor,“ redete Pantalon (ſo wollen wir die Maske, trotz des veränderten Coſtums, nennen) den Giglio an, „mein beſter Signor! ein glücklicher Tag, der mir das Vergnügen, die Ehre ſchenkt, Sie zu erblicken! Sollten Sie nicht zu meiner Familie gehören?" „So ſehr," erwiederte Giglio, ſich höflich verbeugend, „ſo ſehr mich das entzücken würde, da Sie, mein beſter Signor, mir über alle Maßen wohl gefallen, ſo weiß ich doch nicht, in welcher Art irgend eine Verwandtſchaft" — „O Gott!" unterbrach Pantalon den Giglio, „o Gott! beſter Signor, waren Sie jemals in Aſſyrien?" „Eine dunkle Erinnerung," antwortete Giglio, „ſchwebt mir vor, als ſei ich einmal auf der Reiſe dahin begriffen geweſen, aber nur bis nach Fraskati gekommen, wo der Spitzbube von Vetturin mich vor dem Thore umwarf, ſo daß dieſe Naſe" — „O Gott!" ſchrie Pantalon, „ſo iſt es denn wahr? — Dieſe Naſe, dieſe Hahnfedern — mein theuerſter Prinz — o mein Cornelio! — Doch ich ſehe, Sie erbleichen vor Freude, mich wiedergefunden zu haben — o mein Prinz! nur ein Schlückchen, ein einziges Schlückchen!" —

Damit hob Pantalon die große Korbflaſche auf, die vor ihm ſtand und reichte ſie dem Giglio hin. Und in dem Augenblick ſtieg ein feiner röthlicher Duft aus der Flaſche, und verdichtete ſich zum holden Antlitz der Prinzeſſin Brambilla und das liebe kleine Bildlein ſtieg herauf, doch nur bis an den Leib, und ſtreckte die kleinen Aermchen aus nach dem Giglio. Der, vor Entzücken ganz außer ſich, rief: „o ſteige doch nur ganz herauf, daß ich dich erſchauen möge in deiner Schönheit!" Da dröhnte ihm eine ſtarke Stimme in die Ohren: „Du haſenfüßiger Geck mit deinem Himmelblau und Roſa, wie magſt du dich nur für den Prinzen Cornelio ausgeben wollen! — Geh' nach Haus, ſchlaf aus, du Tölpel!" — „Grobian!" fuhr Giglio auf; doch Masken wogten, drängten dazwiſchen und ſpurlos war Pantalon ſammt der Flaſche verſchwunden.

Zweites Kapitel.

Von dem ſeltſamen Zuſtande, in den gerathen, man ſich die Füße an ſpitzen Steinen wund ſtößt, vornehme Leute zu grüßen unterläßt und mit dem Kopf an verſchloſſene Thüren anrennt. — Einfluß eines Gerichts Maccaroni auf Liebe und Schwärmerei. — Entſetzliche Qualen der Schauſpieler-Hölle und Arlechino. — Wie Giglio ſein Mädchen nicht fand, ſondern von Schneidern überwältigt und zur Ader gelaſſen wurde. — Der Prinz in der Confektſchachtel und die verlorne Geliebte. — Wie Giglio der Ritter der Prinzeſſin Brambilla ſeyn wollte, weil ihm eine Fahne aus dem Rücken gewachſen.

Du magſt, geliebter Leſer! nicht zürnen, wenn der, der es unternommen, dir die abentheuerliche Geſchichte von der Prinzeſſin Brambilla gerade ſo zu erzählen, wie er ſie in Meiſter Callots kecken Federſtrichen angedeutet fand, dir geradehin zumuthet, daß du wenigſtens bis zu den letzten Worten des Büchleins dich willig dem Wunderbaren hingeben, ja ſogar was weniges davon glauben mögeſt. — Doch vielleicht haſt du ſchon in dem Augenblick, als das Märchen ſich einlogirt in den Palaſt Piſtoja, oder als die Prinzeſſin aus dem bläulichen Duft der Weinflaſche geſtiegen, ausgerufen: tolles fratzenhaftes Zeug! und das Buch ohne Rückſicht auf die artigen Kupferblätter unmuthig weggeworfen? — Da käme denn alles, was ich dir zu ſagen im Begriff ſtehe, um dich für die ſeltſamlichen Zaubereien des Callotſchen Capriccios zu gewinnen, zu ſpät und das wäre in der That ſchlimm genug für mich und für die Prinzeſſin Brambilla! Doch vielleicht hoffteſt du, daß der Autor, nur ſcheu geworden durch irgend ein tolles Gebilde, das ihm wieder plötzlich in den Weg trat, einen Seitenweg machte in's wilde Dickicht und daß er, zur Beſonnenheit gelangt, wieder einlenken würde in den breiten ebenen Weg, und das vermochte dich, weiter zu leſen! — Glück zu! — Nun kann ich dir ſagen, günſtiger Leſer! daß es mir (vielleicht weißt du es auch aus eigner Erfahrung) ſchon hin und wieder gelang, märchenhafte Abentheuer gerade in dem Moment, als ſie, Luftbilder des aufgeregten Geiſtes, in Nichts verſchwimmen wollten, zu erfaſſen und zu geſtalten, daß jedes Auge, mit Sehkraft begabt für dergleichen, ſie wirklich im Leben ſchaute und eben deshalb daran glaubte. Daher mag mir der Muth kommen, meinen gemüthlichen Umgang mit allerlei abentheuerlichen Geſtalten und zu vielen genugſam tollen Bildern fernerhin öffentlich zu treiben, ſelbſt die ernſthafteſten Leute zu dieſer ſeltſam bunten Geſellſchaft einzuladen, und du wirſt, ſehr geliebter Leſer, dieſen Muth kaum für Uebermuth, ſondern nur für das verzeihliche Streben halten können, dich aus dem engen Kreiſe gewöhnlicher Alltäglichkeit zu verlocken und dich in fremdem Gebiet, das am Ende doch eingehegt iſt in das Reich, welches der menſchliche Geiſt im wahren Leben und Seyn nach freier Willkühr beherrſcht, auf ganz eigne Weiſe zu vergnügen. — Doch, ſollte dieß alles nicht gelten dürfen, ſo kann ich in der Angſt, die mich befallen, mich nur auf ſehr ernſthafte Bücher berufen, in denen Aehnliches vorkommt und gegen deren vollkommene Glaubwürdigkeit man nicht den mindeſten Zweifel zu erheben vermag. Was nämlich den Zug der Prinzeſſin Brambilla betrifft, der mit allen Einhörnern, Pferden und ſonſtigem Fuhrwerk ohne Hinderniß durch die engen Pforten des Palaſtes Piſtoja paſſirt, ſo iſt ſchon in Peter Schlemihls wunderſamer Geſchichte, deren Mittheilung wir dem wackern Weltumſegler Adalbert von Chamiſſo verdanken, von einem gewiſſen gemüthlichen grauen Mann die Rede, der ein Kunſtſtück machte, welches jenen Zauber beſchämt. Er zog nämlich, wie bekannt, auf Begehren, engliſches Pflaſter, Tubus, Teppich, Zelt, zuletzt Wagen und Roſſe, ganz bequem ohne Hinderniß, aus derſelben Rocktaſche. — Was nun aber die Prinzeſſin betrifft — Doch genug! — Zu erwähnen wäre freilich noch, daß wir im Leben oft plötzlich vor dem geöffneten Thor eines wunderbaren Zauberreichs ſtehen, daß uns Blicke vergönnt ſind in den innerſten Haushalt des mächtigen Geiſtes, deſſen Athem uns in den ſeltſamſten Ahnungen geheimnißvoll umweht; du könnteſt aber, geliebter Leſer, vielleicht mit vollem Recht behaupten, du hätteſt niemals aus jenem Thor ein ſolches tolles Capriccio ziehen ſehen, als ich es geſchaut zu haben vermeine. Fragen will ich dich daher lieber, ob dir niemals in deinem Leben ein ſeltſamer Traum aufſtieg, deſſen Geburt du weder dem verdorbenen Magen, noch dem Geiſt des Weins oder des Fiebers zuſchreiben konnteſt? aber es war, als habe das holde magiſche Zauberbild, das ſonſt nur in fernen Ahnungen zu dir ſprach, in geheimnißvoller Vermählung mit deinem Geiſt ſich deines ganzen Innern bemächtigt, und in ſcheuer Liebesluſt trachteteſt und wagteſt du nicht, die ſüße Braut zu umfangen, die im glänzenden Schmuck eingezogen in die trübe, düſtre Werkſtatt der Gedanken — die aber ginge auf vor dem Glanz des Zauberbildes in hellem Schimmer, und alles Sehnen, alles Hoffen, die inbrünſtige Begier, das Unausſprechliche zu fahen, würde wach und rege und zuckte auf in glühenden Blitzen, und du wollteſt untergehen in unnennbarem Weh, und nur ſie, nur das holde Zauberbild ſeyn! — Half es, daß du aus dem Traum erwachteſt? — Blieb dir nicht das namenloſe Entzücken, das im äußern Leben, ein ſchneidender Schmerz, die Seele durchwühlt, blieb dir das nicht zurück? Und alles um dich her erſchien dir öde, traurig, farblos? und du wähnteſt, nur jener Traum ſei dein eigentliches Seyn, was du aber ſonſt für dein Leben gehalten, nur der Mißverſtand des bethörten Sinns? und alle deine Gedanken ſtrahlten zuſammen in den Brennpunkt, der, Feuerkelch der höchſten Inbrunſt, dein ſüßes Geheimniß verſchloſſen hielt vor dem blinden, wüſten Treiben der Alltagswelt? — Hm! — in ſolch träumeriſcher Stimmung ſtößt man ſich wohl die Füße wund an ſpitzen Steinen, vergißt den Hut abzunehmen vor vornehmen Leuten, bietet den Freunden einen guten Morgen in ſpäter Mitternacht, rennt mit dem Kopf gegen die erſte beſte Hausthüre, weil man vergaß ſie aufzumachen; kurz der Geiſt trägt den Körper wie ein unbequemes Kleid, das überall zu breit, zu lang, zu ungefügig iſt. —

In dieſen Zuſtand gerieth nun der junge Schauſpieler, Giglio Fava, als er mehrere Tage hintereinander vergebens darnach trachtete, auch nur das mindeſte von der Prinzeſſin Brambilla zu erſpüren. Alles was ihm im Corſo Wunderbares begegnet, ſchien ihm nur die Fortſetzung jenes Traums, der ihm die Holde zugeführt, deren Bild nun aufſtieg aus dem bodenloſen Meer der Sehnſucht, in dem er untergehen, verſchwimmen wollte. Nur ſein Traum war ſein Leben, alles Uebrige ein unbedeutendes leeres Nichts: und ſo kann man denken, daß er auch den Schauſpieler ganz vernachläſſigte. Ja noch mehr, ſtatt die Worte ſeiner Rolle herzuſagen, ſprach er von ſeinem Traumbilde, von der Prinzeſſin Brambilla, ſchwor, des aſſyriſchen Prinzen ſich zu bemächtigen, im Irrſal der Gedanken, ſo daß er ſelbſt dann der Prinz ſeyn werde, gerieth in ein Labyrinth wirrer, ausſchweifender Reden. Jeder mußte ihn für wahnſinnig halten; am erſten aber der Impreſſario, der ihn zuletzt ohne weiteres fortjagte; und ſein ſpärliches Einkommen ſchwand ganz dahin. Die wenigen Ducaten, die ihm der

Impreſſario aus purer Großmuth bei dem Abſchiede hingeworfen, konnten nur ausreichen für geringe Zeit, der bitterſte Mangel war im Anzuge. Sonſt hätte das dem armen Giglio große Sorge und Angſt verurſacht; jetzt dachte er nicht daran, da er in einem Himmel ſchwebte, wo man irdiſcher Ducaten nicht bedarf.

Was die gewöhnlichen Bedürfniſſe des Lebens betrifft, eben nicht lecker, pflegte Giglio ſeinen Hunger im Vorübergehen bei irgend einem der Fritteroli, die bekanntlich ihre Garküchen auf offener Straße halten, zu ſtillen. So begab es ſich, daß er eines Tages ein gutes Gericht Maccaroni zu verzehren gedachte, das ihm aus der Bude entgegen dampfte. Er trat heran; als er aber, um den ſpärlichen Mittag zu bezahlen, den Beutel hervorzog, machte ihn die Entdeckung nicht wenig beſtürzt, daß darin auch kein einziger Bajock enthalten. In dem Augenblick wurde aber auch das leibliche Prinzip, von welchem das geiſtige, mag es auch noch ſo ſtolz thun, hier auf Erden in ſchnöder Sklaverei gehalten wird, recht rege und mächtig. Giglio fühlte, wie es ſonſt nie geſchehen, wenn er von den ſublimſten Gedanken erfüllt, wirklich eine tüchtige Schüſſel Maccaroni verzehrt, daß es ihn ungemein hungre und er verſicherte dem Garküchler, daß er zwar zufällig kein Geld bei ſich trage, das Gericht, das er zu verzehren gedenke, aber ganz gewiß andern Tages bezahlen werde. Der Garküchler lachte ihm indeſſen in's Geſicht und meinte: habe er auch kein Geld, ſo könne er doch ſeinen Appetit ſtillen; er dürfe ja nur das ſchöne Paar Handſchuhe, das er trage, oder den Hut, oder das Mäntelchen zurücklaſſen. Nun erſt trat dem armen Giglio die ſchlimme Lage, in der er ſich befand, recht lebhaft vor Augen. Er ſah ſich bald, ein zerlumpter Bettler, die Suppe vor den Klöſtern einlöffeln. Doch tiefer ſchnitt es ihm in's Herz, als er, aus dem Traum erwacht, nun erſt den Celionati gewahrte, der auf ſeinem gewöhnlichen Platz vor der Kirche S. Carlo das Volk mit ſeinen Fratzen unterhielt und ihm, als er hinſchaute, einen Blick zuwarf, in dem er die ärgſte Verhöhnung zu leſen glaubte. — Zerronnen in Nichts war das holde Traumbild, untergegangen jede ſüße Ahnung; es war ihm gewiß, daß der verruchte Celionati ihn durch allerlei teufliſche Zauberkünſte verlockt, ihn, ſeine thörichte Eitelkeit in höhniſcher Schadenfreude nützend, mit der Prinzeſſin Brambilla auf unwürdige Weiſe gefoppt habe.

Wild rannte er von dannen; ihn hungerte nicht mehr, er dachte nur daran, wie er ſich an dem alten Hexenmeiſter rächen könne.

Selbſt wußte er nicht, welches ſeltſame Gefühl durch allen Zorn, durch alle Wuth im Innern durchdrang und ihn ſtill zu ſtehen nöthigte, als banne ihn plötzlich ein unbekannter Zauber feſt. — „Giacinta!“ rief es aus ihm heraus. Er ſtand vor dem Hauſe, in dem das Mädchen wohnte und deſſen ſteile Treppe er ſo oft in heimlicher Dämmerung erſtiegen. Da dachte er, wie das trügeriſche Traumbild zuerſt des holden Mädchens Unmuth erregt, wie er ſie dann verlaſſen, nicht mehr wiedergeſehen, nicht mehr an ſie gedacht, wie er die Geliebte verloren, ſich in Noth und Elend geſtürzt habe, Celionati's toller unſeliger Fopperei halber. Ganz aufgelöſt in Wehmuth und Schmerz, konnte er nicht zu ſich ſelbſt kommen, bis endlich der Entſchluß durchbrach, auf der Stelle hinaufzugehen und, koſte es was es wolle, Giacinta's Gunſt wieder zu gewinnen. — Gedacht, gethan! — Als er nun aber an Giacinta's Thüre klopfte, blieb drinnen alles mäuschenſtill. — Er legte das Ohr an, kein Athemzug ließ ſich vernehmen. Da rief er ganz kläglich Giacinta's Namen mehrmals; und als nun auch keine Antwort erfolgte, begann er die rührendſten Bekenntniſſe ſeiner Thorheit; er verſicherte, daß der Teufel ſelbſt in der Geſtalt des verdammten Quackſalbers Celionati ihn verlockt und gerieth dann in die hochgeſtellteſten Betheurungen ſeiner tiefen Reue und inbrünſtigen Liebe.

Da erſchallte eine Stimme von unten herauf: „Ich möchte nur wiſſen, welcher Eſel hier in meinem Hauſe ſeine Lamentation abächzt und heult vor der Zeit, da es noch lange hin iſt bis zum Aſchermittwoch!“ — Es war Signor Pasquale, der dicke Hauswirth, der mühſam die Treppe hinaufſtieg und, als er den Giglio erblickte, ihm zurief: „Ah! — ſeyd Ihr es, Signor Giglio? — Sagt mir nur, welcher böſe Geiſt Euch treibt, hier eine O und Ach's-Rolle irgend eines läppiſchen Trauerſpiels in's leere Zimmer hineinzuwinſeln?“ — „Leeres Zimmer?“ — ſchrie Giglio auf, „leeres Zimmer? Um aller Heiligen willen, Signor Pasquale, ſagt, wo iſt Giacinta? — wo iſt ſie, mein Leben, mein Alles?“ — Signor Pasquale ſah dem Giglio ſtarr in's Geſicht und ſprach dann ruhig: „Signor Giglio, ich weiß, wie es mit Euch ſteht; ganz Rom hat erfahren, wie Ihr von der Bühne abtreten müſſen, weil es Euch im Kopfe rappelt — Geht zum Arzt, geht zum Arzt, laßt Euch ein paar Pfund Blut abzapfen, ſteckt den Kopf in's kalte Waſſer!" „Bin ich," rief Giglio heftig, „bin ich noch nicht wahnſinnig, ſo werde ich es, wenn Ihr mir nicht augenblicklich ſagt, wo Giacinta geblieben." „Macht mir," fuhr Signor Pasquale ruhig fort, „macht mir doch nicht weiß, Signor Giglio, daß Ihr nicht davon unterrichtet ſeyn ſolltet, auf welche Weiſe ſchon vor acht Tagen Giacinta aus meinem Hauſe kam und die alte Beatrice ihr dann folgte." —

Als nun aber Giglio in voller Wuth ſchrie: „Wo iſt Giacinta?" und dabei den dicken Hauswirth hart anpackte, brüllte dieſer dermaßen: „Hülfe! Hülfe! Mörder!" daß das ganze Haus rege wurde. Ein vierſchrötiger Lümmel von Hausknecht ſprang herbei, faßte den armen Giglio, fuhr mit ihm die Treppe hinab und warf ihn mit einer Behendigkeit zum Hauſe hinaus, als habe er ein Wickelpüppchen in den Fäuſten.

Des harten Falls nicht achtend, raffte ſich Giglio auf und rannte, nun in der That von halbem Wahnſinn getrieben, durch die Straßen von Rom. Ein gewiſſer Inſtinkt, erzeugt von der Gewohnheit, brachte ihn, als gerade die Stunde ſchlug, in der er ſonſt in das Theater eilen mußte, eben dahin und in die Garderobe der Schauſpieler. Da erſt beſann er ſich, wo er war, um in die tiefſte Verwunderung zu gerathen, als er an dem Ort, wo ſonſt tragiſche Helden, aufgeſtutzt in Silber und Gold, in voller Gravität einherſchreitend, die hochtrabenden Verſe repetirten, mit denen ſie das Publikum in Staunen, in Furore zu ſetzen gedachten, ſich von Pantalon und Arlecchino, von Truffaldino und Colombine, kurz von allen Masken der italieniſchen Comödie und Pantomime umſchwärmt ſah. Er ſtand da feſt gepflöckt in den Boden und ſchaute umher mit weit aufgeriſſenen Augen, wie einer, der plötzlich aus dem Schlafe erwacht und ſich umringt ſieht von fremder, ihm unbekannter toller Geſellſchaft.

Giglio's wirres, gramverſtörtes Anſehen mochte in dem Innern des Impreſſario ſo etwas von Gewiſſensbiſſen rege machen, das ihn plötzlich umſetzte in einen ſehr herzlichen weichmüthigen Mann.

„Ihr wundert," ſprach er den Jüngling an, „Ihr wundert Euch wohl, Signor Fava, daß Ihr hier alles ſo ganz anders findet, als damals, da Ihr mich verließet? Geſtehen muß ich Euch, daß all' die pathetiſchen Aktionen, mit denen ſich ſonſt mein Theater brüſtete, dem

Publikum viel Langeweile zu machen begannen, und daß dieſe Langeweile um ſo mehr auch mich ergriff, da mein Beutel darüber in den miſerablen Zuſtand wahrer Auszehrung verfiel. Nun hab' ich all' das tragiſche Zeug fahren laſſen und mein Theater dem freien Scherz, der anmuthigen Neckerei unſerer Masken hingegeben und befinde mich wohl dabei."

„Ha!" rief Giglio mit brennenden Wangen, „ha, Signor Impreſſario, geſteht es nur, mein Verluſt zerſtörte Euer Trauerſpiel — Mit dem Fall des Helden fiel auch die Maſſe, die ſein Athem belebte, in ein todtes Nichts zuſammen?"

„Wir wollen," erwiederte der Impreſſario lächelnd, „wir wollen das nicht ſo genau unterſuchen! doch Ihr ſcheint in übler Laune, drum bitte ich Euch, geht hinab und ſchaut meine Pantomime! Vielleicht heitert Euch das auf, oder Ihr ändert vielleicht Eure Geſinnung und werdet wieder mein, wiewohl auf ganz andere Weiſe; denn möglich wär' es ja, daß — doch geht nur, geht! — Hier habt Ihr eine Marke, beſucht mein Theater, ſo oft es Euch gefällt!"

Giglio that, wie ihm geheißen, mehr aus dumpfer Gleichgültigkeit gegen alles, was ihn umgab, als aus Luſt, die Pantomime wirklich zu ſchauen.

Unfern von ihm ſtanden zwei Masken in eifrigem Geſpräch begriffen. Giglio hörte öfters ſeinen Namen nennen; das weckte ihn aus ſeiner Betäubung, er ſchlich näher heran, indem er den Mantel bis an die Augen über's Geſicht ſchlug, um unerkannt alles zu erlauſchen.

„Ihr habt Recht," ſprach der Eine, „Ihr habt Recht: der Fava iſt Schuld daran, daß wir auf dieſem Theater keine Trauerſpiele mehr ſehen. Dieſe Schuld möchte ich aber keinesweges, wie Ihr, in ſeinem Abtreten von der Bühne, ſondern vielmehr in ſeinem Auftreten ſuchen und finden." „Wie meint Ihr das?" fragte der Andere. „Nun," fuhr der Erſte fort, „ich für mein Theil habe dieſen Fava, unerachtet es ihm nur zu oft gelang, Furore zu erregen, immer für den erbärmlichſten Schauſpieler gehalten, den es jemals gab. Machen ein paar blitzende Augen, wohlgeſtaltete Beine, ein zierlicher Anzug, bunte Federn auf der Mütze und tüchtige Bänder auf den Schuhen denn den jungen tragiſchen Helden? In der That, wenn der Fava ſo mit abgemeſſenen Tänzerſchritten vorkam aus dem Grunde des Theaters, wenn er, keinen Mitſpieler beachtend, nach den Logen ſchielte und, in ſeltſam gezierter Stellung verharrend, den Schönſten Raum gab, ihn zu bewundern, wahrhaftig, dann kam er mir vor, wie ein junger, närriſch bunter Haushahn, der in der Sonne ſtolz und ſich gütlich thut. Und wenn er dann mit verdrehten Augen, mit den Händen die Lüfte durchſägend, bald ſich auf den Fußſpitzen erhebend, bald wie ein Taſchenmeſſer zuſammenklappend, mit hohler Stimme die Verſe holpricht und ſchlecht hertragirte, ſagt, welches vernünftigen Menſchen Bruſt konnte dadurch wahrhaft erregt werden? — Aber wir Italiener ſind einmal ſo; wir wollen das Uebertriebene, das uns einen Moment gewaltſam erſchüttert und das wir verachten, ſobald wir inne werden, daß das, was wir für Fleiſch und Bein hielten, nur eine lebloſe Puppe iſt, die an künſtlichen Drähten von außen her gezogen, uns mit ihren ſeltſamen Bewegungen täuſchte. So wär's auch mit dem Fava gegangen; nach und nach wär' er elendiglich dahin geſtorben, hätt' er nicht ſelbſt ſeinen frühern Tod beſchleunigt." „Mich dünkt," nahm der Andere das Wort, „mich dünkt, Ihr beurtheilt den armen Fava viel zu hart. Wenn Ihr ihn eitel, geziert ſcheltet, wenn Ihr behauptet, daß er niemals ſeine Rolle, ſondern nur ſich ſelbſt ſpielte, daß er auf eben nicht lobenswerthe Weiſe nach Beifall haſchte, ſo möget Ihr allerdings Recht haben; doch war er ein ganz artiges Talent zu nennen, und daß er zuletzt in tollen Wahnſinn verfiel, das nimmt doch wohl unſer Mitleid in Anſpruch und zwar um ſo mehr, als die Anſtrengung des Spiels doch wohl die Urſache ſeines Wahnſinns iſt." „Glaubt das," erwiederte der Erſte lachend, „glaubt doch das ja nicht! Möget Ihr es Euch wohl vorſtellen, daß Fava wahnſinnig wurde aus purer Liebeseitelkeit? — Er glaubt, daß eine Prinzeſſin in ihn verliebt iſt, der er jetzt nachläuft auf Stegen und Wegen. — Und dabei iſt er aus purer Taugenichtſerei verarmt, ſo daß er heute bei den Fritteroli Handſchuhe und Hut zurücklaſſen mußte, für ein Gericht zäher Maccaroni." „Was ſagt Ihr?" rief der Andere, „iſt es möglich, daß es ſolche Tollheiten giebt? — Aber man ſollte dem armen Giglio, der uns doch manchen Abend vergnügt, etwas zufließen laſſen, auf dieſe und jene Weiſe. Der Hund von Impreſſario, dem er manchen Ducaten in die Taſche geſpielt, ſollte ſich ſeiner annehmen und ihn wenigſtens nicht darben laſſen." „Iſt nicht nöthig," ſprach der Erſte; „denn die Prinzeſſin Brambilla, die ſeinen Wahnſinn und ſeine

Noth kennt, hat, wie nun Weiber jede Liebesthorheit nicht allein verzeihlich, ſondern gar hübſch finden und dem Mitleid ſich dann nur zu gern hingeben, ihm ſo eben einen kleinen, mit Ducaten gefüllten Beutel zuſtecken laſſen." — Mechaniſch, willenlos, faßte Giglio, als der Fremde dieſe Worte ſprach, nach der Taſche und fühlte in der That den kleinen mit klimpernden Golde gefüllten Beutel, den er von der träumeriſchen Prinzeſſin Brambilla empfangen haben ſollte. Wie ein elektriſcher Schlag fuhr es ihm durch alle Glieder. Nicht der Freude über das willkommene Wunder, das ihn auf einmal aus ſeiner troſtloſen Lage rettete, konnte er Raum geben, da das Entſetzen ihn eiskalt anwehte. Er ſah ſich unbekannten Mächten zum Spielwerk hingegeben, er wollte losſtürzen auf die fremde Maske, bemerkte aber auch in demſelben Augenblick, daß die beiden Masken, die das verhängnißvolle Geſpräch führten, ſpurlos verſchwunden.

Den Beutel aus der Taſche zu ziehen und ſich noch triftiger von ſeiner Exiſtenz zu überzeugen, das wagte Giglio gar nicht, fürchtend, das Blendwerk würde in ſeinen Händen zerfließen in nichts. Indem er ſich nun aber ganz ſeinen Gedanken überließ und nach und nach ruhiger wurde, dachte er daran, daß alles das, was er für den Spuk neckhafter Zaubermächte zu halten geneigt, auf ein Poſſenſpiel hinauslaufen könne, das am Ende der abentheuerliche, launiſche Celionati aus dem tiefen dunklen Hintergrunde heraus an ihm nur unſichtbaren Fäden leite. Er dachte daran, daß der Fremde ja ſelbſt ihm ſehr gut im Gewühl der Menſchenmaſſe das Beutelchen habe zuſtecken können, und daß alles, was er von der Prinzeſſin Brambilla geſagt, eben die Fortſetzung der Neckerei ſei, welche Celionati begonnen. Indem ſich nun aber in ſeinem Innern der ganze Zauber ganz natürlich zum Gemeinen wenden und darin auflöſen wollte, kam ihm auch der ganze Schmerz der Wunden wieder, die der ſcharfe Kritiker ihm ſchonungslos geſchlagen. Die Hölle der Schauſpieler kann keine entſetzlichere Qualen haben, als recht in's Herz hineingeführte Angriffe auf ihre Eitelkeit. Und ſelbſt das Angreifbare dieſes Punkts, das Gefühl der Blöße, mehrt im geſteigerten Unmuth den Schmerz der Streiche, der es dem Getroffenen, ſucht er ihn auch zu verbeißen, oder ihn durch künſtliche Mittel zu beſchwichtigen, eben recht fühlbar macht, daß er wirklich getroffen wurde. — So konnte Giglio das fatale Bild von dem jungen, närriſch bunten Haushahn, der ſich wohlgefällig in der Sonne ſtreckt, nicht los werden und ärgerte und grämte ſich darüber ganz gewaltig eben deshalb, weil er im Innern, ohne es zu wollen, vielleicht anerkennen mußte, daß die Karikatur wirklich dem Urbilde entnommen.

Gar nicht fehlen konnt' es, daß Giglio in dieſer gereizten Stimmung kaum auf das Theater ſah und der Pantomime nicht achtete, wenn auch der Saal oft von dem Lachen, von dem Beifall, von dem Freudengeſchrei der Zuſchauer erdröhnte.

Die Pantomime ſtellte nichts anderes dar, als die in hundert und abermal hundert Variationen wiederholten Liebesabentheuer des vortrefflichen Arlecchino mit der ſüßen, niedlich holden Colombina. Schon hatte des alten reichen Pantalons reizende Tochter die Hand des blanken geputzten Ritters, des weiſen Dottore ausgeſchlagen und rundweg erklärt, ſie werde nun durchaus keinen andern lieben und heirathen, als den kleinen, gewandten Mann mit ſchwarzem Geſicht und im aus bunten Lappen zuſammengeflickten Wams; ſchon hatte Arlecchino mit ſeinem treuen Mädchen die Flucht ergriffen und war, von einem mächtigen Zauber beſchirmt, den Verfolgungen Pantalons, Truffaldins, des Dottore, des Ritters glücklich entronnen. Es ſtand an dem, daß doch endlich Arlecchino mit ſeiner Trauten koſend von den Sbirren ertappt und ſammt ihr in's Gefängniß geſchleppt werden ſollte. Das geſchah nun auch wirklich; aber in dem Augenblick, da Pantalon mit ſeinem Anhang das arme Paar recht verhöhnen wollte, da Colombina, ganz Schmerz, unter tauſend Thränen auf den Knieen um ihren Arlecchino flehte, ſchwang dieſer die Pritſche und es kamen von allen Seiten, aus der Erde, aus den Lüften, ſehr ſchmucke blanke Leute, von dem ſchönſten Anſehen, bückten ſich tief vor Arlecchino und führten ihn ſammt der Colombina im Triumph davon. Pantalon, ſtarr vor Erſtaunen, läßt ſich nun ganz erſchöpft auf eine ſteinerne Bank nieder, die im Gefängniſſe befindlich, ladet den Ritter und den Dottore ein, ebenfalls Platz zu nehmen; alle drei berathſchlagen, was nun zu thun noch möglich. Truffaldin ſtellt ſich hinter ſie, ſteckt neugierig den Kopf dazwiſchen, will nicht weichen, unerachtet es reichliche Ohrfeigen regnet von allen Seiten. Nun wollen ſie aufſtehen, ſind aber feſtgezaubert an die Bank, der augenblicklich ein paar mächtige Flügel wachſen. Auf einem ungeheuern Geier fährt unter lautem Hülfegeſchrei die ganze Geſellſchaft fort, durch die Lüfte. — Nun verwandelt ſich das

Gefängniß in einen offnen, mit Blumenkränzen geſchmückten Säulenſaal, in deſſen Mitte ein hoher, reichverzierter Thron errichtet. Man hört eine anmuthige Muſik von Trommeln, Pfeifen und Zymbeln. Es naht ſich ein glänzender Zug; Arlecchino wird auf einem Palankin von Mohren getragen, ihm folgt Colombina auf einem prächtigen Triumphwagen. Beide werden von reichgekleideten Miniſtern auf den Thron geführt, Arlecchino erhebt die Peitſche als Zepter, alles huldigt ihm knieend, auch Pantalon mit ſeinem Anhange erblickt man unter dem huldigenden Volke auf den Knieen. Arlecchino herrſcht, gewaltiger Kaiſer, mit ſeiner Colombina über ein ſchönes, herrliches, glänzendes Reich! —

So wie der Zug auf das Theater kam, warf **Giglio** einen Blick hinauf und konnte nun ganz Verwunderung und Erſtaunen den Blick nicht mehr abwenden, als er alle Perſonen aus dem Anfange der Prinzeſſin **Brambilla** wahrnahm, die Einhörner, die Mohren, die Filetmachenden Damen auf Maulthieren u. ſ. Auch fehlte nicht der ehrwürdige Gelehrte und Staatsmann in der goldgleißenden Tulpe, der vorüberfahrend aufſah von dem Buch und dem **Giglio** freundlich zuzunicken ſchien. Nur ſtatt der verſchloſſenen Spiegelkutſche der Prinzeſſin, fuhr Colombina daher auf dem offnen Triumphwagen! —

Aus **Giglio's** Innerſtem heraus wollte ſich eine dunkle Ahnung geſtalten, daß auch dieſe Pantomime mit allem dem Wunderlichen, das ihm geſchehen, wohl im geheimnißvollen Zuſammenhang ſtehen möge; aber ſo wie der Träumende vergebens ſtrebt die Bilder feſtzuhalten, die aus ſeinem eignen Ich aufſtiegen, ſo konnte auch **Giglio** zu keinen deutlichen Gedanken kommen, auf welche Weiſe jener Zuſammenhang möglich. —

Im nächſten Caffe überzeugte **Giglio** ſich, daß die Ducaten der Prinzeſſin **Brambilla** kein Blendwerk, vielmehr von gutem Klange und Gepräge waren. — Hm! dachte er, **Celionati** hat mir das Beutelchen zugeſteckt aus großer Gnade und Barmherzigkeit, und ich will ihm die Schuld abtragen, ſo bald ich auf der Argentina glänzen werde, was mir wohl nicht fehlen kann, da nur der grimmigſte Neid, die ſchonungsloſeſte Cabale, mich für einen ſchlechten Schauſpieler ausſchreien darf! — Die Vermuthung, daß das Geld wohl von **Celionati** herrühre, hatte ihren richtigen Grund; denn in der That hatte der Alte ihm ſchon manchmal aus großer Noth geholfen. Sonderbar wollt' es ihm indeſſen doch gemahnen, als er auf dem zierlichen Band die Worte geſtickt fand: „Gedenke deines Traumbildes!“ — Gedankenvoll betrachtete er die Inſchrift, als ihm einer in's Ohr ſchrie: „endlich treffe ich dich, du Verräther, du Treuloſer, du Ungeheuer von Falſchheit und Undank!“ — Ein unförmlicher Dottore hatte ihn gefaßt, nahm nun ohne Umſtände neben ihm Platz und fuhr fort in allerlei Verwünſchungen. „Was wollt Ihr von mir? ſeid Ihr toll, raſend?“ So rief Giglio; doch nun nahm der Dottore die häßliche Larve vom Geſicht und Giglio erkannte die alte Beatrice. „Um aller Heiligen willen,“ rief Giglio ganz außer ſich, „ſeid Ihr es, Beatrice? — wo iſt Giacinta? wo iſt das holde, liebe Kind? — mein Herz bricht in Liebe und Sehnſucht! wo iſt Giacinta?“ — „Fragt nur,“ erwiderte die Alte mürriſch, „fragt nur, unſeliger, verruchter Menſch! Im Gefängniß ſitzt die arme Giacinta und verſchmachtet ihr junges Leben und Ihr ſeyd an allem Schuld. Denn, hatte ſie nicht das Köpfchen voll von Euch, konnte ſie die Abendſtunde erwarten, ſo ſtach ſie ſich nicht, als ſie den Beſatz an dem Kleide der Prinzeſſin Brambilla nähte, in den Finger, ſo kam der garſtige Fleck nicht hinein, ſo konnte der würdige Meiſter Beſcapi, den die Hölle verſchlingen möge, nicht den Erſatz des Schadens von ihr verlangen, konnte ſie nicht, da wir das viele Geld, das er verlangte, nicht aufzubringen vermochten, in's Gefängniß ſtecken laſſen. — Ihr hättet Hülfe ſchaffen können — aber da zog der Herr Schauſpieler Taugenichts die Naſe zurück —“ „Halt!“ unterbrach Giglio die geſchwätzige Alte, „deine Schuld iſt es, daß du nicht zu mir ranuteſt, mir alles ſagteſt. Mein Leben für die Holde! — Wär' es nicht Mitternacht, ich liefe hin zu dem abſcheulichen Beſcapi — dieſe Dukaten — mein Mädchen wäre frei in der nächſten Stunde; doch, was Mitternacht? Fort, fort, ſie zu retten!“ — Und damit ſtürmte Giglio fort. Die Alte lachte ihm höhniſch nach. —

Wie es ſich aber wohl begiebt, daß wir im gar zu großem Eifer, etwas zu thun, gerade die Hauptſache vergeſſen, ſo fiel es auch dem Giglio erſt dann ein, als er durch die Straßen von Rom ſich athemlos gerannt, daß er ſich nach Beſcapi's Wohnung bei der Alten hätte erkundigen ſollen, da dieſelbe ihm durchaus unbekannt war. Das Schickſal, oder der Zufall wollte es jedoch, daß er, endlich auf den ſpaniſchen Platz gerathen, gerade vor Beſcapi's Hauſe ſtand, als er laut ausrief: „Wo nur der Teufel, der Beſcapi wohnen mag!“ —

Denn ſogleich nahm ihn ein Bekannter unter den Arm und führte ihn in's Haus, indem er ihm ſagte, daß Meiſter Bescapi eben dort wohne und er noch ſehr gut die vielleicht beſtellte Maske erhalten könne. In's Zimmer hineingetreten bat ihn der Mann, da Meiſter Bescapi nicht zu Hauſe, ſelbſt den Anzug zu bezeichnen, den er für ſich beſtimmt; vielleicht wär's ein ſimpler Tabarro oder ſonſt — Giglio faßte aber den Mann, der nichts anders war, als ein ſehr widriger Schneidergeſelle, über den Hals und ſprach ſo viel durch einander von Blutfleck und Gefängniß und Bezahlen und augenblicklicher Befreiung, daß der Geſelle ganz ſtarr und verblüfft ihm in die Augen ſah, ohne ihm eine Sylbe erwiedern zu können. „Verdammter! du willſt mich nicht verſtehen; ſchaff mir deinen Herrn, den teufliſchen Hund zur Stelle!“ So ſchrie Giglio, und packte den Geſellen. Da ging es ihm aber gerade wie in Signor Pasquale's Hauſe. Der Geſelle brüllte dermaßen, daß von allen Seiten die Leute herbeiſtrömten. Bescapi ſelbſt ſtürzte herein; ſo wie aber der den Giglio erblickte, rief er: „Um aller Heiligen willen, es iſt der wahnſinnige Schauſpieler, der arme Signor Fava. Packt an, Leute, packt an!“ — Nun fiel alles über ihn her, man überwältigte ihn leicht, band ihm Hände und Füße und legte ihn auf ein Bett. Bescapi trat zu ihm; den ſprudelte er an mit tauſend bittern Vorwürfen über ſeinen Geiz, über ſeine Gemeinheit und ſprach vom Kleide der Prinzeſſin Brambilla, vom Blutfleck, vom Bezahlen u. ſ. w. „Beruhigt Euch doch nur,“ ſprach Bescapi ſanft, „beruhigt Euch doch nur, beſter Signor Giglio, laßt die Geſpenſter fahren die Euch quälen! In wenigen Augenblicken wird Euch alles ganz anders vorkommen.“ —

Was Bescapi damit gemeint, zeigte ſich bald; denn ein Chirurgus trat herein und ſchlug dem armen Giglio, alles Sträubens ungeachtet, eine Ader. — Erſchöpft von allen Begebenheiten des Tages, von dem Blutverluſt ſank der arme Giglio in tiefen ohnmachtähnlichen Schlaf.

Als er erwachte, war es tiefe Nacht um ihn her; nur mit Mühe vermochte er ſich darauf zu beſinnen, was zuletzt mit ihm vorgegangen, er fühlte, daß man die Bande gelöſet, vor Mattigkeit konnte er ſich aber doch nicht viel regen und bewegen. Durch eine Ritze, die wahrſcheinlich in einer Thüre befindlich, fiel endlich ein ſchimmernder Strahl in's Zimmer und es war ihm, als vernehme er ein tiefes Athmen, dann aber ein leiſes Flüſtern, das endlich zu verſtändlichen Worten wurde: — „Seyd Ihr es wirklich, mein theurer Prinz? — und in dieſem Zuſtande? ſo klein, ſo klein, daß ich glaube, Ihr hättet Platz in meinem Konfektſchächtelchen! — Aber glaubt etwa nicht, daß ich Euch deshalb weniger ſchätze und achte; weiß ich denn nicht, daß Ihr ein ſtattlicher liebenswürdiger Herr ſeyd, und daß ich das Alles jetzt nur träume? — Habt doch nur die Güte, Euch morgen mir zu zeigen, geſchieht es auch nur als Stimme! — Warft Ihr Eure Augen auf mich arme Magd, ſo mußte es ja eben geſchehen, da ſonſt —“ Hier gingen die Worte wieder unter in undeutlichem Flüſtern! — Die Stimme hatte ungemein was Süßes, Holdes; Giglio fühlte ſich von heimlichen Schauern durchbebt; indem er aber recht ſcharf aufzuhorchen ſich bemühte, wiegte ihn das Flüſtern, das beinahe dem Plätſchern einer nahen Quelle zu vergleichen, wiederum in tiefen Schlaf. — Die Sonne ſchien hell in's Zimmer, als ein ſanftes Rütteln den Giglio aus dem Schlafe weckte. Meiſter Bescapi ſtand vor ihm und ſprach, indem er ſeine Hand faßte, mit gutmüthigem Lächeln: „Nicht wahr, Ihr befindet Euch beſſer, liebſter Signor? — Ja, den Heiligen Dank! Ihr ſeht zwar ein wenig blaß, aber Euer Puls geht ruhig. Der Himmel führte Euch in Eurem böſen Paroxysmus in mein Haus und erlaubte mir, Euch, den ich für den herrlichſten Schauſpieler in Rom halte und deſſen Verluſt uns Alle in die tiefſte Trauer verſetzt hat, einen kleinen Dienſt erweiſen zu können.“ Bescapi's letzte Worte waren freilich kräftiger Balſam für die geſchlagenen Wunden; indeſſen begann Giglio doch ernſt und finſter genug: „Signor Bescapi, ich war weder krank, noch wahnſinnig, als ich Euer Haus betrat. Ihr waret hartherzig genug, meine holde Braut, die arme Giacinta Soardi, in's Gefängniß ſtecken zu laſſen, weil ſie Euch ein ſchönes Kleid, das ſie verdorben, nein das ſie geheiligt, indem ſie aus der Nähnadelſtichwunde des zarteſten Fingers roſigen Ichor darüber verſpritzte, nicht bezahlen konnte. Sagt mir augenblicklich, was Ihr für das Kleid verlangt; ich bezahle die Summe und dann gehen wir hin auf der Stelle und befreien das holde, ſüße Kind aus dem Gefängniß, in dem ſie Eures Geizes halber ſchmachtet.“ — Damit erhob ſich Giglio ſo raſch, als er es nur vermochte, aus dem Bette und zog den Beutel mit Ducaten aus der Taſche, den er, ſollt' es darauf ankommen, ganz und gar zu leeren entſchloſſen war. Doch Bescapi ſtarrte ihn an mit großen Augen und ſprach: „Wie möget Ihr Euch doch nur ſolch tolles Zeug einbilden, Signor Giglio? Ich weiß kein Wort von einem Kleide, das mir Giacinta verdorben haben ſollte, kein Wort vom Blutfleck, von in's Gefängniß-Stecken!“ — Als nun aber Giglio nochmals alles erzählte, wie er es von Beatricen vernommen und insbeſondere ſehr genau das Kleid beſchrieb, welches er ſelbſt bei Giacinta geſehen, da meinte Meiſter Bescapi, es ſey nur zu gewiß, daß ihn die Alte genarrt habe; denn an der ganzen ſaubern Geſchichte ſey, wie er hoch betheuern könne, ganz und gar nichts, und habe er auch niemals ein ſolches Kleid, wie Giglio es geſchaut haben wolle, bei Giacinta in Arbeit gegeben. Giglio konnte in Bescapi's Worte kein Mißtrauen ſetzen, da es nicht zu begreifen geweſen, warum er das ihm dargebotene Gold nicht habe annehmen ſollen, und er überzeugte ſich, daß auch hier der tolle Spuk wirke, in dem er nun einmal befangen. Was blieb übrig, als Meiſter Bescapi zu verlaſſen und auf das gute Glück zu warten, das ihm vielleicht die holde Giacinta, für die er nun wieder recht in Liebe entbrannt, in die Arme führen werde.

Vor Bescapi's Thüre ſtand eine Perſon, die er tauſend Meilen fortgewünſcht hätte, nämlich der alte Celionati. „Ei!“ rief er den Giglio lachend an, „ei, Ihr ſeyd doch in der That eine recht gute Seele, daß Ihr die Ducaten, die Euch die Gunſt des Schickſals zugeworfen, hingeben wolltet für Euer Liebchen, das ja nicht mehr Euer Liebchen iſt.“ „Ihr ſeyd,“ erwiederte Giglio, „Ihr ſeyd ein fürchterlicher graulicher Menſch! — Was dringt Ihr ein in mein Leben? was wollt Ihr Euch meines Seyns bemächtigen? — Ihr prahlt mit einer Allwiſſenheit, die Euch vielleicht wenig Mühe koſtet — Ihr umringt mich mit Spionen, die jeden meiner Schritte und Tritte belauern — Ihr hetzt alles wieder mich auf — Euch verdank' ich den Verluſt Giacintens, meiner Stelle — mit tauſend Künſten“ — „Das,“ rief Celionati laut lachend, „das verlohnte ſich der Mühe, die hochwichtige Perſon des Herrn Erzſchauſpielers Giglio Fava dermaßen einzuhegen! — Doch, mein Sohn Giglio, du bedarfſt in der That eines Vormundes, der dich auf den rechten Weg leitet, welcher zum Ziele führt“ — „Ich bin mündig,“ ſprach Giglio, „und bitte Euch, mein Herr Ciarlatano, mich getroſt mir ſelbſt zu überlaſſen.“ „Hoho,“ erwiederte Celionati, „nur nicht ſo trotzig! Wie? wenn ich das Gute, Beſte mit dir vor hatte, wenn ich dein höchſtes Erdenglück wollte, wenn ich als Mittler ſtünde zwiſchen dir und der Prinzeſſin Brambilla?" — „O Giacinta, Giacinta, o ich Unglückſeliger habe ſie verloren! Gab es einen Tag, der mir ſchwärzeres Unheil brachte, als der geſtrige?" So rief Giglio ganz außer ſich. „Nun nun," ſprach Celionati beruhigend, „ſo ganz unheilbringend war denn doch der Tag nicht. Schon die guten Lehren, die Ihr im Theater erhieltet, konnten Euch ſehr heilſam ſeyn, nachdem Ihr darüber beruhigt, daß Ihr wirklich noch nicht Handſchuhe, Hut und Mantel im Stich gelaſſen um ein Gericht zäher Maccaroni; dann ſaht Ihr die herrlichſte Darſtellung, die ſchon darum die erſte in der Welt zu nennen, weil ſie das Tiefſte ausſpricht, ohne der Worte zu bedürfen; dann fandet Ihr die Ducaten in der Taſche, die Euch fehlten" — „Von Euch, von Euch, ich weiß es," unterbrach ihn Giglio. „Wenn das auch wirklich wäre," fuhr Celionati fort, „ſo ändert das in der Sache nichts; genug, Ihr erhieltet das Gold, ſtelltet Euch mit Euerm Magen wieder auf guten Fuß, traft glücklich in Bescapi's Haus ein, wurdet mit einem Euch ſehr nöthigen und nützlichen Aderlaß bedient und ſchlieft endlich mit Eurer Geliebten unter einem Dache!" „Was ſagt Ihr?" rief Giglio, „was ſagt Ihr? mit meiner Geliebten? mit meiner Geliebten unter einem Dache?" „Es iſt dem ſo," erwiederte Celionati, „ſchaut nur hinauf!"

Giglio that es und hundert Blitze fuhren durch ſeine Bruſt, als er ſeine holde Giacinta auf dem Balcon erblickte, zierlich geputzt, hübſcher, reizender, als er ſie jemals geſehen, hinter ihr die alte Beatrice. „Giacinta, meine Giacinta, mein ſüßes Leben!" rief er ſehnſuchtsvoll hinauf. Doch Giacinta warf ihm einen verächtlichen Blick herab und verließ den Balcon, Beatrice folgte ihr auf dem Fuße.

„Sie beharrt noch in ihrer verdammten Smorfioſität," ſprach Giglio unmuthig; „doch das wird ſich geben." „Schwerlich!" nahm Celionati das Wort; „denn, mein guter Giglio, Ihr wißt wohl nicht, daß zu derſelben Zeit, als Ihr der Prinzeſſin Brambilla nachtrachtetet auf kühne Manier, ſich ein hübſcher ſtattlicher Prinz um Eure Donna bewarb und wie es ſcheint" — „Alle Teufel der Hölle," ſchrie Giglio, „der alte Satan, die Beatrice, hat die Arme verkuppelt; aber mit Rattenpulver vergifte ich das heilloſe Weib, einen

Dolch in's Herz ſtoß' ich dem verfluchten Prinzen" — „Unterlaßt das alles!" unterbrach ihn Celionati, „unterlaßt das alles, guter Giglio, geht fein ruhig nach Hauſe und laßt noch ein wenig Blut, wenn Euch böſe Gedanken kommen! Gott geleite Euch. Im Corſo ſehen wir uns wohl wieder." — Damit eilte Celionati fort über die Straße.

Giglio blieb wie eingewurzelt ſtehen, warf wüthende Blicke nach dem Balcon, biß die Zähne zuſammen, murmelte die gräßlichſten Verwünſchungen. Als nun aber Meiſter Beſcapi den Kopf zum Fenſter hinausſteckte und ihn höflich bat, doch herein zu treten und die neue Criſis, die ſich zu nahen ſchiene, abzuwarten, warf er ihm, den er auch wider ſich verſchworen, im Complott mit der Alten glaubte, ein „verdammter Kuppler!" an den Hals und rannte wild von dannen.

Am Corſo traf er auf einige vormalige Cameraden, mit denen er in ein nahgelegenes Weinhaus trat, um allen ſeinen Unmuth, allen ſeinen Liebesſchmerz, all' ſeine Troſtloſigkeit untergehen zu laſſen in der Gluth feurigen Syrakuſers.

Sonſt iſt ſolch ein Entſchluß eben nicht der rathſamſte; denn dieſelbe Gluth, welche den Unmuth verſchlingt, pflegt unbezähmbar auflodernd alles im Innern zu entzünden, das man ſonſt gern vor der Flamme wahrt; doch mit Giglio ging es ganz gut. Im muntern gemüthlichen Geſpräch mit den Schauſpielern, in allerlei Erinnerungen und luſtigen Abentheuern vom Theater her ſchwelgend, vergaß er wirklich alles Unheil, das ihm begegnet. Man verabredete beim Abſchiede, Abends auf dem Corſo in den tollſten Masken zu erſcheinen, die nur erſinnlich.

Der Anzug, den er ſchon einmal angelegt, ſchien dem Giglio hinlänglich fratzenhaft; nur verſchmähte er diesmal auch nicht das lange ſeltſame Beinkleid, und trug außerdem noch den Mantel hinterwärts auf einen Stock geſpießt, ſo daß es beinahe anzuſehen war, als wüchſe ihm eine Fahne aus dem Rücken. So angeputzt durchſchwärmte er die Straßen und überließ ſich ausgelaſſener Luſtigkeit, ohne ſeines Traumbilds, noch des verlornen Liebchens zu gedenken.

Doch feſtgewurzelt an den Boden blieb er ſtehen, als unweit des Palaſtes Piſtoja ihm plötzlich eine hohe edle Geſtalt entgegen trat, in jenen prächtigen Kleidern, in denen ihn einſt Giacinta überraſcht hatte, oder beſſer, als er ſein Traumbild im hellen wahrhaften Leben vor ſich erblickte. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch alle Glieder; aber ſelbſt wußte er nicht, wie es geſchah, daß die Beklommenheit, die Angſt der Liebesſehnſucht, die ſonſt den Sinn zu lähmen pflegt, wenn das holde Bild der Geliebten plötzlich daſteht, unterging in dem fröhlichen Muth ſolcher Luſt, wie er ſie noch nie im Innern gefühlt. Den rechten Fuß vor, Bruſt heraus, Schultern eingezogen, ſetzte er ſich ſofort in die zierlichſte Poſitur, in der er jemals die außerordentlichſten Reden tragirt, zog das Barett mit den langen ſpitzen Hahnenfedern von der ſteifen Perücke und begann, den ſchnarrenden Ton beibehaltend, der zu ſeiner Vermummung paßte, und die Prinzeſſin Brambilla (daß ſie es war, litt keinen Zweifel) durch die große Brille ſtarr anblickend: „die holdeſte der Feen, die hehrſte der Göttinnen wandelt auf der Erde; ein neidiſches Wachs verbirgt die ſiegende Schönheit ihres Antlitzes, aber aus dem Glanz, von dem ſie umfloſſen, ſchießen tauſend Blitze und fahren in die Bruſt des Alters, der Jugend und alles huldigt der Himmliſchen, aufgeflammt in Liebe und Entzücken."

„Aus welchem," erwiederte die Prinzeſſin, „aus welchem hochtrabenden Schauſpiele habt Ihr dieſe ſchöne Redensart her, mein Herr Pantalon Capitano, oder wer Ihr ſonſt ſeyn wollen möget? — Sagt mir lieber, auf welche Siege die Trophäen deuten, die Ihr ſo ſtolz auf dem Rücken traget?" „Keine Trophäe," rief Giglio, „denn noch kämpfe ich um den Sieg! — Es iſt die Fahne der Hoffnung, des ſehnſüchtigſten Verlangens, zu der ich geſchworen, das Nothzeichen der Ergebung auf Gnad' und Ungnade, das ich aufgeſteckt, das: Erbarmt Euch mein, das Euch die Lüfte aus dieſen Falten zuwehen ſollen. Nehmt mich zu Euerm Ritter an, Prinzeſſin! dann will ich kämpfen, ſiegen und Trophäen tragen, Eurer Huld und Schönheit zum Ruhm." „Wollt Ihr mein Ritter ſeyn," ſprach die Prinzeſſin, „ſo wappnet Euch, wie es ſich ziemt! Bedeckt Euer Haupt mit der drohenden Sturmhaube, ergreift das breite gute Schwert! Dann werd' ich an Euch glauben." „Wollt Ihr meine Dame ſeyn," erwiederte Giglio, „Rinaldos Armida, ſo ſeyd es ganz! Legt dieſen prunkenden Schmuck ab, der mich bethört, befängt, wie gefährliche Zauberei. Dieſer gleißende Blutſtock" — „Ihr ſeyd von Sinnen!" rief die Prinzeſſin lebhaft und ließ den Giglio ſtehen, indem ſie ſich ſchnell entfernte.

Dem Giglio war es, als ſei er es gar nicht geweſen, der mit der Prinzeſſin geſprochen, als habe er ganz willenlos das heraus geſagt, was er ſelbſt nun nicht einmal verſtand; er war nahe daran zu glauben, Signor Pasquale und Meiſter Bescapi hätten Recht, ihn für was weniges verrückt zu halten. Da ſich nun aber ein Zug Masken nahte, die in den tollſten Fratzen die mißgeſchaffenſten Ausgeburten der Phantaſie darſtellten und er augenblicklich ſeine Cameraden erkannte, ſo kam ihm die ausgelaſſene Luſtigkeit wieder. Er miſchte ſich in den ſpringenden und tanzenden Haufen, indem er laut rief: „Rühre dich, rühre dich, toller Spuk! regt Euch, mächtige, ſchalkiſche Geiſter des frechſten Spottes! ich bin nun ganz Euer und Ihr möget mich anſehen für Eures Gleichen!“

Giglio glaubte, unter ſeinen Cameraden auch den Alten zu bemerken, aus deſſen Flaſche Brambilla's Geſtalt geſtiegen. Ehe er ſich's verſah, wurde er von ihm erfaßt, im Kreiſe herumgedreht und dazu kreiſchte ihm der Alte in die Ohren: „Brüderchen, ich habe dich, Brüderchen, ich habe dich!“ —

Drittes Kapitel.

Von Blondköpfen, die ſich erfrechen, den Pulcinell langweilig zu finden und abgeſchmackt. — Deutſcher und italieniſcher Spaß. — Wie Celionati im Caffè greco ſitzend, behauptete, er ſäße nicht im Caffè greco, ſondern fabulirte an dem Ufer des Ganges [illegible]. — Wunderbare Geſchichte von dem König Ophioch, der im Lande Urdargarten herrſchte, und der Königin Liris. — Wie König Kophetua ein Bettelmädchen heirathete, eine vornehme Prinzeſſin einem ſchlechten Komödianten nachlief, und Giglio ein hölzernes Schwert anſteckte, dann aber bunten Masken im Corſo umrannte, bis er endlich ſtehen blieb, weil ſein Ich zu tanzen begonnen.

„Ihr Blondköpfe! — Ihr Blauaugen! Ihr jungen ſteifen Leute, vor deren „Guten Abend, mein ſchönſtes Kind!“ im dröhnenden Baß geſprochen, die keckſte Dirne erſchrickt, kann denn Euer im ewigen Winterfroſt erſtarrtes Blut wohl aufthauen in dem wilden Wehen der Tramontana, oder in der Gluth eines Liebesliedes? Was prahlt Ihr mit Eurer gewaltigen Lebensluſt, mit Eurem friſchen Lebensmuth, da Ihr doch keinen Sinn in Euch tragt für den tollſten, ſpaßhafteſten

Spaß alles Spaßes, wie ihn unſer geſegnetes Carneval in der reichſten Fülle darbietet? — Da Ihr es ſogar wagt, unſern wackern Pulcinell manchmal langweilig, abgeſchmackt zu finden und die ergötzlichſten Mißgeburten, die der lachende Hohn gebar, Erzeugniſſe nennt eines wirren Geiſtes!“ — So ſprach Celionati in dem Café greco, wo er ſich, wie es ſeine Gewohnheit war, zur Abendzeit hinbegeben und mitten unter den deutſchen Künſtlern Platz genommen, die zur ſelben Stunde dies in der Strada Condotti gelegene Haus zu beſuchen pflegten und ſo eben über die Fratzen des Carnevals eine ſcharfe Kritik ergehen laſſen.

„Wie?“ nahm der deutſche Maler, Franz Reinhold, das Wort, „wie möget Ihr doch nur ſo ſprechen, Meiſter Celionati! Das ſtimmt ſchlecht mit dem überein, was Ihr ſonſt zu Gunſten des deutſchen Sinns und Weſens behauptet. Wahr iſt es, immer habt Ihr uns Deutſchen vorgeworfen, daß wir von jedem Scherz verlangten, er ſolle noch etwas anderes bedeuten, als eben den Scherz ſelbſt, und Ich will Euch Recht geben, wiewohl in ganz anderm Sinn, als Ih es wohl meinen möget. Gott tröſte Euch, wenn Ihr uns etwa die Dummheit zutrauen ſolltet, die Ironie nur allegoriſch gelten zu laſſen! Ihr wäret dann in großem Irrthum. Recht gut ſehen wir ein, daß bei Euch Italienern der reine Scherz, als ſolcher, viel mehr zu Hauſe ſcheint, als bei uns; vermöcht' ich aber nur Euch recht deutlich zu erklären, welchen Unterſchied ich zwiſchen Euerm und unſerm Scherz, oder beſſer geſagt, zwiſchen Eurer und unſerer Ironie finde. — Nun, wir ſprechen eben von den tollen fratzenhaften Geſtalten, wie ſie ſich auf dem Corſo umhertreiben; da kann ich wenigſtens ſo ungefähr ein Gleichniß anknüpfen. — Seh' ich ſolch' einen tollen Kerl durc greuliche Grimaſſen das Volk zum Lachen reizen, ſo kommt es mi vor, als ſpräche ein ihm ſichtbar gewordenes Urbild zu ihm, aber e verſtände die Worte nicht und ahme, wie es im Leben zu geſchehe pflegt, wenn man ſich müht, den Sinn fremder, unverſtändlicher Rede zu faſſen, unwillkürlich die Geſten jenes ſprechenden Urbildes nach, wiewohl auf übertriebene Weiſe, der Mühe halber, die es koſtet. Unſer Scherz iſt die Sprache jenes Urbildes ſelbſt, die aus unſerm Innern heraustönt und den Geſtus nothwendig bedingt durch jenes im Innern liegende Prinzip der Ironie, ſo wie das in der Tiefe liegende Felsſtück den darüber fortſtrömenden Bach zwingt, auf der Oberfläche kräuſelnde

Wellen zu ſchlagen. — Glaubt ja nicht, Meiſter Celionati, daß ich keinen Sinn habe für das Poſſenhafte, das eben nur in der äußern Erſcheinung liegt und ſeine Motive nur von außen her erhält, und daß ich Euerm Volk nicht eine überwiegende Kraft einräume, eben dies Poſſenhafte in's Leben treten zu laſſen. Aber verzeiht, Celionati, wenn ich auch dem Poſſenhaften, ſoll es geduldet werden, einen Zuſatz von Gemüthlichkeit für nothwendig erkläre, den ich bei Euern komiſchen Perſonen vermiſſe. Das Gemüthliche, was unſern Scherz rein erhält, geht unter in dem Prinzip der Obſcönität, das Eure Pulcinelle und hundert andere Maſken der Art in Bewegung ſetzt, und dann blickt mitten durch alle Fratzen und Poſſen jene grauenhafte, entſetzliche Furie der Wuth, des Haſſes, der Verzweiflung hervor, die Euch zum Wahnſinn, zum Morde treibt. Wenn an jenem Tage des Carnevals, an dem jeder ein Licht trägt und jeder verſucht dem andern das Licht auszublaſen, wenn dann im tollſten ausgelaſſenſten Jubel, im ſchallendſten Gelächter der ganze Corſo erbebt von dem wilden Geſchrei: ammazzato sia, chi non porta moccola, glaubt nur, Celionati, daß mich dann in demſelben Augenblick, da ich ganz hingeriſſen von der wahnſinnigen Luſt des Volks ärger, als jeder andere um mich her, blaſe und ſchreie, ammazzato sia! unheimliche Schauer erfaſſen, vor denen jene Gemüthlichkeit, die nun einmal unſerm deutſchen Sinn eigen, ja gar nicht aufkommen kann."

„Gemüthlichkeit," ſprach Celionati lächelnd, „Gemüthlichkeit! — Sagt mir nur, mein gemüthlicher Herr Deutſcher, was Ihr von unſern Maſken des Theaters haltet? — von unſerm Pantalon, Brighella, Tartaglia?" —

„Ei" erwiederte Reinhold, „ich meine, daß dieſe Maſken eine Fundgrube öffnen des ergötzlichſten Spottes, der treffendſten Ironie, der freieſten, beinahe möcht' ich ſagen, der frechſten Laune, wiewohl ich denke, daß ſie mehr die verſchiedenen äußern Erſcheinungen in der menſchlichen Natur, als die menſchliche Natur ſelbſt, oder kürzer und beſſer, mehr die Menſchen, als den Menſchen in Anſpruch nehmen. — Uebrigens bitte ich Euch, Celionati, mich nicht für toll zu halten, daß ich etwa daran zweifelte, in Euer Nation mit dem tiefſten Humor begabte Männer zu finden. Die unſichtbare Kirche kennt keinen Unterſchied der Nation; ſie hat ihre Glieder überall. — Und, Meiſter Celionati, daß ich es Euch nur ſage, mit Euerm ganzen Weſen und Treiben ſeyd Ihr uns ſchon ſeit langer Zeit gar abſonderlich vorgekommen. Wie Ihr Euch vor dem Volk als der abentheuerlichſte Ciarlatano geberdet, wie Ihr dann Euch wieder in unſrer Geſellſchaft gefallt, alles Italiſche vergeſſend und ergötzend mit wunderbaren Geſchichten, die uns recht tief in's Gemüth dringen, und dann wieder faſelnd und fabelnd doch zu verſtricken und feſtzuhalten wißt in ſeltſamen Zauberbanden. In der That, das Volk hat Recht, wenn es Euch für einen Hexenmeiſter ausſchreit; ich meines Theils denke bloß, daß Ihr der unſichtbaren Kirche angehört, die ſehr wunderliche Glieder zählt, unerachtet Alle aus einem Rumpf gewachſen." —

„Was könnt," rief Celionati heftig, „was könnt Ihr von mir denken, mein Herr Maler, was könnt Ihr von mir meinen, vermuthen, ahnen? — Wißt Ihr Alle denn ſo gewiß, daß ich hier unter Euch ſitze und unnützerweiſe unnutzig Zeug ſchwatze über Dinge, von denen Ihr Alle gar nichts verſteht, wenn Ihr nicht in den hellen Waſſerſpiegel der Quelle Urdar geſchaut, wenn Liris Euch nicht angelächelt?" —

„Hoho!" riefen Alle durch einander, „nun kommt er auf ſeine alten Sprünge, auf ſeine alten Tänze — Vorwärts, Herr Hexenmeiſter! — Vorwärts."

„Iſt wohl Verſtand in dem Volke?" rief Celionati dazwiſchen, indem er mit der Fauſt heftig auf den Tiſch ſchlug, ſo daß plötzlich Alles ſchwieg.

„Iſt wohl Verſtand in dem Volke?" fuhr er dann ruhiger fort. „Was Sprünge? was Tänze? Ich frage nur, woher Ihr ſo überzeugt ſeyd, daß ich wirklich hier unter Euch ſitze und allerlei Geſpräche führe, die Ihr Alle mit leiblichen Ohren zu vernehmen vermeint, unerachtet Euch vielleicht nur ein ſchälkiſcher Luftgeiſt neckt? Wer ſteht Euch dafür, daß der Celionati, dem Ihr weiß machen wollt, die Italiener verſtünden ſich nicht auf die Ironie, nicht eben jetzt am Ganges ſpazieren geht und duftige Blumen pflückt, um Pariſer Rappé daraus zu bereiten für die Naſe irgend eines myſtiſchen Idols? — Oder, daß er die finſtern ſchauerlichen Gräber zu Memphis durchwandelt, um den älteſten der Könige anzuſprechen um die kleine Zehe ſeines linken Fußes zum offizinellen Gebrauch der ſtolzeſten Prinzeſſin auf der Argentina? — Oder, daß er mit ſeinem intimſten Freunde, dem Zauberer Ruffiamonte, im tiefen Geſpräch ſitzt an der Quelle Urdar? — Doch halt, ich will wirklich ſo thun, als ſäße Celionati hier im Café greco, und Euch erzählen von dem Könige Ophioch, der Königin Liris und von dem Waſſerſpiegel der Quelle Urdar, wenn Ihr dergleichen hören wollt.“

„Erzählt,“ ſprach einer der jungen Künſtler, „erzählt nur, Celionati; ich merke ſchon, das wird eine von Euern Geſchichten ſeyn, die hinlänglich toll und abentheuerlich, doch ganz angenehm zu hören ſind.“

„Daß,“ begann Celionati, „daß nur niemand von Euch glaubt, ich wolle unſinnige Märchen auftiſchen und daran zweifelt, daß ſich alles ſo begeben, wie ich es erzählen werde! Jeder Zweifel wird gehoben ſeyn, wenn ich verſichere, daß ich alles aus dem Munde meines Freundes Ruffiamonte habe, der ſelbſt in gewiſſer Art die Hauptperſon der Geſchichte iſt. Kaum ſind es ein paar hundert Jahre her, als wir gerade die Feuer von Island durchwandelnd und einem von Fluth und Gluth gebornen Talisman nachforſchend, viel von der Quelle Urdar ſprachen. Alſo, Ohren auf, Sinn auf!“ —

— Hier mußt Du, ſehr geneigter Leſer! es Dir alſo gefallen laſſen, eine Geſchichte zu hören, die ganz außer dem Gebiet derjenigen Begebenheiten zu liegen ſcheint, die ich dir zu erzählen unternommen, mithin als verwerfliche Epiſode daſteht. Wie es manchmal aber zu geſchehen pflegt, daß man den Weg, der ſcheinbar irre leitete, rüſtig verfolgend plötzlich zum Ziel gelangt, das man aus den Augen verlor, ſo möcht' es vielleicht auch ſeyn, daß dieſe Epiſode, nur ſcheinbarer Irrweg, recht hineinleitet in den Kern der Hauptgeſchichte. Vernimm alſo, o mein Leſer, die wunderbare —

Geſchichte

von dem Könige Ophioch und der Königin Liris.

Vor gar langer, langer Zeit, man möchte ſagen, in einer Zeit, die ſo genau auf die Urzeit folgte, wie Aſchermittwoch auf Faſtnachtsdienſtag — herrſchte über das Land Urdargarten der junge König Ophioch. — Ich weiß nicht, ob der deutſche Büſching das Land Urdargarten mit einiger geographiſcher Genauigkeit beſchrieben; doch ſo viel iſt gewiß, daß, wie der Zauberer Ruffiamonte mir tauſendmal verſichert hat, es zu den geſegnetſten Ländern gehörte, die es jemals gab und geben wird. Es hatte ſo üppigen Wieswachs und Kleebau, daß das leckerſte Vieh ſich nicht wegſehnte aus dem lieben Vaterlande, anſehnliche Forſten mit Bäumen, Pflanzen, herrlichem Wilde und ſolch ſüßen Düften, daß die Morgen- und Abendwinde gar nicht ſatt wurden, darin herum zu koſen. Wein gab es und Oel und Früchte jeder Art in Hülle und Fülle. Silberhelle Waſſer durchſtrömten das ganze Land, Gold und Silber ſpendeten Berge, die, wie wahrhaft reiche Männer, ſich ganz einfach kleideten in ein fahles Dunkelgrau, und wer ſich nur ein wenig Mühe gab, ſcharrte aus dem Sande die ſchönſten Edelſteine, die er, wollt' er's, verbrauchen konnte zu zierlichen Hemd- oder Weſtenknöpfen. Fehlte es außer der von Marmor und Alabaſter erbauten Reſidenz an gehörigen Städten von Backſtein, ſo lag dies an dem Mangel der Cultur, der damals die Menſchen noch nicht einſehen ließ, daß es doch beſſer ſei, von tüchtigen Mauern geſchützt, im Lehnſtuhl zu ſitzen, als am murmelnden Bach, umgeben von rauſchendem Gebüſch in niedriger Hütte zu wohnen und ſich der Gefahr auszuſetzen, daß dieſer oder jener unverſchämte Baum ſein Laub hineinhänge in die Fenſter, und, ungebetener Gaſt, zu allem ſein Wörtlein mit rede, oder gar Wein und Epheu den Tapezierer ſpiele. Kam nun noch hinzu, daß die Bewohner des Landes Urdargarten die vorzüglichſten Patrioten waren, den König, auch wenn er nicht gerade ihnen zu Geſicht kam, ungemein liebten und auch an andern Tagen, als an ſeinem Geburtstage, riefen: Er lebe! ſo mußte wohl König Ophioch der glücklichſte Monarch unter der Sonne ſeyn. — Das hätte er auch wirklich ſeyn können, wenn nicht allein er, ſondern gar viele im Lande, die man zu den Weiſeſten rechnen durfte, von einer gewiſſen ſeltſamen Traurigkeit befallen worden wären, die mitten in aller Herrlichkeit keine Luſt aufkommen ließ. König Ophioch war ein verſtändiger Jüngling von guten Einſichten, von hellem Verſtande und hatte ſogar poetiſchen Sinn. Dies müßte ganz unglaublich ſcheinen und unzuläſſig, würd' es nicht denkbar und entſchuldigt der Zeit halber, in der er lebte.

Es mochten wohl noch Anklänge aus jener wunderbaren Vorzeit der höchſten Luſt, als die Natur dem Menſchen, ihn als ihr liebſtes Schooßkind hegend und pflegend, die unmittelbare Anſchauung alles Seyns und mit derſelben das Verſtändniß des höchſten Ideals, der reinſten Harmonie verſtattete, in König Ophiochs Seele wiederhallen. Denn oft war es ihm, als ſprächen holde Stimmen zu ihm in geheimnißvollem Rauſchen des Waldes, im Geflüſter der Büſche, der

Quellen, als langten aus den goldnen Wolken ſchimmernde Arme herab, ihn zu erfaſſen, und ihm ſchwoll die Bruſt vor glühender Sehnſucht. Aber dann ging alles unter in wirren wüſten Trümmern, mit eiſigen Fittigen wehte ihn der finſtre furchtbare Dämon an, der ihn mit der Mutter entzweit und er ſah ſich von ihr im Zorn hülflos verlaſſen. Die Stimme des Waldes, der fernen Berge, die ſonſt die Sehnſucht weckten und ſüßes Ahnen vergangener Luſt, verklangen im Hohn jenes finſtern Dämons. Aber der brennende Gluthauch dieſes Hohns entzündete in König Ophiochs Innerm den Wahn, daß des Dämons Stimme die Stimme der zürnenden Mutter ſey, die nun feindlich das eigne entartete Kind zu vernichten trachte. —

Wie geſagt, manche im Lande begriffen die Melancholie des Königs Ophioch und wurden, ſie begreifend, ſelbſt davon erfaßt. Die meiſten begriffen jene Melancholie aber nicht und vorzuglich nicht im allermindeſten der ganze Staatsrath, der zum Wohl des Königreichs geſund blieb.

In dieſem geſunden Zuſtande glaubte der Staatsrath einzuſehen, daß den König Ophioch nichts anderes von ſeinem Tiefſinn retten könne, als wenn ihm ein hubſches durchaus munteres, vergnügtes Gemahl zu Theil würde. Man warf die Augen auf die Prinzeſſin Liris, die Tochter eines benachbarten Königs. — Prinzeſſin Liris war in der That ſo ſchön, als man ſich nur irgend eine Königstochter denken mag. Unerachtet alles was ſie umgab, alles was ſie ſah, erfuhr, ſpurlos an ihrem Geiſte vorüberging, ſo lachte ſie doch beſtändig und da man im Lande Hirdargarten (ſo war das Land ihres Vaters geheißen) eben ſo wenig einen Grund dieſer Luſtigkeit anzugeben wußte, als im Lande Urdargarten den Grund von König Ophiochs Traurigkeit, ſo ſchienen ſchon deshalb beide königliche Seelen für einander geſchaffen. Uebrigens war der Prinzeſſin einzige Luſt, die ſich wirklich als Luſt geſtaltete, Filet zu machen von ihren Hofdamen umgeben, die gleichfalls Filet machen mußten, ſo wie König Ophioch nur daran Vergnügen zu finden ſchien, in tiefer Einſamkeit den Thieren des Waldes nachzuſtellen. — König Ophioch hatte wider die ihm zugedachte Gemahlin nicht das mindeſte einzuwenden; ihm erſchien die ganze Heirath als ein gleichgültiges Staatsgeſchäft, deſſen Beſorgung er den Miniſtern überließ, die ſich ſo eifrig darum bemüht.

Das Beilager wurde bald mit aller nur möglichen Pracht vollzogen. Alles ging ſehr herrlich und glücklich von Statten, bis auf den kleinen Unfall, daß der Hofpoet, welchem König Ophioch das Hochzeits-Carmen, das er ihm überreichen wollte, an den Kopf warf, vor Schreck und Zorn auf der Stelle in unglücklichen Wahnſinn verfiel und ſich einbildete, er ſey ein poetiſches Gemüth, welches ihn denn verhinderte, fortbin zu dichten, und untauglich machte zum ferneren Dienſt als Hofpoet.

Wochen und Monde vergingen; doch keine Spur geänderter Seelenſtimmung zeigte ſich bei König Ophioch. Die Miniſter, denen die lachende Königin ungemein wohl gefiel, tröſteten aber immer noch das Volk und ſich ſelbſt und ſprachen: Es wird ſchon kommen!

Es kam aber nicht: denn König Ophioch wurde mit jedem Tage noch ernſter und trauriger, als er geweſen und, was das Aergſte war, ein tiefer Widerwille gegen die lachende Königin keimte auf in ſeinem Innern, welches dieſe indeſſen gar nicht zu bemerken ſchien, wie denn überhaupt niemals zu ergründen war, ob ſie noch irgend etwas in der Welt bemerkte, außer den Maſchen des Filets.

Es begab ſich, daß König Ophioch eines Tages auf der Jagd in den rauhen verwilderten Theil des Waldes gerieth, wo ein Thurm von ſchwarzem Geſtein, uralt wie die Schöpfung, als ſey er emporgewachſen aus dem Felſen, hoch emporragte in die Luft. Ein dumpfes Brauſen ging durch die Gipfel der Bäume und aus dem tiefen Steingeklüft antworteten heulende Stimmen des herzzerſchneidenden Jammers. König Ophiochs Bruſt wurde an dieſem ſchauerlichen Ort bewegt auf wunderbare Weiſe. Es war ihm aber, als leuchte in jenen entſetzlichen Lauten des tiefſten Wehs ein Hoffnungsſchimmer der Verſöhnung auf und nicht mehr den höhnenden Zorn, nein! nur die rührende Klage der Mutter um das verlorne entartete Kind vernehme er und dieſe Klage bringe ihm den Troſt, daß die Mutter nicht ewig zürnen werde.

Als König Ophioch nun ſo ganz in ſich verloren da ſtand, brauſte ein Adler auf und ſchwebte über der Zinne des Thurms. Unwillkürlich ergriff König Ophioch ſein Geſchoß und drückte den Pfeil ab nach dem Adler; ſtatt aber dieſen zu treffen blieb der Pfeil ſtecken in der Bruſt eines alten ehrwürdigen Mannes, den nun erſt König Ophioch auf der Zinne des Thurms gewahrte. Entſetzen faßte den König Ophioch, als er ſich beſann, daß der Thurm die Sternwarte ſey, welche, wie die Sage ging, ſonſt die alten Könige des Landes in geheimnißvollen Nächten beſtiegen und, geweihte Mittler zwiſchen dem Volk und der Herrſcherin alles Seyns, den Willen, die Sprüche der Mächtigen dem Volk verkündet hatten. Er wurde inne, daß er ſich an dem Orte befand, den jeder ſorglich mied, weil es hieß, der alte Magus Hermod ſtehe, in tauſendjährigem Schlaf verſunken, auf der Zinne des Thurms und würde er geweckt aus dem Schlafe, ſo gähre der Zorn der Elemente auf, ſie träten kämpfend gegen einander und alles muſſe untergehen in dieſem Kampf.

Ganz betrübt wollte König Ophioch niederſinken; da fühlte er ſich ſanft berührt, der Magus Hermod ſtand vor ihm, mit dem Pfeil in der Hand, der ſeine Bruſt getroffen, und ſprach, indem ein mildes Lächeln die ernſten ehrwürdigen Züge ſeines Antlitzes erheiterte: „Du haſt mich aus einem langen Seherſchlaf geweckt, König Ophioch! Habe Dank dafür! denn es geſchah zur rechten Stunde. Es iſt nun an der Zeit, daß ich nach Atlantis wandle und aus der Hand der hohen mächtigen Königin das Geſchenk empfange, das ſie zum Zeichen der Verſöhnung mir verſprach und das dem Schmerz, der deine Bruſt, o König Ophioch, zerreißt, den vernichtenden Stachel rauben wird. — Der Gedanke zerſtörte die Anſchauung, aber dem Prisma des Kryſtalls, zu dem die feurige Fluth im Vermählungs-Kampf mit dem feindlichen Gift gerann, entſtrahlt die Anſchauung neugeboren, ſelbſt Fötus des Gedankens! — Lebe wohl, König Ophioch! in dreizehn mal dreizehn Monden ſiehſt du mich wieder, ich bringe dir die ſchönſte Gabe der verſöhnten Mutter, die deinen Schmerz auflöſt in höchſte Luſt, vor der der Eiskerker zerſchmilzt, in dem dein Gemahl, die Königin Liris, der feindlichſte aller Dämonen ſo lange gefangen hielt. — Lebe wohl, König Ophioch!“ —

Mit dieſen geheimnißvollen Worten verließ der alte Magus den jungen König, in der Tiefe des Waldes verſchwindend.

War König Ophioch vorher traurig und tiefſinnig geweſen, ſo wurde er es jetzt noch viel mehr. Feſt in ſeiner Seele waren die Worte des alten Hermod geblieben; er wiederholte ſie dem Hofaſtrologen, der den ihm unverſtändlichen Sinn deuten ſollte. Der Hofaſtrolog erklärte indeſſen, es ſey gar kein Sinn darin enthalten;

denn es gäbe gar kein Prisma und auch kein Kryſtall, wenigſtens könne ſolches, wie jeder Apotheker wiſſe, nicht aus feuriger Fluth und feindlichem Gift entſtehen und was ferner von Gedanke und neugeborner Anſchauung in Hermods wirrer Rede vorkomme, müſſe ſchon deshalb unverſtändlich bleiben, weil kein Aſtrolog, oder Philoſoph von einiger honnetter Bildung, ſich auf die bedeutungsloſe Sprache des rohen Zeitalters einlaſſen könne, dem der Magus Hermod angehöre. König Ophioch war mit dieſer Ausrede nicht allein ganz und gar nicht zufrieden, ſondern fuhr den Aſtrologen überdies im großen Zorn gar hart an und es war gut, daß er gerade nichts zur Hand hatte, um es, wie jenes Carmen dem Hofdichter, dem unglücklichen Hofaſtrologen an den Kopf zu werfen. Ruffiamonte behauptet, daß, ſtehe auch in der Chronik nichts davon, es doch nach der Volksſage in Urdargarten gewiß ſey, daß König Ophioch bei dieſer Gelegenheit den Hofaſtrologen einen — Eſel geheißen. — Da nun dem jungen tiefſinnigen Könige jene myſtiſchen Worte des Magus Hermod gar nicht aus der Seele kamen, ſo beſchloß er endlich, koſte es was es wolle, die Bedeutung davon ſelbſt aufzufinden. Auf eine ſchwarze Marmortafel ließ er daher mit goldnen Buchſtaben die Worte ſetzen: der Gedanke zerſtörte die Anſchauung — und wie der Magus weiter geſprochen, und die Tafel in die Mauer eines entlegenen düſtern Saals in ſeinem Palaſt einfügen. Vor dieſe Tafel ſetzte er ſich dann hin auf ein weichgepolſtertes Ruhbett, ſtützte den Kopf in die Hand und überließ ſich, die Inſchrift betrachtend, tiefem Nachdenken.

Es geſchah, daß die Königin Liris ganz zufällig in den Saal gerieth, in dem ſich König Ophioch befand nebſt der Inſchrift. Unerachtet ſie aber ihrer Gewohnheit gemäß ſo laut lachte, daß die Wände dröhnten, ſo ſchien der König die theure muntre Gemahlin doch ganz und gar nicht zu bemerken. Er wandte den ſtarren Blick nicht ab von der ſchwarzen Marmortafel. Endlich richtete Königin Liris auch ihren Blick dahin. Kaum hatte ſie indeſſen die geheimnißvollen Worte geleſen, als ihre Lache verſtummte und ſie ſchweigend neben dem Könige hinſank auf die Polſter. Nachdem beide, König Ophioch und Königin Liris, eine geraume Zeit hindurch die Inſchrift angeſtarrt hatten, begannen ſie ſtark und immer ſtärker zu gähnen, ſchloſſen die Augen und ſanken in einen ſolchen feſten Todesſchlaf, daß keine menſchliche Kunſt ſie daraus zu erwecken vermochte. Man hätte ſie für todt gehalten und mit den im Lande Urdargarten üblichen Ceremonien in die königliche Gruft gebracht, wären nicht leiſe Athemzüge, der ſchlagende Puls, die Farbe des Geſichts untrügliche Kennzeichen des fortdauernden Lebens geweſen. Da es nun überdies an Nachkommenſchaft zur Zeit noch fehlte, ſo beſchloß der Staatsrath zu regieren ſtatt des ſchlummernden Königs Ophioch und wußte dies ſo geſchickt anzufangen, daß niemand die Lethargie des Monarchen auch nur ahnte. — Dreizehn mal dreizehn Monden waren verfloſſen nach dem Tage, als König Ophioch die wichtige Unterredung mit dem Magus Hermod gehabt hatte; da ging den Einwohnern des Landes Urdargarten ein Schauſpiel auf, ſo herrlich, als ſie noch niemals eins geſehen.

Der große Magus Hermod zog herbei auf einer feurigen Wolke umgeben von Elementargeiſtern jedes Geſchlechts und ließ ſich, während in den Lüften aller Wohllaut der ganzen Natur in geheimnißvollen Accorden ertönte, herab auf den bunt gewirkten Teppich einer ſchönen duftigen Wieſe. Ueber ſeinem Haupte ſchien ein leuchtendes Geſtirn zu ſchweben, deſſen Feuerglanz das Auge nicht zu ertragen vermochte. Das war aber ein Prisma von ſchimmerndem Kryſtall, welches nun, da es der Magus hoch in die Lüfte erhob, in blitzenden Tropfen zerfloß in die Erde hinein, um augenblicklich als die herrlichſte Silberquelle in fröhlichem Rauſchen empor zu ſprudeln.

Nun rührte ſich alles um den Magus her. Während die Erdgeiſter in die Tiefe fuhren und blinkende Metallblumen emporwarfen, wogten die Feuer- und Waſſergeiſter in mächtigen Strahlen ihrer Elemente, ſauſten und brauſten die Luftgeiſter durcheinander, wie in luſtigem Turnier kampfend und ringend. Der Magus ſtieg wieder auf und breitete ſeinen weiten Mantel aus; da verhüllte alles ein dichter aufſteigender Duft, und als der zerfloſſen, hatte ſich auf dem Kampfplatz der Geiſter ein herrlicher himmelsklarer Waſſerſpiegel gebildet, den blinkendes Geſtein, wunderbare Kräuter und Blumen einſchloſſen und in deſſen Mitte die Quelle fröhlich ſprudelte und wie in ſchalkhafter Neckerei die kräuſelnden Wellen rings umher fortrieb.

In demſelben Augenblick, als das geheimnißvolle Prisma des Magus Hermod zur Quelle zerfloß, war das Königs-Paar aus ſeinem langen Zauberſchlafe erwacht. Beide, König Ophioch und Königin Liris, eilten von unwiderſtehlicher Begier getrieben ſchnell herbei. Sie waren die erſten, die hineinſchauten in das Waſſer. Als ſie nun aber in der unendlichen Tiefe den blauen glänzenden Himmel, die Büſche, die Bäume, die Blumen, die ganze Natur, ihr eignes Ich in verkehrter Abſpiegelung erſchauten, da war es, als rollten dunkle Schleier auf, eine neue herrliche Welt voll Leben und Luſt wurde klar vor ihren Augen und mit der Erkenntniß dieſer Welt entzündete ſich ein Entzücken in ihrem Innern, das ſie nie gekannt, nie geahnet. Lange hatten ſie hineingeſchaut, dann erhoben ſie ſich, ſahen einander an und — lachten, muß man nämlich den phyſiſchen Ausdruck des innigſten Wohlbehagens nicht ſowohl, als der Freude über den Sieg innerer geiſtiger Kraft Lachen nennen. — Hätte nicht ſchon die Verklärung, die auf dem Antlitz der Königin Liris lag und den ſchönen Zügen deſſelben erſt wahres Leben, wahrhaften Himmelsreiz verlieh, von ihrer gänzlichen Sinnesänderung gezeugt, ſo hätte das jeder ſchon aus der Art abnehmen müſſen, wie ſie lachte. Denn ſo himmelweit war dieſes Lachen von dem Gelächter verſchieden, womit ſie ſonſt den König quälte, daß viele geſcheute Leute behaupteten, ſie ſey es gar nicht, die da lache, ſondern ein anderes in ihrem Innern verſtecktes wunderbares Weſen. Mit König Ophiochs Lachen hatte es dieſelbe Bewandtniß. Als beide nun auf ſolch eigne Weiſe gelacht, riefen ſie beinahe zu gleicher Zeit: „O! — wir lagen in öder unwirthbarer Fremde in ſchweren Träumen und ſind erwacht in der Heimath — nun erkennen wir uns in uns ſelbſt und ſind nicht mehr verwaiſte Kinder!“ — dann aber fielen ſie ſich mit dem Ausdruck der innigſten Liebe an die Bruſt. — Während dieſer Umarmung ſchauten Alle, die ſich nur hinandrängen konnten, in das Waſſer; die, welche von des Königs Traurigkeit angeſteckt worden waren und in den Waſſerſpiegel ſchauten, ſpürten dieſelben Wirkungen, wie das königliche Paar; diejenigen, die ſchon ſonſt luſtig geweſen, blieben aber ganz in vorigem Zuſtande. Viele Aerzte fanden das Waſſer gemein, ohne mineraliſchen Zuſatz, ſo wie manche Philoſophen das Hineinſchauen in den Waſſerſpiegel gänzlich widerriethen, weil der Menſch, wenn er ſich und die Welt verkehrt erblicke, leicht ſchwindligt werde. Es gab ſogar einige von der gebildetſten Claſſe des Reichs, welche behaupteten, es gäbe gar keine Urdarquelle — — Urdarquelle wurde nämlich von König und Volk ſogleich das herrliche Waſſer genannt, das aus Hermods geheimnißvollem Prisma entſtanden. — Der König Ophioch und die

Königin Liris, beide ſanken dem großen Magus Hermod, der ihnen Glück und Heil gebracht, zu Füßen und dankten ihm in den ſchönſten Worten und Redensarten, die ſie nur eben zur Hand hatten. Der Magus Hermod hob ſie mit ſittigem Anſtand auf, drückte erſt die Königin, hierauf den König an ſeine Bruſt und verſprach, da ihm das Wohl des Landes Urdargarten ſehr am Herzen liege, ſich zuweilen in vorkommenden kritiſchen Fällen auf der Sternwarte blicken zu laſſen. König Ophioch wollte ihm durchaus die würdige Hand küſſen; das litt er aber durchaus nicht, ſondern erhob ſich augenblicklich in die Lüfte. Von oben herab rief er noch mit einer Stimme, welche erklang wie ſtark angeſchlagene Metallglocken, die Worte herab:

„Der Gedanke zerſtört die Anſchauung und losgeriſſen von der Mutter Bruſt wankt in irrem Wahn, in blinder Betäubtheit der Menſch heimathlos umher, bis des Gedankens eignes Spiegelbild dem Gedanken ſelbſt die Erkenntniß ſchafft, daß er iſt und daß er in dem tiefſten reichſten Schacht, den ihm die mütterliche Königin geöffnet, als Herrſcher gebietet, muß er auch als Vaſall gehorchen.“

Ende der Geſchichte von dem Könige Ophioch und der Königin Liris.

* * *

Celionati ſchwieg und die Jünglinge blieben auch im Schweigen der Betrachtung verſunken, zu der ſie das Märlein des alten Ciarlatano, das ſie ſich ganz anders gedacht hatten, aufgeregt.

„Meiſter Celionati,“ unterbrach endlich Franz Reinbold die Stille, „Meiſter Celionati, Euer Märlein ſchmeckt nach der Edda, nach der Voluspa, nach der Somskritt und was weiß ich, nach welchen andern alten mythiſchen Büchern; aber, hab' ich Euch recht verſtanden, ſo iſt die Urdarquelle, womit die Bewohner des Landes Urdargarten beglückt wurden, nichts anders, als was wir Deutſchen Humor nennen, die wunderbare, aus der tiefſten Anſchauung der Natur geborne Kraft des Gedankens, ſeinen eignen ironiſchen Doppelgänger zu machen, an deſſen ſeltſamlichen Fratzen er die ſeinigen und — ich will das freche Wort beibehalten — die Fratzen des ganzes Seyns hienieden erkennt und ſich daran ergötzt — Doch in der That, Meiſter Celionati, durch Euern Mythos habt Ihr gezeigt, daß Ihr Euch noch auf andern Spaß verſteht, als auf den Eures Carnevals; ich rechne Euch von nun an zur unſichtbaren Kirche und beuge meine Knie vor Euch, wie König Ophioch vor dem großen Magus Hermod; denn auch Ihr ſeyd ein gewaltiger Hexenmeiſter."

„Was" rief Celionati, „was ſprecht Ihr denn von Märchen, von Mythos? Hab' ich Euch denn was anderes erzählt, was anderes erzählen wollen, als eine hübſche Geſchichte aus dem Leben meines Freundes Ruffiamonte? — Ihr müßt wiſſen, daß dieſer, mein Intimus, eben der große Magus Hermod iſt, der den König Ophioch von ſeiner Traurigkeit herſtellte. Wollt Ihr mir nicht glauben, ſo könnt Ihr ihn ſelbſt fragen nach allem; denn er befindet ſich hier und wohnt im Palaſt Piſtoja." — Kaum hatte Celionati den Palaſt Piſtoja genannt, als Alle ſich des abentheuerlichſten aller Maſkenzüge, der vor wenigen Tagen in jenen Palaſt eingezogen, erinnerten, und den ſeltſamlichen Charlatan mit hundert Fragen beſtürmten, was es damit für eine Bewandniß habe, indem ſie vorausſetzten, daß er, ſelbſt ein Abentheurer, von dem Abentheuerlichen, wie es ſich in dem Zuge geſtaltet, beſſer unterrichtet ſeyn müſſe, als jeder andere.

„Ganz gewiß," rief Reinhold lachend, „ganz gewiß war der hübſche Alte, der in der Tulpe den Wiſſenſchaften oblag, Euer Intimus, der große Magus Hermod, oder der Schwarzkünſtler Ruffiamonte!"

„Es iſt," erwiederte Celionati gelaſſen, „es iſt dem ſo, mein guter Sohn! Uebrigens mag es aber noch nicht an der Zeit ſeyn, viel von dem zu ſprechen, was in dem Palaſt Piſtoja hauſet — Nun! — wenn König Cophetua ein Bettlermädchen heirathete, ſo kann ja auch wohl die große mächtige Prinzeſſin Brambilla einem ſchlechten Komödianten nachlaufen" — Damit verließ Celionati das Caffeehaus und niemand wußte, oder ahnte, was er mit den letzten Worten hatte ſagen wollen; da dies aber ſehr oft mit den Reden Celionati's der Fall war, ſo gab ſich auch keiner ſonderliche Mühe darüber weiter nachzudenken. — Während ſich dies auf dem Café greco begab, ſchwärmte Giglio in ſeiner tollen Maſke den Corſo auf und ab. Er hatte nicht unterlaſſen, ſo wie es Prinzeſſin Brambilla verlangt, einen Hut aufzuſetzen, der mit hoch emporragender Krempe einer ſonderbaren Sturmhaube glich, und ſich mit einem breiten hölzernen Schwert zu bewaffnen. Sein ganzes Innere war erfüllt von der Dame ſeines Herzens; aber ſelbſt wußte er nicht, wie es geſchehen konnte, daß es nun ihm gar nicht als etwas Beſonderes, als ein träumeriſches Glück verkam, die Liebe der Prinzeſſin zu gewinnen, daß er im frechen Uebermuth an die Nothwendigkeit glaubte, daß ſie ſein werden müſſe, weil ſie gar nicht anders könne. Und dieſer Gedanke entzündete in ihm eine tolle Luſtigkeit, die ſich Luſt machte in den übertriebenſten Grimaſſen und vor der ihm ſelbſt im Innerſten graute.

Prinzeſſin Brambilla ließ ſich nirgends ſehen; aber Giglio ſchrie ganz außer ſich: „Prinzeſſin — Täubchen — Herzkind — ich finde dich doch, ich finde dich doch!“ und rannte wie wahnſinnig hundert Maſken um und um, bis ein tanzendes Paar ihm in die Augen fiel und ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte.

Ein poſſierlicher Kerl, bis auf die geringſte Kleinigkeit gekleidet wie Giglio, ſo was Größe, Stellung u. ſ. betrifft, ſein zweites Ich, tanzte nämlich, Ghitarre ſpielend, mit einem ſehr zierlich gekleideten Frauenzimmer, welche Caſtagnetten ſchlug. Verſteinerte den Giglio der Anblick ſeines tanzenden Ichs, ſo glühte ihm wieder die Bruſt auf, wenn er das Mädchen betrachtete. Er glaubte nie ſo viel Anmuth und Schönheit geſehen zu haben; jede ihrer Bewegungen verrieth die Begeiſterung einer ganz beſondern Luſt und eben dieſe Begeiſterung war es, die ſelbſt der wilden Ausgelaſſenheit des Tanzes einen unnennbaren Reiz verlieh.

Nicht zu leugnen war es, daß ſich eben durch den tollen Contraſt des tanzenden Paars eine Skurrilität erzeugte, die jeden mitten in anbetender Bewunderung des holden Mädchens zum Lachen reizen mußte; aber eben dies aus den widerſprechendſten Elementen gemiſchte Gefühl war es, in dem jene Begeiſterung einer fremden unnennbaren Luſt, von der die Tänzerin und auch der poſſierliche Kerl ergriffen, auflebte im eignen Innern. Dem Giglio wollte eine Ahnung aufſteigen, wer die Tänzerin ſeyn könne, als eine Maske neben ihm ſprach: „das iſt die Prinzeſſin Brambilla, welche mit ihrem Geliebten, dem aſſyriſchen Prinzen, Cornelio Chiapperi, tanzt!“ —

Viertes Kapitel.

Von der nützlichen Erfindung des Schlafs und des Traums, und was Sancho Panſa darüber denkt. — Wie ein Würtembergiſcher Beamter die Treppe hinab fiel und Giglio ſein Ich nicht durchſchauen konnte. Rhetoriſche Ofenſchirme, doppelter Galimathias und der weiße Mohr. — Wie der alte Fürſt Baſtianello di Piſtoja Apfelſinenkerne im Corſo ausſäete und die Maſken in Schutz nahm. Der [illegible] jenes häßlichen Mädchen. — Nachrichten von der berühmten [illegible], welche [illegible], ſo wie von dem [illegible]. — Wie ſich Giglio auf einer [illegible] erkältete, hinauf an den Tiſch legte, [illegible], dann aber der Prinzeſſin eine gute Nacht wünſchte.

Es darf dir, vielgeliebter Leſer, nicht befremdlich erſcheinen, wenn in einem Ding, das ſich zwar Capriccio nennt, das aber einem Märchen ſo auf ein Haar gleicht, als ſey es ſelbſt eins, viel vorkommt von ſeltſamem Spuk, von träumeriſchem Wahn, wie ihn der menſchliche Geiſt wohl hegt und pflegt, oder beſſer, wenn der Schauplatz manchmal in das eigne Innere der auftretenden Geſtalten verlegt wird. — Möchte das aber nicht eben der rechte Schauplatz ſeyn? — Vielleicht biſt du, o mein Leſer! auch ſo wie ich, des Sinnes, daß der menſchliche Geiſt ſelbſt das allerwunderbarſte Märchen iſt, das es nur geben kann. — Welch eine herrliche Welt liegt in unſerer Bruſt verſchloſſen! Kein Sonnenkreis engt ſie ein, der ganzen ſichtbaren Schöpfung unerforſchlichen Reichthum überwiegen ihre Schätze! — Wie ſo todt, ſo bettelarm, ſo maulwurfsblind, wär' unſer Leben, hätte der Weltgeiſt uns Söldlinge der Natur nicht ausgeſtattet mit jener unverſieglichen Diamantgrube in unſerm Innern, aus der uns in Schimmer und Glanz das wunderbare Reich aufſtrahlt, das unſer Eigenthum geworden! Hochbegabt die, die ſich dieſes Eigenthums recht bewußt! Noch hochbegabter und ſelig zu preiſen die, die ihres innern Peru Edelſteine nicht allein zu erſchauen, ſondern auch herauf zu bringen, zu ſchleifen und ihnen prächtigeres Feuer zu entlocken verſtehen. — Nun! — Sancho meinte, Gott ſolle den ehren, der den Schlaf erfunden, es müſſe ein geſcheuter Kerl geweſen ſeyn; noch mehr mag aber wohl der geehrt werden, der den Traum erfand. Nicht den Traum, der aus unſerm Innern nur dann aufſteigt, wenn wir unter des Schlafes weicher Decke liegen — nein! — den Traum, den wir durch das ganze Leben fort träumen, der oft die drückende Laſt des Irdiſchen auf ſeine Schwingen nimmt, vor dem jeder bittre Schmerz, jede troſtloſe Klage getäuſchter Hoffnung verſtummt, da er ſelbſt, Strahl des Himmels in unſerer Bruſt entglommen, mit der unendlichen Sehnſucht die Erfüllung verheißt. —

Dieſe Gedanken kamen dem, der es unternommen, für dich, geliebter Leſer! das ſeltſame Capriccio von der Prinzeſſin Brambilla aufzuſchreiben, in dem Augenblick zu Sinne, als er daran gehen wollte, den merkwürdigen Gemüthszuſtand zu beſchreiben, in den der verkappte Giglio Fava gerieth, als ihm die Worte zugeflüſtert wurden: „Das iſt die Prinzeſſin Brambilla, die mit ihrem Geliebten, dem aſſyriſchen Prinzen, Cornelio Chiapperi, tanzt!" — Selten vermögen Autoren es über ſich, dem Leſer zu verſchweigen, was ſie bei dieſem oder jenem Stadium, in das ihre Helden treten, denken; ſie machen gar zu gern den Chorus ihres eignen Buchs und nennen Reflektion alles das, was zwar nicht zur Geſchichte nöthig, aber doch als ein angenehmer Schnörkel da ſtehen kann. Als angenehmer Schnörkel mögen daher auch die Gedanken gelten, womit dieſes Kapitel begann; denn in der That, ſie waren zur Geſchichte eben ſo wenig nöthig, als zur Schilderung von Giglio's Gemüthszuſtand, der gar nicht ſo ſeltſam und ungewöhnlich war, als man es nach dem Anlauf, den der Autor genommen, wohl denken ſollte. — Kurz! — es geſchah dem Giglio Fava, als er jene Worte vernahm, nichts weiter, als daß er ſich augenblicklich ſelbſt für den aſſyriſchen Cornelio Chiapperi hielt, der mit der Prinzeſſin Brambilla tanze. Jeder tüchtige Philoſoph von einiger kunſtgerechter Erfahrung wird dies ſo leicht ganz und gar erklären können, daß Quintaner das Experiment des innern Geiſtes verſtehen müſſen. Beſagter Pſycholog wird nämlich nichts Beſſeres thun, als aus Mauchardts Repertorium der empiriſchen Pſychologie den würtembergiſchen Beamten anführen können, der in der Trunkenheit die Treppe hinab ſtürzte und dann ſeinen Schreiber, der ihn geleitete, ſehr bedauerte, daß er ſo hart gefallen. „Nach Allem," fährt der Pſycholog dann fort, „was wir bis jetzt von dem Giglio Fava vernommen, leidet derſelbe an einem Zuſtande, der dem des Komikers völlig zu vergleichen, gewiſſermaßen an einer geiſtigen Trunkenheit, erzeugt durch die verrenkende Kraft gewiſſer exzentriſcher Vorſtellungen von ſeinem Ich, und da man vorzüglich Schauſpieler ſehr geneigt hält, ſich auf dieſe Art zu verdoppeln, ſo — u. ſ. w."

Alſo für den aſſyriſchen Prinzen, Cornelio Chiapperi, hielt ſich Giglio; und war dies eben auch nichts Beſonderes, ſo möchte doch ſchwerer zu erklären ſein, woher die ſeltene, nie empfundene Luſt kam, die mit flammender Gluth ſein ganzes Innere durchdrang. Stärker und ſtärker ſchlug er die Saiten der Chitarra, toller und ausgelaſſener wurden die Grimaſſen, die Sprünge des wilden Tanzes. Aber ſein Ich ſtand ihm gegenüber und führte eben ſo tanzend und ſpringend, eben ſolche Fratzen ſchneidend, wie er, mit dem breiten hölzernen Schwert Streiche nach ihm durch die Luft. — Brambilla war verſchwunden! — „Hoho," dachte Giglio, „nur mein Ich iſt Schuld daran, daß ich meine Braut, die Prinzeſſin, nicht ſehe; ich kann mein Ich nicht durchſchauen und mein verdammtes Ich will mir zu Leibe mit gefährlichen Waffen, aber ich ſpiele und tanze es zu todt und dann bin ich erſt ich, und die Prinzeſſin iſt mein!" —

Während dieſer etwas konfuſen Gedanken wurden Giglio's Sprünge immer unmöglicher, aber in dem Augenblick traf des Ichs hölzernes Schwert die Chitarra ſo hart, daß ſie in tauſend Stücke zerſprang und Giglio rücklings über ſich unſanft zu Boden fiel. Das brüllende Gelächter des Volks, das die Tanzenden umringt hatte, weckte den Giglio aus ſeiner Träumerei. Bei dem Sturz war ihm Brille und Maske entfallen, man erkannte ihn und hundert Stimmen riefen: Bravo, bravissimo, Signore Giglio! — Giglio raffte ſich auf und eilte, da ihm plötzlich es einkam, daß es für einen tragiſchen Schauſpieler höchſt unſchicklich, dem Volk ein groteskes Schauſpiel gegeben zu haben, ſchnell von dannen. In ſeiner Wohnung angekommen warf er die tolle Maske ab, hüllte ſich in einen Tabarro und kehrte zurück nach dem Corſo.

Im Hin- und Herwandern gerieth er endlich vor den Palaſt Piſtoja und hier fühlte er ſich plötzlich von hinten umfaßt und eine Stimme flüſterte ihm zu: „Täuſcht mich nicht Gang und Stellung, ſo ſeid Ihr es, mein werther Signore Giglio Fava?"

Giglio erkannte den Abbate Antonio Chiari. Bei des Abbates Anblick ging ihm plötzlich die ganze ſchöne frühere Zeit auf, als er noch tragiſche Helden ſpielte und dann, nachdem er ſich des Coſtumes entledigt, die enge Treppe hinaufſchlich zur lieblichen Giacinta. Der

Abbate Chiari (vielleicht ein Vorfahr des berühmten Chiari, der in Fehde trat mit dem Grafen Gozzi und die Waffen ſtrecken mußte) hatte von Jugend auf mit nicht geringer Mühe Geiſt und Finger dazu abgerichtet, Trauerſpiele zu verfertigen, die, was die Erfindung, enorm, was die Ausführung betrifft, aber höchſt angenehm und lieblich waren. Er vermied ſorglich irgend eine entſetzliche Begebenheit anders als unter mild vermittelnden Umſtänden vor den Augen der Zuſchauer ſich wirklich zutragen zu laſſen und alle Schauer irgend einer gräßlichen That wickelte er in den zähen Kleiſter ſo vieler ſchönen Worte und Redensarten ein, daß die Zuhörer ohne Schauer die ſüße Pappe zu ſich nahmen und den bittern Kern nicht heraus ſchmeckten. Selbſt die Flammen der Hölle wußte er nützlich anzuwenden zum freundlichen Transparent, indem er den ölgetränkten Papierſchirm ſeiner Rhetorik davorſtellte, und in die rauſchenden Wellen des Acheron goß er das Roſenwaſſer ſeiner madrigaliſchen Verſe, damit der Höllenfluß ſanft und fein flüſtre und ein Dichterfluß würde. — So was gefällt Vielen und kein Wunder daher, daß der Abbate Antonio Chiari ein beliebter Dichter zu nennen war. Hatte er nun noch dazu ein beſonderes Geſchick, ſogenannte dankbare Rollen zu ſchreiben, ſo konnt' es gar nicht fehlen, daß der dichteriſche Abbate auch der Abgott der Schauſpieler wurde. — Irgend ein geiſtreicher franzöſiſcher Dichter ſagt, es gäbe zwei Arten von Gallimathias, einen ſolchen, den Leſer und Zuhörer nicht verſtänden, einen zweiten höhern, den der Schöpfer (Dichter oder Schriftſteller) ſelbſt nicht verſtände. Von dieſer letzten ſublimeren Art iſt der dramatiſche Gallimathias, aus dem mehrentheils die ſogenannten dankbaren Rollen im Trauerſpiel beſtehen. — Reden voll hochtönender Worte, die weder der Zuhörer, noch der Schauſpieler verſteht und die der Dichter ſelbſt nicht verſtanden hat, werden am meiſten beklatſcht. Solchen Gallimathias zu machen, darauf verſtand ſich der Abbate Chiari vortrefflich, ſo wie Giglio Fava eine beſondere Stärke beſaß, ihn zu ſprechen, und dabei ſolche Geſichter zu ſchneiden und ſo fürchterlich verrückte Stellungen anzunehmen, daß die Zuſchauer ſchon deshalb aufſchrien in tragiſchem Entzücken. Beide, Giglio und Chiari, ſtanden hiernach in höchſt angenehmer Wechſelwirkung, und ehrten ſich über alle Maßen — es konnte gar nicht anders ſein.

„Gut," ſprach der Abbate, „gut, daß ich Euch endlich treffe, Signor Giglio! Nun kann ich von Euch ſelbſt ohne erfahren, was man mir hin und wieder von Euerm Thun und Treiben zugebröckelt hat und das hinlänglich toll und albern iſt. — Sagt, man hat Euch übel mitgeſpielt, nicht wahr? Der Eſel von Impreſſario jagte Euch vom Theater weg, weil er die Begeiſterung, in die Euch meine Trauerſpiele ſetzten, für Wahnſinn hielt, weil Ihr nichts anders mehr ſprechen wolltet, als meine Verſe? — Es iſt arg! — Ihr wißt es, der Unſinnige hat das Trauerſpiel ganz aufgegeben und läßt nichts anders auf ſeiner Bühne darſtellen, als die albernen Masken-Pantomimen, die mir in den Tod zuwider ſind. — Keines meiner Trauerſpiele mag daher der einfältigſte aller Impreſſarios mehr annehmen, unerachtet ich Euch, Signor Giglio, als ehrlicher Mann verſichern darf, daß es mir in meinen letzten Arbeiten gelungen iſt, den Italienern zu zeigen, was eigentlich ein Trauerſpiel heißt. Was die alten Tragiker betrifft, ich meine den Aeſchylos, Sophokles u. a., Ihr werdet von ihnen gehört haben, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ihr ſchroffes, hartes Weſen völlig unäſthetiſch iſt und ſich nur durch die damalige Kindheit der Kunſt entſchuldigen läßt, für uns aber völlig unverdaulich bleibt. Von Triſſino's Sophonisbe, Speroni's Canace, den aus Unverſtand als hohe Meiſterwerke ausgeſchrienen Produkten unſerer älteren Dichter-Periode, wird aber auch wohl nicht mehr die Rede ſeyn, wenn meine Stücke das Volk über die Stärke, die hinreißende Kraft des wahrhaft Tragiſchen, das durch den Ausdruck erzeugt wird, belehrt haben werden. — Es iſt nur in dem Augenblick fatal, daß kein einziges Theater meine Stücke aufführen will, ſeitdem Euer vormaliger Impreſſario, der Böſewicht, umgeſattelt hat. — Aber wartet, il trotto d'asino dura poco. Bald wird Euer Impreſſario auf die Naſe fallen ſammt ſeinem Arlecchino und Pantalon und Brighella und wie die ſchnöden Ausgeburten eines niederträchtigen Wahnwitzes alle heißen mögen und dann — Fürwahr, Signor Giglio, Euer Abgang vom Theater hat mir einen Dolchſtoß in's Herz gegeben; denn kein Schauſpieler auf Erden hat es im Auffaſſen meiner ganz originellen unerhörten Gedanken ſo weit gebracht, als Ihr — Doch laßt uns fort aus dieſem wüſten Gedränge, das mich betäubt! Kommt mit mir in meine Wohnung! Dort leſ' ich Euch mein neueſtes Trauerſpiel vor, das Euch in das größte Erſtaunen ſetzen wird, das Ihr jemals empfunden. — Ich hab' es Il moro bianco betitelt. Stoßt Euch nicht an die Seltſamkeit des Namens! Er entſpricht dem Außerordentlichen, dem Unerhörten des Stücks ganz und gar.“ —

Mit jedem Worte des geſchwätzigen Abbate fühlte ſich Giglio mehr aus dem geſpannten Zuſtande geriſſen, in dem er ſich befunden. Sein ganzes Herz ging auf in Freude, wenn er ſich wieder dachte als tragiſchen Helden, die unvergleichlichen Verſe des Herrn Abbate Antonio Chiari deklamirend. Er fragte den Dichter ſehr angelegentlich, ob in dem moro bianco auch eine recht ſchöne dankbare Rolle enthalten, die er ſpielen könne. „Hab' ich,“ erwiederte der Abbate in voller Hitze, „hab' ich jemals in irgend einem Trauerſpiel andere Rollen gedichtet, als dankbare? — Es iſt ein Unglück, daß meine Stücke nicht bis auf die kleinſte Rolle von lauter Meiſtern dargeſtellt werden können. In dem moro bianco kommt ein Sclave vor, und zwar erſt bei dem Beginn der Kataſtrophe, der die Verſe ſpricht:

Ah! giorno di dolori! crudel inganno!
Ah signore infelice, la tua morte
mi fa piangere e subito partire! —

dann aber wirklich ſchnell abgeht und nicht wieder erſcheint. Die Rolle iſt von geringem Umfang, ich geſtehe es; aber Ihr könnt es mir glauben, Signor Giglio, beinahe ein Menſchenalter gehört für den beſten Schauſpieler dazu, jene Verſe in dem Geiſt vorzutragen, wie ich ſie empfangen, wie ich ſie gedichtet, wie ſie das Volk bezaubern, hinreißen müſſen zum wahnſinnigen Entzücken.“

Unter dieſen Geſprächen waren beide, der Abbate und Giglio, in die Straße del Babuino gelangt, wo der Abbate wohnte. Die Treppe, die ſie erſtiegen, war ſo hühnerſteigartig, daß Giglio zum zweitenmal recht lebhaft an Giacinta dachte und im Innern wünſchte, doch lieber das holde Ding anzutreffen, als des Abbate weißen Mohren.

Der Abbate zündete zwei Kerzen an, rückte dem Giglio einen Lehnſtuhl vor den Tiſch, holte ein ziemlich dickleibiges Manuſcript hervor, ſetzte ſich dem Giglio gegenüber und begann ſehr feierlich: Il moro bianco, tragedia etc.

Die erſte Scene begann mit einem langen Monolog irgend einer wichtigen Perſon des Stücks, die erſt über das Wetter, über die zu hoffende Ergiebigkeit der bevorſtehenden Weinleſe ſprach, dann aber Betrachtungen über das Unzuläſſige eines Brudermords anſtellte.

Giglio wußte ſelbſt nicht, wie es kam, daß ihm des Abbate Verſe, die er ſonſt für hochherrlich gehalten, heute ſo läppiſch, ſo albern, ſo langweilig vorkamen. Ja! — unerachtet der Abbate alles mit der dröhnenden gewaltigen Stimme des übertriebenſten Pathos vortrug, ſo daß die Wände erbebten, ſo gerieth doch Giglio in einen träumeriſchen Zuſtand, in dem ihm alles ſeltſam zu Sinn kam, was ihm ſeit dem Tage begegnet, als der Palaſt Piſtoja den abentheuerlichſten aller Maskenzüge in ſich aufnahm. Sich ganz dieſen Gedanken überlaſſend, drückte er ſich tief in die Lehne des Seſſels, ſchlug die Arme übereinander und ließ den Kopf tiefer und tiefer ſinken auf die Bruſt.

Ein ſtarker Schlag auf die Schulter riß ihn aus den träumeriſchen Gedanken. „Was?“ ſchrie der Abbate, der aufgeſprungen war und ihm jenen Schlag verſetzt hatte, ganz erboſt, „Was? — ich glaube gar, Ihr ſchlaft? — Ihr wollt meinen moro bianco nicht hören? — Ha, nun verſtehe ich alles. Euer Impreſſario hatte Recht, Euch fortzujagen; denn Ihr ſeyd ein miſerabler Burſche worden ohne Sinn und Verſtand für das Höchſte der Poeſie. — Wißt Ihr, daß nun Euer Schickſal entſchieden iſt, daß Ihr niemals mehr Euch erheben könnt aus dem Schlamm, in den Ihr verſunken? — Ihr ſeyd über meinem moro bianco eingeſchlafen; das iſt ein nie zu ſühnendes Verbrechen, eine Sünde wider den heiligen Geiſt. Scheert Euch zum Teufel!“

Giglio war ſehr erſchrocken über des Abbate ausgelaſſenen Zorn. Er ſtellte ihm de- und wehmüthig vor, daß ein ſtarkes feſtes Gemüth dazu gehöre, ſeine Trauerſpiele aufzufaſſen, daß aber, was ihn (den Giglio) betreffe, ſein ganzes Innere zermalmt und zerknirſcht ſey von den zum Theil ſeltſamen ſpukhaften, zum Theil unglückſeligen Begebenheiten, in die er ſeit den letzten Tagen verwickelt.

„Glaubt es mir,“ ſprach Giglio, „glaubt es mir, Signor Abbate, ein geheimnißvolles Verhängniß hat mich erfaßt. Ich gleiche einer zerſchlagenen Zither, die keinen Wohllaut in ſich aufzunehmen, keinen Wohllaut aus ſich heraus ertönen zu laſſen vermag. Wähntet Ihr, daß ich während Eurer herrlichen Verſe eingeſchlafen, ſo iſt ſo viel gewiß, daß eine krankhafte, unbezwingliche Schlaftrunkenheit dermaßen mich übernahm daß ſelbſt die kräftigſten Reden Eures unübertrefflichen weißen Mohren mir matt und langweilig vorkamen.“ —

„Seyd Ihr raſend?“ ſchrie der Abbate. — „Gerathet doch nur nicht in ſolchen Zorn!“ fuhr Giglio fort. „Ich ehre Euch ja als den höchſten Meiſter, dem ich meine ganze Kunſt zu verdanken, und ſuche bei Euch Rath und Hülfe. Erlaubt, daß ich Euch alles erzähle, wie es ſich mit mir begeben, und ſteht mir bei in höchſter Noth! Schafft, daß ich mich in den Sonnenglanz des Ruhms, in dem Euer weißer Mohr aufſtrahlen wird, ſtelle und von dem böſeſten aller Fieber geneſe!“

Der Abbate ward durch dieſe Rede Giglio's beſänftigt und ließ ſich alles erzählen, von dem verrückten Celionati, von der Prinzeſſin Brambilla u. ſ. w.

Als Giglio geendet, begann der Abbate, nachdem er einige Augenblicke ſich tiefem Nachdenken überlaſſen, mit ernſter feierlicher Stimme: „Aus Allem, was du mir erzählt, mein Sohn Giglio, entnehme ich mit Recht, daß du völlig unſchuldig biſt. Ich verzeihe dir, und damit du gewahrſt, daß meine Großmuth, meine Herzensgüte grenzenlos iſt, ſo werde dir durch mich das höchſte Glück, das dir auf deiner irdiſchen Laufbahn begegnen kann! — Nimm hin die Rolle des moro bianco und die glühendſte Sehnſucht deines Innern nach dem Höchſten werde geſtillt, wenn du ihn ſpieleſt! — Doch, o mein Sohn Giglio, du liegſt in den Schlingen des Teufels. Eine hölliſche Cabale gegen das Höchſte der Dichtkunſt, gegen meine Trauerſpiele, gegen mich, will dich nutzen als tödtendes Werkzeug. — Haſt du nie ſprechen gehört von dem alten Fürſten Baſtianello di Piſtoja, der in jenem alten Palaſt, wo die maskirten Haſenfüße hineingezogen, hauſte und der, ſchon mehrere Jahre ſind es her, aus Rom ſpurlos verſchwand? — Nun, dieſer alte Fürſt Baſtianello war ein gar närriſcher Kauz und auf alberne Art ſeltſam in allem, was er ſprach und begann. So behauptete er aus dem Königsſtamm eines fernen unbekannten Landes entſproſſen und drei bis vierhundert Jahre alt zu ſeyn, unerachtet ich den Prieſter ſelbſt kannte, der ihn hier in Rom getauft. Oft ſprach er von Beſuchen, die er von ſeiner Familie auf geheimnißvolle Weiſe erhalte und in der That ſah man oft plötzlich die abentheuerlichſten Geſtalten in ſeinem Hauſe, die dann eben ſo plötzlich verſchwanden, wie ſie gekommen. — Giebt es etwas Leichteres, als Bedienten und Mägde ſeltſam zu kleiden? — denn andere waren doch nicht jene Geſtalten, die das dumme Volk voll Erſtaunen angaffte und den Fürſten für etwas ganz Beſonderes hielt, wohl gar für einen Zauberer. Närriſches Zeug machte er genug, und ſo viel iſt gewiß, daß er einmal zur Carnevalszeit mitten im Corſo Pomeranzenkerne ausſtreute, woraus ſogleich kleine nette Pulcinell's emporſchoſſen zum Jubel der Menge und er meinte, das wären die ſüßeſten Früchte der Römer. — Was ſoll ich Euch indeſſen mit dem verrückten Unweſen des Fürſten langweilen und nicht lieber gleich das ſagen, was ihn als den gefährlichſten Menſchen darſtellt? Könnt Ihr es Euch wohl denken, daß der verwünſchte Alte es darauf abgeſehen hatte, allen guten Geſchmack in der Literatur und Kunſt zu untergraben? — Könnt Ihr es Euch denken, daß er, was vorzüglich das Theater betrifft, die Masken in Schutz nahm und nur das alte Trauerſpiel gelten laſſen wollte, dann aber von einer Gattung des Trauerſpiels ſprach, die nur ein verbranntes Gehirn ausbrüten kann? Eigentlich hab' ich niemals recht verſtanden, was er wollte; aber es kam beinahe ſo heraus, als behaupte er, daß die höchſte Tragik durch eine beſondere Art des Spaßes hervorgebracht werden müſſe. Und — nein es iſt unglaublich, es iſt beinahe unmöglich zu ſagen — meine Trauerſpiele — verſteht Ihr wohl? — meine Trauerſpiele, meinte er, wären ungemein ſpaßhaft, wiewohl auf andere Weiſe, indem das tragiſche Pathos ſich darin unwillkürlich ſelbſt parodire. — Was vermögen alberne Gedanken und Meinungen? Hätte der Fürſt ſich nur damit begnügt; aber in That — in grauſe That ging ſein Haß über gegen mich und meine Trauerſpiele! — Noch ehe Ihr nach Rom gekommen, geſchah mir das Entſetzliche. — Das herrlichſte meiner Trauerſpiele (ich nehme den moro bianco aus), Lo spettro fraterno vendicato, wurde gegeben. Die Schauſpieler übertrafen ſich ſelbſt; nie hatten ſie ſo den innern Sinn meiner Worte aufgefaßt, nie waren ſie in Bewegung und Stellung ſo wahrhaft tragiſch geweſen — Laßt es Euch bei dieſer Gelegenheit ſagen, Signor Giglio, daß, was Eure Geberden, vorzüglich aber Eure Stellungen betrifft, Ihr noch etwas zurück ſeyd. Signor Zechielli, mein damaliger Tragiker, vermochte mit von einander geſpreizten Beinen, Füße in den Boden gewurzelt feſt ſtehend, Arme in die Lüfte erhoben, den Leib ſo nach und nach herum zu drehen, daß er mit dem Geſicht über den Rücken hinweg ſchaute und ſo in Geberde und Mienenſpiel den Zuſchauern ein doppelt wirkender Janus erſchien. — So was iſt vielfältig von der frappanteſten Wirkung, muß aber jedesmal angebracht werden, wenn ich verſchreibe: Er beginnt zu verzweifeln! — Schreibt Euch das hinter die Ohren, mein guter Sohn, und gebt Euch Mühe zu verzweifeln, wie Signor Zechielli! Nun! ich komme auf mein spettro fraterno zurück. — Die Vorſtellung war die vortrefflichſte, die ich jemals ſah, und doch brach das Publikum bei jeder Rede meines Helden aus in ein unmäßiges Gelächter. Da ich den Fürſten Piſtoja in der Loge erblickte, der dieſes Lachen jedesmal intonirte, ſo hatte es gar keinen Zweifel, daß er es allein war, der, Gott weiß durch welche hölliſche Ränke und Schwänke, mir dieſen fürchterlichen Tort über den Hals zog. Wie froh war ich, als der Fürſt aus Rom verſchwunden! Aber ſein Geiſt lebt fort in dem alten verfluchten Ciarlatano, in dem verrückten Celionati, der, wiewohl vergeblich, ſchon auf Marionettentheatern meine Trauerſpiele lächerlich zu machen verſucht hat. Es iſt nur zu gewiß, daß auch Fürſt Baſtianello wieder in Rom ſpukt, denn darauf deutet die tolle Maskerade, die in ſeinen Palaſt gezogen. — Euch ſtellt Celionati nach, um mir zu ſchaden. Schon gelang es ihm, Euch von den Brettern zu bringen und das Trauerſpiel Eures Impreſſario zu zerſtören. Nun ſollt Ihr der Kunſt ganz und gar abwendig gemacht werden, dadurch, daß man Euch allerhand tolles Zeug, Phantasmata von Prinzeſſinnen, grotesken Geſpenſtern u. dgl. in den Kopf ſetzt. Folgt meinem Rath, Signor Giglio, bleibt fein zu Hauſe, trinkt mehr Waſſer als Wein und ſtudirt mit dem ſorglichſten Fleiß meinen moro bianco, den ich Euch mitgeben will! Nur in dem moro bianco iſt Troſt, iſt Ruhe und dann Glück, Ehre und Ruhm für Euch zu ſuchen und zu finden. — Gehabt Euch wohl, Signor Giglio!" —

Den andern Morgen wollte Giglio thun, wie ihm der Abbate geheißen, nämlich die vortreffliche Tragedia von dem moro bianco ſtudiren. Er konnte es aber deshalb nicht dahin bringen, weil alle Buchſtaben auf jedem Blatte vor ſeinen Augen zerfloſſen in das Bild der holden, lieblichen Giacinta Soardi. „Nein," rief Giglio endlich voll Ungeduld, „nein, ich ertrag' es nicht länger, ich muß hin zu ihr, zu der Holden. Ich weiß es, ſie liebt mich noch, ſie muß mich lieben, und aller Smorfia zum Trotz wird ſie es mir nicht verhehlen können, wenn ſie mich wieder ſieht. Dann werd' ich wohl das Fieber los, das der verwünſchte Kerl, der Celionati, mir an den Hals gehext, und aus dem tollen Wirrwarr aller Träume und Einbildungen erſtehe ich neugeboren, als moro bianco, wie der Phönix aus der Aſche! — Geſegneter Abbate Chiari, du haſt mich auf den rechten Weg zurückgeleitet.“

Giglio putzte ſich ſofort auf das Schönſte heraus, um ſich nach Meiſter Bescapi's Wohnung zu begeben, wo ſein Mädchen, wie er glaubte, jetzt anzutreffen. Schon im Begriff aus der Thüre hinauszutreten, ſpürte er plötzlich die Wirkungen des moro bianco, den er leſen wollen. Es überfiel ihn, wie ein ſtarker Fieberſchauer, das tragiſche Pathos! „Wie,“ rief er, indem er den rechten Fuß weit vorſchleudernd, mit dem Oberleib zurückfuhr und beide Arme vorſtreckte, die Finger von einander ſpreizte, wie ein Geſpenſt abwehrend — „Wie? — wenn ſie mich nicht mehr liebte? — wenn ſie, verlockt von den zauberiſchen Truggeſtalten des Orkus vornehmer Welt, berauſcht von dem Lethetrank des Vergeſſens im Aufhören des Gedankens an mich, mich wirklich vergeſſen? — Wenn ein Nebenbuhler — Entſetzlicher Gedanke, den der ſchwarze Tartarus gebar aus todesſchwangern Klüften! — Ha Verzweiflung — Mord und Tod! — Her mit dir, du lieblicher Freund, der in blutigen Roſengluthen alle Schmach ſühnend, Ruhe giebt und Troſt — und Rache.“ — Die letzten Worte brüllte Giglio dermaßen, daß das ganze Haus wiederhallte. Zugleich griff er nach dem blanken Dolch, der auf dem Tiſche lag und ſteckte ihn ein. Es war aber nur ein Theaterdolch.

Meiſter Bescapi ſchien nicht wenig verwundert, als Giglio nach Giacinta fragte. Er wollte durchaus nichts davon wiſſen, daß ſie jemals in ſeinem Hauſe gewohnt und alle Verſicherungen Giglio's, daß er ſie ja vor wenigen Tagen auf dem Balkon geſehen und mit ihr geſprochen, halfen nicht das allermindeſte; Bescapi brach vielmehr das Geſpräch ganz ab und erkundigte ſich lächelnd, wie dem Giglio der neuliche Aderlaß bekommen. — So wie Giglio des Aderlaſſes erwähnen hörte, rannte er über Hals und Kopf von dannen. Als er über den ſpaniſchen Platz kam, ſah er ein altes Weib vor ſich herſchreiten, die mühſam einen bedeckten Korb forttrug und die er für die alte Beatrice erkannte. „Ha,“ murmelte er, „du ſollſt mein Leitſtern ſeyn, dir will ich folgen!“ — Nicht wenig verwundert war er, als die Alte nach der Straße mehr ſchlich, als ging, wo ſonſt Giacinta wohnte, als ſie vor Signor Pasquale's Hausthür ſtill ſtand und den ſchweren Korb abſetzte. In dem Augenblick fiel ihr

Giglio, der ihr auf dem Fuße gefolgt, in die Augen. „Ha!“ rief ſie laut, „ha, mein ſüßer Herr Taugenichts, laßt Ihr Euch endlich wieder einmal blicken? — Nun, Ihr ſeyd mir ein ſchöner treuer Liebhaber, der ſich herumtreibt an allen Ecken und Orten, wo er nicht hingehört, und ſein Mädchen vergißt in der ſchönen luſtigen Zeit des Carnevals! — Nun, helft mir nur jetzt den ſchweren Korb hinauftragen und dann möget Ihr zuſehen, ob Giacintchen noch einige Ohrfeigen für Euch aufbewahrt hat, die Euch den wackligen Kopf zurecht ſetzen.“ — Giglio überhäufte die Alte mit den bitterſten Vorwürfen, daß ſie ihn mit der albernen Lüge, wie Giacinta im Gefängniß ſitze, gefoppt; die Alte wollte dagegen nicht das mindeſte davon wiſſen, ſondern behauptete, daß Giglio ſich das Alles nur eingebildet, nie habe Giacinta die Stübchen in Signor Pasquale's Hauſe verlaſſen, und ſey in dieſem Carneval fleißiger geweſen, als jemals. Giglio rieb ſich die Stirne, zupfte ſich an der Naſe, als wolle er ſich ſelbſt erwecken aus dem Schlafe. „Es iſt nur zu gewiß,“ ſprach er, „entweder liege ich jetzt im Traum, oder ich habe die ganze Zeit über den verwirrteſten Traum geträumt“ — „Seyd,“ unterbrach ihn die Alte, „ſeyd nur ſo gut und packt an! Ihr werdet dann an der Laſt, die Euern Rücken drückt, am beſten merken können, ob Ihr träumt oder nicht.“ Giglio lud nun ohne weiteres den Korb auf, und ſtieg, die wunderbarſten Empfindungen in der Bruſt, die ſchmale Treppe hinan. „Was in aller Welt habt Ihr aber in dem Korbe?“ fragte er die Alte, die vor ihm hinaufſchritt. „Dumme Frage!“ erwiederte dieſe, „Ihr habt es wohl noch gar nicht erlebt, daß ich auf den Markt gegangen bin, um einzukaufen für mein Giacintchen? und zu dem erwarten wir heute Gäſte“ — „Gäſte?“ fragte Giglio mit lang gedehntem Tone. In dem Augenblick waren ſie aber oben, die Alte hieß dem Giglio den Korb niederſetzen und hineingehen in das Stübchen, wo er Giacinta antreffen würde.

Das Herz pochte dem Giglio vor banger Erwartung, vor ſüßer Angſt. Er klopfte leiſe an, öffnete die Thüre. Da ſaß Giacinta, wie ſonſt, emſig arbeitend an dem Tiſch, der vollgepackt war mit Blumen, Bändern, allerlei Zeugen u. ſ. w. „Ei,“ rief Giacinta, indem ſie Giglio mit leuchtenden Augen anblickte, „ei Signor Giglio, wo kommt Ihr auf einmal wieder her? Ich glaubte, Ihr hättet Rom längſt verlaſſen?“ — Giglio fand ſein Mädchen ſo über alle Maßen hübſch, daß er ganz verdutzt, keines Wortes mächtig, in der Thüre ſtehen blieb. Wirklich ſchien auch ein ganz beſonderer Zauber der Anmuth über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen; höheres Inkarnat glühte auf ihren Wangen und die Augen, ja eben die Augen leuchteten, wie geſagt, dem Giglio recht in's Herz hinein. — Es wäre nur zu ſagen geweſen, Giacinta hatte ihren beau jour; da dieſes franzöſiſche Wort aber jetzt nicht mehr zu dulden, ſo mag nur beiläufig bemerkt werden, daß es mit dem beau jour nicht nur ſeine Richtigkeit, ſondern auch ſeine eigene Bewandtniß hat. Jedes artige Fräulein von weniger Schönheit, oder auch paſſabler Häßlichkeit, darf nur, ſei es von außen, oder von innen dazu aufgeregt, lebendiger als ſonſt denken: ich bin doch ein bildſchönes Mädchen! und überzeugt ſeyn, daß mit dieſem herrlichen Gedanken, mit dem ſublimen Wohlbehagen im Innern ſich auch der beau jour von ſelbſt einſtellt. —

Endlich ſtürzte Giglio ganz außer ſich hin zu ſeinem Mädchen, warf ſich auf die Knie und ergriff mit einem tragiſchen: „Meine Giacinta, mein ſüßes Leben!“ ihre Hände. Plötzlich fühlte er aber einen tiefen Nadelſtich ſeinen Finger durchbohren, ſo daß er vor Schmerz in die Höhe fuhr und ſich genöthigt fühlte unter dem Ausruf: „Teufel! Teufel!“ — einige Sprünge zu verführen. Giacinta ſchlug ein helles Gelächter auf, dann ſprach ſie ſehr ruhig und gelaſſen: „Seht, lieber Signor Giglio, das war etwas für Euer unartiges, ungeſtümes Betragen. Sonſt iſt es recht hübſch von Euch, daß Ihr mich beſucht; denn bald werdet Ihr mich vielleicht nicht ſo ohne alle Ceremonie ſehen können. Ich erlaube Euch bei mir zu verweilen. Setzt Euch dort auf den Stuhl mir gegenüber und erzählt mir, wie es Euch ſo lange gegangen, was Ihr für neue ſchöne Rollen ſpielt und dergleichen! Ihr wißt, ich höre das gern und wenn Ihr nicht in Euer verdammtes weinerliches Pathos, das Euch der Signor Abbate Chiari — Gott möge ihm dafür nicht die ewige Seligkeit entziehen! — angehext hat, verfallt, ſo hört es ſich Euch ganz leidlich zu.“ „Meine Giacinta,“ ſprach Giglio im Schmerz der Liebe und des Nadelſtichs, „meine Giacinta, laß uns alle Qual der Trennung vergeſſen! — Sie ſind wiedergekommen, die ſüßen ſeligen Stunden des Glücks, der Liebe“ — „Ich weiß nicht,“ unterbrach ihn Giacinta, „ich weiß nicht, was Ihr für albernes Zeug ſchwatzt. Ihr ſprecht von Qual der Trennung und ich kann Euch verſichern, daß ich meineſtheils, glaubt' ich nämlich in der That, daß Ihr Euch von mir trenntet, gar nichts und am wenigſten einige Qual dabei empfunden. Nennt Ihr ſelige Stunden die, in denen Ihr Euch bemühtet mich zu langweilen, ſo glaube ich nicht, daß ſie jemals wiederkehren werden. Doch im Vertrauen, Signor Giglio, Ihr habt manches, was mir gefällt, Ihr ſeyd mir manchmal gar nicht unlieb geweſen und ſo will ich Euch gern verſtatten, daß Ihr mich künftig, ſo viel es geſchehen darf, ſehet, wiewohl die Verhältniſſe, die jede Zutraulichkeit hemmend, Entfernung zwiſchen uns gebieten, Euch einigen Zwang auflegen werden.“ „Giacinta!“ — rief Giglio, „welche ſonderbare Reden?“ „Nichts Sonderbares,“ erwiederte Giacinta, „iſt hier im Spiel. Setzt Euch nur ruhig hin, guter Giglio! es iſt ja doch vielleicht das letzte mal, daß wir ſo traulich mit einander ſind — Aber auf meine Gnade könnt Ihr immer rechnen; denn, wie geſagt, ich werde Euch nie das Wohlwollen, das ich für Euch gehegt, entziehen.“ — Beatrice trat herein, ein paar Teller in den Händen, worauf die köſtlichſten Früchte lagen, auch hatte ſie eine ganz anſehnliche Phiole unter den Arm gekniffen. Der Inhalt des Korbes ſchien ſich aufgethan zu haben. Durch die offene Thüre ſah Giglio ein muntres Feuer auf dem Heerde kniſtern, und von allerlei Leckerbiſſen war der Küchentiſch ganz voll und ſchwer. „Giacintchen,“ ſprach Beatrice ſchmunzelnd, „ſoll unſer kleines Mahl den Gaſt recht ehren, ſo iſt mir noch etwas Geld vonnöthen.“ „Nimm, Alte, ſo viel du bedarfſt,“ erwiederte Giacinta, indem ſie der Alten einen kleinen Beutel hinreichte, aus deſſen Gewebe ſchöne Dukaten hervorblinkten. Giglio erſtarrte, als er in dem Beutel den Zwillingsbruder des Beutels erkannte, den ihm, wie er nicht anders glauben konnte, Celionati zugeſteckt und deſſen Dukaten bereits auf der Neige waren. „Iſt es ein Blendwerk der Hölle?“ ſchrie er auf, riß ſchnell den Beutel der Alten aus der Hand und hielt ihn dicht vor die Augen. Ganz erſchöpft ſank er aber in den Stuhl, als er auf dem Beutel die Inſchrift las: Gedenke deines Traumbildes! — „Hoho,“ knurrte ihn die Alte an, indem ſie den Beutel, den Giglio ihr mit weit vorgeſtrecktem Arm hinhielt, zurücknahm, „Hoho, Signor Habenichts! Euch ſetzt wohl ſolch ſchöner Anblick ganz in Erſtaunen und Verwunderung? — Hört doch die liebliche Muſik und ergötzt Euch dran!“ Damit ſchüttelte ſie den Beutel, daß das Gold darin erklang, und verließ das Zimmer.

„Giacinta," ſprach Giglio, ganz aufgelöſt in Troſtloſigkeit und Schmerz, „Giacinta! welch' gräßliches entſetzliches Geheimniß — Sprecht es aus! — ſprecht aus meinen Tod!" „Ihr ſeyd," erwiederte Giacinta, indem ſie die feine Nähnadel zwiſchen den ſpitzen Fingern gegen das Fenſter hielt und geſchickt den Silberfaden durch das Oehr ſtieß, „Ihr ſeyd und bleibt der Alte. Euch iſt es ſo geläufig geworden über Alles in Extaſe zu gerathen, daß Ihr umherwandelt, ein ſtetes langweiliges Trauerſpiel mit noch langweiligerem O, Ach und Weh! — Es iſt hier gar nicht die Rede von gräßlichen, entſetzlichen Dingen; iſt es Euch aber möglich, artig zu ſeyn und Euch nicht zu geberden, wie ein halb verrückter Menſch, ſo möcht' ich wohl mancherlei erzählen." „Sprecht, gebt mir den Tod!" murmelte Giglio mit halb erſtickter Stimme vor ſich hin. — „Erinnert," begann Giacinta, „erinnert Ihr Euch wohl, Signor Giglio, was Ihr, es iſt gar nicht lange her, mir einmal über das Wunder eines jungen Schauſpielers ſagtet? Ihr nanntet ſolch einen vortrefflichen Helden ein wandelndes Liebesabentheuer, einen lebendigen Roman auf zwei Beinen und was weiß ich wie ſonſt noch. Nun will ich behaupten, daß eine junge Putzmacherin, der der gütige Himmel eine hübſche Geſtalt, ein artiges Geſicht und vorzüglich jene innere magiſche Gewalt verlieh, vermöge der ein Mädchen ſich erſt eigentlich als wahrhaftes Mädchen geſtaltet, noch ein viel größeres Wunder zu nennen. Solch ein Neſtkind der gütigen Natur iſt erſt recht ein in den Lüften ſchwebendes liebliches Abentheuer und die ſchmale Stiege zu ihr hinauf iſt die Himmelsleiter, die in das Reich kindiſch kecker Liebesträume führt. Sie iſt ſelbſt das zarte Geheimniß des weiblichen Putzes, das bald im ſchimmernden Glanz üppiger Farbenpracht, bald im milden Schein weißer Mondesſtrahlen, roſiger Nebel, blauer Abenddüfte lieblichen Zauber übt über Euch Männer. Verlockt von Sehnſucht und Verlangen naht Ihr Euch dem wunderbaren Geheimniß, Ihr ſchaut die mächtige Fee mitten unter ihrem Zaubergeräth; aber da wird, von ihren kleinen weißen Fingern berührt, jede Spitze zum Liebesnetz, jedes Band, das ſie neſtelt, zur Schlinge, in der Ihr Euch verfangt. Und in ihren Augen ſpiegelt ſich alle entzückende Liebesthorheit und erkennt ſich ſelbſt und hat an ſich ſelbſt herzinnigliche Freude. Ihr hört Eure Seufzer aus der innerſten Bruſt der Holden wiedertönen, aber leiſe und lieblich, wie die ſehnſüchtige Echo den Geliebten ruft aus den fernen magiſchen

Bergen. Da gilt nicht Rang, nicht Stand; dem reichen Prinzen, dem armen Schauſpieler iſt das kleine Gemach der anmuthigen Circe das blumige blühende Arkadien in der unwirthbaren Wüſte ſeines Lebens, in das er ſich hinein rettet. Und wächſt auch unter den ſchönen Blumen dieſes Arkadiens etwas Schlangenkraut, was thuts? es gehört zu der verführeriſchen Gattung, die herrlich blüht und noch ſchöner duftet" — „O ja," unterbrach Giglio Giacinten, „o ja, und aus der Blüthe ſelbſt fährt das Thierlein, deſſen Namen das ſchön blühende und duftende Kraut trägt, und ſticht plötzlich mit der Zunge, wie mit ſpitzer Nähnadel" — „Jedesmal," nahm Giacinta wieder das Wort, „wenn irgend ein fremder Mann, der nicht hineingehört in das Arkadien, tölpiſch mit der Naſe zufährt." „Schön geſagt," fuhr Giglio ganz Aerger und Ingrimm fort, „ſchön geſagt, meine holde Giacinta! Ich muß überhaupt geſtehen, daß du in der Zeit, während der ich dich nicht ſah, auf wunderbare Art klug geworden biſt. Du philoſophirſt über dich ſelbſt auf eine Weiſe, die mich in Erſtaunen ſetzt. Warſcheinlich gefällſt du dir ganz ungemein als zauberiſche Circe in dem reizenden Arkadien deines Dachſtübchens, das der Schneidermeiſter Bescapi mit nöthiger Zaubergeräthſchaft zu verſehen nicht unterläßt." „Es mag," ſprach Giacinta ſehr gelaſſen weiter, „es mag mir ganz ſo gehen, wie dir. Auch ich habe allerlei hübſche Träume gehabt. — Doch, mein guter Giglio, alles was ich da von dem Weſen einer hübſchen Putzmacherin geſprochen, nimm es wenigſtens halb und halb für Scherz, für ſchälkiſche Neckerei und beziehe es um ſo weniger auf mich ſelbſt, als dies hier vielleicht meine letzte Putzarbeit iſt. — Erſchrick nicht, mein guter Giglio! aber ſehr leicht iſt es möglich, daß ich am letzten Tage des Carnevals dies dürftige Kleid mit einem Purpurmantel, dieſen kleinen Schemel mit einem Thron vertauſche!" — „Himmel und Hölle," ſchrie Giglio, indem er heftig aufſprang, die geballte Fauſt an der Stirn, „Himmel und Hölle! Tod und Verderben! So iſt es wahr, was jener heuchleriſche Böſewicht mir in's Ohr raunte? — Ha! öffne dich, flammenſpeiender Abgrund des Orkus! Steigt herauf, ſchwarzgefiederte Geiſter des Acheron! — Genug!" — Giglio verfiel in den gräßlichen Verzweiflungs-Monolog irgend eines Trauerſpiels des Abbate Chiari. Giacinta hatte dieſen Monolog, den ihr Giglio ſonſt hundertfältig vordeklamirt, bis auf den kleinſten Vers im Gedächtniß und ſoufflirte, ohne von der Arbeit aufzuſehen, dem verzweifelnden Geliebten jedes Wort, wenn er hie und da in's Stocken gerathen wollte. Zuletzt zog er den Dolch, ſtieß ihn ſich in die Bruſt, ſank hin, daß das Zimmer dröhnte, ſtand wieder auf, klopfte ſich den Staub ab, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, fragte lächelnd: „Nicht wahr, Giacinta, das bewährt den Meiſter?“ „Allerdings,“ erwiederte Giacinta, ohne ſich zu rühren, „allerdings. Du haſt vortrefflich tragirt, guter Giglio; aber nun wollen wir, dächt' ich, uns zu Tiſche ſetzen.“

Die alte Beatrice hatte indeſſen den Tiſch gedeckt, ein paar herrlich duftende Schüſſeln aufgetragen und die geheimnißvolle Phiole aufgeſetzt nebſt blinkenden Kryſtallgläſern. So wie Giglio das erblickte, ſchien er ganz außer ſich: „Ha, der Gaſt — der Prinz — Wie iſt mir? Gott! — ich habe ja nicht Komödie geſpielt, ich bin ja wirklich in Verzweiflung gerathen, — ja in helle tolle Verzweiflung haſt du mich geſtürzt, treuloſe Verrätherin, Schlange, Baſilisk — Krokodill! Aber Rache — Rache!“ Damit ſchwang er den Theater-Dolch, den er von der Erde aufgerafft, in den Lüften. Aber Giacinta, die ihre Arbeit auf den Nähtiſch geworfen und aufgeſtanden, nahm ihn beim Arm und ſprach: „Sei kein Haſe, guter Giglio! gieb dein Mordinſtrument der alten Beatrice, damit ſie Zahnſtocher daraus ſchneide und ſetze dich mit mir zu Tiſch; denn am Ende biſt du der einzige Gaſt, den ich erwartet habe.“ Giglio ließ ſich, plötzlich beſänftigt, die Geduld ſelbſt, zu Tiſche führen und that, was das Zulangen betrifft, ſich dann weiter keinen Zwang an.

Giacinta fuhr fort ganz ruhig und gemüthlich von dem ihr bevorſtehenden Glück zu erzählen, und verſicherte dem Giglio einmal über das andere, daß ſie durchaus nicht in übermäßigen Stolz verfallen und Giglio's Geſicht ganz und gar vergeſſen, vielmehr, ſolle er ſich ihr von ferne zeigen, ſich ganz gewiß ſeiner erinnern und ihm manchen Dukaten zufließen laſſen werde, ſo daß es ihm nie an rosmarinfarbnen Strümpfen und parfümirten Handſchuhen mangeln dürfe. Giglio, dem, als er einige Gläſer Wein getrunken, die ganze wunderbare Fabel von der Prinzeſſin Brambilla wieder in den Kopf gekommen, verſicherte dagegen freundlich, daß er Giacinta's gute herzliche Geſinnungen hoch zu ſchätzen wiſſe; was aber den Stolz und die Dukaten betreffe, ſo werde er von beiden keinen Gebrauch machen können, da er, Giglio, ſelbſt im Begriff ſtehe, mit beiden

Füßen hineinzuſpringen in's Prinzenthum. Er erzählte nun, wie ihn bereits die vornehmſte und reichſte Prinzeſſin der Welt zu ihrem Ritter erkoren, und daß er hoffe, noch bei dem Schluß des Carnevals, als der Gemahl ſeiner fürſtlichen Dame, dem armſeligen Leben, das er bis jetzt geführt, auf immer Valet ſagen zu können. Giacinta ſchien über Giglio's Glück höchlich erfreut und beide ſchwatzten nun ganz vergnüglich von der künftigen ſchönen Zeit der Freude und des Reichthumes. „Ich möchte nur," ſprach Giglio endlich, „daß die Reiche, die wir künftig beherrſchen werden, fein an einander grenzten, damit wir gute Nachbarſchaft halten könnten; aber, irr' ich nicht, ſo liegt das Fürſtenthum meiner angebeteten Prinzeſſin über Indien weg, gleich linker Hand um die Erde nach Perſien zu." — „Das iſt ſchlimm," erwiederte Giacinta, „auch ich werde wohl weit fort müſſen, denn das Reich meines fürſtlichen Gemahls ſoll dicht bei Bergamo liegen. Doch wird ſich das wohl machen laſſen, daß wir künftig Nachbarn werden und bleiben." — Beide, Giacinta und Giglio, kamen dahin überein, daß ihre künftigen Reiche durchaus in die Gegend von Frascati verlegt werden müßten. — „Gute Nacht, theure Prinzeſſin!" ſprach Giglio; „wohl zu ruhen, theurer Prinz!" erwiederte Giacinta, und ſo ſchieden ſie, als der Abend einbrach, friedlich und freundlich aus einander.

Fünftes Kapitel.

Wie Giglio in der Zeit gänzlicher Trockenheit des menſchlichen Geiſtes zu einem weiſen Entſchluß gelangte, den Fortunatusſäckel einſteckte und dem demüthigſten aller Schneider einen ſtolzen Blick zuwarf. — Der Palaſt Piſtoja und ſeine Wunder. — Vorleſung des weiſen Mannes aus der Tulpe. — König Salomo der Geiſterfürſt und Prinzeſſin Myſtilis. — Wie ein alter Magus einen ſchwarzen Schlafrock umwarf, eine Zobelmütze aufſetzte und mit ungekämmtem Bart Prophezeiungen vernehmen ließ in ſchlechten Verſen. — Unglückliches Schickſal eines Gelbſchnabels. — Wie der geneigte Leſer in dieſem Kapitel nicht erfährt, was ſich bei Giglio's Tanz mit der unbekannten Schönen weiter begeben.

Jeder, der mit einiger Phantaſie begabt, ſoll, wie es in irgend einem lebensklugheitſchweren Buche geſchrieben ſteht, an einer Verrücktheit leiden, die immer ſteigt und ſchwindet, wie Fluth und Ebbe.

Die Zeit der erſtern, wenn immer höher und ſtärker die Wellen daher brauſen, iſt die einbrechende Nacht, ſo wie die Morgenſtunden gleich nach dem Erwachen, bei der Taſſe Caffee, für den niedrigſten Punkt der Ebbe gelten. Daher giebt jenes Buch auch den vernünftigen Rath, dieſe Zeit als den Moment der herrlichſten klarſten Nüchternheit zu benutzen zu den wichtigſten Angelegenheiten des Lebens. Nur des Morgens ſoll man z. B. ſich verheirathen, tadelnde Rezenſionen leſen, teſtiren, den Bedienten prügeln u. ſ. w.

In dieſer ſchönen Zeit der Ebbe, in der ſich der menſchliche Geiſt gänzlicher Trockenheit erfreuen darf, war es, als Giglio Fava über ſeine Thorheit erſchrak und ſelbſt gar nicht wußte, wie er das nicht längſt habe thun können, wozu die Aufforderung ihm doch, ſo zu ſagen, dicht vor die Naſe geſchoben war. — „Es iſt nur zu gewiß,“ ſo dachte er im frohen Bewußtſeyn des vollen Verſtandes, „es iſt nur zu gewiß, daß der alte Celionati halb wahnſinnig zu nennen, daß er ſich in dieſem Wahnſinn nicht nur ungemein gefällt, ſondern auch recht eigentlich darauf ausgeht, andere ganz verſtändige Leute darin zu verſtricken. Eben ſo gewiß iſt es aber, daß die ſchönſte, reichſte aller Prinzeſſinnen, die göttliche Brambilla, eingezogen iſt in den Palaſt Piſtoja und — o Himmel und Erde! kann dieſe Hoffnung durch Ahnungen, Träume, ja durch den Roſenmund der reizendſten aller Masken beſtätigt, wohl täuſchen — daß ſie ihrer himmliſchen Augen ſüßen Liebesſtrahl gerichtet hat auf mich Glücklichen! — Unerkannt, verſchleiert, hinter dem verſchloſſenen Gitter einer Loge, erblickte ſie mich, als ich irgend einen Prinzen ſpielte und ihr Herz war mein! — Kann ſie denn wohl mir nahen auf geradem Wege? Bedarf das holde Weſen nicht Mittelsperſonen, Vertrauter, die den Faden anſpinnen, der ſich zuletzt verſchlingt zum ſüßeſten Bande? — Mag es ſich nun begeben haben, wie es will, unbezweifelt iſt Celionati derjenige, der mich der Prinzeſſin in die Arme führen ſoll — Aber ſtatt fein ordentlich den geraden Weg zu gehen, ſtürzt er mich kopfüber in ein ganzes Meer von Tollheit und Fopperei, will mir einreden, in eine Fratze vermummt müſſe ich die Schönſte der Prinzeſſinnen aufſuchen im Corſo, erzählt mir von aſſyriſchen Prinzen, von Zauberern — Fort — fort mit allem tollen Zeuge, fort mit dem wahnſinnigen Celionati! — Was hält mich denn ab, mich ſauber anzuputzen, gerade hineinzutreten in den Palaſt Piſtoja, mich der Durchlauchtigſten zu Füßen zu werfen? O Gott, warum that ich das nicht ſchon geſtern — vorgeſtern? —“

Es war dem Giglio unangenehm, daß, als er nun eiligſt ſeine beſte Garderobe muſterte, er nicht umhin konnte, ſelbſt zu geſtehen, daß das Federbarett auf ein Haar einem gerupften Haushahn glich, daß das dreimal gefärbte Wamms in allen möglichen Regenbogenfarben ſchillerte, daß der Mantel die Kunſt des Schneiders, der durch die kühnſten Näthe der freſſenden Zeit getrotzt, zu ſehr verrieth, daß das wohlbekannte blauſeidne Beinkleid, die Roſaſtrümpfe ſich herbſtlich entfärbt. Wehmüthig griff er nach dem Beutel, den er beinahe geleert glaubte und — in ſchönſter Fülle ſtrotzend vorfand. — „Göttliche Brambilla,“ rief er entzückt aus, „göttliche Brambilla, ja ich gedenke deiner, ich gedenke des holden Traumbildes!“

Man kann ſich vorſtellen, daß Giglio, den angenehmen Beutel, der eine Art Fortunatusſäckel ſchien, in der Taſche, ſofort alle Läden der Trödler und Schneider durchrannte, um ſich einen Anzug ſo ſchön, als ihn jemals ein Theaterprinz angelegt, zu verſchaffen. Alles was man ihm zeigte, war ihm nicht reich, nicht prächtig genug. Endlich beſann er ſich, daß ihm wohl kein anderer Anzug genügen werde, als den Bescapi's Meiſterhand geſchaffen, und begab ſich ſofort zu ihm hin. Als Meiſter Bescapi Giglio's Anliegen vernommen, rief er ganz Sonne im Antlitz: „O mein beſter Signor Giglio, damit kann ich aufwarten,“ und führte den kaufluſtigen Kunden in ein anderes Kabinet. Giglio war aber nicht wenig verwundert, als er hier keine andern Anzüge fand, als die vollſtändige italieniſche Komödie und außerdem noch die tollſten fratzenhafteſten Maſken. Er glaubte von Meiſter Bescapi mißverſtanden zu ſeyn und beſchrieb ziemlich heftig die vornehme reiche Tracht, in die er ſich zu putzen wünſche. „Ach Gott!“ rief Bescapi wehmüthig, „ach Gott! was iſt denn das wieder? Mein beſter Signor, ich glaube doch nicht, daß wieder gewiſſe Anfälle“ — „Wollt,“ unterbrach ihn Giglio ungeduldig, indem er den Beutel mit den Ducaten ſchüttelte, „wollt Ihr mir, Meiſter Schneider, einen Anzug verkaufen, wie ich ihn wünſche, ſo iſt's gut; wo nicht, ſo laßt es bleiben“ — „Nun, nun,“ ſprach Meiſter Bescapi kleinlaut, „werdet nur nicht böſe, Signor Giglio! — Ach, Ihr wißt nicht, wie gut ich es mit Euch meine, ach hättet Ihr nur ein wenig, ein ganz wenig Verſtand!“ — „Was unterſteht Ihr Euch, Meiſter

Schneider?" rief Giglio zornig. „Ei," fuhr Bescapi fort, „bin ich ein Meiſter Schneider, ſo wollt' ich, ich könnte Euch das Kleid anmeſſen mit dem richtigen Maaß, das Euch paßlich und dienlich. Ihr rennt in Euer Verderben, Signor Giglio, und mir thut es leid, daß ich Euch nicht alles wieder ſagen kann, was der weiſe Celionati mir über Euch und Euer bevorſtehendes Schickſal erzählt hat." „Hoho!" ſprach Giglio, „der weiſe Signor Celionati, der ſaubre Herr Marktſchreier, der mich verfolgt auf alle mögliche Weiſe, der mich um mein ſchönſtes Glück betrugen will, weil er mein Talent, mich ſelbſt haßt, weil er ſich auflehnt gegen den Ernſt höherer Naturen, weil er alles in die alberne Mummerei des hirnloſen Spaßes hineinfoppen möchte! — O mein guter Meiſter Bescapi, ich weiß alles, der würdige Abbate Chiari hat mir alle Hinterliſt entdeckt. Der Abbate iſt der herrlichſte Menſch, die poetiſchſte Natur die man finden kann; denn für mich hat er den weißen Mohren geſchaffen und niemand auf der ganzen weiten Erde, ſag' ich, kann den weißen Mohren ſpielen, als ich." „Was ſagt Ihr?" rief Meiſter Bescapi laut lachend, „hat der würdige Abbate, den der Himmel recht bald abrufen möge zur Verſammlung höherer Naturen, hat er mit ſeinem Thränenwaſſer, das er ſo reichlich ausſtrömen läßt, einen Mohren weiß gewaſchen?" — „Ich frage," ſprach Giglio, mit Mühe ſeinen Zorn unterdrückend, „ich frage Euch noch einmal, Meiſter Bescapi, ob Ihr mir für meine vollwichtigen Ducaten einen Anzug, wie ich ihn wünſche, verkaufen wollt, oder nicht?" „Mit Vergnügen," erwiederte Bescapi ganz fröhlich, „mit Vergnügen, mein beſter Signor Giglio!"

Darauf öffnete der Meiſter ein Kabinet, in dem die reichſten herrlichſten Anzüge hingen. Dem Giglio fiel ſogleich ein vollſtändiges Kleid in's Auge, das in der That ſehr reich, wiewohl, der ſeltſamen Buntheit halber, etwas phantaſtiſch in's Auge fiel. Meiſter Bescapi meinte, dieſes Kleid käme hoch zu ſtehen und würde dem Giglio wohl zu theuer ſeyn. Als aber Giglio darauf beſtand, das Kleid zu kaufen, den Beutel hervorzog und den Meiſter aufforderte, den Preis zu ſetzen, wie er wolle, da erklärte Bescapi, daß er den Anzug durchaus nicht fortgeben könne, da derſelbe ſchon für einen fremden Prinzen beſtimmt und zwar für den Prinzen Cornelio Chiapperi. — „Wie," rief Giglio, ganz Begeiſterung, ganz Extaſe, „wie? —

was ſagt Ihr? — ſo iſt das Kleid für mich gemacht und keinen andern. Glücklicher Bescapi! — Eben der Prinz **Cornelio Chiapperi** iſt es, der vor Euch ſteht und bei Euch ſein innerſtes Weſen, ſein Ich vorgefunden!" —

So wie **Giglio** dieſe Worte ſprach, riß Meiſter Bescapi den Anzug von der Wand, rief einen ſeiner Burſchen herbei und befahl ihm, den Korb, in den er ſchnell alles eingepackt, dem durchlauchtigſten Prinzen nachzutragen.

„Behaltet," rief der Meiſter, als **Giglio** zahlen wollte, „behaltet Euer Geld, mein hochverehrteſter Prinz! — Ihr werdet Eile haben. Euer unterthänigſter Diener wird ſchon zu ſeinem Gelde kommen; vielleicht berichtigt der weiße Mohr die kleine Auslage! — Gott beſchütze Euch, mein vortrefflicher Fürſt!" —

Giglio warf dem Meiſter, der einmal übers andere in den zierlichſten Bücklingen niedertauchte, einen ſtolzen Blick zu, ſteckte das Fortunatusſäckel ein und begab ſich mit dem ſchönen Prinzenkleide von dannen.

Der Anzug paßte ſo vortrefflich, daß **Giglio** in der ausgelaſſenſten Freude dem Schneiderjungen, der ihn auskleiden geholfen, einen blanken Dukaten in die Hand drückte. Der Schneiderjunge bat, ihm ſtatt deſſen ein paar gute Paoli zu geben, da er gehört, daß das Gold der Theaterprinzen nichts tauge und daß ihre Dukaten nur Knöpfe, oder Rechenpfennige wären. **Giglio** warf den ſuperklugen Jungen aber zur Thüre hinaus.

Nachdem **Giglio** genugſam die ſchönſten anmuthigſten Geſten vor dem Spiegel probirt, nachdem er ſich auf die phantaſtiſchen Redensarten liebekranker Helden beſonnen und die volle Ueberzeugung gewonnen, daß er total unwiderſtehlich ſei, begab er ſich, als ſchon die Abenddämmerung einzubrechen begann, getroſt nach dem Palaſt Piſtoja.

Die unverſchloſſene Thüre wich dem Druck ſeiner Hand und er gelangte in eine geräumige Säulenflur, in der die Stille des Grabes herrſchte. Als er verwundert rings umher ſchaute, gingen aus dem tiefſten Hintergrunde ſeines Innern dunkle Bilder der Vergangenheit auf. Es war ihm, als ſey er ſchon einmal hier geweſen, und da doch in ſeiner Seele ſich durchaus nichts deutlich geſtalten wollte, da alles Mühen, jene Bilder in's Auge zu faſſen, vergeblich blieb, da überfiel ihn ein Bangen, eine Beklommenheit, die ihm allen Muth benahm, ſein Abentheuer weiter zu verfolgen.

Schon im Begriff, den Palaſt zu verlaſſen, wäre er vor Schreck beinahe zu Boden geſunken, als ihm plötzlich ſein Ich, wie in Nebel gehüllt, entgegen trat. Bald gewahrte er indeſſen, daß das, was er für ſeinen Doppelgänger hielt, ſein Bild war, das ihm ein dunkler Wandſpiegel entgegenwarf. Doch in dem Augenblick war es ihm auch, als flüſterten hundert ſüße Stimmchen: „O Signor Giglio, wie ſeyd Ihr doch ſo hübſch, ſo wunderſchön!“ — Giglio warf ſich vor dem Spiegel in die Bruſt, erhob das Haupt, ſtemmte den linken Arm in die Seite, und rief, indem er die Rechte erhob, pathetiſch: „Muth, Giglio, Muth! dein Glück iſt dir gewiß, eile es zu erfaſſen!“ — Damit begann er auf und ab zu ſchreiten mit ſchärferen und ſchärferen Tritten, ſich zu räuspern, zu huſten, aber grabesſtill blieb es, kein lebendiges Weſen ließ ſich vernehmen. Da verſuchte er dieſe und jene Thüre, die in die Gemächer führen mußte, zu öffnen; alle waren feſt verſchloſſen.

Was blieb übrig, als die breite Marmortreppe zu erſteigen, die an beiden Seiten der Flur ſich zierlich hinaufwand?

Auf dem obern Corridor, deſſen Schmuck der einfachen Pracht des Ganzen entſprach, angekommen, war es dem Giglio, als vernehme er ganz aus der Ferne die Töne eines fremden ſeltſam klingenden Inſtruments — Behutſam ſchlich er weiter vor und bemerkte bald einen blendenden Strahl, der durch das Schlüſſelloch der Thüre ihm gegenüber in den Corridor fiel. Jetzt unterſchied er auch, daß das, was er für den Ton eines unbekannten Inſtruments gehalten, die Stimme eines redenden Mannes war, die freilich gar verwunderlich klang, da es bald war, als würde eine Cymbel angeſchlagen, bald als würde eine tiefe dumpfe Pfeife geblaſen. So wie Giglio ſich an der Thüre befand, öffnete ſie ſich leiſe — leiſe von ſelbſt. Giglio trat hinein und blieb feſtgewurzelt ſtehen, im tiefſten Erſtaunen —

Giglio befand ſich in einem mächtigen Saal, deſſen Wände mit purpurgeſprenkeltem Marmor bekleidet waren und aus deſſen hoher Kuppel ſich eine Ampel herabſenkte, deren ſtrahlendes Feuer alles mit glühendem Gold übergoß. Im Hintergrunde bildete eine reiche Draperie von Goldſtoff einen Thronhimmel, unter dem auf einer Erhöhung von fünf Stufen ein vergoldeter Armſeſſel mit bunten

Teppichen ſtand. Auf demſelben ſaß jener kleine alte Mann mit langem weißen Bart, in einen Talar von Silberſtoff gekleidet, der bei dem Einzuge der Prinzeſſin Brambilla in der goldgleißenden Tulpe den Wiſſenſchaften oblag. So wie damals, trug er einen ſilbernen Trichter auf dem ehrwürdigen Haupte; ſo wie damals, ſaß eine ungeheure Brille auf ſeiner Naſe; ſo wie damals, las er, wiewohl jetzt mit lauter Stimme, die eben diejenige war, welche Giglio aus der Ferne vernommen, in einem großen Buche, das aufgeſchlagen vor ihm auf dem Rücken eines knieenden Mohren lag. An beiden Seiten ſtanden die Strauße wie mächtige Trabanten und ſchlugen, einer um den andern, dem Alten, wenn er die Seite vollendet, mit den Schnäbeln das Blatt um.

Rings umher im geſchloſſenen Halbkreis ſaßen wohl an hundert Damen ſo wunderbar ſchön, wie Feen und eben ſo reich und herrlich gekleidet, wie dieſe bekanntlich einhergehen. Alle machten ſehr ämſig Filet. In der Mitte des Halbkreiſes, vor dem Alten, ſtanden auf einem kleinen Altar von Porphyr, in der Stellung in tiefen Schlaf Verſunkener, zwei kleine ſeltſame Püppchen mit Königskronen auf dem Haupte.

Als Giglio ſich einigermaßen von ſeinem Erſtaunen erholt, wollte er ſeine Gegenwart kund thun. Kaum hatte er aber auch nur den Gedanken gefaßt zu ſprechen, als er einen derben Fauſtſchlag auf den Rücken erhielt. Zu ſeinem nicht geringen Schrecken wurde er jetzt erſt die Reihe mit langen Spießen und kurzen Säbeln bewaffneter Mohren gewahr, in deren Mitte er ſtand und die ihn mit funkelnden Augen anblitzten, mit elfenbeinernen Zähnen anfletſchten. Giglio ſah ein, daß Geduld üben hier das Beſte ſei. —

Das was der Alte den Filetmachenden Damen vorlas, lautete aber ungefähr, wie folgt:

„Das feurige Zeichen des Waſſermanns ſteht über uns, der
„Delphin ſchwimmt auf brauſenden Wellen gen Oſten und ſpritzt
„aus ſeinen Nüſtern das reine Kryſtall in die dunſtige Fluth! —
„Es iſt an der Zeit, daß ich zu Euch rede von den großen Geheim-
„niſſen, die ſich begaben, von dem wunderbaren Räthſel, deſſen
„Auflöſung Euch rettet von unſeligem Verderben. — Auf der Zinne
„des Thurms ſtand der Magus Hermod und beobachtete den Lauf
„der Geſtirne. Da ſchritten vier alte Männer in Talare gehüllt,

„deren Farbe gefallnem Laube glich, durch den Wald auf den Thurm
„los und erhoben, als ſie an den Fuß des Thurms gelangt, ein
„gewaltiges Wehklagen. „Höre uns! — Höre uns, großer Hermod! —
„Sei nicht taub für unſer Flehen, erwache aus deinem tiefen
„Schlaf! — Hätten wir nur die Kraft, König Ophiochs Bogen
„zu ſpannen, ſo ſchöſſen wir dir einen Pfeil durch das Herz, wie
„er es gethan und du mußteſt herabkommen und dürfteſt da oben
„nicht im Sturmwinde ſtehen, wie ein unempfindlicher Klotz! —
„Aber würdigſter Greis! wenn du nicht aufwachen willſt, ſo halten
„wir einiges Wurfgeſchütz in Bereitſchaft und wollen an deine
„Bruſt anpochen mit einigen mäßigen Steinen, damit ſich das
„menſchliche Gefühl rege, das darin verſchloſſen! — Erwache, herrlicher
„Greis!“ —

„Der Magus Hermod ſchaute herab, lehnte ſich über's Geländer
„und ſprach mit einer Stimme, die dem dumpfen Toſen des Meeres,
„dem Heulen des nahenden Orkans glich: Ihr Leute da unten, ſeyd
„keine Eſel! Ich ſchlafe nicht und darf nicht geweckt werden durch
„Pfeile und Felſenſtücke. Beinahe weiß ich ſchon, was Ihr wollt,
„Ihr lieben Menſchen! Wartet ein wenig, ich komme gleich hinab. —
„Ihr könnt Euch indeſſen einige Erdbeeren pflücken, oder Haſchemann
„ſpielen auf dem graſigten Geſtein — ich komme gleich. —

„Als Hermod herabgekommen und Platz genommen auf einem
„großen Stein, den der weiche bunte Teppich des ſchönſten Mooſes
„überzog, begann der von den Männern, der der älteſte ſchien, da
„ſein weißer Bart ihm bis an den Gürtel herabreichte, alſo: Großer
„Hermod, du weißt gewiß alles, was ich dir ſagen will, ſchon im
„voraus beſſer, als ich ſelbſt; aber eben damit du erfahren mögeſt,
„daß ich es auch weiß, muß ich es dir ſagen. „Rede!“ erwiederte
„Hermod, „rede, o Jüngling! Gern will ich dich anhören; denn
„das, was du eben ſagteſt, verräth, daß dir durchdringender Verſtand
„beiwohnt, wo nicht tiefe Weisheit, unerachtet du kaum die Kinderſchuhe
„vertreten.“ „Ihr wißt,“ fuhr der Sprecher fort, „Ihr
„wißt es, großer Magus, daß König Ophioch eines Tages im
„Rath, als eben die Rede davon war, daß jeder Vaſall gehalten
„ſeyn ſolle, jährlich eine beſtimmte Quantiiät Witz zum Hauptmagazin
„alles Spaßes im Königreich beizuſteuern, woraus bei
„eintretender Hungers- oder Durſtnoth die Armen verpflegt werden,

„plötzlich ſprach: „Der Moment, in dem der Menſch umfällt, iſt
„der erſte, in dem ſein wahrhaftes Ich ſich aufrichtet.“ Ihr wißt
„es, daß König Ophioch, kaum hatte er dieſe Worte geſprochen,
„wirklich umfiel und nicht mehr aufſtand, weil er geſtorben war.
„Traf es ſich nun, daß Königin Liris auch in demſelben Augenblick
„die Augen geſchloſſen, um ſie nie wieder zu öffnen, ſo gerieth
„der Staatsrath, da es dem königlichen Paar an einiger Deſcendenz
„gänzlich fehlte, wegen der Thronfolge in nicht geringe Verlegenheit.
„Der Hofaſtronom, ein ſinnreicher Mann, fiel endlich
„auf ein Mittel, die weiſe Regierung des Königs Ophioch dem
„Lande noch auf lange Jahre zu erhalten. Er ſchlug nämlich vor,
„eben ſo zu verfahren, wie es mit einem bekannten Geiſterfürſten
„(König Salomo) geſchah, dem, als er ſchon längſt geſtorben, die
„Geiſter noch lange gehorchten. Der Hoftiſchlermeiſter wurde, dieſem
„Vorſchlag gemäß, in den Staatsrath gezogen; der verfertigte ein
„zierliches Geſtell von Buchsbaum, das wurde dem König Ophioch,
„nachdem ſein Körper gehörige Speiſung der trefflichſten Specereien
„erhalten, unter den Steiß geſchoben, ſo daß er ganz ſtattlich daſaß;
„vermöge eines geheimen Zuges, deſſen Ende wie eine Glockenſchnur
„im Konferenzzimmer des großen Raths herabhing, wurde
„aber ſein Arm regiert, ſo daß er das Scepter hin und her ſchwenkte.
„Niemand zweifelte, daß König Ophioch lebe und regiere. Wunderbares
„trug ſich aber nun mit der Urdarquelle zu. Das Waſſer
„des Sees, den ſie gebildet, blieb hell und klar; doch ſtatt daß
„ſonſt alle diejenigen, die hineinſchauten, eine beſondere Luſt
„empfanden, gab es jetzt viele, welche, indem ſie die ganze Natur
„und ſich ſelbſt darin erblickten, darüber in Unmuth und Zorn geriethen,
„weil es aller Würde, ja allem Menſchenverſtande, aller
„mühſam erworbenen Weisheit entgegen ſey, die Dinge und vorzüglich
„das eigne Ich verkehrt zu ſchauen. Und immer mehr
„und mehr wurden derer, die zuletzt behaupteten, daß die Dünſte
„des hellen Sees den Sinn bethörten und den ſchicklichen Ernſt
„umwandelten in Narrheit. Im Aerger warfen ſie nun allerlei
„garſtiges Zeug in den See, ſo daß er ſeine Spiegelhelle verlor
„und immer trüber und trüber wurde, bis er zuletzt einem garſtigen
„Sumpfe glich. Dies, o weiſer Magus, hat viel Unheil über das
„Land gebracht; denn die vornehmſten Leute ſchlagen ſich jetzt in's

„Geſicht und meinen denn, das ſey die wahre Ironie der Weiſen.
„Das größte Unheil iſt aber geſtern geſchehen, da es dem guten
„König Ophioch eben ſo ergangen, wie jenem Geiſterfürſten. Der
„böſe Holzwurm hatte unbemerkt das Geſtell zernagt und plötzlich
„ſtürzte die Majeſtät im beſten Regieren um, vor den Augen vieles
„Volks, das ſich in den Thronſaal gedrängt, ſo daß nun ſein Hinſcheiden
„nicht länger zu verbergen. Ich ſelbſt, großer Magus, zog
„gerade die Scepterſchnur, welche, als die Majeſtät umſtülpte, mir
„im Zerreißen dermaßen in's Geſicht ſchnellte, daß ich dergleichen
„Schnurziehen auf zeitlebens ſatt bekommen. — Du haſt, o weiſer
„Hermod! dich immer des Landes Urdargarten getreulich angenommen;
„ſage, was fangen wir an, daß ein würdiger Thronfolger
„die Regierung übernehme und der Urdarſee wieder hell und
„klar werde?“ — Der Magus Hermod verſank in tiefes Nachdenken,
„dann aber ſprach er: Harret neunmal neun Nächte, dann entblüht
„aus dem Urdarſee die Königin des Landes! Unterdeſſen regiert aber
„das Land, ſo gut ihr es vermöget! Und es geſchah, daß feurige
„Strahlen aufgingen über dem Sumpf, der ſonſt die Urdarquelle
„geweſen. Das waren aber die Feuergeiſter, die mit glühenden
„Augen hineinblickten und aus der Tiefe wühlten ſich die Erdgeiſter
„herauf. Aus dem trocken gewordenen Boden blühte aber eine ſchöne
„Lotusblume empor, in deren Kelch ein holdes ſchlummerndes Kind
„lag. Das war die Prinzeſſin Myſtilis, die von jenen vier Miniſtern,
„die die Kunde von dem Magus Hermod geholt hatten, behutſam
„aus ihrer ſchönen Wiege herausgenommen und zur Regentin des
„Landes erhoben wurde. — Die gedachten vier Miniſter übernahmen
„die Vormundſchaft über die Prinzeſſin und ſuchten das liebe Kind
„ſo zu hegen und zu pflegen, als es nur in ihrer Macht ſtand. In
„großen Kummer verſanken ſie aber, als die Prinzeſſin, da ſie nun
„ſo alt geworden, um gehörig ſprechen zu können, eine Sprache zu
„reden begann, die niemand verſtand. Von weit und breit her
„wurden Sprachkundige verſchrieben, um die Sprache der Prinzeſſin
„zu erforſchen, aber das böſe entſetzliche Verhängniß wollte, daß
„die Sprachkundigen, je gelehrter, je weiſer ſie waren, deſto weniger
„die Reden des Kindes verſtanden, die noch dazu ganz verſtändig
„und verſtändlich klangen. Die Lotusblume hatte indeſſen ihren
„Kelch wieder geſchloſſen; um ſie her ſprudelte aber in kleinen

„zwiſchen der Kryſtall des reinſten Waſſers empor. Darüber hatten „die Miniſter große Freude; denn ſie konnten nicht anders glauben, „als daß ſtatt des Sumpfs bald wieder der ſchöne Waſſerſpiegel „der Urdarquelle aufleuchten werde. Wegen der Sprache der Prinzeſſin beſchloſſen die weiſen Miniſter, ſich, was ſie ſchon längſt „hätten thun ſollen, von dem Magus Hermod Rath zu holen. — „Als ſie in das ſchaurige Dunkel des geheimnißvollen Waldes getreten, als ſchon das Geſtein des Thurms durch das dichte Geſträuch blickte, ſtießen ſie auf einen alten Mann, der, nachdenklich „in einem großen Buche leſend, auf einem Felsſtück ſaß und den „ſie für den Magus Hermod erkennen mußten. Der Kühle des „Abends wegen hatte Hermod einen ſchwarzen Schlafrock umgeworfen „und eine Zobelmütze aufgeſetzt, welches ihm zwar nicht übel kleidete, „ihm aber doch ein fremdartiges, etwas finſteres Anſehen gab. Auch „ſchien es den Miniſtern, als ſey Hermods Bart etwas in Unordnung gerathen; denn er glich ſtruppigem Buſchwerk. Als die „Miniſter demüthiglich ihr Anliegen vorgebracht hatten, erhob ſich „Hermod, blitzte ſie mit ſolch einem entſetzlich funkelnden Blick an, „daß ſie beinahe ſtracks in die Knie geſunken wären, und ſchlug „dann eine Lache auf, die durch den ganzen Wald dröhnte und „gellte, ſo daß die Thiere verſchüchtert, fliehend durch die Büſche „rauſchten und das Geflügel, wie in Todesangſt aufkreiſchend, „emporbrauſte aus dem Dickicht! Den Miniſtern, die den Magus „Hermod in dieſer etwas verwilderten Stimmung niemals geſehen „und geſprochen, wurde nicht wohl zu Muthe; indeſſen harrten ſie „in ehrfurchtsvollem Schweigen deſſen, was der große Magus beginnen werde. Der Magus ſetzte ſich aber wieder auf den großen „Stein, ſchlug das Buch auf und las mit feierlicher Stimme:

Es liegt ein ſchwarzer Stein in dunkler Halle,
   Wo einſt das Königspaar, vom Schlaf befangen,
   Den ſtummen bleichen Tod auf Stirn und Wangen,
Gebannt der Zauberkunde mächtigem Schalle!

Und unter dieſem Steine tief begraben
   Liegt, was zu aller Lebensluſt erkoren
   Das Myrthus, und Blüth und Blum' geboren,
Aufbrachte für ſie, die köſtlichſte der Gaben.

Der bunte Vogel fängt ſich dann in Netzen,
Die Feenkunſt mit zarter Hand gewoben.
Verblendung weicht, die Nebel ſind zerſtoben
Und ſelbſt der Feind muß ſich zum Tod verletzen!

Zum beſſern Hören ſpitzet dann die Ohren!
Zum beſſern Schauen nehmt die Brill' vor Augen,
Wollt Ihr Miniſter ſeyn, was rechtes taugen!
Doch, bleibt Ihr Eſel, ſeyd Ihr rein verloren! —

„Damit klappte der Magus das Buch mit ſolcher Gewalt zu,
„daß es erklang, wie ein ſtarker Donnerſchlag und ſämmtliche
„Miniſter rücklings überſtürzten. Da ſie ſich erholt hatten, war
„der Magus verſchwunden. Sie wurden darüber einig, daß man
„um des Vaterlandes Wohls willen viel leiden müſſe; denn ſonſt
„ſey es ganz unausſtehlich, daß der grobe Kumpan von Sterndeuter
„und Zauberer die vortrefflichſten Stützen des Staats heute ſchon
„zum zweitenmal Eſel genannt. Uebrigens erſtaunten ſie ſelbſt
„über die Weisheit, mit der ſie das Räthſel des Magus durchſchauten.
„In Urdargarten angekommen, gingen ſie augenblicklich
„in die Halle, wo König Ophioch und Königin Liris dreizehn
„mal dreizehn Monden ſchlafend zugebracht, hoben den ſchwarzen
„Stein auf, der in der Mitte des Fußbodens eingefugt, und fanden
„in tiefer Erde ein kleines gar herrlich geſchnitztes Käſtchen von
„dem ſchönſten Elfenbein. Das gaben ſie der Prinzeſſin Myſtilis
„in die Hände, die augenblicklich eine Feder andrückte, ſo daß der
„Deckel aufſprang und ſie das hübſche zierliche Filetzeug herausnehmen
„konnte, das in dem Käſtchen befindlich. Kaum hatte ſie
„aber das Filetzeug in Händen, als ſie laut auflachte vor Freuden
„und dann ganz vernehmlich ſprach: Großmütterlein hatte es mir
„in die Wiege gelegt; aber Ihr Schelme habt mir das Kleinod
„geſtohlen und hättet mir's nicht wieder gegeben, wärt Ihr nicht
„auf die Naſe gefallen im Walde! — Darauf begann die Prinzeſſin
„ſogleich auf das ämſigſte Filet zu machen. Die Miniſter ſchickten
„ſich, ganz Entzücken, ſchon an, einen gemeinſchaftlichen Freudenſprung
„zu verführen, als die Prinzeſſin plötzlich erſtarrte und zuſammenſchrumpfte
„zum kleinen niedlichen Porzellan-Püppchen.
„War erſt die Freude der Miniſter groß geweſen, ſo war es auch
„nun um deſto mehr ihr Jammer. Sie weinten und ſchluchzten

„ſo ſehr, daß man es im ganzen Palaſt hören konnte, bis einer
„von ihnen plötzlich, in Gedanken vertieft, einhielt, ſich mit den
„beiden Zipfeln ſeines Talars die Augen trocknete und alſo ſprach:
„„Miniſters — Collegen — Cameraden — beinahe glaub' ich, der
„große Magus hat Recht und wir ſind — nun mögen wir ſeyn,
„was wir wollen! — Iſt denn das Räthſel aufgelöſt? — iſt denn
„der bunte Vogel gefangen? — Der Filet, das iſt das Netz von
„zarter Hand gewoben, in dem er ſich fangen muß.“ Auf Befehl
„der Miniſter wurden nun die ſchönſten Damen des Reichs, wahre
„Feen an Reiz und Anmuth, im Palaſt verſammelt, welche im
„prächtigſten Schmuck unabläſſig Filet machen mußten. — Doch
„was half es? Der bunte Vogel ließ ſich nicht blicken; die Prinzeſſin
„Myſtilis blieb ein Porzellan-Püppchen, die ſprudelnden
„Quellen des Urdarbrunnens trockneten immer mehr ein und alle
„Vaſallen des Reichs verſanken in den bitterſten Unmuth. Da
„geſchah es, daß die vier Miniſter, der Verzweiflung nahe, ſich
„hinſetzten an den Sumpf, der ſonſt der ſchöne ſpiegelhelle Urdarſee
„geweſen, in lautes Wehklagen ausbrachen und in den rührendſten
„Redensarten den Magus Hermod anflehten, ſich ihrer und
„des armen Urdarlandes zu erbarmen. Ein dumpfes Stöhnen
„ſtieg aus der Tiefe, die Lotosblume öffnete den Kelch und empor
„aus ihm erhob ſich der Magus Hermod, der mit zürnender Stimme
„alſo ſprach: Unglückliche! — Verblendete! — Nicht ich war es,
„mit dem ihr im Walde ſprachet; es war der böſe Dämon, Typhon
„ſelbſt war es, der Euch in ſchlimmem Zauberſpiel geneckt, der
„das unſelige Geheimniß des Filetkiſtchens heraufbeſchworen hat! —
„Doch ſich ſelbſt zum Tort hat er mehr Wahrheit geſprochen, als er
„wollte. Mögen die zarten Hände feeiſcher Damen Filet machen, mag
„der bunte Vogel gefangen werden; aber vernehmt das eigentliche
„Räthſel, deſſen Löſung auch die Verzauberung der Prinzeſſin löſt.“ —

So weit hatte der Alte geleſen, als er inne hielt, ſich von ſeinem Sitze erhob und zu den kleinen Püppchen, die auf dem Porphyr-Altar in der Mitte des Kreiſes ſtanden, alſo ſprach:

„Gutes vortreffliches Königspaar, theurer Ophioch, verehrteſte Liris, verſchmäht es nicht länger, uns zu folgen auf der Pilgerfahrt in dem bequemen Reiſeanzug, den ich Euch gegeben! — Ich, Euer Freund Ruffiamonte, werde erfüllen, was ich verſprach!“

Dann ſchaute Ruffiamonte im Kreiſe der Damen umher und ſprach: „Es iſt nun an der Zeit, daß Ihr das Geſpinnſt bei Seite legt und den geheimnißvollen Spruch des großen Magus Hermod ſprecht, wie er ihn geſprochen aus dem Kelch der wunderbaren Lotosblume heraus.“

Während nun Ruffiamonte mit einem ſilbernen Stabe den Takt ſchlug mit heftigen Schlägen, die laut ſchallend auf das offne Buch niederfielen, ſprachen die Damen, die ihre Sitze verlaſſen und einen dichteren Kreis um den Magus geſchloſſen, im Chor Folgendes:

Wo iſt das Land, deß blauer Sonnenhimmel
Der Erde Luſt in reicher Blüth entzündet?
Wo iſt die Stadt, wo luſtiges Getümmel
In ſchönſter Zeit den Ernſt vom Ernſt entbindet?
Wo gaukeln froh der Phantaſei Geſtalten,
In bunter Welt, die klein zum Ei gerundet?
Wo mag die Macht anmuth'gen Spukes walten,?
Wer iſt der Ich, der aus dem Ich gebären
Das Nicht-Ich kann, die eigne Bruſt zerſpalten,
Und ſchmerzlos hoch Entzücken mag bewähren?

Das Land, die Stadt, die Welt, das Ich, gefunden
Iſt Alles das, erſchaut in voller Klarheit
Das Ich die Welt, der keck es ſich entwunden,
Umwandelt des bethörten Sinnes Narrheit,
Trifft ihn der bleichen Unluſt matter Tadel,
Der innre Geiſt in kräft'ge Lebenswahrheit,
Erſchleußt das Reich die wunderbare Nadel
Des Meiſters, giebt in ſchelmiſch tollem Necken,
Dem, was nur niedrig ſchien, des Herrſchers Adel
Der, der das Paar aus ſüßem Traum wird wecken.

Dann Heil dem ſchönen fernen Urdarlande!
Vereinigt, ſpiegelhell erglänzt ſein Bronnen,
Zerriſſen ſind des Dämons Kettenbande,
Und aus der Tiefe ſteigen tauſend Wonnen.
Wie will ſich jede Bruſt voll Inbrunſt regen?
In hohe Luſt iſt jede Qual zerronnen.
Was ſtrahlt dort in des dunklen Waldes Wegen?
Ha, welch ein Jauchzen aus der Fern' ertönet!
Die Königin, ſie kommt! — auf, Ihr entgegen!
Sie fand das Ich! und Hermod iſt verſöhnet! —

Jetzt erhoben die Strauße und die Mohren ein verwirrtes Geſchrei und dazwiſchen quiekten und piepten noch viele andre ſeltſame Vogelſtimmen. Stärker, als alle, ſchrie aber Giglio, der, wie aus einer Betäubung erwacht, plötzlich alle Faſſung gewonnen und dem es nun war, als ſey er in irgend einem burlesken Schauſpiel: „Um tauſend Gotteswillen! was iſt denn das? Hört doch nur endlich auf mit dem tollen verrückten Zeuge! Seyd doch vernünftig, ſagt mir doch nur, wo ich die Durchlauchtige Prinzeſſin finde, die hochherrliche Brambilla! Ich bin Giglio Fava, der berühmteſte Schauſpieler auf der Erde, den die Prinzeſſin Brambilla liebt und zu hohen Ehren bringen wird — So hört mich doch nur! Damen, Mohren, Strauße, laßt Euch nicht albernes Zeug vorſchwatzen! Ich weiß das alles beſſer, als der Alte dort; denn ich bin der weiße Mohr und kein andrer!“

So wie die Damen endlich den Fava gewahr wurden, erhoben ſie ein langes durchdringendes Gelächter und fuhren auf ihn los. Selbſt wußte Giglio nicht, warum ihn auf einmal eine ſchreckliche Angſt überfiel und er mit aller Mühe ſuchte den Damen auszuweichen. Unmöglich konnt' ihm das gelingen, wäre es ihm nicht geglückt, indem er den Mantel auseinanderſpreizte, empor zu flattern in die hohe Kuppel des Saals. Nun ſcheuchten die Damen ihn hin und her und warfen mit großen Tüchern nach ihm, bis er ermattet niederſank. Da warfen die Damen ihm aber ein Filetnetz über den Kopf und die Strauße brachten ein ſtattliches goldnes Bauer herbei, worein Giglio ohne Gnade geſperrt wurde. In dem Augenblick verloſch die Ampel und alles war wie mit einem Zauberſchlag verſchwunden.

Da das Bauer an einem großen geöffneten Fenſter ſtand, ſo konnte Giglio hinabſchauen in die Straße, die aber, da das Volk eben nach den Schauſpielhäuſern und Oſterien geſtrömt, ganz öde und menſchenleer war, ſo daß der arme Giglio, hineingepreßt in das enge Behältniß, ſich in troſtloſer Einſamkeit befand. „Iſt das,“ ſo brach er wehklagend los, „iſt das das geträumte Glück? Verhält es ſich ſo mit dem zarten wunderbaren Geheimniß, das in dem Palaſt Piſtoja verſchloſſen? — Ich habe ſie geſehen, die Mohren, die Damen, den kleinen alten Tulpenkerl, die Strauße, wie ſie hineingezogen ſind durch das enge Thor; nur die Mauleſel fehlten und die Federpagen! — Aber Brambilla war nicht unter ihnen — nein, es iſt nicht hier, das holde Bild meines ſehnſüchtigen Verlangens, meiner Liebesinbrunſt! — O Brambilla! — Brambilla! — Und in dieſem ſchnöden Kerker muß ich elendiglich verſchmachten und werde nimmermehr den weißen Mohren ſpielen! — O! O! — O!“

„Wer lamentirt denn da oben ſo gewaltig?“ — So rief es von der Straße herauf. Giglio erkannte augenblicklich die Stimme des alten Ciarlatano und ein Strahl der Hoffnung fiel in ſeine beängſtete Bruſt.

„Celionati,“ ſprach Giglio ganz beweglich hinab, theurer Signor Celionati, ſeyd Ihr es, den ich dort im Mondſchein erblicke? — Ich ſitze hier im Bauer, in einem troſtloſen Zuſtande. — Sie haben mich hier eingeſperrt, wie einen Vogel! — O Gott! Signor Celionati, Ihr ſeyd ein tugendhafter Mann, der den Nächſten nicht verläßt; Euch ſtehen wunderbare Kräfte zu Gebote, helft mir, ach helft mir aus meiner verfluchten peinlichen Lage! — O Freiheit, goldne Freiheit, wer ſchätzt dich mehr, als der, der im Käfig ſitzt, ſind ſeine Stäbe auch von Gold?“ — Celionati lachte laut auf, dann aber ſprach er: „Seht, Giglio, das habt Ihr alles Eurer verfluchten Narrheit, Euern tollen Einbildungen zu verdanken! — Wer heißt Euch in abgeſchmackter Mummerei den Palaſt Piſtoja betreten? Wie möget Ihr Euch einſchleichen in eine Verſammlung, zu der Ihr nicht geladen?“ „Wie?“ rief Giglio, „den ſchönſten aller Anzüge, den einzigen, in dem ich mich vor der angebeteten Prinzeſſin würdig zeigen konnte, den nennt Ihr abgeſchmackte Mummerei?“ — „Eben,“ erwiederte Celionati, „eben Euer ſchöner Anzug iſt Schuld daran, daß man Euch ſo behandelt hat.“ „Aber bin ich denn ein Vogel?“ rief Giglio voll Unmuth und Zorn. „Allerdings,“ fuhr Celionati fort, „haben die Damen Euch für einen Vogel gehalten und zwar für einen ſolchen, auf deſſen Beſitz ſie ganz verſeſſen ſind, nämlich für einen Gelbſchnabel!“ — „O Gott!“ ſprach Giglio ganz außer ſich, „ich, der Giglio Fava, der berühmte tragiſche Held, der weiße Mohr! — ich ein Gelbſchnabel!“ „Nun, Signor Giglio,“ rief Celionati, „faßt nur Geduld, ſchlaft, wenn Ihr könnt, recht ſanft und ruhig! Wer weiß, was der kommende Tag Euch gutes bringt!“ „Habt Barmherzigkeit,“ ſchrie Giglio, „habt Barmherzigkeit, Signor Celionati, befreit mich aus dieſem verfluchten Kerker!

Nimmermehr betret' ich wieder den verwünſchten Palaſt Piſtoja." — „Eigentlich," erwiederte der Ciarlatano, „eigentlich habt Ihr es gar nicht um mich verdient, daß ich mich Eurer annehme, da Ihr alle meine guten Lehren verſchmäht und Euch meinem Todfeinde, dem Abbate Chiari, in die Arme werfen wollt, der Euch. Ihr möget es nur wiſſen, durch ſchnöde Afterverſe, die voll Lug und Trug ſind, in dies Unglück geſtürzt hat. Doch — Ihr ſeyd eigentlich ein gutes Kind und ich bin ein ehrlicher weichmüthiger Narr, das hab' ich ſchon oft bewieſen; darum will ich Euch retten. Ich hoffe dagegen, daß Ihr mir morgen eine neue Brille und ein Exemplar des aſſyriſchen Zahns abkaufen werdet." „Alles kaufe ich Euch ab, was Ihr wollt; nur Freiheit, Freiheit ſchafft mir! Ich bin ſchon beinahe erſtickt!" — So ſprach Giglio und auf einer unſichtbaren Leiter ſtieg der Ciarlatano zu ihm herauf, öffnete eine große Klappe des Käfigs; durch die Oeffnung drängte mit Mühe ſich der unglückſelige Gelbſchnabel.

Doch in dem Augenblick erhob ſich im Palaſt ein verwirrtes Getöſe und widerwärtige Stimmen quiekten und plärrten durcheinander. „Alle Geiſter!" rief Celionati, „man merkt Eure Flucht, Giglio, macht, daß Ihr fortkommt!" Mit der Kraft der Verzweiflung drängte ſich Giglio vollends durch, warf ſich rückſichtslos auf die Straße, raffte ſich, da er durchaus nicht den mindeſten Schaden genommen, auf, und rannte in voller Furie von dannen.

„Ja," rief er ganz außer ſich, als er, in ſeinem Stübchen angekommen, den närriſchen Anzug erblickte, in dem er mit ſeinem Ich gekämpft; „ja, der tolle Unhold, der dort körperlos liegt, das iſt mein Ich und dieſe prinzlichen Kleider, die hat der finſtre Dämon dem Gelbſchnabel geſtohlen und mir angezogen, damit die ſchönſten Damen in unſeliger Täuſchung mich ſelbſt für den Gelbſchnabel halten ſollen! — Ich rede Unſinn, ich weiß es; aber das iſt recht, denn ich bin eigentlich toll geworden, weil der Ich keinen Körper hat — Ho ho! friſch darauf, friſch darauf, mein liebes holdes Ich!" — Damit riß er ſich wüthend die ſchönen Kleider vom Leibe, fuhr in den tollſten aller Maskenanzüge und lief nach dem Corſo.

Alle Luſt des Himmels durchſtrömte ihn aber, als eine anmuthige Engelsgeſtalt von Mädchen, das Tambourin in der Hand, ihn zum Tanz aufforderte.

Die Kupfertafel, die dieſem Kapitel beigeheftet, zeigt dieſen Tanz des Giglio mit der unbekannten Schönen; was ſich aber ferner dabei begab, wird der geneigte Leſer im folgenden Kapitel erfahren.

Sechstes Kapitel.

Wie einer tanzend zum Prinzen wurde, ohnmächtig einem Charlatan in die Arme ſank und dann beim Abendeſſen an den Talenten ſeines Kochs zweifelte. — Liquor anodynus und großer Lärm ohne Urſache. — Ritterlicher Zweikampf der in Lieb' und Wehmuth verſunkenen Freunde und deſſen tragiſcher Ausgang. — Nachtheil und Unſchicklichkeit des Tabackſchnupfens. — Freimaurerei eines Mädchens und neu erfundener Flugapparat. Wie die alte Beatrice eine Brille aufſetzte und wieder herunternahm von der Naſe.

Sie. Drehe dich, drehe dich ſtärker, wirble raſtlos fort, luſtiger toller Tanz! — Ha wie ſo blitzesſchnell alles vorüberfliegt! Keine Ruhe, kein Halt! — Mannichfache bunte Geſtalten kniſtern auf, wie ſprühende Funken eines Feuerwerks und verſchwinden in die ſchwarze Nacht hinein. — Die Luſt jagt nach der Luſt und kann ſie nicht erfaſſen, und darin beſteht ja eben wieder die Luſt. — Nichts iſt langweiliger, als feſtgewurzelt in den Boden jedem Blick, jedem Wort Rede ſtehen zu müſſen! Möcht' deshalb keine Blume ſeyn; viel lieber ein goldner Käfer, der dir um den Kopf ſchwirrt und ſumſet, daß du vor dem Getöſe deinen eignen Verſtand nicht zu vernehmen vermagſt! Wo bleibt aber auch überhaupt der Verſtand, wenn die Strudel wilder Luſt ihn fortreißen? Bald zu ſchwer zerreißt er die Fäden und verſinkt in den Abgrund; bald zu leicht fliegt er mit auf in den dunſtgen Himmelskreis. Es iſt nicht möglich, im Tanz einen recht verſtändigen Verſtand zu behaupten; darum wollen wir ihn lieber, ſo lange unſere Touren, unſere Pas fortdauern, ganz aufgeben. — Und darum mag ich dir auch gar nicht Rede ſtehen, du ſchmucker, flinker Geſelle! — Sieh, wie dich umkreiſend ich dir entſchlüpfe in dem Augenblick, da du mich zu erhaſchen, mich feſtzuhalten gedachteſt! — Und nun! — und nun wieder! —

Er. Und doch! — nein, verfehlt! — Aber es kommt nur darauf an, daß man im Tanz das rechte Gleichgewicht zu beobachten, zu behalten verſteht. — Darum iſt es nöthig, daß jeder Tänzer etwas zur Hand nehme, als Aequilibrirſtange; und darum will ich mein breites Schwert ziehen und es in den Lüften ſchwenken — So! — Was hältſt du von dieſem Sprunge, von dieſer Stellung, bei der ich mein ganzes Ich dem Schwerpunkt meiner linken Fußſpitze anvertraue? — Du nennſt das närriſchen Leichtſinn; aber das iſt eben der Verſtand, von dem du nichts hältſt, unerachtet man ohne denſelben nichts verſteht, und auch das Aequilibrium, das zu manchen Dingen nütze! — Aber wie? — von bunten Bändern umflattert, wie ich, auf der linken Fußſpitze ſchwebend, das Tambourin hoch emporgehoben, verlangſt du, ich ſolle mich begeben alles Verſtandes, alles Aequilibriums? — Ich werfe dir meinen Mantelzipfel zu, damit du geblendet, ſtrauchelnd mir in die Arme fällſt! — Doch nein, nein! — ſo wie ich dich verfaßte, wärſt du ja nicht mehr — ſchwändeſt hin in Nichts! Wer biſt du denn, geheimnißvolles Weſen, das aus Luft und Feuer geboren der Erde angehört und verlockend hinausſchaut aus dem Gewäſſer! — Du kannſt mir nicht entfliehen. Doch — du willſt hinab, ich wähne dich feſtzuhalten, da ſchwebſt du auf in die Lüfte. Biſt du wirklich der wackre Elementargeiſt, der das Leben entzündet zum Leben? — Biſt du die Wehmuth, das brünſtige Verlangen, das Entzücken, die Himmelsluſt des Seyns? — Aber immer dieſelben Pas — dieſelben Touren! Und doch, Schönſte, bleibt ewig nur dein Tanz und das iſt gewiß das Wunderbarſte an dir —

Das Tambourin. Wenn du, o Tänzer! mich ſo durcheinander klappern, klirren, klingen hörſt, ſo meinſt du entweder, ich wollte dir was weiß machen mit allerlei dummem einfältigen Gewäſche, oder ich wäre ein tölpiſch Ding, das Ton und Tact deiner Melodien nicht faſſen könnte, und doch bin ich es allein, was dich in Ton und Takt hält. Darum horche — horche — horche auf mich!

Das Schwert. Du meinſt, o Tänzerin, daß hölzern, dumpf und ſtumpf, tact- und tonlos, ich dir nichts nützen kann. Aber wiſſe, daß es nur meine Schwingungen ſind, denen der Ton, der Tact deines Tanzes entſchwebt. — Ich bin Schwert und Zither und darf die Luft verwunden mit Sang und Klang, Hieb und Stoß. — Und ich halte dich in Ton und Tact; darum horche — horche — horche auf mich! —

Sie. Wie immer höher der Einklang unſeres Tanzes ſteigt! — Ei, welche Schritte, welche Sprünge! — Stets gewagter — ſtets gewagter und doch gelingt's, weil wir uns immer beſſer auf den Tanz verſtehen!

Er. Ha! wie tauſend funkelnde Feuerkreiſe uns umzingeln! Welche Luſt! — Stattliches Feuerwerk, nimmer kannſt du verpuffen; denn dein Material iſt ewig, wie die Zeit — Doch — halt — halt; ich brenne — ich falle in's Feuer. —

Tambourin und Schwert. Haltet Euch feſt — haltet Euch feſt an uns, Tänzer!

Sie und Er. Weh mir — Schwindel — Strudel — Wirbel — erfaßt uns — hinab! —

— — So lautete Wort für Wort der wunderliche Tanz, den Giglio Fava mit der Schönſten, die doch niemand anders ſeyn konnte, als die Prinzeſſin Brambilla ſelbſt, auf die anmuthigſte Weiſe durchtanzte, bis ihm in dem Taumel der jauchzenden Luſt die Sinne ſchwinden wollten. Das geſchah aber nicht; vielmehr war es dem Giglio, da Tambourin und Schwert nochmals ermahnten, ſich feſtzuhalten, als ſänke er der Schönſten in die Arme. Und auch dieſes geſchah nicht; wem er an der Bruſt lag, war keinesweges die Prinzeſſin, ſondern der alte Celionati.

„Ich weiß nicht," begann Celionati, „ich weiß nicht, mein beſter Prinz (denn trotz Eurer abſonderlichen Vermummung habe ich Euch auf den erſten Blick erkannt), wie Ihr dazu kommt, Euch auf ſolch' grobe Weiſe täuſchen zu laſſen, da Ihr doch ſonſt ein geſcheuter vernünftiger Herr ſeyd. Gut nur, daß ich gerade hier ſtand und Euch in meinen Armen auffing, als die loſe Dirne gerade im Begriff ſtand, Euch, Euern Schwindel benutzend, zu entführen."

„Ich danke Euch," erwiederte Giglio, „ich danke Euch recht ſehr für Euren guten Willen, beſter Signor Celionati; aber was Ihr da ſprecht von grober Täuſchung, verſtehe ich ganz und gar nicht und es thut mir nur leid, daß der fatale Schwindel mich verhinderte, den Tanz mit der holdeſten, ſchönſten aller Prinzeſſinnen, der mich ganz glücklich gemacht hätte, zu vollenden."

„Was ſagt," fuhr Celionati fort, „was ſagt Ihr? — Glaubt Ihr denn wohl, daß das wirklich die Prinzeſſin Brambilla war, die mit Euch tanzte? — Nein! — Darin liegt eben der ſchnöde Betrug, daß die Prinzeſſin Euch eine Perſon gemeines Standes unterſchob, um deſto ungeſtörter anderm Liebeshandel nachhängen zu können.“ „Wäre es möglich“ rief Giglio, „daß ich getäuſcht werden konnte? —“

„Bedenkt,“ ſprach Celionati weiter, „bedenkt, daß, wenn Eur-Tänzerin wirklich die Prinzeſſin Brambilla geweſen wäre, wenn Ihr glücklich Euren Tanz beendigt hättet, in demſelben Augenblick der große Magus Hermod erſchienen ſeyn müßte, um Euch mit Eurer hohen Braut einzuführen in Euer Reich.“

„Das iſt wahr,“ erwiederte Giglio; „aber ſagt mir, wie alles ſich begab, mit wem ich eigentlich tanzte!“

„Ihr ſollt,“ ſprach Celionati, „Ihr müßt alles erfahren. Doch, iſt es Euch recht, ſo begleite ich Euch in Euern Palaſt, um dort ruhiger mit Euch, o fürſtlicher Herr, reden zu können.“

„Seyd,“ ſprach Giglio, „ſeyd ſo gut, mich dorthin zu führen! denn geſtehen muß ich Euch, daß mich der Tanz mit der vermeintlichen Prinzeſſin dermaßen angegriffen hat, daß ich wandle, wie im Traum, und in Wahrheit augenblicklich nicht weiß, wo hier in unſerm Rom mein Palaſt gelegen.“ „Kommt nur mit mir, gnädigſter Herr!“ rief Celionati, indem er den Giglio beim Arm ergriff und mit ihm von dannen ſchritt.

Es ging ſchnurgerade los auf den Palaſt Piſtoja. Schon auf den Marmorſtufen des Portals ſtehend, ſchaute Giglio den Palaſt an von oben bis unten, und ſprach darauf zu Celionati: „Iſt das wirklich mein Palaſt, woran ich gar nicht zweifeln will, ſo ſind mir wunderliche Wirthsleute über den Hals gekommen, die da oben in den ſchönſten Sälen tolle Wirthſchaft treiben und ſich geberden, als gehöre ihnen das Haus und nicht mir. Kecke Frauenzimmer, die ſich herausgeputzt mit fremdem Staat, halten vornehme verſtändige Leute — und, mögen mich die Heiligen ſchützen, ich glaube, mir ſelbſt, dem Wirth des Hauſes, iſt es geſchehen — für den ſeltenen Vogel, den ſie fangen müſſen in Netzen, die die Feenkunſt mit zarter Hand gewoben, und das verurſacht denn große Unruhe und Störung. Mir iſt es, als wär' ich hier eingeſperrt geweſen in ein ſchnödes Gebauer; darum möcht' ich nicht gern wieder hinein. Wär's möglich, beſter Celionati, daß für heute mein Palaſt anderswo liegen könnte, ſo würd' es mir ganz angenehm ſeyn.“

„Euer Palaſt, gnädigſter Herr!“ erwiederte Celionati, „kann nun einmal nirgends anders liegen, als eben hier, und es würde gegen allen Anſtand laufen, einzukehren in ein fremdes Haus. Ihr dürft, o mein Prinz! nur daran denken, daß alles, was wir treiben und was hier getrieben wird, nicht wahr, ſondern ein durchaus erlogenes Capriccio iſt und Ihr werdet von dem tollen Volke, das dort oben ſein Weſen treibt, nicht die mindeſte Incommodität erfahren. Schreiten wir getroſt hinein!"

„Aber ſagt mir," rief Giglio, den Celionati, der die Thüre öffnen wollte, zurückhaltend, „aber ſagt mir, iſt denn nicht die Prinzeſſin Brambilla mit dem Zauberer Ruffiamonte und einem zahlreichen Gefolge an Damen, Pagen, Straußen und Eſeln hier eingezogen?"

„Allerdings," erwiederte Celionati; „doch kann das Euch, der Ihr doch den Palaſt wenigſtens eben ſo gut beſitzt, wie die Prinzeſſin, nicht abhalten, ebenfalls einzukehren, geſchieht es auch vor der Hand in aller Stille. Ihr werdet Euch bald darin ganz heimathlich befinden."

Damit öffnete Celionati die Thüre des Palaſtes und ſchob den Giglio vor ſich hinein. Es war im Vorſaal alles ganz finſter und grabesſtill; doch erſchien, als Celionati leiſe an eine Thüre klopfte, bald ein kleiner ſehr angenehmer Pulcinell mit brennenden Kerzen in den Händen.

„Irr' ich nicht," ſprach Giglio zu dem Kleinen, „irr' ich nicht, ſo habe ich ſchon die Ehre gehabt, Euch zu ſehn, beſter Signor, auf dem Kutſchendeckel der Prinzeſſin Brambilla." „So iſt es," erwiederte der Kleine; „ich war damals in den Dienſten der Prinzeſſin, bin es gewiſſermaßen noch jetzt, doch vorzüglich der unwandelbare Kammerdiener Eures gnädigſten Ichs, beſter Prinz!"

Pulcinella leuchtete den beiden Ankömmlingen hinein in ein prächtiges Zimmer und zog ſich dann beſcheiden zurück, bemerkend, daß er überall, wo und wenn es der Prinz befehle, auf den Druck einer Feder ſogleich hervorſpringen werde; denn, unerachtet er hier im untern Stock der einzige in Liverei geſteckte Spaß ſey, ſo erſetze er doch eine ganze Dienerſchaft vermöge ſeiner Keckheit und Beweglichkeit.

„Ha!" rief Giglio, ſich in dem reich und prächtig geſchmückten Zimmer umſchauend, ha! nun erkenne ich erſt, daß ich wirklich in meinem Palaſt, in meinem fürſtlichen Zimmer bin. Mein Impreſſario ließ es malen, blieb das Geld ſchuldig und gab dem Maler, als er ihn mahnte, eine Ohrfeige, worauf der Maſchiniſt den Impreſſario mit einer Furienfackel abprügelte! — Ja! — ich bin in meiner fürſtlichen Heimath! — Doch Ihr wolltet mich wegen des Tanzes aus fürchterlicher Täuſchung reißen, beſter Signor Celionati. Redet, ich bitte, redet! Aber nehmen wir Platz!“ —

Nachdem beide, Giglio und Celionati, auf weichen Polſtern ſich niedergelaſſen, begann dieſer: „Wißt mein Fürſt, daß diejenige Perſon, die man Euch unterſchob ſtatt der Prinzeſſin, niemand anders iſt, als eine artige Putzmacherin, Giacinta Soardi geheißen!“

„Iſt es möglich?“ rief Giglio. — „Aber mich dünkt, dies Mädchen hat zum Liebhaber einen miſerablen bettelarmen Komödianten, Giglio Fava?“ „Allerdings,“ erwiederte Celionati; „doch könnt Ihr es Euch wohl denken, daß eben dieſem miſerablen bettelarmen Komödianten, dieſem Theaterprinzen die Prinzeſſin Brambilla nachläuft auf Stegen und Wegen und eben nur darum Euch die Putzmacherin entgegenſtellt, damit Ihr vielleicht gar in tollem wahnſinnigen Mißverſtändniß Euch verlieben in dieſe und ſie abwendig machen ſollt dem Theaterhelden?“

„Welch ein Gedanke,“ ſprach Giglio, „welch ein freveliger Gedanke! — Aber glaubt es mir, Celionati, es iſt nur ein böſer dämoniſcher Zauber, der alles verwirrt und toll durcheinander jagt, und dieſen Zauber zerſtöre ich mit dieſem Schwert, das ich mit tapfrer Hand führen und jenen Elenden vernichten werde, der ſich unterſteht, es zu dulden, daß meine Prinzeſſin ihn liebt.“

„Thut das,“ erwiederte Celionati mit ſchalkiſchem Lachen, „thut das, beſter Prinz! Mir ſelbſt iſt viel daran gelegen, daß der alberne Menſch je eher, deſto beſſer, aus dem Wege geräumt wird.“

Jetzt dachte Giglio an Pulcinella und an die Dienſte, zu denen er ſich erboten. Er drückte daher an irgend eine verborgene Feder; Pulcinella ſprang alsbald hervor und da er, wie er verſprochen, eine ganze Zahl der unterſchiedlichſten Dienerſchaft zu erſetzen wußte, ſo war Koch, Kellermeiſter, Tafeldecker, Mundſchenk beiſammen und ein leckeres Mahl in wenigen Stunden bereitet.

Giglio fand, nachdem er ſich gütlich gethan, daß man doch, was Speiſen und Wein betreffe, gar zu ſehr ſpüre, wie alles nur Einer bereitet, herbeigeholt und aufgetragen; denn alles käme im

Geſchmack auf Eins heraus. Celionati meinte, die Prinzeſſin Brambilla möge vielleicht eben deshalb Pulcinella zur Zeit aus ihrem Dienſte entlaſſen haben, weil er in vorſchnellem Eigendünkel alles ſelbſt und allein beſorgen wolle, worüber er ſchon oft mit Arlecchino in Streit gerathen, der ſich dergleichen ebenfalls anmaße. —

In dem höchſt merkwürdigen Originalcapriccio, dem der Erzähler genau nacharbeitet, befindet ſich hier eine Lücke. Um muſikaliſch zu reden, fehlt der Uebergang von einer Tonart zur andern, ſo daß der neue Accord ohne alle gehörige Vorbereitung losſchlägt. Ja man könnte ſagen, das Capriccio bräche ab mit einer unaufgelöſten Diſſonanz. Es heißt nämlich, der Prinz (es kann kein andrer gemeint ſeyn, als Giglio Fava, der dem Giglio Fava den Tod drohte) ſey plötzlich von entſetzlichem Bauchgrimmen heimgeſucht worden, welches er Pulcinella's Gerichten zugeſchrieben, dann aber, nachdem ihn Celionati mit Liquor anodynus bedient, eingeſchlafen, worauf ein großer Lärm entſtanden. — Man erfährt weder, was dieſer Lärm bedeutet, noch wie der Prinz, oder Giglio Fava, nebſt Celionati aus dem Palaſt Piſtoja gekommen.

Die fernere Fortſetzung lautet ungefähr wie folgt:

So wie der Tag zu ſinken begann, erſchien eine Maſke im Corſo, die die Aufmerkſamkeit Aller erregte, ihrer Seltſamkeit und Tollheit halber. Sie trug auf dem Haupt eine wunderliche, mit zwei hohen Hahnfedern geſchmückte Kappe, dazu eine Larve mit elephantenrüſſelförmiger Naſe, auf der eine große Brille ſaß, ein Wams mit dicken Knöpfen, dazu aber ein hübſches himmelblau ſeidnes Beinkleid mit dunkelrothen Schleifen, roſenfarbene Strümpfe, weiße Schuhe mit dunkelrothen Bändern und ein ſchönes ſpitzes Schwert an der Seite.

Der geneigte Leſer kennt dieſe Maſke ſchon aus dem erſten Kapitel und weiß daher, daß dahinter niemand anders ſtecken kann, als Giglio Fava. Kaum hatte aber dieſe Maſke den Corſo ein paarmal durchwandelt, als ein toller Capitan Pantalon Brighella, wie er auch ſchon oftmals in dieſem Capriccio ſich gezeigt, hervor und mit zornfunkelnden Augen auf die Maſke zu ſprang, ſchreiend: „Treffe ich dich denn endlich, verruchter Theaterheld! — ſchnöder weißer Mohr! — Nicht entgehen ſollſt du mir jetzt! — Zieh dein Schwert, Haſenfuß, vertheidige dich, oder ich ſtoße dir mein Holz in den Leib!“

Dabei ſchwenkte der abentheuerliche Capitan **Pantalon** ſein breites hölzernes Schwert in den Lüften; **Giglio** gerieth indeſſen über dieſen unerwarteten Anfall nicht im mindeſten außer Faſſung, ſondern ſprach vielmehr ruhig und gelaſſen: „Was iſt denn das für ein ungeſchlachter Grobian, der ſich mit mir hier duelliren will, ohne das geringſte davon zu verſtehen, was ächte Ritterſitte heißt? Hört, mein Freund! erkennt Ihr mich wirklich an, als den weißen Mohren, ſo müßt Ihr ja wiſſen, daß ich Held und Ritter bin, wie einer, und daß nur wahre Courtoiſie mich heißt einherzugehen in himmelblauen Beinkleidern, Roſaſtrümpfen und weißen Schuhen. Es iſt der Ballanzug in König **Arthurs** Manier. Dabei blitzt aber mein gutes Schwert an meiner Seite und ich werde Euch ritterlich ſtehen, wenn Ihr ritterlich mich angreift und wenn Ihr was rechtes ſeyd und kein in's Römiſche überſetzter Hanswurſt!“ —

„Verzeiht,“ ſprach die Maske, „verzeiht, o weißer Mohr, daß ich auch nur einen Augenblick außer Augen ſetzte, was ich dem Helden, dem Ritter ſchuldig bin! Aber ſo wahr fürſtliches Blut in meinen Adern fließt, ich werde Euch zeigen, daß ich mit eben ſolchem Nutzen vortreffliche Ritterbücher geleſen, als Ihr.“

Darauf trat der fürſtliche Capitan **Pantalon** einige Schritte zurück, hielt ſein Schwert in Fechterſtellung dem **Giglio** entgegen und ſprach mit dem Ausdruck des innigſten Wohlwollens: „Iſt es gefällig?“ — **Giglio** riß, ſeinen Gegner zierlich grüßend, den Degen aus der Scheide und das Gefecht hub an. Man merkte bald, daß beide, der Capitan **Pantalon** und **Giglio**, ſich auf ſolch ritterliches Beginnen gar gut verſtanden. Feſt in dem Boden wurzelten die linken Füße, während die rechten bald ſtampfend ausſchritten zum kühnen Anfall, bald ſich zurückzogen in die vertheidigende Stellung. Leuchtend fuhren die Klingen durcheinander, blitzſchnell folgte Stoß auf Stoß. Nach einem heißen bedrohlichen Gange mußten die Kämpfer ruhen. Sie blickten einander an und es ging mit der Wuth des Zweikampfs ſolch eine Liebe in ihnen auf, daß ſie ſich in die Arme fielen und ſehr weinten. Dann begann der Kampf auf's Neue mit verdoppelter Kraft und Gewandtheit. Aber als nun **Giglio** einen wohlberechneten Stoß ſeines Gegners wegſchleudern wollte, faß dieſer feſt in der Bandſchleiſe des linken Beinkleids, ſo daß ſie ächzend hinabfiel. „Halt!“ ſchrie der Capitan **Pantalon**. Man unterſuchte die Wunde und fand ſie unbedeutend. Ein paar Stecknadeln reichten hin, die Schleife wieder zu befeſtigen. „Ich will,“ ſprach nun der Capitan Pantalon, „mein Schwert in die linke Hand nehmen, weil die Schwere des Holzes meinen rechten Arm ermattet. Du kannſt deinen leichten Degen immer in der rechten Hand behalten.“ „Der Himmel ſei vor,“ erwiederte Giglio, „daß ich dir ſolche Unbill anthue! Auch ich nehme meinen Degen in die linke Hand; denn ſo iſt es recht und nützlich, da ich dich ſo beſſer treffen kann.“ „Komm an meine Bruſt, guter edler Kamerad,“ rief der Capitan Pantalon. Die Kämpfer umarmten ſich wiederum und heulten und ſchluchzten ungemein vor Ruhrung über die Herrlichkeit ihres Beginnens und fielen ſich grimmig an. „Halt!“ ſchrie nun Giglio, als er bemerkte, daß ſein Stoß ſaß in der Hutkrempe des Gegners. Dieſer wollte Anfangs von keiner Verletzung was wiſſen; da ihm aber die Krempe über die Naſe herabhing, mußte er wohl Giglio's edelmüthige Hülfeleiſtungen annehmen. Die Wunde war unbedeutend; der Hut, nachdem ihn Giglio zurecht gerückt, blieb noch immer ein nobler Filz. Mit vermehrter Liebe blickten ſich die Kämpfer an, jeder hatte den andern als rühmlich und tapfer erprobt. Sie umarmten ſich, weinten, und hoch flammte die Gluth des erneuerten Zweikampfs. Giglio gab eine Blöße, an ſeine Bruſt prallte des Gegners Schwert und er fiel entſeelt rücklings zu Boden.

Des tragiſchen Ausgangs unerachtet ſchlug doch das Volk, als man Giglio's Leichnam wegtrug, ein Gelächter auf, vor dem der ganze Corſo erbebte, während der Capitan Pantalon kaltblütig ſein breites hölzernes Schwert in die Scheide ſtieß und mit ſtolzen Schritten den Corſo hinabwandelte. —

„Ja,“ ſprach die alte Beatrice, „ja es iſt beſchloſſen, den Weg weiſe ich dem alten häßlichen Charlatan, dem Signor Celionati, wenn er ſich wieder hier blicken läßt und meinem ſüßen holden Kinde den Kopf verrücken will. Und am Ende iſt auch Meiſter Bescapi einverſtanden mit ſeinen Narrheiten.“ — Die alte Beatrice mochte in gewiſſer Art Recht haben; denn ſeit der Zeit, daß Celionati es ſich angelegen ſeyn ließ, die anmuthige Putzmacherin, Giacinta Soardi, zu beſuchen, ſchien ihr ganzes Innres wie umgekehrt. Sie war wie im ewig fortdauernden Traum befangen und ſprach zuweilen ſolch abentheuerliches verwirrtes Zeug, daß die Alte um ihren Verſtand beſorgt wurde. Die Hauptidee Giacinta's, um die ſich alles drehte, war, wie der geneigte Leſer ſchon nach dem vierten Kapitel vermuthen kann, daß der reiche herrliche Prinz Cornelio Chiapperi ſie liebe und um ſie freien würde. Beatrice meinte dagegen, daß Celionati, der Himmel wiſſe warum, darauf ausgehe, der Giacinta was weiß zu machen; denn, hätte es ſeine Richtigkeit mit der Liebe des Prinzen, ſo ſey gar nicht zu begreifen, warum er nicht ſchon längſt die Geliebte aufgeſucht in ihrer Wohnung, da die Prinzen darin ſonſt gar nicht ſo blöde. Und dann wären doch auch die paar Dukaten, die Celionati ihnen zuſteckte, durchaus nicht der Freigebigkeit eines Fürſten würdig. Am Ende gäb' es gar keinen Prinzen Cornelio Chiapperi; und gäb' es auch wirklich einen, ſo habe ja der alte Celionati ſelbſt, ſie wiſſe es, auf ſeinem Gerüſt vor S. Carlo dem Volke verkündigt, daß der aſſyriſche Prinz, Cornelio Chiapperi, nachdem er ſich einen Backzahn ausreißen laſſen, abhanden gekommen und von ſeiner Braut, der Prinzeſſin Brambilla, aufgeſucht würde.

„Seht Ihr wohl," rief Giacinta, indem ihr die Augen leuchteten, „ſeht Ihr wohl? da habt Ihr den Schlüſſel zum ganzen Geheimniß, da habt Ihr die Urſache, warum der gute edle Prinz ſich ſo ſorglich verbirgt. Da er in Liebe zu mir ganz und gar glüht, fürchtet er die Prinzeſſin Brambilla und ihre Anſprüche, und kann ſich doch nicht entſchließen, Rom zu verlaſſen. Nur in der ſeltſamſten Vermummung wagt er es ſich im Corſo ſehen zu laſſen und eben der Corſo iſt es, wo er mir die unzweideutigſten Beweiſe ſeiner zärtlichſten Liebe gegeben. Bald geht aber ihm, dem theuern Prinzen, und mir der goldne Glücksſtern auf in voller Klarheit. — Erinnert Ihr Euch wohl eines geckenhaften Komödianten, der mir ſonſt den Hof machte, eines gewiſſen Giglio Fava?"

Die Alte meinte, daß dazu eben kein beſonderes Gedächtniß gehöre, da der arme Giglio, der ihr noch immer lieber ſey, als ein eingebildeter Prinz, erſt vorgeſtern bei ihr geweſen und ſich das leckere Mahl, das ſie ihm bereitet, wohl ſchmecken laſſen.

„Wollt," fuhr Giacinta fort, „wollt Ihr's wohl glauben, Alte, daß die Prinzeſſin Brambilla dieſem armſeligen Schlucker nachläuft? — So hat es Celionati mir verſichert. Aber ſo wie ſich der Prinz noch ſcheut, öffentlich aufzutreten als der meinige, ſo trägt die Prinzeſſin noch allerlei Bedenken, ihrer vorigen Liebe zu entſagen und den Komödianten Giglio Fava zu erheben auf ihren Thron. Doch in dem Augenblick, wenn die Prinzeſſin dem Giglio ihre Hand reicht, empfängt der Prinz hochbeglückt die meinige."

„Giacinta," rief die Alte, „was für Thorheiten, was für Einbildungen!"

„Und was," ſprach Giacinta weiter, „und was Ihr davon ſagt, daß der Prinz es bis jetzt verſchmäht hat, die Geliebte aufzuſuchen in ihrem eigenen Kämmerlein, ſo iſt das grundfalſch. Ihr glaubt es nicht, welcher anmuthigen Künſte ſich der Prinz bedient, um mich unbelauſcht zu ſehen. Denn Ihr müßt wiſſen, daß mein Prinz nebſt andern löblichen Eigenſchaften und Kenntniſſen, die er beſitzt, auch ein großer Zauberer iſt. Daß er einmal zur Nacht mich beſuchte, ſo klein, ſo niedlich, ſo allerliebſt, das ich ihn hätte aufeſſen mögen, daran will ich gar nicht denken. Aber oft erſcheint er ja, ſelbſt wenn Ihr zugegen, plötzlich hier mitten in unſerem kleinen Gemach und es liegt nur an Euch, daß Ihr weder den Prinzen, noch all' die Herrlichkeiten erblickt, die ſich dann aufthun. Daß unſer enges Gemach ſich dann ausdehnt zum großen herrlichen Prachtſaal mit Marmorwänden, golddurchwirkten Teppichen, damaſtnen Ruhebetten, Tiſchen und Stühlen von Ebenholz und Elfenbein, will mir noch nicht ſo gefallen, als wenn die Mauern gänzlich ſchwinden, wenn ich mit dem Geliebten Hand in Hand wandle in dem ſchönſten Garten, wie man ihn ſich nur denken mag. Daß Du, Alte, die himmliſchen Düfte nicht einzuathmen vermagſt, die in dieſem Paradieſe wehen, wundert mich gar nicht, da Du die häßliche Gewohnheit haſt, Dir die Naſe mit Taback vollzuſtopfen und nicht unterlaſſen kannſt, ſelbſt in Gegenwart des Prinzen dein Döschen herauszuziehen. Aber das Backentuch ſollteſt du wenigſtens wegthun von den Ohren, um den Geſang des Gartens zu vernehmen, der den Sinn gefangen nimmt ganz und gar und vor dem jedes irdiſche Leid ſchwindet und auch der Zahnſchmerz. Du kannſt es durchaus nicht unſchicklich finden, wenn ich es dulde, daß der Prinz mich auf beide Schultern küßt; denn Du ſiehſt es ja, wie dann mir augenblicklich die ſchönſten, bunteſten, gleißendſten Schmetterlingsflügel herauswachſen und wie ich mich emporſchwinge hoch — hoch, in die Lüfte. — Ha! — das iſt erſt die rechte Luſt, wenn ich mit dem Prinzen ſo durch das Azur des Himmels ſegle. — Alles, was Erd' und Himmel Herrliches hat, allen Reichthum, alle Schätze, die, verborgen im tiefſten Schacht der Schöpfung, nur geahnet wurden, gehen dann auf vor meinem trunknen Blick und alles — alles iſt mein! — Und Du ſagſt, Alte, daß der Prinz karg ſei und mich in Armuth laſſe, unerachtet ſeiner Liebe? — Aber Du meinſt vielleicht nur, wenn der Prinz zugegen, ſey ich reich; und auch das iſt nicht einmal wahr. Sieh, Alte, wie in dieſem Augenblick, da ich nur von dem Prinzen rede und von ſeiner Herrlichkeit, ſich unſer Gemach ſo ſchön geſchmückt hat. Sieh dieſe ſeidnen Vorhänge, dieſe Teppiche, dieſe Spiegel, vor allen Dingen aber jenen köſtlichen Schrank, deſſen Aeußeres würdig iſt des reichen Inhalts! Denn Du darfſt ihn nur öffnen und die Goldrollen fallen dir in den Schooß. Und was meinſt Du zu dieſen ſchmucken Hofdamen, Zofen, Pagen, die mir der Prinz indeſſen, ehe der ganze glänzende Hofſtaat meinen Thron umgiebt, zur Bedienung angewieſen hat?"

Bei dieſen Worten trat Giacinta vor jenen Schrank, den der geneigte Leſer ſchon im erſten Kapitel geſchaut hat und in dem ſehr reiche, aber auch ſehr ſeltſame abentheuerliche Anzüge hingen, die Giacinta auf Bescapi's Beſtellung ausſtaffirt hatte und mit denen ſie jetzt ein leiſes Geſpräch begann.

Die Alte ſchaute kopfſchüttelnd dem Treiben Giacinta's zu, dann begann ſie: „Gott tröſte Euch, Giacinta! aber Ihr ſeyd befangen in argem Wahn und ich werde den Beichtvater holen, damit er den Teufel vertreibe, der hier ſpukt. — Aber ich ſag' es, Alles iſt die Schuld des verrückten Charlatans, der Euch den Prinzen in den Kopf geſetzt, und des albernen Schneiders, der Euch die tollen Maskenkleider in Arbeit gegeben hat. — Doch nicht ſchelten will ich! — Beſinne dich, mein holdes Kind, meine liebe Giacintinetta, komm zu dir, ſey artig, wie zuvor!"

Giacinta ſetzte ſich ſchweigend in ihren Seſſel, ſtützte das Köpfchen auf die Hand und ſchaute ſinnend vor ſich nieder!

„Und wenn," ſprach die Alte weiter, „und wenn unſer gute Giglio ſeine Seitenſprünge läßt — Doch halt — Giglio! — Ei! indem ich Dich ſo anſchaue, Giacintchen, kommt mir in den Sinn, was er uns einmal vorlas aus dem kleinen Buche — Warte — warte — warte — das paßt auf Dich vortrefflich." — Die Alte holte aus einem Korbe unter Bändern, Spitzen, Seidenlappen und andern Materialien des Putzes, ein kleines ſaubergebundenes Büchelchen hervor, ſetzte ihre Brille auf die Naſe, kauerte nieder vor Giacinta und las:

„War es an dem einſamen Moosufer eines Waldbachs, war es
„in einer duftenden Jasminlaube? — Nein — ich beſinne mich
„jetzt, es war in einem kleinen freundlichen Gemach, das die
„Strahlen der Abendſonne durchleuchteten, wo ich ſie erblickte.
„Sie ſaß in einem niedrigen Lehnſeſſel, den Kopf auf die rechte
„Hand geſtützt, ſo daß die dunklen Locken muthwillig ſich ſträubten
„und hervorquollen zwiſchen den weißen Fingern. Die Linke lag
„auf dem Schooße und zupfte ſpielend an dem ſeidnen Bande,
„das ſich losgeneſtelt von dem ſchlanken Leib, den es umgürtet.
„Willkürlos ſchien der Bewegung dieſer Hand das Füßchen zu
„folgen, deſſen Spitze nur eben unter dem faltenreichen Gewande
„hervorguckte und leiſe leiſe auf- und niederſchlug. Ich ſag es Euch,
„ſo viel Anmuth, ſo viel himmliſcher Liebreiz war über ihre ganze
„Geſtalt hingegoſſen, daß mir das Herz bebte vor namenloſem
„Entzücken. Den Ring des Gyges wünſcht' ich mir: ſie ſollte mich
„nicht ſehen; denn von meinem Blick berührt würde ſie, fürchtete
„ich, in die Luft verſchwinden, wie ein Traumbild! — Ein ſüßes
„holdſeliges Lächeln ſpielte um Mund und Wange, leiſe Seufzer
„drängten ſich durch die rubinrothen Lippen und trafen mich wie
„glühende Liebespfeile. Ich erſchrak; denn ich glaubte, ich hätte laut
„ihren Namen gerufen im jähen Schmerz inbrünſtiger Wonne! —
„Doch, ſie gewahrte mich nicht, ſie ſah mich nicht. — Da wagt'
„ich es ihr in die Augen zu blicken, die ſtarr auf mich gerichtet
„ſchienen und in dem Wiederſchein dieſes holdſeligen Spiegels ging
„mir erſt der wundervolle Zaubergarten auf, in den das Engelsbild
„entrückt war. Glänzende Luftſchlöſſer öffneten ihre Thore und aus
„dieſen ſtrömte ein luſtiges buntes Volk, das fröhlich jauchzend
„der Schönſten die herrlichſten reichſten Gaben darbrachte. Aber
„dieſe Gaben waren ja eben alle Hoffnungen, alle ſehnſüchtigen
„Wünſche, die aus der innerſten Tiefe des Gemüths heraus ihre
„Bruſt bewegten. Höher und heftiger ſchwollen, gleich Lilienwogen,
„die Spitzen über dem blendenden Buſen und ein ſchimmerndes
„Inkarnat leuchtete auf den Wangen. Denn nun erſt wurde das
„Geheimniß der Muſik wach und ſprach in Himmelslauten das Höchſte
„aus — Ihr könnet mir glauben, daß ich nun wirklich ſelbſt im Wieder-

„ſchein jenes wunderbaren Spiegels, mitten im Zaubergarten „ſtand.“ —

„Das iſt,“ ſprach die Alte, indem ſie das Buch zuklappte und die Brille von der Naſe nahm, „das iſt alles nun ſehr hübſch und artig geſagt; aber du lieber Himmel, was für ausſchweifende Redensarten, um doch eigentlich weiter nichts auszudrücken, als daß es nichts Anmuthigeres, und für Männer von Sinn und Verſtand nichts Verführeriſcheres giebt, als ein ſchönes Mädchen, das in ſich vertieft da ſitzt und Luftſchlöſſer baut. Und das paßt, wie geſagt, ſehr gut auf Dich, meine Giacintina und alles, was Du mir da vorgeſchwatzt haſt vom Prinzen und ſeinen Kunſtſtücken, iſt weiter nichts, als der lautgewordene Traum, in den Du verſunken.“

„Und,“ erwiederte Giacinta, indem ſie ſich vom Seſſel erhob und wie ein fröhliches Kind in die Händchen klatſchte, „und wenn es denn wirklich ſo wäre, gliche ich denn nicht eben deshalb dem anmuthigen Zauberbilde, von dem Ihr eben laſet? — Und daß Ihr's nur wißt, Worte des Prinzen waren es, die, als Ihr aus Giglio's Buch etwas vorleſen wolltet, willkürlos über Eure Lippen floſſen.“

Siebentes Kapitel.

Wie einem jungen artigen Menſchen auf dem Caſé greco abſcheuliche Dinge zugemuthet wurden, ein Impreſſario Reue empfand und ein Schauſpielermodell an Trauerſpielen des Abbate Chiari ſtarb. — Chroniſcher Dualismus und der Doppelprinz, der in die Quere dachte. — Wie jemand eines Augenübels halber verkehrt ſah, ſein Land verlor und nicht ſpazieren ging. — Zank, Streit und Trennung.

Unmöglich wird ſich der geneigte Leſer darüber beſchweren können, daß der Autor ihn in dieſer Geſchichte durch zu weite Gänge hin und her ermüde. In einem kleinen Kreiſe, den man mit wenigen hundert Schritten durchmißt, liegt alles hübſch beiſammen: der Corſo, der Palaſt Piſtoja, der Caſé greco ꝛc., und, den geringen Sprung nach dem Lande Urdargarten abgerechnet, bleibt es immer bei jenem kleinen, leicht zu durchwandelnden Kreiſe. So bedarf es jetzt nur weniger

Schritte und der geneigte Leſer befindet ſich wieder in dem Café greco, wo, es ſind erſt vier Kapitel her, der Marktſchreier Celionati deutſchen Jünglingen die wunderliche und wunderbare Geſchichte von dem Könige Ophioch und der Königin Liris erzählte.

Alſo! — In dem Café greco ſaß ganz einſam ein junger hübſcher, artig gekleideter Menſch, und ſchien in tiefe Gedanken verſunken, ſo daß er erſt, nachdem zwei Männer, die unterdeſſen hereingetreten und ſich ihm genaht, zwei, dreimal hintereinander gerufen hatten: „Signor — Signor — mein beſter Signor!“ wie aus dem Traum erwachte und mit höflich vornehmem Anſtande fragte, was den Herren zu Dienſten ſtehe! —

Der Abbate Chiari — es iſt nämlich zu ſagen, daß die beiden Männer niemand anders waren, als eben der Abbate Chiari, der berühmte Dichter des noch berühmteren weißen Mohren, und jener Impreſſario, der das Trauerſpiel mit der Farce vertauſcht — der Abbate Chiari begann alsbald: „Mein beſter Signor Giglio, wie kommt es, daß Ihr Euch gar nicht mehr ſehen laſſet, daß man Euch mühſam aufſuchen muß durch ganz Rom? — Seht hier einen reuigen Sünder, den die Kraft, die Macht meines Worts bekehrt hat, der alles Unrecht, das er Euch angethan, wieder gut machen, der Euch allen Schaden reichlich erſetzen will!“ „Ja,“ nahm der Impreſſario das Wort, „ja, Signor Giglio, ich bekenne frei meinen Unverſtand, meine Verblendung. — Wie war es möglich, daß ich Euer Genie verkennen, daß ich nur einen Augenblick daran zweifeln konnte, in Euch allein meine ganze Stütze zu finden! — Kehrt zurück zu mir, empfangt auf meinem Theater auf's Neue die Bewunderung, den lauten ſtürmiſchen Beifall der Welt!“

„Ich weiß nicht,“ erwiederte der junge artige Menſch, indem er beide, den Abbate und den Impreſſario ganz verwundert anblickte, „ich weiß nicht, meine Herren, was Ihr eigentlich von mir wollt. — Ihr redet mich mit einem fremden Namen an, Ihr ſprecht von mir ganz unbekannten Dingen — Ihr thut, als wäre ich Euch bekannt, unerachtet ich mich kaum erinnere, Euch jemals in meinem Leben geſehen zu haben!“ —

„Recht,“ ſprach der Impreſſario, dem die hellen Thränen in die Augen kamen, „recht thuſt du, Giglio, mich ſo ſchnöde zu behandeln, ſo zu thun, als ob du mich gar nicht kennteſt; denn ein Eſel war ich, als ich dich fortjagte von den Brettern. Doch — Giglio! ſey nicht unverſöhnlich, mein Junge! — Her die Hand!"

„Denkt," fiel der Abbate dem Impreſſario in die Rede, „denkt, guter Signor Giglio, an mich, an den weißen Mohren, und daß Ihr denn doch auf andere Weiſe nicht mehr Ruhm und Ehre einerndten könnet, als auf der Bühne dieſes wackern Mannes, der den Arlecchino ſammt ſeinem ganzen ſaubern Anhang zum Teufel gejagt, und auf's Neue das Glück errungen hat, Trauerſpiele von mir zu erhalten und aufzuführen."

„Signor Giglio," ſprach der Impreſſario weiter, „Ihr ſollt ſelbſt Euern Gehalt beſtimmen; ja Ihr ſollt ſelbſt nach freier Willkür Euern Anzug zum weißen Mohren wählen und es ſoll dabei mir auf ein paar Ellen unächter Treſſen, auf ein Päckchen Flittern mehr durchaus nicht ankommen."

„Und ich ſage Euch," rief der junge Menſch, „daß alles, was Ihr da vorbringt, mir unauflösbares Räthſel iſt und bleibt."

„Ha," ſchrie nun der Impreſſario voller Wuth, „ha ich verſtehe Euch, Signor Giglio Fava, ich verſtehe Euch ganz, ich verſtehe Euch ganz; ich weiß nun alles. — Der verfluchte Satan von — nun, ich mag ſeinen Namen nicht nennen, damit nicht Gift auf meine Lippen komme — der hat Euch gefangen in ſeinen Netzen, der hält Euch feſt in ſeinen Klauen. — Ihr ſeyd engagirt — Ihr ſeyd engagirt. Aber ha ha ha — zu ſpät werdet Ihr es bereuen, wenn Ihr bei dem Schuft, bei dem erbärmlichen Schneidermeiſter, den ein toller Wahnſinn lächerlichen Dünkels treibt, wenn Ihr bei dem —"

„Ich bitte Euch," unterbrach der junge Menſch den zornigen Impreſſario, „ich bitte Euch, beſter Signor! gerathet nicht in Hitze, bleibet fein gelaſſen! Ich errathe jetzt das ganze Mißverſtändniß. Nicht wahr, Ihr haltet mich für einen Schauſpieler, Namens Giglio Fava, der, wie ich vernommen, ehemals in Rom als ein vortrefflicher Schauſpieler geglänzt haben ſoll, unerachtet er im Grunde niemals was getaugt hat?"

Beide, der Abbate und der Impreſſario, ſtarrten den jungen Menſchen an, als erblickten ſie ein Geſpenſt.

„Wahrſcheinlich," fuhr der junge Menſch fort, „wahrſcheinlich waret Ihr, meine Herren, von Rom abweſend und kehrtet erſt in dieſem Augenblick zurück; denn ſonſt würd' es mich Wunder nehmen, daß

Ihr das nicht vernommen haben ſolltet, wovon ganz Rom ſpricht. Leid ſollte es mir thun, wenn ich der erſte wäre, von dem Ihr erfahret, daß jener Schauſpieler, Giglio Fava, den Ihr ſucht und der Euch ſo werth zu ſein ſcheint, geſtern auf dem Corſo im Zweikampf niedergeſtoßen wurde. — Ich ſelbſt bin nur zu ſehr von ſeinem Tode überzeugt.“

„O ſchön!“ rief der Abbate, „o ſchön, über alle Maßen ſchön und herrlich! — Alſo das war der berühmte Schauſpieler Giglio Fava, den ein unſinniger fratzenhafter Kerl geſtern niederſtieß, daß er beide Beine in die Höhe kehrte? Wahrlich, mein beſter Signor, Ihr müßt Fremdling in Rom und wenig bekannt ſeyn mit unſern Carnevalsſpäßen; denn ſonſt würdet Ihr es wiſſen, daß die Leute, als ſie den vermeintlichen Leichnam aufheben und forttragen wollten, nur ein hübſches, aus Pappendeckel geformtes Modell in Händen hatten, worüber denn das Volk ausbrach in ein unmäßiges Gelächter.“

„Mir iſt,“ ſprach der junge Menſch weiter, „mir iſt unbekannt, inwiefern der tragiſche Schauſpieler Giglio Fava nicht wirklich Fleiſch und Blut hatte, ſondern nur aus Pappendeckel geformt war; gewiß iſt es aber, daß ſein ganzes Inneres, bei der Sektion, mit Rollen aus den Trauerſpielen eines gewiſſen Abbate Chiari erfüllt gefunden wurde, und daß die Aerzte nur der ſchrecklichen Ueberſättigung, der völligen Zerrüttung aller verdauenden Prinzipe durch den Genuß gänzlich kraft- und ſaftloſer Nahrmittel, die Tödtlichkeit des Stoßes, den Giglio Fava vom Gegner erhalten, zuſchrieben.“

Bei dieſen Worten des jungen Menſchen brach der ganze Kreis aus in ein ſchallendes Gelächter.

Unvermerkt hatte ſich nämlich während des merkwürdigen Geſprächs der Café greco mit den gewöhnlichen Gäſten gefüllt und vornehmlich waren es die deutſchen Künſtler, die einen Kreis um die Sprechenden geſchloſſen.

War erſt der Impreſſario in Zorn gerathen, ſo brach nun bei dem Abbate noch viel ärger die innere Wuth aus. „Ha!“ ſchrie er, „ha, Giglio Fava! darauf hattet Ihr es abgeſehen; Euch verdanke ich allen Skandal auf dem Corſo! — Wartet — meine Rache ſoll Euch treffen — zerſchmettern —“

Da nun aber der beleidigte Poet ausbrach in niedrige Schimpfwiderte, und ſogar Miene machte, mit dem Impreſſario gemeinſchaftlich den jungen artigen Menſchen anzupacken, ſo erfaßten die deutſchen Künſtler beide und warfen ſie ziemlich unſanft zur Thüre hinaus, ſo daß ſie blitzſchnell bei dem alten Celionati vorüberflogen, der ſo eben eintreten wollte und der ihnen eine „glückliche Reiſe!“ nachrief.

So wie der junge artige Menſch den Ciarlatano gewahrte, ging er ſchnell auf ihn los, nahm ihn bei der Hand, führte ihn in eine entfernte Ecke des Zimmers und begann: „Wäret Ihr doch nur früher gekommen, beſter Signor Celionati, um mich von zwei Ueberläſtigen zu befreien, die mich durchaus für den Schauſpieler Giglio Fava hielten, den ich — ach Ihr wißt es ja! — geſtern in meinem unglücklichen Paroxysmus auf dem Corſo niederſtieß, und die mir allerlei abſcheuliche Dinge zumutheten. — Sagt mir, bin ich denn wirklich jenem Fava ſo ähnlich, daß man mich für ihn anſehen kann?“

„Zweifelt,“ erwiederte der Ciarlatano höflich, ja beinahe ehrerbietig grüßend, „zweifelt nicht, gnädigſter Herr, daß Ihr, was Eure angenehmen Geſichtszüge betrifft, in der That jenem Schauſpieler ähnlich genug ſehet, und es war daher ſehr gerathen, Euern Doppelgänger aus dem Wege zu räumen, welches Ihr ſehr geſchickt anzufangen wußtet. Was den alten Abbate Chiari ſammt ſeinem Impreſſario betrifft, ſo rechnet ganz auf mich, mein Prinz! Ich werde Euch allen Anfechtungen, die Eure vollkommene Geneſung aufhalten könnten, zu entziehen wiſſen. Es iſt nichts leichter, als einen Schauſpieldirektor mit einem Schauſpieldichter dermaßen zu entzweien, daß ſie grimmig auf einander losgehen und im wüthenden Kampf einander auffreſſen, wie jene beiden Löwen, von denen nichts übrig blieb, als die beiden Schweife, die, ſchreckliches Denkmal verübten Mords, auf dem Kampfplatz gefunden wurden. — Nehmt Euch doch ja nicht Eure Aehnlichkeit mit dem Trauerſpieler aus Pappendeckel zu Herzen! Denn ſo eben vernehme ich, daß die jungen Leute dort, die Euch von Euern Verfolgern befreiten, ebenfalls glauben, Ihr wäret nun einmal kein anderer, als eben der Giglio Fava.“

„O!“ ſprach der junge artige Menſch leiſe, „o mein beſter Signor Celionati, verrathet doch nur um des Himmelswillen nicht, wer ich bin! Ihr wißt es ja, warum ich ſo lange verborgen bleiben muß, bis ich völlig geneſen.“

„Seyd,“ erwiederte der Charlatan, „ſeyd unbeſorgt, mein Prinz, ich werde, ohne Euch zu verrathen, ſo viel von Euch ſagen, als nöthig iſt, um die Achtung und Freundſchaft jener jungen Leute zu gewinnen, ohne daß es ihnen einfallen darf zu fragen, weß Namens und Standes Ihr ſeyd. Thut für's Erſte ſo, als wenn Ihr uns gar nicht beachtetet, ſchaut zum Fenſter hinaus, oder leſet Zeitungen, dann könnet Ihr Euch ſpäter in unſer Geſpräch miſchen. Damit Euch aber das, was ich ſpreche, gar nicht genirt, werde ich in der Sprache reden, die eigentlich nur für die Dinge paßt, die Euch und Eure Krankheit betreffen, und die Ihr zur Zeit nicht verſteht.“

Signor Celionati nahm, wie gewöhnlich, Platz unter den jungen Deutſchen, die noch unter lautem Lachen davon redeten, wie ſie den Abbate und den Impreſſario, als ſie dem jungen artigen Mann zu Leibe gewollt, in möglichſter Eile hinausbefördert hätten. Mehrere fragten dann den Alten, ob es denn nicht wirklich der bekannte Schauſpieler Giglio Fava ſey, der dort zum Fenſter hinauslehne, und als dieſer es verneint und vielmehr erklärt, daß es ein junger Fremder von hoher Abkunft ſey, meinte der Maler Franz Reinhold (der geneigte Leſer hat ihn ſchon in dem dritten Kapitel geſehen und gehört), daß er es gar nicht begreifen könne, wie man eine Aehnlichkeit zwiſchen jenem Fremden und dem Schauſpieler Giglio Fava finden wollte. Zugeben müſſe er, daß Mund, Naſe, Stirn, Auge, Wuchs beider ſich in der äußern Form gleichen könnten; aber der geiſtige Ausdruck des Antlitzes, der eigentlich die Aehnlichkeit erſt ſchaffe und den die mehrſten Portraitmaler, oder vielmehr Geſichtabſchreiber, nicht aufzufaſſen und daher wahrhaft ähnliche Bilder zu liefern niemals vermöchten, eben dieſer Ausdruck ſei zwiſchen beiden ſo himmelweit verſchieden, daß er ſeinerſeits den Fremden nie für den Giglio Fava gehalten hätte. Der Fava habe eigentlich ein nichtsſagendes Geſicht, wogegen in dem Geſicht des Fremden etwas Seltſames liege, deſſen Bedeutung er ſelbſt nicht verſtehe.

Die jungen Leute forderten den alten Charlatan auf, ihnen wiederum etwas, das der wunderbaren Geſchichte von dem König Ophioch und der Königin Liris gliche, die ihnen überaus wohlgefallen, oder vielmehr den zweiten Theil dieſer Geſchichte ſelbſt vorzutragen, den er ja von ſeinem Freunde, dem Zauberer Ruffiamonte oder Hermod im Palaſt Piſtoja erfahren haben müſſe.

„Was,“ rief der Charlatan, „was zweiter Theil — was zweiter Theil? Hab' ich denn neuerdings plötzlich inne gehalten, mich geräuspert und dann mich verbeugend geſagt: Die Fortſetzung folgt künftig? — Und überdem hat mein Freund, der Zauberer Ruffiamonte, den weiteren Verlauf jener Geſchichte bereits vorgeleſen im Palaſt Piſtoja. Eure Schuld iſt es und nicht die meinige, daß Ihr das Collegium verſäumtet, dem auch, wie es jetzt Mode iſt, wißbegierige Damen beiwohnten; und ſollte ich das alles jetzt noch einmal wiederholen, ſo würde das einer Perſon entſetzliche Langeweile erregen, die uns nie verläßt und die ſich auch in jenem Collegio befand, mithin ſchon alles weiß. Ich meine nämlich den Leſer des Capriccio's, Prinzeſſin Brambilla geheißen, einer Geſchichte, in der wir ſelbſt vorkommen und mitſpielen. — Alſo nichts von dem Könige Ophioch und der Königin Liris und der Prinzeſſin Myſtilis und dem bunten Vogel! Aber von mir, von mir will ich reden, wenn Euch anders damit gedient iſt, ihr leichtſinnigen Leute!“

„Warum leichtſinnig?“ fragte Reinhold. — „Darum,“ ſprach Meiſter Celionati auf deutſch weiter, „weil Ihr mich betrachtet wie einen, der nur eben darum da iſt, Euch zuweilen Märchen zu erzählen, die bloß ihrer Poſſierlichkeit halber poſſierlich klingen und Euch die Zeit, die Ihr daran wenden wollt, vertreiben. Aber, ich ſage Euch, als mich der Dichter erfand, hatte er ganz was anders mit mir im Sinn und wenn er es mit anſehen ſollte, wie Ihr mich manchmal ſo gleichgültig behandelt, könnte er gar glauben, ich ſey ihm aus der Art geſchlagen. — Nun genug, Ihr erzeigt mir alle nicht die Ehrfurcht und Achtung, die ich verdiene meiner tiefen Kenntniſſe halber. So z. B. ſeyd Ihr der ſchnöden Meinung, daß, was die Wiſſenſchaft der Medizin betrifft, ich, ohne alles gründliche Studium, Hausmittel als Arcana verkaufe und alle Krankheiten mit denſelben Mitteln heilen wolle. Doch nun iſt die Zeit gekommen, Euch eines Beſſern zu belehren. Weit, weit her, aus einem Lande ſo fern, daß Peter Schlemihl, trotz ſeinen Siebenmeilenſtiefeln ein ganzes Jahr laufen müßte, um es zu erreichen, iſt ein junger ſehr ausgezeichneter Mann hieher gereiſet, um ſich meiner hülfreichen Kunſt zu bedienen, da er an einer Krankheit leidet, die wohl die ſeltſamſte und zugleich gefährlichſte genannt werden darf, die es giebt und deren Heilung nun wirklich auf einem Arcanum beruht, deſſen Beſitz magiſche Weihe vorausſetzt. Der junge Mann leidet nämlich an dem chroniſchen Dualismus."

„Wie," rieſen alle durcheinanderlachend, „wie? was ſagt Ihr, Meiſter Celionati, chroniſchen Dualismus? — Iſt das erhört?" —

„Ich merke wohl," ſprach Reinhold, „daß Ihr uns wieder etwas Tolles, Abentheuerliches auftiſchen wollt, und nachher bleibt Ihr nicht mehr bei der Stange."

„Ei," erwiederte der Charlatan, „ei mein Sohn Reinhold, Du gerade ſollteſt mir ſolchen Vorwurf nicht machen; denn eben Dir habe ich immer wacker die Stange gehalten und da Du, wie ich glaube, die Geſchichte von dem Könige Ophioch richtig verſtanden und auch wohl ſelbſt in den hellen Waſſerſpiegel der Urdarquelle geſchaut haſt, ſo — Doch ehe ich weiter ſpreche über die Krankheit, ſo erfahrt, Ihr Herren, daß der Kranke, deſſen Kur ich unternommen, eben jener junge Mann iſt, der zum Fenſter hinausſchaut und den Ihr für den Schauſpieler Giglio Fava gehalten."

Alle ſchauten neugierig hin nach dem Fremden und kamen darin überein, daß in den übrigens geiſtreichen Zügen ſeines Antlitzes doch etwas Ungewiſſes, Verworrenes liege, das auf eine gefährliche Krankheit ſchließen laſſe, welche am Ende in einem verſteckten Wahnſinn beſtehe. „Ich glaube," ſprach Reinhold, „ich glaube, daß Ihr, Meiſter Celionati, mit Eurem chroniſchen Dualismus nichts anders meint, als jene ſeltſame Narrheit, in der das eigne Ich ſich mit ſich ſelbſt entzweit, worüber denn die eigne Perſönlichkeit ſich nicht mehr feſthalten kann."

„Nicht übel," erwiederte der Charlatan, „nicht übel, mein Sohn! aber dennoch fehlgeſchoſſen. Soll ich Euch aber über die ſeltſame Krankheit meines Patienten Rechenſchaft geben, ſo fürchte ich beinahe, daß es mir nicht gelingen wird, Euch darüber klar und deutlich zu belehren, vorzüglich da Ihr keine Aerzte ſeyd, ich mich alſo jedes Kunſtausdrucks enthalten muß. — Nun! — ich will es darauf ankommen laſſen, wie es wird und Euch zuvörderſt bemerklich machen, daß der Dichter, der uns erfand und dem wir, wollen wir wirklich exiſtiren, dienſtbar bleiben müſſen, uns durchaus für unſer Seyn und Treiben keine beſtimmte Zeit vorgeſchrieben hat. Sehr angenehm iſt es mir daher, daß ich, ohne einen Anachronismus zu begehen, vorausſetzen darf, daß Ihr aus den Schriften eines gewiſſen deutſchen, ſehr geiſtreichen Schriftſtellers[*]) Kunde erhalten habt von dem doppelten Kronprinzen. Eine Prinzeſſin befand ſich (um wieder mit einem dito geiſtreichen deutſchen Schriftſteller[**]) zu reden) in andern Umſtänden, als das Land, nämlich in geſegneten. Das Volk harrte und hoffte auf einen Prinzen; die Prinzeſſin übertraf aber dieſe Hoffnung gerade um das Doppelte, indem ſie zwei allerliebſte Prinzlein gebar, die, Zwillinge, doch ein Einling zu nennen waren, da ſie mit den Sitztheilen zuſammengewachſen. Ungeachtet nun der Hofpoet behauptete, die Natur habe in einem menſchlichen Körper nicht Raum genug gefunden für all' die Tugenden, die der künftige Thronerbe in ſich tragen ſolle, unerachtet die Miniſter den über den Doppelſegen etwas betretenen Fürſten damit tröſteten, daß vier Hände doch Scepter und Schwert kräftiger handhaben würden, als zwei, ſo wie überhaupt die ganze Regierungsſonate à quatre mains voller und prächtiger klingen würde -- ja! — alles deſſen unerachtet, fanden ſich doch Umſtände genug, die manches gerechte Bedenken veranlaßten. Für's Erſte erregte ſchon die große Schwierigkeit, ein praktikables und zugleich zierliches Modell zu einem gewiſſen Stühlchen zu erfinden, die gegründete Beſorgniß, wie es künftig mit der ſchicklichen Form des Throns ausſehen würde; eben ſo vermochte eine aus Philoſophen und Schneidern zuſammengeſetzte Commiſſion nur nach dreihundert und fünf und ſechszig Sitzungen die bequemſte und dabei anmuthigſte Form der Doppelhoſen herauszubringen; was aber das Schlimmſte ſchien, war die gänzliche Verſchiedenheit des Sinns, die ſich in Beiden immer mehr und mehr offenbarte. War der eine Prinz traurig, ſo war der andere luſtig; wollte der eine ſitzen, ſo wollte der andere laufen, genug — nie ſtimmten ihre Neigungen überein. Und dabei konnte man durchaus nicht behaupten, der eine ſey dieſer, der andere jener beſtimmten Gemüthsart; denn in dem Widerſpiel eines ewigen Wechſels ſchien eine Natur hinüberzugehen in die andre, welches wohl daher kommen mußte, daß ſich, nächſt dem körperlichen Zuſammenwachſen, auch ein geiſtiges offenbarte, das eben den größten Zwieſpalt verurſachte. — Sie dachten nämlich in die Quere, ſo daß keiner jemals recht wußte, ob er das, was er gedacht, auch wirklich ſelbſt gedacht, oder ſein Zwilling; und heißt das nicht Confuſion, ſo giebt es keine. Nehmt Ihr nun an, daß einem Menſchen ſolch' ein in die Quere denkender Doppelprinz im Leibe ſitzt, als materia peccans, ſo habt Ihr die Krankheit heraus, von der ich rede und deren Wirkung ſich vornehmlich dahin äußert, daß der Kranke aus ſich ſelber nicht klug wird.“ —

---

[*]) Lichtenberg. [**]) Jean Paul.

Indeſſen hatte ſich der junge Menſch unvermerkt der Geſellſchaft genähert und da nun Alle ſchweigend den Charlatan anblickten, als erwarteten ſie, daß er fortfahren werde, begann er, nachdem er ſich höflich verbeugt: „Ich weiß nicht, meine Herren, ob es Euch recht iſt, wenn ich mich in Eure Geſellſchaft miſche. Man hat mich wohl ſonſt überall gern, wenn ich ganz geſund bin und munter; aber gewiß hat Euch Meiſter Celionati ſo viel Wunderliches von meiner Krankheit erzählt, daß Ihr nicht wünſchen werdet, von mir ſelbſt beläſtigt zu werden.“

Reinhold verſicherte im Namen Aller, daß der neue Gaſt ihnen willkommen, und der junge Menſch nahm Platz in dem Kreiſe.

Der Charlatan entfernte ſich, nachdem er dem jungen Menſchen nochmals eingeſchärft hatte, doch ja die vorgeſchriebene Diät zu halten.

Es geſchah, wie immer es zu geſchehen pflegt, daß man ſofort über den, der das Zimmer verlaſſen, zu ſprechen begann und vorzüglich den jungen Menſchen über ſeinen abentheuerlichen Arzt befragte. Der junge Menſch verſicherte, daß Meiſter Celionati ſehr ſchöne Schulkenntniſſe erworben, auch in Halle und Jena mit Nutzen Collegia gehört, ſo daß man ihm vollkommen vertrauen könne. Auch ſonſt ſey es, ſeiner Meinung nach, ein ganz hübſcher leidlicher Mann, der nur den einzigen, freilich ſehr großen, Fehler habe, oftmals zu ſehr in's Allegoriſche zu fallen, welches ihm denn wirklich ſchade. Gewiß habe Meiſter Celionati auch von der Krankheit, die er zu heilen unternommen, ſehr abentheuerlich geſprochen. Reinhold erklärte, wie, nach des Charlatans Ausſpruch, ihm, dem jungen Menſchen, ein doppelter Kronprinz im Leibe ſitze.

„Seht,“ ſprach nun der junge Menſch anmuthig lächelnd, „ſeht Ihr es wohl, Ihr Herren? Das iſt nun wieder eine pure Allegorie und doch kennt Meiſter Celionati meine Krankheit ſehr genau, und doch weiß er, daß ich nur an einem Augenübel leide, welches ich mir durch zu frühzeitiges Brillentragen zugezogen. Es muß ſich etwas in meinem Augenſpiegel verrückt haben; denn ich ſehe leider meiſtens alles verkehrt und ſo kommt es, daß mir die ernſthafteſten Dinge oft ganz ungemein ſpaßhaft, und umgekehrt die ſpaßhafteſten Dinge oft ganz ungemein ernſthaft vorkommen. Das aber erregt mir oft entſetzliche Angſt und ſolchen Schwindel, daß ich mich kaum aufrecht erhalten kann. Hauptſächlich, meint Meiſter Celionati, komme es zu meiner Geneſung darauf an, daß ich mir häufige ſtarke Bewegung mache; aber du lieber Himmel, wie ſoll ich das anfangen?"

„Nun," rief einer, „da Ihr, beſter Signor, wie ich ſehe, ganz geſund auf den Beinen ſeyd, ſo weiß ich doch" — In dem Augenblick trat eine dem geneigten Leſer ſchon bekannt gewordene Perſon herein, der berühmte Schneidermeiſter Bescapi.

Bescapi ging auf den jungen Menſchen los, verbeugte ſich ſehr tief und begann: „Mein gnädigſter Prinz!" — „Gnädigſter Prinz?" riefen alle durcheinander und blickten den jungen Menſchen mit Erſtaunen an. Der aber ſprach mit ruhiger Miene: „Mein Geheimniß hat wider meinen Willen der Zufall verrathen. Ja, meine Herren! ich bin wirklich ein Prinz und noch dazu ein unglücklicher, da ich vergebens nach dem herrlichen mächtigen Reich trachte, das mein Erbtheil. Sagt' ich daher zuvor, daß es nicht möglich ſei, mir die gehörige Bewegung zu machen, ſo kommt es daher, weil es mir gänzlich an Land, mithin an Raum dazu mangelt. Eben daher, weil ich in ſolch' kleinem Behältniß eingeſchloſſen, verwirren ſich auch die vielen Figuren und ſchießen und kopfkegeln durcheinander, ſo daß ich zu keiner Deutlichkeit gelange; welches ein ſehr übles Ding iſt, da ich meiner innerſten eigentlichſten Natur nach, nur im Klaren exiſtiren kann. Durch die Bemühungen meines Arztes, ſo wie dieſes würdigſten aller würdigen Miniſter, glaube ich aber mittels eines erfreulichen Bündniſſes mit der ſchönſten der Prinzeſſinnen wieder geſund, groß und mächtig zu werden, wie ich es eigentlich ſeyn ſollte. Feierlichſt lade ich Euch, meine Herren, ein, mich in meinen Staaten, in meiner Hauptſtadt zu beſuchen. Ihr werdet finden, daß Ihr dort ganz eigentlich zu Hauſe gehört, und mich nicht verlaſſen wollen, weil Ihr nur bei mir ein wahres Künſtlerleben zu führen vermöget. Glaubt nicht, beſte Herren, daß ich den Mund zu voll nehme, daß ich ein eitler Prahlhans bin! Laßt mich nur erſt wieder ein geſunder Prinz ſeyn, der ſeine Leute kennt, ſollten ſie ſich auch auf den Kopf ſtellen, ſo werdet Ihr erfahren, wie gut ich es mit Euch Allen meine. Ich halte Wort, ſo wahr ich der aſſyriſche Prinz Cornelio Chiapperi bin! — Namen und Vaterland will ich Euch vor der Hand verſchweigen, Ihr erfahret beides zur rechten Zeit. — Nun muß ich mich mit dieſem vortrefflichen Miniſter über einige wichtige Staatsangelegenheiten berathen, dann aber bei der Narrheit einſprechen und durch den Hof wandelnd nachſehen, ob den Miſtbeeten einige gute Witzwörter entkeimt ſind.“ — Damit faßte der junge Menſch den Schneidermeiſter unter den Arm, und beide zogen ab.

„Was ſagt Ihr,“ ſprach Reinhold, „was ſagt Ihr, Leute, zu dem allen? Mich will es bedünken, als hetze das bunte Maskenſpiel eines tollen märchenhaften Spaßes allerlei Geſtalten in immer ſchnelleren und ſchnelleren Kreiſen dermaßen durcheinander, daß man ſie gar nicht mehr zu erkennen, gar nicht mehr zu unterſcheiden vermag. Doch laßt uns Masken nehmen und nach dem Corſo gehen! Ich ahne, daß der tolle Capitan Pantalon, der geſtern den wüthenden Zweikampf beſtand, ſich heute wieder ſehen laſſen und allerlei Abentheuerliches beginnen wird.“

Reinhold hatte Recht. Der Capitan Pantalon ſchritt ſehr gravitätiſch, wie noch in der glänzenden Glorie ſeines geſtrigen Sieges den Corſo auf und nieder, ohne aber irgend Tolles zu beginnen, wie ſonſt, wiewohl eben ſeine grenzenloſe Gravität ihm beinahe noch ein komiſcheres Anſehen gab, als er es ſonſt behauptete. — Der geneigte Leſer errieth es ſchon früher, weiß es aber jetzt mit Beſtimmtheit, wer unter dieſer Maske ſteckt. Niemand anders nämlich, als der Prinz Cornelio Chiapperi, der glückſelige Bräutigam der Prinzeſſin Brambilla. — Und die Prinzeſſin Brambilla, ja ſie ſelbſt mußte wohl die ſchöne Dame ſeyn, die die Wachsmaske vor dem Geſicht in reichen prächtigen Kleidern majeſtätiſch in dem Corſo wandelte. Die Dame ſchien es abgeſehen zu haben auf den Capitan Pantalon; denn geſchickt wußte ſie ihn einzukreiſen, ſo daß es ſchien, er könne ihr nicht ausweichen und doch wand er ſich heraus und ſetzte ſeinen gravitätiſchen Spaziergang fort. Endlich aber, als er eben im Begriff ſtand, mit einem raſchen Schritt vorzuſchreiten, faßte ihn die Dame beim Arme und ſprach mit ſüßer, lieblicher Stimme: „Ja, Ihr ſeyd es, mein Prinz! Euer Gang und die Eures Standes würdige Kleidung (nie truget Ihr eine ſchönere) haben Euch verrathen! — O ſagt, warum flieht Ihr mich? — Erkennet Ihr nicht Euer Leben, Euer

Hoffen in mir?“ — „Ich weiß,“ ſprach der Capitan Pantalon, „ich weiß in der That nicht recht, wer Ihr ſeyd, ſchöne Dame! Oder vielmehr ich wage es nicht zu errathen, da ich ſo oft ſchnöder Täuſchung erlegen. Prinzeſſinnen verwandelten ſich vor meinen Augen in Putzmacherinnen, Komödianten in Pappendeckelfiguren und dennoch hab' ich beſchloſſen, länger keine Illuſion und Phantaſterei zu ertragen, ſondern beide ſchonungslos zu vernichten, wo ich ſie treffe.“

„So macht,“ rief die Dame erzürnt, „ſo macht mit Euch ſelbſt den Anfang! Denn Ihr ſelbſt, mein werther Signor, ſeyd weiter gar nichts, als eine Illuſion!“ — „Doch nein,“ fuhr die Dame ſanft und zärtlich fort, „doch nein, geliebter Cornelio, Du weißt, welch' eine Prinzeſſin Dich liebt, wie ſie aus fernen Landen hergezogen iſt, Dich aufzuſuchen, Dein zu ſeyn! — Und haſt Du denn nicht geſchworen, mein Ritter zu bleiben? — Sprich, Geliebter!“

Die Dame hatte auf's Neue Pantalons Arm gefaßt; der hielt ihr aber ſeinen ſpitzen Hut entgegen, zog ſein breites Schwert an und ſprach: „Seht her! — herab iſt das Zeichen meiner Ritterſchaft, herunter ſind die Hahnfedern von meinem offnen Helm; ich habe den Damen meinen Dienſt aufgekündigt; denn ſie lohnen alle mit Undank und Untreue!“ — „Was ſprecht Ihr?“ rief die Dame zürnend, „ſeyd Ihr wahnſinnig?“ „Leuchtet,“ ſprach der Capitan Pantalon weiter, „leuchtet mich nur an mit dem funkelnden Demant da auf Eurer Stirne! Weht mir nur entgegen mit der Feder, die Ihr dem bunten Vogel ausgerupft — Ich widerſtehe jedem Zauber und weiß es und bleibe dabei, daß der alte Mann in der Zobelmütze Recht hat, daß mein Miniſter ein Eſel iſt, und daß die Prinzeſſin Brambilla einem miſerablen Schauſpieler nachläuft.“ „Ho ho!“ rief nun die Dame noch zorniger, als vorher, „ho ho, wagt Ihr es, aus dieſem Ton mit mir zu ſprechen, ſo will ich Euch nur ſagen, daß, wenn Ihr ein trauriger Prinz ſeyn wollt, mir jener Schauſpieler, den Ihr erbärmlich nennt und den ich mir, iſt er auch zur Zeit auseinandergenommen, immer wieder zuſammennähen laſſen kann, noch immer viel werther erſcheint, als Ihr. Geht doch fein zu Eurer Putzmacherin, zu der kleinen Giacinta Soardi, der Ihr ja ſonſt, wie ich höre, auch nachgelaufen ſeyd und erhebt ſie auf Euern Thron, den irgendwo hinzuſtellen, es Euch noch gänzlich an einem Stückchen Land mangelt! — Gott befohlen für jetzt!“ —

Damit ging die Dame raſchen Schrittes von dannen, indem der Capitan Pantalon ihr mit kreiſchendem Ton nachrief: „Stolze — Ungetreue! ſo belohnſt du meine innige Liebe? — Doch ich weiß mich zu tröſten!“ —

Achtes Kapitel.

Wie der Prinz Cornelio Chiapperi ſich nicht tröſten konnte, der Prinzeſſin Brambilla Sammtpantoffel küßte, beide dann aber eingefangen wurden in Filet. Neue Wunder des Palaſtes Piſtoja. — Wie zwei Zauberer auf Straußen durch den Urdarſee ritten und Platz nahmen in der Lotosblume. — Die Königin Myſtilis. — Wie bekannte Leute wieder auftreten und das Capriccio, Prinzeſſin Brambilla genannt, ein fröhliches Ende erreicht.

Es ſchien indeſſen, als wenn Freund Capitan Pantalon, oder vielmehr der aſſyriſche Prinz Cornelio Chiapperi, (denn der geneigte Leſer weiß doch nun einmal, daß in der tollen fratzenhaften Maske eben niemand anders ſteckte, als dieſe verehrte fürſtliche Perſon) ja! — es ſchien, als ob er ſich ganz und gar nicht zu tröſten gewußt hätte. Denn anderen Tages klagte er laut auf dem Corſo, daß er die ſchönſte der Prinzeſſinnen verloren, und daß er, fände er ſie gar nicht wieder, ſich in heller Verzweiflung ſein hölzernes Schwert durch den Leib rennen wolle. Da aber bei dieſem Weh ſein Geberdeſpiel das poſſierlichſte war, das man ſehen konnte, ſo fehlte es nicht, daß er ſich bald von Masken aller Art umringt ſah, die ihre Luſt an ihm hatten. „Wo iſt ſie?“ rief er mit kläglicher Stimme, „wo iſt ſie geblieben, meine holde Braut, mein ſüßes Leben! — Habe ich darum mir meinen ſchönſten Backzahn ausreißen laſſen von Meiſter Celionati? bin ich deshalb mir ſelbſt nachgelaufen aus einem Winkel in den andern, um mich aufzufinden? ja! — habe ich darum mich wirklich aufgefunden, um ohne alles Beſitzthum an Liebe und Luſt und gehöriger Länderei ein armſeliges Leben hinzuſchmachten? Leute! — weiß einer von Euch, wo die Prinzeſſin ſteckt, ſo öffne er das Maul und ſag' es mir und laſſe mich nicht hier ſo lamentiren unnützer Weiſe, oder laufe hin zu der Schönſten und verkünde ihr, daß der treueſte aller Ritter, der ſchmuckſte aller Bräutigame hier vor lauter Sehnſucht, vor inbrünſtigem Verlangen, hinlänglich wüthe, und daß in den Flammen ſeines Liebesgrimms ganz Rom, ein zweites Troja, aufgehen könnte, wenn ſie nicht alsbald komme und mit den feuchten Mondesſtrahlen ihrer holdſeligen Augen die Gluth löſche!" — Das Volk ſchlug ein unmäßiges Gelächter auf, aber eine gellende Stimme rief dazwiſchen: „Verrückter Prinz, meint Ihr, daß Euch die Prinzeſſin Brambilla entgegen kommen ſoll? — Habt Ihr den Palaſt Piſtoja vergeſſen?" „Ho ho," erwiederte der Prinz, „ſchweigt, vorwitziger Gelbſchnabel! Seyd froh, daß Ihr dem Käfig entronnen! — Leute, ſchaut mich an und ſagt, ob nicht ich der eigentliche bunte Vogel bin, der in Filetnetzen gefangen werden ſoll?" Das Volk erhob abermals ein unmäßiges Gelächter; doch in demſelben Augenblick ſtürzte der Capitan Pantalon wie ganz außer ſich nieder auf die Knie; denn vor ihm ſtand ſie ſelbſt, die Schönſte, in voller Pracht aller Holdſeligkeit und Anmuth und in denſelben Kleidern, wie ſie ſich zum erſtenmal auf dem Corſo hatte blicken laſſen, nur daß ſie ſtatt des Hütleins ein herrlich funkelndes Diadem auf der Stirne trug, aus dem bunte Federn emporſtiegen. „Dein bin ich," rief der Prinz im höchſten Entzücken, „dein bin ich nun ganz und gar. Sieh dieſe Federn auf meiner Sturmhaube! Sie ſind die weiße Fahne, die ich aufgeſteckt, das Zeichen, daß ich mich Dir, Du himmliſches Weſen, ergebe, rückſichtslos auf Gnad' und Ungnade!" „So mußt' es kommen," erwiederte die Prinzeſſin; „unterwerfen mußteſt Du Dich mir, der reichen Herrſcherin, denn ſonſt fehlte es Dir ja an der eigentlichen Heimath und Du bliebſt ein miſerabler Prinz. Doch ſchwöre mir jetzt ewige Treue, bei dieſem Symbol meiner unumſchränkten Regentſchaft!" —

Damit zog die Prinzeſſin einen kleinen zierlichen Sammtpantoffel hervor und reichte ihn dem Prinzen hin, der ihn, nachdem er feierlich der Prinzeſſin ewige unwandelbare Treue geſchworen, ſo wahr er zu exiſtiren gedenke, dreimal küßte. So wie dieſes geſchehen, erſcholl ein lautes, durchdringendes: „Brambure bil bal — Alamonſa kiliburva ſon-ton —"! Das Paar war umringt von jenen, in reiche Talare verhüllten Damen, die, wie der geneigte Leſer ſich erinnern wird, im erſten Kapitel eingezogen in den Palaſt Piſtoja, und hinter denen die zwölf reichgekleideten Mohren ſtanden, welche aber, ſtatt der langen Spieße, hohe wunderbar glänzende Pfauenfedern in den Händen hielten, die ſie in den Lüften hin- und herſchwangen. Die Damen warfen aber Filetſchleier über das Paar, die immer dichter und dichter es zuletzt verhüllten in tiefe Nacht.

Als nun aber unter lautem Klang von Hörnern, Zimbeln und kleinen Pauken die Nebel des Filets hinabfielen, befand ſich das Paar in dem Palaſt Piſtoja und zwar in demſelben Saal, in den vor wenigen Tagen der vorwitzige Schauſpieler Giglio Fava eindrang.

Aber herrlicher, viel herrlicher ſah es jetzt in dieſem Saal aus, als damals. Denn ſtatt der einzigen Ampel, die den Saal erleuchtete, hingen jetzt wohl hundert rings umher, ſo daß alles ganz und gar in Feuer zu ſtehen ſchien. Die Marmorſäulen, welche die hohe Kuppel trugen, waren mit üppigen Blumenkränzen umwunden; das ſeltſame Laubwerk der Decke, man wußte nicht, waren es bald buntgefiederte Vögel, bald anmuthige Kinder, bald wunderbare Thiergeſtalten, die darin verflochten, ſchien ſich lebendig zu regen und aus den Falten der goldnen Draperie des Thronhimmels leuchteten bald hier, bald dort freundlich lachende Antlitze holder Jungfrauen hervor. Die Damen ſtanden, wie damals, aber noch prächtiger gekleidet, im Kreiſe rings umher, machten aber nicht Filet, ſondern ſtreuten bald aus goldenen Vaſen herrliche Blumen in den Saal, bald ſchwangen ſie Rauchfäſſer, aus denen ein köſtlicher Geruch empordampfte. Auf dem Throne ſtanden aber in zärtlicher Umarmung der Zauberer Ruffiamonte und der Fürſt Baſtianello di Piſtoja. Daß dieſer kein anderer war, als eben der Marktſchreier Celionati, darf kaum geſagt werden. Hinter dem fürſtlichen Paar, das heißt, hinter dem Prinzen Cornelio Chiapperi und der Prinzeſſin Brambilla, ſtand ein kleiner Mann in einem ſehr bunten Talar und hielt ein ſaubres Elfenbeinkäſtchen in den Händen, deſſen Deckel offen ſtand und in dem nichts weiter befindlich, als eine kleine funkelnde Nähnadel, die er mit ſehr heiterm Lächeln unverwandt anblickte.

Der Zauberer Ruffiamonte und der Fürſt Baſtianello di Piſtoja ließen endlich ab von der Umarmung und drückten ſich nur noch was weniges die Hände. Dann aber rief der Fürſt mit ſtarker Stimme den Straußen zu: „Heda, Ihr guten Leute! bringt doch einmal das große Buch herbei, damit mein Freund hier, der ehrliche Ruffiamonte, fein ableſe, was noch zu leſen übrig!“ Die Strauße hüpften mit den Flügeln ſchlagend von dannen, und brachten das große Buch, das ſie einem knienden Mohren auf den Rücken legten und dann aufſchlugen.

Der Magus, der unerachtet ſeines langen weißen Bartes, ungemein hübſch und jugendlich ausſah, trat heran, räusperte ſich und las folgende Verſe:

Italien! — Land, deß heitrer Sonnenhimmel
 Der Erde Luſt in reicher Blüth entzündet!
 O ſchönes Rom, wo luſtiges Getümmel,

Zur Maskenzeit, den Ernſt vom Ernſt entbindet!
 Es gaukeln froh der Phantaſei Geſtalten
 Auf bunter Bühne klein zum Ei geründet;

Das iſt die Welt, anmuth'gen Spukes Walten.
 Der Genius mag aus dem Ich gebären
 Das Nicht-Ich, mag die eigne Bruſt zerſpalten,

Den Schmerz des Seyn's in hohe Luſt verkehren.
 Das Land, die Stadt, die Welt, das Ich — gefunden
 Iſt alles nun. In reiner Himmelsklarheit

Erkennt das Paar ſich ſelbſt, nun treu verbunden
 Aufſtrahlet ihm des Lebens tiefe Wahrheit.
 Nicht mehr mit bleicher Unluſt mattem Tadel

Bethört den Sinn die überweiſe Narrheit;
 Erſchloſſen hat das Reich die Wundernadel
 Des Meiſters. Tolles zauberiſches Necken,

Dem Genius giebt's hohen Herrſcheradel,
 Und darf zum Leben aus dem Traum ihn wecken.
 Horch! ſchon beginnt der Töne ſüßes Wogen,

Verſtummt iſt Alles, ihnen zuzulauſchen;
 Schimmernd Azur erglänzt am Himmelsbogen
 Und ferne Quellen, Wälder, flüſtern, rauſchen.

Geh' auf, du Zauberland voll tauſend Wonnen,
 Geh' auf der Sehnſucht, Sehnſucht auszutauſchen,
 Wenn ſie ſich ſelbſt erſchaut im Liebesbronnen!

Das Waſſer ſchwillt — Fort! ſtürzt Euch in die Fluthen!
 Kämpft an mit Macht! Bald iſt der Strand gewonnen,
 Und hoch Entzücken ſtrahlt in Feuergluthen!

Der Magus klappte das Buch zu; aber in dem Augenblick ſtieg ein feuriger Dunſt aus dem ſilbernen Trichter, den er auf dem Kopfe trug und erfüllte den Kopf immer mehr und mehr, und unter harmoniſchem Glockengetön, Harfen- und Poſaunenklang, begann ſich Alles zu regen und wogte durcheinander. Die Kuppel ſtieg auf und wurde zum heitern Himmelsbogen, die Säulen wurden zu hohen Palmbäumen, der Goldſtoff fiel nieder und wurde zum bunten gleißenden Blumengrund und der große Kryſtallſpiegel zerfloß in einen hellen herrlichen See. Der feurige Dunſt, der aus dem Trichter des Magus geſtiegen, hatte ſich nun auch ganz verzogen und kühle balſamiſche Lüfte wehten durch den unabſehbaren Zaubergarten voll der herrlichſten anmuthigſten Büſche und Bäume und Blumen. Stärker tönte die Muſik, es ging ein frohes Jauchzen auf, tauſend Stimmen ſangen:

Heil! hohes Heil dem ſchönen Urdarlande!
  Gereinigt, ſpiegelhell erglänzt ſein Bronnen,
  Zerriſſen ſind des Dämons Kettenbande!

Plötzlich verſtummte alles, Muſik, Jauchzen, Geſang; in tiefem Schweigen ſchwangen der Magus Ruffiamonte und der Fürſt Baſtianello di Piſtoja ſich auf die beiden Strauße und ſchwammen nach der Lotosblume, die wie eine leuchtende Inſel aus der Mitte des Sees emporragte. Sie ſtiegen in den Kelch dieſer Lotosblume und diejenigen von den um den See verſammelten Leuten, welche ein gutes Auge hatten, bemerkten ganz deutlich, daß die Zauberer aus einem Käſtchen eine ſehr kleine, aber auch ſehr artige Porzellanpuppe hervornahmen und mitten in den Kelch der Blume ſchoben.

Es begab ſich, daß das Liebespaar, nämlich der Prinz Cornelio Chiapperi und die Prinzeſſin Brambilla, aus der Betäubung erwachten, in die ſie verſunken, und unwillkürlich in den klaren ſpiegelhellen See ſchauten, an deſſen Ufer ſie ſich befanden. Doch wie ſie ſich in dem See erblickten, da *erkannten* ſie ſich erſt, ſchauten einander an, brachen in ein Lachen aus, das aber nach ſeiner wunderbaren Art nur jenem Lachen Königs Ophioch und der Königin Liris zu vergleichen war, und fielen dann im höchſten Entzücken einander in die Arme.

Und ſo wie das Paar lachte, da, o des herrlichen Wunders! ſtieg aus dem Kelch der Lotosblume ein göttlich Frauenbild empor und wurde höher und höher, bis das Haupt in das Himmelblau ragte, während man gewahrte, wie die Füße in der tiefſten Tiefe des Sees feſtwurzelten. In der funkelnden Krone auf ihrem Haupte ſaßen der Magus und der Fürſt, ſchauten hinab auf das Volk, das ganz ausgelaſſen, ganz trunken vor Entzücken jauchzte und ſchrie: „Es lebe unſere hohe Königin Myſtilis!“ während die Muſik des Zaubergartens in vollen Accorden ertönte.

Und wiederum ſangen tauſend Stimmen:

Ja aus der Tiefe ſteigen ſel'ge Wonnen
Und fliegen leuchtend in die Himmelsräume.
Erſchaut die Königin, die uns gewonnen!

Das Götterhaupt umſchweben ſüße Träume,
Dem Fußtritt öffnen ſich die reichen Schachten. —
Das wahre Seyn im ſchönſten Lebenskeime
Verſtanden die, die ſich erkannten — lachten! —

Mitternacht war vorüber, das Volk ſtrömte aus den Theatern. Da ſchlug die alte Beatrice das Fenſter zu, aus dem ſie hinausgeſchaut, und ſprach: „es iſt nun Zeit, daß ich alles bereite; denn bald kommt die Herrſchaft, und bringt wohl noch gar den guten Signor Bescapi mit.“ So wie damals, als Giglio ihr den mit Leckerbiſſen gefüllten Korb hinauftragen mußte, hatte die Alte heute alles eingekauft zum leckern Mahl. Aber nicht wie damals durfte ſie ſich herumquälen in dem engen Loch, das eine Küche vorſtellen ſollte, und in dem engen armſeligen Stübchen des Signor Pasquale. Sie hatte vielmehr über einen geräumigen Heerd zu gebieten und über eine helle Kammer, ſo wie die Herrſchaft wirklich in drei bis vier nicht zu großen Zimmern, in denen mehrere hübſche Tiſche, Stühle und ſonſtiges ganz leidliches Geräth befindlich, ſich ſattſam bewegen konnte.

Indem die Alte nun ein feines Linnen über den Tiſch breitete, den ſie in die Mitte des Zimmers gerückt, ſprach ſie ſchmunzelnd: „Hm! — es iſt doch ganz hübſch von dem Signor Bescapi, daß er uns nicht allein die artige Wohnung eingeräumt, ſondern uns auch mit allem Nothwendigen ſo reichlich verſorgt hat. Nun iſt wohl die Armuth auf immer von uns gewichen!“

Die Thüre ging auf, und hereintrat Giglio Fava mit ſeiner Giacinta.

„Laß Dich,“ ſprach Giglio, „laß Dich umarmen, mein ſüßes, holdes Weib! Laß es mich Dir recht aus voller Seele ſagen, daß erſt ſeit dem Augenblick, da ich mit Dir verbunden, mich die reinſte herrlichſte Luſt des Lebens beſeelt. — Jedesmal, wenn ich Dich deine Smeraldinen, oder andere Rollen, die der wahre Scherz geboren, ſpielen ſehe, oder Dir als Brighella, als Truffaldino, oder als ein anderer humoriſtiſcher Phantaſt zur Seite ſtehe, geht mir im Innern eine ganze Welt der keckſten, ſinnigſten Ironie auf und befeuert mein Spiel. — Doch ſage mir, mein Leben, welch' ein ganz beſonderer Geiſt war heute über Dich gekommen? — Nie haſt Du ſo recht aus dem Innerſten heraus Blitze des anmuthigſten weiblichen Humors geſchleudert; nie warſt Du in der keckſten, phantaſtiſchten Laune ſo über alle Maßen liebenswürdig.“

„Daſſelbe,“ erwiederte Giacinta, indem ſie einen leichten Kuß auf Giglio's Lippen drückte, „daſſelbe möcht' ich von Dir ſagen, mein geliebter Giglio! Auch Du warſt heute herrlicher, als je, und haſt vielleicht ſelbſt nicht bemerkt, daß wir unſere Hauptſcene unter dem anhaltenden gemüthlichen Lachen der Zuſchauer über eine halbe Stunde fort improviſirten. — Aber denkſt Du denn nicht daran, welch' ein Tag heute iſt? Ahneſt du nicht, in welchen verhängnißvollen Stunden die beſondere Begeiſterung uns erfaßte? Erinnerſt Du Dich nicht, daß es heute gerade ein Jahr her iſt, da wir in den herrlichen hellen Urdarſee ſchauten und uns erkannten?“

„Giacinta,“ rief Giglio in freudigem Erſtaunen, „Giacinta, was ſprichſt Du? — Es liegt wie ein ſchöner Traum hinter mir, das Urdarland — der Urdarſee! — Aber nein! — es war kein Traum — wir haben uns erkannt! — O meine theuerſte Prinzeſſin!“

„O,“ erwiederte Giacinta, „mein theuerſter Prinz!“ — Und nun umarmten ſie ſich auf's Neue und lachten laut auf und riefen durcheinander: dort liegt Perſien — dort Indien — aber hier Bergamo — hier Frascati — unſere Reiche grenzen — nein nein, es iſt ein und daſſelbe Reich, in dem wir herrſchen, ein mächtiges Fürſtenpaar, es iſt das ſchöne herrliche Urdarland ſelbſt — Ha, welche Luſt!“ —

Und nun jauchzten ſie im Zimmer umher und fielen ſich wieder in die Arme und küßten ſich und lachten. —

„Sind ſie,“ brummte die alte Beatrice dazwiſchen, „ſind ſie nicht wie die ausgelaſſenen Kinder! — Ein ganzes Jahr ſchon verheirathet und liebeln noch und ſchnäbeln ſich und ſpringen umher und — o Heiland! werfen mir hier beinahe die Gläſer vom Tiſche! — Ho ho — Signor Giglio, fahrt mir nicht mit Euerm Mantelzipfel hier in's Ragout — Signora Giacinta, habt Erbarmen mit dem Porzellan und laßt es leben!“

Aber die beiden achteten nicht auf die Alte, ſondern trieben ihr Weſen fort. Giacinta faßte den Giglio endlich bei den Armen, ſchaute ihm in die Augen und ſprach: „Aber ſage mir, lieber Giglio, Du haſt ihn doch erkannt, den kleinen Mann hinter uns, im bunten Talar mit der elfenbeinernen Schachtel?“ — „Warum,“ erwiederte Giglio, „warum denn nicht, meine liebe Giacinta? Es war ja der gute Signor Bescapi mit ſeiner ſchöpferiſchen Nadel, unſer jetziger treuer Impreſſario, der uns zuerſt in der Geſtalt, wie ſie durch unſer innerſtes Weſen bedingt iſt, auf die Bühne brachte. Und wer hätte denken ſollen, daß dieſer alte wahnſinnige Charlatan —“

„Ja,“ fiel Giacinta dem Giglio in die Rede, „ja dieſer alte Celionati in ſeinem zerriſſenen Mantel und durchlöcherten Hute —“

„— Daß dieſes wirklich der alte fabelhafte Fürſt Baſtianello di Piſtoja geweſen ſeyn ſollte?“ — So ſprach der ſtattliche glänzend gekleidete Mann, der in das Zimmer getreten.

„Ach!“ rief Giacinta, indem ihr die Augen vor Freude leuchteten, „ach, gnädigſter Herr, ſeyd Ihr es ſelbſt? — Wie glücklich ſind wir, ich und mein Giglio, daß Ihr uns aufſucht in unſerer kleinen Wohnung! — Verſchmäht es nicht, mit uns ein kleines Mahl einzunehmen, und dann könnet Ihr uns fein erklären, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß hat mit der Königin Myſtilis, dem Urdarlande und Euerm Freunde, dem Zauberer Hermod, oder Ruffiamonte; ich werde aus dem allem noch nicht recht klug.“

„Es bedarf,“ ſprach der Fürſt von Piſtoja mit mildem Lächeln, „es bedarf, mein holdes ſüßes Kind, keiner weitern Erklärung; es genügt, daß Du aus Dir ſelber klug geworden biſt und auch jenen kecken Patron, dem es ziemlich, dein Gemahl zu ſeyn, klug gemacht haſt — Sieh, ich könnte, meines Marktſchreierthums eingedenk, mit allerlei geheimnißvollen und zugleich prahleriſch klingenden Worten um mich werfen; ich könnte ſagen, Du ſeyſt die Phantaſie, deren Flügel erſt der Humor bedürfe, um ſich emporzuſchwingen, aber ohne den Körper des Humors wärſt Du nichts, als Flügel, und verſchwebteſt, ein Spiel der Winde, in den Lüften. Aber ich will es nicht thun, und zwar auch ſchon aus dem Grunde nicht, weil ich zu ſehr in's Allegoriſche, mithin in einen Fehler fallen würde, den ſchon der Prinz Cornelio Chiapperi auf dem Café greco mit Recht an dem alten Celionati gerügt hat. Ich will bloß ſagen, daß es wirklich einen böſen Dämon giebt, der Zobelmützen und ſchwarze Schlafröcke trägt, und ſich für den großen Magus Hermod ausgebend, nicht allein gute Leute gewöhnlichen Schlages, ſondern auch Königinnen, wie Myſtilis, zu verhexen im Stande iſt. Sehr boshaft war es, daß der Dämon die Entzauberung der Prinzeſſin von einem Wunder abhängig gemacht hatte, das er für unmöglich hielt. In der kleinen Welt, das Theater genannt, ſollte nämlich ein Paar gefunden werden, das nicht allein von wahrer Phantaſie, von wahrem Humor im Innern beſeelt, ſondern auch im Stande wäre, dieſe Stimmung des Gemüths objektiv, wie in einem Spiegel, zu erkennen und ſie ſo in's äußere Leben treten zu laſſen, daß ſie auf die große Welt, in der jene kleine Welt eingeſchloſſen, wirke wie ein mächtiger Zauber. So ſollte, wenn Ihr wollt, wenigſtens in gewiſſer Art das Theater den Urdarbronnen vorſtellen, in den die Leute gucken können. — An Euch, Ihr lieben Kinder, glaubt' ich beſtimmt jene Entzauberung zu vollbringen und ſchrieb's ſogleich meinem Freunde, dem Magus Hermod. Wie er ſogleich anlangte, in meinem Palaſt abſtieg, was für Mühe wir uns mit Euch gaben, nun das wißt Ihr, und wenn nicht Meiſter Callot in's Mittel getreten wäre und Euch, Giglio, herausgeneckt hätte aus Eurer Heldenjacke —"

„Ja," fiel hier Signor Bescapi dem Fürſten, dem er auf dem Fuße gefolgt, in die Rede, „ja, gnädigſter Herr, bunte Heldenjacke — Gedenkt doch auch bei dieſem lieben Paar ein wenig meiner, wie ich auch bei dem großen Werk mit gewirkt!"

„Allerdings," erwiederte der Fürſt „und darum weil Ihr auch an und für Euch ſelbſt ein wunderbarer Mann waret, nämlich ein Schneider, der ſich in die phantaſtiſchen Habite, die er zu verfertigen wußte, auch phantaſtiſche Menſchen hineinwünſchte, bediente ich mich Eurer Hülfe und machte Euch zuletzt zum Impreſſario des ſeltnen Theaters, wo Ironie gilt und ächter Humor."

„Ich bin," ſprach Signor Bescapi, ſehr heiter lächelnd, „ich bin mir immer ſo vorgekommen, wie einer, der dafür ſorgt, daß nicht gleich alles im Zuſchnitt verdorben werde, gleichſam wie Form und Styl!“

„Gut geſagt,“ rief der Fürſt von Piſtoja, „gut geſagt, Meiſter Bescapi!“

Während nun der Fürſt von Piſtoja, Giglio und Bescapi von dieſem und jenem ſprachen, ſchmückte in anmuthiger Geſchäftigkeit Giacinta Zimmer und Tiſch mit Blumen, die die alte Beatrice in der Eil herbeibringen müſſen, zündete viele Kerzen an und nöthigte, da nun alles hell und feſtlich ausſah, den Fürſten in den Lehnſtuhl, den ſie mit reichen Tüchern und Teppichen ſo herausgeputzt hatte, daß er beinahe einem Thron zu vergleichen war.

„Jemand,“ ſprach der Fürſt, ehe er ſich niederließ, „jemand, den wir Alle ſehr zu fürchten haben, da er gewiß eine ſtrenge Kritik über uns ergehen läßt und uns vielleicht gar die Exiſtenz beſtreitet, könnte vielleicht ſagen, daß ich ohne allen weitern Anlaß mitten in der Nacht hieher gekommen ſey bloß ſeinethalben, und um ihm noch zu erzählen, was Ihr mit der Entzauberung der Königin Myſtilis, die am Ende gar ganz eigentlich die Prinzeſſin Brambilla iſt, zu ſchaffen hattet. Der Jemand hat Unrecht; denn ich ſage Euch, daß ich herkam und jedesmal in der verhängnißvollen Stunde Eurer Erkenntniß herkommen werde, um mich mit Euch an dem Gedanken zu erlaben, daß wir und alle diejenigen als reich und glücklich zu preiſen, denen es gelang, das Leben, ſich ſelbſt, ihr ganzes Seyn in dem wunderbaren ſonnenhellen Spiegel des Urdarſees zu erſchauen und zu erkennen.“ —

Hier verſiegt plötzlich die Quelle, aus der, o geneigter Leſer! der Herausgeber dieſer Blätter geſchöpft hat. Nur eine dunkle Sage gehet, daß ſowohl dem Fürſten von Piſtoja, als dem Impreſſario Bescapi die Maccaroni und der Syrakuſer bei dem jungen Ehepaar ſehr wohl geſchmeckt haben ſollen. Es iſt auch zu vermuthen, daß an demſelben Abende ſowohl, als nachher, mit dem beglückten Schauſpielerpaar, da es mit der Königin Myſtilis und großen Zauberern in mannichfache Berührung gekommen, ſich noch manches Wunderbare zugetragen haben wird.

Meiſter Callot wäre der Einzige, der darüber fernere Auskunft geben könnte.

Inhalt des neunten Bandes.

Klein Zaches genannt Zinnober.
Prinzeſſin Brambilla.

Klein Zaches genannt Zinnober.

Seite

Erſtes Kapitel. Der kleine Wechſelbalg. — Dringende Gefahr einer Pfarrersnaſe. — Wie Fürſt Paphnutius in ſeinem Lande die Aufklärung einführte und die Fee Roſabelverde in ein Fräuleinſtift kam. 3

Zweites Kapitel. Von der unbekannten Völkerſchaft, die der Gelehrte Ptolomäus Philadelphus auf ſeinen Reiſen entdeckte. — Die Univerſität Kerepes. — Wie dem Studenten Fabian ein Paar Reitſtiefel um den Kopf flogen und der Profeſſor Moſch Terpin den Studenten Balthaſar zum Thee einlud. 16

Drittes Kapitel. Wie Fabian nicht wußte was er ſagen ſollte. — Candida und Jungfrauen, die nicht Fiſche eſſen dürfen. — Moſch Terpins literariſcher Thee. — Der junge Prinz. 27

Viertes Kapitel. Wie der italieniſche Geiger Sbiocca den Herrn Zinnober in den Contrabaß zu werfen drohte, und der Referendarius Pulcher nicht zu auswärtigen Angelegenheiten gelangen konnte. — Von Mauth-Offizianten und zurückbehaltenen Wundern für's Haus. — Balthaſars Bezauberung durch einen Stockknopf. 39

Fünftes Kapitel. Wie Fürſt Barſanuph Leipziger Lerchen und Danziger Goldwaſſer frühſtückte, einen Butterfleck auf die Kaſimirhoſe bekam und den Geheimen Sekretair Zinnober zum Geheimen Spezialrath erhob. — Die Bilderbücher des Doktors Prosper Alpanus. — Wie ein Portier den Studenten Fabian in den Finger biß, dieſer ein Schleppkleid trug und deshalb verhöhnt wurde. — Balthaſars Flucht. 47

Sechstes Kapitel. Wie der Geheime Spezialrath Zinnober in ſeinem Garten friſirt wurde und im Graſe ein Thaubad nahm. — Der Orden des grüngefleckten Tigers. — Glücklicher Einfall eines Theaterſchneiders. — Wie das Fräulein von Roſenſchön ſich mit Kaffee begoß und Prosper Alpanus ihr ſeine Freundſchaft verſicherte. 59

Seite

Siebentes Kapitel. Wie der Profeſſor Moſch Terpin im fürſtlichen Weinkeller die Natur erforſchte. — Mycetes Belzebub. — Verzweiflung des Studenten Balthaſar. — Vortheilhafter Einfluß eines wohl eingerichteten Landhauſes auf das häusliche Glück. — Wie Proſper Alpanus dem Balthaſar eine ſchildkrötene Doſe überreichte und davon ritt. . . 71

Achtes Kapitel. Wie Fabian ſeiner langen Rockſchöße halber für einen Sektirer und Tumultuanten gehalten wurde. — Wie Fürſt Barſanuph hinter den Kaminſchirm trat und den Generaldirektor der natürlichen Angelegenheiten kaſſirte. — Zinnobers Flucht aus Moſch Terpins Hauſe. — Wie Moſch Terpin auf einem Sommervogel ausreiten und Kaiſer werden wollte, dann aber zu Bette ging. 79

Neuntes Kapitel. Verlegenheit eines treuen Kammerdieners. — Wie die alte Lieſe eine Rebellion anzettelte und der Miniſter Zinnober auf der Flucht ausglitſchte. — Auf welche merkwürdige Weiſe der Leibarzt des Fürſten Zinnobers jähen Tod erklärte. — Wie Fürſt Barſanuph ſich betrübte, Zwiebeln aß, und wie Zinnobers Verluſt unerſetzlich blieb. 88

Letztes Kapitel. Wehmüthige Bitten des Autors. — Wie der Profeſſor Moſch Terpin ſich beruhigte und Candida niemals verdrießlich werden konnte. — Wie ein Goldkäfer dem Doktor Proſper Alpanus etwas in's Ohr ſummte, dieſer Abſchied nahm und Balthaſar eine glückliche Ehe führte. 99

Prinzeſſin Brambilla.

Vorwort. 107

Erſtes Kapitel. Zauberiſche Wirkungen eines reichen Kleides auf eine junge Putzmacherin. — Definition des Schauſpielers, der Liebhaber darſtellt. — Von der Smorfia italiſcher Mädchen. — Wie ein kleiner ehrwürdiger Mann in einer Tulpe ſitzend den Wiſſenſchaften obliegt und anſtändige Damen zwiſchen Maulthier-Ohren Filet machen. — Der Marktſchreier Celionati und der Zahn des aſſyriſchen Prinzen. — Himmelblau und Roſa. — Pantalon und die Weinflaſche mit wunderbarem Inhalt. 109

Zweites Kapitel. Von dem ſeltſamen Zuſtande, in den gerathen, man ſich die Füße an ſpitzen Steinen wund ſtößt, vornehme Leute zu grüßen unterläßt und mit dem Kopf an verſchloſſene Thüren anrennt. — Einfluß eines Gerichts Maccaroni auf Liebe und Schwärmerei. — Entſetzliche Qualen der Schauſpieler-Hölle und Arlechino. — Wie Giglio ſein Mädchen nicht fand, ſondern von Schneidern überwältigt und zur Ader gelaſſen wurde. — Der Prinz in der Confektſchachtel und die verlorne Geliebte. — Wie Giglio der Ritter der Prinzeſſin Brambilla ſeyn wollte, weil ihm eine Fahne aus dem Rücken gewachſen. 127

Seite

Drittes Kapitel. Von Blondköpfen, die ſich erkühnen, den Pulcinell langweilig zu finden und abgeſchmackt. — Deutſcher und italieniſcher Spaß. — Wie Celionati im Café greco ſitzend, behauptete, er ſäße nicht im Café greco, ſondern fabrizire an dem Ufer des Ganges Pariſer Rappé. — Wunderbare Geſchichte von dem König Ophioch, der im Lande Urdargarten herrſchte, und der Königin Liris. — Wie König Cophetua ein Bettelmädchen heirathete, eine vornehme Prinzeſſin einem ſchlechten Komödianten nachlief, und Giglio ein hölzernes Schwert auſſteckte, dann aber hundert Masken im Corſo umrannte, bis er endlich ſtehen blieb, weil ſein Ich zu tanzen begonnen. 145

Viertes Kapitel. Von der nützlichen Erfindung des Schlafs und des Traums, und was Sancho Panſa darüber denkt. — Wie ein Würtembergiſcher Beamter die Treppe hinab fiel und Giglio ſein Ich nicht durchſchauen konnte. Rhetoriſche Ofenſchirme, doppelter Galimathias und der weiße Mohr. — Wie der alte Fürſt Baſtianello di Piſtoja Apfelſinenkerne in dem Corſo ausſäete und die Masken in Schutz nahm. Der Haß jener häßlicher Mädchen. — Nachrichten von der berühmten Schwarzkünſtlerin Circe, welche Bandſchleifen neſtelt, ſo wie von dem artigen Schlangenkraut, das im blühenden Arcadien wächſt. — Wie ſich Giglio aus purer Verzweiflung erdolchte, hierauf an den Tiſch ſetzte, ohne Zwang zugriff, dann aber der Prinzeſſin eine gute Nacht wünſchte. 160

Fünftes Kapitel. Wie Giglio in der Zeit gänzlicher Trockenheit des menſchlichen Geiſtes zu einem weiſen Entſchluß gelangte, den Fortunatusſäckel einſteckte und dem demüthigſten aller Schneider einen ſtolzen Blick zuwarf. — Der Palaſt Piſtoja und ſeine Wunder. — Vorleſung des weiſen Mannes aus der Tulpe. — König Salomo der Geiſterfürſt und Prinzeſſin Myſtilis. — Wie ein alter Magus einen ſchwarzen Schlafrock umwarf, eine Zobelmütze aufſetzte und mit ungekämmtem Bart Prophezeiungen vernehmen ließ in ſchlechten Verſen. — Unglückliches Schickſal eines Gelbſchnabels. — Wie der geneigte Leſer in dieſem Kapitel nicht erfährt, was ſich bei Giglio's Tanz mit der unbekannten Schönen weiter begeben. 177

Sechstes Kapitel. Wie einer tanzend zum Prinzen wurde, ohnmächtig einem Charlatan in die Arme ſank und dann beim Abendeſſen an den Talenten ſeines Kochs zweifelte. — Liquor anodynus und großer Lärm ohne Urſache. — Ritterlicher Zweikampf der in Lieb' und Wehmuth verſunkenen Freunde und deſſen tragiſcher Ausgang. — Nachtheil und Unſchicklichkeit des Tabackſchnupfens. — Freimaurerei eines Mädchens und neu erfundener Flugapparat. Wie die alte Beatrice eine Brille aufſetzte und wieder herunternahm von der Naſe. 194

Siebentes Kapitel. Wie einem jungen artigen Menſchen auf dem Café greco abſcheuliche Dinge zugemuthet wurden, ein Impreſſario Reue empfand und ein Schauſpielermodell an Trauerſpielen des Abbate Chiari ſtarb. — Chroniſcher Dualismus und der Doppelprinz, der in die Quere

Seite

dachte. — Wie jemand eines Augenübels halber verkehrt ſah, ſein Land verlor und nicht ſpazieren ging. — Zank, Streit und Trennung. . . 207

Achtes Kapitel. Wie der Prinz Cornelio Chiapperi ſich nicht tröſten konnte, der Prinzeſſin Brambilla Sammtpantoffel küßte, beide dann aber eingefangen wurden in Filet. — Neue Wunder des Palaſtes Piſtoja. — Wie zwei Zauberer auf Straußen durch den Urdarſee ritten und Platz nahmen in der Lotosblume. — Die Königin Myſtilis. — Wie bekannte Leute wieder auftreten und das Capriccio, Prinzeſſin Brambilla genannt, ein fröhliches Ende erreicht. 220

Seltſame Leiden

eines Theater-Direktors.

Meiſter Floh.

Ein Märchen
in ſieben Abentheuern zweier Freunde.

Herausgegeben
von

E. T. A. Hoffmann.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1873.

E. T. A. Hoffmann's

geſammelte Schriften.

Zehnter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1873.

Univ. Bibl.
München

Seltſame Leiden

eines

Theater-Direktors.

Aus
mündlicher Tradition mitgetheilt
vom
Verfaſſer der Phantaſieſtücke
in Callots Manier.

Vorwort*).

Vor etwa zwölf Jahren ging es dem Herausgeber dieſer Blätter beinahe eben ſo, wie dem bekannten Zuſchauer Herrn Grünhelm in Tieck's verkehrter Welt. Das düſtere Verhängniß jener ereignißreichen Zeit drängte ihn mit Gewalt heraus aus dem Parterre, wo er ſeinen bequemen, behaglichen Platz gefunden, und nöthigte ihn, einen Sprung zu wagen, der zwar nicht bis auf's Theater, wohl aber bis in's Orcheſter, bis auf den Platz des Muſik-Direktors reichte. —

Auf dieſem Platz ſchaute er nun das ſeltſame Treiben der wunderlichen kleinen Welt, die ſich hinter Culiß' und Gardine regt und bewegt, recht in der Nähe an, und dieſe Anſchauung, vorzüglich aber die Herzensergießungen eines ſehr wackern Theater-Direktors, deſſen Bekanntſchaft er im ſüdlichen Deutſchland machte, gaben Stoff zu dem Geſpräch zweier Theater-Direktoren, das er ſchon damals aufſchrieb, als er noch nicht in's Parterre zurückgeſprungen war, wie er es in der Folge dann wirklich that.

Ein Theil dieſes Geſprächs, das nun im ganzen Umfange erſcheint, wurde früher in den hieſigen vor einiger Zeit ſelig entſchlafenen dramaturgiſchen Blättern abgedruckt. Benannter Herausgeber bittet Dich, o günſtiger Leſer! nun recht von Herzen, daß Du in dieſem Geſpräch nicht etwa tiefe, gelehrt gemeinte Discuſſionen über theatraliſche Darſtellung ſuchen, ſondern die flüchtigen Bemerkungen, Andeutungen über das ganze Theaterweſen, wie ſie ſich eben im Geſpräch zu erzeugen pflegen, ja auch wohl manchen zu lockern Scherz, der ſich diebiſcher Weiſe eingeſchlichen, freundlich ohne weiteren Anſpruch hinnehmen mögeſt.

---

*) Seltſame Leiden eines Theater-Direktors ꝛc. erſchienen in der Maurerſchen Buchhandlung zu Berlin, 1819.

Ein ganz vergebliches Mühen würd' es ſeyn, wenn Du, o lieber Leſer! es unternehmen ſollteſt, zu den Bildern, die einer längſt vergangenen Zeit entnommen, die Originale in der neueſten nächſten Umgebung ausſpähen zu wollen. Alle Harmloſigkeit, auf die vorzüglich gerechnet, würde über dieſem Mühen zu Grunde gehen müſſen. —

Berlin im Oktober 1818.

E. T. A. Hoffmann.

Am Tage des heiligen Dionyſius, das heißt, am neunten Oktober Vormittags um eilf Uhr war es im Rautenkranz, dem berühmten Gaſthofe in der noch berühmteren freien Reichsſtadt N. wie ausgeſtorben. Denn nur ein einziger Fremder, ein nicht zu großer ältlicher in einen Oberrock von dem feinſten dunkelbraunen Tuch gekleideter Mann frühſtückte einſam in einer Ecke des Gaſtzimmers. Auf ſeinem Geſicht lag der Ausdruck innerer Ruhe und Zufriedenheit und ſein ganzer Anſtand, jede Bewegung war bequem und wohlbehaglich. Er hatte ſich alten Franzwein geben laſſen, und ein Manuſkript aus der Taſche gezogen. Darin las er mit großer Aufmerkſamkeit und ſtrich manches mit Rothſtift an, indem er aus dem eingeſchenkten Glaſe nippte und etwas Zwieback dazu genoß. Bald ſpielte ein feines ironiſches Lächeln um ſeinen Mund, bald verzogen ſich die Augenbraunen zum finſtern Ernſt, bald warf er den Blick in die Höhe wie etwas im Innerſten überlegend, bald ſchüttelte, nickte er mit dem Kopfe wie den Gedanken verwerfend oder billigend. Wer hätte den Mann nicht für einen Schriftſteller halten ſollen, der vielleicht nach N. gekommen war, um irgend eins ſeiner Geiſtesprodukte an das Tageslicht zu befördern. — Die Stille, die im Gaſtzimmer herrſchte, wurde auf ſonderbare Weiſe unterbrochen. Die Thüre ſprang auf und herein ſtürzte ein Mann im modernen grauen Rock, Hut auf dem Kopf, Brill auf der Naſe. — „Champagner, ein Dutzend Auſtern!“ ſchrie er und warf ſich ohne den Braunen zu bemerken in einen Stuhl. Er las das Billet, das er in der Hand gehalten, zerriß es und trat es mit Füßen. — Dann lachte er auf wie vor innerer Wuth, ſchlug ſich mit geballter Fauſt vor die Stirn und murmelte: „Unſinnig, unſinnig machen ſie mich! — Ein Galeerenſklave führt ein köſtliches Leben im Vergleich mit meinem Elende!“ — Der Kellner hatte den Champagner gebracht, der Graue ſtürzte jählings einige Gläſer hinunter, holte dann eine Menge Briefe hervor, erbrach ſie und ſtieß während des Leſens tauſend Flüche und Verwünſchungen aus. — Das ganze Anſehn des Grauen mußte das tiefſte Mitleid, die innigſte Theilnahme erregen. Er war kaum über die ſpätern Jünglingsjahre hinaus, und ſein blaſſes abgehärmtes Geſicht, der verſtörte Blick ſeiner Augen, die weißen Härchen, die durch die dunklen Locken ſchimmerten, ließen ihn offenbar älter erſcheinen, als er es nach der Art ſich zu tragen und zu bewegen ſeyn konnte. Wohl mochte er die Abſicht haben, ſich zu betäuben und wenigſtens für den Augenblick des Elendes oder des ungeheuern Ereigniſſes zu vergeſſen, das ihm Vernichtung drohte, denn Glas auf Glas hinunterſtützend hatte er ſchon die Flaſche geleert und forderte eine zweite, als der Kellner die Auſtern herbeitrug! — „Ja es iſt aus, murmelte er zwiſchen den Zähnen, ja es iſt rein aus! Welchem Sterblichen auf Erden ward ſolche Kraft, ſolcher Gleichmuth, dies zu ertragen!“ — Er fing an die Auſtern zu genießen, kaum hatte er aber die zweite verſchluckt und ein Glas Champagner darauf geſetzt, als er mit verſchränkten Armen in den Lehnſeſſel zurückſank, den verklärten Blick aufſchlug in die Höhe und mit dem Ton der tiefſten Wehmuth ſprach: „Aufgeben will ich Alles — Alles „— mich ſelbſt. — Der ew'gen Sonne geb' ich die Atome wieder, „die ſich zu Luſt und Schmerz in mir gefügt — Ach! und doch ſo „ſüß, ſo ſüß zu träumen — Wenn dieſer Traum nicht wäre — das „iſt die Rückſicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen!“ — Die Thränen traten dem Grauen in die Augen, doch ermannte er ſich bald, ſchlürfte die Auſtern hinunter, trank dazwiſchen ein — zwei Gläſer Champagner. Dann fuhr er plötzlich auf, ſchlug ſich vor die Stirn, daß es laut klatſchte, und rief wild lachend: „Um Hekuba? „— Was iſt ihm Hekuba? — Und ich, ein blöder ſchwachgemuther „Schurke ſchleiche wie Hans der Träumer meiner Sache fremd und „kann nichts ſagen, nichts für einen Dichter, an deſſen Eigenthum „und theurem Leben verdammter Raub geſchah! Bin ich 'ne Memme? „Wer nennt mich Schelm? Bricht mir den Kopf entzwei? Rauſt „mir den Bart und wirſt ihn mir in's Antlitz? Zwickt an der

„Naſe mich und ſtraft mich Lügen tief in den Hals hinein? Wer thut
„mir dies?“ — „Ich,“ ſprach der Braune, der Aug' und Ohr nicht
abgewandt hatte von dem Grauen und der endlich aufgeſtanden und
ſich ihm genähert; „ich will dieſes Alles nun gerade nicht thun, aber
„verzeihen Sie es mir, mein Herr, wenn ich es unmöglich gleichgültig
„anſehen kann, wie Sie ſich immer mehr und mehr einer widerlichen
„Stimmung hingeben, die nur von dem unglücklichſten Ereigniß erzeugt
„werden konnte. — Aber Troſt und Hülſe iſt doch wohl möglich.
„Betrachten Sie mich nicht als einen Fremden, nehmen Sie
„mich als einen Mann, der der wahrſte thätigſte Freund jedes mit
„dem Schickſal oder mit ſich ſelbſt Entzweiten iſt.“ — Der Graue
fuhr erſchrocken vom Stuhle auf, riß ſchnell den Hut vom Kopfe
und ſprach dann ſchnell gefaßt mit leiſem Lächeln: „O mein Herr,
„wie ſehr muß ich mich ſchämen. Nur ſelten wird dies Zimmer Vormittags
„beſucht, ich glaubte mich allein — in der That, ganz zerſtreut,
„ja ganz und gar von Sinnen, bemerkte ich Sie nicht und ſo
„wurden Sie Zeuge des Ausbruchs von innerm Aerger und Verdruß,
„den ich ſonſt ſtill in mir zu tragen und nieder zu kämpfen gewohnt
„bin.“ „Und dieſer Verdruß, dieſe auflodernde Verzweiflung?“ fiel
der Braune ein. „Iſt,“ fuhr der Graue fort, „die Folge manches in
„mein Leben nun einmal als nothwendig verflochtenen Auftritts und
„noch niemals ſo bis zur Troſtloſigkeit gediehen. Gewiß betrug ich
„mich auf eine Weiſe, die Ihnen, mein Herr, albern und abentheuerlich
„vorkommen muß; ich habe das gut zu machen. Frühſtücken Sie
„mit mir! — Kellner!“ — „Laſſen Sie das, laſſen Sie das,“ rief
der Braune und winkte den Kellner, der in der Thür erſchien, zurück.
„Nein bei Gott,“ ſprach er weiter, „nicht frühſtücken will ich mit Ihnen,
„nein! die Urſache Ihres tiefen Kummers, Ihrer Verzweiflung wiſſen
„und thätig ſeyn, ruſtig den Feind anpacken und ihn zu Boden
„ſchlagen, wie es dem wackern Manne ziemt, und“ — „Ach“ unterbrach
der Graue den Braunen, „ach mein werther Herr! mit dem zu
„Boden ſchlagen des Feindes, der mich verfolgt, ja der zuweilen recht
„teufliſch in meinen innerſten Eingeweiden wühlt, das iſt eine mißliche
„Sache. Ihm wachſen die Köpfe wie der unbezwinglichen Hydra,
„er hat wie der Rieſe Geryon hundert Arme, mit denen er herumhandtirt
„auf ſchreckliche Weiſe.“ „Sie weichen mir aus,“ ſprach
der Braune, „aber Sie entkommen mir nicht, denn zu tief hat mich

„Ihr Leiden, das nur zu ſehr aus dieſem blaſſen kummervollen Geſichte ſpricht, bewegt. Sie laſen Briefe — Ach jeder enthielt gewiß „eine verfehlte Hoffnung. Täuſche ich mich nicht, ſo drückt Sie auch „das feindliche Schickſal, das unſere Exiſtenz von Geld und Gut abhängig gemacht hat. Vielleicht drohen Ihnen in dieſem Augenblick ſchlimme Maaßregeln eines harten geldgierigen Gläubigers. „Meine Umſtände ſind von der Art, daß ich, iſt die Summe nicht zu „groß, helfen kann und ich werde helfen! — Ja gewiß, ich werde „helfen, hier iſt meine Hand!“ Der Graue faßte die ihm dargebotene Hand und drückte ſie, indem er dem Braunen ernſt und düſter in's Auge ſah, an ſeine Bruſt.

„Nicht wahr, nicht wahr, ich hab' es getroffen? — Sprechen „Sie, wer? — wie viel? — wo?“ So rief der Braune ganz freudig, aber der Graue, der noch immer des Braunen Hand feſt hielt, ſprach: „Nein mein Herr! meine Lage iſt von der Art, daß ich niemals auf „eigentlichen Wohlſtand rechnen kann, doch drücken mich durchaus „keine Schulden, meine Ehre zum Pfande! Geldverlegenheit iſt und „kann nicht die Urſache meines Kummers ſeyn. Doch Ihr Anerbieten hat mich auf die ſeltſamſte Weiſe überraſcht und zugleich im „Innerſten tief bewegt. Dieſe Theilnahme an dem Schickſal eines „Unbekannten zeugt von einer Geſinnung, die immer mehr und mehr „ſchwindet in der eingeengten vertrockneten Bruſt unſerer Brüder.“ „Laſſen Sie das,“ fiel der Braune dem Grauen ungeduldig in's Wort, „laſſen Sie das, mein theuerſter Herr und ſagen Sie lieber fein geſchwinde, wo das Uebel ſitzt, wo zu helfen iſt. — Wurden Sie von „der Frau, von der Geliebten treulos verlaſſen! Wurde Ihre Ehre „von Schmähſüchtigen angegriffen? Ach! — vielleicht Dichter und „vom Rezenſenten-Volk begeifert?“ — „Nein nein,“ rief der Graue. „Nun ſo möchte ich doch in aller Welt wiſſen,“ ſprach der Braune kleinlaut, aber da faßte der Graue des Braunen beide Hände und ſprach nach kurzem Stillſchweigen ſehr ernſt und feierlich: „So erfahren Sie denn die unglückliche Quelle endloſer Quälereien, nicht „auszuſprechenden, das Leben vergiftenden Verdruſſes und Aergers „bei, menſchliche Kräfte überſteigender, Mühe und Arbeit — ich bin „Direktor der hieſigen Schaubühne!“

Der Braune ſah dem Grauen mit ironiſchem Lächeln in's Geſicht, als erwarte er einen deutlicheren Commentar. „Ach mein Herr!“

fuhr der Graue fort, „ach mein Herr! ich merk' es ſchon, Ihnen „kommt meine Klage närriſch vor, meine Leiden ſind Ihnen fremd, „Sie vermögen nicht mein Elend zu faſſen. Iſt es denn nicht auch „der böſe Dämon des Schauſpiel-Direktors, der ſchadenfroh jedes „Uneingeweihten Auge blendet, daß er nicht vermag in das innere „Leben des tauſendfach Gequälten, in die düſteren Geheimniſſe der „Theaterwelt zu ſchauen? — Nur der College Schauſpiel-Direktor „verſteht ihn und — lacht ihn aus, wie dies nun einmal in der „menſchlichen Natur liegt. Aber Sie, mein Herr! dem ſolches Elend „fremd iſt, Sie dürfen nicht lachen. Der Narben lacht, wer Wunden „nie gefühlt." „Sie thun," unterbrach der Braune den Grauen, „Sie „thun mir in der That großes Unrecht; denn weit entfernt davon bin „ich deshalb zu lachen, weil ich vielleicht nicht begreife, wie lediglich „das Verhältniß, in dem Sie als Direktor einer Bühne ſtehen, jene „Verzweiflung erzeugen kann, die Sie ſo lebhaft äußerten. Erfahren „Sie, daß ich mit Ihnen alles recht tief fühle, da ich manche Jahre „hindurch Direktor einer reiſenden Schauſpielertruppe war und es in „gewiſſer Art noch bin. Konnt' ich vorhin einem leiſen Lächeln nicht „wehren, das unwillkürlich mein Geſicht überflog, ſo war es nur, „weil ich ohne das nicht vermag das bunte, groteske, mit allerlei „fratzhaften Figuren ſtaffirte Bild meines vergangenen Theaterlebens „zu beſchauen, das wie durch einen Zauberſchlag geweckt, mir plötzlich „vor Augen trat, als Sie ſagten: Ich bin Direktor der hieſigen „Bühne! — Glauben Sie an meine herzliche Theilnahme und ſchütten „Sie Ihren Kummer aus, das erleichtert wenigſtens die Bruſt, und „ſo kann ich doch helfen." —

Mit dem Ausdruck der innigſten Gutmüthigkeit hatte der Braune des Grauen Hand gefaßt, dieſer zog ſie aber voller Unmuth zurück und ſprach mit finſterem verzogenem Geſicht: „Wie, mein Herr! — „Sie ſind Direktor einer reiſenden Truppe? — Sie wollen hier ſpielen? „— Sie wiſſen nicht, daß ich ein ausſchließendes Privilegium habe? „— Sie wollen ſich mit mir abfinden? — Deshalb die Freundlichkeit, „die Theilnahme! — Ach, nun verſtehe ich! Sie kannten mich ſchon, „als ich eintrat. Erlauben Sie mir, Ihnen zu erklären, daß dieſe Art „ſich anzubiedern mir ſehr mißfallen muß und daß es Ihnen auf „keine Weiſe gelingen wird, hier am Ort wider meinen Willen auch „nur eine Culiſſe aufzuſtellen. Ueberdem würde Ihre Truppe ſich auch

„nur der Gefahr ausſetzen, auf die eklatantſte Art von der Welt aus-
„gepfiffen zu werden, da meine Bühne beſetzt mit den vortrefflichſten
„Künſtlern wohl die erſte in ganz Deutſchland ſeyn dürfte. Ich rathe
„Ihnen ſogleich abzureiſen. Adieu mein Herr!“ —

Der Graue nahm den Hut und wollte ſchnell fort, aber der Braune ſchlug voll Erſtaunen die Hände zuſammen und rief: „Aber
„iſt es möglich! Iſt es möglich! — Nein nein, mein herzlieber Freund
„und College — Ja ja, mein Herr College,“ wiederholte der Braune, da der Graue ihn mit ſtolzem beinahe verächtlichem Blick vom Kopfe bis zum Fuße maß, „ich laſſe Sie nun einmal nicht ſo im Zorn und
„Unmuth fort. Bleiben Sie, ſetzen Sie ſich fein nieder.“ (Er drückte den Grauen ſanft in den Seſſel, ſetzte ſich zu ihm und füllte die Gläſer.) „Vernehmen Sie, daß es mir auch nicht auf die entfernteſte
„Weiſe in den Sinn kommt, mit Ihnen zu rivaliſiren, oder Ihnen
„ſonſt Abbruch zu thun. Ich bin ein bemittelter — ich möchte wohl
„ſagen, reicher Mann.“ (Des Grauen Geſicht heiterte ſich auf und er leerte nach einer leichten Verbeugung das vor ihm ſtehende Glas.)
„Wie ſollte ich denn thöricht genug ſeyn, hier auf ein Unternehmen
„auszugehen, das mir nur Schaden und Verdruß bereiten könnte.
„Wie geſagt, ich bin ein Mann von Vermögen, aber was meines
„Bedenkens noch mehr gilt, ein Mann von Wort, und dieſes ſetze ich
„zum Pfande, daß unſere Geſchäfte ſich niemals zum Mißbehagen
„des einen oder des andern kreuzen können. Stoßen Sie an,
„theuerſter College! und faſſen Sie Vertrauen. Klagen Sie,
„klagen Sie wacker darauf los; klagen Sie über das Publikum,
„über den Geſchmack, über Dichter und Componiſten, und auch
„über die vortrefflichſten Künſtler der erſten Bühne in Deutſchland,
„die Ihnen wohl auch ein wenig Kummer und Leid verurſachen
„mögen.“

„Ach mein Herr!“ ſprach der Graue mit einem tiefen Seufzer,
„mit dem Publikum, mit dieſem tauſendköpfigen, bizarren, chamä-
„leontiſchen Ungeheuer, würde man am Ende wohl noch fertig! —
„Wirft man es auch nach jenes Dichters Rath nicht gerade auf den
„Rücken, damit das grauliche Ungethüm ſich umgeſtalte zum gemeinen
„Froſch, ſo werden doch wohl noch irgendwo Zuckerbrödchen gebacken,
„die man nur zu rechter Zeit hineinſtecken muß in die zum Bellen
„aufgeſperrten Rachen! — Geſchmack! Das iſt nur eine fabelhafte

„Idee — ein Geſpenſt, von dem alle ſprechen und das niemand geſehen hat. Rieſen die Leute wie im geſtiefelten Kater: wir wollen guten Geſchmack — guten Geſchmack, ſo drückt ſich darin nur das kranke Gefühl des Ueberſättigten aus, der nach einer fremden idealen Speiſe verlangt, die die öde Leere im Innern vertreiben ſoll. Dichter und Componiſten gelten jetzt bei der Bühne wenig, ſie werden meiſtens nur als Handlanger betrachtet, da ſie nur den Anlaß geben zum eigentlichen Schauſpiel, das in glänzenden Dekorationen und prächtigen Kleidern beſteht."

Der Graue ſeufzte nochmals tief aus der Bruſt, worauf ſich das Geſpräch in folgender Art weiter fortſpann.

Der Braune. Ha ha! ich verſtehe Ihre Seufzer! Hinc illae lacrymae — Ja! Welcher Direktor darf ſich rühmen den unaufhörlichen gutgezielten Stößen und Hieben ſeiner Helden und Heldinnen entgangen zu ſeyn! — Aber erleichtern Sie Ihre Bruſt, Werther! Klagen Sie, klagen Sie.

Der Graue. Wo anfangen! — wo enden!

Der Braune. Anfangen? — Getroſt bei der wahrſcheinlich Sie recht ſchmerzhaft ergreifenden Begebenheit, die ſich eben jetzt zugetragen. Sie erhielten einen Brief, deſſen Inhalt Sie beinahe bis zur Verzweiflung trieb.

Der Graue. Ich bin abgekühlt und kann Ihnen mit vieler Gelaſſenheit ſagen, daß ich Gefahr laufe vom Publikum gemißhandelt zu werden und den Kaſſirer lange Zeit hindurch mit troſtloſem Geſicht die federleichte Kaſſette unterm Arm eintreten zu ſehen. — Sie kennen den genialen herrlichen Ampedo, den göttlichen Kapellmeiſter, der gleich groß iſt im Zärtlichen und Heroiſchen, im Tragiſchen und Burlesken, im Starken und — im Schwachen! — Der große Mann wollte einmal alle Süßigkeit und Kraft des Geſanges vereinen in einem Meiſterwerk. Kein Text war ihm recht, doch endlich, endlich fand er ſeinen Dichter und ſo entſtand die Oper aller Opern: Gusmann der Löwe!

Der Braune. Ei! — ei! — Gusmann der Löwe! — Eine Ritteroper! — Ein Held, der ob ſeiner Stärke und Tapferkeit den Beinamen: der Löwe, erhielt.

Der Graue. Weit gefehlt, weit gefehlt, Wertheſter! Gusmann iſt ein wirklicher, lieber, zarter, kultivirter Löwe von angenehmer

Denkungsart, feinen Sitten und raffinirter Treue. Er kann nur durch eine wohlabgerichtete Dogge, der eine ſchickliche Löwenperrücke aufgeſtülpt wird, würdig und wirkungsvoll dargeſtellt werden.

Der Braune. Himmel! — wieder ein Hund! — wieder ein Hund!

Der Graue. Still Liebſter! — ganz ſtille! — Der Genius der Zeit — die ewig fortſchreitende geiſtige Macht, in deren Kreiſen wir fortgewälzt werden, die verlangt nun einmal Hunde auf der Bühne, und es iſt wohl löblich dieſes kluge Thier zu höheren Repräſentationen auszubilden. Von gewöhnlicher Courtoiſie des Schauſpiels zur romantiſchen Chevalerie des Trauerſpiels und der heroiſchen Oper. — Ein Theater-Direktor wollte weiter gehen und das ſublimſte beginnend einen kleinen wohlproportionirten Eſel in Liebhaberrollen auftreten laſſen. Allgemein bemerkte man aber dagegen, das ſey nichts Neues und ſo blieb die Sache wieder liegen.

Der Braune. Ich merk' es wohl, daß die verſtimmten Saiten in Ihrem Innern einen tollen Murki der bitterſten Ironie erklingen laſſen. — Doch weiter, weiter! — Man trug Ihnen das Werk an! — Sie wollten es aufführen. —

Der Graue. Ich wollte? — Ich wollte? — Ach Freund, von Wollen war hier gar nicht die Rede. Kurz! — Ampedo, der geniale Kapellmeiſter Ampedo iſt nun einmal einer von den Leuten, die wie der Spitz im Prinzen Zerbino ſo lange von ſich ſelbſt ſagen: Ich bin ein großer Mann, bis es die Welt glaubt und ihm die Firma zugeſteht, unter der er Alles, was er in guter oder böſer Laune geſchaffen, ſey es von welcher Farbe, von welchem Geſchmack es wolle, verſehen mit dem Stempel der Vortrefflichkeit, in die Welt ſchickt. Er durfte nur ſagen: ich bin fertig mit meinem Gusmann dem Löwen, ſo ſchrien die Enthuſiaſten: ein Meiſterſtück! — o herrlich! — göttlich! — Wann haben wir den Göttergenuß? — Ampedo zuckt mit den Achſeln, zieht ein ſtolzes halb verächtliches Geſicht und ſpricht: Ja wenn der Theater-Direktor wollte — wenn er ſich dazu verſteht was Ordentliches daran zu wenden — wenn er mich gut bezahlt! — Nun werd' ich beſtürmt, bedroht. Man ſagt mir geradezu, ich müſſe keinen Verſtand, keinen Geſchmack, keine Kenntniß haben, ich müſſe ganz des leidigen Teufels ſeyn, wollte ich nicht gleich Tauſende wenden an das Meiſterſtück aller Meiſterſtücke. Was kann ich anders thun als die Oper kaufen für einen Preis, der meinen Kräften eben ſo wenig angemeſſen iſt als Ampedos Verdienſten. — Ja! ich kaufte die Oper.

Der Braune. Und hatten höchſt wahrſcheinlich ein elendes Machwerk am Halſe.

Der Graue. Mit nichten. Bei dem Leſen des Textes ſtieß ich auf Szenen, die bald ihre draſtiſch erſchütternde Wirkung nicht verfehlen können, bald in Allen innige zarte Rührung erregen müſſen. Zu den erſtern rechne ich — doch zuvörderſt muß ich bemerken, daß Gusmanns Schützling ein holdes, ſüßes, kindliches, kindiſches Prinzeßlein iſt, Bettina mit Namen. — Nun alſo! — zu den erſchütternden Szenen rechne ich beſonders, wie Gusmann plötzlich in dem Karko den erkennt, der vor ſieben Jahren der Prinzeſſin Bettina einen Kuß rauben wollte, mit furchtbarem gräßlichen Gebrüll auf ihn losſtürzt und ihm den Haarbeutel abbeißt. Dagegen iſt es wieder eine rührende, rein gemüthliche idylliſch ſüße Szene, bei der jedes tiefe Gemüth in ſanfte ſehnſuchtsvolle Trauer verſenkt werden muß, wenn die liebliche ſüßkoſende Bettina ihren treuen Gusmann mit Roſinen füttert, die ſie in die Höhe wirft und die er mit geſchickten Katzenſprüngen auffängt, aber nicht früher verſchlingt, als bis die Angebetete ruft oder vielmehr ſingt: Friß!

Der Braune. In der That, unglaublich herrliche Dinge! — Aber die Muſik, die Muſik?

Der Graue. Nur in den Proben hört' ich ſie ja leider, da mir die Aufführung vereitelt. Aber ich verſpürte die herrlichſten genialſten Gedanken unſterblicher Meiſter, die leider ſterblich waren, und iſt es nicht verdienſtlich, daß auf dieſe Weiſe Gold und Juwelen, Schätze, die die Zeit wie ein übermüthiger Nabob in den Abgrund ſchleudert, geborgen und gerettet werden für die beſtehende Generation? Ueberdem hat der Kitt, womit Ampedo geſchickt zu leimen verſteht, Farbe und Haltung, und was will man mehr.

Der Braune. Ei, ei! — Was kann ich zu dem Allen ſagen. Sie ſind erbittert gegen das Werk, weil es ganz gewiß aufging am Theater-Horizont wie ein feuriger Komet, der in ſeinem Schweif Krieg und böſe Zeit und Orkane und Gewitter trägt! Aber weiter — weiter! —

Der Graue. Ich habe weit ausgeholt — von Leda's Ei, das merk' ich! Doch Sie — haben ſich mir genähert in voller Gutmüthigkeit, laſſen Sie mich weitſchweifig ſeyn, denn indem ich den Feind langſam nahen laſſe, gewöhne ich mich an ſeinen Anblick und er verſchwebt wohl wirkungslos, wenn ich ihn recht feſt in's Auge faſſe. — Ich hatte die Oper gekauft und überſah nun erſt die unendlichen Schwierigkeiten, die ſich der Aufführung entgegendämmen würden. —

Der Braune. Die Dogge, die zum Spiel des Löwen Gusmann abgerichtet werden mußte.

Der Graue. O! — das war das wenigſte, Verehrungswürdiger! — Das Schickſal — mein guter Stern wollte, daß ich ſehr bald einen talentvollen, humanen, goldgelben Fleiſcherhund fand und in meinem Theaterfriſeur ein vollkommenes Genie zum Einſtudiren der Beſtie entdeckte. Die Sache ging vortrefflich. In kurzer Zeit hatte der würdige Hund ſeinen eigentlichen Namen: Lepſch, vergeſſen und hörte auf den Ruf: Gusmann! Er lernte auf dem Theater anſtändig ſtehn, gehn und ſich bewegen, was doch keine Kleinigkeit iſt, fraß Roſinen und biß Haarbeutel ab, in die der pädagogiſche Haar-Künſtler pfiffiger Weiſe Bratwürſte verborgen. Die Koſten waren nicht zu hoch, denn außer der, die Würſte mit eingerechnet, nicht zu theuern Atzung und des mäßigen Honorars, hatte ich nur noch funfzig Reichsthaler für bei den Kunſtübungen dem Profeſſor zerriſſene Weſten und Hoſen zu bezahlen. Für die Heilung der Schrammen, die der hoffnungsvolle junge Künſtler der Naſe des zweiten Tenoriſten (Karko) im Eifer des Spiels angebracht, rechnete der Theater-Chirurgus gar nichts. Er meinte, jungen Genies müſſe man viel zu Gute halten und er gäbe fünf Ellen engliſches Pflaſter umſonſt her, um Wunden zu heilen, die ſolche Helden im jugendlichen Kunſteifer geſchlagen. — Stimmung des Publikums! —

Der Braune. Alſo die eigentlichen Hinderniſſe und Schwierigkeiten?

Der Graue. Im Allgemeinen möcht' es ſchon zu tadeln ſeyn, daß in einer Oper die eigentliche Hauptperſon nicht ſingt. Bis jetzt iſt der menſchliche Geiſt noch nicht zu der Erfindung gelangt, Hunden das Singen beizubringen und vergeblich hätte daher Ampedo eine Parthie für Gusmann geſchrieben; indeſſen könnte man ſich darüber wegſetzen, indem es ſchon Opern giebt, in welchen Stumme die Hauptrolle ſpielen. Der Geſang wird erſetzt durch das mimiſche Talent und dieſes iſt den Beſtien durchaus nicht abzuſprechen. Aber! — aber, daß die Oper: Gusmann der Löwe hieß, das war ſchon deshalb ein Uebelſtand, weil nun Prima Donna, Primo Tenore, Primo Baſſo im Voraus mit der Oper, die jeder zur Taufe halten und ihr den Namen geben wollte, unzufrieden ſeyn mußten. Ein zweites Hinderniß ergab ſich daraus, daß Bettina, nächſt Gusmann die Hauptperſon, keine Bravour-Parthie war und durchaus von einer jugendlichen Sängerin dargeſtellt werden mußte, wogegen der große Ampedo in die Parthie der Königin Mikomikona hineingeblitzt und gedonnert, mithin dieſelbe für die Prima Donna geſchrieben hatte. Dann war die für den erſten Baß beſtimmte Parthie des Kajus, Tyrannen und Königes einer wüſten Inſel, nur mit einer einzigen Arie verſehen und endlich kam in der Tenor-Parthie — nur zweimal das hohe A vor. Kurz, ich ſah ſchon im Geiſte die kleinen allerliebſten Brieflein mit der Aufſchrift: Hierbei die Rolle der Mikomikona u. ſ. w. anlangen oder die verächtlichen mißmüthigen Geſichter in den Proben. Es traf denn auch Alles richtig ein. —

Der Braune. Alles, mit Ausſchluß des talentvollen Gusmann, weigerte ſich zu ſingen — zu ſpielen, ich merk' es! — Mikomikona war die erſte, die die Parthie zurückſchickte? —

Der Graue. Allerdings! — Ich hatte das aber vorausgeſehen und war darauf vorbereitet! — Meiner Anweiſung gemäß ging der Garderobier mit einer ſchönen Zeichnung, die Königin Mikomikona in vollem Staatsanzuge darſtellend, zu der Donna. Der Anzug war neu, impoſant, prächtig, viel Sammt, viel Atlas, viel Stickerei, viel Spitzen, grelle Farben, Federbüſche, Steine! — Man war entzückt, als der Garderobier in tiefſter Unterthänigkeit bemerkte, daß Madame wohl noch niemals alles, alles um ſich her ſo überſtrahlt haben würden, als es in der Oper Mikomikona unausbleiblich geſchehen müſſe. Die unwillkürlich ſcheinende Verwechslung des Namens der Oper klang wie zauberiſche Muſik in Madame's Ohren: „Sollte mir wirklich dieſer goldgeſtickte Purpurmantel gut zum Geſicht ſtehen, mein Guter?“ So lispelte die Donna ſanft und mit ſüßem Lacheln hinblickend auf die Zeichnung. Da ſchlug aber der Garderobier die Hände zuſammen und rief wie in Begeiſterung: Herrliche — himmliſche — göttliche Frau! — wie werden dieſe ſilbernen Kryſtallfunken, dieſe goldenen Blitze glühen und ſprühen und wie ſchuppengeharniſchte Salamander kämpfen mit den ſiegenden Strahlen dieſer holdſeligen Augen! — Engliſche Frau, laſſen Sie uns dieſes Untergewand ein halbes Zöllchen kürzer machen, der ſchwere Beſatz zieht herunter, und nicht entgehen darf dem Blick des entzückten Publikums das niedliche Füßchen, das geſchmückte Piedeſtal der Alabaſterſäule. —

Der Braune. Ei, wertheſter Kollege, Ihr Garderobier iſt ſtark in poetiſchen Ausdrücken —

Der Graue. Allerdings! — Den erſten Grund zur Poeſie legte er, als er ſämmtliche Manuſkripte von alten, zum Theil horriblen Schau- und Trauerſpielen las, die ich ihm gab, um Maaße daraus zu ſchneiden. Ob er es noch thut, weiß ich nicht, aber ſonſt ſtrengte er den Verſtand an, um, ſollte er zu beſtimmten Darſtellungen das Koſtüm beſorgen, zum Anmeſſen der Kleider aus, ihm homogen dünkenden, Stücken die Maaße aus- und zuzuſchneiden. Zum Regulus zerſchnitt er den Kodrus, zu den Yngurds-Kleidern ein altes Trauerſpiel von Gryphius, deſſen Namen mir entfallen, zu der Veſtalin aber Lenze's Soldaten. Letzteres kann ich mir gar nicht erklären, das tertium comparationis bleibt mir fremd und überhaupt iſt mein Kerl von Garderobier ein närriſcher Phantaſt.

Der Braune. Haben Sie denn nicht bemerkt, geehrteſter grauer Freund! daß alle Unteroffizianten des Theaters, wie man ſo zu ſprechen pflegt, um den Anflug einiger Toll- und Narrheit zu bezeichnen, einen Schuß haben? Bürgerliches Gewerbe treibend als da iſt, ſchneidern, friſiren u. ſ. f. erheben ſie den Kopf in die Theaterrollen hinein und meinen, was unten der Hände Arbeit gewinnt, geſchieht nur für die goldpapiernen Götter dort oben, deren Dienſt ſie ſich geweiht und die ſie über alles ſetzen, unerachtet ſie ſchlecht von ihnen ſprechen. Sie brauchen nämlich die ſkandalöſe Chronik des Theaters als Paſſe-partout, dem ſich jede Thür öffnet. Nicht leicht giebt es eine Stadt mit einem Theater, in der es wenigſtens unter den jungen Männern, Frauen und Mädchen nicht Sitte ſeyn ſollte, zum Schmuck des Hauptes ſich des Theaterfriſeurs zu bedienen.

Der Graue. Sie haben ſehr Recht, theurer Freund! und es ließe ſich da noch manche Frage aufwerfen. Um aber wieder auf meinen Schneider zu kommen, ſo merken Sie, daß er das, was ich wollte, mit möglichſter Feinheit durchſetzte. Madame's ganze Phantaſie war erfüllt von dem Bilde der glänzenden Mikomikona, ſie dachte nicht daran, daß ſie mir die Parthie zurück geſchickt hatte; dies war mir genug. Nun ſchrieb ich ihr, wie ich wohl einſähe, daß die Rolle durchaus nicht geeignet ſey ihr ſeltenes Talent ganz in volles Licht zu ſtellen, doch dem Componiſten, mir, ganz vorzüglich aber dem Publikum, das ſie denn gar nicht genug hören und bewundern könne, zu Liebe, möge ſie ſich doch dieſes mal zu der Parthie entſchließen. In der nächſten Viertelſtunde erhielt ich Antwort.

> „Um Sie, geſchätzter Herr Direktor, zu überzeugen, daß ich nicht ſo eigenſinnig bin, als es eine andere Sängerin, die mein Talent beſäße, wohl ſeyn würde und mit vollem Recht ſeyn könnte, erkläre ich hiemit, daß ich die Mikomikona ſingen werde. Bei näherem Durchſehen habe ich auch gefunden, daß in der Parthie recht hübſche Sachen ſind. Ohne Rückſicht auf mich ſelbſt thue ich für die Kunſt Alles, das wiſſen Sie ja. Gruß und Achtung! — N. S. Schicken Sie mir doch Proben von dem rothen Sammt und von dem goldgewirkten Zeuge; auch muß der Schneider gleich zu mir kommen.“

Der Braune. Die Sache war gemacht?

Der Graue. Allerdings! — Aber einen ſchwereren Kampf hatte ich mit dem Könige der wüſten Inſel, dem Tyrannen Kajus, zu beſtehen.

Dieſer Menſch (ich ſpreche von meinem Baßiſten) — Dieſer Menſch, ſag' ich, mit einer mittelmäßigen Stimme und ganz unvortheilhaftem Aeußern iſt meine wahre Zuchtruthe. Sein Vortrag iſt gut ausgebildet, aber vorzüglich durch allerlei muſikaliſche Charlatanerien, die ihm zu Gebote ſtehen, wußte er der Menge zu imponiren oder vielmehr jene gaffende Bewunderung, jenes ſtarre blödſichtige Anſtaunen zu erregen, das in überſchwengliches Beifall-Toben ausbricht, ſobald der Seiltänzer den gewagten Luftſprung glücklich vollführt hat. Das Volk baute ihm den papiernen Theaterthron, auf dem er ſich nun brüſtet.

Von Eitelkeit und Selbſtſucht ganz verblendet hält er ſich, ſich allein für den Brennpunkt, von dem alles ausgehen müſſe. Daher iſt ihm keine Rolle, keine Parthie recht. Als zärtlicher Vater verlangt er ſtarke Arien, als komiſcher Alter ſeriöſe Szenen, als Tyrann zärtliche Romanzen, denn überall will er ſich als der Vielſeitigſte bewähren. „Laßt mich den Löwen auch ſpielen. Ich will brüllen, daß „es einem Menſchen im Leibe wohl thun ſoll mich zu hören. Ich „will brüllen, daß der Herzog ſagen ſoll: Noch mal brüllen — Ich „will meine Stimme forciren, ich will Euch ſo ſanft brüllen wie ein „ſaugendes Täubchen, ich will Euch brüllen als wär's 'ne Nach„tigall!" —

Der Braune. O Zettel! — Zettel! — mein Ehrenzettel! —

Der Graue. Heiliger Shakespear! Kannteſt du denn meinen Baßiſten, als du den herrlichen Zettel ſchufſt, der ein Denkzettel iſt für alle tolle Faſelei arroganter Komödianten! — Sie können ſich denken, daß Kajus auch mit Ampedo's Compoſition, vorzüglich aber mit dem Stuck unzufrieden war, da er in der Dogge einen furchtbaren Nebenbuhler erblickte. Er erklärte, nimmermehr die Parthie des Kajus ſingen zu wollen. Ich ſtellte ihm vor, daß durch ſeine Weigerung die von dem Publikum ſehnlichſt gewünſchte Oper würde liegen bleiben müſſen, da meinte er aber, ob ich wohl glaube, daß er der Oper wegen da ſey und was ihn überhaupt meine Oper anginge. Ich bemerkte dagegen ganz beſcheiden, daß ich künftigen Sonnabend und ſo weiter fort bei dem Zahlen des Gehalts von demſelben Grundſatz ausgehen und ihn ganz ignoriren würde. Das ſchien einigen Eindruck zu machen und wir wurden über folgende Punkte einig, die ich wie einen Friedenstraktat niederſchrieb:

1) Herr Kajus übernimmt und ſingt in der Oper „Gusmann der Löwe" den König einer wüſten Inſel und Tyrannen Kajus.
2) Der Direktor verſpricht, Herrn Kapellmeiſter Ampedo dazu zu bewegen, noch ein zärtliches Rondo oder eine Romanze in franzöſiſchem Styl zu komponiren. Herr Kajus ſchlägt dazu die Situation in der vierten Szene des zweiten Akts vor, in der Kajus den älteſten Prinzen der Königin Mikomikona vor ihren Augen erſticht, weil es gerade die Mitte der Oper iſt. Kajus kann ſich, nachdem er den Mord begangen, der ſüßen Jugendzeit erinnern, als er noch las: „Der Affe gar poſſierlich iſt ꝛc. ꝛc." Das macht ihn weich und zärtlich! Er fängt an zu ſchwärmen und bricht aus in Geſang: O ſüße Jugendzeit ꝛc. ꝛc. Die Tonart iſt Es-Dur und viermal mag ein Colla-Parte vorkommen. Beſſer iſt es aber wenn Hr. Ampedo die ganze Arie Colla-Parte

und nur drei begleitende Accorde ſchreibt, das Uebrige findet ſich in der Probe.

3) Es wird dem Hr. Kajus ausdrücklich erlaubt, goldne Sporen an die Halbſtiefelchen zu ſchnallen, einen Kommandoſtab zu führen und die Szene worin er Mikomikona's Todesurtheil unterſchreibt, zu Pferde zu ſpielen. Es kann eine Fuchsſtute dazu genommen werden, nur im Nothfall der engliſirte Theater-Braune mit der Bläſſe. —

Dieſen Traktat unterzeichneten wir, umarmten uns und als Ampedo hinzutrat, klopfte ihm Hr. Kajus ſüßlächelnd auf die Schulter, indem er ſprach: Seyen Sie ruhig, mein Guter, ich ſing' halt den Tyrannen! — Ampedo ſah etwas verblüfft aus, ich nutzte den Augenblick ihn für die zärtliche dreiaccordige Arie zu ſtimmen — er ſchlug ein — die Sache war gemacht! —

Der Braune. Und die übrigen?

Der Graue. Schöne Worte! — Geld! Neue Kleider! — Ha! es ging vortrefflich, aber der Satan lauerte im Hintergrunde! O! O! wer vermag zu widerſtehen der Macht des hölliſchen Satans!

Der Braune. Was hatte der Satan mit des großen Ampedo großer Oper zu thun?

Der Graue. Er (der Satan nämlich), er wirkt mächtig mit ſchwachen Werkzeugen und bäumt ſich wild in ſanften Gemüthern! — Recht mit mir ſelbſt zufrieden, recht glücklich daß mir das ſchwierige Werk gelungen, mich wiegend in ſüßen Hoffnungen und Träumen, welche Senſation der Löwe Gusmann erregen, welche runde Summen er einbringen wird, ſitz' ich in meinem Zimmer. Da höre ich die Thüre des Vorſaals aufgehn. Man tritt herein und bald erhebt ſich ein ſeltſames Weinen und Schluchſen und dazwiſchen vernehme ich Ausrufe und abgeriſſene Klagen. Erſtaunt ſpringe ich auf vom Schreibtiſch und laufe nach dem Vorſaal. Welch tolles Schauſpiel bietet ſich mir dar als ich die Thüre öffne! — Theaterſchneider und Theaterfriſeur liegen ſich in den Armen, an der Bruſt. Sie ſind es, die ſo ſchluchſen und weinen, die ſich in abgebrochenen von Thränen halb erſtickten Worten erfahrnes bitteres Herzeleid klagen: „Geliebteſter „Freund! ſolch einen Tort zu ertragen! — vortrefflichſter Kollege! „ſolchen Schimpf einſtecken zu müſſen! — Dieſe Hyäne — Dieſer „Drache — dieſe fatale Perſon — dieſer obſolete Gegenſtand — dieſer

„veraltete Roman mit neuem Titel — eine Sage der Vorzeit — ein „verbrauchter Perrückenſtock — ein abgelegtes Staats-Kleid.“ Sie wurden mich endlich gewahr, ließen ab von der Umarmung und ſtürzten auf mich zu in wildem Schmerz.

Nun erſt bemerkte ich, daß der Schneider eine blutige wie mit ſcharfen Nägeln gekratzte Schramme auf der Naſe trug, und daß des Haarkünſtlers linke Backe merklich geſchwollen und roth war.

„Rache, Rache für uns tief beleidigte, tief gekränkte — Rache „für uns, Hochwohlgeborner — gütiger — gerechter Herr Direktor!“ — So ſchrien beide im Uniſono. Endlich zwang ich ſie zur ruhigen Erzählung des Vorgegangenen und erfuhr liebliche Sachen.

Der Braune. Beinahe merk' ich, wo die Schramme, wo die geſchwollene Backe hergekommen.

Der Graue. Mein Schneider hat das große Pracht- und Kunſtwerk, den Anzug der Königin Mikomikona vollendet; er erſtaunt ſelbſt über das gelungene Meiſterſtück, er iſt überzeugt, daß er nie Geſehenes geſchaffen, er brüſtet ſich in ſeinem Triumph und kann es nicht erwarten aus dem Munde der Donna ſein Lob zu hören. Er eilt hin mit den in der That geſchmackvollen herrlichen Kleidern; die Donna legt ſie an. Da will es hier und dort nicht paſſen und vorzüglich wirft das Unterkleid an dem Theil, worauf man nach uralter Gewohnheit zu ſitzen pflegt, ſolche wunderliche bauſchigte Falten, die ſelbſt die Draperie des darüber geworfenen Mantels verderben und trotz alles Zupfens und Ziehens nicht zu vertilgen ſind. Der gute Künſtler hatte eine ideale Mikomikona im Sinn und gedachte nicht der etwas ſeltſamen in die Breite getriebenen Formen der Donna, die die Natur zu einer Miß Billington umzuſchaffen ſcheint im billigen Alter. Die Donna — ſeltener Fall — bemerkte ſelbſt die Mißverhältniſſe. Der Schneider verſicherte, ſie habe in den jugendlichen Kleidern etwas verhext, wie ein kleines zum Schabernack geputztes Ungethüm ausgeſehen. —

Die Donna ſchob das aber auf den Schnitt der Kleider und fing an zu tadeln und zu tadeln. Das verſchnupfte den ehrſüchtigen Künſtler; er fing an leiſe von dem genialen Schwunge zu reden, den die Natur zuweilen in ihren Formen nehme — ſo mache ſie oft eine Seite der andern ungleich u. ſ. w. Als aber die Donna nicht aufhörte zu mäkeln und etwas von Ungeſchicklichkeit und gänzlichem Mangel an Geſchmack einfließen ließ, da platzte der tief Beleidigte heraus:

daß man freilich jung und hübſch, und nicht wie ein geſtopfter Mantelſack gewachſen ſeyn müſſe, wenn ſolch ein Anzug zieren und nicht entſtellen ſolle. Dies hören, — Mantel — Ueberkleid — alles herunterreißen, dem Schneider an den Kopf werfen, ihn bei dieſer Gelegenheit vielleicht unverſehends merklich an der Naſe zeichnen — das iſt die That des Augenblicks. Der Schneider die ſpitzen Nägel der zornigen Katze fürchtend, ſpringt zur Thüre hinaus und eben tritt der Friſeur herein mit der neuen Perrücke, die er der Donna anprobiren will. Sein Unſtern will es, daß er ſich vergriffen und mit ſtolzem Lächeln hält er der Donna die goldgelbe, gelockte Mähne entgegen, die er für Gusmann den Löwen verfertigt. Die ſchon aufgeregte Donna hält dies für böſen Tort und eben die gewaltige Hand, an deren Fingern die ſpitzigen Nägel ſitzen, verſetzt dem unglücklichen Haarkünſtler eine ſolche Ohrfeige, daß es ihm vor den Ohren ſummt und tauſend Blitze aus den Augen fahren. Auch er ſtürzt zur Thüre hinaus, er begegnet dem Schneider auf der Treppe, ſie laufen zu mir und ſo geſtaltet ſich die Szene auf meinem Vorſaal.

Der Braune. Ich bemerke, daß Ihre Donna italieniſchen Naturells iſt, ſtark in ausdrucksvoller Mimik und nebenher zu Mord und Todſchlag aufgelegt, wozu ſie ſchickliche Symbole im Kratzen und Ohrfeigenaustheilen findet. So hoch treiben es unſere deutſchen Sängerinnen denn doch nicht.

Der Graue. Meine Donna ſtammt wirklich aus Italien. Sehr paradox mag es aber klingen, daß ich lieber die Wuth einer aufgebrachten Italienerin bekämpfen, als mich von den kleinen Mäkeleien, Prüderien, eigenſinnigen Launen, Nervenzufällen, Kränkeleien unſerer deutſchen Theaterdamen langſam zu Tode quälen laſſen will —

Der Braune. Sie ſind zu reizbar, theurer Freund! Dieſe kleinen Untugenden unſerer Damen, ihr ſchwaches Nervenſyſtem — ihre Zartheiten —

Der Graue. Ja! die verfluchten Zartheiten! — Eine empfangene oder nicht empfangene Rolle, die Farbe eines Anzugs die ſie nicht mögen — eine ſtark beklatſchte oder gar hervorgerufene Kollegin — die Stille oder der mäßigere Beifall des Publikums, wenn man furore erwartete, ja ſelbſt die Luft im Probeſaal, alles das weht ſie an wie der Sirocco und wirft ſie, wo nicht in's Bette, doch auf den Sopha, wo ſie mit verbundenem Kopf oder im wohlgefältelten Spitzenhäubchen und zierlichen Negligee dem blutjungen galanten, ſchöngeiſteriſchen Arzt in melodiſchen Klängen ihr Leiden klagen. Der führt ein ganzes Arſenal des Todes in der Taſche: Fieber aller Art — Lungenſucht — Schwindſucht — Gehirnentzündung — mit grauſigen Anfällen jeder Krankheit wirft er um ſich in ſeltſamen Atteſten, die mir dann mit einem Brieflein, in deſſen Schriftzügen ſchon das Erbeben vor dem nahenden Tode ſichtlich, zugeſendet werden.

Der Braune. Aber will der Mann als Arzt beſtehen, ſo muß er das Unerhörte thun und ſelbſt dem Tode durch kräftige Mittel, die niederzuſchlucken die Kranken ſich nicht erwehren können, tüchtigen Widerſtand leiſten.

Der Graue. Mein ſublimer Arzt verachtet alle Medizin, die auf gewöhnliche irdiſche Weiſe zu Leibe geht. Seine Heilmethode iſt rein pſychiſch.

Er magnetiſirt und wahr iſt es, keinem Magnetiſeur wird es leichter ſeine Patienten in Schlaf zu bringen als gerade ihm. Nachdem er nur was weniges die Atmoſphäre der Kranken mit magnetiſcher Hand durchfächelt, ſetzt er ihnen, wie ſonſt es mit dem Magnetſtab geſchah, zwölf eigends dazu verfertigte Sonnette, die er deshalb beſtändig bei ſich trägt, auf die Bruſt. Alsbald ſchließen ſich die Augenlider, giebt es aber noch einen Kampf, ſo ſchickt er ein Trauerſpiel nach. Schon in der Hälfte des erſten Akts ſinken die robuſteſten Naturen wie im Todesſchlaf gebrochen zuſammen.

Der Braune. Ei! ich halte was auf die Anwendung pſychiſcher Mittel bei deſperaten Fällen — dazu rechne ich die Magie der Goldtinktur.

Der Graue. O ich verſtehe — Ich ſehe die ungemein witzige Zeichnung des berühmten Karrikaturiſten Gilray vor Augen. Die Billington ſitzt in der Fülle ihrer Wohlbeleibtheit, aber in kränklichem Schmachten irgend eines vorgegebenen Uebels im breiten Lehnſtuhl. Die Direktoren der Theater Drurylane und Coventgarden ſtehen von beiden Seiten. Der Drurylaner ſucht ſie zu tröſten und zu vermögen von dem köſtlichen Trank zu nehmen, den der berühmteſte Arzt in London gekocht; aber von ihm weg, mit freundlicher Geneigtheit wendet ſie das Köpfchen zu dem Coventgardner, der den Löffel in der Hand bemüht iſt ihr aus einem großen Sack, deſſen Etikette lautet: Alle

Viertelſtunden fünfmal! — Guineen eingegeben. Die Migräne wird entſchlagen und die Kranke ſich für den Generalintendanten erkräftigen.

Der Braune. Dem armen Direktor einer reiſenden Truppe ſteht aber leider ſolche Goldtinktur nicht zu Gebote und da müſſen ſie zu andern pſychiſchen Heilmitteln ihre Zuflucht nehmen, die auch oft recht draſtiſch wirken. Wollen Sie ein Beiſpiel hören, wie ich einmal ſolch ein Mittel mit Erfolg anwandte?

Der Graue. Es wird mich beluſtigen und belehren!

Der Braune. Mein Unſtern wollte es, daß ich bei meinem kleinen beſchränkten Theater einmal zwei Jungfrauen hatte — von Orleans, mein' ich nämlich. Dem Kollegen darf ich's nun nicht weiter entwickeln, wie dies von mir ſelbſt unbedacht geſäete Uebel reichlich wucherte und luſtig ſproßte und rankte in allerlei teufelsmäßigen Fehden und Aergerniſſen. — Ich will meine Damen romantiſcher Weiſe Desdemona und Roſaura nennen. Desdemona war etwas dämoniſcher Natur und litt zuweilen an Anfällen der Tobſucht wie Ihre Mikomikona, mein Werther! — Roſaura wußte dagegen mit der Miene des tiefſten Leidens, des bitterſten Vorwurfs, des durch unverantwortliches Unrecht tief gekränkten Gemüths, das nur in einzelnen, aber ſchneidenden Lauten ſich Luft macht, einem das Herz aus dem Leibe zu reißen. Man hätte berſten mögen vor Verdruß, wenn, nachdem irgend eine Abgeſchmacktheit von der Hand gewieſen, jene Symptome eintraten. Desdemona war ganz unbezweifelt eine viel beſſere Schauſpielerin, Roſaura dagegen jünger und hübſcher und da ihr überdies jene Leidensmiene gar wohl ſtand, ſo war es natürlich, daß ſie die leicht zu verzückende Jugend im Parterre für ſich und ich übles Spiel hatte. Eben ſo wenig wie Desdemona die Turandot oder die Shakſpeariſche Julia ſpielen konnte, da Jugend und körperlicher Reiz unerläßliche Bedingniſſe dieſer Rollen ſind, eben ſo ſehr verpfuſchte meine kleine niedliche Roſaura die Heldenjungfrau. Aber ganz in gewohnter Ordnung werden Sie es finden, daß Beide gerade auf die ihrem Naturell widerſprechenden Rollen erpicht waren. — Heute iſt die Jungfrau, wenige Tage darauf die damals ganz neue vom Publikum mit Sehnſucht erwartete Turandot. Desdemona ſpielt, weil ich abermals der Roſaura die Rolle verweigert habe, unerachtet ſie in ihrem Rollenverzeichniſſe ſteht. Die Symptome des inneren Kummers treten ein und zwei Tage vor der Turandot liegt Roſaura todtkrank im Bette. — Die Boshafte wußte, daß die Rolle durchaus nicht anders beſetzt werden konnte und daß das Verſchieben des Stücks mir einen empfindlichen Streich verſetzen mußte. — Ich eile zu ihr. Todtenbleich (das heißt, ohne Schminke) tiefes Leiden im Antlitz ſtammelt ſie mir halb ohnmächtig entgegen: Ich bin ſehr krank! — Der nachfolgende Seufzer heißt ſo viel als: Sie, Sie, entſetzlicher Menſch, haben mich gemordet! und der erſte Tenoriſt ſo wie der empfindſame Jüngling, der im Luſtſpiel den zweiten, in Roſaura's Zimmer aber den erſten Liebhaber ſpielt, beide am Bette in ſchmerzliches Weh verſunken, bringen ſogleich die Schnupftücher vor die Augen. Ich ſetze mich theilnehmend an's Kopfkiſſen, ich ergreife ſanft Roſaura's matt ausgeſtreckte Hand, im weichſten Ton der tiefſten Rührung, in der Skala, wie vor dreißig Jahren die ſchmachtenden hoffnungsloſen Liebhaber zu ſprechen pflegten, liſple ich wehmüthig: „Ach Roſaura! — wie muß ich Sie finden – zerſtört ſind meine ſchönen Hoffnungen — zerſtört dem Publikum ein hoher Kunſtgenuß“ — Sie glaubt, daß ich von Turandot ſpreche und ein boshaftes Lächeln zuckt in den Mundwinkeln. „Ach Sie wiſſen nicht,“ fahre ich fort, indem ich den Ton heraufſtimme in ſchärferes Leid, „Sie wiſſen nicht, daß ich in „vierzehn Tagen Maria Stuart geben wollte, daß die Rolle für Sie „beſtimmt war! — Ach aber jetzt!“ —

Roſaura blieb mäuschenſtill, ich ſollte weiter reden, ſchwieg aber wohlweislich und füllte die Pauſe nur mit einigen Seufzern aus, accompagnirt von dem Tenoriſten und dem erſten Liebhaber. „Bis dahin,“ fängt nun Roſaura ganz leiſe an, indem ſie ſich halb emporrichtet, „bis dahin, beſter Direktor! kann ich ja wohl hergeſtellt ſeyn. „Schicken Sie mir die Rolle nur zum Nachſtudiren, geſpielt habe ich „die Rolle ſchon viermal — mit einigem Beifall — denn ich wurde „als Maria Stuart hervorgerufen — fünfmal!“ — Mit dieſen Worten ſinkt ſie ermattet zurück in die Kopfkiſſen. — „Ach Roſaura, theures Kind, fange ich an, mir einige Thränen von den Augen wegtrocknend, ach Sie wiſſen es ja, wie ich mit meiner Austheilung, wie ich mit dem Publikum ſtehe! – Iſt denn, muß Turandot ausfallen, nicht Maria Stuart das einzige Stück, welches das geſpannte und getäuſchte Publikum zu beſchwichtigen vermag? Nun muß freilich Desdemona die Stuart ſpielen und unſere Eliſe die Königin.“

„Was?“ — ruft Roſaura etwas heftiger als es der matte Krankheitszuſtand wohl erlauben ſollte, „Was? Desdemona die zarte Stuart, Eliſe die ſtolze Königin! — Giebt es denn durchaus kein anderes Stück?“ — Sanft, aber mit beſtimmterem Ton ſpreche ich: Nein liebe Roſaura! — ſtatt der Turandot wird nun Maria Stuart gegeben, das Publikum iſt ſchon davon unterrichtet. — Abermalige Stille — Seufzen — Räuspern u. ſ. w. „Ich muß geſtehen, fängt Roſaura „an, daß ich mich doch ſchon heute Morgen viel beſſer befinde als „geſtern Abend.“ —

„Vielleicht nur Täuſchung, liebes Mädchen, denn Sie ſehen in der That außerordentlich blaß und angegriffen aus — ich bin ſehr beſorgt!“ — „Sie guter lieber herzlicher Mann! — Aber wiſſen Sie „wohl, daß ich doch noch vielleicht übermorgen die Turandot ſpielen „könnte? Sollt' ich auch nicht ganz hergeſtellt ſeyn — Ihnen zu „Liebe“ — „Was ſagen Sie, Roſaura! Halten Sie mich für einen Unmenſchen, für einen herzloſen Barbaren? Nein! — nie ſoll Turandot auf meine Bühne kommen, wenn auch nur die leiſeſte Ahnung Ihr Leben, Ihre theure Geſundheit in der kleinſten Gefahr vermuthen läßt!“ — Nun entſpann ſich ein Wettſtreit des Edelmuths, deſſen Entſcheidung wir endlich dem Arzt überließen. Wie er entſchied, können Sie ſich, theuerſter Freund! nun wohl denken, ſo wie, daß Turandot am beſtimmten Tage aufgeführt wurde und ſpäter (Wort muß man halten) Roſaura die Stuart ſpielte.

Manche feine Zunge wollte in der berühmten Zankſzene der beiden Königlichen Häupter (Desdemona war Eliſabeth) einen kleinen anſäuerlichen Beiſchmack unzarter Perſönlichkeit verſpüren. — Doch! wer wird auch Alles ſo genau auf die Zunge nehmen.

Der Graue. O mein beſter Freund und Kollege! — ja! — von Herzen nenne ich Sie ſo! — Ich bewundere Sie! Nein, dieſe Ruhe des Geiſtes, womit dergleichen ausgeführt wird, iſt mir nicht gegeben! — Ach mein Aufbrauſen, meine Hitze, die mich oft zu tauſend Inkonſequenzen verleitet!

Der Braune. Sie ſind noch ein junger Mann. Ach! — man muß einen langen Weg gewandert ſeyn, um ſich nicht mehr an den überall verſtreuten ſpitzigen Steinen die Füße wund zu ſtoßen — doch! — wir ſind ganz von Ihrem Gusmann, von Ihrer Mikomikona abgekommen. Erzählen Sie doch weiter!

Der Graue. Was ich mit voller Gewißheit erwartete, geſchah wirklich. Kaum eine Stunde war vergangen, als ein Billet nebſt beigelegter Rolle der Mikomikona von meiner Donna anlangte. Die innere Wuth hatte ihre ſonſt ziemlich niedliche Schrift zu barbariſchen Krakelfüßen verzogen, aber leicht war es heraus zu buchſtabiren, daß ſie wie gewöhnlich alles auf mich ſchob und ihre Händel mit mir bei dem vierten Ehrenpunkt anfing.

Der Braune. Ho ho! — ſiehe den Narren Probſtein in Shakespeare's: Wie es Euch gefällt. — Alſo mit der beherzten Abfertigung fing ſie an?

Der Graue. Allerdings, indem ſie rund heraus erklärte, wie ſie bei mehrerem Einſtudiren gefunden, daß die Parthie der Königin durchaus nicht in ihrer Kehle liege, daß die ganze Art und Weiſe dieſes deutſchen Geſanges ihr fremd ſey und daß ſie ſich über meine Zumuthung, dieſes Zeug zu ſingen, verwundern müſſe. — Dieſe Weigerung von der Hand weiſen konnte und mochte ich nicht.

Der Braune. Sehr richtig, denn ſonſt kam es zum trotzigen Widerſpruch und ging die übrigen Grade durch bis zur ärgerlichſten Fehde. Aber anders beſetzen?

Der Graue. Das vermochte ich zu thun und that es auf der Stelle. — Ein gutmüthiges junges Ding, noch im Stadium der rückſichtsloſen Rollenſucht begriffen und vortrefflich in der Region des Mittelmäßigen, bekam die Parthie und alles ſchien gut gehen zu wollen, wiewohl ich den Tyrannen Kajus zu fürchten hatte, da ich der erzürnten Donna Einfluß auf ihn wohl kannte. Nicht wenig wunderte ich mich, als Herr Kajus ſich ganz ruhig verhielt und den Proben mit vielem Fleiß beiwohnte. — Uebermorgen ſollte die Oper ſeyn und heute — heute — in dieſem Augenblick erhalte ich das verruchte Billet des unſeligen Tyrannen! — Hören Sie:

„Es thut mir leid, daß ich die Parthie des Kajus nicht ſingen „kann und werde. Bloß aus Gefälligkeit für Sie ließ ich mich „herab, das verworrene gothiſche Zeug zu ſtudiren und den Proben „beizuwohnen, ich finde indeſſen jetzt, daß der tolle Geſang, der kein „Geſang iſt, nur meiner Kehle, meinem Organ ſchadet. Ich bin „ſchon jetzt heiſer und werde kein Thor ſeyn, das Uebel zu ver„mehren. — Gott befohlen!“

Der Braune. Sie kündigen ihm doch auf der Stelle den Kontrakt?

Der Graue. Ach mein theurer herzlieber Freund, das iſt ja eben mein Gram, daß ich dies nicht thun darf, ohne dem Publikum zu nahe zu treten, deſſen Liebling er geworden, wiewohl nur in gewiſſer Art!

Der Braune. Hören Sie den erfahrnen Praktikus. Nichts bei dem Theater iſt weniger zu fürchten, als das augenblickliche Murren des Publikums, wenn ein ſogenannter Liebling ausſcheidet. Ich behaupte, daß es deren eigentlich gar nicht mehr giebt — Laſſen Sie mich weit ausholen! — Uns ruhigen beſonnenen Deutſchen iſt von jeher der an Wahnſinn grenzende Enthuſiasmus fremd geblieben, mit dem ſonſt, auch wohl noch jetzt Franzoſen und Italiener ihre dramatiſchen Virtuoſen feierten und feiern. Kein deutſcher Fürſt hat den weichlichen Eunuchen ob ſeines markloſen Trillerirens zum Ritter geſchlagen, wie es ſich mit Farinelli zutrug, kein deutſches Publikum den Schauſpieler, den Sänger bei lebendigem Leibe apotheoſirt, wie es ſo oft geſchehen. Als der berühmte Marcheſi in Venedig ſang, habe ich mit eignen Augen geſehen, wie Menſchen, da ſie ſich heiſer geſchrieen, da ſie die wundgeklatſchten Hände nicht mehr rühren konnten, ſich wie Unſinnige auf den Bänken wälzten und dabei mit verdrehten Augen ſtöhnten und ächzten. So glich der Beifall oder vielmehr die Verzückung den verderblichen Folgen eines Opiumrauſches. — Doch zur Sache! — das Gemüth des Deutſchen gleicht einem klaren ruhigen See, der in ſeiner Tiefe alle Bilder des Lebens hell und rein aufnimmt und mit voller Liebe bewahrt. Dieſe Liebe war ſonſt des Künſtlers wahrhaft reicher Lohn und ſie ſchuf den Liebling. Solche Lieblinge des Publikums waren unſere Eckhof, unſere Schröder u. a. Sprach Schröder auf der Bühne, ſo herrſchte eine Aufmerkſamkeit, eine Stille, in der der leiſeſte Athemzug hörbar blieb. Stürmte dann einer herrlich gelungenen Rede der lauteſte Beifall nach, ſo war dies der unwillkürliche Ausbruch des im innerſten tiefſten Gemüth Empfundenen und nicht die kindiſche Freude über irgend ein halsbrechendes Wageſtück, ſey es in Ton, Wort oder Geberde ausgeführt. Damals herrſchte ein der Deutſchen würdiger Ernſt in der dramatiſchen Kunſt: wir prügelten uns nicht im Theater, wir brachen uns nicht die Hälſe in den Vorſälen, wie vormals in Paris die Gluckiſten und Picciniſten, aber in kritiſchen Feldzügen entwickelte ſich das raſtloſe Streben nach dem höheren Standpunkt, der das Ziel aller Kunſt iſt.

Man denke an die dramaturgiſchen Arbeiten Leſſings. Wie dieſer Ernſt immer mehr verſchwand, vor dem matten ſchlaffen Leichtſinn, der die ganze Welt bethörte, darf ich wohl nicht erſt ſagen. Merkwürdig iſt es, daß nach und nach die rein dramaturgiſchen Werke ganz verſchwanden und alle im Gebiet der Kunſt herumſtreifende Zeitſchriften ſich des Theaters bemächtigten, die nun in dem ſtehenden Artikel: Theater-Nachrichten, ſeichte Beurtheilungen fader Stücke und obſcurer Comödianten liefern. Es iſt nur zu wahr, daß jeder, der Augen hat zu ſehen, Ohren zu hören und eine Fauſt zum Schreiben, ſich jetzt fähig und berufen dünkt als Theaterzenſor aufzutreten. Irgend einem Runkelrüben-Commiſſarius Sperling, ſeßhaft in dieſem, jenem Landſtädtchen, haben die blauen Augen der Madame Ypſilon einen Stich in's Herz gegeben und nun erfährt die Welt das Unerhörte. Die erſte tragiſche Muſe, das unübertreffliche Ideal aller Kunſt, lebt im beſagten Landſtädtchen, heißt Madame Ypſilon, wurde in der Johanna von Montfaucon, nachdem die Gardine gefallen, hervorgerufen und bedankte ſich in den verbindlichſten Redensarten. — Ich habe geſagt, daß ſonſt das Gemüth der Zuſchauer, die Liebe, die Lieblinge ſchuf. Dieſe Liebe iſt untergegangen in der Erſchlaffung und Schlaffheit und mit ihr die Lieblinge. Was ſonſt aus der Fülle des Herzens kam, iſt jetzt die Geburt augenblicklicher Anregung und wie man ſonſt die Darſtellung des Künſtlers im Ganzen aufgefaßt beklatſchte, ſetzen jetzt nur einzelne Momente, gleich viel, ob ſie in das Ganze hineintaugen oder nicht, die Fäuſte in Bewegung. Nichts in der Welt iſt leichter, als auf dieſe Weiſe augenblicklichen Beifall zu erregen, man könnte darüber katechetiſche Formulare aufſetzen. — Stark aufſchreien, wenn der Fuß ſchon zum Abgange vorgeſchoben — einiges Brüllen — den Boden ſtampfen — ſich vor die Stirn ſchlagen — gelegentlich auch wohl ein paar Gläſer zerſchmeißen — einen Stuhl zerbrechen — das iſt ſo etwas für unſere jetzigen Helden, die keinesweges dem beſoffenen Dragoner in der Schänke, wohl aber oftmals, in zahmer Wildheit ſich quälend, dem der Schule entlaufenen Knaben gleichen, der zum erſtenmal Steifſtiefeln angezogen und Taback geraucht. — Ich verliere mich zu weit! —

Der Graue. Keinesweges. Auch Sie beginnen einigen Groll zu zeigen und wie der miſanthropiſch humoriſtiſche Jacques in: Wie es Euch gefällt, grolle ich gar zu gern mit dem Grollenden.

Der Braune. Ich wollte nur ſagen, daß dieſe Leichtigkeit, dieſe wohlfeile Art Beifall zu erregen in dem Schauſpieler nicht allein ein kindiſches Selbſtvertrauen, ſondern zu gleicher Zeit eine gewiſſe Verachtung des Publikums, über das er zu herrſchen glaubt, hervorbringt, die ihm indeſſen von dem Publikum reichlich vergolten wird, das um ſo eher ſelbſt den ächten Künſtler dem ſchnöden Gaukler gleich zu ſtellen trachtet, wenn jener es nicht verſchmäht ſich der ſchnöden Kunſtgriffe zu bedienen, die dieſer handhabt. — Ach! — erlag doch ein nicht gar zu lange verſtorbener Schauſpieler, den die Welt, wenigſtens in mancher Hinſicht als wahrhaft großen Künſtler anerkennen mußte, ſo oft jener Thorheit. Dem augenblicklichen lärmenden Beifall opferte er ja oftmals Wahrheit und Haltung des Spiels.

Der Graue. Welche Flachheit des Gemüths, welcher freche, unkünſtleriſche Sinn gehört aber dazu, ſolche Ausbrüche des Beifalls, die ein Nichts erzeugt, für Etwas zu halten? —

Der Braune. Gleicht nicht, mein Beſter! ſolch ein Ausbruch dem plötzlichen Nieſen nach einer Priſe ſtarken Tabacks?

Der Graue. Ha — ha — ha! in der That! — und daß das Nieſen anſteckend iſt, wiſſen wir alle. — Aber, aber! Was halten Sie von dem unglückſeligen Hervorrufen? — Das wühlt in meinen Eingeweiden. Wenn das Publikum ſchreit, klingen die Thaler in meiner Caſſe, denn gewiß iſt es, daß das Billet mit der trotzigen Forderung der Zulage am andern Morgen richtig eintrifft: — „Da ich, wie Sie, „beſter Direktor, ſich geſtern überzeugt haben werden, den einſtimmigſten „Beifall des Publikums beſitze, ſo iſt es billig u. ſ. w." Herr des Himmels, wie abwehren den Sturm auf das in qualvollen Tagen ſchwer erworbene Beſitzthum, das oft ein böſer launiſcher Wind verweht wie Spreu! — Was halten Sie vom Hervorrufen?

Der Braune. Meine Meinung beruht gänzlich auf der Lehre von der Liebe und von den Lieblingen — Sonſt war das Hervorrufen eine ſeltene ehrenvolle Auszeichnung des verdienſtvollen geliebten Künſtlers, jetzt dient es meiſtens zur ergötzlichen Poſſe, die in England jedem ernſten Spiel zu folgen pflegt und die ſich das Publikum in Deutſchland ſelbſt auftiſcht. Aber wahr iſt es, daß oft dadurch ein gewiſſes Gleichgewicht erhalten wird.

Der Graue. Wie meinen Sie das?

Der Braune. Wird, wie es indeſſen nur ſelten der Fall iſt, das wahre Verdienſt wirklich beachtet und der Schauſpieler, dem nicht der Moment in der Rolle, ſondern die Rolle ſelbſt gelang, hervorgerufen, will er ſich in ſeinem anerkannten Verdienſt eben recht ſonnen, ſo wird gleich hinterher mit demſelben kindiſchen Jubel die Erſcheinung irgend eines Wichts verlangt, weil er ſich recht toll geberdet oder recht tüchtig geſchrieen, ſo bleibt Rückſichts des wahren den Künſtler ehrenden Beifalls alles beim Alten.

Der Graue. Daß übrigens der Schauſpieler nach dem Beifall des Publikums trachtet, mehr als ein anderer Künſtler, der ein Werk darſtellt, das nicht vorüber geht wie Ton und Geberde, ſcheint mir ganz in der Natur der Sache zu liegen.

Der Braune. Allerdings, aber der ächte Künſtler wird den wahren Beifall von dem falſchen zu unterſcheiden wiſſen, nur jenen achten und ihm Einfluß auf ſein Spiel gönnen. Wie in komiſchen Rollen ein herzliches recht aus innerer Luſt hervorbrechendes Lachen dem Schauſpieler wohl am beſten beweiſen wird, daß er gut ſpielt oder geſpielt hat, ſo dürfte in dem Trauerſpiel wohl nur die wahrhaft tragiſche Spannung des Publikums für die Wahrheit des Spiels zeugen. Wie müßte dem Künſtler zu Muthe ſeyn, wenn ihm als Franz Moor in den Räubern die grauenvolle Erzählung des fürchterlichen Traums lärmend beklatſcht würde? — Müßte er ſich nicht überzeugen, daß er, ſtatt wahr zu ſpielen, irgend falſchen Prunk zu Markte trug? — Dagegen wird die tiefe Todtenſtille und wenn er geendet, das Flüſtern tiefer, ſchwerer Athemzüge, ja wohl hin und wieder ein dumpfer Laut, ein leiſes Ach! das wie unwillkürlich der gepreßten Bruſt entflieht, ja! dagegen wird ihm das Alles beweiſen, daß es ihm gelang, das Gemüth der Zuſchauer ſo tief aufzuregen, wie es nur die vollendetſte Wahrheit des Spiels zu thun vermag. Ich habe einen durchaus vortrefflichen Schauſpieler, einen wahrhaften Künſtler von dieſen Erſcheinungen reden gehört. Er behauptete, daß er, unerachtet es ihm unmöglich ſey über die blendenden Lampen des Proſceniums weg ein Geſicht deutlich im Publikum zu erkennen, unerachtet er auch niemals beſtimmte Blicke in das Publikum richte, er doch bei Szenen der Art, wie im Geiſte, die in Furcht, Schrecken und Graus erſtarrten Geſichter der Zuſchauer erblicke, und daß er dann das Entſetzliche, es darſtellend, ſelbſt eiskalt ſeine Adern durchrinnen fühle. In dieſen Schauern erwache aber ein höherer Geiſt in ihm, geſtaltet wie die

Perſon ſeiner Rolle und dieſe, nicht er ſpiele dann weiter, wiewohl von dem Ich, deſſen Bewußtſeyn ihm nie entgehe, wohl beobachtet und gezügelt.

Der Graue. Ihr Schauſpieler hat in der That die wahrhafte, ſchaffende Künſtlernatur ausgeſprochen. Nur die Begeiſterung, von dem darüber ſchwebenden Verſtande beherrſcht und gezügelt, ſchafft das klaſſiſche Kunſtwerk. Die Rolle wurde geſchaffen von der begeiſterten Perſon, von dem verſteckten Poeten, während das Bewußtſeyn des eignen Ichs der Verſtand war, der den verſteckten Poeten hervorlockte und ihm die Kraft verlieh körperlich geründet mit Fleiſch und Bein in's Leben zu treten. — Wie wenige ſind aber dieſer Duplizität fähig. — Ja ja! — ein genialer Künſtler geſtaltet oft eine Perſon, wie ſie der Dichter gar nicht vor Augen hatte.

Der Braune. Ach! — Sie bringen mich da auf etwas, das eben ganz etwas anderes iſt als das, wovon ich ſprach — Es ſchüttelt im Fieberfroſt alle meine Glieder, wenn ich nur daran denke. — Wie überaus fade und elend muß das Schauſpiel ſeyn, worin gegen die Intention des Dichters eine Perſon hineingeſchoben oder vielmehr umgewandelt werden kann, ohne das Ganze zu zerreißen? — Aber leider gab und giebt es ſo viele Stücke, deren Perſonen unbeſchriebenen Blättern gleichen, die der Darſteller erſt ausfüllen ſoll. Viele ſogenannte Dichter fröhnen abſichtlich in dieſer Art dem eitlen Schauſpieler und gleichen dem Theaterkomponiſten, der ein ſchwaches Gerüſt baut für die Sprünge des übermüthigen Sängers und herabſinkt vom Gebieter zum elenden Handlanger. Mir iſt es ſchon in ganzer Seele zuwider, wenn ich höre, dieſe, jene Rolle, dieſe, jene Parthie iſt für dieſen, jenen Schauſpieler oder Sänger geſchrieben. Darf denn der wahre Dichter jemals an Individualitäten hängen! Müſſen die Geſtalten, die ihm in kräftiger Wahrheit aufgegangen, nicht der Welt angehören? — Leider wurden die Schauſpieler durch dieſen Unfug verwöhnt und weil ihnen der Himmel ſehr ſelten wahren poetiſchen Sinn, richtige Kritik verliehen hat, ſo ſchlagen ſie alles über einen Leiſten und geſtalten auf eigne Hand irgend eine Perſon eines wahrhaft poetiſchen Stücks nach Belieben. Was denn da herauskommt, kann man denken. Ich erinnere mich, daß einſt ein junger Schauſpieler, der in meine Geſellſchaft getreten, den Correggio ſpielen wollte. Ich ſtellte ihm vor, daß dies ein Wagſtück ſey und zwar deshalb, weil ſein Vorgänger vortrefflich geweſen. „Ich habe ihn geſehen,“ fiel er mir mit gleichgültigem, beinahe verächtlichem Ton in die Rede und fuhr dann behaglich lächelnd fort: „Ich meinerſeits nehme nun „die ganze Rolle anders. Ich ſchaffe erſt den Charakter!“ — Mir wurde bange um's Herz bei den Worten und ich fragte kleinlaut, wie und was er denn ſchaffe? — „Ich gebe, ſprach er mit hohem Selbſt„gefühl, ich gebe den Correggio als begeiſterten ganz in der Region „der göttlichen Kunſt lebenden Maler!“ — Darauf meint' ich, das verſtehe ſich ja von ſelbſt, daß dies ſo ſeyn müſſe, da nur auf dieſe Weiſe der Konflikt mit dem ärmlichen, bedürftigen äußern Weltleben recht tragiſch hervortrete, und daß der Vorgänger die Rolle eben in dieſem Sinn aufgefaßt habe. Er lächelte wieder recht höhniſch und ärgerlich; er gab zu verſtehen, daß nur ein genialer Künſtler, wie er, es vermöge, jenen herrlichen Charakter, ohne daß ſelbſt der Dichter im mindeſten daran gedacht habe, mit einem Kraft- und Hauptzuge ganz in's Leben zu ſtellen. Wie machen Sie denn das, fragte ich ziemlich ungeduldig. Mit einer leichten Verbeugung ſprach er ſehr artig: Ich ſpiele den ganzen Correggio durchweg ſtocktaub!

Der Graue. Herrlich, o herrlich! — Selbſt in mittelmäßigen Stücken, glaube ich, iſt es doch eine gar mißliche Sache über die Intention des Dichters wegzuſpringen und Eignes, woran er nicht dachte, zu Markte zu tragen. Oft hört man von dieſem, jenem großen Schauſpieler, er ſpiele eine ganz kleine unbedeutend ſcheinende Rolle, die durchaus nicht in das Stück eingreife, ſo vortrefflich, er ſtatte ſie mit ſo beſonderer Originalität aus, daß er alles um ſich her verdunkele. Das mag nun ganz artig anzuſehen ſeyn, aber daß alle Haltung, das ganze Stück darüber zum Henker geht, leidet keinen Zweifel.

Der Braune Das iſt nur zu wahr und die Triebfeder dieſer Ungebührniß iſt doch nichts anders als grenzenloſe Eitelkeit, die Sucht ſich geltend zu machen auf Koſten des Dichters und der Mitſpieler —

Der Graue. Wie kommt es denn, daß dieſe beſondere kindiſche Eitelkeit nur bei Schauſpielern heimiſch iſt?

Der Braune. Sie wiederholen Ihre vorige Klage und ich zaudere nicht länger, nun, da ich lange genug mit Ihnen gegrollt und gezankt, auch manches für unſere Kunſtjünger anzuführen, das doch gar ſehr zu beachten iſt. Wahr bleibt es, daß die mehrſten (es giebt wenig Ausnahmen) eitel, ungefügig, eigenſinnig, launiſch, überſpannt ſind, aber wie der Fluch der Erbſünde, den wir alle tragen müſſen, ſcheint, wo nicht gerade auf der Kunſt ſelbſt, doch auf dem Handwerk, das ſich ihr beimiſcht, ein Fluch zu laſten, dem ſie nicht entgeben können. Ich habe Jünglinge gekannt, heitern Sinns, geſunden freien Verſtandes und kräftigen Willens, die von innerm Trieb beſeelt ſich der Bühne widmeten und bei voller Geſundheit gleich in den beſondern Schauſpielerwahnſinn verfielen, nachdem ſie die verhängnißvollen Bretter betreten hatten.

Der Graue. So liegt in dem Eigenthümlichen der Kunſt vielleicht eine verborgene Gefahr, von ſchwachen Gemüthern nicht geahnet, viel weniger bekämpft?

Der Braune. So iſt es! — Ich merke, Sie wiſſen ſchon, mein lieber Freund und verehrter Kollege, wo die Klippe aus dem dunklen Waſſer hervorragt — kaum darf ich weiter ſprechen.

Der Graue. Warum ich denn doch gar ſehr bitte!

Der Braune. Giebt es denn noch eine Kunſt, die ſo ganz auf die Perſönlichkeit des Künſtlers baſirt zu ſeyn ſcheint, außer der Schauſpielkunſt? Ihre Ausübung iſt bedingt durch das zur Schautragen der Perſon, wie es ſchon das Wort, Schauſpiel — Schauſpieler andeutet. Nun iſt aber wohl zu beachten, daß eben das zur Schautragen der eignen individuellen Perſon gerade der gröbſte Fehler des Schauſpielers iſt. Dem wahren darſtellenden Künſtler muß die beſondere geiſtige Kraft inwohnen, ſich die von dem Dichter gegebene Perſon beſeelt und lebendig gefärbt, das heißt, mit allen innern Motiven, die die äußere Erſcheinung in Sprache, Gang, Geberde bedingen, vorzuſtellen. Im Traum ſchaffen wir fremde Perſonen, die ſich gleich Doppelgängern mit der treuſten Wahrheit, mit dem Auffaſſen ſelbſt der unbedeutendſten Züge darſtellen. Ueber dieſe geiſtige Operation, die der uns ſelbſt dunkle geheimnißvolle Zuſtand des Träumens uns möglich macht, muß der Schauſpieler mit vollem Bewußtſeyn, nach Willkür gebieten, mit einem Wort, bei dem Leſen des Gedichts die von dem Dichter intendirte Perſon in jener lebendigſten Wahrheit hervorrufen können. Mit dieſer geiſtigen Kraft iſt es aber noch nicht gethan. Ihr muß noch die vom Himmel ſo ſelten verliehene Gabe hinzutreten, vermöge welcher der Künſtler uber ſeine äußere Erſcheinung ſo vollkommen herrſcht, daß jede auch die kleinſte Bewegung von dem innern Willen bedingt wird. Sprache, Gang, Haltung, Geberde gehören nicht mehr dem individuellen Schauſpieler, ſondern der Perſon an, die als Schöpfung des Dichters wahr und lebendig in ihm aufgegangen und die nun ſo blendend herausſtrahlt, daß ſein Ich darüber wie ein farblos nichtiges Ding verſchwindet. Das gänzliche Verläugnen oder vielmehr Vergeſſen des eignen Ich iſt daher gerade das erſte Erforderniß der darſtellenden Kunſt.

Der Graue. Ach! — wie viele ſind es denn, die ſolche Kraft beſeelt!

Der Braune. Vielleicht war es ein herrliches Land, deſſen Reichthümer die Sündfluth wegſpülte, aber in der ſandigen Ebene blinken noch manche Goldkörner und laſſen uns ein körperliches Eldorado ahnen. — In dem geiſtigen Vermögen giebt es ja Grade, und wahrhaftig, ſchon die innige Erkenntniß jener Haupterforderniſſe des darſtellenden Künſtlers, das Streben darnach, der gute Wille möchten Gutes wirken, ſelbſt wenn dem Künſtler jene geiſtige Kraft nur im geringeren Grade inwohnen ſollte. Aber die meiſten Schauſpieler, leider im Gemeinen befangen, paſſen die vorgegebene Rolle ihrer Individualität an, wie der Schneider ihrem Körper das Garderoben-Kleid, das ſie tragen ſollen. Nicht die Perſon des Dichters, ſondern ihre eigene ſehen ſie vor Augen und beſchließen nichts anders, als jemand, welcher ſagt: in dieſer mir vorkommenden Angelegenheit werde ich mich meinem Charakter und meinen Neigungen gemäß ſo und ſo benehmen. Ohne ſich deſſen ſelbſt deutlich bewußt zu ſeyn werden ſie ſo der ſtereotypiſche Charakter, der nur immer ein anderes Mäntelchen umhängend die Leute neckt und äfft. Der Dichter verſchwindet ganz, da, ſtatt daß ihm der Schauſpieler zum Organ dienen ſoll, er ſelbſt ſich dieſer Dienſtbarkeit beugen muß.

Der Graue. Mich dünkt, Sie wollen für unſere Kunſtjünger ſprechen und nun höre ich auch aus Ihrem Munde lauter Arges.

Der Braune. Ich habe die ſeltenen Begünſtigungen der Natur, den eigenthümlichen Organism bezeichnet, wodurch allein der Schauſpieler ſich zu künſtleriſcher Wahrheit erhebt. Anhaltender Fleiß und innige Erkenntniß thun viel, indeſſen, wie jeder wahre Künſtler, wird der ächte Schauſpieler geboren. Z. B. das raſtloſe Bekämpfen gewiſſer der Darſtellung nachtheiliger Eigenthümlichkeiten kann oft in der Art gelingen, daß gerade daraus ſich eine gewiſſe Originalität zu erzeugen ſcheint. Scheint, ſage ich aber, denn dieſe ſcheinbare Originalität iſt nichts anders als Manier, die in keiner Kunſt ſtatt finden ſoll. — Genug! — geboren muß der geniale Schauſpieler werden; da aber die haushälteriſche Natur dergleichen hohe Gaben gar nicht zu verſchwenden, ſondern nur für ihre in beſonders guter Conſtellation gebornen Kinder aufzuſparen pflegt, ein aus lauter ſo hoch begabten Künſtlern beſtehendes Theater daher wohl nur in irgend einem himmliſchen Eldorado aufzufinden ſeyn wird, ſo müſſen wir Direktoren unſere Forderungen ſehr herabſtimmen und nur dafür ſorgen, das Publikum ſo viel als möglich zu illudiren. Hochbeglückt das Theater, welches zwei, drei von jenen Phänomenen beſitzt, oft glänzt ja nur ein einziger heller Stern am trüben Theaterhimmel! — Sehr hoch ſchätzen, hegen und pflegen muß daher der Direktor die, welche wenigſtens wahrhafte innere Erkenntniß in ſich tragen, wodurch ein tüchtiges Streben nach außen hin erzeugt wird, welches jederzeit wohl thut. Dann aber bedarf es noch der beſonderen Umſicht des Direktors, mit der er Schauſpieler, denen jene Erkenntniß total fehlt, und die im eignen Ich befangen ſich nur in dem kleinen Kreiſe drehen, den ihr blödes Auge zu überſehen vermag, ſo zu ſtellen verſteht, daß durch dieſe Stellung eine Art Effekt hervorgebracht wird. Es kommt darauf an, ſich der eignen Perſönlichkeit dieſer Schauſpieler wie eines blinden bewußtlos thätigen Organs zu bedienen. Wie verzeihlich werden aber alle böſen Untugenden der Kunſtjunger, wenn man bedenkt, daß nur der Konflikt ihrer ſchwächlichen Natur mit der mächtigen Kunſt, der ſie ſich zu ergeben trachten, ſie erzeugt. Bei dieſen milden Anſichten, bei dem gemüthlichen Anerkennen des geringeren Talents, vorzüglich aber bei der völligen Kenntniß aller Schwachheiten unſerer Kunſtjunger, die uns leicht eine ironiſirende Herrſchaft darüber verſchafft, kann es nicht fehlen, daß der Groll, der am Lebensmark zehrende Aerger aus unſerm Innern ſchwindet. Unerſchütterliche Feſtigkeit des Willens in auf das Ganze einwirkenden Dingen, dem ſich mildes, oft auch nur ſcheinbares Nachgeben in unbedeutenderen, dem Unverſtande als höchſt wichtig erſcheinenden Nebenſachen beimiſcht, iſt ein guter Grund, auf dem der Theater-Thron gebaut wird. — Was darf ich ſonſt der kleinen Kunſtgriffe, ja ſelbſt des Quentleins kluger Bosheit erwähnen, deſſen der Direktor unerlaßlich bedarf. Sie werden das eben ſo gut wiſſen als ich, hinzuzufügen iſt aber noch, daß unſere Kunſtjünger, vorzüglich aber unſere Theater-Damen, ſchilt man ſie auch eigenſinnig und launiſch, doch im Grunde genommen ohne alle Bosheit nur unartigen Kindern gleichen, die ſofort zu weinen aufhören, ſobald man ihnen ein glänzendes Püppchen hinwirft. — Doch Sie blicken mich ſo mißmüthig an? — Gewiß drückt noch manches Ihre Bruſt, oder war Ihnen etwas in meiner Direktortheorie nicht recht?

Der Graue. O! — Sie ſprachen aus meinem Herzen! — Aber! — Was bot ich nicht Alles auf, um meine Kunſtjünger für mich zu gewinnen! Doch — ich will nicht mehr klagen. Was ſollte ich Sie langweilen mit Mißvergnügten, denen alles nicht recht iſt, was nicht vierzigjährige Erfahrung ſanktionirte, von Männern die mit wackelndem Kopf und zitternden Beinen noch Liebhaber ſpielen wollen, von Damen die wie eine in's Stocken gerathene italieniſche Uhr in ihren Rollen immerfort auf Vierundzwanzig zeigen — Aber mein Himmel! wohin geriethen wir von meinem vortrefflichen Kajus! — Sie ſind alſo der Meinung, daß ich nicht die Stimme des Publikums, ſondern nur mich ſelbſt hören und den unausſtehlichen Gecken laufen laſſen ſoll?

Der Braune. Allerdings und zwar ohne allen Aufſchub!

Der Graue. Das Publikum wird murren.

Der Braune. Vielleicht acht Tage hindurch, dann in Bedauern übergehen, jeden Ton, den Kajus vielleicht noch ſingt, unmäßig beklatſchen und ihn, iſt er wirklich fort — in vierzehn Tagen vergeſſen!

Der Graue. Den erſten entſetzlichſten Sturm habe ich nun zu überſtehen, wenn es bekannt werden wird, daß die Aufführung des Löwen Gusmann unterbleibt. Zuerſt rückt Ampedo an und überhäuft mich mit Vorwürfen und Schmähungen — Er wirft manches von Indolenz, von böſem Willen u. ſ. w. hin, das ich verſchlucken muß. In der nächſten Probe — unzufriedene Geſichter und lautes Murren der Sänger und Sängerinnen, die freilich umſonſt Zeit und Kraft verſchwendeten, um ſchwere Parthien einzuſtudiren, die ſie nun nicht vortragen ſollen. Eben ſo geht es mit dem Muſik-Direktor, der im Schweiß ſeines Angeſichts unverdroſſen einlehrte, was einzulehren war, und nun nicht ärndten ſoll wo er geſäet.

Nun folgt der Maſchiniſt: Warum zum Himmeltauſend-Sapperment alle dieſe prächtigen Maſchinen, die nicht pfeifen und knarren und — der Friſeur drückt die künſtlichen Perrücken an die Bruſt, ſtreichelt ſeinen Zögling Gusmann und ſeufzt mit ſeitwärts nach mir gerichtetem zweideutigen Blick: So müſſen Talente — Genies im Dunkeln bleiben! — Was? Ampedo's Oper wird nicht gegeben? — Ha! ſo geht es, wenn geniale Werke auf die Bühne kommen ſollen! — Und nun folgen Schmähungen, die mich nur, mich allein, den Schuldloſen treffen!

Der Braune. Denken Sie darauf, durch irgend eine intereſſante Neuigkeit, ſey ſie auch von geringfügigem Werth, das Publikum zu beſchwichtigen. Halten Sie ihm irgend ein glänzendes Spielwerk vor und der böſe Sturm wird ſich bald legen. — Oder! — Wie wär's, wenn Sie den Hund nutzten; er iſt einmal ausgebildet für's Theater. —

Der Graue. Herrlicher Gedanke! — Aber das Talent des Hundes zeigt ſich ſehr einſeitig. Es wird ſchwer halten, ihn in der Eil zu einer neuen Rolle zu vermögen.

Der Braune. Bleiben Sie ſtehen bei dem, was er kann, ſchieben Sie ſeine Szene ein in ein bekanntes Stück, das als gangbar auf dem Repertoir ſteht. Es giebt Stücke, in die ſich alles einſchachteln läßt, was man will. Wie wär's, wenn Sie den Proberollen, dem Schauſpieler wider Willen oder wie die Proteusſtücke alle heißen mögen, etwas genial Hündiſches beimiſchten?

Der Graue. Nein! — das geht nicht, der Hund iſt zu ſehr geſtimmt und abgerichtet für das Sentimentale. Er könnte vielleicht in Menſchenhaß und Reue auftreten als Eulalia's Schooßhündlein und Beſchützer und mit Glück den Unbekannten, ſeinen vormaligen Herrn, dem ſein Sinn von dem Augenblick abgewandt, als er die Frau verſtieß, anfallen. Sie rettet den Gatten aus des Hundes Zähnen, das gäb' einen rührenden Moment! — Doch das Stück iſt zu alt geworden und mit ihm wurden es auch die Eulalien. Vielleicht kann der Hund mit Vortheil in der Hedwig ſpielen, knurren und einbeißen oder gar zierlich wüthen in der Partheienwuth!

Der Braune. Sehen Sie zu, wie Sie es machen, im Allgemeinen rath' ich aber des Hundes Szenen muſikaliſch begleiten zu laſſen, da er, wiewohl ſelbſt nicht rühmlicher Sänger, doch an Muſik gewöhnt ſeyn muß.

Der Graue. Oh — Oh! Nun erkenne ich Sie als den erfahrenſten

Meiſter aller theatraliſchen Zubereitungs- und Kochkunſt! — Aber nun werde ich noch einen harten Stand haben mit meinen holden Herren und Damen, die immer das nicht wollen, was ich will. Sonſt in ſteter Uneinigkeit ſind ſie nur dann ein Herz und ein Sinn, wenn es darauf ankommt ſich meinem Willen zu widerſetzen und meine Wünſche zu vereiteln!

Der Braune. Unglücklicher Mann, deſſen feindſelig Schickſal es wollte ſolche unruhige obſtinate Köpfe unter einem Haupt zu ſammeln!

Der Graue. Glauben Sie ja nicht, daß es mir ſo durchaus mißlang Künſtler an mich zu ziehen, die nicht mit ihrer Kunſt billige Denkungsart und rechtſchaffenen Fleiß verbinden ſollten, indeſſen hat es doch — faſt möcht' ich ſagen — mit jedem ſolch einen kleinen gewiſſen Haken, an dem dieſes — jenes hängen bleibt. So z. B. iſt mir der Schauſpieler zugethan mit Herz und Seele, der Charakterrollen in ſo hohem Grade vortrefflich ſpielt, daß er es verdient der Liebling des Publikums in dem höheren Sinn, wie Sie es vorhin aufſtellten, zu werden. Es iſt ihm Ernſt um die Kunſt und daher rührt der unverdroſſene Fleiß, mit dem er die Rollen nicht ſowohl einſtudirt als in ſein Innerſtes aufnimmt. Doch nie iſt ihm das gänzliche Gelingen der Darſtellung in allen Momenten gewiß, da eine unbegreifliche Reizbarkeit von tiefliegendem unmuthigem Mißtrauen erzeugt, ihn im Augenblick außer Faſſung bringen kann. Dies Mißtrauen iſt gegen andere ſowohl als gegen ſich ſelbſt gerichtet. Ein unrichtig gebrachtes Schlagwort, das unzeitige Eintreten einer Perſon, ja das Fallenlaſſen eines Schwerts, eines Leuchters u. ſ. w. während des Monologs — vorzüglich leiſes Sprechen in der Nähe, in dem er gewöhnlich ſeinen Namen nennen zu hören glaubt, alle mögliche, menſchlicher Schwachheit oder dem Zufall zuzuſchreibende Ereigniſſe hält er für boshaft berechnete Störungen ſeines Spiels, verwirrt ſich im Gefühl des beißenden Aergers und fährt hinterher los, ſelbſt auch auf wohlwollende Freunde. Eben ſo kann es ihn mit ſich ſelbſt in Fehde ſetzen, wenn er ſich etwa verſpricht, oder, wenn ihm plötzlich im eignen Spiel etwas ungehörig ſcheint.

Der Braune. Mein Himmel! Sie ſchildern ja ganz jenen höchſt vortrefflichen Schauſpieler, den mir Jahre hindurch jedesmal der Frühling zuführte, da er ſich dann in der heitern ſüdlichen Gegend, wo meine Geſellſchaft ſpielte, wohl befand. Weniger, als er ſelbſt ſich einbildete, hatte der tiefe, innere Unmuth, von dem er ſich beherrſchen ließ, einen phyſiſchen Grund, da vielmehr, wie es ſo oft geſchieht, der im Leben nicht feſt geſtellte Wille, die nicht erlangte reine Erkenntniß des vorgeſetzten Zwecks, auf den das Streben gerichtet, die rein pſychiſche Urſache jenes Unmuths war. Dieſer Schauſpieler trieb das Mißtrauen oder vielmehr den Argwohn, von dem Sie vorhin ſprachen, ſo weit, daß er die geringfügigſten beziehungsloſeſten Ereigniſſe während des Spiels für boshaft wider ihn gerichtete Pfeile hielt. Ein in der Loge gerückter Stuhl, das leiſe Sprechen zweier Zuhörer, das er, beinahe unhörbar, doch Gott weiß! vermöge welches Organs und ſelbſt dann hörte oder wohl am Ende nur ſah, wenn er in affektvollen Stellen ſeine Stimme bis zur höchſten Stärke erhoben, alles das brachte ihn dermaßen aus der Faſſung, daß er oft inne hielt, oft ſogar mit groben Schmähungen die Bühne verließ. —

So habe ich es ſelbſt angeſehen, daß er als König Lear in der Fluchſzene, die er ſo wie alles Uebrige, wie die ganze Rolle mit hinreißender Kraft und Wahrheit ſpielte, plötzlich inne hielt, den erhobenen Arm langſam ſinken ließ, den Feuerblick nach einer Loge, in der ein Paar Fräulein wahrſcheinlich die wichtige Angelegenheit eines neuen Putzes, wiewohl leiſe genug abhandelten, richtete, dann dicht an die Lampen tretend mit einer leichten Verbeugung nach der verhängnißvollen Loge hin ſehr vernehmlich ſprach: Wenn Gänſe ſchnattern, hab' ich nicht zu reden! und die Bühne mit gemeſſenen Schritten verließ. Wie ſich der Unwille des Publikums erhob, ſo wie, daß er förmliche Abbitte leiſten mußte, können Sie ſich wohl denken. — Wir ſprachen vorhin vom Hervorrufen — Nichts war meinem Mann, von dem ich rede, unleidlicher, als wenn er ſeine Rolle nicht gut durchgeführt zu haben glaubte und dann hervorgerufen wurde. — Ich bereue es noch in dieſem Augenblick, daß ich einmal, als er den Hamlet vortrefflich dargeſtellt, nach ſeiner Meinung aber ein paar Momente verfehlt hatte, ihn trotz ſeines Weigerns nöthigte auf das Rufen des Publikums herauszutreten. — Er kommt langſam und pathetiſch hervor, tritt bis dicht an die Lampen, läßt den verwunderten Blick über Parterre — Logen hinſtreifen, wirft dann die Augen in die Höhe, ſchlägt die Hände vor der Bruſt zuſammen und ſpricht mit feierlicher Stimme: Herr! vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun. —

Sie können denken, daß dieſer Rede ein betäubendes Pochen, Ziſchen und Pfeifen folgte. Er kam aber ganz freundlich und fröhlich, wie von einer ſchweren Laſt befreit, in die Garderobe zurück! —

Der Graue. Nein! — ſo weit treibt es mein lieber Charakter-Mann nicht. Es iſt wahr, wenn er eine wichtige Rolle ſpielen will oder geſpielt hat, ſo hört er nicht auf davon zu reden und zu fragen. Das iſt die Folge des Mißtrauens, das ihn ehrt, da es den ächten Künſtler charakteriſirt.

Der Braune. Richtig! — Nur fade handwerksmäßige Pfuſcher ſind mit Allem, was nur das liebe Ich ſchafft, höchlich zufrieden und immer mit ſich einig und fertig. Ohne die deutliche Ahnung eines unerreichbaren Ideals, ohne raſtloſes Streben darnach giebt es keinen Künſtler. Nur muß dieſes Mißtrauen nicht in eigentlichen Unmuth ausarten und ſo eine hypochondriſche Selbſtqual werden, die die Kraft des Schaffens lähmt. Im Moment des Schaffens mag eben die Begeiſterung ſich in heiterer Unbefangenheit aufſchwingen, es iſt genug wenn der Verſtand nur die Zügel behält. Bei dem Schauſpieler, von dem ich ſprach, war jenes Mißtrauen, jener Unmuth in eine wahre Seelenkrankheit ausgeartet. — So geſchah es ihm, daß er in ſchlafloſen Nächten rings um ſich her Geſpräche hörte, deren Gegenſtand er war und die meiſtens bittern Tadel ſeines fehlerhaften Spiels enthielten. Er wiederholte mir Alles und ich erſtaunte, denn die feinſte künſtleriſche Kritik, das ſcharfſinnigſte Auffaſſen aller Momente lag darin und doch hatte Alles nur, um mit Schubert*) zu reden, der innere Poet gemacht.

Der Graue. Das redende Gewiſſen, ſagen Sie lieber — In Worten ausgeſprochenes tiefes Bewußtſeyn des Selbſt, wie es nun einmal beſchaffen. — Der Spiritus familiaris hüpft aus dem Innern heraus und ſpricht, ein unabhängig Weſen, hinein mit ſublimen Redensarten. — Gott im Himmel, ich wünſchte meinen ſämmtlichen Herren und Damen ſolch ein Teufelchen, das ihnen recht derb zuſetzte.

Der Braune. Schon eine König Philippsuhr wär' nicht übel!

Der Graue. Was verſtehen Sie unter der Philippsuhr?

Der Braune. Der macedoniſche Philipp ließ ſich jeden Tag zurufen: Du biſt ein Menſch! dies bringt den humoriſtiſchten aller humoriſtiſchen deutſchen Schriftſteller — kaum brauch' ich Lichtenberg zu nennen — auf den herrlichen Einfall von Sprechuhren, der Ihnen bekannt ſeyn wird.

---

*) Schubert: Symbolik des Traums.

Der Graue. Sprechuhren? — Nur dunkel erinnere ich mich des Einfalls, deſſen Sie gedenken.

Der Braune. Es giebt Spieluhren, die beim erſten Viertel das Viertel eines Stückchens, bei dem zweiten die Hälfte, bei dem dritten drei Viertel und bei dem Ausſchlagen das ganze Stück aufſpielen. Nun, meint Lichtenberg, wär' es hübſch, wenn man vermöge eines beſondern künſtlichen Mechanismus eine Uhr die Worte ſprechen ließe: Du biſt ein Menſch! und dieſe Phraſe wie ſonſt das Tonſtück in vier Viertel theilte. Bei dem erſten Viertel ruft die Uhr: Du! bei dem zweiten: Du biſt! — bei dem dritten: Du biſt ein! und dann bei dem Ausſchlagen die ganze Phraſe. Mit Recht ſagt Lichtenberg, daß der Ruf bei dem dritten Viertel: Du biſt ein — lebhaften Anlaß gebe, bis zum Vollausſchlagen darüber nachzudenken, was man eigentlich iſt. Wahrhaftig! — ich denke, manchem müßte dies Schulexamen, was er im Innern mit ſich ſelbſt anzuſtellen gezwungen, gar läſtig — ängſtlich — unheimlich ſeyn.

Der Graue. Aber noch immer verſtehe ich nicht, wie Ihre Philippsuhr —

Der Braune. Denken Sie ſich, daß ſolch' eine künſtliche Uhr in dem Verſammlungs-Zimmer ſtünde — denken Sie ſich, daß irgend ein aufgeblaſener Schauſpieler in dem reichen Ornat ſeiner Helden-, ſeiner Königsrolle angethan, ſich vor dem großen Spiegel brüſtete und wohlgefällig den Gott anlächelte, der aus ſeinen Augen funkelt, auf ſeinen Lippen ſchwebt, ja ihm die altdeutſche Spitzenkrauſe faltelt oder den griechiſchen Mantel in maleriſche Falten wirft — vielleicht hat der Gott ſo eben auf irgend einen armen Erdenſohn von Collegen ſeine Blitze geſchleudert — brutal gedonnert — vielleicht irgend einen unnützen Kampf dem Direktor geboten — vielleicht iſt er voll des ſüßen Nektars, den ihm die Albernheit ſelbſt dargereicht — Die Lichter ſind angezündet, die Inſtrumente im Orcheſter rühren ſich — es iſt dreiviertel auf ſechs — Da ruft die Uhr langſam und dumpf: — Du — biſt — ein — Glauben Sie nicht, daß der Gott etwas alterirt werden würde? Wär' es nicht möglich, daß ihm bei jener geiſterhaften Mahnung mancherlei Bedenkliches einfallen, ja daß es ihm wohl gar in den Sinn kommen könnte, ob er nicht ganz etwas anderes ſey, als eben ein Gott? —

Der Graue. Ich meine, daß Ihr Schauſpieler das: Du biſt ein — ohne Weiteres ſuppliren würde: großes unübertreffliches Genie — Phönix der Theaterwelt — herrlicher Virtuoſe. —

Der Braune. Nein nein! — Es giebt Momente, in denen eine geheime Macht dem eitelſten Egoiſten ſchnell allen Prunk abſtreift, ſo daß er genöthigt wird ſeine armſelige Nacktheit recht deutlich zu ſchauen und zu erkennen. Z. B. in einer gewitterſchwülen ſchlafloſen Nacht nimmt ſich das liebe Ich wohl oft ganz anders aus als am Tage. Und nun eben bei ſolch unerwarteter geſpenſtiſcher Mahnung, die wie der Hammerſchlag an die Metallglocke im Innern widerklingt! — Doch zurück auf Ihren Schauſpieler mit dem redenden Gewiſſen. Sie ſagten vorhin, er verdiene der Liebling des Publikums zu werden in dem höhern Sinn, wie es die Eckhoff — Schröder — Fleck wurden, dann ſind Sie in der That ein beneidenswerther Direktor, der ſolch einen Stern am Theaterhimml leuchten laſſen kann.

Der Graue. Nicht genug kann ich zum Lobe meines lieben Charaktermannes ſagen. Ihm allein verdank' ich es, daß ich, da nun immer Neues und Neues verlangt wird, die nichts bedeutenden Produkte müßiger Köpfe, dieſe albernen Schubladenſtücke, dieſe zum Ueberdruß wiederholten Variationen eines und deſſelben erbärmlichen Thema's, dieſe ſeichten Ueberſetzungen fader franzöſiſcher Machwerke, wie ſie jetzt zu Markte getragen werden, dem Publikum wenigſtens ohne dringende Gefahr auftiſchen darf. Denn immer gelingt es meinem kleinen Garrik zu ſeiner Rolle ſich aus dem lebendigſten Leben eine Figur herauszugreifen und dieſe mit Wahrheit und Kraft darzuſtellen, ſo daß das farbloſe Bild des Dichters erſt durch ihn Farbe und Haltung erhält und über dieſes Bild vergißt man gern die Elendigkeit des ganzen Gemäldes, wiewohl dieſes denn doch bald an innerer Ohnmacht kränkelnd abſtirbt und hinabſinkt in den Orkus.

Der Braune. So wird Ihr kleiner Garrik — ich bediene mich Ihrer eignen Bezeichnung — unaufhörlich in nichts bedeutenden Rollen ſich bewegen und ſich mühen müſſen bleiche Bilder aufzufriſchen?

Der Graue. Allerdings vergeht wohl keine Woche, in der ihm nicht dergleichen Rollen in's Haus fallen.

Der Braune. Und kein Widerſpruch? — Er nimmt ſie an?

Der Graue. Mit der größten Bereitwilligkeit. Es macht ihm ſogar Freude in die lebloſe Geſtalt des Dichters, oder vielmehr des Verfertigers, den Prometheus-Funken zu werfen, und deshalb lobe ich ihn.

Der Braune. Und deshalb möcht' ich eben ihn tadeln! — Ueberhaupt möcht' ich, iſt es wirklich ſo, Ihrem kleinen Garrik mehr Talent als eigentliches wahrhaftes Genie zutrauen, es müßte ihn denn überſchwengliche Gutmüthigkeit, oder ein kindiſches Behagen an den funkelnden Blitzen eines Feuerwerks, das in wenigen Augenblicken wirkungslos verpufft, dazu verführen, an ſein eignes Innre ſelbſt mörderiſche Hand zu legen. — Sie, mein ſehr werther Herr College, ſollten, ſtatt dieſem gefahrvollen Streben an die Hand zu geben, mit aller Kraft ſich dagegen ſtemmen, denn mit Verlaub! — ſonſt wühlen Sie in Ihren eignen Eingeweiden, oder ſchlucken, indem Sie jenen Selbſtmord begünſtigen, beliebige Aqua Toffana ein und ſterben elendiglich ab vor der Zeit.

Der Graue. Wie das? — Ich verſtehe Sie nicht! — Sie ſprechen in Räthſeln!

Der Braune. Sollten die grauen Löckchen, die ſpärlich genug ſich um meine Scheitel legen, ſollten die Runzeln auf Stirn und Wange es nicht entſchuldigen, wenn ich mit Ihnen, beſter College, konverſirend, zuweilen, ohne es zu wollen, in den belehrenden Ton falle? Ueberhaupt bitte ich Alles, was ich vorbringe, nur als ein individuelles Urtheil aufzunehmen, an deſſen Richtigkeit ein alter Mann deshalb gern glaubt, weil es ihm als Reſultat einer vieljährigen Erfahrung erſcheint! — So will es mich nun bedünken, als wenn Ihr Garrik, iſt er nicht bloß Talent, ſondern wahrhaftes Genie zu nennen, doch, vielleicht herabgeſtimmt durch dieſen, jenen Umſtand, wie ihn nun die Mangelhaftigkeit alles Erdenlebens herbeiführt, nicht jene durch nichts zu beugende Kraft im Innern beſäße, wie ſie ſonſt genialen Menſchen eigen, ſonſt würd' er ſich gegen jedes Attentat ſein Genie zu mißbrauchen ſtemmen mit aller Gewalt! —

Der Graue. Um des Himmelswillen, wohl mir, daß ihm dieſe Kraft mangelt, die mich verderben würde!

Der Braune. Still! — ſtill! Laſſen Sie mich ausreden! — Nichts geſchieht leichter, als daß Schauſpieler der Art — Söhne Apollo's, die des göttlichen Vaters Bogen tragen, ohne ihn zu ſpannen — ſich an das Schlechte gewöhnen und zufrieden ſind mit dem, was ihres Genius nicht würdig. Und damit wird mehr und mehr ihre Kraft gelähmt und ſie vermögen bald nicht die Fittige zu regen zum höhern Fluge! — Eben darin liegt die gefährlichſte Selbſttäuſchung, daß ſie eigne Figuren bilden und in ein Werk hineintragen, von dem ſie nicht begeiſtert werden können, ſo aber, um mich eines muſikaliſchen Gleichniſſes zu bedienen, ein ſelbſt erfundnes Solo abſpielen, in das andere mit willkürlichen Accorden eingreifen, mag es nun klingen wie es will. Sie entwöhnen ſich davon den Strahlen des wahrhaften Dichterwerks ihre eigne Bruſt zu erſchließen, daß darin des Dichters phantaſtiſche Geſtalt ſich entzünde und in glühendem Leben emporflamme. Ja noch mehr! — Immer im Sumpfe watend zweifelt der müde, mißmüthige Wandrer am Ende daran, daß es noch Höhen giebt mit friſchem grünenden Raſen und verliert Auge und Sinn dafür. — Ganz praktiſch geſprochen! — Ihr Garrik, gewöhnt, ja dazu berufen ſtatt der gegebenen Rollen immer ſelbſtgeſchaffene Figuren darzuſtellen, muß ſich nur an dieſe halten ohne jene im mindeſten zu beachten. So wird er aber das eigentliche Studiren der Rolle, iſt ſie auch wirklich bedeutſam, ganz verlernen. Wie ich es überhaupt nicht begreifen kann, auf welche Weiſe ein vernünftiger Menſch das fade ungewaſchene Zeug mancher Schau-, Trauer- und Luſtſpiele in den Kopf zu bringen vermag, ſo iſt es denn nun klar, daß vorzüglich das ſtrenge Memoriren ſehr bald jenem Schauſpieler unmöglich und er für Meiſterwerke, zumal wenn ſie metriſch gefaßt ſind, gänzlich unbrauchbar werden wird. So nur an dem Erfolg des Augenblicks hängend geht Ihnen das Höhere, Dauernde verloren. Hin iſt das Talent, das der Schmuck Ihrer Bühne war. Andere minder begabte Schauſpieler werden nicht unterlaſſen Ihre Anſicht durch allerlei wohlgemeinten Rath, durch manche ſuperfeine Bemerkung zu nähren und ſich leiſe in den Platz ſchieben, den der gefährliche Nebenbuhler verlaſſen. Vergebens ringen dieſe aber nach der Gunſt des Publikums, die der ihnen überlegene Meiſter verlor. Ja, — verlor, ſage ich, denn glauben Sie mir, das Publikum kommt ſehr bald dahin den Diamant, der ihm täglich in falſchem Lichte gezeigt wird, für einen gemeinen Kieſel zu halten.

Der Graue. Es liegt Wahres in Ihren Worten, das ſehe ich ein, aber auch zugleich die Unmöglichkeit nach der ganzen Lage unſeres

Theaterweſens, wie es jetzt beſteht, den genialen vielſeitigen Schauſpieler nur mit bedeutenden Rollen zu beſchäftigen. Sie ſind ſelbſt Schauſpiel-Direktor, ich führe Ihnen die Armuth unſeres Repertoirs zu Gemüthe und jede weitere Erklärung wird dann überflüſſig.

Der Braune. Glauben Sie ja nicht, daß ich Ihren Garrik nur durchaus in den ſogenannten erſten Rollen auftreten ſehen will. Es giebt Vieles und Vielerlei, was ohne blendende Außenſeite ſich aus tiefen Motiven entwickelt. Eine gering ſcheinende Rolle muß oft nach dem Willen des Dichters oder vielmehr nach dem nothwendigen Bedingniß des Gedichts dem Ganzen Haltung geben, indem gerade in den Momenten dieſer Rolle die nach allen Seiten ausgeſpannten Faden zuſammen laufen und wer vermag denn eine ſolche Rolle darzuſtellen als eben ein Genius? — Nein! — ich wiederhole es, das wahre Genie werde nie gemißbraucht zu den leiſen ephemeren Erſcheinungen des Tages, die ſtatt der wahrhaften innern Erregung, nur momentanen Kitzel bezwecken. Dem ernſten tiefen Künſtler werde nur das Tiefe, Ernſte, Wahre zugemuthet, möge es ſich geſtalten wie es wolle, ſelbſt als Scherz, den des kecken Geiſtes Uebermuth geſchaffen.

Der Graue. Sie weichen mir aus, indem Sie die Lage unſeres Theaterweſens, deren ich gedachte, ganz übergehen. Beachten Sie dieſe gehörig, ſo werden Sie zugeſtehn, daß ein vielſeitiger Schauſpieler durchaus ſich herablaſſen muß zu den Erſcheinungen des Tages mitzuwirken, ſie mögen ſich nun geſtalten wie ſie wollen.

Der Braune. Was nennen Sie einen vielſeitigen Schauſpieler?

Der Graue. Welche ſonderbare Frage! — Nun! — der Schauſpieler iſt vielſeitig zu nennen, der mit derſelben Kraft und Wahrheit komiſche und tragiſche Rollen darſtellt.

Der Braune. An dieſe Vielſeitigkeit glaube ich gar nicht, wird das Komiſche nicht in höherem Sinn genommen.

Der Graue. Wie? — und doch dringen ſich Beiſpiele der Art von ſelbſt auf!

Der Braune. Erlauben Sie, daß ich mich näher erkläre. Bezeichnen Sie durch das Wort Vielſeitigkeit, diejenige dem Schauſpieler inwohnende Kraft, vermöge welcher er, ſeine Perſon ganz aufgebend, jedesmal in dem eigenthümlichſten Charakter ſeiner Rolle auftritt und ein Proteus, immer ein anderer ſcheint, ſo bin ich mit Ihnen einig, nicht allein daß dieſe Eigenſchaft eben von der Genialität des Schauſpielers zeugt, ſondern daß es auch noch, dem Himmel ſey es gedankt, ſolche Schauſpieler giebt. Aber ſchon daß Sie des Komiſchen im Gegenſatz mit dem Tragiſchen gedachten, läßt mich glauben, wie Sie mit dem Wort vielſeitig nur das meinen, was die Menge gewöhnlich darunter verſteht. Der Künſtler wird angegafft — angeſtaunt — als groß — als unübertrefflich ausgeſchrieen, der wie ein geſchickter Taſchenſpieler aus derſelben Flaſche rothen und weißen Wein — Liqueur und Milch einſchenkt, der heute den Macbeth und morgen den Schneider Wetzwetz, der heute den deutſchen Hausvater, morgen den Franz Moor agirt. „Das iſt ein vielſeitiges Genie," ruft der ehrliche Jan-Hagel und giebt ſich gutwillig der Myſtifikation hin, glaubt auch wohl, daß der Tauſendſaſa von ſeinem Gaukler in der That über ſeine Flaſche gebieten, und, unerachtet ſie der Weinwirth mit ſeiner Waare füllte, daraus jedes andere flüſſige Prinzip nach Gefallen hervorzaubern könne.

Der Graue. Sie wählten zu Ihrem Beiſpiel Rollen, die die ſchneidendſten Contraſte bilden und doch habe ich gerade in dieſen Contraſten Schauſpieler excelliren geſehn.

Der Braune. Nein — nein — nein! — Es iſt nicht möglich. Eins oder das andere mußte unwahr ſein. — Dem Schauſpieler, in deſſen Bruſt das wunderbare Geheimniß der Dichtungen ruht, die aus der tiefſten Tiefe der menſchlichen Natur geſchöpft ſind, entſchlüpft der Spaß, der von gedankenloſer Willkür erzeugt, heimathlos in den Lüften ſchwebt. In dem Ringen das nur von der Außenwelt bedingte Poſſenhafte in das Innere hineinzuziehen oder vielmehr aus dem Innern heraus zu geſtalten, verraucht das Vexierbild ſelbſt in Dunſt und Nebel. Ich meine, jener Schauſpieler wird nicht im Stande ſeyn etwas darzuſtellen was nicht in dem innern Leben begründet iſt und aus demſelben hervorgeht, ſo wie dem Schauſpieler, dem die tiefere Anſchauung der menſchlichen Natur mangelt, der die ſeltſam verzerrten Marionetten irgend eines launenhaften Puppendrehers für wahrhaft lebendige Menſchen hält, jenes Gebiet des wahrhaftigen Dichters ewig verſchloſſen bleiben muß. Aber auch für dieſen Schauſpieler giebt es eine Virtuoſität, die, ſo ſeltſam es auch klingen mag, eben in der getreueſten rückſichtsloſeſten Darſtellung jener Marionetten, welche bei der tieferen Anſchauung des Wahrhaften unmöglich werden würde, liegt. Beide Schauſpieler müſſen nun im Entgegengeſetzten unwahr werden, indem jener ſich müht das Zerrbild als wahrhaftig darzuſtellen, dieſer aber zur Darſtellung lebendiger Geſtalten die Mittel, die nur im Innern zu finden, von der Außenwelt erborgt. Es geht wohl noch weiter. Der im tiefern Leben heimathliche Künſtler giebt unwillkührlich dem Gemeinen den Anſtrich des Höheren, ſo wie der andere das Gemeine nur in die Hülle des ihm verſchloſſenen Geheimniſſes kleidet. Es treten aber beider Geſtalten in ſeltſamer wunderlicher Zweideutigkeit hervor. Hätte Raphael eine Bauernhochzeit gemalt, wir würden Apoſtel in Bauernröcken ſehn, ſo wie in einer Grablegung von Tennier ganz gewiß muntre rothnäſige Bauern aus der Schenke, in Talaren angethan, unſern Herrn zu Grabe tragen müßten.

Der Graue. Das mag Alles recht ſchön und ſcharfſinnig geſagt ſeyn, ich bleibe aber dabei ſtehen, daß die Erfahrung Ihnen widerſpricht. Sollte denn in einem reichen Gemüth nicht der Sinn für's Komiſche und Tragiſche wohnen? Sollte eine lebensvolle glühende Phantaſie nicht Beides mit gleicher Kraft aufzufaſſen und darzuſtellen vermögen? — Sollten nicht eben ſo Künſtler wie Dichter, denen der tiefſte Ernſt, die eingreifendſte Ironie zu Gebote ſteht wie Shakſpeare —

Der Braune. Halt — halt! — Habe ich denn vom wahrhaftig Komiſchen geſprochen, habe ich denn nicht durch die Rollen, die ich beiſpielsweiſe einander entgegenſtellte, genugſam bezeichnet, daß ich nur den nichtigen Spaß, das Poſſenhafte meine, welches ich übrigens durchaus nicht ganz verwerfen will, ſobald es in rückſichtsloſer Freiheit dargeſtellt wird? Kann doch, auch in biedern Gemüthern, ſelbſt die Fratze einen augenblicklichen Kitzel erregen, der gerade nicht übel thut. —

Der Graue. Ha! — Sie weichen mir aus! — Sie gehen zurück. —

Der Braune. Keinesweges! — Jetzt laſſen Sie uns von dem wahrhaftig Komiſchen ſprechen! — Wer mag denn die Ironie wegleugnen, die tief in der menſchlichen Natur liegt, ja die eben die menſchliche Natur in ihrem innerſten Weſen bedingt und aus der mit dem tiefſten Ernſt der Scherz, der Witz, die Schalkheit herausſtrahlen. „Sich den Witz und die Schalkheit der Natur im Heiligſten und „Lieblichſten verſchweigen wollen, iſt vielleicht nur möglich, wenn man „geradezu Karthäuſer wird und vom Schweigen und Verſchweigen

„Profeſſion macht,“ ſagt Tieck in der Einleitung zum Phantaſus wiewohl eben da in anderer Beziehung. Die krampfhaften Zuckungen des Schmerzes, die ſchneidendſten Klagetöne der Verzweiflung ſtrömen aus in das Lachen der wunderbaren Luſt, die eben erſt von Schmerz und Verzweiflung erzeugt wurde. Die volle Erkenntniß dieſes ſeltſamen Organism der menſchlichen Natur möchte ja eben das ſeyn, was wir Humor nennen und ſo ſich das tiefe innere Weſen des Humoriſtiſchen, welches meines Bedünkens mit dem wahrhaftig Komiſchen eins und daſſelbe iſt, von ſelbſt beſtimmen. Nun gehe ich weiter und behaupte, daß eben jene Erkenntniß oder recht eigentlich der Humor in der Bruſt des Schauſpielers heimathlich iſt, der ſeine Darſtellungen aus der Tiefe der menſchlichen Natur ſchöpft. Hieraus folgt denn aber wieder von ſelbſt, daß dieſer hochbegabte Schauſpieler mit gleicher Kraft und Wahrheit komiſche und tragiſche Rollen, Strahlen aus einem Fokus geworfen, darſtellen wird! —

Der Graue. Jetzt glaube ich Sie ganz zu verſtehen und will auch demüthiglich zugeben, daß ich das wahre Komiſche mit dem Poſſenhaften verwechſelte oder vielmehr Beides in eine Kategorie zuſammenwarf. Ich nannte Shakspear und jetzt geht es mir recht lebendig auf, daß es ja eben der Humor, wie Sie den Begriff davon feſtſtellen, allein iſt, der ſeine Geſtalten belebt.

Der Braune. Ja wohl! — kein Dichter hat jemals die menſchliche Natur ſo in ihrer Tiefe erkannt, und darzuſtellen gewußt als Shakspear, deshalb gehören ſeine Charaktere der Welt an und dauern fort, ſo lange noch Menſchen in der Zeit exiſtiren. Als laute Verkündiger des eigentlichen Humors, der das Komiſche und Tragiſche ſelbſt iſt, hat er ſeine Narren aufgeſtellt. Dann aber tragen ſeine Helden wohl alle das Gepräge jener Ironie, die ſich oft in den höchſten Momenten witzig phantaſirend ausſpricht, ſo wie ſeine komiſchen Charaktere eben wieder auf tragiſchen Grund baſirt ſind. Denken Sie an den König Johann, an den Lear, an den ergötzlichen Malvolio, deſſen poſſenhafte Narrheit das Erzeugniß einer fixen Idee iſt, die in ſeinem Innern niſtet und ſeine Sinne auf ſeltſame Weiſe verwirrt. Den Fallſtaff, als Ausbund der herrlichſten Ironie, des reichhaltigſten Humors mag ich gar nicht nennen. Welche unwiderſtehliche Gewalt, welche Herrſcherkraft über das Gemüth des Zuſchauers müßte der Schauſpieler beſitzen, den wirklich wahrer innerer Humor beſeelte und dem der Himmel die Gabe verliehen, dieſen Humor in Ton, Wort und Geberde in's äußere Leben lebendig herauszuſtrahlen. Sie beſitzen einen Phönix, wenn Ihr kleiner Garrik wirklich ſo organiſirt iſt, woran ich, wie an alles Wunderbare, das doch vielleicht in der That geſchehen oder geſchieht, vielleicht mit Unrecht zweifle. Ich für mein Theil habe, wenigſtens in neuerer Zeit, keinen ſolchen Heros geſehen.

Der Graue. Gegen meinen kleinen Garrik ſteigen mir in dieſem Augenblick einige Zweifel auf und ich erinnere Sie daher geſchwinde an den alten großen Garrik, der gewiß ein von wahrem tiefem innerm Humor beſeelter Schauſpieler war, wie Sie ihn wünſchen.

Der Braune. Unerachtet Lichtenbergs geiſtreicher Beſchreibung von Garriks Spiel, unerachtet des witzigen Enthuſiasmus, mit dem er von der kleinen Falte ſpricht, die ſich im ſchwarzen Galla-Kleide nach franzöſiſchem Zuſchnitt unter Garriks linker Schulter bildete, wenn er als Hamlet mit Laertes in Ophelias Grabe rang, unerachtet aller Anekdoten, die man von Garriks Zaubereien ſich nacherzählt, kann ich mir, denke ich mir ſeine ganze Perſönlichkeit, kein rechtes Bild von ſeinem tragiſchen Spiel aufſtellen. — Hogarths kleiner Mohrenknabe in dem Weg der Buhlerin, der vor dem fallenden Theetiſch erſchrickt, iſt bekanntlich Garrik als Othello und ich geſtehe, daß dieſer Hohn mir Garriks Bild vielleicht zu ſehr verdirbt. Mir fällt dabei ein, daß es mit Garriks Darſtellung des Othello irgend einen Haken gehabt haben muß, ſonſt wäre Hogarth auf ſo etwas gar nicht gefallen. Doch dem ſey wie ihm wolle, aber gewiß ſcheint es zu ſeyn, daß Garrik in dem tief Humoriſtiſchen von Foot übertroffen wurde.

Der Graue. Auf welchen kleinen Cyklus von tragiſchen und komiſchen Rollen würde aber der humoriſtiſche Schauſpieler beſchränkt ſeyn, verwürfe er alles, was nicht aus wahrem Humor ſich geſtaltet. Am Ende würden ſeine Darſtellungen eine Shakſpeare-Gallerie werden, und Sie ſind darin wohl mit mir einig, daß es nun einmal bei der leidigen Tendenz unſeres Theaterweſens ein gar mißliches Ding iſt, jenen Giganten über die Bühne ſchreiten zu laſſen, den unſere ſchwachen Theaterbretter kaum mehr tragen können.

Der Braune. Es käme nur darauf an unſern dünnen Theaterbrettern tüchtige Balken unterzuziehen. Aber zu ſolchem Bau, der doch immer nöthiger zu werden ſcheint, fehlt es uns an Geſchicklichkeit, vorzüglich an Muth. Doch abgeſehen davon dürfte der Cyklus jener Rollen, von denen Sie ſprachen, auch gar nicht ſo enge ausfallen, als man wohl glauben dürfte. — Sie warfen mir vor, daß ich, die geprieſene Vielſeitigkeit mancher Schauſpieler anfechtend, die Beiſpiele heterogener Rollen zu grell wählte. Laſſen Sie mich jetzt zwei Rollen nennen, die das ſchneidendſte Widerſpiel zu bilden ſcheinen und die doch mit gleicher Kraft und Wahrheit von einem und demſelben wahrhaft genialen Schauſpieler dargeſtellt werden könnten. Ich meine Shakſpeares Othello und Moliere's Geizigen.

Der Graue. Welche Behauptung! — Wie reimt ſich das zu den Prinzipen, die Sie vorhin aufſtellten! — Doch nein! — Ich fühle dunkel, daß Sie Recht haben können und bitte mich ganz aufzuklären.

Der Braune. In beiden, in Othello und in dem Geizigen, ſteigert ſich eine Leidenſchaft aus dem Innerſten heraus bis zur furchtbarſten Höhe. Der eine vollführt die gräßlichſte That, der andere tritt im tiefſten gehäſſigſten Argwohn gegen das ganze menſchliche Geſchlecht, das er verſchworen gegen ſich wähnt, die heiligſten Verhältniſſe, wie ſie Natur und bürgerliches Verhältniß bilden, mit Füßen. Nur die individuelle Geſtaltung der Leidenſchaft jedes bewirkt die Verſchiedenheit ihres Erſcheinens und entſcheidet über das Tragiſche und Komiſche. Liebe und Ehre begeiſtern den großherzigen Mohren, nur die wahnſinnige Luſt am ſchnöden Golde beſeelt den Geizigen. Beide in ihrem Innerſten angegriffen, in ihrem eigentlichſten Weſen, Leben und Heil gekränkt, brechen los in toller Wuth und in dieſer, in dem höchſten Moment ihrer Erſcheinung treffen die Strahlen, wie ſie aus ihrem Innern in verſchiedener Brechung hervorſtrömten, dort tragiſches Staunen, hier lachenden Spott in der Bruſt des Zuſchauers entzündend, in einen Fokus zuſammen. Wen erfaßt nicht tiefes Entſetzen bei Othello's furchtbaren Worten: Thu aus das Licht! — wen wird aber mitten im Lachen nicht auch tiefes Grauen anwandeln, wenn der Geizige in heilloſer Raſerei ſeinen eignen Arm erfaßt, wähnend den Dieb feſtzupacken, der ihm die Kaſſette ſtahl, wenn er in voller Verzweiflung ſelbſt unter den Zuſchauern den Verräther ſucht! — So iſt wohl Moliere's Geiziger ein wahrhaft komiſcher Charakter, von dem uns der gehaltloſe ganz in die Gemeinheit gezogene Kammerrath Jegeſack kein Bild giebt, ſo wie die Art, wie dieſer von einem nicht längſt verſtorbenen großen Schauſpieler dargeſtellt wurde, eine der ſeltſamſten Verirrungen war, die es wohl geben mag. — Laſſen Sie mich eines Shakſpeariſchen Charakters gedenken, in dem das Tragiſche und Komiſche vollkommen zuſammenſtrömend, das Entſetzliche erzeugt. Ich meine den Shylock. — Es iſt ſo viel über dieſe ſchwierigſte aller ſchwierigen Rollen, die auf ſolche Elemente geſtützt ſind, geſagt worden, daß meine Bemerkungen viel zu ſpät kommen würden. Aber Sie geſtehen mir ein, daß dieſe Rolle recht eigentlich in meine Theorie von tief komiſchen Rollen paßt und wohl nur von einem ſolchen Schauſpieler, der in der That vielſeitig iſt, wie ich nämlich Viel- oder Doppelſeitigkeit verſtanden haben will, wahr und kräftig dargeſtellt werden könnte.

Der Graue. Gerade dieſe Rolle, welche Sie gewiß mit Recht in die Kategorie der allerſchwierigſten ſtellen, ſpielt mein kleiner Garrik ſo ganz vortrefflich, daß ſchwer zu befriedigende Kenner ihm nie den vollſten Beifall verſagten. Im Grunde genommen iſt dieſer Shylock ein jüdiſcher Heros, denn der im tiefen Innern glühende Haß gegen das Chriſtenvolk wird pathetiſch, indem er jede andere Leidenſchaft wegzehrt und die fürchterliche Rache erzeugt, der der Jude Geld und Gut, die Tochter opfert. Sein Untergang iſt ächt tragiſch und wohl grauenvoller als der Untergang manches Helden oder Tyrannen. Was iſt der Giftbecher oder der Dolchſtoß gegen die gänzliche Vernichtung der bürgerlichen Exiſtenz, die über den Juden verhängt wird, und die wie ein langſam tödtendes Gift ſein inneres Mark aufzehrt. Wenn mein Garrik die Worte ſpricht: Mir iſt nicht wohl ꝛc. ꝛc. ſo gleitet es gewiß jedem Zuſchauer, deſſen Gemüthsart nicht gar zu robuſt und undurchdringlich iſt, eiskalt durch alle Glieder.

Der Braune. Wie geht es mit den Szenen, wenn der Jude in heller Verzweiflung um ſeine Tochter und um ſeine Dukaten ſchreit und dann, wenn ihm Antonio's Unglück, das ſeine Bruſt labt, verkündet wird und er dazwiſchen immer Nachrichten von der Jeßika hören muß, die ihm die Bruſt durchſchneiden?

Der Graue. Ha ich verſtehe Sie! — Gerade in dieſen Szenen iſt es wohl am ſchwerſten auf dem ſchillernden Hintergrunde die Figur rein kräftig zu erhalten. Der Zuſchauer ſoll lachen über den Juden, ohne daß dieſer im mindeſten lächerlich wird. Gerade in dieſen Szenen übertrifft mein Garrik einen großen Schauſpieler, den ich einſt dieſe Rolle ſpielen ſah, und der in's gemeine Jüdeln fiel, dadurch aber das hoch Poetiſche der Rolle gänzlich zerriß. Wahrſcheinlich verführte ihn die im gemeinen Leben gemachte Erfahrung, nach welcher die Juden, ſo bald ſie von irgend einer Leidenſchaft beſtürmt werden, Ton und Geberde ganz ſeltſam ändern und eben in das ſogenannte Jüdeln verfallen, das ob ſeines Poſſierlichen unwiderſtehlich zum Lachen reizt. Wie paßt das aber zum Shylock, deſſen Sprache ein ſchärferer Accent, der Anhauch des Hebräiſchen hinlänglich individualiſirt. Die fremden Anklänge aus dem Orient, die der Rolle des Shylock einen wunderlichen Pathos geben, hat mein Schauſpieler ſehr in ſeiner Gewalt.

Der Braune. Und von dieſem Shylock iſt nur ein Schritt herüber zu jenen wunderbaren Rollen Shakſpeare's, die auf den Humor im andern oder vielmehr engeren Sinn baſirt ſind. Das Gefühl des Mißverhältniſſes, in dem der Geiſt mit allem äußern irdiſchen Treiben um ihn her ſteht, erzeugt den krankhaften Ueberreiz, der ausbricht in bittre höhnende Ironie. Es iſt ein krampfhafter Kitzel, den das ſchmerzlich berührte wunde Gemüth empfindet und das Lachen iſt nur der Schmerzeslaut der Sehnſucht nach der Heimath, die im Innern ſich regt. Solche Charaktere ſind der Narr im Lear, Jacques in: Wie es Euch gefällt, aber auf der höchſten Spitze derſelben ſteht wohl der unvergleichliche Hamlet. Es iſt ein Gemüth zu ſchwach das zu tragen was das Schickſal ihm aufgelaſtet, heißt es irgendwo und ich ſetze hinzu, daß vorzüglich das tiefe Gefühl jenes Mißverhältniſſes, welches keine That ausgleicht, ſondern das nur mit dem eignen irdiſchen Untergange endet, den Hamlet ſchwankend und unentſchloſſen erſcheinen läßt. Dieſer Hamlet iſt es nun aber, den in der That nur der vom tiefſten Humor beſeelte Schauſpieler darſtellen kann. Ich habe noch keinen geſehen, der in dieſer Rolle nicht auf mäandriſche Irrwege gerathen ſeyn, oder der nicht wenigſtens entweder dieſen oder jenen integrirenden Theil des Charakters verfehlt, ſo aber eigentlich gar keinen Charakter dargeſtellt haben ſollte. In beſonderer Beziehung auf den Hamlet wiederhole ich, was ich vorhin ausſprach. Mit welcher unwiderſtehlichen Gewalt müßte der Schauſpieler auf das Gemüth des Zuſchauers wirken, dem die Gabe verliehen, den ihm inwohnenden wahren Humor in Ton, Wort und Geberde aus dem Innern heraus in's äußere Leben zu ſtrahlen! — Ueber welche Rolle iſt mehr Weiſes

Tiefes und Herrliches geſchrieben worden als eben über den Hamlet! Es iſt kaum möglich praktiſcheren Unterricht darüber zu geben als es im Wilhelm Meiſter geſchehen, doch was hilft der beſte Unterricht im Tanz dem Lahmen! —

Der Graue. Bemerken Sie wohl ſelbſt, daß Sie immer und immer nur von Shakſpear ſprechen? — Hat Sie denn die Erfahrung nicht wie mich darüber belehrt, daß, noch einmal ſey es geſagt, die Aufführung Shakſpearſcher Stücke ein durchaus mißliches Ding iſt? Glauben Sie mir, auch mich hat der Shakſpearſche Genius mächtig ergriffen, auch ich dachte, las ich manches Stück, daß es mit Rieſenkraft wirken, alles um ſich her niederſchlagen müßte. Ich ſparte keine Mühe, keinen Aufwand an Dekorationen und Kleidern, ich ließ es nicht an Proben fehlen, ich ſuchte jeden Schauſpieler für ſeine Rolle zu beſeelen, alle ſpielten gut, ich kann es nicht anders ſagen, doch blieb das Stück wirkungslos oder machte wenigſtens nicht den Effekt, den ich mit Recht davon erwarten zu können geglaubt hatte!

Der Braune. Und am Ende verloren Sie Liebe und Luſt!

Der Graue. Wie ich es nicht läugnen kann. — Es iſt das Zeitalter der Shakſpearſchen Stücke nicht mehr, davon habe ich mich hinlänglich überzeugt.

Der Braune. Haben Sie wohl jemals ein Shakſpearſches Stück dem Original getreu gegeben?

Der Graue. Allerdings! — nur freilich mit den Abänderungen, die die Einrichtung unſeres Theaters und die Deutlichkeit nöthig machten. Einige Szenen wurden nur verſetzt, manche zu lange Reden abgekürzt. —

Der Braune. O! — o! — o! —

Der Graue. Sie billigen das nicht? — Aber ſagen Sie mir, was ſoll man damit anfangen, wenn z. B., wie es im Shakſpear oftmals geſchieht, plötzlich verwandelt und der Zuſchauer an einen ganz entfernten Ort verſetzt wird, um eine kurze Rede oder ein kurzes Geſpräch zu hören, worauf wieder verwandelt wird und Alles in vorigem Geleiſe fortgeht?

Der Braune. Haben Sie, mein lieber Freund! wenn Sie bei dem Leſen eines Shakſpearſchen Stückes auf eine ſolche Szene ſtießen, ſich wohl recht lebhaft im Geiſte nicht *auf*, ſondern *vor* die Bühne geſtellt? — Glauben Sie mir, Sie würden dann ſehr deutlich die Nothwendigkeit jener Szene, die auf den erſten Blick ohne allen Zuſammenhang hineingeſchneiet ſchien, gefühlt haben. — Es mochte um Künftiges vorzubereiten gerade nöthig ſeyn den Zuſchauer plötzlich an dies oder das zu erinnern oder irgend einen Funken hinzuwerfen, der ſpäter aufglimmt. — Es giebt keinen ärgeren Irrthum als die Meinung, daß Shakſpear von der Begeiſterung des Augenblicks hingeriſſen, ja von dem Phantasma, das der aufgährende Geiſt geboren, beherrſcht, in regelloſer Willkur ſeine Werke hingeworfen. Das Genie, ſagt ein tiefer Kenner der Kunſt *), wirkt auch in den höchſten Graden des Enthuſiasmus mit Beſonnenheit und Freiheit. Es iſt von ſeinem Gegenſtande durchdrungen, emporgehoben, begeiſtert, aber nicht beherrſcht. — Wie ſehr dies bei Shakſpear zutrifft, davon giebt den ſchlagendſten Beweis, daß gerade in dem ſchwierigſten Punkt jedes dramatiſchen Werks, in dem Punkt, der die klarſte Beſonnenheit, die vollkommenſte Herrſchaft über den Stoff, wie er in allen Theilen verarbeitet werden ſoll, vorausſetzt, ſeine vollendete Meiſterſchaft auf das Herrlichſte hervorleuchtet. — Ich meine nichts anders als die Expoſition des Stücks. Denken Sie an die erſten Szenen von Julius Cäſar — Hamlet — Othello — Romeo und Julie ꝛc. ꝛc. Iſt es möglich den Zuſchauer in den erſten Momenten kräftiger zu ergreifen, ihn auf andere Weiſe ſogleich in die Zeit, medias in res, in den Brennpunkt der Handlung zu verſetzen?

Der Graue. Und doch iſt ſelbſt von großen Dichtern eben an dieſen Expoſitionen viel gemodelt worden; z. B. iſt ja Romeo und Julie in ganz veränderter Geſtalt erſchienen.

Der Braune. O laſſen Sie uns von dieſem ganz unerklärlichen Mißgriff ſchweigen. — Die Bearbeitung, von der Sie ſprechen, iſt mir wie eine abſcheuliche Verhöhnung unſerer Theaterbretter erſchienen. Wenden wir uns geſchwinde zum Egmont, deſſen meiſterhafte Expoſition Shakſpears würdig iſt. Der Vorhang rollt auf, nicht damit wir lange Erzählungen von uns fremdartigen Dingen anhören ſollen, nein wir blicken ſelbſt in die uns erſchloſſene Zeit des Dramas hinein, vor unſern Augen geſchehen die Dinge, aus denen die Handlung wie aus einem fruchtbaren Keim aufſproßt und ſich entwickelt bis zur Vollendung. Wer mag denn nun glauben, daß ſolch ein beſonnener den Stoff beherrſchender Meiſter wie Shakſpear auch nur das Mindeſte ohne tiefe Abſicht, ohne die innerſte Ueberzeugung der Nothwendigkeit in ſein Werk hineingearbeitet haben ſollte. Nicht an dem Meiſter, an uns mag es liegen, daß wir oft nicht jene tiefere Idee erkennen. Das heilloſe Verſetzen der Szenen iſt es aber, wodurch wir alles, was kunſtmäßig zuſammengefügt, gewaltſam auseinanderreißen und dann wundern wir uns, daß aus dem ſchönen Bilde, deſſen Theile nicht mehr zuſammenpaſſen, eine alberne Mißgeburt geworden iſt. Eigentlich iſt es ganz toll anzuſehen, wie mittelmäßige Burſche ſich unterfangen mit dem großen Meiſter umzugehen, nicht als ſey er ihres gleichen, nein — als korrigirten ſie dem armſeligen Schulbuben ein Exerzitium. Einer fängt an und ändert und ſtreicht, der andere ändert das Geänderte und dem dritten iſt es noch nicht recht, der thut noch von dem Seinigen hinzu und richtet ein, für ſeine Leinwand und für ſeine Bretter, wie er nur kann, ſo daß der Name Shakſpear auf dem Zettel zur heilloſen Ironie wird. Leider — leider ließen ſich ſelbſt beſſere, oder vielmehr wirkliche Dichter verleiten Coryphäen ſolches Unweſens zu ſeyn. — Noch kennt, wie ich mit dem vollſten Recht behaupten mag, das große Publikum den herrlichen Meiſter gar nicht, denn nirgends ſah es ein Werk von ihm ohne jene unverſtandigen Verſtümmelungen, die ſich auf keine Weiſe rechtfertigen laſſen und nur ein Beweis der Imbezillität derer ſind, die ſie unternahmen. — Doch ich werde, ſo wie immer, wenn ich von meinem herrlichen Shakſpear ſpreche, heftiger, als es gerade nöthig.

---

*) Fernow, Römiſche Studien.

Der Graue. So viel werden Sie mir aber eingeſtehen müſſen, daß es beinahe in jedem Shakſpearſchen Stück Redensarten giebt, die ſo ſehr Anſtand und Sitte beleidigen, daß es unmöglich iſt, ſie auf der Bühne ſagen zu laſſen.

Der Braune. Freilich ſind wir ſo prüde geworden, daß wir über jeden robuſten Spaß die Naſe rümpfen und uns lieber die Ruchloſigkeit manches franzöſiſchen Stücks gefallen laſſen, als irgend einen Ausdruck, der ein naturliches Ding auf natürliche Weiſe benennt, und ſo bleibe denn ſolch ein Ausdruck, ſolch eine Redensart, weg, dies kann dem Ganzen nichts ſchaden, wiewohl jedesmal ein tüchtiger aus der tiefſten Tiefe gegriffener Charakterzug zum Teufel gehen wird. Wenn der Junker Tobias in: Was Ihr wollt, auf die Heringe flucht, die ihm aufſtoßen, ſo ſteht mit einem Zuge der ganze Rüpel vor uns da. — Denken Sie noch an die Kärrnerſzene in Heinrich dem Vierten und Sie werden mir geſtehen, daß durch dieſe Szene, die Manchem auch ganz zwecklos hineingeflickt ſcheinen dürfte, erſt das ganze Bild der Schenke in Gadshill und der ſauberen Geſellſchaft, mit der der humoriſtiſche Prinz ſeinen tollen Verkehr treibt, recht lebendig hervortritt. — Freilich darf eine ſolche Szene zur Zeit nicht auf die Bühne kommen, weil wir ſonſt nothwendig von unſerer ganz erſtaunlich feinen Bildung etwas herablaſſen müßten.

Der Graue. Ich merke ſchon — keinen Flecken dulden Sie an Ihrem Liebling! — Doch zugegeben auch, daß ein Shakſpearſches Werk nur ganz dem Original getreu auf das Publikum mit voller Stärke zu wirken vermöchte, ſo werden Sie mir doch eingeſtehen müſſen, daß es wohl ſchwerlich irgend eine Bühne geben dürfte mit ſo viel talentvollen Schauſpielern verſehen, um die Unzahl von Rollen in jenen Schauſpielen, deren keine vernachläſſigt werden darf, gehörig beſetzen zu können.

Der Braune. Daß in der Unbehülflichkeit, vorzüglich aber wohl in der Entwöhnung unſerer Schauſpieler von allem ächt Dramatiſchen eine große Schwierigkeit liegt, will ich, muß ich einräumen. Dichter und Schauſpieler ſtehen in beſtändiger Wechſelwirkung. Jene geben den Ton an, den dieſe auffaſſen, und das Erklingen dieſes Tons regt jene an abermals und abermals auf dieſelbe Weiſe zu intoniren, weil ſie nun des richtigen Nachklingens gewiß ſind und ſich daran erfreuen. Es wäre thöricht zu glauben, daß zu Shakſpears Zeit es lauter vortreffliche Schauſpieler gab, ſo daß die kleinſte Rolle einem theatraliſchen Heros zufiel, gewiß iſt es aber, daß der Genius des Meiſters Alle impulſirte, mit Einem Wort, daß von dem Ganzen beſeelt, jeder vermochte richtig in das Drama einzugreifen und ſo ſich alles zum Gehörigen fügte. — Ich ſprach von Shakſpears meiſterhaften Expoſitionen. Schon dieſen einzelnen integrirenden Theil ſeiner Werke betrachtend, gewahrt man ſichtlich, auf welche Irrwege neuere dramatiſche Dichter geriethen und dadurch den Verfall der dramatiſchen Kunſt herbeiführten.

Der Graue. Wie? — giebt es denn nicht auch neuere anerkannte Meiſterwerke? —

Der Braune. O man hat köſtliche glänzende Schleier gewebt, ſo daß wir, wie der Prinz im Triumph der Empfindſamkeit, mit der Puppe zufrieden ſind, die dahinter ſitzt, und die Königin ſelbſt nicht mehr mögen. — Worin beſteht denn eigentlich die göttliche Kraft des Dramas, die uns ſo wie kein anderes Kunſtwerk, unwiderſtehlich ergreift, anders, als daß wir mit einem Zauberſchlage der Alltäglichkeit entrückt die wunderbaren Ereigniſſe eines phantaſtiſchen Lebens vor unſeren Augen geſchehen ſehen? Iſt es daher nicht recht dem innigſten Weſen des Dramas entgegen, wird ſeine eigenthümlich wirkende Kraft nicht ganz gelähmt, wenn uns die That, die wir mit eignen Augen zu ſchauen gedachten, nur erzählt wird? — In der That, in der lebendigſten Handlung giebt uns Shakſpear die Expoſition des Stücks, während andere mit langweiligen Erzählungen uns von vorn herein ermüden und uns mit ſchönen Worten und Redensarten überſchütten, die kein lebendiges Bild in unſrer Seele zurücklaſſen. Aber nicht bloß von der Expoſition iſt die Rede, nein, die mehreſten unſerer neuern großen Haupt- und Staatsaktionen ſind, an That und Handlung bettelarm, nur rhetoriſche Kunſtübungen zu nennen, in denen einer nach dem andern auftritt und, ſey er König, Held, Diener ꝛc. ꝛc., in zierlicher geſchmückter Rede ſich ausbreitet. Viel zu weit würd' es mich führen, wenn ich ſagen ſollte, wie ich mir ſo nach meiner Art das allmähliche Abweichen unſerer Dichter von dem wahrhaft Dramatiſchen erkläre, ſo viel iſt aber gewiß, daß Schiller, dem die Kraft des Wortes wie nicht leicht einem zu Gebote ſtand, ſeiner Herrlichkeit und Größe unerachtet, die nächſte Gelegenheit zu jener Verirrung gab. Eine gewiſſe Prägnanz, mittelſt der Verſe Verſe gebären, iſt ihm ganz eigenthümlich.

Der Graue. Nehmen Sie den verjährten Shakſpear ſo ſehr in Schutz, daß Sie ihn als durchaus makellos erkannt haben wollen, ſo preiſe ich dagegen meinen herrlichen Schiller, der wie ein glänzender Stern wohl manchen hochgerühmten Dichter überſtrahlt — Sie wollen Handlung, giebt es reichere als im Wilhelm Tell?

Der Braune. Habe ich denn den großen Mann tadeln wollen? — Nur von dem imitatorum pecus war die Rede, das ſich jedesmal an der Schwäche hält, die ſich mit dem eignen Prinzip am leichteſten vermählt. Es ließe ſich ein großer Streit über die Frage beginnen, in wiefern Schiller ein eigentlich dramatiſcher Dichter zu nennen. So viel iſt aber gewiß, daß ein hochbegabter Genius wie er, die tiefe Erkenntniß des wahrhaft Dramatiſchen wohl in ſich tragen mußte. Sein Streben nach dieſem, in ſpätern Jahren, iſt unverkennbar. Sie erwähnten des Tell, vergleichen Sie nur dieſen mit dem Don Carlos, welch' eine Kluft liegt zwiſchen beiden Schauſpielen! — So wie ich den Don Carlos fur ganz undramatiſch halte, raume ich Ihnen aus voller Ueberzeugung ein, daß Wilhelm Tell wenigſtens in den erſten Aufzügen ein wahrhaftes Schauſpiel iſt. Die wundervoll herrliche Expoſition in dieſem Meiſterwerk beweiſet auch, wie wenig der wahre Dichter dazu der Erzählung bedarf, die, ſo ſchön ſie auch verfaßt ſeyn mag, an und für ſich allein den Zuſchauer niemals erwärmen wird. Aber auf das Erzählen haben nun einmal viele neuere Dichter ihre Sache geſtellt und manches Trauerſpiel enthält eigentlich nichts weiter, als die wohlgeordnete in ſchönen Worten und abſonderlichen Redensarten verfaßte Relation eines fatalen Capitalverbrechens, die mehreren Perſonen verſchiedenen Alters und Standes in den Mund gelegt iſt, worauf dann die Vollziehung des geſprochenen Urtheils an dem ſchuldigen Miſſethäter erfolgt. Kurz, von dem wahrhaft Dramatiſchen ab zu dem Rhetoriſchen haben ſich unſere Dichter gewandt und unſere Schauſpieler mit fortgeriſſen, die ihrerſeits nun auch dem rhetoriſchen Theil ihrer Kunſt zu viel Werth geben.

Der Graue. Sie können doch das Beſtreben unſerer Künſtler, richtig zu ſprechen im ganzen Umfange des Worts, unmöglich tadeln?

Der Braune. Ei! — richtige Deklamation iſt ja die Baſis worauf alles beruht, aber damit iſt ja noch nicht alles gethan. Man kann eine Rolle ſehr richtig deklamiren und doch Alles auf das Erbärmlichſte verhunzen. — Eine ganz eigne, aber ſehr erklärliche Erſcheinung der neueren Zeit iſt es wohl, daß man die dramatiſche Kunſt zerſpaltete und die Glieder des verſtümmelten Körpers einzeln zur Schau trug. Während manche umherreiſten und, ſprachloſen Automaten gleich, wunderliche Poſituren machten oder wie Grimaciers allerlei bedenkliche Geſichter ſchnitten, deklamirten ſich andere in dramatiſchen Conzerten heiſer und damit die unſinnige Tändelei bis zum höchſten Punkt getrieben werde, mußte ſich die Muſik dazu hergeben, zu dem dumpfen tonloſen Geplapper ihre herrlichen Accorde ertönen zu laſſen. — Der Unfug war zu arg, um lange geduldet werden zu können. — Doch ich lenke in mein voriges Thema ein. — Eben daher, weil die Schauſpieler durch die Werke unſerer rhetoriſch gewordenen Dichter von dem wahrhaft Dramatiſchen entwöhnt ſind, wird ihnen die Darſtellung Shakſpearſcher Rollen, die nur ganz allein auf das Dramatiſche baſirt ſind, ſchwer, ja unmöglich. Hier iſt's mit der Deklamation allein nicht gethan, Schauſpieler im ganzen Sinn des Worts muß der ſeyn, der im Shakſpear auftritt und es folgt hieraus noch gar nicht, daß jede ſeiner Rollen einen übervortrefflichen Schauſpieler verlange. Ein mittelmäßiges Talent, das nur von der Handlung ergriffen iſt und ſich wirklich rührt und bewegt wie ein lebendiger thätiger Menſch, kann hier den im Grunde beſſern Schauſpieler übertreffen, der in dem beſtändigen Mühen durch die Rede zu ergreifen alles Uebrige um ſich her vergißt. Noch ein Punkt iſt hier zu bedenken. Eben weil wahrhaft dramatiſche Charaktere in der äußern Erſcheinung wirken ſollen, widerſtrebt ſehr oft die Perſönlichkeit des Schauſpielers dem darzuſtellenden Charakter ſo ſehr, daß alle Mühe den Zuſchauer zu illudiren vergebens bleibt. Hier hilft nun die angeborne Eitelkeit der Imbezillität des bloß rhetoriſchen Schauſpielers wacker auf. Er raiſonnirt: es iſt wahr, mein Organ iſt ſchwach, meine Bewegungen ſind kränklich ſchwankend, alles das ſcheint der Natur des Heros, den ich darzuſtellen unternommen, entgegen zu ſeyn, allein wer vermag die Rolle mit dem Ausdruck, mit der Richtigkeit der Intonation zu ſprechen als ich, das entſchädigt für alles Uebrige. Der Schauſpieler irrt ſich, denn ſtatt den Heros vor Augen zu ſehen erblickt der Zuſchauer nur einen, der von dem Heros hübſch erzählt und ſich dabei müht zu thun, als ſey er der Heros ſelbſt, aber das glaubt ihm der Zuſchauer nun und nimmermehr. Verlangt nun gar die Rolle irgend einen Ausbruch der phyſiſchen Kraft, die dem Schauſpieler mangelt, und behilft der ſich mit irgend einem, in der Regel ſchlecht gewählten Surrogat, ſo läuft er Gefahr lächerlich zu werden und das Ganze auf heilloſe Weiſe zu verſtören. Beinahe noch auffallender trifft dies alles bei weiblichen Rollen ein, die oft ganz mit ihrem innerſten Weſen auf die Perſönlichkeit der Schauſpielerin baſirt ſind. Denken Sie an die Turandot. —

Der Graue. Ha — Turandot! — O Sie wecken mit dem Namen eine Erinnerung, die mich noch mit ſüßen Schauern durchbebt. Vor mehreren Jahren durchreiſte ich, damals noch ein ſehr junger Menſch, einen Theil von Italien. In Brescia fand ich eine kleine

Truppe, die, ein ſehr ſeltner Fall in Italien, Schauſpiele gab. Hoch verwunderten wir, ich und mein Begleiter, uns, den zur großen Ungebühr vergeſſenen Gozzi hier noch auf der Bühne zu finden. In der That hatte man für den künftigen Abend Turandot, Fiaba Chineseteatrale tragicomica in cinque Atti angekündigt. Der Zufall wollt' es, daß ich die Schauſpielerin, welche die Turandot ſpielen ſollte, Tages zuvor ganz in der Nähe ſah. Sie war von mittler Geſtalt und gerade nicht ſchön zu nennen, aber nie ſah ich ein ſchöneres Ebenmaaß des Gliederbaues, nie mehr Anmuth der Bewegung. Die Form ihres Geſichts war das reinſte Oval, die Naſe wohlgeſtaltet, etwas aufgeworfene Lippen, ſchönes tief dunkles Haar, aber vor allem ſtrahlten die großen ſchwarzen Augen in wahrem Himmelsglanz. Sie ſprach den Contr'alt der Italienerinnen, der, wie Sie wiſſen werden, recht tief in's Herz dringt. Gleich im erſten Auftreten, in den erſten Szenen bewährte ſich Signora als vollendete Schauſpielerin. Unbeſchreiblich war der Ausdruck des tief im Innerſten auf wunderbare Weiſe bewegten Gemüths, als ſie bei Calafs Anblick leiſe zur Zelima die bedeutenden Worte ſprach, in denen der feinſte Faden zum ganzen Geſpinnſt angelegt wird:

Zelima, oh Cielo! alcun oggetto, credi
Nel Divan non s'espose, che destasse
Compassione in questo sen. Costui
Mi fa pieta.

Aber als ſie nun, da Calaf zwei ihrer Räthſel errathen und ſie das dritte dumpf und feierlich hergeſagt, in blendender Majeſtät vorſchritt, als ſie plötzlich den Schleier, der ihr Antlitz verhüllte, zurück warf, da fuhr der tödtende Blitz ihrer in Himmelsfeuer ſtrahlenden Augen nicht in Calafs Bruſt allein — nein! — in die Bruſt jedes Zuſchauers!

Guardami'n volta, e non tremar. Se puoi
Spiega, chi sia la fera, o a morte corri!

Wer fühlte nicht alle Schauer der ſüßeſten Wonne — des Entzückens, der ſtaunenden Angſt ſeine Adern durchgleiten, wer hätte nicht wie Calaf in Himmelsſeligkeit verzweifelnd ausrufen mögen: Oh bellezza! Oh splendor! —

Der Braune. Sehn Sie wohl, hätte Ihre Signora nicht dergleichen ſtrahlende Augen gehabt, wie ginge es dann mit dem Effekt der Hauptſzene im ganzen Drama. Eben wollt' ich erſt der Turandot gedenken als einer der allerſchwierigſten Rollen Rückſichts der Anſprüche, die ſie an die Schauſpielerin macht. Nur die vollendete Künſtlerin wird das Heroiſche oder vielmehr die wahnſinnige Wuth der Turandot erfaſſen, ohne den Zauber der herrlichſten Weiblichkeit zu zerſtören. Und dazu muß jene vollendete Künſtlerin jung und ſchön ſeyn und zwar ſo ſchön, wie es mittelſt aller erſinnlichen Farbentöpfchen in der Welt nicht hervorgebracht werden kann. Strahlt ſie nicht den Calaf an mit ſolchen Augen, wie Ihre Breſcianerin, oder wird auch nur ein mittelmäßiges gleichgültiges Geſichtlein enthüllt, wenn der Schleier abgeworfen, ſo iſt Calafs Verwirrung ſo wie die ganze Szene lächerlich. Uebrigens bin ich ſo glücklich geweſen eine deutſche Turandot zu ſehen, die Ihrer Breſcianerin ganz an die Seite zu ſtellen, und dabei einen ſo überaus vortrefflichen Altoum, daß gar nichts zu wünſchen übrig blieb. Meine Majeſtät trug einen ungeheuern chineſiſchen Hut und bewegte ſich in den ſchwerfälligen Kleidern langſam, pathetiſch, feierlich, wie es dem fabelhaften Kaiſer ziemt. So ganz von gravitätiſchem Ernſt umfloſſen nahm ſich nun ſeine beſtändig gerührte Stimmung ungemein wunderlich aus. Ein großes ſehr abſonderliches Schnupftuch wehte in ſeiner Hand und damit trocknete er ſich im Divan auf dem Thron ſitzend die Thränen auf ganz eigenthümliche Weiſe, und dabei ſchnitt ſeine Stimme in den beweglichen Redensarten, die er an die Turandot richtete, oft durch wie ein chineſiſches Glockenſpiel. Der Schauſpieler hatte die tiefe Ironie dieſer vortrefflichen Rolle herrlich aufgefaßt. Er, Turandot und Adelma, die der vortrefflichſten Schauſpielerin wie es je eine gegeben, zugefallen, hielten mich ſchadlos für die Erbärmlichkeit des Uebrigen, welche vorzüglich der ſchlechten Bearbeitung zuzuſchreiben war. Auch hier beweiſet der Mißgriff eines großen Dichters meinen Satz, daß es mit dem Bearbeiten überhaupt eine mißliche Sache iſt. Mit dem Original verglichen begreift man nicht, wie es dem deutſchen Bearbeiter möglich war, die herrlichſten Züge zu verwiſchen, vorzüglich aber die charaktervollen Masken ſo fade und bleich hinzuſtellen.

Der Graue. Warum lächelten Sie vorhin ſo ſatiriſch, als ich von meiner Breſcianerin erzählte?

Der Braune. Mir ging ſo Manches durch den Kopf über den Anſpruch der Schönheit, den man an die Damen der Bühne macht. Vorzüglich fiel mir aber ein Schwank ein, der im Parterre eines benachbarten Theaters gar hübſch hervorſproßte und den ich gleich erzählen will, um in unſer Geſpräch, das beinahe zu ernſt geworden, etwas Luſtiges hineinzuwerfen. Alſo! — Vor wenigen Wochen wurde auf dem gedachten Theater die Oper Don Juan gegeben. Ich ſaß im Parterre. Die Sängerin, welche die Donna Anna vorſtellte, war eine geborne Italienerin, aber das Widerſpiel Ihrer Brescianiſchen Signora, denn alt und häßlich genug ſah ſie aus, das muß ich geſtehen. Dies veranlaßte denn einen jungen Mann, der mir unfern ſaß, ſich zu ſeinem Nachbar zu wenden und ſehr mißmüthig zu äußern: wie doch die alte häßliche Perſon, die noch dazu falſch ſänge, alle Illuſion ſtöre; denn unmöglich könne man glauben, daß dem leckern Don Juan nach dieſer ganz hingewelkten Blume gelüſten ſolle. Der Nachbar erwiederte mit einer überaus pfiffigen Miene: Das verſtehen Sie nun gar nicht, mein Lieber! Mit ſehr gutem Bedacht hat die erleuchtete Direktion die Parthie der Donna Anna jener würdigen wiewohl etwas garſtigen Perſon zugetheilt, denn dadurch wird eben erſt Don Juans heilloſe Ruchloſigkeit recht in volles Licht gehoben: der Himmel hat die gute Donna Anna eben nicht mit Schönheit geſegnet, reich iſt ſie, wie man aus guten Quellen weiß, auch nicht, denn lieber Gott, was wirft die Commendantur in einem kleinen Landſtädtchen ab und mit der Statue im Garten iſt es eitle Prahlerei, die iſt nur aus Pappe geſchnitten und weiß bemalt. Wie froh iſt daher der würdige Vater, daß ſich der gute Monſieur Ottavio ganz unvermuthet eingefunden und daß er die Tochter, iſt ſie gleich ſchon ſtark in die Jahre gekommen, doch noch glücklich unter die Haube bringt. Dies Alles weiß der verruchte Don Juan. Hier iſt keine Schönheit, keine Jugend, keine Anmuth, die ihn reizen kann, ja vielleicht Widerwillen, Abſcheu mit Gewalt bekämpfend ſtellt er der guten Donna nach, bloß um die Ruhe, das Glück einer rechtſchaffenen Familie auf immer zu verſtören. Dieſe Luſt an Unluſt iſt ja eben das teufliſche Prinzip, das ihn beſeelt.

Der Graue. O herrlich, überaus herrlich! — Dabei fällt mir ein, wie einſt, als man nichts auf der Bühne dulden wollte, als rührende Familien-Gemälde, jemand mit inventiöſer Ironie die Zauberflöte zu einem Familienſtück umſchuf, und dadurch den Andern, der ſich über den Unſinn des phantaſtiſchen Zeuges bitter beklagte, vollkommen beruhigte. „Sehen Sie, mein Lieber, fing er an: Der ſelig verſtorbene

Gemahl der Königin der Nacht war Saraſtro's älterer Bruder, mithin iſt Saraſtro Onkel der Pamina, der, da die Königin der Nacht ob ihrer böſen Gemüthsart eine ſchlechte Ehe voll Zank und Streit führte, nebenher auch einen verbotenen Umgang mit dem Papageienherzog unterhielt, deſſen Frucht Papageno war, von dem Verſtorbenen im Teſtament der Pamina zum Vormund zugeordnet und als ſolcher von dem Pupillen-Collegio beſtätigt wurde. Saraſtro gewahrte, wie ſchlecht Pamina von der Mutter erzogen, wie die gute Kleine durch zu frühe übelgewählte Roman-Lektüre (z. B. Werthers Leiden, Hesperus, Wahlverwandtſchaften ꝛc.) ſo wie durch übermäßiges Tanzen, von Grund aus verdorben wurde. Mit vollem Recht als Onkel und Vormund nahm er daher die Kleine zu ſich und erzog ſie ſelbſt, indem er ihrem wiſſenſchaftlichen Unterricht Baſedow's Elementarwerk (die Myſterien der Iſis und des Oſiris) zu Grunde legte. Daher und weil Saraſtro vor der Siegelung des Nachlaſſes den berühmten Sonnenkreis als Familien-Inventarium vindizirte, kommt der wüthende Haß der Königin der Nacht. Tamino's Vater, deſſen Reich gar nicht ſo entfernt iſt als man glauben ſollte, da es gleich linker Hand neben dem Iſistempel hinter dem dunkelgrauen Berge liegt, iſt Saraſtro's jüngerer Bruder. Eben deshalb, weil Tamino ſeine Couſine heirathen will, muß er erſt durch Feuer und Waſſer gehen, worauf das Conſiſtorium (die Verſammlung der Prieſter) ihm als einem Mann, der dergleichen aushält, die Dispenſation zur Heirath ertheilt. Saraſtro als Conſiſtorial-Präſident wußte freilich, als die Sache, Taminos Einlaß und Heirathsgeſuch betreffend, in der Seſſion vorgetragen wurde, gleich die Gemüther der Räthe für ſeinen geliebten Neveu zu ſtimmen, vorzüglich durch die Verſicherung daß er nicht bloß Prinz, ſondern auch wirklich Menſch ſey, welches ſeinem Herzen Ehre macht. Sehn Sie, fuhr mein Ironiker fort, ſehn Sie, o Beſter, wie dieſe verwandtſchaftlichen Verhältniſſe ſo herrlich in einander wirken und dadurch das wahrhaft Rührende des Stoffs bilden. Dieſe ſanften Verhältniſſe erkennend, wird auch jeder die göttliche Idee bewundern müſſen, daß im Gegenſatz von der Weisheit, die Natur durch den natürlichen Sohn der Königin der Nacht repräſentirt wird. — Die Schlange iſt durchaus nur allegoriſch zu nehmen — das giftige Prinzip im häuslichen Leben, eine Art von Sekretair Wurm. Doch genug des tollen Spaßes — ich unterbrach Sie mit meiner Turandot —

Der Braune. Aber ſo, daß das, was auszuſprechen ich eben im Begriff ſtand, beſtätigt wurde auf die kräftigſte Weiſe. Andere Rollen, ſind ſie auch nicht gerade auf blendende Schönheit geſtellt, erfordern doch ganz unbedingt den durch kein künſtliches Mittel anzuregenden Zauber der höchſten friſcheſten Jugend. Denken Sie an Shakſpears Miranda (deren fratzenhafte Parodie die Gurli iſt), an ſeine Julia, an das Käthchen von Heilbronn, an das Clärchen im Egmont. Iſt es möglich, daß das richtigſte Spiel einer tüchtigen Schauſpielerin mit Furchen im Antlitz, und ſind dieſe auch vielleicht noch wegzuſchaffen, mit hohlem alternden Organ hier nur einen Moment hindurch die wunderbaren Gefühle in der Bruſt des Zuſchauers entzünden kann, die ihn in das verlorne Paradies der erſten Liebe verſetzen, die ihm alle Wonne, alles überſchwengliche Entzücken jener golden ſtrahlenden Blüthezeit zurückbringen? Solche Rollen wie Miranda und das Clärchen werden, fehlt der Schauſpielerin die Anmuth der Jugend, lächerlich, ſolche wie die Julia und das Käthchen aber heillos und abſcheulich. Denken Sie an Julias in hellen Flammen auflodernde erſte Liebe, die ihr den Tod giebt! — Denken Sie ſich den Monolog: Hinab, Du flammenhufiges Geſpann ꝛc. ꝛc. von einer alternden Frau geſprochen, was werden Sie dabei empfinden? Welche Gedanken werden Ihnen aufſteigen ſtatt jener Gefühle, die der Dichter aus glühender Bruſt ausſtrömen ließ? „Verhülle mit dem ſchwarzen „Mantel mir das wilde Blut, das in den Wangen flattert, bis ſcheue „Liebe kühner wird und nichts als Unſchuld ſieht in inn'ger Liebe „Thun!“ — Ei es iſt nicht gleichviel, ob Hänschen oder ob Hans nach dem heiligen Chriſt frägt — Doch nicht weiter, Sie verſtehen mich ſchon.

Der Graue. Ganz vollkommen. Nicht lebhafter als ich, können Sie das Unziemliche ſolcher Darſtellungen fühlen, und mit Ihnen muß ich das ganz unbegreifliche Mißverſtändniß der neuern Dramatiker rügen, die ſelbſt in ſolchen Rollen wie die genannten dem rhetoriſchen Verdienſt allein huldigen wollen.

Der Braune. Weil ſie ſelbſt ſich nur im Rhetoriſchen bewegen und ihnen zum Schaffen eines wahrhaft dramatiſchen Werks alle Kraft, aller Genius mangelt.

Der Graue. Man nimmt die alternden Damen in Schutz, man ſpricht, und doch wie mich dünkt, nicht ohne allen Grund: zum

Studium der Kunſt gehöre ſolch ein großer Zeitraum, daß wenn die Schauſpielerin als vollendete Künſtlerin da ſtehe, mit der Vollendung auch die Jahre gekommen wären, ſo daß ein junges Mädchen als tüchtige Künſtlerin nicht wohl denkbar ſey.

Der Braune. Schon vorhin ſagte ich, daß der ächte Schauſpieler geboren werden müſſe. Tief in der Bruſt muß der Funke ruhen, der angeregt gleich mit voller Stärke hervorſtrahlt. Erlernen läßt ſich da nichts, es iſt immer nur von der Ausbildung der innern natürlichen Kraft die Rede. Hiezu kommt, daß die Weiber ſich früher entwickeln und daß ihnen von Haus aus die Gabe richtig aufzufaſſen und das Aufgefaßte treu darzuſtellen viel eigenthümlicher iſt als uns. Man ſagt ja wohl, jedes Weib ſey eine geborne Schauſpielerin. Haben Sie wohl die Kinderſpiele junger Mädchen beobachtet? Mit welcher ergreifenden Wahrheit in Ton, Gang, Geberde ſtellen ſie das Leben dar, wie es ſich um ſie her geſtaltet. Da wird ſpazieren gegangen, Bekannte begegnen ſich — man iſt froh ſich zu ſehen — man erkundigt ſich nach dieſem — jenem — man nimmt Abſchied unter tauſend Verſicherungen der Freundſchaft — man bittet um baldigen Beſuch — man ſchmählt über das lange Ausbleiben — da werden Viſiten gemacht, die Hausfrau empfängt die Gäſte — ſie erzählt von ihrem Mann — ihren Kindern, die denn auch wohl (ſchön geputzte Püpplein) vorgeſtellt und geliebkoſt werden — Man rühmt die niedliche Einrichtung, die ſchönen Taſſen — Nun erzählt dieſe, jene Gäſtin, was ſich da — dort zugetragen — Verwunderung — Erſtaunen — Lachen wechſeln! — Liegt in dem allem nicht der Keim zum dramatiſchen Talent? Warum in aller Welt, meine ich nun, ſollte denn ein junges Mädchen von wahrhaft dramatiſchem Talent, dem die Natur gewiß Freiheit und Anmuth der Bewegung, ſo wie richtige ſonore Sprache hinzugefügt haben wird, eines langen Studiums bedürfen, um jene Rollen darzuſtellen, für die (ich will die Turandot ausnehmen) alles gethan iſt, ſo bald ein inniges Gemüth ſich wahrhaft ausſpricht. Es iſt nicht wahr, daß jene Rollen ſchwierig ſind, ſie ſpielen ſich gewiſſermaßen von ſelbſt. Die weiblichen Charaktere, ſo wie ſie höher hinausſchreiten und im ſtrengen Sinn vollendete dramatiſche Ausbildung, die richtenden Verſtand, jeden Moment erwägende Reflektion vorausſetzt, erfordern, ſchreiten heraus über jenes Gebiet, in dem ſich nur die Jugend bewegen darf, ohne die Grenze des entſchiedenen Alters zu berühren. Denken Sie an Lady Macbeth, an Schillers Iſabella, ja ſelbſt Schillers Heldenjungfrau möchte ich unbedingt in die Kategorie dieſer Rollen ſtellen.

Der Graue. Und welchen herrlichen Cyklus bieten dieſe Rollen dar, und wie iſt es eben deshalb ſo ganz unbegreiflich, daß Schauſpielerinnen, denen tiefe Einſicht in die Kunſt gar nicht abzuſprechen iſt, ſich nicht damit begnügen mögen, ſondern immer nach dem haſchen, was auf immer für ſie verloren ging.

Der Braune. Haben wir nicht ſchon genug lamentirt über dieſe ſeltſame Myſtifikation, die ſich unſere Theaterheldinnen ſelbſt bereiten? — Doch vergeſſen wollen wir nicht, daß die launenhafte Natur ſich im Bizarren gefallend zuweilen Ausnahmen von aller Regel ſchafft. Es hat Schauſpielerinnen gegeben und giebt deren wohl noch, über deren Organism die Zeit keine Gewalt zu haben ſcheint, die in ewiger Jugend fortblühen und, was hauptſächlich zu bemerken iſt, die im Ton der Stimme durchaus nichts von herannahendem Alter ſpüren laſſen. Ich habe ſelbſt vor mehreren Jahren zwei Schauſpielerinnen gekannt, die ſeltene wunderbare Phönixe ihrer Zeit zu nennen. Beide waren bereits Großmütter und während die eine mit unerſchöpflicher Laune, mit aller Anmuth und Grazie der Jugend jene Mädchenrollen voll neckiſcher Schelmerei darſtellte, wie ſie vorzüglich in ältern Sing- und Luſtſpielen anzutreffen, verlockte uns die andere, friſche Jugend im Antlitz, Wuchs und Bewegung, mit ihren wunderbaren innigen Tönen ſüßer ſehnſüchtiger Schwärmerei in ein ganzes Arkadien voll Liebes-Träume. So beſchämten beide oft Mädchen, die zwanzig Jahre jünger als ſie, ſteif und hölzern neben ihnen ſtanden und denen ihre Jugend, ja ihr hübſches Antlitz, ihre artige Figur nur ein todtes Gut blieb, von dem ſie keinen Vortheil zu ziehen wußten. Doch niemand möge ſich auf ſolche höchſtſeltene Ausnahmen von der Regel beziehen, die eben nur als Ausnahmen gelten und höchlich bewundert werden können.

Der Graue. „So beſchämten beide oft Mädchen" — Ach mein lieber Herr College, dieſe Worte fielen mir ſchwer auf's Herz! — So gedenk' ich eines ganz beſondern Unglücks, eines ſeltſamen Leidens, das mich ſattſam quält. Der Zufall hat mir zwei, drei Mädchen zugeführt, ziemlich hübſchen Antlitzes, netten Wuchſes, nicht ohne Talent, aber du mein Himmel, da würd' ich ſchön ankommen mit den Julien, Miranden, Käthchen u. ſ. w. Es iſt nämlich kaum möglich, daß man bei hoher Jugend ſo wenig jugendlich ſeyn kann, als meine lieben Kleinen. Da iſt eine Prüderie, ein Pathos, und dann wieder eine weinerliche Empfindelei, kurz kein geſundes Auffaſſen der dramatiſchen Handlung. Dabei regt und bewegt ſich auch nichts im Innern und Aeußeren, alles bleibt ſteif und ungelenk, und ſo weiß ich oft mit meinen jugendlichen Rollen nicht wohin. Und doch ſparte ich keine Mühe, keine Koſten, ſo viel ihnen einimpfen zu laſſen als möglich. —

Der Braune. Vielleicht lag es gerade an dem Einimpfen, vielleicht fielen ſie einem rhetoriſchen Mann in die Hände, der alles Dramatiſche in dem breiten toſenden Strom der Rede erſäufte. Es giebt nichts Abgeſchmackteres als den Ton, in dem unſere neueſten rhetoriſchen Dichter ihre eignen Meiſterwerke nicht allein, denn daran wäre nichts gelegen, ſondern auch wahrhaft dramatiſche Schauſpiele hören wollen. Es iſt der tuono academico des Theaters und wenn Turandot im tuono academico ihre Räthſel herſagen ſoll, ſo bleibt manche Rolle in jenem Ton geſprochen für immer ein unauflösliches Räthſel. Daher kommt auch denn wohl das wenige Intereſſe, das das Publikum an dem eigentlichen Schauſpiel nimmt. Man ſage ja nicht, daß der größere Zulauf in neuerer Zeit von dem Gegentheil zeuge. Unſere Theater ſind jetzt zu Panoramen, optiſchen Buden geworden, in denen mit Tanzen, Fechten, Reiten, Feuer- und Waſſerkünſten allerlei Gaukelei getrieben wird, und alles das zu ſchauen rennt der Haufe, den man durch dramatiſches Spiel nicht mehr anzuziehen vermag.

Der Graue. Auch das wühlt in meinen Eingeweiden, daß, wie die Sachen nun einmal ſtehen, jedes Stück einen Aufwand von Dekorationen und Kleidern erfordert, der der Einnahme durchaus nicht angemeſſen iſt. Kann man hierin aber etwas ändern, verlangt das Publikum nicht dieſe Feenpaläſte, dieſe transparenten Luſthaine, dieſe von Gold und Silber ſtarrenden Kleider?

Der Braune. Nicht ſo ganz unbedingt, als man wohl glauben ſollte. — Zu Shakſpear's Zeit kannte man nicht den Glanz der Dekorationen und Kleider, womit man jetzt die dramatiſche Handlung ſelbſt überſtrahlt, aber dieſe ging lebendig hervor, und zum Schaffen der Beiwerke wurde die Phantaſie des Zuſchauers in Anſpruch genommen, die willig das übrige that. So ſagt der Chorus im Prolog zu Heinrich dem Fünften:

Verzeiht, ihr Theuren,
Dem ſchwunglos ſeichten Geiſte, der's gewagt,
Auf dies unwürdige Gerüſt zu bringen
Solch großen Vorwurf. Dieſe Hahnengrube
Faßt ſie die Ebnen Frankreichs? ſtopft man wohl
In dieſes O von Holz die Helme nur,
Wovor bei Azincourt die Luft erbebt?
O ſo verzeiht, weil ja in engem Raum
Ein krummer Zug für Millionen zeugt;
Und laßt uns, Nullen dieſer großen Summe,
Auf Eure einbildſamen Kräfte wirken.
Denkt Euch im Gürtel dieſer Mauern nun
Zwei mächt'ge Monarchien eingeſchloſſen,
Die, mit den hochgehob'nen Stirnen, dräuend,
Der furchtbar enge Ozean nur trennt.
Ergänzt mit dem Gedanken unſre Mängel,
Zerlegt in tauſend Theile einen Mann,
Und ſchaffet eingebildte Heereskraft.
Denkt, wenn wir Pferde nennen, daß ihr ſie
Den ſtolzen Huf ſeht in die Erde prägen.
Denn Euer Sinn muß unſre Kön'ge ſchmücken:
Bringt hin und her ſie, überſpringt die Zeiten,
Verkürzet das Ereigniß manches Jahrs,
Zum Stundenglaſe ꝛc. ꝛc.

Um ſchnell ſolch eine entlegene Szene, wie wir deren vorhin erwähnten, herbeizuführen, bedurft' es nicht einer Verwandlung, deren Toſen und Poltern den Zuſchauer aus dem Zauberkreiſe der dramatiſchen Erſcheinung mehr herausreißen muß, als wenn er durch dieſe Erſcheinungen ſelbſt genöthigt wird, ſich plötzlich auf einen andern Fleck der Handlung zu ſtellen.

Der Graue. Aber wie würd' es möglich ſein, jetzt der Dekorationen zu entbehren?

Der Braune. Wir ſind verwöhnte Kinder, das Paradies iſt verloren, wir können nicht mehr zurück. Wir bedürfen jetzt eben ſo ſehr der Dekorationen als des Coſtüms. Aber deshalb darf unſere Bühne doch nicht dem Guckkaſten gleichen. Die wahre Tendenz des Dekorationsweſens wird gemeinhin verfehlt. Nichts iſt lächerlicher als den Zuſchauer dahin bringen zu wollen, daß er, ohne ſeinerſeits etwas Phantaſie zu bedürfen, an die gemalten Paläſte, Bäume und Felſen ob ihrer unziemlichen Größe und Höhe wirklich glaube. Um ſo lächerlicher, als vermöge verjährter Mißbräuche jeden Augenblick etwas vorkommt, was die Illuſion, die auf dieſe Weiſe bewirkt werden ſoll, mit einem Ruck zerreißt. Hundert dergleichen könnte ich nennen, aber nur um eins zu erwähnen, erinnere ich Sie an unſere unglückſeligen praktikablen Fenſter und Thüren, die zwiſchen den Couliſſen hingeſtellt werden und ſofort die künſtlichſte Perſpektive der Architektur, die freilich wieder nur aus einem einzigen Punkt angeſchaut, richtig erſcheinen kann, vernichten. Durch wirkliche Größe der Maſſen ſich der Natur nähern und dadurch täuſchen wollen iſt ein kindiſches zweckloſes Spiel, das jetzt aber überall in Dekorationen, Darſtellungen von Schlachten, Aufzügen ꝛc. getrieben wird. Ein Direktor verſicherte mich ſehr ernſthaft, er habe, um die Schlacht am heutigen Abend recht natürlich darzuſtellen, wirklich vierzig Statiſten zuſammen gebracht, worauf ich fragte: ob er dieſe vierzig auch gehörig in Infanterie, Cavallerie, Artillerie, leichte Truppen u. ſ. w. eingetheilt. — Die Zuſchauer, die man auf dieſe Weiſe illudiren will, bleiben nüchtern und bilden eine Oppoſition, wie jeder der dem Taſchenſpieler ſeine Handgriffe abzulauern und ihn bloß zu ſtellen ſtrebt. Daher kommt es denn auch, daß bei der geringſten Unziemlichkeit, z. B. wenn ein hartnäckiger Baum nicht aus dem Palaſt weichen will, wenn ein Theil des Himmels einzuſtürzen droht, ſogleich Geſchrei und Gelächter entſteht. Alles muß der dramatiſchen Handlung unterthan ſeyn, und Dekoration, Coſtüm, jedes Beiwerk dahin wirken, daß der Zuſchauer, ohne zu wiſſen durch welche Mittel, in die Stimmung verſetzt, die dem Moment der Handlung günſtig, ja in den Moment der Handlung ſelbſt hineingeriſſen werde. Hieraus folgt, daß es zuvörderſt auf die ſorglichſte Vermeidung alles Unziemlichen, dann aber auf das tiefe Auffaſſen des eigentlich Phantaſtiſchen, welches herauswirkend die Phantaſie des Zuſchauers beflügeln ſoll, ankommt. Nicht als ein für ſich beſtehendes glänzendes Bild darf die Dekoration das Auge des Zuſchauers auf ſich ziehen, aber in dem Moment der Handlung ſoll er, ohne deſſen bewußt zu ſeyn, den Eindruck des Bildes fühlen, in dem ſich die Handlung bewegt. Ich bemerke, daß ich mich ſehr dürftig ausdrücke und glaube nicht einmal, daß Sie mich ganz verſtehen.

Der Graue. Vollkommen. So wie ich Ihnen zuvor, als wir von jugendlichen Rollen ſprachen, das Beiſpiel von der Turandot einſchob, ſo laſſen Sie mich jezt eines Falls erwähnen, welcher beweiſet wie viel zuweilen es auf die Dekoration ankommt und den ich ſelbſt auf eignem Theater erlebte. Sie erinnern ſich aus dem Kaufmann von Venedig der herrlichen Nachtſcene Jeſſika's mit ihrem Geliebten auf Porzia's Luſtſchloſſe. Der Dekorateur hatte eine in der That künſtliche wohlausgeführte Dekoration gewählt, die einen Theil des Luſtſchloſſes mit vielen Gängen und Treppen bis in den Vorgrund plaſtiſch verjüngend darſtellte. Unter einem Orangenbaum zur Seite ſaßen Baſſanio und Jeſſika. Die Dekoration zog aller Augen auf ſich, aber die Scene ging kalt und nüchtern vorüber. Jeſſika und Baſſanio waren fleißig und die heimliche Liebesgluth das reizende Wechſelſpiel mit dem: In jener Nacht u. ſ. w. konnte nicht empor kommen, konnte keines Bruſt erwärmen. Ich klagte dies einem einſichtsvollen Freunde, der ohne viel Worte zu machen immer den rechten Punkt zu treffen pflegt. Er erwiederte nichts als: Ei wie konnte das anders ſeyn, alle Gluth mußte ſich ja verkühlen in der Nähe ſo vielen kalten Marmors. Ich glaubte ihn zu verſtehen. Das nächſte Mal wurde ſtatt des glänzenden Palaſtes eine einfache Gartenparthie vorgeſchoben. Wenige dunkle Bäume, durch die der Mond ſchimmert — Dichtes Gebüſch, blumigte Raſen an der Seite des Vorgrundes, wo Jeſſika mit dem Geliebten plaudert — Alles ſo düſter — ſo heimlich — und ſo der Natur getreu: man glaubte die würzigen Düfte des Südens einzuathmen, das Säuſeln des Nachtwindes zu vernehmen. Wie ganz anders geſtaltete ſich nun Alles — Man ſaß ſelbſt in der italieniſchen Nacht und horchte zu dem holden Liebesgeflüſter, und niemand gedachte doch der Dekoration.

Der Braune. Dieſe Wirkung iſt die richtige. Die getreue Nachahmung der Natur, ſo weit es möglich, diene dem Theatermaler nicht zur Oſtentation, ſondern nur dazu, um jene höhere Illuſion hervorzubringen, die mit dem Moment der Handlung ſich ſelbſt in der Bruſt des Zuſchauers erzeugt. Jene falſche Tendenz durch große Maſſen zu wirken, das kindiſche Gedränge mit einer Menge Statiſten, die in glänzenden Kleidern ſich ungeſchickt bewegen und alle Harmonie zerſtören, mit dem endloſen Einerlei nichts ſagender Ballets, hat auch das Bedürfniß der großen, vorzüglich der über Gebühr tiefen Theater erzeugt, die der dramatiſchen Wirkung durchaus entgegen ſind. Auf unſern übergroßen Bühnen verliert ſich, wie Tieck mit Recht behauptet, der Schauſpieler wie ein Miniaturbildchen in einem ungeheuren Rahmen.

Der Graue. Laſſen Sie mich hier bemerken, daß meines Bedünkens die Beleuchtung unſerer Bühnen durchaus nicht zuläßt, daß irgend eine Gruppe, viel weniger noch eine einzelne Figur plaſtiſch in Licht und Schatten heraustrete.

Der Braune. Sehr richtig. Unſere Schauſpieler werden, ſo wie die Einrichtung unſerer Bühnen beſteht, von allen Seiten gleich ſtark beleuchtet und erſcheinen auf dieſe Weiſe wie durchſichtige Geiſter, die körperlos keinen Schlagſchatten werfen. Ganz heillos iſt aber die blendende Beleuchtung des Proſzeniums von unten herauf, die das Geſicht des Schauſpielers, wenn er ganz in den Vorgrund tritt, welches des lieben Souffleurkaſtens halber oft genug geſchieht, zur widerlichen Fratze verzerrt. Unſere Gruppen gleichen chineſiſchen Bildern ohne Haltung und ohne Perſpektive, bloß jener widerſinnigen Beleuchtung halber. Für jede Gruppirung gelten natürlicher Weiſe die Regeln des gut geordneten und gut beleuchteten Bildes, woraus denn wieder von ſelbſt folgt, daß im Coſtüm, vorzüglich was die Farbenwahl betrifft, ſogleich daran gedacht werden muß, wie die Handlung die verſchiedenen Perſonen zuſammenbringt. Ein Anzug kann für ſich allein betrachtet ſehr ſchön ſeyn, aber doch die Harmonie des Ganzen verderben. Ich ſah einmal in einer Oper ſämmtliche vier Hauptperſonen hochrothe Mäntel tragen, welches ſich poſſierlich genug ausnahm, wie man denn auch häufig genug das Volk in Statiſtenkleidern von gleicher Farbe und gleichem Zuſchnitt ſieht, welches mit Recht auf einen geſchloſſenen Handelsſtaat ſchließen läßt, in dem das Stück ſpielt. Vor mehreren Jahren gingen in allen modernen Familien-Gemälden ſämmtliche junge Herren ganz ſchwarz, durfte ſich nicht einmal irgend ein Unbekannter in einen Ueberrock ſtecken, ſämmtliche junge Damen aber ganz weiß, das war ſehr ſentimental anzuſehen, paßte aber gut zu den rührenden Redensarten und den Thränenſtrömen, womit wir überſchüttet wurden. Man gab uns alle überſpannte Empfindſamkeit, alle Noth, alles menſchliche Elend gleichſam ſchwarz auf weiß! — Jetzt übertreibt man es beinahe in dem zu Bunten, welches aber, ſo bald nur nicht ein widriges Farbenſpiel das Auge verwirrt, viel eher zu ertragen iſt als jene Monotonie eines Leichengepränge.

Der Graue. Ich, der ich ſelbſt auf einer großen Bühne Darſtellungen zu geben genöthigt bin, die mir eben der Größe des Hauſes halber einen unbilligen Aufwand verurſachen, ſehne mich herzlich nach einem kleinern Hauſe, wiewohl ich an der Einnahme einbüßen würde und auch gar nicht die Möglichkeit einſehe, dann ſolch' einen Spektakel mit Aufzügen, Märſchen u. d. zu treiben, wie man ihn nun einmal verlangt.

Der Braune. Sie hätten nur dafür zu ſorgen, in wahrhaft dramatiſcher Hinſicht Ihre Bühne ſo hoch zu heben als nur möglich, und ſo im Publikum ein höheres Intereſſe zu entzünden, worüber es bald den ſonſt auf der Bühne erhobenen Spektakel vergeſſen würde.

Der Graue. In dieſen Tagen gedenke ich Heinrich den Vierten aufzuführen. Wie würd' es da auf einer kleinen Bühne mit der Schlacht ausſehen?

Der Braune. Sie werden doch nicht Statiſten-Gefechte über die Bühne treiben, die jedesmal abgeſchmackt ausfallen und bei denen gewöhnlich ſich irgend etwas Poſſierliches zu ereignen pflegt, wodurch die Menge zum Lachen gereizt und jeder Effekt von Grund aus verdorben wird?

Der Graue. Aber, wenn nun einmal von der Schlacht die Rede iſt, wenn ſelbſt ein einzelner Kampf auf der Bühne beginnt —

Der Braune. Darf der Zuſchauer doch von der Schlacht nichts ſchauen, welches nur das phantaſtiſche Bild zerſtören würde, das durch künſtliche Mittel in ſeinem Gemüth hervorgerufen werden kann. Entfernte — näher kommende — ſich wieder entfernende Hörner — Trompetenſtöße, einzelne Rufe — wildes Geſchrei — Trommeln — bald nahe, bald fern ꝛc. ꝛc. alles das wird hinreichen dem Gemälde, das die handelnden Perſonen auf der Bühne bilden, zum grauenvollen Hintergrunde zu dienen. Um des Himmelswillen aber keine Schlachtmuſik oder gar Märſche hinter dem Theater. Die verſteht entweder niemand deutlich, oder wenn man ſie verſteht, bedarf es erſt der Reflektion, um ſie als Bild der Schlacht anzuerkennen woher denn eigentlicher Effekt nicht wohl denkbar iſt.

Der Graue. Läugnen werden Sie aber am Ende doch nicht können, daß, wie es jetzt einmal mit unſerm Theaterweſen ſteht, kleine Bühnen manche Unbequemlichkeit herbeiführen würden.

Der Braune. Tieck hat im zweiten Bande des Phantaſus über den Nachtheil der großen übermäßig tiefen Bühnen ein paar herrliche wahre Worte geſagt, auf die ich mich beziehen darf. Laſſen Sie mich aber aus dem Kopfe, ſo gut es gehen mag, deſſen erwähnen, was ein alter Meiſter des Geſanges, der zugleich ein tüchtiger, gewiegter Kenner des Theaters war, Gretry, in ſeinen **Mémoires**, ou **Essais sur la musique** darüber ſagt *).

„Man baut und verlangt jetzt unaufhörlich große Schauſpiel„häuſer. Hätte ich eins einzurichten, ich ſpräche zu meinem Bau„meiſter: Bedenken Sie doch, daß es hier nicht darauf abgeſehen iſt, „ein Monument aufzuſtellen, das in's Auge falle und durch den An„blick großen Effekt mache! Die Hauptſache iſt, daß man Alles, was „auf der Bühne geſprochen und geſungen wird, vollkommen vernehme. „Wenn ich in Ihrem weitläuftigen Gebäude nicht die ſanfteſte Muſik, „nicht die Stimme einer Frau, eines Kindes verſtehen kann; wenn „ich von den Verſen des Dichters, wo ich keine Sylbe verlieren möchte, „die Hälfte einbüße: was nützt da Ihr großes Haus? Ich verlange „alſo: das Haus ſey gebauet, wie es dem Geſicht und dem Gehör, „nicht eines Menſchen, der beſonders ſcharf ſiehet und hört, ſondern „dem Durchſchnitt der Zuſchauer angemeſſen iſt. Die Theater-Perſpektive „ſey meinetwegen, ſo weit ſie wolle, es gewährt dies manchen Vor„theil: aber die vordere Bühne muß den Zuſchauern nahe genug ſeyn, „wenn man will, daß ſie ohne Unruhe und Störung genießen ſollen. „Oder will man durchaus ein Haus in's ganz Große anlegen: ſo be„ſtimme man es ausſchließlich für Pantomimen und Ballets im „großen Charakter, für Spektakelſtücke und für die heroiſche tragiſche „Oper. Ein großes Theater fordert große Maſſen, große Züge. Alles „Andere muß genau geſehen und gehört, muß folglich von einem „ſolchen ausgeſchloſſen werden. Wie dies mit der Recitation des „Schauſpiels iſt, ſo iſt es mit dem Geſang der Oper: in der Action „bleibt es für beide ohnehin daſſelbe. Was die Muſik anlangt, ſo „kann der Componiſt, und dann der Sänger, ja auch das Orcheſter „durch tauſend Schattirungen von Schwach zu Stark, durch tauſend „anmuthige kleine Züge, kleine Noten und Nebenfiguren, Verzierungen „der Melodie, kleine Soli eines Inſtruments und dergl. die gefälligen „Details einer gemäßigten Handlung und Situation ausdrücken.

---

*) Leipziger Muſik. Zeitung, Jahrgang 1813.

„Alles dies, was in kleinem Bezirk ſo viel werth iſt und ſo viel wirkt, geht im großen verloren: man hört's nicht oder nur halb, ſowohl des Hauſes, als des bei großer Menge unabwendbaren, öftern Geräuſches wegen; und wenn man's hörte, ſo thut's keine rechte Wirkung, weil es nicht in Uebereinſtimmung ſteht mit dem Ganzen, wozu ja das Lokale vornehmlich gehört. Mein Herr Baumeiſter wird ſagen: Aber es giebt doch in einem großen Hauſe Plätze genug, wo man alles ſiehet und hört. Kann man denn immer auf ſolch einen Platz kommen? und iſt denn das Haus vielleicht für viertauſend Menſchen eingerichtet, damit hundert vortheilhaft untergebracht werden? Es giebt einen Punkt, über den hinaus man nicht mehr deutlich und unmittelbar, ſondern nur durch Wiederhall vernimmt: und was ſo gehört wird, iſt, wenn's auch noch kein eigentliches Echo giebt, undeutlich, bei Feinheiten unverhältnißmäßig und ſehr beſchwerlich. Und, wie geſagt, das Unverhältnißmäßige einer ſchwachen Stimme, eines niedlichen, zarten Vortrags u. dgl. gegen die Größe des Lokals, verfehlt auch nie, ſchon an ſich, einen unvortheilhaften Eindruck zu machen, ſelbſt wenn man ſich der Urſache gar nicht bewußt wird.“ —

Der Graue. Gretry hat vorzüglich das Singſpiel im Auge und ſetzt dieſes der eigentlichen großen Oper entgegen.

Der Braune. Das iſt wahr, indeſſen paßt alles was er von der Unbequemlichkeit zu großer Häuſer ſagt, recht eigentlich auf, im ſtrengſten Sinn, dramatiſche Werke, gleichviel ob ſie ſich als Oper oder auf andere Weiſe geſtalten. Was aber dramatiſchen Effekt betrifft, darüber giebt es gewiß keinen kompetenteren Richter als eben den alten Gretry. Wer hat mit Verachtung alles leeren nichts bedeutenden Klingklangs, das nur dem Ohr zu ſchmeicheln, aber nie das Herz zu rühren vermag, dramatiſcher komponirt als er?

Der Graue. So viel bleibt gewiß, daß das an eine große Bühne gewöhnte Publikum ſchwerlich mit einer kleineren zufrieden ſeyn wird.

Der Braune. Im Anfange würd' es gewiß an lautem Tadel nicht fehlen, aber bald würde der ſtärkere dramatiſche Eindruck, die Behaglichkeit des bequemen Sehens und Hörens ſiegen. Dem Einwurf, daß nur die Schauluſt eines kleinen Theils des Publikums befriedigt werden könnte, wird, wenn die Rede von einer großen Stadt iſt, gleich dadurch begegnet, daß ja mehrere Theater ſtattfinden können, die, ſind ſie von einander unabhängig, noch dazu zum großen Vortheil der Kunſt bald im Wettſtreit gerathen werden. — In einer bedeutenden Reſidenz iſt jetzt von der Errichtung eines neuen Theaters die Rede, und ſo wie man Rückſichts der Dekorationen dort ſchon ſeit einiger Zeit auf jene höhere Illuſion, von der ich vorhin ſprach, recht genial gewirkt hat, ſo ſcheint es auch, als wolle man jetzt, nur den wahrhaft dramatiſchen Effekt im Auge, nach den Grundſätzen des alten Gretry und aller wahren Dramatiker zu Werke gehen.

Der Graue. Schon längſt ſchwebt mir eine Frage auf der Zunge. — Sie, der Sie den Shakſpear ſo enthuſiaſtiſch verehren, der Sie beinahe nichts gelten laſſen, als ſeine Stücke, der Sie dem wandelbaren Zeitgeiſt zum Trotz auch nicht ein Wort, nicht ein Sylbchen des Originals aufgeben wollen, haben Sie denn nicht den Shakſpear ganz in ſeinem alten unveränderten Coſtüm auf die Bühne gebracht?

Der Braune. Ich könnte Ihnen erwiedern, daß die Kräfte eines reiſenden Theater-Direktors gerade hinreichen mit dem Strom fortzuſchwimmen ohne unterzugehen. Daß der ſtete Wechſel ſeines Perſonals ihm nur erlaubt ſein Repertoire nach den Rollenverzeichniſſen der Mitglieder, die ſich eben zuſammengefunden, einzurichten; und daß es daher den größeren ſtehenden Bühnen überlaſſen bleiben muß, mit ſolchen Stücken, die ganz aus dem gewöhnlichen Kreiſe alles deſſen ſchreiten, womit man ſonſt das Repertoire füllt, Verſuche anzuſtellen, deren Gelingen ich verbürgen wollte. Statt deſſen ſage ich Ihnen aber, daß, als einſt vor mehreren Jahren ſich mir ein Hafen geöffnet hatte, wo ich wenigſtens einige Zeit hindurch ruhig vor Anker liegen konnte, ich ſofort meinen Lieblingsgedanken ausführte und Werke auf mein kleines, ganz kleines Theater brachte, von deren höherer dramatiſcher Wirkung ich überzeugt war.

Der Graue. Sie gaben den Lear — den Hamlet — den Othello — den Macbeth.

Der Braune. Keinesweges. Von allen dieſen großen Trauerſpielen, die ich nicht einmal hätte beſetzen können, giebt es Bearbeitungen, und nie hätte ich meine Schauſpieler dahin gebracht von dieſen Bearbeitungen abzulaſſen. Nein, Stücke die ſie nicht dem Namen nach kannten, wählte ich. Mit einem Wort, ich brachte Shakſpearſche Luſtſpiele auf das Theater.

Der Graue. Und mit Erfolg?

Der Braune. Ein Beiſpiel ſtatt aller. Sie kennen Shakſpears: Was ihr wollt! — Wir ſprachen ſchon vorhin davon. Bei meiner Geſellſchaft befand ſich ein ganz vortrefflicher Malvolio, eine eben ſo vortreffliche Maria, ein ſehr guter Narr und ein paſſabler Orſino. Nebenher wollt' es der Zufall, daß mein jugendlicher Tenoriſt in Wuchs und Geſichtsbildung Aehnlichkeit hatte mit einem jungen hübſchen übrigens ganz unbedeutenden Mädchen, das ſich in hochſentimentalen Rollen ſehr wohlgefiel. Dieſe Aehnlichkeit konnte durch Schminke und Anzug ſehr leicht zur täuſchendſten Gleichheit erhoben werden, ſo daß niemand an den Geſchwiſtern Sebaſtian und Viola und ihrer ſteten Verwechslung zweifeln durfte. Alles Uebrige war der gewöhnliche Anflug der reiſenden Truppe. Mit dieſen geringen Kräften wagte ich es nun jenes herrliche Luſtſpiel auf die Bühne zu bringen. Ich that bei Leibe nicht ſo als wenn es was Großes wäre, als wenn es mit dem Stück eine ganz beſondere Bewandtniß hätte, vielmehr gab ich nicht mehr darauf als auf irgend ein Kotzebueſches, Schröderſches Schauſpiel, und ſo wurd' es denn auch von den Schauſpielern aufgenommen, die ſich nur an das Metriſche ſtießen, worauf ich aber erwiederte: das ſey nun einmal jetzt Mode ſeit Schillers Zeit und ſie müßten die Rollen auf's Und ſtudiren. Merkwürdig, ſehr merkwürdig war es nun, wie, einmal mit dem Fremdartigen vertraut geworden, mit jeder Probe das Intereſſe der Schauſpieler an dem Meiſterwerke ſtieg. In eben dem Grade rückte ich nach und nach mit meinen Anſichten über die hohe Vortrefflichkeit des Stücks, als erkenne ich ſie jetzt erſt an, ſo wie über die Art, wie das wohl dargeſtellt werden müſſe, hervor. Alles ſchien mehr gemeinſchaftliche Berathung als Unterricht. Es gelang mir ſelbſt die trägen Gemüther aufzuregen, an die Sache zu feſſeln, ich hatte gewonnen Spiel! Selbſt die beiden Junker, wahre Rüpel von Haus aus, fügten ſich auf wunderbare Weiſe und wurden, nur ihre eigne eigenthümlichſte Rüpelnatur mit einem feinen Firniß überſtreichend, höchſt poſſierlich und ergötzlich. Ganz dem Original getreu, ohne alle Abkürzung wurde das lange Stück dargeſtellt.

Der Graue. Auch mit den Heringen des Junker Tobias? *)

---

*) Shakſpear. Was ihr wollt. Erſter Aufzug. Fünfte Szene.

Der Braune. Der Heringe bedurft' es nicht, mein lieber Freund! das Stück hatte ſonſt noch Salz genug, um das Publikum ſtatt der Ueberſättigung in trocknem Brode, wie es unſere neuen Trauer-, Schau- und Luſtſpiele darbieten, in beſtändigem Durſt zu erhalten. Die Vorſtellung gerieth gut, weil alles willig zuſammenwirkte und keiner Fremdartiges hinein trug, keiner ſich in dem, was er eben darzuſtellen hatte, übernahm. Durch die vollkommene Einheit des Spiels ging alles klar hervor, und ſiehe da — keine Szene — ja kein Wort erſchien als überflüſſig zum Ganzen. Die Wirkung auf's Publikum war, wie ich ſie mir gedacht hatte. Gleich das erſte Mal wurden die Junker, vorzüglich aber Malvolio und zwar in der Szene im Thurm, wie der Narr als Ehren-Matthias mit ihm ſpricht, herzlich belacht, das Uebrige nicht ſonderlich empfunden. Dann hob ſich Maria empor — dann die zärtlichen Szenen der Olivia, des Herzogs — das Geſchwiſterpaar mit der täuſchenden Aehnlichkeit hatte auch gleich Anfangs große Senſation gemacht. — Nun ſchob ich Menſchenhaß und Reue, dann den Herbſttag dazwiſchen. Beide Stücke ſonſt lebhaft beklatſcht erregten, niemand wußte ſelbſt warum, jetzt Langeweile und Unmuth! — darauf wurde, Was ihr wollt, wiederholt, und ſiehe da, die lebhafteſte Theilnahme von Anfang bis zu Ende — lauter tobender Beifall — Herausrufen — kurz alle Zeichen, daß die fremde Erſcheinung nun heimathlich geworden und mit ihrem friſchen Leben die bleichen Nebelbilder überſtrahlt hatte. — Und ich ſage Ihnen, ich hatte es mit einem etwas ſchwerfälligen Publikum zu thun! — Wie hoch die beklatſchten Schauſpieler jetzt meinen Shakſpear in Ehren hielten, können Sie wohl denken.

Der Graue. Sie ſprechen von einer Thatſache, von einer Erfahrung, die Sie ſelbſt gemacht haben und dagegen läßt ſich denn freilich nichts einwenden! Aber wie ging es mit den Trauerſpielen?

Der Braune. Ich ſagte ſchon, warum ich Shakſpears Heldenſtücke nicht auf die Bühne brachte. Zum Trauerſpiel hatt' ich mir einen ſublimen Dichter erkoren, deſſen Stücke einen ſeltſamen mir unvergeßlichen Eindruck auf das Publikum machten. Ich meine den Calderon. Seine Andacht zum Kreuz, das erſte der Schauſpiele die ich gab, erregte einen allgemeinen Enthuſiasmus und wurde ein ſogenanntes Zug- und Kaſſenſtück. Davon mag ich aber nicht viel ſprechen, da das Verdienſt des Dichters, der Schauſpieler, ja der von der Sache ergriffenen Publikums nur einſeitig iſt. Mein Theater befand ſich an einem katholiſchen Orte: Stücke wie die Andacht zum Kreuz, der ſtandhafte Prinz, der wunderthätige Magus, die rein auf das tiefſte katholiſche Prinzip, auf eine jeder anderen Kirche fremde Idee baſirt ſind, können nur von katholiſchen Schauſpielern vor einem katholiſchen Publikum wahr und wirkungsvoll dargeſtellt werden. Seh' ich einen Schauſpieler, der nicht Katholik iſt, folglich von der tiefern Idee der darzuſtellenden Rolle nicht entzündet ſeyn kann, mit allen möglichen rhetoriſchen und mimiſchen Künſteleien den Euſebio oder den Fernando darſtellen und ſich abmühen ein Leben zu erheucheln, das in ihm nicht glüht, ſo wird mir dabei ganz weh' und ungefähr ſo zu Muthe, als wenn jemand aus dem Volke, das unſern Herrn erſchlug, vor meinen Augen ein Marienbild malt oder in der Kirche ſingt: Kyrie eleison, Christe eleison! — Eben ſo wenig wird ein nicht katholiſches Publikum von jenen hohen Meiſterwerken ergriffen werden, deren tiefere Idee, in der ſich alle Handlung konzentrirt, ihm nicht aufgehen kann. So wird, um nur eines Zuges zu erwähnen, wohl nur der wahre Katholik Fernando's zerknirſchte Demuth richtig verſtehen und mit dem ächt katholiſchen Heldenſinn, der ihm inwohnt, zu paaren wiſſen.

Will man an nicht katholiſchen Orten Calderonſche Stücke geben, ſo greife man nach der großen Zenobia, nach der Brücke von Mantible, einem wunderherrlichen Drama, worin der tolle Spektakel recht am Platze und der thurmhohe Fierabras mit ſeinen ſtolzen Hyperbeln eine köſtliche Figur iſt, und andern ähnlichen Dramen, die hundertweis zu finden und noch nicht in's Deutſche übertragen ſind. Ueberhaupt iſt noch ein ganzes verſunkenes Reich der vortrefflichſten dramatiſchen Werke heraufzubergen und manche unſerer jungen, mit Sprachkenntniß begabten, Dichter thäten beſſer, ſich dieſem nützlichen Geſchäft zu unterziehen, als die falſchen Glimmer aus eignem unfruchtbarem Schacht an's Licht zu fördern!

Der Graue. Ach — mein verehrteſter Freund! — junge Dichter — Dichter überhaupt — ach — ach!

Der Braune. Wie? — Sie erblaſſen? — Sie reiben ſich die Stirne? — Tiefer Gram ſpricht aus Ihren Blicken! Welch' neues Leid erfaßt Sie ſo plötzlich?

Der Graue Wiſſen Sie wohl, daß Sie mit dem Wort „junge

Dichter," ein anderes gar nicht unebnes Marterkämmerlein öffneten, das vor meinen Augen aufſprang, ſo daß ich die hölliſchen Torturinſtrumente erblickte, womit ich unaufhörlich gezwickt, gebrannt, geſtochen, kurz auf alle nur mögliche Weiſe gequält werde?

Der Braune. Ich verſtehe Sie nicht ganz, wiewohl ich ſchon errathe, daß —

Der Graue. Ach, was iſt denn jenes verfluchte Marterkämmerlein anders, als das kleine Kabinet, in dem ich die mir zugeſandten Manuſkripte aufzubewahren pflege. Keine Woche, ja kein Tag vergeht, daß es nicht -- Trauerſpiele — Schauſpiele — Luſtſpiele — Vaudevilles — Opern bei mir hineinregnet. Tolles Zeug überſchwenglicher Dramatiker, die im idealen Negligee allerlei ergötzliche Katzenſprünge verführen, das iſt mir manchmal noch das Liebſte. Auf der erſten Seite zeigt ſich das Ding blank und baar, wie es iſt. Man braucht eben nicht weiter zu leſen. Und in der That, mit dem beruhigenden Gedanken, daß an irgend eine Aufführung gar nicht zu denken iſt, lieſt man oft weiter und da ſpringt hin und wieder wohl ein heller erfreulicher Funken hervor, der nur nicht zu rechter Zeit und an rechter Stelle gezündet. Man wird verſucht ſich dieſer Funken halber mit dem Ueberſchwenglichen in Traktaten einzulaſſen — man legt ihm dieſes — jenes an's Herz — ſchlägt wohl gar einen tractablen Stoff vor! — Das Loos in der Lotterie iſt genommen — Die Hoffnung geht auf! — Fällt eine Niete — was thut es! — Aber jenes verdammte Mittelgut, das in ſeichter Nachahmerei hinter den Meiſterwerken herſchneckt, das ſich bläht und ſpreizt als wenn es was wäre, das die Melodie der Meiſter täuſchend nachäfft, ohne den innern Geiſt begriffen zu haben, von dem man nicht gerade ſagen kann, es ſey ganz ſchlechte Waare, an deſſen ſüßem markloſen Brei ſich aber jeder den Magen verderben muß — ja das quält mich oft und macht mich elend und matt. Da lieſt man und lieſt eine Szene nach der andern, hoffend und harrend, daß endlich der dramatiſche Fittig ſich tapfer regen werde, der bleibt aber matt und ſchlaff, bis es erwünſchter Weiſe heißt: Der Vorhang fällt; aber dann iſt einem auch aller Lebensmuth gefallen. Mit den metriſchen Trauerſpielen geht es noch an. Ueber dem Fortleiern der mehrentheils gut geformten Jamben, denn darauf verſtehen ſich unſere jungen Dichter, die ſich an die Form halten, wähnend, daß damit Alles gethan ſey — ja über dieſem

Geleier geräth man ſehr bald in den Halbſchlaf — So Nachmittags auf's Sopha geſtreckt im Deliriren zwiſchen Wachen und Träumen lieſt ſich das Zeug ganz leidlich fort. Die wenigen Rucke, die man dann und wann empfindet, rühren eben nicht von ſtarken Gedanken, ſondern nur von dem elektriſchen Schlage her, wenn der Dichter plötzlich ohne ſonderlichen Anlaß mit irgend einem andern knallenden Versmaaß dreinfahrt, daß die armen Jamben ganz erſchrocken auseinanderfahren. Aber ganz unverwindlich, ja abſcheulich ſind die Luſtſpiele ohne Plan, ohne innern Zuſammenhang, ohne Charakteriſtik, in denen Zoten, ſchaale Wortſpiele, abgeſchmackte Redensarten ſtatt des Witzes aufgetiſcht werden. Dabei bleibt man ganz munter und empfindet den Ekel, den ſolche Machwerke erregen, in vollem Maaß.

Der Braune. Warum leſen Sie alles? Reicht es denn nicht für einen des Theaters Kundigen vollkommen hin, die Stücke ſchnell zu durchlaufen, um zu wiſſen, ob ſie des Leſens werth ſind?

Der Graue. Mein beſter Freund! muß ich denn nicht Rede ſtehen jedem Dichter, der überall mir auflauernd mich doch einmal feſtpackt, und mir den Dolch auf die Bruſt ſetzt? „la bourse, ou la vie!“ heißt es dann. Gieb Gründe an, warum mein Stück ſchlecht iſt, nenne mir die Szenen, die dir nicht gefallen haben oder — ich erdolche dich, mit ſcharf geſchliffenen Rezenſionen deines Tagewerks! — Ueberhaupt iſt das Leſen der Stücke noch das geringſte meiner Leiden, aber die Correſpondenz, die unſelige Correſpondenz mit den Dichtern! — Die Ueberſchwenglichen ſind grob, und ſchreiben: ſie würdigten zwar meine Bühne ihr Meiſterwerk aufzuführen, indeſſen müßte Rückſichts der Beſetzung und ſzeniſchen Einrichtung das und das geſchehen, was denn gewöhnlich in's Unausführbare, Gigantiſche geht. Sagt man ihnen, daß das Stück nicht aufgeführt werden könne, ſo ſtrafen ſie mit tiefer Verachtung und das iſt zu ertragen. Aber die Beſcheidenen, die ihre Verſuche in ſauberer Abſchrift auf feinem Velinpapier einreichen, welche meinen, daß ihrer geringen Theater-Kenntniß nach wohl die Wirkung ihres Stücks unfehlbar ſeyn müſſe, die ſind mehr zu fürchten. Jede abſchlägige Antwort, ſie ſey geſtellt wie ſie wolle, macht ſie zum unverſöhnlichſten Feinde des armen Direktors. Und ſie hauchen ihr Gift aus in allen Zeitſchriften, die ſo etwas nur drucken mögen, und ſie ruhen und raſten nicht, bis ihr Geſchrei wenigſtens ein kleines Häuflein um ſie her anlockt!

Der Braune. Dergleichen würde dann wohl gar nicht zu beachten ſeyn. Aber im Vorbeigehn geſagt: — Es iſt eine ganz eigne Manie unſerer jungen Dichter, ſich den Theater-Direktor, dem ſie ihre Stucke einreichen, beſtändig in Oppoſition gegen ihr Werk zu denken. Als ob jeder Direktor nicht froh ſeyn müßte, Neues, das wahrhaft vortrefflich iſt, auf ſein Repertoire zu bekommen; als ob er dagegen, ſoll er ſelbſt ſich auch kein Urtheil anmaßen, und rückſichtslos das Repertoire fullen, nicht dem Publikum für jeden Mißgriff verantwortlich bliebe! Doch liegt der Keim dieſer Manie leider in der Unbehülflichkeit, in dem unpoetiſchen Sinn der mehreſten unſerer lieben Collegen, die das von der Welt als herrlich und genial anerkannte Werk verſchmähen und, kommt ihnen dergleichen vor, ſich ſchnell zum Alltäglichen wenden, wie mancher, der Senf genoſſen, ſchnell an hausbacknem Brode riechen muß, da ihm ſonſt die leidigen Thränen in die Augen treten. Ohne Ausnahme halten uns die jungen Herren für unempfindliche Klötze, die ihr Genie nicht anerkennen wollen.

Der Graue. Ha! — das iſt mir ſchon oft genug gar deutlich zu verſtehen gegeben worden! — Ach dieſe Quälerei! — Oft giebt es Verhältniſſe, durch die man gezwungen wird mit dem unberufenen Dramatiker ſchön zu thun, ja wohl gar wider eigne Ueberzeugung ſein Stuck auf die Bühne zu bringen. Was man erwartete, geſchieht, das Stuck wird ausgepocht und nun erſt fällt noch ein ärgerer Grimm und Zorn, als wäre das Stuck liegen geblieben, auf den Direktor — auf die Schauſpieler — auf den Souffleur — vielleicht auch auf den Lampenputzer, denn alles hatte ſich zum Sturz des Stücks verſchworen, unerachtet das Mögliche geſchah, die Schwachen des Dichters zu verhüllen — ihn zu heben. Aber daran glaubt der Undankbare nicht, der in den Eingeweiden des Direktors wühlt. —

Der Braune. Welcher dramatiſche Dichter ſucht denn die Urſache des Falls in ſeinem Stucke ſelbſt, liegt ſie auch jedem handgreiflich vor Augen. Iſt es unmöglich an der Darſtellung etwas auszuſetzen, ſo beſchwichtigt ſich der Unglückliche mit einem böſen Traum von einer fürchterlichen Kabale, die ſich gegen ihn im Publikum erhoben. Das gute Publikum dachte aber nicht daran, ſondern forderte billiger Weiſe nur etwas beluſtigt zu werden, und wurde böſe als es ſo ganz und gar keinen Anlaß dazu fand. Giebt's doch nichts Wunderlicheres, als die wunderlichen Leute, ſagt Sancho Panſa, aber in der That, unter den dramatiſchen Dichtern giebt es wohl die allerverwunderlichſten. — Vor vielen Jahren, als mein Theater in voller Blüthe ſtand, hatte ich einen Freund, der ſetzte ſich plötzlich in den Kopf, er ſey ein vortrefflicher Luſtſpiel-Dichter, tunkte die Feder ein und verfertigte ein kleines dreiaktiges Ungeheuer, das blind geboren auf ſeinen drei dunnen Beinchen umherſchwankte. Das ſollte ich nun durchaus auf die Bühne bringen. Ich ſagte dem guten Mann rund heraus, das Ding tauge ganz und gar nichts und müſſe nothwendiger Weiſe, wie man in Italien dergleichen ausdrückt, einigen **Fiasco** erregen. Da erwiederte er mir aber ganz böſe, ich verſtehe den Teufel davon was, ob ſolch ein Luſtſpiel ſchlecht oder gut zu nennen und lehne mich nur auf gegen alles Geniale, Außerordentliche. Er wurde kälter und kälter und vermied zuletzt meinen Umgang ganz und gar. „Ihr guten Leute und ſchlechten Muſikanten“ heißt es in Brentano's Ponce de Leon, das konnte man wirklich von meinem Freunde ſagen. Er war ein herzlieber verſtändiger Mann und dabei ein ungemein erbärmlicher Dichter, welches ſehr wohl mit einander verträglich. Sein Bruch mit mir that mir wehe, ich beſchloß ihn von der Manie der dramatiſchen Dichterei zu heilen und die Wurzel alles Uebels, das uns getrennt, von Grund aus zu vertilgen. — Ich brachte das Stück auf die Bühne, beſetzte die Rollen und richtete das Szeniſche ein, wie es nur in meinen Kräften ſtand. Doch geſchah das Unvermeidliche, gar nicht Abzuwendende. Man pochte das Stück in aller Form recht wacker aus. Nun, dacht' ich, würde der Gute einſehen, daß es mit dem Schreiben für's Theater eine mißliche Sache ſey, die Hand auf die Bruſt legen und ſprechen: ſo hatte mein Direktor doch wohl Recht! — Wie ſehr hatte ich mich geirrt! — Während der Zeit, als das Stück einſtudirt wurde, war er wieder freundlich geworden, ja freundlicher und zutraulicher als je. Bei den Proben ſchwamm er in Wonne, er erhob die Schauſpieler bis in den Himmel, er lud Freunde und Bekannte von nahe und fern ein, zu dem herrlichen Kunſtgenuß. — Den Morgen nach dem verhängnißvollen Abend, der ihn herabgeſtürzt von der geträumten Höhe, ging ich zu ihm, wähnend reuige Bekenntniſſe zu hören. Er empfing mich voller Aerger, voller Mißmuth, er ſagte mir rund heraus, ich, ich allein ſey Schuld an ſeinem Unglück. — Waren Sie mit der Beſetzung des Stücks unzufrieden? fing ich an. — Nein nein! — Thaten nach Ihrer Meinung vielleicht die Schauſpieler nicht ihre Schuldigkeit? — Nein nein, — ſie ſpielten vortrefflich! — Ging das Ganze nicht gut zuſammen, lag es an fehlender Harmonie? — Nein nein! — War es im Coſtüm verſehen? — Nein nein, ich hatt' es ja ſelbſt angeordnet! — Nun ſo möcht' ich doch in aller Welt wiſſen — Ha! bei einem ſolchen unerlaubten argen Verſtoß muß das ſublimſte Meiſterwerk rettungslos fallen! — Unerlaubter arger Verſtoß? wie um's Himmelswillen — O machen Sie mir nicht weiß, daß Sie nichts davon wußten. Sie ſind ſeit Jahren mein erprobter Freund, deshalb will ich glauben, daß nicht hämiſche Schadenfreude, ſondern nur arge Rechthaberei, da Sie mein Stück für ſchlecht erklärt hatten, Sie vermochte mir das anzuthun! — Meine Ehre zum Pfande, daß ich auch nicht ahne, was Sie meinen. So ſprechen Sie doch nur! — Denken Sie an die vierte Szene im zweiten Akt! — Nun ja, die Szene wurde vortrefflich geſpielt, das Publikum bewies ſich aber doch unruhig, weil die Szene, gerade heraus ſey es geſagt, viel zu lang iſt und in ihrer völligen Bedeutungsloſigkeit die Handlung eben in dem Moment, da ſie raſch fortſchreiten ſoll, unnöthiger Weiſe aufhält. — Ganz Recht, gerade in dieſer Szene begann das Publikum, das bisher entzückt geweſen, wenn es auch den Beifall nicht laut äußerte, Mißmuth zu zeigen, wiewohl auch dieſes vielleicht nur dem Zufall zuzuſchreiben war, daß einer oder der andere den Stock etwas hart auf die Erde ſetzte (die bewegte Pantomime geſpannter Erwartung), welches die anderen Thoren für Pochen hielten und einſtimmten. Genug! mag es ſeyn, daß dieſe Szene dem Publikum mißfiel — es konnte ja nicht anders geſchehen — an mir lag die Schuld gewiß nicht, denn gerade die Szene, über die Sie ſo hart abſprechen, iſt die genialſte, gelungenſte im ganzen Luſtſpiel. Sie — Sie allein verdarben mir alles — Tauſend Sapperment — ich? — in dieſer Szene? — Ha ha ha, mein Beſter! hatte ich es Ihnen denn nicht tauſendmal geſagt, daß in dieſer Szene der Lehnſtuhl des alten Obriſten auf der rechten Seite der Bühne ſtehen muß? — Er ſtand auf der linken Seite — alle Harmonie, alle Einheit war zerriſſen — der Charakter des Ganzen verwiſcht — das Stück mußte fallen! —

Der Graue. Vortrefflich, ganz vortrefflich! — Aber glauben Sie mir, trifft es ſich auch, daß ich Stücke erhalte, die ich mit Fug und Recht, ja mit wahrer Luſt auf [illegible] Bühne bringe, doch gehört es zu den größten Seltenheiten, wenn es mir gelingt, den Verfaſſer nur einigermaßen zufrieden zu ſtellen. Für's Erſte verlangt beinahe jeder, daß ſein Stück auf der Stelle einſtudirt und wo möglich in der nächſten Woche gegeben werde. Iſt dies nun auch ganz unausführbar, ja erheiſcht es das eigene Intereſſe des Dichters, daß ſein Werk gehörig vorbereitet und mit Ruhe und Muße einſtudirt werde, doch ſchmollt er ſchon nach den erſten vier Wochen und meint, es ſey unverzeihlich nicht von allem Uebrigen zu abſtrahiren und nur an ſeinem Stück zu arbeiten. — Nun laufen die unangenehmen Mahnbriefe ein, die um ſo mehr den größten Widerwillen erregen müſſen, als man ſich bewußt iſt, Alles nur Mögliche für die baldige, glänzende Aufführung des Stücks zu thun. — Endlich kommt es zur Aufführung — es gefällt — es wird wiederholt! — Doch iſt der Dichter nicht zufrieden, der Furore erwartete und überzeugt war, daß ſein Werk alles Uebrige in den Hintergrund zurückdrängen und wöchentlich zwei — dreimal auf dem Repertoire prangen würde und nun die Urſache, daß dies nicht geſchieht, daß dies nicht geſchehen kann, in dem böſen Willen des Direktors ſucht und findet. — Werther Herr College — über derlei Dinge möchte man zuweilen neunmal des Teufels werden! —

Der Braune. Ei ei! — mich dünkt, auch hier nehmen Sie die Sache etwas zu tragiſch, wiewohl ich Ihnen einräumen muß, daß das poetarum irritabile genus ſich auf ſolche verwünſchte Quälereien wie Sie deren erwähnen, recht gut verſteht und dem armen Direktor das Leben hinlänglich verbittern kann. Hat indeſſen der Direktor wahrhaft poetiſchen Sinn, nicht oberflächliche, ſondern wahre tiefe künſtleriſche Ausbildung, ſo daß er, wie es denn manchmal wohl zu geſchehen pflegt, keine ärgerlichen Blößen giebt, ſo kann er füglich es aufnehmen mit den anſtürmenden Dramatikern jeder Art, und was den Aerger betrifft, über den wird er wegkommen, wenn ihm die gute Doſis leichten Sinns zu Theil worden, die jedem Theater-Direktor zu wünſchen. — Wir beide, mein Wertheſter! rechnen uns denn nun doch wohl zu den ſublimſten Direktoren, die es jemals gegeben und können alſo immer was weniges ſchimpfen auf unſere Collegen. Viele derſelben ſind gänzlich dumm. Wie denn nun aber der liebe Vater im Himmel der Vormund aller Dummen iſt, ſo beſcheert er ihnen oft manchen klugen Gedanken, oder ſtellt ihnen gar einen ſichtbaren oder unſichtbaren Cherub zur Seite, der für ſie ſtattlich herumhandtirt, ſo daß ſie oft willkührlos das Wahre treffen. Viel ſchlimmer geht es mit denen von unſern guten Collegen, die, wie man zu ſagen pflegt, durch die Schule gelaufen ſind und ohne wahrhaften Verſtand ſich auf Alles zu verſtehen glauben. Dieſe ſind es, die „die nackte Bruſt der Partiſan entgegen werfen“; ich meine, die ſich mit ihrem ewig ſchwankenden Kunſturtheil, mit ihren ewig wiederholten Fehlſchüſſen, ſelbſt dem Angriff auf den Tod bloßſtellen und auch uns, die wir tüchtige Leute ſind von ſchönem Einſehn und ſichrer Haltung, jenes irritabile genus auf den Hals hetzen. Aber Sie, mein Werthester, ſtehen doch feſt, wohlgerüſtet und gewappnet.

Der Graue. Deſſen kann ich mich wohl rühmen. Aber es mag ſeyn, daß mir etwas von der Doſis leichten Sinns abgeht, die Sie jedem Theater-Direktor mit Recht wünſchen. Genug ich ärgere mich! — Wir ſprachen vorhin von der grenzenloſen Eitelkeit der Schauſpieler. In der That, ſie werden, was dieſen Punkt betrifft, von den meiſten Theater-Dichtern noch übertroffen. So geſchah es, daß ich vor einiger Zeit ein Werk eines jungen talentvollen Dichters auf die Bühne brachte, das in einzelnen Zügen vortrefflich, im Ganzen verfehlt, aber doch von der Art war, daß es den Theil des Publikums, der ſich im Theater auf Reflexion einzulaſſen geneigt iſt, auf das Höchſte intereſſiren mußte. In der That fand auch das Stück ſein Publikum und wurde mit Beifall wiederholt. Genügte das wohl dem jungen Mann? — Nein, er war mißmüthig, verdrießlich. — Er verlangte nichts Geringeres, als daß das Publikum, nur ſein Werk beachtend, nicht allein alle übrige Erſcheinungen auf der Bühne, nein, ſelbſt die wichtigen, ja unerhörten Ereigniſſe der verhängnißvollen Zeit, die damals eingetreten, vergeſſen ſollte. Ertönte die Stadt von Siegesjubel, ſtanden die Leute auf der Straße zuſammen, die große Neuigkeit ſich erzählend, ſo biß er die Lippen vor Aerger zuſammen, daß nicht von ſeinem Werke die Rede war, ſondern von der gewonnenen Schlacht, die den Staat gerettet. —

Der Braune. Ich denke eben daran, woher die unbezwingliche Sucht wohl rühren mag, für das Theater zu ſchreiben, und finde den Grund in dem ganz beſonderen zauberiſchen Reiz, den es hat, das Bild, was im Innern aufgegangen, lebendig herausgetreten, als wirklich ſich begebendes Ereigniß vor ſich zu ſchauen. Durch dies volle rege Leben des innern Bildes wird das Bewußtſeyn des ſchaffenden Ichs begeiſternder und dieſe Begeiſterung erzeugt das erhöhte Selbſtgefühl, welches leicht ausartet in lächerliche Eitelkeit. — Und dabei fällt mir wieder ein, daß ich vor kurzer Zeit den ergötzlichen Anblick einer Gruppe genoß, welche verdiente durch den Grabſtichel verewigt und in dem Schmollwinkel jedes Theater-Direktors aufgehängt zu werden, zur Aufheiterung in trüben Augenblicken. —

Der Graue. Und dieſe Gruppe?

Der Braune. Zwei Männer, die ſich umarmen, einander über die Schulter wegſchauend mit bitterſüßem ſchadenfrohem Lächeln, das nur bei dem einen ſich etwas mehr in Wehmuth nuanzirt! —

Der Graue. Und dieſe Männer?

Der Braune. Waren zwei unlängſt ausgepfiffene Dichter! Leander und Marzellus, jeder hat ein Luſtſpiel gemacht und der Theater-Direktion zur Aufführung eingereicht. Sie ſprechen viel miteinander über ihr Werk, ſtreuen beide ſich den gehörigen Weyhrauch, jeder denkt aber im Innern: „Wie iſt es möglich, daß der Mann ſolches Zeug u. ſ. w.“ Leanders Stück wird aufgeführt und ausgepfiffen. Marzellus beklagt von Herzen die dem Collegen zugefügte Unbill — es lag an der Darſtellung — an dem ſtupiden Publikum u. ſ. w., aber übrigens ſagt er zu Jedermann aus voller Ueberzeugung: Das Stück war mordſchlecht, und die Richter da unten im düſtern Grunde haben gerecht gerichtet! Leander iſt etwas vor den Kopf geſchlagen, er denkt: Wär' es möglich, daß Marzelli elende Pfuſcherarbeit meinem Meiſterwerk den Rang ablaufen könnte? Der verhängnißvolle Tag kommt heran. — Das Luſtſpiel des Marzellus wird aufgeführt und — ausgepfiffen. Da kommt Leander und ruft dem Marzellus zu: O mein lieber theurer Unglücksgefährte! und ſchließt ihn in ſeine Arme, und Leander ſeufzt: So geht es uns verkannten Talenten! — Und nun ſetzen ſich die, die das bittere Weh, das herbe Geſchick im Leide vereint, zuſammen und trinken in der Freude miteinander eine Flaſche guten Weins. Und wie Marzellus hinausgegangen, ſpricht Leander: O Marzellus, dein Luſtſpiel war hinlänglich miſerabel, weshalb ihm ſein Recht geſchah! — Nein ſolches Zeug hatte ich nicht geſchrieben, mich ſtürzte die Kabale unbärtiger Kunſtrichter. Und wie Leander hinausgegangen, ſpricht Marzellus: O Leander! wie konnteſt du wähnen, daß deine faden Späße einigen Beifall erhalten würden? — Aber mein Stück — mein herrliches Stück — verhunzt durch ſchändliche Kabale! — Beide vereinigen ſich dann darüber, daß nur ein klein wenig Quickmarſch getrommelt worden und die Pfeifen im dreigeſtrichenen A geſtimmt hätten, welches ein anweſender Muſikus zugiebt. Nur darüber waltet eine höfliche Verſchiedenheit der Meinung, in welchem Stück die Trommler oder die Pfeifer vorzugsweiſe excellirt hätten und ſämmtliche Anweſende ſingen im dumpfen Chorus: Wer mag hier Richter ſeyn!

Der Graue. Höchſt ergötzlich in der That! — Aber beide ſind gewiß über kurz oder lang als furchtbare Widerſacher des armen Theater-Direktors aufgetreten, der ſich beſchwatzen ließ, ihre Stücke aufzuführen, die gewiß in der That nicht viel getaugt haben mögen, denn man ſage was man will, das Publikum hat einen richtigen Takt. Welche bittre Theaterkritiken wird es geregnet haben!

Der Braune. Sie ſcheinen einen großen Abſcheu gegen Theaterkritiken zu hegen?

Der Graue. In der That, jede Kritik, die mein Theater, meine Schauſpieler angreift, giebt mir einen Dolchſtich in's Herz. Ich kann es nun einmal nicht vertragen, daß man mich anfeindet, meine raſtloſen Bemühungen verkennt, mich tadelt in dem, was ich nach reifer Ueberlegung beginne. Dem Himmel ſey es gedankt, ich habe es endlich dahin gebracht, daß die Kritiker meines Theaters meine Freunde ſind!

Der Braune. Was ſagen Sie? verſtehe ich Sie recht, ſo ſind Sie es nun ſelbſt, der durch das Organ der Freunde über das eigne Theater räſonnirt?

Der Graue. Nicht läugnen kann ich, daß ich mich mühe, allen ſchiefen Urtheilen über meine Anſtalt dadurch zu wehren, daß ich ſelbſt, eingeweiht in die tieferen Theatergeheimniſſe, zu dem Publikum durch Freunde rede.

Der Braune. Wiſſen Sie wohl, daß Sie eben dadurch das Prinzip, das allein Regung und Leben in das Theaterweſen bringen kann, vertilgen? — Doch laſſen Sie mich auch hier wieder von alter Erfahrung ſprechen. Gerade Ihres Sinns war ich, als ich mich zum erſtenmal an das Steuerruder einer Bühne ſetzte. Jeder Tadel meiner Anſtalt, auch der gerechteſte, verwundete mich ſchmerzlich. Ich raſtete nicht, bis ich den furchtbaren Theater-Cenſor des Städtchens durch freundliche Worte, durch Freibillets verlockt hatte, ſich mir ganz und gar zu ergeben. Nun wurde gelobt und gelobt, was nicht zu loben war, und bei jeder Aufführung eines neuen Stücks hatte die weiſe, die mit tiefer Kenntniß begabte, die dem höchſten Kunſtgenuß alle Kraft und Thätigkeit opfernde Direktion auf's Neue ihr raſtloſes Streben nach der höchſten Vervollkommnung der Bühne bewieſen. — Es konnte nicht fehlen, daß dieſe Lobhudeleien mich, dem es damals nicht an gutem Willen, wohl aber an Kraft und Umſicht fehlte, meine Bühne auch nur über das Mittelmäßige zu erheben, in den Augen der Verſtändigen gar lächerlich erſcheinen laſſen mußten. Jene Beurtheilungen meiner Bühne, deren pausbackigtem Lob gewöhnlich noch ein gelehrt ſeyn ſollender Nonſens, ein Schwall nichts ſagender Worte über das Spiel meiner armen Komödianten hinzugefügt war, wurden ein Gegenſtand des bitterſten Spottes, und es regnete in andern Blättern, die in dem Städtchen kurſirten, witzige Ausfälle über mich und meine Anſtalt, ohne daß ein Einziger ſich die Mühe genommen haben ſollte, tiefer in das Weſen meiner Bühne einzugehen und mich aufmerkſam zu machen auf meine Verſtöße, ſo handgreiflich ſie auch ſeyn mochten. Nun ging ich in meiner Verblendung ſo weit, daß ich die Cenſurbehörde des Orts in mein Intereſſe zog, ſo daß nichts wider meine Anſtalt gedruckt werden durfte. Da war der Stab über mich gebrochen! — Die Wackern, Verſtändigen wandten mir mit Verachtung den Rücken. Meine Schauſpieler ruhten auf den Lorbeern, die ihnen in ſo reichlicher Fülle, wie gemeines Stroh, geſtreut wurden und arteten aus in Uebermuth und Nachläſſigkeit. Mehr und mehr ſchwand das eigentliche Intereſſe, ich war genöthigt, in ſchnödem Prunk mit Dekorationen und Kleidern meine Bühne zur optiſchen Bude umzuſchaffen, nur um das Volk anzulocken, Das konnte nicht lange währen. Ich ſah meinen Irrthum ein und zog ab. — Bald darauf wurd' ich zum Direktor einer bedeutenderen Bühne berufen. Ungefähr nach zwei Monaten erſchien in dem öffentlichen Blatt, das an dem Orte kurſirte, eine Beurtheilung deſſen, was ich mit meiner Geſellſchaft geleiſtet. Ich erſtaunte über die ſcharfe durchgreifende Charakteriſtik meiner Schauſpieler, über die tiefe Kenntniß mit der der Verfaſſer jeden würdigte, jeden an ſeinen Platz ſtellte. Schonungslos wurde jeder, auch der kleinſte Verſtoß gerügt, unverholen mir jede Vernachläſſigung vorgehalten, mir geſagt, daß es vorzüglich, was die geſchickte Einrichtung des Repertoires betreffe, mir an aller Einſicht mangle u. ſ. w. — Ich fühlte mich ſchmerzlich verwundet, aber gewitzigt durch das, was mir früher begegnet, überwand ich dies Gefühl mit aller Kraft des Gemüths und mußte, kühler geworden, dem ſcharfen Beurtheiler meiner Anſtalt auch in der geringſten Kleinigkeit Recht geben. In jeder Woche erſchien nun eine Kritik meiner Darſtellungen. Dem Verdienſt wurde das gehörige Lob geſpendet; aber in kurzen nachdrücklichen recht an's Herz dringenden Worten, nie in emphatiſchen Deklamationen, das Schlechte dagegen gezüchtigt mit beißendem ſchlagendem Spott, ſobald es nicht bloß im Mangel des Talents, ſondern in frechem Uebermuth des Pſeudo-Künſtlers lag. Der Kritiker ſchrieb ſo geiſtreich, er traf immer den Nagel ſo auf den Kopf, er zeigte ſo viel tiefe Kenntniß des innerſten Theaterweſens, er war dabei ſo ſchlagend witzig, daß es gar nicht fehlen konnte, er mußte das Publikum auf das Höchſte intereſſiren, ja ganz für ſich gewinnen. Manches Blatt wurde doppelt aufgelegt, ſo wie ſich nur irgend Wichtiges auf der Bühne ereignet. Funken warf es dann in's Publikum, die überall luſtig loderten und ſprühten. Aber mit jenen Kritiken ſtieg auch das wahre Intereſſe für meine Bühne ſelbſt in eben dem Grade, als ſie ſich dadurch, daß ich und meine Schauſpieler in ſteter reger Wachſamkeit erhalten wurden, mehr und mehr vervollkommnete. Jeder Schauſpieler, auch der verſtändigſte, tobt und ſchmählt, wenn er nur im mindeſten getadelt wird, ſey es auch mit dem vollſten Recht. Aber nur der übermüthige Thor wird, iſt er kühler geworden, ſich nicht ergriffen fühlen von der Wahrheit, die überall ſiegt. So mußten die beſſern meiner Schauſpieler den ſchonungsloſen Kritiker hochachten, gegen freche Egoiſten gab mir der Ehrenmann aber eine tüchtige Waffe in die Hand. Die Furcht an den moraliſchen Pranger zur Schau ausgeſtellt zu werden, wirkte kräftiger als alle Vorſtellungen — Bitten — Ermahnungen. — Weder mir noch meinen Schauſpielern, die ſich deshalb alle nur erſinnliche Mühe gaben, gelang es dem unbekannten Kritiker auf die Spur zu kommen. Er blieb ein dunkles Geheimniß und war und blieb daher auch für meine Bühne ein geſpenſtiſcher Wauwau, der mich und meine Schauſpieler in ſteter Furcht und Angſt erhielt. So muß es aber auch ſeyn. Der, der es unternimmt, Theaterkritiken zu ſchreiben, darf mit dem Theater ſelbſt auch nicht in der leiſeſten Berührung ſtehen, oder wenigſtens Gewalt genug über ſich, demungeachtet ſein Urtheil frei zu erhalten, und Mittel in Händen haben, ſeine Perſon ganz zu verhüllen.

Der Graue. Wohl ſchon deshalb, um perſönlichen Angriffen getadelter Theaterhelden nicht ausgeſetzt zu ſeyn. Ich kannte einen Schauſpieler, der einen ziemlich dicken Stock beſaß, den er den Rezenſentenſtock nannte und womit er monatlich einmal Abends den Theater-Kritiker, mit dem er im Weinhauſe ganz friedlich getrunken, beim Nachhauſegehen zu prügeln pflegte, weil er ihm Leides gethan, welches ſich eben auch monatlich repetirte.

Der Braune. Gott behüte und bewahre! — Das iſt ja das wahre Fauſtrecht! — Aber der Rezenſent verdiente geprügelt zu werden, eben, weil er ſich prügeln ließ. — Doch, auf meinen Kritiker zurückzukommen! — Mehrere Jahre waren vergangen, längſt hatte ich die Direktion jener Bühne aufgegeben, als ein ganz ſeltſamer Zufall mich meinen Kritiker entdecken ließ. Wie erſtaunte ich! — Es war ein ältlicher ernſter Mann, einer der erſten Beamten des Orts, den ich hochſchätzte, der mich oft in ſein Haus lud, der es ſich oft bei mir gefallen ließ und deſſen geiſtreiche Unterhaltung mich um ſo mehr erquickte, als er nie mit mir über die Angelegenheiten des Theaters ſprach. Nicht entfernt ahnen konnte ich, daß mein Freund ein feuriger Verehrer, ein gediegener Kenner der dramatiſchen Kunſt war, daß er keine meiner Darſtellungen verſäumte. Erſt jetzt erfuhr ich von ihm ſelbſt, daß er jeden Abend ſo unbemerkt als möglich in das Theater ſchlüpfte und ſeinen Platz ganz hinten im Parterre nahm. Ich hielt ihm vor, welch' bittern Tadel er oft über mich ausgegoſſen, da blickte er mir nach ſeiner freundlichen gemüthlichen Weiſe in's Auge, faßte meine beiden Hände und ſprach recht aus dem Herzen: Hab' ich's denn nicht gut und ehrlich mit dir gemeint, Alter? — Wir drückten uns recht innig an die Bruſt. — Aber dies alles, mein wertheſter Herr College! geſchah vor länger als fünf und zwanzig Jahren. — Ich wiederhole, was ich ſchon erſt ſagte, mit jener gründlichen würdigen Art Theaterkritiken zu ſchreiben iſt es vorbei, ſeitdem die Fluth ephemerer Zeitſchriften, worin das Theater einen ſtehenden Artikel bildet, uns überſchwemmt. Jetzt ſteht die Sache anders, der Theater-Direktor hat von der Kritik nichts mehr zu fürchten, aber auch nichts zu erwarten. Die mehrſten ſind entweder ſeicht, aus ſubjectiven Gründen lobhudelnd oder aus eben ſolchen Gründen tadelnd, abſprechend, ohne Kenntniß des Theaters, ohne Geiſt abgefaßt. Nun mein' ich, müßt' aber wohl der Theater-Direktor ſich gar ſchwächlich auf den Beinen fühlen, wenn er dieſe fürchten oder wohl gar jene ſelbſt indirekt beſorgen ſollte. Meiner Ueberzeugung nach kann dem Direktor einer Bühne zu jetziger Zeit nichts Wünſchenswertheres geſchehen, als wenn ſich eine wackere tüchtige Oppoſition wider ihn bildet. Vielleicht iſt es möglich, dadurch das Publikum aus dem ſomnambülen Zuſtande, in dem es nur Phantasmagorien ſchauen will, zu wecken und für das wahrhaft Dramatiſche zu beleben. Nur in dieſem findet denn doch zuletzt jede Bühne, hat ſie ſich in allen nur möglichen Schaukünſten übernommen, ihr wahres Heil. Nur aus dem regen Kampf geht das Gute hervor, die einſchläfernde Melodie des ewigen unbewegten Einerlei lähmt jede Kraft und läßt es nie zu irgend einer Spannung kommen. Wie muß dem Direktor eines Theaters zu Muthe werden, wenn das Publikum, ſich um das eigentlich Dramatiſche nicht mehr kümmernd, Gutes und Schlechtes gleichgültig aufnimmt? — Wenn das meiſterhafteſte Spiel des eminenteſten Talents nicht Enthuſiasmus erregt, ſondern nur eben ſo beifällig bemerkt wird als der ſtümperhafte Verſuch des talentloſen Anfängers? — Ja! wahrhaftig nur die kräftig ausgeſprochene Oppoſition kann dieſer Lethargie ſteuern und es thäte Noth, daß der Direktor ſelbſt auf irgend eine Weiſe dieſe Oppoſition anreize!

Der Graue. Wie? — der Direktor ſelbſt eine Oppoſition gegen ſich ſelbſt anreizen? — Einen Feind ſich ſelbſt aufſtellen, um mit ihm den vielleicht gefährlichen Kampf zu beſtehen?

Der Braune. Der Feind, den man ſich ſelbſt ſchafft, iſt gewiß am wenigſten gefährlich. —

Der Graue. Nein, dieſe Oppoſition — das iſt noch das Paradoxeſte von allem Paradoxen, was Sie bis jetzt, ich muß es geſtehen, in reichlichem Maaße vorgebracht haben. Ihren bittern Vorwurf, daß der Direktor ſich ſchwächlich auf den Beinen fühlen müßte, wenn er die Kritik ſeiner Anſtalt fürchtet, will ich verſchmerzen und Ihnen denn doch bemerklich machen, daß die Bildung des Publikums für das Dramatiſche von der Bühne ſelbſt ausgehen kann und daß es daher gut iſt, wenn auch die Kritik die richtige Bahn verfolgend und das Publikum darauf leitend von dem Theater ſelbſt ausgeht.

Der Braune. Sie werfen zwei Dinge zuſammen, die durchaus von einander getrennt ſind. Es iſt allerdings richtig, daß die Direktion gut thun wird, dem von dem wahren Schauſpiel entwöhnten Publikum dies wieder aufzutiſchen. Die Speiſe wird ihm aber nur wieder munden, wenn an der Zubereitung nichts mangelt. Die Wahl der Stücke thut es daher nicht allein, ſondern die Art ihrer Darſtellung und über dieſe hat der Direktor niemals ein competentes Urtheil, da er in eignem Wirken befangen iſt. Das in der That vortreffliche Werk wird vom Publikum erkannt werden, ohne daß es deshalb eines beſondern Fingerzeigs bedarf, und offenbaren Schaden, nicht Nutzen ſtiftet es, wenn hinterher eine Darſtellung gelobt wird, an der das Publikum mit vollem Recht Manches auszuſetzen fand. Wer iſt denn überhaupt das Publikum, über das ſich der Direktor erheben und das er bilden will? — Etwa eine rohe unverſtändige Maſſe? — Sie gaben vorhin ſelbſt zu, daß im Publikum jederzeit ein richtiger Takt herrſche und dies beweiſet hinlänglich den richtenden Verſtand jener geheimnißvollen Maſſe. Geheimnißvoll nenne ich ſie, weil ſich das, was wir Publikum nennen, doch auf nicht recht zu erklärende Weiſe als ein Ganzes, in dem die Individualität jedes einzelnen integrirenden Theils verſchwindet, darſtellt und ausſpricht. Die Frage, woraus beſteht das Publikum, wird nicht durch die Antwort entſchieden: Aus Hans, Görge, Peter und ihren Nachbarsleuten. — Sie merken nun wohl, daß es vorhin nicht recht mein Ernſt war, als ich Ihnen, werthester Herr College! den Rath gab, dem Publikum ſtatt des verunglückten Löwen Gusmann irgend ein anderes glänzendes Spielwerk hinzuwerfen.

Der Graue. Ach überhaupt, ſo ſehr oft unſere Meinung zuſammenſtimmt, ſo werd' ich doch ganz irr' an Ihnen, mein Beſter, und weiß mich gar nicht darein zu finden, daß Sie Theater-Direktor ſind. —

Der Braune. Und doch bin ich es wirklich und zwar in dieſem Augenblick der glücklichſte, den es geben kann.

Der Graue. Ha! — ich verſtehe! Das Manuſkript in Ihrer Hand, in dem Sie erſt mit ſichtlichem Wohlgefallen laſen? — Gewiß waren Sie ſo glücklich, ein vortreffliches Werk zu erhalten zur Aufführung? — Vielleicht von einem jungen talentvollen Dichter, der erſt die Fittige zu regen beginnt? — Reden Sie! — kann ich es für meine Bühne acquiriren? — Ein anſtändiges Honorar, verſteht ſich von ſelbſt, will ich zahlen. — Eben jetzt bin ich ganz erpicht auf einen jungen Dichter und auf ſein neueſtes Werk. —

Der Braune. Allerdings iſt es der Entwurf eines höchſt vortrefflichen Schauſpiels, in dem ich las, nur glaube ich nicht, daß es für Ihre Bühne taugen wird.

Der Graue. Aus welchem Grunde?

Der Braune. Etwas groß angelegt — viel Maſchinerie — viel Perſonen. —

Der Graue. Wie, mein Herr! — Sie vergeſſen, daß Sie den Direktor einer großen Bühne vor ſich haben. Was die Pracht der Dekorationen, der Garderobe, den Aufwand der Maſchinen betrifft, ſo möchte ſich wohl nicht ſo leicht irgend ein Theater mit dem meinigen meſſen können. Ueber meine Schauſpieler habe ich manche Klage zu führen, das iſt wahr, indeſſen möchten ſich denn doch nicht bei irgend einer reiſenden Geſellſchaft ſolche Talente vereinigen, als es bei meiner Bühne wirklich der Fall iſt.

Der Braune. Jeder Direktor hält ſeine Geſellſchaft für die beſte, die es giebt. Ich meines Theils glaube nun, daß in jetziger Zeit ſolche ächt romantiſche Dramen, wie ich eins hier in Händen habe, von keiner andern Geſellſchaft als eben der meinigen in ſolcher Runde, in ſolch' hoher Vortrefflichkeit dargeſtellt werden können. Vergebens würden ſich Ihre beſten Talente mühen, dies wunderbare Stück auch nur leidlich vor's Publikum zu bringen.

Der Graue. Nun, ſo bin ich doch in der That auf das Wunder der Dichtkunſt neugierig, das Ihnen zu Theil worden! — Iſt es ein Geheimniß? — darf ich nichts davon erfahren? Welch ein junger überſchwenglicher Dichter iſt im Spiel?

Der Braune. Es iſt von keinem jungen Dichter die Rede, ſondern von einem alten zur Ungebühr vergeſſenen. Das vortreffliche Märchen von den drei Pommeranzen, das uns der herrliche Gozzi im Entwurf hinterlaſſen, das bin ich im Begriff in Szenen auszuſetzen für meine Bühne.

Der Graue. Wie, das Märchen von den drei Pommeranzen, das wollen Sie auf die Bühne bringen? — Ha, Sie treiben Ihren Scherz mit mir.

Der Braune. Keinesweges. Ich kenne kein Drama, in dem nebſt dem Hochkomiſchen es ſo viel Pathetiſches gäbe. Eben als Sie eintraten, ſann ich über die ſchickliche Uebertragung des Fluchs der Fata Creonta nach. — Doch ich ſetze voraus, daß Ihnen das herrliche Mährchen ganz gegenwärtig iſt. —

Der Graue. Ich glaube, daß dies nicht der Fall iſt, da ich um ſolche Sachen mich gar wenig kümmere.

Der Braune. Nun! — Tartaglia, einziger Sohn des Königs von Coppe, iſt verzaubert durch die Fee Morgana, welche ihm zwei, drei Schickſals-Tragödien, zu feinem Pulver gerieben in der Chokolade beibrachte. Er leidet an einer tiefen Schwermuth, ſpricht beſtändig von der verhängnißvollen großen Papierſcheere, womit ſein Ur — ur — ur-Großvater einen Pathenbrief, den er beſchmutzen wollte, mitten durchſchnitt, und von dem ſchwarzen Bartholomäus-Tage, wenn die Haſenjagd aufgeht. Man weiß, daß der Zauber gelöſt iſt, ſobald der unglückliche Prinz in heftiges Lachen ausbricht, alle nur möglichen Mittel ihn dazu zu bringen, bleiben aber fruchtlos und der König, der ganze Hof gerathen in die größte Trauer und Beſtürzung. Pantalon, Premierminiſter am Hofe, hat endlich ausgemittelt, daß es in der Gegend einen ſo poſſierlichen Kauz giebt, bei deſſen bloßem Anblick ſich ſelbſt ein Cato nicht des Lachens enthalten kann. Kasper, ſo heißt jener Kauz, wird herbeigeholt und in der That beluſtigen ſeine Späße den melancholiſchen Prinzen. Zum Lachen kann er es indeſſen nicht bringen, die Wirkung jenes Pulvers iſt zu ſtark. Der verhängnißvolle Bartholomäus-Tag kommt heran, und finſterer wird die Schwermuth des Prinzen. Pantalon erinnert ſich, daß er dem Prinzen als Erzieher in den erſten Kinderjahren an dieſem Tage eine väterliche Züchtigung auf den H— ertheilt hat, weil er ſich in Feigen übernaſcht, und meint, daß darin die Idee des ſchwarzen Verhängniſſes zu ſuchen, die den Prinzen quäle. Auf ſeinen Anlaß wird durch ein Edikt ſämmtlichen Vätern und Erziehern im Bereich des Palaſtes unterſagt, an dieſem Tage ihre Kleinen zu prügeln, damit nicht etwa die bekannten Laute der Patienten in dem Prinzen die Idee des gräßlichen Verhängniſſes zu grell hervorrufen und ihn zu irgend einem raſenden Entſchluß bringen möchten. Um den Prinzen an dieſem Tage aber ganz herauszureißen aus ſeinen finſtern Vorſtellungen, wird ein großes Volksfeſt angeordnet. Auf einem Balkon erſcheinen der König, der hypochondriſche Prinz ganz in Pelz eingemummt, Pantalon, der ganze Hofſtaat. Kasper iſt unter dem Volk und verübt die ergötzlichſten Poſſen. Man hält lächerliche Turniere, wunderliche Masken erſcheinen, das Volk drängt ſich zu den beiden Brunnen, woraus der eine Oel, der andere Wein ausgießt und dort giebt es die tollſten Kopfbalgereien — Alles umſonſt, der Prinz weint wie ein kleines Kind, beklagt ſich, daß er die Luft nicht vertragen kann, daß der Lärm ihm den Kopf verwirrt und bittet endlich die väterliche Majeſtät ihm ſein Bett wärmen und ihn hineinlegen zu laſſen. Der König, der ganze Hof zerfließt in Thränen! — In dem Augenblick erſcheint die Fee Morgana, ein kleines altes Weib von der lächerlichſten Bildung, mit einem Gefäß, Oel aus dem Brunnen zu holen. Kasper neckt ſie auf verſchiedene Weiſe und rennt ſie endlich ſo geſchickt um, daß ſie fallend beide Beine hoch in die Höhe ſtreckt. So wie die Alte fällt, bricht der Prinz auf einmal in ein langes lautes Gelächter aus. Der Zauber iſt gelöſt. Morgana rafft ſich wüthend in die Höhe und wendet ſich zum Prinzen mit entſetzlichen Worten:

Höre auf, verruchter Prinz!
Hör durch Berg und Waſſer dröhnen
Meines Fluchs drohenden Donner!
Gleich geſchmolzenen glühenden Pfeilen
Dringen meine Zauberworte
Tief in dein verruchtes Herz.
Zu unſäglicher Verzweiflung!
Faß ihn, pack ihn bei der Naſe,
Reiß zum Elend ihn hinab,
Zu unſäglicher Verzweiflung,
[illegible]
Brand im Mark, [illegible]
Stich im Herz, [illegible]!
Zu unſäglicher Verzweiflung!
Schmachten — ſterben — er ſoll ſuchen,
Auf die ſchwarzen Schreckgefilden
Ewig traurig nach Pluto's Reiche
[illegible]
In den Palaſt, daß der [illegible]
Sich verzehr' in toller Liebe,
Daß er renn' auf glühenden Sohlen
Nach den zauberiſchen [illegible]
Der drei ſüßen Pomeranzen.

Ja die ſüßen Pommeranzen,
Pommeranzen, Pommeranzen
Wähn' er brünſtig zu umfangen,
Raſe bis zum bittern Tod!

Morgana verſchwindet. Tartaglia fällt ſogleich in den emphatiſchen Wahnſinn der Liebe zu den drei Pommeranzen, wird hinweggeführt, der Hof folgt ihm in voller Beſtürzung und ſo ſchließt der erſte Akt auf höchſt pathetiſche Weiſe. Im zweiten Akt iſt Pantalon außer ſich, er ſchildert den Wahnſinn des Prinzen, der unaufhörlich wie beſeſſen nach den drei Pommeranzen ſchreit und von ſeinem königlichen Vater ein Paar eiſerne Schuhe begehrt, um ſo lange in der Welt umher zu laufen, bis er die drei Pommeranzen gefunden. Der Prinz tritt auf in Verzweiflung, daß er die eiſernen Schuhe noch nicht erhalten, droht in ſeine vorige Krankheit zu verfallen u. ſ. w. Die rührendſten Bitten und Ermahnungen des Königs helfen nichts. Der Prinz beſteht auf ſeinem Vorſatz, zieht die eiſernen Schuhe an und reiſt mit Kasper ab. Der König fällt ohnmächtig in einen Seſſel, Pantalon begießt ihn über und über mit Eſſig und der ganze Hof legt Trauer an. Der Zauberer Celio, großer Freund des Reichs von Coppe, intereſſirt ſich für den Prinzen und ſchickt den Teufel Farfarell, der mit einem ungeheuren Blaſebalg hinter ihm und Kasper herbläſt, ſo daß ſie in zehn Minuten zweitauſend Meilen zurücklegen. Der Wind hört plötzlich auf und ſie fallen beide auf die Naſe, woraus ſie auf die Nähe der drei Pommeranzen ſchließen. In der That befinden ſie ſich auch dicht bei dem Schloſſe der Rieſin Creonta, der Hüterin der drei Pommeranzen. Der Zauberer Celio erſcheint und ſucht durch Beſchreibung der fürchterlichen Gefahren, die der Raub der Pommeranzen mit ſich führe, den Prinzen von ſeinem Unternehmen abzuhalten. Dieſe Gefahren beſtehen in einer Bäckerin, die, weil ſie keinen Beſen hat, den Ofen mit den eignen Brüſten putzt, in einem halb verfaulten Brunnenſeil, in einem hungrigen Hunde und in einer eiſernen verroſteten Pforte. Der Prinz bleibt ſtandhaft und nun giebt ihm Celio ein Fläſchchen Oel, die Pforte zu ſchmieren, Beſen für die Bäckerin und Brod für den Hund. Er erinnert ſie, das Seil in der Sonne zu trocknen, nach gelungenem Raub der drei Pommeranzen aber ſchnell aus dem Schloſſe zu fliehen, und verſchwindet. Das Theater verwandelt ſich. Man ſieht das Caſtell der Rieſin Creonta, eine eiſerne Gitterpforte im

Hintergrunde, den Hund der vor Gier heulend hin und her läuft, den Brunnen mit einem Knäul von Stricken, die Bäckerin! — Tartaglia und Kasper ſalben das Schloß der Pforte, ſie ſpringt plötzlich auf! — Der Hund wird durch das Brod beſänftigt und während Kasper die Stricke in der Sonne ausbreitet und der Bäckerin die Beſen reicht, läuft Tartaglia in das Caſtell und kommt bald voller Freude mit den geraubten Pommeranzen zurück. Aber nun wird es plötzlich tiefe Nacht — der Donner brüllt, ſprühende Blitze zucken und eine hohle furchterliche Stimme aus dem Caſtell ruft:

Bäckerin, o Bäckerin!
Wollſt nicht Schimpf der Herrin dulden.
Du biſt ſtark, pack bei den Füßen
Beide Frevler, laß ſie büßen
In des Ofens Flammengluth
Ihren frechen Uebermuth!

Aber die Bäckerin erwiedert:

Ha Tyrannin, ha Tyrannin!
Denkſt du nicht der vielen Jahre,
Da ich unter Thränen, Seufzen,
Mit dem ſchönen weißen Buſen
Kehren mußt' den ſchwarzen Ofen?
Ha Tyrannin, ha Tyrannin!
Gabſt du je mir einen Beſen?
Beſen — Beſen — viele Beſen
Gaben ſie mir, die Mitleid'gen,
Mögen ſie in Frieden ziehn!

Da ruft die Stimme noch fürchterlicher:

Strick, o Strick — o Strick, o Strick!
Häng' ſie auf am höchſten Baume!

Der Strick erwiedert:

Ha Tyrannin, ha Tyrannin!
Denkſt du nicht der vielen Jahre,
Da in faulig ſtink'ger Näſſe
Du mich ließeſt grauſam ſtecken?
An die Sonne, an die Sonne,
Trugen ſie mich, die Mitleid'gen,
Mögen ſie in Frieden ziehn!

Immer fürchterlicher ruft die Stimme:

Hund, mein Hund, mein treuer Wächter,
Auf ſie los, auf die Verwegnen,
Auf! — zum Tod ſie zu zerfleiſchen!

Der Hund erwiedert:

Ha Tyrannin, ha Tyrannin!
Denk der vielen vielen Jahre
Da du ſchnöd' mich hungern ließeſt.
Brod, viel Brod, viel Brod, viel Brod
Reichten ſie mir, die Mitleid'gen,
Mögen ſie in Frieden ziehn!

Hohl wie der Sturmwind pfeift, krachend wie der Donner tobt, ruft jetzt die Stimme:

Pforte — Gitterpforte — Pforte!
Raſſelnd magſt du dich verſchließen,
Magſt zermalmen die Verräther!

Die Pforte erwiedert:

Ungeheuer, Ungeheuer!
Und du konnt'ſt ſo viele Jahre
Ohne Atzung bill'gen Oeles
Roſten mich und krächzen laſſen?
Doch mit Oel, mit Oel, mit Oel,
Tränkten ſie mich, die Mitleid'gen,
Mögen ſie in Frieden ziehn!

Nun erſcheint die Rieſin Creonta ſelbſt, vor deren furchtbarem Anſehen beide, Tartaglia und Kasper fliehen. Sie donnert ihnen einen Fluch nach. Bei dieſem Fluch, wie geſagt, ſtand ich eben, als Sie eintraten, und ſann und ſann, wie die martellianſchen Verſe Gozzi's gut zu übertragen ſind. Hören Sie dieſe pathetiſchte aller pathetiſchen Reden:

Ahi ministri infideli, Corda, Cane, Portone
Scelerata Fornaja, traditrici Persone!
O melerance dolci! Ahi chi mi v'ha rapite?
Melerance mie care, anime mie, mie vite
Oime crepo di rabbia. Tutto —

— — Während der Braune das Alles zum Theil erzählte, zum Theil aus ſeinem Manuſkripte vorlas, hatte der Graue auf alle nur mögliche Weiſe ſeine Ungeduld bezeigt. Er ſprang auf — er ſetzte ſich wieder, er trank raſch ein Glas Wein aus nach dem andern — er trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch, er hielt beide Hände vor's Geſicht, vor die Ohren, wie einer der nichts mehr ſehen, nichts mehr hören will. Der Braune ſchien das Alles gar nicht zu bemerken, ſondern fuhr ruhig und mit Behaglichkeit fort. Doch nun brach der Graue mitten durch die italieniſchen Verſe, die der Braune rezitirte, los:

Der Graue. Halten Sie ein! — ich bitte Sie um des Himmelswillen, halten Sie ein!

Der Braune. Wie? — Sie wollen nichts mehr hören von den drei Töchtern Conculs, Königs der Antipoden, die in den Pommeranzen ſteckten? Von der weißleinwandnen Prinzeſſin Ginetta, die Tartaglia aus der Pommeranze befreite, die Limonade trank aus ſeinem eiſernen Schuh, lebendig blieb und demnächſt durch Morgana's Bosheit in eine Taube verwandelt wurde? Wie Kasper in der Königlichen Küche den Braten in's Feuer fallen läßt? Wie ihn die Taube beſucht?

Der Graue. Nein — nein — nein —

Der Braune. Guten Morgen, lieber Koch!
Schlafen ſollſt du, ſchlafen — ſchlafen,
Brennen ſoll der Braten — brennen,
Hungern ſoll die garſt'ge Mohrin —

Der Graue. Erbarmen Sie ſich!

Der Braune. Wie nun der König — der ganze Hof in die Küche kommt und die Majeſtät nach dem Braten frägt, da längſt Rindfleiſch und Gemüſe verzehrt — wie die Taube gefangen wird, wie ſie entzaubert ſich in Ginetta verwandelt — Wie der Prinz vor Freude bald ohnmächtig dem Pantalon in die Arme ſinkt, wie es ihm ſehr übel und ſeltſam aufſtößt, wie er mit dem Ausbruch: das war ein Bartholomäus-Tag — den letzten Reſt des böſen Morganiſchen Pulvers von ſich giebt, und ſich nun erſt ganz heiter und kräftig genug fühlt zur Hochzeit mit der ſchönen Ginetta! — Hochzeit — Hochzeit — Rüben-Compote und gerupfte Mäuſe —

Der Graue. Ich halt' es nicht mehr aus! — In der That, Sie haben erreicht, was Sie wollten. Ihr Scherz, Ihre ſeltſame Ironie riß mich hin — ich mußte mir unwillkührlich das tolle Zeug als auf der Bühne dargeſtellt denken und da wurd' es mir immer wirbligter und ſchwirbligter im Kopfe. —

Der Braune. Es iſt hier von keinem Scherz, von keiner Ironie die Rede, ich verſichere vielmehr in vollem Ernſt, daß ich das ſublime Märchen von den drei Pommeranzen auf meine Bühne bringen werde und da meine Truppe dergleichen Dinge in der höchſten Vortrefflichkeit darſtellt, des lebhafteſten ungetheilteſten Beifalls gewiß bin, den mir das Publikum zollen wird.

Der Graue. Sie wollen mich myſtificiren — Sie ſprechen in Räthſeln. Iſt denn die Truppe Sacchi aus dem Grabe erſtanden, ſtehen Sie an ihrer Spitze, ſpielen Sie auf den Jahrmärkten in Italien? — Auf den Jahrmärkten, ſag' ich; denn ſelbſt dort wurde das phantaſtiſche Zeug des wunderlichen Gozzi, wie er es in ſeinen Märchen auftiſcht, von den ſtehenden Theatern verbannt, die nur ſeine geordneten Stücke geben.

Der Braune. Verſündigen Sie ſich nicht an dem hohen Genius. Welche Größe, welch' tiefes, reges Leben herrſcht in Gozzi's Märchen. Denken Sie doch nur an den Raben — an den König Hirſch! Es iſt unbegreiflich, warum dieſe herrlichen Dramen, in denen es ſtärkere Situationen giebt, als in manchen hoch belobten neuen Trauerſpielen, nicht wenigſtens als Operntexte mit Glück genutzt worden ſind. Doch zugeben will ich Ihnen, daß es ganz unmöglich iſt dieſe Sachen als Dramen jetzt auf die Bühne zu bringen, es müßte denn von einem Direktor geſchehen, der über ſolch eine vortreffliche Truppe zu gebieten hat, als die meinige iſt.

Der Graue. Und immer ſprechen Sie von der Vortrefflichkeit Ihrer Truppe und fallen in denſelben Fehler, den Sie jedem Theater-Direktor vorwerfen, der immer *ſeine* Geſellſchaft für die beſte hält, die es geben kann. Ich möchte auch wohl wiſſen, wie es einem reiſenden Theater-Direktor möglich ſeyn ſollte —

Der Braune. Ei! — Mögen Sie alles, was ich von der Wahl meiner Stücke, von meiner Geſellſchaft ſage, für märchenhaft halten, aber es iſt nun einmal ſo und nicht anders. Endlich, nach vielen bittern Erfahrungen, nach vielen ausgeſtandenen Leiden und Qualen iſt es mir gelungen eine Geſellſchaft zuſammen zu bringen, die ob ihrer Vortrefflichkeit, vorzüglich aber ob ihrer herrlichen einträchtigen Sinnesart, mir noch nie den mindeſten Verdruß, ſondern nur Freude gemacht hat. Kein einziges Mitglied giebt es, das ſich Rückſichts der Art zu ſprechen, zu geſtikuliren, ſich anzukleiden ꝛc. nicht unbedingt meinem Willen, wie ihn das auszuführende Dichterwerk beſtimmt, fügen und die Rolle auch in den kleinſten Momenten dieſem Sinn gemäß ausführen ſollte.

Der Graue. — Kein Mitglied? — niemals die geringſte Oppoſition?

Der Braune. Niemals! — Hierzu kommt, daß *jeder*, *jede*, die Rolle auf's Und ſtudirt und ſich niemals eine Aenderung, eine Auslaſſung erlaubt. Wir ſpielen ohne Souffleur.

Der Graue. Das iſt nicht möglich! — Wiſſen auch die Schauſpieler ihre Rollen auswendig, ſo werden ſie doch beſtürzt, ſobald ſie keinen Kopf im Kaſten erblicken.

Der Braune. Wir ſpielen ohne Souffleur und niemals Stockung, — niemals auch nur augenblickliches ängſtliches Zögern. Rechne ich hinzu, daß im Auf- und Abtreten, in dem Gruppiren um ſo weniger jemals Verwirrung herrſcht, als es ſich keiner einfallen läßt, ſich auf Koſten des Andern vorzudrängen, ſo können Sie ſich die gefällige Ründe unſerer Darſtellungen denken. Hierzu trägt auch die große Eintracht, das innige, gemüthliche Zuſammenleben bei, das in meiner Geſellſchaft herrſcht. Keine Mißgunſt, kein Rollenneid, kein gehäſſiges Hin- und Hertragen, kein frivoles Beſpötteln, nein! — Alles dieſes exiſtirt, dem Himmel ſey Dank! bei uns nicht. Die Liebe entſteht aus wechſelſeitiger Beachtung des Künſtlerwerths. Noch nie entſpann ſich der leiſeſte Streit. —

Der Graue. Und die Damen?

Der Braune. Liegen ſich in den Armen!

Der Graue. O weh! Wenn ich das ſehe, läuft es mir eiskalt über den Rücken. Immer hat es Schlimmes zu bedeuten, Schlimmeres, als wenn jener Gourmand nach Tiſche alle Freunde und Nichtfreunde an ſein Herz oder vielmehr an ſeinen Magen drückte, bloß der beſſeren Verdauung halber. Schon der Sonnenblick im Geſicht gleicht oft dem verderblichen Sonnenſtich, dem Sturm und Gewitter zu folgen pflegt, eine Umarmung aber vollends den Liebkoſungen der eiſernen Jungfrau, die im Umarmen zerſchneidet. Ich habe es erlebt, daß eine Sängerin die andere freundlich umhalste, bei dieſer Gelegenheit ſie aber dermaßen in die Kehle kniff, daß ſie, ſchwer verletzt, einige Abende nicht ſingen konnte.

Der Braune. Das war ein böſer Teufel! Nein! bei meinen Damen iſt es Ausbruch der innigſten Liebe! — Es iſt unglaublich, wie wenig Bedürfniſſe meine Künſtler haben und mit welcher geringen Gage ſie deshalb zufrieden ſind! —

Der Graue. Künſtler! — Schauſpieler! — wenig Bedürfniſſe. — geringen Gehalt! — Sie treiben Scherz mit mir! — Wo fanden Sie Subjekte dieſer Art?

Der Braune. Sie ſtehen mir überall zu Gebot, denn ich finde überall junge Talente, die ſich der Kunſt widmen wollen und die ich, da mir darin viel Sagazität eigen, zu brauchen weiß. Erſt vorgeſtern engagirte ich einen Liebhaber, einen jungen Mann von herrlicher Natur und Bildung, von dem vortrefflichſten Talent und dem edelſten Gemüth. — Hier gedenke ich einen zärtlichen Vater, der mir im Augenblick fehlt —

Der Graue. Was, mein Herr? — Ich hoffe nicht, daß Sie daran denken, hier durch meine Bühne ſich zu rekrutiren! — Rechnen Sie darauf, daß an das Grandioſe gewöhnt, Keiner ſich entſchließen wird zu einer reiſenden Geſellſchaft. —

Der Braune. Wo denken Sie hin, keinen von Ihrer Bühne kann ich gebrauchen. —

Der Graue. Nun in der That, ich muß wohl von der Vortrefflichkeit Ihrer Bühne einen hohen Begriff bekommen, da Sie meine braven Künſtler ſo ganz unbrauchbar finden. —

Der Braune. In gewiſſer ſubjectiver Beziehung. Meinem Grundſatz gemäß werbe ich nur Künſtler an, die noch nie ein Theater betreten haben.

Der Graue. Und dieſe jungen Leute ohne Uebung, ohne Routine —

Der Braune. Spielen, nachdem ſie nur einige Stunden meinen Unterricht genoſſen, vortrefflich und ſind von meinen geübteſten Schauſpielern nicht zu unterſcheiden.

Der Graue. Ach! Nun merke ich! — Eben ſo wie vorhin mit einem dramatiſchen Hirngeſpinnſt, necken Sie mich jetzt mit einer idealen Geſellſchaft. — Die Schauſpieler wie ſie ſeyn könnten! — Ein Luftgebilde Ihrer ironiſirenden launigen Phantaſie.

Der Braune. Mit nichten. Meine Geſellſchaft iſt hier in dieſes Gaſthaus mit mir eingekehrt. Alle meine Mitglieder befinden ſich in den Stuben über unſeren Köpfen.

Der Graue. Was? — Hier eingekehrt und ich vernehme keinen Tumult? Kein lautes Sprechen, kein Trillern, kein Gelächter, kein Trepp' auf, Trepp' ab laufen, kein Rufen nach dem Kellner? — Warmes und kaltes Frühſtück wird nicht bereitet? — Keine Gläſer klingen? — Es iſt nicht möglich!

Der Braune. Doch! — Dieſes ruhige Benehmen iſt eine

Haupttugend meiner Geſellſchaft, wodurch ſie ſich an fremden Orten gleich eine gewiſſe Achtung verſchafft. Ich wette, ſie ſitzen alle in einem Zimmer zuſammen und memoriren ihre Rollen!

Der Graue. O, mein wertheſter Freund und Kollege! Laſſen Sie uns hinaufgehen, ich muß ſelbſt mit eignen Augen Ihre Geſellſchaft ſehen, finde ich dann bewährt, was ſie ſagten, ſo iſt dies der glücklichſte, lehrreichſte Tag meines Lebens. O wenn dann vielleicht einer oder der andere Ihrer vortrefflichen Kunſtjünger Luſt hätte, das reiſende Theater mit einem ſtehenden zu vertauſchen —

Der Braune. So wie Ihre Schauſpieler, geſchätzteſter Kollege, für mein Theater nicht taugen, ſo würden die meinigen für Ihre Bühne ganz untauglich ſeyn. Sie wiſſen, daß ein Schauſpieler, der mit voller Wirkung in ein nach feſt beſtehenden Prinzipien gegründetes und geründetes Theater eingreift, einzeln herausgeriſſen auf dem andern oft kaum anzuſehen iſt. Doch! kommen Sie! —

Der Braune nahm den Grauen bei der Hand, ſtieg mit ihm die Treppe hinauf und öffnete ein Zimmer, in deſſen Mitte ein großer Kaſten ſtand. Mit den Worten: Hier iſt meine Geſellſchaft! ſchlug der Braune den Deckel des Kaſtens zurück. —

— Und der Graue erblickte eine gute Anzahl der allerzierlichſten und wohlgebauteſten Marionetten, die er jemals geſehen!

Meiſter Floh.

Ein
Märchen in ſieben Abentheuern
zweier Freunde.

Von

E. T. A. Hoffmann.

Erſtes Abentheuer*).

Einleitung. Worin der geneigte Leſer ſo viel aus dem Leben des Herrn Peregrinus Tyß erfährt, als ihm zu wiſſen nöthig. —
Die Weihnachtsbeſcheerung bei dem Buchbinder Lämmerhirt in der Kalbacher Gaſſe und Beginn des erſten Abentheuers. — Die beiden Alinen.

Es war einmal — welcher Autor darf es jetzt wohl noch wagen ſein Geſchichtlein alſo zu beginnen. — Veraltet! — Langweilig! — ſo ruft der geneigte oder vielmehr ungeneigte Leſer, der nach des alten römiſchen Dichters weiſem Rath, gleich medias in res verſetzt ſeyn will. Es wird ihm dabei zu Muthe, als nehme irgend ein weitſchweifiger Schwätzer von Gaſt, der eben eingetreten, breiten Platz und räuspre ſich aus, um ſeinen endloſen Sermon zu beginnen, und er klappt unwillig das Buch zu, das er kaum aufgeſchlagen. Gegenwärtiger Herausgeber des wunderbaren Märchens von Meiſter Floh, meint nun zwar, daß jener Anfang ſehr gut und eigentlich der beſte jeder Geſchichte ſey, weshalb auch die vortrefflichſten Märchenerzähler, als da ſind Ammen, alte Weiber u. a. ſich deſſelben jederzeit bedient haben, da aber jeder Autor vorzugsweiſe ſchreibt, um geleſen zu werden, ſo will er (beſagter Herausgeber nämlich) dem günſtigen Leſer durchaus nicht die Luſt benehmen, wirklich ſein Leſer zu ſeyn. Er ſagt demſelben daher gleich ohne alle weitere Umſchweife, daß demſelben Peregrinus Tyß, von deſſen ſeltſamen Schickſalen dieſe Geſchichte handeln wird, an keinem Weihnachtsabende das Herz ſo geklopft hatte vor banger freudiger Erwartung, als gerade an demjenigen, mit welchem die Erzählung ſeiner Abentheuer beginnt.

---

*) Meiſter Floh ꝛc. erſchien bei Fr. Wilmans in Frankfurt a. M., 1822.

Peregrinus befand ſich in einer dunklen Kammer, die neben dem Prunkzimmer belegen, wo ihm der heilige Chriſt einbeſcheert zu werden pflegte. Dort ſchlich er bald leiſe auf und ab, lauſchte auch wohl ein wenig an der Thüre, bald ſetzte er ſich ſtill hin in den Winkel und zog mit geſchloſſenen Augen die myſtiſchen Düfte des Marzipans, der Pfefferkuchen ein, die aus dem Zimmer ſtrömten. Dann durchbebten ihn ſüße heimliche Schauer, wenn, indem er ſchnell wieder die Augen öffnete, ihn die hellen Lichtſtrahlen blendeten, die, durch die Ritzen der Thüre hereinfallend, an der Wand hin und her hüpften.

Endlich erklang das ſilberne Glöcklein, die Thüre des Zimmers wurde geöffnet und hinein ſtürzte Peregrinus in ein ganzes Feuermeer von bunt flackernden Weihnachtslichtern. — Ganz erſtarrt blieb Peregrinus vor dem Tiſche ſtehen, auf dem die ſchönſten Gaben in gar hübſcher zierlicher Ordnung aufgeſtellt waren, nur ein lautes — Ach! drängte ſich aus ſeiner Bruſt hervor. Noch nie hatte der Weihnachts-Baum ſolche reiche Früchte getragen, denn alles Zuckerwerk, wie es nur Namen haben mag, und dazwiſchen manche goldne Nuß, mancher goldne Apfel aus den Gärten der Hesperiden, hing an den Aeſten, die ſich beugten unter der ſüßen Laſt. Der Vorrath von dem auserleſenſten Spielzeug, ſchönem bleiernen Militair, eben ſolcher Jägerei, aufgeſchlagenen Bilderbüchern u. ſ. w. iſt gar nicht zu beſchreiben. Noch wagte er es nicht, irgend etwas von dem ihm beſcheerten Reichthum zu berühren, er konnte ſich nur mühen ſein Staunen zu beſiegen, den Gedanken des Glücks zu erfaſſen, daß das alles nun wirklich ſein ſey.

„O meine lieben Eltern! — o meine gute Aline!“ So rief Peregrinus im Gefühl des höchſten Entzückens. „Nun,“ erwiederte Aline, „hab ich's ſo recht gemacht, Peregrinchen? — Freueſt du dich „auch recht von Herzen, mein Kind? — Willſt du nicht all die ſchöne „Waare näher betrachten, willſt du nicht das neue Reitpferd, den „hübſchen Fuchs hier verſuchen?“

„Ein herrliches Pferd,“ ſprach Peregrinus, das aufgezäumte Steckenpferd mit Freudenthränen in den Augen betrachtend, „ein herrliches Pferd, ächt arabiſche Race.“ Er beſtieg denn auch ſogleich das edle ſtolze Roß; mochte Peregrinus aber ſonſt auch ein vortrefflicher Reiter ſeyn, er mußte es diesmal in irgend etwas verfehlt haben, denn der wilde Pontifer (ſo war das Pferd geheißen) bäumte ſich ſchnaubend und warf ihn ab, daß er kläglich die Beine in die Höhe ſtreckte. Noch ehe indeſſen die zum Tode erſchrockene Aline ihm zu Hülfe ſpringen konnte, hatte Peregrinus ſich ſchon emporgerafft und den Zügel des Pferdes ergriffen, das eben hinten ausſchlagend, durchgehen wollte. Auf's Neue ſchwang ſich Peregrinus nun auf und brachte, alle Reiterkünſte aufbietend und mit Kraft und Geſchick anwendend, den wilden Hengſt ſo zur Vernunft, daß er zitterte, keuchte, ſtöhnte, in Peregrinus ſeinen mächtigen Zwangherrn erkannte. — Aline führte, als Peregrinus abgeſeſſen, den Gebeugten in den Stall.

Die etwas ſtürmiſche Reiterei, die im Zimmer, vielleicht im ganzen Hauſe einen unbilligen Lärm verurſacht, war nun vorüber und Peregrinus ſetzte ſich an den Tiſch, um ruhig die andern glänzenden Gaben in näheren Augenſchein zu nehmen. Mit Wohlbehagen verzehrte Peregrinus einigen Marzipan, indem er dieſe, jene Gliederpuppe ihre Künſte machen ließ, in dieſes, jenes Bilderbuch guckte, dann Heerſchau hielt über ſeine Armee, die er ſehr zweckmäßig uniformirt und mit Recht deshalb unüberwindlich fand, weil kein einziger Soldat einen Magen im Leibe, zuletzt aber fortſchritt zum Jagdweſen. Mit Verdruß gewahrte er jetzt, daß nur eine Haſen- und Fuchsjagd vorhanden, die Hirſchjagd ſo wie die wilde Schweinejagd aber durchaus fehlte. Auch dieſe Jagd mußte ja da ſeyn, keiner konnte des beſſer wiſſen als Peregrinus, der alles ſelbſt mit unſäglicher Mühe und Sorgfalt eingekauft. —

Doch! — höchſt nöthig ſcheint es, den günſtigen Leſer vor den ärgſten Mißverſtändniſſen zu bewahren, in die er gerathen könnte, wenn der Autor in's Gelag hinein weiter erzählte, ohne daran zu denken, daß er wohl weiß, was es mit der ganzen Weihnachts-Ausſtellung, von der geſprochen wird, für eine Bewandtniß hat, nicht aber der gütige Leſer, der eben erfahren will, was er nicht weiß.

Sehr irren würde jeder, welcher glauben ſollte, daß Peregrinus Tyß ein Kind ſey, dem die gütige Mutter oder ſonſt ein ihm zugewandtes weibliches Weſen, romantiſcher Weiſe Aline geheißen, den heiligen Chriſt beſcheert. — Nichts weniger als das! —

Herr Peregrinus Tyß hatte ſechs und dreißig Jahre erreicht und daher beinahe die beſten. Sechs Jahre früher hieß es von ihm, er ſey ein recht hübſcher Menſch, jetzt nannte man ihn mit Recht einen Mann von feinem Anſehen, immer, damals und jetzt wurde aber von Allen getadelt, daß Peregrinus zu ſehr ſich zurückziehe, daß er das Leben nicht kenne und daß er offenbar an einem krankhaften Trübſinn leide. Väter, deren Töchter eben mannbar, meinten, daß der gute Tyß, um ſich von ſeinem Trübſinn zu heilen, nichts Beſſeres thun könne, als heirathen, er habe ja freie Wahl und einen Korb nicht ſo leicht zu fürchten. Der Väter Meinung war wenigſtens Hinſichts des letztern Punkts in ſo fern richtig, als Herr Peregrinus Tyß außerdem, daß er, wie geſagt, ein Mann von feinem Anſehen war, ein ſehr beträchtliches Vermögen beſaß, das ihm ſein Vater, Herr Balthaſar Tyß, ein ſehr angeſehener Kaufherr hinterlaſſen. Solchen hochbegabten Männern pflegt ein Mädchen, das, was Liebe betrifft, über die Ueberſchwenglichkeit hinaus, das heißt wenigſtens drei bis vier und zwanzig Jahre alt geworden iſt, auf die unſchuldige Frage: Wollen Sie mich mit Ihrer Hand beglücken, o Theure? ſelten anders als mit rothen Wangen und niedergeſchlagenen Augen zu antworten: Sprechen Sie mit meinen lieben Eltern, ihrem Befehl gehorche ich allein, ich habe keinen Willen! Die Eltern falten aber die Hände und ſprechen: Wenn es Gottes Wille iſt, wir haben nichts dagegen, Herr Sohn! —

Zu nichts weniger ſchien aber Herr Peregrinus Tyß aufgelegt, als zum Heirathen. Denn außerdem, daß er überhaupt im Allgemeinen menſchenſcheu war, ſo bewies er insbeſondere eine ſeltſame Idioſynkraſie gegen das weibliche Geſchlecht. Die Nähe eines Frauenzimmers trieb ihm Schweißtropfen auf die Stirne und wurde er vollends von einem jungen genugſam hübſchen Mädchen angeredet, ſo gerieth er in eine Angſt, die ihm die Zunge band und ein krampfhaftes Zittern durch alle Glieder verurſachte. Eben daher mocht' es auch kommen, daß ſeine alte Aufwärterin von ſolch' ſeltner Häßlichkeit war, daß ſie in dem Revier, wo Herr Peregrinus Tyß wohnte, vielen für eine naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit galt. Sehr gut ſtand das ſchwarze ſtruppige halb ergraute Haar zu den rothen triefenden Augen, ſehr gut die dicke Kupfernaſe zu den bleich-blauen Lippen, um das Bild einer Blocksberg-Aſpirantin zu vollenden, ſo daß ſie ein paar Jahrhunderte früher ſchwerlich dem Scheiterhaufen entgangen ſeyn würde, ſtatt daß ſie jetzt von Herrn Peregrinus Tyß und wohl auch noch von andern für eine ſehr gutmüthige Perſon gehalten wurde. Dieß war ſie auch in der That und ihr daher wohl nachzuſehen, daß ſie zu ihres Leibes Nahrung und Nothdurft in die Stundenreihe des Tages ſo manches Schnäpschen einflocht, und vielleicht auch zu oft eine ungeheure ſchwarzlackirte Doſe aus dem Bruſttuch hervorzog und die anſehnliche Naſe reichlich mit ächtem Offenbacher fütterte. Der geneigte Leſer hat bereits bemerkt, daß dieſe merkwürdige Perſon eben dieſelbe Aline iſt, die die Weihnachtsbeſcheerung veranſtaltet. Der Himmel weiß, wie ſie zu dem berühmten Namen der Königin von Golkonda gekommen. —

Verlangten aber nun Väter, daß der reiche, angenehme Herr Peregrinus Tyß ſeiner Weiberſcheu entſage und ſich ohne weiteres vereheliche, ſo ſprachen dagegen wieder alte Hageſtolze, daß Herr Peregrinus ganz Recht thue, nicht zu heirathen, da ſeine Gemüthsart nicht dazu tauge.

Schlimm war es aber, daß viele bei dem Worte „Gemüthsart," ein ſehr geheimnißvolles Geſicht machten und auf näheres Befragen nicht undeutlich zu verſtehen gaben, daß Hr. Peregrinus Tyß leider zuweilen was weniges überſchnappe, ein Fehler der ihm ſchon von früher Jugend her anklebe. — Die vielen Leute die den armen Peregrinus für übergeſchnappt hielten, gehörten vorzüglich zu denjenigen, welche feſt überzeugt ſind, daß auf der großen Landſtraße des Lebens, die man der Vernunft, der Klugheit gemäß einhalten müſſe, die Naſe der beſte Führer und Wegweiſer ſey und die lieber Scheuklappen anlegen, als ſich verlocken laſſen von manchem duftenden Gebüſch, von manchem blumigten Wieſenplätzlein, das nebenher liegt.

Wahr iſt es freilich, daß Herr Peregrinus manches Seltſame in und an ſich trug, in das ſich die Leute nicht finden konnten.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß der Vater des Herrn Peregrinus Tyß ein ſehr reicher angeſehener Kaufmann war und wenn noch hinzugefügt wird, daß derſelbe ein ſehr ſchönes Haus auf dem freundlichen Roßmarkt beſaß, und daß in dieſem Hauſe und zwar in demſelben Zimmer wo dem kleinen Peregrinus ſtets der heilige Chriſt einbeſcheert wurde, auch diesmal der erwachſene Peregrinus die Weihnachts-Gaben in Empfang nahm, ſo iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß der Ort, wo ſich die wunderſamen Abentheuer zutrugen, die in dieſer Geſchichte erzählt werden ſollen, kein anderer iſt, als die berühmte ſchöne Stadt Frankfurt am Mayn. —

Von den Eltern des Herrn Peregrinus iſt eben nichts Beſonderes zu ſagen, als daß es rechtliche ſtille Leute waren, denen niemand etwas anders als Gutes nachſagen konnte. Die unbegrenzte Hochachtung, welche Herr Tyß auf der Börſe genoß, verdankte er dem Umſtande, daß er ſtets richtig und ſicher ſpekulirte, daß er eine große Summe nach der andern gewann, dabei aber nie vorlaut wurde, ſondern beſcheiden blieb, wie er geweſen und niemals mit ſeinem Reichthum prahlte, ſondern ihn nur dadurch bewies, daß er weder um Geringes noch um Vieles knickerte und die Nachſicht ſelbſt war gegen inſolvente Schuldner, die in's Unglück gerathen, ſey es auch verdienter Weiſe. — Sehr lange Zeit war die Ehe des Herrn Tyß unfruchtbar geblieben, bis endlich nach beinahe zwanzig Jahren die Frau Tyß ihren Eheherrn mit einem tüchtigen hübſchen Knaben erfreute, welches eben unſer Herr Peregrinus Tyß war.

Man kann denken, wie grenzenlos die Freude der Eltern war, und noch jetzt ſprechen alle Leute in Frankfurt von dem herrlichen Tauffeſte, das der alte Tyß gegeben und an welchem der edelſte urälteſte Rheinwein kredenzt worden, als gelt' es ein Krönungsmahl. Was aber dem alten Herrn Tyß noch mehr nachgerühmt wird, iſt, daß er zu jenem Tauffeſte ein paar Leute geladen, die in feindſeliger Geſinnung ihm gar öfters wehe gethan hatten, dann aber andere, denen er weh gethan zu haben glaubte, ſo daß der Schmaus ein wirkliches Friedens- und Verſöhnungsfeſt wurde.

Ach! — der gute Herr Tyß wußte, ahnte nicht, daß daſſelbe Knäblein, deſſen Geburt ihn ſo erfreute, ihm ſo bald Kummer und Noth verurſachen würde.

Schon in der frühſten Zeit zeigte der Knabe Peregrinus eine ganz beſondere Gemüthsart. Denn nachdem er einige Wochen hindurch Tag und Nacht ununterbrochen geſchrieen, ohne daß irgend ein körperliches Uebel zu entdecken, wurde er plötzlich ſtill, und erſtarrte zur regungsloſen Unempfindlichkeit. Nicht des mindeſten Eindrucks ſchien er fähig, nicht zum Lächeln, nicht zum Weinen verzog ſich das kleine Antlitz, das einer lebloſen Puppe anzugehören ſchien. Die Mutter behauptete, daß ſie ſich verſehen an dem alten Buchhalter, der ſchon ſeit zwanzig Jahren ſtumm und ſtarr mit demſelben lebloſen Geſicht im Comtoir vor dem Hauptbuch ſäße, und vergoß viele heiße Thränen über das kleine Automat.

Endlich gerieth eine Frau Pathe auf den glücklichen Gedanken, dem kleinen Peregrinus einen ſehr bunten und, im Grunde genommen, häßlichen Harlekin mitzubringen. Des Kindes Augen belebten ſich auf wunderbare Art, der Mund verzog ſich zum ſanften Lächeln, es griff nach der Puppe, und drückte ſie zärtlich an ſich, als man ſie ihm gab. Dann ſchaute der Knabe wieder das bunte Männlein an, mit ſolchen klugen beredten Blicken, daß es ſchien, als ſey plötzlich Empfindung und Verſtand in ihm erwacht, und zwar zu höherer Lebendigkeit, als es wohl bei Kindern des Alters gewöhnlich. „Der iſt „zu klug," ſprach die Frau Pathe, „den werdet ihr nicht erhalten! — „Betrachtet doch nur einmal ſeine Augen, der denkt ſchon viel mehr, als er ſoll!"

Dieſer Ausſpruch tröſtete gar ſehr den alten Herrn Tyß, der ſich ſchon einigermaßen darein gefunden, daß er nach vielen Jahren vergeblicher Hoffnung, einen Einfaltspinſel erzielt, doch bald kam er in neue Sorge.

Längſt war nämlich die Zeit vorüber, in der die Kinder gewöhnlich zu ſprechen beginnen, und noch hatte Peregrinus keinen Laut von ſich gegeben. Man würde ihn für taubſtumm gehalten haben, hätte er nicht manchmal den, der zu ihm ſprach, mit ſolchem aufmerkſamen Blick angeſchaut, ja durch freudige, durch traurige Mienen ſeinen Antheil zu erkennen gegeben, daß gar nicht daran zu zweifeln, wie er nicht allein hörte, ſondern auch alles verſtand. — In nicht geringes Erſtaunen gerieth indeſſen die Mutter, als ſie beſtätigt fand, was ihr die Wärterin geſagt. — Zur Nachtzeit, wenn der Knabe im Bette lag und ſich unbehorcht glaubte, ſprach er für ſich einzelne Wörter, ja ganze Redensarten und zwar ſo wenig Kauderwelſch, daß man ſchon eine lange Uebung vorausſetzen konnte. Der Himmel hat den Frauen einen ganz beſondern ſichern Takt verliehen, die menſchliche Natur, wie ſie ſich im Aufkeimen bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe entwickelt, richtig aufzufaſſen, weshalb ſie auch, wenigſtens für die erſten Jahre des Kindes, in der Regel bei weitem die beſten Erzieherinnen ſind. Dieſem Takt gemäß war auch Frau Tyß weit entfernt, dem Knaben ihre Beobachtung merken zu laſſen und ihn zum Sprechen zwingen zu wollen, vielmehr wußte ſie es auf andere geſchickte Weiſe dahin zu bringen, daß er von ſelbſt das ſchöne Talent des Sprechens nicht mehr verborgen hielt, ſondern leuchten ließ vor der Welt, und zu Aller Verwunderung zwar langſam, aber deutlich ſich vernehmen ließ. Doch zeigte er gegen das Sprechen ſtets einigen Widerwillen und hatte es am liebſten, wenn man ihn ſtill für ſich allein ließ. —

Auch dieſer Sorge wegen des Mangels der Sprache, war daher Herr Tyß überhoben, doch nur, um ſpäter in noch viel größere zu gerathen. Als nämlich das Kind Peregrinus zum Knaben herangewachſen, tüchtig lernen ſollte, ſchien es, als ob ihm nur mit der größten Mühe etwas beizubringen. Wunderbar ging es mit dem Leſen und Schreiben wie mit dem Sprechen; erſt wollte es durchaus nicht gelingen und dann konnt' er es mit einem Mal ganz vortrefflich über alle Erwartung. Später verließ indeſſen ein Hofmeiſter nach dem andern das Haus, nicht, weil der Knabe ihnen mißbehagte, ſondern weil ſie ſich in ſeine Natur nicht finden konnten. Peregrinus war ſtill, ſittig, fleißig und doch war an ein eigentliches ſyſtematiſches Lernen, wie es die Hofmeiſter haben wollten, gar nicht zu denken, da er nur dafür Sinn hatte, nur dem ſich mit ganzer Seele hingab, was gerade ſein Gemüth in Anſpruch nahm, und alles Uebrige ſpurlos bei ſich vorübergehen ließ. Das, was ſein Gemüth anſprach, war nun aber alles Wunderbare, alles was ſeine Phantaſie erregte, in dem er dann lebte und webte. — So hatte er z. B. einſt einen Aufriß der Stadt Peking mit allen Straßen, Häuſern u. ſ. w., der die ganze Wand ſeines Zimmers einnahm, zum Geſchenk erhalten. Bei dem Anblick der märchenhaften Stadt, des wunderlichen Volks, das ſich durch die Straßen zu drängen ſchien, fühlte Peregrinus ſich wie durch einen Zauberſchlag in eine andre Welt verſetzt, in der er heimiſch werden mußte. Mit heißer Begierde fiel er über alles her, deſſen er über China, über die Chineſen, über Peking habhaft werden konnte, mühte ſich die chineſiſchen Laute, die er irgendwo aufgezeichnet fand, mit feiner ſingender Stimme der Beſchreibung gemäß nachzuſprechen, ja er ſuchte mittelſt der Papierſcheere ſeinem Schlafröcklein, von dem ſchönſten Kalmank, möglichſt einen chineſiſchen Zuſchnitt zu geben, um der Sitte gemäß mit Entzücken in den Straßen von Peking umherwandeln zu können. Alles Uebrige konnte durchaus nicht ſeine Aufmerkſamkeit reizen, zum großen Verdruß des Hofmeiſters, der eben ihm die Geſchichte des Bundes der Hanſa beibringen wollte, wie es der alte Herr Tyß ausdrücklich gewünſcht, der nun zu ſeinem Leidweſen erfahren mußte, daß Peregrinus nicht aus Pecking fortzubringen, weshalb er denn Pecking ſelbſt fortbringen ließ aus dem Zimmer des Knaben. —

Für ein ſchlimmes Omen hatte es der alte Herr Tyß ſchon gehalten, daß als kleines Kind, Peregrinus Rechenpfennige lieber hatte als Dukaten, dann aber gegen große Geldſäcke und Hauptbücher und Strazzen einen entſchiedenen Abſcheu bewies. Was aber am ſeltſamſten ſchien, war, daß er das Wort: Wechſel, nicht ausſprechen hören konnte, ohne krampfhaft zu erbeben, indem er verſicherte, es ſey ihm dabei ſo als kratze man mit der Spitze des Meſſers auf einer Glasſcheibe hin und her. Zum Kaufmanne, das mußte Herr Tyß einſehen, war daher Peregrinus von Haus aus verdorben, und ſo gern er es geſehen, daß der Sohn in ſeine Fußtapfen getreten, ſo ſtand er doch gern ab von dieſem Wunſch, in der Vorausſetzung, daß Peregrinus ſich einem beſtimmten Fach widmen werde. Herr Tyß hatte den Grundſatz, daß der reichſte Mann ein Geſchäft und durch daſſelbe einen beſtimmten Standpunkt im Leben haben müſſe; geſchäftsloſe Leute waren ihm ein Gräuel und eben zu dieſer Geſchäftsloſigkeit neigte ſich Peregrinus, bei allen Kenntniſſen die er nach ſeiner eigenen Weiſe erwarb, und die chaotiſch durcheinander lagen, gänzlich hin. Das war nun des alten Tyß größte und drückendſte Sorge. — Peregrinus wollte von der wirklichen Welt nichts wiſſen, der Alte lebte nur in ihr und nicht anders konnt' es geſchehen, als daß ſich daraus, je älter Peregrinus wurde, ein deſto ärgerer Zwieſpalt entſpann zwiſchen Vater und Sohn, zu nicht geringem Leidweſen der Mutter, die dem Peregrinus, der ſonſt gutmüthig, fromm, der beſte Sohn, ſein, ihr freilich unverſtändliches Treiben in lauter Einbildungen und Träumen herzlich gönnte und nicht begreifen konnte, warum ihm der Vater durchaus ein beſtimmtes Geſchäft aufbürden wollte.

Auf den Rath bewährter Freunde ſchickte der alte Tyß den Sohn nach der Univerſität Jena, aber als er nach drei Jahren wiederkehrte, da rief der alte Herr voller Aerger und Grimm: „Hab ich's nicht „gedacht! Hans der Träumer ging hin, Hans der Träumer kehrt „zurück!" — Herr Tyß hatte in ſo fern ganz Recht, als Peregrinus in ſeinem ganzen Weſen ſich ganz und gar nicht verändert hatte, ſondern völlig derſelbe geblieben. — Doch gab Herr Tyß die Hoffnung noch nicht auf, den ausgearteten Peregrinus zur Vernunft zu bringen, indem er meinte, daß, würde er erſt mit Gewalt hineingeſtoßen in das Geſchäft, er vielleicht doch am Ende Gefallen daran finden und anderes Sinnes werden könne. — Er ſchickte ihn mit Aufträgen nach Hamburg, die eben nicht ſonderliche Handelskenntniſſe erforderten, und empfahl ihn überdies einem dortigen Freunde, der ihm in Allem treulich beiſtehen ſollte.

Peregrinus kam nach Hamburg, gab nicht allein den Empfehlungsbrief, ſondern auch alle Papiere, die ſeine Aufträge betrafen, dem Handelsfreunde ſeines Vaters in die Hände, und verſchwand darauf, niemand wußte wohin.

Der Handelsfreund ſchrieb darauf an Herrn Tyß:

> Ich habe Dero Geehrtes vom — durch Ihren Herrn Sohn richtig erhalten. Derſelbe hat ſich aber nicht weiter blicken laſſen, ſondern iſt ſchnell von Hamburg abgereiſet ohne Auftrag zu hinterlaſſen. — In Pfeffern geht hier wenig um, Baumwolle iſt flau, in Kaffee nur nach Mittelſorte Frage, dagegen erhält ſich der Melis angenehm und auch im Indigo zeigt ſich fortwährend divers gute Meinung. Ich habe die Ehre ꝛc.

Dieſer Brief hätte Herrn Tyß und ſeine Ehegattin nicht wenig in Beſtürzung geſetzt, wäre nicht mit derſelben Poſt ein Brief von dem verlornen Sohne ſelbſt angelangt, in dem er ſich mit den wehmüthigſten Ausdrücken entſchuldigte, daß es ihm ganz unmöglich geweſen, die erhaltenen Aufträge nach dem Wunſche des Vaters auszurichten, und daß er ſich unwiderſtehlich hingezogen gefühlt habe nach fernen Gegenden, aus denen er nach Jahresfriſt glücklicher und froher in die Heimath zurückzukehren hoffe.

„Es iſt gut," ſprach der alte Herr, „daß der Junge ſich umſieht in der Welt, da werden ſie ihn wohl herausrütteln aus ſeinen Träumereien." Auf die von der Mutter geäußerte Beſorgniß, daß es dem Sohn doch an Geld fehlen könne zur großen Reiſe, und daß daher ſein Leichtſinn, nicht geſchrieben zu haben, wohin er ſich begebe, ſehr zu tadeln, erwiederte aber der Alte lachend: „Fehlt es dem Jungen an Gelde, ſo wird er ſich deſto eher mit der wirklichen Welt befreunden, und hat er uns nicht geſchrieben, wohin er reiſen will, ſo weiß er doch, wo uns ſeine Briefe treffen." —

Es iſt unbekannt geblieben, wohin Peregrinus eigentlich ſeine

Reiſe gerichtet; manche wollen behaupten, er ſey in dem fernen Indien geweſen, andere meinen dagegen, er habe ſich das nur eingebildet; ſo viel iſt gewiß, daß er weit weg geweſen ſeyn muß, denn nicht ſo, wie er den Eltern verſprochen, nach Jahresfriſt, ſondern erſt nach Verlauf voller dreier Jahre kehrte Peregrinus zurück nach Frankfurt und zwar zu Fuß, in ziemlich ärmlicher Geſtalt.

Er fand das elterliche Haus feſt verſchloſſen und niemand rührte ſich darin, er mochte klingeln und klopfen ſo viel er wollte.

Da kam endlich der Nachbar von der Börſe, den Peregrinus augenblicklich fragte, ob Herr Tyß vielleicht verreiſet.

Der Nachbar prallte aber ganz erſchrocken zurück und rief: „Herr Peregrinus Tyß! — ſind Sie es? kommen Sie endlich? — wiſſen Sie denn nicht?“ —

Genug, Peregrinus erfuhr, daß während ſeiner Abweſenheit beide Eltern hintereinander geſtorben, daß die Gerichte den Nachlaß in Beſchlag genommen und ihn, deſſen Aufenthalt gänzlich unbekannt geweſen, öffentlich aufgefordert nach Frankfurt zurückzukehren und die Erbſchaft des Vaters in Empfang zu nehmen.

Sprachlos blieb Peregrinus vor dem Nachbar ſtehen, zum erſtenmal durchſchnitt der Schmerz des Lebens ſeine Bruſt, zertrümmert ſah er die ſchöne glänzende Welt, in der er ſonſt luſtig gehauſet.

Der Nachbar gewahrte wohl, wie Peregrinus gänzlich unfähig, auch nur das Kleinſte, was jetzt nöthig, zu beginnen. Er nahm ihn daher in ſein Haus und beſorgte ſelbſt in möglichſter Schnelle alles, ſo daß noch denſelben Abend Peregrinus ſich in dem elterlichen Hauſe befand.

Ganz erſchöpft, ganz vernichtet von einer Troſtloſigkeit, die er noch nicht gekannt, ſank er in den großen Lehnſtuhl des Vaters, der noch an derſelben Stelle ſtand, wo er ſonſt geſtanden; da ſprach eine Stimme: „Es iſt nur gut, daß Sie wieder da ſind, lieber Herr Peregrinus. — Ach wären Sie nur früher gekommen!“

Peregrinus ſchaute auf und gewahrte dicht vor ſich die Alte, die ſein Vater vorzüglich deshalb, weil ſie wegen ihrer furchtbaren Häßlichkeit ſchwer einen Dienſt finden konnte, in ſeiner frühen Kindheit als Wärterin angenommen, und die das Haus nicht wieder verlaſſen hatte.

Lange ſtarrte Peregrinus das Weib an, endlich begann er, lächſam lächelnd: „Biſt du es, Aline? — Nicht wahr, die Eltern leben noch?“ Damit ſtand er auf, ging durch alle Zimmer, betrachtete jeden Stuhl, jeden Tiſch, jedes Bild u. ſ. w. Dann ſprach er ruhig: „Ja, es iſt noch alles ſo, wie ich es verlaſſen, und ſo ſoll es auch bleiben!“

Von dieſem Augenblick begann Peregrinus das ſeltſame Leben, wie es gleich Anfangs angedeutet. Zurückgezogen von aller Geſellſchaft, lebte er mit ſeiner alten Aufwärterin in dem großen geräumigen Hauſe, in tiefſter Einſamkeit, erſt ganz allein, bis er ſpäter ein paar Zimmer einem alten Mann, der des Vaters Freund geweſen, miethweiſe abtrat. Dieſer Mann ſchien eben ſo menſchenſcheu wie Peregrinus. Grund genug, warum ſich beide, Peregrinus und der Alte ſehr gut vertrugen, da ſie ſich niemals ſahen.

Es gab nur vier Familienfeſte, die Peregrinus ſehr feierlich beging, und das waren die beiden Geburtstage des Vaters und der Mutter, der erſte Chriſtfeiertag und ſein eignes Tauffeſt. An dieſen Tagen mußte Aline einen Tiſch für ſo viele Perſonen, als der Vater ſonſt eingeladen, und dieſelben Schüſſeln, die gewöhnlich aufgetragen worden, bereiten, ſo wie denſelben Wein aufſetzen laſſen, wie ihn der Vater gegeben. Es verſteht ſich, daß daſſelbe Silber, dieſelben Teller, dieſelben Gläſer, wie alles damals gebraucht worden, und wie es ſich noch unverſehrt im Nachlaſſe befand, auch jetzt nach der ſo viele Jahre hindurch üblichen Weiſe gebraucht werden mußte. Peregrinus hielt ſtrenge darauf. War die Tafel fertig, ſo ſetzte ſich Peregrinus ganz allein hinan, aß und trank nur wenig, horchte auf die Geſpräche der Eltern, der eingebildeten Gäſte und antwortete nur beſcheiden auf dieſe, jene Frage, die jemand aus der Geſellſchaft an ihn richtete. Hatte die Mutter den Stuhl gerückt, ſo ſtand er mit den übrigen auf und empfahl ſich jedem auf die höflichſte Weiſe. — Er ging dann in ein abgelegenes Zimmer und überließ ſeiner Aline die Vertheilung der vielen nicht angerührten Schüſſeln und des Weins an Hausarme, welches Gebot des Herrn die treue Seele gar gewiſſenhaft auszuführen pflegte. Die Feier der Geburtstage des Vaters und der Mutter begann Peregrinus ſchon am frühen Morgen damit, daß er, wie es ſonſt zu ſeiner Knabenzeit geſchehen, einen ſchönen Blumenkranz in das Zimmer trug, wo die Eltern zu frühſtücken pflegten und auswendig gelernte Verſe herſagte. — An ſeinem eignen Tauffeſte konnte er ſich natürſchicklicherweiſe nicht an die Tafel ſetzen, da er nicht längſt geboren, Aline mußte daher alles allein beſorgen, d. h. die Gäſte zum Trinken nöthigen, überhaupt wie man zu ſagen pflegt, die Honneurs der Tafel machen; ſonſt geſchah alles wie bei den übrigen Feſten. — Außer denſelben gab es aber noch für Peregrinus einen beſondern Freudentag oder vielmehr Freudenabend im Jahre, und das war die Weihnachtsbeſcheerung, die mehr als jedes andere Feſt, ſein junges Gemüth in ſeligem frommen Entzücken aufgeregt hatte.

Selbſt kaufte er ſorgſam bunte Weihnachtslichter, Spielſachen, Naſchwerk, ganz in dem Sinne ein, wie es die Eltern ihm in ſeinen Knabenjahren beſcheert hatten, und dann ging die Beſcheerung vor ſich, wie es der geneigte Leſer bereits erfahren. — —

„Sehr unlieb," ſprach Peregrinus, nachdem er noch einige Zeit geſpielt, „ſehr unlieb iſt es mir doch, daß die Hirſch- und wilde „Schweinsjagd abhanden gekommen. Wo ſie nur geblieben ſeyn „mag! — Ach! — ſieh da!" Er gewahrte in dem Augenblick eine noch ungeöffnete Schachtel, nach welcher er ſchnell griff, die vermißte Jagd darin vermuthend; als er ſie indeſſen öffnete, fand er ſie leer, und fuhr zurück als durchbebe ihn ein jäher Schreck. — „Seltſam," ſprach er dann leiſe vor ſich hin, „ſeltſam! was iſt es mit dieſer Schachtel? war es mir doch als ſpränge mir daraus etwas Bedrohliches entgegen, das mit dem Blick zu erfaſſen, mein Auge zu ſtumpf war!"

Aline verſicherte auf Befragen, daß ſie die Schachtel unter den Spielſachen gefunden, indeſſen alle Mühe vergeblich angewandt hätte, ſie zu öffnen; geglaubt habe ſie daher, daß darin etwas Beſonderes enthalten und der Deckel nur der kunſtverſtändigen Hand des Herrn weichen werde. „Seltſam," wiederholte Peregrinus, „ſehr ſeltſam! — „Und auf dieſe Jagd hatte ich mich ganz beſonders gefreut; ich hoffe „nicht, daß das etwas Böſes bedeuten dürfte! — Doch wer wird am „Weihnachts-Abende ſolchen Grillen nachhängen, die doch eigentlich „gar keinen Grund haben! — Aline, bringe Sie den Korb!" — Aline brachte alsbald einen großen weißen Henkelkorb herbei, in den Peregrinus mit vieler Sorgfalt die Spielſachen, das Zuckerwerk, die Lichter einpackte, dann den Korb unter den Arm, den großen Weihnachtsbaum aber auf die Schulter nahm und ſo ſeinen Weg antrat. —

Herr Peregrinus Tyß hatte die löbliche, gemüthliche Gewohnheit, mit ſeiner ganzen Beſcheerung wie er ſie ſich ſelbſt bereitet hatte, um ſich ein paar Stunden hinuberzuträumen in die ſchöne vergnügliche Knabenzeit, hineinzufallen in irgend eine bedürftige Familie, von der ihm bekannt war, daß muntre Kinder vorhanden, wie der heilige Chriſt ſelbſt mit blanken, bunten Gaben. Wenn dann die Kinder in der hellſten, lebendigſten Freude, ſchlich er leiſe davon, und lief oft die halbe Nacht über durch die Straßen, weil er ſich vor tiefer, die Bruſt beengender Rührung gar nicht zu laſſen wußte, und ſein eignes Haus ihm vorkam wie ein düſtres Grabmal, in dem er ſelbſt mit allen ſeinen Freuden begraben. Diesmal war die Beſcheerung den Kindern eines armen Buchbinders beſtimmt, Namens Lämmerhirt, der, ein geſchickter fleißiger Mann, für Herrn Peregrinus ſeit einiger Zeit arbeitete, und deſſen drei muntre Knaben von fünf bis neun Jahren, Herr Peregrinus kannte.

Der Buchbinder Lämmerhirt wohnte in dem höchſten Stock eines engen Hauſes in der Kalbächer Gaſſe, und pfiff und tobte nun der Winterſturm, regnete und ſchneite es wild durcheinander, ſo kann man denken, daß Herr Peregrinus nicht ohne große Beſchwerde zu ſeinem Ziel gelangte. Aus Lämmerhirts Fenſtern blinkten ein paar ärmliche Lichterchen herab, mühſam erkletterte Peregrinus die ſteile Treppe. „Aufgemacht,“ rief er, indem er an die Stubenthüre pochte, „aufgemacht, aufgemacht, der heilige Chriſt ſchickt frommen Kindern ſeine Gaben!“ —

Der Buchbinder öffnete ganz erſchrocken und erkannte den ganz eingeſchneiten Peregrinus erſt, nachdem er ihn lange genug betrachtet.

„Hochgeehrteſter Herr Tyß,“ rief Lämmerhirt voll Erſtaunen, „Hochgeehrteſter Herr Tyß, wie komm ich um des Herrn willen am heiligen Chriſtabend zu der beſondern Ehre“ — Herr Peregrinus ließ ihn aber gar nicht ausreden, ſondern bemächtigte ſich, laut rufend: „Kinder — Kinder! aufgepaßt, der heilige Chriſt ſchickt ſeine Gaben!“ des großen Klapptiſches, der in der Mitte des Stübchens befindlich, und begann ſofort die wohlverdeckten Weihnachtsgaben aus dem Korbe zu holen. Den ganz naſſen tropfenden Weinachtsbaum hatte er freilich vor der Thüre ſtehen laſſen müſſen. Der Buchbinder konnte noch immer nicht begreifen, was das werden ſollte; die Frau ſah es beſſer ein, denn ſie lachte den Peregrinus an mit Thränen in den Augen, aber die Knaben ſtanden von ferne und verſchlangen ſchweigend mit den Augen jede Gabe, wie ſie aus der Hülle hervorkam, und konnten ſich oft eines lauten Ausrufs der Freude und der Verwunderung nicht erwehren! — Als Peregrinus nun endlich die Gaben nach dem Alter jedes Kindes geſchickt getrennt und geordnet, alle Lichter angezündet hatte, als er rief: „Heran — heran, ihr Kinder! — das ſind die Gaben die der heilige Chriſt Euch geſchickt!“ da jauchzten ſie, die den Gedanken, daß das alles ihnen gehören ſolle, noch gar nicht feſt gefaßt hatten, laut auf und ſprangen und jubelten, während die Eltern Anſtalten machten ſich bei dem Wohlthäter zu bedanken.

Der Dank der Eltern und auch der Kinder, das war es nun eben, was Herr Peregrinus jedesmal zu vermeiden ſuchte, er wollte ſich daher wie gewöhnlich ganz ſtill davon machen. Schon war er an der Thüre, als dieſe plötzlich aufging und in dem hellen Schimmer der Weihnachtslichter ein junges glänzend gekleidetes Frauenzimmer vor ihm ſtand.

Es thut ſelten gut, wenn der Autor ſich unterfängt, dem geneigten Leſer genau zu beſchreiben, wie dieſe oder jene ſehr ſchöne Perſon, die in ſeiner Geſchichte vorkommt, ausgeſehen, was Wuchs, Größe, Stellung, Farbe der Augen, der Haare betrifft, und ſcheint es dagegen viel beſſer, demſelben ohne dieſen Detailhandel die ganze Perſon in den Kauf zu geben. Genügen würde es auch hier vollkommen, zu verſichern, daß das Frauenzimmer, welches dem zum Tode erſchrockenen Peregrinus entgegentrat, über die Maaßen hübſch und anmuthig war, käme es nicht durchaus darauf an, gewiſſer Eigenthümlichkeiten zu erwähnen, die die kleine Perſon an ſich trug.

Klein und zwar etwas kleiner, als gerade recht, war nämlich das Frauenzimmer in der That, dabei aber ſehr fein und zierlich gebaut. Ihr Antlitz, ſonſt ſchön geformt und voller Ausdruck, erhielt aber dadurch etwas Fremdes und Seltſames, daß die Augäpfel ſtärker waren und die ſchwarzen feingezeichneten Augenbraunen höher ſtanden, als gewöhnlich. Gekleidet oder vielmehr geputzt war das Dämchen, als käme es ſo eben vom Ball. Ein prächtiges Diadem blitzte in den ſchwarzen Haaren, reiche Kanten bedeckten nur halb den vollen Buſen, das lila und gelb gegatterte Kleid von ſchwerer Seide ſchmiegte ſich um den ſchlanken Leib und fiel nur in Falten ſo weit herab, daß man die niedlichſten weißbeſchuhten Füßchen erblicken konnte, ſo wie die Spitzenärmel kurz genug waren, und die weißen Glacé-Handſchuhe nur ſo weit hinaufgingen, um den ſchönſten Theil des blendenden Arms ſehen zu laſſen. Ein reiches Halsband, brillantne Ohrgehenke vollendeten den Anzug.

Es konnte nicht fehlen, daß der Buchbinder eben ſo beſtürzt war, als Herr Peregrinus, daß die Kinder von ihren Spielſachen abließen, und die fremde Dame angafften mit offnem Munde; wie aber die Weiber am wenigſten über irgend etwas Seltſames, Ungewöhnliches zu erſtaunen pflegen und ſich überhaupt am geſchwindeſten faſſen, ſo kam denn auch des Buchbinders Frau zuerſt zu Worten, und fragte: was der ſchönen fremden Dame zu Dienſten ſtehe?

Die Dame trat nun vollends in das Zimmer, und dieſen Augenblick wollte der beängſtete Peregrinus benutzen, um ſich ſchnell davon zu machen, die Dame faßte ihn aber bei beiden Händen, indem ſie mit einem ſüßen Stimmchen liſpelte: „So iſt das Glück mir doch günſtig, ſo habe ich Sie doch ereilt! — O Peregrin, mein theurer Peregrin, was für ein ſchönes heilbringendes Wiederſehen!" —

Damit erhob ſie die rechte Hand ſo, daß ſie Peregrins Lippen berührte und er genöthigt war, ſie zu küſſen, unerachtet ihm dabei die kalten Schweißtropfen auf der Stirne ſtanden. — Die Dame ließ nun zwar ſeine Hände los und er hätte entfliehen können, aber gebannt fühlte er ſich, nicht von der Stelle konnte er weichen, wie ein armes Thierlein, das der Blick der Klapperſchlange feſtgezaubert. — „Laſſen Sie," ſprach jetzt die Dame, „laſſen Sie mich, beſter Peregrin, an dem ſchönen Feſt Theil nehmen, das Sie mit edlem Sinn, mit zartem innigem Gemüth, frommen Kindern bereitet, laſſen Sie mich auch etwas dazu beitragen."

Aus einem zierlichen Körbchen, das ihr am Arme hing und das man jetzt erſt bemerkte, zog ſie nun allerlei artige Spielſachen hervor, ordnete ſie mit anmuthiger Geſchäftigkeit auf dem Tiſche, führte die Knaben heran, wies jedem, was ſie ihm zugedacht und wußte dabei mit den Kindern ſo ſchön zu thun, daß man nichts Lieblicheres ſehen konnte. Der Buchbinder glaubte, er läge im Traum, die Frau lächelte aber ſchalkiſch, weil ſie überzeugt war, daß es mit dem Herrn Peregrin und der fremden Dame wohl eine beſondere Bewandtniß haben müſſe.

Während nun die Eltern ſich wunderten und die Kinder ſich freuten, nahm die fremde Dame Platz auf einem alten gebrechlichen

Kanaree, und zog den Herrn Peregrinus Tyß, der in der That beinahe ſelbſt nicht mehr wußte, ob er dieſe Perſon wirklich ſey, neben ſich nieder. „Mein theurer," begann ſie dann leiſe ihm in's Ohr liſpelnd, „mein theurer lieber Freund, wie froh, wie ſelig fühle ich mich an deiner Seite." — „Aber," ſtotterte Peregrinus, „aber mein verehrteſtes Fräulein" — doch plötzlich kamen, der Himmel weiß wie, die Lippen der fremden Dame den ſeinigen ſo nahe, daß ehe er daran denken konnte, ſie zu küſſen, ſie ſchon geküßt hatte, und daß er darüber die Sprache auf's Neue und gänzlich verlor, iſt zu denken.

„Mein ſüßer Freund," ſprach nun die fremde Dame weiter, indem ſie dem Peregrinus ſo nahe auf den Leib rückte, daß nicht viel daran gefehlt, ſie hätte ſich auf ſeinen Schooß geſetzt, „mein ſüßer Freund! ich weiß was dich bekümmert, ich weiß was heute Abend dein frommes kindliches Gemüth ſchmerzlich berührt hat. Doch! — ſey getroſt! — Was du verloren, was du jemals wieder zu erlangen kaum hoffen durfteſt, das bring' ich dir."

Damit holte die fremde Dame aus demſelben Körbchen, in dem ſich die Spielſachen befunden hatten, eine hölzerne Schachtel hervor und gab ſie dem Peregrin in die Hände. Es war die Hirſch- und wilde Schweinsjagd, die er auf dem Weihnachtstiſche vermißt. Schwer möcht' es fallen, die ſeltſamen Gefühle zu beſchreiben, die in Peregrins Innerm ſich durchkreuzten.

Hatte die ganze Erſcheinung der fremden Dame, aller Anmuth und Lieblichkeit unerachtet, dennoch etwas Spukhaftes, das auch andere, die die Nähe eines Frauenzimmers nicht ſo geſcheut, als Peregrin, recht durch alle Glieder fröſtelnd empfunden haben würden, ſo mußte ja den armen, ſchon genug geängſteten Peregrin ein tiefes Grauen anwandeln, als er gewahrte, daß die Dame von all' dem, was er in der tiefſten Einſamkeit begonnen, auf das Genaueſte unterrichtet war. Und mitten in dieſem Grauen wollte ſich, wenn er die Augen aufſchlug und der ſiegende Blick der ſchönſten ſchwarzen Augen unter den langen ſeidenen Wimpern hervorleuchtete, wenn er des holden Weſens ſüßen Athem, die elektriſche Wärme ihres Körpers fühlte — doch wollte ſich dann in wunderbaren Schauern das namenloſe Weh eines unausſprechlichen Verlangens regen, das er noch nie gekannt! Dann kam ihm zum erſtenmal ſeine ganze Lebensweiſe, das Spiel mit der Weihnachtsbeſcheerung kindiſch und abgeſchmackt vor, und er fühlte ſich beſchämt, daß die Dame darum wußte und nun war es ihm wieder, als ſey das Geſchenk der Dame der lebendige Beweis, daß ſie ihn verſtanden, wie niemand ſonſt auf Erden und daß das innigſte Zartgefühl ſie gelenkt, als ſie ihn auf dieſe Weiſe erfreuen wollen. Er beſchloß die theure Gabe ewig aufzubewahren, nie aus den Händen zu laſſen und drückte, fortgeriſſen von einem Gefühl, das ihn ganz übermannt, die Schachtel worin die Hirſch- und wilde Schweinsjagd befindlich, mit Heftigkeit an die Bruſt. — „O,“ liſpelte das Dämchen, „o des Entzückens! — Dich erfreut meine Gabe! o mein herziger Peregrin, ſo haben mich meine Träume, meine Ahnungen nicht getäuſcht!“ —

Herr Peregrinus Tyß kam etwas zu ſich ſelbſt, ſo, daß er im Stande war, ſehr deutlich und vernehmlich zu ſprechen: „Aber mein beſtes hochverehrtes Fräulein, wenn ich nur in aller Welt wüßte, wem ich die Ehre hätte“ —

„Schalkiſcher Mann,“ unterbrach ihn die Dame, indem ſie ihm leiſe die Wange klopfte, „ſchalkiſcher Mann, du ſtellſt dich gar, als ob du deine treue Aline nicht kennteſt! — Doch es iſt Zeit, daß wir hier den guten Leuten freien Spielraum laſſen. Begleiten Sie mich, Herr Tyß!“ —

Als Peregrinus den Namen Aline hörte, mußte er natürlicherweiſe an ſeine alte Aufwärterin denken, und es war ihm nun vollends, als drehe ſich in ſeinem Kopfe eine Windmühle.

Der Buchbinder vermochte, als nun die fremde Dame von ihm, ſeiner Frau und den Kindern auf das freudigſte, anmuthigſte, Abſchied nahm, vor lauter Verwunderung und Ehrfurcht nur unverſtändliches Zeug zu ſtammeln, die Kinder thaten, als ſeyen ſie mit der Fremden lange bekannt geweſen; die Frau ſprach aber: „Ein ſolcher ſchmucker gütiger Herr, wie Sie, Herr Tyß, verdient wohl eine ſo ſchöne, herzensgute Braut zu haben, die ihm noch in der Nacht Werke der Wohlthätigkeit vollbringen hilft. Nun ich gratulire von ganzem Herzen!“ — Die fremde Dame dankte gerührt, verſicherte, daß ihr Hochzeitstag auch ihnen ein Feſttag ſeyn ſolle, verbot dann ernſthaft jede Begleitung, und nahm ſelbſt eine kleine Kerze vom Weihnachtstiſch, um ſich die Treppe hinabzuleuchten.

Man kann denken, wie dem Herrn Tyß, in deſſen Arm ſich nun die fremde Dame hängte, bei allem dem zu Muthe war! — „Begleiten

Sie mich, Herr Tyß," dachte er bei ſich, das heißt, die Treppe hinab bis an den Wagen, der vor der Thüre hält und wo der Diener oder vielleicht eine ganze Dienerſchaft wartet, denn am Ende iſt es irgend eine wahnſinnige Prinzeſſin, die hier — der Himmel erlöſe mich nur bald aus dieſer ſeltſamen Qual und erhalte mir mein bischen Verſtand! —

Herr Tyß ahnte nicht, daß alles, was bis jetzt geſchehen, nur das Vorſpiel des wunderlichſten Abentheuers geweſen, und that eben deshalb unbewußt, ſehr wohl daran, den Himmel im Voraus um die Erhaltung ſeines Verſtandes zu bitten.

Als das Paar die Treppe herabgekommen, wurde die Hausthüre von unſichtbaren Händen auf- und, als Peregrinus mit der Dame hinausgetreten, eben ſo wieder zugeſchloſſen. Peregrinus merkte gar nicht darauf, denn viel zu ſehr erſtaunte er, als ſich vor dem Hauſe auch nicht die mindeſte Spur eines Wagens oder eines wartenden Dieners fand.

„Um des Himmelswillen," rief Peregrinus, „wo iſt Ihr Wagen, Gnädigſte?" — „Wagen," erwiederte die Dame, „Wagen? — was für ein Wagen? Glauben Sie, lieber Peregrinus, daß meine Ungeduld, meine Angſt Sie zu finden, es mir erlaubt haben ſollte, mich ganz ruhig hierher fahren zu laſſen? Durch Sturm und Wetter bin ich getrieben von Sehnſucht und Hoffnung umhergelaufen, bis ich Sie fand. Dem Himmel Dank, daß mir dies gelungen. Führen Sie mich nur jetzt nach Hauſe, lieber Peregrinus, meine Wohnung iſt nicht ſehr weit entlegen."

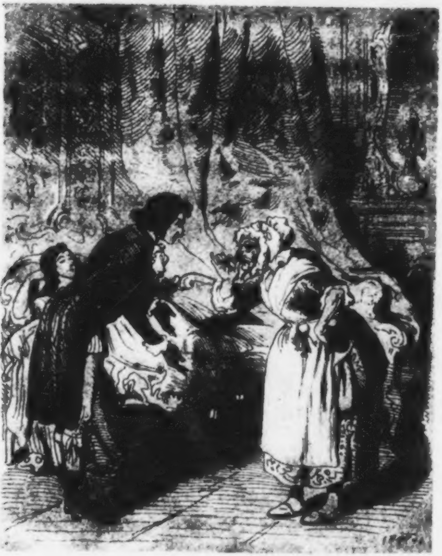
Herr Peregrinus entſchlug ſich mit aller Gewalt des Gedankens, wie es ja ganz unmöglich, daß die Dame, geputzt wie ſie war, in weißſeidnen Schuhen, auch nur wenige Schritte hatte gehen können, ohne den ganzen Anzug im Sturm, Regen und Schnee zu verderben, ſtatt daß man jetzt auch keine Spur irgend einer Zerrüttung der ſorgſamſten Toilette wahrnahm; fand ſich darin, die Dame noch weiter zu begleiten, und war nur froh, daß die Witterung ſich geändert. Vorüber war das tolle Unwetter, kein Wölkchen am Himmel, der Vollmond ſchien freundlich herab, und nur die ſchneidend ſcharfe Luft ließ die Winternacht fühlen.

Kaum war Peregrinus aber einige Schritte gegangen, als die Dame leiſe zu wimmern begann, dann aber in laute Klagen ausbrach, daß ſie vor Kälte erſtarren müſſe. Peregrinus, dem das Blut glühendheiß durch die Adern ſtrömte, der deshalb nichts von der Kälte empfunden und nicht daran gedacht, daß die Dame ſo leicht gekleidet und nicht einmal einen Shawl oder ein Tuch umgeworfen hatte, ſah plötzlich ſeine Tölpelei ein und wollte die Dame in ſeinen Mantel hüllen. Die Dame wehrte dies indeſſen ab, indem ſie jammerte: „Nein, mein lieber Peregrin! das hilft mir nichts! — Meine Füße — ach meine Füße, umkommen muß ich vor fürchterlichem Schmerz.“ —

Halb ohnmächtig wollte die Dame zuſammenſinken, indem ſie mit erſterbender Stimme rief: „Trage mich, trage mich, mein holder Freund!“ —

Da nahm ohne Weiteres Peregrinus das federleichte Dämchen auf den Arm, wie ein Kind, und wickelte ſie ſorglich ein in den weiten Mantel. Kaum war er aber eine kleine Strecke mit der ſüßen Laſt fortgeſchritten, als ihn ſtärker und ſtärker der wilde Taumel brünſtiger Liebe erfaßte. Er bedeckte Nacken, Buſen des holden Weſens, das ſich feſt an ſeine Bruſt geſchmiegt hatte, mit glühenden Küſſen, indem er halb ſinnlos fortrannte durch die Straßen. Endlich war es ihm, als erwache er mit einem Ruck aus dem Traum; er befand ſich dicht vor einer Hausthüre und aufſchauend erkannte er ſein Haus auf dem Roßmarkt. Nun erſt fiel ihm ein, daß er die Dame ja gar nicht nach ihrer Wohnung gefragt, mit Gewalt nahm er ſich zuſammen, und fragte: „Fräulein! — himmliſches göttliches Weſen, wo wohnen Sie?“ „Ei,“ erwiederte die Dame, indem ſie das Köpfchen emporſtreckte, „ei, lieber Peregrin, hier, hier in dieſem Hauſe, ich bin ja deine Aline, ich wohne ja bei dir! Laß nur ſchnell das Haus öffnen.“

„Nein! nimmermehr,“ ſchrie Peregrinus entſetzt, indem er die Dame hinabſinken ließ. „Wie,“ rief dieſe, „wie Peregrin, du willſt mich verſtoßen, und kennſt doch mein fürchterliches Verhängniß und weißt doch, daß ich Kind des Unglücks kein Obdach habe, daß ich elendiglich hier umkommen muß, wenn du mich nicht aufnimmſt bei dir wie ſonſt! — Doch du willſt vielleicht, daß ich ſterbe — ſo geſchehe es denn! — Trage mich wenigſtens an den Springbrunnen, damit man meine Leiche nicht vor deinem Hauſe finde — ha — jene ſteinernen Delphine haben vielleicht mehr Erbarmen als du. — Weh mir — weh mir — die Kälte.“ — Die Dame ſank ohnmächtig nieder,



Univ. Bibl.
München

da faßte Herzensangſt und Verzweiflung wie eine Eiszange Peregrins Bruſt und quetſchte ſie zuſammen. Wild ſchrie er: „Mag es nun werden wie es will, ich kann nicht anders!“ hob die Lebloſe auf, nahm ſie in ſeine Arme und zog ſtark an der Glocke. Schnell rannte Peregrin bei dem Hausknecht vorüber, der die Thür geöffnet, und rief ſchon auf der Treppe, ſtatt daß er ſonſt erſt oben ganz leiſe anzupochen pflegte: „Aline — Aline — Licht, Licht!“ und zwar ſo laut, daß der ganze weite Flur wiederhallte.

„Wie? — was? — was iſt das? — was ſoll das heißen?“ So ſprach die alte Aline, indem ſie die Augen weit aufriß, als Peregrinus die ohnmächtige Dame aus dem Mantel loswickelte, und mit zärtlicher Sorgfalt auf den Sopha legte.

„Geſchwind,“ rief er dann, „geſchwind, Aline, Feuer in den Kamin — die Wundereſſenz her — Thee — Punſch! — Betten herbei!“

Aline rührte ſich aber nicht von der Stelle, ſondern blieb, die Dame anſtarrend, bei ihrem: Wie? was? was iſt das? was ſoll das heißen?

Da ſprach Peregrinus von einer Gräfin, vielleicht gar Prinzeſſin, die er bei dem Buchbinder Lämmerhirt angetroffen, die auf der Straße ohnmächtig geworden, die er nach Hauſe tragen müſſen, und ſchrie dann, als Aline noch immer unbeweglich blieb, indem er mit dem Fuße ſtampfte: „In's Teufels Namen, Feuer ſag' ich, Thee — Wundereſſenz!“

Da flimmerte es aber wie lauter Katzengold in den Augen des alten Weibes, und es war als leuchte die Naſe höher auf in phosphoriſchem Glanz. Sie holte die große ſchwarze Doſe hervor, ſchlug auf den Deckel, daß es ſchallte, und nahm eine mächtige Prieſe. Dann ſtemmte ſie beide Arme in die Seite und ſprach mit höhniſchem Ton: „Ei ſeht doch, eine Gräfin, eine Prinzeſſin! die findet man beim armen Buchbinder in der Kalbächer Gaſſe, die wird ohnmächtig auf der Straße! Ho ho, ich weiß wohl, wo man ſolche geputzte Dämchen zur Nachtzeit herholt! — Das ſind mir ſchöne Streiche, das iſt mir eine ſaubere Aufführung! — Eine lockere Dirne in's ehrliche Haus bringen und damit das Maaß der Sünden noch voll werde, den Teufel anrufen in der heiligen Chriſtnacht. — Und da ſoll ich auf meine alten Tage noch die Hand dazu bieten? Nein, mein Herr

Tyß, da ſuchen Sie ſich eine andere; mit mir iſt es nichts, morgen verlaß ich den Dienſt."

Und damit ging die Alte hinaus, und ſchlug die Thüre ſo heftig hinter ſich zu, daß alles klapperte und klirrte.

Peregrinus rang die Hände vor Angſt und Verzweiflung, keine Spur des Lebens zeigte ſich bei der Dame. Doch in dem Augenblick, als Peregrinus in der entſetzlichen Noth eine Flaſche Kölniſches Waſſer gefunden, und die Schläfe der Dame geſchickt damit einreiben wollte, ſprang ſie ganz friſch und munter von dem Sopha auf und rief: „Endlich — endlich ſind wir allein! Endlich, o mein Peregrinus! darf ich es Ihnen ſagen, warum ich Sie verfolgte bis in die Wohnung des Buchbinders Lämmerhirt, warum ich Sie nicht laſſen konnte in der heutigen Nacht. — Peregrinus! geben Sie mir den Gefangenen heraus, den Sie verſchloſſen haben bei ſich im Zimmer. Ich weiß, daß Sie dazu keineswegs verpflichtet ſind, daß das nur von Ihrer Gutmüthigkeit abhängt, aber eben ſo kenne ich auch Ihr gutes treues Herz, darum o mein guter liebſter Peregrin! geben Sie ihn heraus, den Gefangenen!" —

„Was," fragte Peregrinus im tiefſten Staunen, „was für einen Gefangenen? — wer ſollte bei mir gefangen ſeyn?"

„Ja," ſprach die Dame weiter, indem ſie Peregrins Hand ergriff und zärtlich an ihre Bruſt drückte, „ja, ich muß es bekennen, nur ein großes edles Gemüth giebt Vortheile auf, die ein günſtiges Geſchick ihm zuführte, und wahr iſt es, daß Sie auf manches verzichten, was zu erlangen Ihnen leicht geworden ſeyn würde, wenn Sie den Gefangenen nicht herausgegeben hätten — aber! — bedenken Sie, Peregrin, daß Alinens ganzes Schickſal, ganzes Leben abhängt von dem Beſitz dieſes Gefangenen, daß" —

„Wollen Sie," unterbrach Peregrinus die Dame, „wollen Sie nicht, engliſches Fräulein! daß ich alles für einen Fiebertraum halten, daß ich vielleicht ſelbſt auf der Stelle überſchnappen ſoll, ſo ſagen Sie mir nur, von wem Sie reden, von was für einem Gefangenen." — „Wie," erwiederte die Dame, „Peregrin, ich verſtehe Sie nicht, wollen Sie vielleicht gar läugnen, daß er wirklich in Ihre Gefangenſchaft gerieth? — War ich denn nicht dabei, als er, da Sie die Jagd kauften" —

„Wer," ſchrie Peregrin ganz außer ſich, „wer iſt der Er? —

Zum erſtenmal in meinem Leben ſehe ich Sie, mein Fräulein, wer ſind Sie, wer iſt der Er?"

Da fiel aber die Dame ganz aufgelöſt in Schmerz dem Peregrin zu Füßen und rief, indem ihr die Thränen reichlich aus den Augen ſtrömten: „Peregrin, ſey menſchlich, ſey barmherzig, gieb ihn mir wieder! — gieb ihn mir wieder!" Und dazwiſchen ſchrie Herr Peregrinus: „Ich werde wahnſinnig — ich werde toll!" —

Plötzlich raffte ſich die Dame auf. Sie erſchien viel größer, als vorher, ihre Augen ſprühten Feuer, ihre Lippen bebten, ſie rief mit wilder Geberde: „Ha Barbar! — in dir wohnt kein menſchliches Herz — du biſt unerbittlich — du willſt meinen Tod, mein Verderben — du giebſt ihn mir nicht wieder! — Nein — nimmer — nimmer — ha ich Unglückſelige — verloren — verloren." — Und damit ſtürzte die Dame zum Zimmer hinaus, und Peregrin vernahm, wie ſie die Treppe hinablief, und ihr kreiſchender Jammer das ganze Haus erfüllte, bis unten eine Thüre heftig zugeſchlagen wurde.

Dann war alles todtenſtill wie im Grabe. —

Zweites Abentheuer.

Der Flohbändiger. Trauriges Schickſal der Prinzeſſin Gamaheh in Famaguſta. Ungeſchicklichkeit des Genius Thetel und merkwürdige mikroskopiſche Verſuche und Beluſtigungen. Die ſchöne Holländerin und ſeltſames Abentheuer des jungen Herrn George Pepuſch, eines geweſenen Jenenſers.

Es befand ſich zu der Zeit ein Mann in Frankfurt, der die ſeltſamſte Kunſt trieb. Man nannte ihn den Flohbändiger und das darum, weil es ihm, gewiß nicht ohne die größeſte Mühe und Anſtrengung, gelungen, Cultur in dieſe kleinen Thierchen zu bringen und ſie zu allerlei artigen Kunſtſtücken abzurichten.

Zum größten Erſtaunen ſah man auf einer Tiſchplatte von dem ſchönſten weißen, glänzend polirten Marmor Flöhe, welche kleine Kanonen, Pulverkarren, Rüſtwagen zogen, andere ſprangen daneben her mit Flinten im Arm, Patrontaſchen auf dem Rücken, Säbeln an der Seite. Auf das Commandowort des Künſtlers führten ſie die ſchwierigſten Evolutionen aus, und alles ſchien luſtiger und lebendiger, wie bei wirklichen großen Soldaten, weil das Marſchiren in den zierlichſten Entrechats und Luftſprüngen, das Linksum und Rechtsum aber in anmuthigen Pirouetten beſtand. Die ganze Mannſchaft hatte ein erſtaunliches Aplomb und der Feldherr ſchien zugleich ein tüchtiger Balletmeiſter. Noch beinahe hübſcher und wunderbarer waren aber die kleinen goldenen Kutſchen, die von vier, ſechs, acht Flöhen gezogen wurden. Kutſcher und Diener waren Goldkäferlein der kleinſten kaum ſichtbaren Art, was aber drin ſaß, war nicht recht zu erkennen.

Unwillkürlich wurde man an die Equipage der Fee Mab erinnert, die der wackere Merkutio in Shakespear's Romeo und Julie ſo ſchön beſchreibt, daß man wohl merkt, wie oft ſie ihm ſelbſt über die Naſe gefahren.

Erſt wenn man den ganzen Tiſch mit einem guten Vergrößerungsglaſe überſchaute, entwickelte ſich aber die Kunſt des Flohbändigers in vollem Maaße. Denn nun erſt zeigte ſich die Pracht, die Zierlichkeit der Geſchirre, die feine Arbeit der Waffen, der Glanz, die Nettigkeit der Uniformen, und erregte die tiefſte Bewunderung. Gar nicht zu begreifen ſchien es, welcher Inſtrumente ſich der Flohbändiger bedient haben mußte, um gewiſſe kleine Nebenſachen, z. B. Sporn, Rockknöpfe u. ſ. w. ſauber und proportionirlich anzufertigen, und jene Arbeit, die ſonſt für das Meiſterſtück des Schneiders galt und die in nichts Geringerem beſtand, als einem Floh ein Paar völlig anſchließende Reithoſen zu liefern, wobei freilich das Anmeſſen das ſchwierigſte, ſchien dagegen als etwas ganz Leichtes und Geringes.

Der Flohbändiger hatte unendlichen Zuſpruch. Den ganzen Tag wurde der Saal nicht leer von Neugierigen, die den hohen Eintrittspreis nicht ſcheuten. Auch zur Abendzeit war der Beſuch zahlreich, ja beinahe noch zahlreicher, da alsdann auch ſolche Perſonen kamen, denen an derlei poſſierlichen Künſteleien eben nicht viel gelegen, um ein Werk zu bewundern, das dem Flohbändiger ein ganz anderes Anſehen und die wahre Achtung des Naturforſchers erwarb. Dies Werk war ein Nachtmikroskop, das wie das Sonnenmikroskop am Tage, einer magiſchen Laterne ähnlich, den Gegenſtand hell erleuchtet mit einer Schärfe und Deutlichkeit auf die weiße Wand warf, die nichts zu wünſchen übrig ließ. Dabei trieb der Flohbändiger auch noch Handel mit den ſchönſten Mikroskopen, die man nur finden konnte und die man gern ſehr theuer bezahlte. —

Es begab ſich, daß ein junger Menſch, George Pepuſch geheißen — der geneigte Leſer wird ihn bald näher kennen lernen — Verlangen trug, noch am ſpäten Abend den Flohbändiger zu beſuchen. Schon auf der Treppe vernahm er Gezänk, das immer heftiger und heftiger wurde und endlich überging in tolles Schreien und Toben. So wie nun Pepuſch eintreten wollte, ſprang die Thüre des Saales auf mit Ungeſtüm, und in wildem Gedränge ſtürzten die Menſchen ihm entgegen, todtenbleiches Entſetzen in den Geſichtern.

„Der verfluchte Hexenmeiſter, der Satanskerl! beim hohen Rath will ich ihn angeben! aus der Stadt ſoll er, der betrügeriſche Taſchenſpieler!“ — So ſchrieen die Leute durch einander und ſuchten von Furcht und Angſt gehetzt, ſo ſchnell als möglich aus dem Hauſe zu kommen.

Ein Blick in den Saal verrieth dem jungen Pepuſch ſogleich die Urſache des fürchterlichen Entſetzens, das die Leute fortgetrieben. Alles lebte darin, ein ekelhaftes Gewirr der ſcheußlichſten Creaturen erfüllte den ganzen Raum. Das Geſchlecht der Pucerons, der Käfer, der Spinnen, der Schlammthiere bis zum Uebermaaß vergrößert, ſtreckte ſeine Rüſſel aus, ſchritt daher auf hohen haarigten Beinen, und die gräulichen Ameiſenräuber faßten, zerquetſchten mit ihren zackigten Zangen die Schnacken, die ſich wehrten und um ſich ſchlugen mit den langen Flügeln, und dazwiſchen wanden ſich Eſſigſchlangen, Kleiſteraale, hundertarmige Polypen durch einander und aus allen Zwiſchenräumen guckten Infuſionsthiere mit verzerrten menſchlichen Geſichtern. Abſcheulicheres hatte Pepuſch nie geſchaut. Er wollte eben ein tiefes Grauen verſpüren, als ihm etwas Rauhes in's Geſicht flog und er ſich eingehüllt ſah in eine Wolke dicken Mehlſtaubs. Darüber verging ihm aber das Grauen, denn er wußte ſogleich, daß das rauhe Ding nichts anders ſeyn konnte als die runde gepuderte Perrücke des Flohbändigers, und das war es auch in der That.

Als Pepuſch ſich den Puder aus den Augen gewiſcht, war das tolle widrige Inſektenvolk verſchwunden. Der Flohbändiger ſaß ganz erſchöpft im Lehnſtuhl. „Leuwenhöck,“ ſo rief ihm Pepuſch entgegen,

„Leuwenhöck, ſeht Ihr nun wohl, was bei Euerm Treiben herauskommt? – Da habt Ihr wieder zu Euern Vaſallen Zuflucht nehmen müſſen, um Euch die Leute vom Leibe zu halten! — Iſt's nicht ſo?"

„Seyd Ihr's," ſprach der Flohbändiger mit matter Stimme, „ſeyd Ihr's, guter Pepuſch? — Ach! mit mir iſt es aus, rein aus, ich bin ein verlorner Mann! Pepuſch, ich fange an zu glauben, daß Ihr es wirklich gut mit mir gemeint habt und daß ich nicht gut gethan, auf Eure Warnungen nichts zu geben." Als nun Pepuſch ruhig fragte, was ſich denn begeben, drehte ſich der Flohbändiger mit ſeinem Lehnſtuhl nach der Wand, hielt beide Hände vor's Geſicht und rief weinerlich dem Pepuſch zu, er möge nur eine Lupe zur Hand nehmen und die Marmortafel des Tiſches anſchauen. Schon mit unbewaffnetem Auge gewahrte Pepuſch, daß die kleinen Kutſchen, die Soldaten u. ſ. w. todt da ſtanden und lagen, daß ſich nichts mehr regte und bewegte. Die kunſtfertigen Flöhe ſchienen auch eine ganz andere Geſtalt angenommen zu haben. Mittelſt der Lupe entdeckte nun aber Pepuſch ſehr bald, daß kein einziger Floh mehr vorhanden, ſondern daß das, was er dafür gehalten, ſchwarze Pfefferkörner und Obſtkerne waren, die in den Geſchirren, in den Uniformen ſteckten.

„Ich weiß," begann nun der Flohbändiger ganz wehmüthig und zerknirſcht, „ich weiß gar nicht, welcher böſe Geiſt mich mit Blind-„heit ſchlug, daß ich die Deſertion meiner Mannſchaft nicht eher „bemerkte, als bis alle Leute an den Tiſch getreten waren und ſich „gerüſtet hatten zum Schauen. — Ihr könnt denken, Pepuſch! wie „die Leute, als ſie ſich getäuſcht ſahen, erſt murrten und dann aus-„brachen in lichterlohen Zorn. Sie beſchuldigten mich des ſchnöden „Betruges, und wollten mir, da ſie ſich immer mehr erbitzten und „keine Entſchuldigung mehr hörten, zu Leibe, um ſelbſt Rache zu „nehmen. Was konnt' ich, um einer Tracht Schläge zu entgehen, „Beſſeres thun, als ſogleich das große Mikroskrop in Bewegung ſetzen „und die Leute ganz einhüllen in Creaturen, vor denen ſie ſich ent-„ſetzten, wie das dem Pöbel eigen." —

„Aber," fragte Pepuſch, „aber ſagt mir nur, Leuwenhöck, wie „es geſchehen konnte, daß Euch Eure wohlexerzirte Mannſchaft, die „ſo viel Treue bewieſen, plötzlich auf und davon gehen konnte, ohne „daß Ihr es ſogleich gewahr wurdet?"

„O," jammerte der Flohbändiger, „o Pepuſch! er hat mich verlaſſen, er, durch den allein ich Herrſcher war und er iſt es, deſſen „böſem Verrath ich meine Blindheit, all mein Unglück zuſchreibe!"

„Hab' ich," erwiederte Pepuſch, „hab' ich Euch nicht ſchon längſt „gewarnt, Eure Sache nicht auf Künſteleien zu ſtellen, die Ihr, ich „weiß es, ohne den Beſitz des Meiſters nicht vollbringen könnet, und „wie dieſer Beſitz aller Mühe unerachtet doch auf dem Spiele ſteht, „habt Ihr eben jetzt erfahren." — Pepuſch gab nun ferner dem Flohbändiger zu erkennen, wie er ganz und gar nicht begreife, daß, müſſe er jene Künſteleien aufgeben, dies ſein Leben ſo verſtören könne, da die Erfindung des Nachtmikroskops ſo wie überhaupt ſeine Geſchicklichkeit im Verfertigen mikroskopiſcher Gläſer ihn längſtens feſtgeſtellt. Der Flohbändiger verſicherte aber dagegen, daß ganz andere Dinge in jenen Künſteleien lägen, und daß er ſie nicht aufgeben könne, ohne ſich ſelbſt, ſeine ganze Exiſtenz aufzugeben.

„Wo iſt aber Dörtje Elverdink?" — So fragte Pepuſch den Flohbändiger unterbrechend. „Wo ſie iſt," kreiſchte der Flohbändiger, indem er die Hände rang, „wo Dörtje Elverdink iſt? — Fort iſt ſie, „fort in alle Welt — verſchwunden. — Schlagt mich nur gleich „todt, Pepuſch, denn ich ſehe ſchon, wie Euch immer mehr der Zorn „kommt und die Wuth. — Macht es kurz mit mir!" —

„Da ſeht," ſprach Pepuſch mit finſterm Blick, „da ſeht Ihr nun, was aus Eurer Thorheit, aus Euerm albernen Treiben herauskommt. — Wer gab Euch das Recht die arme Dörtje einzuſperren wie eine Sklavin und dann wieder, um nur Leute anzulocken, ſie im Prunk auszuſtellen, wie ein naturhiſtoriſches Wunder? — Warum thatet Ihr Gewalt an ihrer Neigung und ließet es nicht zu, daß ſie mir die Hand gab, da Ihr doch bemerken mußtet, wie innig wir uns liebten? — Entflohen iſt ſie? — Nun gut, ſo iſt ſie wenigſtens nicht mehr in Eurer Gewalt, und weiß ich auch in dieſem Augenblick nicht, wo ich ſie ſuchen ſoll, ſo bin ich doch überzeugt, daß ich ſie finden werde. Da, Leuwenböck, ſetzt die Perrücke auf und ergebt Euch in Euer Geſchick; das iſt das beſte und gerathenſte, was Ihr jetzt thun könnet."

Der Flohbändiger ſtutzte mit der linken Hand die Perrücke auf das kahle Haupt, während er mit der rechten Pepuſch beim Arm ergriff. „Pepuſch," ſprach er, „Pepuſch, Ihr ſeyd mein wahrer Freund;

„denn Ihr ſeyd der einzige Menſch in der ganzen Stadt Frankfurt,
„welcher weiß, daß ich begraben liege in der alten Kirche zu Delft,
„ſeit dem Jahre Eintauſend ſiebenhundert und fünf und zwanzig,
„und habt es doch noch Niemanden verrathen, ſelbſt wenn Ihr auf
„mich zürntet wegen der Dörtje Elverdink. — Will es mir auch zuweilen
„nicht recht in den Kopf, daß ich wirklich jener Anton van
„Leuwenhöck bin, den man in Delft begraben, ſo muß ich es denn
„doch, betrachte ich meine Arbeiten und bedenke ich mein Leben,
„wiederum glauben und es iſt mir deshalb ſehr angenehm, daß man
„davon überhaupt gar nicht ſpricht. — Ich ſehe jetzt ein, liebſter
„Pepuſch, daß ich, was die Dörtje Elverdink betrifft, nicht recht gehandelt
„habe, wiewohl auf ganz andere Weiſe als Ihr wohl meinen
„möget. Recht that ich nämlich daran, daß ich Eure Bewerbungen
„für ein thörigtes zweckloſes Streben erklärte, Unrecht aber, daß ich
„nicht ganz offenherzig gegen Euch war, daß ich Euch nicht ſagte,
„was es mit der Dörtje Elverdink eigentlich für eine Bewandtniß
„hat. Eingeſehen hättet Ihr dann, wie löblich es war, Euch Wünſche
„aus dem Sinn zu reden, deren Erfüllung nicht anders als verderblich
„ſeyn konnte. — Pepuſch! ſetzt Euch zu mir und vernehmt eine
„wunderbare Hiſtorie!"

„Das kann ich wohl thun," erwiederte Pepuſch mit giftigem
Blick, indem er Platz nahm auf einem gepolſterten Lehnſtuhl, dem
Flohbändiger gegenüber. „Da," begann der Flohbändiger, „da Ihr,
„mein lieber Freund Pepuſch, in der Geſchichte wohl bewandert ſeyd,
„ſo wißt Ihr ohne Zweifel, daß der König Sekakis viele Jahre hindurch
„mit der Blumenkönigin im vertraulichen Verhältniß lebte,
„und daß die ſchöne, anmuthige Prinzeſſin Gamaheh die Frucht
„dieſer Liebe war. Weniger bekannt dürft' es ſeyn, und auch ich
„kann es Euch nicht ſagen, auf welche Weiſe Prinzeſſin Gamaheh
„nach Famaguſta kam. Manche behaupten, und nicht ohne Grund,
„daß die Prinzeſſin in Famaguſta ſich verbergen ſollte vor dem
„widerlichen Egel-Prinzen, dem geſchworenen Feinde der Blumenkönigin."

„Genug! — in Famaguſta begab es ſich, daß die Prinzeſſin
„einſt in der erfriſchenden Kühle des Abends luſtwandelte und in
„ein dunkles anmuthiges Cypreſſen-Wäldchen gerieth. Verlockt von
„dem lieblichen Säuſeln des Abendwindes, dem Murmeln des Bachs,

„dem melodiſchen Gezwitſcher der Vögel, ſtreckte die Prinzeſſin ſich
„hin in das weiche duftige Moos und fiel bald in tiefen Schlaf.
„Gerade der Feind, dem ſie hatte entgehen wollen, der häßliche Egelprinz
„ſtreckte aber ſein Haupt empor aus dem Schlammwaſſer, erblickte
„die Prinzeſſin, und verliebte ſich in die ſchöne Schläferin
„dermaßen, daß er dem Verlangen, ſie zu küſſen, nicht widerſtehen
„konnte. Leiſe kroch er heran, und küßte ſie hinter das linke Ohr.
„Nun wißt Ihr aber wohl, Freund Pepuſch, daß die Dame, die
„der Egelprinz zu küſſen ſich unterfängt, verloren, denn er iſt der
„ärgſte Blutſauger von der Welt. So geſchah es denn auch, daß
„der Egelprinz die arme Prinzeſſin ſo lange küßte, bis alles Leben
„aus ihr geflohen war. Da fiel er ganz überſättigt und trunken
„in's Moos und mußte von ſeinen Dienern, die ſich ſchnell aus dem
„Schlamm hinanwälzten, nach Hauſe gebracht werden. — Vergebens
„arbeitete ſich die Wurzel Mandragora aus der Erde hervor, legte
„ſich auf die Wunde, die der heimtückiſche Egelprinz der Prinzeſſin
„geküßt, vergebens erhoben ſich auf das Wehgeſchrei der Wurzel alle
„Blumen und ſtimmten ein in die troſtloſe Klage! Da geſchah es,
„daß der Genius Thetel gerade des Weges kam; auch er wurde tief
„gerührt von Gamaheh's Schönheit und ihrem unglücklichen Tode.
„Er nahm die Prinzeſſin in die Arme, drückte ſie an ſeine Bruſt,
„mühte ſich, ihr Leben einzuhauchen mit ſeinem Athem, aber ſie erwachte
„nicht aus dem Todesſchlaf. Da erblickte der Genius Thetel
„den abſcheulichen Egelprinzen, den (ſo ſchwerfällig und trunken war
„er) die Diener nicht hatten hinunterſchaffen können in den Palaſt,
„entbrannte in Zorn und warf eine ganze Fauſt voll Kryſtallſalz
„dem häßlichen Feinde auf den Leib, ſo daß er ſogleich allen purpurnen
„Ichor, den er der Prinzeſſin Gamaheh ausgeſogen, ausſtrömte
„und dann ſeinen Geiſt aufgab unter vielen Zuckungen und
„Grimaſſen, auf elendigliche Weiſe. Alle Blumen, die ringsum
„ſtanden, tauchten aber ihre Kleider in dieſen Ichor und färbten ſie
„zum ewigen Angedenken der ermordeten Prinzeſſin in ein ſolches
„herrliches Roth, wie es kein Maler auf Erden herauszubringen vermag.
„— Ihr wißt, Pepuſch! daß die ſchönſten dunkelrothen Nelken,
„Amaryllen und Cheiranthen eben aus jenem Cypreſſenwäldchen,
„wo der Egelprinz die ſchöne Gamaheh todtkußte, herſtammen. Der
„Genius Thetel wollte forteilen, da er noch vor Einbruch der Nacht

„in Samarkand viel zu thun hatte, noch einen Blick warf er aber auf die Prinzeſſin, blieb feſt gezaubert ſtehen und betrachtete ſie mit der innigſten Wehmuth. Da kam ihm plötzlich ein Gedanke. Statt weiter zu gehen, nahm er die Prinzeſſin in die Arme und ſchwang ſich mit ihr hoch auf in die Lüfte. — Zu derſelben Zeit beobachteten zwei weiſe Männer, von denen einer, nicht verſchwiegen ſey es, ich ſelbſt war, auf der Gallerie eines hohen Thurmes den Lauf der Geſtirne. Dieſe gewahrten hoch über ſich den Genius Thetel mit der Prinzeſſin Gamaheh und in demſelben Augenblick fiel auch dem einen — doch! das gehört für jetzt nicht zur Sache! — Beide Magier hatten zwar den Genius Thetel erkannt, nicht aber die Prinzeſſin, und erſchöpften ſich in allerlei Vermuthungen, was die Erſcheinung wohl zu bedeuten, ohne irgend etwas Gewiſſes oder auch nur Wahrſcheinliches ergrübeln zu können. Bald darauf wurde aber das unglückliche Schickſal der Prinzeſſin Gamaheh in Famaguſta allgemein bekannt und nun wußten auch die Magier ſich die Erſcheinung des Genius Thetel mit dem Mädchen im Arm zu erklären.“

„Beide vermutheten, daß der Genius Thetel gewiß noch ein Mittel gefunden habe müſſe, die Prinzeſſin in's Leben zurückzurufen, und beſchloſſen in Samarkand Nachfrage zu halten, wohin er ihrer Beobachtung nach, offenbar ſeinen Flug gerichtet hatte. In Samarkand war aber von der Prinzeſſin alles ſtille, Niemand wußte ein Wort.“

„Viele Jahre waren vergangen, die beiden Magier hatten ſich entzweit, wie es wohl unter gelehrten Männern deſto öfter zu geſchehen pflegt, je gelehrter ſie ſind, und nur noch die wichtigſten Entdeckungen theilten ſie ſich aus alter eiſerner Gewohnheit einander mit. — Ihr habt nicht vergeſſen, Pepuſch, daß ich ſelbſt einer dieſer Magier bin. — Alſo, nicht wenig erſtaunte ich über eine Mittheilung meines Collegen, die über die Prinzeſſin Gamaheh das Wunderbarſte und zugleich Glückſeligſte enthielt, was man nur hätte ahnen können. Die Sache verhielt ſich folgendergeſtalt: Mein College hatte durch einen wiſſenſchaftlichen Freund aus Samarkand die ſchönſten und ſeltenſten Tulpen und ſo vollkommen friſch erhalten, als ſeyen ſie eben vom Stengel geſchnitten. Es war ihm vorzüglich um die mikroſkopiſche Unterſuchung der inneren Theile und zwar des Blumenſtaubes zu thun. Er zergliederte deshalb eine

„ſchöne lila und gelb gefärbte Tulpe, und entdeckte mitten in dem
„Kelch ein kleines fremdartiges Körnlein, welches ihm auffiel in
„ganz beſonderer Weiſe. Wie groß war aber ſeine Verwunderung, als
„er mittelſt Anwendung des Suchglaſes deutlich gewahrte, daß das
„kleine Körnlein nichts anders als die Prinzeſſin Gamaheh, die in
„den Blumenſtaub des Tulpenkelchs gebettet, ruhig und ſüß zu ſchlummern
„ſchien.“

„Solch' eine weite Strecke mich auch von meinem Collegen
„trennen mochte, dennoch ſetzte ich mich augenblicklich auf und eilte
„zu ihm hin. Er hatte indeſſen alle Operationen bei Seite geſtellt,
„um mir das Vergnügen des erſten Anblicks zu gönnen, wohl auch
„aus Furcht, ganz nach eignem Kopf handelnd, etwas zu verderben.
„Ich überzeugte mich bald von der vollkommenen Richtigkeit der
„Beobachtung meines Collegen und war auch eben ſo wie er des
„feſten Glaubens, daß es möglich ſeyn müſſe, die Prinzeſſin dem
„Schlummer zu entreißen und ihr die vorige Geſtalt wieder zu geben.
„Der uns inwohnende ſublime Geiſt ließ uns bald die richtigen Mittel
„finden. — Da Ihr, Freund Pepuſch, ſehr wenig, eigentlich gar
„nichts von unſerer Kunſt verſtehet, ſo würde es höchſt überflüſſig
„ſeyn, Euch die verſchiedenen Operationen zu beſchreiben, die wir
„nun vornahmen, um zu unſerm Zweck zu gelangen. Es genügt,
„wenn ich Euch ſage, daß es uns mittelſt des geſchickten Gebrauchs
„verſchiedener Gläſer, die ich meiſtentheils ſelbſt präparirte, glückte,
„nicht allein die Prinzeſſin unverſehrt aus dem Blumenſtaub hervorzuziehen,
„ſondern auch ihr Wachsthum in der Art zu befördern, daß
„ſie bald zu ihrer natürlichen Größe gelangt war. — Nun fehlte
„freilich noch das Leben und ob ihr dieſes zu verſchaffen möglich, das
„hing von der letzten und ſchwierigſten Operation ab. — Wir reflektirten
„ihr Bild mittelſt eines herrlichen Kuffiſchen Sonnenmikroſkops,
„und löſten dieſes Bild geſchickt los von der weißen Wand,
„welches ohne allen Schaden von Statten ging. So wie das Bild
„frei ſchwebte, fuhr es wie ein Blitz in das Glas hinein, welches
„in tauſend Stücke zerſplitterte. Die Prinzeſſin ſtand friſch und
„lebendig vor uns. Wir jauchzten auf vor Freude, aber auch um
„ſo größer war unſer Entſetzen, als wir bemerkten, daß der Umlauf
„des Blutes gerade da ſtockte, wo der Egelprinz ſich angeſaugt hatte.
„Schon wollte ſie ohnmächtig hinſinken, als wir eben an der Stelle

„hinter dem linken Ohr einen kleinen ſchwarzen Punkt erſcheinen und eben ſo ſchnell wieder verſchwinden ſahen. Die Stockung des Bluts hörte ſogleich auf, die Prinzeſſin erholte ſich wieder, und unſer Werk war gelungen.“

„Jeder von uns, ich und mein Herr College, wußte recht gut, welch' unſchätzbaren Werth der Beſitz der Prinzeſſin für ihn haben mußte, und jeder ſtrebte darnach, indem er größeres Recht zu haben glaubte, als der andere. Mein College führte an, daß die Tulpe, in deren Kelch er die Prinzeſſin gefunden, ſein Eigenthum geweſen, und daß er die erſte Entdeckung gemacht, die er mir mitgetheilt, ſo, daß ich nur als Hülfeleiſtender zu betrachten, der das Werk ſelbſt, bei dem er geholfen, nicht als Lohn der Arbeit verlangen könne. Ich dagegen berief mich darauf, daß ich die letzte ſchwierigſte Operation, wodurch die Prinzeſſin zum Leben gelangt, erfunden und bei der Ausführung mein College nur geholfen, weshalb, habe er auch Eigenthums-Anſprüche auf den Embryo im Blumenſtaub gehabt, mir doch die lebendige Perſon gehöre. Wir zankten uns mehrere Stunden bis endlich, als wir uns die Kehlen heiſer geſchrien hatten, ein Vergleich zu Stande kam. Der College überließ mir die Prinzeſſin, wogegen ich ihm ein ſehr wichtiges geheimnißvolles Glas einhändigte. Eben dieſes Glas iſt aber die Urſache unſerer jetzigen gänzlichen Verfeindung. Mein College behauptet nämlich, ich habe das Glas betrügeriſcher Weiſe unterſchlagen; dies iſt aber eine grobe unverſchämte Lüge, und wenn ich auch wirklich weiß, daß ihm das Glas bei der Aushändigung abhanden gekommen iſt, ſo kann ich doch auf Ehre und Gewiſſen betheuern, daß ich nicht Schuld daran bin, auch durchaus nicht begreife, wie das hat geſchehen können. Das Glas iſt nämlich gar nicht ſo klein, da ein Pulverkorn nur höchſtens acht Mal größer ſeyn mag. — Seht, Freund Pepuſch, nun habe ich Euch mein ganzes Vertrauen geſchenkt, nun wißt Ihr, daß Dörtje Elverdink keine andere iſt, als eben die in's Leben zurückgerufene Prinzeſſin Gamaheh, nun ſeht Ihr ein, daß ein ſchlichter junger Mann, wie Ihr, wohl auf ſolch eine hohe myſtiſche Verbindung keinen“ —

„Halt,“ unterbrach George Pepuſch den Flohbändiger, indem er ihn etwas ſataniſch anlächelte, „halt, ein Vertrauen iſt des andern werth, und ſo will ich Euch meinerſeits denn vertrauen, daß ich

„das Alles, was Ihr mir da erzählt habt, ſchon viel früher und beſſer wußte als Ihr. Nicht genug kann ich mich über Eure Beſchränktheit, über Eure alberne Anmaßung verwundern. — Vernehmt, was Ihr längſt erkennen müßtet, wäre es, außer dem was die Glasſchleiferei betrifft, mit Eurer Wiſſenſchaft nicht ſo ſchlecht beſtellt, vernehmt, daß ich ſelbſt die Diſtel Zeherit bin, welche dort ſtand, wo die Prinzeſſin Gamaheh ihr Haupt niedergelegt hatte, und von der Ihr gänzlich zu ſchweigen für gut gefunden habt.“

„Pepuſch, rief der Flohbändiger, ſeyd Ihr bei Sinnen? Die Diſtel Zeherit blüht im fernen Indien und zwar in dem ſchönen von hohen Bergen umſchloſſenen Thale, wo ſich zuweilen die weiſeſten Magier der Erde zu verſammeln pflegen. Der Archivarius Lindhorſt kann Euch darüber am beſten belehren. Und Ihr, den ich hier im Polröckchen zum Schulmeiſter laufen geſehen, den ich als von lauter Studiren und Hungern vermagerten, vergelbten Jenenſer gekannt, Ihr wollt die Diſtel Zeherit ſeyn? — Das macht einem Andern weiß, aber mich laßt damit in Ruhe.“

„Was Ihr,“ ſprach Pepuſch lachend, „was Ihr doch für ein weiſer Mann ſeyd, Leuwenhöck. Nun! haltet von meiner Perſon was Ihr wollt, aber ſeyd nicht albern genug zu läugnen, daß die Diſtel Zeherit in dem Augenblick, da ſie Gamaheh's ſüßer Athem traf, in glühender Liebe und Sehnſucht erblühte und daß, als ſie die Schläfe der holden Prinzeſſin berührte, dieſe auch ſüß träumend in Liebe kam. Zu ſpät gewahrte die Diſtel den Egelprinzen, den ſie ſonſt mit ihren Stacheln augenblicklich getödtet hätte. Doch wär' es ihr mit Hülfe der Wurzel Mandragora gelungen, die Prinzeſſin wieder in das Leben zurückzubringen, kam nicht der tölpiſche Genius Thetel dazwiſchen mit ſeinen ungeſchickten Rettungsverſuchen. — Wahr iſt es, daß Thetel im Zorn in die Salzmetze griff, die er auf Reiſen gewöhnlich am Gürtel zu tragen pflegt, wie Pantagruel ſeine Gewürztaſche, und eine tüchtige Hand voll Salz nach dem Egelprinzen warf, ganz falſch aber, daß er ihn dadurch getödtet haben ſollte. Alles Salz fiel in den Schlamm, nicht ein einziges Körnlein traf den Egelprinzen, den die Diſtel Zeherit mit ihren Stacheln tödtete, ſo den Tod der Prinzeſſin rächte und ſich dann ſelbſt dem Tode weihte. Bloß der Genius Thetel, der ſich in Dinge miſchte, die ihn nichts angingen, iſt daran Schuld,

„daß die Prinzeſſin ſo lange im Blumenſchlaf liegen mußte; die „Diſtel Zeherit erwachte viel früher. Denn Beider Tod war nur „die Entbindung des Blumenſchlafs, aus der ſie in's Leben zurückkehren durften, wiewohl in anderer Geſtalt. Das Maaß Eures „gröblichen Irrthums würdet Ihr nämlich voll machen, wenn Ihr „glauben ſolltet, daß die Prinzeſſin Gamaheh völlig ſo geſtaltet war, „als es jetzt Dörtje Elverdink iſt, und daß Ihr es waret, der ihr „das Leben wiedergab. Es ging Euch ſo, mein guter Leuwenhöck, „wie dem ungeſchickten Diener in der wahrhaft merkwürdigen Geſchichte von den drei Pomeranzen, der zwei Jungfrauen aus den „Pomeranzen befreite, ohne ſich vorher des Mittels verſichert zu „haben, ſie am Leben zu erhalten und die dann vor ſeinen Augen „elendiglich umkamen. — Nicht Ihr, nein jener, der Euch entlaufen, „deſſen Verluſt Ihr ſo hart fühlt und bejammert, der war es, der „das Werk vollendete, welches Ihr ungeſchickt genug begonnen."

„Ha," ſchrie der Flohbändiger ganz außer ſich, „ha meine Ahnung! — Aber Ihr, Pepuſch, Ihr, dem ich ſo viel Gutes erzeigt, Ihr ſeyd mein ärgſter, ſchlimmſter Feind, das ſehe ich nun wohl ein. Statt mir zu rathen, ſtatt mir beizuſtehen in meinem Unglück, tiſcht Ihr mir allerlei unziemliche Narrenspoſſen auf." — „Die Narrenspoſſen auf Euern Kopf," ſchrie Pepuſch ganz erboſt, „zu ſpät werdet Ihr Eure Thorheit bereuen, einbildiſcher Charlatan! — Ich gehe Dörtje Elverdink aufzuſuchen. — Doch damit Ihr nicht mehr ehrliche Leute vexirt" —

Pepuſch faßte nach der Schraube, die das ganze mikroskopiſche Maſchinenwerk in Bewegung ſetzte. „Bringt mich nur gleich um's Leben!" kreiſchte der Flohbändiger; doch in dem Augenblick krachte auch alles zuſammen und ohnmächtig ſtürzte der Flohbändiger zu Boden. —

„Wie mag es," ſprach George Pepuſch zu ſich ſelbſt, als er auf der Straße war, „wie mag es geſchehen, daß einer, der über ein hübſches warmes Zimmer, über ein wohlaufgeflocktes Bette gebietet, ſich zur Nachtzeit in dem ärgſten Sturm und Regen auf den Straßen herumtreibt?" — Wenn er den Hausſchlüſſel vergeſſen, und wenn überdem Liebe, thörigtes Verlangen ihn jagt. So mußte er ſich ſelbſt antworten. — Thörigt kam ihm nämlich jetzt ſein ganzes Beginnen vor. — Er erinnerte ſich des Augenblicks, als er Dörtje Elverdink zum erſtenmal geſehen. — Vor mehreren Jahren zeigte nämlich der Flohbändiger ſeine Kunſtſtückchen in Berlin und hatte nicht geringen Zuſpruch, ſo lange die Sache neu blieb. Bald hatte man ſich aber an den exercirten und equipirten Flöhen ſatt geſehen, man hielt nun nicht einmal die Schneider-, Riemer-, Sattler-, Waffenarbeit zum Gebrauch der kleinen Perſonen für ſo gar bewunderungswürdig, unerachtet man erſt von Unbegreiflichkeit, zauberiſchem Weſen geſprochen, und der Flohbändiger ſchien ganz in Vergeſſenheit zu gerathen. Bald hieß es aber, daß eine Nichte des Flohbändigers, die ſonſt noch gar nicht zum Vorſchein gekommen, jetzt den Vorſtellungen beiwohne. Dieſe Nichte ſey aber ſelbſt ein ſchönes, anmuthiges Mädchen und dabei ſo allerliebſt geputzt, daß es gar nicht zu ſagen. Die bewegliche Welt der jungen modernen Herren, welche als tüchtige Gemeinmeiſter in der Societät Ton und Takt anzugeben pflegen, ſtrömte hin, und weil in dieſer Welt nur die Extreme gelten, ſo wurde des Flohbändigers Nichte ein nie geſehenes Wunder. — Bald war es Ton, den Flohbändiger zu beſuchen, wer ſeine Nichte nicht geſehen, durfte nicht mitſprechen, und ſo war dem Manne geholfen. Kein Menſch konnte ſich übrigens in den Vornamen „Dörtje" finden und da gerade zu der Zeit die herrliche Bethmann in der Rolle der Königin von Golkonda, alle hohe Liebenswürdigkeit, alle blendende Anmuth, alle weibliche Zartheit entwickelte, die dem Geſchlecht nur eigen, und ein Ideal des unnennbaren Zaubers ſchien, mit dem ein weibliches Weſen alles zu entzücken vermag, ſo nannte man die Holländerin „Aline."

Zu der Zeit kam George Pepuſch nach Berlin. Leuwenhoeks ſchöne Nichte war das Geſpräch des Tages, und ſo wurde auch an der Wirthstafel des Hotels, in dem Pepuſch ſich einlogirt, beinahe von nichts Anderem geſprochen als von dem kleinen reizenden Wunder, das alle Männer, jung und alt, ja ſelbſt die Weiber entzückte. Man drang in Pepuſch, ſich nur gleich auf die höchſte Spitze alles jetzigen Treibens in Berlin zu ſtellen und die ſchöne Holländerin zu ſehen. — Pepuſch hatte ein reizbares melancholiſches Temperament; in jedem Genuß ſpürte er zu ſehr den bittern Beigeſchmack, der freilich aus dem ſchwarzen ſtygiſchen Bächlein kommt, das durch unſer ganzes Leben rinnt, und das machte ihn finſter, in ſich gekehrt, ja oft ungerecht gegen Alles, was ihn umgab. Man kann denken, daß auf dieſe Weiſe Pepuſch wenig aufgelegt war, hübſchen Mädchen nachzulaufen, er ging aber dennoch zu dem Flohbändiger, mehr um ſeine vorgefaßte Meinung, daß auch hier, wie ſo oft im Leben, nur ein ſeltſamer Wahn ſpuke, bewährt zu ſehen, als des gefährlichen Wunders halber. Er fand die Holländerin gar hübſch, anmuthig, angenehm, indem er ſie aber betrachtete, mußte er ſelbſtgefällig ſeine Sagazität belächeln, vermöge der er ſchon errathen, daß die Köpfe, welche die Kleine vollends verdreht hatte, ſchon von Haus aus ziemlich wackeligt geweſen ſeyn mußten.

Die Schöne hatte den leichten ungezwungenen Ton, der von der feinſten ſozialen Bildung zeugt, ganz in ihrer Gewalt; mit jener liebenswürdigen Coquetterie, die dem, dem ſie vertraulich die Fingerſpitze hinreicht, zugleich den Muth benimmt, ſie zu erfaſſen, wußte das kleine holde Ding, die ſie von allen Seiten Beſtürmenden ebenſo anzuziehen, als in den Grenzen des zarteſten Anſtandes zu erhalten.

Niemand kümmerte ſich um den fremden Pepuſch, der Muße genug fand, die Schöne in ihrem ganzen Thun und Weſen zu beobachten. Indem er aber länger und länger ihr in das holde Geſichtchen guckte, regte ſich in dem tiefſten Hintergrunde des inneren Sinnes eine dumpfe Erinnerung, als habe er die Holländerin irgend wo einmal geſehen, wiewohl in ganz andern Umgebungen und anders gekleidet, ſo wie es ihm war, als ſey auch er damals ganz anders geſtaltet geweſen. Vergebens quälte er ſich ab, dieſe Erinnerungen zu irgend einer Deutlichkeit zu bringen, wiewohl der Gedanke, daß er die Kleine wirklich ſchon geſehen, immer mehr an Feſtigkeit gewann. Das Blut ſtieg ihm in's Geſicht, als ihn endlich jemand leiſe anſtieß und ihm in's Ohr liſpelte: „Nicht wahr, Herr Philoſoph, auch Sie hat der Blitzſtrahl getroffen?“ Es war ſein Nachbar von der Wirthstafel her, dem er geäußert hatte, daß er die Extaſe, in die alles verſetzt ſey, für einen ſeltſamen Wahnſinn halte, der eben ſo ſchnell dahin ſchwinde als er entſtehe. — Pepuſch bemerkte, daß, während er die Kleine unverwandten Auges angeſtarrt, der Saal leer geworden, ſo daß eben die letzten Perſonen davon ſchritten. Erſt jetzt ſchien die Holländerin ihn zu gewahren; ſie grüßte ihn mit anmuthiger Freundlichkeit. —

Pepuſch wurde die Holländerin nicht los; er marterte ſich ab in der ſchlafloſen Nacht, um nur auf die Spur jener Erinnerung zu kommen, indeſſen vergebens. Der Anblick der Schönen könnte allein ihn auf jene Spur bringen, ſo dachte er ganz richtig und unterließ nicht, gleich anderen Tages und dann alle folgende Tage zum Flohbändiger zu wandern, und zwei — drei Stunden die hübſche Dörtje Elverdink anzuſtarren. —

Kann der Mann den Gedanken an ein liebenswürdiges Frauenzimmer, das ſeine Aufmerkſamkeit erregte auf dieſe, jene Weiſe, nicht los werden, ſo iſt das für ihn der erſte Schritt zur Liebe, und ſo kam es denn auch, daß Pepuſch in dem Augenblick, als er bloß jener dunklen Erinnerung nachzugrübeln glaubte, in die ſchöne Holländerin ſchon ganz verliebt war.

Wer wollte ſich jetzt noch um die Flöhe kümmern, über die die Holländerin alles an ſich ziehend den glänzendſten Sieg davon getragen hatte. Der Flohbändiger fühlte ſelbſt, daß er mit ſeinen Flöhen eine etwas alberne Rolle ſpiele, er ſperrte daher ſeine Mannſchaft bis auf andere Zeiten ein, und gab mit vielem Geſchick ſeinem Schauſpiel eine andere Geſtalt, der ſchönen Nichte aber die Hauptrolle.

Der Flohbändiger hatte nämlich den glücklichen Gedanken gefaßt, Abendunterhaltungen anzuordnen, auf die man ſich mit einer ziemlich hohen Summe abonnirte und in denen, nachdem er einige artige optiſche Kunſtſtücke gezeigt, die fernere Unterhaltung der Geſellſchaft ſeiner Nichte oblag. — In vollem Maaß ließ die Schöne ihr ſoziales Talent glänzen, dann nützte ſie aber die kleinſte Stockung, um durch Geſang, den ſie ſelbſt auf der Guitarre begleitete, der Geſellſchaft einen neuen Schwung zu geben. Ihre Stimme war nicht ſtark, ihre Methode nicht grandios, oft wider die Regel, aber der ſüße Ton, die Klarheit, Nettigkeit ihres Geſanges entſprach ganz ihrem holden Weſen und vollends, wenn ſie unter den ſchwarzen ſeidenen Wimpern den ſchmachtenden Blick wie feuchten Mondesſtrahl hineinleuchten ließ unter die Zuhörer, da wurde jedem die Bruſt enge, und ſelbſt der Tadel des eigenſinnigſten Pedanten mußte verſtummen. —

Pepuſch ſetzte in dieſen Abendunterhaltungen ſein Studium eifrig fort, das heißt, er ſtarrte zwei Stunden lang die Holländerin an, und verließ dann mit den Uebrigen den Saal.

Einmal ſtand er der Holländerin näher als gewöhnlich und hörte deutlich, wie ſie zu einem jungen Manne ſprach: „Sagen Sie mir, wer iſt dieſes lebloſe Geſpenſt, das mich jeden Abend Stunden lang anſtarrt und dann lautlos verſchwindet?“

Pepuſch fühlte ſich tief verletzt, tobte und lärmte auf ſeinem Zimmer, ſtellte ſich ſo ungeberdig, daß kein Freund ihn in dieſem tollen Weſen wieder erkannt haben würde. Er ſchwur hoch und theuer, die boshafte Holländerin niemals wieder zu ſehen, unterließ aber nicht, gleich am andern Abend ſich zur gewöhnlichen Stunde bei Leuwenhöck einzufinden und wo möglich die ſchöne Dörtje mit noch erſtarrterem Blick anzugaffen. Schon auf der Treppe war er freilich darüber ſehr erſchrocken, daß er eben die Treppe hinaufſtieg und hatte in aller Schnelligkeit den weiſen Vorſatz gefaßt, ſich wenigſtens von dem verführeriſchen Weſen ganz entfernt zu halten. Dieſen Vorſatz führte er auch wirklich aus, indem er ſich in einen Winkel des Saales verkroch; der Verſuch die Augen niederzuſchlagen, mißglückte aber durchaus, und wie geſagt, noch ſtarrer als ſonſt ſchaute er der Holländerin in die Augen.

Selbſt wußte er nicht wie es geſchah, daß Dörtje Elverdink plötzlich in ſeinem Winkel dicht neben ihm ſtand.

Mit einem Stimmlein, das ſüßlispelnde Melodie war, ſprach die Holde: „Ich erinnere mich nicht, mein Herr, Sie ſchon anderwärts geſehen zu haben als hier in Berlin, und doch finde ich in den Zügen Ihres Antlitzes, in Ihrem ganzen Weſen ſo viel Bekanntes. Ja es iſt mir als wären wir vor gar langer Zeit einander ganz befreundet geweſen, jedoch in einem ſehr fernen Lande und unter ganz andern ſeltſamen Umſtänden. Ich bitte Sie, mein Herr, reißen Sie mich aus der Ungewißheit, und täuſcht mich nicht vielleicht eine Aehnlichkeit, ſo laſſen Sie uns das freundſchaftliche Verhältniß erneuern, das in dunkler Erinnerung ruht, wie ein ſchöner Traum.“

Dem Herrn George Pepuſch wurde bei dieſen anmuthigen Worten der ſchönen Holländerin gar ſonderbar zu Muthe. Die Bruſt war enge, und indem ihm die Stirn brannte, fröſtelte es ihn durch alle Glieder, als läg' er im ſtärkſten Fieber. Wollte das nun auch nichts anders bedeuten, als daß Herr Pepuſch in die Holländerin bis über den Kopf verliebt war, ſo gab es doch noch eine andere Urſache des durchaus verwirrten Zuſtandes, der ihm alle Sprache, ja beinahe alle

Beſinnung raubte. So wie nämlich Dörtje Elverdink davon ſprach, daß ſie glaube, vor langer Zeit ihn ſchon gekannt zu haben, war es ihm, als würde in ſeinem Innern wie in einer Laterna magica plötzlich ein anderes Bild vorgeſchoben und er erblickte ein weit entferntes Sonſt, das lange zurückliege hinter der Zeit als er zum erſten Mal Muttermilch gekoſtet, und in dem er ſelbſt doch eben ſo gut als Dörtje Elverdink ſich rege und bewege. Genug! — der Gedanke, der ſich eben durch vieles Denken erſt recht klar und feſt geſtaltete, blitzte in dieſem Augenblick auf und dieſer Gedanke war nichts Geringeres als daß Dörtje Elverdink die Prinzeſſin Gamaheh, Tochter des Königs Sekakis ſey, die er ſchon in der grünen Zeit geliebt, da er noch die Diſtel Zeherit geweſen. Gut war es, daß er dieſen Gedanken andern Leuten nicht ſonderlich mittheilte; man hätte ihn ſonſt vielleicht für wahnſinnig gehalten und eingeſperrt, wiewohl die fixe Idee eines Partiell-Wahnſinnigen oft nichts anders ſeyn mag, als die Ironie eines Seyns, welches dem jetzigen vorausging.

„Aber mein Himmel, Sie ſcheinen ja ſtumm, mein Herr!“ So ſprach die Kleine indem ſie mit den niedlichſten Fingerchen Georgs Bruſt berührte. Doch aus den Spitzen dieſer Finger fuhr ein elektriſcher Strahl dem Georg bis in's Herz hinein, und er erwachte aus ſeiner Betäubung. In voller Extaſe ergriff er die Hand der Kleinen, bedeckte ſie mit glühenden Küſſen und rief: „Himmliſches, göttliches Weſen“ — u. ſ. w. Der geneigte Leſer wird wohl ſich denken können, was Herr Georg Pepuſch in dieſem Augenblick noch alles gerufen. —

Es genügt zu ſagen, daß die Kleine Georgs Liebesbetheurungen ſo aufnahm, wie er es nur wünſchen konnte, und daß die verhängnißvolle Minute im Winkel des Leuwenhöck'ſchen Saales ein Liebesverhältniß gebar, das den guten Herrn Georg Pepuſch erſt in den Himmel, dann aber der Abwechſelung wegen in die Hölle verſetzte. War nämlich Pepuſch melancholiſchen Temperaments und dabei mürriſch und argwöhniſch, ſo konnt' es nicht fehlen, daß Dörtje's Betragen ihm Anlaß gab zu mancher Eiferſüchtelei. Gerade dieſe Eiferſüchtelei reizte aber Dörtje's etwas ſchalkiſchen Humor und es war ihre Luſt, den armen Herrn Georg Pepuſch auf die ſinnreichſte Weiſe zu quälen. Da nun aber jedes Ding nur bis zu einer gewiſſen Spitze getrieben werden kann, ſo kam es denn auch zuletzt bei Pepuſch zum Ausbruch des lang verhaltenen Ingrimms. Er ſprach nämlich einmal gerade von jener wunderbaren Zeit, da er als Diſtel Zeherit die ſchöne Holländerin, die damals die Tochter des Königs Sekakis geweſen, ſo innig geliebt und gedachte mit aller Begeiſterung der innigſten Liebe, daß eben jenes Verhältniß, der Kampf mit dem Egelkönig ihm ſchon das unbeſtrittenſte Recht auf Dörtje's Hand gegeben. Dörtje Elverdink verſicherte, wie ſie ſich jener Zeit, jenes Verhältniſſes gar wohl erinnere, und die Ahnung davon zuerſt wieder in ihre Seele gekommen, als Pepuſch ſie mit dem Diſtelblick angeſchaut. Die Kleine wußte ſo anmuthig von dieſen wunderbaren Dingen zu reden, ſie that ſo begeiſtert von der Liebe zu der Diſtel Zeherit, die dazu beſtimmt geweſen in Jena zu ſtudiren und dann in Berlin die Prinzeſſin Gamaheh wieder zu finden, daß Herr Georg Pepuſch im Eldorado alles Entzückens zu ſeyn glaubte. — Das Liebespaar ſtand am Fenſter und die Kleine litt es, daß der verliebte George den Arm um ſie ſchlug. In dieſer vertraulichen Stellung koſten ſie mit einander, denn zum Gekoſe wurde das träumeriſche Reden von den Wundern in Famaguſta. Da begab es ſich, daß ein ſehr hübſcher Offizier von den Garde-Huſaren, in funkelnagelneuer Uniform vorüberging und die Kleine, die er aus den Abendgeſellſchaften kannte, ſehr freundlich grüßte. Dörtje hatte die Augen halb geſchloſſen und das Köpfchen abgewendet von der Straße; man hätte denken ſollen, daß es ihr unmöglich ſeyn müßte, den Offizier zu gewahren, aber mächtig iſt der Zauber einer neuen glänzenden Uniform! Die Kleine, vielleicht ſchon erregt durch das bedeutungsvolle Klappern des Säbels auf dem Steinpflaſter, öffnete die Aeugelein hell und klar, wand ſich aus Georgs Arm, riß das Fenſter auf, warf dem Offizier ein Kußhändchen zu, und ſchaute ihm nach, bis er um die Ecke verſchwunden.

„Gamaheh,“ ſchrie die Diſtel Zeherit ganz außer ſich, „Gamaheh, was iſt das? — ſpotteſt du meiner? Iſt das die Treue, die du deiner Diſtel angelobt?“ — Die Kleine drehte ſich auf dem Abſatz herum, ſchlug ein helles Gelächter auf und rief: „Geht, geht, George! Bin ich die Tochter des würdigen alten Königs Sekakis, ſeyd Ihr die Diſtel Zeherit, ſo iſt jener allerliebſte Offizier der Genius Thetel, der mir eigentlich viel beſſer gefällt, wie die traurige ſtachligte Diſtel.“ — Damit ſprang die Holländerin fort durch die Thüre, Georg Pepuſch gerieth aber, wie man denken kann, ſofort in Wuth und Verzweiflung und rannte wild die Treppe hinab, zum Hauſe hinaus, als hetzten ihn tauſend Teufel. Das Geſchick wollt' es, daß Georg einem Freunde begegnete, der in einer Poſtkaleſche ſaß und fort wollte. „Halt, ich reiſe mit Euch!“ So rief die Diſtel Zeherit, flog ſchnell nach Hauſe, zog einen Ueberrock an, ſteckte Geld ein, gab den Stubenſchlüſſel der Wirthin ſetzte ſich in die Kaleſche hinein und fuhr mit dem Freunde von dannen.

Unerachtet dieſer feindſeligen Trennung war aber die Liebe zur ſchönen Holländerin in Georgs Bruſt ganz und gar nicht erloſchen, und eben ſo wenig konnte er ſich entſchließen, die gerechten Anſprüche aufzugeben, die er als Diſtel Zeherit auf Gamahehs Hand und Herz zu haben glaubte. Er erneuerte daher dieſe Anſprüche, als er nach etlichen Jahren wiederum im Haag mit Leuwenhök zuſammentraf und wie eifrig er ſie auch in Frankfurt verfolgte, hat der geneigte Leſer bereits erfahren. — —

Ganz troſtlos rannte Herr George Pepuſch in der Nacht durch die Gaſſen, als der flackernde ungewöhnlich helle Schein eines Lichts, der durch die Spalte eines Fenſterladen im untern Stock eines anſehnlichen Hauſes auf die Straße fiel, ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Er glaubte, es müſſe in der Stube brennen und ſchwang ſich daher am Gitterwerk hinauf, um in die Stube zu ſchauen. Grenzenlos war aber ſein Erſtaunen über das, was er erblickte.

Ein helles luſtiges Feuer loderte in dem Kamin, der dem Fenſter gerade über gelegen; vor dieſem Kamin ſaß oder lag vielmehr in einem breiten altväteriſchen Lehnſtuhl die kleine Holländerin, geputzt wie ein Engel. Sie ſchien zu ſchlummern, während ein ſehr alter ausgetrockneter Mann vor dem Feuer kniete und Brill auf der Naſe in einen Topf guckte, in dem wahrſcheinlich irgend ein Getränk kochte. Pepuſch wollte ſich noch höher hinaufſchwingen, um beſſer die Gruppe in's Auge zu faſſen, fühlte ſich indeſſen bei den Beinen gepackt und mit Gewalt heruntergezogen. Eine barſche Stimme rief: „Seht mal den Spitzbuben, das wäre mir recht. — Fort, Patron, in's Hundeloch!“ — Es war der Nachtwächter, der Georgen bemerkt hatte, wie er an dem Fenſter hinanklimmte und nichts anders vermuthen konnte, als daß er einbrechen wolle in's Haus. Aller Proteſtationen unerachtet wurde Herr George Pepuſch von dem Wächter, dem die herbeieilende Patrouille zu Hülfe geeilt war, fortgeſchleppt, und auf dieſe Weiſe endete ſeine nächtliche Wanderung fröhlich in der Wachtſtube. —

Drittes Abentheuer.

Erſcheinung eines kleinen Ungeheuers. Fernere Erläuterung über die Schickſale der Prinzeſſin Gamaheh. Merkwürdiges Freundſchaftsbündniß, welches Herr Peregrinus Tyß eingeht, und Aufſchluß, wer der alte Herr iſt, der in ſeinem Hauſe zur Miethe wohnt. Sehr wunderbare Wirkung eines ziemlich kleinen mikroſkopiſchen Glaſes. Unvermuthete Verhaftung des Helden der Geſchichte.

Wer ſolche Dinge an einem Abende erfahren hat, wie Herr Peregrinus Tyß, ja, wer ſich in ſolcher Stimmung befindet als er, kann ganz unmöglich gut ſchlafen. Unruhig wälzte Herr Peregrinus ſich auf ſeinem Lager, und wenn er in das Deliriren gerieth, das dem Schlaf vorherzugehen pflegt, ſo hatte er wieder das kleine holde Weſen in den Armen und fühlte heiße glühende Küſſe auf ſeinen Lippen. — Dann fuhr er auf und glaubte noch wachend Alinens liebliche Stimme zu hören. In brünſtiger Sehnſucht wünſchte er, ſie möge nicht entflohen ſeyn und doch fürchtete er wieder, ſie werde gleich hereintreten und ihn verſtricken in ein unauflösliches Netz. Dieſer Kampf widerſprechender Gefühle beklemmte ſeine Bruſt und erfüllte ſie zugleich mit ſüßer nie gekannter Angſt.

„Schlaft nicht, Peregrinus, ſchlaft nicht, edler Mann, ich muß augenblicklich mit Euch reden!“ So lispelte es dicht vor Peregrinus und immerfort, „ſchlaft nicht! ſchlaft nicht!“ bis er endlich die Augen aufſchlug, die er geſchloſſen, nur um die holde Aline deutlicher zu ſehen.

In dem Schimmer der Nachtlampe gewahrte er ein kleines, kaum ſpannlanges Ungeheuer, das auf ſeiner weißen Bettdecke ſaß und vor dem er ſich im erſten Augenblick entſetzte, dann griff er aber muthig mit der Hand darnach, um ſich zu überzeugen, ob ſeine Phantaſie ihn nicht täuſche. Doch ſogleich war das kleine Ungeheuer ſpurlos verſchwunden.

Konnte die genaue Portraitirung der ſchönen Aline, Dörtje Elverdink oder Prinzeſſin Gamaheh — denn daß eine und dieſelbe Perſon ſich nur ſcheinbar in drei Perſonen zerſpaltet, weiß der geneigte Leſer ſchon längſt — füglich unterbleiben, ſo iſt dagegen es durchaus nöthig, ganz genau das kleine Ungeheuer zu beſchreiben, das auf der Bettdecke ſaß und dem Herrn Peregrinus einiges Entſetzen verurſachte.

Wie ſchon erwähnt, war die Kreatur kaum eine Spanne lang; in dem Vogelkopf ſtaken ein Paar runde glänzende Augen und aus dem Sperlingsſchnabel ſtarrte noch ein langes ſpitzes Ding, wie ein dünnes Rappier hervor, dicht über dem Schnabel ſtreckten ſich zwei Hörner aus der Stirne. Der Hals begann dicht unter dem Kopf auch vogelartig, wurde aber immer dicker, ſo daß er ohne Unterbrechung der Form zum unförmlichen Leibe wuchs, der beinahe die Geſtalt einer Haſelnuß hatte, und mit dunkelbraunen Schuppen bedeckt ſchien, wie der Armadillo. Das Wunderlichſte und Seltſamſte war aber wohl die Geſtaltung der Arme und Beine. Die erſteren hatten zwei Gelenke und wurzelten in den beiden Backen der Kreatur dicht bei dem Schnabel. Gleich unter dieſen Armen befand ſich ein Paar Füße und dann weiterhin noch ein Paar, beide zweigelenkig, wie die Arme. Dieſe letzten Füße ſchienen aber diejenigen zu ſeyn, auf deren Tüchtigkeit die Kreatur ſich eigentlich verließ, denn außerdem daß dieſe Füße merklich länger und ſtärker waren als die andern, ſo trug die Kreatur auch an denſelben ſehr ſchöne goldne Stiefel mit diamantnen Sporen.

War nun, wie geſagt, das kleine Ungeheuer ſpurlos verſchwunden, ſo wie Peregrinus darnach faßte, ſo hätte er gewiß alles für Täuſchung ſeiner aufgeregten Sinne gehalten, wäre nicht gleich unten in der Ecke des Bettes eine leiſe Stimme hörbar geworden, die ſich alſo vernehmen ließ: „Mein Himmel, Peregrinus Tyß, ſollte ich mich in Euch „geirrt haben? Ihr handeltet geſtern an mir ſo edel, und jetzt, da „ich Euch meine Dankbarkeit beweiſen will, greift Ihr nach mir mit „mörderiſcher Hand? — Doch vielleicht mißfiel Euch meine Geſtalt, „und ich that Verkehrtes, mich Euch mikroſkopiſch zu zeigen, damit „Ihr mich nur gewiß bemerken ſolltet, welches nicht ſo leicht iſt, als „Ihr wohl denken möchtet. Eben ſo wie vorher ſitze ich jetzt auf „Eurer weißen Bettdecke, und Ihr ſeht mich doch ganz und gar nicht. „Nehmt's nicht übel, Peregrinus, aber Eure Sehnerven ſind wahrlich „ein wenig zu grob für meine ſchlanke Taille. Doch verſprecht mir „nur, daß ich bei Euch ſicher bin und daß Ihr nichts feindſeliges „gegen mich unternehmen wollt, ſo werde ich Euch näher kommen

„und manches erzählen, was zu erfahren Euch eben nicht unrecht „ſeyn wird."

„Sagt mir," erwiederte Peregrinus Tyß der Stimme, ſagt mir „nur erſt wer Ihr ſeyd, guter unbekannter Freund, das Uebrige wird „ſich denn wohl finden. Verſichern kann ich Euch indeſſen zum Voraus, „daß irgend Feindſeliges gar nicht in meiner Natur iſt und daß ich „fortfahren werde gegen Euch edel zu handeln, wiewohl ich zur Zeit „gar nicht begreifen kann, auf welche Weiſe ich ſchon jetzt Euch meinen „Edelmuth bewieſen haben ſollte. Bewahrt aber doch nur immer „Euer Inkognito, denn Euer Anblick iſt eben nicht anmuthig."

„Ihr ſeyd," ſprach die Stimme weiter, nachdem ſie ſich ein wenig ausgeräuſpert, „Ihr ſeyd, ich wiederhole es mit Vergnügen, ein edler „Mann, Herr Peregrinus, aber nicht ſonderlich tief eingedrungen in „die Wiſſenſchaft und überhaupt ein wenig unerfahren, ſonſt hättet „Ihr mich erkannt auf den erſten Blick. — Ich könnte ein wenig „prahleriſch reden, ich könnte ſagen, daß ich einer der mächtigſten „Könige ſey und über viele, viele Millionen herrſche. Aus angeborner „Beſcheidenheit und weil auch am Ende der Ausdruck: König! nicht „recht paßlich, will ich es aber unterlaſſen. — In dem Volk, an „deſſen Spitze zu ſtehen ich die Ehre habe, herrſcht nämlich eine republikaniſche Verfaſſung. Ein Senat, der höchſtens aus Fünf und „vierzig tauſend neun hundert und neun und neunzig Mitgliedern beſtehen darf, der leichteren Ueberſicht beim Votiren halber, vertritt die „Stelle des Regenten, wer aber an der Spitze dieſes Senats ſteht, „führt, weil er in allen Dingen des Lebens zur Meiſterſchaft gelangt „ſeyn muß, wirklich den Namen: Meiſter! — Ohne weitere Umſchweife „will ich es Euch denn nun entdecken, daß ich, der ich hier mit Euch „ſpreche, ohne daß Ihr mich gewahrt, kein anderer bin, als der Meiſter „Floh. — Daß Ihr mein Volk kennet, daran will ich nicht im „mindeſten zweifeln, denn gewiß habt Ihr, würdiger Herr! ſchon ſo „manchen von meinem Volk mit Euerm eignen Blut erfriſcht und „geſtärkt. Bekannt muß es darum Euch wenigſtens wohl ſeyn, daß „mein Volk von einem beinahe unzähmbaren Freiheitsſinn beſeelt iſt „und recht eigentlich aus lauter leichtſinnigen Springinsfelden beſteht, „die geneigt ſind, ſich jeder ſoliden Geſtaltung zu entziehen durch „fortwährendes Hüpfen. Was für ein Talent dazu gehört, von einem „ſolchen Volk Meiſter zu ſeyn, werdet Ihr einſehen, Herr Peregrinus,

„und ſchon deßhalb die gehörige Ehrfurcht vor mir haben. Verſichert „mir das, Herr Peregrinus, ehe ich weiter rede.“ —

Einige Augenblicke hindurch war es dem Herrn Peregrinus Tyß, als drehe ſich in ſeinem Kopf ein großes Mühlrad von brauſenden Wellen getrieben. Dann wurde er aber ruhiger und es wollte ihn bedünken, daß die Erſcheinung der fremden Dame bei dem Buchbinder Lämmerhirt eben ſo wunderbar, als das was ſich jetzt begebe, und dies vielleicht eben nur die richtige Fortſetzung der ſeltſamſten Geſchichte ſey, in die er verflochten.

Herr Peregrinus erklärte dem Meiſter Floh, daß er ihn ſchon jetzt ſeiner ſeltenen Gaben halber ganz ungemein verehre, und daß er um ſo begieriger ſey, mehr von ihm zu erfahren, als ſeine Stimme ſehr wohlklinge und eine gewiſſe Zartheit in der Rede ſeinen feinen, zierlichen Körperbau verrathe.

„Sehr,“ fuhr Meiſter Floh fort, „ſehr danke ich Euch, beſter „Herr Tyß, für Eure gute Geſinnung und hoffe Euch bald zu über„zeugen, daß Ihr Euch in mir nicht geirrt habt. — Damit Ihr er„fahrt, beſter Mann! welchen Dienſt Ihr mir erwieſen habt, iſt es „indeſſen nöthig, Euch meine vollſtändige Biographie mitzutheilen. — „Vernehmt alſo! — Mein Vater war der berühmte — doch! eben „fällt mir ein, daß Leſern und Hörern die ſchöne Gabe der Geduld „merklich ausgegangen iſt, und daß ausführliche Lebensbeſchreibungen, „ſonſt am mehrſten geliebt, jetzt verabſcheut werden. Ich will daher „ſtatt gründlich zu ſeyn nur flüchtig und epiſodiſch dasjenige be„rühren, was auf meinen Aufenthalt bei Euch ſich zunächſt bezieht. „Schon weil ich wirklich Meiſter Floh bin, müßt Ihr, theurer Herr „Peregrinus, in mir einen Mann von der umfangreichſten Erudition, „von der tiefſten Erfahrung in allen Zweigen des Wiſſens erkennen. „Doch! — nicht meſſen könnt Ihr den Grad meiner Wiſſenſchaft „nach Euerm Maaßſtabe, da Euch die wunderbare Welt unbekannt „iſt, in der ich mit meinem Volk lebe. In welches Erſtaunen würdet „Ihr gerathen, wenn Euer Sinn erſchloſſen werden ſollte für dieſe „Welt, die Euch das ſeltſamſte unbegreiflichſte Zauberreich dünken „würde. Eben daher möget Ihr es auch gar nicht befremdlich finden, „wenn alles, was aus jener Welt herſtammt, Euch vorkommen wird, „wie ein verwirrtes Märchen, das ein müßiges Gehirn ausgebrütet. „Laßt Euch aber dadurch nicht irre machen, ſondern traut meinen

„Worten. — Seht, mein Volk iſt Euch Menſchen in manchen Dingen weit überlegen, z. B. was Durchſchauen der Geheimniſſe der Natur, Stärke, Gewandtheit, geiſtige und körperliche Gewandtheit betrifft. Doch auch wir haben Leidenſchaften und dieſe ſind, ſo wie bei Euch, gar oft die Quelle vieles Ungemachs, ja gänzlichen Verderbens. So war auch ich von meinem Volk geliebt, ja angebetet, mein Meiſterthum hätte mich auf die höchſte Stufe des Glücks bringen können, verblendete mich nicht eine unglückliche Leidenſchaft zu einer Perſon, die mich ganz und gar beherrſchte ohne jemals meine Gattin werden zu können. Man wirft überhaupt unſerem Geſchlecht eine ganz beſondere, die Schranken des Anſtandes überſchreitende Vorliebe für das ſchöne Geſchlecht vor. Mag dieſer Vorwurf auch gegründet ſeyn, ſo weiß auf der anderen Seite jeder — Doch! — ohne weitere Umſchweife! — Ich ſah des Königs Sekakis Tochter, die ſchöne Gamaheh und wurde augenblicklich ſo entſetzlich verliebt in ſie, daß ich mein Volk, mich ſelbſt vergaß und nur in der Wonne lebte, auf dem ſchönſten Halſe, auf dem ſchönſten Buſen umherzuhüpfen und die Holde mit ſüßen Küſſen zu kitzeln. Oft haſchte ſie mit den Roſenfingern nach mir, ohne mich jemals fangen zu können. Dies dünkte mir anmuthiges Koſen, liebliche Tändelei beglückter Liebe! — Wie thörigt iſt der Sinn eines Verliebten, iſt dieſer auch ſelbſt der Meiſter Floh. — Es genügt zu ſagen, daß die arme Gamaheh von dem häßlichen Egelprinzen überfallen wurde, der ſie zu Tode küßte; mir wär' es aber gelungen die Geliebte zu retten, hätte ſich nicht ein einfältiger Prahlhans und ein ungeſchickter Tölpel ohne Beruf in die Sache gemiſcht und alles verdorben. Der Prahlhans war aber die Diſtel Zeherit und der Tölpel der Genius Thetel. — Als ſich der Genius Thetel mit der entſchlummerten Prinzeſſin in die Lüfte erhob, klammerte ich mich feſt an die Brüſſeler Kanten, die ſie gerade um den Hals trug, und war ſo Gamahehs treuer Reiſegefährte, ohne von dem Genius bemerkt zu werden. Es geſchah, daß wir über zwei Magier wegflogen, die auf einem hohen Thurm gerade den Lauf der Geſtirne beobachteten. Da richtete der eine dieſer Magier ſein Glas ſo ſcharf auf mich, daß ich ſchier von dem Schein des magiſchen Inſtruments geblendet wurde. Mich überfiel ein ſtarker Schwindel, vergebens ſuchte ich mich feſtzuhalten, ich ſtürzte rettungslos hinab aus

„der entſetzlichen Höhe, fiel dem beobachtenden Magier gerade auf die „Naſe, nur meine Leichtigkeit, meine außerordentliche Gewandtheit „erhielt mich am Leben.“

„Noch war ich zu betäubt, um von des Magiers Naſe herabzuhüpfen und mich ganz in Sicherheit zu ſetzen, als der Unhold, „der verrätheriſche Leuwenhöck (der war der Magier) mich geſchickt „mit den Fingern erhaſchte und ſogleich in ein Nußwurmſches Univerſal-Mikroſkop ſetzte. Unerachtet es Nacht war und er daher die „Lampe anzünden mußte, war er doch ein viel zu geübter Beobachter „und viel zu tief eingedrungen in die Wiſſenſchaft, um nicht ſogleich „mich als den Meiſter Floh zu erkennen. Hoch erfreut, daß ein „glücklicher Zufall ihm dieſen vornehmen Gefangenen in die Hände „geſpielt, entſchloſſen, allen Vortheil daraus zu ziehen, der nur möglich, ſchlug er mich Aermſten in Ketten und ſo begann eine qualvolle Gefangenſchaft, aus der ich durch Euch, Herr Peregrinus Tyß, „erſt geſtern Vormittags befreit wurde. — Mein Beſitz gab dem „fatalen Leuwenhöck volle Macht über meine Vaſallen, die er bald „ſchaarenweiſe um ſich her verſammelte und mit barbariſcher Härte „eine ſogenannte Cultur einführte, die uns bald um alle Freiheit, „um allen Genuß des Lebens brachte. Was die Schulſtudien und „überhaupt die Wiſſenſchaften und Künſte betrifft, ſo fand Leuwenhöck gar bald zu ſeinem Erſtaunen und Aerger, daß wir beinahe „gelehrter waren, als er ſelbſt; die höhere Cultur die er uns aufzwang, beſtand aber vorzüglich darin, daß wir durchaus was werden, wenigſtens was vorſtellen mußten. Eben dieſes Was werden, „dieſes Was vorſtellen, führte eine Menge Bedürfniſſe herbei, die wir „ſonſt gar nicht gekannt hatten und die wir nun im Schweiß unſeres Angeſichts erringen mußten. Zu Staatsmännern, Kriegsleuten, „Profeſſoren und was weiß ich Alles, ſchuf uns der grauſame Leuwenhöck um. Dieſe mußten einhertreten in der Tracht des verſchiedenen Standes, mußten Waffen tragen u. ſ. w. So entſtanden „aber unter uns Schneider, Schuſter, Friſeurs, Sticker, Knopfmacher, „Waffenſchmiede, Gürtler, Schwerdtfeger, Stellmacher und eine Menge „anderer Profeſſioniſten, die nur arbeiteten, um einen unnöthigen, „verderblichen Luxus zu befördern. Am allerſchlimmſten war es, daß „Leuwenhöck nichts im Auge hatte, als ſeinen eigenen Vortheil, daß „er uns cultivirte Leute den Menſchen zeigte und ſich Geld dafür

„bezahlen ließ. Ueberdies aber kam unſere Cultur ganz auf ſeine
„Rechnung, und er erhielt die Lobſprüche, die uns allein gebührten.
„Recht gut wußte Leuwenhöck, daß mit meinem Verluſt auch ſeine
„Herrſchaft über mein Volk ein Ende hatte, um ſo feſter verſchlang
„er daher den Zauber, der mich an ihn bannte und um ſo quälender
„war meine unglückliche Gefangenſchaft. — Mit heißer Sehnſucht
„dachte ich an die holde Gamaheh und ſann auf Mittel, Nachricht
„von ihrem Schickſal zu erhalten. — Was aber der ſchärfſte Verſtand
„nicht zu erſinnen vermochte, das führte die Gunſt des Zufalls
„von ſelbſt herbei. — Meines Magiers Freund und Bundesgenoſſe,
„der alte Swammerdamm hatte die Prinzeſſin Gamaheh in dem
„Blumenſtaube einer Tulpe entdeckt und dieſe Entdeckung dem Freunde
„mitgetheilt. Durch Mittel, die ich Euch, guter Herr Peregrinus
„Tyß, weiter zu entwickeln unterlaſſe, da Ihr nicht ſonderlich viel
„davon verſtehen würdet, gelang es den Herren, der Prinzeſſin natürliche
„Geſtalt wieder herzuſtellen und ſie in's Leben zurückzurufen.
„Am Ende waren aber doch beide hochweiſe Herren eben ſo ungeſchickte
„Tölpel als der Genius Thetel und die Diſtel Zeherit. Sie
„hatten nämlich im Eifer die Hauptſache vergeſſen und ſo kam es,
„daß die Prinzeſſin in demſelben Augenblick, als ſie zum Leben erwacht,
„wiederum todt niederſinken wollte. Ich allein wußte, woran
„es lag, die Liebe zur ſchönen Gamaheh, die in meiner Bruſt emporgelodert
„ſtärker als jemals, gab mir Rieſenkraft; ich zerriß meine
„Ketten, ich ſprang mit einem mächtigen Satz der Holden auf die
„Schulter — nur ein einziger kleiner Stich genügte das ſtockende
„Blut in Wallung zu ſetzen. Sie lebte! — Nun muß ich Euch aber
„ſagen, Herr Peregrinus Tyß, daß dieſer Stich wiederholt werden
„muß, wenn die Prinzeſſin in Schönheit und Jugend fortblühen
„ſoll; ſie würde entgegengeſetzten Falles in wenigen Monaten zuſammenſchrumpfen
„zum alten abgelebten Mütterlein. Deshalb bin
„ich ihr, das werdet Ihr einſehen, ganz unentbehrlich und nur aus
„der Furcht, mich zu verlieren, läßt ſich der ſchwarze Undank erklären,
„mit dem Gamaheh meine Liebe lohnte. Sie lieferte mich
„nämlich ohne Weiteres dem abſcheulichen Quälgeiſt, dem Leuwenhöck
„aus, der mich in ſtärkere Feſſeln ſchlug, als ich ſie je getragen, jedoch
„zu ſeinem eigenen Verderben. — Trotz aller Vorſicht des alten
„Leuwenhöck und der ſchönen Gamaheh gelang es mir endlich dennoch,

„in einer unbewachten Stunde aus meinem Kerker zu entſpringen.
„Hinderten mich auch die ſchweren Reiterſtiefel, die ich nicht Zeit
„hatte von den Füßen abzuſtreifen, ſehr an der Flucht, ſo kam ich
„doch glücklich bis in die Bude des Spielſachenkrämers, bei dem Ihr
„Waaren einkauftet. Nicht lange dauerte es, ſo trat, zu meinem
„nicht geringen Schreck, auch Gamaheh in den Laden. Ich hielt
„mich für verloren, Ihr allein konntet mich retten, edler Herr Peregrinus;
„ich klagte Euch leiſe meine Noth und Ihr waret gütig
„genug, mir eine Schachtel zu öffnen, in die ich ſchnell hineinhüpfte
„und die Ihr dann eben ſo ſchnell mit Euch nahmet; Gamaheh
„ſuchte mich vergebens und erfuhr erſt viel ſpäter, wie und wohin
„ich geflüchtet. So wie ich in Freiheit war, hatte Leuwenböck auch
„die Macht über mein Völklein verloren. Alle befreiten ſich, entſchlüpften
„und ließen dem Tyrannen zum Hohn Pfefferkörner, Obſtkerne
„u. d. m. in den Kleidern ſtecken. Nochmals meinen herzlichen
„Dank, guter edler Herr Peregrinus, für die große Wohlthat, die
„Ihr mir erzeigt habt und die ich zu ſchätzen weiß, wie keiner. Erlaubt,
„daß ich mich als ein freier Mann wenige Zeit bei Euch aufhalte;
„ich kann Euch in manchen recht wichtigen Angelegenheiten
„Eures Lebens ſo nützlich ſeyn, als Ihr es kaum denken möget.
„Zwar könnte es für gefährlich zu erachten ſeyn, daß Ihr in heftiger
„Liebe entbrannt ſeyd zu dem holden Weſen —“

„Was ſagt Ihr,“ unterbrach Peregrinus den kleinen Unſichtbaren,
„was ſagt Ihr, Meiſter, ich — ich entbrannt in „Liebe?“

„Es iſt nicht anders,“ fuhr Meiſter Floh fort, „denkt Euch mein
„Entſetzen, meine Angſt, als Ihr geſtern eintratet mit der Prinzeſſin
„in den Armen, ganz erhitzt von wilder Leidenſchaft; als ſie alle
„Verführungskünſte anwandte, die ihr leider nur zu ſehr zu Gebote
„ſtehen, um Euch zu meiner Auslieferung zu bewegen! — Doch!
„erſt da erkannte ich Eure Großmuth im ganzen Umfange, als Ihr
„ſtandhaft bliebt, als Ihr geſchickt ſo thatet, als wüßtet Ihr gar
„nichts von meinem Aufenthalt bei Euch, als verſtändet Ihr gar
„nicht, was die Prinzeſſin eigentlich von Euch verlange.“ —

„Das,“ unterbrach Peregrinus den Meiſter Floh auf's Neue,
„das war ja auch in der That der Fall. Ihr rechnet mir aber, lieber
„Meiſter Floh, Dinge als Verdienſt an, die ich gar nicht geahnt
„habe. Weder Euch, noch das hübſche Frauenzimmer, das mich auf-

„ſuchte bei dem Buchbinder Lämmerhirt und das Ihr ſeltſamer Weiſe
„Prinzeſſin Gamaheh zu nennen beliebt, habe ich in der Bude ge-
„wahrt, wo ich Spielſachen einkaufte. Ganz unbekannt war es mir,
„daß unter den Schachteln, die ich mitnahm und in welchen ich
„bleierne Soldaten und eben ſolche Jagden vermuthete, ſich eine leere
„befand, in der Ihr ſaßet, und wie in aller Welt hätte ich es er-
„rathen können, daß Ihr der Gefangene wart, den das anmuthige
„Kind ſo ſtürmiſch verlangte. Seyd nicht wunderlich, Meiſter Floh,
„und laßt Euch Dinge träumen, von denen keine Ahnung in meiner
„Seele liegt.“

„Ihr wollt,“ erwiederte Meiſter Floh, „meinen Dankſagungen
„ausweichen auf geſchickte Weiſe, guter Herr Peregrinus! und dies
„giebt mir zu großem Troſt auf's Neue den lebhaften Beweis Eurer
„uneigennützigen Denkungsart. — Wißt, edler Mann! daß Leuwen-
„böcks, Gamahehs Bemühungen, mich wieder zu erhaſchen ganz ver-
„geblich bleiben, ſo lange Ihr mir Euern Schutz gewährt. Frei-
„willig müßt Ihr mich meinen Peinigern übergeben, alle anderen
„Mittel ſind fruchtlos. Herr Peregrinus Tyß! Ihr ſeyd ver-
„liebt.“ —

„O ſprecht,“ fiel Peregrinus dem Meiſter in's Wort, „o ſprecht
„doch nur nicht ſo! — Nennt Liebe nicht eine augenblickliche thörigte
„Aufwallung, die ſchon jetzt vorüber iſt!“ —

Herr Peregrinus fühlte, daß Glutbröthe ihm in's Antlitz ſtieg
und ihn Lügen ſtrafte. Er kroch unters Deckbette.

„Es iſt,“ fuhr Meiſter Floh fort, „es iſt gar nicht zu ver-
„wundern, daß auch Ihr dem wunderbaren Liebreiz der Prinzeſſin
„Gamaheh nicht widerſtehen konntet, zumal ſie manche gefährliche
„Kunſt anwandte Euch zu fangen. Der Sturm iſt noch nicht vor-
„über. Manches Zaubermittel, wie es auch wohl anderen anmuthigen
„Weibern, die nicht gerade die Prinzeſſin Gamaheh ſind, zu Gebote
„ſteht, wird die kleine Boshafte noch aufbieten, um Euch in ihr
„Liebesnetz zu verſtricken. Sie wird ſich Eurer ſo ganz zu bemäch-
„tigen ſuchen, daß Ihr nur für ſie, für ihre Wünſche leben ſollt, und
„dann — weh mir! — Es wird darauf ankommen, ob Euer Edel-
„muth ſtark genug iſt, Eure Leidenſchaften zu beſiegen, ob Ihr es
„vorziehen werdet, Gamahehs Wünſchen nachzugeben und nicht allein
„Euern Schützling, ſondern auch das arme Völklein, welches Ihr

„niedriger Knechtſchaft entriſſen, auf's Neue in's Elend zu ſtürzen, oder „der böſen falſchen Verlockung eines verführeriſchen Weſens zu widerſtehen und ſo mein und meines Volkes Glück zu begründen. — O „daß Ihr mir das Letztere verſprechen wolltet -- könntet!" —

„Meiſter," antwortete Herr Peregrinus, indem er die Bettdecke vom Geſichte wegzog, „lieber Meiſter, Ihr habt Recht, nichts iſt gefährlicher als die Verlockung der Weiber; ſie ſind alle falſch, boshaft, ſie ſpielen mit uns wie die Katzen mit der Maus und für „unſere zärtlichſten Bemühungen ernten wir nichts ein als Spott „und Hohn. Deshalb ſtand mir auch ſonſt der kalte Todesſchweiß „auf der Stirne, ſo wie ſich nur ein weibliches Weſen nahte und „ich glaube ſelbſt, daß mit der ſchönen Aline oder wie Ihr wollt, „mit der Prinzeſſin Gamaheh, es eine beſondere Bewandtniß haben „muß, unerachtet ich Alles was Ihr mir erzählt habt, mit meinem „ſchlichten geſunden Menſchenverſtande gar nicht begreifen kann und „es mir vielmehr zu Muthe iſt, als läge ich in wirren Träumen oder „läſe in Tauſend und Eine Nacht. — Doch, mag dem ſeyn wie „ihm wolle, Ihr habt Euch einmal in meinen Schutz begeben, lieber „Meiſter, und nichts ſoll mich vermögen, Euch Euern Feinden auszuliefern, die verführeriſche Dirne will ich gar nicht wiederſehen. „Ich verſpreche das feierlich und würde Euch die Hand darauf reichen, „hättet Ihr eine dergleichen, die meine zu erfaſſen und meinen ehrlichen Druck zu erwiedern." — Damit ſtreckte Herr Peregrinus ſeinen Arm weit aus über die Bettdecke.

„Nun," ſprach der kleine Unſichtbare, „nun bin ich ganz getröſtet, ganz beruhigt. Habe ich auch keine Hand Euch darzureichen, „ſo erlaubt wenigſtens, daß ich Euch in den rechten Daumen ſteche, „theils um Euch meine innige Freude zu bezeugen, theils um unſer „Freundſchaftsbündniß noch feſter zu beſiegeln."

Herr Peregrinus fühlte auch in dem Augenblick an dem Daumen der rechten Hand einen Stich, der ſo empfindlich ſchmerzte, daß er nur von dem erſten Meiſter aller Flöhe herrühren konnte.

„Ihr ſtecht," rief Peregrinus, „Ihr ſtecht ja wie ein kleiner „Teufel." „Nehmt das," erwiederte Meiſter Floh, „für ein lebhaftes „Zeichen meiner biedern guten Geſinnung. Doch billig iſt es, daß „ich als Pfand meiner Dankbarkeit Euch eine Gabe zukommen laſſe, „die zu dem Außerordentlichſten gehört, was die Kunſt jemals her-

„vorgebracht hat. Es iſt nichts anders als ein Mikroſkop, welches ein ſehr geſchickter, kunſtvoller Optiker aus meinem Volk verfertigte, als er noch in Leuwenhöcks Dienſte war. Euch wird das Inſtrument etwas ſubtil vorkommen, denn in der That iſt es wohl an einhundert zwanzigmal kleiner als ein Sandkorn, aber der Gebrauch läßt keine ſonderliche Größe zu. Ich ſetze das Glas nämlich in die Pupille Eures linken Auges und dieſes Auge wird dann mikroſkopiſch. — Die Wirkung ſoll Euch überraſchen, ich will daher für jetzt darüber ſchweigen und Euch nur bitten, daß Ihr mir erlaubt, die Operation vorzunehmen, dann, wenn ich überzeugt bin, daß Euch das mikroſkopiſche Auge große Dienſte leiſten muß. Und nun ſchlaft wohl, Herr Peregrinus, Euch iſt noch einige Ruhe vonnöthen."

Peregrinus ſchlief nun wirklich ein und erwachte erſt am hellen Morgen.

Er vernahm das wohlbekannte Kratzen des Beſens der alten Aline, die das Nebenzimmer auskehrte. Ein kleines Kind, das ſich irgend einer Unart bewußt, kann ſich nicht ſo vor der Ruthe der Mutter fürchten, als Herr Peregrinus ſich fürchtete vor den Vorwürfen des alten Weibes. Leiſe trat die Alte endlich herein mit dem Kaffee. Herr Peregrinus ſchielte durch die Bettgardinen, die er zugezogen, und war nicht wenig über den hellen Sonnenſchein verwundert, der auf dem Geſicht der Alten ausgebreitet lag.

„Schlafen Sie noch, lieber Herr Tyß?" ſo fragte die Alte mit dem ſüßeſten Ton, der in ihrer Kehle liegen mochte.

Peregrinus erwiederte ganz ermuthigt eben ſo liebreich: „Nein, liebe Aline; ſetze Sie nur das Frühſtück auf den Tiſch, ich ſteige gleich aus dem Bette."

Als Peregrinus nun aber wirklich aufſtand, war es ihm als wehe der ſüße Athem des lieblichen Geſchöpfs, das in ſeinen Armen lag, durch das Zimmer; es wurde ihm ſo heimiſch und dabei ſo ängſtlich zu Muthe; er hätte um alles in der Welt wiſſen mögen, was aus dem Geheimniß ſeiner Liebe geworden; denn wie dieß Geheimniß ſelbſt, war ja das allerliebſte Weſen erſchienen und verſchwunden.

Während Herr Peregrinus vergeblich verſuchte Kaffee zu trinken und Weißbrod zu genießen, da ihm jeder Biſſen im Munde quoll, trat die Alte herein und machte ſich dieß und das zu ſchaffen, während ſie vor ſich hin murmelte: Wunderſam! — Unglaublich! — Was man nicht alles erlebt! — Wer hätte das gedacht! —

Peregrinus, der es vor Herzklopfen nicht länger aushalten konnte, fragte: „Was iſt denn wunderſam, liebe Aline?"

„Allerlei, allerlei!" erwiederte die Alte ſchalkiſch lächelnd, indem ſie in ihrem Geſchäft, das Zimmer aufzuräumen, fortfuhr. — Die Bruſt wollte dem armen Peregrinus zerſpringen und unwillkürlich rief er mit dem Tone der ſchmerzlichſten Sehnſucht: Ach Aline!

„Ja Herr Tyß, hier bin ich, was befehlen Sie?" — So ſprach die Alte und ſtellte ſich breit hin vor Peregrinus, als erwarte ſie ſeine Befehle.

Peregrinus ſtarrte in das kupfrige abſcheulich verzerrte Geſicht der Alten, und alle Scheu brach ſich an dem tiefen Unwillen, der ihn plötzlich erfüllte.

„Was iſt," ſo fragte er mit ziemlich barſchem Tone, „was iſt aus der fremden Dame geworden, die ſich geſtern Abend hier befand? — Hat Sie ihr die Hausthüre aufgeſchloſſen, hat Sie, wie ich befohlen, für einen Wagen geſorgt? iſt die Dame nach ihrer Wohnung gebracht worden?" — „Thüre aufgeſchloſſen?" ſprach die Alte mit einem fatalen Grinſen, welches ausſehen ſollte wie ſchlaues Lächeln, „Wagen geholt? — Nach Hauſe gebracht? — War alles nicht vonnöthen! Die ſchöne Dame, das allerliebſte Ding, iſt im Hauſe geblieben, befindet ſich noch hier und wird das Haus auch wohl nicht vor der Hand verlaſſen."

Peregrinus fuhr auf im freudigen Schreck; die Alte erzählte ihm nun, wie, als die Dame die Treppe auf eine Art hinabgeſprungen, daß ihr Hören und Sehen vergangen, unten der alte Herr Swammer in der Thüre ſeines Zimmers geſtanden mit einem mächtigen Armleuchter in der Hand. Der alte Herr habe unter vielen Verbeugungen, wie es ſonſt gar nicht ſeine Art ſey, die Dame in ſein Zimmer eingeladen, dieſe ſey auch gleich ohne Anſtand hineingeſchlüpft und Herr Swammer habe dann die Thüre feſt verſchloſſen und verriegelt.

Viel zu ſonderbar ſey ihr doch des menſchenſcheuen Herrn Swammer Beginnen vorgekommen, um nicht ein wenig an der Thüre zu lauſchen und durch das Schlüſſelloch zu gucken. Da habe denn Herr Swammer mitten im Zimmer geſtanden und ſo beweglich und kläglich zu der Dame geſprochen, daß ihr, der Alten, die Thränen in die Augen gekommen, unerachtet ſie kein einziges Wort verſtehen können, da Herrn Swammers Sprache ausländiſch geweſen. Nichts anders habe ſie glauben können, als daß Herr Swammer ſich gemüht, die Dame auf den Weg der Tugend und Gottesfurcht zurückzubringen, denn er ſey immer mehr in Eifer gerathen, bis die Dame auf die Kniee geſunken und gar demüthig ſeine Hand geküßt, auch dabei etwas geweint. Sehr freundlich habe aber nun Herr Swammer die Dame aufgehoben, ſie auf die Stirn geküßt, wobei er ſich ſehr bücken müſſen und ſie dann zu einem Lehnſtuhl geführt. Sehr geſchäftig habe Herr Swammer ein Feuer im Kamin gemacht, ein Gewürz herbeigetragen und ſo viel ſie wahrnehmen können, einen Glühwein zu kochen begonnen. Unglücklicherweiſe habe ſie, die Alte, jetzt etwas Taback genommen und ſtark genieſt. Da ſey es ihr denn durch alle Glieder gefahren und ſie wie vernichtet geweſen, als der Herr Swammer den Arm ausgeſtreckt nach der Thüre und mit einer furchtbaren Stimme, die Mark und Bein durchdrungen, gerufen: hebe dich hinweg, horchender Satan! — Sie wiſſe gar nicht, wie ſie herauf und in's Bett gekommen. Am Morgen als ſie die Augen aufgeſchloſſen, habe ſie geglaubt ein Geſpenſt zu ſehen. Denn Herrn Swammer habe ſie erblickt vor ihrem Bette in einem ſchönen Zobelpelz mit goldenen Schnüren und Troddeln, Hut auf dem Kopfe, Stock in der Hand.

„Gute Frau Aline, habe Herr Swammer zu ihr geſprochen, ich
„muß in wichtigen Geſchäften ausgehen und werde vielleicht erſt nach
„mehreren Stunden wiederkehren. Sorgen Sie dafür, daß auf dem
„Flur des Hauſes vor meinem Zimmer kein Geräuſch entſtehe oder
„gar jemand es wage in mein Gemach eindringen zu wollen. —
„Eine vornehme Dame und daß Sie es nur wiſſen, eine fremde,
„reiche, wunderbar ſchöne Prinzeſſin hat ſich zu mir geflüchtet. Ich
„war in früherer Zeit, am Hofe ihres königlichen Vaters, ihr Informator,
„deshalb hat ſie Zutrauen zu mir und ich werde und muß
„ſie ſchützen wider alle böſe Angriffe. Ich ſage Ihnen das, Frau
„Aline, damit Sie der Dame die Ehrfurcht beweiſen, die ihrem Range
„gebührt. Sie wird, erlaubt es Herr Tyß, Ihre Bedienung in Anſpruch
„nehmen und Sie ſollen, gute Frau Aline, dafür königlich
„belohnt werden, in ſo fern Sie nämlich ſchweigen können und Niemandem
„den Aufenthalt der Prinzeſſin verrathen."

Damit ſey Herr Swammer dann ſchnell fortgegangen.

Herr Peregrinus Tyß fragte die Alte, ob es ihr denn nicht gar ſeltſam vorkomme, daß die Dame, die er, wie er nochmals betheuern könne, bei dem Buchbinder Lämmerhirt in der Kalbächer Straße getroffen, eine Prinzeſſin ſeyn und zu dem alten Herrn Swammer geflüchtet ſeyn ſolle. Die Alte meinte indeſſen, ſie traue Herrn Swammers Worten mehr noch, als ihren eigenen Augen und glaube daher, daß alles, was ſich bei dem Buchbinder Lämmerhirt und hier im Zimmer zugetragen, entweder nur zauberiſches Blendwerk geweſen oder daß die Angſt, die Verwirrung auf der Flucht, die Prinzeſſin zu ſolchem abentheuerlichen Beginnen vermocht. Uebrigens werde ſie ja wohl bald alles von der Prinzeſſin ſelbſt erfahren.

„Aber,“ ſprach Herr Peregrinus weiter, eigentlich nur um das Geſpräch über die Dame fortzuſetzen, „aber wo iſt Ihr Verdacht, „die böſe Meinung geblieben, die Sie geſtern von der fremden Dame hegte?“

„Ach,“ erwiederte die Alte ſchmunzelnd, „ach das iſt alles vorbei. Man darf ja nur die liebe Dame recht anſehen, um zu wiſſen, „daß es eine vornehme Prinzeſſin iſt und dabei ſo engelsſchön, wie „nur eine Prinzeſſin gefunden werden kann. Ich mußte, als Herr „Swammer fortgegangen war, ein wenig nachſehen, was die gute „Dame mache, und guckte durch das Schlüſſelloch. Da lag die Dame „ausgeſtreckt auf dem Sopha und hatte das Engelsköpfchen auf die „Hand geſtützt, ſo daß die ſchwarzen Locken durch die lilienweißen „Fingerchen quollen, welches ganz hübſch ausſah. Und gekleidet war „die Dame in lauter Silberzindel, der den niedlichen Buſen, die „rundlichen Aermchen durchſchimmern ließ. An den Füßchen trug „ſie goldene Pantoffel. Einer war herabgefallen, ſo daß man gewahrte wie ſie keine Strümpfe angezogen; das bloße Füßchen „guckte unter dem Kleide hervor und ſie ſpielte mit den Zehen, „welches artig anzuſehen war. — Doch gewiß liegt die Dame unten „noch eben ſo wie vorher auf dem Sopha und wenn es Ihnen „gefällig iſt, lieber Herr Tyß, ſich an das Schlüſſelloch zu bemühen, ſo —“

„Was ſprichſt du,“ unterbrach Peregrinus die Alte mit Heftigkeit, „was ſprichſt du! — ſoll ich mich hingeben dem verführeriſchen Anblick, der mich vielleicht hinreißen könnte zu allerlei Thorheiten?“

„Muth, Peregrinus, widerſtehe der Verlockung!“ ſo liſpelte es dicht bei Peregrinus, der die Stimme des Meiſter Floh erkannte.

Die Alte lächelte geheimnißvoll und ſprach, nachdem ſie einige Augenblicke geſchwiegen: „Ich will Ihnen nur alles ſagen, lieber „Herr Tyß, wie mir die ganze Sache vorkommt. — Mag nun die „fremde Dame eine Prinzeſſin ſeyn oder nicht, ſo viel bleibt gewiß, „daß ſie ſehr vornehm iſt und reich und daß Herr Swammer ſich „ihrer lebhaft annimmt, mithin lange mit ihr bekannt ſeyn muß. „Und warum iſt die Dame Ihnen nachgelaufen, lieber Herr Tyß? „Ich ſage, weil ſie ſich ſterblich verliebt hat in Sie, und die Liebe „macht ja wohl einen ganz blind und toll, und verführt auch wohl „Prinzeſſinnen zu den ſeltſamſten, unüberlegteſten Streichen. — Eine „Zigeunerin hat Ihrer ſeligen Frau Mutter prophezeit, daß Sie ein„mal glücklich werden ſollten durch eine Heirath, gerade wann Sie „am wenigſten daran dächten. Das ſoll nun wahr werden!“ —

Und damit begann die Alte auf's Neue zu ſchildern, wie allerliebſt die Dame ausſähe.

Man kann denken, wie ſich Peregrinus beſtürmt fühlte. „Schweige,“ brach er endlich los, „ſchweige Sie doch nur, Frau Aline, von ſolchen Dingen.“

„Verliebt in mich ſollte die Dame ſeyn! — wie albern, wie abgeſchmackt!“

„Hm,“ ſprach die Alte, „wäre das nicht der Fall, ſo würde die „Dame nicht ſo gar jämmerlich geſeufzt, ſo würde ſie nicht ſo gar „kläglich gerufen haben: Nein, mein lieber Peregrinus, mein ſüßer „Freund, du wirſt, du kannſt nicht grauſam gegen mich ſeyn! — „Ich werde dich wiederſehen und alles Glück des Himmels genießen! — „Und unſern alten Herrn Swammer, den hat die fremde Dame ganz „umgekehrt. Habe ich ſonſt außer dem Kronenthaler zu Weihnachten „auch nur einen einzigen Kreuzer von ihm erhalten? Und dieſen „ſchönen blanken Carolin, den gab er mir heute Morgen mit ſolcher „freundlichen Miene, wie er ſie ſonſt gar nicht im Antlitz hat, als „Douceur im Voraus für die Dienſte die ich der Dame leiſten werde. „Da ſteckt was dahinter. Was gilts, Herr Swammer ſpielt am Ende „den Freiwerber bei Ihnen, Herr Tyß!“ — Wiederum ſprach die Alte von der Liebenswürdigkeit und Anmuth der Dame mit begeiſterten Worten, die in dem Munde eines abgelebten Weibes ſeltſam genug klangen, bis Peregrinus, ganz Feuer und Flamme, aufſprang und wie raſend ausrief: Mag es gehen wie es will — hinab, hinab, an's Schlüſſelloch! — Vergebens warnte Meiſter Floh, der in das Halstuch des verliebten Peregrinus geſprungen war und ſich dort in den Schlupfwinkel einer Falte verſteckt hatte. Peregrinus vernahm nicht ſeine Stimme und Meiſter Floh erfuhr, was er längſt hätte wiſſen ſollen, nämlich daß mit dem ſtörrigſten Menſchen etwas anzufangen iſt, nur nicht mit einem Verliebten.

Die Dame lag in der That noch eben ſo auf dem Sopha, wie die Alte es beſchrieben hatte, und Peregrinus fand, daß keine menſchliche Sprache hinreiche, den himmliſchen Zauber in Worten auszudrücken, der über der ganzen holden Geſtalt ausgebreitet lag. Ihr Anzug, wirklich Silberzindel, mit ſeltſamer bunter Stickerei, war ganz phantaſtiſch und konnte ſehr füglich für das Negligee der Prinzeſſin Gamaheh gelten, das ſie in Famaguſta vielleicht in dem Augenblick getragen, als der boshafte Egelprinz ſie todtküßte. Wenigſtens war der Anzug ſo reizend und dabei ſo über alle Maßen ſeltſam, daß die Idee dazu weder in dem Kopfe des genialſten Theater-Schneiders entſproſſen, noch in dem Geiſte der ſublimſten Putzhändlerin empfangen zu ſeyn ſchien. „Ja ſie iſt es, es iſt Prinzeſſin Gamaheh!“ So murmelte Peregrinus, indem er bebte vor ſüßer Wonne und dürſtendem Verlangen. Als nun aber die Holde aufſeufzte: „Peregrinus, mein Peregrinus!“ da erfaßte den Herrn Peregrinus der volle Wahnſinn der Leidenſchaft und nur eine unnennbare Angſt, die ihm alle Kraft des Entſchluſſes raubte, hielt ihn zurück, nicht die Thüre mit Gewalt einzuſtoßen und ſich dem Engelsbilde zu Füßen zu werfen.

Der geneigte Leſer weiß bereits, was es mit den zauberiſchen Reizen, mit der überirdiſchen Schönheit der kleinen Dörtje Elverdink für eine Bewandtniß hat. Der Herausgeber kann verſichern, daß, nachdem er ebenfalls durch das Schlüſſelloch geguckt und die Kleine in ihrem phantaſtiſchen Kleidchen von Silberzindel erblickt hatte, er weiter nichts ſagen konnte, als daß Dörtje Elverdink ein ganz liebenswürdiges, anmuthiges Püppchen ſey.

Da aber kein junger Menſch ſich zum erſtenmal in ein anderes Weſen verliebt hat, als in ein überirdiſches, in einen Engel dem nichts gleich kommt auf Erden, ſo ſey es dem Herrn Peregrinus auch erlaubt, Dörtje Elverdink für ein dergleichen zauberiſches überirdiſches Weſen zu halten. —

„Nehmt Euch zuſammen, denkt an Euer Verſprechen, werther Herr Peregrinus Tyß. — Niemals wolltet Ihr die verführeriſche Gamaheh wieder ſehen, und nun! — Ich könnte Euch das Mikroſkop in's Auge werfen, aber Ihr müßt ja auch ohne dasſelbe gewahren, daß die boshafte Kleine Euch längſt bemerkt hat, und daß alles was ſie beginnt, trügeriſche Kunſt iſt, Euch zu verlocken. Glaubt mir doch nur, ich meine es gut mit Euch!" — So liſpelte Meiſter Floh in der Falte des Halstuchs; ſo bange Zweifel aber auch in Peregrinus Innerm aufſtiegen, doch konnte er ſich nicht losreißen von dem bezaubernden Anblick der Kleinen, die den Vortheil, ſich unbemerkt glauben zu dürfen, gut zu benutzen und mit verführeriſchen Stellungen wechſelnd den armen Peregrinus ganz außer ſich ſelbſt zu ſetzen verſtand.

Herr Peregrinus Tyß ſtünde vielleicht noch an der Thüre des verhängnißvollen Gemachs, hätte es nicht ſtark geläutet und hätte die Alte ihm nicht zugerufen, daß der alte Herr Swammer zurückkehre. Peregrinus flog die Treppe hinauf, in ſein Zimmer. — Hier überließ er ſich ganz ſeinen Liebesgedanken, mit eben dieſen Gedanken kamen aber jene Zweifel zurück, die Meiſter Floh's Mahnungen in ihm erregt hatten. Es hatte ſich recht eigentlich ein Floh in ſein Ohr geſetzt und er gerieth in allerlei beunruhigende Betrachtungen.

„Muß ich," dachte er, „muß ich nicht wirklich daran glauben, daß das holde Weſen die Prinzeſſin Gamaheh, die Tochter eines mächtigen Königs iſt? Bleibt dies aber der Fall, ſo muß ich es für Thorheit, für Wahnſinn halten, nach dem Beſitz einer ſo erhabenen Perſon zu ſtreben. Dann aber hat ſie ja auch ſelbſt die Auslieferung eines Gefangenen verlangt, von dem ihr Leben abhänge und ſtimmt dies genau mit dem überein, was mir Meiſter Floh geſagt, ſo kann ich auch beinahe nicht daran zweifeln, daß alles was ich auf Liebe zu mir deuten dürfte, vielleicht nur ein Mittel iſt, mich ihrem Willen ganz zu unterwerfen. Und doch! — ſie verlaſſen — ſie verlieren, das iſt Hölle, das iſt Tod!" —

Herr Peregrinus Tyß wurde in dieſen ſchmerzlichen Betrachtungen durch ein leiſes beſcheidenes Klopfen an der Thüre geſtört.

Der hereintrat, war niemand anders, als der Miethsmann des

Herrn Peregrinus. — Der alte Herr Swammer, ſonſt ein zuſammengeſchrumpfter menſchenſcheuer mürriſcher Mann, ſchien plötzlich um zwanzig Jahre jünger geworden zu ſeyn. Die Stirne war glatt, das Auge belebt, der Mund freundlich; er trug ſtatt der häßlichen ſchwarzen Perücke natürliches weißes Haar und ſtatt des dunkelgrauen Überrocks einen ſchönen Zobelpelz, wie ihn Frau Aline beſchrieben.

Mit einer heitern, ja fröhlichen Miene, die ihm ſonſt ganz und gar nicht eigen, trat Herr Swammer dem Peregrinus entgegen. Er wünſche nicht, ſprach Herr Swammer, ſeinen lieben Herrn Wirth in irgend einem Geſchäft zu ſtören; ſeine Pflicht als Miether erfordere es aber, gleich am Morgen dem Hauswirth anzuzeigen, daß er in der Nacht genöthigt worden, ein hülfloſes Frauenzimmer bei ſich aufzunehmen, das ſich der Tyrannei eines böſen Oheims entziehen wolle und daher wohl einige Zeit in dem Hauſe zubringen werde, wozu es indeſſen der Erlaubniß des gütigen Wirths bedürfe, um die er hiemit anſuche.

Unwillkührlich fragte Peregrinus, wer denn das hülfloſe Frauenzimmer ſey, ohne daran zu denken, daß dies in der That die zweckmäßigſte Frage war, die er thun konnte, um die Spur des ſeltſamen Geheimniſſes zu verfolgen.

„Es iſt,“ erwiederte Herr Swammer, „es iſt recht und billig, daß der Hauswirth wiſſe, wen er in ſeinem Hauſe beherbergt. Erfahren Sie alſo, verehrter Herr Tyß! daß das Mädchen, das ſich zu mir geflüchtet, niemand anders iſt, als die hübſche Holländerin Dörtje Elverdink, Nichte des berühmten Leuwenhöck, der, wie Sie wiſſen, hier die wunderbaren mikroſkopiſchen Kunſtſtücke zeigt. Leuwenhöck iſt ſonſt mein Intimus, aber ich muß bekennen, daß er ein harter Mann iſt und die arme Dörtje, die noch dazu mein Pathchen, mißhandelt auf arge Weiſe. Ein ſtürmiſcher Auftritt, der ſich geſtern Abend ereignete, zwang das Mädchen zur Flucht, und daß ſie bei mir Troſt und Hülfe ſuchte, ſcheint natürlich.“

„Dörtje Elverdink,“ ſprach Peregrinus halb träumend, „Leuwenhöck? — vielleicht ein Abkömmling des Naturforſchers Anton von Leuwenhöck, der die berühmten Mikroſkope verfertigte?“

„Daß unſer Leuwenhöck,“ erwiederte Herr Swammer lächelnd, „ein Abkömmling jenes berühmten Mannes ſey, kann man in eigentlich nicht ſagen, da er der berühmte Mann ſelbſt und es nur eine Fabel iſt, daß er vor beinahe hundert Jahren in Delft begraben worden. Glauben Sie das, beſter Herr Tyß, ſonſt könnten Sie wohl noch gar daran zweifeln, daß ich, unerachtet ich mich der Kürze halber und um nicht über Gegenſtände meiner Wiſſenſchaft jedem neugierigen Thoren Rede ſtehen zu müſſen, jetzt Swammer nenne, der berühmte Swammerdamm bin. Alle Leute behaupten, ich ſey im Jahre 1680 geſtorben, aber Sie bemerken, würdiger Herr Tyß, daß ich lebendig und geſund vor Ihnen ſtehe, und daß ich wirklich ich bin, kann ich jedem, auch dem Einfältigſten aus meiner Biblia naturae demonſtriren. Sie glauben mir doch, werther Herr Tyß?"

„Mir iſt," ſprach Peregrinus mit einem Ton, der von ſeiner innern Verwirrung zeugte, „mir iſt ſeit ganz kurzer Zeit ſo viel Wunderbares geſchehen, daß ich, wäre nicht alles deutliche Sinneswahrnehmung, ewig daran zweifeln würde. Aber nun glaube ich an Alles, ſey es auch noch ſo toll und ungereimt! — Es kann ſeyn, daß Sie der verſtorbene Herr Johann Swammerdamm ſind, und daher als Revenant mehr wiſſen als andere gewöhnliche Menſchen; was aber die Flucht der Dörtje Elverdink oder der Prinzeſſin Gamaheh, oder wie die Dame ſonſt heißen mag, betrifft, ſo ſind Sie im gewaltigen Irrthum. — Erfahren Sie, wie es damit herging."

Peregrinus erzählte nun ganz ruhig das Abentheuer, das er mit der Dame beſtanden, von ihrem Eintritt in Lämmerhirts Stube an, bis zu ihrer Aufnahme in Swammers Zimmer.

„Mir ſcheint," ſprach Herr Swammer, als Peregrinus geendigt, „mir ſcheint, als wenn das Alles was Sie mir zu erzählen beliebt haben, nichts ſey als ein merkwürdiger, jedoch ganz angenehmer Traum. Ich will das aber dahin geſtellt ſeyn laſſen und Sie um Ihre Freundſchaft bitten, deren ich vielleicht gar ſehr bedürfen werde. Vergeſſen Sie mein mürriſches Betragen und laſſen Sie uns einander näher treten. Ihr Vater war ein einſichtsvoller Mann und mein herzlichſter Freund, aber was Wiſſenſchaft, tiefen Verſtand, reife Urtheilskraft, geübten richtigen Lebensblick betrifft, ſo thut es der Sohn dem Vater zuvor. Sie glauben gar nicht, wie ich Sie hochſchätze, mein beſter würdigſter Herr Tyß." —

„Jetzt iſt es Zeit," liſpelte Meiſter Floh, und in dem Augenblick fühlte Peregrinus in der Pupille des linken Auges einen geringen ſchnell vorübergehenden Schmerz. Er wußte, daß Meiſter Floh ihm das mikroſkopiſche Glas in's Auge geſetzt, doch fürwahr, dieſe Wirkung des Glaſes hatte er nicht ahnen können. Hinter der Hornhaut von Swammers Augen gewahrte er ſeltſame Nerven und Aeſte, deren wunderlich verkreuzten Gang er bis tief in's Gehirn zu verfolgen und zu erkennen vermochte, daß es Swammers Gedanken waren. Die lauteten aber ungefähr: Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich hier ſo wohlfeilen Kaufs davon kommen, daß ich nicht beſſer ausgefragt werden würde. War aber der Herr Papa ein beſchränkter Menſch, auf den ich niemals etwas gab, ſo iſt der Sohn noch verwirrteren Sinnes, dem ein großer Beſitz kindiſcher Albernheit zugegeben. Erzählt mir der Einfaltspinſel die ganze Begebenheit mit der Prinzeſſin und ſetzt nicht voraus, daß ſie mir ſchon ſelbſt Alles erzählt hat, da mein Beginnen mit ihr ein früheres vertrauliches Verhältniß nothwendig vorausſetzt. — Aber was hilft's, ich muß ſchön mit ihm thun, weil ich ſeiner Hülfe bedarf. Er iſt unbefangen genug mir Alles zu glauben, ja wohl in einfältiger Gutmüthigkeit meinem Intereſſe manches Opfer zu bringen, wofür er keinen andern Dank ernten wird, als daß ich ihn, wenn Alles gut abgelaufen und Gamaheh wieder mein iſt, hinterm Rücken derb auslache. —

„War es," ſprach Herr Swammer, indem er dicht herantrat an Herrn Peregrinus, „war es mir doch, als ſäße ein Floh auf Ihrer Halsbinde, werther Herr Tyß!" — Die Gedanken lauteten: Alle Wetter, das war doch wirklich Meiſter Floh! — das wäre ja ein verfluchter Querſtrich, wenn Gamaheh ſich nicht geirrt hätte.

Schnell trat Peregrinus zurück, indem er verſicherte, daß er den Flöhen gar nicht gram ſey.

„So," ſprach Herr Swammer, ſich tief verbeugend, weiter, „ſo empfehle ich mich dann für's Erſte ganz ergebenſt, mein lieber wertheſter Herr Tyß."

Die Gedanken lauteten: Ich wollte daß dich der ſchwarzgefiederte Satan verſchlänge, du verdammter Kerl! —

Meiſter Floh nahm dem ganz in Erſtaunen verſunkenen Peregrinus das mikroſkopiſche Glas aus der Pupille und ſprach dann: „Ihr habt „nun, lieber Herr Peregrinus, die wunderbare Wirkung des In-

„ſtruments, das wohl in der ganzen Welt ſeines Gleichen nicht findet,
„erkannt, und werdet einſehen, welche Uebermacht es Euch über die
„Menſchen giebt, wenn Euch ihre innerſten Gedanken offen vor Augen
„liegen. Trüget Ihr aber beſtändig dieß Glas im Auge, ſo würde
„Euch die ſtete Erkenntniß der Gedanken zuletzt zu Boden drücken,
„denn nur zu oft wiederholte ſich die bittre Kränkung, die Ihr ſo
„eben erfahren habt. Stets werde ich, wenn Ihr Euer Haus verlaſſet,
„bei Euch ſeyn, entweder in der Halsbinde, im Jabot, oder
„ſonſt an einem ſchicklichen bequemen Orte ſitzen. Wollt Ihr nun
„die Gedanken deſſen wiſſen, der mit Euch ſpricht, ſo dürft Ihr nur
„mit dem Daumen ſchnippen und augenblicklich habt Ihr das Glas
„im Auge."

Herr Peregrinus Tyß, den unüberſehbaren Nutzen dieſer Gabe begreifend, wollte ſich eben in die heißeſten Dankſagungen ergieſſen, als zwei Abgeordnete des hohen Raths eintraten und ihm ankündigten, daß er eines ſchweren Vergehens angeklagt ſey, und daß dieſe Anklage vorläufige Haft und Beſchlagnahme ſeiner Papiere zur Folge haben müſſe.

Herr Peregrinus ſchwur hoch und theuer, daß er ſich auch nicht des geringſten Verbrechens bewußt ſey. Einer der Abgeordneten meinte aber lächelnd, daß vielleicht in wenigen Stunden ſeine völlige Unſchuld aufgeklärt ſeyn werde, bis dahin müſſe er ſich aber den Befehlen der Obrigkeit fügen.

Was blieb dem Herrn Peregrinus Tyß übrig, als in den Wagen zu ſteigen und ſich nach dem Gefängniß transportiren zu laſſen.

Man kann denken, mit welchen Empfindungen er an Herrn Swammers Zimmer vorüberging.

Meiſter Floh ſaß in der Halsbinde des Gefangenen.

Viertes Abentheuer.

Unerwartetes Zuſammentreffen zweier Freunde. Liebesverzweiflung der Diſtel Zeherit. Optiſcher Zweikampf zweier Magier. Somnambuler Zuſtand der Prinzeſſin Gamaheh. Die Gedanken des Traums Wie Dörtje Elverdink beinahe die Wahrheit ſpricht und die Diſtel Zeherit mit der Prinzeſſin Gamaheh von dannen rennt.

Sehr bald war der Fehlgriff des Wächters ausgemittelt, der den Herrn Pepuſch als einen nächtlichen Dieb, welcher einzubrechen verſucht, zur Haft gebracht hatte. Man wollte indeſſen einige Unrichtigkeiten in ſeinen Päſſen bemerkt haben, und dieß war die Urſache, warum man ihn erſuchte, irgend einen angeſeſſenen Bürger in Frankfurt als Gewährsmann aufzuſtellen, bis dahin ſich aber den Aufenthalt auf dem Bürgermeiſter-Amt gefallen zu laſſen.

Da ſaß nun Herr George Pepuſch in einem ganz artigen Zimmer und ſann hin und her, wen er wohl in Frankfurt als ſeinen Gewährsmann aufſtellen könne. So lange war er abweſend geweſen, daß er befürchten mußte, ſelbſt von denen vergeſſen worden zu ſeyn, die ihn vormals recht gut gekannt hatten, und an ſonſtigen Adreſſen fehlte es ihm gänzlich.

Ganz mißmuthig ſah er zum Fenſter hinaus und begann laut ſein Schickſal zu verwünſchen. Da wurde dicht neben ihm ein anderes Fenſter geöffnet und eine Stimme rief: „Wie? ſehe ich recht? Biſt du es, George?“ — Herr Pepuſch war nicht wenig erſtaunt, als er den Freund erblickte, mit dem er während ſeines Aufenthaltes in Madras den vertrauteſten Umgang gepflogen.

„Wetter,“ ſprach Herr Pepuſch, „Wetter, wie man ſo vergeßlich, „ja ſo ganz vor den Kopf geſchlagen ſeyn kann! Ich wußt' es ja, „daß du glücklich in den heimathlichen Stapel eingelaufen biſt. „Wunderdinge habe ich in Hamburg von deiner ſeltſamen Lebensweiſe gehört, und nun ich hier angekommen, denke ich nicht daran, „dich aufzuſuchen. Doch wer ſolche Dinge im Kopfe hat, wie ich — „Nun, es iſt gut, daß der Zufall mir dich zugeführt. Du ſiehſt, ich „bin verhaftet, du kannſt mich aber augenblicklich in Freiheit ſetzen, „wenn du Gewähr leiſteſt, daß ich wirklich der George Pepuſch bin,

„den du ſeit langen Jahren kenneſt, und kein Spitzbube, kein Räuber!" „Ich bin," rief Herr Peregrinus Tyß, „in der That jetzt ein herrlicher tadelsfreier Gewährsmann, da ich ſelbſt verhaftet bin."

Peregrinus hatte dem Freunde ausführlich erzählt, wie er bei ſeiner Rückkehr nach Frankfurt ſich verwaiſt gefunden und ſeitdem in völliger Abgeſchiedenheit nur in der Erinnerung an die früheren Tage mitten in der geräuſchvollen Stadt ein einſames freudenleeres Leben führe.

„O ja," erwiederte Pepuſch mürriſch, „ich habe davon gehört, mir ſind die Narrenspoſſen erzählt worden, die du treibſt, um das Leben zu verbringen in kindiſcher Träumerei. Du willſt ein Held der Gemüthlichkeit, der Kindlichkeit ſeyn, nur darum verhöhnſt du die gerechten Anſprüche, die das Leben, die menſchliche Geſellſchaft an dich macht. Du giebſt eingebildete Familienſchmäuſe und ſpendeſt die köſtlichen Speiſen, die theuern Weine, die du für Todte auftiſchen ließeſt, den Armen. Du beſcheerſt dir ſelbſt den heiligen Chriſtum und thuſt, als ſeyſt du noch ein Kind, dann ſchenkſt du aber die Gaben, welche von der Art ſind, wie ſie wohl verwöhnten Kindern in reicher Eltern Hauſe geſpendet zu werden pflegen, armen Kindern. Aber du bedenkſt nicht, daß es den Armen eine ſchlechte Wohlthat iſt, wenn du einmal ihren Gaumen kitzelſt, und ſie nachher ihr Elend doppelt fühlen, wenn ſie aus nagendem Hunger kaum genießbare Speiſe, die mancher leckere Schooßhund verwirft, kauen müſſen — ha, wie mich dieſe Armenabfütterungen anekeln, wenn ich bedenke, daß das, was an einem Tage verſpendet wird, hinreichen würde, ſie Monate hindurch zu ernähren auf mäßige Weiſe! — Du überhäufſt die Kinder armer Leute mit glänzenden Spielſachen und bedenkſt nicht, daß ein hölzerner buntgemalter Säbel, ein Lumpenpüppchen, ein Kukuk, ein geringes Naſchwerk von Vater und Mutter einbeſcheert, ſie eben ſo, ja vielleicht noch mehr erfreut. Aber ſie freſſen ſich überdem an deinem verdammten Marzipan matt und krank und mit der Kenntniß glänzender Gaben, die ihnen in der Folge verſagt bleiben, iſt der Keim der Unzufriedenheit, des Mißmuths in ihre Seele gepflanzt. Du biſt reich, du biſt lebenskräftig, und doch entziehſt du dich jeder Mittheilung und vereitelſt ſo jedes freundliche Annähern dir wohlwollender Gemüther. Ich will es glauben, daß der Tod deiner Eltern dich erſchüttert hat,

„aber wenn jeder, der einen empfindlichen Verluſt erlitten hat, in ſein Schneckenhaus kriechen ſollte, ſo würde, beim Teufel, die Welt einem Leichenhauſe gleichen und ich wollte nicht darin leben. Aber, Patron! weißt du wohl, daß dich die ſtörrigſte Selbſtſucht regiert, die ſich hinter einer albernen Menſchenſcheu verſteckt? — Geh, geh, Peregrinus, ich kann dich nicht mehr achten, nicht mehr dein Freund ſeyn, wenn du dein Leben nicht änderſt, die fatale Wirthſchaft in deinem Hauſe nicht aufgiebſt."

Peregrinus ſchnippte mit dem Daumen und ſogleich warf ihm Meiſter Floh das mikroſkopiſche Glas in's Auge.

Die Gedanken des zürnenden Pepuſch lauteten: Iſt es nicht ein Jammer, daß ein ſolcher gemüthlicher verſtändiger Menſch auf ſolche bedrohliche Abwege gerathen konnte, die ihn zuletzt zu völliger Abgeſpanntheit aller beſſeren Kräfte bringen können? Aber es iſt gewiß, daß ſein weiches, zum Trübſinn geneigtes Gemüth den Stoß nicht ertragen konnte, den ihm der Tod der Eltern verſetzte und daß er Troſt in einem Treiben ſuchte, das an Wahnſinn grenzt. Er iſt verloren, wenn ich ihn nicht rette. Ich will ihm deſto härter zuſetzen, mit deſto grelleren Farben ihm das Bild ſeiner Thorheit aufſtellen, je mehr ich ihn hochſchätze, ſein wahrer Freund bin und bleibe.

Peregrinus erkannte an dieſen Gedanken, daß er in dem mürriſchen Pepuſch ſeinen alten wahrhaften Freund unverändert wiedergefunden.

„George," ſprach Herr Peregrinus, nachdem ihm Meiſter Floh wieder das mikroſkopiſche Glas aus der Pupille genommen, „George, ich mag mit dir gar nicht darüber rechten, was du über das Tadelnswerthe meiner Lebensweiſe ſagſt, denn ich weiß, daß du es ſehr gut mit mir meinſt; doch muß ich dir ſagen, daß es meine Bruſt doch erhebt, wenn ich den Armen einen Freudentag bereiten kann, und iſt dies, unerachtet ich dabei an Niemanden weniger denke, als an mich ſelbſt, gehäſſige Selbſtſucht, ſo fehle ich wenigſtens unbewußt. Das ſind die Blumen in meinem Leben, das mir ſonſt vorkommt, wie ein trauriges unwirthbares Feld voll Diſteln."

„Was," fuhr George Pepuſch heftig auf, „was ſprichſt du von Diſteln? warum verachteſt du Diſteln und ſetzeſt ſie den Blumen entgegen? Biſt du ſo wenig erfahren in der Naturkunde, um nicht zu wiſſen, daß die wunderherrlichſte Blume, die es nur

„geben mag, nichts anderes iſt, als die Blüthe einer Diſtel? Ich „meine den Cactus grandiflorus. Und iſt die Diſtel Zeherit nicht „eben wieder der ſchönſte Cactus unter der Sonne? Peregrinus, ich „habe dir es ſo lange verſchwiegen, oder vielmehr verſchweigen müſſen, „weil ich ſelbſt die klare Erkenntniß davon nicht hatte, aber jetzt er„fahre es, daß ich ſelbſt die Diſtel Zeherit bin, und meine Anſprüche „auf die Hand der Tochter des würdigen Königs Sekakis, der holden, „himmliſchen Prinzeſſin Gamaheh durchaus nicht aufgeben will und „werde. — Ich habe ſie gefunden, aber in demſelben Augenblick er„faßten mich dämoniſche Wächter und Bürgerwachen und ſchleppten „mich in's Gefängniß.“

„Wie,“ rief Peregrinus halb erſtarrt vor Erſtaunen, auch du, „George biſt verflochten in die ſeltſamſte aller Geſchichten?“

„Was für eine Geſchichte?“ fragte Pepuſch.

Peregrinus nahm gar keinen Anſtand, auch ſeinem Freunde, wie Herrn Swammer, Alles zu erzählen, was ſich bei dem Buchbinder Lämmerhirt und darauf in ſeinem Hauſe begeben. Er verſchwieg auch nicht die Erſcheinung des Meiſters Floh, wiewohl, man mag es wohl denken, den Beſitz des geheimnißvollen Glaſes.

George's Augen brannten, er biß ſich in die Lippen, er ſchlug ſich vor die Stirn, er rief, als Peregrinus geendet, in voller Wuth: „Die Verruchte! die Treuloſe! die Verrätherin!“ — Um in der Selbſtqual verzweifelnder Liebe jeden Tropfen aus dem Giftbecher, den ihm Peregrinus ohne es zu ahnen gereicht, gierig auszukoſten, ließ er ſich jeden kleinen Zug von Dörtjens Beginnen wiederholen. Dazwiſchen murmelte er: „In den Armen — an der Bruſt — glühende Küſſe.“ — Dann ſprang er vom Fenſter zurück, lief in der Stube umher und geberdete ſich, wie ein Raſender.

Vergebens rief Peregrinus ihm zu, er möge ihn doch nur weiter hören, er habe ihm noch viel Tröſtliches zu ſagen; Pepuſch ließ nicht nach mit Toben.

Das Zimmer wurde aufgeſchloſſen und ein Abgeordneter des Raths kündigte dem Herrn Peregrinus Tyß an, daß kein geſetzlicher Grund zu ſeiner längeren Haft gefunden worden und er zurückkehren könne in ſeine Wohnung.

Den erſten Gebrauch den Peregrinus von ſeiner wieder erlangten Freiheit machte, war, daß er ſich als Gewährsmann für den verhafteten George Pepuſch ſtellte, dem er bezeugte, daß er wirklich der George Pepuſch ſey, mit dem er in innigſter Freundſchaft verbunden zu Madras gelebt, und der ihm als ein vermögender ganz unbeſcholtener Mann bekannt ſey.

Meiſter Floh ergoß ſich in ſehr philoſophiſchen lehrreichen Betrachtungen, die darauf hinausliefen, daß die Diſtel Zeherit, trotz der rauhen ſtörrigen Außenſeite, ſehr human und verſtändig ſey, jedoch ſich ſtets ein wenig zu anmaßend zeige. Im Grunde genommen, habe die Diſtel mit vollem Rechte die Lebensweiſe des Herrn Peregrinus getadelt, ſey auch dies in etwas zu harten Ausdrücken geſchehen. Er ſeinerſeits wolle wirklich dem Herrn Peregrinus rathen, ſich von nun an in die Welt zu begeben.

„Glaubt mir,“ ſo ſprach Meiſter Floh, „glaubt mir, Herr Peregrinus, es wird Euch gar manchen Nutzen bringen, wenn Ihr Eure Einſamkeit verlaßt. Für's Erſte dürft Ihr nicht mehr fürchten, ſcheu und verlegen zu erſcheinen, da Ihr, das geheimnißvolle Glas im Auge, die Gedanken der Menſchen beherrſchet, es daher ganz unmöglich iſt, daß Ihr nicht überall den richtigen Takt behaupten ſolltet. Wie feſt, wie ruhig könnt Ihr vor den höchſten Häuptern auftreten, da ihr Innerſtes klar vor Euren Augen liegt. Bewegt Ihr Euch frei in der Welt, ſo wird Euer Blut leichter fließen, jedes trübſinnige Brüten aufhören und, was das Beſte iſt, bunte Ideen und Gedanken werden aufgehen in Euerm Gehirn, das Bild der ſchönen Gamaheh wird von ſeinem Glanz verlieren und bald ſeyd Ihr dann beſſer im Stande, mir Wort zu halten.“

Herr Peregrinus fühlte, daß beide, George Pepuſch und Meiſter Floh es ſehr gut mit ihm meinten und er nahm ſich vor, ihren weiſen Rath zu befolgen. Doch ſo wie er die ſüße Stimme der holden Geliebten vernahm, welche öfters ſang und ſpielte, ſo glaubte er nicht, wie es möglich ſeyn werde, das Haus zu verlaſſen, das ihm zum Paradieſe geworden.

Endlich gewann er es doch über ſich, einen öffentlichen Spaziergang zu beſuchen. Meiſter Floh hatte ihm das Glas in's Auge geſetzt und Platz genommen im Jabot, wo er ſich ſanft hin und her zu ſchaukeln wußte.

„Habe ich endlich das ſeltene Vergnügen, meinen guten lieben „Herrn Tyß wieder zu ſehen? Sie machen ſich rar, beſter Freund,

„und Alles ſchmachtet doch nach Ihnen. Laſſen Sie uns irgendwo „eintreten, eine Flaſche Wein leeren auf Ihr Wohl, mein Herzens„freund. — Wie ich mich freue, Sie zu ſehen!“ So rief ihm ein junger Mann entgegen, den er kaum zwei, dreimal geſehen. Die Gedanken lauteten: Kömmt der alberne Miſanthrop auch einmal zum Vorſchein? — Aber ich muß ihm ſchmeicheln, weil ich nächſtens Geld von ihm borgen will. Er wird doch nicht des Teufels ſeyn, und meine Einladung annehmen? Ich habe keinen Groſchen Geld und kein Wirth borgt mir mehr.

Zwei ſehr zierlich gekleidete junge Mädchen traten dem Peregrinus geradezu in den Weg. Es waren Schweſtern, weitläuftig mit ihm verwandt.

Ei, rief die Eine lachend, ei, Vetterchen, trifft man Sie einmal? Es iſt gar nicht hübſch von Ihnen, daß Sie ſich ſo einſperren, daß Sie ſich nicht ſehen laſſen. Sie glauben nicht, wie Mütterchen Ihnen gut iſt, weil Sie ſolch ein verſtändiger Menſch ſind. Verſprechen Sie mir, bald zu kommen. Da! Küſſen Sie mir die Hand. — Die Gedanken lauteten: Wie, was iſt das? Was iſt mit dem Vetter vorgegangen? Ich wollte ihn recht in Furcht und Angſt ſetzen. Sonſt lief er vor mir, vor jedem Frauenzimmer, und jetzt bleibt er ſtehen und guckt mir ſo ganz ſonderbar in's Auge und küßt mir die Hand ohne alle Scheu! Sollte er in mich verliebt ſeyn? Das fehlte noch! Die Mutter ſagt, er ſey etwas dämiſch. Was thut's, ich nehme ihn; ein dämiſcher Mann iſt, wenn er reich iſt, wie der Vetter, eben der beſte. Die Schweſter hatte mit niedergeſchlagenen Augen und hochrothen Wangen blos geliſpelt: Beſuchen Sie uns recht bald, lieber Vetter! — Die Gedanken lauteten: Der Vetter iſt ein recht hübſcher Menſch und ich begreife nicht, warum ihn die Mutter albern und abgeſchmackt nennt und ihn nicht leiden mag. Wenn er in unſer Haus kommt, verliebt er ſich in mich, denn ich bin das ſchönſte Mädchen in ganz Frankfurt. Ich nehme ihn, weil ich einen reichen Menſchen heirathen will, damit ich bis elf Uhr ſchlafen und theurere Shawls tragen darf, als die Frau von Carsner. — Ein vorüberfahrender Arzt ließ, als er den Peregrinus erblickte, den Wagen halten und ſchrie zum Schlage heraus: Guten Morgen, beſter Tyß! Sie ſehen aus, wie das Leben! der Himmel erhalte Sie bei guter Geſundheit! Aber wenn Ihnen was zuſtoßen ſollte, ſo denken Sie an mich, an den alten Freund Ihres ſeligen Herrn Vaters. — Solchen kräftigen Naturen helfe ich auf die Beine in weniger Zeit! Adieu! Die Gedanken lauteten: Ich glaube, der Menſch iſt aus purem Geiz beſtändig geſund? Aber er ſieht mir ſo blaß, ſo verſtört aus, er ſcheint endlich was am Halſe zu haben. Nun! kommt er mir unter die Hände, ſo ſoll er nicht wieder ſo bald vom Lager aufſtehen, er ſoll tüchtig büßen für ſeine hartnäckige Geſundheit.

Seyn Sie ſchönſtens gegrüßt, Wohledler! rief ihm gleich darauf ein alter Kaufmann entgegen; ſehen Sie, wie ich laufe und renne, wie ich mich plagen muß der Geſchäfte halber. Wie weiſe iſt es, daß Sie ſich den Geſchäften entzogen; unerachtet es bei Ihren Einſichten Ihnen gar nicht fehlen könnte, den Reichthum Ihres Herrn Vaters zu verdoppeln.

Die Gedanken lauteten: Wenn der Menſch nur Geſchäfte machen wollte, der verwirrte Einfaltspinſel würde in kurzer Zeit ſeinen ganzen Reichthum verſpeculiren und das wäre dann ein Gaudium. Der alte Herr Papa, der ſeine Freude daran hatte, andere ehrliche Leute, die ſich durch ein klein Bankerottchen aufhelfen wollten, ſchonungslos zu ruiniren, würde ſich im Grabe umdrehen. —

Noch viel mehr ſolche ſchneidende Widerſprüche zwiſchen Worten und Gedanken liefen dem Peregrinus in den Weg. Stets richtete er ſeine Antworten mehr nach dem ein, was die Leute gedacht, als nach dem, was ſie geſprochen, und ſo konnt' es nicht fehlen, daß, da Peregrinus in der Leute Gedanken eingedrungen, ſie ſelbſt gar nicht wußten, was ſie von dem Peregrinus denken ſollten. Zuletzt fühlte ſich Herr Peregrinus ermüdet und betäubt. Er ſchnippte mit dem Daumen und ſogleich verſchwand das Glas aus der Pupille des linken Auges.

Als Peregrinus in ſein Haus trat, wurde er durch ein ſeltſames Schauſpiel überraſcht. Ein Mann ſtand in der Mitte des Flurs und ſah durch ein ſeltſam geformtes Glas unverwandten Blickes nach Herrn Swammers Stubenthür. Auf dieſer Thüre ſpielten aber ſonnenhelle Kreiſe in Regenbogenfarben, fuhren zuſammen in einen feurigglühenden Punkt, der durch die Thüre zu dringen ſchien. So wie dies geſchehen, vernahm man ein dumpfes Aechzen, von Schmerzenslauten unterbrochen, das aus dem Zimmer zu kommen ſchien.

Zu ſeinem Entſetzen glaubte Herr Peregrinus Gamahehs Stimme zu erkennen.

„Was wollen Sie? Was treiben Sie hier?“ So fuhr Peregrinus auf den Mann los, der wirklich Teufelskünſte zu treiben ſchien, indem ſtets raſcher, ſtets feuriger die Regenbogenkreiſe ſpielten, ſtets glühender der Punkt hineinfuhr, ſtets ſchmerzlicher die Jammerlaute aus dem Zimmer ertönten.

Ach! ſprach der Mann, indem er ſeine Gläſer zuſammenſchob und ſchnell einſteckte, ach ſieh da, der Herr Wirth! Verzeihen Sie, beſter Herr Tyß, daß ich hier ohne Ihre gütige Erlaubniß operire. Aber ich war bei Ihnen, um mir dieſe Erlaubniß zu erbitten. Da ſagte mir aber die gute freundliche Aline, daß Sie ausgegangen wären, und die Sache hier unten litt keinen Aufſchub.

„Welche Sache?“ fragte Peregrinus ziemlich barſch, „welche Sache hier unten iſt's, die keinen Aufſchub leidet?“

„Sollten Sie,“ fuhr der Mann mit widrigem Lächeln fort, „ſollten Sie, wertheſter Herr Tyß, denn nicht wiſſen, daß mir meine „ungerathene Nichte Dörtje Elverdink entlaufen iſt? Sie ſind ja, „wiewohl mit großem Unrecht, als ihr Entführer verhaftet worden, „weshalb ich denn auch, ſollte es darauf ankommen, mit vielem Vergnügen Ihre völlige Unſchuld bezeugen werde. Nicht zu Ihnen, „nein zu dem Herrn Swammerdamm, der ſonſt mein Freund war, „ſich aber jetzt in meinen Feind verkehrt hat, iſt die treuloſe Dörtje „geflüchtet. Sie ſitzt hier im Zimmer, ich weiß es, und zwar allein, „da Herr Swammerdamm ausgegangen. Eindringen kann ich nicht, „da die Thür feſt verſchloſſen und verriegelt iſt, ich aber viel zu gutmüthig bin, um Gewalt anzuwenden. Deshalb nehme ich mir aber die „Freiheit, die Kleine mit meinem optiſchen Marter-Inſtrument etwas „zu quälen, damit ſie erkenne, daß ich, trotz ihres eingebildeten Prinzeſſinthums, ihr Herr und Meiſter bin!“

„Der Teufel,“ ſchrie Peregrinus im höchſten Grimme, „der Teufel „ſind Sie, Herr! aber nicht Herr und Meiſter der holden himmliſchen „Gamaheh. Fort aus dem Hauſe, treiben Sie Ihre Satanskünſte, „wo Sie wollen, aber hier ſcheitern Sie damit, dafür werde ich „ſorgen!“ —

„Ereifern,“ ſprach Leuwenhöck, „ereifern Sie ſich nur nicht, „beſter Herr Tyß, ich bin ein unſchuldiger Mann, der nichts will,

„als alles Gute. Sie wiſſen nicht, weſſen Sie ſich annehmen. Es iſt ein kleiner Unhold, ein kleiner Baſilisk, der dort im Zimmer ſitzt, in der Geſtalt des holdeſten Weibleins. Möchte ſie, wenn ihr der Aufenthalt bei meiner Wenigkeit durchaus mißfiel, doch geflohen ſeyn, aber durfte die treuloſe Verrätherin mir mein ſchönſtes Kleinod, den beſten Freund meiner Seele, ohne den ich nicht leben, nicht beſtehen kann, rauben? Durfte ſie mir den Meiſter Floh entführen? — Sie werden, Verehrteſter, nicht verſtehen, was ich meine, aber“ —

Hier konnte Meiſter Floh, der von dem Jabot des Herrn Peregrinus hinaufgeſprungen war und den ſicherern und bequemern Platz in der Halsbinde eingenommen hatte, ſich nicht enthalten, ein feines höhniſches Gelächter aufzuſchlagen.

„Ha,“ rief Leuwenhöck, wie vom jähen Schreck getroffen, „ha! was war das! — ſollte es möglich ſeyn? — ja hier an dieſem Orte! — erlauben Sie doch, verehrteſter Herr Peregrinus!“

Damit ſtreckte Leuwenhöck den Arm aus, trat dicht heran an Herrn Peregrinus und wollte nach ſeiner Halsbinde greifen.

Peregrinus wich ihm aber geſchickt aus, faßte ihn mit ſtarker Fauſt und ſchleppte ihn nach der Hausthüre, um ihn ohne Weiteres hinauszuwerfen. Eben als Peregrinus ſich mit Leuwenhöck, der ſich in ohnmächtigen Proteſtationen erſchöpfte, dicht an der Thüre befand, wurde dieſe von außen geöffnet und hinein ſtürmte George Pepuſch, hinter ihm aber Herr Swammerdamm.

So wie Leuwenhöck ſeinen Feind Swammerdamm erblickte, riß er ſich los mit der höchſten Anſtrengung ſeiner letzten Kräfte, ſprang zurück und ſtemmte ſich mit dem Rücken gegen die Thüre des verhängnißvollen Zimmers, wo die Schöne gefangen ſaß.

Swammerdamm zog, dieß gewahrend, ein kleines Fernglas aus der Taſche, ſchob es lang aus, und ging dem Feinde zu Leibe, indem er laut rief: Zieh, Verdammter, wenn du Courage haſt!

Schnell hatte Leuwenhöck ein ähnliches Inſtrument in der Hand, ſchob es ebenfalls auseinander, und ſchrie: Nur heran, ich ſtehe dir, bald ſollſt du meine Macht fühlen! — Beide ſetzten nun die Ferngläſer an's Auge und fielen grimmig gegen einander aus, mit ſcharfen mörderiſchen Streichen, indem ſie ihre Waffen durch Aus- und Einſchieben bald verlängerten, bald verkürzten. Da gab es Finten, Paraden, Bolten, kurz alle nur mögliche Fechterkünſte, und immer mehr ſchienen ſich die Gemüther zu erhitzen. Wurde Einer getroffen, ſo ſchrie er laut auf, ſprang in die Höhe, machte die wunderlichſten Kapriolen, die ſchönſten Entrechats, Pirouetten, wie der beſte Solotänzer von der Pariſer Bühne, bis der Andere ihn mit dem verkürzten Fernglaſe feſt fixirte. Geſchah dieſem nun Gleiches, ſo machte er es eben ſo. So wechſelten ſie mit den ausgelaſſenſten Sprüngen, mit den tollſten Geberden, mit dem wüthendſten Geſchrei; der Schweiß tropfte ihnen von der Stirn herab, die blaurothen Augen traten ihnen zum Kopfe heraus, und da man nur ihr wechſelſeitiges Anblicken durch die Ferngläſer, ſonſt aber keine Urſache ihres Veitstanzes gewahrte, ſo mußte man ſie für Raſende halten, die dem Irrenhauſe entſprungen. — Die Sache war übrigens ganz artig anzuſehen. —

Herrn Swammerdamm gelang es endlich, den böſen Leuwenhöck aus ſeiner Stellung an der Thüre, die er mit hartnäckiger Tapferkeit behauptet, zu vertreiben und den Kampf in den Hintergrund des Flurs zu ſpielen.

George Pepuſch nahm den Augenblick wahr, drückte die frei gewordene Thüre, die weder verſchloſſen noch verriegelt war, auf und ſchlüpfte in's Zimmer hinein. Sogleich ſtürzte er aber auch wieder heraus, ſchrie: Sie iſt fort — fort! und eilte mit Blitzesſchnelle aus dem Hauſe von dannen. — Beide, Leuwenhöck und Swammerdamm, hatten ſich ſchwer getroffen, denn beide hüpften, tanzten auf ganz tolle Weiſe und machten dazu mit Heulen und Schreien eine Muſik, die dem Wehgeſchrei der Verdammten in der Hölle zu gleichen ſchien.

Peregrinus wußte in der That nicht recht, was er beginnen ſollte, die Wüthenden auseinander zu bringen und ſo einen Auftritt zn endigen, der eben ſo lächerlich als entſetzlich war. Endlich gewahrten beide, daß die Thüre des Zimmers weit offen ſtand, vergaßen Kampf und Schmerz, ſteckten die verderblichen Waffen ein und ſtürzten ſich in's Zimmer.

Schwer fiel es nun erſt dem Herrn Peregrinus Tyß auf's Herz, daß die Schönſte aus dem Hauſe entflohen, er verwünſchte den abſcheulichen Leuwenhöck in die Hölle. Da ließ ſich auf der Treppe Alinens Stimme vernehmen. Sie lachte laut und rief wiederum dazwiſchen: Was man nicht alles erlebt! Wunderſam — unglaublich — wer hätte ſich das träumen laſſen! —

Was iſt, fragte Peregrinus kleinlaut, was iſt denn ſchon wieder Unglaubliches vorgefallen?

O lieber Herr Tyß, rief ihm die Alte entgegen, kommen Sie doch nur ſchnell herauf, gehen Sie doch nur in Ihr Zimmer.

Die Alte öffnete ihm ſchalkiſch kichernd die Thüre ſeines Gemachs. Als er hineintrat, da, o Wunder! o Wonne! hüpfte ihm die holde Dörtje Elverdink entgegen, gekleidet in das verführeriſche Gewand von Silberzindel, wie er ſie bei dem Herrn Swammer erblickt. „Endlich ſehe ich Sie wieder, mein ſüßer Freund,“ liſpelte die Kleine, und wußte ſich dem Peregrinus ſo anzuſchmiegen, daß er nicht umhin konnte, ſie, aller guten Vorſätze ungeachtet, auf das zärtlichſte zu umarmen. Die Sinne wollten ihm vergehen vor Entzücken und Liebesluſt. —

Wohl oft hat es ſich aber begeben, daß Jemand gerade im höchſten Rauſch der überſchwenglichſten Wonne ſich recht derb die Naſe ſtieß und plötzlich geweckt durch den irdiſchen Schmerz aus dem ſeligen Jenſeits hinabfiel in das ordinaire Dieſſeits. Gerade ſo ging es Herrn Peregrinus. Als er ſich nämlich hinabbückte, um Dörtjes ſüßen Mund zu küſſen, ſtieß er ſich ganz entſetzlich die nicht unanſehnliche Naſe an dem Diadem von funkelnden Brillanten, das die Kleine in den ſchwarzen Locken trug. Der empfindliche Schmerz des Stoßes an den eckigt geſchliffenen Steinen brachte ihn hinlänglich zu ſich ſelbſt, um das Diadem zu gewahren. Das Diadem mahnte ihn aber an die Prinzeſſin Gamaheh, und dabei mußte ihm wieder Alles einfallen, was ihm Meiſter Floh von dem verführeriſchen Weſen geſagt hatte. Er bedachte, daß einer Prinzeſſin, der Tochter eines mächtigen Königs, unmöglich an ſeiner Liebe etwas gelegen ſeyn könne, und daß ihr ganzes liebeathmendes Betragen wohl nur als gleißneriſcher Trug gelten dürfe, durch den die Verrätherin ſich den zauberiſchen Floh wieder verſchaffen wolle. — Dieß betrachtend, glitt ein Eisſtrom durch ſein Inneres, der die Liebesflammen, wenn auch nicht gänzlich auslöſchte, ſo doch wenigſtens dämpfte.

Peregrinus wand ſich ſanft aus den Armen der Kleinen, die ihn liebend umfaßt hatte, und ſprach leiſe mit niedergeſchlagenen Augen: Ach du lieber Himmel! Sie ſind ja doch die Tochter des mächtigen Königs Sekakis, die ſchöne, hohe, herrliche Prinzeſſin Gamaheh! — Verzeihung, Prinzeſſin, wenn mich ein Gefühl, dem ich nicht widerſtehen konnte, hinriß zur Thorheit, zum Wahnſinn. Aber Sie ſelbſt, Durchlauchtige —

„Was,“ unterbrach Dörtje Elverdink den Peregrinus, „was „ſprichſt du, mein holder Freund? Ich eines mächtigen Königs „Tochter? ich eine Prinzeſſin? Ich bin ja deine Aline, die dich „lieben wird bis zum Wahnſinn, wenn du — doch, wie iſt mir „denn? Aline, die Königin von Golkonda? die iſt ja ſchon bei dir; „ich habe mit ihr geſprochen. Eine gute, liebe Frau, doch alt iſt ſie „geworden, und lange nicht mehr ſo hübſch, als zur Zeit ihrer Ver„heirathung mit einem franzöſiſchen General! — Weh mir! ich bin „wohl nicht die rechte, ich habe wohl nie in Golkonda geherrſcht? — „Weh mir!“

Die Kleine hatte die Augen geſchloſſen und begann zu wanken. Peregrinus brachte ſie auf den Sopha.

„Gamaheh,“ fuhr ſie wie ſomnambul ſprechend fort, „Gamaheh „ſagſt du? — Gamaheh, die Tochter des Königs Sekakis? Ja, ich „erinnere mich, in Famaguſta! — ich war eigentlich eine ſchöne „Tulpe — doch nein, ſchon damals fühlte ich Sehnſucht und Liebe „in der Bruſt. — Still, ſtill davon!“

Die Kleine ſchwieg, ſie ſchien ganz einſchlummern zu wollen. Peregrinus übernahm das gefährliche Wageſtück, ſie in eine bequemere Stellung zu bringen. Doch ſo wie er die Holde ſanft umſchlang, ſtach ihn eine verſteckte Nadel recht derb in den Finger. Seiner Gewohnheit nach ſchnippte er mit dem Daumen. Meiſter Floh hielt das aber für das verabredete Zeichen und ſetzte ihm augenblicklich das mikroſkopiſche Glas in die Pupille.

So wie immer erblickte Peregrinus hinter der Hornhaut der Augen das ſeltſame Geflecht der Nerven und Adern, die bis in das tiefe Gehirn hineingingen. Aber durch dies Geflecht ſchlangen ſich hell blinkende Silberfaden, wohl hundertmal dünner als die Faden des dünneſten Spinngewebes und eben dieſe Faden, die endlos zu ſeyn ſchienen, da ſie ſich hinausrankten aus dem Gehirn in ein ſelbſt dem mikroſkopiſchen Auge unentdeckbares Etwas, verwirrten, vielleicht Gedanken ſublimerer Art, die anderen von leichter zu erfaſſender Gattung. Peregrinus gewahrte bunt durcheinander Blumen, die ſich zu Menſchen geſtalteten, dann wieder Menſchen, die in die Erde zerfloſſen und dann als Steine, Metalle, hervorblickten. Und dazwiſchen bewegten ſich allerlei ſeltſame Thiere, die ſich unzählige Mal verwandelten und wunderbare Sprachen redeten. Keine Erſcheinung paßte zu der anderen und in der bangen Klage bruſtzerreißender Wehmuth, die durch die Luft ertönte, ſchien ſich die Diſſonanz der Erſcheinungen auszuſprechen. Doch eben dieſe Diſſonanz verherrlichte nur noch mehr die tiefe Grundharmonie, die ſiegend hervorbrach und alles, was entzweit geſchienen, vereinigte zu ewiger namenloſer Luſt.

„Verwirrt,“ ziſchelte Meiſter Floh, „verwirrt Euch nicht, guter Herr „Peregrinus, das ſind Gedanken des Traumes, die Ihr da ſchaut. „Sollte auch vielleicht noch etwas mehr dahinter ſtecken, ſo iſt es „wohl jetzt nicht an der Zeit, das weiter zu unterſuchen. Ruft nur „die verführeriſche Kleine bei ihrem rechten Namen und fragt ſie „dann aus, wie Ihr Luſt habt.“

Da die Kleine verſchiedene Namen führte, ſo hätte es, wie man denken ſollte, dem Peregrinus ſchwer fallen müſſen, den rechten zu treffen. Peregrinus rief aber, ohne ſich im mindeſten zu beſinnen: Dörtje Elverdink! Holdes liebes Mädchen! wäre es kein Trug? wäre es möglich, daß du mich wirklich lieben könnteſt? Sogleich erwachte die Kleine aus ihrem träumeriſchen Zuſtande, ſchlug die Aeuglein auf und ſprach mit leuchtendem Blick: „Welche Zweifel, „mein Peregrinus? Kann ein Mädchen wohl das beginnen, was „ich begann, wenn nicht die glühendſte Liebe ihre Bruſt erfüllt? „Peregrinus, ich liebe dich, wie keinen Andern, und willſt du mein „ſeyn, ſo bin ich dein mit ganzer Seele und bleibe bei dir, weil ich „nicht von dir laſſen kann und nicht etwa bloß um der Tyrannei „des Onkels zu entfliehen.“

Die Silberfaden waren verſchwunden und die gehörig geordneten Gedanken lauteten: „Wie iſt das zugegangen? Erſt heuchelte ich „ihm Liebe, blos um den Meiſter Floh mir und dem Leuwenhöck „wieder zu gewinnen und jetzt bin ich ihm in der That gut ge„worden. Ich habe mich in meinen eigenen Fallſtricken gefangen. „Ich denke kaum mehr an den Meiſter Floh, ich möchte ewig dem „Mann angehören, der mir liebenswurdiger vorkömmt, als alle, die „ich bis jetzt geſehen.“

Man kann ſich vorſtellen, wie dieſe Gedanken alles ſelige Entzücken in Peregrinus Bruſt entflammten. Er fiel vor der Holden nieder, bedeckte ihre Händchen mit tauſend glühenden Küſſen, nannte ſie ſeine Wonne, ſeinen Himmel, ſein ganzes Glück. —

„Nun, liſpelte die Kleine, indem ſie ihn ſanft an ihre Seite zog, „nun mein Theurer, wirſt du gewiß einen Wunſch nicht zurückweiſen, von deſſen Erfüllung die Ruhe, ja das ganze Daſein deiner „Geliebten abhängt." —

„Verlange," erwiederte Peregrinus, indem er die Kleine zärtlich umſchlang, „verlange alles, mein ſüßes Leben, alles, was du willſt, „dein leiſeſter Wunſch iſt mir Gebot. Nichts in der Welt iſt mir „ſo theuer, daß ich es nicht dir, nicht deiner Liebe mit Freuden „opfern ſollte."

Weh mir, ziſchelte Meiſter Floh. Wer hätte das gedacht, daß die Treuloſe ſiegen ſollte. Ich bin verloren!

„So höre denn," fuhr die Kleine fort, nachdem ſie die glühenden Küſſe, die Peregrinus auf ihre Lippen gedrückt, feurig erwiedert hatte, „ſo höre denn, ich weiß, auf welche Art der" —

Die Thür ſprang auf und herein trat Herr George Pepuſch. „Zeherit!" ſchrie wie in Verzweiflung die Kleine auf und ſank leblos in den Sopha zurück.

Die Diſtel Zeherit flog aber auf die Prinzeſſin Gamaheh los, nahm ſie in den Arm und rannte mit ihr blitzſchnell von dannen.

Meiſter Floh war für diesmal gerettet. —

Fünftes Abentheuer.

Gedanken junger dichteriſcher Enthuſiaſten und ſchriftſtelleriſcher Damen. Peregrinus Betrachtungen über ſein Leben und Meiſter Flohs Gelehrſamkeit und Verſtand. Seltene Tugend und Standhaftigkeit des Herrn Tyß. Unerwarteter Ausgang eines bedrohlichen tragiſchen Auftritts.

Mit Blitzesſchnelle hatte, wie es der geneigte Leſer am Schluſſe des vierten Abentheuers erfahren hat, George Pepuſch die Kleine aus des verliebten Peregrinus Armen entführt und dieſen zurückgelaſſen, ſtarr vor Erſtaunen und Schreck.

Als Peregrinus endlich, zur Beſinnung gekommen, aufſprang und dem räuberiſchen Freunde nachſetzte, war alles öde und ſtill im

Hauſe. Auf wiederholtes ſtarkes Rufen pantoffelte die alte Aline aus dem entfernteſten Zimmer heran und verſicherte, von dem ganzen Vorfall auch nicht das mindeſte bemerkt zu haben.

Peregrinus wollte über Dörtjes Verluſt beinahe außer ſich gerathen. Meiſter Floh ließ ſich aber vernehmen mit tröſtenden Worten: „Ihr wißt," ſprach er mit einem Ton, der dem Hoffnungsloſeſten Zutrauen einflößen mußte, „Ihr wißt ja noch gar nicht, theurer „Herr Peregrinus Tyß, ob die ſchöne Dörtje Elverdink Euer Haus „wirklich verlaſſen hat. So viel wie ich mich auf ſolche Dinge verſtehe, iſt ſie gar nicht weit; mir iſt's als wittere ich ihre Nähe. „Doch, wollt Ihr meinem freundſchaftlichen Rath vertrauen und ihn „befolgen, ſo überlaßt die ſchöne Dörtje ihrem Schickſal. Glaubt „mir, die Kleine iſt ein wetterwendiſches Ding; mag es ſeyn, daß „ſie, wie Ihr mir geſagt habt, Euch jetzt wirklich gut geworden iſt, „wie lange wird es dauern und ſie verſetzt Euch in ſolch Trübſal „und Leid, daß Ihr Gefahr lauft, darüber den Verſtand zu verlieren, „wie die Diſtel Zeherit. Noch einmal ſage ich es Euch, gebt Euer „einſames Leben auf. Ihr werdet Euch beſſer dabei befinden. Was „für Mädchen habt Ihr denn ſchon kennen gelernt, daß Ihr die „Dörtje für die ſchönſte achtet; welchem Weibe habt Ihr Euch denn „ſchon genähert mit freundlichen Liebesworten, daß Ihr glaubt, nur „Dörtje könne Euch lieben. Geht, geht, Peregrinus, die Erfahrung „wird Euch eines Beſſeren überzeugen. Ihr ſeyd ein ganz hübſcher „ſtattlicher Mann und ich müßte nicht ſo verſtändig und ſcharfſichtig „ſeyn, als es der Meiſter Floh wirklich iſt, wenn ich nicht vorausſehen ſollte, daß Euch das Glück der Liebe noch lachen wird auf „ganz andere Weiſe, als Ihr es wohl jetzt vermuthet." —

Peregrinus hatte dadurch, daß er an öffentliche Oerter ging, bereits die Bahn gebrochen und es wurde ihm nun weniger ſchwer, Geſellſchaften zu beſuchen, denen er ſich ſonſt entzogen. Meiſter Floh that ihm dabei mit dem mikroſkopiſchen Glaſe vortreffliche Dienſte, und Peregrinus ſoll während der Zeit ein Tagebuch gehalten und die wunderlichſten ergötzlichſten Contraſte zwiſchen Worten und Gedanken, wie ſie ihm täglich aufſtießen, aufgezeichnet haben. Vielleicht findet der Herausgeber des ſeltſamen Märchens, Meiſter Floh geheißen, künftig Gelegenheit, manches weiterer Mittheilung würdige aus dieſem Tagebuch an's Licht zu fördern; hier würde es nur die

Geſchichte aufhalten und darum dem geneigten Leſer eben nicht willkommen ſeyn. So viel kann geſagt werden, daß manche Redensarten mit den dazu gehörenden Gedanken ſtereotypiſch wurden, wie z. B. „Ich erbitte mir Ihren gütigen Rath,“ lautet in Gedanken: Er iſt albern genug, zu glauben, daß ich wirklich in einer Sache, die längſt beſchloſſen, ſeinen Rath verlange, und das kitzelt ihn! — „Ich vertraue Ihnen ganz!“ — Ich weiß ja längſt, daß er ein Spitzbube iſt u. ſ. w. Endlich darf auch noch bemerkt werden, daß manche Leute doch den Peregrinus mit ſeinen mikroſkopiſchen Betrachtungen in große Verlegenheit ſetzten. Das waren nämlich die jungen Männer, die über Alles in den höchſten Enthuſiasmus gerathen und ſich in einen brauſenden Strom der prächtigſten Redensarten ergießen konnten. Unter dieſen ſchienen am tiefſten und herrlichſten junge Dichter zu ſprechen, die von lauter Phantaſie und Genialität ſtrotzten und vorzüglich von Damen viel Anbetung erleiden mußten. Ihnen reihten ſich ſchriftſtelleriſche Frauen an, die alle Tiefen des Seyns hienieden, ſo wie alle ächtphiloſophiſche, das Innerſte durchdringende Anſichten der Verhältniſſe des ſozialen Lebens, wie man zu ſagen pflegt, recht am Schnürchen hatten und mit prächtigen Worten herzuſagen wußten, wie eine Feſttagspredigt. — Kam es dem Peregrinus wunderbar vor, daß die Silberfaden aus Gamahehs Gehirn herausrankten in ein unentdeckbares Etwas, ſo erſtaunte er nicht weniger darüber, was er im Gehirn der erwähnten Leute wahrnahm. Er ſah zwar das ſeltſame Geflecht von Adern und Nerven, bemerkte aber zugleich, daß dieſe gerade, wenn die Leute über Kunſt und Wiſſenſchaft, über die Tendenzen des höheren Lebens überhaupt ganz ausnehmend herrlich ſprachen, gar nicht eindrangen in die Tiefe des Gehirns, ſondern wieder zurückwuchſen, ſo daß von deutlicher Erkennung der Gedanken gar nicht die Rede ſeyn konnte. Er theilte ſeine Bemerkung dem Meiſter Floh mit, der gewöhnlich in einer Falte des Halstuchs ſaß. Meiſter Floh meinte, daß das, was Peregrinus für Gedanken halte, gar keine wären, ſondern nur Worte, die ſich vergeblich mühten, Gedanken zu werden.

Erluſtigte ſich nun Herr Peregrinus Tyß in der Geſellſchaft auf mannigfache Weiſe, ſo ließ auch ſein treuer Begleiter, Meiſter Floh, viel von ſeinem Ernſte nach, und bewies ſich als ein kleiner ſchalkiſcher Lüſtling, als ein aimable roué. Keinen ſchönen Hals, keinen weißen Nacken eines Frauenzimmers konnte er nämlich ſehen, ohne bei der erſten beſten Gelegenheit aus ſeinem Schlupfwinkel hervor und auf den einladenden Sitz zu ſpringen, wo er jeder Nachſtellung geſpitzter Finger geſchickt zu entgehen wußte. Dies Manöver umfaßte ein doppeltes Intereſſe. Einmal fand er ſelbſt ſeine Luſt daran, dann wollte er aber auch des Peregrinus Blicke auf Schönheiten ziehen, die Dörtje's Bild verdunkeln ſollten. Dies ſchien aber ganz vergebliche Mühe zu ſeyn, denn keine einzige der Damen, denen ſich Peregrinus ohne alle Scheu mit voller Unbefangenheit näherte, kam ihm ſo gar hübſch und anmuthig vor, als ſeine kleine Prinzeſſin. Weshalb aber auch nun vollends ſeine Liebe zur Kleinen feſthielt, war, daß bei keiner er Worte und Gedanken ſo zu ſeinen Gunſten übereinſtimmend fand, als bei ihr. Er glaubte ſie nimmermehr laſſen zu können und erklärte dies unverholen. Meiſter Floh ängſtigte ſich nicht wenig.

Peregrinus bemerkte eines Tages, daß die alte Aline ſchalkiſch vor ſich hinlächelte, öfter als ſonſt Taback ſchnupfte, ſich räuſperte, undeutliches Zeug murmelte, kurz in ihrem ganzen Weſen that, wie Jemand, der etwas auf dem Herzen hat und es gern los ſeyn möchte. Dabei erwiederte ſie auf Alles: Ja! — man kann das nicht wiſſen, man muß das abwarten! — mochten nun dieſe Redensarten paſſen oder nicht. „Sage,“ rief Peregrinus endlich voll Ungeduld, „ſage „Sie es nur lieber gleich heraus, Aline, was es wieder giebt, ohne „ſo um mich herumzuſchleichen mit geheimnißvollen Mienen.“

„Ach,“ rief die Alte, indem ſie die dürren Fäuſte zuſammenſchlug, „ach das herzige allerliebſte Zuckerpüppchen, das zarte liebe Ding!“

„Wen meint Sie denn?“ unterbrach Peregrinus die Alte verdrießlich.

„Ei,“ ſprach dieſe ſchmunzelnd weiter, „ei, wen ſollte ich denn „anders meinen, als unſere liebe Prinzeß hier unten bei Herrn „Swammer, Ihre liebe Braut, Herr Tyß.“

„Weib,“ fuhr Peregrinus auf, „unglückliches Weib, ſie iſt hier, hier im Hauſe, und das ſagſt du mir erſt jetzt?“

„Wo ſollte,“ erwiederte die Alte, ohne im mindeſten aus ihrer behaglichen Ruhe zu kommen, „wo ſollte die Prinzeß auch wohl anders ſeyn, als hier, wo ſie ihre Mutter gefunden hat.“

„Wie,“ rief Peregrinus, „was ſagt Sie, Aline?“

„Ja," ſprach die Alte, indem ſie den Kopf erhob, „ja, Aline, „das iſt mein rechter Name und wer weiß, was in kurzer Zeit, vor Ihrer Hochzeit, noch Alles an das Tageslicht kommen wird."

Ohne ſich an Peregrinus Ungeduld, der ſie bei allen Engeln und Teufeln beſchwor, doch nur zu reden, zu erzählen, auch nur im mindeſten zu kehren, nahm die Alte gemächlich Platz in einem Lehnſtuhl, zog die Doſe hervor, nahm eine große Priſe und bewies dann dem Peregrinus ſehr umſtändlich mit vielen Worten, daß es keinen größeren ſchädlicheren Fehler gäbe, als die Ungeduld.

„Ruhe," ſo ſprach ſie, „Ruhe, mein Söhnchen, iſt dir vor allen „Dingen nöthig, denn ſonſt läufſt du Gefahr, Alles zu verlieren, in „dem Augenblick, als du es gewonnen zu haben glaubſt. Ehe du „ein Wörtchen von mir hörſt, mußt du dich dort ſtill hinſetzen wie „ein artiges Kind und mich beileibe nicht in meiner Erzählung unterbrechen."

Was blieb dem Peregrinus übrig, als der Alten zu gehorchen, die, ſo wie Peregrinus Platz genommen, Dinge vorbrachte, die wunderlich und ſeltſam genug anzuhören waren.

So wie die Alte erzählte, hatten die beiden Herren, nämlich Swammerdamm und Leuwenhöck, ſich in dem Zimmer noch recht tüchtig herumgebalgt und dabei entſetzlich gelärmt und getobt. Dann war es zwar ſtille geworden, ein dumpfes Aechzen hatte indeſſen die Alte befürchten laſſen, daß einer von beiden auf den Tod verwundet. Als nun aber die Alte neugierig durch das Schlüſſelloch guckte, gewahrte ſie ganz etwas anderes, als ſie geglaubt. Swammerdamm und Leuwenhöck hatten den George Pepuſch erfaßt und ſtrichen und drückten ihn mit ihren Fäuſten ſo, daß er immer dünner und dünner wurde, worüber er denn ſo ächzte, wie es die Alte vernommen. Zuletzt, als Pepuſch ſo dünn geworden wie ein Diſtelſtengel, verſuchten ſie ihn durch das Schlüſſelloch zu drücken. Der arme Pepuſch hing ſchon mit dem halben Leibe heraus auf den Flur, als die Alte entſetzt von dannen floh. Bald darauf vernahm die Alte ein lautes ſchallendes Gelächter und gewahrte, wie Pepuſch in ſeiner natürlichen Geſtalt von den beiden Magiern ganz friedlich zum Hauſe hinausgeführt wurde. In der Thüre des Zimmers ſtand die ſchöne Dörtje und winkte die Alte hinein. Sie wollte ſich putzen und hatte dabei die Hülfe der Alten nöthig.

Die Alte konnte gar nicht genug von der großen Menge Kleider reden, die die Kleine aus allerlei alten Schränken herbeigeholt und ihr gezeigt und von denen eins immer reicher und prächtiger geweſen als das andere. Dann verſicherte die Alte auch, daß wohl nur eine indiſche Prinzeſſin ſolch Geſchmeide beſitzen könne, als die Kleine, die Augen thäten ihr noch weh von dem blendenden Gefunkel.

Die Alte erzählte weiter, wie ſie mit dem lieben Zuckerkinde während des Ankleidens dies und jenes geſprochen, wie ſie an den ſeligen Herrn Tuß, an das ſchöne Leben, das ſonſt im Hauſe geführt worden, gedacht und wie ſie zuletzt auf ihre verſtorbenen Verwandten gekommen.

„Sie wiſſen,“ ſo ſprach die Alte, „Sie wiſſen, lieber Herr Tuß, „daß mir nichts über meine ſelige Frau Muhme, die Kattundruckerfrau geht. Sie war in Mainz und ich glaube gar, auch in Indien geweſen und konnte franzöſiſch beten und ſingen. Habe „ich dieſer Frau Muhme den unchriſtlichen Namen Aline zu verdanken, ſo will ich ihr das gern im Grabe verzeihen, da ich, was „die feine Lebensart, die Manierlichkeit, den Verſtand die Worte „hübſch zu ſetzen, allein von ihr profitirt habe. Als ich nun recht „viel von der Frau Muhme erzählte, fragte die kleine Prinzeſſin „nach meinen Eltern, Großeltern und immer ſo weiter und weiter „in die Familie hinein. Ich ſchüttete mein Herz aus, ich ſprach „ganz ohne Rückhalt davon, daß meine Mutter beinahe eben ſo ſchön „geweſen ſey, als ich, wiewohl ich ſie in Anſehung der Naſe übertreffe, die vom Vater abſtamme und überhaupt nach der Form in „der Familie gebräuchlich ſey, ſchon ſeit Menſchengedenken. Da kam „ich denn auch auf die Kirchweihe zu reden, als ich den Deutſchen „tanzte mit dem Sergeanten Haberpiep und die himmelblauen „Strümpfe angezogen hatte mit den rothen Zwickeln. — Nun! lieber „Gott, wir ſind alle ſchwache, ſündige Menſchen. — Doch Herr Tuß, „Sie ſollten nun ſelbſt geſehen haben, wie die kleine Prinzeß, die erſt „gekichert und gelacht hatte, daß es eine Luſt war, immer ſtiller und „ſtiller wurde und mich anſtarrte mit ſolchen ſeltſamen Blicken, daß „mir in der That ganz graulich zu Muthe wurde. — Und, denken „Sie ſich, Herr Tuß, plötzlich, ehe ich mir's verſehen, liegt die kleine „Prinzeß vor mir auf den Knieen und will mir durchaus die Hand

„küſſen, und ruft: Ja, du biſt es, nun erſt erkenne ich dich, ja du biſt es ſelbſt! — Und als ich nun ganz erſtaunt frage, was das heißen ſoll" —

Die Alte ſtockte, und als Peregrinus in ſie drang, doch nur weiter zu reden, nahm ſie ganz ernſt und bedächtig eine große Priſe und ſprach: Wird es zeitig genug erfahren, mein Söhnchen, was ſich nun weiter begab. Jedes Ding hat ſeine Zeit und ſeine Stunde."

Peregrinus wollte eben noch ſchärfer in die Alte dringen, ihm mehr zu ſagen, als dieſe in ein gellendes Gelächter ausbrach. Peregrinus mahnte ſie mit finſterm Geſichte daran, daß ſein Zimmer eben nicht der Ort ſey, wo ſie mit ihm Narrenpoſſen treiben dürfe. Doch die Alte ſchien, beide Fäuſte in die Seiten ſtemmend, erſticken zu wollen. Die brennend rothe Farbe des Antlitzes ging über in ein angenehmes Kirſchbraun, und Peregrinus ſtand im Begriff der Alten ein volles Glas Waſſer in's Geſicht zu gießen, als ſie zu Athem kam und die Sprache wieder gewann. „Soll," ſprach ſie, „ſoll man nicht lachen über das kleine närriſche Ding. — Nein, ſolche Liebe giebt es gar nicht mehr auf Erden! — Denken Sie ſich, Herr Tyß" — die Alte lachte auf's Neue, dem Peregrinus wollte die Geduld ausgehen. Endlich brachte er denn mit Mühe heraus, daß die kleine Prinzeß in dem Wahne ſtehe, daß er, Herr Peregrinus Tyß, durchaus die Alte heirathen wolle, und daß ſie, die Alte, ihr auf's Feierlichſte verſprechen müſſen, ſeine Hand auszuſchlagen. —

Dem Peregrinus war es, als ſey er in ein böſes Hexenweſen verflochten und es wurde ihm ſo unheimlich zu Muthe, daß ihm ſelbſt die alte ehrliche Aline ein geſpenſtiges Weſen bedünken wollte, dem er nicht ſchnell genug entfliehen könne.

Die Alte ließ ihn nicht fort, weil ſie ihm noch ganz geſchwind etwas vertrauen müſſe, was die kleine Prinzeß angehe.

„Es iſt," ſprach die Alte vertraulich, „es iſt nun gewiß, daß Ihnen, lieber Herr Peregrinus, der ſchöne leuchtende Glücksſtern aufgegangen, aber es bleibt nun Ihre Sache, ſich den Stern günſtig zu erhalten. Als ich der Kleinen betheuerte, daß Sie ganz erſtaunlich in ſie verliebt und weit entfernt wären, mich heirathen zu wollen, meinte ſie, daß ſie ſich nicht eher davon überzeugen und Ihnen ihre ſchöne Hand reichen könne, bis Sie ihr einen Wunſch

„gewährt, den ſie ſchon lange im tiefſten Herzen trage. Die Kleine „behauptet, Sie hätten einen kleinen allerliebſten Augenknaben bei „ſich aufgenommen, der aus ihrem Dienſte entlaufen; ich habe dem „zwar widerſprochen, ſie behauptet aber, der Bube ſey ſo winzig „klein, daß er in einer Nußſchaale wohnen könne. Dieſen Knaben „nun" —

„Daraus wird nichts," fuhr Peregrinus, der längſt wußte, wo die Alte hinauswollte, heftig auf und verließ ſchleunig Zimmer und Haus.

Es iſt eine alte hergebrachte Sitte, daß der Held der Geſchichte, iſt er von heftiger Gemüthsbewegung ergriffen, hinausläuft in den Wald oder wenigſtens in das einſam gelegene Gebüſch. Die Sitte iſt darum gut, weil ſie im Leben wirklich herrſcht. Hiernach konnt' es ſich aber mit Herrn Peregrinus Tyß nicht anders begeben, als daß er von ſeinem Hauſe auf dem Roßmarkt aus ſo lange in einem Strich fortrannte, bis er die Stadt hinter ſich und ein nahegelegenes Gebüſch erreicht hatte. Da es ferner in einer romantiſchen Hiſtorie keinem Gebüſch an rauſchenden Blättern, ſeufzenden, lispelnden Abendlüften, murmelnden Quellen, geſchwätzigen Bächen u. ſ. w. fehlen darf, ſo iſt zu denken, daß Peregrinus das Alles an ſeinem Zufluchtsorte fand. Auf einem bemooſten Steine, der zur Hälfte im ſpiegelhellen Bache lag, deſſen Wellen ſchäumend um ihn her plätſcherten, ließ ſich Peregrinus nieder, mit dem feſten Vorſatz, die ſeltſamen Abentheuer des Augenblicks überdenkend, den Ariadne-Faden zu ſuchen und zu finden, der ihm den Rückweg aus dem Labyrinth der wunderlichſten Räthſel zeigen ſollte.

Es mag wohl ſeyn, daß das in abgemeſſenen Pauſen wiederkehrende Geſäuſel der Blätter, das einförmige Rauſchen der Gewäſſer, das gleichmäßige Klappern einer entfernten Mühle bald ſich als Grundton geſtaltet, nach dem ſich die Gedanken regeln und formen, ſo, daß ſie nicht mehr ohne Rhythmus und Takt durcheinander brauſen, ſondern zu deutlicher Melodie werden. So kam denn auch Peregrinus, nachdem er einige Zeit ſich an dem anmuthigen Orte befunden, zu ruhiger Betrachtung.

„In der That," ſprach Peregrinus zu ſich ſelbſt, „ein abentheuerlicher „Märchendichter könnte nicht tollere, verwirrtere Begebenheiten er„ſinnen, als ich ſie in dem geringen Zeitraum von wenigen Tagen

„wirklich erlebt habe. — Die Anmuth, das Entzücken, die Liebe ſelbſt „kommt dem einſiedleriſchen Miſogyn entgegen und ein Blick, ein „Wort reicht hin, Flammen in ſeiner Bruſt anzufachen, deren Marter „er ſcheute, ohne ſie zu kennen! Aber Ort, Zeit, die ganze Erſcheinung „des fremden verführeriſchen Weſens iſt ſo geheimnißvoll, daß ein „ſeltſamer Zauber ſichtbarlich einzugreifen ſcheint und nicht lange „dauert es, ſo zeigt ein kleines, winziges, ſonſt verachtetes Thier „Wiſſenſchaft, Verſtand, ja eine wunderbare magiſche Kraft. Und „dieſes Thier ſpricht von Dingen, die allen gewöhnlichen Begriffen „unerfaßlich ſind, auf eine Weiſe, als ſey das Alles nur das tauſendmal wiederholte Geſtern und Heute des gemeinen Lebens hinter der „Bratenſchüſſel und der Weinflaſche.

„Bin ich dem Schwungrad zu nahe gekommen, das finſtere unbekannte Mächte treiben, und hat es mich erfaßt in ſeinen Schwingungen? Sollte man nicht glauben, man müſſe über derlei Dinge, „wenn ſie das Leben durchſchneiden, den Verſtand verlieren? — Und „doch befinde ich mich ganz wohl dabei; ja es fällt mir gar nicht „ſonderlich mehr auf, daß ein Flohkönig ſich in meinen Schutz begeben und dafür ein Geheimniß anvertraut hat, das mir das Geheimniß der inneren Gedanken erſchließt und ſo mich über allen „Trug des Lebens erhebt. — Wohin wird, kann aber das Alles „führen? Wie, wenn hinter dieſer wunderlichen Maske eines Flohs „ein böſer Dämon ſtäke, der mich verlocken wollte in's Verderben, „der darauf ausginge, mir alles Liebesglück, das in Dörtje's Beſitz „mir erblühen könnte, zu rauben auf ſchnöde Weiſe? — Wär' es „nicht beſſer ſich des kleinen Ungethüms gleich zu entledigen?“

„Das war,“ unterbrach Meiſter Floh das Selbſtgeſpräch des Peregrinus, „das war ein ſehr unfeiner Gedanke, Herr Peregrinus „Tyß! Glaubt Ihr, daß das Geheimniß, welches ich Euch anvertraute, ein geringes iſt? Kann Euch dies Geſchenk nicht als das „entſcheidendſte Kennzeichen meiner aufrichtigen Freundſchaft gelten? „Schämt Euch, daß Ihr ſo mißtrauiſch ſeyd! Ihr verwundert Euch „über den Verſtand, über die Geiſteskraft eines winzigen ſonſt verachteten Thierchens, und das zeugt, nehmt es mir nicht übel, wenigſtens von der Beſchränktheit Eurer wiſſenſchaftlichen Bildung. Ich „wollte, Ihr hättet, was die denkende, ſich willkürlich beſtimmende „Seele der Thiere betrifft, den griechiſchen Philo oder wenigſtens des

„Hieronymi Rorarii Abhandlung: quod animalia bruta ratione
„utantur melius homine, oder deſſen oratio pro muribus geleſen.
„Oder Ihr wüßtet, was Lipſius und der große Leibnitz über das geiſtige
„Vermögen der Thiere gedacht haben, oder Euch wäre bekannt, was
„der gelehrte tiefſinnige Rabbi Maimonides über die Seele der Thiere
„geſagt hat. Schwerlich würdet Ihr dann mich meines Verſtandes
„halber für einen böſen Dämon halten, oder gar die geiſtige Vernunftmaſſe
„nach der körperlichen Extenſion abmeſſen wollen. Ich glaube,
„am Ende habt Ihr Euch zur ſcharfſinnigen Meinung des ſpaniſchen
„Arztes Gomez Pereira hingeneigt, der in den Thieren nichts weiter
„findet, als künſtliche Maſchinen ohne Denkkraft, ohne Willensfreiheit,
„die ſich willkürlos, automatiſch bewegen. Doch nein, für ſo abgeſchmackt
„will ich Euch nicht halten, guter Herr Peregrinus Tyß, und
„feſt daran glauben, daß Ihr längſt durch meine geringe Perſon eines
„Beſſern belehrt ſeyd. — Ich weiß ferner nicht recht, was Ihr Wunder
„nennt, ſchätzbarſter Herr Peregrinus, oder auf welche Weiſe Ihr es
„vermöget, die Erſcheinungen unſeres Seyns, die wir eigentlich wieder
„nur ſelbſt ſind, da ſie uns und wir ſie wechſelſeitig bedingen, in
„wunderbare und nicht wunderbare zu theilen. Verwundert Ihr Euch
„über etwas deshalb, weil es Euch noch nicht geſchehen iſt, oder weil
„Ihr den Zuſammenhang von Urſache und Wirkung nicht einzuſehen
„wähnt, ſo zeugt das nur von der natürlichen oder angekränkelten
„Stumpfheit Eures Blicks, der Eurem Erkenntnißvermögen ſchadet.
„Doch — nehmt es nicht übel, Herr Tyß — das Drolligſte bei der
„Sache iſt, daß Ihr Euch ſelbſt ſpalten wollt in zwei Theile, von
„denen einer die ſogenannten Wunder erkennt und willig glaubt, der
„andere dagegen ſich über dieſe Erkenntniß, über dieſen Glauben gar
„höchlich verwundert. Iſt es Euch wohl jemals aufgefallen, daß Ihr
„an die Bilder des Traums glaubt?“

„Ich,“ unterbrach Peregrinus den kleinen Redner, „ich bitt' Euch,
„beſter Mann! wie möget Ihr doch vom Traume reden, der nur als
„Reſultat irgend einer Anordnung in unſerm körperlichen oder geiſtigen
„Organismus herrührt.“

Meiſter Floh ſchlug bei dieſen Worten des Herrn Peregrinus Tyß ein eben ſo feines als höhniſches Gelächter auf.

„Armer,“ ſprach er hierauf zu dem etwas beſtürzten Peregrinus,
„armer Herr Tyß, ſo wenig erleuchtet iſt Euer Verſtand, daß Ihr

„nicht das Alberne ſolcher Meinungen einſehet? Seit der Zeit, daß „das Chaos zum bildſamen Stoff zuſammengefloſſen — es mag „etwas lange her ſeyn — formt der Weltgeiſt alle Geſtaltungen aus „dieſem vorhandenen Stoff und aus dieſem geht auch der Traum mit „ſeinen Gebilden hervor. Skizzen von dem was war oder vielleicht „noch ſeyn wird, ſind dieſe Gebilde, die der Geiſt ſchnell hinwirft „zu ſeiner Luſt, wenn ihn der Tyrann, Körper genannt, ſeines „Sklavendienſtes entlaſſen. Doch iſt es hier weder Ort noch Zeit, „Euch zu widerlegen und eines Beſſeren überzeugen zu wollen; es „würde vielleicht auch von gar keinem Nutzen ſeyn. Nur eine einzige Sache möcht' ich Euch noch entdecken.“

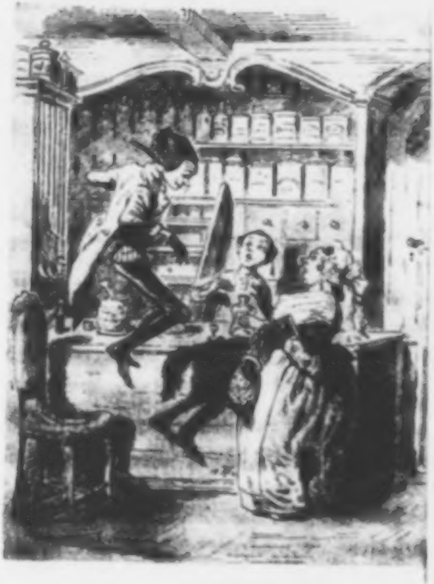
„Sprecht,“ rief Peregrinus, „ſprecht oder ſchweigt, lieber Meiſter, „thut das was Euch am gerathenſten dünkt; denn ich ſehe genugſam „ein, daß Ihr, ſeyd Ihr auch noch ſo klein, doch unendlich mehr „Verſtand und tiefe Kenntniß habt. Ihr zwingt mich zum unbedingten Vertrauen, unerachtet ich Eure verblümten Redensarten nicht „ganz verſtehe.“

„So vernehmt,“ nahm Meiſter Floh wieder das Wort, „ſo vernehmt denn, daß Ihr in die Geſchichte der Prinzeſſin Gamaheh verflochten ſeyd, auf ganz beſondere Weiſe. Swammerdamm und „Leuwenhöck, die Diſtel Zeherit und der Egelprinz, überdem aber „noch der Genius Thetel, alle ſtreben nach dem Beſitz der ſchönen „Prinzeſſin und ich ſelbſt muß geſtehen, daß leider meine alte Liebe „erwacht und ich Thor genug ſeyn konnte, meine Herrſchaft mit der „holden Treuloſen zu theilen. Doch Ihr, Ihr, Herr Peregrinus, ſeyd „die Hauptperſon, ohne Eure Einwilligung kann die ſchöne Gamaheh „Niemandem angehören. Wollt Ihr den eigentlichen tiefern Zuſammenhang der Sache, den ich ſelbſt nicht weiß, erfahren, ſo müßt „Ihr mit Leuwenhöck darüber ſprechen, der Alles herausgebracht hat „und gewiß manches Wort fallen laſſen wird, wenn Ihr Euch die „Mühe nehmen wollt und es verſteht, ihn gehörig auszuforſchen.“

Meiſter Floh wollte in ſeiner Rede fortfahren, als ein Menſch in voller Furie aus dem Gebüſch hervor und auf den Peregrinus losſtürzte.

„Ha!“ ſchrie George Pepuſch — das war der Menſch — mit wilden Geberden; „ha, treuloſer verrätheriſcher Freund! — „Treffe „ich dich? — treffe ich dich in der verhängnißvollen Stunde? — „Auf denn, durchbohre dieſe Bruſt, oder falle von meiner Hand!“

Univ. Bibl.
München



Damit riß Pepuſch ein Paar Piſtolen aus der Taſche, gab ein Piſtol dem Peregrinus in die Hand, und ſtellte ſich mit dem andern in Poſitur, indem er rief: ſchieße, feige Memme!

Peregrinus ſtellte ſich, verſicherte aber, daß nichts ihn zu dem heilloſen Wahnſinn bringen würde, ſich mit ſeinem einzigen Freunde in einen Zweikampf einzulaſſen ohne die Urſache auch nur zu ahnen. Wenigſtens würde er in keinem Falle den Freund zuerſt mörderiſch angreifen.

Da ſchlug aber Pepuſch ein wildes Gelächter auf und in dem Augenblick ſchlug auch die Kugel aus dem Piſtol, das Pepuſch abgedrückt, durch den Hut des Peregrinus. Dieſer ſtarrte, ohne den Hut, der zur Erde gefallen, aufzuheben, den Freund an in tiefem Schweigen. Pepuſch näherte ſich dem Peregrinus bis auf wenige Schritte und murmelte dann dumpf: Schieße!

Da drückte Peregrinus das Piſtol ſchnell ab in die Luft.

Laut aufheulend wie ein Raſender, ſtürzte George Pepuſch nun an die Bruſt des Freundes und ſchrie mit herzzerſchneidendem Ton: Sie ſtirbt — ſie ſtirbt aus Liebe zu dir, Unglücklicher! — Eile — rette ſie — du kannſt es! — rette ſie für dich, und mich laß untergehen in wilder Verzweiflung! —

Pepuſch rannte ſo ſchnell von dannen, daß Peregrinus ihn ſogleich aus dem Geſicht verloren hatte.

Schwer fiel es aber nun dem Peregrinus auf's Herz, daß des Freundes raſendes Beginnen durch irgend etwas Entſetzliches veranlaßt ſeyn müſſe, das ſich mit der holden Kleinen begeben. Schnell eilte er nach der Stadt zurück.

Als er in ſein Haus trat, kam ihm die Alte entgegen und jammerte laut, daß die arme ſchöne Prinzeß plötzlich auf das Heftigſte erkrankt ſey und wohl ſterben werde; der alte Herr Swammer ſey eben ſelbſt nach dem berühmteſten Arzt gegangen, den es in Frankfurt gebe.

Den Tod im Herzen, ſchlich Peregrinus in Herrn Swammer's Zimmer, das ihm die Alte geöffnet. Da lag die Kleine, blaß, erſtarrt wie eine Leiche auf dem Sopha, und Peregrinus ſpürte erſt dann ihren leiſen Athem, als er niedergekniet ſich über ſie hinbeugte. So wie Peregrinus die eiskalte Hand der Armen faßte, ſpielte ein ſchmerzliches Lächeln um ihre bleichen Lippen und ſie liſpelte: Biſt du es, mein ſüßer Freund? — Kommſt du her, noch einmal die zu ſehen, die dich ſo unausſprechlich liebt? — Ach! die eben deshalb ſtirbt, weil ſie ohne dich nicht zu athmen vermag!

Peregrinus, ganz aufgelöſt im herbſten Weh, ergoß ſich in Betheuerungen ſeiner zärtlichſten Liebe und wiederholte, daß nichts in der Welt ihm ſo theuer ſey, um es nicht der Holden zu opfern. Aus den Worten wurden Küſſe, aber in dieſen Küſſen wurden wiederum wie Liebeshauch Worte vernehmbar.

„Du weißt,“ ſo mochten dieſe Worte lauten, „du weißt, mein „Peregrinus, wie ſehr ich dich liebe. Ich kann dein ſeyn, du mein, „ich kann geſunden auf der Stelle, erblüht wirſt du mich ſehen in „friſchem jugendlichem Glanz wie eine Blume, die der Morgenthau „erquickt und die nun freudig das geſenkte Haupt emporhebt — „aber — gieb mir den Gefangenen heraus, mein theurer, geliebter „Peregrinus, ſonſt ſiehſt du mich vor deinen Augen vergehen in „namenloſer Todesqual! — Peregrinus — ich kann nicht mehr — „es iſt aus!“ —

Damit ſank die Kleine, die ſich halb aufgerichtet hatte, in die Kiſſen zurück, ihr Buſen wallte wie im Todeskampf ſtürmiſch auf und nieder, blauer wurden die Lippen, die Augen ſchienen zu brechen. — In wilder Angſt griff Peregrinus nach der Halsbinde, doch von ſelbſt ſprang Meiſter Floh auf den weißen Hals der Kleinen, indem er mit dem Ton des tiefſten Schmerzes rief: Ich bin verloren!

Peregrinus ſtreckte die Hand aus, den Meiſter zu faſſen; plötzlich war es aber, als hielte eine unſichtbare Macht ſeinen Arm zurück und ganz andere Gedanken als die, welche ihn bis jetzt erfüllt, gingen ihm durch den Kopf.

„Wie,“ dachte er, „weil du ein ſchwacher Menſch biſt, der ſich „hingiebt in toller Leidenſchaft, der im Wahnſinn aufgeregter Begier „das für Wahrheit nimmt, was doch nur lügneriſcher Trug ſeyn „kann, darum willſt du den treulos verrathen, dem du deinen Schutz „zugeſagt? Darum willſt du ein freies harmloſes Völklein in Feſſeln „ewiger Sklaverei ſchmieden, darum den Freund, den du als den „einzigen befunden, deſſen Worte mit den Gedanken ſtimmen, rettungslos verderben? — Nein — nein, ermanne dich, Peregrinus! — „lieber den Tod leiden als treulos ſeyn!“ —

„Gieb — den — Gefangenen — ich ſterbe!“ — So ſtammelte die Kleine mit verlöſchender Stimme.

„Nein,“ rief Peregrinus, indem er in heller Verzweiflung die Kleine in die Arme faßte, „nein — nimmermehr, aber laß mich mit dir ſterben!“

In dem Augenblick ließ ſich ein durchdringender harmoniſcher Laut hören, als würden kleine Silberglöckchen angeſchlagen; Dörtje, plötzlich friſchen Roſenſchimmer auf Lipp' und Wangen, ſprang auf vom Sopha und hüpfte, in ein konvulſiviſches Gelächter ausbrechend, im Zimmer umher. Sie ſchien vom Tarantelſtich getroffen.

Entſetzt betrachtete Peregrinus das unheimliche Schauſpiel und ein Gleiches that der Arzt, der ganz verſteinert in der Thüre ſtehen blieb und dem Herrn Swammer, der ihm folgen wollte, den Eingang verſperrte.

Sechstes Abentheuer.

Seltſames Beginnen reiſender Gaukler in einem Weinhauſe nebſt hinlänglichen Prügeln. Tragiſche Geſchichte eines Schneiderleins zu Sachſenhauſen. Wie George Pepuſch ehrſame Leute in Staunen ſetzt. Das Horoſkop. Vergnüglicher Kampf bekannter Leute im Zimmer Leuwenhöcks.

Alle Vorübergehende blieben ſtehen, reckten die Hälſe lang aus und guckten durch die Fenſter in die Weinſtube hinein. Immer dichter wälzte ſich der Haufe heran, immer ärger ſtieß und drängte ſich Alles durcheinander, immer toller wurde das Gewirre, das Gelächter, das Toben, das Jauchzen. Dieſen Rumor verurſachten zwei Fremde, die ſich in der Weinſtube eingefunden, und die, außerdem, daß ihre Geſtalt, ihr Anzug, ihr ganzes Weſen etwas ganz Fremdartiges in ſich trug, das widerwärtig war und lächerlich zu gleicher Zeit, ſolche wunderliche Künſte trieben, wie man ſie noch niemals geſehen hatte. Der eine, ein alter Menſch von abſcheulichem ſchmutzigem Anſehen, war in einen langen ſehr engen Ueberrock von fahlſchwarzem glänzendem Zeuge gekleidet. Er wußte ſich bald lang und dünn zu machen, bald ſchrumpfte er zu einem kurzen dicken Kerl zuſammen und es war ſeltſam, daß er ſich dabei ringelte wie ein glatter Wurm. Der andere hochfriſirt, im bunten ſeidnen Rock, eben ſolchen Unterkleidern, großen ſilbernen Schnallen, einem Petit Maitre aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gleichend, flog dagegen einmal über das andere hoch hinauf an die Stubendecke und ließ ſich ſanft wieder herab, indem er mit heiſerer Stimme mißtönende Lieder in gänzlich unbekannter Sprache trällerte.

Nach der Ausſage des Wirths waren beide, einer kurz auf den andern, als ganz vernünftige beſcheidene Leute in die Stube hineingetreten und hatten Wein gefordert. Dann blickten ſie ſich ſchärfer und ſchärfer in's Antlitz und fingen an zu discurriren. Unerachtet ihre Sprache allen Gäſten unverſtändlich war, ſo zeigte doch Ton und Geberde, daß ſie in einem Zank begriffen, der immer heftiger wurde.

Plötzlich ſtanden ſie in ihre jetzige Geſtalt verwandelt da und begannen das tolle Weſen zu treiben, das immer mehr Zuſchauer herbeilockte.

„Der Menſch," rief einer von den Zuſchauern, „der Menſch, der „ſo ſchön auf und nieder fliegt, das iſt ja wohl der Uhrmacher Degen „aus Wien, der die Flugmaſchine erfunden hat und damit einmal „uber's andere aus der Luft hinabpurzelt auf die Naſe?" — „Ach „nein," erwiederte ein anderer, „das iſt nicht der Vogel Degen. Eher „würd' ich glauben, es wäre das Schneiderlein aus Sachſenhauſen, „wüßt' ich nicht, daß das arme Ding verbrannt iſt." —

Ich weiß nicht, ob der geneigte Leſer die merkwürdige Geſchichte von dem Schneiderlein aus Sachſenhauſen kennt? — Hier iſt ſie:

Geſchichte des Schneiderleins aus Sachſenhauſen.

Es begab ſich, daß ein zartes frommes Schneiderlein zu Sachſenhauſen, an einem Sonntage gar ſchön geputzt mit ſeiner Frau Liebſten aus der Kirche kam. Die Luft war rauh, das Schneiderlein hatte zu Nacht nichts genoſſen, als ein halbes weichgeſottenes Ei und eine Pfeffergurke, Morgens aber ein kleines Schälchen Kaffee. Wollte ihm daher flau und erbärmlich zu Muthe werden, weil er überdem in der Kirche gar heftig geſungen, und ihm nach einem Magenſchnäpschen gelüſten. War die Woche über fleißig geweſen und auch artig gegen die Frau Liebſte, der er von den Stücken Zeug, die beim Zuſchneiden unter die Bank gefallen, einen propren Unterrock gefertigt. Frau Liebſte bewilligte alſo freundlich, daß das

Schneiderlein in die Apotheke treten und ein erwärmendes Schnäpſchen genießen möge. Trat auch wirklich in die Apotheke und forderte dergleichen. Der ungeſchickte Lehrburſche, der allein in der Apotheke zurückgeblieben, da der Rezeptarius, das Subjekt, kurz alle übrigen klügeren Leute fortgegangen, vergriff ſich und holte eine verſchloſſene Flaſche vom Repoſitorio herab, in der kein Magenelixir befindlich, wohl aber brennbare Luft, womit die Luftbälle gefüllt werden. Davon ſchenkte der Lehrburſche ein Gläschen voll; das ſetzte das Schneiderlein ſtracks an den Mund und ſchlürfte die Luft begierig hinunter, als ein angenehmes Labſal. Wurde ihm aber alsbald gar poſſierlich zu Muthe, war ihm als hätte er ein Paar Flügel an den Achſeln oder als ſpiele Jemand mit ihm Fangball. Denn ellenhoch und immer höher mußte er in der Apotheke aufſteigen und niederſinken. „Ei Jemine, Jemine, rief er, wie bin ich doch ſolch ein flinker Tänzer geworden!“ — Aber dem Lehrburſchen ſtand das Maul offen vor lauter Verwunderung. Geſchah nun, daß Jemand die Thüre raſch aufriß, ſo daß das Fenſter gegenüber aufſprang. Strömte alsbald ein ſtarker Luftzug durch die Apotheke, erfaßte das Schneiderlein und ſchnell wie der Wind war es fort durch das offene Fenſter in die Lüfte; Niemand hat es wieder geſehen. Begab ſich nach mehrerer Zeit, daß die Sachſenhäuſer zur Abendzeit hoch in den Lüften eine Feuerkugel erblickten, die mit blendendem Glanz die ganze Gegend erleuchtete und dann verlöſchend zur Erde hinabfiel. Wollten alle wiſſen, was zur Erde gefallen, liefen hin an den Ort, fanden aber nichts als ein kleines Klümpchen Aſche; dabei aber den Dorn einer Schuhſchnalle, ein Stückchen eiergelben Atlas mit bunten Blumen und ein ſchwarzes Ding, das beinahe anzuſehen war, wie ein Stockknopf von ſchwarzem Horn. Haben Alle darüber nachgedacht, wie ſolche Sachen in einer Feuerkugel aus dem Himmel fallen mögen. Da iſt aber die Frau Liebſte des entfahrenen Schneiderleins dazu gekommen und als dieſe die gefundenen Sachen erblickt, hat ſie die Hände gerungen, gar erbärmlich gethan und geſchrien: Ach Jammer, das iſt meines Liebſten Schnallendorn, ach Jammer, das iſt meines Liebſten Sonntagsweſte, ach Jammer, das iſt meines Liebſten Stockknopf! Hat aber ein großer Gelehrter erklärt, der Stockknopf ſey kein Stockknopf, ſondern ein Meteorſtein oder ein mißrathener Weltkörper. Iſt nun aber auf dieſe Weiſe den Sachſenhäuſern und aller Welt kund worden, daß das arme Schneiderlein, dem der Apothekerburſche brennbare Luft gegeben ſtatt Magenſchnaps, in den hohen Lüften verbrannt und heruntergeſunken iſt zur Erde als Meteorſtein oder mißrathener Weltkörper.

Ende der Geſchichte vom Schneiderlein aus Sachſenhauſen.

Der Kellner wurde endlich ungeduldig, daß der wunderliche Fremde nicht aufhörte ſich groß und klein zu machen, ohne auf ihn zu achten und hielt ihm die Flaſche Burgunder, die er beſtellt hatte, dicht unter die Naſe. Sogleich ſog ſich der Fremde an der Flaſche feſt und ließ nicht nach, bis der letzte Tropfen eingeſchlurft war. Dann fiel er wie ohnmächtig in den Lehnſeſſel und konnte ſich nur ganz ſchwach regen.

Die Gäſte hatten mit Erſtaunen geſehen, wie er während des Trinkens immer mehr aufgeſchwollen und nun ganz dick und unförmlich erſchien. Des Andern Flugwerk ſchien nun auch zu ſtocken, er wollte ſich keuchend und ganz außer Athem niederlaſſen; als er aber gewahrte, daß ſein Gegner halb todt da lag, ſprang er ſchnell auf ihn zu und begann ihn mit geballter Fauſt derb abzubläuen.

Da riß ihn aber der Hauswirth zurück und erklärte, daß er ihn gleich zum Hauſe hinauswerfen werde, wenn er nicht Ruhe halte. Wollten ſie beide ihre Taſchenſpielerkünſte zeigen, ſo möchten ſie das thun, jedoch ohne ſich zu zanken und zu prügeln, wie gemeines Volk. —

Den Flugbegabten ſchien es etwas zu verſchnupfen, daß der Wirth ihn für einen Taſchenſpieler hielt. Er verſicherte, daß er nichts weniger ſey, als ein ſchnöder Gaukler, der loſe Künſte treibe. Sonſt habe er die Ballettmeiſterſtelle bei dem Theater eines berühmten Königs bekleidet, jetzt privatiſire er als ſchöner Geiſt und heiße wie es ſein Metier erfordere, nämlich Legénie. Habe er im gerechten Zorn über den fatalen Menſchen dort etwas höher geſprungen, als gebührlich, ſo ſey das ſeine Sache und gehe Niemanden etwas an.

Der Wirth meinte, daß das Alles noch keine Prügelei rechtfertige; der ſchöne Geiſt erwiederte indeſſen, daß der Wirth den boshaften hinterliſtigen Menſchen nur nicht kenne, da er ihm ſonſt einen zerbläuten Rucken recht herzlich gönnen würde. Der Menſch ſey nämlich ehemals franzöſiſcher Douanier geweſen, nähre ſich jetzt vom

Aderlaſſen, Schröpfen und Barbieren und heiße Monſieur Egel. Ungeſchickt, tölpiſch, gefräßig, ſey er Jedem zur Laſt. Nicht genug daß der Taugenichts überall wo er mit ihm zuſammentreffe, ſo wie es eben jetzt geſchehen, ihm den Wein vor dem Maule wegſaufe, ſo führe er auch, der Verruchte, jetzt nichts Geringeres im Schilde, als ihm die ſchöne Braut wegzukapern, die er aus Frankfurt heimzuführen gedenke.

Der Douanier hatte Alles gehört, was der ſchöne Geiſt vorgebracht; er blitzte ihn an mit den kleinen, giftiges Feuer ſprühenden Augen und ſprach dann zum Wirth: „Glaubt doch, Herr Wirth! „nichts von dem Allen, was der Galgenſchwengel, der unnütze Haſelant dort hergeplappert.

„Fürwahr ein ſchöner Ballettmeiſter, der mit ſeinen Elephantenfüßen den zarten Tänzerinnen die Beine zerquetſcht und bei der „Pirouette dem Maitre des Spektakels an der Couliſſe einen Backzahn aus dem Kinnbacken, und den Operngucker vom Auge wegſchlägt! — Und ſeine Verſe, die haben eben ſolche plumpe Füße „wie er ſelbſt und taumeln hin und her wie Betrunkene und treten „die Gedanken zu Brei. Und da denkt der einbildiſche Faſelhans, „weil er zuweilen ſchwerfällig durch die Lüfte flattert, wie ein verdroſſener Gänſericht, müßte die Schönſte ſeine Braut ſeyn.“

Der ſchöne Geiſt ſchrie: Du tückiſcher Satanswurm, ſollſt den Schnabel des Gänſerichts fühlen! und wollte von Neuem in voller Furie auf den Douanier los; der Wirth erfaßte ihn aber von hinten mit ſtarken Armen und warf ihn, unter dem unausſprechlichſten Jubel des verſammelten Haufens, zum Fenſter hinaus.

So wie nun der ſchöne Geiſt von hinnen war, hatte Monſieur Egel ſogleich wieder die ſolide ſchlichte Geſtalt angenommen, in der er hereingetreten war. Die Leute draußen hielten ihn für einen ganz Andern, als den, der ſich ſo auseinander zu ſchrauben gewußt hatte, und zerſtreuten ſich. Der Douanier dankte dem Wirth in den verbindlichſten Ausdrücken für die Hülfe, die er ihm gegen den ſchönen Geiſt geleiſtet, und erbot ſich, um dieſe dankbare Geſinnung recht an den Tag zu legen, den Wirth, ohne irgend eine Gratifikation, auf eine ſolche leichte angenehme Weiſe zu raſiren, wie er es in ſeinem Leben noch nicht empfunden. Der Wirth faßte ſich an den Bart und da es in dem Augenblick ihm vorkam, als wuchſen ihm die

Haare lang und ſtachelicht heraus, ſo ließ er ſich Monſieur Egels Vorſchlag gefallen. Der Douanier begann auch das Geſchäft mit geſchickter leichter Hand zu beſorgen, doch plötzlich ſchnitt er dem Wirth ſo derb in die Naſe, daß die hellen Blutstropfen hervorquollen. Der Wirth, dies für tückiſche Bosheit haltend, ſprang wüthend auf, packte den Douanier und er flog eben ſo ſchnell und behende zur Thüre hinaus, als der ſchöne Geiſt durch's Fenſter. Bald darauf entſtand auf dem Hausflur ein unziemlicher Lärm, der Wirth nahm ſich kaum Zeit, die wunde Naſe ſattſam mit Feuerſchwamm zu mappiren und rannte hinaus, um nachzuſehen, welch ein Satan den neuen Rumor errege.

Da erblickte er zu ſeiner nicht geringen Verwunderung einen jungen Menſchen, der mit einer Fauſt den ſchönen Geiſt, mit der andern aber den Douanier bei der Bruſt gepackt hatte, und indem ſeine glühenden Augen wild rollten, wüthend ſchrie: Ha, ſataniſche Brut, du ſollſt mir nicht in den Weg treten, du ſollſt mir meine Gamaheh nicht rauben! Dazwiſchen kreiſchten der ſchöne Geiſt und der Douanier: Ein wahnſinniger Menſch — rettet — rettet uns, Herr Wirth! — Er will uns ermorden — er mißkennt uns! — Ei, rief der Wirth, ei lieber Herr Pepuſch, was fangen Sie denn an? Sind Sie von dieſen wunderlichen Leuten beleidigt worden? Irren Sie ſich vielleicht in den Perſonen? Dies iſt der Ballettmeiſter Herr Legénie und dieſer der Douanier, Monſieur Egel. Ballettmeiſter Legénie? — Douanier Egel? wiederholte Pepuſch mit dumpfer Stimme. Er ſchien aus einem Traum erwachend, ſich auf ſich ſelbſt beſinnen zu müſſen. Indeſſen waren auch zwei ehrſame Bürgersleute aus der Stube getreten, die den Herrn George Pepuſch ebenfalls kannten und die ihm auch zuredeten, ruhig zu bleiben und die ſchnakiſchen fremden Leute gehen zu laſſen.

Noch einmal wiederholte Pepuſch: Ballettmeiſter Legénie? — Douanier Egel? und ließ die Arme kraftlos herabſinken. Mit Windesſchnelle waren die Freigelaſſenen fort und Manchem auf der Straße wollt' es auffallen, daß der ſchöne Geiſt über das Dach des gegenüberſtehenden Hauſes hinwegflog, der Bartſcheerer ſich aber in dem Schlammwaſſer verlor, das gerade vor der Thüre zwiſchen den Steinen ſich geſammelt hatte.

Die Bürgersleute nöthigten den ganz verſtörten Pepuſch in die

Stube zu treten und mit ihnen eine Flaſche ächten Nierſteiner zu trinken. Pepuſch ließ ſich das gefallen und ſchien auch den edlen Wein mit Luſt und Appetit hinunter zu ſchlürfen, wiewohl er ganz ſtumm und ſtarr da ſaß und auf alles Zureden kein Wörtchen erwiederte. Endlich erheiterten ſich ſeine Züge und er ſprach ganz leutſelig: Ihr thatet gut, ihr lieben Leute und freundlichen Kumpane, daß ihr mich abhieltet, dieſe Elenden, die ſich in meiner Gewalt befanden, auf der Stelle zu tödten. Aber ihr wißt nicht, was für bedrohliche Geſchöpfe ſich hinter dieſen wunderlichen Masken verſteckt hatten. —

Pepuſch hielt inne und man kann denken, mit welcher geſpannten Neugier die Bürgersleute aufhorchten, was nun Pepuſch entdecken würde. Auch der Wirth hatte ſich genähert und alle drei, die Bürgersleute und der Wirth ſteckten nun, indem ſie ſich mit übereinandergeſchlagenen Armen über den Tiſch lehnten, die Köpfe dicht zuſammen, und hielten den Athem an, daß ja kein Laut aus Pepuſchens Munde verloren gehen möge.

Seht, ſprach Herr George Pepuſch weiter, ganz leiſe und feierlich, ſeht, ihr guten Männer, der, den ihr den Balletmeiſter Legénie nennt, iſt kein anderer, als der böſe, ungeſchickte Genius Thetel, der, den ihr für den Douanier Egel haltet, iſt aber der abſcheuliche Blutſauger, der häßliche Egelprinz. Beide ſind in die Prinzeſſin Gamaheh, die, wie es Euch bekannt ſeyn wird, die ſchöne herrliche Tochter des mächtigen Königs Sekakis iſt, verliebt und ſind hier, um ſie der Diſtel Zeherit abſpenſtig zu machen. Das iſt nun die albernſte Thorheit, die nur in einem dummen Gehirn hauſen kann, denn außer der Diſtel Zeherit giebt es in der ganzen Welt nur noch ein einziges Weſen, dem die ſchöne Gamaheh angehören darf, und dieſes Weſen wird vielleicht auch ganz vergeblich in den Kampf treten mit der Diſtel Zeherit. Denn bald blühet die Diſtel um Mitternacht auf, in voller Pracht und Kraft, und in dem Liebestod dämmert die Morgenröthe des höheren Lebens. — Ich ſelbſt bin aber die Diſtel Zeherit und eben daher könnet ihr mir's nicht verdenken, ihr guten Leute, wenn ich ergrimmt bin auf jene Verräther und mir überhaupt die ganze Geſchichte gar ſehr zu Herzen nehme.

Die Leute riſſen die Augen weit auf und glotzten den Pepuſch ſprachlos an mit offnem Munde. Sie waren, wie man zu ſagen pflegt, aus den Wolken gefallen und der Kopf dröhnte ihnen, vom jähen Sturz.

Pepuſch ſtürzte einen großen Römer Wein hinunter, und ſprach dann, ſich zum Wirth wendend: Ja ja, Herr Wirth, bald werdet Ihr's erleben, bald blühe ich als Cactus grandiflorus und in der ganzen Gegend wird es unmenſchlich nach der ſchönſten Vanille riechen; Ihr könnet mir das glauben.“

Der Wirth konnte nichts herausbringen, als ein dummes: Ei das wäre der Tauſend! Die andern beiden Männer warfen ſich aber bedenkliche Blicke zu, und einer ſprach, indem er George's Hand faßte, mit zweideutigem Lächeln: Sie ſcheinen etwas in Unruhe gerathen zu ſeyn, lieber Herr Pepuſch, wie wär' es, wenn Sie ein Gläschen Waſſer —

Keinen Tropfen, unterbrach Pepuſch den gutgemeinten Rath, keinen Tropfen; hat man jemals Waſſer in ſiedendes Oel gegoſſen, ohne die Wuth der Flammen zu reizen? — In Unruhe ſey ich, meint ihr, gerathen? In der That, das mag der Fall ſeyn und der Teufel ruhig bleiben, wenn er ſich, ſo wie ich es eben gethan, mit dem Herzensfreunde herumgeſchoſſen und dann ſich ſelbſt eine Kugel durch's Gehirn gejagt! — Hier! — in Eure Hände liefere ich die Mordwaffen, da nun Alles vorbei iſt.

Pepuſch riß ein Paar Piſtolen aus der Taſche, der Wirth prallte zurück, die beiden Bürgersleute griffen darnach und brachen, ſo wie ſie die Mordwaffen in Händen hatten, aus in ein unmäßiges Gelächter. — Die Piſtolen waren von Holz, ein Kinderſpielzeug vom Chriſtmarkt her.

Pepuſch ſchien gar nicht zu bemerken, was um ihn her vorging; er ſaß da in tiefen Gedanken und rief dann einmal über's andere: Wenn ich ihn nur finden könnte, wenn ich ihn nur finden könnte! —

Der Wirth faßte Herz und fragte beſcheiden: Wen meinen Sie eigentlich, beſter Herr Pepuſch, wen können Sie nicht finden?

Kennt Ihr, ſprach Pepuſch feierlich, indem er den Wirth ſcharf in's Auge faßte, kennt Ihr einen, der dem Könige Sekakis zu vergleichen an Macht und wunderbarer Kraft, ſo nennt ſeinen Namen und ich küſſe Euch die Füße! — Doch wollt' ich übrigens Euch fragen, ob Ihr Jemanden wißt, der den Herrn Peregrinus Tyß kennt, und mir ſagen kann, wo ich ihn in dieſem Augenblick treffen werde? —

Da, erwiederte freundlich ſchmunzelnd der Wirth, da kann ich dienen, verehrteſter Herr Pepuſch, und Ihnen berichten, daß der gute Herr Tyß ſich erſt vor einer Stunde hier befand und ein Schöppchen Würzburger zu ſich nahm. Er war ſehr in Gedanken, und rief plötzlich, als ich blos erwähnte, was die Börſenhalle Neues gebracht: Ja ſüße Gamaheh! — ich habe dir entſagt! — Sey glücklich in meines George's Armen! — Dann ſprach eine feine kurioſe Stimme: Laßt uns jetzt zum Leuwenhöck gehen und in's Horoſkop gucken! — Sogleich leerte Herr Tyß eiligſt das Glas und machte ſich ſammt der Stimme ohne Körper von dannen; wahrſcheinlich ſind beide, die Stimme und Herr Tyß, zum Leuwenhöck gegangen, der ſich im Lamento befindet, weil ihm ſämmtliche abgerichtete Flöhe krepirt ſind.

Da ſprang George in voller Furie auf, packte den Wirth bei der Kehle, und ſchrie: Hallunkiſcher Egelsbote, was ſprichſt du? — Entſagt? — ihr entſagt — Gamaheh — Peregrinus — Sekakis? — —

— Des Wirths Erzählung war ganz der Wahrheit gemäß; den Meiſter Floh hatte er vernommen, der den Herrn Peregrinus Tyß mit ſeiner Silberſtimme aufforderte, zum Mikroſkopiſten Leuwenhöck zu gehen, der geneigte Leſer weiß bereits, zu welchem Zweck. Peregrinus begab ſich auch wirklich auf den Weg dahin.

Leuwenhöck empfing den Peregrinus mit ſüßlicher widerwärtiger Freundlichkeit und mit jenem demuthigen Complimentenweſen, in dem ſich das läſtige erzwungene Anerkenntniß der Superiorität ausſpricht. Da aber Peregrinus das mikroſkopiſche Glas in der Pupille hatte, ſo half dem Herrn Anton von Leuwenhöck alle Freundlichkeit, alle Demuth ganz und gar nichts, vielmehr erkannte Peregrinus alsbald den Mißmuth, ja den Haß, der des Mikroſkopiſten Seele erfüllte.

Während er verſicherte, wie ſehr ihn des Herrn Tyß Beſuch ehre und erfreue, lauteten die Gedanken: „Ich wollte, daß dich der ſchwarzgefiederte Satan zehntauſend Klafter tief in den Abgrund ſchleuderte, aber ich muß freundlich und unterwürfig gegen dich thun, da die verfluchte Conſtellation mich unter deine Herrſchaft geſtellt hat und mein ganzes Seyn in gewiſſer Art von dir abhängig iſt. — Doch werde ich dich vielleicht überliſten können, denn trotz deiner vor-

„nehmen Abkunft, biſt du doch ein einfältiger Tropf. — Du glaubſt „daß die ſchöne Dörtje Elverdink dich liebt und willſt ſie vielleicht „gar heirathen? — Wende dich nur deshalb an mich, dann fällſt du „doch trotz der Macht, die dir inwohnt, ohne daß du es weißt, in „meine Hand und ich werde alles anwenden, dich zu verderben und „der Dörtje ſo wie des Meiſters Floh habhaft zu werden.“

Natürlicherweiſe richtete Peregrinus ſein Betragen nach dieſen Gedanken ein und hütete ſich wohl der ſchönen Dörtje Elverdink auch nur mit einem Worte zu erwähnen, vielmehr gab er vor, gekommen zu ſein, Herrn von Leuwenhöcks geſammelte naturhiſtoriſche Merkwürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen.

Während nun Leuwenhöck die großen Schränke öffnete, ſagte Meiſter Floh dem Peregrinus ganz leiſe in's Ohr, daß auf dem Tiſche am Fenſter ſein (des Peregrinus) Horoſkop liege. Peregrinus näherte ſich behutſam und blickte ſcharf hin. Da ſah er nun zwar allerlei Linien, die ſich myſtiſch durchkreuzten und andere wunderbare Zeichen; da es ihm indeſſen an aſtrologiſcher Kenntniß gänzlich mangelte, ſo konnte er ſo ſcharf hinblicken, als er nur wollte, alles blieb ihm doch undeutlich und verworren. Seltſam ſchien es ihm nur, daß er den rothen glänzenden Punkt in der Mitte der Tafel, auf der das Horoſkop entworfen, ganz deutlich für ſein Selbſt anerkennen mußte. Je länger er den Punkt anſchaute, deſto mehr gewann er die Geſtalt eines Herzens, deſto brennender röthete er ſich; doch funkelte er nur wie durch Geſpinnſt, womit er umzogen.

Peregrinus merkte wohl, wie Leuwenhöck ſich mühte, ihn von dem Horoſkop abzuziehen, und beſchloß ganz vernünftig, ſeinen freundlichen Feind ohne alle weitere Umſchweife geradezu um die Bedeutung der geheimnißvollen Tafel zu befragen, da er nicht Gefahr laufe, belogen zu werden.

Leuwenhöck verſicherte, hämiſch lächelnd, daß ihm nichts größere Freude verurſachen könne, als ſeinem hochverehrteſten Freunde die Zeichen auf der Tafel, die er ſelbſt nach ſeiner geringen Kenntniß von ſolchen Sachen entworfen, zu erklären.

Die Gedanken lauteten: „Hoho! willſt du da hinaus, mein „kluger Patron? Fürwahr, Meiſter Floh hat dir gar nicht übel gerathen! Ich ſelbſt ſoll die geheimnißvolle Tafel erklärend, dir vielleicht auf die Sprünge helfen, Rückſichts der magiſchen Macht deiner

„werthen Perſon? — Ich könnte dir was vorlügen, doch was könnte „das nützen, da du, wenn ich dir auch die Wahrheit ſage, doch kein „Jota von Allem verſtehſt, ſondern dumm bleibſt, wie vorher. Aus „purer Bequemlichkeit und um mich nicht mit neuer Erfindung in „Unkoſten zu ſetzen, will ich daher von den Zeichen der Tafel ſo viel „ſagen, als mir gerade gut dünkt.“

Peregrinus wußte nun, daß er zwar nicht alles erfahren, jedoch wenigſtens nicht belogen werden würde.

Leuwenhöck brachte die Tafel auf das einer Staffelei ähnliche Geſtell, welches er aus einem Winkel in die Mitte des Zimmers hervorgerückt hatte. Beide, Leuwenhöck und Peregrinus, ſetzten ſich vor die Tafel hin und betrachteten ſie ſtillſchweigend.

„Ihr ahnet,“ begann endlich Leuwenhöck mit einiger Feierlichkeit, „Ihr ahnet vielleicht nicht, Peregrinus Tyß, daß jene Züge, jene „Zeichen auf der Tafel, die Ihr ſo aufmerkſam betrachtet, Euer eignes „Horoſkop ſind, das ich mit geheimnißvoller aſtrologiſcher Kunſt, unter „günſtigem Einfluß der Geſtirne, entworfen. — Wie kommt Ihr zu „ſolcher Anmaßung, wie mögt Ihr eindringen in die Verſchlingungen „meines Lebens, wie mein Geſchick enthüllen wollen? So könntet Ihr „mich fragen, Peregrinus, und hättet vollkommenes Recht dazu, wenn „ich Euch nicht ſogleich meinen innern Beruf dazu nachzuweiſen im „Stande wäre. Ich weiß nicht, ob Ihr vielleicht den berühmten Rabbi, „Iſaac Ben Harravad gekannt, oder wenigſtens von ihm gehört habt *). „Unter andern tiefen Kenntniſſen beſaß Rabbi Harravad die ſeltene „Gabe, den Menſchen es am Geſicht anzuſehen, ob ihre Seele ſchon „früher einen andern Körper bewohnt oder ob ſolche für gänzlich „friſch und neu zu achten. Ich war noch ſehr jung, als der alte „Rabbi ſtarb, an einer Unverdaulichkeit, die er ſich durch ein ſchmackhaftes Knoblauch-Gericht zugezogen. Die Juden liefen mit der Leiche „ſo ſchnell von dannen, daß der Selige nicht Zeit hatte, alle ſeine „Kenntniſſe und Gaben, die die Krankheit auseinander geſtreut, zuſammen zu raffen und mitzunehmen. Lachende Erben theilten ſich „darin, ich aber hatte jene wunderbare Sehergabe in dem Augenblick „weggefiſcht, als ſie auf der Spitze des Schwerdts ſchwebte, das der

---

*) Der Rabbi Iſaac Ben Harravad lebte zu Ende des zwölften Jahrhunderts. S. Bartolocci, Biblioth. rabbinica. Tom. III. p. 888.

„Todesengel auf die Bruſt des alten Rabbi ſetzte. So iſt aber jene wunderbare Gabe auf mich übergegangen, und auch ich erſchaue, wie Rabbi Iſaac Ben Harravad, aus dem Geſicht des Menſchen, ob ſeine Seele ſchon einen andern Körper bewohnt hat oder nicht. Euer Antlitz, Peregrinus Tyß, erregte mir, als ich es zum erſtenmale ſah, die ſeltſamſten Bedenken und Zweifel. Gewiß wurde mir die lange Vorexiſtenz Eurer Seele und doch blieb jede, Eurem jetzigen Leben vorausgegangene Geſtaltung völlig dunkel. Ich mußte meine Zuflucht zu den Geſtirnen nehmen, und Euer Horoſkop ſtellen, um das Geheimniß zu löſen."

Und, unterbrach Peregrinus den Flohbändiger, und habt Ihr etwas herausgebracht, Herr Leuwenhöck?

Allerdings, erwiederte Leuwenhöck, indem er noch einen feierlichern Ton annahm, allerdings! Ich habe erkannt, daß das pſychiſche Prinzip, welches jetzt den angenehmen Körper meines werthen Freundes, des Herrn Peregrinus Tyß belebt, ſchon lange vorher exiſtirte, wiewohl nur als Gedanke ohne Bewußtſeyn der Geſtaltung. Schaut hin, Herr Peregrinus, betrachtet aufmerkſam den rothen Punkt in der Mitte der Tafel. Das ſeyd Ihr nicht allein ſelbſt, ſondern der Punkt iſt auch die Geſtalt, deren ſich Euer pſychiſches Prinzip einſt nicht bewußt werden konnte. Als ſtrahlender Karfunkel lagt Ihr damals im tiefen Schacht der Erde, aber über Euch hingeſtreckt, auf die grüne Fläche des Bodens, ſchlummerte die holde Gamaheh und nur in jener Bewußtloſigkeit zerrann auch ihre Geſtaltung. Seltſame Linien, fremde Conſtellationen durchſchneiden nun Euer Leben von dem Zeitpunkt an, als der Gedanke ſich geſtaltete und zum Herrn Peregrinus Tyß wurde. Ihr ſeyd im Beſitz eines Taliſmans, ohne es zu wiſſen. Dieſer Taliſman iſt eben der rothe Karfunkel; es kann ſeyn, daß der König Sekakis ihn als Edelſtein in der Krone trug oder daß er gewiſſermaßen ſelbſt der Karfunkel war; genug — Ihr beſitzt ihn jetzt, aber ein gewiſſes Ereigniß muß hinzutreten, wenn ſeine ſchlummernde Kraft erweckt werden ſoll und mit dieſem Erwachen der Kraft Eures Taliſmans entſcheidet ſich das Schickſal einer Unglücklichen, die bis jetzt zwiſchen Furcht und ſchwankender Hoffnung, ein mühſeliges Scheinleben geführt hat. — Ach! nur ein Scheinleben konnte die ſüße Gamaheh durch die tiefſte magiſche Kunſt gewinnen, da der wirkende Taliſman uns geraubt war! Ihr allein habt ſie getödtet, Ihr allein könnet ihr Leben einhauchen, wenn der Karfunkel aufgeglüht iſt in Eurer Bruſt? —

Und, unterbrach Peregrinus den Flohbändiger auf's Neue, und jenes Ereigniß, wodurch die Kraft des Talismans geweckt werden ſoll, wißt Ihr mir das zu deuten, Herr Leuwenhöck?

Der Flohbändiger glotzte den Peregrinus an mit weit aufgeriſſenen Augen, und ſah gerade ſo aus, wie einer, den plötzlich große Verlegenheit überraſcht und der nicht weiß, was er ſagen ſoll. Die Gedanken lauteten: „Wetter, wie iſt es gekommen, daß ich viel mehr geſagt habe, als ich eigentlich ſagen wollte? Hätte ich wenigſtens nicht von dem Talisman das Maul halten ſollen, den der glückſelige Schlingel im Leibe trägt, und der ihm ſo viel Macht geben kann über uns, daß wir Alle nach ſeiner Pfeife tanzen müſſen? — Und nun ſoll ich ihm das Ereigniß ſagen, von dem das Erwachen der Kraft ſeines Talismans abhängt! — Darf ich ihm denn geſtehen, daß ich es ſelbſt nicht weiß, daß alle meine Kunſt daran ſcheitert, den Knoten zu löſen, in den ſich alle Linien verſchlingen, ja, daß wenn ich dieſes ſideriſche Hauptzeichen des Horoſkops betrachte, es mir ganz jämmerlich zu Muthe wird, und mein ehrwürdiges Haupt mir ſelbſt vorkommt, wie ein bunt bemalter Haubenſtock, aus ſchnöder Pappe gefertigt? — Fern ſey von mir ſolch ein Geſtändniß, das mich ja herabwürdigen und ihm Waffen gegen mich in die Hände geben würde. Ich will dem Pinſel, der ſich ſo klug dünkt, etwas aufheften, das ihm durch alle Glieder fahren und ihm alle Luſt benehmen ſoll weiter in mich zu dringen.“ —

„Allerliebſter,“ ſprach nun der Flohbändiger, indem er ein ſehr bedenkliches Geſicht zog, „allerliebſter Herr Tyß, verlangt nicht, daß ich von dieſem Ereigniß ſprechen ſoll. Ihr wißt, daß das Horoſkop uns zwar über das Eintreten gewiſſer Umſtände klar und vollſtändig belehrt, daß aber, ſo will es die Weisheit der ewigen Macht, der Ausgang bedrohlicher Gefahr ſtets dunkel bleibt und hierüber nur zweifelhafte Deutungen möglich und zuläſſig ſind. Viel zu lieb hab' ich Euch als einen guten vortrefflichen Herzensmann, beſter Herr Tyß, um Euch vor der Zeit in Unruhe und Angſt zu ſetzen; ſonſt würde ich Euch wenigſtens ſo viel ſagen, daß das Ereigniß, welches Euch das Bewußtſein Eurer Macht geben dürfte, auch in demſelben Augenblick die jetzige Geſtaltung Eures Seyns unter den

„entſetzlichſten Qualen der Hölle zerſtören könnte. — Doch nein! — „Auch das will ich Euch verſchweigen und nun kein Wort weiter „von dem Horoſkop. — Aengſtigt Euch nur ja nicht, beſter Herr „Tyß, unerachtet die Sache ſehr ſchlimm ſteht und ich, nach aller „meiner Wiſſenſchaft, kaum einen guten Ausgang des Abenteuers „herausdeuten kann. Vielleicht rettet Euch doch eine ganz unver„muthete Conſtellation, die noch jetzt außer dem Bereich der Beob„achtung liegt, aus der böſen Gefahr.“ —

Peregrinus erſtaunte über Leuwenhöcks tückiſche Falſchheit, indeſſen kam ihm die ganze Lage der Sache, die Stellung, in der Leuwenhöck, ohne es zu wiſſen, zu ahnen, ihm gegenüber ſtand, ſo ungemein ergötzlich vor, daß er ſich nicht enthalten konnte in ein ſchallendes Gelächter auszubrechen.

„Worüber,“ fragte der Flohbändiger etwas betreten, „worüber lacht Ihr ſo ſehr, mein wertheſter Herr Tyß?“

„Ihr thut,“ erwiederte Peregrinus noch immer lachend, „Ihr thut „ſehr klug, Herr Leuwenhöck, daß Ihr mir das bedrohliche Ereigniß „aus purer Schonung verſchweigt. Denn außerdem, daß Ihr viel „zu ſehr mein Freund ſeyd, um mich in Angſt und Schrecken zu „ſetzen, ſo habt Ihr noch einen andern triftigen Grund dazu, der in „nichts Anderm beſteht, als daß Ihr ſelbſt nicht das mindeſte von „jenem Ereigniſſe wißt. Vergebens blieb ja all' Euer Mühen, jenen „verſchlungenen Knoten zu löſen; mit Eurer ganzen Aſtrologie iſt „es ja nicht weit her; und wäre Euch Meiſter Floh nicht ohnmächtig „auf die Naſe gefallen, ſo ſtünde es mit all' Euren Künſten herzlich „ſchlecht.“

Wuth entflammte Leuwenhöcks Antlitz, er ballte die Fäuſte, er knirſchte mit den Zähnen, er zitterte und ſchwankte ſo ſehr, daß er vom Stuhle gefallen, hätte ihn nicht Peregrinus beim Arm ſo feſt gepackt, als George Pepuſch den unglücklichen Weinwirth bei der Kehle. Dieſem Wirth gelang es, ſich durch einen geſchickten Seitenſprung zu retten. Alsbald flog Pepuſch zur Thüre hinaus und trat in Leuwenhöcks Zimmer, gerade in dem Augenblick, als Peregrinus ihn auf dem Stuhle feſthielt und er grimmig zwiſchen den Zähnen murmelte: Verruchter Swammerdamm, hätteſt du mir das gethan!

So wie Peregrinus ſeinen Freund Pepuſch erblickte, ließ er den Flohbändiger los, trat dem Freunde entgegen und fragte ängſtlich, ob denn die entſetzliche Stimmung vorüber, die ihn mit ſolcher verderblichen Gewalt ergriffen.

Pepuſch ſchien beinahe bis zu Thränen erweicht, er verſicherte, daß er Zeit ſeines Lebens nicht ſo viel abgeſchmackte Thorheiten begangen, als eben heute, wozu er vorzüglich rechne, daß er, nachdem er ſich im Walde eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen, in einem Weinhauſe, ſelbſt wiſſe er nicht mehr, wo es geweſen, ob bei Sperlet, im Schwan, im Weidenhof oder ſonſt irgendwo, zu gutmüthigen Leuten von überſchwenglichen Dingen geſprochen und den Wirth meuchelmörderiſcher Weiſe erwürgen wollen, bloß weil er aus ſeinen abgebrochenen Reden zu entnehmen geglaubt, daß das Glückſeligſte geſchehen, was ihm (dem Pepuſch) nur widerfahren könne. Alle ſeine Unfälle würden nun bald die höchſte Spitze erreichen, denn nur zu gewiß hätten die Leute ſeine Reden, ſein ganzes Beginnen, für den ſtärkſten Ausbruch des Wahnſinns gehalten und er müßte fürchten, ſtatt die Früchte des frohſten Ereigniſſes zu genießen, in das Irrenhaus geſperrt zu werden. — Pepuſch deutete hierauf an, was der Weinwirth über Peregrinus Betragen und Aeußerungen fallen laſſen, und fragte hocherröthend mit niedergeſchlagenen Augen, ob ein ſolches Opfer, eine ſolche Entſagung zu Gunſten eines unglücklichen Freundes, wie er es ahnen wolle, in der jetzigen Zeit, in der der Heroismus von der Erde verſchwunden, wohl noch möglich, wohl noch denkbar ſeyn könne.

Peregrinus lebte im Innern ganz auf bei den Aeußerungen ſeines Freundes; er verſicherte feurig, daß er ſeinerſeits weit entfernt ſey, den bewährten Freund nur im mindeſten zu kränken, daß er allen Anſprüchen auf Herz und Hand der ſchönen Dörtje Elverdink feierlichſt entſage und gern auf ein Paradies verzichte, das ihm freilich in glänzendem verführeriſchem Schimmer entgegen gelacht.

„Und dich,“ rief Pepuſch, indem er an die Bruſt des Freundes ſtürzte, „und dich wollte ich ermorden, und weil ich nicht an dich „glaubte, darum erſchoß ich mich ſelbſt! — O der Raſerei, o des „wüſten Treibens eines verſtörten Gemüths!“

„Ich,“ unterbrach Peregrinus den Freund, „ich bitte dich, George, „komme zur Beſinnung. Du ſprichſt von Todtſchießen und ſteheſt „friſch und geſund vor mir! — Wie reimt ſich das zuſammen.“

„Du haſt Recht,“ erwiederte Pepuſch, „es ſcheint als ob ich nicht

„mit dir so vernünftig reden könnte, wie es wirklich geschieht, wenn „ich mir in der That eine Kugel durch's Gehirn gejagt hätte. Die „Leute behaupteten auch, meine Pistolen wären keine sonderlich große „Mordwaffen, auch gar nicht von Eisen, sondern von Holz, welche „aus Kinderspielzeug und so könnte vielleicht der Zweikampf, so wie „der Selbstmord nichts gewesen seyn, als eine vergnügliche Ironie. „Hätten wir denn nicht unsere Rollen getauscht und ich beginne mit „der Selbstmordsgelüsten und Duellwuth mit hölzernen Kinderwaffen in „dem Augenblick, da du aus deiner kindischen Fabelwelt heraustrittst „in das wirkliche rege Leben! — Doch dem sey wie ihm wolle, es „ist nöthig, daß ich deines Gleichmuths und meines Glücks gewiß „werde, dann zerstreuen sich wohl bald alle Nebel, die meinen Blick „trüben oder die mich vielleicht täuschen mit morganischen Truggebilden. Komm, mein Peregrinus, begleite mich hin zu der holden Dörtje Elverdink, aus deiner Hand empfange ich die süße Braut."

Pepusch faßte den Freund unter den Arm und wollte mit ihm schnell davon eilen, doch der Gang, den sie zu thun gedachten, sollte ihnen erspart werden. Die Thüre öffnete sich nämlich, und herein trat Dörtje Elverdink, schön und anmuthig wie ein Engelsbild, hinter ihr her aber der alte Herr Swammer. Leuwenhoek, der so lange stumm und starr dagestanden und nur bald dem Pepusch, bald dem Peregrinus zornfunkelnde Blicke zugeworfen hatte, schien, als er den alten Swammerdamm erblickte, wie von einem elektrischen Schlage getroffen. Er streckte ihm die geballten Fäuste entgegen und schrie mit von Wuth gellender Stimme: „Ha! kommst du mich zu verhöhnen, „alter betrügerischer Unhold? — Aber es soll dir nicht gelingen. „Vertheidige dich, deine letzte Stunde hat geschlagen."

Swammerdamm prallte einige Schritte zurück und zog, da Leuwenhoek mit dem Fernglas bereits gegen ihn ausfiel, die gleiche Waffe zu seiner Vertheidigung. Der Zweikampf, der im Hause des Herrn Peregrinus Tyß sich entzündet, schien auf's Neue beginnen zu wollen.

George Pepusch warf sich zwischen die Kämpfenden und indem er einen mörderischen Blick Leuwenhoeks, der den Gegner zu Boden gestreckt haben würde, geschickt mit der linken Faust wegschlug, drückte er mit der rechten die Waffe, womit der Swammerdamm sich eben kunstfertig ausgelegt hatte, hinab, so daß sie den Leuwenhoek nicht verwunden konnte.

Pepuſch erklärte dann laut, daß er irgend einen Streit, irgend einen gefährlichen Kampf zwiſchen Leuwenhoek und Swammerdamm nicht eher zulaſſen werde, bis er die Urſache ihres Zwiſts von Grund aus erfahren. Peregrinus fand das Begehren ſeines Freundes ſo vernünftig, daß er keinen Anſtand nahm, ebenfalls zwiſchen die Kämpfer zu treten und ſich eben ſo zu erklären wie Pepuſch.

Beide, Leuwenhoek und Swammerdamm, waren genöthigt, den Freunden nachzugeben. Swammerdamm verſicherte übrigens, daß er durchaus nicht in feindlicher Abſicht, ſondern nur deshalb gekommen ſei, um Rückſichts der Dörtje Elverdink mit Leuwenhoek in gütlichen Vergleich zu treten und ſo eine Fehde zu enden, die zwei für einander geſchaffene Prinzipien, deren gemeinſchaftlichen Forſchen nur den tiefſten Born der Wiſſenſchaft eröffnen könne, feindlich entzweit und nur zu lange gedauert habe. Er blickte dabei den Herrn Peregrinus Tyß lächelnd an und meinte, Peregrinus werde, wie er zu hoffen ſich unterſtehe, da Dörtje doch eigentlich in ſeine Arme geflüchtet, den Vermittler machen.

Leuwenhoek erklärte dagegen, daß Dörtje's Beſitz freilich der Zankapfel ſei, indeſſen habe er ſo eben eine neue Tücke ſeines unwürdigen Collegen entdeckt. Nicht allein, daß er den Beſitz eines gewiſſen Mikroſkops läugne, das er bei einer gewiſſen Gelegenheit als Aufklärung erhalten, um ſeine unrechtmäßigen Anſprüche auf Dörtje's Beſitz zu erneuern, ſo habe er auch überdem jenes Mikroſkop einem Andern überlaſſen, um ihn, den Leuwenhoek, noch mehr zu quälen und zu ängſtigen. Swammerdamm ſchwur dagegen hoch und theuer, daß er das Mikroſkop niemals empfangen und gerade Urſache habe zu glauben, daß es von Leuwenhoek heimlichen Weges unterſchlagen worden.

„Die Narren," liſpelte Meiſter Floh dem Peregrinus leiſe zu, „die Narren, ſie ſprechen von dem Mikroſkop, das Euch im Auge „ſitzt. Ihr wißt, daß ich bei dem Friedensſchluß, den Swammer„damm und Leuwenhoek über den Beſitz der Prinzeſſin Gamaheh ab„ſchloſſen, zugegen war. Als nun Swammerdamm das mikroſkopi„ſche Glas, das er in der That von Leuwenhoek erhalten, in die „Pupille des linken Auges werfen wollte, ſchnappte ich es weg, weil „es nicht Leuwenhoeks, ſondern mein rechtmäßiges Eigenthum war. „Sagt nun gerade heraus, Herr Peregrinus, daß Ihr das Kleinod habt."

Peregrinus nahm auch gar keinen Anſtand, ſogleich zu verkündigen, daß er das mikroſkopiſche Glas beſitze, welches Swammerdamm von Leuwenhöck erhalten ſollen, aber nicht erhalten; mithin ſey jener Vertrag noch gar nicht ausgeführt worden und keiner, weder Leuwenhöck noch Swammerdamm, habe zur Zeit das unbedingte Recht, die Dörtje Elverdink für ſeine Pflegetochter anzuſehen.

Nach vielem Hin- und Herreden kamen die beiden Streitenden dahin überein, daß Herr Peregrinus Tyß die Dörtje Elverdink, welche ihn auf das Zärtlichſte liebe, zu ſeiner Frau Gemahlin erkieſen und dann nach ſieben Monaten ſelbſt entſcheiden ſolle, wer von beiden Mikroſkopiſten als wünſchenswerther Pflege- und Schwiegervater anzuſehen.

So anmuthig und allerliebſt auch Dörtje Elverdink in dem zierlichſten Anzuge, den Amoretten geſchneidert zu haben ſchienen, ausſehen, ſolche ſüße, ſchmachtende Liebesblicke ſie auch dem Herrn Peregrinus Tyß zuwerfen mochte, doch gedachte Peregrinus ſeines Schützlings ſo wie ſeines Freundes und blieb dem gegebenen Worte getreu, und erklärte von Neuem, daß er auf Dörtje's Hand verzichte.

Die Mikroſkopiſten waren nicht wenig betreten, als Peregrinus den George Pepuſch für denjenigen erklärte, der die mehrſten und gerechteſten Anſprüche auf Dörtje's Hand habe und meinten, daß er wenigſtens zur Zeit gar keine Macht habe, ihren Willen zu beſtimmen.

Dörtje Elverdink wankte, indem ein Thränenſtrom ihr aus den Augen ſtürzte, auf Peregrinus zu, der ſie in ſeinen Armen auffing, als ſie eben halb ohnmächtig zu Boden ſinken wollte. „Undankbarer,“ ſeufzte ſie, „du brichſt mir das Herz, indem du mich von dir ſtößeſt! — Doch du willſt es! — nimm noch dieſen Abſchiedskuß und laß mich ſterben.“

Peregrinus bückte ſich hinab, als aber ſein Mund den Mund der Kleinen berührte, biß ſie ihn ſo heftig in die Lippen, daß das Blut hervorſprang. „Unart,“ rief ſie dabei ganz luſtig, „ſo muß „man dich züchtigen! — Komm zu Verſtande, ſey artig und nimm „mich, mag auch der Andere ſchreien wie er will.“ — Die beiden Mikroſkopiſten waren indeſſen wieder, der Himmel weiß, worüber, in heftigen Zank gerathen. George Pepuſch warf ſich aber ganz troſtlos der ſchönen Dörtje zu Füßen, und rief mit einer Stimme die jämmerlich genug klang, um aus der heiſeren Kehle des unglücklichſten Liebhabers zu kommen: Gamaheh! ſo iſt denn die Flamme in deinem Innern ganz erloſchen, ſo gedenkſt du nicht mehr der herrlichen Vorzeit in Famaguſta, nicht mehr der ſchönen Tage in Berlin, nicht mehr —

„Du biſt,“ fiel die Kleine dem Unglücklichen lachend in's Wort, „du biſt ein Haſenfuß, George, mit deiner Gamaheh, mit deiner „Diſtel Zeherit und all' dem anderen tollen Zeuge, das dir einmal „geträumt hat. Ich war dir gut, mein Freund, und bin es noch und „nehme dich, unerachtet mir der Große dort beſſer gefällt, wenn du mir heilig verſprichſt, ja feierlich ſchwörſt, daß du alle deine Kräfte anwenden willſt“ —

Die Kleine liſpelte dem Pepuſch etwas ganz leiſe in's Ohr; Peregrinus glaubte aber zu vernehmen, daß von Meiſter Floh die Rede.

Immer heftiger war indeſſen der Zank zwiſchen den beiden Mikroſkopiſten geworden, ſie hatten auf's Neue zu den Waffen gegriffen und Peregrinus mühte ſich eben, die erhitzten Gemüther zu beſänftigen, als die Geſellſchaft ſich wiederum vermehrte.

Unter widerwärtigem Kreiſchen und häßlichem Geſchrei wurde die Thüre aufgeſtoßen und herein ſtürzten der ſchöne Geiſt, Monſieur Legénie, und der Bartſcheerer Egel. Mit wilder entſetzlicher Geberde ſprangen ſie los auf die Kleine und der Bartſcheerer hatte ſie ſchon bei der Schulter gepackt, als Pepuſch den häßlichen Feind mit unwiderſtehlicher Gewalt wegdrängte, ihn gleichſam mit dem ganzen biegſamen Körper umwand und dermaßen zuſammendrückte, daß er ganz lang und ſpitz in die Höhe ſchoß, indem er vor Schmerz laut brüllte.

Während dies dem Bartſcheerer geſchah, hatten die beiden Mikroſkopiſten bei der Erſcheinung der Feinde ſich augenblicklich mit einander verſöhnt, und den ſchönen Geiſt gemeinſchaftlich bekämpft mit vielem Glück. Nichts half es nämlich dem ſchönen Geiſt, daß er ſich, als er unten gehörig abgebläut worden, ſich zur Stubendecke erhob. Denn beide, Leuwenhöck und Swammerdamm, hatten kurze dicke Knittel ergriffen und trieben den ſchönen Geiſt, ſo wie er herabſchweben wollte, durch demjenigen Theil des Körpers, der es am beſten vertragen kann, geſchickt applizirte Schläge immer wieder in die Höhe. Es war ein zierliches Ballonſpiel, bei dem freilich der ſchöne Geiſt nothgedrungen die ermüdendſte und zugleich die undankbarſte Rolle übernommen, nämlich die des Ballons.

Der Krieg mit den dämoniſchen Fremden ſchien der Kleinen großes Entſetzen einzujagen; ſie ſchmiegte ſich feſt an Peregrinus und flehte ihn an, ſie fortzuſchaffen aus dieſem bedrohlichen Getümmel. Peregrinus konnte das um ſo weniger ablehnen, als er überzeugt ſeyn mußte, daß es auf dem Kampfplatz ſeiner Hülfe nicht bedurfte; er brachte daher die Kleine in ihre Wohnung, das heißt, in die Zimmer ſeines Miethsmanns.

Es genügt zu ſagen, daß die Kleine, als ſie ſich mit Herrn Peregrinus allein befand, auf's Neue alle Künſte der feinſten Koketterie anwandte, um ihn in ihr Netz zu verlocken. Mocht' er es auch noch ſo feſt im Sinn behalten, daß das alles Falſchheit ſey und nur dahin ziele, ſeinen Schützling in Sklaverei zu bringen, ſo ergriff ihn doch eine ſolche Verwirrung, daß er ſogar nicht an das mikroſkopiſche Glas dachte, welches ihm zum wirkſamen Gegengift gedient haben würde.

Meiſter Floh gerieth auf's Neue in Gefahr, er wurde jedoch auch dießmal durch Herrn Swammer gerettet, der mit George Pepuſch eintrat.

Herr Swammer ſchien ausnehmend vergnügt, Pepuſch hatte dagegen Wuth und Eiferſucht im glühenden Blick. Peregrinus verließ das Zimmer.

Den tiefſten bitterſten Unmuth im wunden Herzen, durchſtrich er düſter und in ſich gekehrt, die Straßen von Frankfurt, er ging zum Thore hinaus und weiter, bis er endlich zu dem anmuthigen Plätzchen kam, wo das ſeltſame Abentheuer mit ſeinem Freunde Pepuſch ſich zugetragen.

Er bedachte auf's Neue ſein wunderbares Verhängniß, anmuthiger, holder, im höhern Liebreiz als jemals ging ihm das Bild der Kleinen auf, ſein Blut wallte ſtärker in den Adern, heftiger ſchlugen die Pulſe, die Bruſt wollte ihm zerſpringen vor brünſtiger Sehnſucht. Nur zu ſchmerzlich fühlte er die Größe des Opfers, das er gebracht und mit dem er alles Glück des Lebens verloren zu haben glaubte.

Die Nacht war eingebrochen, als er zurückkehrte nach der Stadt. Ohne es zu gewahren, vielleicht aus unbewußter Scheu in ſein Haus zurückzukehren, war er in mancherlei Nebenſtraßen und zuletzt in die Kalbächer Gaſſe gerathen. Ein Menſch, der ein Felleiſen auf dem Rücken trug, fragte ihn, ob hier nicht der Buchbinder Lämmerhirt wohne. Peregrinus ſchaute auf und gewahrte, daß er wirklich vor dem ſchmalen hohen Hauſe ſtand, in welchem der Buchbinder Lämmerhirt wohnte; er erblickte in luftiger Höhe die hellerleuchteten Fenſter des fleißigen Mannes, der die Nacht hindurch arbeitete. Dem Menſchen mit dem Felleiſen wurde die Thüre geöffnet und er ging in's Haus.

Schwer fiel es dem Peregrinus auf's Herz, daß er in der Verwirrung der letzten Zeit vergeſſen hatte, dem Buchbinder Lämmerhirt verſchiedene Arbeiten zu bezahlen, die er für ihn gefertigt hatte; er beſchloß gleich am folgenden Morgen hinzugehen und ſeine Schuld zu tilgen.

Siebentes Abentheuer.

Feindliche Nachſtellungen der verbündeten Mikroſkopiſten nebſt ihrer fortwährenden Dummheit. Neue Prüfungen des Herrn Peregrinus Tyß und neue Gefahren des Meiſters Floh. Röschen Lämmerhirt. Der entſcheidende Traum und Schluß des Märchens.

Fehlt es auch über den eigentlichen Ausgang des Kampfs in Leuwenhöcks Zimmer gänzlich an beſtimmten Nachrichten, ſo ſteht doch nichts anders zu vermuthen, als daß die beiden Mikroſkopiſten, mit Hülfe des jungen Herrn George Pepuſch, einen vollſtändigen Sieg über die böſen feindlichen Geſellen erfochten haben mußten. Unmöglich hätte ſonſt der alte Swammer bei ſeiner Rückkehr ſo freundlich, ſo vergnügt ſeyn können, als er es wirklich war. — Mit derſelben frohen freudigen Miene trat Swammer, oder vielmehr Herr Johannes Swammerdamm, am andern Morgen hinein zu Herrn Peregrinus, der noch im Bette lag und mit ſeinem Schützling, dem Meiſter Floh, in tiefem Geſpräch begriffen war.

Peregrinus unterließ nicht, ſogleich, als er den Herrn Swammerdamm erblickte, ſich das mikroſkopiſche Glas in die Pupille werfen zu laſſen.

Nach vielen langen und eben ſo langweiligen Entſchuldigungen ſeines zu frühzeitigen Beſuchs, nahm endlich Swammerdamm Platz dicht an Peregrinus Bett. Durchaus wollte der Alte nicht zugeben, daß Peregrinus aufſtehe und den Schlafrock umwerfe.

In den wunderlichſten Redensarten dankte der Alte dem Peregrinus für die großen Gefälligkeiten, die er ihm erwieſen und die darin beſtehen ſollten, daß er ihn nicht allein als Miethsmann in ſein Haus aufgenommen, ſondern auch erlaubt, daß der Hausſtand durch ein junges bisweilen etwas zu lebhaftes und zu lautes Frauenzimmer vermehrt worden. Ferner aber müſſe er die größte Gefälligkeit darin finden, daß Peregrinus, nicht ohne ſelbſt Opfer zu bringen, ſeine (des Alten) Verſöhnung mit dem alten Freunde und Kunſt-Collegen Anton von Leuwenhöck bewirkt habe. So wie Swammerdamm erzählte, hatten ſich beider Herzen in dem Augenblick zu einander hingeneigt, als ſie von dem ſchönen Geiſt und dem Bartſcherer überfallen wurden und die ſchöne Dörtje Elverdink retten mußten vor den böſen Unholden. Die förmliche ernſtliche Verſöhnung der Entzweiten war dann bald darauf erfolgt.

Leuwenhöck hatte den günſtigen Einfluß, den Peregrinus auf beide gehabt, eben ſo gut erkannt, als Swammerdamm, und der erſte Gebrauch, den ſie von dem wiederhergeſtellten Freundſchaftsbunde machten, beſtand darin, daß ſie gemeinſchaftlich das ſeltſam und wunderbar verſchlungene Horoſkop des Herrn Peregrinus Tyß betrachteten und ſo viel als möglich zu deuten ſuchten.

„Was," ſo ſprach Herr Johannes Swammerdamm, „was meinem Freunde Anton von Leuwenhöck allein nicht gelang, das brachten unſere gemeinſchaftlichen Kräfte zu Stande und ſo war dieſes Experiment das zweite, welches wir trotz aller Hinderniſſe, die ſich uns entgegenſtemmten, mit dem glänzendſten Erfolg unternahmen."

„Der alberne kurzſichtige Thor," lispelte Meiſter Floh, der dicht neben Peregrinus Ohr auf dem Kopfkiſſen ſaß, „noch immer glaubt er, daß durch ihn Prinzeſſin Gamaheh belebt worden iſt. Fürwahr ein ſchönes Leben iſt das, zu dem die Ungeſchicklichkeit der blöden Mikroſkopiſten die Aermſte gezwungen!" —

„Mein beſter," fuhr Swammerdamm fort, der den Meiſter Floh um ſo weniger vernommen, als er gerade ſtark zu nieſen genöthigt, „mein beſter vortrefflichſter Herr Peregrinus Tyß, Sie ſind ein von dem Weltgeiſt ganz beſonders Erkorener, ein Schooßkind der Natur; denn Sie beſitzen den wunderbarſten, mächtigſten Talisman oder um richtiger und wiſſenſchaftlicher zu ſprechen, das herrlichſte Tſilmenaja oder Tilſemoht, das jemals getränkt von dem Thau des Himmels,

„aus dem Schooß der Erde hervorgegangen. Es macht meiner Kunſt Ehre, daß ich, und nicht Leuwenhöck es herausgebracht, daß dieſes glückliche Tilmenaja von dem Könige Kattar abſtammt, der lange vor der Sündfluth in Egypten herrſchte. — Doch die Kraft des Talisman ruht zur Zeit, bis eine gewiſſe Conſtellation eintritt, die ihren Mittelpunkt in Ihrer werthen Perſon findet. Mit Ihnen ſelbſt, beſter Herr Tyß, muß und wird ſich etwas ereignen, das Sie in demſelben Augenblick, als die Kraft des Talisman erwacht iſt, auch dieſes Erwachen erkennen läßt. Mag Ihnen Leuwenhöck über dieſen ſchwierigſten Punkt des Horoſkops geſagt haben, was er will, Alles iſt erlogen, denn er wußte über jenen Punkt ſo lange nicht das Mindeſte, bis ich ihm die Augen geöffnet. — Vielleicht hat Ihnen, beſter Herr Tyß, mein lieber Herzensfreund ſogar bange machen wollen, vor irgend einer bedenklichen Kataſtrophe, denn ich weiß, er liebt es, Leuten unnützer Weiſe Schrecken einzujagen; doch — trauen Sie Ihrem, Sie verehrenden Miethsmann, der, Hand auf's Herz, Ihnen ſchwört, daß Sie durchaus nichts zu befürchten haben. — Gern möchte ich aber doch wiſſen, ob Sie zur Zeit den Beſitz des Talismans gar nicht verſpüren und was Sie über die ganze Sache überhaupt zu denken belieben?"

Swammerdamm ſah bei den letzten Worten mit giftigem Lächeln dem Herrn Peregrinus ſo ſcharf in's Auge, als wolle er ſeine tiefſten Gedanken durchſchauen; das konnte ihm aber freilich nicht ſo gelingen, als dem Peregrinus mit ſeinem mikroſkopiſchen Glaſe. Mittelſt dieſes Glaſes erfuhr Peregrinus, daß nicht ſowohl die gemeinſchaftliche Bekämpfung des ſchönen Geiſtes und des Diſtelzeherrs, als eben jenes geheimnißvolle Horoſkop, die Verſöhnung der beiden Mikroſkopiſten herbeigeführt. Der Beſitz des mächtigen Talismans, das war es nun, wornach beide ſtrebten. Swammerdamm war, was den gewiſſen geheimnißvoll verſchlungenen Knoten im Horoſkop des Herrn Peregrinus betrifft, eben ſo in verdrießlicher Dummheit verblieben, als Leuwenhöck, doch meinte er, daß in Peregrinus Innerm durchaus die Spur liegen müſſe, die zur Entdeckung jenes Geheimniſſes führe. Dieſe Spur wollte er nun geſchickt aus dem Unwiſſenden herauslocken und ihn dann mit Leuwenhöcks Hülfe um den Beſitz des unſchätzbaren Kleinods bringen, noch ehe er deſſen Werth erkannt. Swammerdamm war überzeugt, daß der Talisman des Herrn Peregrinus Tyß ganz dem Reiche des weiſen Salomo gleich zu achten, da er, wie dieſer, dem, der ihn beſitze, die vollkommene Herrſchaft über das Geiſterreich verleihe.

Peregrinus vergalt Gleiches mit Gleichem, indem er den alten Herrn Swammerdamm, der ihn zu myſtifiziren ſich mühte, ſelbſt myſtifizirte. Geſchickt wußte er in ſolchen verblümten Redensarten zu antworten, daß Swammerdamm befürchten mußte, die Weihe habe bereits begonnen, und ihm werde ſich bald das Geheimniß erſchließen, das zu enthüllen keiner von beiden, weder er noch Leuwenhöck, vermocht. —

Swammerdamm ſchlug die Augen nieder, räusperte ſich, und ſtotterte unverſtändliche Worte heraus; der Mann befand ſich wirklich in gar übler Lage, ſeine Gedanken ſchnurrten beſtändig durcheinander: Teufel — was iſt denn das, iſt das der Peregrinus, der zu mir ſpricht? — Bin ich der gelehrte weiſe Swammerdamm oder ein Eſel! —

Ganz verzweifelt raffte er ſich endlich zuſammen und begann: „Doch von etwas Anderm, verehrteſter Herr Tyß, von etwas Anderm „und wie es mir vorkommen will, von etwas Schönem und Erfreulichem!“ —

So wie Swammerdamm nun weiter ſprach, hatte er ſowohl als Leuwenhöck mit großer Freude die innige Zuneigung der ſchönen Dörtje Elverdink zu dem Herrn Peregrinus Tyß entdeckt. War nun auch ſonſt jeder anderer Meinung geweſen, indem jeder geglaubt, Dörtje müſſe bei *ihm* bleiben und an Liebe und Heirath ſey gar nicht zu denken, ſo hatten ſie ſich doch jetzt eines Beſſern überzeugt. In Peregrinus Horoſkop meinten ſie nämlich zu leſen, daß er durchaus die ſchöne anmuthige Dörtje Elverdink zu ſeiner Gemahlin erkieſen müſſe, um das für alle Conjunkturen ſeines ganzen Lebens Erſprießlichſte zu thun. Beide zweifelten nicht einen Augenblick, daß Peregrinus nicht in gleicher glühender Liebe zur holden Kleinen befangen ſeyn ſolle und hielten daher die Angelegenheit für völlig abgeſchloſſen. Swammerdamm meinte noch, daß Herr Peregrinus Tyß überdem der einzige ſey, der ſeine Nebenbuhler ohne alle Mühe aus dem Felde ſchlagen könne und daß ſelbſt die bedrohlichſten Gegner, wie z. B. der ſchöne Geiſt und der Bartſcheerer, gar nichts gegen ihn ausrichten würden.

Peregrinus erkannte aus Swammerdamms Gedanken, daß die Mikroſkopiſten wirklich in ſeinem Horoſkop die unabänderliche Nothwendigkeit ſeiner Vermählung mit der kleinen Dörtje Elverdink gefunden zu haben glaubten. Nur dieſer Nothwendigkeit wollten ſie nachgeben, und ſelbſt aus Dörtjes ſcheinbarem Verluſt den größten Gewinn ziehen, nämlich den Herrn Peregrinus Tyß ſelbſt einfangen mit ſammt ſeinem Talisman.

Man kann denken, wie wenig Vertrauen Peregrinus zu der Weisheit und Wiſſenſchaft der beiden Mikroſkopiſten haben mußte, da beide den Hauptpunkt des Horoſkops nicht zu enträthſeln vermochten. Gar nichts gab er daher auf jene angebliche Conjunktur, die die Nothwendigkeit ſeiner Vermählung mit der ſchönen Dörtje bedingen ſollte, und es wurde ihm nicht im mindeſten ſchwer, ganz beſtimmt und feſt zu erklären, daß er auf Dörtjes Hand verzichtet, um ſeinen beſten innigſten Freund, den jungen George Pepuſch, der ältere und beſſere Anſprüche auf den Beſitz des holden Weſens habe, nicht zu kränken und daß er unter keiner Bedingung der Welt ſein gegebenes Wort brechen werde.

Herr Swammerdamm ſchlug die graugrünen Katzenaugen, die er ſo lange zu Boden geſenkt, auf, glotzte den Peregrinus mächtig an und lächelte wie die Fuchsſchlauheit ſelbſt.

Sey, meinte er dann, der Freundſchaftsbund mit George Pepuſch der einzige Skrupel, der den Peregrinus abhalte, ſeinen Gefühlen freien Raum zu gönnen, ſo ſey derſelbe in dieſem Augenblick gehoben; denn eingeſehen habe Pepuſch, unerachtet er an einigem Wahnſinn leide, daß ſeiner Vermählung mit Dörtje Elverdink die Conſtellation der Geſtirne entgegen ſey und daß daraus nichts entſtehen könne, als nur Unglück und Verderben; deshalb habe Pepuſch allen Anſprüchen auf Dörtjes Hand entſagt und nur erklärt, daß er mit ſeinem Leben die Schönſte, die niemandem angehören könne, als ſeinem Herzensfreunde Tyß, vertheidigen wolle gegen den ungeſchickten Tölpel von ſchönem Geiſt und gegen den blutgierigen Bartkratzer.

Den Peregrinus durchfuhren eiskalte Schauer, als er aus Swammerdamms Gedanken erkannte, daß alles wahr, was er geſprochen. Uebermannt von den ſeltſamſten widerſprechendſten Gefühlen, ſank er zurück in die Kiſſen und ſchloß die Augen.

Herr Swammerdamm lud den Peregrinus dringendſt ein, ſich herabzubegeben und ſelbſt aus Dörtjes, aus Georges Munde die jetzige Lage der Dinge zu vernehmen. Dann empfahl ſich derſelbe auf eben ſo weitläuftige und ceremoniöſe Weiſe, wie er gekommen.

Meiſter Floh, der die ganze Zeit über ruhig auf dem Kopfkiſſen geſeſſen, ſprang plötzlich hinauf bis zum Zipfel der Nachtmütze des Herrn Peregrinus. Da erhob er ſich hoch auf den langen Hinterbeinen, rang die Hände, ſtreckte ſie flehend zum Himmel empor und rief, mit von bittern Thränen halberſtickter Stimme: Weh mir Aermſten! Schon glaubte ich geborgen zu ſeyn und erſt jetzt kommt die gefährlichſte Prüfung! — Was hilft aller Muth, alle Standhaftigkeit meines edlen Beſchützers, wenn ſich Alles, Alles gegen mich auflehnt! — Ich gebe mich! — es iſt Alles aus.

„Was,“ ſprach Herr Peregrinus mit matter Stimme, „was lamentirt Ihr ſo auf meiner Nachtmütze, lieber Meiſter? Glaubt Ihr „denn, daß Ihr allein zu klagen habt, daß ich mich ſelbſt nicht auch „in dem miſerabelſten Zuſtande von der Welt befinde, da ich in „meinem ganzen Weſen ganz zerrüttet und verſtört bin und nicht „weiß, was ich anfangen, ja wohin ich meine Gedanken wenden ſoll. „Glaubt aber nicht, lieber Meiſter Floh, daß ich thörigt genug ſeyn „werde, mich in die Nähe der Klippe zu wagen, an der ich mit all „meinen ſchönen Vorſätzen und Entſchlüſſen ſcheitern kann. Ich werde „mich hüten Swammerdamms Einladung zu folgen und die verführeriſche Dörtje Elverdink wieder zu ſehen.“

„In der That,“ erwiederte Meiſter Floh, nachdem er wieder den alten Platz auf dem Kopfkiſſen neben dem Ohr des Herrn Peregrinus Tyß eingenommen, „in der That, ich weiß nicht, ob ich, ſo ſehr es „mir verderblich ſcheint, Euch doch nicht gerade rathen ſollte, ſogleich „zu Swammerdamm hinunter zu gehen. Es iſt mir, als wenn die „Linien Eures Horoſkops jetzt immer ſchneller und ſchneller zuſammenliefen und Ihr ſelbſt im Begriff ſtändet in den rothen Punkt zu „treten. — Mag nun das dunkle Verhängniß beſchloſſen haben was „es will, ich ſehe ein, daß ſelbſt ein Meiſter Floh ſolchem Beſchluß „nicht zu entgehen vermag und daß es eben ſo albern als unnütz „ſeyn würde, von Euch meine Rettung zu verlangen. — Geht hin, „ſeht ſie, nehmt ihre Hand, überliefert mich der Sklaverei und damit „Alles geſchehe, wie es die Sterne wollen, ohne daß Fremdes ſich einmiſche, ſo macht auch keinen Gebrauch von dem mikroſkopiſchen „Glaſe.“ —

„Scheint,“ ſprach Peregrinus, „ſcheint doch ſonſt, Meiſter Floh, „Euer Herz ſtark, Euer Geiſt feſt und doch ſeyd Ihr jetzt ſo klein-

„müthig, ſo verzagt! Aber möget Ihr ſonſt auch ſo weiſe ſeyn wie „Ihr wollt, ja mag Clemens des ſiebenten hochberühmter Nuntius „Notar, Euern Verſtand weit über den unſrigen ſetzen, ſo habt Ihr „doch keinen ſonderlichen Begriff von dem feſten Willen des Menſchen „und ſchlagt ihn wenigſtens viel zu geringe an. Noch einmal! — „ich breche nicht mein Euch gegebenes Wort, und damit Ihr ſehet, „wie es mein feſter Entſchluß iſt, die Kleine nicht wieder zu ſehen, „werde ich jetzt aufſtehen, und mich, wie ich es mir ſchon geſtern „vorgenommen, zum Buchbinder Lämmerhirt begeben.“

„O Peregrinus,“ rief Meiſter Floh, „des Menſchen Wille iſt ein „gebrechliches Ding, oft knickt ihn ein daher ziehendes Lüftchen. Welch „eine Kluft liegt zwiſchen dem was man will und dem das geſchieht! — „Manches Leben iſt nur ein ſtetes Wollen und mancher weiß vor „lauter Wollen am Ende ſelbſt nicht was er will. — Ihr wollt „Dörtje Elverdink nicht wiederſehen, und wer ſteht Euch dafür, daß „es geſchieht in dem nächſten Augenblick, da Ihr dieſen Entſchluß „ausgeſprochen?“

Seltſam genug war es wohl, daß wirklich ſich begab, was Meiſter Floh mit prophetiſchem Geiſte vorausgeſagt.

Peregrinus ſtand nämlich auf, kleidete ſich an und wollte, ſeinem Vorſatz getreu, zum Buchbinder Lämmerhirt gehen; als er indeſſen bei Swammerdamms Zimmer vorbeikam, wurde die Thüre weit geöffnet und Peregrinus wußte ſelbſt gar nicht, wie es geſchah, daß er plötzlich an Swammerdamms Arm mitten im Zimmer dicht vor Dörtje Elverdink ſtand, die ganz fröhlich und unbefangen ihm hundert Küſſe zuwarf und mit ihrem ſilbernen Glockenſtimmlein freudig rief: Guten Morgen, mein herzlieber Peregrinus!

Wer ſich aber noch in dem Zimmer befand, das war Herr George Pepuſch, der zum offnen Fenſter hinausguckte und ein Liedchen pfiff. Jetzt warf er das Fenſter heftig zu und drehte ſich um. „Ach ſieh da,“ rief er, als gewahre er jetzt erſt den Freund Peregrinus, „ach „ſieh da! — Du beſuchſt deine Braut, das iſt in der Ordnung und „jeder dritte dabei nur läſtig. Ich werde mich darum auch gleich „fortpacken, doch zuvor laß es dir ſagen, mein guter Freund Peregrinus, „daß George Pepuſch jede Gabe verſchmäht, die der barmherzige Freund „ihm gleich dem armen Sünder hinwirft, wie ein Almoſen! — Verwünſcht ſey deine Aufopferung, ich will dir nichts zu verdanken

„haben. Nimm ſie hin, die ſchöne Gamaheh, die dich ſo innig liebt, „aber hüte dich, daß die Diſtel Zeherit nicht Wurzel faßt und die „Mauern deines Hauſes zerſprengt."

George's Ton und ganzes Betragen grenzte an renommiſtiſche Brutalität, und Peregrinus wurde von dem tiefſten Unmuth erfüllt, als er gewahrte, wie ſehr ihn Pepuſch in ſeinem ganzen Beginnen mißverſtanden. „Nie," ſprach er, ohne jenen Unmuth zu bergen, „nie iſt es mir in den Sinn gekommen, dir in den Weg zu treten; der Wahnſinn eiferſüchtiger Verliebtheit ſpricht aus dir, ſonſt würdeſt du bedenken wie ſchuldlos ich an allem bin, was du in deiner eignen Seele ausgebrütet. Verlange nicht, daß ich die Schlange tödten ſoll, die du zu deiner Selbſtqual nährſt in deiner Bruſt! Und daß du es nur weißt, dir warf ich keine Gabe hin, dir brachte ich kein Opfer, als ich der Schönſten, vielleicht dem höchſten Glück meines Lebens entſagte. Andere höhere Pflichten, ein unwiderrufliches Wort zwangen mich dazu!" —

Pepuſch ballte in wildem Zorn die Fauſt und erhob ſie gegen den Freund. Da ſprang aber die Kleine zwiſchen die Freunde und faßte die Hand des Peregrinus, indem ſie lachend rief: Laß doch nur die geckiſche Diſtel laufen, ſie hat nichts als wirres Zeug im Kopfe und iſt, wie es Diſtel-Art iſt, ſtarr und ſtörriſch ohne zu wiſſen was ſie eigentlich will; du biſt mein und bleibſt es auch, mein ſüßer herzlieber Peregrinus! —

Damit zog die Kleine den Peregrinus auf das Kanapee und ſetzte ſich ohne weitere Umſtände auf ſeinen Schooß. Pepuſch rannte, nachdem er ſich die Nägel ſattſam zerkaut, wild zur Thüre hinaus.

Die Kleine, wiederum in das fabelhafte verführeriſche Gewand von Silberzindel gekleidet, war eben ſo anmuthig, eben ſo ganz Liebreiz als ſonſt; Peregrinus fühlte ſich durchſtrömt von der elektriſchen Wärme ihres Leibes und doch wehten ihn dazwiſchen eiskalte unheimliche Schauer an, wie Todeshauch. Zum erſtenmal glaubte er tief in den Augen der Kleinen etwas ſeltſam Lebloſes, Starres zu gewahren und der Ton ihrer Stimme, ja ſelbſt das Rauſchen des wunderlichen Silberzindels, ſchien ein fremdartiges Weſen zu verrathen, dem nimmermehr zu trauen. Es fiel ihm ſchwer auf's Herz, daß damals, als Dörtje gerade ſo geſprochen, wie ſie gedacht, ſie auch in Zindel gekleidet geweſen; warum er gerade den Zindel bedrohlich fand, wußte er ſelbſt nicht, aber die Gedanken von Zindel und unheimlicher Wirthſchaft verbanden ſich von ſelbſt miteinander, ſo wie ein Traum das Heterogenſte vereint, und man alles für aberwitzig erklärt, deſſen tiefern Zuſammenhang man nicht einzuſehen vermag.

Peregrinus, weit entfernt, das kleine ſüße Ding zu kränken mit etwa falſchem Verdacht, unterdrückte mit Gewalt ſeine Gefühle und wartete nur auf einen günſtigen Moment, ſich loszuwickeln und der Schlange des Paradieſes zu entfliehen.

„Aber," ſprach Dörtje endlich, „aber wie kommſt du mir heute „vor, mein ſüßer Freund, ſo froſtig, ſo unempfindlich! Was liegt dir „im Sinn, mein Leben!"

„Kopfſchmerz," erwiederte Peregrinus ſo gleichmüthig als er es nur vermochte, „Kopfſchmerz — Grillen — einfältige Gedanken — „nichts anders iſt es, das mich etwas verſtört, mein holdes Kind. „Laß mich in's Freie, und alles iſt vorüber in wenigen Minuten; „mich ruft ohnedieß noch ein Geſchäft." —

„Es iſt," rief die Kleine, indem ſie raſch aufſprang, „es iſt alles „gelogen, aber du biſt ein böſer Affe, der erſt gezähmt werden muß!" —

Peregrinus war froh, als er ſich auf der Straße befand, doch ganz ausgelaſſen freudig geberdete ſich Meiſter Floh, der in Peregrinus Halsbinde unaufhörlich kickerte und lachte und die Vorderhände zuſammenſchlug, daß es hell klatſchte.

Dem Peregrinus war dieſe Fröhlichkeit ſeines kleinen Schützlings etwas läſtig, da ſie ihn in ſeinen Gedanken ſtörte. Er bat den Meiſter Floh ruhig zu ſeyn, denn ſchon hatten ihn ernſthafte Leute mit Blicken voll Vorwurfs betrachtet, glaubend, er ſey es, der ſo kickere und lache und närriſche Streiche treibe auf öffentlicher Straße.

„O ich Thor," rief aber Meiſter Floh, in den Ausbrüchen ſeiner unmäßigen Freude beharrend, „o ich blödſinniger Thor, daß ich da „an dem Siege zweifeln konnte, wo gar kein Kampf mehr vonnöthen. „Ja, Peregrinus, es iſt nicht anders, geſiegt hattet Ihr in dem Augenblick, als ſelbſt der Tod der Geliebten Euern Entſchluß nicht zu erſchüttern vermochte. Laßt mich jauchzen, laßt mich jubeln, denn „alles müßte mich trügen, wenn nicht bald das helle Sonnenlicht „aufgehen ſollte, das alle Geheimniſſe aufklärt."

Als Peregrinus an Lämmerhirts Thüre pochte, rief eine ſanfte weibliche Stimme: Herein! Er öffnete die Thüre, ein Mädchen, die ſich allein in der Stube befand, trat ihm entgegen und fragte ihn freundlich, was ihm zu Dienſten ſtehe?

— Mag es dem geneigten Leſer genügen, wenn geſagt wird, daß das Mädchen ungefähr achtzehn Jahre alt ſeyn mochte, daß ſie mehr groß als klein und ſchlank im reinſten Ebenmaaß der Glieder gewachſen war, daß ſie hellbraunes Haar und dunkelblaue Augen und eine Haut hatte, die das zarte Flockengewebe ſchien von Lilien und Roſen. Mehr als alles dieß wollte aber gelten, daß des Mädchens Antlitz jenes zarte Geheimniß jungfraulicher Reinheit, hohen himmliſchen Liebreizes ausſprach, wie es mancher alte deutſche Maler in ſeinen Gebilden erfaßt. —

So wie Peregrinus der holden Jungfrau in's Auge blickte, war es ihm, als habe er in ſchwerlaſtenden Banden gelegen, die eine wohlthätige Macht gelöſt und der Engel des Lichts ſtehe vor ihm, an deſſen Hand er eingehen werde in das Reich namenloſer Liebeswonne und Sehnſucht. — Das Mädchen wiederholte, indem ſie vor Peregrinus ſtarrem Blick erröthend, ſittſam die Augen niederſchlug, die Frage, was dem Herrn beliebe? Mühſam ſtotterte Peregrinus heraus: ob der Buchbinder Lämmerhirt hier wohne? Als nun das Mädchen erwiederte, daß Lämmerhirt allerdings hier wohne, daß er aber in Geſchäften ausgegangen, da ſprach Peregrinus wirr durcheinander von Einbänden die er beſtellt, von Büchern die Lämmerhirt ihm verſchaffen ſollen; zuletzt kam er etwas in's Geleiſe und gedachte der Prachtausgabe des Arioſt, die Lämmerhirt in rothen Maroquin binden ſollen, mit reicher goldner Verzierung. Da war es aber, als durchführe die holde Jungfrau ein elektriſcher Funke; ſie ſchlug die Hände zuſammen und rief, Thränen in den Augen: Ach Gott! — Sie ſind Herr Tyß! — Sie machte eine Bewegung, als wolle ſie Peregrinus Hand ergreifen, trat aber ſchnell zurück und ein tiefer Seufzer ſchien die volle Bruſt zu entlaſten. Dann überſtrahlte ein anmuthiges Lächeln der Jungfrau Antlitz wie liebliches Morgenroth und ſie ergoß ſich nun in Dank und Segenswünſche dafür, daß Peregrinus des Vaters, der Mutter Wohlthäter ſey, daß nicht dieß allein — nein! — ſeine Milde, ſeine Freundlichkeit, die Art wie er noch zu vorigen Weihnachten die Kinder beſchenkt und Freude und Fröhlichkeit verbreitet, ihnen den Frieden, die Heiterkeit des Himmels gebracht. Sie räumte ſchnell des Vaters Lehnſtuhl ab, der mit Büchern, Scripturen, Heften, ungebundenen

Drucken bepackt war, rückte ihn heran und lud mit anmuthiger Gaſtlichkeit den Peregrinus ein, ſich niederzulaſſen. Dann holte ſie den ſauber gebundenen Arioſt hervor, fuhr mit einem leinenen Tuch leiſe über die Maroquinbände und überreichte das Meiſterwerk der Buchbinderkunſt dem Peregrinus mit leuchtenden Blicken, wohl wiſſend, daß Peregrinus der ſchönen Arbeit des Vaters ſeinen Beifall nicht verſagen werde. —

Peregrinus nahm einige Goldſtücke aus der Taſche, die Holde dieß gewahrend, verſicherte ſchnell, daß ſie den Preis der Arbeit nicht wiſſe und daher keine Bezahlung annehmen könne, Herr Peregrinus möge es ſich aber gefallen laſſen, einige Augenblicke zu verweilen, da der Vater gleich zurückkommen müſſe. Dem Peregrinus war es, als ſchmölze das nichtswürdige Metall in ſeiner Hand in einen Klumpen zuſammen, er ſteckte die Goldſtücke ſchneller wieder ein, als er ſie hervorgeholt. Das Mädchen griff jetzt, als Peregrinus ſich mechaniſch in Lämmerhirts breiten Lehnſeſſel niedergelaſſen, nach ihrem Stuhl, aus inſtinktmaßiger Höflichkeit ſprang Herr Peregrinus auf und wollte den Stuhl heranrücken, da geſchah es aber, daß er ſtatt der Stuhllehne des Mädchens Hand erfaßte und er glaubte, als er das Kleinod leiſe zu drücken wagte, einen kaum merkbaren Gegendruck zu fühlen. —

„Kätzchen, Kätzchen, was machſt du!“ Mit dieſen Worten wandte ſich das Mädchen und hob ein Zwirnknäuel von dem Fußboden auf, das die Katze zwiſchen den Vorderpfoten hielt, ein myſtiſches Gewebe beginnend. Dann faßte ſie mit kindlicher Unbefangenheit den Arm des in Himmelsentzücken verſunkenen Peregrinus, führte ihn zum Lehnſeſſel und bat ihn nochmals, ſich niederzulaſſen, indem ſie ſelbſt ſich ihm gegenüber ſetzte und irgend eine weibliche Arbeit zur Hand nahm.

Peregrinus ſchwankte im Sturm auf einem wogenden Meer. „O Prinzeſſin!“ Das Wort entſchlüpfte ihm, ſelbſt wußte er nicht, wie es geſchah. Das Mädchen ſchaute ihn ganz erſchrocken an, da war es ihm, als habe er gegen die Holde gefrevelt und er rief mit dem weichſten, wehmuthigſten Ton: meine liebſte theuerſte Mademoiſelle!

Das Mädchen erröthete und ſprach mit holder jungfräulicher Verſchämtheit: die Eltern nennen mich Röschen, nennen Sie mich auch ſo, lieber Herr Tyß, denn ich gehöre ja auch zu den Kindern, denen Sie ſo viel Gutes erzeigt, und von denen Sie ſo hoch verehrt werden.

Röschen! rief Peregrinus ganz außer ſich; er hätte der holden Jungfrau zu Füßen ſtürzen mögen, kaum hielt er ſich zurück.

Röschen erzählte nun, indem ſie ruhig fortarbeitete, wie ſeit der Zeit, als die Eltern durch den Krieg in die bitterſte Dürftigkeit gerathen, ſie von einer Baſe in einem benachbarten kleinen Städtchen aufgenommen, wie dieſe Baſe vor wenigen Wochen geſtorben und wie ſie dann zu den Eltern zurückgekehrt.

Peregrinus hörte nur Röschens ſüße Stimme ohne viel von den Worten zu verſtehen, und er überzeugte ſich erſt, daß er nicht ſelig träume, als Lämmerhirt in's Zimmer trat und ihn mit dem herzlichſten Willkommen begrüßte. Nicht lange dauerte es, ſo folgte auch die Frau mit den Kindern, und wie denn in des Menſchen unergründlichem Gemüth Gedanken, Regungen, Gefühle, in ſeltſamem bunten Gewirr durcheinander laufen, ſo geſchah es, daß Peregrinus ſelbſt in der Extaſe, die ihn einen niegeahnten Himmel ſchauen ließ, plötzlich daran dachte, wie der murrköpfiſche Pepuſch ſein Beſchenken der Lämmerhirtſchen Kinder getadelt. Es war ihm ſehr lieb, auf Befragen zu vernehmen, daß keins von den Kindern ſich den Magen am Naſchwerk verdorben, und die freundlich feierliche Art, ja der gewiſſe Stolz, womit ſie nach dem hohen Glasſchrank, der das glänzende Spielzeug enthielt, hinaufblickten, zeigte, daß ſie die letzte Beſcheerung für etwas Außerordentliches hielten, das wohl niemals wiederkehren dürfte. —

Die übel gelaunte Diſtel hatte alſo ganz Unrecht.

O Pepuſch, ſprach Peregrinus zu ſich ſelbſt, dein verſtörtes zerriſſenes Gemüth durchdringt kein reiner Lichtſtrahl der wahrhaften Liebe! — Damit meinte Peregrinus nun wieder wohl mehr, als ein beſcheertes Naſchwerk und Spielzeug. — Lämmerhirt, ein ſanfter, ſtiller, frommer Mann, ſah mit ſichtlicher Freude auf Röschen, die geſchäftig aus- und eingegangen, Butter und Brod herbeigebracht und nun an einem kleinen Tiſchchen in der entfernten Ecke des Zimmers dem Geſchwiſter ſtattliche Butterſtollen bereitete. Die muntern Jungen drängten ſich dicht an die liebe Schweſter und wenn ſie in verzeihlicher kindiſcher Begier das Maul etwas weiter aufſperrten, als gerade nöthig, ſo that das der häuslichen Idylle doch keinen ſonderlichen Eintrag.

Den Peregrinus entzückte des holden Mädchens Beginnen, ohne daß ihm dabei Werthers Lotte und ihre Butterbrode in den Sinn kamen.

Lämmerhirt näherte ſich dem Peregrinus und begann halb leiſe von Röschen zu reden, was ſie für ein frommes gutes liebes Kind ſey, der der Himmel auch die Gabe äußerer Schönheit verliehen, und wie er nur Freude an dem holden Kinde zu erleben hoffe. Was, ſetzte er hinzu, indem ſein Geſicht ſich in Wonne verklärte, was ihm aber ſo recht im innerſten Herzen wohl thue, ſey, daß Röschen ſich auch zur edlen Buchbinderkunſt hinneige und ſeit den wenigen Wochen, während ſie ſich bei ihm befinde, in feiner zierlicher Arbeit ungemein viel profitirt habe, ſo, daß ſie bereits viel geſchickter ſey, als mancher Lümmel von Lehrburſche, der Jahre hindurch Maroquin und Gold vergeude und die Buchſtaben ſchief und krumm ſtelle, daß ſie ausſähen wie betrunkene Bauern, die aus der Schenke torkeln.

Ganz zutraulich flüſterte der entzückte Vater dem Peregrinus in's Ohr: Es muß heraus, Herr Tyß, es drückt mir ſonſt das Herz ab, ich kann mir nicht helfen. — Wiſſen Sie wohl, daß mein Röschen den Schnitt des Arioſto vergoldet hat?

So wie Peregrinus dieß vernahm, griff er haſtig nach den ſaubern Maroquinbänden, als müſſe er ſich des Heiligthums bemächtigen, ehe ein feindlicher Zufall es ihm raube. Lämmerhirt hielt das für ein Zeichen, daß Peregrinus fort wolle und bat ihn, es ſich noch einige Augenblicke in der Familie gefallen zu laſſen. Eben dieß erinnerte aber den Peregrinus, daß er doch endlich ſich losreißen müſſe. Er zahlte ſchnell die Rechnung und Lämmerhirt reichte ihm wie gewöhnlich die Hand zum Abſchiede, die Frau that daſſelbe und auch Röschen! — Die Jungen ſtanden in der offnen Thüre und damit der Liebesthorheit ihr Recht geſchehe, riß Peregrinus im Hinausſchreiten dem Jüngſten das Reſtchen Butterſtolle aus der Hand, an dem er eben kaute und rannte wie gehetzt die Treppe hinab.

„Nun nun," ſprach der Kleine ganz verdutzt, „was iſt denn das?
„Hätt' es mir ja ſagen können, der Herr Tyß, wenn er hungrig war,
„hätt' ihm ja gern meine ganze Stolle gegeben!" —

Schritt vor Schritt ging Herr Peregrinus Tyß nach Hauſe, die ſchweren Quartanten mühſam unter dem Arm fortſchleppend und mit verklärtem Blick einen Biſſen des Butterſtollen-Reſtes nach dem andern auf die Lippe nehmend, als genöſſe er himmliſches Manna.

„Der iſt nunmehro auch übergeſchnappt!" ſagte ein vorübergehender Bürger. Es war dem Mann nicht zu verdenken, daß er dergleichen von Peregrinus dachte. —

Als Herr Peregrinus Tyß in's Haus trat, kam ihm die alte Aline entgegen und winkte mit Geberden, die Angſt und Beſorgniß ausdrückten, nach dem Zimmer des Herrn Swammerdamm. Die Thüre ſtand offen und Peregrinus gewahrte Dörtje Elverdink, die erſtarrt auf einem Lehnſtuhl ſaß und deren zuſammengeſchrumpftes Geſicht einer Leiche zu gehören ſchien, die bereits im Grabe gelegen. Eben ſo erſtarrt, eben ſo leichenähnlich ſaßen vor ihr auf Lehnſtühlen, Pepuſch, Swammerdamm und Leuwenhöck. „Iſt das,“ ſprach die Alte, „iſt das eine tolle geſpenſtiſche Wirthſchaft hier unten! So ſitzen die drei unſeligen Menſchen ſchon den ganzen lieben Tag über, und eſſen nichts und trinken nichts und reden nichts und holen kaum Athem!“ —

Den Peregrinus wollte zwar, ob des in der That etwas ſchauerlichen Anblicks halber, einiges Entſetzen anwandeln, indeſſen wurde, indem er die Treppe hinaufſtieg, das geſpenſtiſche Bild von dem wogenden Meer der Himmelsträume verſchlungen, in dem der entzückte Peregrinus ſchwamm, ſeit dem Augenblick, als er Röschen geſehen. — Wünſche, Träume, ſelige Hoffnungen ſtrömen gern über in das befreundete Gemüth; aber gab es für den armen Peregrinus jetzt ein anderes, als das ehrliche des guten Meiſters Floh? — Dem wollte er nun ſein ganzes Herz ausſchütten, dem wollte er von Röschen alles erzählen, was ſich eigentlich gar nicht ſo recht erzählen ließ. Doch er mochte ſo viel rufen, ſo viel locken, als er wollte, kein Meiſter Floh ließ ſich ſehen, er war auf und davon. In der Falte der Halsbinde, wo ſonſt Meiſter Floh bei Ausgängen ſich beherbergt, fand Peregrinus bei ſorgfältigerem Nachſuchen ein kleines Schächtelchen, worauf die Worte ſtanden:

„Hierin befindet ſich das mikroſkopiſche Gedankenglas. Seht Ihr
„mit dem linken Auge ſcharf in die Schachtel hinein, ſo ſitzt Euch
„das Glas augenblicklich in der Pupille; wollt Ihr es wieder
„heraus haben, ſo dürft Ihr nur, das Auge in die Schachtel
„hineinhaltend, die Pupille ſanft drücken und das Glas fällt auf
„den Boden der Schachtel. — Ich arbeite in Euern Geſchäften,
„und wage viel dabei, doch für meinen lieben Schutzherrn thue
„ich alles, als

Euer dienſtwilligſter
Meiſter Floh.“

— Hier gäb' es nun für einen tüchtigen handfeſten Romanſchreiber, der mit ſtarker, kielbewaffneter Hand alles menſchliche Thun und Treiben zuſammenarbeitet nach Herzens Luſt, die erwünſchteſte Gelegenheit, den heilloſen Unterſchied zwiſchen Verliebtſeyn und Lieben, nachdem ſolcher theoretiſch genugſam abgehandelt, praktiſch darzuthun durch Peregrinus Beiſpiel. Viel ließe ſich da ſagen vom ſinnlichen Triebe, von dem Fluch der Erbſünde und von dem himmliſchen Prometheusfunken, der in der Liebe die wahrhafte Geiſtergemeinſchaft des diverſen Geſchlechts entzündet, die den eigentlichen nothwendigen Dualismus der Natur bildet. Sollte nun auch beſagter Prometheusfunken nebenher die Fackel des Ehegottes anſtecken, wie ein tüchtiges hellbrennendes Wirthſchaftslicht, bei dem es ſich gut leſen, ſchreiben, ſtricken, nähen läßt, ſollte auch eine fröhliche Nachkommenſchaft ſich eben ſo gut die Mäulchen gelegentlich mit Kirſchmuß beſchmieren, als jede andere, ſo iſt das hienieden nun einmal nicht anders. Ueberdem nimmt ſich eine ſolche himmliſche Liebe als erhabene Poeſie ſehr gut aus, und als das Beſte darf in der That gerühmt werden, daß dieſe Liebe kein leeres Hirngeſpinnſt, ſondern daß wirklich etwas daran iſt, wie viele Leute bezeugen können, denen es mit dieſer Liebe bald gut, bald ſchlimm ergangen. —

Der geneigte Leſer hat es aber längſt errathen, daß Herr Peregrinus Tyß in die kleine Dörtje ſich bloß beträchtlich verliebt hatte, daß aber erſt in dem Augenblick, da er Lämmerhirts Röschen, das holde liebe Engelskind erblickte, die wahre himmliſche Liebe hell aufloderte in ſeiner Bruſt.

Wenigen Dank würde aber gegenwärtiger Referent des tollſten, wunderlichſten aller Märchen einärndten, wenn er, ſich ſteif und feſt an den Paradeſchritt der daher ſtolzirenden Romaniſten haltend, nicht unterlaſſen könnte, hier die jedem regelrechten Roman höchſt nöthige Langeweile ſattſam zu erregen. Nämlich dadurch, daß er bei jedem Stadium, das das Liebespaar, nach gewöhnlicher Weiſe, zu überſtehen hat, ſich gemächliche Ruh und Raſt gönnte. Nein! laß uns, geliebter Leſer, wie wackre, rüſtige Reiter auf muthigen Rennern daher brauſend, und alles was links und rechts liegt nicht achtend, dem Ziel entgegen eilen. — Wir ſind da! — Seufzer, Liebesklagen, Schmerz, Entzücken, Seligkeit, alles einigt ſich in dem Brennpunkt des Augenblicks, da das holde Röschen, das reizende Inkarnat holder Jungfräulichkeit auf den Wangen, dem überglücklichen Peregrinus Tyß geſteht, daß ſie ihn liebe, ja, daß ſie es gar nicht ſagen könne, wie ſo ſehr, wie ſo über alle Maaßen ſie ihn liebe, wie ſie nur in ihm lebe, wie er allein ihr einziger Gedanke, ihr einziges Glück ſey.

Der finſtere argliſtige Dämon pflegt in die hellſten Sonnenblicke des Lebens hineinzugreifen mit ſeinen ſchwarzen Krallen; ja! durch den finſtern Schatten ſeines unheilbringenden Weſens jenen Sonnenſchein zu verdunkeln ganz und gar. So geſchah' es, daß in Peregrinus böſe Zweifel aufſtiegen, ja, daß ein gar böſer Argwohn ſich regte in ſeiner Bruſt.

Wie? ſchien eine Stimme ihm zuzuflüſtern, wie? auch jene Dörtje Elverdink geſtand dir ihre Liebe und doch war es ſchnöder Eigennutz, von dem beſeelt, ſie dich verlocken wollte, die Treue zu brechen und Verräther zu werden an dem beſten Freunde, an dem armen Meiſter Floh?

Ich bin reich, man ſagt, daß ein gewiſſes, gutmüthiges Betragen, eine gewiſſe Offenheit, von manchem Einfalt genannt, mir die zweideutige Gunſt der Menſchen und auch wohl gar der Weiber verſchaffen könne; und dieſe, die dir nun ihre Liebe geſteht —

Schnell griff er nach dem verhängnißvollen Geſchenk des Meiſter Floh, er brachte das Schächtelchen hervor und war im Begriff, es zu öffnen, um ſich das mikroſkopiſche Glas in die Pupille des rechten Auges zu ſetzen, und ſo Röschens Gedanken zu durchſchauen.

Er blickte auf, und das reine Himmelsazur der ſchönſten Augen leuchtete in ſeine Seele hinein. Röschen, ſeine innere Bewegung wohl bemerkend, ſah ihn ganz verwundert und beinahe beſorglich an.

Da war es ihm, als durchzucke ihn ein jäher Blitz, und das vernichtende Gefühl der Verderbtheit ſeines Sinnes zermalmte ſein ganzes Weſen.

Wie? ſprach er zu ſich ſelbſt, in das himmelreine Heiligthum dieſes Engels willſt du eindringen, in ſündhaftem Frevel? Gedanken willſt du erſpähen, die nichts gemein haben können mit dem verworfenen Treiben gemeiner im Irdiſchen befangener Seelen? Verhöhnen willſt du den Geiſt der Liebe ſelbſt, ihn mit den verruchten Künſten bedrohlicher unheimlicher Mächte verſuchend?

Er hatte mit Haſt das Schächtelchen in ſeine Taſche verborgen, es war ihm, als habe er eine Sünde begangen, die er nie, nie werde abbüßen können.

Ganz aufgelöſt in Wehmuth und Schmerz, ſtürzte er dem erſchrockenen Röschen zu Füßen, rief: er ſey ein Frevler, ein ſündiger Menſch, der der Liebe eines engelreinen Weſens, wie Röschen, nicht werth ſey, badete ſich in Thränen.

Röschen, die nicht begreifen konnte, welcher finſtere Geiſt über Peregrinus gekommen, ſank zu ihm nieder, umfaßte ihn, indem ſie weinend lispelte: „Um Gott, mein geliebter Peregrinus, was iſt dir? was iſt dir geſchehen? welcher ſchlimme Feind ſtellt ſich zwiſchen uns? o komm, o komm, ſetze dich ruhig zu mir nieder!“

Peregrinus ließ ſich ſchweigend, keiner willkürlichen Bewegung fähig, von Röschen ſanft in die Höhe ziehen.

Es war gut, daß das alte etwas zerbrechliche Kanapee wie gewöhnlich, mit brochirten Büchern, fertigen Einbänden und einem nicht geringen Vorrath von allerlei Buchbinderutenſilien bepackt war; ſo daß Röschen manches wegräumen mußte, um Platz für ſich und den zerknirſchten Herrn Peregrinus Tyß zu gewinnen. Er bekam dadurch Zeit, ſich zu erholen und ſein großer Schmerz, ſeine herzzerreißende Wehmuth löſte ſich auf in das mildere Gefühl verübter, jedoch wohl zu ſühnender Unbill.

War er zuvor, was ſeine Geſichtszüge betrifft, dem troſtloſen Sünder zu vergleichen, über den das Verdammungsurtheil unwiderruflich ausgeſprochen, ſo ſah er jetzt nur noch ein wenig einfältig aus. Solches Ausſehen iſt aber bei derlei Umſtänden jedesmal ein gutes Prognoſtikon.

Als nun beide, Röschen und Herr Peregrinus Tyß, zuſammen auf beſagtem gebrechlichem Kanapee des ehrſamen Buchbindermeiſters Lämmerhirt ſaßen, begann Röschen mit niedergeſchlagenen Augen und halb verſchämtem Lächeln: ich mag wohl errathen, mein Geliebter, was dein Gemüth ſo plötzlich beſtimmt. Geſtehen will ich es dir, man hat mir allerlei Wunderliches von den ſeltſamen Bewohnern deines Hauſes erzählt. Die Nachbarinnen, — nun du weißt, wie Nachbarinnen ſind, die ſchwatzen und ſchwatzen gar gern, und wiſſen oft ſelbſt nicht einmal was; — ja dieſe böſen Nachbarinnen haben mir erzählt, in deinem Hauſe ſey ein gar wunderbares Frauenzimmer, die manche gar für eine Prinzeſſin hielten, und die du ſelbſt, in der Chriſtnacht, in dein Haus getragen. Der alte Herr Swammer habe ſie freilich als ſeine entflohene Nichte bei ſich aufgenommen, aber die

Perſon ſtelle dir nach mit ſeltſamen Verlockungen. Doch das iſt beileibe noch nicht das Schlimmſte, denke dir, mein geliebter Peregrinus, die alte Muhme gerade über, — du kennſt ſie wohl, die alte Frau mit der ſpitzen Naſe, die ſo freundlich herüber grüßt, wenn ſie dich ſieht, und von der du einmal ſagteſt, als du ſie Sonntags in ihrem bunten ſtoffenen Ehrenkleide nach der Kirche ziehen ſahſt, — ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, — es wolle dich gemahnen, als wandle ein Feuerlilien-Strauch über die Straße, dieſe mißtrauiſche Muhme hat mir allerlei Böſes in den Kopf ſetzen wollen.

So freundlich ſie dich auch grüßt, ſo hat ſie mich doch ſtets vor dir gewarnt und nichts Geringeres behauptet, als daß in deinem Hauſe Satanskünſte getrieben würden, und daß die kleine Dörtje gar nichts anders ſey, als ein kleines verkapptes Teufelchen, welches, um dich zu verlocken, in Menſchengeſtalt umherwandle, und zwar in gar anmuthiger und verführeriſcher.

Peregrinus! mein holder, geliebter Peregrinus, ſieh mir in's Auge, du wirſt keine Spur des leiſeſten Argwohns finden, ich habe dein reines Gemüth erkannt, niemals hat dein Wort, dein Blick, nur einen verfinſternden Hauch auf den hellen klaren Spiegel meiner Seele geworfen.

Ich vertraue dir, ich vertraue dem Gedanken der Seligkeit, die über uns kommen wird, wann ein feſtes Band uns verknüpft, und die mir ſüße Träume voll Liebe und Sehnſucht verkündet! Peregrinus! mögen auch finſtre Geiſter über dich beſchloſſen haben, was ſie wollen, ihre Macht ſcheitert gebrochen an deinem frommen Weſen, das feſt und ſtark iſt in Liebe und unwandelbarer Treue.

Was ſoll, was kann eine Liebe verſtören wie die unſrige; verbanne jeden Zweifel, unſre Liebe iſt der Talisman, vor dem die nächtigen Geſtalten fliehen. —

Dem Peregrinus kam Röschen in dieſem Augenblick vor, wie ein höheres Weſen, jedes ihrer Worte wie Troſt des Himmels. Ein unbeſchreibliches Gefühl der reinſten Wonne durchſtrömte ſein Innres, wie milder ſüßer Frühlingshauch. Er war nicht mehr der Sünder, der vermeſſene Frevler, für den er ſich gehalten, er glaubte mit Entzücken zu erkennen, daß er werth ſey der Liebe der holdeſten, engelreinſten Jungfrau.

Der Buchbindermeiſter Lämmerhirt kehrte mit ſeiner Familie von einem Spaziergange zurück.

Dem Peregrinus, ſo wie dem ſüßen Röschen, ſtrömte das Herz über, und Herr Peregrinus verließ beim Einbruch der Nacht die enge Wohnung des himmelhoch erfreuten Buchbinders und ſeiner guten Alten, die vor lauter Wonne und Freude ein wenig mehr ſchluchzten als gerade nöthig, als glücklicher, ſeliger Bräutigam.

Alle glaubwürdige und ſehr authentiſche Notizen, aus denen dieſe wunderſame Geſchichte entnommen, ſtimmen darin überein, und der hundertjährige Kalender beſtätigt es, daß gerade in der Nacht, da Herr Peregrinus Tyß als glücklicher Bräutigam nach Hauſe kam, der Vollmond ſehr hell und freundlich ſchien, ſo daß der ganze Roßmarkt ſich in ſeinem Silberglanz gar anmuthig geputzt hatte. Natürlich ſcheint es, daß Herr Peregrinus Tyß, ſtatt die Ruhe zu ſuchen, ſich in's offene Fenſter legte, um, wie es Liebenden ziemlich iſt und wohl anſteht, in den Mond guckend, noch ein wenig den Gedanken an ſeine holde Geliebte nachzuhängen.

Mag es nun aber auch bei dem geneigten Leſer, vorzüglich aber bei den geneigten Leſerinnen, dem Herrn Peregrinus Tyß zum offenbaren Nachtheil gereichen, der Wahrheit muß ihr Recht geſchehen, und es darf nicht verſchwiegen bleiben, daß Herr Peregrinus, trotz ſeiner Seligkeit, zweimal ſo übermäßig und ſo laut gähnte, daß ein etwas angetrunkener Markthelfer, der gerade über die Straße taumelte, ihm laut zurief: „Na! er da oben mit der weißen Nachtmütze, freß' er „mich nur nicht auf!“ Dieß war nun die genügende Urſache, warum Herr Peregrinus Tyß ganz unwillig das Fenſter zuwarf, ſo daß die Scheiben klirrten. Man will ſogar behaupten, daß er während dieſes Acts laut genug gerufen: Grober Schlingel!! Doch kann dieß durchaus nicht verbürgt werden; da ſolches mit ſeiner ſanften Gemüthsart und Seelenſtimmung ganz unverträglich ſcheint. Genug! Herr Peregrinus Tyß warf das Fenſter zu und begab ſich zur Ruhe. Das Bedürfniß des Schlafes ſchien indeſſen durch jenes unmäßige Gähnen beſeitigt zu ſeyn. Gedanken und Gedanken durchkreuzten ſein Gehirn und vorzüglich lebhaft trat ihm die überſtandene Gefahr vor Augen, da eine finſtere Macht ihn zu einem verruchten Gebrauch des mikroſkopiſchen Glaſes verlocken wollen, doch nun erſt ging es ihm auch deutlich auf, daß Meiſter Floh's verhängnißvolles Geſchenk, habe er es ſelbſt auch gut damit gemeint, doch in jedem Betracht ein Geſchenk ſey, das der Hölle angehöre.

Wie? ſprach er zu ſich ſelbſt, ein Menſch, der die geheimſten Gedanken ſeiner Brüder erforſcht, bringt über den dieſe verhängnißvolle Gabe nicht jenes entſetzliche Verhängniß, welches den ewigen Juden traf, der durch das bunteſte Gewühl der Welt ohne Freude, ohne Hoffnung, ohne Schmerz, in dumpfer Gleichgültigkeit, die das Caput mortuum der Verzweiflung iſt, wie durch eine unwirthbare troſtloſe Einöde wandelte?

Immer auf's Neue hoffend, immer auf's Neue vertrauend und immer wieder bitter getäuſcht, wie kann es anders möglich ſeyn, als daß Mißtrauen, böſer Argwohn, Haß, Rachſucht in der Seele ſich feſt niſten und jede Spur des wahrhaft menſchlichen Prinzips, das ſich ausſpricht in mildem Vertrauen, in frommer Gutmüthigkeit, wegzehren muß? Nein! dein freundliches Geſicht, deine glatten Worte ſollen mich nicht täuſchen, du, in deſſen tiefem Innern vielleicht unverdienter Haß gegen mich verborgen; ich will dich für meinen Freund halten, ich will dir Gutes erzeigen, wie ich nur kann, ich will dir meine Seele erſchließen, weil es mir wohl thut, und das bittre Gefühl des Augenblicks, wenn du mich enttäuſcheſt, iſt gering zu achten gegen die Freuden eines ſchönen vergangenen Traumes. Und ſelbſt die wahrhaften Freunde, die es wirklich gut meinen — wie wandelbar iſt des Menſchen Gemüth! — Kann nicht ſelbſt ein böſes Zuſammentreffen widerwärtiger Umſtände, eine Mißſtimmung von der Unbill des launiſchen Zufalls erzeugt, in der Seele dieſer Freunde einen vorübergehenden feindſeligen Gedanken hervorbringen?

Und dieſen Gedanken — erfaßt das unglückliche Glas, finſteres Mißtrauen erfüllt das Gemüth, und im ungerechteſten Zorn, in wahnſinniger Bethörtheit, ſtoß' ich auch den wahren Freund von der Bruſt und immer tiefer und tiefer bis in die Wurzel des Lebens frißt das tödtende Gift des böſen Grolls, der mich mit allem Seyn hienieden entzweit, mich mir ſelbſt entfremdet.

Nein! Frevel, ruchloſer Frevel iſt es, ſich wie jener gefallene Engel des Lichts, der die Sünde über die Welt brachte, gleich ſtellen zu wollen der ewigen Macht, die das Innere des Menſchen durchſchaut, weil ſie es beherrſcht.

Fort, fort, mit der unſeligen Gabe!

Herr Peregrinus Tyß hatte das kleine Schächtelchen, worin das mikroſkopiſche Glas befindlich, ergriffen, und war im Begriff, es mit aller Gewalt gegen die Stubendecke zu ſchleudern.

Plötzlich ſaß Meiſter Floh in ſeiner mikroſkopiſchen Geſtalt, gar hübſch und anmuthig anzuſchauen, mit gleißendem Schuppenpanzer und den ſchönſten polirten goldenen Stiefeln, dicht vor dem Herrn Peregrinus Tyß auf der Bettdecke. Halt! rief er, halt, Verehrteſter! beginnt kein unnützes Zeug! Eher würdet Ihr ein Sonnenſtäubchen vernichten, als dieſes kleine unvertilgbare Glas auch nur einen Fuß breit fortſchaffen, ſo lange ich in der Nähe bin. Uebrigens hatte ich mich, ohne daß Ihr es merktet, ſchon beim ehrlichen Buchbindermeiſter Lämmerhirt, wie gewöhnlich, in die Falte eurer Halsbinde verſteckt, und war daher Zeuge alles deſſen, was ſich begeben. Eben ſo habe ich euer jetziges erbauliches Selbſtgeſpräch mit angehört und manche Lehre daraus gezogen.

Zuvörderſt habt Ihr jetzt erſt euer, von der wahrhaften Liebe rein beſeeltes Gemüth in der glänzendſten Glorie, wie einen mächtigen Strahl aus eurem Innern hervorblitzen laſſen, ſo daß, wie ich glaube, der höchſte entſcheidende Moment ſich naht.

Dann habe ich auch eingeſehen, daß, in Rückſicht des mikroſkopiſchen Glaſes, ich in großem Irrthum befangen war. Glaubt es mir, verehrteſter, geprüfteſter Freund, ohnerachtet ich nicht das Vergnügen habe, ein Menſch zu ſeyn wie Ihr, ſondern nur ein Floh, wiewohl kein ſimpler, ſondern ein graduirter, meiner glorreichen Meiſterſchaft halber, ſo verſtehe ich mich dennoch ſehr gut auf das menſchliche Gemüth und auf das Thun und Treiben der Menſchen, unter denen ich ja beſtändig hauſire. Manchesmal kommt mir dieß Treiben ſehr poſſierlich, beinahe albern vor; nehmt das nicht übel, Verehrteſter, ich ſage das nur als Meiſter Floh. Ihr habt Recht, mein Freund, es wäre ein garſtiges Ding, und könnte unmöglich zu Gutem führen, wenn ein Menſch dem andern ſo mir nichts dir nichts durch das Gehirn ſchaute; dem unbefangenen heitern Floh iſt indeſſen dieſe Gabe des mikroſkopiſchen Glaſes durchaus nicht im mindeſten bedrohlich.

Ihr wißt es, verehrteſter und bald — will es das Geſchick — glückſeligſter Herr Peregrinus, meine Nation iſt leichten, ja leichtfertigen, muthigen Sinnes und man könnte ſagen, ſie beſtehe aus lauter jugendlich kecken Springinsfelden. Dabei kann ich meines Theils mich aber einer gar beſondern Lebensklugheit berühmen, die Euch weiſen Menſchenkindern gemeinhin abzugehen pflegt. Das heißt, ich habe nie etwas gethan im unſchicklichen Moment. Stechen iſt nun einmal das Hauptbedingniß meines Seyns; aber ſtets habe ich zu rechter Zeit und an rechter Stelle geſtochen. Laßt Euch das zu Herzen gehen, ehrlicher treuer Freund!

Ich empfange nun das Euch zugedachte Geſchenk, welches weder das Präparat von Menſchen, Swammerdamm genannt, noch der ſich ſelbſt in kleinlicher Mißgunſt verzehrende Leuwenhöck, beſitzen konnte, aus Euren Händen zurück, und werde es getreu bewahren. Jetzt, mein verehrteſter Herr Tyß, überlaßt Euch dem Schlummer. Bald werdet Ihr in ein träumeriſches Delirium verfallen, in welchem der große Moment ſich kund thut. Zu rechter Zeit bin ich wieder bei Euch.

Meiſter Floh verſchwand, und der Glanz den er verbreitet, verlöſchte in der tiefen finſtren Nacht des Zimmers, deſſen Vorhänge feſt zugezogen.

Es geſchah, wie Meiſter Floh geſagt hatte.

Herr Peregrinus Tyß wähnte bald, er liege an dem Ufer eines rauſchenden Waldbachs und vernehme das Säuſeln des Windes, das Flüſtern der Gebüſche, das Sumſen von tauſend Inſecten, die ihn umſchwirrten. Dann war es, als würden ſeltſame Stimmen vernehmbar, und deutlicher und immer deutlicher, ſo daß Peregrinus zuletzt Worte zu verſtehen glaubte.

Doch nur ein verwirrtes ſinnebethörendes Geſchwätz drang in ſein Ohr.

Endlich begann eine dumpfe feierliche Stimme, die jedoch immer heller und heller erklang, folgende Worte:

„Unglücklicher König Sekakis, der du das Verſtändniß der Natur verſchmähteſt, der du, verblendet von dem böſen Zauber des argliſtigen Dämons, den falſchen Teraphim erſchauteſt, ſtatt des wahrhaften Geiſtes.

An jenem verhängnißvollen Orte, auf Famaguſta, in tiefem Schacht der Erde verborgen, lag der Taliſman, doch da du dich ſelbſt vernichtet, gab es kein Prinzip, ſeine erſtarrte Kraft zu entzünden. Vergebens opferteſt du deine Tochter, die ſchöne Gamaheh, vergebens war die Liebesverzweiflung der Diſtel Zeherit; doch auch ohnmächtig und wirkungslos blieb der Blutdurſt des Egelprinzen. Gezwungen wurde ſelbſt der tölpiſche Genius Thetel, die ſüße Beute fahren zu laſſen, denn ſo mächtig war noch, o König Sekakis, dein halberloſchener Gedanke, daß du die Verlorne wiedergeben konnteſt dem Urelement, dem ſie entſproſſen.

Wahnſinnige Detailhändler der Natur, daß euch die Arme in die Hände fallen mußte, da ihr ſie, in dem Blumenſtaub jener verhängnißvollen Harlemer Tulpe entdecktet! Daß ihr ſie quälen mußtet mit euren abſcheulichen Verſuchen, in kindiſchem Uebermuth wähnend, ihr vermöchtet durch eure ſchnöden Künſte das zu bewirken, was nur durch die Kraft jenes ſchlummernden Talismans geſchehen kann!

Und auch dir, Meiſter Floh, mocht' es nicht vergönnt ſeyn, das Geheimniß zu durchſchauen, da deinem klaren Blick doch nicht die Kraft inne wohnte, einzudringen in die Tiefe der Erde und den erſtarrten Karfunkel zu erſpähen.

Die Geſtirne zogen daher, durchkreuzten ſich auf ihrer Bahn in wunderbaren Schwingungen und furchtbare Conſtellationen erzeugten das Staunenswerthe, das dem blöden Auge des Menſchen Unerforſchliche. Doch kein ſideriſcher Conflikt weckte den Karfunkel; denn nicht geboren wurde das menſchliche Gemüth, das den Karfunkel hegen und pflegen müßte damit er in der Erkenntniß des Höchſten in der menſchlichen Natur erwache zu freudigem Leben — doch endlich! —

Das Wunder iſt erfüllt, der Augenblick iſt gekommen." —

Ein heller flackernder Schein fuhr bei Peregrinus Augen vorüber. Er erwachte halb aus der Betäubung und — gewahrte zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen den Meiſter Floh, der in ſeiner mikroſkopiſchen Geſtalt, jedoch in den ſchönſten faltenreichen Talar gehüllt, eine hochauflodernde Fackel in den Vorderpfötchen haltend, emſig und geſchäftig in dem Zimmer auf und niederhüpfte und dabei ſeine gellende Töne ausſtieß.

Herr Peregrinus wollte ſich ganz aus dem Schlafe ermuntern, doch plötzlich zuckten tauſend feurige Blitze durch das Gemach, das bald von einem einzigen glühenden Feuerballe erfüllt ſchien.

Da durchzog aber ein milder aromatiſcher Duft das wilde Feuer, das bald wegloderte und zum ſanften Mondesſchimmer wurde.

Peregrinus fand ſich wieder auf einem prächtigen Throne ſtehend, in den reichen Gewändern eines indiſchen Königs, das funkelnde Diadem auf dem Haupte, die bedeutungsvolle Lotosblume ſtatt des Scepters in der Hand. Der Thron ſtand in einem unabſehbaren Saal errichtet, deſſen tauſend Säulen ſchlanke, himmelhohe Cedern waren.

Dazwiſchen erhoben aus dunklem Geſträuch die ſchönſten Roſen, ſo wie wundervolle ſüßduftende Blumen jeder Art, ihre Häupter empor, wie in dürſtender Sehnſucht nach dem reinen Azur, das durch die verſchlungenen Zweige der Cedern glänzend, wie mit liebenden Augen hinabblickte.

Peregrinus erkannte ſich ſelbſt, er fühlte, daß der zum Leben entzündete Karfunkel glühe in ſeiner eigenen Bruſt.

Im fernſten Hintergrunde bemühete ſich der Genius Thetel in die Lüfte zu ſteigen, doch erreichte er nicht die halbe Höhe der Cedernſtämme, ſondern plumpte ſchmachvoll zur Erde nieder.

Hier kroch aber der garſtige Egelprinz in widerwärtigen Krümmungen hin und her, und ſuchte ſich auf ekelhafte Weiſe bald dick aufzublaſen, bald ſich lang zu ziehen, und dabei ſtöhnte er: Gamaheh — doch mein!

In der Mitte des Saals ſaßen auf coloſſalen Mikroſkopen Leuwenhöck und Swammerdamm und ſchnitten gar klägliche, jämmerliche Geſichter, indem ſie ſich vorwurfsvoll wechſelsweiſe zuriefen: Seht Ihr, das war der Punkt im Horoſkop, deſſen Bedeutung Ihr nicht herausbringen konntet. Auf ewig iſt uns der Talisman verloren!

Dicht an den Stufen des Thrones ſchienen aber Dörtje Elverdink und George Pepuſch nicht ſowohl zu ſchlummern, als in tiefe Ohnmacht verſunken.

Peregrinus oder — wir können ihn jetzt allenfalls ſo nennen — König Sekakis, ſchlug den Königsmantel, deſſen Falten ſeine Bruſt bedeckten, zurück, und aus ſeinem Innern ſchoß der Karfunkel, wie Himmelsfeuer, blendende Strahlen durch den weiten Saal.

Mit einem dumpfen Geächze zerſtäubte der Genius Thetel, indem er ſich eben auf's Neue in die Höhe ſchwingen wollte, in unzählige farbloſe Flocken, die, wie vom Sturme gejagt, ſich im Gebüſche verloren.

Mit dem entſetzlichen Tone herzzerſchneidendſten Jammers krümmte ſich der Egelprinz zuſammen, verſchwand in der Erde und man vernahm ein unwilliges Brauſen, als nehme ſie den häßlichen unwillkommenen Flüchtling nur ungern auf in ihren Schooß. Leuwenhöck und Swammerdamm waren von den Mikroſkopen herab in ſich ſelbſt zuſammen geſunken und man vernahm aus ihrem angſtvollen Stöhnen und Aechzen, aus ihren bangen Todesſeufzern, daß eine harte Qual ſie erfaßt.

Aber Dörtje Elverdink und George Pepuſch, oder wie ſie hier beſſer zu benennen, die Prinzeſſin Gamaheh und die Diſtel Zeherit, waren aus ihrer Ohnmacht erwacht und hingekniet vor dem Könige, zu dem ſie in ſehnſüchtigen Seufzern zu flehen ſchienen. Doch ſenkten ſie den Blick zur Erde, als vermöchten ſie nicht den Glanz des ſtrahlenden Karfunkels zu ertragen.

Sehr feierlich ſprach nun Peregrinus:

Aus ſchnödem Thon und den Federflecken, die ein einfältiger, ſchwerfälliger Strauß verloren, hatte dich der böſe Dämon zuſammengeknetet, dich, der du die Menſchen täuſchen ſollteſt als Genius Thetel, deshalb vernichtete dich der Strahl der Liebe, dich leeres, wirres Phantom, und du mußteſt zerſtäuben in das gehaltloſe Nichts.

Und auch du, blutdürſtiges Ungethüm der Nacht, verhaßter Egelprinz, mußteſt vor dem Strahl des glühenden Karfunkels entfliehen in den Schooß der Erde.

Aber ihr arme Bethörte, unglücklicher Swammerdamm, beklagenswerther Leuwenhöck, Euer ganzes Leben war ein unaufhörlicher ununterbrochener Irrthum. Ihr trachtetet die Natur zu erforſchen, ohne die Bedeutung ihres innerſten Weſens zu ahnen.

Ihr wagtet es, einzudringen in ihre Werkſtatt und ihre geheimnißvolle Arbeit belauſchen zu wollen, wähnend, daß es euch gelingen werde, ungeſtraft die furchtbaren Geheimniſſe jener Untiefen, die dem menſchlichen Auge unerforſchlich, zu erſchauen. Euer Herz blieb todt und ſtarr, niemals hat die wahrhafte Liebe euer Weſen entzündet, niemals haben die Blumen, die bunten leichtgeflügelten Inſekten zu Euch geſprochen mit ſüßen Worten. Ihr glaubtet die hohen heiligen Wunder der Natur in frommer Bewunderung und Andacht anzuſchauen, aber indem ihr in freveligem Beginnen die Bedingniſſe jener Wunder bis in den innerſten Keim zu erforſchen euch abmühtet, vernichtetet ihr ſelbſt jene Andacht, und die Erkenntniß, nach der ihr ſtrebtet, war nur ein Phantom, von dem ihr getäuſcht wurdet, wie neugierige, vorwitzige Kinder.

Thoren! euch gibt der Strahl des Karfunkels keinen Troſt, keine Hoffnung mehr.

„Ha, ha! noch iſt wohl Troſt, noch iſt wohl Hoffnung, die Alte begibt ſich zu den Alten, das iſt 'ne Liebe, das iſt 'ne Treue, das iſt 'ne Zärtlichkeit. Und die Alte iſt nun wirklich eine Königin und führt ihr Swammerdämmchen, ihr Leuwenhöckchen in ihr Reich und da ſind ſie ſchöne Prinzen und zupfen Silberfäden und Goldfäden und Seidenflöckchen aus, und verrichten andere geſcheute und ſehr nützliche Dinge."

So ſprach die alte Aline, die plötzlich in wunderlichen Kleidern angethan, welche beinahe dem Anzuge der Königin von Golkonda in der Oper glichen, zwiſchen beiden Mikroſkopiſten ſtand. Dieſe waren aber auf ſolche Weiſe zuſammengeſchrumpft, daß ſie kaum noch eine Spanne hoch zu ſeyn ſchienen. Die Königin von Golkonda nahm die Kleinen, welche merklich ächzten und ſtöhnten, an ihre Bruſt, und liebkoſte und hätſchelte ſie wie kleine Bübchen, indem ſie ihnen mit tändelnden Worten freundlich zuſprach. Darauf legte die Königin von Golkonda ihre niedlichen Püppchen in zwei kleine ſehr zierlich aus dem ſchönſten Elfenbein geſchnitzte Wiegen, und wiegte ſie, indem ſie dabei ſang:

Schlaf mein Kindchen ſchlaf.
Im Garten gehn zwei Schaaf.
Ein ſchwarzes und ein weißes u. ſ. w.

Während dieß geſchah, knieten die Prinzeſſin Gamaheh und die Diſtel Zeherit noch immer auf den Stufen des Throns.

Da ſprach Peregrinus: Nein! Verſtoben iſt der Irrthum, der dein Leben verſtörte, du geliebtes Paar. Kommt an meine Bruſt, Geliebte! „Der Strahl des Karfunkels wird euer Herz durchdringen, „und ihr werdet die Seligkeit des Himmels genießen." Mit einem Laut freudiger Hoffnung erhoben ſich Beide, die Prinzeſſin Gamaheh und die Diſtel Zeherit, und Peregrinus drückte ſie feſt an ſein flammendes Herz.

So wie er ſie ließ, fielen ſie ſich in hohem Entzücken in die Arme; — verſchwunden war die Leichenbläſſe von ihrem Antlitz und friſches jugendliches Leben blühte auf ihren Wangen, leuchtete aus ihren Augen.

Meiſter Floh, der ſo lange wie ein zierlicher Trabant an der Seite des Thrones geſtanden, nahm plötzlich ſeine natürliche Geſtalt an, und ſprang, indem er laut gellend rief: „Alte Liebe roſtet nicht!" mit einem tüchtigen Satz hinein in Dörtjens Nacken.

Doch o Wunder, in demſelben Augenblick lag auch Röschen in hoher unbeſchreiblicher Anmuth holder Jungfräulichkeit prangend, überſtrahlt von dem Glanz der reinſten Liebe, wie ein Cherub des Himmels, an Peregrinus Buſen.

Da rauſchten die Zweige der Cedern, und höher und freudiger erhoben die Blumen ihre Häupter und gleißende Paradiesvögel ſchwangen ſich durch den Saal, und ſüße Melodien ſtrömten aus den dunklen Büſchen, und wie aus weiter Ferne hallte jauchzender Jubel, und ein tauſendſtimmiger Hymnus der überſchwenglichſten Luſt erfüllte die Lüfte, und in der heiligen Weihe der Liebe regten ſich die höchſten Wonnen des Lebens und ſprühten und loderten empor, reines Aetherfeuer des Himmels! —

Herr Peregrinus Tyß hatte in der Nähe der Stadt ein gar ſchönes Landhaus gekauft, und hier ſollte an Einem Tage ſeine, ſo wie die Hochzeit ſeines Freundes George Pepuſch mit der kleinen Dörtje Elverdink, gefeiert werden.

Der geneigte Leſer erläßt es mir wohl, den Hochzeitſchmaus zu beſchreiben, ſo wie genau zu ſagen, wie ſich übrigens alles an dem feſtlichen Tage begeben.

Gerne überlaſſe ich es auch den ſchönen Leſerinnen, den Anzug der beiden Bräute ſo zu ordnen, wie das Bild davon ihrer Phantaſie gerade vorſchwebt. Zu bemerken iſt nur, daß Peregrinus und ſein holdes Röschen die heitre kindliche Unbefangenheit ſelbſt, George und Dörtje dagegen tief in ſich gekehrt waren und Blick in Blick geſenkt, nur ſich zu ſchauen, zu fühlen, zu denken ſchienen.

Es war Mitternacht, als plötzlich der balſamiſche Geruch der großblumigen Fackel-Diſtel den ganzen weiten Garten, das ganze Landhaus durchdrang.

Peregrinus erwachte aus dem Schlaf, er glaubte tief klagende Melodieen einer hoffnungsloſen Sehnſucht zu vernehmen und ein ſeltſames ahnendes Gefühl bemeiſterte ſich ſeiner.

Es war ihm, als reiße ſich ein Freund gewaltſam von ſeinem Buſen.

Am andern Morgen wurde das zweite Brautpaar, nämlich George Pepuſch und Dörtje Elverdink vermißt, und man erſtaunte nicht wenig, als man wahrnahm, daß ſie das Brautgemach gar nicht betreten.

Der Gärtner kam in dieſem Augenblick ganz außer ſich herbei und rief: er wiſſe gar nicht, was er davon denken ſolle, aber ein ſeltſames Wunder ſey im Garten aufgegangen.

Die ganze Nacht habe er vom blühenden Cactus grandiflorus geträumt und nun erſt die Urſache davon erfahren. Man ſolle nur kommen und ſchauen.

Peregrinus und Röschen gingen herab in den Garten. In der Mitte eines ſchönen Boskets war eine hohe Fackeldiſtel emporgeſchoſſen, die ihre, im Morgenſtrahl verwelkte Blüthe hinabſenkte, und um dieſe Blüthe ſchlang ſich liebend eine lila- und gelbgeſtreifte Tulpe, die auch den Pflanzentod geſtorben. —

O meine Ahnung, rief Peregrinus, indem ihm die Stimme vor tiefer Wehmuth bebte, o meine Ahnung, ſie hat mich nicht getäuſcht! Der Strahl des Karfunkels, der mich zum höchſten Leben entzündete, gab dir den Tod, du durch ſeltſame Verſchlingungen eines geheimnißvollen Zwieſpalts dunkler Mächte verbundenes Paar.

Das Myſterium iſt erſchloſſen, der höchſte Augenblick alles erfüllten Sehnens war auch der Augenblick deines Todes.

Auch Röschen ſchien die Bedeutung des Wunders zu ahnen, ſie bückte ſich zu der armen geſtorbenen Tulpe herab, und vergoß häufige Thränen.

„Ihr habt ganz recht,“ ſprach Meiſter Floh, (der plötzlich in ſeiner anmuthigen mikroſkopiſchen Geſtalt auf der Fackel-Diſtel ſaß) „ja, Ihr habt ganz recht, wertheſter Herr Peregrinus; es verhält ſich „alles ſo, wie Ihr da eben geſprochen habt, und ich verlor nun meine „Geliebte auf immer.“

Röschen hatte ſich beinahe über das kleine Ungethüm entſetzt, da Meiſter Floh ſie aber mit ſolchen klugen freundlichen Augen anblickte, und Herr Peregrinus ſo vertraulich mit ihm that, ſo faßte ſie ein Herz, ſchaute ihm dreiſt in's kleine niedliche Antlitz, und gewann um ſo mehr Zutrauen zu der kleinen ſonderbaren Creatur, als Peregrinus ihr zuflüſterte: das iſt mein guter lieber Meiſter Floh.

„Mein beſter Peregrinus,“ ſprach nun Meiſter Floh ſehr zärtlich, „meine holde liebe Frau, ich muß euch jetzt verlaſſen und zurückkehren zu meinem Volk, doch werde ich euch treu und freundlich gewogen bleiben immerdar und ihr ſollt meine Gegenwart auf euch ergötzliche Weiſe verſpüren. Lebt wohl, lebt beide herzlich wohl! Alles Glück mit euch!“

Meiſter Floh hatte während dieſer Zeit ſeine natürliche Geſtalt angenommen und war ſpurlos verſchwunden. —

Wirklich ſoll ſich auch Meiſter Floh in der Familie des Herrn Peregrinus Tyß ſtets als ein guter Hausgeiſt bewieſen haben, und vorzüglich thätig geweſen ſeyn, als nach Jahresfriſt ein kleiner Peregrinus das holde Paar erfreute. Da hat Meiſter Floh am Bette der holden Frau geſeſſen und der Wärterin in die Naſe geſtochen, wenn ſie eingeſchlafen, iſt in die mißrathene Krankenſuppe hinein und wieder herausgeſprungen u. ſ. w.

Gar hübſch war es aber von dem Meiſter Floh, daß er der Tyßiſchen Nachkommenſchaft am Chriſttage es nie an den zierlichſten, von den geſchickteſten Künſtlern ſeines Volks ausgearbeiteten Spielſächelchen fehlen ließ, ſo aber den Herrn Peregrinus Tyß auf gar angenehme Weiſe an jene verhängnißvolle Weihnachtsbeſcheerung erinnerte, die gleichſam das Neſt der wunderbarſten, tollſten Ereigniſſe zu nennen.

Hier brachen plötzlich alle weitere Notizen ab, und die wunderſame Geſchichte von dem Meiſter Floh nimmt ein fröhliches und erwünſchtes

Ende.

Inhalt des zehnten Bandes.

Seltſame Leiden eines Theater-Direktors.
Meiſter Floh.

Meiſter Floh.

Seite

Erſtes Abentheuer. Einleitung. Worin der geneigte Leſer ſo viel aus dem Leben des Herrn Peregrinus Tyß erfährt, als ihm zu wiſſen nöthig. — Die Weihnachtsbeſcheerung bei dem Buchbinder Lämmerhirt in der Kalbächer Gaſſe und Beginn des erſten Abentheuers. — Die beiden Alinen. 107

Zweites Abentheuer. Der Flohbändiger. Trauriges Schickſal der Prinzeſſin Gamaheh in Famaguſta. Ungeſchicklichkeit des Genius Thetel und merkwürdige mikroſkopiſche Verſuche und Beluſtigungen. Die ſchöne Holländerin und ſeltſames Abentheuer des jungen Herrn George Pepuſch, eines geweſenen Jenenſers. 129

Drittes Abentheuer. Erſcheinung eines kleinen Ungeheuers. Fernere Erläuterungen über die Schickſale der Prinzeſſin Gamaheh. Merkwürdiges Freundſchaftsbündniß, welches Herr Peregrinus Tyß eingeht, und Aufſchluß, wer der alte Herr iſt, der in ſeinem Hauſe zur Miethe wohnt. Sehr wunderbare Wirkung eines ziemlich kleinen mikroſkopiſchen Glaſes. Unvermuthete Verhaftung des Helden der Geſchichte. 148

Viertes Abentheuer. Unerwartetes Zuſammentreffen zweier Freunde. Liebesverzweiflung der Diſtel Zeherit. Optiſcher Zweikampf zweier Magier. Somnambuler Zuſtand der Prinzeſſin Gamaheh. Die Gedanken des Traums Wie Dörtje Elverdink beinahe die Wahrheit ſpricht und die Diſtel Zeherit mit der Prinzeſſin Gamaheh von dannen rennt. . . . 169

Seite

Fünftes Abentheuer. Gedanken junger dichteriſcher Enthuſiaſten und ſchriftſtelleriſcher Damen. Peregrinus Betrachtungen über ſein Leben und Meiſter Flohs Gelehrſamkeit und Verſtand. Seltene Tugend und Standhaftigkeit des Herrn Tyß. Unerwarteter Ausgang eines bedrohlichen tragiſchen Auftritts. 182

Sechstes Abentheuer. Seltſames Beginnen reiſender Gaukler in einem Weinhauſe nebſt hinlänglichen Prügeln. Tragiſche Geſchichte eines Schneiderleins zu Sachſenhauſen. Wie George Peruſch ehrſame Leute in Staunen ſetzt. Das Horoſkop. Vergnüglicher Kampf bekannter Leute im Zimmer Leuwenhöcks. 195

Siebentes Abentheuer. Feindliche Nachſtellungen der verbündeten Mikroſkopiſten nebſt ihrer fortwährenden Dummheit. Neue Prüfungen des Herrn Peregrinus Tyß und neue Gefahren des Meiſters Floh. Röschen Lämmerhirt. Der entſcheidende Traum und Schluß des Märchens. 215

Erzählungen.

(Zwei Theile.)

Herausgegeben
von
E. T. A. Hoffmann.

Erſter Theil.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1873.

E. T. A. Hoffmann's

geſammelte Schriften.

Elfter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1873.

6905599*2

Universitäts-
München
Bibliothek

E. T. A. Hoffmann's

Erzählungen

aus

ſeinen letzten Lebensjahren.

Erſter Theil.

Erklärung. Die in den beiden folgenden Bänden enthaltenen Erzählungen erſchienen zuerſt einzeln in Taſchenbüchern, Taſchenkalendern ꝛc., dann zuſammen unter dem Titel: „Die letzten Erzählungen von E. T. A. Hoffmann. Vollſtändig geſammelt und mit Nachträgen zu dem Werke: „Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß“ herausg. von deſſen Verfaſſer [J. E. Hitzig]. Berlin, 1825 (F. Dümmler).“ Davon eine neue Ausgabe u. d. T. „E. T. A. Hoffmann's Erzählungen aus ſeinen letzten Lebensjahren, ſein Leben und Nachlaß. Herausg. von Micheline Hoffmann, geb. Rorer. Stuttgart, 1839 (Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung).“

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die Doppeltgänger.

Eine Erzählung*).

Erſtes Kapitel.

Der Wirth zum ſilbernen Lamm riß ſeine Mütze vom Kopf, warf ſie auf die Erde und rief, mit beiden Füßen darauf herumſtampfend: „So — ſo — trittſt du alle Rechtſchaffenheit, alle Tugend, alle Nächſtenliebe mit Füßen, du ehrvergeſſener Gevatter, du gottloſer Wirth zum goldnen Bock! — Hat der Kerl nicht lediglich mir zum Tort ſeinen verwünſchten Bock über dem Thor mit ſchweren Koſten ſo gleißend neu vergülden laſſen, daß mein niedliches ſilbernes Lämmlein nun ganz ärmlich und bleich dagegen abſticht, und alle Gäſte mir vorbei nach dem funkelnden Thier ziehen? Alles mögliche Geſindel von Seiltänzern, Komödianten und Taſchenſpielern reißt der Spitzbube an ſich, damit ſein Haus nur immer von Menſchen wimmle, die ſich erluſtiren und ſeinen eſſigſauren doppelt geſchwefelten Wein ſaufen, ſtatt daß ich meinen vortrefflichen Hochheimer und Nierſteiner ſelbſt ausſaufen muß, um ihn nur los zu werden an einen Mann, der ächten Wein zu ſchätzen weiß. Kaum verläßt die Komödiantenbande den vertrakten Bock, als die kluge Frau einkehrt mit dem Raben, und Alles ſtrömt wieder hin und läßt ſich wahrſagen und ruinirt ſich mit Eſſen und Trinken. Und wie der heilloſe Nachbar oft ſeine Leute, die bei ihm einkehren, behandeln mag, kann ich mir wohl denken, denn der junge hübſche Herr, der erſt vor wenigen Tagen dort war und heute zurückkam, iſt doch richtig nicht bei ihm ſondern bei mir eingekehrt. — Aber er ſoll auch bedient werden fürſtlich. — Ach! — Ach! — Teufel! — Da geht er ja hin, der junge Herr, nach dem goldenen Bock — die verfluchte weiſe Frau, die wird er ſehen wollen. Es iſt Mittagszeit — der Hochwohlgeborne ſtrebt nach dem goldnen Bock — verſchmäht alle Speiſung des ſilbernen Lämmleins! — Gnädiger Herr! — Ihr Gnaden!“ —

---

*) Sie ſteht in den „Feierſtunden ꝛc. herausg. von F. v. Biedenfeld und Chr. Kuffner. Brünn, 1822.“ Bd. II. S. 215–328.

So ſchrie der Wirth zum offnen Fenſter hinaus, aber Deodatus Schwendy (das war der junge Mann) überließ ſich dem Strom der Menſchenmenge, der ihn unaufhaltſam fortriß in das unfern gelegene Wirthshaus.

Dicht gedrängt ſtand Alles in Flur und Hofraum, ein leiſes erwartungsvolles Geflüſter lief hin und wieder. Einzelne wurden in den Saal gelaſſen, andere traten heraus, bald mit verſtörten, bald mit nachdenklichen, bald mit frohen Geſichtern.

„Ich weiß nicht,“ ſprach ein alter ernſter Mann, der ſich mit Deodatus zugleich in eine Ecke geflüchtet hatte, „ich weiß nicht, weshalb dieſem Unfug nicht von Obrigkeitswegen geſteuert wird.“ Warum?“ fragte Deodatus. „Ach,“ fuhr der Mann fort, „ach! Sie ſind fremd, Ihnen iſt daher unbekannt, daß von Zeit zu Zeit ein altes Weib herkommt, die das Publikum äfft mit wunderbaren Prophezeihungen und Orakelſprüchen. Sie hat einen großen Raben bei ſich, der den Leuten über Alles, was ſie wiſſen wollen, wahr- oder vielmehr falſchſagt. Denn iſt es auch richtig, daß mancher Ausſpruch des klugen Raben eintrifft auf ſonderbare Weiſe, ſo bin ich doch überzeugt, daß er dagegen hundertmal in's Gelag hineinlügt. Sehn Sie nur die Leute an, wenn ſie herauskommen und Sie werden leicht merken, daß das Weib mit dem Raben ſie ganz und gar berückt. — Muß denn in unſerm, dem Himmel ſey Dank! — aufgeklärten Zeitalter ſolch ein verderblicher Aberglaube“ —

Weiter hörte Deodatus nichts von dem, was der in vollen Eifer gerathene Mann ſchwatzte, denn eben trat der bildſchöne Jüngling, todtenbleich, helle Thränen in den Augen aus dem Saal heraus, in den er vor wenigen Minuten heiter, frohlächelnd hineingegangen.

Da war es dem Deodatus, als ſey hinter jenen Vorhängen, durch die die Menſchen hineinſchlüpften, wirklich eine dunkle, unheimliche Macht verborgen, die dem Fröhlichen die unheilbringende Zukunft enthülle und ſo ſchadenfroh jeden Genuß des Augenblicks tödte. —

Und doch ſtieg in ihm der Gedanke auf, ſelbſt hinzugehen und den Raben darum zu befragen, was ihm die nächſten Tage, ja die nächſten Augenblicke bringen könnten. Auf geheimnißvolle Weiſe war Deodatus von ſeinem Vater, dem alten Amadeus Schwendy, aus weiter Ferne nach Hohenflüh geſchickt worden.

Hier auf die höchſte Spitze des Lebens geſtellt, ſollte ſich ſeine Zukunft entſcheiden durch ein wunderbares Ereigniß, das ihm der Vater in dunklen geheimnißvollen Worten verkündet. Mit leiblichen Augen ſollte er ein Weſen ſchauen, das ſich nur wie ein Traum in ſein Leben verſchlungen. Er ſollte nun prüfen, ob dieſer Traum, der aus einem, in ſein Inneres geworfenen Funken immer friſcher und ſtrahlender emporgekeimt, wirklich heraustreten dürfe in ſein äußeres weltliches Treiben. Er ſollte, war dieſes, eingreifen mit der That. — Schon ſtand er an der Thüre des Saals, ſchon wurden die Vorhänge gelüpft. Er hörte eine widrig krächzende Stimme, ein Eisſtrom glitt durch ſein Inneres, es war als dränge ihn eine unbekannte Geſtalt zurück, andere kamen ihm zuvor und ſo geſchah es, daß er, ohne daran zu denken, unwillkürlich die Treppe emporſtieg und in ein Zimmer gerieth, wo man das Mittagsmahl für die zahlreichen Gäſte des Hauſes bereitet hatte.

Der Wirth kam ihm freundlich entgegen. „Ei ſieh da! Herr Haberland! — Nun das iſt ſchön. Sind Sie gleich da drüben in dem ſchlechten Hauſe, in dem ſilbernen Lamm eingekehrt, ſo können Sie ſich doch nicht der weltberühmten Wirthstafel des goldnen Bocks entziehen. Ich habe die Ehre, dieſen Platz für Sie zu belegen.“

Deodatus merkte wohl, daß ſich der Wirth in ſeiner Perſon irrte, allein ganz und gar befangen von der großen Unluſt zu ſprechen, die jede heftige Anregung aus dem Innern heraus erzeugt, ließ er ſich nicht darauf ein, den Irrthum aufzuklären, ſondern ſetzte ſich ſtillſchweigend an ſeinen Platz. Die weiſe Frau war der Gegenſtand des Tiſchgeſprächs und es herrſchten die verſchiedenſten Meinungen, indem manche alles für ein kindiſches Gaukelſpiel erklärten, andere dagegen ihr in der That die vollkommenſte Erkenntniß der geheimnißvollen Verſchlingungen des Lebens zutrauten und daraus ihre Sehergabe herleiteten.

Ein kleiner, alter, etwas zu dicker Herr, der ſehr oft aus einer goldenen Doſe, nachdem er ſie auf dem Rockärmel gerieben, Tabak nahm und dabei ungemein klug vor ſich hinlächelte, meinte, der Hochweiſe Rath, deſſen geringes Mitglied zu ſeyn er die Ehre habe, werde bald der verdammten Hexe das Handwerk legen, vorzüglich weil ſie eine Pfuſcherin ſey und keine wahre ordentliche Hexe. Denn daß ſie Jedes Lebenslauf in der Taſche habe, und in nuce, wiewohl in abſonderlichen ſchlecht ſtyliſirten Redensarten, durch den Raben herſagen laſſe, ſey übrigens kein ſolch großes Kunſtſtück. Wäre doch noch zum vorigen Jahrmarkt ein Maler und Bilderhändler am Orte geweſen, in deſſen Bude ein Jeder ſein wohlgetroffenes Portrait habe finden können.

Alles lachte laut auf. „Das iſt,“ rief ein junger Mann dem Deodatus zu, „das iſt etwas für Sie, Herr Haberland. Sie ſind ja ſelbſt ein tüchtiger Portraitmaler, aber ſo hoch haben Sie Ihre Kunſt doch wohl nicht geſteigert!“

Deodatus ſchon zum zweiten Mal als Herr Haberland, der wie er nun vernommen, ein Maler ſeyn mußte, angeſprochen, konnte ſich eines innern Schauers nicht erwehren, indem es ihm plötzlich vorkam, als ſey er mit ſeiner Geſtalt und ſeinem Weſen der unheimliche Spuk jenes ihm unbekannten Haberlands. Aber bis zum Entſetzlichen wurde dieſes innere Grauen geſteigert, als in dem Augenblick, noch ehe er dem, der ihn als Haberland angeredet, antworten konnte, ein junger Menſch in Reiſekleidern auf ihn zuſtürzte und ihn heftig in ſeine Arme ſchloß, laut rufend: „Haberland — liebſter beſter George, hab' ich dich endlich getroffen! Nun können wir fröhlich unſern Weg fortwandern nach dem ſchönen Italia! Aber du ſiehſt ſo blaß und verſtört?“ —

Deodatus erwiederte die Umarmung des ihm unbekannten Fremden, als ſey er in der That der längſt geſuchte und erwartete Maler George Haberland. Er merkte wohl, daß er nun wirklich in den Kreis der wunderbaren Erſcheinungen trete, die ihm ſein alter Vater in mancherlei Andeutungen verkündet hatte. Er mußte ſich hingeben allem dem, was die dunkle Macht über ihn beſchloſſen. Aber jene Ironie des tiefſten Grimms gegen fremde unerreichbare Willkür, in der man Eignes zu bewahren und zu erhalten ſtrebt, erfaßte ihn gewaltig. In verzehrendem Feuer erglüht hielt er den Fremden feſt bei beiden Armen und rief: „Ei du unbekannter Bruder, wie ſollt' ich nicht confus ausſehen, da ich ſoeben mit meinem Ich in einen andern Menſchen gefahren bin, wie in einen neuen Ueberrock, der hin und wieder zu eng iſt oder zu weit, der noch drückt und preßt. Ei du mein Junge, bin ich denn nicht wirklich der Maler George Haberland?"

„Ich weiß nicht," ſprach der Fremde, „wie du mir heute vorkommſt, George. Biſt du denn wieder einmal von deinem wunderlichen Weſen befangen, das über dich kommt wie eine periodiſche Krankheit? Ueberhaupt wollt' ich fragen, was du denn mit all dem unverſtändlichen Zeuge haben willſt, das deinen letzten Brief anfüllt."

Damit holte der Fremde einen Brief hervor und ſchlug ihn aus einander. So wie Deodatus hineinblickte, ſchrie er auf, wie von einer unſichtbaren feindlichen Macht ſchmerzhaft berührt. Die Handſchrift des Briefes war ja ganz genau ſeine eigene.

Der Fremde warf einen raſchen Blick auf Deodatus und las dann langſam und leiſe aus dem Briefe:

„Ach lieber Kunſtbruder Berthold! Du weißt nicht, welch eine düſtere, ſchmerzende und doch wohlthuende Schwermuth mich befängt, je weiter ich fortwandere. Sollſt Du es wohl glauben, daß mir meine Kunſt, ja all' mein Leben, Thun und Treiben oft ſchal und dürftig vorkommt? Aber dann erwachen ſüße Träume aus meiner fröhlichen friſchen Jugendzeit. Ich liege in des alten Prieſters kleinem Garten in's Gras hingeſtreckt und ſchaue hinauf, wie der holde Frühling auf goldnen Morgenwolken daher gezogen kommt. Die Blümlein ſchlagen von dem Schimmer geweckt die lieblichen Augen auf und ſtrahlen ihre Düfte empor, wie ein herrliches Loblied. Ach Berthold! — mir will die Bruſt zerſpringen vor Liebe, vor Sehnſucht, vor brünſtigem Verlangen! Wo finde ich ſie wieder, die mein ganzes Leben iſt, mein ganzes Seyn! — Ich gedenke Dich in Hohenflüh zu treffen, wo ich einige Tage verweile. Es iſt mir als müſſe mir eben in Hohenflüh was Beſonderes begegnen, woher dieſer Glaube, weiß ich nicht!" — —

„Nun ſage mir," ſprach der Kupferſtecher Berthold — das war eben der Fremde — weiter, nachdem er dies geleſen, „nun ſage mir nur, Bruder George, wie du in friſcher fröhlicher Jugend auf der vergnüglichen Reiſe nach dem Kunſtlande ſolcher weichlicher Schwärmerei nachhängen magſt."

„Ja lieber Kunſtbruder," erwiderte Deodatus, „es iſt mit mir ein ganz tolles abſonderliches Ding. So wie das nun gleich gar poſſierlich iſt, daß ich recht aus der tiefſten Seele das geſchrieben, was du eben laſeſt, und daß ich dennoch gar nicht der George Haberland bin, den du" —

In dem Augenblick trat der junge Mann herein, der ſchon früher den Deodatus als Georg Haberland begrüßt hatte, und meinte, Georg habe Recht gethan, daß er der weiſen Frau halber noch einmal zurückgekehrt ſey. Er ſolle ſich an all das Geſchwätz bei Tiſche gar nicht kehren, denn wollten auch die Weiſſagungen des Raben eben nicht viel bedeuten, ſo ſey es doch höchſt merkwürdig, wenn ſie. die weiſe Frau ſelbſt auftrete, wie eine zweite Sybille oder Pythia und in beinahe wilder Begeiſterung geheimnißvolle Sprüche herſage, indem dumpfe geheimnißvolle Stimmen ſie umtönten. Sie gebe heute in dem geräumigen Boſket des Gartens eine ſolche Darſtellung, die Georg durchaus nicht verſäumen müſſe.

Berthold ging, um manches Geſchäft, das ihm in Hohenflüh oblag, abzuthun. Deodatus ließ es ſich gefallen, mit jenem jungen Mann ein paar Flaſchen zu leeren und ſo die Zeit bis zum Sonnenuntergang hinzubringen.

Die Geſellſchaft, die im Zimmer verſammelt, brach endlich auf, um ſich nach dem Garten zu begeben Da ſtrich auf dem Flur ein langer hagrer, vornehm gekleideter Mann, der eben angekommen ſchien, bei ihnen vorüber. Im Begriff in die Zimmer hineinzutreten, wandte er ſich noch einmal um, ſein Blick fiel auf Deodatus und den Thürdrücker in der Hand, blieb er wie eingewurzelt ſtehen. Wildes Feuer blitzte aus ſeinen düſtern Augen, während Todtenbläſſe ſein krampfhaft zuckendes Antlitz überzog. Er trat einen Schritt vorwärts auf die Geſellſchaft zu, doch wie plötzlich ſich beſinnend, kehrte er wieder um, rannte hinein in das Zimmer und warf dröhnend die Thüre hinter ſich zu. Was er zwiſchen den Zähnen murmelte, konnte niemand verſtehen.

Mehr als dem jungen Schwendy war dem Andern das Betragen des Fremden aufgefallen, Deodatus hatte nicht ſonderlich darauf geachtet. Man begab ſich nach dem Boſket. —

Die letzten Strahlen der Abendſonne fielen auf eine hohe, von Kopf bis zu Fuß in ein weites erdgelbes Gewand gehüllte Geſtalt, die den Zuſchauern den Rücken zugewendet hatte. Neben ihr auf der Erde lag ein großer Rabe wie todt, mit geſenkten Flügeln. Alle wurden von dem fremden grauenhaften Anblick erfaßt, das leiſeſte Geflüſter verſtummte und in dumpfem, die Bruſt belaſtendem Schweigen erwartete man, was die Geſtalt beginnen werde.

Ein Säuſeln ſtrömte, wie Wellengeplätſcher wunderbar klingend, durch das dunkle Gebüſch und wurde zu Tönen, zu vernehmbaren Worten:

„Phoſphorus iſt bezwungen. Der Feuerkeſſel glüht auf im Weſten! — Nachtadler! ſchwing dich empor zu den erwachten Träumen.“

Da erhob der Rabe das geſenkte Haupt, ſchlug mit den Flügeln und ſtieg krächzend in die Höhe. Die Geſtalt breitete beide Arme aus, das Gewand fiel herab und eine hohe wunderherrliche Frau ſtand da im weißen faltenreichen Kleide mit einem Gürtel von funkelnden Steinen und ſchwarzen, hochaufgeneſtelten Haaren. Hals, Nacken und Arme zeigten entblößt jugendlich üppige Formen.

„Das iſt ja nicht die Alte!“ ſo flüſterte es durch die Reihen der Zuſchauer. —

Jetzt begann eine ferne dumpfe Stimme:

„Hörſt du, wie es im Abendwinde heult und jammert?“

Eine noch fernere Stimme murmelte:

„Die Klage beginnt, wenn der Gluthwurm leuchtet!“

Da ging ein entſetzlicher, herzzerſchneidender Jammer durch die Lüfte. Die Frau ſprach:

„Ihr fernen Klagetöne, habt ihr euch losgewunden aus der Bruſt des Menſchen, daß ihr vermöget, frei euch zu erheben im gewaltigen Chor? — Aber verhallen müßt ihr in Luſt, denn die in ſegensreichen Himmeln thronende Macht, die Euch gebietet, iſt ja die Sehnſucht.“

Die dumpfen Stimmen heulten ſtärker:

„Die Hoffnung iſt geſtorben! Der Sehnſucht Luſt war die Hoffnung. Sehnſucht ohne Hoffnung iſt namenloſe Qual!“

Tief auf ſeufzte die Frau und rief wie in Verzweiflung:

„Die Hoffnung iſt der Tod! — Das Leben dunkler Mächte grauſes Spiel!“

Da ſchrie Deodatus unwillkürlich aus dem Innerſten heraus: „Natalie!“

Raſch wandte ſich die Frau um und ein altes fürchterlich verzerrtes Weiberantlitz ſtarrte ihn an mit glühenden Augen. Grimmig mit ausgeſpreizten Armen auf ihn losfahrend, kreiſchte das Weib: „Was willſt du hier? — Fort! Fort! — Der Mord iſt hinter dir her! — Rette Natalien!“ — Der Rabe rauſchte durch die Bäume herab auf Deodatus und krächzte gräßlich: „Mord — Mord!“ Von wildem Entſetzen gepackt, halb ſinnlos, rannte Deodatus fort nach ſeiner Wohnung.

Der Wirth ſagte ihm, daß während deſſen ein fremder reich gekleideter Herr mehrmals nach ihm gefragt, indem er ſeine Perſon genau beſchrieben, ohne ſeinen Namen zu nennen, und endlich ein Billet zurückgelaſſen habe.

Deodatus erbrach das Billet, das ihm der Wirth einhändigte und das richtig an ihn adreſſirt war. Er fand folgende Worte:

> „Ich weiß nicht, ob ich es unerhörte Frechheit oder Wahnſinn nennen ſoll, daß Sie ſich hier blicken laſſen. Sind Sie nicht, wie ich es jetzt glauben muß, ein ehrloſer Böſewicht, ſo entfernen Sie ſich augenblicklich aus Hohenflüh oder erwarten Sie, daß ich Mittel finden werde, Sie von Ihrer Tollheit auf immer zu heilen.
>
> Graf Hektor von Zelies.“

„Die Hoffnung iſt der Tod, das Leben dunkler Mächte grauſes Spiel!“ — So murmelte Deodatus dumpf in ſich hinein, als er dies geleſen. Er war entſchloſſen, ſich durch die Drohungen eines Unbekannten, die noch dazu auf irgend einem unerklärlichen Irrthum beruhen mußten, durchaus nicht aus Hohenflüh vertreiben zu laſſen, ſondern mit feſtem Muth, mit männlicher Kraft dem entgegen zu treten, was irgend eine dunkle Macht über ihn verhängt. Sein ganzes Inneres war erfüllt mit banger Ahnung, die Bruſt wollte ihm zerſpringen, hinaus ſehnte er ſich aus den Mauern in's Freie. Die Nacht war eingebrochen, als er eingedenk des unbekannten bedrohlichen Verfolgers ſeine geladenen Piſtolen einſteckte und forteilte durch das Rendorfer Thor. Schon war er auf dem freien Platz, der vor dieſem Thore befindlich, als er ſich von hinten gefaßt und zurückgezogen fühlte. „Eile — Eile, rette Natalien, die Zeit iſt da!“ — So murmelte es ihm in die Ohren. Es war das gräßliche Weib, die ihn gefaßt hatte und die ihn unaufhaltſam mit ſich fortriß. Ein Wagen hielt in geringer Entfernung, der Schlag war geöffnet, die Alte half ihm hinein und ſtieg nach. Er fühlte ſich von weichen Armen umfangen und eine ſüße Stimme liſpelte: „Mein geliebter Freund! endlich! — endlich kommſt du!“ — „Natalie, meine Natalie!“ So ſchrie er auf, indem er halb ohnmächtig vor Entzücken die Geliebte in die Arme ſchloß.

Raſch ging es nun fort; im dicken Walde ſchimmerte plötzlich heller Fackelglanz durch das Gebüſch. —

„Sie ſind es,“ rief die Alte; „noch einen Schritt weiter und uns trifft Verderben!“ —

Deodatus, zur Beſinnung gekommen, ließ halten, ſtieg aus dem Wagen und ſchlich leiſe, die geſpannte Piſtole in der Hand, auf den Fackelzug zu, der augenblicklich verſchwand. Er eilte zurück zum Wagen, aber erſtarrt vor Entſetzen blieb er eingewurzelt ſtehen, als er eine männliche Figur erblickte, die mit ſeiner Stimme ſprach: „die Gefahr iſt vorüber!“ und dann einſtieg.

Nachſtürzen wollte Deodatus dem ſchnell fortrollenden Wagen, als ihn ein Schuß aus dem Gebüſch zu Boden warf. —

Zweites Kapitel.

Es iſt nöthig, dem geneigten Leſer zu ſagen, daß der ferne Ort, von dem her der alte Amadeus Schwendy ſeinen Sohn nach Hohenflüh ſchickte, ein Landhaus in der Gegend von Luzern war. Das Städtlein Hohenflüh im Fürſtenthum Reitlingen lag aber ungefähr ſechs bis ſieben Stunden von Sonſitz, der Reſidenz des Fürſten Remigius, entfernt.

Ging es in Hohenflüh laut und luſtig her, ſo herrſchte dagegen in Sonſitz ſolch ein allgemeines Piano, wie etwa in Herrnhuth oder Neuſalz. Alles trat leiſe wie auf Socken daher und ſelbſt ein nothwendiger Zank wurde mit gedämpfter Stimme geführt. Von den gewöhnlichen Vergnügungen der Reſidenz, von Bällen, Concerten, Schauſpielen war gar nicht die Rede und wollten ſich die Armen, zur Traurigkeit verdammten Sonſitzer einmal vergnügen, ſo mußten ſie hinüber ziehen nach Hohenflüh. Dies alles kam daher. Fürſt Remigius, ſonſt ein freundlicher, lebensluſtiger Herr, war ſeit mehreren

Jahren, es konnten wohl über die zwanzig ſeyn, in furchtbar tiefe, an Wahnſinn grenzende Melancholie verſenkt. Ohne Sonſitz zu verlaſſen, ſollte ſein Aufenthalt einer Einöde gleichen, in der das düſtre Stillſchweigen der lebensmüden Trauer herrſcht. Nur ſeine vertrauteſten Räthe und die nothwendigſte Dienerſchaft mocht' er ſehen und ſelbſt dieſe durften es nicht wagen zu ſprechen, wenn der Fürſt ſie nicht angeredet. In einer dicht verſchloſſenen Kutſche fuhr er daher und niemand durfte auch nur durch eine Geberde merken laſſen, daß er den Fürſten in der Kutſche wiſſe.

Ueber die Urſache dieſer Melancholie gab es nur dumpfe Gerüchte. So viel war gewiß, daß damals, als die Gemahlin des Fürſten den Erbprinzen geboren und das ganze Land von freudigem Jubel ertönte, wenige Monate nachher Mutter und Kind verſchwanden auf unbegreifliche Weiſe. Manche meinten, Gemahlin und Sohn wären als Opfer einer unerhörten Cabale entführt worden, andere behaupteten dagegen, der Fürſt habe beide verſtoßen. Dieſe bezogen ſich, um ihre Behauptung zu unterſtützen, auf den Umſtand, daß zu derſelben Zeit der Graf von Törny, erſter Miniſter und entſchiedener Liebling des Fürſten, vom Hofe entfernt worden, und es ſcheine gewiß, daß der Fürſt ein verbrecheriſches Verhältniß zwiſchen der Fürſtin und dem Grafen entdeckt und an der Aechtheit des gebornen Sohnes gezweifelt.

Alle, die die Fürſtin näher gekannt, waren aber im Innerſten überzeugt, daß bei der reinſten unbefleckteſten Tugend, wie ſie die Fürſtin bewährt, ein ſolcher Fehltritt ganz undenkbar, ganz unmöglich ſey.

Niemand in Sonſitz durfte bei harter Ahndung auch nur ein Wort über das Verſchwinden der Fürſtin äußern. Aufpaſſer lauerten überall und plötzliche Verhaftungen derer, die nur irgendwo anders als innerhalb ihres Zimmers davon geſprochen, zeigten, wie man, ohne es zu ahnen, belauſcht, behorcht wurde. Eben ſo durfte auch über den Fürſten, über ſeinen Kummer, über ſein ganzes Thun und Treiben kein Wort geſprochen werden und dieſer tyranniſche Zwang war die ärgſte Bedrängniß der Bewohner einer kleinen Reſidenz, die eben nichts lieber im Munde führen als den Fürſten und den Hof. —

Des Fürſten liebſter Aufenthalt war ein kleines, dicht vor den Thoren von Sonſitz gelegenes Landhaus mit einem weitläuftigen eingehegten Park.

In den düſtern wildverwachſenen Gängen dieſes Parks wandelte eines Tages der Fürſt, ſich ganz hingebend dem zerſtörenden Gram, der in ſeiner Bruſt wühlte, als er plötzlich ganz unfern ein ſeltſames Geräuſch vernahm. — Unartikulirte Töne — ein Aechzen — Stöhnen, dazwiſchen wieder ein widriges Quicken — Grunzen — und dann wie in erſtickter Wuth dumpf ausgeſtoßene Schimpfwörter. — Erzürnt, wer es gewagt, dem ſtrengſten Verbot entgegen einzudringen in den Park, trat der Fürſt ſchnell aus dem Gebüſch und es bot ſich ihm ein Schauſpiel dar, das den griesgramigſten Smelfungus zum Lachen hätte reizen können. — Zwei Männer, der eine lang und knochendürr, wie die Hektik ſelbſt, der andere ein kleines glaues Fallſtafflein in den ſchmuckeſten Sonntagskleidern des idealen Spießbürgers angethan, waren im heftigſten Fauſtkampf begriffen. Der Große ſäbelte mit den langen Armen, die mit den geballten Fäuſten mächtigen Streitkolben nicht unähnlich, ſo unbarmherzig auf den Kleinen los, daß jeder fernere Widerſtand unnütz und nichts anders rathſam ſchien, als ſchnelle Flucht. Doch Muth im Herzen wollte der Kleine, gleich den Parthern, noch fliehend fechten. Da krallte ſich aber der Große feſt in das Haupthaar des Gegners. Schlechte Intention! — Die Perücke blieb ihm in der Hand, der Kleine nützte ſtrategiſch die Puderwolke, die ihn einhüllte, duckte ſchnell nieder und unterlief mit vorgeſtreckten Fäuſten ſo behende und geſchickt den Großen, daß dieſer mit einem gellenden Schrei rücklings überſtürzte. Nun warf ſich der Kleine auf den Großen, enterte ſich feſt, die linke Hand mit gebogenen Fingern zweckmäßig als Enterhaken brauchend, in der Halsbinde des Gegners und arbeitete mit den Knieen und der rechten Fauſt ſo ſchonungslos auf den Großen ein, daß dieſer, kirſchblau im ganzen Antlitz, gräßliche Laute ausſtieß. Doch plötzlich fuhr nun der Große dem Kleinen mit den ſpitzen Knochenfingern ſo gewaltig in die Seiten und gab mit der letzten Kraft der Verzweiflung ſich ſelbſt einen ſolchen Schwung, daß der Kleine in die Höhe geſchleudert wurde wie ein Ball und niederſtürzte, dicht vor dem Fürſten.

„Hunde!“ rief der Fürſt mit der Stimme eines ergrimmten Löwen, „Hunde, welch ein Satan hat euch eingelaſſen? Was wollt ihr?“

Man kann denken, mit welchem Entſetzen die beiden ergrimmten Gymnaſtiker ſich aufrafften vom Boden, wie ſie nun gleich armen verlorenen Sündern, bebend, zitternd, keines Worts, keines Lauts mächtig vor dem erzürnten Fürſten ſtanden.

„Fort,“ rief der Fürſt, „fort auf der Stelle, hinauspeitſchen laſſe ich euch, wenn ihr noch einen Augenblick weilt.“

Da fiel der Große nieder auf die Knie und brüllte ganz Verzweiflung: „Durchlauchtigſter Fürſt — gnädigſter Landesherr — Gerechtigkeit — Blut für Blut!“

Das Wort Gerechtigkeit war noch eins von den wenigen, das ſtark anſchlug an des Fürſten Ohr. Er faßte den Großen ſtark in's Auge und ſprach gemäßigter: „Was iſt's, ſprecht, aber nehmt Euch in Acht vor allen dummen Worten und macht's kurz.“

— Vielleicht hat es der geneigte Leſer ſchon geahnt, daß die beiden tapfern Kämpfer niemand anders waren als die beiden berühmten Gaſtwirthe zum goldnen Bock und zum ſilbernen Lamm aus Hohenflüh. In dem immer höher geſteigerten Groll gegen einander, waren ſie zu dem wahnſinnigen Entſchluß gekommen, da ihnen der hochweiſe Rath nicht genügte, dem Fürſten ſelbſt allen Tort zu klagen, den jeder vom andern erlitten zu haben glaubte, und der Zufall ließ es geſchehen, daß beide in demſelben Augenblick zuſammentrafen vor dem äußerſten Gatterthor des Parks, das ein einfältiger Gärtnerburſche ihnen öffnete. Beide können fernerhin ſehr ſchicklich mit ihren Schildnamen bezeichnet werden! —

Alſo! — der goldne Bock, ermuthigt durch des Fürſten ruhigere Frage wollte eben beginnen, als ihn vielleicht in Gefolge des feindlichen Enterns ein ſolch fürchterliches krächzendes Huſten überfiel, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Dieſen verderblichen Zufall nützte augenblicklich das ſilberne Lamm und ſtellte mit nicht geringer Beredſamkeit dem Fürſten all die Unbill vor, die ihm der goldne Bock zufüge, der alle Gäſte anlocke, indem er alle nur mögliche Hanswürſte, Marktſchreier, Wahrſager und anderes Geſindel bei ſich aufnehme. Er beſchrieb die weiſe Frau mit dem Raben, er ſprach von ihren ſchnöden Künſten, von ihren Orakelſprüchen, mit denen ſie die Leute hinter's Licht führe. Das ſchien die Aufmerkſamkeit des Fürſten zu feſſeln. Er ließ ſich die Geſtalt der Frau von Kopf bis zu Fuß beſchreiben, er fragte, wann ſie gekommen, wo ſie geblieben. Das Lamm meinte, er ſeinerſeits halte das Weib für nichts anders, als für eine betrügeriſche halbwahnſinnige

Zigeunerin, die ein hochweiſer Rath zu Hohenflüh hätte ſogleich feſtnehmen laſſen ſollen.

Der Fürſt heftete den funkelnden durchbohrenden Blick auf das arme Lamm, das, als hätte es in die Sonne geſchaut, ſogleich ausbrach in ein heftiges Nieſen.

Dies nützte ſofort der goldne Bock, der ſich indeſſen vom Huſten erholt und nur auf den Moment gelauert hatte, dem Lamm die Rede abzuſchneiden. Der Bock berichtete in ſüß und ſanft tönenden Worten, daß alles, was das Lamm von der Aufnahme ſchädlichen polizeiwidrigen Geſindels berichtet, die ſchändlichſte Verläumdung ſey. Inſonderheit rühmte der Bock die weiſe Frau, von der die geſcheuteſten brillanteſten Herren, die größten Genies von Hohenflüh, die er täglich an ſeiner Tafel zu bewirthen die Ehre habe, behaupteten, ſie ſey ein überirdiſches Weſen und höher zu achten, als die ausgebildetſte Somnambüle. Ach, gar arg ginge es aber zu bei dem ſilbernen Lamm. Einen artigen, ſchönen, jungen Herrn habe das ſilberne Lamm von ihm weggelockt, als er nach Hohenflüh zurückgekehrt und gleich in der folgenden Nacht ſey er auf ſeinem Zimmer mörderiſch angefallen und durch einen Piſtolenſchuß verwundet worden, ſo daß er hoffnungslos darnieder läge.

Jede fernere Rückſicht, jede Ehrfurcht vor dem Fürſten in der Wuth vergeſſend, brach das ſilberne Lamm los und ſchrie: derjenige, welcher behaupte, daß der junge Herr George Haberland auf ſeinem Zimmer angefallen und verwundet worden, ſey der niederträchtigſte Spitzbube und abgefeimteſte Hallunkenkerl, der jemals Beinſchellen getragen und die Gaſſen gekehrt. Vielmehr habe die wohllöbliche Polizei in Hohenflüh ermittelt, daß er in ſelbiger Nacht vor das Neudorfer Thor ſpaziert, daß dort ein Wagen gehalten, aus dem eine weibliche Stimme gerufen: „rette Natalien,“ daß darauf der junge Herr in den Wagen geſprungen. — „Wer war das Weib im Wagen?“ fragte der Fürſt mit ſtrengem Ton.

„Man ſagt,“ ſtotterte der goldne Bock, um nur wieder zum Wort zu kommen, „man ſagt, die weiſe Frau habe“ —

Die Rede blieb dem goldnen Bock in der Kehle ſtecken vor dem furchtbaren Blick des Fürſten, und als dieſer ihm ein tödtendes „Nun? was weiter?“ zurief, fiel das ſilberne Lamm, das gerade außer der Richtung jener Strahlen im Schatten ſtand, leiſe ſtammelnd ein:

„Ja, die weiſe Frau und der Herr Maler George Haberland — Im Walde hat er den Schuß erhalten, das weiß ja die ganze Stadt — aus dem Walde haben ſie ihn geholt und zu mir gebracht am frühen Morgen — er liegt noch bei mir — wird aber wohl geneſen, denn die Pflege bei mir — und der fremde Herr Graf — ja der Herr Graf Hektor von Zelies“ —

„Was? wer?“ rief der Fürſt auf, daß das ſilberne Lämmlein ein paar Schritte zurückprallte. „Genug,“ ſprach dann der Fürſt weiter mit rauhem gebieteriſchen Ton, „genug! packt euch Beide fort augenblicklich. — Der wird den mehrſten Zuſpruch haben, der ſeine Gäſte am beſten bedient! — Hör' ich noch das mindeſte von einem Gezänk unter euch, ſo ſoll der Rath euch die Schilder von den Häuſern reißen und euch fortbringen laſſen aus den Thoren von Hohenflüh!“

Nach dieſem kurzen kräftigen Beſcheid ließ der Fürſt die beiden Wirthe ſtehen und verlor ſich ſchnell in's Gebüſch.

Der Zorn des Fürſten hatte die aufgebrachten Gemüther beſänftigt. Im Innerſten zerknirſcht ſchauten ſich beide, das ſilberne Lämmlein und der goldne Bock, wehmüthig an, Thränen entquollen den verdüſterten Augen und mit dem gleichzeitigen Ausruf: „O Gevatter!“ fielen ſie ſich in die Arme. Während der goldne Bock das ſilberne Lamm feſt einklammernd und über daſſelbe weggebeugt häufige Schmerzestropfen in's Gras fallen ließ, ſchluchzte dieſes vor herber Wehmuth leiſe an der Bruſt des verſöhnten Gegners. Es war ein erhabener Moment!

Die zwei herbeieilenden fürſtlichen Jäger ſchienen aber dergleichen pathetiſche Scenen nicht ſonderlich zu lieben, denn ohne Weiteres packten ſie den goldnen Bock ſowohl als das ſilberne Lamm, wie man zu ſagen pflegt, beim Fittig und warfen beide ziemlich unſanft zum Gatterthor hinaus.

Drittes Kapitel.

Bin ich hin und hergezogen
Ueber Wieſe, Flur und Feld,
Hat manch Hoffen mich betrogen,
Iſt mir manche Luſt entflogen
In der bunten lauten Welt.

Was nur ſtillt dies bange Sehnen,
Was den Schmerz in dieſer Bruſt?
Bittre Qualen! herbe Thränen!
Leeres Trachten! — falſches Wähnen!
Flieht mich ewig jede Luſt?

Darf ich noch zu hoffen wagen,
Dämmert noch mein Lebensſtern?
Soll ich's länger dulden, tragen,
Wird mein Schmerz mir ſelbſt nicht ſagen,
Ob ſie nah iſt, ob ſie fern?

Sie die iſt mein innig Leben,
Sie die iſt mein ganzes Glück,
Süßen Träumen hingegeben,
Schaut mit wonnigem Erbeben
Sie mein liebetrunkner Blick.

Doch in Nacht iſt bald verſchwunden
Der Geliebten Lichtgeſtalt!
Kann ich nimmermehr geſunden?
Freundes Troſt, Balſam den Wunden,
Iſt auch der für mich verhallt?

Der Kupferſtecher Berthold hatte ſich, während er dies Lied, das ſein Freund der Maler George Haberland gedichtet, leiſe vor ſich ſang, auf einer Anhöhe unter einem großen Baum gelagert und war bemüht, eine Parthie des Dorfes, das vor ihm im Thale lag, getreu nach der Natur in ſein Malerbuch hineinzuzeichnen.

Bei den letzten Verſen ſchoſſen ihm aber die Thränen aus den Augen. Er gedachte lebhaft ſeines Freundes, den er oft durch ein luſtiges Wort oder durch ein heitres Kunſtgeſpräch aus der düſtren troſtloſen Stimmung geriſſen, in die er ſeit einiger Zeit verſunken und den nun ein unerklärliches Unheil von ihm getrennt. „Nein,“ rief er endlich, indem er ſchnell ſeine Geräthſchaften zuſammenpackte und haſtig aufſprang, „nein, noch iſt Freundes Troſt nicht verhallt für dich, mein George! — Fort, dich aufzuſuchen und nicht eher dich zu verlaſſen, bis ich dich im Schooße der Ruhe ſehe und des Glücks.“ —

Er eilte zurück in das Dorf, das er vor wenigen Stunden verlaſſen und wollte dann weiter fort nach Hohenflüh.

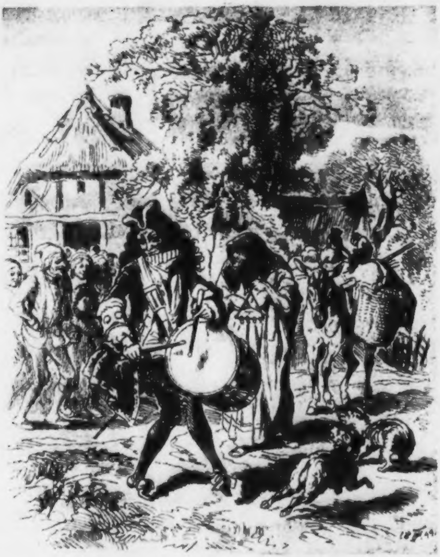
Es war gerade Sonntag, der Abend fing an einzubrechen, die Landleute eilten nach der Schenke. Da zog ein ſeltſam gekleideter Menſch durch's Dorf, einen luſtigen Marſch auf der Papagenopfeiſe blaſend, die ihm aus dem Buſen hervorragte, und dazu derb die Trommel ſchlagend, die er umgehängt. Ihm folgte ein altes Zigeunerweib, die tapfer auf dem Triangel klingelte. Hinterher ſchritt langſam und bedächtig ein ſtattlicher Eſel mit zwei vollgepackten Körben belaſtet, auf denen zwei kleine poſſierliche Aeffchen hin und her hüpften und ſich herum balgten. Zuweilen ließ der Menſch vom Blaſen ab und begann einen ſeltſamen kreiſchenden Geſang, in den das Zigeunerweib, ſich aus ihrer niedergebeugten Stellung ein wenig aufrichtend, mit gellenden Tönen einſtimmte. Begleitete nun der Eſel den Geſang mit ſeinen klagenden Naturlauten, quickten die Aeffchen dazu, ſo gab es einen angenehmen luſtigen Chor, wie man ſich ihn wohl genügend denken mag.

Bertholds ganze Aufmerkſamkeit feſſelte der junge Menſch, denn jung war er, das war ſichtlich, unerachtet er ſein Antlitz mit allerlei Farben häßlich beſchmiert und durch eine große Doktorperrücke, auf der ein winziges Treſſenhütlein ſaß, auf widrige Weiſe entſtellt hatte. Dazu trug er einen abgeſchabten rothen Sammtrock mit großen goldſtoffnen Aufſchlägen, einen offnen Hamletskragen, ſchwarzſeidne Unterkleider nach der letzten Mode, auf den Schuhen große bunte Bandſchleifen und ein zierliches Ritterſchwert an der Seite.

Er ſchnitt die tollſten Geſichter und ſprang hin und her in den luſtigſten Capriolen, ſo daß das Bauernvolk übermäßig lachte, doch Bertholden erſchien das ganze Weſen wie der unheimliche Spuk des Wahnſinns und überdem regte der tolle Menſch, wenn er ihn genau in's Auge faßte, in ihm Empfindungen auf, die er ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte.

Der Menſch blieb endlich in der Mitte eines Raſenplatzes vor der Schenke ſtehen und ſchlug auf ſeiner Trommel einen langen ſtarken Wirbel. Auf dies Zeichen ſchloß das Landvolk einen großen Kreis und der Menſch verkündete, daß er jetzt gleich vor dem verehrungswürdigen Publikum ein Schauſpiel aufzuführen gedenke, wie es die höchſten Potentaten und Herrſchaften nicht ſchöner und herrlicher geſchaut.

Die Zigeunerin ging nun im Kreiſe umher, bot unter närri-



Univ. Bibl.
München

ſchen Redensarten und Geberden bald Korallenſchnüre, Bänder, Heiligenbildchen u. a. zum Kauf aus, bald wahrſagte ſie dieſer, jener Dirne aus der Hand und trieb ihr, von Bräutigam und Hochzeit und Kindtaufe ſprechend, das Blut in die Wangen, während die andern kicherten und lachten.

Der junge Menſch hatte indeſſen die Körbe ausgepackt, ein kleines Gerüſte gebaut und mit kleinen bunten Teppichen behängt. Berthold ſah die Vorbereitungen zum Puppenſpiel, das denn auch nach gewöhnlicher italieniſcher Art erfolgte. Pulcinell war von beſonderer Aktivität und hielt ſich tapfer, indem er ſich aus den bedrohlichſten Gefahren mit Gewandtheit rettete und über ſeine Feinde ſtets die Oberhand gewann.

Das Spiel ſchien geendet, als plötzlich der Puppenſpieler ſein, zur furchtbaren Fratze verzerrtes Antlitz emporhob in den Raum der Puppen und mit todtſtarren Augen gerade hin in den Kreis blickte. Pulcinell von der einen Seite, der Doktor von der andern, ſchienen über die Erſcheinung des Rieſenhaupts ſehr erſchrocken, dann erholten ſie ſich aber, beſchauten ſorglich mit Gläſern das Antlitz, betaſteten Naſe, Mund, die Stirn, zu der ſie kaum hinauflangen konnten, und begannen einen ſehr tiefſinnigen gelehrten Streit über die Beſchaffenheit des Haupts und auf welchem Rumpf es ſitzen könne oder ob überhaupt ein Rumpf als dazu gehörig anzunehmen. Der Doktor ſtellte die aberwitzigſten Hypotheſen auf, Pulcinell zeigte aber dagegen viel Menſchenverſtand und hatte die luſtigſten Einfälle. Darin wurden ſie zuletzt einig, daß, da ſie keinen zum Kopf gehörigen Körper wahrnehmen könnten, es auch keinen gäbe, nur meinte der Doktor, die Natur habe ſich, als ſie dieſen Giganten ausgeſprochen, einer rhetoriſchen Figur, einer Synekdoche bedient, nach der ein Theil das Ganze bezeichnet. Pulcinell behauptete dagegen, daß das Haupt ein Unglücklicher ſey, dem vor vielem Denken und tollen Gedanken der Rumpf abhanden gekommen und der nun bei dem gänzlichen Mangel an Fäuſten ſich gegen Ohrfeigen, Naſenſtüber u. dgl. nicht anders wehren könne als durch Schimpfen.

Berthold merkte bald, daß hier nicht der Scherz galt, der ein ſchauluſtiges Volk ergötzen kann, ſondern daß der finſtere Geiſt einer Ironie ſpuke, die dem mit ſich entzweiten Innern entſteigt. Das konnte ſein frohes freundliches Gemüth nicht ertragen, er begab ſich weg nach der Schenke und ließ ſich an einem einſamen Plätzchen hinter derſelben ein mäßiges Abendbrot auftragen.

Bald vernahm er aus der Ferne Trommel, Pfeife und Triangel. Die Landleute ſtrömten nach der Schenke, das Spiel war geendet.

In dem Augenblick, als Berthold fortwandern wollte, ſtürzte mit dem lauten Ausruf: „Berthold — herzgeliebter Bruder!“ jener tolle Puppenſpieler herbei. Er riß die Perrücke vom Haupt, wiſchte ſchnell die Farben vom Antlitz.

— „Wie? — George! — iſt es möglich?“ So ſtammelte Berthold mühſam, beinahe zur Bildſäule erſtarrt. „Was iſt dir, kennſt du mich denn nicht?“ So fragte George Haberland voll Erſtaunen. Berthold erklärte nun, daß, wenn er nicht an Geſpenſter glauben wolle, er freilich nicht zweifeln könne, ſeinen Freund vor ſich zu ſehen, wie dies aber möglich wäre, das könne er durchaus nicht enträthſeln.

„Warſt du,“ ſo ſprach Berthold weiter, „warſt du nicht unſerer Abrede gemäß nach Hohenflüh gekommen? — traf ich dich nicht dort, begegnete dir nicht Seltſames mit einem geheimnißvollen Weibe im Gaſthof zum goldnen Bock? Wollten Unbekannte dich nicht dazu gebrauchen, ein Frauenzimmer entführen zu helfen, das du ſelbſt Natalie nannteſt? Wurdeſt du nicht im Walde durch einen Piſtolenſchuß ſchwer verwundet? — hab' ich nicht von dir Abſchied genommen mit ſchwerem Herzen, da du entkräftet, todwund auf dem Lager lagſt? — Sprachſt du nicht von einem unerklärlichen Ereigniß — von einem Grafen Hektor von Zelies?“ —

„Halt' ein, du durchbohrſt mein Innres mit glühenden Dolchen!“ ſo rief George im wilden Schmerz.

„Ja,“ fuhr er dann ruhiger fort, „ja Bruder Berthold, es iſt nur zu gewiß, es giebt ein zweites Ich, einen Doppeltgänger, der mich verfolgt, der mich um mein Leben betrügen, der mir Natalie rauben wird!“

In voller Troſtloſigkeit verſtummt, ſank George auf die Raſenbank.

Berthold ſetzte ſich neben ihm hin und ſang leiſe, indem er ſanft des Freundes Hand drückte:

Freundes Troſt, Balſam den Wunden,
Iſt noch nicht für dich verhallt!

„Ich,“ ſprach George, indem er ſich die Thränen wegtrocknete, die ihm aus den Augen ſtrömten, „ich verſtehe dich ganz, mein geliebter Bruder Berthold! — Es iſt Unrecht, daß ich dir nicht ſchon längſt meine ganze Bruſt erſchloß, nicht ſchon längſt dir alles, alles ſagte. — Daß ich in Liebe bin, konnteſt du längſt ahnen. Die Geſchichte dieſer Liebe — ſie iſt ſo einfältig, ſo abgedroſchen, daß du ſie in jedem abgeſchmackten Roman nachleſen kannſt. — Ich bin Maler und ſo iſt nichts mehr in der hergebrachten Ordnung, als daß ich mich in ein ſchönes junges Frauenzimmer, die ich abkonterfeie, ſterblich verliebe. So iſt es mir denn auch wirklich gegangen, als ich während meines Aufenthalts in Straßburg meine Proviantbäckerei — du weißt, daß ich darunter das Portraitmalen verſtehe — mehr trieb als jemals. Ich bekam den Ruf eines außerordentlichen Portraitiſten, der die Geſichter recht aus dem Spiegel ſtehle in der ſchönſten Miniatur, und ſo geſchah es, daß eine alte Dame, die eine Penſionsanſtalt hatte, ſich an mich wandte, und mich erſuchte, ein Fräulein, das bei ihr, zu malen für den entfernten Vater. Ich ſah, ich malte Natalien — o ihr ewigen Mächte, das Geſchick meines Lebens war entſchieden! — Nun nicht wahr, Bruder Berthold, da iſt nichts Beſonders daran! — Doch höre, manches mag doch bemerkenswerth ſeyn. — Laß es mich dir ſagen, daß mich ſeit meiner frühen Knabenzeit in Ahnungen und Träumen das Bild eines himmliſchen Weibes umſchwebte, dem all mein Sehnen, all mein Lieben zugewandt. Die roheſten Verſuche des maleriſchen Knaben zeigen dies Bild eben ſo als die vollendeteren Gemälde des reifenden Künſtlers. — Natalie, ſie war es! — Das iſt wunderbar, Berthold! — Auch mag ich dir ſagen, daß derſelbe Funke, der mich entzündet, auch in Nataliens Bruſt gefallen, daß wir uns verſtohlen ſahen. — O zerronnenes Glück der Liebe! — Nataliens Vater, Graf Hektor von Zelies war gekommen, das Bildlein der Tochter hatte ihm ausnehmend gefallen, ich wurde eingeladen, ihn auch zu malen. Als der Graf mich ſah, gerieth er in eine ſeltſame Bewegung, ich möchte ſagen Beſtürzung. Er fragte mich mit auffallender Aengſtlichkeit über alle meine Lebensverhältniſſe aus, und ſchrie dann mehr als er ſprach, indem ſeine Augen glühten, er wolle nicht gemalt ſeyn, aber ich ſey ein wackrer Künſtler, müſſe nach Italien und das auf der Stelle, er wolle mir Geld geben, wenn ich deſſen bedürfe!“ —

„Ich fort? — ich mich trennen von Natalien? — Nun es giebt Leitern, beſtechliche Zofen — wir ſahen uns verſtohlen. Sie lag in meinen Armen, als der Graf eintrat. — „Ha, meine Ahnung — er iſt reif!" — ſo ſchrie der Graf wüthend auf und ſtürzte auf mich los mit gezogenem Stilet. Ohne daß ſein Stoß mich treffen konnte, rannte ich ihn über den Haufen und entfloh. — Spurlos war er andern Tages mit Natalien verſchwunden!" —

„Es begab ſich, daß ich auf die alte Zigeunerin ſtieß, die du heute bei mir geſehen. Sie ſchwatzte mir ſolch' abentheuerliche Prophezeihungen vor, daß ich gar nicht darauf achten, ſondern meinen Weg fortſetzen wollte. Da ſprach ſie mit einem Ton, der mein Innerſtes durchdrang: „George, mein Herzenskind, haſt du Natalien vergeſſen?" — Mag es nun Hexerei geben oder nicht, genug, die Alte wußte um meinen Liebesbund, wußte genau, wie ſich alles begeben, betheuerte mir, daß ich durch ſie zu Nataliens Beſitz gelangen ſolle und gab mir auf, mich zu einer beſtimmten Zeit in Hohenflüh einzufinden, wo ich ſie, wiewohl in einer ganz andern Geſtalt, finden werde. — Nun, Berthold, laß mich nicht alles weitläuftig erzählen — mir brennt die Bruſt — ein Wagen rollt auf mich zu — hält — die Reiter kommen näher — Jeſus! ruft eine Stimme im Wagen — es iſt Nataliens Stimme. — Eile — eile, ruft eine andre Stimme — die Reiter biegen ſeitwärts ein. — Die Gefahr iſt vorüber, ſpreche ich, und ſteige in den Wagen — in dem Augenblick fällt ein Schuß, fort geht es! — Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, es iſt Natalie, es iſt die alte Zigeunerin — Sie hat Wort gehalten." — „Glücklicher George!" ſprach Berthold.

„Glücklicher?" wiederholte George, indem er eine wilde Lache aufſchlug, „ha! noch im Walde holten uns Polizeiſoldaten ein. Ich ſprang aus dem Wagen, die Zigeunerin mir nach, packte mich mit Rieſenkraft und ſchleppte mich in's finſtre Dickicht. — Natalie war verloren. — Ich war in Wuth, die Zigeunerin wußte mich zu beſänftigen, mich zu überzeugen, daß kein Widerſtand möglich, und daß noch keine Hoffnung verloren. Ich vertraue ihr blindlings und wie du uns hier ſiehſt, das iſt ihr Plan, ihr Rath, um der Verfolgung eines mordſüchtigen Feindes zu entgehen." —

In dem Augenblick trat die alte Zigeunerin hinzu und ſprach mit krächzender Stimme: „George, ſchon leuchtet der Nachtwurm, wir müſſen fort über die Berge."

Da wollte es Berthold bedünken, die Alte treibe leeres loſes

Gaukelſpiel mit Georgen, den ſie an ſich gelockt, um durch ihn mit jenen Poſſen mehr Geld zu gewinnen.

Zornig wandte er ſich zur Alten, erklärte, daß er als Georges beſter innigſter Freund es nicht länger zugeben werde, daß er ſchnöder Landſtreicherei und niedrigen Poſſen ſein Kunſtleben opfere, mit ihm ſolle er nach Italien und fragte dann, was ſie überhaupt für ein Recht habe auf den ihm verbundenen Freund.

Da erhob ſich die Alte, die Züge des Antlitzes ſchienen ſich zu veredeln, aus den Augen ſtrahlte ein dunkles Feuer, plötzlich war ihr ganzes Weſen die Würde und Hoheit ſelbſt, ſie ſprach mit feſter volltönender Stimme: „Du fragſt, was für ein Recht ich habe auf dieſen Jüngling? — Ich kenne dich wohl, du biſt der Kupferſtecher Berthold — du biſt ſein Freund, aber ich — o ihr ewigen Mächte! — ich bin — ſeine Mutter!“

Damit faßte ſie Georgen in ihre Arme, und drückte ihn ſtürmiſch an ihre Bruſt. Doch plötzlich überfiel ſie ein krampfhaftes Zittern, ſie ſtieß Georgen von ſich mit abgewandtem Geſicht, ſie ließ ſich erſchöpft, halbohnmächtig auf die Raſenbank, ſie wimmerte, indem ſie ſich mit dem weiten Mantel, den ſie umgeworfen, das Antlitz verhüllte: „Starre mich nicht ſo an, George, mit ſeinen Augen — warum wirfſt du mir immer und ewig mein Verbrechen vor? — Du mußt fort — fort!“ —

„Mutter!“ rief George, indem er der Zigeunerin zu Füßen ſtürzte. Dieſe ſchloß ihn nochmals heftig in ihre Arme, indem ſie keines Wortes mächtig aus tiefer Bruſt aufſeufzte. Sie ſchien in Schlaf zu verſinken. Doch bald erhob ſie ſich mühſam, ſprach wieder ganz Zigeunerin mit krächzender Stimme: „George, ſchon leuchtet der Nachtwurm, wir müſſen fort über die Berge!“ und ſchritt langſam von dannen.

George warf ſich ſprachlos an die Bruſt des Freundes, dem auch das bis zum Entſetzen geſteigerte Erſtaunen die Zunge band.

Bald vernahm Berthold das Trommeln, Pfeifen, Klingeln, den ſchauerlichen Geſang, das Geſchrei des Eſels und das Quicken der Affen und den Jubel des nachziehenden Landvolks, bis alles dumpf verhallte in der weiten Ferne.

Viertes Kapitel.

Förſter, welche am frühen Morgen den Wald durchſtrichen, fanden den jungen Deodatus Schwendy ohnmächtig in ſeinem Blute liegend. Der Branntwein, den ſie in Jagdflaſchen bei ſich führten, that gute Dienſte, ihn in's Leben zurückzurufen, ſie verbanden, ſo gut ſie es vermochten, die Bruſtwunde, packten ihn auf einen Wagen und brachten ihn nach Hohenflüh in das Wirthshaus zum ſilbernen Lamm.

Der Schuß hatte nur die Bruſt ſtark geſtreift, ohne daß die Kugel eingedrungen war, der Wundarzt erkärte daher, daß an Lebensgefahr nicht zu denken, wiewohl der Schreck und die Kälte der Nacht den erſchöpften Zuſtand herbeigeführt, in dem ſich Deodatus befand. Kräftige Mittel würden aber auch dieſen bald heben.

Hätte Deodatus nicht den Schmerz der Wunde gefühlt, das ganze unerklärliche Ereigniß wäre ihm nichts geweſen als ein Traum. Es ſchien ihm gewiß, daß jenes Geheimniß, von dem der Vater in dunklen Worten geſprochen, ſich zu enthüllen begann, daß aber irgend ein feindliches Weſen dazwiſchen getreten, und ſeine Hoffnung vernichtet. Dieſes feindliche Weſen, wer konnte es anders ſeyn, als der Maler George Haberland, der ihm ſo durchaus ähnlich, daß er überall mit ihm verwechſelt worden.

„Und wie," ſprach er zu ſich ſelbſt, „wenn jene Natalie, jener ſchöne Liebestraum, der in ſüßen Ahnungen durch mein Leben ging, nur *ihm* angehörte, meinem unbekannten Doppeltgänger, meinem zweiten Ich, wenn er ſie mir geraubt, wenn all mein Sehnen, all mein Hoffen ewig unerfüllt bliebe?"

Deodatus verlor ſich in trübe Gedanken, immer dichtere Schleier ſchienen ſeine Zukunft zu verhüllen, jede Ahnung war dahin, er ſah ein, daß er nur auf den Zufall hoffen dürfte, der ihm vielleicht Geheimniſſe erſchließen konnte, welche gar verhängnißvoll, gar gefährlich ſeyn müßten, da ſein Vater, der alte Amadeus Schwendy, es ſelbſt nicht gewagt, ſie ihm zu offenbaren. —

— Der Wundarzt hatte den kranken Deodatus eben verlaſſen, er befand ſich allein, als die Thüre leiſe geöffnet wurde und ein großer in einen Mantel gehüllter Mann hereintrat. Als er den Mantel zurückſchlug, erkannte Deodatus in ihm augenblicklich jenen Fremden wieder, den er im Gaſthauſe zum goldnen Bock auf dem Flur getroffen und er errieth, daß es derſelbe ſein mußte, der ihm das unerklärliche Billet geſchrieben, nämlich der Graf Hektor von Zelies. Es war dem ſo.

Der Graf ſchien ſich Mühe zu geben, den finſtern ſtechenden Blick, der ihm eigen, zu mildern, er zwang ſich ſogar zu einiger Freundlichkeit.

„Wahrſcheinlich,“ ſo begann er, wahrſcheinlich erſtaunen Sie, mich hier zu ſehen, Herr Haberland, noch mehr werden Sie erſtaunen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich hier bin, um Ihnen Frieden, Verſöhnung anzubieten, im Fall Sie gewiſſe Bedingungen“ —

Deodatus unterbrach den Grafen, indem er mit Heftigkeit verſicherte, daß er keineswegs der Maler George Haberland ſey, daß hier ein unglücklicher Irrthum vorwalten müſſe, der ihn in ein Labyrinth unerklärlicher Ereigniſſe ſtürzen zu wollen ſcheine. Starr ſchaute der Graf ihm in's Geſicht und ſprach dann mit einem Blick, aus dem ein wenig der Teufel lächelte: „Sie haben, mein Herr Schwendy oder mein Herr Haberland oder wie Sie ſich ſonſt zu nennen belieben mögen, Natalien entführen wollen?“ —

„Natalie, o Natalie,“ ſeufzte Deodatus tief aus der Seele.

„Hoho,“ ſprach der Graf mit dem bitterſten Ingrimm, „Sie lieben Natalien wohl ſehr?“

„Mehr,“ erwiderte Deodatus, indem er vor Schwäche zurückſank auf ſein Lager, „mehr als mein Leben. — Sie wird mein werden, ſie muß mein werden, in meinem Innerſten glüht die Hoffnung, das Verlangen!“ —

„Welche unerhörte Frechheit,“ fuhr der Graf auf im flammenden Zorn, „he warum traf“ — plötzlich innehaltend, ſeinen Zorn mit Gewalt niederkämpfend, ſprach der Graf, nachdem er einige Augenblicke geſchwiegen, mit erkünſtelter Ruhe: „Verdanken Sie Ihrem Zuſtande, daß ich Sie ſchone, unter andern Umſtänden würde ich Rechte geltend machen, die Sie vernichten könnten. Aber ich verlange nun, daß ſie mir augenblicklich ſagen, wie es geſchehen konnte, daß Sie Natalien ſahen hier in Hohenflüh?“

Der Ton, in dem der Graf ſprach, erfüllte den Deodatus Schwendy mit dem tiefſten Unwillen. Sich trotz ſeiner Schwäche ermannend, richtete er ſich auf und ſprach mit feſtem männlichen Ton: „Es kann nur das Recht der Unverſchämtheit ſeyn, das Sie geltend machen zu können glauben, wenn Sie in mein Zimmer dringen, wenn Sie mich mit Fragen beläſtigen, die ich nicht beantworten kann. Sie ſind mir völlig unbekannt, niemals hatte ich mit Ihnen etwas zu ſchaffen, und dieſe Natalie, von der Sie ſprechen, wiſſen Sie denn, daß dieſe das Himmelsbild iſt, das in meinem Herzen lebt? — Weder in Hohenflüh noch ſonſt irgendwo ſahen meine leiblichen Augen, die — doch es iſt Frevel, zu Ihnen von Geheimniſſen zu reden, die ich bewahre tief in meiner innerſten Bruſt!“

Der Graf ſchien in Staunen und Zweifel zu gerathen, er lispelte kaum hörbar: „Niemals hätten Sie Natalien geſehen? — Und als Sie ſie malten? — Wie wenn dieſer Haberland — dieſer Schwendy“ —

„Genug,“ rief Deodatus, „genug! — Entfernen Sie ſich, nichts habe ich zu ſchaffen mit dem finſtern Geiſt, den ein wahnſinniger Irrthum hinter mir hertreibt und der mich angriff auf den Tod! — Es giebt Geſetze, welche ſchützen gegen hinterliſtigen Meuchelmord — Sie verſtehen mich, Herr Graf!“ —

Deodatus zog ſtark die Glocke. —

Der Graf biß die Zähne zuſammen und maß den Deodatus mit furchtbarem Blick.

„Hüte dich,“ ſprach er dann, „hüte dich, Knabe! Du haſt ein unglückliches Geſicht — hüte dich, daß dein Geſicht nicht noch einem andern mißfalle als mir.“ —

Die Thüre ging auf und herein trat der kleine alte etwas zu dicke Herr mit der goldnen Doſe, den der geneigte Leſer als Mitglied des hochweiſen Rathes an der Wirthstafel im goldnen Bock geſehen und ſehr klug raiſonniren gehört hat.

Der Graf entfernte ſich mit einer drohenden Bewegung gegen Deodatus zur Thüre hinaus und zwar ſo wild und heftig, daß der kleine Rathsherr und ſeine Begleitung darob etwas erſtaunt und verblüfft ſchienen.

Dem Rathsherrn folgte nämlich ein ganz kleines winziges verwachſenes Männlein, das einen großen Stoß Papier unter dem Arm trug und hinterher traten zwei Rathsdiener herein, die ſich ſofort als Wachen an der Thüre poſtirten.

Der Rathsherr grüßte den Deodatus mit ernſter Amtsmiene, das Männlein rückte mit Mühe einen Tiſch vor das Bett, legte die Papiere darauf, holte ein Schreibzeug aus der Taſche, erkletterte den ebenfalls mit Mühe herangerückten Stuhl und ſetzte ſich in ſchreibfertige Poſtur, während der Rathsherr ſich auch auf einen Stuhl dicht vor dem Bette niedergelaſſen hatte und ihn mit weit aufgeriſſenen Augen anſtarrte.

Deodatus wartete ungeduldig, was aus dem allen nun endlich werden ſollte. Endlich begann der Rathsherr pathetiſch: „Mein Herr Haberland oder mein Herr Schwendy, denn Sie, mein Herr, der Sie da vor mir im Bette liegen, belieben zwei diverſe Namen zu führen, unerachtet das ein Luxus iſt, den keine tüchtige Obrigkeit dulden darf. — Nun! — ich hoffe, Sie werden, da der hochweiſe Rath ſchon von Allem auf das Genaueſte unterrichtet iſt, nicht durch unnütze Lügen, Ränke und Schwänke Ihren Arreſt verlängern. Denn arretirt ſind Sie in dieſem Augenblick, wie Sie aus der Poſtirung jener treuen und ehrlichen Rathswächter mit mehrerem erſehen werden.“

Deodatus fragte verwundert, welches Verbrechens man ihn denn anklage, und welches Recht man habe, ihn als durchreiſenden Fremden zu verhaften.

Da hielt ihm aber der Rathsherr vor, daß er wider das erſt neuerdings emanirte Duell-Mandat des gnädigſten Herrn Fürſten auf das Schrecklichſte geſündigt, indem er ſich wirklich im Walde duellirt, welches denn ſchon die Piſtolen, die man in ſeiner Rocktaſche gefunden, hinlänglich bewieſen. Er möge daher nur ohne Weiteres den frechen Mitduellanten, ſo wie die etwanigen Sekundanten nennen und hübſch erzählen, wie ſich alles begeben von Anfang an.

Dagegen verſicherte nun Deodatus ſehr ruhig und feſt, daß hier nicht von einem Duell, ſondern von einem meuchelmörderiſchen Angriff auf ſeine Perſon die Rede. Ein Ereigniß, das ihm ſelbſt unerklärlich, und das einem hochweiſen Rath noch viel unerklärlicher ſeyn werde, habe ihn ganz ohne ſeinen vorbedachten Willen in den Wald geführt. Die gefährliche Drohung eines ihm ganz unbekannten Verfolgers ſey die Urſache, warum er ſich bewaffnet und der hochweiſe Rath würde viel beſſer thun, ſeine Pflicht, für Ruhe und Ordnung zu ſorgen, viel beſſer erfüllen, wenn er, ſtatt auf eine grundloſe Vermuthung hin Arreſt und Unterſuchung zu verfügen, jenem Meuchelmörder nachforſchte.

Dabei blieb Deodatus ſtehen, unerachtet der Rathsherr noch hin und her fragte, und bezog, als dieſer mehr von ſeinen Lebensverhältniſſen wiſſen wollte, ſich lediglich auf ſeinen Paß, der, ſo lange nicht ein gegründeter Verdacht der Falſchheit vorhanden, dem hochweiſen Rath genügen müſſe.

Der Rathsherr wiſchte ſich den Angſtſchweiß von der Stirne. Der Kleine hatte ſchon einmal übers andere den grandioſen Gänſekiel in das Tintenfäßlein getunkt und wieder ausgeſpritzt, ſchreibbegehrliche Blicke auf den Rathsherrn werfend. Der ſchien aber vergebens nach Worten zu trachten. Da ſchrieb der Kleine keck und las mit krächzender Stimme:

„Aktum Hohenflüh den — Auf Befehl eines hieſigen hochweiſen Raths hatte ſich der unterſchriebene Deputirte" —

„Recht," rief der Rathsherr, „recht, liebſter Droſſelkopf, recht, himmliſcher Aktuar, der unterſchriebene Deputirte hatte ſich — der unterſchriebene Deputirte — das bin ich — ich hatte mich" —

Es war im Rath des Himmels beſchloſſen, daß der unterſchriebene Deputirte ſein Werk nicht vollenden, nicht unterſchreiben, Deodatus vielmehr von dem unſeligen Zuſpruch befreit werden ſollte.

Herein trat nämlich ein Offizier von der Leibgarde des Fürſten, in Begleitung des Wirths, den er, als er Deodatus erblickte, fragte, ob das wirklich der junge Mann ſey, der im Walde verwundet worden. Als der Wirth es bejaht, näherte ſich der Offizier dem Lager des Deodatus und erklärte mit beſcheidner Artigkeit, daß er Befehl habe, den Herrn George Haberland ſogleich zum Fürſten nach Sonſitz zu bringen. Er hoffe, daß ſein Zuſtand kein Hinderniß in den Weg legen würde; übrigens ſeyen alle Vorkehrungen getroffen, daß die Fahrt ihm durchaus nicht nachtheilig ſeyn könne, und es werde auch übrigens der Leibchirurgus des Fürſten beſtändig an ſeiner Seite ſeyn.

Der Rathsherr, auf einmal des Auftrags enthoben, der ihm Angſtſchweiß ausgepreßt, näherte ſich, vollen Sonnenſchein im Antlitz, dem Offizier und fragte mit ſubmiſſer Verbeugung, ob er vielleicht den Arreſtanten ſchließen laſſen ſolle, größerer Sicherheit halber. Der Offizier blickte ihn aber ganz verwundert an und fragte dann ſeinerſeits, ob der geſtrenge Rathsherr wahnſinnig ſey, was er denn für einen Arreſtanten meine? Der Fürſt wolle den Herrn Haberland ſelbſt ſprechen, um alle Umſtände eines Ereigniſſes zu erfahren, das ſeinen Zorn gereizt. Nicht begreifen könne der Fürſt, wie in ſeinem Lande und vorzüglich ganz in der Nähe von Hohenflüh noch ein verruchter Meuchelmörder ſein Weſen treiben dürfe, und werde deshalb die Obrigkeit, der die Sorge für die Sicherheit der Bürger obliege, zur ſchweren Verantwortung ziehen.

Man kann denken, wie dies dem dicken Rathsherrn in alle Glieder fuhr, der kleine Schreiber purzelte aber ſofort vom Stuhle herab und wimmerte unten: er ſey nichts als ein armer höchſt unglücklicher Aktuarius, dem es ganz ſchrecklich ergangen ſeyn würde, wenn er jemals die Zweifel hätte laut werden laſſen, die er ſchon längſt gegen die Weisheit des hochweiſen Raths im Innern gehegt. —

Deodatus betheuerte, um jedem Irrthum vorzubeugen, daß er nicht der Maler Haberland ſey, mit dem er nur große Aehnlichkeit haben müſſe, vielmehr, wie er hinlänglich auf die glaubhafteſte Art nachweiſen könne, Deodatus Schwendy heiße und aus der Schweiz hergereiſet ſey. Der Offizier verſicherte dagegen, daß es hier auf den Namen gar nicht ankomme, da der Fürſt nur eben den jungen Mann zu ſprechen verlange, der im Walde verwundet worden. Nun erklärte Deodatus, daß er denn in jedem Fall der ſey, den der Fürſt gemeint, und daß er, da die Wunde nicht im mindeſten bedeutend, ſich ſtark genug fühle, mitzugehen nach Sonſitz. Der Leibchirurgus des Fürſten beſtätigte dies, Deodatus wurde ſogleich in den bequemſten Reiſewagen des Fürſten gepackt und fort ging es nach Sonſitz.

Ganz Hohenflüh war in Bewegung, als Deodatus durch die Straßen fuhr, und des Verwunderns kein Ende, da es unerhört, daß der Fürſt einen Fremden nach Sonſitz holen laſſen. Eben ſo, ja noch mehr verwunderten ſich aber die Hohenflüher, als ſie die beiden ſeit vielen Jahren tödtlich entzweiten Gevattern und Wirthe zum goldnen Bock und zum ſilbernen Lamm erblickten, wie ſie mitten auf der Straße, auf dem ſogenannten breiten Stein freundlich mit einander konverſirten, ja zutraulich ſich in die Ohren ziſchelten.

Der geneigte Leſer weiß bereits, wodurch der goldne Bock und das ſilberne Lamm verſöhnt wurden, einen noch wirkungsvolleren Grund dieſer augenblicklichen Verſöhnung fanden beide aber jetzt in der gemeinſchaftlichen brennenden, verzehrenden Neugierde, wer wohl der Fremde ſeyn könne, dem das Außerordentlichſte geſchehn. —

Fünftes Kapitel.

Auf den Schwingen des Sturms war das tobende Gewitter ſchnell entflohn über die Berge und nur noch aus weiter Ferne zürnte murmelnd der Donner. Die ſinkende Sonne blickte feurig durch die dunklen Büſche, die tauſend blinkende Kryſtalltropfen abſchüttelnd ſich wollüſtig badeten in den Wogen der lauen Abendluft. — Auf einem von babyloniſchen Weiden umſchloſſenen Platz in jenem Park bei Sonſitz, den der geneigte Leſer ſchon kennt, ſtand der Fürſt mit über einander geſchlagenen Armen wie eingewurzelt und blickte hinauf in das Azur des wolkenloſen Himmels, als wolle er verſchwundene Hoffnungen, ein in Gram und Schmerz verlorenes Leben herab erflehen. — Da wurde in dem Gebüſch der Gardeoffizier ſichtbar, den der Fürſt nach Hohenflüh geſchickt. Ungeduldig winkte er ihn heran und befahl den jungen Menſchen, deſſen Ankunft der Offizier ihm meldete, ſogleich vor ihn zu bringen und ſollte man ſich dazu eines Trageſſels bedienen. — Es geſchah wie der Fürſt geboten.

So wie der Fürſt den Deodatus in's Auge faßte, ſchien er auf das Heftigſte bewegt, unwillkürlich entflohen ihm die Worte: „O Gott! — meine Ahnung! — ja — er iſt es!“

Deodatus erhob ſich langſam und wollte ſich dem Fürſten nähern in ehrfurchtsvoller Stellung. „Bleiben Sie,“ — rief der Fürſt „bleiben Sie, Sie ſind ſchwach, ermattet, Ihre Wunde iſt vielleicht gefährlicher als Sie glauben — meine Neugierde ſoll Ihnen auf keine Weiſe nachtheilig ſeyn. — Man bringe zwei Lehnſeſſel.“ —

Alles dieſes ſprach der Fürſt mit halber Stimme, abgebrochen, man merkte, daß er mit Gewalt des Sturms mächtig werden wollte, der in ſeinem Innern tobte.

Als die Lehnſeſſel herbeigebracht, als ſich auf Geheiß des Fürſten Deodatus in den einen hineingeſetzt, als alles ſich ſchon entfernt hatte, ging der Fürſt noch immer mit ſtarken Schritten auf und ab. Dann blieb er vor Deodatus ſtehen und in dem Blick, mit dem er ihn anſchaute, lag der lebendigſte Ausdruck des herzzerreißendſten Schmerzes, der tiefſten Wehmuth, dann war es, als ginge alles wieder unter in der Gluth eines ſchnell auflodernden Zorns. — Eine unſichtbare Macht ſchien ſich feindlich zu erheben zwiſchen ihm und Deodatus, und voll

Entſetzen, ja voll Abſcheu, prallte er zurück und ſchritt wieder heftiger auf und ab, indem er nur halb verſtohlen hinblickte nach dem Jüngling, deſſen Staunen mit jeder Sekunde ſtieg, der gar nicht wußte, wie ſich ein Auftritt enden werde, der ihm die Bruſt zuſchnürte.

Der Fürſt ſchien ſich an Deodatus Anblick gewöhnen zu müſſen, er rückte endlich den Lehnſeſſel halb abwärts von Deodatus und ließ ſich ganz erſchöpft darauf nieder. Dann ſprach er mit gedämpfter beinahe weicher Stimme: „Sie ſind fremd, mein Herr, Sie betraten als Reiſender mein Land. — Was geben den fremden Fürſten, deſſen Ländchen ich durchreiſe, meine Lebensverhältniſſe an? So können Sie fragen — aber Ihnen ſelbſt unbekannt, giebt es vielleicht gewiſſe Verhältniſſe, gewiſſe geheimnißvolle Beziehungen — doch — genug. — Nehmen Sie mein fürſtliches Wort, daß mich nicht leere kindiſche Neugierde treibt, auch ſonſt keine unlautere Abſicht, aber — ich will, ich muß Alles wiſſen!“

Die letzten Worte ſprach der Fürſt im Zorn entflammt heftig auffahrend von dem Lehnſeſſel. Doch bald ſich beſinnend, ſich zuſammenfaſſend, ließ er ſich auf's Neue nieder und ſprach ſo weich wie vorher: „Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen, junger Mann, verſchweigen Sie mir keines Ihrer Lebensverhältniſſe; ſagen Sie mir insbeſondere, woher und wie Sie nach Hohenflüh kamen, in welcher Art das, was Ihnen in Hohenflüh begegnete, mit früheren Ereigniſſen in Bezug ſtand. Vorzüglich wünſchte ich genau zu wiſſen, wie es mit der weiſen Frau“ —

Der Fürſt ſtockte, dann fuhr er fort — wie ſich ſelbſt beſchwichtigend: „Es iſt tolles, wahnſinniges Zeug — aber eine Ausgeburt der Hölle iſt dies Blendwerk oder — nun — ſprechen Sie, junger Mann, ſprechen Sie frei, kein Geheimniß, keine Lü“ —

Eben wollte der Fürſt wieder heftig auffahren, er beſann ſich ſchnell und ſprach das Wort nicht aus, das er auf der Zunge hatte.

Aus der tiefen Bewegung, die der Fürſt zu unterdrücken ſich vergebens mühte, konnte Deodatus wohl abnehmen, daß es ſich hier um Geheimniſſe handle, in die der Fürſt ſelbſt verflochten und die ihm auf dieſe oder jene Weiſe bedrohlich ſeyn müßten.

Deodatus ſeinerſeits fand gar keinen Grund, nicht ſo aufrichtig zu ſeyn, wie es der Fürſt verlangte, und begann von ſeinem Vater, von ſeinen Knaben- und Jünglingsjahren, von ſeinem einſamen

Aufenthalt in der Schweiz zu erzählen. Er gedachte ferner, wie ihn der Vater nach Hohenflüh geſchickt und ihm in geheimnißvollen Worten angedeutet, daß dort der Wendepunkt ſeines ganzen Lebens eintreten, daß er ſelbſt zu einer That ſich angeregt fühlen werde, die über ſein Schickſal entſcheiden würde. Getreu erzählte er nun weiter alles, was ſich mit ihm, mit der weißen Frau, mit dem Grafen in Hohenflüh begeben.

Mehrmals äußerte der Fürſt das lebhafteſte Erſtaunen, ja er fuhr auf, wie im jähen Schreck, als Deodatus die Namen Natalie — Graf Hektor von Zelies nannte.

Deodatus hatte ſeine Erzählung geendet, der Fürſt ſchwieg mit niedergebeugtem Haupt in tiefes Nachdenken verſunken, dann erhob er ſich, ſtürzte los auf Deodatus und rief: „Ha der Verruchte, dieſes Herz ſollte die Kugel durchbohren, die letzte Hoffnung wollte er tödten, Dich vernichten — Dich, mein" —

Ein Thränenſtrom erſtickte des Fürſten Worte, er ſchloß ganz Wehmuth und Schmerz den Deodatus in ſeine Arme, drückte ihn heftig an ſeine Bruſt.

Doch plötzlich prallte wie vorher der Fürſt voll Entſetzen zurück und rief, indem er die geballte Fauſt emporſtreckte: „Fort, fort, Schlange, die ſich einniſten will in meiner Bruſt — fort! Du teufliſches Trugbild, Du ſollſt meine Hoffnung nicht tödten, Du ſollſt mir mein Leben nicht verſtören!"

Da rief eine ferne, ſeltſam dumpfe Stimme:

„Die Hoffnung iſt der Tod, das Leben dunkler Mächte grauſes Spiel!" und krächzend flatterte ein ſchwarzer Rabe auf und hinein in's Gebüſch.

Sinnlos ſtürzte der Fürſt zu Boden. Deodatus zu ſchwach, ihm beizuſtehen, rief laut um Hülfe. Der Leibarzt fand den Fürſten vom Schlage getroffen und in dem bedenklichſten Zuſtande. Deodatus wußte ſelbſt nicht, welches unnennbar ſchmerzhafte Gefühl des tiefſten Mitleids ſeine Bruſt durchdrang, er kniete nieder bei der Tragbahre, auf die man den Fürſten gelegt, er küßte ſeine welk herabgeſunkene Hand und benetzte ſie mit heißen Thränen. Der Fürſt kam zu ſich, die wie zum Tode erſtarrten Augen hatten wieder Sehkraft. Er erblickte Deodatus, winkte ihm fort und rief mit bebenden Lippen kaum verſtändlich: „Weg — weg!"

Deodatus tief erſchüttert von dem Auftritt, der in das Innerſte ſeines Lebens zu dringen ſchien, fühlte ſich der Ohnmacht nahe und auch ſeinen Zuſtand fand der Leibarzt ſo bedenklich, daß es nicht rathſam war, ihn zurückzubringen nach Hohenflüh.

Habe auch, meinte der Leibarzt, der Fürſt den Willen geäußert, daß der junge Menſch ſich wegbegeben ſolle, ſo könne er doch für's Erſte in einem entfernten Flügel des Landhauſes untergebracht werden, und es ſey gar nicht zu befürchten, daß der Fürſt, der wohl in langer Zeit nicht aus dem Zimmer kommen dürfte, ſeinen Aufenthalt im Landhauſe erfahren ſollte. Deodatus, in der That ſo erſchöpft, daß er keines Willens, keines Widerſpruchs fähig, ließ es ſich gefallen, im Landhauſe des Fürſten zu bleiben.

War es ſchon ſonſt im Landhauſe ſtill und traurig, ſo herrſchte jetzt bei der Krankheit des Fürſten das Schweigen des Grabes und Deodatus gewahrte nur dann, wenn ein Diener ihn mit den nöthigen Bedürfniſſen verſorgte oder der Wundarzt ihn beſuchte, daß noch außer ihm Menſchen im Landhauſe befindlich. Dieſe klöſterliche Einſamkeit that indeſſen dem von allen Seiten beſtürmten Deodatus wohl und er hielt eben das Landhaus des Fürſten für ein Aſyl, in das er ſich vor dem bedrohlichen Geheimniß, das ihn umgarnen wolle, gerettet.

Dazu kam, daß durch die ſchmuckloſe, aber freundliche bequeme Einrichtung der beiden kleinen Zimmer, die er bewohnte, vorzüglich aber durch die herrliche Ausſicht, die er genoß, ſein Aufenthalt jenen Reiz wohlthuender Behaglichkeit erhielt, der das verdüſtertſte Gemüth aufzuheitern vermag. Er überſah den ſchönſten Theil des Parks, an deſſen Ende auf einem Hügel die maleriſchen Ruinen eines alten Schloſſes lagen. Hinter dieſen ſtiegen die blauen Spitzen des fernen Gebirges empor. —

Deodatus nutzte ſogleich die Zeit, als er ruhiger geworden und als ihm der Wundarzt dergleichen Beſchäftigung erlaubte, um ſeinem alten Vater ausführlich zu ſchreiben, was ſich alles mit ihm begeben bis zum letzten Augenblick. Er beſchwor ihn, nicht länger zu ſchweigen über das, was ihm in Hohenflüh bevorgeſtanden und ihn ſo in den Stand zu ſetzen, ſeine eigene Lage ganz zu überſehen und ſich gegen die Argliſt unbekannter Feinde zu rüſten. —

Von dem alten verfallenen Schloß, deſſen Ruinen Deodatus aus ſeinen Fenſtern erblickte, ſtand noch ein kleiner Theil des Hauptgebäudes ziemlich unverſehrt da. Dieſer Theil ſchloß ſich mit einem herausgebauten Erker, der, da an der andern Seite die Hauptmauer eingeſtürzt, frei und luſtig heraushing wie ein Schwalbenneſt. Eben dieſer Erker war, wie ſich Deodatus durch ein Fernrohr überzeugte, mit Geſträuch, das ſich aus den Mauerritzen hervorgedrängt, bewachſen und eben dieſes Geſträuch bildete ein Laubdach, welches ſich ganz hübſch ausnahm. Deodatus meinte, daß es dort recht wohnlich ſeyn müſſe, wiewohl es unmöglich ſchien, hinaufzugelangen, da die Treppen eingeſtürzt. Um ſo mehr mußte daher Deodatus erſtaunen, als er in einer Nacht, da er noch zum Fenſter hinausſchaute, ganz deutlich ein Licht in jenem Erker bemerkte, das erſt nach einer Stunde wieder verſchwand. Nicht allein in dieſer, ſondern auch in den folgenden Nächten gewahrte Deodatus das Licht und man kann denken, daß der in unerklärliche Geheimniſſe verflochtene Jüngling auch hier wieder ein verhängnißvolles Abentheuer vermuthete.

Er theilte ſeine Beobachtung dem Wundarzte mit, der meinte aber, das Erſcheinen des Lichts in dem Erker könne ſeinen natürlichen einfachen Grund haben. Eben in dem unverſehrten Theil des Hauptgebäudes und zwar im Erdgeſchoß, wären einige Zimmer für den Förſter eingerichtet, der die Aufſicht habe über den fürſtlichen Park; könne nun, wie er ſich bei dem Beſchauen der Ruinen oftmals überzeugt, auch nicht wohl oder wenigſtens nicht ohne Gefahr der Erker beſtiegen werden, ſo ſey es doch möglich, daß vielleicht die Jägerburſche das Schwalbenneſt dort oben erklettert, um ihr Weſen ungeſtört zu treiben.

Deodatus war mit dieſer Erklärung durchaus nicht zufrieden, er ahnte lebhaft irgend ein Abentheuer, das ſich in den Ruinen des Schloſſes verborgen.

Der Arzt verſtattete ihm endlich, in der Dämmerung den Park zu durchwandern, wobei er aber mit Behutſamkeit jeden Ort vermeiden mußte, der aus den Fenſtern des Zimmers, in dem der kranke Fürſt befindlich, überſehen werden konnte. Der Fürſt war nämlich ſo weit hergeſtellt, daß er am Fenſter zu ſitzen und hinauszuſchauen vermochte, ſeinem Scharfblick wäre Deodatus nicht entgangen und fort hätte dieſer müſſen ohne Widerrede. Wenigſtens glaubte der Leibarzt bei der Art, wie der Fürſt damals mit dem Ausdruck des Abſcheues den Jüngling von ſich fortwies, dies vorausſetzen zu müſſen.

Deodatus wanderte, als ihm der Arzt Freiheit gegeben, ſogleich nach dem verfallnen Schlo[illegible] Er traf auf den Förſter, der über ſeine Erſcheinung ſehr verwundert that, und, als Deodatus ihm des breiteren ſagte, wie er hergekommen und wie ſich dann alles begeben, ganz unverholen meinte, daß die Herren, die ihn ohne Vorwiſſen des Fürſten einquartiert hätten in's Landhaus, ein gewagtes Spiel ſpielten. Erführe nämlich der Fürſt etwas davon, ſo könne es ſeyn, daß er für's Erſte den jungen Herrn zum Tempel hinauswerfen ließe und alle ſeine Beſchützer hinterher.

Deodatus wünſchte den innern, noch unverſehrten Theil des Schloſſes zu ſehen, der Förſter verſicherte dagegen trocken, daß dies nicht wohl angehe, da jeden Augenblick irgend eine morſche Decke oder ſonſt ein Stück Mauer einſtürzen könne, überdem ſey aber die Treppe ſo verfallen, daß kein ſicherer Tritt möglich und man jeden Augenblick Gefahr laufe, den Hals zu brechen. Als nun aber Deodatus dem Förſter bemerkte, daß er oftmals Licht im Erker erblickt, da entgegnete dieſer im groben barſchen Ton, daß das ein einfältiger Irrthum ſeyn müſſe und daß der junge Herr auch übrigens wohl thun werde, ſich um nichts anderes zu kümmern, als um ſich ſelbſt, und auch nicht auf Beobachtungen auszugehen. Er könne dem Himmel danken, daß er, der Förſter, Mitleiden mit ihm habe und nicht gleich hinginge, und dem Fürſten rein herausſage, wie man gegen ſeinen ſtrengſten Befehl gehandelt.

Deodatus gewahrte wohl, daß der Förſter unter dieſer Grobheit ein gewiſſes verlegenes Weſen zu verſtecken ſich mühte. Beſtätigt fand aber Deodatus die Vermuthung, daß ein Geheimniß hier verborgen, als er, über den Schloßhof ſchreitend, in einem ziemlich verborgenen Winkel des Gemäuers eine ſchmale hölzerne Freitreppe gewahrte, die neuerbaut und eben in den obern Stock des Hauptgebäudes zu führen ſchien.

Sechstes Kapitel.

Des Fürſten Krankheit, die immer bedenklicher wurde, erregte nicht geringe Beſtürzung, nicht geringe Beſorgniß. Schon früher erfuhr nämlich der geneigte Leſer, daß die Gemahlin des Fürſten nebſt dem Kinde, das ſie geboren, auf unbegreifliche Weiſe verſchwand.

Der Fürſt war daher ohne Erben und ſein Nachfolger auf dem Thron ein jüngerer Bruder, der ſich durch ſein übermüthiges Betragen, durch laſterhafte Neigungen jeder Art, denen er auf freche Weiſe fröhnte, dem Hof und dem Volk verhaßt gemacht hatte. Ein dumpfes Gerücht klagte ihn des freventlichſten Verraths an dem Fürſten an und fand darin die Urſache, daß er ſich aus dem Lande entfernen müſſen, ohne daß jemand ſeinen jetzigen verborgenen Aufenthalt kannte.

Die Hohenflüher zerbrachen ſich weidlich die Köpfe, wie es denn nun geben würde, wenn der Fürſt geſtorben. Sie zitterten vor dem tyranniſchen Bruder und wünſchten, er läge, wie es ſchon einmal geheißen, wirklich in dem tiefen Grunde des Meeres.

An der Wirthstafel im goldnen Bock war nun eben von dieſen Dingen ſtark die Rede, jeder ſagte ſeine Meinung und der bekannte Rathsherr urtheilte, ein hochweiſer Rath könne ja bei der Regierung der Stadt auch ein wenig die Regierung des Landes mit übernehmen, bis ſich das weitere finde. Ein alter Mann, der in ſich gekehrt, ſo lange geſchwiegen, ſprach nun mit dem Ton der tiefſten Rührung: „Welch ein herbes Ungemach trifft unſer armes Land; den beſten Fürſten erfaßt irgend ein unerhörtes Verhängniß und raubt ihm alles Lebensglück, alle Ruhe der Seele, bis er dem entſetzlichen Schmerz erliegt! Wir haben von dem Nachfolger alles zu fürchten und der einzige Mann, der feſtſtehen, wie ein Fels im Meer, der unſer Hort, unſer Heil ſeyn würde, dieſer einzige Mann iſt dahin!“ —

Jeder wußte, daß der Alte keinen andern meinte, als den Grafen von Törny, der bald, nachdem die Fürſtin verſchwunden, ſich vom Hofe entfernte.

Graf Törny war in jeder Hinſicht ein ausgezeichneter Menſch. Mit dem ſchärfſten Verſtande, mit der freien Genialität, die den feſten Takt giebt, nur das Richtige zu wollen, und die Kraft es zu vollbringen, verband er das edelſte Gemüth, den regſten Sinn für alles Gute und Schöne. Er war der Beſchützer des Unterdrückten, der raſtloſe Verfolger des Unterdrückers. So mußte es kommen, daß der Graf nicht allein die Liebe des Fürſten, ſondern auch die Liebe des Volks gewann und nur ein ſehr kleiner Theil wagte es, dem Gerücht Glauben beizumeſſen, das ihn als ſchuldbar darſtellte und das, man wußte es, der Bruder des Fürſten, der den Grafen in der tiefſten Seele haßte, auszuſtreuen ſich bemüht hatte. —

Wie aus Einem Munde rief alles an der Wirthstafel: „Graf Törny! — unſer edler Graf Törny! — O wäre er noch bei uns in dieſer Zeit der Bedrängniß!“ —

Man trank auf des Grafen Wohl. Wurde nun weiter von des Fürſten bedenklicher Krankheit geſprochen, die ihn in das Grab bringen könne, ſo war es natürlich, daß man des jungen Mannes gedachte, in deſſen Gegenwart den Fürſten der böſe Zufall getroffen hatte.

Der kluge Rathsherr witterte die abſcheulichſten Dinge. Es ſey gewiß, meinte er, daß der junge Menſch, der thöricht genug geweſen, den hochweiſen Rath durch zwei diverſe Namen über ſeine Perſon täuſchen zu wollen, ein Spitzbube im höhern Styl geweſen, der Arges im Sinn getragen.

Nicht umſonſt habe der Fürſt ihn nach Sonſitz und heraus nach dem Landhauſe bringen laſſen, um ihn ſelbſt über allerlei hölliſche Anſchläge zu befragen, und die Artigkeit des Offiziers, der bequeme Wagen, der Leibarzt, alles ſey nur Maske geweſen, um den Verbrecher luſtig zu erhalten und guter Dinge, damit er alles gleich geſtehe. Gewiß würde es dem Fürſten gelungen ſeyn, alles heraus zu bringen, wenn ihm nicht die kalte naſſe Abendluft den Schlagfluß zugezogen und der junge Menſch nicht die Verwirrung benutzt hätte, um ſchnell zu entfliehen. Er wünſchte nur, daß der Taugenichts ſich wieder ſehen laſſe in Hohenflüh, da ſolle er nicht zum zweiten Mal der Gerechtigkeit des hochweiſen Raths entrinnen. — Eben hatte der Rathsherr dies geſprochen, als der junge Mann, von dem die Rede, hereintrat, ſtillſchweigend und ernſt die Geſellſchaft grüßte und ſich an die Tafel ſetzte.

„Schönſtens willkommen, beſter Herr Haberland,“ ſprach der Wirth, der des Rathsherrn böſe Meinung gar nicht theilen konnte, „ſchönſtens willkommen! — Nun! — Sie dürfen gewiß keine Scheu tragen, ſich in Hohenflüh ſehen zu laſſen?“ Der junge Mann ſchien über des Wirths Anrede ſehr befremdet, da ſetzte ſich der kleine dicke Rathsherr in Poſitur und begann ſehr pathetiſch: „Mein Herr, ich erkläre Ihnen hiermit“ — da faßte ihn aber der junge Mann mit einem ſcharfen durchdringenden Blick ſo feſt in's Auge, daß er verſtummte und unwillkürlich mit einer Verbeugung herausſtotterte: „Ganz gehorſamſter Diener!“ —

Vielleicht hat der geneigte Leſer auch ſchon die Bemerkung gemacht, daß es Leute giebt, die, faßt man ſie ſcharf in's Auge, ſogleich wie im Gefühl ſchuldiger Demuth zu grüßen pflegen.

Der junge Mann aß und trank nun, ohne ein Wort zu reden. Auf der ganzen Geſellſchaft lag ein ſchwüles erwartungsvolles Stillſchweigen.

Der Alte, der vorhin geſprochen, redete endlich den jungen Menſchen an, indem er ihn fragte, ob die Bruſtwunde, die er im Walde bei Hohenfluh erhalten, ſchon wieder ganz geheilt ſey. Der junge Mann erwiderte, daß man ſich in ſeiner Perſon irren müſſe, da er nie in der Bruſt verwundet worden.

„Ich verſtehe,“ fuhr der alte Mann ſchlau lächelnd fort, „ich verſtehe, Herr Haberland, Sie ſind wieder völlig hergeſtellt und wollen von dem unangenehmen Vorfall nicht ferner reden. — Aber da Sie gegenwärtig waren, als unſern guten Fürſten der Schlag traf, ſo werden Sie uns am beſten ſagen können, wie ſich alles begab und was man von dem Zuſtande des Fürſten zu hoffen oder zu fürchten hat.“

Der junge Menſch erwiderte, daß derſelbe Irrthum auch hier im Spiele ſeyn müſſe, da er nie in Sonſitz geweſen, nie den Fürſten Remigius geſehen habe. Indeſſen ſey ihm die Krankheit des Fürſten bekannt geworden und er wünſche Näheres darüber zu erfahren.

„Vielleicht,“ meinte der Alte, „wolle oder dürfe der Herr Haberland von ſeinem Aufenthalt bei dem Fürſten nicht viel ſprechen, vielleicht habe auch das Gerücht vieles von dem entſtellt, was ſich in Sonſitz begeben, ſo viel ſey aber gewiß, daß der Fürſt den jungen Mann, der hier verwundet worden und für den er den Herrn Haberland nun einmal halten müſſe, nach Sonſitz herausholen laſſen und daß ihn bei einem einſamen Geſpräch mit dieſem jungen Manne im Park der Schlag getroffen. Entfernte Diener hätten auch eine ſeltſame dumpfe Stimme rufen gehört:

„Die Hoffnung iſt der Tod, das Leben dunkler Mächte grauſes Spiel!““

Der junge Menſch ſeufzte tief auf, wechſelte die Farbe, alles verrieth die tiefſte innere Bewegung. Er ſtürzte ſchnell einige Gläſer Wein hinunter, beſtellte eine zweite Flaſche und entfernte ſich aus dem Zimmer. Die Tafel war geendet, der junge Menſch kam nicht wieder. Der Portier hatte ihn ſchnell dem Neudorfer Thor zueilen geſehen. Die Bezahlung für das Couvert lag auf dem Teller.

Nun gerieth der Rathsherr in gewaltigen Amtseifer, ſprach von Nachſetzen, Steckbriefen ꝛc. Der Alte erinnerte ihn aber an einen gewiſſen Vorfall, der ihm, als er bei ähnlichem Anlaß eine unzeitige Thätigkeit bewieſen, eine tüchtige Naſe von der Landesbehörde zugezogen, und meinte, es möchte wohl beſſer ſeyn, ſich um den jungen Mann gar nicht weiter zu kümmern und die Sache ruhen zu laſſen.

Die ganze Geſellſchaft ſtimmte dieſer Meinung bei und der Rathsherr ließ wirklich die Sache ruhen. —

Während ſich dies in Hohenflüh begab, war Haberlands Doppeltgänger, der junge Deodatus Schwendy, in einen neuen Zauberkreis bedrohlicher Abentheuer gerathen.

Mit magiſcher Gewalt hatte es ihn immer hingezogen nach dem verfallenen Schloſſe.

Als er einſt, da es ſchon dämmerte, vor dem geheimnißvollen Erker ſtand und mit einer Sehnſucht, die er ſelbſt nicht zu deuten wußte, hinausblickte nach den erblindeten Fenſtern, war es ihm, als gewahre er eine weiße Geſtalt, und in demſelben Augenblick fiel auch ein Stein zu ſeinen Füßen nieder. Er hob ihn auf und löſte das Papier los, mit dem er umwickelt. Er fand folgende Worte mit Bleiſtift kaum leſerlich hingekritzelt:

> „Georg! — mein Georg! — iſt es möglich? täuſcht mich nicht mein aufgeregter Sinn? Du hier! — o ihr ewigen Himmelsmächte! — In dieſen verfallenen Mauern liegt der Vater wie im Hinterhalt — ach! nur Böſes brütend! Fliehe, fliehe, Georg! ehe des Vaters Zorn Dich erreicht! Doch nein — bleibe noch! — Ich muß Dich ſehen — und ein einziger Augenblick ſeliger Wonne, dann fliehen! — bis Mitternacht iſt der Vater abweſend. Komme! — über den Schloßhof — die hölzerne Treppe! doch nein, es iſt nicht möglich. Des Förſters Leute — ſchlafen ſie auch, die wachen Hunde fallen Dich an! Auf der Südſeite ſteht noch eine Treppe, die nach den Zimmern führt, doch iſt ſie morſch und verfallen — Du darfſt es nicht wagen, aber ich komme herab! — O Georg, was vermag alle Argliſt der Hölle gegen ein liebendes Herz. Natalie iſt Dein — Dein auf ewig!“ —

„Sie iſt es,“ rief Deodatus ganz außer ſich, „es iſt kein Zweifel mehr, ja ſie iſt es, der Traum des Knaben, die glühende Sehnſucht des Jünglings! — Hin zu ihr — um ſie nie wieder zu laſſen, aufgeben, lichtvoll aufgehen ſoll des Vaters dunkles Geheimniß! — Aber! — bin ich es denn? — bin ich der Georg?" —

Wie ein tödtender Krampf erfaßte den armen Deodatus der Gedanke, daß ja nicht er, daß es jener unbekannte Doppeltgänger ſey, den Natalie liebe, den ſie wiedergefunden zu haben glaube. Und doch, ſo ſprach das glühende Verlangen der Liebe aus dem Innern heraus, und doch, kann nicht eben jener Doppeltgänger der ſeyn, der ſie täuſcht, kann ich nicht der ſeyn, dem ſie angehört, mit dem ſie geheimnißvolle Bande verknüpfen? Hin zu ihr! — So wie die Nacht eingebrochen, ſchlich Deodatus hinaus aus ſeinen Zimmern. Im Park, unfern des Landhauſes, hörte er Stimmen flüſtern, ſchnell duckte er ſich nieder in's Gebüſch. Da ſchritten zwei, in Mäntel gehüllte, Männer dicht bei ihm vorüber. „Alſo," ſprach der eine, „alſo noch lange könnte es dauern mit dem Fürſten, meinte heute der Leibarzt?" „So iſt es, gnädigſter Herr," erwiederte der andere. „Nun," fuhr der erſte fort, „ſo muß man zu andern Mitteln" — die Worte wurden undeutlich. Deodatus richtete ſich in die Höhe, dem Sprechenden fiel der volle Glanz der leuchtenden Mondesſtrahlen in's Geſicht, Deodatus erkannte mit Entſetzen den Grafen Hektor von Zelies. —

Erbebend vor dem Gedanken, daß der Hölle ſchwarze Ausgeburt, daß der Mord hier im Finſtern lauere, zu gleicher Zeit mit unwiderſtehlicher Gewalt fortgetrieben von glühender Sehnſucht, von dürſtendem Verlangen, ſchlich Deodatus fort. Im Mondlicht fand er die verfallne Treppe an der Südſeite, doch wollte er verzweifeln, als er, kaum einige Stufen hinaufgeklettert, die Unmöglichkeit einſah, in der tiefen Finſterniß, die ihn umgab, weiter fortzukommen. Doch plötzlich leuchtete ein fernes Licht aus dem innern Gebäude ihm entgegen. Er kletterte nicht ohne Gefahr vollends die Treppe herauf, kam in einen hohen weiten Saal. — In blendendem Liebreiz, in hoher Anmuth ſtand das holde Wunder ſeiner Träume vor ihm. „Natalie!" rief Deodatus und ſtürzte dem herrlichen Frauenbilde zu Füßen. Doch mit ſüßem Wohllaut liſpelte Natalie: „Mein George!" und ſchloß den Jüngling in ihre Arme. Keine Worte — nur Blick, nur Kuß, die Sprache heißer ſtürmiſcher Liebesgluth. Da rief Deodatus im Wahnſinn tödtender Angſt, inbrünſtiger Wonne: „Mein — mein biſt du, Natalie! — glaube an mein Ich — ich weiß, mein Doppeltgänger hat dir die Bruſt zerſpalten wollen, aber er traf mich — es war nur eine Kugel, die Wunde iſt geheilt und mein Ich lebt. — Natalie, ſage mir nur, ob du an mein Ich glaubeſt, ſonſt erfaßt mich der Tod vor deinen Augen! — Ich heiße auch nicht George, aber doch bin ich ſelbſt mein Ich und kein anderer.“ —

„Weh mir,“ rief Natalie, ſich aus des Jünglings Armen loswindend, „George, was ſprichſt du? — Doch nein, nein! — ein bedrohliches Verhängniß hat deine Sinne aufgeregt! — Sey ruhig, ſey ganz mein, George!“

Natalie breitete die Arme aus und Deodatus umfing ſie, drückte ſie an die Bruſt, indem er laut rief: „Ja Natalie, ich bin es, ich bin der, den du liebſt. — Wer will es wagen, wer vermag es, mich aus dieſem Himmel voll Seligkeit zu reißen! — Natalie — laß uns fliehen, laß uns fliehen — fort — daß mein Doppeltgänger dich nicht erreiche — fürchte nichts — es iſt mein Ich, das ihn tödtet!“ —

In dem Augenblick ließen ſich dumpfe Tritte hören und: „Natalie, Natalie!“ erſcholl es durch die hohen Gemächer. —

„Fort,“ rief Natalie, indem ſie den Jüngling nach der Treppe drängte und ihm die Lampe, die ſie mitgebracht, in die Hand gab, „fort, ſonſt ſind wir verloren, der Vater iſt gekommen. — Morgen um dieſe Zeit komme wieder, ich werde dir folgen.“ —

Halb ſinnlos kletterte Deodatus die Treppe hinab, es war ein Wunder zu nennen, daß er nicht hinſtürzte über die verfallenen Stufen. Unten löſchte er die Lampe aus und warf ſie in's Gebüſch. Kaum war er einige Schritte fortgegangen, als er hinterwärts von zwei Männern gepackt wurde, die mit ihm ſchnell davon rannten, ihn in den Wagen hoben, der vor dem Gatterthor ſtand, und mit ihm davon fuhren im ſauſenden Galopp.

Eine gute Stunde mochte Deodatus gefahren ſeyn, als der Wagen ſtill hielt im dickſten Walde vor einer Köhlerhütte. Männer mit Fackeln traten aus der Hütte, man bat den Jüngling auszuſteigen, er that es. Ein alter ſtattlicher Herr kam ſchnell heran, und mit dem Ausruf: „Mein Vater!“ ſtürzte ihm Deodatus an die Bruſt.

„Aus den Schlingen,“ ſprach der alte Amadeus Schwendy, „aus den Schlingen der Argliſt und Bosheit habe ich dich gerettet, dem Morde habe ich dich entriſſen, mein theurer Sohn! Bald enthüllt ſich nun das Verborgene, bald tagt nun das herauf was du in deiner Bruſt nicht zu ahnen vermagſt.“ —

Siebentes Kapitel.

Am früheſten Morgen erwachte der Fürſt aus tiefem ruhigen Schlummer. Er ſchien erquickt, die Krankheit gebrochen, mit Ungeduld verlangte er den Leibarzt. Nicht in geringe Verwunderung gerieth dieſer, als der Fürſt ihm in dem mildeſten Ton befahl, den Jüngling, den er, wie er ſehr gut wiſſe, im Landhauſe verborgen, ſogleich zur Stelle zu bringen.

Der Leibarzt wollte ſein Verfahren mit dem Zuſtande des Jünglings, der Ruhe und die ſorgſamſte ärztliche Behandlung erfordert, entſchuldigen, der Fürſt unterbrach ihn aber mit der Verſicherung, daß es keiner Entſchuldigung bedürfe, da er, der Leibarzt, ihm, ohne es zu ahnen, die größte Wohlthat erzeigt. Uebrigens ſey ihm geſtern erſt der Aufenthalt des Jünglings durch den Förſter verrathen worden. —

Deodatus war nun aber ſpurlos verſchwunden, und als der Fürſt dies erfuhr, gerieth er in ſichtliche Bewegung. Mit dem ſchmerzlichſten Tone wiederholte er mehrmals: „Warum entfloh er, warum entfloh er? — Wußte er nicht, daß jede Bethörung weicht im Tode?“ —

Auf Befehl des Fürſten kam der Präſident des Staatsraths, außerdem aber noch der Präſident der oberſten Juſtizkammer mit zwei Räthen. Die Thüren wurden ſogleich verſchloſſen, man konnte vermuthen, daß der Fürſt teſtire.

Am folgenden Morgen verkündete der dumpfe Ton der Glocken den Sonſitzern den Tod des Fürſten, der in der Nacht nach einem wiederholten Anfall des Schlags ſanft und ruhig entſchlummert war.

Der Staatsrath, die oberſten Behörden, verſammelten ſich im Schloß, der letzte Wille des Fürſten ſollte eröffnet werden, da man mit Recht vermuthen konnte, daß bei dem Mangel eines Thronfolgers darin Beſtimmungen enthalten ſeyn würden, wie wenigſtens augenblicklich die Verwaltung des Staats fortgeſetzt werden ſolle.

Der feierliche Akt ſollte beginnen, als plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag hervorgerufen, der verſchollene jüngere Bruder des Fürſten hereintrat und erklärte, daß er nun als regierender Fürſt allein zu gebieten habe und daß jede Verfügung des Fürſten, die des Bruders Rechte auf den Thron auch nur im mindeſten ſchmälere, unwirkſam ſeyn und bleiben müſſe. Mit der Eröffnung des Teſtaments habe es daher Zeit. —

Allen war die unerwartete Erſcheinung des Fürſten Iſidor ein unerklärliches Räthſel, denn niemand wußte, daß Fürſt Iſidor, durch das Alter, überdem aber noch durch falſches Haar, durch Schminke entſtellt und auf dieſe Weiſe unerkannt im Lande hauste, daß er in den letzten Tagen in jenem verfallenen Schloß auf den Tod des Fürſten lauerte.

Gleich nachdem er das Fürſtenthum Reutlingen verlaſſen, hatte er den Namen eines Grafen Hektor von Zelies angenommen und überhaupt jede Spur, wo er geblieben, geſchickt zu vertilgen gewußt. —

Der Präſident des Staatsraths, ein ehrwürdiger Greis, verſicherte dem Fürſten Iſidor feſt in's Auge blickend, daß, bevor nicht der letzte Wille des Fürſten eröffnet, er den Bruder nicht für zur Thronfolge berechtigt halten könne. Gewiſſe Geheimniſſe würden vielleicht kund werden und die Dinge ſich anders geſtalten.

Die letzten Worte ſprach der Präſident mit erhöhter ſtarker Stimme, und man ſah den Fürſten Iſidor plötzlich erblaſſen.

Die Eröffnung des Teſtaments geſchah nun mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten und alle, den Fürſten Iſidor ausgenommen, geriethen über den Inhalt in das frohſte freudigſte Erſtaunen. Der Fürſt hatte erklärt, wie er erſt auf dem Todbette das heilloſe Unrecht eingeſehen, das er der tugendhaften Gemahlin angethan, die er, auf den bloßen Verdacht der Untreue hin, den ihm ein argliſtiger Böſewicht beizubringen gewußt, ſammt dem Kinde, das ſie ihm geboren, verſtoßen und in ein fernes ödes Grenzſchloß einſperren laſſen, aus dem ſie entflohen, ohne daß es möglich geweſen, auch nur die mindeſte Spur weiter von ihr zu erforſchen. Den Sohn, Dank ſey es der himmliſchen Macht, habe er gefunden, denn die innerſte Ueberzeugung ſage es ihm, daß der Jüngling, der unter dem Namen Deodatus Schwendy zu ihm gebracht worden, kein anderer ſey, als eben ſein Sohn, den er in ſataniſcher Verblendung von ſich geworfen. Jeden Zweifel, der über die Identität dieſes Jünglings und ſeines Sohnes entſtehen könne, werde der Graf von Törny heben können, der den Sohn gerettet und erzogen und der unter dem Namen Amadeus Schwendy in tiefer Verborgenheit auf einem Landhauſe bei Lucern wohne. — Daß übrigens der böſe Verdacht, den er gehegt gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt ſeines Sohnes, durchaus nichts vermögen könne, verſtehe ſich von ſelbſt. — Den Reſt des Teſtaments füllten Ausbrüche der tiefſten Reue, Betheuerungen, daß aller Argwohn vertilgt ſey aus ſeiner Bruſt, und an den Sohn und künftigen Herrſcher gerichtete kräftige väterliche Worte.

Fürſt Iſidor ſah ringsumher mit lächelndem Hohn und meinte dann, daß das alles auf einer Viſion des ſterbenden Fürſten beruhen könne, und daß er durchaus nicht geneigt ſey, wohlerworbene Rechte wahnſinnigen Phantaſien aufzuopfern. Wenigſtens ſey der vermeintliche Thronerbe nicht da und es werde ſehr darauf ankommen, was der Graf von Törny ſagen, und wie es ihm gelingen möchte, jene Umſtände, die der Fürſt angeführt, ſo glaubhaft in's Klare zu ſtellen, daß kein Zweifel gegen den Jüngling, der plötzlich als Thronerbe vom Himmel gefallen und der vielleicht ein Abentheurer, aufkommen könne. Zur Zeit werde er daher ſogleich den Thron beſteigen.

Kaum hatte Fürſt Iſidor dieſe Worte geſprochen, als in voller Würde, reich gekleidet, den funkelnden Stern auf der Bruſt, der alte Amadeus Schwendy oder vielmehr der Graf von Törny hereintrat und an ſeiner Hand den jungen Menſchen führte, der ſo lange für ſeinen Sohn Deodatus Schwendy gegolten. Aller Blicke waren auf den Jüngling gerichtet, Alle riefen wie aus Einem Munde: „Es iſt der Fürſt, es iſt der Fürſt!“

Noch waren aber die Wunder des Tages nicht erſchöpft, denn ſo wie Graf Törny die Lippen geöffnet zum ſprechen, ſo unterbrach ihn der Jubel des Volks, der ſich unten auf der Straße vernehmen ließ. „Es lebe die Fürſtin — es lebe die Fürſtin!“ ſo tönte es herauf, und bald trat eine hohe majeſtätiſche Frau in den Saal, der ein Jüngling folgte.

„Iſt es möglich,“ rief der Graf von Törny ganz außer ſich, „iſt es kein Traum? — die Fürſtin — ja es iſt die Fürſtin, die wir verloren glaubten!“ — „Glückſeliger Tag, ſegensreicher Augenblick, Mutter, Sohn, ſie ſind gefunden!“ — So rief die ganze Verſammlung.

„Ja,“ ſprach die Fürſtin, „ja, der Tod eines unglücklichen Gemahls giebt Euch, Ihr Treuergebenen, Eure Fürſtin wieder, doch noch mehr! erblickt den Sohn, den ſie gebar, erblickt Euern Fürſten, Euern Landesherrn!“

Damit führte ſie den Jüngling, der ihr gefolgt, mitten in den

Saal. Ihm trat raſch der Jüngling, der mit dem Grafen von Törny gekommen, entgegen und beide, ſich nicht nur gleichend, nein, einer des andern Doppeltgänger in Antlitz, Wuchs, Geberde, ꝛc. blieben vor Entſetzen wie erſtarrt in den Boden feſtgewurzelt ſtehen! — —

Es möchte hier der Ort ſeyn, dem geneigten Leſer zu ſagen, wie ſich alles begab am Hofe des Fürſten Remigius.

Fürſt Remigius war mit dem Grafen von Törny aufgewachſen, beide ſich gleich an hohem Geiſt und edlem Gemüth fühlten ſich eng verkettet und ſo geſchah es, daß, als der Fürſt den Thron beſtieg, der Freund, den er innig im Herzen trug, den er nicht laſſen konnte, der erſte nach ihm wurde im Staat. Daß der Graf ſich in ſeiner Stellung überall Vertrauen und Liebe gewann, hat der geneigte Leſer bereits erfahren.

Beide, der Fürſt und Graf von Törny waren, als ſie einen benachbarten Hof beſuchten, zu gleicher Zeit in Liebe gekommen und der Zufall wollte, daß Prinzeſſin Angela, welche der Fürſt, und Gräfin Pauline, die der Graf gewählt, eben ſo von Kindheit an in Lieb' und Freundſchaft verbunden waren, als ſie ſelbſt. Sie feierten beide ihre Vermählung an einem und demſelben Tage und nichts in der Welt ſchien ein Glück verſtören zu können, das in ihrem tiefen Innern begründet.

Ein dunkles Verhängniß wollte es anders! —

Je länger die Fürſtin den Grafen Törny ſah, je mehr ſich ihr ſein ganzes inneres Weſen glanzvoll entfaltete, deſto ſtärker, deſto wunderbarer fühlte ſie ſich hingezogen zu dem herrlichen Mann. Die reinſte Himmelstugend, die vorwurffreieſte Treue ſelbſt, gewahrte die Fürſtin endlich mit Entſetzen, daß die flammendſte Liebesgluth ſie verzehre. Sie dachte, ſie empfand nur ihn, Todesöde war in ihrer Bruſt, wenn ſie ihn nicht ſah, alle Wonnen des Himmels ſtiegen herab, wenn er kam, wenn er ſprach! — Trennung, Flucht war nicht möglich und doch der furchtbare Zuſtand, in dem ſie mit der glühendſten Leidenſchaft, mit den qualvollſten Vorwürfen rang, nicht zu ertragen. Es ſchien oft, als wolle ſie ihre Liebe und mit dieſer ihr Leben aushauchen in den Buſen der Freundin. Krampfhaft ſchloß ſie in Thränen gebadet die Gräfin in die Arme und ſprach mit herzzerſchneidendem Ton: „Du Selige, dir glänzt ein Paradies, aber meine Hoffnung iſt der Tod!“ —

Die Gräfin, weit entfernt zu ahnen, was im Innern der Fürſtin vorging, fühlte ſich doch von dem namenloſen Schmerz der Fürſtin ſo tief ergriffen, daß ſie mit ihr klagte und weinte und ſich auch den Tod wünſchte, ſo daß der Graf über die plötzliche Melancholie der ſonſt heitern unbefangenen Frau nicht wenig in Verlegenheit gerieth.

An beiden, an der Fürſtin und an der Gräfin, hatte man ſchon in ihrer früheren Jugend zu Zeiten eine an Hyſterismus grenzende Ueberſpannung bemerkt; mit ſo größerem Recht glaubten daher die Aerzte, alle ſeltſamen Ausbrüche eines krankhaften Ueberreizes, die vorzüglich bei der Fürſtin jedem Beobachter auffallen mußten, dem Zuſtande zuſchreiben zu müſſen, in dem ſich beide Frauen befanden. Beide waren in guter Hoffnung.

Ein ſeltnes Spiel des Zufalls — oder mag es ein wunderbares Verhängniß genannt werden — fügte es, daß beide, die Fürſtin und die Gräfin, in derſelben Stunde, ja in demſelben Augenblick von Söhnen entbunden wurden. — Noch mehr! Mit jeder Woche, mit jedem Tage offenbarte ſich deutlicher eine ſolche Aehnlichkeit, ja eine ſolche völlige Gleichheit beider Kinder, daß es ganz unmöglich, ſie von einander zu unterſcheiden. Beide trugen in ihren kindiſchen Geſichtern aber ſchon deutlich die Züge des Grafen von Törny. Konnte hier noch ein Irrthum, eine Täuſchung ſtatt finden, ſo entſchied der ganz ausgezeichnete Bau des Schädels, ſo wie ein kleines, wie die Mondesſichel geformtes Mal auf der linken Schläfe jene Aehnlichkeit ganz und gar.

Das feindliche Mißtrauen, der böſe Argwohn, der jederzeit in einem verderbten Herzen zu wohnen pflegt, hatte dem Fürſten Iſidor das Geheimniß der Fürſtin verrathen. Er war bemüht geweſen, das Gift dem Fürſten einzuflößen, das er geſogen, doch der Fürſt wies ihn mit Verachtung zurück. Jetzt war der Zeitpunkt da, der dem Fürſten Iſidor gelegen ſchien, ſeinen Angriff auf den Grafen Törny und auf die Fürſtin, die er beide tödtlich haßte, da ſie überall ſeiner böſen Einwirkung entgegenſtanden, zu erneuern.

Der Fürſt wankte, doch nimmermehr hätte jene bloße Aehnlichkeit des Kindes mit dem Grafen Törny den Fürſten zu irgend einem entſetzlichen Entſchluß gebracht, hätte das Betragen der Fürſtin nicht den Ausſchlag gegeben.

Keine Ruhe fand die Fürſtin, wie von dem tiefſten Schmerz, ja von namenloſer Qual zerriſſen, durchjammerte ſie die Tage, die Nächte. Bald bedeckte ſie das Kind mit den zärtlichſten Küſſen, bald gab ſie es mit abgewandtem Geſicht, mit dem Ausdruck des tiefſten Abſcheus zurück. „Gerechter Gott, ſo hart ſtrafſt du das Verbrechen!“ dieſen Ausruf der Fürſtin hatten mehrere gehört und auf nichts anders konnte dies deuten, als auf eine verbrecheriſche That, der nun die bitterſte Reue folgte.

Mehrere Monate vergingen, endlich kam der Fürſt zum Entſchluß. In der Nacht ließ er Mutter und Kind nach einem öden entfernten Grenzſchloß bringen und verwies den Grafen Törny vom Hofe. Aber auch der Bruder, deſſen Anblick dem Fürſten unerträglich, mußte fort. —

Nur der Geiſt hatte geſündigt, irdiſche Begierde keinen Theil daran, feſt ſtand die Treue, aber auch jene Sünde des Geiſtes galt der Fürſtin als ein ſtrafwürdiges Verbrechen, das nur die tiefſte Reue zu ſühnen vermochte.

Der Aufenthalt in dem öden Schloſſe, die ſtrenge Bewachung, alles trug dazu bei, den krampfhaften Zuſtand, in dem ſich die Fürſtin befand, beinahe bis zum Wahnſinne zu ſteigern.

Da begab es ſich, daß eines Tages mit Spiel und Geſang ein Zigeunertrupp daher zog und ſich hinlagerte dicht vor den Mauern des Schloſſes.

Der Fürſtin war es, als fielen plötzlich dichte Schleier und ſie vermöge hinauszublicken in ein helles buntes Leben. Eine unausſprechliche Sehnſucht erfaßte ihre Bruſt. — „Hinaus — hinaus in’s Freie! — Nehmt mich auf — nehmt mich auf!“ — ſo rief ſie, indem ſie die Arme ausſtreckte durch das geöffnete Fenſter. Ein Zigeunerweib ſchien ſie zu verſtehen, denn freundlich winkte ſie ihr zu, und blitzſchnell hatte ein Zigeunerbube die Mauer erklettert. Die Fürſtin nahm ihr Kind, rannte hinab, die Pforte war offen, der Zigeunerbube ſchaffte geſchickt das Kind herüber. Troſtlos ſtand die Fürſtin vor der Mauer, die ſie nicht zu erklettern vermochte. Doch alsbald ſenkte ſich eine Strickleiter herab, wenige Sekunden und ſie war in Freiheit. —

Mit Jubel empfing ſie die Zigeunerhorde, die ihrem Glauben gemäß in der vornehmen Frau, die dem Gefängniſſe entflohen, einen Glücksſtern fand, der ihnen aufgegangen. „Hoho,“ ſprach ein altes

Zigeunerweib, „ſeht ihr denn nicht, wie die Fürſtenkron' auf ihrem Haupte funkelt! — ſolch ein Glanz kann nie verbleichen.“

Das wilde nomadiſche Herumſtreifen der Zigeuner, ihr Treiben dunkler Wiſſenſchaft, geheimnißvoller Kunſt war der Fürſtin wohlthätig, denn indem ihre, beinahe bis zum wirklichen Wahnſinn geſteigerte, Ueberſpannung frei in's Leben treten konnte, wurde ſie verſöhnt mit dem Leben. Das Kind wußten die Zigeuner geſchickt unterzubringen bei einem alten frommen Landprieſter. Es iſt kaum nöthig zu ſagen, daß es die Fürſtin war, die, als ſie ruhiger geworden und des wilden Lebens ſatt, ſich von der Horde getrennt hatte, auftrat als weiſe Frau mit dem Raben u. ſ. w. und eben ſo iſt es nun erklärt, warum Fürſt Jſidor, den Maler Georg Haberland und den jungen Deodatus Schwendy für eine und dieſelbe Perſon und zwar für den jungen Fürſten haltend, ſich den auf jede Weiſe vom Halſe zu ſchaffen ſuchte, der allein ihm jede Hoffnung auf den Thron vereiteln konnte.

Wunderbar iſt es, daß beide, Haberland und Schwendy, das geliebte Weſen längſt träumten, das ihnen dann in vollem Leben entgegentrat; wunderbar, daß eben dieſes Weſen Natalie, die Tochter des Fürſten Jſidor war, welche beide, der Graf von Törny und die Fürſtin, als auserwählt anſahen, in der Verbindung mit dem Fürſten das dunkle Verhängniß, das bis dahin gewaltet, aufzuhalten, daß beide daher alle Mittel, die ihnen zu Gebote ſtanden, aufbietend, dahin ſtrebten, ein Paar zu vereinen, welches, wie ſie wähnten, eine geheimnißvolle Verkettung der Dinge für einander beſtimmt hatte.

Man weiß, wie nun alle Pläne ſcheiterten, weil die Doppeltgänger auf ihren Wegen ſich durchkreuzten, man weiß auch, wie, als der Fürſt tödtlich erkrankt, ſich alle die, welche ſein Gebot vertrieben hatte, wieder ſammelten in ſeiner Nähe.

Achtes Kapitel.

Alſo! — vor Entſetzen erſtarrt, in den Boden feſtgewurzelt ſtanden die beiden Doppeltgänger ſich gegenüber. Eine dumpfe Gewitterſchwüle lag auf der ganzen Verſammlung, jeder fragte im Herzen: „Welcher von beiden iſt der Fürſt?“

Der Graf von Törny brach zuerſt das Stillſchweigen, indem er dem Jüngling, der der Fürſtin gefolgt, entgegen trat und wie in ſchmerzlicher Wonne rief: „Mein Sohn!“ —

Da blitzten die Augen der Fürſtin von ſtrahlendem Feuer, und ſie ſprach mit niederſchmetternder Hoheit: „Dein Sohn, Graf Törny? — Und wer iſt der, der neben dir ſteht? — Der Räuber eines Throns, der dieſem gebührt, der an meiner Bruſt gelegen?“

Fürſt Iſidorus wandte ſich an die Verſammlung und meinte, daß, da über die Perſon des jungen Fürſten und Thronfolgers vollkommene Ungewißheit herrſche, ſo ſey es natürlich, daß weder der eine noch der andere der beiden Prätendenten den Thron beſteigen könne, vielmehr werde es darauf ankommen, wer von beiden ſeine rechtmäßige Geburt am beſten und glaubhafteſten ausführen werde.

Einer ſolchen Ausführung, verſicherte der Graf von Törny, bedürfe es ganz und gar nicht, da er im Stande ſey, in wenigen Minuten die Verſammlung davon zu überzeugen, daß ſein Zögling der Sohn des verſtorbenen Fürſten Remigius, mithin deſſen rechtmäßiger Thronfolger ſey.

Das, was der Graf von Törny der Verſammlung jetzt vortrug, beſtand in Folgendem:

Zu ſehr war die vertrauteſte Dienerſchaft des Fürſten Remigius dem Grafen ergeben, als daß dieſer nicht von dem Entſchluß des Fürſten unterrichtet ſeyn, ja nicht den Augenblick hätte wiſſen ſollen, der zur Fortſchaffung der Fürſtin und ihres Kindes beſtimmt worden. Der Graf überſah die Gefahr, in die der Thronerbe gerieth, die Verwirrung, die vielleicht künftig die Aehnlichkeit des Kindes mit dem ſeinigen veranlaſſen, das Unglück, welches nach dem Tode des Fürſten einbrechen konnte. Er beſchloß allem vorzubeugen.

Es gelang ihm in ſpäter Nacht in Begleitung zweier vertrauter Räthe, des Vorſtehers des geheimen Archivs, des Leibdoktors, des Wundarztes und eines alten Kammerdieners in das Vorzimmer der Fürſtin zu gelangen. Die alte, ebenfalls in's Vertrauen gezogene Wärterin brachte das Kind herbei, während die Fürſtin eingeſchlummert, dieſem, das in einem durch narkotiſche Mittel hervorgebrachten Schlaf lag, wurde nun von dem Wundarzt ein kleines Zeichen auf die linke Bruſt gebrannt, dann nahm es der Graf Törny, und übergab der Wärterin ſein eignes Kind. Ueber den ganzen Hergang der

Sache wurde ein genauer Akt aufgenommen und derſelbe, dem eine Abbildung des eingebrannten Zeichens beigefügt, von allen gegenwärtigen Perſonen unterſchrieben und beſiegelt, dem Archivarius übergeben zur Aufbewahrung im geheimen fürſtlichen Archiv.

So geſchah es, daß der Sohn des Grafen Törny mit der Fürſtin fortgebracht und der junge Fürſt von dem Grafen von Törny auferzogen wurde, für ſeinen Sohn geltend.

Die Gräfin, niedergebeugt von Gram, troſtlos über das heilloſe Geſchick ihrer Herzensfreundin ſtarb nach ihrer Ankunft in der Schweiz.

Von den Perſonen, die damals bei dem Akt gegenwärtig geweſen waren, lebten noch der Wundarzt, der Archivarius, die Wärterin und der Kammerdiener; auf Graf Törny's Veranſtaltung hatten ſich alle eingefunden auf dem Schloſſe.

Der Archivarius brachte nun den Akt herbei, der im Beiſeyn der vorhin genannten Perſonen geöffnet und von dem Präſidenten des Staatsraths laut verleſen wurde.

Der junge Fürſt entblößte die Bruſt, das Zeichen wurde gefunden, jeder Zweifel war gehoben und heiße Segenswünſche ertönten aus der Bruſt der treuſten Vaſallen.

Mit dem Ausdruck des tiefſten Ingrimms hatte ſich Fürſt Iſidorus entfernt, während der Akt verleſen wurde. — Als nun die Fürſtin ſich allein befand mit dem Grafen von Törny und den beiden Jünglingen, da war es, als wollte ihre Bruſt zerſpringen, nicht mehr vermögend, den Sturm der mannigfachſten Gefühle zu bergen. Ungeſtüm warf ſie ſich an die Bruſt des Grafen und rief wie ganz aufgelöſt in ſchmerzlicher Wonne: „O Törny! dein Kind, deinen Sohn haſt du verſtoßen, um den zu retten, der unter dieſem Herzen lag! — Aber ich bringe ihn dir wieder, den Verlornen! — O Törny, wir gehören nicht mehr der Erde an, kein irdiſcher Gram hat hinfort Macht über uns! — Laß uns die Ruhe, die Seligkeit des Himmels genießen! — Ueber uns ſchwebt ſein verſöhnter Geiſt! — Doch was vergaß ich! — ſie harrt, ſie harrt, die ſelige Braut!"

Damit ging die Fürſtin in ein Nebenzimmer und kam zurück mit der bräutlich geſchmückten Natalie. Keines Wortes mächtig, hatten ſich bis jetzt die Jünglinge angeſtarrt mit Blicken, in denen ſich ein unheimliches Grauen abſpiegelte. In dem Augenblick, als die Jünglinge Natalien erblickten, ſchien ein zündender Blitzſtrahl ſie zu beleben; mit dem lauten Ausruf: „Natalie!“ ſtürzten ſie beide los auf das holde Engelskind. Aber auch Natalien faßte tiefes Entſetzen, als ſie die beiden Jünglinge gewahrte, ein Doppeltbild des Geliebten, den ſie im Herzen getragen.

„Ha!“ rief nun wild der junge Törny, „ha! Fürſt, biſt du der der Hölle entſtiegene Doppeltgänger, der mir mein Ich geſtohlen, der mir Natalien zu rauben, der mir das Leben aus der zerfleiſchten Bruſt zu reißen trachtet? — Eitler, wahnſinniger Gedanke! Sie iſt mein, mein!“

Darauf der junge Fürſt: „Was drängſt du dich in mein Ich? — Was habe ich mit dir zu ſchaffen, daß du mich äffſt mit meinem Antlitz, mit meiner Geſtalt! — Fort! hinweg — mein iſt Natalie!“

„Entſcheide, Natalie!“ ſchrie nun Törny, „ſprich — ſchwurſt du nicht Treue mir tauſendmal in jenen ſeligen Stunden, als ich dich malte, als“ — „Ha,“ unterbrach ihn der Fürſt, „gedenke jener Stunde in dem verfallenen Schloß, als du mir folgen wollteſt“ — und nun rieſen beide wild durch einander, „entſcheide, Natalie, entſcheide,“ und dann wieder einer zum andern: „Laß ſehen, wem es gelingt, ſich den Doppeltgänger vom Halſe zu ſchaffen — bluten, bluten ſollſt du, biſt du kein ſataniſches Truabild der Hölle!“

Da rief Natalie im Jammerton troſtloſer Verzweiflung: „Gerechter Gott! wer iſt es, wer von beiden, den ich liebe? — Iſt dies Herz zerſpalten und kann doch leben? — Gerechter Gott — laß mich ſterben, ſterben in dieſem Augenblick!“ — Thränen erſtickten ihre Stimme — Dann beugte ſie das Haupt, hielt beide Hände vor's Geſicht, es war, als ob ſie hinein ſchauen wollte in ihre eigne innerſte Bruſt. Dann ſank ſie nieder auf die Knie, erhob den thränenſchweren Blick, die gefalteten Hände, wie brünſtig betend und ſprach leiſe, mit dem Ton der innigſten herzdurchbohrendſten Wehmuth: „Entſaget!“

„Es iſt,“ ſprach die Fürſtin mit verklärter Begeiſterung, „es iſt der Engel des ewigen Lichts ſelbſt, der zu Euch ſpricht.“

Noch ſtarrten ſich die Jünglinge an, wilde Flammen im Blick — da quoll plötzlich ein Thränenſtrom ihnen aus den Augen, ſie fielen ſich in die Arme, ſie drückten ſich an die Bruſt, ſie ſtammelten: „Ja! — entſagen — entſagen — vergieb — vergieb mir, Bruder!“ — dann der Fürſt zum jungen Törny: „Um meinetwillen verſtieß dich der Vater — um meinetwillen haſt du gelitten — ja ich entſage!“

— Dann der junge Törny zum Fürſten: „Was iſt meine Entſagung gegen die deine! — Ja du, du warſt es, du der Fürſt des Landes, dem die Prinzeſſin beſtimmt.“ —

„Habe Dank,“ rief Natalie, „habe Dank, o ewige Macht des Himmels, es iſt vorüber!“ — Dann drückte ſie den Abſchiedskuß auf die Stirne beider Jünglinge und entfernte ſich wankend auf der Fürſtin Arm geſtützt. —

„Ich verliere dich auf's Neue,“ ſprach der Graf von Törny mit tiefem Schmerz, als der Sohn fort wollte. „Vater,“ rief dieſer, „Vater, laß mir Zeit, laß mir Freiheit, daß ich nicht untergehe, daß dieſes zerriſſene Herz geſunde!“ — Damit umarmte er ſchweigend nochmals den Fürſten, den Vater und eilte ſchnell davon. — —

Natalie begab ſich in ein weit entferntes Fräuleinſtift, deſſen Aebtiſſin ſie wurde. Die Fürſtin, in ihren letzten Hoffnungen getäuſcht, ließ das Grenzſchloß, in dem ſie ſonſt gefangen, bequem einrichten und wählte es zu ihrem einſamen Aufenthalt. Graf Törny blieb bei dem Fürſten. Beide ſahen es gern, daß Fürſt Iſidor wieder außer Landes gegangen.

Ganz Hohenflüh war berauſcht in Jubel und Freude. Die Tiſchlerzunft, unterſtützt von würdigen Zimmerleuten, kletterte an der ſtattlichen Ehrenpforte, jede Gefahr verhöhnend, hin und her, und klopfte und hämmerte rüſtig darauf los, während die Maler, jeden Augenblick des Losſtreichens gewärtig, in den Farbentöpfen rührten und die Gärtnerburſche unabſehbare Kränze flochten von Taxus und buntleuchtenden Blumen. Die Waiſenknaben ſtanden ſchon in die Sonntagskleider gepreßt auf dem Markt, die Schuljugend plärrte: „Heil dir im Siegerkranz,“ als Vorübung, dazwiſchen ſchrie dann und wann eine Trompete, wie die Heiſerkeit ausräuspernd, und der ganze Mädchenflor gutdenkender Bürger prangte in neugewaſchenen Kleidern, während Bürgermeiſters Tinchen allein in weißen kniſternden Atlas angethan, Schweißtropfen vergoß, da der junge Candidat, der zu Hohenflüh der Dichter von Profeſſion, nicht nachließ, ihr die in Verſen abgefaßte Anrede an den Fürſten einzuſtudiren und dabei keinen einzigen deklamatoriſchen Effekt vernachläſſigt haben wollte.

Arm in Arm gingen die beiden verſöhnten Wirthe zum goldnen Bock und zum ſilbernen Lamm die Straße auf und ab, beide ſich ſonnend in dem Gedanken, daß ſie den gnädigſten Landesherrn bewirthet, beide behaglich hinaufſchauend zu dem gewaltigen: Vivat Princeps! das eben über ihren Hausthüren eingeölt wurde, um Abends bei der Illumination mächtig zu flammen. — Man erwartete den Fürſten in wenigen Stunden. —

In Reiſekleidern, Reiſebündel und Mappe auf dem Rücken, ſchlich der Maler George Haberland (kein anderer wollte der junge Graf Törny zur Zeit ſeyn) durch das Neudorfer Thor. — „Ha," rief ihm Berthold entgegen, „herrlich getroffen! — Glück auf, Bruder George! — Ich weiß alles! — Gott ſey gedankt, daß du kein regierender Fürſt biſt, da wäre freilich Alles vorbei geweſen. Aus dem Grafen mache ich mir ganz und gar nichts, denn ich weiß, du biſt und bleibſt Künſtler. Und die, die du liebſt? — Sie iſt kein irdiſches Weſen, ſie lebt nicht auf der Erde, aber in dir ſelbſt als hohes reines Ideal deiner Kunſt, das dich entzündet, das aus deinen Werken die Liebe aushaucht, die über den Sternen thront." —

„Ha Bruder Berthold," rief George, indem ſeine Augen aufſtrahlten in himmliſchem Feuer, „ha Bruder Berthold, du haſt Recht, ſie — ſie ſelbſt iſt die Kunſt, in der mein ganzes Weſen athmet. — Nichts habe ich verloren, und will mich, abgewendet vom Himmliſchen, irdiſcher Schmerz erfaſſen, mich niederbeugen — du — dein unwandelbar heitres Gemüth —

Freundes Troſt, Balſam den Wunden,
Iſt noch nicht für mich verhallt! —"

Die Jünglinge zogen weiter fort über die Berge! —

Die Räuber.

Abentheuer zweier Freunde auf einem Schloſſe in Böhmen[*].

Zwei junge Leute, mögen ſie Hartmann und Willibald genannt werden, hatte von Kindheit auf ein gleicher Sinn verbunden. Beide in Berlin hauſend, pflegten, von jugendlicher Lebensluſt beſeelt, jedes Jahr wenigſtens auf kurze Zeit dem drückenden Dienſtgeſchäfte, das ſie belaſtete, zu entfliehen und gemeinſchaftlich irgend eine Reiſe zu unternehmen. Wie es den Norddeutſchen überhaupt eigen, ſehnten ſie ſich ſtets nach dem Süden, und ſo hatten ſie ſchon das ſüdliche Deutſchland in manchen Richtungen durchſtrichen, die herrliche Rheinfahrt gemacht und die vorzüglichſten Städte geſehen. Dasmal war es ihnen aber gelungen, das Dienſtjoch abzuſchütteln auf längere Zeit, als gewöhnlich, und nun ſollte der Plan ausgeführt werden, mit dem ſie ſich längſt herumgetragen. Italieniſche Luft wollten ſie einathmen, wenigſtens bis Mailand vordringen. Sie wählten den Weg über Dresden, Prag und Wien nach dem Wunderlande, deſſen Erſcheinungen ſo mancher im träumenden Sinn hegt, wie ein buntes romantiſches Märlein.

Das Herz ging ihnen erſt recht auf in friſchem Lebensmuth, als ſie hinaus waren aus dem Thore der Reſidenz, wie es denn zu geſchehen pflegt, daß wir das ſchöne Ziel der Reiſe erſt dann recht lebendig vor Augen erblicken, wenn der Wagen hinausrollt in's Freie.

---

[*] Rheiniſches Taſchenbuch auf das Jahr 1822. Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer. S. 13—97

Alle kleinlichen Sorgen des Lebens liegen hinter uns, vorwärts, vorwärts ſtrebt der fröhliche Sinn, weit wird die Bruſt und wunderbare Ahnungen erwachen, wenn jauchzender Poſthornſchall hinausruft in die blaue Ferne. Glücklich ohne irgend einen Unfall hatten die Freunde Prag erreicht und nun ſollt' es fortgehen in einem Strich Tag und Nacht bis nach Wien, wo ſie einige Tage zu verweilen gedachten. Gleich hinter Prag vernahmen ſie dumpfe Gerüchte von auf offner Straße vorgefallenen Räubereien, ja von einer Bande, die die Wege unſicher machen ſollte. Da ſich indeſſen nicht das mindeſte ereignete, das jene Gerüchte beſtätigt haben ſollte, ſo achteten ſie nicht weiter darauf. Der Abend begann ſchon zu dämmern, als ſie nach Sudomieſchitz kamen. Hier rieth ihnen der Poſthalter, ihre Reiſe wenigſtens auf der Stelle nicht fortzuſetzen, da vor ein paar Tagen das ſeit vielen Jahren Unerhörte geſchehen. Zwiſchen Weſſeli und Wittingau ſey nämlich der Poſtwagen von Raubgeſindel angefallen, der Poſtillon erſchoſſen, zwei Paſſagiere ſchwer verwundet und dieſe ſo wie der Wagen rein ausgeplündert worden. Schon ſey das Militär, das die waldigte Gegend durchſtreifen ſolle, in Bewegung, und er, der Poſthalter, hoffe andern Tages nähere Nachricht zu erhalten, die abzuwarten ſie gut thun würden. Willibald zeigte ſich geneigt den Rath des Poſthalters zu befolgen; Hartmann dagegen, der ſtets gern beherzt und ſolche Gefahr nicht achtend erſchien, beſtand darauf weiter zu reiſen, da ſie noch vor Einbruch der Nacht das nur vier Stunden entfernte Tabor erreichen könnten, und es überdem gar nicht denkbar, daß das Raubgeſindel, ſchon vom Militär verfolgt, den Muth haben ſolle bis in dieſe Gegend vorzudringen, vielmehr anzunehmen ſey, daß es ſich in ſeine Schlupfwinkel geflüchtet. Als nun Willibald die Piſtolen in ſchußfertigen Stand ſetzte und das Doppelgewehr lud, lachte Hartmann und meinte, Willibald ſchicke ſich ſchlecht zur Reiſe nach Italien, da ſolch ein Abentheuer, wie das gefürchtete, dort jedem Reiſenden begegnet ſeyn müſſe, um den wahren Charakter in die Reiſebeſchreibung zu bringen. Willibald ließ ſich aber gar nicht abhalten, auch Hartmanns Piſtolen, die dieſer zwar zu ſeinem Schutz mitgenommen, aber ungeladen ſehr ſorgfältig im Reiſekoffer verſchloſſen, hervorzuholen und zu laden, indem er ſeinerſeits meinte, daß, reiſe man Abentheuern entgegen, es auch dienlich ſey, ſich zeitig genug darauf vorzubereiten, ſie zu beſtehen.

Immer dunkler und dunkler zogen die Abendwolken auf, die Freunde waren begriffen im lebhafteſten Geſpräch und dachten an keine Gefahr, als plötzlich ein Schuß fiel und aus dem dicken Gebüſch einige Kerle von wildem Anſehen ſprangen, wovon der eine den Pferden in den Zügel fiel, während ein zweiter ſich bemühte, den Poſtillon herunterzuziehen von ſeinem Sitz. Indem es aber dem Poſtillon gelang, ſich durch einen Peitſchenſchlag in's Geſicht des Räubers von dem Angriff zu befreien, hatte Willibald mit ſeinem guten Doppelgewehr den andern ſo richtig auf's Korn gefaßt, daß er wohlgetroffen niederſtürzte. Hartmann wollte ſeine Piſtolen auf den Räuber abdrücken, der auf den Wagen zuſprang, fühlte ſich aber in demſelben Augenblick von einem Schuß verwundet. Willibald ſchoß den zweiten Lauf ſeines Gewehrs auf dieſen Räuber ab, indem der Poſtillon die Pferde anpeitſchte und fortjagte in geſtrecktem Galopp. Nun hörten ſie hinter ſich Schuß auf Schuß fallen, und ein wildes wüthendes Geſchrei. „Ho ho," jauchzte der Poſtillon auf, als ſie eine gute Strecke davon waren, „ho, ho, nun iſt's gut, nun iſt's gut, die Jäger des Herrn Grafen ſind heran!"

Alles war der Vorgang eines Moments, und überraſcht von der bedrohlichen Gefahr, ſtets geſpannt, eines wiederholten Angriffs gewärtig, kamen ſie erſt zur Beſinnung, als der Poſtillon ſchon anhielt auf der neuen Station. Ungeachtet die Kugel nur Hartmanns rechten Arm geſtreift, blutete die Wunde doch ſo ſtark und ſchmerzte ſo heftig, daß an Weiterreiſen gar nicht zu denken war. Ein elendes Wirthshaus, das kaum die gewöhnlichſte Bequemlichkeit darbot, kein ordentlicher Wundarzt in der Nähe, alles dieſes ſetzte die Freunde in nicht geringe Verlegenheit, die bei Willibald zur ängſtlichſten Sorge wurde, als nach dem Verbande, den ein elender Dorfſcheerer ungeſchickt genug angelegt, Hartmann in ein nicht gar leichtes Wundfieber verfiel. Willibald verwünſchte Hartmanns Herzhaftigkeit oder vielmehr ſeinen Leichtſinn, der ſie nun plötzlich feſtbannte in ein verwünſchtes Loch, ſo daß bloß dieſer Aufenthalt nun doch, da ſie dem mörderiſchen Angriff glücklich entronnen, Hartmanns Leben in Gefahr ſetzte und vielleicht gar die ganze Reiſe vereitelte. —

Am andern Morgen, als eben Hartmann erklärte, daß er zur Noth die Reiſe fortſetzen könne, und Willibald hin und her überlegte, was nun gerathener ſey, zu bleiben oder zu reiſen, ohne zum Entſchluß zu kommen, wandte ſich die Sache unvermuthet ganz anders.

Seitwärts, von dem Mulde-Fluß durchſtrömt, lag nämlich die reiche weitläufige Herrſchaft des Grafen Maximilian von C., und von dieſem an die Freunde abgeſandt, erſchien ein Diener, der ſie auf das dringendſte einlud, ſich auf das Schloß des Grafen zu begeben, das nur wenige Stunden entlegen. Der Herr Graf, ſagte der Diener hinzu, habe vernommen, daß die Herren Reiſenden auf ſeinem Gebiet von Raubgeſindel angefallen und der eine von den Herren bei tapferer Gegenwehr ſogar verwundet worden. Zu ſpät wären ſeine Jäger herbeigeeilt, um die Gefahr ganz abzuwenden oder wenigſtens den Herren beizuſtehen. Für ſeine Pflicht halte es daher der Herr Graf, die Herren Reiſenden ſo lange aufzunehmen in ſeinem Schloſſe, bis der verwundete Herr völlig hergeſtellt ſeyn werde und ſeine Reiſe fortſetzen könne.

Die Freunde mußten dieſe Einladung für eine beſondere Gunſt des Schickſals halten, und nahmen daher um ſo weniger Anſtand, ihr zu folgen.

Dem reitenden Diener war eine große wohl ausgepolſterte, mit vier ſchönen Pferden beſpannte Kutſche, in der ſich noch eine Menge weicher Kiſſen befanden, gefolgt. In dieſe wurde von den andern noch mitgekommenen Dienern Hartmann mit einer Behutſamkeit gepackt, als ſey er verwundet auf den Tod, und jeder harte Stoß könne in der That ihm augenblicklich das Leben koſten. Hartmann machte, als ihn die Leute in den Wagen trugen, unerachtet er recht gut zu Fuße, ſich ein grämliches leidendes Geſicht, als ſey er ſelbſt überzeugt von der großen Gefahr ſeines Zuſtandes, worüber denn Willibald recht herzlich lachen mußte. — Fort ging es nun in ſehr leiſem Trab. Willibald folgte der Krankenkutſche in dem Reiſewagen.

Es ſchien, als habe der Graf die Ankunft der Freunde gar nicht erwarten können, denn ſchon am äußern Portal des Schloſſes wurden ſie von ihm empfangen.

Graf Maximilian von C. war ein ſtattlicher Herr in den ſechziger Jahren, das zeigte ſein ſchneeweißes Haar und ſein tiefgefurchtes Antlitz. Dem Alter trotzte aber die jugendliche Raſchheit in der Bewegung, die ſtarke wohltönende Sprache und das wilde Feuer, das in den großen leuchtenden Augen ſtrahlte. Eben ein ganz beſonderer

Blick dieſer Augen mußte jeden gleich für den alten Herrn einnehmen, denn in ihm ging alle herzliche Gemüthlichkeit eines lebensfrohen Jünglings auf.

Der Graf bewies bei dem Empfang der Freunde einen gaſtlichen Eifer, der ihnen als ganz ungewöhnlich auffallen mußte. Selbſt ergriff er Hartmanns Arm, und half ihn die Treppe heraufführen. Sogleich ſollte in ſeiner Gegenwart der Wundarzt des Schloſſes Hartmanns Wunde verbinden. Der Wundarzt beſorgte das mit geſchickter kunſtgeübter Hand, und erklärte dann, daß die Wunde auch nicht im mindeſten gefährlich ſey, daß das Fieber nur dem erſten ungeſchickten Verbande zuzuſchreiben, daß eine einzige ruhige Nacht auch dieſes vertreiben, und die Wunde in gar kurzer Zeit völlig heil ſein werde.

Während die Freunde ſich nun an den Erfriſchungen erlabten, die der Graf herbeibringen laſſen, gab ſich Willibald ganz der frohen Laune hin, die die unerwartet günſtige Wendung des bedrohlichen Zufalls, der wahrhaft gemüthliche Empfang und die Ausſicht, die wenigen Tage, deren Hartmanns Geneſung bedurfte, recht behaglich zuzubringen, in ihm geweckt. Ein Gleiches that Hartmann, ſo weit es ſein krankhafter Zuſtand erlaubte und verſicherte, daß er nun erſt den größten Schmerz ſeiner Wunde fühle. Dieſer Schmerz ſey aber eigentlich nur pſychiſch, und beſtehe in der tiefen Betrübniß, nicht von dem Tokaier genießen zu dürfen, der ſo herrlich in den blankgeſchliffnen Gläſern perle. Auch dieſer Betrübniß, meinte der alte Graf, müſſe abgeholfen werden, und fragte den Wundarzt auf Gewiſſen, ob Hartmann nicht wenigſtens ein halbes Glas jenes feurigen Weins genießen dürfe. Als nun der Wundarzt, wiewohl kopfſchüttelnd, einwilligte, da erhob der alte Herr ſein gefülltes Glas und rief lachend: Wahrhaftig, die Räuber ſollen leben, in ſo fern ſie nicht von meinen Jägern, oder von den herumſtreifenden Huſaren niedergeſchoſſen oder niedergehauen ſind, denn ihnen verdanke ich eine große Wohlthat. Ja! Ihr lieben wackern Herren — doch nein, nicht Herren, Ihr lieben wackern Freunde; denn befreundet ſeyd Ihr mir in Euerm Weſen ganz und gar, und mir geht bei Euch das Herz ſo auf, als hätt' ich ſchon mit Euch ſeit langer langer Zeit die frohſten Tage verlebt, ja eine wahre Wohlthat iſt es für mich, daß ich Euch aufzunehmen in meinem Schloſſe Gelegenheit fand. — Nach manchem fröhlichen Geſpräch hin und her, nach manchen drolligen Schwänken, die dieſer, jener, ja ſelbſt der alte Graf vorgebracht, ſo daß das anhaltende laute Gelächter auf ein luſtiges Gelag muntrer Jünglinge zu deuten ſchien, meinte der Wundarzt, es ſey Zeit dem Kranken Ruhe zu gönnen. Willibald bat es ſich aus, bei dem Freunde bleiben zu dürfen, und ſo mußte der alte Herr, der ſich ungern von den Freunden trennte, ſich mit dem Verſprechen begnügen, daß beide folgenden Tages unfehlbar bei der Mittagstafel erſcheinen würden. — Er betheuerte, daß ihm die Zeit bis dahin gewaltig lang werden und er dem ſäumenden Koch Exekution in die Küche ſchicken würde, damit er die Tafel beſchleunige. —

Die Freunde verwunderten ſich höchlich über die jugendliche Lebendigkeit des alten Grafen, ſo wie über den ſo ausnehmend gaſtlichen Empfang, deſſen ſie ſich als gänzlich Fremde erfreut, und rühmten das in Gegenwart des jungen Menſchen, der ſich zu ihrer Bedienung eingeſtellt. „Ach!“ ſprach dieſer mit gutmüthigem treuherzigen Ton: „ach meine lieben gnädigen Herren, das iſt nicht immer ſo! Der gnädige Herr Graf, ja der iſt gar zu gern froh und vergnügt, und dabei die Gnade und Güte ſelbſt gegen jedermann, aber er kann es ja nur, wenn fremde Gäſte kommen, aber die kommen ſelten, beinahe gar nicht, denn keiner mag — Nun wenigſtens ſind ſolche fröhliche liebe Gäſte, wie Sie es ſind, und wie ſie eben recht paſſen für unſern gnädigen Herrn Grafen, hier nicht geweſen ſeit Gedenken. Ach! wenn nur nicht —“

Der junge Menſch ſtockte, die Freunde blickten ihn ſchweigend an, geſpannt durch das Geheimnißvolle, was in der Rede lag.

Da fuhr der junge Menſch fort: „Nun, warum ſollt' ich es denn nicht ſagen, es iſt hier im Schloſſe nicht alles ſo wie es ſeyn ſollte, es giebt viel Kummer und Gram, und ſo viel unſer eins mit ſeinem ſchwachen Verſtande begreifen kann und davon erfahren hat, mag wohl Grund genug dazu vorhanden ſeyn. — Sie bleiben gewiß noch lange Zeit hier, meine gnädigen Herren, unſer gnädiger Herr Graf wird ſolche liebe Gäſte nicht ſo bald von ſich laſſen, da werden Sie ſchon ſelbſt recht gut merken, wo der Haſ' im Pfeffer liegt.“ —

„Ich wette,“ ſprach Hartmann, als der Diener ſich entfernt, „ich wette, daß der Haſe, der hier im Pfeffer liegt, ein ſehr böſes Thier iſt.“ —

Andern Tages als die Freunde ſich zur Mittagstafel einfanden, ſtellte ihnen der Graf einen ſehr wohlgebildeten Jüngling von edler Geſtalt mit den Worten vor: „Mein Sohn Franz!“ — Er war erſt kürzlich von weiten Reiſen zurückgekehrt, und dem langen Aufenthalt in Paris ſchrieben die Freunde die Bläſſe ſeines übrigens männlich ſchönen Antlitzes und die tiefliegenden Augen zu. Er mochte das Leben genoſſen haben. Man ſchien noch auf eine Perſon zu warten, bald öffneten ſich denn auch die Thüren und ein junges Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit trat herein. Es war die Nichte des Grafen, Gräfin Amalie von T. Außer dieſen Perſonen nahmen noch der Wundarzt und der Kapellan des Schloſſes, ein Geiſtlicher von ehrwürdigem Anſehn, an der Tafel Theil.

Der alte Graf in ſeiner Heiterkeit beharrend, wiederholte den Freunden, wie er den Zufall preiſe, der ſie ihm zugeführt, und dieſe nahmen gar keinen Anſtand, all' ihrer guten Laune, eben ſo wie Tages vorher, den Zügel ſchießen zu laſſen, ſo daß, da auch der Geiſtliche ſich als ein gemüthlicher lebensfroher Mann bewies, das Geſpräch unter dieſen vier Perſonen ſich friſch und lebendig bewegte. Der Wundarzt gehörte zu den Leuten, die mehr ergötzbar als ergötzlich ſind. Ohne beſonders zu ſprechen, lachte er über alles Drollige, was vorkam, und wenn er dann recht herzlich gelacht, fuhr er mit der Naſenſpitze beinahe bis in den Teller hinein, um gnädige Verzeihung bittend, daß er das Komiſche fühle und belache an hochgräflicher Tafel. Dagegen beharrte Graf Franz, nicht eine Miene verziehend, im finſtern Ernſt und nur dann und wann floſſen einige unbedeutende Worte über ſeine Lippen. Gräfin Amalie ſchien gar nicht an der Tafel zu ſeyn, denn, als werde eine ihr ganz fremde Sprache geſprochen, achtete ſie nicht im mindeſten auf das Geſpräch und ſprach ſelbſt nicht ein einziges Wörtlein. Willibald, der Platz neben der Gräfin genommen, beſaß ein ungemeines Talent, ſchweigſame Damen zum Reden zu bringen oder wenigſtens zum Hören. Dieſes Talent wollte er nun geltend machen, indem er das Wort an die Gräfin richtete, dieſe, jene Saite anſchlagend, die ſonſt wohl wiederklingt in dem weiblichen Gemüth. Doch alles umſonſt, die Gräfin blickte ihn mit ihren großen ſchönen, aber etwas todten Augen an und wandte ſich, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wieder von ihm ab, um in's Leere zu ſchauen. Willibald glaubte in Hartmanns Geſicht deutlich zu leſen: Du biſt ein Thor, gieb dir keine Mühe mit der ſtolzen

Närrin, der unter uns es gar nicht recht iſt. — Es wurde auf das Wohl des Kaiſerhauſes getrunken und die Gräfin, die noch keinen Tropfen Weins über die Lippen gebracht, konnte nun nicht umhin ihr Glas zu ergreifen und mit dem Nachbar anzuſtoßen, was ſie mit Widerwillen zu thun ſchien. Willibald noch nicht von ihr ablaſſend, bemerkte, daß es ſeltſame Verſtimmungen des Gemüths gebe, die unauflöslich ſcheinend, doch auch bei Frauen der Kraft des feurigen Geiſtes wichen, der dem edlen Wein entſteige. Ja, dieſer Geiſt wandle jene Verſtimmung oft um in die liebenswürdigſte Laune. Darum wage er die Gräfin zu bitten, den Verſuch zu machen, ob jener Erfahrungsſatz richtig, und das Glas zu leeren. — Die Gräfin ſchaute ihn an wie von ſeiner Aeußerung plötzlich überraſcht und ergriffen, dann ſprach ſie halb leiſe mit einem Ton, der von tiefem Schmerz zeugte: „Verſtimmt? — verſtimmt finden Sie mich? — heilige Jungfrau! iſt es möglich, daß ein zerbrochenes Inſtrument ſtimme! — Nun, fuhr ſie dann gelaſſener fort, Sie mögen es gut meinen, mein Herr, aber mich erhitzt der Wein und ich finde nichts aberwitziger als die ſogenannten Geſundheiten, an denen Herz und Gemüth keinen Theil haben und mit denen man nur den Tribut einer gewiſſen herkömmlichen Schicklichkeit abträgt.“ „So, ſprach Willibald, ſo laſſen Sie, gnädige Gräfin, uns dann die Gläſer leeren auf das, was wir recht tief und unvertilgbar in Herz und Gemüth tragen.“ Da färbten ſich plötzlich die Wangen der Gräfin in hohem Roth, düſtres Feuer blitzte aus ihren Augen, ſie ergriff das Glas, und leerte es, nachdem ſie mit Willibald angeſtoßen, mit einem langen Zuge. Graf Franz, der beiden ſchräg über ſaß, hatte kein Auge von ihnen verwandt, auch er ergriff ſein Glas, leerte es, und ſtieß es ſo heftig auf den Tiſch nieder, daß es klirrend zerſprang in hundert Stücke.

Alles ſchwieg betroffen, der alte Graf ſchien mit geſenktem Blick ſich trübem Nachdenken zu überlaſſen. Während die Freunde bedeutende Blicke wechſelten und ſich ihrerſeits nun gar nicht berufen fühlten das gut machen zu wollen, was das unbewußte Hineintappen in ein Geheimniß verdorben, nahm der Geiſtliche wieder das Wort, und indem er anſcheinend ſehr ernſt begann, wußte er geſchickt ganz unerwartet in irgend einen überaus drolligen Schwank einzulenken. Der Wundarzt, der allein gar keinen Begriff davon zu haben, was vorgegangen, und ängſtlich umherblickend zu fragen ſchien, warum in aller Welt es denn plötzlich ſo ſtill geworden, lachte ganz unmäßig, bückte ſich dann einmal übers andere bis zum Teller und brach zuletzt in die Worte aus: Pardonniren Ew. Excellenz, aber es iſt unmöglich — es ſchadet der Lunge, ſämmtlichen Inteſtinis — man darf es nicht zurück halten, man muß ein bischen losplatzen. Der alte Graf erwachte wie aus einem tiefen Traum, ſchaute in das kirſchbraune Antlitz des Wundarztes und brach dann auch aus in ein lautes Gelächter. Nun lebte das Geſpräch zwar wieder auf, aber es blieb ein erzwungenes mühſam erhaltenes Leben, ſo daß die Freunde froh waren, als die Tafel aufgehoben wurde. Gräfin Amalia entfernte ſich ſchnell und nun erſt ſchien, mit Ausſchluß des Wundarztes, allen eine drückende Laſt entnommen.

Auch Graf Franz war heiter geworden. Er luſtwandelte, während der alte Graf ſich auf ſein Zimmer begab, um wie gewöhnlich zu ruhen, mit den Freunden durch den Park.

In der That, ſprach er, nachdem manches Wort gewechſelt, zu Willibald, mit ſcherzendem doch etwas ſcharfem Ton: In der That, mein Vater hat mir nicht zu viel von Ihrem geſellſchaftlichen Genie geſagt. Es iſt Ihnen etwas gelungen, was Ihnen ſelbſt wohl gar nicht ſo ſchwierig bedünken mag, was ich meines Theils bis jetzt aber für ganz unausführbar halten mußte. — Ich meine, Sie vermochten die Gräfin dahin zu bringen, daß ſie mit Ihnen, der ihr gänzlich fremd, den ſie zum erſtenmal ſah, ſprach. Noch mehr daß ſie auf Ihren Anlaß allem jungfräulichen Sprödethun entgegen ein ganzes Glas Wein mit einem Zuge leerte. — Kennten Sie alle wunderbare Seltſamkeiten der theuren Gräfin ſo genau als ich, Sie würden ſich gar nicht verwundern, wenn ich Sie mit Ihrer Erlaubniß für eine Art Schwarzkünſtler halte.

Doch, erwiederte Willibald lachend, doch hoffe ich, von der guten harmloſen Gattung, die ihren Zauberſtab ſchwingen, nur um Ergötzliches zu Tage zu fördern.

Ueberzeugt, daß es bei der Eiferſüchtelei des jungen Grafen gerathen, nicht tiefer einzugehen in das Kapitel, wandten die Freunde das Geſpräch auf andere Dinge und es wurde der Gräfin und ihrer wunderbaren Seltſamkeiten nicht ferner gedacht.

Als am Abend, nach froh, beinahe üppig verlebtem Tage, die Freunde ſich allein auf ihrem Zimmer befanden, ſprach Hartmann:

Sag' einmal, Willibald, fällt dir denn in dieſem Schloſſe nicht etwas über alle Maßen auf?

Daß, erwiederte Willibald, daß ich nicht wüßte. Mir kommt vielmehr hier im Schloſſe alles ziemlich ordinär vor und es giebt nichts Geheimnißvolles, worauf die geſtrigen Reden des jungen Menſchen zu deuten ſchienen. Der junge Graf iſt verliebt in die Gräfin, die ihn nicht leiden kann, und der alte Herr, der beider Heirath wünſcht, iſt darüber verdrießlich und weiß nicht, wie er es anfangen ſoll, ſie zuſammen zu bringen. Das iſt alles! —

Ho ho, rief Hartmann, das iſt nicht alles! — Merkſt du denn nicht, daß wir mit beiden Füßen recht in der Mitte der Schiller'ſchen Räuber ſtehen? — Der Schauplatz iſt ein altes Schloß in Böhmen, mithin die Decoration richtig. Als ſpielende Perſonen treten auf: Maximilian, regierender Graf, Franz ſein Sohn, Amalia ſeine Nichte. — Nun! und Carl mag der Hauptmann der Räuber ſeyn, die uns anfielen. Es freut mich ſehr, die Begebenheit endlich einmal in der wirklichen Welt anzutreffen, die Schillern zu dem Trauerſpiel Anlaß gab, um mit Gewißheit zu erfahren, was für ein Ende Carl Moor nimmt, ob er von Schweizer erſtochen wird, oder ſich den Gerichten ausliefert. Fraglich iſt es nur, ob wir als zufälliger Chorus es zulaſſen dürfen, daß Graf Franz den Vater in den alten Thurm ſperrt, der, wie du weißt, am Ende des Parks ſteht, vorzüglich da es vor der Hand an Hermann dem Raben fehlt, der ihn füttert.

Willibald lachte ſehr über Hartmanns närriſchen Gedanken, meinte aber doch, daß in der That ein merkwürdiges Spiel des Zufalls hier die wichtigſten Perſonen aus jenem Trauerſpiel, wenigſtens dem Namen nach, bis auf den Haupthelden zuſammen gebracht, ſo daß nur noch ein Hermann und ein alter Daniel fehle.

Wer weiß, erwiederte Hartmann, ob nicht ſchon morgen uns beide erſcheinen. Was aber den Haupthelden betrifft, ſo gehört der vor der Hand nicht in's Schloß, und doch iſt's mir ſo, als würde auch nun nächſtens ein ſeltſam gekleideter Mann mit ſonnverbranntem, wildem Antlitz kommen und ſentimentaler Weiſe rufen: Du weinſt, Amalia? —

Die Freunde ſpannen nach ihrer Weiſe aus, wie nun alles ſich begeben und fügen müſſe, und wetteiferten in allerlei, jenes große aber entſetzliche Trauerſpiel parodirenden Ideen und ſie ſtritten noch dann, als jeder ſchon ſich zu Bette begeben, ſo daß der Morgen zu dämmern begann, als ſie endlich einſchliefen.

Andern Tages hieß es, Gräfin Amalia leide an heftigem Kopfſchmerz und werde ihr Zimmer nicht verlaſſen. Graf Franz war ganz erheitert, gar nicht mehr derſelbe, der er geſtern geweſen, und auch dem alten Grafen ſchien eine große Laſt entnommen.

So kam es, daß das Geſpräch bei der Mittagstafel ſich in rückſichtsloſer Lebendigkeit frei und unbefangen bewegte, ohne auf irgend eine Weiſe verſtört zu werden. Als bei dem Nachtiſch ein ſeltner feuriger Wein kredenzt wurde und der alte Graf die Freunde fragte, ob man in Berlin wohl dergleichen trinke, da meinte Hartmann, daß er ſich zwar nicht erinnere dergleichen getrunken zu haben, daß er dagegen bei irgend einem Feſte einen uralten Rheinwein genoſſen, der, wie es ihm ſchiene, alles übertroffen, was er bisher von ſeltenen Weinen gekannt. „Hoho, rief der alte Graf, indem ſein Antlitz vor Freude glänzte, hoho, wir wollen ſehen, was mein Keller vermag. Daniel, rief er dann einem Diener zu, Daniel ſoll einmal ein paar Flaſchen von dem hundertjährigen Rheinwein heraufſchaffen, und den Kryſtall-Pokal dazu!“ —

Man kann denken, daß die Freunde ſich ein wenig ſeltſam getroffen fühlten bei dem Namen Daniel. Bald darauf trat ein eisgrauer Mann mit gekrümmtem Rücken herein, und brachte den Wein, ſo wie den Pokal herbei; da konnten ſie ihren Blick nicht von der Geſtalt wegbringen. Hartmann ſah ſeinen Freund Willibald mit einer Miene an, als wollte er fragen: „Nun, hab' ich nicht Recht gehabt?“ Da entſchlüpften Willibald die Worte: In der That, das iſt höchſt merkwürdig!

Als nach der Tafel die Freunde mit dem Grafen Franz allein geblieben, und ganz heiter über dieſes und jenes geſprochen, brach der Graf plötzlich ab, und fragte erſt Hartmann, dann Willibald ſcharf fixirend, was ihnen denn ſo aufgefallen, ſo merkwürdig gedünkt bei der Erſcheinung des alten Daniel? — Gewiß, fuhr er fort, als die Freunde betroffen ſchwiegen, gewiß rief der alte treue Diener unſeres Hauſes einer Aehnlichkeit halber irgend ein merkwürdiges Ereigniß aus Ihrem Leben in Ihr Gedächtniß zurück, und iſt dies Ereigniß mittheilbar, ſo geben Sie mir Gelegenheit, das Talent, gut und lebendig zu erzählen, das Sie beide in hohem Grade beſitzen, auf's Neue zu bewundern; ich bitte Sie recht herzlich darum.

Hartmann meinte, daß Daniels Erſcheinung ſie keineswegs an ein merkwürdiges Ereigniß aus ihrem Leben, wohl aber an einen närriſchen Einfall erinnert, der aber viel zu närriſch und dabei zu unbedeutend ſey, um noch einmal wiederholt zu werden.

Als nun aber der Graf nicht nachließ, ſondern immer mehr in die Freunde drang, ihm die Urſache ihres plötzlichen Erſtaunens bei der Mittagstafel zu entdecken, da ſprach Willibald: Können Ihnen denn die innern Gedanken der Fremdlinge, die ein Zufall Ihnen zuführte, von ſo großem Belange ſeyn? — Doch Sie wollen wiſſen, was in uns vorging, als der alte Daniel hereintrat, nun es ſey! — Doch ſagen Sie mir vorher, ſollten Sie an der Aufführung irgend eines dramatiſchen Werks Theil nehmen, würde es Ihnen nicht verdrießlich, ja höchſt fatal ſeyn, einen ſchlechten Charakter darſtellen zu müſſen?

Wenn, erwiederte der Graf lachend, wenn die Rolle ſonſt intereſſant iſt, und Gelegenheit giebt, das Talent zu entwickeln, wie es denn bei Böſewichtern gewöhnlich der Fall zu ſeyn pflegt, ich würde und könnte mich eben nicht ſträuben.

Nun denn, fuhr Willibald fort, mein Freund Hartmann meinte geſtern ſcherzend, hier in einem alten prächtigen Schloß wären die eben auch in einem Schloß ſpielenden Hauptperſonen der Schiller'ſchen Räuber verſammelt, bis auf Hermann und den alten Daniel; als nun bei der Tafel wirklich ſolch ein alter Diener Namens Daniel —

Willibald ſtockte, da er wahrnahm, daß furchtbare Todtenbläſſe des Grafen Antlitz überzog, daß er wankend ſich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

„Verzeihen Sie, ſprach er mit bebenden Lippen, verzeihen Sie, meine Herren, eine Art von Schwindel — ich fühle mich plötzlich krank!" — Sich mit Mühe ermannend, verließ der Graf das Zimmer.

Was iſt das, was geht hier vor? ſprach Hartmann.

Hm, erwiederte Willibald, toller Spuk, Teufeleien! — Ich glaube, du hatteſt Recht, als du meinteſt, der Haſe, der hier im Pfeffer liege, ſey ein böſes Thier. Entweder iſt Graf Franz wirklich auf irgend eine Weiſe ſchuldbelaſtet, oder der Gedanke an jenes entſetzliche Verhältniß Amaliens in den Schiller'ſchen Räubern, woran ich ihn ſehr unvorſichtiger Weiſe erinnerte, zerſchnitt ſo tödtend ſein Herz. — Ich hätte ſchweigen ſollen; wer konnte aber auch wiſſen —

Nur, unterbrach Hartmann den Freund, nur jeden Falls mußte es den Grafen kränken, ſich plötzlich in der Rolle jenes hölliſchen Baſtards zu ſehen, und ſchon deshalb hätteſt du nicht mit der Wahrheit herausrücken, ſondern auf der Stelle irgend eine andere Urſache unſers Erſtaunens angeben ſollen. Gar keine Luſt ſpüre ich übrigens, tiefer in das Geheimniß, das hier obwaltet, dringen zu wollen, und da meine Wunde beinahe ganz geheilt, halte ich für das Gerathenſte, den alten Grafen zu bitten, daß er uns morgenden Tages fortſchaffen laſſe bis zur nächſten Station.

Willibald meinte dagegen, es ſey doch beſſer, noch ein paar Tage zu verweilen, damit Hartmanns gänzliche Geneſung keinen Rückfall und neue Störung der Reiſe befürchten laſſe.

Die Freunde gingen in den Park. Als ſie ſich einem entfernten Pavillon näherten, hörten ſie, wie in demſelben ein Mann zornig ſprach, und dazwiſchen Klagetöne eines Weibes. Sie glaubten die Stimme des jungen Grafen zu erkennen, und vernahmen, als ſie dicht an die Thüre getreten waren, ganz deutlich die Worte: „Wahnſinnige, ich weiß, daß du mich verabſcheueſt, weil ich dich anbete, „weil mein ganzes Weſen nur in dir lebt, athmet! — Aber ihn trägſt „du im Herzen, ihn, den Verruchten, der Schande auf Schande über „uns häuft. Fliehe, bethörtes Weib, fliehe hin, ſuche ihn auf, den „Abgott deiner Liebe, er wartet deiner in der Räuberhöhle oder im „finſtern Kerker! — Doch nein, nein, jenem hölliſchen Teufel zum „Trotz, laſſe ich dich nicht aus meinen Armen.“

„Böſewicht — Hülfe! Hülfe!“ — ſo kreiſchte die weibliche Stimme laut auf.

Willibald ſtieß ohne weiteres die Thüre ein. Gräfin Amalia riß ſich aus den Armen des jungen Grafen, und entfloh mit der Schnelligkeit des aufgeſcheuchten Rehs.

„Ha! rief der Graf den Freunden mit entſetzlicher Stimme entgegen, indem ſeine Augen funkelten in wilder Gluth: Ha! — Ihr kommt eben recht! — Ja, ich bin Franz! ich will es ſeyn! ich muß es ſeyn — ich —“

Plötzlich war ſeine Stimme erſtickt, und mit dem kaum vernehmbaren Wort: Helfer! — ſank er nieder.

So zweideutig den Freunden der ganze Auftritt auch erſchien, ſo ſehr ſie überzeugt waren, daß der Graf in ſeinem Thun wirklich jenem ſataniſchen Böſewicht ähnlich, doch mußten ſie einſehen, daß es Pflicht war, ihm beizuſtehen. Sie richteten den Grafen auf, ſetzten ihn in einen Lehnſeſſel, und Hartmann beſtrich ſeine Stirne mit einem kräftigen Spiritus, den er bei ſich zu tragen pflegte.

Mühſam erholte ſich der Graf und ſprach, beider, Willibalds und Hartmanns Hand erfaſſend, mit einem Ton, der von dem tiefſten herzzerreißendſten Jammer zeugte: „Sie haben Recht! — ein Trauerſpiel, eben ſo entſetzlich als jenes, an das die Namen unſers Hauſes Sie erinnerten, wird vielleicht hier bald aufgeführt! — Ja, ich bin Franz, den Amalia verabſcheut! — Aber nicht, bei Gott, bei allen Heiligen nicht jener Verworfene, deſſen Geſtalt dem Dichter aus der Hölle ſelbſt aufſtieg. Nein nur ein Unglücklicher, den ein ſchwarzes Verhängniß erfaßt, dem ſchmerzlichſten qualvollſten Tode geweiht hat — und dies Verhängniß ruht unvertilgbar in ſeiner eigenen Bruſt. — Verlaſſen Sie mich, erwarten Sie mich in Ihrem Zimmer.“

Wirklich trat bald, nachdem die Freunde zurückgekehrt waren in ihr Gemach, Graf Franz ebenfalls hinein. Er ſchien ſich ganz erholt, ganz gefaßt zu haben, und begann mit leiſem ruhigen Ton: Der Zufall hat Sie in den Abgrund blicken laſſen, in dem ich wohl rettungslos untergehen werde. Ich nenne es nicht unbedachtſam, nein, daſſelbe finſtere Geſchick, das bedrohlich über mir ſchwebt, zwang Sie dazu, mich an die ſeltſame Aehnlichkeit der Geſtaltung unſeres Hauſes mit der in jenem ſchauderhaften Trauerſpiel zu erinnern, an die ich, ſo ſehr ſie in's Auge ſpringen mag, doch früher niemals gedacht. Es war, als reichten Sie mir den Schlüſſel dar zu dem furchtbaren Geheimniß, das ſich mir nun aufthun würde, und nicht der Zufall, nein, eben jenes finſtre Geſchick habe Sie hergeführt, mich zu ſtürzen in den Abgrund. Wie mich die Urſache Ihres Erſtaunens bei der Tafel, der ganze Aufſchluß deshalb im Innern zermalmte, wird Ihnen nicht entgangen ſeyn. Erfahren und erſtaunen Sie noch mehr über das räthſelhafte Wirken des waltenden Geiſtes, daß ich wirklich einen älteren Bruder habe, Carl geheißen. Doch nicht jener entſetzliche, aber wahrhaft große Räuberhauptmann iſt jener Carl — nein. — Schwer, ſehr ſchwer wird es mir von der Schmach zu ſprechen, die unſer Haus befleckt, aber das, was ſich vor Ihren Augen ſo eben begab, zwingt mich dazu, und das vollſte Vertrauen hege ich, daß Sie alles, was ich Ihnen entdecke, bewahren werden als ein tiefes

Geheimniß. — Schon in früher Jugend bewies Carl bei einer vorzüglich ſchönen Geſtaltung die ſeltenſten Fähigkeiten des Geiſtes, ja in allem, was er begann, eine ſchimmernde Genialität. Um ſo entſetzlicher ſchien es daher, daß eben ſo früh ſich ſein entſchiedener Hang zu Ausſchweifungen, ja zu Abſcheulichkeiten jeder Art ausſprach. Dieß war unſerm Hauſe, den glorreichen Ahnen ſo fremd, daß mein Vater den Fluch einer grauſen That darin erblicken wollte. — O Gott! — man ſagte, Carl der Erſtgeborne ſey die Frucht eines böſen Frevels, dem meine Mutter unterlag. Auch Amalia ſoll ihre Geburt einem ſchändlichen Truge verdanken, der einer vom Wahnſinn der Liebe zum Verbrechen hingeriſſenen Frau den Mann in die Arme führte, den meine Mutter einſt liebte, und den ſie meinem Vater aufzuopfern gezwungen. — Sie ſehen, daß für einen handfeſten Pſychologen es hier viel zu deuteln giebt, keinen von Ihnen mag ich aber dafür halten. Laſſen Sie mich ſchweigen von der ununterbrochenen Reihe von Bosheiten und ſchlechten Streichen, die, dem Vater zu ſteter Qual, Carls ganze Laufbahn auf einer fremden Univerſität beſchmutzten. — Endlich gelang es dem Vater, ihm Militärdienſte zu verſchaffen. Er brachte es bis zum Hauptmann; es ging in's Feld; da — beſtahl er die Kriegskaſſe, wurde infam kaſſirt und nach der Feſtung geſchafft. — Er entſprang, und wir hörten nichts mehr von ihm. — Man ſchrieb mir vor einiger Zeit, daß man aus guter Quelle wiſſe, der infam kaſſirte Graf Carl von C. ſey als Hauptmann einer Räuberbande im Elſaß eingefangen worden und werde nächſtens hingerichtet werden. Ich habe dafür geſorgt, daß der Vater nichts davon erfährt, nichts davon erfahren kann, dieſer letzte Schlag würde ihn augenblicklich tödten. — Und dieſen Verworfenen liebt die Gräfin, liebt ihn mit einer grenzenloſen wahnſinnigen Inbrunſt. Zwölf Jahre war Amalia alt, als Carl das väterliche Haus verließ, in dem die vater- und mutterloſe Nichte aufgenommen worden. Finden Sie es möglich, daß ein Kind in ſolcher Liebe entbrennen, daß dieſe Liebe, eine unverlöſchbare Flamme, ihr ganzes Weſen ergreifen konnte? Ein ſataniſches Geheimniß iſt dieſe Liebe, und die Schauer der Hölle durchbeben mich oft, wenn ich Amalia erblicke in Gram, in Schmerz aufgelöſt, verzehrt von den Qualen einer Sehnſucht, die alles, was Tugend, was Jungfräulichkeit heißen mag, frech verhöhnt! — Sie wollen von mir ſelbſt hören? — Nun, mit eben der Inbrunſt, mit all' dem Wahnſinn, wie Amalia den verruchten Bruder liebt, ja! — eben ſo liebte ich ſchon, da ich kaum zum Jünglinge gereift, das Kind von zwölf Jahren. Aelter geworden, von ihr verworfen, glaubte ich eine Leidenſchaft, die mir verderblich werden mußte, beſiegen zu können, indem ich ſie preisgab aller anlockenden Luſt der Welt. Ich durchreiſte Frankreich, Italien, aber ihr Bild — ihr Bild, glaubt' ich es verblichen, ſtrahlte immer wieder auf in neuem Glanz! — Tödtendes Gift gährte in meinem Innern! — Nirgends Ruhe, nirgends Raſt! — Wie der Nachtvogel immer enger und enger die Flamme umkreiſt, und endlich in der Gluth ſeines Sehnens ſein Grab findet, ſo kam ich, mit dem feſten Vorſatz, Amalien niemals wieder zu ſehen, ihr doch immer näher und näher, bis ich, dem Willen des Vaters nur ſcheinbar nachgebend, zurückkehrte in das Schloß. Mein Vater ſieht meine Qual, er verabſcheut Amaliens unwürdige Neigung, er glaubt, daß ihr verwirrter Sinn endlich geſunden werde — troſtloſe Hoffnung! — Und doch, indem ich mich ſelbſt als einen Wahnſinnigen betrachte, kann ich nicht laſſen von der, die in meinem Weſen lebend mein Weſen zerſtört! — Und doch! nie bin ich bei dieſer ſteten unnennbaren Qual ſo von den Gedanken der Hölle zerriſſen worden, als in dem verhängnißvollen Augenblick, da Sie das fürchterliche Bild jenes Trauerſpiels mir vor Augen brachten, und ich dann Amalia, die ich in ihren Zimmern glaubte, in dem Pavillon einſam fand. Alle Wuth der brünſtigſten Liebe erwachte in mir und zu ihr geſellte ſich der wilde Zorn der Verzweiflung. — Es iſt vorüber, ich reiße mich los mit Gewalt, — man ſpricht von dem Ausbruch eines neuen Krieges — ich nehme Dienſte. —

Was ſagſt, ſprach Willibald, als die Freunde ſich allein befanden, was ſagſt du zu dem Allem? Ich meine, erwiederte Hartmann, daß dem Herrn Grafen Franz gar nicht zu trauen iſt. Er iſt ganz gewiß in ſeiner Leidenſchaft ein wilder Menſch, und ich bedaure die reizende Gräfin Amalia aus dem Grunde meines Herzens. — Wenigſtens war es ſehr ſeltſam oder vielmehr unzart, daß der Graf, nur um ſich des Auftritts in dem Pavillon halber zu entſchuldigen, uns in die Geheimniſſe des Hauſes einweihte und vor unſern Augen den Namen des Bruders an den Schandpfahl ſchlug.

In dem Augenblick entſtand auf dem Schloßhofe ein großer Tumult. Die Jäger des Grafen nebſt einigen Huſaren brachten eine gute Anzahl eingefangener, zum Theil ſchwerverwundeter Räuber ein. Menſchen von wildem, zum Theil ganz fremdem Anſehen, die, gelang es, ſie zum Reden zu bringen, welches ſchwer hielt, da ſie auf alle Fragen trotzig ſchwiegen, nur ein gebrochenes Deutſch und ein verdorbenes, kaum verſtändliches Italieniſch ſprachen. Andere konnten die Zigeuneriſche Abkunſt gar nicht verleugnen und ſprachen fertig böhmiſch. Mit Recht konnte man daraus ſchließen, daß das Räubergeſindel von der italieniſchen Grenze herübergekommen, und ſich in Böhmen durch Zigeunerhorden verſtärkt haben müßte. Als man die Räuber nach ihrem Hauptmann fragte, lachten ſie laut auf und ſagten: der ſey in guter Ruhe und Sicherheit, der ſey nicht ſo leicht zu fangen, als man wohl denke. Wirklich hatte ſich, wie die Jäger erzählten, ein Trupp der Räuber mit der Wuth der Verzweiflung durchgeſchlagen, und war, da die Nacht eingebrochen, im Dickicht des Waldes entkommen. — Ein Grund mehr, ſprach der Graf anmuthig lächelnd zu den Freunden, warum ich Sie noch durchaus nicht von mir laſſen kann. Jede Gefahr muß erſt aus dem Wege geräumt ſeyn.

Abends war Willibald aus der Geſellſchaft, die wie gewöhnlich aus den beiden Grafen, dem Geiſtlichen und dem Wundarzt beſtand — Amalie fehlte — verſchwunden. Schon wollte man ihn aufſuchen, als er eintrat. Hartmann merkte es dem Freunde an, daß ihm etwas ganz Seltſames begegnet ſeyn müſſe, und es war dem wirklich ſo. Kaum waren die Freunde auf ihrem Zimmer allein, als Willibald losbrach: „Nein, es iſt höchſte Zeit, daß wir forteilen. Das unheimlich Seltſame häuft ſich zu ſehr und es will mich bedünken, daß wir dem Räderwerk, das hier ein beſonderes böſes Verhängniß zu treiben ſcheint, zu nahe kommen und von dem Schwungrad ergriffen unaufhaltſam hineingeſchleudert werden könnten in's Verderben. — Du weißt, daß ich dem alten Grafen etwas mitzutheilen verſprochen von meiner Schreiberei. Als ich nun mit dem Manuſcript, das ich hervorgeſucht aus meinem Koffer, in der Hand, hinabkomme, gerathe ich in meiner Zerſtreuung in den großen Saal auf der linken Seite, der wie du weißt, mit großen Gemälden behängt iſt. Der Rubens, den wir ſchon neulich bewunderten, zieht mich auf's Neue an. Indem ich nun aber davor ſtehe und ihn betrachte, geht eine Seitenthür auf und Gräfin Amalia tritt herein. Du meinſt, noch ganz verſtört, ganz außer ſich über das, was ſich vor ein paar Stunden begeben? — Nichts weniger als das! — Ganz heiter und unbefangen tritt ſie auf mich zu, und beginnt von den Gemälden und den verſchiedenen Meiſtern, die hier verſammelt, zu ſprechen, indem ſie ſich vertraulich in meinen Arm hängt und langſam den Saal mit mir hinabwandelt. „Doch, ruft ſie endlich aus, als wir uns am Ende des Saals befinden, doch, giebt es etwas Langweiligeres, als ſo viel zu ſprechen von todten Bildern? Hat das friſche Leben ſo wenig Anſpruch an uns, daß wir uns davon abwenden?“ —

Und damit öffnet ſie die Thüre und wir durchwandeln zwei, drei Zimmer, bis wir endlich in ein mit dem ausgeſuchteſten Geſchmack dekorirtes Gemach treten.

„Ich begrüße Sie in meiner Behauſung,“ ſpricht Amalia und nöthigt mich neben ihr Platz zu nehmen auf dem Sopha.

Du magſt dir es vorſtellen, daß mir in der Nähe des reizenden Weibes, die ſonſt mir ſchroff und kalt erſchienen, jetzt die Anmuth, die Lieblichkeit ſelbſt war, ganz ſeltſamlich zu Muthe wurde. Ich gedachte eben in den ſchönſten Redensarten ganz ausnehmend liebenswürdig zu ſeyn und rüſtete mich, irgend einen leuchtenden Geiſtesblitz abzuſchießen, als mir die Gräfin mit einem Blick in die Augen ſtarrte, vor dem ich augenblicklich verſtummte.

Sie nahm meine Hand und fragte: Finden Sie mich ſchön? — So wie ich die Lippen öffnen wollte zur Antwort, ſprach ſie weiter: Ich verlange keine Schmeichelei, die mir in dieſem Augenblick nur zu abgeſchmackt erſcheinen müßte. Mir genügt ein einfaches Ja oder Nein! — „Ja!“ erwiederte ich nun, und ich möchte wohl wiſſen, wie dieſes Ja! geklungen haben mag, das ich ſchnell ausſtieß in einer Art von ſeltſamer Beſtürzung.

„Könnten Sie mich lieben?“ fragte die Gräfin weiter, indem mir ihr Blick ſagte, daß ſie auch wieder nichts anders verlange als ein einfaches Ja oder Nein.

Der Teufel nehme ſich anders, ich habe kein weißes kaltes Blut, keine philiſterige Fiſchnatur. „Ja!“ rief ich und drückte ihre Hand, die noch immer die meine faßte, an die bebenden Lippen und küßte ſie einmal über das andere mit einer Inbrunſt, die ihr gar keinen Zweifel laſſen mußte, wie jenes Ja! recht aus dem tiefen Herzen gekommen.

Nun dann, rief die Gräfin wie aufjauchzend vor Freude, ſo reißen Sie mich aus meinem Verhältniß, das mir täglich, ſtündlich den qualvollſten Tod giebt. — Sie ſind Fremde — Sie gehen nach Italien — ich folge Ihnen — entführen Sie mich dem Verhaßten — retten Sie mich zum zweitenmal! —

Wie ein jäher Blitz traf mich jetzt der Gedanke, wie unbeſonnen ich dem Eindruck des Augenblicks der aufgeregten Sinnlichkeit nachgegeben. Ich fuhr zuſammen, die Gräfin ſchien das gar nicht zu bemerken, ſondern fuhr ruhiger fort: Nicht verſchweigen will ich Ihnen, daß mein ganzes Weſen einem andern gehört und ich daher auf eine ganz uneigennützige Tugend rechne, wie ſie wohl kaum zu finden. Doch — eben ſo wenig will ich leugnen, daß es unter gewiſſen Umſtänden möglich ſeyn würde, Ihnen den höchſten Lohn der Liebe zu gönnen — und ich würde reich lohnen! — Iſt nämlich jener, den ich im Herzen trage ſeit meiner Kindheit, nicht mehr unter den Lebendigen, ſo — Sie bemerken, daß ich, da ich dies auszuſprechen vermag, mich ſelbſt bis in das Innerſte hinein geprüft habe und daß meine Entſchlüſſe nicht von der jähen Aufregung eines entſetzlichen Augenblicks erzeugt wurden. Uebrigens weiß ich, daß Sie und Ihr Freund die Verhältniſſe hier im Schloß mit der Expoſition eines gewiſſen furchtbaren Trauerſpiels verglichen haben. Es liegt darin etwas Seltſames, Verhängnißvolles.

Was um aller Welt willen der Gräfin ſagen? — Welche Antwort lag im ganzen Reiche des Möglichen? — Die Gräfin riß mich aus der Verlegenheit, indem ſie ſehr ruhig ſprach: Jetzt nichts weiter — verlaſſen Sie mich — wir ſprechen weiter zur gelegenen Zeit. —

Schweigend küßte ich der Gräfin die Hand und entfernte mich nach der Thüre. Da eilte die Gräfin mir nach, warf ſich wie in heller Liebesverzweiflung mir in die Arme, glühende Küſſe brannten auf meinen Lippen, ſie rief mit einem Ton, der meine Bruſt zerfleiſchte: Rette mich! — Halb betäubt, beſtürmt von den widerſprechendſten Gefühlen, wurde es mir unmöglich, zu Euch zurückzukehren. Ich lief hinab in den Park. Es war mir, als habe ich das höchſte Liebesglück gewonnen, als müßt' ich, rückſichtslos mich hinopfernd, thun, was die Gräfin geboten, bis ich, ruhiger geworden, den Wahnſinn eines ſolchen verderblichen Unternehmens einſah. — Du haſt bemerkt, daß Graf Franz mich, ehe wir in unſer Zimmer hinaufgingen, bei Seite nahm und heimlich mit mir redete. — Nun, nichts anders gab er mir zu verſtehen, als daß er unterrichtet ſey von der Neigung, die die Gräfin zu mir gefaßt. „Ihr,“ ſo ſprach der Graf, „Ihr ganzes Weſen, Ihre ganze Art zu ſeyn, erfüllt mich „mit dem unbedingteſten Zutrauen, darum darf ich Ihnen ſagen, „daß ich mehr ahne, als Sie wohl denken mögen. — Sie ſprachen „die Gräfin. — Hüten Sie ſich vor Armidens ſinnbethörender Verlockung — ſeltſam muß Ihnen das aus meinem Munde klingen „— doch, das iſt eben der böſe Fluch, der mich verfolgt, daß ich „mir meines Wahnſinns bewußt bin, und mich nicht herauszureißen „vermag aus dem heilloſen Zuſtande, der mich verderbt und den ich „dennoch zu lieben gezwungen.“ —

Du ſiehſt, Freund Hartmann, daß ich mich jetzt hier in ſolch toller verwirrter Lage befinde, die die ſchnelle Abreiſe unbedingt nothwendig macht.“

Hartmann war nicht wenig erſtaunt über alles das, was ſich mit ſeinem Freunde Willibald begeben, und beide, nachdem ſie noch manches über die Lage der Dinge auf dem Schloſſe hin und her geſprochen, waren einſtimmig der Meinung, daß ſich hier wohl alles aus gewiſſen bedrohlichen Abgründen der menſchlichen Natur entwickelt haben müſſe.

Mit den erſten Strahlen der Sonne erwachten die Freunde aus dem Schlaf. Blüthendüfte hauchten durch das geöffnete Fenſter und draußen in Wald und Flur war alles Leben und Luſt. Die Freunde beſchloſſen, noch vor dem Frühſtück einen Gang durch den Park zu machen. Als ſie nun in den entfernteren Theil kamen, der an den Forſt grenzte, vernahmen ſie ein eifriges Geſpräch und erblickten bald darauf den alten Daniel und einen großen ſtattlich gekleideten Mann, die gar wichtige Dinge abzuhandeln ſchienen. Endlich gab der Fremde dem Alten ein kleines Papier und ging, von Daniel begleitet, waldeinwärts, wo in geringer Entfernung ein Jäger mit zwei Reitpferden ſtand. Beide, der Jäger und der Fremde, ſchwangen ſich auf und jagten in vollem Galopp davon. Als Daniel zurückkehrte, ſtieß er gerade auf die Freunde. Er fuhr erſchrocken zuſammen, dann ſprach er aber lächelnd: Ei, ei, ſchon ſo früh auf, meine Herren? — Nun, da war eben der fremde Herr Graf hier, der unſer Nachbar werden will. Er hat ſich hier ein wenig umgeſehen, ich habe ihn überall herumführen müſſen. So wie er nun ſein Schloß bezogen, will er einſprechen bei unſerem gnädigen Herrn Grafen und um gute freundliche Gaſtfreundſchaft bitten. —

Auch dieſer Fremde, das Erſchrecken Daniels, wollte den mißtrauiſch gewordenen Freunden gar bedenklich vorkommen.

Mit vieler Mühe errangen die Freunde vom alten Grafen das Verſprechen, daß ſie anderen Morgens fortgeſchafft werden ſollten, dafür wollte er aber dieſen Tag nicht aus ihrer Geſellſchaft kommen. Das war, was Willibald, der Amalien fürchtete wie ein ſcheues Kind, nur wünſchen konnte. Der Morgen verging heiter und froh, als man ſich bereitete zur Tafel zu gehen, fehlte Gräfin Amalia. „Der Kopfſchmerz wird ſich wieder eingeſtellt haben,“ ſprach der alte Graf verdrießlich. Da ging die Thüre auf, Gräfin Amalia trat herein und den Freunden ſtockte der Athem. Auf das Köſtlichſte war ſie in dunkelrothen Sammt gekleidet, ein funkelnder Gürtel umſchloß feſt den ſchlanken Leib, und eben ſolch ein prächtiger Schmuck erhöhte den Reiz des blendenden Nackens, während reiche Spitzen den ſchwellenden Buſen nur halb verbargen. Die dunklen Locken waren mit Perlenſchnüren und Myrthen durchflochten, Handſchuhe und Fächer vollendeten den feſtlichen Putz. Sie ſtrahlte in ſolchem Glanz der Schönheit, daß ein tiefes Schweigen von der Ueberraſchung ſelbſt derer zeugte, die ſie wohl ſchon öfters ſo geſchmückt geſehen.

„Mein Himmel, begann der alte Graf, was bedeutet das, Amalia, du biſt ja geſchmückt, als ſollteſt du, eine frohe Braut, vor den Altar treten.“

„Bin ich denn keine glückliche Braut?“ ſprach Amalia mit unnennbarem Ausdruck, kniete nieder vor dem Grafen und beugte ihr Haupt, als flehe ſie um ſeinen Segen.

Ganz verklärt vor Freude hob der Graf ſie auf, küßte ſie auf die Stirne und ſprach dann: O Amalia, wäre es möglich? Franz — glücklicher Franz! — Graf Franz näherte ſich mit wankendem Schritt. Man ſah ihm die Angſt des bangen Zweifels an. Amalia ſchauerte zuſammen, dann ließ ſie dem Grafen willig ihre Hand, die er mit feurigen Küſſen bedeckte.

Bei der Tafel blieb ſie ſtill und ernſt, wenig theilnehmend daran, was eben geſprochen, aber ſichtlich weich geſtimmt und ſich hinneigend den Worten Willibalds, der wie gewöhnlich ihr Nachbar, und dem übrigens zu Muthe war, als ſitze er auf glühenden Kohlen. Seltſame Blicke warf Graf Franz herüber auf das Paar, und Willibald mußte fürchten, daß Amaliens unerklärliches Beginnen, der wahnſinnige Gedanke ſich plötzlich als Braut zu ſchmücken, um ihm mehr Aufmerkſamkeit zu beweiſen, als jemals, noch einen argen Strich durch die Lebensrechnung machen und zu einem heilloſen Zweikampf nöthigen werde. — Es kam aber anders! — Als die Tafel aufgehoben, nahm ſie Willibalds Arm und eilte, während die andern noch im Geſpräch begriffen, ſo ſchnell von dannen, daß ſie ſich plötzlich in dem entfernten Zimmer mit Willibald allein befand. — Sie wankte, wollte niederſinken, da ſchloß Willibald ſie in ſeine Arme, und außer ſich ſelbſt, ganz Liebesluſt, drückte er heiße Küſſe auf die ſchönſten Lippen; da lispelte die Gräfin: Laß mich, o laß mich — entſchieden iſt mein Schickſal — du kamſt zu ſpät — o wärſt du früher gekommen — doch jetzt — o Gott!

Ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen und ſie verließ das Zimmer in demſelben Augenblick, als Graf Franz eintrat. Willibald rüſtete ſich, einen harten Auftritt zu beſtehen und jeder Beleidigung des Eiferſüchtigen mit dem Muth, mit der Kraft des Mannes zu begegnen. Doch nicht wenig verwundert war er, als der Graf in heftiger Bewegung auf ihn zutrat und mit einem Ton, mit einem Blick, der genugſam davon zeugte, wie ſein ganzes Innres zerriſſen, fragte: So wie ich höre, reiſen Sie morgen früh mit Ihrem Freunde ab? — Allerdings, Herr Graf, erwiederte Willibald ſehr ruhig und gelaſſen. Schon zu lange haben wir hier verweilt und ein böſes Verhängniß könnte uns ganz ohne unſere Schuld in manches verwickeln, das ſich hier auf dem Schloſſe zu großem Unheil geſtalten möchte.

„Sie haben Recht, ſprach der Graf tief gerührt, indem heiße Thränen aus ſeinen Augen perlten, Sie haben Recht, mein Herr. — Nicht mehr darf ich Sie vor Armidens Zauberreize warnen. Rinaldo reißt ſich los mit männlichem Muth! — Sie verſtehen mich ganz. — Ich habe Sie beobachtet mit eiferſüchtigem Mißtrauen — ich ſpreche Sie frei von aller Schuld — o! — wäre es denn eine Schuld geweſen — doch ſtill, nichts mehr davon. So viel iſt gewiß, daß irgend ein unheilſchwangeres Geheimniß waltet, aber die Kunſt der Hölle gehört dazu, es zu errathen.“ —

Die übrige Geſellſchaft verſammelte ſich, der Geiſtliche wurde abgerufen. Als er wieder kam, ſprach er leiſe mit dem alten Grafen, dieſer erwiederte halblaut: Sie iſt eine überſpannte Närrin, man laſſe ſie gehen! — Die Freunde erfuhren nachher von dem Geiſtlichen, daß Amalia ſeinen Zuſpruch verlangt und ihm allerlei ſeltſame Zweifel über die Sünde, ewige Strafe u. ſ. w. aufgeworfen, dann, als er ihr unruhiges ganz verſtörtes Gemüth beſchwichtigt, ſo gut als er es vermocht, aber erklärt, wie ſie ſich durchaus krank fühle und den ganzen Abend in ihrem Zimmer eingeſchloſſen bleiben werde. — Des Abſchieds der Freunde halber floß der edle Wein noch reichlicher als ſonſt, und ließ die ſchwärmeriſche Amalia vergeſſen ſammt ihrer Krankheit, die, wie der alte Graf aus Erfahrung wiſſen wollte, auf leerer Einbildung beruhe. Alles, vorzüglich Willibald, der ſich bei dem Gedanken der nahen Abreiſe aller Sorge entnommen und ſo leicht und froh fühlte wie ein freigelaſſener Vogel, war und blieb bei der heiterſten und unbefangenſten Laune. Ja, der Scherz ſtieg beinahe bis zur Ausgelaſſenheit, der Wundarzt hörte nicht auf um Verzeihung zu bitten ſeines Lachens halber und wollte immer wieder dazwiſchen fragen, ob denn die gnädige Gräfin heute wirklich getraut worden? Der Geiſtliche ſchnitt ihm dann aber gleich das Wort ab, und es war poſſierlich genug anzuſchauen, wie er ganz verblüfft da ſaß mit offnem Munde und gar nicht begreifen konnte, warum er nichts wiſſen ſollte von der Hochzeit, die ſeines Bedünkens gefeiert würde, wiewohl im Stillen ohne Braut. — Nur Graf Franz ſchien von böſen Ahnungen gepeinigt in ſteter Unruhe. Bald verließ er den Garten-Saal, in dem man verſammelt, bald kehrte er wieder zurück, ſah aus dem Fenſter, trat vor die Thüre ꝛc. Man trennte ſich in ſpäter Nacht.

Andern Morgens vernahmen die Freunde ein ungewöhnliches Hin- und Herlaufen im Schloſſe, Stimmen durcheinander, Waffengeräuſch u. ſw. Sie traten an das Fenſter und ſahen, wie eben Graf Franz bewaffnet an der Spitze der Jäger fortſprengte. Der Diener, der ſonſt jeden Morgen herauf kam mit dem Frühſtück, blieb aus. Jrgend ein bedrohliches Ereigniß ahnend, ſtiegen die Freunde hinab. Sie begegneten lauter blaſſen verſtörten Geſichtern, niemand ſtand Rede.

Endlich gewahrten ſie den Geiſtlichen, der aus den Zimmern des alten Grafen trat. Von ihm erfuhren ſie alles. — Gräfin Amalia war ſpurlos verſchwunden! — Als ſie des Morgens nicht, wie ſie ſonſt zu thun pflegte, dem Kammermädchen klingelte, ging dieſes nach ihrem Zimmer. Sie fand die Thüre verſchloſſen, und da ſie auf alles Klopfen, auf alles Rufen keine Antwort erhielt, gerieth ſie in große Angſt und Beſorgniß. Sie lief hinab, ſchrie laut, daß Gräfin Amalia todt ſey oder wenigſtens in tiefer Ohnmacht liege, und bald war das ganze Schloß verſammelt vor dem Zimmer der Gräfin. Man ſtieß die Thüre ein, Amalia war entflohen, entflohen in demſelben prächtigen Anzuge, den ſie Tags vorher getragen. Sie hatte ſich nicht entkleiden laſſen, und es ſelbſt nicht gethan, da man ſonſt den Anzug im Zimmer hätte finden müſſen. — Auf dem Marmortiſch vor dem Spiegel lag ein kleiner Zettel, auf dem die wenigen Worte von Amaliens Hand ſtanden: „Die Braut eilt in die Arme des Bräutigams.“

Ganz unbegreiflich ſchien es, wie Amalia hatte unbemerkt entfliehen können. Bei Tage war das ganz unmöglich, da ſich innerhalb und außerhalb des Schloſſes eine Menge Menſchen bewegten, die gewiß die Gräfin, noch dazu in ihrem ungewöhnlichen reichen Anzuge, bemerkt haben würden. Floh die Gräfin zur Nachtzeit, ſo war es wieder nicht zu erklären, wie ſie aus dem Schloſſe hatte kommen können, deſſen Thor man am Morgen feſt verſchloſſen fand. An eine Flucht durch das Fenſter war bei der beträchtlichen Höhe des Stocks, in dem ſich der Gräfin Zimmer befanden, nicht zu denken. Offenbar mußte irgend jemand im Schloſſe der Gräfin zur Flucht behülflich geweſen ſeyn.

Hartmann erzählte nun, wie ſie am geſtrigen Morgen im Park den alten Daniel mit einem Fremden eifrig ſprechend getroffen hätten, der dann raſch waldeinwärts fortgeſprengt.

Der Geiſtliche wurde ſehr aufmerkſam, ließ ſich die Geſtalt des Fremden, ſeinen Gang, ſein ganzes Weſen auf das Genaueſte beſchreiben, und verſank in tiefes Nachdenken. „Es iſt, ſprach er dann halb leiſe, es iſt ein ſchwarzer Argwohn, der in mir aufkeimen will. — Sollte dieſer alte Diener — Muſter der Redlichkeit — Sollte jener Verruchte ſelbſt — Nein es iſt nicht möglich! — Und doch — die Beſchreibung des Fremden — das Geſpräch mit Daniel in einer Tageszeit, wo er ſich ganz unbeobachtet glauben konnte — Nun! —

bald klärt ſich alles auf. Iſt Graf Franz ſo glücklich, die Gräfin aufzufinden, ſie zurück zu bringen —“

Das, rief Willibald lebhaft, das wolle Gott verhüten! Mag Graf Franz die Gräfin für todt, für ewig verloren halten. Den durchbohrendſten Gram lindert die Zeit und ſelbſt der Tod, der unüberwindliche Leiden endigt, iſt Wohlthat für den, deſſen Inneres irgend eine heilloſe Geſtaltung des Lebens zerreißt mit namenloſer Qual. Mag das entſetzliche Verhältniß, der Kampf der brünſtigſten Liebe und des tiefſten Abſcheues aus derſelben unreinen Flamme roher Sinnlichkeit geboren, mag dieſer furchtbare Kampf, in dem das Edelſte untergeht, nie mehr dieſes Haus verſtören! —

Ach, ſprach der Geiſtliche, indem er die Augen gen Himmel hob, ach es iſt wohl dem ſo, ich kann Ihnen nicht widerſprechen.

Die Freunde beſtanden darauf, nun ohne weiteres auf der Stelle abzureiſen. Der Geiſtliche verſprach für Pferde zu ſorgen, da alles in Verwirrung, und hielt Wort. Nach einer halben Stunde ſtand der gepackte Reiſewagen vor der Thüre.

Der alte Graf hatte durch den Geiſtlichen den Freunden ein herzliches Lebewohl ſagen laſſen, da er ſich außer Stande fühle, ſie mündlich zu ſprechen.

Als indeſſen die Freunde im Begriff waren in den Wagen zu ſteigen, trat der alte Graf aus der Thüre. Stolz trug er ſein Haupt erhoben, veredelt ſchienen die Züge ſeines Antlitzes, feſter war ſein Schritt. Ueberwunden hatte er den jähen Schmerz, und nun konnte das neue Leid ſeinen heldenmüthigen Geiſt nur beleben mit neuer Kraft.

Er umarmte die Freunde herzlich, und ſprach dann mit der ernſten Würde des in ſich abgeſchloſſenen Mannes: Ihre Erſcheinung war der letzte Lichtpunkt in meinem Leben, Amaliens Flucht der erſte Schlag des Wetters, das nun über mein Haus einbricht und es vernichtet. Im Alter, wenn das Feuer der Phantaſie erloſchen, gelten Ahnungen mehr als in der Jugend. — Haben Sie Dank für die heiteren Augenblicke, die ihr friſcher lebensmuthiger Geiſt mir gewährte. Beten Sie, daß der Herr bald vollende, was er über mich beſchloſſen.

Der Graf drückte ſchnell eine Thräne aus dem Auge, als er von den Freunden ſchied, und auch dieſe verließen das Schloß in der tiefſten Rührung.

Mitten im nahen Walde trafen ſie auf einen Trupp gräflicher Jäger, die auf einer von Baumzweigen geflochtenen Bahre den Grafen Franz nach dem Schloſſe brachten. Ein Schuß, der ganz unerwartet aus dem dichten Gebüſche fiel, hatte ihn in die Bruſt getroffen; er ſchien rettungslos verloren. — O fort — fort von dieſem Schauplatz des Jammers!

So riefen die Freunde, und raſch ging es weiter.

Zwei Briefe.

Mehrere Jahre waren verfloſſen. Hartmann, in ſeiner diplomatiſchen Laufbahn vorgerückt, ging in Aufträgen ſeiner Obern nach Rom und dann nach Neapel. Von hier aus erhielt Willibald, der in Berlin zurückgeblieben, einen Brief folgenden Inhalts:

Hartmann an Willibald.

Neapel, den ....

Ich ſchreibe Dir, mein theuerſter Willibald, in der vollſten Bewegung meiner ganzen Seele! — An einen Moment in unſerm Leben bin ich erinnert worden, der Dich ſo erfaßte, daß Du lange nicht das ſeltſame Gefühl von Luſt und Schmerz, von Liebe und Verachtung verwinden konnteſt. — Doch ohne weitere Vorrede zur Sache.

Geſtern beſuchte ich den reizendſten romantiſchſten Punkt dieſer Gegend, nämlich das Kamaldulenſer-Kloſter in der Nähe des Poſilippo.

Der Prior war artig genug, mich an einen Mönch zu weiſen, der ein Deutſcher war, und den er vom Gelübde des Schweigens dispenſirte.

Je länger der Mönch mit mir ſprach, deſto bekannter wurde mir der Ton ſeiner Stimme, und auch in den Zügen ſeines würdigen Antlitzes lag etwas Bekanntes, ſchon Geſehenes, das nur der lange weiße Bart zweifelhaft zu machen ſchien. Der Mönch betrachtete mich mit einer forſchenden Aufmerkſamkeit, die offenbar zeigte, daß auch ich ihm bekannt vorkam.

Endlich erwähnte ich, als der Mönch mich fragte, ob ich zum erſtenmale in Italien ſey, unſerer Reiſe von Berlin über Prag und Wien nach Mailand. — So, rief der Mönch, ſo täuſcht mich doch wohl nicht die Erinnerung, die mir gleich zu Sinn kommen wollte, als ich Sie nur erblickte. — Wir ſahen uns ſchon in Böhmen auf dem Schloſſe des Grafen Maximilian von C. —

Der Mönch war kein anderer als jener würdige Geiſtliche, der Schloßkapellan des Grafen von C., und Du kannſt denken, wie mir mit einem Zauberſchlage das helle lebendige Bild jener verhängnißvollen Momente auf dem Schloſſe vor Augen trat. Eifrig bat ich den Mönch mir zu ſagen, wie ſich fernerhin alles begeben, und meinte, daß, führe mich meine Rückreiſe durch Böhmen, ich gewiß die Gaſtfreundſchaft des alten Grafen, ſey er noch am Leben, zum zweitenmal in Anſpruch nehmen werde. — „Ach,“ ſprach der Mönch, indem er den thränenſchweren Blick zum Himmel richtete, „ach! — „alles iſt dahin! — verſchwunden alle Pracht und Herrlichkeit! — „Das Geflügel der Nacht niſtet in den Ruinen, wo ſonſt Freiheit „thronte und Gaſtfreundſchaft in ſchimmernden Prunkgemächern!“ —

Geahnt haben wir wohl beide den Untergang der von verhängnißvollen Geheimnißen bedrohten Familie; höre indeſſen, wie nach der Erzählung des Mönchs ſich alles begeben.

Graf Maximilian behielt die Faſſung des männlich ſtarken Geiſtes, als ihm der auf den Tod verwundete Sohn gebracht wurde, und dieſen Muth lohnte der Ausſpruch des Wundarztes, der, nachdem er mit dem Geſchick des vollendeten Meiſters die Kugel herausgebracht, erklärte, daß die Verwundung allerdings ſehr gefahrvoll, Rettung indeſſen nicht nur möglich, ſondern, käme nicht irgend ein anderes Uebel hinzu, mit vieler Wahrſcheinlichkeit vorauszuſehen ſey. Daß die Büchſenkugel nicht die Bruſt des Grafen durchbohrt, was ſonſt bei der Richtung des Schuſſes ein Wunder zu nennen, ließ den Wundarzt vermuthen, daß der Mörder in gar beträchtlicher Ferne geſchoſſen. Daraus ließ ſich denn auch erklären, daß der Mörder Zeit genug gehabt hatte, zu entfliehen, da die Jäger, ſo ſorgſam ſie auch den ganzen Wald durchſtreiften, doch nicht eine einzige verdächtige Perſon antrafen. Ueberhaupt ſchien jenes Raubgeſindel, das die ganze Gegend ringsumher unſicher machte, nach der Niederlage, die es zuletzt erlitten, ſich wieder über die Gränze zurückgezogen zu haben, denn man hörte durchaus nichts mehr von den kühnen Raubſtreichen, die ſonſt beinahe jeden Tages vorgefallen.

Der Wundarzt hatte die Verwundung des Grafen ganz richtig beurtheilt. Sehr bald war er außer aller Gefahr, und die ſanfte Trauer, die tiefe Schwermuth, die ſein Gemüth erfüllte, hatte ſeinen in Feuer und Flamme aufſprühenden Geiſt gebrochen, und war eben deshalb ſeiner völligen Geneſung zuträglich. Beide, der alte Graf und Graf Franz, hatten Amalie, die wie durch Zauberei ſpurlos verſchwunden, ganz aufgegeben. Sie durften nicht einmal irgend eine Vermuthung wagen, wohin, mit welcher Hülfsleiſtung ſie entflohen. Alles nur irgend Denkbare wurde bei näherer Beleuchtung zum leeren Hirngeſpinnſt, und ſo war es auch unmöglich, irgend eine Maßregel zu erſinnen, die dahin hätte führen können, die Spur der Entflohenen zu finden und zu verfolgen. — Die Stille des Grabes herrſchte nun in dem Schloſſe, und nur vorübergehende helle Augenblicke, die der Geiſtliche manchmal herbeizuführen wußte, unterbrachen die tiefe Trauer, in die beide, Vater und Sohn, verſunken. Nur der Troſt, den die Kirche zu ſpenden vermag, ſtärkte den alten Grafen, als der entſetzliche Schlag ihn traf, den abzuwenden Graf Franz ſich vergebens bemüht hatte. Graf Maximilian erfuhr durch Zufall, daß ſein Sohn Carl wirklich vor mehrerer Zeit als Haupt einer Räuberbande im Elſaß eingefangen und zur Hinrichtung verurtheilt, aber von ſeinen Spießgeſellen, die das Gefängniß, worin er eingeſchloſſen, erbrachen, indeſſen mit Gewalt befreit worden war. — Sein Name wurde an den Galgen geſchlagen. Er hatte ſeinen Familiennamen richtig angegeben, man ließ jedoch den Grafentitel hinweg. —

Schlaflos lag Graf Maximilian in einer Nacht, gequält von dem Gedanken, in welche Schmach der ruchloſe Sohn die würdigſte Familie, die ihre Abſtammung von Königen herleitete, verſenkt, und wie Amaliens verbrecheriſcher Wahnſinn auch den letzten Funken jeder Hoffnung irgend eines irdiſchen Wohls verlöſcht. Da vernahm er leiſe Tritte vor den Fenſtern des Schloſſes, und dann war es, als würde die Hauptthüre behutſam geöffnet. Dann wurde alles ſtill, bald ließ ſich aber, wie aus der unterſten Tiefe herauf, ein ſeltſames klirrendes Getön hören, als würden Glieder geſchüttelt. — Der Graf zog an der Glocke, die hinüberging in Daniels, von des Grafen

Schlafgemach nicht weit entfernte Kammer. Doch der Graf mochte klingeln, ſo viel er wollte, kein Daniel erſchien. Da ſtand der Graf auf, warf ſich in die Kleider, zündete am Nachtlicht eine Kerze an und ſtieg hinab, um ſelbſt die Urſache des Geräuſches zu erforſchen. In Daniels Kammer ſchaute er vorbeigehend hinein, und überzeugte ſich, daß Daniel, da das Bett unberührt, ſich noch gar nicht niedergelegt hatte. Als der Graf in den geräumigen Säulenflur trat, gewahrte er, wie ein Menſch ſchnell zum Portal hinauswiſchte. — Rechts und links war eine Reihe Zimmer gelegen, in die man aus dem Säulenflur hineintrat. Die Reihe an der rechten Seite endigte mit einem kleinen gewölbten Kabinet, deſſen Thüre von ſtarkem Eiſen war, ſo wie vor dem einzigen Fenſter ſich ein ſtarkes Gitterwerk befand. Mitten in dem ſteinernen Boden dieſes Kabinets war eine eiſerne Fallthüre mit ſtarken eiſernen Querbänden angebracht. Sie führte hinab in ein ſehr tiefes Gewölbe, wo der bedeutende in gemünztem Golde, in prächtigen goldnen und ſilbernen Geräthſchaften, in Juwelen und andern Kleinodien beſtehende Familienſchatz aufbewahrt wurde. Die Thüre des erſten Zimmers an dieſer rechten Seite ſtand offen, der Graf trat ſchnell hinein, durchſchritt die ganze Reihe, und ihm ſtockte der Athem, als er die Thüre des letzten Kabinets ohne Gewalt geöffnet fand. Behutſam trat der Graf hinein. „Wartet nur noch etwas. Es iſt eine verwünſchte Arbeit, aber ich werde gleich fertig ſeyn.“ So ſprach der Menſch, der auf der Fallthüre kniete und emſig an den eiſernen Querbänden feilte.

„Heda!“ rief der Graf mit ſtarker Stimme. Da fuhr der Menſch erſchrocken auf und wandte ſich um. — Es war Daniel. Geiſterbleich ſtarrte Daniel den Grafen an, und dieſer ihn, getroffen von dem Blitzesſchlag der entſetzlichſten Ueberraſchung.

„Verruchter Hund,“ brach endlich der Graf los, „was machſt du da?“

Krampfhaft zuckte Daniel zuſammen, indem er mit bebenden Lippen lallte: „— Ge-rech-tes E-r-bth-e-il ſelbſt“ — Als nun aber der Graf näher trat, da raffte er ein Brecheiſen von der Erde auf und hielt es dem Grafen drohend entgegen. „Fort mit dir, Beſtie, die ich gehegt und gepflegt! — Grauer heuchleriſcher Böſewicht!“ So rief der Graf in aufflammendem Zorn, packte, mächtig und ſtark wie er noch war, ſeiner hohen Jahre unerachtet, den Alten bei der

Gurgel und ſchleppte ihn durch die Gemächer bis in den Flur, wo er die Schloßglocke ſtark anzog. Aufgeſchreckt aus dem Schlaf ſtrömte alles herbei, um ein Schauſpiel zu ſehen, von dem jeder erſtarrte. „Schließt ihn in Ketten und ſchmeißt ihn in den Thurm!“ rief der Graf der Dienerſchaft zu. Doch ſo wie ſie den Alten, der entſtellt, lautlos mehr an der Fauſt des Grafen hing als ſtand, packen wollten, mußten ſie auf den Wink des Grafen einhalten. Er ſchien einige Augenblicke auf einen Entſchluß zu ſinnen. Dann ſprach er mit ruhiger ernſter Größe: „Werft den alten Böſewicht zum Schloſſe hinaus, und läßt er ſich wieder ſehen, ſo hetzt ihn fort mit Hunden!“ —

Es geſchah, wie der Graf geboten.

Die ſichtbaren Spuren deſſen, was ſich begeben, überhoben den Grafen der Mühe einer weitläuftigen Erzählung, in zwei Worten wußte die Dienerſchaft alles.

Man vermißte in dem Augenblicke zwei der treuſten Jäger des Grafen, Paul und Andres. Schon hegte der alte Graf den Argwohn, daß auch ſie ihn getäuſcht hätten auf die ſchwärzeſte Weiſe, daß auch ſie Theil hätten an Daniels unternommener verbrecheriſcher That, als ſie am frühen Morgen, mit Staub und Schweiß bedeckt, zum Schloßthor herein ſprengten.

Während die andern den ertappten Böſewicht anſtarrten, waren ſie ſchnell auf den Hof gelaufen, weil ſie Pferdegetrappel zu vernehmen glaubten. In der That gewahrten ſie auch im Schimmer der Nacht einen leeren von zwei Reutern begleiteten Wagen, der in geringer Entfernung nicht gar zu ſchnell ſich fort bewegte. Eilig ſattelten ſie nun ihre Pferde, nahmen Büchſe und Hirſchfänger und ſprengten dem Wagen nach. So wie ſich die Reuter, die den Wagen begleiteten, verfolgt ſahen, ſpornten ſie die Pferde an, und fort ging es in geſtrecktem Galopp. Der Morgen war angebrochen, als an einer tiefen Schlucht Wagen und Reuter plötzlich den Jägern aus den Augen verſchwanden, während aus dem dicken Gebüſch mehrere Schüſſe fielen. Dies nöthigte die Jäger, die ſich von einer ihnen überlegenen Bande umringt glauben mußten, zur ſchnellen Rückkehr.

Nur zu gewiß ſchien es, daß der alte Daniel in Einverſtändniß getreten war mit Böſewichtern, die es auf die Beraubung des Grafen abgeſehen hatten. Und doch blieb es dem Grafen, blieb es allen ein unerklärliches Räthſel, wie es geſchehen konnte, daß ein ſo alter, wenigſtens dem Anſcheine nach der Familie ſo treu ergebener Diener, als Daniel, ſich hätte zu ſolchem Verbrechen verführen laſſen können. Nur der Geiſtliche meinte, daß oft, wenn er Daniel unbemerkt beobachtet, ſich ihm wohl Spuren eines zerriſſenen, mit ſich und aller Welt unzufriedenen Gemüths gezeigt, und daß er in der letzten Zeit den Alten ſogar in heftiger Aufwallung gegen einen Kameraden äußern gehört: der Herr habe nichts von dem gehalten, was er ihm verſprochen, wenn er ſo lange gedient haben würde als jetzt, und der Herr ſey überhaupt ſehr ſtrenge und hart und lediglich ſelbſt Schuld an dem Unglück des älteſten Herrn Grafen.

„Der Undankbare, ſprach der alte Graf, o! der Undankbare! Vermehrt habe ich ſein Gehalt bis über das Doppelte, ihn gehalten nicht wie meinen Diener, ſondern wie meinen Freund. Aber durch Wohlthaten der Art werden gemeine Naturen nur übermüthig, und man entfremdet ſie ſich, ſtatt ſie feſter an ſich zu ziehen. — Nun wird es mir klar, daß alles das, was ich für gutmüthige Einfalt hielt, das innere Wohlbehagen an den Streichen war, die nur einem tief verderbten Gemüth zu Gebote ſtehen. Mit Affenliebe hing der Böſewicht an dem, den ich verwerfen mußte mit empörtem Herzen. — Bei allen Bosheiten, die er ſchon als Knabe beging hier auf dem Schloſſe, war der Alte Helfershelfer, indeſſen wie geſagt, ich ſchrieb das eben einer dummen Gutmüthigkeit zu, die der Knabe, welcher ſchon damals eine Gewalt über die Menſchen übte, die mir Entſetzen erregte, leicht zu übertölpeln wußte. — Oft konnte der Alte ſeinen Mißmuth nicht bergen, wenn ich der heilloſen Verſchwendung jenes Verworfenen Einhalt thun mußte, und in der tiefſten Ehrfurcht, in der treueſten Anhänglichkeit, die er mir dann doppelt zu erweiſen ſich bemühte, ſehe ich jetzt die Beſtrebungen der durchdachteſten ſchwärzeſten Heuchelei.“ — Es bemerkte ferner der Geiſtliche, wie es nun wohl mit höchſter Wahrſcheinlichkeit anzunehmen ſey, daß Daniel Amaliens Flucht befördert habe. Sehr leicht konnte Daniel ſich die Schlüſſel des Portals und des äußern Schloßthors verſchaffen, ſehr leicht konnte er unter irgend einem Vorwande die läſtige Dienerſchaft, von der einer Amalien auf dem Wege aus ihrem Zimmer hinab durch Hausthüre und Thor hinaus in's Freie hätte bemerken können, entfernen, und ſo das bewerkſtelligt werden, was ohne Hülfe eines ſolchen vertrauten Dieners unmöglich geweſen. Der Geiſtliche gedachte ferner der Zuſammenkunft Daniels mit einem fremden Mann im Park zur ungewöhnlichen Frühſtunde und der ſeltſamen Ahnung, die ihn damals ergriffen. Er ſchloß damit, daß es doch beſſer geweſen ſeyn würde, den alten Böſewicht einzuſperren, um durch ſeine Geſtändniſſe volles Licht in der Sache zu erhalten.

Eben, ſprach der Graf mit entſchiedenem Ernſt, eben dieſes Licht ſcheue ich, und flehe zu dem Allmächtigen, daß forthin alles in tiefe Nacht verſunken bleiben möge. Eine innere Stimme ſagt mir, daß jenes Licht der Bliß ſeyn würde, der mein Haupt, meinen Stamm zerſchmettert. —

Nach dem, was den beiden Jägern bei der Verfolgung des wahrſcheinlich zur Fortſchaffung des geraubten Familienſchatzes abgeſendeten Wagens und der beiden Reuter begegnete, war es gewiß, daß der Wald wieder voll Raubgeſindel ſteckte. Allerlei fremde Leute ließen ſich auch in den Dörfern, ja ganz in der Nähe des Schloſſes ſehen, die ſich zwar durch Päſſe bald als verabſchiedete Soldaten, bald als Laboranten, bald als herumziehende Krämer u. ſ. w. auswieſen, deren ganzes Anſehen aber verdächtig genug war, um ihnen ein ganz anderes ſchlimmes Gewerbe zuzutrauen.

Dem unerachtet blieb lange Zeit hindurch alles ruhig, bis endlich wieder das Gerücht ging von verübten Räubereien in der Gegend von Potſchateck, ſo wie auch die Nachricht kam, daß ſich, trotz der Wachſamkeit der aufgeſtellten Poſten, eine große Zigeunerbande über die mähriſche Grenze hinein in's Land gezogen haben ſolle.

Andres, einer von den Jägern, die damals die Räuber verfolgt hatten, beſtätigte dieſe Nachricht. Er hatte dicht an der Schlucht, in die damals der Wagen mit den Reutern verſchwand, einen wiewohl nicht ſtarken Zigeunertrupp bemerkt, Männer, Weiber, Kinder, denen aber auch noch andere beigeſellt.

Gewiß war es, daß eine neue Bande ſich ſammelte, und rathſam war es, ſie im Entſtehen zu vertilgen. Die Jäger der nächſten Reviere in der Herrſchaft wurden aufgeboten, und ſchon in der folgenden Nacht ſetzte ſich Graf Franz, von innerem unwiderſtehlichem Drange getrieben, an ihre Spitze, um das Geſindel zu überfallen und zu vertilgen.

Schon aus der Ferne leuchtete ein dicht am Rande der Schlucht hochaufloderndes Feuer.

Graf Franz ſchlich leiſe mit ſeinen Jägern heran, und ſie gewahrten einen Trupp von zwölf bis fünfzehn Zigeunerweibern und Mädchen mit mehreren Kindern. Es wurde gekocht und gebraten, geſungen und getanzt, während ungefähr ſechs Männer, auf ihre Büchſen geſtützt, den Trupp zu bewachen ſchienen. Plötzlich ſtürzten die Jäger mit lautem Geſchrei auf ſie ein, da ergriffen aber auch Weiber und Mädchen die geladenen Büchſen und ſchoſſen gleich den Männern auf die Jäger, die indeſſen, von dem Gebüſch begünſtigt, beſſer trafen, ſo daß, während kein einziger von ihnen verwundet wurde, vier von den Männern und mehrere von den Weibern niederſtürzten, die andern verſchwanden in der Schlucht.

Als nun die Jäger auf dem Kampfplatz unterſuchten, wer von den Geſtürzten vielleicht nur verwundet, erhob ſich eine dicht verſchleierte Geſtalt vom Boden und wollte entfliehen. Graf Franz trat ihr entgegen. Laut aufkreiſchend wollte bei ſeinem Anblick das Weib niederſinken. Ein Jäger hielt ſie in ſeinen Armen aufrecht, indem er den Schleier lüftete, der ihr Antlitz bedeckte. — Als ſähe er ein entſetzliches Geſpenſt, ſtarrte der Graf die Entſchleierte an! — Es war Amalia! — In dem Augenblick riß ſie ſich mit der Kraft der wüthendſten Verzweiflung aus den Armen des Jägers, zog plötzlich ein großes Meſſer hervor und ſtürzte auf den Grafen los! — Der Förſter, der neben ihm ſtand, umfaßte die Wahnſinnige, entwaffnete ſie, und ſprach, während ſie von den Jägern feſtgehalten wurde, mit wehmüthigem Tone zum Grafen: „Was ſollen wir thun? — Was iſt zu thun möglich?“ — Da war es, als erwachte der Graf nun erſt aus krampfhafter Erſtarrung; er rief mit wildem furchtbarem Ton: „Binden, — nach dem Schloſſe bringen!“ ſchwang ſich auf das Pferd, das die Jäger herbeigebracht, und jagte fort durch den Wald.

„Verworfenes Geſchöpf! alſo zu Mördern und Dieben fliehſt du „aus dem Hauſe des Vaters, aus den Armen der Liebe. Nein — „nicht noch mehr Schmach ſollſt du über dieſes greiſe Haupt bringen, „Kloſtermauern ſollen dich und deinen verbrecheriſchen Wahnſinn „verbergen vor der Welt!“ So rief der alte Graf in dem Ingrimm der tiefſten Empörung, als Amalia vor ihn gebracht wurde. Doch athmete dieſe nicht, für kein lebendes Weſen war ſie zu achten. Auch nicht die leiſeſte Bewegung ihres Antlitzes, nicht das kleinſte Zucken des Mundes, nicht ein Blick der todesſtarren Augen bewies, daß ſie etwas vernahm oder gewahrte, was geſprochen wurde, oder was ſich begab. Kein Laut kam über ihre Lippen. Führte man ſie, ſo ging ſie, ließ man ſie ſtehen, ſo ſtand ſie; ſie glich durchaus einem Automat. Der Graf ließ ſie in ein entferntes einſames Zimmer ſperren, und gedachte ſie in wenigen Tagen nach einem entfernt gelegenen Kloſter fortſchaffen zu können.

Vergebens bemühte ſich der Geiſtliche, Amalien zum Reden zu bewegen. Sie beharrte in ihrem Schweigen; und eben ſo wenig gelang es, ihr Speiſe und Trank einzunöthigen. Beide, der Geiſtliche, und der Wundarzt, ſtimmten darin überein, daß Amaliens Zuſtand keineswegs phyſiſche Krankheit, vielmehr pſychiſch angeſtrengter Wille ſei, und daß ſie zu ſterben beſchloſſen. —

Graf Franz war ruhiger und gefaßter, als man es hätte erwarten ſollen, er ſchien ſich dem dunkel waltenden Verhängniß ganz ergeben zu haben und nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu hoffen. —

In der vierten Nacht darauf, nachdem ſich dieſes begeben, brach endlich das furchtbare Wetter los, welches das Stammhaus der edlen Grafen von C. vernichtete. —

Gerade um die Mitternachtſtunde, als alles auf dem Schloſſe in tiefem Schlafe lag, wurde das Schloßthor geſprengt, und hinein unter wildem Mordgeſchrei drang die Räuberhorde, ſchoß in die Fenſter, erbrach die Thüren, ermordete die einzeln herbeieilenden Diener. — Kaum hatte Graf Franz ſeine Piſtolen geladen, als er die Räuber ſchon in den Gemächern neben ſeinem Schlafgemach toben und ſeinen Namen rufen hörte. Er hielt ſich für verloren. Doch — das Fenſter ſeines Schlafgemachs ging nach dem Garten hinaus, an der Mauer war ein Spalier befindlich, an dieſem Spalier ſchwang er ſich hinab, rannte in der finſtern Nacht nach dem Förſterhauſe, deſſen Fenſter ihm aus der Ferne entgegen leuchteten. Freudige Hoffnung beflügelte ſeine Schritte; als er ankam, fand er die Jäger ſchon im Aufbruch, während ſchauerlich das dumpfe Sturmgeläute von den Dörfern herüber klang. Der Förſter hatte das ſtarke Schießen von der Gegend des Schloſſes her gehört, hellen Fackelſchein geſehen, den Räuberanfall vermuthet und ſogleich Lärm gemacht. — Raſch ging's nun nach dem Schloſſe. — So wie der Hauptmann der Horde, den eine majeſtätiſche Geſtalt, ein ſtolzes Anſehn auszeichnete, in das

Zimmer des alten Grafen trat, drückte dieſer ein Piſtol auf ihn ab und fehlte. Er wollte das zweite abdrücken, doch laut aufkreiſchend: — „Carl! Carl! hier bin ich — hier iſt dein Weib!“ — ſtürzte Amalia herbei und in des Räubers Arme. —

Das Piſtol fiel dem alten Grafen aus der Hand, entſetzt ſchrie er auf: „Carl — Sohn!“ —

Da trat der Räuber mit frechem verhöhnendem Stolz vor ihn hin und ſprach: Ja! — der Sohn, den du verſtießeſt, muß ſo von dir ſein Erbe fordern, du grauer Sünder. —

„Verruchter Böſewicht!“ ſchrie der Graf ſchäumend vor Zorn.

Schweige, ſprach der Räuber, ich weiß, wer ich bin, und wie ich es geworden! Was ſäeteſt du in empfänglicher Bruſt giftiges Unkraut, und wunderſt dich nun, daß Unkraut aufgegangen und keine Blumen? — Verführteſt du nicht meine Mutter? — Gab ſie nicht mit Abſcheu dir die Hand, die du dem Heißgeliebten entriſſeſt? — Und dir zum Trotz will ich herrſchen auf meinem blutigen Räuberthron mit dieſer, die mich liebt, wie niemals dein Weib dich geliebt hat, und die du verkuppeln wollteſt. —

„Ausgeburt der Hölle!“ ſchrie der Graf, und faßte Amalien, um ſie fortzureißen von der Bruſt des Räubers. Da rief dieſer aber mit entſetzlicher Stimme: Die Hand weg von meinem Weibe! und ſchwang den gezogenen Säbel drohend über des Vaters Haupt. — Das war der Augenblick, als Graf Franz glücklich mit den Jägern durchgedrungen herbei rannte, des Vaters Gefahr ſah, anlegte, ſchoß. — Mit zerſchmettertem Haupt ſtürzte der Räuber zur Erde. „Es iſt dein Bruder Carl!“ kreiſchte der alte Graf, und ſank leblos hin neben dem Getödteten! — In dumpfer Betäubung, wie vom Blitz gelähmt, ſtarrte Graf Franz die Todten an. —

Blut floß in den Gängen des Schloſſes. Kein einziger von den Dienern des Grafen war, der nicht ſchwer verwundet da lag oder todt. Auch den braven Wundarzt fand man auf dem Flur mit vielen Stichen ermordet, nicht weit von ihm lag aber auch der verruchte Daniel mit zerſchmettertem Haupte. Von den Räubern entkam keiner. Die, welche im Schloſſe nicht von den Jägern getödtet wurden und ſich durch die Flucht retten wollten, fielen den bewaffneten Bauern, die in Schaaren herbeigezogen, in die Hände.

Noch während des Gefechts, als ſie ſich verloren ſahen, hatten die Böſewichter das Schloß in Brand geſteckt, das nun an allen Ecken in Flammen aufloderte.

Mit Mühe rettete man den alten nur ohnmächtigen Grafen, ſo wie den in völlige Apathie verſunkenen Grafen Franz aus dem Feuer, das, da ihm zu ſteuern unmöglich, das ganze Schloß bis auf den Grund verheerte. — Amalia war nirgends zu finden, man glaubte, ſie ſey in den Flammen umgekommen.

Graf Maximilian ſtarb wenige Tage darauf in den Armen des Geiſtlichen, der dann den Ort des Schreckens verließ und ſich zu den Kamaldulenſern in Neapel begab.

Graf Franz wandte mittelſt einer gerichtlichen Schenkung die Herrſchaft einem armen hoffnungsvollen Jüngling zu, der zu einem Zweige der gräflichen Familie gehörte. Er ſelbſt verließ mit einer geringen Summe das Land, und wahrſcheinlich änderte er ſeinen Namen, da man nichts weiter von ihm gehört hat.

Dem Zartgefühl des neuen Herrn macht es Ehre, daß er da nicht hauſen wollte, wo ſich das Entſetzliche begab. Das neue Schloß wurde an dem andern Ufer der Mulda erbaut. — —

Es iſt mir ganz unmöglich, nach der Erzählung des Mönchs noch von mir, von andern Dingen zu ſprechen, Du wirſt das ſelbſt fühlen, mein Willibald, daher für heute nichts weiter ꝛc.

Willibald an Hartmann.

Töplitz, den ......

Ich kann, ich darf es Dir nicht ſagen, welchen Eindruck Dein Brief auf mich gemacht hat! — Verhängnißvoll iſt es zu nennen, daß Du in einem fernen fremden Lande den Geiſtlichen aus jenem Schloſſe trafſt, Verhängnißvolleres war mir vorbehalten! — In wenigen Worten erfährſt Du alles. —

Geſtern früh machte ich hier — Warum ich in Töplitz bin, frägſt Du? — Nun! — mein gewöhnliches Rheuma, das mir die Glieder lähmt, vorzüglich aber meine fatale, alle Geiſteskraft hemmende — Hypochondrie, ja ſo nennen es die Aerzte, unerachtet mir der Name verhaßt iſt, und für meinen Zuſtand auch gar nicht zu paſſen ſcheint, ja das alles hat mich hergebracht. Alſo, geſtern früh, da ich mich ungewöhnlich friſch und ſtark fühlte, unternahm ich eine weitere Ausflucht als gewöhnlich. Ich war in eine wildverwachſene Bergſchlucht gerathen, da gewahrte ich plötzlich ein Frauenzimmer von hoher ſchlanker, jugendlicher Geſtalt, in einem ſchwarzſeidenen, mit Sammtborden, nach altdeutſcher Art zugeſchnittenen Kleide und einem ſehr zierlichen reichen Spitzenkragen, das wenige Schritte vor mir herwandelte. Die Erſcheinung einer einſamen, ſauber gekleideten Dame hier in der öden Wildniß hatte in der That etwas ſehr Seltſames. Ich dachte, hier ſey es wohl nicht unſchicklich ſie anzureden und eilte ihr nach. Dicht hinter ihr war ich ſchon, als ſie ſich umſchaute. Ich bebte erſchrocken zurück, ſie floh, laut aufkreiſchend, in's Gebüſch und war in einem Moment verſchwunden. — Nicht das bleiche von Gram und auch wohl von beginnendem Alter entſtellte Antlitz, das doch noch Spuren hoher Schönheit trug, nur der unheimliche Blick der dunkles Feuer ſprühenden Augen war es, vor dem ich zurückbebte. Nicht für rathſam hielt ich es, der Fremden zu folgen, und zwar aus doppeltem Grunde. Einmal war ich geneigt, nach jenem Blicke die Fremde für eine Wahnſinnige zu halten, dann aber lief ich Gefahr, mich ganz zu verirren, da es mir jetzt ſchon Mühe genug koſten mußte, den nächſten Weg zur Heimath zurück zu finden. — Als ich an der Wirthstafel mein Abentheuer erzählte, ſagte mir mein Nachbar, der ſchon ſeit vielen Jahren Töplitz jeden Sommer zu beſuchen pflegt, daß jene Frau allerdings eine Wahnſinnige und von vielen Perſonen in Töplitz ſehr wohl gekannt ſey. — Vor mehreren Jahren ließ ſich nämlich eine junge Perſon in der Gegend von Töplitz ſehen, die bald in zerlumpten Kleidern bei den Bauern bettelte, bald beſſer gekleidet, Juwelen von nicht ganz geringem Werthe feil bot, und dann wieder in den Bergen verſchwand. Das abergläubige Volk hielt ſie für ein Waldweib, für eine Berghexe, und bat einen Geiſtlichen aus Töplitz den böſen Geiſt zu bannen. Der Geiſtliche verſprach das, während er ganz Anderes im Sinne trug. — Bald geſchah es auch, daß er in der Gegend, wo die Perſon ſich zu zeigen pflegte, wandelnd ſie wirklich traf und von ihr angebettelt wurde. Der Geiſtliche, ein Mann von hellem Verſtande, von richtigem pſychologiſchen Blick, merkte aus den erſten Reden, daß er eine Wahnſinnige vor ſich habe. Es gelang ihm, ihr Zutrauen zu gewinnen, und unerachtet er ſich das, was ſie ihm über ihren Stand, ihre Herkunft, ihr jetziges Verhältniß ſagte, gar nicht zuſammen zu reimen wußte, ſo ging er doch darauf endlich mit vieler Geſchicklichkeit ein. Des Geiſtlichen Zuſpruch ſchien ihr wohlzuthun, ſie verſprach, an derſelben Stelle ſich wieder einzufinden, und hielt Wort. Endlich nach mehreren Unterredungen kam es ſo weit, daß die Wahnſinnige ihm willig nach Töplitz folgte, wo er ſie bei einem Hausbeſitzer, deſſen Beſitzthum entfernter lag, unterbrachte, und ihm auch ein Käſtchen mit Juwelen einhändigte, das ſie im Walde vergraben gehabt. Der Geiſtliche war von der vornehmen Abkunft der Wahnſinnigen überzeugt, er ließ daher eine öffentliche Aufforderung an etwanige Verwandte ergehen, in der er ihre Perſon, ſo wie die ihm anvertrauten Juwelen auf das Genaueſte beſchrieb. — Nicht lange dauerte es, ſo erſchien der junge Graf Bogislav von F. in Töplitz, und erklärte, nachdem er lange Zeit ſich mit der Wahnſinnigen unterhalten, daß ſie eine Verwandte ſeines Hauſes ſey, für die er, da ſie ſich von ihrem jetzigen Aufenthalt durchaus nicht trennen wolle, ein anſehnliches Jahrgeld zahlen werde. — Mein Nachbar ſchloß damit, daß er mir rieth, die Bekanntſchaft der Wahnſinnigen zu machen, die nur auf ihren einſamen Spaziergängen ſcheu, ſonſt aber ſehr mild und gut ſey. — Ich ging heute Nachmittags hin. — Die Wirthsleute ſchienen auf dergleichen Beſuche ſchon vorbereitet zu ſeyn, ſie ſagten mir, daß die Gräfin gleich zurückkehren werde von ihrem einſamen Spaziergang. Wirklich trat bald darauf die Dame ganz in demſelben Anzuge, wie ſie mir geſtern im Walde begegnete, in das Gemach, begrüßte mich ohne alles Befremden mit dem vornehmſten Anſtande, und nöthigte mich, wohl wiſſend, daß nur ihr mein Beſuch gelte, Platz zu nehmen. Ohne Spur des Wahnſinns ſprach ſie von gleichgültigen Dingen, bis ich, ſelbſt weiß ich nicht, wie mir das einkam, äußerte, daß es mir nicht gelungen, ihren wahren Familiennamen zu erfahren. Da heftete ſie ihren Blick feſt auf mich, und ſprach mit dem Ton der tiefſten Trauer: „Wie, mein Herr? — ſollten Sie mich nicht kennen? ſollten Sie mich nicht ſchon oft unter den Schreckniſſen des fürchterlichſten Verhängniſſes erblickt haben, nicht ſchon oft von dem ungeheuern Geſchick erſchuttert worden ſeyn, das mich ſo grimmig erfaßte? — Ja, ich bin jene unglückliche Amalia, Gräfin von Moor, aber die ſchwärzeſte Verleumdung iſt es, daß mein Carl mich ſelbſt getödtet haben ſolle. Nur ſcheinbar that er das, um die wilde Horde zu beſchwichtigen. — Es war nur ein Theaterdolch, den er mir auf die Bruſt ſetzte.“ — Dies Letzte ſprach die Gräfin ganz leiſe und beinahe lächelnd. Dann fuhr ſie im vorigen Tone fort: „Schweizer und Koſinski, die edlen Menſchen, haben mich gerettet. Sie ſehen, mein Herr, ich lebe, und kein Leben iſt ohne Hoffnung. Der Kaiſer wird, er muß den Grafen Carl von Moor begnadigen, er darf das aber nicht eher thun, bis Graf Franz geſtorben. Der hat aber drei Leben. Zweimal iſt er ſchon geſtorben — ich ſelbſt (dicht herangerückt, ziſchelte mir die Gräfin dies in's Ohr) — ich ſelbſt — dieſe Hand hat ihn einmal getödtet. Nun lebt er noch das dritte Leben, iſt das geendet auf gewaltſame Weiſe, wie es bald geſchehen wird, ſo iſt alles gut. Carl kommt wieder, erhält den Beſitz der ihm entriſſenen Herrſchaft in Böhmen, und auch meine entſetzliche Qual iſt vorüber. Als mein Oheim ſtarb, berührte ich mit dieſer Hand, die dem Sohn das zweite Leben raubte, das linke Auge, und da blieb es offen, und alle vermochten es nicht zuzudrücken — und er ſchaut mich noch immer mit dieſem Auge an.“ — Die Gräfin verſank in tiefes Nachdenken, fuhr dann aber plötzlich auf und rief, indem jenes düſtre Feuer des Wahnſinns aus ihren Augen blitzte, mir zu: „Finden Sie mich ſchön? — Könnten Sie mich lieben? — o ich kann Ihre Liebe reich lohnen! — Entführen Sie mich dem Verhaßten. — Rette, o rette mich!“ —

Die Gräfin wollte ſich an meine Bruſt ſtürzen, da faßte ſie aber der Hauswirth bei den Armen und ſprach halb leiſe: Gnädige Gräfin — gnädige Gräfin, er iſt da! es iſt die höchſte Zeit. — Sie müſſen fort. — „Du haſt Recht, guter Daniel, erwiederte ſie eben ſo — ja ganz recht — fort, fort!“ Und damit ſprang ſie ſchnell fort aus dem Gemach.

Ich bebte, wie vom Fieberfroſt geſchüttelt, ſtammelte unverſtändliche Worte! — Sie ſind erſchrocken, mein Herr, ſprach der Wirth lächelnd, aber es hat jetzt nicht mehr das Mindeſte zu bedeuten. Sonſt, ehe ich aus ihren Reden mir es erlauſcht hatte, wie ich mich zu benehmen, gerieth ſie jedesmal, wenn ſie geſchrieen: Rette, rette mich! in Wuth; jetzt aber packt ſie ſchnell ihre Juwelen ein, und läuft unter allerlei wirren, wunderlichen Reden umher, bis ſie in tiefen Schlaf verfällt, aus dem ſie in ihrem gewöhnlichen ruhigen Zuſtande erwacht. —

Als ich nach Hauſe kam, fand ich Deinen Brief! — Kein Wort mehr. —

O Hartmann! mein innigſt geliebter Freund, wir ſtehen mitten in Schillers Räubern, ſprachſt Du damals, aber der Gedanke, der nichts weiter ſchien als ein Scherz, berührte den Pendul des verderblichen Räderwerks, das mich, den Leichtſinnigen, erfaßte, und deſſen das Innerſte zerfleiſchende Kraft ich noch fühle. — Lebe wohl, ꝛc.

Als Hartmann ſeinen Freund endlich in Berlin wieder ſah, fand er ihn zwar geheilt von der verderblichen Stimmung, die auch phyſiſchem Leid zuzuſchreiben; beide, Willibald und Hartmann, gedenken aber noch jetzt, ſind ſie am ſpäten Abend traulich beiſammen, oft jenes entſetzlichen Trauerſpiels in Böhmen, deſſen erſten Akt ein ſeltſames Verhängniß ſie mitſpielen ließ, und in ihrem innerſten Gemüth erbeben dann tiefe Schauer. —

Die Irrungen.

Fragment aus dem Leben eines Phantaſten *).

Verloren und Gefunden.

In dem Zwei und Achtzigſten Stück der Haude- und Spenerſchen Zeitung vom Jahre 18— befand ſich folgende Aufforderung:

> Derjenige junge ſchwarz gekleidete Mann mit braunen Augen, braunem Haar und etwas ſchief verſchnittenem Backenbart, welcher vor einiger Zeit im Thiergarten auf einer Bank unſern der Statue des Apollo eine kleine himmelblaue Brieftaſche mit goldnem Schloß gefunden und wahrſcheinlich geöffnet hat, wird, da man weiß, daß er in Berlin nicht heimiſch iſt, erſucht, ſich am Vier und Zwanzigſten Julius des künftigen Jahres in Berlin und zwar in dem Hotel, die Sonne geheißen, bei der Madame Obermann einzufinden, um das Nähere über den Inhalt jener Brieftaſche, der ihm vielleicht intereſſant geworden, zu erfahren. Sollte jedoch der beſagte junge Mann den Entſchluß, den er einmal gefaßt, jetzt auszuführen gedenken und nach Griechenland reiſen wollen, ſo wird er ſehr gebeten ſich in Patras auf Morea an den preußiſchen Conſul Herrn Andreas Condoguri zu wenden und ihm die gedachte Brieftaſche vorzuzeigen. Dem geſchätzten Finder wird ſich dann ein anmuthiges Geheimniß erſchließen.

Der Baron Theodor v. S. gerieth, als er dies auf dem Caſino las, in eine freudige Beſtürzung. Niemand anders konnte in jener Aufforderung gemeint ſeyn als er ſelbſt, denn eben er hatte, es mochte

---

*) Berliniſcher Taſchen-Kalender, 1821. S. 191—262.

wohl ſchon ein Jahr her ſeyn, im Thiergarten an der bezeichneten Stelle eine kleine himmelblaue Brieftaſche mit einem goldenen Schloß gefunden und zu ſich geſteckt. Der Baron gehörte zu den Leuten, denen nicht eben viel Beſonderes im Leben begegnet, die aber alles, was ihnen in den Weg tritt, für etwas ganz Außerordentliches und ſich ſelbſt von dem Schickſal dazu beſtimmt halten, das Außerordentliche, Unerhörte zu erfahren. Gleich damals als der Baron die Brieftaſche fand, die ihrer Form nach einer Dame angehören mußte, war er überzeugt, daß ihm irgend ein ſeltſames Abentheuer aufgehen würde. Wichtigere Dinge (wir werden erfahren welche) brachten ihm indeſſen die Brieftaſche aus den Gedanken und um ſo größer war die Ueberraſchung, daß nun erſt das erwartete Abentheuer eintreffen ſollte.

Für's Erſte mußte ſich aber der Baron über zwei Dinge in jener Aufforderung ärgern, nämlich daß ſeine Augen braun ſeyn ſollten, die er immer für blau gehalten, und daß ſein Backenbart für ſchief verſchnitten angegeben wurde. Letzteres griff ihm um ſo mehr an die Seele, als er ſelbſt vor dem ſchärfſten Pariſer Toiletten-Spiegel das ſchwierige Geſchäft des Zuſtutzens ſeines Backenbartes beſorgte, und ſich darin, wie der Kennerblick des Theater-Friſeurs Warnicke längſt entſchieden, als Meiſter bewährte.

Nachdem der Baron ſich ſattſam geärgert, ſtellte er folgende Betrachtungen an.

Erſtlich, warum hat man mit jener Aufforderung beinahe ein Jahr gezögert? — Hat man mich unter der Zeit zu erforſchen geſucht? — Aber, durfte zweitens dies wohl geſchehen, da man mich näher kennen mußte, um zu wiſſen, was für Geheimniſſe mich es einmal ausſprechen ließen, daß einer beſondern Conſtellation halber ich nach Griechenland reiſen wolle? — Kann drittens das anmuthige Geheimniß wohl anderer Natur ſein als weiblicher? — O Gott! es iſt viertens gar nicht zu zweifeln, daß zwiſchen mir und dem Engelsbilde, das jene Brieftaſche auf der Bank unweit der Statue des Apollo liegen ließ, gewiß geheime Beziehungen obwalten, die ſich bei der Madame Obermann in der Sonne oder in Patras auf Morea entwickeln werden. Wer weiß, welche herrliche Träume, welche ſüße Ahnungen dann plötzlich in reges, glühendes Leben treten, welches zarte Geheimniß wie ein wundervolles Märchen mit aller Luſt, allem ſeligen Entzücken in mir aufgehen wird! — Aber, wo iſt, fünftens, um tauſend Himmelswillen die verhängnißvolle Brieftaſche geblieben?

Dieſer fünfte Punkt war ein ſehr böſer, da er mit einem Schlage alle geträumte Hoffnungen, das außerordentlichſte aller Abentheuer zu beſtehen, vernichten mußte. Vergebens blieb alles Nachſuchen und dem Baron war es in der That unbegreiflich, wie er ſich gar nicht darauf zu beſinnen vermochte, ob er die Brieftaſche noch ſpäter in Händen gehabt. Zuletzt kam er darauf, daß ein großer Verdruß, den er an jenem Abende hatte, da er die Brieftaſche fand, ihn ſo ſehr außer Faſſung gebracht, daß er alles übrige und auch die Brieftaſche darüber vergeſſen.

Gerade an dem Tage trug er zum erſtenmal eine der ſauberſten, zierlichſten, wohlpaſſendſten Kleidungen, die jemals der Kleiderkünſtler Freitag verfertigen laſſen und mit weiſem Ueberblick redigirt hatte. Neun Barone, fünf Grafen und mehrere ſimple Edelleute hatten auf Ehre und Seligkeit geſchworen: der Frack ſei göttlich und die Pantalons deliziös, aber freilich, Graf C. der Rhadamanthus der modernen Welt hatte ſein Urtheil noch nicht geſprochen. Das Schickſal wollte, daß der Baron von S., gerade als er, nachdem er die Brieftaſche gefunden, aus dem Thiergarten zurückkehrte, Unter den Linden dem Grafen v. C. begegnete. „Guten Abend, Baron!" rief der Graf ihm zu, lorgnirte ihn einen Augenblick, ſprach dann mit entſcheidendem Tone: „Die Taille beinahe um einen Achtelzoll zu breit!" und ließ den Baron ſtehen.

Der Baron hielt, was den Anzug betrifft, zu ſehr auf Sitte und Ordnung, um nicht über den abſcheulichen Verſtoß dagegen, den er am Ende ſich ſelbſt beizumeſſen, in großen Zorn zu gerathen. Der Gedanke, einen ganzen Tag in Berlin mit einer zu breiten Taille umhergegangen zu ſeyn, hatte für ihn etwas Entſetzliches. Er rannte wild nach Hauſe, ließ ſich auskleiden und befahl dem Kammerdiener, das unſelige Kleid ihm aus den Augen zu bringen. Erſt dann kam Troſt in ſeine Seele, als nach ein paar Tagen ein ſchwarzes Kleid aus dem Atelier des Künſtlers Freitag hervorgegangen, das ſelbſt Graf C. für makellos erklärte. Genug — die zu breite Taille war Schuld an dem Verluſt der Brieftaſche, über den der Baron in völlige Troſtloſigkeit gerieth.

Mehrere Tage waren vergangen, als es dem Baron einfiel, ſeine Garderobe zu muſtern. Der Kammerdiener ſchloß den Schrank auf, in dem der Baron die Kleider, die er nicht mehr trug, aufhängen zu laſſen pflegte. Aus dem Schrank ſtrömte dem Baron ein ſtarker Geruch von Roſenöl entgegen. Auf Befragen verſicherte der Kammerdiener, daß dieſer Geruch von jenem ſchwarzen Frack mit der breiten Taille herrühre, den er vor einiger Zeit hineingehängt, da ihn der Herr Baron nicht mehr tragen wollen.

So wie der Kammerdiener dieſe Worte ausſprach, leuchtete in dem Baron wie ein Blitz ein Gedanke auf, der, wie man meinen ſollte, eben nicht ſo ſehr entfernt gelegen, nämlich, daß er das gefundene Kleinod in die Buſentaſche des Rocks geſteckt und im Verdruß wieder herauszunehmen vergeſſen.

Er erinnerte ſich in dem Augenblick, daß die Brieftaſche ſtark nach Roſenöl gerochen.

Der Rock wurde hervorgeholt, es traf ein, was der Baron geahnt.

Man kann denken, mit welcher Ungeduld der Baron das kleine goldne Schlößlein öffnete, um den Inhalt der Brieftaſche zu erfahren, der ſeltſam genug war.

Zuerſt fiel dem Baron ein ſehr kleines Meſſerchen von ſonderbarer Form, beinahe anzuſehen wie ein chirurgiſches Inſtrument, in die Hände. Dann erregte ſeine Aufmerkſamkeit ein ſeidenes ſtrohgelbes Band, in dem allerlei fremdartige Charaktere, beinahe chineſiſcher Schrift ähnlich, in ſchwarzer Farbe eingewirkt waren. Ferner fand ſich in einem ſeidenpapiernen Umſchlage eine verdorrte unbekannte Blume. Wichtiger als alles ſchienen aber dem Baron zwei beſchriebene Blätterchen. Auf dem einen ſtanden Verſe, die indeſſen der Baron leider nicht zu verſtehen vermochte, da ſie in einer Sprache abgefaßt waren, die ſelbſt manchem vortrefflichen Diplomatiker fremd blieb, nämlich in der neugriechiſchen. Die Handſchrift auf dem andern Blatte ſchien ohne Vergrößerungsglas kaum lesbar, doch überzeugte ſich der Baron bald zu ſeiner großen Freude, daß italieniſche Worte darauf ſtanden. Der italieniſchen Sprache war der Baron vollkommen mächtig.

In einem kleinen winzigen Täſchchen ſteckte endlich noch die Urſache des Dufts, den Brieftaſche und Rock verbreitet, nämlich ein in ein feines Papier gewickeltes, wie gewöhnlich hermetiſch verſchloſſenes Fläſchlein Roſenöl.

Auf dem Papier ſtand ein griechiſches Wort, und zwar: *Σχνȣεσπελπολδ*.

Es kann hier gleich bemerkt werden, daß der Baron Tags darauf bei einem Mittagsmahl in der Jagorſchen Reſtauration mit dem Herrn Geheimen Rath Wolff zuſammentraf und ihn um die Deutung des griechiſchen Worts befragte, das auf dem Zettel ſtand. Der Geheime Rath Wolff hatte aber kaum einen flüchtigen Blick auf den Zettel geworfen, als er dem Baron in's Geſicht lachte und erklärte, daß das ja gar kein griechiſches Wort, ſondern nicht anders zu leſen als: Schnüspelpold, mithin ein Name ſey, und zwar ein deutſcher, kein griechiſcher, da im ganzen Homer dergleichen nicht vorkomme und auch billiger Weiſe nicht vorkommen könne.

So gut, wie geſagt, ſich der Baron auf das Italieniſche verſtand, ſo wollte ihm doch die Entzifferung des Blättleins nicht recht gelingen. Denn außerdem daß die Schrift ein wahres Augenpulver zu nennen, ſo waren auch manche Stellen beinahe ganz verwiſcht. Es ſchien übrigens, als habe die Beſitzerin der Brieftaſche (daß dieſe einem Frauenzimmer angehört, war wohl außer allem Zweifel) einzelne Gedanken aufgeſchrieben, um ſie zu einem Briefe an eine vertraute Freundin zu nutzen, das Blättlein konnte aber auch eine Art von Tagebuch vorſtellen. — Genug, der Baron zerbrach ſich den Kopf und verdarb ſich die Augen! —

Das Blättlein aus der Brieftaſche.

— Die Stadt iſt im Ganzen ſchön gebaut mit ſchnurgeraden Straßen und großen Plätzen, hin und wieder trifft man Alleen von halbverdorrten Bäumen, die, wenn der unheimlich ſauſende Wind dichte Staubwolken vor ſich hertreibt, ihr fahlgraues Laub traurig ſchütteln. Kein einziger Springbrunnen ſprudelt lebendiges Waſſer empor und verbreitet Kühle und Labung, deshalb ſind die Märkte öde und leer. Der Bazar, bei klappernden toſenden Mühlen gelegen, klein und verſteckt, iſt mit dem in Konſtantinopel gar nicht zu vergleichen. Auch fehlt es ihm an prächtigen Stoffen und Juwelen, die in einzelnen Häuſern feil geboten werden. Manche dieſer Kaufleute beſtreuen ihr Haupt mit weißem Puder, um ein ehrwürdiges Anſehen und mehr Vertrauen zu gewinnen, ſind aber eben deshalb ſehr theuer. Es giebt mehrere Paläſte, die aber nicht aus Marmor gebaut ſind, da es in der Gegend rings umher an Marmorbrüchen gänzlich fehlen ſoll. Das Baumaterial beſteht in kleinen, im länglichen Viereck geformten Backſteinen, die häßlich roth und unter dem Namen: Ziegel, bekannt ſind. Doch habe ich auch Quaderſteine geſehen, ſie jedoch kaum für Granit oder Porphyr halten können. — Ich wünſchte aber wohl, daß du, geliebte Chariton, das ſchöne Thor, welches eine Quadriga mit der Siegesgöttin ſchmückt, ſehen könnteſt. Es erinnert an den großen erhaben einfachen Styl unſerer Vorfahren. — Warum ſpreche ich aber ſo viel von den todten kalten Steinmaſſen, die auf dieſem glühenden Herzen laſten und es zu erdrücken drohen? — Hinaus — hinaus aus dieſer Oede! — ich will dir, Geliebte, nicht — — Mein Magus war heute boshafter und ärgerlicher als je. Er hatte bei dem Mittagseſſen zu viel getanzt und ſich den Fuß verſtaucht. Konnte ich dafür, war es recht, mich zu quälen mit hundert abſcheulichen Vorwürfen? — Wann werde ich die Ketten abſtreifen des häßlichen Unholds, der mich zur Verzweiflung bringen wird, der mich — — Ich rieb ihm den Fuß mit Balſam von Mecca ein und legte ihn in's Bette, da wurde er ſtill und ruhig. Nachher ſtand er auf, machte Chocolade und bot mir eine Taſſe an: ich trank aber nicht, aus Furcht, er möge Opium hinein gethan haben, um mich einzuſchläfern und dann zu verwandeln, wie er es ſchon oft gethan hat! —

Häßliches, widerwärtiges Mißtrauen! Unſeliges feindliches Vorurtheil! — Mein Magus war heute die Milde, die Freundlichkeit ſelbſt! Ich fuhr leiſe mit den Fingern über das Kahlköpfchen hin, da leuchteten ſeine großen, ſchönen, ſchwarzen Augen mich an und er ſprach ganz entzückt: Gleich! gleich! In der That holte er auch auf der Stelle ſein Handwerkszeug hervor und druckte auf einen dunkelrothen Shawl den prächtigſten Goldrand, den ich nur wünſchen konnte. Ich warf ihn um und wir gingen, nachdem mein Magus wie gewöhnlich den Elektrophor an ſein Hinterhaupt geſchroben, nach dem freundlichen Walde, der dicht vor dem Thore mit der Siegesgöttin gelegen iſt, ſo daß es nur weniger Schritte bedarf, um in ſchöne finſtre Laubgänge zu treten. — Im Walde befiel meinen Magus ſeine mürriſche Laune. Als ich den Spaziergang rühmte, fuhr er mich hart an: ich ſolle mir nicht thörigter Weiſe einbilden, daß das wirkliche Bäume, Büſche wären, daß das wirklich gewachſenes Gras, Feld, Waſſer ſey. Ich könne ja das ſchon an den ſtumpfen Farben ſehen, daß alles nur in ſpaßhafter Kunſt fabrizirtes Zeug wäre. Im Winter, behauptete mein Magus, würde alles eingepackt, nach der Stadt gebracht und zum Theil an die Zuckerbäcker vermiethet, die es zu ihren ſogenannten Ausſtellungen brauchten. Wollte ich einmal ein bischen wahrhafte Natur ſchauen, ſo würd' er mich in das Theater führen, wo hier zu Lande allein was ordentliches von dergleichen Dingen zu ſchauen. Beim Theater wären nämlich grundgeſchickte Naturmeiſter angeſtellt, die Berg und Thal, Baum und Gebüſch, Waſſer und Feuer keck zu handhaben wüßten. — O, wie mich das verdroß! — Ich ſehnte mich nach jenem Platz, der mich an die ſchöne Zeit erinnert, als du, meine ſüße Chariton, noch meine Geſpielin warſt! — Ein runder mit dichtem Gebüſch umgebener Platz, in deſſen Mitte die Statue des Apollo aufgerichtet ſteht. Wir kamen dahin! — Ich verlangte mich niederzulaſſen; da ſtieg aber der Unwille meines Magus. Er meinte, die vermaledeite Puppe errege ihm Angſt und Entſetzen und er müſſe ihr die Naſe abſchlagen, damit ſie nicht lebendig würde und ihn prügle. Er hob auch wirklich ſein langes ſtarkes Rohr auf gegen das Bild! — Du kannſt dir denken, was ich empfand, als mein Magus verfahren wollte nach dem Grundſatz des mir verhaßten Volks, das wirklich in tollem abergläubiſchen Wahnſinn den Statuen die Naſen abſchlägt, damit ſie nicht lebendig werden! — Ich ſprang hinzu, nahm meinem Magus den Stock aus der Hand, erfaßte ihn dann ſelbſt und ſetzte ihn auf eine Bank. Da lächelte er mich höhniſch an und ſprach, daß ich mir nur nicht einbilden ſolle, eine wirklich aus Stein gehauene Statue vor mir zu ſehen, ich könne das an dem unförmlichen wulſtigen Körper bemerken, der nach Benvenuto Cellini's Ausdruck einem mit Melonen gefüllten Sack gliche. Hier zu Lande würden dergleichen Statuen in der Art verfertigt, daß man einen hohen Sandhaufen aufſchütte und dann ſo lange geſchickt hineinblaſe, bis ſich das Bild forme. Dann bat mein Magus, ich möchte ihm erlauben an das Waſſer unſern des Platzes, wo wir uns befanden, zu gehen, um ein wenig den Fröſchen zuzuhorchen. Ich ließ das gern zu und als er —

Das Abendroth ſtieg auf und glühende Funken hüpften im dunklen Laube von Blatt zu Blatt. — Es rauſchte über mir im Gebüſch und eine Nachtigall ſchlug einzelne klagende Laute an. Ein ſüßes Weh erfüllte meine Bruſt und von unwiderſtehlichem ſehnſüchtigem Verlangen getrieben, that ich, was ich nicht thun ſollen! — Du kennſt, o meine Chariton, das magiſche Band, das verführeriſche Geſchenk unſers Alten. — Ich zog es hervor und ſchlang es um die Pulsader meines linken Arms. — Alsbald flatterte die Nachtigall herab und ſang zu mir in der Sprache meines Landes:

„Aermſte, warum flohſt du hieher? Kannſt du entrinnen der Wehmuth, der dürſtenden Sehnſucht, die auch hier dich umfängt? Und „tiefer verwundend faßt dich hier fern von der wirthlichen Heimath „der Schmerz getäuſchter Hoffnungen! — Der Verfolger iſt hinter „dir! — flieh! — flieh! — du Aermſte! — Aber du willſt ihn ſterben, den „Tod in Liebe! — gieb ihn mir, gieb ihn mir und lebe in ſeliger Ahnung, die mein Herzblut in deiner Bruſt entzündet.“

Die Nachtigall flatterte in meinen Schooß, ich holte in zauberiſcher Bethörung mein kleines Mordinſtrument hervor, aber wohl mir! — mein Magus erſchien, die Nachtigall ſchwang ſich auf, ich riß das Band vom Arm herab und — —

— Ich fühlte mein ganzes Selbſt erbeben! — Daſſelbe Haar — dieſelben Augen — derſelbe freie ſtolze Gang — Nur entſtellt durch die häßlich abentheuerliche Kleidung, die hier zu Lande üblich, und von welcher dir, meine geliebte Chariton! einen deutlichen Begriff zu machen, ich mich vergebens mühen würde. So viel ſage ich dir, daß das Oberkleid, bei uns die Zierde der Männer, gewöhnlich von dunkler, häufig von ſchwarzer Farbe und nach der Form der Flügel und des Schweifs der Bachſtelze zugeſchnitten iſt. Dieſe Form wird vorzüglich durch den Theil des Kleides erreicht, den man hier: Rockſchöße nennt und in denen Taſchen angebracht ſind, zur Aufbewahrung kleiner Bedürfniſſe, des Schnupftuchs u. ſ. w. Merkwürdig ſcheint auch, daß es hier zu Lande für junge Männer von Stande und Bildung unanſtändig iſt, Backen und Kinnladen unbedeckt ſehen zu laſſen. Beides wird durch Haare, die ſie ſtehen laſſen, ſo wie durch ein Stücklein geſteiften Battiſtes, das aus der Halsbinde auf beiden Seiten emporſteigt, bedeckt. Am ſeltſamſten ſcheint mir aber die Kopfbedeckung, die aus einer cylinderförmigen Mütze aus ſteifem Filz mit einem Rande beſteht und die man „Hut“ nennt. — Ach, Chariton! — trotz dieſer abſcheulichen Kleidung kannte ich ihn wieder! — welche dämoniſche Macht hat ihn mir geraubt! — Wie, wenn er mich erblickt hätte! — Schnell ſchlang ich das magiſche Band um meinen Hals, er ging dicht bei mir vorüber, ich blieb ihm unſichtbar, doch ſchien er das Daſeyn irgend eines ihm befreundeten Weſens zu ahnen. Denn unfern von mir warf er ſich auf eine Bank, nahm den Hut ab und trillerte eine Melodie, deren Worte ungefähr hießen: Laß dich erblicken, oder: Laß dich am Fenſter ſehen! Dann zog er ein Futteral hervor, aus dem er jenes ſeltſame Inſtrument nahm, das man hier eine Brille nennt. Er ſetzte dies Inſtrument auf die Naſe, befeſtigte es hinter den Ohren und ſchaute durch die hell und glänzend geſchliffenen Gläſer, die vor den Augen ſtanden, unverwandt hin nach dem Orte, wo ich ſaß. — Ich erſchrak, daß der magiſche Blick durch jene Gläſer, ein mächtiger Talisman, meinen Zauber zerſtören werde, ich hielt mich für verloren, doch begab es ſich, daß — — — verhängnißvollſte meines Lebens! — Wie ſoll ich es dir denn ſagen, meine geliebte Chariton, wie dir beſchreiben das unnennbare Gefühl, das mich durchdrang! — Doch laß mich zu Worten kommen. — Maria iſt ein gutes liebes Kind und obſchon nicht unſerer Religion zugethan, ehrt ſie doch unſere Gebräuche und iſt überzeugt von der Wahrheit unſeres Glaubens. In der Vornacht des heiligen Johannistages entſchlüpfte ich der Aufſicht meines Magus. Maria hatte ſich des Hausſchlüſſels bemächtigt, ſie wartete meiner mit einem zierlichen Gefäß, und wir gingen beide in tiefem Schweigen hinaus in den Wald und holten aus einer dort befindlichen Ciſterne das heimliche Waſſer, in das wir geweihte Aepfel warfen. Am andern Morgen, nachdem wir mit inbrünſtiger Andacht zu dem heiligen Johannes gefleht, hielten wir das Gefäß auf unſern vier ausgeſtreckten Daumen empor. — Es drehte ſich rechts, es drehte ſich links — zitternd und ſchwankend! — Vergebens unſer Hoffen! — Allein, nachdem ich Kopf, Hals und Bruſt mit dem heimlichen Waſſer, in dem der geweihte Apfel lag, gewaſchen, begab ich mich tief verſchleiert, ohne daß es mein Magus, der ſeinen langen Traum träumte, zu bemerken ſchien, nach dem in der Stadt belegenen Baumgange, die Linden geheiſſen. — Da rief eine alte Frau mehrmals hintereinander mit ſtarker Stimme: Theodor — Theodor! —

— O meine Chariton! — durchbebt von Schreck und Wonne wäre ich beinahe ohnmächtig niedergeſunken! — Ja, er iſt es! — er iſt es! — O all' ihr Heiligen! — ein Prinz ſonſt, reich, groß, mächtig, jetzt heimathlos umherſtreifend im Bachſtelzenhabit und ſteifer Filzmütze — Könnt' ich nur —

Mein Magus hält in ſeiner üblen Laune wie gewöhnlich alles für närriſche Einbildungen und iſt zu weiterer Nachforſchung nicht zu bewegen, die ihm doch ſo leicht werden würde, da er ſich nur an die Stelle im Walde, wo ich Theodor erblickte, begeben, dort aber ein Schnittchen von meinem geweihten Apfel eſſen und einen Schluck von dem geheimen Waſſer trinken dürfte. Aber er will nicht, er will durchaus nicht und iſt überhaupt mürriſcher als je, ſo daß ich zuweilen genöthigt bin, ihn zu züchtigen, welches denn leider ſeine Macht über mich nur verſtärkt, doch wenn mein geliebter Theodor —

— mit Mühe eingelernt. Jetzt tanzt aber meine Maria den Romeca ſo ſchön, wie man ihn bei uns nur ſehen mag. — Es war eine ſchöne Nacht, warm und duftig glänzend im Mondesſchimmer. Der Wald horchte in ſtaunendem Schweigen unſerm Geſange zu und nur dann und wann flüſterte und rauſchte es in den Blättern, als hüpften Elflein vorüber, und wenn wir einhielten, dann tönten wohl die ſeltſamen Stimmen der Geiſter der Nacht durch die Stille und regten uns auf zum neuen Liede. Mein Magus hatte in ſeinem Elektrophor eine Theorbe mitgenommen und wußte die Accorde des Romeca recht ſchön und feierlich anzuſchlagen, wofür ich ihm auch weißen Honig verſprach zum Frühſtück andern Tages —

Endlich, Mitternacht war längſt vorüber, nahten ſich Geſtalten durch das Gebüſch unſerm einſamen Roſenplatz. Wir ſchlugen die Schleier über, nahmen den Magus auf die Schultern und entflohen ſo ſchnell, als wir nur vermochten. — Uebereilte unſelige Flucht! — Der Vogel war zum erſtenmal unwillig, aber er ſprach nur verwirrtes Zeug und wies meine Fragen zurück, weil er doch nur ein Papagey wäre und kein Profeſſor. — Ja, übereilte unſelige Flucht, denn gewiß war es Theodor, der ſich uns nahte und — Mein Magus war ſo erſchrocken, daß ich ihm zur Ader laſſen mußte —

— herrlicher Gedanke! — Ich ſchnitt heute mit meinem Meſſerchen in den Stamm des Baumes, unter dem ich ſaß, als Theodor mir gegenüber war und meine Verhüllung nicht zu durchblicken vermochte, ja in dieſen Stamm ſchnitt ich die Worte ein: Theodor! vernimmſt du meine Stimme? — es iſt — ruft die dich — ewig — furchtbarer Tod — nimmer — ermordet — Conſtantinopel — unabänderlicher Entſchluß — Oheim — wohl —

Die Reiſe nach Griechenland.

Den Baron Theodor v. S. ſetzte der Inhalt des Blättleins, deſſen letzte Worte leider völlig verwiſcht und unleſerlich waren, ganz außer ſich ſelbſt.

Freilich möchte aber auch wohl jeder andere, trug er auch nicht, ſo wie Theodor, beſtändig chimäriſche Abentheuer im Sinn, bei den Umſtänden, wie ſie hier zutrafen, in große Verwunderung, ja in tiefes Erſtaunen gerathen ſeyn. Außerdem daß ſchon das Geheimnißvolle des Ganzen, das Hindeuten auf ein ſeltſames weibliches Weſen, das Zauberkünſte übte, das im ſteten Umgange lebte mit einem magiſchen Prinzip, ihm Herr und Diener zugleich, den Baron im höchſten Grade ſpannte, ſo mußte dieſe Spannung bis zum halben Wahnſinn ſteigen, als er ſich ſelbſt in den Zauberkreiſen gefangen ſah, die das Blättlein, oder vielmehr jenes unbekannte Weſen, der es angehörte, um ihn gezogen.

Der Baron erinnerte ſich nämlich ſogleich, daß er vor langer Zeit durch den Thiergarten wandelnd ſich auf eine Bank geworfen, der gegenüber, wo er die Brieftaſche fand. Daß es ihm geweſen, als höre er leiſe Seufzer. Daß er durchaus geglaubt, ihm gegenüber ſitze ein in lange Schleier gehülltes Frauenzimmer, und daß er, unerachtet er ſeine Brille aufgeſetzt, nichts, gar nichts habe entdecken können. Dem Baron fiel ferner ein, daß, als er einſt mit mehreren Freunden in ſpäter Nacht vom Hofjäger heimkehrte, ihnen aus dem fernen Gebüſch ein ganz ſeltſamer Geſang und eben ſolch ſonderbare Accorde eines unbekannten Inſtruments entgegen klangen, und daß ſie, endlich der Stelle, wo die Muſik hergekommen ſchien, genaht, zwei weiße Geſtalten ſchnell fliehen ſahen, die etwas Rothglänzendes auf den Schultern zu tragen ſchienen. — Der Name Theodor entſchied nun vollends die Sache.

In voller Haſt lief nun der Baron nach dem Thiergarten, um jene Inſchrift, die die Unbekannte in einen Baum geſchnitten haben wollte, und mit ihr vielleicht nähern Aufſchluß des Räthſels zu finden. Seine Ahnung hatte ihn richtig geleitet! In die Rinde des Baumes, an den ſich die Bank lehnte, wo er die Brieftaſche gefunden, waren jene Worte eingeſchnitten, aber das beſondere Spiel des Zufalls hatte es gefügt, daß gerade diejenigen Worte, welche auf dem Blättlein verlöſcht, auch in dem Baum verwachſen und unleſerlich geworden waren. „Wunderbar,“ rief der Baron in höchſter Extaſe aus, „wunderbare Sympathie der Natur!“ — Er erinnerte ſich aus dem Goethe jener Zwillingskommoden, die aus einem Stamme gefertigt waren und von denen die eine rettungslos zerplatzte, als die andere in einem weit davon entfernten Schloſſe ein Raub der Flammen wurde!

Unbekanntes herrliches Weſen! rief der Baron ferner aus in höchſter Extaſe, Himmelskind aus dem fernen Götterlande, ja — längſt glühte die Sehnſucht nach dir, du einzig Geliebte, in meiner Bruſt! Aber ich habe mich ſelbſt nicht verſtanden, die blaue Brieftaſche mit dem goldenen Schloß war erſt der magiſche Spiegel, in dem ich mein Ich in Liebe zu dir erblickte! — Fort! — dir nach — fort nach jenem Lande, wo unter milderm Himmel die Roſe blüht meiner ewigen Liebe! —

Der Baron machte ſofort ernſthafte Anſtalten zur Reiſe nach Griechenland. Er las den Sonnini, den Bartholdy und was er ſonſt an Reiſen nach Griechenland auftreiben konnte, beſtellte ſich einen bequemen Reiſewagen, zog ſo viel von ſeinem Gelde ein, als er zu brauchen glaubte, begann ſogar griechiſch zu lernen und ließ ſich auch, da er von irgend einem Reiſenden hörte, der, um ſicherer zu reiſen, die Landestracht trug, von dem Theaterſchneider einige ſaubere neugriechiſche Anzüge fertigen.

Man kann denken, daß er während dieſer Zeit nichts im Sinne trug als die unbekannte Beſitzerin der blauen Brieftaſche, deren lebendiges Bild ihm bald vor Augen ſtand. — Sie war hoch, ſchlank im höchſten Ebenmaß der Glieder gewachſen, ihr Anſtand ganz Anmuth und Majeſtät — ihr Geſicht ganz das Antike, der Ausdruck jenes unnennbaren Zaubers, der uns in den Antiken hinreißt — die ſchönſten Augen — die ſchönſten ſchwarzen ſeidnen Haare! — Genug ganz ſo, wie der begeiſterte Sonnini nur die Griechinnen ſchildern kann. Und dabei, wie ſchon das Blättlein bewies, ein in Liebe glühendes Herz im Buſen, ganz Hingebung — Treue für den Geliebten; konnte der Seligkeit Theodors etwas fehlen? — Ja wohl! — er wußte den Namen der Holden nicht, welches den Exklamationen merklich ſchadete. Doch hier halfen Wielands ſämmtliche Werke aus. Er nannte die Geliebte bis auf weitere nähere Beſtimmung Muſarion und dies ſetzte ihn auch in den Stand, die gehörigen ſchlechten Verſe auf das unbekannte Zauberbild zuſammenzukneten.

Ganz beſonders bemühte ſich der Baron, auch die Zauberkraft des magiſchen Bandes zu verſuchen, das unſtreitig in ſeine Hände gerathen war. Er ging in den Wald, ſchlang das Band um die Pulsader ſeines linken Arms und horchte auf den Geſang der Vögel. Er konnte aber nicht das Mindeſte davon verſtehen. Und als endlich ein Zeiſig dicht neben ihm im Buſche zu zwitſchern begann, klang es ihm beinahe ſo, als ſänge der unverſchämte Vogel: Haſenfüßchen, Haſenfüßchen, geh zu Haus — zu Haus! — pfeif dich aus — pfeif dich aus! — Der Baron ſprang ſchnell auf und eilte, ohne weitere Verſuche zu machen, von dannen.

War es ihm mit dem Verſtändniß des Vogelgeſanges ſchlecht ergangen, ſo gelang es ihm noch ſchlechter mit der Unſichtbarkeit. Denn unerachtet er das magiſche Band um den Hals geſchlungen, ſo bog doch der Hauptmann von R., der Unter den Linden ſpazierte, ſogleich in die Seitenallee ein, in der der Baron unſichtbar zu wandeln glaubte, und bat ihn dringend, ſich doch vor ſeiner Abreiſe gütigſt der funfzig Friedrichsd'or zu erinnern, die er ihm noch aus dem letzten Spiel ſchulde. —

Der Theaterſchneider war mit den griechiſchen Kleidern fertig. Der Baron fand, daß ſie ihm ganz ungemein kleideten und daß vorzüglich der Turban ſeinem Geſicht einen Ausdruck gab, der ihm ein freudiges Staunen abnöthigte. Denn ſelbſt hatte er bisher nicht geglaubt, daß ſeine Augen, ſeine Naſe und ſeine übrigen angenehmen Geſichtszüge überhaupt dergleichen fähig.

Er empfand eine tiefe Verachtung gegen ſeinen Bachſtelzen-Rock, gegen ſeine Mütze aus ſteifem Filz u. ſ. w. und wäre, hätte er nicht das Aufſehn und den Spott anglomaniſcher Grafen und Barone geſürchtet, von Stund' an nicht anders als neugriechiſch gekleidet einher gegangen.

Hatte aber ſein Negligée, ein ſeidener orientaliſcher Schlafrock, eine turbanähnliche Mütze und dazu eine lange türkiſche Pfeiſe im Munde, ſchon etwas getürkt, ſo war hier der Uebergang zum neugriechiſchen Coſtüm leicht und natürlich. —

Alſo neugriechiſch gekleidet ſaß der Baron mit untergeſchlagenen Beinen, welches ihm eigentlich blutſauer wurde, auf dem Sopha und blies, die ſchönſte Bernſteinſpitze an den Mund gedrückt, Rauchwolken türkiſchen Tabaks vor ſich her, als die Thür aufging und der alte Baron Achatius v. F., ſein Oheim, herein trat.

Als der aber den neugriechiſchen Neffen erblickte, prallte er zurück, ſchlug die Hände zuſammen und rief überlaut: So iſt's denn doch wahr, was die Leute mir ſagten! — So iſt doch das bischen Verſtand meines Herrn Neffen wackeligt geworden!

Der Baron, der alle Urſache hatte, den alten ſteinreichen unverheiratheten Oheim zu ehren, wollte ſchnell vom Sopha herab und ihm entgegen. Da ihm aber die Beine, der unbequemen ungewohnten Stellung halber, erſtarrt, eingeſchlafen, wie man zu ſagen pflegt, waren, ſo kugelte er dem Oheim vor die Füße, verlor den Turban und die Pfeiſe, die ihren glühenden Inhalt ausſtrömte auf den reichen türkiſchen Teppich. Der Oheim lachte übermäßig, trat ſchnell die glimmenden Funken aus, half dem beſtürzten Neugriechen auf den Sopha und fragte dann: „So ſage mir nur, was du für Narrheiten treibſt. Iſt es wahr, daß du fort willſt nach Griechenland?“

Der Baron bat den Oheim um ein gütiges ruhiges Gehör, und als dieſer es zugeſagt, erzählte er von Anfang bis zu Ende, wie ſich alles begeben mit dem Auffinden der Brieftaſche im Thiergarten, mit der Aufforderung in der Haude- und Spenerſchen Zeitung, mit dem Inhalte des Blattleins, und wie eben der Entſchluß in ihm entſtanden, geradezu nach Patras zu gehen, dem Herrn Andreas Condoguri die blaue Brieftaſche zu übergeben und dann das Weitere zu erfahren.

„Mir iſt, erwiederte der Oheim, nachdem der Neffe geendet, mir iſt die Aufforderung in der Haude- und Spenerſchen Zeitung entgangen, indeſſen zweifle ich gar nicht, daß ſie darin enthalten und daß ſie ganz dazu geeignet iſt, die Phantaſie des Finders der Brieftaſche, iſt er zumal jung und phantaſtiſch, wie du es biſt, gar ſehr aufzuregen. Eben ſo ſtelle ich gar nicht in Abrede, daß du nach allem, was du mir erzählteſt, Grund haſt zu glauben, in dem Blättlein ſey von dir die Rede. — Ich würde übrigens die Perſon, die das ſchrieb, was du mir vorlaſeſt, für wahnſinnig halten, wäre ſie nicht offenbar eine Griechin. Haſt du aber dir gehörige Notiz von Neugriechenland verſchafft, ſo wirſt du wiſſen, daß die Bewohner an allerlei Magie und Zaubereien ſteif und feſt glauben und von den tollſten Einbildungen geplagt ſind, wie du manchmal." —

Neuer Beweis für meine Ueberzeugung, murmelte der Baron dazwiſchen.

„Ich weiß, fuhr der Oheim fort, ich weiß auch recht gut, was es mit dem heimlichen Waſſer für eine Bewandniß hat, das die Mädchen in der Johannis-Nacht ſchweigend holen, um zu erfahren, ob ſie den geträumten Geliebten haben werden, und eben deshalb kommt mir im Allgemeinen alles nicht ſo gar ſonderbar vor und nur in Beziehung auf dich erſcheint mir manches ſehr zweideutig. — Es iſt nämlich ſehr die Frage, ob du, mag es auch den Anſchein haben, der gemeinte Theodor biſt, ja ob der, der die Aufforderung einrücken ließ, ſich nicht in der Perſon des Finders irrte. — Genug! da die Sache durchaus problematiſch, ſo würde es ein ſehr übereilter Streich ſeyn, deshalb eine weite gefährliche Reiſe zu unternehmen. Daß du Aufklärung wünſcheſt und wünſchen mußt, iſt billig und natürlich, warte daher den vier und zwanzigſten Julius des künftigen Jahres ab und begieb dich dann in die Sonne zur Madame Obermann, wo dich ja auch die Aufforderung hinbeſcheidet, um das Nähere zu erfahren."

Nein, rief der Baron, indem ſeine Augen blitzten, nein, mein geliebter Oheim! nicht in der Sonne, nein, in Patras geht das Glück meines Lebens auf, nur in Griechenland reicht das holde Engelsbild, die edle Jungfrau, mir Glücklichen, der ſo wie ſie aus griechiſchem fürſtlichem Stamm entſproſſen, die Hand!

„Was, ſchrie der Alte ganz außer ſich, biſt du ganz und gar von Sinnen? biſt du raſend? du aus griechiſchem fürſtlichem Stamm entſproſſen? — Narr in Folio, war deine Mutter nicht meine

Schweſter? — War ich nicht zugegen bei ihrer Entbindung? — Hab' ich dich nicht aus der Taufe gehoben? — Kenn' ich nicht unſern Stammbaum? iſt er nicht klar und deutlich ſeit Jahrhunderten?"

Sie vergeſſen, ſprach der Baron, indem er ſo mild und anmuthig lächelte, wie nur irgend ein griechiſcher Prinz zu lächeln vermag, Sie vergeſſen, theuerſter Oheim, daß mein Großvater, der die merkwürdigſten Reiſen unternahm, eine Frau von der Inſel Cypern mitbrachte, die von ganz ausnehmender Schönheit geweſen ſeyn ſoll und deren Bildniß noch auf unſerm Stammſchloſſe befindlich.

„Nun ja, erwiederte der Oheim, man mag es wohl meinem Vater verzeihen, daß er als ein junger raſcher feuriger Mann ſich in ein ſchönes griechiſches Mädchen verliebte und die Thorheit beging, ſie, unerachtet ſie nur gemeinen Standes, und wie mir oft erzählt worden, Blumen und Früchte feil hielt, zu heirathen. Doch ſie ſtarb ſehr bald kinderlos." —

Nein, nein, rief Theodor heftig, eine Prinzeſſin war dies Blumenmädchen und meine Mutter die Frucht der glücklichſten Ehe, die, ach! nur zu kurz dauerte.

Der Oheim prallte erſchrocken zwei Schritte zurück. „Theodor, begann er dann, Theodor! ſprichſt du im Traum, im Fieber, im Wahnſinn? — Beinahe zwei Jahr war die Griechin todt, als dein Großvater meine Mutter heirathete, vier Jahre war ich alt, als meine Schweſter geboren wurde. Wie um tauſend Himmelswillen kann denn deine Mutter die Tochter jener Griechin ſeyn?"

Geſtehen, fuhr Theodor ganz ruhig und gelaſſen fort, geſtehen will ich, daß, betrachtet man die Sache aus dem gewöhnlichen Geſichtspunkt, die höchſte Unwahrſcheinlichkeit gegen meine Behauptung ſpricht. Aber das ſchöne unerforſchliche Geheimniß, die ſublime Myſtik des Lebens tritt uns ja überall in den Weg, und das Unwahrſcheinlichſte iſt oft das eigentlich Wahre. Sie glauben, beſter Oheim, daß Sie vier Jahre alt waren, als meine Mutter geboren wurde, aber kann das nicht auf ſeltſamer Täuſchung beruhen? — Doch ohne mich weiter auf die myſteriöſen Combinationen einzulaſſen, die unſer Leben oft hineinziehen in ein Zauberreich, ſetze ich Ihnen, beſter Oheim, ein Zeugniß entgegen, das alles, was Sie gegen mich aufbringen können, mit Einem Schlage vernichtet! —

Das Zeugniß meiner Mutter! — Sie ſtaunen? — Sie blicken mich an, Zweifel im Auge? — Vernehmen Sie denn! — Meine Mutter, ſo erzählte ſie mir, mochte ohngefähr ſieben Jahre alt ſeyn, als ſie ſich, da ſchon die Abenddämmerung eingebrochen, in dem Saale befand, wo das lebensgroße Bild der Griechin hing, zu dem ſie ſich mit unſichtbarer Gewalt hingezogen fühlte. Als ſie es aber innig liebend betrachtete, belebten ſich die ſchönen Züge des hohen Antlitzes immer mehr und mehr, bis endlich die herrliche fürſtliche Frau, die theuerſte der Großmütter, aus dem Bilde heraustrat und meine Mutter als ihr einziges liebes Kind begrüßte. Seit dieſer Zeit wurde meine Mutter von dem theuern Bilde gehegt und gepflegt auf das zärtlichſte, ja das Bild beſorgte ihre ganze höhere Erziehung. Unter andern unterrichtete das Bild meine Mutter auch in der neugriechiſchen Sprache, und meine Mutter mochte, da ſie noch Kind, keine andere reden. Da aber aus ſonderbaren nichtigen Gründen die Mutterſchaft des Bildes ein Geheimniß bleiben ſollte, geſchah es, daß alle Leute das Neugriechiſche, das meine Mutter ſprach, für franzöſiſch, ja ſelbſt das Bild, erſchien es manchmal plötzlich beim Kaffee, für eine franzöſiſche Gouvernante halten mußten. Als meine Mutter heirathete, zog ſich das Bild zurück in den Rahmen und verließ ihn nicht eher, bis meine Mutter ſich in guter Hoffnung befand. Da entdeckte das theure hohe Bild meiner Mutter die fürſtliche Abkunſt und daß der Sohn, von dem ſie geneſen würde, beſtimmt ſey, im ſchönen Griechenland Rechte geltend zu machen, die verloren geſchienen. Eine anmuthige Gunſt des Schickſals, oder nach gemeinem Sprachgebrauch, der Zufall werde ihn dort hinleiten. Dann ermahnte das Bild meine Mutter, bei meiner Geburt ja keins der heiligen Mittel, wie ſie im Vaterlande gebräuchlich, zu verabſäumen, um mich vor jedem Schaden zu bewahren. Daher wurde ich, ſo wie ich geboren, von Kopf bis zu den Füßen mit Salz überſchüttet, daher lag auf beiden Seiten meiner Wiege ein Stück Brod und ein hölzerner Stößel, daher wurde in dem Zimmer, wo ich mich befand, eine gute Parthie Knoblauch aufgehängt, daher trug ich ein kleines Säckchen um den Hals, worin drei Stückchen Kohle und drei Salzkörner befindlich. — Sie wiſſen, beſter Oheim, aus dem Sonnini, daß dieſe vortrefflichen Gebräuche auf den Inſeln im Archipelagus ſtattfinden. — O es war ein hehrer heiliger Moment, als meine

Mutter mir das alles entdeckte. — Zum erſten Mal in ihrem Leben war ſie über mich in lebhaften Zorn gerathen. — Es hatte ſich nämlich ein Wieſel in unſer Zimmer eingefunden, das ich zu verfolgen im Begriff ſtand, als meine Mutter hinzukam und mich auf das heftigſte ausſchalt. Dann lockte ſie das Thierchen, das ſich unter den Schrank geflüchtet hatte, hervor und ſprach zu ihm alſo: „Beſte Dame, ſeyen Sie uns auf das ſchönſte willkommen! — Niemand ſoll Ihnen Leid zufügen, Sie ſind hier zu Hauſe, alles ſteht zu Ihren Dienſten!“ — Meiner Mutter Worte kamen mir ſo ſpaßhaft vor, daß ich überlaut lachte, das Thier entfloh, aber in demſelben Augenblick gab mir die Mutter eine tüchtige Ohrfeige, daß mir der Kopf ſummte. Ich erhob ein Gebrüll, deſſen ich mich noch ſchäme, doch die gute Mutter wurde davon tief gerührt, ſchloß mich unter tauſend Thränen in ihre Arme und entdeckte mir, daß ſie neugriechiſcher Abkunft ſey, Rückſichts der Wieſel alſo nicht anders handeln könne. Dann erfuhr ich die Geſchichte vom Bilde. — Sie ſind, beſter Oheim, gewiß eben ſo ſehr überzeugt als ich, daß das Auffinden der blauen Brieftaſche eben der günſtige anmuthige Zufall iſt, den das Bild, die theure Großmutter, geweiſſagt. Nicht wie ein unbeſonnener phantaſtiſcher Jüngling, ſondern als ein Mann von Muth und Conſequenz handle ich daher, wenn ich mich ſtracks in den Wagen ſetze und in Einem Strich fortreiſe bis nach Patras zum Herrn Andreas Condoguri, der mich, als ein artiger Mann, gewiß weiter beſcheiden wird. Das ſehen Sie gewiß ein, beſter Oheim, und trauen mir auch zu, daß ich das hohe, das höchſte Glück meines Lebens zu erringen im Stande ſeyn werde.

Der Oheim hatte den Neffen ruhig angehört, jetzt brach er los: „Gott tröſte dich, Theodor, aber du biſt ein großer Narr. — Deine Mutter, ſanft ruhe ihre Aſche! war ein wenig phantaſtiſch und dein Vater hat es mir oft geklagt, daß ſie mit dir, als du geboren, allerlei Seltſames vornehmen laſſen, das iſt wahr. Aber was du da vorbringſt von griechiſchen Prinzeſſinnen, lebendigen Bildern, eingeſalzenen Kindern und Wieſeln, das haſt du, nimm mir's nicht übel, ausgebrütet in deinem Gehirn, dem wahren *orbis pictus* aller Tollheiten und Narreteien! — Nun! — ich will dir und deinem konſequenten Beginnen gar nicht in den Weg treten, fahre ab nach Patras und grüße den Herrn Condoguri. Vielleicht iſt dir die Reiſe recht geſund, vielleicht kommſt du, ſchlagen dich nicht etwa die Türken todt, vernünftig wieder. Vergiß nicht, wenn du auf die Inſel kommſt, wo der gute Nieſewurz wächſt, davon tüchtigen und fleißigen Gebrauch zu machen. — Glückliche Reiſe!“ —

Damit verließ der proſaiſche Oheim den exaltirten Neffen.

Als nun der Tag der Abreiſe ſich immer mehr nahte, überfiel den Baron doch ein gewiſſes Bangen, da jeder von den Gefahren ſprach, in die er bei dieſer Reiſe wohl gerathen könne.

In einem Anfall von Schwermuth, der Folge ſeines Bangens, ſetzte er ſeinen letzten Willen auf, in dem er ſeine ſämmtlichen geſchriebenen und gedruckten Gedichte der Beſitzerin der blauen Brieftaſche, ſeine neugriechiſchen Kleider aber der Theatergarderobe vermachte. Dann beſchloß er außer ſeinem Jäger und einem jungen Italiener, der einige neugriechiſche Wörter aufgeſchnappt und der ihm zum Dolmetſcher dienen ſollte, noch einen tüchtigen Märker mit einem Rücken von ungefähr fünftehalb Fuß im Durchmeſſer mitzunehmen, weshalb der Kutſchenbock beträchtlich erweitert werden mußte.

Drei Tage brachte der Baron hin, die nöthigen Abſchiedsbeſuche zu machen. — Eine Reiſe nach dem romantiſchen Griechenland — ein geheimnißvolles Abentheuer — ein Abſchied auf vielleicht nie Wiederſehen — war das nicht genug, die zarteſten Fräulein in Extaſe zu ſetzen? — ſtahlen ſich nicht Seufzer aus der Bruſt der Schönſten, wenn der Baron die ſchönen Bildchen der holden Inſulanerinnen hervorzog, die er bei Gaspare Weiß gekauft, um intereſſanter von dem Griechenland ſprechen zu können, das er nun ſchauen würde? — Konnte eine einzige das Adieu, mon cher Baron! heraus bringen ohne merkliches Schluchzen? — Schüttelten die ernſthafteſten, ſo wie die leichtſinnigſten Männer dem Baron nicht wehmüthig die Hand und ſprachen: Möge ich Sie geſund, froh und glücklich wiederſehen, beſter Baron! — Sie machen eine ſchöne Reiſe!

Ueberall fiel der Abſchied rührend und herzerhebend aus. — Viele zweifelten in der That, den jungen Abentheurer jemals wiederzuſehen, und Trübſinn verbreitete ſich in den Zirkeln, deren Zierde er geweſen. — Der Wagen ſtand hochbepackt vor der Thüre. Der Baron unter dem Reiſemantel neugriechiſch gekleidet ſetzte ſich ein, der Jäger und der breite Märker mit Büchſen, Piſtolen und Säbeln bewaffnet, beſtiegen den Bock, der Poſtillon ſtieß luſtig in's Horn und fort ging's im vollen Trabe durch das Leipziger Thor nach Patras!

In Zehlendorf ſteckte der Baron den Kopf zum Fenſter heraus und rief in barſchem Ton, man ſolle nicht lange trödeln beim Umſpannen, er ſey in größter Eil. Da fiel ihm der junge Profeſſor in's Auge, den er erſt vor wenigen Tagen kennen gelernt und der den größten Enthuſiasmus für die Reiſe nach Griechenland bewieſen.

Der Profeſſor kam eben von Potsdam zurück; ſo wie er den Baron gewahrte, ſprang er an den Wagen und rief: Glückſeligſter aller Barone, ich merk' es, fort geht's nach Griechenland, aber gönnen Sie mir einige Augenblicke, um Ihnen noch einige wichtige Notizen, wie ich ſie aus der Bartholdy'ſchen Reiſe entnommen, aufzuſchreiben zu weiterer Nachforſchung. Auch füge ich noch manches hinzu zu gütiger Erinnerung, z. B. wegen der türkiſchen Pantoffeln. — Den Bartholdy, fiel der Baron dem Profeſſor in die Rede, habe ich ſelber im Wagen und was die verſprochenen Pantoffeln betrifft, ſo erhalten Sie die ſchönſten, die es giebt, und ſollte ich ſie dieſem oder jenem Paſcha von den Füßen ziehen. Denn, o Profeſſor! Sie haben mich beſtärkt in meinem Glauben, in meiner Ueberzeugung und fleißig werd' ich auf klaſſiſchem Boden in den Taſchen-Homer gucken, der mir ein theures werthes Geſchenk iſt. Zwar verſtehe ich kein Griechiſch, aber das findet ſich, denk' ich, von ſelbſt, wenn ich erſt im Lande bin. — Man ſagt ja ſo im Sprichwort: das giebt ſich wie das Griechiſche. — Doch ſchreiben Sie, Beſter, ſchreiben Sie, denn noch läßt ſich kein Pferdekopf blicken.

Der Profeſſor zog eine Schreibtafel hervor und begann die Notizen, wie ſie ihm eben zu Sinn kamen, aufzuſchreiben. Während deſſen öffnete der Baron die Mappe, um nachzuſehen, ob auch ſeine Briefſchaften in gehöriger Ordnung. Da fiel ihm jenes Haude- und Spenerſche Zeitungsblatt in die Hände, das er auf dem Caſino fand und das der Anlaß ſeines ganzen Beginnens, ſeiner weiten gefahrvollen Reiſe.

„Verhängnißvolles Blatt, ſprach er mit Pathos, verhängnißvolles, jedoch theures liebes Blatt, du erſchloſſeſt mir das ſchönſte Geheimniß meines Lebens! — Dir danke ich all' mein Hoffen — mein

Sehnen, mein ganzes Glück! — Anſpruchslos — grau — löſchpapieren — ja ein wenig ſchmutzig, wie du dich geſtalteſt, trägſt du doch den Edelſtein in dir, der mich ſo reich machte! — O Blatt, wie biſt du doch ein Schatz, den ich ewig bewahren werde, o Blatt der Blätter!" —

„Welches Blatt, unterbrach der Profeſſor den Baron, indem er ihm die fertigen Notizen hinreichte, welches Blatt ſetzt Sie in ſolche Extaſe, beſter Baron?"

Der Baron erwiederte, daß es jenes verhängnißvolle Haude- und Speneriſche Zeitungsblatt ſey, in dem die Aufforderung an den Finder der blauen Brieftaſche ſtehe, und reichte es dem Profeſſor hin. Der Profeſſor nahm es, warf einen Blick darauf — fuhr zurück, wie plötzlich erſtaunend — ſah ſchärfer hinein, als wenn er ſeinen Augen nicht trauen wollte — rief dann mit ſtarker Stimme: Baron! — Baron! — beſter Baron! — Sie wollen nach Griechenland? nach Patras — zum Herrn Condoguri? — O Baron! — beſter Baron! —

Der Baron ſah hinein in das Blatt, das der Profeſſor ihm dicht vor die Augen hielt, und ſank dann wie vernichtet zurück in den Wagen.

In dem Augenblick kamen die Pferde, der Wagenmeiſter trat höflich an den Schlag und entſchuldigte, daß die Pferde etwas länger ausgeblieben als recht, doch ſolle nun der Herr Baron in längſtens anderthalb Stündchen in Potsdam ſeyn.

Da ſchrie der Baron mit entſetzlicher Stimme: „Fort! — zurück nach Berlin — zurück nach Berlin!" — Der Jäger und der Märker ſahen ſich erſchrocken um, der Poſtillon ſperrte das Maul auf. Aber immer heftiger ſchrie der Baron: „Nach Berlin — haſt du Ohren, Schurke! — einen Dukaten Trinkgeld, Beſtie, einen Dukaten — aber fahre — fahre, wie der Sturmwind — galoppire, Canaille — galoppire, Unglückskind — einen Dukaten bekömmſt du." —

Der Poſtillon lenkte um und jagte im brauſenden Galopp fort nach Berlin. —

Der Baron hatte nämlich, als ihm das Haude- und Speneriſche Zeitungsblatt in die Hände fiel, eine Kleinigkeit überſehen, d. h. die Jahreszahl. — Ein Stück der vorjährigen Zeitung, ein Makulaturblatt, worin vielleicht etwas eingeſchlagen, oder das ſonſt ein Zufall auf einen Tiſch im Caſino gebracht, hatte er geleſen, und ſo war eben heute, am vier und zwanzigſten Julius, als der Baron nach Patras abreiſen wollte, das Jahr verfloſſen, das in jener Aufforderung zur Friſt beſtimmt, nach Griechenland zu reiſen, oder bei der Madame Obermann in der Sonne ſich einzufinden und die Entwickelung des Abentheuers abzuwarten.

Was konnte der Baron nun wohl anders thun, als ſo ſchnell als möglich nach Berlin zurück und einkehren in der Sonne, welches er denn auch wirklich that.

Traum und Wahrheit.

„Welch ein Verhängniß, ſprach der Baron, als er ſich in der Sonne, und zwar in Nr. 14, auf dem Sopha lang ausſtreckte, welch ein geheimnißvolles Verhängniß treibt ſein Spiel mit mir? — War das Patras, wo ich mich befand? — War das Herr Andreas Condoguri, der mir den weitern Weg wies? — Nein! — Zehlendorf war das Ziel meiner Reiſe — es war der Wagenmeiſter, der mich hieher wies, und auch der Profeſſor konnte nur der todte Hebel ſeyn, der unbekannte Kräfte in Bewegung ſetzte!“ —

Der Jäger trat herein und berichtete, daß ſelbigen Tages durchaus weiter keine fremde Herrſchaft eingetroffen ſey. Das ſchlug den Baron, dem die Entwickelung des Abentheuers, der Aufgang des Geheimniſſes die Bruſt ſpannte, nicht wenig nieder. Er bedachte indeſſen, daß der Tag ja bis nach Mitternacht fortdauere und man erſt, nachdem es zwölf geſchlagen, mit gutem Gewiſſen ſchreiben könne: am fünf und zwanzigſten Julius, ja daß ſtrenge Leute dies erſt nach dem Schlage eins thaten, und dies gab ihm Troſt.

Er beſchloß mit erzwungener Ruhe auf dem Zimmer bleibend, abzuwarten, was ſich ereignen werde, und ſah es, unerachtet er an nichts denken wollte als an das ſchöne Geheimniß, an das holde Zauberbild, das ja ſein ganzes Innre erfüllen mußte, doch nicht ungern, als auf den Punkt zehn Uhr der Kellner erſchien und einen kleinen Tiſch deckte, auf dem bald ein feines Ragout dampfte. Der Baron fand es nöthig und ſeiner innern Stimmung gemäß, ätheriſches

Getränk zu genießen, und befahl Champagner. — Als er den letzten Biſſen eines gebratenen Huhns verzehrt, rief er aus: was iſt irdiſches Bedürfniß, wenn der Geiſt das Göttliche ahnet! —

Damit ſetzte er ſich, Beine untergeſchlagen, auf das Sopha, nahm die Chitarre zur Hand und begann neugriechiſche Romanzen zu ſingen, deren Worte er mit Mühe ausſprechen gelernt, und die nach den ſelbſt komponirten Melodien abſcheulich genug klangen, um für etwas ſehr Abſonderliches und Charakteriſtiſches zu gelten, und weshalb er ſie auch den Fräulein A. bis Z. niemals vorgeſungen, ohne das tiefſte Erſtaunen, ja einiges angenehme Entſetzen zu erregen. — Der Begeiſterung halber ließ der Baron, nachdem er eine Flaſche Champagner geleert, noch eine zweite kommen. Plötzlich war es dem Baron, als machten ſich die Accorde, die er anſchlug, ganz los von dem Inſtrument und ſchwämmen voller und herrlicher tönend frei in den Lüften. Dazu ſang eine Stimme in ſeltſamen unbekannten Weiſen, und der Baron vermeinte, ſein Geiſt ſey es, der entfeſſelt ſich erhebe im himmliſchen Melos. Bald wurde ein geheimnißvolles Flüſtern vernehmbar. — Es rauſchte an der Thüre, ſie ſprang auf, herein trat eine hohe herrliche Frauengeſtalt in dichte Schleier gehüllt. — Sie iſt es — ſie iſt es, rief der Baron im Uebermaaß des Entzückens, ſtürzte nieder auf die Knie und reichte der Geſtalt die blaue Brieftaſche dar. Da ſchlug die Frau die dichten Schleier zurück, und durchbebt von aller Luſt des Himmels konnte Theodor kaum den Glanz überirdiſcher Schönheit ertragen! Die holde Jungfrau nahm die Brieftaſche und muſterte ſorglich den Inhalt. Dann beugte ſie ſich herab zu Theodor, der noch immer anbetend auf den Knieen lag, hob ihn auf und ſprach mit dem ſüßeſten Wohllaut: Ja, du biſt es, du biſt mein Theodor! — ich habe dich gefunden! — „Ja er iſt es, Signor Theodoro, den du fandeſt!“ — So ſprach eine tiefe Stimme, und der Baron merkte nun erſt eine kleine ſehr ſeltſame Geſtalt, die hinter der Jungfrau ſtand, in einen rothen Talar gehüllt und eine feurig glänzende Krone auf dem Haupte. — Des Kleinen Worte wurden, ſo wie ſie ausgeſprochen, zu Bleikugeln, die an Theodors Gehirn anprallten, und ſo konnt' es nicht fehlen, daß dieſer etwas erſchrocken zurückwich.

Erſchrick nicht, ſprach die Jungfrau, erſchrick nicht, Hochgeborner! der Kleine dort iſt mein Oheim, der König von Candia, er thut niemandem etwas zu Leide. Hörſt du denn nicht, Beſter! daß die Steinamſel ſingt und kann denn Böſes geſchehen?

Erſt jetzt war es dem Baron möglich, Worte herauszupreſſen aus der beengten Bruſt. „So iſt es denn wahr, ſprach er, was mir Träume, was mir ſüße Ahnungen ſagten? — ſo biſt du denn mein, du der Frauen herrlichſte und hehrſte? — doch erſchließe mir das herrliche Geheimniß deines — meines Lebens!“

Nur, erwiederte die Jungfrau, nur dem Geweihten erſchließt ſich mein Geheimniß, nur der heilige Schwur giebt die Weihe! — Schwöre, daß du mich liebſt!

Von Neuem ſtürzte der Baron nieder auf die Knie und ſprach: Ich ſchwöre bei dem heiligen Mond, der herabſchimmert auf Paphos Fluren! — O ſchwöre, fiel die Jungfrau ihm mit Julia's Worten in die Rede, o ſchwöre nicht beim Mond, dem Wandelbaren, der immerfort die Scheibe wechſelt, damit nicht wandelbar dein Lieben ſey! — Doch du gedachteſt, ſüßer Romeo! der heiligen Stätte, wo die ſchauerliche Stimme des Orakels forttönt aus alter grauer Zeit und der Menſchen düſteres verſchleiertes Schickſal enthüllt! — Der Ober-Conſiſtorialrath wird uns den Eintritt in den Tempel nicht verwehren! — Eine andere Weihe ſoll dich fähig machen, mit mir hinzueilen und den König von Candia abzufertigen mit ſchnöder Rede, ſollt' es ihm einfallen, grob gegen dich zu ſeyn, wie es ihm manchmal zu Sinne kommt. Zum zweitenmal richtete die Jungfrau den Baron in die Höhe, nahm aus der blauen Brieftaſche das Meſſerchen, entblößte dem Baron den linken Arm und öffnete ihm, ehe er ſichs verſah, eine Ader. Das Blut ſpritzte empor, und der Baron fühlte den Schwindel der Ohnmacht. — Doch alsbald ſchlang die Jungfrau das magiſche Band um den Arm des Barons und zugleich um den ihrigen. Da ſtieg ein bläulicher Duft aus der Brieftaſche, verbreitete ſich im Zimmer, ſtieg durch die Decke, welche verſchwand. Die Mauern ſchoben ſich fort, der Fußboden verſank, der Baron ſchwebte, von der Jungfrau umſchlungen, im weiten lichten Himmelsraume. „Halt, kreiſchte der König von Candia, indem er den Baron beim Arm feſtpackte, halt, das leid' ich nicht, ich muß auch dabei ſeyn!“ Doch der Baron fuhr ihn an, ſich mit Gewalt losmachend: „Sie ſind ein naſeweiſer Patron und kein König, denn ich müßte weniger Statiſtiker ſeyn, als ich es wirklich bin, um nicht zu wiſſen, daß es gar keinen König von Candia giebt. Sie ſtehen ja in keinem Staatskalender und könnten, wär' es der Fall, höchſtens als Druckfehler paſſiren! — Fort, ſag' ich, ſcheeren Sie ſich fort hier aus der Luft!" — Der Kleine fing an auf ſehr unangenehme Weiſe zu grunzen, da berührte die Jungfrau ſein Haupt, er kroch zuſammen und ſchlüpfte in die Brieftaſche, die die Jungfrau an einer goldenen Kette um den Hals gehängt, wie ein Amulett. —

O Baron, ſprach die Jungfrau, du haſt Muth, und nicht fremd blieb dir die göttliche Grobheit! — doch ſieh, ſchon naht ſich das Geſchwader aus Paphos! —

Der Blumenthron aus Armida ließ ſich herab aus der Höhe, von hundert Genien umgeben. Der Baron ſtieg hinein mit der Jungfrau und nun gings fort ſauſend und brauſend durch die Lüfte. O Gott, rief der Baron, als er immer ſchwindlichter und ſchwindlichter wurde, o Gott, hätte ich doch nur nach dem anmuthigen Beiſpiel geſchätzter gräflicher Freunde eine einzige Luftfahrt mit Herrn oder Madame Reichardt gemacht, ſo wär' ich ein Baron von Erfahrung und verſtände mich auf ſolche Luftſeegelei — aber nun — Was hilft es mir, daß ich auf Roſen ſitze neben dem himmliſchen Zauberbilde, bei dem verfluchten Schwindel, der mir das Innerſte umdreht.

In dem Augenblick ſchlüpfte der König von Candia aus der Brieftaſche und hing ſich, indem er wieder ſchrecklich pfiff und grunzte, an die Füße des Barons, ſo daß dieſer vom Throne hinabrutſchend und nur mit Mühe immer wieder hinaufrutſchend, ſich kaum oben erhalten konnte. Immer ſchwerer und ſchwerer wurde der fatale Candiaſche König, bis er den armen Baron ganz hinabzog. — Die Roſenkette, an der er ſich feſthalten wollte, zerriß, er ſtürzte mit einem Schrei des Entſetzens hinunter und — erwachte! — Die Morgenſonne ſchien hell in's Zimmer! — Der Baron konnte kaum zu ſich ſelbſt kommen, er rieb ſich die Augen, er fühlte einen lebhaften Schmerz in den Beinen und im Rücken. — Wo bin ich! rief er, welche Töne! — Das Pfeifen, Brummen und Grunzen des Königs von Candia dauert fort. Endlich raffte ſich der Baron auf vom Fußboden, wo er neben dem Sopha gelegen, und entdeckte bald die Urſache des ſeltſamen Tönens. Im Lehnſtuhl lag nämlich der Italiener und ſchnarchte fürchterlich. Die Chitarre, die neben ihm auf der

Erde lag, ſchien ſeinen Händen entſunken. — „Luigi — Luigi, erwachen Sie!“ rief der Baron, indem er den Italiener rüttelte. Der konnte ſich aber ſchwer von völliger Schlaftrunkenheit erholen. Endlich erzählte er auf dringendes Befragen, daß der Herr Baron — mit gütiger Erlaubniß — geſtern Abend, vermuthlich wegen großer Müdigkeit von der Reiſe, nicht recht bei Stimme geweſen und, wie es manchmal dem beſten Sänger geſchehe, wirklich etwas gräßliche Töne von ſich gegeben hätte. Dadurch wäre er veranlaßt worden, dem Herrn Baron leiſe — leiſe die Chitarre aus der Hand zu nehmen und ihm hübſche italieniſche Canzonetten vorzuſingen, worüber der Herr Baron in der etwas unbequemen orientaliſchen Stellung mit untergeſchlagenen Beinen feſt eingeſchlafen. Er — ſonſt eben kein Liebhaber vom Wein, habe ſich die Erlaubniß genommen, den kleinen Reſt des Champagners auszutrinken, den der Herr Baron übrig gelaſſen, und ſey dann ebenfalls in tiefen Schlaf geſunken. In der Nacht ſey es ihm geweſen, als höre er dumpfe Stimmen, ja als würde er gerüttelt mit Gewalt. Zwar ſey er halb und halb erwacht und es habe ihm geſchienen, als erblicke er fremde Perſonen im Zimmer und höre ein Frauenzimmer griechiſch ſprechen, aber wie verhext habe er die Augen nicht offen behalten können und ſey ganz betäubt wieder eingeſchlafen, bis der Herr Baron ihn jetzt erſt aufgeweckt.

Was iſt das, rief der Baron, war es Traum, war es Wahrheit? — Befand ich mich wirklich mit ihr, mit dem Leben meiner Seele auf der Reiſe nach Paphos und riß mich eine dämoniſche Gewalt herab? — Ha! — ſoll ich untergehen in dieſen Geheimniſſen? Hat mich eine grauſame Sphinx erfaßt und will mich hinunter ſchleudern in den bodenloſen Abgrund? — Bin ich —

Der Jäger, der mit dem Portier des Hauſes eintrat, unterbrach den Monolog des Barons. Beide erzählten ein ſeltſames Ereigniß, das ſich in der Nacht begeben.

Auf den Schlag zwölf Uhr (ſo ſagten ſie) ſei ein ſchöner ſchwerbepackter Reiſewagen vorgefahren und eine große verſchleierte Dame ausgeſtiegen, die in gebrochenem Deutſch ſich ſehr eifrig erkundigt, ob nicht den Tag ein fremder Herr angekommen. Er, der Portier, der damals noch nicht den Namen des Herrn Barons gewußt, habe nichts anders ſagen können, als daß allerdings ein junger hübſcher Herr eingekehrt ſei, den er ſeiner Kleidung nach für einen reiſenden Armenier oder Griechen von Stande halten müſſe. Da habe die Dame ſehr vergnügt gethan, ja wie außer ſich mehrmals hintereinander gerufen: Eccolo — eccolo — eccolo! — welches nach dem bischen Italieniſch, das er verſtehe, ſo viel heiße, als: da iſt er — da iſt er! — Die Dame habe dringend verlangt, ſogleich in das Zimmer des Herrn Barons geführt zu werden, und behauptet, daß der eingekehrte Herr ihr Gemahl ſey, den ſie ſchon ſeit einem Jahre ſuche. Eben deshalb habe er aber großes Bedenken getragen, ihrem Verlangen nachzugeben, da man doch nicht wiſſen könne — Genug, er habe den Jäger geweckt und erſt als dieſer den Herrn Baron namentlich genannt und auf ſein heiliges Wort verſichert, daß Hochdieſelben unverheirathet, wären ſie getroſt hinaufgeſtiegen nach dem Zimmer des Herrn Barons, das ſie unverriegelt gefunden. Der Dame auf dem Fuße ſey etwas gefolgt, woraus ſie nicht recht klug werden können, da es aber aufrecht auf zwei Beinen gegangen, ſo habe es ihnen beinahe ſcheinen wollen, als ſei es ein kleiner kurioſer Mann. Die Dame ſey auf den Herrn Baron, der auf dem Sopha ſitzend feſt eingeſchlafen, zugeſchritten, habe ſich über ihn hingebeugt, ihm in's Geſicht geleuchtet, dann ſey ſie aber wie im jähen Schreck zurückgefahren und habe mit einem Ton, der ihnen recht in's Herz geſchnitten, mehrere unverſtändliche Worte geſprochen, wozu das, was ihr nachgefolgt, recht hämiſch gelacht. Nun habe ſie den Schleier zurückgeworfen, ihn, den Portier mit zornfunkelnden Augen angeblickt und etwas geſagt, was dem Herrn Baron wieder zu ſagen ihm die Ehrfurcht verbiete.

Heraus damit, ſprach der Baron, ich will, ich muß alles wiſſen!

Wenn der Herr Baron, erzählte der Portier weiter, es nicht ungnädig aufnehmen wollten, ſo habe ihn die fremde Dame mit den Worten angefahren: Unglücksvogel, es iſt nicht mein Gemahl, es iſt der ſchwarze Haſenfuß aus dem Thiergarten! — Herrn Luigi, der ſehr geſchnarcht, hätten ſie indeß aus dem Schlafe aufrütteln wollen, um mit der Dame zu reden, er ſei aber durchaus nicht zu erwecken geweſen. — Die Dame habe nun fort gewollt, in dem Augenblick aber eine kleine blaue Brieftaſche gewahrt, die auf dem Tiſche gelegen. Dieſe Brieftaſche habe die Dame mit Heftigkeit ergriffen, ſie dem Herrn Baron in die Hand gegeben und ſey hingekniest neben dem

Sopha. Sehr ſeltſam ſey es nun anzuſehen geweſen, wie der Herr Baron im Schlafe gelächelt und die Brieftaſche der Dame dargereicht, die ſie ſchnell in den Buſen geſteckt. — Nun habe die Dame das Ding, was ihr gefolgt, auf den Arm genommen, ſey mit unglaublicher Schnelligkeit die Treppe hinab in den Wagen geeilt und davon gefahren. — Der Portier ſetzte insbeſondere hinzu, daß die Dame ihn zwar dadurch tief gekränkt, daß ſie ihn, der ſeit dreißig Jahren ſein Bandelier und ſeinen Degen mit Ruhm und Ehre getragen, einen Vogel geheißen, indeſſen wolle er gern noch viel mehr als das ertragen, wenn es ihm vergönnt ſein könne, die Dame nur noch ein einzigesmal zu ſchauen, denn eine ausnehmendere Schönheit habe er in ſeinem ganzen Leben nicht geſchaut. —

Dem Baron zerriß die ganze Erzählung das Herz. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß die fremde Dame die Griechin, die Beſitzerin der blauen Brieftaſche, daß der kleine unförmliche Mann der Magus geweſen von dem in dem Blättlein der Unbekannten die Rede. — Und den wichtigſten Moment ſeines Lebens hatte er verſchlafen! — Das bitterſte Gefühl erweckte ihm aber der ſchwarze Haſenfuß aus dem Thiergarten, den er nicht wohl auf jemanden anders als auf ſich ſelbſt beziehen konnte, und der alles Günſtige und Glückliche, das er aus dem Blättlein Rückſichts ſeines Ich's herausbuchſtabirt, zu vernichten ſchien. Nächſtdem war ihm die Art, wie er um das theuere Beſitzthum der Brieftaſche nebſt ihrem geheimnißvollen Inhalt gekommen, nur zu empfindlich.

„Unglücklicher, fuhr er den Jäger an, Unglücklicher, ſie war es, ſie war es ſelbſt, und du weckteſt mich nicht — ſie! — mein Abgott! mein Leben! — ſie, der ich nachreiſen wollte nach dem fernen Griechenland!“ — Der Jäger erwiederte mit pfiffiger Mine, daß, wenn ſie, die Dame, auch die rechte geweſen, es ihm doch geſchienen, als ſey der Herr Baron nicht der rechte geweſen, und da habe es des Aufweckens wohl nicht erſt bedurft! —

Gar peinlich war es für den Baron, täglich, ja ſtündlich mit kaum unterdrücktem Lachen gefragt zu werden, wie er ſo ſchnell habe aus Griechenland zurückkehren können? — Er ſchützte, da er, rückte er mit der Wahrheit heraus, ſich offenbar noch größerem Gelächter Preis gegeben, Krankheit vor und wurde aus Aerger und Sehnſucht wirklich ſo krank, daß ſein Arzt nur in dem Gebrauch des ſtärkſten, oft fürchterlich wirkenden Mineral-Bades, deſſen Kraft die ſtärkſten Naturen nieder wirft, Rettung für ſein Leben fand. — Er mußte nach Freienwalde reiſen! —

München

Der Zauber der Muſik.

Eigentlich wollte der Baron von Freienwalde ſogleich nach Mecklenburg gehen zu ſeinem alten Oheim, indeſſen fühlte er doch, als das Mineralwaſſer ſeine Wirkung gethan, eine unüberwindliche Sehnſucht nach der Reſidenz und langte in den letzten Tagen des Septembers glücklich wieder in Berlin an. — Da er nun wirklich eine Reiſe gemacht, zwar nicht nach Patras, aber doch nach Freienwalde, ſo konnte er ſchon mit mehrerer Feſtigkeit auftreten und den hämiſchen Lachern dreiſt in's Geſicht blicken. Kam noch hinzu, daß er von der Reiſe nach Griechenland, die er hatte unternehmen wollen, allerliebſt und ſogar tiefſinnig und gelehrt zu ſprechen wußte, ſo konnt' es gar nicht fehlen, daß er ſeine ganze Liebenswürdigkeit wieder gewinnend, jeden Spott niederſchlug und der Abgott mehrerer Fräulein wurde, wie er es ſonſt geweſen. —

Eines Tages, als ſchon die Sonne zu ſinken begann, war er im Begriff hinauszugehen in den Thiergarten, als auf dem Pariſer Platz dicht vor dem Brandenburger Thor ihm ein Paar in's Auge fiel, das ihn feſtwurzelte an den Boden. — Ein ſehr kleiner verwachſener krummbeinigter alter Mann, auf groteske Weiſe altmodiſch gekleidet, mit einem großen Blumenſtrauß vor der Bruſt, ein ſehr hohes ſpaniſches Rohr in der Hand, führte eine fremdartig gekleidete verſchleierte Dame von edlem Wuchs und majeſtätiſcher Haltung. Das Seltſamſte war wohl gewiß der Haarzopf des Alten, der unter dem kleinen Hut ſich hervorſchlängelte bis auf die Erde. Zwei muntere Gaſſenbüblein von der angenehmen Race die im Thiergarten Glimmſtengel avec du feu auszubieten pflegt, mühten ſich dem Alten auf den Zopf zu treten, das war aber unmöglich, denn in aalartigen Krümmungen und Windungen entſchlüpfte er ihren Fußtritten. Der Alte ſchien nichts davon zu bemerken. — Das Herz bebte dem Baron, geheimnißvolle Ahnungen ſtiegen in ihm auf, aber niederſinken hätte er mögen in den ſchnöden Staub des Pariſer Platzes, als die Dame ſich nach ihm

München

umſchaute, als ihn wie ein Blitz, der durch finſtere Wolken zuckt, durch den dichten Schleier der zündende Blick der ſchönſten ſchwarzen Augen traf. —

Endlich faßte ſich der Baron und begriff ſchnell, daß der Muthwille der Gaſſenbuben ihm ſogleich die Bekanntſchaft des Alten und der Dame verſchaffen könne. Mit vielem Geräuſch verjagte er die Jungen, näherte ſich dann dem Alten und ſprach, den Hut höflich abziehend: Mein Herr, Sie bemerken nicht, daß kleine Beſtien von Straßenbuben es darauf angelegt haben, Ihren ſchönen Haarzopf zu ruiniren durch Fußtritte.

Der Alte ſah dem Baron, ohne im mindeſten ſeine Höflichkeit zu erwiedern, ſtarr in's Geſicht und ſchlug dann eine ſchallende Lache auf, worin die Gaſſenbuben nebſt dem Succurs, den ſie vom Brandenburger Thor herbeigeholt, einſtimmten, ſo daß der Baron ganz beſchämt da ſtand und nicht recht wußte, was er nun beginnen ſollte.

Indeſſen ſchritt das Abentheuer langſam fort durch die Linden, der Baron warf einige Münzen unter die Eleven der Pflanzſchule für Spandau und folgte dann dem Paar, das zu ſeiner großen Freude einkehrte in den Conditorladen bei Fuchs.

Als der Baron eintrat, hatte der Alte mit der Dame ſchon Platz genommen in dem heimlichen mit Weinlaub dekorirten Spiegelkabinett. Der Baron ſetzte ſich in das anſtoßende Zimmer und zwar ſo, daß er das Paar in dem Spiegel genau erblicken konnte.

Der Alte ſah ſehr mürriſch vor ſich nieder, die Dame ſprach ihm heftig, jedoch ſo leiſe in's Ohr, daß der Baron kein einziges Wort vernehmen konnte. Jetzt kam, was ſie beſtellt, Eis, Kuchen, Likör. Die Dame faßte den Alten an's Hinterhaupt und der Baron gewahrte zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, daß ſie den Haarzopf abſchraubte, den ſie dann öffnete wie ein Etui, und Serviette, Meſſer, Löffel herausnahm. Die Serviette band ſie dem Alten um den Hals, wie man es bei Kindern zu thun pflegt, damit ſie ſich nicht beſchmutzen. Der Alte blickte, plötzlich heiter geworden, mit ſeinen kohlſchwarzen Augen die Dame ſehr freundlich an und aß mit widrigem Appetit Eis und Kuchen. Jetzt ſchlug endlich die Dame den Schleier zurück und in der That, man durfte weniger reizbar ſeyn als der Baron, um doch wie dieſer ganz hingeriſſen zu werden von der einnehmenden Schönheit der Fremden. Mancher hätte vielleicht, nachdem er dem erſten

Turandotsblick ertragen, behauptet, es fehle dem Geſicht, der ganzen Geſtaltung der Fremden jene Anmuth, die alle ſtrenge Regel der Form verſpottend unwiderſtehlich ſiegt, und ein anderer vielleicht vorgeben können, daß der ſeltſame Iſis-Schnitt der Augen und der Stirn ihn etwas unheimlich bedünken wolle — Genug! — die Fremde mußte jedem für eine gar wunderbare Erſcheinung gelten! — Der Baron quälte ſich damit, wie er es anfangen ſolle, ſich auf ſchickliche Weiſe mit dem fremden Paare in Rapport zu ſetzen. — Wie, dacht' er endlich, wenn Du den Zauber der Muſik ausſtrömen ließeſt, um das Gefühl der Schönſten aufzuregen! — Gedacht, gethan, er ſetzte ſich an das ſchöne Kiſtingſche Inſtrument, das bekanntlich in dem Zimmer des Fuchſiſchen Conditorladens ſteht, und begann auf eine Weiſe zu phantaſiren, die wenigſtens ihm, wenn auch nicht andern, göttlich, ſublim vorkam. — Gerade bei einem ſäuſelnden Pianiſſimo rauſchte es im Kabinett, er blickte ein wenig ſeitwärts und gewahrte, daß die Dame aufgeſtanden. Dagegen lag oder ſprang und hüpfte vielmehr auf dem Platz, wo ſie geſeſſen, der Haarzopf des Alten, bis dieſer ihn mit der flachen Hand niederklatſchte und laut rief: Kuſch — kuſch, Fripon! — Etwas erſchrocken über die ſeltſame Natur des Zopf-Fripons fiel der Baron ſogleich in ein Fortiſſimo und ging dann über in ſchmelzende Melodien. Da vernahm er, wie die Dame, verlockt von ſüßer Töne Gewalt, ſich leiſen Trittes ihm nahte und hinter ſeinen Stuhl trat. — Alles was er bis jetzt Schmachtendes und Zärtliches von allen italieniſchen Maeſtros, von allen inis — anis — ellis und ichis gehört, kam an die Reihe. — Er wollte ſchließen im rauſchenden Entzücken, da hörte er dicht hinter ſich tief aufſeufzen. — Nun iſt es Zeit, dacht' er, ſprang auf und — blickte dem Rittmeiſter von B. in's Auge, der ſich indeſſen hinter ſeinen Stuhl geſtellt und nun verſicherte, daß der Baron ſehr unrecht thue, dem Herrn Fuchs die Gäſte zu verſcheuchen durch ſein entſetzliches Lamentiren und Wirthſchaften auf dem Piano. So eben habe wieder eine fremde Dame alle mögliche Zeichen der Ungeduld blicken laſſen und ſey endlich mit ihrem Begleiter, einem kleinen poſſierlichen Mann, ſchnell entflohen. —

Was? — entflohen! — rief der Baron ganz beſtürzt, entflohen auf's Neue? Der Rittmeiſter erfuhr nun von dem Baron in aller Eil genug, um einzuſehen, welches intereſſante Abentheuer unterbrochen. — „Sie iſt es — Sie iſt es! Ha, meine Ahnung hat mich nicht getäuſcht!“ So ſchrie der Baron, da der Rittmeiſter als etwas Abſonderliches bemerkte, daß die Dame eine kleine himmelblaue Brieftaſche an einer goldnen Kette um den Hals gehängt gehabt. Herr Fuchs, der gerade in der Thüre des Ladens geſtanden, hatte geſehen, wie der kleine Alte einen herbeieilenden Halbwagen heranwinkte, mit der Dame hineinſtieg und dann wegfuhr mit Blitzesſchnelle. Man erblickte noch den Wagen ganz am Ende der Linden nach dem Schloſſe zu. —

„Ihr nach — ihr nach!“ rief der Baron; — „nimm mein Pferd!“ der Rittmeiſter.

Der Baron ſchwang ſich auf und ſetzte dem muthigen Roß die Hacken in die Rippen, das aber bäumte ſich und brauſte dann, freie Kraft und freien Willen übend, wie der Sturmwind fort durch das Brandenburger Thor geraden Strichs nach Charlottenburg, wo der Baron wohlbehalten und eben zu rechter Zeit ankam, um bei der Madame Pauli mit mehreren Bekannten ein Abendeſſen einzunehmen. Man hatte ihn kommen ſehen und rühmte allgemein den ſcharfen und muthigen Ritt um ſo mehr, da man gar nicht gewußt, daß der Baron ſicher und gewandt genug reite, um es mit einer ſolchen ſcheuen wilden Beſtie aufzunehmen, als des Rittmeiſters Pferd es ſey. —

Dem Baron war im Innern zu Muthe, als müſſe er ſein Daſeyn verfluchen. —

Der griechiſche Heerführer. Das Räthſel.

Vielen Troſt gab dem Baron die Ueberzeugung, daß der Gegenſtand ſeines Sehnens und Hoffens doch nun gewiß in den Mauern von Berlin ſich befinde und daß jeden Augenblick ein günſtiger Zufall ihm das ſeltſame Paar wieder zuführen könne. Unerachtet der Baron aber mehrere Tage unabläſſig vom frühen Morgen bis in den ſpäten Abend die Linden durchſtrich, ſo ließ ſich doch keine Spur ſehen, weder von dem Alten noch von der Dame.

Sehr vernünftig und gerathen ſchien es daher, ſich auf das Fremden-Bureau zu begeben und dort nachzuforſchen, wo das ſeltſame Paar, das am vier und zwanzigſten Julius in der Nacht einpaſſirt, hingekommen.

Dies that der Baron und entwarf zugleich dem Beamten ein ſehr treues Bild des wunderlichen Kleinen und der griechiſchen Dame. Der Beamte meinte indeſſen: da von den einpaſſirten Fremden keine Steckbriefe entworfen würden, ſo könne ihm jede Schilderung wenig helfen, nachſehen wolle er jedoch, was für Fremde überhaupt in jener Nacht angelangt. Außer dem griechiſchen Kaufmann Proſocarchi von Smyrna fand ſich indeſſen kein Ankömmling von fremdartiger Natur, lauter Amtsräthe, Juſtizaktuarien u. ſ. w. aus der Provinz waren am vier und fünf und zwanzigſten Julius durch die Thore von Berlin hineingefahren. Beſagter Kaufmann Proſocarchi war aber ohne alle Begleitung angekommen, ſchon deshalb konnte es nicht der kleine Alte ſeyn, zum Ueberfluß begab ſich aber der Baron zu ihm hin und fand einen ſchönen großen Mann von angenehmer Bildung, dem er mit Vergnügen einige Pastilles du serail und auch Balſam von Mekka, der das verſtauchte Bein des Magus kurirt, abkaufte. Proſocarchi meinte übrigens auf Befragen, ob er nichts von einer griechiſchen Fürſtin wiſſe, die ſich in Berlin aufhalte, daß dies wohl nicht der Fall ſein werde, da er ſonſt ſchon gewiß einen Beſuch von ihr erhalten. Uebrigens aber ſey es gewiß, daß ſich ein vertriebener Primat von Naxos aus einer uralten fürſtlichen Familie mit ſeiner Tochter in Deutſchland umhertreibe, den er indeſſen niemals geſehen.

Was blieb dem Baron übrig, als jeden Tag, wenn die Witterung günſtig, nach jener verhängnißvollen Stelle im Thiergarten zu wallfahrten, wo er die Brieftaſche gefunden, und die, wie es aus dem darin befindlichen Blättlein zu entnehmen, der Lieblingsplatz der Griechin geworden.

„Es iſt, ſprach der Baron, als er auf der Bank ſaß bei der Statue des Apollo, zu ſich ſelbſt, es iſt gewiß, daß ſie, die Herrliche, Göttliche, mit ihrem krummen Magus dieſen Platz öfters beſucht, aber wie iſt es möglich, hilft nicht ein glücklicher Zufall, daß ich den Augenblick treffe, wenn ſie zugegen? — Nimmer — nimmer ſollt' ich dieſen Ort verlaſſen, ewig hier weilen, bis ich ſie gefunden!

Aus dieſem Gedanken entſtand der Entſchluß, gleich hinter der verhängnißvollen Bank, neben dem Baume mit der Inſchrift, eine Einſiedelei anzulegen und fern von dem Geräuſch der Welt in wilder

Einöde ganz dem Schmerz der ſehnſuchtsvollen Liebe zu leben. Der Baron überlegte, auf welche Weiſe er bei der Regierung zu Berlin um die Erlaubniß nachſuchen müſſe zum beſchloſſenen Bau und ob er nicht zu dem Eremitenkleid auch einen falſchen Bart tragen ſolle, den er dann, wenn er ſie gefunden, mit vieler Wirkung herabreißen könne vom Kinn. Während dieſer Betrachtungen war es aber ziemlich finſter geworden und der rauhe Herbſtwind, der durch die Bäume ſtrich, mahnte den Baron, daß es, da die Einſiedelei noch nicht ſtehe, gerathen ſeyn würde, anderswo Dach und Fach zu ſuchen. — Wie bebte ihm aber das Herz, als er, aus dem dichten Laubgange herausgetreten, den Alten mit der verſchleierten Dame vor ſich herſchreiten ſah. Beinahe beſinnungslos ſtürzte er dem Paare nach und rief ganz außer ſich: O mein Gott — endlich — endlich — ich bin's — Theodor — die blaue Brieftaſche! — „Wo iſt ſie, die Brieftaſche — haben Sie ſie gefunden? — Gott ſey gedankt!" — So rief der Kleine, indem er ſich umwandte. Und dann: „Ha, ſind Sie es, beſter Baron? — Nun, das iſt ein wahres Glück, ich gab mein Geld ſchon verloren."

Niemand anders aber war der Kleine, als der Banquier Nathanael Simſon, der mit ſeiner Tochter eben von einem Spaziergange zurückkehrte nach ſeiner im Thiergarten belegenen Wohnung. Man kann denken, daß der Baron nicht wenig betreten war über ſeinen Irrthum, und das um ſo mehr, als er ſonſt der ganz hübſchen, aber ein wenig alternden Amalia (ſo hieß des Banquiers Tochter) ſehr ſtark den Hof gemacht, ſie aber dann verlaſſen. Mit beißendem Spott hatte Amalia über des Barons verfehlte Reiſe nach Griechenland geſprochen, und eben deshalb der Baron ſie vermieden, wie er nur konnte. „Sieht man ſie endlich wieder, lieber Baron!" So begann Amalia, doch Simſon ließ ſie nicht zu Worte kommen, ſondern fragte unaufhörlich nach der Brieftaſche. Es fand ſich, daß er vor einigen Tagen, was ihm ſonſt nie geſchehen, in den Gängen des Thiergartens eine Brieftaſche, worin ein Funfzigthaler-Treſorſchein befindlich, verloren und dieſe, glaubt' er, hätte der Baron gefunden. Der Baron war ganz verwirrt über das Mißverſtändniß und wünſchte ſich hundert Meilen fort. Indem er aber ſich loszumachen ſtrebte, hing Amalia ohne Umſtände ihren Arm in den ſeinen und meinte, daß man einen werthen Freund, den man ſo lange nicht geſehen, feſthalten müſſe. — Der Baron fand keine Entſchuldigung, er mußte ſich bequemen, mit der Familie Thor zu trinken. Amalia hatte ſich in den Kopf geſetzt, den Baron auf's Neue an ſich zu feſſeln. Sie forderte ihn auf, ſo viel von dem Abentheuer, das er in Griechenland zu beſtehen gedacht, zu erzählen, als er dürfe, ohne vielleicht tiefe Geheimniſſe zu verrathen, in die ſie nicht eindringen wolle, und da ſie alles, was der Baron vorbrachte, himmliſch, göttlich, ſublim fand, ſo ging dieſem immer mehr das Herz auf. Er konnt' es nicht unterlaſſen, alles herauszuſagen, wie es ſich in der Nacht vom vier zum fünf und zwanzigſten Julius, ſo wie im Fuchſiſchen Laden begeben. Amalia bezwang ſehr geſchickt das Lachen, zu dem ſich ein paarmal die Mundwinkel verzogen, beſchwor den Baron, doch einmal zur Abendzeit ſie im neugriechiſchen Coſtüm zu beſuchen, da er darin ganz allerliebſt ausſehen müſſe, und ſchien zuletzt plötzlich in einen halbträumeriſchen Zuſtand zu verſinken. „Es iſt vorüber!“ ſprach ſie dann. Natürlicher Weiſe fragte der Baron, was denn vorüber ſey, und nun vertraute Amalia, daß ſie ſoeben von dem Andenken an einen äußerſt merkwürdigen Traum ergriffen worden, den ſie vor einiger Zeit, und zwar, wie es ihr jetzt beſtimmt beifalle, in der Nacht vom vier zum fünf und zwanzigſten Julius geträumet. — Da ſie in Friedrich Richters Werken wohlbeleſen, ſo gelang es ihr in dem Augenblick einen Traum zu improviſiren, der phantaſtiſch genug klang und deſſen Tendenz in nichts Geringerem beſtand, als des Barons Erſcheinung in neugriechiſcher Tracht, wie alle ihre innerſte Liebe entzündend, darzuſtellen. — Der Baron war hin! — Die Griechin, die Einſiedelei, die blaue Brieftaſche vergeſſen! —

Aber nicht anders geht es in der Welt, das was man eifrig verfolgt, erreicht man am letzten, das was man nicht zu erreichen ſtrebt, kommt von ſelbſt herbei. Der Zufall iſt ein neckiſcher und neckender Spuk-Geiſt! —

Genug, der Baron hatte beſchloſſen, hauptſächlich Amalias halber, Berlin vor der Hand nicht zu verlaſſen und fand es daher nöthig, die Sonne mit einer bequemern Wohnung zu vertauſchen.

Als er nun die Stadt durchwanderte, fiel ihm über der Thür des ſchönen großen Hauſes in der Friedrichsſtraße Nr. — ein großer Zettel mit der Inſchrift in's Auge: Hier ſind meublirte Zimmer zu vermiethen!

Der Baron ſtieg ohne weiteres die Treppe hinauf. Vergebens ſucht' er eine Klingelſchnur und mochte er an dieſe, jene Thüre im Vorſaal klopfen, wie er wollte, alles blieb mäuschenſtill. Endlich war's ihm, als höre er von innen heraus ein ſeltſames Plappern und Schwatzen. Er drückte die Thüre des Gemachs, aus dem der Ton zu kommen ſchien, auf und befand ſich in einem mit auserleſenem Geſchmack und großer Pracht ausſtaffirten Zimmer. Vorzüglich merkwürdig ſchien ihm das große Bett mit reicher ſeidener Draperie, Blumengewinden und vergoldetem Schnitzwerk, das in der Mitte ſtand.

Lagos piperia etrive, kakon tys kefalis tu![*]

Es rief es dem Baron mit ſchnatternder Stimme entgegen, ohne daß er irgend jemanden gewahrte. Er ſchaute um ſich und — o Himmel! — auf einem zierlichen Pfeilertiſch lag die verhängnißvolle Brieftaſche! Er ſprang hinzu, wollte ſich des ihm geraubten Kleinods bemächtigen, da ſchrie es ihm in die Ohren:

O diavolos jidia den yche, ke tyri epoulie.[**]

Entſetzt prallte er zurück! — Aber in dem Augenblick vernahm er leiſe Seufzer, die offenbar aus dem großen Bette kamen. „Sie iſt es! — Sie iſt es!“ ſo dachte er und das Blut ſtockte ihm in den Adern vor Wonne und ſüßer Ahnung. — Er näherte ſich bebend, erblickte durch eine Spalte der Gardine eine Spitzenhaube mit bunten Bändern. „Muth — Muth,“ flüſterte er ſich zu, faßte die Gardine, zog ſie zurück. — Da fuhr aus den Kiſſen mit einem gellenden Schrei in die Höhe — jener wunderliche kleine Alte, dem er mit der Dame begegnet. Er war es, der die weibliche Spitzenhaube auf dem Kopfe trug, und deshalb ſah der Kleine ſo höchſt poſſierlich aus, daß jeder andere, der weniger geſpannt auf ein Liebesabenteuer, wie der Baron, in lautes Lachen ausgebrochen wäre.

Der Alte glotzte den Baron an mit ſeinen großen ſchwarzen Augen, und begann endlich mit leiſer wimmernder Stimme: Sind Sie es, Hochgeborner? — Ach Gott, Sie führen doch nicht etwa Böſes im Schilde gegen mich, weil ich Sie neulich ausgelacht auf dem Pariſer Platz, als Sie meinen munteren Jungen von Hauspref in Schutz nehmen wollten? Starren Sie mich nicht ſo entſetzlich an — ich muß mich ſonſt fürchten. —

---

[*] Da der Baron nicht Neugriechiſch verſteht, ſo wußte er nicht, daß dieſe Worte bedeuten: Der Haſe rieb ſich den Pfeffer zum Verderben ſeines Hauptes.

[**] Der Teufel hatte keine Ziegen und verkaufte dennoch Käſe.

Der Baron ſchien nichts von dem, was der Alte ſprach zu vernehmen, denn ohne den ſtieren Blick von ihm abzuwenden, murmelte er dumpf vor ſich hin: König von Candia — König von Candia! — Da lächelte der Alte ſehr anmuthig, ſetzte ſich auf die Kiſſen und begann: Ei, ei, beſter Baron Theodor von S., ſollten Sie auch von dem ſeltſamen Wahnſinn befangen ſeyn, mich geringen Mann für den König von Candia zu halten? — Sollten Sie mich denn nicht kennen? — Sollten Sie denn nicht wiſſen, daß ich niemand anders bin als der Kanzlei-Aſſiſtent Schnüspelpold aus Brandenburg?

Schnüspelpold? wiederholte der Baron. — Ja, ſo heiße ich, fuhr der Kleine fort, aber Kanzlei-Aſſiſtent in officio ſchon ſeit langen Jahren nicht mehr. Die verdammte Sucht zu reiſen hat mich um Amt und Brod gebracht. Mein Vater — Gott habe ihn ſelig, er war ein Knopfmacher in Brandenburg — war auch ſolch' ein Reiſenarr und ſprach ſo viel von der Türkei, wo er einmal geweſen, daß ich nicht länger ruhig ſitzen konnte. Vielmehr ſtand ich eines Tages auf, ging über Genthin nach Tangermünde, ſetzte mich dort in einen Elbkahn und fuhr nach der Ottomaniſchen Pforte. Die wurde aber, als ich ankam, gerade zugeworfen, und da ich mit der rechten Hand hingreifen wollte in die Türkei, quetſchte mir die Pforte zwei Finger weg, wie Sie, Hochgeborner hier an den wächſernen Fingern ſehen können, die mir die abgequetſchten erſetzen ſollten. Da dieſes ſchnöde Wachs aber immer wegſchmolz, beim Schreiben —

Laſſen Sie, unterbrach der Baron den Alten, laſſen Sie das und ſagen Sie mir lieber alles von der fremden Dame, von dem Himmelsbilde, das ich mit Ihnen erblickte im Fuchſiſchen Laden.

Der Baron erzählte nun, wie es gekommen mit dem Fund der Brieftaſche, der Reiſe nach Griechenland, dem Traum in der Sonne, und ſchloß damit, den Alten zu beſchwören, ſeiner Liebe nicht entgegen zu ſeyn, da ſeiner ſeltſamen Ausreden unerachtet, und wenn er auch nichts Höheres vorſtellen wolle, als den Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold aus Brandenburg, er doch als Vater oder Oheim der holden Griechin über ihr Schickſal gebiete. „Ei, ſprach Schnüspelpold vor Freude ſchmunzelnd, ei, es iſt mir ja über alle Maaßen lieb, daß Sie vermöge der blauen Brieftaſche in Liebe gekommen zu der griechiſchen Fürſtin, deren Vormund ich zu ſeyn die läſtige Ehre habe. Das Oberlandesgericht auf Paphos hat mich dazu erkohren, weil ſie keinen Menſchen finden konnte, der gewiſſe geheime magiſche Eigenſchaften — nun, nun, Schnüspelpoldchen, ſchwatze nicht aus der Schule! — ſtill, ſtill, mein Söhnlein! — Ich zweifle gar nicht, Hochgeborner, daß ſie bei meinem Mündel reüſſiren werden! — So viel kann ich Ihnen ſagen, daß ſie einen jungen Prinzen, Namens Theodoros Capitanaki ſucht, den eigentlichen Finder der blauen Brieftaſche, ſind Sie denn nun auch derſelbe nicht“ — Was, unterbrach der Baron den Alten, was? ich ſollte die Brieftaſche nicht gefunden haben? „Nein, erwiederte der Alte feſt und ſtark, Sie haben die Brieftaſche nicht gefunden und ſind überhaupt von allerlei tollen Einbildungen befangen.“ — Vergebens hängſt du dich mir an die Füße, grober bleiſchwerer König, rief der Baron, aber die gellende Stimme ſchrie:

Alla ta kas karismata, kai alla genun y kotés.*)

Still, ſtill kleiner Schreihals, ſprach der Alte ſanft, und der graue Papagey hüpfte auf die oberſte Sproſſe ſeines Geſtells. Dann wandte der Alte ſich zum Baron und ſprach eben ſo ſanft: „Sie heißen Theodor, Hochgeborner, und wer weiß, welche geheime Beziehungen noch ſtatt finden und Sie zu dem rechten Theodoros Capitanaki machen können. — Eigentlich kommt es nur auf eine Kleinigkeit an, wodurch Sie Herz und Hand meiner fürſtlichen Mündel auf der Stelle gewinnen können. Ich weiß, Sie haben hübſche Connektionen im Departement der auswärtigen Affairen. Können Sie es durch dieſe dahin bringen, daß der Großſultan die griechiſchen Inſeln für einen Freiſtaat erklärt, ſo iſt Ihr Glück gemacht! — Aber — was erblicke ich“ —

Mit dieſem Ausruf ſank der Alte tief in die Kiſſen zurück und zog die Bettdecke über den Kopf.

Der Baron folgte dem Blick des Alten und ſchaute im Spiegel die Geſtalt der Griechin, die ihm zuwinkte.

Sie ſtand in der offenen Thüre, die dem Spiegel gegenüber befindlich. Er wollte ihr entgegen, verwickelte ſich aber in den Fußteppich und fiel der Länge nach hin. Der Papagey lachte ſehr. Als aber nun die Griechin, in das Zimmer hineingeſchritten, dicht neben dem Baron ſtand, ſuchte er, wie ein geſchickter Tänzer, ſeinem Fall den Anſchein des Niederſtürzens auf die Knie zu geben. „Endlich, o ſüßer Abgott meiner Seele,“ ſo begann er auf italieniſch, doch die Griechin ſprach mit leiſer Stimme: Still, wecke den Alten nicht, indem Du mir wiederholſt, was ich längſt weiß — ſtehe auf! — Sie reichte ihm die Lilienhand, er erhob ſich ganz Wonne und Entzücken, und nahm Platz an ihrer Seite auf dem üppigen Divan, der in dem Hintergrunde des Zimmers angebracht.

---

*) Die Henne gackert an einer Stelle und legt an der andern ihr Ei.

Ich weiß alles, wiederholte die Griechin, indem ſie ihre Hand in der des Barons ruhen ließ, mag auch mein Magus behaupten, was er will, du fandeſt die Brieftaſche — du biſt aus griechiſchem fürſtlichem Stamm entſproſſen, und biſt du auch nicht der, dem meine Seele, mein Ich nacheilte, ſo kannſt du doch Herr meines Lebens werden, wenn du willſt! —

Der Baron erſchöpfte ſich in Betheuerungen. Die Griechin, ſinnend den Kopf in die Hand geſtützt, ſchien nicht darauf zu achten, endlich fragte ſie den Baron leiſe in's Ohr: haſt du Muth? Der Baron betheuerte, daß er Muth beſitze wie ein Löwe.

Könnteſt du wohl, fuhr die Griechin fort, dem alten Ungethüm dort im Bette, während er feſt ſchläft, mit dieſem Meſſerchen —

Der Baron, das bekannte chirurgiſche Meſſerchen aus der Brieftaſche in der Hand der Griechin gewahrend, ſchauerte entſetzt zurück —

— mit dieſem Meſſerchen, ſprach die Griechin weiter, den Zopf in der Mitte durchſchneiden? — doch es iſt nicht nöthig, der Papagey bewacht ihn, und wir können ruhig ſprechen. — Alſo aus fürſtlichem Stamm? — Der Baron erzählte nun von dem Bilde der Großmutter, ſeiner Mutter, genug alles das, was der geneigte Leſer aus dem Geſpräch des Barons mit ſeinem Oheim bereits erfahren.

Die ſchönen Augen der Griechin leuchteten vor Freude, durch ihr ganzes Weſen ſchien der Feuerſtrom neuen Lebens zu glühen, ſie war in dieſem Augenblick ſo über die Maaßen ſchön und herrlich, daß der Baron ſich in den höchſten Himmel verzückt fühlte. Selbſt wußte er nicht, wie es geſchah, daß ſie plötzlich in ſeinen Armen lag, daß brünſtige Küſſe auf ſeinen Lippen brannten.

„Ja, ſprach die Griechin endlich, ja, du biſt es — du biſt es, der erkohren mein zu ſeyn. Eile mit mir nach dem Vaterlande zurück, nach jener heiligen Stätte, wo ſchon die entſchloſſenen Häupter des Volks gewappnet und deiner gewärtig ſtehen, um das ſchnöde ſchändliche Joch abzuſchütteln, unter dem wir ein elendes mühſeliges Leben hinſeufzen. Ich weiß es, dir fehlt nicht mehr Kleid und Rüſtung, dir fehlen nicht Waffen. Alles haſt du vorbereitet. Du ſtellſt dich an die Spitze, du ſchlägſt, ein tapferer Heerführer, den Paſcha auf's Haupt, du befreieſt die Inſeln, und genießeſt, mit mir verbunden durch ein heiliges Band, alles Glück, das dir die Liebe und die ſchöne ſegensreiche Heimath gewähren kann. — Was haſt du auch zu befürchten bei dem kühnen Unternehmen? — Schlägt es fehl, ſo ſtirbſt Du entweder den Heldentod des tapfern Kriegers, oder bekommt dich der Paſcha gefangen, ſo wirſt du höchſtens geſpießt, oder man ſtreut dir Pulver in die Ohren und zündet es an, oder wählt eine andere dem wahren Helden anſtändige Todesart. Mich bringt man, da ich jung bin und ſchön, in den Harem des Paſcha, aus dem mich dann, biſt du wirklich doch nicht der junge Fürſt Theodoros Capitanaki, ſondern, wie mein Magus behauptet, nur der ſchwarze Haſenfuß aus dem Thiergarten geweſen, mein wahrhaftiger Prinz befreien wird." —

In dem Innern des Barons ging bei dieſen Reden der Griechin eine ſeltſame Veränderung vor. Denn auf glühende Hitze folgte eine Eiskälte und es wollte den Baron gar eine Fieber-Angſt überwältigen.

Doch nun blitzte es aus den Augen der Griechin, ihr ganzes Antlitz wurde furchtbar ernſt, ſie erhob ſich, ſtand in voller hoher Majeſtät vor dem Baron und ſprach mit dumpfer feierlicher Stimme: Wärſt du aber weder Theodorus noch der ſchwarze Haſenfuß? — Wärſt du nichts als ein täuſchendes Schattenbild? — das Schattenbild jenes unglücklichen Jünglings, dem die böſe Enzuſe, ſchmerzhaft berührt von ſeinem Violinbogen, das Blut ausſog?[*] — Ha! — deine Pulsader muß ich öffnen — dein Blut ſehen, dann ſchwindet jede dämoniſche Täuſchung!

---

[*] Bartholdy erzählt in ſeiner Reiſe nach Griechenland von einem Jüngling, der zu Athen ſtarb und deſſen Tod man Folgendem zuſchrieb: Eines Abends ſaß er mit einem Freunde im Freien auf einer Bank und ſpielte die Geige. Dadurch herbeigelockt, ſetzt ſich eine Larve (Enzuſe) neben ihm hin. Er fährt aber fort zu ſpielen und berührt mit dem Bogen die Larve ſchmerzhaft, die ſich zu rächen beſchließt. Von dem Augenblick ſchwindet ſein Körper hin. Er wird zum Schattenbilde, bis er ſtirbt.

Damit ſchwingt die Griechin das blanke blitzende Meſſerchen hoch empor, aber der Baron ſpringt ſchnell auf, rennt entſetzt nach der Thüre. Der Papagey ſchreit gellend:

Alla paschy o gaidaros ke alla erryskusi.*)

Schnüſpelpold iſt mit einem gewagten Satz aus dem Bette heraus, ruft: „Halt — halt, Hochgeborner — die Fürſtin iſt Ihre Braut — Ihre Braut!“ — Doch pfeilſchnell iſt der Baron die Treppe hinab, hinaus aus dem Hauſe — fort — fort — —

— Amalia Simſon wollte herausgebracht haben, daß der angebliche Kanzlei-Aſſiſtent Schnüſpelpold niemand anders geweſen, als ein gelehrter Jude aus Smyrna, der nach Berlin gekommen, um ſich von dem Geheimrath Diez über eine zweifelhafte Stelle im Koran belehren zu laſſen, den er unglücklicher Weiſe nicht mehr am Leben gefunden. Die griechiſche Fürſtin machte Amalia Simſon zu der Tochter des Juden, die über den Verluſt ihres Geliebten wahnſinnig geworden.

Alles verhält ſich wohl aber ganz anders. Der geneigte Leſer möge nur an das Blättlein denken und an ſo manchen andern vorgekommenen Umſtand, um ſich zu überzeugen, daß das Räthſel keineswegs gelöſet.

Merkwürdig genug iſt es, daß der Baron Theodor von S. nun wirklich nach Griechenland gereiſet ſein ſoll. Kommt er bald zurück, ſo wird man Näheres erfahren von Schnüſpelpold und der Griechin, die Schreiber dieſes aller Mühe unerachtet in Berlin nicht hat auffinden können. — Weiß derſelbe künftig mehr von dem Baron und ſeinen geheimnißvollen Verhältniſſen, ſo wird er nicht unterlaſſen, im folgenden Jahre dem geneigten Leſer auf dem einmal eingeſchlagenen Wege davon getreuen Bericht zu erſtatten.

---

*) Der Eſel findet was anders, als wornach er trachtet.

Die Geheimniſſe.

Fortſetzung der vorhergehenden Erzählung*).

Merkwürdige Correſpondenz des Autors mit verſchiedenen Perſonen.

(Als Einleitung.)

Mein Herr!

Unerachtet gewiſſe Schriftſteller und ſogenannte Dichter wegen ihres nicht leicht zu unterdrückenden Hanges zur groben Lüge und anderer der geſundeſten Vernunft ſchädlicher Phantaſterei nicht in dem beſten Rufe ſtehen, ſo habe ich doch Sie, der Sie ein öffentliches Amt bekleiden, mithin wirklich etwas ſind, ausnahmsweiſe für einen wackern gutmüthigen Mann gehalten. Kaum in Berlin angekommen, mußte ich mich aber leider vom Gegentheil überzeugen. Womit habe ich alter ſchlichter, einfacher Mann, ich ruhmvoll entlaſſener Kanzlei-Aſſiſtent, ich Mann von feinem Verſtande, humanen Sitten, großer Wiſſenſchaft, ich Ausbund von gutem Herzen und ſchöner Denkungsart, womit, ſage ich, habe ich es um Sie verdient, daß Sie mich dem verehrungswürdigen Publikum in Berlin zur Schau ſtellen und in dem Taſchenkalender von dieſem Jahr nicht allein alles erzählen, was ſich mit dem Herrn Baron Theodor von S., meiner fürſtlichen Pflegebefohlnen und mir begeben, ſondern mich noch dazu (ich habe alles erfahren) abkonterfeien laſſen nach dem natürlichen Leben und in Kupfer ſtechen, wie ich luſtwandle mit meinem Herzenskinde über den Pariſerplatz durch die Linden, und wie ich dann im Bette liege in zierlichen Nachtkleidern und mich erſchrecke über des Herrn Barons unvermutheten Beſuch. Iſt Ihnen vielleicht mein elektrophoriſcher Haarzopf, worin zugleich mein Reiſebeſteck befindlich, in die Quere gekommen? Hat Ihnen mein Blumenſtrauß mißfallen? Haben Sie etwas dagegen, daß das Pupillen-Collegium auf Cypern mich zum Vormunde der — Ja! nun denken Sie, ich werde den Namen der Schönſten geradezu hinſchreiben, damit Sie ihn auch ausſchreien können in Taſchenbüchern und Journalen. Das laſſe ich aber bleiben, ſondern frage blos im Allgemeinen, ob Sie vielleicht mit der Verfügung jenes Cypriſchen Collegiums unzufrieden ſind? Seyn Sie überzeugt, mein Herr, daß bei Ihrem unnützen Treiben in Schriftſtellerei und Muſik weder der Praſident noch irgend ein Rath des hieſigen oder irgend eines andern Pupillen-Collegii Ihnen das Vertrauen geſchenkt und Sie zum Vormunde eines zum Entzücken ſchönen, geiſtreichen Frauenzimmers beſtellt haben würde, wie es jenes ehrwürdige Collegium gethan hat. Und überhaupt wollen Sie auch hier in der Stadt was vorſtellen, und mögen Sie auch manches ganz artig zu verfügen verſtehen, vermöge Ihres Amts, ſo haben Sie ſich doch darum, was in Cypern verfügt worden, eben ſo wenig zu bekümmern, als um meine wächſerne Finger und um meine Spitzenhaube, die Sie wahrſcheinlich auf Herrn Wolffs Kupfertafel betrachten mit neidiſchen Blicken. Danken Sie Gott, mein Herr! daß Sie nicht, ſo wie ich, eintreten wollten in die Ottomaniſche Pforte, gerade als ſie zugeſchlagen wurde. Wahrſcheinlich hätten Sie, vermöge des gewöhnlichen Schriftſtellervorwitzes, nicht die Finger hineingeſteckt, ſondern die Naſe, und müßten jetzt, ſtatt daß Sie andern honnetten Leuten wächſerne Naſen zu drehen unternehmen, ſelbſt eine dergleichen tragen. Daß Sie einer zierlichen Morgenkleidung von weißem mit Roſaſchleifen beſetzten Mouſſelin und einer Spitzenhaube einen Warſchauer Schlafrock und ein rothes Käppchen vorziehen, iſt Sache des Geſchmacks, und will ich nicht mit Ihnen darüber rechten. — Und wiſſen Sie wohl, mein Herr! daß mir ihre leichtſinnige Ausplauderei im Taſchenkalender, gleich nachdem in den Intelligenzblättern unter den angekommenen Fremden mein Name geſtanden hatte, die allergrößten

---

*) Berliniſcher Taſchen-Kalender. 1822. S. 1–96.

Unannehmlichkeiten zuzog? Die Polizei hielt mich, mußte mich nach Ihrem Gewäſche, oder vielmehr, da Sie die Geheimniſſe meines Herzenskindes austrompetet, für denjenigen Frevler halten, der den Melonenleibigten Apollo im Thiergarten und auch wohl andere Statuen verunſtaltet hat, und es koſtete viel Mühe, mich zu rechtfertigen und darzuthun, daß ich ein enthuſiaſtiſcher Kunſtfreund ſey und nichts weniger als ein verſtellter abergläubiſcher Türke. Sie ſind ſelbſt ein Rechtskundiger und haben nicht einmal bedacht, daß mich die verwünſchte Apollo-Naſe hätte als Staatsverbrecher nach Spandau bringen, oder mir gar eine Tracht der unbilligſten Prügel zuziehen können, wenn nicht, was letzteres betrifft, von der gütigen Natur mein Rücken durch ein geſchickt angelegtes Bollwerk auf ewig gegen alle Prügel bewahrt wäre. Leſen Sie im zwanzigſten Titel des zweiten Theils vom Allgemeinen Landrecht die §§. 210. 211 nach und ſchämen Sie ſich, daß ein verabſchiedeter Kanzlei-Aſſiſtent aus Brandenburg Sie daran erinnern muß. Kaum der Unterſuchung und Strafe entronnen, wurde ich in meiner Wohnung, die man unglücklicher Weiſe erfahren, auf eine ſolch entſetzliche Art beſtürmt, daß ich wahnſinnig werden, verzweifeln müſſen, wäre ich nicht ein feſter geſetzter Mann und durch meine vielfachen gefahrvollen Reiſen hinlänglich gewöhnt an bedrohliches Ungemach. Da kamen Frauenzimmer und verlangten, gewohnt, alles prompt und wohlfeil zu haben, eben daher aber eifrige und ſtetige Käuferinnen der prächtigen Modewaaren in Auktionen ihre Laden räumender Kaufleute, ich ſolle ihnen auf der Stelle türkiſche Shawls drucken. Am ärgſten unter ihnen trieb es Mademoiſelle Amalie Simſon, welche nicht nachließ mit Bitten und Flehen, ich möge ihr doch auf den Bruſttheil eines Spencers von rothem Kaſimir ein hebräiſches Sonnet, das ſie ſelbſt gedichtet, hinſetzen mit Goldtinktur. Andere Leute aus den verſchiedenſten Ständen wollten bald meine Wachsfinger anſchauen, bald mit meinem Haarzopf ſpielen, bald meinen Papagey griechiſch ſprechen hören.

Junge Herren mit Wespentaillen, thurmhohen Hüten, Koſakenhoſen und goldenen Sporen lorgnettirten umher, guckten durch Ferngläſer, als wollten ſie die Wände durchſchauen. Ich weiß, wen ſie ſuchten, und manche hatten auch deſſen gar kein Hehl, ſondern fragten kecker unverſchämter Weiſe geradezu nach der ſchönen Griechin, als ſey mein himmliſches Fürſtenkind ein wunderbares Naturſpiel, das ich der gaffenden Menge ausſtelle. Widerlich, gar widerlich erſchienen mir dieſe jungen Leute, aber noch viel abſcheulicher war es mir, wenn manche ſich mir geheimnißvoll nahten und myſtiſche Worte ſprachen von Magnetismus, Siderismus, magiſchen Verknüpfungen durch Sympathie und Antipathie u. ſ., und dabei wunderliche Geberden und Zeichen machten, um ſich mir als Eingeweihte zu zeigen, ob ich gleich gar nicht verſtand, was ſie wollten. Lieber waren mir die, welche ganz treuherzig verlangten, ich ſolle ihnen ein bischen wahrſagen aus der Hand oder aus dem Kaffeegrunde. — Es war ein heilloſes Treiben, ein wahrer Teufelsſabbath in dem Hauſe. — Endlich gelang es mir, bei Nacht und Nebel mich davon zu machen und eine Wohnung zu beziehen, die bequemer, beſſer eingerichtet iſt und auch den Wünſchen meiner Fürſtin mehr entſpricht — entſprechen würde, wollt' ich ſagen, denn ich befinde mich jetzt allein. — Mein jetziges Logis erfährt niemand und am allerwenigſten Sie, da ich Ihnen durchaus nichts Gutes zutraue.

Und wer iſt einzig und allein an dem ganzen Spektakel Schuld als Sie? Wie kommen Sie dazu, mich dem Publikum ſo zweideutig darzuſtellen, daß ich für einen unheimlichen Cabbaliſten gelten muß, der mit irgend einem geheimnißvollen Weſen in ſeltſamer Verbindung lebt.

Ein ehrlicher verabſchiedeter Kanzlei-Aſſiſtent ſoll ein Hexenmeiſter ſeyn, welch ein Unſinn! — Was geht Ihnen, mein Herr! überhaupt das magiſche Verhältniß an, in dem ich mit meinem Herzenskinde ſtehe, mag es nun wirklich ſtatt finden oder nicht? — Mögen Sie auch Talent genug beſitzen, zur Noth eine Erzählung oder einen Roman mit angeſtrengter Mühe zuſammen zu drechſeln, ſo fehlt es Ihnen doch ſo gänzlich an gehörigem tiefem Verſtande und ſublimer Wiſſenſchaft, um auch nur eine Silbe zu verſtehen, wenn ich mich herablaſſen ſollte, Sie über die Geheimniſſe eines Bundes zu belehren, der dem Erſten aller Magier, dem weiſen Zoroaſter ſelbſt, nicht unwürdig erſcheinen möchte. Es iſt nichts leichtes, mein Herr! ſo wie ich einzudringen in die tiefſten Tiefen der göttlichen Cabbala, aus denen ſich ſchon hienieden ein höheres Seyn emporſchwingt, ſo wie aus der Puppe ſich der ſchöne Schmetterling entwickelt und muthig flatternd emporſteigt. Es iſt aber meine erſte Pflicht, niemandem meine cabbaliſtiſchen Kenntniſſe und Verbindungen zu verrathen, und daher ſchweige ich auch gegen Sie davon, ſo daß Sie mich von nun an lediglich für einen ſchlichten verabſchiedeten Kanzlei-Aſſiſtenten und wackern Vormund eines liebenswürdigen vornehmen Frauenzimmers halten müſſen. Sehr unlieb und ſchmerzhaft würd' es mir auch ſeyn, wenn Sie oder jemand anders erfahren ſollten, daß ich jetzt in der Friedrichsſtraße unweit der Weidendammer Brücke Nr. 9 — wohne. Habe ich Ihnen, mein Herr! gebührend vorgehalten, wie Sie ſich, wenn auch gerade nicht boshafter, ſo doch leichtſinniger Weiſe vergangen, ſo füge ich nur noch die Verſicherung hinzu, daß ich das Gegentheil von Ihnen bin, nämlich ein beſonnener gutmüthiger, alles was zu unternehmen vorher wohl überlegender Mann. Sie ſind daher für jetzt vor meiner Rache völlig ſicher, und das um ſo mehr, weil mir eben keine Mittel zu Gebote ſtehen. Wäre ich ein Recenſent, ſo würde ich Ihre Schriften weidlich herunter hunzen und dem Publikum ſo klar darthun, wie es Ihnen an allen Eigenſchaften eines guten Schriftſtellers mangle, daß kein Leſer etwas von Ihnen mehr leſen, kein Verleger es mehr verlegen ſollte. Aber da wär's denn doch nöthig, erſt Ihre Schriften zu leſen, und davor ſoll mich der Himmel behüten, da nichts als baare Ungereimtheiten, die gröbſten Lügen darin enthalten ſeyn ſollen. Ueberdem wüßte ich auch nicht, wie ich, die ehrlichſte Taubenſeele von der Welt, zu der gehörigen Maſſe von Galle kommen ſollte, die jeder tüchtige Recenſent zum Verbrauch ſtets vorräthig haben muß. — Wäre ich, wie Sie es haben dem Publikum andeuten wollen, wirklich eine Art von Magus, ſo ſollt' es freilich anders ſtehen mit meiner Rache. Darum für jetzt Verzeihung, Vergeſſen des zu Tage geförderten Unſinns über mich und meine Pflegebefohlne. Sollten Sie ſich aber unterfangen, etwa in dem künftigen Taſchenkalender auch nur ein Wörtchen von dem zu erwähnen, was ſich weiter mit dem Baron Theodor von S. und uns begeben, ſo bin ich feſt entſchloſſen, mich, mag ich nun ſeyn, wo ich will, augenblicklich umzuſetzen in das kleine ſpaniſch coſtümirte Teufelspüppchen, das auf Ihrem Schreibtiſche ſteht, und Ihnen, kommt Ihnen der Gedanke zu ſchreiben, nicht einen Augenblick Ruhe zu laſſen. Bald ſpringe ich Ihnen auf die Schulter und ſauſe und ziſche Ihnen in die Ohren, daß Sie keines Gedankens mächtig bleiben, ſey er auch noch ſo einfältig. Bald ſpringe ich in's Tintenfaß und beſpritze das fertige Manuſcript, ſo daß der geſchickteſte Setzer nicht den geſprenkelten Marmor zu entziffern vermag. Dann ſpalte ich die appetitlich geſpitzten Federpoſen, werfe das Federmeſſer in dem Augenblick, als Sie darnach greifen, vom Tiſche herab, ſo daß die Klinge abſpringt, dann verſtöre ich die Papiere durcheinander, bringe die mit allerlei Notizen beſchriebenen kleinen Blättchen in gehörigen Luftzug, daß ſie, wird nur die Thüre geöffnet, luſtig emporwirbeln, dann klappe ich die aufgeſchlagenen Bücher zu und reiße aus andern die hineingelegten Zeichen heraus, dann ziehe ich Ihnen das Papier, während Sie ſchreiben, unter dem Arme weg, ſo daß ein ſchnöder Circumflex die Handſchrift verdirbt, dann ſtülpe ich ſchnell das Glas Waſſer um, als Sie eben trinken wollen, ſo daß alles unterzugehen droht in der Waſſerfluth, und alle Ihre wäſſerigen Gedanken zurückkehren in das Element, dem ſie angehören. — Genug, ich will all' meine Weisheit aufbieten, Sie als Teufelspüppchen recht ſinnreich zu quälen, und dann wollen wir ſehen, ob es Ihnen möglich ſeyn wird, noch mehr aberwitziges Zeug zu ſchreiben, als bereits geſchehen. — Wie geſagt, ich bin ein ſtiller, gutmüthiger friedliebender Kanzlei-Aſſiſtent, dem ſchnöde Teufelskünſte fremd ſind, aber Sie wiſſen, mein Herr! wenn kleine, nach hinten zu über die Regel heraus geformte Leute mit langen Zöpfen in Zorn gerathen, ſo iſt von Schonung nicht weiter die Rede. Nehmen Sie meine wohlgemeinte Warnung wohl zu Herzen und unterlaſſen Sie jeden ferneren Bericht in Taſchenbüchern, ſonſt bleibt es beim Teufel und ſeinen Streichen.

Aus allem, mein Herr! werden Sie übrigens hinlänglich erſehen haben, wie gut, ſo wie viel beſſer ich Sie kenne als Sie mich. Angenehm kann jetzt unſere nähere Bekanntſchaft nicht ſeyn, darum wollen wir uns ſorgfältig vermeiden, und eben deshalb habe ich auch alle Anſtalten getroffen, daß Sie meine Wohnung niemals erfahren werden. — Adieu pour jamais!

Noch eins! — Nicht wahr, die Neugierde quält Sie zu wiſſen, ob mein Herzenskind bei mir iſt oder nicht? — Ha! ha! ha! das glaub' ich! Aber kein Jota erfahren Sie davon, und dieſe kleine Kränkung ſey die einzige Strafe für das, was Sie an mir begangen.

Mit aller Achtung, die Ihnen, mein Herr! ſonſt gebührt, zeichne ich mich als

Berlin, den 25. Mai 1821. Ihren ganz ergebenſten

Irenäus Schnüspelpold,
vormals Kanzlei-Aſſiſtent zu Brandenburg.

N. S. Apropos — Sie wiſſen vermuthlich oder können es leicht erfahren, wo man jetzt hier den reichſten und geſchmackvollſten Damenputz kauft. Wollen Sie mir das noch heute gefälligſt ſagen laſſen, ſo bin ich zwiſchen neun und zehn Uhr Abends in meiner Wohnung anzutreffen.

Adreſſe.

Sr. Wohlgeb. Herrn ꝛc. E. T. A. Hoffmann,
dermalen im Thiergarten bei Kempfer.

Wirklich erhielt der, an den dieſes Schreiben gerichtet und den wir der Kürze halber mit Hff. bezeichnen wollen, daſſelbe gerade zur Zeit, als er in der ſogenannten ſpaniſchen Geſellſchaft, die ſich bekanntlich alle vierzehn Tage bei Kempfer im Thiergarten verſammelt, und keine andere Tendenz hat, als auf gute deutſche Art Mittag zu eſſen, zu Tiſche ſaß.

Man kann denken, wie ſehr Hff. überraſcht wurde, als er ſeiner Gewohnheit nach zuerſt die Unterſchrift leſend, den Namen Schnüspelpold fand. Er verſchlang die erſten Zeilen, als er aber die unbillige Länge des noch dazu mit ſeltſam verſchnörkelten Buchſtaben geſchriebenen Briefes gewahrte und zugleich ſich überzeugte, daß ſein Intereſſe immer mehr und mehr und zuletzt vielleicht auf unangenehme Weiſe erregt werden dürfte, hielt er es für gerathener, den Brief zur Zeit ungeleſen in die Taſche zu ſtecken. War es nun böſes Gewiſſen oder geſpannte Neugierde, genug, alle Freunde bemerkten an Hff. Unruhe und Zerſtreuung, kein Geſpräch hielt er feſt, er lächelte gedankenlos, wenn der Profeſſor B. die leuchtendſten Witzworte hinausſchleuderte, er gab verkehrte Antworten, kurz, er war ein miſerabler Kumpan. Gleich nachdem die Tafel aufgehoben, ſtürzte ſich Hff. in die Einſamkeit einer entfernten Laube und zog den Brief hervor, der ihm in der Taſche brannte. Zwar wollte es ihn was weniges verſchnupfen, ſich von dem wunderlichen Kanzlei-Aſſiſtenten Irenäus Schnüspelpold ſo ſchnöde und gröblich behandelt, ja Rückſichts ſeiner Autorſchaft ſo ſchonungslos behandelt zu ſehen, indeſſen vergaß er das im Augenblick und hätte vor Freuden in die Lüfte ſpringen mögen, und das aus zweierlei Urſachen.

Für's Erſte, wollte es ihn bedünken, als wenn Schnüspelpold alles Schimpfens und Schmalens unerachtet den Trieb nicht unterdrücken könne, den fragmentariſchen Biographen näher kennen zu lernen, ihn vielleicht gar einzuweihen in die myſtiſche Romantik ſeines Pflegebefohlnen. — Ja gewiß! — ſonſt hätte Schnüspelpold nicht in der Verwirrung Straße und Nummer ſeiner Wohnung genannt bei den feierlichſten Proteſtationen, daß den Ort, wo er hingeflüchtet, niemand, am wenigſten aber Hff. erfahren ſolle. Sonſt hätte die Nachfrage nach dem Damenputz nicht verrathen, daß ſie ſelbſt da, das allerliebſte herrliche Geheimniß. Hff. durfte ja nur hingehen zwiſchen neun und zehn Uhr und im regen Leben konnte ſich das geſtalten, was ihm nur zugekommen wie durch träumeriſche Tradition. — Was für eine himmliſche Ausſicht für einen ſchreibluſtigen Autor!

Dann mochte aber auch zweitens Hff. deshalb in die Lüfte ſpringen, weil eine beſondere Gunſt des Schickſals ihn aus einer gräßlichen Verlegenheit reißen zu wollen ſchien. Verſprechen macht Schulden, das iſt ein altes bewährtes Sprichwort. Nun aber hatte Hff. in dem Taſchenkalender von 1821 verſprochen, ferneren Bericht abzuſtatten über den Baron Theodor von S. und über ſeine geheimnißvollen Verhältniſſe, wenn er mehreres davon wiſſe. Die Zeit kommt heran, der Drucker rührt die Preſſe, der Zeichner ſpitzt den Crayon, der Kupferſtecher bereitet die Kupferplatte. Hochlöbliche Kalender-Deputation fragt: Wie ſteht es, mein Beſter, mit Ihrem verſprochenen Bericht für unſern Eintauſend acht hundert und zwei und zwanziger? Und Hff. — weiß nichts, weiß gar nichts, da die Quelle verſiegt, aus der ihm die Irrungen zuſtrömten. — Die letzten Tage des Mai kommen heran; Hochlöbliche Kalender-Deputation erklärt: bis Mitte Junius iſt es noch Zeit, ſonſt erſcheinen Sie als einer der in den Wind hinein etwas verſpricht und es dann nicht zu halten vermag. Und Hff. weiß immer noch nichts, weiß am 25. Mai Mittags um drei Uhr nichts! — Da erhält er Schnüspelpolds verhängnißvollen Brief, den Schlüſſel zu der feſt verſchloſſenen Pforte, vor der er ſtand, ganz hoffnungslos und höchſt ärgerlich dazu. — Welcher Autor wird nicht gern einige Schmähungen erdulden, wenn ihm auf dieſe Weiſe aus der Noth geholfen wird! —

Ein Unglück kommt ſelten allein, aber auch mit dem Glücke iſt es ſo! Die Conſtellation der Briefe ſchien eingetreten zu ſeyn, denn als Hff. aus dem Thiergarten nach Hauſe kam, fand er deren zwei auf ſeinem Schreibtiſche, die beide aus dem Mecklenburgiſchen kamen. Der erſte, den Hff. öffnete, lautete in folgender Art:

„Ew. Wohlgeboren haben mir eine wahrhafte Freude dadurch gemacht, daß Sie die Thorheiten meines Neffen in dem diesjährigen Berliniſchen Taſchenkalender an das Tageslicht förderten. Erſt vor einigen Tagen iſt mir Ihre Erzählung zu Geſicht gekommen. Mein Neffe hatte den Taſchenkalender auch geleſen und lamentirte und tobte entſetzlich. Kehren Sie ſich aber eben ſo wenig daran als an etwanige Drohungen, die er wider Sie ausſtoßen ſollte, ſondern erſtatten Sie getroſt den verſprochenen Bericht, in ſo fern es Ihnen gelingt, mehr von dem ferneren Treiben meines Neffen und der wahnſinnigen Prinzeſſin, nebſt ihrem geckenhaften Vormunde, zu erfahren. Ich für mein Theil möchte Ihnen dazu alles Mögliche ſuppeditiren, der Junge (mein Neffe nämlich) will indeſſen durchaus nicht recht mit der Sprache heraus, und beifolgende Briefe meines Neffen und des Herrn von T. der ihn beobachtet und mir darüber geſchrieben hat, ſind alles, was ich zu Ihrem Bericht beitragen kann. Noch einmal! — kehren Sie ſich an nichts, ſondern ſchreiben Sie — ſchreiben Sie! — Vielleicht ſind Sie es, der meinen albernen Neffen noch zur Vernunft bringt. Mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc. ꝛc.

Strelitz den 22. Mai 1821. Achatius v. G.“

Der zweite Brief hatte folgenden Inhalt:

„Mein Herr!

Ein verrätheriſcher Freund, der gar zu gern mein Mentor ſeyn möchte, hat Ihnen die Abentheuer mitgetheilt, die ich vor einigen Jahren in B. erlebte, und Sie haben ſich unterfangen, mich zum Helden einer ungereimten Erzählung zu machen, die Sie ein Fragment aus dem Leben eines Phantaſten genannt. — Wären Sie mehr als ein ordinairer Schriftſteller, der jeden Brocken, der ihm zugeworfen wird, begierig erhaſcht, hätten Sie nur einigen Sinn für die tiefe Romantik des Lebens, ſo würden Sie Männer, deren ganzes Seyn nichts iſt als hohe Poeſie, von Phantaſten zu unterſcheiden wiſſen. Unbegreiflich iſt es mir, wie Ihnen der Inhalt des Blattes, das ich in der verhängnißvollen Brieftaſche fand, ſo genau bekannt geworden iſt. Ich würde Sie darüber, ſo wie über manches andere, das Sie dem Publikum aufzutiſchen für gut fanden, ſehr ernſt befragen, wenn gewiſſe geheimnißvolle Beziehungen, gewiſſe innere Anklänge mir nicht unterſagten, es mit einem ſchreibſeligen Autor aufzunehmen. Vergeſſen ſey daher, was Sie gethan; ſollten Sie aber keck genug ſeyn, etwa von meinem geſtrengen Herrn Mentor unterrichtet, fernere Berichte über mein Leben zu erſtatten, ſo würde ich genöthigt ſeyn, eine Genugthuung von Ihnen zu fordern, wie ſie Männern von Ehre ziemt, in ſo fern mich nämlich nicht die weite Reiſe, die ich Morgen anzutreten gedenke, daran hindert. — Uebrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung ꝛc. ꝛc.

Streliz den 22. Mai 1821. Theodor Baron von S.“

Hff. hatte herzliche Freude über den Brief des Onkels und lachte ſehr über den des Neffen. Beide beſchloß er zu beantworten, ſobald er Schnüspelpolds und ſeiner ſchönen Pflegebefohlnen Bekanntſchaft gemacht haben würde.

So wie es nur neun Uhr geſchlagen, machte ſich Hff. auf den Weg nach der Friedrichsſtraße. Das Herz klopfte ihm vor Erwartung des Außerordentlichen, was ſich nun begeben werde, als er die Klingel des Hauſes anzog, deſſen Nummer eben die von Schnüspelpold bezeichnete war.

Auf die Frage, ob hier der Kanzlei-Aſſiſtent Schnüspelpold wohne, erwiederte das Hausmädchen, das die Thür geöffnet: Allerdings! und leuchtete ihm freundlich die Treppe herauf.

„Herein!“ rief eine bekannte Stimme, als Hff. leiſe anklopfte. Doch ſo wie er eintrat in das Zimmer, ſtockten alle ſeine Pulſe, gerann ihm zu Eis alles Blut in den Adern, hielt er kaum ſich aufrecht! — Nicht jener, ihm wohl von Anſehen bekannte Schnüspelpold, ſondern ein Mann im weiten Warſchauer Schlafrock, ein rothes Käppchen auf dem Haupt, aus einer langen türkiſchen Pfeiſe Rauchwolken vor ſich herblaſend, von Geſicht, Stellung — nun! — ſein eigenes Ebenbild trat ihm entgegen und fragte höflich, wen er noch ſo ſpät zu ſprechen die Ehre? — Hff. faßte ſich mit aller Gewalt des Geiſtes zuſammen und ſtammelte mühſam, ob er das Vergnügen habe, den Herrn Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold vor ſich zu ſehen? —

Allerdings, erwiederte der Doppeltgänger lächelnd, indem er die Pfeiſe ausklopfte und in den Winkel ſtellte, allerdings, der bin ich, und ſehr müßte ich irren, wenn Sie nicht derjenige wären, deſſen

Beſuch ich heute gewärtigte. — Nicht wahr, mein Herr! Sie ſind — Er nannte Hſſ—s Namen und Charakter ausführlich. — Gott, ſprach Hſſ., von Fieberfroſt durchſchüttelt, Gott im Himmel, bis zu dieſem Augenblick habe ich mich ſtets für den gehalten, den Sie ſo eben zu nennen beliebten, und ich vermuthe auch noch jetzt, daß ich es wirklich bin! — Aber, mein verehrteſter Herr Schnüspelpold, es iſt ein gar wankelmüthiges Ding mit dem Bewußtſeyn der Exiſtenz hienieden! — Sind Sie, mein Herr Schnüspelpold, denn von Grund Ihrer Seele aus überzeugt, daß Sie wirklich der Herr Schnüspelpold ſind und kein anderer? Nicht etwa — Ha, rief der Doppeltgänger, ich verſtehe, Sie waren auf eine andere Erſcheinung gefaßt. Doch erregen Ihre Bedenken auch die meinigen in ſo fern, als ich bloße Vermuthungen nicht für Gewißheit und Sie ſo lange nicht für denjenigen halten kann, der hier erwartet wurde, bis Sie ſich durch die richtige Beantwortung einer einfachen Frage legitimirt haben. Glauben Sie, mein wertheſter Herr — wirklich an den von der animaliſchen Geſtaltung in der Körperwelt unabhängigen Conſenſus der pſychiſchen Kräfte in dem Bedingniß der erhöhten Thätigkeit des Cerebral-Syſtems?

Hſſ. ſtutzte ſehr bei dieſer Frage, deren Sinn er nicht zu faſſen im Stande, und beantwortete ſie dann, von purer innerer Angſt getrieben, mit einem herzhaften: Ja!

O, rief der Doppeltgänger voller Freude, o mein Herr, — ſo ſind Sie denn hinlänglich legitimirt zum Empfange des Vermächtniſſes einer ſehr theuern Perſon, das ich Ihnen nun ſogleich aushändigen werde. — Damit zog der Doppeltgänger eine kleine himmelblaue Brieftaſche mit goldnem Schloß, in dem jedoch das Schlüſſelchen befindlich, hervor.

Hſſ. fühlte ſein Herz erbeben, als er jene verhängnißvolle kleine himmelblaue Brieftaſche erkannte, die der Baron Theodor von S. fand und wieder verlor. Mit aller Artigkeit nahm er das Kleinod dem Doppeltgänger aus der Hand und wollte ſich höflichſt bedanken, doch das Unheimliche des ganzen Auftritts, der ſcharfe leuchtende Blick ſeines Doppeltgängers brachte ihn plötzlich dermaßen aus aller Faſſung, daß er gar nicht mehr wußte, was er that. —

Ein ſtarkes Klingeln weckte ihn aus der Betäubung. Er war es ſelbſt, der die Glocke gezogen an der Thüre des Hauſes Nr. 97.

Da beſann er ſich erſt ganz und ſprach begeiſtert: O welch ein herrlicher, in's Innere gepflanzter Trieb der Natur! Er führt mich in dem Augenblick, als ich mich phyſiſch und pſychiſch etwas wackeligt fühle, zu meinem herzgeliebten Freunde, dem Doktor H. M, der mir, wie er ſchon ſo oft gethan, augenblicklich wieder auf die Beine helfen wird. Hff. erzählte dem Doktor M. ausführlich, was ſich ſo eben ein paar Häuſer vorwärts oder rückwärts Schauerliches und Schreckhaftes mit ihm zugetragen, und bat wehmüthig, ihm doch nur gleich ein Mittel aufzuſchreiben, das den Schreck nebſt allen böſen Folgen tödte. Der Doktor M., ſonſt gegen Patienten ein ernſter Mann, lachte aber dem beſtürzten Hff. geradezu in's Geſicht und meinte, bei einem ſolchen Krankheits-Anfall, wie ihn Hff. erlitten oder vielleicht noch erleide, ſey keine andere Arznei dienlich, als ein gewiſſer brauſender, ſchäumender, in Flaſchen hermetiſch verſchloſſener Trank, aus dem ſich ganz andere ſchmucke Geiſter entwickelten, als Doppeltgänger, Schnüspelpolde und anderes wirres Zeug. Vorher müſſe aber der Patient erklecklich eſſen Damit nahm der Doktor ſeinen Freund Hff. beim Arm und führte ihn in ein Zimmer, wo mehrere joviale Leute, die ſo eben von der Whiſtpartbie aufgeſtanden, verſammelt waren und ſich alsbald mit dem Doktor und ſeinem Freunde an den wohlſervirten Tiſch ſetzten. Nicht lange dauerte es auch, als der offizinelle Trank, der dem Krankheitszuſtande Hff—s abhelfen ſollte, herbeikam. Alle erklärten, daß ſie auch davon genießen wollten, um dem armen Hff. Muth zu machen. Der ſchlürfte aber ſo, ohne den mindeſten Ekel und Abſcheu, mit ſolcher Leichtigkeit und Lebendigkeit, mit ſolchem Stoicismus, ja mit ſolcher heroiſchen Verſicherung, der Trank ſchmecke leidlich, die Arzenei hinunter, daß alle Uebrigen ſich höchlich darüber verwunderten und einſtimmig dem Hff., der ſichtlich muntrer wurde, ein langes Leben prophezeiten.

Merkwürdig genug war es, daß Hff. ſehr ruhig ſchlief und nichts von allem dem träumte, was ihm am Abende Seltſames begegnet. Er mußte das der heilbringenden Wirkung zuſchreiben, die des Doktors wohlſchmeckende Medizin hervorgebracht. Erſt im Augenblick des Erwachens durchfuhr ihn wie ein Blitz der Gedanke an die geheimnißvolle Brieftaſche. Schnell ſprang er auf, faßte in die Buſentaſche des Fracks, den er geſtern getragen, und — fand wirklich das wunderbare himmelblaue Kleinod. Man kann denken, mit welchem Gefühl

Hſſ. die Brieftaſche öffnete. Er gedachte viel geſchickter zu verfahren, als der Baron Theodor von S., und wohl hinter die Geheimniſſe des Inhalts zu kommen. Doch war eben dieſer Inhalt ein ganz anderer als damals, da der Baron Theodor von S. die Brieftaſche auf einer Bank im Thiergarten unfern der Statue Apollo's fand. Kein chirurgiſches Meſſerchen, kein ſtrohgelbes Band, keine fremdartige Blume, kein Fläſchchen Roſenöl, nein, nur ganz kleine, ſehr dünne, mit feiner Schrift beſchriebene Blättchen, und ſonſt nichts anders enthielt die Brieftaſche, die Hſſ. mit der höchſten Sorglichkeit durchſuchte.

Auf dem erſten Blättchen ſtanden italieniſche, von zierlicher weiblicher Hand geſchriebene Verſe, die im Deutſchen ungefähr lauteten, wie folgt:

Magiſche Bande ſchlingen ſich durch's Leben,
  Was loſe ſcheint, verworren, feſt zu halten;
  Sie zu zerreißen iſt des Dämons eitles Streben.
Klar wird der höh'ren Mächte dunkles Walten,
  Entſtrahlt's der Dichtung hellem Zauberſpiegel,
  In Farb' und Form muß Alles ſich geſtalten.
Nicht ſcheut der Magus ein hermetiſch Siegel,
  Der innern Kraft will kühnlich er vertrauen,
  Ihm ſpringen auf der Geiſterpforte Riegel.
Biſt du der Magus, der mich durfte ſchauen?
  Schwang mir dein Geiſt ſich nach durch Himmelsräume?
  Wollt'ſt du in heißer Sehnſucht mich erfaſſen?
Du biſt's! — feſt bannten mich dir ſüße Träume,
  Erkannt haſt du mein Lieben, du mein Haſſen,
  Nah' war ich dir, auf ging ich deinen Blicken.
Der Bann beſteht, du kannſt von mir nicht laſſen,
  Dein iſt mein Schmerz, dein Eigen mein Entzücken,
  Du wirſt dem Worte leihn, was ich empfunden.
Vermag die Thorheit wohl dich zu berücken?
  Fühlt ſich dein Geiſt von ſchwarzer Kunſt gebunden?
  Hat jemals falſches Spielwerk dich betrogen?
Nein! was der Geiſt im Innern hat empfangen,
  Darf kühn empor aus tiefem Grunde wogen.
  Vor eignem Zauber fühlt kein Magus Bangen.
Weit fort von dir in heimathliche Zonen
  Reißt mich die Hoffnung, glühendes Verlangen.
  Ein hehr Geſtirn, glanzvoll beginnt's zu thronen.
Ein theures Pfand (ſelbſt haſt du es beſchrieben)
  Nimm es von mir, den Augenblick zu lohnen,
  Als ſelbſt du warſt mein Sehnen, warſt mein Lieben!

Nur flücht'ger Bilder Zeichnung wirſt du finden,
Doch darf die Phantaſie nicht Farbe ſchonen,
Was du erſchaut, du magſt es feſt entzünden!

Hff. las dieſe Verſe einigemal ſehr aufmerkſam durch und es wollte ihn bedünken, daß ſie von niemandem anders als von Schnüſpelpolds pflegebefohlner Griechin verfaßt und an niemanden anders gerichtet ſein könnten, als an ihn ſelbſt. — Hätte, dachte er, die Gute nur nicht Auf- und Unterſchrift vergeſſen, hätte ſie fein in reiner klaſſiſcher Proſa geſprochen, ſtatt in myſtiſch verſchlungenen dunklen Verſen, ſo würde alles klar und verſtändlicher geworden ſeyn, und ich wüßte genau, woran ich wäre, aber nun — So wie es aber geſchieht, daß ein gefaßter Gedanke eben in dem Grade immer plauſibler wird, als man ihn ausarbeitet, ſo konnte Hff. auch bald gar nicht mehr begreifen, wie er nur einen einzigen Augenblick daran zweifeln mögen, daß er ſelbſt in den artigen Verſen gemeint und das Ganze für nichts anders zu nehmen ſey als das poetiſche Billet, mittelſt deſſen ihm das himmelblaue Kleinod überſendet worden. Nichts war gewiſſer, als daß die Unbekannte von dem geiſtigen Verkehr, in dem Hff. mit ihr ſtand, als er das Fragment aus dem Leben eines Phantaſten aufſchrieb, Kunde erhalten, ſey es mittelbar, oder auf myſtiſche Weiſe unmittelbar durch eigne Anregung, oder vielmehr durch den pſychiſchen Conſenſus, von dem der Doppeltgänger geſprochen. Auf welche andere Weiſe konnten nun die Verſe gedeutet werden, als daß die Unbekannte jenen geiſtigen Verkehr amüſant genug gefunden, daß Hff. furcht- und rückſichtslos ihn wieder anknüpfen, und daß ihm dazu als vermittelndes Prinzip die himmelblaue Brieftaſche nebſt Inhalt dienen ſolle.

Erröthend mußte Hff. ſich ſelbſt geſtehen, daß er von jeher in jedes weibliche Weſen, mit dem er in ſolchen geiſtigen Umgang gerathen, verliebter geweſen als recht und billig; ja, daß dieſes unbillige Verliebtſeyn immer höher geſtiegen, je länger er das Bild der Schönſten in Herz und Sinn getragen, und je mehr er ſich bemüht, dieſes Bild mittelſt der beſten Worte, der eleganteſten Conſtruktionen, wie ſie nur die deutſche Sprache darbietet, in das rege Leben treten zu laſſen. Vorzüglich in Träumen fühlt Hff. ſich ſehr von dieſer verliebten Complexion ergriffen, und die eigentliche Seladons-Natur, die er dann annimmt, entſchädigt ihn reichlich für den gänzlichen

Mangel an liebeſchmachtenden, idylliſchen Situationen, den er ſchon ſeit geraumer Zeit im wirklichen Leben verſpürt hat. Eine Frau mag es aber wohl gleichgültig anſehen, wie ein geiſtiges weibliches Weſen nach dem andern, in das der ſchriftſtelleriſche Gemahl verliebt geweſen, geſchrieben, gedruckt und dann mit behaglicher Beruhigung geſtellt wird in den Bücherſchrank.

Hff. las das Gedicht der Unbekannten noch einmal, immer beſſer gefiel es ihm, und bei den Worten:

Du ſelbſt du warſt mein Sehnen, warſt mein Lieben!

konnte er ſich nicht enthalten, laut auszurufen: O all' ihr hohen Himmel und was noch drüber, hätte ich das nur gewußt, nur geahnt! — Der Gute bedachte nicht, daß die Griechin nur lediglich die Liebe und Sehnſucht meinen konnte, die der Traum in ſeinem eignen Innern entzündet und die eben deshalb auch ihre Liebe und Sehnſucht zu nennen. Da aber aus ferneren Entwickelungen der Art der Gedanke des Selbſt in zweideutige Confuſion gerathen könnte, ſo iſt davon abzubrechen.

Hff. war nun, da ihm das nöthige Material in reichlichem Maaße von zwei Seiten zugekommen, feſt entſchloſſen, ſein Verſprechen zu erfüllen, und beantwortete auf der Stelle die drei erhaltenen Briefe. Er ſchrieb zuvörderſt an Schnüspelpold:

Mein verehrter Herr Kanzlei-Aſſiſtent!

Ungeachtet Sie, wie es der Inhalt Ihres werthen, an mich gerichteten Briefes vom 25. d. M. klar und deutlich darthut, ein kleiner ungeſchlachter Grobian zu ſeyn belieben, ſo will ich Ihnen das doch gern verzeihen, da ein Mann, der ſolche ſchnöde Kunſt treibt wie Sie, gar nicht zurechnungsfähig iſt, niemanden beleidigen kann und eigentlich aus dem Lande gejagt werden ſollte. — Was ich über Sie geſchrieben, iſt wahr, ſo wie alle Nachrichten über Sie, die ich in der Fortſetzung der Begebenheiten des Barons Theodor von S. dem Publikum noch mitzutheilen im Begriff ſtehe, wahr ſeyn werden. Denn Ihres lächerlichen Grimms ungeachtet folgt dieſe Fortſetzung, die ich längſt verſprochen und zu der mir das hohe herrliche Weſen, das ſich, wie ich weiß, Ihrer aberwitzigen Vormundſchaft entzogen, ſelbſt die Materialien geliefert hat. — Was meinen kleinen Teufel auf dem Schreibtiſche betrifft, ſo iſt er mir viel zu ſehr ergeben und fürchtet auch zu ſehr meine Macht über ihn, als daß er Ihnen nicht lieber die Naſe abbeißen oder die großen Augen auskratzen, als ſich dazu verſtehen ſollte, Ihnen ſeine Kleider zu borgen, um mich zu necken. Sollten Sie, mein Herr Kanzlei-Aſſiſtent, doch keck genug ſeyn, ſich auf meinem Schreibtiſch ſehen zu laſſen oder gar in's Tintenfaß zu ſpringen, ſo ſeyen Sie überzeugt, daß Sie ſo lange nicht wieder herauskommen werden, als noch ein Fünkchen Leben in Ihnen iſt. Solche Leute wie Sie, mein Herr Kanzlei-Aſſiſtent, fürchtet man ganz und gar nicht und trügen ſie auch noch ſo lange Haarzöpfe. Mit Achtung ꝛc.

An den Baron Achatius von F.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren danke ich auf das Verbindlichſte für die mir gütigſt mitgetheilten, Ihren Herrn Neffen, den H. Baron Theodor von S. betreffenden Notizen. Ich werde davon den gewünſchten Gebrauch machen, und will hoffen, daß die von Ew. Hoch- und Wohlgeboren davon erwartete heilbringende Wirkung in der That erfolgen möge. Mit der vorzüglichſten Hochachtung ꝛc.

An den Baron Theodor von S.

Mein Herr Baron!

Ihr Schreiben vom 22. d. M. iſt in der That ſo höchſt wunderſeltſam, daß ich, indem es mir Lächeln abnöthigte, es ein paarmal durchleſen mußte, um klar darüber zu werden, was Sie wollen. Was ich dagegen will, weiß ich ſehr beſtimmt, nämlich Ihre ferneren Begebenheiten, in ſo fern ſie ſich auf das wunderbare Weſen beziehen, mit dem das Ungeſchick des Zufalls Sie in Berührung brachte, aufſchreiben und einrücken laſſen in den Berliner Taſchenkalender für das künftige Jahr. Erfahren Sie, daß ſie ſelbſt, die Schönſte, mich dazu angeregt und ſelbſt die dazu nöthigen Nachrichten mitgetheilt hat. Erfahren Sie, daß ich mich jetzt im Beſitz der himmelblauen Brieftaſche und ihrer Geheimniſſe befinde! — Wahrſcheinlich werden Sie, mein Herr Baron, nichts mehr gegen mein Vorhaben einzuwenden haben. Sollte dies doch der Fall ſeyn, ſo bin ich entſchloſſen, auch nicht die mindeſte Rückſicht darauf zu nehmen, da mir das Gebot der holden Unbekannten mehr als alles gilt, ſo wie Ihnen in jeder Art Rede zu ſtehen. Uebrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung ꝛc. ꝛc.

Sprach Hff. in dieſem letzten Schreiben von den Geheimniſſen der himmelblauen Brieftaſche, ſo meinte er allerdings das Meſſerchen, das magiſche Band ꝛc. und es war ihm in dem Augenblick, als habe er ſie wirklich gefunden. Lügen wollte er nicht, auch eben ſo wenig dem Baron Theodor von S. vielleicht einigen Reſpekt einflößen für den Beſitzer magiſchen Werkzeuges.

So wie nun die drei Briefe in fröhlichem Muthe weggeſendet waren nach der Friedrichſtraße und nach der Poſt, machte ſich Hff. über die Blättlein her, die er von verſchiedenen, zum Theil ziemlich unleſerlichen Händen beſchrieben fand. Er ordnete dieſe Blättlein, verglich ſie mit den ihm von dem Baron Achatius von F. mitgetheilten Notizen und brachte beides, Blättlein und Notizen, ſo viel wie möglich in Zuſammenhang. Folgendes mag als Reſultat dieſer Bemühungen gelten.

Erſtes Blättlein.

Auf dieſem Blättlein ſtehen einige italieniſche Zeilen, die offenbar von derſelben Hand geſchrieben ſind, die die erſt erwähnten Verſe aufgezeichnet hat, mithin der Beſitzerin der Brieftaſche angehören. Die Worte ſcheinen ſich auf jenes wunderliche Ereigniß in Schnüſpelpolds Wohnung zu beziehen, das beim Schluſſe des Fragments erzählt wurde; billig geht alſo dieſes Blättlein voran dem Reihen der übrigen.

Die Zeilen lauten wie folgt:

Hinweg mit allem Vertrauen, mit aller Hoffnung! — O Chariten, meine geliebte Chariten, welch ein ſchwarzer Abgrund dämoniſcher Tücke und Argliſt ſtand heute plötzlich offen vor meinen Augen! — Mein Magus, er iſt ein Verräther, ein Böſewicht, nicht der, dem die Prophezeihung der guten Mutter galt, nicht der, für den er ſich geſchickt auszugeben und uns alle zu täuſchen wußte. Dank der weiſen Alten, die ihn durchſchaute, mich warnte, kurz ehe wir Patras verließen, mich ſelbſt den Talisman kennen lehrte, deſſen Beſitz mir die Gunſt höherer Mächte vergönnte und deſſen wunderbare Kraft mir unbekannt geblieben. Was wäre aus mir geworden, wenn dieſer Talisman mir nicht Gewalt gäbe über den Kleinen und oft zum

Schilde blendet, an dem alle ſeine heimtückiſch geführten Streiche abprallen! — Ich hatte mit meiner Maria den gewöhnlichen Spaziergang gemacht. Ach! — ich hoffte ihn zu ſehen, der meine Bruſt entzündet in glühender Sehnſucht! — Wie iſt er denn verſchwunden auf unbegreifliche Weiſe? Hat er denn mich nicht erkannt? Sprach mein Geiſt vergebens zu ihm? Hat er nicht die Worte geleſen, die ich mit magiſchem Meſſer einſchnitt in den geheimnißvollen Baum? — Als ich zurückkehrte in mein Zimmer, vernahm ich ein leiſes Aechzen hinter den Vorhängen meines Bettes. Ich wußte, was geſchehen, und mochte, gutmüthig genug, den Kleinen nicht herausſtreiben aus dem Bette, weil er Morgens über Kolik geklagt. Nicht lange dauerte es, als ich, da ich in ein anderes Zimmer getreten, ein Geräuſch und dann ein lautes Geſpräch vernahm, in das der Magus mit einem Fremden gerathen ſchien. Dazwiſchen lärmte und ſchrie Apokataſtos ſo gewaltig, daß ich wohl ahnen konnte, es müßte Beſonderes vorgehen, wiewohl mein Ring ruhig blieb. Ich öffnete die Thüre — o Charitas! — Er ſelbſt — Theodor ſtand mir vor Augen — Mein Magus hüllte ſich ein in die Bettdecke, ich wußte, daß in dieſem Augenblick ihm alle Kraft gebrochen. Mir bebte das Herz vor Entzücken! — Seltſam hätte es mir vorkommen müſſen, daß Theodor, im Begriff mir entgegen zu eilen, auf ungeſchickte Weiſe hinſtürzte und dann ſich gar poſſierlich geberdete. Es kamen mir Zweifel, aber indem ich den Jüngling betrachtete, war es mir, als ſey er, wenn auch nicht Theodoros Capitanaki ſelbſt, ſo doch der aus griechiſchem fürſtlichem Stamm Entſproſſene, der beſtimmt, mich zu befreien und dann Höheres zu beginnen. Die Stunde ſchien gekommen, ich forderte ihn auf das Werk zu beginnen, da ſchien ihn ein Schauer anzuwandeln. Doch erholte er ſich und erzählte von ſeiner Herkunft. O Wonne, o Freude! ich hatte mich nicht getäuſcht, ich durfte kein Bedenken tragen, ihn zu faſſen in meine Arme, ihm zu ſagen, daß es an der Zeit, ſeine Beſtimmung zu erfüllen, daß kein Opfer geſcheut werden müſſe. Da — o all' ihr Heiligen! da wurden des Jünglings Wangen immer bläſſer und bläſſer, ſeine Naſe ſpitzer und ſpitzer, ſeine Augen ſtarrer und ſtarrer! — Sein Leib, ſchon dünn genug, ſchrumpfte immer mehr und mehr zuſammen! — Mir war's, als würfe er keinen Schatten mehr! — Gräßliches Trugbild! Vernichten wollte ich die dämoniſche Täuſchung, ich zog mein Meſſer, aber mit Blitzesſchnelle war der Wechſelbalg verſchwunden! — Apokataſtos ſchnatterte, pfiff und lachte hämiſch, der Magus ſprang aus dem Bette, wollte fort durch die Thüre, indem er unaufhörlich ſchrie: Brand — Brand! aber ich faßte ihn, ſchlang das Band um ſeinen Hals. Er ſtürzte nieder und bat in den kläglichſten Jammertönen um Schonung. Verruchter Teufel, rief Apokataſtos, du biſt verloren, du verdienſt kein Erbarmen! — „Ach Gott! ſchrie der Magus; was Teufel, ich bin ja nur der Kanzlei-Aſſiſtent Schnüspelpold aus Brandenburg!“ — Bei dieſem furchtbaren Zaubernamen — Kanzlei-Aſſiſtent — Schnüspelpold — Brandenburg — ergriff mich tiefes Entſetzen, ich fühlte, daß ich noch in den Ketten des dämoniſchen Alten! Ich wankte fort aus dem Zimmer. — Weine, klage mit mir, o meine geliebte Theodora! — Nur zu klar iſt es mir, daß das Traumbild, was der Magus mir unterſchieben wollte, ſich ſchon früher als ſchwarzer Haushahn im Weingarten zeigte, daß ihm der Magus die himmelblaue Brieftaſche in die Hände ſpielte, daß — Ihr ewigen Mächte, ſoll ich Raum geben meinem furchtbaren Argwohn! — Bringe ich mir die ganze Geſtalt des jungen Menſchen im letzten Augenblick vor Augen — es lag etwas, wie aus Kork geformtes darin. — Mein Magus iſt erfahren in aller kabbaliſtiſcher Wiſſenſchaft des Orients, nichts als ein von ihm aus Kork geſchnitzter Teraphim iſt vielleicht dieſer angebliche Theodoros, der nur zeitlich zu leben vermag. Daher kam es, daß, als mein Magus mich verlockt hatte hierher, unter dem Verſprechen, mich meiner Theodora in die Arme zu führen, der Zauber deshalb mißlang, weil der Teraphim, den ich zur Nachtzeit höchſt erbärmlich auf dem Sopha liegend im Wachthauſe fand, gerade aller ihm künſtlich hinein erzeugten Kräfte beraubt war. Mein Talisman wirkte, ich erkannte augenblicklich den ſchwarzen Haushahn und zwang ihn, mir ſelbſt, wie es die Verhältniſſe nun einmal wollte, die himmelblaue Brieftaſche in die Hände zurückzugeben. — Bald muß ſich alles aufklären. —

Dieſen Zeilen iſt aus den Akten des Barons Achatius von F. noch manches hinzuzufügen.

Wo bleibt, fragte Frau von G., die elegante Wittwe eines noch eleganteren [illegible], wo bleibt mein lieber Baron? Es iſt ein [illegible] licher Jüngling, voller Verſtand, hinreißender Bildung und dabei von einer Phantaſie und einem ſeltnen Geſchmack im Anzuge, daß ich ihn ſchmerzlich vermiſſe in meinem Zirkel.

In dem Augenblick trat der Baron Theodor von S., der eben gemeint, hinein in den Saal, und ein leiſes Ah! flüſterte durch die Reihe der Damen.

Man bemerkte indeſſen bald eine gänzliche Aenderung in des Barons ganzem Weſen. Für's Erſte fiel allgemein die Nachläſſigkeit im Anzuge auf, die beinahe die Grenzen des Anſtandes überſchritt. Der Baron hatte nämlich den Frack, ein Intervall der Knöpfe überſpringend, ſchief zugeknöpft, die Bruſtnadel ſaß um zwei Finger breit zu tief auf dem Jabot, ſo wie die Lorgnette wenigſtens anderthalb Zoll zu hoch hing; was aber durchaus unverzeihlich ſchien, der Lockenwurf des Haars war durchaus nicht dem äſthetiſchen Prinzip gemäß, vielmehr nach der Richtung, wie es auf dem Haupte gewachſen, aufgekämmt. Die Damen ſchauten den Baron ganz verwundert an, die Elegants würdigten ihn aber keines Wortes, keines Blickes. Das erbarmte endlich den Grafen von C. Er führte geſchwinde den Baron in ein anderes entlegenes Zimmer, machte ihn auf die groben Verſtöße in der Kleidung, die ihn um allen guten Ruf hätten bringen können, aufmerkſam, und half alles beſſer ordnen, indem er ſelbſt mittelſt eines Taſchenkammes ſinnreich und geſchickt den Dienſt des Haarkräuslers verſah.

Als der Baron wieder in den Saal trat, lächelten ihn die Damen wohlgefällig an, die Elegants drückten ihm die Hände, die ganze Geſellſchaft war erheitert. —

Zuerſt wußte der Graf von C. gar nicht, was er aus dem Baron machen ſollte. So ſchonend als möglich hatte er ihn die begangenen Verſtöße merken laſſen, damit ihn Schreck und Verzweiflung nicht zerſchmettern ſolle, aber ganz gleichgültig, ſtumm und ſtarr war er geblieben. Nun wußte aber bald die ganze Geſellſchaft nicht, wie ſie mit dem Baron berathen, denn eben ſo gleichgültig, ſtumm und ſtarr ſetzte er ſich hin und gab auf alle Fragen der thee- und wortreichen Wirthin verkehrte lakoniſche Antworten. Man ſchüttelte unmuthig den Kopf, nur ſechs Fräulein ſahen verſchämt erröthend vor ſich nieder, weil jede glaubte, der Baron ſey in ſie verliebt und deshalb ſo zerſtreut und unordentlich im Anzuge. Hatten ſelbige Fräulein wohl den Shakespeare und zwar: Wie es Euch gefällt, geleſen? (Dritter Aufzug, zweite Szene.)

Eben war, nachdem man die Vortrefflichkeiten und Herrlichkeiten eines neuen aberwitzigen Ballets gehörig entwickelt und gerühmt, eine Stille entſtanden, als der Baron, wie plötzlich aus einem tiefen Traum erwachend, laut rief: Pulver — Pulver in die Ohren geſtreut und dann angezündet — es iſt fürchterlich — ſchrecklich — barbariſch!

Man kann denken, wie alle ganz betroffen den Baron anſchauten. O ſagen Sie, ſprach die Wirthin, o ſagen Sie, beſter Baron, gewiß hat irgend etwas Ihre tiefſte Phantaſie aufgeregt, Ihre Bruſt iſt zerriſſen, Ihr ganzes Innere verſtört? — Was iſt es, ſprechen Sie! O es wird gewiß etwas höchſt Intereſſantes ſeyn? — Der Baron war hinlänglich wach geworden, um zu fühlen, daß er wirklich ſelbſt in dieſem Augenblick höchſt intereſſant ſich geberden könne. Er hob daher die Augen gen Himmel, legte die Hand auf die Bruſt und ſprach mit bewegter Stimme: O Gnädige! laſſen Sie mich das fürchterliche Geheimniß tief in meiner Bruſt bewahren, das keine Worte kennet, ſondern nur den todbringenden Schmerz! — Alle mußten erbeben vor dieſen ſublimen Worten, nur der Profeſſor L. lächelte ſarkaſtiſch und — Doch ſey es dem Autor erlaubt, bei Gelegenheit des Profeſſors eigene Worte einzuſchalten über die ſinnreiche Organiſation unſerer Thee's, wie ſie wenigſtens in der Regel ſtatt findet. Der bunte Flor ſchön geputzter artiger Fräulein und ſchwalbgeſchweifter ſchwarzer oder blauer Jünglinge iſt gewöhnlich durchſchoſſen mit zwei oder drei Dichtern und Gelehrten, und ſo mag die pſychiſche Miſchung des Zirkels verglichen werden mit der phyſiſchen Miſchung des Thee's.

Die Sache kommt ſo zu ſtehen:

1) Thee, die hübſchen artigen Frauen und Fräulein als Grundbaſis und begeiſterndes Aroma des Ganzen.
2) Laues Waſſer (es kocht ſelten recht), die ſchwalbgeſchweiften Jünglinge.
3) Zucker, die Dichter
4) Rum, die Gelehrten

wie ſie nämlich ſich geſtalten müſſen, um für den Thee brauchbar zu erſcheinen.

Für Zwieback, Pumpernickelſchnitte, kurz für alles, was nur von wenigen gelegentlich zugebiſſen wird, können die Leute gelten, die von den letzten Aviſen ſprechen, von dem Kinde, das Nachmittags in der und der Straße zum Fenſter hinausgeſtürzt, von dem letzten Feuer, und wie die Schlauchſpritzen gute Dienſte gethan, die ihre Rede gewöhnlich mit: Wiſſen Sie ſchon? anfangen und ſich bald entfernen, um im ſechſten Zimmer heimlich einen Zigaro zu rauchen. —

Alſo der Profeſſor L. lächelte ſarkaſtiſch und meinte, daß der Baron heute vorzüglich friſch ausſähe trotz des todbringenden Schmerzes im Innern.

Der Baron, ohne auf das zu merken, was der Profeſſor geſprochen, verſicherte, daß ihm heute nichts Angenehmeres geſchehen könne, als auf einen mit hiſtoriſcher Kenntniß ſo reich ausgeſtatteten Mann zu treffen, als der Herr Profeſſor es ſey.

Dann fragte er ſehr begierig, ob es denn wahr, daß die Türken im Kriege ihre Gefangenen auf die grauſamſte Weiſe um's Leben brächten, und ob dies nicht gegen das Völkerrecht merklich anſtoße. Der Profeſſor meinte, daß es ſo gen Aſien zu mit dem Völkerrecht immer mißlicher werde, und daß es ſogar ſchon in Conſtantinopel verſtockte Leute gebe, die kein Naturrecht ſtatuiren wollten. Was nun das Umbringen der Gefangenen betreffe, ſo wäre das, wie der Krieg überhaupt, ſchwer unter ein Rechtsprinzip zu bringen, und dies daher dem alten Hugo Grotius in ſeinem Taſchenbüchelchen: de jure belli et pacis betitelt, blutſauer geworden. Man könne daher in dieſer Hinſicht nicht ſowohl von dem was recht, als von dem ſprechen, was ſchön und nützlich. Schön ſey jenes Abthun der wehrloſen Gefangenen nicht, aber oft nützlich. Selbſt von dieſem Nutzen hätten aber die Türken in neueſter Zeit nicht profitiren wollen, mit verſchwenderiſcher Bonhommie Pardon gegeben und ſich großmüthig mit Ohrabſchneiden begnügt. Fälle gebe es aber allerdings, in denen nicht allein alle Gefangenen gegenſeitig umgebracht, ſondern auch alle unmenſchliche viehiſche Grauſamkeiten ausgeübt werden würden, die jemals die ſinnreichſte Barbarei erfunden. Z. B. würde dies ganz gewiß, ja ganz vorzüglich ſtatt finden, wenn es jemals den Griechen einfallen ſollte, mit Gewalt das Joch abzuſchütteln, unter dem ſie ſchmachten. Der Profeſſor begann nun, mit dem Reichthum ſeiner hiſtoriſchen Kenntniſſe im kleinſten Detail prahlend, von den Martern zu ſprechen, die im Orient üblich. Er begann mit dem geringen Ohr- und Naſabſchneiden, berührte flüchtig das Augenausreißen oder Ausbrennen ließ ſich näher aus über die verſchiedenen Arten des Spießens, gedachte rühmlichſt des humanen Dſchingiskan, der die Leute zwiſchen zwei Bretter binden und durchſägen ließ, und wollte eben zum langſamen Braten und in Oel ſieden übergehen, als plötzlich zu ſeiner Verwunderung der Baron Theodor von S. mit zwei Sprüngen hinaus war durch die Thüre. —

Unter den von dem Baron Achatius von F. überſendeten Papieren befindet ſich ein kleiner Zettel, worauf von des Barons Theodor von S. Hand die Worte ſtehen:

„O himmliſches ſüßes holdes Weſen! welche Qualen hat der Tod, hat die Hölle, die ich ſiegender Held nicht um dich ertragen ſollte! Nein, du mußt mein werden, und drohte mir auch der martervollſte Untergang! — O Natur, ſüße grauſame Natur, warum haſt du nicht allein meinen Geiſt, ſondern auch meinen Leib, ſo zart, ſo empfindlich geſchaffen, daß mich jeder Flohſtich ſchmerzt! Warum, ach warum kann ich, ohne ohnmächtig zu werden, kein Blut ſehen, am wenigſten das meinige!“

Zweites Blättlein.

Auf dieſem ſtehen aphoriſtiſche Bemerkungen über des Barons Theodor von S. Thun und Treiben, die von irgend jemandem, der ihn genau beobachtete, aufgeſchrieben und zur Mittheilung an Schnüſpelpold beſtimmt zu ſeyn ſcheinen. Die Hand iſt fremdartig und oft ſchwer zu entziffern. In beſſern Zuſammenhang gebracht, iſt Folgendes daraus zu berichten. — Jener Abend bei der Frau von G. hatte, unerachtet die anfängliche allgemeine Aeußerung des Mißfallens unheilbringend geſchienen, doch für den Baron die erſprießlichſten Folgen. Ein beſonderer Glanz umfloß ihn und er kam mehr in die Mode als jemals. Er blieb in ſich gekehrt, zerſtreut, führte verwirrte Reden, ſeufzte, ſtarrte die Leute gedankenlos an, ja, er wagte ſogar einigemal das Halstuch nachläſſig zu knüpfen und im flachsfarbnen Oberrock zu erſcheinen, den er ſich, da ihm Farbe und Form ſolcher Kleidung am beſten zu ſtehen ſchienen, ausdrücklich hatte machen laſſen, der intereſſanten Unſchicklichkeit halber. Man fand das Alles allerliebſt zum Entzücken. Jede, jeder haſchte nach dem Augenblick, ihn unter vier Augen auszufragen über ſein vorgebliches Geheimniß, und es war etwas mehr dahinter als bloße Neugierde. Manches junge Mädchen fragte, in der Ueberzeugung, daß nichts anders als das Geſtändniß ſeiner Liebe über des Barons Lippen fließen könne. Andere, die dieſe Ueberzeugung nicht hatten, drangen deshalb in den Baron, weil ſie wohl wußten, daß ein Mann, der einem jungen Frauenzimmer irgend ein Geheimniß entdeckt, und ſollte es auch ein ſorglich zu verſchweigender Liebesbund mit einer andern ſeyn, wenigſtens einen Theil ſeines Herzens mit wegſchenkt, und daß die Vertraute gewöhnlich den Theil, der für die Glückliche übrig geblieben, nach und nach in Anſpruch nimmt und wirklich gewinnt. Alte Damen wollten das Geheimniß wiſſen, um nachher die gebietende Herrin zu ſpielen, junge Männer aber, weil ſie gar nicht begreifen konnten, wie dem Baron, und nicht ihnen, das Außerordentliche begegnet, und weil ſie gern wiſſen wollten, wie es anzufangen, um eben ſo intereſſant zu erſcheinen als er. — Jede Mittheilung deſſen, was ſich in Schnüspelpolds Wohnung an jenem Tage begeben, war natürlicher Weiſe unmöglich. Der Baron mußte ſchweigen, weil er nichts zu entdecken hatte, und eben daher kam es, daß er bald ſich ſelbſt einbildete, er trüge ein Geheimniß in ſich, das ihm ſelbſt ein Geheimniß. Andere Leute von etwas melancholiſchem Temperament hätte ſolch ein Gedanke zum Wahnſinn treiben können, der Baron befand ſich aber ſehr wohl dabei, ja er vergaß darüber das eigentliche nicht mittheilbare Geheimniß und Schnüspelpold und die ſchöne Griechin dazu. In dieſer Zeit gelang es denn auch den Künſten der coquettirenden Amalia Simſon, den Baron wieder an ſich zu ziehen. Sein Hauptgeſchäft war, ſchlechte Verſe zu drechſeln, noch ſchlechtere Muſik dazu zu machen und die miſerablen Erzeugniſſe ſeiner verſtockten Muſe der Bankiers-Tochter vorzuplärren. Er wurde bewundert und war daher im Himmel. Das ſollte aber nicht lange dauern.

Eines Abends, als er aus einer Abendgeſellſchaft die eben bei dem Bankier Nathanael Simſon ſtatt gefunden, ſpät in der Nacht zurückgekehrt, ſich entkleiden ließ, faßte er in die Bruſttaſche des Fracks, um die Börſe herauszunehmen. Mit der Börſe zog er aber ein kleines Zettelchen hervor, auf dem die Worte ſtanden:

> Unglückſeliger, Verblendeter! Kannſt du ſo leicht die vergeſſen, die dein Leben, dein Alles ſeyn ſollte, mit der dich höhere Mächte verbanden zum höheren Seyn!

Ein elektriſcher Schlag durchfuhr ſein Inneres. — Keine andere als die Griechin hatte dieſe Worte geſchrieben. Das Himmelsbild ſtand ihm vor Augen, er lag in den Armen der Schönſten, er fühlte ihre Küſſe auf ſeinen Lippen brennen! — Ha, rief er begeiſtert aus, ſie liebt mich, ſie kann mich nicht laſſen! Verſchwinde, ſchnöder Trug! Geh zurück in dein Nichts, feile Bankiers-Tochter! — Hin zu ihr, der Göttlichen, der hohen, hehren — hin zu ihren Füßen zu ſtürzen und Verzeihung zu erringen! —

Der Baron wollte fort, der Kammerdiener erinnerte dagegen, ob es nicht beſſer ſeyn würde, ſchlafen zu gehen, der Baron packte ihn aber bei der Gurgel, flammte ihn an mit gräßlichem Blick und ſprach: Verräther, was ſprichſt du von Schlaf, wenn ein ganzer Aetna von Liebesgluth im Innern aufgelodert? — Darauf küßte er, während ihn der Kammerdiener vollends auskleidete, unter allerlei verwirrten unverſtändigen Redensarten noch einigemal den Zettel, der, er wußte wahrlich nicht wie, in ſeine Rocktaſche gekommen, legte ſich in's Bette und verfiel bald in ſüßen Schlummer.

Man kann denken, mit welcher Haſt er andern Morgens, nachdem er ſich auf das Schönſte und Geſchmackvollſte angekleidet, nach der Friedrichsſtraße rannte. Hoch klopfte ihm das Herz vor Entzücken, aber noch höher — vor innerer Angſt und Beklommenheit, als er die Klingelſchnur des Hauſes faſſen wollte. Wenn nur nicht die verdammten Zumuthungen wären! So dachte er und zögerte länger und länger vor der Thüre, in ſchwerem Kampfe mit ſich ſelbſt begriffen, bis er am Ende in einer Art verzweifelten Muthes die Klingel ſtark anzog.

Man öffnete, leiſe ſchlich er die Treppe hinauf, lauſchte an der wohlbekannten Thüre. Da ſprach drinnen eine gellende ſchnatternde Stimme:

> Der Heerführer kommt gewappnet und gerüſtet mit dem Schwert in der Hand, und wird vollbringen, was du gebeutſt. Will dich aber ein muthloſer Schwächling täuſchen, ſo ſtoße ihm dein Meſſer in die Bruſt.

Der Baron drehte ſich ſehr geſchwind um, ſprang eben ſo ſchnell die Treppe hinab und lief, was er konnte, die Friedrichsſtraße hinab.

Unter den Linden hatte ſich ein Haufe Menſchen geſammelt, die einem jungen Huſarenoffizier zuſchauten, der ſein wildgewordenes Pferd nicht bändigen zu können ſchien. Das Pferd ſprang, bäumte ſich ſo, daß es jeden Augenblick überzuſchlagen drohte. Es war graulich anzuſehen. Aber feſt, wie angeſchmiedet, ſaß der Offizier, zwang endlich das Pferd zu zierlichen Courbetten und ritt dann im kurzen Trabe davon.

Ein lautes freudiges: Ha, welch' ein Muth, welche Beſonnenheit — o herrlich! das aus dem Fenſter des erſten Stocks eines Hauſes zu kommen ſchien, zog des Barons Blick in die Höhe, und er gewahrte ein bildſchönes Mädchen, die ganz erröthet vor Angſt, Thränen im Auge, dem kühnen Reiter nachblickte.

In der That, ſprach der Baron zu dem Rittmeiſter von B., der ſich indeſſen zu ihm geſellt hatte, das iſt ein kühner muthiger Reiter, die Gefahr war groß.

Nichts weniger als das, erwiederte der Rittmeiſter lächelnd, nur gewöhnliche Reiterkünſte hat der Herr Lieutenant hier produzirt. Sein ſchönes kluges Pferd iſt zugleich eines der frömmſten, die ich kenne, aber dabei ein vortrefflicher Komödiant, der einzugreifen weiß in das Spiel des Herrn. Die ganze Komödie wurde aufgeführt, um jenem hübſchen Mädchen dort Angſt einzujagen, die ſich auflöſt in ſüße Bewunderung des herrlichen kühnen Pferdebändigers, dem dann forthin ein Tanz und — auch wohl ein verſtohlner Kuß nicht abgeſchlagen wird. Der Baron erkundigte ſich angelegentlichſt, ob es wohl ſchwer ſei, dergleichen Künſte zu erlernen, und geſtand, als der Rittmeiſter verſicherte, daß der Baron, da er ſchon ſonſt ganz paſſabel reite, ſehr bald ſolches Spiels mächtig werden würde, wie ganz beſondere geheimnißvolle Verbindungen ihm es wünſchenswerth machten, einer gewiſſen Dame eben ſo zu erſcheinen, wie der Huſarenlieutenant jenem Mädchen. Der Rittmeiſter, den Schalk im Innern, bot ſich ſelbſt zum Lehrer und eins ſeiner Pferde, das ſich auch recht gut auf ſolches Spiel verſtehe, zur Ausführung des Planes an.

Es iſt zu merken, daß jener Auftritt in dem Baron die Idee erweckt hatte, ſich der Griechin auf eine ganz gefahrloſe Weiſe als einen muthigen Mann zu zeigen, damit ſie nur nicht mehr nach ſeinem Muth frage, das übrige nebſt den chimäriſchen Plänen, wegen Befreiung der miſerablen Griechen, werde (ſo meinte er) dann wohl nach und nach in Vergeſſenheit gerathen.

Die Studien des Barons waren vollendet, ſelbſt auf der Straße hatte er ſchon gelungene Verſuche gemacht, in Gegenwart des Rittmeiſters. Da ritt er eines Morgens, oder vielmehr Mittags, wenn die Straßen am lebendigſten ſind, durch die Friedrichsſtraße. — O Himmel! die Griechin ſtand am Fenſter, Schnüspelpold neben ihr. Der Baron begann ſeine Künſte, aber ſey es nun, daß er ſich übernahm in dem Augenblick der Begeiſterung, oder daß das Pferd gerade nicht aufgelegt war zu ſolcher Spielerei, genug — ehe er ſich's verſah, flog der Baron herab auf's Straßenpflaſter, und ruhig blieb das Roß ſtehen, drehte ſeitwärts den Kopf und ſchaute den Gefallnen an mit klugen Augen. Die Leute ſprangen herbei, um den Baron, der in tiefer Ohnmacht da lag, aufzuheben und in's Haus zu tragen. Ein alter Regiments-Chirurgus, der eben vorüberging, drängte ſich aber durch's Volk, ſchaute dem Baron in's Geſicht, faßte ſeinen Puls, befühlte ihn am ganzen Leibe und brach dann los: Alle tauſend Elemente, mein Herr! was treiben Sie für Narrenſtreiche, Sie ſind ja gar nicht ohnmächtig, Ihnen fehlt ja nicht das Allermindeſte, ſetzen Sie ſich doch nur wieder getroſt auf! — Wüthend riß ſich der Baron von den Leuten los, ſchwang ſich auf's Pferd und ritt davon unter dem ſchallenden Hohngelächter des verſammelten Volks, begleitet von muntern Straßenbuben, die jauchzend neben ihm her Courier liefen. — Durchaus hatte es dem Baron nicht gelingen wollen, ſich der Angebeteten als ein kühner, muthiger Mann zu zeigen, ſelbſt das letzte Mittel, das die Verzweiflung ihm eingab, die verſtellte Ohnmacht nämlich, ſchlug fehl durch die heilloſe Dazwiſchenkunſt des geraden, keine Schonung kennenden Chirurgus.

So weit das Blättlein. In den Notizen des Barons Achatius von F. hat ſich nichts gefunden, was mit dem Vorhergehenden in Verbindung zu bringen geweſen wäre.

Drittes Blättlein.

Vier Blättlein können hier ſchicklich zuſammengezogen werden in eines, da ſie die fortlaufende Erzählung eines und deſſelben Ereigniſſes enthalten. Die Schrift ſcheint von dem Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold ſelbſt herzurühren.

Der Baron Theodor von S. ſchlief in der trüben regnigten Bartholomäus-Nacht ſo erſtaunlich feſt, daß ihn ſelbſt das Geheul des Sturmwindes, das Klappern und Klirren des aufgeſprungenen Fenſterflügels nicht zu wecken vermochte. Plötzlich fing er aber an, die Naſe zu ziehen, als verſpüre er irgend einen Geruch. Dann lispelte er kaum vernehmlich: O mir gieb dieſe ſchönen Blumen, du meine ſüße Liebe! und ſchlug die Augen auf. Grenzenlos ſchien ſein Erſtaunen, als er das Zimmer blendend erleuchtet, dicht vor Augen aber einen großen duftenden Blumenſtrauß erblickte. Dieſer Blumenſtrauß war aber an dem Rock befeſtigt, den ein alter Mann angezogen, welchen ein verläumderiſcher Schriftſteller als verwachſen, krummbeinigt, grotesk in ſeinem ganzen Weſen geſchildert hat. Gut iſt es aber, daß beſagter Schriftſteller den Mann hat zeichnen laſſen, und daß die Zeichnung zum Sprechen ähnlich gerathen iſt. Jeder kann ſich daher überzeugen, daß jene Schilderung gänzlich gegen die Wahrheit anſtößt. Um tauſend Gottes willen, rief der Baron ganz erſchrocken, Herr Kanzlei-Aſſiſtent Schnüspelpold, wo kommen Sie hierher zu dieſer Stunde?

Erlauben Sie, ſprach Schnüspelpold, nachdem er den Fenſterflügel befeſtigt und ſich niedergelaſſen hatte auf den Lehnſeſſel, den er dicht an's Bette gerückt, erlauben Sie, verehrteſter Herr Baron, daß ich Ihnen meinen Beſuch abſtatte. Zwar iſt die Stunde ungewöhnlich, indeſſen gerade die einzige, in der ich mich, ohne Aufſehn zu erregen, zu Ihnen begeben konnte, um Sie in Geheimniſſe einzuweihen, von denen Ihr Liebesglück abhängt.

Sprechen Sie, erwiederte der Baron, der ſich jetzt erſt ganz ermuntert, ſprechen Sie, beſter Schnüspelpold, vielleicht gelingt es Ihnen, mich aus der ſchrecklichſten Troſtloſigkeit zu reißen, in der ich mich befinde. O Schnüspelpold! —

Ich weiß, fuhr Schnüspelpold fort, ich weiß, wertheſter Herr Baron, was Sie ſagen wollen, und will nicht verhehlen, daß gewiſſe alberne Streiche, z. B. der Sturz vom Pferde —

O! o! o! ſeufzte der Baron und verbarg ſich in die Kopfkiſſen.

Nun, nun, ſprach Schnüspelpold weiter, ich will dieſe mißtönende Saite nicht weiter berühren, ſondern nur im Allgemeinen bemerken daß Ihr ganzes Betragen und Treiben, wertheſter Baron, von dem Augenblick an, als Sie mein Mündel geſchaut und ſich in ſie verliebt hatten, von der Art war, daß alle meine Bemühungen, Ihre Verbindung mit der Schönſten zu Stande zu bringen, ſcheitern mußten. Beſſer iſt es daher, Sie mit dem, was zu thun, vertrauter zu machen, dies ſetzt aber voraus, daß ich Ihnen über meine und meines Mündels Verhältniſſe mehr ſage, als es gewiſſer Conſtellationen halber eigentlich rathſam ſeyn dürfte. Vernehmen Sie alſo! — Ich fange, wie die Klugheit jedem in allen Verhältniſſen des Lebens gebeut, von mir ſelbſt an. Alle Leute, denen ich in die Nähe komme, ſprechen, ich ſey ein kurioſer Mann, mit dem es nicht recht richtig, ohne daß dieſe Leute ſelbſt wiſſen, was ſie damit meinen. Allen exzentriſchen Männern, d. h. ſolchen, die aus dem engegezogenen Kreiſe des gewöhnlichen Treibens hinausſpringen, denen die abgeſchloſſene Wiſſenſchaft nicht genügt, die Stoff und Nahrung höherer Weisheit nicht in Büchern, ſondern die Propheten ſelbſt aufſuchen in fernen Landen, geht es aber ſo, und auch mir. Erfahren Sie, beſter Herr Baron — aber Sie ſchlafen! — Nein, nein, wimmerte der Baron unter dem Kiſſen hervor, ich kann mich nur noch nicht ganz von dem unglücklichen Sturz erholen, erzählt nur, Schnüspelpoldchen!

Erfahren Sie alſo, fuhr Schnüspelpold fort, daß ich, nachdem ich Kanzlei-Aſſiſtent geworden, mich mit Macht hingezogen fühlte zu der Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften, die nur ein flacher abgeſtumpfter Zeitgeiſt verwerfen, nur ein unwiſſender Thor für dummes abgeſchmacktes Zeug erklären kann. Ich meine die göttliche Cabbala! — Ihnen mehr von dieſer Wiſſenſchaft und von der Art zu ſagen, wie es mir gelang einzudringen in ihre Tiefen, das verlohnt nicht der Mühe, da Sie den Teufel was davon verſtehen, und vor ſchnöder unweiſer Langeweile bald feſt einſchlafen würden. Es genügt zu ſagen, daß ein Cabbaliſt unmöglich auf die Dauer mit Muth und Liebe Kanzlei-Aſſiſtent bleiben kann. Es war die heilige göttliche Cabbala, die mich forttrieb aus der Kanzlei, forttrieb aus dem lieben Brandenburg in ferne Länder, wo ich die Propheten fand, die mich annahmen als wißbegierigen gelehrigen Schüler. — Man muß die Aſche der Väter ehren! — Mein Vater, der Knopfmacher Schnuspelpold, war ein ziemlicher Cabbaliſt, und die Frucht vieljähriger Bemühungen ein Talisman, den ich aus meines Vaters Erbſchaft mitnahm auf meine Reiſe, und der mir gute Dienſte geleiſtet hat. Es beſteht dieſer Talisman in einem zierlich gearbeiteten Hoſenknopf, den man auf der Herzgrube tragen muß, und — Doch Sie hören mich nicht, Baron? — Allerdings, ſprach der Baron noch immer in den Kiſſen, aber Ihr erzählt entſetzlich weitläuftig, Schnüspelpold, und noch habt Ihr gar nichts vorgebracht, was mich tröſten könnte.

Das würde ſchon kommen, verſicherte Schnüspelpold, und fuhr dann weiter fort:

Ich durchreiſte die Türkei, Griechenland, Arabien, Aegypten und andere Länder, wo ſich den Kundigen die Schachte tiefer Weisheit öffnen, und kehrte endlich, nachdem ich dreihundert und drei und dreißig Jahre auf der Reiſe zugebracht, nach Patras zurück. Es begab ſich, daß ich in der Gegend von Patras bei einem Hauſe vorüberging, welches, wie ich wußte, von einem aus fürſtlichem Stamm entſproſſenen Griechen bewohnt wurde. Man rief mir nach: Gregoros Seleſkeh, trete herein, du kommſt zur rechten Stunde. Ich drehte mich um, erblickte in der Thür eine alte Frau, deren Geſicht und Geſtalt Sie, wertheſter Herr Baron, und andere künſtleriſche Leute an die Sibyllen des Alterthums erinnert hätte. Es war Aponomeria, die weiſe Frau, mit der ich ſonſt in Patras Umgang gepflogen und die meine Kenntniſſe ungemein bereichert hatte. Wohl wußte ich nun, daß Aponomeria Hebammendienſte verrichten ſollte, was eigentlich ihr Beruf war in Patras. Ich trat hinein, die Fürſtin lag in Kindesnöthen, und bald war ein liebliches Wunder von Mägdelein geboren. Gregoros Seleſkeh, ſprach Aponomeria feierlich, betrachte dieſes Kind aufmerkſam und berichte, was du erſchaut. Ich that das, ich fixirte meinen ganzen Sinn, all' meine Gedanken auf das kleine Weſen. Da entzündete ſich über dem Haupte des Kindes ein blendender Strahlenſchimmer, in dieſem Schimmer wurde aber ein blutiges Schwert und dann eine mit Lorbeern und Palmen umwundene Krone ſichtbar. — Ich verkündete das. Da rief Aponomeria begeiſtert: Heil, Heil der edlen Fürſtentochter! — Die Fürſtin lag wie im Schlummer, doch bald leuchteten ihre Augen auf, ſie erhob ſich friſch und munter, alle Jugendblüthe im holden Antlitz, aus dem Bette, kniete nieder vor dem Bildniß des heiligen Johannes, das über einem kleinen Altar im Zimmer angebracht, und betete, den verklärten Blick emporgerichtet. „Ja, ſprach ſie dann, im Innerſten bewegt, ja, meine Träume werden wahr — Theodoros Capitanaki — das blutige Schwert, es gehört dir, aber die Palmen- und Lorbeerumwundene Krone empfängſt du aus der Hand dieſer Jungfrau. Gregoros Seleſkeh, Aponomeria! Meinen Gemahl — all' ihr Heiligen, vielleicht iſt er ſchon nicht mehr! — mich wird bald ein früher Tod hinraffen. Dann ſollt Ihr die treuen Eltern dieſes Kindes ſeyn. — Gregoros

Seleſkeh, ich kenne deine Weisheit, die Mittel, die dir zu Gebote ſtehen, du wirſt ihn auffinden, den, der das blutige Schwert trägt, ihm wirſt du die Fürſtentochter in die Arme führen, wenn die Morgenröthe aufſteigt, wenn die erſten Strahlen glühend aufflimmern, und von ihnen zum Leben entzündet das gebeugte Volk ſich aufrichtet!" — Als ich nach zwölf Jahren wieder nach Patras kam, waren Beide geſtorben, der Fürſt und ſeine Gemahlin. Bei Aponomeria fand ich die Tochter, die nunmehr unſer Kind geworden. Wir gingen nach Cypern und fanden den, den wir ſuchten, den wir ſuchen mußten, um den reichen Schatz, das Beſitzthum der jungen Fürſtin, in Empfang zu nehmen, in dem verfallnen Schloß zu Baffa, ehemals Paphos. — Hier fiel es mir ein, das Horoſkop der jungen Fürſtin zu ſtellen. Ich brachte heraus, daß ihr hohes Glück, ein Thron beſtimmt durch die Verbindung mit einem Fürſten; aber zu gleicher Zeit gewahrte ich die Zeichen blutigen Mordes, grauenvoller Unthaten, entſetzlicher Todeskämpfe, mich ſelbſt darin verflochten und in dem Augenblick des höchſten Glanzes der Fürſtin arm, verlaſſen, elend, aller meiner Wiſſenſchaft, meiner cabbaliſtiſchen Kraft beraubt. Doch ſchien es, als wenn der Cabbala es vergönnt ſeyn könnte, ſelbſt die Macht der Geſtirne zu beſiegen, und zwar durch die künſtliche Entzweiung der in einander wirkenden Prinzipe und Einſchaffung eines dritten, zur Löſung des Knotens. Dies letzte war nun meine Sache, wenn ich das Unglück, das mir drohte, in dem Schickſal meiner Pflegetochter von mir abwenden und ruhig und glücklich bleiben wollte, bis an mein Lebensende. — Ich forſchte und forſchte, wie das dritte Prinzip zu erzeugen. Ich bereitete einen Teraphim — Sie wiſſen, Herr Baron, daß die Cabbaliſten damit ein künſtliches Bild bezeichnen, das, indem es geheime Kräfte der Geiſterwelt weckt, durch ſcheinbares Leben täuſcht. Es war ein hübſcher Jüngling, den ich aus Thon gebildet und dem ich den Namen Theodor gegeben. Die junge Fürſtin freute ſich über ſein artiges Weſen und ſeinen Verſtand, ſo wie ſie ihn aber berührte, zerfiel er in Staub, und ich gewahrte zum erſtenmal, daß dem Fürſtenkinde gewiſſe magiſche Kräfte inwohnen müſſen, die meinem cabbaliſtiſchen Scharfblick entgangen. Mit einem Teraphim war daher nichts auszurichten, und es blieb nichts übrig, als einen Menſchen zu finden, der durch magiſche Operationen geſchickt gemacht werden konnte jene Entzweiung zu bewirken und in die Stelle des unheilbringenden Theodoros Capitanaki zu treten. — Mein Freund, der Prophet Sifur, half mir aus der Verlegenheit. Er ſagte mir, daß ſechs Jahre vor der Geburt der Fürſtentocher eine Baroneſſe von S. im Mecklenburg-Strelitzſchen, die die Tochter einer griechiſchen Fürſtin aus Cypern ſei, einen Sohn geboren —

Was? rief der Baron, indem er aus den Kiſſen herausfuhr und den Kanzlei-Aſſiſtenten anblickte mit blitzenden Augen, was — wie? — Schnüspelpoldchen, Sie ſprechen ja von meiner Mutter! — ſo ſollte es doch wahr ſein?

Sehn Sie wohl, ſprach Schnüspelpold, indem er argliſtig ſchmunzelte, ſehn Sie wohl, werthgeſchätzteſter Herr Baron, nun kommt das Intereſſante, nämlich Ihre eigene werthe Perſon. Dann fuhr er fort: Alſo der Prophet Sifur entdeckte mir die Exiſtenz eines achtzehnjährigen ſehr hübſchen und angenehmen Mecklenburgiſchen Barons, der wenigſtens von mütterlicher Seite aus griechiſchem fürſtlichem Stamm entſproſſen, bei deſſen Geburt alle Gebräuche nach griechiſcher Art beobachtet worden, und der in der Taufe den Namen Theodor erhalten. Dieſer Baron, verſicherte der Prophet, würde ungemein geſchickt zu dem wirklich lebendigen Teraphim taugen, mittelſt deſſen das Horoſkop zu vernichten, und den Fürſten Theodoros Capitanaki ſammt ſeinem blutigen Schwert in ewige Vergeſſenheit zu begraben. Der Prophet ſchnitzte hierauf ein kleines Männlein aus Korkholz, ſtrich es mit Farben an, kleidete es auf eine Weiſe, die mir ſehr poſſierlich vorkam, und verſicherte, daß dies Männchen eben der Baron Theodor von S. ſey, wiewohl in verjüngtem Maaßſtabe. Ich muß denn auch geſtehen, daß, als ich Sie, mein werthgeſchätzter Herr Baron, zum erſtenmal zu ſehen das Glück hatte, mir gleich das Korkmännchen vor Augen ſtand, es giebt nichts Täuſchenderes. Derſelbe holde ſchwärmeriſche Blick, der Ihre Augen beſeelt — „Finden Sie auch die Schwärmerei in meinem Blick, die den tiefen Genius verkündet?“ — ſo unterbrach der Baron den Kanzlei-Aſſiſtenten, indem er die Augen gräßlich verdrehte.

Allerdings, ſprach Schnüspelpold weiter, allerdings! Ferner dieſelbe Narrheit im ganzen Weſen und Betragen. —

Sind Sie des Teufels! ſchrie der Baron erzürnt.

Bitte ſehr, fuhr Schnüspelpold fort, bitte ſehr, ich meine blos jenes närriſche Weſen, wodurch ſich eminente Genies, exzentriſche Köpfe von gewöhnlichen vernünftigen Menſchen unterſcheiden. Es klebt mir, zu meiner Freude, auch etwas von jenem Weſen an, und ich würde noch heftiger ausſchreiten, wenn mich nicht mein Haarzopf daran hinderte. — Wir Beide, der Prophet und ich, mußten herzlich über das kleine Püppchen lachen, denn es kam uns Beiden ungemein albern vor; indeſſen wurde ich ſehr bald von der Richtigkeit der cabbaliſtiſchen und aſtrologiſchen Beobachtungen, die der weiſe Siſur angeſtellt hatte, auf das Innigſte überzeugt. Nicht in Staub zerfiel das Püppchen, als die Fürſtin es berührte, ſondern ſprang freudig auf ihrem Schooße umher. Sie gewann es ſehr lieb und nannte es ihren ſchönen Theodoros. Aponomeria hegte dagegen den tiefſten Abſcheu gegen das kleine Ding, war meinem ganzen Thun und Treiben in jeder Rückſicht entgegen und widerſetzte ſich der Reiſe nach Deutſchland, die ich vier Jahre darauf mit ihr und der Fürſtin unternehmen wollte, in der geheimen Abſicht, Sie, werthgeſchätzteſter Herr Baron, aufzuſuchen, und zu meinem und Ihrem Beſten, koſte es was es wolle, Ihre Verbindung mit der Fürſtin zu Stande zu bringen. Aponomeria warf tückiſcher Weiſe das Korkpüppchen, alſo in gewiſſer Art Sie ſelbſt, mein Herr Baron! in's Feuer. Durch dieſe Unvorſichtigkeit gerieth ſie aber ganz in meine Macht, ich wußte ſie mir vom Halſe zu ſchaffen. — Mit meiner Fürſtin und dem reichen Schatz, der ihr Eigenthum und auch in gewiſſer Art das meinige, verließ ich Cypern und ging nach Patras, wo ich von dem preußiſchen Conſul, Herrn Andreas Condoguri, mit Freundſchaft und Güte aufgenommen wurde. O, hätte ich nimmermehr dieſen Ort berührt! — Hier war es, wo die Fürſtin mit der Kraft eines Talismans bekannt wurde, der, ein uraltes Erbſtück der Familie, ſich in ihrem Beſitz befindet. Ein altes Weib ſah ich von ihr gehen — Nun genug, die Fürſtin benutzte den Talisman ſo gut, daß ich, konnte meine cabbaliſtiſche Gewalt uber ſie auch nicht gebrochen werden, doch eben ſo ſehr ihr Sclave wurde, als ich ihr Herr bin. Durch das Horoſkop, durch meine cabbaliſtiſchen Operationen und durch die Kraft des Talismans iſt eine ſolche wunderbare Verkettung magiſcher Gewalten entſtanden, daß ich untergehen muß oder die Fürſtin, je nachdem das Horoſkop ſteigt, oder meine Cabbala. — Ich kam hierher, ich fand Sie; begreiflich wird es Ihnen ſeyn, wie behutſam ich die Operationen beginnen mußte, die die Fürſtin in Ihre Arme führen ſollten. Ich ſpielte Ihnen die Brieftaſche in die Hände, die Sie zufällig gefunden zu haben glaubten. Wir waren Ihnen oft nahe, Sie gewahrten uns nicht. — Ich ließ die Anzeige in die Zeitungen einrücken, Sie merkten nicht darauf! Wären Sie nur nach Patras gekommen, alles wäre gut gegangen. Aber — werden Sie nicht grimmig, werthgeſchätzteſter Herr Baron — Ihr ſonderbares Benehmen, Ihre fabelhaften, ich möchte beinahe ſagen, albernen Streiche waren Schuld daran, daß meine wohlberechnetſten Bemühungen vereitelt werden mußten. — Schon gleich, als wir Sie im Wirthshauſe in der Nacht trafen — Ihr Zuſtand — der ſchnarchende Italiener — Leicht wurde es der Fürſtin, wieder in den Beſitz der Brieftaſche und des darin enthaltenen magiſchen Spielzeuges zu kommen, das Ihnen gar nützlich hätte werden können, und ſo den Zauberknoten zu löſen, den ich geſchürzt. In dem Moment — Schweigen Sie unterbrach der Baron den Kanzlei-Aſſiſtenten mit kläglicher Stimme, ſchweigen Sie, theurer Freund, von jener unglückſeligen Nacht, ich war ermüdet von der Reiſe nach Patras, und da — Ich weiß alles, ſprach der Kanzlei-Aſſiſtent. Alſo in dem Moment hielt Sie die Fürſtin für das Trugbild, das ſie den Haſenfuß aus dem Thiergarten zu nennen pflegte. Doch es iſt noch nicht alles verloren, und ich habe Sie deshalb in meine Geheimniſſe eingeweiht, damit Sie ſich leidend verhalten und mich ohne Widerſtreben ſchalten laſſen ſollen. — Noch habe ich vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß ſich auf der Reiſe hierher der Papagey zu uns fand, mit dem Sie ſich letzthin bei mir unterredet haben. Ich weiß, daß dieſer Vogel auch mir feindlich entgegenwirkt. — Hüten Sie ſich vor ihm, es iſt, ich ahne es, die alte Aponomeria! — Jetzt iſt ein günſtiger Moment eingetreten. Die Bartholomäusnacht hat auf Sie, verehrteſter Herr Baron, eine ganz beſondere geheimnißvolle Beziehung. Wir wollen ſogleich die Operation beginnen, die zum Ziele führen kann. —

Damit löſchte Schnüspelpold ſämmtliche Kerzen aus, die er angezündet, zog einen kleinen leuchtenden Metallſpiegel hervor und flüſterte dem Baron zu, er möge mit Unterdrückung aller übrigen Gedanken und Vorſtellungen den liebenden Sinn ganz auf die griechiſche Fürſtin fixiren und feſt in den Spiegel hineinblicken. Der Baron that es, und, o Himmel! die Geſtalt der Griechin trat hervor aus dem Spiegel im Himmelsglanz überirdiſcher Schönheit. Sie breitete die, bis an die Schultern bloßen blendenden Lilien-Arme aus, als wollte ſie den Geliebten umfangen. Näher und näher ſchwebte ſie, der Baron fühlte den ſüßen Hauch ihres Athems auf ſeinen Wangen! — O Entzücken — o Seligkeit! rief der Baron ganz außer ſich, ja holdes angebetetes Weſen, ja, ich bin dein Fürſt Theodoros und kein ſchnödes Trugbild aus Korkholz — Komm in meine Arme, ſüße Braut, ich laſſe dich nimmer. Damit wollte der Baron die Geſtalt erfaſſen. Im Augenblick verſchwand aber alles in dicke Finſterniß und Schnüspelpold rief zornig: Knoblauch in deine Augen, du verdammter Haſenfuß! — Deine Vorſchnelligkeit hat ſchon wieder alles verdorben! —

Auch dieſem Blättlein iſt aus den Notizen des Achatius von F. nichts weiter hinzuzufügen.

Viertes Blättlein.

Dieſes Blatt iſt augenſcheinlich nichts anders, als ein Billet, das der Baron Theodor von S. an den Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold geſchrieben. Man bemerkt noch ſehr deutlich die Kniffe und die Stelle, wo das Siegel geſeſſen. Es lautet wie folgt.

Mein Hochverehrteſter Herr Kanzlei-Aſſiſtent!

Gern will ich Ihnen die begangenen Fehler eingeſtehen und ſie herzinniglich bereuen. Aber bedenken Sie, theurer Schnüspelpold, daß ein Jüngling, der ſo wie ich von feuriger ſchwärmeriſcher Natur iſt, und dabei vom ganzen ſüßen Wahnſinn der glühendſten Liebe befangen, wohl nicht im Stande ſeyn kann, mit Beſonnenheit zu handeln, zumal wenn Zauberei im Spiele, die ihn garſtig neckt. Und bin ich denn nicht hart genug beſtraft worden dafür, daß ich aus Unvorſichtigkeit, aus Unkunde fehlte? — Seit dem verhängnißvollen Fall vom Pferde bin ich auch aus der Mode gefallen. Weiß der Himmel, auf welche Art das fatale Ereigniß in ganz B. bekannt wurde. Ueberall, wo ich mich blicken laſſe, erkundigt man ſich mit verhöhnender Theilnahme, ob mein böſer Sturz keine üble Folgen gehabt, und hält ſich kaum zurück, mir in's Geſicht zu lachen. — Es giebt kein größeres Unglück, als lächerlich zu werden, der Lächerlichkeit folgt allemal, wenn die Lacher ermüdet, völlige Bedeutungsloſigkeit. Dies iſt leider mein Fall; in den brillanteſten Zirkeln, wenn ich zu erſcheinen gedenke als ſiegender Held des Tages, achtet niemand meiner, will niemand mehr mein Geheimniß erfahren, und ſelbſt die bornirteſten Fräulein erheben ſich über mich und rümpfen die Naſe eben in dem Augenblick, wenn ich ganz göttlich bin. — Ich weiß, daß mich ein neuer impoſant kühner Schnitt eines Fracks retten könnte, habe ſchon nach London und Paris geſchrieben und werde das Kleid wählen, welches mir am tollſten, am bizarrſten ſcheint; aber kann mir das ein Glück auf die Dauer verſchaffen? — Nein, ſie muß ich gewinnen, die all' mein Leben iſt und meine Hoffnung! O Gott, was frägt ein Herz voll Liebe nach neumodiſchen Fracks und dergleichen — Ja! es giebt Höheres in der Natur als die Thees der eleganten Welt! — Sie iſt reich, ſchön, von fremder hoher Abkunft — Schnüspelpold, ich beſchwöre Sie, bieten Sie Ihre ganze Wiſſenſchaft, all' Ihre geheimnißvollen Künſte auf, machen Sie gut, was ich verdarb, ſtellen Sie den — o ich möchte meine Kühnheit, meine Ausgelaſſenheit verwünſchen — ja, ſtellen Sie den Zauber wieder her, den ich verdarb. Ich gebe mich ganz in Ihre Macht, ich thue alles, was Sie gebieten! — Bedenken Sie, daß von meiner Verbindung mit der Fürſtin auch Ihr Wohl und Weh abhängt. Schnüspelpold — theurer Schnüspelpold! operiren Sie ſehr! — Um Antwort, um tröſtende Antwort fleht mit heißem Verlangen

Ihr innigſt ergebenſter

Theodor Baron von S.

Auf der Rückſeite des Blatts ſteht Schnüspelpolds Antwort.

Hochgeborner Herr Baron!

Die Sterne ſind Ihnen günſtig. Unerachtet Ihrer ungeheueren Unvorſichtigkeit, die uns beide hätte verderben können, iſt die cabbaliſtiſche Operation dennoch keineswegs mißlungen, wiewohl es jetzt noch mehr Zeit und Mühe koſtet, den Zauber zu vollbringen, als es ſonſt der Fall geweſen ſeyn würde. Der Papagey war noch in magiſchem regungsloſem Schlaf erſtarrt. Mein Mündel befand ſich ebenfalls noch in dem Zuſtande, der mein Werk war. Sie klagte mir jedoch, daß, bald nachdem ſie ihr Idol, den Fürſten Theodor Capitanaki im höchſten Entzücken der Liebe zu umarmen vermeint, der korkene Haſenfuß täppiſch dazwiſchen gefahren ſey, und bat mich, ihn wo möglich bei Gelegenheit niederzuſtoßen, wenn ſie es nicht lieber ſelbſt thun, oder ihm wenigſtens mit dem magiſchen Meſſer die Pulsader aufſchneiden ſolle, damit die Leute, die er ſo lange argliſtig getäuſcht, endlich zu der Ueberzeugung kämen, daß nur weißes kaltes Blut in ihm fließe. Deſſen unerachtet, mein Hochverehrteſter Herr Baron, können Sie ſich ſo gut als verlobt anſehn mit der Fürſtin. Nur müſſen Sie jetzt auf das Sorglichſte Ihr Betragen darnach einrichten, daß Sie nicht wieder auf's Neue alles verderben, denn ſonſt iſt der Zauber unwiederbringlich zerſtört. Für's Erſte, laufen Sie nicht hundertmal des Tages bei meinen Fenſtern vorüber. Außerdem, daß es ſich ſchon an und für ſich ſelbſt ſehr albern ausnimmt, wird auch dadurch die Fürſtin immer mehr in ihrer vorgefaßten Meinung beſtärkt, daß ſie blos ein Korkner — aus dem Thiergarten ſind. Es kommt überhaupt darauf an, daß Sie die Fürſtin jetzt niemals anders erblicken, als in einem gewiſſen träumeriſchen Zuſtande, in den Sie, trügt mich nicht meine Wiſſenſchaft, in jeder Nacht zur Mitternachtsſtunde fallen werden. Dazu gehört aber, daß Sie jeden Abend auf den Punkt zehn Uhr ſich in's Bette legen und überhaupt ein ſtilles nüchternes abgeſchiedenes Leben führen. Früh Morgens um fünf oder ſpäteſtens ſechs Uhr ſtehen Sie auf und machen, erlaubt es das Wetter, einen Spaziergang nach dem Thiergarten. Sie thun gut, wenn Sie bis zur Statue des Apollo wandern. Dort dürfen Sie ſich ohne Schaden etwas toll geberden und verliebte wahnſinnige Verſe, ſogar Ihre eignen, laut deklamiren, in ſo fern ſie ſich auf Ihre Liebe zur Fürſtin beziehen; zurückgekehrt (Sie haben durchaus noch nichts genoſſen) erlaube ich Ihnen eine Taſſe Kaffe zu trinken, jedoch ohne Zucker und ohne Rum. Um zehn Uhr dürfen Sie ein Schnittchen weſtphäliſchen Schinken oder ein Paar Scheiben Salami, nebſt einem Glaſe Joſtiſchen Biers, zu ſich nehmen. Punkt ein Uhr ſetzen Sie ſich allein in Ihrem Zimmer zu Tiſche und eſſen einen Teller Kräuterſuppe, dann etwas gekochtes Rindfleiſch mit einer mittelmäßigen ſauren Gurke, und geluſtet's Ihnen durchaus nach Braten, ſo wechſeln Sie geſchickt mit gebratenen Tauben und Brathechten, wozu Sie doch beileibe nicht etwa ſtark gewürzten Salat, ſondern höchſtens etwas Pflaumenmuß genießen dürfen. Dazu trinken Sie eine halbe Flaſche des dünnen weißen Weines, welcher ſchon an und für ſich ſelbſt die gehörige Beimiſchung von Waſſer hat. Sie bekommen den in allen Weinhäuſern des Orts. Was Ihre Beſchäftigung betrifft, ſo vermeiden Sie alles, was Sie erhitzen konnte.

Leſen Sie Lafontainiſche Romane, Iffland'ſche Comödien, Verſe dichteriſcher Frauen, wie ſie in allen neuen Taſchenbüchern und Romanen ſtehen, oder was am beſten iſt, machen Sie ſelbſt Verſe. Denn die pindiſche Qual, die Sie dabei empfinden, ohne jemals in Begeiſterung zu gerathen, hilft erſtaunlich zum Zweck. Am mehrſten warne ich Sie vor zwei Dingen. Trinken Sie unter keiner Bedingung auch nur ein einziges Glas Champagner und machen Sie keinem Frauenzimmer den Hof. Jeder verliebte Blick, jedes ſüße Wort, oder gar ein Handkuß iſt eine ſchnöde Untreue, die zur Stelle auf eine Ihnen ſehr unangenehme Art gerügt werden wird, um wo möglich Sie im Geleiſe zu erhalten. Meiden Sie vorzüglich das Simſon'ſche Haus. Amalia Simſon, die Ihnen ſchon weiß machen wollte, ich ſei ein Jude aus Smyrna und die Fürſtin ſei meine wahnſinnige Tochter, ſucht Sie in ihre Netze zu ziehn. Sie wiſſen vielleicht nicht, daß Nathanael Simſon ſelbſt das iſt, wofür mich die ſaubere Tochter ausgab? Nämlich ein Jude, unerachtet er Schinken frißt und Schlackwurſt. Er iſt auch im Complott mit der Tochter, macht er es aber zu arg, ſo ſoll ihm der Dämon, während er ißt, zurufen: Gift in deine Speiſe, verruchter Mauſchel! und er iſt verloren. — Vermeiden Sie auch das Reiten, Sie haben ſchon zweimal Unglück gehabt mit Pferden. Befolgen Sie, mein Hochverehrteſter Herr Baron, alle dieſe Vorſchriften genau, ſo werden Sie ſehr bald von mir Weiteres vernehmen.

Mit der vorzüglichſten ꝛc.

Aus den Notizen des Barons Achatius von F. ſind hier folgende kurze Bemerkungen mitzutheilen.

Nein, es iſt durchaus nicht zu ergründen, was in dieſen jungen Menſchen, in deinen Neffen Theodor gefahren ſeyn muß. Er iſt blaß wie der Tod, verſtört in ſeinem ganzen Weſen, kurz, ein ganz anderer worden, als er ſonſt war. — Um zehn Uhr Morgens beſuchte ich ihn, fürchtend, er werde noch in den Federn liegen. Statt deſſen fand ich ihn, wie er eben frühſtückte. Und rathe, worin ſein Frühſtück beſtand? — Nein, das zu rathen iſt unmöglich! — Auf einem Teller lagen ein paar dünne Scheibchen Salami-Wurſt und daneben ſtand ein mäßiges Glas, worin — Braunbier perlte! — Erinnere dich des Abſcheus, den ſonſt Theodor gegen Knoblauch hegte! — Iſt jemals ein Tropfen Bier über ſeine Lippen geglitten? — Ich bezeugte ihm meine Verwunderung über das herrliche üppige Frühſtück, das einzunehmen er im Begriff ſtehe. Da ſchwatzte er viel verwirrtes Zeug durcheinander, von nothwendiger ſtrenger Diät — von Kaffee ohne Zucker und Rum, von Kräuterſuppen, von ſauern Gurken, Brathechten mit Pflaumenmuß und wäßrigem Wein. Die Brathechte mit Pflaumenmuß trieben ihm Thränen in die Augen. — Er ſchien meinen Beſuch gar nicht gern zu ſehen, deshalb verließ ich ihn bald.

Krank iſt dein Neffe nicht, krank nicht im mindeſten, aber von ſeltſamen Einbildungen befangen. Unerachtet er nun nicht die mindeſten Spuren geiſtiger Zerrüttung zeigt, ſo meint der Doktor H. dennoch, daß er an einer Mania occulta leiden könne, die eben das Eigenthümliche hat, daß ſie auf keine Weiſe, weder in phyſiſcher noch pſychiſcher Hinſicht, verſpürt werden kann, und ſo einem Feinde gleicht, der gar nicht anzugreifen iſt, weil er ſich nirgends zeigt. Es wäre Schade um deinen Neffen! —

Was iſt denn das? Soll ich denn abergläubiſcher Weiſe an Hexenkünſte glauben? — Du weißt, ich bin von jeher geſunden feſten Gemüths und nichts weniger als zur Schwärmerei geneigt geweſen, doch was man mit eignen Ohren hört, mit eignen Augen ſieht, das kann man ſich doch mit dem beſten Willen nicht abſtreiten. — Mit der größten Mühe hatte ich deinen Neffen überredet, mit mir zum Souper bei der Frau von G. zu gehen. Das bildhübſche Fräulein von T. war dort, im vollen Glanze des Beau Jour, geputzt wie ein Engel. Sie redete, freundlich und anmuthig wie ſie iſt, den düſtern in ſich gekehrten Vetter an, und ich gewahrte, mit welcher Gewalt Theodor ſich zwang, nicht den Blick ruhen zu laſſen auf der ſchönen Geſtalt. Sollt' er eine tyranniſche Geliebte haben, die ihn deſpotiſirt? So dacht' ich. Zehn Uhr war es gerade, als man ſich zu Tiſche zu ſetzen im Begriff ſtand. Theodor wollte durchaus fort, doch indem ich mich mit ihm herumzankte, trat das Fräulein von T. heran.

Nun, Vetter, Sie werden mich doch zu Tiſche führen? So ſprach ſie mit naiver Luſtigkeit und hängte ſich ohne weitere Umſtände an ſeinen Arm. Ich ſaß dem Paar gegenüber und bemerkte zu meiner Freude, wie Theodor bei der ſchönen Nachbarin immer mehr und mehr aufthaute. Er trank raſch hinter einander einige Gläſer Champagner, und immer feuriger wurden ſeine Blicke, immer mehr verſchwand die Todesbleiche von ſeinen Wangen. Man hob die Tafel auf, da faßte Theodor die Hand der reizenden Couſine und drückte ſie zärtlich an ſeine Lippen. Doch in dem Augenblick gab es einen Klatſch, daß der ganze Saal widerhallte, und Theodor fuhr, entſetzt zurückprallend, nach ſeiner Backe, die kirſchroth war und aufgeſchwollen ſchien. Dann rannte er wie unſinnig zum Saal hinaus. Alle waren ſehr erſchrocken, vorzüglich die ſchöne Couſine, mehr aber über Theodors Entſetzen und plötzliche Flucht, als über die Ohrfeige, die er von unſichtbarer Hand erhalten. Auf dieſen tollen Geiſterſpuk ſchienen nur wenige was zu geben, unerachtet ich mich von einem fatalen fieberhaften Fröſteln durchbebt fühlte.

Theodor hat ſich eingeſchloſſen, er will durchaus niemanden ſprechen. Der Arzt beſucht ihn.

Sollte man es glauben, was eine alternde Coquette vermag? — Amalie Simſon, eine Perſon, die mir in den Grund der Seele zuwider iſt, hat Schloß und Riegel durchdrungen. Sie iſt in Begleitung einer Freundin bei Theodor geweſen und hat ihn überredet, nach dem Thiergarten zu fahren. Er hat zu Mittag gegeſſen bei dem Bankier und ſoll bei vorzüglicher Laune geweſen ſeyn, auch Gedichte vorgeleſen haben, wodurch alle Gäſte verſcheucht worden ſind, ſo daß er zuletzt mit der reizenden Amalie allein geblieben iſt.

Es iſt zu arg, es iſt zu arg, mir geht's im Kopf herum wie in einer Mühle, ich ſtehe nicht mehr feſt auf den Füßen, mich treibt ein toller Schwindel! — Geſtern werd' ich eingeladen von dem Bankier Nathanael Simſon zum Souper. Ich gehe hin, weil ich Theodor dort vermuthe. Er iſt wirklich da, eleganter, das heißt närriſcher, fabelhafter gekleidet als jemals, und geberdet ſich als Amaliens entſchiedenen Liebhaber. Amalie hat die verblühten Reize tüchtig aufgefriſcht, ſie ſieht bei dem Lichterglanz ordentlich hübſch und jung aus, ſo daß ich ſie deshalb hätte zum Fenſter hinauswerfen mögen. Theodor drückt, küßt ihr die Hände. Amalie wirft ſiegreiche Blicke umher. Nach der Tafel wiſſen Beide geſchickt ſich in ein Kabinett zu entfernen. Ich verfolge ſie, ſchaue durch die halb geöffnete Thüre, da ſchließt der Schlingel das fatale Judenkind feurig in ſeine Arme. Da geht es aber auch — Klatſch — Klatſch — Klatſch, und es regnet Ohrfeigen, von unſichtbarer Hand zugetheilt. Theodor taumelt halb ſinnlos durch den Saal — Klatſch — Klatſch geht es immer fort, und als er ſchon ohne Hut auf der Straße entflieht, hört man es noch nachhallen Klatſch — Klatſch — Klatſch — Amalie Simſon liegt in tiefer Ohnmacht — Die Spur des tiefen Entſetzens liegt auf den leichenblaſſen Geſichtern der Gäſte! — Keiner vermag eine Sylbe laut werden zu laſſen über das, was geſchehen — Man geht in tiefem Schweigen, verſtört, auseinander. —

Theodor wollte mich nicht ſprechen, er ſchickte mir einen kleinen Zettel heraus, hier iſt er:

> Sie ſehen mich umgarnt von böſen unheimlichen Mächten! Ich bin der Verzweiflung nahe. Ich muß mich losreißen, ich muß fort. Ich will zurück nach Mecklenburg. Verlaſſen Sie mich nicht. Nicht wahr, wir reiſen zuſammen? — Wenn's Ihnen recht iſt, in drei Tagen.

Ich werde die nöthigen Anſtalten zur Reiſe machen und dir, will's der Himmel, deinen Neffen, allem tollen Spuk entrückt, friſch und geſund in die Arme zurückführen.

Es kann ſchicklich hier noch ein kleines Blättchen aus der Brieftaſche eingefügt werden, wahrſcheinlich iſt es die Abſchrift eines Billets, das Schnüspelpold an den Baron ſchrieb.

> So befolgen Sie, Hochgeborner, die Vorſchriften, die ich Ihnen gab, um die Hand der Fürſtin zu erringen? — Hätte ich glauben

können, daß Sie ſo leichtſinnig wären, als Sie es wirklich ſind, nimmermehr hätte ich auf Sie nur im geringſten gerechnet. Offenbar hat ſich der Prophet Eliſar vergafft. — Doch auch ein Wort des Troſtes! — Da eigentlich nur die böſen Künſte des alten Juden und ſeiner Tochter an Ihrem Hauptvergehen Schuld ſind, und Sie nicht aus eigner freier Willensbeſtimmung handelten, ſo hält der Zauber noch feſt und es kann alles in's Geleiſe gebracht werden, wenn Sie von nun an genau die Ihnen gegebenen Vorſchriften befolgen und vorzüglich das [illegible] Haus gänzlich meiden. Nehmen Sie ſich in Acht vor dem Banquier, er treibt gewiſſe Künſte, die zwar nur talmudiſch genannt zu werden verdienen, eine ehrliche Chriſten-Seele aber doch in's Verderben ſtürzen können. Mit der vorzüglichſten Hochachtung habe ich die Ehre ꝛc.

(Abſchrift ſogleich zur Beſtellung übergeben.)

Fünftes Blättlein.

Dieſes Blättlein iſt von der Hand der Jüdin.

Was iſt es mit dem ſeltſamen Zuſtande, der mich ſeit einigen Tagen ergriffen? Was begab ſich in jener Nacht, als ich plötzlich meinem Selbſt entrückt, mir nur ein namenloſer Schmerz ſchien, den ich doch wieder wie heiße Inbrunſt der Liebe empfand? Alle meine Gedanken fliegen ihm zu, der meine Sehnſucht iſt, mein einziges Hoffen, und doch — welche Gewalt hält mich feſt, welche unſichtbare Arme umſchlingen mich, wie im Entzücken des glühendſten Verlangens? Und nicht loswinden kann ich mich, und es iſt, als ob ich nur leben könnte in dieſer Gewalt, die mein Innres verzehrt wie aufgelodertes Feuer, aber dieſe Flammen ſind Gefühle, Wünſche, die ich nicht zu nennen vermag! — Apokataſtos iſt traurig, läßt die Fittige hängen, und blickt mich oft an mit Augen, in denen ſich tiefes Mitleiden, tiefer Gram abſpiegelt. Der Magus iſt dagegen beſonders munter, ja zuweilen keck und übermüthig, und kaum vermag ich in meiner Troſtloſigkeit ihn in ſeine Schranken zurückzuweiſen. — Nein, dieſes arme Herz, es bricht, wenn dieſer entſetzliche Zuſtand nicht bald endet. — Und hier in dieſen Mauern, fern von der ſüßen Heimath. —

Ich weinte, ich klagte laut. Maria vergoß mit mir Thränen, ohne daß ſie meine Qual verſtand, da ſchüttelte Apokataſtos die Flügel, wie er es lange nicht gethan, und ſprach: Bald — bald — Geduld — der Kampf beginnt — Das Sprechen ſchien ihm ſehr ſchwer zu werden. Er flatterte heran an den Schrank, in dem, wie ich weiß, mein Magus eine hermetiſch verſchloſſene Kapſel aufbewahrt, die ſein wunderbarſtes Geheimniß enthält. An das Schloß dieſes Schrankes ſchlug Apokataſtos ſo ſtark mit dem Schnabel, daß es inwendig zu dröhnen, zu klirren und klingen begann. Der Magus trat herein und ſchien, als er das Beginnen des Papageys gewahrte, heftig zu erſchrecken. Apokataſtos erhob ein ſolches durchdringendes entſetzliches Geſchrei, wie ich es noch niemals gehört habe, rauſchte mit den Flügeln und flog endlich dem Magus geradezu in's Geſicht. Der Magus rettete ſich, wie gewöhnlich, in's Bette und zog die Decke über. Apokataſtos ſprach: Noch nicht Zeit — aber bald Theodoros — Nein, ich bin nicht ganz verlaſſen, Apokataſtos iſt es, der mich beſchützt — Maria, das arme Kind, war heftig erſchrocken und meinte, das wären ja alles unheimliche Dinge, und ihr graute — Ich erinnerte ſie an die Johannis-Nacht, da wurde ſie wieder freundlich, und blieb auf mein Flehen bis ſpät in die Nacht hinein. Auch ich erheiterte mich, wir ſpielten, wir ſangen, wir ſcherzten, wir lachten. Selbſt das Spielzeug aus der Weihnacht, Band und Blume, mußte uns zu manchem luſtigen dienen. Ach! — nur zu kurz dauerte die Freude. Mein Magus ſtreckte ſein Haupt empor, und indem ich über ſein poſſierliches Anſehn (er hatte wieder die Spitzenhaube aufgeſetzt) in ein lautes Gelächter ausbrechen wollte, verfiel ich, da der Magus mich mit ſeinen fürchterlichen Augen anſtarrte, wiederum in jenen heilloſen Zuſtand, und es war mir, als wenn ich irgend jemanden ohrfeigte. Sehr deutlich gewahrte ich, daß ich wirklich mit der rechten Hand unaufhörlich in die Luft hineinſchlug, und vernahm eben ſo deutlich das Klatſchen der Ohrfeigen — Ha! und gewiß iſt die Argliſt und Bosheit meines Magus an allem Schuld —

Der Talisman wird wirken, ruft in dieſem Augenblick Apokataſtos! — Freudiges Hoffen leuchtet in mir auf — O Theodoros! —

Aus mehreren Notizen des Barons Achatius von Z. wird folgendes im Zuſammenhange beigebracht.

Iſt was Tolles geſchehen, ſo folgt allemal das noch Tollere. Theodor hatte ſich von ſeinem Schmerz, ſeiner Verzweiflung ſo ziemlich erholt, und der joviale Rittmeiſter von B. vermochte ſo viel über ihn, daß er nicht allein, unerachtet er nach Mecklenburg reiſen wollen, in Berlin blieb, ſondern auch von ſeiner ſtrengen Diät merklich nachließ. In die Stelle der Salami trat ein tüchtiger italieniſcher Salat und ein wohlbereitetes Beefſteack; in die Stelle des Joſtiſchen Biers ein gutes Glas Portwein oder Madeira. Da der Appetit ſich darauf um ein Uhr noch nicht eingeſtellt, ſo wurde zwei Stündchen ſpäter in der Jagorſchen Reſtauration nicht eben gar zu mäßig gegeſſen und eben ſo getrunken. Das einzige, was der Rittmeiſter billigte, waren die frühen Spaziergänge nach dem Thiergarten, die er indeſſen in Spazierritte verwandelt wünſchte. Des Barons ſeltſamer Zuſtand ſchien ihm nämlich von einer tiefen Hypochondrie herzurühren, und das Reiten hielt der Rittmeiſter für das beſte Mittel dagegen, ſo wie überhaupt für ein Univerſal-Mittel gegen Beſchwerden der verſchiedenſten Art. Zum Reiten wollte ſich der Baron, des zwiefachen Unglücks, das er ſeit kurzer Zeit erlebt, und Schnüspelpolds Warnung eingedenk, durchaus nicht entſchließen. — Von dem Baron konnte man aber wohl mit Recht behaupten, daß der Himmel ihm eben nicht den feſteſten Charakter verliehen, und daß er, ein ſchwaches Rohr, dem andringenden Sturme ſich beugen mußte, um nicht zu zerbrechen. So geſchah es denn auch, daß er, als er einmal in der Jagorſchen Reſtauration mit dem Rittmeiſter von B. gegeſſen, und dieſer nun ein Paar geſattelte Pferde vorführen laſſen, ſich überreden ließ, das eine zu beſteigen und mit dem Rittmeiſter nach Charlottenburg zu reiten. Ohne den mindeſten Unfall ging alles glücklich von Statten. Der Rittmeiſter konnte nicht aufhören, den Baron als den zierlichſten geſchickteſten Reiter zu rühmen, und dieſer freute ſich ganz ungemein, daß man auch nun dieſem Vorzug, den ihm Natur und Kunſt gegeben, Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Die Freunde tranken ganz gemüthlich bei der Madame Pauli wohlbereiteten Kaffee und ſchwangen ſich dann getroſt wieder auf die Pferde. Wohl natürlich war es, daß der Rittmeiſter ſich mühte, die eigentliche Urſache von Theodors ſeltſamem Betragen, von ſeiner durchaus veränderten Lebensweiſe zu erfahren, und eben ſo natürlich, daß Theodor ihm darüber nichts Rechtes ſagen konnte und durfte. Nur darüber ließ der Baron ſich aus, daß an einem großen Ungemach, an einer Qual, die er leiden müſſe (er meinte wohl die ihm von unſichtbarer Hand zugetheilten Ohrfeigen), niemand anders Schuld ſey, als der alte Nathanael Simſon und ſeine eroberungsſüchtige Tochter. Der Rittmeiſter, dem Beide, Vater und Tochter, längſt ganz unausſtehlich waren, begann wacker auf den alten Juden zu ſchimpfen, ohne zu wiſſen, was er denn dem Baron Arges angethan, und auch der Baron erhitzte ſich ſich immer mehr, ſo daß er zuletzt dem Bankier alles, was er erlitten, in die Schuhe ſchob und fürchterliche Rache beſchloß. So ganz Grimm und Zorn, kam der Baron in die Nähe des Simſonſchen Landhauſes. — Die Freunde hatten nämlich den Weg über des Hofjägers Beſitzung eingeſchlagen und ritten die Straße neben den Landhäuſern herab. Da erblickte der Baron im offenen Veſtibule des Landhauſes eine Tafel, an der Nathanael Simſon mit ſeiner Tochter und mehreren Gäſten beim Deſſert eines reichen Mittagsmahls ſaß. Schon war die Dämmerung ſtark eingebrochen und es wurden eben Lichter gebracht. Da kam dem Baron ein großer Gedanke. Thue mir, ſprach er leiſe zum Rittmeiſter, thu' mir den Gefallen und reite einmal langſam vorwärts, ich will hier mit einem Mal allen böſen Streichen des argliſtigen Juden und ſeiner aberwitzigen Tochter ein Ende machen. Nur kein dummes Zeug, lieber Bruder, das dich wieder blamirt vor den Leuten, warnte der Rittmeiſter, und ritt, wie Theodor gewünſcht, langſam die Straße herab. Nun näherte ſich der Baron leiſe, ganz leiſe dem Gitter. Ein überhängender Baum verſteckte ihn, daß ihn niemand aus dem Hauſe gewahren konnte. Hinein rief er mit einer Stimme, der er ſo viel Tiefdröhnendes, Schauerlich-geſpenſtiſches gab, als nur in ſeinen Kräften ſtand: Nathanael Simſon — Nathanael Simſon — friß'ſt du mit deiner Familie? Gift in deine Speiſe, verruchter Mauſchel, es iſt dein böſer Dämon, der dir ruft! — Dieſe Worte geſprochen, wollte der Baron ſchnell hineinſprengen in's Gebüſch, und ſo wahrhaft geiſterartig verſchwunden ſeyn. Doch der Himmel hatte einen andern Ausgang des Abentheuers beſchloſſen. Plötzlich ſtetiſch geworden, bockte und bäumte ſich das Pferd, und alles Mühen des Barons, es aus der Stelle zu bringen, blieb ganz vergebens. Nathanael Simſon hatte vor jähem Schreck Meſſer und Gabel fallen laſſen — die ganze Geſellſchaft ſchien erſtarrt; der das Glas an den Mund gebracht, hielt es feſt ohne zu trinken, der ein

Stück Kuchen in der Kehle, vergaß das Schlucken. Als nun aber das Trappeln und Schnauſen und Wiehern des Pferdes vernommen wurde, ſprang alles auf vom Tiſche und rannte ſchnell an's Gitter. Ei, ei, ſind Sie es, Herr Baron? — Ei, ſchönen guten Abend, lieber Herr Baron — wollen Sie nicht lieber abſteigen, vortrefflichſter Dämon! So ſchrie alles durcheinander, und das unmäßigſte Gelächter erſchallte, das jemals gehört worden, während der Baron ganz Wuth und Verzweiflung, ſich vergebens abquälte, um ſich zu retten aus dieſer Traufe von Verhöhnung und tödtendem Spott. Der Rittmeiſter, der den Lärm vernahm und ſogleich ein neues Malheur ſeines Freundes vermuthete, kam zurück. So wie das Pferd des Barons ihn anſichtig wurde, war es, als ſey plötzlich der Zauber gelöſt, von dem es feſtgebannt, denn ſogleich flog es mit dem Baron dem Leipziger Thore zu, und zwar in keineswegs wildem, ſondern ganz anſtändigem Galopp, der Rittmeiſter verließ den Freund nicht, ſondern galoppirte ihm treulich zur Seite.

O daß ich nie geboren wäre, o daß ich nimmer dieſen Tag erlebt hätte! rief der Baron tragiſch, als Beide, er und der Rittmeiſter, abgeſtiegen waren vor ſeiner Wohnung. — Der Teufel, ſprach er dann, indem er ſich mit geballter Fauſt vor die Stirne ſchlug, der Teufel hole das Reiten und alle Pferde dazu. — Die ärgſte Schmach, die hab' ich heute davon erlebt! — Siehſt du, ſprach der Rittmeiſter ſehr ruhig und gelaſſen, ſiehſt du nun wohl, lieber Bruder, da ſchiebſt du wieder etwas auf's Reiten und auf das edle Geſchlecht der Pferde, was ganz allein deine Schuld iſt. Frageſt du mich erſt, ob mein Gaul ſich auf dämoniſche Verſchwörungen verſtehe, ich hätte Nein! geantwortet, und der ganze Spaß wäre unterblieben. Schrecklicher Argwohn kam in des Barons Seele, auch gegen Schnüspelpold, denn zu ſeinem Entſetzen hatte er ihn unter Simſons Gäſten bemerkt.

Herr Baron!

Der geſtrige Auftritt vor meinem Gartenhauſe war blos abſcheulich und lächerlich dazu. Niemand kann ſich fühlen beleidigt, und nur Sie hat getroffen ein Unglück und ein Spott. Doch müſſen wir Beide, ich und meine Tochter, Sie bitten, künftig zu vermeiden unſer Haus. Sehr bald ziehe ich nach der Stadt, und wenn Sie, wertheſter Herr Baron, vielleicht wieder Geſchäfte machen wollen in guten Papieren, bitte ich nicht vorbei zu gehen mein Comtoir. Ich empfehle mich Sie ganz ergebenſt ꝛc.

Berlin den —

Nathanael Simſon,
für mich und meine Tochter Amalie Simſon.

Sechſtes Blättlein.

Auch hier ſind drei Blättchen geſchickt in eines zuſammen zu ziehen, da ſie in gewiſſer Art den Schluß der Abentheuer bilden, die ſich mit dem Baron Theodor von S. und der ſchönen Griechin begaben. Auf dem erſten ſtehen wiederum Worte, die von dem Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold an den Baron gerichtet ſind. Nämlich:

Hochgeborner Herr Baron!

Endlich, den dunklen Mächten Dank, kann ich Sie gänzlich aus Ihrer Troſtloſigkeit reißen, und Ihnen zum Voraus das Gelingen eines Zaubers verkünden, der Ihr Glück befeſtigt und das meinige. Schon habe ich es geſagt, die Sterne ſind Ihnen günſtig; was andern zum höchſten Nachtheil gereichen würde, bringt Sie an's Ziel. Gerade der tolle Auftritt vor Simſons Gartenhauſe, von dem ich Zeuge war, Zeuge ſeyn mußte, hat alle Schlingen zerriſſen, in die Sie der argliſtige Alte verſtricken wollte. Dazu kommt aber, daß Sie in den letzten vierzehn Tagen meine Vorſchriften ſtrenge befolgt haben, gar nicht ausgegangen und noch viel weniger nach Mecklenburg gereiſet ſind. Zwar mag Erſteres daher rühren, daß nach dem letzten Auftritt Sie überall, wo Sie ſich blicken ließen, ein wenig gefoppt und ausgelacht wurden, letzteres aber, weil Sie noch Wechſel erwarten; doch das gilt gleichviel. — In der künftigen Aequinoktial-Nacht, das heißt in der Nacht von heute zu morgen, wird der Zauber vollendet, der die Fürſtin auf ewig an Sie feſſelt, ſo daß ſie nimmer von Ihnen laſſen kann. Auf den Schlag zwölf Uhr finden Sie ſich in griechiſcher Kleidung ein im Thiergarten, bei der Statue des Apollo, und es wird ein Bund gefeiert werden, den in wenigen Tagen darauf die feſtlichen Gebräuche der griechiſchen Kirche heiligen ſollen. — Es iſt nöthig, daß Sie ſich bei der Ceremonie im Thiergarten ganz leidend verhalten und blos meinen Winken folgen. Alſo dieſe Nacht Punkt zwölf Uhr in griechiſcher Kleidung ſehe ich Sie wieder. Mit der vorzüglichſten ꝛc.

(Aſtariot zur Beſtellung gegeben.)

Das zweite Blatt iſt von einer ſehr feinen, doch leſerlichen Hand geſchrieben, die ſonſt in allen Blättern nicht vorkommt, und enthält folgende zuſammenhängende Erzählung:

Auf derſelben Bank im Thiergarten, unfern der Statue des Apollo, wo er die verhängnißvolle Brieftaſche gefunden, ſaß der Baron Theodor von S. in einen Mantel gehüllt, den griechiſchen Turban auf dem Kopfe. Von der Stadt her tönten die Glocken herüber. Die Mitternachtsſtunde ſchlug. Ein rauher Herbſtwind ſtrich durch Baum und Gebüſch, die Nachtvögel ſchwangen ſich kreiſchend durch die ſauſenden Lüfte, immer ſchwärzer wurde die Finſterniß, und wenn die Mondſichel auf Augenblicke die Wolken durchſchnitt und ihre Strahlen hinabwarf in den Wald, da war es, als hüpften in den Gängen ſeltſame Spukgeſtalten auf und ab und trieben ihr unheimlich Weſen mit tollem Spiel und flüſterndem Geiſtergeſpräch. Den Baron wandelte in der tiefen Einſamkeit der Nacht ein Grauen an. Es beginnt, ſprach er, das Feſt der Liebe, das dir verſprochen? — O all' ihr Mächte des Himmels, hätte ich nur meine Jagdflaſche mit Jamaika-Rum gefüllt, und dem griechiſchen Coſtüm unbeſchadet, um meinen Hals gehängt, wie ein freiwilliger Jäger, ich nähme einen Schluck und — Da zogen plötzlich unſichtbare Hände dem Baron den Mantel von den Schultern herab. Entſetzt ſprang er auf und wollte fliehen, doch ein herrlicher melodiſcher Laut ging durch den Wald, ein fernes Echo antwortete, der Nachtwind ſäuſelte milder, ſiegend brach der Mond durch die Wolken, und in ſeinem Schimmer gewahrte der Baron eine hohe, herrliche, in Schleier gehüllte Geſtalt. Theodoros, hauchte ſie leiſe, indem ſie den Schleier zurückſchlug. O Entzücken des Himmels! Der Baron erkannte die Fürſtin in der reichſten griechiſchen Tracht, ein funkelndes Diadem in dem ſchwarzen aufgeneſtelten Haar. — Theodoros, ſprach die Fürſtin mit dem Ton der innigſten Liebe, Theodoros, mein Theodoros, ja, ich habe dich gefunden — ich bin dein — empfange dieſen Ring — In dem Augenblick war es, als halle ein Donnerſchlag durch den Wald, und eine hohe majeſtätiſche Frau mit ernſtem gebietendem Antlitz ſtand plötzlich zwiſchen dem Baron und der Fürſtin. Aponomeria, ſchrie die Fürſtin auf, wie in dem Schreck des freudigſten Erwachens aus finſtrem Traum, und warf ſich an die Bruſt der Alten, die mit furchtbarem Blick den Baron durchbohrte. Den einen Arm um die Fürſtin geſchlungen, den andern hoch in die Lüfte emporgeſtreckt, ſprach die Alte nun mit feierlichem, das Innerſte durchdringenden Ton: Vernichtet iſt der hölliſche Zauber des ſchwarzen Dämons — er liegt in ſchmachvollen Banden, du biſt frei, hohe Fürſtin — o du mein ſüßes Himmelskind! — Schau' auf, ſchaue deinen Theodoros! — Ein blendender Glanz ging auf, in ihm ſtand eine hohe Heldengeſtalt auf muthigem Streitroß, in den Händen ein flatterndes Panier, auf deſſen einer Seite ein rothes mit Strahlen umgebenes Kreuz, auf der andern ein aus der Aſche ſteigender Phönix abgebildet! — —

Die Erzählung bricht hier ab, ohne etwas Weiteres von dem Baron Theodor von S. und dem Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold zu erwähnen. Auf dem dritten und letzten Blättchen ſtehen nur wenige Worte von der Hand der Fürſtin.

O all' ihr Heiligen, all' ihr ewigen Mächte des Himmels! an dem Rand des Abgrunds hatte mich der boshafte Magus verlockt, ſchwindelnd wollte ich hinabſtürzen, da brach der Zauber durch dich, o Aponomeria, meine zweite Mutter! — Ha! ich bin frei — frei! zerriſſen ſind alle Bande! — Er iſt mein Sklave, den ich zertreten könnte, empfänd' ich nicht Mitleid mit ſeinem Elend! — Großmüthig will ich ihm ſein magiſches Spielzeug laſſen. — Theodoros, ich habe dich geſchaut in dem Spiegel, aus dem mir die herrlichſte Zukunft entgegenſtrahlte! — Ja! ich, ich winde die Palmen und Lorbeern, die deine Krone ſchmücken ſollen! — O! halt dich, mein Herz! — ſpringe nicht vor namenloſem Entzücken, du ſtarke Bruſt! — Nein! — gern will ich harren in dieſen Mauern, bis der Augenblick gekommen, bis Theodoros mir ruft! — Aponomeria iſt ja bei mir, und der Magus bezwungen! —

Dicht an den Rand dieſes Blättleins hat Schnüspelpold geſchrieben:

Ich ergebe mich in mein Schickſal, das durch die Huld der Fürſtin noch leidiglich genug iſt. Hat ſie mir doch meinen Haarzopf gelaſſen und manches andere hübſche Spielzeug dazu. Gott weiß aber, wie es mir künftig in Griechenland ergehen wird. — Ich büße die Schuld meiner Thorheit, denn unerachtet aller meiner cabbaliſtiſchen Wiſſenſchaft ſah ich doch nicht ein, daß ein phantaſtiſcher Elegant zum Höheren eben ſo wenig zu brauchen iſt, als ein Korkſtöpſel, und daß der Teraphim des Propheten Sifur ein viel geſcheuteres Männlein war, als der Herr Baron Theodor von S., und alſo auch viel eher als dieſer, der Fürſtin für ihren geliebten Theodoros Capitanaki gelten konnte.

Es können noch einige Notizen des Barons Achatius von F. folgen.

Die Geſchichte hat großes Aufſehen in B. gemacht. — Ganz durchnäßt, von Kälte erſtarrt, kam gleich nach Mitternacht dein Neffe zu Kempſers — du weißt, daß ſo ein Luſtort im Thiergarten benannt wird — in ſeltſamer türkiſcher, oder wie man meinen will, neugriechiſcher Tracht, und bat, daß man ihm Thee mit Rum oder Punſch bereiten möge, wenn er nicht ſterben ſolle. Das geſchah. Bald aber fing er an, verwirrte Reden zu führen, ſo daß Kempſer den Baron, den er zum Glück kannte, da er oftmals draußen gegeſſen, für heftig erkrankt halten mußte, und ihn zu Wagen nach der Stadt in ſeine Wohnung ſchaffen ließ. Die ganze Stadt glaubt, er ſey wahnſinnig geworden, und will ſchon in manchem Streich, den er vorher auslaufen laſſen, die Spur dieſes Wahnſinns finden. Nach der Verſicherung der Aerzte leidet er aber blos an einem ſehr heftigen Fieber. Freilich ſind ſeine Phantaſien von der wunderlichſten Art. Er ſpricht von cabbaliſtiſchen Kanzlei-Aſſiſtenten, die ihn verhext haben, von griechiſchen Prinzeſſinnen, magiſchen Brieftaſchen, ſibylliſchen Papageyen durcheinander. Vorzüglich kommt er aber nicht von der Idee ab, daß er mit einer Enzuſe vermählt geweſen und ihr untreu geworden, weshalb ſie ihm nun aus Rache das Blut ausſauge, ſo daß ihn nichts retten könne und er bald ſterben müſſe.

— Laß, mein Freund, nur alle Beſorgniſſe fahren, dein Neffe iſt in der vollſten Beſſerung. Immer mehr verlieren ſich die ſchwarzen Gedanken und er nimmt ſchon an allem Antheil, was das Leben Schönes und Herrliches für ihn hat. So freute er ſich geſtern ganz erſtaunlich über die Form eines neumodiſchen Huts, den der Graf von C. trug, welcher ihn geſtern beſuchte, ſo daß er im Bette ſelbſt den Hut aufſetzte und ſich den Spiegel bringen ließ. — Er ißt auch ſchon Hammel-Cotelettſ und macht Verſe. — Späteſtens in vier Wochen bringe ich dir deinen Neffen nach Mecklenburg, in Berlin darf er nicht bleiben, denn wie geſagt, ſeine Geſchichten haben zu großes Aufſehn gemacht, und er würde, ſo wie er ſich nur zeigte, auf's Neue das Geſpräch des Tages werden ꝛc.

Alſo nach zweijähriger Abweſenheit iſt dein Neffe glücklich zurückgekehrt? — Ob er wohl wirklich in Griechenland geweſen iſt! — Ich glaube es nicht, denn daß er ſo geheimnißvoll thut mit ſeiner Reiſe, daß er bei jeder Gelegenheit ſagt: ja wenn man nicht in Morea — in Cypern u. ſ. w. war — das iſt mir gerade ein Beweis dagegen! — Leid thut es mir, daß dein Neffe, war er wirklich in Griechenland, nicht Anticyra beſucht hat, und ebenſo ein närriſcher Phantaſt geblieben iſt, als er es ſonſt war — Apropos! — Ich ſchicke dir den Berliner Taſchenkalender von 1821, in welchem unter dem Titel: die Irrungen, Fragment aus dem Leben eines Phantaſten, ein Theil der Abentheuer deines Neffen abgedruckt ſteht. Das Gedruckte macht auf Theodor einen erſtaunlichen Eindruck, vielleicht erſchaut er ſeine kurioſe Geſtalt im Spiegel und ſchämt und beſſert ſich. — Gut wär's, wenn auch die neuen Abentheuer bis zum Zeitpunkt, als er Berlin verließ, abgedruckt werden könnten ꝛc.

Nachtrag.

Es wird dem geneigten Leſer nicht unangenehm ſeyn, nachträglich zu erfahren, daß der Bote, den Hſſ. mit dem Billet an den Herrn Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold geſchickt hatte, dieſes Billet uneröffnet zurückbrachte und berichtete, daß nach der Ausſage des Hauswirths, dort der bezeichnete Mann nicht wohne und auch niemals gewohnt habe. Gewiß iſt es alſo, daß die Fürſtin ihrem Magus die

Aushändigung des Vermächtniſſes an Hff. aufgetragen hatte, daß er die ihm auferlegte Pflicht erfüllen mußte, und daß er von ſeiner Argliſt und Tücke nicht ablaſſend, erſt einen ſehr groben Brief ſchrieb und dann den guten Hff. durch ein abſcheuliches Gaukelſpiel auf ſchnöde Weiſe myſtifizirte.

Daß jener Zeitpunkt, den die Viſion im Thiergarten der Fürſtin andeutete, gekommen, daß wirklich die Fahne mit dem rothen Kreuz und dem Phönix flattert, und daß die Fürſtin in Gefolge deſſen zurückgekehrt iſt in ihr Vaterland, das Alles ergiebt ſich aus den an Hff. gerichteten Verſen. Beſagte Verſe ſind dem Hff. deshalb beſonders ein liebes und werthes Andenken von einer unvergleichlichen Perſon, weil er darin, mittelſt allerlei poetiſcher Redensarten, als ein Magus behandelt wird, und noch dazu als ein guter, welcher mit ſchnöden Teufelskünſten nichts zu thun haben mag. Solches iſt ihm noch gar nicht geſchehen.

— Wunderbar endlich mag es auch ſeyn, daß das, was im vorigen Jahr (1820) aus der Luft gegriffene leere Fabel ſchien, Andeutung in's Blaue hinein, in dieſem Jahr (1821) in den Ereigniſſen des Tages eine Baſis gefunden.

Wer weiß, welch ein Theodoros in dieſem Augenblick die Kreuz- und Phönixfahne ſchwingt.

Sehr ſchade iſt es, daß in den Fragmenten durchaus nirgends der Name der jungen griechiſchen Fürſtin vorkommt, deshalb hat ihn auch Hff. niemals erfahren, und blos dadurch iſt er abgehalten worden, ſich im Fremdenbüreau nach der vornehmen griechiſchen Dame zu erkundigen, die zu Ende Mai Berlin verlaſſen.

So viel iſt gewiß, daß die Dame nicht die Madame Bublina ſeyn kann, die Napoli di Romania belagert hat, denn die Braut des Fürſten Theodoros iſt von Vaterlandsliebe entbrannt, aber keine Heroine, wie es ſich aus ihren Verſen hinlänglich ergiebt.

Sollte jemand von den geneigten Leſern Näheres von der unbekannten Fürſtin und dem wunderlichen Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold erfahren, ſo bittet Hff. demüthiglich, es ihm durch die Güte Einer Hochlöblichen Kalender-Deputation freundlichſt mittheilen zu wollen.

Geſchrieben im Junius 1821.

Der Elementargeiſt.

Eine Erzählung.*)

Gerade am zwanzigſten November des Jahres 1815 befand ſich Albert von B., Obriſtlieutnant in preußiſchen Dienſten, auf dem Wege von Lüttich nach Aachen. Das Hauptquartier des Armeekorps, dem er beigegeben, ſollte auf dem Rückmarſch aus Frankreich an demſelben Tage in Lüttich eintreffen und dort zwei oder drei Tage raſten. Albert war ſchon Abends vorher angekommen; am andern Morgen fühlte er ſich aber von einer ſonderbaren Unruhe ergriffen, und er mochte es ſich ſelbſt nicht geſtehen, daß nur dunkle Träume, die ihn die ganze Nacht hindurch nicht verlaſſen und ihm ein ſehr frohes Ereigniß verkündet hatten, das ſeiner in Aachen warte, den raſchen Entſchluß erzeugten, auf der Stelle dorthin aufzubrechen. Indem er ſich noch ſelbſt über ſein Beginnen höchlich verwunderte, ſaß er ſchon auf dem ſchnellen Pferde, von dem getragen er die Stadt noch vor einbrechender Nacht zu erreichen hoffte.

Ein rauher ſchneidender Herbſtwind brauſte über die kahlen Felder hin und weckte die Stimmen des fernen entlaubten Gehölzes, die hineinächzten in ſein dumpfes Geheul. Raubvögel ſtiegen kreiſchend auf und zogen in Schaaren den dicken Wolken nach, die immer mehr zuſammentrieben, bis der letzte Sonnenblick dahin ſchwand, und ein mattes, düſtres Grau den ganzen Himmel überzog. Albert wickelte ſich feſter in ſeinen Mantel ein, und indem er auf der breiten Straße ſo vor ſich hintrabte, entfaltete ſich ſeinem innern Sinn das Bild der letzten verhängnißvollen Zeit. — Er gedachte, wie er vor wenigen Monden denſelben Weg gemacht in umgekehrter Richtung zur ſchönſten Jahreszeit. In üppiger Blüthe ſtand damals Feld und Flur; buntgewirkten Teppichen glichen die duftenden Wieſen, und im lieblichen Schein der goldnen Sonnenſtrahlen glänzten die Büſche, in denen die Vögel fröhlich zwitſcherten und ſangen. Feſtlich geſchmückt hatte ſich die Erde wie eine ſehnſüchtige Braut, um die dem Tode geweihten Opfer, die im blutigen Kampf gefallnen Helden, zu empfangen in ihrem dunkeln Brautgemach. —

---

*) Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Leipz. 1822 (J. F. Gleditſch). S. 10—79.

Albert war bei dem Armeekorps, dem er zugewieſen, angekommen, als ſchon die Kanonen an der Sambre donnerten; doch zeitig genug, um noch Theil zu nehmen an den blutigen Gefechten bei Charleroi Gilly, Goſſelins. — Der Zufall wollte, daß Albert gerade da immer zugegen war, wo ſich Entſcheidendes begab. So befand er ſich bei der letzten Erſtürmung des Dorfes Planchenoit, die den Sieg in der denkwürdigſten aller Schlachten (belle Alliance) vollends herbeiführte. Eben ſo kämpfte er den letzten Kampf des Feldzuges mit, als die letzte Anſtrengung der Wuth, der grimmen Verzweiflung des Feindes ſich an dem unerſchütterlichen Kampfesmuthe der Heldenſchaar brach, die in dem Dorfe Iſſy feſtgefußt, den Feind, der unter dem furchtbarſten Kartätſchenfeuer ſtürmend, Tod und Verderben in die Reihen zu ſchleudern gedachte, zurücktrieb, ſo daß Scharfſchützen ihn bis ganz unfern der Barrieren von Paris verfolgten. In der Nacht darauf (vom 3. bis zum 4. Julius) wurde bekanntlich die die Uebergabe der Hauptſtadt betreffende Militär-Convention zu St. Cloud abgeſchloſſen.

Dies Gefecht bei Iſſy ging nun beſonders hell auf vor Alberts Seele. Er beſann ſich auf Dinge, die, wie es ihn bedünken mußte, er während des Kampfs nicht bemerkt hatte, ja nicht bemerkt haben konnte. So trat ihm nun manches Geſicht einzelner Offiziere, einzelner Burſche in den lebendigſten Zügen vor Augen, und tief traf ſein Gemüth der unnennbare Ausdruck nicht ſtolzer oder gefühlloſer Todesverachtung, ſondern wahrhaft göttlicher Begeiſterung, der aus manchem Auge ſtrahlte. So hörte er Worte bald zum Kampf ermuthigend, bald mit dem letzten Todesſeufzer ausgeſtoßen, die der Nachwelt hätten aufbewahrt werden müſſen, wie die begeiſternden Sprüche der Helden aus der antiken Heroenzeit.

„Geht es mir, dachte Albert, nicht beinahe ſo wie dem, der beim Erwachen zwar ſeines Traumes gedenkt, ſich aber erſt mehrere Tage darauf aller einzelnen Züge deſſelben erinnert? — Ja ein Traum — nur ein Traum, ſollte man meinen, könne, mit mächtigen Schwingen Zeit und Raum überfliegend, das Gigantiſche, Ungeheure, Unerhörte geſchehen laſſen, was ſich begab während der verhängnißvollen achtzehn Tage dieſes die kühnſten Gedanken, die gewagteſten Combinationen des ſpekulirenden Geiſtes verſpottenden Feldzuges. — Nein! — der menſchliche Geiſt erkennt ſeine eigne Größe nicht; die That überflügelt den Gedanken! — Denn nicht die rohe phyſiſche Gewalt, nein, der Geiſt ſchafft Thaten, wie ſie geſchehen ſind, und es iſt die pſychiſche Kraft jedes einzelnen wahrhaft Begeiſterten, die der Weisheit, den Genius des Feldherrn zuwächſt, und das Ungeheure, nicht Geahnte vollbringen hilft!" —

In dieſen Betrachtungen wurde Albert durch ſeinen Reitknecht geſtört, der ungefähr zwanzig Schritte hinter ihm zurückgeblieben, und den er überlaut rufen hörte: „Ei der Tauſend, Paul Talkebarth! wo kommſt du daher des Weges?"

Albert wandte ſein Pferd und gewahrte, wie der Reiter, der von ihm nicht ſonderlich beachtet, ſo eben vorbeigetrabt war, bei ſeinem Reitknecht ſtill hielt, und die Backen der anſehnlichen Fuchsmütze, womit ſein Haupt bedeckt, auseinander ſchlug, ſo daß alsbald das ganz wohlbekannte, im ſchönſten Zinnober gleißende Antlitz Paul Talkebarths, des alten Reitknechts des Obriſten Viktor von S., zum Vorſchein kam.

Nun wußte Albert auf einmal, was ihn ſo unwiderſtehlich von Lüttich fortgetrieben nach Aachen, und er konnte es nur gar nicht begreifen, wie der Gedanke an Viktor, an ſeinen innigſt geliebten Freund, den er wohl in Aachen vermuthen mußte, nur dunkel in ſeiner Seele gelegen, und zu keinem klaren Bewußtſeyn gekommen war. —

Auch Albert rief jetzt: Sieh da! Paul Talkebarth, wo kommſt du her? — wo iſt dein Herr?

Paul Talkebarth curbettirte aber ſehr zierlich heran, und ſprach, die flache Hand vor der viel zu großen Kokarde der Fuchsmütze, militäriſch grüßend: Alle Donnerwetter, Paul Talkebarth, ja das bin ich, mein gnädigſter Herr Obriſtlieutnant. — Böſes Wetter hier zu

Lande, Zermannöre (sur mon honneur). Aber das macht die Kreuzwurzel. Die alte Lieſe pflegte das immer zu ſagen — ich weiß nicht, ob Sie die Lieſe Pfefferkorn kennen, Herr Obriſtlieutnant; ſie wohnt in Genthin, wenn man aber in Paris geweſen iſt und den Muffel im Schartinpland (jardin de plantes) geſehen hat — Nun, was man weit ſucht, findet man nah, und ich halte hier vor dem gnädigen Herrn Obriſtlieutnant, den ich ſuchen ſollte in Lüttich. Meinem Herrn hat's der Spirus familus (spiritus familiaris) geſtern Abend in's Ohr geraunt, daß der gnädige Herr Obriſtlieutnant in Lüttich angekommen. Zackernamthö (sacre nom de Dieu), das war eine Freude! — Nun es mag ſeyn, wie es will; aber getraut habe ich dem Falben niemals. Ein ſchönes Thier, Zermannöre, aber pur kindiſches Weſen, und die Frau Baroneſſe that ihr Möglichſtes, das iſt wahr — Liebe Leute hier zu Lande, aber der Wein taugt nichts, und wenn man in Paris geweſen iſt! — Nun, der Herr Obriſt hätten eben ſo gut einziehen können, wie einer durch den Argen Trumph (Arc de triomphe) und ich hatte dem Schimmel die neue Schabracke aufgelegt — Zacker, der hätte die Ohren geſpitzt! — Aber die alte Lieſe (es war meine Muhme in Genthin), ja, die pflegte immer zu ſagen — Ich weiß nicht, Herr Obriſtlieutnant, ob Sie —"

„Daß die Zunge dir erlahme, unterbrach Albert den heilloſen Schwätzer, dein Herr iſt in Aachen, ſo laß uns ſchnell vorwärts, wir haben noch über fünf Stunden Weges!"

„Halt, ſchrie Paul Talkebarth aus Leibeskräften, halt, halt, gnädigſter Herr Obriſtlieutnant, das Wetter iſt ſchlecht hier zu Lande; aber Futter! wer ſolche Augen hat wie wir, die blitzen im Nebel —"

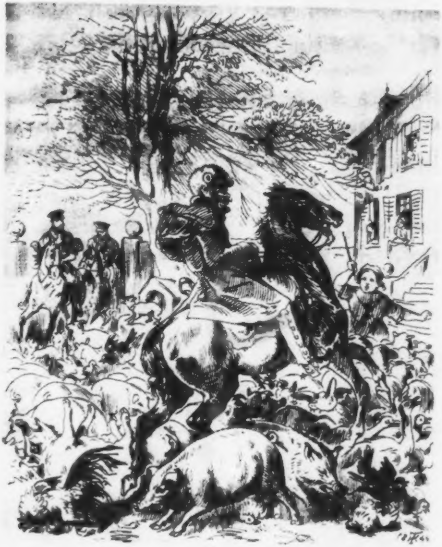
„Paul, rief Albert, mache mich nicht ungeduldig, wo iſt dein Herr? — nicht in Aachen?"

Paul Talkebarth lächelte dermaßen freudig, daß ſein ganzes Antlitz zuſammenfuhr in tauſend Falten, wie ein naſſer Handſchuh, ſtreckte dann den Arm weit aus, zeigte nach den Gebäuden hin, die hinter einem Gehölz auf einer ſanft emporſteigenden Anhöhe ſichtbar wurden, und ſprach: Dort in jenem Schloß — Ohne abzuwarten, was Paul Talkebarth noch Weiteres zu ſchwatzen geneigt, bog Albert ein in den Weg, der ſeitwärts von der Heerſtraße ab nach dem Gehölz führte, und eilte fort im ſchärfſten Trab. — Nach dem wenigen, was er geſprochen, muß der ehrliche Paul Talkebarth dem geneigten

Leſer als ein etwas wunderlicher Kauz erſcheinen. Es iſt nur zu ſagen, daß er, Erbſtück des Vaters, dem Obriſten Viktor von S., nachdem er General-Intendant und Maitre des Plaiſirs aller Spiele und tollen Streiche ſeiner Kinderjahre und des erſten Jünglingsalters geweſen, von dem Augenblick an gedient hatte, als dieſer zum erſtenmal den Offizierdegen umgeſchnallt. Ein alter ſehr abſonderlicher Magiſter, der Hofmeiſter des Hauſes zwei Generationen hindurch, vollendete durch alles, was er dem ehrlichen Paul Talkebarth an Unterricht und Erziehung zufließen ließ, die glücklichen Anlagen zu außerordentlicher Confuſion und ſeltener Eulenſpiegelei, womit dieſen die Natur gar nicht karg ausgeſtattet. Dabei war letzterer die treueſte Seele, die es auf der Welt geben kann. Bereit für ſeinen Herrn jeden Augenblick in den Tod zu gehen, konnte weder hohes Alter, noch ſonſt irgend eine Betrachtung den guten Paul abhalten, mit ſeinem Herrn im Jahre 1813 in's Feld zu ziehen. Seine eiſenfeſte Natur ließ ihn alles Ungemach überſtehen, aber weniger ſtark als ſein körperliches bewies ſich ſein geiſtiges Naturell, das einen merklichen Stoß, oder wenigſtens einen beſondern Schwung erhielt während ſeines Aufenthalts in Frankreich, vorzüglich in Paris. Paul Talkebart fühlte nämlich nun erſt, daß Herr Magiſter Sprengepilcus vollkommen Recht gehabt, als er ihn ein großes Licht genannt, das einſt noch gar hell leuchten werde. Dies Leuchten bemerkte Paul Talkebarth an der Gefugigkeit, mit der er in die Sitten eines fremden Volks eingegangen war und ihre Sprache erlernt hatte. Damit brüſtete er ſich nicht wenig und ſchrieb es nur ſeiner herrlichen Geiſtesfähigkeit zu, daß er oft, was Quartier und Nahrung betrifft, das erlangte, was zu erlangen unmöglich ſchien. — Hans Talkebarths herrliche franzöſiſche Redensarten (einige angenehme Flüche hat der Leſer bereits kennen gelernt) gingen wo nicht durch die ganze Armee, doch wenigſtens durch das Korps, bei dem ſein Herr ſtand. Jeder Reiter, der auf einem Dorfe in's Quartier kam, rief dem Bauer mit Paul Talkebarths Worten entgegen: Piſang! — de Lavendel pur di Schewals (paysan, de l'avoine pour les chevaux)!

So wie es excentriſchen Naturen überhaupt eigen, ſo mochte Paul Talkebarth nicht gern, daß irgend etwas auf die gewöhnliche, einfache Weiſe geſchehe. Er liebte vorzüglich Ueberraſchungen, und ſuchte dieſe ſeinem Herrn auf alle nur mögliche Weiſe zu bereiten, der denn auch wirklich ſehr oft überraſcht wurde, wiewohl auf ganz andere Art, als es der ehrliche Talkebarth gewollt, deſſen glücklichſte Pläne meiſtentheils in der Ausführung ſcheiterten. So bat er auch jetzt den Obriſtlieutnant von B., als dieſer geradezu auf das Hauptportal des Landhauſes losritt, flehendlichſt, doch einen Umweg zu machen und von hinten in den Hof hineinzureiten, damit ſein Herr ihn nicht eher gewahre, als bis er in die Stube getreten. — Albert mußte es ſich gefallen laſſen, über eine moraſtige Wieſe zu reiten und vom emporſpritzenden Schlamm gar übel zugerichtet zu werden, dann ging es über die gebrechliche Brücke eines Grabens. Paul Talkebarth wollte, ſeine Reiterkünſte zeigend, geſchickt hinüberſetzen, fiel aber mit dem Pferde bis an den Bauch hinein und wurde mit Mühe von Alberts Reitknecht wieder auf feſten Boden gerettet. Nun gab er aber voll fröhlichen Muthes laut jauchzend dem Pferde die Sporen und ſprengte mit wildem Huſſah hinein in den Hof des Landhauſes. Da aber gerade alle Gänſe, Enten, Puter, Hähne und Hühner der Wirthſchaft verſammelt waren, um zur Ruhe gebracht zu werden, da ferner von der einen Seite eine Heerde Schaafe, von der andern eine Heerde jener Thiere, in die unſer Herr einſt den Teufel bannte, hereingetrieben wurde, ſo kann man denken, daß Paul Talkebarth, der des Pferdes nicht recht mächtig, willkürlos in großen Kreiſen auf dem Hofe umher galoppirte, nicht geringe Verwüſtungen in dem Hausſtande anrichtete. Unter dem gräßlichen Lärm des quikenden, ſchnatternden, blökenden, grunzenden Viehes, der bellenden Hofhunde, der keifenden Mägde, hielt Albert ſeinen glorreichen Einzug, indem er den ehrlichen Paul Talkebarth mit ſammt ſeinem Ueberraſchungsprojekt zu allen Teufeln wünſchte.

Schnell ſchwang ſich Albert vom Pferde und trat hinein in das Haus, das, ohne allen Anſpruch auf Schönheit und Eleganz, doch ganz wirthlich ſich ausnahm und bequem und geräumig genug ſchien. Auf der Treppe trat ihm ein nicht zu großer, wohlgenährter Mann mit braunrothem Geſicht, in einem kurzen grauen Jagdrock entgegen, der mit ſüßſaurem Lächeln fragte: Einquartiert? An dem Tone, mit dem der Mann dies Wort ausſprach, erkannte Albert ſogleich, daß er den Herrn des Hauſes, mithin, wie er es von Paul Talkebarth wußte, den Baron von E. vor ſich habe. Er verſicherte, daß er keineswegs einquartiert, daß es vielmehr nur ſeine Abſicht ſey,



Univ. Bibl.
München

ſeinen innigſten Freund, den Obriſten Viktor von S., der ſich hier befinden ſolle, zu beſuchen, und daß er die Gaſtfreundſchaft des Herrn Barons nur für dieſen Abend und die Nacht in Anſpruch nehme, da er des andern Morgens in aller Frühe wieder aufzubrechen gedenke. —

Des Barons Geſicht heiterte ſich merklich auf, und der volle Sonnenſchein, der gewöhnlich auf dieſem gutmüthigen, aber etwas zu breiten Antlitz zu liegen ſchien, kehrte ganz wieder, als, die Treppe mit dem Baron hinaufſteigend, Albert fallen ließ, daß wahrſcheinlich gar keine Truppenabtheilung des Armeekorps, welches gerade auf dem Marſche befindlich, dieſe Gegend berühren werde. —

Der Baron öffnete eine Thür; Albert trat in einen freundlichen Saal und erblickte Viktor, der den Rücken ihm zugewendet ſaß. Viktor drehte ſich auf das Geräuſch um, ſprang auf und fiel mit einem lauten Ausruf der Freude dem Obriſtlieutnant in die Arme. „Nicht wahr, Albert, du gedachteſt meiner in der vorigen Nacht? — Ich wußte es, mein innerer Sinn ſagte es mir, daß du dich in Lüttich befändeſt in demſelben Augenblick, als du hineingeritten! — Alle meine Gedanken fixirte ich auf dich, meine geiſtigen Arme umfaßten dich; du konnteſt mir nicht entrinnen!“ —

Albert geſtand, daß ihn wirklich, wie es der geneigte Leſer bereits weiß, dunkle Träume, die nur zu keiner deutlichen Geſtaltung kommen konnten, von Lüttich fortgetrieben.

„Ja, rief Viktor ganz begeiſtert, ja es iſt kein Wahn, keine leere Einbildung; ſie iſt uns gegeben, die göttliche Kraft, die, über Zeit und Raum gebietend, das Ueberſinnliche kund thut in der Sinnenwelt!“ —

Albert wußte nicht recht, was Viktor meinte, ſo wie ihm überhaupt das Betragen des Freundes, das ganz außer ſeiner gewöhnlichen Weiſe lag, auf einen geſpannten, überreizten Zuſtand zu deuten ſchien. — Indeſſen war die Frau, die neben Viktor vor dem Kamin geſeſſen, aufgeſtanden, und hatte ſich den Freunden genähert. Albert verbeugte ſich gegen ſie, indem er Viktor mit fragendem Blick anſchaute. „Die Frau Baroneſſe Aurora von E., ſprach dieſer, meine liebe gaſtfreundliche Wirthin, meine treue ſorgſame Pflegerin in Krankheit und Ungemach!“

Albert überzeugte ſich, indem er die Baroneſſe anſchaute, daß die kleine rundliche Frau noch nicht das vierzigſte Jahr erreicht haben könne, daß ſie ſonſt wohl ſehr fein gebaut geweſen ſeyn müſſe, daß aber die nährende Landkoſt, und viel Sonnenſchein dazu, die Formen des Körpers ein wenig zu ſehr über die Schönheitslinie hinausgetrieben, welches ſogar dem niedlichen, noch friſch genug blühenden Antlitz Eintrag thue, deſſen dunkelblaue Augen ſonſt wohl manchem gefährlich genug in's Herz geſtrahlt haben mochten. Den Anzug der gnädigen Frau fand Albert beinahe zu wirthlich, indem der Zeug des Kleides blendend weiß, zwar die Vortrefflichkeit des Waſchhauſes und der Bleiche, zugleich aber auch die niedrige Stufe der Induſtrie bewies, auf der die eigne Spinnſtube und Weberei noch ſtehen mußte. Ein grell buntes baumwollnes Tuch nachläſſig um den Nacken geſchlagen, ſo daß der weiße Hals ſichtbar genug, erhöhte eben nicht den Glanz des Anzugs. Was aber ſehr verwunderlich ſich ausnahm, war, daß die Baroneſſe an den kleinen Füßchen die zierlichſten ſeidnen Schuhe, auf dem Kopfe aber ein allerliebſtes Spitzenhäubchen nach dem neueſten Pariſer Zuſchnitt trug. Erinnerte dieſes Häubchen nun zwar den Obriſtlieutnant an eine niedliche Griſette, die ihm einſt der Zufall in Paris zuführte, ſo glitten ihm doch eben deshalb eine Menge ungemein artiger Redensarten über die Lippen, in denen er ſeine plötzliche Erſcheinung entſchuldigte. Die Baroneſſe unterließ nicht, dieſe Artigkeiten gehörig zu erwiedern. Unaufhaltſam floß, nachdem ſie den Mund geöffnet, der Strom ihrer Rede, bis ſie endlich darauf kam, daß man einen ſo lieben Gaſt, den Freund des dem Hauſe ſo theuern Obriſten, gar nicht ſorglich genug bewirthen könne. Auf die haſtig gezogene Klingel und den gellenden Ruf: Mariane! Mariane! erſchien ein altes grämliches Weib, dem großen Schlüſſelbunde nach zu urtheilen, der ihr am Gürtel hing, die Haushälterin. Mit dieſer und dem Herrn Gemahl wurde nun überlegt, was Schönes und Schmackhaftes bereitet werden könne; es fand ſich aber, daß alles Leckere, z. B. Wildpret u. dgl. entweder ſchon verzehrt, oder erſt morgen anzuſchaffen möglich ſey. Mühſam ſeinen Unmuth unterdrückend, verſicherte Albert, daß man ihn nöthigen werde, augenblicklich in der Nacht wieder aufzubrechen, wenn man ſeinethalben nur im mindeſten die Ordnung des Hauſes ſtöre. Ein wenig kalte Küche, ein Butterbrod, genüge ihm zum Nachteſſen. Es ſey unmöglich, erwiederte die Baroneſſe, daß der Obriſtlieutnant ſich nach dem ſcharfen Ritt in dem rauhen, unfreundlichen Wetter behelfen ſolle, ohne irgend etwas Warmes zu genießen; und nach langen Berathungen mit Marianen wurde die Bereitung eines Glühweins als ausführbar anerkannt und beſchloſſen. Mariane entwich klirrend und klappernd durch die Thüre; doch in dem Augenblick als man Platz nehmen wollte, wurde die Baroneſſe herausgerufen von einer beſtürzten Hausmagd. Albert vernahm, daß vor der Thüre der Baroneſſe vollſtändiger Bericht erſtattet wurde von der entſetzlichen Verheerung, die Paul Talkebarth angerichtet hatte; dann folgte die nicht unanſehnliche Liſte ſämmtlicher Todten, Verwundeten und Vermißten. Der Baron lief der Baroneſſe hinterher, und während draußen die Baroneſſe ſchalt und ſchmälte, der Baron den ehrlichen Paul Talkebarth dorthin wünſchte, wo der Pfeffer wächſt, und die Dienerſchaft in ein allgemeines Lamento ausbrach, erzählte Albert kürzlich ſeinem Freunde, was ſich mit Paul Talkebarth auf dem Hofe begeben. „Solche Streiche, rief Viktor ganz unmuthig, ſolche Streiche macht nun der alte Eulenſpiegel, und dabei meint es der Schlingel ſo aus Herzens Grunde gut, daß man ihm nie etwas anhaben kann. —

In dem Augenblick wurde es draußen ruhiger; die Großmagd hatte die glückſelige Nachricht gebracht, daß Hans Gucklick blos ſehr erſchrocken geweſen, daß er aber ſonſt ganz ohne allen Schaden abgekommen und gegenwärtig mit Appetit freſſe.

Der Baron kehrte zurück mit heitrer Miene, wiederholte zufrieden, daß Hans Gucklick verſchont werden von dem wilden, Menſchenleben nicht achtenden Paul Talkebarth, und nahm Gelegenheit, ſich ſehr weitläuftig über den landwirthſchaftlichen Nutzen der Hühnerzucht zu verbreiten. Hans Gucklick, der blos ſehr erſchrocken und weiter nicht beſchädigt, war nämlich der alte allgemein geſchätzte Haushahn, ſchon ſeit Jahren der Stolz und Schmuck des ganzen Hühnerhofes.

Auch die Baroneſſe trat wieder herein, jedoch nur, um ſich mit einem großen Schlüſſelbunde zu bewaffnen, das ſie aus einem Wandſchrank nahm. Schnell eilte ſie wieder von dannen, und nun hörte Albert, wie beide, Hausfrau und Haushälterin, Trepp auf, Trepp ab klapperten und klirrten, dabei erſchallten die gellenden Stimmen gerufener Mägde, und aus der Küche herauf erklang die angenehme Muſik von Mörſer und Reibeiſen. — Gott im Himmel, dachte Albert, wäre der General eingezogen mit dem ganzen Hauptquartier, mehr

Lärm könnt' es nicht geben, als meine unglückliche Taſſe Glühwein zu verurſachen ſcheint' —

Der Baron, der von der Hühnerzucht übergegangen zur Jagd, war mit der verwickelten Erzählung von einem ſehr ſchönen Hirſch, der ſich blicken laſſen und den er nicht geſchoſſen, noch nicht völlig zu Ende, als die Baroneſſe wieder in den Saal trat, hinter ihr aber niemand anders, als Paul Talkebarth, der in zierlichem Porzellangeſchirr den Glühwein herbeitrug. „Nur alles hieher geſtellt, mein guter Paul,“ ſprach die Baroneſſe ſehr freundlich, welches Paul Talkebarth mit einem unbeſchreiblich ſüßen: A ſu zervir, Madame! erwiederte. — Die Manen der auf dem Hofe Erſchlagenen ſchienen verſöhnt und Alles verziehen.

Man ſetzte ſich nun erſt wieder ruhig zu einander. Die Baroneſſe begann, nachdem ſie das Getränk den Freunden kredenzt, an einem ungeheuern wollnen Strumpf zu ſtricken, und der Baron nahm Gelegenheit, ſich weitläuftig über die Art des Geſtricks, das beſtimmt ſey, auf der Jagd getragen zu werden, auszulaſſen. Während deſſen ergriff er die Kanne, um ſich auch eine Taſſe Glühwein einzuſchenken. „Ernſt!“ rief ihm die Baroneſſe mit ſtrafendem Tone zu; augenblicklich ſtand er von ſeinem Vorhaben ab und ſchlich an den Wandſchrank, wo er ganz im Stillen ein Schnäpschen genoß. Albert nutzte dieſen Augenblick, um endlich dieſen langweiligen Geſprächen des Barons ein Ziel zu ſetzen, indem er angelegentlich nach ſeines Freundes Thun und Treiben forſchte. Viktor meinte dagegen, daß es noch Zeit genug geben werde, mit zwei Worten zu ſagen, was ſich während der Zeit, als ſie getrennt, mit ihm begeben, daß er es aber gar nicht erwarten könne, aus Alberts Munde alles Denkwürdige von den gewaltigen Ereigniſſen der letzten verhängnißvollen Zeit zu vernehmen. Die Baroneſſe verſicherte lächelnd, daß ſich nichts hübſcher anhören laſſe, als Geſchichten von Krieg, Mord und Todtſchlag. Auch der Baron, der ſich wieder zur Geſellſchaft geſetzt, meinte, daß er gar zu gern von Schlachten erzählen höre, wo es recht blutig hergegangen, da ihn dies immer an ſeine Jagdpartien erinnere. Er ſtand im Begriff, wieder einzubiegen in die Geſchichte von dem nicht geſchoſſenen Hirſch. Doch Albert unterbrach ihn, indem er vor innerm Unmuth laut auflachend verſicherte, daß zwar auf der Jagd auch ſcharf geſchoſſen werde; übrigens aber die Einrichtung nicht übel ſey, daß die Hirſche, Rehe, Haſen u. ſ. w., deren Blut es koſte, nicht wieder ſchöſſen.

Albert fühlte ſich von dem Getränk, das er genoſſen, und das er von edlem Wein ganz vortrefflich bereitet gefunden, durch und durch erwärmt, und dies körperliche Wohlbehagen wirkte wohlthätig auf ſein geiſtiges, und ſchlug den Mißmuth völlig nieder, der ihn in der unheimiſchen Umgebung ergriffen. — Vor Viktors Augen entfaltete er nun das ganze ſchauerlich erhabene Gemälde jener furchtbaren Schlacht, die auf einmal alle Hoffnungen des geträumten Weltherrſchers vernichtete. Mit der glühendſten Begeiſterung ſchilderte Albert den unbezwingbaren Löwenmuth jener Bataillone, die zuletzt das Dorf Planchenoit erſtürmten, und ſchloß endlich mit den Worten: O Viktor! — Viktor! wärſt du dabei geweſen, hätteſt du mit mir gefochten! —

Viktor war dicht an den Stuhl der Baroneſſe gerückt, hatte den anſehnlichen Knäuel Wolle, als er von dem Schooß der Baroneſſe herabgekugelt, ergriffen und ſpielte damit in den Händen, ſo daß die emſige Strickerin genöthigt war, den Faden zwiſchen Viktors Fingern durchzuziehen, und es nicht wohl vermeiden konnte, öfters mit den überlangen Stricknadeln ſeinen Arm zu treffen.

Bei jenen, mit erhöhter Stimme ausgeſprochenen Worten Alberts ſchien Viktor plötzlich wie aus einem Traum zu erwachen. Er blickte ſeinen Freund an mit ſeltſamem Lächeln und ſprach halbleiſe: Ja, mein theurer Albert, es iſt nur zu wahr, was du ſagſt! Der Menſch fängt ſich oft ſelbſt ganz früh in Schlingen, deren gordiſchen Knoten erſt der Tod gewaltſam zerreißt! — Was aber die Teufelsbeſchwörungen überhaupt betrifft, ſo iſt das kecke Rufen des eignen furchtbaren Geiſtes wohl die betrüblichſte, die es geben mag. — Doch hier ſchläft ſchon Alles!

Viktors unverſtändliche, geheimnißvolle Worte bewieſen hinlänglich, daß er nicht eine Sylbe von dem vernommen, was Albert geſprochen, ſondern ſich vielmehr die ganze Zeit über Träumen überlaſſen, die noch dazu von gar ſeltſamer Natur ſein mußten.

Man kann denken, daß Albert vor Befremden verſtummte. Nun bemerkte er auch, um ſich blickend, erſt, daß dem Hausherrn, der mit vor dem Bauch gefalteten Händen in die Lehne des Seſſels zurückgeſunken, das müde Haupt auf der Bruſt lag, und daß die Baroneſſe, mit feſt geſchloſſenen Augen, nur wie ein aufgezogenes Uhrwerk mechaniſch fortſtrickte.

Albert ſprang ſchnell und mit Geräuſch auf; doch in demſelben Augenblick erhob ſich auch die Baroneſſe und näherte ſich mit einem Anſtande, der ſo frei, edel und anmuthig zugleich war, daß Albert nichts mehr von der kleinen, gemüthlichen, [illegible] Jäger ſah, ſondern die Baroneſſe in ein anderes Weſen verwandelt glaubte. „Verzeihen Sie, ſprach ſie dann mit ſanftem Wohllaut, indem ſie Alberts Hand faßte, verzeihen Sie es, Herr Obriſtlieutenant, der vom Anbruch des Tages an beſchäftigten Hausfrau, wenn ſie am Abend der Ermüdung nicht zu widerſtehen vermag, und wird auch zu ihr auf das Herrlichſte von den herrlichſten Dingen geſprochen; daſſelbe mögen Sie dem müdigen Jäger verzeihen. Es iſt unmöglich, daß Sie ſich nicht darnach ſehnen ſollten, mit Ihrem Freunde allein zu ſeyn und ſich recht aus dem Herzen auszuſprechen, und da iſt jeder Zeuge läſtig. Gewiß wird es Ihnen gemüthlich ſcheinen, mit Ihrem Freunde allein das Nachteſſen einzunehmen, das ich in ſeinen Zimmern bereiten laſſen.“

Gelegener konnte Albert kein Vorſchlag ſeyn. Auf der Stelle beurlaubte er ſich in den höflichſten Ausdrücken bei der freundlichen Wirthin, der er jetzt das [illegible], den Jammer über den zerbrochenen [illegible], ſo wie den Strickſtrumpf nebſt dem Einnicken vom Herzen vergieb!

„Lieber Ernſt!“ rief die Baroneſſe, als die Freunde ſich bei dem Baron empfehlen wollten; da dieſer aber ſtatt aller Antwort ſehr vernehmlich rief: „Huß — Huß — Tyras — Waldmann — Allons!“ und das Haupt auf die andere Seite hängen ließ, ſo mochte man ihn in ſeinen ſüßen Träumen nicht weiter ſtören. —

„Sage, rief Albert, als er ſich mit Walter allein befand, ſage, was iſt mit dir vorgegangen? — Doch — erſt laß uns eſſen, denn mich hungert, und in der That, es ſcheint hier mehr vorhanden, als das beſcheiden gewünſchte Butterbrod.“

Der Obriſtlieutenant hatte Recht; denn er fand einen gar zierlich gedeckten, mit den leckerſten kalten Speiſen beſetzten Tiſch, deſſen vorzüglichſte Zierde ein Bayonner Schinken und eine Paſtete von rothen Rebhühnern ſchien. Paul Tellerbarth meinte, als Albert ſein Wohlbehagen äußerte, ſchalkhaft lächelnd, daß, wenn er nicht geweſen wäre und der Jungfer Mariane alles geschickt hätte, was der Herr Lieutenant gern genieße, als Sauerkohl [illegible] — aber auch könne er es der Madame Piefe nicht vergessen, daß sie an seinem Hochzeitstage den Kaldaunen verbrannt, und er sey nun Wittwer seit dreißig Jahren und man könne nicht wissen, denn Ehen würden im Himmel geschlossen, und Jungfer Mariane — doch die gnädige Frau Baronesse habe ihm das Beste selbst zugetheilt, nämlich einen ganzen Korb mit Sellerie für die Herren. — Albert wußte nicht recht, wozu ihm die unbillige Menge Gemüse aufgetischt werden sollte, war dann aber sehr zufrieden, als Paul Tollebarth den Korb, der nichts anders enthielt, als sechs Flaschen des schönsten Vin de Sillery, herbeitrug.

Während Albert es sich nun recht wohl schmecken ließ, erzählte Victor, wie er auf das Gut des Barons von S. gekommen.

Die der kräftigen Natur [illegible] unangenehmlichen Strapazen des ersten Feldzuges (1813) hatten Victors Gesundheit zerrüttet. Die Bäder in Aachen sollten ihn herstellen, und er befand sich gerade dort, als Buonaparte's Flucht von Elba die Losung gab zum neuen blutigen Kampf. Als man sich zum Feldzuge rüstete, erhielt Victor von der Residenz aus die Weisung, sich, sollte es sein Gesundheitszustand erlauben, zu der Armee an den Nieder-Rhein zu begeben; das waltende Schicksal erlaubte ihm aber statt dessen nur einen Ritt von vier bis fünf Stunden. Gerade vor dem Thore des Landhauses, in dem sich jetzt die Freunde befanden, wurde Victors Pferd, sonst das sicherste, tadelloseste Thier von der Welt, gereizt in dem wilden Getöse der Schlacht, plötzlich scheu, bäumte sich, und Victor stürzte herab, wie er selbst sagte, gleich einem Schulknaben, der zum ersten Mal ein Roß bestiegen. Besinnungslos lag er da, indem das Blut einer bedeutenden Kopfwunde entströmte, die er sich an einem scharfen Steine geschlagen. Man brachte ihn in das Haus, und hier mußte er, da jeder Transport gefährlich schien, seine Genesung abwarten, die auch jetzt nicht ganz vollendet schien, da ihm, nachdem die Wunde längst geheilt war, noch Fieberanfälle zurückblieben. Victor ergab sich in den unvermeidlichen [illegible], Rücksichten der sorglichsten Wartung und Pflege, welche ihm die Baronesse angedeihen ließen.

„Nun, rief Albert laut auflachend, nun in der That, darauf war ich nicht gefaßt. Wunder dacht' ich, was du mir Außerordentliches erzählen würdest, und am Ende läuft es auf eins, einem wie's nicht übel, etwas einfältige Geſchichte hinaus, wie ſie in hundert abgedroſchenen Romanen zu finden, ſo daß ſie kein Menſch mehr ſelbſt mit Anſtand erleben kann. — Der wunde Ritter wird in's Schloß getragen, die Herrin des Hauſes pflegt ihn — und der Ritter wird zum zärtlichen Amoroſo! — Denn Viktor, daß du deinem bisherigen Geſchmack, ja deiner ganzen Lebensweiſe zum Trotz, dich plötzlich in eine ältliche dicke Frau verliebt haſt, die ſo häuslich und wirthſchaftlich iſt, daß man darüber des Teufels werden möchte, daß du noch dazu den ſehnſüchtigen, ſchmachtenden Jüngling ſpielſt, der, wie es irgendwo heißt, ſeufzet wie ein Ofen, und Lieder macht auf ſeiner Liebe Brauen — nun, das alles will ich am Ende auch noch für Krankheit halten! — Das Einzige, was dich einigermaßen entſchuldigen könnte und dich poetiſch darſtellen, wäre der ſpaniſche Infant im Arzt ſeiner Ehre, der gleiches Schickſal mit dir theilend, an dem Thor des Landhauſes der Donna Menzia auf die Naſe fiel und am Ende die Geliebte fand, die ihm unbewußt" — „Halt, rief Viktor, halt! — glaubſt du denn nicht, daß ich es vollkommen einſehe, begreife, wenn ich dir als ein ganz alberner Geck vorkommen muß? — Doch! es iſt hier noch etwas Andres, Geheimnißvolles im Spiel. — Nun, laß uns trinken!" —

Der Wein und Alberts lebendiges Geſpräch hatte Viktorn wohlthätig angeregt; er ſchien erwacht aus düſtrer Träumerei. Als nun aber endlich Albert, das volle Glas erhebend, ſprach: Nun, Viktor, theurer Infant, Donna Menzia ſoll leben und ausſehen wie unſre kleine dicke Hausfrau! da rief Viktor lachend: Nein, ich kann es doch nicht ertragen, daß du mich für einen Gecken halten mußt! — Ich fühle mich im Innerſten heiter und aufgelegt, dir Alles zu ſagen, Alles zu beichten! — Du mußt es dir aber gefallen laſſen, von einer ganz eignen Periode meines Lebens, die in meine Jünglingsjahre fällt, zu hören, und es iſt möglich, daß die halbe Nacht darüber vergeht.

„Erzähle, erwiederte Albert, denn ich gewahre, daß noch hinlänglicher Wein vorhanden, um die etwa ſinkenden Lebensgeiſter aufzufriſchen. — Wär' es nur nicht ſo entſetzlich kalt im Saal, und ein Verbrechen, jetzt noch jemanden von den Hausleuten aufzuſtören."

Sollte, ſprach Viktor, ſollte Paul Talkebarth nicht dafür geſorgt haben? — Wirklich verſicherte dieſer in ſeiner bekannten franzöſiſchen

Mundart höflich fluchend, daß er das vortrefflichſte Holz ſelbſt klein zugeſchnitten und bewahrt habe zum köſtlichſten Kaminfeuer, welches er ſogleich anfachen werde. — Es iſt nur gut, ſagte Viktor, daß es mir hier nicht ſo gehen kann, wie einſt bei einem Droguerie-Händler in Meaux, wo der ehrliche Paul Talkebarth mir ein Kaminfeuer angemacht, das wenigſtens zwölf hundert Franken koſtete. Der Gute hatte Sandel-Braſilienholz ergriffen, zerhackt und in den Kamin geſteckt, ſo daß ich mir beinahe vorkam wie Andaloſia, des bekannten Herrn Fortunatus berühmter Sohn, deſſen Koch das Feuer von Spezereien anſchüren mußte, als der König verboten, ihm Holz zu verkaufen.

Du weißt, fuhr Viktor fort, als das Feuer luſtig kniſterte und flammte und Paul Talkebarth ſich aus dem Zimmer entfernt hatte: du weißt, mein theurer Freund Albert, daß ich meine militäriſche Laufbahn bei der Garde in P. begann, ſonſt aber von meiner Jünglingszeit wohl wenig mehr als das, da es nie beſondere Gelegenheit gab, davon zu reden; mehr aber noch, weil das Bild jener Jahre nur in halbverwiſchten Zügen vor meiner Seele ſtand, und erſt hier wieder in hellen Farben aufleuchtete. — Meine erſte Erziehung in meines Vaters Hauſe kann ich nicht eben ſchlecht nennen. Ich hatte eigentlich gar keine; man überließ mich meinen Neigungen, und gerade dieſe ſchienen nichts weniger darzuthun, als meinen Beruf zu den Waffen. Offenbar fühlte ich mich zu wiſſenſchaftlicher Bildung hingezogen, die mir der alte Magiſter, der mein Hofmeiſter ſeyn ſollte, und der froh war, wenn man ihn nur in Ruhe ließ, nicht geben konnte. Erſt in P. gewann ich mit Leichtigkeit Kenntniß neuerer Sprachen, ſo wie ich die dem Offizier nöthigen Studien mit Eifer trieb und Erfolg. Außerdem las ich mit einer Art von Wuth Alles, was mir in die Hände kam, ohne Auswahl, ohne Rückſicht auf Nützlichkeit; indeſſen erhielt ich doch, da mein Gedächtniß vortrefflich, eine Menge hiſtoriſcher Kenntniſſe, ſelbſt wußte ich nicht wie. — Man hat mir ſpäter die Ehre angethan, zu behaupten, es ſäße ein poetiſcher Geiſt in mir, den ich nur ſelbſt nicht recht anerkennen wolle; gewiß iſt es aber, daß mich die Meiſterwerke der großen Dichter jener Periode in einen Zuſtand der Begeiſterung verſetzten, von dem ich keine Ahnung gehabt; ich erſchien mir ſelbſt als ein anderes Weſen, das nur erſt ſich entwickelt zum regen Leben. — Ich will nur Werthers Leiden, vorzüglich aber Schillers Räuber nennen. Einen ganz andern Schwung aber gab meiner Phantaſie ein Buch, das gerade deshalb, weil es nicht vollendet iſt, dem Geiſte einen Stoß giebt, ſo daß er raſtlos fortarbeiten muß in ewigen Pendulſchwingungen. — Ich meine Schillers Geiſterſeher. Mag es ſeyn, daß der Hang zum Myſtiſchen, zum Wunderbaren, der überhaupt tief in der menſchlichen Natur begründet iſt, ſtärker bei mir vorwaltete; genug, als ich jenes Buch geleſen, das die Beſchwörungsformeln der mächtigſten ſchwarzen Kunſt ſelbſt zu enthalten ſcheint, hatte ſich mir ein magiſches Reich voll überirdiſcher, oder beſſer unterirdiſcher Wunder erſchloſſen, in dem ich wandelte und mich verirrte, wie ein Träumer. Einmal in dieſe Stimmung gerathen, verſchlang ich mit Begierde Alles, was nur zu jener Stimmung ſich hinneigte, und ſelbſt Werke von weit geringerem Gehalt verfehlten keineswegs ihre Wirkung. So machte auch der Genius von Große auf mich einen tiefen Eindruck, und ich darf mich auch jetzt deſſen keinesweges ſchämen, da wenigſtens der erſte Theil, deſſen größere Hälfte in den Schillerſchen Horen abgedruckt ſtand, der Lebendigkeit der Darſtellung und auch wohl der geſchickten Behandlung des Stoffs halber, die ganze literariſche Welt in Bewegung ſetzte. Manchen Arreſt mußte ich dulden, wenn ich auf der Wache in ſolch ein Buch, oder auch nur in meine myſtiſchen Träume vertieft, das Herausrufen überhört hatte und erſt vom Unteroffizier geholt werden mußte. Gerade in dieſer Zeit brachte mich der Zufall einem ſehr ſeltſamen Manne näher. — Es begab ſich nämlich, daß ich an einem ſchönen Sommerabend, als die Sonne ſchon geſunken und die Dämmerung eingebrochen, in der Gegend eines Luſtorts vor P., einſam, wie es meine Gewohnheit war, luſtwandelte. Da ſchien es mir, als vernähme ich aus dem Dickigt eines kleinen Wäldchens, das ſeitwärts ab vom Wege lag, dumpfe Klagetöne, und dazwiſchen in einer mir unbekannten Sprache heftig ausgeſtoßene Reden. Ich glaubte Jemanden hilfsbedürftig, eilte hin nach der Stelle, von woher die Laute zu kommen ſchienen, und gewahrte bald in dem Schimmer des Abendroths eine große breitſchultrige Figur, die in einen gemeinen Soldatenmantel gehüllt, auf dem Boden ausgeſtreckt lag. Ganz nahe hinzugetreten, erkannte ich zu meinem nicht geringen Erſtaunen den Major O'Malley von den Grenadieren. „Mein Gott, rief ich aus, ſind Sie es, Herr Major? — in dieſem Zuſtande? — Sind Sie krank — kann ich helfen?“ Der Major betrachtete mich mit ſtarrem, wildem Blick und ſprach dann mit barſchem Ton: „Welcher Teufel führt Euch her, Lieutenant? Was kümmert es Euch, ob ich hier liege oder nicht, ſcheert Euch nach der Stadt!“ — Die Leichenbläſſe, die auf O'Malleys Geſicht lag, die ganze Art, wie ich ihn fand, ließ mich indeſſen Unheimliches ahnen, und ich erklärte, daß ich ihn durchaus nicht verlaſſen, ſondern nur mit ihm zuſammen nach der Stadt zurückkehren würde. „So?“ ſprach der Major ganz gelaſſen und kalt, nachdem er einige Augenblicke geſchwiegen, und verſuchte ſich aufzuraffen, worin ich ihm, da es ihm ſchwer zu werden ſchien, beiſtand. Ich bemerkte nun, daß er, wie er es oft that, wenn er noch des Abends ſich hinaus in's Freie machte, blos über das Hemde, ohne weiter angekleidet zu ſeyn, einen gemeinen ſogenannten Commiß-Mantel geworfen, dazu aber Stiefeln angezogen, und den Offizierhut mit breiter goldner Treſſe auf das kahle Haupt gedrückt hatte. Eine Piſtole, die auf der Erde neben ihm gelegen, ergriff er ſchnell, und ſteckte ſie, um ſie meinen Blicken zu entziehen, in die Taſche des Mantels. Auf dem ganzen Wege nach der Stadt ſprach er keine Sylbe mit mir, ſondern ſtieß nur dann und wann abgebrochene Reden aus in ſeiner Mutterſprache (er war Irländer von Geburt), die ich nicht verſtand. Vor ſeinem Quartier angekommen, drückte er mir die Hand, und ſprach mit einem Ton, der in der That etwas Unbeſchreibliches, nie Gehörtes hatte, ſo daß er noch in meiner Seele wiederklingt: „Gute Nacht, Lieutenant! — Der Himmel beſchütze Euch, und gebe Euch gute Träume.“ — Dieſer Major O'Malley war wohl einer der allerverwunderlichſten Menſchen, die es geben kann, und rechne ich vielleicht ein paar etwas excentriſche Engländer ab, die mir vorgekommen, ſo wüßte ich keinen Offizier in der ganzen großen Armee, der in der äußern Erſcheinung mit O'Malley zu vergleichen. Iſt es wahr, was viele Reiſende behaupten, daß die Natur ſich eben nirgends ſolch ganz beſonderer Prägſtöcke bedient, als in Irland, weshalb denn jede Familie die artigſten Cabinetsſtückchen aufzuweiſen hat, ſo konnte der Major O'Malley billiger Weiſe für einen Prototypus ſeiner ganzen Nation gelten. Denke dir einen baumſtarken Mann von ſechs Fuß Höhe, deſſen Bau man gerade nicht ungeſchickt nennen kann, aber kein Glied paßt zum andern, und die ganze Figur ſcheint zuſammengewürfelt wie in jenem Spiel, in dem Figuren aus einzelnen Theilen, deren Nummer die Würfel beſtimmen, zuſammengefügt werden. Die Adler-Naſe, die fein geſchlitzten Lippen würden das Antlitz zum Edlen erheben; aber ſind die hervorſtehenden Glasaugen beinahe widrig, ſo tragen die hohen ſchwarzen buſchigen Augenbraunen den Charakter der komiſchen Maske. — Sehr ſeltſam hatte des Majors Antlitz etwas Weinerliches, wenn er lachte, wiewohl das ſelten geſchah; dagegen war es, als ob er lache, wenn ihn die Wuth des wildeſten Zorns übermannte; aber dieſes Lachen hatte ſo etwas Grauenhaftes, daß die älteſten, im Gemüth handfeſteſten Burſche ſich davor entſetzten. Eben ſo ſelten als O'Malley lachte, eben ſo ſelten ließ er ſich aber auch hinreißen vom Zorn. Ganz unmöglich ſchien es, daß dem Major jemals hätte eine Uniform paſſen ſollen. Die Kunſt des geſchickteſten Regimentsſchneiders ſcheiterte an des Majors unförmlicher Geſtalt; der nach dem genaueſten Maaß zugeſchnittene Rock ſchlug ſchnöde Falten, hing ihm am Leibe, als ſey er aufgehängt zum Ausbürſten, während der Degen an den Beinen ſchlotterte, und der Hut in ſo ſeltſamer Richtung auf dem Kopfe ſaß, daß man ſchon auf hundert Schritte den militäriſchen Schismatiker erkannte. Was aber bei der pedantiſchen Formkrämerei jener Zeit ganz unerhört ſcheinen mußte: O'Malley trug — keinen Zopf. Freilich möchte auch dieſer an den wenigen grauen Löckchen, die ſich am Hinterhaupte kräuſelten, ſchwer gehaftet haben, da ſonſt der Kopf völlig haarlos war. Ritt der Major, ſo glaubte man, er müſſe jeden Augenblick vom Pferde fallen, focht er, jeden Augenblick vom Gegner getroffen werden; und doch war er der beſte Reiter, Fechter, überhaupt der geübteſte, gewandteſte Gymnaſtiker, den es nur geben konnte. — So viel, um dir das Bild eines Mannes zu geben, deſſen ganzes Treiben geheimnißvoll zu nennen, da er bald bedeutende Summen wegwarf, bald hülfsbedürftig erſchien, und jeder Controle ſeiner Obern, jedem Dienſtzwange entzogen, durchaus that, was er wollte. Eben das, was er wollte, war aber meiſtentheils ſo exzentriſch, oder vielmehr ſo ſpleeniſch toll, daß man um ſeinen Verſtand beſorgt werden konnte. — Man ſprach davon, daß der Major zu einer gewiſſen Zeit, in welcher P. mit ſeinen Umgebungen der Schauplatz ſeltſamer, in die Geſchichte des Tages eingreifender Myſtifikationen war, eine wichtige Rolle geſpielt habe, und noch in Verbindungen ſtehe, die das Unbegreifliche ſeiner Stellung erzeugten. — Ein ſehr verrufenes Buch, das damals (irr' ich nicht, unter dem Titel: Excorporationen) erſchien, und in welchem man das Bild eines Mannes fand, das dem Major ähnlich, nährte jenen Glauben; und auch ich, von dem myſtiſchen Inhalt jenes Buchs angeregt, fühlte mich deſto mehr geneigt, O'Malley für eine Art Armenier zu halten, je länger und näher ich ſein wunderliches, wohl könnt' ich ſagen, ſpukhaftes Treiben beobachtete. Dazu gab er mir nämlich ſelbſt Gelegenheit, indem er ſeit jenem Abende, als ich ihn krank, oder auf andere Weiſe erſchüttert, im Walde antraf, eine ganz beſondere Zuneigung zu mir gewonnen hatte, ſo daß es ihm Bedürfniß ſchien, mich täglich zu ſehen. — Dir die ganz abſonderliche Art dieſes Umgangs zu beſchreiben, dir Manches zu erzählen, was das Urtheil der Burſchen, welche keck behaupteten, der Major ſey ein Doppeltgänger und ſtehe überhaupt mit dem Teufel im Bunde, vollkommen zu rechtfertigen ſchien, Alles deſſen bedarf es nicht, da du bald den unheimlichen Geiſt, der beſtimmt war, auf verſtörende Weiſe einzugreifen in mein Leben, hinlänglich kennen lernen wirſt.

Ich hatte die Schloßwache, und dort beſuchte mich mein Vetter, der Hauptmann von T., der noch mit einem jungen Offizier aus B. nach P. gekommen. Im traulichen Geſpräch ſaßen wir beim Glaſe Wein, als, beinahe war es ſchon Mitternacht, der Major O'Malley eintrat. „Ich glaubte Euch allein, Lieutenant, ſprach er, indem er meine Gäſte verdrießlich anblickte, und wollte ſich wieder entfernen. Der Hauptmann erinnerte ihn daran, daß ſie ja alte Bekannte wären, und auf mein Bitten ließ O'Malley es ſich gefallen, bei uns zu bleiben.

„Euer Wein, rief O'Malley, als er ein Glas nach ſeiner Weiſe ſchnell hinuntergeſtürzt, Euer Wein, Lieutenant, iſt der ſchnödeſte Krätzer, der je eines ehrlichen Kerls Gedärme zerriſſen; laßt ſehen, ob dieſer hier von einer beſſern Sorte!"

Damit holte er aus der Taſche des Commiß-Mantels, den er über das Hemde gezogen, eine Flaſche und ſchenkte ein. Wir fanden den Wein vortrefflich und hielten ihn für einen vorzüglich feurigen Ungar.

Selbſt weiß ich nicht, wie ſich das Geſpräch auf magiſche Operationen und zuletzt auf jenes verrufene Buch wandte, deſſen ich zuvor gedachte. Dem Hauptmann war, vorzüglich wenn er Wein getrunken, ein gewiſſer ſpöttelnder Ton eigen, den nicht Jeder gut vertragen mag. In dieſem Tone begann er von militäriſchen Geiſterbannern und Hexenmeiſtern zu ſprechen, die zu jener Zeit ganz allerliebſte Dinge zu Stande gebracht, wofür man ihrer Macht noch jetzt huldigen und Opfer bringen müſſe. „Wen meint, rief O'Malley mit dröhnender Stimme, wen meint Ihr, Hauptmann? — Meint Ihr etwa mich, ſo wollen wir das Geiſterbannen bei Seite ſtellen; daß ich mich aber auf das Entgeiſtern verſtehe, könnt' ich Euch beweiſen, und dazu bedarf ich ſtatt eines ſonſtigen Talismans nur meines Degens, oder eines guten Piſtolenlaufs."

Zu nichts weniger war der Hauptmann aufgelegt, als mit O'Malley Händel anzufangen; er verſicherte daher artig einlenkend, daß er zwar allerdings den Major gemeint, indeſſen nur Scherz im Sinne gehabt, der vielleicht unzeitig geweſen. Im Ernſt wolle er aber jetzt den Major fragen, ob er nicht gut thun würde, das alberne Gerücht, daß er wirklich über unheimliche Mächte gebiete, zu widerlegen, und ſo auch ſeinerſeits dem dummen Aberglauben zu ſteuern, der nicht mehr in das aufgeklärte Zeitalter paſſe. — Der Major lehnte ſich über den ganzen Tiſch, ſtützte den Kopf auf beide Fäuſte, ſo daß ſeine Naſe kaum eine Spanne weit von des Hauptmanns Antlitz entfernt war, und ſprach dann, ihn mit ſeinen hervorglotzenden Augen ſtarr anblickend, ſehr gelaſſen: „Hat Euch, mein Gönner! der Herr auch nicht etwa mit einem ſehr durchdringenden Geiſt erleuchtet, ſo werdet Ihr, hoff' ich, doch einzuſehn vermögen, daß es die thörichtſte, einbildiſchte, ja ich möchte ſagen, verruchteſte Anmaßung wäre, wenn wir glauben wollten, mit unſerm geiſtigen Prinzip ſey Alles abgeſchloſſen, und es gebe keine geiſtigen Naturen, die anders begabt als wir, oft nur ſich ſelbſt aus jener Natur allein die momentane Form bildend, ſich uns offenbaren in Raum und Zeit, ja die nach irgend einer Wechſelwirkung ſtrebend, hineinflüchten könnten in das Thongebäcke, was wir Körper nennen. Ich will es Euch nicht zum Vorwurf machen, Hauptmann, daß Ihr in allen Dingen, die man weder bei der Revue, noch auf der Parade lernt, ſehr unwiſſend ſeyd und nichts geleſen habt. Hättet Ihr aber nur etwas Weniges in tüchtige Bücher geguckt, kenntet Ihr den Cardanus, den Juſtinus Martyr, den Lactanz, den Cyprian, den Clemens von Alexandrien, den Macrobius, den Triſmegiſtus, den Nollius, den Dorneus, den Theophraſtus, den

Fludd, den Wilhelm Poſtel, den Mirandola, ja nur die kabbaliſtiſchen Juden Joſeph und Philo, Euch wäre vielleicht eine Ahnung aufgegangen von Dingen, die jetzt Euern Horizont überſteigen, und von denen Ihr daher auch gar nicht reden ſolltet.“

Damit ſprang O'Malley auf und ging mit ſtarken gewaltigen Schritten auf und ab, ſo daß die Fenſter und die Gläſer zitterten.

„Unerachtet, verſicherte der Hauptmann etwas betreten, unerachtet er des Majors Gelehrſamkeit hoch in Ehren halte, unerachtet er gar nicht in Abrede ſtellen wolle, daß es höhere geiſtige Naturen gebe und geben müſſe: ſo ſey er doch feſt überzeugt, daß irgend eine Verbindung mit einer unbekannten Geiſterwelt durchaus gegen die Bedingung der menſchlichen Natur, mithin unmöglich ſey, und Alles, was als Beweis des Gegentheils gelten ſolle, auf Selbſttäuſchung oder Betrug beruhe.“

O'Malley blieb, als der Hauptmann ſchon einige Secunden geſchwiegen, plötzlich ſtehen und begann: „Hauptmann, oder (ſich zu mir wendend) Ihr, Lieutenant, thut mir den Gefallen und ſetzt Euch hin und ſchreibt ein Heldengedicht, eben ſo herrlich, ſo übermenſchlich groß, wie die Ilias!“

Wir erwiederten Beide, daß uns das wohl nicht gelingen werde, da Keinem der Homeriſche Geiſt inwohne. „Ha, ha, rief der Major, ſeht Ihr wohl, Hauptmann! Weil Euer Geiſt unfähig iſt, Göttliches zu empfangen und zu gebären, ja, weil Eure Natur nicht einmal von der Beſchaffenheit ſeyn mag, ſich auch nur zur Erkenntniß zu entzünden, deshalb müßtet Ihr eigentlich läugnen, daß aus irgend einem Menſchen ſich dergleichen geſtalten könne. — Ich ſage Euch, jener Umgang mit höheren geiſtigen Naturen iſt bedingt durch einen beſondern pſychiſchen Organism; und wie die dichteriſche Schöpfungskraft, ſo iſt auch jener Organism eine Gabe, mit der die Gunſt des Weltgeiſtes ſeinen Liebling ausſtattet.“

Ich las in des Hauptmanns Geſicht, daß er im Begriff ſtand, irgend etwas Spöttiſches dem Major zu entgegnen. Um es nicht dazu kommen zu laſſen, nahm ich das Wort und machte dem Major bemerklich, daß, ſo viel ich wüßte, doch die Kabbaliſten gewiſſe Formen und Regeln aufſtellten, um zu jenem Umgange mit unbekannten geiſtigen Weſen zu gelangen. Noch ehe der Major aber antworten konnte, ſprang der Hauptmann von Wein erhitzt auf, und ſprach im bittern Ton: „Nun, was hilft hier alles Schwatzen; Ihr gebt Euch für eine höhere Natur aus, Major; Ihr wollt uns glauben machen, daß Ihr, aus beſſerm Stoffe geſchaffen als unſer eins, den Geiſtern gebietet! — Erlaubt, daß ich Euch ſo lange für einen bethörten Schwärmer halte, bis Ihr uns Eure pſychiſche Kraft zu Tage gelegt."

Der Major lachte wild auf und ſprach dann: „Ihr haltet mich für einen gemeinen Geiſterbanner, für einen kläglichen Taſchenſpieler, Hauptmann? — Das ſteht Euerm kurzſichtigen Sinne wohl an! — Doch! — Es ſoll Euch vergönnt ſeyn, einen Blick in ein dunkles Reich zu thun, daß Ihr nicht ahnet, und das Euch verderblich erfaſſen kann! — Ich warne Euch indeſſen vorher und gebe Euch zu bedenken, daß Euer Gemüth nicht ſtark genug ſeyn könnte, Manches zu ertragen, das mir ein ergötzliches Spiel dünkt."

Der Hauptmann verſicherte, daß er bereit ſey, es mit allen Geiſtern und Teufeln aufzunehmen, die O'Malley zu beſchwören im Stande wäre, und nun mußten wir dem Major auf unſer Ehrenwort verſprechen, uns in der Nacht des Herbſt-Aequinoctiums, und zwar Schlag zehn Uhr in dem dicht vor dem ***er Thor gelegenen Wirthshauſe einzufinden, wo wir das Weitere erfahren würden.

Es war indeſſen heller Tag geworden; die Sonne ſchien durch die Fenſter. Da ſtellte ſich der Major mitten in's Zimmer und rief mit donnernder Stimme: „Incubus! — Incubus! Nehmahmihah Scedim! — warf den Mantel ab, den er bis jetzt nicht abgelegt, und ſtand da in voller Uniform.

In demſelben Augenblick mußte ich hinaus, da die Wache in's Gewehr trat. Als ich zurückkam, waren Beide, der Major und der Hauptmann, verſchwunden.

„Ich blieb, — ſprach der junge Offizier, ein liebenswürdiger frommer Jüngling, den ich allein fand, — ich blieb nur zurück, um Sie vor dieſem Major, dieſem entſetzlichen Menſchen zu warnen! — Fern von mir ſollen ſeine fürchterlichen Geheimniſſe bleiben, und mich gereut es, daß ich mein Wort gab, bei einem Akt zu ſeyn, der vielleicht uns allen, gewiß aber dem Hauptmann verderblich ſeyn kann. Sie werden mir zutrauen, daß ich nicht geneigt bin, jetzt mehr daran zu glauben, was die alte Wärterin dem Kinde vorerzählte; aber — haben Sie wohl bemerkt, daß der Major nach und nach acht Flaſchen aus der Taſche zog, die kaum groß genug ſchien, eine einzige zu faſſen? — daß er zuletzt, unerachtet er unter dem Mantel nur das Hemde trug, plötzlich von unſichtbaren Händen angekleidet da ſtand?“ — Es war dem ſo, wie der Lieutenant ſagte, und ich muß geſtehen, daß eiskalte Schauer mich durchbebten. —

An dem beſtimmten Tage fand ſich der Hauptmann mit meinem jungen Freunde bei mir ein, und auf den Schlag zehn Uhr Nachts waren wir, ſo wie wir es dem Major zugeſagt, in dem Wirthshauſe. Der Lieutenant war ſtill und in ſich gekehrt, deſto lauter und luſtiger aber der Hauptmann.

„In der That, rief dieſer, als es ſchon halb eilf Uhr worden, und O'Malley ſich nicht blicken ließ, in der That, ich glaube, der Herr Geiſterbanner läßt uns im Stich mit ſammt ſeinen Geiſtern und Teufeln!“ „Das thut er nicht,“ ſprach es dicht hinter dem Hauptmann, und O'Malley ſtand unter uns, ohne daß Jemand bemerkt, wie er herein gekommen. — Dem Hauptmann erſtarb die Lache, die er aufſchlagen wollen. —

Der Major, wie gewöhnlich in ſeinen Soldatenmantel gekleidet, meinte, daß es, ehe er uns an den Ort führe, wo er gedenke, ſein Verſprechen zu erfüllen, noch Zeit ſey, ein paar Gläſer Punſch zu trinken; es würde uns gut thun, da die Nacht rauh und kalt ſey und wir einen ziemlichen Weg zu machen hätten. Wir ſetzten uns an einen Tiſch, auf den der Major einige zuſammengebundene Fackeln und ein Buch legte.

„Hoho, rief der Hauptmann, das iſt wohl Euer Beſchwörungsbuch, Major?“ — „Allerdings,“ erwiederte O'Malley trocken.

Der Hauptmann ergriff das Buch, ſchlug es auf und lachte in demſelben Augenblick ſo unmäßig, daß wir nicht wußten, was ihn denn ſo ganz toll lächerlich bedünken könne.

„Nein, ſprach dann der Hauptmann, ſich mit Mühe erholend, nein, das iſt zu arg! — Major, was zum Teufel, wollt Ihr denn Euern Scherz mit uns treiben, oder habt Ihr Euch vergriffen? — Freunde, Kameraden, ſchaut doch nur her!“

Du kannſt dir, Freund Albert, unſer tiefes Erſtaunen denken, als wir gewahrten, daß das Buch, das uns der Hauptmann vor die Augen hielt, kein anderes war, als — Peplier's franzöſiſche Grammaire! — O'Malley nahm dem Hauptmann das Buch aus der Hand, ſteckte es in die Mantel-Taſche, und ſprach dann ſehr ruhig, wie er denn überhaupt in ſeinem ganzen Weſen ruhiger und milder erſchien, als ſonſt jemals: „Sehr gleichgültig kann es Euch ſeyn, Hauptmann, welcher Mittel ich mich bedienen will, um mein Verſprechen zu erfüllen, welches in nichts Anderm beſteht, als Euch ſinnlich meine Gemeinſchaft mit der Geiſterwelt darzuthun, die uns umgiebt, ja in der unſer höheres Seyn bedingt iſt. Glaubt Ihr denn, daß meine Kraft ſolcher armſeliger Krucken bedarf, als da ſind: beſondere myſtiſche Formeln, Wahl einer beſondern Zeit, eines abgelegenen ſchauerlichen Orts, deren ſich armſelige cabbaliſtiſche Schüler in nutzloſen Experimenten zu bedienen pflegen? — Auf offnem Markt, zu jeder Stunde könnt' ich Euch beweiſen, was ich vermag; und daß ich damals, als Ihr mich verwegen genug in die Schranken fordertet, eine beſondere Zeit, und wie Ihr gleich ſehen werdet, einen Ort wählte, der Euch vielleicht ſchauerlich bedünken möchte, war nur eine Artigkeit, die ich Eurethalben dem erzeigen wollte, der in gewiſſer Art diesmal Euer Gaſt ſeyn ſoll. — Gäſte empfängt man gern im Putzzimmer zur gelegenſten Stunde."

Es ſchlug eilf Uhr; der Major nahm die Fackeln und gebot uns zu folgen.

Er ſchritt ſo ſchnell, daß wir Mühe hatten, ihm nachzukommen, voran auf dem großen Wege fort, und bog, als wir das Zollhäuschen erreicht, rechts ein in den Fußſteig, der durch den dort gelegenen dichten Tannenwald führt. Nachdem wir beinahe eine Stunde gelaufen, ſtand der Major ſtill und mahnte uns, dicht hinter ihm zu bleiben, da wir uns ſonſt leicht im Dickigt des Waldes, in das wir nun hinein müßten, verlieren könnten. Nun ging es quer durch im dickſten Geſtrippe, ſo daß bald dieſer, bald jener mit der Uniform oder mit dem Degen hängen blieb und ſich mit Mühe losmachen mußte, bis wir endlich einen freien Platz erreichten. Mondesſtrahlen brachen durch das finſtre Gewölk, und ich gewahrte die Ruinen eines anſehnlichen Gebäudes, in welche der Major hineinſchritt. Es wurde finſtrer und finſtrer; der Major rief uns zu, ſtill zu ſtehen, weil er jeden einzeln hinabführen wolle. Mit dem Hauptmann machte er den Anfang; dann traf mich die Reihe. Der Major hatte mich umfaßt und trug mich mehr, als daß ich ging, hinunter in die Tiefe. „Bleibt, flüſterte O'Malley mir zu, bleibt hier ruhig ſtehen, bis ich den Lieutenant gebracht, dann beginnt mein Werk."

Ich vernahm in der undurchdringlichen Finſterniß die Athemzüge eines dicht neben mir Stehenden. „Biſt du es, Hauptmann?“ rief ich. „Allerdings, erwiederte der Hauptmann; gieb Acht, Vetter, es läuſt alles auf dumme Taſchenſpielerei hinaus; aber es iſt ein ganz verdammter Ort, wo uns der Major hingeführt, und ich wollte, ich ſäße wieder beim Punſchnapf; denn mir beben alle Glieder vor Froſt, und wenn du willſt, auch vor einer gewiſſen kindiſchen Bangigkeit.“ —

Mir ging's nicht beſſer, wie dem Hauptmann. Der raube Herbſtwind pfiff und heulte durch die Mauern, und ein ſeltſames Flüſtern und Aechzen antwortete ihm aus der Tiefe. Aufgeſcheuchtes Nachtgeflügel rauſchte und flatterte um uns her, während ein leiſes Winſeln dicht über den Boden weg zu ſchleichen ſchien. — Wahrlich, wir beide, der Hauptmann und ich, konnten von den Schauern unſers Aufenthalts wohl daſſelbe ſagen, was Cervantes vom Don Quixote ſagt, als er die verhängnißvolle Nacht vor dem Abentheuer mit den Windmühlen überſteht: „Ein minder beherzter hätte alle Faſſungverloren.“ — An dem Wellengeplätſcher eines nahen Waſſers und an dem Heulen der Hunde gewahrten wir übrigens, daß wir uns nicht ferne von der Lederfabrik befinden mußten, die bei P. dicht an dem Strom gelegen iſt. Endlich vernahmen wir dumpfe Tritte, die ſich immer mehr näherten, bis dicht bei uns der Major laut rief: „Nun ſind wir beiſammen, und es kann vollbracht werden, was begonnen!“ — Mittelſt eines chemiſchen Feuerzeuges zündete er die Fackeln an, die er mitgebracht, und ſteckte ſie in den Boden. Es waren ſieben an der Zahl. Wir befanden uns in einem verfallnen Kellergewölbe. O'Malley ſtellte uns in einen Halbkreis, warf Mantel und Hemde ab, ſo daß er bis an den Gürtel nackt da ſtand, ſchlug das Buch auf und begann mit einer Stimme, die mehr dem dumpfen Brüllen eines fernen Raubthiers, als dem Ton eines Menſchen glich, zu leſen: Monsieur, prêtez-moi un peu, s'il vous plait, votre canif. — Oui, Monsieur, d'abord — le voila — je vous le rendrai —

„Nein, unterbrach Albert hier den Freund, nein, das iſt zu arg! — Das Geſpräch: vom Schreiben, aus Peplier's Grammaire als Beſchwörungsformel! — Und ihr lachtet nicht laut auf, und das ganze Spiel hatte nicht auf einmal ein Ende?“ —

Ich, fuhr Viktor fort, ich komme nun zu einem Moment, von dem ich in der That nicht weiß, ob es mir gelingen wird, ihn dir darzuſtellen. Mag deine Phantaſie meine Worte beleben! — Immer entſetzlicher wurde die Stimme des Majors, während der Sturm ſtärker brauſte, und der flackernde Schein der Fackeln die Wände mit ſeltſamen, im Fluge wechſelnden Gebilden belebte. — Ich fühlte, wie kalter Schweiß auf meiner Stirne tropfte; mit Gewalt errang ich Faſſung — da pfiff ein ſchneidender Ton durch das Gewölbe, und dicht vor meinen Augen ſtand ein Etwas —

„Wie, rief Albert, ein Etwas, was meinſt du, Viktor? — eine entſetzliche Geſtalt?“

Es ſcheint, ſprach Viktor weiter, es ſcheint heilloſer Unſinn, wenn ich von einer geſtaltloſen Geſtalt ſprechen wollte, und doch kann ich kein anderes Wort finden, um das gräßliche Etwas zu bezeichnen, das ich gewahrte. — Genug, in demſelben Moment ſtieß das Grauſen der Hölle ſeine ſpitzen Eisdolche mir in die Bruſt und ich verlor die Beſinnung. — Am hellen Mittag fand ich mich wieder entkleidet auf mein Lager ausgeſtreckt. Alle Schauer der Nacht waren verſchwunden, ich fühlte mich völlig wohl und leicht. Mein junger Freund ſchlief in dem Lehnſtuhl. So wie ich mich nur regte, erwachte der Lieutenant und bezeugte die lebhafteſte Freude, als er mich ganz geſund fand. Von ihm erfuhr ich, daß er, ſo wie der Major ſein düſtres Werk begonnen, die Augen zugedrückt und ſich bemüht, dem Geſpräch aus Peplier's Grammaire feſt zu folgen und durchaus ſich an nichts weiter zu kehren. Deſſen ungeachtet hatte ihn eine furchtbare, nie gekannte Angſt erfaßt, er indeſſen die Beſinnung nicht verloren. Dem gräßlichen Pfeifen (ſo erzählte der Lieutenant) folgte ein wildes, wüſtes Gelächter. Nun ſchlug der Lieutenant unwillkürlich die Augen auf und gewahrte den Major, der den Mantel wieder umgeworfen und im Begriff ſtand, den Hauptmann, der entſeelt am Boden lag, auf die Schultern zu laden.

„Nehmt Euch Eures Freundes an,“ rief O'Malley dem Lieutenant zu, gab ihm eine Fackel und ſtieg mit dem Hauptmann herauf. Jetzt redete der Lieutenant mich, der ich regungslos da ſtand, an, indeß vergeblich. Ich ſchien vom Starrkrampfe ergriffen, und nur mit der äußerſten Anſtrengung brachte mich der Lieutenant herauf in's Freie. Plötzlich kehrte nun der Major zurück, packte mich auf die Schultern und trug mich fort, wie erſt den Hauptmann. Tiefes Entſetzen faßte aber den Lieutenant, als er, aus dem Walde herausgekommen, auf dem breiten Wege einen zweiten O'Malley gewahrte, der den Hauptmann trug. Still für ſich betend, beſiegte er aber jenes Entſetzen und folgte mir, feſt entſchloſſen, mich, möge ſich begeben was da wolle, nicht zu verlaſſen, bis vor mein Quartier, wo O'Malley mich abſetzte und ſich davon machte, ohne ein Wort zu reden. Mit Hilfe meines Bedienten (das war damals ſchon mein ehrlicher Eulenſpiegel, Paul Talkebarth) brachte mich nun der Lieutenant auf mein Zimmer und in's Bette. Mein junger Freund ſchloß ſeine Erzählung damit, daß er mich auf das Rührendſte beſchwor, jede Gemeinſchaft mit dem furchtbaren O'Malley zu vermeiden. Den Hauptmann hatte der herbeigerufene Arzt in jenem Wirthshauſe vor dem Thore, wo wir uns verſammelt, ſprachlos vom Schlage getroffen gefunden. Er genas zwar, blieb aber untauglich zum Dienſt und mußte ſeinen Abſchied nehmen. Der Major war verſchwunden; die Offiziere ſagten, er ſey auf Urlaub. Mir war es lieb, daß ich ihn nicht wiederſah, da mit dem Entſetzen, das ſein finſtres Treiben mir verurſacht, eine tiefe Erbitterung in meine Seele gekommen war. Meines Verwandten Unglück war O'Malley's Werk, und blutige Rache zu nehmen ſchien eigentlich meine Pflicht. —

Geraume Zeit war vergangen; das Bild jener verhängnißvollen Nacht verblaßt. Die Beſchäftigungen, die der Dienſt erfordert, unterdrückten meinen Hang zu myſtiſcher Schwärmerei. Da fiel mir ein Buch in die Hände, deſſen Wirkung auf mein ganzes Weſen mir ſelbſt ganz unerklärlich dünkte. Ich meine jene wunderbare Erzählung Cazotte's, die in einer deutſchen Ueberſetzung Teufel Amor benannt iſt. — Die mir natürliche Blödigkeit, ja ein gewiſſes kindiſches, ſcheues Weſen in der Geſellſchaft, hatte mich entfernt gehalten von dem Frauenzimmer, ſo wie die beſondere Richtung meines Geiſtes jedem Aufwallen roher Begierde widerſtand. Ich kann mit Recht behaupten, daß ich ganz unſchuldig war, da weder mein Verſtand, noch meine Phantaſie ſich bis jetzt mit dem Verhältniß des Mannes zum Weibe beſchäftigt hatte. Jetzt erſt wurde das Myſterium einer Sinnlichkeit in mir wach, die ich nicht geahnet. Meine Pulſe ſchlugen, ein verzehrendes Feuer durchſtrömte Nerven und Adern bei jenen Szenen der gefährlichſten, ja grauenvollſten Liebe, die der Dichter mit glühenden Lebensfarben darſtellte. Ich ſah, ich hörte, ich empfand nichts als die reizende Biondetta, ich unterlag der wollüſtigen Qual wie Alvarez. —

Halt, unterbrach Albert hier den Freund, halt — Nicht ganz lebhaft erinnere ich mich des Diable amoureux von Cazotte; aber ſo viel ich weiß, dreht ſich die Geſchichte darum, daß ein junger Offizier in der Garde des Königs von Neapel von einem myſtiſchen Kameraden verführt wird, in den Ruinen von Portici den Teufel herauf zu beſchwören. Als er die Bannformel geſprochen, ſtreckt ein ſcheußlicher Kameelskopf mit langem Halſe aus einem Fenſter ſich ihm entgegen und ruft mit gräßlicher Stimme: Che vuoi! — Alvarez, ſo iſt ja der junge Gardeoffizier geheißen, befiehlt dem Geſpenſt, in Geſtalt eines Wachtelhündchens und dann eines Pagen zu erſcheinen. Es geſchieht; bald aber wird aus dieſem Pagen das reizendſte und zugleich verliebteſte Mädchen, das den Beſchwörer ganz und gar beſtrickt. Doch wie Cazotte's gar hübſches Märlein endigt, das iſt mir entfallen. —

Das, fuhr Viktor fort, das thut vor der Hand gar nichts zur Sache, du wirſt wohl daran erinnert werden bei dem Schluſſe meiner Geſchichte, — halt' es meinem Hange zum Wunderbaren, wohl aber auch dem Geheimnißvollen zu Gute, das ich erfahren, wenn Cazotte's Märchen mir bald ein Zauberſpiegel dünkte, in dem ich mein eignes Schickſal erblickte. — War nicht O'Malley für mich jener myſtiſche Niederländer, jener Soberano, der den Alvarez mit ſeinen Künſten verlockte? —

Die Sehnſucht, die in meiner Bruſt glühte, das furchtbare Abentheuer des Alvarez zu beſtehen, erfüllte mich mit Grauſen; aber ſelbſt die Schauer dieſes Grauſens ließen mich erbeben vor unbeſchreiblicher Wolluſt, die ich nie gekannt. Oft regte es ſich in meinem Innern wie eine Hoffnung, daß O'Malley wiederkehren und die Geburt der Hölle, der mein ganzes Ich hingegeben, in meine Arme liefern würde, und nicht tödten konnte dieſe ſündhafte Hoffnung der tiefe Abſcheu, der dann wieder wie ein Dolch meine Bruſt durchfuhr. Die ſeltſame Stimmung, die mein aufgeregter Zuſtand erzeugte, blieb Allen ein Räthſel; man hielt mich für gemüthskrank, man wollte mich aufheitern, zerſtreuen; unter dem Vorwand eines Dienſtgeſchäfts ſchickte man mich nach der Reſidenz, wo die glänzendſten Zirkel mir offen ſtanden. War ich aber jemals ſcheu und blöde geweſen, ſo verurſachte mir jetzt Geſellſchaft, vorzüglich aber jede Annäherung von Frauenzimmern, einen eneſchiedenen Widerwillen, da die reizendſte mir nur

Biondetta's Bild, das ich im Innern trug, zu verhöhnen ſchien. Als ich nach P. zurückgekommen, floh ich alle Gemeinſchaft meiner Kameraden, und mein liebſter Aufenthalt war jener Wald, der Schauplatz der grauenvollen Begebenheiten, die meinem armen Vetter beinahe das Leben gekoſtet. Dicht bei den Ruinen ſtand ich und war, von einer dunkeln Begierde getrieben, im Begriff, mich durch das dicke Geſtrüpp hinein zu arbeiten, als ich plötzlich O'Malley erblickte, der langſam herausſchritt und mich gar nicht zu gewahren ſchien. Der lange verhaltene Zorn wallte auf; ich ſtürzte los auf den Major und erklärte ihm mit kurzen Worten, daß er ſich meines Vetters halber mit mir ſchlagen müſſe. „Das kann ſogleich geſchehen“, ſprach der Major kalt und ernſt, warf den Mantel ab, zog den Degen und ſchlug mir den meinigen beim erſten Gange mit unwiderſtehlicher Gewandtheit und Stärke aus der Hand. „Wir ſchießen uns,“ ſchrie ich in wilder Wuth und wollte meinen Degen aufraffen, da hielt mich O'Malley feſt und ſprach mit mildem, ruhigen Ton, wie ich ihn beinahe noch niemals reden gehört: Sey kein Thor, mein Sohn! du ſiehſt, daß ich dir im Kampfe überlegen bin; ehe könnteſt du die Luft verwunden, als mich, und niemals werd' ich es über mich gewinnen, dir feindlich gegenüber zu ſtehen, da ich dir mein Leben verdanke und wohl noch etwas mehr. — Der Major faßte mich jetzt unter den Arm, und indem er mich mit ſanfter Gewalt fortzog, bewies er mir, daß an des Hauptmanns Unfall niemand anders Schuld ſey als er, der Hauptmann ſelbſt, da er ſich, alles Warnens unerachtet, Dinge zugetraut, denen er nicht gewachſen, und ihn, den Major, zu dem, was er gethan, genöthigt durch unzeitigen verhöhnenden Spott. — Selbſt weiß ich nicht, was für eine ſeltſame Zauberkraft in O'Malley's Worten, in ſeinem ganzen Benehmen lag; es gelang ihm nicht allein, mich zu beruhigen, ſondern mich auch ſo anzuregen, daß ich ihm willkürlos das Geheimniß meines innern Zuſtandes, des zerrüttenden Kampfs meiner Seele aufſchloß. Die beſondere, ſprach O'Malley, als er Alles erfahren, die beſondere Conſtellation, die über dich, mein guter Sohn, waltet, hat es nun einmal gefügt, daß ein albernes Buch dich auf dein eigentlich inneres Weſen aufmerkſam machen ſollte. Albern nenne ich jenes Buch, weil darin von einem Popanz die Rede iſt, der ſich widerlich zeigt und charakterlos. Das, was du der Wirkung jener lüſternen Bilder des Dichters zuſchreibſt, iſt nichts als der Drang zur Vereinigung mit einem geiſtigen Weſen aus einer andern Region, die durch deinen glücklich gemiſchten Organismus bedingt iſt. Hätteſt du mir größeres Vertrauen bewieſen, du ſtündeſt längſt auf einer höhern Stufe; doch nehme ich dich noch jetzt zu meinem Schüler an. — O'Malley fing nun an, mich mit der Natur der Elementargeiſter bekannt zu machen. Ich verſtand wenig von dem, was er ſprach, indeſſen lief alles ſo ziemlich auf die Lehre von Sylphen, Undinen, Salamandern und Gnomen hinaus, wie du ſie in den Unterredungen des Comte de Gabalis finden kannſt. Er ſchloß damit, daß er mir eine beſondere Lebensweiſe vorſchrieb, und meinte, daß ich wohl in Jahresfriſt zu meiner Biondetta gelangen könne, die mir gewiß nicht die Schmach anthun werde, ſich in meinen Armen zum leidigen Satan umzugeſtalten. Mit derſelben Hitze, wie Alvarez, verſetzte ich, daß ich in ſo langer Zeit ſterben würde vor Sehnſucht und Ungeduld, und Alles wagen wolle, früher mein Ziel zu erreichen. Der Major ſchwieg einige Augenblicke, nachdenklich vor ſich hinſtarrend, dann erwiederte er: „Es iſt gewiß, daß ein Elementargeiſt um Eure Gunſt buhlt; das kann Euch fähig machen, in kurzer Zeit das zu erlangen, wonach Andere Jahre lang ſtreben. Ich will Euer Horoſkop ſtellen; vielleicht giebt ſich Eure Buhle mir zu erkennen. In neun Tagen ſollt Ihr mehr erfahren.“ — Ich zählte die Stunden. Bald fühlte ich mich von geheimnißvoll ſeliger Hoffnung durchdrungen, bald war es mir, als habe ich mich in gefährliche Dinge eingelaſſen. Endlich am ſpäten Abend des neunten Tages trat der Major in mein Gemach und forderte mich auf, ihm zu folgen. Es geht nach den Ruinen? ſo fragte ich. „Mit nichten, erwiederte O'Malley lächelnd; zu dem Werk, das wir vorhaben, bedarf es weder eines abgelegenen, ſchauerlichen Orts, noch einer fürchterlichen Beſchwörung aus Peplier's Grammaire. Ueberdem darf auch mein Incubus keinen Theil haben an dem heutigen Experiment, das Ihr eigentlich unternehmt, nicht ich.“ Der Major führte mich in ſein Quartier und erklärte, daß es darauf ankomme, mir das Etwas zu verſchaffen, mittelſt deſſen mein Ich dem Elementargeiſt erſchloſſen werde, und dieſer die Macht erhalte, ſich mir in der ſichtbaren Welt kund zu thun und mit mir Umgang zu pflegen. Es ſey das Etwas, das die jüdiſchen Cabbaliſten Teraphim nennten. Nun ſchob O'Malley einen Bücherſchrank zur Seite, öffnete die dahinter verborgene Thür, und wir traten in ein kleines gewölbtes Kabinet, in dem ich, außer allerlei ſeltſamem unbekanntem Geräth, einen vollſtändigen Apparat zu chemiſchen, oder wie ich beinahe glauben mochte, zu alchymiſtiſchen Experimenten gewahrte. Auf einem kleinen Heerde ſchlugen aus den glühenden Kohlen bläuliche Flämmchen. Vor dieſem Heerde mußte ich mich, dem Major gegenüber, hinſetzen und meine Bruſt entblößen. Kaum hatte ich dies gethan, als der Major ſchnell, ehe ich's mir verſah, mich mit einer Lanzette unter der linken Bruſt ritzte und die wenigen Tropfen Bluts, die der leichten, kaum fühlbaren Wunde entquollen, in einer kleinen Phiole auffing. Dann nahm er eine hell, ſpiegelartig polirte Metallplatte, goß eine andere Phiole, die eine rothe blutähnliche Feuchtigkeit enthielt, dann aber die mit meinem Blut gefüllte Phiole darauf aus, und brachte mittelſt einer Zange die Platte dicht über das Kohlenfeuer. Mich wandelte ein tiefes Grauſen an, als ich zu gewahren glaubte, daß auf den Kohlen ſich eine lange ſpitze, glühende Zunge emporſchlängelte und begierig das Blut von dem Metallſpiegel wegleckte. Der Major befahl mir nun, mit feſt fixirtem Sinn in das Feuer zu ſchauen. Ich that es, und bald wurd' es mir zu Muthe, als ſäh' ich wie im Traum verworrene Geſtalten aus dem Metall, das der Major noch immer über den Kohlen feſt hielt, durcheinander blitzen. Doch plötzlich fühlte ich in der Bruſt, da, wo der Major meine Haut durchritzt, einen ſolchen ſtechenden, gewaltigen Schmerz, daß ich unwillkürlich laut aufſchrie. „Gewonnen, gewonnen!" rief in demſelben Augenblick O'Malley, erhob ſich von ſeinem Sitze und ſtellte ein kleines, etwa zwei Zoll hohes Püppchen, zu dem ſich der Metallſpiegel geformt zu haben ſchien, vor mir hin auf den Heerd. „Das, ſprach der Major, iſt Euer Teraphim! Die Gunſt des Elementargeiſtes gegen Euch ſcheint ungewöhnlich zu ſeyn: Ihr dürfet nun das Aeußerſte wagen." Auf des Majors Geheiß nahm ich das Püppchen, dem, ungeachtet es zu glühen ſchien, nur eine wohlthuende elektriſche Wärme entſtrömte, drückte es an die Wunde und ſtellte mich vor einen runden Spiegel, von dem der Major die verhüllende Decke herabgezogen. „Spannt, ſprach O'Malley mir nun leiſe in's Ohr, ſpannt Euer Inneres nun zum inbrünſtigſten Verlangen, welches Euch, da der Teraphim wirkt, nicht ſchwer werden kann, und ſprecht mit dem ſüßeſten Ton, deſſen Ihr mächtig, das Wort" — In der That, ich habe das ſeltſam klingende Wort, das mir O'Malley vorſprach, vergeſſen. Kaum aber war die Hälfte der Sylben über die Lippen, als ein häßliches, toll verzerrtes Geſicht aus dem Spiegel mich hämiſch anlachte. „Alle Teufel der Hölle, wo kommſt du her, verfluchter Hund!“ ſo ſchrie O'Malley hinter mir. Ich wandte mich um und erblickte meinen Paul Talkebarth, der in der Thüre ſtand und deſſen ſchönes Antlitz ſich in dem magiſchen Spiegel reflektirt hatte. Der Major fuhr wüthend los auf den ehrlichen Paul; doch ehe ich mich dazwiſchen werfen konnte, blieb O'Malley dicht vor ihm regungslos ſtehen und Paul nützte den Augenblick, ſich weitläuftig zu entſchuldigen, wie er mich geſucht, wie er die Thür offen gefunden, wie er hereingetreten u. ſ. w. „Hebe dich hinweg, Schlingel,“ ſprach endlich O'Malley gelaſſen, und da ich hinzufügte: Geh' nur, guter Paul, gleich komme ich nach Hauſe; ſo machte ſich der Eulenſpiegel ganz erſchrocken und verblüfft von dannen.

Ich hatte das Püppchen feſt in der Hand behalten, und O'Malley verſicherte, wie nur dieſer Umſtand es bewirkt, daß nicht alle Mühe umſonſt geblieben. Talkebarths unzeitiges Dazwiſchentreten habe indeſſen die Vollendung des Werks auf lange Zeit verſchoben. Er rieth mir, den treuen Diener fortzujagen; das konnte ich nicht über's Herz bringen. Uebrigens belehrte mich der Major, daß der Elementargeiſt, der mir ſeine Gunſt geſchenkt, nichts Geringeres ſey, als ein Salamander, wie er es ſchon vermuthet, als er mein Horoſkop geſtellt, da Mars im erſten Hauſe geſtanden. — Ich komme wiederum zu Momenten, die du, da ſie keines Ausdrucks fähig, nur ahnen kannſt. Vergeſſen war Teufel Amor, war Biondetta; ich dachte nur — an meinen Teraphim. Stundenlang konnte ich das Püppchen, vor mir auf den Tiſch geſtellt, anſchauen, und die Liebesgluth, die in meinen Adern ſtrömte, ſchien dann, gleich dem himmliſchen Feuer des Prometheus, das Bildlein zu beleben, und in lüſterner Begier wuchs es empor. Doch eben ſo ſchnell zerrann die Geſtaltung, als ich ſie dachte, und zu der unnennbaren Qual, die mein Herz durchſchnitt, geſellte ſich ein ſeltſamer Zorn, der mich antrieb, das Püpplein, ein lächerliches, armſeliges Spielwerk, von mir zu werfen. Aber indem ich es faßte, fuhr es durch alle meine Glieder wie ein elektriſcher Schlag, und es war mir, als müßte mich die Trennung von dem Talisman der Liebe ſelbſt vernichten. Geſtehen will ich offen, daß meine Sehnſucht, ungeachtet ſie einem Elementargeiſte galt, ſich vorzüglich in allerlei zweideutigen Träumen auf Gegenſtände der Sinnenwelt, die mich umgab, richtete, ſo daß mein erregte Phantaſie bald dieſes, bald jenes Frauenzimmer dem ſpröden Salamander unterſchob, der ſich meiner Umarmung entzog. — Ich erkannte zwar mein Unrecht und beſchwor mein kleines Geheimniß, mir die begangene Untreue zu verzeihen; allein an der abnehmenden Kraft jener ſeltſamen Kriſe, die ſonſt meine tiefſte Seele in glühender Liebe bewegte, ja an einer gewiſſen unbehaglichen Leere fühlte ich es wohl, daß ich mich immer mehr von meinem Ziel entfernte, ſtatt mich ihm zu nähern. Und doch ſpotteten die Triebe des in voller Kraft blühenden Jünglings meines Geheimniſſes, meines Widerſtrebens. Ich erbebte bei der leiſeſten Berührung irgend eines reizenden Weibes, indem ich mich zugleich in glühender Schaam erröthen fühlte. — Der Zufall führte mich auf's Neue nach der Reſidenz. Ich ſah die Gräfin von L., das anmuthigſte, reizendſte und zugleich eroberungsſüchtigſte Weib, das damals in den erſten Zirkeln B—s prangte; ſie warf ihre Blicke auf mich, und die Stimmung, in der ich mich damals befand, mußte es ihr ſehr leicht machen, mich ganz und gar in ihre Netze zu verlocken, ja ſie brachte mich endlich dahin, ihr mein Inneres ohne allen Rückhalt zu erſchließen, ihr mein Geheimniß zu entdecken, ja ihr das geheimnißvolle Bildlein, das ich auf der Bruſt trug, zu zeigen.

„Und, unterbrach Albert den Freund, und ſie lachte dich nicht wacker aus, ſchalt dich nicht einen bethörten Jüngling?“

Nichts, fuhr Viktor fort, nichts von allem dem. Sie hörte mich mit einem Ernſt an, der ihr ſonſt gar nicht eigen, und als ich geendet, beſchwor ſie mich, Thränen in den Augen, den Teufelskünſten des berüchtigten O'Malley zu entſagen. Meine beiden Hände faſſend, mich mit dem Ausdruck der ſüßeſten Liebe anblickend, ſprach ſie von dem dunkeln Treiben der cabbaliſtiſchen Adepten ſo gelehrt, ſo gründlich, daß ich mich nicht wenig darüber verwunderte. Bis zum höchſten Grad ſtieg aber mein Erſtaunen, als ſie den Major als den ruchloſeſten, abſcheulichſten Verräther ſchalt, da ich ihm das Leben gerettet und er mich dafür durch ſeine ſchwarze Kunſt in's Verderben locken wolle. Zerfallen mit dem Leben, in Gefahr zu Boden gedrückt zu werden von tiefer Schmach, ſey nämlich O'Malley im Begriff geweſen, ſich zu erſchießen, als ich dazwiſchen getreten und den Selbſtmord gehindert, der ihm dann lieb geworden, da das Unheil von ihm abgewandt. Habe mich, ſo ſchloß die Gräfin, der Major geſtürzt in kindiſche Krankheit, ſo wolle ſie mich daraus erretten, und der erſte Schritt dazu ſei, daß ich das Bildlein in ihre Hände liefere. Ich that das gern und willig, weil ich mich dadurch auf die ſchönſte Art von einer unnützen Qual zu befreien glaubte. Die Gräfin müßte das nicht geweſen ſeyn, was ſie wirklich war, hätte ſie nicht den Liebhaber lange Zeit ſchmachten laſſen, ohne den brennenden Durſt der Liebe zu ſtillen. So war es mir auch gegangen. Endlich ſollte ich glücklich ſeyn. Um Mitternacht harrte eine vertraute Dienerin meiner an einer Hinterpforte des Palaſtes, und führte mich durch entlegene Gänge in ein Gemach, das der Gott der Liebe ſelbſt ausgeſchmückt zu haben ſchien. Hier ſollte ich die Gräfin erwarten. Halb betäubt von dem ſüßen Dufte des feinen Rauchwerks, der im Zimmer wallte, bebend vor Liebe und Verlangen, ſtand ich in des Zimmers Mitte; da traf, durchfuhr wie ein Blitzſtrahl mein innerſtes Weſen ein Blick —

„Wie, rief Albert, ein Blick und keine Augen dazu? und du ſahſt nichts? — wohl wieder eine geſtaltloſe Geſtalt!“

Magſt, ſprach Viktor weiter, magſt du das unbegreiflich finden, genug — keine Geſtalt, nichts gewahrte ich, und doch fühlte ich den Blick tief in meiner Bruſt und ein jäher Schmerz zuckte an der Stelle, die O'Malley verwundet. In demſelben Augenblick gewahrte ich auf dem Simſe des Kamins mein Bildlein, faßte es ſchnell, ſtürzte hinaus, gebot mit drohender Geberde der erſchrockenen Dienerin mich hinabzuführen, rannte nach Hauſe, weckte meinen Paul und ließ packen. Der früheſte Morgen traf mich ſchon auf dem Rückwege nach P. — Mehrere Monate hatte ich in der Reſidenz zugebracht; die Kameraden freuten ſich meines unverhofften Wiederſehens und hielten mich den ganzen Tag über feſt, ſo daß ich erſt am ſpäten Abend heimkehrte in mein Quartier. Ich ſtellte mein liebes wiedergewonnenes Bildlein auf den Tiſch und warf mich, da ich der Ermüdung nicht länger zu widerſtehen vermochte, angekleidet auf mein Lager. Bald kam mir aber das träumeriſche Gefühl, als umfloſſe mich ein ſtrahlender Glanz! — Ich erwachte, ich ſchlug die Augen auf: wirklich glänzte das Gemach in magiſchem Schimmer. — Aber — o Herr des Himmels! —

An demſelben Tiſche, auf den ich das Püppchen geſtellt, gewahrte ich ein weibliches Weſen, die den Kopf in die Hand geſtützt, zu ſchlummern ſchien. Ich kann dir nur ſagen, daß ich nie eine zartere, anmuthigere Geſtalt, nie ein lieblicheres Antlitz träumte; doch den wunderbaren, geheimnißvollen Zauber, der dem holden Bilde entſtrahlte, in Worten auch nur ahnen zu laſſen, das vermag ich nicht. Sie trug ein ſeidnes feuerfarbnes Gewand, das, knapp an Bruſt und Leib anſchließend, nur bis an die Knöchel reichte, ſo daß die zierlichen Füßchen ſichtbar wurden. Die ſchönſten, bis an die Schultern entblößten Arme, in Farbe und Form wie hingehaucht von Titian, ſchmückten goldne Spangen; in dem braunen, in's Röthliche ſpielenden Haar funkelte ein Diamant. —

„Ei, ſprach Albert lachend, deine Salamandrin hat keinen ſonderlichen Geſchmack — röthlich-braunes Haar, und dazu ſich in feuerfarbne Seide zu kleiden —"

Spotte nicht, fuhr Viktor fort, ſpotte nicht, ich wiederhol' es dir, daß von geheimnißvollem Zauber befangen, mir der Athem ſtockte. Endlich entfloh ein tiefer Seufzer der beängſteten Bruſt. Da ſchlug ſie die Augen auf, erhob ſich, näherte ſich mir, faßte meine Hand! — Alle Glut der Liebe, des brünſtigſten Verlangens, zuckte wie ein Blitzſtrahl durch mein Inneres, als ſie meine Hand leiſe drückte, als ſie mir mit der ſüßeſten Stimme zulispelte: Ja! — du haſt geſiegt, du biſt mein Herrſcher, mein Gebieter, ich bin dein! „O du Götterkind — himmliſches Weſen!" ſo rief ich laut, umſchlang ſie und drückte ſie an meine Bruſt. Doch in demſelben Augenblicke zerſchmolz das Weſen in meinen Armen. —

„Wie, unterbrach Albert den Freund, wie um tauſend Himmels willen — zerſchmolz?" — Zerſchmolz, ſprach Viktor weiter, in meinen Armen; anders kann ich dir mein Gefühl des unbegreiflichen Verſchwindens jener Holden nicht beſchreiben. Zugleich erloſch der Schimmer, und ich fiel, ſelbſt weiß ich nicht wie, in tiefen Schlaf. Als ich erwachte, hielt ich das Püppchen in der Hand. Es würde dich ermüden, wenn ich von dem ſeltſamen Verhältniſſe mit dem geheimnißvollen Weſen, das nun begann und mehrere Wochen fortdauerte, mehr ſagen ſollte, als daß in jeder Nacht der Beſuch ſich auf dieſelbe Weiſe wiederholte. So ſehr ich mich dagegen ſträubte, ich konnte dem träumeriſchen Zuſtande nicht widerſtehen, der mich befiel und aus dem mich das holde Weib mit einem Kuſſe weckte. Doch immer länger und länger weilte ſie bei mir. Sie ſprach Manches von geheimnißvollen Dingen, mehr horchte ich aber auf die ſüße Melodie ihrer Rede, als auf die Worte ſelbſt. Sie litt und erwiederte die ſüßeſten Liebkoſungen. Glaubte ich indeſſen im Wahnſinn des glühendſten Entzückens den Gipfel des Glücks zu erreichen, ſo entſchwand ſie mir, indem ich in tiefen Schlaf verſank. — Selbſt bei Tage aber war es mir oft, als fühle ich den warmen Hauch eines mir nahen Weſens; ja ein Flüſtern, ein Seufzen vernahm ich manchmal dicht bei mir in der Geſellſchaft, vorzüglich wenn ich mit einem Frauenzimmer ſprach, ſo daß alle meine Gedanken ſich auf meine holde geheimnißvolle Liebe richteten und ich ſtumm und ſtarr blieb für das, was mich umgab. Es geſchah, daß einſt ein Fräulein in einer Geſellſchaft ſich mir verſchämt nahte, um mir den im Pfänderſpiel gewonnenen Kuß zu reichen. Indem ich mich aber zu ihr hinbeugte, fühlte ich, noch ehe meine Lippen die ihrigen berührten, einen heißen, ſchallenden Kuß auf meinem Munde glühen, und zugleich liſpelte eine Stimme: Nur mir gehören deine Küſſe. Ich und das Fräulein, beide waren wir etwas erſchrocken, die Uebrigen glaubten, wir hätten uns wirklich geküßt. Dieſer Kuß galt mir indeſſen für ein Zeichen, daß Aurora (ſo nannte ich die geheimnißvolle Geliebte) ſich nun bald ganz und gar in Leben geſtalten und mich nicht mehr verlaſſen werde. Als die Holde in der folgenden Nacht mir wieder erſchien auf die gewöhnliche Weiſe, beſchwor ich ſie in den rührendſten Worten, wie die hellflodernde Gluth der Liebe und des Verlangens ſie mir eingab, mein Glück zu vollenden, ganz mein zu ſeyn für immer in ſichtbarer Geſtalt. Sie wand ſich ſanft aus meinen Armen und ſprach dann mit mildem Ernſt: Du weißt, auf welche Weiſe du mein Gebieter wurdeſt. Dir ganz anzugehören, war mein ſeligſter Wunſch; aber nur halb ſind die Ketten geſprengt, die mich an den Thron feſſeln, dem das Volk, dem ich angehöre, unterwürfig iſt. Doch je ſtärker, je mächtiger deine Herrſchaft wird, deſto freier fühle ich mich von der qualvollen Sklaverei. Immer inniger wird unſer Verhältniß, und wir gelangen zum Ziel, ehe vielleicht ein Jahr vorüber iſt. Wollteſt du, Geliebter, voreilen dem waltenden Schickſal, manches Opfer, mancher dir bedenklich ſcheinende Schritt wäre vielleicht noch nöthig." — Nein, rief ich, nein, kein Opfer, keinen bedenklichen Schritt giebt es für mich, um dich zu gewinnen ganz und gar! — Nicht länger leben kann ich ohne dich, ich ſterbe vor Ungeduld, vor namenloſer Pein! Da umſchlang mich Aurora und lispelte mit leiſer ſüßer Stimme: Biſt du ſelig in meinen Armen? „Es giebt keine andere Seligkeit,“ rief ich, und drückte, ganz Glut der Liebe, ganz Wahnſinn des Verlangens, das holde Weib an meine Bruſt. Brennende Küſſe fühlte ich auf meinen Lippen, und dieſe Küſſe ſelbſt waren melodiſcher Wohllaut des Himmels, in dem ich die Worte vernahm: Könnteſt du wohl um den Preis meines Beſitzes der Seligkeit eines unbekannten Jenſeits entſagen? — Eiskalte Schauer durchbebten mich, aber in dieſen Schauern wuchs ſtärker die Begier, und ich rief in wahnſinniger Liebeswuth: Außer dir keine Seligkeit — ich entſage —

Ich glaube noch jetzt, daß ich hier ſtockte. „Morgen Nacht wird unſer Bund geſchloſſen,“ lispelte Aurora, und ich fühlte, wie ſie verſchwinden wollte aus meinen Armen. Ich drückte ſie ſtärker an mich, vergebens ſchien ſie zu ringen, und indem ich bange Todesſeufzer vernahm, wähnte ich mich auf der höchſten Spitze des Liebesglücks. — Mit dem Gedanken an jenen Teufel Amor, an jene verführeriſche Biondetta, erwachte ich aus tiefem Schlaf. Schwer fiel es auf meine Seele, was ich geübt in der verhängnißvollen Nacht. Ich gedachte jener heilloſen Beſchwörung des entſetzlichen O'Malley, der Warnungen meines frommen, jungen Freundes — ich glaubte mich in den Schlingen des Teufels, ich glaubte mich verloren. — Im Innern zerriſſen, ſprang ich auf und rannte in's Freie. Auf der Straße kam mir der Major entgegen und hielt mich feſt, indem er ſprach: „Nun, Lieutenant, ich wünſche Euch Glück. In der That, für ſo feſt und entſchloſſen hätt' ich Euch kaum gehalten; Ihr übertrefft den Meiſter!“ — Von Wuth und Scham durchglüht, nicht fähig ein einziges Wort zu erwidern, machte ich mich los und verfolgte meinen Weg. Der Major lachte hinter mir her. Ich erreichte das Gehölzchen des Schloſſes. — In dem Walde, entfernt von jenen verhängnißvollen Ruinen, erblickte ich eine verhüllte weibliche Geſtalt, die unter einem Baume gelagert, ſich einem Selbſtgeſpräche zu überlaſſen ſchien. Ich ſchlich behutſam näher und vernahm die Worte: „Er iſt mein, er iſt mein — o Seligkeit des Himmels! — auch die letzte Prüfung überſtand er! — Sind die Menſchen denn ſolcher Liebe fähig, was iſt dann ohne ſie unſer armſeliges Sein! — Du erwählſt, daß es Aurora war, die ich fand. Sie ſchlug den Schleier zurück; die Liebe ſelbſt kann nicht ſchöner, nicht anmuthiger ſeyn. Die ſanfte Bläſſe der Wangen, der in ſüßer Schwermuth verklärte Blick ließ mich erbeben in namenloſer Luſt. Ich ſchämte mich meiner dunklen Gedanken; — doch in dem Augenblicke, wo ich hinſtürzen wollte zu ihren Füßen, war ſie verſchwunden wie ein Nebelbild. Zu gleicher Zeit vernahm ich ein Räuspern im Gebüſche, aus dem denn auch alsbald mein ehrlicher Eulenſpiegel, Paul Talkebarth, hervortrat. Kerl, wo führt dich der Teufel her? fuhr ich ihn an. „Ei nun, verſetzte er, indem er das lächelnde Fratzengeſicht zog, das du kennſt, ei nun, gerade hergeführt hat mich der Teufel nicht, aber begegnet mag er mir wohl ſeyn. Der gnädige Herr Lieutenant war ſo früh ausgegangen und hatte die Pfeiſe vergeſſen und den Tabak — da dacht' ich, ſo am frühen Morgen in der feuchten Luft — Denn meine Muhme in Genthin pflegte zu ſagen" — Halt's Maul, Schwätzer, und gieb her! — ſo rief ich und ließ mir die angezündete Pfeiſe reichen. Doch kaum waren wir ein paar Schritte weiter gegangen, als Paul auf's Neue ganz leiſe begann: „Denn meine Muhme in Genthin pflegte immer zu ſagen, dem Wurzelmännchen ſey gar nicht zu trauen, ſo ein Kerlchen ſey doch am Ende nichts weiter, als ein Incubus oder Chezim, und ſtieße einem zuletzt das Herz ab. — Nun, die alte Kaffeelieſe hier in der Vorſtadt — ach, gnädiger Herr Lieutenant, Sie ſollten nur ſehen, was die für ſchöne Blumen und Thiere und Menſchen zu gießen weiß. — Der Menſch helfe ſich, wie er kann, pflegte meine Muhme in Genthin zu ſagen — ich war geſtern auch bei der Lieſe und brachte ihr ein Viertelchen feinen Mocca — Unſer eins hat auch ein Herz — Beckers Dörtchen iſt ein ſchmuckes Ding; aber ſie hat ſo was Beſonderes in den Augen, ſo was Salamandriſches —"

Kerl, was ſprichſt du, rief ich heftig. Paul ſchwieg, begann aber wieder nach einigen Augenblicken: „Ja — die Lieſe iſt dabei eine fromme Frau — ſie ſagte, nachdem ſie den Kaffeeſatz beſchaut: mit der Dörte habe es nichts auf ſich, denn das Salamandriſche in den Augen komme vom Präzelbacken oder dem Tanzboden, doch ſolle ich lieber ledig bleiben; aber ein gewiſſer junger gnädiger Herr ſey in großer Gefahr. Die Salamander ſeyen die ſchlimmſten Dinge, deren ſich der Teufel bediene, um eine arme Menſchenſeele in's Verderben zu locken, weil ſie gewiſſe Begierden — nun! man müſſe nur ſtandhaft bleiben und Gott feſt im Herzen behalten — da erblickte ich denn auch ſelbſt in dem Kaffeeſatze ganz natürlich, ganz ähnlich den Herrn Major O'Malley." —

Ich hieß den Kerl ſchweigen, aber du kannſt dir's denken, welche Gefühle in mir aufgingen bei dieſen ſeltſamen Reden Paul's, den ich plötzlich eingeweiht fand in mein dunkles Geheimniß, und der eben ſo unerwartet Kenntniſſe von cabbaliſtiſchen Dingen kund that, die er wahrſcheinlich der Kaffeewahrſagerin zu verdanken hatte. — Ich brachte den unruhigſten Tag meines Lebens zu. Paul war Abends nicht aus der Stube zu bringen, immer kehrte er wieder und machte ſich etwas zu ſchaffen. Als er endlich, da es beinahe Mitternacht worden, weichen mußte, ſprach er leiſe, wie für ſich betend: „Trage Gott im Herzen, gedenke des Heils deiner Seele, und du wirſt den Lockungen des Satans widerſtehen!" —

Nicht beſchreiben kann ich, wie dieſe einfachen Worte meines Dieners, ich möchte ſagen auf furchtbare Weiſe, mein Inneres erſchütterten. Vergebens war mein Streben, mich wach zu erhalten; ich verſank in jenen Zuſtand des wirren Träumens, den ich für unnatürlich, für die Wirkung irgend eines fremden Prinzips erkennen mußte. Wie gewöhnlich weckte mich der magiſche Schimmer. Aurora, in vollem Glanze überirdiſcher Schönheit, ſtand vor mir und ſtreckte ſehnſuchtsvoll die Arme nach mir aus. Doch wie Flammenſchrift leuchteten in meiner Seele Paul's fromme Worte. „Laß ab von mir, verführeriſche Ausgeburt der Hölle!" ſo rief ich; da ragte aber plötzlich rieſengroß der entſetzliche O'Malley empor, und mich mit Augen, aus denen das Feuer der Hölle ſprühte, durchbohrend, heulte er: „Sträube dich nicht, armes Menſchlein, du biſt uns verfallen!" — Dem fürchterlichſten Anblicke des ſcheußlichſten Geſpenſtes hätte mein Muth widerſtanden — O'Malley brachte mich um die Sinne, ich ſtürzte ohnmächtig zu Boden.

Ein ſtarker Knall weckte mich aus der Betäubung, ich fühlte mich von Mannesarmen umſchlungen und verſuchte, mich mit der Gewalt der Verzweiflung loszuwinden. „Gnädiger Herr Lieutenant, ich bin es ja!" ſo ſprach es mir in die Ohren. Es war mein ehrlicher Paul, der ſich bemühte, mich vom Boden aufzuheben. — Ich ließ ihn gewähren. Paul wollte erſt nicht recht mit der Sprache heraus, wie ſich Alles begeben, endlich verſicherte er geheimnißvoll lächelnd daß er wohl beſſer gewußt, zu welcher gottloſen Bekanntſchaft mich der Major verlockt, als ich ahnen können; die alte fromme Lieſe habe ihm Alles entdeckt. Nicht ſchlafen gegangen ſey er in voriger Nacht, ſondern habe ſeine Büchſe ſcharf geladen und an der Thüre gelauſcht. Als er nun mich laut aufſchreien und zu Boden ſtürzen gehört, habe er, unerachtet ihm gar grauſig zu Muthe geweſen, die verſchloſſene Thüre geſprengt und ſey eingedrungen. „Da, ſo erzählte Paul ungefähr in ſeiner närriſchen Manier: da ſtanden der Herr Major O'Malley vor mir, gräßlich und ſcheußlich anzuſehen, wie in der Kaffeetaſſe, und grinſeten mich ſchrecklich an, aber ich ließ mich gar nicht irre machen und ſprach: Wenn du, gnädiger Herr Major, der Teufel biſt, ſo halte zu Gnaden, wenn ich dir keck entgegen trete als ein frommer Chriſt und alſo ſpreche: Hebe dich weg, du verfluchter Satan Major, ich beſchwöre dich im Namen des Herrn, hebe dich weg, ſonſt knalle ich los. Aber der Herr Major wollte nicht weichen, ſondern grinſete mich immerfort an und wollte ſogar häßlich ſchimpfen. Da rief ich: ſoll ich losknallen? ſoll ich losknallen? Und als der Herr Major immer noch nicht weichen wollte, knallte ich wirklich los. Aber da war Alles verſtoben — Beide eilfertig abgegangen durch die Wand, der Herr Major Satan und die Mamſell Beelzebub!“ —

Die Spannung der verfloſſenen Zeit, die letzten, entſetzlichen Augenblicke warfen mich auf ein langwieriges Krankenlager. Als ich genas, verließ ich P., ohne O'Malley weiter zu ſehen, deſſen weiteres Schickſal mir auch unbekannt geblieben. Das Bild jener verhängnißvollen Tage trat in den Hintergrund zurück und verloſch endlich ganz, ſo daß ich die volle Freiheit meines Gemüths wieder gewann, bis hier —

„Nun, fragte Albert, geſpannt von Neugierde und Erſtaunen, und hier haſt du dieſe Freiheit wieder verloren? Ich begreife in aller Welt nicht, wie hier —“

O, unterbrach Viktor den Freund, indem ſein Ton etwas Feierliches annahm, o mit zwei Worten iſt dir Alles erklärt. — In den ſchlafloſen Nächten des Krankenlagers, das ich hier überſtand, erwachten alle Liebesträume jener herrlichſten und ſchrecklichſten Zeit meines Lebens. Es war meine gluhende Sehnſucht ſelbſt, die ſich geſtaltete — Aurora — ſie erſchien mir wieder, verklärt, geläutert in dem

Feuer des Himmels; kein teufliſcher O'Malley hat mehr Macht über ſie — Aurora iſt — die Baroneſſe! — — „Wie? — was? rief Albert, indem er ganz erſchrocken zurückfuhr. — Die kleine, rundliche Hausfrau mit dem großen Schlüſſelbunde, ein Elementargeiſt — ein Salamander!“ murmelte er dann vor ſich hin und verbiß mit Mühe das Lachen. —

In der Geſtalt, fuhr Viktor fort, iſt keine Spur der Aehnlichkeit mehr zu finden, d. h. im gewöhnlichen Leben; aber das geheimnißvolle Feuer, das aus ihren Augen blitzt, der Druck ihrer Hand — „Du biſt, ſprach Albert ſehr ernſt, du biſt recht krank geweſen, denn die Kopfwunde, die du erhielteſt, war bedeutend genug, um dein Leben in Gefahr zu ſetzen; doch jetzt finde ich dich ſo weit hergeſtellt, daß du mit mir fort kannſt. Recht aus innigem Herzen bitt' ich dich, mein theurer, innig geliebter Freund, dieſen Ort zu verlaſſen und mich morgen nach Aachen zu begleiten.“ Meines Bleibens, erwiederte Viktor, iſt hier freilich länger nicht. — Es ſey darum, ich gehe mit dir — doch Aufklärung — erſt Aufklärung —

Am andern Morgen, ſo wie Albert erwachte, verkündete ihm Viktor, daß er in einem ſeltſamen, geſpenſtiſchen Traum jenes Beſchwörungswort gefunden, das ihm O'Malley vorgeſprochen, als der Teraphim bereitet werden. Er gedenke zum letztenmale davon Gebrauch zu machen. Albert ſchüttelte bedenklich den Kopf und ließ Alles vorbereiten zur ſchnellen Abreiſe, wobei Paul Talkebarth unter allerlei närriſchen Redensarten die freudigſte Thätigkeit bewies. „Zackernamthö, hörte ihn Albert für ſich murmeln, es iſt gut, daß den irländiſchen Diafel Jus der Diafel Bär längſt geholt hat, der hätte hier noch gefehlt!“ —

Viktor fand, ſo wie er es gewünſcht hatte, die Baroneſſe allein auf ihrem Zimmer mit irgend einer häuslichen Arbeit beſchäftigt. Er ſagte ihr, daß er nun endlich das Haus verlaſſen wolle, wo er ſo lange die edelſte Gaſtfreundſchaft genoſſen. Die Baroneſſe verſicherte, daß ſie nie einen Freund bewirthet, der ihr theurer geweſen. Da faßte Viktor ihre Hand und fragte: Waren Sie jemals in P.? — Kannten Sie einen gewiſſen irländiſchen Major? — „Viktor, fiel ihm die Baroneſſe ſchnell und heftig in's Wort, wir trennen uns heute, wir werden uns niemals wiederſehen, wir dürfen das nicht! — Ein dunkler Schleier liegt über meinem Leben! — Laſſen Sie es genug ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß ein düſteres Schickſal mich dazu verdammt, beſtändig ein anderes Weſen zu ſcheinen, als ich wirklich bin. In dem verhaßten Verhältniſſe, worin Sie mich gefunden, und das mich geiſtige Qualen erdulden läßt, deren mein körperliches Wohlſeyn ſpottet, büße ich eine ſchwere Schuld — doch nun nichts mehr — leben Sie wohl!" — Da rief Viktor mit ſtarker Stimme: Achelmiahmiheal! und mit einem Schrei des Entſetzens ſtürzte die Baroneſſe bewußtlos zu Boden. — Viktor, von den ſeltſamſten Gefühlen erfaßt, ganz außer ſich, gewann kaum Faſſung, die Dienerſchaft herbei zu klingeln; dann verließ er ſchnell das Zimmer. „Fort, auf der Stelle fort," rief er dem Freunde Albert entgegen und ſagte ihm mit wenigen Worten, was geſchehen. Beide ſchwangen ſich auf die vorgeführten Pferde und ritten von dannen, ohne die Rückkunft des Barons abzuwarten, der auf die Jagd gegangen.

Alberts Betrachtungen auf dem Ritt von Lüttich nach Aachen haben gezeigt, mit welchem tiefen Ernſt, mit welchem herrlichen Sinn er die Ereigniſſe der verhängnißvollen Zeit aufgefaßt hatte. Es gelang ihm auf der Reiſe nach der Reſidenz, wohin beide Freunde nun zurückkehrten, ſeinen Freund Viktor ganz aus dem träumeriſchen Zuſtande zu reißen, worin er verſunken, und indem Albert alles Ungeheure, welches die Tage des letzten Feldzuges geboren, nochmals vor Viktors Blicken in den lebendigſten Farben aufgehen ließ, fühlte ſich dieſer von demſelben Geiſte beſeelt, der Alberten einwohnte. Ohne daß Albert ſich jemals auf lange Widerlegungen oder Zweifel eingelaſſen, ſchien Viktor ſelbſt ſein myſtiſches Abentheuer bald für nichts Höheres zu achten, als für einen langen, böſen Traum. — —

Es konnte nicht fehlen, daß in der Reſidenz die Weiber dem Obriſten, der reich, von herrlicher Geſtalt, für den hohen Rang, den er bekleidete, noch jung, und dabei die Liebenswürdigkeit ſelbſt war, gar freundlich entgegen kamen. Albert meinte, daß er ein glücklicher Menſch ſey, der ſich die Schönſte zur Gattin wählen könne; da erwiederte Viktor aber ſehr ernſt: Mag es ſeyn, daß ich myſtificirt, auf heilloſe Weiſe unbekannten Zwecken dienen ſollte, oder daß wirklich eine unheimliche Macht mich verlocken wollte; die Seligkeit hat es mich nicht gekoſtet, wohl aber das Paradies der Liebe. Nie kann jene Zeit wiederkehren, da ich die höchſte irdiſche Luſt empfand, da das Ideal meiner ſüßeſten, entzückendſten Träume, die Liebe ſelbſt, in meinen Armen lag. Dahin iſt Liebe und Luſt, ſeitdem ein entſetzliches Geheimniß mir die geraubt, die meinem innigſten Gemüthe wirklich ein höheres Weſen war, wie ich es auf Erden nicht wiederfinde! —

Der Obriſt blieb unvermählt. —

Inhalt des elften Bandes.

Erzählungen aus Hoffmann's letzten Lebensjahren.

(Zwei Theile.)

Erſter Theil.

Seite

Die Doppeltgänger. Eine Erzahlung. 3

Die Räuber. Abentheuer zweier Freunde auf einem Schloſſe in Böhmen. 54

Die Irrungen. Fragment aus dem Leben eines Phantaſten.
- Verloren und Gefunden. 94
- Das Blättlein aus der Brieftaſche.. 98
- Die Reiſe nach Griechenland. 104
- Traum und Wahrheit. 116
- Der Zauber der Muſik. 122
- Der griechiſche Heerführer. Das Rathſel. 125

Die Geheimniſſe. Fortſetzung der vorhergehenden Erzählung. 135

Der Elementargeiſt. Eine Erzählung. 187

Erzählungen.

(Zwei Theile.)

Herausgegeben
von
E. T. A. Hoffmann.

Zweiter Theil.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1873.

E. T. A. Hoffmann's
geſammelte Schriften.

Zwölfter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1873.

Univ.-Bibl.
München

E. T. A. Hoffmann's

Erzählungen

aus

ſeinen letzten Lebensjahren.

Zweiter Theil.

Datura fastuosa.

(Der ſchöne Stechapfel.)*)

Erſtes Kapitel.

Das Glashaus des Profeſſors Ignaz Helms. Der junge Student Eugenius. Gretchen und die alte Profeſſorin. Kampf und Entſchluß.

In dem Glashauſe des Profeſſors Ignaz Helms ſtand der junge Student Eugenius und betrachtete die ſchönen hochrothen Blüthen, die die königliche Amaryllis (Amaryllis reginae) eben zur Morgenzeit entfaltet.

Es war der erſte milde Februarstag. Hell und freundlich leuchtete das reine Azur des wolkenloſen Himmels, ſtrahlte die Sonne hinein durch die hohen Glasfenſter. Die Blumen, die noch in grüner Wiege ſchlummerten, rührten ſich wie im ahnenden Traum und trieben die ſaftigen Blätter empor, aber der Jasmin, die Reſeda, die immerblühende Roſe, der Schneeball, das Veilchen, erfüllten, in's neue blühende Leben erwacht, das Haus mit den ſüßeſten, lieblichſten Düften, und hin und wieder flatterten ſchon Vögelein, die ſich ſchüchtern hervorgewagt aus dem warmen Neſt, heran und pickten an die Scheiben, als wollten ſie ſehnſüchtig den ſchönen bunten Frühling herauslocken, der in dem Hauſe verſchloſſen.

„Armer Helms,“ ſprach Eugenius mit tiefer Wehmuth, „armer alter Helms, alle dieſe Pracht, alle dieſe Herrlichkeit ſchauſt du nicht mehr! — Deine Augen ſchloſſen ſich für immer, du ruhſt in kalter Erde! — Doch nein, nein! ich weiß es ja, du biſt unter all' deinen lieben Kindern, die du ſo treulich hegteſt und pflegteſt, und keines, deſſen frühen Tod du beklagteſt, iſt geſtorben, und nun erſt verſteheſt du ganz ihr Leben und ihre Liebe, die du nur zu ahnen vermochteſt." —

---

*) Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft ꝛc. Herausg. von St. Schütze. Frankfurt a. M. 1823 (Fr. Wilmans).

In dem Augenblick klapperte und handtirte das kleine Gretchen mit der Gießkanne gar ſehr unter den Blumen und Pflanzen umher. —

„Gretchen, Gretchen!" rief Eugenius, „was machſt du denn? ich glaube beinahe, du begießeſt ſchon wieder die Pflanzen ganz und gar zu unrechter Zeit und verdirbſt, was ich ſorglich gepflegt." — Dem armen Gretchen wäre beinahe die gefüllte Gießkanne aus den Händen gefallen.

„Ach, lieber Herr Eugenius," ſprach ſie, indem ihr die hellen Thränen in die Augen traten, „ſchelten Sie doch nur nicht, ſeyn Sie doch nur nicht böſe. Sie wiſſen ja, ich bin ein dummes, einfältiges Ding, ich denke immer, die armen Stauden und Sträucher, die hier im Hauſe kein Thau, kein Regen erquickt, ſchauten mich verſchmachtend an, und ich müſſe ihnen Speiſe und Trank reichen." — Naſchwerk, fiel ihr Eugenius in die Rede, Naſchwerk, Gretchen, verderbliches Naſchwerk iſt ihnen das jetzt, woran ſie erkranken und ſterben. Ueberhaupt, du meinſt es gut mit den Blumen, ich weiß es, aber es fehlt dir ganz an botaniſcher Kenntniß, und du giebſt dir, meines ſorgſamen Unterrichts unerachtet, gar keine Mühe mit dieſer Wiſſenſchaft, die doch jedem Frauenzimmer wohl anſteht, ja unentbehrlich iſt, denn ſonſt weiß ein Mädchen ja nicht einmal, zu welcher Klaſſe und Ordnung die ſchön duftende Roſe gehört, mit der es ſich ſchmückt, und das iſt doch ſehr ſchlimm. Sag' einmal, Gretchen, was ſind das für Pflanzen dort in jenen Töpfen, die nun bald blühen werden? — „Ja!" rief Gretchen freudig, „das ſind ja meine lieben Schneeglöckchen!" — Siehſt du, ſprach Eugenius weiter, ſiehſt du nun wohl, Gretchen, daß du nicht einmal deine Lieblingsblumen richtig zu benennen weißt! Galanthus nivalis mußt du ſagen. —

„Galanthus nivalis," ſprach Gretchen leiſe nach, wie in ſcheuer Ehrfurcht. — „Ach, lieber Herr Eugenius!" rief ſie dann aber, „das klingt ſehr ſchön und vornehm, aber es iſt mir ſo, als wenn das gar nicht mein liebes Schneeglöckchen ſeyn könne. Sie wiſſen ja, wie ich ſonſt, da ich noch ein Kind“ — „Biſt du es nicht mehr, Gretchen?“ fiel ihr Eugenius in die Rede. „Ei nun,“ erwiederte Gretchen, bis unter die Augen erröthend, „wenn man in das vierzehnte Jahr getreten, rechnet man ſich doch wohl nicht mehr zu den Kindern.“ — „Und doch,“ ſprach Eugenius lächelnd, „und doch iſt es nicht ſo lange her, daß die große neue Puppe —“

Schnell wandte ſich Gretchen ab, ſprang auf die Seite und machte ſich mit den Töpfen zu ſchaffen, die dort auf dem Fußboden ſtanden, ſich zu ihnen niederkauernd. —

„Sey nicht böſe, Gretchen,“ fuhr Eugenius ſanft fort; „bleibe immer das gute, fromme liebe Kind, das Vater Helms der böſen Verwandtin entriß, und dann ſammt ſeiner edlen Frau ſo hielt, als wär's die eigne Tochter. — Doch du wollteſt mir etwas erzählen!“

„Ach,“ erwiederte Gretchen kleinlaut, „ach, lieber Herr Eugenius, das iſt wohl wieder albernes Zeug, was mir in den Kopf gekommen, aber da Sie es wünſchen, will ich nur alles ganz ehrlich geſtehen. Wie Sie meine Alpenglöckchen ſo vornehm nannten, da fiel mir Fräulein Röschen ein. Ich und ſie, nun, Sie wiſſen es ja, Herr Eugenius, wir waren ſonſt Ein Herz und Eine Seele, und ſpielten, als wir — noch Kinder, gar zu gerne mit einander. Aber eines Tages, es mag wohl jetzt ein Jahr her ſeyn — war Röschen ſo ernſt, ſo ſonderbar gegen mich in ihrem ganzen Betragen und ſagte, ich ſollte ſie nicht mehr Röschen nennen, ſondern Fräulein Roſalinda. — Ich that das, aber ſeit dem Augenblicke wurde ſie mir immer fremder und fremder — ich hatte mein liebes Röschen verloren. So, denk' ich, wird es mir auch mit meinen lieben Blumen gehen, wenn ich ſie plötzlich mit fremden, ſtolzen Namen anreden ſollte.“

Hm, ſprach Eugenius, es iſt zuweilen etwas in deinen Worten, Gretchen, was ganz ſeltſam und ſonderbar klingt. Man weiß ganz genau, was du ſagen willſt, und verſteht doch eigentlich nicht, was du geſprochen. Aber das thut der herrlichen botaniſchen Wiſſenſchaft nicht den mindeſten Abbruch, und wenn auch dein Röschen jetzt Fräulein Roſalinda geworden, darfſt du doch dich wohl um die Namen deiner Lieblinge, wie ſie in der vornehmen, ſtudirten Welt genannt werden, ein wenig bekümmern. — Nütze meinen Unterricht! — Für jetzt, mein gutes, liebes Mädchen, ſieh' aber nach den Hyacinthen. Schiebe den Og roi de Buzan und die Gloria solis mehr in's

Sonnenlicht. Aus der **Peruque quarrée** ſcheint nicht viel werden zu wollen. Der **Emilius Graf Bühren**, der im December ſo ſtolz blühte, iſt ſchon zur Ruhe gegangen, der hält's nicht lange aus; aber der **Pastor fido** läßt ſich hübſch an. Den **Hugo Grotius**, den magſt du tapfer begießen, der muß noch tüchtig in's Wachsthum. —

Indem Gretchen, die auf's Neue hoch erröthet, als Eugenius ſie ſein gutes, liebes Mädchen nannte, ganz Freude und Luſt, zu thun begann, was ihr geheißen, trat die Profeſſorin Helms in das Glashaus. Eugenius machte ſie darauf aufmerkſam, wie herrlich ſchon der Frühlingsflor beginne, und rühmte vorzüglich die blühende **Amaryllis reginae**, die der ſelige Herr Profeſſor beinahe noch höher geſchätzt, als die **Amaryllis formosissima**, weshalb er ſie denn auch ganz beſonders hege und pflege, ſeinem theuern Lehrer und Freunde zum ſteten Andenken.

„Sie haben," ſprach die Profeſſorin gerührt, „Sie haben ein herzlich gutes kindliches Gemüth, lieber Herr Eugenius, und keinen von allen ſeinen Schülern, die denn ſo nach und nach in's Haus gekommen ſind, hat mein verſtorbener Mann ſo geſchätzt, ſo väterlich geliebt, als Sie. Aber keiner hat meinen Helms auch ſo verſtanden, keiner iſt ſeinem Innerſten ſo verwandt geweſen, keiner ſo in das recht Wahre und Eigenthümliche ſeiner Wiſſenſchaft eingedrungen, als Sie. Der junge Eugenius, pflegte er oft zu ſagen, iſt ein treuer, frommer Jüngling, deshalb lieben ihn die Gewächſe, Pflanzen, Bäume, und gedeihen fröhlich unter ſeiner Pflege. Ein feindliches, ſtörriſches, ruchloſes Gemüth, das iſt der Satan, der das Unkraut ſäet, welches wild aufwuchert und vor deſſen giftigem Hauch die Gotteskinder abſterben. — Gotteskinder nannte er ja ſeine Blumen."

Dem Eugenius ſtanden die Thränen in den Augen. Ja, liebe hochverehrte Frau Profeſſorin, ſprach er, dieſe fromme Liebe will ich treu bewahren, und fortblühen in herrlichem Gedeihen ſoll dieſer ſchöne Tempel meines Lehrers, meines Vaters, ſo lange noch ein Hauch des Lebens in mir iſt. — Wenn Sie es erlauben, Frau Profeſſorin, ſo will ich jetzt, wie es der Herr Profeſſor zu thun pflegte, hier das kleine Stübchen neben dem Glashauſe beziehen, dann hab' ich alles beſſer im Auge. —

„Eben," erwiederte die Profeſſorin, „eben fiel es mir recht ſchwer auf's Herz, daß nun es wohl bald mit der Herrlichkeit dieſer Blumenpracht ein Ende haben wird. Ich verſtehe mich wohl auch recht gut auf die Pflege der Gewächſe und Pflanzen, und bin, wie Sie wiſſen, in der Wiſſenſchaft meines Mannes nicht unerfahren. Aber du lieber Gott, eine alte Frau wie ich, mag die ſo rührig ſeyn, alles in Obhut zu halten, wie ein junger rüſtiger Menſch, fehlt es ihr auch gar nicht an Liebe dafür? — Und da wir uns nun trennen müſſen, lieber Eugenius —"

Wie! rief Eugenius voller Schreck, wie, Sie wollen mich verſtoßen, Frau Profeſſorin? —

„Geh," ſprach die Profeſſorin zu Gretchen, „geh, liebes Gretchen in's Haus und hole mir einmal das große Umſchlagetuch, es iſt doch noch recht kühl."

Als Gretchen fort war, begann die Profeſſorin ſehr ernſt: „Wohl Ihnen, lieber Herr Eugenius, daß Sie ein viel zu unbefangener, weltunerfahrner, ein viel zu edler Jüngling ſind, um vielleicht das einmal ganz zu verſtehen, was ich Ihnen jetzt zu ſagen genöthigt bin. Ich trete nun bald in mein ſechzigſtes Jahr, Sie haben kaum das vierundzwanzigſte erreicht, ich könnte füglich Ihre Großmutter ſeyn, und ich meine, daß dies Verhältniß unſer Beiſammenſeyn heiligen müſſe. Aber der giftige Pfeil boshafter Verleumdung ſchont auch nicht die Matrone, deren Leben vorwurfsfrei war, und es dürfte nicht an argliſtigen Menſchen fehlen, die, ſo lächerlich es auch klingen möchte, Ihren Aufenthalt in meinem Hauſe der böſen Nachrede, hämiſcher Neckerei bloßſtellen würden. Mehr noch als mich ſelbſt würde Sie die Bosheit treffen, darum iſt es nöthig, lieber Eugenius, daß Sie mein Haus verlaſſen. Uebrigens werde ich Sie in Ihrer Laufbahn unterſtützen wie meinen Sohn, und würde dies auch gethan haben, hätte mein Helms mir auch dazu nicht ausdrücklich die Verpflichtung auferlegt. — Sie und Gretchen, das ſind und bleiben meine Kinder."

Eugenius ſtand da ganz ſtumm und ſtarr. Er konnte in der That nicht begreifen, wie ſein fernerer Aufenthalt bei der Profeſſorin irgend etwas Anſtößiges haben, wie dies Stoff zur übeln Nachrede geben könne. Aber der beſtimmte Wille der Profeſſorin, daß er das Haus, das ihm für den Kreis ſeines ganzen Lebens galt, in dem alle ſeine Freuden wohnten, verlaſſen, der Gedanke, daß er nun von ſeinen Lieblingen, die er gehegt und gepflegt, ſcheiden ſolle, faßte ihn mit aller Macht und Stärke.

Eugenius gehörte zu den einfachen Menſchen, denen ein kleiner Kreis, in dem ſie ſich froh und frei bewegen, vollkommen genügt, die in der Wiſſenſchaft oder der Kunſt, welche das Eigenthum ihres Geiſtes worden, den ſchönſten und einzigen Zweck ihres Treibens und Strebens ſuchen und finden; denen das kleine Reich, worin ſie heimathlich ſind, die fruchtbare Oaſe in der großen, unwirthbaren, freudenleeren Wüſte ſcheint, für die ſie das übrige Leben halten, das ihnen eben deshalb fremd bleibt, weil ſie ſich nicht ohne Gefahr hinauswagen zu können glauben. Man weiß, daß dergleichen Menſchen eben ihrer Geſinnung halber in gewiſſer Art immerdar Kinder bleiben, daß ſie ungeſchickt, linkiſch, ja in dem ſteifen Gewande einer gewiſſen kleinlichen Pedanterie, in das ihre Wiſſenſchaft ſie einhüllt, engherzig und ſeelenlos ſich darſtellen. Es fehlt dann nicht an mancher Verſpottung, die der Unverſtand, des leichten Sieges gewiß, ſich erlaubt. Aber in dem Innerſten eben ſolcher Menſchen brennt oft die heilige Naphta-Flamme höherer Erkenntniß. Fremd geblieben dem wirren Treiben des bunten Weltlebens, iſt das Werk, dem ſie ſich einzig ergeben mit aller Liebe und Treue, der Mittler zwiſchen ihnen und der ewigen Macht alles Seyns, und ihr ſtilles, harmloſes Leben ein ſteter Gottesdienſt im ewigen Tempel des Weltgeiſtes. — So war Eugenius! —

Als Eugenius ſich von ſeiner Beſtürzung erholt und zu Worten kommen konnte, verſicherte er mit einer Heftigkeit, die ihm ſonſt gar nicht eigen, daß, wenn er das Haus der Profeſſorin verlaſſen müſſe, er ſeine Laufbahn hienieden für geendet anſehe; denn nimmermehr werde er, ausgeſtoßen aus ſeiner Heimath, zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen können. Er beſchwor die Profeſſorin in den rührendſten Ausdrücken, den, den ſie doch als ihren Sohn angenommen, doch nicht fortzujagen in die troſtloſe Einöde, denn dafür müſſe er jeden andern Ort halten, welcher er auch ſey.

Die Profeſſorin ſchien mit Mühe nach einem Entſchluß zu ringen.

„Eugenius,“ ſprach ſie endlich, „es giebt ein Mittel, Sie mir im Hauſe, in denſelben Verhältniſſen, wie ſie bis jetzt beſtanden, zu erhalten. — Werden Sie mein Mann!“ —

„Es iſt,“ fuhr ſie fort, als Eugenius ſie verwundert anblickte, „es iſt gar nicht möglich, daß ein Gemüth, wie das Ihrige, auch nur das mindeſte Mißverſtändniß hegen kann, deshalb nehme ich auch gar keinen Anſtand, Ihnen zu geſtehen, daß der Vorſchlag, den ich Ihnen ſo eben machte, keineswegs ein augenblicklicher Einfall, ſondern das Erzeugniß reiflicher Ueberlegung iſt. — Sie ſind mit den Verhältniſſen des Lebens unbekannt und werden ſich nicht ſo bald, vielleicht nie darein zu ſchicken lernen. Sie brauchen ſelbſt in dem engſten Kreiſe des Lebens jemanden, der Ihnen die Bürde des alltäglichen Bedürfniſſes abnimmt, der für Sie bis in das Kleinſte hinein ſorgt, damit Sie frei in voller Gemüthlichkeit ganz ſich ſelbſt und der Wiſſenſchaft leben können. Das aber vermag niemand beſſer als eine zärtliche, liebende Mutter, und die will ich ſeyn und bleiben im ſtrengſten Sinn des Worts, heiße ich auch vor der Welt Ihre Frau! — Gewiß iſt Ihnen noch nie der Gedanke an Heirath und Ehe in den Sinn gekommen, lieber Eugenius, Sie dürfen auch eben nicht weiter darüber nachdenken, da, hat der Segen des Prieſters uns auch verbunden, in keiner Hinſicht ſich in unſerm Beiſammenſeyn etwas ändern wird, es ſey denn, daß jener Segen mich an heiliger Stätte erſt in aller Frömmigkeit zu Ihrer Mutter weiht, wie Sie zu meinem Sohn. Mit deſto größerer Ruhe durfte ich Ihnen, lieber Eugenius, den Vorſchlag, der manchen Weltling gar ſeltſam und ſonderbar bedünken möchte, wohl machen, da ich überzeugt bin, daß, geben Sie ihn ein, nichts dadurch zerſtört wird. Alles das, was weltliche Verhältniſſe verlangen, um eine Frau glücklich zu machen, wird und muß Ihnen fremd bleiben, ja der Zwang des Lebens, der Druck, die Unbehaglichkeit ſo vieler Anforderungen, mit denen Sie gequält werden würden, dürfte gar leicht jede etwaige Täuſchung vernichten, und Sie deſto lebhafter allen Harm, alle Noth der unbequemen Wirklichkeit fühlen laſſen. Deshalb kann und darf die Mutter in die Stelle der Frau treten.“

Gretchen kam herein mit dem Umſchlagetuch, das ſie der Profeſſorin darreichte.

„Ich will,“ ſprach die Profeſſorin, „ich will durchaus keinen raſchen Entſchluß, lieber Freund! — entſcheiden Sie ſich erſt dann, wenn Sie ſich alles recht reiflich überlegt. — Für heute kein Wort, es iſt eine alte gute Regel, daß man jede Sache, ehe man ſich entſchließt, beſchlafen müſſe.“

Damit verließ die Profeſſorin das Glashaus und nahm Gretchen mit ſich fort.

Die Profeſſorin hatte ganz Recht, noch niemals war dem Eugenius etwas von Heirath und Ehe in den Sinn gekommen, und eben nur deshalb hatte ihn der Antrag der Profeſſorin beſtürzt gemacht, weil plötzlich ein ganz neues Bild des Lebens ihm vor Augen zu ſtehen ſchien. Als er die Sache nun aber recht überlegte, ſo fand er nichts Herrlicheres, Wohlthuenderes, als daß die Kirche einen Bund ſegne, der ihm eine gute Mutter und die heiligen Rechte des Sohnes erworben.

Gern hätte er der alten Frau ſogleich ſeinen Entſchluß kund gethan; da ſie ihm aber bis zum andern Morgen zu ſchweigen geboten, ſo mußte er wohl an ſich halten, unerachtet ſein Blick, ſein ganzes Weſen, das ganz ſtilles, frommes Entzücken war, der Alten verrathen mochte, was in ſeinem Innern vorging.

Als er nun ſich aber anſchickte, dem Rath der Profeſſorin gemäß, die Sache zu beſchlafen, gerade in dem Delirium des Einſchlummerns, ging ihm ein heller Schimmer, ein Traumbild auf, deſſen Geſtalten aus ſeinem Andenken ſonſt ganz entſchwunden geſchienen. Zu der Zeit, da er als Amanuenſis des Profeſſors Helms die Wohnung bei ihm genommen, kam öfters eine junge Großnichte in's Haus — ein ganz hübſches, artiges Mädchen, die aber ſeine Aufmerkſamkeit ſo wenig erregte, daß er, als ſie einige Zeit weggeblieben und es bald darauf hieß, ſie werde zurückkommen und einen jungen Doktor am Orte heirathen, ſich gar nicht mehr auf ſie beſinnen konnte. Als ſie nun wirklich zurückkam, und ihre Hochzeit mit dem jungen Doktor gefeiert werden ſollte, war der alte Helms krank und konnte das Zimmer nicht verlaſſen. Da ſprach aber das fromme Kind, daß es gleich nach der Trauung mit dem Bräutigam in's Haus kommen und von dem ehrwürdigen Paar den Glück und Heilbringenden Segen erflehen wolle. — Nun geſchah es, daß Eugenius gerade in dem Augenblick in das Zimmer trat, als das Brautpaar vor den Alten kniete.

Gar nicht jenes Mädchen, jene Großnichte, die er ſonſt ſo oft im Hauſe geſehen, ein ganz anderes, höheres Weſen ſchien ihm die engelſchöne Braut. Sie war in weißen Atlas gekleidet. Eng umſpannte das reiche Gewand den ſchlanken Leib und floß dann herab in breiten Falten. Durch koſtbare Spitzen ſchimmerte der blendende Buſen, das kaſtanienbraune, zierlich aufgeflochtene Haar ſchmückte reizend der bedeutſame Myrthenkranz. Eine ſüße fromme Begeiſterung ſtrahlte auf dem Antlitz der Holden, alle Anmuth des Himmels ſchien über ſie hingegoſſen. Der alte Helms ſchloß die Braut in ſeine Arme, dann that die Profeſſorin ein Gleiches und führte ſie dem Bräutigam zu, der mit der Inbrunſt des höchſten Entzückens das Engelskind ſtürmiſch an ſeine Bruſt drückte.

Eugenius, den niemand bemerkte, um den ſich niemand kümmerte, wußte nicht, wie ihm geſchah. Eiskalt und dann glühendheiß fuhr es ihm durch alle Glieder, ein unnennbares Weh durchſchnitt ſeine Bruſt, und doch dünkte ihm, es ſey ihm nie wohler geweſen. — „Wie, wenn nun die Braut ſich dir nahte, wenn du ſie auch an deine Bruſt drückteſt?" — Dieſer Gedanke, der ihn plötzlich traf wie ein elektriſcher Schlag, ſchien ihm ein ungeheurer Frevel, aber die namenloſe Angſt, die ihn erdrücken wollte, war ja ſelbſt die glühendſte Sehnſucht, das dürſtendſte Verlangen, es möge ſich das begeben, was ſein ganzes Ich auflöſen müßte in vernichtender Schmerzesluſt.

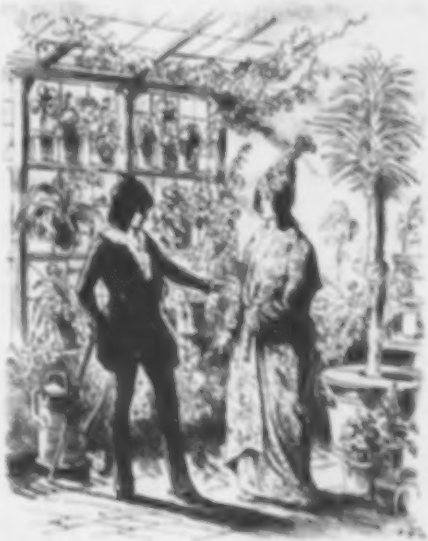
Jetzt bemerkte ihn der Profeſſor und ſprach ihn an: „Nun, Herr Eugenius, da haben wir unſer junges, glückliches Ehepaar — Sie mögen auch immer der Frau Doktorin Glück wünſchen, das iſt wohl ziemlich." — Eugenius war keines Wortes mächtig, doch die holde Braut nahte ſich, reichte ihm mit der anmuthigſten Freundlichkeit die Hand, die Eugenius, ohne zu wiſſen, was er that, an die Lippen drückte. Aber nun ſchwanden ihm auch die Sinne, er hielt ſich mit Mühe aufrecht, er vernahm nichts davon, was die Braut zu ihm ſprach, er fand ſich erſt wieder, als das junge Paar längſt das Zimmer verlaſſen und der Profeſſor Helms ihn ein wenig ausſchalt wegen ſeiner unbegreiflichen Schüchternheit, in der er verſtumme und wie ein lebloſes Weſen erſcheine ohne Theilnahme, ohne Empfindung. — Seltſam genug war es wohl, daß, nachdem Eugenius ein paar Tage durch und durch erſchüttert, wie im Traum umhergegangen, die ganze Begebenheit in ſeinem Innern zerfloß zum wirren Traum. —

Die Geſtalt der holden engelſchönen Braut, wie er ſie damals in dem Zimmer des Profeſſors Helms geſchaut, war es nun, die ihm plötzlich in regem, glühenden Leben vor Augen ſtand, und alles namenloſe Weh jenes Augenblicks preßte auf's Neue ſeine Bruſt zuſammen. Aber es ſchien ihm, als ſey er ſelbſt der Bräutigam, und die Schönſte breite die Arme aus, daß er ſie umfange und an ſeine Bruſt drücke. Und da er im Uebermaß des höchſten Entzückens auf ſie losſtürzen wollte, fühlte er ſich feſtgekettet, und eine Stimme rufe ihm zu: Thor, was willſt du beginnen, du gehörſt nicht mehr dir ſelbſt an, du haſt deine Jugend verkauft, kein Frühling der Liebe und Luſt blüht dir mehr auf, denn in den Armen des eiſigen Winters biſt du erſtarrt zum Greiſe. — Mit einem Schrei des Entſetzens erwachte er aus dem Traum, aber noch war es ihm, als ſähe er die Braut, und hinter ihm ſtehe die Profeſſorin und bemühe ſich ihm die Augen zuzudrücken, damit er die geſchmückte ſchöne Braut nicht ſchauen möge. — „Hinweg,“ rief er, „hinweg, noch iſt meine Jugend nicht verkauft, noch bin ich nicht erſtarrt in den Armen des eiſigen Winters!“ — Mit der glühendſten Sehnſucht flammte ein tiefer Abſcheu auf gegen die Verbindung mit der alten ſechzigjährigen Profeſſorsfrau. —

Eugenius mochte wohl am andern Morgen etwas verſtört ausſehen; die Profeſſorin erkundigte ſich ſogleich nach ſeinem Befinden, bereitete ihm ſelbſt, da er über Kopfweh und Mattigkeit klagte, einen ſtärkenden Trank und pflegte und hätſchelte ihn wie ein verzärteltes krankes Kind.

Und, ſprach Eugenius zu ſich ſelbſt, und all' dieſe mütterliche Liebe und Treue ſollte ich lohnen mit dem ſchmählichſten Undank, in wahnſinniger Thorheit mich losreißen von ihr, von allen meinen Freuden, von meinem Leben! Und das eines Traumbildes halber, das nie für mich aufleben kann, das, vielleicht Verlockung des Satans, mich von ſchnöder Sinnenluſt Verblendeten ſtürzen ſollte in's Verderben! — Giebt es da noch zu denken, zu überlegen? Feſt, unwandelbar feſt ſteht mein Entſchluß! —

Noch an demſelben Abend wurde die alte, beinahe ſechzigjährige Profeſſorin die Braut des jungen Herrn Eugenius, der zur Zeit noch zu den Studenten zu rechnen.



Univ. Bibl.
München

Zweites Kapitel.

Lebensanſichten eines weltklugen Jünglings. Der Fluch des Lächerlichen. Der Zweikampf um der Braut willen. Verfehlte Nachtmuſik und eingetroffene Hochzeit. Mimosa Pudica.

Eugenius war eben beſchäftigt, einige Topfgewächſe zu beſchneiden, als Sever, der einzige Freund, mit dem er ſparſamen Umgang pflegte, zu ihm hereintrat. — So wie aber Sever den in ſeine Arbeit vertiefter Eugenius erblickte, blieb er feſtgewurzelt ſtehen und ſchlug dann eine übermäßige Lache auf.

Das hätte auch wohl ein anderer gethan, der weniger empfänglich für das Bizarre, als der joviale, lebensluſtige Sever.

Die alte Profeſſorin hatte in aller herzlicher Gutmüthigkeit dem Bräutigam die Garderobe des ſeligen Profeſſors erſchloſſen und ſogar geäußert, daß ſie es gern ſehen würde, wenn Eugenius, wolle er auch nicht eben in den altmodigen Kleidern über die Straße gehen, doch von den ſchönen bequemen Morgenanzügen Gebrauch mache.

Da ſtand nun Eugenius in dem weiten mächtigen Schlafrock des Profeſſors, von indiſchem, mit den bunteſten Blumen jeder Art beſäeten Zeuge, eben eine ſolche hohe Mütze auf dem Kopf, auf deren Vorderſeite gerade ein glühendes Lilium bulbiferum (Feuerlilie) prangte, und ſah mit ſeinem Jünglingsgeſicht in dieſer Maske aus wie ein verzauberter Prinz.

„Gott behüte und bewahre," rief Sever, als er ſich endlich von ſeinem Lachen erholt, „ich glaubte, es ſpuke hier, und der ſelige Profeſſor wandle, aus dem Grabe erſtanden, unter ſeinen Blumen, ſelbſt ein artiges Staudengewächs mit den ſeltſamſten Blüthen! — Sage, Eugenius, wie kamſt da zu dieſer Maskerade?"

Eugenius verſicherte, daß er in dieſem Anzuge gar nichts Seltſames finde. Die Profeſſorin habe ihm in ihrem jetzigen Verhältniß erlaubt, des verſtorbenen Profeſſors Schlafröcke zu tragen, die bequem und noch dazu von ſolchem koſtbaren Zeuge verfertigt wären, wie es kaum in der ganzen Welt mehr aufzutreiben. Alle Blumen und Kräuter wären nämlich auf das Genaueſte nach der Natur abkonterfeit, und es gäbe in dem Nachlaß noch einige ſeltne Nachtmützen, die ein vollſtändiges Herbarium vivum erſetzten. Dieſe wolle er jedoch aus geziemender Ehrfurcht nur an beſonderen Feſttagen auf's Haupt ſetzen. Selbſt der jetzige Anzug ſey aber ſchon deshalb höchſt merkwürdig und ſchön, weil der verſtorbene Profeſſor eigenhändig mit unauslöſchbarer Tinte bei jeder Blume, bei jedem Kraut den richtigen Namen bemerkt, wie Sever ſich durch näheres Beſchauen des Schlafrocks und der Mütze überzeugen könne, ſo daß ſolch ein Schlafrock jedem wißbegierigen Lehrling zum herrlichen Studium dienen dürfte.

Sever nahm die Nachtmütze in die Hand, die ihm Eugenius darreichte, und las wirklich in ſeiner ſauberer Schrift eine Menge Namen, z. B. Lilium bulbiferum, Pitcairnia angustifolia, Cynoglossum omphalodes, Daphne mezereum, Gloxinia maculata u. a. m. Sever wollte auf's Neue ausbrechen in Lachen, doch plötzlich wurde er ſehr ernſt, ſchaute dem Freunde tief in's Auge und ſprach: „Eugenius! — Wär' es möglich — wär' es wahr? — Nein, es kann, es darf nichts anders ſeyn, als ein poſſenhaftes albernes Gerücht, das der böſe Leumund dir und der Profeſſorin zum Hohn ausſtreut! — Lache, Eugenius, lache recht derb, man ſagt, du würdeſt die Alte heirathen?"

Eugenius erſchrak ein wenig, dann verſicherte er aber mit niedergeſchlagenen Augen, daß allerdings wahr ſey, was man ſpreche.

„So hat mich," rief Sever in vollem Eifer, „ſo hat mich das Schickſal zur rechten Stunde hergebracht, dich wegzureißen von dem verderblichen Abgrunde, an deſſen Rande du ſtehſt! — Sage, welch' ein heilloſer Wahnſinn hat dich ergriffen, daß du dein Selbſt in der ſchönſten Zeit verkaufen willſt für ein ſchnödes Handgeld?" — So wie es dem Sever zu geſchehen pflegte bei ſolcher Gelegenheit, er ſprudelte auf, erhitzte ſich ſelbſt immer mehr und mehr, bis er zuletzt Verwünſchungen ausſtieß gegen die Profeſſorin — gegen Eugenius, und eben noch recht derbe Studentenflüche darauf ſetzen wollte, als Eugenius ihn endlich mit Mühe dahin brachte, ſtill zu ſchweigen und ihn anzuhören. Eben Severs aufbrauſende Hitze hatte dem Eugenius ſeine ganze Haltung wieder gegeben. Er ſetzte nun dem Sever mit Ruhe und Klarheit das ganze Verhältniß auseinander, verhehlte nicht, wie die ganze Sache ſich von Haus aus geſtaltet, und ſchloß endlich mit der Frage: welchen Zweifel er wohl hegen könne, daß die Verbindung mit der Profeſſorin eben ganz unbedingt ſein Lebensglück machen werde?

„Armer Freund,“ ſprach Sever, der nun auch wieder ruhig geworden, „armer Freund, in welches dichte Netz von Mißverſtändniſſen haſt du dich verſponnen! — Doch vielleicht gelingt es mir, die feſt geſchürzten Knoten zu löſen, und dann, erſt aus den Banden gerettet, wirſt du den Werth der Freiheit fühlen. — Du mußt fort von hier!“ „Nimmermehr,“ rief Eugenius, „mein Entſchluß ſteht feſt. Du biſt ein unſeliger Weltling, wenn du zweifeln kannſt an dem frommen Sinn, an der treuen Mutterliebe, womit die würdigſte aller Frauen mich, der ich ewig ein unmündiges Kind, durch das Leben führen wird!“

„Höre,“ ſprach Sever, „du nennſt dich ſelbſt ein unmündiges Kind, Eugenius! zum Theil biſt du es wirklich, und dies giebt mir Welterfahrnen das Uebergewicht, das mir ſonſt die Jahre nicht zugeſtehen würden, da ich nur wenig älter als du. Magſt du es daher nicht voreilige Hofmeiſterei nennen, wenn ich dich verſichere, daß du von deinem Standpunkt aus gar nicht vermagſt in der ganzen Sache klar zu ſehen. Glaube ja nicht, daß ich gegen die gute harmloſe Abſicht der Profeſſorin den mindeſten Zweifel hege, daß ich nicht überzeugt bin, ſie will nur dein Glück, aber ſie ſelbſt, guter Eugenius, ſie ſelbſt iſt in großem Irrthum befangen. Es iſt eine alte richtige Bemerkung, daß die Weiber alles vermögen, nur nicht ſich außer ſich ſelbſt heraus zu verſetzen in die Seele des Andern. Was ſie ſelbſt lebhaft empfinden, gilt ihnen für die Norm alles Empfindens überhaupt, und die eigene innere Geſtaltung iſt ihnen der Prototypus, nach dem ſie das, was in des Andern Bruſt verſchloſſen, beurtheilen und richten. So wie ich die alte Profeſſorin kenne in all' ihrem Thun und Weſen, muß ich denken, daß ſie nie heftiger Leidenſchaft fähig war, daß ſie jenes Phlegma von jeher beſaß, welches die Mädchen und Frauen lange hübſch erhält, denn in der That noch jetzt ſieht die Alte für ihre Jahre glatt und glau genug aus. Daß der alte Helms das Phlegma ſelbſt war, wiſſen wir beide, und kommt nun hinzu, daß beide nächſt der frommen Einfachheit altvorderlicher Sitten eine recht herzliche Gemüthlichkeit in ſich trugen, ſo mußt' es eine recht glückliche, ruhige Ehe geben, in welcher der Mann niemals die Suppe tadelte, die Frau aber niemals die Studierſtube zur Unzeit ſcheuern ließ. Dieſes ewige Andante des ehelichen Duetts glaubt nun die Profeſſorin mit dir in aller Gemächlichkeit fortſpielen zu können, da ſie dir Phlegma genug zutraut, um nicht plötzlich mit einem Allegro hinauszufahren in die Welt. Bleibt in dem botaniſchen Schlafrock nur alles fein ſtill und ruhig, ſo iſt es am Ende gleich, wer drinnen ſitzt, der alte Profeſſor Helms oder der junge Student „Eugenius. O, es iſt kein Zweifel, die Alte wird dich pflegen, dich hätſcheln, ich bitte mich im voraus bei dir zu Gaſte auf den herrlichſten Moccakaffee, den je eine alte Frau bereitet, und ſie wird es gern ſehen, wenn ich mit dir eine Pfeife des feinſten Varinas rauche, die ſie ſelbſt geſtopft, und die ich mit dem Fidibus anzünde, den ſie aus zum Feuertode verdammten Collektaneen des Seligen zugeſchnitten und gekniffen. — Aber wenn nun mitten in dieſe Ruhe, die für mich wenigſtens alle Troſtloſigkeit einer menſchenleeren Wüſte hat, wenn nun in dieſe Ruhe plötzlich der Sturm des Lebens einbricht?“ —

„Du meinſt,“ unterbrach Eugenius den Freund, „wenn böſe Zufälle ſich ereignen — Krankheit“ —

„Ich meine,“ fuhr Sever fort, „wenn durch dieſe Glasfenſter einmal ein Paar Augen hineinblicken, von deren feurigem Strahl die Kruſte ſchmilzt, die dein Inneres überdeckt, und der Vulkan bricht los in verderblichen Flammen“ —

„Ich verſtehe dich nicht!“ rief Eugenius.

„Und,“ ſprach Sever weiter, ohne auf Eugenius zu achten, „und wider ſolche Strahlen ſchützt kein botaniſcher Schlafrock, er fällt in Lumpen herab vom Leibe, und wär' er von Asbeſt. — Und — abgeſehen von dem, was ſich in der Art Verderbliches ereignen kann, ſo laſtet von Haus aus in dieſem wahnſinnigen Bündniß der ärgſte aller Flüche auf dir, der Fluch, vor dem auch die kleinſte Blüthe des Lebens erkrankt und abſtirbt — es iſt der Fluch des Lächerlichen.“ —

Eugenius verſtand in ſeiner beinahe kindiſchen Unbefangenheit wirklich gar nicht recht, was der Freund ſagen wollte; er war im Begriff, ſich ſo viel möglich belehren zu laſſen über die unbekannte Region, von der Sever ſchwatzte, als die Profeſſorin hereintrat.

Ueber Severs Antlitz zuckten tauſend ironiſche Fältchen, ein ſpitzes Wort ſchwebte ihm auf der Zunge. Doch als die Profeſſorin mit aller gemüthlichen Freundlichkeit, mit aller anmuthigen Würde einer edlen Matrone auf ihn zutrat, als ſie ihn mit wenigen herzlichen Worten, die aber recht aus dem Innerſten ſtrömten, bewillkonnte als den Freund ihres Eugenius, da war weggetilgt alle Ironie, aller ſchadenfrohe Spott, und es war dem Sever im Augenblick, als gäbe es in der That Weſen und Verhältniſſe im Leben, von denen der gemeine Weltſinn nichts wiſſe, nichts ahne.

Es ſey hier geſagt, daß die Profeſſorin beim erſten Anblick Jeden ſeltſam wohlthuend anſprechen mußte, deſſen Sinn nicht verſchloſſen für den Ausdruck wahrhafter Frömmigkeit und Treue, wie er aus Albert Dürer's Matronen ſpricht; denn einer ſolchen Matrone glich die Profeſſorin ganz und gar. —

Alſo Sever verſchluckte das ſpitze Wort, das ihm auf der Zunge ſchwebte, und ſelbſt dann kam ihm der Spott nicht wieder, als die Profeſſorin ihn wirklich einlud, da es gerade die Veſperzeit, mit Eugenius Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen. —

Sever dankte dem Himmel, als er wieder im Freien, denn die Gaſtlichkeit der alten Frau, der beſondere Zauber der edelſten Frauenwürde, der über ihr ganzes Weſen verbreitet, hatte ihn ſo befangen, daß er in ſeiner tiefſten Ueberzeugung wankte. Ja, daß er wider ſeinen Willen glauben mußte, Eugenius könne in der That glücklich ſeyn in dem widerſinnigen Verhältniß mit der Alten, das war ihm beinahe unheimlich und grauenhaft. —

Doch! — wohl geſchieht es im Leben, daß eine ausgeſprochene böſe Ahnung eintrifft im nächſten Moment, und ſo begab es ſich denn auch, daß ſich ſchon andern Tages etwas kund that von dem Fluch des Lächerlichen, deſſen Sever erwähnt wie in feindlicher Verwünſchung. —

Eugenius ſeltſamer Bräutigamsſtand war bekannt geworden und ſo konnte es nicht fehlen, daß, als er andern Morgens in das einzige Collegium trat, das er noch beſuchte, ihn Alle mit lachenden Geſichtern anblickten. Ja noch mehr, als das Collegium geendet, hatten die Studenten bis auf die Straße hinaus eine Doppelreihe gebildet, die der arme Eugenius durchwandern mußte, und nun ſcholl's überall: Gratulor, Herr Bräutigam — grüß' er das liebe ſüße Bräutlein — hm! ihm hängt wohl der Brauthimmel voll Geigen und Pfeifen u. ſ. w.

Dem Eugenius ſtieg aus allen Adern das Blut mächtig zu Kopf. — Schon auf die Straße gekommen, rief ihm ein roher Burſche aus der Reihe zu: Grüß' deine Braut, die alte — Er ſtieß ein garſtiges

Schimpfwort aus, aber in dem Augenblick erwachten auch alle Furien des Zorns und der Wuth in Eugenius, mit geballter Fauſt ſchlug er ſeinem Widerſacher in's Geſicht, daß er rucklings überſtürzte. Er raffte ſich auf und erhob gegen Eugenius den dicken Knotenſtock, mehrere thaten ein Gleiches, da ſprang aber der Senior der Landsmannſchaft, zu der beide, Eugenius und der Burſche, der ihn beſchimpft, gehörten, dazwiſchen und rief ſtark: Halt! — ſeyd ihr Straßenbuben, daß ihr Euch hier prügeln wollt auf offnem Markt? — Es geht Euch den Teufel was an, ob Eugenius heirathet, und wer ſeine Braut iſt. Seine Braut hat aber Marcell verunglimpft, hier in unſer Aller Gegenwart auf offner Straße, und zwar ſo plebejiſch, daß er den Schimpf mit Schimpf rügen durfte und mußte auf der Stelle. Marcell weiß nun, was er zu thun hat; rührt ſich aber jetzt einer, ſo hat er es mit mir zu thun. Der Senior nahm den Eugenius unter den Arm und geleitete ihn nach Hauſe. „Du biſt," ſprach er dann zu Eugenius, „du biſt ein braver Junge, du konnteſt nicht anders handeln. Aber du lebſt zu ſtill, zu eingezogen, man ſollte dich beinahe für einen Duckmäuſer halten. Mit dem Schlagen wird es nun nichts ſeyn; fehlt es dir auch nicht an Muth, ſo haſt du doch keine Uebung, und der Prahlhans Marcell iſt einer unſrer beſten geübteſten Schläger, der ſetzt dich auf die Erde beim dritten Stoß. Aber das ſoll nicht ſeyn, ich ſchlage mich für dich, ich fechte deine Sache aus; du kannſt darauf bauen." Der Senior verließ den Eugenius, ohne ſeine Antwort abzuwarten.

„Siehſt du wohl," ſprach Sever, „ſiehſt du wohl, wie meine Prophezeihungen ſchon jetzt ſich zu bewähren beginnen?"

„O ſchweige," rief Eugenius, „das Blut kocht mir in den Adern, ich kenne mich ſelbſt nicht mehr, mein ganzes Weſen iſt zerriſſen! — Gott im Himmel! — welcher böſe Geiſt flammte aus mir heraus in dieſem wilden Jähzorn! — Ich ſage dir, Sever, hatte ich eine Mordwaffe in der Hand, niedergeſtoßen in dem Augenblick hätt' ich den Unglücklichen! — Aber auch nie hat dieſe Bruſt eine Ahnung gehegt, daß es in dem Bereich des Lebens eine Schmach geben könne der Art!"

„Nun," ſprach Sever, „die bittern Erfahrungen treten ein."

„Bleibe weg," fuhr Eugenius fort, „bleibe weg mit deiner geprieſenen Weltklugheit. Ich weiß es, Orkane giebt es, die plötzlich hineinbrechen und im Augenblick zerſtören, was lange ſorgliche Mühe ſchuf. — O mir iſt es, als wenn meine ſchönſten Blumen zerknickt, todt vor meinen Füßen lägen."

Ein Student forderte jetzt in Marcells Namen den Eugenius zum Zweikampf auf den andern Morgen. Eugenius verſprach, zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu ſeyn.

„Du, der du niemals ein Rappier in der Hand gehabt, du willſt dich ſchlagen?" ſo fragte Sever ganz erſtaunt; Eugenius verſicherte aber, daß keine Macht ihn abhalten werde, ſeine Sache ſelbſt auszufechten, wie es ſich gebühre, und daß Muth und Entſchloſſenheit das erſetzen würden, was ihm an Geſchicklichkeit abginge. Sever ſtellte ihm vor, daß im Zweikampf auf den Stoß, wie er am Orte üblich, der Muthigſte dem Geſchickten unterliegen müſſe. Eugenius blieb indeſſen ſtandhaft bei ſeinem Entſchluß, indem er hinzufügte, daß er im Stoßen vielleicht geübter ſey, als man es glaube.

Da ſchloß ihn Sever freudig in die Arme, und rief: „Der Senior hat Recht, du biſt ein braver Junge durch und durch, aber in den Tod ſollſt du nicht gehen, ich bin dein Secundant und werde dich ſchützen, wie ich es nur vermag." —

Leichenbläſſe lag auf Eugenius Antlitz, als er auf den Kampfplatz trat, aber aus ſeinen Augen flammte ein düſtres Feuer, und ſeine ganze Haltung war feſter Muth, die Ruhe der Entſchloſſenheit ſelbſt.

Nicht wenig erſtaunte Sever und eben ſo der Senior, als Eugenius ſich gleich als ein ganz guter Fechter zeigte, dem ſein Gegner beim erſten Gange durchaus nichts anhaben konnte. Beim zweiten Gange traf den Marcell gleich ein geſchickter Stoß in die Bruſt, daß er zuſammenſtürzte.

Eugenius ſollte fliehen, aber nicht von der Stelle wollte er weichen, es möge über ihn ergehen, was es auch ſey. Marcell, den man für todt gehalten, erholte ſich wieder, und nun erſt, da der Wundarzt erklärte, Rettung ſey möglich, begab ſich Eugenius mit Sever von dem Kampfplatz nach Hauſe. „Ich bitte dich," rief Sever, „ich bitte dich, Freund, hilf mir aus dem Traum, denn in der That, zu träumen glaub' ich, wenn ich dich betrachte. Anſtatt des friedlichen Eugenius ſtehet ein gewaltiger Menſch vor mir, welcher ſtößet wie der vortrefflichſte Senior, und eben ſo viel Muth und Gelaſſenheit hat, als dieſer.“ — „O mein Sever,“ erwiederte Eugenius, „gäbe der Himmel, du hätteſt Recht, möchte Alles nur ein böſer Traum ſeyn. Aber nein, der Strudel des Lebens hat mich erfaßt, und wer weiß, an welche Klippen mich die dunkle Macht ſchleudert, daß ich zum Tode wund, nicht mehr mich retten kann in mein Paradies, das ich unzugänglich glaubte den finſtern wilden Geiſtern.“ —

„Und,“ fuhr Sever fort, „und dieſe finſtern wilden Geiſter, die jedes Paradies zerſtören, was ſind die anders, als die Mißverſtändniſſe, die uns um das Leben betrügen, das heiter und klar vor uns liegt? — Eugenius, ich beſchwöre dich, laß ab von einem Entſchluß, der dich verderben wird! — Ich ſprach von dem Fluch des Lächerlichen, mehr und mehr wirſt du ihn empfinden. Du biſt brav, entſchloſſen, und es iſt vorauszuſehen, daß du, da nun einmal es unmöglich iſt, das Lächerliche deines Verhältniſſes mit der Alten zu vertilgen, dich wohl noch zwanzigmal ſchlagen wirſt deiner Braut halber. Aber je mehr dein Muth, deine Treue ſich bewähren mag, deſto ſchärfer wird die Lauge werden, mit der man dich und deine Thaten übergießt. Aller Glanz deines ſtudentiſchen Heldenthums verbleicht in der abſoluten Philiſterei, die die alte Braut über dich bringen muß.“ —

Eugenius bat den Sever, von einer Sache zu ſchweigen, die unabänderlich in ſeinem Innern feſt ſtehe, und verſicherte nur noch auf Befragen, daß er ſeine Fechtkunſt lediglich dem verſtorbenen Profeſſor Helms verdanke, der als ein ächter Student aus der älteren Zeit, ungemein auf dieſe Kunſt und überhaupt auf das, was in ſtudentiſcher Sprache „Comment“ heißt, gehalten. Beinahe jeden Tages habe er, ſchon der Bewegung halber, ſich ein Stündchen mit dem Alten herumrappieren müſſen, woher ihm denn, ohne daß er jemals den Fechtboden beſucht, hinlängliche Uebung gekommen. —

Eugenius erfuhr von Gretchen, daß die Profeſſorin ausgegangen und nicht zu Mittage, ſondern erſt am Abende nach Hauſe kommen werde, da ſie gar Vieles in der Stadt zu beſorgen. Ihm fiel dieſes deshalb ein wenig auf, weil es ganz aus der Gewohnheit, aus der Lebensweiſe der Profeſſorin lag, das Haus auf ſo lange Zeit zu verlaſſen.

Vertieft in ein wichtiges botaniſches Werk, das ihm eben erſt zur Hand gekommen, ſaß Eugenius in dem Studierzimmer des Profeſſor Helms, das nun das ſeine worden, und hatte in dem Augenblick alles Verhängnißvolle, das ſich am Morgen begeben, beinahe vergeſſen. Die Dämmerung war ſchon eingebrochen, da hielt ein Wagen vor dem Hauſe, und bald darauf trat die Profeſſorin in Eugenius Zimmer. Er erſtaunte nicht wenig, ſie in dem vollen Staat zu ſehen, den ſie nur an hohen Feſttagen anzulegen pflegte. Das ſchwere faltenreiche Kleid von ſchwarzem Moor, reichlich mit ſchönen Brabanter Spitzen beſetzt, das kleine alterthümliche Häubchen, das reiche Perlenhalsband, eben ſolche Armbänder, der ganze Schmuck gab der hohen vollen Geſtalt der Profeſſorin ein gar herrliches, ehrfurchtgebietendes Anſehen.

Eugenius ſprang auf von ſeinem Sitz, aber mit der ungewöhnlichen Erſcheinung trat, ſelbſt wußte er nicht wie, auch alles Unheil des Tages in ſeiner Seele hervor, und unwillkührlich aus der tiefſten Bruſt rief er: O mein Gott!

„Ich weiß,“ ſprach die Profeſſorin mit einem Ton, der in erkünſtelter Ruhe nur zu ſehr die tiefſte Bewegung der Seele verrieth, „ich weiß alles, was ſeit geſtern vorgegangen, lieber Eugenius, ich kann, ich darf Sie nicht tadeln. — Mein Helms hat ſich auch einmal meinethalber ſchlagen müſſen, als ich ſeine Braut, ich hab' es erſt erfahren, als wir ſchon zehn Jahre verheirathet, und mein Helms war ein ruhiger, gottesfürchtiger Jüngling, der gewiß Niemandes Tod wollte. Aber es iſt nicht anders, hab' ich auch niemals begreifen können, warum es nicht anders ſeyn kann. Doch die Frau vermag ja manches nicht zu faſſen, was ſich auf jener dunkeln Kehrſeite des Lebens begiebt, die ihr, will ſie Weib ſeyn, und des Weibes Ehre und Würde behaupten, fern, dunkel bleiben muß, und mit frommer Ergebung mag ſie daran glauben, was der Mann von der Gefahr jener Klippen, die er, ein kühner Pilot, umſchifft hat, erzählt, und nicht weiter forſchen! — Noch von anderm iſt hier aber die Rede. — Ach, ſo ſollte man, — iſt die Sinnenluſt der Jugend vorüber, ſind die grellen Bilder des Lebens verbleicht, — denn das Leben ſelbſt nicht mehr verſtehen, ſollte der Geiſt, iſt er ganz zugewendet dem ewigen Licht, doch nicht das reine Blau des Himmels ſchauen können, ohne daß aus dem Pfuhl des Irdiſchen dunkle Wolken und Gewitter aufſteigen? — Ach! — als mein Helms ſich um meinetwillen ſchlug, da war ich ein blühendes achtzehnjähriges

Mädchen, man nannte mich ſchön — man beneidete ihn. — Und Sie — Sie ſchlagen ſich für eine Matrone, für ein Verhältniß, das die leichtfertige Welt nicht zu faſſen vermag, das nichtswürdige Gottloſigkeit mit frechem Spott begeifert. — Nein, das darf, das ſoll nicht ſeyn! — Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, lieber Eugenius! wir müſſen uns trennen!" —

„Nimmermehr," ſchrie Eugenius, indem er der Profeſſorin zu Füßen ſtürzte und ihre Hände an ſeine Lippen drückte; „wie, meinen letzten Tropfen Blut ſollt' ich nicht verſpritzen für meine Mutter?" — Und nun beſchwor er die Profeſſorin unter den heißeſten Thränen, zu halten, was ſie verſprochen, nämlich, daß der Segen der Kirche ihn weihen ſolle zu ihrem Sohn! — „Doch ich Unglückſeliger," fuhr er dann plötzlich auf, „iſt nicht alles zerſtört, all' mein Hoffen, mein ganzes Lebensglück? Marcell iſt vielleicht ſchon todt — in der nächſten Minute ſchleppt man mich vielleicht in's Gefängniß." —

„Seyn Sie ruhig," ſprach die Profeſſorin, indem ein anmuthiges Lächeln die Verklärung des Himmels auf ihrem Antlitz verbreitete, „ſeyn Sie ruhig, mein lieber frommer Sohn! Marcell iſt außer aller Gefahr, der Stoß iſt ſo glücklich gegangen, daß durchaus gar keine edlen Theile verletzt ſind. Mehrere Stunden habe ich bei unſerm würdigen Rektor zugebracht. Er hat ſich mit dem Senior Ihrer Landsmannſchaft, mit dem Sekundanten, mit mehreren Studenten, die bei dem ganzen Vorfall zugegen waren, beſprochen. — „Das iſt keine gemeine alberne Rauferei," ſprach der edle Greis, „Eugenius konnte die tiefe Schmach nicht anders rügen, und Marcell auch nicht anders handeln. Ich habe nichts erfahren und werde jeder Angeberei zu begegnen wiſſen." —

Eugenius ſchrie laut auf vor Wonne und Entzücken, und hingeriſſen von dem Moment, in dem der Himmel ſelbſt durch ſeine ſchönſten Freuden den frommen Sinn des begeiſterten Jünglings zu verherrlichen ſchien, gab die Profeſſorin ſeinem Flehen nach, daß ihre Hochzeit in ganz kurzer Zeit gefeiert werden ſolle.

Am ſpäten Abend, als den Morgen darauf die Trauung in möglichſter Stille gefeiert werden ſollte, ließ ſich auf der Straße vor dem Hauſe der Profeſſorin ein dumpfes Murmeln und leiſes Kichern vernehmen. Es waren Studenten, die ſich verſammelten. Aufflammend im Grimm lief Eugenius nach ſeinem Rappier. Vor Schreck leichenblaß war die Profeſſorin keines Wortes mächtig. Da ſprach aber eine rauhe Stimme auf der Straße: Wollt ihr, ſo werde ich euch beiſtehn in dem ſaubern Ständchen, das ihr dem Brautpaar hier zu bringen im Sinn habt, aber morgen wird ſich dann auch Keiner weigern, mit mir ein Tänzchen zu machen, ſo lange als er ſich auf den Beinen aufrecht erhalten kann! —

Die Studenten ſchlichen einer nach dem andern ſtill fort. Eugenius aus dem Fenſter blickend, erkannte im Laternenſchimmer ſehr deutlich den Marcell, der mitten auf dem Pflaſter ſtand und nicht eher wich, bis der letzte der Verſammelten den Ort verlaſſen.

„Ich weiß nicht,“ ſprach die Profeſſorin, als die paar alten Freunde des verſtorbenen Helms, die der Trauung beigewohnt, fortgegangen waren, „ich weiß nicht, was unſerm Gretchen iſt, warum ſie geweint hat, wie im troſtloſeſten Schmerz. Gewiß glaubt das arme Kind, wir würden uns nun weniger um ſie kümmern. Nein! — mein Gretchen bleibt mein liebes Töchterlein!“ — So ſprach die Profeſſorin, und ſchloß Gretchen, die eben hereingetreten, in ihre Arme. „Ja,“ ſprach Eugenius, „Gretchen iſt unſer gutes liebes Kind, und mit der Botanik wird's auch noch recht gut gehen.“ Damit zog er ſie zu ſich hin, und drückte, was er ſonſt bei Leibe nicht gethan, einen Kuß auf ihre Lippen. Aber wie leblos ſank Gretchen in ſeinen Armen zuſammen.

„Was,“ rief Eugenius, „was haſt du, Gretchen? — Biſt du denn eine kleine Mimosa *), daß du zuſammenfährſt, wenn man dich anrührt?“

„Das arme Kind iſt gewiß krank, der feuchte kalte Dunſt in der Kirche hat ihr nicht wohlgethan;“ ſo ſprach die Profeſſorin, indem ſie der Kleinen die Stirne rieb mit ſtärkendem Waſſer. Gretchen ſchlug die Augen auf mit einem tiefen Seufzer, und meinte, es ſey ihr plötzlich geweſen, als bekäme ſie einen Stich in's Herz hinein, aber nun wäre alles vorüber. —

---

*) Mimosa pudica — Sinnpflanze. Die vierfach gefingert gefiederten Blätter ziehen oder legen ſich bei der geringſten Berührung zuſammen.

Drittes Kapitel.

Stilles Familienleben. Der Ausflug in die Welt. Der Spanier Fermino Valies. Warnungen eines verſtändigen Freundes.

Auf den Glockenſchlag fünf Uhr, wenn der letzte ſchöne Morgentraum von dem wohlerhaltenen Exemplar irgend einer ſeltnen Pflanze entflohen, verließ Eugenius ſein Lager, fuhr in den botaniſchen Schlafrock des Profeſſors und ſtudirte, bis ein feines Glöcklein ertönte. Dies geſchah Punkt ſieben Uhr, und war ein Zeichen, daß die Profeſſorin aufgeſtanden, ſich angekleidet, und daß der Kaffee in ihrem Zimmer bereit ſtand. In dies Zimmer begab ſich Eugenius, und ergriff, nachdem er zum Guten Morgen der Profeſſorin die Hand geküßt, ganz nach der Art, wie wohl ein frommes Kind die Mutter begrüßt, die Pfeife, die ſchon geſtopft auf dem Tiſche lag, und die er an dem Zidibus anzündete, den ihm Gretchen hinhielt. Unter freundlichem Geſpräch wurde es acht Uhr, dann ſtieg Eugenius hinab in den Garten oder in das Treibhaus, wie es nun eben Witterung und Jahreszeit geſtattete, wo er ſich mit botaniſcher Arbeit beſchäftigte bis eilf Uhr. Dann kleidete er ſich an und ſtand Punkt zwölf Uhr an dem gedeckten Tiſch, auf dem die Suppe dampfte. Die Profeſſorin war dann gar höchlich erfreut, wenn Eugenius bemerkte, daß der Fiſch die gehörige Würze, daß der Braten Saft und Kraft habe ꝛc. „Ganz,“ rief die Profeſſorin, „ganz wie mein Helms, der meine Küche zu loben pflegte, wie ſelten ein Ehemann, dem es manchmal überall ſchmeckt, nur nicht im Hauſe! — Ja, lieber Eugenius, Sie haben ganz und gar das heitre gute Gemüth meines Seligen!“ — Nun folgte ein Zug nach dem andern aus dem ſtillen einfachen Leben des Verſtorbenen, den die Profeſſorin beinahe geſchwätzig erzählte, und der den Eugenius, war ihm auch alles längſt bekannt, doch wieder auf's Neue rührte, und oft ſchloß ſich das einfache Mahl der kleinen Familie damit, daß die letzten Tropfen Weins auf das Andenken des Profeſſors getrunken wurden. Der Nachmittag glich dem Vormittage. Eugenius brachte ihn hin mit ſeinen Studien, bis um ſechs Uhr Abends die Familie ſich wieder verſammelte. Eugenius ertheilte dann ein paar Stunden hindurch, in Gegenwart der Profeſſorin, dem Gretchen Unterricht in dieſer, jener Wiſſenſchaft, dieſer, jener Sprache.

Um acht Uhr wurde gegeſſen, um zehn Uhr begab man ſich zur Ruhe. So war ein Tag dem andern völlig gleich und nur der Sonntag machte eine Ausnahme. Eugenius ging dann Vormittags ſtattlich gekleidet in dieſen, jenen Sonntagsrock des Profeſſors, von zuweilen etwas ſeltſamer Farbe und noch ſeltſamerem Schnitt, mit der Profeſſorin und Gretchen nach der Kirche, und Nachmittags wurde, erlaubt' es die Witterung, eine Spazierfahrt nach einem nicht fern von der Stadt gelegenen Dörfchen gemacht.

So dauerte das klöſterliche einfache Leben fort, aus dem ſich Eugenius nicht hinausſehnte, in dem ihm ſein ganzes Wirken und Seyn eingeſchloſſen ſchien. Wohl mag aber zehrender Krankheitsſtoff ſich im Innern gebären, wenn der Geiſt, ſeinen eigenen Organismus verkennend, im unſeligen Mißverſtändniß den Bedingungen des Lebens widerſtrebt. Krankheit zu nennen war nämlich die hypochondriſche Selbſtgenügſamkeit, zu der Eugenius ganzes Treiben erſtarrte, und die, immer mehr ihm ſeine unbefangene Heiterkeit raubend, ihn für alles, was außer ſeinem engen Kreiſe lag, kalt, ſchroff, ſcheu erſcheinen ließ. Da er niemals, außer an den Sonntagen, in Geſellſchaft ſeiner Gattin Mutter das Haus verließ, ſo kam er aus aller Berührung mit ſeinen Freunden; Beſuche vermied er auf das ſorglichſte, und ſelbſt Severs, ſeines alten treuen Freundes, Gegenwart beängſtete ihn ſo ſichtlich, daß dieſer auch wegblieb.

„Es iſt nun einmal ſo mit dir gekommen, du biſt und mußt nun todt ſeyn für uns. — Ein Erwachen würde dich erſt recht tödten!“ —

So ſprach Sever, als er das letztemal den verlornen Freund verließ, dem es gar nicht einmal einfiel, darüber nachzudenken, was Sever mit jenen Worten wohl habe ſagen wollen.

Die Spuren des geiſtigen Verkränkelns zeigten ſich auch bald auf Eugenius todbleichem Antlitz. Alles Jugendfeuer in den Augen war erloſchen, er ſprach die matte Sprache des Engbrüſtigen, und ſah man ihn in dem Ehrenkleide des Profeſſors, ſo mußte man glauben, der Alte wolle den Jüngling hinaustreiben aus ſeinem Rock und ſelbſt wieder hineinwachſen. Vergebens forſchte die Profeſſorin, ob der Jüngling, um den ihr bangte, ſich körperlich krank fühle und des Arztes bedürfe; er verſicherte indeſſen, daß er ſich niemals wohler gefühlt. —

Eugenius ſaß eines Tages in der Gartenlaube, als die Profeſſorin hineintrat, ſich ihm gegenüber ſetzte und ihn ſtillſchweigend betrachtete. Eugenius ſchien, in ein Buch vertieft, ſie kaum zu bemerken.

„Das," begann endlich die Profeſſorin, „das habe ich nicht gewollt, nicht gedacht, nicht geahnt!"

Eugenius fuhr, beinahe erſchreckt durch den fremdartigen ſcharfen Ton, in dem die Profeſſorin jene Worte ſprach, von ſeinem Sitze auf.

„Eugenius," fuhr die Profeſſorin ſanfter und milder fort, „Eugenius, Sie entziehen ſich der Welt ganz und gar, es iſt Ihre Lebensweiſe, die Ihre Jugend verſtört! Ich, meinen Sie, ſollte nicht tadeln, daß Sie in klöſterlicher Einſamkeit ſich einſchließen in das Haus, daß Sie ganz mir und der Wiſſenſchaft leben, aber es iſt dem nicht ſo. Fern ſey von mir der Gedanke, daß Sie Ihre ſchönſten Jahre einem Verhältniß opfern ſollten, das Sie mißverſtehen, indem Sie dies Opfer bringen. Nein, Eugenius, hinaus ſollen Sie in das Leben treten, das Ihrem frommen Sinn nie gefährlich werden kann."

Eugenius verſicherte, daß er gegen alles, was außer dem kleinen Kreiſe, der ſeine einzige Heimath ſey, liege, einen innern Abſcheu hege, daß er ſich wenigſtens unter den Menſchen beängſtigt, unbehaglich fühlen werde, und daß er auch am Ende gar nicht wiſſe, wie er es anfangen ſolle, hinauszutreten aus ſeiner Einſamkeit.

Die Profeſſorin, ihre gewohnte Freundlichkeit wieder gewinnend, ſagte ihm nun, daß der Profeſſor Helms eben ſo wie er das einſame, ganz den Studien gewidmete Leben geliebt, daß er aber demunerachtet ſehr oft und in ſeinen jüngern Jahren beinahe täglich ein gewiſſes Kaffeehaus beſucht, in dem ſich meiſtens Gelehrte, Schriftſteller, vorzüglich aber Fremde einzufinden pflegten. So ſey er ſtets mit der Welt, mit dem Leben in Berührung geblieben, und oft habe er dort durch mancherlei Mittheilungen reichlich geerndtet für ſeine Wiſſenſchaft. Ein gleiches ſolle Eugenius thun.

Hätte die Profeſſorin nicht darauf beſtanden, ſchwerlich wäre Eugenius dazu gekommen, ſich wirklich hinauszuwagen aus ſeiner Klauſe.

Das Kaffeehaus, deſſen die Profeſſorin gedachte, war in der That der Sammelplatz der ſchriftſtelleriſchen Welt, und nebenher der Ort, den Fremde zu beſuchen pflegten, ſo daß in den Abendſtunden ein buntes Gewühl in den Sälen auf- und abwogte.

Man kann denken, wie ſeltſam dem Klausner Eugenius zu Muthe war, als er zum erſtenmal ſich in dieſem Gewühle befand. Doch fühlte er ſeine Beklommenheit weichen, als er gewahrte, daß niemand ſich um ihn kümmerte. Immer unbefangener geworden, trieb er es bis zu der Keckheit, irgend eine Erfriſchung bei einem müßig daſtehenden Kellner zu beſtellen, bis in's Tabakzimmer zu dringen, Platz zu nehmen in einer Ecke und den mannigfachen Geſprächen zuhorchend, wirklich ſelbſt ſeiner Lieblingsneigung gemäß eine Pfeife zu rauchen. Nun erſt gewann er eine gewiſſe Haltung, und von dem luſtigen lauten Treiben um ihn her auf ihm fremde Weiſe erregt, blies er, ganz fröhlich und guter Dinge, die blauen Wolken vor ſich her.

Dicht neben ihm nahm ein Mann Platz, deſſen Bildung und Anſtand den Fremden verrieth. Er ſtand in der Blüthe des männlichen Alters, mehr klein als groß, war er ſehr wohl geſtaltet, jede ſeiner Bewegungen raſch und geſchmeidig, ſein Antlitz voll eigenthümlichen Ausdrucks. — Es war ihm unmöglich, ſich mit dem herbeigerufenen Kellner zu verſtändigen, je mehr er ſich deshalb mühte, je mehr er in Hitze gerieth und Zorn, deſto wunderlicher wurde das Deutſch, das er herausſtotterte. Endlich rief er auf Spaniſch: Der Menſch tödtet mich mit ſeiner Dummheit. Eugenius verſtand das Spaniſche ſehr gut und ſprach es ſo ziemlich. Aller Blödigkeit entſagend, nahte er ſich dem Fremden und erbot ſich, den Dolmetſcher zu machen. Der Fremde ſchaute ihn an mit durchbohrendem Blick. Dann verſicherte er aber, indem eine anmuthige Freundlichkeit in ſeinem Geſichte aufglänzte, daß er es für ein beſonderes Glück halte, auf Jemanden zu treffen, der ſeine Mutterſprache rede, die ſo ſelten geſprochen werde, unerachtet ſie wohl die herrlichſte ſey, die es gäbe. Er rühmte Eugenius Ausſprache und ſchloß damit, daß die Bekanntſchaft, die er der Gunſt des Zufalls verdanke, feſter geknüpft werden müſſe, welches nicht beſſer geſchehen könne, als bei einem Glaſe des geiſtigen feurigen Weins, der auf dem vaterländiſchen Boden wachſe.

Eugenius erröthete über und über wie ein verſchämtes Kind; als er indeſſen ein paar Gläſer von dem Xeres getrunken, den der Fremde hatte bringen laſſen, fühlte er mit der behaglichen Wärme, die ſein Inneres durchſtrömte, eine ganz beſondere Luſt an des Fremden lebensheiterm Geſpräch.

„Er möge," begann endlich der Fremde, nachdem er den Eugenius einen Augenblick ſtillſchweigend betrachtet, „er möge es ihm nicht übel deuten, wenn er nun geſtehe, daß bei dem erſten Blick er ſich über ſein Aeußeres gar verwundert. Sein jugendliches Geſicht, ſeine ganze Bildung ſtehe nämlich mit ſeiner bis zum Bizarren altfränkiſchen Kleidung in ſolch wunderlichem Widerſpruch, daß er ganz beſondere Beweggründe vermuthen müſſe, die ihn nöthigten, ſich auf dieſe Weiſe zu verunſtalten."

Eugenius erröthete auf's Neue, denn einen flüchtigen Blick auf ſeinen zimmtfarbnen Aermel mit den goldbeſponnenen Knöpfen auf dem Aufſchlag werfend, fühlte er ſelbſt lebhaft, wie ſeltſam er abſtechen müſſe gegen alle, die im Saal befindlich, vorzüglich aber gegen den Fremden, der nach der letzten Mode ſchwarz gekleidet, mit der feinſten, blendend weißen Wäſche, mit dem Bruſtnadelbrillant, die Eleganz ſelbſt ſchien.

Ohne Eugenius Antwort abzuwarten, fuhr der Fremde fort, „daß es durchaus außer ſeinem Charakter läge, jemanden ſeine Lebensverhältniſſe abzufragen, indeſſen flöße ihm Eugenius ein ſolches hohes Intereſſe ein, daß er nicht umhin könne, ihm zu geſtehen, wie er ihn für einen jungen, vom Unglück, von drückender Sorge verfolgten Gelehrten halte. Sein blaſſes, abgehärmtes Geſicht ſpräche dafür, und das altfränkiſche Kleid ſey gewiß das Geſchenk irgend eines alten Mäzens, das er in Ermangelung eines andern zu tragen gezwungen. Er könne und wolle helfen, er ſehe ihn für ſeinen Landsmann an, und nur darum bitte er, alle engherzigen Rückſichten bei Seite zu ſetzen und ſo offen zu ſeyn, als er es gegen den innigſten, bewährteſten Freund ſeyn würde."

Eugenius erröthete zum dritten Mal, nun aber in dem bittern Gefühl, ja beinahe im Zorn über das Mißverſtändniß, das der unglückſelige Rock des alten Helms vielleicht nicht bei dem Fremden allein, ſondern bei allen Anweſenden veranlaßt. Eben dieſer Zorn löſte ihm aber Herz und Zunge. Er eröffnete dem Fremden ſein ganzes Verhältniß, er ſprach von der Profeſſorin mit dem Enthuſiasmus, den ihm die wahre kindliche Liebe zu der alten Frau einflößte, er verſicherte, daß er der glücklichſte Menſch ſey auf Erden, daß er wünſche, ſeine jetzige Lage möge fortdauern, ſo lange er lebe.

Der Fremde hatte ſehr aufmerkſam alles angehört; dann ſprach er mit bedeutendem, ſcharfen Ton: „Ich lebte auch einmal einſam, viel einſamer als Sie, und glaubte in dieſer Einſamkeit, die Andere troſtlos genannt hätten, daß das Schickſal keinen Anſpruch mehr an mich habe. Da rauſchten die Wogen des Lebens laut auf und mich ergriff ihr Strudel, der mich hinabzureißen drohte in den Abgrund. Doch bald hob ich, ein kühner Schwimmer, mich hoch empor und ſegle nun fröhlich und freudig daher auf ſilberheller Fluth, und fürchte nicht mehr die hoffnungsloſe Tiefe, die das Spiel der Wellen verbirgt. Nur auf der Höhe verſteht man das Leben, deſſen erſter Anſpruch iſt, daß man ſeine Luſt genieße. Und auf den heitern, hellen Lebensgenuß wollen wir die Gläſer leeren!“

Eugenius ſtieß an, ohne daß er den Fremden ganz verſtanden. Seine Worte, in dem ſonoren Spaniſch geſprochen, klangen ihm wie fremde, aber recht in's Innere hineintönende Muſik. Er fühlte ſich zu dem Fremden hingezogen auf beſondere Weiſe, ſelbſt wußte er nicht warum.

Arm in Arm verließen die neuen Freunde das Kaffeehaus. In dem Augenblick, als ſie auf der Straße ſich trennten, kam Sever, der, als er Eugenius erblickte, voll Erſtaunen ſtehen blieb.

„Sage,“ ſprach Sever, „ſage mir um des Himmels willen, was hat das zu bedeuten? Du auf dem Kaffeehauſe? Du vertraulich mit einem Fremden? — Und noch dazu ſiehſt du ganz erregt, erhitzt aus, als hätteſt du ein Glas Wein zu viel getrunken!“

Eugenius erzählte wie alles gekommen, wie die Profeſſorin darauf beſtanden, daß er das Kaffeehaus beſuchen ſolle, wie er dann die Bekanntſchaft des Fremden gemacht.

„Was doch,“ rief Sever, „was doch die alte Profeſſorin für einen Scharfſinn hat für's Leben! In der That, ſie ſieht ein, daß der Vogel flügge geworden, und läßt ihn ſich verſuchen im Fliegen! — O der klugen, weiſen Frau!“

„Ich bitte dich,“ erwiederte Eugenius, „ſchweige von meiner Mutter, die nichts will als mein Glück, meine Zufriedenheit, und deren Güte ich eben die Bekanntſchaft des herrlichen Mannes verdanke, der mich ſo eben verließ.“

„Des herrlichen Mannes?“ unterbrach Sever den Freund. „Nun, was mich betrifft, ich traue dem Kerl nicht über den Weg. Er iſt übrigens ein Spanier und Sekretair des ſpaniſchen Grafen Angelo Mora, der ſeit Kurzem angekommen und das ſchöne Landhaus vor der

Stadt bezogen hat, das ſonſt, wie du weißt, dem bankerott gewordenen Bankier Overdeen gehörte. — Doch, das wirſt du ſchon alles wiſſen von ihm ſelbſt.“

„Mit nichten,“ erwiederte Eugenius, „mir fiel es nicht ein, ihn nach Stand und Namen zu fragen.“

„Das iſt,“ ſprach Sever lachend weiter, „das iſt der wahre Weltbürgerſinn, wackrer Eugenius! — Der Kerl heißt Fermino Valies und iſt ganz gewiß ein Spitzbube, denn ſo oft ich ihn ſah, fiel mir an ihm ein gewiſſes heimtückiſches Weſen auf, und dann traf ich ihn ſchon auf ganz beſonderen Wegen. — Hüte dich — nimm dich in Acht, o mein frommer Profeſſorsſohn!“

„Nun merk' ich wohl,“ ſprach Eugenius voller Unmuth, „daß du es darauf abgeſehen haſt, mich durch deine liebloſen Urtheile zu kränken, zu ärgern, aber du ſollſt mich nicht irre machen; die Stimme, die in meinem Innern ſpricht, die iſt es, der ich allein traue, der ich allein folge.“

„Füge es,“ erwiederte Sever, „füge es der Himmel, daß deine innere Stimme kein falſches Orakel ſeyn mag!“ — —

Eugenius vermochte erſt ſelbſt nicht zu begreifen, wie es geſchehen können, daß er dem Spanier in den erſten Augenblicken der Bekanntſchaft ſein ganzes Innere erſchloſſen, und hatte er der Macht des Augenblicks die ſeltſame Aufregung zugeſchrieben, in der er ſich befunden, ſo mußte er nun, da das Bild des Fremden in ſeiner Seele unverwiſcht feſt ſtand, es ſich ſelbſt geſtehen, daß das Geheimnißvolle, ja Wunderbare, wie es in dem ganzen Weſen des Fremden ſich kund that, mit wahrer Zauberkraft auf ihn gewirkt, und eben dieſes Weſen ſchien ihm die Urſache des ſeltſamen Mißtrauens zu ſeyn, das Sever wider den Spanier hegte.

Andern Tages, als Eugenius ſich wieder auf dem Kaffeehauſe einfand, ſchien ihn der Fremde mit Ungeduld erwartet zu haben. Unrecht, meinte er, ſey es geweſen, daß er geſtern Eugenius Vertrauen nicht erwiedert und nicht auch von ſeinen Lebensverhältniſſen zu ihm geſprochen. Er nenne ſich Fermino Valies, ſey Spanier von Geburt und zur Zeit Sekretair des ſpaniſchen Grafen Angelo Mora, den er in Augsburg getroffen und mit dem er hergekommen. Das Alles habe er ſchon geſtern von einem ſeiner Freunde, Namens Sever, erfahren, erwiederte Eugenius. Da flammte ein glühend Roth plötzlich auf des Spaniers Wangen und verſchwand eben ſo ſchnell. Dann ſprach er mit ſtechendem Blick und beinahe bitter höhnendem Ton: „Nicht glauben konnt' ich, daß Leute, um die ich mich nie gekümmert, mir die Ehre erzeigen würden, mich zu kennen. Doch glaub' ich ſchwerlich, daß Ihr Freund Ihnen mehr über mich wird ſagen können, als ich ſelbſt.“ — Fermino Valies vertraute nun ohne Hehl ſeinem neuen Freunde, daß er, kaum der Knabenzeit entwachſen, verführt durch die boshafte Argliſt mächtiger Verwandten, in ein Kloſter gegangen und Gelübde gethan, gegen die ſich ſpäter ſein Innerſtes empört. Ja, bedroht von der Gefahr, in immerwährender namenloſer Marter hoffnungslos hinzuſiechen, habe er dem Drange nicht widerſtehen können, ſich in Freiheit zu ſetzen, und ſey, als die Gunſt des Schickſals ihm eine Gelegenheit dazu dargeboten, entflohen aus dem Kloſter. Lebendig, mit den glühendſten Farben, ſchilderte nun Fermino das Leben in jenem ſtrengen Orden, deſſen Regel der erfinderiſche Wahnſinn des höchſten Fanatismus geſchaffen, und um ſo greller ſtach dagegen das Bild ab, das er von ſeinem Leben in der Welt aufſtellte, und das ſo reich und bunt war, wie man es nur bei einem geiſtvollen Abentheurer vorausſetzen kann.

Eugenius fand ſich wie von Zauberkreiſen umfangen, er glaubte in dem magiſchen Spiegel des Traums eine ihm neue Welt voll glänzender Geſtalten zu erblicken, und unbemerkt erfüllte ſeine Bruſt die Sehnſucht, ſelbſt dieſer Welt anzugehören. Er gewahrte, daß ſeine Verwunderung über manches, vorzüglich aber dieſe, jene Frage, die er unwillkürlich dazwiſchen warf, dem Spanier ein Lächeln entlockte, das ihm Schaamröthe in's Geſicht trieb. Ihm kam der niederſchlagende Gedanke, daß er in Mannesjahren ein Kind geblieben!

Nicht fehlen konnte es, daß der Spanier mit jedem Tage mehr Herrſchaft gewann über den unerfahrnen Eugenius. So wie nur die gewöhnliche Stunde ſchlug, eilte Eugenius nach dem Kaffeehauſe und blieb länger und länger, da ihm, mochte er es ſich ſelbſt auch nicht geſtehen, vor der Rückkehr aus heitrer Welt in die häusliche Einöde graute. Fermino wußte den kleinen Kreis, in dem er ſich bis jetzt mit ſeinem neuen Freunde bewegt, geſchickt zu erweitern. Er beſuchte mit Eugenius das Theater, die öffentlichen Spaziergänge, und gewöhnlich endeten ſie den Abend in irgend einer Reſtauration, wo hitzige Getränke die aufgeregte Stimmung, in der ſich Eugenius befand, bald bis zur Ausgelaſſenheit ſteigerten. Spät in der Nacht kam er nach Hauſe, warf ſich auf's Lager, nicht um wie ſonſt ruhig zu ſchlafen, ſondern um ſich hinzugeben verwirrten Träumen, die ihm oft Gebilde vorüberführten, vor denen er ſich früher entſetzt haben würde. — Matt und abgeſpannt, unfähig zu wiſſenſchaftlicher Arbeit, fühlte er ſich dann am Morgen, und erſt wann die Stunde ſchlug, in der er den Spanier zu ſehen gewohnt, kamen alle Geiſter des wildverſtörten Lebens in ihm zurück, die unwiderſtehlich ihn forttrieben.

Eben zu ſolcher Stunde, als Eugenius wieder forteilen wollte nach dem Kaffeehauſe, guckte er, wie er zu thun gewohnt, in das Zimmer der Profeſſorin, um flüchtig Abſchied zu nehmen.

„Treten Sie herein, Eugenius, ich habe mit Ihnen zu reden!“ So rief ihm die Profeſſorin entgegen, und in dem Ton, mit dem ſie dieſe Worte ſprach, lag ſo viel ſtrenger, ganz ungewohnter Ernſt, daß Eugenius feſtgebannt wurde von jäher Beſtürzung.

Er trat in's Zimmer; nicht ertragen konnte er den Blick der Alten, in dem ſich tiefer Verdruß mit niederbeugender Würde paarte.

Mit ruhiger Feſtigkeit hielt nun die Profeſſorin dem Jüngling vor, wie er ſich nach und nach zu einer Lebensart verlocken laſſen, die alle Ehrbarkeit, alle gute Sitte und Ordnung verhöhne, und ihn über kurz oder lang in's Verderben ſtürzen werde.

Wohl mochte es ſeyn, daß die Alte, die Bedingniſſe des Jugendlebens zu ſehr nach der Sitte älterer frömmerer Zeit abwägend, in ihrer langen und bisweilen zu heftig werdenden Strafpredigt das richtige Maaß überſchritt. So mußte es aber kommen, daß das Gefühl des Unrechts, das erſt den Jüngling erfaßt hatte, unterging in dem bittern Unmuth, den die immer mächtiger werdende Ueberzeugung, wie er ſich doch niemals einem eigentlich ſträflichen Hange überlaſſen, in ihm erregte. Wie es denn zu geſchehen pflegt, daß der Vorwurf, der nicht ganz trifft in's Innerſte hinein, von der Bruſt des Schuldigen wirkungslos abprallt.

Als die Profeſſorin ihre Strafpredigt endlich ſchloß mit einem kalten, beinahe verächtlichen: „Doch! gehen Sie, thun Sie, was Sie wollen!“ da kam ihm der Gedanke, wie er in Mannesjahren ein Kind geblieben, mit erneuter Stärke zurück. — „Armſeliger Schulknabe! wirſt du nie der Zuchtruthe entrinnen?“ — So ſprach eine Stimme in ſeinem Innern! — Er rannte von dannen.

Viertes Kapitel.

Der Garten des Grafen Angelo Mora. Eugenius Entzücken und Gretchens Schmerz. Die gefährliche Bekanntſchaft.

Ein von dem tiefſten Unmuth, von den widerſprechendſter Gefühlen beſtürmtes Gemüth verſchließt gern ſich in ſich ſelbſt, und ſo geſchah es denn auch, daß Eugenius, als er ſchon vor dem Kaffeehauſe ſich befand, ſtatt hineinzutreten, ſich ſchnell entfernte, unwillkürlich hinauslaufend in's Freie.

Er gelangte vor das breite Gitterthor eines Gartens, aus dem ihm balſamiſche Düfte entgegenſtrömten. Er ſchaute hinein und blieb im tiefſten Erſtaunen feſtgewurzelt ſtehen.

Ein mächtiger Zauber ſchien die Bäume, die Gebüſche der entfernteſten verſchiedenſten Zonen hieher verſetzt zu haben, die im bunteſten Gemiſch der ſeltſamſten Farben und Geſtaltungen üppig prangten, wie dem heimathlichen Boden entſproſſen. Die breiten Gänge, die den magiſchen Wald durchſchnitten, faßten fremde Gewächſe, Stauden ein, die Eugenius nur dem Namen, der Abbildung nach gekannt, und ſelbſt Blumen, die er wohl gezogen im eignen Treibhauſe, erblickte er hier in einer Fülle und Vollendung, wie er ſie nie geahnet. Durch den Mittelgang konnte er hinſchauen bis zu einem großen runden Platz, in deſſen Mitte aus einem Marmorbecken ein Triton Kryſtallſtrahlen hoch in die Höhe ſpritzte. Silberpfauen ſtolzirten daher, Goldfaſane badeten ſich in dem Feuer der Abendſonne. — Nicht gar zu fern vom Thor blühte eine Datura fastuosa (ſchöner Stechapfel) mit ihren herrlich duftenden großen trichterförmigen Blumen, in ſolch glanzvoller Pracht, daß Eugenius mit Schaam an die ärmliche Geſtaltung dachte, die daſſelbe Gewächs in ſeinem Garten zeigte. Es war das Lieblingsgewächs der Profeſſorin, und allen Unmuth vergeſſend, dachte Eugenius eben: Ach! — könnte die gute Mutter ſolch' eine Datura in den Garten bekommen! — Da ſchwebten, wie von den Abendlüſten getragen, ſüße Akkorde eines unbekannten Inſtruments aus den fernen Zaubergebüſchen, und leuchtend ſtiegen die wunderbaren Himmelstöne einer weiblichen Stimme empor. — Es war eine jener Melodien, die nur die Liebesbegeiſterung des Südens aus der tiefſten Bruſt hervorzurufen vermag, es war eine ſpaniſche Romanze, die die Verborgene ſang.

Aller ſüße namenloſe Schmerz der innigſten Wehmuth, alle Gluth inbrünſtiger Sehnſucht erfaßte den Jüngling, er gerieth in eine Trunkenheit der Sinne, die ihm ein unbekanntes fernes Zauberland voll Traum und Ahnung erſchloß. Er war auf die Kniee geſunken und hatte den Kopf feſt angedrückt an die Stäbe des Gitters.

Tritte, die ſich dem Gatterthor nahten, ſcheuchten ihn auf, und er entfernte ſich ſchnell, um in ſeinem aufgeregten Zuſtande nicht von Fremden überraſcht zu werden. —

Unerachtet die Dämmerung ſchon eingebrochen, fand Eugenius doch noch Gretchen im Garten mit den Pflanzen beſchäftigt.

Ohne aufzublicken ſprach ſie mit leiſer ſchüchterner Stimme: Guten Abend, Herr Eugenius! — „Was iſt dir,“ rief Eugenius, dem des Mädchens ſeltſame Beklommenheit auffiel, „was iſt dir, Gretchen? — Schau mich doch an!“

Gretchen blickte zu ihm auf, aber in dem Augenblick quollen ihr auch die hellen Thränen aus den Augen.

„Was iſt dir, liebes Gretchen,“ wiederholte Eugenius, indem er des Mädchens Hand faßte. Aber da ſchien ein jäher Schmerz des Mädchens Inneres zu durchzucken. Alle Glieder bebten, die Bruſt flog auf und nieder, ihr Weinen brach aus in heftiges Schluchzen.

Ein wunderbares Gefühl, wohl mehr als Mitleid, durchdrang den Jüngling.

„Um des Himmels willen,“ ſprach Eugenius in der ſchmerzlichſten Theilnahme, „um des Himmels willen, was haſt du, was iſt dir geſchehen, mein liebes Gretchen? — Du biſt krank, ſehr krank! — Komm, ſetze dich, vertraue mir alles!“

Damit führte Eugenius das Mädchen auf eine Gartenbank, ſetzte ſich zu ihr und wiederholte, indem er ihre Hand leiſe drückte: „Vertraue mir alles, mein liebes Gretchen!“

Dem Roſenſchimmer des erwachten Morgens gleich, brach ein holdes Lächeln durch des Mädchens Thränen. Sie ſeufzte tief, der Schmerz ſchien gebrochen und das Gefühl unbeſchreiblicher Luſt, ſüßer Wehmuth ſie zu durchdringen.

„Ich bin,“ lispelte ſie leiſe mit niedergeſchlagenen Augen, „ich bin wohl ein dummes, einfältiges Ding, und es iſt alles nur Einbildung, lauter Einbildung! — Und doch," rief ſie dann ſtärker, indem ihr Thränen wieder aus den Augen ſtürzten, „und doch iſt es ſo — doch iſt es ſo!"

„So faſſe," ſprach Eugenius ganz beſtürzt, „ſo faſſe dich doch nur, liebes Gretchen, und erzähle, vertraue mir, was dir denn Böſes geſchehen, was dich ſo tief erſchüttert hat."

Endlich kam Gretchen zu Worten. Sie erzählte, wie in Eugenius Abweſenheit ein fremder Mann plötzlich durch die Thüre, die ſie zu verriegeln vergeſſen, in den Garten getreten und ſehr eifrig nach ihm gefragt habe. Der Mann habe in ſeinem ganzen Weſen was Beſonderes gehabt, ſie aber mit ſolchen ſeltſamen, feurigen Augen angeblickt, daß ihr es ganz eiskalt durch alle Glieder gefahren ſey und ſie vor lauter Angſt und Bangigkeit kaum ein Glied rühren können. Dann habe der Mann ſich im ganz wunderlichen Worten, die ſie, da er überhaupt gar kein rechtes Deutſch geſprochen, kaum verſtanden, nach dieſem, jenem erkundigt, und zuletzt gefragt — hier ſtockte Gretchen plötzlich, indem ihre Wangen Feuerlilien glichen. Als nun aber Eugenius in ſie drang, alles, alles herauszuſagen, erzählte ſie weiter, daß der Fremde ſie gefragt, ob ſie nicht dem Herrn Eugenius recht gut ſey. Recht aus der Seele habe ſie erwiedert: O ja, recht von Herzen! Da ſey der Fremde dicht an ſie herangetreten und habe ſie wieder mit jenem abſcheulichen Blick ordentlich durchbohrt, ſo daß ſie die Augen niederſchlagen müſſen. Noch mehr! recht frech und unverſchämt habe der Fremde ſie auf die Wangen geklopft, die ihr vor lauter Angſt und Bangigkeit gebrannt, dabei geſagt: du niedliche hübſche Kleine, ja recht gut ſeyn, recht gut ſeyn! und dann ſo hämiſch gelacht, daß ihr das Herz im Leibe gezittert. In dem Augenblick ſei die Frau Profeſſorin an's Fenſter getreten, und der Fremde habe gefragt: ob das die Frau Gemahlin des Herrn Eugenius ſey, und als ſie erwiedert: ja, es ſey die Mutter, recht höhniſch gerufen: Ei, die ſchöne Frau! — Du biſt wohl eiferſüchtig, Kleine? — hierauf wieder ſo hämiſch und argliſtig gelacht, wie ſie es nie von einem Menſchen gehört, dann aber, nachdem er die Frau Profeſſorin nochmals recht ſcharf in's Auge gefaßt, ſich ſchnell aus dem Garten entfernt.

„Aber," ſprach nun Eugenius, „aber in dieſem Allen, liebes Gretchen, finde ich noch gar nichts, das dich ſo tief, ſo gar ſchmerzlich hätte betrüben können."

„O Herr,“ brach Gretchen los, „o Herr des Himmels, wie oft hat die Mutter mir geſagt, daß Teufel in menſchlicher Geſtalt auf der Erde umherwandelten, die überall Unkraut unter den Weizen ſäeten, die den Guten allerlei verderbliche Schlingen legten! — O gütiger Gott! — der Fremde, er war der Teufel, der —“

Gretchen ſtockte. Eugenius hatte gleich gemerkt, daß der Fremde, der Gretchen im Garten überraſcht, niemand anders geweſen ſeyn konnte, als der Spanier Fermino Valies, und wußte nun recht gut, was Gretchen ſagen wollte.

Nicht wenig darüber betreten, fragte er nun kleinmüthig: ob er ſich denn wirklich ſeit einiger Zeit in ſeinem Betragen geändert habe?

Da ſtrömte Alles heraus, was Gretchen in der Bruſt verſchloſſen. Sie hielt dem Jüngling vor, daß er jetzt im Hauſe ſtets trübe, in ſich verſchloſſen, wortkarg, ja zuweilen ſo ernſt und finſter ſey, daß ſie es gar nicht wage, ihn anzureden. Daß er keinen Abend mehr ſie ſeines Unterrichts würdige, der ihr ach ſo lieb, ja wohl das Beſte geweſen, was ſie auf der Welt gehabt. Daß er gar keine Freude mehr an den ſchönen Gewächſen und Blumen habe — ach! daß er geſtern auf die ſo herrlich blühenden Balſaminen, die ſie allein ſo ſorgſam gezogen, auch nicht einen Blick geworfen, daß er überhaupt gar nicht mehr der liebe gute —

Ein Thränenſtrom erſtickte Gretchens Worte.

„Sey ruhig, laß keine thörichten Einbildungen in dir aufkommen, mein gutes Kind!“ — So wie Eugenius dieſe Worte ſprach, fiel ſein Blick auf Gretchen, die ſich von der Bank, auf der ſie geſeſſen, erhoben, und als zerſtreuten ſich plötzlich Zaubernebel, die ihn geblendet, gewahrte er nun erſt, daß nicht ein Kind, daß eine ſechszehnjährige Jungfrau in der höchſten Anmuth des entfalteten Jugendreizes vor ihm ſtand. — In ſeltſamer Ueberraſchung vermochte er nicht weiter zu reden. Endlich ſich ermannend, ſprach er leiſe: „Sey ruhig, mein gutes Gretchen, es wird noch alles anders werden,“ und ſchlich aus dem Garten in's Haus die Treppe hinauf.

Hatte Gretchens Schmerz, ihr Abſcheu gegen den Fremden, des Jünglings Bruſt auf beſondere Weiſe bewegt, ſo war eben deshalb ſein Groll gegen die Profeſſorin geſtiegen, der er in ſeiner Bethörung allein Gretchens Gram und Leid zuſchrieb.

Als er nun zur Profeſſorin hineintrat, und dieſe ihn anreden wollte, unterbrach er ſie mit den heftigſten Vorwürfen, daß ſie dem jungen Mädchen allerlei abgeſchmacktes Zeug in den Kopf geſetzt und über ſeinen Freund, den Spanier Fermino Valies, geurtheilt habe, den ſie gar nicht kenne und niemals kennen werde, da der Maaßſtab einer alten Profeſſorsfrau zu klein ſey für wahrhaft lebensgroße Geſtaltungen.

„So weit iſt es gekommen!“ rief die Profeſſorin mit dem ſchmerzlichſten Ton, indem ſie die Augen, die gefalteten Hände gen Himmel erhob.

„Ich weiß nicht,“ ſprach Eugenius verdrießlich, „ich weiß nicht, was Sie damit meinen, aber mit mir iſt es wenigſtens noch nicht ſo weit gekommen, daß ich mit dem Teufel Gemeinſchaft gemacht!“ —

„Ja!“ rief die Profeſſorin mit erhöhter Stimme, „ja, in des Teufels Schlingen ſind Sie, Eugenius! Schon hat der Böſe Macht über Sie, ſchon ſtreckt er ſeine Krallen aus, Sie hinabzureißen in den Pfuhl ewigen Verderbens! — Eugenius! laſſen Sie ab von dem Teufel und ſeinen Werken, es iſt Ihre Mutter, die Sie bittet, beſchwört“ —

„Soll ich,“ unterbrach Eugenius die Profeſſorin erbittert, „ſoll ich begraben ſeyn in dieſen öden Mauern? — ſoll ich freudenlos das kräftigſte Leben des Jünglings hinopfern? — Sind die harmloſen Vergnügungen, die die Welt darbietet, Werke des Teufels?“

„Nein,“ rief die Profeſſorin, indem ſie ermattet in einen Stuhl ſank, „nein, nein, aber —“ In dem Augenblick trat Gretchen herein, und fragte, ob die Profeſſorin, ob Eugenius nicht zu Nacht eſſen wolle, alles ſey bereit.

Sie ſetzten ſich zu Tiſche, ſtumm und düſter, keines Wortes mächtig vor den feindlichen Gedanken, die das Innere erfüllten. —

Am frühen Morgen erhielt Eugenius ein Billet von Fermino Valies des Inhalts:

> Sie waren geſtern am Gatterthor unſers Gartens. Warum traten Sie nicht hinein? Zu ſpät hat man Sie bemerkt, um Sie einzuladen. Nicht wahr, Sie haben ein kleines Eden für Botaniker geſchaut? — Heute gegen Abend erwartet Sie an demſelben Gatterthor
>
> Ihr innigſter Freund
> Fermino Valies.

Nach dem Bericht der Köchin hatte das Billet ein furchtbarer, ganz ſchwarzer Menſch überbracht, wahrſcheinlich ein mohriſcher Diener des Grafen.

Eugenius fühlte ſein ganzes Herz aufgehen bei dem Gedanken, daß er nun eintreten ſollte in das Paradies voll herrlichen Zaubers. Er hörte die Himmelstöne, die den Gebüſchen entſtiegen, und ſeine Bruſt bebte vor Inbrunſt und Verlangen. Zerronnen war aller Unmuth in dem luſterfüllten Gemüth.

Bei Tiſche erzählte er, wo er geweſen und wie der Garten des Bankiers Overdeen vor dem Thore, den der Graf Angelo Mora beſitze, ſich ganz und gar verändert habe, und jetzt ein wahrer botaniſcher Zaubergarten ſey. Gütig wolle ihn heute Abend ſein Freund Fermino Valies hineinführen, und er werde nun Alles mit leiblichen Augen in der Natur ſchauen, was er ſonſt nur aus Beſchreibungen und Bildern gekannt. Weitläuftig ſprach er nun über alle wunderbare, fernen Zonen entrückte Bäume und Büſche, nannte ihre Namen, gab ſein tiefſtes Erſtaunen darüber zu erkennen, wie ſie das heimathliche Clima hätten entbehren und hier aufgezogen werden können. Dazu kam er auf die Sträucher, auf die Stauden, auf die Gewächſe, und verſicherte, daß alles in dieſem Garten ganz fremdartig und ungewöhnlich ſey, daß er z. B. in ſeinem Leben keine ſolche Datura fastuosa geſehen, wie ſie im Garten blühe. Der Graf müſſe geheimnißvoller Zaubermittel mächtig ſeyn, denn gar nicht zu begreifen wäre ſonſt, wie dies Alles in der kurzen Zeit, während der Graf ſich hier aufhalte, habe bewerkſtelligt werden können. Dann ſprach er von den Himmelstönen der weiblichen Stimme, die den Gebüſchen entſchwebten, und erſchöpfte ſich in Schilderungen der Wonne, die er dabei gefühlt.

Eugenius bemerkte in ſeiner Freude, in ſeinem Entzücken nicht, daß er allein ſprach, und daß die Profeſſorin und Gretchen ſtumm und in ſich gekehrt da ſaßen.

Als er die Mahlzeit geendet, ſprach die Profeſſorin, indem ſie ſich von ihrem Sitze erhob, ſehr ernſt und gelaſſen: „Sie befinden ſich in einem ſehr aufgeregten bedrohlichen Zuſtande, mein Sohn! Der Garten, den Sie mit ſo vielem Eifer beſchreiben und deſſen Wunder Sie böſen Zauberkräften des unbekannten Grafen zuſchreiben, hatte ſchon ſeit vielen, vielen Jahren dieſelbe Geſtalt, und dieſe ſeltſame, ja, wie ich zugeben will, wunderbare Geſtaltung iſt das Werk eines fremden kunſtreichen Gärtners, der in Overdeens Dienſten ſtand. Ich war mit meinem lieben Helms ein paarmal dort, der meinte aber, es wäre ihm alles zu künſtlich, und der Zwang, den man der Natur angethan, um das Fremde, einander Entgegengeſetzte in abentheuerlicher Miſchung zuſammenzubringen, beklemme ihm das Herz.“ —

Eugenius zählte die Minuten; endlich ſank die Sonne, und er durfte ſich auf den Weg machen.

„Die Pforte des Verderbens iſt geöffnet, und der Diener ſteht bereit, das Opfer zu empfahen!“ So rief die Profeſſorin im Schmerz und Zorn; Eugenius verſicherte dagegen, daß er aus dem Ort des Verderbens geſund und unverſehrt zurückzukommen hoffe.

Der Menſch, der das Billet von dem Fremden gebracht, habe ganz ſchwarz, ganz abſcheulich ausgeſehen, meinte Gretchen.

„Wohl gar,“ ſprach Eugenius lächelnd, „wohl gar mag es Luzifer ſelbſt, oder wenigſtens ſein erſter Kammerdiener geweſen ſeyn? Gretchen, Gretchen! fürchteſt du dich noch vor dem Schornſteinfeger?“ Gretchen ſchlug erröthend die Augen nieder, Eugenius entfernte ſich ſchnell.

Vor lauter Bewunderung der botaniſchen Pracht und Herrlichkeit, die ſich ihm in dem Garten des Grafen Angelo Mora aufthat, konnte Eugenius gar nicht zu ſich ſelbſt kommen.

„Nicht wahr,“ ſprach Fermino Valies endlich, „nicht wahr, Eugenius, es giebt noch Schätze, die du nicht kannteſt. Hier ſieht es anders aus, als in deinem Profeſſors Garten.“

Es iſt zu bemerken, daß der enger geſchloſſene Bund die Benennung mit dem brüderlichen Du unter den Freunden herbeigeführt hatte. —

„O ſprich,“ erwiederte Eugenius, „ſprich nicht von dem armſeligen öden Plätzchen, wo ich, einer kranken, mühſam vegetirenden Pflanze gleich, ein kümmerliches freudenloſes Leben hingeſchmachtet habe! — O dieſe Pracht — dieſe Gewächſe, dieſe Blumen — Hier zu bleiben — hier zu wohnen!“ —

Fermino meinte, daß wenn Eugenius ſich dem Grafen Angelo Mora nähern wolle, welches er (Fermino) ſehr gern vermitteln werde, jener Wunſch leicht erfüllt werden könne, in ſo fern es ihm möglich, ſich von der Profeſſorin wenigſtens auf die Zeit zu trennen, während der Graf hier bliebe.

„Doch,“ fuhr Fermino fort mit ſpöttelndem Tone, „doch das iſt wohl nicht möglich. Wie ſollte ſolch ein junger Ehemann, als du, mein Freund, nicht noch im Entzücken der Liebe ſchwärmen und ſich nur einen Augenblick ſeine Seligkeit rauben laſſen. — Ich habe geſtern deine Frau geſehen. In der That für ihre hohen Jahre ein glaues muntres Weiblein. — Es iſt doch erſtaunlich, wie lange Amors Fackel in dem Herzen mancher Weiber zu brennen vermag. — Sage mir nur, wie dir bei den Umarmungen deiner Sara, deiner Ninon zu Muthe wird? — Du weißt, wir Spanier ſind von feuriger Einbildungskraft, und daher kann ich an dein Eheglück gar nicht denken ohne in Flammen zu gerathen! — Du biſt doch nicht eiferſüchtig?“ —

Der ſpitze tödtende Pfeil des Lächerlichen traf des Jünglings Bruſt. Er dachte an Severs Warnungen, er fühlte, daß, ließe er ſich darauf ein, über ſein eigentliches Verhältniß mit der Profeſſorin zu ſprechen, er den Spott des Spaniers nur noch mehr reizen würde. Aber auf's Neue ſtand es auch klar vor ſeiner Seele, daß ein falſcher, täuſchender Traum ihn, den unerfahrnen Jüngling, um ſein Leben betrogen. Er ſchwieg, doch die brennende Röthe, die ſein Geſicht überzog, mußte dem Spanier die Wirkung ſeiner Worte verrathen.

„Schön,“ ſprach Fermino Valies weiter, ohne des Freundes Antwort abzuwarten, „ſchön iſt es hier und herrlich, es iſt wahr, aber nenne darum deinen Garten nicht öde und freudenleer. Eben in deinem Garten fand ich geſtern etwas, was alle Pflanzen, Gewächſe, Blumen auf dem ganzen Erdboden weit, weit übertrifft. — Du weißt, daß ich nichts anders im Sinn haben kann, als das Engelsbild von Mädchen, die bei dir hauſet. Wie alt iſt die Kleine?“

„Sechszehn Jahre, glaub' ich,“ ſtotterte Eugenius.

„Sechszehn Jahre!“ wiederholte Fermino, „ſechszehn Jahre! — hier zu Lande das ſchönſte Alter! — In der That, als ich das Mädchen ſah, wurde mir manches klar, mein lieber Eugenius! Euer kleiner Haushalt iſt wohl recht idylliſch, alles friedlich und freundlich, die gute Alte iſt zufrieden, wenn Männlein bei guter Laune bleibt — ſechszehn Jahre? — Ob das Mädchen wohl noch unſchuldig ſeyn mag?“ —

Alles Blut gährte in Eugenius auf bei dieſer frechen Frage des Spaniers.

„Sündlicher Frevel,“ fuhr er den Spanier zornig an, „ſündlicher Frevel iſt deine Frage; Schmutz, der den himmelsklaren Spiegel, dem des Mädchens reines Gemüth gleicht, nicht zu beflecken vermag.“

„Nun nun,“ ſprach Fermino, indem er dem Jüngling einen heimtückiſchen Blick zuwarf, „nun nun, ereifre dich nur nicht, mein junger Freund! der reinſte klarſte Spiegel nimmt die Bilder des Lebens auch am lebendigſten auf, und dieſe Bilder — doch ich merke, daß du nicht gern von der Kleinen hören magſt, und ſchweige daher.“

In der That malte ſich auf Eugenius Geſicht bittrer Unmuth, der ihn ganz verſtörte. Ja, unheimlich wurde ihm dieſer Fermino, und aus dem tiefſten Grunde ſeines Innerſten wollte der Gedanke hervorkeimen, daß Gretchen, das ahnende Kind, wohl Recht haben könne, wenn ihr dieſer Fermino als ein ſataniſches Prinzip erſchienen.

In dieſem Augenblick ließen ſich wie Meereswogen anſchwellende Accorde aus dem Gebüſch hören, und jene Stimme ertönte, die geſtern alles Entzücken der ſüßeſten Wehmuth in des Jünglings Bruſt entzündet.

„O Herr des Himmels!“ rief der Jüngling, indem er erſtarrt ſtehen blieb.

„Was iſt es?“ fragte Fermino; aber Eugenius gab keine Antwort, ſondern horchte dem Geſange zu, ganz verloren in Wonne und Luſt.

Fermino ſchaute ihn an, mit Blicken, die in ſein Innerſtes dringen zu wollen ſchienen.

Als der Geſang endlich ſchwieg, ſeufzte Eugenius tief auf, und als könne nun erſt alle ſüße Wehmuth der gepreßten Bruſt entſteigen, traten ihm helle Thränen in die Augen.

„Dich ſcheint,“ ſprach Fermino lächelnd, „dich ſcheint der Geſang ſehr zu ergreifen!“

„Woher,“ rief Eugenius begeiſtert, „woher dieſe Töne des Himmels? — Keiner Sterblichen Bruſt kann ihre Heimath ſeyn.“

„Doch,“ ſprach Fermino weiter, „doch! — Es iſt Gräfin Gabriela, die Tochter meines Herrn, welche nach Landesſitte Romanzen ſingend und ſich auf der Guitarre begleitend, durch des Gartens Gange luſtwandelt.“

Ganz unvermuthet trat Gräfin Gabriela, die Guitarre im Arm aus dem dunklen Gebüſch, ſo, daß ſie plötzlich dicht vor Eugenius ſtand.

Es iſt zu ſagen, daß Gräfin Gabriela in jedem Betracht ſchön zu nennen war. Der üppige Bau ihres Körpers, der ſiegende Feuerblick ihrer großen ſchwarzen Augen, die hohe Anmuth ihres Weſens, der volle ſonore Silberklang der tiefen Stimme, alles dieſes verrieth, daß ſie unter heiterm ſüdlichen Himmel geboren.

Gefährlich mögen ſolche Reize ſeyn, aber noch gefährlicher für den lebensunerfahrnen Jüngling iſt jener unbeſchreibliche Ausdruck im Antlitz, im ganzen Weſen, der auf ſchon erwachte, im Innern mächtig flammende Liebesgluth deutet. Zu dieſem Ausdruck geſellt ſich denn noch jene geheimnißvolle Kunſt, vermöge der das in Lieb' entflammte Weib ihren Anzug, ihren Schmuck ſo zu wählen, zu ordnen vermag, daß ein harmoniſches Ganze jeden Reiz des Einzelnen noch blendender hervorleuchten läßt.

War nun in dieſer Hinſicht Gräfin Gabriela die Göttin der Liebe ſelbſt, ſo mußt' es wohl geſchehen, daß ihre Erſcheinung den ſchon durch den Geſang aufgeregten Eugenius traf, wie ein zündender Blitz.

Fermino ſtellte den Jüngling der Gräfin vor als einen neuerworbnen Freund, der das Spaniſche vollkommen verſtehe und ſpreche, und dabei ein vortrefflicher Botaniker ſey, weshalb ihm hier der Garten ungemeines Vergnügen gewähre.

Eugenius ſtammelte einige unverſtändliche Worte, während die Gräfin und Fermino bedeutende Blicke wechſelten. Gabriela faßte den Jüngling ſcharf in's Auge, dem zu Muthe war, als müſſe er hinſinken in den Staub.

Da gab die Gräfin ihre Guitarre dem Fermino, und hing ſich in des Jünglings Arm, indem ſie mit holder Anmuth erklärte, daß ſie auch ein wenig von der Botanik verſtehe, über manches wunderbare Geſträuch aber gern belehrt ſeyn wolle, und daher darauf beſtehen müſſe, daß Eugenius nochmals den Garten durchwandle.

Bebend vor ſüßer Angſt wandelte der Jüngling mit der Gräfin fort, aber freier wurde ſeine Bruſt, als die Gräfin nach dieſer, jener ſeltſamen Pflanze fragte, und er ſich in wiſſenſchaftlichen Erklärungen ergießen konnte. Er fühlte den ſüßen Hauch der Gräfin an ſeiner Wange ſpielen; die elektriſche Wärme, die ſein Inneres durchdrang, erfüllte ihn mit namenloſer Luſt, er kannte ſich ſelbſt nicht mehr in der Begeiſterung, die ihn plötzlich umgeſchaffen zu einem ganz andern Weſen.

Immer dichter, immer ſchwärzer wurden die Schleier, in die der Abend Wald und Flur hüllte. Fermino erinnerte, daß es Zeit ſeyn werde, den Grafen in ſeinen Zimmern aufzuſuchen. — Eugenius, ganz außer ſich ſelbſt, drückte der Gräfin Hand ſtürmiſch an die Lippen und ſchritt dann fort, wie durch die Lüfte getragen, im Gefühl einer Seligkeit, die ſeine Bruſt noch nicht gekannt.

Fünftes Kapitel.

Das Traumbild. Fermino's verhängnißvolle Geſchenke. Troſt und Hoffnung.

Man kann denken, daß der Aufruhr im Innern keinen Schlaf in Eugenius Augen kommen ließ. Als er endlich, der Morgen war ſchon angebrochen, in jenen Schlummer fiel, der mehr ein Zuſtand der Betäubung zwiſchen Wachen und Schlafen zu nennen, als wirklicher Schlaf, da trat ihm in vollem blendenden Glanz der höchſten Anmuth, wie damals geſchmückt, auf's Neue das Bild jener Braut entgegen, die er ſchon einmal im Traum geſehen, und mit verdoppelter Stärke erneute ſich der fürchterliche Kampf im Innern, den er damals gekämpft.

„Wie," ſprach das Bild mit ſüßer Stimme, „wie, du wähnſt dich fern von mir? — du zweifelſt, daß ich dein bin? — du glaubſt, daß das Glück deiner Liebe verloren iſt? — Schau doch nur auf! Geſchmückt mit duftenden Roſen, mit blühenden Myrthen iſt die Brautkammer! — Komm, mein Geliebter, mein ſüßer Bräutigam! Komm an meine Bruſt!" —

Flüchtig wie ein Hauch glitten Gretchens Züge über das Traumbild hin, doch als es näher trat, beide Arme ausbreitend, den Jüngling zu umfangen, da war es Gräfin Gabriela.

In der Raſerei wildflammender Liebesgluth wollte Eugenius das Himmelskind umfaſſen, da bannte ihn ein eiſiger Starrkrampf feſt, ſo daß er regungslos blieb, als das Traumbild immer mehr und mehr erblaßte, ängſtliche Todesſeufzer ausſtoßend.

Mühſam entwand ſich der Bruſt des Jünglings ein Schrei des Entſetzens.

„Herr Eugenius, Herr Eugenius! erwachen Sie doch nur, Sie träumen ja ſo ängſtlich!" —

So rief eine laute Stimme. Eugenius fuhr auf aus dem träumeriſchen Zuſtand, die helle Sonne ſchien ihm in's Geſicht. Es war die Hausmagd, die gerufen und die ihm nun ſagte, daß der fremde ſpaniſche Herr ſchon da geweſen und mit der Frau Profeſſorin geſprochen, die ſich unten im Garten befinde und über den ungewöhnlich langen Schlaf des Herrn Eugenius ſehr beſorgt geweſen, da ſie eine Kränklichkeit vermuthet. Der Kaffee ſtehe im Garten bereit.

Eugenius kleidete ſich ſchnell an, und eilte hinab, die aufgeregte Stimmung, in die ihn der verhängnißvolle Traum geſetzt, mit aller Gewalt bekämpfend. —

Nicht wenig verwundert war Eugenius, als er die Profeſſorin im Garten antraf, wie ſie vor einer wunderbarherrlichen Datura fastuosa ſtand, und hingebeugt über die großen trichterförmigen Blumen den ſüßen Geruch wohlgefällig einzog.

„Ei," rief ſie dem Eugenius entgegen, „ei, Sie Langſchläfer! — Wiſſen Sie wohl, daß Ihr fremder Freund ſchon hier geweſen iſt, und Sie zu ſprechen verlangt hat? — Nun, am Ende habe ich wohl dem fremden Herrn Unrecht gethan, und auf meine böſe Ahnungen zu viel gegeben! — Denken Sie nur, lieber Eugenius, dieſe herrliche Datura fastuosa hat er aus dem Garten des Grafen herſchaffen laſſen, weil er von Ihnen gehört, daß ich dieſe Blume ſehr liebe. — Alſo haben Sie doch in Ihrem Paradieſe der Mutter gedacht, lieber Eugenius! — Die ſchöne Datura ſoll auch recht gepflegt werden." —

Eugenius wußte nicht recht, was er von Fermino's Beginnen denken ſollte. Er mochte beinahe glauben, daß Fermino durch die Aufmerkſamkeit, die er bewieſen, den unverdienten Spott habe gut machen wollen, den er ſich über ein Verhältniß erlaubt, das er nicht kannte. —

Die Profeſſorin ſagte ihm jetzt, daß der Fremde ihn auf heute Abend wieder in den Garten geladen. Die hohe Gutmüthigkeit, die ſich heute in dem ganzen Weſen der Profeſſorin ausſprach, wirkte wie ein heilender Balſam auf des Jünglings wundes zerriſſenes Gemüth. Es war ihm, als ſey ſein Gefühl für die Gräfin von ſolcher Art, daß es nichts gemein haben könne mit den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens. Liebe, die ſich auf irdiſchen Genuß bezieht, mochte er daher jenes Gefühl gar nicht nennen, ja er fand dies Gefühl entweiht durch den leiſeſten Gedanken an ſinnliche Luſt, unerachtet ihn der verhängnißvolle Traum eines andern hätte belehren ſollen. So kam es aber, daß er, wie es lange nicht geſchehen, ſich heiter und froh zeigte, und die Alte war in dieſem Augenblick viel zu unbefangen, um die ſeltſame Spannung zu bemerken, die ſich in jener Heiterkeit ausſprach.

Nur Gretchen, das ahnende Kind, blieb dabei, daß der Herr Eugenius ganz ein anderer worden, als die Profeſſorin meinte, daß er wieder zurückgekommen von ſeinem ſonderbaren Weſen.

„Ach," ſprach die Kleine, „ach, er iſt uns nicht mehr ſo gut, als ſonſt, und ſtellt ſich nur ſo freundlich, damit wir nicht nach dem fragen ſollen, was er uns verſchweigen will." —

Eugenius fand ſeinen Freund in einem Zimmer des großen Gewächshauſes mit dem Filtriren verſchiedener Flüſſigkeiten beſchäftigt, die er dann einfüllte in Phiolen.

„Ich arbeite," rief er dem Jüngling entgegen, „ich arbeite in deinem Fache, wiewohl auf andere Weiſe, als du es wohl jemals gethan haben magſt!" —

Er erklärte nun, wie er ſich auf die geheimnißvolle Bereitung gewiſſer Subſtanzen verſtehe, die das Wachsthum, vorzüglich aber die Schönheit der Gewächſe, Sträucher, Pflanzen ꝛc. beförderten, woher es denn komme, daß in dem Garten alles ſo wunderbarherrlich emporkeime und gedeihe. Darauf ſchloß Fermino einen kleinen Schrank auf, in dem Eugenius eine Menge Phiolen und kleiner Schächtelchen erblickte.

„Hier," ſprach Fermino, „hier erblickſt du eine ganze Sammlung der ſeltenſten Geheimniſſe, deren Wirkung ganz fabelhaft zu ſeyn ſcheint."

Bald war es ein Saft, bald ein Pulver, das in das Erdreich oder in das Waſſer gemiſcht, die Farbe, den Duft dieſer, jener Blume, den Glanz dieſes, jenes Gewächſes herrlicher und ſchöner machen ſollte.

„Laſſe," (ſo ſprach Fermino weiter) „laſſe zum Beiſpiel ein paar Tropfen von dieſem Saft in das Waſſer fallen, womit du die **Rosa centifolia** aus einer Gießkanne dem ſanften Regen gleich anſprengſt, und du wirſt über die Pracht erſtaunen, mit der die Knospen ſich entfalten. Noch wunderbarer ſcheint aber die Wirkung dieſes ſtaubähnlichen Pulvers. In den Kelch einer Blume geſtreut, miſcht es ſich mit dem Blumenſtaub, und erhöht den Duft, ohne ihn in ſeiner Natur zu ändern. Bei manchen Blumen, wie zum Beiſpiel bei der Datura fastuosa, iſt dies Pulver vorzüglich anwendbar, nur erfordert der Gebrauch deſſelben eine vorzügliche Behutſamkeit. Eine Meſſerſpitze genügt, die ganze, ja auch nur die halbe Quantität des in dieſer Phiole verſchloſſenen Pulvers würde aber den ſtärkſten Menſchen augenblicklich tödten, und zwar mit allen Zeichen des Nervenſchlages, ſo daß an eine Spur der Vergiftung gar nicht zu denken. — Nehmen Sie, Eugenius, ich mache Ihnen mit dieſem geheimnißvollen Pulver ein Geſchenk. Die Verſuche, die Sie damit anſtellen möchten, werden nicht mißlingen, doch ſeyn Sie behutſam, und denken Sie daran, was ich Ihnen von der tödtenden Kraft dieſes unbedeutend ſcheinenden farb- und duftloſen Staubes geſagt habe.“

Damit reichte Fermino dem Eugenius eine kleine blaue verſchloſſene Phiole hin, die dieſer, die Gräfin Gabriela im Garten gewahrend, gedankenlos einſteckte. —

Es genügt zu ſagen, daß die Gräfin, ein Weib ganz Liebe und Luſt, in ihrem innerſten Weſen die Kunſt jener höheren Coquetterie tragend, die nur die Ahnung des Genuſſes gewährt, und ſo den unlöſchbaren Durſt der inbrünſtigſten Sehnſucht in der Bruſt zu wecken und zu erhalten weiß, durch ihr folgerechtes Betragen den Jüngling in immer ſtärkerer, immer verzehrenderer Liebesgluth entflammte. Nur die Stunden, die Augenblicke, wenn er Gabriela ſah, galten ihm für das Leben, ſein Haus ſchien ihm ein finſteres ödes Gefängniß, die Profeſſorin der böſe Geiſt kindiſcher Bethörung, der ihn hineingebannt. Er bemerkte nicht den tiefen ſtillen Gram, der die Profeſſorin verzehrte, nicht die Thränen, die Gretchen vergoß, wenn er ſie kaum eines Blickes würdigte, für kein freundliches Wort eine Antwort hatte. —

So waren einige Wochen vergangen, als Fermino ſich an einem Morgen bei Eugenius einſtellte. Es lag etwas Geſpanntes in ſeinem ganzen Weſen, das auf irgend ein ungewöhnliches Ereigniß zu deuten ſchien.

Nach einigen gleichgültigen Worten faßte er den Jüngling ſcharf in's Auge, und ſprach mit ſeltſam ſchneidendem Ton: Eugenius — du liebſt die Gräfin und ihr Beſitz iſt all' dein Sehnen und Trachten. —

„Unglücklicher!“ rief Eugenius ganz außer ſich. „Unglücklicher! mit tödtender Hand greifſt du in meine Bruſt und vernichteſt mein Paradies! — Was ſage ich! — Nein! du ſtörſt den Wahnſinnigen auf aus dem Traum ſeiner Bethörung! — Ich liebe Gabriela — ich liebe ſie, wie wohl noch kein Menſch hienieden geliebt haben mag — aber dieſe Liebe führt mich zum troſtloſen Verderben!“ — „Das ſehe ich nicht ein,“ ſprach mit Kälte Fermino.

„Sie beſitzen,“ fuhr Eugenius fort, „ſie beſitzen! — Ha! der armſelige Bettler ſoll trachten nach dem ſchönſten Edelſtein des reichen Peru's! — Ein in dem kleinlichen Elend eines mißverſtandenen Lebens verlorener Unglücklicher, der nichts behielt als die der inbrünſtigſten Sehnſucht und der troſtloſen Verzweiflung offene Bruſt, und ſie — ſie — Gabriela!“ —

„Ich,“ ſprach Fermino weiter, „ich weiß nicht, Eugenius, ob nur deine freilich miſerabeln Verhältniſſe dich ſo kleinmüthig machen. Ein liebendes Herz darf ſtolz und keck nach dem Höchſten ſtreben.“ —

„Wecke,“ unterbrach Eugenius den Freund, „wecke nicht trügeriſche Hoffnungen, die mein Elend nur noch vergrößern könnten.“

„Hm,“ erwiederte Fermino, „ich weiß doch nicht, ob das trügeriſche Hoffnung, ob das troſtloſes Elend zu nennen, wenn man mit der höchſten Inbrunſt, die nur in des Weibes Bruſt zu glühen vermag, wiedergeliebt wird.“

Eugenius wollte auffahren. „Still!“ rief Fermino, „mache dir Luft in allerlei Exklamationen, wenn ich ausgeredet und mich entfernt haben werde, aber jetzt höre mich ruhig an.“

„Es iſt,“ ſprach nun Fermino weiter, „es iſt nur zu gewiß, daß Gräfin Gabriela dich liebt, und zwar mit all' dem zerſtörenden Feuer, das in der Bruſt der Spanierin flammt. Sie lebt nur in dir, ihr ganzes Weſen gehört nur dir an. So biſt du aber kein armſeliger Bettler, kein in dem kleinlichen Elend des mißverſtandenen Lebens Verlorener; nein, in Gabriela's Liebe biſt du unendlich reich, du ſtehſt an den goldnen Pforten eines glanzvollen Edens, das ſich dir erſchloſſen. Glaube ja nicht, daß dein Stand deiner Verbindung mit der Gräfin entgegen ſeyn würde. Es giebt gewiſſe Verhältniſſe, die den ſtolzen ſpaniſchen Grafen wohl ſeinen hohen Stand vergeſſen und es ihn ſelbſt auf das Eifrigſte wünſchen laſſen würden, dich als ſeinen Eidam aufzunehmen. Ich, mein lieber Eugenius, wäre nun derjenige, der jene Verhältniſſe zur Sprache bringen müßte, und ich könnte dir ſchon jetzt, um dem Verdacht der unfreundſchaftlichen Geheimnißkrämerei zu entgehen, manches darüber ſagen, doch beſſer iſt es, ich ſchweige zur Zeit. — Und um ſo mehr ſcheint dies beſſer, als eben jetzt ein ſehr düſteres ſchwarzes Gewölk an dem Himmel deiner Liebe heraufgezogen iſt. — Du kannſt denken, daß ich der Gräfin ſorglich deine Verhältniſſe verſchwiegen habe, und ganz unerklärlich iſt es mir, wie die Gräfin es erfahren konnte, daß du vermählt biſt, und zwar mit einer mehr als ſechszigjährigen Frau. Sie hat mir ihr ganzes Herz ausgeſchüttet, ſie iſt ganz aufgelöſt in Schmerz und Verzweiflung. Bald verflucht ſie den Augenblick, als ſie dich zum erſtenmale ſah, verflucht dich ſelbſt; bald nennt ſie dich wieder mit den zärtlichſten Namen, und klagt ſich ſelbſt, den Wahnſinn ihrer Liebe an. Sie will dich nie mehr ſehen, das hat ſie —“

„Heiliger Gott,“ ſchrie Eugenius, „giebt es für mich einen gräßlicheren Tod?“

„Das hat,“ fuhr Fermino ſchalkiſch lächelnd fort, „das hat ſie beſchloſſen in den erſten Augenblicken der Liebesraſerei. Doch ſollſt du, wie ich hoffe, Gräfin Gabriela noch heute zur Mitternachtsſtunde ſehen. Zu dieſer Zeit brechen die Blüthen der großblumigten Fackeldiſtel in unſerm Gewächshauſe auf, die, wie du weißt, mit dem Aufgang der Sonne wieder hinzuwelken beginnen. So wenig der Graf den gewürzigen durchdringenden Geruch dieſer Blüthen ertragen kann, ſo ſehr liebt ihn Gräfin Gabriela. Oder beſſer geſagt: Gabriela's zur Schwärmerei geneigtes Gemüth findet in dem Wunder dieſes Geſträuchs das Myſterium der Liebe und des Todes ſelbſt, das in der Nacht der Blüthe durch das ſchnelle Aufkeimen zum höchſten Moment der Seligkeit und eben ſo ſchnelles Hinwelken gefeiert wird. Ihres tiefen Schmerzes, ihrer Verzweiflung unerachtet, kommt die Gräfin daher gewiß in das Gewächshaus, wo ich dich verſtecken werde. — Sinne auf Mittel, dich von deinen Feſſeln zu befreien, entflieh dem Kerker! — Doch alles überlaſſe ich der Liebe und deinem guten Stern! — Du dauerſt mich mehr als die Gräfin, und daher biete ich alle meine Kräfte auf, dich zu deinem Glück zu führen.“ —

Kaum hatte Fermino den Jüngling verlaſſen, als die Profeſſorin zu ihm trat.

„Eugenius,“ ſprach ſie mit dem tiefen, niederſchlagenden Ernſt der ehrwürdigen Matrone, „Eugenius, es kann nicht länger zwiſchen uns ſo bleiben!“ —

Da durchleuchtete den Jüngling, wie ein jäher Blitz, der Gedanke, daß ſein Bund ja nicht unauflöslich ſey, daß der Grund richterlicher Scheidung ja ſchon in dem Mißverhältniß der Jahre liege.

„Ja,“ rief er im triumphirenden Hohn, „ja, Frau Profeſſorin, Sie haben ganz Recht, es kann zwiſchen uns nicht länger ſo bleiben! Vernichtet werde ein Verhältniß, das eine aberwitzige Bethörung gebar, und das mich fortreißt in's Verderben. — Trennung — Scheidung — ich biete dazu die Hand.“ —

Die Profeſſorin erblaßte zum Tode, Thränen ſtanden ihr in den Augen.

„Wie,“ ſprach ſie mit zitternder Stimme, „mich, die dich warnte, als du der Ruhe, dem innern Frieden der Seele vorzogſt das irre Treiben der Welt, mich, deine Mutter, willſt du preisgeben dem Spott, dem Hohngelächter der Böſen? Nein! Eugenius, das willſt, das kannſt du nicht! — Der Satan hat dich verblendet! Gehe in dich! — Doch iſt es nun dahin gekommen, daß du die Mutter, die dich hegte und pflegte, die nichts wollte als dein zeitliches, dein ewiges Wohl, daß du ſie verachteſt, von ihr willſt? Ach, Eugenius, keines irdiſchen Richters wird es bedürfen, uns zu ſcheiden. Bald wird es geſchehen, daß der Vater des Lichts mich abruft von dieſer Welt des Grams und des Jammers! — Wenn ich längſt von dem Sohne vergeſſen im Grabe ruhe, dann genieße deine Freiheit — alles Glück, das dir die Täuſchungen des irdiſchen Seyns gewähren mögen.“ —

Ein Thränenſtrom erſtickte die Stimme der Profeſſorin, die ſich, das Schnupftuch vor den Augen, langſam entfernte.

So verſtockt war des Jünglings Herz nicht, daß ihn der tödtende Schmerz der Profeſſorin nicht hätte tief durchdringen ſollen. Er ſah es ein, daß jeder Schritt zur Trennung ihr mit dem Gefühl der erlittenen Schmach den Tod bringen mußte, und daß auf dieſe Weiſe nicht Freiheit zu erringen. Er wollte dulden — untergehen, doch, Gabriela! rief es im Innern, und der tiefſte hämiſche Groll gegen die Alte fand wieder Raum in ſeiner Seele.

Letztes Kapitel.

Es war eine dunkle ſchwüle Nacht. Hörbar ſäuſelte der Athem der Natur durch das ſchwarze Gebüſch, und wie feurige Schlangen ſtrahlten Blitze am fernen Horizont. Die ganze Gegend um den Garten des Grafen erfüllte der wunderbare Geruch der aufgeblühten Fackeldiſtel. Trunken vor Liebe und brünſtigem Verlangen ſtand Eugenius vor dem Gatterthor; endlich erſchien Fermino, öffnete und führte ihn in das matt erleuchtete Gewächshaus, wo er ihn in einer dunkeln Ecke verbarg.

Nicht lange dauerte es, ſo erſchien die Gräfin Gabriela, von Fermino und dem Gärtner begleitet. Sie ſtellten ſich hin vor dem blühenden Cactus grandiflorus, und der Gärtner ſchien ſich weitläuftig auszuſprechen über das wunderbare Geſträuch und über die Mühe und Kunſt, mit der er es gepflegt. Endlich führte Fermino den Gärtner fort.

Gabriela ſtand wie in ſüße Träume verſunken, ſie ſeufzte tief, dann ſprach ſie leiſe: „Könnt' ich leben — ſterben, wie dieſe Blüthe! — Ach Eugenio!“

Da ſtürzte der Jüngling hervor aus ſeinem Verſteck und warf ſich nieder vor der Gräfin.

Sie ſtieß einen Schrei des Schrecks aus, ſie wollte entfliehen.

Doch mit der Verzweiflung der Liebesgluth umfaßte ſie der Jüngling und auch ſie umfing ihn mit den Lilienarmen — kein Wort — kein Laut — nur glühende Küſſe! —

Tritte nahten, da drückte die Gräfin den Jüngling noch einmal feſter an ihre Bruſt. „Sey frei — ſey mein — Dich oder Tod!“ — So liſpelte ſie, ſtieß dann den Jüngling ſanft von ſich und entfloh ſchnell in den Garten. —

Betäubt, beſinnungslos vor Entzücken fand Fermino den Freund.

„Habe,“ ſprach Fermino endlich, als Eugenius erwacht ſchien, „habe ich dir zu viel geſagt? — Kann man glühender, inbrünſtiger geliebt ſeyn, als du es biſt? — Doch nach dieſem begeiſternden Augenblick der höchſten Liebesextaſe muß ich, mein Freund, für dein irdiſches Bedürfniß ſorgen. Unerachtet ſich Liebende aus ſonſtigem leiblichen Genuß nicht eben viel zu machen pflegen, ſo laß es dir doch gefallen, ehe du, wenn der Morgen angebrochen, von hinnen gehſt, etwas Stärkendes zu genießen.“

Eugenius folgte wie im Traum mechaniſch dem Freunde, der ihn in das kleine Gemach führte, wo er ihn einſt mit chemiſchen Operationen beſchäftigt angetroffen hatte.

Er genoß etwas von den gewürzreichen Speiſen, die er aufgetragen fand, und beſſer noch ſagte ihm der feurige Wein zu, den Fermino ihm einnöthigte.

Gabriela, und nur Gabriela war, wie man denken mag, der Inhalt des Geſprächs, das beide, Fermino und Eugenius führten und alle Hoffnung des ſüßeſten Liebesglücks glühte auf in des Jünglings Bruſt.

Der Morgen war angebrochen, Eugenius wollte fort. Fermino begleitete ihn an das Gatterthor. Im Scheiden ſprach Fermino: „Gedenke, mein Freund, der Worte Gabriela's: ſey frei, ſey mein! und faſſe einen Entſchluß, der dich ſchnell und ſicher zum Ziele führt. Schnell, ſage ich; denn übermorgen mit dem Anbruch des Tages reiſen wir von dannen.“

Damit ſchlug Fermino das Gatterthor zu und entfernte ſich durch einen Seitengang.

Halb entſeelt vermochte Eugenius ſich nicht von der Stelle zu rühren. Fort, fort ſollte ſie, und er nicht folgen? — Vernichtet alle Hoffnung durch dieſen jähen Blitzſchlag! — Endlich lief er von dannen, den Tod im Herzen. Wilder und wilder gährte das Blut in ſeinen Adern, als er zurückgekommen in ſein Haus; die Wände ſchienen über ihn einzuſtürzen, er lief hinab in den Garten. Er erblickte die ſchöne vollblühende Datura fastuosa, jeden Morgen pflegte die Profeſſorin, hingebeugt über die Blüthen, den balſamiſchen Wohlgeruch einzuziehen. Da ſtiegen die Gedanken der Hölle in ihm auf, der Satan wurde ſeiner mächtig, er holte die kleine Phiole hervor, die ihm Fermino Balics gegeben, und die er noch bei ſich trug, öffnete ſie und ſchüttete mit abgewandtem Geſicht das Pulver aus in den Blüthenkelch der Datura fastuosa.

Es war ihm nun, als ſtehe alles um ihn her in hellem lodernden Feuer; weit von ſich warf er die Phiole und rannte fort und immer weiter fort, bis er in dem nahgelegenen Walde niederſank vor Ermattung. Sein Zuſtand glich dem des wirren Träumens.

Da ſprach die Stimme des Böſen in ihm: Was harrſt du? was weilſt du? die That iſt geſchehen, dein der Triumph! — Du biſt frei! — Hin zu ihr — hin zu der, die du gewonnen um den Preis deiner Seligkeit, aber dein iſt alle höchſte Luſt, alles namenloſe Entzücken des Lebens! —

„Ich bin frei, ſie iſt mein!“ ſo ſchrie Eugenius laut, indem er ſich aufraffte vom Boden und dann ſchnell fortrannte nach dem Garten des Grafen Angelo Mora.

Es war hoher Mittag worden, er fand das Gatterthor feſt verſchloſſen und niemand kam auf ſein Klopfen.

Er mußte ſie ſehen, ſie in ſeine Arme faſſen, alles Uebermaß des gewonnenen Glücks genießen im erſten Gefühl der theuer erkauften Freiheit. Der Drang des Augenblicks gab ihm ungewöhnliches Geſchick, er überkletterte die hohe Mauer. Todtenſtille herrſchte im ganzen Garten, einſam waren die Gänge. Endlich glaubte Eugenius in dem Pavillon, dem er genaht, ein leiſes Flüſtern zu vernehmen.

„Wenn ſie es wäre!“ Mit ſüßer Angſt des brünſtigſten Verlangens durchbebte ihn der Gedanke. Näher und näher ſchlich er heran — ſah durch die Glasthüre — erblickte Gabriela freventlich ſündigend in Fermino’s Armen! —

Aufbrüllend wie ein wildes, vom Todesſtreich getroffenes Thier ſtürzte er gegen die Thüre, daß ſie zuſammenbrach, aber in dem Augenblick faßten ihn auch die Eisſchauer der Ohnmacht und er ſank bewußtlos nieder auf die ſteinerne Schwelle des Pavillons.

„Schafft den Wahnſinnigen fort!“ — So ſchallte es ihm in die Ohren; er fühlte ſich mit Rieſenkraft gepackt und hinausgeſchleudert durch das Thor, das klirrend ſich hinter ihm ſchloß.

Krampfhaft klammerte er ſich feſt an das Gatter, gräßliche Flüche und Verwünſchungen ausſtoßend gegen Fermino, gegen Gabriela! — Da lachte es hämiſch in der Ferne, und es war, als rief eine Stimme: Datura fastuosa! — Zähneknirſchend wiederholte Eugenius: Datura fastuosa, aber plötzlich fiel ein Hoffnungsſtrahl in ſeine Seele. Er raffte ſich empor und rannte in voller Haſt zurück nach der Stadt in ſein Haus. Auf der Treppe begegnete ihm Gretchen, die ſich tief entſetzte über ſein gräßliches Anſehen. Die zerſplitternden Glasſcheiben hatten ſein ganzes Haupt verletzt, das Blut floß ihm über die Stirne, dazu kam ſein verſtörter Blick, der Ausdruck des fürchterlichſten Aufruhrs im Innern, von dem ſein ganzes Weſen zeugte. Keines Wortes war das holde Kind mächtig, als Eugenius ihre Hand ergreifend mit wilder Stimme fragte: „Iſt die Mutter im Garten geweſen? — Gretchen,“ rief er dann noch einmal in tödtender Angſt, „Gretchen, ſey barmherzig — rede — ſprich — iſt die Mutter im Garten geweſen?“

„Ach,“ erwiederte Gretchen endlich, „ach lieber Herr Eugenius, die Mutter — nein, ſie war nicht im Garten. Als ſie eben hinabgeben wollte, wurde ihr ſo ängſtlich zu Muthe. Sie fühlte ſich krank, blieb oben, legte ſich in's Bette.“ —

„Gerechter Gott!“ rief Eugenius, auf beide Kniee niederſtürzend und die Hände hoch erhebend, „gerechter Gott, du haſt Erbarmen mit dem Verworfenen!“

„Aber,“ ſprach Gretchen, „aber, lieber Herr Eugenius, was iſt denn Furchtbares geſchehen?“ Doch ohne zu antworten lief Eugenius hinab in den Garten, riß wüthend das todbringende Gewächs aus der Erde und zertrat die Blüthen in den Staub.

Er fand die Profeſſorin im ſanften Schlummer. „Nein,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „nein, der Hölle Macht iſt gebrochen, nichts vermag die Kunſt des Satans über dieſe Heilige!“ Dann ging er auf ſein Zimmer; die gänzliche Erſchöpfung brachte ihm Ruhe.

Doch bald ging ihm wieder das entſetzliche Bild jenes hölliſchen Truges auf, der ihm unabwendbares Verderben bereitet. Nicht anders glaubte er ſein Verbrechen büßen zu können, als mit dem freiwilligen Tode. Doch Rache, furchtbare Rache ſollte dieſem Tode vorausgehen.

Mit der dumpfen, unheilſchwangern Ruhe, die dem wüthendſten Sturme folgt, und in der erſt die entſetzlichſten Entſchlüſſe zu reifen pflegen, ging er hin, kaufte ſich ein Paar gute Doppelpiſtolen, Pulver und Blei, ladete das Gewehr, ſteckte es in die Taſche und wanderte hinaus nach dem Garten des Grafen Angelo Mora.

Das Gatterthor ſtand offen, Eugenius bemerkte nicht, daß es von Polizeiſoldaten beſetzt war; er wollte eben eintreten, als er ſich von hinten erfaßt fühlte.

„Wo willſt du hin? was willſt du thun?“ So ſprach Sever, denn der war's, der den Freund feſthielt.

„Trage,“ ſprach Eugenius im Ton der düſtern, auf alles verzichtenden Verzweiflung, „trage ich das Kainszeichen auf der Stirn? glaubſt du, daß ich auf dem Wege des Mordes daherſchleiche?“

Sever faßte den Freund unter den Arm und zog ihn ſanft fort, indem er ſprach: „Frage mich nicht, mein geliebter Eugenius, woher ich alles weiß, aber ich weiß es, daß man dich durch die Künſte der Hölle verlockt hat in die gefährlichſten Schlingen, daß ein ſataniſcher Trug dich bethörte, daß du dich rächen willſt an dem ſchändlichen Böſewicht. Doch deine Rache kommt zu ſpät. Eben ſind beide, der angebliche Graf Angelo Mora nebſt ſeinem ſaubern Helfershelfer, dem verlaufenen ſpaniſchen Mönch Fermino Valies, von Regierungs wegen verhaftet worden und befinden ſich auf dem Wege nach der Reſidenz. In der angeblichen Tochter des Grafen hat man eine italieniſche Tänzerin erkannt, die im letzten Carneval ſich bei dem Theater St. Benedetto in Venedig befand.“ —

Sever ließ dem Freunde einige Augenblicke Ruhe, ſich zu faſſen, und übte dann über ihn die Macht, die jedem feſten, klaren Gemüth eigen.

Bei den ſanften Vorſtellungen, wie es eben der irdiſche Erbtheil des Menſchen ſey, daß er oft nicht widerſtehen könne der böſen Verlockung, wie aber oft der Himmel ihn errette auf wunderbare Weiſe, und daß in dieſer Rettung eben Sühne und Troſt zu finden, erweichte ſich der in Verzweiflung erſtarrte Sinn des Jünglings. Ein Thränenſtrom ſtürzte ihm aus den Augen, er ließ es geſchehen, daß Sever ihm die Piſtolen aus der Taſche zog und abdrückte in die Luft. —

Eugenius wußte ſelbſt nicht, wie es ſich begeben, daß er plötzlich mit Sever vor dem Zimmer der Profeſſorin ſtand, durchbebt von der Angſt des Verbrechers.

Die Profeſſorin lag erkrankt auf dem Bette. Doch lächelte ſie beide Freunde mild an und ſprach dann zu Eugenius: „Meine böſen Ahnungen haben mich nicht betrogen. Aus der Hölle hat Sie der Herr des Lichts errettet. Alles, lieber Eugenius, verzeihe ich — doch, o himmliſcher Vater! darf ich denn von Verzeihen ſprechen, da ich mich ſelbſt anklagen muß? — Ach erſt jetzt, erſt in meinem hohen Alter muß ich es einſehen, daß der irdiſche Menſch feſtgehalten iſt im Irdiſchen durch Bande, denen er ſich nicht entwinden darf, da der Wille der ewigen Macht ſie ſelbſt geſchlungen. Ja, Eugenius, es iſt ein thörichter Frevel, die gerechten Anſprüche des Lebens, wie ſie aus der Natur unſeres Daſeyns entſpringen, nicht gelten laſſen zu wollen, und hochmüthig zu glauben, man wäre über ſie erhaben! — Nicht Sie, Eugenius, ich allein habe gefehlt, ich will auch dafür büßen und den Spott der Böſen ertragen mit Geduld. — Werden Sie frei, Eugenius!“ —

Da kniete aber der Jüngling, ganz zerknirſcht von der bitterſten Reue, vor dem Bette nieder und ſchwur, indem er die Hand der Profeſſorin mit Küſſen und Thränen bedeckte, daß er nie laſſen werde von der Mutter, daß er nur ganz in ihrer Frömmigkeit, in ihrem heiligen Frieden lebend Vergebung ſeiner Sünden hoffen dürfe.

„Sie ſind mein guter Sohn,“ ſprach die Profeſſorin mit dem ſanften Lächeln himmliſcher Verklärung, „bald, ich fühle es, bald wird Sie der Himmel lohnen!“ —

Merkwürdig genug war es, daß der ſpaniſche Mönch dem Sever gleiche Schlingen geſtellt hatte, wie dem harmloſen Eugenius, der ſich darin verfing, während der lebenskluge, verſtändige Sever ſich ihnen leicht entzog. Freilich wollte es indeſſen auch ein günſtiger Zufall, daß Sever über das zweideutige Verhältniß des angeblichen Grafen Angelo Mora und ſeiner Begleitung Kunde aus der Reſidenz erhielt.

Beide, der Graf und Fermino, waren nämlich nichts anders, als geheime Emiſſare des Jeſuiten-Ordens, und bekannt iſt das Prinzip dieſes Ordens, ſich überall Anhänger und ſichere Agenten zu verſchaffen. Eugenius hatte die Aufmerkſamkeit des Mönchs nun gewiß zuerſt durch ſeine Kenntniß der ſpaniſchen Sprache erregt. Fand nun der Mönch bei näherer Bekanntſchaft, daß er es mit einem ganz unerfahrnen harmloſen Jüngling zu thun habe, der noch dazu in ganz gezwungenen, dem Leben widerſtreitenden Verhältniſſen lebe, ſo mußte er eben dieſen Jüngling für ganz bildungsfähig zu den Zwecken des Ordens achten. Eben ſo bekannt iſt es ferner, daß der Orden ſich der ſeltſamſten Myſtifikationen bedient, um Anhänger zu werben; nichts kettet aber feſter, als das Verbrechen, und Fermino glaubte daher mit Recht ſich des Jünglings nicht beſſer verſichern zu können, als wenn er die ſchlummernde Leidenſchaft der Liebe mit aller Gewalt weckte, die ihn dann führen ſollte zur fluchwürdigen That.

Bald, nachdem dies alles geſchehen, begann die Profeſſorin immer mehr und mehr zu kränkeln. So wie der verſtorbene Helms, entſchlummerte ſie, da ſchon Bäume und Gebüſche entlaubt waren, ſanft in Gretchen's und Eugenius Armen. —

Aber, als die Profeſſorin ſchon zu Grabe getragen, da kam der Gedanke an die gräßliche, fluchwürdige That, die er begangen, in Eugenius zurück. Blieb auch dieſe That ſelbſt wirkungslos, ſo klagte ſich doch Eugenius als den Mörder der Mutter an, und ſein Inneres zerfleiſchten die Furien der Hölle.

Nur dem treuen Freunde Sever gelang es, den Verzweifelnden endlich zur Faſſung zu bringen. Er verſank in ſtillen zerſtörenden Gram, verließ nicht ſein Zimmer, ſah niemanden und genoß kaum ſo viel, als zur Erhaltung nöthig.

Ein paar Wochen waren in der Art verfloſſen, als eines Tages Gretchen zu ihm hineintrat in Reiſekleidern und mit bebender Stimme ſprach: „Ich komme, von Ihnen Abſchied zu nehmen, lieber Herr Eugenius! — Die Verwandte in dem kleinen Städtchen, drei Meilen von hier, will mich wieder aufnehmen. — Leben Sie —“

Sie vermochte nicht zu endigen.

Da wand ſich ein ungeheurer Schmerz los aus der Bruſt des Jünglings, und durch [illegible] Schmerz leuchtete plötzlich die Naphtaflamme der reinſten Liebe.

„Gretchen!“ rief er, „Gretchen, wenn du mich verläſſeſt, ſo ſterbe ich den qualvollen Tod des verzweifelnden Sünders! — Gretchen — ſey mein.“ —

Ach, mit welchem treuen Herzen hatte ihn, ohne es ſelbſt zu ahnen, Gretchen längſt geliebt. Halb ohnmächtig vor ſüßem Bangen, vor himmliſcher Wonne, ſank die Jungfrau dem Jüngling an die Bruſt.

Sever trat herein und ſprach, als er die Seligen erblickte, ernſt und feierlich: „Eugenius, du haſt den Engel des Lichts gefunden, der dir den Frieden deiner Seele wiedergeben wird, und ſelig wirſt du ſeyn hienieden und dort.“ — —

Meiſter Johannes Wacht.

Eine Erzählung.*)

Zu der Zeit, als die Leute in der ſchönen freundlichen Stadt Bamberg, um mit dem bekannten Sprichwort zu reden, gut, d. h. unter dem Krummſtab wohnten, nämlich gegen das Ende des verfloſſenen Jahrhunderts, lebte daſelbſt ein Mann, der, dem Bürgerſtande angehörend, in jeder Hinſicht ſelten und ausgezeichnet zu nennen.

Er hieß **Johannes Wacht**, und war ſeiner Profeſſion nach ein Zimmermann. —

Die Natur verfolgt, ihrer Kinder Schickſal erwägend und beſtimmend, ihren eignen dunkeln, unerforſchlichen Weg, und das, was Konvenienz, was im beengten Leben geltende Meinungen und Rückſichten als wahre Tendenz des Seyns feſtſtellen wollen, iſt ihr nur das vorwitzige Spiel ſich weiſe dünkender bethörter Kinder. Aber der kurzſichtige Menſch findet oft in dem Widerſpruch der Ueberzeugung ſeines Geiſtes mit jenem dunkeln Walten der unerforſchlichen Macht, die ihn erſt an ihrem mütterlichen Buſen gehegt und gepflegt und ihn dann verlaſſen, eine heilloſe Ironie; und dieſe Ironie erfüllt ihn mit Grauſen und Entſetzen, weil ſie ſein eignes Ich zu vernichten droht.

Nicht die Paläſte der Großen, nicht fürſtliche Prunkgemächer, wählt die Mutter des Lebens für ihre Lieblinge. — So ließ ſie un-

---

*) Geſchichten, Märchen u. Sagen. Von Fr. H. v. d. **Hagen**, E. T. A. **Hoffmann** u. H. **Steffens**. Breslau, 1823 (J. Max u. Komp.). S. 21–124.

ſern Johannes, der, wie der geneigte Leſer es erfahren wird, wohl einer ihrer begünſtigtſten Lieblinge zu nennen, auf dem elenden Strohlager, in der Werkſtatt eines verarmten Drechslermeiſters zu Augsburg, das Licht der Welt erblicken. Die Frau ſtarb vor Jammer und Noth gleich nach der Geburt des Kindes, und der Mann folgte ihr nach wenigen Monaten.

Der Rath mußte ſich des hülfloſen Knaben annehmen, dem der erſte Sonnenblick eines künftigen günſtigen Geſchicks aufging, als der Raths-Zimmermeiſter, ein wohlthätiger ehrwürdiger Mann, es nicht zugab, daß das Kind, in deſſen Antlitz, unerachtet es von Hunger entſtellt, er dennoch Züge fand, die ihm gefielen, in einer öffentlichen Anſtalt untergebracht werde, ſondern es in ſein Haus nahm, um es ſelbſt mit ſeinen Kindern zu erziehen.

In unglaublich kurzer Zeit entwickelte ſich nicht allein die Geſtalt des Kindes, ſo daß man glauben mochte, das kleine unſcheinbare Weſen in der Wiege ſey wirklich die farb- und formloſe Puppe geweſen, aus der, wie ein ſchöner Schmetterling, der lebendige bildhübſche goldgelockte Knabe hervorgegangen. Doch wichtiger ſchien, als mit dieſer Anmuth der Geſtalt ſich bald bei dem Knaben eine Eminenz der Geiſtesfähigkeiten zeigte, die den Pflegevater ſowohl als ſeine Lehrer in Erſtaunen ſetzte. Johannes wuchs in einer Werkſtatt auf, aus der, da der Rathszimmermeiſter beſtändig mit den wichtigſten Bauten beſchäftigt war, das Grandioſeſte hervorging, was das Handwerk zu liefern vermag. Kein Wunder, daß des Knaben alles lebendig auffaſſender Sinn dadurch aufgeregt wurde, und er ſich mit ganzer Seele zu einer Profeſſion hingezogen fühlte, deren Tendenz, in ſo fern ſie Großes und Kühnes zu ſchaffen vermag, er in tiefer Seele ahnete. Man kann denken, wie dieſe Neigung des Knaben den Pflegevater erfreute; er fühlte ſich dadurch bewogen, im Praktiſchen ſelbſt ſein ſorgfältiger aufmerkſamer Lehrmeiſter zu ſeyn, ſo wie er den Knaben, da er zum Jüngling heranreifte, in allem, was zum höhern Einſehen und Treiben des Handwerks gehört, wie z. B. in der Zeichenkunſt, Architektur, Mechanik u. ſ. w., von den geſchickteſten Meiſtern unterrichten ließ.

Vier und zwanzig Jahre war unſer Johannes alt, als der alte Zimmermeiſter ſtarb, und ſchon damals war ſein Pflegeſohn ein in allen Theilen ſeines Handwerks völlig erfahrener, durchaus geübter

Geſelle, der weit und breit ſeines gleichen ſuchte. Er trat zu der Zeit mit ſeinem treu verbundenen Kameraden Engelbrecht die gewöhnliche Wanderſchaft an.

Genug weißt du, geliebter Leſer, aus der Jugendzeit des wackern Wacht, und es dürfte nur noch nöthig ſeyn, mit kurzen Worten zu ſagen, wie es kam, daß er in Bamberg anſäſſig und Meiſter wurde.

Als er nämlich nach langer Wanderung auf der Rückkehr in die Heimath mit ſeinem Kameraden Engelbrecht durch Bamberg kam, war man dort gerade mit der Hauptreparatur des biſchöflichen Palaſtes beſchäftigt, und zwar ſollte eben an der Seite, wo die Mauern aus der Tiefe eines engen Gäßchens himmelhoch empor ſteigen, ein ganz neuer Dachſtuhl aus den größten ſchwerſten Balken geſetzt werden. Es galt eine Maſchine, die, den möglich kleinſten Platz einnehmend, mit konzentrirter Kraft die großen Laſten in die Höhe hob. Der fürſtliche Baumeiſter, der auf ein Däumchen herzurechnen wußte, wie die Trajans-Säule in Rom zum Stehen gebracht und wie dabei hundert Fehler begangen worden, die er nimmermehr ſich hätte zu Schulden kommen laſſen, hatte auch wirklich eine Maſchine, eine Art von Krahn, hingeſtellt, welche ſehr hübſch ausſah und von allen als ein mechaniſches Meiſterſtück gerühmt wurde. Als aber die Leute die Maſchine in Bewegung ſetzen ſollten, fand es ſich, daß der Herr Baumeiſter auf lauter Simſone und Herkuleſſe gerechnet hatte. Das Räderwerk gab ein gräßliches kreiſchendes Jammergeſchrei von ſich, die eingehakten großen Balken blieben ſitzen, die Arbeiter erklärten im Schweiß ihres Angeſichts, daß ſie lieber Holländerbäume ſteile Treppen herauftragen, als in der Maſchine die angeſtrengteſte Kraft nutzlos vergeuden wollten, und dabei blieb es.

In einiger Entfernung ſchauten Wacht und Engelbrecht dem Weſen, oder vielmehr dem Unweſen, zu, und es mag ſeyn, daß Wacht über die Unkenntniß des Baumeiſters ein wenig lächelte

Ein eisgrauer Altgeſelle erkannte an der Kleidung der Fremden das Handwerk, trat ohne weiteres auf ſie zu und fragte den Wacht, ob er das Ding mit der Maſchine dort denn beſſer verſtehe, da er ſo klug drein ſehe? „Ei nun, erwiederte Wacht ganz unbefangen, ei nun, mit dem beſſer Verſtehn iſt es immer ein mißliches Ding, denn jeder Narr glaubt, er verſtehe alles am Allerbeſten, aber mich nimmt's nur Wunder, daß Ihr hier zu Lande die einfache Vorrichtung nicht kennt, welche das mit Leichtigkeit bewirkt, warum der Herr Baumeiſter dort vergebens die Leute ſich abquälen läßt.“

Den eisgrauen Altgeſellen verſchnupfte die kecke Antwort des jungen Menſchen nicht wenig; er wandte ſich murrend weg und bald wußte Jeder, daß ein fremder junger Zimmergeſelle den Baumeiſter mit ſammt ſeiner Maſchine verhöhnt und ſich berühmt, eine wirkſamere Vorrichtung zu kennen. So wie es in der Regel, achtete kein Menſch darauf; ſondern der würdige Baumeiſter, ſo wie die ehrliche Zimmermannszunft zu Bamberg meinte: der aus der Fremde würde auch nicht alle Weisheit gefreſſen haben und alte erfahrene Meiſter eines Beſſern belehren wollen. „Siehſt du nun wohl, ſprach Engelbrecht zu ſeinem Kameraden, ſiehſt du nun wohl, Johannes, wie dein Vorwitz ſchon wieder die Leute, welche wir noch dazu als Handwerksgenoſſen begrüßen müſſen, gegen dich aufgebracht hat!“

„Wer kann, erwiederte Johannes mit funkelndem Blick, wer mag es ruhig anſehen, wenn das arme bedauernswürdige Handlangervolk ohne Noth über alle Gebühr geſchunden und geplagt wird! Und wer weiß, was mein Vorwitz nicht noch für erſprießliche Folgen haben wird.“ — Es traf wirklich ſo ein!

Ein einziger Mann von ſolch' eminentem Geiſt, daß ſeinem Scharfblick kein noch ſo flüchtig hingeworfener Funke entging, faßte die Aeußerung des Jünglings, die ihm von dem Baumeiſter ſelbſt als ein vorwitziges Wort eines jungen Kickindiewelt hinterbracht wurde, gar anders auf, als die Uebrigen. Dieſer Mann war der Fürſt-Biſchof ſelbſt. Er ließ den Jüngling vor ſich kommen, um ihn näher über ſeine Aeußerung zu befragen, und wurde nicht wenig von ſeinem Anblick, von ſeinem ganzen Weſen, in Erſtaunen geſetzt. Der geneigte Leſer muß erfahren, woher dies Erſtaunen rührte, und es iſt an der Zeit, von Johannes Wacht's ganzem Innern und Aeußern mehr zu ſagen.

Johannes war, was Antlitz und ganze Geſtalt betrifft, ein ausgezeichnet ſchöner Jüngling zu nennen, und doch erhielten dieſe edlen Züge, dieſer majeſtätiſche Wuchs erſt im männlicheren Alter die volle Bedeutung. Aeſthetiſche Kapitulare nannten den Johannes einen alten Römerkopf, ein jüngerer Domizellar, der auch im ſtrengſten Winter ganz ſchwarz in Seide einherzugehen pflegte, und der Schillers

Fiesco bereits geleſen, verſicherte dagegen, Johannes Wacht ſey der leibhaftige Verrina.

Nicht Schönheit und Anmuth der äußern Geſtalt übt aber jenen geheimnißvollen Zauber, vermöge deſſen manche hochbegabte Menſchen jeden, dem ſie entgegentreten, auf der Stelle für ſich einnehmen. Man fühlt in gewiſſer Art ihre Ueberlegenheit; aber dies Gefühl iſt keineswegs, wie man denken ſollte, läſtig, ſondern erregt, indem es den Geiſt erhebt, ein gewiſſes Behagen, das dem ganzen Innern unendlich wohl thut. Die vollkommenſte Harmonie verbindet alle Theile des phyſiſchen und pſychiſchen Organismus zum Ganzen, ſo daß die Erſcheinung, wie ein reiner Accord, keinen Mißklang duldet. Dieſe Harmonie ſchafft jenen unnachahmlichen Anſtand, jenes — man möchte ſagen — Bequeme in der kleinſten Bewegung, worin ſich das Bewußtſeyn der wahrhaften menſchlichen Würde kund thut. Dieſen Anſtand lehrt kein Tanzmeiſter und kein Prinzenhofmeiſter, und er dürfte wohl deshalb recht eigentlich der vornehme Anſtand ſeyn, weil ihn die Natur ſelbſt als ſolchen geſtempelt. Es iſt hier nur noch hinzuzufügen, daß Meiſter Wacht, unerſchütterlich in Edelmuth, Treue und Bürgerſinn, mit jedem Jahre mehr ein Mann des Volks wurde. Er trug alle Tugenden, aber auch jene unbeſiegbaren Vorurtheile in ſich, die gewöhnlich die Schattenſeite ſolcher Männer zu ſeyn pflegen. Der geneigte Leſer wird bald erfahren, worin dieſe Vorurtheile beſtanden. —

Erklärt möchte nun auch hinlänglich ſeyn, warum des Jünglings Erſcheinung auf den würdigen Fürſt-Biſchof ſolch einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Lange betrachtete er den jungen ſtattlichen Handwerksmann ſchweigend mit ſichtbarem Wohlgefallen, dann fragte er ihn über ſein ganzes bisheriges Leben aus. Johannes antwortete auf alles freimüthig und beſcheiden, und ſetzte zuletzt dem Fürſten mit überzeugender Klarheit auseinander, wie des Baumeiſters Maſchine vielleicht zu andern Zwecken tauglich, die beabſichtigte Wirkung aber niemals hätte hervorbringen können.

Auf die Aeußerung des Fürſten: ob Wacht ſich wohl getraue, ſelbſt eine zweckmäßigere Maſchine anzugeben, die die Laſten emporbringe, erwiederte dieſer, daß er, um eine ſolche Maſchine herzuſtellen, nur Eines Tages, unter Hülfe ſeines Kameraden Engelbrecht und einiger geſchickter und williger Handlanger, bedürfe.

Man kann denken, mit welcher boshaften Schadenfreude im Innern der Baumeiſter, und was ihm anhängig, den Morgen kaum erwarten konnten, an dem der vorlaute Fremde mit Schande und Spott nach Hauſe geſchickt werden würde. Es kam aber anders, als wie es dieſe gutherzigen Leute gedacht und auch wohl gewünſcht hatten.

Drei zweckmäßig angebrachte, in der Wirkung in einander greifende Erdwinden, jede nur mit acht Arbeitern bemannt, hoben die ſchweren Balken ſo leicht bis zur ſchwindelnden Höhe des Daches, daß dieſe in den Lüften zu tanzen ſchienen. Seit dieſem Augenblick war des braven geſchickten Handwerksmanns Ruf in Bamberg begründet. Der Fürſt drang in ihn, in Bamberg zu bleiben und das Meiſterrecht zu erlangen, wozu er ihm ſelbſt allen nur möglichen Vorſchub leiſten wolle. Wacht war zweifelhaft, unerachtet es ihm in dem freundlichen wohlfeilen Bamberg ſehr wohl gefiel. Anſehnliche Bauten, die eben im Werke, legten für das Bleiben ein großes Gewicht in die Wagſchale; den Ausſchlag gab aber ein Umſtand, der im Leben gar oft zu entſcheiden pflegt. Johannes Wacht fand nämlich ganz unvermuthet in Bamberg die bildhübſche ehrſame Jungfrau wieder, die er vor mehreren Jahren in Erlangen geſehen und welcher er ſchon damals zu tief in die freundlichen blauen Augen geguckt hatte. Mit zwei Worten, — Johannes Wacht ward Meiſter, heirathete die ehrſame Jungfrau aus Erlangen, und brachte es durch Fleiß und Geſchicklichkeit bald dahin, daß er ein artiges Haus, welches auf dem Kaulberge belegen, mit einem großen Hofraum nach den Bergen hinaus, kaufen und ſich ſo ganz anſiedeln konnte. Doch wem leuchtet unwandelbar im gleichen Glanz des Glücks freundlicher Stern! Der Himmel hatte beſchloſſen, unſern wackern Johannes einer Prüfung zu unterwerfen, der vielleicht jeder Andere, weniger ſtark an Geiſt, unterlegen ſeyn würde. Die erſte Frucht der glücklichſten Ehe war ein Sohn, der, ein herrlicher Jüngling, ganz in die Fußſtapfen des Vaters treten zu wollen ſchien. Achtzehn Jahre war dieſer Jüngling alt worden, als in einer Nacht nicht fern von Wachts Hauſe ein bedeutendes Feuer ausbrach. Vater und Sohn eilten, ihrem Beruf gemäß, zur Dämpfung des Brandes herbei. Kühn kletterte der Sohn mit andern Zimmerleuten hinauf, um das brennende Dachgerippe ſo viel als möglich wegzuſchlagen. Der Vater, der unten geblieben, um, wie es immer zu geſchehen pflegte, das Einreißen und Löſchen zu leiten, warf einen Blick hinauf, erkannte die entſetzliche Gefahr, ſchrie: „Johannes, Leute, hinab, hinab!“ Zu ſpät — mit fürchterlichem Krachen ſtürzte die Brandmauer ein — erſchlagen lag der Sohn in den Flammen, die wie im gräßlichen Triumph ſtärker praſſelnd empor loderten. —

Doch nicht dieſer entſetzliche Schlag allein ſollte den armen Johannes Wacht treffen. Eine unvorſichtige Magd drang mit wüthendem Jammergeſchrei in die Stube, wo die Hausfrau, erſt halb geneſen von einer zerſtörenden Nervenkrankheit, in Angſt und Noth lag über das Feuer, deſſen dunkelrother Widerſchein ſich an den Wänden ſpiegelte.

„Euer Sohn, Euer Johannes iſt erſchlagen, begraben in den Flammen hat ihn mit ſeinen Kameraden die Brandmauer!“

So ſchrie die Magd.

Wie von jäher Gewalt getrieben, richtete ſich die Hausfrau aus dem Bett hoch empor; doch tief aufſeufzend ſank ſie wieder zurück auf das Lager.

Der Nervenſchlag hatte ſie getroffen, — ſie war todt.

„Sehen wir nun, ſprachen die Bürger, wie Meiſter Wacht ſein großes Leid tragen wird. Oft genug hat er uns gepredigt, daß der Menſch dem größten Unglück nicht erliegen, ſondern ſein Haupt emporhalten und mit der Kraft, die der Schöpfer in jedes Bruſt gelegt, dem bedrohlichen Verderben ſo lange widerſtehen müſſe, als dieſes nicht augenſcheinlich im ewigen Rath beſchloſſen. Laßt uns ſehen, was er uns nun für ein Beiſpiel geben wird!“

Nicht wenig war man verwundert, als man zwar den Meiſter ſelbſt nicht in der Werkſtatt, wohl aber die ununterbrochene Thätigkeit der Geſellen wahrnahm, ſo daß nicht die mindeſte Stockung entſtand, ſondern die begonnenen Werke, ſo, als ob dem Meiſter kein Leid widerfahren, gefördert wurden.

„Engelbrecht,“ ſprach der Meiſter an demſelben Mittage, als er in der Frühe mit ſtandhaftem Muthe, feſten Schrittes, allen Troſt, alle Hoffnung, die ihm ſein Glaube, die wahrhafte Religion, die in ſeinem Innern feſtgewurzelt blieb, gewährte, in dem verklärten Antlitz, den Leichen ſeines Weibes und ſeines Sohnes gefolgt; „Engelbrecht, es iſt nun vonnöthen, daß ich mit meinem Gram, der mir das Herz abſtoßen will, allein bleibe, damit ich vertraut mit ihm werde, und mich gegen ihn ermanne. Du, Bruder, biſt ja mein wackerer thätiger Werkmeiſter, und weißt wohl, was in acht Tagen zu thun; denn ſo lange ſchließ' ich mich in mein Kämmerlein." —

In der That verließ Meiſter Wacht acht Tage hindurch nicht ſeine Stube. Das Eſſen brachte die Magd oft unangerührt wieder hinab, und man vernahm oft auf dem Hausflur ſeine leiſe, wehmüthige, tief in's Herz dringende Klage: „o mein Weib, o mein Johannes!"

Viele von Wacht's Bekannten waren der Meinung, daß man ihn durchaus dieſer Einſamkeit nicht überlaſſen müſſe, die ihn, da er beſtändig ſeinem Gram nachhänge, zerſtören könne. Engelbrecht entgegnete indeſſen: „Laßt ihn gewähren, ihr kennt meinen Johannes nicht, ſchickte ihm die Macht des Himmels, nach ihrem unerforſchlichen Rathſchluß, dieſe harte Prüfung, ſo gab ſie ihm auch die Kraft, ſie zu überſtehen, und jeder irdiſche Troſt würde ihn nur verletzen. Ich weiß, auf welche Weiſe er ſich hinausarbeitet aus ſeinem tiefen Schmerz." —

Letzteres ſprach Engelbrecht mit beinahe ſchlauer Miene, ohne ſich weiter darüber auslaſſen zu wollen, was er damit meine. Die Leute mußten zufrieden ſeyn und den unglücklichen Wacht in Ruhe laſſen.

Acht Tage waren vergangen; am neunten, und zwar an einem heitern Sommermorgen, früh um fünf Uhr trat Meiſter Wacht ganz unvermuthet hinaus in den Werkhof unter die Geſellen, die in voller Arbeit. Die Aexte, die Sägen ſanken ihnen nieder, und halb wehmüthig riefen ſie: „Meiſter Wacht, unſer gute Meiſter Wacht!" —

Mit heiterm Antlitz, auf dem die Spuren des überſtandenen Grams den Ausdruck inniger Gutmüthigkeit bis zum rührendſten Charakter erhöhten, trat er unter ſeine Getreuen und verkündigte, wie der gütige Himmel den Geiſt der Gnade und des Troſtes auf ihn herabgeſandt, und wie er nun geſtärkt, mit Muth und Kraft, ſeinen Beruf erfüllen werde. Er begab ſich nach dem Gebäude, das in der Mitte des Hofes zum Aufbewahren des Handwerkszeugs, zum Aufzeichnen der Werke u. ſ. beſtimmt war.

Engelbrecht, die Geſellen, die Lehrburſchen, folgten ihm wie im Zuge; als er eintrat, blieb er faſt eingewurzelt ſtehen.

Man hatte im Schutt des abgebrannten Hauſes die Axt des armen Johannes, welche an ganz entſcheidenden Zeichen kennbar, mit halbverbranntem Stiel, vorgefunden. Dieſe war von ſeinen Kameraden hoch an der, der Thüre gegenüber ſtehenden Wand befeſtigt und rund umher mit ziemlich roher Kunſt ein Kranz von Roſen und Cypreſſen gemalt worden. Unter dem Kranz hatten ſie aber Namen, Geburtsjahr ihres geliebten Kameraden, ſo wie das Datum der unglückſeligen Nacht ſeines gewaltſamen Todes geſetzt.

„Armer Hans,“ rief Meiſter Wacht, als er dies rührende Monument wahrhaft treuer Gemüther erblickte, und ein Thränenſtrom ſtürzte ihm aus den Augen, „armer Hans, zum letztenmale erhobſt du jenes Werkzeug zum Wohl deiner Brüder, aber du ruhſt im Grabe und nimmer wirſt du mehr an meiner Seite in wackerer Thätigkeit tüchtige Werke fördern helfen!“ —

Damit ging Meiſter Wacht die Reihe umher, ſchüttelte jedem Geſellen, jedem Lehrburſchen, treuherzig die Hand, und ſprach: „denkt an ihn!“ — Alles ging nun wieder an die Arbeit, nur Engelbrecht mußte bei Wacht zurückbleiben.

„Sieh nur, mein alter Kamerad,“ ſprach Wacht, „welchen wunderbaren Weg die ewige Macht gewählt hat, um mich mein großes Leid überſtehen zu laſſen. In den Tagen, als mich der Gram über Weib und Kind, das ich auf ſolch entſetzliche Weiſe verloren, ganz und gar zermalmen wollte, gab mir der Geiſt den Gedanken eines beſonders künſtlichen und zuſammengeſetzten Hängewerks ein, über welches ich ſchon lange gegrübelt, das mir aber nie in’s Klare kommen wollte. Schau her!“ —

Damit rollte Meiſter Wacht die Zeichnung auf, an der er die Tage über gearbeitet hatte, und Engelbrecht erſtaunte eben ſo ſehr über die Kühnheit und Originalität der Erfindung, als über die ausnehmende Sauberkeit der vollendeten Arbeit. So künſtlich, ſo ſinnig war die Mechanik des Werkes angelegt, daß ſelbſt der vielerfahrene Engelbrecht ſich nicht gleich darin finden konnte, deſto mehr aber in freudige Verwunderung ausbrach, als, nachdem ihm Meiſter Wacht das kleinſte Detail des ganzen Baues erklärt, er ſich von der Unfehlbarkeit des Gelingens in der Ausführung überzeugen mußte. —

Wachts ganze Familie beſtand jetzt nur noch aus zwei Töchtern, doch ſollte dieſer Hausſtand gar bald vermehrt werden.

So arbeitſam, ſo geſchickt auch Meiſter Engelbrecht ſeyn mochte, doch gelang es ihm nicht, die niedrigſte Stufe der Wohlhabenheit zu erlangen, welche gleich in der erſten Zeit Wachts Unternehmungen krönte. Der ärgſte Feind des Lebens, gegen den keine menſchliche Kraft etwas vermag, lehnte ſich gegen ihn auf, um ihn zu verderben, und verdarb ihn wirklich; nämlich Siechheit des Körpers. Er ſtarb und hinterließ die Frau mit zwei Knaben in beinahe dürftigen Umſtänden; die Frau begab ſich in ihre Heimath, und Meiſter Wacht hätte gern beide Söhne in ſein Haus genommen, dies war aber nur mit dem älteſten, Sebaſtian geheißen, thunlich. Dieſer war ein kräftiger kluger Junge, der, zum Handwerk des Vaters geneigt, ein tüchtiger Zimmermann zu werden verſprach. Eine gewiſſe Störrigkeit des Charakters, die zuweilen bis an's Bösartige zu grenzen ſchien, ſo wie ein gewiſſes rohes Weſen, oft bis zur Wildheit geſteigert, glaubte Wacht durch eine weiſe Erziehung beſiegen zu können. Der jüngere Bruder, Namens Jonathan, war gerade das Gegentheil des ältern; ein kleines bildhübſches ſchwächliches Bübchen, dem die Milde und Herzensgüte aus den blauen Augen lachte. Dieſen Knaben hatte ſchon bei Lebzeiten des Vaters der ehrwürdige Doktor des Rechts, ſo wie erſter und älteſter Advokat am Orte, Herr Theophilus Eichheimer, zu ſich genommen, um ihn, da er einen vorzüglichen Geiſt, ſo wie den entſchiedenſten Hang zu den Wiſſenſchaften zeigte, zum Rechtsgelehrten zu erziehen.

Hier zeigte ſich nun eines jener unbeſiegbaren Vorurtheile unſeres Wacht, von denen ſchon oben die Rede geweſen. Wacht trug nämlich die vollkommenſte Ueberzeugung in ſich, daß alles, was man unter dem Namen Rechtsgelehrſamkeit verſtehe, nichts anderes als künſtlich ergrübelte Menſchenſatzung wäre, die nur dazu diene, das wahre Recht, das in jedes Tugendhaften Bruſt geſchrieben ſtehe, zu verwirren. Konnte er die Einrichtung der Gerichtshöfe auch nicht geradezu verwerfen, ſo hatte er doch ſeinen ganzen Haß auf die Advokaten geworfen, welche er insgeſammt, wo nicht geradezu für elende Betrüger, doch für ſolche nichtswürdige Menſchen hielt, die mit dem Heiligſten und Ehrwürdigſten auf der Welt ſchändlichen Wucher trieben. Man wird ſehen, wie der verſtändige, ſonſt alle Lebensverhältniſſe klar durchſchauende Wacht in dieſem Punkt dem Roheſten aus dem gemeinſten Volke glich. Daß er für's Andere unter den Anhängern der katholiſchen Kirche keine Frömmigkeit, keine Tugend ſtatuirte, daß er keinem Katholiken traute, möchte ihm eher zu verzeihen ſein, da er in Augsburg die Grundſätze eines beinahe fanatiſchen Proteſtantismus eingeſogen. Man kann denken, wie es dem Meiſter Wacht das Herz zerſchnitt, den Sohn ſeines treueſten Freundes eine Laufbahn beginnen zu ſehen, die er ſo tief verabſcheute.

Doch war ihm des Verſtorbenen Wille heilig, und es war ſo viel gewiß, daß der ſchwächliche Jonathan nicht zu irgend einem Handwerk, das nur einigermaßen körperliche Kraft erforderte, erzogen werden konnte; ſo wie, daß wenn der alte Herr Theophilus Eichheimer mit dem Meiſter über das göttliche Geſchenk der Wiſſenſchaften ſprach, und dabei den kleinen Jonathan als einen frommen verſtändigen Knaben lobte, der Meiſter in dem Augenblick den Advokaten, die Rechtsgelehrſamkeit und ſein Vorurtheil vergaß. Meiſter Wacht hatte ſeine ganze Hoffnung darauf geſtellt, daß Jonathan, des Vaters Tugenden im Herzen, ein Metier in dem Augenblick verlaſſen werde, als er an Jahren gereift, deſſen ganze Schändlichkeit einzuſehen im Stande. —

War Jonathan ein ſtiller, frommer, dem häuslichen Studiren ergebener Junge, ſo trieb es Sebaſtian deſto ärger mit ausgelaſſenem tollen Weſen. Da er aber Rückſichts ſeines Handwerks ganz der Vater wurde, und an dem Fleiß, ſo wie an der Nettigkeit ſeiner Arbeit, nie etwas auszuſetzen war, ſo maß Meiſter Wacht die bisweilen doch zu argen Streiche dem ungeläuterten Feuer der aufbrauſenden Jugend bei, vergab ſie dem Jüngling und meinte, er werde ſich auf der Wanderſchaft wohl die Hörner ablaufen.

Dieſe Wanderſchaft trat Sebaſtian bald an, und Meiſter Wacht hörte auch nicht früher etwas von ihm, als bis er, majorenn geworden, von Wien aus ſich ſein väterliches Erbtheil ausbat, welches ihm Meiſter Wacht von Heller zu Pfennig überſandte, und worüber er eine von den Gerichten zu Wien ausgefertigte Quittung erhielt. —

Eben eine ſolche Verſchiedenheit der Gemüthsart, die die Engelbrechts trennte, fand auch bei Wachts beiden Töchtern ſtatt, von denen die älteſte Nettel, die jüngere aber Nanni geheißen.

In aller Eil' kann hier bemerkt werden, daß nach der allgemeinen in Bamberg herrſchenden Meinung der Vorname Nanni der allerſchönſte und herrlichſte iſt, den ein Mädchen führen kann. Frägſt du daher, geliebter Leſer, in Bamberg ein hübſches Kind: „wie heißen Sie, mein ſüßer Engel?“ ſo wird die Holde verſchämt die Augen niederſchlagen, an der ſchwarz ſeidnen Schürze zupfen und etwas erröthend freundlich lispeln: „I nun, Nanni, Ihr Gnoden!“ —

Nettel, Wachts älteſte Tochter, war ein kleines rundes Ding mit hochrothen Wangen und recht freundlichen ſchwarzen Aeugelein, mit denen ſie in den Sonnenſchein des Lebens, wie er ihr aufgegangen, keck hineinſchaute, ohne zu blinzeln. Sie war Rückſichts ihrer Bildung und ihres ganzen Weſens auch nicht eine Linie hoch über die Sphäre des Handwerks geſtiegen. Sie klatſchte mit den Frau Baſen, putzte ſich gern, wiewohl in bunten Staat ohne Geſchmack; ihr eigentliches Element, worin ſie lebte und webte, war aber die Küche. Keiner, und auch der ausgelernteſten Köchin weit und breit, konnte der Haaſen- und Gänſepfeffer ſo ſchmackhaft gerathen, über die Sulzen herrſchte ſie nach freier Willkühr, Gemüſe wie z. B. Mirſchieg, Keesköhl, bereitete Nettels kunſtreiche Hand ohne Gleichen, da ein feiner untrüglicher Sinn ſie über das plus oder minus des Fetts auf der Stelle entſcheiden ließ, und ihre Krapfen ſpotteten der wohlgerathenſten Erzeugniſſe der luxuriöſeſten Kirchweihen.

Vater Wacht war mit der Kochkunſt ſeiner Tochter ſehr wohl zufrieden und meinte einmal, es ſey unmöglich, daß der Fürſt-Biſchof ſchmackhaftere Schunkennudeln auf ſeiner Tafel haben könne. Das ging denn nun der guten Nettel ſo tief in's freudige Herz, daß ſie im Begriff ſtand, eine gewaltige Schüſſel mit beſagten Schunkennudeln, und zwar an einem Faſttage, dem Fürſt-Biſchof auf's Schloß zu ſchicken. Zum Glück kam Meiſter Wacht zeitig genug dahinter, und verhinderte unter herzlichem Lachen die Ausführung des kühnen Gedankens.

War die kleine dicke Nettel eine tüchtige Wirthſchafterin, eine perfekte Köchin und dabei die Gutmüthigkeit, kindliche Treue und Liebe ſelbſt, ſo mußte ſie Vater Wacht als ein wohlgerathenes Kind recht zärtlich lieben.

Geiſtern von Wachts Art iſt indeſſen, trotz ihres Ernſtes, wohl eine gewiſſe ironiſche Schalkheit eigen, die ſich im Leben anmuthig bewegt bei irgend einem Anſtoß, ſo wie der tiefe Bach den über ihn hinwegſtreifenden Windhauch mit ſilbernen ſpielenden Wellen begrüßt.

Es war nicht anders möglich, als daß Nettelchen mit ihrem ganzen Weſen dieſe Schalkheit oft anregen mußte, und ſo erhielt das ganze Verhältniß mit der Tochter oft eine ſeltſam nuancirte Farbe. Der geneigte Leſer wird künftig Beiſpiele von der Art genug erfahren; vor der Hand mag nur eines hier ſtehen, welches luſtig genug zu nennen. In Meiſter Wachts Hauſe fand ſich ein ſtiller, hübſcher, junger Mann ein, der bei der fürſtlichen Kammer angeſtellt war und ſein reichliches Auskommen hatte. Er freite nach gerader deutſcher Sitte bei dem Vater um die älteſte Tochter, und Meiſter Wacht konnte, ohne dem jungen Mann und ſeiner Nettel Unrecht zu thun, nicht umhin, ihm den Zutritt in ſein Haus zu verſtatten, damit er Gelegenheit fände, ſich um Nettels Zuneigung zu bewerben. Nettel, von des Mannes Abſicht unterrichtet, ſah ihn mit gar freundlichen Augen an, in denen man zuweilen leſen konnte: Zu unſerer Hochzeit, Liebſter, back' ich die Kuchen ſelbſt! —

Dem Meiſter Wacht war dieſe Zuneigung ſeiner Tochter gar nicht recht, weil ihm der biſchöfliche Herr Kaſtner gar nicht recht war.

Für's Erſte war der Mann natürlicher Weiſe Katholik, für's Zweite glaubte Wacht bei näherer Bekanntſchaft an dem Herrn Kaſtner ein gewiſſes ſchleichendes zurückhaltendes Weſen wahrzunehmen, das auf einen befangenen Geiſt ſchließen ließ. Gern hätte er den unangenehmen Freier wieder aus dem Hauſe entfernt, ohne jedoch der Nettel wehe zu thun. Meiſter Wacht beobachtete ſehr ſcharf und wußte ſeine Beobachtungen ſchlau und verſtändig zu nutzen. So hatte er wahrgenommen, daß der Herr Kaſtner ſich nicht viel aus gut bereiteten Speiſen machte, ſondern alles ohne ſonderlichen Geſchmack und noch dazu auf etwas widerwärtige Weiſe herunterſchluckte. Eines Sonntags, als, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegte, der Herr Kaſtner bei dem Meiſter Wacht zu Mittag aß, begann dieſer, jede Speiſe, die die geſchäftige Nettel auftragen ließ, gar ſehr zu loben und zu preiſen, und forderte den Herrn Kaſtner nicht allein auf, in dieſes Lob einzuſtimmen, ſondern fragte auch beſonders, was er von dieſer oder jener Bereitung der Speiſen halte? Der Herr Kaſtner verſicherte aber ziemlich trocken, er ſey ein mäßiger nüchterner Mann und ſeit Jugend auf an die äußerſte Frugalität gewöhnt. Mittags genüge ihm ein Löffelchen Suppe und ein Stücklein Ochſenfleiſch, nur müſſe dieſes hart gekocht ſeyn, da es ſo in geringer Quantität genoſſen mehr ſättige und man ſich den Magen mit großen Biſſen nicht zu überladen brauche; zur Nacht ſey er gewöhnlich mit einer Untertaſſe guten Eierſchmalzes und einem geringen Schnäpschen abgefunden, übrigens ein Glas extra Bier um ſechs Uhr Abends, wo möglich in der ſchönen Natur genoſſen, ſein ganzes Labſal. Man kann denken, mit welchen Blicken Nettelchen den unglückſeligen Kaſtner anſah. Und doch ſollte noch das Aergſte geſchehen. Es wurden Baierſche Dampfnudeln aufgetragen, die hoch — hoch angeſchwollen, das Meiſterwerk der Tafel ſchienen; der frugale Herr Kaſtner nahm ſein Meſſer und zerſchnitt die Nudel, die ihm zu Theil worden, mit der ruhigſten Gleichgiltigkeit in viele Stücken. Nettel ſtürzte mit einem lauten Jammergeſchrei zur Thüre hinaus.

Der mit der Behandlung Baierſcher Dampfnudeln unbekannte Leſer mag erfahren, daß ſie beim Genuß geſchickt zerriſſen werden müſſen, da ſie zerſchnitten allen Geſchmack verlieren und die Ehre der Köchin zu Schande machen.

Nettel hielt von dem Augenblicke an den frugalen Herrn Kaſtner für den abſcheulichſten Menſchen unter der Sonne; Meiſter Wacht widerſprach ihr keineswegs, und der wilde Bilderſtürmer im Gebiete der Kochkunſt hatte die Braut auf immer verloren.

Hat der kleinen Nettel buntes Bild beinahe zu viele Worte gekoſtet, ſo werden dem geneigten Leſer ein paar Züge hinreichen, ſich Antlitz, Geſtalt, ganzes Weſen der holden anmuthigen Nanni ganz vor Augen zu bringen.

Im ſüdlichen Deutſchland, vorzüglich in Franken, und zwar beinahe nur ausſchließlich in der Bürgerklaſſe, trifft man ſolche feine, zierliche Geſtalten, ſolche liebliche fromme Engelsgeſichtlein, ſüße Sehnſucht des Himmels in den blauen Augen, des Himmels Lächeln auf den Roſenlippen, daß man wohl gewahrt, wie die alten Maler die Orginale zu ihren Madonnen nicht weit ſuchen durften. So ganz dieſe Geſtalt, dies Antlitz, dies Weſen war die Erlanger Jungfrau, welche Meiſter Wacht freite, und Nanni ihr treuſtes Ebenbild.

Die Mutter war Rückſichts der zarteſten Weiblichkeit, Rückſichts der wohlthuenden Bildung, die nichts iſt als der richtige Takt des Lebens, ganz das, was den Meiſter Wacht als Mann charakteriſirte.

Weniger ernſt und feſt als die Mutter, mochte die Tochter ſeyn, dafür aber die Lieblichkeit ſelbſt, und man hätte ihr nur vorwerfen können, daß ihr weibliches Zartgefühl, eine Empfindſamkeit, die einer verſchwächten Organiſation zuzuſchreiben und ſich daher leicht bis zur weinerlichen Empfindelei ſteigerte, ſie für's Leben zu verletzbar machte.

Meiſter Wacht konnte das liebe Kind nicht ohne Rührung anſehen, und liebte es auf eine Weiſe, die ſonſt einem ſtarken Gemüthe eben nicht eigen.

Es konnte ſeyn, daß Meiſter Wacht die zarte Nanni von Hauſe aus ein wenig verzärtelte; wodurch aber jene oft in ſüßliche Empfindelei ausartende Zartheit ganz beſonders Stoff und Nahrung erhielt, wird ſich ſehr bald zeigen.

Nanni kleidete ſich gern höchſt einfach, jedoch in die feinſten Zeuge und nach einem Schnitt, der über die Sphäre ihres Standes hinaus ging. Wacht ließ ſie gewähren, da ſo gekleidet das holde Kind gar zu hübſch und anmuthig ausſah.

Ganz geſchwinde muß hier ein Bild vertilgt werden, das dem Leſer aufgehn könnte, der vor langen Jahren in Bamberg war, und der an den abſcheulichen geſchmackloſen Kopfputz denkt, der damals die hübſcheſten Geſichter der Mädchen entſtellte. Eine glatte an den Kopf ſchließende Haube, die nicht das kleinſte Löckchen zum Vorſchein kommen ließ — ein ſchwarzes, nicht zu breites, an die Stirne feſtſchließendes Band, das hinten tief in den Nacken mit einer höchſt ſervilen Schleife zuſammenfuhr.

Später wurde dieſes Band breiter und breiter, bis es die unbillige Breite von beinahe einer halben Elle erreichte, deshalb beſonders in der Fabrik beſtellt werden mußte und mit hartem Karton gefüttert, wie eine Thurmhaube emporſtieg. Eine Schleife, die vermöge ihrer weit über die Achſeln ragenden Breite den ausgeſpannten Flügeln eines Adlers glich, ſaß gerade über dem Nackengrübchen. An den Schläfen und bei den Ohren ſchlängelten ſich kleine Löckchen hervor, und mancher kecken Bamberger Inkroyable ſtand dieſe Tracht ſeltſam und anmuthig genug.

Einen ſehr pittoresken Anblick gab es, wenn man von hinten einen Leichenzug erblickte, der ſich eben in Bewegung ſetzte. Es iſt Sitte in Bamberg, daß die Bürger zur Leichenfolge eines Verſtorbenen durch die ſogenannte Todtenfrau eingeladen werden, die ihre Einladung mit kreiſchender Stimme im Namen des Verſtorbenen, wie

z. B. „der Herr u. ſ. w., die Frau u. ſ. w. läßt ſich die letzte Ehre ausbitten,“ auf der Straße vor dem Hauſe eines jeden abſchreit. Die Frau Boſen und die jungen Madels, die ſonſt wenig in's Freie kommen, unterlaſſen es nicht, ſich in großer Anzahl einzufinden, und wenn ſich nun der Zug der Weiber zu bewegen anfängt und der Wind ſich in die großen Schleiſen ſetzt, ſo iſt es nicht anders, als wenn ein ganzes Heer von ſchwarzen Raben oder Adlern jählings wach werde und den rauſchenden Flug beginnen wolle.

Der geneigte Leſer wird daher gebeten, ſich die hübſche Nanni in keinem andern Kopfputz, als in einem niedlichen Erlanger Häubchen zu denken. —

So widerwärtig es auch dem Meiſter Wacht war, daß Jonathan dem Stande angehören ſollte, den er haßte, ſo ließ er dies doch den Knaben, ſo wie ſpäter den Jüngling, keinesweges entgelten. Er ſah es vielmehr gern, daß der ſtille fromme Jonathan ſich nach vollendetem Tagewerk jedesmal bei ihm einfand und die Abende mit ſeinen Töchtern und der alten Barbara zubrachte. Dabei ſchrieb Jonathan die ſchönſte Hand, die man nur ſehen konnte, und es machte dem Meiſter Wacht, der eine ſchöne Handſchrift liebte, nicht geringe Freude, als ſeine Nanni, zu deren Schreibmeiſter ſich Jonathan ſelbſt erkoren, nach und nach dieſelbe zierliche Schrift zu ſchreiben begann, als ihr Meiſter.

Meiſter Wacht war an den Abenden entweder in ſeinem Arbeitszimmer beſchäftigt, oder er beſuchte manchmal ein Bierhaus, in dem er ſeine Handwerksgenoſſen und auch die Herren vom Rath antraf und nach ſeiner Art mit ſeltenem Geiſt die Geſellſchaft belebte. Im Hauſe ließ indeſſen Barbara den Spinnrocken wacker ſchnurren, während Nettel die Wirthſchaftsrechnung fertig ſchrieb, über die Bereitung neuer unerhörter Schüſſeln nachſann, oder mit lautem Lachen der Alten wiedererzählte, was dieſe, jene Frau Bos ihr heute vertraut. Und der Jüngling Jonathan? —

Der ſaß mit Nanni am Tiſch; und die ſchrieb und zeichnete auch wohl unter ſeiner Leitung. Und doch, Schreiben und Zeichnen iſt für den ganzen Abend ein herzlich langweiliges Ding; und ſo geſchah es denn, daß Jonathan oftmals ein ſauber gebundenes Buch aus der Taſche zog und der ſchönen empfindſamen Nanni mit leiſer ſüßlispelnder Stimme vorlas.

Jonathan hatte durch den alten Eichheimer die Gönnerſchaft des jungen Domizellars erworben, der den Meiſter Wacht einen wahrhaften Verrina nannte. Der Domizellar, Graf von Köſel, war ein ſchöner Geiſt und lebte und webte in Göthe's und Schiller's Werken, die damals wie glanzvolle, alles überſtrahlende Meteore am Horizont des literariſchen Himmels aufzuſteigen begannen. Er glaubte mit Recht in dem jungen Schreiber ſeines Anwalts eine gleiche Tendenz zu entdecken und fand ſeine beſondere Freude daran, ihn dadurch, daß er ihm nicht allein jene Werke mittheilte, ſondern dieſelben mit ihm auch gemeinſchaftlich durchlas, ſich ganz zu aſſimiliren.

Des Grafen ganzes Herz gewann aber Jonathan dadurch, daß er die Verſe, welche der Graf im Schweiße ſeines Angeſichts aus wohlklingenden Phraſen zuſammendrechſelte, vortrefflich fand und zu des Grafen unausſprechlichem Vergnügen ſattſam davon erbaut und gerührt wurde. Wahr iſt's indeſſen, daß Jonathans äſthetiſche Bildung wirklich durch den Umgang mit dem geiſtreichen und nur etwas überſpannten Grafen gewann.

Der geneigte Leſer weiß nun, was für Bücher Jonathan bei der hübſchen Nanni aus der Taſche zog und ihr daraus vorlas, und kann ſelbſt ermeſſen, wie Schriften der Art ein Mädchen, ſo geiſtig organiſirt wie Nanni, anregen mußten.

„Stern der dämmernden Nacht!“

Wie floſſen Nanni's Thränen, wenn der liebenswürdige Schreiber alſo dumpf und feierlich begann!

Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß junge Leute, die oft zärtliche Duetten zuſammen ſingen, ſich ſelbſt ſehr leicht in die Perſon der Duettiſten umſetzen und beſagte Duetten für die Melodie und den Text des ganzen Lebens halten; ſo wie der Jüngling, der einem Mädchen einen zärtlichen Roman vorlieſt, ſehr leicht der Held des Stücks wird, während das Mädchen ſich in die Rolle der Geliebten hinüber träumt.

Bei ſo gleichgeſtimmten Gemüthern, wie Jonathan und Nanni, hätte es nicht einmal ſolcher Anregungen bedurft, um zu einander in Liebe zu kommen.

Die Kinder waren ein Herz und eine Seele, die Jungfrau, der Jüngling nur eine rein und unauslöſchlich emporlodernde Liebesflamme. — Vater Wacht hatte von dieſem Liebesverſtändniß ſeiner

Tochter auch nicht die leiſeſte Ahnung; er ſollte indeſſen bald alles erfahren. —

Jonathan hatte es durch unermüdeten Fleiß und wahrhaftes Talent in kurzer Zeit dahin gebracht, daß ſein Rechtsſtudium für vollendet erachtet und er zur Advokatur gelaſſen werden konnte, welches denn auch wirklich geſchah.

Er wollte mit dieſer frohen Nachricht, die ihm ſeinen Standpunkt im Leben ſicherte, eines Sonntags den Meiſter Wacht überraſchen. Doch wie erbebte er vor Entſetzen, als Wacht ihn mit einem flammenſprühenden Blick, nie hatte er ihn ſo aus des Vaters Augen hervorblitzen ſehen, durchbohrte. „Was," rief Vater Wacht mit einer Stimme, daß die Wände erdröhnten, „was, du elender Taugenichts, die Natur hat deinen Körper vernachläſſigt, aber dich mit herrlichen Geiſtesgaben reichlich geſchmückt, und dieſe willſt du wie ein hinterliſtiger Böſewicht mißbrauchen auf ſchändliche Weiſe und ſo das Meſſer gegen deine eigne Mutter kehren? Mit dem Recht willſt du Handel treiben, wie mit einer feilen ſchnöden Waare auf öffentlichem Markt, und es zuwägen mit falſcher Wage, den armen Bauern, dem gedrückten Bürger, der vor des ſtarren Richters Polſterſtuhl vergebens winſelt, und dich zahlen laſſen mit dem blutigen Heller, den der Arme dir, in Thränen gebadet, hinreicht?

„Mit lügneriſchen Menſchenſatzungen willſt du dein Hirn anfüllen und Lug und Trug treiben, wie ein einträgliches Handwerk, wovon du dich mäſteſt? Iſt denn alle Tugend des Vaters aus deinem Herzen gewichen?

„Dein Vater — du heißeſt Engelbrecht — nein, wenn ich dich ſo nennen höre, ſo will ich nicht glauben, daß es der Name meines Kameraden ſey, der die Tugend und Rechtſchaffenheit ſelbſt war, ſondern daß der Satan im äffenden Spott der Hölle den Namen über ſeinem Grabe hinrufe und ſo die Menſchen verführe, den jungen lügneriſchen Rechtsbuben wirklich für den Sohn des wackern Zimmermanns Gottfried Engelbrecht zu halten — fort — nicht mehr mein Pflegeſohn — eine Schlange, die ich von meinem Buſen reiße — ich verſtoße —"

In dem Augenblick ſtürzte Nanni mit einem kreiſchenden, die Bruſt zerreißenden Jammergeſchrei dem Meiſter Wacht zu Füßen.

„Vater! rief ſie ganz aufgelöſt in wildem Schmerz und troſtloſer

Verzweiflung, „Vater, wenn du ihn verſtößeſt, ſo verſtößeſt du auch mich, mich deine liebſte Tochter, er iſt mein, mein Jonathan; nicht laſſen kann ich von ihm in dieſer Welt.“ —

Ohnmächtig ſchlug die Arme mit dem Kopf gegen den Wandſchrank, daß Blutstropfen die zarte weiße Stirn benetzten. Barbara und Nettel ſprangen herbei und brachten die Ohnmächtige auf das Kanapee. Jonathan ſtand da, erſtarrt, wie vom Blitz getroffen, nicht der leiſeſten Bewegung mächtig.

Es möchte ſchwer ſeyn, die Bewegung zu beſchreiben, die von innen heraus ſich auf Wachts Antlitz kund that. Statt der Flammenröthe überzog jetzt Leichenbläſſe das Geſicht, ein dunkles Feuer glühte nur noch in den ſtieren Augen, kalter Todesſchweiß ſchien auf ſeiner Stirne zu ſtehen; er ſtarrte einige Augenblicke ſchweigend vor ſich hin; dann machte ſich die gepreßte Bruſt Luft, und er ſprach mit ſeltſamem Ton: „das war es alſo!“ — Langſam ſchritt er dann nach der Thüre, in der er noch einmal ſtehen blieb und halb zurückgewandt den Weibern zurief: „ſpart nicht kölniſches Waſſer und die Faxen ſind bald vorüber.“

Bald darauf ſah man den Meiſter zum Hauſe heraus ſchnell nach den Bergen wandeln.

Man kann denken, in welches tiefe Herzleid die Familie verſenkt war. Nettel und Barbara konnten eigentlich gar nicht begreifen, was denn Entſetzliches vorgegangen, und es wurde ihnen dann erſt recht Angſt und Bange, als der Meiſter, wie er es noch niemals gethan, nicht zum Eſſen wiederkehrte, ſondern bis ſpät in die Nacht ausblieb.

Dann hörte man ihn kommen, die Hausthüre aufmachen, heftig zuwerfen, die Treppe mit ſtarken Schritten hinaufſteigen und ſich in ſeiner Stube einſchließen. —

Die arme Nanni erholte ſich bald wieder und weinte ſtill vor ſich hin. Jonathan ließ es aber an wilden Ausbrüchen troſtloſer Verzweiflung nicht fehlen, und ſprach auch mehrmals vom Erſchießen; ein Glück, daß Piſtolen eben nicht zum Mobiliar junger empfindſamer Advokaten nothwendig gehören, oder wenigſtens, befinden ſie ſich darunter, gewöhnlich kein Schloß haben, oder ſonſt nicht im Stande ſind.

Nachdem Jonathan einige Straßen durchrannt, wie ein toller

Menſch, führte ihn inſtinktmäßig ſein Lauf zu ſeinem hohen Gönner, dem er ſein ganzes unerhörtes Herzeleid unter den Ausbrüchen des wüthendſten Schmerzes klagte. Es darf kaum hinzugefügt werden, ſo ſehr verſteht es ſich von ſelbſt, daß der junge verliebte Advokat nach ſeinen verzweiflungsvollen Betheurungen der erſte und einzige Menſch auf der ganzen Erde war, dem ſolch Ungeheures geſchehn, weshalb er denn auch das Schickſal und alle feindliche Mächte, als nur gegen ihn verſchworen, anklagte.

Der Domizellar hörte ihn ruhig und mit einer gewiſſen Theilnahme an, die indeſſen doch das ganze Gewicht des Schmerzes, wie es der Advokat zu fühlen wähnte, nicht ganz zu erwägen ſchien. —

„Mein lieber junger Freund,“ ſprach der Domizellar, indem er den Advokaten freundlich bei der Hand nahm und ihn zu einem Seſſel führte, „mein lieber junger Freund, ich habe bisher den Herrn Zimmermeiſter Johannes Wacht für einen in ſeiner Art großen Mann gehalten, ich ſehe aber jetzt ein, daß er dabei auch ein ſehr großer Narr iſt. Große Narren ſind wie ſtätiſche Pferde, man bringt ſie ſchwer zur Wendung, iſt dieſes aber gelungen, ſo traben ſie den gebotenen Weg luſtig fort. Des heutigen böſen Auftritts halber, des unſinnigen Zorns des Alten unerachtet, dürftet Ihr die ſchöne Nanni keineswegs aufgeben.

„Doch ehe wir über Euren in der That anmuthigen und romanesken Liebeshandel weiter reden, laßt uns hier ein kleines Frühſtück zu uns nehmen. Ihr ſeyd um den Mittag bei dem alten Wacht gekommen, und ich dinire erſt um vier Uhr im Seehof.“

Auf dem kleinen Tiſch, an dem Beide, der Domizellar und der Advokat, ſaßen, war in der That ein gar appetitliches Frühſtück aufgetragen. Bayonner Schinken, rund umher mit Scheiben Portugieſiſcher Zwiebeln garnirt, ein kaltes geſpicktes Rebhuhn von der rothen Art, mithin auch ein Fremdling, in rothem Wein gekochte Trüffeln, ein Teller mit Straßburger Gänſe-Leber-Paſtete, zuletzt ein Teller mit echtem Strachino, und ein anderer mit Butter, ſo gelb und glänzend, wie die Mai-Blumen ſelbſt. —

Der geneigte Leſer, der nach Bamberg kommt und dergleichen appetitliche Butter liebt, wird ſich freuen, ſie auf das ſchönſte und reinſte zu erhalten, zugleich ſich aber ärgern, wenn er erfährt, daß ſie von den Einwohnern aus übertriebener Wirthſchaftlichkeit zu einem

Schmalz eingeſchmolzen wird, der gewöhnlich ranzig ſchmeckt und alle Speiſen verdirbt. —

Dazu perlte in einer ſchön geſchliffenen Kryſtallflaſche edler Champagner von der nicht mouſſirenden Sorte. Der Domizellar, der die vorgebundene Serviette, mit der er den Advokaten empfangen, gar nicht losgeknüpft hatte, legte, nachdem der Kammerdiener ein zweites Couvert ſchnell herbeigebracht, dem verzweiflungsvollen Liebhaber die ſchönſten Biſſen vor, ſchenkte ihm Wein ein und langte dann ſelbſt tapfer zu. Es hat Jemand einmal frech genug behauptet, daß der Magen mit dem ganzen übrigen phyſiſchen und pſychiſchen Theil des Menſchen al pari ſtünde. Das iſt eine gottloſe abſcheuliche Meinung, aber ſo viel iſt gewiß, daß der Magen oft als despotiſcher Tyrann, oder ironiſcher Myſtifikant, ſeinen eignen Willen durchſetzt.

Das geſchah eben jetzt.

Denn inſtinktmäßig, ohne daran deutlich zu denken, hatte der Advokat in wenigen Minuten ein mächtiges Stück Bayonner Schinken verzehrt, in der Portugieſiſchen Garnitur ſchreckliche Verwüſtungen angerichtet, ein halbes Rebhuhn, eine nicht geringe Anzahl von Trüffeln, ſo wie mehr Straßburger Paſtete vertilgt, als einem jungen ſchmerzerfüllten Advokaten ziemlich. Dazu ließen ſich beide, der Domizellar und der Advokat, den Champagner ſo wohl ſchmecken, daß der Kammerdiener die Kryſtallflaſche bald noch einmal füllen mußte.

Der Advokat fühlte eine angenehme wohlthuende Wärme ſein ganzes Innere durchdringen, und ſein Herzeleid erſaßte ihn nur mit ſeltſamen Schauern, die eigentlich elektriſchen Schlägen glichen, welche ſchmerzen und doch wohlthun. Er war empfänglich für die Troſtreden ſeines Gönners, der, nachdem er das letzte Glas Wein behaglich eingeſchlürft und ſich zierlich den Mund geputzt hatte, ſich in Poſitur ſetzte und in folgender Art begann:

„Für's Erſte, mein lieber guter Freund, müßt Ihr nicht ſo thöricht ſeyn zu glauben, daß Ihr der einzige Menſch auf Erden ſeyd, dem der Vater die Hand ſeiner Tochter verweigert. Doch das thut hier gar nichts zur Sache. Wie ich Euch ſchon geſagt habe, iſt die Urſache, warum Euch der alte Narr haßt, ſo höchſt abgeſchmackt, daß es damit keinen Beſtand haben kann, und mag es Euch in dieſem Augenblick widerſinnig vorkommen oder nicht, ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß ſich alles ganz nüchtern mit einer Hochzeit endigen, und daß man von der ganzen Sache nichts weiter ſagen wird, als, Peter hat um Grete gefreit und Grete und Peter ſind Mann und Weib worden.

„Die Situation iſt ſonſt neu und herrlich, da blos der Haß gegen einen Stand, den der geliebte Pflegeſohn ergriffen, der einzige Hebel iſt, welcher eine neue und auserleſene Tragik der Handlung in Bewegung ſetzen könnte; — doch zur Sache, Ihr ſeyd Dichter, mein Freund, und dies verändert alles. Eure Liebe, Euer Leid, muß Euch als poetiſches Prachtſtück im vollen Glanz der heiligen Dichtkunſt erſcheinen; Ihr vernehmt die Accorde der Lyra, die die Euch nahe Muſe anſchlägt, und in göttlicher Begeiſterung empfangt Ihr die geflügelten Worte, die Eure Liebe, Euer Leid ausſprechen. Als Dichter ſeyd Ihr in dieſem Augenblick der glücklichſte Menſch auf Erden zu nennen, da Eure tiefſte Bruſt wirklich verwundet iſt, ſo daß Euer Herzblut quillt; Ihr bedürft alſo keiner künſtlichen Anregung, um Euch poetiſch zu ſtimmen, und gebt Acht: dieſe Zeit des Grams wird Euch Großes und Vortreffliches erzeugen laſſen.

„Aufmerkſam muß ich Euch darauf machen, daß in dieſen erſten Momenten Eurem Liebesſchmerz ſich ein ſeltſames, ſehr unangenehmes Gefühl beimiſchen wird, das ſich in keine Poeſie einfügen laſſen will, doch dies Gefühl verrauſcht bald. Damit Ihr mich aber verſteht! Wenn z. B. der unglückliche Liebhaber von dem erzürnten Vater ſattſam abgeprügelt und zum Hauſe hinausgeworfen wird, wenn die beleidigte Mama das Mägdlein in ihre Kammer ſperrt und den verſuchten Sturm des verzweiflungsvollen Liebhabers durch den bewaffneten Hausſtand zurückſchlagen läßt, wenn ſogar die plebejeſten Fäuſte vor dem feinſten Tuch keine Scheu tragen (der Domizellar ſeufzte bei dieſem Worte ein wenig), ſo muß dieſe aufgegährte Proſa der erbärmlichen Gemeinheit erſt verdampfen, damit als Niederſchlag der reine poetiſche Liebesſchmerz ſich ſetze. Ihr ſeyd garſtig ausgeſcholten worden, mein lieber junger Freund, und dies war die bittere zu überwindende Proſa; Ihr habt ſie überwunden, ergebt Euch jetzt ganz der Poeſie.

„Hier habt Ihr Petrarka's Sonnette, Ovid's Elegien, nehmt, leſ't, dichtet, leſ't mir vor, was Ihr gedichtet habt. Vielleicht kommt unterdeſſen mir auch irgend ein Liebesſchmerz, wozu mir nicht alle

Hoffnung abgeſchnitten, da ich mich wahrſcheinlich in eine Fremde verlieben werde, die im weißen Lamm auf dem Steinwege abgeſtiegen iſt und von der der Graf Neſſelſtädt behauptet, ſie ſey die Schönheit und Anmuth ſelbſt, unerachtet er ſie nur ganz flüchtig am Fenſter erblickt. Dann, o Freund! wollen wir, wie die Dioskuren, die gleiche glanzvolle Laufbahn in Poeſie und Liebesſchmerz wandeln. Bemerkt, Freundchen, welchen großen Vortheil mir mein Stand giebt, der jede Liebe, die mich erfaßt, als ein nie zu erfüllendes Sehnen und Hoffen zum Tragiſchen hinaufſteigert. Doch nun, mein Freund, hinaus, hinaus in den Wald, wie es ziemlich." —

Dem geneigten Leſer müßte es gewiß ſehr langweilig, ja unerträglich ſeyn, wenn nun hier weitläuftig und wohl gar in allerlei überaus zierlichen Worten und Redensarten geſchildert werden ſollte, was Jonathan und Nanni alles in ihrem Schmerz begannen. Dergleichen findet ſich in jedem ſchlechten Roman, und es iſt oft luſtig genug, wie der preßhafte Autor ſich gar wunderlich geberdet, um nur neu zu erſcheinen.

Gar wichtig ſcheint es dagegen, den Meiſter Wacht auf ſeinem Spazier- oder vielmehr auf ſeinem Ideengange zu verfolgen.

Sehr merkwürdig muß es ſcheinen, daß ein Mann, ſtark und mächtig im Geiſte, wie Meiſter Wacht, der das Entſetzlichſte, was ihm geſchah, und das andere minder kräftige Gemüther zermalmt haben würde, mit unerſchütterlichem Muthe, mit unbeugſamer Standhaftigkeit zu tragen vermochte, durch einen Vorfall außer ſich geſetzt werden konnte, den jeder andere Familienvater für ein gewöhnliches, leicht zu beſeitigendes Ereigniß gehalten haben, und auf dieſe oder jene, ſchlechte oder gute Weiſe es wirklich beſeitigt haben würde. Gewiß iſt der geneigte Leſer auch der Meinung, daß dies ſeinen guten pſychologiſchen Grund hatte. Nur der widerwärtige Mißklang in Wachts Seele erzeugte den Gedanken, daß die Liebe der armen Nanni zu dem unſchuldigen Jonathan ein ſein ganzes Leben verſtörendes Unglück ſey. Eben darin aber, daß dieſer Mißklang überhaupt in dem harmoniſchen Weſen des ſonſt durchaus großartigen Alten fort tönen konnte, lag auch die Unmöglichkeit, ihn zu dämpfen, oder ganz zum Schweigen zu bringen.

Wacht hatte das weibliche Gemüth von einer einfachen, aber zugleich herrlichen und erhabenen Seite kennen gelernt. Sein eigenes

Weib hatte ihn in die Tiefe des wahrhaft weiblichen Weſens blicken laſſen, wie in einen ſpiegelhellen See; er kannte den weiblichen Heros, der ſtets mit unbeſiegbaren Waffen kämpft. Sein elternloſes Weib hatte die Erbſchaft einer ſteinreichen Baſe, die Liebe aller ihrer Verwandten verſcherzt, dem harten, ihr Leben durch manche Qual verbitternden Eindringen der Kirche mit unerſchütterlichem Muth widerſtanden, als ſie, ſelbſt in der katholiſchen Religion erzogen, den proteſtantiſchen Wacht heirathete, und kurz vorher aus reiner, glühender Ueberzeugung in Augsburg ſelbſt zu dieſem Glauben übergetreten war. Alles dieſes kam dem Meiſter Wacht in den Sinn, und er vergoß heiße Thränen, als er gedachte, mit welchen Empfindungen er die Jungfrau zum Trau-Altar geführt. Nanni war ganz und gar die Mutter, Wacht liebte das Kind mit einer Inbrunſt, der nichts zu vergleichen, und dieſes war wohl mehr als hinreichend, jede auch nur im mindeſten gewaltſam ſcheinende Maßregel, die Liebenden zu trennen, als abſcheulich, ja als ſataniſch zu verwerfen. Ueberdachte er auf der andern Seite Jonathans ganzes Leben, ſo mußte er ſich zugeſtehen, daß nicht leicht alle Tugenden eines frommen, fleißigen, beſcheidenen Jünglings ſo glücklich vereinigt werden konnten, als in Jonathan, deſſen ſchönes, ausdrucksvolles Geſicht mit vielleicht ein wenig zu weichlichen, beinahe weiblichen Zügen, deſſen kleiner und ſchwächlicher, aber zierlicher Körperbau von einem zarten, geiſtvollen Innern zeugte. Ueberlegte er ferner, wie die beiden Kinder immer zuſammen geweſen waren, wie offenbar ſich ihre Gemüthsart zu einander neigte, ſo konnte er ſelbſt nicht begreifen, wie er das, was geſchehen, nicht hatte vermuthen und zur rechten Zeit Mittel ergreifen können. Nun war es zu ſpät. —

Durch die Berge wurde er fortgetrieben von einer ſein Inneres gewaltſam zerreißenden Stimmung, die er noch nie gekannt und die er für Verſuchungen des Satans zu halten geneigt war, da mancher Gedanke in ſeiner Seele aufſtieg, der ihm im nächſten Augenblick ſelbſt hölliſch vorkommen mußte. Er konnte zu keiner Faſſung, viel weniger zu irgend einem Entſchluß kommen. Schon war die Sonne im Sinken, als er in dem Dorfe Buch anlangte; er kehrte im Gaſthofe ein und ließ ſich etwas Gutes zu eſſen und eine Flaſche vortreffliches Felſenbier auftragen.

„Ei! ſchönen guten Abend, ei! welch eine ſeltſame Erſcheinung, den lieben Meiſter Wacht hier zu ſehen in dem ſchönen Buch an dem herrlichen Sonntags-Abend. Fürwahr, ich traute meinen Augen nicht. Werthe Familie wahrſcheinlich anderswo über Land?"

So wurde Meiſter Wacht von einer gellenden, quäkenden Stimme angerufen. Es war Niemand anders, als der Herr Pickard Leberfink, ſeiner Profeſſion nach ein Lackierer und Vergolder, einer der drolligſten Menſchen auf der Welt, der den Meiſter Wacht in ſeinen Betrachtungen unterbrach.

Schon Leberfinks Aeußeres fiel jedem ſeltſam und abentheuerlich in's Auge. Er war klein, unterſetzt, hatte einen etwas zu langen Leib und kurze Säbel-Beinchen; dabei aber kein häßliches, ſondern gutmüthiges, rundes Antlitz mit rothen Bäckchen und grauen lebhaft genug blickenden Aeuglein. Täglich ging er, nach einer verjährten franzöſiſchen Mode, hoch friſirt und gepudert; an Sonntagen war aber ſein Anzug durchaus merkwürdig. So trug er z. B. einen lila und kanariengelb geſtreiften ſeidenen Rock mit ungeheuren ſilberbeſponnenen Knöpfen, eine buntgeſtickte Weſte, zeiſiggrüne Atlashoſen, weiß und himmelblau fein geſtreifte ſeidene Strümpfe und glänzend ſchwarz lackierte Schuhe, auf denen große Steinſchnallen blitzten. Rechnet man dazu den zierlichen Gang des Tanzmeiſters, eine gewiſſe katzenartige Geſchmeidigkeit des Körpers, eine ſeltene Virtuoſität der Beinchen, in ſchicklichen Momenten, z. B. beim Ueberſpringen einer Goſſe, ein Entrechat zu ſchlagen, ſo mußte es geſchehen, daß der kleine Lackierer ſich überall als eine abſonderliche Creatur auszeichnete. Sein übriges Weſen wird der geneigte Leſer bald kennen lernen.

Dem Meiſter Wacht war es gerade nicht unangenehm, auf dieſe Weiſe in ſeinen ſchmerzhaften Betrachtungen unterbrochen zu werden.

Der Lackierer und Vergolder, Herr oder beſſer Monſieur Pickard Leberfink, war ein großer Geck, dabei aber die treuſte, ehrlichſte Seele von der Welt, von der liberalſten Geſinnung, freigebig gegen Arme, dienſtfertig gegen Freunde. Er trieb ſein Metier nur hin und wieder aus purer Liebhaberei, da er deſſen nicht bedurfte.

Er war reich; ſein Vater hatte ihm ein ſchönes Grundſtück mit einem herrlichen Felſenkeller hinterlaſſen, das nur durch einen großen Garten von Meiſter Wachts Grundſtück getrennt wurde.

Meiſter Wacht hatte den drolligen Leberfink gern, ſeiner Ehrlichkeit halber und weil er auch ein Glied der kleinen proteſtantiſchen Gemeinde war, der man die Uebung ihres Religions-Kultus geſtattet hatte. Mit auffallender Bereitwilligkeit nahm Leberfink Wachts Vorſchlag an, ſich zu ihm zu ſetzen und noch eine Flaſche Felſenbier zu trinken. Schon längſt, begann Leberfink, habe er den Meiſter Wacht in ſeinem Hauſe aufſuchen wollen, da er mit ihm über zwei Dinge zu reden, wovon eins ihm beinahe das Herz abdrücke. Wacht meinte, Leberfink kenne ihn ja und wiſſe, daß man, ſey es was es ſey, mit ihm gerade herausſprechen könne.

Leberfink eröffnete nun dem Meiſter im Vertrauen, daß der Weinhändler ſeinen ſchönen Garten mit dem maſſiven Gartenhauſe, der ihre, Wachts und Leberfinks Grundſtücke trenne, ihm unter der Hand zum Kauf angeboten habe. Er glaube ſich zu erinnern, daß Wacht einmal geäußert, wie ihm der Beſitz des Gartens ſehr angenehm ſeyn würde; zeige ſich nun eine Gelegenheit, dieſen Wunſch zu befriedigen, ſo erbiete er — Leberfink — ſich dazu, den Unterhändler zu machen und alles in Ordnung zu bringen.

In der That hatte Meiſter Wacht längſt den Wunſch in ſich getragen, ſein Grundſtück durch einen ſchönen Garten zu vergrößern; insbeſondere weil Nanni ſich ſtets nach den ſchönen Büſchen und Bäumen ſehnte, die in üppiger Fülle duftend aus jenem Garten emporſtiegen. In dieſem Augenblick ſchien es ihm überdem noch eine anmuthige Gunſt des Schickſals, daß gerade zur Zeit, als die arme Nanni ſolch tiefen Schmerz erfahren, ſich unvermuthet eine Gelegenheit darbot, ihr Gemüth zu erfreuen.

Der Meiſter redete ſogleich das Nöthige mit dem dienſtfertigen Lackierer ab, welcher verſprach, daß der Meiſter künftigen Sonntag in dem Garten, als in ſeinem Eigenthum, luſtwandeln ſolle. „Nun! rief Meiſter Wacht, nun, Freund Leberfink, heraus damit, was Euch das Herz abdrücken will.“

Da begann Herr Pickard Leberfink auf die erbärmlichſte Art zu ſeufzen, die abſonderlichſten Geſichter zu ſchneiden und kauderwelſches Zeug zu ſchwatzen, woraus Niemand recht klug werden konnte. Meiſter Wacht wurde aber doch klug daraus, ſchüttelte ihm die Hand, ſprach: „dafür kann Rath werden,“ und lächelte für ſich über die wunderbare Sympathie verwandter Seelen.

Die ganze Epiſode mit Leberfink hatte dem Meiſter Wacht wohlgethan; er glaubte auch einen Entſchluß gefaßt zu haben, vermöge deſſen er dem ſchwerſten entſetzlichſten Ungemach, das nach ſeiner verblendeten Meinung ihn erfaßt, widerſtehen, ja es gar überwinden wollte. Nur das, was er that, kann den Ausſpruch des Tribunals im Innern kund thun, und vielleicht, ſehr geneigter Leſer! hat dies Tribunal zum erſten Male etwas geſchwankt. — Mag hier doch eine kleine Andeutung ſtehen, die ſich ſpäter vielleicht nicht füglich einſchieben laſſen würde. Wie es in derlei Fällen dann wohl geſchieht, ſo hatte ſich die alte Barbara an den Meiſter Wacht gedrängt und das Liebespaar vorzüglich deshalb verklagt, weil es beſtändig weltliche Bücher mit einander geleſen. Der Meiſter ließ ſich ein paar Bücher, die Nanni hatte, herausgeben. Es war ein Werk von Göthe; leider weiß man nicht, was für ein Werk es geweſen. Nachdem er es durchgeblättert, gab er es der Barbara zurück, um es dort wieder hinzulegen, wo ſie es heimlich weggenommen. Niemals entſchlüpfte ihm ein einziges Wort über Nanni's Lectüre, ſondern nur einmal ſagte er bei Tiſche, als es irgend eine Gelegenheit gab: „es ſteigt ein ungemeiner Geiſt unter uns Deutſchen auf, Gott gebe ihm Gedeihen. Meine Jahre ſind vorüber, meines Alters, meines Berufs iſt es nicht mehr; — doch dich, Jonathan, beneide ich um ſo manches, was der künftigen Zeit entſprießen wird!" —

Jonathan verſtand Wachts myſtiſche Worte um ſo deutlicher, als er erſt vor einigen Tagen zufällig, unter andern Papieren halb verſteckt, auf Meiſter Wachts Arbeitstiſch den Götz von Berlichingen entdeckt hatte. Wachts großes Gemüth hatte den ungemeinen Geiſt, aber auch die Unmöglichkeit erkannt, einen neuen Flug zu beginnen. —

Andern Tages hing die arme Nanni das Köpfchen, wie eine kranke Taube. „Was iſt meinem lieben Kinde," ſprach Meiſter Wacht mit dem liebreichen Tone, der ihm ſo eigen und mit dem er alles hinzureißen verſtand, „was iſt meinem lieben Kinde, biſt du krank? ich will es nicht glauben; du kommſt zu wenig an die friſche Luft; ſieh, ſchon lange habe ich gewünſcht, daß du mir einmal mein Vesperbrod auf die Werkſtatt hinaus brächteſt. Thue es heute, wir haben den ſchönſten Abend zu erwarten. Nicht wahr, Nanni, liebes Kind, du thuſt es, du bereiteſt mir ſelbſt die Butterwecken, das wird herrlich munden."

Damit nahm Meiſter Wacht das liebe Kind in die Arme, ſtrich ihr die braunen Locken von der Stirne, küßte, herzte, hätſchelte es, kurz, übte alle Gewalt des liebevollſten Betragens, wie es in ſeiner Macht ſtand, und deſſen unwiderſtehlichen Zauber er wohl kannte.

Ein Thränenſtrom entſtürzte Nanni's Augen, und nur mit Mühe brachte ſie die Worte heraus: „Vater! Vater!“

„Nun, nun,“ ſprach Wacht, und man hätte in dem Ton ſeiner Stimme einige Verlegenheit bemerken können, „es kann noch alles gut werden.“ —

Acht Tage waren vergangen; Jonathan hatte ſich natürlicherweiſe nicht blicken laſſen, und der Meiſter ſeiner mit keiner Sylbe gedacht. Sonntags, als die Suppe ſchon dampfte und die Familie ſich zu Tiſche ſetzen wollte, fragte Meiſter Wacht ganz heiter: „wo bleibt denn unſer Jonathan?“ Nettel ſprach, aus Schonung gegen die arme Nanni, halb leiſe: „Vater, wißt Ihr denn nicht, was geſchehen? muß Jonathan nicht Scheu tragen, ſich vor Euch zu zeigen?“ — „Seht den Affen, ſprach Wacht mit lachendem Ton, Chriſtian ſoll gleich hinſpringen und ihn herholen.“ —

Man kann denken, daß der junge Advokat nicht unterließ, ſich alsbald einzuſtellen, aber auch, daß in den erſten Augenblicken, als er gekommen war, es über allen ſchwebte, wie eine düſtre drückende Gewitterwolke.

Meiſter Wachts unbefangenem heiterm Weſen, ſo wie Leberfinks drolligem Treiben, gelang es indeſſen, einen gewiſſen Ton hervorzubringen, der, wenn auch gerade nicht luſtig zu nennen, doch das ganze harmoniſche Gleichgewicht erhielt. „Laßt uns, ſprach Meiſter Wacht nach Tiſche, ein wenig in's Freie, auf meinen Werkhof hinausgehen.“ Es geſchah.

Monſieur Pickard Leberfink ſchmiegte ſich ſehr gefliſſentlich an Nettelchen, die die Freundlichkeit ſelbſt war, da der höfliche Lackierer ſich im Loben der Speiſen erſchöpft und geſtanden hatte, in ſeinem Leben, ſelbſt bei den geiſtlichen Herren in Banz, habe er nicht delicater gegeſſen. Da nun Meiſter Wacht, ein großes Schlüſſelbund in der Hand, ſtarken Schrittes voran eilte, mitten durch den Werkhof, ſo kam der junge Advokat von ſelbſt in Nanni's Nähe. Verſtohlene Seufzer, leis hingehauchte Liebesklagen, das war Alles, was die Liebenden wagten.

Meiſter Wacht blieb vor einem ſchönen neugezimmerten Thore ſtehen, das in der Mauer, die Wachts Werkhof von dem Garten des Kaufmanns trennte, angebracht war.

Er ſchloß das Thor auf und ſchritt hinein, indem er die Familie einlud, ihm zu folgen. Alle, Herrn Pickard Leberfink ausgenommen, welcher gar nicht aus dem ſchlauen Lächeln und leiſen Kichern herauskam, wußten nicht recht, was ſie von dem Alten denken ſollten. Mitten in dem ſchönen Garten war ein ſehr geräumiger Pavillon gelegen, auch dieſen öffnete Meiſter Wacht, ſchritt hinein und blieb in der Mitte des Saals ſtehen, aus deſſen jedem Fenſter man einer andern romantiſchen Ausſicht genoß.

„Ich, ſprach Meiſter Wacht mit einem Ton, der von dem innig erfreuten Herzen zeugte, ich ſtehe hier in meinem Eigenthum, der ſchöne Garten iſt mein, er mußte mein ſeyn, nicht um mein Grundſtück zu vergrößern, nicht den Reichthum meines Beſitzes zu vermehren, nein, weil ich wußte, daß ein gewiſſes herziges Ding ſich ſo nach dieſen Bäumen, Büſchen, nach dieſen ſchönen duftenden Blumenbeeten ſehnte.“

Da warf ſich Nanni dem Alten an die Bruſt, und rief: „o! Vater, Vater! du zerreißeſt mir das Herz mit deiner Milde, mit deiner Güte, ſey barm —“ „Still, ſtill, unterbrach Meiſter Wacht das leidende Kind, ſey nur gut, es kann ſich alles fügen auf wunderbare Weiſe; in dieſem kleinen Paradieſe iſt viel Troſt zu finden.“ — „Ja wohl, ja wohl, rief Nanni wie begeiſtert, o ihr Bäume, ihr Büſche, ihr Blumen, ihr fernen Berge, du ſchönes fliehendes Abendgewölk, mein ganzes Gemüth lebt in euch, ich finde mich ſelbſt wieder, wenn eure lieblichen Stimmen mich tröſten.“ —

Damit ſprang Nanni wie ein junges flüchtiges Reh zur offenen Thür des Pavillons hinaus in's Freie, und der junge Advokat, den wohl in dieſem Augenblick keine Macht zurückgehalten haben würde, verfehlte nicht, eiligſt zu folgen. Monſieur Pickard Leberfink bat ſich die Erlaubniß aus, Rettelchen in dem neuen Beſitzthum herumzuführen. Der alte Wacht ließ ſich indeſſen unter die Bäume nahe am Abhang der Berge, wo er hinabſchauen konnte in's Thal, Bier und Tabak bringen, und blies die blauen Wolken des ächten Holländers recht froh und gemüthlich in die Lüfte. Gewiß iſt der geneigte Leſer über dieſe Gemüthsſtimmung des Meiſter Wachts ſehr verwundert, ja, er weiß ſich nicht zu erklären, wie ſie bei einem ſolchen Geiſte möglich iſt.

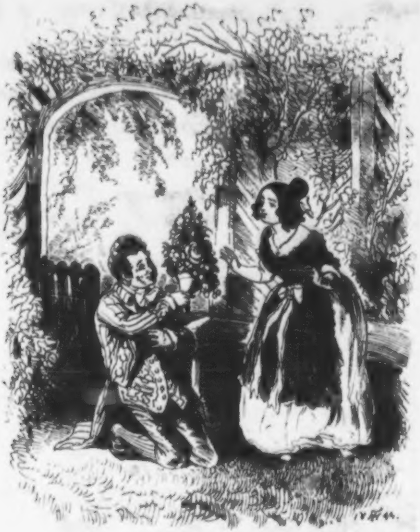
Meiſter Wacht war nicht ſo wohl zu irgend einem Entſchluß, als zur Ueberzeugung gelangt, daß die ewige Macht ihn unmöglich das entſetzlichſte Unglück erleben laſſen könne, ſeinem liebſten Kinde einen Advokaten, mithin den Satan ſelber, verbunden zu ſehen.

Es geſchieht was, ſprach er zu ſich ſelbſt, es muß was geſchehen, wodurch das unglückſelige Verſtändniß aufgehoben, oder Jonathan der Hölle entriſſen wird, und es wäre Vorwitz, ja vielleicht verderblicher Frevel, der gerade das Gegentheil bewirken könnte, wenn man verſuchen wollte, mit ohnmächtiger Hand hineinzugreifen in das große Schwungrad des Geſchicks.

Es iſt kaum zu glauben, welche elende, ja oft alberne Gründe der Menſch hervorſucht, ſich ein Herannahen des Unglücks als abwendbar zu denken. So gab es Augenblicke, in denen Wacht darauf rechnete, daß die Ankunft des wilden Sebaſtian, den er ſich als einen in der vollſten Blüthe der Jugend ſtehenden rüſtigen Jüngling, im Begriff, die Mannes-Jahre zu erreichen, dachte, in dem ganzen Getriebe der Angelegenheiten, wie ſie jetzt ſtanden, eine Aenderung hervorbringen würde. Der gemeine, wiewohl leider nur oft allzuwahre Gedanke kam ihm in den Sinn, daß ausgeſprochene Männlichkeit dem Weibe zu ſehr imponire, um es nicht zuletzt zu beſiegen. Als die Sonne zu ſinken begann, lud Monſieur Pickard Leberfink die Familie ein, in ſeinem anſtoßenden Garten einen kleinen Imbiß zu ſich zu nehmen.

Dieſer Garten des edlen Lackierers und Vergolders bildete nun gegen Wachts neues Beſitzthum den lächerlichſten und ſeltſamſten Kontraſt. Beinahe ſo klein, daß man ihm nur die ſchöne Höhe hätte nachrühmen können, war er nach holländiſcher Art angelegt, und Baum und Hecke unter der ſorgfältigſten pedantiſchen Scheere gehalten. Sehr hübſch nahmen ſich die himmelblauen, roſenrothen, eigelben u. ſ. w. Stämme der dünnen Obſtbäume aus, die in den Blumenbeeten ſtanden. Leberfink hatte ſie lackiert und alſo die Natur verſchönert. Auch erblickte man in den Bäumen die Aepfel der Hesperiden.

Doch noch mehrere Ueberraſchungen gab es. Leberfink bat die Mädchen, ſich einen Strauß zu pflücken, doch ſo wie ſie die Blumen abpflückten, gewahrten ſie zu ihrem Erſtaunen, daß Stängel und Blätter vergoldet. Sehr merkwürdig war es überdem, daß alle Blätter, die der Rettel zur Hand kamen, wie Herzen geſtaltet waren.



Univ. Bibl.
München

Der Imbiß, womit Leberfink ſeine Gäſte regalirte, beſtand in dem auserleſenſten Kuchen, dem feinſten Zuckerwerk und altem Rheinwein und herrlichem Muskateller. Nettel war über das Gebackene ganz außer ſich, und behauptete inſonderheit, daß das zum Theil herrlich verſilberte und vergoldete Zuckerwerk gar nicht in Bamberg fabrizirt ſein könne; da verſicherte ihr Monſieur Pickard Leberfink heimlich mit dem ſüßeſten Schmunzeln, daß er ſelbſt ſich ein wenig auf die Kuchen- und Zuckerbäckerei verſtehe und der glückliche Autor aller dieſer Süßigkeiten ſey. Nettel hätte vor Ehrfurcht und Erſtaunen vor ihm auf die Knie ſinken mögen, und doch ſtand ihr noch die größte Ueberraſchung bevor.

In der tiefen Dämmerung wußte Monſieur Pickard Leberfink die kleine Nettel ſehr geſchickt in eine kleine Laube zu locken. Kaum war er aber mit ihr allein, als er ganz rückſichtslos, unerachtet er wieder die Zeiſig-Atlashoſen angelegt, mit beiden Knien in's feuchte Gras nieder plumpte und ihr unter vielen ſeltſamen, unverſtändlichen Jammertönen, den nächtlichen Elegien des Katers Hinz nicht unähnlich, einen ungeheuren Blumenſtrauß überreichte, in deſſen Mitte die ſchönſte aufgeblühte Roſe prangte, die man nur ſehen konnte.

Nettel that, was jeder thut, dem ein Strauß überreicht wird, ſie fuhr damit nach der Naſe, fühlte aber in demſelben Augenblick einen empfindlichen Stich. Erſchrocken wollte ſie den Strauß wegwerfen.

Welches liebliche Wunder hatte ſich indeſſen begeben! Ein kleiner ſchön lackierter Liebesgott war aus dem Kelch der Roſe geſprungen und hielt der Nettel mit beiden Händen ein flammendes Herz entgegen. Aus dem Munde hing ihm aber ein Zettelchen, worauf die Worte ſtanden:

„voilà le coeur de Monsieur Pikard Leberfink, que je vous offre!"

„O Jemine, rief Nettel ganz erſchrocken, o Jemine, was thun Sie, lieber Herr Leberfink? knieen Sie doch nicht vor mir, wie vor einer Prinzeſſin; die ſchönen atlaſſenen — bekommen in dem feuchten Graſe Flecken und Sie, Beſter, den Schnupfen; dafür hilft Fliederthee und weißer Kandies."

„Nein, rief der wilde Liebhaber, nein, o Margaretha, nicht eher entſteigt der Sie auf das Innigſte liebende Pickard Leberfink dem feuchten Grase, bis Sie ihm gelobt, die Seine zu werden.“ — „Heirathen wollen Sie mich? sprach Rettel, nun denn, frisch aufgestanden. Sprechen Sie mit meinem Vater, liebstes Leberfinkchen, und trinken Sie heute Abend ein paar Tassen Fliederthee.“

Was soll der geneigte Leser mit Leberfinks und Rettels Albernheiten noch länger ermüdet werden; für einander geschaffen, wurden sie ein Brautpaar, und Vater Wacht hatte recht seine schalkische Freude daran.

Durch Rettels Brautschaft kam ein gewisses Leben in Wachts Haus; selbst das Liebespaar gewann, weniger beobachtet, mehr Freiheit. Es sollte sich etwas Besonders ereignen, um diese behagliche Ruhe, in der sich alles bewegte, zu stören.

Der junge Advokat schien auf besondere Weise zerstreut, mit irgend einer Sache, die sein ganzes Wesen einnahm, beschäftigt; er begann sogar sparsamer Wachts Haus zu besuchen und vorzüglich an Abenden auszubleiben, die er sonst nie zu versäumen pflegte.

„Was mag unserm Jonathan geschehen seyn, er ist ja ganz zerstreut, ganz ein anderer worden, als er sonst war;“ so sprach Meister Wacht, unerachtet er die Ursache, oder vielmehr das Ereigniß, das auf den jungen Advokaten so sichtlich einwirkte, wenigstens der äußern Erscheinung nach, sehr wohl kannte. Ja, er hielt dies Ereigniß für die Schickung des Himmels, durch die er vielleicht dem großen, sein ganzes Leben verstörenden, Unglück entgehen werde, von dem er sich bedroht glaubte.

Vor wenigen Monaten war nämlich eine junge unbekannte Dame in Bamberg angekommen, deren ganze Erscheinung mystisch und sonderbar zu nennen. Sie wohnte im weißen Lamm. Ihre ganze Umgebung bestand nur in einem eisgrauen Diener und in einer alten Kammerfrau.

Die Meinungen über sie waren sehr verschieden. Manche behaupteten, sie sey eine vornehme, steinreiche Ungarische Gräfin, welche Zwistigkeiten der Ehe nöthigten, einen momentanen einsamen Aufenthalt in Bamberg zu nehmen. Andere machten sie dagegen zu einer gewöhnlichen Didone abandonnata; noch Andere zu einer verlaufenen Sängerin, die bald die vornehmen Schleier abwerfen und als Konzertgeberin auftreten werde; wahrscheinlich müsse es ihr an Empfehlungen an den Fürst-Bischof fehlen; genug, die mehrsten Stimmen einigten ſich dahin, die Fremde, die übrigens nach den Ausſagen der wenigen Perſonen, die ſie erblickt hatten, von ausnehmender Schönheit ſeyn ſollte, für eine höchſt zweideutige Perſon zu halten.

Man hatte nun bemerkt, daß der alte Diener der Fremden dem jungen Advokaten ſo lange nachgeſchlichen war, bis er ihn eines Tages am Brunnen auf dem Markt, den die Statue des Neptun ziert (welchen die ehrlichen Bamberger gewöhnlich den Gobelmann zu nennen pflegen) feſthielt und lange, ſehr lange mit ihm ſprach. Aufmerkſame Gemüther, die Niemanden begegnen können, ohne lebhaft zu fragen: „wo mag er geweſen ſeyn, wo mag er hingehen, was mag er treiben?“ u. ſ. w. hatten herausgebracht, daß der junge Advokat ſehr oft, beinahe täglich, zu nächtlicher Weile zu der ſchönen Unbekannten hinſchlich, und mehrere Stunden bei ihr zubrachte. Stadtgeſpräch wurde es bald, daß der junge Advokat ſich in die gefährlichen Liebesnetze der jungen unbekannten Abentheurerin verſtrickt habe.

Meiſter Wachts ganzem Weſen mußte es gänzlich fremd ſeyn und bleiben, dieſe ſcheinbare Verirrung des jungen Advokaten als Waffe gegen die arme Nanni zu gebrauchen. Daß ſie alles haarklein und gewiß noch mit vergrößerten Umſtänden erfahre, dafür ließ er die Frau Barbara nebſt dem ganzen Anhange der Boſen ſorgen. Der ganzen Sache ſetzte die Krone auf, daß der junge Advokat mit der Dame eines Tages ganz ſchnell abreiſete; Niemand wußte, wohin.

„So geht's mit dem Leichtſinn, hin iſt des vorwitzigen Herrn Praxis,“ ſprachen die klugen Leute. Dies war aber nicht der Fall; denn, zu nicht geringem Erſtaunen aller, beſorgte der alte Eichheimer ſelbſt die Praxis ſeines Pflegeſohnes auf das Pünktlichſte, und eingeweiht in das Geheimniß mit der Dame, ſchien er alle Maßregeln ſeines Pflegeſohns zu billigen.

Meiſter Wacht ſchwieg über die ganze Angelegenheit, und wenn die arme Nanni ihren Schmerz nicht bergen konnte, ſondern mit, von Thränen halberſtickter Stimme leiſe klagte: „warum hat uns Jonathan verlaſſen?“ ſo ſprach Meiſter Wacht mit wegwerfendem Ton: „ja die Advokaten machen es nicht anders; wer weiß, was für eine Intrigue, die ihm Geld und Nutzen ſchafft, Jonathan mit der Fremden angeſponnen.“

Dann pflegte aber Herr Pickard Leberfink Jonathans Partei zu nehmen und zu verſichern, daß er ſeinerſeits überzeugt ſey, wie die Fremde nichts Geringeres ſeyn könne, als eine Prinzeſſin, die ſich in einer äußerſt delikaten Rechtsſache an den ſchon weltberühmten jungen Advokaten gewandt. Er kramte dabei ſo viel Geſchichten von Advokaten aus, die durch beſondere Sagazität, durch beſondern Scharfblick und Geſchicklichkeit, die verworrenſten Knoten entwickelt, die geheimſten Dinge an's Tageslicht gebracht, daß Meiſter Wacht ihn bat, um des Himmels willen ſtill zu ſchweigen, da ihm übel und weh werde, wogegen Nanni ſich an allem, was Leberfink hervorbrachte, innig labte und neue Hoffnungen faßte.

Nanni's Schmerz hatte eine merkliche Beimiſchung von Verdruß, und zwar in den Augenblicken, wenn es ihr ganz unmöglich ſchien, daß Jonathan ihr hätte untreu werden ſollen. Hieraus war zu folgern, daß Jonathan ſich nicht zu entſchuldigen geſucht, ſondern über ſein Abentheuer hartnäckig geſchwiegen.

Einige Monde waren vergangen, als der junge Advokat in der fröhlichſten Stimmung nach Bamberg zurückkehrte, und Meiſter Wacht mußte aus den leuchtenden Augen, womit Nanni ihn anblickte, wohl ſchließen, daß er ſich ganz gerechtfertigt. Es dürfte dem geneigten Leſer nicht unlieb ſeyn, die ganze Begebenheit, die ſich mit der fremden Dame und dem jungen Advokaten zugetragen, hier gleich einer epiſodiſchen Novelle eingeſchaltet zu ſehen.

Der Ungariſche Graf Z..., im Beſitz von mehr als einer Million, heirathete aus reiner Zuneigung ein blutarmes Fräulein, die den Haß der Familie ſchon dadurch auf ſich lud, daß ſie, außerdem daß über ihre Familie ein völliges Dunkel herrſchte, keine andern Schätze beſaß, als alle Tugend, Schönheit und Anmuth des Himmels.

Der Graf verſprach ſeiner Gemahlin, mittelſt Teſtaments ſein ganzes Vermögen, auf den Fall ſeines Todes, zuzuwenden.

Einſt, als ihn diplomatiſche Geſchäfte von Paris nach Petersburg gerufen hatten und er nach Wien in die Arme ſeiner Gemahlin zurückkehrte, erzählte er dieſer, daß er in einem Städtchen, deſſen Namen er ganz vergeſſen, von einer ſchweren Krankheit befallen und die Augenblicke ſeiner Geneſung ſogleich dazu benutzt habe, um ein Teſtament zu Gunſten ihrer aufzuſetzen und den Gerichten zu übergeben. Es müſſe daher kommen, daß ihn einige Meilen weiter ein neuer Anfall der böſen Nervenkrankheit mit verdoppelter Gewalt gepackt habe, daß ihm Name des Orts, des Gerichts, wo und bei wem er teſtirt, gänzlich aus dem Gedächtniſſe entſchwunden, ſo wie, daß der von den Gerichten über die Niederlegung des Teſtaments erhaltene Empfangſchein ihm verloren gegangen ſey. Wie es wohl zu geſchehen pflegt, von Tage zu Tage verſchob der Graf die Errichtung eines neuen Teſtaments, bis ihn der Tod übereilte, und die Verwandten nicht unterließen, den ganzen Nachlaß in Anſpruch zu nehmen, ſo daß die arme Gräfin das überreiche Erbe bis auf die geringe Summe einiger koſtbaren Geſchenke des Grafen zuſammenſchmelzen ſah, die ihr die Verwandten nicht entreißen konnten. Mancherlei Notizen über dieſen Hergang der Sache waren in den Papieren des Grafen enthalten; da aber ſolche Notizen, daß ein Teſtament vorhanden ſey, das Teſtament ſelbſt nicht erſetzen können, ſo ſchufen ſie der Gräfin nicht den mindeſten Nutzen.

Viele Rechtsgelehrte hatte die Gräfin über ihren böſen Fall zu Rathe gezogen, bis ſie endlich nach Bamberg kam und ſich an den alten Eichheimer wandte, der ſie aber an den jungen Engelbrecht wies, welcher, weniger beſchäftigt, ausgerüſtet mit vorzüglichem Scharfſinn und großer Liebe zur Sache, vielleicht doch das unglückliche Teſtament erſpüren, oder einen andern künſtlichen Beweis über die wirkliche Exiſtenz deſſelben antreten würde.

Der junge Advokat begann damit, ſich bei den kompetenten Behörden die nochmalige genaue Nachforſchung in den Papieren des Grafen auf dem Schloſſe auszubitten. Er ging ſelbſt mit der Gräfin hin, und unter den Augen der Beamten des Gerichts fand ſich ein einem bisher nicht beachteten Nußbaum-Schrank ein altes Portefeuille, worin zwar nicht der gerichtliche Empfangſchein über die Niederlegung des Teſtaments, wohl aber ein Papier befindlich, was dem jungen Advokaten im höchſten Grade wichtig ſeyn mußte.

Dieſes Papier enthielt nämlich die genaue Beſchreibung aller Umſtände bis in's kleinſte Detail, unter denen der Graf zu Gunſten ſeiner Gemahlin ein Teſtament errichtet und einem Gerichtshofe übergeben hatte. Die diplomatiſche Reiſe von Paris nach Petersburg brachte den Grafen nach Königsberg in Preußen. Hier fand er zufällig einige Oſtpreußiſche Edelleute, die er früher auf einer

Reiſe in Italien getroffen. Der Eilfertigkeit, womit der Graf reiſen wollte, unerachtet, ließ er ſich doch bereden, eine kleine Streiferei in Oſtpreußen zu unternehmen, vorzüglich da die reichen Jagden aufgegangen und der Graf ein paſſionirter Jäger. Er nannte die Städte Wehlau, Allenburg, Friedland u. ſ. w., wo er geweſen. Unmittelbar wollte er nun, ohne nach Königsberg zurückzukehren, vorwärts nach der ruſſiſchen Grenze.

In einem kleinen Städtchen, deſſen Anſehn der Graf nicht erbärmlich genug beſchreiben konnte, verfiel er aber plötzlich in die Nervenkrankheit, die ihm mehrere Tage hindurch alle Sinne raubte. Zum Glück befand ſich am Orte ein junger recht geſchickter Arzt, der dem Uebel kräftigen Widerſtand leiſtete, ſo daß der Graf nicht allein zu ſich kam, ſondern auch im Stande war, in wenigen Tagen ſeine Reiſe fortzuſetzen. Schwer fiel es ihm aber auf's Herz, daß ein zweiter Anfall ihn auf der Reiſe tödten und ſeine Gemahlin in die tiefſte Armuth verſetzen könne. Er erfuhr von dem Arzt zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, daß der Ort, ſeiner Kleinheit und ſeines erbärmlichen Anſehens unerachtet, doch der Sitz eines preußiſchen Landeskollegii ſey, und daß er mit aller Förmlichkeit ſein Teſtament dort deponiren könne, ſobald es ihm nur gelänge, die Indentität ſeiner Perſon nachzuweiſen. Dies war aber der harte Punkt. Denn wer kannte den Grafen in dieſer Gegend?

Doch wie wunderbar iſt das Spiel des Zufalls! Gerade als der Graf in dem Städtchen aus dem Wagen ſtieg, ſtand ein alter invalider Greis von beinahe achtzig Jahren, der auf einem benachbarten Dorfe wohnte, ſich vom Korbflechten nährte, und nur ſelten nach der Stadt zu kommen pflegte, in der Thüre des Wirthshauſes. Dieſer hatte in ſeiner Jugend in der öſterreichiſchen Armee gedient, und war fünfzehn Jahre hindurch Reitknecht bei dem Vater des Grafen geweſen. Auf den erſten Blick erinnerte er ſich des Sohnes ſeines Herrn, und er und ſein Weib wurden die völlig unverdächtigen Rekognoszenten des Grafen, wie man denken kann, nicht zu ihrem Schaden. Der junge Advokat ſah ſogleich ein, daß, um Näheres auszumitteln, es hier nur allein auf die Lokalität und deren genaue Vergleichung mit den Notizen des Grafen ankomme, um die nähere Spur, wo der Graf krank geworden ſey und teſtirt habe, zu ermitteln.

Er reiſte mit der Gräfin nach Oſtpreußen; hier wollte er, wo möglich, durch Einſicht der Poſtbücher die Reiſeroute ausmitteln, die der Graf damals genommen. Doch nach vielem vergeblichen Mühen brachte er nur heraus, daß der Graf Poſtpferde von Eylau nach Allenburg genommen. Hinter Allenburg verlor ſich jede Spur, jedoch war ſoviel gewiß, daß der Graf ſeine Tour nach Rußland durch das Preußiſche Lithauen genommen, und zwar um ſo mehr, als in Tilſit des Grafen Ankunft und Abreiſe mit Extrapoſt wieder eingetragen war. Von hier aus verlor ſich auf's Neue jede Spur. Auf dem kleinen Wege von Allenburg nach Tilſit ſchien indeſſen dem jungen Advokaten, daß man die Löſung des Räthſels ſuchen müſſe. Ganz mißmüthig und voller Sorgen traf er einſt an einem regnigten Abend mit der Gräfin in dem kleinen Landſtädtchen Inſterburg ein. Von ſeltſamen Ahnungen fühlte er ſich befangen, als er in die elenden Zimmer des Wirthshauſes trat. Es kam ihm ſo heimiſch darin vor, als wenn er ſchon ſelbſt da geweſen, oder als wenn ihm der Aufenthalt auf das Genaueſte geſchildert worden. Die Gräfin begab ſich nach ihrem Schlafgemach; der junge Advokat wälzte ſich unruhig auf dem Lager. Als die Morgenſonne hell in's Zimmer ſchien, fiel ſein Blick auf die Tapete in einer Ecke des Zimmers. Er gewahrte, daß von einem großen Fleck die blaue Farbe, womit das Zimmer übertüncht, abgeſprungen und die widerwärtige hochgelbe Grundfarbe zum Vorſchein gekommen, worauf allerlei ſcheußliche Geſichter als anmuthige Arabesken im Neu-Seeländiſchen Geſchmack angebracht waren.

Ganz außer ſich vor Freude und Entzücken ſprang der junge Advokat aus dem Bette; er befand ſich in dem Zimmer, in welchem Graf Z . . . das verhängnißvolle Teſtament gemacht hatte. Die Schilderung traf zu genau ein; es war nicht daran zu zweifeln.

Was nun noch den Leſer mit all' den Kleinigkeiten ermüden, die nach und nach eintrafen! Genug, Inſterburg war wie noch jetzt der Sitz eines preußiſchen Obergerichts, damals Hofgericht geheißen. Der junge Advokat begab ſich ſofort mit der Gräfin zu dem Präſidenten; durch die mitgebrachten, in der authentiſchten Form ausgefertigten Papiere wurde die Legitimation der Gräfin auf das Vollſtändigſte geführt, die Publikation des Teſtaments als unzweifelhaft vorgenommen, und die Gräfin, welche troſtlos in großer Dürftigkeit ihr Vaterland verlaſſen, kehrte wieder, im Beſitz aller Rechte, die ein feindliches Geſchick ihr hatte rauben wollen.

Der Nanni erſchien der Advokat wie ein himmliſcher Heros, der die verlaſſene Unſchuld gegen die Bosheit der Welt ſiegreich geſchützt. Auch Leberfink ergoß ſich in übertriebenen Lobeserhebungen, den Scharfſinn und die Thätigkeit des jungen Advokaten hoch bewundernd. Meiſter Wacht rühmte ebenfalls nicht ohne Nachdruck Jonathans Betriebſamkeit, wiewohl er eigentlich nichts als ſeine Schuldigkeit gethan, und es ihn — den Meiſter Wacht — bedünken wollte, daß alles auf viel kürzerem Wege zu erlangen geweſen ſeyn würde.

Dieſe Angelegenheit, ſprach Jonathan, halte ich für einen wahren Glücksſtern, der mir in meiner kaum begonnenen Laufbahn aufgegangen.

Die Sache hat viel Aufſehen erregt. Alle Ungariſche Magnaten waren in Bewegung. Mein Name iſt bekannt geworden, und was nicht das Schlimmſte dabei iſt. die Gräfin war liberal genug, mir zehntauſend Stück Brabanter Thaler zu verehren.

Schon während der ganzen Erzählung des jungen Advokaten hatte auf Meiſter Wachts Geſicht ein ſeltſames Muskelſpiel begonnen, das ſich bis zum Ausdruck des tiefſten Verdruſſes ſteigerte.

„Was, fuhr er endlich mit Flammenblicken und mit einer Löwenſtimme heraus, was, hab' ich's nicht geſagt? das Recht haſt du verkauft; dafür, daß die Gräfin ihr rechtmäßiges Erbe von den betrügeriſchen Verwandten heraus bekam, mußte ſie Geld zahlen, mußte ſie dem Mammon opfern. Pfui, pfui, ſchäme dich!“

Alle vernünftigen Vorſtellungen des jungen Advokaten, ſo wie der übrigen Perſonen, die gerade anweſend waren, fruchteten auch nicht das Allermindeſte. Meiſter Wacht blieb, ungeachtet eine Sekunde hindurch die Vorſtellung Platz zu greifen ſchien, daß wohl nie eine Perſon mit freudigerem Gemüthe ein Geſchenk gegeben, als die Gräfin bei der plötzlichen Entſcheidung ihres Falles, und daß, wie Leberfinkchen auch genau wiſſen wollte, nur der junge Advokat ſelbſt daran Schuld war, daß das Honorar nicht viel ſtärker und nicht mehr dem Gewinn gemäß ausgefallen, dennoch bei ſeiner Meinung, und zugleich kehrten die alten ſtarrſinnigen Worte zurück: ſobald von Recht die Rede iſt, giebt es kein Geld auf der Erde.

„Es iſt wahr, fuhr Wacht nach einer Weile beruhigter fort, bei dieſer Geſchichte kommen manche Umſtände vor, die dich wohl entſchuldigen können und zum ſchnöden Eigennutz verleiten konnten, doch thue mir den Gefallen und halt das Maul von der Gräfin, dem Teſtament, den zehntauſend Thalern; es könnte mich manchmal bedünken wollen, daß du an den Platz dort, den du an meinem Tiſche einnimmſt, nicht hingehörteſt.“

„Ihr ſeyd ſehr hart, ſehr ungerecht gegen mich, Vater,“ ſprach der junge Advokat mit vor Wehmuth bebender Stimme. Nanni vergoß ſtille Thränen; Leberfink, als ein gewandter ſozialer Mann, brachte ſchnell das Geſpräch auf die neuen Vergoldungen zu St. Gangolph.

Man kann ſich das geſpannte Verhältniß wohl denken, in dem jetzt die Familie Wacht lebte. Wo war die Freiheit des Geſprächs, wo aller friſche Lebensmuth, wo aller muntre Sinn? Ein tödtender Verdruß nagte langſam an Wachts Herzen, und auf ſeinem Antlitz ſtand das geſchrieben.

Von Sebaſtian Engelbrecht ging durchaus nicht die mindeſte Nachricht ein, und ſo ſchien auch die letzte ſchwache Hoffnung, die dem Meiſter Wacht geſchimmert, unterzugehen.

Meiſter Wachts Altgeſell, Andreas geheißen, war ein treuer, ehrlicher, ſchlichter Menſch, der ihm anhing mit einer Liebe ohne gleichen. „Meiſter, ſprach dieſer eines Morgens, als ſie eben mit einander Balken abſchnürten, Meiſter, ich kann's nicht länger tragen, es ſtößt mir das Herz ab, Euch ſo leiden zu ſehen! Jungfer Nanni! der arme Herr Jonathan!“

Da warf Meiſter Wacht ſchnell das Schnürbündel fort, trat auf ihn zu, packte ihn bei der Bruſt, und rief: „Menſch, vermagſt du aus dieſem Herzen die Ueberzeugung, was wahr und recht, wie ſie die ewige Macht mit Flammenzügen hineingezeichnet hat, herauszureißen, ſo mag das geſchehn, deſſen du gedenkeſt!“

Andreas, der nicht der Mann war, ſich mit ſeinem Meiſter auf Conteſtationen der Art einzulaſſen, kratzte ſich hinter den Ohren und meinte verlegen ſchmunzelnd: „ſo würde wohl auch ein gewiſſer Morgenbeſuch eines vornehmen Herrn auf der Werkſtatt von keiner ſonderlichen Wirkung ſeyn.“ Meiſter Wacht merkte den Augenblick, daß es auf einen Sturm gegen ihn abgeſehen ſey, den höchſt wahrſcheinlich der Graf von Köſel dirigiren werde.

Mit dem Glockenſchlage neun Uhr kam Nanni, der die alte Barbara mit dem Frühſtück folgte, auf die Werkſtatt. Es war dem Meiſter unangenehm, daß Nanni kam, da dies außer der Regel und die verabredete Karte ſchon jetzt hervorguckte.

Nicht lange dauerte es, ſo erſchien denn auch wirklich der Domizellar, geſtriegelt und geſchniegelt wie ein Püppchen; ihm folgte auf dem Fuß der Lackierer und Vergolder, Monſieur Pickard Leberſink, in allerlei bunte Farben gekleidet und einem Frühlingskäfer nicht unähnlich. Wacht that hoch erfreut über den Beſuch, dem er ſogleich die Urſache unterſchob, daß der Herr Domizellar wahrſcheinlich ſeine neueſten Modelle ſehen wolle.

Meiſter Wacht trug in der That große Scheu, die weitläuftigen Sermonen zu hören, in die ſich der Domizellar nutzlos ergießen würde, um Rückſichts Nanni's und Jonathans ſeinen Entſchluß zum Wanken zu bringen. Der Zufall rettete ihn, indem er wollte, daß in dem Augenblick, als der Domizellar, der junge Advokat und der Lackierer neben einander ſtanden, und der Domizellar ſchon mit den zierlichſten Worten die ſüßeſten Verhältniſſe des Lebens berührte, der dicke Hans rief: „Holz her!" der große Peter auf der andern Seite aber ſo derb zuſchob, daß der Domizellar heftig an der Schulter berührt, auf den Monſieur Pickard ſtürzte; dieſer prallte aber auf den jungen Advokaten, und im Nu waren alle drei verſchwunden. Hinter ihnen befand ſich nämlich ein hoch aufgethürmter Haufen von Holzſplittern, Sägeſpänen u. a.

In dieſen Haufen waren die Unglücklichen begraben, ſo, daß man von ihnen nichts mehr erblickte, als vier ſchwarze und zwei chamoisfarbene Füße; letztere waren aber die Galla-Strümpfe des Herrn Lackierer und Vergolder Pickard Leberſink. Es konnte nicht anders möglich ſeyn, die Geſellen und Burſche brachen in ein ſchallendes Gelächter aus, unerachtet Meiſter Wacht Ernſt und Ruhe gebot.

Am ſchrecklichſten ſah der Domizellar aus, dem die Sägeſpäne in alle Falten des Kleides und ſogar auch in die Locken der zierlichen Friſur gedrungen waren; er floh beſchämt, wie auf den Flügeln des Windes, und ihm folgte der junge Advokat auf dem Fuße; nur

Monſieur Pickard Leberfink blieb froh und freundlich, unerachtet es für gewiß anzunehmen, daß die chamois Strümpfe nicht mehr brauchbar, da beſonders feindliche Späne die Pracht der Zwickel gänzlich vernichtet. So hatte ein lächerlicher Vorfall den Sturm, der auf Wacht gewagt werden ſollte, vereitelt.

Der Meiſter hatte keine Ahnung, wie noch heute ihn Entſetzliches treffen würde.

Meiſter Wacht hatte abgegeſſen und ſtieg ſo eben die Treppe hinab, um ſich nach dem Werkhofe zu begeben; da hörte er vor dem Hauſe eine brutale Stimme rufen: „Heda! wohnt der alte ſpitzbübiſche Kerl, der Zimmermann Wacht, nicht hier?“ Eine Stimme von der Straße antwortete: „ein alter ſpitzbübiſcher Kerl wohnt nicht hier, wohl iſt dies aber das Haus des ehrſamen Bürgers und Zimmermeiſters, Herrn Johannes Wacht.“

In dem Augenblick wurde mit einem ſtarken Schlage die Hausthür eingeſtoßen, und ein großer ſtarker Kerl von wildem Anſehn ſtand vor dem Meiſter. Die ſchwarzen Haare ſpießten ſich durch die durchlöcherte Soldaten-Mütze, und überall konnte der zerlumpte Kittel den ekelhaften von Schmutz und Witterung gebräunten Körper nicht verbergen; an den Füßen trug der Kerl Soldatenſchuhe und die blauen Striemen an den Knöcheln zeigten die Spur getragener Ketten.

„Hoho! rief der Kerl, Ihr kennt mich wohl nicht mehr? Ihr kennt wohl nicht mehr den Sebaſtian Engelbrecht, den Ihr um ſein Erbe betrogen?“ Meiſter Wacht trat dem Kerl mit aller imponirenden Majeſtät ſeines Aeußern einen Schritt entgegen, indem er unwillkürlich die Hand mit dem Rohrſtock vorſtreckte. Da war es, als träfe den wilden Kerl ein Blitz; er taumelte ein paar Schritte zurück, ſtreckte die geballten Fäuſte drohend empor und ſchrie: „Hoho! ich weiß, wo mein Erbtheil iſt, ich will es mir verſchaffen trotz dir, du alter Sünder!“

Er rannte pfeilſchnell den Kaulberg hinab, von dem Volke verfolgt.

Erſtarrt blieb Meiſter Wacht einige Sekunden im Flur ſtehen, bis er auf den angſtvollen Zuruf Nanni's: „Um Gott, Vater, das war Sebaſtian!“ in die Stube hinein mehr ſchwankte, als ging, erſchöpft auf einen Lehnſeſſel ſank, beide Hände vors Geſicht hielt und mit erſchütternder Stimme rief: „ewige Barmherzigkeit des Himmels, das iſt Sebaſtian Engelbrecht!“

Es entſtand Lärm auf der Straße, das Volk ſtrömte den Kaulberg hinab, und ganz aus der Ferne riefen Stimmen: „Mord! Mord!“

Von den entſetzlichſten Ahnungen ergriffen, rannte der Meiſter hinab nach Jonathans Wohnung, die eben ganz am Fuße des Kaulbergs belegen.

Ein dichter Volkshaufe wälzte ſich vor ihm her, in der Mitte deſſelben gewahrte er den wie ein wildes Thier ſich ſträubenden Sebaſtian, der ſo eben von der Wache zu Boden geworfen, ſo überwältigt, an Händen und Füßen geſchloſſen und eben abgeführt wurde.

„Jeſus! Jeſus! der Sebaſtian hat ſeinen Bruder erſchlagen!“ ſo wehklagte das Volk, welches ſich aus dem Hauſe drängte. Meiſter Wacht machte ſich Platz und fand den armen Jonathan unter den Händen der Aerzte, die ſich mühten, ihn in's Leben zurück zu rufen; drei mit der vollſten Kraft eines ſtarken Mannes geführte Fauſtſchläge auf den Kopf ließen das Schlimmſte ahnen.

Nanni hatte, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, durch liebreiche Freundinnen ſogleich den ganzen Hergang der Sache erfahren und war nach des Geliebten Wohnung geſtürzt, wo ſie in dem Augenblick anlangte, als der junge Advokat, Kraft der verſchwendeten Naphta, wieder die Augen aufſchlug, und die Chirurgen vom Trepaniren ſprachen. Man kann ſich das Uebrige denken.

Nanni war troſtlos, Nettel, trotz ihrer Brautſchaft, in Trauer verſenkt, und ſelbſt Monſieur Pickard Leberfink verſicherte, indem ihm die Thränen vor Wehmuth über die Backen liefen: „Gott ſolle dem gnädig ſeyn, auf deſſen Caput eine Zimmermanns-Fauſt niederfalle; der Verluſt des jungen Herrn Jonathan ſey unerſetzlich. Indeſſen ſolle der Lack ſeines Sarges an Glanz und Schwärze unübertrefflich ſeyn, die Verſilberung der Todtenköpfe und anderer anmuthiger Embleme ihres Gleichen vergebens ſuchen.“

Es ergab ſich, daß Sebaſtian einem Trupp Landſtreicher, der vom Baierſchen Militär durch das Bambergiſche transportirt wurde, entſprungen und in die Stadt gelaufen war, um einen wahnſinnigen

Vorſatz auszuführen, den er längſt im Innern getragen. Sein Lebenslauf war nicht der eines verworfenen verruchten Böſewichts, ſondern gab nur das Beiſpiel eines durchaus leichtſinnigen Menſchen, der, der vortrefflichſten Gaben, die ihm die Natur verlieh, unerachtet, ſich jeder Verlockung des Böſen preisgiebt, und zuletzt auf der höchſten Stufe des Laſters untergeht, in Elend und Schmach.

Im Sächſiſchen war er einem Rabuliſten in die Hände gefallen, der ihm weiß machte, daß er von dem Meiſter Wacht bei der Auszahlung der väterlichen Erbſchaft merklich verkürzt worden, und das zwar zu Gunſten ſeines Bruders Jonathan, dem er ſein liebſtes Töchterchen, Namens Nanni, zum Weibe verſprochen. Wahrſcheinlich hatte der alte Betrüger ſich dies Märchen aus verſchiedenen Aeußerungen Sebaſtians ſelbſt zuſammengeſetzt. Der geneigte Leſer weiß bereits, wie Sebaſtian ſich Recht verſchaffen wollte mit wilder Gewalt. Unmittelbar, als er den Meiſter Wacht verlaſſen, war er nämlich hinaufgeſtürmt in Jonathans Zimmer, wo dieſer gerade vor dem Arbeitstiſche ſaß, eine Rechnung in Ordnung brachte und Geldrollen zählte, die vor ihm aufgehäuft lagen.

Der Schreiber ſaß in der andern Ecke des Zimmers.

„Ha, Verruchter! ſchrie Sebaſtian wüthend, ſitzeſt du bei deinem Mammon, zählſt du, was du geraubt haſt? her damit, was der alte Böſewicht mir geſtohlen und dir zugewandt hat. Du ſchwächlich Ding von geizigem lüſternem Satan!“ Da Sebaſtian auf ihn eindrang, hielt Jonathan inſtinktmäßig abwehrend beide Hände vor, und rief laut: „Bruder! um Gottes willen, Bruder!“ dafür verſetzte ihm aber Sebaſtian mit der geballten Fauſt mehrere harte Schläge an den Kopf, ſo daß Jonathan ohnmächtig niederſank, packte eiligſt einige Geldrollen zuſammen und wollte damit fort, welches ihm natürlicher Weiſe nicht gelang.

Zum Glück fand es ſich, daß keine von Jonathans Wunden, die äußerlich nur ſtarke Beulen ſchienen, eine bedeutende Hirnerſchütterung verurſacht hatte, mithin für lebensgefährlich zu achten. Nach Verlauf von zwei Monaten, als Sebaſtian nach der Zucht-Anſtalt, wo er den verſuchten Raubmord mit ſchwerer Strafe büßen ſollte, abgeführt wurde, fühlte der junge Advokat ſich völlig wieder hergeſtellt.

Der entſetzliche Vorfall hatte auf Meiſter Wacht ſo zerſtörend eingewirkt, daß ein zehrender Mißmuth davon die Folge war. Diesmal war die ſtammhafte Eiche von dem Wipfel bis zur tiefſten Wurzel erſchüttert.

Oft, wenn man ihn mit ganz andern Dingen beſchäftigt glaubte, vernahm man, wie er leiſe murmelte: Sebaſtian! Brudermörder, du mir das gethan! und dann ſchien er aus einem tiefen Traum zu erwachen. Nur die ſtärkſte, angeſtrengteſte Arbeit erhielt ihn aufrecht. —

Doch wer ermißt die unerforſchlichen Tiefen, in denen ſich der verborgene Organismus der Gefühle ſo ſeltſam verkettet, wie in Meiſter Wachts Seele! Der Abſcheu gegen Sebaſtian und ſeine verruchte That verblaßte, indem das Bild des durch Jonathans Liebe verſtörten Lebens ſich immer in friſcher Farbe lebendig erhielt.

Mancherlei kurze Aeußerungen Meiſter Wachts bewieſen dieſe Gemüthsſtimmung. „Alſo dein Bruder ſitzt auf dem Bau in Ketten? — die gegen dich gerichtete That hat ihn dahin gebracht? — Es iſt doch ſchlimm, Schuld daran zu ſeyn, daß der eigene Bruder den Bruder auf den Bau gebracht hat — möchte nicht in der Stelle dieſes Bruders ſeyn — doch Juriſten denken anders, die wollen das Recht, d. h. ſie wollen mit der Puppe ſpielen, die ſie auspußen und ihr einen Namen geben, wie ſie wollen.“ —

Dergleichen bittere, ja unverſtändige Worte mußte der junge Advokat nur zu oft von Meiſter Wacht hören. Nutzlos würde jeder Verſuch der Widerlegung geblieben ſeyn. Der junge Advokat entgegnete daher nichts, ſondern brach oft, wenn ihm der verderbliche Wahn des Alten, in dem ſein ganzes Glück unterging, die Bruſt zermalmen wollte, im Uebermaaß des Schmerzes aus: „Vater, Vater, Ihr thut mir Unrecht, himmelſchreiendes Unrecht!“

Eines Tages, als die Familie bei dem Lackierer Leberfink verſammelt und Jonathan auch zugegen war, ſprach Meiſter Wacht davon, daß jemand gemeint, wie der Sebaſtian Engelbrecht, ſey er auch als Verbrecher verhaftet, doch Anſprüche gegen den Meiſter Wacht, als ſeinen geweſenen Vormund, im Wege des Rechts geltend machen könne. „Das wäre, ſprach der Meiſter giftig lachend, indem er ſich zu Jonathan wandte, das wäre ſo ein hübſcher Prozeß für einen jungen Advokaten; ich dächte, du unternähmſt den Rechtshandel, du biſt vielleicht dabei ſelbſt im Spiele, vielleicht habe ich dich auch betrogen.“ Da fuhr der junge Advokat in die Höhe, ſeine Augen flammten, ſeine Bruſt flog auf und nieder, er ſchien plötzlich ein ganz Anderer; er ſtreckte die Hand gen Himmel empor und rief: „nein, Ihr ſeyd nicht mehr mein Vater, Ihr ſeyd ein Wahnſinniger, der einem lächerlichen Vorurtheil ohne Bedenken Ruh' und Glück der liebſten Kinder opfert; nie ſeht Ihr mich wieder; ich gehe auf die Anträge, die mir heute der Amerikaniſche Konſul gemacht hat, ein, fort nach Amerika!“ — „Ja, rief Wacht, ganz Zorn und Wuth, ja, fort aus meinen Augen, du dem Satan Verkaufter, du Bruder des Brudermörders!“

Mit einem vollen Blick, in dem alle troſtloſe Liebe, aller Schmerz, alle Verzweiflung des hoffnungsloſeſten Abſchiedes lag, auf die halbohnmächtige Nanni, verließ der Advokat ſchnell den Garten.

Schon früher während des Laufs der Geſchichte wurde, als der junge Advokat ſich à la Werther todt ſchießen wollte, bemerkt, wie gut es ſey, daß die dazu nöthigen Piſtolen mehrentheils nicht gleich bei der Hand. Hier iſt es eben ſo erſprießlich, anzuführen, daß der junge Advokat zu ſeinem eignen Beſten ſich nicht gleich auf der Rednitz einſchiffen konnte, um gerades Weges nach Philadelphia hinüberzuſchiffen.

So geſchah es, daß die Drohung, Bamberg und die geliebte Nanni auf ewig zu verlaſſen, auch in dem Augenblick noch unausgeführt geblieben, als endlich, nachdem auf's Neue über zwei Jahre vergangen, der Hochzeitstag des Herrn Lackierer und Vergolder Leberfink herangekommen war.

Untröſtlich würde Leberfink über dieſen unbilligen Aufſchub ſeines Glücks, den freilich das Entſetzliche, was in Wachts Hauſe Schlag auf Schlag geſchehen, herbeiführen mußte, geweſen ſeyn, hätte er nicht dadurch Gelegenheit erhalten, die Verzierungen ſeines Prunkzimmers, welche ſehr ſauber in Himmelblau und Silber glänzten, in Hochroth umzulackieren, mit gehöriger Vergoldung, da er ſeinem Nettelchen abgemerkt, daß ein rother Tiſch, rothe Stühle u. ſ. w. ihrem Geſchmack beſſer zuſagen würden.

Meiſter Wacht widerſtand keinen Augenblick dem Andringen des glücklichen Lackierers, den jungen Advokaten auf ſeiner Hochzeit zu ſehen, und der junge Advokat — ließ es ſich auch gefallen.

Man kann denken, in welcher Stimmung ſich die beiden jungen Leute, die ſeit jenem entſetzlichen Augenblick ſich wirklich nicht geſehen hatten, wieder erblickten. Die Verſammlung war groß, aber kein einziges, ihnen befreundetes Gemüth ermaß ihren Schmerz.

Schon ſtand man im Begriff, ſich nach dem Gotteshauſe zu begeben, als Meiſter Wacht einen ſtarken Brief erhielt, und dann, kaum hatte er einige Zeilen geleſen, heftig erſchüttert zur Thüre hinausſtürzte, zu nicht geringem Schreck der Andern, die neues Böſes ahnen wollten.

Nicht lange dauerte es, ſo rief Meiſter Wacht den jungen Advokaten heraus, und als ſie nun beide allein in dem Arbeitszimmer des Meiſters ſich befanden, ſo begann dieſer, indem er vergeblich die tiefſte Erſchütterung zu verbergen ſich mühte: „Es ſind die außerordentlichſten Nachrichten von deinem Bruder eingegangen; hier iſt ein Brief von dem Direktor der Gefangen-Anſtalt, der umſtändlich ſchreibt, wie ſich alles begeben. Du kannſt das nicht alles wiſſen, ich müßte dir daher, um das Unglaubliche dir glaublich zu machen, haarklein alles ſagen; aber die Zeit drängt.“ — Bei dieſen Worten ſah Meiſter Wacht dem Advokaten ſcharf in's Geſicht, der beſchämt erröthend die Augen niederſchlug.

„Ja, ja, fuhr der Meiſter Wacht mit erhöhter Stimme fort, du weißt nichts davon, daß dein Bruder kaum wenige Stunden auf dem Bau von einer Reue ergriffen worden iſt, wie ſie wohl kaum jemals eines Menſchen Bruſt zerriſſen hat. Du weißt nichts davon, daß der Verſuch des Raubmordes ihn zermalmt hat. Du weißt nicht, daß er in wahnſinniger Verzweiflung Tag und Nacht geheult und gefleht hat, daß der Himmel ihn vernichten oder retten möge, damit er fortan durch die ſtrengſte Tugend ſich rein waſche von der Blutſchuld.

„Du weißt nicht, daß bei Gelegenheit eines wichtigen Anbaues des Gefangenhauſes, bei dem Züchtlinge als Handlanger gebraucht wurden, ſich dein Bruder ſo ſehr als ein geſchickter kenntnißreicher Zimmermann auszeichnete, daß er bald, ohne daß jemand daran dachte, wie ſich das begebe, die Stelle des Polierers vertrat. Du weißt nicht, daß ihm dabei ſein ſtilles frommes Weſen, ſeine Beſcheidenheit, mit der Beſtimmtheit des geläuterten Verſtandes gepaart, alle zu Freunden machte.

„Das weißt du alles nicht, darum mußte ich's dir ſagen. Was weiter! Der Fürſt-Biſchof hat deinen Bruder begnadigt, er iſt Meiſter worden; aber wie war das alles möglich ohne Geld-Zuſchüſſe?“ — „Ich weiß, ſprach der junge Advokat ſehr leiſe, ich weiß, daß Ihr, mein guter Vater, monatlich Geld der Direktion zugeſendet habt, um meinen Bruder von den übrigen Gefangenen abſondern und beſſer verpflegen zu können. Ihr habt ihm ſpäter Handwerkszeug geſchickt.“ —

Da trat Meiſter Wacht auf den jungen Advokaten zu, faßte ihn bei beiden Armen und ſprach mit einer Stimme, die in Entzücken, Wehmuth, Schmerz auf unbeſchreibliche Weiſe ſchwankte: „Hätte das dem Sebaſtian, ſproßte auch ſeine urſprüngliche Tugend mächtig hervor, wieder zur Ehre, Freiheit, Bürgerrecht, Beſitzthum verhelfen können? Ein unbekannter Menſchenfreund, dem Sebaſtians Schickſal beſonders am Herzen liegen muß, hat zehntauſend große Thaler beim Gericht niedergelegt, um —“ Weiter konnte Meiſter Wacht vor gewaltſamer Bewegung nicht ſprechen, er riß den jungen Advokaten an ſeine Bruſt und rief, indem er mit Mühe die Worte herauspreßte: „Advokat, mache, daß ich eindringe in die Tiefe des Rechts, wie es in deiner Bruſt lebendig worden, und daß ich beſtehe vor dem ewigen Weltgericht, wie du dereinſt beſtehen wirſt. — Doch,“ fuhr Meiſter Wacht nach einigen Sekunden fort, indem er den jungen Advokaten von ſeiner Bruſt ließ, „doch, mein geliebter Jonathan, wenn nun Sebaſtian als ein frommer thätiger Bürger wiederkehrt und mich an mein gegebenes Wort mahnt, wenn Nanni“ — „So trag' ich, ſprach der junge Advokat, meinen Schmerz, bis er mich tödtet. — Ich fliehe nach Amerika.“

„Bleibe hier, rief Meiſter Wacht ganz begeiſtert von Wonne und Luſt, bleibe hier, mein Herzensjunge! Sebaſtian heirathet ein Mädchen, das er früher verführt und verlaſſen hatte; Nanni iſt dein!“ Noch einmal umhalſte der Meiſter den jungen Advokaten und rief:

„Junge, wie ein Schulknabe ſtehe ich vor dir und möchte dir alle Schuld, alles Unrecht abbitten, das ich dir angethan! — Doch kein Wort weiter; andere Leute warten auf uns.“ —

Damit faßte Meiſter Wacht den jungen Advokaten, riß ihn fort in das Hochzeitszimmer hinein und ſprach, indem er ſich mit Jonathan mitten in den Kreis ſtellte, mit erhöhter feierlicher Stimme:

„Ehe wir zur heiligen Handlung ſchreiten, lade ich Euch alle, Ihr ehrſamen Männer und Frauen, Ihr tugendbelobten Jungfrauen und Jünglinge, über ſechs Wochen zu einer gleichen Feier in meiner Behauſung ein; denn hier ſtelle ich Euch den Herrn Advokaten Jonathan Engelbrecht vor, dem ich in dieſem Augenblick meine jüngſte Tochter Nanni feierlich verlobe!“

Die Liebenden ſanken ſich ſelig in die Arme.

Nur ein Hauch der tiefſten Verwunderung durchlief die ganze Verſammlung, doch der alte fromme Andreas ſprach leiſe, indem er das kleine dreieckige Zimmermannshütlein vor die Bruſt hielt:

„Des Menſchen Herz iſt ein wunderliches Ding, aber der „wahre fromme Glaube überwindet wohl die ſchnöde, ja ſündliche „Tapferkeit eines verhärteten Gemüths, und alles wendet ſich, „wie der liebe Gott es will, zum Guten.“

Die Marquiſe de la Pivardière.

Ein Menſch gemeinen Standes, Namens Barré, hatte ſeine Braut zu ſpäter Abendzeit in das Boulogner Holz gelockt und ſie dort, da er, ihrer überdrüſſig, um eine andere buhlte, mit vielen Meſſerſtichen ermordet.

Das Mädchen, die Gartenfrüchte feil hielt, war ihrer ausnehmenden Schönheit, ihres ſittlichen Betragens halber allgemein bekannt unter dem Namen der ſchönen Antoinette. So kam es, daß ganz Paris erfüllt war von Barré's Unthat, und daß auch in der Abendgeſellſchaft, die ſich bei der Herzogin d'Aiguillon zu verſammeln pflegte, von nichts anderem geſprochen wurde, als von der entſetzlichen Ermordung der armen Antoinette.

Die Herzogin verlor ſich gern in moraliſche Betrachtungen, und ſo entwickelte ſie auch jetzt mit vieler Beredtſamkeit, daß nur heilloſe Vernachläſſigung des Unterrichts und der Religioſität bei dem gemeinen Volk Verbrechen erzeuge, die den höheren in Geiſt und Gemüth gebildeten Ständen fremd bleiben müßten.

Der Graf von St. Hermine, ſonſt das rege Leben jeder Geſellſchaft, war an dem Abend tief in ſich gekehrt, und die Bläſſe ſeines Geſichts verrieth, daß irgend ein feindliches Ereigniß ihn verſtört haben mußte. Er hatte noch kein Wort geſprochen; jetzt, da die Herzogin ihre moraliſche Abhandlung geſchloſſen, begann er: „Verzeiht, gnädigſte Frau! Barré lieſt vortrefflich, ſchreibt eine ſchöne Hand, kann ſogar rechnen, ſpielt überdies nicht übel die Geige; und was ſeine Religion betrifft, ſo hat er Freitags in ſeinem Leben niemals auch nur eine Unze Fleiſch genoſſen, regelmäßig ſeine Meſſe gehört und noch an dem Morgen, als er Abends darauf den Mord beging, gebeichtet. Was könnt Ihr gegen ſeine Bildung, gegen ſeine Religioſität einwenden!“

Die Herzogin meinte, daß der Graf durch ſeine bittere Bemerkung ihr und der Geſellſchaft den unausſtehlichen Unmuth entgelten laſſen wolle, der ihm heute ſeine ganze Liebenswürdigkeit raube. Man ſetzte das vorige Geſpräch fort, und ein junger Mann ſtand im Begriff, noch einmal alle Umſtände der That [illegible]'s auf das Genaueſte zu beſchreiben, als der Graf von Saint Hermine ſich ungeduldig von ſeinem Sitze erhob und auf das Heftigſte erklärte, man würde ihn augenblicklich verjagen, wenn man nicht ein Geſpräch ende, das mit ſcharfen Krallen in ſeine Bruſt greife und eine Wunde aufreiße, deren Schmerz er wenigſtens auf Augenblicke in der Geſellſchaft zu verwinden gehofft.

Alle drangen in ihn, nun nicht länger mit der Urſache ſeines Unmuths zurückzuhalten. Da ſprach er: „Man wird es nicht mehr Unmuth nennen, was mich heute langweilig, unausſtehlich erſcheinen ließ; man wird es mir, meinem gerechten Schmerz verzeihen, daß ich das Geſpräch über [illegible]'s Unthat nicht zu ertragen vermag, wenn ich offenbare, was mein ganzes Innere tief erſchüttert. Ein Mann, den ich hochſchätzte, der ſich in meinem Regiment ſtets brav, tapfer, mir innig ergeben bewies, der Marquis de la Pivardière iſt vor drei Nächten auf die grauſamſte Weiſe in ſeinem Bette ermordet worden.“

„Himmel,“ rief die Herzogin, „welche neue entſetzliche Unthat! wie konnte das geſchehen! Die arme unglückliche Marquiſe!“

Auf dies Wort der Herzogin vergaß man den ermordeten Marquis, bedauerte nur die Marquiſe und erſchöpfte ſich in Lobeserhebungen der anmuthigen geiſtreichen Frau, deren ſtrenge Tugend, deren edler Sinn als Muſter gegolten und die ſchon als Demoiſelle du Chauvelin die Zierde der erſten Zirkel in Paris geweſen ſey.

„Und,“ ſprach der Graf mit dem in's Innere dringenden Ton der tiefſten Erbitterung, „und dieſe geiſtreiche tugendhafte Frau, die Zierde der erſten Zirkel in Paris, dieſe war es, die ihren Gemahl erſchlug mit Hülfe ihres Beichtvaters, des verruchten Charoſt!“

Stumm, vor Entſetzen erfaßt, ſtarrte alles den Grafen an, der ſich vor der Herzogin, die der Ohnmacht nahe, tief verbeugte und dann den Saal verließ. —

Franziska Margarethe Chauvelin hatte in früher Kindheit ihre Mutter verloren, und ſo war ihre Erziehung ganz das Werk ihres Vaters geblieben, eines geiſtreichen, aber ſtrengen, ernſten Mannes. Der Ritter Chauvelin glaubte daran, daß es möglich ſey, das weibliche Gemüth zur Erkenntniß ſeiner eigenen Schwächen zu bringen, und daß dieſe eben dadurch weggetilgt werden könnten. Sein ſtarrer Sinn verſchmähte jene hohe Liebenswürdigkeit der Weiber, die ſich aus der ſubjektiven Anſicht des Lebens von dem Standpunkte aus, auf den ſie die Natur geſtellt hat, erzeugt; und eben in dieſer Anſicht liegt ja der Urſprung aller der Aeußerungen einer innern Gemüthsſtimmung, die in demſelben Augenblick, da ſie uns launiſch, beſchränkt, kleinartig bedünken will, uns unwiderſtehlich hinreißt. Der Ritter meinte ferner, daß, um zu jenem Zweck zu gelangen, es vorzüglich nöthig ſey, jeden weiblichen Einfluß auf das junge Gemüth zu verhindern; auf das Sorglichſte entfernte er daher von ſeiner Tochter alles, was nur Gouvernante heißen mag, und wußte es auch geſchickt anzufangen, daß keine Geſpielin es dahin brachte, ſich mit Franziska in gleiche Farbe zu kleiden und ihr die kleinen Geheimniſſe eines durchtanzten Ball's ꝛc. zu vertrauen. Nebenher ſorgte er dafür, daß Franziska's nothwendigſte weibliche Bedienung aus geckenhaften Dingern beſtand, die er dann als Scheubilder des verkehrten weiblichen Sinns aufſtellte. Vorzüglich richtete er auch, als Franziska in die Jahre gekommen, daß davon die Rede ſeyn konnte, die vernichtenden Pfeile ſeiner Ironie gegen die ſüße Schwärmerei der Liebe, die den weiblichen Sinn erſt recht nach ſeiner innerſten Bedeutung geſtaltet, und die wohl nur bei einem Jünglinge oft in's Fratzenhafte abarten mag.

Glück für Franziska, daß des Ritters Glaube ein arger Irrthum war. So ſehr er ſich mühte, dem tief weiblichen Gemüth Franziska's die Rauhigkeit eines männlichen Geiſtes, der das Spiel des Lebens verachtet, weil er es zu verſtehen, es durchzuſchauen vermeint, anzuerziehen: es gelang ihm nicht, die hohe Anmuth und Liebenswürdigkeit, der Mutter Erbtheil, zu zerſtören, die immer mehr herausſtrahlte aus Franziska's Innerm, und die er in ſeltſamer Selbſttäuſchung für die Frucht ſeiner weiſen Erziehung hielt, ohne daran zu denken, daß er ja eben dagegen ſeine gefährlichſten Waffen gerichtet.

Franziska konnte nicht ſchön genannt werden, dazu waren die Züge ihres Antlitzes nicht regelmäßig genug; der geiſtreiche Feuerblick der ſchönſten Augen, das holde Lächeln, das um Mund und Wangen ſpielte, eine edle Geſtalt im reinſten Ebenmaß der Glieder, die hohe Anmuth jeder Bewegung, alles dieſes gab indeſſen Franziska's äußerer Erſcheinung einen unnennbaren Reiz. Kam nun noch hinzu, daß die viel zu gelehrte Bildung, die ihr der Vater gegeben, und die ſonſt nur zu leicht das innerſte, eigentliche Weſen des Weibes zerſtört, ohne daß ein Erſatz möglich, ihr nur diente, richtig zu verſtehen, aber nicht abzuſprechen, daß die Ironie, die ihr vielleicht von des Vaters Geiſt zugekommen, ſich in ihrem Sinn und Weſen zum gemüthlichen lebensvollen Scherz umgeſtaltete: ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie, als der Vater, den Anſprüchen des Lebens nachgebend, ſie einführte in die ſogenannte große Welt, bald der Abgott aller Zirkel wurde.

Man kann denken, mit welchem Eifer ſich Jünglinge und Männer um die holde, geiſtreiche Franziska bemühten. Dieſen Bemühungen ſtellten ſich nun aber die Grundſätze entgegen, die der Ritter du Chauvelin, ſeiner Tochter eingeflößt. Hatte ſich auch irgend ein Mann, dem die Natur alles verliehen, um den Weibern zu gefallen, Franziska mehr und mehr genähert, wollte ihr Herz ſich ihm hinneigen, dann trat ihr plötzlich der fratzenhafte Popanz eines verliebten Weibes vor Augen, den der Vater herbeigezaubert, und der Schreck, die Furcht vor dem Scheubilde, tödtete jedes Gefühl der Liebe im erſten Aufkeimen. Da es unmöglich war, Franziska ſtolz, ſpröde, kalt zu nennen, ſo gerieth man auf den Gedanken eines geheimen Liebesverſtändniſſes, auf deſſen Entwicklung man begierig wartete, wiewohl vergebens. Franziska blieb unverheirathet, bis in ihr fünfundzwanzigſtes Jahr. Da ſtarb der Ritter, und Franziska, ſeine einzige Erbin, kam in den Beſitz des Ritterguts Nerbonne.

Die Herzogin d'Aiguillon (wir haben ſie in dem Eingange der Geſchichte kennen gelernt) fand es nun nöthig, ſich um Franziska's Wohl und Weh, um ihre Verhältniſſe zu kümmern, da ſie es nicht für möglich hielt, daß ein Mädchen, ſey ſie auch fünfundzwanzig Jahre alt geworden, ſich ſelbſt berathen könne. Gewohnt, alles auf gewiſſe feierliche Weiſe zu betreiben, verſammelte ſich eine Anzahl Frauen, die über Franziska's Thun und Laſſen Rath hielten und endlich darin übereinkamen, daß ihre jetzige Lage es durchaus erfordere, ſich zu vermählen.

Die Herzogin übernahm ſelbſt die ſchwierige Aufgabe, das eheſcheue Mädchen zur Befolgung dieſes Beſchluſſes zu bewegen, und freute ſich im voraus über den Triumph ihrer Ueberredungskunſt. Sie begab ſich zu der Chauvelin und bewies ihr in einer wohlgeſetzten Rede, die ihr nicht wenig Kopfbrechens gekoſtet, daß ſie endlich den Bedingniſſen des Lebens nachgeben, ihren Starrſinn, ihre Sprödigkeit ablegen, rückſichtslos dem Gefühl der Liebe Raum laſſen, und einen Mann, der ihrer werth, mit ihrer Hand beglücken müſſe.

Franziska hatte die Herzogin mit ruhigem Lächeln angehört, ohne ſie ein einzigesmal zu unterbrechen. Nicht wenig erſtaunte die Herzogin aber jetzt, als Franziska erklärte, daß ſie ganz ihrer Meinung ſey, daß ihre Lage, der Beſitz der weitläufigen Güter, die Verwaltung des Vermögens durchaus erfordere, ſich durch die Vermählung mit einem ehrenwerthen Manne ihres Standes im Leben feſtzuſtellen. Sie ſprach dann von dieſer Vermählung wie von einem Geſchäft, das, von ihrem Verhältniß herbeigeführt, nothwendig abgeſchloſſen werden müſſe, und meinte, daß ſie vielleicht bald im Stande ſeyn werde, unter ihren Bewerbern den zu wählen, der ſich als den vernünftigſten, ruhigſten bewährt.

„Fräulein," rief die Herzogin, „Fräulein, ſollte Euer reiches Gemüth, Euer empfänglicher Sinn denn ganz verſchloſſen ſeyn dem ſchönſten Gefühl, das die Sterblichen beglückt? — Habt Ihr denn niemals, niemals geliebt?"

Franziska verſicherte, daß dies niemals der Fall geweſen ſey, und entwickelte dann die Theorie ihres Vaters über ein Gefühl, das ein böſes Prinzip in der Natur mit heilloſer Ironie in die menſchliche Bruſt gelegt, da es die Urkraft des menſchlichen Geiſtes breche, und nichts herbeiführe, als ein durch Demüthigungen, durch lächerliche Narrheiten aller Art verſtörtes Leben.

Die Herzogin gerieth ganz außer ſich über die abſcheulichen Grundſätze, und begann Franziska tüchtig auszuſchelten, daß ſie in einer Lehre gefolgt, die ſie geradezu ruchlos und teufliſch nannte, da ſie der innerſten Natur des Weibes zuwider ſey und eben das bewirken müſſe, was ſie dem höchſten Gefühle ſchuld gebe, nämlich ein ärmſeliges verſtörtes Leben. Zuletzt faßte ſie des Fräuleins Hand und ſprach, indem ihr die Thränen in die Augen traten: „Nein, mein gutes theures Kind, nein, es iſt nicht möglich, du täuſcheſt dich ſelbſt, du giebſt dich uns ſchlechter, als du wirklich biſt; fremd ſind dir jene Grundſätze eines ſtrengen, ſtarren Mannes, der dem Leben feindlich entgegen trat! — Du haſt geliebt, und widerſtrebteſt nur im angekünſtelten Eigenſinn deiner innern Regung! — Sey aufrichtig, erwäge jeden Augenblick deines Lebens! — Es iſt nicht möglich, daß es keinen geben ſollte, in dem nicht das Gefühl der Liebe plötzlich eindrang in dein eisumpanzertes Herz!“

Franziska ſtand im Begriff, der Herzogin zu antworten, als plötzlich ein Gedanke wie ein Blitz ſie zu durchzucken ſchien. Ueber und über erröthend, dann zum Tode erbleichend, ſtarrte ſie zur Erde nieder; ein tiefer Seufzer ſtieg aus der Bruſt empor, dann begann ſie: „Ja, ich will aufrichtig ſeyn. — Ja, es gab in meinem Leben einen Moment, in dem mich mit zerſtörender Gewalt ein Gefühl überraſchte, das ich verabſcheuen lernte und noch verabſcheue!“

„Weh dir!“ rief die Herzogin, „weh dir, aber ſprich!“

„Ich hatte,“ erzählte Franziska, „eben mein ſechzehntes Jahr zurückgelegt, als mein Vater mich in Eure Zirkel, gnädigſte Frau, einführte. Ihr verſtandet meine Befangenheit zu beſiegen, mich dahin zu bringen, meiner Laune mich ganz hinzugeben. Man fand das, was ich jetzt als ausgelaſſen verwerfen würde, damals über die Maßen liebenswürdig, und ich hätte eitel genug ſeyn können, mich für die gefeierte Königin der Geſellſchaft zu halten.“

„Das wart Ihr, das wart Ihr!“ unterbrach die Herzogin das Fräulein.

„Ich weiß nicht mehr,“ fuhr das Fräulein fort, „was ich eben ſprach, aber es erregte die Theilnahme der ganzen Geſellſchaft ſo ſehr, daß in dem tiefſten Stillſchweigen Aller Blicke ſtarr auf mich gerichtet waren und ich beſchämt die Augen niederſchlug.

„Es war mir, als vernähme ich ganz in meiner Nähe den Namen, Franziska! wie einen leiſen Seufzer. — Unwillkührlich ſchaue ich auf — mein Blick fällt auf einen Jüngling, den ich ſo lange noch gar nicht bemerkt; — aber ein unbekanntes Feuer ſtrahlt aus ſeinen dunklen Augen und durchdringt mein Innerſtes wie ein glühender Dolch, — mich erfaßt ein namenloſer Schmerz, — es iſt mir, als müßte ich ſterbend niederſinken, aber der Tod ſey das höchſte ſeligſte Entzücken des Himmels. — Keines Wortes mächtig, vermag ich nur von ſüßer Qual gepeinigt tief aufzuſeufzen — Thränen ſtrömen mir aus den Augen. — Man hält mich für plötzlich erkrankt, man bringt mich in ein Nebenzimmer, man ſchnürt mich auf, man braucht alle Mittel, die zur Hand ſind, mich aus dem entſetzlichen Zuſtande zu reißen. — In tödtender Angſt, ja in Verzweiflung verſichere ich endlich, daß alles vorüber, daß mir wieder wohl ſey. — Ich verlange zurück in die Geſellſchaft. Meine Augen ſuchen, finden ihn — ich ſehe nichts als ihn — ihn! — Ich erbebe vor dem Gedanken, daß er ſich mir nähern könne, und doch iſt es eben dieſer Gedanke, der mich mit dem ſüßeſten, nie gefühlten, nie geahnten Entzücken durchſtrömt! — — Mein Vater mußte meinen überreizten Zuſtand bemerken, konnte er auch vielleicht deſſen Urſache nicht erforſchen; er führte mich ſchnell fort aus der Geſellſchaft.

„So jung ich war, mußte ich doch wohl erkennen, daß das böſe verſtörende Prinzip auf mich eingedrungen, vor dem mich der Vater ſo ſehr gewarnt, und eben die Gewalt, der ich beinahe erlegen, ließ mich die Wahrheit alles deſſen, was er darüber geſagt, vollkommen einſehen. Ich kämpfte einen ſchweren Kampf; aber ich ſiegte; das Bild des Jünglings verſchwand, ich fühlte mich froh und frei, ich wagte mich wieder in Eure Geſellſchaft, gnädigſte Frau; aber ich fand den Gefürchteten nicht wieder. Dem Schickſal, oder vielmehr jenem böſen Princip des Lebens genügte aber nicht mein Sieg; ein ſchwererer Kampf ſtand mir bevor. — Mehrere Wochen waren vergangen, als ich, da eben die Abenddämmerung einzubrechen beginnt, im Fenſter liege und hinausſehe auf die Straße. Da erblicke ich jenen Jüngling, der zu mir hinaufſchaut, mich grüßt und dann geradezu losſchreitet auf die Thür des Hauſes. — Weh mir! — mit verdoppelter Kraft ergreift mich jene entſetzliche Macht! — Er kommt, er ſucht dich auf! — Dieſer Gedanke, — Entzücken, — Verzweiflung, — raubt mir die Sinne! — Als ich aus tiefer Ohnmacht erwachte, lag ich ausgekleidet auf dem Sopha; mein Vater ſtand bei mir, ein Naphtafläſchchen in der Hand. Er fragte, ob mir etwas Beſonderes begegnet. Er habe die Thüre meines Zimmers öffnen, wieder verſchließen und dann Tritte die Treppe hinab gehen gehört, die ihm männliche hätten bedünken wollen, mich aber zu ſeinem nicht geringen Schreck ohnmächtig auf der Erde liegend gefunden. Ich konnte, ich durfte ihm nichts ſagen; doch ſchien er das Geheimniß zu ahnen, denn des Nervenfiebers, das mich an den Rand des Grabes brachte, unerachtet traf mich ſeine bittere Ironie, die er gegen verfängliche Ohnmachten eines verdrießlichen Liebesfiebers richtete. Ich danke ihm das; denn er verhalf mir zum zweiten Siege, der mir glorreicher ſchien, als der erſte.“

Die Herzogin umarmte, küßte und herzte voller Freude das Fräulein. Sie verſicherte, daß nun alles ſich gar herrlich fügen werde; auf den erfochtenen Sieg gebe ſie ganz und gar nichts; vielmehr werde ſie, da ſie ein Tagebuch führe, in dem jede Perſon, die ihre Abendgeſellſchaft beſucht, und was dabei vorgefallen, genau aufgezeichnet ſtehe, ſehr leicht den Jüngling ausfindig machen, der Franziska's Liebe errungen, und ſo ein Liebespaar vereinen, das abſcheuliche Grundſätze eines ſtarrſinnigen Vaters getrennt.

Franziska verſicherte dagegen, daß wenn der Jüngling, der nun nach beinahe zehn Jahren wohl ein Mann worden, wirklich noch unverheirathet ſey, und ſich um ihre Hand bewerben wolle, ſie ſich doch nimmermehr mit ihm vermählen werde, da die Erinnerung an jene verhängnißvollen Augenblicke ihr Leben durchaus verſtören müſſe.

Die Herzogin ſchalt ſie ein eigenſinniges Ding und meinte ſogar, daß die Stunde der Erkenntniß vielleicht zu ſpät, und dann unwiederbringliches Verderben über Franziska kommen könne.

Das Fräulein meinte, daß, da ſie ſich zehn Jahre hindurch bewährt, wohl eine Aenderung ihres Sinns unmöglich gedacht werden könne. Auch übereilte ſie ſich eben nicht mit der ihr ſelbſt ſo nothwendig dünkenden Wahl eines Gatten, denn beinahe drei Jahre vergingen und noch war ſie unverheirathet.

„Seltſam wie ſie iſt, wird ſie das Seltſame unerwartet thun,“ ſprach die Herzogin d'Aiguillon, und hatte Recht; denn niemand hatte geahnet, daß Franziska dem Marquis de la Pivardière ihre Hand reichen würde, wie es wirklich geſchah.

Der Marquis de la Pivardière war unter Franziska's Bewerbern derjenige, deſſen Anſprüche auf ihre Hand gerade die geringſten ſchienen. Von mittelmäßiger Geſtalt, trockenem Weſen, etwas unbehülflichem Geiſte, ſtellte er ſich in der Geſellſchaft eben nicht glänzend dar. Er war gleichgültig gegen das Leben, weil er es in früherer Zeit vergeudet, und dieſe Gleichgültigkeit, die bisweilen überging in Verachtung, ließ ſich oft aus in beißenden Spott. Dabei gehörte er zu den unentſchiedenen Charakteren, die niemals Böſes thun ohne dringenden Anlaß, und Gutes, wenn es ſich gerade ſo fügen will und ſie nicht beſonders daran denken dürfen.

Franziska glaubte in der Art, wie ſich der Marquis gab, in ſeinen Meinungen und Grundſätzen viel Aehnliches mit ihrem Vater zu finden, und dies veranlaßte ſie, ſich ihm mehr anzunähern. Der Marquis, ſchlau genug, einzuſehen, worauf es ankomme, um ſie für ſich zu gewinnen, hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als auf das Sorglichſte alles zu ſtudiren und ſich einzuprägen, was Franziska aus dem Innerſten heraus vorzüglich über das Verhältniß der Ehe äußerte, und es dann als ſeine eigene Ueberzeugung vorzutragen.

Dieſe ſcheinbare Einigkeit der Geſinnung, der Gedanke, daß der Marquis unter allen denen, die um ſie warben, der einzige ſey, der das Leben aus dem richtigen Standpunkt betrachte, und niemals Anſprüche machen werde, die ſie nicht erfüllen könne, ja ſelbſt der Umſtand, daß es ihm nie eingekommen, den feurigen Liebhaber zu machen, daß er ſtets kalt und trocken geblieben, beſtimmte Franziska's Wahl und machte den von Gläubigern verfolgten Marquis zum Herrn des Ritterguts Nerbonne.

So ſehr man Urſache hatte, zu glauben, daß ein böſes Mißverhältniß ſich gleich in dieſer Ehe offenbaren werde, ſo mußte man ſich doch vom Gegentheil überzeugen.

Der Marquis, umſtrahlt von dem Glanze der Liebenswürdigkeit ſeiner Gattin, ſchien ganz ein anderer. Das Eis, zu dem ſein Inneres erſtarrt, ſchien aufgethaut, und trotz alles Sträubens mußte man zuletzt geſtehen, der Marquis de la Pivardière ſey ein ganz angenehmer Mann, mit dem die Marquiſe, bleibe ſie ihren Grundſätzen treu, wohl glücklich ſeyn könne.

Der Marquis begab ſich mit ſeiner Gattin, nachdem er einige Monate in Paris gelebt, nach dem Rittergute Nerbonne, und beide führten in der That ein ruhiges, glückliches Leben, will man eine völlige Gleichgültigkeit gegen einander, die gar keine Anſprüche zuläßt, dafür annehmen. Dieſe Stimmung änderte ſich auch nicht im mindeſten, als die Marquiſe dem Gatten eine Tochter gebar.

Mehrere Jahre waren vergangen, als der ausbrechende Krieg (1688) den Aufruf des ſogenannten Arrière-ban veranlaßte, ſo daß der Marquis im Dienſte dieſes Arrière-ban von Zeit zu Zeit vom Schloſſe Nerbonne ſich zu entfernen genöthigt ward.

Mag es ſeyn, daß dieſer Dienſt ihm zu läſtig war, mag es ſeyn, daß er ſich hinwegſehnte aus dem einförmigen Leben, und daß ſelbſt das Verhältniß mit der Marquiſe ihm langweilig, verdrießlich geworden; genug, er ſuchte Dienſte in der Armee, es gelang ihm, eine Eskadron in dem Dragonerregiment des Grafen Saint Hermine zu erhalten und er blieb ſo vom Hauſe ganz entfernt.

Eine Viertelſtunde von dem Schloſſe Nerbonne war die Abtei zu Miſeray gelegen, welche regulirte Auguſtiner in Beſitz hatten. Einer dieſer Geiſtlichen verwaltete zugleich die Kapelle im Schloſſe Nerbonne, welcher Dienſt ihn verpflichtete, jeden Sonnabend in der Kapelle Meſſe zu leſen. Dieſer Geiſtliche war denn auch altem Herkommen nach, der Beichtvater der Herrſchaft zu Nerbonne. So geſchah es denn, daß die Marquiſe, ſtatt in der Kirche zu Jeu, der eigentlichen Parochialkirche von Nerbonne, in der Kirche der Abtei Meſſe zu hören und zu beichten pflegte.

Da die Abtei nur eine Viertelſtunde von dem Schloſſe entfernt lag, ſo machte die Marquiſe den Weg dahin gewöhnlich zu Fuß.

Eines Morgens an einem Heiligentage, als die Marquiſe ſich gerade in dem Garten des Schloſſes befand, tönten die Glocken der Abtei dumpf und feierlich herüber. Die Marquiſe fühlte ſich von einer Wehmuth durchdrungen, die ihr lange fremd geblieben. Es war, als ſtiege die Vergangenheit vor ihr auf, wie ein Traumbild, und manche liebe Geſtalt, mancher ſchnell entflohene Moment mahne ſie daran, daß ſie das Leben nicht zu erfaſſen vermocht, als es noch grün und blühend ſie umgab. Ein ſeltſamer Schmerz, den ſie ſelbſt nicht verſtand, beengte ihre Bruſt, und unwillkührlich rannen ihre Thränen. In der Andacht glaubte ſie Erleichterung der Qual zu finden, die ihr Inneres zerriß. Sie begab ſich nach der Abtei, und während des Hochamts, das ſo eben begann, näherte ſie ſich, von unbekannter, unwiderſtehlicher Gewalt getrieben, dem Beichtſtuhl, den der Kapellan des Schloſſes Nerbonne einzunehmen pflegte.

Als nun aber der Prieſter die Abſolution ſprach, bebte ſie zuſammen vor ſeiner Stimme, und der Ohnmacht nahe, wankte ſie fort, als ſie durch das Gitter das todtenbleiche Antlitz des Geiſtlichen erblickte, aus deſſen düſteren Augen ein Feuerſtrahl ſie durchfuhr.

„Nein, es war kein Menſch, es war ein Geiſt aus grauenvoller Tiefe heraufgebannt, mich, mein Leben zu zerſtören!“ — So ſprach die Marquiſe, als ſie ganz erſchöpft auf ihr Schloß zurückgekommen. Aber von tiefem Entſetzen wurde ſie erfaßt, als ſie ſich deutlich erinnerte, dem geſpenſtiſchen Prieſter gebeichtet zu haben, daß ſie einſt in früher Jugend, wiewohl ſchuldlos, einen Jüngling ermordet, dann aber Untreue an ihrem Gemahl verübt; Verbrechen, von denen auch nie die Ahnung in ihre Seele gekommen. Eben ſo erinnerte ſie ſich, daß, als ſie den Mord gebeichtet, der Geiſtliche einen ſeltſamen, herzzerſchneidenden Laut des Jammers von ſich gegeben, bei der Abſolution aber geſagt habe, daß der Himmel ihr den Mord längſt verziehen, daß aber, was die an ihrem Gemahl verübte Untreue betreffe, aufrichtige Reue und ſtrenge Buße zwar die That ſühnen könne, daß ſie aber dafür die weltliche Rache des Geſetzes treffen werde. — Das ganze geheimnißvolle Ereigniß erſchien ihr wie der fürchterliche angſtvolle Traum einer Wahnſinnigen; ſie ſchickte nach der Abtei, ſie wollte wiſſen, wer an jenem Morgen ſtatt des Kapellans Beichte gehört.

Man benachrichtigte ſie, daß der Kapellan nach einem Krankenlager von zwei Tagen ſo eben verſchieden ſey; daß aber derſelbe Geiſtliche, der am Morgen Beichte gehört, indeſſen den Dienſt der Kapelle im Schloß Nerbonne verwalten und den nächſten Sonnabend Meſſe leſen werde. „Iſt es möglich“, ſprach die Marquiſe zu ſich ſelbſt, „daß eine aufgeregte Stimmung, ich möchte ſagen, der Anfall eines die Nerven erſchütternden Krampfs ſolche Thorheiten erzeugen kann? Mein Geſpenſt verkörpert ſich; ich werde es ſchauen und — mich meiner Albernheit ſchämen.“ Als am Sonnabend in der Frühe der Geiſtliche, der den Dienſt des Kapellans verwalten ſollte, in das Zimmer der Marquiſe trat, als er ſie, ſich ſanft neigend, mit einem Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! begrüßte, da ſtarrte ſie ihn an, ſank dann nieder zu ſeinen Füßen und ſchrie ganz außer ſich: „Weh' mir! — ja du biſt es, du biſt der Jüngling, den ich in früher Jugend ermordet“.

„Faßt Euch, Frau Marquiſe“, ſprach der Geiſtliche ruhig, indem er die Marquiſe aufhob und zum Lehnſtuhl führte, „ich bitte Euch, überwindet den Schmerz, der — ach vielleicht nur zu tödtend Eure

Bruſt zerreißt, da keine Reue das erſetzt, was unwiederbringlich verloren!“

„Haltet“, begann die Marquiſe mit bebender Stimme, „haltet mich nicht für wahnſinnig, ehrwürdiger Herr! — Euer bleiches Antlitz, Euer ergrautes Haar — und doch ſeyd Ihr es, ja Ihr ſeyd der Jüngling, den ich einſt bei der Herzogin d'Aiguillon erblickte, der in meiner Bruſt alles tödtende Entzücken, alle brünſtige Qual eines Gefühls erweckte, das mir ewig fremd bleiben ſollte! — Weh' mir! — was iſt es, das noch jetzt, da ich Euch wieder ſehe, mein Inneres zerreißt? — Doch nein! — alles iſt Einbildung — Thorheit — Ihr könnt nicht jener Jungling ſeyn — es iſt nicht möglich!“

„Wohl“, unterbrach der Geiſtliche die Marquiſe, „wohl bin ich jener Jüngling, jener unglückliche Charoſt, den Ihr in Verzweiflung ſtürztet! — ich erkannte Euch, als Ihr an den Beichtſtuhl tratet; ich verſtand das, wozu Ihr Euch in ſeltſamer Verſtörtheit bekanntet, und die Seufzer, die unwillkührlich meiner Bruſt entflohen, die heißen Thränen, die meinen Augen entſtrömten, waren der letzte Tribut, den ich dem Andenken an irdiſches Weh zollen mußte. Bis dahin hatte ich den Brief aufbewahrt, den Ihr mir ſchriebt, der mein Herz durchſchnitt, mich in troſtloſes Elend ſtürzte; ich vernichtete ihn, als ich Euch wieder geſehen, als ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß nun die letzte Prüfung vorüber ſey.“

„Wie,“ begann die Marquiſe, „wie, Ihr ſprecht von einem Briefe, den Ihr empfingt? — Nie habe ich Euch geſchrieben. Ich hatte Euch bei der Herzogin d'Aiguillon geſehen und es unterblieb ja jede weitere Annäherung — was für Geheimniſſe!“

„Vielleicht“, erwiederte der Geiſtliche mit ruhigem Lächeln, „vielleicht erlöſchte ein Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren mit dem Andenken an die tiefe Kränkung, die mich zur Verzweiflung brachte, auch die Erinnerung der Art, wie ſie mir widerfuhr. — Ich hatte noch nicht geliebt; erſt als ich das Fräulein von Chauvelin ſah, erfaßte mich dies Gefühl mit aller, das ganze Gemüth erſchütternden Stärke, die es über einen reizbaren Jüngling zu üben vermag. — Von Wonne und Luſt durchbebt, bemerkte ich die Unruhe des Fräuleins, ſah, wie ihre Blicke mich in ſcheuer Liebe ſuchten und mieden. Ja! — es war kein Zweifel — ich konnte glauben an das höchſte Glück meines Lebens! — Die Abreiſe meines Vaters, des

Präſidenten Charoſt, nach ſeinem Wohnſitz Chatillon ſur Indre, entfernte mich von Paris. Aber wie konnte ich fern bleiben von meiner Liebe? — Mit Mühe erhielt ich von meinem Vater die Erlaubniß, zurückzukehren nach der Hauptſtadt. Ich hatte die Wohnung des Fräuleins erforſcht; mein erſter Gang, da ich angekommen, war dahin, ich hoffte die Geliebte wenigſtens am Fenſter zu ſchauen. Welch' Entzücken, welche Himmelswonne, als ich ſie erblickte, als ſie wie im jähen Schreck zurückfuhr. — Hinauf — hinauf zu ihr — zu ihren Füßen mein ganzes Selbſt aushauchen in der höchſten Inbrunſt der Liebe! — der Gedanke ließ keine Rückſicht aufkommen. Niemand auf der Hausflur; ich fand mich zurecht, ich trat in des Fräuleins Zimmer. Da rief die, von der ich geliebt zu ſeyn glaubte, mit einer Stimme, die tödtend mein Innerſtes durchfuhr: Fort — fort — Unglückſeliger! — ſtreckte mir die Hände abwehrend entgegen mit allen Zeichen des tiefſten Abſcheus! — Ich hörte Tritte ſich nahen; aber erſt in meiner Wohnung, in die ich mechaniſch zurückgekehrt, fand ich mich wieder. Zur Stunde weiß ich nicht, wie ich aus dem Hauſe des Ritters du Chauvelin gekommen, ob ich jemand begegnet, ob jemand mit mir geſprochen, oder was ſich ſonſt begeben. — Ruhiger geworden, konnte ich nicht anders glauben, als daß irgend ein unſeliges Mißverſtändniß über mich walten müſſe. Ich ſchrieb an Franziska, ſchilderte ihr mit aller Glut der heftigſten Leidenſchaft meine Liebe, meinen troſtloſen Zuſtand, beſchwor ſie in den rührendſten Ausdrücken, mir zu ſagen, welches böſe Verhängniß den Haß, ja, den tiefen Abſcheu verurſacht, den ſie mir bewieſen. Gleich andern Tages erhielt ich die Antwort, jenen Brief, der mir alle Hoffnung des Lebens raubte. Franziska verwarf mich mit dem bitterſten Hohn. Sie verſicherte, daß ſie weit entfernt ſey, irgend einen Haß oder Abſcheu gegen mich, den zu kennen ſie kaum das Vergnügen habe, in ſich zu tragen; vor Wahnſinnigen habe ſie aber große Furcht, weshalb ſie mich bitte, ihr meinen Anblick zu erſparen. An einem ſeltſamen Wahnſinn müſſe ich nämlich wohl leiden, und der Ausbruch jener Furcht ſey es vielleicht geweſen, was ich für Haß oder Abſcheu gehalten. Jedes Wort des unſeligen Briefes ſpaltete mein Herz. — Ich verließ Paris, und ſchweifte umher, ohne nach Chatillon zurückzukehren. Wo ich Ruhe ſuchte und fand, zeigt Euch das Kleid, das ich trage!“

Die Marquiſe betheuerte bei allem, was ihr heilig, daß ſie niemals einen Brief von Charoſt erhalten, alſo auch keinen habe beantworten können. Nur zu gewiß war es, daß jener Brief dem Ritter in die Hände gefallen, der ihn ſtatt ſeiner Tochter beantwortet.

Die Marquiſe wurde von einem Gedanken ergriffen, deſſen Ahnung ſonſt nicht in ihrer Seele gelegen; es ging ihr auf, daß der Vater, deſſen ganzes Seyn und Weſen ihr ſtets die tiefſte Ehrfurcht eingeflößt, deſſen Lebensweisheit ihr die einzige Norm ihres Denkens, ihres Handelns gegeben, daß eben dieſer Vater das böſe Prinzip geweſen ſey, das ſie um ihr ſchönſtes Glück betrogen. Ihr ganzes mißverſtandenes Leben ſchien ihr eine finſtre, freudenleere Gruft, in die ſie rettungslos begraben; ein vernichtender Schmerz durchbohrte ihre Bruſt.

Charoſt begriff die Marquiſe ganz und gar, und mühte ſich, ſie aufzurichten durch den Troſt der Kirche, den er ausſprach in ſalbungsvollen Worten. Er verſicherte, daß er nun erſt den ewigen Rathſchluß des Himmels erkenne und preiſe, nachdem ſein irdiſches Glück zertrümmert worden, um ſeinen Sinn ganz zu reinigen, zu heiligen, empfänglich zu machen für ein Verhältniß, das auf Erden ſchon die Seligkeit des Himmels erſchließe. Ihn habe die ewige Macht auserſehen, ſie, die er einſt mit der höchſten Inbrunſt geliebt, auf den wahren, einzigen Himmelsweg zu leiten.

„Wie“, unterbrach ihn die Marquiſe heftig, „wie, Ihr wolltet —“

„Euer“, ſprach Charoſt mit ruhiger Würde, „Euer Beichtvater ſeyn, und ich glaube, Frau Marquiſe — oder laßt mich Euch Franziska nennen — daß es mir gelingen wird, allen irdiſchen Schmerz zu beſiegen, der Euer Leben hienieden ſtört. Euer Gemahl wird mir gern die Kapellanſtelle in Eurem Schloſſe anvertrauen; er wird ſich des Silvain François Charoſt wohl erinnern, deſſen Jugendfreund er war.“

Charoſt hatte Recht; ſein troſtreicher Zuſpruch erleichterte das Gemüth der Marquiſe, und es kam bald eine Heiterkeit in ihr Leben, die ſie ſonſt nicht gekannt. Oefter, als es gerade der Kapellansdienſt erforderte, kam Charoſt nach dem Schloß Nerbonne, und war, da ſein lebhafter Geiſt ſich gern einer Fröhlichkeit überließ, die die engſten Schranken der Würde nicht überſchreitet, die Seele des kleinen Zirkels, der ſich auf dem Schloſſe zu verſammeln pflegte. Dieſen Zirkel bildeten vorzüglich der Ritter Preville mit ſeiner Gemahlin, ein Herr de Cange, die Dame Dumée mit ihrem Sohn und ein Herr Dupin, alle Nachbarn der Marquiſe.

Die Marquiſe unterließ nicht, ihrem Gemahl zu ſchreiben, daß der Kapellan des Schloſſes geſtorben, daß der Auguſtiner Charoſt indeſſen den Dienſt verwalte, und daß er nun beſtimmen möge, ob Charoſt, der, wie er behaupte, ſein Jugendfreund ſey, den Dienſt behalten ſolle.

Der Marquiſe ging es indeſſen mit dieſem Briefe, wie mit allen übrigen, die ſie dem Marquis ſchrieb. Regelmäßig erhielt ſie nämlich von dem Marquis Briefe aus dem Ort datirt, wo das Regiment des Grafen de Saint Hermine ſtand; keiner dieſer Briefe enthielt aber jemals eine Antwort auf das, was ſie ihm geſchrieben, und ſo mußte ſie glauben, daß ſich der Marquis, der ihre Briefe offenbar erhalten mußte, da er nie über ihr Stillſchweigen klagte, jedes Gedankens an häusliche Angelegenheiten, an die Heimath entſchlagen wolle. Der Marquis ſchrieb auch nun wieder kein einziges Wort von Charoſt und der Kapellanſtelle.

Anders ſollte ſich die Sache aufklären, als die Marquiſe es geglaubt, ja nur geahnet. Vignan, Parlamentsprocurator zu Paris, ſchrieb ihr, daß ſich ein Polizeilieutenant aus Auxerre an ihn gewandt, um zu erfahren, wo der Marquis de la Pivardière, der ſich lange dort aufgehalten, und an den ein dortiges Frauenzimmer aus gewiſſen Verhältniſſen entſtandene Anſprüche habe, ſich jetzt befinde.

Die Marquiſe hatte bis jetzt nicht das Mindeſte von ihres Gemahls Aufenthalt zu Auxerre gewußt; kein einziger ſeiner Briefe war von dieſem Ort datirt geweſen. Dieſer Umſtand, ſo wie das gewiſſe Verhältniß, in dem er dort mit einem Frauenzimmer geſtanden haben ſollte, beunruhigte die Marquiſe. Sie forſchte weiter nach und erfuhr bald, das der Marquis ſchon ſeit langer Zeit den Kriegsdienſt verlaſſen und ſich in Auxerre aufgehalten. Dort hatte er ſich mit einer Gaſtwirthstochter, Namens Pillard, in einen Liebeshandel eingelaſſen, der ihm ſo wohl gefallen, daß er ſich entſchloſſen, eine doppelte Rolle zu ſpielen, die des Marquis de la Pivardiere und die des Huiſſier Bouchet. Dieſen Namen und Poſten hatte er wirklich angenommen, ſich einlogirt in den Gaſthof des Vaters ſeiner

Geliebten, dieſer die Ehe verſprochen und ſie dann verführt. Erſt ſpäter war es der Pillard gelungen, den richtigen Namen ihres Verführers zu erforſchen.

Das Gefühl des tiefſten Schmerzes, der kränkendſten Verbitterung, das die Marquiſe übermannte, als der verſchmähte Charoſt ihr vor Augen trat, und das erſt den Vater anklagte, hatte ſich immer mehr und mehr gegen den Marquis gerichtet. Ihn ſah ſie für den an, der beſtimmt geweſen, das zu vollenden, was der Vater begonnen, nämlich ihr Lebensglück zu zerſtören. Sie vergaß, daß es nur ihr eigener verkehrter Sinn geweſen, der ſie dem Marquis in die Arme führte.

Jene Verbitterung ging aber in den entſchiedenſten Haß über, als die Marquiſe ſich überzeugte, daß ſie ihr Lebensglück einem Elenden geopfert. Weniger lebhaft hätte die Marquiſe vielleicht das ihr geſchehene Unrecht gefühlt, wäre Charoſt nicht aus der Verborgenheit hervorgetreten. — Kann ein Weib ihre erſte einzige Liebe wegbannen aus dem Herzen? — Kann der Geliebte ſich jemals umgeſtalten, ein anderer ſeyn, als eben der Geliebte? — So kam es denn wohl auch, daß durch das Verhältniß mit Charoſt, war bei ſeiner anerkannten Frömmigkeit an die mindeſte Ueberſchreitung des ſtrengſten Anſtandes, viel weniger an ein Verbrechen nicht einmal zu denken, wenigſtens in der Marquiſe ganz andere Anſprüche an das Leben im Bunde mit einem geliebten Manne erweckt wurden, als die ſie ſonſt im Innern getragen. Aber dieſe Anſprüche an ein nicht geahntes Lebensglück ſah ſie in dem Augenblicke der Erkenntniß vereitelt, und die Troſtloſigkeit über dieſen unwiederbringlichen Verluſt mußte den Haß gegen den Marquis vermehren. Dieſen Haß ſprach ſie bei jeder Gelegenheit auf das Lebhafteſte aus; ſie verſicherte, daß ſie weit entfernt ſey, ihre Rechte gegen den entarteten Gemahl auf irgend eine Weiſe geltend zu machen, daß ihr kein größeres Unheil geſchehen könne, als wenn es dem Marquis einfallen ſollte, zurückzukehren, daß ſie dann jedes Mittel ergreifen würde, ihn aus dem Schloſſe Nerbonne zu entfernen. Charoſt bemühte ſich vergebens, das durch Liebe und Haß aufgeregte Gemüth der Marquiſe zu beruhigen, oder es wenigſtens dahin zu bringen, daß ſie ſich in den Ausbrüchen des heftigſten leidenſchaftlichſten Zorns mäßige.

Der Marquis de la Pivardière hatte ſich heimlich aus Auxerre entfernt, theils weil er des Verhältniſſes mit der Pillard überdrüſſig, theils weil es ihm an Mitteln fehlte, das Leben dort auf die Weiſe fortzuſetzen, wie er es gewohnt war. Er ſah ſich von ſeinen Gläubigern hart verfolgt; deshalb hielt er es für nöthig, zurückzukehren nach dem Schloſſe Nerbonne, und ſich Geld zu verſchaffen.

Auf dieſer Reiſe, die er zu Pferde zurücklegte, kam er nach Bourdieux, einem von dem Schloſſe Nerbonne ſieben Stunden entfernten Dorfe. Dort traf ihn, als er eben im Gaſthofe frühſtückte, ein Menſch aus dem Dorfe Jeu, Namens Marſau, der den Marquis kannte, und ſich wunderte, ihn hier zu finden, da doch die Heimath ſo nahe. Der Marquis meinte, daß er in der Abenddämmerung ſeine Gemahlin zu überraſchen gedenke. Marſau verzog bei dieſer Aeußerung des Marquis das Geſicht auf eine ſo ſeltſame Weiſe, daß es dem Marquis auffiel und er Böſes ahnte. Marſau, ein hämiſcher boshafter Menſch, erzählte dann auf weiteres Befragen ohne Rückhalt, daß ein neuer Kapellan, der Auguſtiner Franziskus Charoſt, ſich indeſſen auf dem Schloſſe Nerbonne eingefunden, dem die Marquiſe täglich, ſtündlich zu beichten habe, und daß daher die Marquiſe wirklich von dem Marquis gerade in der Andacht überraſcht werden könne. Den Marquis traf es wie ein Blitz, als er den Namen des Beichtvaters hörte. Charoſt hatte gewiß niemals geahnet, daß de la Pivardière, der ihm Freundſchaft heuchelte, mit ſeinem Geheimniß bekannt, daß er es war, dem der Ritter du Chauvelin vertraute, wie er den vernichtet, der ſich zum Liebhaber ſeiner Tochter aufdringen wollen; daß de la Pivardière, der ſchon damals im Sinn trug, ſolle es auch noch ſo lange währen, die Hand der Marquiſe zu erkämpfen, das Seinige dazu beitrug, die Verzweiflung des armen verſchmähten Jünglings bis zu dem Grade zu ſteigern, daß er, jedem Hoffen entſagend, in ein Kloſter flüchtete.

Der Marquis, ſelbſt im verbrecheriſchen Bündniß lebend, glaubte an das Verbrechen der Marquiſe um ſo leichter, als er wußte, welchen Eindruck damals der junge Charoſt auf ſie gemacht. Er fühlte ſich beſchimpft durch denſelben, der ihn in Gefahr geſetzt, ſeine Zwecke zu verfehlen. Im höchſten Unmuth rief er aus: „Ha! — ich werde dieſen heuchleriſchen Pfaffen zu finden wiſſen; und dann mein Leben gegen das ſeine!"

Der Zufall wollte es, daß gerade, als der Marquis dieſe Worte ausſtieß, eine Magd von dem Schloſſe Nerbonne in die Wirthsſtube trat. Dieſe Magd, die ſchon als Kind den Marquis gekannt, und die Marquiſe oft äußern gehört hatte, daß die Rückkunſt ihres Gemahls ihr größtes Unglück ſeyn würde, erſchrak heftig, rannte nach dem Schloß und erzählte der Marquiſe, wen ſie geſehen, was ſie gehört.

Es war gerade Mariä-Himmelfahrtstag, das Weihfeſt der Kapelle zu Nerbonne; Charoſt hatte am Morgen ein feierliches Hochamt, Nachmittags die Vesper gehalten, und da jener kleine Zirkel der Nachbarn, deren ſchon vorhin namentlich gedacht wurde, bei der Marquiſe verſammelt war, bat ſie den Kapellan, den Abend bei ihr zu bleiben.

So ſehr die Marquiſe durch jene Nachricht erſchüttert wurde, behielt ſie doch Faſſung genug, keinem von der Geſellſchaft, am wenigſten aber dem Geiſtlichen etwas merken zu laſſen, ungeachtet ſie ſein Leben bedroht glaubte, und daher in aller Stille zwei Männer herbei rufen ließ, auf deren Muth und Treue ſie ſich verlaſſen konnte. Sie erſchienen, der eine mit einer Flinte, der andere mit einem Säbel bewaffnet, und wurden von der Marquiſe in ein Kabinet gebracht, welches an den Speiſeſaal ſtieß.

Man hatte beinahe abgegeſſen, und die Marquiſe glaubte ſchon, daß der Marquis ſeine Drohung unerfüllt laſſen würde, als er plötzlich eintrat in den Saal.

Alle ſtanden auf und bezeigten ihre Freude über die unverhoffte Rückkehr des Marquis. Vorzüglich war es Charoſt, der dem Marquis nicht genug verſichern konnte, wie ſehr er das Geſchick preiſe, das den alten, niemals vergeſſenen Freund ihm endlich zurückführe. Nur die Marquiſe blieb ruhig auf ihrem Platze ſitzen und würdigte den Marquis keines Blicks.

„Aber,“ ſprach endlich die Frau von Preville zu ihr, „aber mein Gott, Frau Marquiſe, iſt das eine Art, den Gatten zu bewillkommnen, den man ſeit ſo langer Zeit nicht geſehen?“

„Ich,“ nahm der Marquis das Wort, indem er einen ſtechenden Blick auf den Geiſtlichen warf, „ich bin ihr Gatte, das iſt wahr, aber wie es mir bedünken will, nicht mehr ihr Freund!“

Darauf ſetzte ſich der Marquis ſtillſchweigend an die Tafel.

Man kann denken, daß die Geſellſchaft nach dieſem Auftritt ſich vergebens mühte, die heitere Unterhaltung fortzuſetzen, die vorher ſtatt gefunden. Vorzüglich ſchien Charoſt in großer Bewegung, da eine ungewöhnliche Röthe ihm in's Geſicht ſtieg. Er betrachtete den Marquis mit ſeltſamen Blicken; der Marquis ſchien das nicht zu bemerken, er aß und trank ſehr eifrig. Die Verſtimmung ſtieg von Minute zu Minute, und man trennte ſich, als es eben zehn Uhr geſchlagen. Der Herr von Preville bat den Marquis, drei Tage darauf bei ihm zu ſpeiſen, welches er zuſagte.

Die Marquiſe beharrte, als ſie mit dem Marquis allein geblieben, im düſtern, feindlichen Stillſchweigen. Der Marquis fragte, indem er einen ſtolzen, gebieteriſchen Ton annahm, wodurch er ein ſo kaltes, verächtliches Betragen verdient habe.

„Geh," erwiederte die Marquiſe, „geh nach Auxerre, und frage die buhleriſche Dirne, mit der du lebſt ſeit langer Zeit, alle Ehre und Treue ſchändend, nach der Urſache meines Unwillens!"

Der Marquis war im Innern zerſchmettert, als er, was er nicht geahnt, die Marquiſe von ſeinem verbotenen Verhältniß unterrichtet fand, da er befürchten mußte, ließ die Marquiſe ihren Zorn nicht fallen, kam es zur Trennung, den Beſitz des Schloſſes Nerbonne, ſeine einzige Hülfsquelle, zu verlieren. Er bemühte ſich, der Marquiſe darzuthun, daß er nie in Auxerre geweſen, daß alles, was man ihr hinterbracht haben könne, boshafte, hämiſche Verleumdung ſey; da erhob ſie ſich aber von ihrem Sitz, und ſprach, indem ſie ihn mit einem entſetzlichen Blicke durchbohrte: „Elender Heuchler, bald wirſt du erfahren, was eine Frau meiner Art bei ſolcher Schmach zu beginnen vermag!"

Dieſe drohenden Worte geſprochen, entfernte ſie ſich in das Zimmer, wo ihre neunjährige Tochter ſchlief, und ſchloß ſich ein. Der Marquis begab ſich nach dem Zimmer, in dem er ſonſt mit ſeiner Gemahlin ſchlief, ließ ſich von einem Bedienten des Hauſes, Namens Hybert, auskleiden, und legte ſich in's Bette. Am andern Morgen war er ſpurlos verſchwunden.

Alle Nachbarn waren in das tiefſte Erſtaunen verſetzt über dies ganz unbegreifliche Verſchwinden des Marquis. Die Marquiſe zeigte durchaus keine Veränderung in ihrem Betragen, und verſicherte, daß es ſie ſehr wenig kümmere, auf welche Weiſe der Marquis ſich entfernt, den ſie hoffe in ihrem ganzen Leben nicht wieder zu ſehen. Man erfuhr, daß der Marquis ſein Pferd, ſeinen Mantel, ſeine

Reitſtiefeln zurückgelaſſen; unmöglich konnte er ſich daher weit entfernt haben. Das Kammermädchen der Marquiſe, Margarethe Mercier, hatte ſich über das Verſchwinden des Marquis in jener Nacht geäußert auf zweideutige Weiſe; das dumpfe Gerücht einer geſchehenen Unthat wurde lauter und lauter, und klagte zuletzt die Marquiſe geradezu des Mordes ihres Gatten an, als jener Hybert, der, vor der Saalthür lauſchend, das letzte Geſpräch des Marquis mit ſeiner Gemahlin gehört hatte, die drohenden Worte der Marquiſe dieſem und jenem in's Ohr ſagte, und hinzufügte, daß der Marquis wahrſcheinlich todt ſey.

Jedem, der an jenem verhängnißvollen Abend bei der Marquiſe geweſen, war ihr Betragen nur zu ſehr aufgefallen, und was man ſonſt für boshafte, hämiſche Verleumdung gehalten, nämlich daß die Marquiſe mit dem Auguſtiner Charoſt in verbrecheriſchen Verhältniſſen lebe, fand nun Glauben. Dieſem Verhältniß ſchrieb man die Unthat zu.

Nur der Herr von Preville und ſeine Gattin konnten ſich von der Möglichkeit, daß die Marquiſe zu ſolch einer entſetzlichen That fähig ſeyn ſolle, nicht überzeugen. Sie benutzten den Augenblick, als die kleine neunjährige Pivardiere in ihr Haus gekommen, wie es öfters zu geſchehen pflegte, da die Tochter des Herrn von Preville mit jenem Kinde in gleichem Alter und deſſen Geſpielin war, um wo möglich in das Dunkel zu ſchauen, in welches die Ereigniſſe jener Nacht gehüllt waren.

Sie nahmen das Kind bei Seite, und fragten es behutſam, ob ihm in der Nacht, als der Vater verſchwunden, nicht etwas Beſonderes begegnet ſey?

Die Kleine erzählte ohne allen Rückhalt, daß die Mutter ſie an dem Abend in ein ganz entlegenes Zimmer geführt, und ihr geheißen, dort zu ſchlafen, welches ſonſt niemals geſchehen. In der Nacht ſey ſie durch ein ſtarkes Geräuſch aufgeweckt worden, und habe eine klägliche Stimme rufen gehört: „Gerechter Gott! — habt Mitleid — erbarmt euch meiner!“ — Sie habe in großer Angſt aus dem Zimmer laufen wollen, indeſſen die Thüre verſchloſſen gefunden. Dann ſey alles ſtill geworden. Des andern Tages habe ſie in dem Zimmer, wo der Vater geſchlafen, Blutſpuren am Boden bemerkt, und die Mutter ſelbſt blutige Tücher waſchen geſehen.

War es denkbar, daß ein unſchuldiges, unbefangenes Kind nicht die Wahrheit ſagen, Umſtände der Art erdichten ſollte? Der Herr von Preville ließ das Kind ſeine Ausſage vor mehreren glaubwürdigen, unverdächtigen Perſonen wiederholen, und beide, er und ſeine Gattin, waren, je mehr ſie ſonſt ſich geneigt gefühlt, die Unſchuld der Marquiſe zu behaupten, jetzt deſto erbitterter auf ein Weſen, von dem ſie ſich auf die empörendſte Weiſe getäuſcht glauben mußten.

Der königliche Generalprokurator zu Chatillon ſur Indre, von allem dieſem unterrichtet, klagte die Marquiſe des Mordes an. Eine Gerichtsperſon, Namens Bonnet, erhielt den Auftrag der Unterſuchung, und begab ſich zu dem Ende mit einem Gerichtsſchreiber, Namens Breton, nach dem Dorfe Jeu.

Der Marquiſe konnte nicht verſchwiegen bleiben, was ihr drohte; ſie nahm mit ihrer Zofe, Margarethe Mercier geheißen, die Flucht, und beſtätigte ſo den entſetzlichen Verdacht, den man gegen ſie hegte. Eine andere Magd der Marquiſe, Namens Catharine Lemoine, ſollte geradezu geäußert haben, daß ſie bei dem Morde ihres Herrn zugegen geweſen. Sie wurde verhaftet, und bald darauf auch Margarethe Mercier, die man zu Romorantin traf, wo ſie von der Marquiſe zurückgelaſſen worden war.

Beide erzählten auf beinahe völlig gleiche Weiſe die gräßliche That mit allen Umſtänden, ſo daß an der Wahrheit ihrer Ausſage nicht zu zweifeln war.

Als die Marquiſe (ſo lautete jene Ausſage) ſich überzeugt hatte, daß der Marquis eingeſchlafen, entfernte ſie ſo viel wie möglich alles Hausgeſinde, und brachte ihre neunjährige Tochter auf ein Zimmer des obern Stocks, wo ſie dieſelbe einſchloß. Mit dem Glockenſchlag zwölf wurde an das Schloßthor gepocht. Die Marquiſe befahl der Mercier, Licht anzuzünden und zu öffnen. Sie that es, und der Auguſtiner Charoſt trat ein, begleitet von zwei Männern, von denen der eine mit einem Gewehr, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. „Es iſt nun Zeit,“ rief die Marquiſe dem Charoſt entgegen, und alle begaben ſich leiſen Trittes nach dem Zimmer des Marquis. Einer von den Männern zog den Vorhang des Bettes auf. Der Marquis hatte ſich bis an das Kinn in die Bettdecke eingehüllt, und ſchlief feſt. Als ihm aber der Mann die Decke wegziehen wollte, fuhr er erwachend in die Höhe; in demſelben Augenblick drückte der andere ſein Gewehr auf den Marquis ab und traf ihn, jedoch nicht zum Tode.

Blutbeſudelt warf er ſich hinaus in die Mitte des Zimmers und flehte um ſein Leben, jedoch vergebens. „Vollendet!“ rief die Marquiſe den Männern zu. Da ſchrie der Marquis in voller Verzweiflung: „Grauſames Weib, kann dich denn nichts rühren? Kann deinen Haß denn nichts verſöhnen, als mein Blut? — Nie ſollſt du mich wiederſehen, alle Anſprüche gebe ich auf, nur ſchenke mir mein Leben!“ — „Vollendet!“ rief die Marquiſe noch einmal, indem die Wuth der Hölle aus ihren Augen blitzte. Nun warfen ſich alle drei, Charoſt und die beiden Männer über den Marquis her, und verſetzten ihm mehrere Stiche. Als ſie endlich von ihm abließen, röchelte er noch; da riß die Marquiſe dem einen der Mörder den Säbel aus der Hand, ſtieß ihn dem Marquis in die Bruſt und endete ſeinen Todeskampf. — Eben in dieſem Augenblicke trat Catharine Lemoine, die von der Marquiſe nach der nahe gelegenen Meierei geſchickt worden, herein, ſo daß ſie die That der Marquiſe mit anſah. Sie wollte aufſchreien vor Entſetzen; die Marquiſe rief den Männern zu, ſie ſollten dem Mädchen ein Tuch in den Mund ſtecken; dieſe erwiederten indeſſen, das ſey gar nicht nöthig, da ſie das Mädchen beim erſten Laut niederſtoßen würden. Darauf trugen die beiden Männer den Leichnam fort. Während ihrer Abweſenheit ließ die Marquiſe das Zimmer ſorglich reinigen, indem ſie ſelbſt Aſche herbeibrachte, und die blutbefleckten Betten und Betttücher nach dem Keller tragen. Zwei Stunden darauf kehrten die Männer zurück. Die Marquiſe bewirthete ſie, aß und trank ſelbſt mit ihnen, und dann entfernten ſie ſich mit Charoſt.

Eben jener Hybert, von dem auch das Gerücht der Ermordung des Marquis ausgegangen, ſollte ebenfalls in das Zimmer eingedrungen ſeyn. Er geſtand, daß er durch einen Schuß geweckt worden und geglaubt, daß der Marquis von Räubern überfallen worden ſey. Deshalb ſey er nach des Marquis Zimmer gelaufen. Kaum habe er indeſſen die Thüre geöffnet, als die Marquiſe ihm entgegen geſprungen und gedroht, ihn auf der Stelle niedermachen zu laſſen, wenn er ſich nicht entferne. Später habe er dem Charoſt einen ſchweren Eid ablegen müſſen, über alles, was er in jener Nacht geſehen oder ſonſt bemerkt habe, zu ſchweigen. Auch Hybert ſollte verhaftet werden; er entfloh indeſſen und war nicht wieder aufzufinden.

Charoſt, hienach der Theilnahme an der gräßlichen Ermordung des Marquis de la Pivardière angeklagt, wurde mit Zuſtimmung des biſchöflichen Vikars zu Bourges verhaftet. Kaum war indeſſen dieſe Verhaftung erfolgt, als die Marquiſe de la Pivardiere aus ihrem Schlupfwinkel hervortrat und ſich freiwillig zur Haft ſtellte.

Nur eine augenblickliche Schwäche, erklärte ſie, nur die Furcht vor Mißhandlungen habe ſie vermocht, nicht zu fliehen, ſondern ſich bei ihrer Freundin, der Marquiſe d'Auneuil, zu verbergen. Sie glaube ihre Unſchuld gar nicht einmal betheuern zu dürfen, denn betrachte man ihr ganzes Leben, ihre Sinnesart, ſo ſey es Wahnſinn, ſie ſolch einer gräßlichen That für fähig zu achten. Von der ſtrengſten Unterſuchung habe ſie daher nichts zu fürchten, ſondern nur zu hoffen gehabt, daß das Gewebe der verächtlichſten Bosheit oder unbegreiflicher Irrungen zerriſſen werden, und ſie frei da ſtehen müſſe, von der Schuld gereinigt, ohne daß ihre Gegenwart bei dem Verfahren nöthig. Anders ſtehe nun aber die Sache, da ihr Beichtvater, der Auguſtiner Charoſt, der Mitſchuld angeklagt worden. Jetzt müſſe ſie gleiches Schickſal mit dem theilen, deſſen Tugend und Frömmigkeit die beſte Schutzwehr ſey gegen jeden verruchten Frevel. In der Glorie ſeiner Schuldloſigkeit werde ſie erſt die Wonne wiedererlangter Freiheit fühlen und darum ſcheue ſie nicht mehr den Kerker.

Charoſt erhob mild lächelnd den Blick gen Himmel, als man ihn mit der wider ihn gerichteten Anklage bekannt machte. Ohne ſich auf viele Betheuerungen ſeiner Unſchuld einzulaſſen, begnügte er ſich zu ſagen, daß er die Anklage, die der Lügengeiſt der Hölle ſelbſt erfunden, für eine neue Prüfung halte, die ihm der Himmel auferlegt, und der er ſich in Demuth unterwerfen müſſe.

Unerachtet durch jene Ausſagen der Mägde, die mit allen ausgemittelten Nebenumſtänden in vollem Zuſammenhange ſtanden, das Verbrechen ſo gut als erwieſen ſchien, blieben beide, die Marquiſe und Charoſt, bei der Verſicherung ihrer Unſchuld ſtehen. Dieſe Feſtigkeit, das ruhige, gleichmüthige Betragen bei allen unzähligen Verhören, das ſonſt für die Schuldloſigkeit der Angeklagten ſpricht, diente den Richtern nur dazu, die Marquiſe und Charoſt der tiefſten, abſcheulichſten Heuchelei zu zeihen.

Dieſe Stimmung der Richter theilte ſich allen, die ſonſt die Marquiſe doch verehrt hatten, ja ſelbſt dem Volke, mit. Als die Gerichtsdiener ſich im Schloß Nerbonne befanden, um alles dort in Beſchlag zu nehmen, drangen eine Menge Menſchen, die herbeigelaufen, ein, zerſchlugen Fenſter, Thüren, Geräthſchaften, verwüſteten das ganze Schloß, das einer Ruine glich.

Vergebens blieb alles Mühen, den Leichnam des Marquis de la Pivardiere aufzufinden, und auf dieſen Umſtand beriefen ſich die Vertheidiger der Angeklagten, um darzuthun, daß der Zeugen-Ausſagen ungeachtet der Beweis der That gegen die Marquiſe und Charoſt nicht vollſtändig geführt ſey. Dies gab nun den Gerichtsperſonen, die mit ungewöhnlichem Eifer die Spur des Verbrechens verfolgten, Anlaß, noch einmal in der Nähe des Schloſſes überall, wo es nur denkbar ſchien, daß der Leichnam verſcharrt ſeyn könnte, die Erde durchwühlen zu laſſen. Bonnet hatte ſich nämlich nun einmal in den Kopf geſetzt, daß die Mörder den Leichnam des Marquis ganz nahe dem Schloſſe vergraben haben müßten.

Ein ſeltſames Gerücht verbreitete ſich. Man ſagte nämlich, daß, als Bonnet eben im Begriff geweſen, irgendwo nachgraben zu laſſen, um den Leichnam aufzufinden, ihm der Marquis leibhaftig erſchienen ſey und mit fürchterlicher Stimme zugerufen habe, er ſolle ſich nicht unterfangen, den unter der Erde zu ſuchen, dem der Himmel die Gunſt ſolcher Ruhe nicht verliehen. Dann (ſo fügte man hinzu) habe der Geiſt des Marquis mit ſchrecklichen Worten die Marquiſe und Charoſt des Mordes angeklagt. Voll Entſetzen ſey Bonnet entflohen.

Mochte es nun mit der Erſcheinung des Marquis eine Bewandniß haben, welche es wollte, ſo viel war gewiß, daß Bonnet in eine ſchwere Krankheit verfiel und in kurzer Zeit ſtarb.

Das Gericht zu Chatillon hielt die Zuſammenſtellung der Marquiſe mit Charoſt für nöthig. Die Marquiſe erſchien vor den Schranken, mit der Ruhe und Faſſung, die ſie ſtets behauptet; als aber Charoſt hineingeführt wurde, da ſtürzte ſie ganz jammer- und verzweiflungsvoll ihm zu Füßen und ſchrie mit einer Stimme, die das Herz zerſchnitt: „Mein Vater — mein Vater! — warum ſtraft mich der Himmel ſo ſchrecklich? — Giebt es droben eine Seligkeit, die dieſe Qualen wegtilgt? — Ihr meinethalben des ſcheußlichſten Verbrechens angeklagt? — Ihr meinethalben zum ſchmachvollen Tode geführt? — Aber nein, nein! — Es wird, es muß ein Wunder geſchehen! — Auf der Richtſtätte öffnet ſich über Euch die Glorie des Himmels — verklärt ſteigt Ihr empor, alles Volk ſinkt anbetend nieder." — „Beruhigt Euch," ſprach Charoſt, indem er ſich bemühte, die Marquiſe aufzurichten, „beruhigt Euch, Frau Marquiſe! Es iſt eine harte Prüfung, die der Himmel über uns verhängt. Sagt nicht, daß ich Euerthalben ſterbe, nein, nur ein gleiches Geſchick bringt vielleicht uns beiden den Tod. Seyd Ihr denn nicht eben ſo frei von Schuld, als ich?"

„Nein nein," rief die Marquiſe heftig, „nein nein, ich ſterbe ſchuldig. O mein Vater! Ihr hattet Recht, weltliche Rache ergreift die Verbrecherin!"

Das Gericht glaubte in dieſen Worten der Marquiſe ein Geſtändniß der That zu finden und drang auf's Neue in ſie, nun nicht länger mit der Wahrheit zurückzuhalten, die ihr ſonſt die Marter der Tortur entreißen müſſe.

Da wiederholte die Marquiſe, indem ſie plötzlich Faſſung und Ruhe gewonnen, daß ſie an der That unſchuldig ſey, daß ſie auch keine Ahnung davon habe, auf welche Weiſe der Marquis ſpurlos verſchwunden.

Charoſt betheuerte ebenfalls in den rührendſten Ausdrücken, daß die Marquiſe eben ſo frei von Schuld ſey, als er ſelbſt, und daß, wenn ſie ſich vielleicht in anderer Hinſicht ſchuldig fühle, er ein Vergehen ahne, das keiner weltlichen Rüge unterliegen könne.

Auch dieſe Aeußerung des Geiſtlichen fand das Gericht ſehr zweideutig und verdächtig. Man beſchloß, zur Tortur zu ſchreiten.

Die Marquiſe im Entſetzen verſtummt, ſchien ein lebloſes Bild; Charoſt erklärte, daß, wenn irdiſche Schwachheit ſo viel über ihn vermögen könne, daß er irgend eine Unthat geſtehen ſollte, er im voraus dies Geſtändniß, welches ihm die Qual entriſſen, als falſch widerrufen müſſe.

Beide, die Marquiſe und Charoſt, ſollten abgeführt werden; da entſtand draußen ein Geräuſch, die Thüren des Gerichtsſaals öffneten ſich, und herein trat — der ermordet geglaubte Marquis de la Pivardiere!

Nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Marquiſe und Charoſt geworfen, trat er vor die Schranken und erklärte den Richtern, wie er glaube, nicht beſſer darthun zu können, daß er nicht ermordet, als indem er ſich dem Gericht perſönlich darſtelle.

Zu gleicher Zeit überreichte er einen von dem Richter zu Romorantin aufgenommenen Akt, nach welchem er von mehr als zweihundert Perſonen wirklich für den Marquis de la Pivardière anerkannt worden war. Am Feſt des heiligen Antonius war er, gerade während der Veſper, in die Kirche zu Jeu getreten, und ſeine Erſcheinung hatte die ganze Gemeinde in Schrecken geſetzt, da alle auf den erſten Blick den ermordet geglaubten Marquis de la Pivardière erkannten und ein Geſpenſt zu ſehen meinten. Außerdem hatten die Auguſtiner zu Mézières, ſo wie die Amme ſeiner Tochter, bezeugt, daß er wirklich kein anderer ſei, als der Marquis.

Von den Richtern dazu aufgefordert, erzählte er die Art, wie er aus dem Schloſſe verſchwunden, auf das Genaueſte.

Der Unruhe und Beſtürzung konnte der Marquis in jener verhängnißvollen Nacht nicht einſchlafen. Auf den Glockenſchlag zwölf Uhr hörte er an das Thor des Schloſſes pochen und eine bekannte Stimme rufen: „Herr Marquis — Herr Marquis — öffnet, wir kommen Euch zu retten, aus einer Gefahr, die Euch droht!“ Er ſtand auf und fand vor der Thüre den François Marſau aus Jeu, mit zwei Männern, von denen der eine mit einer Flinte, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. Marſau ſagte dem Marquis, daß bei ihm Gerichtsdiener eingekehrt wären, die den Befehl hätten, ihn auf Anlaß einer von der Pillard wegen Eheverſprechens erhobenen Klage zu verhaften, und daß nur ſchleunige Flucht ihn retten könne.

Der Marquis, aufgeregt durch den Vorfall am Abend, ſah ſich verloren; er mußte ſtrenge Strafe befürchten wegen des Attentats doppelter Ehe; er ſah ſich verlaſſen, ausgeſtoßen von der Marquiſe, und entſchloß ſich, auf der Stelle zu fliehen. Sein Pferd war lahm; der Mantel, die Reitſtiefeln, ſeine Piſtolen, alles dies konnte ſeine ſchnelle Flucht nur hindern. Zu Fuße folgte er dem Marſau und den beiden Männern, die ihn gegen jeden Angriff zu ſchützen verſprachen. Er kam glücklich durch Jeu und in Sicherheit. Noch in dem Zimmer, als der Marquis beſchäftigt war, das Nothwendigſte einzupacken, ging dem einen der Männer das Gewehr los; der Marquis hörte Tritte nahen und die Thüre des Zimmers wurde geöffnet. Der Marquis ſchlug ſie aber wieder zu, und floh, als es im Schloſſe wieder ruhig geworden. Raſtlos ſchwärmte der Marquis im Lande umher, ohne einen Aufenthalt finden zu können, wo er ſich ſicher glaubte. Auf dieſen Streifereien kam er nach Flavigny, und hier erſt erfuhr er, daß die Marquiſe und Charoſt angeklagt worden, ihn ermordet zu haben. Von dieſer Nachricht erſchüttert, beſchloß er, zurückzukehren in die Heimath, und ſo, die eigene Gefahr nicht achtend, die abſcheuliche Anklage zu widerlegen. Auch konnte er wohl glauben, daß ſich nun ſein Verhältniß mit der Marquiſe, wenn ſie durch ihn der Schmach und dem Tode entronnen, ganz anders geſtalten werde. Nicht fern von dem Schloſſe Nerbonne traf er auf Bonnet, wie er nach dem Leichnam des Marquis nachgraben ließ. Der Marquis rief ihm zu, daß er nicht nöthig habe, den unter der Erde zu ſuchen, der noch über der Erde wandle, und forderte ihn auf, einen Akt aufzunehmen über ſein Erſcheinen. Statt deſſen warf ſich aber Bonnet auf ſein Pferd und floh, ſo ſchnell er konnte. Der Gerichtsſchreiber folgte ſeinem Beiſpiel, und nur die beiden Bauern aus Nerbonne, die Bonnet mitgenommen, zum zu graben, hielten Stich und erkannten ihren Herrn. Als der Marquis zu ſeinem Schreck, zu ſeinem Entſetzen, ſtatt des Schloſſes Nerbonne eine Ruine fand, begab er ſich nach Jeu, beſorgte zu Romorantin den Akt ſeines Anerkenntniſſes und kam dann nach Chatillon, um ſich dem Gerichte darzuſtellen.

Man hätte denken ſollen, daß die Rückkehr des Marquis der ganzen Anklage der Marquiſe und ihres Beichtvaters hätte ein Ende machen müſſen; dies war aber nicht der Fall, und konnte nicht der Fall ſeyn. Außerdem, daß die Ausſagen der beiden Mädchen noch in ihrer Kraft blieben, ſo trug auch die Erzählung des Marquis viel Unwahrſcheinliches in ſich; vorzüglich ſchien aber das Benehmen der Marquiſe gar befremdend. Ohne Ueberraſchung, ohne Erſtaunen zu zeigen, betrachtete ſie den angeblichen Marquis mit durchdringendem Blick, und ein bitteres verhöhnendes Lächeln ließ beſondere Dinge ahnen, die in ihrer Seele vorgingen. Man konnte glauben, daß ſie das Erſcheinen einer Perſon, die den Marquis de la Pivardière ſpielen ſollte, vorher gewußt, und daß ſie nur geſpannt war, wie die Figur, die freilich, was Anſehen, Sprache, Gang, Stellung betrifft, ganz der Marquis ſchien, ihre Rolle ſpielen würde.

Anders hatte ſich Charoſt benommen, der, ſo wie der angebliche Marquis eintrat, mit gefalteten Händen den Blick gen Himmel erhob, und zu beten ſchien.

Das Gericht ließ die Marquiſe nebſt Charoſt in's Gefängniß zurückführen, und beſchloß durch die ſtrengſte, genaueſte Unterſuchung Rückſichts des angeblichen Marquis de la Pivardière die Wahrheit zu erforſchen, unerachtet jener Akt des Richters zu Romorantin die Sache zu entſcheiden ſchien.

Noch in friſchem Andenken war ein Betrüger, der, die auffallende Aehnlichkeit mit einem gewiſſen Martin Guere nutzend, ſich für dieſen ausgab, und drei Jahre hindurch eine ganze Stadt, ja ſelbſt Frau und Kinder des Guere täuſchte, bis dieſer ſelbſt zurückkam und ſo ſich der Betrug offenbarte, den der Verbrecher mit dem Tode büßte.

Man fing damit an, den angeblichen Marquis den beiden verhafteten Mägden, der Mercier und der Lemoine, vorzuſtellen, die beide einſtimmig behaupteten, daß die ihnen vorgeſtellte Perſon keineswegs der Marquis de la Pivardiere ſey, wiewohl er große Aehnlichkeit mit demſelben habe. Neuer Verdachtsgrund wider die Marquiſe und Charoſt!

Es würde ermüdend ſeyn, alle die Maßregeln zu erwähnen, die das Gericht nun noch nahm, um zu erforſchen, in wie fern die Perſon, die ſo unerwartet als Marquis de la Pivardière aufgetreten, wirklich derſelbe ſey. Es genügt, die entſcheidende Ausmittelung zu erwähnen, welche zu Valence erfolgte. Hier lebten in dem Kloſter der Urſuliner-Nonnen zwei Schweſtern des Marquis, und auch die Aebtiſſin des Kloſters hatte ihn von früheſter Jugend auf gekannt. Dieſe drei Perſonen hegten auch nicht den mindeſten Zweifel gegen die Perſon des Marquis, nachdem ſie drei Wochen mit ihm zuſammen geweſen, und er ſelbſt ſie auf die kleinſten, unbedeutendſten Züge aus ihrem Jugendleben gebracht hatte.

Daß die völlige Gleichheit der Handſchrift des angeblichen Marquis mit dem wirklichen, daß gewiſſe eigenthümliche Gewohnheiten, nur von den vertrauteſten Freunden bemerkt, jenen Anerkenntniſſen von mehr als dreihundert Perſonen noch mehr Gewicht gaben, iſt gewiß.

Genug! — nach allen Regeln des Rechts mußte das Gericht annehmen, daß der Beweis über die Perſon des Marquis de la Pivardière auf das Vollſtändigſte geführt ſey.

Nicht des Mordes irgend einer Perſon im Allgemeinen, ſondern der Ermordung des Marquis de la Pivardière waren aber die Marquiſe und Charoſt angeklagt; wurde daher das Leben des Marquis vollkommen nachgewieſen, ſo mußte jene Anklage falſch ſeyn. Auf dieſen bündigen Schluß ſtützten die Gerichte die völlige Freiſprechung der angeklagten Perſonen.

War aber ferner jene Anklage falſch, ſo mußten die Perſonen, auf deren Ausſage ſich dieſelbe bezog, falſch Zeugniß abgelegt haben. Dies gab Anlaß zum Verfahren gegen die Catharine Lemoine und die Marguerite Mercier.

Wer hätte beide nicht der Argliſt und Bosheit anklagen ſollen, und doch waren ſie unſchuldig!

Die Mercier wurde in jener Nacht durch das Klopfen am Schloßthor geweckt. Sie ſtand auf, weckte die Lemoine und beide ſahen durch's Fenſter, wie eben drei Perſonen in die Thüre des Schloſſes traten, wovon zwei mit einer Flinte und mit einem Säbel bewaffnet waren. Sie konnten dies im Schimmer eines Lichts, der aus der geöffneten Thüre hervorbrach, deutlich erkennen. Bald darauf hörten ſie ein Geräuſch im Zimmer des Marquis, eine klagende Stimme, und dann einen Schuß; darauf wurde es ſtill. Nun wagten ſie ſich heraus auf den Gang; hier begegneten ſie dem Hybert, der ganz verſtört und außer ſich ſchien und ſie zurücktrieb in ihre Kammer, da ſie ſonſt ermordet werden könnten. Am andern Morgen, als der Marquis verſchwunden, vertraute ihnen Hybert, daß er, als der Schuß gefallen, nach dem Zimmer des Marquis gelaufen und eindringen wollen. Er ſey aber hinausgedrängt und die Thüre zugeſchlagen worden. Er habe indeſſen in der Stube die Marquiſe und Charoſt ſehr deutlich bemerkt, und der Marquis habe in ſeinem Blute ſchwimmend auf der Erde gelegen. Gewiß ſey es, daß der Marquis ermordet, und ſein Leichnam von den beiden fremden Männern weggebracht worden ſey. Nur eine Sylbe davon zu ſprechen, bringe ſie aber alle in Gefahr, da ſie ganz gewiß als Mitſchuldige des Mordes angeſehen werden würden. Die Lemoine hatte bemerkt, wie die Marquiſe an jenem Abend mit zwei bewaffneten Männern geſprochen, und erwägten nun alle drei den von der Marquiſe geäußerten Haß gegen den Marquis, ihre drohenden Worte, und dann das unerklärliche Verſchwinden des Marquis: ſo war es wohl natürlich, daß das, was Hybert wirklich geſehen haben wollte, den Ausſchlag gab, und alle drei feſt in ihrer Seele überzeugt waren, daß die Marquiſe und Charoſt den Marquis habe ermorden und den Leichnam fortbringen laſſen.

Nur dem, der als geübter Schauſpieler im Leben auftritt, möchte es wohl gelingen, den Eindruck irgend einer entſetzlichen That ganz im Innern zu verſchließen; Leuten, wie Hybert, die Lemoine, die Mercier, bleibt es unmöglich; daher kamen jene zweideutigen, verdächtigen Aeußerungen, die das böſe Gerücht wider die Marquiſe und Charoſt erzeugten und zuletzt die Anklage veranlaßten.

Bonnet war (wie es kein Richter ſeyn ſoll) leidenſchaftlich im höchſten Grade, voller Vorurtheile, befangen in jeder Art, und noch dazu mit der Familie des Auguſtiners Charoſt verfeindet.

Er ging von der feſten Ueberzeugung aus: die Marquiſe lebte mit Charoſt im verbotenen Liebesverſtändniß; ganz unerwartet und ſehr zu unrechter Zeit kommt der Marquis zurück, und ſein Benehmen entflammt noch mehr den Haß der Marquiſe und läßt ſie jedes Mittel ergreifen, ihn fortzuſchaffen. Der Mord wird beſchloſſen und ausgeführt. Es iſt unmöglich, daß ohne Wiſſenſchaft und Mitwirkung der Dienerſchaft die That geſchehen konnte; dieſe müſſe von allen Umſtänden unterrichtet ſeyn.

Bonnet nahm hiernach keinen Anſtand, die Mercier und die Lemoine mit dem Tode zu bedrohen, wenn ſie nicht alles geſtehen würden, und fragte alles aus ihnen heraus, was er nur wollte. Die Methode dabei iſt ſehr leicht.

„Haſt du,“ fragte z. B. Bonnet, „haſt du nicht ſelbſt geſehen, wie Charoſt über den Marquis herfiel?“ — „Nein, mein Herr,“ antwortete die Befragte, „das habe ich nicht geſehen.“

„Geſtehe,“ donnerte Bonnet heraus, „oder du wirſt augenblicklich gehängt!“ — „Ja ja,“ ſpricht jetzt das arme Ding in der entſetzlichſten Angſt, „Charoſt fiel her über den Marquis ꝛc.“

Mehrere Perſonen, welche beide, die Lemoine und die Mercier im Gefängniſſe geſprochen hatten, beurkundeten, daß die Mädchen über Bonnets Verfahren bitter geklagt und gewünſcht, vor einen andern Richter geſtellt zu werden, damit ſie die Wahrheit ſagen könnten, nämlich daß ſie den Mord nur vermuthet. Was aber wichtiger einwirkte, Breton, der Gerichtsſchreiber, mußte zugeſtehen, daß Bonnet ganz ſo, wie es die beiden Mädchen behaupteten, verfahren; ja daß er einmal, als die Mercier irgend einen Umſtand, den er im Kopfe ausgebrütet, nicht geſtehen wollen, ein Meſſer aus der Taſche gezogen und gedroht, ihr augenblicklich die Finger abzuſchneiden, wenn ſie nicht geſtehen werde. Noch mehr! — Schließer und Schließerin des Gefängniſſes, wo die Mädchen ſaßen, mußten ihnen, ſo hatte es Bonnet verordnet, den ganzen Tag über wiederholen, daß ſie gehängt werden würden, wenn ſie das Mindeſte von dem, was ſie ausgeſagt, zurücknähmen. Dies veranlaßte auch, daß ſie anfangs den zurückgekehrten Marquis nicht anerkennen wollten.

Merkwürdig genug war es auch, daß die kleine Pivardiere, die ihren Vater augenblicklich wieder erkannte, verſicherte, ſie wiſſe nicht, wie ſie dazu gekommen, das alles dem Herrn von Preville ſo zu ſagen, wie er es ihr nachgeſprochen. Aber ſie ſey ſo ſcharf befragt worden, ſo in Angſt gerathen, und in der That habe ſie auch jene Nacht in einem andern Zimmer geſchlafen ꝛc.

Ganz Paris, das von der Unthat der Marquiſe erfüllt geweſen, feierte jetzt ihren Triumph, und gerade diejenigen, die ſie am ſchonungsloſeſten verdammt hatten, ohne an die Möglichkeit ihrer Unſchuld zu denken, erſchöpften ſich jetzt in dem übertriebenſten Lob. Der Graf von Saint Hermine, der den ermordeten Marquis de la Pivardiere als einen rechtſchaffenen, tapfern Mann bedauert hatte, erklärte jetzt, da er lebte, daß er ein großer Taugenichts ſey, der der gerechten Strafe nicht entgehen werde.

Die thätige Herzogin d'Aiguiſſeau übernahm es, der Marquiſe die Glückwünſche der Pariſer Welt zu überbringen, und ſie dorthin einzuladen, um auf's Neue die Zirkel zu beleben, in denen ſie ſonſt geglänzt.

Sie fand die Marquiſe von tiefem Gram entſtellt, und in jener theilnahmloſen Ruhe, die von gänzlicher Entſagung zeugt. „Was ſprecht Ihr!“ rief die Herzogin ganz beſtürzt, als die Marquiſe verſicherte, ſie wäre nicht ſchuldlos geſtorben, ſondern hätte ein Verbrechen mit dem Tode gebüßt. „Ich halte es“, erwiederte die Marquiſe, indem ein düſteres Feuer in ihren Augen aufflammte, „ich halte es nicht für möglich, daß Ihr, Frau Herzogin, an ein Verbrechen denken könnt, das nur ſündigt gegen irdiſches Geſetz! — Ach ich liebte ihn, — ich liebte ihn noch, als er zu mir trat, ein Bote des Himmels, mich zu verſöhnen mit der ewigen Macht; und dieſe Liebe, nur dieſe Liebe war mein Verbrechen!“

Viele, ſehr viele hätten die Marquiſe nicht verſtanden. Auch die Herzogin verſtand ſie nicht, und war nicht wenig betreten, den Pariſern keine andere Nachricht von der Marquiſe mitbringen zu können, als daß ſie weit entfernt, in das bunte Gewühl der Welt zurückzukehren, ihre Tage in einem Kloſter zubringen wolle.

Dieſen Entſchluß führte die Marquiſe auch wirklich aus, ohne daß ſie zu bewegen geweſen, den Marquis wiederzuſehen. Auch Charoſt ſprach ſie nicht mehr, der im Glanze ſeiner Unſchuld und Frömmigkeit zurückkehrte in die Abtei zu Miſeray.

Der Marquis de la Pivardière nahm wieder Kriegsdienſte und fand bald in einem Gefecht mit Schleichhändlern ſeinen Tod.

Die Viſion

auf dem Schlachtfelde bei Dresden*).

Auf den dampfenden Ruinen des Feldſchlößchens ſtand ich und ſah hinab in die mit blutigen Leichen, mit Sterbenden bedeckte Ebene. Das dumpfe Röcheln des Todeskampfes, das Gewinſel des Schmerzes, das entſetzliche Geheul wüthender Verzweiflung durchſchnitt die Lüfte, und wie ein ferner Orkan brauſte der Kanonendonner, die noch nicht geſättigte Rache furchtbar verkündend. Da war es mir, als zöge ein dünner Nebel über die Flur, und in ihm ſchwamm eine Rauchſäule, die ſich allmählig verdickte zu einer finſtern Geſtalt. Näher und näher ſchwebend ſtand ſie hoch über meinem Haupte, da regte und bewegte ſich alles auf dem Schlachtfelde; zerriſſene Menſchen ſtanden auf und ſtreckten ihre blutigen Schädel empor, und wilder wurde das Geheul, entſetzlicher der Jammer! Ein wunderbarer rother Schein blitzte, wie aus der Tiefe der Erde fahrend, durch die Luft, und aus Oſten und Weſten kamen lange — lange Züge leuchtender Gerippe heran, in den knöchernen Fäuſten Schwerdter tragend, und ſie erhebend gegen die Geſtalt — und immer wilder wurde das Geheul — entſetzlicher der Jammer! Auf's Neue blitzte der rothe Schein aus tiefer Erde, und aus Mittag und Mitternacht zogen zahllos die Gerippe heran mit glühenden Schwerdtern der Geſtalt drohend. Und immer wilder und wilder wurde das Geheul, entſetzlicher der Jammer.

---

*) Bamberg, 1814 (C. F. Kunz).

„Rache — Rache — unſere Qual über dich, blutiger Mörder!“ Aus den blutigen Augen der Leichname, aus den knöchernen Augenhöhlen der Gerippe ſchoſſen Strahlen hinauf, die wie in emporflackernden Flammen die Geſtalt erleuchteten. — Es war der Tyrann! — Er ſtreckte ſeine Rechte aus über die Ebene und ſprach:

„Was wollt ihr, Thörichte, bin ich nicht ſelbſt das Verhängniß, dem ihr dienend gehorchen müßt?“

Da ſchrieen die Stimmen von der Ebene herauf:

„Verworfener! höhne nicht die Macht, die hoch über dir ſchwebt — ſchaue über dich, Verblendeter!“

Aber der Tyrann ſenkte ſein Haupt noch tiefer herab und ſprach:

„Erkennt ihr mich? — ich bin der Tod!“

Da heulten noch wüthender die Stimmen:

„Verworfener! höhne nicht die Macht, die den Tod ſendet. Schaue über dich!“

Doch nicht aufwärts richtete der Tyrann ſeinen Blick, ſondern zur Erde ſtarrend ſprach er:

„Wahnſinnige! was ſucht ihr über meinem Haupt? — über mir iſt nichts! — öde iſt der finſtere Raum da droben, denn ich ſelbſt bin die Macht der Rache und des Todes, und wenn ich meine Arme ausſtrecke über euch, verſtummt euer Jammer, und ihr ſinkt vernichtet in den Staub!“

Und als er dies geſprochen, ſtreckte er ſeine Arme, wie im rothen Feuer glühende Sicheln weit über die Ebene, und es war, als öffne die Erde den ſchwarzen bodenloſen Abgrund, die Leichname und Gerippe verſanken, und ihr Geheul, ihr ſchneidender Jammer verhallte in der Tiefe. Da fuhr es herauf im toſenden Ungeſtüm wie eine Windsbraut, die Erde bebte, und in dem Sturme heulte und winſelte die tiefe Klage von tauſend Menſchenſtimmen. Nun quollen Blutstropfen aus der Tiefe, die das Wieſengrün färbten, und bald gleich rauſchenden Bächen im ſchäumenden Strom zuſammenſprudelten, der über die Ebene brauſte. Immer ſtärker, immer höher ſtürmten ſeine Wellen, und aus dem ziſchenden gährenden Blut hob bald ein fürchterlicher rieſiger Drache ſein entſetzliches Haupt empor. Bald tauchte der glühende ſchuppige Schlangenleib aus den Blutwellen, und mit den ſchwarzen Fittigen gewaltig rauſchend, daß, wie vor dem mächtigen Orkan, die Wälder ſich beugten, flog der Drache auf in die Lüfte und erfaßte den Tyrannen mit den ſpitzigen Krallen, die er tief in ſeine Bruſt eingrub. — Da ſchrie der Tyrann, von dem gräßlichen Schmerz gepackt, auf im Krampf der Verzweiflung, daß ſeine Stimme im heulenden Mißton durch des Sturmes Brauſen gellte, aber es erſcholl wie Poſaunen von oben herab:

„Erdenwurm! der du dich erhoben aus dem Staube — wähnteſt du nicht vermeſſen, die Macht zu ſeyn, die den Schmerz, die den Tod ſendet? — Erdenwurm, die Stunde der Erkenntniß, der Vergeltung iſt da! — Aus denen, die du opferteſt im frevelnden Hohn, wurde die Qual geboren, die dich zerfleiſcht im ewigen Jammer!“

Nun umſchlang, feſter und feſter ſein Gewinde ſchnürend, der Drache den Tyrannen, und überall gingen aus ſeinem Leibe ſpitze glühende Krallen hervor, die er wie Dolche in das Fleiſch des Tyrannen ſchlug. Da wand der Tyrann, wie durch namenloſe Folter verrenkt, das Haupt empor, und ſah über ſich die in blendendem Funkeln ſtrahlende Sonne, den Fokus des ewigen Verhängniſſes, und entſetzlicher, ſchneidender wurde der heulende Jammer:

„Erlöſung — Erlöſung von dieſer Qual — Tod — Ruhe in der tiefſten Tiefe der Erde!“

Da erſcholl aus dem Fokus auf's Neue die Stimme im Poſaunenton:

„Entarteter! Verworſener! — die Erde iſt nicht deine Heimath, die dir Ruhe giebt, denn nur dem Menſchen, den du frech verhöhnteſt, iſt es vergönnt, in ihrem Schoße zu ruhen, bis er durchſtrahlt vom ewigen Lichte emporkeimt zum höhern Seyn, aber im öden Raum iſt dein Seyn ewige Qual.“

„Ach, nur Linderung, nur Troſt in meinem Jammer,“ heulte der Tyrann.

„Schau herab,“ ſprach die Stimme, „ob du in eines Menſchen Bruſt Troſt für dich finden magſt, und deine Qual ſoll gelindert ſeyn!“

Da trug das Ungeheuer den Tyrannen tiefer herab zur Erde, und es rauſchten im nächtlichen Dunkel finſtere gräßliche Geſtalten — Nero — Dſchingiskhan — Tilly — Alba waren unter ihnen, ſie ſchauten mit tiefem Entſetzen die Marter des Tyrannen und dumpf murmelten ihre Stimmen: „Was iſt unſere Qual gegen ſeine Marter, denn uns ward noch Troſt von der Erde, der wir angehörten.“

Der Tyrann ſchaute um ſich im wahnſinnigen Verlangen, aber öde blieb es auf der Ebene.

„Iſt denn in keines Menſchen Bruſt Troſt für meine Qual!“ ſchrie er in gräßlicher Verzweiflung, aber ſeine Stimme verhallte in den weiten Gründen, und kein menſchlicher Ton des Troſtes auf der ganzen weiten Erde unterbrach das dumpfe Schweigen der furchtbaren Oede.

Da faßte ihn gewaltiger der Drache, und bohrte tiefer die glühenden Krallen in ſeine Bruſt, daß ſchrecklicher das Geheul ſeines namenloſen Jammers der wüthendſten Verzweiflung durch die Lüfte raſte, aber aus dem Fokus ſtrahlte die Poſaunenſtimme:

„Für dich kein Troſt auf der Erde, der du im frevelnden Hohn entſagteſt. Ewig iſt die Vergeltung und deine Qual!“

Als ich, wie aus ſchwerem Traum erwacht, die Ruinen verließ, hatte ſich ſchon tiefe Dämmerung über die Flur gelegt; der Raub ſchlich gierig ſpähend dem Morde nach — winſelnde Sterbende wurden geplündert. Es hielt ſchwer durch den Schlag zu kommen, denn der Tumult hinein- und herausziehender Soldaten drückte die Menſchen zuſammen. — Noch hallte die Stimme der ewigen Macht, die das Urtheil über den Verdammten geſprochen, in meiner Bruſt, als ich ſchon in friedlicher Wohnung von den Schreckniſſen des Tages ausraſtete. — Ruhiger wurde es endlich in meiner Seele, und bald war es mir, als ſey das glänzende Sternbild der Dioskuren ſegensreich über der Erde aufgegangen, die erquickt den mütterlichen Schoß öffnete, um die Früchte des Friedens in nie verſiegendem Reichthum zu ſpenden. Ich erkannte die ſtrahlenden Helden, die Söhne der Götter: — Alexander und Friedrich Wilhelm!

Haimatochare*).

Vorwort.

Nachfolgende Briefe, welche über das unglückliche Schickſal zweier Naturforſcher Auskunft geben, wurden mir von meinem Freunde **Adalbert von Chamiſſo** mitgetheilt, als er eben von der merkwürdigen Reiſe zurückgekommen, in der er den Erdball anderthalbmal umkreiſt hatte. Sie ſcheinen wohl öffentlicher Bekanntmachung würdig. — Mit Trauer, ja mit Entſetzen gewahrt man, wie oft ein harmlos ſcheinendes Ereigniß die engſten Bande der innigſten Freundſchaft gewaltſam zu zerreißen und da verderbliches Unheil zu verbreiten vermag, wo man das Beſte, das Erſprießlichſte zu erwarten ſich berechtigt glaubte.

E. T. A. **Hoffmann.**

---

*) **Anmerk.** Im Jahre 1819 ſtand ich im Begriff, die Redaktion einer belletriſtiſchen Zeitung zu übernehmen. Ich theilte **Hoffmann** meinen Plan mit, und bat ihn um irgend einen Beitrag, die Zeitſchrift damit zu beginnen. Er ſelbſt, ſo ſchrieb er mir, hatte im Augenblick nichts fertig, was ſich für dieſelbe eignete, und ſandte mir daher nachſtehende Briefe, die ihm auf ſein Erſuchen ſein Freund Chamiſſo zur Veröffentlichung mitgetheilt. **Hoffmann** ſelbſt ſchrieb obiges Vorwort dazu. Das projektirte Unternehmen kam aber nicht zu Stande, das Manuſcript blieb bis jetzt unbenutzt in meinem Pulte liegen, und erſt jetzt — da ich in **Chamiſſo's** Werken davon ebenfalls keinen Gebrauch gemacht finde — nehme ich die Gelegenheit wahr, das intereſſante Aktenſtück zur Kunde des Publikums zu bringen. —

(Z. **Funck** zu der Ausg. von 1839.)

1.

An Se. Excellenz den Generalkapitain und Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Port Jackſon, den 21. Juni 18 . .

Ew. Excellenz haben zu befehlen geruht, daß mein Freund, Herr Brougthon, mit der Expedition, die nach O-Wahu ausgerüſtet wird, als Naturforſcher mitgebe. Längſt war es mein innigſter Wunſch, O-Wahu noch einmal zu beſuchen, da die Kürze meines letzten Aufenthaltes mir nicht mehr geſtattete, manche höchſt merkwürdige naturhiſtoriſche Beobachtungen bis zu beſtimmten Reſultaten zu ſteigern. Doppelt lebhaft erneuert ſich jetzt dieſer Wunſch, da wir, ich und Herr Brougthon, durch die Wiſſenſchaft, durch gleiches Forſchen auf das Engſte verkettet, ſchon ſeit langer Zeit gewohnt ſind, unſere Beobachtungen gemeinſchaftlich anzuſtellen, und durch augenblickliches Mittheilen derſelben uns an die Hand zu gehen. Ew. Excellenz bitte ich daher, es genehmigen zu wollen, daß ich meinen Freund Brougthon auf der Expedition nach O-Wahu begleite.

Mit tiefem Reſpekt ꝛc. ꝛc.

J. Menzies.

N. S. Mit den Bitten und Wünſchen meines Freundes Menzies vereinigen ſich die meinigen, daß Ew. Excellenz geruhen möchten, ihm zu erlauben, mit mir nach O-Wahu zu gehen. Nur mit ihm, nur wenn er mit gewohnter Liebe meine Beſtrebungen theilt, vermag ich das zu leiſten, was man von mir erwartet.

A. Brougthon.

2.

Antwort des Gouverneurs.

Mit innigem Vergnügen bemerke ich, wie Sie, meine Herren, die Wiſſenſchaft ſo innig mit einander befreundet hat, daß aus dieſem ſchönen Bunde, aus dieſem vereinten Streben ſich nur die reichſten, herrlichſten Reſultate erwarten laſſen. Aus dieſem Grunde will ich auch, unerachtet die Bemannung der Diskovery vollſtändig iſt und das Schiff wenig Raum hat, dennoch erlauben, daß Herr Menzies der Expedition nach O-Wahu folge, und ertheile in dieſem Augenblick deshalb dem Capitain Bligh die nöthigen Befehle.

(Gez.) Der Gouverneur.

8.

J. Menzies an R. Johnſtone in London.

Am Bord der Diskovery, den 2. Juli 18 . .

Du haſt Recht, mein lieber Freund, als ich dir das letztemal ſchrieb, war ich wirklich heimgeſucht von einigen ſpleeniſchen Anfällen. Das Leben auf Port Jackſon machte mir die höchſte Langeweile, mit ſchmerzlicher Sehnſucht dachte ich an mein herrliches Paradies, an das reizende O-Wahu, das ich erſt vor Kurzem verlaſſen. Mein Freund Brougthon, ein gelehrter und dabei gemüthlicher Menſch, war der einzige, der mich aufzuheitern und empfänglich für die Wiſſenſchaft zu erhalten vermochte, aber auch er ſehnte ſich, wie ich, hinweg von Port Jackſon, das unſerm Forſchungstrieb wenig Nahrung darbieten konnte. Irre ich nicht, ſo ſchrieb ich dir ſchon, daß dem Könige von O-Wahu, Namens Teimotu, ein ſchönes Schiff verſprochen worden, das zu Port Jackſon gebaut und ausgerüſtet werden ſollte. Dies war geſchehen, Capitain Bligh erhielt den Befehl, das Schiff hinzuführen nach O-Wahu, und ſich dort einige Zeit aufzuhalten, um das Freundſchaftsbündniß mit Teimotu feſter zu knüpfen. Wie klopfte mein Herz vor Freude, da ich glaubte, daß ich unfehlbar mitgehen würde; wie ein Blitz aus heiterer Luft traf mich aber der Ausſpruch des Gouverneurs, daß Brougthon ſich einſchiffen ſolle. Die Diskovery, zur Expedition nach O-Wahu beſtimmt, iſt ein mittelmäßiges Schiff, nicht geeignet, mehr Perſonen aufzunehmen, als die nöthige Bemannung; um ſo weniger hoffte ich mit dem Wunſch, Brougthon begleiten zu dürfen, durchzudringen. Der edle Menſch, mir mit Herz und Gemüth auf das Innigſte zugethan, unterſtützte indeſſen dieſen Wunſch ſo kräftig, daß der Gouverneur ihn bewilligte. Aus der Ueberſchrift des Briefs ſiehſt du, daß wir, Brougthon und ich, bereits die Reiſe angetreten.

O des herrlichen Lebens, das mir bevorſteht! — Mir ſchwillt die Bruſt von Hoffnung und ſehnſüchtigem Verlangen, wenn ich daran denke, wie täglich, ja ſtündlich die Natur mir ihre reiche Schatzkammer aufſchließen wird, damit ich dieſes, jenes nie erforſchte Kleinod mir zueignen, mein nennen kann, das nie geſehene Wunder!

Ich ſehe dich ironiſch lächeln über meinen Enthuſiasmus, ich höre dich ſprechen: „Nun ja, einen ganzen neuen Swammerdamm in der Taſche, wird er zurückkehren; frage ich ihn aber nach Neigungen, Sitten, Gebräuchen, nach der Lebensweiſe jener fremden Völker, die er geſehen, will ich recht einzelne Details wiſſen, wie ſie in keiner Reiſebeſchreibung ſtehen, wie ſie nur von Mund zu Mund nacherzählt werden können, ſo zeigt er mir ein paar Mäntel und ein paar Korallenſchnüre und vermag ſonſt nicht viel zu ſagen. Er vergißt über ſeine Milben, ſeine Käfer, ſeine Schmetterlinge, die Menſchen!“ —

Ich weiß, du findeſt es ſonderbar, daß mein Forſchungstrieb gerade zu dem Reiche der Inſekten ſich hingeneigt, und ich kann dir in der That nichts anders darauf antworten, als daß die ewige Macht nun gerade dieſe Neigung ſo in mein Innerſtes hineingewebt hat, daß mein ganzes Ich ſich nur in dieſer Neigung zu geſtalten vermag. Nicht vorwerfen darfſt du mir aber, daß ich über dieſen Trieb, der dir ſeltſam erſcheint, die Menſchen, oder gar Verwandte, Freunde vernachläſſige, vergeſſe. — Niemals werde ich es dahin bringen, es jenem alten holländiſchen Obriſtlieutenant gleich zu thun, der — doch um dich durch den Vergleich, den du dann zwiſchen dieſem Alten und mir anſtellen mußt, zu entwaffnen, erzähle ich dir die merkwürdige Hiſtorie, die mir eben in den Sinn kam, ausführlich. Der alte Obriſtlieutenant (ich machte in Königsberg ſeine Bekanntſchaft) war, was Inſekten betrifft, der eifrigſte, unermüdetſte Naturforſcher, den es jemals gegeben haben mag. Die ganze übrige Welt war für ihn todt, und wodurch er ſich der menſchlichen Geſellſchaft allein nur kund that, das war der unausſtehlichſte, lächerlichſte Geiz und die fixe Idee, daß er einmal mittelſt eines Weißbrodes vergiftet werden würde. Irre ich nicht, ſo heißt dies Weißbrod im Deutſchen Semmel. Ein ſolches Brod backte er ſich jeden Morgen ſelbſt, nahm es, war er zu Tiſche gebeten, mit, und war nicht dahin zu bringen, ein anderes Brod zu genießen. Als Beweis ſeines tollen Geizes mag dir der Umſtand genügen, daß er, ſeines Alters unerachtet ein rüſtiger Mann, Schritt für Schritt mit weit von dem Leibe weggeſtreckten Armen auf den Straßen einherging, damit — die alte Uniform ſich nicht abſcheure, ſondern fein konſervire! — Doch zur Sache! — Der Alte hatte keinen Verwandten auf der ganzen Erde, als einen jüngern Bruder, der in Amſterdam lebte. Dreißig Jahre hatten die Brüder ſich nicht geſehen; da machte der Amſterdamer, von dem Verlangen getrieben, den Bruder noch einmal widerzuſehen, ſich auf den Weg nach Königsberg. Er tritt ein in das Zimmer des Alten. Der Alte ſitzt an dem Tiſche, und betrachtet, das Haupt hinübergebeugt, durch eine Lupe einen kleinen, ſchwarzen Punkt auf einem weißen Blatt Papier. Der Bruder erhebt ein lautes Freudengeſchrei, er will dem Alten in die Arme ſtürzen, der aber, ohne das Auge von dem Punkt zu verwenden, winkt ihm mit der Hand zurück, gebietet ihm mit einem wiederholten: St — St — St — Stillſchweigen. „Bruder,“ ruft der Amſterdamer, „Bruder, was haſt du vor! — Georg iſt da, dein Bruder iſt da, aus Amſterdam hergereiſt, um dich, den er ſeit dreißig Jahren nicht ſah, noch wiederzuſehen in dieſem Leben!“ Aber unbeweglich bleibt der Alte und liſpelt: St — St — St — Thierchen ſtirbt! — Nun bemerkt der Amſterdamer erſt, daß der ſchwarze Punkt ein kleines Würmchen iſt, das ſich in den Convulſionen des Todes krümmt und windet. Der Amſterdamer ehrt die Leidenſchaft des Bruders, ſetzt ſich ſtill neben ihn hin. Als nun aber eine Stunde vergeht, während der Alte auch nicht mit einem Blicke ſich um den Bruder kümmert, ſpringt dieſer ungeduldig auf, verläßt mit einem derben holländiſchen Fluch das Zimmer, ſetzt ſich auf zur Stelle und kehrt zurück nach Amſterdam, ohne daß der Alte auch von allem nur die mindeſte Notiz nimmt! — Frage dich ſelbſt, Eduard, ob ich, träteſt du plötzlich hinein in meine Kajüte und fändeſt mich vertieft in die Betrachtung irgend eines merkwürdigen Inſekts, ob ich dann das Inſekt unbeweglich anſchauen, oder dir in die Arme ſtürzen würde?

Du magſt, mein lieber Freund, denn auch daran denken, daß das Reich der Inſekten gerade das wunderbarſte, geheimnißvollſte in der Natur iſt. Hat es mein Freund Brougthon mit der Pflanzen- und mit der vollkommen ausgebildeten Thierwelt zu thun, ſo bin ich angeſiedelt in der Heimath der ſeltſamen oft unerforſchlichen Weſen, die den Uebergang, die Verknüpfung zwiſchen beiden bilden. — Doch! — ich höre auf, um dich nicht zu ermüden, und ſetze nur noch, um dich, um dein poetiſches Gemüth ganz zu beſchwichtigen, ganz mit mir auszuſöhnen, hinzu, daß ein deutſcher geiſtreicher Dichter die in den ſchönſten Farbenſchmelz geputzten Inſekten freigewordene Blumen nennt. Erlabe dich an dieſem ſchönen Bilde!

Und eigentlich, warum ſag' ich ſo viel, um meine Neigung zu rechtfertigen? Geſchah es nicht, um mich ſelbſt zu überreden, daß mich blos der allgemeine Drang des Forſchens unwiderſtehlich nach O-Wahu treibt, daß es nicht vielmehr eine ſonderbare Ahnung irgend eines unerhörten Ereigniſſes iſt, dem ich entgegengehe? Ja, Eduard, eben in dieſem Augenblick erfaßt mich dieſe Ahnung mit ſolcher Gewalt, daß ich nicht vermögend bin, weiter zu ſchreiben! Du wirſt mich für einen närriſchen Träumer halten, aber es iſt nicht anders; deutlich ſteht es in meiner Seele, daß mich in O-Wahu das größte Glück oder unvermeidliches Verderben erwartet!

Dein treueſter ꝛc. ꝛc.

4.

Derſelbe an denſelben.

Hanaruru auf O-Wahu, den 12. Dezember 18 . .

Nein! ich bin kein Träumer, aber es giebt Ahnungen — Ahnungen, die nicht trügen! — Eduard, ich bin der glücklichſte Menſch unter der Sonne, auf den höchſten Punkt des Lebens geſtellt. Aber wie ſoll ich dir alles erzählen, damit du meine Wonne, mein unausſprechliches Entzücken ganz fühlſt? — ich will mich faſſen, ich will verſuchen, ob ich im Stande bin, dir das alles, wie es ſich zutrug, ruhig zu beſchreiben.

Unſern Hanaruru, König Teimotus Reſidenz, wo er uns freundlich aufgenommen, liegt eine anmuthige Waldung. Dorthin begab ich mich geſtern, als ſchon die Sonne zu ſinken begann. Ich hatte vor, wo möglich einen ſehr ſeltenen Schmetterling (der Name wird dich nicht intereſſiren) einzufangen, der nach Sonnenuntergang ſeinen irren Kreislauf beginnt. Die Luft war ſchwül, von wollüſtigem Aroma duftender Kräuter erfüllt. Als ich in den Wald trat, fühlte ich ein ſeltſam ſüßes Bangen, mich durchbebten geheimnißvolle Schauer, die ſich auflöſten in ſehnſüchtige Seufzer. Der Nachtvogel, nach dem ich ausgegangen, erhob ſich dicht vor mir, aber kraftlos hingen die Arme herab, wie ſtarrſüchtig vermochte ich nicht von der Stelle zu gehen, nicht den Nachtvogel zu verfolgen, der ſich fortſchwang in den Wald. Da wurde ich hineingezogen, wie von unſichtbaren Händen, in ein Gebüſch, das mich im Säuſeln und Rauſchen wie mit zärtlichen Liebesworten anſprach. Kaum hinein getreten, erblicke ich —

o Himmel! — auf dem bunten Teppiche glänzender Taubenflügel liegt die niedlichſte, ſchönſte, lieblichſte Inſulanerin, die ich jemals geſehen! Nein, nur die äußern Contoure zeigten, daß das holde Weſen zu dem Geſchlechte der hieſigen Inſulanerinnen gehörte. Farbe, Haltung, Ausſehen, alles war ſonſt anders. Der Athem ſtockte mir vor wonnevollem Schreck. Behutſam näherte ich mich der Kleinen. Sie ſchien zu ſchlafen; ich faßte ſie, ich trug ſie mit mir fort; das herrlichſte Kleinod der Inſel war mein! Ich nannte ſie Haimatochare, klebte ihr ganz kleines Zimmer mit ſchönem Goldpapier aus, bereitete ihr ein Lager von eben den bunten, glänzenden Taubenfedern, auf denen ich ſie gefunden. Sie ſcheint mich zu verſtehen, zu ahnen, was ſie mir iſt! Verzeih mir, Eduard, ich nehme Abſchied von dir, ich muß ſehen, was mein liebliches Weſen, meine Haimatochare macht, — ich öffne ihr kleines Zimmer, ſie liegt auf ihrem Lager, ſie ſpielt mit den bunten Federchen. O Haimatochare! — Lebe wohl, Eduard!

Dein treueſter ꝛc. ꝛc.

5.

Brougthon an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Hanaruru, den 20. Dezember 18 . .

Capitain Bligh hat Ew. Excellenz über unſere glückliche Fahrt bereits ausführlichen Bericht erſtattet und auch gewiß nicht unterlaſſen, die freundliche Art zu rühmen, mit der unſer Freund Teimotu uns aufgenommen. Teimotu iſt entzückt über Ew. Excellenz reiches Geſchenk, und wiederholt einmal über das andere, daß wir alles, was O-Wahu nur für uns Nützliches und Werthes erzeugt, als unſer Eigenthum betrachten ſollen. Auf die Königin Kahumanu hat der goldgeſtickte rothe Mantel einen tiefen Eindruck gemacht, ſo daß ſie ihre vorige unbefangene Heiterkeit verloren, und in allerlei fanatiſche Schwärmereien gerathen iſt. Sie geht am frühen Morgen in das tiefſte, einſamſte Dickigt des Waldes und übt ſich, indem ſie den Mantel bald auf dieſe, bald auf jene Art über die Schultern wirft, in mimiſchen Darſtellungen, die ſie Abends dem verſammelten Hofe zum Beſten giebt. Dabei wird ſie oft von einer ſeltſamen Troſtloſigkeit befallen, die dem guten Teimotu nicht wenigen Kummer verurſacht. Mir iſt es indeſſen doch ſchon oft gelungen, die jammervolle Königin aufzuheitern durch ein Frühſtück von geröſteten Fiſchen, die ſie ſehr gern ißt, und dann ein tüchtiges Glas Gin oder Rum daraufſetzt, welches ihren ſehnſüchtigen Schmerz merklich lindert. Sonderbar iſt es, daß Kahumanu unſerm Menzies nachläuft auf Steg und Weg, ihn, glaubt ſie ſich unbemerkt, in ihre Arme ſchließt, und mit den ſüßeſten Namen nennt. Ich möchte beinahe glauben, daß ſie ihn heimlich liebt.

Sehr leid thut es mir übrigens, Ew. Excellenz melden zu müſſen, daß Menzies, von dem ich alles Gute hoffte, in meinen Forſchungen mich mehr hindert, als fördert. Kahumanu's Liebe ſcheint er nicht erwiedern zu wollen, dagegen iſt er von einer andern thörichten, ja frevelhaften Leidenſchaft ergriffen, die ihn verleitet hat, mir einen ſehr argen Streich zu ſpielen, der, kommt Menzies nicht von ſeinem Wahn zurück, uns auf immer entzweien kann. Ich bereue ſelbſt, Ew. Excellenz gebeten zu haben, ihm zu geſtatten, daß er der Expedition nach O-Wahu folge, doch wie konnte ich glauben, daß ein Mann, den ich ſo viele Jahre hindurch bewährt gefunden, ſich plötzlich in ſeltſamer Verblendung auf ſolche Weiſe ändern ſollte. Ich werde mir erlauben, Ew. Excellenz von den näheren Umſtänden des mich tief kränkenden Vorfalls ausführlichen Bericht zu erſtatten, und ſollte Menzies nicht, was er that, wieder gut machen, Ew. Excellenz Schutz gegen einen Mann zu erbitten, der ſich erlaubt, feindſelig zu handeln, da wo er mit unbefangener Freundſchaft aufgenommen wurde. Mit tiefem Reſpekt ꝛc. ꝛc.

6.

Menzies an Brougthon.

Nein, nicht länger kann ich es ertragen! Du weichſt mir aus, du wirfſt mir Blicke zu, in denen ich Zorn und Verachtung leſe, du ſprichſt von Treuloſigkeit, von Verrath, ſo daß ich es auf mich beziehen muß! Und doch ſuchte ich im ganzen Reiche der Möglichkeit vergebens eine Urſache aufzufinden, die dein Benehmen gegen deinen treueſten Freund auf irgend eine Art rechtfertigen könnte. Was that ich dir, was unternahm ich, das dich kränkte? Gewiß iſt es nur ein Mißverſtändniß, das dich an meiner Liebe, an meiner Treue einen Augenblick zweifeln läßt. Ich bitte dich, Brougthon, kläre das unglückliche Geheimniß auf, werde wieder mein, wie du es warſt.

Davis, der dir dies Blatt überreicht, hat Befehl, dich zu bitten, daß du auf der Stelle antworteſt. Meine Ungeduld wird mir zur qualvollſten Pein.

7.

Brougthon an Menzies.

Du frägſt noch, wodurch du mich beleidigt? In der That, dieſe Unbefangenheit ſteht dem wohl an, der gegen Freundſchaft, nein gegen die allgemeinen Rechte, wie ſie in der bürgerlichen Verfaſſung beſtehen, frevelte auf empörende Art! — Du willſt mich nicht verſtehen? Nun, ſo rufe ich dir denn, daß es höre die Welt, und ſich entſetze über deine Unthat, ja, ſo rufe ich dir denn den Namen in's Ohr, der deinen Frevel ausſpricht: — Haimatochare! — Ja, Haimatochare haſt du die genannt, die du mir geraubt, die du verborgen hältſt vor aller Welt, die mein war, ja, die ich mit ſüßem Stolz mein nennen wollte in ewig fortdauernden Annalen! Aber nein, noch will ich nicht verzweifeln an deiner Tugend, noch will ich glauben, daß dein treues Herz die unglückliche Leidenſchaft beſiegen wird, die dich fortriß im jähen Taumel. Menzies, gieb mir Haimatochare heraus, und ich drücke dich als meinen treueſten Freund, als meinen Herzensbruder an meine Bruſt! Vergeſſen iſt dann aller Schmerz der Wunde, die du mir ſchlugſt durch deine — unbeſonnene That. Ja, nur unbeſonnen, nicht treulos, nicht frevelhaft will ich Haimatochare's Raub nennen. Gieb mir Haimatochare heraus!

8.

Menzies an Brougthon.

Freund! welch ein ſeltſamer Wahnſinn hat dich ergriffen? — *Dir* — dir ſollte ich Haimatochare geraubt haben? Haimatochare, die, ſo wie ihr ganzes Geſchlecht, dich auch nicht im mindeſten etwas angeht, Haimatochare, die ich frei, in der freien Natur auf dem ſchönſten Teppiche ſchlafend fand, der erſte, der ſie betrachtete mit liebenden Augen, der erſte, der ihr Namen gab und Stand! — In Wahrheit, nennſt du mich treulos, ſo muß ich dich verrückt ſchelten, daß du von einer ſchnöden Eiferſucht verblendet in Anſpruch nimmſt, was mein eigen geworden und bleiben wird immerdar. *Mein* iſt Haimatochare, und mein werde ich ſie nennen in jenen Annalen, wo du prahleriſch zu prunken gedenkeſt mit dem Eigenthum des Andern. Nie werde ich meine geliebte Haimatochare von mir laſſen, alles, ja mein Leben, das nur durch ſie ſich zu geſtalten vermag, geb' ich freudig hin für Haimatochare!

9.

Broughton an Menzies.

Schaamloſer Räuber! Haimatochare ſoll mich nichts angehen? In der Freiheit haſt du ſie gefunden? — Lügner! war der Teppich, auf dem Haimatochare ſchlief, nicht mein Eigenthum; mußteſt du nicht daran erkennen, daß Haimatochare mir — mir allein angehörte? — Gieb mir Haimatochare heraus, oder kund mache ich der Welt deinen Frevel. Nicht ich, du — du allein biſt von der ſchnödeſten Eiferſucht verblendet, du willſt prunken mit fremdem Eigenthume, aber das ſoll dir nicht gelingen. Gieb mir Haimatochare heraus, oder ich erkläre dich für den niedrigſten Schurken!

10.

Menzies an Broughton.

Dreifacher Schurke du ſelbſt! Nur mit meinem Leben laſſe ich Haimatochare!

11.

Broughton an Menzies.

Nur mit deinem Leben läßt du, Schurke, Haimatochare? — Gut, ſo mögen denn morgen Abends um ſechs Uhr, auf dem öden Platze vor Hanaruru, unfern des Vulkans, die Waffen über Haimatochare's Beſitz entſcheiden, ich hoffe, daß deine Piſtolen im Stande ſind.

12.

Menzies an Broughton.

Ich werde mich zur beſtimmten Stunde am beſtimmten Platze einfinden. Haimatochare ſoll Zeugin des Kampfes ſeyn um ihren Beſitz.

13.

Capitain Bligh an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Hanaruru auf O-Wahu, den 26. Dezember 18 . .

Ew. Excellenz den entſetzlichen Vorfall, der uns zwei der ſchätzbarſten Männer geraubt, zu berichten, iſt mir traurige Pflicht. Längſt hatte ich bemerkt, daß die Herren Menzies und Broughton, welche ſonſt, in innigſter Freundſchaft verbunden, ein Herz, eine Seele ſchienen, die ſonſt ſich nicht zu trennen vermochten, mit einander entzweit waren, ohne daß ich auch nur im mindeſten errathen konnte, was wohl die Urſache davon ſeyn könne. Zuletzt vermieden ſie mit Sorgfalt ſich zu nähern, und wechſelten Briefe, die unſer Steuermann Davis hin und her tragen mußte. Davis erzählte mir, daß beide bei dem Empfang der Briefe immer in die höchſte Bewegung gerathen waren, und daß vorzüglich Broughton zuletzt ganz Feuer und Flamme geweſen. Geſtern hatte Davis bemerkt, daß Broughton ſeine Piſtolen lud und hinauseilte aus Hanaruru. Er konnte mich nicht gleich auffinden. Auf der Stelle, als er mir endlich den Verdacht mittheilte, daß Menzies mit Broughton wohl ein Duell vorhaben könnte, begab ich mich mit dem Lieutenant Bellnet und dem Schiffschirurgus Herrn Whidby hinaus nach dem öden Platz, unfern des vor Hanaruru liegenden Vulkans. Denn dort ſchien mir, war wirklich von einem Duell die Rede, die ſchicklichſte Gegend dazu zu ſeyn. Ich hatte mich nicht getäuſcht. Noch ehe wir den Platz erreicht, hörten wir einen Schuß, und unmittelbar darauf den zweiten. Wir beſchleunigten unſere Schritte ſo gut wir es vermochten, und doch kamen wir zu ſpät. Wir fanden Menzies und Broughton in ihrem Blute auf der Erde liegen, dieſer durch den Kopf, jener durch die Bruſt getroffen, tödtlich, beide ohne die mindeſte Spur des Lebens. Kaum zehn Schritte hatten ſie auseinander geſtanden, und zwiſchen ihnen lag der unglückliche Gegenſtand, den mir Menzies Papiere als die Urſache, die Broughtons Haß und Eiferſucht entzündete, bezeichnen. In einer kleinen, mit ſchönem Goldpapier ausgeklebten Schachtel fand ich unter glänzenden Federn ein ſehr ſeltſam geformtes, ſchön gefärbtes kleines Inſect, das der naturkundige Davis für ein Läuschen erklären wollte, welches jedoch, was vorzüglich

Farbe und die ganz ſonderbare Form des Hinterleibs und der Füßchen anlange, von allen bis jetzt aufgefundenen Thierchen der Art merklich abweiche. Auf dem Deckel ſtand der Name: Haimatochare.

Menzies hatte dieſes ſeltſame, bis jetzt ganz unbekannte Thierchen auf dem Rücken einer ſchönen Taube, die Broughton herabgeſchoſſen, gefunden, und wollte daſſelbe, als deſſen erſter Finder, unter dem eigenen Namen: Haimatochare, in der naturkundigen Welt einführen, Broughton behauptete dagegen, daß er der erſte Finder ſey, da das Inſect auf dem Körper der Taube geſeſſen, die er herabgeſchoſſen, und wollte die Haimatochare ſich aneignen. Darüber entſtand der verhängnißvolle Streit zwiſchen den beiden edlen Männern, der ihnen den Tod gab.

Vorläufig bemerke ich, daß Herr Menzies das Thierchen für eine ganz neue Gattung erklärt, und es in die Mitte ſtellt zwiſchen: pediculus pubescens, thorace trapezoideo, abdomine ovali posterius emarginato ab latere undulato etc. habitans in homine, Hottentottis, Groenlandisque escam dilectam praebens, und zwiſchen: nirmus crassicornis, capite ovato oblongo, scutello thorace majore, abdomine lineari lanceolato, habitans in Anate, Ansere et Boschade.

Aus dieſen Andeutungen des Herrn Menzies werden Ew. Excellenz ſchon zu ermeſſen geruhen, wie einzig in ſeiner Art das Thierchen iſt, und ich darf, unerachtet ich kein eigentlicher Naturforſcher bin, wohl hinzuſetzen, daß das Inſect, aufmerkſam durch die Lupe betrachtet, etwas ganz ungemein Anziehendes hat, das vorzüglich den blanken Augen, dem ſchön gefärbten Rücken und einer anmuthigen, ſolchen Thierchen ſonſt gar nicht eigenen Leichtigkeit der Bewegung, zuzuſchreiben iſt.

Ich erwarte Ew. Excellenz Befehl, ob ich das unglückſelige Thierchen wohlverpackt für das Muſeum einſenden, oder als die Urſache des Todes zweier vortrefflichen Menſchen in die Tiefe des Meeres verſenken ſoll.

Bis zu Ew. Excellenz hohen Entſcheidung bewahrt Davis die Haimatochare in ſeiner baumwollenen Mütze. Ich habe ihn für ihr Leben, für ihre Geſundheit verantwortlich gemacht. Genehmigen Ew. Excellenz die Verſicherung ꝛc.

14.

Antwort des Gouverneurs.

Port Jackſon, den 1. Mai 18..

Mit dem tiefſten Schmerz hat mich, Capitain, Ihr Bericht von dem unglückſeligen Tode unſerer beiden wackern Naturforſcher erfüllt. Iſt es möglich, daß der Eifer für die Wiſſenſchaft den Menſchen ſo weit treiben kann, daß er vergißt, was er der Freundſchaft, ja dem Leben in der bürgerlichen Geſellſchaft überhaupt ſchuldig iſt? Ich hoffe, daß die Herren Menzies und Broughton auf die anſtändigſte Weiſe begraben worden ſind.

Was die Haimatochare betrifft, ſo haben Sie, Capitain, dieſelbe den unglücklichen Naturforſchern zur Ehre mit den gewöhnlichen Honneurs in die Tiefe des Meeres zu verſenken. Verbleibend ꝛc. ꝛc.

15.

Capitain Bligh an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Am Bord der Diskovery, den 3. Oktober 18..

Ew. Excellenz Befehle in Anſehung der Haimatochare ſind befolgt. In Gegenwart der feſtlich gekleideten Mannſchaft, ſo wie des Königes Teimotu und der Königin Kahumanu, die mit mehreren Großen des Reichs an Bord gekommen waren, wurde geſtern Abend punkt 6 Uhr von dem Lieutenant Collnet Haimatochare aus der baumwollenen Mütze des Davis genommen und in die mit Goldpapier ausgeklebte Schachtel gethan, die ſonſt ihre Wohnung geweſen und nun ihr Sarg ſeyn ſollte, dieſe Schachtel aber dann an einen großen Stein befeſtigt, und von mir ſelbſt unter dreimaliger Abfeuerung des Geſchützes in das Meer geworfen. Hierauf ſtimmte die Königin Kahumanu einen Geſang an, in den ſämmtliche O-wahuer einſtimmten und der ſo abſcheulich klang, als es die erhabene Würde des Augenblicks erforderte. Hierauf wurde das Geſchütz noch dreimal abgefeuert, und Fleiſch und Rum unter die Mannſchaft vertheilt. Teimotu, Kahumanu, ſo wie die übrigen O-wahuer wurden mit Grog und andern Erfriſchungen bedient. Die gute Königin kann ſich noch gar nicht zufrieden geben über den Tod ihres lieben Menzies. Sie hat ſich, um das Andenken des geliebten Mannes zu ehren, einen großen Haifiſchzahn in den Hintern gebohrt und leidet von der Wunde noch große Schmerzen.

Noch muß ich erwähnen, daß David, der treue Pfleger der Haimatochare, eine ſehr rührende Rede hielt, worin er, nachdem er Haimatochare's Lebenslauf in der Kürze beſchrieben, von der Vergänglichkeit alles Irdiſchen handelte. Die härteſten Matroſen konnten ſich der Thränen nicht enthalten, und dadurch, daß er in abgeſetzten Pauſen ein zweckmäßiges Geheul ausſtieß, brachte David es auch dahin, daß die O-waihier entſetzlich heulten, welches die Würde und Feierlichkeit der Handlung nicht wenig erhöhte.

Genehmigen Ew. Excellenz ꝛc. ꝛc.

Der Feind.

Eine Erzählung.*)

Erſtes Kapitel.

„Noch einen tüchtigen vollgefüllten Römer, Herr Wirth; zwar ſchlug es ſchon neun, aber der Regen ſtürmt an die Fenſter; wir ſitzen hier traulich und warm beiſammen, und ich merke ſchon, wir werden heute ein wenig aus dem Schick kommen und Mühe haben, die Bürgerglocke einzuhalten. Kommt Ihr Euerſeits aber auch aus dem Schick, Herr Wirth, und geht ein Fäßlein weiter, wenn Ihr einſchenkt, und irrt Euch in der Sorte!“

So rief der ehrſame Bürger und Drechslermeiſter Franz Wepperling, der an dem breiten Tiſche in der Gaſtſtube des Wirthshauſes zum weißen Lamm den beſten Platz einnahm.

„O ho!“ erwiederte der kleine freundliche Herr Thomas, indem er ſich das kleine ſchwarzſammtene Käppchen in die Stirne ſchob und zugleich mit dem ſchweren Kellerſchlüſſelbunde harmoniſch klapperte, „o ho! was den Schick betrifft, das heißt, die ſchönen Ordnungen, Privilegien, Satzungen, Geſetzlichkeiten, Edikte und Verordnungen, wie ſie von Kaiſer und Rath ergangen, ſo ſucht darin der ehrſame Thomas, weltberühmter Gaſtwirth in der weltberühmten Reichsſtadt Nürnberg, deſſen Tugenden der Himmel gehörig zu wägen und zu lohnen wiſſen wird, in deren Kenntniß ſeines gleichen. Aber anlangend den Wein, ſo wäre es ja außerm Schick, wenn ich Eurenthalber, Meiſter Franz, das rechte Fäßchen vorübergehen und Euch beſſern Wein geben ſollte, als Euch dienlich und Ihr mir bezahlt."

---

*) Frauentaſchenbuch für das Jahr 1824. Nürnberg, bei J. L. Schrag. S. 351—414.

„Ihr haltet den Wein," nahm Meiſter Wepperings Nachbar das Wort, „aber auch wirklich ein wenig zu theuer und könntet alten Stammgäſten, ſo wie wir, wohl immer einige Kreuzer weniger für das Maaß anrechnen."

„Ich weiß nicht," rief Herr Thomas lachend, „ich weiß nicht, was ihr wollt, ihr Herren, ihr trinkt bei mir den ſchönſten, edelſten, wohlſchmeckendſten, feurigſten Wein in dem ganzen lieben Nürnberg, und den gebe ich euch aus purer Amicitia. Denn die paar Kreuzer, die ihr mir dafür bezahlt, ſind ja bloß ein anmuthiges Douceur für die Mühe des Einſchenkens. Aber ohne Scherz, ihr Herren denkt immer, uns Wirthen koſtet der Wein gar nichts, und wir leben noch immer in dem verfluchten Jahr 1484, wo ein ganzer Eimer Wein für ein recht ſchönes Hühnerei hingegeben wurde, und doch hat es damit eine ganz beſondere Bewandtniß. Ich weiß nicht, ihr Herren, ob ihr die Geſchichte von den zerbrochenen Hühnereiern wißt; ſoll ich ſie euch erzählen?"

„Und," rief Weppering, „und uns während der Zeit durſten laſſen; nein, nein, behaltet euren Schnack für Euch und holt ſo guten Wein, als Ihr's verantworten könnet."

„Ich wollte," ſprach ein ſehr alter Mann, der entfernt an der Ecke des Tiſches ſaß und ſtill für ſich eine kleine Schüſſel Eingemachtes verzehrte, wozu er einen ſehr edlen Wein, doch nur tropfenweiſe, trank, „ich wollte, ihr lieben Gäſte, ihr ließet unſern Herrn Wirth die Geſchichte von den zerbrochenen Eiern erzählen, denn ſie iſt gar hübſch und anmuthig."

„Wenn," rief Weppering, „wenn Ihr es wollt, mein ehrwürdiger Herr Doktor, ſo mag Herr Thomas ſo viel erzählen als er Luſt hat, und ich werde meine rauhe Kehle ſo lange netzen mit den Tropfen aus dem Brunnen der Hoffnung."

Der Wirth, ganz Freude und Freundlichkeit, knüpfte ohne Umſtände den Schlüſſelbund wieder feſt, ſetzte ſich ſeinen Gäſten gegenüber an den breiten Tiſch, ließ ein großes Paßglas Wein langſam und behaglich in die Kehle hinein glucken, ſtreckte den Körper über den Tiſch und ſtemmte beide Backen auf die Ellenbogen.

„Ich erzähle euch alſo, ihr höchſtſchätzbaren Gäſte und würdigen Freunde, die wunderſame Geſchichte von den zerbrochenen Eiern, und zwar nicht wie mir gerade das Maul ſteht, ſondern ſo viel möglich, mit denſelben zierlichen Phraſen, Redensarten, Wörtern und Ausdrücken, wie der alte Chroniker, der eine artige Zunge führte und ſeine Rede wohl zu ſetzen wußte.“

„Früh Morgens, am Tage Marzii des Evangeliſten, im Jahr des Herrn 1484, befand ſich viel Landvolk auf dem Wege von Fürth nach Nürnberg und trug den Nürnbergern zu, was ſie nun eben an ſchönen Produkten des Landes zu ihrer Leibesnahrung und Nothdurft vonnöthen. Unter dem Landvolk ſchritt aber ein gar ſtattliches Bauernweib in Sonntagskleidern daher, die auf jeden Gruß: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ demüthiglich das Haupt verneigend: „in Ewigkeit!“ antwortete, und überhaupt, wenn die Leute auch was Ausländiſches an ihr bemerken wollten, doch ein frommes, ehrliches Ding ſchien.“

„Das Weib trug einen Korb mit ſchönen Hühnereiern, und jedem, welcher verwundert rief: „Ei Nachbarin, was ſind das für ſchöne glänzende Eier,“ erwiederte ſie gar freundlich, indem ihr die kleinen grauen Aeugelein blitzten: „Ei meine Henne darf keine ſchlechtern legen für die ehrſame Frau Bürgermeiſterin, der ich dieſe in die Küche trage.“ Das Weib ging auch wirklich mit ihrer Waare geradesweges in das Haus des Bürgermeiſters.“

„So wie ſie eingetreten, thät ſie gehorſam und demüthiglich, was ihr der Vers an der Wand gebot:

Wer treten will die Steigen herein,
Dem ſollen die Schuhe ſein ſauber ſeyn.

Dann wurde ſie von Frau Marta, der Haushälterin, zu der ehrſamen Frau Burgermeiſterin geleitet, die ſich in ihrer Prangkuchen befand.“

„Da ſah es denn nun ſo prächtig und blank aus, daß es eine wahre Augenverblendniß war; ſchöne metallene Gefäße, manchmal von ſolcher Sauberkeit, als ob ſie Peter Fiſcher ſelbſt gearbeitet hätte, ſtanden umher. Der Fußboden war getäfelt und gebont; was unſre edle Tiſchler- und Drechslerzunft wohl an zierlichen und ſaubern Sachen zu liefern vermag, davon war rings umher was zu finden. Die Frau Burgermeiſterin ſaß aber in einem prächtigen Lehnſtuhl von Nußbaum mit Ebenholz ausgelegt und grünen Sammtkiſſen, mit goldenen Trodeln, der nicht weniger als fünf Fuß in die Breite hielt; ſo breit mußte er aber ſeyn, weil das Maaß nach dem Geſäß der Frau Bürgermeiſterin genommen."

„Das Weib reichte den Korb mit Eiern der Frau Bürgermeiſterin demuthsvoll hin, indem ſie hoch betheuerte, daß Sprut, ihre beſte Henne, ſich alle Mühe gegeben, die Eier ſo ſchön als möglich für die Frau Bürgermeiſterin zu legen."

„Die Frau Bürgermeiſterin nahm dem Weibe mit gar freundlicher Miene das Körblein aus der Hand, und übergab es ihrer Haushälterin, der Frau Marta."

„Als aber nun das Bauerweib die Eier bezahlt verlangte, geriethen die Frau Bürgermeiſterin und Frau Marta, die den Korb mit Eiern für eine angenehme Verehrung gehalten hatten, in großen Zorn, und das arme Bauerweib hatte Mühe, die Hälfte des niedrigſten Preiſes für ihre Waare zu erhalten."

„Frau Marta hatte indeſſen die Eier aus dem Korbe gezählt und für die zerbrechliche Waare keinen ſchicklicheren Platz gefunden, als das grünſammtene Kiſſen im Lehnſtuhl der Frau Bürgermeiſterin, den ſie eben verlaſſen."

„Nach Paracelſi Rath hatte die Frau Bürgermeiſterin ſo eben, um die heftige Gemüthsbewegung ein wenig zu beſänftigen, ein paar Gläschen Aquavit genommen und wollte nun auf's Neue der Ruhe pflegen. Als ſie ſich aber ſänftiglich in den Lehnſtuhl drückte, that das den Eiern, die auf dem Polſter lagen, nicht gut, ſondern ſie zerbrachen Stück vor Stück und kein einziges blieb ganz."

„Die Frau Bürgermeiſterin ſprach unmuthig: warum habe ich dieſe ſchönen Eier zerbrochen? da meinte aber die ſchelmiſche Magd, daß die Eier zwiſchen ſolchen Polſtern unverſehrt hätten liegen können, bis zu unſerer fröhlichen Urſtänd. Aber die Bauersfrau aus Fürth ſey eine böſe Hexe, die den Leuten Eier von ſchönem Anſehn verkaufe, welche nachher zerbrochen wären."

„Die Frau Bürgermeiſterin unterließ nicht, den Vorfall ihrem ehrenfeſten Herrn Gemahl, dem Bürgermeiſter anzuzeigen. Der hochweiſe Rath, beſtürzt, in dem Weichbilde der guten frommen Stadt eine Hexe zu wiſſen, ließ die arme Bauerfrau aufgreifen, nach Nürnberg bringen, wo ſie alles von der Frau Bürgermeiſterin erhaltene

Geld von Heller zu Pfennig zurückzahlen mußte, und dann vom Büttel zum Thore und über die Grenze geſchleppt wurde. Von allem Weibsvolk wurde ſie verhöhnt und man rief ihr nach:

„Seht das iſt die Hexe aus Fürth, die die Eierkörbe verkauft, in die ſich nachher der Satan ſetzt und die Eier zerquetſcht mit ſeinem hölliſchen —“

„Jenſeits des Grenzzeichens blieb das Weib, von den Bütteln verlaſſen, auf einer Anhöhe ſtille ſtehen, und es war graulich anzuſehen, wie ſie hoch und dünn hinaufſchoß, bald einer Hopfenſtange gleichend und mit den dürren Armen herum focht, die ſie endlich über Nürnberg feſt ausſtreckte, und mit einer Stimme, die ſo kreiſchend und mißtönend war, daß man wohl den Satan ſelbſt darin erkannte, laut in die Lüfte rief:

Pfui, arg dick Weib
Pfui du Balg ſchalks Magd
habt mich verjagt
Eiber euch in den Leib
Pfui Nurnbergiſch Jung Volk
Traun Trat
Mennchin Krat
Heiſa Mutter Jebrs vollendent hat
Paßt nur auf
jetzt werden die Eier
in dem lieben Nurnberg
erſt recht theuer.“

„Der Satan unterließ nicht ſeiner Dienerin kräftig beizuſtehen, und in alle Weiber Nürnbergs fuhr das unwiderſtehliche Gelüſte, ſich in Eierkörbe zu ſetzen, und die darin befindliche Waare zu zerbrechen, ſo daß einer, dem es nach einem guten Eierſchmalz gelüſtete, dies wohl mit Golde hätte aufwägen mögen.“

„Daß aber, ſagt der weiſe Chroniker, man hätte einen ganzen Eimer Wein für ein Ei tauſchen können, iſt nur wie ein Sprichwort anzuſehen, das auf wunderſame Weiſe entſtanden.“

„Ein würdiger Herr Patrizier der Stadt wollte dem ſataniſchen Unweſen mit dem Zerdrücken der Eier ein Ende machen, und ließ daher unter luſtigem Trompetenſchall und Trommelſchlag öffentlich bekannt machen, daß diejenige Frau, welche ihm Eier brächte, für jedes derſelben, das unverſehrt in ſeine Hände käme, einen Eimer guten Wein erhalten ſolle.“

„Unter vielen Weibern, denen der Verſuch, ihrem Gelüſt zu widerſtehen, noch zuletzt ſchmählich mißglückt war, meldete ſich endlich die Frau ſeines Meiers, ein frommes, züchtiges Weib, die freilich an jenem Tage auch die vermeintliche Hexe ſehr verfolgt und verhöhnt hatte, und überreichte dem Herrn ein Körbchen der wohlerhaltenſten Eier."

„Mich wundert," ſprach der edle Herr ſehr freundlich, „daß Ihr nicht längſt gekommen ſeyd, liebe Frau, denn Ihr ſeyd ſo fromm und gut, daß Ihr von Verhexungen und böſen Lüſten nichts wißt. Der Wein iſt ſo gut als Euer."

„Hiemit wollte der edle Herr den Korb faſſen, den riß ihm aber das Weib mit dem größten Ungeſtüm aus der Hand und ſetzte ſich hinein mit dem größten Wohlgefallen, ſo daß alle Eier zerquetſcht wurden."

„Das arme Weib war vor Scham ganz außer ſich und weinte ſehr."

„Ei," ſprach der Herr mit beſchwichtigendem Ton, „ei, Frau Margaretha, gebt Euch doch zufrieden, es kommt ja noch auf einen Verſuch an, vielleicht widerſteht Ihr dem Böſen."

„Frau Margaretha ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſondern war acht Tage darauf mit dem letzten Schock Eier da, das der Hühnerhof nachgeliefert. Sie hatte viel feſten und frommen Willen gefaßt; doch ſo wie ſie mit den Eiern in dem Zimmer des gnädigen Herrn ſtand, ging alles mit ihr um die Runde. Sie ſah ſchon mit lüſterner Begier den Korb an, mit dem Gedanken, wie anmuthig es ſich in den Eiern ſitzen würde, und war zu ihrer nicht geringen Betrübniß überzeugt, daß ihr heute der Verſuch noch viel weniger gelingen würde, als das erſte Mal."

„Es begab ſich aber, daß in dem Augenblick des Nachbars Weib, die mit der Frau Margaretha in beſtändigem Zank und Streit lebte, ebenfalls mit einem Korb hinein trat, um denſelben Verſuch zu machen. Da wurde aber Frau Margaretha ganz wüthend vor dem Gedanken, daß ſie vor ihrer ärgſten Feindin mit Schmach und Schande beſtehen ſolle, und ihre Augen leuchteten wie lichterlohe Flamme. Der andern Antlitz glich auch einem glimmenden Kohlentopf und kam noch hinzu, daß beide die geſpreitzten Hände gegen einander ausſtreckten, ſo waren ſie wohl gereizten wilden Thieren ähnlich, die ſich anfallen wollen."

„Der edle Herr trat herein.“

„Beide ſtürzten auf ihn zu und reichten ihm ihre Körbe dar. Doch ſo wie er ſie faßte, riß Frau Margaretha den ihrigen ihm ſchnell aus der Hand und duckte nieder. Mit gar heftigem wilden Ungeſtüm hatte die Nachbarsfrau auch dem Herrn Ritter ihren Korb aus der Hand geriſſen und ſetzte ſich jetzt mit dem größten Wohlbehagen hinein.“

„In dem Gelächter, das das Weib jetzt anſtimmte, fiſtulirte der leidige Gott ſey bei uns ſeine obligate Stimme darein und jubilirte über ſeine hölliſchen Eierkuchen.“

„Frau Margaretha hatte ſich aber ſanft von der Erde erhoben und überreichte dem Herrn Ritter freundlich das Körbchen mit ſechszig Stück wohlerhaltenen Eiern. Sie hatte glücklich ihr Gelüſt überwunden und die Nachbarin getäuſcht, und ſo mag es wohl ſeyn, daß Weibergroll ſtärker iſt als alle Hexenkunſt.“

„Der edle Herr Ritter zahlte richtig für jedes der ſechszig Eier einen Eimer Wein, und ſo kam es, daß es hieß: zu der Zeit habe man für ein einziges Ei einen ganzen Eimer Wein hingegeben.“

So wie der Wirth aufſprang, den Schlüſſelbund auf den Tiſch warf und nach ſeinem Paßglaſe griff, zum Zeichen, daß er geendet, brachen Alle in ein lautes, ſchallendes Gelächter aus; nur der ehrwürdige Herr ausgenommen. Dieſer lächelte nur ein wenig, wie es ſeinem Stande und ſeinem Alter ziemte und nahm dann das Wort:

„Hatte ich nicht recht, ihr lieben Gäſte, euch die Geſchichte von den zerbrochenen Eiern zu empfehlen, denn außerdem, daß die Geſchichte an und vor ſich ſelbſt luſtig und unterhaltend genug iſt, ſo gebe ich auch gern unſerm Herrn Thomas Gelegenheit, ſein Talent, alte Geſchichten, nur was weniges nach ſeiner Weiſe zugeſtutzt, zu erzählen, zu zeigen.“

Alle ſtimmten in das Lob ein, das der ehrwürdige Herr dem Herrn Thomas gezollt hatte, und der Wirth zum weißen Lamm wußte recht gut ſich die Hände reibend zu verbeugen, die Augen niederzuſchlagen und jenes ungemein freundlich und beſcheiden zurückweiſende Geſicht zu ſchneiden, das ſo viel ſagen will, als: „Nicht wahr, daß ich ſolch' ein Kautz ſey, das hattet ihr nicht geglaubt, ihr Leute.“

Meiſter Weppering hatte über den zerbrochenen Eiern keineswegs den beſſern Wein vergeſſen, den er noch heute Abend zu ſchlucken willens war, ohne ihn zu bezahlen.

„Topp! Herr Wirth!“ rief er, „Ihr ſeyd der beſte Erzähler weit und breit, aber da Euch heute der gerechte Ruhm geſpendet wird, der Euch gebührt, ſo iſt es billig, daß Ihr Eure Ehre feſtſtellt dadurch, daß Ihr beſſern Wein ſpendet. Alſo beſſern Wein, Herr Wirth.“

„Ich weiß nicht,“ ſprach der Wirth, „was Ihr für Umſtände macht, hier iſt die Weintafel; doch mich will bedünken, ihr lieben Gäſte, als wenn heute der Abendſtern gerade auf's Mutterfäßchen ſchiene.“

„So iſt es!“ ſchrie Weppering, „und ich dächte, Meiſters, wir ließen eins ſpringen.“

„Ihr ſeyd,“ nahm Meiſter Erxner das Wort, „Ihr ſeyd immer derjenige Weppering, von dem man zur Schwelgerei und zu unnützen Ausgaben verleitet wird.“ — „Ganz gewiß,“ fiel Meiſter Bergſtainer, ein ganz junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, ſeinem Nachbar in die Rede, „und ich dächte, wir verzehrten friedlich und freundlich den Reſt unſeres Weins und ſuchten die Ruhe.“

„Iſt,“ ſprach der Alte mit einem Lächeln, das ſein Geſicht auf gar anmuthige Weiſe belebte, „iſt hier der jüngſte wie es ſcheint, der mäßigſte und nüchternſte, ſo iſt es dem Widerſpiel, das in der Welt überhaupt regiert, ganz angemeſſen, daß ich, als der älteſte von euch allen, mich zur Gegenpartei ſchlage.“

„Ich habe hier unten bei unſerm Herrn Wirth ein paar Fäßchen ſehr guten Würzburger Wein ſtehen; ich bitte euch, mir zu erlauben, davon für uns einſchenken zu laſſen.“

Weppering erhob ein Jubelgeſchrei. Bergſtainer ſprach aber ſehr beſcheiden: „es ziemt uns nicht, ehrwürdiger Herr, die Ehre abzulehnen, die Ihr uns anthun wollt; doch vergönnt uns auch, daß wir, giebt uns das Glück die Gelegenheit dazu, gleiche Gaſtfreundſchaft Euch erzeigen mögen.“

In dem Augenblick machten zwei Gäſte, fremde Krämer aus Augsburg, die im Lamm eingekehrt, Anſtalt aufzubrechen.

„Wo wollt ihr hin,“ rief der Alte, „wollt ihr uns verlaſſen, eben jetzt, da der gute Wein kommt?“

„Herr,“ erwiederte einer von ihnen, „wir dürfen die Gaſtfreundſchaft dieſer guten Leute nicht mißbrauchen, die uns ſchon den ganzen Abend bewirthet haben.“

„So dürfet,“ fiel ihm der Alte freundlich in's Wort, indem er die Hand des Kaufmanns faßte, „ſo dürfet ihr nun gleiche Gaſtfreundſchaft von mir nicht verſchmähen.“

Da ſprang der andere Krämer, ein junger ſtattlicher Mann von kräftigem Bau und freimüthigem Antlitz, plötzlich auf und rief mit ſtarker Stimme: „nein, ich kann mich nicht länger zurückhalten, das recht herzinnigliche Wohlbehagen, welches mich ſtets in den erſten Stunden meines Hierſeyns durchdringt; die Art, wie mich hier Unbekannte in ihrem Kreiſe aufnehmen, vorzüglich aber die große Freude, Euch, mein ehrwürdiger Herr! wieder zu ſehen, will ſich Luft machen.“

Bei dieſen Worten des Krämers ſahen ſich die übrigen ganz verwundert an, denn jedem fiel nun ein, daß er nicht wiſſe, wer der Alte ſey, unerachtet er ihn ſchon ſeit vielen Jahren kenne.

Der Alte bemerkte ſehr wohl dieſen Ausdruck des Befremdens, der auf allen Geſichtern ruhte, und erhob ſich ebenfalls von ſeinem Seſſel. Nun erſt wurde die unbeſchreibliche Würde ſeines Körpers ſichtbar. Mehr klein als groß war ſein Körper, im reinſten Ebenmaß gebaut. Das Alter ſchien über dieſe Formen keine Gewalt zu haben. Ueber ſein Antlitz verbreitete ſich ein milder Ernſt, dem jener Zug von ſehnſüchtiger Schwermuth beigemiſcht war, welcher ein tiefes Gemüth verkündet.

„Ich leſe,“ ſprach er mit ſanfter Stimme, „in euern Geſichtern einen ſehr gerechten Vorwurf. Menſchen, die mit einander Verkehr treiben, müſſen mit ihrem gegenſeitigen Standpunkte im Leben bekannt werden, denn ſonſt iſt an irgend ein Vertrauen nicht zu denken. Wißt alſo, ihr lieben Leute, daß ich mich Mathias Salmaſius nenne und ſchon vor langen Jahren in Paris die Doktorwürde erlangt habe, mich auch ſonſt vieler gelahrter Würden, ſo wie der beſondern Gunſt und Gnade Sr. Majeſtät des Kaiſers ſelbſt und anderer vornehmer Fürſten und Herren berühmen könnte, die mich, da ich auf mannigfache Weiſe ihnen durch meine Wiſſenſchaften nützlich werden zu können die Ehre hatte, mit ſchönen Ehrenzeichen belohnt haben. Näher wird es mich euch bringen, wenn ich euch ſage, daß ich in Anſehung meiner Abkunft und meiner Neigung einem großen Albrecht Dürer verwandt bin. Mein Vater war ein Goldſchmidt, ſo wie der ſeinige, und ſo wie er, wollte ich Maler werden, und der große Wohlgemuth ſollte mein Lehrer ſeyn. Doch nur zu bald wurde ich gewahr, daß mich die Natur zu dieſer Kunſt nicht beſtimmt hatte, ſondern daß mich die Wiſſenſchaften unwiderſtehlich hinzogen, denen ich mich denn auch ganz ergab.“

„Vergeßt,“ ſetzte Mathias lachend hinzu, „vergeßt nur gleich, ihr lieben Freunde, alles, was ich geſagt habe, und ſeht in mir weiter nichts, als einen gutmüthigen Reiſenden, der gar zu gern nach dem ſchönen Nürnberg kommt und in dem weißen Lamm bei dem ſehr tapfern und ehrenfeſten Wirth, Herrn Thomas, einkehrt, der den beſten Wein führt, und dabei eine vollſtändige anmuthige Chronika ſeiner herrlichen, weltberühmten Vaterſtadt zu nennen iſt.“

Herr Thomas ſcharrte mit dem Fuß ſo weit hinten aus, daß ihm das Sammtkäppchen vorn über fiel. Ohne es aber aufzuheben, ja verächtlich darüber wegſchreitend, ſchritt er erſt an den Tiſch und ſchenkte die Gläſer voll.

„Wir,“ nahm Bergſtainer endlich das Wort, nachdem ſich die Meiſter von einiger Scheu erholt, an der Seite eines hochgelahrten, vornehmen Mannes zu ſitzen, „wollen thun, wie Ihr geboten habt, ehrwürdiger Herr, Eure Würden und Ehrenſtellen auf einen Augenblick vergeſſen und nur daran denken, daß wir Euch ſchon ſeit Jahren recht aus dem Grunde des Herzens lieben und ehren. Daß Ihr vornehmen Standes ſeyd, haben wir immer vermuthet. Denn das zeigte ja Euer ſauberer Anzug und Euer ganzes Weſen, und ſo haben wir nicht Unrecht gethan, wenn wir Euch mit dem Titel: „ehrwürdiger Herr!“ begrüßten.“

„Wer,“ erwiederte der Doktor Mathias, „wer möchte nicht gern in dem ſchönen anmuthigen Nürnberg und in ſeiner reizenden Umgebung verweilen. Recht hatte Kaiſer Karl, daß er die Stadt von Hauſe aus in ſeinen Schutz nahm und ihr beſondere ſchöne Privilegien gab. Die Lage, das Klima —“

„Nun,“ unterbrach Meiſter Weppering den Doktor Mathias, „nun, was das Klima betrifft, ſo wollen wir heute wenigſtens nicht viel Redens davon machen, denn hört nur, wie es wieder ſchrecklich tobt und ſtürmt, als ſey der Dezember im Anzuge.“

„Schämt Euch“, nahm Doktor Mathias das Wort, „ſchämt Euch, Meiſter Weppering, wie könnt Ihr ein vorübergehendes Unwetter, das die Tyroler Berge uns heraufſchickten, unſerm Klima zuſchreiben. Alſo Klima, Kulturfähigkeiten, alles vereinigt ſich hier. Deshalb glänzte Nürnberg ſo ſchnell auf — deswegen blüht der Handel ſchon ſeit dem vierten Jahrhundert — deshalb war Nürnberg der Augapfel der Fürſten und Herren. Doch der Himmel ließ noch beſonders einen Stern leuchten über Nürnberg, und es geſchah, daß große Männer geboren wurden, die den Glanz und Ruhm der Stadt bis in die entfernteſten Gegenden verbreiteten. Denkt an Peter Fiſcher, an Adam Kraft. Aber vor allen Dingen an euern großen, mächtigen Albrecht Dürer."

So wie Magiſter Mathias dieſen Namen nannte, entſtand eine Bewegung unter den Gäſten. Sie ſtanden auf, ſtießen ſtillſchweigend die Gläſer an und leerten ſie.

„Dies ſind," fuhr Doktor Mathias fort, „dies ſind hohe leuchtende Sterne am Firmament der Kunſt, aber der Einfluß ſolcher hohen Geiſter erſtreckt ſich bis auf's Handwerk, ſo daß die ſchnöde Grenzlinie, welche begann, Kunſt und Handwerk zu trennen, wieder beinahe ganz verſchwindet und beide ſich als Kinder einer Mutter freundlich die Hand bieten. So kommt es, daß die Welt die Sauberkeit, die korrekte Zeichnung, die richtige Ausführung in Euern Elfenbeinarbeiten bewundert, Meiſter Weppering, und daß die Frauen des Sultans in Konſtantinopel ihre Gemächer mit Euren Kunſtarbeiten ſchmücken. So kommt es, daß Eure Gußarbeiten ſchon jetzt ihres Gleichen ſuchen und immer mehr an Werth gewinnen."

„O Peter Fiſcher!" rief hier Bergſtainer, den Doktor unterbrechend, aus, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

„Seht," ſprach der Doktor, „das iſt die wahre Begeiſterung, die ich meine; faßt Muth, Bergſtainer, Ihr werdet's noch zu Großem bringen! — Und was ſoll ich Euch ſagen, Ihr mein lieber guter Meiſter Exner, da ihr an Kunſtfleiß und Geſchicklichkeit —"

Des Doktor Mathias milde Worte wurden in dem Augenblick durch ein ſeltſames wildes Getöſe unterbrochen, das ſich unter dem Thore des Wirthshauſes wahrnehmen ließ.

Ein lahmes, unbeſchlagenes Pferd trolirte unbehülflich auf und nieder, und dazwiſchen rief eine rauhe, mißtönende Stimme:

„He da Wirthshaus!"

Die Thorflügel knarrten, das Pferd wurde hineingeführt, und brummend und ſcheltend plumpte der Reiter vom Pferde auf den Boden, ſo daß von den Tritten des ſchweren, beſpornten Stiefels alles klirrte und dröhnte.

Der Wirth kam hereingeſtürzt und rief lachend: „ei, ei, meine werthen Gäſte, da kommt eben ein Kerl zu mir in's Haus, der iſt, glaube ich, einer von George Hallers oder Fritz von Steinbergs Geſellen, der auf's Neue unnutzen Lärm verführen will, wie ſeine Kumpane im Jahre 1383. Sein Pferd iſt freilich eine Schindmähre — er ſelbſt aber ein gar ſtattlicher Mann, wie ihr gleich ſehen werdet, und von luſtigem Temperament, denn ſchon hat er alles in Grund und Boden verflucht und dem Satan übergeben, weil man im Regen unausbleiblich naß wird."

Die Thüre ging auf und herein trat der Menſch, der ſich mit ſo viel Geräuſch angekündigt. Er war breitſchultrig, beinahe ſechs Fuß hoch; und da er den runden Hut mit ſehr breiter Krempe, an dem einige ſchmutzige Faſern hinab hingen, die ehemals einer Feder angehört zu haben ſchienen, nach ſpaniſcher Art hinabgeſchlagen trug, die ganze übrige Geſtalt aber in einem gelben Reitermantel faſt eingewickelt war, ſo mußte man freilich erwarten, was ſich aus dieſer unkenntlichen Mumie Näheres entwickeln werde.

„Das verfluchte vermaledeite Land, daß mein Fuß es niemals mehr betreten hätte. Mitten in der ſchönſten Jahreszeit ſchmeißt einen das Himmel-Hagel-Donnerwetter zuſammen, daß man keinen geſunden Fleck auf dem Leibe behält und ſich die ſchönſten Kleider verdirbt. Mantel und Hut ſind auch wieder des Satans, und die neugekaufte Feder."

Damit riß der Menſch den Hut vom Kopfe und ſchwenkte ihn rückſichtslos aus, daß die großen Tropfen über den Tiſch flogen, wo die Gäſte ſaßen. — Dann warf er den Mantel ab und man erblickte nun die hagere Geſtalt des Menſchen, der ein Reiterwams von ganz unſcheinbar gewordener Farbe und hohe Stiefeln, ebenfalls nach Reiterart aufgezogen, trug.

Sein Antlitz, das nun auch ſichtbar worden, war von ſolch auffallender Häßlichkeit, daß man beinahe hätte vermuthen ſollen, der Fremde trüge eine Maske; doch konnte es auch ſein, daß die ſcharfen Schlagſchatten in der ſparſam beleuchteten Gaſtſtube, ſo wie die ausgeſtandene Witterung, das Geſicht des Fremden auf dieſe entſetzliche Weiſe entſtellten. Merkwürdig war es auch, daß der Fremde die ſchweren Stücke ſeines Anzuges, d. h. die ungeheuren Reiterſtiefeln mit den Rolandsſpornen nur mit der äußerſten Kraftanſtrengung an ſeinem Leibe zu tragen ſchien. Dadurch wurden ſeine Bewegungen zweideutig; man wußte nicht, war er noch ein kräftiger Mann, war er ſchon hinfälliger Greis; auf beides konnte auch ſein Antlitz deuten.

Mit Mühe legte er ein Schwert von der Seite, das, was Größe und Schwere betrifft, einem Ritter der Tafelrunde angehört zu haben ſchien. An dem Gürtel hing ein zierlich gearbeiteter Dolch, und außerdem guckte noch auf der Seite das große Heft eines Meſſers hervor. Indem er das Schwert in den Winkel ſtellen wollte, entſank es ſeiner Hand, fiel auf den Boden, und alle ſeine Mühe, es aufzuheben, blieb vergebens; Herr Thomas mußte ihm beiſpringen. Er murmelte ein Schimpfwort zwiſchen den Zähnen, und beſtellte ein Glas gewürzten Wein, wobei er verſicherte, daß der Satan alles zerſchlagen ſolle, wenn der Wein nicht Herz und Magen ſtärkend genug wäre.

„Das iſt,“ ſprach Herr Mathias, „das iſt ja ein grober ungeſchlachter Geſelle, der uns hier unſre ruhige Freude verdirbt;“ — „den ich,“ nahm Meiſter Weppering das Wort, „aber bald zur Vernunft bringen werde.“ — „Das wird,“ erwiederte Herr Mathias, „hier wahrſcheinlich nicht ſchwer halten, denn ſolche brutale Renommiſten tragen gewöhnlich eine elende feige Seele in ſich.“

Unterdeſſen hatte der Wirth das von dem Fremden beſtellte Glas Wein herbeigebracht, und reichte es ihm jetzt hin.

Doch kaum brachte der Fremde den Wein an die Lippen, als er ſich geberdete, wie wenn tauſend holliſche Furien ihm plötzlich in den Leib gefahren wären. Mit dem Ungeſtum des wildeſten Zorns ſchleuderte er das Glas mit dem Würzwein an die Erde, daß es in tauſend Stücken zerbrach, indem er dabei ſchrie: „was, du hallunkiſcher Wirth, du willſt mich vergiften, ehe mich Andere als du und deine Kumpane hier erblickt haben, damit du mich berauben und verſcharren kannſt, vergiften mit deinem Höllengeſöffe?“

Herr Thomas fühlte ſich an dem kitzlichſten Punkte angegriffen. Der Zorn übermannte ihn; er ging mit geballten Fäuſten und zornfunkelnden Augen auf den Fremden los, und ſchrie mit einer Stimme die die des Fremden beinahe noch übertönte: „Welcher böſe Geiſt führt Euch in mein Haus, Ihr grober Geſelle; wenn Euch unſer Land nicht gefällt, warum kommt Ihr herein? wenn Euch mein Haus, mein Wein nicht anſteht, ſchert Euch zum Teufel, und ſucht Euch eine Soldatenherberge, wo Ihr fluchen und toben könnt nach Gefallen. Doch die findet Ihr hier, dem Himmel ſey es gelobt, in unſerm ganzen lieben Nürnberg nicht. Und was den Wein betrifft, ſo iſt der Wirth des weißen Lamms weltberühmt, weil er ſich ſtets getreu an die Weinordnung unſeres gnädigſten Herrn, des Kaiſers Maximilian, vom 24. Auguſt 1498 gehalten, und vorzüglich den Firne- oder Würzwein nach dem Buchſtaben der Vorſchrift bereitet hat.“

„Was, Ihr grober Menſch, glaubt Ihr, daß der heilige Sebald bei mir ſitzt, und mir die zerbrochenen Gläſer ganz macht, wie er es nach dem Legendiſten wohl ſonſt gethan hat, daß Ihr mir eins meiner ſchönſten Paßgläſer zerſchmeißt! Ihr ſtört alle Ruhe, alle bürgerliche Ordnung; und beweiſen will ich aus dem ſchönſten Privilegium des gnädigſten Herrn Kaiſer Karl des Vierten, daß ich Euch die Naſe abhauen kann, wenn Ihr nicht Ruhe haltet; und was hält mich ab, Ihr nächtlicher Störefried, Euch durch meine Leute fortbringen zu laſſen, wenn Ihr nicht ruhig ſeyd!“

„Geſindel,“ brüllte der Fremde, und zog Dolch und Meſſer. Da ſprang aber der junge Krämer hinter dem Tiſch hervor, und ſtellte ſich mit ſeiner tüchtigen eiſernen Elle dicht vor den Fremden hin, und ſagte ſehr ernſt und gefaßt:

„Herr Soldat! denn ſolch ein Söldner, der einem Fähnlein entlaufen, ſeyd Ihr doch. Ich frage Euch, ob Ihr hier ruhig ſeyn wollt, oder nicht. Hört Ihr nicht augenblicklich auf zu toben, ſo werde ich Euch, trotz Eures Rolandsſchwertes, trotz Eures Morddolchs, trotz Eures Banditenmeſſers, mit meiner guten Augsburger eiſernen Elle den ganzen Leichnam dermaßen zerwalken, daß Ihr viele Zeit hindurch, fehlt es Euch an Geld, Tuch zu kaufen, wenigſtens blaues nicht nöthig haben ſollt, zum Reiterwams.“

Der Fremde ließ beide Arme mit Dolch und Meſſer langſam ſinken, und murmelte, indem er die Augen niederſchlug, zwiſchen den Zähnen etwas von Betrügereien und Schelmereien.

Da war auch Meiſter Weppering aufgeſtanden, und auf den

Fremden zugeſchritten. Der faßte ihn bei beiden Schultern und ſprach: „Bedenkt, daß Ihr in Nürnberg ſeyd, ehe Ihr Euch vermeßt, von Lug und Trug zu ſprechen.“

„Fallt ihr alle über mich her,“ ſprach der Fremde in rauhem Ton, indem er giftige Blicke umher warf, und vorzüglich den Herrn Mathias mit Baſiliskenaugen anglotzte, „ſo muß ich freilich unterliegen, doch auch dabei bleiben, daß das Glas Wein, das mir der Wirth darbot, ein Abſud von hölliſchen Kräutern ſchien, und den Magen, ſtatt ihn zu erwärmen, wie ein Eisſtrom durchfuhr.“

„Ich merke,“ ſprach Herr Mathias lächelnd, „daß das Mißverſtändniß, welches hier den Grund zu allem Streit gegeben hat, darin liegt, daß hier zu Lande Würzwein oder Firnewein ein aus Kräutern bereiteter Wein genannt wird. Ihr, mein fremder Herr Soldat, oder was Ihr ſonſt mit Eurem breiten Schwerte vorſtellen mögt, verlangtet aber nur, Euch den kalt gewordenen Leib recht durchzuwärmen, ein Getränk, welches aus mit vielem Gewürze und Zucker gekochtem Wein beſteht. Dieſer Trank, welcher im Auslande eben gewürzter Wein heißt, iſt hier wenig bekannt, und Ihr hättet daher wohl gethan, wenn Ihr Euch deutlich erklärt hättet, was Ihr zu trinken verlangt, ohne erſt unnützer Weiſe den großen Tumult anzufangen.“

Hierauf beſtellte Herr Mathias bei dem Wirth ein ſolch fremdartiges Gebräude, wie es der Soldat im Sinn trug, und der Wirth, froh den Streit auf ſolche gute Weiſe geendet zu ſehen, verſprach kratzfüßelnd, daß er alles ſelbſt, und zwar hier in der Gaſtküche unter den Augen des wilden Soldaten, auf das Beſte bereiten wolle.

Der Fremde begann auf eine Weiſe, die ungeſchickt genug war, um nicht den Widerwillen dagegen hinlänglich zu beweiſen, ſein früheres Betragen mit dem Einfluß der Witterung und auf der Reiſe erfahrner Unannehmlichkeiten zu entſchuldigen, worauf er zuletzt um die Erlaubniß bat, ſeinen Wein in der Geſellſchaft verzehren zu dürfen, als Zeichen der Verſöhnung. Dies wurde ihm, der Nürnberger Gutmüthigkeit gemäß, ſehr gern verſtattet.

Der Glühwein war fertig worden. Der Fremde hatte das halbe Glas geleert, und den Wein diesmal vortrefflich gefunden. Nun warf er, als eben das Geſpräch ſtocken wollte, ganz leicht die Frage hin: „Lebt Albrecht Dürer noch?“

Alle ſchrieen im höchſten Erſtaunen: „Wie, Albrecht Dürer, ob er lebt?“ Aber Herr Mathias ſchlug die Hände zuſammen, und ſprach: „Herr! kommt Ihr aus dem Monde? in welchem Winkel der Erde, in welcher Einöde habt Ihr Euch verborgen gehabt? habt Ihr im Grabe gelegen? ſeyd Ihr indeſſen blind, taub, lahm, ſtumm geweſen, daß Ihr eine ſolche Frage thun könnt? Ihr müßt ſammt Eurem lahmen Pferde hier vor dem Wirthshaus aus dem Schlunde der Erde emporgeſprungen ſeyn, denn ſonſt hätte Euch auf dem Wege hierher der große Name Albrecht Dürer in tauſendſtimmigem Jubel vor den Ohren klingen müſſen. Habt Ihr auf der Landſtraße nicht die Fülle der Leute bemerkt, die wie auf einer Pilgerfahrt nach dem lieben Nürnberg wandeln? Habt Ihr nicht die glänzenden Equipagen der vornehmen Fürſten und Herren bemerkt, die gen Nürnberg ziehen, um den Triumph des größten Mannes der Zeit zu feiern? — Albrecht Dürer!“

„Er hat ſein größtes, ſublimſtes, tiefſinnigſtes, herrlichſtes Gemälde vollendet. Die Kreuzigung Chriſti ſteht ausgeſtellt auf dem Kaiſerſaal in hoher Vollendung. Ein beſonderes Feſt wird in künftiger Woche dieſerhalb gefeiert, an dem, wie man ſagt, der Kaiſer ſeinen Liebling noch mit ganz beſonderen Gunſtbezeugungen beehren wird.“

Der Fremde hatte, von ſeinem Sitz aufgeſprungen, dies wie ganz erſtarrt ohne Zeichen des Lebens angehört. Nun ſchlug er eine gellende Lache auf und ſank in krampfhaften Verzuckungen in den Seſſel zurück.

Der Wirth flößte ihm Glühwein ein und brachte ihn dadurch zu ſich ſelbſt. „Unſeres Bleibens iſt länger nicht hier,“ ſprachen die Gäſte, und ſchlichen davon.

Indem Herr Mathias an dem Fremden vorüberging, legte er ihm die Hand auf die Achſel und ſprach ſehr ernſt und feierlich: „Ihr ſeyd Solfaterra. Was wollt Ihr hier? Noch haben die Nürnberger Euch nicht vergeſſen.“

Zweites Kapitel.

Die Sonnenglut des Tages war verdampft, der Abendwind hatte ſich hinter den Bergen aufgemacht und jagte die goldenen Wölkchen empor, die die ſinkende Sonne wie glänzende Trabanten umfangen ſollten. Baum und Gebüſch rührte ſich froh in der Friſche der Abendkühlung; in dem ſchönſten glänzendſten Schmuck des Abendgoldes ſtand die Hallerwieſe, dies kleine Paradies der ſchönen Stadt Nürnberg. Bunte, duftende Blumenmatten von anmuthig daher plätſcherndem Gewäſſer durchſchnitten, Gebüſch bald leuchtend hervorſchimmernd, bald im ſanften Nachtſchatten zurückweichend, rings umher dazu das melodiſche Trillern der Singvögel, die hier kein feindlicher Sinn in ihrer Heimath ſtören darf. In der That, der würdige Sänger hatte Recht, welcher dieſen mit allen Reizen der Natur geſchmückten Platz mit dem Tempe verglich, von dem die alten Fabeln ſo viel Herrliches zu erzählen wiſſen.

Die Glocken der letzten Sonntagsandacht hatten ausgeläutet, und man ſah, wie nun Alt und Jung in Feſttagskleidern nach der Hallerwieſe zog, die bald ſich zum Tummelplatz der mannigfachſten Vergnügungen geſtaltet hatte. Hier wetteiferten Jünglinge in allerlei Leibesübungen und boten das anmuthige Schauſpiel der Stärke und Geſchicklichkeit dar, die dem lebenskräftigſten Alter eigen. Dort zogen Sänger, mit Zithern in den Händen, daher und ſangen luſtig anzuhörende Märlein vom Könige Artus und dem weiſen Merlin, der noch bis zur jetzigen Stunde in der Eiche ſitzt, wo ſeine Liebe ihn hinvexiert hat, und ſein klägliches Stimmchen hören läßt.

Dazwiſchen ſprang auch wohl ein buntſcheckigter Schalksnarr und ſang unter tollen Grimaſſen und Geberden von dem Kardinal Pankratius, der ein großes Maul hatte, und da das Maul verbrannt und begraben war, ſchlug ein großes Feuer aus der Erde, und der Schmeck kam heraus. Und der Schmeck iſt verſchieden geworden, als da ſind: der Rosmarinſchmeck, der Jasminſchmeck, der Nelkenſchmeck, der Roſenſchmeck und tauſend andere; und die Weibsleute tragen ihn in den Händen, wenn ſie Sonntags ſpazieren gehen. Aber was iſt der beſte Schmeck? Ei a!

O Braut, die Lippen triefen dir
von Honigſeime für und für,
die Zung' iſt Milch und Honigſüße:
die Kleider haben den Geſchmack,
den Libanus nicht geben mag,
Auch wenn er alle Kraft anblieſe.

So ſang alſo dieſer oder jener Schalksnarr, indem ein anderer ihn auf einer mißtönenden Pfeife und halb zerſchlagenen Trommel begleitete.

Doch das war etwas für's Volk, welches den Narren laut jubelnd nachſtrömte.

Hier auf dem weichen blumigten Waſen bei dem vom Abendwinde bewegten flüſternden Gebüſch eröffnete ſich ein edleres Schauſpiel. Jünglinge, Jungfrauen hatten ſich züchtig bei den Händen gefaßt, und tanzten nach dem anmuthigen vollen Klang der Theorben, Harfen und Flöten in künſtlich verſchlungenen Reihen. In der Ferne ſah man Väter und Mütter gelagert, der Jugend mit Wohlgefallen zuſchauen, und jede Mutter ſprach zur andern von ihrer ſüßen Hoffnung. Rathsherren ſchritten bedächtig durch die Gänge, freuten ſich des Wohlſeyns ihrer Bürger und beriethen auch hier, wie das Wohl der Stadt zu fördern. —

Auf einem anmuthigen Platze neben einem geſchwätzigen Springbach hatte ſich ein Trupp Jünglinge zuſammen gefunden, die von den Leibesübungen Ruhe ſchöpfend, ſich in allerlei ſcherzhaften Geſprächen zu ergötzen ſchienen. Dieſer Trupp war in der That eine Auswahl der Nürnberger Jugend. Denn jeder von dieſen Jünglingen hätte dem Maler zum Modell des reinſten Ebenmaßes in dem vollkräftigen Körper des Jünglings dienen können. Sie waren meiſtens nach italiſcher Weiſe in kurzen Mänteln, Wams mit weiten geſchlitzten Aermeln und größern als gewöhnlichen ausgeſchlitzten Baretts, auf denen ein ganzer Wald wogender Federn, gekleidet, und dieſe Tracht war eben dazu geeignet, die Kraft und Schönheit ihres Wuchſes in's Licht zu ſtellen.

Doch unter allen übrigen ragte wie ein Fürſt unter ſeinen Vaſallen in edler Hoheit und Grazie ein Jüngling empor, der mit ſeinen ſtrahlenden Augen ſo keck und kühn in die Welt hinausſchaute, als ob alles ſein, und er der Gebieter. Es begab ſich, daß dieſer Jüngling mit einem andern in einen Wortwechſel gerieth, der immer heftiger und heftiger wurde. Plötzlich ganz entſtellt von Zorn und wilder Wuth mit einem dumpfen Schrei ſtürzte der ſchöne Jüngling auf ſeinen Gegner los. Dieſer, durch den jähen Angriff nicht außer Faſſung gebracht, wußte die Kraft dieſes Angriffes geſchickt zu brechen und auch ſeinen Gegner mit Vortheil zu faſſen.

Sie rangen, gleiche Stärke und Gewandtheit begegneten ſich, und nur eine augenblickliche Schwäche dieſes oder jenes Theiles konnte den Kampf entſcheiden, der um deſto hartnäckiger und bedrohlicher für die Zuſchauer, aber auch um deſto herrlicher war.

Endlich überwältigte der ſchöne Jüngling ſeinen Gegner, warf ihn mit Rieſenkraft zu Boden, zog ein italiſches Meſſer, das in einer zierlichen Scheide am Gürtel gehangen, und war im Begriff, es ſeinem Gegner in die Bruſt zu ſtoßen, als alle umſtehende Jünglinge, eines ſolchen Trauerſpiels nicht gewärtig, hinzuſprangen, ſich zwiſchen die Jünglinge warfen, und den Ueberwältigten ohnmächtig wegtrugen.

Dieſer Jüngling war aber Melchior Holzſchuer geheißen, und der Sohn eines der erſten Patrizier. Der ſchöne Jüngling ſtand noch immer da in drohender Stellung, das Meſſer hoch empor gehoben, mit Zorn ſprühenden Augen und krampfhaft zuſammengedrückter Stirn. Unter andern Umſtänden hätte ſich wohl die Geſtalt des Jünglings, ſo kräftig und heldenmäßig war ſie anzuſehen, dem Erzengel vergleichen laſſen, wie er im Begriff ſteht, dem ſich krümmenden Erbfeinde den Todesſtreich zu verſetzen.

In dem Augenblick eilte auch ein Rathsherr mit der zahlreichen Stadtwache herbei. So wie er den ſchönen Jüngling mit dem Mordmeſſer in der Hand erblickte, erblaßte er vor Schreck und rief: „Raphael, Raphael, ſchon wieder ſeyd Ihr es, der Meuterei anfängt; ſchon wieder ſtört Ihr die Freuden Eurer Mitbürger. Was ſoll ich mit Euch machen? Fort, nach der Wache.“

Da erſt ſchien der Jüngling zu ſich ſelbſt zu kommen. „O Gott!“ rief er, „o Gott! mein würdigſter Herr. Der Schimpf war zu groß, zu entſetzlich, hier auf dieſer Stelle, hier öffentlich unter dem Volke hat er mich geſchimpft; — ich kann's nicht wiederholen das Wort — — Baſtard.“ Der Jüngling ſtieß ein Geheul aus, indem er ſich beide Fäuſte vor's Geſicht drückte.

Die andern Jünglinge traten beſchwichtigend auf den Rathsherrn zu, und verſicherten, daß der übermuthige Patriziersſohn den jungen Maler wirklich ohne alle ſonderliche Veranlaſſung auf die gerügte entſetzliche Weiſe beſchimpft habe, ſo daß dieſer wohl in Wuth gerathen, und ihm zu Leide gehen können. Ein Thränenſtrom ſtürzte aus Raphaels Augen — er warf ſich jedem der Junglinge an die Bruſt, und fragte ſchluchzend: ob er denn ſolch ein Mordgeſelle ſey, ob er denn überall Meuterei anfange, ob er nicht alle liebe, ob er nicht manches übereilte Wort einſtecke, ob ihn nicht der böſe Menſch aus der hellſten Fröhlichkeit zur höchſten Wuth gereizt — darauf ließ er ſich auf ein Knie vor dem Rathsherrn nieder, faßte ſeine Hand und benetzte ſie mit Thränen, indem er ſprach: „O, mein würdiger Herr, gedenkt Eurer Mutter, und ſagt: was hättet Ihr gethan in meiner Stelle?“

„Weil,“ ſprach der Rathsherr, „weil alle darin übereinſtimmen, daß Ihr wirklich ohne Veranlaſſung auf die von Euch erzählte harte Weiſe angegriffen worden ſeyd, vorzüglich aber aus Ehrfurcht gegen Euren Pflegevater, den großen Albrecht Dürer, will ich den Vorfall für heute nicht weiter rügen; doch müßt Ihr mir Eure Mordwaffe aushändigen; gebt mir Euer Meſſer her.“ Da ergriff der Jüngling das Meſſer, drückte es heftig an ſeine Bruſt, und ſprach im Ton der innigſten Wehmuth: „O, mein würdigſter Herr, Ihr greift mir an das Herz, wenn Ihr das von mir verlangt; ein beſonderes Gelübde, das ich mir ſelbſt gethan, zwingt mich, dieſes Meſſer nie von meiner Seite zu laſſen. Seyd barmherzig, würdigſter Herr, fragt mich nicht mehr.“ —

„Ihr ſeyd,“ erwiederte der Rathsherr lächelnd, „Ihr ſeyd ein wunderlicher Menſch, Raphael; doch habt Ihr etwas in Eurem ganzen Weſen, welches bewirkt, daß man Euch nicht ſo leicht etwas abſchlägt. Aber ſteht hier nicht ſo müßig, ihr lieben Jünglinge, ſeyd ihr der Leibesübungen ſatt, ſo miſcht euch dort in jene fröhliche Haufen, welche ſich ergötzen durch Geſang und Tanz. Reizen euch denn nicht die ſchönen Jungfrauen, die dort reihenweiſe daherziehen?“

Da gerieth Raphael plötzlich in Begeiſterung; er warf den Blick in die Höhe und ſang mit gar heller anmuthiger Stimme in der ſtumpfen Schloßweis Hans Müllers:

Es ſteht am Firmament
nur eine Sonnen die brennt

in's wunde Herz.
Ein Schmerz,
Ein Lieben nur,
Ein Hoffen, Sehnen, Sterben.
Ein Liebesfirmament
Ein Liebesfeuer brennt.
O, Königin!
mein Sinn,
in dir nur lebt.
Giebts noch ein anderes Leben?
Die Sonn' am Firmament,
die Liebesglut, die brennt,
ſie gönnt
mir tauſend ſüße Schmerzen!
O! ſelig Feu'r das brennt,
Das Himmelsluſt mir gönnt.
Spring auf, o Bruſt,
in Luſt,
Entſtröme Glut dem Herzen.

„Er iſt in Liebe,“ ſprach einer von den Jünglingen zu dem Rathsherrn leiſe, „und wenn ich nicht irre, liebt er Mathilde, die ſchöne Tochter unſeres würdigen Patriziers Harsdorfer.“ — „Nun,“ erwiederte der Rathsherr lächelnd, „das Lied war wenigſtens eben ſo wild und toll, als die Liebe ſelbſt.“

Doch, o Himmel! in dieſem Augenblick kam der Patrizier Harsdorfer einen Baumgang hinaufgeſchritten, geradezu nach dem Raſenplatz hin, wo ſich die Jünglinge befanden, an ſeiner Seite ſeine Tochter Mathilde, ſchön und anmuthig wie ein junger Frühlingstag. Sie war ſehr zierlich in ein knappes Gewand mit langen, weiten, bauſchigten, vielfach geknüpften Aermeln gekleidet. Der hoch hinaufgehende Kragen ließ nur die Form des ſchönſten Buſens ahnen, und ein breites Barett, mit vielen Federn rings umher geſchmückt, vollendete den Reiz der italiſcher Sitte ſich nähernden Tracht. Als ſie ſich den Jünglingen näherte, ließ ſie, in jungfräulicher Scheu erröthend, den Vorhang der ſeidenen Wimpern über die leuchtenden Himmelsaugen fallen. Doch nur zu gut hatte ſie den erblickt, der in ihrem Herzen lebte.

Ganz außer ſich, von Liebeswahnſinn ergriffen, ſtürzte Raphael aus dem Kreiſe der Jünglinge, ſtellte ſich vor Mathilden und ſang:

So kommſt du her,
Schönſte der Jungfrauen?
Darf ich dich ſchauen?
Wunderbares Bangen
Hält die Bruſt befangen.
Schweigt Abendwinde, Stimmen des Waldes,
Wohllaut iſt ihr Gang,
Ihr Athem ſüßer Geſang,
alles huldigt ihr,
im Luſtrevier.
Will ſie zu euch ſich neigen,
ſeht den Himmel niederſteigen.
Ha Königin der Jungfrauen,
ſoll'n ſterben wir in Wonnen?
In Wellen ſprudelt, Liebesbronnen!
O Schmerzen. O Luſt
zerſpaltet die Bruſt.
Ach wem kein Stern mehr brennet,
dem iſt die Ruh zerronnet.

Als er den Geſang vollendet, ließ er ſich vor Mathilden auf ein Knie nieder, und bat um den ſchönen Blumenſtrauß, den ſie in der Hand trug, und den ſie ihm als Sängerpreis nicht verweigern konnte.

Er nahm ihn, ſich erhebend, drückte ihn an die Bruſt, netzte ihn mit Thränen, und vertheilte dann einige grüne Blätter davon an ſeine Gefährten, die jubelnd ihre Baretts damit ſchmückten.

Man kann denken, daß das ganze Beginnen Raphaels ein herrliches Bild herbeiführte. So kam es, daß Perſonen jeden Standes einen Kreis geſchloſſen hatten, und ſich an dem anmuthigen Schauſpiel ergötzten.

Selbſt die ſtrengſten Meiſterſänger, welche dem Raphael vorwarfen, daß er ſich zu italiſcher Singerei hinneige, erſtaunten über die Stärke und Annehmlichkeit des hellen Bruſttons, mit dem Raphael ſang; und ein paar gar Gelahrte ſtritten nur darüber, ob Raphael ſich in ſeinem Geſange mehr an die grüne Lilienweis oder mehr an des Orphei ſehnliche Klagweis gehalten.

So lieblich, ſo hineinpaſſend in die Vergnügungen auf der Hallerwieſe, ſo die Schranken der höchſten Ehrbarkeit beachtend, nun aber auch die der ſchönen Mathilde dargebrachte Huldigung ſeyn mochte, ſo mußte ſich doch die zarte, züchtige Jungfrau dadurch ſchmerzhaft berührt fühlen, weil einer ſeine Liebe zu ihr auf viel zu ausſchweiſende Weiſe vor aller Welt ausgeſprochen. Sie war ganz zerknirſchte Scham, keines Wortes mächtig.

Es hatten ſich indeſſen mehrere Freunde um den edlen Patrizier Herrn Harsdorfer verſammelt, und es gelang ihm, ſich ohne Geräuſch ganz in der Stille mit ſeiner Tochter im Volk zu verlieren.

Raphael befand ſich in der überſeligſten Stimmung, und wie es in dieſer Stimmung zu geſchehen pflegt, ſein Muth ſchwoll bis zum Uebermuth. Die Jünglinge beſchloſſen unter ſeiner Anführung noch einen Streifzug durch die ganze Hallerwieſe zu unternehmen. Hier auf dieſem Streifzuge war es, wo ihm eine der abentheuerlichſten Geſtalten aufſtieß. Ein alter, großer mißgeſtalteter Mann, in geſtreifter buntſcheckigter Kleidung, auf dem Barett drei hohe Pfauenfedern, ein ungeheures Schwert an der Seite, das er nur mit Mühe fortſchleppte. Der ganze Kerl ſchien aus Juſtus Ammans Kriegszug geſprungen zu ſeyn.

Erfährt der geneigte Leſer, daß Meiſter Thomas, der Wirth zum weißen Lamm, dieſen wunderlichen Menſchen begleitete, ſo hat es keinen Zweifel, daß der geſtreifte Kriegsmann niemand anders war, als der Unbekannte, den der Magiſter Mathias mit dem Namen Solfaterra anredete.

Die Jünglinge erwählten alsbald den Unbekannten zu ihrem oberſten Kriegsfeldhauptmann und ordneten einen Kriegszug an, der in der That lächerlich genug ſich ausnahm.

Voran ſchritten einige Jünglinge, die die Feldmuſik auf mißtönende Weiſe nachahmten, alsdann kamen zwei, die das ungeheure Schwert des Hauptmanns trugen; ihnen folgte einer, der auf den Händen das Federbarett empor hielt, und ihm zur Seite ſchritten zwei ſehr feierlich, von denen jeder einen Handſchuh des Hauptmanns, und ſcheinbar mit der angeſtrengteſten Mühe, trug. Nun führten zwei an den Armen den erwähnten Hauptmann ſelbſt; der wollte alles mit den Blicken vergiften, fluchte, tobte, knirſchte mit den Zähnen, aber er befand ſich in der Gewalt der Jünglinge, und jemehr er ſich toll geberdete, zu deſto abentheuerlicheren Grimaſſen wußten ihn ſeine Führer zu zwingen. Vorzüglich verſtand Raphael ſich darauf, den Hauptmann in beſtändigem Athem zu erhalten, ſo daß er's war, dem der Unbekannte den größten Tort verdankte.

So bewegte ſich der Zug langſam fort, als plötzlich Albrecht Dürer vor Raphael ſtand. —

Es iſt nöthig zu ſagen, daß Albrecht Dürer ſich ebenfalls mit ſeinem Weibe und dem Herrn Doktor Mathias auf der Hallerwieſe ein wenig ergehen wollte. Doch geſchah es wie immer; es geſellten ſich ſo viel edle Freunde zu ihm, daß ſeine Umgebung oder vielmehr ſein Gefolge bald einen Aufzug zu bilden ſchien. Heute kam noch dazu, daß viele Fürſten und Herren, die ſich gerade in Nürnberg befanden, ebenfalls nicht verſchmähet hatten, mit einer zahlreichen, glänzend gekleideten Dienerſchaft die Hallerwieſe zu beſuchen. Wohl war es Dürer, der ſie dazu bewog; denn ihn umgaben ſie huldigend ſeiner Kunſt nicht allein, ſondern auch ſeiner anmuthigen Beredtſamkeit, dem harmoniſchen Wohllaut ſeines ganzen Weſens. —

Dürers Antlitz war kräftig und voll Ausdruck eines erhabenen Sinnes. Die Züge drückten ſich indeſſen zu markirt aus, um nicht ein gewiſſes Gleichgewicht der Bildung aufzuheben, wodurch ein Antlitz ſchön wird. Den tiefſinnigen Künſtler zeigte der begeiſterte Blick, der oft an den buſchigten ſcharf zuſammengezogenen Augenbraunen hervorſtrahlte, den liebenswürdigen Menſchen ein unausſprechlich anmuthiges Lächeln, zu dem ſich ſeine Lippen verzogen, wenn er ſprach. Viele wollten unter Dürers Augen einen gewiſſen krankhaften Zug bemerken, ſo wie aus der nicht ganz natürlichen Färbung der Wangen auf die bedenkliche Andeutung eines innern geheimen Uebels ſchließen. Man findet dieſe Färbung zuweilen auf Dürers Bildern, vorzüglich bei Kloſtergeſtalten, mit vieler Wirkung angebracht, und dieſes zeigt, daß Dürer ſein eigenes Colorit nicht verkannte.

Dürer verſchmähte nicht, ſich zierlich zu kleiden, und ſo ſeinem wohlgebauten Körper, deſſen einzelne Glieder ihm oft ſelbſt zum Modell dienten, ſein Recht anzuthun. Seine ganze Geſtalt war heute an dem ſchönen Sonntage beſonders herrlich anzuſehen. Er trug ein gewöhnliches Ueberkleid von ſchwarzer Lyoner Seide. Der Kragen und die Aermel mit geriſſenem Sammt von derſelben Farbe in zierlichem Muſter beſetzt. Das auf der Bruſt weit ausgeſchnittene Wams war von buntem venetianiſchen Goldſtoffe. Das bauſchigte, vielfaltige Beinkleid reichte nur bis an das Knie. Uebrigens trug Dürer zu dieſem Feſtanzuge, wie es Sitte war, weißſeidene Strümpfe, große Bandſchleifen auf den Schuhen und ein Barett, das nur das halbe Haupt bedeckte und nur mit einer kleinen krauſen Feder und einem prächtigen Edelſtein, einer Verehrung des Kaiſers, geſchmückt war.

So trat alſo Dürer plötzlich ſeinem Pflegeſohn entgegen, indem er mit ſtrenger Stimme ſprach: „Raphael, Raphael! welchen Unfug treibſt du; ſpiel' nicht vor dieſen edlen Fürſten und Herren den Schalksnarren.“

In dem Augenblick trafen Solfaterra's und Dürers Blicke zuſammen, wie funkelnde Schwerter. Solfaterra ſprach mit ſeltſamem Ton: „der Prunknarr macht mich auch noch nicht todt,“ und ſtolperte fort durchs Gedränge. Dürer ſchien ſich von einer tiefen Bewegung erholen zu müſſen, dann wandte er ſich zu ſeiner Umgebung mit den Worten, die den bebenden Lippen mühſam entflohen: „laßt uns von hinnen gehen, ihr edlen Herren!“

Mag der geneigte Leſer es ſich gefallen laſſen, in das Haus des edlen Patriziers Harsdorfer, und zwar in das kleine Zimmer mit dem gothiſchen Erker geführt zu werden, in dem ſich die Alten aufzuhalten pflegten, wenn ſie aufgeſtanden und ſich angekleidet hatten.

Beide, Harsdorfer und ſeine Frau, traten ſich nicht, wie ſonſt, froh und freudig entgegen; vielmehr zeugte die Bläſſe ihres Antlitzes von der tiefen Bekümmerniß, die in ihrem Herzen nagte. Schweigend boten ſie ſich den Morgengruß, dann ließen ſie ſich in die ſchwerfälligen, mit reichem Schnitzwerk verzierten Lehnſeſſel nieder, die an einem ſolchen Tiſche ſtanden, über dem ein reicher grüner Teppich ausgebreitet lag. Frau Emerentia hatte die Hände auf dem Schooß gefaltet und ſah in tiefer Bekümmerniß vor ſich nieder. Herr Harsdorfer ſchaute, den Arm auf den Tiſch geſtützt, durch das Erkerfenſter in den leeren Himmelsraum.

So hatten die Alten eine Weile geſeſſen, als Herr Harsdorfer endlich leiſe ſprach: „Emerentia, warum ſind wir ſo traurig?“

„Ach,“ erwiederte Frau Emerentia, indem ſie die Thränen, die ihr in die Augen traten, nicht mehr zurückhalten konnte, „ach! Melchior, ich habe dich die ganze Nacht hindurch ſeufzen und leiſe beten gehört, und mit dir geſeufzt und gebetet. Unſre arme Tochter Mathilde.“

„Sie iſt,“ ſprach Harsdorfer mit mehr wehmüthigem als ſtrengem Ton, „ſie iſt von einer heftigen, verderblichen Leidenſchaft befangen worden, die wie ein böſes Gift an ihrem Innern zehrt. Mag mich die Gnade des Himmels erleuchten, und mir Mittel an die Hand geben, das arme Kind dem Verderben zu entreißen, ohne es ſelbſt zu verderben. Du weißt, Emerentia, mir ſtünde allenfalls die Gewalt zu Gebote; ich könnte den unbeſonnenen Jungling fortſchaffen. Ich könnte —“

„Um Gott,“ fiel die Frau ihm in die Rede, „Melchior, du biſt alles deſſen nicht fähig; denke an Dürer, denke an Mathilde, deren Herz du zerfleiſcheſt; und ſage ſelbſt, Melchior, ob das arme liebe Kind nicht zu entſchuldigen. Als ein unglücklicher Zufall den Jüngling in unſer Haus führte, war er nicht die Liebenswürdigkeit ſelbſt? Welche Sanftmuth im Betragen, welche Zartheit in dem Beachten aller der kleinen Aufmerkſamkeiten, die das jungfräuliche Herz nur zu leicht beſtricken. Raphael iſt in jeder Hinſicht ein außerordentlicher Menſch, und darf er an Kraft und Schönheit dem Erzengel verglichen werden, ſo verdient ſein auserleſener Verſtand und ſein hoher vortrefflicher Geiſt in einem ſolchen ſchönen Hauſe zu wohnen. Wahr iſt's, ſein wildes, ungezähmtes Temperament reißt ihn zu tollen, übermüthigen Streichen hin. Aber haſt du, Vater, jemals von einer wirklich nur ſchlimmen That vernommen, die Raphael verübt haben ſoll? Vielleicht iſt doch Raphael ein guter Menſch.“ —

„In der That,“ nahm Harsdorfer das Wort, indem er ſanft lächelte, „in der That, du vertheidigſt den wilden Raphael mit ſo vieler weiblicher Geſchicklichkeit, daß es nur Noth thäte, ihm unſere Mathilde in die Arme zu werfen.“

„Mit nichten,“ erwiederte Frau Emerentia, „mit Schrecken denke ich daran, daß es möglich ſeyn ſollte, die Tochter dem ausgelaſſenen Jüngling aufzuopfern. Raphaels Temperament gleicht einem klaren Bach, der zwiſchen anmuthigen Wieſenflächen dahin plätſchert und vorbeifließend jede Blume liebkoſet. Doch peitſcht ihn der wilde Sturm, ſo brauſen ſeine Wellen hoch empor, er wird zum wilden Waldſtrom, reißt alles ſchonungslos mit ſich fort und ſchont ſelbſt der geliebten Blumen nicht.“

„Ei,“ ſprach Herr Harsdorfer mit etwas ſpitzem Ton, „das ganze ſchöne Gleichniß, das jedem Meiſterſänger Ehre machen würde, haſt du wohl dem Herrn Doktor Mathias Salmaſius zu verdanken.“

„O!“ ſprach Frau Emerentia weiter, „o glaube, Vater, daß auch eine einfache Matrone, iſt ſie Mutter, in dieſem Gefühl außer ſich ſelbſt hinausſchreiten und ein anderes Weſen werden kann. Laß es mich dir mit einem andern Gleichniß ſagen, daß Mathildens ſtille Sanftmuth nur wie eine dünne Eisdecke über einer ſtets zehrenden Feuerglut liegt, die jeden Augenblick brechen kann. Die größte Gefahr führt Mathildens grenzenloſe Liebe herbei. Doch eine leiſe Hoffnung iſt mir geſtern bei dem ärgerlichen Vorfall auf der Hallerwieſe aufgegangen. Zum erſtenmal mußte Mathilde Raphaels wildes, bedrohliches Weſen erkennen; ja ihre züchtige Jungfräulichkeit wurde dadurch unmittelbar ſchmerzlich berührt. Ein einziges unbeſonnenes, ſelbſt bewußtloſes Beginnen des Mannes, wodurch die Geliebte verletzt wird, iſt ein Fleck am ſonnenhellen Himmel der Liebe, der ſelten wieder verſchwindet.“

„Doch ſage, Vater, was thun, was beginnen?“ —

„Ernſte väterliche Ermahnungen,“ ſprach Herr Harsdorfer, „ſind vor der Hand der einzige Damm, den ich dieſem reißenden Strom entgegenſetzen kann; und wie lange wird's dauern, bis die glühende Leidenſchaft wenigſtens ſich ſo weit abgekühlt hat, daß der Sinn nur im mindeſten der Vernunft ſich hinneigt. Doch mich dünkt, ich höre unſer liebes Kind mit unſerm Morgen-Imbiß die Treppe heraufſchreiten. Sie wird auf unſerm kummervollen Geſichte leſen, welche tiefe Sorge ſie uns verurſacht.“

In der That öffnete ſich die Thüre, und herein trat das liebe Kind, mit einem ſilbernen, ſauber gearbeiteten Teller, auf dem zwei hohe mit edlem Wein gefüllte Gläſer ſtanden. Auf einem kleinern Teller lag etwas Backwerk, das ſo friſch und appetitlich ausſah, wie man es in Nürnberg nicht anders findet.

Die Todtenbläſſe des Antlitzes, die verweinten Augen zeugten hinlänglich von dem bittern Kampf in Mathildens Innern. Doch war ihr ganzes Weſen gefaßt, und nur mit mehr Rührung bot ſie den lieben Eltern den Morgengruß, indem ſie ihre Hände küßte. Der alte Harsdorfer, Mathilden im höchſten jugendlichen Liebreiz vor ſich ſtehen, mit hängendem Köpfchen, wie ein krankes Täublein die Arme hinunterhängen, mit beiden Händen ein Schnupftuch zuſammendrücken ſehend, ſchien in der That verlegen, wie er ſeine Rede beginnen ſollte.

„Nun,“ ſprach er mit bitterm Ernſt, „nun weiß man doch in dem guten Nürnberg, wen der wilde Raphael zu ſeiner Liebſten erkoren. Sollen bald die Brautjungfern den Kranz flechten?“ „Ach, Vater!“ erwiederte Mathilde, „verletzt nicht noch das wunde, blutende Herz durch bittere Reden, die wie ſcharfe Stacheln nur zu tief eindringen. Der geſtrige Auftritt hat mein ganzes inneres Weſen empört, alle jungfräuliche Scham mir aufgeregt. Es iſt, als könne ich mein Zimmer nicht mehr verlaſſen, nicht mehr über die Straße gehen als müßte ich mich im tiefſten Winkel verbergen, um nur nicht den höhnenden Spott auf den Geſichtern der Jungfrauen und Frauen zu ſehen. Aber, Vater, warum mir die Vorwürfe, bin ich denn Schuld an der Verirrung des Jünglings?“

„Mathilde,“ ſprach Herr Harsdorfer weiter, „der roheſte, in Liebe befangene Jüngling wird es kaum wagen, wenigſtens unter ſolchen Umſtänden, wie ſie ſich geſtern auf der Hallerwieſe geſtalteten, einer Jungfrau auf die Art in den Weg zu treten, wenn er in ihrem Betragen nicht irgend einen Anlaß, irgend eine Entſchuldigung fand. Mathilde, du biſt in Liebe zu dem unbeſonnenen Jüngling, und nur zu leichtſinnig wirſt du ihm ſchon längſt die innere Stimmung verrathen haben.“

„O Gott!“ rief Mathilde ſchluchzend, indem ſie die ſchönen Augen, die voller Thränen ſtanden, gen Himmel erhob, wie eine zu der ewigen Macht des Himmels flehende Heilige. „Armes Kind,“ liſpelte Frau Emerentia für ſich, indem ſie etwas Wein zu ſich nahm, in den ihre Thränen tröpfelten. Herr Harsdorfer, als ein feſter Mann ſeine Faſſung erhaltend, ſprach nun mit mildem Ernſt und einem Ton, deſſen halbunterdrückte Wehmuth die höchſte Zärtlichkeit für das liebe Kind, ſo wie den unſäglichen Schmerz ausſprach, den er in dieſem Augenblick erlitt:

„Mein theures geliebtes Kind Mathilde, ſehr würdeſt du irren, wenn du glauben ſollteſt, daß deine ſo ſchnell erglühte Liebe zu dem wilden Raphael mich in Zorn verſetzt hat. Raphael iſt ein geiſtreicher Menſch, deſſen Kunſttalent groß und ungewöhnlich zu nennen. Schon jetzt ſetzen ſeine Skizzen jedermann in Erſtaunen, und Dürers Ausſpruch, daß der Jüngling auf jeden Fall ein großer, vielleicht der größte Maler ſeines Zeitalters werden würde, kann und wird ſich bewähren. Du kennſt mich, mein theures Kind, und weißt daher, daß dies Talent das ſchönſte Adelsdiplom iſt, womit ich meinen Eidam bekleidet wünſche; bürgerliche Verhältniſſe würden alſo deiner Liebe niemals ein Hinderniß ſeyn. Doch hier handelt es ſich von etwas Wichtigerem."

„Mathilde, du ſtehſt an einem Abgrunde, ohne es zu ahnen. Der argliſtige Verführer der Menſchen ſelbſt ſtreckt ſeine Krallen nach dir aus und ſucht dich zu verderben. Mathilde, ſammle deinen Sinn, und gieb väterlichen Ermahnungen Gehör, die dich auf den rechten Weg zurückbringen werden. So wie Raphael ſich dir bis jetzt in der Ferne und — vielleicht auch näher —" Die letzten Worte ſprach Herr Harsdorfer mit Nachdruck, indem er einen ſcharfen Blick auf Mathilden heftete, ſo, daß Mathilde ganz Purpur die Augen niederſchlug, das Sacktuch wacker zwiſchen den kleinen Händchen zerknillte.

„Alſo," fuhr Herr Harsdorfer, der einen Augenblick inne gehalten, ernſter und ſtrenger fort, „alſo und auch näher zeigte — konnteſt du unmöglich jene bedrohlichen Untiefen ſeines Weſens gewahren, die den gewiſſen Untergang jedem Weibe bereiten, das ſich ihm ergiebt, und ihn ſelbſt zuletzt verderben werden. Seine Leidenſchaftlichkeit überſchreitet alle Grenzen der Vernunft, ſein Jähzorn ſcheut kein Verbrechen. — Wollt' er nicht noch geſtern den Freund meuchlings ermorden, und lag es an ihm, daß der Mord nicht wirklich geſchah?"

„Baſtard ſchimpfte ihn der Ruchloſe mitten unter allem Volk." Dieſe Worte ſchob Mathilde ganz leiſe dazwiſchen.

„Aber," ſprach Herr Harsdorfer weiter, indem er that, als habe er Mathildens Worte gar nicht vernommen, „aber an dir ſelbſt hat nun ſein bedrohliches Weſen ſich offenbart. Du ſiehſt die Gefahr ein, der du leichtſinnig dich hinopfern willſt. In den Fabeln wird erzählt, daß Unthiere in glänzendem Gefieder mit reizender Sirenenſtimme den Menſchen ſo verlocken, daß er als ihr eigen an die Bruſt fällt, um ihn dann deſto gewiſſer ohne Widerſtand zu verſchlingen; ſo iſt's mit Raphael."

„Doch, mein liebes Kind, der erſte große Schritt iſt geſchehn; unverzeihlich hat ſich Raphael gegen dich benommen, und hierin findeſt du den erſten und fürnehmſten Grund, deine Leidenſchaft zu bekämpfen. Du biſt ein tugendhaftes, frommzüchtiges Kind, und ſo wird dir der Sieg leicht werden. Ja, mein liebes theures Kind, du haſt recht, nicht verzeihen magſt, kannſt du dem wilden Jüngling was er that."

„O Gott!" rief Mathilde, „ich habe ihm ja längſt verziehen."

Herr Harsdorfer erſchrak über dieſen ihm allein unerwarteten

Ausbruch Mathildens dermaßen, daß er das Glas Wein, welches ſchon ſeine Lippen berührten, wieder abſetzte. Frau Emerentia ſchaute ihn aber an mit einem Blick, welcher deutlich ſprach: hätteſt du wohl etwas anders ahnen können?

Ohne der Eltern Rede weiter abzuwarten, begann Mathilde mit ſteigender Leidenſchaft: „O Gott, liebe Eltern, was mein Raphael gethan, die Engel im Himmel werden ihn rein erſcheinen laſſen; denn nur durch ſchwarzen Flor blickt wie ein prachtvoller Stern ſein edles herrliches Gemüth.“

„Als der übermüthige Holzſchuer ihn bis auf den Tod beleidigte — ihr müßt wiſſen, meine theuern Eltern, daß der Menſch, der meinen Raphael um alles beneidet, ihm den Vorwurf machte, nicht auf rechtmäßige Weiſe geboren zu ſeyn, weil ſeine Eltern nur durch die katholiſche Kirche vereinigt ſind. Freilich, als er ihn nun überwältigt, als er das Mordmeſſer zog — o! das böſe, böſe Meſſer — wie oft habe ich — —“ Mathilde ſtockte und drückte mit beiden Händen das Taſchentuch vors Geſicht, indem ſie vor zurückgehaltenen Thränen erſticken zu wollen ſchien.

Herr Harsdorfer ſowohl, als Frau Emerentia ließen das Kind gewähren, indem ſie einen Ausbruch der bitterſten Reue und Zerknirſchung erwarteten. Herr Harsdorfer glaubte dieſem Ausbruch der Reue einen leichten Durchgang verſchaffen zu müſſen, vermöge ruhiger, bedächtiger Worte.

„Im,“ ſprach er, „im ſteten Andenken an Raphaels durchaus ärgerliches Beginnen auf der Hallerwieſe wird er, indem du ihn nicht wieder ſiehſt, dir immer gleichgültiger werden und zuletzt deine Liebe zu ihm erlöſchen.“

„O Gott!“ ſchrie Mathilde mehr als ſie ſprach, „was ſagt Ihr, Vater, was ſagt Ihr, ich ihn nicht mehr lieben, ihn, in dem meine Seele lebt, der mein Alles, mein ganzes Daſeyn iſt. Jeder Tropfen meines Herzbluts quillt in ſeiner Bruſt — er iſt der belebende Funke meines ganzen Weſens — ohne ihn alles todt und ſtarr — mit ihm alle Himmelsſeligkeit und Wonne. Und ſo lebe ich auch in meines Raphaels Bruſt. Ha! ſo geliebt zu ſeyn! — ſo geliebt zu ſeyn!“ —

„Als er mich auf der Hallerwieſe erblickte — da loderten hell die Liebesfunken, und von ſeinen Lippen ſtrömte in himmliſcher Begeiſterung ein Lied. — Ha, welch ein Lied! die älteſten Meiſter nickten ihm Beifall zu — allen ſchwoll die Bruſt beim Geſange meines Raphaels — und als er nun den Preis des Sängers zu erwerben rang — o Gott! das Lied ſtrömte wie Feuer durch meine Adern — den Jünglingen pochte das Herz — und die Jungfrauen — vergebens ſuchten ſie es zu bergen, wie ſie mich um meine Liebe neideten — während der Mund ſich zum ſpöttiſchen Lächeln verzog, ſtanden Thränen der Sehnſucht ihnen in den Augen — während ſie den Jüngling verdammten, fühlte jede ſelbſt den Himmel an meiner Stelle! Ihn laſſen, ihn nicht mehr lieben, meinen Raphael, nein nimmermehr — bis zum letzten Lebenshauch iſt er mein! bleibt er mein! — mein! — mein! — mein!"

„So gewahr' ich denn," ſprach der alte Harsdorfer, indem er ſich zornig von ſeinem Sitze erhob, „ſo gewahr' ich denn, daß der Geiſt des Böſen, der ſein Weſen treibt in des wilden Jünglings verderblichem Beginnen, ſchon Macht gewonnen über dich. Ha, entartetes Kind, hat jemals das Blut in verderblicher Wolluſt gegährt in den Adern deiner Mutter, die in den Jahren, wenn das Liebesfeuer am höchſten wallt, die Zucht und ſpröde Jungfräulichkeit ſelbſt war? Sind jemals Worte über ihre Lippen gekommen, wie ſie von den deinigen ſtrömen? Doch gehe hin, Verworfene, du haſt keinen Vater mehr, geh hin, flieh mit ihm, denn gewiß brütet ein ſolcher Anſchlag der Hölle ſchon längſt in dem Gehirn des Böſewichts, der dir nachſtellt; ende im Elend und tiefer Schmach."

„Nein," rief Frau Emerentia, die in Thränen ganz gebadet war, „nein, Vater, das kann, das wird unſer frommes Kind nicht; nur Verblendung iſt es. Doch nein, ſie liebt wohl Raphael wirklich, aber kann ſie darum Vater und Mutter laſſen?"

„Nimmermehr, lieber ſterben," ſchluchzte Mathilde.

Herr Harsdorfer ſah in dieſem Augenblick ein, daß er gegen Mathilde zu hart geweſen, und der rührende Anblick der beiden ganz ſchmerzaufgelöſten Weiber gab dieſem Gedanken noch das gehörige Gewicht. Er hob Mathilden, die vor ihm niedergeſtürzt war, ſanft in die Höhe, ſtrich ihr die niedergefallenen Locken von der Lilienſtirn und ſprach ſanft, beinahe wehmüthig: faſſe dich, mein liebes Kind, vielleicht iſt es nur ein feindſeliger Augenblick, der dich dir ſelbſt verleugnen ließ."

Mathilde plötzlich ganz gefaßt, keine Thränen in den trockner

Augen, ſtarrte den Herrn Harsdorfer an mit ſeltſamem Blick und fragte mit dumpfem Ton: „habt Ihr mir, Vater, vielleicht eine böſe Unthat verſchwiegen, die Raphael beging, ſo entdeckt ſie mir jetzt; denn bei Gott, Vater, nichts habt Ihr vorbringen können, was meinen Raphael als einen verbrecheriſchen Menſchen darſtellen ſollte, der meiner Liebe unwürdig.“ — Herr Harsdorfer ſchien etwas betreten. „Geh,“ ſprach er endlich, „geh, mein liebes Kind, ſchiebe dir das kleine Tabouret heran und nimm Platz zwiſchen deinen Eltern.“

Der geneigte Leſer, der Sinn hat für die edle Malerkunſt, dem ſich aus einer Erzählung mannigfache Gruppen bilden, findet hier Gelegenheit, ſich ein kleines, gar anmuthiges Kabinetsſtück vor Augen zu bringen. Denn anmuthig darf es genannt werden, wie die bildhübſche, ſchlankgewachſene Mathilde in der zierlichſten Morgenkleidung, Platz genommen zwiſchen den beiden Alten, auf ihre Rede horchend. Auch darf nicht die gute Staffage der Polſterſtühle, des Tabourets und des Tiſches mit dem appetitlichen Morgen-Imbiß vergeſſen werden. —

„Um dir,“ begann nun der alte Harsdorfer, „um dir, mein liebes gutes Kind, klar vor Augen zu ſtellen, wie mein Vorurtheil gegen Raphael auf eine Schlußfolge begründet iſt, deren Untrüglichkeit die Welterfahrung längſt bewährt hat, muß ich dir von Raphaels unglücklichem Vater, dem verworfenen Dietrich Irmshöfer, mehr erzählen.“

„So wie Dürers Vater, war Irmshöfers Vater ebenfalls ein Goldſchmied und beide Alten, wie man zu ſagen pflegt, gute Kumpane. Beide Knaben ſollten die Kunſt der Väter erlernen. Bald aber erwachte in beiden ein entſchiedener Hang zur Malerkunſt, und es zeigte ſich ſchon zu der Zeit Irmshöfers heftiger wilder Sinn, daß er nicht, wie Albrecht Dürer, in Nebenſtunden ſeiner Neigung mit Liebe und Fleiß nachhing, ſondern an einem guten Tage alles Handwerkszeug bei Seite warf, zu ſeinem alten Vater lief und erklärte, er wolle ſogleich in alle Welt gehen, wenn er ihn nicht augenblicklich zu einem Maler in die Lehre thäte. Beide Knaben ſollten ſich nun nach Colmar zum wackern Martin Schön begeben. Der war aber indeſſen geſtorben, und beide Knaben kamen zum alten Wohlgemuth.“

„Hier war es nun, wo in beiden ſich bald ein reicher Schacht der vorzüglichſten Gaben aufthat. Die Arbeiten der Jünglinge erregten das Erſtaunen des Meiſters. Die gänzliche Verſchiedenheit ihres ganzen Weſens trat aber auch ſchon jetzt entſchiedener vor, und mit nicht geringem Kummer gewahrte der alte fromme Wohlgemuth, daß zwar Albrecht den Geiſt der Kunſt mit jener frommen Liebe erfaßte, die in dem Innern der alten deutſchen Meiſter lebt; Dietrich dagegen, von einem ſeltſamen Geiſt getrieben, nichts in der Malerei wollte, als höchſte treueſte Nachahmung der ſinnlichen Erſcheinung; ſo gaben doch insgemein die gewählten Gegenſtände einen nicht geringen Anſtoß, da ſie der heidniſchen Fabelwelt entnommen, und den Makel weltlicher Luſt, die nichts Höheres will, als die Luſt, an ſich trugen."

„Zu dem ſchalten die Meiſter noch die Unrichtigkeit der Zeichnung. Albrecht Dürers frommer Sinn beſchäftigte ſich mit Gegenſtänden der Religion, und ſein hoher, alles überwiegender Geiſt — ein Talent, das zu der Zeit kaum auf Erden zu finden — offenbarte ſich in einer Wahrheit des Ausdrucks, der Farbengebung, in einer Natürlichkeit der Stellungen, die alles hinreißen und ſeinen Bildern jene eigenthümliche Anziehungskraft geben mußte, die tief in die Seele des Beſchauers eindringt. Die Wahrheit des Ausdrucks erhob auch die Bildniſſe der Bürgermeiſter oder anderer Perſonen, welche er abkonterfeite, zu Meiſterſtücken der Kunſt, die die allgemeine Bewunderung erregten."

„Wurde nun Albrecht Dürer hoch geprieſen und gelobt, ſo ging's dagegen ſeinem Kameraden Dietrich deſto ſchlechter, an deſſen Gemälden zuletzt nicht einmal das wirklich Lobenswürdige gelobt, ſondern das Ganze mit dem Ausdruck „Stümperarbeit," verworfen wurde."

„Da entzündete ſich in der Bruſt des Jünglings zum wüthendſten Haß der Groll, der ſchon in des Knaben Buſen gelegen, und jeder Tag, jede Stunde entwickelte eine Menge der durchdachteſten Bosheiten, die gegen Dürer gerichtet waren, und oft nur zu ſicher, nur zu verderblich trafen."

„Erlaß es mir, mein Kind, dir die Reihe ſolcher Bosheiten aufzuſtellen. Das Gemälde, wie Böſewichter es anfangen, einem großen tugendhaften Mann zu ſchaden, würde dein reines Gemüth nur verletzen, und es bedarf deſſen nicht."

„Dürer bekämpfte den Haß ſeines Kameraden, ſo wie es in ſeiner ſchönen Seele lag, mit zuvorkommender Liebe und ſchien wirklich wieder etwas über das ſtarre Gemüth zu gewinnen. Doch alles änderte ſich, alle gute Ausſicht ging verloren, als ein italieniſcher Maler, Namens Solfaterra, mit einer anſehnlichen Sammlung italiſcher Gemälde nach Nürnberg kam.“

„Von dieſem Augenblick war Dietrich wie vom Wahnſinn ergriffen; er ſah und hörte nichts, als italiſche Kunſt; und üppige Bilder erfüllten ſeine Einbildungskraft. Doch noch Schlimmeres, als dies.“

„Solfaterra war ein verworfener, allen böſen Lüſten, allen Verbrechen ergebener Menſch, und mit ihm ergab ſich der unglückliche Dietrich dem Laſter mit aller Wuth, die in dem gährenden Blut kochte. Dabei theilte Solfaterra den Haß Dietrichs gegen Dürer ſchon darum, weil ein ſündhaftes Gemüth Aergerniß nimmt an dem frommen Sinne, der Werke ſchafft, die aus dem Gemüthe kommen und zum Gemüthe ſtrömen. Man ſagt, Solfaterra habe dem jungen Albrecht nach dem Leben getrachtet.“

„Doch nun, Mathilde, meine herzliebe Tochter Mathilde, horche wohl auf, was die Stimme des Schickſals zu deinen Eltern, zu dir ſo warnend ſpricht, daß es ſündlicher Frevel wäre, ihrer nicht zu achten.“

„Raphael iſt ſeines Vaters treues Ebenbild. Eben ſo wie dieſer war jener mit allen geiſtigen und körperlichen Vorzügen des vollendetſten Jünglings geſchmückt. Eben ſo wie jener übt er die verführeriſche Kraft des Satans ſelbſt über die Jungfrauen — eben ſo wie du, unglückliche Mathilde, kam die ſchöne tugendhafte Roſa, des edeln Patriziers Im-Hof einzige Tochter in flammende Liebe zu dem Verworfenen. Er verführte ſie, und verſchwand mit ihr in dem Augenblick, als der Rath Bübereien und Mordverdachts halber ihn ſammt dem ſaubern Solfaterra zur Haft bringen laſſen wollte, mit Schande und Schmach bedeckt.“

„Nach mehrerer Zeit ſtieß ein Nürnberger Kaufmann, der ſich gerade in Neapel befand, auf ein Bettelweib, die lang ausgeſtreckt auf den Marmorſtufen der Kirche des heiligen Januar lag, und der mühſam von einem bildſchönen, fünf- bis ſechsjährigen Knaben Kloſterſuppe eingeflößt wurde.“

„Das Bettelweib war ein Weib des tiefſten Jammers und Elends, und der Tod hatte bereits ihre Lippen gebleicht. Der Knabe ſprach zur Verwunderung des Kaufmanns deutſch, und in wenigen Worten hatte er die Geſchichte ihres Verderbens erfahren."

„Der Vater, ein Maler, hatte Weib und Kind am fremden Orte hülflos verlaſſen. Bei der Frau kam alle Hilfe zu ſpät; ſie verſchied nach wenigen Augenblicken und wurde von den Kloſterknechten weggebracht. Den Knaben nahm der Kaufmann mit nach Nürnberg. Der Maler, welcher Weib und Kind verlaſſen, war aber Dietrich Jrmshöfer — das Bettelweib, Roſa." —

„Mit einem krampfhaften Schrei fuhr Mathilde von ihrem Tabouret auf. In dem Augenblick ging indeſſen die Thüre auf, und Herr Doktor Mathias Salmaſius trat herein.

Das Geſpräch wandte ſich, und was nun verhandelt wurde, davon ſoll der geneigte Leſer bald ſo viel erfahren, als es der Geſchichte frommt.

Drittes Kapitel.

In dem Gaſthofe zum weißen Lamm ging es unterdeſſen ſehr lebhaft zu. War es, daß der einfallende Jahrmarkt zu Fürth die Leute niedrigerer Volksklaſſe zuſammengetrieben, ſo hatte dagegen das langerwartete Ehrenfeſt des großen Dürer die Leute höhern Standes herbei gezogen.

Das Wetter hatte ſich völlig aufgeklärt, und ein heiterer Himmel, dem die luſtigen Morgenwinde jedes Wölkchen wie eine Thräne weggetrocknet, lagerte ſich über die ſonnenhelle Gegend. Die Anmuth der Witterung verfehlte keineswegs ihre Wirkung auf die Gemüther der Menſchen, welche ſich mit Freiheit und Luſt bewegten. So kam es, daß die Gaſtſtube des ehrenwerthen Herrn Thomas ſchon am frühen Morgen von Gäſten erfüllt war, welche Wein tranken, wie ſie ihn eben erhielten, ſchlechten und guten, und dabei lärmten und jubilirten.

Herr Thomas hatte noch nie ſolchen zahlreichen Zuſpruch gehabt. Er rief, indem er ſich vor die Bruſt ſchlug: „O! du allmächtiger Albrecht Dürer, dir habe ich das zu verdanken; du biſt beſſer, als der heilige Sebaldus, der blos zerbrochene Bouteillen leimt.“ Dazu tanzte er — konnte es unbemerkt geſchehen — etwas auf einem Beine und krähte: „O Nürnberg, du edler Fleck!“ prügelte auch erklecklicher als ſonſt mit der Katzenpeitſche den neuen Kellner, der ſich niemals entſchließen konnte, ob er den rechten Fuß zuerſt vorſetzen ſollte oder den linken, ſo lange, bis er in den Parforce-Schritt gerieth, und dabei kläglich ſtürzend mehr Bouteillen zerbrach, als nöthig.

„Nein!“ rief in der Stube ein wohlgenährter Kärrner, ein friſches junges Blut, dem man die Lebensluſt anſah (er pflegte hübſche kurze Waaren feil zu halten), „nein, mit Freuden verlier' ich zwei, auch wohl drei Laubthaler, und fahre nicht nach Fürth und bleibe hier, um das Wunder zu ſehen, das der alte Dürer ſchon wieder geſchaffen, und wenn ich daheim komme, dem Weibe zu erzählen, wie mich das ſo recht an Herz und Seele erlabt, was aus des alten fleißigen Herrn Werkſtatt kommt. Nehme auch wohl ein Stücklein Kreide, und zeichne auf den großen ſchwarzen Tiſch des Meiſters Gebilde nach, ſo gut es meine rauhe Fauſt vermag, und da kann ſich das Weib alles ſo ziemlich verſinnlichen, und darüber hat ſie denn große Freude.“

„Ei,“ begann ein ſchwarzgebrannter Geſelle von Kärrner, „ei nehmt, Kamerad, bei dieſen dürren Zeiten den Verdienſt von zwei, drei Laubthalern immer mit, der Euch entgehen würde, wenn Ihr nicht noch heute nach Fürth kommt, und ſchert Euch den Teufel um Dürers Feſt. Macht's wie ich; ich gehe, ſobald ich dieſen Römer geleert, den der heilige Sebald mir geſegnen möge. Glaubt Ihr, thörichter Mann, daß der Kaiſerſaal mit ſeinen Wundern, zumal wenn Dürers Gemälde ausgeſtellt iſt, für Euch und Leute unſeres Standes überhaupt geöffnet ſeyn wird? Der Dürer iſt ein vornehmer Mann geworden, der blos für die hohen Fürſten und Potentaten malt, und unſer eins nicht mehr achtet. Bekämen wir nicht ſeine ſchönen Bilder in den Kirchen zu ſehen, ſo würden wir gar nichts mehr von ihm wiſſen.“

„Ei,“ ſprach ein Nürnberger Bürger hinzutretend, „ei, wie möget ihr doch ſo ſprechen, ihr lieben Leute, wie möget ihr von uns Nürnberger Bürgern ſolch ſchlechte Meinung hegen, daß wir abgeartet, nicht freier Volksſitte treu bleiben ſollen. So wie die hohen Herrſchaften den Kaiſerſaal verlaſſen, und die Gänge nur ein wenig Luft erhalten, werden Thüren und Thore für jedermann geöffnet, und der geringſte aus dem Volk kann ſich an den Wundern, die ſich ihm aufthun, erlaben."

„Und was unſern Dürer betrifft, ſo iſt er ein Mann des Volks, aus dem er geboren, Hort und Heil der edlen Stadt Nürnberg — Stütze der Armen — Zuflucht der Bedrängten — Troſt und thätige Hülfe jedem, der ihrer bedarf — und viel lieber in den Kreiſen des biedern bürgerlichen Standes, in dem Treuherzigkeit herrſcht und freier unbefangener Sinn, ſtatt falſcher Saalbaderei und Knechterei ohne Ende, wie wohl ſolches Giſt oftmals bei den Vornehmen herumſchleicht. Vorzüglich hegt und pflegt er jedes aufkeimende Talent, er mag es finden, wo er will."

Bei dieſen Worten warf der Bürger dem Kärrner einen ſchlauen Blick zu, der Kreidezeichnung gedenkend. Dieſer ſchlug aber die Augen nieder, und lispelte: „O Gott! ſollte etwas darin ſtecken."

„Silentium!" ſchrie eine drohende Stimme, die keinem andern gehörte, als dem tollen, halbbetrunkenen Drechslermeiſter Franz Weppering, über den Tiſch herüber: Silentium! und ſollte ich ganz allein gegen euch Meiſters meinen herrlichen Jungen, mein Herzblatt, meinen herzlieben Zuckermann, vertheidigen, ſo thue ich es hiemit, und fordere vorzüglich die Jugend auf, der das Herz am rechten Flecke ſitzt, zu entſcheiden, ob's Recht war oder nicht, daß Raphael den übermüthigen Melchior Holzſchuer niederwarf, als er ihn Baſtard ſchimpfte."

„Wer mir," ſprach ein junger rüſtiger Steinmetz mit funkelnden Augen, „wer mir an die Ehre kommt, kommt mir an das Leben, denn ohne Ehre kein Leben, und Leben gegen Leben."

„Recht, Recht, Friedrich hat Recht," ſo ſtürmten die Jünglinge tumultuariſch hinterher und ſchrien, indem ſie die Gläſer klingen ließen: „Hoch lebe Vater Dürers herrlicher Pflegeſohn Raphael, denn ſein iſt er ganz und gar."

„Verachtet die Stimme der Aeltern nicht," ſo ſprach ein alter Handwerksmann, deſſen Gewerbe die blau gefärbten Hände verkündigten, „es wäre in dieſem Falle gut, wenn ein weiſer, vernünftiger, berathener Mann den Fall zum Nutzen und Frommen der Jugend entſchiede."

Die Jünglinge lachten hell auf, ergriffen den Herrn Thomas, der eben mit zwei ſchweren Weinhumpen durchſchlupfen wollte, alles Widerſpruchs unerachtet, bei den Beinen, und hoben ihn auf den Tiſch, mit dem Anſinnen, ſogleich, da ihm die Gaben dazu inwohnten, den Richterſpruch zu thun. Herr Thomas gab der ſtrengen Nothwendigkeit nach, und bemühte ſich, wenigſtens das mit Zierlichkeit und Anſtand zu thun, was ihm die Gewalt abzwang. Er beſah einige Augenblicke ſtillſchweigend den Schlüſſelbund, ließ dann einen Schlüſſel nach dem andern fallen, richtete ſich dann aus der gebückten Stellung in die Höhe, kratzte nach allen Seiten aus, vergeſſend, daß er auf dem Tiſche ſtand, und richtete eben dadurch eine Verwüſtung an, der in dem Augenblick ſchwer zu ſteuern. Endlich räuſperte er ſich, fuhr einigemal mit der Kellermütze über die Stirne, und begann feierlich:

„Meine theuren Gäſte! es iſt hier von einem Todtſchlage, oder vielmehr davon die Rede, ob's Recht iſt, jemand todt zu ſchlagen. Man findet darüber in den moſaiſchen Geſetzen, gedenkt man noch nicht der Chaldäer, Syrer, Indier, Meſopotamier, Egyptier, Perſer —"

„Halt, halt," ſchrie der Steinmetz, „plagt Euch der Teufel, Herr Wirth, wir wollen nicht wiſſen, ob die Potomier, Kalkdreher, Gypszieher, oder wie das Volk alles heißen mag, was Ihr da heraus gewirbelt habt, dem Raphael Recht gegeben haben würden, oder nicht. Ihr ſollt auf der Stelle Beſcheid geben."

„So laßt," ſprach der Wirth, „ſo laßt mich wenigſtens ſogleich von Moſes zu unſerm Kaiſer Karl dem Vierten und ſeiner Aurea bulla von 1347 vorwärts gehen; in dieſer heißt es, „betreffend Meuterei und Todtſchlag," ausdrücklich: ſo Jemand —" In dieſem Augenblicke ſchaute der Wirth um ſich, und gewahrte auf den Geſichtern der Jünglinge düſtere Wolken, die jeder nachtheiligen Entſcheidung ein nachfolgendes verderbliches Gewitter drohten.

Der ſchlaue Thomas faßte ſich daher kurz und ſprach: „in der That, ſehr werthe Meiſter, herrliche Gäſte, wackere Genoſſen ſchöner Tage, ich weiß nicht, wie es wörtlich in der Aurea bulla heißt, aber ihrem Sinn und Inhalt gemäß gebe ich meine Entſcheidung dahin, daß Raphael das Recht hatte, den Melchior auf den Tod anzugreifen, weil dieſer zuvor Gleiches gethan."

So ſehr die Jünglinge dem Herrn Thomas Beifall zujauchzten, ſo ſehr erhoben ſich dagegen auch die murrenden Stimmen der Alten, welche mit Recht von Meuchelmord, bewaffneter Fauſt und dergleichen ſprachen. Herr Thomas, um auch dieſen Sturm zu beſchwichtigen, rief ſehr laut: „und ſollte auch ein hitziger Streich geſchehen ſeyn, alle Geſetze, Verordnungen und Privilegien laſſen einen großen Entſchuldigungsgrund zu, nämlich die Liebe; und hat der feurige Jüngling Raphael an einem Orte, wo es freilich nicht hingehörte, hat er ſeine höchſte Kunſt, was Geſang und Spiel betrifft, den ganzen Schatz ſeines Talents euch eröffnet, ſo dankt ihm das, ſo dankt ihm die Erhebung eures Gemüths, die ihr in dieſer Stunde genoſſen habt.“ Dem Wirth wurde auf's Neue ſtürmiſcher Beifall zugejauchzt. Er nahm indeſſen die Gelegenheit wahr, mit einem geſchickten Katzenſprunge auf den breiten Rücken ſeines Oberkellners zu ſetzen, der mit ihm ſogleich abfuhr.

Ein neuer, ganz unerwarteter Auftritt feſſelte jetzt plötzlich die Aufmerkſamkeit der Gäſte. Die Thüre ſprang nämlich auf, und herein ſchritt ſehr feierlich ein kleines, kaum fünf Fuß hohes Männlein; einen großen, breiten Hut, mit einer viel zu hohen Feder auf dem Kopfe, das Genick zurückgebeugt, tief in den Nacken, kniff der Kleine die Augen dicht zu, wie ein Gänſerich, der in den Blitz zu ſchauen unternimmt. Der ſchwarze Amtsanzug wäre beinahe mehr als reputirlich zu nennen geweſen, hätten ſich in den ſchwarzen Strümpfen nicht zu viel weiße Zwirnsfäden vorgefunden.

Hinter der kleinen Perſon ſchritten zwei wohl bewaffnete Männer von der Stadtmiliz, und man bemerkte, daß die Thüren des Hauſes ſtark beſetzt wurden, und auch auf der Straße ſtarke Wachen patrouillirten. Die Bürger geriethen in Unruhe und Beſorgniß über das, was die gute Stadt bedrohen könne, und beſtürmten den Rathsſchreiber Elias Werkelmatz — dies war der kleine Mann, der die Wache führte, — mit Fragen. Werkelmatz ſchritt aber, ohne Jemanden eines Blicks, eines Wortes zu würdigen, mit ſeinen Soldaten wieder zur Thüre hinaus, woher er gekommen.

Der Vorfall mit der Beſetzung des Hauſes, ſowie das Herannahen der Mittagszeit, hatte die Menſchen verjagt, ſo daß nur noch eine kleine Geſellſchaft zurückgeblieben, unter der ſich — mit Ausnahme des Doktor Salmaſius — diejenigen Perſonen befanden, welche der geneigte Leſer aus dem erſten Kapitel bereits kennt.

„Stellt,“ ſprach Erxner, „ein hochweiſer Rath denn gerade in dem Augenblick verdächtigen Perſonen nach, als Dürers Feſt beginnen ſoll?“

„Iſt von Röthen, iſt von Röthen,“ ſprang der Wirth geſchäftig bei. Herr Thomas rieb ſich die Hände, drehte ſich hin und her und that überhaupt ſo wie ein Menſch, dem irgend etwas die Seele abdrucken will.

„Ha ha ha,“ lachte Weppering, „ſeht, wie unſer Herr Thomas uns gar zu gern mit ſeinem Kram bedienen möchte; aber wir geben es durchaus nicht zu, wenn er uns nicht eine Flaſche edlen Weins opfert.“

„Vermaledeiter Saufaus,“ murmelte Herr Thomas zwiſchen den Zähnen; dann aber lauter und gemüthlicher: „ſoll geſchehen, edler Drechsler, ſoll geſchehen.“ Bald ſtand der Wein auf dem Tiſche. Nun wiſchte ſich Herr Thomas mit der Kellerſchürze den Schweiß von der Stirn, blies die Backen auf, indem er den Andern zuwinkte, ein Gleiches zu thun, und ſoviel möglich die Köpfe zuſammen zu ſtecken.

„Der kleine ſtumme Rathsſchreiber,“ begann der Wirth, „iſt ein närriſcher Kumpan; warum ſagte er nicht offen, daß der dem Galgen entlaufene Irmshöfer ein paar Tage verkappt am Orte ſich aufgehalten, und daß der hochweiſe Rath ihn zu verhaften ſtrebt, ohne ihn jedoch finden zu können.“

„Wie, der abſcheuliche Böſewicht wieder hier? Sollte,“ fuhr Erxner fort, „der Böſewicht die Frechheit haben, gerade am Feſt unſeres großen Dürer dem Galgen entgegen zu treten? Ich glaube es kaum.“

„Ich weiß,“ nahm Bergſtainer das Wort, „überhaupt gar nicht, warum man mit dem verruchten Kerl, dem Irmshöfer, ſo viel Federleſens macht. Warum ſchmeißt man ihn nicht gleich in's Feuer, wie es im Jahr 1472 mit dem Hans Schitterſamen geſchah, der die Nürnberger durch ſeine argliſtigen Streiche auf abſcheuliche Art moleſtirte. Nun, jetzt wird er wohl dem Galgen nicht länger entgehen, ſie hängen ihn gewiß.“

„Sobald ſie ihn haben,“ fiel der Wirth ihm in's Wort, indem ſeine Miene einen ſolchen hohen Grad von Schlauigkeit erreichte, daß des erfahrenſten Fuchſes Antlitz nur ein ſchwaches Abbild davon geweſen ſeyn würde. „Freunde,“ fuhr er dann feierlich fort, „dieſer

Irmshöfer iſt eine Art von Satan. Wißt ihr nicht, daß er auch Solfaterra heißt? — Wißt ihr nicht, daß ein Solfaterra Sakriſtan zu St. Sebald war, als Kaiſer Karl der Vierte ſeinen Sohn Wenzel, der wie ein Heidenkind fünf und ein halb Wochen, alles Chriſtenthums baar, brach gelegen, unter einem güldenen Thronhimmel taufen ließ? Daß —“

In dem Augenblick ertönten die Glocken von St. Sebald, ein Zeichen, daß ſich die hohen Herren und Fürſten nach dem Kaiſerſaal begaben. Alles brach auf, und Herr Thomas rief, ganz erboßt, ſich in ſeiner Weisheit unterbrochen zu ſehen: „da läuft es hin, das unverſtändige Volk, und will nicht erfahren, daß das kleine Kaiſerliche Balg den fürſtlichen Einfall hatte, das ſchöne ſilberne Taufbecken zu einem ganz andern Hausbedürfniß anzuwenden, als wozu es beſtimmt; und daß es darauf anging und verbrannte, wie ein ſchlechter Haderlump. Daß aber der Sakriſtan Solfaterra ein rothes Pulver —“ Des Wirths Stimme verhallte im Tumult der Abgehenden.

In demſelben Augenblicke lag der, deſſen Lob, deſſen Ruhm von allen Lippen ertönte, einſam hingeſtreckt auf ein kleines Ruhebett, in dem kleinen entlegenen Zimmer des Rathhauſes, wo er verſchiedene kleinere Kabinetſtücke von ſeiner Arbeit aufhängen laſſen, und überließ ſich ernſter, tiefer Betrachtung. Herr Mathias trat zu ihm, mit den Worten: „Albrecht! es iſt, als wenn Eure Seele mit einem ungeheuren Schmerz kämpfe, der Euch wie ein drachenartiges Ungeheuer umwunden, und deſſen Verſchlingungen Ihr Euch zu entwinden vergeblich mühtet.“

Albrecht richtete ſich ein wenig von dem Ruhebette empor, und nun gewahrte Mathias zuerſt die Leichenbläſſe ſeines Antlitzes, und wie ſich über ſeine ganzen Züge jener beſondere bedrohliche Charakter verbreitet hatte, den Hippokrates als ein untrügliches Zeichen einer Krankheit, die den ganzen Organismus gewaltſam ergreift, und vorzüglich in den Ganglien ihren Urſprung findet, angiebt. „Um Gott!“ rief Herr Mathias, indem er die Hände zuſammen ſchlug, „um Gott, mein würdiger Freund Dürer, was iſt dir widerfahren? Aber ſieh, wie unſer frommer Freundſchaftsbund unſere ganze Seele erfüllt; heute am frühen Morgen ließ mir der Gedanke keine Ruhe, daß du hierher gegangen und krank geworden wäreſt. Ich eilte hierher.“ —

„Ach!“ unterbrach ihn Dürer, „es iſt meine Sehnſucht, die dich hierher gezogen. Laß mich, o mein Freund, in deine treue Seele mein ganzes Ich ausſchütten, das ſchon das deinige iſt.“ Albrecht Dürer ſank vor Mattigkeit ſanft auf das Ruhebette zurück, und begann mit ſchwacher, krankhafter Stimme: „ich weiß nicht, was ſeit einigen Tagen mich für eine ſeltſame Traurigkeit und Befangenheit des Geiſtes oft bis zur Qual ängſtigt. Meine Arbeit geht mir nicht von Statten, und fremde, verworrene Bilder, die ſich eindrängen wie feindliche Geiſter, in die Werkſtatt meiner Gedanken, werde ich nicht los, unerachtet ich die ewige Macht des Himmels anflehe, mich zu befreien von dieſer Aergerniß des Böſen.“ —

„Er iſt hier,“ ſprach Mathias mit bedeutendem Ton. „Ich weiß es,“ erwiederte Dürer ſehr ſchwach. „Fürchtet nichts,“ fuhr Herr Mathias fort; „was vermag der Ohnmächtige gegen Euch, der Ihr überall im mächtigſten Schutz und Schirm ſteht.“

Beide ſchwiegen einige Augenblicke, dann begann Albrecht: „als ich heute früh erwachte, fielen die erſten Strahlen der Morgenröthe in mein Zimmer. Ich wiſchte mir den Schlaf aus den Augen, öffnete die Fenſter und erlabte mein Gemüth im frommen Gebet zu der höchſten Macht des Himmels. Eifriger und eifriger betete ich, aber kein Troſt kam in das wunde Gemüth, und es war, als wende ſich die heilige Jungfrau von mir ab, mit ernſtem, wo nicht zürnendem Blick. Ich weckte mein Weib, und ſagte ihr, daß ich in der tiefen Bekümmerniß meines Herzens einen Gang nach dem Burgwall machen und dann hierher gehen wolle. Zu rechter Zeit ſolle man mir die Feſtkleider ſchicken, damit ich mich ankleide und hier erſcheine, ohne hergeführt werden zu dürfen. — Mathias! als der Rathsdiener die Pforten des Kaiſerſaals aufſchlug, als ich mein großes Gemälde erblickte, das den ganzen Hintergrund einnimmt, und das in den Morgenwolken eingehüllt ſchien, aus denen zweideutige Streiflichter es anſchielten, als ich noch einen Theil des Malergerüſtes, die Farbentöpfe, Malerſchurz und Mütze gewahrte, die noch von der letzten Arbeit zurück geblieben, da ich an Ort und Stelle retouchirte, da überfiel mich jene Traurigkeit noch empfindlicher und härter; ja eine Bangigkeit drohte mir die Bruſt zu erſticken; was ich gewollt, nämlich mein Bild der ſtrengſten Muſterung unterwerfen, mußte unterbleiben. Einmal — Mathias, erſchreckt nicht — mein eigenes Gebilde jagte mir in dieſem Augenblick das Entſetzen zerſchmetternder Majeſtät ein, und dann — ich hätte ja vor Schwindel und Mattigkeit das Gerüſt nicht beſteigen können. Mit geſchloſſenen Augen ſchwankte ich durch die langen Gänge in dies Zimmer, wo ich ermattet auf das Ruhebette ſank. In einem Halbſchlummer gedachte ich nun meines ganzen Lebens, und wie ich mich aus eignen Trieben zur heiligen Malerkunſt gewendet. Ich darf Euch, mein lieber Freund Mathias, die ſo bekannte Geſchichte meiner Kindheit wohl nicht wiederholen, aber ſoviel mag ich ſagen, daß nicht allein die Gebilde der Menſchen, deren Antlitz mich beſonders anſprach, ſondern daß auch Geſtalten beim Leſen der heiligen Hiſtorien in meinem Innern aufgingen, die zum Theil ſo ſchön und herrlich waren, daß ſie dieſer Erde nicht angehören konnten, welche ich mit ſolch unausſprechlicher Liebe umfaßte, daß ich ihnen meine ganze Seele zuwandte. Aber dieſe Liebe konnte ich nicht anders in's feurige Leben treten laſſen, als wenn ich ſie aus meiner innigſten Seele heraus auf der Tafel darſtellte.

„Hier habt Ihr, mein Freund Mathias, mit wenigen Worten die ganze Tendenz meiner Kunſt."

Dieſes herrliche Fragment iſt der letzte Aufſatz, den Hoffmann, dem Tode nahe, auf dem Krankenbette in die Feder ſagte. Wenige Stunden vor ſeinem Scheiden von dieſer Erde wollte er noch, ſich wohl fühlend, dieſe Erzählung fortſetzen; ſeine Frau ſuchte es ihm aber auszureden; er wurde im Bette mit dem Geſichte nach der Wand hin gelegt, verfiel in Todesröcheln, und war bald nicht mehr. (Siehe die Biographie.)

Neueſte Schickſale

eines abentheuerlichen Mannes*).

Vorwort.

Nicht gar zu lange iſt es her, als in dem hieſigen Gaſthofe, das Hôtel de Brandenbourg geheißen, ein Fremder eingekehrt war, der, Rückſichts ſeines Aeußern, ſeines ganzen Betragens, mit Recht ein wenig ſeltſam zu nennen. — Sehr klein, und dabei beinahe magerer als mager, die Knie merklich einwärts gebogen, ging oder hüpfte er vielmehr mit einer kurioſen, man möchte ſagen unangenehmen, Geſchwindigkeit durch die Straßen, und trug Kleider von auffallender Farbe wie Keiner; z. B. Lilas, Zeiſiggrün ꝛc., die aber, ſeiner Magerkeit unerachtet, ihm viel zu knapp zugeſchnitten, und dazu ſaß ihm ein kleines rundes Hütchen mit einer blinkenden Stahlſchnalle ganz ſchief nach dem linken Ohr zu auf der Friſur. Friſiren und pudern ließ ſich der Kleine nämlich jeden Tag auf das ſchönſte, und einen amönen Studentenzopf aus den Neunziger Jahren einbinden, von dem Genre, das aufſtrebende Genies bezeichnet (man ſehe: Lichtenberg über Studentenzöpfe u. ſ. w.). Der Kleine war ferner ein ganz außerordentlicher Schmecker; er ließ ſich die leckerſten Schüſſeln beteiten, und aß und trank mit dem ungemeſſenſten Appetit. Hatte er ſich dann ſatt gegeſſen und getrunken, ſo ging ihm der Mund wie eine Windmühle, oder wie ein Feuerrad. In einem Athem ſchwatzte er von Naturphiloſophie, ſeltnen Affen, Theater, Magnetismus, neu erfundnen Haubenſtöcken, Poeſie, Compreſſions-Maſchinen, Politik und tauſend andern Dingen, ſo daß man wohl bald merkte, wie er ein ſattſam gebildeter Mann ſeyn, und in literariſch äſthetiſchen Thees hinlänglich geglänzt haben müſſe. — Ueberhaupt verſtand ſich der Fremde ungemein auf das, was man feine Converſation nennt, und hatte er ein Gläschen Muskat (ein Wein, den er allen übrigen vorzog) mehr getrunken als dienlich, ſo ließ er ein liebes herrliches Gemüth verſpüren, und auch erſtaunlich viel deutſchen Sinn, wiewohl er verſicherte, ſich deswegen etwas cachiren zu müſſen, wegen China, wo er voriges Jahr ein Paar Stiefeln ſtehen laſſen, das er mit Artigkeit wieder zu erlangen hoffe. Wollte er auch ſonſt nicht recht mit der Sprache heraus, weß Glaubens, Namens und Standes er eigentlich ſey, ſo entſchlüpfte ihm doch in ſolch gemüthlicher Laune manch' bedeutſames Wort, das freilich nun wieder unauflöslichen Räthſeln anzugehören ſchien. Er gab nämlich zu verſtehen, daß er ſonſt als bedeutender Künſtler ſich reichlich genährt, dann aber auf geheimnißvolle Weiſe zu einem ſehr hohen Stande gelangt, der jedem weit mehr gewähre, als das liebe tägliche Brot. — Dabei fuhr er mit beiden Armen auseinander, welche Pantomime, die beinahe anzuſehen, als wolle er jemandem das Maaß nehmen, er überhaupt ſehr liebte und öfters wiederholte, und zeigte dann mit geheimnißvollem Lächeln in die Nebenſtraße hinein, meinend, wenn man da ſo hinabginge, und ſo immer fort und fort, ſo würde man doch wohl endlich in den kleinen, von beiden Seiten mit Brombeerſtrauch eingefaßten Feldweg kommen, der gleich hinter Cochinchina, links ab weiter auf die große Wieſe führe, über die hinweg man in ein großes, ganz eigenes Reich gelange. Und er wiſſe wohl, wer dort zu ſeiner Zeit als ein berühmter Kaiſer geherrſcht und prächtige Goldſtücke habe ſchlagen laſſen. Dabei klapperte der Fremde mit Goldſtücken in der Taſche, und ſah ſo ganz beſonders pfiffig aus, daß man auf den Gedanken gerathen mußte, jener Kaiſer hinter der großen Wieſe ſey am Ende niemand anders geweſen als er, der kleine Fremde ſelbſt.

---

*) Dieſe Erzählung, ſo wie „des Vetters Eckfenſter" und „die Geneſung", ſind hier aufgenommen aus E. T. A. Hoffmann's Leben und Nachlaß. Von J. E. Hitzig. 2 Thle. Berlin 1823. (2. Aufl. 1827. — 3. Aufl. 3 Bde. Stuttg. 1839.) Thl. II. S. 203 f.

Wahr iſt es, ſein Geſicht, das ſonſt gewöhnlich zuſammengeſchrumpft, wie ein naß gewordener Handſchuh, konnte ſich manchmal ausglätten zu hellem Sonnenſchein, und er hatte dann den gewiſſen gnädigen Blick, mit dem hohe Herrſchaften öfters ein ganzes Rudel armer Leute ſatt futtern lange Zeit hindurch, und mit den Geldſtücken, die er in Hülle und Fülle beſaß, hatte es auch eine ganz eigne Bewandtniß. Das Gepräge war nämlich von der Art, daß die Stücke durchaus in keine Rubrik alles nur erdenklichen fremden Geldes zu bringen. Auf der einen Seite ſtand eine Inſchrift, die beinahe chineſiſch ſchien. Auf der Kehrſeite befand ſich aber in dem, mit einer turbanähnlichen Krone bedeckten, Wappenſchilde ein kleiner, niedlicher geflügelter Eſel. — Der Wirth des Hauſes wollte daher auch dieſe, gänzlich unbekannte, Münze nicht eher in Zahlung nehmen, bis auf Befragen der General-Münz-Wardein Loos ihm verſichert, wie das Gold beſagter Stücke ſo überaus fein ſey, daß es ordentlicher Uebermuth geweſen, daraus Geld zu prägen.

Wollte man aber nun auch wirklich ahnen, daß der wunderliche Kleine ein inkognito reiſender aſiatiſcher Potentat, ſo ſtand damit wieder manches in ſeinem Betragen in dem grellſten Widerſpruch. Mit hoher kreiſchender Stimme pflegte er nämlich öfters Lieder zu ſingen, die eben nicht in der vornehmen Welt vorzukommen pflegen, wie z. B. Am Sonnabend, am Sonnabend, da iſt die Woch' zu Ende, oder: In Berlin, in Berlin, wo die ſchönen Linden blüh'n, oder: Der Schneider muß nach Pankow ſchnell hinaus ꝛc. ꝛc.

Dann hatte er auch einen unwiderſtehlichen Drang, gewiſſe Tanzböden zu beſuchen, wo ſich das Handwerk zu vergnügen pflegt mit ſattſam geputzten Mägden. Gewöhnlich wurde er mit Schimpf und Schande hinausgeworfen, weil er im Dreher nicht in den Takt kommen konnte, und der gewandteſten Köchin den eiergelben Schnürſtiefel aus der Façon trat. Was aber eigentlich jeder guten Meinung von ihm den Hals brach, war, daß er auf dem Gensd'armes Markt, gerade an einem Marktmorgen, plötzlich wie vom böſen Teufel erfaßt, in eine Heringstonne griff und den ergriffenen Salzmann, auf einem Beine tanzend, verzehrte. Half's, daß er das tobende Weib mit einem geflügelten Eſel großartig belohnte? — Jeder ſchalt ihn einen ſittenloſen Menſchen, der Gott nicht vor Augen. Hin war die gute Meinung, und die rettet kein Eſel. —

Wenige Tage darauf hatte auch der wunderliche Fremdling

Berlin verlaſſen. Zu nicht geringem Erſtaunen der Wirthsleute und aller derer, die gerade aus den Fenſtern guckten, war er in einer ganz und gar ſilbernen Kutſche davon gefahren im brauſenden Trott.

Vor wenigen Tagen war an der Wirthstafel im Hôtel de Brandenbourg die Rede von dieſem ſeltſamen Manne, und Herr Krauſe erwähnte, daß man auf dem Sekretair in der Stube, die er bewohnt, ein Röllchen beſchriebenes Papier gefunden, das er aufbewahre. Auf Verlangen erhielt ich dieſes Röllchen. Wer ſchildert aber mein Erſtaunen, meine Freude, mein Entzücken, als ich, auf den erſten Blick in's Manuſkript, wahrnahm, daß der Fremde niemand anders geweſen, als der berühmte, zum Kaiſer von Aromata avancirte, Schneidergeſelle Abraham Tonelli, deſſen merkwürdige Lebensgeſchichte vor mehreren Jahren, in dem achten Bande der Straußfedern, der Leſewelt mitgetheilt wurde. — Merkwürdig genug ſcheint es, daß gegenwärtige Memoires gerade da, wo jene Lebensgeſchichte ſchließt, anfangen, und ſich daher derſelben ziemlich genau anreihen. Es iſt möglich, daß Tonelli in Berlin den Redacteur ſeiner früheren Lebensgeſchichte (Ludwig Tieck) ſuchte, und nicht fand. Hat mir aber nun einmal das Schickſal Tonelli's ferneres Manuſkript in die Hände geſpielt, ſo finde ich darin einen Beruf, mich ſogleich der Redaktion deſſelben zu unterziehen, und weder Herr Abraham Tonelli, noch Herr Ludwig Tieck können dies ungütig aufnehmen *).

---

*) Den geneigten Leſern, die etwa den achten Band der ſonſt von Muſäus herausgegebenen Straußfedern, eines Buchs, das ſich ſehr ſelten gemacht hat, nicht gleich zur Hand haben ſollten, diene folgendes zur [illegible] Nachricht. A. Tonelli, von armen Schneidersleuten geboren, ſelbſt zu dieſer Profeſſion erzogen, aber Höheres im Sinne tragend, begiebt ſich auf die Wanderſchaft, verirrt ſich, entrinnt mit Mühe Räubern, die er aus dem Walde heraus weiſt, und kommt, nachdem er viel Elend erlitten, endlich zu einem polniſchen Bauern. Dieſer lehrt ihn die Kunſt, ſich, vermittelſt einer Wurzel, in alle nur möglichen Thiere zu verwandeln, welches ihm viel Vergnügen macht. Er läuft endlich davon: als der Bauer ihn, der ſich gerade in einen kleinen Hund verwandelt hat, als [illegible] tüchtig abgeprügelt, und kommt, von einem ungeheuren Vogel als Maus über's Meer getragen, zum König von Perſien, dann aber zum türkiſchen Kaiſer, der, vor Freude über den ſchönen Künſtler, ſich [illegible] und [illegible], und ihn leben läßt in Pracht und Freude. Neidiſche Diener rauben ihm indeſſen die Zauberwurzel, und er wird, da er ſich nun nicht mehr verwandeln kann, von dem Kaiſer mit Schimpf und Schande fortgejagt. Er [illegible] ſich [illegible] nach [illegible], wo ihn in der Schlafkammer eines Wirths-

Hier iſt alſo die

Fortſetzung von Abraham Tonelli's merkwürdiger Lebensgeſchichte.

Vierte Abtheilung.

1.

Lügen iſt ein großes Laſter, hauptſächlich deshalb, weil es der Wahrheit entgegen, die eine große Tugend. Hab' auch nimmer ge-

---

[illegible] eine verwünſchte Katze belauſcht, wie ſie ihn um ihre Befreiung bittet, wogegen ſie ihm zu einem Schatz verhelfen will. Endlich, nach langem Widerſtreben, giebt er den Bitten und Thränen der Katze nach, läßt ſich von ihr die Hand lecken, und ſieht zuletzt, daß ſie ihn nicht betrog. Er erhält den Schatz, und einen Stein, deſſen Eigenſchaft, den Teufel ihm unterwürfig zu machen, er erſt dann entdeckt, als alles Geld verſchwunden, und er auf's Neue in Noth und Elend gerathen iſt. Er zwingt nun den Teufel, ihm ſo viel Schätze zuzutragen, als er nur mag, gewinnt die Gunſt des Königs von Monopolis durch einen Schmuck, den er ihm zu dem Geſchenke giebt, baut ein Schloß, Tonellisburg genannt, und heirathet die Tochter eines Kaufmanns. Dieſe ſtirbt, das Schloß brennt ab, der Stein iſt verloren, und Tonelli wird, als Hexenmeiſter, aus dem Lande gejagt. Er muß auf's Neue ſich durchbetteln, trifft auf zwei Handwerker, kehrt mit ihnen in ein Wirthshaus ein, wo der Wirth ihnen ein Zimmer einräumt, das von Poltergeiſtern heimgeſucht werden ſoll. Als ſie [illegible], kommt aus Fußboden und Decke eine ganze Geſellſchaft Geiſter, die ſich an eine Tafel ſetzen und auf das köſtlichſte ſchmauſen. Die beiden Handwerker, die zum Mitessen gezwungen werden, fallen todt um. Als Tonelli trinken ſoll, ruft er in der Verzweiflung: Pereat dem Teufel, vivat Gott dem Herrn! Sogleich verſchwindet die ganze Geſellſchaft, und es erſcheint ein Geiſt in der Geſtalt eines ſchönen großen Vogels, der Tonelli ſein Compliment macht und ihn um Vergebung bittet wegen des [illegible] Beſuchs, das ihm ſo [illegible] Angſt [illegible]. Der Vogel erwiedert, [illegible] habe nichts zu ſagen, und räth ihm, von den Koſtbarkeiten auf dem Tiſch einen Pokal und eine Perle zu nehmen, die alles in Gold zu verwandeln vermag. Tonelli thut es, und darauf bringt ihn ein geflügelter Eſel nach dem Lande [illegible]. Er gewinnt durch ſeine Goldmacherei die Gunſt des Königs, der ihm, nachdem er als ein tapferer Feldherr die Feinde des Landes beſiegt, gegen Auslieferung der Perle, ſeine Tochter zur Gemahlin giebt, und dem er in der Regierung folgt. Am Schluſſe heißt es: „Bin jetzt „alt und grau und immer noch glücklich, ſchreibe zum Zeitvertreib und weil „ich nicht weiß, was ich thun ſoll, dieſe meine wahrhafte Geſchichte, um der logen, als wenn's mein Vortheil. Poſſedir' überhaupt ein paſſabel ſtarkes Gewiſſen, das mich zuweilen derb in den Rücken ſtößt. Treibt auch jetzt mich an, zu geſtehen, daß gelogen, als der Welt ſchrieb, wie ich alt und grau, und doch immer glücklich, und wie die idealiſchen Träume meiner Jugend in Erfüllung gegangen. War, als das ſchrieb, noch ein junger hübſcher Mann mit rothen Backen, hatte mich aber ſtark pudern laſſen. Aß gerade einen böhmiſchen Faſan mit Apfelmuß und trank Muskatwein dazu. Hielt das für die idealiſchen Träume meiner Jugend. Wollte mich damit brüſten, daß alles durchgeſetzt, was mir vorgenommen, und nun glücklich bis an mein Lebensende. Hatte mein ganzes bischen alte Geſchichte verſchwitzt. Dachte nicht an Cröſus, war überhaupt ein eingebildeter Narr, und, wie geſagt, alles erlogen, bis auf den guten Appetit, den ich noch heute verſpüre. Erlitt auch bald nachher, als ich alſo gelogen, großes Unglück, Noth und Pein, worüber ich meine ganze Herrlichkeit im Stich laſſen und vergeſſen mußte. O wie muß ſich doch der irdiſche Menſch hienieden beugen den vernichtenden Launen eines ſtets wankenden Schickſals! — O täuſchender Glanz des Glücks, wie verbleichſt du ſo ſchnell, ſo plötzlich vor dem Gifthauch des Mißgeſchicks! — Iſt einmal ſo und nicht anders in der Welt! —

2.

Hatte, als Kaiſer von Aromata, eine überaus ſchöne vortreffliche Kaiſerin. War auch ein Engel dabei, und konnte ſingen und ſpielen, daß einem das Herz im Leibe lachte. Tanzte auch hübſch. Dachte, als die Flitterwochen vorüber, daran, daß es wohl nun zu meinem Part gehöre, die koſtbare Perl' aufzubewahren, bat ſie mir daher aus von der Gemahlin. Schlug's mir aber ſchnippiſch ab. Thät' den Aerger verbeißen und meinte, die Gemahlin ſolle, aus großer Liebe zu mir, meinem Willen nicht entgegen ſeyn. Die Gemahlin ſchlug

---

„Welt zu zeigen, daß man gewiß und wahrhaftig durchſetzt, was man ſich ernſthaft vorgeſetzt hat. Habe Gottlob! noch guten Appetit, und hoffe, ihn bis an mein ſeliges Ende zu behalten. Die idealiſchen Träume meiner Kinderjahre ſind an mir in Erfüllung gegangen; das erleben nur wenige Menſchen!“ —

es mir aber nochmals rund ab, wurde zornig, und blickte mich an mit funkelnden Augen. Hatte noch niemals ſolche Augen bei einer Weibsperſon geſehen, und mußte an die ſchwarze Katze denken. Ließ drei Tage das Maul hängen, und vergoß eines Mittags, als die Kaiſerin gerade ein gebratenes Spanferkel anſchnitt, das zu ſehr gepfeffert, bittre Thränen des Unmuths. Das rührte die Gemahlin, und ſie ſagte, ich ſolle mir den Verluſt der Perl' nicht ſo zu Herzen nehmen, hätte doch das unſchätzbarſte Kleinod auf Erden dafür eingetauſcht und wolle ſie manchmal die Perl' mir zum Spielen geben. — War doch ein ſchönes ehrliches Gemuth, die Kaiſerin! — (Mehr iſt nicht vorhanden.)

Des Vetters Eckfenſter.

Meinen armen Vetter trifft gleiches Schickſal mit dem bekannten Scarron. So wie dieſer, hat mein Vetter durch eine hartnäckige Krankheit den Gebrauch ſeiner Füße gänzlich verloren, und es thut Noth, daß er ſich, mit Hülfe ſtandhafter Krücken, und des nervigten Arms eines grämlichen Invaliden, der nach Belieben den Krankenwärter macht, aus dem Bette in den mit Kiſſen bepackten Lehnſtuhl, und aus dem Lehnſtuhl in das Bette ſchrotet. Aber noch eine Aehnlichkeit trägt mein Vetter mit jenem Franzoſen, den eine beſondere, aus dem gewöhnlichen Gleiſe des franzöſiſchen Witzes ausweichende, Art des Humors, trotz der Sparſamkeit ſeiner Erzeugniſſe, in der franzöſiſchen Literatur feſtſtellte. So wie Scarron, ſchriftſtellert mein Vetter; ſo wie Scarron, iſt er mit beſonderer lebendiger Laune begabt, und treibt wunderlichen humoriſtiſchen Scherz auf ſeine eigene Weiſe. Doch zum Ruhme des deutſchen Schriftſtellers ſey es bemerkt, daß er niemals für nöthig achtete, ſeine kleinen pikanten Schüſſeln mit Aſa fötida zu würzen, um die Gaumen ſeiner deutſchen Leſer, die dergleichen nicht wohl vertragen, zu kitzeln. Es genügt ihm das edle Gewürz, welches, indem es reizt, auch ſtärkt. Die Leute leſen gerne, was er ſchreibt; es ſoll gut ſeyn und ergötzlich; ich verſtehe mich nicht darauf. Mich erlabte ſonſt des Vetters Unterhaltung, und es ſchien mir gemüthlicher, ihn zu hören, als ihn zu leſen. Doch eben dieſer unbeſiegbare Hang zur Schriftſtellerei hat ſchwarzes Unheil über meinen armen Vetter gebracht; die ſchwerſte Krankheit vermochte nicht den raſchen Rädergang der Phantaſie zu hemmen, der in ſeinem Innern fortarbeitete, ſtets Neues und Neues erzeugend. So kam es, daß er mir allerlei anmuthige Geſchichten erzählte, die er, des mannigfachen Weh's, das er duldete, unerachtet, erſonnen. Aber den Weg, den der Gedanke verfolgen mußte, um auf dem Papiere geſtaltet zu erſcheinen, hatte der böſe Dämon der Krankheit verſperrt. So wie mein Vetter etwas aufſchreiben wollte, verſagten ihm nicht allein die Finger den Dienſt, ſondern der Gedanke ſelbſt war verſtoben und verflogen. Darüber verfiel mein Vetter in die ſchwärzeſte Melancholie. „Vetter!" ſprach er eines Tages zu mir, mit einem Ton, der mich erſchreckte, „Vetter mit mir iſt es aus! Ich komme mir vor, wie jener alte, vom Wahnſinn zerrüttete Maler, der Tage lang vor einer in den Rahmen geſpannten grundirten Leinwand ſaß, und allen, die zu ihm kamen, die mannigfachen Schönheiten des reichen, herrlichen Gemäldes anpries, das er ſo eben vollendet; — ich geb's auf, das wirkende, ſchaffende Leben, welches, zur äußern Form geſtaltet, aus mir ſelbſt hinaus tritt, ſich mit der Welt befreundend! — Mein Geiſt zieht ſich in ſeine Klauſe zurück!" Seit der Zeit ließ ſich mein Vetter, weder vor mir, noch vor irgend einem andern Menſchen, ſehen. Der alte grämliche Invalide wies uns murrend und keifend von der Thüre weg, wie ein beißiger Haushund. —

Es iſt nöthig zu ſagen, daß mein Vetter ziemlich hoch in kleinen niedrigen Zimmern wohnt. Das iſt nun Schriftſteller- und Dichter-Sitte. Was thut die niedrige Stubendecke? die Phantaſie fliegt empor, und baut ſich ein hohes, luſtiges Gewölbe bis in den blauen glänzenden Himmel hinein. So iſt des Dichters enges Gemach, wie jener zwiſchen vier Mauern eingeſchloſſene zehn Fuß in's Gevierte große Garten, zwar nicht breit und lang, hat aber ſtets eine ſchöne Höhe. Dabei liegt aber meines Vetters Logis in dem ſchönſten Theile der Hauptſtadt, nämlich auf dem großen Markte, der von Prachtgebäuden umſchloſſen iſt, und in deſſen Mitte das koloſſal und genial gedachte Theatergebäude prangt. Es iſt ein Eckhaus, was mein Vetter bewohnt, und aus dem Fenſter eines kleinen Kabinets überſieht er mit einem Blick das ganze Panorama des grandioſen Platzes *).

Es war gerade Markttag, als ich, mich durch das Volksgewühl durchdrängend, die Straße hinab kam, wo man ſchon aus weiter

---

*) Treue Schilderung von Hoffmann's Wohnzimmer.

Ferne meines Vetters Eckfenſter erblickt. Nicht wenig erſtaunte ich, als mir aus dieſem Fenſter das wohlbekannte rothe Mützchen entgegen leuchtete, welches mein Vetter in guten Tagen zu tragen pflegte. Noch mehr! Als ich näher kam, gewahrte ich, daß mein Vetter ſeinen ſtattlichen Warſchauer Schlafrock angelegt, und aus der türkiſchen Sonntagspfeife Taback rauchte. — Ich winkte ihm zu, ich wehte mit dem Schnupftuch hinauf; es gelang mir, ſeine Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen, er nickte freundlich. Was für Hoffnungen! — Mit Blitzesſchnelle eilte ich die Treppe hinauf. Der Invalide öffnete die Thüre; ſein Geſicht, das ſonſt runzlicht und faltig, einem naßgewordenen Handſchuh glich, hatte wirklich einiger Sonnenſchein zur paſſabeln Fratze ausgeglättet. Er meinte, der Herr ſäße im Lehnſtuhl, und ſey zu ſprechen. Das Zimmer war rein gemacht, und an dem Bettſchirm ein Bogen Papier befeſtigt, auf dem mit großen Buchſtaben die Worte ſtanden:

Et si male nunc, non olim sic erit.

Alles deutete auf wiedergekehrte Hoffnung, auf neuerweckte Lebenskraft. — „Ei," rief mir der Vetter entgegen, als ich in das Kabinet trat, „ei kommſt du endlich, Vetter; weißt du wohl, daß ich rechte Sehnſucht nach dir empfunden? Denn, unerachtet du den Henker was nach meinen unſterblichen Werken frägſt, ſo habe ich dich doch lieb, weil du ein munterer Geiſt biſt, und amüſable, wenn auch gerade nicht amüſant."

Ich fühlte, daß mir bei dem Compliment meines aufrichtigen Vetters das Blut in's Geſicht ſtieg.

„Du glaubſt," fuhr der Vetter fort, ohne auf meine Bewegung zu achten, „du glaubſt mich gewiß in voller Beſſerung, oder gar von meinem Uebel hergeſtellt. Dem iſt bei Leibe nicht ſo. Meine Beine ſind durchaus ungetreue Vaſallen, die dem Haupt des Herrſchers abtrünnig geworden, und mit meinem übrigen werthen Leichnam nichts mehr zu ſchaffen haben wollen. Das heißt, ich kann mich nicht aus der Stelle rühren, und karre mich in dieſem Räderſtuhl hin und her auf anmuthige Weiſe, wozu mein alter Invalide die melodiöſeſten Märſche aus ſeinen Kriegsjahren pfeift. Aber dies Fenſter iſt mein Troſt; hier iſt mir das bunte Leben auf's Neue aufgegangen, und ich fühle mich befreundet mit ſeinem niemals raſtenden Treiben. Komm, Vetter, ſchau hinaus!"

Ich ſetzte mich, dem Vetter gegenüber, auf ein kleines Tabouret, das gerade noch im Fenſterraum Platz hatte. Der Anblick war in der That ſeltſam und überraſchend. Der ganze Markt ſchien eine einzige, dicht zuſammengedrängte Volksmaſſe, ſo daß man glauben mußte, ein dazwiſchen geworfener Apfel könne niemals zur Erde gelangen. Die verſchiedenſten Farben glänzten im Sonnenſchein, und zwar in ganz kleinen Flecken; auf mich machte dies den Eindruck eines großen, vom Winde bewegten, hin und her wogenden Tulpenbeets, und ich mußte mir geſtehen, daß der Anblick zwar recht artig, aber auf die Länge ermüdend ſey, ja wohl gar aufgereizten Perſonen einen kleinen Schwindel verurſachen könne, der dem nicht unangenehmen Deliriren des nahen Traums gliche; darin ſuchte ich das Vergnügen, das das Eckfenſter dem Vetter gewähre, und äußerte ihm dieſes ganz unverhohlen.

Der Vetter ſchlug aber die Hände über den Kopf zuſammen, und es entſpann ſich zwiſchen uns folgendes Geſpräch.

Der Vetter. Vetter, Vetter! nun ſehe ich wohl, daß auch nicht das kleinſte Fünkchen von Schriftſtellertalent in dir glüht. Das erſte Erforderniß fehlt dir dazu, um jemals in die Fußſtapfen deines würdigen lahmen Vetters zu treten; nämlich ein Auge, welches wirklich ſchaut. Jener Markt bietet dir nichts dar, als den Anblick eines ſcheckigten, ſinnverwirrenden Gewühls des in bedeutungsloſer Thätigkeit bewegten Volks? Hoho, mein Freund! mir entwickelt ſich daraus die mannigfachſte Scenerie des bürgerlichen Lebens, und mein Geiſt, ein wackerer Callot, oder moderner Chodowiecki, entwirft eine Skizze nach der andern, deren Umriſſe oft keck genug ſind. Auf, Vetter! ich will ſehen, ob ich dir nicht wenigſtens die Primitien der Kunſt zu ſchauen beibringen kann. Sieh einmal gerade vor dich hinab in die Straße; hier haſt du mein Glas, bemerkſt du wohl die etwas fremdartig gekleidete Perſon mit dem großen Marktkorbe am Arm, die, mit einem Bürſtenbinder in tiefem Geſpräch begriffen, ganz geſchwinde andere Domeſtica abzumachen ſcheint, als die des Leibes Nahrung betreffen?

Ich. Ich habe ſie gefaßt. Sie hat ein grell citronenfarbiges Tuch, nach franzöſiſcher Art, turbanähnlich um den Kopf gewunden, und ihr Geſicht, ſo wie ihr ganzes Weſen, zeigt deutlich die Franzöſin. Wahrſcheinlich eine Reſtantin aus dem letzten Kriege, die ihr Schäfchen hier in's Trockne gebracht.

Der Vetter. Nicht übel gerathen. Ich wette, der Mann verdankt irgend einem Zweige franzöſiſcher Induſtrie ein hübſches Auskommen, ſo daß ſeine Frau ihren Marktkorb mit ganz guten Dingen reichlich füllen kann. Jetzt ſtürzt ſie ſich in's Gewühl. Verſuche, Vetter, ob du ihren Lauf in den verſchiedenſten Krümmungen verfolgen kannſt, ohne ſie aus dem Auge zu verlieren; das gelbe Tuch leuchtet dir vor.

Ich. Ei, wie der brennende gelbe Punkt die Maſſe durchſchneidet. Jetzt iſt ſie ſchon der Kirche nah — jetzt feilſcht ſie um etwas bei den Buden — jetzt iſt ſie fort — o weh! ich habe ſie verloren — nein, dort am Ende duckt ſie wieder auf — dort bei dem Geflügel — ſie ergreift eine gerupfte Gans — ſie betaſtet ſie mit kenneriſchen Fingern.

Der Vetter. Gut Vetter, das Fixiren des Blicks erzeugt das deutliche Schauen. Doch, ſtatt dich auf langweilige Weiſe in einer Kunſt unterrichten zu wollen, die kaum zu erlernen, laß mich lieber dich auf allerlei Ergötzliches aufmerkſam machen, welches ſich vor unſern Augen aufthut. Bemerkſt du wohl jenes Frauenzimmer, die ſich an der Ecke dort, unerachtet das Gedränge gar nicht zu groß, mit beiden ſpitzen Ellenbogen Platz macht?

Ich. Was für eine tolle Figur, — ein ſeidner Hut, der in capriziöſer Formloſigkeit ſtets jeder Mode Trotz geboten, mit bunten, in den Lüften wehenden Federn, — ein kurzer ſeidner Ueberwurf, deſſen Farbe in das urſprüngliche Nichts zurückgekehrt, — darüber ein ziemlich honetter Shawl, — der Florbeſatz des gelb kattunenen Kleides reicht bis an die Knöchel, — blaugraue Strümpfe, — Schnürſtiefeln, — hinter ihr eine ſtattliche Magd mit zwei Marktkörben, einem Fiſchnetz, einem Mehlſatz. — Gott ſey bei uns! was die ſeidene Perſon für wüthende Blicke um ſich wirft, mit welcher Wuth ſie eindringt in die dickſten Haufen, — wie ſie alles angreift, Gemüſe, Obſt, Fleiſch u. ſ. w.; wie ſie alles beäugelt, betaſtet, um alles feilſcht und nichts erhandelt. —

Der Vetter. Ich nenne dieſe Perſon, die keinen Markttag fehlt, die rabiate Hausfrau. Es kommt mir vor, als müſſe ſie die Tochter eines reichen Bürgers, vielleicht eines wohlhabenden Seifenſieders ſeyn, deren Hand, nebſt annexis, ein kleiner Geheim-Secretair nicht ohne Anſtrengung erworben. Mit Schönheit und Grazie hat ſie der Himmel nicht ausgeſtattet, dagegen galt ſie bei allen Nachbaren für das häuslichſte, wirthſchaftlichſte Mädchen, und in der That ſie iſt auch ſo wirthſchaftlich, und wirthſchaftet jeden Tag, vom Morgen bis in den Abend, auf ſolche entſetzliche Weiſe, daß dem armen Geheim-Secretair darüber Hören und Sehen vergeht, und er ſich dorthin wünſcht, wo der Pfeffer wächſt. Stets ſind alle Pauken- und Trompetenregiſter der Einkäufe, der Beſtellungen, des Kleinhandels und der mannigfachen Bedürfniſſe des Hausweſens gezogen, und ſo gleicht des Geheim-Secretairs Wirthſchaft einem Gehäuſe, in dem ein aufgezogenes Uhrwerk ewig eine tolle Sinfonie, die der Teufel ſelbſt komponirt hat, fortſpielt; ungefähr jeden vierten Markttag wird ſie von einer andern Magd begleitet. —

Sapienti sat! — Bemerkſt du wohl — doch nein, nein, dieſe Gruppe, die ſo eben ſich bildet, wäre würdig von dem Crayon eines Hogarth verewigt zu werden. Schau doch nur hin, Vetter, in die dritte Thüröffnung des Theaters!

Ich. Ein Paar alte Weiber auf niedrigen Stühlen ſitzend, — ihr ganzer Kram in einem mäßigen Korbe vor ſich ausgebreitet, — die eine hält bunte Tücher feil, ſogenannte Vexierwaare, auf den Effekt für blöde Augen berechnet, — die andere hält eine Niederlage von blauen und grauen Strümpfen, Strickwolle u. ſ. w. Sie haben ſich zu einander gebeugt, — ſie ziſcheln ſich in die Ohren, — die eine genießt ein Schälchen Kaffee; die andere ſcheint, ganz hingeriſſen von dem Stoff der Unterhaltung, das Schnäpschen zu vergeſſen, das ſie eben hinabgleiten laſſen wollte; in der That ein Paar auffallende Phyſiognomien! welches dämoniſche Lächeln, — welche Geſtikulation mit den dürren Knochenarmen! —

Der Vetter. Dieſe beiden Weiber ſitzen beſtändig zuſammen, und unerachtet die Verſchiedenheit ihres Handels keine Colliſion, und alſo keinen eigentlichen Brotneid zuläßt, ſo haben ſie ſich doch bis heute ſtets mit feindſeligen Blicken angeſchielt, und ſich, darf ich meiner geübten Phyſiognomik trauen, diverſe höhniſche Redensarten zugeworfen. O! ſieh', ſieh' Vetter, immer mehr werden ſie ein Herz und eine Seele. Die Tuchverkäuferin theilt der Strumpfhändlerin ein Schälchen Kaffee mit. Was hat das zu bedeuten? Ich weiß es! Vor wenigen Minuten trat ein junges Mädchen von höchſtens ſechszehn Jahren, hübſch wie der Tag, deren ganzem Aeußern, deren ganzem Betragen man Sitte und verſchämte Dürftigkeit anſah, angelockt von der Bezierwaare, an den Korb. Ihr Sinn war auf ein weißes Tuch mit bunter Borte gerichtet, deſſen ſie vielleicht eben ſehr bedurfte. Sie feilſchte darum, die Alte wandte alle Künſte merkantiliſcher Schlauheit an, indem ſie das Tuch ausbreitete, und die grellen Farben im Sonnenſchein ſchimmern ließ. Sie wurden Handels einig. Als nun aber die Arme aus dem Schnupftuchzipfel die kleine Kaſſe entwickelte, reichte die Baarſchaft nicht hin zu ſolcher Ausgabe. Mit hochglühenden Wangen, helle Thränen in den Augen, entfernte ſich das Mädchen ſo ſchnell ſie konnte, während die Alte, höhniſch auflachend, das Tuch zuſammenfaltete und in den Korb zurückwarf. Artige Redensarten mag es dabei gegeben haben. Aber nun kennt der andere Satan die Kleine, und weiß die traurige Geſchichte einer verarmten Familie aufzutiſchen, als eine ſkandalöſe Chronik von Leichtſinn und vielleicht gar Verbrechen, zur Gemüthsergötzlichkeit der getäuſchten Krämerin. Mit der Taſſe Kaffee wurde gewiß eine derbe, fauſtdicke Verläumdung belohnt. —

Ich. Von allem, was du da herauscombinirſt, lieber Vetter, mag kein Wörtchen wahr ſeyn, aber indem ich die Weiber anſchaue, iſt mir, Dank ſey es deiner lebendigen Darſtellung, alles ſo plauſibel, daß ich daran glauben muß, ich mag wollen oder nicht.

Der Vetter. Ehe wir uns von der Theaterwand abwenden, laß uns noch einen Blick auf die dicke gemüthliche Frau mit vor Geſundheit ſtrotzenden Wangen werfen, die, in ſtoiſcher Ruhe und Gelaſſenheit, die Hände unter die weiße Schürze geſteckt, auf einem Rohrſtuhle ſitzt, und vor ſich einen reichen Kram von hellpolirten Löffeln, Meſſern und Gabeln, Fayence, porzellanenen Tellern und Terrinen von verjährter Form, Theetaſſen, Kaffeekannen, Strumpfwaare, und was weiß ich ſonſt, auf weißen Tüchern ausgebreitet hat, ſo daß ihr Vorrath, wahrſcheinlich aus kleinen Auktionen zuſammengeſtümpert, einen wahren Orbis pictus bildet. Ohne ſonderlich eine Miene zu verziehen, hört ſie das Gebot des Feilſchenden, ſorglos, ob aus dem Handel was wird oder nicht; ſchlägt zu, ſtreckt die eine Hand unter der Schürze hervor, um eben nur das Geld vom Käufer zu empfangen, den ſie die erkaufte Waare ſelbſt nehmen läßt. Das iſt eine ruhige beſonnene Handelsfrau, die was vor ſich bringen wird. Vor vier Wochen beſtand ihr ganzer Kram in ungefähr einem halben Dutzend feiner baumwollener Strümpfe, und eben ſo viel Trinkgläſern. Ihr Handel ſteigt mit jedem Markt, und da ſie keinen beſſern Stuhl mitbringt, die Hände auch noch eben ſo unter die Schürze ſteckt, wie ſonſt, ſo zeigt das, daß ſie Gleichmuth des Geiſtes beſitzt, und ſich durch das Glück nicht zu Stolz und Uebermuth verleiten läßt. Wie kommt mir doch plötzlich die ſcurrile Idee zu Sinn! Ich denke mir in dieſem Augenblick ein ganz kleines ſchadenfrohes Teufelchen, das, wie auf jenem Hogarthiſchen Blatt unter den Stuhl der Betſchweſter, hier unter den Seſſel der Krämerfrau gekrochen iſt, und, neidiſch auf ihr Glück, heimtückiſcher Weiſe die Stuhlbeine wegſägt. Plump! fällt ſie in ihr Glas und Porcellan, und mit dem ganzen Handel iſt es aus. Das wäre denn doch ein Falliſſement im eigentlichſten Sinne des Wortes. —

Ich. Wahrhaftig, lieber Vetter! du haſt mich jetzt ſchon beſſer ſchauen gelehrt. Indem ich meinen Blick in dem bunten Gewühl der wogenden Menge umherſchweifen laſſe, fallen mir hin und wieder junge Mädchen in die Augen, die, von ſauber angezogenen Köchinnen, welche geräumige, glänzende Marktkörbe am Arme tragen, begleitet, den Markt durchſtreifen, und um Hausbedürfniſſe, wie ſie der Markt darbietet, feilſchen. Der Mädchen modeſter Anzug, ihr ganzer Anſtand, läßt nicht daran zweifeln, daß ſie wenigſtens vornehmen bürgerlichen Standes ſind. Wie kommen dieſe auf den Markt?

Der Vetter. Leicht erklärlich. Seit einigen Jahren iſt es Sitte geworden, daß ſelbſt die Töchter höherer Staatsbeamten auf den Markt geſchickt werden, um den Theil der Hauswirthſchaft, was den Einkauf der Lebensmittel betrifft, praktiſch zu erlernen.

Ich. In der That eine löbliche Sitte, die nächſt dem praktiſchen Nutzen, zu häuslicher Geſinnung führen muß.

Der Vetter. Meinſt du, Vetter? ich für mein Theil glaube das Gegentheil. Was kann der Selbſteinkauf für andere Zwecke haben, als ſich von der Güte der Waare, und von den wirklichen Marktpreiſen zu überzeugen? Die Eigenſchaften, das Anſehn, die Kennzeichen eines guten Gemüſes, eines guten Fleiſches u. ſ. w., lernt die angehende Hausfrau ſehr leicht auf andere Weiſe erkennen, und das kleine Erſparniß der ſogenannten Schwenzelpfennige, das nicht einmal Statt findet, da die begleitende Köchin mit den Verkäufern ſich unbedenklich insgeheim verſteh't, wiegt den Nachtheil nicht auf, den der Beſuch des Markts ſehr leicht herbeiführen kann. Niemals würde ich, um den Preis von etlichen Pfennigen, meine Tochter der Gefahr ausſetzen, eingedrängt in den Kreis des niedrigſten Volks, eine Zote zu hören, oder irgend eine loſe Rede eines brutalen Weibes oder Kerls einſchlucken zu müſſen. — Und dann, was gewiſſe Spekulationen liebeſeufzender Jünglinge in blauen Röcken zu Pferde, oder in gelben Flauſchen mit ſchwarzen Kragen zu Fuß betrifft, ſo iſt der Markt — — Doch ſieh', ſieh' Vetter! wie gefällt dir das Mädchen, das ſo eben dort an der Pumpe, von der ältlichen Köchin begleitet, daher kommt? Nimm mein Glas, nimm mein Glas, Vetter!

Ich. Ha, was für ein Geſchöpf, die Anmuth, die Liebenswürdigkeit ſelbſt, — aber ſie ſchlägt die Augen verſchämt nieder, — jeder ihrer Schritte iſt furchtſam, — wankend, — ſchüchtern hält ſie ſich an ihre Begleiterin, die ihr mit forcirtem Angriff den Weg in's Gedränge bahnt, — ich verfolge ſie, — da ſteht die Köchin ſtill vor den Gemüſekörben, — ſie feilſcht, — ſie zieht die Kleine heran, die mit halbweggewandtem Geſicht ganz geſchwinde, geſchwinde Geld aus dem Beutelchen nimmt und es hinreicht, froh, nur wieder los zu kommen, — ich kann ſie nicht verlieren, Dank ſey es dem rothen Shawl, — ſie ſcheinen etwas vergeblich zu ſuchen, — endlich, endlich; dort weilen ſie bei einer Frau, die in zierlichen Körben feines Gemüſe feil bietet, — der holden Kleinen ganze Aufmerkſamkeit feſſelt ein Korb mit dem ſchönſten Blumenkohl, — das Mädchen ſelbſt wählt einen Kopf und legt ihn der Köchin in den Korb, — wie, die Unverſchämte! — ohne Weiteres nimmt ſie den Kopf aus dem Korbe heraus, legt ihn in den Korb der Verkäuferin zurück, und wählt einen andern, indem ihr heftiges Schütteln mit dem gewichtigen Kantenhaubengeſchmückten Haupte noch dazu bemerken läßt, daß ſie die arme Kleine, welche zum Erſtenmale ſelbſtſtändig ſeyn wollte, mit Vorwürfen überhäuft.

Der Vetter. Wie denk'ſt du dir die Gefühle dieſes Mädchens, der man eine Häuslichkeit aufdringen will, welche ihrem zarten Sinn gänzlich widerſtrebt? Ich kenne die holde Kleine; es iſt die Tochter eines Geheimen-Oberfinanzraths, ein natürliches, von jeder Ziererei entferntes Weſen, von ächtem weiblichen Sinn beſeelt, und mit jenem jedesmal richtig treffenden Verſtande und feinem Takt begabt, der Weibern dieſer Art ſtets eigen. — Hoho, Vetter! das nenn' ich glückliches Zuſammentreffen. Hier um die Ecke kommt das Gegenſtück zu jenem Bilde. Wie gefällt dir das Mädchen, Vetter?

Ich. Ei, welch eine niedliche, ſchlanke Geſtalt! — Jung — leichtfüßig — mit keckem, unbefangenem Blick in die Welt hinein ſchauend — am Himmel ſtets Sonnenglanz — in den Lüften ſtets luſtige Muſik — wie dreiſt, wie ſorglos ſie dem dicken Haufen entgegenhüpft — die Servante, die ihr mit dem Marktkorbe folgt, ſcheint eben nicht älter, als ſie, und zwiſchen Beiden eine gewiſſe Cordialität zu herrſchen — die Mamſell hat gar hübſche Sachen an, der Shawl iſt modern — der Hut paſſend zur Morgentracht, ſo wie das Kleid von geſchmackvollem Muſter — alles hübſch und anſtändig — o weh! was erblicke ich, die Mamſell trägt weißſeidene Schuhe. Ausrangirte Ballchauſſure auf dem Markt! — Ueberhaupt, je länger ich das Mädchen beobachte, deſto mehr fällt mir eine gewiſſe Eigenthümlichkeit auf, die ich mit Worten nicht ausdrücken kann. — Es iſt wahr, ſie macht, ſo wie es ſcheint, mit ſorglicher Emſigkeit ihre Einkäufe, wählt und wählt, feilſcht und feilſcht, ſpricht, geſtikulirt, alles mit einem lebendigen Weſen, das beinahe bis zur Spannung geht; mir iſt aber, als wolle ſie noch etwas anderes, als eben Hausbedürfniſſe einkaufen. —

Der Vetter. Bravo, bravo, Vetter! dein Blick ſchärft ſich, wie ich merke. Sieh nur, mein Liebſter, trotz der modeſten Kleidung hätten dir, — die Leichtfüßigkeit des ganzen Weſens abgerechnet, — ſchon die weißſeidenen Schuhe auf dem Markt verrathen müſſen, daß die kleine Mamſell dem Ballet, oder überhaupt dem Theater angehört. Was ſie ſonſt noch will, dürfte ſich vielleicht bald entwickeln — ha getroffen! Schau doch, lieber Vetter, ein wenig rechts die Straße hinauf, und ſage mir, wen du auf dem Bürgerſteig, vor dem Hotel, wo es ziemlich einſam iſt, erblickſt?

Ich. Ich erblicke einen großen, ſchlankgewachſenen Jüngling, im gelben kurzgeſchnittenen Flauſch mit ſchwarzem Kragen und Stahlknöpfen. Er trägt ein kleines rothes ſilbergeſticktes Mützchen, unter dem ſchöne ſchwarze Locken, beinahe zu üppig, hervorquillen. Den Ausdruck des blaſſen, männlich ſchön geformten Geſichts erhöht nicht wenig das kleine ſchwarze Stutzbärtchen auf der Oberlippe. Er hat eine Mappe unter dem Arm, — unbedenklich ein Student, der im Begriff ſtand, ein Collegium zu beſuchen; — aber feſt eingewurzelt ſteht er da, den Blick unverwandt nach dem Markt gerichtet, und ſcheint Collegium und alles um ſich her zu vergeſſen. —

Der Vetter. So iſt es, lieber Vetter. Sein ganzer Sinn iſt auf unſere kleine Comödiantin gerichtet. Der Zeitpunkt iſt gekommen; er naht ſich der großen Obſtbude, in der die ſchönſte Waare appetitlich aufgethürmt iſt, und ſcheint nach Früchten zu fragen, die eben nicht zur Hand ſind. Es iſt ganz unmöglich, daß ein guter Mittagstiſch ohne Deſſert von Obſt beſtehen kann; unſere kleine Comödiantin muß daher ihre Einkäufe für den Tiſch des Hauſes an der Obſtbude beſchließen. Ein runder rothbäckiger Apfel entſchlüpft ſchalkhaft den kleinen Fingern — der Gelbe bückt ſich darnach, hebt ihn auf — ein leichter anmuthiger Knix der kleinen Theaterfee — das Geſpräch iſt im Gange — wechſelſeitiger Rath und Beiſtand bei einer ſattſam ſchwierigen Apfelſinen-Wahl vollendet die gewiß bereits früher angeknüpfte Bekanntſchaft, indem ſich zugleich das anmuthige Rendezvous geſtaltet, welches gewiß auf mannigfache Weiſe wiederholt und variirt wird.

Ich. Mag der Muſenſohn liebeln und Apfelſinen wählen, ſo viel er will; mich intereſſirt das nicht, und zwar um ſo weniger, da mir dort an der Ecke der Hauptfronte des Theaters, wo die Blumenverkäuferinnen ihre Waare feil bieten, das Engelsbild, die allerliebſte Geheimraths-Tochter, von Neuem aufgeſtoßen iſt.

Der Vetter. Nach den Blumen dort ſchau' ich nicht gerne hin, lieber Vetter; es hat damit eine eigene Bewandtniß. Die Verkäuferin, welche der Regel nach den ſchönſten Blumenflor ausgeſuchter Nelken, Roſen und anderer ſeltener Gewächſe hält, iſt ein ganz hübſches, artiges Mädchen, ſtrebend nach höherer Kultur des Geiſtes; denn, ſo wie ſie der Handel nicht beſchäftigt, lieſ't ſie emſig in Büchern, deren Uniform zeigt, daß ſie zur großen Kralowski'ſchen äſthetiſchen Hauptarmee gehören, welche bis in die entfernteſten Winkel der Reſidenz ſiegend das Licht der Geiſtesbildung verbreitet. Ein leſendes Blumenmädchen iſt für einen belletriſtiſchen Schriftſteller ein unwiderſtehlicher Anblick. So kam es, daß, als vor langer Zeit mich der Weg bei den Blumen vorbeiführte, — auch an andern Tagen ſtehen die Blumen zum Verkauf, — ich das leſende Blumenmädchen gewahrend, überraſcht ſtehen blieb. Sie ſaß, wie in einer dichten Laube von blühenden Geranien, und hatte das Buch aufgeſchlagen auf dem Schooße, den Kopf in die Hand geſtützt. Der Held mußte gerade in augenſcheinlicher Gefahr, oder ſonſt ein wichtiger Moment der Handlung eingetreten ſeyn; denn höher glühten des Mädchens Wangen, ihre Lippen bebten, ſie ſchien ihrer Umgebung ganz entrückt. Vetter, ich will dir die ſeltſame Schwäche eines Schriftſtellers ganz ohne Rückſicht geſtehen. Ich war wie feſtgebannt an die Stelle — ich trippelte hin und her; was mag das Mädchen leſen? Dieſer Gedanke beſchäftigte meine ganze Seele. Der Geiſt der Schriftſtellereitelkeit regte ſich, und kitzelte mich mit der Ahnung, daß es eins meiner eigenen Werke ſey, was eben jetzt das Mädchen in die phantaſtiſche Welt meiner Träumereien verſetze. Endlich faßte ich ein Herz, trat hinan, und fragte nach dem Preiſe eines Nelkenſtocks, der in einer entfernten Reihe ſtand. Während daß das Mädchen den Nelkenſtock herbeiholte, nahm ich mit den Worten: „was leſen Sie denn da, mein ſchönes Kind?" das aufgeklappte Buch zur Hand. O! all ihr Himmel, es war wirklich ein Werklein von mir, und zwar * * *. Das Mädchen brachte die Blumen herbei, und gab zugleich den mäßigen Preis an. Was Blumen, was Nelkenſtock; das Mädchen war mir in dieſem Augenblick ein viel ſchätzenswertheres Publikum, als die ganze elegante Welt der Reſidenz. Aufgeregt, ganz entflammt von den ſüßeſten Autorgefühlen, fragte ich mit anſcheinender Gleichgültigkeit, wie denn dem Mädchen das Buch gefalle. „I, mein lieber Herr," erwiederte das Mädchen, „das iſt ein gar ſchnackiſches Buch. Anfangs wird einem ein wenig wirrig im Kopfe; aber dann iſt es ſo, als wenn man mitten darin ſäße." Zu meinem nicht geringen Erſtaunen erzählte mir das Mädchen den Inhalt des kleinen Märchens ganz klar und deutlich, ſo daß ich wohl einſah, wie ſie es ſchon mehrmals geleſen haben mußte; ſie wiederholte, es ſey ein gar ſchnackiſches Buch, ſie habe bald herzlich lachen müſſen, bald ſey ihr ganz weinerlich zu Muthe geworden; ſie gab mir den Rath, falls ich das Buch noch nicht geleſen haben ſollte, es mir Nachmittags von Herrn Kralowski zu holen, denn ſie wechſele eben Nachmittags Bücher. — Nun ſollte der große Schlag geſchehen. Mit niedergeſchlagenen Augen, mit einer Stimme, die an Süßigkeit dem Honig von Hybla zu vergleichen, mit dem ſeligen Lächeln des wonneerfüllten Autors, liſpelte ich: „hier, mein ſüßer Engel, hier ſteht der Autor des Buch's, welches Sie mit ſolchem Vergnügen erfüllt hat, vor

Ihnen in leibhaftiger Perſon." Das Mädchen ſtarrte mich ſprachlos an, mit großen Augen und offenem Munde. Das galt mir für den Ausdruck der höchſten Verwunderung, ja eines freudigen Schrecks, daß das ſublime Genie, deſſen ſchaffende Kraft ſolch ein Werk erzeugt, ſo plötzlich bei den Geranien erſchienen. Vielleicht, dachte ich, als des Mädchens Miene unverändert blieb, vielleicht glaubt ſie auch gar nicht an den glücklichen Zufall, der den berühmten Verfaſſer des *** in ihre Nähe bringt. Ich ſuchte nun ihr auf alle mögliche Weiſe meine Identität mit jenem Verfaſſer darzuthun, aber es war, als ſey ſie verſteinert, und nichts entſchlüpfte ihren Lippen, als: hm — ſo — I das wäre — wie —. Doch was ſoll ich dir die tiefe Schmach, welche mich in dieſem Augenblick traf, erſt weitläuftig beſchreiben. Es fand ſich, daß das Mädchen niemals daran gedacht, daß die Bücher, welche ſie leſe, vorher gedichtet werden müßten. Der Begriff eines Schriftſtellers, eines Dichters war ihr gänzlich fremd, und ich glaube wahrhaftig, bei näherer Nachfrage wäre der fromme kindliche Glaube an's Licht gekommen, daß der liebe Gott die Bücher wachſen ließe, wie die Pilze.

Ganz kleinlaut fragte ich nochmals nach dem Preiſe des Nelkenſtocks. Unterdeſſen mußte eine ganz andere dunkle Idee von dem Verfertigen der Bücher dem Mädchen aufgeſtiegen ſeyn; denn, da ich das Geld aufzählte, fragte ſie ganz naiv und unbefangen: ob ich denn alle Bücher bei'm Herrn Kralowski mache? — pfeilſchnell ſchoß ich mit meinem Nelkenſtock von dannen.

Ich. Vetter, Vetter, das nenne ich geſtrafte Autoreitelkeit; doch, während du mir deine tragiſche Geſchichte erzählteſt, verwandte ich kein Auge von meiner Lieblingin. Bei den Blumen allein ließ der übermüthige Küchendämon ihr volle Freiheit. Die grämliche Küchengouvernante hatte den ſchweren Marktkorb an die Erde geſetzt, und überließ ſich, indem ſie die feiſten Arme bald übereinanderſchlug, bald, wie es der äußere rhetoriſche Ausdruck der Rede zu erfordern ſchien, in die Seiten ſtemmte, mit drei Colleginnen der unbeſchreiblichen Freude des Geſprächs, und ihre Rede war, der Bibel entgegen, gewiß viel mehr, als ja, ja, und nein, nein. Sieh nur, welch einen herrlichen, herrlichen Blumenflor ſich der holde Engel ausgewählt hat, und von einem ruſtigen Burſchen nachtragen läßt. Wie? Nein, das will mir nicht ganz gefallen, daß ſie im Wandeln Kirſchen aus dem kleinen Körbchen naſcht; wie wird das feine Battiſttuch, das wahrſcheinlich darin befindlich, ſich mit dem Obſt befreunden?

Der Vetter. Der jugendliche Appetit des Augenblicks fragt nicht nach Kirſchflecken, für die es Kleeſalz und andere probate Hausmittel giebt. Und das iſt eben die wahrhaft kindliche Unbefangenheit, daß die Kleine nun von den Drangſalen des böſen Markt's ſich in wiedererlangter Freiheit ganz geben läßt. —

Der Vetter. (Das Geſpräch fortſetzend.) Doch ſchon lange iſt mir jener Mann aufgefallen, und ein unauflösbares Räthſel geblieben, der eben jetzt dort an der zweiten entfernten Pumpe an dem Wagen ſteht, aus dem ein Bauerweib aus einem großen Faß, um ein Billiges, Pflaumenmuß verſpendet. Für's Erſte, lieber Vetter, bewundere die Agilität des Weibes, das, mit einem langen hölzernen Löffel bewaffnet, erſt die großen Verkäufe zu viertel, halben und ganzen Pfunden beſeitigt, und dann den gierigen Näſchern, die ihre Papierchen, mitunter auch wohl ihre Pelzmütze hinhalten, mit Blitzesſchnelle das gewünſchte Dreierkleckschen zuwirft, welches ſie ſogleich als ſtattlichen Morgenimbiß wohlgefällig verzehren — Caviar des Volks! Bei dem geſchickten Vertheilen des Pflaumenmußes, mittelſt des geſchwenkten Löffels, fällt mir ein, daß ich einmal in meiner Kindheit hörte, es ſei auf einer reichen Bauernhochzeit ſo ſplendid hergegangen, daß der delicate, mit einer dicken Kruſte von Zimmt, Zucker und Nelken überhäutete Reisbrei mittelſt eines Dreſchflegels vertheilt worden. Jeder der werthen Gäſte durfte nur ganz gemüthlich das Maul aufſperren, um die gehörige Portion zu bekommen, und es ging auf dieſe Weiſe recht zu, wie im Schlaraffenland. Doch, Vetter, haſt du den Mann in's Auge gefaßt?

Ich. Allerdings! — Weß Geiſteskind iſt die tolle abentheuerliche Figur? Ein wenigſtens ſechs Fuß hoher, winddürrer Mann, der noch dazu kerzengrade mit eingebogenem Rücken da ſteht! Unter dem kleinen dreieckigen, zuſammengequetſchten Hütchen ſtarrt hinten die Kokarde eines Haarbeutels hervor, der ſich dann in voller Breite dem Rücken ſanft anſchmiegt. Der graue, nach längſt verjährter Sitte zugeſchnittene Rock ſchließt ſich, vorne von oben bis unten zugeknöpft, enge an den Leib an, ohne eine einzige Falte zu werfen, und ſchon erſt, als er an den Wagen ſchritt, konnte ich bemerken, daß er ſchwarze Beinkleider, ſchwarze Strümpfe, und mächtige zinnerne Schnallen in den Schuhen trägt. Was mag er nur in dem viereckigen Kaſten haben, den er ſo ſorglich unter dem linken Arme trägt, und der beinahe dem Kaſten eines Tabulettkrämers gleicht? —

Der Vetter. Das wirſt du gleich erfahren, ſchau nur aufmerkſam hin.

Ich. Er ſchlägt den Deckel des Kaſtens zurück — die Sonne ſcheint hinein — ſtrahlende Reflexe — der Kaſten iſt mit Blech gefüttert — er macht der Pflaumenmußfrau, indem er das Hütchen vom Kopfe zieht, eine beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung. — Was für ein originelles, ausdrucksvolles Geſicht — feingeſchloſſene Lippen — eine Habichtsnaſe — große, ſchwarze Augen — hochſtehende, ſtarke Augenbraunen — eine hohe Stirn — ſchwarzes Haar — das Toupé en coeur friſirt, mit kleinen ſteifen Löckchen über den Ohren. — Er reicht den Kaſten der Bauerfrau auf den Wagen, die ihn ohne Weiteres mit Pflaumenmuß füllt, und, ihm freundlich nickend, wieder zurückreicht. — Mit einer zweiten Verbeugung entfernt ſich der Mann — er windet ſich hinan an die Heringstonne — er zieht ein Schubfach des Kaſtens hervor, legt einige erhandelte Salzmänner hinein, und ſchiebt das Fach wieder zu — ein drittes Schubfach iſt, wie ich ſehe, zu Peterſilie und anderem Wurzelwerk beſtimmt. — Nun durchſchneidet er mit langen, gravitätiſchen Schritten den Markt in verſchiedenen Richtungen, bis ihn der reiche, auf einem Tiſch ausgebreitete, Vorrath von gerupftem Geflügel feſthält. So wie überall, macht er auch hier, ehe er zu feilſchen beginnt, einige tiefe Verbeugungen — er ſpricht viel und lange mit der Frau, die ihn mit beſonders freundlicher Miene anhört — er ſetzt den Kaſten behutſam auf den Boden nieder, und ergreift zwei Enten, die er ganz bequem in die weite Rocktaſche ſchiebt. — Himmel! es folgt noch eine Gans — den Puter ſchaut er blos an mit liebäugelnden Blicken — er kann doch nicht unterlaſſen, ihn wenigſtens mit dem Zeige- und Mittelfinger liebkoſend zu berühren; — ſchnell hebt er ſeinen Kaſten auf, verbeugt ſich gegen das Weib ungemein verbindlich, und ſchreitet, ſich mit Gewalt losreißend von dem verführeriſchen Gegenſtand ſeiner Begierde, von dannen — er ſteuert geradezu los auf die Fleiſcherbuden — iſt der Menſch ein Koch, der für ein Gaſtmahl zu ſorgen hat? — er erhandelt eine Kalbskeule, die er noch in eine ſeiner Rieſentaſchen gleiten läßt. — Nun iſt er fertig mit ſeinem Einkauf;

er geht die Charlottenſtraße herauf, mit ſolchem ganz ſeltſamen Anſtand und Weſen, daß er aus irgend einem fremden Lande herabgeſchneit zu ſeyn ſcheint.

Der Vetter. Genug habe ich mir ſchon über dieſe exotiſche Figur den Kopf zerbrochen. — Was denkſt du, Vetter, zu meiner Hypotheſe? Dieſer Menſch iſt ein alter Zeichenmeiſter, der in mittelmäßigen Schulanſtalten ſein Weſen getrieben hat, und vielleicht noch treibt. Durch allerlei induſtriöſe Unternehmungen hat er viel Geld erworben; er iſt geizig, mißtrauiſch, Cyniker bis zum Ekelhaften, Hageſtolz, — nur einem Gott opfert er — dem Bauche; — ſeine ganze Luſt iſt, gut zu eſſen, verſteht ſich allein auf ſeinem Zimmer; — er iſt durchaus ohne alle Bedienung, er beſorgt alles ſelbſt — an Markttagen holt er, wie du geſehen haſt, ſeine Lebensbedürfniſſe für die halbe Woche, und bereitet in einer kleinen Küche, die dicht bei ſeinem armſeligen Stübchen belegen, ſelbſt ſeine Speiſen, die er dann, da der Koch es ſtets dem Gaumen des Herrn zu Dank macht, mit gierigem, ja vielleicht thieriſchem, Appetit verzehrt. Wie geſchickt und zweckmäßig er einen alten Malkaſten zum Marktkorbe aptirt hat, auch das haſt du bemerkt, lieber Vetter.

Ich. Weg von dem widrigen Menſchen.

Der Vetter. Warum widrig? Es muß auch ſolche Käuze geben, ſagt ein welterfahrner Mann, und er hat Recht, denn die Varietät kann nie bunt genug ſeyn. Doch mißfällt dir der Mann ſo ſehr, lieber Vetter, ſo kann ich dir darüber, was er iſt, thut und treibt, noch eine andere Hypotheſe aufſtellen. Vier Franzoſen, und zwar ſämmtlich Pariſer, ein Sprachmeiſter, ein Fechtmeiſter, ein Tanzmeiſter und ein Paſtetenbäcker, kamen in ihren Jugendjahren gleichzeitig nach Berlin, und fanden, wie es damals (gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts) gar nicht fehlen konnte, ihr reichliches Brot. Seit dem Augenblick, als die Diligence ſie vereinigte, ſchloſſen ſie den engſten Freundſchaftsbund, blieben ein Herz und eine Seele, und verlebten jeden Abend nach vollbrachter Arbeit zuſammen, als echt alte Franzoſen, in lebhafter Converſation, bei frugalem Abendeſſen. Des Tanzmeiſters Beine waren ſtumpf geworden, des Fechtmeiſters Arme durch das Alter entnervt, dem Sprachmeiſter Rivale, die ſich der neueſten pariſer Mundart rühmten, über den Kopf geſtiegen, und die ſchlauen Erfindungen des Paſtetenbäckers überboten jüngere Gaumenkitzler, von den eigenſinnigſten Gaſtronomen in Paris ausgebildet.

Aber jeder des treu verbundenen Quatuors hatte indeſſen ſein Schäfchen in's Trockne gebracht. Sie zogen zuſammen in eine geraume, ganz artige, jedoch entlegene, Wohnung, gaben ihre Geſchäfte auf, und lebten zuſammen, alt franzöſiſcher Sitte getreu, ganz luſtig und ſorgenfrei, da ſie ſelbſt den Bekümmerniſſen und Laſten der unglücklichen Zeit geſchickt zu entgehen wußten. Jeder hat ein beſonderes Geſchäft, wodurch der Nutzen und das Vergnügen der Sozietät befördert wird. Der Tanzmeiſter und der Fechtmeiſter beſuchen ihre alten Scholaren, ausgediente Offiziers von höherm Rang, Kammerherren, Hofmarſchälle u. ſ. w.; denn ſie hatten die vornehmſte Praxis, und ſammeln die Neuigkeiten des Tages zum Stoff für ihre Unterhaltung, der nie ausgehen darf. Der Sprachmeiſter durchwühlt die Läden der Antiquare, um immer mehr franzöſiſche Werke auszumitteln, deren Sprache die Akademie gebilligt hat. Der Paſtetenbäcker ſorgt für die Küche; er kauft eben ſo gut ſelbſt ein, als er die Speiſen ebenfalls ſelbſt bereitet, worin ihm ein alter franzöſiſcher Hausknecht beiſteht. Außer dieſem beſorgt für jetzt, da eine alte zahnloſe Franzöſin, die ſich von der franzöſiſchen Gouvernante bis zur Aufwaſchmagd heruntergedient hatte, geſtorben, ein pausbäckiger Junge, den die Vier von den Orphelins françois zu ſich genommen, die Bedienung. — Dort geht der kleine Himmelblaue, an einem Arm einen Korb mit Mundſemmeln, an dem andern einen, in dem der Salat hoch aufgethürmt iſt. — So habe ich den widrigen cyniſchen deutſchen Zeichenmeiſter augenblicklich zum gemüthlichen franzöſiſchen Paſtetenbäcker umgeſchaffen, und ich glaube, daß ſein Aeußeres, ſein ganzes Weſen, recht gut dazu paßt.

Ich. Dieſe Erfindung macht deinem Schriftſtellertalent Ehre, lieber Vetter. Doch mir leuchten ſchon ſeit ein paar Minuten dort jene hohen weißen Schwungfedern in die Augen, die ſich aus dem dickſten Gedränge des Volkes empor heben. Endlich tritt die Geſtalt dicht bei der Pumpe hervor — ein großes, ſchlankgewachſenes Frauenzimmer von gar nicht üblem Anſehen — der Ueberrock von roſarothem ſchweren Seidenzeuge iſt funkelnagelneu — der Hut von der neueſten Façon, der daran befeſtigte Schleier von ſchönen Spitzen — weiße Glacé-Handſchuhe. — Was nöthigte die elegante, wahrſcheinlich zu einem Dejeuner eingeladene, Dame, ſich durch das Gewühl des Marktes zu drängen? Doch wie, auch ſie gehört zu den Einkäuferinnen? Sie ſteht ſtill, und winkt einem alten, ſchmutzigen, zerlumpten Weibe, die ihr, ein lebhaftes Bild der Miſere in der Hefe des Volks, mit einem halbzerbrochenen Marktkorbe am Arm, mühſam nachhinkt. Die geputzte Dame winkt an der Ecke des Theatergebäudes, um dem erblindeten Landwehrmann, der dort an die Mauer gelehnt ſteht, ein Almoſen zu geben. Sie zieht mit Mühe den Handſchuh von der rechten Hand — hilf Himmel! eine blutrothe, noch dazu ziemlich mannhaft gebaute, Fauſt kommt zum Vorſchein. Doch ohne lange zu ſuchen und zu wählen, drückt ſie dem Blinden raſch ein Stück Geld in die Hand, läuft raſch bis in die Mitte der Charlottenſtraße, und ſetzt ſich dann in einen majeſtätiſchen Promenadenſchritt, mit dem ſie, ohne ſich weiter um ihre zerlumpte Begleiterin zu kümmern, die Charlottenſtraße hinauf nach den Linden wandelt.

Der Vetter. Das Weib hat, um ſich auszuruhen, den Korb an die Erde geſetzt, und du kannſt mit einem Blick den ganzen Einkauf der eleganten Dame überſehen.

Ich. Der iſt in der That wunderlich genug. — Ein Kohlkopf — viele Kartoffeln — einige Aepfel — ein kleines Brot — einige Heringe in Papier gewickelt — ein Schaafkäſe, nicht von der appetitlichſten Farbe — eine Hammelleber — ein kleiner Roſenſtock — ein Paar Pantoffeln — ein Stiefelknecht. — Was in aller Welt —

Der Vetter. Still, ſtill, Vetter, genug von der Roſenrothen! — Betrachte aufmerkſam jenen Blinden, dem das leichtſinnige Kind der Verderbniß Almoſen ſpendete. Giebt es ein rührenderes Bild unverdienten menſchlichen Elends, und frommer in Gott und Schickſal ergebener Reſignation? Mit dem Rücken an die Mauer des Theaters gelehnt, beide abgedürrte Knochenhände auf einen Stab geſtützt, den er einen Schritt vorgeſchoben, damit das unvernünftige Volk ihm nicht über die Füße laufe, das leichenblaſſe Antlitz emporgehoben, das Landwehrmützchen in die Augen gedrückt, ſteht er regungslos vom frühen Morgen bis zum Schluß des Markt's an derſelben Stelle. —

Ich. Er bettelt, und doch iſt für die erblindeten Krieger ſo gut geſorgt.

Der Vetter. Du biſt in gar großem Irrthum, lieber Vetter.

Dieſer arme Menſch macht den Knecht eines Weibes, welches Gemüſe feil hält, und die zu der niedrigeren Klaſſe dieſer Verkäuferinnen gehört, da die vornehmere das Gemüſe in, auf Wagen gepackten, Körben herbeifahren läßt. Dieſer Blinde kommt nämlich jeden Morgen, mit vollen Gemüſekörben bepackt, wie ein Laſtthier, ſo daß ihn die Bürde beinahe zu Boden drückt, und er ſich nur mit Mühe im wankenden Schritt mittelſt des Stabes aufrecht erhält, herbei. Eine große, robuſte Frau, in deren Dienſten er ſteht, oder die ihn vielleicht nur eben zum Hinſchaffen des Gemüſes auf den Markt gebraucht, giebt ſich, wenn nun ſeine Kräfte beinahe ganz erſchöpft ſind, kaum die Mühe, ihn beim Arm zu ergreifen, und weiter an Ort und Stelle, nämlich eben an den Platz, den er jetzt einnimmt, hin zu helfen. Hier nimmt ſie ihm die Körbe vom Rücken, die ſie ſelbſt hinüberträgt, und läßt ihn ſtehen, ohne ſich im mindeſten um ihn eher zu bekümmern, als bis der Markt geendet iſt, und ſie ihm die ganz, oder nur zum Theil geleerten Körbe wieder aufpackt.

Ich. Es iſt doch merkwürdig, daß man die Blindheit, ſollten auch die Augen nicht verſchloſſen ſeyn, oder ſollte auch kein anderer ſichtbarer Fehler den Mangel des Geſichts verrathen, dennoch an der emporgerichteten Stellung des Hauptes, die den Erblindeten eigenthümlich, ſogleich erkennt; es ſcheint darin ein fortwährendes Streben zu liegen, etwas in der Nacht, die den Blinden umſchließt, zu erſchauen.

Der Vetter. Es giebt für mich keinen rührendern Anblick, als wenn ich einen ſolchen Blinden ſehe, der mit emporgerichtetem Haupt in die weite Ferne zu ſchauen ſcheint. Untergegangen iſt für den Armen die Abendröthe des Lebens, aber ſein inneres Auge ſtrebt ſchon das ewige Licht zu erblicken, das ihm in dem Jenſeits voll Troſt, Hoffnung und Seligkeit leuchtet. — Doch ich werde zu ernſt. — Der blinde Landwehrmann bietet mir jeden Markttag einen Schatz von Bemerkungen dar. Du gewahrſt, lieber Vetter, wie ſich bei dieſem armen Menſchen die Mildthätigkeit der Berliner recht lebhaft ausſpricht. Oft ziehen ganze Reihen bei ihm vorüber, und Keiner daraus verfehlt ihm ein Almoſen zu reichen. Aber die Art und Weiſe, wie dieſes gereicht wird, hierin liegt Alles. Schau einmal, lieber Vetter, eine Zeitlang hin, und ſag' mir, was du gewahrſt.

Ich. Eben kommen drei, vier, fünf ſtattliche derbe Hausmägde;

die, mit zum Theil ſchwer in's Gewicht fallenden Waaren übermäßig vollgepackten Körbe ſchneiden ihnen beinahe die nervigten blau aufgelaufenen Arme wund; ſie haben Urſache zu eilen, um ihre Laſt los zu werden, und doch weilt jede einen Augenblick, greift ſchnell in den Marktkorb, und drückt dem Blinden ein Stück Geld, ohne ihn einmal anzuſehen, in die Hand. Die Ausgabe ſteht als nothwendig und unerläßlich auf dem Etat des Markttags. Das iſt Recht! Da kommt eine Frau, deren Anzug, deren ganzem Weſen man die Behaglichkeit und Wohlhabenheit deutlich anmerkt, — ſie bleibt vor dem Invaliden ſtehen, zieht ein Beutelchen hervor, und ſucht und ſucht, und kein Stück Geld ſcheint ihr klein genug zum Akt der Wohlthätigkeit, den ſie zu vollführen gedenkt, — ſie ruft ihrer Köchin zu, — es findet ſich, daß auch dieſer die kleine Münze ausgegangen, — ſie muß erſt bei den Gemüſeweibern wechſeln, — endlich iſt der zu verſchenkende Dreier herbeigeſchafft, — nun klopft ſie den Blinden auf die Hand, damit er ja merke, daß er etwas empfangen werde, — er öffnet den Handteller, — die wohlthätige Dame drückt ihm das Geldſtück hinein, und ſchließt ihm die Fauſt, damit die ſplendide Gabe ja nicht verloren gehe. — Warum trippelt die kleine niedliche Mamſell ſo hin und her, und nähert ſich immer mehr und mehr dem Blinden? Ha, im Vorbeihuſchen hat ſie ſchnell, daß es gewiß Niemand als ich, der ich ſie auf dem Korn meines Glaſes habe, bemerkte, dem Blinden ein Stück Geld in die Hand geſteckt, — das war gewiß kein Dreier. Der glatte, wohlgemäſtete Mann im braunen Rocke, der dort ſo gemüthlich daher geſchritten kommt, iſt gewiß ein ſehr reicher Bürger. Auch er bleibt vor dem Blinden ſtehen, und läßt ſich in ein langes Geſpräch mit ihm ein, indem er den übrigen Leuten den Weg verſperrt und ſie hindert, dem Blinden Almoſen zu ſpenden; — endlich, endlich zieht er eine mächtige grüne Geldbörſe aus der Taſche, entknüpft ſie nicht ohne Mühe, und wühlt ſo entſetzlich im Gelde, daß ich glaube, es bis hieher klappern zu hören. — Parturiunt montes! — Doch will ich wirklich glauben, daß der edle Menſchenfreund, vom Bilde des Jammers hingeriſſen, ſich bis zum ſchlechten Groſchen verſtieg. — Bei allem dem meine ich doch, daß der Blinde an den Markttagen nach ſeiner Art keine geringe Einnahme macht, und mich wundert, daß er alles ohne das mindeſte Zeichen von Dankbarkeit annimmt; nur eine leiſe Bewegung der Lippen, die ich wahrzunehmen glaube, zeigt, daß er etwas ſpricht, was wohl Dank ſeyn mag, — doch auch dieſe Bewegung bemerke ich nur zuweilen.

Der Vetter. Da haſt du den entſchiedenen Ausdruck vollkommen abgeſchloſſener Reſignation: was iſt ihm das Geld, er kann es nicht nutzen; erſt in der Hand eines Andern, dem er ſich rückſichtslos anvertrauen muß, erhält es ſeinen Werth; — ich kann mich ſehr irren, aber mir ſcheint, als wenn das Weib, deren Gemüſekorb er trägt, eine fatale böſe Sieben ſey, die den Armen ſchlecht hält, unerachtet ſie höchſt wahrſcheinlich alles Geld, was er empfängt, in Beſchlag nimmt. Jedesmal, wenn ſie die Kiepe zurückbringt, keift ſie mit dem Blinden, und zwar in dem Grade mehr oder weniger, als ſie einen beſſern oder ſchlechtern Markt gehabt hat. Schon das leichenblaſſe Geſicht, die abgehungerte Geſtalt, die zerlumpte Kleidung des Blinden, läßt vermuthen, daß ſeine Lage ſchlimm genug iſt, und es wäre die Sache eines thätigen Menſchenfreundes, dieſem Verhältniß näher nachzuforſchen.

Ich. Indem ich den ganzen Markt überſchaue, bemerke ich, daß die Mehlwagen dort, über die Tücher wie Zelte aufgeſpannt ſind, deshalb einen maleriſchen Anblick gewähren, weil ſie dem Auge ein Stützpunkt ſind, um den ſich die bunte Maſſe zu deutlichen Gruppen bildet.

Der Vetter. Von den weißen Mehlwagen und den mehlbeſtaubten Mühlknappen und Müllermädchen mit roſenrothen Wangen, jede eine bella molinara, kenne ich gerade auch etwas Entgegengeſetztes. Mit Schmerz vermiſſe ich nämlich eine Köhlerfamilie, die ſonſt ihre Waare geradeüber meinem Fenſter am Theater feil bot, und jetzt hinübergewieſen ſeyn ſoll auf die andere Seite. Dieſe Familie beſteht aus einem großen robuſten Mann mit ausdrucksvollem Geſicht, markigen Zügen, heftig, beinahe gewaltſam in ſeinen Bewegungen, genug, ganz treues Abbild der Köhler, wie ſie in Romanen vorzukommen pflegen. In der That, begegnete ich dieſem Manne einſam im Walde, es würde mich ein wenig fröſteln, und ſeine freundſchaftliche Geſinnung würde mir in dem Augenblick die liebſte auf Erden ſeyn. Dieſem Manne ſteht als zweites Glied der Familie, im ſchneidendſten Contraſt, ein kaum vier Fuß hoher, ſeltſam verwachſener Kerl entgegen, der die Poſſierlichkeit ſelbſt iſt. Du weißt, lieber Vetter, daß es Leute giebt von gar ſeltſamem Bau; auf den erſten Blick muß man ſie für bucklig erkennen, und doch vermag man, bei näherer Betrachtung, durchaus nicht anzugeben, wo ihnen denn eigentlich der Buckel ſitzt.

Ich. Ich erinnere mich hiebei des naiven Ausſpruchs eines geiſtreichen Militairs, der mit einem ſolchen Naturſpiel in Geſchäften viel zu thun hatte, und dem das Unergründliche des wunderlichen Baues ein Anſtoß war. „Einen Buckel," ſagte er, „einen Buckel hat der Menſch; aber wo ihm der Buckel ſitzt, das weiß der Teufel!" —

Der Vetter. Die Natur hatte im Sinn, aus meinem kleinen Kohlenbrenner eine rieſenhafte Figur von etwa ſieben Fuß zu bilden, denn dieſes zeigen die koloſſalen Hände und Füße, beinahe die größten, die ich in meinem Leben geſehen. Dieſer kleine Kerl, mit einem großkragigen Mäntelchen bekleidet, eine wunderliche Pelzmütze auf dem Haupte, iſt in ſteter raſtloſer Unruhe; mit einer unangenehmen Beweglichkeit hüpft und trippelt er hin und her, iſt bald hier, bald dort, und müht ſich, den Liebenswürdigen, den Scharmanten, den primo amoroso des Markts, zu ſpielen. Kein Frauenzimmer, gehört ſie nicht geradehin zum vornehmen Stande, läßt er vorübergehen, ohne ihm nachzutrippeln, und mit ganz unnachahmlichen Stellungen, Gebehrden und Grimaſſen, Süßigkeiten auszuſtoßen, die nun freilich im Geſchmack der Kohlenbrenner ſeyn mögen. Zuweilen treibt er die Galanterie ſo weit, daß er im Geſpräch den Arm ſanft um die Hüften des Mädchens ſchlingt, und, die Mütze in der Hand, der Schönheit huldigt, oder ihr ſeine Ritterdienſte anbietet. Merkwürdig genug, daß die Mädchen ſich nicht allein das gefallen laſſen, ſondern überdem dem kleinen Ungethüm freundlich zunicken, und ſeine Galanterien überhaupt gar gerne zu haben ſcheinen. Dieſer kleine Kerl iſt gewiß mit einer reichen Doſis von natürlichem Mutterwitz, dem entſchiedenen Talent für's Poſſierliche, und der Kraft, es darzuſtellen, begabt. Er iſt der Pagliaſſo, der Tauſendkünſtler, der Allerweltskerl in der ganzen Gegend, die den Wald umſchließt, wo er hauſet; ohne ihn kann keine Kindtaufe, kein Hochzeitſchmaus, kein Tanz im Kruge, kein Gelag beſtehen; man freuet ſich auf ſeine Späße, und belacht ſie das ganze Jahr hindurch. Der Reſt der Familie beſteht, da die Kinder und etwanigen Mägde zu Hauſe gelaſſen werden, nur noch aus zwei Weibern von robuſtem Bau und finſterm, mürriſchen Anſehen, wozu freilich der Kohlenſtaub, der ſich in den Falten des Geſichts feſtſetzt, viel beiträgt. Die zärtliche Anhänglichkeit eines großen Spitzes, mit dem die Familie jeden Biſſen theilt, den ſie während des Marktes ſelbſt genießt, zeigt mir übrigens, daß es in der Köhlerhütte recht ehrlich und patriarchaliſch zugehen mag. Der Kleine hat übrigens Rieſenkräfte, weshalb die Familie ihn dazu braucht, die verkauften Kohlenſäcke den Käufern in's Haus zu ſchaffen. Ich ſah oft ihn von den Weibern mit wohl zehn großen Säcken bepacken, die ſie hoch übereinander auf ſeinen Rücken häuften, und er hüpfte damit fort, als fühle er keine Laſt. Von hinten ſah nun die Figur ſo toll und abentheuerlich aus, als man nur etwas ſehen kann. Natürlicherweiſe gewahrte man von der werthen Figur des Kleinen auch nicht das allermindeſte, ſondern bloß einen ungeheuren Kohlenſack, dem unten ein Paar Füßchen angewachſen waren. Es ſchien ein fabelhaftes Thier, eine Art märchenhaftes Känguru über den Markt zu hüpfen.

Ich. Sieh, ſieh, Vetter! dort an der Kirche entſteht Lärm. Zwei Gemüſeweiber ſind wahrſcheinlich über das leidige **Meum** und **Tuum** in heftigen Streit gerathen, und ſcheinen, die Fäuſte in die Seiten geſtemmt, ſich mit feinen Redensarten zu bedienen. Das Volk läuft zuſammen — ein dichter Kreis umſchließt die Zankenden — immer ſtärker und gellender erheben ſich die Stimmen — immer heftiger fechten ſie mit den Händen durch die Lüfte — immer näher rücken ſie ſich auf den Leib — gleich wird es zum Fauſtkampf kommen — die Polizei macht ſich Platz — wie? Plötzlich erblicke ich eine Menge Glanzhüte zwiſchen den Zornigen — im Augenblick gelingt es den Gevatterinnen, die erhitzten Gemüther zu beſänftigen — aus iſt der Streit — ohne Hülfe der Polizei — ruhig kehren die Weiber zu ihren Gemüſekörben zurück — das Volk, welches nur einige Mal, wahrſcheinlich bei beſonders draſtiſchen Momenten des Streits, durch lautes Aufjauchzen ſeinen Beifall zu erkennen gab, läuft auseinander. —

Der Vetter. Du bemerkſt, lieber Vetter, daß dieſes während der ganzen langen Zeit, die wir hier am Fenſter zugebracht, der einzige Zank war, der ſich auf dem Markt entſpann und der lediglich durch das Volk ſelbſt beſchwichtigt wurde. Selbſt ein ernſterer, bedrohlicherer Zank wird gemeinhin von dem Volke ſelbſt auf dieſe Weiſe gedämpft, daß ſich Alles zwiſchen die Streitenden drängt, und ſie auseinanderbringt. Am vorigen Markttage ſtand zwiſchen den

Fleiſch- und Obſtbuden ein großer, abgelumpter Kerl, von frechem, wildem Anſehen, der mit dem vorübergehenden Fleiſcherknecht plötzlich in Streit gerieth; er führte ohne Weiteres mit dem furchtbaren Knittel, den er wie ein Gewehr über die Schulter gelehnt trug, einen Schlag gegen den Knecht, der dieſen unfehlbar zu Boden geſtreckt haben würde, wäre er nicht geſchickt ausgewichen, und in ſeine Bude geſprungen. Hier bewaffnete er ſich aber mit einer gewaltigen Fleiſcherart, und wollte dem Kerl zu Leibe. Alle Aſpekten waren dazu da, daß das Ding ſich mit Mord und Todtſchlag endigen, und das Kriminalgericht in Thätigkeit geſetzt werden würde. Die Obſtfrauen, lauter kräftige und wohlgenährte Geſtalten, fanden ſich aber verpflichtet, den Fleiſcherknecht ſo liebreich und feſt zu umarmen, daß er ſich nicht aus der Stelle zu rühren vermochte; er ſtand da mit hoch emporgeſchwungener Waffe, wie es in jener pathetiſchen Rede vom rauhen Pyrrhus heißt:

> wie ein gemalter Wüthrich, und wie partheilos zwiſchen Kraft und Willen, that nichts.

Unterdeſſen hatten andere Weiber, Bürſtenbinder, Stiefelknechtverkäufer u. ſ. w., den Kerl umringend, der Polizei Zeit gegönnt, heran zu kommen, und ſich ſeiner, der mir ein freigelaſſener Sträfling ſchien, zu bemächtigen.

Ich. Alſo herrſcht in der That im Volk ein Sinn für die zu erhaltende Ordnung, der nicht anders, als für Alle ſehr erſprießlich wirken kann.

Der Vetter. Ueberhaupt, mein lieber Vetter, haben mich meine Beobachtungen des Marktes in der Meinung beſtärkt, daß mit dem Berliner Volk, ſeit jener Unglücksperiode, als ein frecher, übermüthiger Feind das Land überſchwemmte, und ſich vergebens mühte, den Geiſt zu unterdrücken, der bald wie eine gewaltſam zuſammengedrückte Spiralfeder mit erneuter Kraft emporſprang, eine merkwürdige Veränderung vorgegangen iſt. Mit Einem Wort: das Volk hat an äußerer Sittlichkeit gewonnen; und wenn du dich einmal an einem ſchönen Sommertage gleich Nachmittags nach den Zelten bemühſt, und die Geſellſchaften beobachteſt, welche ſich nach Moabit einſchiffen laſſen, ſo wirſt du ſelbſt unter gemeinen Mägden und Tagelöhnern ein Streben nach einer gewiſſen Courtoiſie bemerken, das ganz ergötzlich iſt. Es iſt der Maſſe ſo gegangen, wie dem Einzelnen, der viel Neues geſehen, viel Ungewöhnliches erfahren, und der mit dem Nil admirari die Geſchmeidigkeit der äußern Sitte gewonnen. Sonſt war das Berliner Volk roh und brutal; man durfte z. B. als Fremder kaum nach einer Straße, oder nach einem Hauſe, oder ſonſt nach etwas fragen, ohne eine grobe, oder verhöhnende Antwort zu erhalten, oder durch falſchen Beſcheid gefoppt zu werden. Der Berliner Straßenjunge, der den kleinſten Anlaß, einen etwas auffallenden Anzug, einen lächerlichen Unfall, der Jemandem geſchah, zu dem abſcheulichſten Frevel benutzte, exiſtirt nicht mehr. Denn jene Cigarrenjungen vor den Thoren, die „den fidelen Hamburger avec du feu" ausbieten, dieſe Galgenſtricke, welche ihr Leben in Spandau, oder Straußberg, oder, wie noch kürzlich einer von ihrer Raçe, auf dem Schaffot endigen, ſind keineswegs das, was der eigentliche Berliner Straßenjunge war, der nicht Vagabond, ſondern gewöhnlich Lehrburſche bei einem Meiſter, — es iſt lächerlich zu ſagen, — bei aller Gottloſigkeit und Verderbniß, doch ein gewiſſes Point d'Honneur beſaß, und dem es an gar drolligem Mutterwitz nicht mangelte.

Ich. O, lieber Vetter, laß mich dir in aller Geſchwindigkeit ſagen, wie neulich mich ein ſolcher fataler Volkswitz tief beſchämt hat. Ich gehe vor's Brandenburger Thor, und werde von Charlottenburger Fuhrleuten verfolgt, die mich zum Aufſitzen einladen; einer von ihnen, ein höchſtens ſechszehn, ſiebenzehnjähriger Junge, trieb die Unverſchämtheit ſo weit, daß er mich mit ſeiner ſchmutzigen Fauſt beim Arme packte. „Will er mich wohl nicht anfaſſen!" fahre ich ihn zornig an. „Nun Herr," erwiederte der Junge ganz gelaſſen, indem er mich mit ſeinen ſtieren Augen anglotzte, „nun Herr, warum ſoll ich Ihnen denn nicht anfaſſen; ſind Sie vielleicht nicht ehrlich?"

Der Vetter. Haha! dieſer Witz iſt wirklich einer, aber recht aus der ſtinkenden Grube der tiefſten Depravation geſtiegen. — Die Witzwörter der Berliner Obſtweiber u. a. waren ſonſt weltberühmt, und man that ihnen ſogar die Ehre an, ſie Shakespeare'ſch zu nennen, unerachtet bei näherer Beleuchtung ihre Energie und Originalität nur vorzüglich in der ſchamloſen Frechheit beſtand, womit ſie den niederträchtigſten Schmutz als bekannte Schüſſel auftiſchten. — Sonſt war der Markt der Tummelplatz des Zanks, der Prügeleien, des Betrugs, des Diebſtahls, und keine honette Frau durfte es wagen, ihren

Einkauf ſelbſt beſorgen zu wollen, ohne ſich der größten Unbill auszuſetzen. Denn nicht allein, daß das Höckervolk gegen ſich ſelbſt und alle Welt zu Felde zog, ſo gingen noch Menſchen ausdrücklich darauf aus, Unruhe zu erregen, um dabei im Trüben zu fiſchen, wie z. B. das aus allen Ecken und Enden der Welt zuſammengeworbene Geſindel, welches damals in den Regimentern ſteckte. Sieh, lieber Vetter, wie jetzt dagegen der Markt das anmuthige Bild der Wohlbehaglichkeit und des ſittlichen Friedens darbietet. Ich weiß, enthuſiaſtiſche Rigoriſten, hyperpatriotiſche Aszetiker eifern grimmig gegen dieſen vermehrten äußern Anſtand des Volks, indem ſie meinen, daß mit dieſer Abgeſchliffenheit der Sitte auch das Volksthümliche abgeſchliffen werde und verloren gehe. Ich meinestheils bin der feſten, innigſten Ueberzeugung, daß ein Volk, das ſowohl den Einheimiſchen, als den Fremden, nicht mit Grobheit oder höhniſcher Verachtung, ſondern mit höflicher Sitte behandelt, dadurch unmöglich ſeinen Charakter einbüßen kann. Mit einem ſehr auffallenden Beiſpiel, welches die Wahrheit meiner Behauptung darthut, würde ich bei jenen Rigoriſten gar übel wegkommen.

Immer mehr hatte ſich das Gedränge vermindert; immer leerer und leerer war der Markt worden. Die Gemüſeverkäuferinnen packten ihre Körbe zum Theil auf herbeigekommene Wagen, zum Theil ſchleppten ſie ſie ſelbſt fort — die Mehlwagen fuhren ab — die Gärtnerinnen ſchafften den übrig gebliebenen Blumenvorrath auf großen Schiebkarren fort — geſchäftiger zeigte ſich die Polizei, Alles, und vorzüglich die Wagenreihe, in gehöriger Ordnung zu erhalten; dieſe Ordnung wäre auch nicht geſtört, wenn es nicht hin und wieder einem ſchismatiſchen Bauerjungen eingefallen wäre, quer über den Platz, ſeine eigene neue Behringsſtraße zu entdecken, zu verfolgen, und ſeinen kühnen Lauf mitten durch die Obſtbuden, geradezu nach der Thüre der deutſchen Kirche, zu richten. Das gab denn viel Geſchrei und viel Ungemach des zu genialen Wagenlenkers. „Dieſer Markt,“ ſprach der Vetter, „iſt auch jetzt ein treues Abbild des ewig wechſelnden Lebens. Rege Thätigkeit, das Bedürfniß des Augenblicks, trieb die Menſchenmaſſe zuſammen, in wenigen Augenblicken iſt Alles verödet, die Stimmen, welche im wirren Getöſe durcheinander ſtrömten, ſind verklungen, und jede verlaſſene Stelle ſpricht das ſchauerliche: es war! nur zu lebhaft aus." — Es ſchlug Ein Uhr, der grämliche Invalide trat in's Kabinet und meinte mit verzogenem Geſicht: der Herr möge doch nun endlich das Fenſter verlaſſen und eſſen, da ſonſt die aufgetragenen Speiſen wieder kalt würden. „Alſo haſt du doch Appetit, lieber Vetter?" fragte ich. „O ja," erwiederte der Vetter mit ſchmerzlichem Lächeln, „du wirſt es gleich ſehen."

Der Invalide rollte ihn in's Zimmer. Die aufgetragenen Speiſen beſtanden in einem mäßigen mit Fleiſchbrühe gefüllten Suppenteller, einem in Salz aufrecht geſtellten weichgeſottenen Ei, und einer halben Mundſemmel.

„Ein einziger Biſſen mehr," ſprach der Vetter leiſe und wehmüthig, indem er meine Hand drückte, „das kleinſte Stückchen des verdaulichſten Fleiſches, verurſacht mir die entſetzlichſten Schmerzen, und raubt mir allen Lebensmuth und das letzte Fünkchen von guter Laune, das noch hin und wieder aufglimmen will."*)

Ich wies nach dem am Bettſchirm befeſtigten Blatt, indem ich mich dem Vetter an die Bruſt warf und ihn heftig an mich drückte.

„Ja, Vetter!" rief er mit einer Stimme, die mein Innerſtes durchdrang, und es mit herzzerſchneidender Wehmuth erfüllte, „ja Vetter:

Et si male nunc, non olim sic erit!"

Armer Vetter!

---

*) Hoffmann's damaliger Zuſtand, treu aufgefaßt.

Die Geneſung.

Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.

Ich begab mich in den entlegenen, wildverwachſenen Theil des Waldes, wo ich den wunderlichen Baum mit ſeinen halb verdorrten, halb grünen Aeſten, und ſeinen maleriſchen Laubgruppen angetroffen hatte, um ihn ſo, wie er leibt und lebt, in mein Malerbuch einzutragen. Schon hatte ich meine Mappe zurechtgelegt, den Crayon geſpitzt, und mich in die gehörige Poſitur geſetzt, als durch das dicke Gebüſch ein herrſchaftlicher Wagen raſſelte. Mit Mühe bahnten ſich die Pferde Schritt vor Schritt einen Weg durch das wilde Geſtrüpp, und es ſchien in der That ein ſeltſamer Einfall der Fahrenden, gerade außer Weg und Steg den von hundert anmuthigen Wegen durchſchnittenen Wald auf's Neue ohne Noth durchbrechen zu wollen.

Endlich, als die Pferde weder vor- noch rückwärts kommen zu können ſchienen, hielt der Wagen, — der Schlag öffnete ſich, und heraus ſtieg ein junger, ſauber in Schwarz gekleideter Mann, den ich, als er aus dem dicken Geſtrüpp heraus trat, für den jungen Doktor O… erkannte.

Er ſah aufmerkſam umher, und ſchien offenbar ſich überzeugen zu wollen, daß Niemand in der Nähe ſey. Es wollte mich bedünken, als habe ſein Weſen etwas beſonders Aengſtliches, als ſey ſein Blick ſeltſam, wirr und unſtät. Ich ſchäme mich jetzt meiner Thorheit; der unheimliche Schauer irgend einer Unthat, deren ich in dem Augenblick den guten harmloſen Doktor O… für fähig hielt, durchdrang mich, und ich kam mir ſtolzer Weiſe mit ſamt meinem Malerbuch voll verfehlter Skizzen vor, wie die rächende Nemeſis, die im Finſtern ſchleicht, gleich mir hier unter den dickbelaubten Bäumen.

Doktor O . . . ging zum Wagen zurück — der Schlag wurde auf's Neue geöffnet, und heraus ſchlüpfte eine junge Dame, ſo ſchön, ſo ſchlank, ſo anmuthig, ſo maleriſch in einen Shawl gewickelt, als nur jemals eine junge Dame in dem zierlichſten, rührendſten Roman in der Einſamkeit aus dem Wagen geſchlüpft, und die Lunte eines raſſelnden, ziſchenden, knallenden Feuerwerks von hundert wunderbaren Abentheuern entzündet hat. Du kannſt denken, wie ich in der höchſten Spannung durch das dicke Gebüſch ſchlich, um dem Paare näher zu kommen, und mir von ihrem Beginnen nicht das Mindeſte entgehen zu laſſen. Ich hatte mich hinter ihren Rücken manövrirt, und hörte jetzt den Doktor ſagen: „Ich habe hier einen Platz ausgemittelt, der zu unſern Zwecken nicht günſtiger ſeyn kann. Es ſteht hier ein wunderbarer Baum, deſſen Fuß Raſen umgeben; ich ſelbſt habe ſchon geſtern einige Raſenſtücke ausgeſtochen, und eine ganz ſtattliche Raſenbank zu Stande gebracht. Die ausgehöhlte Stelle iſt einem Grabe gleich, und ſo iſt ſchon ſymboliſch angedeutet, was wir hier beginnen wollen; Tod und Auferſtehung.“ —

„Ja,“ wiederholte die Dame mit herzzerſchneidender Wehmuth, indem ſie des Doktors Hand ergriff, der ſie feurig an die Lippen drückte, „ja, Tod und Auferſtehung!“ —

Mir ſtarrte das Blut in den Adern — unwillkührlich entfloh mir ein leiſes Ach! Der Satan hatte ſein Spiel — die Dame drehte ſich um — meine werthe Figur ſtand dicht vor ihr! Vor Erſtaunen hätte ich in die Erde ſinken mögen. — Niemand anders war die Dame, als das liebenswürdigſte Mädchen in B . . . . ., das Fräulein Wilhelmine von S . . . Auch ſie ſchien vor Schreck und Staunen ſich kaum aufrecht halten zu können — ſie ſchlug die Hände zuſammen, und rief ganz zerknirſcht: „Um Gott, o mein Leben! wie kommen Sie hierher, Theodor, an dieſen ungelegenen Ort, zu dieſer ungelegenen Stunde!“

Die rächende Nemeſis mit der Malermappe fiel mir wieder ein, und ich ſprach mit einem gewichtigen Ton, wie ungefähr Minos oder Rhadamantus ihre Sprüche verkündigen mögen: „es kann ſeyn, mein ſehr werthes, und bis zu dieſer Minute hochgeachtetes Fräulein, daß ich Ihnen ſehr ungelegen komme; doch vielleicht ſind es die

Schickſalsmächte ſelbſt, die mich hierher brachten, um irgend eine ruchloſ —“

Der Doktor ließ mich nicht vollenden, ſondern fiel mir zürnend in die Rede, indem ſeine Wangen ſich entflammten: „Du bewährſt dich wieder heute in deiner alten Rolle, nämlich als Eulenſpiegel.“

Damit nahm er das Fräulein bei der Hand, und führte ſie zu dem Wagen zurück, an deſſen geöffnetem Schlage ſie ſtehen blieb.

Der Doktor kehrte zu mir, der ich ganz verblüfft da ſtand, und nicht wußte, was ich ſagen, was ich denken ſollte, wieder zurück, indem er ſprach: „Laß uns dort auf jenem abgehauenen Baumſtamm Platz nehmen, denn es ſind mehr als zwei Worte, die ich dir zu ſagen habe.“

„Du biſt ja in dem Hauſe des Geheimraths von S . . . bekannt. Du beſuchſt ſeine großen Thees, wo ſich hundert Perſonen die Köpfe zerſtoßen, hin und her rennend, ohne daß ein Einziger weiß, was er eigentlich will, in denen ein langweiliges, inſipides Geſpräch, kaum genährt von den kärgſten Mitteln, durchhilft, bis es doch am Ende, nachdem die unglücklichen Bedienten, von allen Seiten gedrängt, mehrere honette Perſonen mit Wein begoſſen, und diverſe Torten dagegen unverſehrt die Runde gemacht haben, dennoch eines ſchmählichen Todes ſtirbt.“

„Wart,“ unterbrach ich den Doktor, „wart, daß dich Läſterzunge die Frau von H . . . nicht hört, und dich aus Rache, weil ſie ſelbſt an ihre Thees denken muß, bei der Frau von S . . . verklagt, die ſofort den Bann über dich ausſprechen, und dich von ihren Thees gänzlich exkludiren würde. Und wer eilt denn, als hinge das Glück des Lebens davon ab, zu jedem dieſer inſipiden Thees? Wer benutzt ſorglich jede Gelegenheit, das S . . . ſche Haus zu beſuchen? — Ei, ei, mein Freund, ich merke was, die ſchöne Wilhelmine —“

„Laſſen wir das,“ ſprach der Doktor, „und bemerken wir, daß dort im Wagen ſich Perſonen befinden, die auf das Ende unſers Geſprächs nur zu begierig warten. Mit zwei Worten, die Familie des Geheimraths von S . . . iſt ſeit undenklicher Zeit eine durchaus hochadelige; kein einziges Glied, vorzüglich männlicher Seits, war aus der Art geſchlagen. Um ſo entſetzlicher mußte es dem Vater des Herrn Geheimraths von S . . . ſeyn, als ſein jüngſter Sohn, Siegfried geheißen, wirklich der erſte war, der aus der Art ſchlug. Alles künſtliche Ueberbauen half nicht; ein tiefes, herrliches Gemüth machte ſich Platz, ſelbſt unter den hochadeligen Gemüthern. Man ſpricht allerlei. Viele ſagen, Siegfried habe wirklich an einer Geiſteskrankheit gelitten; ich kann es nicht glauben. — Genug, der Vater hielt ihn eingeſperrt, und nur des Tyrannen Tod gab ihm die Freiheit.

„Dies iſt nun der Onkel Siegfried, den du in der Geſellſchaft bemerkt haben mußt, wie er mit dieſem oder jenem Gelehrten, den er aufgeſucht und gefunden, geiſtreiche Worte wechſelt. Die vornehmen Herren behandeln ihn zuweilen ſichtlich als blos tolerirt, welches er ihnen in ſolch' reichlichem Maaße erwiedert, daß ſie beſſer thäten, davon abzuſtehen. Wahr iſt es, daß er ſich zuweilen, vorzüglich wenn ſein Geiſt auf Dinge geräth, in denen man gut thut, die alte Mönchs-Philoſophie zu befolgen, nach welcher es rathſam, die Welt gehen zu laſſen, wie ſie geht, und von dem Herrn Prior nichts zu reden, als Gutes, viel zu ſehr von dem Feuer wahrhaftiger Ueberzeugung hinreißen läßt, ſo daß die diplomatiſchen Herren nicht ſelten mit angekniffenen Ohren und zugedrückten Augen erſchrocken in die entfernteſten Winkel des Saales fliehen. Niemand, als Fräulein Wilhelmine wußte ihn dann ſo geſchickt zu umkreiſen, daß er ſich ſtets nur bei den vertrauteſten Freunden befand, und ſehr bald den Saal verließ.

„Vor einigen Monaten wurde der arme alte Onkel Siegfried von einer ſchweren Nervenkrankheit befallen, aus der ihm eine fixe Idee zurückblieb, die, da ſie feſtſteht, nachdem der Körper geſund iſt, in wirklichen Wahnſinn ausgeartet. Er bildete ſich nämlich ein, die Natur, erzürnt über den Leichtſinn der Menſchen, die ihre tiefere Erkenntniß verſchmähten, die ihre wunderbaren, geheimnißvollen Arbeiten nur für ein reges Spiel zu kindiſcher Luſt auf dem armſeligen Tummelplatz ihrer Lüſte hielten, habe ihnen zur Strafe das Grün genommen. In ewige ſchwarze Nacht ſey nun der ſanfte Schmuck des Frühlings, die ſehnſüchtige Hoffnung der Liebe, das Vertrauen der wunden Bruſt, wenn der junge Sonnengott die zarten Keime aus ihren Wiegen lockt, daß ſie als fröhliche Kinder emporſproſſen und grünen — grüne Büſche und Bäume werden, im Flüſtern und Rauſchen die Liebe der Mutter, die ſie ſelbſt an ihrer Bruſt nährt und pflegt, mit ſüßer Stimme preiſend.

„Dahin iſt das Grün, dahin die Hoffnung, dahin alle Seligkeit der Erde; denn verſchmachtend, weinend, verſchwimmt das Blau, das alles mit liebenden Armen umſchloß. Alle Mittel, dieſer Idee zu widerſtehen, blieben vergebens, und du kannſt denken, daß der Alte der troſtloſen, verderblichen Hypochondrie, welche natürlicher Weiſe dieſe Idee mit ſich bringt, zu erliegen drohte. Ich gerieth auf den Gedanken, auf ganz eigene Weiſe, zur Heilung des Wahnſinnigen, den Magnetismus anzuwenden.

„Fräulein Wilhelmine iſt des Alten Herzblatt, und ihr allein gelang es, in ſchlafloſen Nächten dadurch einigen Troſt in ſeine Seele zu bringen, daß ſie, wenn er im halben Schlummer lag, leiſe — leiſe, von grünen Bäumen und Büſchen ſprach, und auch wohl ſang. Es waren vorzüglich jene ſchönen Worte Calderon's, womit, in der Blume und Schärpe, Liſida das Grün preiſt, und welche ein kunſtfertiger, ſein empfindender Freund in Muſik geſetzt hat. Du kennſt das Lied:

In der grünen Farbe glänzen,
Iſt die erſte Wahl der Welt.
Und was lieblich dar ſich ſtellt! —
Grün iſt ja die Tracht des Lenzen.
Und man ſieht, um ihn zu kränzen,
Keimend aus der Erde Grüften,
Ohne Stimmen, doch in Düften
Athmend, in den grünen Wiegen
Buntgefärbte Blumen liegen,
Welche Sterne ſind den Lüften.

„Die Methode, das dem Schlafe vorhergehende Delirium, das ſchon an und für ſich ſelbſt dem magnetiſchen Halbſchlafe ſehr nahe verwandt, dazu anzuwenden, in die Seele des beunruhigten Kranken beſchwichtigende Ideen zu bringen, iſt nicht neu. Irr' ich nicht, ſo bediente ſich ſchon Puyſegur ihrer. Du wirſt aber nun gleich ſehen, von welchem Hauptſchlag meiner Kunſt ich die völlige Geneſung des Alten zu erlangen hoffe.“ —

Der Doktor ſtand auf, ſchritt auf Fräulein Wilhelmine zu, und ſprach ein paar Worte. Dann folgte ich dem Doktor, und ſchwer mußte es mir in der That nicht fallen, mich mit der ſeltſamen Ungewöhnlichkeit des Auftrittes darüber zu entſchuldigen, daß ich geblieben, und in gewiſſer Art den Lauſcher gemacht.

Wir gingen nun an den Kutſchenſchlag — ein junger Mann ſtieg aus, und bald trug dieſer, mit Hülfe des Doktors und des mitgekommenen Jägers, den ſchlummernden Alten zu dem ſeltſamen Baume in der Mitte des Platzes, und legte ihn ſanft in bequemer Stellung auf die Raſenbank, die, wie der geneigte Leſer es weiß, der Doktor mit eigner kunſtgeübter Hand errichtet hatte.

Der Alte bot durchaus einen rührenden, herzerhebenden Anblick dar. Seine große, ſchöne Geſtalt war in einen langen Ueberrock von ſilbergrauem, leichtem Sommerzeuge gekleidet, und er trug ein Mützchen von demſelben Zeuge auf dem Haupte, unter dem nur ſparſam ein paar weiße Löckchen hervorblickten. Sein Geſicht, unerachtet die Augen geſchloſſen, hatte einen unbeſchreiblichen Ausdruck der tiefſten Wehmuth, und doch war es, als ſey er in ſeligen Hoffnungsträumen entſchlummert.

Fräulein Wilhelmine ſetzte ſich an das Hauptende der Raſenbank, ſo daß, wenn ſie ſich über das Antlitz des Alten beugte, ihr Athem ſeine Lippen berührte. Der Doktor nahm Platz auf einem mitgebrachten Feldſtuhl vor dem Alten, ſo wie es die magnetiſche Operation zu erfordern ſchien. Während nun der Doktor ſich mühte, den Alten auf die ſanfteſte Weiſe aus dem Schlafe zu bringen, ſang das Fräulein Wilhelmine leiſe:

In der grünen Farbe glänzen,
Iſt die ſchönſte Wahl der Welt ꝛc.

Der Alte ſchien den Duft des Geſträuchs, der Bäume, der vorzüglich ſtark war, da die Linden in voller Blüthe ſtanden, mit unendlicher Wonne einzuathmen. Endlich ſchlug er mit einem tiefen Seufzer die Augen auf, und ſtarrte um ſich, doch, wie es ſchien, ohne einen Gegenſtand deutlich in's Auge faſſen zu können. Der Doktor zog ſich leiſe zur Seite. Das Fräulein ſchwieg. Der Alte lallte kaum verſtändlich: „Grün!“

Da ließ es die ewige Macht des Himmels geſchehen, daß eine beſondere anmuthige Gunſt des Schickſals die Liebe des Fräuleins lohnte, und die Bemühungen des guten Doktors unterſtützte. In dem Augenblick, als der Onkel das Wort: „Grün!“ lallte, fuhr nämlich ein Vogel tirilirend durch die Aeſte des Baums, und von dem Flattern ſeines Geſieders brach ein blühender Zweig, und ſiel dem Alten auf die Bruſt.

Da erwachte die Röthe des Lebens auf dem Antlitze des Alten.

Er erhob ſich, und rief begeiſtert mit emporgerichteten Augen: „Himmelsbote, ſeliger Himmelsbote, bringſt du mir den Oelzweig des Lebens, bringſt du mir das Grün, bringſt du mir die Hoffnung ſelbſt? Sey gegrüßt, du Hoffnung; ſtröme über in ſehnſüchtiger Luſt, blutendes Herz!“ —

Plötzlich ſchwächer werdend, liſpelte er kaum hörbar: „Das iſt der Tod,“ und ſank auf die Raſenbank, von der er ſich zur ſitzenden Stellung kräftig erhoben, wieder zurück. Der junge Gehülfe des Doktors flößte ihm etwas Aether ein, und während Fräulein Wilhelmine auf's Neue ſang:

In der grünen ꝛc.

ſchlug der Alte die Augen auf, und ſchaute nun mit beſtimmtem Blick in der Gegend umher. „Ha,“ ſprach er dann mit ungewiſſer Stimme, „in der That, dieſer Traum neckt mich auf beſondere Weiſe.“

Es lag etwas von bitterm Hohn in den Worten des Alten, der, nach dem, was vorausgegangen, um ſo entſetzlicher erſchien. Tief ergriffen, ſtürzte Fräulein Wilhelmine bei der Raſenbank nieder, faßte beide Hände des Alten, benetzte ſie mit Thränen, und rief mit der ſchmerzlichſten Wehmuth: „O! mein theuerſter, beſter Onkel, nicht jetzt neckt ſie ein Traum, nein, ein böſes — böſes Geſpenſt hielt Sie in entſetzlichen Träumen, wie in ſchweren Ketten gefangen. O! Himmelsfreude, die Ketten ſind geſprengt — Sie haben, beſter, theuerſter Vater, Ihre Freiheit wieder; o! glauben, glauben Sie daran, das heitere, rege Leben lacht Sie an, mit aller ſüßer Hoffnung, im ſchönſten Schmelz des Grüns!“

„Grün!“ rief der Alte mit dröhnender Stimme, indem er ſtarrer um ſich ſchaute. Nach und nach ſchien er die Gegenſtände beſtimmter zu unterſcheiden, und ſeinen Blick beſonders auf gewiſſe Bäume und Büſche zu heften.

„Onkel Siegfried hat,“ liſpelte mir der Doktor in's Ohr, „Onkel Siegfried hat dieſen Ort ſchon ſeit vielen Jahren beſonders geliebt, und in tiefer Einſamkeit beſucht. Vorzüglich mag der wunderbare Baum auch ſeinen Hang zu wunderlichen Combinationen naturhiſtoriſcher Erſcheinungen geweckt, und ihm dieſer romantiſche Platz auch von der Seite beſonders intereſſirt haben.“

Noch immer ſaß der Alte, um ſich ſchauend; doch immer weicher und weicher und wehmüthiger wurde ſein Blick, bis ein Thränenſtrom ihm aus den Augen ſtürzte. Er faßte mit der Rechten Wilhelminens, mit der Linken des Doktors Hand, und zog ſie heftig neben ſich auf die Raſenbank nieder.

„Seyd Ihr es, Kinder!“ rief er dann mit einer Stimme, deren Seltſamkeit, beinahe Schauer erregend, ein unheimlich verſtörtes Gemüth zu verkünden ſchien, welches ſich ſelbſt bekämpft und zu ſammeln verſucht: „ſeyd Ihr es wirklich, meine Kinder?“

„O! mein beſter, gütigſter Onkel,“ ſprach Wilhelmine beſchwichtigend, „ich halte Sie ja in meinen Armen — Sie ſind ja hier an einem Platz des Waldes, den Sie ſtets ſo liebten — Sie ſitzen ja unter dem ſelt —“

Auf einen Wink des Doktors ſtockte Wilhelmine, und fuhr dann nach beinahe unmerklicher Pauſe fort, den Lindenzweig erhebend: „und dieſes Zeichen des Friedens, halten Sie es jetzt nicht in Händen, theuerſter Onkel?“

Der Alte drückte den Zweig an ſeine Bruſt, und ſchaute mit Blicken umher, die jetzt erſt Lebenskraft, und eine gewiſſe unnennbare, verklärte Heiterkeit zeigten. Der Kopf ſank ihm auf die Bruſt, und er ſprach viele leiſe Worte, die jedem der Umſtehenden unverſtändlich blieben. Dann aber ſprang er mit wilder Vehemenz von der Raſenbank auf, breitete beide Arme aus, und rief, daß der Wald von dem Tone ſeiner Stimme wiederhallte:

„Gerechte ewige Macht des Himmels, biſt du es ſelbſt, die mich an ihre Bruſt ruft? Ja, es iſt das herrliche, rege Leben, das mich umgiebt, das meiner Bruſt zuſtrömt, ſo daß alle Poren ſich öffnen, und Raum geben dem ſeligſten Entzücken!“

„O! Kinder, Kinder, welche Zunge ſingt das Lob, den Preis der Mutter würdig genug! O! Grün, Grün! mein mütterliches Grün! Nein, ich allein war es, der troſtlos vor dem Throne des Höchſten lag — nie haſt du der Menſchheit gezürnt! Nimm mich auf in deine Arme!“

Es war, als wollte der Alte raſch vorwärts ſchreiten, doch knickte er im jähen Krampf zuſammen, und ſank leblos nieder. Alle erſchraken heftig; keiner aber wohl mehr, als der Doktor, der befürchten mußte, daß ſeine gewagte Kur auf entſetzliche Weiſe mißlingen könne. Doch nur wenige Secunden war der Alte mit Naphta und Aether bedient worden, als er die Augen wieder aufſchlug. Und nun begab ſich das Merkwürdigſte, was Niemand, und am allerwenigſten der Doktor, hatte vermuthen können.

Von Wilhelminen und dem Doktor umfaßt, ließ der Alte ſich auf dem ſchönen Platze herumführen, und immer ruhiger, immer heiterer, wurde ſein Antlitz, ſein ganzes Benehmen, und es war herrlich, wie eine klare Phantaſie, ein heller Verſtand, immer mehr ſiegend hervorbrach.

Auch mich bemerkte der Baron, und zog mich in's Geſpräch. Endlich fand der Baron, daß für die erſte Ausfahrt nach ſo langer Nervenkrankheit nun genug Zeit vergangen, und man begab ſich auf den Rückweg.

„Es wird ſchwer halten,“ ſprach der Doktor leiſe zu mir, „den Schlaf von ihm abzuwehren; aber ich werde Alles anwenden, zu verhüten, daß er um des Himmels Willen nicht ſchlafe. Wie leicht könnte dieſer Schlaf einen feindſeligen Charakter annehmen, und dem Alten Alles, was er ſah und empfand, wiederum als Traum verſchwimmen laſſen.“

Einige Zeit nachher hatte ſich im Hauſe des Geheimraths von S . . . eine große Veränderung zugetragen. Onkel Siegfried war völlig von ſeiner Krankheit geneſen, und ſeltſam genug ſchien es, daß er zu gleicher Zeit weicher und kräftiger geworden.

Er verließ die Reſidenz, zur Freude des liebenden Bruders, und bezog ſeine ſchönen Güter, deren Verwaltung der Dokter O . . . ., ſeinen Doktorhut an den Nagel hängend, übernahm. Die dringende Fürſprache einer edlen Prinzeſſin bewirkte es, daß der ſtolze Geheimrath von S . . . die Hand ſeiner Tochter Wilhelmine dem Doktor O . . . nicht länger verweigerte.

Inhalt des zwölften Bandes.

Erzählungen aus Hoffmann's letzten Lebensjahren.

(Zwei Theile.)

Zweiter Theil.

Seite

Datura fastuosa. (Der ſchöne Stechapfel.)

Erſtes Kapitel. Das Glashaus des Profeſſors Ignaz Helms. Der junge Student Eugenius. Gretchen und die alte Profeſſorin. Kampf und Entſchluß. 3

Zweites Kapitel. Lebensanſichten eines weltklugen Jünglings. Der Fluch des Lächerlichen. Der Zweikampf um der Braut willen. Verfehlte Nachtmuſik und eingetroffene Hochzeit. Mimosa pudica. . 13

Drittes Kapitel. Stilles Familienleben. Der Ausflug in die Welt. Der Spanier Fermino Valies. Warnungen eines verſtändigen Freundes. 24

Viertes Kapitel. Der Garten des Grafen Angelo Mora. Eugenius Entzücken und Gretchens Schmerz. Die gefährliche Bekanntſchaft. . 33

Fünftes Kapitel. Das Traumbild. Fermino's verhängnißvolle Geſchenke. Troſt und Hoffnung. 43

Letztes Kapitel. 50

Meiſter Johannes Wacht. 57

Die Marquiſe de la Pivardiere. 105

Die Viſion auf dem Schlachtfelde bei Dresden. . . 137

Seite
Haimatochare. 141
Der Feind. 155
Neueſte Schickſale eines abentheuerlichen Mannes. . 198
Des Vetters Eckfenſter. 205
Die Geneſung. 232

Inhaltsverzeichniß

ſämmtlicher Bände.

Inhaltsverzeichniß ſämmtlicher Bände.

Band I. Serapions-Brüder. 1. Band.
- Die Fermate.
- Der Dichter und der Komponiſt.
- Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde.
- Der Artushof.
- Die Bergwerke zu Falun.
- Nußknacker und Mauſekönig.

Band II. Serapions-Brüder. 2. Band.
- Der Kampf der Sänger.
- Die Automate.
- Doge und Dogareſſe.
- Meiſter Martin.
- Das fremde Kind.

Band III. Serapions-Brüder. 3. Band.
- Die Brautwahl.
- Der unheimliche Gaſt.
- Das Fräulein von Scuderi.
- Spieler-Glück.

Band IV. Serapions-Brüder. 4. Band.
- Signor Formica.
- Erſcheinungen.
- Der Zuſammenhang der Dinge.
- Die Königsbraut.

Band V. Nachtſtücke.
Der Sandmann.
Ignaz Denner.
Die Jeſuiterkirche in G.
Das Sanctus.
Das öde Haus.
Das Majorat.
Das Gelübde.
Das ſteinerne Herz.

Band VI. Die Elixiere des Teufels.

Band VII. Phantaſieſtücke in Callots Manier.
Vorrede von Jean Paul.
Jaques Callot.
Ritter Gluck.
Kreisleriana. 1) Johannes Kreislers muſikaliſche Leiden. 2) Ombra adorata. 3) Gedanken über den hohen Werth der Muſik. 4) Beethovens Inſtrumentalmuſik. 5) Höchſt zerſtreute Gedanken. 6) Der vollkommene Maſchiniſt.
Don Juan.
Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza.
Der Magnetiſeur.
Der goldene Topf.
Die Abentheuer der Sylveſter-Nacht. 1) Die Geliebte. 2) Die Geſellſchaft im Keller. 3) Erſcheinungen. 4) Die Geſchichte vom verlornen Spiegelbilde.
Kreisleriana. 1) Brief des Barons Wallborn an den Kapellmeiſter Kreisler. 2) Brief des Kapellmeiſters Kreisler an den Baron Wallborn. 3) Kreislers muſikaliſch-poetiſcher Klubb. 4) Nachricht von einem gebildeten jungen Mann. 5) Der Muſikfeind. 6) Ueber einen Ausſpruch Sacchini's, und über den ſogenannten Effect in der Muſik. 7) Johannes Kreislers Lehrbrief.

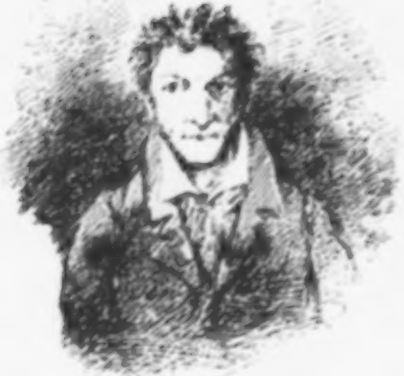
Band VIII. Kater Murr.

Band IX. Klein Zaches, genannt Zinnober.
Prinzeſſin Brambilla.

Band X. Seltſame Leiden eines Theater-Direktors.
Meiſter Floh.

Band XI. Erzählungen aus Hoffmann's letzten Lebensjahren. 1. Theil.
Die Doppeltgänger.
Die Räuber.
Die Irrungen.
Die Geheimniſſe.
Der Elementargeiſt.

Band XII. Erzählungen aus Hoffmann's letzten Lebensjahren. 2. Theil.
Datura fastuosa.
Meiſter Johannes Wacht.
Die Marquiſe de la Pivardière.
Die Viſion auf dem Schlachtfelde bei Dreſden.
Haimatochare.
Der Feind.
Neueſte Schickſale eines abentheuerlichen Mannes.
Des Vetters Eckfenſter.
Die Geneſung.



E. T. A. Hoffmann

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Mit 75 Bild- und Muſikbeigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Erſter Band. Mit 4 Beigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

6905677*3

An Hoffmann.

Ich war, beym Himmel! Jüngling noch an Jahren,
Wie Méhuls Joſeph „vierzehn kaum nur zählend“,
Als Du zum erſten Male, hold beſeelend,
Mich ließeſt Deine Wunderwelt gewahren.

Wie ſtandeſt Du im bunten Kreis der Schaaren,
Die Du erſchufſt, ein Geiſterfürſt, befehlend,
Das Grauſen bald, und bald den Scherz erwählend,
In der Muſik, als Maler tief erfahren!

Durchs ganze Leben haſt Du mich begleitet;
Doch heute, wo ſeit Deines Sterbens Stunde
Im Zeitenlaufe hundert Jahr verfloſſen,

Hab ich dies Todtenopfer Dir bereitet,
Unſterblicher! Es giebt wohl deſſen Kunde,
Was ich für Dich geforſcht, durch Dich genoſſen.

Zum 25. Juny 1922.

Leopold Hirſchberg.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt des erſten Bandes.

Vorrede des Herausgebers.

Die Serapions-Brüder.

Geſammelte Erzählungen und Mährchen.

Erſter Band.

Vorwort 3

Erſter Abſchnitt.

[Der Clubb in P***] 8
[Die beiden Philoſophen] 10
[Die Geſellſchaft des eierlegenden Hahns] 10, 14
[Unſere Reſſource] 11
[Der heilige Serapion] 14
[Rath Krespel] 28
[Das Serapiontiſche Prinzip] 49
Die Fermate 55
Der Dichter und der Componiſt 75
[Der Nachtgeſang aus der Genoveſa des Maler Müller] 97

Zweiter Abſchnitt.

[Roman des Freiherrn von Vieren] 103
Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde 104
Der Artushof 145
Die Bergwerke zu Falun 172

Nußknacker und Mauſekönig.

Der Weihnachtsabend 201
Die Gaben 203
Der Schützling 206
Wunderdinge 209
Die Schlacht 215
Die Krankheit 218
Das Märchen von der harten Nuß 222
Fortſetzung des Märchens von der harten Nuß 226
Beſchluß des Märchens von der harten Nuß 230
Onkel und Neffe 235
Der Sieg 238
Das Puppenreich 243
Die Hauptſtadt 246
Beſchluß 252

Vorrede des Herausgebers.

Die einzige für den „Alt"-Bibliophilen 1) in Betracht kommende „Geſammtausgabe" von E. T. A. Hoffmanns Werken iſt die 1844/45 im Verlag von Georg Reimer erſchienene, deren hohen Schmuck die 24 Federzeichnungen Theodor Hoſemanns in den Urabdrücken darſtellen. Denn weder die erſte Reimerſche Ausgabe (10 Bände, 1827 bis 1828) — wenn ſie auch in einigen Vorzugsexemplaren Hoffmanns Umſchlagszeichnungen zum Kater Murr, Klein Zaches und Meiſter Floh, ſowie die 8 Brambilla-Kupfer in Sepia-Manier enthält — noch die Pariſer Ausgabe von Baudry (1841) kann mit der obigen irgendwie in Wettbewerb treten. Da ſelbige jedoch ſehr ſchwer und nur für einen fantaſtiſchen Preis zu haben iſt, wird gar mancher Sammler, mit Wehmuth, den Neudruck derſelben (1871/73) in den (gleichfalls theuren!) Kauf nehmen; auch ſie aber iſt längſt den Weg allen Fleiſches gegangen und „beginnt ſich ſelten zu machen", wie Goethe vom „Römiſchen Carneval" ſagte.

Unter den neueren Ausgaben iſt die von v. Maaſſen, bei Georg Müller (München) verlegte, großartig angelegt; ſie wird aber wohl erſt zum 200. Geburtstag Hoffmanns fertig ſein. Die von Georg Ellinger beſorgte (15 Bände, 1915) iſt innerlich, wie von dieſem Forſcher nicht anders zu erwarten war, höchſt gediegen und namentlich in der Behandlung der muſikaliſchen Schriften als muſtergültig zu bezeichnen; ſie trägt aber dem Bibliophilen nicht im Geringſten Rechnung und enthält (ebenſo wie die v. Maaſſenſche) die „Lesarten" in einem

---

1) Darunter iſt die Gruppe von Sammlern zu verſtehen, die — im Gegenſatz zu den „Neu"-Bibliophilen — nur alte Ausgaben zu erwerben trachtet, und zwar nur dann gelten läßt, wenn alle nicht erſchienen ſind.

beſondern Anhang, wo ſie für den Normalmenſchen verſchwinden und nur dem Special-Forſcher Hilfe leiſten. Zur Benutzung des Anhangs, namentlich des v. Maaſſens, gehört außerdem ein vollſtändiges Studium und eine ſchwer erwerbbare Technik; zunächſt nämlich blickt man auf die verwirrende Menge von Zahlen, Hinweiſen und verſchiedenen Lettern wie entgeiſtert, und erſt ganz allmählich findet man ſich zurecht. Die Ausgaben Boxbergers und Griſebachs ſind überholt.

Aber Ellingers vorzügliches Werk iſt bei aller Fülle noch immer keine abſolut vollſtändige Ausgabe der Werke des genialen und vielſeitigen Dichters. Eine ſolche im 100. Todesjahr zu verlangen, hat nicht nur der Bibliophile, nein das ganze deutſche Volk ein gutes Recht. Wie ſo vieles durchaus Nothwendige, wäre aber in der Zeit des „Unterganges des Abendlandes“ auch dieſes Unternehmen von vornherein völlig undenkbar geweſen, wenn nicht ein gütiger Stern über dem einſamen Grabe Hoffmanns geſtrahlt und das geplante Werk dadurch in den Bereich der Möglichkeit gerückt hätte.

Es war nicht Zufall, ſondern eine von weiſer Ueberlegung getragene Pietät, welche die wechſelnden Inhaber des Reimerſchen Verlags bewog, jene zum 50. Todestag Hoffmanns beſtimmte Ausgabe von 1871 nicht ſpurlos verſchwinden zu laſſen. Der Begriff des „Platzmangels — des gewöhnlichen Entſchuldigungsgrunds für den maculirenden Vandalismus — exiſtirte für ſie nicht; und ſo retteten ſie, wohl auch nicht ohne zeitweilige materielle Opfer, die Druckplatten dieſer Ausgabe, wie ſie ſchon vorher die Originalſteine Theodor Hoſemanns von 1845 eiferſüchtig vor unberufenen Händen geſchützt hatten. Von dieſen 50 Jahre ſchlummernden Platten wird nunmehr der Neudruck, von den Steinen der Neuabzug der Bilder bewirkt.

Da die Textgeſtaltung der Ausgabe eine durchaus einwandfreie iſt, indem ſie ſich ſtreng an die Urausgaben der Werke anſchließt, ſo leidet ſelbſt der anſpruchvollſte Leſer keinen Schaden [1]). Was aber bei keiner der folgenden zu erzielen war, iſt bei ihr erreicht: die alte, ehrwürdige Orthographie. Wie ſehr die Ausgaben älterer Autoren durch das uns aufgezwungene Product des Putkamerſchen Geiſtes leiden, empfindet wohl jeder äſthetiſch fühlende Leſer; den „Werther“, den „Fauſt“, den „Wilhelm Meiſter“ und alle Ewigkeitswerke unſerer Literatur in Ur-, oder wenigſtens alten Drucken genießen zu können, bringt ihn in ein vollkommen anderes, und in das einzig richtige Verhältniß zu dem Dichter. Es iſt deshalb eigentlich inconſequent, wenn bei v. Maaſſen und Ellinger die „Lesarten“ mit genaueſter Beobachtung der alten Schreibweiſe gebracht werden. Dieſe Verſündigung gegen den guten Geſchmack kommt alſo bei unſerer Ausgabe in Fortfall, und ſie wird dadurch, daß wir nunmehr ohne Scheu Alles, was ihr fehlt, auch in der Original-Schreibweiſe des Dichters bringen können, zu einer einheitlichen, das Herz jedes Bücherfreundes weidlich erfreuenden.

---

[1]) Griſebach behauptet in der Einleitung ſeiner Ausgabe: die von 1871—1873 weiſe „recht zahlreiche Druckfehler, namentlich verſehentliche Auslaſſungen von Worten auf“. Daß in der gänzlich abibliophilen Zeit von 1871 nicht die peinliche Gewiſſenhaftigkeit der heutigen obwaltete, iſt erklärlich, und ſo wurde die Mühe nicht geſcheut, ein Druckfehler-Verzeichniß herzuſtellen, wodurch jeder Bemäkelung von vornherein entgegnet werden kann. Es wäre dies auch ohne Griſebachs Mahnung geſchehen, da man einem ſolchen für die Allgemeinheit beſtimmten Werk

Jedermann, der ſich ernſter mit Hoffmann befaßt, weiß heute, daß die zwölfbändige Reimer-Ausgabe eine ganz unvollſtändige iſt. In homöopathiſchen Doſen haben ſpätere dies und jenes hinzugefügt, aber ſelbſt die Ellingers iſt immer nur als eine „Auswahl“ zu bezeichnen. Ihre Anordnung jedoch, die der v. Maaſſens folgt, iſt durch die ſchon oben erwähnte Verlegung der Ergänzungen in die Anhänge der Bände eine nicht überſichtliche; ſie giebt von dem geradezu phänomenalen und vielſeitigen Schaffen Hoffmanns kein reines, ungetrübtes Bild. v. Maaſſen hat einmal ſogar eine recht umfangreiche Schrift (den gegen den Opernſänger Fiſcher gerichteten Angriff) in das Vorwort eines Bandes geſtellt, wo ſie ſich gar nicht heraushebt. Auch der Wechſel von Antiqua (eigne Ausführungen der Herausgeber) und Fractur (Hoffmanns Worte) in den Anhängen wirken für die Dauer ſtörend

---

alle nur mögliche Sorgfalt angedeihen laſſen mußte. (Erz-Bibliophilen betrachten die Druckfehler in gewiſſen Werken als Auszeichnung derſelben.) Immerhin aber war Griſebach am wenigſten berechtigt, dieſen Vorwurf zu machen, da er ohne Zweifel unſere Ausgabe (die 1899 noch ſehr häufig war) als Druckvorlage der ſeinigen benutzte, ohne ſorgfältig nachzuprüfen. Denn ſonſt hätte er nicht gleich im erſten Band in dem Aufſatz „Beethovens Inſtrumental-Muſik“ auf S. 40, Z. 18 v. o. „aus Takten“ ſtatt „aus zwei Takten“ gedruckt — eine ſinnentſtellende Auslaſſung, die nur der 1871-Ausgabe angehört, oder im „Gelübde“(Bd. 3, S. 257, Z. 16 v. o.) „hämiſchte“ ſtatt „hämiſche“ ſtehen laſſen, was ſich wieder nur in unſerer und — Griſebachs „gereinigter“ Ausgabe findet!

und ſinnverwirrend. Man braucht bei v. Maaſſen z. B. nur eine Anhang-Seite des „Revierjägers“ anzuſehen, um den Bienenfleiß und die faſt hiobsartige Geduld in der Zuſammenfügung dieſer wirklichen Filigranarbeit aufs höchſte zu bewundern und zugleich in den Kotzebueſchen „Ausbruch der Verzweiflung“ zu gerathen.

Unſer anerkannt beſter Hoffmann-Forſcher, Hans v. Müller, der in der Frage der Orthographie allerdings noch päpſtlicher als der Papſt verfährt¹), ſtellt in dem Anhangsband ſeiner großartigen Ausgabe von Hoffmanns Briefwechſel die Leitſätze für die ſinngemäße Anordnung einer wirklichen Geſamtausgabe auf und läßt die Wahl zwiſchen einer „gebundenen“ und einer „freien“ Anordnung. Für die von mir beſorgten Ergänzungsbände konnte ich keine derſelben in Betracht ziehen, da ſie ja nur für eine vollſtändig neu zu ordnende Ausgabe in Frage kommen. Ich hatte mit den feſtſtehenden erſten 12 Bänden zu rechnen. Da außerdem manch Einer mir hätte vorwerfen können, daß etwas, das ich unter die „Aphorismen“ aufnahm, beſſer in die „Anekdoten“ gepaßt hätte, da manch eine der „Recenſionen“ als „Abhandlung“ oder gar als Scherzſtück gelten kann, ſo entſchloß ich mich zu einer rein chronologiſchen Anordnung. Wir ſind in der glücklichen Lage, für faſt alle Werke unſeres Dichters die Entſtehungszeit genau, vielfach ſogar den Tag der Niederſchrift, beſtimmen zu können. Einmal wird damit v. Müllers berechtigtes Verlangen einer „chronologiſchen Tabelle“ wenigſtens theilweiſe erfüllt, außerdem aber gewinnt man dadurch ein ſo klares und ſprechendes Bild von der Vielſeitigkeit dieſes ſeltenen Genius, daß es durch nichts Anderes auch nur annähernd erſetzt werden kann. Da wechſeln Skizzen mit ganz gelehrten, auf tiefem Studium beruhenden Abhandlungen; da taucht plötzlich ein ſkurriler Gedanke nach einer Ueberſetzung auf; Muſik und Malerkunſt, Fragen der Gegenwart, Freude und Leid, Freundſchaft und Feindſchaft — das ganze thätige Leben eines ununterbrochen Arbeitſamen zieht vorüber. Der Fleiß des unvergleich-

---

[1] Er zaubert ſich — wer wollte ihm die Berechtigung beſtreiten? — in ſeiner Ausgabe des Urtextes der „Brautwahl“ das — verloren gegangene — Manuſkript Hoffmanns „vor ſeines Geiſtes Aug“ und corrigirt den unglücklichen Setzer des „Berliniſchen Taſchenkalenders“ von 1820 noch nachträglich, indem er beiſpielsweiſe den Druck von „au“ und „eu“ in „aŭ“ und „eŭ“, oder „jetzt“ in „jezt“ verwandelt. Er wird es mir verzeihen müſſen, wenn ich ihm darin nicht folge.

lichen Mannes, deſſen Lebensführung noch immer vielfach mit der eines moraliſch verkommenen Säufers identifizirt wird, erſtrahlt uns nirgend in ſo leuchtendem Glanz wie in dieſen „Ergänzungen“, die von nun an nicht mehr in Zeitſchriften und Anhängen begraben liegen, ſondern fortlaufend und überſichtlich zu Tage treten.

Allerdings gehe ich in den „Ergänzungen“ nicht ſo weit wie v. Maaſſen, der jedes fortgefallene Wort und Comma regiſtrirt, ſondern notire nur Sätze und größere Einſchiebungen. Das iſt namentlich bei dem oben genannten „Revierjäger“ (der Urfaſſung des „Ignaz Denner“) der Fall, wogegen ich z. B. bei der „Brautwahl“ alle lokal-berliniſchen Bezeichnungen, das Intereſſe eines größeren Leſerkreiſes dafür vorausſetzend, aufzeichne. Im allgemeinen muß man doch annehmen, daß die von Hoffmann für den Druck gemachten Correcturen als die maßgebenden Lesarten zu betrachten und die wenigen erhaltenen handſchriftlichen Vorlagen im weſentlichen rein philologiſch zu bewerthen ſind.

Außer den „Ergänzungen“ bringt unſere Ausgabe aber noch vieles Andere, was bisher in keiner ſich findet. Vor allem die Ueberſetzungen des Dichters, die ihn uns von einer ganz neuen Seite kennen lernen laſſen: des Operntextes „Olimpia“, der Rodeſchen Violinſchule, der von ihm componirten italieniſchen Canzonetten. Ferner aus den Original-Partituren die bisher ungedruckten Texte des Ballets „Arlequin“ (leider nur disjecti membra poetae) und der Oper „Liebe und Eiferſucht“, die unter theilweiſe wörtlicher Verwerthung der Aug. Wilh. Schlegelſchen Uebertragung von Calderons „Schärpe und Blume“ ein wahrhaft claſſiſches Libretto darſtellt. v. Müllers durchaus richtigen Rath, aus den Briefen und Tagebüchern „relativ ſelbſtändige Parthien“ aufzunehmen, ward mit Freuden gewiſſenhaft befolgt. Fortgelaſſen iſt das von Hitzig bereits 1823 veröffentlichte Giftmord-Gutachten, das uns den juriſtiſchen Scharfſinn Hoffmanns zwar in glänzendem Lichte zeigt, aber Nichts von zur „ſchönen Literatur“ Gehörendem aufweiſt; wogegen ich mich einer Unterlaſſungsſünde ſchuldig zu machen glaubte, wenn ich das Gutachten über den Nachdruck des „Freiſchütz“-Klavierauszugs ausgeſchaltet hätte. Derſelbe Vorwurf träfe mich mit Recht, wenn ich aus Hoffmanns berühmtem Referat im Demagogen-Proceß des Turnvaters Jahn die von reinſter Vaterlandsliebe und großzügigſter Geſinnung getragnen allgemeinen Ausführungen aus der juriſtiſchen Umkleidung nicht hätte herausſchälen wollen.

Ich gebe außerdem fünf „Anhänge" bei, um Nichts, was uns das Bild des geliebten Dichters lebensvoll zu geſtalten fähig iſt, gering zu achten. Im erſten Anhang die aus beſtimmten Gründen in den Text der „Nachleſe" (Band XIII und XIV) nicht aufgenommenen Stücke, im zweiten die bekannt gewordenen (in Werke geſchriebnen) Widmungen, im dritten die bisweilen recht ausführlichen Unter- und Inſchriften in Zeichnungen, im vierten Geſpräche und mündliche Aeußerungen (gleichviel ob ſie beglaubigt ſind oder nicht), und im fünften endlich drei Erzählungen, die andere Autoren nach Hoffmanns Andeutungen niederſchrieben. Ich ließ mich dabei von dem Geſichtspunkt leiten, daß ein Körnchen Wahrheit in ſolchen Apokryphen doch wohl immer enthalten iſt. Was jedoch längſt als Ihm nicht zugehörig feſtgeſtellt ward, wie die Autorſchaft der „Nachtwachen von Bonaventura", oder gar des von Gugitz herausgegebenen elenden Pornographicums von der „Schweſter Monika", iſt natürlich fortgelaſſen.

So darf wohl mit vollem Recht behauptet werden, daß nunmehr eine abſolut vollſtändige Ausgabe von Hoffmanns ſchriftſtelleriſchem Lebenswerk vorliegt, zu dem auch Nichts mehr hinzukommen kann[1]. Das Ideal einer Ausgabe, wie ſie Hans v. Müller „vorſchwebt", iſt zwar nicht erreicht, aber wir dürfen mit ihr zufrieden ſein. Nach dem Vorgang der „Propyläen"-Ausgabe Goethes, der „Horen"-Ausgabe Schillers, der von mir erträumten „Oberon"- und „Laocoon"-Ausgaben Wielands und Leſſings[2] ſey ſie „Serapions-Ausgabe" genannt!

Ihren nothwendigen Schlußſtein bilden die von Hans v. Müller herausgegebenen Briefe und Tagebücher (Verlag von Gebrüder

---

[1] Die Geſellſchaft der Bibliophilen hat für das kommende Jahr die „Urfaſſung" des „goldenen Topfs", von Schaukal beſorgt, angekündigt. Da eine ſolche handſchriftlich nicht exiſtirt, warten alle Hoffmannianer mit höchſter Neugierde auf dieſes in Ausſicht geſtellte Mirakel. Das Poſitive ſteht in Band XIII unſerer Ausgabe unter den Nummern 78 und 102.

[2] Siehe meine „Erinnerungen eines Bibliophilen" (1. oder 2. Auflage, S. 194).

Paetel, Berlin 1912, bzw. 1915) und die von mir geſammelten Zeichnungen (Verlag von Kiepenheuer, Potsdam 1921).

Was ihre techniſche Geſtaltung anlangt, ſo ſind prinzipiell alle Notenbeiſpiele, die Hoffmann ungemein reichlich in ſeine Recenſionen einſtreute, fortgelaſſen und durch *(N)* bezeichnet. Ganz abgeſehen davon, daß die Koſten dafür heute faſt unerſchwinglich wären und auch der Umfang ſich ſehr erheblich vergrößert hätte, ſind dieſelben nicht als eigenes Werk Hoffmanns, ſondern nur als Citate für Fachleute zu betrachten. Der Special-Muſiker wird ſie ſtets (durch Ellingers Ausgabe, die ſie enthält, und durch meine „Nachweiſe“) zu finden wiſſen. Alle von mir gegebenen Ueberſchriften, ſowie die chronologiſchen Angaben, ſind durch [ ], die für die „Ergänzungen“ nothwendigen Leitworte außerdem durch kleinen Druck bezeichnet. Für die aus den Briefen und Tagebüchern entnommenen Stellen war der Tag der Niederſchrift, für die andern der des Erſcheinens maßgebend. Die den Schluß bildenden „Nachweiſe“ geben die Fundorte an. Auf längere „Anmerkungen“ zur ausführlichen Erklärung nicht geläufiger Stellen iſt verzichtet; wer Hoffmann lieſt, hat, ebenſo wie bei Jean Paul und andern Meiſtern, mit ſolchen nicht am Wege liegenden Bemerkungen zu rechnen und wird ſeine Wißbegierde aus Hilfsbüchern befriedigen müſſen und können. Dafür wurde ein erſchöpfendes General-Regiſter in mehreren Abtheilungen angelegt[1], das ausreichende Hinweiſe jeder Art enthält.

Die zahlreichen Bildbeigaben bedürfen keiner Rechtfertigung.

„Was wir bringen“.

1) Alles, was Hoffmann ſelbſt zu eignen Werken ſpendete;
2) Sämmtliche Kupfer andrer Künſtler zu den Erſtdrucken in Almanachen und Taſchenbüchern;
3) Alles, was meine oben erwähnte Ausgabe der Hoffmannſchen Zeichnungen aus beſtimmten Gründen nicht enthält;[2]

---

[1] Etwa in der Art des Musculus-Riemerſchen „Inhalts- und Namenverzeichniſſes“ zu Goethes Werken (Ausgabe letzter Hand), aber viel weitgehender. Die Anweiſung zur Benutzung des Regiſters muß geleſen werden.

[2] Infolge der damals vielleicht noch ſchwierigen, heute jedoch nicht mehr erforderlichen Auseinanderſetzungen mit andern Verlegern.

4) Alles, was zur Erklärung Hoffmannſcher, in den Ergänzungsbänden gedruckter Stücke unbedingt nöthig iſt;

5) Die Meiſterwerke Theodor Hoſemanns[1]

6) Das Facſimile einer Partitur-Seite von Hoffmanns Muſik zu Zacharias Werners „Kreuz an der Oſtſee“, zur Veranſchaulichung des „Bankputtis“ (Bd. 4, S. 105 unſerer Ausgabe) ſowie den bisher noch ungedruckten „Chor der Preußen beym Mahl“ aus demſelben Werk.

Eine beſondere Liebe haben wir dem Murr-Kreislerbuch (Band VIII) angedeihen laſſen. Noch immer weiß die Mehrzahl unſerer leſenden Zeitgenoſſen nicht, daß Johannes Kreisler Ernſt Theodor Hoffmann ſelbſt iſt, der in dem geiſtvollen Buche wohl die ſkurrilſte Selbſt-Biographie gab, die nur je geſchrieben ward. Zu ihr gehören naturgemäß die überall zerſtreuten „Kreisleriana“, und aus all dieſen „membris disjectis“ hat Dr. Hans v. Müller ſein ſchönes „Kreislerbuch“ (Leipzig 1903) geſtaltet. Da eine derartige Zuſammenfaſſung mit einer Geſammt-Ausgabe unvereinbar iſt, haben wir uns beſtrebt, aus dem achten Band eine andere Art „Kreislerbuch“ zu bilden, und zwar durch Bild- und Noten-Beigaben. Zunächſt geben wir ſämmtliche Kreisler-Murr-Zeichnungen (die vier Umſchläge der Ur-Ausgabe, das 1917 aufgefundene authentiſche Selbſtportrait Hoffmanns mit allerlei Kreisler-Bemerkungen, die Zeichnung „Der Kapellmeiſter Johannes Kreisler in Haustracht“ an der Stelle, wo er ſeine „Ernennung“ zum Kapellmeiſter berichtet, die großartige Karrikatur des wahnſinnigen Kreisler als Titelbild des zweiten Theils, während ſie in Wirklichkeit zu dem nie geſchriebenen dritten gehören ſollte, das ſeltſame Phantaſieſtück „Hoffmann-Kreisler auf einem Kater gegen einen Philiſter kämpfend“ und wahrſcheinlich auch für den „dritten Band“ beſtimmt, und natürlich auch die beiden Hoſemann-Bilder). Der höchſte Reiz aber wird dem Ganzen verliehen durch die erſtmalige Handſchrift-Nachbildung der im Buche erwähnten Tonſtücke. Was „Kreisler“ als geſungen erwähnt (das Duett „Ah che mi manca l'anima“, das „Ave maris stella“, das „O sanctissima“, das „Agnus dei“), hat Hoffmann wirklich komponirt; und wie ein Gruß von jenſeits des Grabes erſcheinen dieſe Tonſtücke in der verblichenen Handſchrift ihres Meiſters. Jeder Leſer von Empfindung muß ſich durch die Enthüllung dieſer Reliquien, die ſo die Dichtung zur Wahrheit geſtalten, aufs Tiefſte ergriffen fühlen. — Auch die von Hoffmann niedergeſchriebene Todesanzeige des Katers findet ſich, als Schlußſtein des Ganzen, im getreuen Facſimile am Ende des Werks. — Das vollſtändige Murr-Kreisler-Buch der Serapions-Ausgabe jetzt ſich nun aus folgenden Beſtandtheilen zuſammen:

---

[1] Die 8 Brambilla-Kupfer ſind nach der Vorlage von 1845 wiedergegeben.

1) Kreisleriana (Band VII, S. 26—70).
2) Berganza (Band VII, S. 103—105).
3) Kreisleriana (Band VII, S. 300—346).
4) Kater Murr (Band VIII).
5) Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers (Band XIII, S. 133).
6) Kreislers Dissertatiuncula (Band XIII, S. 140).
7) Duettino VI (Band XIII, S. 141).
8) Des Kapellmeiſters Johannes Kreisler muſikaliſche Leiden (Band XIII, S. 232—235).
9) Der Freund (Band XIII, S. 256—262).
10) Ahnungen aus dem Reiche der Töne (Band XIII, S. 323—325).
11) Briefe von Wallborn und Kreisler (Band XIII, S. 325—327).
12) Kreislers muſikaliſch-poetiſcher Clubb (Band XIII, S. 357—396).
13) Die Alpenhütte (Band XIII, S. 397—398).
14) Ein Brief des Kapellmeiſters Johannes Kreislers (Band XIV, S. 22—27).
15) Druckfehlerverzeichniß im „Kater Murr“ (Band XIV, S. 32—33).
16) Kater Murr an Johanna die Sängerin (Band XIV, S. 40).
17) Schreiben an den Herausgeber (Band XIV, S. 75—76).
18) Todesanzeigen des Kater Murr (Band XIV, S. 169).
19) Widmung eines Kryſtall-Pokals (Bd. XIV, S. 196).

20) **Wohnungs-Plan Berlin, Taubenſtraße 31** (Band XIV, S. 198).

21) **Selbſt-Portrait** (Band XIV, S. 199).

22) **Thaſſilo** (Band XIV, S. 200).

Daß autobiographiſche Züge in faſt alle ſonſtigen Werke Hoffmanns verwebt ſind, weiß Jedermann. Für das Kreisler-Werk im engern Sinn kommen ſie natürlich nicht in Betracht.

Von einer Wiedergabe älterer franzöſiſcher Illuſtrationen wurde — als deutſchem Empfinden nicht entſprechend — abgeſehen.

Dahlem, im Lenz 1922.

Dr. Leopold Hirſchberg.

Die Serapions-Brüder.

Erſter Band.

Vorwort.

Die Aufforderung des Herrn Verlegers, daß der Herausgeber ſeine in Journalen und Taſchenbüchern verſtreuten Erzählungen und Mährchen ſammeln und Neues hinzufügen möge, ſo wie, daß dieſer mit einigen herzgeliebten, ſeinen Dichtungen geneigten Freunden nach langer Trennung wirklich an einem Serapionstage wieder zuſammentrat, veranlaßten dies Buch, und die Form in der es erſcheint. Eben dieſe Form wird — muß an Ludwig Tieck's Phantaſus erinnern. Wie ſehr würde der Herausgeber aber bei dem Vergleich beider Werke verlieren! — Abgeſehen davon, daß es ihm wohl nicht beikommen kann, den die ganze Seele ergreifenden Dichtungen des vollendeten Meiſters die ſeinigen an die Seite ſtellen zu wollen, ſo enthalten die dort eingeflochtenen Geſpräche auch die tiefſten ſcharfſinnigſten Bemerkungen über Kunſt und Literatur; hier ſoll die Unterhaltung der Freunde, welche die verſchiedenen Dichtungen mit einander verknüpft, aber mit das treue Bild des Zuſammenſeyns der Gleichgeſinnten aufſtellen, die ſich die Schöpfungen ihres Geiſtes mittheilen und ihr Urtheil darüber ausſprechen. Nur die Bedingniſſe eines ſolchen heitern unbefangenen Geſprächs, in dem recht eigentlich ein Wort das andere giebt, können hier zum Maaßſtabe dienen. Auch fehlen der Geſellſchaft die holden

Frauen, die im Phantaſus ein mannigfaltiges anmuthiges Farbenſpiel anzuregen wiſſen.

Den vielgeneigten Leſer bittet der Herausgeber daher recht innig, jenen ihm nachtheiligen Vergleich nicht anzuſtellen, ſondern ohne weitere Anſprüche gemüthlich das hinzunehmen, was ihm anſpruchslos aus treuem Gemüth dargeboten wird.

Erſter Abſchnitt.

„Stelle man ſich auch an wie man wolle, nicht wegzuläugnen, nicht wegzubannen iſt die bittre Ueberzeugung, daß nimmer — nimmer wiederkehrt, was einmal da geweſen. Eitles Mühen, ſich entgegenzuſtemmen der unbezwinglichen Macht der Zeit, die fort und fort ſchafft in ewigem Zerſtören. Nur die Schattenbilder des in tiefe Nacht verſunkenen Lebens bleiben zurück, und walten in unſerm Innern, und necken und höhnen uns oft, wie ſpukhafte Träume. Aber Thoren! wähnen wir, das, was unſer Gedanke, unſer eignes Ich worden, noch außer uns auf der Erde zu finden, blühend in unvergänglicher Jugendfriſche. — Die Geliebte, die wir verlaſſen, der Freund von dem wir uns trennen mußten, verloren ſind beide für uns auf immer! — Die, die wir vielleicht nach Jahren wiederſehen, ſind nicht mehr dieſelben, von denen wir ſchieden, und ſie finden ja auch uns nicht mehr wieder!“

So ſprach Lothar, indem er heftig vom Stuhl aufſprang, dicht an den Camin hinanſchritt und die Arme übereinander geſchlagen mit finſterm Blick in das luſtig kniſternde Feuer hineinſtarrte.

Wenigſtens, begann jetzt Theodor, wenigſtens, lieber Freund Lothar, bewährſt Du Dich in ſo fern ganz als denſelben, von dem ich vor zwölf Jahren ſchied, als Du noch eben ſo wie damals geneigt biſt, nur im mindeſten ſchmerzlich berührt, Dich allem Unmuth rückſichtslos hinzugeben. Wahr iſt es, und ich, Ottmar und Cyprian, wir alle fühlen es gewiß eben ſo lebhaft als Du, daß unſer erſtes Beiſammenſeyn nach langer Trennung gar nicht ſo erfreulich iſt, als wir es uns wohl gedacht haben mochten. Wälze die Schuld auf mich, der ich aus einer unſerer unendlichen Gaſſen in die andere lief, der ich nicht abließ, bis ich Euch heute Abend hier vor meinem Camin zuſammengebracht hatte. Geſcheuter wäre es vielleicht geweſen, hätt ich unſer Wiederſehn dem günſtigen Zufall überlaſſen, aber unerträglich war mir der Gedanke, daß wir, die wir Jahre lang durch herzliche Liebe, durch ein gleiches ſchönes Streben in Kunſt und Wiſſenſchaft innig verbunden zuſammenlebten, die nur der wilde Orkan, wie er daher brauſte in der verhängnißvollen Zeit die wir durchlebt, auseinander ſchleudern konnte, daß wir, ſage ich, auch nur einen Tag in demſelben Hafen geankert haben ſollten, ohne uns mit leiblichen Augen zu ſchauen, wie wir es unterdeſſen mit geiſtigen gethan. Und nun ſitzen wir ſchon ein paar Stunden zuſammen und quälen uns mörderlich ab mit dem Enthuſiasmus unſerer friſchblühenden Freundſchaft. Und keiner hat bis zu dieſem Augenblick etwas Geſcheutes zu Markte gebracht, ſondern fades langweiliges Zeug geſchwatzt zum Verwundern. Und woher kommt das Alles anders, als daß wir insgeſammt recht kindiſche Kinder ſind, daß wir glaubten, es werde nun gleich wieder fortgehen in derſelben Melodie, die wir vor zwölf Jahren abbrachen. Lothar ſollte uns vielleicht wieder zum Erſtenmale Tieck's Zerbino vorleſen, und ausgelaſſene, jauchzende, jubelnde Luſt uns alle erfaſſen. Oder Cyprian müßte vielleicht irgend ein fantaſtiſches Gedicht oder wohl gar eine ganze überſchwengliche Oper mitgebracht haben, und ich ſie zur Stelle komponiren, und auf demſelben lendenlahmen Pianoforte wie vor zwölf Jahren herdonnern, daß alles an dem armen lebensſatten Inſtrumente knackt und ächzt. Oder Ottmar müßte erzählen von irgend einer herrlichen Rarität, die er aufgeſpürt, von einem auserleſenen Wein, von einem abſonderlichen Haſenfuß ꝛc., und uns alle in Feuer und Flamme ſetzen, und uns aufregen zu allerlei ſehr ſeltſamen Anſchlägen, wie wir beides zu genießen und zu verarbeiten gedächten, auserleſenen Wein und abſonderlichen Haſenfuß. Und da das Alles nun nicht geſchehen iſt, ſchmollen wir insgeheim auf einander, und jeder denkt vom Andern: ei, wie iſt der Gute ſo ganz und gar nicht mehr derſelbe, daß der ſich ſo ändern könnte, nimmermehr hätt' ich das gedacht! — Ja freilich ſind wir alle nicht mehr dieſelben! Daß wir zwölf Jahre älter werden, daß ſich wohl mit jedem Jahr immer mehr und mehr Erde an uns anſetzt, die uns hinabzieht aus der luftigen Region, bis wir am Ende unter die Erde kommen, das will ich gar nicht in Anſchlag bringen. Aber wen von uns hat indeſſen nicht der wilde Strudel von Ereigniß zu Ereigniß, ja von That zu That fortgeriſſen? Konnte denn alles Schrecken, alles Entſetzen, alles Ungeheure der Zeit an uns vorübergehen ohne uns gewaltig zu erfaſſen, ohne tief in unſer Inneres hinein ſeine blutige Spur einzugraben? — Darüber erbleichten die Bilder des früheren Lebens, und fruchtlos bleibt nun das Mühen, ſie wieder aufzufriſchen! — Mag es aber auch ſeyn, daß manches, was uns damals im Leben ſo an und in uns ſelbſt als hoch und herrlich erſchien, jetzt merklich den blendenden Glanz verloren, da unſere Augen durch ſtärkeres Licht verwöhnt, die innere Geſinnung, aus der unſere Liebe entſproßte, iſt doch wohl geblieben. Ich meine, ein Jeder glaubt doch wohl noch vom Andern, daß er was erkleckliches tauge, und inniger Freundſchaft werth ſey. Laßt uns alſo die alte Zeit und alle alte Anſprüche aus ihr her vergeſſen, und von jener Geſinnung ausgehend, verſuchen, wie ſich ein neues Band unter uns verknüpft.

Dem Himmel ſey gedankt, unterbrach hier Ottmar den Freund, dem Himmel ſey gedankt, daß Lothar es nicht mehr aushalten konnte in unſerm närriſchen verzwickten Weſen, und daß Du, Theodor, gleich das ſchadenfrohe Teufelchen feſtpackteſt, das uns alle neckt und quält. Mir wollt' es die Kehle zuſchnüren, dies gezwungene, fatale Freudigthun, und ich fing gerade an mich ganz entſetzlich zu ärgern, als Lothar losfuhr. Aber nun Theodor gerade herausgeſagt hat, woran es liegt, fühle ich mich Euch Allen um vieles näher gerückt, und es iſt mir ſo als wolle die alte Gemüthlichkeit mit der wir uns ſonſt zuſammenfanden, alle unnützen Zweifel wegbannend, wieder die Oberhand gewinnen. Theodor hat Recht, mag denn die Zeit auch vieles umgeſtaltet haben, feſt ſteht doch in unſerm Innern der Glaube an uns ſelbſt. Und hiermit erkläre ich die Präliminarien unſers neuen Bundes feierlichſt für abgeſchloſſen, und ſetze feſt, daß wir uns jede Woche an einem beſtimmten Tage zuſammenfinden wollen, denn ſonſt verlaufen wir uns in der großen Stadt hierhin, dorthin, und werden auseinander getrieben noch ärger als bisher.

Herrlicher Einfall, rief Lothar, füge doch noch ſogleich, lieber Ottmar, gewiſſe Geſetze hinzu, die bei unſern beſtimmten wöchentlichen Zuſammenkünften ſtatt finden ſollen. Z. B. daß über dieſes oder jenes geſprochen oder nicht geſprochen werden darf, oder daß jeder gehalten ſeyn ſoll, dreimal witzig zu ſeyn, oder daß wir ganz gewiß jedesmal Sardellen-Salat eſſen wollen. Auf dieſe Art brichdann alle Philiſterei auf und ein, wie ſie nur in irgend einem Clubb grünen und blühen mag. Glaubſt Du denn nicht, Ottmar, daß jede beſtimmte Verabredung über unſer Beiſammenſeyn ſogleich einen läſtigen Zwang herbeiführt, der mir wenigſtens allen Genuß verleidet? Erinnere Dich nur des tiefen Widerwillens, den wir ehemals gegen alles hegten, was ſich nur im mindeſten als Clubb, Reſſource, oder wie ſonſt ſolch eine tolle Anſtalt heißen mag, in der Langeweile und Ueberdruß ſyſtematiſch gehandhabt werden, geſtalten wollte, und nun verſuchſt Du ſelbſt das vierblättrige Kleeblatt, das nur natürlich, ohne Zwang des Gärtners emporkeimte, in ſolch böſe Form einzuzwängen?

Unſer Freund Lothar, begann Theodor, läßt nicht ſo leicht ab von ſeinem Unmuth, das wiſſen wir ja alle eben ſo, als daß er in ſolch böſer Stimmung Geſpenſter ſieht, mit denen er wacker herumkämpft, bis er, todmüde, ſelbſt eingeſtehen muß, daß es nur Geſpenſter waren, die das eigne liebe Ich ſchuf. — Wie iſt es nur möglich, Lothar, daß Du bei Ottmars harmloſem und dabei höchſt vernünftigen Vorſchlag ſogleich an Clubbs und Reſſourcen denkſt, und an alle Philiſterei, die damit nothwendig verknüpft iſt. Aber dabei iſt mir ein gar ergötzliches Bild aus unſerm frühern Leben aufgegangen. Erinnerſt Du Dich wohl noch der Zeit, als wir das Erſtemal die Reſidenz verließen und nach dem kleinen Städtchen P*** zogen? — Anſtand und Sitte verlangten es, wir mußten uns ſofort in den Clubb aufnehmen laſſen, den die ſogenannten Honoratioren der Stadt bildeten. Wir erhielten in einem feierlichen im ſtrengſten Geſchäftsſtyl abgefaßten Schreiben die Nachricht, daß wir nach geſchehener Stimmenſammlung wirklich als Mitglieder des Clubbs aufgenommen worden, und dabei lag ein wohl funfzehn bis zwanzig Bogen ſtarkes ſauber gebundenes Buch, welches die Geſetze des Clubbs enthielt. Dieſe Geſetze hatte ein alter Rath verfaßt, ganz in der Form des preußiſchen Landrechts, mit der Eintheilung in Titel und Paragraphen. Etwas ergötzlicheres konnte man gar nicht leſen. So war ein Titel überſchrieben: Von Weibern und Kindern, und deren Befugniſſen und Rechten, worin denn nichts geringeres ſanktionirt wurde, als daß die Frauen der Mitglieder jeden Donnerstag und Sonntag des Abends in dem Lokal des Clubbs Thee trinken, zur Winterszeit aber ſogar vier- oder ſechsmal tanzen durften. Wegen der Kinder waren die

Beſtimmungen ſchwieriger und kritiſcher, da der Juriſt die Materie mit ungemeinem Scharfſinn behandelt und unmündige, mündige, minderjährige und unter väterlicher Gewalt ſtehende Perſonen ſorglich unterſchieden hatte. Die unmündigen wurden gar bildlich ihrer moraliſchen Qualität nach in artige und unartige *Kinder* eingetheilt, und letzteren der Zutritt in den Clubb unbedingt unterſagt, als dem Fundamental-Geſetz entgegen, der Clubb ſolle durchaus nur ein artiger ſeyn. Hierauf folgte unmittelbar der merkwürdige Titel von Hunden, *Katzen* und andern unvernünftigen Creaturen. Niemand ſolle, hieß es, irgend ein ſchädliches wildes Thier in den Clubb mitbringen. Hatte alſo ein Clubbiſt ſich etwa einen Löwen, Tiger oder Panther als Schooßhund gezogen, ſo blieb alles Bitten vergebens, die Beſtie in den Clubb einzuführen, ſelbſt mit verſchnittenen Haaren und Nägeln verwehrten unbedingt die Vorſteher dem thieriſchen Scheuſal den Eintritt. Waren doch ſelbſt geſcheute Pudel und gebildete Möpſe für nicht clubbfähig erklärt, und durften nur ausnahmsweiſe zur Sommerzeit, wenn der Clubb im Freien ſpeiſte, auf den Grund der nach Genehmigung des Ausſchuſſes erhaltenen Erlaubnißkarte mitgebracht werden. Wir — ich und Lothar, erfanden die herrlichſten Zuſätze und Declamationen zu dieſem vortrefflichen Codex, die wir in der nächſten Sitzung mit dem feierlichſten Ernſt vortrugen, und zu unſerer höchſten Luſt es dahin brachten, daß das aberwitzigſte Zeug mit großer Wichtigkeit debattirt wurde. Endlich merkte dieſer, jener den teufliſchen Spaß, man traute uns nicht mehr, doch geſchah nicht, was wir wollten. Wir glaubten nemlich, daß der förmliche Bann über uns ausgeſprochen werden würde. — Ich erinnere mich der luſtigen Zeit gar wohl, ſprach Lothar, und bemerke zu meinem nicht geringen Verdruß, daß dergleichen Myſtificationen mir jetzt ſchlecht gerathen würden. Viel zu ſchwerfällig bin ich geworden, und ſehr geneigt darüber mich zu ärgern, was mich ſonſt zum Lachen reizte.

Das glaub' ich nun und nimmermehr, fiel Ottmar ein, überzeugt bin ich vielmehr, Lothar, daß nur der Nachhall irgend eines feindlichen Ereigniſſes gerade heute in Deiner Seele ſtärker nachtönt als ſonſt. — Aber ein neues Leben wird bald wie Frühlingshauch Dein Inneres durchwehen, in ihm verklingt der Mißton, und du biſt wieder ganz der alte gemüthliche Lothar, der Du ſonſt warſt vor *zwölf* Jahren! — Euer Clubb in B*** hat mich übrigens an einen andern erinnert, deſſen Stifter von dem herrlichſten Humor beſeelt geweſen ſein muß, und der in der That nicht wenig an den prächtigen Narrenorden erinnerte. Denkt Euch eine Geſellſchaft, die durchaus organiſirt iſt wie ein Staat! — Ein König, Miniſter, Staatsräthe ꝛc. Die einzige Tendenz, der ganze Zweck dieſer Geſellſchaft war — gut zu eſſen und noch beſſer zu trinken. Deshalb geſchahen die Verſammlungen in dem Hotel der Stadt, wo die beſte Küche und der beſte Keller anzutreffen. Hier wurde nun ernſt und feierlich verhandelt über das Wohl und Wehe des Staats, das in nichts anderm beſtand, als eben in guten Schüſſeln und auserleſenem Wein. — So berichtet der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten: daß in einer entfernteren Handlung der Stadt vorzüglicher Rheinwein angekommen. Sogleich wird eine Sendung dorthin beſchloſſen! — Männer von vorzüglichem Talent, d. h. mit auserleſener Weinzunge, werden gewählt, ſie erhalten weitläuftige Inſtructionen, und der Miniſter der Finanzen weiſet einen außerordentlichen Fond an die Koſten der Geſandtſchaft und des Ankaufs bewährt gefundener Waare zu beſtreiten. — So geräth alles in Beſtürzung, weil ein Ragout mißrathen, — es werden Memoires gewechſelt, — harte Reden über das bedrohliche Ungewitter, das über den Staat heraufgezogen. — So tritt der Staatsrath zuſammen um zu beſchließen, ob und von welchen Weinen heute der kalte Punſch zu bereiten. In tiefes Nachdenken verſunken hört der König den Vortrag im Kabinett an; er nickt: das Geſetz vom kalten Punſch wird gegeben, und die Ausführung dem Miniſter übertragen. Der Miniſter des Innern kann aber ſchwachen Magens halber nicht Citronenſäure vertragen, er ſchält daher Pomeranzen in das Getränk, und durch ein neues Geſetz wird der kalte Punſch dahin deklarirt, daß er Cardinal ſey. — So werden Künſte und Wiſſenſchaften beſchützt, indem der Dichter, der ein neues Trinklied gedichtet, ſowie der Sänger, der es komponirt und abgeſungen, vom Könige das Ehrenzeichen der rothen Hahnenfeder erhält, und beiden die Erlaubniß ertheilt wird, eine Flaſche Wein mehr zu trinken als gewöhnlich, d. h. auf ihre Koſten! — Uebrigens trug der König, repräſentirte er ſeine Würde, eine ungeheure Krone aus goldnem Pappendeckel geſchnitten, ſo wie Szepter und Reichsapfel; die Großen des Reichs ſchmückten ſich dagegen mit ſeltſam geformten Mützen. Das Symbol der Geſellſchaft beſtand in einer ſilbernen

Büchſe, auf der ein ſtattlicher Hahn, die Flügel ausgebreitet, krähend, ſich mühte, Eier zu legen. — Rechnet zu dem allen, daß wenigſtens zu der Zeit, als mich der Zufall in dieſe höchſt herrliche Geſellſchaft brachte, es gar nicht an geiſtreichen der Rede mächtigen Mitgliedern fehlte, die von der tiefen Ironie des Ganzen ergriffen, ihre Rollen wacker durchführten, ſo werdet Ihr mirs glauben, daß nicht ſo leicht mich ein Scherz ſo angeregt, ja ſo begeiſtert hat, als dieſer.

Ich gebe, ſprach Lothar, der Sache meinen vollſten Beifall, nur begreife ich doch nicht, wie es auf die Länge damit gehen konnte. Der beſte Spaß ſtumpft ſich ab, vollends wenn er ſo dauernd und dabei ſo ſyſtematiſch getrieben wird, wie es in Deiner Geſellſchaft, in Deiner Loge zum eierlegenden Hahn wirklich geſchah. — Ihr habt beide, Theodor und Ottmar, nun erzählt von großen breiten Clubbs mit Geſetzen und fortwuchernden Myſtificationen, laßt mich des einfachſten Clubbs erwähnen, der wohl auf der Welt exiſtirt haben mag. — In einem kleinen polniſchen Grenzſtädtchen, das ehemals von den Preußen in Beſitz genommen, waren die einzigen deutſchen Offizianten ein alter invalider Hauptmann, als Poſthalter angeſtellt, und der Acciſe-Einnehmer. Beide kamen jeden Abend auf den Schlag fünf Uhr in der einzigen Kneipe, die es an dem Orte gab, und zwar in einem Kämmerchen zuſammen, das ſonſt niemand betreten durfte. Gewöhnlich ſaß der Acciſe-Einnehmer ſchon vor ſeinem Kruge Bier, die dampfende Pfeife im Munde, wenn der Hauptmann eintrat. Der ſetzte ſich mit den Worten: Wie gehts, Herr Gevatter? dem Einnehmer gegenüber an den Tiſch, zündete die ſchon geſtopfte Pfeife an, zog die Zeitungen aus der Taſche, fing an emſig zu leſen, und ſchob die geleſenen Blätter dem Einnehmer hin, der eben ſo emſig las. In tiefem Schweigen blieſen ſich beide nun den dicken Tabacksdampf ins Geſicht, bis auf den Glockenſchlag acht Uhr der Einnehmer aufſtand, die Pfeife ausklopfte, und mit den Worten: ja ſo gehts, Herr Gevatter! die Kneipe verließ. Das nannten denn beide ſehr ernſthaft: Unſere Reſſource.

Sehr ergötzlich, rief Theodor, und wer in dieſe Reſſource als ehrenwerthes Mitglied recht hineingetaugt hätte, das iſt unſer Cyprian. Der hätte gewiß niemals die feierliche Stille unterbrochen durch unzeitiges Schwatzen. Er ſcheint gleich den Camadulenſer Mönchen das Gelübde des ewigen Stillſchweigens abgelegt zu haben denn bis jetzt iſt auch nicht ein einfaches Wörtlein über ſeine Lippen gekommen.

Cyprian, der in der That bis dahin geſchwiegen, ſeufzte auf, wie aus einem Traum erwachend, warf dann den Blick in die Höhe und ſprach mit mildem Lächeln: Ich will es Euch gern geſtehen, daß ich nun heute durchaus nicht die Erinnerung an ein ſeltſames Abentheuer los werden kann, das ich vor mehreren Jahren erlebte, und wohl geſchieht es, daß dann, wenn innere Stimmen recht laut und lebendig ertönen, der Mund ſich nicht öffnen mag zur Rede. Doch ging nichts an mir vorüber, was bis jetzt zur Sprache kam, und ich kann darüber Rechenſchaft geben. Fürs Erſte hat Theodor ganz recht, daß wir Alle kindiſcher Weiſe glaubten, gleich da wieder anfangen zu können, wo wir vor zwölf Jahren ſtehen blieben, und da dies nicht geſchah, nicht geſchehen konnte, auf einander ſchmollten. Ich behaupte aber, daß, trabten wir wirklich gleich in demſelben Geleiſe fort, nichts in der Welt uns mehr als eingefleiſchte Philiſter kund gethan hätte. Mir fallen dabei jene Philoſophen ein — doch, das muß ich fein ordentlich erzählen! — Denkt Euch zwei Leute — ich will ſie Sebaſtian und Ptolemäus nennen — denkt Euch alſo, daß dieſe auf der Univerſität zu K— mit dem größten Eifer die Kantiſche Philoſophie ſtudiren, und ſich beinahe täglich in den heftigſten Disputationen über dieſen, jenen Satz erlaben. Eben in einem ſolchen philoſophiſchen Streit, eben in dem Augenblick, als Sebaſtian einen kräftigen entſcheidenden Schlag geführt, und Ptolemäus ſich ſammelt ihn wacker zu erwidern, werden ſie unterbrochen, und der Zufall will es, daß ſie ſich nicht mehr in K— zuſammentreffen. Der eine geht hierhin, der andere dorthin. Beinahe zwanzig Jahre ſind vergangen, da ſieht Ptolemäus in B— auf der Straße eine Figur vor ſich herwandeln, die er ſogleich für ſeinen Freund Sebaſtian erkennet. Er ſtürzt ihm nach, klopft ihm auf die Schulter, und als Sebaſtian ſich umſchaut, fängt Ptolemäus ſogleich an: Du behaupteſt alſo daß — kurz! — er führt den Schlag zu dem er vor zwanzig Jahren ausholte. Sebaſtian läßt alle Minen ſpringen die er in K— angelegt hatte. Beide disputiren zwey, drey Stunden hindurch Straß' auf Straß' ab wandelnd. Beide geben ſich ganz erhitzt das Wort den Profeſſor ſelbſt zum Schiedsrichter aufzufordern, nicht bedenkend, daß ſie in B— ſind, daß der alte Immanuel ſchon ſeit vielen Jahren im Grabe ruht, trennen ſich und finden ſich nie mehr wieder. — Dieſe Geſchichte die das Eigenthümliche für ſich hat, daß ſie ſich wirklich begeben, trägt für mich wenigſtens beinahe etwas ſchauerliches in ſich. Ohne einiges Entſetzen kann ich nicht dieſen tiefen geſpenſtiſchen Philiſtrismus anſchauen. Ergötzlicher war mir unſer alter Commiſſionsrath, den ich auf meiner Herreiſe beſuchte. Er empfing mich zwar recht herzlich, indeſſen hatte ſein Betragen etwas ängſtliches gedrücktes, das ich mir gar nicht erklären konnte, bis er eines Tages auf einem Spaziergange mich bat, ich möge doch um des Himmelswillen mich wieder pudern und einen grauen Hut aufſetzen, ſonſt könne er nicht an ſeinen alten Cyprianus glauben. Und dabey wiſchte er ſich den Angſtſchweiß von der Stirne und flehte mich an, ſeine Treuherzigkeit doch nur ja nicht übel zu nehmen! — Alſo! — wir wollen keine Philiſter ſeyn, wir wollen nicht darauf beſtehen jenen Faden, an dem wir vor zwölf Jahren ſpannen, nun fortzuſpinnen, wir wollen uns nicht daran ſtoßen, daß wir andere Röcke und andere Hüte, wir wollen andere ſeyn als damals und doch wieder dieſelben, das iſt nun ausgemacht. Was Lothar ohne eigentlichen Anlaß über das Unweſen der Clubbs und Reſſourcen geſagt hat, mag richtig ſeyn und beweiſen, wie ſehr der arme Menſch geneigt iſt ſich das letzte Reſtchen Freiheit zu verdämmen und überall ein künſtlich Dach zu bauen, wo er noch allenfalls zum hellen heitern Himmel hinaufſchauen könnte. Aber was geht das uns an? — Auch ich gebe meine Stimme zu Ottmars Vorſchlag, daß wir uns wöchentlich an einem beſtimmten Tage zuſammenfinden wollen. Ich denke die Zeit mit ihren wunderbarſten Ereigniſſen hat dafür geſorgt, daß wir, lag auch wirklich, wie ich indeſſen gar nicht glauben und zugeben will, einige Anlage dazu in unſerm Innern, keine Philiſter werden konnten. Iſt es denn möglich, daß unſere Zuſammenkünfte jemals in den Philiſtrismus eines Clubbs ausarten können? — Alſo es bleibt bey Ottmars Vorſchlag.

Beſtändig, rief Lothar, beſtändig werde ich mich dagegen auflehnen und damit wir nur gleich aus dem ärgerlichen Hin- und Herreden darüber heraus kommen, ſoll uns Cyprian das ſeltſame Abentheuer erzählen, das ihm heute ſo in Sinn und Gedanken liegt. — Ich meine, ſprach Cyprian, daß immer mehr und mehr uns eine fröhliche gemüthliche Stimmung erfaſſen wird, zumal wenn es unſerm

Theodor gefällt jene geheimnißvolle Vaſe, welche die feinſten aromatiſchen Düfte verbreitet und aus der berühmten Geſellſchaft des eierlegenden Hahns herzuſtammen ſcheint, zu öffnen. Nichts in der Welt könnte aber dem friſchen Aufkeimen alter Luſt mehr hinderlich ſeyn, als eben mein Abentheuer, daß ihr, ſo wie wir jetzt beyſammen ſind, fremdartig, unintereſſant, ja albern und fratzenhaft finden müßt. Dabei trägt es einen düſtern Charakter und ich ſelbſt ſpiele darinn eine hinlänglich ſchlechte Rolle. Urſache genug davon zu ſchweigen. — Merkt ihr wohl, rief Theodor, daß unſer Cyprian, unſer liebes Sonntagskind, wieder allerlei bedenkliche Geiſter geſehen hat, die zu erſchauen nach ſeiner Weiſe, er unſern gänzlich irdiſchen Augen nicht zutraut! — Doch nur heraus, Cyprian, mit deinem Abentheuer und ſpielſt du darinn eine ſchlechte Rolle, ſo verſpreche ich dir ſogleich mich auf eigne Abentheuer zu beſinnen und dir aufzutiſchen worinn ich noch viel alberner erſcheine als Du. Ich leide daran gar keinen Mangel.

Mag es denn ſeyn, ſprach Cyprian und begann, nachdem er ein paar Sekunden nachdenklich vor ſich hingeſchaut, in folgender Art.

Ihr wißt, daß ich mich vor mehreren Jahren einige Zeit hindurch in B***, einem Orte der bekanntlich in der anmuthigſten Gegend des ſüdlichen Teutſchlands gelegen, aufhielt. Nach meiner Weiſe pflegte ich allein ohne Wegweiſer, deſſen ich wohl bedurft, weite Spaziergänge zu wagen und ſo geſchah es, daß ich eines Tages in einen dichten Wald gerieth und je emſiger ich zuletzt Weg und Steg ſuchte, deſto mehr jede Spur eines menſchlichen Fußtritts verlor. Endlich wurde der Wald etwas lichter, da gewahrte ich unfern vor mir einen Mann in brauner Einſiedlerkutte, einen breiten Strohhut auf dem Kopf, mit langem ſchwarzem verwildertem Bart, der dicht an einer Bergſchlucht auf einem Felsſtück ſaß und die Hände gefaltet gedankenvoll in die Ferne ſchaute. Die ganze Erſcheinung hatte etwas fremdartiges, ſeltſames, ich fühlte leiſe Schauer mich durchgleiten. Solchen Gefühls kann man ſich auch wohl kaum erwehren, wenn das, was man nur auf Bildern ſah oder nur aus Büchern kannte, plötzlich ins wirkliche Leben tritt. Da ſaß nun der Anachoret aus der alten Zeit des Chriſtenthums in Salvator Roſa's wildem Gebürge lebendig mir vor Augen. — Ich beſann mich bald, daß ein ambulirender Mönch wohl eben nichts ungewöhnliches in dieſen

Gegenden ſey und trat keck auf den Mann zu mit der Frage, wie ich mich wohl am leichteſten aus dem Walde herausfinden könne um nach B*** zurückzukehren. Er maß mich mit finſterm Blick und ſprach dann mit dumpfer feierlicher Stimme: „Du handelſt ſehr leichtſinnig und unbeſonnen, daß Du mich in dem Geſpräch, daß ich mit den würdigen Männern, die um mich verſammelt, führe, mit einer einfältigen Frage unterbrichſt! — Ich weiß es wohl, daß bloß Neugierde mich zu ſehen und mich ſprechen zu hören Dich in dieſe Wüſte trieb, aber Du ſiehſt, daß ich keine Zeit habe mit Dir zu reden. Mein Freund Ambroſius von Camaldoli kehrt nach Alexandrien zurück, ziehe mit ihm.“ Damit ſtand der Mann auf und ſtieg hinab in die Bergſchlucht. Mir war als läg' ich im Traum. Ganz in der Nähe hörte ich das Geräuſch eines Fuhrwerks, ich arbeitete mich durchs Gebüſch, ſtand bald auf einem Holzwege und ſah vor mir einen Bauer, der auf einem zweirädrigen Karren daher fuhr und den ich ſchnell ereilte. Er brachte mich bald auf den großen Weg nach B***. Ich erzählte ihm unterweges mein Abentheuer und fragte ihn, wer wohl der wunderliche Mann im Walde ſey. „Ach lieber Herr, erwiederte der Bauer, das iſt der würdige Mann, der ſich Prieſter Serapion nennt und ſchon ſeit vielen Jahren im Walde eine kleine Hütte bewohnt, die er ſich ſelbſt erbaut hat. Die Leute ſagen, er ſei nicht recht richtig im Kopfe, aber er iſt ein lieber frommer Herr der niemandem etwas zu Leide thut und uns im Dorfe mit andächtigen Reden recht erbaut und uns guten Rath ertheilt wie er nur kann.“ Kaum zwey Stunden von B*** hatte ich meinen Anachoreten angetroffen, hier mußte man auch mehr von ihm wiſſen, und ſo war es auch wirklich der Fall. Doktor S** erklärte mir alles. Dieſer Einſiedler war ſonſt einer der geiſtreichſten vielſeitig ausgebildetſten Köpfe die es in M— gab. Kam noch hinzu, daß er aus glänzender Familie entſproſſen, ſo konnt' es nicht fehlen, daß man ihn, kaum hatte er ſeine Studien vollendet, in ein bedeutendes diplomatiſches Geſchäft zog, dem er mit Treue und Eifer vorſtand. Mit ſeinen Kenntniſſen verband er ein ausgezeichnetes Dichtertalent, alles was er ſchrieb, war von einer feurigen Fantaſie, von einem beſondern Geiſte, der in die tiefſte Tiefe ſchaute, beſeelt. Sein unübertrefflicher Humor machte ihn zum angenehmſten, ſeine Gemüthlichkeit zum liebenswürdigſten Geſellſchafter, den es nur geben konnte.

Von Stufe zu Stufe geſtiegen hatte man ihn eben zu einem wichtigen Geſandtſchaftspoſten beſtimmt, als er auf unbegreifliche Weiſe aus M— verſchwand. Alle Nachforſchungen blieben vergebens und jede Vermuthung ſcheiterte an dieſem, jenem Umſtande, der ſich dabey ergab.

Nach einiger Zeit erſchien im tiefen Tyrolergebürge ein Menſch, der in eine braune Kutte gehüllt in den Dörfern predigte und ſich dann in den wildeſten Wald zurück zog, wo er einſiedleriſch lebte. Der Zufall wollte es, daß Graf P** dieſen Menſchen, der ſich für den Prieſter Serapion ausgab, zu Geſicht bekam. Er erkannte augenblicklich in ihm ſeinen unglücklichen aus M— verſchwundenen Neffen. Man bemächtigte ſich ſeiner, er wurde raſend und alle Kunſt der berühmteſten Aerzte in M— vermochte nichts in dem fürchterlichen Zuſtande des Unglücklichen zu ändern. Man brachte ihn nach B*** in die Irrenanſtalt und hier gelang es wirklich dem methodiſchen auf tiefe pſychiſche Kenntniß gegründeten Verfahren des Arztes, der damals dieſer Anſtalt vorſtand, den Unglücklichen wenigſtens aus der Tobſucht zu retten, in die er verfallen. Sey es, daß jener Arzt ſeiner Theorie getreu dem Wahnſinnigen ſelbſt Gelegenheit gab zu entwiſchen oder daß dieſer ſelbſt die Mittel dazu fand, genug er entfloh und blieb eine geraume Zeit hindurch verborgen. Serapion erſchien endlich in dem Walde zwey Stunden von B*** und jener Arzt erklärte, daß, habe man wirkliches Mitleiden mit dem Unglücklichen, wolle man ihn nicht aufs neue in Wuth und Raſerei ſtürzen, wolle man ihn ruhig und nach ſeiner Art glücklich ſehen, ſo müſſe man ihn im Walde und bei vollkommener Freiheit laſſen—nach Willkühr zu ſchalten und zu walten. Er ſtehe für jede ſchädliche Wirkung. Der bewährte Ruf des Arztes drang durch, die Polizeybehörde begnügte ſich damit den nächſten Dorfgerichten die entfernte unmerkliche Aufſicht über den Unglücklichen zu übertragen und der Erfolg beſtätigte, was der Arzt vorhergeſagt. Serapion baute ſich eine niedliche ja nach den Umſtänden bequeme Hütte, er verfertigte ſich Tiſch und Stuhl, er flocht ſich Binſenmatten zum Lager, er legte ein kleines Gärtlein an in dem er Gemüſe und Blumen anpflanzte. Bis auf die Idee daß er der Einſiedler Serapion ſey, der unter dem Kaiſer Dezius in die Thebaiſche Wüſte floh und in Alexandrien den Märtyrer-Tod litt, und was aus dieſer folgte, ſchien ſein Geiſt gar nicht zerrüttet. Er war im Stande die geiſtreichſten Geſpräche zu führen, ja nicht ſelten traten Spuren jenes ſcharfen Humors, ja wohl jener Gemüthlichkeit hervor, die ſonſt ſeine Unterhaltung belebten. Uebrigens erklärte ihn aber jener Arzt für gänzlich unheilbar und widerrieth auf das ernſtlichſte jeden Verſuch ihn für die Welt und für ſeine vorigen Verhältniſſe wieder zu gewinnen. — Ihr könnt Euch wohl vorſtellen, daß mein Anachoret mir nun nicht aus Sinn und Gedanken kam, daß ich eine unwiderſtehliche Sehnſucht empfand ihn wiederzuſehen. — Aber nun denkt Euch meine Albernheit! — Ich hatte nichts geringeres im Sinn, als Serapions fixe Idee an der Wurzel anzugreifen! — Ich las den Pinel — den Reil — alle mögliche Bücher über den Wahnſinn, die mir nur zur Hand kamen, ich glaubte, mir, dem fremden Pſychologen, dem ärztlichen Layen ſey es vielleicht vorbehalten in Serapions verfinſterten Geiſt einen Lichtſtrahl zu werfen. Ich unterließ nicht außer jenem Studium des Wahnſinns mich mit der Geſchichte ſämmtlicher Serapions, deren es in der Geſchichte der Heiligen und Märtyrer nicht weniger als acht giebt, bekannt zu machen, und ſo gerüſtet ſuchte ich an einem ſchönen hellen Morgen meinen Anachoreten auf. Ich fand ihn in ſeinem Gärtlein mit Hacke und Spaten arbeitend und ein andächtiges Lied ſingend. Wilde Tauben, denen er reichliches Futter hingeſtreut, flatterten und ſchwirrten um ihn her und ein junges Reh guckte neugierig durch die Blätter des Spaliers. So ſchien er mit den Thieren des Waldes in vollkommener Eintracht zu leben. Keine Spur des Wahnſinns war in ſeinem Geſicht zu finden, deſſen milde Züge von ſeltener Ruhe und Heiterkeit zeugten. Auf dieſe Weiſe beſtätigte ſich das, was mir Doktor S** in B*** geſagt hatte. Er rieth mir nehmlich, als er meinen Entſchluß den Anachoreten zu beſuchen, erfuhr, dazu einen heitern Morgen zu wählen, weil Serapion dann am freiſten im Geiſte und aufgelegt ſey, ſich mit Fremden zu unterhalten, wogegen er Abends alle menſchliche Geſellſchaft flöhe. Als Serapion mich gewahr wurde ließ er den Spaten ſinken und kam mir freundlich entgegen. Ich ſagte, daß ich auf weitem Wege ermüdet, mich nur einige Augenblicke bey ihm auszuruhen wünſche. „Seid mir herzlich willkommen, ſprach er, das wenige, womit ich Euch erquicken kann, ſteht Euch zu Dienſten.“ Damit führte er mich zu einem Moosſitz vor ſeiner Hütte, rückte einen kleinen Tiſch heraus, trug Brod, köſtliche Trauben und eine Kanne Wein auf und lud mich gaſtlich ein zu eſſen und zu trinken, indem er ſich mir gegenüber auf einen Schemmel ſetzte und mit vielem Appetit Brod genoß und einen großen Becher Waſſer dazu leerte. In der That wußt ich gar nicht, wie ich ein Geſpräch anknüpfen, wie ich meine pſychologiſche Weisheit an dem ruhigen heitern Mann verſuchen ſollte. Endlich faßte ich mich zuſammen und begann: Sie nennen ſich Serapion, ehrwürdiger Herr? Allerdings, erwiederte er, die Kirche gab mir dieſen Namen. „Die ältere Kirchengeſchichte, fuhr ich fort, nennt mehrere heilige berühmte Männer dieſes Namens. Einen Abt Serapion, der ſich durch ſein Wohlthun auszeichnete, den gelehrten Biſchoff Serapion, deſſen Hieronymus in ſeinem Buche de viris illustribus gedenkt. Auch gab es einen Mönch Serapion. Dieſer befahl, wie Heraclides in ſeinem Paradieſe erzählt, als er einſt aus der Thebaiſchen Wüſte nach Rom kam, einer Jungfrau, die ſich zu ihm geſellte vorgebend, ſie habe der Welt entſagt und ihrer Luſt, um dies zu beweiſen, mit ihm entkleidet durch die Straßen von Rom zu ziehen und verſtieß ſie, als ſie es verweigerte. „Du zeigſt, ſprach der Mönch, daß Du noch nach der Natur lebſt und den Menſchen gefallen willſt, glaube nicht an Deine Größe, rühme Dich nicht, Du habeſt die Welt überwunden!“ — Irr' ich nicht, ehrwürdiger Herr, ſo war dieſer ſchmutzige Mönch (ſo nennt ihn Heraclid ſelbſt) eben derſelbe, welcher unter dem Kaiſer Dezius das grauſamſte Märtyrerthum erlitt. Man trennte bekanntlich die Juncturen der Glieder und ſtürzte ihn dann vom hohen Felſen hinab.“ „So iſt es, ſprach Serapion, indem er erbleichte und ſeine Augen in dunklem Feuer aufglühten. So iſt es, doch dieſer Märtyrer hat nichts gemein mit jenem Mönch, der in aszetiſcher Wuth gegen die Natur ſelbſt ankämpfte. Der Märtyrer Serapion, von dem Sie ſprechen, bin ich ſelbſt.“ „Wie, rief ich mit erkünſteltem Erſtaunen, Sie halten ſich für jenen Serapion, der vor vielen hundert Jahren auf die jämmerlichſte Weiſe umkam?“ — „Sie mögen, fuhr Serapion ſehr ruhig fort, das unglaublich finden und ich geſtehe ein, daß es manchem der nicht weiter zu ſchauen vermag, als eben ſeine Naſe reicht, ſehr wunderbar klingen muß, allein es iſt nun einmahl ſo. „Die Allmacht Gottes hat mich mein Märtyrerthum glücklich überſtehen laſſen, weil es in ſeinem Rathſchluß lag daß ich noch einige Zeit hindurch hier in der Thebaiſchen Wüſte ein ihm gefälliges Leben führen ſollte. Ein heftiger Kopfſchmerz und eben ſo heftiges Ziehen in den Gliedern, nur das allein erinnert mich noch zuweilen an die überſtandenen Qualen.“ Nun, glaubt' ich, ſey es an der Zeit mit meiner Kur zu beginnen. Ich holte weit aus und ſprach ſehr gelehrt über die Krankheit der fixen Ideen die den Menſchen zuweilen befalle und nur wie ein einziger Mißton den ſonſt rein geſtimmten Organism verderbe. Ich erwähnte jenes Gelehrten der nicht zu bewegen war vom Stuhle aufzuſtehen, weil er befürchtete dann ſogleich mit ſeiner Naſe dem Nachbar gegenüber die Fenſterſcheiben einzuſtoßen; des Abts Molanus der über alles ſehr vernünftig ſprach und bloß deshalb ſeine Stube nicht verließ, weil er beſorgte ſofort von den Hühnern gefreſſen zu werden, da er ſich für ein Gerſtenkorn hielt. Ich kam darauf, daß die Vertauſchung des eignen Ichs mit irgend einer geſchichtlichen Perſon gar häufig als fixe Idee ſich im Innern geſtalte. Nichts tolleres nichts ungereimteres könne es geben, meinte ich ferner, als den kleinen, täglich von Bauern, Jägern, Reiſenden und Spaziergängern durchſtreiften Wald zwey Stunden von B*** für die Thebaiſche Wüſte, und ſich ſelbſt für denſelben heiligen Schwärmer zu halten, der vor vielen hundert Jahren den Märtyrer-Tod erlitt. — Serapion hörte mich ſchweigend an, er ſchien den Nachdruck meiner Worte zu fühlen und in tiefem Nachdenken mit ſich ſelbſt zu kämpfen. Nun glaubt ich den Hauptſchlag führen zu müſſen, ich ſprang auf, ich faßte Serapions beide Hände, ich rief mit ſtarker Stimme: Graf P** erwachen Sie aus dem verderblichen Traum der ſie beſtrickt, werfen Sie dieſe gehäſſigen Kleider ab, geben Sie ſich Ihrer Familie, die um Sie trauert, der Welt, die die gerechteſten Anſprüche an Sie macht, wieder! — Serapion ſchaute mich an mit finſterm durchbohrenden Blick, dann ſpielte ein ſarkaſtiſches Lächeln um Mund und Wange, und er ſprach langſam und ruhig: Sie haben, mein Herr, ſehr lange und Ihres Bedünkens auch wohl ſehr herrlich und weiſe geſprochen, erlauben Sie, daß ich Ihnen jetzt einige Worte erwiedere. — Der heilige Antonius, alle Männer der Kirche die ſich aus der Welt in die Einſamkeit zurückgezogen, wurden öfters von häßlichen Quälgeiſtern heimgeſucht, die, die innere Zufriedenheit der Gottgeweihten beneidend ihnen hart zuſetzten ſo lange, bis ſie überwunden ſchmählich im Staube lagen. Mir geht es nicht beſſer. Dann und wann erſcheinen mir Leute die vom Teufel angetrieben mir einbilden wollen, ich ſey der Graf P** aus M—, um mich zu verlocken zur Hoffarth und allerley böſem Weſen. Half nicht Gebet, ſo nahm ich ſie bey den Schultern, warf ſie hinaus und verſchloß ſorgfältig mein Gärtlein. Beinahe möcht ich mit Ihnen, mein Herr, verfahren auf gleiche Weiſe. Doch wird es deſſen nicht bedürfen. Sie ſind offenbar der ohnmächtigſte von allen Widerſachern die mir erſchienen und ich werde Sie mit Ihren eigenen Waffen ſchlagen, das heißt mit den Waffen der Vernunft. Es iſt vom Wahnſinn die Rede, leidet einer von uns an dieſer böſen Krankheit, ſo iſt das offenbar bey Ihnen der Fall in viel höherem Grade als bey mir. Sie behaupten, es ſey fixe Idee, daß ich mich für den Märtyrer Serapion halte, und ich weiß recht gut, daß viele Leute daſſelbe glauben oder vielleicht nur ſo thun als ob ſie es glaubten. Bin ich nun wirklich wahnſinnig, ſo kann nur ein Verrückter wähnen, daß er im Stande ſeyn werde mir die fixe Idee die den Wahnſinn erzeugt hat, auszureden. Wäre dies möglich ſo gäb' es bald keinen Wahnſinnigen mehr auf der ganzen Erde, denn der Menſch könnte gebieten über die geiſtige Kraft die nicht ſein Eigenthum ſondern nur anvertrautes Gut der höhern Macht iſt, die darüber waltet. Bin ich aber nicht wahnſinnig und wirklich der Märtyrer Serapion, ſo iſt es wieder ein thörigtes Unternehmen mir das ausreden und mich erſt zu der fixen Idee treiben zu wollen, daß ich der Graf P** aus M— und zu Großem berufen ſey. Sie ſagen daß der Märtyrer Serapion vor vielen hundert Jahren lebte und daß ich folglich nicht jener Märtyrer ſein könne, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil Menſchen nicht ſo lange auf Erden zu wandeln vermögen. Fürs erſte iſt die Zeit ein eben ſo relativer Begriff wie die Zahl und ich könnte Ihnen ſagen, daß, wie ich den Begriff der Zeit in mir trage, es kaum drey Stunden oder wie Sie ſonſt den Lauf der Zeit bezeichnen wollen, her ſind, als mich der Kaiſer Dezius hinrichten ließ. Dann aber, davon abgeſehen, können Sie mir nur den Zweifel entgegenſtellen, daß ein ſolch langes Leben, wie ich geführt haben will, beiſpiellos und der menſchlichen Natur entgegen ſey. Haben Sie Kenntniß von dem Leben jedes einzelnen Menſchen der auf der ganzen weiten Erde exiſtirt hat, daß Sie das Wort beiſpiellos keck ausſprechen können? — Stellen Sie die Allmacht Gottes der armſeligen Kunſt des Uhrmachers gleich, der die todte Maſchine nicht zu retten vermag vor dem Verderben? — Sie ſagen, der Ort, wo wir uns befinden ſey nicht die Thebaiſche Wüſte ſondern ein kleiner Wald, der zwey Stunden von B*** liege und täglich von Bauern, Jägern und andern Leuten durchſtreift werde. Beweiſen Sie mir das!

Hier glaubte ich meinen Mann faſſen zu können. Auf, rief ich, kommen Sie mit mir, in zwey Stunden ſind wir in B*** und das was ich behauptet, iſt bewieſen.

Armer verblendeter Thor, ſprach Serapion, welch ein Raum trennt uns von B***! — Aber geſetzten Falls ich folgte Ihnen wirklich nach einer Stadt, die Sie B*** nennen, würden Sie mich davon überzeugen können, daß wir wirklich nur zwey Stunden wandelten, daß der Ort, wo wir hin gelangten, wirklich B*** ſei? — Wenn ich nun behauptete, daß eben Sie von einem heilloſen Wahnſinn befangen die Thebaiſche Wüſte für ein Wäldchen und das ferne, ferne Alexandrien für die ſüddeutſche Stadt B*** hielten, was würden Sie ſagen können? Der alte Streit würde nie enden und uns beiden verderblich werden. — Und noch eins mögen Sie recht ernſtlich bedenken! — Sie müſſen es wohl merken, daß der, der mit Ihnen ſpricht, ein heitres ruhiges mit Gott verſöhntes Leben führt. Nur nach überſtandenem Märtyrerthum geht ein ſolches Leben im Innern auf. Hat es nun der ewigen Macht gefallen einen Schleier zu werfen über das, was vor jenem Märtyrerthum geſchah, iſt es nicht eine grauſame heilloſe Teufelei, an dieſem Schleier zu zupfen?

Mit all meiner Weisheit ſtand ich vor dieſem Wahnſinnigen verwirrt — beſchämt! — Mit der Conſequenz ſeiner Narrheit hatte er mich gänzlich aus dem Felde geſchlagen und ich ſah die Thorheit meines Unternehmens in vollem Umfange ein. Noch mehr als das, den Vorwurf, den ſeine letzten Worte enthielten, fühlte ich eben ſo tief als mich das dunkle Bewußtſeyn des frühern Lebens, das darinn wie ein höherer unverletzbarer Geiſt hervorſchimmerte, in Erſtaunen ſetzte.

Serapion ſchien meine Stimmung recht gut zu bemerken, er ſchaute mir mit einem Blick, in dem der Ausdruck der reinſten unbefangenſten Gemüthlichkeit lag, ins Auge und ſprach dann: Gleich hielt ich Sie eben für keinen ſchlimmen Widerſacher, und ſo iſt es auch in der That. Wo mag es ſeyn, daß dieſer, jener, ja vielleicht der Teufel ſelbſt Sie aufgeregt hat, mich zu verſuchen, in Ihrer Geſinnung lag es gewiß nicht und vielleicht nur, daß Sie mich anders fanden, als

Sie ſich den Anachoreten Serapion gedacht hatten, beſtärkte Sie in den Zweifeln, die Sie mir entgegen warfen. Ohne im mindeſten von jener Frömmigkeit abzuweichen, die dem ziemt, der ſein ganzes Leben Gott und der Kirche geweiht, iſt mir jener aszetiſche Cynismus fremd, in den viele von meinen Brüdern verfielen und dadurch ſtatt der gerühmten Stärke, innere Ohnmacht, ja offenbare Zerrüttung aller Geiſteskräfte bewieſen. Des Wahnſinns hätten Sie mich beſchuldigen können, fanden Sie mich in dem heilloſen abſcheulichen Zuſtande, den jene beſeſſene Fanatiker ſich oft ſelbſt bereiten. Sie glaubten den Mönch Serapion zu finden, jenen cyniſchen Mönch, blaß, abgemagert, entſtellt von Wachen und Hungern, alle Angſt, alles Entſetzen der abſcheulichen Träume im düſtern Blick, die den heiligen Antonius zur Verzweiflung brachten, mit ſchlotternden Knieen, kaum vermögend aufrecht zu ſtehen, in ſchmutziger blutbedeckter Kutte, und treffen auf einen ruhigen heitern Mann. Auch ich überſtand dieſe Qualen, von der Hölle ſelbſt in meiner Bruſt entzündet, aber als ich mit zerriſſenen Gliedern, mit zerſchelltem Haupt erwachte, erleuchtete der Geiſt mein Innres und ließ Seele und Körper geſunden. Möge Dich, o mein Bruder! der Himmel ſchon auf Erden die Ruhe und die Heiterkeit genießen laſſen, die mich erquickt und ſtärkt. Fürchte nicht die Schauer der tiefen Einſamkeit, nur in ihr geht dem frommen Gemüth ſolch ein Leben auf!

Serapion, der die letzten Worte mit wahrhaft prieſterlicher Salbung geſprochen, ſchwieg jetzt, und hob den verklärten Blick gen Himmel. War's denn anders möglich, mußte mir nicht ganz unheimlich zu Muthe werden? — Ein wahnſinniger Menſch, der ſeinen Zuſtand als eine herrliche Gabe des Himmels preiſt, nur in ihm Ruhe und Heiterkeit findet und recht aus der innerſten Ueberzeugung mir ein gleiches Schickſal wünſcht!

Ich gedachte mich zu entfernen, doch in demſelben Augenblick begann Serapion mit verändertem Ton: Sie ſollten nicht meinen, daß dieſe rauhe unwirthbare Wüſte mir für meine ſtillen Betrachtungen oft beinahe zu lebhaft wird. Täglich erhalte ich Beſuche von den merkwürdigſten Männern der verſchiedenſten Art. Geſtern war Arioſt bey mir, dem bald darauf Dante und Petrarch folgten, heute Abends erwarte ich den wackern Kirchenlehrer Evagrius und gedenke, ſo wie geſtern über Poeſie, heute über die neueſten Angelegenheiten der Kirche zu ſprechen. Manchmal ſteige ich auf die Spitze jenes Berges, von der man bey heitrem Wetter ganz deutlich die Thürme von Alexandrien erblickt, und vor meinen Augen begeben ſich die wunderbarſten Ereigniſſe und Thaten. Viele haben das auch unglaublich gefunden und gemeint, ich bilde mir nur ein, das vor mir im äußern Leben wirklich ſich ereignen zu ſehen, was ſich nur als Geburt meines Geiſtes, meiner Fantaſie geſtalte. Ich halte dies nun für eine der ſpitzfündigſten Albernheiten die es geben kann. Iſt es nicht der Geiſt allein, der das was ſich um uns her begiebt in Raum und Zeit, zu erfaſſen vermag? — Ja was hört, was ſieht, was fühlt in uns? — vielleicht die todten Maſchinen, die wir Auge — Ohr — Hand ꝛc. nennen und nicht der Geiſt? — Geſtaltet ſich nun etwa der Geiſt ſeine in Raum und Zeit bedingte Welt im Innern auf eigne Hand und überläßt jene Funktionen einem andern uns inwohnenden Prinzip? — Wie ungereimt! Iſt es nun alſo der Geiſt allein, der die Begebenheit vor uns erfaßt, ſo hat ſich das auch wirklich begeben, was er dafür anerkennt. — Eben geſtern ſprach Arioſt von den Gebilden ſeiner Fantaſie und meinte, er habe im Innern Geſtalten und Begebenheiten geſchaffen, die niemals in Raum und Zeit exiſtirten. Ich beſtritt, daß dies möglich, und er mußte mir einräumen, daß es nur Mangel höherer Erkenntniß ſey, wenn der Dichter alles, was er vermöge ſeiner beſonderen Sehergabe vor ſich in vollem Leben erſchaue, in den engen Raum ſeines Gehirns einſchachteln wolle. Aber erſt nach dem Märtyrerthum kommt jene höhere Erkenntniß, die genährt wird von dem Leben in tiefer Einſamkeit. — Sie ſcheinen nicht mit mir einig, Sie begreifen mich vielleicht gar nicht? — Doch freilich, wie ſollte ein Kind der Welt, trägt es auch den beſten Willen dazu in ſich, den Gott geweihten Anachoreten begreifen können in ſeinem Thun und Treiben! — Laſſen Sie mich erzählen, was ſich heute als die Sonne aufging und ich auf der Spitze jenes Berges ſtand, vor meinen Augen begab. —

Serapion erzählte jetzt eine Novelle, angelegt, durchgeführt, wie ſie nur der geiſtreichſte, mit der feurigſten Fantaſie begabte Dichter anlegen, durchführen kann. Alle Geſtalten traten mit einer plaſtiſchen Rundung, mit einem glühenden Leben hervor, daß man fortgeriſſen, beſtrickt von magiſcher Gewalt wie im Traum daran glauben mußte, daß Serapion alles ſelbſt wirklich von ſeinem Berge erſchaut. Dieſer

Novelle folgte eine andere und wieder eine andere, bis die Sonne hoch im Mittag über uns ſtand. Da erhob ſich Serapion von ſeinem Sitz und ſprach in die Ferne blickend: Dort kommt mein Bruder Hilarion, der in ſeiner zu großen Strenge immer mit mir zürnt, daß ich mich der Geſellſchaft fremder Leute zu ſehr hingebe. Ich verſtand den Wink und nahm Abſchied, indem ich fragte, ob es mir wohl vergönnt ſey, wieder einzukehren. Serapion erwiederte mit mildem Lächeln: Ei, mein Freund! ich dachte, Du würdeſt hinauseilen aus dieſer wilden Wüſte, die Deiner Lebensweiſe gar nicht zuzuſagen ſcheint. Gefällt es Dir aber, einige Zeit hindurch Deine Wohnung in meiner Nähe aufzuſchlagen, ſo ſollſt Du mir jederzeit willkommen ſeyn in meiner Hütte, in meinem Gärtlein! Vielleicht gelingt es mir den zu bekehren, der zu mir kam als böſer Widerſacher! — Gehab Dich wohl, mein Freund! — Gar nicht vermag ich den Eindruck zu beſchreiben, den der Beſuch bei dem Unglücklichen auf mich machte. Indem mich ſein Zuſtand, ſein methodiſcher Wahnſinn, in dem er das Heil ſeines Lebens fand, mit tiefem Schauer erfüllte, ſetzte mich ſein hohes Dichter-Talent in Staunen, erweckte ſeine Gemüthlichkeit, ſein ganzes Weſen, das die ruhigſte Hingebung des reinſten Geiſtes athmete, in mir die tiefſte Rührung. Ich gedachte jener ſchmerzlichen Worte Opheliens: O welch ein edler Geiſt iſt hier zerſtört! Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge, des Kriegers Arm, des Staates Blum und Hoffnung, der Sitte Spiegel und der Bildung Muſter, das Merkziel der Betrachter, ganz, ganz hin — ich ſehe die edle hochgebietende Vernunft, mißtönend wie verſtimmte Glocken jetzt; dies hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend, durch Schwärmerei zerrüttet, — und doch konnt' ich die ewige Macht nicht anklagen, die vielleicht auf dieſe Weiſe den Unglücklichen vor bedrohlichen Klippen rettete in den ſichern Hafen. Je öfter ich nun meinen Anachoreten beſuchte, deſto herzlicher gewann ich ihn lieb. Immer fand ich ihn heiter und geſprächig, und ich hütete mich wohl, etwa wieder den pſychologiſchen Arzt machen zu wollen. Es war bewundrungswürdig, mit welchem Scharfſinn, mit welchem durchdringenden Verſtande mein Anachoret über das Leben in allen ſeinen Geſtaltungen ſprach, höchſt merkwürdig aber, aus welchen von jeder aufgeſtellten Anſicht ganz abweichenden tiefern Motiven er geſchichtliche Begebenheiten entwickelte. Nahm ich mir's zuweilen heraus, ſo ſehr mich auch der Scharfſinn ſeiner Divinationen traf, doch einzuwenden, daß kein hiſtoriſches Werk der beſonderen Umſtände erwähne, die er anführe, ſo verſicherte er mit mildem Lächeln, daß wohl freilich kein Hiſtoriker der Welt das alles ſo genau wiſſen könne, als er, der es ja aus dem Munde der handelnden Perſonen ſelbſt hätte, die ihn beſucht. — Ich mußte B*** verlaſſen, und kehrte nach drei Jahren wieder zurück. Es war ſpäter Herbſt, in der Mitte des Novembers, wenn ich nicht irre gerade der vierzehnte, als ich hinauslief, um meinen Anachoreten aufzuſuchen. Von weitem hörte ich den Ton der kleinen Glocke, die über ſeiner Hütte angebracht war, und fühlte mich von ſeltſamen Schauern, von düſterer Ahnung durchbebt. Ich kam endlich an die Hütte, ich trat hinein. Serapion lag ausgeſtreckt, die Hände auf der Bruſt gefaltet, auf ſeinen Binſenmatten. Ich glaubte, daß er ſchliefe. Ich trat näher heran, da merkt' ich es wohl — er war geſtorben! —

Und Du begrubſt ihn mit Hülfe zweier Löwen! — So unterbrach Ottmar den Freund. Wie? — was ſagſt Du? rief Cyprian, ganz erſtaunt. Ja, fuhr Ottmar fort, es iſt nicht anders. Schon im Walde, noch ehe Du Serapions Hütte erreicht hatteſt, begegneten Dir ſeltſame Ungeheuer, mit denen Du ſprachſt. Ein Hirſch brachte Dir den Mantel des heiligen Athanaſius und bat Dich Serapions Leichnam darin einzuwickeln. — Genug, Dein letzter Beſuch bei Deinem wahnſinnigen Anachoreten gemahnt mich an jenen wunderbaren Beſuch, den Antonius dem Einſiedler Paulus abſtattete, und von dem der heilige Mann ſo viel fantaſtiſches Zeug erzählt, daß man wohl wahrnimmt, wie es ihm ziemlich ſtark im Kopf ſpukte. Du ſiehſt, daß ich mich auch auf die Legenden der Heiligen verſtehe! — Nun weiß ich, warum vor einigen Jahren Deine ganze Fantaſie von Mönchen, Klöſtern, Einſiedlern, Heiligen erfüllt war. Ich merkte das aus dem Briefe, den Du mir damals ſchriebſt, und in dem ein ſolch eigner myſtiſcher Ton herrſchte, daß ich auf allerlei ſonderbare Gedanken gerieth. — Irr ich nicht, ſo dichteteſt Du damals ein ſeltſames Buch, das, auf den tiefſten katholiſchen Myſticismus baſirt, ſo viel wahnſinniges und teufliſches enthielt, daß es Dich hätte bei ſanften hochgeſcheuten Perſonen um allen Credit bringen können. Gewiß ſpukte damals der höchſte Serapionismus in Dir. So iſt es, erwiederte Cyprian, und ich möchte beinahe wünſchen, jenes fantaſtiſche Buch, das indeſſen doch als Warnungszeichen den Teufel an der Stirn trägt, vor dem ſich jeder hüten kann, nicht in die Welt geſchickt zu haben. Freilich regte mich der Umgang mit dem Anachoreten dazu an. Ich hätt' ihn vielleicht meiden ſollen, aber Du, Ottmar, ihr Alle kennt ja meinen beſondern Hang zum Verkehr mit Wahnſinnigen; immer glaubt' ich, daß die Natur gerade beim Abnormen Blicke vergönne in ihre ſchauerlichſte Tiefe und in der That, ſelbſt in dem Grauen, das mich oft bei jenem ſeltſamen Verkehr befing, gingen mir Ahnungen und Bilder auf, die meinen Geiſt zum beſonderen Aufſchwung ſtärkten und belebten. Mag es ſeyn, daß die von Grund aus Verſtändigen dieſen beſondern Aufſchwung nur für den Paroxismus einer gefährlichen Krankheit halten; was thut das, wenn der der Krankheit Angeklagte ſich nur ſelbſt kräftig und geſund fühlt.

Das biſt Du ganz gewiß, mein lieber Cyprian, nahm Theodor das Wort, und das beweiſet Deine robuſte Conſtitution, um die ich Dich beinah beneiden möchte. Du ſprichſt von dem Blick in die ſchauerlichſte Tiefe der Natur, möge nur jeder ſich vor einem ſolchen Blick hüten, der ſich nicht frei weiß von allem Schwindel. — So wie Du uns Deinen Serapion dargeſtellt haſt, wird wohl niemand leugnen können, daß ſein gutmüthiger ſtiller Wahnſinn gar nicht in Betracht kommen konnte, da der Umgang mit dem geiſtreichſten, lebendigſten Dichter kaum mit dem ſeinigen zu vergleichen. Geſtehe aber nur ein, daß, vorzüglich da nun Jahre darüber vergangen, als Du ihn lebend verließeſt, Du uns ſeine Geſtalt nur in vollem glänzenden Licht, wie ſie in Deinem Innern lebt, darſtellen konnteſt. Dann aber behaupte ich meiner Seits, daß mich wenigſtens bei einem Menſchen, der eben auf ſolche Weiſe wahnſinnig, wie Dein Serapion, die innere Angſt, ja das Entſetzen nie verlaſſen würde. Schon bei Deiner Erzählung, als Serapion ſeinen Zuſtand als den glücklichſten pries, als er Dich ſo ſelig wünſchte, als er ſelbſt ſich fühlte, ſtanden mir die Haare zu Berge. — Es wäre heillos, wenn der Gedanke dieſes glücklichen Zuſtandes Wurzel faſſen im Gemüth, und dadurch den wirklichen Wahnſinn herbeiführen könnte. — Nie hätte ich mich ſchon deshalb Serapions Umgange hingegeben, und dann iſt noch außer der geiſtigen Gefahr die leibliche zu fürchten, daß, wie der franzöſiſche Arzt Pinel häufige Fälle anführt, von fixen Ideen Befallene oft plötzlich in Tobſucht gerathen, und wie ein wüthendes Thier alles um ſich her morden.

Theodor hat Recht, ſprach Ottmar, ich tadle, o Cyprian, Deinen närriſchen Hang zur Narrheit, Deine wahnſinnige Luſt am Wahnſinn. Es liegt etwas überſpanntes darin, das Dir ſelbſt mit der Zeit wohl läſtig werden wird. Daß ich Wahnſinnige fliehe wie die Peſt, verſteht ſich wohl, aber ſchon Menſchen von überreizter Fantaſie, die ſich auf dieſe oder jene Weiſe ſpleniſch äußert, ſind mir unheimiſch und fatal.

Du, nahm Theodor das Wort: Du, lieber Ottmar, gehſt hierin wieder offenbar zu weit, indem, wie ich wohl weiß, Du Alles, was ſich von innen heraus im Aeußern auf nicht gewöhnliche etwas ſeltſame Weiſe gebehrden will, haſſeſt. Das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben, welches der reizbare Menſch fühlt, treibt ihn wohl zu beſonderen Grimaſſen, die die ruhigen Geſichter, über die der Schmerz ſo wenig Gewalt hat als die Luſt, nicht begreifen können, ſondern ſich nur darüber ärgern. Merkwürdig iſt es aber, daß Du, mein Ottmar, ſelbſt ſo leicht verwundlich, geneigt biſt, aus allen Schranken zu treten, und ſchon oft den Vorwurf des vollkommenſten Spleens auf Dich geladen haſt. — Ich denke eben an einen Mann, deſſen toller Humor in der That bewirkte, daß die halbe Stadt, wo er lebte, ihn für wahnſinnig ausſchrie, unerachtet kein Menſch weniger Anlage zum eigentlichen, entſchiedenen Wahnſinn haben konnte, als eben er. — Die Art, wie ich ſeine Bekanntſchaft machte, iſt eben ſo ſeltſam komiſch, als die Lage, in der ich ihn wiederfand, rührend und das innerſte Herz ergreifend. Ich möcht' Euch davon erzählen, um den ſanften Uebergang vom Wahnſinn durch den Spleen in die völlig geſunde Vernunft zu bewirken. Befürchten muß ich nur, zumal, da von Muſik viel die Rede ſeyn dürfte, daß Ihr mir denſelben Vorwurf machen werdet, den ich unſerm Cyprianus entgegenwarf, nehmlich, daß ich meinen Gegenſtand fantaſtiſch ausſchmücke, und viel von dem meinigen hinzufüge, was denn doch gar nicht der Fall ſeyn wird. — Ich bemerke indeſſen, daß Lothar ſehnſüchtige Blicke nach jener Vaſe wirft, die Cyprian geheimnißvoll genannt, und ſich von ihrem Inhalt viel erſprießliches verſprochen hat. Laßt uns den Zauber löſen! —

Theodor nahm den Deckel von dem Gefäße herab, und ſchenkte ſeinen Gäſten ein Getränk ein, das König und Miniſter der Geſellſchaft vom eierlegenden Hahn als übervortrefflich anerkannt und ohne

Bedenken im Staat eingeführt haben würden. Nun, rief Lothar, nachdem er ein paar Gläſer geleert hatte, nun Theodor, erzähle von Deinem ſpleenitiſchen Mann. Sey humoriſtiſch — luſtig — rührend — ergreifend — ſey alles was Du willſt, nur erlöſe uns von dem vermaledeiten wahnſinnigen Anachoreten, hilf uns heraus aus dem Bedlam, in das uns Cyprianus geſchleppt! —

Der Mann, begann Theodor, von dem ich ſprechen will, iſt niemand anders als der Rath Kreſpel in H—.

Dieſer Rath Kreſpel war nehmlich einer der allerwunderlichſten Menſchen, die mir jemals im Leben vorgekommen. Als ich nach H— zog, um mich einige Zeit dort aufzuhalten, ſprach die ganze Stadt von ihm, weil ſo eben einer ſeiner allernärriſchſten Streiche in voller Blüthe ſtand. Kreſpel war berühmt als gelehrter, gewandter Juriſt und als tüchtiger Diplomatiker. Ein nicht eben bedeutender regierender Fürſt in Deutſchland hatte ſich an ihn gewandt, um ein Memorial auszuarbeiten, das die Ausführung ſeiner rechtsbegründeten Anſprüche auf ein gewiſſes Territorium zum Gegenſtand hatte, und das er dem Kaiſerhofe einzureichen gedachte. Das geſchah mit dem glücklichſten Erfolg, und da Kreſpel einmal geklagt hatte, daß er nie eine Wohnung ſeiner Bequemlichkeit gemäß finden könne, übernahm der Fürſt, um ihn für jenes Memorial zu lohnen, die Koſten eines Hauſes, das Kreſpel ganz nach ſeinem Gefallen aufbauen laſſen ſollte. Auch den Platz dazu wollte der Fürſt nach Kreſpels Wahl ankaufen laſſen; das nahm Kreſpel indeſſen nicht an, vielmehr blieb er dabei, daß das Haus in ſeinem vor dem Thor in der ſchönſten Gegend belegenen Garten erbaut werden ſolle. Nun kaufte er alle nur mögliche Materialien zuſammen und ließ ſie herausfahren; dann ſah man ihn, wie er Tagelang in ſeinem ſonderbaren Kleide (das er übrigens ſelbſt angefertigt nach beſtimmten eigenen Principien) den Kalk löſchte, den Sand ſiebte, die Mauerſteine in regelmäßige Haufen aufſetzte u. ſ. w. Mit irgend einem Baumeiſter hatte er nicht geſprochen, an irgend einen Riß nicht gedacht. An einem guten Tage ging er indeſſen zu einem tüchtigen Mauermeiſter in H— und bat ihn, ſich morgen bei Anbruch des Tages mit ſämmtlichen Geſellen und Burſchen, vielen Handlangern u. ſ. w. in dem Garten einzufinden, und ſein Haus zu bauen. Der Baumeiſter fragte natürlicher Weiſe nach dem Bauriß, und erſtaunte nicht wenig, als Kreſpel erwiederte, es bedürfe deſſen gar nicht, und es werde ſich ſchon alles, wie es ſein ſolle, fügen. Als der Meiſter andern Morgens mit ſeinen Leuten an Ort und Stelle kam, fand er einen im regelmäßigen Viereck gezogenen Graben, und Kreſpel ſprach: „Hier ſoll das Fundament meines Hauſes gelegt werden, und dann bitte ich die vier Mauern ſo lange heraufzuführen, bis ich ſage, nun iſt's hoch genug.“ „Ohne Fenſter und Thüren, ohne Quermauern?“ fiel der Meiſter, wie über Kreſpels Wahnſinn erſchrocken, ein. „So wie ich Ihnen es ſage, beſter Mann,“ erwiederte Kreſpel ſehr ruhig, „das übrige wird ſich alles finden.“ Nur das Verſprechen reicher Belohnung konnte den Meiſter bewegen, den unſinnigen Bau zu unternehmen; aber nie iſt einer luſtiger geführt worden, denn unter beſtändigem Lachen der Arbeiter, die die Arbeitsſtätte nie verließen, da es Speis und Trank vollauf gab, ſtiegen die vier Mauern unglaublich ſchnell in die Höhe, bis eines Tages Kreſpel rief: „Halt!“ Da ſchwieg Kell' und Hammer, die Arbeiter ſtiegen von den Gerüſten herab, und indem ſie den Kreſpel im Kreiſe umgaben, ſprach es aus jedem lachenden Geſicht: Aber wie nun weiter? — „Platz!“ rief Kreſpel, lief nach einem Ende des Gartens, und ſchritt dann langſam auf ſein Viereck los, dicht an der Mauer ſchüttelte er unwillig den Kopf, lief nach dem andern Ende des Gartens, ſchritt wieder auf das Viereck los, und machte es wie zuvor. Noch einige Male wiederholte er das Spiel, bis er endlich mit der ſpitzen Naſe hart an die Mauern anlaufend, laut ſchrie: „Heran, heran ihr Leute, ſchlagt mir die Thür ein, hier ſchlagt mir eine Thür ein!“ — Er gab Länge und Breite genau nach Fuß und Zoll an, und es geſchah wie er geboten. Nun ſchritt er hinein in das Haus und lächelte wohlgefällig, als der Meiſter bemerkte, die Mauern hätten gerade die Höhe eines tüchtigen zweiſtöckigen Hauſes. Kreſpel ging in dem innern Raum bedächtig auf und ab, hinter ihm her die Maurer mit Hammer und Hacke, und ſo wie er rief: Hier ein Fenſter ſechs Fuß hoch, vier Fuß breit! — dort ein Fenſterchen drei Fuß hoch, zwei Fuß breit! ſo wurde es flugs eingeſchlagen. Gerade während dieſer Operation kam ich nach H— und es war höchſt ergötzlich anzuſehen, wie Hunderte von Menſchen um den Garten herumſtanden, und allemal laut aufjubelten, wenn die Steine herausflogen und wieder ein neues Fenſter entſtand, da wo man es gar nicht vermuthet hatte. Mit dem übrigen Ausbau des Hauſes und mit allen Arbeiten, die dazu nöthig waren, machte es Kreſpel auf eben dieſelbe Weiſe, indem ſie alles an Ort und Stelle nach ſeiner augenblicklichen Angabe verfertigen mußten. Die Poſſierlichkeit des ganzen Unternehmens, die gewonnene Ueberzeugung, daß alles am Ende ſich beſſer zuſammengeſchickt als zu erwarten ſtand, vorzüglich aber Kreſpels Freigebigkeit, die ihm freilich nichts koſtete, erhielt aber alle bei guter Laune. So wurden die Schwierigkeit, die die abentheuerliche Art zu bauen herbeiführen mußte, überwunden und in kurzer Zeit ſtand ein völlig eingerichtetes Haus da, welches von der Außenſeite den tollſten Anblick gewährte, da kein Fenſter dem andern gleich war u. ſ. w., deſſen innere Einrichtung aber eine ganz eigene Wohlbehaglichkeit erregte. Alle die hineinkamen, verſicherten dies, und ich ſelbſt fühlte es, als Kreſpel nach näherer Bekanntſchaft mich hineinführte. Bis jetzt hatte ich nämlich mit dem ſeltſamen Manne noch nicht geſprochen, der Bau beſchäftigte ihn ſo ſehr, daß er nicht einmal ſich bei dem Profeſſor M*** Dienſtags, wie er ſonſt pflegte, zum Mittagseſſen einfand, und ihm, als er ihn beſonders eingeladen, ſagen ließ, vor dem Einweihungsfeſte ſeines Hauſes käme er mit keinem Tritt aus der Thür. Alle Freunde und Bekannte verſpitzten ſich auf ein großes Mahl, Kreſpel hatte aber niemanden gebeten, als ſämmtliche Meiſter, Geſellen, Burſche und Handlanger, die ſein Haus erbaut. Er bewirthete ſie mit den feinſten Speiſen; Maurerburſche fraßen rückſichtslos Rebhuhn-Paſteten, Tiſchlerjungen hobelten mit Glück an gebratenen Faſanen, und hungrige Handlanger langten diesmal ſich ſelbſt die vortrefflichſten Stücke aus dem Trüffel-Frikaſſee zu. Des Abends kamen die Frauen und Töchter, und es begann ein großer Ball. Kreſpel walzte etwas weniges mit den Meiſterfrauen, ſetzte ſich aber dann zu den Stadtmuſikanten, nahm eine Geige und dirigirte die Tanzmuſik bis zum hellen Morgen. Den Dienſtag nach dieſem Feſte, welches den Rat Kreſpel als Volksfreund darſtellte, fand ich ihn endlich zu meiner nicht geringen Freude bei dem Profeſſor M***. Verwunderlicheres als Kreſpels Betragen kann man nicht erfinden. Steif und ungelenk in der Bewegung, glaubte man jeden Augenblick, er würde irgendwo anſtoßen, irgend einen Schaden anrichten, das geſchah aber nicht, und man wußte es ſchon, denn die Hausfrau erblaßte nicht im mindeſten, als er mit gewaltigem Schritt um den mit den ſchönſten Taſſen beſetzten Tiſch ſich herumſchwang, als er gegen den bis zum

Boden reichenden Spiegel wanderte, als er ſelbſt einen Blumentopf von herrlich gemaltem Porzellan ergriff und in der Luft herumſchwenkte, als ob er die Farben ſpielen laſſen wolle. Ueberhaupt beſah Kreſpel vor Tiſche alles in des Profeſſors Zimmer auf das genaueſte, er langte ſich auch wohl, auf den gepolſterten Stuhl ſteigend, ein Bild von der Wand herab, und hängte es wieder auf. Dabei ſprach er viel und heftig, bald (bei Tiſche wurde es auffallend) ſprang er ſchnell von einer Sache auf die andere, bald konnte er von einer Idee gar nicht loskommen, immer ſie wieder ergreifend, gerieth er in allerlei wunderliche Irrgänge, und konnte ſich nicht wieder finden, bis ihn etwas anderes erfaßte. Sein Ton war bald rauh und heftig ſchreiend, bald leiſe gedehnt, ſingend, aber immer paßte er nicht zu dem, was Kreſpel ſprach. Es war von Muſik die Rede, man rühmte einen neuen Komponiſten, da lächelte Kreſpel, und ſprach mit ſeiner leiſen ſingenden Stimme: „Wollt ich doch, daß der ſchwarzgefiederte Satan den verruchten Tonverdreher zehntauſend Millionen Klafter tief in den Abgrund der Hölle ſchlüge!“ — Dann fuhr er heftig und wild heraus: „Sie iſt ein Engel des Himmels, nichts als reiner Gott geweihter Klang und Ton! — Licht und Sternbild alles Geſanges!“ — Und dabei ſtanden ihm Thränen in den Augen. Man mußte ſich erinnern, daß vor einer Stunde von einer berühmten Sängerin geſprochen worden. Es wurde ein Haſenbraten verzehrt, ich bemerkte, daß Kreſpel die Knochen auf ſeinem Teller vom Fleiſche ſorglich ſäuberte, und genaue Nachfrage nach den Haſenpfoten hielt, die ihm des Profeſſors fünfjähriges Mädchen mit ſehr freundlichem Lächeln brachte. Die Kinder hatten überhaupt den Rath ſchon während des Eſſens ſehr freundlich angeblickt, jetzt ſtanden ſie auf und nahten ſich ihm, jedoch in ſcheuer Ehrfurcht und nur auf drei Schritte. Was ſoll denn das werden, dachte ich im Innern. Das Deſſert wurde aufgetragen; da zog der Rath ein Käſtchen aus der Taſche, in dem eine kleine ſtählerne Drehbank lag, die ſchrob er ſofort an den Tiſch feſt, und nun drechſelte er mit unglaublicher Geſchicklichkeit und Schnelligkeit aus den Haſenknochen allerlei winzig kleine Döschen und Büchschen und Kügelchen, die die Kinder jubelnd empfingen. Im Moment des Aufſtehens von der Tafel fragte des Profeſſors Nichte: „Was macht denn unſere Antonie, lieber Rath?“ — Kreſpel ſchnitt ein Geſicht, als wenn jemand in eine bittere Pomeranze beißt, und dabei ausſehen wild, als wenn er Böſes gewahre; aber bald verzog ſich ſein Geſicht zur graulichen Maske, aus der recht bitterer, grimmiger, ja wie es mir ſchien, recht teufliſcher Hohn herauslachte. „Unſere? Unſere liebe Antonie?“ frug er mit gedehntem, unangenehm ſingenden Tone. Der Profeſſor kam ſchnell heran; in dem ſtrafenden Blick, den er der Nichte zuwarf, las ich, daß ſie eine Saite berührt hatte, die in Kreſpels Innerm widrig diſſoniren mußte. „Wie ſteht es mit den Violinen?“ frug der Profeſſor recht luſtig, indem er den Rath bei beiden Händen erfaßte. Da heiterte ſich Kreſpels Geſicht auf, und er erwiederte mit ſeiner ſtarken Stimme: „Vortrefflich, Profeſſor, erſt heute hab' ich die treffliche Geige von Amati, von der ich neulich erzählte, welch' ein Glücksfall ſie mir in die Hände geſpielt, erſt heute habe ich ſie aufgeſchnitten. Ich hoffe, Antonie wird das übrige ſorgfältig zerlegt haben.“ „Antonie iſt ein gutes Kind,“ ſprach der Profeſſor. „Ja wahrhaftig, das iſt ſie!“ ſchrie der Rath, indem er ſich ſchnell umwandte, und mit einem Griff Hut und Stock erfaſſend, ſchnell zur Thüre hinausſprang. Im Spiegel erblickte ich, daß ihm helle Thränen in den Augen ſtanden.

Sobald der Rath fort war, drang ich in den Profeſſor, mir doch nur gleich zu ſagen, was es mit den Violinen und vorzüglich mit Antonien für eine Bewandtniß habe. „Ach, ſprach der Profeſſor, wie denn der Rath überhaupt ein ganz wunderlicher Menſch iſt, ſo treibt er auch das Violinbauen auf ganz eigne tolle Weiſe.“ „Violinbauen?“ fragte ich ganz erſtaunt. „Ja,“ fuhr der Profeſſor fort, „Kreſpel verfertigt nach dem Urtheil der Kenner die herrlichſten Violinen, die man in neuerer Zeit nur finden kann; ſonſt ließ er manchmal, war ihm eine beſonders gelungen, andere darauf ſpielen, das iſt aber ſeit einiger Zeit ganz vorbei. Hat Kreſpel eine Violine gemacht, ſo ſpielt er ſelbſt eine oder zwei Stunden darauf, und zwar mit höchſter Kraft, mit hinreißendem Ausdruck, dann hängt er ſie aber zu den übrigen, ohne ſie jemals wieder zu berühren oder von andern berühren zu laſſen. Iſt nur irgend eine Violine von einem alten vorzüglichen Meiſter aufzutreiben, ſo kauft ſie der Rath um jeden Preis, den man ihm ſtellt. Eben ſo wie ſeine Geigen, ſpielt er ſie aber nur ein einziges Mal, dann nimmt er ſie auseinander, um ihre innere Structur genau zu unterſuchen, und wirft, findet er nach ſeiner Einbildung nicht das was er gerade ſuchte, die Stücke unmuthig in einen großen Kaſten, der ſchon voll Trümmer zerlegter Violinen iſt.“ „Wie iſt es aber mit Antonien?“ frug ich ſchnell und heftig. „Das iſt nun,“ fuhr der Profeſſor fort, „das iſt nun eine Sache, die den Rath mich Ihnen im höchſten Grade verabſcheuen laſſen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß bei dem im tiefſten Grunde bis zur Weichlichkeit gutmüthigen Charakter des Rathes es damit eine beſondere geheime Bewandtniß haben müßte. Als vor mehreren Jahren der Rath hieher nach H—ſen kam, lebte er anachoretiſch mit einer alten Haushälterin in einem finſtern Hauſe auf der —Straße. Bald erregte er durch ſeine Sonderbarkeiten die Neugierde der Nachbarn, und ſogleich als er dies merkte, ſuchte und fand er Bekanntſchaften. Eben wie in meinem Hauſe gewöhnte man ſich überall ſo an ihn, daß er unentbehrlich wurde. Seines rauhen Aeußern unerachtet, liebten ihn ſogar die Kinder, ohne ihn zu beläſtigen, denn trotz aller Freundlichkeit behielten ſie eine gewiſſe ſcheue Ehrfurcht, die ihn vor allem Zudringlichen ſchützte. Wie er die Kinder durch allerlei Künſte zu gewinnen weiß, haben Sie heute geſehen. Wir hielten ihn alle für einen Hageſtolz, und er widerſprach dem nicht. Nachdem er ſich einige Zeit hier aufgehalten, reiſte er ab, niemand wußte wohin, und kam nach einigen Monaten wieder. Den andern Abend nach ſeiner Rückkehr waren Kreſpels Fenſter ungewöhnlich erleuchtet, ſchon dies machte die Nachbarn aufmerkſam, bald vernahm man aber die ganz wunderherrliche Stimme eines Frauenzimmers, von einem Pianoforte begleitet. Dann wachten die Töne einer Violine auf und ſtritten in regem feurigen Kampfe mit der Stimme. Man hörte gleich, daß es der Rath war, der ſpielte. — Ich ſelbſt miſchte mich unter die zahlreiche Menge, die das wundervolle Konzert vor dem Hauſe des Rathes verſammelt hatte, und ich muß Ihnen geſtehen, daß gegen die Stimme, gegen den ganz eignen tief in das Innerſte dringenden Vortrag der Unbekannten mir der Geſang der berühmteſten Sängerinnen, die ich gehört, matt und ausdruckslos ſchien. Nie hatte ich eine Ahnung von dieſen lang ausgehaltenen Tönen, von dieſen Nachtigallwirbeln, von dieſem Auf- und Abwogen, von dieſem Steigen bis zur Stärke des Orgellautes, von dieſem Sinken bis zum leiſeſten Hauch. Nicht einer war, den der ſüßeſte Zauber nicht umfing, und nur leiſe Seufzer gingen in der tiefen Stille auf, wenn die Sängerin ſchwieg. Es mochte ſchon Mitternacht ſeyn, als man den Rath ſehr heftig reden hörte, eine andere männliche Stimme ſchien, nach dem Tone zu urtheilen, ihm Vorwürfe zu machen, dazwiſchen klagte ein Mädchen in abgebrochenen Reden. Heftiger und heftiger ſchrie der Rath, bis er endlich in jenen gedehnten ſingenden Ton fiel, den Sie kennen. Ein lauter Schrei des Mädchens unterbrach ihn, dann wurde es todtenſtille, bis plötzlich es die Treppe herabpolterte, und ein junger Menſch ſchluchzend hinausſtürzte, der ſich in eine nahe ſtehende Poſtchaiſe warf und raſch davon fuhr. Tags darauf erſchien der Rath ſehr heiter, und niemand hatte den Muth, ihn nach der Begebenheit der vorigen Nacht zu fragen. Die Haushälterin ſagte aber auf Befragen, daß der Rath ein bildhübſches, blutjunges Mädchen mitgebracht, die er Antonie nenne, und die eben ſo ſchön geſungen. Auch ſey ein junger Mann mitgekommen, der ſehr zärtlich mit Antonien gethan, und wohl ihr Bräutigam ſeyn müſſe. Der habe aber, weil es der Rath durchaus gewollt, ſchnell abreiſen müſſen. — In welchem Verhältniß Antonie mit dem Rath ſtehet, iſt bis jetzt ein Geheimniß, aber ſo viel iſt gewiß, daß er das arme Mädchen auf die gehäſſigſte Weiſe tyranniſirt. Er bewacht ſie, wie der Doctor Bartholo im Barbier von Sevilien, ſeine Mündel; kaum darf ſie ſich am Fenſter blicken laſſen. Führt er ſie auf inſtändiges Bitten einmal in Geſellſchaft, ſo verfolgt er ſie mit Argusblicken, und leidet durchaus nicht, daß ſich irgend ein muſikaliſcher Ton hören laſſe, viel weniger daß Antonie ſinge, die übrigens auch in ſeinem Hauſe nicht mehr ſingen darf. Antonien's Geſang in jener Nacht iſt daher unter dem Publikum der Stadt zu einer Fantaſie und Gemüth aufregenden Sage von einem herrlichen Wunder geworden, und ſelbſt die, welche ſie gar nicht hörten, ſprechen oft, verſucht ſich eine Sängerin hier am Orte: was iſt denn das für ein gemeines Quinkeliren? — Nur Antonie vermag zu ſingen.“ —

Ihr wißt, daß ich auf ſolche fantaſtiſche Dinge ganz verſeſſen bin, und könnt wohl denken, wie nothwendig ich es fand, Antonien's Bekanntſchaft zu machen. Jene Aeußerungen des Publikums über Antonien's Geſang hatte ich ſelbſt ſchon öfters vernommen, aber ich ahnte nicht, daß die Herrliche am Orte ſey, und in den Banden des wahnſinnigen Krespel wie eines tyranniſchen Zauberers liege. Natürlicher Weiſe hörte ich auch ſogleich in der folgenden Nacht Antonien's wunderbaren Geſang, und da ſie mich in einem herrlichen

Adagio (lächerlicher Weiſe kam es mir vor, als hätte ich es ſelbſt komponirt) auf das rührendſte beſchwor, ſie zu retten, ſo war ich bald entſchloſſen, ein zweiter Aſtolfo, in Krespels Haus wie in Alzinens Zauberburg einzudringen, und die Königin des Geſanges aus ſchmachvollen Banden zu befreien.

Es kam alles anders, wie ich es mir gedacht hatte; denn kaum hatte ich den Rath zwei- bis dreimal geſehen, und mit ihm eifrig über die beſte Structur der Geigen geſprochen, als er mich ſelbſt einlud, ihn in ſeinem Hauſe zu beſuchen. Ich that es, und er zeigte mir den Reichthum ſeiner Violinen. Es hingen derer wohl dreißig in einem Kabinet, unter ihnen zeichnete ſich eine durch alle Spuren der hohen Alterhümlichkeit (geſchnitzten Löwenkopf u. ſ. w.) aus, und ſie ſchien, höher gehängt und mit einer darüber angebrachten Blumenkrone, als Königin den andern zu gebieten. Dieſe Violine, ſprach Krespel, nachdem ich ihn darum befragt, dieſe Violine iſt ein ſehr merkwürdiges, wunderbares Stück eines unbekannten Meiſters, wahrſcheinlich aus Tartini's Zeiten. Ganz überzeugt bin ich, daß in der innern Struktur etwas beſonderes liegt, und daß, wenn ich ſie zerlegte, ſich mir ein Geheimniß erſchließen würde, dem ich längſt nachſpürte, aber — lachen Sie mich nur aus, wenn Sie wollen — dies todte Ding, dem ich ſelbſt doch nur erſt Leben und Laut gebe, ſpricht oft aus ſich ſelbſt zu mir auf wunderliche Weiſe, und es war mir, da ich zum erſten Male darauf ſpielte, als wär' ich nur der Magnetiſeur, der die Somnambule zu erregen vermag, daß ſie ſelbſtthätig ihre innere Anſchauung in Worten verkündet. — Glauben Sie ja nicht, daß ich geckhaft genug bin, von ſolchen Fantaſtereien auch nur das mindeſte zu halten, aber eigen iſt es doch, daß ich es nie über mich erhielt, jenes dumme todte Ding dort aufzuſchneiden. Lieb iſt es mir jetzt, daß ich es nicht gethan, denn ſeitdem Antonie hier iſt, ſpiele ich ihr zuweilen etwas auf dieſer Geige vor. — Antonie hört es gern — gar gern. Die Worte ſprach der Rath mit ſichtlicher Rührung, das ermuthigte mich zu den Worten: O mein beſter Herr Rath, wollten Sie das nicht in meiner Gegenwart thun? Krespel ſchnitt aber ein ſüßſaures Geſicht, und ſprach mit gedehntem ſingenden Ton: Nein, mein beſter Herr Studioſus! Damit war die Sache abgethan. Nun mußte ich noch mit ihm allerlei zum Theil kindiſche Raritäten beſehen; endlich griff er in ein Kiſtchen, und holte ein zuſammengelegtes Papier heraus, das er mir in die Hand drückte, ſehr feierlich ſprechend: Sie ſind ein Freund der Kunſt, nehmen Sie dies Geſchenk als ein theures Andenken, das Ihnen ewig über Alles werth bleiben muß. Dabei ſchob er mich bei beiden Schultern ſehr ſanft nach der Thür zu, und umarmte mich an der Schwelle. Eigentlich wurde ich doch von ihm auf ſymboliſche Weiſe zur Thür hinausgeworfen. Als ich das Papierchen aufmachte, fand ich ein ungefähr ein Achtel-Zoll langes Stückchen einer Quinte, und dabei geſchrieben: „Von der Quinte, womit der ſelige Stamitz ſeine Geige bezogen hatte, als er ſein letztes Konzert ſpielte.“ — Die ſchnöde Abfertigung, als ich Antonien's erwähnte, ſchien mir zu beweiſen, daß ich ſie wohl nie zu ſehen bekommen würde; dem war aber nicht ſo, denn als ich den Rath zum zweitenmale beſuchte, fand ich Antonien in ſeinem Zimmer, ihm helfend bei dem Zuſammenſetzen einer Geige. Antonien's Aeußeres machte auf den erſten Anblick keinen ſtarken Eindruck, aber bald konnte man nicht loskommen von dem blauen Auge und den holden Roſenlippen der ungemein zarten lieblichen Geſtalt. Sie war ſehr blaß, aber wurde etwas geiſtreiches und heiteres geſagt, ſo flog in ſüßem Lächeln ein feuriges Inkarnat über die Wangen hin, das jedoch bald im röthlichen Schimmer erblaßte. Ganz unbefangen ſprach ich mit Antonien, und bemerkte durchaus nichts von den Argusblicken Krespels, wie ſie der Profeſſor ihm angedichtet hatte, vielmehr blieb er ganz in gewöhnlichem Geleiſe, ja er ſchien ſogar meiner Unterhaltung mit Antonien Beifall zu geben. So geſchah es, daß ich öfter den Rath beſuchte, und wechſelſeitiges Aneinandergewöhnen dem kleinen Kreiſe von uns dreien eine wunderbare Wohlbehaglichkeit gab, die uns bis ins Innerſte hinein erfreute. Der Rath blieb mit ſeinen höchſt ſeltſamen Skurilitäten mir höchſt ergötzlich; aber doch war es wohl nur Antonie, die mit unwiderſtehlichem Zauber mich hinzog, und mich manches ertragen ließ, dem ich ſonſt ungeduldig, wie ich damals war, entronnen. In das Eigenthümliche, Seltſame des Rathes miſchte ſich nämlich gar zu oft Abgeſchmacktes und Langweiliges, vorzüglich zuwider war es mir aber, daß er, ſobald ich das Geſpräch auf Muſik, insbeſondere auf Geſang lenkte, mit ſeinem diaboliſch lächelnden Geſicht und ſeinem widrig ſingenden Tone einfiel, etwas Heterogenes, mehrentheils Gemeines, auf die Bahn bringend. An der tiefen Betrübniß, die dann aus Antonien's Blicken ſprach, merkte ich wohl, daß es nur geſchah, um irgend eine Aufforderung zum Geſange mir abzuſchneiden. Ich ließ nicht nach. Mit den Hinderniſſen, die mir der Rath entgegenſtellte, wuchs mein Muth ſie zu überſteigen, ich mußte Antonien's Geſang hören, um nicht in Träumen und Ahnungen dieſes Geſanges zu verſchwimmen. Eines Abends war Kreſpel bei beſonders guter Laune; er hatte eine alte Cremoneſer Geige zerlegt, und gefunden, daß der Stimmſtock um eine halbe Linie ſchräger als ſonſt geſtellt war. Wichtige, die Praxis bereichernde Erfahrung! — Es gelang mir, ihn über die wahre Art des Violinenſpielens in Feuer zu ſetzen. Der, großen wahrhaftigen Sängern abgehorchte Vortrag der alten Meiſter, von dem Kreſpel ſprach, führte von ſelbſt die Bemerkung herbei, daß jetzt gerade umgekehrt der Geſang ſich nach den erkünſtelten Sprüngen und Läufen der Inſtrumentaliſten verbilde. Was iſt unſinniger, rief ich, vom Stuhle aufſpringend, hin zum Pianoforte laufend, und es ſchnell öffnend: Was iſt unſinniger, als ſolche vertrackte Manieren, welche, ſtatt Muſik zu ſein, dem Tone über den Boden hingeſchütteter Erbſen gleichen. Ich ſang manche der modernen Fermaten, die hin und her laufen, und ſchnurren, wie ein tüchtig losgeſchnürter Kreiſel, einzelne ſchlechte Accorde dazu anſchlagend. Uebermäßig lachte Kreſpel und ſchrie: „Haha! mich dünkt, ich höre unſre deutſchen Italiener oder unſere italiäniſchen Deutſchen, wie ſie ſich in einer Arie von Pucitta oder Portogallo oder ſonſt einem Maestro di Capella oder vielmehr Schiavo d'un primo uomo übernehmen.“ Nun, dachte ich, iſt der Zeitpunkt da. „Nicht wahr,“ wandte ich mich zu Antonien, „nicht wahr, von dieſer Singerei weiß Antonie nichts?“ und zugleich intonirte ich ein herrliches ſeelenvolles Lied vom alten Leonardo Leo. Da glühten Antonien's Wangen, Himmelsglanz blitzte aus den neubeſeelten Augen, ſie ſprang an das Pianoforte — ſie öffnete die Lippen — Aber in demſelben Augenblick drängte ſie Kreſpel fort, ergriff mich bei den Schultern, und ſchrie im kreiſchenden Tenor — „Söhnchen — Söhnchen — Söhnchen.“ — Und gleich fuhr er fort, ſehr leiſe ſingend, und in höflich gebeugter Stellung meine Hand ergreifend: „In der That, mein höchſt verehrungswürdiger Herr Studioſus, in der That, gegen alle Lebensart, gegen alle guten Sitten würde es anſtoßen, wenn ich laut und lebhaft den Wunſch äußerte, daß Ihnen hier auf der Stelle gleich der hölliſche Satan mit glühenden Krallenfäuſten ſanft das Genick abſtieße, und Sie auf die Weiſe gewiſſermaßen kurz expedirte; aber davon abgeſehen müſſen Sie eingeſtehen, Liebwertheſter! daß es bedeutend dunkelt, und da heute keine Laterne brennt, könnten Sie, würfe ich Sie auch grade nicht die Treppe herab, doch Schaden leiden an Ihren lieben Gebeinen. Gehen Sie fein zu Hauſe; und erinnern Sie ſich freundſchaftlichſt Ihres wahren Freundes, wenn Sie ihn etwa nie mehr — verſtehen Sie wohl? — nie mehr zu Hauſe antreffen ſollten!“ — Damit umarmte er mich, und drehte ſich, mich feſthaltend, langſam mit mir zur Thüre heraus, ſo daß ich Antonien mit keinem Blick mehr anſchauen konnte. — Ihr geſteht, daß es in meiner Lage nicht möglich war, den Rath zu prügeln, welches doch eigentlich hätte geſchehen müſſen. Der Profeſſor lachte mich ſehr aus, und verſicherte, daß ich es nun mit dem Rath auf immer verdorben hätte. Den ſchmachtenden ans Fenſter heraufblickenden Amoroſo, den verliebten Abentheurer zu machen, dazu war Antonie mir zu werth, ich möchte ſagen, zu heilig. Im Innerſten zerriſſen verließ ich H—, aber wie es zu gehen pflegt, die grellen Farben des Fantaſiegebildes erblaßten, und Antonie — ja ſelbſt Antonien's Geſang, den ich nie gehört, leuchtete oft in mein tiefſtes Gemüth hinein, wie ein ſanfter, tröſtender Roſenſchimmer.

Nach zwei Jahren war ich ſchon in B** angeſtellt, als ich eine Reiſe nach dem ſüdlichen Deutſchland unternahm. Im duftigen Abendroth erhoben ſich die Thürme von H—; ſo wie ich näher und näher kam ergriff mich ein unbeſchreibliches Gefühl der peinlichſten Angſt; wie eine ſchwere Laſt hatte es ſich über meine Bruſt gelegt, ich konnte nicht athmen; ich mußte heraus aus dem Wagen ins Freie. Aber bis zum phyſiſchen Schmerz ſteigerte ſich meine Beklemmung. Mir war es bald als hörte ich die Akkorde eines feierlichen Chorals durch die Lüfte ſchweben — die Töne wurden deutlicher, ich unterſchied Männerſtimmen, die einen geiſtlichen Choral abſangen. — „Was iſt das? — was iſt das?“ rief ich, indem es wie ein glühender Dolch durch meine Bruſt fuhr! — „Sehen Sie denn nicht,“ erwiederte der neben mir fahrende Poſtillon, „ſehen Sie es denn nicht? da drüben auf dem Kirchhof begraben ſie einen!“ In der That befanden wir uns in der Nähe des Kirchhofes, und ich ſah einen Kreis ſchwarzgekleideter Menſchen um ein Grab ſtehen, das man zuzuſchütten im Begriff ſtand. Die Thränen ſtürzten mir in die Augen, es war, als begrübe man dort alle Luſt, alle Freude meines Lebens. Raſch vorwärts von dem Hügel herabgeſchritten, konnte ich nicht mehr in den Kirchhof hineinſehen, der Choral ſchwieg, und ich bemerkte unfern des Thores ſchwarzgekleidete Menſchen, die von dem Begräbniß zurückkamen. Der Profeſſor mit ſeiner Nichte am Arm, beide in tiefer Trauer ſchritten dicht bei mir vorüber, ohne mich zu bemerken. Die Nichte hatte das Tuch vor die Augen gedrückt und ſchluchzte heftig. Es war mir unmöglich in die Stadt hineinzugehen, ich ſchickte meinen Bedienten mit dem Wagen nach dem gewohnten Gaſthofe, und lief in die mir wohlbekannte Gegend heraus, um ſo eine Stimmung los zu werden, die vielleicht nur phyſiſche Urſachen, Erhitzung auf der Reiſe u. ſ. w. haben konnte. Als ich in die Allee kam, welche nach einem Luſtorte führt, ging vor mir das ſonderbarſte Schauſpiel auf. Rath Kreſpel wurde von zwei Trauermännern geführt, denen er durch allerlei ſeltſame Sprünge entrinnen zu wollen ſchien. Er war, wie gewöhnlich, in ſeinen wunderlichen grauen, ſelbſt zugeſchnittenen Rock gekleidet, nur hing von dem kleinen dreieckigen Hütchen, das er martialiſch auf ein Ohr gedrückt, ein langer ſchmaler Trauerflor herab, der in der Luft hin und herflatterte. Um den Leib hatte er ein ſchwarzes Degengehenk geſchnallt, doch ſtatt des Degens einen langen Violinbogen hineingeſteckt. Eiskalt fuhr es mir durch die Glieder; der iſt wahnſinnig, dacht' ich, indem ich langſam folgte. Die Männer führten den Rath bis an ſein Haus, da umarmte er ſie mit lautem Lachen. Sie verließen ihn, und nun fiel ſein Blick auf mich, der dicht neben ihm ſtand. Er ſah mich lange ſtarr an, dann rief er dumpf: „Willkommen, Herr Studioſus! — Sie verſtehen es ja auch" — damit packte er mich beim Arm und riß mich fort in das Haus — die Treppe herauf in das Zimmer hinein, wo die Violinen hingen. Alle waren mit ſchwarzem Flor umhüllt: die Violine des alten Meiſters fehlte, an ihrem Platze hing ein Cypreſſenkranz. — Ich wußte, was geſchehen — Antonie! ach Antonie! ſchrie ich auf in troſtloſem Jammer. Der Rath ſtand wie erſtarrt mit übereinandergeſchlagenen Armen neben mir. Ich zeigte nach dem Cypreſſenkranz. „Als ſie ſtarb," ſprach der Rath ſehr dumpf und feierlich: „Als ſie ſtarb, zerbrach mit dröhnendem Krachen der Stimmſtock in jener Geige, und der Reſonanzboden riß ſich auseinander. Die Getreue konnte nur mit ihr, in ihr leben; ſie liegt bei ihr im Sarge, ſie iſt mit ihr begraben worden." — Tief erſchüttert ſank ich in einen Stuhl, aber der Rath fing an, mit rauhem Ton ein luſtig Lied zu ſingen, und es war recht graulich anzuſehen, wie er auf einem Fuße dazu herumſprang, und der Flor (er hatte den Hut auf dem Kopfe) im Zimmer und an den aufgehängten Violinen herumſtrich; ja ich konnte mich eines überlauten Schreies nicht erwehren, als der Flor bei einer raſchen Wendung des Rathes über mich herfuhr; es war mir, als wollte er mich verhüllt herabziehen in den ſchwarzen entſetzlichen Abgrund des Wahnſinns. Da ſtand der Rath plötzlich ſtille, und ſprach in ſeinem ſingenden Ton: „Söhnchen? — Söhnchen? — warum ſchreiſt Du ſo; haſt Du den Todtenengel geſchaut? — das geht allemal der Ceremonie vorher!" — Nun trat er in die Mitte des Zimmers, riß den Violinbogen aus dem Gehenke, hielt ihn mit beiden Händen über den Kopf, und zerbrach ihn, daß er in viele Stücke zerſplitterte. Laut lachend rief Krespel: „Nun iſt der Stab über mich gebrochen, meinſt Du Söhnchen? nicht wahr? Mit Nichten, mit Nichten, nun bin ich frei — frei — frei — Heiſa frei! — Nun bau ich keine Geigen mehr — keine Geigen mehr — heiſa keine Geigen mehr." — Das ſang der Rath nach einer ſchauerlich luſtigen Melodie, indem er wieder auf einem Fuße herumſprang. Voll Grauen wollte ich ſchnell zur Thür heraus, aber der Rath hielt mich feſt, indem er ſehr gelaſſen ſprach: „Bleiben Sie, Herr Studioſus, halten Sie dieſe Ausbrüche des Schmerzes, der mich mit Todesmartern zerreißt, nicht für Wahnſinn, aber es geſchieht nur alles deswegen, weil ich mir vor einiger Zeit einen Schlafrock anfertigte, in dem ich ausſehen wollte wie das Schickſal oder wie Gott!" — Der Rath ſchwatzte tolles grauliches Zeug durch einander, bis er ganz erſchöpft zuſammenſank; auf mein Rufen kam die alte Haushälterin herbei, und ich war froh, als ich mich nur wieder im Freien befand. — Nicht einen Augenblick zweifelte ich daran, daß Krespel wahnſinnig geworden, der Profeſſor behauptete jedoch das Gegentheil. „Es giebt Menſchen," ſprach er, „denen die Natur oder ein beſonderes Verhängniß die Decke wegzog, unter der wir andern unſer tolles Weſen unbemerkter treiben. Sie gleichen dünn gehäuteten Inſekten, die im regen ſichtbaren Muskelſpiel mißgeſtaltet erſcheinen, ungeachtet ſich alles bald wieder in die gehörige Form fügt. Was bei uns Gedanke bleibt, wird dem Krespel alles zur That. — Den bittern Hohn, wie der, in das irdiſche Thun und Treiben eingeſchachtete

Geiſt ihn wohl oft bei der Hand hat, führt Kreſpel aus in tollen Gebehrden und geſchickten Haſenſprüngen. Das iſt aber ſein Blitzableiter. Was aus der Erde ſteigt, giebt er wieder der Erde, aber das Göttliche weiß er zu bewahren; und ſo ſteht es mit ſeinem innern Bewußtſeyn recht gut, glaub' ich, unerachtet der ſcheinbaren nach außen herausſpringenden Tollheit. Antoniens plötzlicher Tod mag freilich ſchwer auf ihn laſten, aber ich wette, daß der Rath ſchon morgenden Tages ſeinen Eſelstritt im gewöhnlichen Geleiſe weiter forttrabt." — Beinahe geſchah es ſo, wie der Profeſſor es vorausgeſagt. Der Rath ſchien andern Tages ganz der vorige, nur erklärte er, daß er niemals mehr Violinen bauen, und auch auf keiner jemals mehr ſpielen wolle. Das hat er, wie ich ſpäter erfuhr, gehalten.

Des Profeſſors Andeutungen beſtärkten meine innere Ueberzeugung, daß das nähere ſo ſorgfältig verſchwiegene Verhältniß Antoniens zum Rath, ja daß ſelbſt ihr Tod eine ſchwer auf ihn laſtende, nicht abzubüßende Schuld ſein könne. Nicht wollte ich H— verlaſſen, ohne ihm das Verbrechen, welches ich ahnete, vorzuhalten; ich wollte ihn bis in's Innerſte hinein erſchüttern, und ſo das offene Geſtändniß der gräßlichen That erzwingen. Je mehr ich der Sache nachdachte, deſto klarer wurde es mir, daß Kreſpel ein Böſewicht ſein müſſe, und deſto feuriger, eindringlicher wurde die Rede, die ſich wie von ſelbſt zu einem wahren rhetoriſchen Meiſterſtück formte. So gerüſtet und ganz erhitzt lief ich zu dem Rath. Ich fand ihn, wie er mit ſehr ruhiger lächelnder Miene Spielſachen drechſelte. „Wie kann nur," fuhr ich auf ihn los, „wie kann nur auf einen Augenblick Frieden in Ihre Seele kommen, da der Gedanke an die gräßliche That Sie mit Schlangenbiſſen peinigen muß?" — Der Rath ſah mich verwundert an, den Meißel bei Seite legend. „Wie ſo? mein Beſter," fragte er: — „ſetzen Sie ſich doch gefälligſt auf jenen Stuhl!" — Aber eifrig fuhr ich fort, indem ich mich ſelbſt immer mehr erhitzend, ihn geradezu anklagte, Antonien ermordet zu haben, und ihm mit der Rache der ewigen Macht drohte. Ja, als nicht längſt eingeweihte Juſtizperſon, erfüllt von meinem Beruf, ging ich ſo weit, ihn zu verſichern, daß ich alles anwenden würde, der Sache auf die Spur zu kommen, und ſo ihn dem weltlichen Richter ſchon hienieden in die Hände zu liefern. — Ich wurde in der That etwas verlegen, da nach dem Schluſſe meiner gewaltigen pomphaften Rede der Rath, ohne ein Wort zu erwiedern, mich ſehr ruhig anblickte, als erwarte er, ich müſſe noch weiter fortfahren. Das verſuchte ich auch in der That, aber es kam nun alles ſo ſchief, ja ſo albern heraus, daß ich gleich wieder ſchwieg. Krespel weidete ſich an meiner Verlegenheit, ein boshaftes ironiſches Lächeln flog über ſein Geſicht. Dann wurde er aber ſehr ernſt, und ſprach mit feierlichem Tone: „Junger Menſch! Du magſt mich für närriſch, für wahnſinnig halten, das verzeihe ich Dir, da wir beide in demſelben Irrenhauſe eingeſperrt ſind, und Du mich darüber, daß ich Gott der Vater zu ſein wähne, nur deshalb ſchiltſt, weil Du dich für Gott den Sohn hältſt; wie magſt Du dich aber unterfangen, in ein Leben eindringen zu wollen, ſeine geheimſten Fäden erfaſſend, das Dir fremd blieb und bleiben mußte? — Sie iſt dahin, und das Geheimniß gelöſt!“ — Krespel hielt inne, ſtand auf und ſchritt die Stube einige Male auf und ab. Ich wagte die Bitte um Aufklärung; er ſah mich ſtarr an, faßte mich bei der Hand, und führte mich an das Fenſter, beide Flügel öffnend. Mit aufgeſtützten Armen legte er ſich hinaus, und ſo in den Garten herabblickend erzählte er mir die Geſchichte ſeines Lebens. — Als er geendet, verließ ich ihn gerührt und beſchämt.

Mit Antonien verhielt es ſich kürzlich in folgender Art. — Vor zwanzig Jahren trieb die bis zur Leidenſchaft geſteigerte Liebhaberei, die beſten Geigen alter Meiſter aufzuſuchen und zu kaufen, den Rath nach Italien. Selbſt baute er damals noch keine, und unterließ daher auch das Zerlegen jener alten Geigen. In Venedig hörte er die berühmte Sängerin Angela —i, welche damals auf dem Theatro di S. Benedetto in den erſten Rollen glänzte. Sein Enthuſiasmus galt nicht der Kunſt allein, die Signora Angela freilich auf die herrlichſte Weiſe übte, ſondern auch wohl ihrer Engelsſchönheit. Der Rath ſuchte Angela's Bekanntſchaft, und trotz aller ſeiner Schroffheit gelang es ihm, vorzüglich durch ſein keckes und dabei höchſt ausdrucksvolles Violinſpiel ſie ganz für ſich zu gewinnen. — Das engſte Verhältniß führte in wenigen Wochen zur Heirath, die deshalb verborgen blieb, weil Angela ſich weder vom Theater, noch von dem Namen, der die berühmte Sängerin bezeichnete, trennen oder ihm auch nur das übeltönende „Krespel“ hinzufügen wollte. — Mit der tollſten Ironie beſchrieb Krespel die ganz eigne Art, wie Signora Angela, ſobald ſie ſeine Frau worden, ihn marterte und quälte. Aller Eigenſinn, alles launiſche Weſen ſämmtlicher erſter Sängerinnen ſei, wie Krespel meinte, in Angela's kleine Figur hineingebannt worden. Wollte er ſich einmal in Poſitur ſetzen, ſo ſchickte ihm Angela ein ganzes Heer von Abbates, Maeſtro's, Akademiko's über den Hals, die, unbekannt mit ſeinem eigentlichen Verhältniß, ihn als den unerträglichſten, unhöflichſten Liebhaber, der ſich in die liebenswürdige Laune der Signora nicht zu ſchicken wiſſe, ausfilzten. Gerade nach einem ſolchen ſtürmiſchen Auftritt war Krespel auf Angela's Landhaus geflohen, und vergaß, auf ſeiner Cremoneſer Geige fantaſirend, die Leiden des Tages. Doch nicht lange dauerte es, als Signora, die dem Rath ſchnell nachgefahren, in den Saal trat. Sie war gerade in der Laune, die Zärtliche zu ſpielen, ſie umarmte den Rath mit ſüßen ſchmachtenden Blicken, ſie legte das Köpfchen auf ſeine Schulter. Aber der Rath, in die Welt ſeiner Akkorde verſtiegen, geigte fort, daß die Wände wiederhallten, und es begab ſich, daß er mit Arm und Bogen die Signora etwas unſanft berührte. Die ſprang aber voller Furie zurück; „bestia tedesca“ ſchrie ſie auf, riß dem Rath die Geige aus der Hand, und zerſchlug ſie an dem Marmortiſch in tauſend Stücke. Der Rath blieb erſtarrt zur Bildſäule vor ihr ſtehen, dann aber wie aus dem Traume erwacht, faßte er Signora mit Rieſenſtärke, warf ſie durch das Fenſter ihres eignen Luſthauſes, und floh, ohne ſich weiter um etwas zu bekümmern, nach Venedig — nach Deutſchland zurück. Erſt nach einiger Zeit wurde es ihm recht deutlich, was er gethan; obſchon er wußte, daß die Höhe des Fenſters vom Boden kaum fünf Fuß betrug, und ihm die Nothwendigkeit, Signora bei obbewandten Umſtänden durchs Fenſter zu werfen, ganz einleuchtete, ſo fühlte er ſich doch von peinlicher Unruhe gequält, um ſo mehr, da Signora ihm nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß ſie guter Hoffnung ſei. Er wagte kaum Erkundigungen einzuziehen, und nicht wenig überraſchte es ihn, als er nach ungefähr acht Monaten einen gar zärtlichen Brief von der geliebten Gattin erhielt, worin ſie jenes Vorganges im Landhauſe mit keiner Sylbe erwähnte, und der Nachricht, daß ſie von einem herzallerliebſten Töchterchen entbunden, die herzlichſte Bitte hinzufügte, daß der Marito amato e padre felicissimo doch nur gleich nach Venedig kommen möge. Das that Krespel nicht, erkundigte ſich vielmehr bei einem vertrauten Freunde nach den näheren Umſtänden, und erfuhr, daß Signora damals leicht wie ein Vogel in das weiche Gras herabgeſunken ſey, und der Fall oder Sturz durchaus keine andere als pſychiſche Folgen gehabt habe. Signora ſei nämlich nach Kreſpels heroiſcher That wie umgewandelt; von Launen, närriſchen Einfällen, von irgend einer Quälerei ließe ſie durchaus nichts mehr verſpüren, und der Maeſtro, der für das nächſte Carneval componirt, ſei der glücklichſte Menſch unter der Sonne, weil Signora ſeine Arien ohne hunderttauſend Abänderungen, die er ſich ſonſt gefallen laſſen müſſen, ſingen wolle. Uebrigens habe man alle Urſache, meinte der Freund, es ſorgfältig zu verſchweigen, wie Angela kurirt worden, da ſonſt jedes Tages Sängerinnen durch die Fenſter fliegen würden. Der Rath gerieth nicht in geringe Bewegung, er beſtellte Pferde, er ſetzte ſich in den Wagen. „Halt!“ rief er plötzlich. — „Wie,“ murmelte er dann in ſich hinein: „iſt's denn nicht ausgemacht, daß, ſobald ich mich blicken laſſe, der böſe Geiſt wieder Kraft und Macht erhält über Angela? — Da ich ſie ſchon zum Fenſter herausgeworfen, was ſoll ich nun in gleichem Falle thun? was iſt mir noch übrig?“ — Er ſtieg wieder aus dem Wagen, ſchrieb einen zärtlichen Brief an ſeine geneſene Frau, worin er höflich berührte, wie zart es von ihr ſey, ausdrücklich es zu rühmen, daß das Töchterchen gleich ihm ein kleines Mahl hinter dem Ohre trage, und — blieb in Deutſchland. Der Briefwechſel dauerte ſehr lebhaft fort. — Verſicherungen der Liebe — Einladungen — Klagen über die Abweſenheit der Geliebten — verfehlte Wünſche — Hoffnungen u. ſ. w. flogen hin und her von Venedig nach H—, von H— nach Venedig. — Angela kam endlich nach Deutſchland, und glänzte, wie bekannt, als Prima Donna auf dem großen Theater in F**. Ungeachtet ſie gar nicht mehr jung war, riß ſie doch alles hin mit dem unwiderſtehlichen Zauber ihres wunderbar herrlichen Geſanges. Ihre Stimme hatte damals nicht im mindeſten verloren. Antonie war indeſſen herangewachſen, und die Mutter konnte nicht genug dem Vater ſchreiben, wie in Antonien eine Sängerin vom erſten Range aufblühe. In der That beſtätigten dies die Freunde Kreſpels in F**, die ihm zuſetzten doch nur einmal nach F** zu kommen, um die ſeltene Erſcheinung zwei ganz ſublimer Sängerinnen zu bewundern. Sie ahneten nicht, in welchem nahen Verhältniß der Rath mit dieſem Paare ſtand. Kreſpel hätte gar zu gern die Tochter, die recht in ſeinem Innerſten lebte, und die ihm öfters als Traumbild erſchien, mit leiblichen Augen geſehen, aber ſo wie er an ſeine Frau dachte, wurde es ihm ganz unheimlich zu Muthe, und er blieb zu Hauſe unter ſeinen zerſchnittenen Geigen ſitzen.

Ihr werdet von dem hoffnungsvollen jungen Componiſten B… in F** gehört haben, der plötzlich verſcholl, man wußte nicht wie; (oder kanntet Ihr ihn vielleicht ſelbſt?) Dieſer verliebte ſich in Antonien ſo ſehr, daß er, da Antonie ſeine Liebe recht herzlich erwiederte, die Mutter anlag, doch nur gleich in eine Verbindung zu willigen, die die Kunſt heilige. Angela hatte nichts dagegen, und der Rath ſtimmte um ſo lieber bei, als des jungen Meiſters Compoſitionen Gnade gefunden vor ſeinem ſtrengen Richterſtuhl. Krespel glaubte Nachricht von der vollzogenen Heirath zu erhalten, ſtatt derſelben kam ein ſchwarz geſiegelter Brief von fremder Hand überſchrieben. Der Doctor R… meldete dem Rath, daß Angela an den Folgen einer Erkältung im Theater heftig erkrankt, und gerade in der Nacht, als am andern Tage Antonie getraut werden ſollen, geſtorben ſei. Ihm, dem Doctor, habe Angela entdeckt, daß ſie Krespels Frau, und Antonie ſeine Tochter ſei; er möge daher eilen, ſich der Verlaſſenen anzunehmen. So ſehr auch der Rath von Angela's Hinſcheiden erſchüttert wurde, war es ihm doch bald, als ſei ein ſtörendes unheimliches Princip aus ſeinem Leben gewichen, und er könne nun erſt recht frei athmen. Noch denſelben Tag reiſte er ab nach F**. — Ihr könnt nicht glauben, wie herzzerreißend mir der Rath den Moment ſchilderte, als er Antonien ſah. Selbſt in der Bizarrerie ſeines Ausdrucks lag eine wunderbare Macht der Darſtellung, die auch nur anzudeuten ich gar nicht im Stande bin. — Alle Liebenswürdigkeit, alle Anmuth Angela's wurde Antonien zu Theil, der aber die häßliche Kehrſeite ganz fehlte. Es gab kein zweideutig Pferdefüßchen, das hin und wieder hervorgucken konnte. Der junge Bräutigam fand ſich ein. Antonie mit zartem Sinn den wunderlichen Vater im tiefſten Innern richtig auffaſſend, ſang eine jener Motetten des alten Padre Martini, von denen ſie wußte, daß Angela ſie dem Rath in der höchſten Blüthe ihrer Liebeszeit unaufhörlich vorſingen müſſen. Der Rath vergoß Ströme von Thränen, nie hatte er ſelbſt Angela ſo ſingen hören. Der Klang von Antonien's Stimme war ganz eigenthümlich und ſeltſam, oft dem Hauch der Aeolsharfe, oft dem Schmettern der Nachtigall gleichend. Die Töne ſchienen nicht Raum haben zu können in der menſchlichen Bruſt. Antonie vor Freude und Liebe glühend, ſang und ſang alle ihre ſchönſten Lieder und B... ſpielte dazwiſchen, wie es nur die wonnetrunkene Begeiſterung vermag. Krespel ſchwamm erſt in Entzücken, dann wurde er nachdenklich — ſtill — in ſich gekehrt. Endlich ſprang er auf, drückte Antonien an ſeine Bruſt, und bat ſehr leiſe und dumpf: „Nicht mehr ſingen, wenn Du mich liebſt — es drückt mir das Herz ab — die Angſt — die Angſt — Nicht mehr ſingen.“ —

„Nein,“ ſprach der Rath andern Tages zum Doctor R...., „als während des Geſanges ihre Röthe ſich zuſammenzog in zwei dunkelrothe Flecke auf den blaſſen Wangen, da war es nicht mehr dumme Familienähnlichkeit, da war es das, was ich gefürchtet.“ — Der Doctor, deſſen Miene vom Anfang des Geſprächs von tiefer Bekümmerniß zeigte, erwiederte: „Mag es ſein, daß es von zu früher Anſtrengung im Singen herrührt, oder hat die Natur es verſchuldet, genug, Antonie leidet an einem organiſchen Fehler in der Bruſt, der eben ihrer Stimme die wundervolle Kraft und den ſeltſamen, ich möchte ſagen über die Sphäre des menſchlichen Geſanges hinaustönenden Klang giebt. Aber auch ihr früher Tod iſt die Folge davon, denn ſingt ſie fort, ſo gebe ich ihr noch höchſtens ſechs Monate Zeit. Den Rath zerſchnitt es im Innern wie mit hundert Schwerdtern. Es war ihm, als hinge zum erſten Male ein ſchöner Baum die wunderherrlichen Blüthen in ſein Leben hinein, und der ſolle recht an der Wurzel zerſägt werden, damit er nie mehr zu grünen und zu blühen vermöge. Sein Entſchluß war gefaßt. Er ſagte Antonien Alles, er ſtellte ihr die Wahl, ob ſie dem Bräutigam folgen und ſeiner und der Welt Verlockung nachgeben, ſo aber früh untergehen, oder ob ſie dem Vater noch in ſeinen alten Tagen nie gefühlte Ruhe und Freude bereiten, ſo aber noch Jahre lang leben wolle. Antonie fiel dem Vater ſchluchzend in die Arme, er wollte, das Zerreißende der kommenden Momente wohl fühlend, nichts deutlicheres vernehmen. Er ſprach mit dem Bräutigam, aber unerachtet dieſer verſicherte, daß nie ein Ton über Antonien's Lippen gehen ſolle, ſo wußte der Rath doch wohl, daß ſelbſt B... nicht der Verſuchung würde widerſtehen können, Antonien ſingen zu hören, wenigſtens von ihm ſelbſt componirte Arien. Auch die Welt, das muſikaliſche Publikum, mocht' es auch unterrichtet ſein von Antonien's Leiden, gab gewiß die Anſprüche nicht auf, denn dies Volk iſt ja, kommt es auf Genuß an, egoiſtiſch und grauſam. Der Rath verſchwand mit Antonien aus F** und kam nach H—. Verzweiflungsvoll vernahm B... die Abreiſe. Er verfolgte die Spur, holte den Rath ein, und kam zugleich mit ihm nach H—. — „Nur einmal ihn ſehen und dann ſterben,“ flehte Antonie. „Sterben? — ſterben?“ rief der Rath in wildem Zorn, eiskalter Schauer durchbebte ſein Inneres. — Die Tochter, das einzige Weſen auf der weiten Welt, das nie gekannte Luſt in ihm entzündet, das allein ihn mit dem Leben verſöhnte, riß ſich gewaltſam los von ſeinem Herzen, und er wollte, daß das Entſetzliche geſchehe. — B... mußte an den Flügel, Antonie ſang, Krespel ſpielte luſtig die Geige, bis ſich jene rothen Flecke auf Antonien's Wangen zeigten. Da befahl er einzuhalten; als nun aber B... Abſchied nahm von Antonien, ſank ſie plötzlich mit einem lauten Schrei zuſammen. „Ich glaubte (ſo erzählte mir Krespel), ich glaubte ſie wäre, wie ich es vorausgeſehen, nun wirklich todt und blieb, da ich einmal mich ſelbſt auf die höchſte Spitze geſtellt hatte, ſehr gelaſſen und mit mir einig. Ich faßte den B..., der in ſeiner Erſtarrung ſchaafsmäßig und albern anzuſehen war, bei den Schultern, und ſprach: (der Rath fiel in ſeinen ſingenden Ton) da Sie, verehrungswürdigſter Claviermeiſter, wie Sie gewollt und gewünſcht, Ihre liebe Braut wirklich ermordet haben, ſo können Sie nun ruhig abgehen, es wäre denn, Sie wollten ſo lange gütigſt verziehen, bis ich Ihnen den blanken Hirſchfänger durch das Herz renne, damit ſo meine Tochter, die, wie Sie ſehen, ziemlich verblaßt, einige Couleur bekomme durch Ihr ſehr werthes Blut. — Rennen Sie nur geſchwind, aber ich könnte Ihnen auch ein flinkes Meſſerchen nachwerfen! — Ich muß wohl bei dieſen Worten etwas graulich ausgeſehen haben; denn mit einem Schrei des tiefſten Entſetzens ſprang er, ſich von mir losreißend, fort durch die Thüre, die Treppe herab. — Wie der Rath nun, nachdem B... fortgerannt war, Antonien, die bewußtlos auf der Erde lag, aufrichten wollte, öffnete ſie tiefſeufzend die Augen, die ſich aber bald wieder zum Tode zu ſchließen ſchienen. Da brach Krespel aus in lautes, troſtloſes Jammern. Der von der Haushälterin herbeigerufene Arzt erklärte Antonien's Zuſtand für einen heftigen aber nicht im mindeſten gefährlichen Zufall, und in der That erholte ſich dieſe auch ſchneller, als der Rath es nur zu hoffen gewagt hatte. Sie ſchmiegte ſich nun mit der innigſten kindlichſten Liebe an

Krespel; ſie ging ein in ſeine Lieblingsneigungen — in ſeine tollen Launen und Einfälle. Sie half ihm alte Geigen aus einander legen, und neue zuſammen leimen. „Ich will nicht mehr ſingen, aber für Dich leben,“ ſprach ſie oft ſanft lächelnd zum Vater, wenn jemand ſie zum Geſange aufgefordert und ſie es abgeſchlagen hatte. Solche Momente ſuchte der Rath indeſſen ihr ſo viel möglich zu erſparen, und daher kam es, daß er ungern mit ihr in Geſellſchaft ging, und alle Muſik ſorgfältig vermied. Er wußte es ja wohl, wie ſchmerzlich es Antonien ſein mußte, der Kunſt, die ſie in ſolch hoher Vollkommenheit geübt, ganz zu entſagen. Als der Rath jene wunderbare Geige, die er mit Antonien begrub, gekauft hatte und zerlegen wollte, blickte ihn Antonie ſehr wehmüthig an, und ſprach leiſe bittend: „Auch dieſe?“ — Der Rath wußte ſelbſt nicht, welche unbekannte Macht ihn nöthigte, die Geige unzerſchnitten zu laſſen, und darauf zu ſpielen. Kaum hatte er die erſten Töne angeſtrichen, als Antonie laut und freudig rief: „Ach das bin ich ja — ich ſinge ja wieder.“ Wirklich hatten die ſilberhellen Glockentöne des Inſtruments etwas ganz eigenes wundervolles, ſie ſchienen in der menſchlichen Bruſt erzeugt. Krespel wurde bis in das Innerſte gerührt, er ſpielte wohl herrlicher als jemals, und wenn er in kühnen Gängen mit voller Kraft, mit tiefem Ausdruck auf und niederſtieg, dann ſchlug Antonie die Hände zuſammen, und rief entzückt: „Ach das habe ich gut gemacht! das habe ich gut gemacht!“ — Seit dieſer Zeit kam eine große Ruhe und Heiterkeit in ihr Leben. Oft ſprach ſie zum Rath: „Ich möchte wohl etwas ſingen, Vater!“ Dann nahm Krespel die Geige von der Wand, und ſpielte Antonien's ſchönſte Lieder, ſie war recht aus dem Herzen froh. Kurz vor meiner Ankunft war es in einer Nacht dem Rath ſo, als höre er im Nebenzimmer auf ſeinem Pianoforte ſpielen, und bald unterſchied er deutlich, daß B... nach gewöhnlicher Art präludire. Er wollte aufſtehen, aber wie eine ſchwere Laſt lag es auf ihm, wie mit eiſernen Banden gefeſſelt vermochte er ſich nicht zu regen und zu rühren. Nun fiel Antonie ein in leiſen hingehauchten Tönen, die immer ſteigend und ſteigend zum ſchmetternden Fortiſſimo wurden, dann geſtalteten ſich die wunderbaren Laute zu dem tief ergreifenden Liede, welches B... einſt ganz im frommen Styl der alten Meiſter für Antonie componirt hatte. Krespel ſagte, unbegreiflich ſei der Zuſtand geweſen, in dem er ſich befunden, denn eine entſetzliche Angſt habe ſich gepaart mit nie gefühlter Wonne. Plötzlich umgab ihn eine blendende Klarheit, und in derſelben erblickte er B... und Antonien, die ſich umſchlungen hielten, und ſich voll ſeligem Entzücken anſchauten. Die Töne des Liedes und des begleitenden Pianofortes dauerten fort, ohne daß Antonie ſichtbar ſang oder B... das Fortepiano berührte. Der Rath fiel nun in eine Art dumpfer Ohnmacht, in der das Bild mit den Tönen verſank. Als er erwachte, war ihm noch jene fürchterliche Angſt aus dem Traume geblieben. Er ſprang in Antonien's Zimmer. Sie lag mit geſchloſſenen Augen, mit holdſelig lächelndem Blick, die Hände fromm gefaltet, auf dem Sopha, als ſchliefe ſie, und träume von Himmelswonne und Freudigkeit. Sie war aber todt. —

Während Theodor dies alles erzählte, bewies Lothar auf mancherlei Weiſe ſeine Ungeduld, ja ſeinen lebhaften Widerwillen. Bald ſtand er auf und ſchritt im Zimmer auf und ab, bald ſetzte er ſich wieder hin ein Glas nach dem andern leerend und ſich wieder einſchenkend, dann trat er an Theodors Schreibtiſch, wühlte unter den Papieren und Büchern und holte endlich nichts geringeres hervor als Theodors großen mit weißem Papier durchſchoſſenen Hauskalender, den er eifrig durchblätterte und endlich mit einer Miene, als habe er das merkwürdigſte intereſſanteſte darin gefunden, aufgeſchlagen vor ſich hin auf den Tiſch legte.

„Nein, das iſt nicht auszuhalten,“ rief nun, als Theodor ſchwieg, Lothar, „nein, das iſt nicht auszuhalten! — Du willſt nichts zu thun haben mit dem gutmüthigen Schwärmer, den uns unſer Cyprianus vor Augen führte, Du warnſt vor Blicken in die ſchauerliche Tiefe der Natur, Du magſt von derlei Dingen nicht reden, nicht reden hören, und fällſt ſelbſt mit einer Geſchichte hinein, die in ihrer kecken Tollheit mir wenigſtens das Herz zerſchneidet. Was iſt der ſanfte glückliche Serapion gegen den ſpleniſchen, und in ſeinem Spleen grauenhaften Krespel! Du wollteſt einen ſanften Uebergang vom Wahnſinn durch den Spleen zur geſunden Vernunft bewirken und ſtellſt Bilder auf, über die man, faßt man ſie recht ſcharf ins Auge, alle geſunde Vernunft verlieren könnte. Mag Cyprianus bei ſeiner Erzählung unbewußt von dem ſeinigen hinzugefügt haben, Du thateſt das gewiß noch vielmehr, denn ich weiß es ja, ſobald nur die Muſik im Spiele iſt, geräthſt Du in einen ſomnambulen Zuſtand und haſt die ſeltſamſten Erſcheinungen. Nach Deiner gewöhnlichen Weiſe haſt Du dem Ganzen einen geheimnißvollen Anſtrich zu geben gewußt, der wie alles Wunderbare, ſey es auch noch ſo korrupt, unwiderſtehlich fortreißt, aber Maaß und Ziel muß jedes Ding haben und nicht ins Blaue hinein Verſtand und Geiſt verwirren. Antonien's Zuſtand, ihre Sympathie mit jenem alterthümlichen Inſtrument Krespels iſt rührend, wer wird das nicht geſtehen — aber auf eine Weiſe rührend, daß man heißes Herzblut rinnen fühlt und es liegt im Schluß ein Jammer, eine Troſtloſigkeit, die durchaus keine Beruhigung zuläßt und das iſt abſcheulich — abſcheulich ſage ich und kann das harte Wort nicht zurücknehmen."

„Habe ich denn," ſprach Theodor lächelnd, „habe ich denn, lieber Lothar, eine fingirte nach der Kunſt geformte Erzählung Euch vortragen wollen? War nicht bloß von einem ſeltſamen Mann die Rede, an den ich durch den wahnſinnigen Serapion erinnert wurde? — Sprach ich nicht von einer Begebenheit, die ich wirklich erlebt, und ſollte Dir, lieber Lothar! manches unwahrſcheinlich vorgekommen ſeyn, ſo magſt Du bedenken, daß das, was ſich wirklich begiebt, beinahe immer das unwahrſcheinlichſte iſt."

„Das alles," erwiederte Lothar, „kann Dich nicht entſchuldigen, ſchweigen hätteſt Du ſollen von Deinem fatalen Krespel, ganz ſchweigen oder vermöge der beſonderen Kunſt des Kolorits, die Du wohl beſitzeſt, dem barocken Mann aus dem Grauen heraus eine anmuthigere Farbe geben. — Doch nur zu viel ſchon von dem Ruhe verſtörenden Baumeiſter, Diplomatiker und Inſtrumentenmacher, den wir hiemit der Vergeſſenheit übergeben wollen. — Aber nun, mein Cyprian, ich beuge meine Knie vor Dir! — Nicht mehr nenne ich Dich einen fantaſtiſchen Geiſterſeher — Du beweiſeſt, daß es mit Rückerinnerungen ein ganz eignes geheimnißvolles Ding iſt. — Dir kommt heute der arme Serapion nicht aus Sinn und Gedanken. — Ich merke Dir's an, daß nun, da Du nur von ihm erzählt haſt, Du freier im Geiſte geworden! — Schaue her in dieſes merkwürdige Buch, in dieſen herrlichen Hauskalender, der Aufſchluß giebt über Alles! — Haben wir denn nicht heute den vierzehnten November? — War es nicht am vierzehnten November, als Du Deinen einſiedleriſchen Freund todt in ſeiner Hütte fandeſt? Und wenn Du ihn auch nicht, wie Ottmar vorhin meinte, mit Hülfe zweier Löwen begrubſt und eben ſo wenig andere Wunder auf Dich zutraten, ſo wurdeſt Du doch gewiß bei dem Anblick Deines ſanft entſchlafenen Freundes bis ins Innerſte getroffen. Der Eindruck blieb unauslöſchlich und wohl mag es ſeyn, daß der innere Geiſt mittelſt einer geheimnißvollen Dir ſelbſt unbewußten Operation das Bild des verlornen Freundes an ſeinem Todestage friſcher gefärbt vorſchiebt als ſonſt. — Thu mir den Gefallen, Cyprianus, und füge Serapions Tode noch einige wunderbare Erſcheinungen hinzu, damit dem zu einfachen Schluß der Begebenheit etwas aufgeholfen werde."

Als ich, ſprach Cyprian, tief bewegt, ja erſchüttert von dem Anblick des Todten aus der Hütte trat, ſprang mir das zahme Reh, deſſen ich früher gedachte, entgegen, helle Thränen perlten in ſeinen Augen und die wilden Tauben umſchwirrten mich mit ängſtlichem Geſchrei, mit banger Todesklage. Da ich aber zum Dorfe hinabſtieg, um den Tod des Einſiedlers kund zu thun, kamen mir die Bauern ſchon mit einer Todtenbahre entgegen. Sie ſagten, an dem Anziehn der Glocke zur ungewöhnlichen Stunde hätten ſie gemerkt, daß der fromme Herr ſich hingelegt habe zum Sterben, und wohl ſchon wirklich geſtorben ſey. — Dies iſt Alles, lieber Lothar, was ich Dir auftiſchen kann, damit Du Deine Neckerei daran übeſt.

Was ſprichſt Du, rief Lothar mit lauter Stimme, indem er ſich vom Stuhle erhob, was ſprichſt Du von Neckerei, was glaubſt Du von mir, o mein Cyprianus? — Bin ich nicht ein ehrliches Gemüth, ein rechtſchaffner Charakter, fern von Lug und Trug — eine treuherzige Seele? — ſchwärme ich nicht mit den Schwärmern? fantaſire ich nicht mit den Fantaſten? weine ich nicht mit den Weinenden, jubilire ich nicht mit den Jubelnden? — Aber ſchaue her, o mein Cyprianus, ſchaue nochmals in dies herrliche Werk voll unumſtößlicher Wahrheit, in dieſen ſehr ſtattlichen Hauskalender. Bei dem vierzehnten November findeſt Du zwar den ſchnöden Namen Levin verzeichnet, aber werfe Deinen Blick in dieſe katholiſche Colonne! — Da ſteht mit rothen Buchſtaben: Serapion, Märtyrer! — Alſo an dem Tage des Heiligen, für den er ſich ſelbſt hielt, ſtarb Dein Serapion! Heute iſt Serapionstag! — Auf! — ich leere dieſes Glas zum Gedächtniß des Einſiedlers Serapion: thut, meine Freunde! desgleichen!

Aus ganzer Seele, rief Cyprian und die Gläſer erklangen.

Ueberhaupt, fuhr nun Lothar fort, bin ich jetzt, nachdem ich mich recht beſonnen, oder vielmehr, nachdem mich Theodor mit dem häßlichen widrigen Kreſpel recht in Harniſch gebracht hat, mit Cyprians Serapion ganz ausgeſöhnt. Noch mehr als das: ich verehre Serapions Wahnſinn deshalb, weil nur der Geiſt des vortrefflichſten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Ich will mich nicht darauf als auf etwas Altes, zum Ueberdruß wiederholtes beziehen, daß ſonſt den Dichter und den Seher daſſelbe Wort bezeichnete, aber gewiß iſt es, daß man oft an der wirklichen Exiſtenz der Dichter eben ſo ſehr zweifeln möchte als an der Exiſtenz verzückter Seher, welche die Wunder eines höheren Reichs verkünden! — Woher kommt es denn, daß ſo manches Dichterwerk, das keineswegeſ ſchlecht zu nennen, wenn von Form und Ausarbeitung die Rede, doch ſo ganz wirkungslos bleibt, wie ein verbleichtes Bild, daß wir nicht davon hingeriſſen werden, daß die Pracht der Worte nur dazu dient, den inneren Froſt, der uns durchgleitet, zu vermehren. Woher kommt es anders, als daß der Dichter nicht das wirklich ſchaute, wovon er ſpricht, daß die That, die Begebenheit, vor ſeinen geiſtigen Augen ſich darſtellend mit aller Luſt, mit allem Entſetzen, mit allem Jubel, mit allen Schauern, ihn nicht begeiſterte, entzündete, ſo daß nur die inneren Flammen ausſtrömen durften in feurigen Worten. Vergebens iſt das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben ſollen, woran er ſelbſt nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erſchaute. Was können die Geſtalten eines ſolchen Dichters, der jenem alten Wort zu Folge nicht auch wahrhafter Seher iſt, anderes ſeyn als trügeriſche Puppen, mühſam zuſammengeleimt aus fremdartigen Stoffen! —

Dein Einſiedler, mein Cyprianus, war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geſchaut, was er verkündete, und deshalb ergriff ſeine Rede Herz und Gemüth. — Armer Serapion, worin beſtand dein Wahnſinn anders, als daß irgend ein feindlicher Stern dir die Erkenntniß der Duplizität geraubt hatte, von der eigentlich allein unſer irdiſches Seyn bedingt iſt. Es giebt eine innere Welt, und die geiſtige Kraft, ſie in voller Klarheit, in dem vollendetſten Glanze des regeſten Lebens zu ſchauen, aber es iſt unſer irdiſches Erbtheil, daß eben die Außenwelt, in der wir eingeſchachtet, als der Hebel wirkt, der jene Kraft in Bewegung ſetzt. Die inneren Erſcheinungen gehen auf in dem Kreiſe, den die äußeren um uns bilden, und den der

Geiſt nur zu überfliegen vermag in dunklen geheimnißvollen Ahnungen, die ſich nie zum deutlichen Bilde geſtalten. Aber du, o mein Einſiedler! ſtatuirteſt keine Außenwelt, du ſahſt den verſteckten Hebel nicht, die auf dein Inneres einwirkende Kraft; und wenn du mit grauenhaftem Scharfſinn behaupteteſt, daß es nur der Geiſt ſey, der ſehe, höre, fühle, der That und Begebenheit faſſe, und daß alſo auch ſich wirklich das begeben, was er dafür anerkenne, ſo vergaßeſt du, daß die Außenwelt den in den Körper gebannten Geiſt zu jenen Funktionen der Wahrnehmung zwingt nach Willkühr. Dein Leben, lieber Anachoret, war ein ſteter Traum, aus dem du in dem Jenſeits gewiß nicht ſchmerzlich erwachteſt. — Auch dieſes Glas ſey noch deinem Gedächtniß dargebracht.

Findet Ihr nicht, ſprach nun Ottmar, daß Lothar ſeine Miene ganz verändert hat? Dank ſey es Deinem wohl bereiteten Getränk, Theodor! das alles ſauertöpfiſche Weſen gänzlich niedergekämpft hat.

Schreibt nur nicht, nahm Lothar wieder das Wort, mein erheitertes Weſen lediglich dem begeiſternden Inhalt jener Vaſe zu, ihr wißt ja, daß die beſſere Stimmung mir kommen muß, ehe ich ein Glas anrühre. Aber in der That, erſt jetzt fühle ich mich wieder wohl und heimiſch unter Euch. Die ſeltſame Spannung, in der ich mich, zugeſtanden ſey es, erſt befand, iſt vorüber, und da ich unſerm Cyprian den wahnſinnigen Serapion verziehen nicht allein, ſondern dieſen auch in der That liebgewonnen habe, ſo mag auch dem Freunde Theodor ſein fataler Kreſpel hingehen. Aber nun habe ich noch mancherlei zu reden mit Euch! — Mich bedünkt, es ſey nun ausgemacht, daß, wie ſchon vorhin Theodor erwähnte, wir alle von einander glauben, es ſey etwas an uns daran, und jeder es werth hält mit dem andern die alte Verbindung zu erneuern. Aber das Gewühl der großen Stadt, die Entfernung unſerer Wohnungen, unſer verſchiedenartiges Geſchäft wird uns auseinander treiben. Beſtimmen wir daher heute Tag, Stunde und Ort, wo wir uns wöchentlich zuſammenfinden wollen. Noch mehr! — Es kann nicht fehlen, daß wir, einer dem andern, nach alter Weiſe manches poetiſche Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Laßt uns nun dabei des Einſiedlers Serapion eingedenk ſeyn! — Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geſchaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt laut damit zu werden. Wenigſtens ſtrebe jeder recht ernſtlich darnach, das Bild, das ihm im Innern aufgegangen, recht zu erfaſſen mit allen ſeinen Geſtalten, Farben, Lichtern und Schatten, und dann, wenn er ſich recht entzündet davon fühlt, die Darſtellung ins äußere Leben zu tragen. So muß unſer Verein, auf tüchtige Grundpfeiler geſtützt, dauern, und für jeden von uns allen ſich gar erquicklich geſtalten. Der Einſiedler Serapion ſei unſer Schutzpatron, er laſſe ſeine Sehergabe über uns walten, ſeiner Regel wollen wir folgen, als getreue Serapions-Brüder! —

Iſt denn, ſprach Cyprian, iſt denn unſer Lothar nicht der verwunderlichſte von allen verwunderlichen Menſchen? — Erſt iſt er es allein, der gegen Ottmars ganz vernünftigen Vorſchlag, uns wöchentlich an einem beſtimmten Tage zuſammen zu finden, wüthet und tobt, der ohne Urſache in das Capitel von Clubbs und Reſſourcen geräth ſich über Gebühr ereifernd und nun iſt er es wieder, der die verworfenen Zuſammenkünfte nicht allein nöthig und erſprießlich findet, ſondern auch ſchon an die Tendenz unſers Vereins denkt und an ſeine Regel!

Mag es ſeyn, erwiederte Lothar, daß ich mich erſt gegen alles Förmliche oder nur Beſtimmte unſerer Zuſammenkünfte auflehnte, es geſchah in mißmüthiger Stimmung, die vorübergegangen. — Sollte denn bey uns poetiſchen Gemüthern und gemüthlichen Poeten jemals eine Art Philiſtriſmus einbrechen können? — Einen gewiſſen Hang dazu tragen wir wohl in uns, ſtreben wir nur wenigſtens nach der ſublimſten Sorte; ein kleiner Beigeſchmack davon iſt zuweilen nicht ganz übel! — Schweigen wir aber über alles Verfängliche unſeres Vereins, das der Teufel ſchon von ſelbſt hineintragen wird, bei guter Gelegenheit, und ſprechen wir von dem Serapiontiſchen Prinzip! Was haltet ihr davon? —

Theodor, Ottmar und Cyprian waren darin einig, daß ohne alle weitere Abrede ſich die litterariſche Tendenz von ſelbſt bei ihren Zuſammenkünften eingefunden haben würde, und gaben ſich das Wort der Regel des Einſiedlers Serapion, wie ſie Lothar ſehr richtig angegeben, nachzuleben, wie es nur in ihren Kräften ſtehe, welches dann, wie Theodor ſehr richtig bemerkte, eben nichts weiter heißen wollte, als daß ſie überein gekommen, ſich durchaus niemals mit ſchlechtem Machwerk zu quälen.

In voller Fröhlichkeit ſtießen ſie die Gläſer zuſammen und umarmten ſich als getreue Serapions-Brüder.

Die Mitternachtsſtunde, ſprach nun Ottmar, iſt noch lange, lange nicht herangekommen, und es wäre in der That ganz hübſch, wenn jemand von uns noch irgend etwas heiteres auftiſchen wollte, um all' das Trübe, ja Grauenhafte, das über uns kam, in den Hintergrund zurückzuſtellen. Eigentlich wär' es Theodors Pflicht, ſeinen verſprochenen Uebergang zur geſunden Vernunft zu vollenden.

Iſt es Euch recht, ſprach Theodor, ſo gebe ich Euch eine kleine Erzählung zum Beſten, die ich vor einiger Zeit aufſchrieb und zu der mich ein Bild anregte. So wie ich nehmlich dieſes Bild anſchaute, wurde mir eine Bedeutung klar, an die der Künſtler gewiß nicht gedacht hatte, nicht hatte denken können, da Rückerinnerungen aus meinem früheren Leben auf ſeltſame Weiſe aufgingen und eben erſt jene Bedeutung ſchufen.

Ich hoffe, ſprach Lothar, daß kein Wahnſinniger auftritt, deſſen ich nun heute ein für allemal überhoben ſeyn will und daß ſich Deine Erzählung vor unſerm Schutzpatron verantworten laſſen wird.

Für das erſte ſtehe ich ein, erwiederte Theodor, was aber das letzte betrifft, ſo muß ich es auf das Urtheil meiner würdigen Serapions-Brüder ankommen laſſen, die ich aber im Voraus bitte, nicht zu ſtrenge zu ſeyn, da mein Werklein nur auf die Bedingniſſe eines leichten, luſtigen, ſcherzhaften Gebildes baſirt iſt und keine höhere Anſprüche macht als für den Moment zu beluſtigen.

Die Freunde verſprachen um ſo mehr Nachſicht, als die erſt heute eingeführte Regel des Einſiedlers Serapion eigentlich nur auf künftige Produkte bezogen werden könne.

Theodor holte ſein Manuſkript hervor, und begann in folgender Art:

Die Fermate.

Hummels heitres lebenskräftiges Bild, die Geſellſchaft in einer italiäniſchen Lokanda, iſt bekannt worden durch die Berliner Kunſtausſtellung im Herbſt 1814, auf der es ſich befand, Aug' und Gemüth gar Vieler erluſtigend. — Eine üppig verwachſene Laube — ein mit Wein und Früchten beſetzter Tiſch — an demſelben zwei italiäniſche Frauen einander gegenüberſitzend — die eine ſingt, die andere ſpielt Chitarra — zwiſchen beiden hinterwärts ſtehend ein Abbate, der den Muſikdirector macht. Mit aufgehobener Battuta paßt er auf den Moment, wenn Signora die Cadenz, in der ſie mit himmelwärts gerichtetem Blick begriffen, endigen wird im langen Trillo, dann ſchlägt er nieder und die Chitarriſtin greift keck den Dominanten Accord. — Der Abbate iſt voll Bewunderung — voll ſeligen Genuſſes — und dabei ängſtlich geſpannt. — Nicht um der Welt Willen möchte er den richtigen Niederſchlag verpaſſen. Kaum wagt er zu athmen. Jedem Bienchen, jedem Mücklein möchte er Maul und Flügel verbinden, damit nichts ſumſe. Um ſo mehr iſt ihm der geſchäftige Wirth fatal, der den beſtellten Wein gerade jetzt im wichtigſten höchſten Moment herbeiträgt. — Ausſicht in einen Laubgang, den glänzende Streiflichter durchbrechen. — Dort hält ein Reiter, aus der Locanda wird ihm ein friſcher Trunk auf's Pferd gereicht. —

Vor dieſem Bilde ſtanden die beiden Freunde Eduard und Theodor. „Je mehr ich, ſprach Eduard, dieſe zwar etwas ältliche aber wahrhaft virtuoſiſch begeiſterte Sängerin in ihren bunten Kleidern anſchaue, jemehr ich mich an dem ernſten ächt römiſchen Profil, an dem ſchönen Körperbau der Chitarrſpielerin ergötze, jemehr mich der höchſt vortreffliche Abbate beluſtigt, deſto freier und ſtärker tritt mir das Ganze ins wirkliche rege Leben. — Es iſt offenbar karrikirt im höheren Sinn, aber voll Heiterkeit und Anmuth! — Ich möchte nur gleich hineinſteigen in die Laube, und eine von den allerliebſten Korbflaſchen öffnen, die mich dort vom Tiſche herab anlächeln. — Wahrhaftig, mir iſt es, als ſpüre ich ſchon etwas von dem ſüßen Duft des Edlen Weins. — Nein, dieſe Anregung darf nicht verhauchen in der kalten nüchternen Luft, die uns hier umweht. — Dem herrlichen Bilde, der Kunſt, dem heitern Italia, wo hoch die Lebensluſt aufglüht, zu Ehren, laß uns hingehen und eine Flaſche italiäniſchen Weins ausſtechen.“ —

Theodor hatte, während Eduard dies in abgebrochenen Sätzen ſprach, ſchweigend und tief in ſich gekehrt da geſtanden. „Ja, das laß uns thun!“ fuhr er jetzt auf, wie aus einem Traum erwachend, aber kaum loskommen konnte er von dem Bilde, und als er, dem Freunde mechaniſch folgend, ſich ſchon an der Thür befand, warf er noch ſehnſüchtige Blicke zurück, nach den Sängerinnen und nach dem Abbate. Eduards Vorſchlag ließ ſich leicht ausführen. Sie gingen quer über die Straße, und bald ſtand in dem blauen Stübchen bei Sala Tarone eine Korbflaſche, ganz denen in der Weinlaube ähnlich, vor ihnen. „Es ſcheint mir aber," ſprach Eduard, nachdem ſchon einige Gläſer geleert waren, und Theodor noch immer ſtill und in ſich gekehrt blieb, „es ſcheint mir aber, als habe Dich das Bild auf ganz beſondere und gar nicht ſo luſtige Weiſe angeregt, als mich?" „Ich kann verſichern," erwiederte Theodor, „daß auch ich alles Heitere und Anmuthige des lebendigen Bildes in vollem Maaße genoſſen, aber ganz wunderbar iſt es doch, daß das Bild getreu eine Scene aus meinem Leben mit völliger Portraitähnlichkeit der handelnden Perſonen darſtellt. Du wirſt mir aber zugeſtehen, daß auch heitere Erinnerungen dann den Geiſt gar ſeltſam zu erſchüttern vermögen, wenn ſie auf ſolche ganz unerwartete ungewöhnliche Weiſe plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag geweckt, hervorſpringen. Dies iſt jetzt mein Fall." „Aus Deinem Leben," fiel Eduard ganz verwundert ein, „eine Scene aus Deinem Leben ſoll das Bild darſtellen? Für gut getroffene Portraits habe ich die Sängerinnen und den Abbate gleich gehalten, aber daß ſie Dir im Leben vorgekommen ſeyn ſollten? Nun, ſo erzähle nur gleich, wie das Alles zuſammenhängt, wir bleiben allein, niemand kommt um dieſe Zeit her." „Ich möchte das wohl thun," ſprach Theodor, „aber leider muß ich ſehr weit ausholen — von meiner Jugendzeit her." „Erzähle nur getroſt," erwiederte Eduard, „ich weiß ſo noch nicht viel von Deinen Jugendjahren. Dauert es lange, ſo folgt nichts ſchlimmeres daraus, als daß wir eine Flaſche mehr ausſtechen, als wir uns vorgenommen; das nimmt aber kein Menſch übel, weder wir, noch Herr Tarone."

Daß ich nun endlich, fing Theodor an, alles andere bei Seite geworfen und mich der edlen Muſica ganz und gar ergeben, darüber wunderte ſich niemand, denn ſchon als Knabe mochte ich ja kaum was anderes treiben, und klimperte Tag und Nacht auf meines Onkels alten, knarrenden, ſchwirrenden Flügel. Es war an dem kleinen Orte recht ſchlecht beſtellt um die Muſik, niemanden gab es, der mich hätte unterrichten können, als einen alten eigenſinnigen Organiſten, der war aber ein todter Rechenmeiſter und quälte mich ſehr mit finſtern übelklingenden Toccaten und Fugen. Ohne mich dadurch abſchrecken zu laſſen, hielt ich treulich aus. Manchmal ſchalt der Alte gar ärgerlich, aber er durfte nur wieder einmal einen wackern Satz in ſeiner ſtarken

Manier ſpielen, und verſöhnt war ich mit ihm und der Kunſt. Ganz wunderbar wurde mir dann oft zu Muthe, mancher Satz, vorzüglich von dem alten Sebaſtian Bach, glich beinahe einer geiſterhaften graulichen Erzählung, und mich erfaßten die Schauer, denen man ſich ſo gern hingiebt in der fantaſtiſchen Jugendzeit. Ein ganzes Eden erſchloß ſich mir aber, wenn, wie es im Winter zu geſchehen pflegte, der Stadtpfeifer mit ſeinen Geſellen, unterſtützt von ein Paar ſchwächlichen Dilettanten, ein Concert gab und ich in der Simphonie die Pauken ſchlug, welches mir vergönnt wurde wegen meines richtigen Takts. Wie lächerlich und toll dieſe Concerte oft waren, habe ich erſt ſpäter eingeſehen. Gewöhnlich ſpielte mein Lehrer zwei Flügel-Concerte von Wolff oder Emanuel Bach, ein Kunſtpfeifer-Geſell quälte ſich mit Stamitz, und der Acciſe-Einnehmer blies auf der Flöte gewaltig und übernahm ſich im Athem ſo, daß er beide Lichter am Pult ausblies, die immer wieder angezündet werden mußten. An Geſang war nicht zu denken, das tadelte mein Onkel, ein großer Freund und Verehrer der Tonkunſt, ſehr. Er gedachte noch mit Entzücken der älteren Zeit, als die vier Cantoren der vier Kirchen des Orts ſich verbanden zur Aufführung von Lottchen am Hofe, im Concertſaal. Vorzüglich pflegte er die Toleranz zu rühmen, womit die Sänger ſich zum Kunſtwerk vereinigt, da außer der katholiſchen und evangeliſchen noch die reformirte Gemeinde ſich in zwei Zungen, der deutſchen und franzöſiſchen, ſpaltete; der franzöſiſche Cantor ließ ſich das Lottchen nicht nehmen, und trug, wie der Onkel verſicherte, brillbewaffnet die Parthie mit dem anmuthigſten Falſet vor, der jemals aus einer menſchlichen Kehle herauspfiff. Nun verzehrte aber bei uns (am Orte, mein' ich) eine fünf und funfzigjährige Demoiſelle, Namens Meibel, die karge Penſion, welche ſie als jubilirte Hofſängerin aus der Reſidenz erhielt, und mein Onkel meinte richtig, die Meibel könne für das Geld noch wirklich was weniges jubiliren im Concerte. Sie that vornehm, und ließ ſich lange bitten, doch gab ſie endlich nach, und ſo kam es im Concerte auch zu Bravour-Arien. Es war eine wunderliche Perſon, dieſe Demoiſelle Meibel. Ich habe die kleine hagere Geſtalt noch lebhaft in Gedanken. Sehr feierlich und ernſt pflegte ſie mit ihrer Parthie in der Hand in einem buntſtoffnen Kleide vorzutreten, und mit einer ſanften Beugung des Oberleibes die Verſammlung zu begrüßen. Sie trug einen ganz ſonderbaren

Kopfputz, an deſſen Vorderſeite ein Strauß von italiäniſchen Porcellain-Blumen befeſtigt war, der, indem ſie ſang, ſeltſam zitterte und nickte. Wenn ſie geendigt und die Geſellſchaft nicht wenig applaudirt hatte, gab ſie ihre Parthie mit ſtolzem Blick meinem Lehrer, dem es vergönnt war, in die kleine Porcellain-Doſe zu greifen, die einen Mops vorſtellte und die ſie hervorgezogen, um daraus mit vieler Behaglichkeit Tabacк zu nehmen. Sie hatte eine garſtig quäkende Stimme, machte allerlei ſkurrile Schnörkel und Colloraturen und Du kannſt denken, wie dies, verbunden mit dem lächerlichen Eindruck ihrer äußeren Erſcheinung auf mich wirken mußte. Mein Onkel ergoß ſich in Lobeserhebungen, ich konnte das nicht begreifen und gab mich um ſo eher meinem Organiſten hin, der, überhaupt ein Verächter des Geſanges, in ſeiner hypochondriſchen boshaften Laune die alte poſſirliche Demoiſelle gar ergötzlich zu parodiren wußte.

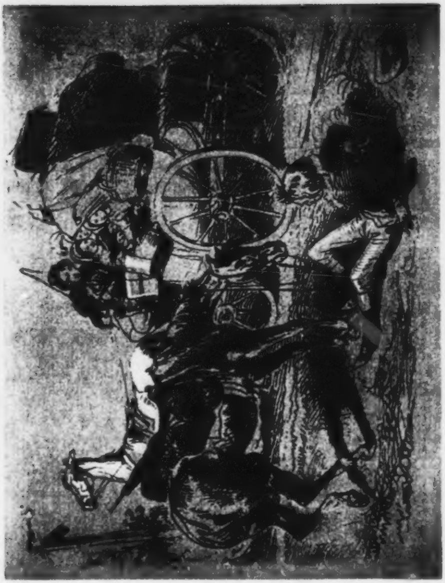
Je lebhafter ich jene Verachtung des Geſanges mit meinem Lehrer theilte, deſto höher ſchlug er mein muſikaliſches Genie an. Mit dem größeſten Eifer unterrichtete er mich im Contrapunkt und bald ſetzte ich die künſtlichſten Fugen und Tokkaten. Eben ſolch ein künſtliches Stück von meiner Arbeit ſpielte ich einſt an meinem Geburtstage (neunzehn Jahr war ich alt worden) dem Onkel vor, als der Kellner aus unſerm vornehmſten Gaſthauſe ins Zimmer trat, zwei ausländiſche eben gekommene Damen ankündigend. Noch ehe der Onkel den großgeblümten Schlafrock abwerfen und ſich ankleiden konnte, traten die Gemeldeten ſchon hinein. — Du weißt, wie jede fremde Erſcheinung auf den in kleinſtädtiſcher Beengtheit Erzogenen elektriſch wirkt; — zumal dieſe, welche ſo unerwartet in mein Leben trat, war ganz dazu geeignet, mich wie ein Zauberſchlag zu treffen. Denke Dir zwei ſchlanke hoch gewachſene Italiänerinnen, nach der letzten Mode fantaſtiſch bunt gekleidet, recht virtuoſiſch keck und doch gar anmuthig auf meinen Onkel zuſchreitend und auf ihn hineinredend mit ſtarker aber wohltönender Stimme. — Was ſprechen ſie denn für eine ſonderbare Sprache? — Nur zuweilen klingt es beinahe wie deutſch! — Der Onkel verſteht kein Wort — verlegen zurücktretend — ganz verſtummt zeigt er nach dem Sopha. Sie nehmen Platz — ſie reden unter einander, das tönt wie lauter Muſik. — Endlich verſtändigen ſie ſich dem Onkel, es ſind reiſende Sängerinnen, ſie wollen Concert geben am Orte und wenden ſich an ihn, der ſolche muſikaliſche Operationen einzuleiten vermag.

Wie ſie mit einander ſprachen, hatte ich ihre Vornamen herausgehorcht und es war mir, als könne ich, da zuvor mich die Doppelerſcheinung verwirrt, jetzt beſſer und deutlicher jede einzeln erfaſſen. Lauretta, anſcheinend die ältere, mit ſtrahlenden Augen umherblitzend, ſprach mit überwallender Lebhaftigkeit und heftiger Geſtikulation auf den ganz verlegenen Onkel hinein. Nicht eben zu groß, war ſie üppig gebaut und mein Auge verlor ſich in manchen mir noch fremden Reizen. Tereſina, größer, ſchlanker, länglichen ernſten Geſichts, ſprach nur wenig, indeſſen verſtändlicher dazwiſchen. Dann und wann lächelte ſie ganz ſeltſam, es war beinahe als ergötze ſie ſehr der gute Onkel, der ſich in ſeinen ſeidenen Schlafrock wie in ein Gehäuſe einzog, und vergebens ſuchte ein verrätheriſches gelbes Band zu verſtecken, womit die Nachtjacke zugebunden, und das immer wieder ellenlang aus dem Buſen hervorwedelte. Endlich ſtanden ſie auf, der Onkel verſprach für den dritten Tag das Concert anzuordnen und wurde ſammt mir, den er als einen jungen Virtuoſen vorgeſtellt, höflichſt auf Nachmittag zur Ciocolata von den Schweſtern eingeladen. Wir ſtiegen ganz feierlich und ſchwer die Treppen hinan, es war uns beiden ganz ſeltſam zu Muthe, als ſollten wir irgend ein Abentheuer beſtehen, dem wir nicht gewachſen. Nachdem der Onkel, gehörig dazu vorbereitet, über die Kunſt viel ſchönes geſprochen, welches niemand verſtand, weder er noch wir andern, nachdem ich mit der brühheißen Chokolade mir zweimal die Zunge verſengt, aber ein Scävola an ſtoiſchem Gleichmuth, gelächelt hatte zum wüthenden Schmerz, ſagte Lauretta, ſie wolle uns etwas vorſingen. Tereſina nahm die Chitarra, ſtimmte und griff einige volle Accorde. Nie hatte ich das Inſtrument gehört, ganz wunderbar erfaßte mich tief im Innerſten der dumpfe geheimnißvolle Klang, in dem die Saiten erbebten. Ganz leiſe fing Laurette den Ton an, den ſie aushielt bis zum Fortiſſimo und dann ſchnell losbrach in eine kecke krauſe Figur durch anderthalb Octaven. Noch weiß ich die Worte des Anfangs: „Sento l'amica speme." — Mir ſchnürte es die Bruſt zuſammen, nie hatte ich das geahnet. Aber ſo wie Lauretta immer kühner und freyer des Geſanges Schwingen regte, wie immer feuriger funkelnd der Töne Strahlen mich umfingen, da ward meine innere Muſik, ſo lange todt und ſtarr, entzündet und ſchlug empor in mächtigen herrlichen Flammen. Ach! — ich hatte ja zum erſtenmal in meinem Leben Muſik gehört. — Nun ſangen beide Schweſtern jene ernſte tief gehaltene Duetten vom Abbate Steffani. Tereſina's volltönender himmliſch reiner Alt drang mir durch die Seele. Nicht zurückhalten konnte ich meine innere Bewegung, mir ſtürzten die Thränen aus den Augen. Der Onkel räusperte ſich, mir mißfällige Blicke zuwerfend, das half nichts, ich war wirklich ganz außer mir. Den Sängerinnen ſchien das zu gefallen, ſie erkundigten ſich nach meinen muſikaliſchen Studien, ich ſchämte mich meines muſikaliſchen Treibens und mit der Dreiſtigkeit, die die Begeiſterung mir gegeben, erklärte ich geradezu heraus: erſt heute hätte ich Muſik gehört! „Il bon fanciullo," lispelte Lauretta recht ſüß und lieblich. Als ich nach Hauſe gekommen, befiel mich eine Art von Wuth, ich ergriff alle Tokkaten und Fugen, die ich zuſammengedrechſelt, ja ſogar fünf und vierzig Variationen über ein kanoniſches Thema, die der Organiſt komponirt und mir verehrt in ſauberer Abſchrift, warf alles in's Feuer und lachte recht hämiſch als der doppelte Contrapunkt ſo dampfte und kniſterte. Nun ſetzte ich mich an's Inſtrument und verſuchte erſt die Töne der Chitarra nachzuahmen, dann die Melodien der Schweſtern nachzuſpielen, ja endlich nachzuſingen. „Man quäke nicht ſo ſchrecklich und lege ſich ſein auf's Ohr," rief um Mitternacht endlich der Onkel, löſchte mir beide Lichter aus und kehrte in ſein Schlafzimmer zurück, aus dem er hervorgetreten. Ich mußte gehorchen. Der Traum brachte mir das Geheimniß des Geſanges — ſo glaubte ich — denn ich ſang vortrefflich „sento l'amica speme." — Den andern Morgen hatte der Onkel alles, was nur geigen und pfeifen konnte, zur Probe beſtellt. Stolz wollte er zeigen, wie herrlich unſere Muſik beſchaffen, es lief indeſſen höchſt unglücklich ab. Lauretta legte eine große Scene auf, aber gleich im Recitativ tobten ſie alle durcheinander, keiner hatte eine Idee vom Akkompagniren. Lauretta ſchrie — wüthete — weinte vor Zorn und Ungeduld. Der Organiſt ſaß am Flügel, über den fiel ſie her mit den bitterſten Vorwürfen. Er ſtand auf und ging in ſtummer Verſtocktheit zur Thüre hinaus. Der Stadtpfeifer, dem Lauretta ein: Asino maledetto, an den Kopf geworfen, hatte die Violine unter den Arm genommen und den Hut trotzig auf den Kopf geworfen. Er bewegte ſich ebenfalls nach der Thüre, die Geſellen, Bogen in die Saiten geſteckt, Mundſtücke abgeſchraubt, folgten. Blos die Dilettanten ſchauten umher mit weinerlichen Blicken und der Acciseinnehmer rief tragiſch: „O Gott, wie alterirt mich das!“ — Alle meine Schüchternheit hatte mich verlaſſen! Ich warf mich dem Stadtpfeifer in den Weg, ich bat, ich flehte, ich verſprach ihm in der Angſt ſechs neue Menuetts mit doppeltem Trio für den Stadtball. — Es gelang mir, ihn zu beſänftigen. Er kehrte zurück zum Pulte, die Geſellen traten heran, bald war das Orcheſter hergeſtellt, nur der Organiſt fehlte. Langſam wandelte er über den Markt, kein Winken, kein Zurufen lenkte ſeine Schritte zurück. Tereſina hatte alles mit verbiſſenem Lachen angeſehen; Lauretta, ſo zornig ſie erſt geweſen, ſo heiter war ſie jetzt. Sie lobte über Gebühr meine Bemühungen, ſie fragte mich, ob ich den Flügel ſpiele und ehe ich mir's verſah, ſaß ich an des Organiſten Stelle vor der Partitur. Noch nie hatte ich den Geſang begleitet oder gar ein Orcheſter dirigirt. Tereſina ſetzte ſich mir zur Seite an den Flügel und gab mir jedes Tempo an, ich bekam ein aufmunterndes Bravo nach dem andern von Lauretta, das Orcheſter fügte ſich, es ging immer beſſer. In der zweiten Probe wurde alles klar und die Wirkung des Geſanges der Schweſtern im Concerte war unbeſchreiblich. Es ſollten in der Reſidenz bei der Rückkunft des Fürſten viele Feierlichkeiten ſtattfinden, die Schweſtern waren hinüberberufen um auf dem Theater und im Concert zu ſingen; bis zur Zeit, wenn ihre Gegenwart nothwendig, hatten ſie ſich entſchloſſen in unſerm Städtchen zu verweilen, und ſo kam es denn, daß ſie noch ein paar Concerte gaben. Die Bewunderung des Publikums ging über in eine Art Wahnſinn. Nur die alte Meibel nahm bedächtig eine Prieſe aus dem Porzellan-Mops und meinte: ſolch impertinentes Geſchrei ſey kein Geſang, man müſſe hübſch duſe ſingen. Mein Organiſt ließ ſich gar nicht mehr ſehen, und ich vermißte ihn auch nicht. Ich war der glückſeligſte Menſch auf Erden! — Den ganzen Tag ſaß ich bei den Schweſtern, akkompagnirte und ſchrieb die Stimmen aus den Partituren zum Gebrauch in der Reſidenz. Lauretta war mein Ideal, alle böſen Launen, die entſetzlich aufbrauſende Heftigkeit — die virtuoſiſche Quälerei am Flügel — alles ertrug ich mit Geduld! — Sie, nur ſie hatte mir ja die wahre Muſik erſchloſſen. Ich fing an das Italiäniſche zu ſtudiren und mich in

Canzonetten zu verſuchen. Wie ſchwebte ich im höchſten Himmel, wenn Lauretta meine Compoſition ſang und ſie gar lobte! Oft war es mir, als habe ich das gar nicht gedacht, und geſetzt, ſondern in Lauretta's Geſange ſtrahle erſt der Gedanke hervor. An Tereſina konnte ich mich nicht recht gewöhnen, ſie ſang nur ſelten, ſchien nicht viel auf mein ganzes Treiben zu geben und zuweilen war es mir ſogar, als lache ſie mich hinterrücks aus. Endlich kam die Zeit der Abreiſe heran. Nun erſt fühlte ich, was mir Lauretta geworden und die Unmöglichkeit mich von ihr zu trennen. Oft, wenn ſie recht smorfiosa geweſen, liebkoſte ſie mich, wie wohl auf ganz unverfängliche Weiſe, aber mein Blut kochte auf und nur die ſeltſame Kälte, die ſie mir entgegen zu ſetzen wußte, hielt mich ab, hell auflodernd in toller Liebeswuth ſie in meine Arme zu faſſen. — Ich hatte einen leidlichen Tenor, den ich zwar nie geübt, der ſich aber jetzt ſchnell ausbildete. Häufig ſang ich mit Lauretta jene zärtliche italiäniſche Duettini, deren Zahl unendlich iſt. Eben ein ſolches Duett ſangen wir, die Abreiſe war nahe — „senza di te ben mio, vivere non poss'io." — Wer vermochte das zu ertragen! — Ich ſtürzte zu Lauretta's Füßen — ich war in Verzweiflung! Sie hob mich auf: „aber mein Freund! dürfen wir uns denn trennen?" — Ich horchte voll Erſtaunen hoch auf. Sie ſchlug mir vor, mit ihr und Tereſina nach der Reſidenz zu gehen, denn aus dem Städtchen heraus müßte ich doch einmal, wenn ich mich der Muſik ganz widmen wolle. Denke Dir einen, der in den ſchwärzeſten bodenloſen Abgrund ſtürzt, er verzweifelt am Leben, aber in dem Augenblick, wo er den Schlag, der ihn zerſchmettert, zu empfinden glaubt, ſitzt er in einer herrlichen hellen Roſenlaube und hundert bunte Lichterchen umhüpfen ihn und rufen: Liebſter, bis dato leben Sie noch! — So war mir jetzt zu Muthe. Mit nach der Reſidenz! das ſtand feſt in meiner Seele! — Nicht ermüden will ich Dich damit, wie ich es anfing dem Onkel zu beweiſen, daß ich nun durchaus nach der ohnehin nicht ſehr entfernten Reſidenz müßte. Er gab endlich nach, verſprach ſogar mitzureiſen. Welch ein Strich durch die Rechnung! — Meine Abſicht mit den Sängerinnen zu reiſen, durfte ich ja nicht laut werden laſſen. Ein tüchtiger Katarrh, der den Onkel befiel, rettete mich. Mit der Poſt fuhr ich von dannen, aber nur bis auf die nächſte Station, wo ich blieb, um meine Göttin zu erwarten. Ein wohlgeſpickter

Beutel ſetzte mich in den Stand, alles gehörig vorzubereiten. Recht romantiſch wollte ich die Damen wie ein beſchützender Paladin zu Pferde begleiten; ich wußte mir einen nicht beſonders ſchönen, aber nach der Verſicherung des Verkäufers geduldigen Gaul zu verſchaffen und ritt zur beſtimmten Zeit den Sängerinnen entgegen. Bald kam der kleine zweiſitzige Wagen langſam heran. Den Hinterſitz hatten die Schweſtern eingenommen, auf dem kleinen Rückſitz ſaß ihr Kammermädchen, die kleine dicke Gianna, eine braune Neapolitanerin. Außerdem war noch der Wagen mit allerlei Kiſten, Schachteln und Körben, von denen reiſende Damen ſich nie trennen, vollgepackt. Von Gianna's Schooße bellten mir zwei kleine Möpſe entgegen, als ich froh die Erwarteten begrüßte. Alles ging glücklich von ſtatten, wir waren ſchon auf der letzten Station, da hatte mein Pferd den beſondern Einfall, nach der Heimath zurückkehren zu wollen. Das Bewußtſein, in dergleichen Fällen nicht mit ſonderlichem Erfolg Strenge brauchen zu können, rieth mir alle nur mögliche ſanfte Mittel zu verſuchen, aber der ſtarrſinnige Gaul blieb ungerührt bei meinem freundlichen Zureden. Ich wollte vorwärts, er rückwärts, alles was ich mit Mühe über ihn erhielt, war, daß, ſtatt rückwärts auszureißen, er ſich nur im Kreiſe drehte. Tereſina bog ſich zum Wagen heraus und lachte ſehr, während Lauretta beide Hände vor dem Geſicht, laut aufſchrie, als ſey ich in größter Lebensgefahr. Das gab mir den Muth der Verzweiflung, ich drückte beide Sporen dem Gaul in die Rippen, lag aber auch in demſelben Augenblick unſanft hinabgeſchleudert auf dem Boden. Das Pferd blieb ruhig ſtehen, und ſchaute mich mit lang vorgerecktem Halſe ordentlich verhöhnend an. Ich vermochte nicht aufzuſtehen, der Kutſcher eilte mir zu helfen, Lauretta war herausgeſprungen und weinte und ſchrie, Tereſina lachte unaufhörlich. Ich hatte mir den Fuß verſtaucht und konnte nicht wieder auf's Pferd. Wie ſollte ich fort? Das Pferd wurde an den Wagen gebunden, in den ich hineinkriechen mußte. Denke Dir zwei ziemlich robuſte Frauenzimmer, eine dicke Magd, zwei Möpſe, ein Dutzend Kiſten, Schachteln und Körbe, und nun noch mich dazu in einen kleinen zweiſitzigen Wagen zuſammengepackt — denke Dir Lauretta's Jammern über den unbequemen Sitz — das Heulen der Möpſe — das Geſchnatter der Neapolitanerin — Tereſina's Schmollen — meinen unſäglichen Schmerz am Fuße, und Du wirſt das Anmuthige

Blatt 2



meiner Lage ganz empfinden. Tereſina konnte es, wie ſie ſagte, nicht länger aushalten. Man hielt, mit einem Satz war ſie aus dem Wagen heraus. Sie band mein Pferd los, ſetzte ſich quer über den Sattel und trabte und kourbettirte vor uns her. Geſtehen mußte ich, daß ſie ſich gar herrlich ausnahm. Die ihr in Gang und Stellung eigene Hoheit und Grazie zeigte ſich noch mehr auf dem Pferde. Sie ließ ſich die Chitarra hinausreichen und, die Zügel um den Arm geſchlungen, ſang ſie ſtolze ſpaniſche Romanzen, volle Accorde dazu greifend. Ihr helles ſeidenes Kleid flatterte, im ſchimmernden Faltenwurf ſpielend, und wie in den Tönen koſende Luftgeiſter, nickten und wehten die weißen Federn auf ihrem Hute. Die ganze Erſcheinung war hoch romantiſch, ich konnte kein Auge von Tereſina wenden, unerachtet Lauretta ſie eine phantaſtiſche Närrin ſchalt, der die Keckheit übel bekommen würde. Es ging aber glücklich, das Pferd hatte allen Starrſinn verloren oder es war ihm die Sängerin lieber als der Paladin, kurz — erſt vor den Thoren der Reſidenz, kroch Tereſina wieder in's Wagengehäuſe hinein.

Sieh mich jetzt in Concerten und Opern, ſieh mich in aller möglichen Muſik ſchwelgen — ſieh mich als fleißigen Correpetitore am Flügel, Arien, Duetten, und was weiß ich ſonſt einſtudiren. Du merkſt es dem ganz veränderten Weſen an, daß ein wunderbarer Geiſt mich durchdringt. Alle kleinſtädtiſche Scheu iſt abgeworfen, wie ein Maeſtro ſitze ich am Flügel vor der Partitur, die Scenen meiner Donna dirigirend. — Mein ganzer Sinn — meine Gedanken ſind ſüße Melodie. — Ich ſchreibe unbekümmert um contrapunktiſche Künſte, allerlei Canzonetten und Arien, die Lauretta ſingt, wie wohl nur im Zimmer. — Warum will ſie nie etwas von mir im Concert ſingen? — Ich begreife es nicht! — Aber Tereſina erſcheint mir zuweilen auf ſtolzem Roß mit der Lyra, wie die Kunſt ſelbſt in kühner Romantik — unwillkührlich ſchreib' ich manch' hohes ernſtes Lied! — Es iſt wahr, Lauretta ſpielt mit den Tönen wie eine launiſche Feenkönigin. Was darf ſie wagen, das ihr nicht glückt? Tereſina bringt keine Roulade heraus — ein ſimpler Vorſchlag, ein Mordent höchſtens, aber ihr langgehaltener Ton leuchtet durch finſtern Nachtgrund und wunderbare Geiſter werden wach und ſchauen mit ernſten Augen tief hinein in die Bruſt. — Ich weiß nicht, wie ich ſo lange dafür verſchloſſen ſein konnte. —

Das den Schweſtern bewilligte Benefiz-Concert war herangekommen, Lauretta ſang mit mir eine lange Scene von Anfoſſi. Ich ſaß wie gewöhnlich am Flügel. Die letzte Fermate trat ein. Lauretta bot alle ihre Kunſt auf, Nachtigalltöne wirbelten auf und ab — aushaltende Noten — dann bunte krauſe Rouladen, ein ganzes Solfeggio! In der That ſchien mir das Ding diesmal beinahe zu lang, ich fühlte einen leiſen Hauch; Tereſina ſtand hinter mir. In demſelben Augenblick holte Laurette aus, zum anſchwellenden Harmonika-Triller, mit ihm wollte ſie in das a Tempo hinein. Der Satan regierte mich, nieder ſchlug ich mit beiden Händen den Accord, das Orcheſter folgte, geſchehen war es um Lauretta's Triller, um den höchſten Moment, der alles in Staunen ſetzen ſollte. Lauretta, mit wüthenden Blicken mich durchbohrend, riß die Parthie zuſammen, warf ſie mir an den Kopf, daß die Stücke um mich her flogen und rannte wie raſend durch das Orcheſter in das Nebengemach. So wie das Tutti geſchloſſen, eilte ich nach. Sie weinte, ſie tobte. „Mir aus den Augen Frevler,“ ſchrie ſie mir entgegen — „Teufel, der hämiſch mich um Alles gebracht — um meinen Ruhm, um meine Ehre — ach um meinen Trillo — Mir aus den Augen verruchter Sohn der Hölle!“ — Sie fuhr auf mich los, ich entſprang durch die Thüre. Während des Concerts, das eben Jemand vortrug, gelang es endlich Tereſinen und dem Kapellmeiſter die Wüthende ſo weit zu beſänftigen, daß ſie wieder vorzutreten ſich entſchloß; ich durfte aber nicht mehr an den Flügel. Im letzten Duett, das die Schweſtern ſangen, brachte Lauretta noch wirklich den anſchwellenden Harmonikatriller an, wurde über die Maßen beklatſcht und gerieth in die beſte Stimmung. Ich konnte indeſſen die üble Behandlung, die ich in Gegenwart ſo vieler fremder Perſonen von Lauretta erduldet, nicht verwinden, und war feſt entſchloſſen, den andern Morgen nach meiner Vaterſtadt zurück zu reiſen. Eben packte ich meine Sachen zuſammen, als Tereſina in mein Stübchen trat. Mein Beginnen gewahrend rief ſie voll Erſtaunen: „Du willſt uns verlaſſen?“ ich erklärte, daß, nachdem ich ſolche Schmach von Lauretta erduldet, ich länger in ihrer Geſellſchaft nicht bleiben könne. „Alſo die tolle Aufführung einer Närrin, ſprach Tereſina, die ſie ſchon herzlich bereut, treibt Dich fort? Kannſt Du denn aber beſſer leben in Deiner Kunſt als bei uns? Nur auf Dich kommt es ja an, durch Dein Betragen Lauretta von ähnlichem Beginnen abzuhalten. Du biſt zu nachgiebig, zu ſüß, zu ſanft. Ueberhaupt ſchlägſt Du Lauretta's Kunſt zu hoch an. Sie hat keine üble Stimme und viel Umfang, das iſt wahr, aber alle dieſe ſonderbaren wirblichen Schnörkel, die ungemeſſenen Läufe, dieſe ewigen Triller, was ſind ſie anders, als blendende Kunſtſtückchen, die ſo bewundert werden, wie die waghalſigen Sprünge des Seiltänzers! Kann denn ſo etwas tief in uns eindringen und das Herz rühren? Den Harmonika-Triller, den Du verdorben, kann ich nun gar nicht leiden, es wird mir ängſtlich und weh dabei. Und dann dies hoch hinauf Klettern in die Region der drei Striche, iſt das nicht ein erzwungenes Ueberſteigen der natürlichen Stimme, die doch nur allein wahrhaft rührend bleibt? Ich lobe mir die Mittel- und die tiefen Töne. Ein in das Herz dringender Laut, ein wahrhaftes Portamento di voce geht mir über alles. Keine unnütze Verzierung, ein feſt und ſtark gehaltener Ton — ein beſtimmter Ausdruck, der Seele und Gemüth erfaßt, das iſt der wahre Geſang und ſo ſinge ich. Magſt Du Lauretta nicht mehr leiden, ſo denke an Tereſina, die Dich ſo gern hat, weil Du nach Deiner eigentlichen Art und Weiſe eben mein Maeſtro und Compoſitore werden wirſt. — Nimm mir's nicht übel! Alle Deine zierlichen Canzonetten und Arien ſind gar nichts werth gegen das einzige." — Tereſina ſang mit ihrer ſonoren Stimme einen einfachen kirchenmäßigen Canzone, den ich vor wenigen Tagen geſetzt. Nie hatte ich geahnt, daß das ſo klingen könnte. Die Töne drangen mit wunderbarer Gewalt in mich hinein, die Thränen ſtanden mir in den Augen vor Luſt und Entzücken, ich ergriff Tereſina's Hand, ich drückte ſie tauſendmal an den Mund, ich ſchwur, mich niemals von ihr zu trennen. — Lauretta ſah mein Verhältniß mit Thereſina mit neidiſchem verbiſſenen Aerger an, indeſſen ſie bedurfte meiner, denn trotz ihrer Kunſt war ſie nicht im Stande, Neues ohne Hülfe einzuſtudiren, ſie las ſchlecht und war auch nicht tactfeſt. Tereſina las alles vom Blatt, und daneben war ihr Tactgefühl ohne Gleichen. Nie ließ Lauretta ihren Eigenſinn und ihre Heftigkeit mehr aus als beim Accompagniren. Nie war ihr die Begleitung recht — ſie behandelte das als ein nothwendiges Uebel — man ſollte den Flügel gar nicht hören, immer pianissimo — immer nachgeben und nachgeben — jeder Tact anders, ſo wie es in ihrem Kopfe ſich nun gerade geſtaltet hatte im Moment. Jetzt ſetzte ich mich ihr mit feſtem Sinn entgegen, ich bekämpfte ihre Unarten, ich bewies ihr, daß ohne Energie keine Begleitung denkbar ſei, daß Tragen des Geſanges ſich merklich unterſcheide von tactloſer Zerfloſſenheit. Tereſina unterſtützte mich treulich. Ich komponirte nur Kirchenſachen und gab alle Soli der tiefen Stimme. Auch Tereſina hofmeiſterte mich nicht wenig, ich ließ es mir gefallen, denn ſie hatte mehr Kenntniß und (ſo glaubte ich) mehr Sinn für deutſchen Ernſt als Lauretta.

Wir durchzogen das ſüdliche Deutſchland. In einer kleinen Stadt trafen wir auf einen italiäniſchen Tenor, der von Mailand nach Berlin wollte. Meine Damen waren entzückt über den Landsmann; er trennte ſich nicht von ihnen, vorzüglich hielt er ſich an Tereſina, und zu meinem nicht geringen Aerger ſpielte ich eine ziemlich untergeordnete Rolle. Einſt wollte ich mit einer Partitur unter dem Arm gerade ins Zimmer treten, als ich drinnen ein lebhaftes Geſpräch zwiſchen meinen Damen und dem Tenor vernahm. Mein Name wurde genannt — ich ſtutzte, ich horchte. Das Italiäniſche verſtand ich jetzt ſo gut, daß mir kein Wort entging. Lauretta erzählte eben den tragiſchen Vorfall im Concert, wie ich ihr durch unzeitiges Niederſchlagen den Triller abgeſchnitten. „Asino tedesco,“ rief der Tenor — es war mir zu Muthe als müßte ich hinein, und den luſtigen Theaterhelden zum Fenſter hinauswerfen — ich hielt an mich. Lauretta ſprach weiter, daß ſie mich gleich fortjagen wollen, indeſſen ſei ſie durch mein flehentliches Bitten bewogen worden, mich noch ferner um ſich zu dulden aus Mitleid, da ich bei ihr den Geſang ſtudiren wollen. Tereſina beſtätigte dies zu meinem nicht geringen Erſtaunen. „Es iſt ein gutes Kind,“ fügte ſie hinzu, „jetzt iſt er in mich verliebt, und ſetzt alles für den Alt. Einiges Talent iſt in ihm, aber er muß ſich aus dem Steifen und Ungelenken herausarbeiten, das den Deutſchen eigen. Ich hoffe mir aus ihm einen Compoſitore zu bilden, der mir, da wenig für den Alt geſchrieben wird, einige tüchtige Sachen ſetzt, nachher laſſe ich ihn laufen. Er iſt mit ſeinem Liebeln und Schmachten ſehr langweilig, auch quält er mich zu ſehr mit ſeinen leidigen Compoſitionen, die zur Zeit ganz erbärmlich ſind.“ „Wenigſtens bin ich ihn jetzt los, fiel Lauretta ein, was hat mich der Menſch verfolgt mit ſeinen Arien und Duetten, weißt Du wohl noch Tereſina?“ — Nun fing Lauretta ein Duett an, das ich komponirt, und das ſie ſonſt hoch gerühmt hatte. Tereſina nahm die zweite Stimme auf und beide parodirten in Stimme und Vortrag mich auf das Grauſamſte. Der Tenor lachte, daß es im Zimmer ſchallte, ein Eisſtrom goß ſich durch meine Glieder — mein Entſchluß war gefaßt unwiderruflich. Leiſe ſchlich ich mich fort von der Thür in mein Zimmer zurück, deſſen Fenſter in die Seitenſtraße gingen. Gegenüber war die Poſt gelegen, eben fuhr der Bamberger Poſtwagen vor, der gepackt werden ſollte. Die Paſſagiere ſtanden ſchon vor dem Thorwege, doch hatte ich noch eine Stunde Zeit. Schnell raffte ich meine Sachen zuſammen, bezahlte großmüthig die ganze Rechnung im Gaſthofe, und eilte nach der Poſt. Als ich durch die breite Straße fuhr, ſah ich meine Damen, die mit dem Tenor noch am Fenſter ſtanden, und ſich auf den Schall des Poſthorns herausbückten. Ich drückte mich zurück in den Hintergrund und dachte recht mit Luſt an die tödtende Wirkung des gallbittern Billets, das ich für ſie im Gaſthofe zurückgelaſſen hatte. —

Mit vieler Behaglichkeit ſchlürfte Theodor die Neige des glühenden Aleatiko aus, die ihm Eduard eingeſchenkt. „Der Tereſina,“ ſprach dieſer, indem er eine neue Flaſche öffnete und geſchickt den oben ſchwimmenden Oeltropfen wegſchüttete, „der Tereſina hätte ich ſolche Falſchheit und Tücke nicht zugetraut. Das anmuthige Bild, wie ſie zu Pferde, das in zierlichen Courbetten daher tanzt, ſpaniſche Romanzen ſingt, kommt mir nicht aus den Gedanken.“ Das war ihr Culminationspunkt, fiel Theodor ein. Noch erinnere ich mich des ſeltſamen Eindrucks, den die Scene auf mich machte. Ich vergaß meine Schmerzen; Tereſina kam mir in der That wie ein höheres Weſen vor. Daß ſolche Momente tief in's Leben greifen und urplötzlich manches eine Form gewinnt, die die Zeit nicht verdüſtert, iſt nur zu wahr. Iſt mir jemals eine kecke Romanze gelungen, ſo trat gewiß in dem Augenblick des Schaffens Tereſina's Bild recht klar und farbigt aus meinem Innern hervor.

„Doch,“ ſprach Eduard, „laß uns auch die kunſtreiche Lauretta nicht vergeſſen, und gleich, allen Groll bei Seite geſetzt, auf das Wohl beider Schweſtern anſtoßen.“ — Es geſchah! — „Ach,“ ſprach Theodor: „wie wehen doch aus dieſem Wein die holden Düfte Italiens mich an — wie glüht mir doch friſches Leben durch Nerven und Adern! — Ach warum mußte ich doch das herrliche Land ſo ſchnell wieder verlaſſen!“ „Aber,“ fiel Eduard ein: „noch fand ich in Allem, was Du erzählteſt, keinen Zuſammenhang mit dem himmliſchen Bilde und ſo, glaube ich, haſt Du noch mehr von den Schweſtern zu ſagen. Wohl merke ich, daß die Damen auf dem Bilde keine anderen ſind als eben Lauretta und Tereſina ſelbſt.“ „So iſt es in der That,“ erwiederte Theodor: „und meine ſehnſüchtigen Stoßſeufzer nach dem herrlichen Lande leiten ſehr gut das ein, was ich noch zu erzählen habe. Kurz vorher, als ich vor zwei Jahren Rom verlaſſen wollte, machte ich zu Pferde einen kleinen Abſtecher. Vor einer Lokanda ſtand ein recht freundliches Mädchen und es fiel mir ein, wie behaglich es ſein müſſe, mir von dem niedlichen Kinde einen Trunk edlen Weins reichen zu laſſen. Ich hielt vor der Hausthüre in dem von glühenden Streiflichtern durchglänzten Laubgange. Mir ſchallten aus der Ferne Geſang und Chitarratöne entgegen. — Ich horchte hoch auf, denn die beiden weiblichen Stimmen wirkten ganz ſonderbar auf mich, ſeltſam gingen dunkle Erinnerungen in mir auf, die ſich nicht geſtalten wollten. Ich ſtieg vom Pferde und näherte mich langſam und auf jeden Ton lauſchend der Weinlaube, aus der die Muſik zu ertönen ſchien. Die zweite Stimme hatte geſchwiegen. Die erſte ſang allein eine Canzonetta. Je näher ich kam, deſto mehr verlor ſich das Bekannte, das mich erſt ſo angeregt hatte. Die Sängerin war in einer bunten krauſen Fermate begriffen. Das wirbelte auf und ab — auf und ab — endlich hielt ſie einen langen Ton — aber nun brach eine weibliche Stimme plötzlich in tolles Zanken aus — Verwünſchungen, Flüche, Schimpfreden! — Ein Mann proteſtirt, ein anderer lacht. — Eine zweite weibliche Stimme miſcht ſich in den Streit. Immer toller und toller brauſt der Zank mit aller italiäniſchen Rabbia! — Endlich ſtehe ich dicht vor der Laube — ein Abbate ſtürzt heraus und rennt mich beinahe über den Haufen — er ſieht ſich nach mir um, ich erkenne meinen guten Signor Ludovico, meinen muſikaliſchen Neuigkeitsträger aus Rom! — „Was um des Himmelswillen“ rufe ich — „Ah Signor Maeſtro! — Signor Maeſtro“ ſchreit er: „Retten Sie mich — ſchützen Sie mich vor dieſer Wüthenden — vor dieſem Krokodill — dieſem Tiger — dieſer Hyäne — dieſem Teufel von Mädchen. — Es iſt wahr — es iſt wahr — ich gab den Takt zu Anfoſſis Canzonetta, und ſchlug zu unrechter Zeit mitten in der Fermate nieder — ich ſchnitt ihr den Trillo ab — aber warum ſah ich ihr in die Augen, der ſataniſchen Göttin! — Hole der Teufel alle Fermaten — alle Fermaten!“ — In ganz beſonderer Bewegung trat ich mit dem Abbate raſch in die Weinlaube und erkannte auf den erſten Blick die Schweſtern Lauretta und Tereſina. Noch ſchrie und tobte Lauretta, noch ſprach Tereſina heftig in ſie hinein — der Wirth, die nackten Arme über einander geſchlagen, ſchaute lachend zu, während ein Mädchen den Tiſch mit neuen Flaſchen beſetzte. So wie mich die Sängerinnen erblickten, ſtürzten ſie über mich her: „Ah Signor Theodoro!“ und überhäuften mich mit Liebkoſungen. Aller Streit war vergeſſen. „Seht hier,“ ſprach Lauretta zum Abbate: „Seht hier einen Compoſitore graziös wie ein Italiener, ſtark wie ein Deutſcher!“ — Beide Schweſtern, ſich mit Heftigkeit ins Wort fallend, erzählten nun von den glücklichen Tagen unſers Beiſammenſeins, von meinen tiefen muſikaliſchen Kenntniſſen ſchon als Jüngling — von unſern Uebungen — von der Vortrefflichkeit meiner Compoſitionen — nie hätten ſie etwas anderes ſingen mögen, als was ich geſetzt — Tereſina verkündigte mir endlich, daß ſie von einem Impreſſario zum nächſten Carneval als erſte tragiſche Sängerin engagirt worden, ſie wolle aber erklären, daß ſie nur unter der Bedingung ſingen werde, wenn mir wenigſtens die Compoſition einer tragiſchen Oper übertragen würde. — Das Ernſte Tragiſche ſey doch nun einmal mein Fach u. ſ. w. Lauretta meinte dagegen: „Schade ſei es, wenn ich nicht meinem Hange zum Zierlichen, Anmuthigen, kurz zur Opera buffa nachgeben wollte. Für dieſe ſei ſie als erſte Sängerin engagirt, und daß niemand anders als ich die Oper, in der ſie zu ſingen hätte, komponiren ſolle, verſtehe ſich von ſelbſt. Du kannſt denken, mit welchen beſonderen Gefühlen ich zwiſchen beiden ſtand. Uebrigens ſiehſt Du, daß die Geſellſchaft, zu der ich trat, eben diejenige iſt, welche Hummel malte und zwar in dem Moment, als der Abbate eben im Begriff iſt in Lauretta's Fermate hineinzuſchlagen.“ „Aber dachten ſie denn,“ ſprach Eduard: „gar nicht an Dein Scheiden, an das gallbittre Billet?“ „Auch nicht mit einem Worte,“ erwiederte Theodor, „und ich eben ſo wenig, denn längſt war aller Groll aus meiner Seele gewichen und mein Abentheuer mit den Schweſtern mir ſpaßhaft geworden. Das einzige was ich mir erlaubte, war, dem Abbate zu erzählen, wie vor mehreren Jahren mir auch in einer Anfoſſiſchen Arie ein ganz gleicher Unfall begegnet, wie heute ihm. Ich drängte mein ganzes Beiſammenſeyn mit den Schweſtern in die tragikomiſche Scene hinein, und ließ kräftige Seitenhiebe austheilend die Schweſtern das Uebergewicht fühlen, das die an mancher Lebens- und Kunſterfahrung reichen Jahre mir über ſie gegeben hatten. Und gut war es doch, ſchloß ich, daß ich hineinſchlug in die Fermate, denn das Ding war angelegt auf ewige Zeiten und ich glaube, ließ ich die Sängerin gewähren, ſo ſäß ich noch am Flügel.“ „Doch! Signor,“ erwiederte der Abbate: „welcher Maeſtro darf ſich anmaßen der Prima donna Geſetze zu geben, und dann war Ihr Vergehen viel größer als das meinige, im Concertſaal, und hier in der Laube — eigentlich war ich nur Maeſtro in der Idee, niemand durfte was darauf geben — und hätte mich dieſer himmliſchen Augen ſüßer Feuerblick nicht bethört, ſo wär’ ich nicht ein Eſel geweſen.“ Des Abbate letzte Worte waren heilbringend, denn Lauretta, deren Augen während der Abbate ſprach, wieder zornig zu funkeln anfingen, wurde dadurch ganz beſänftigt.

Wir blieben den Abend über beiſammen. Vierzehn Jahre, ſo lange war es her als ich mich von den Schweſtern trennte, ändern viel. Lauretta hatte ziemlich gealtert, indeſſen war ſie noch jetzt nicht ohne Reiz. Tereſina hatte ſich beſſer erhalten und ihr ſchöner Wuchs nicht verloren. Beide gingen ziemlich bunt gekleidet, und ihr ganzer Anſtand war wie ſonſt, alſo vierzehn Jahre jünger als ſie ſelbſt. Tereſina ſang auf meine Bitte einige der ernſten Lieder, die mich ſonſt tief ergriffen hatten, aber es war mir als hätten ſie anders in meinem Innern wieder geklungen und ſo war auch Lauretta’s Geſang, hatte ihre Stimme auch weder an Stärke und Höhe zu merklich verloren, ganz von dem verſchieden, der als der ihrige in meinem Innern lebte. Schon dieſes Aufdringen der Vergleichung einer innern Idee mit der nicht eben erfreulichen Wirklichkeit, mußte mich noch mehr verſtimmen, als es das Betragen der Schweſtern gegen mich, ihre erheuchelte Extaſe, ihre unzarte Bewunderung, die doch ſich wie gnädige Protektion geſtaltete, ſchon vorher gethan hatte. — Der drollige Abbate, der mit aller nur erdenklichen Süßigkeit den Amoroſo von beiden Schweſtern machte, der gute Wein reichlich genoſſen, gaben mir endlich meinen Humor wieder, ſo daß der Abend recht froh in heller Gemüthlichkeit verging. Auf das eifrigſte luden mich die Schweſtern zu ſich ein, um gleich mit ihnen das nöthige über die

Parthien zu verabreden, die ich für ſie ſetzen ſollte. — Ich verließ Rom ohne ſie weiter aufzuſuchen.

„Und doch,“ ſprach Eduard: „haſt Du ihnen das Erwachen Deines innern Geſanges zu verdanken.“ „Allerdings,“ erwiederte Theodor: „und eine Menge guter Melodien dazu, aber eben deshalb hätte ich ſie nie wiederſehen ſollen. Jeder Componiſt erinnert ſich wohl eines mächtigen Eindrucks, den die Zeit nicht vernichtet. Der im Ton lebende Geiſt ſprach und das war das Schöpfungswort, welches urplötzlich den ihm verwandten im Innern ruhenden Geiſt weckte; mächtig ſtrahlte er hervor und konnte nie mehr untergehen. Gewiß iſt es, daß, ſo angeregt, alle Melodien die aus dem Innern hervorgehen, uns nur der Sängerin zu gehören ſcheinen, die den erſten Funken in uns warf. Wir hören ſie und ſchreiben es nur auf, was ſie geſungen. Es iſt aber das Erbtheil von uns Schwachen, daß wir, an der Erdſcholle klebend, ſo gern das Ueberirdiſche hinabziehen wollen in die irdiſche ärmliche Beengtheit. So wird die Sängerin unſere Geliebte — wohl gar unſere Frau! — Der Zauber iſt vernichtet und die innere Melodie, ſonſt herrliches verkündend, wird zur Klage über eine zerbrochene Suppenſchüſſel oder einen Tintenfleck in neuer Wäſche. — Glücklich iſt der Componiſt zu preiſen, der niemals mehr im irdiſchen Leben die wiederſchaut, die mit geheimnißvoller Kraft ſeine innere Muſik zu entzünden wußte. Mag der Jüngling ſich heftig bewegen in Liebesqual und Verzweiflung, wenn die holde Zauberin von ihm geſchieden, ihre Geſtalt wird ein himmelherrlicher Ton und der lebt fort in ewiger Jugendfülle und Schönheit und aus ihm werden die Melodien geboren, die nur ſie und wieder ſie ſind. Was iſt ſie denn nun aber anders als das höchſte Ideal, das aus dem Innern heraus ſich in der äußern fremden Geſtalt ſpiegelte.“

„Sonderbar aber ziemlich plauſibel,“ ſagte Eduard, als die Freunde Arm in Arm aus dem Taroniſchen Laden hinausſchritten ins Freie.

Die Freunde ſtimmten darin überein, daß, wenn auch Theodors Erzählung nicht im eigentlichſten Sinn wie er einmal angenommen, ſerapiontiſch zu nennen, da er Bild und Geſtalten, die er beſchrieben, wohl auch mit leiblichen Augen geſchaut, ihr doch eine gewiſſe frohe und freie Gemüthlichkeit nicht abzuſprechen und ſie daher des Serapionclubbs nicht ganz unwürdig zu nennen ſey. Du haſt, ſprach Ottmar, Du haſt mein lieber Freund Theodor! mir durch Deine Erzählung Deine Beſtrebungen in der herrlichen Kunſt der Muſik recht vor Augen gebracht. Ein jeder von uns trachtete Dich hin zu verlocken in ein anderes Gebiet. Während Lothar nur Inſtrumentalſachen von Dir hören wollte, beſtand ich auf komiſche Opern und während Cyprian in, wie er jetzt eingeſtehen wird, gänzlich form- und regelloſen Gedichten, die Du componiren ſollteſt, Dir das Unerhörte zutraute, gefielſt Du Dich nur in ernſter Kirchenmuſik. So wie die Sachen nun einmal ſtehen, möchte doch wohl die ernſte tragiſche Oper die höchſte Stufe ſeyn die zu erreichen der Componiſt ſtreben muß, und es iſt mir unbegreiflich, daß Du nicht ſchon längſt ein ſolches Werk unternommen und etwas Tüchtiges geleiſtet haſt.

Wer anders, erwiederte Theodor, wer anders iſt Schuld an meiner Säumniß als Du Ottmar eben ſo wie Cyprian und Lothar? Hat ſich wohl einer von Euch entſchließen können mir eine Oper zu ſchreiben alles Bittens, Flehens, Andringens ungeachtet?

Wunderlicher Menſch, ſprach Cyprian, hab' ich nicht genug mit Dir über Operntexte geſprochen, verwarfſt Du nicht die ſublimſten Ideen als gänzlich unausführbar? — Verlangteſt Du nicht zuletzt ſonderbarer Weiſe, daß ich förmlich Muſik ſtudiren ſolle, um Deine Bedürfniſſe verſtehen und ſie befriedigen zu können? — Da mußte mir ja wohl alle Luſt zur Poeſie der Art vergehen, als Du, von dem ich das nimmermehr geglaubt, zeigteſt, daß Du eben ſo gut wie alle handwerksmäßige Componiſten, Kapellmeiſter und Muſikdirektoren an der hergebrachten Form klebſt und davon auf keine Weiſe abweichen willſt.

Was aber, nahm Lothar das Wort, was aber gar nicht zu erklären iſt. — Sagt, warum in aller Welt ſchreibt ſich Theodor, der des Wortes, des poetiſchen Ausdrucks mächtig iſt, nicht ſelbſt eine Oper? — Warum muthet er uns zu, daß wir Muſiker werden ſollen und unſer dichteriſches Talent verſchwenden nur um ein Ding zu ſchaffen, dem er erſt Leben und Regung giebt? Kennt er nicht am beſten ſein Bedürfniß? — Liegt es nicht bloß an der Imbezillität der mehrſten Componiſten, an ihrer einſeitigen Ausbildung, daß ſie anderer Hülfe bedürfen zu ihrem Werk? — Iſt denn nicht vollkommene

Einheit des Textes und der Muſik nur denkbar, wenn Dichter und Componiſt ein und dieſelbe Perſon iſt?

Das klingt, ſprach Theodor, das klingt alles ganz erſtaunlich plauſibel und iſt doch ſo ganz und gar nicht wahr. Es iſt, wie ich behaupte, unmöglich, daß irgend einer allein ein Werk ſchaffe gleich vortrefflich in Wort und Ton.

Das, fuhr Lothar fort, das lieber Theodor, bildeſt Du Dir nur ein, entweder wegen unbilliger Muthloſigkeit oder wegen — angeborner Faulheit. Der Gedanke, Dich erſt durch die Verſe durcharbeiten zu müſſen um zu den Tönen zu gelangen, iſt Dir ſo fatal, daß Du Dich gar nicht darauf einlaſſen magſt, unerachtet ich doch glaube, daß dem begeiſterten Dichter und Componiſten Ton und Wort in einem Moment zuſtrömt.

Ganz gewiß, riefen Cyprian und Ottmar.

Ihr treibt mich in die Enge, ſprach Theodor, erlaubt, daß ich ſtatt aller Widerlegung Euch ein Geſpräch zweier Freunde über die Bedingniſſe der Oper vorleſe, das ich vor mehreren Jahren aufſchrieb. — Die verhängnißvolle Zeit, die wir erlebt, war damals im Beginnen. Ich glaubte meine Exiſtenz in der Kunſt gefährd[illegible], ja vernichtet, und mich überfiel eine Muthloſigkeit, die auch wohl [illegible] körperlichem Kränkeln ihren Grund haben mochte. — Ich ſch[illegible]amals einen ſerapiontiſchen Freund, der ſtatt des Kiels das Sch[illegible]griffen. Er richtete mich auf in meinem Schmerz, er ſtieß mich [illegible]n in das bunteſte Gewühl der großen Ereigniſſe und Thaten jener glorreichen Zeit.

Ohne weiteres begann Theodor:

Der Dichter und der Componiſt.

Der Feind war vor den Thoren, das Geſchütz donnerte rings umher, und feuerſprühende Granaten durchſchnitten ziſchend die Luft. Die Bürger rannten mit von Angſt gebleichten Geſichtern in ihre Wohnungen, und die öden Straßen erhallten von dem Pferde-Getrappel der Reiter-Patrouillen, die daher ſprengten und fluchend die zurückgebliebenen Soldaten in die Schanzen trieben. Nur Ludwig ſaß in ſeinem Hinterſtübchen, ganz vertieft und verſunken in die herrliche, bunte phantaſtiſche Welt, die ihm vor dem Flügel aufgegangen; er hatte ſoeben eine Symphonie vollendet, in der er alles das, was in ſeinem Innerſten erklungen, in ſichtbarlichen Noten feſtzuhalten geſtrebt, und es ſollte das Werk, wie Beethovens Compoſitionen der Art, in göttlicher Sprache von den herrlichen Wundern des fernen romantiſchen Landes reden, in dem wir in unausſprechlicher Sehnſucht untergehend leben; ja es ſollte ſelbſt, wie eines jener Wunder, in das beengte dürftige Leben treten, und mit holden Sirenenſtimmen die ſich willig Hingebenden hinauslocken. Da trat die Wirthin ins Zimmer, ſcheltend, wie er in dieſer allgemeinen Angſt und Noth nur auf dem Flügel ſpielen könne, und ob er ſich denn auf ſeinem Dachſtübchen todtſchießen laſſen wolle. Ludwig begriff die Frau eigentlich nicht, bis in dem Augenblick eine daher brauſende Granate ein Stück des Dachs wegriß, und die Fenſterſcheiben klirrend hineinwarf; da rannte die Wirthin ſchreiend und jammernd die Treppe hinab, und Ludwig eilte, ſein Liebſtes, was er nun beſaß, nehmlich die Partitur der Symphonie, unter dem Arm tragend, ihr nach in den Keller. Hier war die ganze Hausgenoſſenſchaft verſammelt. In einem Anfall von Liberalität, die ihm ſonſt gar nicht eigen, hatte der im untern Stock wohnende Weinwirth ein paar Dutzend Flaſchen ſeines beſten Weins Preis gegeben, die Frauen brachten, unter Zittern und Zagen, doch, wie immer auf des Leibes Nahrung und Nothdurft bedacht, manches köſtliche Stück aus ihrem Küchenvorrath im zierlichen Strickkörbchen herbei; man aß, man trank — man ging aus dem durch Angſt und Noth exaltirten Zuſtand bald über in das gemüthliche Behagen, wo Nachbar an Nachbar ſich ſchmiegend, Sicherheit ſucht und zu finden glaubt, und gleichſam jeder kleinliche künſtliche Pas, den die Convenienz gelehrt, in dem großen Dreher untergeht, zu dem des Schickſals eherne Fauſt den gewaltigen Tact ſchlägt. Vergeſſen war der bedrängte Zuſtand, ja die augenſcheinliche Lebensgefahr, und muntere Geſpräche ergoſſen ſich von begeiſterten Lippen. Hausbewohner, die, ſich auf der Treppe begegnend, kaum den Hut gerückt, ſaßen Hand in Hand beieinander, ihr Innerſtes in wechſelſeitiger, herzlicher Theilnahme aufſchließend. Sparſamer fielen die Schüſſe, und mancher ſprach ſchon vom Heraufſteigen, da die Straße ſicher zu werden ſcheine. Ein alter Militair ging weiter, und bewies ſo eben, nachdem er zuvor über die Befeſtigungskunſt der alten Römer und über die Wirkung der Katapulte ein paar lehrreiche Worte fallen laſſen, auch aus neuerer Zeit des Vauban mit Ruhm erwähnt, daß alle Furcht unnütz ſei, da das Haus ganz außer der Schußlinie liege — als eine anſchlagende Kugel die Ziegelſteine, womit man die Zuglöcher verwahrt, in den Keller ſchleuderte. Niemand wurde indeſſen beſchädigt, und als der Militair mit dem vollen Glaſe auf den Tiſch ſprang, von dem die Ziegelſteine die Flaſchen hinabgeworfen, und jeder fernern Kugel Hohn ſprach, kehrte allen der Muth wieder. — Dies war indeſſen auch der letzte Schreck; die Nacht verging ruhig, und am andern Morgen erfuhr man, daß die Armee eine andere Stellung genommen, und dem Feinde freiwillig die Stadt geräumt habe. Als man den Keller verließ, durchſtreiften ſchon feindliche Reiter die Stadt, und ein öffentlicher Anſchlag ſagte den Einwohnern Ruhe und Sicherheit des Eigenthums zu. Ludwig warf ſich in die bunte Menge, die auf das neue Schauſpiel begierig, dem feindlichen Heerführer entgegenzog, der unter dem luſtigen Klange der Trompeten, umgeben von glänzend gekleideten Garden, eben durch das Thor ritt. — Kaum traute er ſeinen Augen, als er unter den Adjutanten ſeinen innig geliebten akademiſchen Freund Ferdinand erblickte, der in einfacher Uniform, den linken Arm in einer Binde tragend, auf einem herrlichen Falben dicht bei ihm vorüber courbettirte. „Er war es — er war es wahr und wahrhaftig ſelbſt!“ rief Ludwig unwillkührlich aus. Vergebens ſuchte er dem Freunde zu folgen, den das flüchtige Roß ſchnell davon trug, und gedankenvoll eilte Ludwig in ſein Zimmer zurück: aber keine Arbeit wollte von Statten gehn, die Erſcheinung des alten Freundes, den er ſeit Jahren ganz aus dem Geſichte verloren, erfüllte ſein Inneres, und wie in hellem Glanz trat die glückſelige Jugendzeit hervor, die er mit dem gemüthlichen Ferdinand verlebt. Ferdinand hatte damals keinesweges irgend eine Tendenz zum Soldatenſtande gezeigt; er lebte ganz den Muſen, und manches geniale Erzeugniß beurkundete ſeinen Beruf zum Dichter. Um ſo weniger begreiflich war daher Ludwigen die Umformung ſeines Freundes, und er brannte vor Begierde, ihn zu ſprechen, ohne zu wiſſen, wie er es anfangen ſolle ihn aufzufinden. — Immer lebendiger und lebendiger wurde es nun am Orte, ein großer Theil der feindlichen Armeen zog durch, und an ihrer Spitze kamen die verbündeten Fürſten, welche ſich daſelbſt einige Tage Ruhe gönnten. Je größer aber nun das Gedränge im Hauptquartier wurde, deſto mehr ſchwand Ludwigen die Hoffnung, den Freund wieder zu ſehen, bis dieſer endlich in einem entlegenen, wenig beſuchten Kaffeehauſe, wo Ludwig ſein frugales Abendbrod zu verzehren pflegte, ihm ganz unerwartet mit einem lauten Ausruf der innigſten Freude in die Arme fiel. Ludwig blieb ſtumm, denn ein gewiſſes unbehagliches Gefühl verbitterte ihm den erſehnten Augenblick des Wiederfindens. Es war ihm, wie manchmal im Traume man die Geliebten umarmt, und dieſe ſich nun ſchnell fremdartig umgeſtalten, ſo daß die ſchönſten Freuden ſchnell untergehen, im höhnenden Gaukelſpiel. — Der ſanfte Sohn der Muſen, der Dichter manches romantiſchen Liedes, das Ludwig in Klang und Ton gekleidet hatte, ſtand vor ihm im hohen Helmbuſch, den gewaltigen, klirrenden Säbel an der Seite, und verleugnete ſelbſt ſeine Stimme im harten, rauhen Ton aufjauchzend! Ludwigs düſterer Blick fiel auf den verwundeten Arm und glitt hinauf zu dem Ehren-Orden, den Ferdinand auf der Bruſt trug. Da umſchlang ihn Ferdinand mit dem rechten Arm, und drückte ihn heftig und ſtark an ſein Herz. „Ich weiß,“ ſagte er: „was Du jetzo denkſt, was Du empfindeſt bei unſerm Zuſammentreffen! — Das Vaterland rief mich, und ich durfte nicht zögern, dem Rufe zu folgen. Mit der Freude, mit dem glühenden Enthuſiasmus, den die heilige Sache entzündet hat in jedes Bruſt, den die Feigherzigkeit nicht zum Sclaven ſtempelt, ergriff dieſe Hand, ſonſt nur gewohnt den leichten Kiel zu führen, das Schwerdt! Schon iſt mein Blut gefloſſen, und nur der Zufall, der es wollte, daß ich unter den Augen des Fürſten meine Pflicht that, erwarb mir den Orden. Aber glaube mir, Ludwig! die Saiten, die ſo oft in meinem Innern erklungen, und deren Töne ſo oft zu Dir geſprochen, ſind noch unverletzt; ja, nach grauſamer, blutiger Schlacht, auf einſamen Poſten, wenn die Reiter im Bivouac um das Wachtfeuer lagen, da dichtete ich in hoher Begeiſterung manches Lied, das in meinem herrlichen Beruf, zu ſtreiten für Ehre und Freiheit, mich erhob und ſtärkte.“ Ludwig fühlte, wie ſein Inneres ſich aufſchloß bei dieſen Worten, und als Ferdinand mit ihm in ein kleines Seitengemach getreten, und Kaskett und Säbel abgelegt, war es ihm, als habe der Freund ihn nur in wunderlicher Verkleidung geneckt, die er jetzt abgeworfen. Als beide Freunde nun das kleine Mahl verzehrten, das ihnen indeſſen aufgetragen war, und die Gläſer an einander geſtoßen luſtig erklangen, da erfüllte ſie froher Muth und

Sinn, die alte, herrliche Zeit umfing ſie mit allen ihren bunten Farben und Lichtern, und alle jene holdſeligen Erſcheinungen, die ihr vereintes Kunſtſtreben wie mit mächtigem Zauber hervorgerufen, kamen wieder in herrlichem Glanze erneuter Jugend. Ferdinand erkundigte ſich angelegentlich nach dem, was Ludwig unter der Zeit componirt habe, und war höchlich verwundert, als dieſer ihm geſtand, daß er noch immer nicht dazu gekommen ſei, eine Oper zu ſetzen und auf das Theater zu bringen, da ihm bis jetzt durchaus kein Gedicht, was Sujet und Ausarbeitung anbelange, zur Compoſition habe begeiſtern können.

Ich begreife nicht, ſagte Ferdinand, daß Du ſelbſt, dem es bei einer höchſt lebendigen Phantaſie durchaus nicht an der Erfindung des Stoffs fehlen kann, und dem die Sprache hinlänglich zu Gebote ſteht, Dir nicht längſt eine Oper gedichtet haſt!

Ludwig. Ich will Dir zugeſtehen, daß meine Phantaſie wohl lebendig genug ſein mag, manches gute Opernſujet zu erfinden; ja, daß, zumal wenn Nachts ein leichter Kopfſchmerz mich in jenen träumeriſchen Zuſtand verſetzt, der gleichſam der Kampf zwiſchen Wachen und Schlafen iſt, mir nicht allein recht gute, wahrhaft romantiſche Opern vorkommen, ſondern wirklich vor mir aufgeführt werden mit meiner Muſik. Was indeſſen die Gabe des Feſthaltens und Aufſchreibens betrifft, ſo glaube ich, daß ſie mir fehlt, und es iſt uns Componiſten auch in der That kaum zuzumuthen, daß wir uns jenen mechaniſchen Handgriff, der in jeder Kunſt zum Gelingen des Werks nöthig, und den man nur durch ſteten Fleiß und anhaltende Uebung erlangt, aneignen ſollen, um unſere Verſe ſelbſt zu bauen. Hätte ich aber auch die Fertigkeit erworben, ein gedachtes Sujet richtig und mit Geſchmack in Scenen und Verſe zu ſetzen, ſo würde ich mich doch kaum entſchließen können, mir ſelbſt eine Oper zu dichten.

Ferdinand. Aber niemand könnte ſo in Deine muſikaliſchen Tendenzen ſo eingehen, als Du ſelbſt.

Ludwig. Das iſt wohl wahr; mir kommt es indeſſen vor, als müſſe dem Componiſten, der ſich hinſetzte, ein gedachtes Opernſujet in Verſe zu bringen, ſo zu Muthe werden, wie dem Maler, der von dem Bilde, das er in der Phantaſie empfangen, erſt einen mühſamen Kupferſtich zu verfertigen genöthigt würde, ehe man ihm erlaubte, die Malerei mit lebendigen Farben zu beginnen.

Ferdinand. Du meinſt, das zum Componiren nöthige Feuer würde verkniſtern und verdampfen bei der Verſifikation?

Ludwig. In der That, ſo iſt es! Und am Ende würden mir meine Verſe ſelbſt nur armſelig vorkommen, wie die papiernen Hülſen der Raketen, die geſtern noch in feurigem Leben praſſelnd in die Lüfte fuhren. Im Ernſte aber, mir ſcheint zum Gelingen des Werks es in keiner Kunſt ſo nöthig, das Ganze mit allen ſeinen Theilen bis in das kleinſte Detail im erſten regſten Feuer zu ergreifen, als in der Muſik: denn nirgends iſt das Feilen und Aendern untauglicher und verderblicher, ſo wie ich aus Erfahrung weiß, daß die zuerſt gleich bei dem Leſen eines Gedichts wie durch einen Zauberſchlag erweckte Melodie allemal die beſte, ja vielleicht im Sinn des Componiſten die einzig wahre iſt. Ganz unmöglich würde es dem Muſiker ſeyn, ſich nicht gleich bei dem Dichten mit der Muſik, die die Situation hervorgerufen, zu beſchäftigen. Ganz hingeriſſen und nur arbeitend in den Melodien, die ihm zuſtrömten, würde er vergebens nach den Worten ringen, und gelänge es ihm, ſich mit Gewalt dazu zu treiben, ſo würde jener Strom, brauſte er auch noch ſo gewaltig in hohen Wellen daher, gar bald, wie im unfruchtbaren Sande verſiegen. Ja, um noch beſtimmter meine innere Ueberzeugung auszuſprechen: in dem Augenblick der muſikaliſchen Begeiſterung würden ihm alle Worte, alle Phraſen ungenügend — matt — erbärmlich vorkommen, und er müßte von ſeiner Höhe herabſteigen, um in der untern Region der Worte für das Bedürfniß ſeiner Exiſtenz betteln zu können. Würde aber hier ihm nicht bald, wie dem eingefangenen Adler der Fittig gelähmt werden, und er vergebens den Flug zur Sonne verſuchen?

Ferdinand. Das läßt ſich allerdings hören: aber weißt Du wohl, mein Freund, daß Du mehr Deine Unluſt, Dir erſt durch all die nöthigen Scenen, Arien, Duetten ꝛc. den Weg zum muſikaliſchen Schaffen zu bahnen, entſchuldigſt, als mich überzeugſt?

Ludwig. Mag das ſeyn; aber ich erneuere einen alten Vorwurf: Warum haſt Du ſchon damals, als gleiches Kunſtſtreben uns ſo innig verband, nie meinem innigen Wunſche genügen wollen, mir eine Oper zu dichten.

Ferdinand. Weil ich es für die undankbarſte Arbeit von der Welt halte. — Du wirſt mir eingeſtehen, daß niemand eigenſinniger in ſeinen Forderungen ſeyn kann, als ihr es ſeyd, ihr Componiſten;

und wenn Du behaupteſt, daß es dem Muſiker nicht zuzumuthen ſey, daß er ſich den Handgriff, den die mechaniſche Arbeit der Verſifikation erfordert, aneigne, ſo meine ich dagegen, daß es dem Dichter gar ſehr zur Laſt fallen dürfe, ſich ſo genau um eure Bedürfniſſe, um die Structur eurer Terzetten, Quartetten, Finalen ꝛc. zu bekümmern, um nicht, wie es denn leider uns nur zu oft geſchieht, jeden Augenblick gegen die Form, die ihr nun einmal angenommen, mit welchem Recht, mögt ihr ſelbſt wiſſen, zu ſündigen. Haben wir in der höchſten Spannung darnach getrachtet, jede Situation unſeres Gedichts in wahrer Poeſie zu ergreifen und in den begeiſtertſten Worten, den geründetſten Verſen zu malen, ſo iſt es ja ganz erſchrecklich, daß ihr oft unſere ſchönſten Verſe unbarmherzig wegſtreichet, und unſere herrlichſten Worte oft durch Verkehren und Umwenden mißhandelt, ja im Geſange erſäufet. — Das will ich nur von der vergeblichen Mühe des ſorglichen Ausarbeitens ſagen. Aber ſelbſt manches herrliche Sujet, das uns in dichteriſcher Begeiſterung aufgegangen, und mit dem wir ſtolz in der Meinung, euch hoch zu beglücken, vor euch treten, verwerft ihr geradezu als untauglich und unwürdig des muſikaliſchen Schmuckes. Das iſt denn doch oft purer Eigenſinn, oder was weiß ich ſonſt: denn oft macht ihr euch an Texte, die unter dem Erbärmlichen ſtehen, und —

Ludwig. Halt, lieber Freund! — Es giebt freilich Componiſten, denen die Muſik ſo fremd iſt, wie manchen Verſedrechslern die Poeſie: die haben denn oft jene, wirklich in jeder Hinſicht unter dem Erbärmlichen ſtehende Texte in Noten geſetzt. Wahrhafte, in der herrlichen, heiligen Muſik lebende und webende Componiſten wählten nur poetiſche Texte.

Ferdinand. Aber Mozart…?

Ludwig. Wählte nur der Muſik wahrhaft zuſagende Gedichte zu ſeinen claſſiſchen Opern, ſo paradox dies manchem ſcheinen mag. — Doch davon hier jetzt abgeſehen, meine ich, daß es ſich ſehr genau beſtimmen ließe, was für ein Sujet für die Oper paßt, ſo daß der Dichter nie Gefahr laufen könnte, darin zu irren.

Ferdinand. Ich geſtehe, nie darüber nachgedacht zu haben, und bei dem Mangel muſikaliſcher Kenntniſſe würden mir auch die Prämiſſen gefehlt haben.

Ludwig. Wenn Du unter muſikaliſchen Kenntniſſen die ſogenannte Schule der Muſik verſtehſt, ſo bedarf es deren nicht, um richtig über das Bedürfniß der Componiſten zu urtheilen: denn ohne dieſe kann man das Weſen der Muſik ſo erkannt haben, und ſo in ſich tragen, daß man in dieſer Hinſicht ein viel beſſerer Muſiker iſt, als der, der im Schweiße ſeines Angeſichts die ganze Schule in ihren mannigfachen Irrgängen durcharbeitend, die todte Regel wie den ſelbſtgeſchnitzten Fetiſch, als den lebendigen Geiſt verherrlicht und den dieſer Götzendienſt um die Seligkeit des höhern Reichs bringt.

Ferdinand. Und Du meinſt, daß der Dichter in jenes wahre Weſen der Muſik eindringe, ohne daß ihm die Schule jene niedrigern Weihen ertheilt hat?

Ludwig. Allerdings! — Ja, in jenem fernen Reiche, das uns oft in ſeltſamen Ahnungen umfängt, und aus dem wunderbare Stimmen zu uns herabtönen und alle die Laute wecken, die in der beengten Bruſt ſchliefen, und die nun erwacht, wie in feurigen Strahlen freudig und froh heraufſchießen, ſo daß wir der Seligkeit jenes Paradieſes theilhaftig werden — da ſind Dichter und Muſiker die innigſt verwandten Glieder einer Kirche: denn das Geheimniß des Worts und des Tons iſt ein und daſſelbe, das ihnen die höchſte Weihe erſchloſſen.

Ferdinand. Ich höre meinen lieben Ludwig, wie er in tiefen Sprüchen das geheimnißvolle Weſen der Kunſt zu erfaſſen ſtrebt, und in der That, ſchon jetzt ſehe ich den Raum ſchwinden, der mir ſonſt den Dichter vom Muſiker zu trennen ſchien.

Ludwig. Laß mich verſuchen, meine Meinung über das wahre Weſen der Oper auszuſprechen. In kurzen Worten: Eine wahrhafte Oper ſcheint mir nur die zu ſeyn, in welcher die Muſik unmittelbar aus der Dichtung als nothwendiges Erzeugniß derſelben entſpringt.

Ferdinand. Ich geſtehe, daß mir das noch nicht ganz eingeht.

Ludwig. Iſt nicht die Muſik die geheimnißvolle Sprache eines fernen Geiſterreichs, deren wunderbare Accente in unſerm Innern wiederklingen, und ein höheres, intenſives Leben erwecken? Alle Leidenſchaften kämpfen ſchimmernd und glanzvoll gerüſtet mit einander, und gehen unter in einer unausſprechlichen Sehnſucht, die unſere Bruſt erfüllt. Dies iſt die unnennbare Wirkung der Inſtrumentalmuſik. Aber nun ſoll die Muſik ganz in's Leben treten, ſie ſoll ſeine Erſcheinungen ergreifen, und Wort und That ſchmückend, von beſtimmten Leidenſchaften und Handlungen ſprechen. Kann man denn vom Gemeinen in herrlichen Worten reden? Kann denn die Muſik etwas anderes verkünden, als die Wunder jenes Landes, von dem ſie zu uns herübertönt? — Der Dichter rüſte ſich zum kühnen Fluge in das ferne Reich der Romantik; dort findet er das Wundervolle, das er in das Leben tragen ſoll, lebendig und in friſchen Farben erglänzend, ſo daß man willig daran glaubt, ja daß man, wie in einem beſeligenden Traume, ſelbſt dem dürftigen, alltäglichen Leben entrückt in den Blumengängen des romantiſchen Lebens wandelt, und nur ſeine Sprache, das in Muſik ertönende Wort verſteht.

Ferdinand. Du nimmſt alſo ausſchließlich die romantiſche Oper mit ihren Feen, Geiſtern, Wundern und Verwandlungen in Schutz?

Ludwig. Allerdings halte ich die romantiſche Oper für die einzig wahrhafte, denn nur im Reich der Romantik iſt die Muſik zu Hauſe. Du wirſt mir indeſſen wohl glauben, daß ich diejenigen armſeligen Produkte, in denen läppiſche, geiſtloſe Geiſter erſcheinen, und ohne Urſache und Wirkung Wunder auf Wunder gehäuft werden, nur um das Auge des müßigen Pöbels zu ergötzen, höchlich verachte. Eine wahrhaft romantiſche Oper dichtet nur der geniale, begeiſterte Dichter: denn nur dieſer führt die wunderbaren Erſcheinungen des Geiſterreichs in's Leben; auf ſeinem Fittig ſchwingen wir uns über die Kluft, die uns ſonſt davon trennte, und einheimiſch geworden in dem fremden Lande, glauben wir an die Wunder, die als nothwendige Folgen der Einwirkung höherer Naturen auf unſer Seyn ſichtbarlich geſchehen, und alle die ſtarken, gewaltſam ergreifenden Situationen entwickeln, welche uns bald mit Grauſen und Entſetzen, bald mit der höchſten Wonne erfüllen. Es iſt, mit einem Wort, die Zauberkraft der poetiſchen Wahrheit, welche dem, das Wunderbare darſtellenden Dichter zu Gebote ſtehen muß, denn nur dieſe kann uns hinreißen, und eine bloß grillenhafte Folge zweckloſer Feereien, die, wie in manchen Produkten der Art, oft bloß da ſind, um den Pagliaſſo im Knappenkleide zu necken, wird uns als albern und poſſenhaft immer kalt und ohne Theilnahme laſſen. — Alſo, mein Freund, in der Oper ſoll die Einwirkung höherer Naturen auf uns ſichtbarlich geſchehen, und ſo vor unſern Augen ſich ein romantiſches Seyn erſchließen, in dem auch die Sprache höher potenzirt, oder vielmehr jenem fernen Reiche entnommen, d. h. Muſik, Geſang iſt, ja wo ſelbſt Handlung und Situation in mächtigen Tönen und Klängen ſchwebend, uns gewaltiger ergreift und hinreißt. Auf dieſe Art ſoll, wie ich vorhin behauptete, die Muſik unmittelbar und nothwendig aus der Dichtung entſpringen.

Ferdinand. Jetzt verſtehe ich Dich ganz, und denke an den Arioſt und den Taſſo; doch glaube ich, daß es eine ſchwere Aufgabe ſey, nach Deinen Bedingniſſen das muſikaliſche Drama zu formen.

Ludwig. Es iſt das Werk des genialen, wahrhaft romantiſchen Dichters. — Denke an den herrlichen Gozzi. In ſeinen dramatiſchen Mährchen hat er das ganz erfüllt, was ich von dem Operndichter verlange, und es iſt unbegreiflich, wie dieſe reiche Fundgrube vortrefflicher Opernſujets bis jetzt nicht mehr benutzt worden iſt.

Ferdinand. Ich geſtehe, daß mich der Gozzi, als ich ihn vor mehreren Jahren las, auf das lebhafteſte anſprach, wiewohl ich ihn von dem Punkte, von dem Du ausgehſt, natürlicher Weiſe nicht beachtet habe.

Ludwig. Eins ſeiner ſchönſten Mährchen iſt unſtreitig der Rabe. — Millo, König von Frattombroſa, kennt kein anderes Vergnügen, als die Jagd. Er erblickt im Walde einen herrlichen Raben, und durchbohrt ihn mit dem Pfeil. Der Rabe ſtürzt herab auf ein Grabmal vom weißeſten Marmor, das unter dem Baume aufgerichtet iſt, und beſpritzt es, zum Tode erſtarrend, mit ſeinem Blute. Da erbebt der ganze Wald, und aus einer Grotte ſchreitet ein fürchterliches Ungeheuer hervor, das dem armen Millo den Fluch zudonnert: Findeſt Du kein Weib, weiß, wie des Grabmals Marmor, roth, wie des Raben Blut, ſchwarz, wie des Raben Federn, ſo ſtirb in wüthendem Wahnſinn. — Vergebens ſind alle Nachforſchungen nach einem ſolchen Weibe. Da beſchließt des Königs Bruder, Jennaro, der ihn auf das zärtlichſte liebt, nicht eher zu ruhen und zu raſten, bis er die Schöne, die den Bruder rettet vom verzehrenden Wahnſinn, gefunden. Er durchſtreicht Länder und Meere, endlich ſieht er, von einem in der Negromantik erfahrnen Greiſe auf die Spur geleitet, Armilla, die Tochter des mächtigen Zauberers Norand. Ihre Haut iſt weiß, wie des Grabmals Marmor, roth, wie des Raben Blut, ſchwarz, wie des Raben Federn ſind Haare und Augenbraunen; es gelingt ihm ſie zu rauben, und bald ſind ſie nach ausgeſtandenem Sturm in der Nähe von Frattombroſa gelandet. — Ein herrliches Roß, und einen Falken von den ſeltenſten Eigenſchaften, ſpielt ihm, als er kaum ans Ufer getreten, der Zufall in die Hände, und er iſt voll Entzücken, nicht allein den Bruder retten, ſondern ihn überdem auch mit Geſchenken, die ihm ſo werth ſeyn müſſen, erfreuen zu können. Jennaro will in einem Zelte, das man unter einem Baume aufgeſchlagen, ausruhen: da ſetzen ſich zwei Tauben in die Zweige und fangen an zu ſprechen: „Weh Dir, Jennaro, daß Du geboren biſt! Der Falke wird dem Bruder die Augen auspicken; überreichſt Du ihn nicht, oder verräthſt Du, was Du weißt, ſo wirſt Du zu Stein. — Beſteigt Dein Bruder das Roß, ſo wird es ihn augenblicklich tödten; giebſt Du es ihm nicht, oder verräthſt Du, was Du weißt, ſo wirſt Du zu Stein. Vermählt ſich Millo mit Armilla, ſo wird ihn in der Nacht ein Ungeheuer zerfleiſchen; übergiebſt Du ihm Armilla nicht, oder verräthſt Du, was Du weißt, ſo wirſt Du zu Stein.“ — Norand erſcheint, und beſtätigt den Ausſpruch der Tauben, der die Strafe für Armilla's Raub enthält. — In dem Augenblick, als Millo Armilla ſieht, iſt er von dem Wahnſinn, der ihn ergriffen, geheilt. Das Roß und der Falke werden gebracht, und der König iſt entzückt über die Liebe des Bruders, der durch herrliche Geſchenke ſeinen Lieblings-Neigungen ſchmeichelt. Jennaro trägt ihm den Falken entgegen, aber als Millo ihn ergreifen will, haut Jennaro dem Falken den Kopf ab, und des Bruders Augen ſind gerettet. Eben ſo, als Millo ſchon den Fuß in den Bügel ſetzt, um das Roß zu beſteigen, zieht Jennaro das Schwerdt, und haut dem Pferde auf einen Streich beide Vorderbeine ab, daß es zuſammenſtürzt. Millo glaubt nun überzeugt zu ſeyn, daß eine wahnſinnige Liebe den Bruder zu dieſem Betragen reize, und Armilla beſtätigt die Vermuthung, da Jennaro's heimliche Seufzer und Thränen, ſein zerſtreutes ausſchweifendes Betragen, in ihr längſt den Argwohn erzeugt haben, daß er ſie liebe. Sie verſichert dem Könige ihre innigſte Neigung, die ſchon früher dadurch entſtanden ſey, daß Jennaro während der Reiſe von ihm, dem geliebten Bruder, auf die lebhafteſte und rührendſte Weiſe geſprochen. Sie bittet nun ihrer Seits, um jeden Verdacht zu entfernen, die Verbindung zu beſchleunigen, die denn auch vor ſich geht. Jennaro ſieht ſeines Bruders Untergang vor Augen; er iſt in Verzweiflung, ſich ſo verkannt zu ſehen, und doch droht ihm ein gräßliches Verhängniß, wenn nur ein Wort des fürchterlichen Geheimniſſes ſeinen Lippen entflieht. Da beſchließt er, es koſte, was es wolle, ſeinen Bruder zu retten, und dringt durch einen unterirdiſchen Gang in das Schlafzimmer des Königs. Ein fürchterlicher, feuerſprühender Drache erſcheint, Jennaro fällt ihn an, aber ſeine Streiche ſind fruchtlos. Das Ungeheuer nähert ſich dem Schlafzimmer; da faßt er in höchſter Verzweiflung das Schwerdt mit beiden Händen, und der fürchterliche Streich, der das Ungeheuer tödten ſoll, ſpaltet die Thüre. Millo kommt aus dem Schlafzimmer, und da das Ungeheuer verſchwunden, ſieht er in dem Bruder den Meineidigen, den der Wahnſinn einer verrätheriſchen Liebe zum Brudermorde treibt. Jennaro kann ſich nicht entſchuldigen; er wird von den herbeigerufenen Wachen entwaffnet und ins Gefängniß geſchleppt. Er ſoll die ihm aufgebürdete That mit dem Leben auf dem Richtplatz büßen: aber noch vor dem Tode will er den heißgeliebten Bruder ſprechen. Millo giebt ihm Gehör; Jennaro erinnert ihn in den rührendſten Worten an die innige Liebe, die ſie ſeit ihrer Geburt verband: aber als er fragt, ob er ihn wohl für fähig halte, den Bruder zu morden? verlangt Millo Beweiſe der Unſchuld, und nun entdeckt Jennaro unter wüthendem Schmerz die verhängnißvollen gräßlichen Prophezeihungen der Tauben und des Negromanten Norand. Aber zum ſtarren Entſetzen Millo's ſteht er nach den letzten Worten in eine Marmorſtatue verwandelt da. Nun erkennt Millo Jennaro's Bruderliebe, und von den herzzerreißendſten Vorwürfen gemartert, beſchließt er die Statue des geliebten Bruders nie mehr zu verlaſſen, ſondern zu ihren Füßen in Reue und Verzweiflung zu ſterben. Da erſcheint Norand. „In des Schickſals ewigem Geſetzbuch," ſpricht er, „war des Raben Tod, Dein Fluch, Armillens Raub geſchrieben. Dem Bruder giebt nur eine That das Leben wieder, aber dieſe That iſt gräßlich. — Durch dieſen Dolch ſterbe Armilla an der Seite der Statue, und im Leben erglüht der kalte Marmor, von ihrem Blute beſpritzt. Haſt Du Muth, Armilla zu morden: thu' es! Jammere, klage, ſo wie ich!" — Er verſchwindet. Armilla entreißt dem unglücklichen Millo das Geheimniß von Norands ſchrecklichen Worten. Millo verläßt ſie in Verzweiflung; und von Grauſen und Entſetzen erfüllt, das Leben nicht mehr achtend, durchſtößt ſich Armilla ſelbſt mit dem Dolch, den Norand hingeworfen. So wie ihr Blut die Statue beſpritzt, kehrt Jennaro in das Leben zurück. Millo kommt — er ſieht den Bruder belebt, aber die Geliebte todt daliegend. Verzweiflungsvoll will er ſich mit demſelben Dolche, der Armilla tödtete, ermorden. Da verwandelt ſich plötzlich die finſtre Gruft in einen weiten glänzenden Saal. Norand erſcheint: das große, geheimnißvolle Verhängniß iſt erfüllt, alle Trauer geendet, Armilla lebt, von Norand berührt, wieder auf, und alles endet glücklich.

Ferdinand. Ich erinnere mich jetzt ganz genau des herrlichen, phantaſtiſchen Stücks, und noch fühle ich den tiefen Eindruck, den es auf mich machte. Du haſt Recht, das Wunderbare erſcheint hier als nothwendig, und iſt ſo poetiſch wahr, daß man willig daran glaubt. Es iſt Millo's That, der Mord des Raben, die gleichſam an die eherne Pforte des dunklen Geiſterreichs anſchlägt, und nun geht ſie klingend auf, und die Geiſter ſchreiten hinein in das Leben, und verſtricken die Menſchen in das wunderbare, geheimnißvolle Verhängniß, das über ſie waltet.

Ludwig. So iſt es, und nun betrachte die ſtarken, herrlichen Situationen, die der Dichter aus dieſem Conflict mit der Geiſterwelt zu ziehen wußte. Jennaro's heroiſche Aufopferung, Armilla's Heldenthat — es liegt eine Größe darin, von der unſere moraliſchen Schauſpieldichter, in den Armſeligkeiten des alltäglichen Lebens, wie in dem Auskehrigt, der aus dem Prunkſaal in den Schuttkarren geworfen, wühlend, gar keine Idee haben. Wie herrlich ſind nun auch die komiſchen Parthieen der Masken eingeflochten.

Ferdinand. Ja wohl! — Nur im wahrhaft Romantiſchen miſcht ſich das Komiſche mit dem Tragiſchen ſo gefügig, daß beides zum Totaleffect in Eins verſchmilzt, und das Gemüth des Zuhörers auf eine eigne, wunderbare Weiſe ergreift.

Ludwig. Das haben ſelbſt unſere Opernfabrikanten dunkel gefühlt. Denn daher ſind wohl die ſogenannten heroiſch-komiſchen Opern entſtanden, in denen oft das Heroiſche wirklich komiſch, das Komiſche aber nur inſofern heroiſch iſt, als es ſich mit wahrem Heroismus über alles wegſetzt, was Geſchmack, Anſtand und Sitte fordern.

Ferdinand. So wie Du das Bedingniß des Operngedichts feſtſtellſt, haben wir in der That ſehr wenig wahre Opern.

Ludwig. So iſt es! — Die mehrſten ſogenannten Opern ſind nur leere Schauſpiele mit Geſang, und der gänzliche Mangel dramatiſcher Wirkung, den man bald dem Gedicht, bald der Muſik zur Laſt legt, iſt nur der todten Maſſe aneinander gereihter Scenen, ohne innern poetiſchen Zuſammenhang und ohne poetiſche Wahrheit zuzuſchreiben, die die Muſik nicht zum Leben entzünden konnte. Oft hat der Componiſt unwillkührlich ganz für ſich gearbeitet, und das armſelige Gedicht läuft neben her, ohne in die Muſik hineinkommen zu können. Die Muſik kann dann in gewiſſem Sinn recht gut ſeyn, das heißt, ohne durch innere Tiefe mit magiſcher Gewalt den Zuhörer zu ergreifen, ein gewiſſes Wohlbehagen erregen, wie ein munteres, glänzendes Farbenſpiel. Alsdann iſt die Oper ein Concert, das auf dem Theater mit Coſtüm und Decorationen gegeben wird.

Ferdinand. Da Du auf dieſe Weiſe nur die, im eigentlichſten Sinne romantiſchen Opern gelten läſſeſt, wie iſt es nun mit den muſikaliſchen Tragödien, und dann vollends mit den komiſchen Opern im modernen Coſtume? Die mußt Du ganz verwerfen?

Ludwig. Keinesweges! — In den mehrſten älteren, tragiſchen Opern, wie ſie leider nun nicht mehr gedichtet und componirt werden, iſt es ja auch das wahrhaft Heroiſche der Handlung, die innere Stärke der Charaktere und der Situationen, die den Zuſchauer ſo gewaltig ergreift. Die geheimnißvolle dunkle Macht, die über Götter und Menſchen waltet, ſchreitet ſichtbarlich vor ſeinen Augen daher, und er hört, wie in ſeltſamen, ahnungsvollen Tönen die ewigen, unabänderlichen Rathſchlüſſe des Schickſals, das ſelbſt die Götter beherrſcht, verkündet werden. Von dieſen rein tragiſchen Stoffen iſt das eigentlich Phantaſtiſche ausgeſchloſſen: aber in der Verbindung mit den Göttern, die den Menſchen zum höheren Leben, ja zu göttlicher That erweckt, muß auch eine höhere Sprache in den wundervollen Accenten der Muſik erklingen. Wurden, beiläufig geſagt, nicht ſchon die antiken Tragödien muſikaliſch declamirt? und ſprach ſich nicht darin das Bedürfniß eines höhern Ausdrucksmittels, als es die gewöhnliche Rede gewähren kann, recht eigentlich aus? — Unſere muſikaliſchen Tragödien haben den genialen Componiſten auf eine ganz eigene Weiſe zu einem hohen, ich möchte ſagen, heiligen Styl begeiſtert, und es iſt, als walle der Menſch in wunderbarer Weihe auf den Tönen, die den goldnen Harfen der Cherubim und Seraphim entklingen, in das Reich des Lichts, wo ſich ihm das Geheimniß ſeines eigenen Seyns erſchließt. — Ich wollte, Ferdinand, nichts Geringeres andeuten, als die innige Verwandtſchaft der

Kirchenmuſik mit der tragiſchen Oper, aus der ſich die ältern Componiſten einen eigenen herrlichen Styl bildeten, von dem die Neueren keine Idee haben, den in üppiger Fülle überbrauſenden Spontini nicht ausgenommen. Des herrlichen Gluck, der wie ein Heros daſteht, mag ich gar nicht erwähnen; um aber zu fühlen, wie auch geringere Talente jenen wahrhaft großen, tragiſchen Styl erfaßten, ſo denke an den Chor der Prieſter der Nacht in Piccini's Dido.

Ferdinand. Es geht mir jetzt eben ſo, wie in den früheren, goldnen Tagen unſers Zuſammenſeins: indem Du von Deiner Kunſt begeiſtert ſprichſt, erhebſt Du mich zu Anſichten, die mir ſonſt verſchloſſen waren, und Du kannſt mir glauben, daß ich mir in dem Augenblick einbilde, recht viel von der Muſik zu verſtehen. — Ja, ich glaube, kein guter Vers könne in meinem Innern erwachen, ohne in Klang und Sang hervorzugehen.

Ludwig. Iſt das nicht die wahre Begeiſterung des Operndichters? — Ich behaupte, der muß eben ſo gut gleich alles im Innern componiren, wie der Muſiker, und es iſt nur das deutliche Bewußtſeyn beſtimmter Melodien, ja beſtimmter Töne der mitwirkenden Inſtrumente, mit einem Worte die bequeme Herrſchaft über das innere Reich der Töne, die dieſen von jenem unterſcheidet. Doch ich bin Dir meine Meinung über die Opera buffa noch ſchuldig.

Ferdinand. Du wirſt ſie, wenigſtens im modernen Coſtume, kaum gelten laſſen?

Ludwig. Und ich, meines Theils, lieber Ferdinand, geſtehe, daß ſie mir gerade im Coſtume der Zeit nicht allein am liebſten iſt, ſondern in dieſer Art, eben in ihrem Charakter, nach dem Sinn, wie ſie die beweglichen reizbaren Italiäner ſchufen, mir nur allein wahr dazuſtehen ſcheint. Hier iſt es nun das Phantaſtiſche, das zum Theil aus dem abentheuerlichen Schwunge einzelner Charaktere, zum Theil aus dem bizarren Spiel des Zufalls entſteht, und das keck in das Alltagsleben hineinfährt, und alles zu oberſt und unterſt dreht. Man muß zugeſtehen, Ja, es iſt der Herr Nachbar, im bekannten, zimmtfarbenen Sonntagskleide, mit goldbeſponnenen Knöpfen, und was in aller Welt muß nur in den Mann gefahren ſeyn, daß er ſich ſo närriſch gebehrdet? — Denke Dir eine ehrbare Geſellſchaft von Vettern und Muhmen mit dem ſchmachtenden Töchterlein, und einige Studenten dazu, die die Augen der Couſine beſingen, und vor den

Fenſtern auf der Guitarre ſpielen. Unter dieſe fährt der Geiſt Droll in neckhaftem Spuk, und nun bewegt in tollen Einbildungen, in allerlei ſeltſamen Sprüngen und abentheuerlichen Grimaſſen ſich alles durcheinander. Ein beſonderer Stern iſt aufgegangen, und überall ſtellt der Zufall ſeine Schlingen auf, in denen ſich die ehrbarſten Leute verfangen, ſtrecken ſie die Naſe nur 'was weniges vor. — Eben in dieſem Hineinſchreiten des Abentheuerlichen in das gewöhnliche Leben, in den daraus entſtehenden Widerſprüchen liegt, nach meiner Meinung, das Weſen der eigentlichen Opera buffa; und eben dieſes Auffaſſen des ſonſt fern liegenden Phantaſtiſchen, das nun ins Leben gekommen, iſt es, was das Spiel der italiäniſchen Komiker ſo unnachahmlich macht. Sie verſtehen die Andeutungen des Dichters, und durch ihr Spiel wird das Skelett, was er nur geben durfte, mit Fleiſch und Farben belebt.

Ferdinand. Ich glaube Dich ganz verſtanden zu haben. — In der Opera buffa wäre es alſo eigentlich das Phantaſtiſche, was in die Stelle des Romantiſchen tritt, das Du als unerläßliches Bedingniß der Oper aufſtellſt, und die Kunſt des Dichters müßte darin beſtehen, die Perſonen nicht allein vollkommen geründet, poetiſch wahr, ſondern recht aus dem gewöhnlichen Leben gegriffen, ſo individuell auftreten zu laſſen, daß man ſich augenblicklich ſelbſt ſagt: Sieh da! das iſt der Nachbar, mit dem ich alle Tage geſprochen! Das iſt der Student, der alle Morgen in's Collegium geht, und vor den Fenſtern der Couſine erſchrecklich ſeufzt u. ſ. w. Und nun ſoll das Abentheuerliche, was ſie, wie in ſeltſamer Kriſe begriffen, beginnen, oder was ihnen begegnet, auf uns ſo wunderſam wirken, als gehe ein toller Spuk durchs Leben und treibe uns unwiderſtehlich in den Kreis ſeiner ergötzlichen Neckereien.

Ludwig. Du ſprichſt meine innigſte Meinung aus, und kaum hinzuſetzen darf ich, wie ſich nun auch, nach meinem Princip, die Muſik willig der Opera buffa fügt, und wie auch hier ein beſonderer Styl, der auf ſeine Weiſe das Gemüth der Zuhörer ergreift, von ſelbſt hervor geht.

Ferdinand. Sollte aber die Muſik das Komiſche in allen ſeinen Nuancen ausdrücken können?

Ludwig. Davon bin ich auf das innigſte überzeugt, und geniale Künſtler haben es hundertfältig bewieſen. So kann z. B. in der Muſik der Ausdruck der ergötzlichſten Ironie liegen, wie er in Mozarts herrlicher Oper Cosi fan tutte vorwaltet.

Ferdinand. Da bringt ſich mir die Bemerkung auf, daß, nach Deinem Princip, der verachtete Text dieſer Oper eben wahrhaft opernmäßig iſt.

Ludwig. Und eben daran dachte ich, als ich vorhin behauptete, daß Mozart zu ſeinen klaſſiſchen Opern nur der Oper ganz zuſagende Gedichte gewählt habe, wiewohl Figaro's Hochzeit mehr Schauſpiel mit Geſang, als wahre Oper iſt. Der heilloſe Verſuch, das weinerliche Schauſpiel auch in die Oper zu übertragen, kann nur mißlingen, und unſere Waiſenhäuſer, Augenärzte u. ſ. w. gehen gewiß bald der Vergeſſenheit entgegen. So war auch nichts erbärmlicher und der wahren Oper widerſtrebender, als jene ganze Reihe von Singſpielen, wie ſie Dittersdorf gab, wogegen ich Opern, wie das Sonntagskind und die Schweſtern von Prag, gar ſehr in Schutz nehme. Man könnte ſie ächt deutſche Opere buffe nennen.

Ferdinand. Wenigſtens haben mich dieſe Opern, bei guter Darſtellung, immer recht innig ergötzt, und mir iſt das recht zu Herzen gegangen, was Tieck im geſtiefelten Kater den Dichter zum Publikum ſprechen läßt: „Sollten ſie daran Gefallen finden, ſo müßten ſie alle ihre etwanige Bildung bei Seite ſetzen, und recht eigentlich zu Kindern werden, um ſich kindlich erfreuen und ergötzen zu können.“

Ludwig. Leider fielen dieſe Worte, wie ſo manche andere der Art, auf einen harten, ſterilen Boden, ſo daß ſie nicht eindringen und Wurzel faſſen konnten. Aber die vox populi, welche in Sachen des Theaters meiſtens eine wahre vox Dei iſt, übertäubt die einzelnen Seufzer, welche die ſuperfeinen Naturen über die entſetzlichen Unnatürlichkeiten und Abgeſchmacktheiten, die in ſolchen, nach ihrem Begriff, läppiſchen Sachen enthalten, ausſtoßen, und man hat ſogar Beiſpiele, daß, wie hingeriſſen von dem Wahnſinn, der das Volk ergriffen, mancher mitten in ſeinem Vornehmthun in ein entſetzliches Lachen ausgebrochen, und dabei verſichert, er könne ſein eigenes Lachen gar nicht begreifen.

Ferdinand. Sollte Tieck nicht der Dichter ſeyn, der, wenn es ihm gefiele, gewiß dem Componiſten romantiſche Opern, ganz nach den Bedingniſſen, die Du aufgeſtellt, ſchreiben würde?

Ludwig. Ganz zuverläſſig, da er ein ächt romantiſcher Dichter iſt; und ich erinnere mich wirklich, eine Oper in Händen gehabt zu haben, die wahrhaft romantiſch angelegt, aber im Stoff überfüllt und zu ausgedehnt war. Wenn ich nicht irre, hieß ſie das Ungeheuer und der bezauberte Wald.

Ferdinand. Du ſelbſt bringſt mich auf eine Schwierigkeit, die ihr dem Operndichter entgegenſtellt. — Ich meine die unglaubliche Kürze, welche ihr uns vorſchreibt. Alle Mühe, dieſe oder jene Situation, den Ausbruch dieſer oder jener Leidenſchaft, recht in bedeutenden Worten aufzufaſſen und darzuſtellen, iſt vergebens: denn alles muß in ein paar Verſen abgethan ſeyn, die ſich noch dazu rückſichtslos nach eurem Gefallen drehen und wenden laſſen ſollen.

Ludwig. Ich möchte ſagen, der Operndichter müſſe, dem Decorations-Maler gleich, das ganze Gemälde nach richtiger Zeichnung, in ſtarken, kräftigen Zügen hinwerfen, und es iſt die Muſik, die nun das Ganze ſo in richtiges Licht und gehörige Perſpective ſtellt, daß Alles lebendig hervortritt, und ſich einzelne, unwillkührlich ſcheinende Pinſelſtriche zu kühn herausſchreitenden Geſtalten vereinen.

Ferdinand. Alſo nur eine Skizze ſollen wir geben, ſtatt eines Gedichts?

Ludwig. Keinesweges. Daß der Operndichter, rückſichtlich der Anordnung, der Oekonomie des Ganzen, den aus der Natur der Sache genommenen Regeln des Drama treu bleiben müſſe, verſteht ſich wohl von ſelbſt: aber er hat es wirklich nöthig, ganz vorzüglich bemüht zu ſeyn, die Scenen ſo zu ordnen, daß der Stoff ſich klar und deutlich vor den Augen des Zuſchauers entwickele. Beinahe ohne ein Wort zu verſtehen, muß der Zuſchauer ſich aus dem, was er geſchehen ſieht, einen Begriff von der Handlung machen können. Kein dramatiſches Gedicht hat dieſe Deutlichkeit ſo im höchſten Grade nöthig, als die Oper, da, ohne dem, daß man bei dem deutlichſten Geſange die Worte doch immer ſchwerer verſteht, als ſonſt, auch die Muſik gar leicht den Zuhörer in andere Regionen entführt, und nur durch das beſtändige Hinlenken auf den Punkt, in dem ſich der dramatiſche Effect concentriren ſoll, gezügelt werden kann. Was nun die Worte betrifft, ſo ſind ſie dem Componiſten am liebſten, wenn ſie kräftig und bündig die Leidenſchaft, die Situation, welche dargeſtellt werden ſoll, ausſprechen; es bedarf keines beſondern Schmuckes, und ganz vorzüglich keiner Bilder.

Ferdinand. Aber der Gleichniß-reiche Metaſtaſio?

Ludwig. Ja, der hatte wirklich die ſonderbare Meinung, daß der Componiſt, vorzüglich in der Arie, immer erſt durch irgend ein poetiſches Bild begeiſtert werden müßte. Daher denn auch ſeine ewig wiederholten Anfangsſtrophen: Come una tortorella etc., come spuma in tempesta etc., und es kam auch wirklich oft, wenigſtens im Accompagnement, das Girren des Täubchens, das ſchäumende Meer u. ſ. w. vor.

Ferdinand. Sollen wir uns aber nicht allein des poetiſchen Schmuckes enthalten, ſollen wir auch jedes ferneren Ausmalens intereſſanter Situationen überhoben ſeyn? z. B. der junge Held zieht in den Kampf und nimmt von dem gebeugten Vater, dem alten Könige, deſſen Reich ein ſiegreicher Tyrann in ſeinen Grundveſten erſchüttert, Abſchied, oder ein grauſames Verhängniß trennt den liebenden Jüngling von der Geliebten: ſollen denn nun beide nichts ſagen, als: Lebe wohl?

Ludwig. Mag der erſte noch in kurzen Worten von ſeinem Muth, von ſeinem Vertrauen auf die gerechte Sache reden, mag der Andere noch der Geliebten ſagen: daß das Leben ohne ſie nur ein langſamer Tod ſey: aber auch das einfache Lebewohl wird dem Componiſten, den nicht Worte, ſondern Handlung und Situation begeiſtern müſſen, genug ſeyn, in kräftigen Zügen den innern Seelenzuſtand des jungen Helden oder des ſcheidenden Geliebten zu malen. Um recht in Deinem Beiſpiel zu bleiben: in welchen, bis tief in das Innerſte dringenden Accenten haben ſchon unzähligemal die Italiener das Wörtchen Addio geſungen! Welcher tauſend und abermal tauſend Nuancen iſt der muſikaliſche Ausdruck fähig! Und das iſt ja eben das wunderbare Geheimniß der Tonkunſt, daß ſie da, wo die arme Rede verſiegt, erſt eine unerſchöpfliche Quelle der Ausdrucksmittel öffnet!

Ferdinand. Auf dieſe Weiſe müßte der Operndichter rückſichtlich der Worte nach der höchſten Einfachheit ſtreben, und es würde hinlänglich ſein, die Situation nur auf edle und kräftige Weiſe anzudeuten.

Ludwig. Allerdings: denn wie geſagt, der Stoff, die Handlung, die Situation, nicht das prunkende Wort, muß den Componiſten begeiſtern, und außer den ſogenannten poetiſchen Bildern, ſind alle und jede Reflexionen für den Muſiker eine wahre Mortification.

Ferdinand. Glaubſt Du aber wohl, daß ich es recht lebhaft fühle, wie ſchwer es iſt, nach Deinen Bedingniſſen eine gute Oper zu ſchreiben? Vorzüglich jene Einfachheit der Worte —

Ludwig. Mag euch, die ihr ſo gern mit Worten malt, ſchwer genug werden. Aber wie Metaſtaſio, meines Bedünkens, durch ſeine Opern recht gezeigt hat, wie Operntexte nicht gedichtet werden müſſen, ſo giebt es auch viele italiäniſche Gedichte, die als wahre Muſter recht eigentlicher Geſangtexte aufgeſtellt werden können. Was kann einfacher ſein als Strophen, wie folgende weltbekannte:

Almen se non possio
seguir l'amato bene
affetti del cor mio
seguite lo per me!

Wie liegt in dieſen wenigen, einfachen Worten die Andeutung des von Liebe und Schmerz ergriffenen Gemüths, die der Componiſt auffaſſen, und nun in der ganzen Stärke des muſikaliſchen Ausdrucks den innern angedeuteten Seelenzuſtand darſtellen kann. Ja die beſondere Situation, in der jene Worte geſungen werden ſollen, wird ſeine Phantaſie ſo anregen, daß er dem Geſange den individuellſten Charakter giebt. Eben daher wirſt Du auch finden, daß oft die poetiſchſten Componiſten ſogar herzlich ſchlechte Verſe gar herrlich in Muſik ſetzten. Da war es aber der wahrhaft opernmäßige, romantiſche Stoff, der ſie begeiſterte. Als Beiſpiel führe ich Dir Mozarts Zauberflöte an.

Ferdinand war im Begriff zu antworten, als auf der Straße dicht vor den Fenſtern der Generalmarſch geſchlagen wurde. Er ſchien betroffen, Ludwig drückte tief ſeufzend des Freundes Hand an ſeine Bruſt. „Ach Ferdinand, theurer, innig geliebter Freund! rief er aus: was ſoll aus der Kunſt werden in dieſer rauhen ſtürmiſchen Zeit? Wird ſie nicht, wie eine zarte Pflanze, die vergebens ihr welkes Haupt nach den finſtern Wolken wendet, hinter denen die Sonne verſchwand, dahinſterben? — Ach Ferdinand, wo iſt die goldene Zeit unſerer Jünglingsjahre hin. Alles Beſſere geht unter in dem reißenden Strom, der die Felder verheerend dahinſtürzt; aus ſeinen ſchwarzen Wellen blicken blutige Leichname hervor, und in dem Grauſen, das uns ergreift, gleiten wir aus — wir haben keine Stütze — unſer Angſtgeſchrei verhallt in der öden Luft — Opfer der unbezähmbaren

Wuth ſinken wir rettungslos hinab!“ — Ludwig ſchwieg, in ſich verſunken. Ferdinand ſtand auf; er nahm Säbel und Kaskett; wie der Kriegsgott zum Kampf gerüſtet, ſtand er vor Ludwig, der ihn verwundernd anblickte. Da überflog eine Glut Ferdinands Geſicht; ſein Auge erſtrahlte in brennendem Feuer, und er ſprach mit erhöhter Stimme: „Ludwig, was iſt aus Dir geworden; hat die Kerkerluft, die Du hier ſo lange eingeathmet haben magſt, denn ſo in Dich hineingezehrt, daß Du krank und ſiech nicht mehr den glühenden Frühlingshauch zu fühlen vermagſt, der draußen durch die, in goldner Morgenröthe erglänzenden Wolken ſtreicht? — In träger Unthätigkeit ſchwelgten die Kinder der Natur, und die ſchönſten Gaben, die ſie ihnen bot, achteten ſie nicht, ſondern traten ſie in einfältigem Muthwillen mit Füßen. Da weckte die zürnende Mutter den Krieg, der im duftenden Blumengarten lange geſchlafen. Der trat, wie ein eherner Rieſe, unter die Verwahrloſten, und vor ſeiner ſchrecklichen Stimme, von der die Berge wiederhallten, fliehend, ſuchten ſie den Schutz der Mutter, an die ſie nicht mehr geglaubt hatten. Aber mit dem Glauben kam auch die Erkenntniß: nur die Kraft bringt das Gedeihen — dem Kampfe entſtrahlt das Göttliche, wie dem Tode das Leben! — Ja, Ludwig, es iſt eine verhängnißvolle Zeit gekommen, und wie in der ſchauerlichen Tiefe der alten Sagen, die, gleich in ferner Dämmerung wunderbar murmelnden Donnern, zu uns herübertönen, vernehmen wir wieder deutlich die Stimme der ewig waltenden Macht — ja ſichtbarlich in unſer Leben ſchreitend, erweckt ſie in uns den Glauben, dem ſich das Geheimniß unſers Seins erſchließt. — Die Morgenröthe bricht an und ſchon ſchwingen ſich begeiſterte Sänger in die duftigen Lüfte und verkünden das Göttliche, es im Geſange lobpreiſend. Die goldnen Thore ſind geöffne tund in Einem Strahl entzünden Wiſſenſchaft und Kunſt das heilige Streben, das die Menſchen zu einer Kirche vereinigt. Drum, Freund, den Blick aufwärts gerichtet — Muth — Vertrauen — Glauben!“ — Ferdinand drückte den Freund an ſich. Dieſer nahm das gefüllte Glas: „Ewig verbunden zum höhern Sein im Leben und Tode!“ „Ewig verbunden zum höhern Sein im Leben und Tode!“ wiederholte Ferdinand, und in wenig Minuten trug ihn ſein flüchtiges Roß ſchon zu den Schaaren, die in wilder Kampfluſt hoch jubelnd dem Feinde entgegenzogen.

Die Freunde fühlten ſich tief bewegt. Jeder gedachte der Zeit, als der Druck des feindſeligſten Verhängniſſes auf ihm laſtete und aller Lebensmuth dahin zu ſterben, unwiederbringlich verloren zu ſeyn ſchien. — Wie dann durch die finſtern Wolken die erſten Strahlen des ſchönen Hoffnungsſterns brachen, der immer heller und herrlicher aufging erquickend und zum neuen Leben ſtärkend. — Wie im freudigen Kampf ſich alles jauchzend regte und bewegte. — Wie den Muth — den Glauben, der herrlichſte Sieg krönte! —

In der That, ſprach Lothar, jeder von uns hat wohl in ſich ſelbſt hinein geſprochen auf dieſelbe Weiſe, wie es der ſerapiontiſche Ferdinand that, und wohl uns, daß das bedrohliche Gewitter, das über unſern Häuptern donnerte, ſtatt uns zu vernichten, uns nur geſtärkt hat und erkräftigt, wie ein tüchtiges Schwefelbad. Es iſt mir ſo, als fühle ich erſt jetzt unter Euch meine vollkommene Geſundheit und neue Luſt, mich nun, da jenes Gewitter ſich ganz verzogen, wieder recht zu rühren in Kunſt und Wiſſenſchaft. Theodor thut das, wie ich weiß, recht tapfer, er ergiebt ſich nun wieder ganz und gar der alten Muſik, wobei er denn doch das Dichten ganz und gar nicht verſchmäht, weshalb ich glaube, daß er uns nächſtens mit einer trefflichen Oper, die ihm, was Gedicht und Muſik betrifft, ganz allein angehört, überraſchen wird. Alles, was er ſophiſtiſcher Weiſe über die Unmöglichkeit ſelbſt eine Oper zu dichten und zu componiren, vorgebracht, mag recht plauſibel klingen, es hat mich aber nicht überzeugt.

Ich bin, ſprach Cyprian, der entgegengeſetzten Meinung. Doch laſſen wir den unnützen Streit, der um ſo unnützer iſt, als Theodor, leuchtet ihm jene Möglichkeit, die er beſtreitet, ein, der erſte ſeyn wird, der ſie mit der That beweiſet. — Viel beſſer, wenn Theodor ſein Pianoforte öffnet, und, nachdem er uns mit ganz artigen Erzählungen ergötzt, uns auch von ſeinen neueſten Compoſitionen irgend etwas zum Beſten giebt.

Oefters, nahm Theodor das Wort, öfters hat mir Cyprian vorgeworfen, daß ich zu ſehr an der Form hänge, daß ich jedes Gedicht verwerfe, welches ſich nicht in die gewöhnlichſten Formen der Muſik einſchachten läßt. Ich beſtreite das und will es jetzt dadurch beweiſen, daß ich ein Gedicht in Muſik zu ſetzen unternommen, welches auf eine von jeder gewöhnlichen Art, von jeder verbrauchten Form abweichende Behandlung Anſpruch macht. Ich meine nichts anders, als den Nachtgeſang aus der Genovefa des Maler Müller. Alle ſüße Schwermuth, aller Schmerz, alle Sehnſucht, alle geiſterhafte Ahnung des von hoffnungsloſer Liebe zerriſſenen Herzens liegt in den Worten dieſes herrlichen Gedichts. Kommt nun noch hinzu, daß die Verſe einen alterthümlichen recht ins Herz dringenden Charakter tragen, ſo glaube ich, daß die Compoſition ohne allen Prunk irgend eines begleitenden Inſtruments bloß für Singſtimmen in dem Styl des alten Aleſſandro Scarlatti oder des ſpätern Benedetto Marcello gehalten ſeyn müſſe. Das ganze Werk iſt fertig im Innern, aber nur den Anfang ſchrieb ich auf, habt Ihr nun die Muſik, das Singen nicht ganz bei Seite geſtellt, fühlt Ihr noch den Nutzen unſerer ergötzlichen Uebungen, nach unſichtbaren Noten zu ſingen, und trefft ihr noch wacker, ſo möchte ich wohl, daß wir das, was ich von dem Gedicht aufgeſchrieben, abſängen.

Ha! — rief Ottmar, ich erinnere mich wohl jener Uebung, die Du meinſt, mit dem Singen nach unſichtbaren Noten. — Du zeigteſt die Accorde aus den Taſten des Pianofortes ohne ſie anzuſchlagen, und jeder gab den Ton der ihm zugetheilten Stimme an ohne ſie vorher auf dem Inſtrumente zu hören. Denen, die jene Operation des Bezeichnens der Taſten nicht bemerkten, war es unbegreiflich, wie wir aus dem Stegreif mehrſtimmige Sachen ſingen konnten und für die, die das Talent haben, ſich höchlich zu verwundern, iſt das Ding auch wirklich eine ergötzliche muſikaliſche Gaukelei. — Ich für mein Theil ſinge noch immer wie ſonſt meinen mittelmäßigen knurrigen Bariton und habe eben ſo wenig das Treffen verlernt als Lothar, der mit ſeinem Baß noch immer tüchtige Fundamente legt, auf denen Tenoriſten, wie Du und Cyprian, mit Sicherheit in die Höhe bauen können.

Für den ſchönen, weichen Tenor meines Cyprian, ſprach Theodor, iſt nun mein Werk ganz und gar geeignet, ihm theile ich daher die erſte Tenorſtimme zu, indem ich ſelbſt die zweite übernehme. Ottmar, der immer die Noten tüchtig traf, mag den erſten, Lothar aber den zweiten Baß ſingen, doch bei Leibe nicht donnern, ſondern die Töne leiſe und zart tragen, wie es der Charakter des Stücks erfordert. — Theodor ſchlug auf dem Pianoforte einige einleitende Accorde an, dann begannen die vier Stimmen in langen gehaltenen Tönen den Chor aus dem As dur:

Klarer Liebesſtern
Du leuchteſt fern und fern
Am blauen Himmelsbogen.
Dich rufen wir heut Alle an
Wir ſind der Liebe zugethan,
Die hat uns ganz und gar zu ſich gezogen.

Die beiden Tenore traten nun im Duett F moll ein:

Still und hehr die Nacht,
Des Himmels Augen-Pracht
Hat nun den Reihn begangen.
Schweb hoch hinauf wie Glockenklang
Der Liebe ſanfter Nachtgeſang
Klopf' an die Himmelspfort' mit brünſtigem Verlangen.

Der Geſang hatte ſich bei den Worten: Schweb hoch ꝛc. nach Des dur gewandt, in B moll begannen Lothar und Ottmar:

Die ihr dort oben brennt
Und keuſche Flammen kennt,
Ihr Heiligen mit reinen Zungen
Ach benedeiet unſer Herz,
Wir dulden — dulden bittern Schmerz,
Wir haben ſchon gerungen.

Nun ſangen die vier Stimmen in F dur:

Klopft ſanft mit beiden Flügeln an,
Klopft ſanft und Euch wird aufgethan! —

Alle, Lothar, Ottmar und Cyprian fühlten ſich von Theodors in der That wundervoll ganz im einfachen ins Innerſte dringenden Styl der alten Meiſter gehaltner Muſik tief ergriffen. Die Thränen ſtanden ihnen in den Augen, ſie umarmten den herz- und gemüthreichen Tonſetzer, ſie drückten ihn an ihre Bruſt. Die Mitternachtsſtunde ſchlug. — Gebenedeit, rief Lothar, ſey unſer Wiederfinden! — O der herrlichen Serapions-Verwandtſchaft, die uns mit einem ewigen Band umſchlingt! — Ja, du trefflicher Serapions-Clubb, grüne und blühe immerdar! — ſo wie heute wollen wir uns fortan auf allerlei geiſtreiche Weiſe jedem Zwange fremd, erquicken und erheben, zunächſt aber über acht Tage uns wieder hier bei unſerm Theodor einfinden.

Darauf gaben ſich die Freunde, als ſie ſchieden, das Wort.

Zweiter Abſchnitt.

Es ſchlug ſieben Uhr. Mit Ungeduld erwartete Theodor die Freunde. Endlich trat Ottmar hinein. Eben, ſprach er, war Leander bei mir, er hielt mich auf bis jetzt. Ich verſicherte, wie leid es mir thäte, daß mich ein unaufſchiebbares Geſchäft abrufe. Er wollte mich begleiten bis an den Ort meiner Beſtimmung, mit Mühe entſchlüpfte ich ihm in der finſtern Nacht. Recht gut mocht' er wiſſen, daß ich zu Dir ging, ſeine Abſicht war mit herzukommen. Und, fiel Theodor ein, und Du brachteſt ihn nicht zu mir? Er wäre willkommen geweſen. — Nein, erwiederte Ottmar, nein mein lieber Freund Theodor, das ging nun ganz und gar nicht an. Fürs erſte getraue ich mir nicht ohne die Zuſtimmung ſämmtlicher Serapions-Brüder einen Fremden, oder da Leander gerade kein Fremder zu nennen, überhaupt einen Fünften einzuführen. Dann iſt es aber auch mit Leander eine mißliche Sache worden durch Lothars Schuld. — Lothar hat mit ihm, nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe, mit Begeiſterung von unſerm herrlichen Serapions-Clubb geſprochen. Er hat mit vollen Backen die vortreffliche Tendenz, das ſerapiontiſche Prinzip gerühmt, und nichts weniger verſichert, als daß wir immer jenes Prinzip im Auge, an uns ſelbſt untereinander bildende Hand legen und ſo uns zu allerlei ſublimen Werken entzünden würden. Da fing nun Leander an, längſt ſey eine ſolche Verbindung mit litterariſchen Freunden ſein innigſter Wunſch geweſen, und er hoffe, wollten wir ihm den Beitritt nicht verſagen, ſich als höchſt würdiger Serapions-Bruder zu beweiſen. — Vieles, vieles habe er in Petto. — Bei dieſen Worten machte er eine unwillkührliche Bewegung mit der Hand nach der Rocktaſche. Sie war dick aufgeſchwollen, und zu meinem nicht geringen Schreck bemerkte ich, daß es mit der andern Taſche derſelbe Fall war. Beide ſtrotzten von

Manuſcripten, ja ſelbſt aus der Buſentaſche ragten bedrohliche Papiere hervor. —

Ottmar wurde durch Lothar unterbrochen, der geräuſchvoll eintrat und dem Cyprian folgte. Eben, ſprach Theodor, zog eine kleine Gewitterwolke auf über unſern Serapions-Clubb, Ottmar hat ſie aber geſchickt abgeleitet. Leander wollte uns heimſuchen, er iſt dem armen Ottmar nicht vom Leibe gegangen, bis dieſer ſich durch heimliche Flucht in der finſtern Nacht gerettet.

Wie, rief Lothar, warum hat Ottmar meinen lieben Leander nicht hergebracht? Er iſt verſtändig — geiſtreich — witzig — wer taugt beſſer zu uns Serapions-Brüdern? — So biſt Du nun einmal Lothar, nahm Ottmar das Wort. Du bleibſt Dir immer gleich, indem Du ewig die Meinung wechſelnd, immer die Oppoſition bildeſt. Hätte ich Leander wirklich hergebracht, von wem hätte ich bittrere Vorwürfe hören müſſen, als eben von Dir! — Du nenneſt Leander verſtändig, geiſtreich, witzig, er iſt das alles, ja noch mehr! — Alles, was er produzirt, hat eine gewiſſe Ründe und Vollendung, die von geſunder Kritik, ſcharfſinnigem Urtheil zeigt! — Aber! — Fürs erſte, denk ich, kann niemandem weniger unſer ſerapiontiſches Prinzip innwohnen als eben unſerm Leander. Alles, was er ſchafft, hat er gedacht, reiflich überlegt, erwogen, aber nicht wirklich geſchaut. Der Verſtand beherrſcht nicht die Phantaſie, ſondern drängt ſich an ihre Stelle. Und dabei gefällt er ſich in einer weitſchichtigen Breite, die, wenn auch nicht dem Leſer, doch dem Zuhörer unerträglich wird. Werke von ihm, denen man Geiſt und Verſtand durchaus nicht abſprechen kann, erregen, lieſt er ſie vor, die tödtlichſte Langeweile.

Ueberhaupt, unterbrach Cyprian den Freund, überhaupt iſt es mit dem Vorleſen ein eignes Ding. Ich meine rückſichtlich der Werke, die dazu taugen. Es ſcheint, als ob außer dem lebendigſten Leben durchaus nur ein geringer Umfang des Werks dazu erfordert werde.

Dies kommt daher, nahm Theodor das Wort, weil der Vorleſer durchaus nicht förmlich deklamiren darf, dies iſt nach bekannter Erfahrung unausſtehlich, ſondern die wechſelnden Empfindungen, wie ſie aus den verſchiedenen Momenten der Handlung hervorgehen, nur mäßig andeutend im ruhigen Ton bleiben muß, dieſer Ton aber wieder auf die Länge eine unwiderſtehliche narkotiſche Kraft übt.

Meines Bedünkens, ſprach Ottmar, muß die Erzählung, das Gedicht, was im Vorleſen wirken ſoll, ſich ganz dem dramatiſchen nähern, oder vielmehr ganz dramatiſch ſeyn. Aber wie kommt es denn nun wieder, daß die mehreſten Komödien und Tragödien ſich durchaus gar nicht vorleſen laſſen, ohne Widerwillen zu erregen und gräßliche Langeweile.

Eben, erwiederte Lothar, weil ſie ganz undramatiſch ſind, oder weil auf den perſönlichen Vortrag des Schauſpielers auf dem Theater gerechnet worden und das Gedicht ſo kraftlos und ſchwächlich iſt, daß es an und für ſich ſelbſt in dem Zuhörer kein farbigt Bild mit lebendigen Figuren hervorzurufen vermag, das ihm Theater und Schauſpieler reichlich erſetzt. — Aber wir kommen ab von unſerm Leander, von dem ich Ottmars Widerſpruch unerachtet noch immer keck behaupte, daß er in unſern Kreis aufgenommen zu werden verdient.

Recht gut, ſprach Ottmar, aber erinnere Dich, liebſter Lothar, doch nur gefälligſt an alles das, was Dir ſchon mit Leander geſchehen! — Wie er Dich einmal mit einem dicken — dicken dramatiſchen Gedicht verfolgte und Du ihm immer auswichſt, bis er Dich und mich zu ſich einlud und uns bewirthete mit auserleſenen Speiſen und köſtlichem Wein, um uns nur ſein Gedicht beizubringen. Wie ich zwei Acte treulich aushielt und mich rüſtete zum dritten, wie Du aber ungeduldig auffuhrſt und ſchwurſt, Dir ſey übel und weh, und den armen Leander ſitzen ließeſt mit ſammt ſeinen Speiſen und ſeinem Wein. — Erinnere Dich, wie Leander Dich beſuchte, wenn mehrere Freunde zugegen. Wie er dann und wann mit Papieren in der Taſche rauſchte und mit ſchlauen Blicken umherſah, damit nur einer ſagen ſollte: Ei, Sie haben Uns gewiß etwas ſchönes mitgebracht, lieber Herr Leander! Wie Du aber insgeheim uns Alle um Gotteswillen bateſt doch nur auf jenes bedrohliche Rauſchen nicht zu achten und ſtill zu ſchweigen. Erinnere Dich, wie Du den guten Leander, der immer ein Trauerſpiel im Buſen trug, immer bewaffnet, immer ſchlagfertig, wie Du ihn verglichſt mit Meros der zum Tyrannen ſchleicht, den Dolch im Buſen! — Wie er einmal, als Du ihn hatteſt einladen müſſen, eintrat mit einem dicken Manuſcript in der Hand, daß uns allen Muth und Laune ſank. Wie er dann aber mit ſüßem Lächeln verſicherte nur ein Stündchen könnte er bei uns bleiben, da er früher der und der Madam verſprochen bei ihr Thee zu trinken und ihr ſein neueſtes Heldengedicht in zwölf Geſängen vorzuleſen. Wie wir alle

Athem ſchöpften einer ſchweren Laſt entnommen, wie wir, als er das Zimmer verlaſſen, einſtimmig riefen: Ach die arme Madam! — die arme unglückliche Madam! —

Höre auf, rief Lothar, höre auf Freund Ottmar, alles, deſſen Du erwähnſt, hat ſich in der That begeben, aber unter uns Serapions-Brüdern kann ſo etwas nicht geſchehen. Bilden wir nicht eine tüchtige Oppoſition gegen alles, was unſerm Grundprinzip widerſtrebt? — Ich wette, Leander würde ſich dieſem Prinzip fügen.

Glaube das ja nicht, lieber Lothar, ſprach Ottmar. Leander hat das mit vielen eitlen Dichtern und Schriftſtellern gemein, daß er nicht hören mag, eben deshalb aber nur allein leſen, nur allein ſprechen will. Mit aller Gewalt würde er dahin trachten, unſere Abende ganz auszufüllen mit ſeinen endloſen Werken, jeden Widerſtand ſehr übel vermerken, ſo aber alle Gemüthlichkeit zerſtören, die das ſchönſte Band iſt, das Uns verknüpft. — Er ſprach heute ſogar von gemeinſchaftlicher litterariſcher Arbeit, die wir zuſammen unternehmen wollten! — Damit würd' er uns nun vollends ganz entſetzlich plagen! —

Ueberhaupt, nahm Cyprian das Wort, iſt es mit dem gemeinſchaftlichen Arbeiten ein mißliches Ding. Vollends unausführbar ſcheint es, wenn mehrere ſich vereinen wollen zu einem und demſelben Werk. Gleiche Stimmung der Seele, tiefes Hineinſchauen, Auffaſſen der Ideen, wie ſie ſich aufeinander erzeugen, ſcheint unerläßlich, ſoll nicht, ſelbſt bei verabredetem Plan verworrenes, barockes Zeug herauskommen. Ich denke eben an etwas ſehr luſtiges in dieſer Art. — Vor einiger Zeit beſchloſſen vier Freunde, zu denen ich auch gehörte, einen Roman zu ſchreiben, zu dem ein jeder nach der Reihe die einzelnen Kapitel liefern ſollte. Der eine gab als Saamenkorn, aus dem alles hervorſchießen und hervorblühen ſollte, den Sturz eines Dachdeckers vom Thurme herab an, der den Hals bricht. In demſelben Augenblick gebährt ſeine Frau vor Schreck drei Knaben. Das Schickſal dieſer Drillinge, ſich in Wuchs, Stellung, Geſicht u. ſ. w. völlig gleich, ſollte im Roman verhandelt werden. Ein weiterer Plan wurde nicht verabredet. Der andere fing nun an und ließ im erſten Kapitel von dem Einen der Helden des Romans von einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft ein Stück aufführen, in dem er ſehr geſchickt und auf herrliche geniale Weiſe den ganzen Gang, den die Geſchichte wohl nehmen konnte, angedeutet hatte. Hieran mußten ſich nun alle halten und ſo wäre jenes Kapitel ein ſtattlicher Prolog des Ganzen geworden. Statt deſſen erſchlug der erſte (der Erfinder des Buchplanes) im zweiten Kapitel die wichtigſte Perſon, die der zweite eingeführt, ſo daß ſie wirkungslos ausſchied, der dritte ſchickte die Schauſpieler-Geſellſchaft nach Polen und der vierte ließ eine wahnſinnige Hexe mit einem weiſſagenden Raben auftreten und erregte Grauen ohne Noth, ohne Beziehung. — Das Ganze blieb nun liegen! —

Ich kenne, ſprach Theodor, ich kenne ein Buch, das auch von mehreren Freunden unternommen, aber nicht vollendet wurde. Es iſt mit Unrecht nicht viel in die Welt gekommen, vielleicht weil der Titel nichts verſprach oder weil nöthige Empfehlung mangelte. Ich meine Karls Verſuche und Hinderniſſe*). Der erſte Theil, welcher nur ans Licht getreten, iſt eins der witzigſten, geiſtreichſten und lebendigſten Bücher, die mir jemals vorgekommen. Merkwürdig iſt es, daß darin nicht allein mehrere bekannte Schriftſteller, wie z. B. Johannes Müller, Jean Paul u. a. ſondern auch von Dichtern geſchaffene Perſonen, wie z. B. Wilhelm Meiſter nebſt ſeinem Söhnlein u. a. in ihrer eigenthümlichſten Eigenthümlichkeit auftreten.

Ich kenne, ſprach Cyprian, ich kenne das Buch, von dem Du ſprichſt, es hat mich gar ſehr ergötzt und ich erinnere mich noch daran, daß Jean Paul zu einem dicken Manne, den er auf einem Felde im Schweiß ſeines Angeſichts Erdbeeren pflückend antrifft, ſpricht: Die Erdbeeren müſſen recht ſüß ſeyn, da Sie es ſich ſo ſauer darum werden laſſen! — Doch wie geſagt, das Zuſammentreten zu einem Werk bleibt ein gewagtes Ding. Herrlich iſt dagegen die wechſelſeitige Anregung wie ſie wohl unter gleichgeſtimmten poetiſchen Freunden ſtatt finden mag und die zu dieſem, jenem Werk begeiſtert.

Eine ſolche Anregung, nahm Ottmar das Wort, verdanke ich unſerm Freunde Severin, der, iſt er nur erſt, wie zu erwarten ſteht, hier angekommen, ein viel beſſerer Serapions-Bruder ſeyn wird als Leander. — Mit Severin ſaß ich im Berliner Thiergarten, als ſich das vor unſern Augen zutrug, was den Stoff hergab zu der Erzählung, die ich unter dem Titel: Ein Fragment aus dem Leben dreier

---

*) Einen Roman der im Jahr 1808 im Verlage der Realſchulbuchhandlung zu Berlin erſchien.

Freunde aufſchrieb und die ich mitgebracht habe um ſie euch vorzuleſen. Als nehmlich, wie Ihr nachher vernehmen werdet, das ſchöne Mädchen das ihr heimlich zugeſteckte Brieflein mit Thränen in den Augen las, warf mir Severin leuchtende Blicke zu und flüſterte: das iſt etwas für Dich Ottmar! — Deine Phantaſie muß die Fittige regen! — ſchreibe nur gleich hin, was es für eine Bewandtniß hat mit dem Mädchen, dem Brieflein und den Thränen! — Ich that das! —

Die Freunde ſetzten ſich an den runden Tiſch, Ottmar zog ein Manuſcript hervor und las:

Ein Fragment

aus dem Leben dreier Freunde.

Am zweiten Pfingſttag war das ſogenannte Weberſche Zelt, ein öffentlicher Ort im Berliner Thiergarten, von Menſchen allerlei Art und Gattung ſo überfüllt, daß Alexander nur durch unabläſſiges Rufen und Verfolgen dem verdrießlichen, durch die Menge hin und hergedrängten Kellner einen kleinen Tiſch abzutrotzen vermochte, den er unter die ſchönen Bäume hinten heraus, auf den Platz am Waſſer ſtellen ließ und woran er mit ſeinen beiden Freunden Severin und Marzell, die unterdeſſen, nicht ohne ſtrategiſche Künſte, Stühle erbeutet, in der gemüthlichſten Stimmung von der Welt ſich hin ſetzte. Erſt ſeit wenigen Tagen hatte jeder ſich in Berlin eingefunden, Alexander aus einer entfernten Provinz, um die Erbſchaft einer alten Tante, die unverheirathet geſtorben, in Empfang zu nehmen, Marzell und Severin, um die Civilverhältniſſe wieder anzuknüpfen, die ſie, den eben beendigten Feldzug mitmachend, ſo lange aufgegeben. Heute wollten ſie ſich des Wiederſehens und Wiederfindens recht erfreuen, und, wie es zu geſchehen pflegt, nicht der Ereignißreichen Vergangenheit, nein! des nächſten Augenblicks, des eben beſtehenden Thuns und Treibens im Leben wurde zuerſt gedacht. „Wahrhaftig, ſprach Alexander, indem er die dampfende Kaffeekanne ergriff und den Freunden einſchenkte, wahrhaftig, wenn Ihr mich ſehen ſolltet, in der abgelegenen Wohnung der verſtorbenen Tante, wie ich Morgens in finſterm Schweigen pathetiſch die hohen mit düſtern Tapeten behängten Zimmer durchwandle, wie dann Jungfer Anne, die Haushälterin der Seeligen, ein kleines geſpenſtiſches Weſen, hineinkeucht und hüſtelt, die zinnernen Präſentirteller mit dem Frühſtück in den zitternden Armen tragend, das ſie mit einem ſeltſamen rückwärts ausgleitenden Knix auf den Tiſch ſtellt, und dann ohne ein Wort zu reden ſeufzend und auf zu weiten Pantoffeln ſchlarrend, wie das Bettelweib von Lokarno, ſich weg begiebt; wie Kater und Mops, mich mit ungewiſſen Blicken von der Seite anſchielend, ihr folgen, wie ich dann allein von einem melancholiſchen Papagey angeſchnurrt, von nickenden Pagoden dumm angelächelt, eine Taſſe nach der andern einſchlürfe, und kaum wage, das jungfräuliche Gemach, in dem ſonſt nur Bernſtein- und Maſtix-Opfer galten, durch ſchnöden Tabacksqualm zu entweihen — ja wenn Ihr mich ſo ſehen ſolltet, Ihr müßtet mich durchaus was weniges für verhext, für eine Art Merlin halten. Ich kann Euch ſagen, daß nur die leidige Bequemlichkeit, die Ihr ſchon ſo oft mir vorwarfet, daran Schuld iſt, daß ich gleich, ohne mich nach einer andern Wohnung umzuſehen, in das öde Haus der Tante zog, das die pedantiſche Gewiſſenhaftigkeit des Teſtamentvollziehers zu einem recht unheimlichen Aufenthalt gemacht hat. So wie die wunderliche Perſon, die ich kaum gekannt, es verordnete, blieb alles bis zu meiner Ankunft in unverändertem Zuſtande. Neben dem in ſchneeweißen Linnen und meergrüner Seide prangenden Bette, ſteht noch das kleine Tabouret, auf dem, wie ſonſt, das ehrbare Nachtkleid mit der ſtattlichen vielbebänderten Haube liegt, unten ſtehen die grandioſen geſtickten Pantoffeln und eine ſilberne hellpolirte Sirene als Henkel irgend eines unentbehrlichen Geſchirrs funkelt unter der mit weißen und bunten Blumen beſtreuten Bettdecke hervor. Im Wohnzimmer liegt die unvollendete Nätherei, die die Selige kurz vor ihrem Hinſcheiden unternahm, Arndts wahres Chriſtenthum aufgeſchlagen daneben; was aber für mich wenigſtens das Unheimliche und Grauliche vollendet, iſt, daß in eben demſelben Zimmer das lebensgroße Bild der Tante hängt, wie ſie ſich vor fünf und dreißig bis vierzig Jahren in vollem Brautſchmuck malen ließ und daß, wie mir die Jungfer Anne unter vielen Thränen erzählt hat, ſie in eben dieſem vollſtändigen Brautſchmuck begraben worden iſt.“ „Welch eine eigne Idee,“ ſprach Marzell, „die aber ſehr nahe liegt,“ fiel ihm Severin ins Wort, „da verſtorbene Jungfrauen Chriſtusbräute ſind, und ich hoffe, daß niemand ſo ruchlos ſeyn wird, dieſen auch der bejahrten Jungfrau geziemenden frommen Glauben zu belächeln, wiewohl ich nicht verſtehe, warum ſich die Tante früher gerade als Braut malen ließ.“ „So wie mir erzählt worden, nahm Alexander das Wort, war die Tante einmal wirklich verſprochen, ja, der Hochzeittag war da, und ſie erwartete in vollem Brautſchmuck den Bräutigam, der aber ausblieb, weil er für gut gefunden hatte, mit einem Mädchen, die er früher geliebt, an demſelben Tage die Stadt zu verlaſſen. Die Tante zog ſich das ſehr zu Gemüthe und ohne im mindeſten verwirrten Verſtandes zu ſeyn, feierte ſie von Stund an den Tag des verfehlten Eheſtandes auf eigne Weiſe. Sie legte nämlich früh Morgens den vollſtändigen Brautſtaat an, ließ, wie es damals geſchehen, in dem ſorgfältig gereinigten Putzzimmer ein kleines, mit vergoldetem Schnitzwerk verziertes Nußbaum-Tiſchchen ſtellen, darauf Chokolade, Wein und Gebackenes für zwei Perſonen ſerviren und harrte, indem ſie ſeufzend und leiſe klagend im Zimmer auf- und abging, bis zehn Uhr Abends des Bräutigams. Dann betete ſie eifrig, ließ ſich entkleiden und ging ſtill in ſich gekehrt zu Bette.“ „Das kann nun,“ ſprach Marzell, „mich bis in das Innerſte rühren. Weh' dem Treuloſen, der der Armen dieſen nie zu verwindenden Schmerz bereitete.“ „Die Sache, erwiederte Alexander, hat eine Kehrſeite. Den Mann, den Du treulos ſchiltſt, und der es bleibt, mochte er auch Gründe dazu haben wie er wollte, warnte doch wohl zuletzt ein guter Genius, oder wenn Du willſt, ein beſſerer Sinn wurde Meiſter über ihn. Er hatte nur nach der Tante ſchnödem Mammon getrachtet, denn er wußte, daß ſie herrſchſüchtig, zänkiſch, geizig, kurz ein arger Quälgeiſt war.“

„Mag das ſeyn, ſprach Severin, indem er die Pfeife auf den Tiſch legte und mit über einander geſchränkten Armen ſehr ernſt und nachdenklich vor ſich hinſchaute, mag das ſeyn, aber konnte denn die ſtille rührende Todtenfeier, die reſignirte, nur ins Innere hineintönende Klage um den Treuloſen anders, als aus einem tiefen, zarten Gemüthe kommen, dem jene irdiſchen Gebrechen, wie Du ſie der armen Tante vorwirfſt, fremd ſeyn müſſen? Ach! wohl oft mag jene Verbitterung, der wir, hart im Leben angegriffen, kaum zu widerſtehen vermögen, wohl oft mag ſie mißgeſtaltet hervorgetreten ſeyn, daß es auf alles, was die Alte umgab, ſo verſtörend wirkte; aber ein Jahr voll Plage hätte jener wiederkehrende fromme Tag für mich wenigſtens gut gemacht.“ Ich gebe Dir Recht, Severin, ſprach Marzell;

die alte Tante, der der Herr eine fröhliche Urſtänd geben möge, kann nicht ſo böſe geweſen ſeyn, wie Alexander, doch nur von Hörenſagen, behauptet. Mit im Leben und durch das Leben verbitterten Perſonen mag ich indeſſen auch nicht viel zu thun haben; und es iſt beſſer, daß Freund Alexander ſich an der Geſchichte von der Hochzeits-Todtenfeier der Alten erbaut und die gefüllten Kiſten und Kaſten durchſtöbert, oder das reiche Inventarium beäugelt, als daß er die verlaſſene Braut lebendig im Brautſchmuck des Geliebten harrend, um ihren Chokoladentiſch wandeln ſieht. Heftig ſetzte Alexander die Taſſe Kaffee, die er an den Mund gebracht, ohne zu trinken wieder auf den Tiſch, und rief, indem er die Hände zuſammenſchlug: Herr des Himmels! bleibe mir weg mit ſolchen Gedanken und Bildern, es iſt mir wahrhaftig hier im lieben hellen Sonnenſchein ſo zu Muthe, als werde mitten aus jener Gruppe von jungen Mädchen dort die alte Tante im Brautſchmuck recht geſpenſtiſch hervorgucken. Dieſes grauliche Gefühl, ſprach Severin leiſe lächelnd, und die kleinen blauen Wölkchen aus der Pfeife, die er wieder genommen, ſchnell weghauchend, dieſes grauliche Gefühl iſt die gerechte Strafe Deines Frevels, da Du von der Seligen, die Dir im Tode Gutes erzeigt, ſchlecht geſprochen. Wißt Ihr wohl, Leute, fing Alexander wiederum an, wißt Ihr wohl, daß es mir ſcheint, als wäre die Luft in meiner Wohnung ſo von dem Geiſt und Weſen der alten Jungfer imprägnirt, daß man nur ein paarmal vier und zwanzig Stunden drinn geweſen ſein darf, um ſelbſt etwas davon wegzubekommen? Marzell und Severin ſchoben in dem Augenblick ihre leere Taſſen Alexandern hin, der mit Geſchicklichkeit und Umſicht den Zucker in gehörigem Verhältniß vertheilte, eben ſo mit Kaffee und Milch verfuhr und alſo weiter ſprach: Schon daß mir das meiner Art und Weiſe ganz fremde Talent des Kaffee-Einſchenkens mit einem Mal zugekommen; daß ich, als gält' es der Uebung meines Berufs, gleich die Kanne ergriff, daß ich des geheimen Verhältniſſes der Süße und der Bitterkeit mächtig bin, daß ich kein Tröpfchen vergieße, ſchon das muß Euch, Ihr Leute! beſonders und geheimnißvoll vorkommen, aber Ihr werdet noch mehr erſtaunen, wenn ich Euch ſage, daß ſich bei mir ein beſonderes Wohlgefallen an blankgeſcheuertem Zinn und Kupfer, an Linnen, an ſilberner Geräthſchaft, an Porcellain und Gläſern, kurz an einer eingerichteten Wirthſchaft, wie ſie im Nachlaß der Tante vorhanden, eingefunden hat. Ich ſchaue das alles mit einer gewiſſen Behaglichkeit an, und mir iſt es plötzlich ſo, als ſey es hübſch, mehr zu beſitzen, als ein Bett, einen Tiſch, einen Schemel, einen Leuchter und ein Tintenfaß! — Mein Herr Teſtamentsvollzieher lächelt und meint, ich dürfe nun nach gerade heirathen, ohne mich um etwas anders zu bekümmern, als um die Braut und um den Prediger. Im Herzen, meint er denn nun wohl weiter, daß die Braut nicht weit zu ſuchen ſeyn dürfte. Er hat nämlich ſelbſt ein Töchterlein, ein ganz kleines putziges Ding mit großen Augen, die noch kindlich und kindiſch thut, wie Gurli mit naiven Redensarten um ſich wirft und herumhüpft wie eine Bachſtelze. Das mag nun vor ſechszehn Jahren ihr, vermöge der kleinen Elfenfigur, recht gut geſtanden haben, aber jetzt im zwei und dreißigſten Jahre wird einem ganz bange und unheimlich dabei. Ach, rief Severin, und doch iſt dieſe verderbliche eigene Myſtifikation ſo natürlich! — Wo iſt der Punkt zu finden, in dem ein Mädchen, das ſich durch irgend eine Eigenthümlichkeit im Leben feſtgeſtellt hat, plötzlich ſich ſelbſt ſagen ſoll: ich bin nicht mehr das, was ich war; die Farben, in die ich mich ſonſt putzte, ſind friſch und jugendlich geblieben, aber mein Antlitz iſt verbleicht! Darum — man dulde! — man ertrage! Mir flößt ein ſolches, doch nur in harmloſer Verirrung befangenes Mädchen, Gefühle der tiefſten Wehmuth ein, und ſchon deshalb könnte ich mich tröſtend ihr anſchmiegen. Du merkſt, Alexander, ſprach Marzell, daß Freund Severin heute in ſeiner duldſamen Stimmung iſt. Erſt hat er ſich der alten Tante angenommen, jetzt flößt ihm Deines Teſtamentsvollziehers — es iſt ja doch wohl der Kriegsrath Falter — ja jetzt flößt ihm Falters zwei und dreißigjähriges Alräunchen, die ich recht gut kenne, wehmüthige Gefühle ein, und er wird Dir gleich rathen, ſie zur Frau zu nehmen, um ſie nur der unheimlichen Naivetät zu entreißen, denn der wird ſie, wenigſtens Hinſichts Deiner, gleich nach dem Jawort entſagen. Aber thu es nicht, denn die Erfahrung lehrt, daß kleine naive Perſonen der Art bisweilen, oder vielmehr gar oft, etwas kätzlicher Natur ſind, und aus dem Sammtpfötchen, womit ſie Dich vor dem Prieſterſegen ſtreichelten, bald nachher bei ſchicklicher Gelegenheit gar nicht unebne Krallen hervorſpringen laſſen. „Herr des Himmels!" unterbrach Alexander den Freund, „Herr des Himmels! welch Geſchwätz! Weder Falters naives zwei und dreißigjähriges Alräunchen, noch ſonſt ein Gegenſtand, ſey er zehnmal ſo hübſch und jung und reizend als ſie, kann mich verlocken, die goldenen Jahre jugendlicher Freiheit, die ich nun erſt, da mir Geld und Gut zugefallen, recht nutzen will, mir ſelbſt muthwillig zu verderben. In der That, die alte bräutliche Tante wirkt ſo ſpukhaft auf mich ein, daß ich unwillkührlich mit dem Worte Braut ein unheimliches, graulisches freudeſtörendes Weſen verbinde.“ Ich bedaure Dich, ſprach Marzell, was mich betrifft, ſo fühle ich, denke ich mir ein bräutlich geſchmücktes Mädchen, ſüße heimliche Schauer mich durchbeben, und ſehe ich ſolch ein Weſen dann wirklich, ſo iſt es mir, als müſſe mein Geiſt ſie mit einer höhern Liebe, die nichts gemein hat mit dem Irdiſchen, umfaſſen. O ich weiß es ſchon, erwiederte Alexander, Du verliebſt Dich in der Regel in alle Bräute, und oft ſteht in dem Sanktuario, das Du phantaſtiſcher Weiſe in Deinem Innern angelegt, wohl auch ſchon die Geliebte eines Andern. Er liebt mit den Liebenden, ſprach Severin, und darum liebe ich ihn ſo herzlich! — Ich werde ihm, rief Alexander lachend, die alte Tante über den Hals ſchicken und ſo mich von einem Spuk befrein, der mir läſtig iſt. — Ihr ſchaut mich mit fragenden Blicken an? — Nun ja doch! — die alte Jungfern-Natur läßt ſich in mir auch dadurch verſpüren, daß ich an einer ganz unerträglichen Geſpenſterfurcht leide, und mich gebehrde, wie ein kleiner Bube, den die Wartfrau mit irgend einem Mummel ängſtigt. Es paſſirt mir nämlich nichts Geringeres, als daß ich oft am hellen Tage, vorzüglich in der Mittagsſtunde, wenn ich in die großen Kiſten und Kaſten ſchaue, dicht neben mir der alten Tante ſpitze Naſe erblicke und ihre langen dürren Finger, wie ſie hineinfahren in die Wäſche, in die Kleider und darin wühlen. — Nehme ich wohlgefällig ein Keſſelchen herab oder eine Kaſſerolle, ſo ſchütteln ſich die übrigen, und ich denke, nun wird die geſpenſtiſche Hand mir gleich ein anderes Keſſelchen oder Kaſſerollchen präſentiren. Da werfe ich alles bei Seite und renne, ohne mich umzuſchauen, nach dem Zimmer zurück und ſinge oder pfeife durchs geöffnete Fenſter auf die Straße heraus, worüber ſich Jungfer Anne ſichtlich ärgert. Daß nun aber die Tante in der That jede Nacht punkt zwölf Uhr umherwandelt, ſteht feſt. Marzell lachte laut auf, Severin blieb ernſt und rief: „Erzähle nur; am Ende läufts auf eine Abgeſchmacktheit hinaus, denn wie ſollteſt Du bei Deiner entſetzlichen Aufklärung zum Geiſterſeher werden.“ „Nun Severin, fuhr Alexander fort, und Du, Marzell, Ihr wißt beide, daß niemand ſich mehr geſträubt hat gegen allen Geſpenſterglauben, als ich. Niemals in meinem Leben, bis jetzt, iſt mir das mindeſte Außerordentliche begegnet, und ſelbſt die ſonderbare, Sinn und Geiſt in körperlichem Schmerz lähmende Angſt, die die Nähe des fremden geiſtigen Princips aus einer andern Welt verurſachen ſoll, blieb mir fremd. Hört aber nur, was mir geſchah in der erſten Nacht, als ich eingetroffen.“ Erzähle leiſe, ſprach Marzell, denn mich dünkt, hier unſere Nachbarſchaft müht ſich zuzuhören und zu verſtehen. „Das ſoll ſie, erwiederte Alexander, um ſo weniger, als ich eigentlich auch Euch meine Geſpenſtergeſchichte verſchweigen wollte. Doch — ich will nun einmal erzählen! Alſo! — Jungfer Anne empfing mich ganz in Schmerz und Trauer aufgelöſt. Den ſilbernen Armleuchter in der zitternden Hand, ächzte und keuchte ſie vor mir her durch die öden Zimmer, bis in's Schlafgemach. Hier mußte der Poſtknecht meinen Koffer abſetzen. Der Kerl, indem er das reichliche Trinkgeld mit einem: Schön Dank, ſehr weitläuftig, den breiten Rock zurückſchlagend, in die Hoſentaſche hineinſchob, ſah ſich mit lachendem Geſicht im Zimmer um, bis ſein Blick auf das hochaufgethürmte Bett mit meergrünen Gardinen fiel, von dem ich ſchon vorhin ſprach. „Tauſend — tauſend! rief er nun, da wird der Herr ſchön ruhen, beſſer wie im Poſtwagen, und da liegt ja auch ſchon Schlafrock und Mützchen!“ — Der Ruchloſe meinte der Tante ehrbares Nachtkleid. Jungfer Anne ließ, wie zuſammenſinkend, beinahe den ſilbernen Leuchter fallen, ich ergriff ihn ſchnell und leuchtete dem Poſtknecht hinaus, der ſich mit einem ſchelmiſchen Blick auf die Alte entfernte. Als ich zurückkam, zitterte und bebte Jungfer Anne, ſie glaubte, nun würde das Entſetzliche geſchehen, nämlich ich würde ſie fortſchicken, und ohne Umſtände das jungfräuliche Bett einnehmen. Sie lebte auf, als ich höflich und beſcheiden erklärte, daß ich nicht gewohnt ſey, in ſolch' weichen Betten zu ſchlafen, und daß ſie mir, ſo gut es ginge, ein ſchlichtes Lager im Wohnzimmer bereiten möge. Das Entſetzliche unterblieb auf dieſe Weiſe, doch das Unerhörte geſchah, nämlich Jungfer Anna's gramverſchrumpftes Geſicht heiterte ſich auf, wie ſeitdem nicht mehr, zum holdſeligen Lächeln; ſie tauchte herab zur Erde mit ihren langen knochendürren Armen, fingerte geſchickt die niedergetretenen Hintertheile der Pantoffeln herauf an die ſpitzen Fußhacken, und trippelte mit einem leiſen, halb furchtſamen, halb freudigen: Sehr wohl, mein geehrter junger Herr! zur Thür hinaus. „Da ich gedenke einen langen Schlaf zu thun, bitt' ich um Kaffee erſt zur neunten Stunde.“ So beinahe mit Wallenſteins Worten entließ ich die Alte. Todmüde, wie ich war, glaubt' ich vom Schlaf gleich überwältigt zu werden, doch ihm widerſtanden die mannigfaltigen Ideen und Gedanken, die ſich in mir zu kreuzen begannen. Erſt jetzt trat mich der ſchnelle Wechſel meiner Lage recht lebendig an. Erſt jetzt, das neue Beſitzthum wirklich beſitzend und in ihm verweilend, wurde es mir klar, daß, aus drückender Bedürftigkeit herausgeriſſen, das Leben ſich mir in wohlthuender Behaglichkeit erſchließe. Des Nachtwächters widrige Pfeife quäkte — eilf — zwölf — ich war ſo munter, daß ich das Picken meiner Taſchenuhr, daß ich das leiſe Zirpen eines Heimchens vernahm, das ſich irgendwo eingeniſtet haben mußte. Aber mit dem letzten Schlage zwölf einer aus der Ferne dumpf tönenden Thurmuhr fing es an, in dem Zimmer mit leiſen abgemeſſenen Tritten auf- und abzuwandeln, und bei jedem Tritt ließ ſich ein ängſtliches Seufzen und Stöhnen hören, das ſteigend und ſteigend den herzzerſchneidenden Lauten eines von der Todesnoth bedrängten Weſens zu gleichen begann. Dabei ſchnüffelte und kratzte es an der Thür des Nebenzimmers, und ein Hund winſelte und jammerte, wie in menſchlichen Tönen. Ich hatte den alten Mops, der Tante Liebling, ſchon Abends vorher bemerkt, ſeine Klage vernahm ich jetzt unſtreitig. Ich fuhr auf von meinem Lager; ich blickte mit offenen ſtarren Augen in das vom Nachtſchimmer matt erleuchtete Gemach hinein; Alles was darin ſtand, ſah ich deutlich, nur keine auf- und abwallende Geſtalt, und doch vernahm ich die Tritte, und doch ſeufzte und ſtöhnte es wie zuvor, dicht vor meinem Lager vorbei. Da ergriff mich plötzlich jene Angſt der Geiſternähe, die ich nie gekannt, ich fühlte, wie kalter Schweiß auf der Stirn tropfte und wie in ſeinem Eiſe gefroren mein Haar ſich emporſpießte. Nicht vermögend, ein Glied zu rühren, den Mund zum Schrei des Entſetzens zu öffnen, ſtrömte das Blut raſcher in den hüpfenden Pulſen, und erhielt den innern Sinn wach, der nur nicht über die äußern, wie im Todeskampf erſtarrten Organe zu gebieten vermochte. Plötzlich ſchwiegen die Tritte, ſo wie das Stöhnen; dagegen hüſtelte es dumpf, die Thüre eines Schrankes knarrte auf, es klapperte wie mit ſilbernen Löffeln; dann war es, als würde eine Flaſche geöffnet und in den Schrank geſtellt, wie, wenn jemand etwas verſchluckt — ein ſeltſames widriges Räuspern — ein lang gedehnter Seufzer. — In dem Augenblick wankte eine lange weiße Geſtalt aus der Wand hervor; ich ging unter in dem Eisſtrom des tiefſten Entſetzens, mir ſchwanden die Sinne. —

Ich erwachte mit dem Ruck des aus der Höheſtürzens; dieſe gewöhnliche Traumerſcheinung kennt Ihr alle, aber das eigne Gefühl, das mich nun erfaßte, vermag ich kaum Euch zu beſchreiben. Ich mußte mich erſt darauf beſinnen, wo ich mich befand, dann war es mir, als ſey etwas Entſetzliches mit mir vorgegangen, deſſen Erinnerung ein langer tiefer Todesſchlaf weggelöſcht hätte. Endlich kam mir alles nach und nach in den Sinn, indeſſen hielt ich es für einen ſpukhaften Traum, der mich geneckt. Als ich nun aufſtand, fiel mir zuerſt das Bild der bräutlich geſchmückten Jungfrau, ein lebensgroßes Knieſtück ins Auge, und kalter Schauer fröſtelte mir den Rücken herab, denn es war mir, als ſey dieſe Geſtalt mit lebhaften kennbaren Zügen in der Nacht auf- und abgeſchritten; doch der Umſtand, daß ſich in dem ganzen Zimmer kein einziger Schrank befand, beſtätigte es mir aufs Neue, daß ich nur geträumt habe. Jungfer Anna brachte den Kaffee, ſie blickte mir länger und länger ins Geſicht und ſprach dann: „Ei, du lieber Gott, wie ſehen ſie doch ſo krank und blaß aus, es iſt Ihnen doch nichts paſſirt?“ — Weit entfernt, der Alten nur das mindeſte von meinem Spuk merken zu laſſen, gab ich vor, daß ein heftiges Bruſtdrücken mich nicht habe ſchlafen laſſen. „Ei, lispelte die Alte, das iſt der Magen, das iſt der Magen, ei, ei, dafür wiſſen wir Rath!“ — Und damit ſchlarrte die Alte auf die Wand zu, öffnete eine von mir nicht bemerkte Tapetenthür, und ich ſah einen Schrank, in welchem ſich Gläſer, kleine Flaſchen und ein paar ſilberne Löffel befanden. Nun nahm die Alte klappernd und klirrend einen Löffel heraus, dann öffnete ſie eine Flaſche, tröpfelte etwas von dem darin enthaltenen Saft in den Löffel, ſetzte ſie wieder in den Schrank und wankte auf mich zu. Ich ſchrie auf, vor Entſetzen, denn der vorigen Nacht ſpukhafte Erſcheinungen traten ins Leben. „Nun, nun,“ ſchnarrte die Alte mit ſeltſam ſchmunzelndem Geſicht, „nun, nun, lieber junger Herr! es iſt ja nur eine tüchtige Medicin; die ſelige Mamſell litt auch am Magen und nahm dergleichen öfters!“ Ich ermannte mich und ſchluckte das kräftig brennende Magenelixir hinunter. Mein Blick war ſtarr auf das Bild der Braut gerichtet, das gerade über dem Wandſchrank hing. Wen ſtellt das Bild dort vor, fragte ich die Alte. „Ei, du mein lieber Gott, das iſt ja die ſelige Mamſell Tante!“ erwiederte die Alte, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten. Der Mops fing an zu winſeln, wie in der Nacht, und mit Mühe das innere Erbeben beherrſchend, mit Mühe Faſſung erringend ſprach ich: Jungfer Anna, ich glaube, die ſelige Tante war in voriger Nacht um zwölf Uhr an dem Wandſchrank dort und nahm Tropfen? Die Alte ſchien gar nicht verwundert, ſondern ſprach leiſe, indem eine ſeltſame Todtenbleiche den letzten Lebensfunken aus dem verſchrumpften Geſicht weglöſchte: „Haben wir denn heute wieder Kreuzeserfindungstag? Der dritte Mai iſt ja längſt vorüber!“ — Es war mir nicht möglich, weiter zu fragen; die Alte entfernte ſich, ich zog mich ſchnell an, ließ das Frühſtück unberührt ſtehen und rannte hinaus in das Freie, um nur den grauenhaften träumeriſchen Zuſtand, der ſich meiner aufs neue bemächtigen wollte, los zu werden. Ohne daß ich es befohlen, hatte die Alte am Abend mein Bett in ein freundliches Kabinett nach der Straße heraus getragen. Ich habe kein Wort weiter über den Spuk mit der Alten geſprochen, noch vielweniger dem Kriegsrath etwas davon erzählt, thut mir den Gefallen und ſchweigt auch darüber, ſonſt gäb' es nur ein ärgerliches Geſchwätz, ein Erkundigen und Fragen ohn' End und Ziel, und wohl gar läſtige Nachforſchungen geiſterkundiger Dilettanten. Selbſt in meinem Kabinett glaub' ich jede Nacht Punkt zwölf Uhr die Tritte und das Stöhnen zu hören, doch will ich noch einige Tage dem Grauen widerſtehen und dann zuſehen, wie ich ohne vielen Rumor das Haus verlaſſen und eine andere Wohnung finden kann.“ —

Alexander ſchwieg, und erſt nach einigen Sekunden hob Marzell an: Das mit der alten ſpukhaften Tante iſt wunderbar und graulich genug, aber ſo ſehr ich daran glaube, daß ein fremdes geiſtiges Prinzip ſich uns auf dieſe oder jene Weiſe kund thun kann, ſo läuft mir doch Deine Geſchichte zu ſehr ins Gemeinmaterielle; die Tritte, das Seufzen und Stöhnen, alles das laſſ' ich gelten, aber daß die Selige, wie im Leben, Magentropfen zu ſich nimmt, das gemahnt mich an jene nach dem Tode wiederkehrende Frau, die, wie ein Kätzchen, am verſchloſſenen Fenſter herumklirrte. Das iſt nun, ſprach Severin wieder eine uns ganz eigene Myſtifikation, daß wir, nachdem wir die mögliche Kundmachung des fremden geiſtigen Prinzips durch wenigſtens ſcheinbares Einwirken auf unſere äußeren Sinne feſtgeſtellt, nun auch gleich dieſem Prinzip eine gehörige Education geben und es darüber belehren wollen, was ihm anſtändig ſey oder nicht. Nach Deiner Theorie, lieber Marzell! darf ein Geiſt mit Pantoffeln einhergehen, ſeufzen, ſtöhnen, nur keine Flaſche öffnen oder gar ein Schlückchen nehmen. Hier iſt nun zu bemerken, daß unſer Geiſt im Traum an das höhere, nur in Ahnungen ſich geſtaltende Seyn oft Gemeinplätze des befangenen Lebens hängt, dieſes aber dadurch auf bittere Weiſe zu ironiſiren weiß. Kann dieſe Ironie, die tief in der, ihrer Entartung ſich bewußten Natur liegt, nicht auch der entpuppten, der Traumwelt entzogenen Pſyche eigen ſeyn, wenn ihr Rückblicke in den verlaſſenen Körper vergönnt ſind? So würde das lebhafte Wollen und Einwirken des fremden geiſtigen Prinzips, welches den Wachenden im Wachen in die Traumwelt führt, jede Erſcheinung bedingen, die er mit äußeren Sinnen wahrzunehmen glaubt, und es wäre doch komiſch, wenn wir dieſen Erſcheinungen irgend eine ſittliche Norm nach unſerer Art geben wollten. Merkwürdig iſt es, daß Nachtwandler, aktive Träumer, oft in den gemeinſten Funktionen des Lebens befangen ſind; denkt nur an jenen, der in jeder Vollmondsnacht ſein Pferd aus dem Stalle zog, es ſattelte, wieder abſattelte, in den Stall zurückführte, und dann das verlaſſene Bett ſuchte. — Alles, was ich ſage, ſind nur membra disjecta, ich meine aber nur — „Du glaubſt alſo doch an die alte Tante?“ unterbrach der ziemlich erblaßte Alexander den Freund. „Was wird er nicht glauben,“ rief Marzell: „bin ich denn nicht auch ein Gläubiger, wiewohl kein ſo ausgemachter entſchiedener Viſionair, wie unſer Severin? Nun will ichs aber auch länger nicht verhehlen, daß mich in meiner Wohnung ein beinahe noch ärgerer Spuk, als ihn Freund Alexander erfuhr, bis auf den Tod erſchreckt hat.“ „Iſt es mir denn beſſer gegangen?“ murmelte Severin. — „Gleich, nachdem ich angekommen, fuhr Marzell fort, miethete ich in der Friedrichsſtraße ein nettes meublirtes Zimmer; wie Alexander warf ich mich todmüde aufs Lager; doch kaum mochte ich wohl eine Stunde geſchlafen haben, als es mir wie ein heller Schein auf die geſchloſſenen Augenlider brannte. Ich öffne die Augen und — denkt euch mein Entſetzen! dicht vor meinem Bette ſteht eine lange hagere Figur, mit todtbleichem, graulich verzogenem Geſicht, und ſtarrt mich an mit hohlen geſpenſtiſchen Augen. Ein weißes Hemde hängt der Geſtalt um die Schultern, ſo daß die Bruſt ganz entblößt iſt, die mir blutig ſcheint; in der linken Hand trägt ſie einen Armleuchter mit zwei angezündeten Kerzen, in der rechten ein großes, mit Waſſer gefülltes Glas. — Sprachlos ſtarrte ich das geſpenſtiſche Unweſen an, das Leuchter und Glas mit ſchauerlich winſelnden Tönen in großen Kreiſen zu ſchwingen begann. Wie es Alexander beſchrieben, ſo packte auch mich die Geſpenſterfurcht. — Langſamer und langſamer ſchwang das Geſpenſt Leuchter und Glas, bis beides ſtill ſtand. Nun war es mir als flüſtre ein leiſer Geſang durch das Zimmer, da entfernte ſich die Geſtalt mit ſeltſam grinſendem Lächeln langſamen Schrittes durch die Thüre. Lange dauerte es, bis ich mich ermannte, ſchnell aufſprang und die Thüre, die ich, wie ich nun bemerkte, vor dem Schlafengehen zu verſchließen vergeſſen, abriegelte. Wie oft war es mir im Felde geſchehen, daß unvermuthet ein fremder Menſch vor meinem Bette ſtand, wenn ich die Augen aufſchloß; nie hatte mich das erſchreckt; daß hier alſo etwas Außerordentliches und zwar Geſpenſtiſches vorwalten müſſe, davon war ich feſt überzeugt. Am andern Morgen wollte ich zu meiner Wirthin herab, um ihr zu erzählen, welch eine grauliche Erſcheinung mir den Schlaf verſtört habe. Indem ich zur Stube heraus in den Flur trat, öffnete ſich die Thür mir gegenüber, und eine hagere große Geſtalt, in einen weiten Schlafrock gewickelt, kam mir entgegen. Im erſten Augenblicke erkannte ich das todtenbleiche Geſicht und die hohlen düſtern Augen des Unholds von der vorigen Nacht her, und unerachtet ich nun wohl wußte, daß das Geſpenſt bei ähnlicher Gelegenheit geprügelt oder herausgeworfen werden könne, ſo fühlte ich doch die Schauer der Nacht in mir nachbeben, und ich wollte ſchnell die Treppe herabſchlüpfen. Der Mann vertrat mir aber den Weg, faßte mich ſanft bei der Hand und fragte, indem ein gutmüthiges Lächeln ſein Geſicht überflog, mit leiſem freundlichen Ton: O, mein ſehr werther Herr Nachbar! wie haben Sie doch dieſe Nacht in der neuen Wohnung zu ruhen beliebt? — Ich ſtand gar nicht an, ihm mein Abentheuer ausführlich zu erzählen, und hinzuzufügen, daß ich glaube, er ſei die Geſtalt geweſen, und daß ich mich nun freue, ihn nicht, im Wahn eines Ueberfalls in feindlicher Stadt, woran ich leicht denken können vom Feldzuge her, auf empfindliche Weiſe verſagt zu haben. In der Zukunft vermöge ich nicht dafür zu ſtehen. Während meiner Erzählung ſchüttelte der Mann lächelnd mit dem Kopf, und ſprach, als ich geendet, ſehr ſanft: O, mein wertheſter Herr Nachbar, nehmen Sie es doch ja nur nicht übel! — Ei, Ei! — ja, ich dachte gleich, daß es ſo kommen müßte, und ich wußte ja auch ſchon heute Morgen, daß es ſo gekommen war, denn ich befand mich ſo wohl, ſo im Innerſten beruhigt. — Ich bin ein etwas ängſtlicher Mann, wie ſollte das aber auch anders ſeyn! — Auch ſagt man, daß übermorgen — mit dieſer Wendung ging er über zu gewöhnlichen Stadtneuigkeiten, denen andere Notizen folgten, die für den Fremden oder Angekommenen von Werth ſeyn mußten, und die er lebendig und oft nicht ohne Würze ſeiner Ironie vorzutragen wußte. Ich kam, da mich nun der Mann recht zu intereſſiren anfing, jedoch wieder zurück auf die Begebenheit der Nacht und bat ihn, mir nur ohne weitere Umſtände zu ſagen, was ihn vermocht haben könne, auf ſo ſeltſame unheimliche Weiſe meinen Schlaf zu verſtören. „Ach, nehmen Sie es doch nur ja nicht übel, wertheſter Herr Nachbar,“ ſo fing er aufs neue an, „daß ich mich, ohne es einmal recht zu wiſſen, erdreiſtet. — Es war nur, um von Dero Geſinnungen gegen mich unterrichtet zu ſeyn, ich bin ein ängſtlicher Mann; eine neue Nachbarſchaft kann mir hart zuſetzen, ehe ich weiß, wie ich daran bin mit ihr.“ — Ich verſicherte dem ſonderbaren Menſchen, daß ich bis jetzt kein Wort von Allem verſtehe; da nahm er mich bei der Hand und führte mich in ſein Zimmer. „Warum ſoll ich es Ihnen verhehlen, lieber Herr Nachbar,“ ſprach er, indem er mit mir in das Fenſter trat, „warum es ableugnen, welch' eine ſonderbare Gabe mir inwohnt. Gott iſt mächtig in den Schwachen, und ſo wurde mir armen, jedem Pfeil der Widerſacher bloßgeſtellten Mann, zum Schutz und Trutz, die wunderbare Kraft verliehen, unter gewiſſen Bedingungen in das Innerſte der Menſchen zu ſchauen und ihre geheimſten Gedanken zu errathen. Ich ergreife nämlich dies reine ſonnenhelle, mit deſtillirtem Waſſer gefüllte Glas (er nahm einen Pokal von der Fenſterbank herab, es war derſelbe, den er vorige Nacht in der Hand trug), richte Sinn und Gedanken auf die Perſon, deren Inneres ich zu errathen ſtrebe, und bewege das Glas in beſtimmten, mir nur bewußten Schwingungen hin und her. Alsbald ſteigen kleine Bläschen im Glaſe auf und nieder, die ſich wie die Folie eines Spiegels formen, und bald iſt es, als wenn, indem ich hineinſchaue, mein eigener innerer Geiſt ſich vernehmbar und leſerlich darin abſpiegle, wiewohl ein höheres Bewußtſeyn Bild und Abſpiegelung für jenes fremde Weſen, auf das der Sinn gerichtet war, anerkennt. Oft, wenn mich die Annäherung eines fremden, noch unerforſchten Weſens zu ſehr ängſtigt, kommt es, daß ich zur Nachtzeit operire, und dies iſt wohl in voriger Nacht der Fall geweſen; denn geſtehen muß ich offenherzig, daß Sie mir geſtern Abend nicht wenig Unruhe verurſachten.“ Plötzlich ſchloß mich der wunderliche Mann in ſeine Arme, indem er wie begeiſtert ausrief: „Aber welche Freude, daß ich ſobald Ihre gütigen Geſinnungen für mich erkannte. O mein beſter, wertheſter Herr Nachbar, ſollte ich mich denn irren — nicht wahr? wir verlebten ſchon glückliche vergnügte Tage auf Ceylon; es kann kaum zweihundert Jahre her ſeyn?“ — Nun verwickelte ſich der Mann in die wunderlichſten Kombinationen, ich wußte zur Genüge, wen ich vor mir hatte, und war froh, als ich, nicht ohne Mühe, mich von ihm losgewunden. Auf nähere Nachfrage bei der Wirthin erfuhr ich dann, daß mein Nachbar, ſo lange als vielſeitig ausgebildeter Gelehrter und tüchtiger Geſchäftsmann geſchätzt, vor kurzer Zeit in tiefe Melancholie verfiel, in der er wähnte, daß Jeder feindliche Abſichten gegen ihn in ſich trage, und ihn auf dieſe oder jene Weiſe zu verderben ſuche, bis er mit einemmale das Mittel gefunden zu haben glaubte, ſeine Feinde zu erkennen und ſich gegen ſie ſicher zu ſtellen, worauf er in den jetzigen heitern, beruhigten Zuſtand des fixen Wahnſinns überging. Er ſitzt beinahe den ganzen Tag am Fenſter und experimentirt mit dem Glaſe; ſein urſprünglich guter harmloſer Charakter offenbart ſich aber darin, daß er beinahe jedesmal gute Geſinnungen zu erkennen glaubt, und daß er, erſcheint ihm ein Charakter zweifelhaft oder bedenklich, nicht zornig wird, ſondern nur in ſanfte Traurigkeit geräth. Daher iſt ſein Wahnſinn auch ganz unſchädlich, und ſein älterer Bruder, der ihn bevormundet, mag ihn ruhig ohne genauere Aufſicht für ſich wohnen laſſen, wo es ihm gefällt. „Deine Erſcheinung, ſprach Severin, gehört alſo recht eigentlich in Wagners Geſpenſterbuch, da ſich die Erklärung, wie alles natürlich zugegangen, und wie Deine Phantaſie das Beſte dabei gethan hat, eben ſo wie in den gemeinen Geſchichten jenes nüchternſten aller Bücher, langweilig nachſchleppt.“ „Willſt Du,“ erwiederte Marzell, „durchaus nur Geſpenſter, ſo haſt Du Recht, übrigens iſt aber mein Wahnſinniger, mit dem ich jetzt auf dem beſten Fuß von der Welt ſtehe, eine höchſt intereſſante Erſcheinung, und nur das Einzige gefällt mir nicht, daß er anfängt auch andern fixen Ideen Raum zu geben, z. B. daß er König auf Amboina geweſen, in Gefangenſchaft gerathen und funfzig Jahre hindurch als Paradiesvogel für Geld gezeigt worden iſt. So was kann zur Tollheit führen. Ich erinnere mich eines Menſchen, der im ruhigen friedlichen Wahnſinn jede Nacht als Mond ſchien, ſofort aber in Tollheit gerieth, als er auch des Tages als Sonne aufgehen wollte.“ „Aber, ihr Leute! rief Alexander, was ſind das heute für Geſpräche hier mitten unter tauſend geputzten Feiertagsgäſten im hellen Sonnenſchein? — Nun fehlt es noch, daß Severin, der mir auch zu düſter und zu nachdenkend ausſieht, noch viel Graulicheres, als wir, in dieſen Tagen erlebt hätte, und es uns auftiſchte.“ „In der That, fing Severin an, Geſpenſter habe ich nicht geſehen, aber wohl iſt mir die unbekannte, unheimliche Macht ſo nahe getreten, daß ich ſchmerzlich die Bande gefühlt habe, womit ſie mich und uns alle umſtrickt hält.“ „Hab ich's nicht gleich gedacht, ſprach Alexander zu Marzell, daß Severins eigene Stimmung in irgend etwas Beſonderem ihren Grund finden müſſe? — Wir werden ſogleich viel Fabelhaftes hören, erwiederte Marzell lachend, worauf Severin bemerkte: „Hat Alexanders ſelige Tante Magentropfen eingenommen, hat der geheime Secretair Nettelmann, denn das iſt der Wahnſinnige, den ich längſt kenne, Marzells gute Geſinnungen in einem Glaſe Waſſer erblickt, ſo wird es mir doch erlaubt ſeyn, einer ſeltſamen Ahnung zu erwähnen, die geheimnißvoller Weiſe, als Blumenduft geſtaltet, mir ins Leben trat. — Ihr wißt, daß ich in dem entfernteren Theil des Thiergartens, dem Hofjäger nahe, wohne. Gleich den erſten Tag, als ich angekommen“ — — — In dem Augenblick wurde Severin durch einen alten, ſehr wohlgekleideten Mann unterbrochen, der höflich bat, ihm doch durch weniges Vorrücken des Stuhls freien Durchgang zu verſchaffen. Severin ſtand auf und der Alte führte freundlich grüßend eine ältliche Dame, die ſeine Frau ſchien, vorüber; ihnen folgte ein ungefähr zwölfjähriger Knabe. Severin wollte ſich eben wieder hinſetzen, als Alexander leiſe rief: Halt, das Mädchen dort ſcheint noch zur Familie zu gehören! Die Freunde erblickten eine wunderherrliche Geſtalt, die mit zögernden ungewiſſen

Schritten, mit rückwärts gewandtem Kopf ſich näherte. Augenſcheinlich ſuchte ſie jemanden wieder zu finden, den ſie vielleicht vorübergehend bemerkt hatte. Gleich darauf ſchlüpfte auch ein junger Mann durch die Menge dicht an ſie heran und drückte ein Zettelchen ihr in die Hand, das ſie ſchnell im Buſen verbarg. Der Alte hatte unterdeſſen nicht weit von den Freunden einen ſo eben verlaſſenen Tiſch in Beſchlag genommen, und demonſtrirte dem flüchtigen Kellner, den er bei der Jacke feſthielt, ſehr weitläufig, was er alles herbeibringen ſolle; die Frau klopfte ſorglich den Staub von den Stühlen, und ſo gewahrten ſie die Zögerung der Tochter nicht, die, ohne Severins Artigkeit, der noch immer mit zurückgeſchobenem Stuhl ſtehen geblieben, im mindeſten zu beachten, jetzt ſchnell ſich zu ihnen geſellte. Sie ſetzte ſich ſo, daß die Freunde ihr, trotz des tiefen Strohhuts, gerade in das wunderliebliche Geſicht, in die dunkel-ſehnſüchtigen Augen blicken konnten. In ihrem ganzen Weſen, in jeder Bewegung lag etwas unendlich Anmuthiges, Reizendes; ſie war nach der letzten Mode ſehr geſchmackvoll, für den Spaziergang beinahe zu elegant gekleidet, und doch war an irgend eine Ziererei, wie ſie ſonſt ſehr geputzten Mädchen wohl eigen, gar nicht zu denken. Die Mutter grüßte eine entfernt ſitzende Dame, und beide ſtanden auf, ſich annähernd zum Geſpräch; der Alte trat unterdeſſen an die Laterne und zündete ſich die Pfeife an. Dieſen Augenblick benutzte das Mädchen, das Papierchen aus dem Buſen zu ziehen und den Inhalt ſchnell zu leſen. Da ſahen die Freunde, wie das Blut der Armen in das Geſicht ſtieg, wie große Thränen in den ſchönen Augen perlten, wie der Buſen vor innerer Bewegung ſich hob und ſenkte. Sie zerriß das kleine Papier in hundert kleine Stücke und gab eins nach dem andern langſam, als ſey jedes eine ſchöne, ſchwer aufzugebende Hoffnung, dem Winde preis. Die Alten kehrten wieder. Der Vater ſah dem Mädchen ſcharf in die verweinten Augen, und ſchien zu fragen: was haſt Du denn? das Mädchen ſprach einige ſanft klagende Worte, die die Freunde freilich nicht verſtehen konnten, da ſie aber gleich ein Tuch hervorzog und an die Backe hielt, ſo mußte ſie wohl Zahnſchmerzen vorſchützen. Eben deshalb kam es aber den Freunden beſonders vor, daß der Alte, der überhaupt ein etwas karrikirt ironiſches Geſicht hatte, poſſirliche Mienen ſchnitt und ſo laut lachte. Keiner, weder Alexander, Marzell noch Severin, hatte bis jetzt ein Wort geſprochen, ſondern unverwandt das holde Kind, das irgend einen großen Schmerz erfahren, angeſchaut. Der Knabe nahm jetzt auch Platz und die Schweſter wechſelte den Sitz ſo, daß ſie jetzt den Freunden den Rücken zukehrte. Nun war der Zauber gelöſt und Alexander fing an, indem er aufſtand und Severin leiſe auf die Schulter klopfte: Ei, Freund Severin, wo iſt die Geſchichte von der in Blumenduft ſich geſtalteten Ahnung? wo iſt der geheime Secretair Nettelmann — die ſelige Tante, wo ſind unſere tiefen Geſpräche geblieben? — Ei, was iſt uns denn jetzt allen erſchienen, das uns die Zunge bindet und unſere Augen ſo verſtarrt? — „Ich ſage ſo viel, ſprach Marzell mit einem dumpfen Seufzer, daß das Mädchen dort das holdeſte, wunderherrlichſte Engelskind iſt, das ich jemals ſah.“ „Ach! fiel Severin noch tiefer und ſchmerzlicher ſeufzend ein, ach, und dieſes Himmelsweſen in irdiſchem Leiden befangen und duldend.“ — „Vielleicht, ſprach Marzell, in dieſem Augenblick unzart von roher Fauſt berührt!“ — „Das meine ich auch, verſetzte Alexander, und ſehr würde es mich erluſtigen und befriedigen, wenn ich jenen großen haſenfüßigen Lümmel prügeln könnte, der ihr den fatalen Zettel gab. Unſtreitig war es nämlich der erſehnte Geliebte, der ihr ſtatt der ungezwungenen Annäherung an die Familie irgend einer abgeſchmackten Eiferſüchtelei, oder ſonſtiger dummer Liebesfehde halber, ſchnöde Worte brieflich einhändigte.“ „Aber Alexander, fiel Marzell ihm ungeduldig ins Wort, wie kannſt Du nur ſo ohne alle Menſchenkenntniß, ſo ganz erbärmlich beobachten? Deine Prügel würden den ſeiner Breite halber freilich einladenden Rücken eines höchſt unſchuldigen harmloſen Briefträgers treffen. Laſeſt Du es denn nicht in dem dümmlich lächelnden Geſicht, ſahſt Du es denn nicht an der ganzen Manier, ja ſelbſt am Gange, daß der junge Menſch nur Ueberbringer, nicht Briefſteller war? — Man mag es nun anfangen, wie man will, giebt man eigne Worte im eignen Namen ab, ſo ſteht der Inhalt leſerlich auf dem Geſicht! — Wenigſtens iſt das Geſicht allemal die kurze Inhalts-Anzeige, die den offiziellen Berichten vorgeſetzt wird, und die immer ſagen muß, worauf es ankommt. Und es müßte dann die heilloſeſte auch leicht zu erkennende Ironie ſeyn, wie wollte man ſonſt der Geliebten in ſolch gebückter Botenſtellung ein Brieſchen überreichen, wie der junge Menſch es that. Es ſcheint gewiß, daß das Mädchen den heimlich Geliebten, den ſie nicht ſehen darf oder kann, hier anzutreffen hoffte. Er wurde unabwendbar verhindert, oder auch, wie Alexander meint, irgend eine dumme Liebesfehde hielt ihn zurück. Er ſchickte den Freund mit dem Briefchen ab. Mag es nun aber ſeyn, was es will, mir hat die Scene das Herz zerſchnitten." „Ach, Freund Marzell, nahm Severin das Wort, und doch giebſt Du dieſem tief in die Bruſt ſchneidenden Schmerz, wie ihn die Arme litt, ſolche gemeine Urſache? — Nein! — ſie liebt heimlich — vielleicht wider den Willen des Vaters, alle Hoffnung war auf ein Ereigniß geſtellt, das heute — heute den Ausſchlag geben ſollte. Es iſt fehlgeſchlagen! — Alles vorbei — untergegangen der Hoffnungsſtern — begraben alles Glück des Lebens! Saht Ihr wohl, mit welchem in das Innerſte dringenden Blick der hoffnungsloſeſten Wehmuth das Mädchen den unglückſeligen Brief, wie Ophelia die Strohblumen, wie Emilia Galotti die Roſe in hundert Stückchen zerpflückte und in die Luft verſtreute? — Ach ich hätte blutige Thränen weinen mögen, als, wie im entſetzlich höhnenden Spott, der Wind die Todesworte in luſtigen Wellen fortkräuſelte! Iſt denn kein Troſt auf Erden für das holde, ſüße Himmelskind?" — „Nun, Severin, rief Alexander. Du biſt wieder gut im Zuge. Das Trauerſpiel iſt fertig! Nein, nein! wir wollen der Holden alle Hoffnungen, alles Lebensglück laſſen, und ich glaube, ſie zweifelt ſelbſt noch nicht daran, da ſie mir jetzt ſehr gefaßt zu ſeyn ſcheint. Seht nur, wie ſorglich ſie die neuen weißen Handſchuhe auf das weiße Tuch bettet, und mit wie vieler Behaglichkeit ſie den Kuchen in die Theetaſſe einſtippt — wie ſie dem Alten freundlich zunickt, der ihr einigen Rum in die Taſſe tröpfelt — der Junge beißt recht bengelhaft in das große Butterbrod hinein! — Pump! da liegt es im Thee, der ihm ins Geſicht ſprüßt — die Alten lachen — ſeht, ſeht, wie ſich das Mädchen vor Lachen ſchüttelt." — „Ach, unterbrach Severin den Beobachter, ach, das iſt ja eben das Entſetzliche, daß die Arme den tiefen zerſtörenden Schmerz im Innern, mit des Lebens gemeiner Außenſeite verhüllen muß. Und dann — iſt es, im Innern verſtört, nicht leichter zu lachen, als gleichgültig zu ſcheinen?" „Ich bitte Dich, Severin, ſprach Marzell, ſchweige, denn wir regen unſere Gefühle, laſſen wir das Mädchen nicht aus den Augen, nur auf eine uns verderbliche Weiſe auf." Alexander ſtimmte der Aeußerung Marzells ganz bei, und nun mühten ſich die Freunde ein heiteres, von Gegenſtand auf Gegenſtand launigt ſpringendes Geſpräch zu beginnen. Dies gelang ihnen auch in ſo fern, als mit vielem Geräuſch die unbedeutendſten Dinge aufs Tapet gebracht und unendlich intereſſant gefunden wurden. Alles, was jeder ſprach, hatte aber wirklich ſolch beſondere Farbe, ſolch beſondern Ton, der niemals zur Sache paßte, ſo daß die Worte nur ganz was anders bedeutende Chiffern ſchienen. Sie beſchloſſen den herrlichen Tag des Wiederſehens mit einem kalten Punſch zu feiern, und fielen ſchon bei dem dritten Glaſe einander weinend in die Arme. Das Mädchen ſtand auf, ging an die Barriere des Waſſers und ſchaute hinübergelehnt mit recht wehmüthigen Blicken den fliehenden Wolken nach. „Eilende Wolken, Segler der Lüfte!" — fing Marzell mit ſüßlich klagender Stimme an, aber Severin ſtürzte das Glas hinunter, und, es hart auf den Tiſch niederſtoßend, erzählte er von einem Schlachtfelde, das er im hellen Mondſchein durchwandelt, und wie ihn die bleichen Todten mit lebendig funkelnden Augen angeſtarrt hätten. „Gott behüte und bewahre, ſchrie Alexander, was ficht Dich an, Bruder!" — Das Mädchen ſetzte ſich eben wieder an den Tiſch, mit einem Ruck ſprangen die drei Freunde auf und hielten eine Art Wettlauf bis an die Barriere; durch einen gewagten Sprung über zwei Stühle kam aber Alexander den Freunden zuvor und lehnte ſich richtig gerade an derſelben Stelle an, wo das Mädchen geſtanden, behauptete auch dieſen Platz hartnäckig, unerachtet Marzell von der einen, Severin von der andern Seite, unter dem Vorwande freundſchaftlicher Umarmungen, ihn wegzuziehen ſtrebten. Severin ſprach nun ſehr feierlich und myſtiſch über die Wolken und ihren Zug, erklärte auch lauter, als gerade nöthig, die Bilder, die ſich formten; Marzell, ohne auf ihn zu hören, verglich Bellevue mit einer römiſchen Villa, und fand, unerachtet er durch die Schweiz und durch Franken zurückgekommen, die öde Gegend mit den, gleich Kniegalgen hervorragenden Blitzableitern an den Pulverhäuſern, die er funkelnde Sterne tragende Maſten nannte, üppig, reich und romantiſch. Alexander begnügte ſich damit, den ſchönen Abend und den reizenden Aufenthalt im Weberſchen Zelt zu loben. Die Familie ſchien aufbrechen zu wollen, denn der Alte klopfte die Pfeife aus, die Frauenzimmer packten die Strickzeuge ein, und der Knabe ſuchte und rief nach ſeiner Mütze, die ihm endlich der muntere Hauspudel, der ſo lange damit geſpielt, dienſtfertig apportirte. Die Freunde wurden kleinlauter, die Familie grüßte freundlich, da fuhren ſie, ſich ſchnell und heftiger, als nöthig, bückend, mit den Köpfen zuſammen, daß es merk-

Univ.-Bibl. München

lich krachte. Indem ſie ſich darüber wundern wollten, war die Familie auf und davon. Nun ſchlichen ſie in mürriſchem Schweigen zurück zum kalten Punſch, den ſie miſerabel fanden. Die bilderreichen Wolken verhauchten im geſtaltloſen, dunkeln Nebel, Bellevue wurde wieder Bellevue, jeder Blitzableiter ein Blitzableiter, und das Weberſche Zelt eine ordinaire Kneipe. Da überdem beinahe kein Menſch mehr da war, eine unangenehme Kühle eintrat, und ſogar die Pfeifen nicht mehr recht brennen wollten, ſchlichen die Freunde in einem Geſpräch, das wie ein abgebranntes Licht nur hin und wieder einmal noch aufloderte, fort. Severin trennte ſich ſchon im Thiergarten von ihnen, um ſeine Wohnung zu ſuchen, und Marzell ließ auch, in die Friedrichsſtraße einbiegend, den Freund allein nach ſeinem weit entlegenen Hauſe zur ſeligen Tante wandeln. Eben dieſer Entlegenheit ihrer Wohnungen halber hatten die Freunde einen öffentlichen Ort in der Stadt gewählt, wo ſie ſich an beſtimmten Tagen und Stunden ſehen wollten. Es geſchah auch ſo; ſie kamen aber mehr um das ſich gegebene Wort zu halten, als aus innerm Antriebe. Vergebens blieb alles Mühen, den gemüthlichen, traulichen Ton, der ſonſt unter ihnen herrſchte, wieder zu finden. Es war, als trage jeder etwas im Innern, das alle Luſt, alle Freiheit verſtöre, und das er, wie ein düſteres verderbliches Geheimniß bewahren müſſe. Nach weniger Zeit war Severin plötzlich aus Berlin verſchwunden. Alexander klagte kurz darauf mit einer Art von Verzweiflung, daß er vergebens um Verlängerung ſeines Urlaubs gebeten; daß er, ohne mit der Regulirung der Erbſchaft zu Stande gekommen zu ſeyn, fortreiſen und ſeine herrliche bequeme Wohnung verlaſſen müſſe. „Aber, fragte Marzell: mich dünkt, Du fandeſt ja Deine Wohnung ſo unheimlich, iſt es Dir nicht lieb, wieder ins Freie zu kommen, und wie iſt es mit dem alten Spuk der ſeligen Tante?“ „Ach, rief Alexander verdrießlich, die ſpukt längſt nicht mehr. — Ich kann Dich verſichern, daß ich mich recht nach häuslicher Ruhe ſehne, und wahrſcheinlich nehme ich bald meinen Abſchied, um der Kunſt und Litteratur ungeſtört nachhängen zu können.“ Alexander mußte auch in der That in wenigen Tagen fort. Bald darauf brach der Krieg aufs neue aus, und plötzlich war Marzell, der, ſtatt den frühern Plan zu verfolgen, wieder Kriegsdienſte genommen, auch fort zur Armee. So trennten ſich die drei Freunde aufs neue, ehe ſie ſich noch im eigentlichen Sinne des Worts wiedergefunden hatten.

Zwei Jahre waren vergangen, als gerade am zweiten Pfingſtfeiertage Marzell, der abermals den Kriegsdienſt verlaſſen hatte und nach Berlin zurückgekehrt war, im Weberſchen Zelt über die Barriere gelehnt, mancherlei Gedanken nachhängend, in die Spree hinabſah. Es klopfte ihm jemand leiſe auf die Schulter, und als er um ſich blickte, ſtanden Alexander und Severin vor ihm. „So muß man die Freunde ſuchen und finden,“ rief Alexander, indem er Marzell voll inniger Freude umarmte. Mir, fuhr Alexander fort, mir nichts weniger träumend, als einen von Euch gerade heute wieder zu ſehen, wandelte ich eines Geſchäfts halber durch die Linden, dicht vor mir geht eine Geſtalt — ich traue meinen Augen nicht — Ja, es iſt Severin! — Ich rufe, er dreht ſich um, der meinigen gleich iſt ſeine Freude, ich lade ihn ein in meine Wohnung, er ſchlägt es mir rund ab, weil ihn ein unwiderſtehlicher Trieb fortjagt nach dem Weberſchen Zelt. Was kann ich anders thun, als mein Geſchäft aufgeben und gleich mit ihm gehen. Seine Ahnung hat ihn nicht betrogen, er wußte im Geiſt, daß Du hier ſeyn würdeſt. „In der That, fiel Severin ein, es war mir in der Seele ganz deutlich, daß ich Alexander ſowohl, als Dich hier treffen müſſe, und nicht erwarten konnte ich das freudige Wiederſehen.“ Die Freunde umarmten ſich aufs neue. „Findeſt Du nicht, Alexander, ſprach Marzell, daß Severins kränkliche Bläſſe ganz verſchwunden iſt; er ſieht wunderbar friſch und geſund aus, und die fatalen finſteren Wolkenſchatten liegen gar nicht mehr auf der freien Stirne.“ „Daſſelbe, erwiederte Severin, möchte ich von Dir behaupten, mein lieber Marzellus. Denn ſahſt Du gleich nicht krank aus, wie ich, der ich es wirklich war an Leib und Gemüth, ſo beherrſchte die eigene Verſtimmung im Innern Dich doch ſo ganz und gar, daß ſie Dein jugendliches munteres Geſicht ſchier in das eines grämlichen Alten verwandelte. Ich glaube, wir ſind beide durch's Fegfeuer gegangen, und am Ende auch wohl Alexander. Hatte der nicht zuletzt all' ſeine Heiterkeit verloren und machte ſolch ein verdammtes Arzeneigeſicht, auf dem man hätte leſen mögen: Alle Stunde einen Eßlöffel voll? Mag ihn nun die ſelige Tante ſo geängſtet, oder, wie ich beinahe glaube, etwas anderes geplagt haben, aber ſo wie wir, iſt er erſtanden.“ „Du haſt Recht, fiel Marzell ein, aber je mehr ich den Burſchen anſehe, deſto klarer wird es mir, was Geld und Gut vermag auf dieſer Erde. Hat der Menſch jemals ſolch rothe Backen, ſolch rundliches Kinn gehabt? Glänzt er nicht vor Wohlbehaglichkeit? Sprechen nicht dieſe ſüß gezogenen Lippen: der Roſtbeef war delikat und der Burgunder von der feinſten Sorte!“ Severin lachte. „Bemerke, fuhr Marzell weiter fort, indem er Alexandern bei beiden Armen erfaßte und ſanft herumdrehte, bemerke gefälligſt dies ſuperfeine Tuch des modernen Fracks, dieſe blendend weiße, ſauber gefältelte Wäſche, dieſe reiche Uhrkette mit ſiebenhundert goldnen Petſchaften! — Nein ſage, Junge! wie biſt Du zu dieſer enormen, Dir ganz fremden Eleganz gekommen? — Gott weiß, ich glaube gar, der üppige Menſch, von dem wir ſonſt, wie Falſtaff vom Friedensrichter Schaal, ſagten, daß er füglich in eine Aalhaut gepackt werden könne, fängt an, ſich ganz rundlich zu formen. — Sage, was iſt mit Dir vorgegangen?“ „Ei, erwiederte Alexander, indem eine leiſe Röthe ſein Geſicht überflog, ei, was iſt an meiner Geſtalt weiter Verwunderliches. Seit einem Jahr habe ich dem königlichen Dienſt entſagt, und lebe froh und heiter.“ „Eigentlich, fing Severin, der nicht viel auf Marzell gehört, ſondern nachdenklich geſtanden, jetzt wie erwachend an: Eigentlich verließen wir uns recht unfreundlich, gar nicht wie es alten Freunden ziemt.“ „Du vorzüglich, ſprach Alexander: denn Du liefſt davon ohne einem Menſchen etwas zu ſagen.“ „Ach, erwiederte Severin, ich war damals in großer Narrheit befangen, wie Du und Marzell, denn“ — er ſtockte plötzlich, und die Freunde ſahen ſich mit funkelndem Blick an, wie Leute, die derſelbe Gedanke gleich einem elektriſchen Schlage durchblitzt. Sie waren nämlich unter Severins Worten Arm in Arm vorgeſchritten und ſtanden gerade an dem Tiſch, wo vor zwei Jahren am Pfingſtfeiertage das ſchöne, holde Himmelskind ſaß, das allen die Köpfe verrückte. Hier — hier ſaß ſie, ſprach es jedem aus den Augen, es war ſo, als wenn ſie an demſelben Tiſch Platz nehmen wollten; Marzell rückte ſchon die Stühle ab, doch gingen ſie ſchweigend weiter, und Alexander ließ einen Tiſch gerade an die Stelle ſetzen, wo ſie vor zwei Jahren ſaßen. Schon war der beſtellte Kaffee da und noch ſprach keiner ein Wort; Alexander ſchien der beklommenſte von Allen. Der Kellner, Zahlung erwartend, blieb ſtehen, er blickte bald den einen, bald den andern der ſtummen Gäſte verwundert an, er rieb ſich die Hände, er hüſtelte, endlich frug er mit gedämpfter Stimme: Befehlen Sie vielleicht Rum, meine Herrn? Da ſchauten ſich die Freunde an, und brachen dann plötzlich in ein unmäßiges Gelächter aus. „Ach, du meine Güte, mit denen iſt es nicht recht!“ rief der Kellner, beſtürzt zwei Schritte rückwärts ſpringend. Alexander beſchwichtigte den Erſchrockenen durch Zahlung, und nachdem er ſich wieder hingeſetzt, fing Severin an: „das, was ich erſt weiter ausführen wollte, haben wir alle drei mimiſch dargeſtellt, und der beruhigende Schluß nebſt Nutzanwendung lag in unſerm recht aus dem Innern herausſtrömenden Lachen! — Heute vor zwei Jahren fingen wir uns in großer Narrheit, wir ſchämen uns ihrer und ſind davon totaliter geheilt.“ In der That, ſprach Marzell, das freilich wunderhübſche Mädchen hatte uns allen die Köpfe ſattſam verrückt. „Wunderhübſch, ja wunderhübſch, lächelte Alexander behaglich. Aber, fuhr er mit etwas ängſtlich beklommenem Ton fort, Du behaupteſt, Severin, daß wir alle von der Narrheit, das heißt, von dem tollen Verliebtſeyn in jenes uns unbekannt gebliebene Mädchen geheilt ſind, aber ich ſetze den Fall, daß ſie eben ſo ſchön, eben ſo anmuthig im ganzen Weſen in dieſem Augenblick wieder hier erſchiene und ſich dort an jenen Platz ſetzte, würden wir nicht aufs neue in die alte Thorheit verfallen?“ „Für mich, nahm Severin das Wort, kann ich wenigſtens einſtehen, denn ich bin auf eine ſehr empfindliche Weiſe geheilt worden.“ „Mir, ſprach Marzell, iſt es nicht beſſer gegangen, denn toller kann niemand in der Welt myſtificirt werden, als ich es wurde, bei näherer Bekanntſchaft mit der unvergleichlichen Dame.“ „Unvergleichliche Dame, nähere Bekanntſchaft!“ — fiel Alexander ihm heftig ins Wort. „Nun ja, leugnen mag ich es nicht, fuhr Marzell fort, daß jenem Abentheuer hier — beinahe mag ichs ſo nennen — ein kleiner Roman in einem Bande, eine Poſſe in einem Akt folgte.“ „Iſt es mir denn beſſer gegangen, ſprach Severin; hatte aber, o Marzellus! Dein Roman einen Band, Deine Poſſe einen Akt, ſo ſpielte ich nur ein Duodezbändchen, nur eine Scene durch.“ Alexander war blutroth im Geſicht geworden, Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirne, er holte kurz Athem, wühlte in dem wohlgekräuſelten Toupet, kurz aller Merkmale der heftigſten innern Erregung konnte er ſichtlichen Anſtrengens ungeachtet, ſo wenig Herr werden, daß Marzell fragte: Aber ſage mir nur, Bruder, was haſt Du? was geht in Dir vor? „Was wird es anders ſeyn, ſprach Severin lachend, als daß er in die Dame, der wir entſagt, noch bis über die Ohren verliebt iſt, und uns nicht traut, oder wohl gar Wunder denkt, wie unſere Romane beſchaffen waren und plötzlich eiferſüchtig wird, ohne im mindeſten Urſache dazu zu haben, denn wenigſtens ich bin garſtig gemißhandelt worden." „Ich auf gewiſſe Weiſe ebenfalls, ſprach Marzell, und ich ſchwöre Dir zu, Alexander, daß der Funke, der damals in meine Seele fiel, völlig zum Niewiederaufglimmen verlöſcht iſt, Du kannſt alſo getroſt die Dame lieben, ſo viel Du willſt." Meinetwegen auch, ſetzte Severin hinzu. Alexander, völlig aufgeheitert, lachte nun ſehr, indem er ſprach: In gewiſſer Art habt Ihr mich richtig beurtheilt, aber dann ſeyd Ihr auch wieder auf ganz falſchem Wege. Hört alſo: leugnen mag ich es gar nicht, daß gedenkend des verhängnißvollen Nachmittags, jenes holde Mädchen in all ihrem wunderbaren Liebreiz mir ſo lebendig vor Augen ſtand, daß ich ihre anmuthige Stimme zu hören, ihre weiße, zarte, nach mir ausgeſtreckte Hand ergreifen zu können glaubte. Da war es, als könne ich nur Sie mit der ganzen Gewalt der höchſten im Innern brennenden Leidenſchaft lieben, als könne ich nur in ihrem Beſitz glücklich ſeyn — und das wäre denn doch ein großes Unglück. „Wie ſo — warum!" riefen Marzell und Severin heftig. Weil, erwiederte Alexander gelaſſen, weil ich ſeit einem Jahre verheirathet bin! — Du? verheirathet? ſeit einem Jahre? — ſo ſchrien die Freunde, indem ſie die Hände zuſammenſchlugen und dann hell auflachten. „Wer iſt Deine Ehehälfte? — iſt ſie ſchön? — reich? — arm? — jung? — alt? — wie — wo — wann — was —" Ich bitte Euch, fuhr Alexander kleinlaut fort, indem er, die linke Hand auf den Tiſch geſtützt, mit der rechten, an deren kleinem Finger neben einem Chryſopras der Trauring blitzte, den Löffel ergriff und den Kaffee, tief in die Taſſe guckend, umrührte. — Ich bitte Euch, verſchont mich mit allen Fragen, und wollt Ihr mir obendrein einen herzlichen Gefallen erzeigen, ſo erzählt mir hübſch, was Euch nach jenem Abentheuer mit der Dame geſchah. „Ei, ei, Bruder, ſprach Marzell: Mir ſcheint, als ob Du übel angekommen ſeyſt. Sollte der Teufel Dich geplagt haben, gar [illegible] goldgelbes Weibchen" — Haſt Du mich lieb, fiel ihm Alexander ins Wort, ſo quäle mich nicht mit Fragen, ſondern erzähle mir Deinen

Roman. Da haben wir den Spuk, rief Severin ganz verdrießlich, zu ſeinen Tellern und Schüſſeln, Keſſeln und Kaſſerollen hat er eine Frau, gleichviel welche, ſtellen zu müſſen geglaubt, blindlings zugegriffen, und nun ſitzt er da, Reue und verbotene Liebe im Herzen — wozu nun freilich ſein glattes Ausſehen nicht recht paſſen will. Was ſagt denn die ſelige Tante mit ihren Magentropfen dazu? Die iſt ſehr zufrieden mit mir, ſprach Alexander ſehr ernſthaft, aber, fuhr er fort, wollt Ihr mir die Stunde des Wiederſehns nicht auf immer verbittern, wollt Ihr mich nicht mit Gewalt von Euch forttreiben, ſo hört auf mit Fragen und erzählt.

Alexanders Betragen kam den Freunden ganz wunderlich vor, doch merkten ſie wohl, daß ſie den tief Verwundeten nicht mehr reizen dürſten, Marzell fing daher den gewünſchten Roman ohne weiteres in folgender Art an:

„Es ſteht feſt, daß heute vor zwei Jahren ein hübſches Mädchen auf den erſten Blick uns allen dreien die Köpfe verrückte, daß wir uns wie junge verliebte Haſenfüße betrugen und den Wahnſinn, der uns befangen, nicht loswerden konnten. Nacht und Tag, wo ich ging und ſtand, verfolgte mich des Mädchens Geſtalt, ſie ſchritt mit mir zum Kriegsminiſter, ſie trat mir aus dem Schreibpult des Präſidenten entgegen und verwirrte durch ihren holden Liebesblick meine wohlſtudirten Reden, ſo daß man mitleidig fragte, ob ich noch an meiner Kopfwunde litte. Sie wieder zu ſehn, war all' mein Ziel und raſtloſes Streben. Ich lief, wie ein Briefträger, von Morgen bis Abend durch die Straßen, ſchaute nach allen Fenſtern hübſcher Leute, aber umſonſt — umſonſt. — Jeden Nachmittag war ich im Thiergarten, hier im Weberſchen Zelt.“ — „Ich auch! ich auch!“ — riefen Severin und und Alexander. „Ich habe Euch wohl geſehen, aber ſorglich vermieden,“ ſprach Marzell. Gerade ſo haben wir es auch gemacht, riefen die Freunde und alle drei zuſammen im Tutti: o, wir Eſel! — „Alles, alles war vergebens, fuhr Marzell fort, aber ich hatte keine Raſt, keine Ruhe. Gerade die Ueberzeugung, daß die Unbekannte ſchon liebe, daß ich in hoffnungsloſem Schmerz vergehen werde, wenn ich ihr näher gekommen, mein Unglück recht mit leiblichen Augen ſchauen würde, nämlich ihren troſtloſen Jammer um den Verlornen, ihre Sehnſucht, ihre Treue, gerade das fachte das Feuer in mir erſt recht an. Severins tragiſche Deutung jenes Moments hier im Thiergarten kam mir in den Sinn, und indem ich alles nur mögliche Liebesunglück auf das Mädchen häufte, war ich ſelbſt immer der noch Unglücklichere. In den ſchlafloſen Nächten, ja ſelbſt auf einſamen Spaziergängen ſpann ich die ſeltſamſten, verwickeltſten Romane aus, in der natürlicher Weiſe die Unbekannte, der Geliebte und ich die Hauptrollen ſpielten. Welche Scenen waren zu abentheuerlich, um ſie nicht in meinen Roman zu bringen? — Ich gefiel mir erſtaunlich als Heros in reſignirter Liebesnoth! — Wie geſagt, ich durchſtrich unſinniger Weiſe ganz Berlin um ſie, die meine Gedanken, mein ganzes Ich beherrſchte, wieder zu finden. So bin ich auch eines Vormittags, es mochte ſchon 12 Uhr ſeyn, in die neue Grünſtraße gerathen, die ich in mir vertieft durchwandle, da tritt mir ein junger ſauber gekleideter Mann in den Weg und frägt mich höflich den Hut rückend, ob ich nicht wiſſe, wo hier der Geheime Rath Asling wohne. Ich verneine es, doch der Name Asling fällt mir auf. Asling — Asling! Da fällt es mir mit einemmal ſchwer aufs Herz, daß ich ganz befangen von meiner romaneſken Liebe eines Briefs an den Geheimen Rath Asling ganz vergeſſen habe, den mir ſein im Hoſpital wundliegender Neffe mitgab, mich aufs dringendſte bittend, ihn ſelbſt zu beſorgen. Ich beſchließe, den unverzeihlich verſchobenen Auftrag zur Stelle auszurichten, ſehe, daß der junge Mann von einem Diener aus dem nahen Laden zurecht gewieſen, in das anſehnliche Haus dicht vor mir hineingeht und folge ihm. Der Bediente führt mich ins Vorzimmer, und bittet mich einen Augenblick zu warten, da der Herr Geheime Rath ſo eben mit einem fremden Herrn ſpreche. Er läßt mich allein, ich betrachte gedankenlos die großen Kupferſtiche an den Wänden, da öffnet ſich die Thür hinter mir, ich drehe mich um und erblicke — ſie! — ſie ſelbſt! das holde Himmelskind aus dem Thiergarten. Ich mag Euch nun gar nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe wurde, aber ſo viel iſt gewiß, daß mir aller Lebensathem verging — daß ich keines Wortes mächtig war, daß ich glaubte, nun werde ich gleich leblos der Holden zu Füßen ſinken.“ „Ei, ei, rief Alexander etwas betreten, da warſt Du ja wohl in der That gar arg verliebt, Bruder!“ „Wenigſtens, fuhr Marzell fort, konnte in dieſem Augenblick das Gefühl der wahnſinnigſten Liebe nicht heftiger wirken. Meine Erſtarrung muß deutlich auf meinem Geſicht, in meiner ganzen Stellung kennbar geweſen ſeyn, denn Pauline ſchaute mich betroffen an, und da ich nun keine Sylbe hervorbrachte und ſie mein Betragen für Dummheit oder Tölpelei halten mußte, fragte ſie endlich, indem ein leiſes ironiſches Lächeln ihr Geſicht überflog: Sie warten gewiß auf meinen Vater? Mit der tiefen Schaam, die ich nun über mich ſelbſt empfand, kam mir volles Bewußtſeyn wieder. Ich raffte mich mit aller Kraft zuſammen, mit höflicher Verbeugung nannte ich meinen Namen und erwähnte des Auftrags, den ich an den Geheimen Rath auszurichten hatte. Da rief Pauline laut und freudig: „O, mein Gott — mein Gott, Nachrichten vom Vetter! — Sie waren bei ihm, Sie ſprachen ihn? — Ich traue ſeinen Briefen nicht, immer ſchreibt er von völliger Herſtellung! — ſagen Sie nur gleich das Schmerzhafteſte heraus! Nicht wahr, er bleibt verkrüppelt, der Arme?" Ich verſicherte dagegen, wie ich es mit Recht thun konnte, daß die Schußwunde, da beinahe die Knieſcheibe zerſchmettert, allerdings gefährlich geweſen ſey, und man mit Amputation gedroht habe, alle Gefahr ſey indeſſen nicht allein vorüber, ſondern auch Hoffnung da, daß der junge vollkräftige Mann in einiger Zeit die Krücke würde wegwerfen können, die er jetzt wohl mehrere Monate hindurch werde brauchen müſſen. An Paulinens Anblick, an den Zauber ihrer Nähe gewöhnt, durch das Erzählen jener Thatſachen ermuthigt, gelang es mir, dem Bericht von dem Zuſtande des wunden Neffen, die Erzählung des Gefechts, das ich mit ihm in einem Bataillon dienend beſtand, und in welchem er die Wunde erhielt, zuzufügen. Ihr wißt es wohl, daß in ſolcher Exaltation man der lebensvollſten, farbenreichſten Darſtellung mächtig iſt, ja wohl ſelbſt mehr als nöthig in jenen emphatiſchen Styl geräth, der ſeine volle Wirkung auf junge Mädchen niemals verfehlt. Eben ſo werdet Ihr wohl glauben, daß ich nicht gerade von der Stellung der Truppen, von dem kunſtreichen Plan des Manövres, von maskirten Angriffen — verſteckten Hinterhalten, von Batterien — vom Debouchiren und Entwickeln der Kavalleriemaſſen u. ſ. w. ſprach, ſondern vielmehr all die kleinen, Herz und Gemüth ergreifenden Einzelnheiten, die im Felde ſo häufig ſich darbieten, heraushob. Geſtehen muß ich, daß manches Ereigniß, das ich kaum beachtet, ſich jetzt in der Erzählung als höchſt wunderbar und rührend geſtaltete, und ſo geſchah es, daß Pauline bald vor Schauer und Schreck verblaßte, bald mild und fromm durch die Thränen, die ihr in den Augen ſtanden, lächelte. „Ach," ſprach ſie endlich, als ich einen Augenblick ſchwieg, „Sie ſtanden ſo regungslos, ſo in Gedanken vertieft da, als ich eintrat, gewiß weckte jenes Schlachtſtück dort irgend eine ſehr ſchmerzhafte Erinnerung!“ — Wie ein glühender Pfeil durchfuhr es mein Inneres, ich muß blutroth geworden ſeyn bei dieſen Worten Paulinens. „Ich gedachte, ſprach ich mit einem wahrſcheinlich recht kläglichen Seufzer, ich gedachte eines Augenblicks, der der ſeligſte meines Lebens war, unerachtet ich auf den Tod verwundet wurde.“ Aber doch wieder ganz geheilt, fragte Pauline, mit inniger Theilnahme; gewiß traf Sie eine böſe Kugel in dem Augenblick, als der glorreichſte Sieg entſchieden? Mir wurde etwas albern zu Muthe, doch unterdrückte ich dies Gefühl, und ohne aufzublicken, ſondern zur Erde ſchauend, wie ein geſcholtener Bube, ſprach ich ſehr leiſe und dumpf: „Ich hatte ſchon das Glück, Sie zu ſehen, mein Fräulein!“ Nun ging das Geſpräch auf erbauliche Weiſe weiter, indem Pauline anfing: „Ich wüßte doch in der That nicht“ — „Nur wenige Tage ſind es her — der herrlichſte Frühlingshauch ging über die Erde hin und erquickte Geiſt und Gemüth, ich feierte mit zwei meiner mir im Innerſten verwandten Freunde das Feſt des Wiederſehens nach langer Trennung!“ — Das muß recht hübſch geweſen ſeyn! — Ich ſah Sie, mein Fräulein! — In der That? — Ach! das war gewiß im Thiergarten! — Am zweiten Pfingſtfeiertage im Weberſchen Zelt! — Ja, ja, ganz Recht, ich war da mit Vater und Mutter! Es gab viel Leute, ich amüſirte mich recht gut, aber Sie habe ich gar nicht geſehen! — Die vorige Albernheit kam wieder mit aller Stärke, ihr gemäß war ich im Begriff, etwas ſehr abgeſchmacktes zu ſagen, als der Geheime Rath hereintrat, dem Pauline in voller Freude gleich verkündete, daß ich Briefe vom Vetter brächte. Der Alte ſchrie jubelnd auf: „Was! Briefe von Leopold! — lebt er? — wie gehts mit der Kunde? — wann kann er reiſen?“ — Und damit packte er mich bei der Rockklappe und zog mich in ſein Zimmer. Pauline folgte, er rief nach Frühſtück, er hörte nicht auf mit Fragen. Kurz! zwei volle Stunden mußte ich bleiben, und als ich endlich in ſteigender Beklommenheit, da Pauline ſich dicht neben mir geſetzt, und mir fortwährend mit kindlicher Unbefangenheit in die Augen ſchaute, mich losriß, lud mich der Alte mit herzlicher Umarmung ein, nur ſo oft hinzukommen — vorzüglich zur Theeſtunde — als ich wollte. Nun war ich alſo, wie es oft in der Feldſchlacht zu ergeben pflegt, unverſehens mitten im Feuer. Wollt' ich Euch nun meine Qualen ſchildern, wie ich oft von unwiderſtehlichem Zauber befangen nach dem Hauſe, das mir ſo verderblich ſchien, hineilte, wie ich die Klinke, die ich ſchon in der Hand hatte, wieder fahren ließ und nach Hauſe lief, wieder zurückkehrte, das Haus umkreiſte und dann in einer Art von Verzweiflung hineinſtürzte, dem Sommervogel gleich, der nicht laſſen kann von der Lichtflamme, die ihm zuletzt den freiwilligen Tod giebt — wahrhaftig, Ihr würdet lachen, da Ihr wohl das Geſtändniß erwartet, daß ich mich damals auf die ärgſte Weiſe ſelbſt myſtificirte. Beinahe jeden Abend, wenn ich den Geheimen Rath beſuchte, fand ich mehrere Geſellſchaft da, und ich muß geſtehen, daß ich mich nirgends behaglicher gefühlt, als dort, unerachtet ich, mein eigener Dämon, mir geiſtige Rippenſtöße gab und in die Ohren ſchrie: Du liebſt ja unglücklich, Du biſt ja ein verlorner Menſch! — Jedesmal kam ich verliebter und unglücklicher nach Hauſe. Aus Paulinens frohem unbefangenen Betragen merkt' ich bald, daß von einem Liebesunglück nicht die Rede ſeyn könne, und manche Anſpielungen der Gäſte deuteten offenbar dahin, daß ſie verſprochen ſey und bald heirathen werde. Ueberhaupt herrſchte in des Geheimen Raths Zirkel eine gar herrliche, gemüthliche Luſtigkeit, die er ſelbſt, ein lebenskräftiger jovialer Mann, auf die ungezwungenſte Weiſe zu entzünden wußte. Oft ſchienen größer angelegte Späße Stoff zum Lachen zu geben, die nur, da ſie vielleicht auf Perſönlichkeiten ſich beziehend, mich als Fremden nicht anſprechen konnten, verſchwiegen wurden. So erinnere ich mich, daß ich einſt, als ich nach langem Kampfe ſehr ſpät Abends eintrat, den Alten und Paulinen von jungen Mädchen umgeben in der Ecke ſtehend erblickte. Der Alte las etwas vor, und ein ſchallendes Gelächter folgte, als er geendet. Zu meiner Verwunderung hatte er eine große weiße, mit einem ungeheuern Nelkenſtrauß geſchmückte Schlafmütze in der Hand, die ſetzte er, nachdem er noch einige Worte geſprochen, auf, und nickte ſeltſam mit dem Kopfe hin und her, worauf alle aufs neue in ein unmäßiges Gelächter ausbrachen." „Teufel — Teufel!" rief hier Severin, indem er ſich heftig vor die Stirne ſchlug. „Was haſt Du? — was haſt Du, Herr Bruder," riefen die Freunde beſorgt. Nichts, nichts — nicht das mindeſte, fahr nur fort, lieber Bruder! — nachher, nachher! — jetzt nur weiter. Dies erwiederte Severin, nicht ohne bitter in ſich hinein zu lachen, Marzell erzählte weiter. Sey es nun, daß die Kameradſchaft mit dem Neffen, oder daß die aus meiner beſtändigen Exaltation ſich erzeugende, beſondere Art meines ganzen Weſens, meiner Unterhaltung, mir ſelbſt ein beſonderes Intereſſe gab, kurz, der Alte gewann mich in kurzer Zeit ſehr lieb, vorzüglich müßte ich aber ganz verblendet geweſen ſeyn, hätte ich nicht merken ſollen, daß Pauline mich vor allen andern jungen Männern, die ſie umgaben, ganz beſonders auszeichnete. „Wirklich, wirklich," fragte Alexander mit betrübtem Ton. In der That war es ſo, fuhr Marzell fort, und ihr mußte ich ja ſchon deshalb näher getreten ſeyn, weil ſie wie jedes nur irgend ſinnige Mädchen, mit einem feinen Takt aus Allem, was ich ſprach, was ich that, den vollſtändigen Hymnus ihres wunderbaren Liebreizes heraushören, die tiefſte Adoration ihres ganzen, mit glühender Liebe erfaßten Weſens herausfühlen mußte. Unbeachtet ließ ſie oft ihre Hand minutenlang in der meinigen ruhen, ſie erwiederte ihren leiſen Druck, ja als einmal in fröhlichem Uebermuthe nach den Tönen eines alten Flügels ſich die Mädchen zu drehen anfingen, flog ſie in meinen Arm, und ich fühlte ihren Buſen glutvoll beben und ihren ſüßen Liebeshauch an meinen Wangen. — Ich war außer mir! — Feuer brannte auf meinen Lippen — ich hatte ſie geküßt — Donnerwetter! ſchrie hier Alexander, wie beſeſſen aufſpringend und ſich mit beiden Fäuſten in die Haare fahrend. „Schäme Dich, ſchäme Dich, Ehemann, ſprach Severin, indem er ihn auf den Stuhl niederdrückte: Du biſt, hol mich der Teufel, noch in Paulinen verliebt, ſchäme Dich, ſchäme Dich, Ehemann — armer, ins Joch gebeugter Ehemann." So fahre nur fort, ſprach Alexander wie troſtlos, es werden noch ſchöne Dinge kommen, merk ich ſchon. „Ihr könnt Euch, nach dieſem Allen, ſprach Marzell weiter, meine Stimmung wohl denken. Ich wurde, ſo glaubt ich, von tauſend Qualen zerriſſen, ich ſteigerte mich herauf zum höchſten Heroismus, ich wollte mit einem Zuge den vollen, verderblichen Giftbecher leeren und dann fern von der Geliebten mein Leben aushauchen. Das heißt mit andern Worten, ich wollte ihr meine Liebe geſtehen und dann ſie meiden — wenigſtens bis zum Hochzeitstage, da konnt ich denn, wie es geſchrieben ſteht in vielen Büchern, halb verſteckt hinter einem Kirchenpfeiler die Trauung mit anſehen und nach dem unglücklichen Ja! mit vielem Geräuſch der Länge lang ohnmächtig zu Boden ſinken, von mitleidigen Bürgersleuten herausgetragen werden u. ſ. w. Von dieſen Ideen ganz erfüllt, ganz wahnſinnig lief ich eines Tages früher, als gewöhnlich zum Geheimen Rath. — Ich treffe Paulinen allein im Zimmer — noch ehe ſie recht erſchrecken kann über mein verſtörtes Weſen, ſtürze ich ihr zu Füßen, ergreife ihre Hände, drücke ſie an meine Bruſt — geſtehe ihr, daß ich ſie bis zur hellen Raſerei liebe, und nenne mich, indem ich einen Strom von Thränen vergieße, den unglücklichſten, dem bitterſten Tode geweihten Menſchen, da ſie nicht mein werden könne, da ſie Herz und Hand dem glücklichen Nebenbuhler früher geſchenkt. Pauline ließ mich austoben, hob mich dann auf, nöthigte mich mit holdem Lächeln neben ſich aufs Sopha und fragte mit rührend ſanfter Stimme: „Was ficht Sie an? lieber — lieber Marzell! beruhigen Sie ſich doch nur, Sie ſind in einer Stimmung, die mich ängſtet!“ — Ich wiederholte, wiewohl beſonnener Alles, was ich geſagt, da ſprach Pauline: „Aber wie kommt es Ihnen denn in den Sinn, daß ich ſchon liebe, ja daß ich ſchon verſprochene Braut ſein ſoll? — Es iſt nicht das mindeſte davon wahr, ich kann es verſichern.“ Als ich dagegen behauptete, daß ich ſchon ſeit dem erſten Augenblick, als ich ſie ſah, auf das klarſte überzeugt worden ſey, daß ſie liebe, und ſie immer mehr in mich drang, doch mich nur deutlicher zu erklären, ſo erzählte ich ihr ganz treuherzig unſere ganze famöſe Geſchichte vom Pfingſtfeiertage im Weberſchen Zelt. Kaum habe ich geendet, da ſpringt Pauline auf und hüpft mit lautem Gelächter in der Stube umher und ruft: „Nein, das iſt zu arg! — nein, ſolche Träume — ſolche Einbildungen — nein, das iſt zu arg!“ — ich bleibe ganz verdutzt ſitzen; Pauline kehrt zu mir zurück, faßt meine beiden Hände und ſchüttelt ſie, wie wenn man jemanden aus tiefem Traum wecken will. „Nun horchen Sie wohl auf, fängt ſie, kaum vermögend das Lachen zu unterdrücken, an: der junge Menſch, den Sie für den Liebesboten hielten, war ein Diener aus dem Bramigkſchen Laden, das Billetchen, das er mir brachte, von Herrn Bramigk ſelbſt. Er, der gefälligſte, artigſte Mann von der Welt, hatte mir verſprochen, ein allerliebſtes Pariſer Hütchen, deſſen Modell ich geſehen, zu verſchreiben, und mir Nachricht zu geben, wenn es angekommen. Ich wollte es gerade den andern Tag, als Sie mich bei Weber ſahen, zu einem Singethee — Sie wiſſen, daß hier ſo eine Abendgeſellſchaft heißt, bei der man Thee trinkt um zu ſingen und ſingt um Thee zu trinken — alſo da wollt ich ihn aufſetzen. Der Hut war wirklich angekommen, aber durch die Schuld des Verſenders ſo übel zugerichtet, daß er ohne gänzliches Umarbeiten nicht getragen werden konnte. Das war die fatale Nachricht, die mir Thränen auspreßte. Ich mocht's dem Vater gar nicht merken laſſen, aber er wußte den Grund meines tiefen Kummers bald auszuforſchen, und lachte mich derb aus. Daß ich die Gewohnheit habe, in derlei Fällen mein Tuch an die Backe zu bringen, bemerkten Sie längſt.“ — Pauline lachte aufs neue, aber mir fröſtelte es eiskalt durch Mark und Glieder, ein Glutſtrom folgte, und es war, als riefe es im Innern: „Alberne thörichte, widrige Putznärrin!““ — Hoho, das iſt zu grob und unwahr, unterbrach Alexander den Erzähler ganz erzürnt, doch nur weiter, ſetzte er gelaſſen hinzu. „Nicht beſchreiben, fuhr Marzell fort, nicht beſchreiben kann ich Euch mein Gefühl. Ich war aus dem Traum erwacht, in dem mich ein böſer Geiſt geneckt, ich wußte es, daß niemals ich Paulinen liebte, und daß nur eine unbeſchreibliche, narrenhafte Täuſchung der Spuk war, der mich ſo toll umhergetrieben. Kaum vermochte ich ein Wort zu ſprechen, vor innerm Verdruß zitterte ich am ganzen Leibe, und als Pauline erſchrocken fragte, was mir wäre, ſchützte ich eine plötzliche Kränklichkeit vor, die ich nicht zum Ausbruch kommen laſſen dürfte, und rannte wie ein gehetztes Wild von dannen. Als ich über den Gensd'armesplatz kam, ſtellte ſich gerade ein Trupp Freiwilliger zum Abmarſch, da ſtand es klar vor meiner Seele, was ich thun müſſe, mich ſelbſt zu beſchwichtigen und die ärgerliche Geſchichte zu vergeſſen. Statt nach Hauſe zu gehen, lief ich augenblicklich zu der Behörde, die meine Wiedereinſtellung bewirkte. In zwei Stunden war alles abgemacht, nun lief ich nach Hauſe, zog meine Uniform an, packte meinen Torniſter, nahm mein Seitengewehr und meine Büchſe und ging zur Wirthin, um ihr meinen Koffer in Verwahrung zu geben. Indem ich mit ihr ſprach, ließ ſich ein Geräuſch auf der Treppe hören. „Ach, jetzt werden ſie ihn bringen,“ ſprach die Wirthin und öffnete die Thüre. Da ſah ich zwiſchen zwei Männern den wahnſinnigen Nettelmann herabkommen. Er hatte eine hohe Krone von Goldpapier aufgeſetzt, und trug ein langes Lineal, auf das er einen vergoldeten Apfel geſpießt, als Szepter in der Hand. „Er iſt nun wieder König von Amboina geworden, flüſterte die Wirthin, und machte in der letzten Zeit ſolche tolle Streiche, daß ihn der Bruder nach der Charité bringen laſſen muß.“ Im Vorübergehen erkannte mich Nettelmann, lächelte mit gnädigem Stolz auf mich herab und ſprach: „Jetzt, nachdem die Bulgaren durch meinen Feldherrn, den vormaligen Hauptmann Tellheim, geſchlagen, kehre ich zurück in meine beruhigte Staaten.“ Ohne daß ich Miene machte zu ſprechen, ſetzte er mit der Hand abwehrend hinzu: Schon gut — ſchon gut — ich weiß, was Er ſagen will, mein Lieber! — Nichts weiter, ich war mit ihm zufrieden, ich habe es gern gethan! — Nehm Er die Wenigkeit als ein Zeichen meiner Gnade und Affection! — Mit dieſen Worten drückte er mir ein paar Gewürznelken, die er aus der Weſtentaſche hervorgeſucht, in die Hand. Nun hoben ihn die Männer in den Wagen, der unterdeſſen vorgefahren. Als er fort rollte, traten mir die Thränen in die Augen. Kommen Sie geſund, freudig und ſiegreich in unſere Stadt zurück, rief die Wirthin, mir treuherzig die Hand ſchüttelnd. Mit mannigfachen ſchmerzlichen Gefühlen in der aufgeregten Bruſt rannte ich fort in die Nacht hinein, und erreichte in weniger Zeit den Trupp der luſtige Kriegslieder ſingenden Kameraden.“ — Alſo biſt Du überzeugt, Bruder, fragte Alexander, daß Deine Liebe zu Paulinen nur Selbſttäuſchung war? — Wie von meinem Leben, erwiederte Marzell, und wenn Du nur ein bischen Menſchenkenntniß zu Rathe ziehſt, wirſt Du auch finden, daß die plötzliche Sinnesänderung, als ich erfuhr, daß ich keinen Nebenbuhler hatte, ſonſt nicht möglich war. — Uebrigens liebe ich jetzt ernſtlich, und unerachtet ich über Deinen Eheſtand ſo gelacht, Alexander, weil Du mir, nimm's nicht übel, als Paterfamilias gar zu ſchnakiſch vorkommſt, ſo hoffe ich doch bald in einer ſchönern Gegend als die unſrige ein holdes Mädchen als Braut heimführen zu können. „In der That, rief Alexander ganz erfreut, in der That? O, Du lieber, charmanter Bruder!“ Er umarmte den Marzell mit Heftigkeit. Nun ſeht doch, ſprach Severin, wie er ſich freut, daß ein anderer ihm ſeine tollen Streiche nachmacht. Nein, was mich betrifft, ſo umfängt mich der Gedanke an den Eheſtand mit unheimlichem Grauen. Doch nun will ich Euch meine Geſchichte mit Fräulein Paulinen auftiſchen zu Eurer Ergötzlichkeit. „Was haſt Du denn mit Paulinen vorgehabt?“ fragte Alexander verdrießlich. Nicht viel, erwiederte Severin, gegen Marzells ausführliche, mit pſychologiſcher Ein- und Anſicht vorgetragene Geſchichte iſt die meinige nur ein dürftiger, magerer Schwank. — Ihr wißt, daß ich mich vor zwei Jahren in einer ganz beſonderen Stimmung befand. Wohl mochte es meine phyſiſche Kränklichkeit ſeyn, die mich ganz und gar zum empfindelnden Geiſterſeher umſchuf. Ich ſchwamm in einem bodenloſen Meer von Ahnungen und Träumen. Ich glaubte, wie ein perſiſcher Magier, den Geſang der Vögel zu verſtehen, ich hörte in dem Rauſchen des Waldes bald tröſtende, bald warnende Stimmen, ich ſah mich ſelbſt in den Wolken wandeln. So geſchah es, daß ich einſt in einer abgelegenen, wilden Parthie des Thiergartens, auf einer Moosbank ſitzend, in einen Zuſtand gerieth, den ich nur dem wunderbaren Deliriren, das dem Einſchlafen vorherzugehen pflegt, vergleichen kann. Mir war es, als würde ich plötzlich von ſüßem Roſenduft umwallt, indeſſen erkannte ich bald, daß der Roſenduft ein holdes Weſen ſey, das ich ſchon längſt bewußtlos mit glühender, inbrünſtiger Liebe umfangen. Ich wollte ſie mit leiblichen Augen erſchauen, aber da legte es ſich wie eine große dunkelrothe Nelke über meine Stirn, und ihr Duft, wie mit brennenden Strahlen den Hauch der Roſe wegſengend, betäubte meine Sinne, ſo daß ein bitter ſchmerzliches Gefühl mich durchdrang, welches laut werden wollte in tief klagenden Accenten. Wie wenn der Abendwind mit leiſem Fittig die Aeolsharfe anſchlägt und den Zauber löſt, von dem beſtrickt ihre Töne im Innern ſchlieſen, ſo klang es durch den Wald, aber nicht meine Klage war das, ſondern die Stimme jenes Weſens, das, wie ich, von der Nelke zum Sterben berührt worden. — Erlaßt es mir, mein Traumgeſicht zum indiſchen Mythos zu formen und zu ründen, genug, Roſ' und Nelke wurden mir Leben und Tod, und all meine Tollheit, die ich heut vor zwei Jahren ausließ, kam hauptſächlich davon her, daß ich in dem Himmelskinde, das dort drüben ſaß und das ſich leiblicher Weiſe jetzt als Fräulein Pauline Asling geſtaltet hat, das, ätheriſchem Roſenduft entkeimte Weſen zu erkennen glaubte, deſſen Liebesglut ſich mir erſchloſſen. Ihr erinnert Euch, daß ich gleich im Thiergarten Euch verließ, um nach meiner Wohnung zu eilen, aber eine ganz deutliche beſtimmte Ahnung ſagte mir, daß, wenn ich mit Anſtrengung fort und hineinliefe durch das Leipziger Thor und dann nach den Linden, ich die ſehr langſam davon ſchreitende Familie am Ausgang derſelben oder in der Nähe des Schloſſes antreffen würde. Nun rannte ich fort und zwar nicht da, wo ich glaubte, wohl aber in der breiten Straße, in die ich unwillkührlich hineingefahren, ſah ich die Familie, ſah ich das wunderbare Bild vor mir herwandeln. Ich folgte von weitem und erfuhr auf dieſe Weiſe noch denſelben Abend die Wohnung der Geliebten. Ihr werdet wahrſcheinlich ſehr lachen, daß ich in der Grünſtraße — ich ſage in der Grünſtraße einen geheimnißvollen Nelken- und Roſenduft zu verſpüren glaubte. — Ja! ſo weit ging mein Wahnſinn! Uebrigens gebehrdete ich mich jetzt ganz, wie ein verliebter Knabe, der wider die Forſtordnung die ſchönſten Bäume mit dem Einſchneiden verſchlungener Namenzüge ruinirt, ein verdorrtes Blumenblatt, das der Geliebten entfiel, in ſieben Papiere gewickelt auf dem Herzen trägt u. ſ. w. Das heißt, ich fing, wie es jener allemal thut, damit an, des Tages zwölf-, funfzehn-, zwanzigmal vorbeizulaufen, und, ſtand ſie am Fenſter, ohne zu grüßen mit Blicken hinaufzuſtarren, die ſeltſam genug geweſen ſeyn müſſen. Sie bemerkte mich, und der Himmel mag wiſſen, wie ich dazu kam, mir einzubilden, daß ſie mich verſtehe, ja daß ſie ſich ihres pſychiſchen Einwirkens auf mich in jener Blumenviſion bewußt ſey und nun in mir den erkenne, über den die feindſelige Nelke dunkle Schleier warf, als er ſie, die ihm tief im Innern als Liebesſtern aufgegangen, voll inbrünſtiger Sehnſucht erfaſſen wollte. Selbigen Tages ſetzte ich mich hin und ſchrieb an ſie. Ich erzählte ihr meine Viſion, wie ich ſie dann im Weberſchen Zelt geſehen und als das Traumbild erkannt habe, wie ich wiſſe, daß ſie ſchon zu lieben vermeine, daß aber in dieſer Hinſicht irgend etwas Bedrohliches in ihr Leben getreten ſey. Es könne, ſagte ich ferner, kein Wahn ſeyn, daß auch ſie in gleichem Traumesahnen unſere pſychiſche Verwandtſchaft, unſere Liebe erkannt, doch vielleicht habe ihr nun erſt meine Viſion deutlich erſchloſſen, was tief in ihrem eignen Innern geruht. Aber damit das froh und freudig ins Leben trete, damit ich mit freier Bruſt mich ihr nahen könne, flehe ich ſie an, künftigen Tages in der zwölften Stunde am Fenſter zu erſcheinen, und als deutliches Wahrzeichen unſers Liebesglücks friſch blühende Roſen an der Bruſt zu tragen. Sey ſie aber in feindlicher Täuſchung von einem andern Weſen unwiderſtehlich verlockt, wäre mein Sehnen hoffnungslos, verwerfe ſie mich ganz und gar, ſo ſolle ſie zur ſelbigen Stunde ſtatt die Roſen, Nelken an die Bruſt ſtecken. — Der Brief mag ein tolles, unſinniges Stück Arbeit geweſen ſeyn, das kann ich mir jetzt wohl denken. Ich ſchickte ihn mit ſolch' ſicherer Botſchaft ab, daß ich überzeugt ſeyn konnte, er werde in die rechten Hände gelangen. — Voll innerer Angſt und Beklemmung gehe ich den andern Tag nach der Grünſtraße — ich nähere mich dem Hauſe des Geheimen Raths — ich ſehe eine weiße Geſtalt am Fenſter — das Herz ſchlägt mir, als wolle es die Bruſt zerſprengen — ich ſtehe dicht vor dem Hauſe — da öffnet der Alte — er war die weiße Geſtalt — das Fenſter — er hat eine hohe, weiße Nachtmütze auf, einen ungeheuren Nelkenſtrauß daran befeſtigt — er nickt ſehr freundlich heraus, ſo daß die Blumen ſeltſam ſchwanken und zittern — er wirſt mir mit ſüßlich lächelnder Miene Kußhändchen zu. — In dem Augenblick werde ich auch Paulinen gewahr, wie ſie verſtohlen hinter der Gardine hervorſieht. — Sie lacht — ſie lacht! — wie verzaubert war ich bewegungslos ſtehen geblieben, aber nun rannte ich fort — fort wie toll! — Nun! Ihr könnt denken! — zweifelt Ihr wohl daran, daß ich durch dieſen hämiſchen Spott gänzlich geheilt war? — Doch die Schaam ließ mich nicht raſten. Wie Marzell es ſpäter that, ging ich ſchon damals zur Armee, und nur ein böſes Verhängniß hat es gewollt, daß wir niemals zuſammentrafen.

Alexander lachte unmäßig über den humoriſtiſchen Alten. „Alſo dieſe Geſchichte war es, ſprach Marzell, welche der Geheime Rath damals vortrug, und wahrſcheinlich war das, was er vorlas, Dein excentriſcher Brief.“ Daran iſt gar nicht zu zweifeln, erwiederte Severin; und unerachtet ich jetzt das Lächerliche meines Beginnens ſehr wohl einſehe, unerachtet ich dem Alten Recht gebe und ihm für die angewandte ſchneidende Arzenei danken muß, ſo erfüllt mich mein Abentheuer doch noch immer mit tiefem Verdruß und ich mag bis jetzt deshalb keine Nelken leiden.

„Nun, ſprach Marzell, wir haben beide hinlänglich für unſere Thorheit gebüßt. Alexander, der, wie es ſcheint, nun erſt, da wir's überſtanden, in Paulinen verliebt iſt, war der Vernünftigſte von uns allen, und daher blieb er frei von weiterer Narrheit und hat nichts davon aufzutiſchen.“ Dafür, rief Severin, kann er uns erzählen, wie er zur Frau kam. Ach, lieber Bruder, nahm Alexander das Wort, was kann ich viel mehr von meiner Heirathsgeſchichte ſagen, als, ich ſah ſie, verliebte mich und ſie wurde meine Braut, meine Frau. Doch das Einzige mag vielleicht einigermaßen intereſſiren, wie die ſelige Tante ſich dabei benahm. „Nun? nun?“ — fragten die Freunde voll Neugierde. „Ihr werdet Euch erinnern, fuhr Alexander fort, daß ich damals mit dem größten Widerwillen Berlin, und vorzüglich auch das durch den graulichen Spuk mir unheimlich gewordene Haus verließ. Das hing ſo zuſammen. Einſt an einem hellen Morgen, nachdem ich die Nacht wieder durch das Hin- und Hertappen, welches dies mal bis in mein Cabinet hineindringen zu wollen ſchien, recht arg verſtört worden, lieg ich abgemattet und verdrießlich im Fenſter, ich ſehe gedankenlos die Straße herab, da wird ſchräg über in dem großen Hauſe ein Fenſter geöffnet und ein wunderhübſches Mädchen in einem zierlichen Morgenkleide ſchaut heraus. So ſehr mir Pauline gefallen, ſo fand ich doch dies Geſichtchen unendlich viel anziehender. Mein Blick blieb ſtarr auf ſie geheftet, ſie ſah endlich herüber, ſie mußte mich bemerken, ich grüßte und ſie dankte mit unbeſchreiblicher Anmuth. Durch Jungfer Anne erfuhr ich gleich, wer drüben wohne, und mein Entſchluß ſtand feſt, auf irgend eine Weiſe die Bekanntſchaft der Familie zu machen, und ſo dem holden lieblichen Weſen, das meinen ganzen Sinn gefangen hatte, näher zu treten. Es war eigen, daß, da ich nun all meine Gedanken auf das Mädchen gerichtet hatte, da ich mich in ſüßen Träumen des ſchönſten Liebesglücks verlor, der unheimliche Spuk der Tante ausblieb. — Jungfer Anna, der ich ſo liebreich begegnet, als es nur in meinen Kräften ſtand, und die alle Scheu abgelegt hatte. erzählte mir oft viel von der Seligen, ſie war untröſtlich, daß die Verſtorbene, die doch ein ſolch gottſeliges, frommes Leben geführt, keine Ruhe im Grabe habe, und ſchob alle Schuld auf den ruchloſen Bräutigam und den unverwindlichen Schmerz jenes unglücklichen Hochzeittages, an dem der Bräutigam ausblieb. Nun verkündigte ich ihr mit vieler Freude, daß ich nichts mehr höre. „Ach, du lieber Gott, rief ſie weinerlich, wenn nur erſt Kreuzes-Erfindungstag vorüber wäre.“ Was iſt das mit dem Kreuzes-Erfindungstag? fragte ich ſchnell. „Ach, du lieber Gott, ſprach Jungfer Anne weiter, das iſt ja eben der unglückliche Hochzeittag. Sie wiſſen, lieber Herr, daß die ſelige Mamſell gerade am dritten April dahin ſchied. Acht Tage darauf wurde ſie begraben. Die Stuben wurden bis auf das große Zimmer und das daran ſtoßende Cabinet verſiegelt. So mußte ich dann in dieſen Gemächern hauſen, unerachtet mir, ſelbſt wußt' ich nicht warum, dies ängſtlich und graulich war. Kaum brach nun am Kreuzes-Erfindungstage der Morgen an, als mir eine eiskalte Hand über das Geſicht fuhr und ich ganz deutlich der Seligen Stimme vernahm, welche ſprach: „Steh' auf, ſteh' auf, Anna! es iſt Zeit, daß du mich ſchmückeſt, der Bräutigam kommt!“ Voller Schreck ſprang ich aus dem Bette und zog mich raſch an. Es war alles ſtill und nur eine ſchneidende Zugluft blies durch den Kamin. Mimi winſelte und jammerte unaufhörlich, und ſelbſt Hans, wie es ſonſt gar nicht Katzennatur iſt, ächzte vernehmlich und drückte ſich ſcheu in die Ecken. Nun war es, als würden Commoden und Schränke geöffnet, als rauſche es mit ſeidenen Kleidern, und dabei ſang es ein Morgenlied. Ach, lieber Herr! — alles hörte ich deutlich und doch ſah ich niemanden, die Angſt wollte mich ganz übermannen, aber ich kniete in die Ecke des Zimmers und betete eifrig. Nun war es, als würde ein Tiſchchen gerückt, als würden Gläſer und Taſſen darauf geſetzt — und es ging im Zimmer auf und ab! — Ich konnte kein Glied rühren, und — was ſoll ich denn nun noch weiter ſagen — wie jedes mal an jenem Unglückstage, hörte ich die ſelige Mamſell herumgehen und ſtöhnen und ſeufzen und beten, bis die Uhr zehn ſchlug, da vernahm ich wieder ganz deutlich die Worte: „Geh' nur zu Bette, Anne! es iſt aus!“ — Aber da fiel ich auch bewußtlos zur Erde nieder, und ſo fanden mich am andern Morgen die Leute im Hauſe, welche, da ich mich gar nicht blicken laſſen, glaubten, mir ſey etwas zugeſtoßen und die verſchloſſene Thüre aufbrechen ließen. Niemanden als Ihnen, lieber Herr, habe ich indeſſen erzählt, was mir an jenem Tage geſchehen.“

Nach dem, was ich erfahren, durfte ich gar nicht daran zweifeln, daß Alles ſich ſo, wie Jungfer Anne erzählte, zugetragen, und ich war froh, daß ich nicht früher angekommen und ſo den argen graulichen Spuk mit zu beſtehen gehabt hatte. — Gerade jetzt, als ich den Spuk verbannt glaubte, als in der Nachbarſchaft mir ſüße Hoffnungen aufgingen, mußte ich fort, und daher kam die Verſtimmung, die ihr an mir bemerktet. — Nicht ſechs Monate waren verfloſſen, als ich meinen Abſchied erhalten hatte und wiederkehrte. Es gelang mir ſehr bald, die Bekanntſchaft jener nachbarlichen Familie zu machen und ich fand das Mädchen, die mir auf den erſten Blick ſo reizend, ſo anmuthig erſchien, bei näherer Bekanntſchaft immer anziehender in allem ihren Weſen und Thun, ſo daß nur in der innigſten Verbindung mit ihr mein Lebensglück blühen konnte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich durchaus glaubte, ſie liebe ſchon einen Andern, und dieſe Meinung wurde beſtätigt, als einſt von einem jungen Mann die Rede war, bei deſſen Erwähnung das Mädchen, helle Thränen in den Augen, ſchnell aufſtand und ſich entfernte. — Demunerachtet that ich mir gar keinen Zwang an, ſondern ließ ihr, ohne gerade zu ſprechen, in vollem Maaß die innige Zuneigung merken, die mich an ſie feſſelte. Es ſchien, als würde ſie mir mit jedem Tage gewogener, mit recht lieblicher Behaglichkeit nahm ſie die Huldigungen auf, die ſich in tauſend kleinen, ihr wohlgefälligen Galanterien ausſprachen. „Niemals, fiel hier Marzell dem erzählenden Alexander in die Rede: niemals hätt' ich das alles dem ungeſchickten Menſchen zugetraut; er iſt Geiſterſeher und eleganter Liebhaber zugleich, aber indem er es erzählt, glaube ich daran, und ſehe ihn, wie er alle Laden durchläuft, um irgend eine gewünſchte Putzwaare zu erbeuten, wie er athemlos bei Bouché ankommt, um den ſchönſten Roſen- und Nelkenſtock" — „Fort mit den unſeligen Blumen," ſchrie Severin; und Alexander erzählte alſo weiter: Glaubt nicht, daß ich ungeſchickter Weiſe mit koſtbaren Geſchenken anrückte; daß dies in dem Hauſe nicht angebracht ſey, ſagte mir bald mein inneres richtiges Gefühl, dagegen knüpfte ich gering ſcheinende Aufmerkſamkeiten an meine Perſon und erſchien niemals ohne ein gewünſchtes Stickmuſter, ein neues Lied, ein noch nicht geleſenes Taſchenbuch u. ſ. w. in der Taſche zu tragen. Kam ich nicht jeden Vormittag auf ein halbes Stündchen herüber, ſo wurde ich vermißt. — Kurz, was will ich Euch, denn mit ſolcher Umſtändlichkeit ermüden — mein Verhältniß mit dem Mädchen ging in jene behagliche Vertraulichkeit über, die zum offnen Geſtändniß der Liebe und zur Heirath führt. — Ich wollte mir den letzten Wolkenſchatten vertreiben, ſprach daher einſt in einer gemüthlichen Stunde geradezu von der vorgefaßten Meinung, daß ſie ſchon liebe oder wenigſtens geliebt habe, und erwähnte aller Umſtände, die dieſe Meinung genährt hatten, vorzüglich aber gedachte ich jenes jungen Mannes, deſſen Andenken ihr Thränen auspreßte. „Geſtehen will ichs Ihnen, ſprach das Mädchen, daß das längere Zuſammenſeyn mit jenem Manne, der plötzlich als Fremder in unſer Haus eintrat, meiner Ruhe hätte gefährlich werden können, ja daß ich eine heftige Neigung für ihn in mir aufkeimen ſpürte, und deshalb kann ich noch jetzt nicht ohne tiefes Mitleid, das mir Thränen entlockt, des Unglücks, das ihn auf ewig von mir ſchied, gedenken." Des Unglücks, das ihn verbannte? fragte ich neugierig. „Ja, erzählte das Mädchen weiter: nie kannte ich einen Mann, der ſo wie er durch ſein ganzes Weſen, durch ſein Geſpräch, Sinn und Gemüth zu beherrſchen wußte, aber nicht leugnen konnte ich, daß er, wie mein Vater fortwährend behauptete, ſich beſtändig in einem beſonders exaltirten Zuſtande befand. Dies ſchrieb ich dem, durch uns unbekannte Urſachen — vielleicht durch den Krieg, den er mit gemacht, tief erregten Innern, der Vater dagegen dem Genuß geiſtiger Getränke zu. Ich hatte Recht, das lehrte der Erfolg. Er überraſchte mich einſt allein und offenbarte eine Stimmung, die ich erſt für den Ausbruch der leidenſchaftlichſten Liebe, dann aber, als er wie von Froſt geſchüttelt an allen Gliedern zitternd unter unverſtändlich ausgeſtoßenen Lauten davon rannte, für Wahnſinn halten mußte. Es war ſo. Zufällig hatte er einmal Straße und Nummer ſeiner Wohnung genannt, die ich im Gedächtniß behalten. Als er mehrere Wochen ausgeblieben, ſchickte der Vater hin; die Wirthin, oder vielmehr der Hausknecht, der die dort meublirte Zimmer Bewohnenden zu bedienen pflegte, und den unſer Diener gerade antraf, ließ aber auf die Erkundigung ſagen, der ſey längſt toll und nach der Charité gebracht worden. Er müſſe über das Lotterieſpiel verrückt geworden ſeyn, denn er habe geglaubt, König von der Ambe zu ſeyn.“ „Gott im Himmel, ſchrie Marzell erſchreckt, das war Nettelmann — Ambe — Amboina.“ — Es kann, ſprach Severin ſehr leiſe und dumpf, auch eine beſondere Verwechslung ſtatt gefunden haben — mir gehn Lichter auf! — Doch nur weiter! — Alexander blickte den Severin wehmüthig lächelnd an und fuhr dann fort: Ich war beruhigt, und bald kam es denn dahin, daß das holde Mädchen meine Braut und der Hochzeittag anberaumt wurde. Ich wollte das Haus, in dem der Spuk ſich dann und wann wieder vernehmen ließ, verkaufen, der Schwiegervater rieth mir's ab, und ſo kam es, daß ich ihm die ganze Geſchichte von dem graulichen Umgehn der alten Tante erzählte. — Er wurde, ſonſt ein gar lebenskräftiger, jovialer Mann, ſehr nachdenklich, und wie ich es gar nicht erwartet hatte, ſprach er: In alter Zeit hatten wir einen frommen ſchlichten Glauben, wir erkannten das Jenſeits, aber auch die Blödigkeit unſerer Sinne, dann kam die Aufklärung, die Alles ſo klar machte, daß man vor lauter Klarheit nichts ſah, und ſich am nächſten Baume im Walde die Naſe ſtieß, jetzt ſoll das Jenſeits erfaßt werden, mit hinübergeſtreckten Armen von Fleiſch und Bein. — Behalten Sie das Haus und laſſen Sie mich machen! — Ich erſtaunte, als der Alte die Haustrauung in dem großen Zimmer meiner Wohnung am Kreuz-Erfindungstage, ich erſtaunte noch mehr, als er Alles in dem Zimmer ſo anordnete, wie es die ſelige Tante gethan. Jungfer Anna ſchlich mit vor Angſt zerſtörtem Geſicht leiſe betend umher. Die geſchmückte Braut — der Geiſtliche kam, nichts Befremdendes ließ ſich hören oder blicken. Als aber der Segen geſprochen, da ging es wie ein leiſer ſanfttönender Hauch durchs Zimmer, und ich, meine Braut, der Geiſtliche, alle Anweſende hatten nach einſtimmiger Ausſage in demſelben Augenblick ein unbeſchreibliches Wohlſeyn gefühlt, das uns mit elektriſcher Wärme durchdrang. — Seit der Zeit habe ich keinen Spuk verſpürt, außer heute, da das lebhafte Andenken an die holde Pauline in meine Ehe einen neuen Spuk gebracht. Dies ſprach Alexander ſeltſam lächelnd und ſich umſchauend. „O, Du großer Thor, rief Marzell. Ich wollte nicht, daß ſie heute wieder hier erſchiene, wer weiß, was mir geſchähe.“ — Es waren unterdeſſen viele Spaziergänger angelangt und hatten Tiſche und Stühle eingenommen, nur den Platz nicht, wo vor zwei Jahren die Aslingſche Familie ſaß. „Eine recht ſeltſame Ahnung, fing Severin an, geht durch mein Inneres, indem ich jenen verhängnißvollen Platz dort anſchaue, es iſt mir als ob —“ In dem Augenblick ſchritt der Geheime Rath Asling, ſeine Frau am Arme, vorüber, Pauline folgte, anmuthig und wunderherrlich anzuſchauen, wie vor zwei Jahren. So wie damals ſchien ſie mit rückwärts gewandtem Kopf jemanden ausſpähen zu wollen. Da fiel ihr Alexander ins Auge, der aufgeſtanden war. „Ach, da biſt Du ja ſchon!“ rief ſie freudig, indem ſie auf ihn zu ſprang. Er faßte ſie bei der Hand und ſprach zu den Freunden: Das iſt, Herzensbrüder, mein liebes Weiblein Pauline!

Die Freunde waren mit Ottmars Erzählung zufrieden.

Du hatteſt, ſprach Theodor, beſtimmten Anlaß die Scene des Stücks nach Berlin zu verlegen und Straßen und Plätze zu nennen. Im Allgemeinen iſt es aber auch meines Bedünkens gar nicht übel den Schauplatz genau zu bezeichnen. Außerdem daß das Ganze dadurch einen Schein von hiſtoriſcher Wahrheit erhält, der einer trägen Phantaſie aufhilft, ſo gewinnt es auch, zumal für den, der mit dem als Schauplatz genannten Orte bekannt iſt, ungemein an Lebendigkeit und Friſche.

Seine ironiſche Tücke, ſprach Lothar, vorzüglich was das junge Mädchen betrifft, hat unſer Freund aber doch nicht laſſen können. Doch ich verzeihe ihm das gern.

Ein wenig Salz, erwiederte Ottmar, ein wenig Salz, mein lieber Lothar, zur magern Speiſe. Denn in der That, indem ich meine Erzählung las, fühlte ich es deutlich, daß ſie zu wenig phantaſtiſch iſt, ſich zu ſehr in den gewöhnlichſten Kreiſen bewegt.

Findet, nahm Cyprian das Wort, findet Theodor, daß es gut ſey, den beſtimmten Schauplatz zu nennen, tadelt ferner Ottmar, daß ſein Stoff zu wenig phantaſtiſch ſey, will endlich Lothar auch mir etwas ironiſche Tücke verzeihen, ſo darf ich wohl eine Erzählung vortragen, zu der mich Erinnerungen meines Aufenthalts in der edlen Handelsſtadt Danzig entzündeten.

Er las:

Der Artushof.

Gewiß haſt Du, günſtiger Leſer! ſchon recht viel von der alten merkwürdigen Handelsſtadt Danzig gehört. Vielleicht kennſt Du all' das Sehenswerthe, was ſich dort befindet, aus mancher Beſchreibung; am liebſten ſollt' es mir aber ſeyn, wenn Du ſelbſt einmal in früherer Zeit dort geweſen wäreſt, und mit eigenen Augen den wunderbaren Saal geſchaut hätteſt, in den ich jetzt Dich führen will. Ich meine den Artushof. — In den Mittagsſtunden wogte drängend und treibend der Handel den mit Menſchen der verſchiedenſten Nationen gefüllten Saal auf und ab, und ein verwirrtes Getöſe betäubte die Ohren. Aber wenn die Börſenſtunden vorüber, wenn die Handelsherren bei Tiſche ſaßen, und nur einzelne geſchäftig durch den Saal, der als Durchgang zwei Straßen verbindet, liefen, dann beſuchteſt Du, günſtiger Leſer, der Du in Danzig warſt, den Artushof wohl am liebſten. Nun ſchlich ein magiſches Helldunkel durch die trüben Fenſter, all' das ſeltſame Bild- und Schnitzwerk, womit die Wände überreich verziert, wurde rege und lebendig. Hirſche mit ungeheuern

Geweihen, andere wunderliche Thiere ſchauten mit glühenden Augen auf Dich herab, Du mochteſt ſie kaum anſehen; auch wurde Dir, je mehr die Dämmerung eintrat, das marmorne Königsbild in der Mitte, nur deſto ſchauerlicher. Das große Gemälde, auf dem alle Tugenden und Laſter verſammelt mit beigeſchriebenen Namen, verlor merklich von der Moral, denn ſchon ſchwammen die Tugenden unkenntlich hoch im grauen Nebel, und die Laſter, gar wunderſchöne Frauen in bunten, ſchimmernden Kleidern, traten recht verführeriſch hervor und wollten Dich verlocken mit ſüßem Geliſpel. Du wandteſt den Blick lieber auf den ſchmalen Streif, der beinahe rings um den Saal geht, und auf dem ſehr anmuthig lange Züge buntgekleideter Miliz aus alter reichsſtädtiſcher Zeit abgebildet ſind. Ehrſame Bürgermeiſter mit klugen, bedeutſamen Geſichtern reiten voran auf muthigen, ſchön geputzten Roſſen, und die Trommelſchläger, die Pfeifer, die Hellebardirer ſchreiten ſo keck und lebendig daher, daß Du bald die luſtige Soldatenmuſik vernimmſt, und glaubſt, ſie werden nun gleich alle zu jenem großen Fenſter dort hinaus auf den langen Markt ziehen. — Weil ſie denn nun fortziehen wollten, konnteſt Du nicht umhin, günſtiger Leſer, in ſo fern Du nämlich ein rüſtiger Zeichner biſt, mit Tinte und Feder jenen prächtigen Bürgermeiſter mit ſeinem wunderſchönen Pagen abzukonterfeien. Auf den Tiſchen rings umher lag ja ſonſt immer auf öffentliche Koſten Papier, Tinte und Feder bereit, das Material war alſo bei der Hand und lockte Dich unwiderſtehlich an. Dir, günſtiger Leſer! war ſo etwas erlaubt, aber nicht dem jungen Kaufherrn Traugott, der über ähnlichem Beginnen in tauſend Noth und Verdruß gerieth. — „Aviſiren Sie doch ſogleich unſern Freund in Hamburg von dem zu Stande gekommenen Geſchäft, lieber Herr Traugott!“ — So ſprach der Kauf- und Handelsherr Elias Roos, mit dem Traugott nächſtens in Compagnie gehen und deſſen einzige Tochter Chriſtina er heirathen ſollte. Traugott fand mit Mühe ein Plätzchen an den beſetzten Tiſchen, er nahm ein Blatt, tunkte die Feder ein und wollte eben mit einem kecken, kalligraphiſchen Schnörkel beginnen, als er, nochmals ſchnell das Geſchäft, von dem er zu ſchreiben hatte, überdenkend, die Augen in die Höhe warf. — Nun wollte es der Zufall, daß er gerade vor den in einem Zuge abgebildeten Figuren ſtand, deren Anblick ihn jedesmal mit ſeltſamer, unbegreiflicher Wehmuth befing. — Ein ernſter, beinahe düſterer Mann mit ſchwarzem krauſen Barte ritt in reichen Kleidern auf einem ſchwarzen Roſſe, deſſen Zügel ein wunderſamer Jüngling führte, der in ſeiner Lockenfülle und zierlicher bunter Tracht beinahe weiblich anzuſehen war: die Geſtalt, das Geſicht des Mannes erregten dem Traugott innern Schauer, aber aus dem Geſichte des holden Jünglings ſtrahlte ihm eine ganze Welt ſüßer Ahnungen entgegen. Niemals konnte er loskommen von dieſer beider Anblick, und ſo geſchah es denn auch jetzt, daß ſtatt den Aviſo des Herrn Elias Roos nach Hamburg zu ſchreiben, er nur das wunderſame Bild anſchaute und gedankenlos mit der Feder auf dem Papier herumkritzelte. Das mochte ſchon einige Zeit gedauert haben, als ihn jemand hinterwärts auf die Schulter klopfte, und mit dumpfer Stimme rief: „Gut, — recht gut! — ſo lieb' ich's, das kann was werden!" — Traugott kehrte ſich aus dem Traume erwachend raſch um, aber es traf ihn wie ein Blitzſtrahl. — Staunen, Schrecken machten ihn ſprachlos, er ſtarrte hinein in das Geſicht des düſtern Mannes, der vor ihm abgebildet. Dieſer war es, der jene Worte ſprach, und neben ihm ſtand der zarte wunderſchöne Jüngling und lächelte ihn an wie mit unbeſchreiblicher Liebe. Sie ſind es ja ſelbſt, ſo fuhr es dem Traugott durch den Sinn. — Sie ſind es ja ſelbſt! — Sie werden nun gleich die häßlichen Mäntel abwerfen und daſtehen in glänzender alterthümlicher Tracht! — Die Menſchen wogten durch einander, verſchwunden im Gewühl waren bald die fremden Geſtalten, aber Traugott ſtand mit ſeinem Aviſobriefe in der Hand, wie zur ſtarren Bildſäule geworden, auf derſelben Stelle, als die Börſenſtunden längſt vorüber, und nur noch Einzelne durch den Saal liefen. Endlich wurde Traugott Herrn Elias Roos gewahr, der mit zwei fremden Herren auf ihn zuſchritt. „Was ſpintiſiren Sie noch in ſpäter Mittagszeit, werther Herr Traugott," rief Elias Roos, „haben Sie den Aviſo richtig abgeſchickt?" — Gedankenlos reichte Traugott ihm das Blatt hin, aber da ſchlug Herr Elias Roos die Fäuſte über den Kopf zuſammen, ſtampfte erſt ein klein wenig, dann aber ſehr ſtark mit dem rechten Fuße und ſchrie, daß es im Saale ſchallte: „Herr Gott! — Herr Gott! — Kinderſtreiche! — dumme Kinderſtreiche! — Verehrter Traugott — korrupter Schwiegerſohn — unkluger Aſſocié. — Ew. Edlen ſind wohl ganz des Teufels? — Der Aviſo — der Aviſo, o Gott! die Poſt!" — Herr Elias Roos wollte erſticken vor Aerger, die fremden Herren lächelten über den wunderlichen Aviſo, der freilich nicht recht brauchbar war. Gleich nach den Worten: Auf Ihr Werthes vom 20ſten hujus uns beziehend, hatte nämlich Traugott in zierlichem kecken Umriß jene beiden wunderſamen Figuren, den Alten und den Jüngling, gezeichnet. Die fremden Herren ſuchten den Herrn Elias Roos zu beruhigen, indem ſie ihm auf das liebreichſte zuſprachen; der zupfte aber die runde Perücke hin und her, ſtieß mit dem Rohrſtock auf den Boden, und rief: „das Satanskind, — aviſiren ſoll er, macht Figuren — zehntauſend Mark ſind — fit!“ — Er blies durch die Finger und weinte dann wieder: „Zehntauſend Mark!“ — „Beruhigen Sie ſich, lieber Herr Roos, ſprach endlich der ältere von den fremden Herren: die Poſt iſt zwar freilich fort, in einer Stunde geht indeſſen ein Courier ab, den ich nach Hamburg ſchicke, dem gebe ich Ihren Aviſo mit, und ſo kommt er noch früher an Ort und Stelle, als es durch die Poſt geſchehen ſeyn würde.“ „Unvergleichlichſter Mann!“ rief Herr Elias mit vollem Sonnenſchein im Blick. Traugott hatte ſich von ſeiner Beſtürzung erholt, er wollte ſchnell an den Tiſch, um den Aviſo zu ſchreiben, Herr Elias ſchob ihn aber weg, indem er mit recht hämiſchem Blicke zwiſchen den Zähnen murmelte: „Iſt nicht vonnöthen, mein Söhnlein!“ — Während Herr Elias gar eifrig ſchrieb, näherte ſich der ältere Herr dem jungen Traugott, der in ſtummer Beſchämung da ſtand, und ſprach: „Sie ſcheinen nicht an Ihrem Platze zu ſeyn, lieber Herr! Einem wahren Kaufmann würde es nicht eingefallen ſeyn, ſtatt, wie es recht iſt, zu aviſiren, Figuren zu zeichnen.“ — Traugott mußte das für einen nur zu gegründeten Vorwurf halten. Ganz betroffen erwiederte er: „Ach Gott, wie viel vortreffliche Aviſo's ſchrieb ſchon dieſe Hand, aber nur zuweilen kommen mir ſolche vertrackte Einfälle!“ „Ei, mein Lieber,“ fuhr der Fremde lächelnd fort: „das ſollten nun eben keine vertrackten Einfälle ſeyn. Ich glaube in der That, daß alle Ihre Aviſo's nicht ſo vortrefflich ſind, als dieſe mit feſter Hand keck und ſauber umriſſenen Figuren. Es iſt wahrhaftig ein eigener Genius darin.“ Unter dieſen Worten hatte der Fremde den in Figuren übergegangenen Aviſobrief dem Traugott aus der Hand genommen, ſorgſam zuſammengefaltet und eingeſteckt. Da ſtand es ganz feſt in Traugotts Seele, daß er etwas viel Herrlicheres gemacht habe, als einen Aviſobrief, ein fremder Geiſt funkelte in ihm auf, und als Herr Elias Roos, der mit dem Schreiben fertig geworden, noch bitterböſe ihm zurief: „Um zehntauſend Mark hätten mich Ihre Kinderſtreiche bringen können,“ da erwiederte er lauter und beſtimmter als jemals: „Gebehrden ſich Ew. Edlen nur nicht ſo abſonderlich, ſonſt ſchreib' ich Ihnen in meinem ganzen Leben keinen Aviſobrief mehr, und wir ſind geſchiedene Leute!“ — Herr Elias ſchob mit beiden Händen die Perücke zurecht und ſtammelte mit ſtarrem Blick: „Liebenswürdiger Aſſocié, holder Sohn! was ſind das für ſtolze Redensarten!“ Der alte Herr trat abermals ins Mittel, wenige Worte waren hinlänglich, den vollen Frieden herzuſtellen, und ſo ſchritten ſie zum Mittagsmahl in das Haus des Herrn Elias, der die Fremden geladen hatte. Jungfer Chriſtine empfing die Gäſte in ſorgſam geſchniegelten und gebügelten Feierkleidern und ſchwenkte bald mit geſchickter Hand den überſchweren ſilbernen Suppenlöffel. — Wohl könnte ich Dir, günſtiger Leſer! die fünf Perſonen, während ſie bei Tiſche ſitzen, bildlich vor Augen bringen, ich werde aber nur zu flüchtigen Umriſſen gelangen, und zwar viel ſchlechteren, als wie ſie Traugott in dem ominöſen Aviſobriefe recht verwegen hinkritzelte, denn bald iſt das Mahl geendet, und die wunderſame Geſchichte des wackern Traugott, die ich für Dich, günſtiger Leſer! aufzuſchreiben unternommen, reißt mich fort mit unwiderſtehlicher Gewalt! — Daß Herr Elias Roos eine runde Perücke trägt, weißt Du, günſtiger Leſer! ſchon aus Obigem, und ich darf auch gar nichts mehr hinzuſetzen, denn nach dem, was er geſprochen, ſiehſt Du jetzt ſchon den kleinen rundlichen Mann in ſeinem lederfarbenen Rocke, Weſte und Hoſen mit goldbeſponnenen Knöpfen, recht vor Augen. Von dem Traugott habe ich ſehr viel zu ſagen, weil es eben ſeine Geſchichte iſt, die ich erzähle, er alſo wirklich darin vorkommt. Iſt es aber nun gewiß, daß Geſinnung, Thun und Treiben aus dem Innern heraustretend, ſo die äußere Geſtalt modeln und formen, daß daraus die wunderbare nicht zu erklärende nur zu fühlende Harmonie des Ganzen entſteht, die wir Charakter nennen, ſo wird Dir, günſtiger Leſer! aus meinen Worten Traugotts Geſtalt von ſelbſt recht lebendig hervorgehen. Iſt dies nicht der Fall, ſo taugt all' mein Geſchwätz gar nichts, und Du kannſt meine Erzählung nur geradezu für nicht geleſen achten. Die beiden fremden Herren ſind Onkel und Neffe, ehedem Handel, jetzt Geſchäfte treibend mit erworbenem Gelde und Herrn Elias Roos Freunde, d. h. mit ihm in ſtarkem Geldverkehr. Sie wohnen in

Königsberg, tragen ſich ganz engliſch, führen einen Mahagoni-Stiefelknecht aus London mit ſich, haben viel Kunſtſinn und ſind überhaupt feine, ganz gebildete Leute. Der Onkel beſitzt ein Kunſtkabinet und ſammelt Zeichnungen (videatur der geſandte Reiſebrief). Eigentlich war es mir hauptſächlich nur darum zu thun, Dir günſtiger Leſer, die Chriſtina recht lebhaft darzuſtellen, denn ihr flüchtiges Bild wird, wie ich merke, bald verſchwinden, und ſo iſt es gut, daß ich gleich einige Züge zu Buch bringe. Mag ſie dann entfliehen! Denke Dir, lieber Leſer! ein mittelgroßes, wohlgenährtes Frauenzimmer, von etwa zwei bis drei und zwanzig Jahren, mit rundem Geſicht, kurzer, ein wenig aufgeſtülpter Naſe, freundlichen lichtblauen Augen, aus denen es recht hübſch jedermann anlächelt: Nun heirathe ich bald! — Sie hat eine blendend weiße Haut, die Haare ſind geradezu nicht zu röthlich — recht küßliche Lippen — einen zwar etwas weiten Mund, den ſie noch dazu ſeltſam verzieht, aber zwei Reihen Perlenzähne werden dann ſichtbar. Sollten etwa aus des Nachbars brennendem Hauſe die Flammen in ihr Zimmer ſchlagen, ſo wird ſie nur noch geſchwinde den Kanarienvogel füttern und die neue Wäſche verſchließen, dann aber ganz gewiß in das Comtoir eilen und dem Herrn Elias Roos zu erkennen geben, daß nunmehro auch ſein Haus brenne. Niemals iſt ihr eine Mandeltorte mißrathen, und die Butter-Sauce verdickt ſich jedesmal gehörig, weil ſie niemals links, ſondern immer rechts im Kreiſe mit dem Löffel rührt! — Da Herr Elias Roos ſchon den letzten Römer alten Franz eingeſchenkt, bemerke ich nur noch in der Eile, daß Chriſtinchen den Traugott deshalb ungemein lieb hat, weil er ſie heirathet, denn was ſollte ſie wohl in aller Welt anfangen, wenn ſie niemals Frau würde! — Nach der Mahlzeit ſchlug Herr Elias Roos den Freunden einen Spaziergang auf den Wällen vor. Wie gern wäre Traugott, in deſſen Innerm ſich noch nie ſo viel Verwunderliches geregt hatte, als eben heute, der Geſellſchaft entſchlüpft, es ging aber nicht; denn wie er eben zur Thür hinauswollte, ohne einmal ſeiner Braut die Hand geküßt zu haben, erwiſchte ihn Herr Elias beim Rockſchoß, rufend: „Werther Schwiegerſohn, holder Aſſocié, Sie wollen uns doch nicht verlaſſen!“ und ſo mußte er wohl bleiben. — Jener Profeſſor physices meinte: der Weltgeiſt habe als ein wackrer Experimentaliſt irgendwo eine tüchtige Elektriſirmaſchine gebaut, und von ihr aus liefen gar geheimnißvolle Drähte durch's Leder, die umſchleichen und umgingen wir nun beſtmöglichſt, aber in irgend einem Moment müſſen wir darauf treten, und Blitz und Schlag fahren durch unſer Inneres, indem ſich nun plötzlich Alles anders geſtaltet. Auf den Draht war wohl Traugott getreten, in dem Moment als er bewußtlos die zeichnete, welche lebendig hinter ihm ſtanden, denn mit Blitzes Gewalt hatte ihn die ſeltſame Erſcheinung der Fremden durchzuckt, und es war ihm, als wiſſe er nun alles deutlich, was ſonſt nur Ahnung und Traum geweſen. Die Schüchternheit, die ſonſt ſeine Zunge band, ſobald das Geſpräch ſich auf Dinge wandte, die wie ein heiliges Geheimniß tief in ſeiner Bruſt verborgen lagen, war verſchwunden, und ſo kam es, daß, als der Onkel die wunderlichen halb gemalten halb geſchnitzten Bilder im Artushof als geſchmacklos angriff, und vorzüglich die kleinen Soldatengemälde als abentheuerlich verwarf, er dreiſt behauptete: wie es wohl ſeyn könne, daß das Alles ſich mit den Regeln des Geſchmacks nicht zuſammenreime, indeſſen ſey es ihm ſelbſt, wie wohl ſchon mehreren ergangen; eine wunderbare phantaſtiſche Welt habe ſich ihm in dem Artushof erſchloſſen, und einzelne Figuren hätten ihn ſogar mit lebensvollen Blicken, ja wie mit deutlichen Worten daran gemahnt, daß er auch ein mächtiger Meiſter ſeyn, und ſchaffen und bilden könne wie der, aus deſſen geheimnißvoller Werkſtatt ſie hervorgegangen. — Herr Elias ſah in der That dümmer aus wie gewöhnlich, als der Jüngling ſolche hohe Worte ſprach, aber der Onkel ſagte mit recht hämiſcher Miene: „Ich behaupte es noch einmal, daß ich nicht begreife, wie Sie Kaufmann ſeyn wollen, und ſich nicht lieber der Kunſt ganz zugewandt haben.“ — Dem Traugott war der Mann höchſt zuwider, und er ſchloß ſich deshalb bei dem Spaziergange an den Neffen, der recht freundlich und zutraulich that. „O Gott,“ ſprach dieſer, „wie beneide ich Sie um Ihr ſchönes, herrliches Talent! Ach könnte ich ſo wie Sie zeichnen. — Am Genie fehlt es mir gar nicht, ich habe ſchon recht hübſch Augen und Naſen und Ohren, ja ſogar drei bis vier ganze Köpfe gezeichnet, aber lieber Gott, die Geſchäfte! die Geſchäfte!“ „Ich dächte,“ ſprach Traugott, „ſobald man wahres Genie, wahre Neigung zur Kunſt verſpüre, ſolle man kein anderes Geſchäft treiben.“ „Sie meinen, Künſtler werden,“ entgegnete der Neffe. „Ei, wie mögen Sie das ſagen! Sehen Sie, mein Wertheſter, über dieſe Dinge habe ich denn wohl mehr nachgedacht, als vielleicht Mancher, ja, ſelbſt ein ſo entſchiedener Verehrer der Kunſt, bin ich tiefer in das eigentliche Weſen der Sache eingedrungen, als ich es nur zu ſagen vermag, daher ſind mir nur Andeutungen möglich." Der Neffe ſah bei dieſen Worten ſo gelehrt und tiefſinnig aus, daß Traugott ordentlich einige Ehrfurcht für ihn empfand. „Sie werden mir Recht geben," fuhr der Neffe fort, nachdem er eine Priſe genommen und zweimal genieſt hatte, „Sie werden mir Recht geben, daß die Kunſt Blumen in unſer Leben flicht — Erheiterung, Erholung vom ernſten Geſchäft, das iſt der ſchöne Zweck alles Strebens in der Kunſt, der deſto vollkommener erreicht wird, je vortrefflicher ſich die Produktionen geſtalten. Im Leben ſelbſt iſt dieſer Zweck deutlich ausgeſprochen, denn nur der, der nach jener Anſicht die Kunſt übt, genießt die Behaglichkeit, die den immer und ewig flieht, welcher der wahren Natur der Sache entgegen, die Kunſt als Hauptſache, als höchſte Lebenstendenz betrachtet. Deshalb, mein Lieber! nehmen Sie ſich das ja nicht zu Herzen, was mein Onkel vorbrachte, um Sie von dem ernſten Geſchäft des Lebens abzuleiten in ein Thun und Treiben, das ohne Stütze nur wie ein unbehülflich Kind hin und her wankt." Hier hielt der Neffe inne, als erwarte er Traugotts Antwort; der wußte aber gar nicht, was er ſagen ſollte. Alles, was der Neffe geſprochen, kam ihm unbeſchreiblich albern vor. Er begnügte ſich zu fragen: „Was nennen Sie denn nun aber eigentlich ernſtes Geſchäft des Lebens?" Der Neffe ſah ihn etwas betroffen an. „Nun, mein Gott," fuhr er endlich heraus, „Sie werden mir doch zugeben, daß man im Leben leben muß, wozu es der bedrängte Künſtler von Profeſſion beinahe niemals bringt." Er ſchwatzte nun mit zierlichen Wörtern und gedrechſelten Redensarten ins Gelag hinein. Es kam ungefähr darauf hinaus, daß er im Leben leben nichts Anderes nannte, als, keine Schulden, ſondern viel Geld haben, gut Eſſen und Trinken, eine ſchöne Frau und auch wohl artige Kinder, die nie einen Talgfleck ins Sonntagsröckchen bringen, beſitzen u. ſ. w. Dem Traugott ſchnürte das die Bruſt zu, und er war froh, als der verſtändige Neffe von ihm abließ, und er ſich allein auf ſeinem Zimmer befand. „Was führe ich doch, ſprach er zu ſich ſelbſt, für ein erbärmlich ſchlechtes Leben! — An dem ſchönen Morgen in der herrlichen goldenen Frühlingszeit, wenn ſelbſt durch die finſtern Straßen in der Stadt der laue West zieht, und in ſeinem dumpfen Murmeln und Rauſchen von all' den

Wundern zu erzählen ſcheint, die draußen in Wald und Flur erblühen, da ſchleiche ich träge und unmuthig in Herrn Elias Roos räuchrichtes Comtoir. Da ſitzen bleiche Geſichter vor großen unförmlichen Pulten, und nur das Geräuſch des Blätterns in den großen Büchern, das Klappern des gezählten Geldes, einzelne unverſtändliche Laute unterbrechen die düſtre Stille, in die Alles arbeitend verſunken. Und was für Arbeit? — Wozu alles Sinnen, alles Schreiben? — Damit ſich nur die Goldſtücke im Kaſten mehren, damit nur des Faſners unheilbringender Hort immer mehr funkle und gleiße! — Wie mag doch ſolch ein Künſtler und Bildner fröhlich hinausziehn und hoch emporgerichteten Hauptes all' die erquicklichen Frühlingsſtrahlen einathmen, die die innere Welt voll herrlicher Bilder entzünden, ſo daß ſie aufgeht im regen luſtigen Leben. Aus den dunkeln Büſchen treten dann wunderbare Geſtalten hervor, die ſein Geiſt geſchaffen und die ſein Eigen bleiben, denn in ihm wohnt der geheimnißvolle Zauber des Lichts, der Farbe, der Form, und ſo vermag er, was ſein inneres Auge geſchaut, feſtzubannen, indem er es ſinnlich darſtellt. — Was hält mich ab, mich loszureißen von der verhaßten Lebensweiſe? — Der alte wunderliche Mann hat es mir beſtätigt, daß ich zum Künſtler berufen bin, aber noch mehr der ſchöne holde Jüngling. Ungeachtet der nichts ſprach, war es mir ja doch, als ſage ſein Blick mir das deutlich, was ſo lange ſich nur als leiſe Ahnung in mir regte, und das niedergedrückt von tauſend Zweifeln, nicht empor zu ſtreben vermochte. Kann ich denn nicht, ſtatt meines unſeligen Treibens, ein tüchtiger Maler werden?" — Traugott holte Alles hervor, was er jemals gezeichnet, und durchſchaute es mit prüfenden Blicken. Manches kam ihm heute ganz anders vor als ſonſt, und zwar beſſer. Vorzüglich fiel ihm aber aus den kindiſchen Verſuchen ſeiner früheren Knabenzeit ein Blatt in die Hände, auf dem in freilich verzerrten, jedoch ſehr kenntlichen Umriſſen, jener alte Bürgermeiſter mit dem ſchönen Pagen abgebildet war, und er erinnerte ſich recht gut, daß ſchon damals jene Figuren ſeltſam auf ihn wirkten, und er einſt in der Abenddämmerung wie von einer unwiderſtehlichen Gewalt vom Knabenſpiele fort in den Artushof gelockt wurde, wo er emſig ſich bemühte, das Bild abzuzeichnen. — Traugott wurde, dieſe Zeichnung anſchauend, von der tiefſten wehmüthigſten Sehnſucht befangen! — Er ſollte, nach gewöhnlicher Weiſe, noch ein Paar Stunden in dem

Comtoir arbeiten, das war ihm unmöglich, ſtatt deſſen lief er heraus auf den Karlsberg. Da ſchaute er hinaus ins wogende Meer; in den Wellen, in dem grauen Nebelgewölk, das wunderbar geſtaltet ſich über Hela gelegt hatte, trachtete er wie in einem Zauberſpiegel das Schickſal ſeiner künftigen Lage zu erſpähen. —

Glaubſt du nicht, lieber Leſer! daß das, was aus dem höhern Reich der Liebe in unſre Bruſt hinabgekommen, ſich uns zuerſt offenbaren müſſe im hoffnungsloſen Schmerz? — Das ſind die Zweifel, die in des Künſtlers Gemüth ſtürmen. — Er ſchaut das Ideal und fühlt die Ohnmacht, es zu erfaſſen, es entflieht, meint er, unwiederbringlich. — Aber dann kommt ihm wieder ein göttlicher Muth, er kämpft und ringt, und die Verzweiflung löſt ſich auf in ſüßes Sehnen, das ihn ſtärkt und antreibt, immer nachzuſtreben der Geliebten, die er immer näher und näher erblickt, ohne ſie jemals zu erreichen.

Traugott wurde nun eben von jenem hoffnungsloſen Schmerz recht gewaltig ergriffen! — Als er am frühen Morgen ſeine Zeichnungen, die noch auf dem Tiſche lagen, wieder anſah, kam ihm alles unbedeutend und läppiſch vor, und er erinnerte ſich jetzt der Worte eines kunſtreichen Freundes, der oft ſagte: Großer Unfug mit mittelmäßigem Treiben der Kunſt entſtehe daher, daß viele eine lebhafte äußere Anregung für innern wahren Beruf zur Kunſt hielten. Traugott war nicht wenig geneigt, den Artushof mit den beiden wunderbaren Figuren des Alten und des Jünglings eben für eine ſolche äußere Anregung zu halten, verdammte ſich ſelbſt zur Rückkehr ins Comtoir, und arbeitete bei dem Herrn Elias Roos, ohne des Ekels zu achten, der ihn oft ſo übernahm, daß er ſchnell abbrechen und hinauslaufen mußte ins Freie. Herr Elias Roos ſchrieb dies mit ſorglicher Theilnahme der Kränklichkeit zu, die nach ſeiner Meinung den todtbleichen Jüngling ergriffen haben mußte. — Mehrere Zeit war vergangen, der Dominiks-Markt kam heran, nach deſſen Ende Traugott die Chriſtina heirathen und ſich als Aſſocié des Herrn Elias Roos der Kaufmannswelt ankündigen ſollte. Dieſer Zeitpunkt war ihm der traurige Abſchied von allen ſchönen Hoffnungen und Träumen, und ſchwer ſiel es ihm aufs Herz, wenn er Chriſtinchen in voller Thätigkeit erblickte, wie ſie in dem mittleren Stock Alles ſcheuern und bohnen ließ, Gardinen eigenhändig fältelte, dem meſſingenen Geſchirr den letzten Glanz gab u. ſ. w. Im dickſten Gewühl der Fremden im

Artushof hörte Traugott einmal eine Stimme dicht hinter ſich, deren bekannter Ton ihm durchs Herz drang. „Sollten dieſe Papiere wirklich ſo ſchlecht ſtehen?“ Traugott drehte ſich raſch um und erblickte, wie er es vermuthet, den wunderlichen Alten, welcher ſich an einen Mäkler gewandt hatte, um ein Papier zu verkaufen, deſſen Cours in dem Augenblick ſehr geſunken war. Der ſchöne Jüngling ſtand hinter dem Alten und warf einen wehmüthig freundlichen Blick auf Traugott. Dieſer trat raſch zu dem Alten hin und ſprach: „Erlauben Sie, mein Herr, das Papier, welches Sie verkaufen wollen, ſteht in der That nur ſo hoch, wie Ihnen geſagt worden; der Cours beſſert ſich indeſſen, wie es mit Beſtimmtheit vorauszuſehen iſt, in wenigen Tagen ſehr bedeutend. Wollen Sie daher meinen Rath annehmen, ſo verſchieben Sie den Umſatz des Papiers noch einige Zeit.“ — „Ei, mein Herr!“ erwiederte der Alte ziemlich trocken und rauh, „was geben Sie meine Geſchäfte an? Wiſſen Sie denn, ob mir in dieſem Augenblick ſolch ein einfältig Papier nicht ganz unnütz, baares Geld aber höchſt nöthig iſt?“ Traugott, der nicht wenig betreten darüber war, daß der Alte ſeine gute Abſicht ſo übel aufnahm, wollte ſich ſchon entfernen, als der Jüngling ihn wie bittend, mit Thränen im Auge anblickte. „Ich habe es gut gemeint, mein Herr,“ erwiederte er ſchnell dem Alten, „und kann es durchaus noch nicht zugeben, daß Sie bedeutenden Schaden leiden ſollen. Verkaufen Sie mir das Papier unter der Bedingung, daß ich Ihnen den höheren Cours, den es in einigen Tagen haben wird, nachzahle.“ — „Sie ſind ein wunderlicher Mann,“ ſagte der Alte: „mag es darum ſein, wiewohl ich nicht begreife, was Sie dazu treibt, mich bereichern zu wollen.“ — Er warf bei dieſen Worten einen funkelnden Blick auf den Jüngling, der die ſchönen blauen Augen beſchämt niederſchlug. Beide folgten dem Traugott in das Comtoir, wo dem Alten das Geld ausgezahlt wurde, der es mit finſtrer Miene einſackte. Während deſſen ſagte der Jüngling leiſe zu Traugott: „Sind Sie nicht derſelbe, der vor mehreren Wochen auf dem Artushof ſolch' hübſche Figuren gezeichnet hatte?“ — „Allerdings,“ erwiederte Traugott, indem er fühlte, wie ihm die Erinnerung an den lächerlichen Auftritt mit dem Aviſobrief das Blut in's Geſicht trieb. „O dann,“ fuhr der Jüngling fort, „nimmt es mich nicht Wunder —.“ Der Alte blickte den Jüngling zornig an, der ſogleich ſchwieg. — Traugott konnte eine gewiſſe Beklommenheit in Gegenwart der Fremden nicht überwinden, und ſo gingen ſie fort, ohne daß er den Muth gehabt hätte, ſich nach ihren näheren Lebensverhältniſſen zu erkundigen. Die Erſcheinung dieſer beiden Geſtalten hatte auch in der That ſo etwas Verwunderliches, daß ſelbſt das Perſonal im Comtoir davon ergriffen wurde. Der grämliche Buchhalter hatte die Feder hinters Ohr geſteckt, und mit beiden Armen über das Haupt gelehnt, ſtarrte er mit grellen Augen den Alten an. „Gott bewahre mich,“ ſprach er, als die Fremden fort waren, „der ſah ja aus mit ſeinem krauſen Barte und dem ſchwarzen Mantel, wie ein altes Bild de Anno 1400 in der Pfarrkirche zu St. Johannis!“ — Herr Elias hielt ihn aber, ſeines edeln Anſtandes, ſeines tief ernſten altteutſchen Geſichts ungeachtet, ſchlechtweg für einen polniſchen Juden, und rief ſchmunzelnd: „Dumme Beſtie, verkauft jetzt das Papier, und bekommt in acht Tagen wenigſtens 10 Prozent mehr.“ Freilich wußte er nichts von dem verabredeten Zuſchuſſe, den Traugott aus ſeiner Taſche zu berichtigen gemeint war, welches er auch einige Tage ſpäter, als er den Alten mit dem Jünglinge wieder auf dem Artushofe traf, wirklich that. „Mein Sohn,“ ſagte der Alte, „hat mich daran erinnert, daß Sie auch Künſtler ſind, und ſo nehme ich das an, was ich ſonſt verweigert haben würde.“ — Sie ſtanden gerade an einer der vier Granitſäulen, die des Saales Wölbung tragen, dicht vor den beiden gemalten Figuren, die Traugott damals in den Aviſobrief hineinzeichnete. Ohne Rückhalt ſprach er von der großen Aehnlichkeit jener Figuren mit dem Alten und dem Jünglinge. Der Alte lächelte ganz ſeltſam, legte die Hand auf Traugotts Schulter und ſprach leiſe und bedächtig: „Ihr wißt alſo nicht, daß ich der deutſche Maler Godofredus Berklinger bin und die Figuren, welche Euch ſo zu gefallen ſcheinen, vor ſehr langer Zeit, als ich noch ein Schüler der Kunſt war, ſelbſt malte? In jenem Bürgermeiſter habe ich mich ſelbſt Andenkens halber abkonterfeit, und daß der das Pferd führende Page mein Sohn iſt, erkennt Ihr wohl ſehr leicht, wenn Ihr beider Geſichter und Wuchs anſchauet!“ — Traugott verſtummte vor Erſtaunen; er merkte aber wohl bald, daß der Alte, der ſich für den Meiſter der mehr als zweihundert Jahre alten Gemälde hielt, von einem beſondern Wahnwitze befangen ſeyn müſſe. „Ueberhaupt war es doch,“ fuhr der Alte fort, indem er den Kopf in die Höhe warf und ſtolz umherblickte, „eine herrliche, grünende, blühende Künſtlerzeit, wie ich dieſen Saal dem weiſen Könige

Artus und ſeiner Reichstafel zu Ehren mit all' den bunten Bildern ſchmückte. Ich glaube wohl, daß es der König Artus ſelbſt war, der in gar edler hoher Geſtalt einmal, als ich hier arbeitete, zu mir trat, und mich zur Meiſterſchaft ermahnte, die mir damals noch nicht worden!" — „Mein Vater," fiel der Jüngling ein, „iſt ein Künſtler, wie es wenige giebt, mein Herr! und es würde Sie nicht gereuen, wenn er es Ihnen vergönnte, ſeine Werke zu ſehen." Der Alte hatte unterdeſſen einen Gang durch den ſchon öde gewordenen Saal gemacht, er forderte jetzt den Jüngling zum Fortgehen auf, da bat Traugott ihm doch ſeine Gemälde zu zeigen. Der Alte ſah ihn lange mit ſcharfem durchbohrendem Blicke an und ſprach endlich ſehr ernſt: „Ihr ſeid in der That etwas vermeſſen, daß Ihr ſchon jetzt darnach trachtet, in das innerſte Heiligthum einzutreten, ehe noch Eure Lehrjahre begonnen. Doch! — mag es ſeyn! — Iſt Euer Blick noch zu blöde zum Schauen, ſo werdet Ihr wenigſtens ahnen! Kommt morgen in der Frühe zu mir." — Er bezeichnete ſeine Wohnung und Traugott unterließ nicht, den andern Morgen ſich ſchnell vom Geſchäfte loszumachen und nach der entlegenen Straße zu dem wunderlichen Alten hinzueilen. Der Jüngling, ganz altteutſch gekleidet, öffnete ihm die Thür und führte ihn in ein geräumiges Gemach, wo er den Alten in der Mitte auf einem kleinen Schemel vor einer großen aufgeſpannten grau grundirten Leinwand ſitzend antraf. „Zur glücklichen Stunde," rief der Alte ihm entgegen, „ſind Sie mein Herr gekommen, denn ſo eben habe ich die letzte Hand an das große Bild dort gelegt, welches mich ſchon über ein Jahr beſchäftigt und nicht geringe Mühe gekoſtet hat. Es iſt das Gegenſtück zu dem gleich großen Gemälde, das verlorene Paradies darſtellend, welches ich voriges Jahr vollendete und das Sie auch bei mir anſchauen können. Dies iſt nun, wie Sie ſehen, das wiedergewonnene Paradies, und es ſollte mir um Sie leid ſeyn, wenn Sie irgend eine Allegorie herausklügeln wollten. Allegoriſche Gemälde machen nur Schwächlinge und Stümper; mein Bild ſoll nicht bedeuten, ſondern ſeyn. Sie finden, daß alle dieſe reichen Gruppen von Menſchen, Thieren, Früchten, Blumen, Steinen ſich zum harmoniſchen Ganzen verbinden, deſſen laut und herrlich tönende Muſik der himmliſch reine Accord ewiger Verklärung iſt." — Nun fing der Alte an, einzelne Gruppen herauszuheben, er machte Traugott auf die geheimnißvolle Vertheilung des Lichts und des Schattens aufmerkſam.

auf das Funkeln der Blumen und Metalle, auf die wunderbaren Geſtalten, die aus Lilienkelchen ſteigend, ſich in die klingenden Reigen himmliſch ſchöner Jünglinge und Mädchen verſchlangen, auf die bärtigen Männer, die, kräftige Jugendfülle in Blick und Bewegung, mit allerlei ſeltſamen Thieren zu ſprechen ſchienen. — Immer ſtärker, aber immer unverſtändlicher und verworrener wurde des Alten Ausdruck. „Laß immer Deine Diamantkrone funkeln, Du hoher Greis!" rief er endlich, den glühenden Blick ſtarr auf die Leinwand geheftet, „wirf ab den Iſisſchleier, den Du über Dein Haupt warfſt, als Unheilige Dir nahe traten! — Was ſchlägſt Du ſo ſorglich Dein finſteres Gewand über die Bruſt zuſammen? — Ich will Dein Herz ſchauen — das iſt der Stein der Weiſen vor dem ſich das Geheimniß offenbart! — Biſt Du denn nicht ich? — Was trittſt Du ſo keck, ſo gewaltig vor mir auf! — Willſt Du kämpfen mit Deinem Meiſter? Glaubſt Du, daß der Rubin, der, dein Herz, herausfunkelt, meine Bruſt zermalmen könne? — Auf denn! — tritt heraus! — tritt her! — ich habe Dich erſchaffen, — denn ich bin" — Hier ſank der Alte plötzlich wie vom Blitze getroffen zuſammen. Traugott fing ihn auf, der Jüngling rückte ſchnell einen kleinen Lehnſeſſel herbei, ſie ſetzten den Alten hinein, der in einen ſanften Schlaf verſunken ſchien.

„Sie wiſſen nun, lieber Herr! ſprach der Jüngling ſanft und leiſe, „wie es mit meinem guten alten Vater beſchaffen iſt. Ein rauhes Schickſal hat alle ſeine Lebensblüthen abgeſtreift, und ſchon ſeit mehreren Jahren iſt er der Kunſt abgeſtorben, für die er ſonſt lebte. Er ſitzt ganze Tage hindurch vor der aufgeſpannten grundirten Leinwand, den ſtarren Blick darauf geheftet; das nennt er malen, und in welchen exaltirten Zuſtand ihn dann die Beſchreibung eines ſolchen Gemäldes verſetzt, das haben Sie eben erfahren. Nächſtdem verfolgt ihn noch ein unglückſeliger Gedanke, der mir ein trübes zerriſſenes Leben bereitet, ich trage das aber als ein Verhängniß, welches, in dem Schwunge, in dem es ihn ergriffen, auch mich fortreißt. Wollen Sie ſich von dieſem ſeltſamen Auftritt erholen, ſo folgen Sie mir in das Nebenzimmer, wo ſie mehrere Gemälde aus meines Vaters früherer fruchtbarer Zeit finden." — Wie erſtaunte Traugott, als er eine Reihe Bilder fand, die von den berühmteſten niederländiſchen Meiſtern gemalt zu ſein ſchienen. Mehrentheils Scenen aus dem Leben, z. B. eine Geſellſchaft, die von der Jagd zurückkehrt, die ſich mit Geſang und Spiel ergötzt, u. a. dergl. darſtellend, athmeten ſie doch einen tiefen Sinn, und vorzüglich war der Ausdruck der Köpfe von ganz beſonderer ergreifender Lebenskraft. Schon wollte Traugott ins Vorzimmer zurückkehren, als er dicht an der Thür ein Bild wahrnahm, vor dem er wie feſtgezaubert ſtehen blieb. Es war eine wunderliebliche Jungfrau in altteutſcher Tracht, aber ganz das Geſicht des Jünglings, nur voller und höher gefärbt, auch ſchien die Geſtalt größer. Die Schauer namenloſen Entzückens durchbebten Traugott bei dem Anblick des herrlichen Weibes. An Kraft und Lebensfülle war das Bild den Van Dyk'ſchen völlig gleich. Die dunklen Augen blickten voll Sehnſucht auf Traugott herab, die ſüßen Lippen ſchienen halb geöffnet liebliche Worte zu flüſtern! — „Mein Gott! — mein Gott!" ſeufzte Traugott aus tiefſter Bruſt: „wo — wo iſt ſie zu finden?" — „Gehen wir," ſprach der Jüngling. Da rief Traugott wie von wahnſinniger Luſt ergriffen: „Ach, ſie iſt es ja, die Geliebte meiner Seele, die ich ſo lange im Herzen trug, die ich nur in Ahnungen erkannte! — wo — wo iſt ſie!" — Dem jungen Berklinger ſtürzten die Thränen aus den Augen, er ſchien, wie von jähem Schmerz krampfhaft durchzuckt, ſich mit Mühe zuſammen zu raffen. „Kommen Sie," ſagte er endlich mit feſtem Ton, „das Portrait ſtellt meine unglückliche Schweſter Felizitas vor. Sie iſt hin auf immer! — Sie werden ſie niemals ſchauen!" — Beinahe bewußtlos ließ ſich Traugott in das andere Zimmer zurückführen. Der Alte lag noch im Schlaf, aber plötzlich fuhr er auf, blickte Traugott mit zornfunkelnden Augen an und rief: „Was wollen Sie? — Was wollen Sie, mein Herr?" — Da trat der Jüngling vor, und erinnerte ihn daran, daß er ſoeben dem Traugott ja ſein neues Bild gezeigt habe. Berklinger ſchien ſich nun auf Alles zu beſinnen, er wurde ſichtlich weich und ſprach mit gedämpfter Stimme: „Verzeihen Sie, lieber Herr! einem alten Mann ſolche Vergeßlichkeit." — „Euer neues Bild, Meiſter Berklinger," nahm Traugott nun das Wort, „iſt ganz wunderherrlich, und habe ich dergleichen noch niemals geſchaut, indeſſen braucht es wohl vieles Studirens und vieler Arbeit, ehe man dahin gelangt, ſo zu malen. Ich ſpüre großen unwiderſtehlichen Trieb zur Kunſt in mir, und bitte Euch gar dringend, mein lieber alter Meiſter! mich zu Eurem fleißigen Schüler anzunehmen." Der Alte wurde ganz freundlich und heiter, er umarmte Traugott und verſprach ſein treuer Lehrer zu ſeyn. So geſchah es denn, daß Traugott tagtäglich zu dem alten Maler ging und in der Kunſt gar große Fortſchritte machte. Sein Geſchäft war ihm nun ganz zuwider, er wurde ſo nachläſſig, daß Herr Elias Roos laut ſich beklagte, und am Ende es gern ſah, daß Traugott unter dem Vorwande einer ſchleichenden Kränklichkeit ſich von dem Comtoir ganz losmachte, weshalb denn auch, zu nicht geringem Aerger Chriſtinens, die Hochzeit auf unbeſtimmte Zeit ausgeſetzt wurde. „Ihr Herr Traugott,“ ſprach ein Handelsfreund zu Herrn Elias Roos, „ſcheint an einem innern Verdruß zu laboriren, vielleicht ein alter Herzensſaldo, den er gern löſchen möchte vor neuer Heirath. Er ſieht ganz blaß und verwirrt aus.“ — „Ach warum nicht gar,“ erwiederte Herr Elias. „Sollte ihm,“ fuhr er nach einer Weile fort, „die ſchelmiſche Chriſtina einen Spuk gemacht haben? Der Buchhalter, das iſt ein verliebter Eſel, der küßt und drückt ihr immer die Hände. Traugott iſt ganz des Teufels verliebt in mein Mägdlein, das weiß ich. — Sollte vielleicht einige Eiferſucht? — Nun, ich will ihm auf den Zahn fühlen, dem jungen Herrn!“ —

So ſorglich er aber auch fühlte, konnte er doch nichts erfühlen, und ſprach zum Handelsfreunde: „Das iſt ein abſonderlicher Homo, der Traugott, aber man muß ihn gehen laſſen nach ſeiner Weiſe. Hätte er nicht funfzigtauſend Thaler in meiner Handlung, ich wüßte, was ich thäte, da er gar nichts mehr thut.“

Traugott hätte nun in der Kunſt ein wahres helles Sonnenleben geführt, wenn die glühende Liebe zur ſchönen Felizitas, die er oft in wunderbaren Träumen ſah, ihm nicht die Bruſt zerriſſen hätte. Das Bild war verſchwunden. Der Alte hatte es fortgebracht, und Traugott durfte, ohne ihn ſchwer zu erzürnen, nicht darnach fragen. Uebrigens war der alte Berklinger immer zutraulicher geworden, und litt es, daß Traugott, ſtatt des Honorars für den Unterricht, ſeinen ärmlichen Haushalt auf mannigfache Weiſe verbeſſerte. Durch den jungen Berklinger erfuhr Traugott, daß der Alte bei dem Verkauf eines kleinen Kabinets merklich hintergangen worden, und daß jenes Papier, welches Traugott auswechſelte, der Reſt der erhaltenen Kaufſumme und ihres baaren Vermögens geweſen ſey. Nur ſelten durfte übrigens Traugott mit dem Jüngling vertraut ſprechen, der Alte hütete ihn auf ganz beſondere Weiſe, und verwies es ihm gleich recht hart, wenn er frei und heiter ſich mit dem Freunde unterhalten wollte. Traugott empfand dies um ſo ſchmerzlicher, als er den Jüngling ſeiner auffallenden Aehnlichkeit mit Felizitas halber aus voller Seele liebte. Ja oft war es ihm in der Nähe des Jünglings, als ſtehe lichthell das geliebte Bild neben ihm, als fühle er den ſüßen Liebeshauch, und er hätte dann den Jüngling, als ſey er die geliebte Felizitas ſelbſt, an ſein glühendes Herz drücken mögen.

Der Winter war vergangen, der ſchöne Frühling glänzte und blühte ſchon in Wald und Flur. Herr Elias Roos rieth dem Traugott eine Brunnen- oder Molkenkur an. Chriſtinchen freute ſich wiederum auf die Hochzeit, ungeachtet Traugott ſich wenig blicken ließ, und noch weniger an das Verhältniß mit ihr dachte.

Eine durchaus nöthige Abrechnung hatte einmal den Traugott den ganzen Tag über im Comtoir feſtgehalten, er mußte ſeine Malſtunden verſäumen, und erſt in ſpäter Abenddämmerung ſchlich er nach Berklingers entlegener Wohnung. Im Vorzimmer fand er Niemand, aus dem Nebengemach ertönten Lautenklänge. Nie hatte er hier noch das Inſtrument gehört. — Er horchte — wie leiſe Seufzer ſchlich ein abgebrochener Geſang durch die Accorde hin. Er drückte die Thür auf — Himmel! den Rücken ihm zugewendet ſaß eine weibliche Geſtalt, altteutſch gekleidet mit hohem Spitzenkragen, ganz der auf dem Gemälde gleich! — Auf das Geräuſch, das Traugott unwillkührlich beim Hereintreten gemacht, erhob ſich die Geſtalt, legte die Laute auf den Tiſch und wandte ſich um. Sie war es, ſie ſelbſt! — „Felizitas!“ ſchrie Traugott auf voll Entzücken, niederſtürzen wollte er vor dem geliebten Himmelsbilde, da fühlte er ſich von hinten gewaltig gepackt beim Kragen und mit Rieſenkraft herausgeſchleppt. „Verruchter! — Böſewicht ohnegleichen!“ ſchrie der alte Berklinger, indem er ihn fortſtieß, „das war Deine Liebe zur Kunſt? — Morden willſt Du mich!“ Und damit riß er ihn zur Thür heraus. Ein Meſſer blitzte in ſeiner Hand; Traugott floh die Treppe herab; betäubt, ja halb wahnſinnig vor Luſt und Schrecken lief Traugott in ſeine Wohnung zurück.

Schlaflos wälzte er ſich auf ſeinem Lager. „Felizitas! — Felizitas!“ rief er einmal übers andere von Schmerz und Liebesqual zerriſſen. „Du biſt da — Du biſt da, und ich ſoll Dich nicht ſchauen, Dich nicht in meine Arme ſchließen? — Du liebſt mich, ach, ich weiß es ja! — In dem Schmerz, der ſo tödtend meine Bruſt durchbohrt, fühle ich es, daß Du mich liebſt.“ Hell ſchien die Frühlingsſonne in Traugotts Zimmer, da raffte er ſich auf und beſchloß, es koſte was es wolle, das Geheimniß in Berklingers Wohnung zu erforſchen. Schnell eilte er hin zum Alten, aber wie ward ihm, als er ſah, daß alle Fenſter in Berklingers Wohnung geöffnet und die Mägde beſchäftigt waren, die Zimmer zu reinigen. Ihm ahnte, was geſchehen. Berklinger hatte noch am ſpäten Abend mit ſeinem Sohn das Haus verlaſſen und war fortgezogen, Niemand wußte wohin. Ein mit zwei Pferden beſpannter Wagen hatte die Kiſte mit Gemälden und die beiden kleinen Koffer, welche das ganze ärmliche Beſitzthum Berklingers in ſich ſchloſſen, abgeholt. Er ſelbſt war mit ſeinem Sohn eine halbe Stunde nachher fortgegangen. Alle Nachforſchungen, wo ſie geblieben, waren vergebens, kein Lohnkutſcher hatte an Perſonen, wie Traugott ſie beſchrieb, Pferde und Wagen vermiethet, ſelbſt an den Thoren konnte er nichts Beſtimmtes erfahren; kurz, Berklinger war verſchwunden, als ſei er auf dem Mantel des Mephiſtopheles davongeflogen. Ganz in Verzweiflung rannte Traugott in ſein Haus zurück. „Sie iſt fort — ſie iſt fort, die Geliebte meiner Seele — Alles, Alles verloren!“ So ſchrie er, bei Herrn Elias Roos, der ſich gerade auf dem Hausflur befand, vorbei, nach ſeinem Zimmer ſtürzend. „Herr Gott des Himmels und der Erden,“ rief Herr Elias, indem er an ſeiner Perücke rückte und zupfte, — „Chriſtina! — Chriſtina!“ — ſchrie er dann, daß es weit im Hauſe ſchallte. „Chriſtina — abſcheuliche Perſon, mißrathene Tochter!“ Die Comtoirdiener ſtürzten heraus mit erſchrockenen Geſichtern, der Buchhalter fragte beſtürzt: „Aber Herr Roos!“ Der ſchrie indeſſen immerfort: „Chriſtina! — Chriſtina!“ — Mamſell Chriſtina trat zur Hausthür hinein und fragte, nachdem ſie ihren breiten Strohhut etwas gelüpft hatte, lächelnd, warum denn der Herr Vater ſo ungemein brülle? „Solches unnützes Weglaufen verbitte ich mir,“ fuhr Herr Elias auf ſie los: „der Schwiegerſohn iſt ein melancholiſcher Menſch und in der Eiferſucht türkiſch geſinnt. Man bleibe fein zu Hauſe, ſonſt geſchieht noch ein Unglück. Da ſitzt nun der Aſſocié drinnen und heult und greint über die vagabondirende Braut.“ Chriſtina ſah verwundert den Buchhalter an, der zeigte aber mit bedeutendem Blick ins Comtoir hinein nach dem Glasſchrank, wo Herr Roos das Zimmtwaſſer aufzubewahren pflegte. „Man gehe hinein und tröſte den Bräutigam,“ ſagte er davonſchreiten. Chriſtina begab ſich auf ihr Zimmer, um ſich nur ein wenig umzukleiden, die Wäſche herauszugeben, mit der Köchin das Nöthige wegen des Sonntagbratens zu verabreden und ſich nebenher einige Stadtneuigkeiten erzählen zu laſſen, dann wollte ſie gleich ſehen, was dem Bräutigam denn eigentlich fehle.

Du weißt, lieber Leſer! daß wir Alle in Traugotts Lage unſere beſtimmten Stadien durchmachen müſſen, wir können nicht anders. — Auf die Verzweifelung folgt ein dumpfes betäubtes Hinbrüten, in dem die Kriſis eintritt, und dann geht es über zu milderem Schmerz, in dem die Natur ihre Heilmittel wirkungsvoll anzubringen weiß. —

In dieſem Stadium des wehmüthigen wohlthuenden Schmerzes ſaß nun Traugott nach einigen Tagen auf dem Karlsberge, und ſah wieder in die Meereswellen, in die grauen Nebelwolken, die über Hela lagen. Aber nicht wie damals wollte er ſeiner künftigen Tage Schickſal erſpähen; verſchwunden war alles, was er gehofft, was er geahnt. „Ach,“ ſprach er: „bittre, bittre Täuſchung war mein Beruf zur Kunſt; Felizitas war das Trugbild, das mich verlockte, zu glauben an dem, das nirgends lebte als in der wahnwitzigen Phantaſie eines Fieberkranken. — Es iſt aus! — ich gebe mich! — zurück in den Kerker! — es ſey beſchloſſen!“ — Traugott arbeitete wieder im Comtoir, und der Hochzeittag mit Chriſtina wurde aufs neue angeſetzt. Tages vorher ſtand Traugott im Artushof und ſchaute nicht ohne innere herzzerſchneidende Wehmuth die verhängnißvollen Geſtalten des alten Bürgermeiſters und ſeines Pagen an, als ihm der Mäkler, an den Berklinger damals das Papier verkaufen wollte, ins Auge fiel. Ohne ſich zu beſinnen, beinahe unwillkührlich, ſchritt er auf ihn zu, fragend: „Kannten Sie wohl den wunderlichen Alten mit ſchwarzem krauſem Bart, der vor einiger Zeit hier mit einem ſchönen Jüngling zu erſcheinen pflegte?“ — „Wie wollte ich nicht,“ antwortete der Mäkler, „das war der alte verrückte Maler Gottfried Berklinger.“ — „Wiſſen Sie denn nicht,“ fragte Traugott weiter, „wo er geblieben iſt, wo er ſich jetzt aufhält?“ — „Wie wollte ich nicht,“ erwiederte der Mäkler; „der ſitzt mit ſeiner Tochter ſchon ſeit geraumer Zeit ruhig in Sorrent.“ — „Mit ſeiner Tochter Felizitas?“ rief Traugott ſo heftig und laut, daß Alle ſich nach ihm umdrehten. „Nun ja,“ fuhr der Mäkler ruhig fort, „das war ja eben der hübſche Jüngling, der dem Alten beſtändig folgte. Halb Danzig wußte, daß das ein

Mädchen war, ungeachtet der alte verrückte Herr glaubte, kein Menſch würde das vermuthen können. Es war ihm prophezeit worden, daß, ſo wie ſeine Tochter einen Liebesbund ſchlöſſe, er eines ſchmählichen Todes ſterben müſſe, darum wollte er, daß niemand etwas von ihr wiſſen ſolle, und brachte ſie als Sohn in Cours." — Erſtarrt blieb Traugott ſtehen, dann rannte er durch die Straßen — fort durch das Thor ins Freie, ins Gebüſch hinein, laut klagend: „Ich Unglückſeeliger! — Sie war es, ſie war es ſelbſt, neben ihr habe ich geſeſſen tauſendmal — ihren Athem eingehaucht, ihre zarten Hände gedrückt — in ihr holdes Auge geſchaut — ihre ſüßen Worte gehört! — und nun iſt ſie verloren! — Nein! — nicht verloren. Ihr nach in das Land der Kunſt — ich erkenne den Wink des Schickſals! — Fort — fort nach Sorrent!" — Er lief zurück nach Hauſe. Herr Elias Roos kam ihm in den Wurf, den packte er und riß ihn fort ins Zimmer. „Ich werde Chriſtinen nimmermehr heirathen," ſchrie er, „ſie ſieht der Voluptas ähnlich und der Luxuries, und hat Haare wie die Ira auf dem Bilde im Artushof. — O Felizitas, Felizitas! — holde Geliebte — wie ſtreckſt Du ſo ſehnend die Arme nach mir aus! — ich komme! — ich komme! — Und daß Sie es nur wiſſen, Elias, fuhr er fort, indem er den bleichen Kaufherrn aufs neue packte, niemals ſehen Sie mich wieder in Ihrem verdammten Comtoir. Was ſcheeren mich Ihre vermaledeiten Hauptbücher und Strazzen, ich bin ein Maler, und zwar ein tüchtiger, Berklinger iſt mein Meiſter, mein Vater, mein Alles, und Sie ſind nichts, gar nichts!" — Und damit ſchüttelte er den Elias; der ſchrie aber über alle Maßen: „Helft! helft!" — herbei ihr Leute — helft! der Schwiegerſohn iſt toll geworden — der Aſſocié wüthet — helft! helft! — Alles aus dem Comtoir lief herbei; Traugott hatte den Elias losgelaſſen und war erſchöpft auf den Stuhl geſunken. Alle drängten ſich um ihn her, als er aber plötzlich aufſprang und mit wildem Blicke rief: „Was wollt ihr?" da fuhren ſie in einer Reihe, Herrn Elias in der Mitte, zur Thür hinaus. Bald darauf raſchelte es draußen wie von ſeidenen Gewändern, und eine Stimme fragte: „Sind Sie wirklich verrückt geworden, lieber Herr Traugott, oder ſpaßen Sie nur?" Es war Chriſtina. „Keinesweges bin ich toll geworden, lieber Engel," erwiederte Traugott, „aber eben ſo wenig ſpaße ich. Begeben Sie ſich nur zur Ruhe, Theure, mit der morgenden Hochzeit iſt es nichts, heirathen werde ich Sie nun und nimmermehr!“ — „Es iſt auch gar nicht vonnöthen,“ ſagte Chriſtina ſehr ruhig, „Sie gefallen mir ſo nicht ſonderlich ſeit einiger Zeit, und gewiſſe Leute werden es ganz anders zu ſchätzen wiſſen, wenn ſie mich, die hübſche reiche Mamſell Chriſtina Roos, heimführen können als Braut! -- Adieu!“ Damit rauſchte ſie fort. „Sie meint den Buchhalter,“ dachte Traugott. Ruhiger geworden, begab er ſich zu Herrn Elias, und ſetzte es ihm bündig auseinander, daß mit ihm nun einmal weder als Schwiegerſohn, noch als Aſſocié etwas anzufangen ſey. Herr Elias fügte ſich in Alles und verſicherte, herzlich froh im Comtoir einmal übers andere, daß er Gott danke, den aberwitzigen Traugott los zu ſein, als dieſer ſchon weit — weit von Danzig entfernt war.

Das Leben ging dem Traugott auf in neuem herrlichen Glanze, als er ſich endlich in dem erſehnten Lande befand. In Rom nahmen ihn die deutſchen Künſtler auf in den Kreis ihrer Studien, und ſo geſchah es, daß er dort länger verweilte, als es die Sehnſucht, Felizitas wieder zu finden, von der er bis jetzt raſtlos fortgetrieben wurde, zuzulaſſen ſchien. Aber milder war dieſe Sehnſucht geworden, ſie geſtaltete ſich im Innern wie ein wonnevoller Traum, deſſen duftiger Schimmer ſein ganzes Leben umfloß, ſo daß er all' ſein Thun und Treiben, das Ueben ſeiner Kunſt dem höhern überirdiſchen Reiche ſeliger Ahnungen zugewandt glaubte. Jede weibliche Geſtalt, die er mit wackrer Kunſtfertigkeit zu ſchaffen wußte, hatte die Züge der holden Felizitas. Den jungen Malern fiel das wunderliebliche Geſicht, deſſen Original ſie vergebens in Rom ſuchten, nicht wenig auf, ſie beſtürmten Traugott mit tauſend Fragen, wo er denn die Holde geſchaut. Traugott trug indeſſen Scheu, ſeine ſeltſame Geſchichte von Danzig her zu erzählen, bis endlich einmal nach mehreren Monaten ein alter Freund aus Königsberg, Namens Matuſzewski, der in Rom ſich auch der Malerei ganz ergeben hatte, freudig verſicherte: er habe das Mädchen, das Traugott in all' ſeinen Bildern abkonterfeie, in Rom erblickt. Man kann ſich Traugotts Entzücken denken; länger verhehlte er nicht, was ihn ſo mächtig zur Kunſt, ſo unwiderſtehlich nach Italien getrieben, und man fand Traugotts Abentheuer in Danzig ſo ſeltſam und anziehend, daß Alle verſprachen, eifrig der verlorenen Geliebten nachzuforſchen. Matuſzewski's Bemühungen waren die glücklichſten, er hatte bald des Mädchens Wohnung ausgeforſcht und noch überdies erfahren, daß ſie wirklich die Tochter eines alten armen Malers ſey, der eben jetzt die Wände in der Kirche Trinita del Monte anſtreiche. Das traf nun Alles richtig zu. Traugott eilte ſogleich mit Matuſzewski nach jener Kirche, und glaubte wirklich in dem Maler, der auf einem ſehr hohen Gerüſte ſtand, den alten Berklinger zu erkennen. Von dort eilten die Freunde, ohne von dem Alten bemerkt zu ſein, nach ſeiner Wohnung. „Sie iſt es,“ rief Traugott, als er des Malers Tochter erblickte, die, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, auf dem Balkon ſtand. „Felizitas! — meine Felizitas!“ ſo laut aufjauchzend ſtürzte Traugott ins Zimmer. Das Mädchen blickte ihn ganz erſchrocken an. Sie hatte die Züge der Felizitas, ſie war es aber nicht. Wie mit tauſend Dolchen durchbohrte die bittere Täuſchung des armen Traugotts wunde Bruſt. — Matuſzewski erklärte in wenig Worten dem Mädchen Alles. Sie war in holder Verſchämtheit mit hochrothen Wangen und niedergeſchlagenen Augen gar wunderlieblich anzuſchauen, und Traugott, der ſich ſchnell erſt wieder entfernen wollte, blieb, als er nur noch einen ſchmerzhaften Blick auf das anmuthige Kind geworfen, wie von ſanften Banden feſtgehalten, ſtehen. Der Freund wußte der hübſchen Dorina allerlei Angenehmes zu ſagen und ſo die Spannung zu mildern, in die der wunderliche Auftritt ſie verſetzt hatte. Dorina zog „ihrer Augen dunklen Franzenvorhang“ auf und ſchaute die Fremden mit ſüßem Lächeln an, indem ſie ſprach: der Vater werde bald von der Arbeit kommen und ſich freuen, deutſche Künſtler, die er ſehr hoch achte, bei ſich zu finden. Traugott mußte geſtehen, daß außer Felizitas kein Mädchen ſo ihn im Innerſten aufgeregt hatte als Dorina. Sie war in der That beinahe Felizitas ſelbſt, nur ſchienen ihm die Züge ſtärker, beſtimmter, ſo wie das Haar dnnkler. Es war daſſelbe Bild von Raphael und von Rubens gemalt. — Nicht lange dauerte es, ſo trat der Alte ein und Traugott ſah nun wohl, daß die Höhe des Gerüſtes in der Kirche, auf dem der Alte ſtand, ihn ſehr getäuſcht hatte. Statt des kräftigen Berklinger war dieſer alte Maler ein kleinlicher, magerer, furchtſamer, von Armuth gedrückter Mann. Ein trügeriſcher Schlagſchatten hatte in der Kirche ſeinem glatten Kinn Berklingers ſchwarzen krauſen Bart gegeben. Im Kunſtgeſpräche entwickelte der Alte gar tiefe praktiſche Kenntniſſe, und Traugott beſchloß, eine Bekanntſchaft fortzuſetzen, die im erſten Moment ſo ſchmerzlich, nun immer wohlthuender wurde. Dorina, die

Anmuth, die kindliche Unbefangenheit ſelbſt, ließ deutlich ihre Neigung zu dem jungen deutſchen Maler merken. Traugott erwiederte das herzlich. Er gewöhnte ſich ſo an das holde funfzehnjährige Mädchen, daß er bald ganze Tage bei der kleinen Familie zubrachte, ſeine Werkſtätte in die geräumige Stube, die neben ihrer Wohnung leer ſtand, verlegte, und endlich ſich zu ihrem Hausgenoſſen machte. So verbeſſerte er auf zarte Weiſe ihre ärmliche Lage durch ſeinen Wohlſtand, und der Alte konnte nicht anders denken, als Traugott werde Dorina heirathen, welches er ihm denn unverholen äußerte. Traugott erſchrak nicht wenig, denn nun erſt dachte er deutlich daran, was aus dem Zweck ſeiner Reiſe geworden. Felizitas ſtand ihm wieder lebhaft vor Augen, und doch war es ihm, als könne er Dorina nicht laſſen. — Auf wunderbare Weiſe konnte er ſich den Beſitz der entſchwundenen Geliebten als Frau nicht wohl denken. Felizitas ſtellte ſich ihm dar als ein geiſtig Bild, das er nie verlieren, nie gewinnen könne. Ewiges geiſtiges Inwohnen der Geliebten — niemals phyſiſches Haben und Beſitzen. — Aber Dorina kam ihm oft in Gedanken als ſein liebes Weib, ſüße Schauer durchbebten ihn, eine ſanfte Glut durchſtrömte ſeine Adern, und doch dünkte es ihm Verrath an ſeiner erſten Liebe, wenn er ſich mit neuen unauflöslichen Banden feſſeln ließe. — So kämpften in Traugotts Innerm die widerſprechendſten Gefühle, er konnte ſich nicht entſcheiden, er wich dem Alten aus. Der glaubte aber, Traugott wolle ihn um ſein liebes Kind betrügen. Dazu kam, daß er von Traugotts Heirath ſchon als von etwas Beſtimmtem geſprochen, und daß er nur in dieſer Meinung das vertrauliche Verhältniß Dorina's mit Traugott, das ſonſt das Mädchen in übeln Ruf bringen mußte, geduldet hatte. Das Blut des Italiäners wallte auf in ihm, und er erklärte dem Traugott eines Tages beſtimmt, daß er entweder Dorina heirathen, oder ihn verlaſſen müſſe, da er auch nicht eine Stunde länger den vertraulichen Umgang dulden werde. Traugott wurde von dem ſchneidendſten Aerger und Verdruß ergriffen. Der Alte kam ihm vor wie ein gemeiner Kuppler, ſein eignes Thun und Treiben ſchien ihm verächtlich, daß er jemals von Felizitas gelaſſen, ſündhaft und abſcheulich. — Der Abſchied von Dorina zerriß ihm das Herz, aber er wand ſich gewaltſam los aus den ſüßen Banden. Er eilte fort nach Neapel, nach Sorrent. —

Ein Jahr verging in den ſtrengſten Nachforſchungen nach Verllinger und Felizitas, aber Alles blieb vergebens, niemand wußte etwas von ihnen. Eine leiſe Vermuthung, die ſich nur auf eine Sage gründete, daß ein alter deutſcher Maler ſich vor mehreren Jahren in Sorrent blicken laſſen, war alles, was er erhaſchen konnte. Wie auf einem wogenden Meer hin und hergetrieben, blieb Traugott endlich in Neapel, und ſo wie er wieder die Kunſt fleißiger trieb, ging auch die Sehnſucht nach Felizitas linder und milder in ſeiner Bruſt auf. Aber kein holdes Mädchen, war ſie nur in Geſtalt, Gang und Haltung Dorinen im mindeſten ähnlich, ſah er ohne auf das ſchmerzlichſte den Verluſt des ſüßen lieben Kindes zu fühlen. Beim Malen dachte er niemals an Dorina, wohl aber an Felizitas, die blieb ſein ſtetes Ideal. — Endlich erhielt er Briefe aus der Vaterſtadt. Herr Elias Roos hatte, wie der Geſchäftsträger meldete, das Zeitliche geſegnet, und Traugotts Gegenwart war nöthig, um ſich mit dem Buchhalter, der Mamſell Chriſtina geheirathet und die Handlung übernommen hatte, auseinanderzuſetzen. Auf dem nächſten Wege eilte Traugott nach Danzig zurück. — Da ſtand er wieder im Artushof an der Granitſäule dem Bürgermeiſter und Pagen gegenüber, er gedachte des wunderbaren Abentheuers, das ſo ſchmerzlich in ſein Leben gegriffen, und von tiefer hoffnungsloſer Wehmuth befangen, ſtarrte er den Jüngling an, der ihn wie mit lebendigen Blicken zu begrüßen und mit holder ſüßer Stimme zu liſpeln ſchien: So konnteſt du doch von mir nicht laſſen! —

„Seh' ich denn recht? ſind Ew. Edlen wirklich wieder da und friſch und geſund, gänzlich geheilt von der böſen Melancholie?“ — So quäkte eine Stimme neben Traugott, es war der bekannte Mäkler. „Ich habe ſie nicht gefunden,“ ſprach Traugott unwillkührlich. „Wen denn? wen haben Ew. Edlen nicht gefunden?“ fragte der Mäkler. „Den Maler Godofredus Berklinger und ſeine Tochter Felizitas,“ erwiederte Traugott, „ich habe ſie in ganz Italien geſucht, in Sorrent wußte kein Menſch etwas von ihnen.“ Da ſah ihn der Mäkler an mit ſtarren Blicken und ſtammelte: „Wo haben Ew. Edlen den Maler und die Felizitas geſucht? — in Italien? in Neapel? in Sorrent?“ — „Nun ja doch, freilich!“ rief Traugott voll Aerger. Da ſchlug aber der Mäkler einmal übers andere die Hände zuſammen und ſchrie immer dazwiſchen: „Ei du meine Güte! ei du meine Güte! aber Herr Traugott, Herr Traugott!“ — „Nun, was iſt denn da viel ſich darüber zu verwundern," ſagte dieſer; „gebehrden Sie Sich nur nicht ſo närriſch. Um der Geliebten willen reiſet man wohl nach Sorrent. Ja, ja! ich liebte die Felizitas und zog ihr nach." Aber der Mäkler hüpfte auf einem Beine und ſchrie immer fort: „Ei du meine Güte! ei du meine Güte!" bis ihn Traugott feſthielt und mit ernſtem Blicke fragte: „Nun ſo ſagen Sie doch nur um des Himmelswillen, was Sie ſo ſeltſam finden?" „Aber, Herr Traugott," fing endlich der Mäkler an, „wiſſen Sie denn nicht, daß der Herr Aloyſius Brandſtetter, unſer verehrter Rathsherr und Gildeälteſter, ſein kleines Landhaus dicht am Fuß des Karlsberges, im Tannenwäldchen, nach Conrad's Hammer hin, Sorrent genannt hat? Der kaufte dem Berklinger ſeine Bilder ab und nahm ihn nebſt Tochter ins Haus, das heißt, nach Sorrent hinaus. Da haben ſie gewohnt Jahre lang, und Sie hätten, verehrter Herr Traugott, ſtanden Sie nur mit Ihren beiden lieben Füßen mitten auf dem Karlsberge, in den Garten hineinſchauen und die Mamſell Felizitas in wunderlichen altdeutſchen Weiberkleidern, wie auf jenen Bildern dort, herumwandeln ſehn können, brauchten gar nicht nach Italien zu reiſen. Nachher iſt der Alte — doch das iſt eine traurige Geſchichte!" — „Erzählen Sie," ſprach Traugott dumpf. „Ja!" fuhr der Mäkler fort, „der junge Brandſtetter kam von England zurück, ſah die Mamſell Felizitas, und verliebte ſich in dieſelbe. Er überraſchte die Mamſell im Garten, fiel romanhafter Weiſe vor ihr auf beide Kniee, und ſchwur, daß er ſie heirathen und aus der tyranniſchen Sklaverei ihres Vaters befreien wolle. Der Alte ſtand, ohne daß es die jungen Leute bemerkt hatten, dicht hinter ihnen, und in dem Augenblick als Felizitas ſprach: ich will die Ihrige ſein, fiel er mit einem dumpfen Schrei nieder und war mauſetodt. Er ſoll ſehr häßlich ausgeſehen haben — ganz blau und blutig, weil ihm, man weiß nicht wie, eine Pulsader geſprungen war. Den jungen Herrn Brandſtetter konnte die Mamſell Felizitas nachher gar nicht mehr leiden, und heirathete endlich den Hof- und Kriminalrath Matheſius in Marienwerder. Ew. Edlen können die Frau Kriminalräthin beſuchen aus alter Anhänglichkeit. Marienwerder iſt doch nicht ſo weit, als das wahrhaft italiäniſche Sorrent. Die liebe Frau ſoll ſich wohl befinden und diverſe Kinder in Cours geſetzt haben." Stumm und ſtarr eilte Traugott von dannen. Dieſer Ausgang ſeines Abentheuers erfüllte ihn mit Grauen und Entſetzen. „Nein, ſie iſt es nicht," rief er, „ſie iſt es nicht — nicht Felizitas, das Himmelsbild, das in meiner Bruſt ein unendlich Sehnen entzündet, dem ich nachzog in ferne Lande, es vor mir und immer vor mir erblickend, wie meinen in ſüßer Hoffnung funkelnden flammenden Glückſtern! — Felizitas! — Kriminalräthin Matheſius ha, ha, ha! — Kriminalräthin Matheſius!" — Traugott, von wildem Jammer erfaßt, lachte laut auf und lief wie ſonſt durchs Olivaer Thor, durch Langfuhr bis auf den Karlsberg. Er ſchaute hinein in Sorrent, die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. „Ach," rief er, „wie tief, wie unheilbar tief verlezt dein bittrer Hohn, du ewig waltende Macht, des armen Menſchen weiche Bruſt! Aber nein, nein! was klagt das Kind über heilloſen Schmerz, das in die Flamme greift, ſtatt ſich zu laben an Licht und Wärme. — Das Geſchick erfaßte mich ſichtbarlich, aber mein getrübter Blick erkannte nicht das höhere Weſen, und vermeſſen wähnte ich das, was vom alten Meiſter geſchaffen, wunderbar zum Leben erwacht auf mich zutrat, ſey meines Gleichen, und ich könne es herabziehen in die klägliche Exiſtenz des irdiſchen Augenblicks. Nein, nein, Felizitas, nie habe ich dich verloren, du bleibſt mein immerdar, denn du ſelbſt biſt ja die ſchaffende Kunſt, die in mir lebt. Nun — nun erſt habe ich dich erkannt. Was haſt du, was habe ich mit der Kriminalräthin Matheſius zu ſchaffen! — Ich meine gar nichts!" — „Ich wüßte auch nicht, was Sie, verehrter Herr Traugott, mit der zu ſchaffen haben ſollten," fiel hier eine Stimme ein. — Traugott erwachte aus einem Traum. Er befand ſich, ohne zu wiſſen auf welche Weiſe, wieder im Artushofe an die Granitſäule gelehnt. Der, welcher jene Worte geſprochen, war Chriſtinens Eheherr. Er überreichte dem Traugott einen eben aus Rom angelangten Brief. Matuſzewski ſchrieb:

„Dorina iſt hübſcher und anmuthiger als je, nur bleich vor „Sehnſucht nach Dir, geliebter Freund! Sie erwartet Dich ſtündlich, „denn feſt ſteht es in ihrer Seele, daß Du ſie nimmer laſſen könnteſt. Sie liebt Dich gar inniglich. Wann ſehen Wir Dich „wieder?" —

„Sehr lieb iſt es mir," ſprach Traugott, nachdem er dies geleſen, zu Chriſtinens Eheherrn, „daß wir heute abgeſchloſſen haben, denn morgen reiſe ich nach Rom, wo mich eine geliebte Braut ſehnlichſt erwartet."

Die Freunde rühmten, als Cyprian geendigt, den heitern gemüthlichen Ton, der in dem Ganzen herrſche. Theodor meinte nur, daß die Mädchen und Frauen wohl manches auszuſetzen finden möchten. Nicht allein die blonde Chriſtine mit ihrem glänzenden Küchengeſchirr, ſondern auch die Myſtifikation des Helden, die Criminalräthin Matheſius, das ganze Schlußſtück, in dem eine tiefe Ironie liege, würde ihnen höchlich mißfallen. „Willſt Du," rief Lothar, „überall den Maaßſtab darnach, was den Weibern gefällt, anlegen, ſo mußt Du alle Ironie, aus der ſich der tiefſte ergötzlichſte Humor erzeugt, ganz verbannen; denn dafür haben ſie, wenigſtens in der Regel, ganz und gar keinen Sinn. „Welches," erwiederte Theodor, „mir auch ſehr wohl gefällt. Du wirſt mir eingeſtehen, daß der Humor, der ſich in unſerer eigenthümlichſten Natur aus den ſeltſamſten Contraſten bildet, der weiblichen Natur ganz widerſtrebt. Wir fühlen das nur zu lebhaft, ſollten wir uns auch niemals ganz klare Rechenſchaft darüber geben können. Denn ſage mir, magſt Du auch einige Zeit Gefallen finden an dem Geſpräch einer humoriſtiſchen Frau, würdeſt Du ſie Dir als Geliebte oder Gattin wünſchen? — Gewiß nicht, ſprach Lothar, wiewohl ſich über dies weitſchichtige Thema, in wiefern der Humor den Weibern anſtehe oder nicht, noch gar vieles ſagen ließe und ich mir deshalb hiemit ausdrücklich vorbehalte, bei guter Gelegenheit zu meinen würdigen Serapions-Brüdern ſo tief und weiſe darüber zu ſprechen, als noch jemals irgend ein rüſtiger Pſycholog darüber geſprochen haben mag. Uebrigens frage ich Dich, o Theodor! ob es denn unumgänglich von Nöthen, ſich jede vorzügliche Dame, mit der man ſich in ein vernünftiges Geſpräch eingelaſſen, als ſeine Geliebte oder Gattin zu denken? Ich meine, erwiederte Theodor, daß jede Annäherung an ein weibliches Weſen nur dann zu intereſſiren vermag, wenn man vor dem Gedanken, wenn es die Geliebte oder Gattin wäre, wenigſtens nicht erſchrickt, und daß, jemehr dieſer Gedanke behaglichen Raum findet im Innern, um deſto höher jenes Intereſſe ſteigt.

„Das iſt," rief Ottmar lachend, „das iſt eine von Theodors gewagteſten Behauptungen, die ich ſchon lange kenne. Er hat ſtets darnach gehandelt, und ſchon mancher Vortrefflichen auf grobe Weiſe den Rücken gedreht, weil er auch auf ein paar Stunden ſich nicht in ſie zu verlieben vermochte. Als tanzender Student pflegte er ernſthaft zu verſichern, jedem Mädchen, mit dem er ſich herumſchwenke, reiche er ſein Herz dar, wenigſtens auf die Zeit der Anglaiſe oder Quadrille, und ſuche in den zierlichſten Pas das auszudrücken, wovon ſein Mund ſchweigen müſſe, ſeufze auch ſehr, ſo wie es nur der Athem verſtatte.

Erlaubt, rief Theodor, daß ich dies unſerapiontiſche Geſpräch unterbreche. Es wird ſpät, und das Herz würde es mir abdrücken, wenn ich nicht noch heute eine Erzählung vorleſen ſollte, die ich geſtern endigte. — Mir gab der Geiſt ein, ein ſehr bekanntes und ſchon bearbeitetes Thema von einem Bergmann zu Falun auszuführen des Breiteren, und Ihr ſollt entſcheiden, ob ich wohl gethan der Hingebung zu folgen oder nicht. — Der trübe Ton, den mein Gemälde erhalten mußte, wird vielleicht nicht gut abſtechen gegen Cyprians heitres Bild. Verzeiht das und gönnt mir ein geneigtes Ohr!

Theodor las:

Die Bergwerke zu Falun.

An einem heitern ſonnenhellen Julius-Tage hatte ſich alles Volk zu Göthaborg auf der Rhede verſammelt. Ein reicher Oſtindienfahrer glücklich heimgekehrt aus dem fernen Lande, lag im Klippa-Hafen vor Anker und ließ die Wimpel, die ſchwediſchen Flaggen, luſtig hinauswehen in die azurblaue Luft, während hunderte von Fahrzeugen, Böten, Kähnen, vollgepfropft mit jubelnden Seeleuten auf den ſpiegelblanken Wellen der Göthaelf hin und her ſchwammen und die Kanonen von Masthuggetorg ihre weithallenden Grüße hinüber donnerten in das weite Meer. Die Herren von der oſtindiſchen Kompagnie wandelten am Hafen auf und ab, und berechneten mit lächelnden Geſichtern den reichen Gewinn, der ihnen geworden, und hatten ihre Herzensfreude daran, wie ihr gewagtes Unternehmen nun mit jedem Jahr mehr und mehr gedeihe und das gute Göthaborg im ſchönſten Handelsflor immer friſcher und herrlicher empor blühe. Jeder ſah auch deshalb die wackern Herren mit Luſt und Vergnügen an und freute ſich mit ihnen, denn mit ihrem Gewinn kam ja Saft und Kraft in das rege Leben der ganzen Stadt.

Die Beſatzung des Oſtindienfahrers, wohl an die hundert und funfzig Mann ſtark, landete in vielen Böten, die dazu ausgerüſtet, und ſchickte ſich an ihren Hönsning zu halten. So iſt nämlich das Feſt geheißen, das bei derlei Gelegenheit von der Schiffsmannſchaft gefeiert wird, und das oft mehrere Tage dauert. Spielleute in wunderlicher bunter Tracht zogen vorauf mit Geigen, Pfeifen, Oboen und Trommeln, die ſie wacker rührten, während andere allerlei luſtige Lieder dazu abſangen. Ihnen folgten die Matroſen zu Paar und Paar. Einige mit bunt bebänderten Jacken und Hüten ſchwangen flatternde Wimpel, andere tanzten und ſprangen und alle jauchzten und jubelten, daß das helle Getöſe weit in den Lüften erhallte.

So ging der fröhliche Zug fort über die Werfte — durch die Vorſtädte bis nach der Haga-Vorſtadt, wo in einem Gäſtgifvaregard tapfer geſchmauſ't und gezecht werden ſollte.

Da floß nun das ſchönſte Oel in Strömen und Bumper auf Bumper wurde geleert. Wie es denn nun bei Seeleuten, die heimkehren von weiter Reiſe, nicht anders der Fall iſt, allerlei ſchmucke Dirnen geſellten ſich alsbald zu ihnen, der Tanz begann und wilder und wilder wurde die Luſt und lauter und toller der Jubel.

Nur ein einziger Seemann, ein ſchlanker hübſcher Menſch, kaum mocht' er zwanzig Jahr alt ſeyn, hatte ſich fortgeſchlichen aus dem Getümmel, und draußen einſam hingeſetzt auf die Bank, die neben der Thür des Schenkhauſes ſtand.

Ein Paar Matroſen traten zu ihm, und einer von ihnen rief laut auflachend: „Elis Fröbom! — Elis Fröbom! — Biſt du mal wieder ein recht trauriger Narr worden, und vertrödelſt die ſchöne Zeit mit dummen Gedanken? — Hör' Elis, wenn du von unſerm Hönsning wegbleibſt, ſo bleib lieber auch ganz weg vom Schiff! — Ein ordentlicher tüchtiger Seemann wird doch ſo aus dir nicht werden. Muth haſt du zwar genug, und tapfer biſt du auch in der Gefahr, aber ſaufen kannſt du gar nicht, und behältſt lieber die Dukaten in der Taſche, als ſie hier gaſtlich den Landratzen zuzuwerfen. — Trink Burſche! oder der Seeteufel Näcken — der ganze Troll ſoll dir über den Hals kommen!“

Elis Fröbom ſprang haſtig von der Bank auf, ſchaute den Matroſen an mit glühendem Blick, nahm den mit Branntwein bis an den Rand gefüllten Becher und leerte ihn mit einem Zuge. Dann ſprach er: „du ſiehſt, Joens, daß ich ſaufen kann wie Einer von euch, und ob ich ein tüchtiger Seemann bin, mag der Kapitain entſcheiden

Aber nun halt dein Läſtermaul, und ſchier dich fort! — Mir iſt eure wilde Tollheit zuwider. — Was ich hier drauſſen treibe, geht dich nichts an!" „Nun, nun," erwiederte Joens, „ich weiß es ja, du biſt ein Neriker von Geburt, und die ſind alle trübe und traurig, und haben keine rechte Luſt am wackern Seemanns-Leben! — Wart nur, Elis, ich werde dir jemand herausſchicken, du ſollſt bald weggebracht werden von der verhexten Bank, an die dich der Näcken genagelt hat."

Nicht lange dauerte es, ſo trat ein gar feines, ſchmuckes Mädchen aus der Thür des Gäſtgifvaregard und ſetzte ſich hin neben dem trübſinnigen Elis, der ſich wieder verſtummt und in ſich gekehrt auf die Bank niedergelaſſen hatte. Man ſah es dem Putz, dem ganzen Weſen der Dirne wohl an, daß ſie ſich leider böſer Luſt geweiht, aber noch hatte das wilde Leben nicht ſeine zerſtörende Macht geübt an den wunderlieblichen ſanften Zügen ihres holden Antlitzes. Keine Spur von zurückſtoßender Frechheit, nein, eine ſtille ſehnſüchtige Trauer lag in dem Blick der dunkeln Augen.

„Elis! — wollt ihr denn gar keinen Theil nehmen an der Freude eurer Kameraden? — Regt ſich denn gar keine Luſt in euch, da ihr wieder heim gekommen und der bedrohlichen Gefahr der trügeriſchen Meereswellen entronnen nun wieder auf vaterländiſchem Boden ſteht?"

So ſprach die Dirne mit leiſer, ſanfter Stimme, indem ſie den Arm um den Jüngling ſchlang. Elis Fröbom, wie aus tiefem Traum erwachend, ſchaute dem Mädchen ins Auge, er faßte ihre Hand, er drückte ſie an ſeine Bruſt, man merkte wohl, daß der Dirne ſüß Gelispel recht in ſein Inneres hinein geklungen.

„Ach," begann er endlich, wie ſich beſinnend, „ach, mit meiner Freude, mit meiner Luſt iſt es nun einmal gar nichts. Wenigſtens kann ich durchaus nicht einſtimmen in die Toberei meiner Kameraden. Geh' nur hinein, mein gutes Kind, juble und jauchze mit den andern, wenn du es vermagſt, aber laß den trüben, traurigen Elis hier drauſſen allein; er würde dir nur alle Luſt verderben. — Doch wart! — Du gefällſt mir gar wohl, und ſollſt an mich fein denken, wenn ich wieder auf dem Meere bin."

Damit nahm er zwei blanke Dukaten aus der Taſche, zog ein ſchönes oſtindiſches Tuch aus dem Buſen, und gab beides der Dirne. Der traten aber die hellen Thränen in die Augen, ſie ſtand auf, ſie legte die Dukaten auf die Bank, ſie ſprach: „Ach, behaltet doch nur eure Dukaten, die machen mich nur traurig, aber das ſchöne Tuch, das will ich tragen euch zum theuren Andenken, und ihr werdet mich wohl übers Jahr nicht mehr finden, wenn ihr Hönsning haltet hier in der Hoga." —

Damit ſchlich die Dirne, nicht mehr zurückkehrend in das Schenkhaus, beide Hände vors Geſicht gedrückt, fort über die Straße.

Aufs neue verſank Elis Fröbom in ſeine düſtre Träumerei, und rief endlich, als der Jubel in der Schenke recht laut und toll wurde: „Ach läg' ich doch nur begraben in dem tiefſten Meeresgrunde! — denn im Leben giebts keinen Menſchen mehr, mit dem ich mich freuen ſollte!"

Da ſprach eine tiefe rauhe Stimme dicht hinter ihm: „Ihr müßt gar großes Unglück erfahren haben, junger Menſch, daß ihr euch ſchon jetzt, da das Leben euch erſt recht aufgehen ſollte, den Tod wünſchet."

Elis ſchaute ſich um, und gewahrte einen alten Bergmann, der mit übereinander geſchlagenen Armen an die Plankenwand des Schenkhauſes angelehnt ſtand, und mit ernſtem durchdringendem Blick auf ihn herabſchaute.

So wie Elis den Alten länger anſah, wurde es ihm, als trete in tiefer wilder Einſamkeit, in die er ſich verloren geglaubt, eine bekannte Geſtalt ihm freundlich tröſtend entgegen. Er ſammelte ſich, und erzählte, wie ſein Vater ein tüchtiger Steuermann geweſen, aber in demſelben Sturme umgekommen, aus dem er gerettet worden auf wunderbare Weiſe. Seine beiden Brüder wären als Soldaten geblieben in der Schlacht, und er allein habe ſeine arme verlaſſene Mutter erhalten mit dem reichen Solde, den er nach jeder Oſtindienfahrt empfangen. Denn Seemann habe er doch nun einmal, von Kindesbeinen an dazu beſtimmt, bleiben müſſen, und da habe es ihm ein großes Glück gedünkt, in den Dienſt der oſtindiſchen Compagnie treten zu können. Reicher als jemals ſey diesmal der Gewinn ausgefallen, und jeder Matroſe habe noch außer dem Sold ein gut Stück Geld erhalten, ſo daß er, die Taſche voll Dukaten, in heller Freude hingelaufen ſey nach dem kleinen Häuschen, wo ſeine Mutter gewohnt. Aber fremde Geſichter hätten ihn aus dem Fenſter angegafft, und eine junge Frau, die ihm endlich die Thür geöffnet, und der er ſich zu erkennen gegeben, habe ihm mit kaltem, rauhem Ton berichtet, daß ſeine Mutter ſchon vor drei Monaten geſtorben, und daß er die Paar Lumpen, die, nachdem die Begräbnißkoſten berichtigt, noch übrig geblieben, auf dem Rathhauſe in Empfang nehmen könne. Der Tod ſeiner Mutter zerreiße ihm das Herz, er fühle ſich von aller Welt verlaſſen, einſam wie auf ein ödes Riff verſchlagen, hülflos, elend. Sein ganzes Leben auf der See erſcheine ihm wie ein irres zweckloſes Treiben, ja, wenn er daran denke, daß ſeine Mutter vielleicht ſchlecht gepflegt von fremden Leuten, ſo ohne Troſt ſterben müſſen, komme es ihm ruchlos und abſcheulich vor, daß er überhaupt zur See gegangen, und nicht lieber daheim geblieben, ſeine arme Mutter nährend und pflegend. Die Kameraden hätten ihn mit Gewalt fortgeriſſen zum Hönsning, und er ſelbſt habe geglaubt, daß der Jubel um ihn her, ja auch wohl das ſtarke Getränk, ſeinen Schmerz betäuben werde, aber ſtatt deſſen ſey es ihm bald geworden, als ſprängen alle Adern in ſeiner Bruſt, und er müſſe ſich verbluten.

„Ei," ſprach der alte Bergmann, „ei, du wirſt bald wieder in See ſtechen, Elis, und dann wird dein Schmerz vorüber ſeyn in weniger Zeit. Alte Leute ſterben, das iſt nun einmal nicht anders, und deine Mutter hat ja, wie du ſelbſt geſtehſt, nur ein armes mühſeliges Leben verlaſſen."

„Ach," erwiederte Elis, „ach, daß niemand an meinen Schmerz glaubt, ja, daß man mich wohl albern und thörigt ſchilt, das iſt es ja eben, was mich hinausſtößt aus der Welt. — Auf die See mag ich nicht mehr, Das Leben ekelt mich an. Sonſt ging mir wohl das Herz auf, wenn das Schiff, die Segel wie ſtattliche Schwingen ausbreitend, über das Meer dahinfuhr, und die Wellen in gar luſtiger Muſik plätſcherten und ſauſten, und der Wind dazwiſchen pfiff durch das knätternde Tauwerk. Da jauchzte ich fröhlich mit den Kameraden auf dem Verdeck, und dann — hatte ich in ſtiller dunkler Mitternacht die Wache, da gedachte ich der Heimkehr und meiner guten alten Mutter, wie die ſich nun wieder freuen würde, wenn Elis zurückgekommen! — Hei! da konnt' ich wohl jubeln auf dem Hönsning, wenn ich dem Mütterchen die Dukaten in den Schooß geſchüttet, wenn ich ihr die ſchönen Tücher, und wohl noch manch anderes Stück ſeltner Waare aus dem fernen Lande hingereicht. Wenn ihr dann vor Freude die Augen hell aufleuchteten, wenn ſie die Hände einmal über das andere zuſammenſchlug, ganz erfüllt von Vergnügen und Luſt, wenn ſie geſchäftig hin und hertrippelte, und das ſchönſte Mehl herbeiholte, das ſie für Elis aufbewahrt. Und ſaß ich denn nun Abends bei der Alten, dann erzählte ich ihr von den ſeltſamen Leuten, mit denen ich verkehrt, von ihren Sitten und Gebräuchen, von allem Wunderbaren, was mir begegnet, auf der langen Reiſe. Sie hatte ihre große Luſt daran, und redete wieder zu mir von den wunderbaren Fahrten meines Vaters im höchſten Norden, und tiſchte mir dagegen manches ſchauerliche Seemanns-Mährlein auf, das ich ſchon hundertmal gehört, und an dem ich mich doch gar nicht ſatt hören konnte! — Ach! wer bringt mir dieſe Freude wieder! — Nein, niemals mehr auf die See. — Was ſollt' ich unter den Kameraden, die mich nur aushöhnen würden, und wo ſollt' ich Luſt hernehmen zur Arbeit, die mir nur ein mühſeliges Treiben um Nichts dünken würde!" —

„Ich höre euch," ſprach der Alte, als Elis ſchwieg, „ich höre euch mit Vergnügen reden, junger Menſch, ſo wie ich ſchon ſeit ein Paar Stunden, ohne daß ihr mich gewahrtet, euer ganzes Betragen beobachtete, und meine Freude daran hatte. Alles, was ihr thatet, was ihr ſpracht, beweiſ't, daß ihr ein tiefes in ſich ſelbſt gekehrtes, frommes, kindliches Gemüth habt, und eine ſchönere Gabe konnte euch der hohe Himmel gar nicht verleihen. Aber zum Seemann habt ihr eure Lebetage gar nicht im mindeſten getaugt. Wie ſollte euch ſtillem, wohl gar zum Trübſinn geneigten Neriker (daß ihr das ſeyd, ſeh ich an den Zügen eures Geſichts, an eurer ganzen Haltung) wie ſollte euch das wilde unſtete Leben auf der See zuſagen. Ihr thut wohl daran, daß ihr dies Leben aufgebt für immer. Aber die Hände werdet ihr doch nicht in den Schooß legen? — Folgt meinem Rath, Elis Fröbom! geht nach Falun, werdet ein Bergmann. Ihr ſeyd jung, rüſtig, gewiß bald ein tüchtiger Knappe, dann Hauer, Steiger und immer höher herauf. Ihr habt tüchtige Dukaten in der Taſche, die legt ihr an, verdient dazu, kommt wohl gar zum Beſitz eines Bergmannshemmans, habt eure eigne Kuxe in der Grube. Folgt meinem Rath, Elis Fröbom, werdet ein Bergmann!" —

Elis Fröbom erſchrak beinahe über die Worte des Alten. „Wie," rief er, „was rathet ihr mir? Von der ſchönen freien Erde, aus dem heitern, ſonnenhellen Himmel, der mich umgiebt, labend, erquickend, ſoll ich hinaus — hinab in die ſchauerliche Höllentiefe und dem

Maulwurf gleich wühlen und wühlen nach Erzen und Metallen, ſchnöden Gewinns halber?"

„So iſt," rief der Alte erzürnt, „ſo iſt nun das Volk, es verachtet das, was es nicht zu erkennen vermag. Schnöder Gewinn! Als ob alle grauſame Quälerei auf der Oberfläche der Erde, wie ſie der Handel herbeiführt, ſich edler geſtalte als die Arbeit des Bergmanns, deſſen Wiſſenſchaft, deſſen unverdroſſenem Fleiß die Natur ihre geheimſten Schatzkammern erſchließt. Du ſprichſt von ſchnödem Gewinn, Elis Fröbom! — ei, es möchte hier wohl noch höheres gelten. Wenn der blinde Maulwurf in blindem Inſtinkt die Erde durchwühlt, ſo möcht es wohl ſeyn, daß in der tiefſten Teufe bei dem ſchwachen Schimmer des Grubenlichts des Menſchen Auge hellſehender wird, ja daß es endlich ſich mehr und mehr erkräftigend, in dem wunderbaren Geſtein die Abſpieglung deſſen zu erkennen vermag, was oben über den Wolken verborgen. Du weißt nichts von dem Bergbau, Elis Fröbom, laß dir davon erzählen." —

Mit dieſen Worten ſetzte ſich der Alte hin auf die Bank neben Elis, und begann ſehr ausführlich zu beſchreiben, wie es bei dem Bergbau hergehe, und mühte ſich, mit den lebendigſten Farben dem Unwiſſenden alles recht deutlich vor Augen zu bringen. Er kam auf die Bergwerke von Falun, in denen er, wie er ſagte, ſeit ſeiner frühen Jugend gearbeitet, er beſchrieb die große Tagesöffnung mit den ſchwarzbraunen Wänden, die dort anzutreffen, er ſprach von dem unermeßlichen Reichthum der Erzgrube an dem ſchönſten Geſtein. Immer lebendiger und lebendiger wurde ſeine Rede, immer glühender ſein Blick. Er durchwanderte die Schachten wie die Gänge eines Zaubergartens. Das Geſtein lebte auf, die Foſſile regten ſich, der wunderbare Pyrosmalith, der Almandin blitzten im Schein der Grubenlichter — die Bergkryſtalle leuchteten und flimmerten durcheinander. —

Elis horchte hoch auf; des Alten ſeltſame Weiſe, von den unterirdiſchen Wundern zu reden, als ſtehe er gerade in ihrer Mitte, erfaßte ſein ganzes Ich. Er fühlte ſeine Bruſt beklemmt, es war ihm, als ſey er ſchon hinabgefahren mit dem Alten in die Tiefe, und ein mächtiger Zauber halte ihn unten feſt, ſo daß er nie mehr das freundliche Licht des Tages ſchauen werde. Und doch war es ihm wieder, als habe ihm der Alte eine neue unbekannte Welt erſchloſſen, in die er hineingehöre, und aller Zauber dieſer Welt ſey ihm ſchon zur frühſten Knabenzeit in ſeltſamen geheimnißvollen Ahnungen aufgegangen. —

„Ich habe," ſprach endlich der Alte, „ich habe euch, Elis Fröbom, alle Herrlichkeit eines Standes dargethan, zu dem euch die Natur recht eigentlich beſtimmte. Geht nur mit euch ſelbſt zu Rathe, und thut dann, wie euer Sinn es euch eingiebt!"

Damit ſprang der Alte haſtig auf von der Bank, und ſchritt von dannen, ohne Elis weiter zu grüßen oder ſich nach ihm umzuſchauen. Bald war er ſeinem Blick entſchwunden.

In dem Schenkhauſe war es indeſſen ſtill worden. Die Macht des ſtarken Aehls (Biers), des Brantweins hatte geſiegt. Manche vom Schiffsvolk waren fortgeſchlichen mit ihren Dirnen, andere lagen in den Winkeln und ſchnarchten. Elis, der nicht mehr einkehren konnte in das gewohnte Obdach, erhielt auf ſein Bitten ein kleines Kämmerlein zur Schlafſtelle.

Kaum hatte er ſich, müde und matt wie er war, hingeſtreckt auf ſein Lager, als der Traum über ihm ſeine Fittige rührte. Es war ihm, als ſchwämme er in einem ſchönen Schiff mit vollen Segeln auf dem ſpiegelblanken Meer, und über ihm wölbe ſich ein dunkler Wolkenhimmel. Doch wie er nun in die Wellen hinabſchaute, erkannte er bald, daß das, was er für das Meer gehalten, eine feſte durchſichtige funkelnde Maſſe war, in deren Schimmer das ganze Schiff auf wunderbare Weiſe zerfloß, ſo daß er auf dem Kryſtallboden ſtand, und über ſich ein Gewölbe von ſchwarz flimmerndem Geſtein erblickte. Geſtein war das nämlich, was er erſt für den Wolkenhimmel gehalten. Von unbekannter Macht fort getrieben, ſchritt er vorwärts, aber in dem Augenblick regte ſich alles um ihn her, und wie kräuſelnde Wogen erhoben ſich aus dem Boden wunderbare Blumen und Pflanzen von blinkendem Metall, die ihre Blüthen und Blätter aus der tiefſten Tiefe emporrankten, und auf anmuthige Weiſe in einander verſchlangen. Der Boden war ſo klar, daß Elis die Wurzeln der Pflanzen deutlich erkennen konnte, aber bald immer tiefer mit dem Blick eindringend, erblickte er ganz unten — unzählige holde jungfräuliche Geſtalten, die ſich mit weißen glänzenden Armen umſchlungen hielten, und aus ihren Herzen ſproßten jene Wurzeln, jene Blumen und Pflanzen empor, und wenn die Jungfrauen lächelten, ging ein ſüßer Wohllaut durch das weite Gewölbe, und höher und freudiger ſchoſſen die wunderbaren Metallblüthen empor. Ein unbeſchreibliches Gefühl von Schmerz und Wolluſt ergriff den Jüngling, eine Welt von Liebe, Sehnſucht, brünſtigem Verlangen, ging auf in ſeinem Innern. „Hinab — hinab zu euch," rief er, und warf ſich mit ausgebreiteten Armen auf den kryſtallenen Boden nieder. Aber der wich unter ihm, und er ſchwebte wie in ſchimmerndem Aether. „Nun, Elis Fröbom, wie gefällt es dir in dieſer Herrlichkeit?" — So rief eine ſtarke Stimme. Elis gewahrte neben ſich den alten Bergmann, aber ſo wie er ihn mehr und mehr anſchaute, wurde er zur Rieſengeſtalt aus glühendem Erz gegoſſen. Elis wollte ſich entſetzen, aber in dem Augenblick leuchtete es auf aus der Tiefe wie ein jäher Blitz und das ernſte Antlitz einer mächtigen Frau wurde ſichtbar. Elis fühlte, wie das Entzücken in ſeiner Bruſt immer ſteigend und ſteigend zur zermalmenden Angſt wurde. Der Alte hatte ihn umfaßt und rief: Nimm dich in Acht, Elis Fröbom, das iſt die Königin, noch magſt du herauſſchauen. — Unwillkührlich drehte er das Haupt, und wurde gewahr, wie die Sterne des nächtlichen Himmels durch eine Spalte des Gewölbes leuchteten. Eine ſanfte Stimme rief wie in troſtloſem Weh ſeinen Namen. Es war die Stimme ſeiner Mutter. Er glaubte ihre Geſtalt zu ſchauen oben an der Spalte. Aber es war ein holdes junges Weib, die ihre Hand tief hinab ſtreckte in das Gewölbe und ſeinen Namen rief. „Trage mich empor," rief er dem Alten zu, „ich gehöre doch der Oberwelt an und ihrem freundlichen Himmel." — „Nimm dich in Acht," ſprach der Alte dumpf, „nimm dich in Acht, Fröbom! — ſey treu der Königin, der du dich ergeben." So wie nun aber der Jüngling wieder hinabſchaute in das ſtarre Antlitz der mächtigen Frau, fühlte er, daß ſein Ich zerfloß in dem glänzenden Geſtein. Er kreiſchte auf in namenloſer Angſt und erwachte aus dem wunderbaren Traum, deſſen Wonne und Entſetzen tief in ſeinem Innern wiederklang.

Es konnte, ſprach Elis, als er ſich mit Mühe geſammelt, zu ſich ſelbſt, es konnte wohl nicht anders ſeyn, es mußte mir ſolch' wunderliches Zeug träumen. Hat mir doch der alte Bergmann ſo viel erzählt von der Herrlichkeit der unterirdiſchen Welt, daß mein ganzer Kopf davon erfüllt iſt, noch in meinem ganzen Leben war mir nicht ſo zu Muthe, als eben jetzt. — Vielleicht träume ich noch fort — Nein, nein — ich bin wohl nur krank, hinaus ins Freie, der friſche Hauch der Seeluft wird mich heilen! —

Er raffte ſich auf und rannte nach dem Klippa-Hafen, wo der Jubel des Hönönings aufs neue ſich erhob. Aber bald gewahrte er, wie alle Luſt an ihm vorüberging, wie er keinen Gedanken in der Seele feſthalten konnte, wie Ahnungen, Wünſche, die er nicht zu nennen vermochte, ſein Inneres durchkreuzten. — Er dachte mit tiefer Wehmuth an ſeine verſtorbene Mutter, dann war es ihm aber wieder, als ſehne er ſich nur noch einmal jener Dirne zu begegnen, die ihn geſtern ſo freundlich angeſprochen. Und dann fürchtete er wieder, träte auch die Dirne aus dieſer oder jener Gaſſe ihm entgegen, ſo würd' es am Ende der alte Bergmann ſeyn, vor dem er ſich, ſelbſt konnte er nicht ſagen warum, entſetzen müſſe. Und doch hätte er wieder auch von dem Alten ſich gern mehr erzählen laſſen von den Wundern des Bergbaues. —

Von all' dieſen treibenden Gedanken hin- und hergeworfen, ſchaute er hinein in das Waſſer. Da wollt' es ihm bedünken, als wenn die ſilbernen Wellen erſtarrten zum funkelnden Glimmer, in dem nun die ſchönen großen Schiffe zerfließen, als wenn die dunklen Wolken, die eben heraufzogen an dem heitern Himmel, ſich hinabſenken würden und verdichten zum ſteinernen Gewölbe. — Er ſtand wieder in ſeinem Traum, er ſchaute wieder das ernſte Antlitz der mächtigen Frau, und die verſtörende Angſt des ſehnſüchtigſten Verlangens erfaßte ihn aufs neue. —

Die Kameraden rüttelten ihn auf aus der Träumerei, er mußte ihrem Zuge folgen. Aber nun war es, als flüſtre eine unbekannte Stimme ihm unaufhörlich ins Ohr: Was willſt Du noch hier? — fort! — fort — in den Bergwerken zu Falun iſt deine Heimath. — Da geht alle Herrlichkeit Dir auf, von der Du geträumt — fort, fort nach Falun! —

Drei Tage trieb ſich Elis Fröbom in den Straßen von Göthaberg umher, unaufhörlich verfolgt von den wunderlichen Gebilden ſeines Traums, unaufhörlich gemahnt von der unbekannten Stimme.

Am vierten Tage ſtand Elis an dem Thore, durch welches der Weg nach Geſle führt. Da ſchritt eben ein großer Mann vor ihm hindurch. Elis glaubte den alten Bergmann erkannt zu haben und eilte unwiderſtehlich fortgetrieben ihm nach, ohne ihn zu erreichen.

Raſtlos ging es nun fort und weiter fort.

Elis wußte deutlich, daß er ſich auf dem Wege nach Falun befinde und eben dies beruhigte ihn auf beſondere Weiſe, denn gewiß war es ihm, daß die Stimme des Verhängniſſes durch den alten Bergmann zu ihm geſprochen, der ihn nun auch ſeiner Beſtimmung entgegenführe.

In der That ſah er auch manchmal, vorzüglich wenn der Weg ihm ungewiß werden wollte, den Alten, wie er aus einer Schlucht, aus dickem Geſtripp, aus dunklem Geſtein plötzlich hervortrat, und vor ihm, ohne ſich umzuſchauen daher ſchritt, dann aber ſchnell wieder verſchwand.

Endlich nach manchem mühſelig durchwanderten Tage erblickte Elis in der Ferne zwei große Seen, zwiſchen denen ein dicker Dampf aufſtieg. So wie er mehr und mehr die Anhöhe weſtlich erklimmte, unterſchied er in dem Rauch ein Paar Thürme und ſchwarze Dächer. Der Alte ſtand vor ihm rieſengroß, zeigte mit ausgeſtrecktem Arm hin nach dem Dampf und verſchwand wieder im Geſtein.

Das iſt Falun! rief Elis, das iſt Falun, das Ziel meiner Reiſe! — Er hatte Recht, denn Leute, die ihm hinterher wanderten, beſtätigten es, daß dort zwiſchen den Seen Runn und Warvann die Stadt Falun liege, und daß er ſo eben den Guffrisberg hinanſteige, wo die große Pinge oder Tagesöffnung der Erzgrube befindlich.

Elis Fröbom ſchritt guten Muthes vorwärts, als er aber vor dem ungeheuern Höllenſchlunde ſtand, da gefror ihm das Blut in den Adern und er erſtarrte bei dem Anblick der fürchterlichen Zerſtörung.

Bekanntlich iſt die große Tagesöffnung der Erzgrube zu Falun an zwölfhundert Fuß lang, ſechshundert Fuß breit und ein hundert und achtzig Fuß tief. Die ſchwarzbraunen Seitenwände gehen Anfangs größten Theils ſenkrecht nieder; dann verflächen ſie ſich aber gegen die mittlere Tiefe durch ungeheuern Schutt und Trümmerhalden. In dieſen und an den Seitenwänden blickt hin und wieder die Zimmerung alter Schächte hervor, die aus ſtarken, dicht auf einander gelegten und an den Enden in einander gefugten Stämmen nach Art des gewöhnlichen Blockhäuſer-Baues aufgeführt ſind. Kein Baum, kein Grashalm ſproßt in dem kahlen zerbröckelten Steingeklüft und in wunderlichen Gebilden, manchmal rieſenhaften verſteinerten Thieren, manchmal menſchlichen Koloſſen ähnlich, ragen die zackigen Felſenmaſſen rings umher empor. Im Abgrunde liegen in wilder Zerſtörung durcheinander Steine, Schlacken — ausgebranntes Erz, und ein ewiger betäubender Schwefeldunſt ſteigt aus der Tiefe, als würde unten der Höllenſud gekocht, deſſen Dämpfe alle grüne Luſt der Natur vergiften. Man ſollte glauben, hier ſey Dante herabgeſtiegen und habe den Inferno geſchaut mit all' ſeiner troſtloſen Qual, mit all' ſeinem Entſetzen*).

Als nun Elis Fröbom hinab ſchaute in den ungeheuern Schlund, kam ihm in den Sinn, was ihm vor langer Zeit der alte Steuermann ſeines Schiffs erzählt. Dem war es, als er einmal im Fieber gelegen, plötzlich geweſen, als ſeyen die Wellen des Meeres verſtrömt, und unter ihm habe ſich der unermeßliche Abgrund geöffnet, ſo daß er die ſcheußlichen Unthiere der Tiefe erblicke, die ſich zwiſchen tauſenden von ſeltſamen Muſcheln, Korallenſtauden, zwiſchen wunderlichem Geſtein in häßlichen Verſchlingungen hin und her wälzten, bis ſie mit aufgeſperrtem Rachen, zum Tode erſtarrt, liegen geblieben. Ein ſolches Geſicht, meinte der alte Seemann, bedeute den baldigen Tod in den Wellen, und wirklich ſtürzte er auch bald darauf unverſehens von dem Verdeck in das Meer und war rettungslos verſchwunden. Daran dachte Elis, denn wohl bedünkte ihm der Abgrund wie der Boden der von den Wellen verlaſſenen See, und das ſchwarze Geſtein, die blaulichen, rothen Schlacken des Erzes ſchienen ihm abſcheuliche Unthiere, die ihre häßlichen Polypen-Arme nach ihm ausſtreckten. — Es geſchah, daß eben einige Bergleute aus der Teufe emporſtiegen, die in ihrer dunklen Grubentracht, mit ihren ſchwarz verbrannten Geſichtern, wohl anzuſehen waren wie häßliche Unholde, die aus der Erde mühſam hervorgekrochen, ſich den Weg bahnen wollten bis auf die Oberfläche.

Elis fühlte ſich von tiefen Schauern durchbebt und, was dem Seemann noch niemals geſchehen, ihn ergriff der Schwindel; es war ihm, als zögen unſichtbare Hände ihn hinab in den Schlund. —

Mit geſchloſſenen Augen rannte er einige Schritte fort, und erſt als er weit von der Pinge den Guſſrisberg wieder hinabſtieg und er hinaufblickte zum heitern ſonnenhellen Himmel, war ihm alle Angſt jenes ſchauerlichen Anblicks entnommen. Er athmete wieder frei und rief recht aus tiefer Seele: O Herr meines Lebens, was ſind alle

---

*) S. die Beſchreibung der großen Pinge zu Falun in Hausmanns Reiſe durch Skandinavien. V. Theil. Seite 96 ff.

Schauer des Meeres gegen das Entſetzen, was dort in dem öden Steingeklüft wohnt! — Mag der Sturm toben, mögen die ſchwarzen Wolken hinabtauchen in die brauſenden Wellen, bald ſiegt doch wieder die ſchöne herrliche Sonne und vor ihrem freundlichen Antlitz verſtummt das wilde Getöſe, aber nie dringt ihr Blick in jene ſchwarze Höhlen, und kein friſcher Frühlingshauch erquickt dort unten jemals die Bruſt. — Nein, zu euch mag ich mich nicht geſellen, ihr ſchwarzen Erdwürmer, niemals würd' ich mich eingewöhnen können in Euer trübes Leben! —

Elis gedachte in Falun zu übernachten und dann mit dem früheſten Morgen ſeinen Rückweg anzutreten nach Göthaborg.

Als er auf den Marktplatz, der Helſingtorget geheißen, kam, fand er eine Menge Volks verſammelt.

Ein langer Zug von Bergleuten in vollem Staat mit Grubenlichtern in den Händen, Spielleute vorauf, hielt eben vor einem ſtattlichen Hauſe. Ein großer ſchlanker Mann von mittleren Jahren trat heraus, und ſchaute mit mildem Lächeln umher. An dem freien Anſtande, an der offnen Stirn, an den dunkelblau leuchtenden Augen mußte man den ächten Dalkarl erkennen. Die Bergleute ſchloſſen einen Kreis um ihn, jedem ſchüttelte er treuherzig die Hand, mit jedem ſprach er freundliche Worte.

Elis Fröbom erfuhr auf Befragen, daß der Mann Pehrſon Dahlſjö ſey, Masmeiſter Altermann und Beſitzer einer ſchönen Bergsfrälſe bei Stora-Kopparberg. Bergsfrälſe ſind in Schweden Ländereien geheißen, die für die Kupfer- und Silberbergwerke verliehen wurden. Die Beſitzer ſolcher Frälſen haben Kuxe in den Gruben, für deren Betrieb ſie zu ſorgen gehalten ſind. —

Man erzählte dem Elis weiter, daß eben heute der Bergſting (Gerichtstag) geendigt, und daß dann die Bergleute herumzögen bei dem Bergmeiſter, dem Hüttenmeiſter und den Altermännern, überall aber gaſtlich bewirthet würden.

Betrachtete Elis die ſchönen und ſtattlichen Leute mit den freien freundlichen Geſichtern, ſo konnte er nicht mehr an jene Erdwürmer in der großen Pinge denken. Die helle Fröhlichkeit, die, als Pehrſon Dahlſjö hinaus trat, wie aufs neue angefacht durch den ganzen Kreis aufloderte, war wohl ganz anderer Art als der wilde tobende Jubel der Seeleute beim Hönsning.

Dem ſtillen ernſten Elis ging die Art, wie ſich dieſe Bergmänner freuten, recht tief ins Herz. Es wurde ihm unbeſchreiblich wohl zu Muthe, aber der Thränen konnt er ſich vor Rührung kaum enthalten, als einige der jüngern Knappen ein altes Lied anſtimmten, das in gar einfacher in Seele und Gemüth dringender Melodie den Seegen des Bergbaues pries.

Als das Lied geendet, öffnete Pehrſon Dahlsjö die Thüre ſeines Hauſes und alle Bergleute traten nach einander hinein. Elis folgte unwillkührlich und blieb an der Schwelle ſtehen, ſo daß er den ganzen geräumigen Flur überſehen konnte, in dem die Bergleute auf Bänken Platz nahmen. Ein tüchtiges Mahl ſtand auf einem Tiſch bereitet.

Nun ging die hintere Thüre dem Elis gegenüber auf, und eine holde feſtlich geſchmückte Jungfrau trat hinein. Hoch und ſchlank gewachſen, die dunklen Haare in vielen Zöpfen über dem Scheitel aufgeflochten, das nette ſchmucke Mieder mit reichen Spangen zuſammengeneſtelt ging ſie daher in der größten Anmuth der blühendſten Jugend. Alle Bergleute ſtanden auf und ein leiſes freudiges Gemurmel lief durch die Reihen: „Ulla Dahlsjö — Ulla Dahlsjö! — Wie hat „Gott geſegnet unſern wackern Altermann mit dem ſchönen frommen „Himmelskinde!“ — Selbſt den älteſten Bergleuten funkelten die Augen, als Ulla ihnen ſo wie allen übrigen die Hand bot zum freundlichen Gruß. Dann brachte ſie ſchöne ſilberne Krüge, ſchenkte treffliches Aehl, wie es denn nun in Falun bereitet wird, ein, und reichte es dar den frohen Gäſten, indem aller Himmelsglanz der unſchuldvollſten Unbefangenheit ihr holdes Antlitz überſtrahlte.

So wie Elis Fröbom die Jungfrau erblickte, war es ihm, als ſchlüge ein Blitz durch ſein Innres und entflamme alle Himmelsluſt, allen Liebesſchmerz — alle Inbrunſt, die in ihm verſchloſſen. — Ulla Dahlsjö war es, die ihm in dem verhängnißvollen Traum die rettende Hand geboten; er glaubte nun die tiefe Deutung jenes Traums zu errathen, und pries, des alten Bergmanns vergeſſend, das Schickſal, dem er nach Falun gefolgt. —

Aber dann fühlte er ſich, auf der Thürſchwelle ſtehend, ein unbeachteter Fremdling, elend, troſtlos, verlaſſen, und wünſchte, er ſey geſtorben, ehe er Ulla Dahlsjö geſchaut, da er doch nun vergehen müſſe in Liebe und Sehnſucht. Nicht das Auge abzuwenden vermochte er von der holden Jungfrau, und als ſie nun bei ihm ganz nahe vorüberſtreifte, rief er mit leiſer bebender Stimme ihren Namen. Ulla ſchaute ſich um und erblickte den armen Elis, der, glühende Röthe im ganzen Geſicht, mit niedergeſenktem Blick da ſtand — erſtarrt — keines Wortes mächtig.

Ulla trat auf ihn zu und ſprach mit ſüßem Lächeln: Ei ihr ſeyd ja wohl ein Fremdling, lieber Freund! das gewahre ich an Eurer ſeemänniſchen Tracht! — Nun! — warum ſteht Ihr denn ſo auf der Schwelle. — Kommt doch nur hinein und freut Euch mit uns! — Damit nahm ſie ihn bei der Hand, zog ihn in den Flur und reichte ihm einen vollen Krug Aehl! Trinkt, ſprach ſie, trinkt mein lieber Freund auf guten gaſtlichen Willkommen!

Dem Elis war es, als läge er in dem wonnigen Paradieſe eines herrlichen Traums, aus dem er gleich erwachen und ſich unbeſchreiblich elend fühlen werde. Mechaniſch leerte er den Krug. In dem Augenblick trat Pehrſon Dahlsjö an ihn heran und fragte, nachdem er ihm die Hand geſchüttelt zum freundlichen Gruß, von wannen er käme und was ihn hingebracht nach Falun.

Elis fühlte die wärmende Kraft des edlen Getränks in allen Adern. Dem wackern Pehrſon ins Auge blickend wurde ihm heiter und muthig zu Sinn. Er erzählte, wie er, Sohn eines Seemanns, von Kindesbeinen an auf der See geweſen, wie er eben von Oſtindien zurückgekehrt, ſeine Mutter, die er mit ſeinem Solde gehegt und gepflegt, nicht mehr am Leben gefunden, wie er ſich nun ganz verlaſſen auf der Welt fühle, wie ihm nun das wilde Leben auf der See ganz und gar zuwider geworden, wie ſeine innerſte Neigung ihn zum Bergbau treibe, und wie er hier in Falun ſich mühen werde, als Knappe unterzukommen. Das letzte, ſo ſehr allem entgegen, was er vor wenigen Augenblicken beſchloſſen, fuhr ihm ganz unwillkührlich heraus, es war ihm, als hätte er dem Altermann gar nichts anders eröffnen können, ja als wenn er eben ſeinen innerſten Wunſch ausgeſprochen, an den er bisher ſelbſt nur nicht geglaubt.

Pehrſon Dahlsjö ſah den Jüngling mit ſehr ernſtem Blick an, als wollte er ſein Innerſtes durchſchauen, dann ſprach er: Ich mag nicht vermuthen, Elis Fröbom, daß bloßer Leichtſinn Euch von Euerem bisherigen Beruf forttreibt, und daß Ihr nicht alle Mühſeligkeit, alle Beſchwerde des Bergbaues vorher reiflich erwägt habt, ehe Ihr den Entſchluß gefaßt, Euch ihm zu ergeben. Es iſt ein alter Glaube bei uns, daß die mächtigen Elemente, in denen der Bergmann kühn waltet, ihn vernichten, ſtrengt er nicht ſein ganzes Weſen an, die Herrſchaft über ſie zu behaupten, giebt er noch andern Gedanken Raum, die die Kraft ſchwächen, welche er ungetheilt der Arbeit in Erd' und Feuer zuwenden ſoll. Habt Ihr aber Euern innern Beruf genugſam geprüft und ihn bewährt gefunden, ſo ſeyd Ihr zur guten Stunde gekommen. In meiner Kuxe fehlt es an Arbeitern. Ihr könnt, wenn Ihr wollt, nun gleich bei mir bleiben und morgenden Tages mit dem Steiger anfahren, der Euch die Arbeit ſchon anweiſen wird.

Das Herz ging dem Elis auf bei Pehrſon Dahlſjö's Rede. Er dachte nicht mehr an die Schrecken des entſetzlichen Höllenſchlundes, in den er geſchaut. Daß er nun die holde Ulla täglich ſehen, daß er mit ihr unter einem Dache wohnen werde, das erfüllte ihn mit Wonne und Entzücken; er gab den ſüßeſten Hoffnungen Raum.

Pehrſon Dahlſjö that den Bergleuten kund, wie ſich eben ein junger Knappe zum Bergdienſt bei ihm gemeldet und ſtellte ihnen den Elis Fröbom vor.

Alle ſchauten wohlgefällig auf den rüſtigen Jüngling und meinten, mit ſeinem ſchlanken kräftigen Gliederbau ſei er ganz zum Bergmann geboren, und an Fleiß und Frömmigkeit werd' es ihm gewiß auch nicht fehlen.

Einer von den Bergleuten, ſchon hoch in Jahren, näherte ſich und ſchüttelte ihm treuherzig die Hand, indem er ſagte, daß er der Oberſteiger in der Kuxe Pehrſon Dahlſjö's ſey, und daß er ſich's recht angelegen ſeyn laſſen werde, ihn ſorglich in allem zu unterrichten, was ihm zu wiſſen nöthig. Elis mußte ſich zu ihm ſetzen, und ſogleich begann der Alte beim Kruge Aehl weitläuftig über die erſte Arbeit der Knappen zu ſprechen.

Dem Elis kam wieder der alte Bergmann aus Göthaborg in den Sinn und auf beſondere Weiſe wußte er beinahe alles, was der ihm geſagt, zu wiederholen. Ei, rief der Oberſteiger voll Erſtaunen, Elis Fröbom, wo habt ihr denn die ſchönen Kenntniſſe her? — Nun, da kann es euch ja gar nicht fehlen, ihr müßt in kurzer Zeit der tüchtigſte Knappe in der Zeche ſeyn! —

Die ſchöne Ulla, unter den Gäſten auf und ab wandelnd und ſie bewirthend, nickte oft freundlich dem Elis zu und munterte ihn auf recht froh zu ſeyn. Nun ſey er, ſprach ſie, ja nicht mehr fremd, ſondern gehöre ins Haus und nicht mehr das trügeriſche Meer, nein! — Falun mit ſeinen reichen Bergen ſey ſeine Heimath! — Ein ganzer Himmel voll Wonne und Seligkeit that ſich dem Jüngling auf bei Ulla's Worten. Man merkte es wohl, daß Ulla gern bei ihm weilte, und auch Pehrſon Dahlsjö betrachtete ihn in ſeinem ſtillen ernſten Weſen mit ſichtlichem Wohlgefallen.

Das Herz wollte dem Elis doch mächtig ſchlagen, als er wieder bei dem rauchenden Höllenſchlunde ſtand und eingehüllt in die Bergmannstracht, die ſchweren mit Eiſen beſchlagenen Dalkarl-Schuhe an den Füßen mit dem Steiger hinabfuhr in den tiefen Schacht. Bald wollten heiße Dämpfe, die ſich auf ſeine Bruſt legten, ihn erſticken, bald flackerten die Grubenlichter von dem ſchneidend kalten Luftzuge, der die Abgründe durchſtrömte. Immer tiefer und tiefer ging es hinab, zuletzt auf kaum ein Fuß breiten eiſernen Leitern, und Elis Fröbom merkte wohl, daß alle Geſchicklichkeit, die er ſich als Seemann im Klettern erworben, ihm hier nichts helfen könne.

Endlich ſtanden ſie in der tiefſten Teufe und der Steiger gab dem Elis die Arbeit an, die er hier verrichten ſollte.

Elis gedachte der holden Ulla, wie ein leuchtender Engel ſah er ihre Geſtalt über ſich ſchweben und vergaß alle Schrecken des Abgrundes, alle Beſchwerden der mühſeligen Arbeit. Es ſtand nun einmal feſt in ſeiner Seele, daß nur dann, wenn er ſich bei Pehrſon Dahlsjö mit aller Macht des Gemüths, mit aller Anſtrengung, die nur der Körper dulden wolle, dem Bergbau ergebe, vielleicht dereinſt die ſüßeſten Hoffnungen erfüllt werden könnten, und ſo geſchah es, daß er in unglaublich kurzer Zeit es dem geübteſten Bergmann in der Arbeit gleich that.

Mit jedem Tage gewann der wackre Pehrſon Dahlsjö den fleißigen frommen Jüngling mehr lieb und ſagte es ihm öfters unverhohlen, daß er in ihm nicht ſowohl einen tüchtigen Knappen, als einen geliebten Sohn gewonnen. Auch Ulla's innige Zuneigung that ſich immer mehr und mehr kund. Oft, wenn Elis zur Arbeit ging und irgend Gefährliches im Werke war, bat, beſchwor ſie ihn, die hellen Thränen in den Augen, doch nur ja ſich vor jedem Unglück zu hüten. Und wenn er dann zurück kam, ſprang ſie ihm freudig entgegen, und hatte immer das beſte Aehl zur Hand oder ſonſt ein gut Gericht bereitet, ihn zu erquicken.

Das Herz bebte dem Elis vor Freude, als Pehrſon Dahlſjö einmal zu ihm ſprach, daß, da er ohnedieß ein gut Stück Geld mitgebracht, es bey ſeinem Fleiß, bey ſeiner Sparſamkeit ihm gar nicht fehlen könne, künftig zum Beſitzthum eines Berghemmans oder wohl gar einer Bergfrälſe zu gelangen, und daß dann wohl kein Bergbeſitzer zu Falun ihn abweiſen werde, wenn er um die Hand der Tochter werbe. Er hätte nun gleich ſagen mögen, wie unausſprechlich er Ulla liebe, und wie er alle Hoffnung des Lebens auf ihren Beſitz geſtellt. Doch unüberwindliche Scheu, mehr aber wohl noch der bange Zweifel, ob Ulla, wie er manchmal ahne, ihn auch wirklich liebe, verſchloſſen ihm den Mund.

Es begab ſich, daß Elis Fröbom einmal in der tiefſten Teufe arbeitete in dicken Schwefeldampf gehüllt, ſo daß ſein Grubenlicht nur ſchwach durchdämmerte und er die Gänge des Geſteins kaum zu unterſcheiden vermochte. Da hörte er, wie aus noch tieferm Schacht ein Klopfen heraustönte, als werde mit dem Puchhammer gearbeitet. Da dergleichen Arbeit nun nicht wohl in der Teufe möglich, und Elis wohl wußte, daß außer ihm heute niemand herabgefahren, da der Steiger eben die Leute im Förderſchacht anſtellte, ſo wollte ihm das Pochen und Hämmern ganz unheimlich bedünken. Er ließ Handfäuſtel und Eiſen ruhen und horchte zu den hohl anſchlagenden Tönen, die immer näher und näher zu kommen ſchienen. Mit eins gewahrte er dicht neben ſich einen ſchwarzen Schatten und erkannte, da eben ein ſchneidender Luftſtrom den Schwefeldampf verblies, den alten Bergmann von Göthaborg, der ihm zur Seite ſtand. „Glück auf!“ rief der Alte, „Glück auf, Elis Fröbom hier unten im Geſtein! — Nun, wie gefällt dir das Leben, Kamerad?“ — Elis wollte fragen, auf welche wunderbare Art der Alte in den Schacht gekommen; der ſchlug aber mit ſeinem Hammer an das Geſtein mit ſolcher Kraft, daß Feuerfunken umherſtoben und es wie ferner Donner im Schacht wiederhallte und rief dann mit entſetzlicher Stimme: das iſt hier ein herrlicher Trappgang, aber du ſchnöder ſchuftiger Geſelle ſchaueſt nichts als einen Trumm, der kaum eines Strohhalms mächtig. — Hier unten biſt du ein blinder Maulwurf, dem der Metallfürſt ewig abhold bleiben wird, und oben vermagſt du auch nichts zu unternehmen, und ſtellſt vergebens dem Garkönig nach. — Hei! des Pehrſon Dahlſjö Tochter Ulla willſt du zum Weibe gewinnen, deshalb arbeiteſt du hier ohne Lieb' und Gedanken. — Nimm dich in Acht, du falſcher Geſell, daß der Metallfürſt, den du verhöhnſt, dich nicht faßt und hinabſchleudert, daß deine Glieder zerbröckeln am ſcharfen Geſtein. — Und nimmer wird Ulla dein Weib, das ſag ich dir! —

Dem Elis wallte der Zorn auf vor den ſchnöden Worten des Alten. „Was thuſt du,“ rief er, „was thuſt du hier in dem Schacht meines Herrn Pehrſon Dahlsjö, in dem ich arbeite mit aller Kraft und wie es meines Berufs iſt? Hebe dich hinweg, wie du gekommen oder wir wollen ſehen, wer hier unten einer dem andern zuerſt das Gehirn einſchlägt.“ — Damit ſtellte ſich Elis Fröbom trotzig vor den Alten hin und ſchwang ſein eiſernes Handfäuſtel, mit dem er gearbeitet, hoch empor. Der Alte lachte höhniſch auf, und Elis ſah mit Entſetzen wie er behende gleich einer Eichkatz' die ſchmalen Sproſſen der Leiter heraufhüpfte und in dem ſchwarzen Geklüft verſchwand.

Elis fühlte ſich wie gelähmt an allen Gliedern, die Arbeit wollte nicht mehr von Statten gehen, er ſtieg herauf. Als der alte Oberſteiger, der eben aus dem Förderſchacht geſtiegen, ihn gewahrte, rief er: „Um Chriſtus willen, was iſt dir widerfahren, Elis, du ſiehſt blaß und verſtört aus wie der Tod! — Gelt! — der Schwefeldampf, den du noch nicht gewohnt, hat es dir angethan? — Nun — trink, guter Junge, das wird dir wohl thun.“ — Elis nahm einen tüchtigen Schluck Branntwein aus der Flaſche, die ihm der Oberſteiger darbot, und erzählte dann erkräftigt alles, was ſich unten im Schacht begeben, ſo wie, auf welche Weiſe er die Bekanntſchaft des alten unheimlichen Bergmanns in Göthaborg gemacht.

Der Oberſteiger hörte alles ruhig an, dann ſchüttelte er aber bedenklich den Kopf und ſprach: Elis Fröbom, das iſt der alte Torbern geweſen, dem du begegnet, und ich merke nun wohl, daß das mehr als ein Mährlein iſt, was wir uns hier von ihm erzählen. Vor mehr als hundert Jahren gab es hier in Falun einen Bergmann, Namens Torbern. Er ſoll einer der erſten geweſen ſeyn, der den Bergbau zu Falun recht in Flor gebracht hat, und zu ſeiner Zeit war die Ausbeute bey weitem reicher als jetzt. Niemand verſtand ſich damals auf den Bergbau ſo als Torbern, der in tiefer Wiſſenſchaft erfahren, dem ganzen Bergweſen in Falun vorſtand. Als ſey er mit beſonderer höherer Kraft ausgerüſtet, erſchloſſen ſich ihm die reichſten Gänge und kam noch hinzu, daß er ein finſtrer tiefſinniger Mann war, der ohne Weib und Kind, ja ohne eigentliches Obdach in Falun zu haben, beinahe niemals ans Tageslicht kam, ſondern unaufhörlich in den Teufen wühlte, ſo konnte es nicht fehlen, daß bald von ihm die Sage ging, er ſtehe mit der geheimen Macht, die im Schooß der Erde waltet und die Metalle kocht, im Bunde. Auf Torberns ſtrenge Ermahnungen nicht achtend, der unaufhörlich Unglück prophezeite, ſobald nicht wahre Liebe zum wunderbaren Geſtein und Metall den Bergmann zur Arbeit antreibe, weitete man in gewinnſüchtiger Gier die Gruben immer mehr und mehr aus, bis endlich am Johannistage des Jahres Ein tauſend ſechshundert und ſieben und achtzig ſich der fürchterliche Bergſturz ereignete, der unſere ungeheuere Pinge ſchuf, und dabei den ganzen Bau dergeſtalt verwüſtete, daß erſt nach vielem Mühen und mit vieler Kunſt mancher Schacht wieder hergeſtellt werden konnte. Von Torbern war nichts mehr zu hören und zu ſehn, und gewiß ſchien es, daß er in der Teufe arbeitend, durch den Einſturz verſchüttet. — Bald darauf, und zwar, als die Arbeit immer beſſer und beſſer von ſtatten ging, behaupteten die Hauer, ſie hätten im Schacht den alten Torbern geſehen, der ihnen allerlei guten Rath ertheilt und die ſchönſten Gänge gezeigt. Andere hatten den Alten oben an der Pinge umherſtreichend erblickt, bald wehmüthig klagend, bald zornig tobend. Andere Jünglinge kamen ſo wie du hieher und behaupteten, ein alter Bergmann habe ſie ermahnt zum Bergbau und hieher gewieſen. Das geſchah allemal, wenn es an Arbeitern mangeln wollte, und wohl mochte der alte Torbern auch auf dieſe Weiſe für den Bergbau ſorgen. — Iſt es nun wirklich der alte Torbern geweſen, mit dem du Streit gehabt im Schacht, und hat er von einem herrlichen Trappgange geſprochen, ſo iſt es gewiß, daß dort eine reiche Eiſen-Ader befindlich, der wir morgen nachſpüren wollen. — Du haſt nehmlich nicht vergeſſen, daß wir hier die Eiſengehaltige Ader im Geſtein, Trappgang nennen, und daß Trum eine Ader von dem Gange iſt, die ſich in verſchiedene Theile zerſchlägt und wohl gänzlich auseinander geht. —

Als Elis Fröbom von mancherlei Gedanken hin und hergeworfen eintrat in Pehrſon Dahlſjö's Haus, kam ihm nicht wie ſonſt Ulla freundlich entgegen. Mit niedergeſchlagenem Blick, und wie Elis zu bemerken glaubte, mit verweinten Augen ſaß Ulla da und neben ihr ein ſtattlicher junger Mann, der ihre Hand feſthielt in der ſeinigen und ſich mühte allerlei freundliches ſcherzhaftes vorzubringen, worauf Ulla aber nicht ſonderlich achtete. — Pehrſon Dahlſjö zog den Elis, der von trüber Ahnung ergriffen den ſtarren Blick auf das Paar heftete, fort ins andere Gemach und begann: Nun, Elis Fröbom, wirſt du bald deine Liebe zu mir, deine Treue beweiſen können, denn, habe ich dich ſchon immer wie meinen Sohn gehalten, ſo wirſt du es nun wirklich werden ganz und gar. Der Mann, den du bei mir ſiehſt, iſt der reiche Handelsherr Eric Olawſen geheißen, aus Göthaborg. Ich geb' ihm auf ſein Werben meine Tochter zum Weibe; er zieht mit ihr nach Göthaborg und du bleibſt dann allein bei mir, Elis, meine einzige Stütze im Alter. — Nun Elis, du bleibſt ſtumm? — du erbleichſt, ich hoffe nicht, daß dir mein Entſchluß mißfällt, daß du jetzt, da meine Tochter mich verlaſſen muß, auch von mir willſt! — doch ich höre Herrn Olawſen meinen Namen nennen — ich muß hinein! —

Damit ging Pehrſon wieder in das Gemach zurück.

Elis fühlte ſein Inneres von tauſend glühenden Meſſern zerfleiſcht. — Er hatte keine Worte, keine Thränen. — In wilder Verzweiflung rannte er aus dem Hauſe fort — fort — bis zur großen Pinge. Bot das ungeheure Geklüft ſchon im Tageslicht einen entſetzlichen Anblick dar, ſo war vollends jetzt, da die Nacht eingebrochen und die Mondesſcheibe erſt aufdämmerte, das wüſte Geſtein anzuſehen, als wühle und wälze unten eine zahlloſe Schaar gräßlicher Unthiere, die ſcheußliche Ausgeburt der Hölle, ſich durcheinander am rauchenden Boden und blitze herauf mit Flammen-Augen und ſtrecke die rieſigen Krallen aus nach dem armen Menſchenvolk. —

„Torbern — Torbern!“ ſchrie Elis mit furchtbarer Stimme, daß die öden Schlüfte wiederhallten — „Torbern, hier bin ich! — Du „hatteſt Recht, ich war ein ſchuftiger Geſell, daß ich alberner Lebenshoffnung auf der Oberfläche der Erde mich hingab! — Unten liegt „mein Schatz, mein Leben, mein Alles! — ſteig herab mit mir, zeig „mir die reichſten Trappgänge, da will ich wühlen und bohren und „arbeiten und das Licht des Tages fürder nicht mehr ſchauen! — „Torbern! — Torbern — ſteig herab mit mir!“ —

Elis nahm Stahl und Stein aus der Taſche, zündete ſein Grubenlicht an und ſtieg hinab in den Schacht, den er geſtern befahren, ohne daß ſich der Alte ſehen ließ. Wie ward ihm, als er in der tiefſten Teufe deutlich und klar den Trappgang erblickte, ſo daß er ſeiner Saalbänder Streichen und Fallen zu erkennen vermochte.

Doch als er feſter und feſter den Blick auf die wunderbare Ader im Geſtein richtete, war es als ginge ein blendendes Licht durch den ganzen Schacht, und ſeine Wände wurden durchſichtig wie der reinſte Kryſtall. Jener verhängnißvolle Traum, den er in Göthaborg geträumt, kam zurück. Er blickte in die paradieſiſche Gefilde der herrlichſten Metallbäume und Pflanzen, an denen wie Früchte, Blüthen und Blumen feuerſtrahlende Steine hingen. Er ſah die Jungfrauen, er ſchaute das hohe Antlitz der mächtigen Königin. Sie erfaßte ihn, zog ihn hinab, drückte ihn an ihre Bruſt, da durchzuckte ein glühender Strahl ſein Inneres und ſein Bewußtſein war nur das Gefühl als ſchwämme er in den Wogen eines blauen durchſichtig funkelnden Nebels. —

Elis Fröbom, Elis Fröbom! — rief eine ſtarke Stimme von oben herab und der Wiederſchein von Fackeln fiel in den Schacht. Pehrſon Dahlsjö ſelbſt war es, der mit dem Steiger hinab kam, um den Jüngling, den ſie wie im hellen Wahnſinn nach der Pinge rennen geſehen, zu ſuchen.

Sie fanden ihn wie erſtarrt ſtehend, das Geſicht gedrückt in das kalte Geſtein.

„Was," rief Pehrſon ihn an, „was machſt Du hier unten zur Nachtzeit, unbeſonnener junger Menſch! — Nimm deine Kraft zuſammen und ſteige mit uns herauf, wer weiß, was Du oben Gutes erfahren wirſt!"

In tiefem Schweigen ſtieg Elis herauf, in tiefem Schweigen folgte er dem Pehrſon Dahlsjö, der nicht aufhörte, ihn tapfer auszuſchelten, daß er ſich in ſolche Gefahr begeben.

Der Morgen war hell aufgegangen als ſie ins Haus traten. Ulla ſtürzte mit einem lauten Schrei dem Elis an die Bruſt, und nannte ihn mit den ſüßeſten Namen. Aber Pehrſon Dahlsjö ſprach zu Elis: „Du Thor! mußte ich es denn nicht längſt wiſſen, daß Du Ulla liebteſt, und wohl nur Ihretwegen mit ſo vielem Fleiß und Eifer in der Grube arbeiteteſt? Mußte ich nicht längſt gewahren, daß auch Ulla Dich liebte recht aus dem tiefſten Herzensgrunde? Konnte ich mir einen beſſern Eidam wünſchen, als einen tüchtigen fleißigen frommen Bergmann, als eben Dich, mein braver Elis? — Aber daß ihr ſchwiegt, das ärgerte, das kränkte mich." — „Haben wir," unterbrach Ulla den Vater, „haben wir denn ſelbſt gewußt, daß wir uns ſo unausſprechlich liebten?" — Mag, fuhr Pehrſon Dahlsjö fort, mag dem ſein wie ihm wolle, genug ich ärgerte mich, daß Elis nicht offen und ehrlich von ſeiner Liebe zu mir ſprach und deshalb, und weil ich Dein Herz auch prüfen wollte, förderte ich geſtern das Mährchen mit Herrn Eric Olawſen zu Tage, worüber Du bald zu Grunde gegangen wärſt. Du toller Menſch! — Herr Eric Olawſen iſt ja längſt verheirathet und Dir, braver Elis Fröbom, gebe ich meine Tochter zum Weibe, denn ich wiederhole es, keinen beſſern Schwiegerſohn konnt' ich mir wünſchen.

Dem Elis rannten die Thränen herab vor lauter Wonne und Freude. Alles Lebensglück war ſo unerwartet auf ihn herabgekommen und es mußte ihm beinahe bedünken, er ſtehe abermals im ſüßen Traum! —

Auf Pehrſon Dahlsjö's Gebot ſammelten ſich die Bergleute Mittags zum frohen Mahl.

Ulla hatte ſich in ihren ſchönſten Schmuck gekleidet und ſah anmuthiger aus als jemals, ſo daß alle einmal über das andere riefen: Ei, welche hochherrliche Braut hat unſer wackerer Elis Fröbom erworben! — Nun! — der Himmel ſegne beide in ihrer Frömmigkeit und Tugend!

Auf Elis Fröbom's bleichem Geſicht lag noch das Entſetzen der Nacht und oft ſtarrte er vor ſich hin, wie entrückt allem, was ihn umgab.

Was iſt Dir, mein Elis? fragte Ulla. Elis drückte ſie an ſeine Bruſt und ſprach: ja, ja! — Du biſt wirklich mein und nun iſt ja alles gut! —

Mitten in aller Wonne war es dem Elis manchmal als griffe auf einmal eine eiskalte Hand in ſein Inneres hinein und eine dunkle Stimme ſpräche: iſt es denn nun noch dein Höchſtes, daß du Ulla erworben? Du armer Thor! — Haſt du nicht das Antlitz der Königin geſchaut? —

Er fühlte ſich beinahe übermannt von einer unbeſchreiblichen Angſt, der Gedanke peinigte ihn, es werde nun plötzlich einer von den Bergleuten rieſengroß ſich vor ihm erheben, und er werde zu ſeinem Entſetzen den Torbern erkennen, der gekommen ihn fürchterlich zu mahnen an das unterirdiſche Reich der Steine und Metalle, dem er ſich ergeben!

Und doch wußte er wieder gar nicht, warum ihm der geſpenſtiſche Alte feindlich ſeyn, was überhaupt ſein Bergmanns-Handthieren mit ſeiner Liebe zu ſchaffen haben ſolle.

Pehrſon merkte wohl Elis Fröboms verſtörtes Weſen und ſchrieb es dem überſtandenen Weh, der nächtlichen Fahrt in den Schacht zu. Nicht ſo Ulla, die von geheimer Ahnung ergriffen, in den Geliebten drang, ihr doch nur zu ſagen, was ihm denn Entſetzliches begegnet, das ihn ganz von ihr hinwegreiße. Dem Elis wollte die Bruſt zerſpringen. — Vergebens rang er darnach, der Geliebten von dem wunderbaren Geſicht, das ſich ihm in der Teufe aufgethan, zu erzählen. Es war als verſchlöſſe ihm eine unbekannte Macht mit Gewalt den Mund, als ſchaue aus ſeinem Innern heraus das furchtbare Antlitz der Königin, und nenne er ihren Namen, ſo würde, wie bei dem Anblick des entſetzlichen Meduſenhauptes ſich alles um ihn her verſteinen zum düſtern ſchwarzen Geklüft! — Alle Herrlichkeit, die ihn unten in der Teufe mit der höchſten Wonne erfüllt, erſchien ihm jetzt wie eine Hölle voll troſtloſer Qual trügeriſch ausgeſchmückt zur verderblichſten Verlockung!

Pehrſon Dahlſjö gebot, daß Elis Fröbom einige Tage hindurch daheim bleiben ſolle, um ſich ganz von der Krankheit zu erholen, in die er gefallen ſchien. In dieſer Zeit verſcheuchte Ulla's Liebe, die nun hell und klar aus ihrem kindlichen frommen Herzen ausſtrömte, das Andenken an die verhängnißvollen Abentheuer im Schacht. Elis lebte ganz auf in Wonne und Freude und glaubte an ſein Glück, das wohl keine böſe Macht mehr verſtören könne.

Als er wieder hinabfuhr in den Schacht, kam ihm in der Teufe alles ganz anders vor wie ſonſt. Die herrlichſten Gänge lagen offen ihm vor Augen, er arbeitete mit verdoppeltem Eifer, er vergaß alles, er mußte ſich, auf die Oberfläche hinaufgeſtiegen, auf Pehrſon Dahlſjö, ja auf ſeine Ulla beſinnen, er fühlte ſich wie in zwei Hälften getheilt, es war ihm, als ſtiege ſein beſſeres, ſein eigentliches Ich hinab in den Mittelpunkt der Erdkugel und ruhe aus in den Armen der Königin, während er in Falun ſein düſteres Lager ſuche. Sprach Ulla mit ihm von ihrer Liebe und wie ſie ſo glücklich mit einander leben würden, ſo begann er von der Pracht der Teufen zu reden, von den unermeßlich reichen Schätzen, die dort verborgen lägen und verwirrte ſich dabei in ſolch' wunderliche unverſtändliche Reden, daß Angſt und Beklommenheit das arme Kind ergriff und ſie gar nicht wußte, wie Elis ſich auf einmal ſo in ſeinem ganzen Weſen geändert. — Dem Steiger, Pehrſon Dahlſjö'n ſelbſt verkündete Elis unaufhörlich in voller Luſt, wie er die reichhaltigſten Adern, die herrlichſten Trappgänge entdeckt, und wenn ſie dann nichts fanden als taubes Geſtein, ſo lachte er höhniſch und meinte, freilich verſtehe er nur allein die geheimen Zeichen, die bedeutungsvolle Schrift, die die Hand der Königin ſelbſt hineingrabe in das Steingeklüft, und genug ſey es auch eigentlich, dieſe Zeichen zu verſtehen, ohne das, was ſie verkündeten, zu Tage zu fördern.

Wehmüthig blickte der alte Steiger den Jüngling an, der mit wild funkelndem Blick von dem glanzvollen Paradieſe ſprach, das im tiefen Schooß der Erde aufleuchte.

Ach Herr, liſpelte der Alte Pehrſon Dahlſjö'n leiſe ins Ohr, ach Herr! dem armen Jungen hat's der böſe Torbern angethan! —

Glaubt, erwiederte Pehrſon Dahlſjö, glaubt nicht an ſolche Bergmanns-Mährlein, Alter! — Dem tiefſinnigen Neriker hat die Liebe den Kopf verrückt, das iſt alles. Laßt nur erſt die Hochzeit vorüber ſeyn, dann wird's ſich ſchon geben mit den Trappgängen und Schätzen und dem ganzen unterirdiſchen Paradieſe! —

Der von Pehrſon Dahlſjö beſtimmte Hochzeitstag kam endlich heran. Schon einige Tage vorher war Elis Fröbom ſtiller, ernſter, in ſich gekehrter geweſen als jemals, aber auch nie hatte er ſich ſo ganz in Liebe der holden Ulla hingegeben als in dieſer Zeit. Er mochte ſich keinen Augenblick von ihr trennen, deshalb ging er nicht zur Grube; er ſchien an ſein unruhiges Bergmannstreiben gar nicht zu denken, denn kein Wort von dem unterirdiſchen Reich kam über ſeine Lippen. Ulla war ganz voll Wonne; alle Angſt, wie vielleicht die bedrohlichen Mächte des unterirdiſchen Geklüfts, von denen ſie oft alte Bergleute reden gehört, ihren Elis ins Verderben locken würden, war verſchwunden. Auch Pehrſon Dahlſjö ſprach lächelnd zum alten Steiger: Seht Ihr wohl, daß Elis Fröbom nur ſchwindlicht geworden im Kopfe vor Liebe zu meiner Ulla! —

Am frühen Morgen des Hochzeitstages — es war der Johannistag — klopfte Elis an die Kammer ſeiner Braut. Sie öffnete und fuhr erſchrocken zurück, als ſie den Elis erblickte ſchon in den Hochzeitskleidern, todtbleich, dunkles ſprühendes Feuer in den Augen. „Ich will,“ ſprach er mit leiſer ſchwankender Stimme, „ich will Dir nur ſagen, meine herzgeliebte Ulla, daß wir dicht an der Spitze des höchſten Glücks ſtehen, wie es nur dem Menſchen hier auf Erden beſchieden. Mir iſt in dieſer Nacht alles entdeckt worden. Unten in der Teufe liegt in Chlorit und Glimmer eingeſchloſſen der kirſchroth funkelnde Almandin, auf den unſere Lebenstafel eingegraben, den mußt Du von mir empfangen als Hochzeitsgabe. Er iſt ſchöner als der herrlichſte blutrothe Karfunkel, und wenn wir in treuer Liebe verbunden hineinblicken in ſein ſtrahlendes Licht, können wir es deutlich erſchauen, wie unſer Inneres verwachſen iſt mit dem wunderbaren Gezweige, das aus dem Herzen der Königin im Mittelpunkt der Erde emporkeimt. Es iſt nur nöthig, daß ich dieſen Stein hinauffördere zu Tage, und das will ich nunmehro thun. Gehab Dich ſo lange wohl, meine herzgeliebte Ulla! — bald bin ich wieder hier.“

Ulla beſchwor den Geliebten mit heißen Thränen doch abzuſtehen von dieſem träumeriſchen Unternehmen, da ihr großes Unglück ahne; doch Elis Fröbom verſicherte, daß er ohne jenes Geſtein niemals eine ruhige Stunde haben würde, und daß an irgend eine bedrohliche Gefahr gar nicht zu denken ſey. Er drückte die Braut innig an ſeine Bruſt und ſchied von dannen.

Schon waren die Gäſte verſammelt um das Brautpaar nach der Kopparbergs-Kirche, wo nach gehaltenem Gottesdienſt die Trauung vor ſich gehen ſollte, zu geleiten. Eine ganze Schaar zierlich geſchmückter Jungfrauen, die, nach der Sitte des Landes, als Brautmädchen der Braut voranziehen ſollten, lachten und ſcherzten um Ulla her. Die Muſikanten ſtimmten ihre Inſtrumente und verſuchten einen fröhlichen Hochzeitsmarſch. — Schon war es beinahe Mittag, noch immer ließ ſich Elis Fröbom nicht ſehen. Da ſtürzten plötzlich Bergleute herbei Angſt und Entſetzen in den bleichen Geſichtern, und meldeten, wie eben ein fürchterlicher Bergfall die ganze Grube, in der Dahlſjö's Kuxe befindlich, verſchüttet.

„Elis — mein Elis, du biſt hin — hin!“ — So ſchrie Ulla laut auf und fiel wie todt nieder. — Nun erfuhr erſt Pehrſon Dahlſjö von dem Steiger, daß Elis am frühen Morgen nach der großen Pinge gegangen und hinabgefahren, ſonſt hatte, da Knappen und Steiger zur Hochzeit geladen, niemand in dem Schacht gearbeitet. Pehrſon Dahlſjö, alle Bergleute eilten hinaus, aber alle Nachforſchungen, ſo wie ſie nur ſelbſt mit der höchſten Gefahr des Lebens möglich, blieben vergebens. Elis Fröbom wurde nicht gefunden. Gewiß war es, daß der Erdſturz den Unglücklichen im Geſtein begraben; und ſo kam Elend und Jammer über das Haus des wackern Pehrſon Dahlſjö, in dem Augenblick, als er Ruhe und Frieden für ſeine alten Tage ſich zu bereiten gedacht.

Längſt war der wackre Masmeiſter Altermann Pehrſon Dahlſjö geſtorben, längſt ſeine Tochter Ulla verſchwunden, niemand in Falun wußte von beiden mehr etwas, da ſeit Fröboms unglückſeligem Hochzeitstage wohl an die funfzig Jahre verfloſſen. Da geſchah es, daß die Bergleute, als ſie zwiſchen zwei Schachten einen Durchſchlag verſuchten, in einer Teufe von dreihundert Ellen im Vitriolwaſſer den Leichnam eines jungen Bergmanns fanden, der verſteinert ſchien, als ſie ihn zu Tage förderten.

Es war anzuſehen, als läge der Jüngling in tiefem Schlaf, ſo friſch, ſo wohl erhalten waren die Züge ſeines Antlitzes, ſo ohne alle Spur der Verweſung ſeine zierliche Bergmannskleider, ja ſelbſt die Blumen an der Bruſt. Alles Volk aus der Nähe ſammelte ſich um den Jüngling, den man heraufgetragen aus der Pinge, aber niemand kannte die Geſichtszüge des Leichnams, und keiner der Bergleute vermochte ſich auch zu entſinnen, daß irgend einer der Kameraden verſchüttet. Man ſtand im Begriff, den Leichnam weiter fortzubringen nach Falun, als aus der Ferne ein ſteinaltes eisgraues Mütterchen auf Krücken heranhinkte. „Dort kommt das Johannismütterchen!“ riefen einige von den Bergleuten. Dieſen Namen hatten ſie der Alten gegeben, die ſie ſchon ſeit vielen Jahren bemerkt, wie ſie jedesmal am Johannistage erſchien, in die Tiefe ſchauend, die Hände ringend, in den wehmütigſten Tönen ächzend und klagend an der Pinge umherſchlich und dann wieder verſchwand.

Kaum hatte die Alte den erſtarrten Jüngling erblickt, als ſie beide Krücken fallen ließ, die Arme hoch empor ſtreckte zum Himmel und mit dem herzzerſchneidendſten Ton der tiefſten Klage rief: „O Elis Fröbom — o mein Elis — mein ſüßer Bräutigam!“ Und danun kauerte ſie neben dem Leichnam nieder und faßte die erſtarrten Hände und drückte ſie an ihre im Alter erkaltete Bruſt, in der noch, wie heiliges Naphthafeuer unter der Eisdecke, ein Herz voll heißer Liebe ſchlug. „Ach,“ ſprach ſie dann, ſich im Kreiſe umſchauend, „ach niemand, niemand von Euch kennt mehr die arme Ulla Dahlſjö, dieſes Jünglings glückliche Braut vor funfzig Jahren! — Als ich mit Gram und Jammer fortzog nach Ornäs, da tröſtete mich der alte Torbern und ſprach, ich würde meinen Elis, den das Geſtein begrub am Hochzeitstage, noch wiederſehen hier auf Erden, und da bin ich Jahr aus Jahr ein hergekommen und habe ganz Sehnſucht und treue Liebe hinabgeſchaut in die Tiefe. — Und heute iſt mir ja wirklich ſolch ſeliges Wiederſehen vergönnt! — O mein Elis — mein geliebter Bräutigam!“

Aufs neue ſchlang ſie die dürren Arme um den Jüngling, als wolle ſie ihn nimmer laſſen, und alle ſtanden tiefbewegt ringsumher.

Leiſer und leiſer wurden die Seufzer, wurde das Schluchzen der Alten, bis es dumpf verhallte.

Die Bergleute traten hinzu, ſie wollten die arme Ulla aufrichten, aber ſie hatte ihr Leben ausgehaucht auf dem Leichnam des erſtarrten Bräutigams. Man bemerkte, daß der Körper des Unglücklichen, der fälſchlicher Weiſe für verſteinert gehalten, in Staub zu zerfallen begann.

In der Kopparbergs-Kirche, dort, wo vor funfzig Jahren das Paar getraut werden ſollte, wurde die Aſche des Jünglings beigeſetzt und mit ihr die Leiche der bis in den bittern Tod getreuen Braut. —

Ich merke, ſprach Theodor, als er geendet und die Freunde ſchweigend vor ſich hinblickten, ich merke es wohl, daß Euch meine Erzählung nicht ganz recht iſt, oder behagt Euch nur in dieſem Augenblick vielleicht nicht der düſtre wehmüthige Stoff?

Es iſt nicht anders, erwiderte Ottmar, Deine Erzählung läßt einen ſehr wehmüthigen Eindruck zurück, aber, aufrichtig geſtanden, will mir all der Aufwand von ſchwediſchen Bergfröhlichkeiten, Volksfeſten, geſpenſtiſchen Bergmännern und Viſionen gar nicht recht gefallen. Die einfache Beſchreibung in Schuberts Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft, wie der Jüngling in der Erzgrube zu Falun gefunden wurde, an dem ein altes Mütterchen ihren ver funfzig Jahren verſchütteten Bräutigam wieder erkannte, hat viel tiefer auf mich gewirkt.

Ich flehe, rief Theodor lächelnd, unſern Patron den Einſiedler Serapion an, daß er mich in Schutz nehme, denn wahrlich, mir ging nun einmal die Geſchichte von dem Bergmann mit den lebendigſten Farben gerade ſo auf, wie ich ſie erzählt habe.

Laßt, ſprach Lothar, jedem ſeine Weiſe. Aber gut iſt es, lieber Theodor, daß Du uns die Geſchichte vorlaſeſt, die wir alle, mein' ich, etwas von der Bergmannswiſſenſchaft, ſo wie von den Bergwerken zu Falun und den Schwediſchen Sitten und Gebräuchen gehört haben. Andere würden Dir mit Recht vorwerfen, daß Du durch zu viele bergmänniſche Ausdrücke oft unverſtändlich wurdeſt, und manche würden ſogar, da Du ſo oft von dem ſchönen Oel ſprichſt, womit ſich die Leute traktiren, auf den Gedanken gerathen, daß die guten Faluner und Göthaborger ſchnödes Baumöl ſaufen, da jenes Oel doch nichts anders iſt als ein ſchönes, ſtarkes Bier.

„Mir hat," nahm Cyprian das Wort, „Theodors Erzählung doch im Ganzen nicht ſo ſehr mißfallen als Dir Ottmar. Wie oft ſtellten Dichter Menſchen, welche auf irgend eine entſetzliche Weiſe untergeben, als im ganzen Leben mit ſich entzweit, als von unbekannten finſtren Mächten befangen dar. Dies hat Theodor auch gethan, und mich wenigſtens ſpricht dies immer deshalb an, weil ich meine, daß es tief in der Natur begründet iſt. Ich habe Menſchen gekannt, die ſich plötzlich im ganzen Weſen veränderten, die entweder in ſich hinein erſtarrten oder wie von böſen Mächten raſtlos verfolgt in ſteter Unruhe umhergetrieben wurden und die bald dieſes, bald jenes entſetzliche Ereigniß aus dem Leben fortriß." Halt, rief Lothar — halt! — laſſen wir dem Geiſterſeheriſchen Cyprian nur was weniges Raum, ſo gerathen wir gleich in ein Labyrinth von Ahnungen und Träumen! — Erlaubt, daß ich unſere trübe Stimmung mit einem mal vernichte, indem ich Euch zum Schluß unſeres heutigen Clubbs ein Kindermährchen mittheile, das ich vor einiger Zeit aufſchrieb, und das mir, ſo glaub ich, der tolle Spukgeiſt Droll ſelbſt eingegeben hat.

Ein Kindermährchen — Du Lothar ein Kindermährchen! — So riefen alle.

Ja, ſprach Lothar, wahnwitzig mag es Euch bedünken, daß ich es unternahm, ein Kindermährchen zu ſchreiben, aber hört mich erſt und dann urtheilt.

Lothar zog ein ſauber geſchriebenes Heft hervor und las:

Nußknacker und Mauſekönig.

Der Weihnachtsabend.

Am vier und zwanzigſten Dezember durften die Kinder des Medizinalraths Stahlbaum den ganzen Tag über durchaus nicht in die Mittelſtube hinein, viel weniger in das daran ſtoßende Prunkzimmer. In einem Winkel des Hinterſtübchens zuſammengekauert, ſaßen Fritz und Marie, die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen und es wurde ihnen recht ſchaurig zu Muthe, als man, wie es gewöhnlich an dem Tage geſchah, kein Licht hereinbrachte. Fritz entdeckte ganz insgeheim wiſpernd der jüngern Schweſter (ſie war eben erſt ſieben Jahr alt worden) wie er ſchon ſeit früh Morgens es habe in den verſchloſſenen Stuben rauſchen und raſſeln, und leiſe pochen hören. Auch ſey nicht längſt ein kleiner dunkler Mann mit einem großen Kaſten unter dem Arm über den Flur geſchlichen, er wiſſe aber wohl, daß es niemand anders geweſen als Pathe Droßelmeier. Da ſchlug Marie die kleinen Händchen vor Freude zuſammen und rief: Ach, was wird nur Pathe Droßelmeier für uns ſchönes gemacht haben. Der Ober-Gerichtsrath Droßelmeier war gar kein hübſcher Mann, nur klein und mager, hatte viele Runzeln im Geſicht, ſtatt des rechten Auges ein großes ſchwarzes Pflaſter und auch gar keine Haare, weshalb er eine ſehr ſchöne weiße Perücke trug, die war aber von Glas und ein künſtliches Stück Arbeit. Ueberhaupt war der Pathe ſelbſt auch ein ſehr künſtlicher Mann, der ſich ſogar auf Uhren verſtand und ſelbſt welche machen konnte. Wenn daher eine von den ſchönen Uhren in Stahlbaums Hauſe krank war und nicht ſingen konnte, dann kam Pathe Droßelmeier, nahm die Glasperücke ab, zog ſein gelbes Röckchen aus, band eine blaue Schürze um und ſtach mit ſpitzigen Inſtrumenten in die Uhr hinein, ſo daß es der kleinen Marie ordentlich wehe that, aber es verurſachte der Uhr gar keinen Schaden, ſondern ſie wurde vielmehr wieder lebendig und fing gleich an recht luſtig zu ſchnurren, zu ſchlagen und zu ſingen, worüber denn Alles große Freude hatte. Immer trug er, wenn er kam, was hübſches für die Kinder in der Taſche, bald ein Männlein, das die Augen verdrehte und Complimente machte, welches komiſch anzuſehen war, bald eine Doſe, aus der ein Vögelchen heraushüpfte, bald was anderes. Aber zu Weihnachten, da hatte er immer ein ſchönes künſtliches Werk verfertigt, das ihm viel Mühe gekoſtet, weshalb es auch, nachdem es einbeſcheert worden, ſehr ſorglich von den Eltern aufbewahrt wurde. — „Ach, was wird nur Pathe Droßelmeier für uns ſchönes gemacht haben," rief nun Marie; Fritz meinte aber, es könne wohl diesmal nichts anders ſeyn, als eine Feſtung, in der allerlei ſehr hübſche Soldaten auf- und abmarſchirten und exerzirten und dann müßten andere Soldaten kommen, die in die Feſtung hineinwollten, aber nun ſchöſſen die Soldaten von innen heraus mit Kanonen, daß es tüchtig brauſte und knallte. Nein, nein, unterbrach Marie den Fritz: Pathe Droßelmeier hat mir von einem ſchönen Garten erzählt, darin iſt ein großer See, auf dem ſchwimmen ſehr herrliche Schwäne mit goldnen Halsbändern herum und ſingen die hübſcheſten Lieder. Dann kommt ein kleines Mädchen aus dem Garten an den See und lockt die Schwäne heran, und füttert ſie mit ſüßem Marzipan. „Schwäne freſſen keinen Marzipan," fiel Fritz etwas rauh ein, „und einen ganzen Garten kann Pathe Droßelmeier auch nicht machen. Eigentlich haben wir wenig von ſeinen Spielſachen; es wird uns ja alles gleich wieder weggenommen, da iſt mir denn doch das viel lieber, was uns Papa und Mama einbeſcheeren, wir behalten es fein und können damit machen, was wir wollen." Nun riethen die Kinder hin und her, was es wohl diesmal wieder geben könne. Marie meinte, daß Mamſell Trutchen (ihre große Puppe) ſich ſehr verändere, denn ungeſchickter als jemals fiele ſie jeden Augenblick auf den Fußboden, welches ohne garſtige Zeichen im Geſicht nicht abginge, und dann ſey an Reinlichkeit in der Kleidung gar nicht mehr zu denken. Alles tüchtige Ausſchelten helfe nichts. Auch habe Mama gelächelt, als ſie ſich über Gretchens kleinen Sonnenſchirm ſo gefreut. Fritz verſicherte dagegen, ein tüchtiger Fuchs fehle ſeinem Marſtall durchaus, ſo wie ſeinen Truppen gänzlich an Kavallerie, das ſei dem Papa recht gut bekannt. — So wußten die Kinder wohl, daß die Eltern ihnen allerlei ſchöne Gaben eingekauft hatten, die ſie nun aufſtellten, es war ihnen aber auch gewiß, daß dabei der liebe heilige

Chriſt mit gar freundlichen frommen Kindesaugen hineinleuchte und daß wie von ſegensreicher Hand berührt, jede Weihnachtsgabe herrliche Luſt bereite wie keine andere. Daran erinnerte die Kinder, die immerfort von den zu erwartenden Geſchenken wisperten, ihre ältere Schweſter Luiſe hinzufügend, daß es nun aber auch der heilige Chriſt ſey, der durch die Hand der lieben Eltern den Kindern immer das beſcheere, was ihnen wahre Freude und Luſt bereiten könne, das wiſſe er viel beſſer als die Kinder ſelbſt, die mußten daher nicht allerlei wünſchen und hoffen, ſondern ſtill und fromm erwarten, was ihnen beſcheert worden. Die kleine Marie wurde ganz nachdenklich, aber Fritz murmelte vor ſich hin: Einen Fuchs und Huſaren hätt' ich nun einmal gern.

Es war ganz finſter geworden. Fritz und Marie, feſt an einander gerückt, wagten kein Wort mehr zu reden, es war ihnen, als rauſche es mit linden Flügeln um ſie her und als ließe ſich eine ganz ferne, aber ſehr herrliche Muſik vernehmen. Ein heller Schein ſtreifte an der Wand hin, da wußten die Kinder, daß nun das Chriſtkind auf glänzenden Wolken fortgeflogen zu andern glücklichen Kindern. In dem Augenblick ging es mit ſilberhellem Ton: Klingling, klingling, die Thüren ſprangen auf, und ſolch ein Glanz ſtrahlte aus dem großen Zimmer hinein, daß die Kinder mit lautem Ausruf: Ach! — Ach! wie erſtarrt auf der Schwelle ſtehen blieben. Aber Papa und Mama traten in die Thüre, faßten die Kinder bei der Hand und ſprachen: Kommt doch nur, kommt doch nur, ihr lieben Kinder und ſeht, was euch der heilige Chriſt beſcheert hat.

Die Gaben.

Ich wende mich an Dich ſelbſt, ſehr geneigter Leſer oder Zuhörer Fritz — Theodor — Ernſt — oder wie du ſonſt heißen magſt und bitte dich, daß du dir deinen letzten mit ſchönen bunten Gaben reich geſchmückten Weihnachtstiſch recht lebhaft vor Augen bringen mögeſt, dann wirſt Du es Dir wohl auch denken können, wie die Kinder mit glänzenden Augen ganz verſtummt ſtehen blieben, wie erſt nach einer Weile Marie mit einem tiefen Seufzer rief: Ach wie ſchön — ach wie ſchön, und Fritz einige Luſtſprünge verſuchte, die ihm überaus wohl geriethen. Aber die Kinder mußten auch das ganze Jahr über beſonders artig und fromm geweſen ſeyn, denn nie war ihnen ſo viel ſchönes, herrliches einbeſcheert werden, als dieſesmal. Der große Tannenbaum in der Mitte trug viele goldne und ſilberne Aepfel, und wie Knoſpen und Blüthen keimten Zuckermandeln und bunte Bonbons und was es ſonſt noch für ſchönes Naſchwerk giebt, aus allen Aeſten. Als das ſchönſte an dem Wunderbaum mußte aber wohl gerühmt werden, daß in ſeinen Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten und er ſelbſt in ſich hinein und herausleuchtend die Kinder freundlich einlud ſeine Blüthen und Früchte zu pflücken. Um den Baum umher glänzte alles ſehr bunt und herrlich — was es da alles für ſchöne Sachen gab — ja, wer das zu beſchreiben vermöchte! Marie erblickte die zierlichſten Puppen, allerlei ſaubere kleine Geräthſchaften und was vor allem ſchön anzuſehen war, ein ſeidenes Kleidchen mit bunten Bändern zierlich geſchmückt, hing an einem Geſtell ſo der kleinen Marie vor Augen, daß ſie es von allen Seiten betrachten konnte und das that ſie denn auch, indem ſie einmal über das andere ausrief: Ach das ſchöne, ach das liebe — liebe Kleidchen: und das werde ich — ganz gewiß — das werde ich wirklich anziehen dürfen! — Fritz hatte indeſſen ſchon drei oder viermal um den Tiſch herum gallopirend und trabend den neuen Fuchs verſucht, den er in der That am Tiſche angezäumt gefunden. Wieder abſteigend, meinte er: es ſey eine wilde Beſtie, das thäte aber nichts, er wolle ihn ſchon kriegen, und muſterte die neue Schwadron Huſaren, die ſehr prächtig in Roth und Gold gekleidet waren, lauter ſilberne Waffen trugen und auf ſolchen weißglänzenden Pferden ritten, daß man beinahe hätte glauben ſollen, auch dieſe ſeyen von purem Silber. Eben wollten die Kinder, etwas ruhiger geworden, über die Bilderbücher her, die aufgeſchlagen waren, daß man allerlei ſehr ſchöne Blumen und bunte Menſchen, ja auch allerliebſte ſpielende Kinder, ſo natürlich gemalt als lebten und ſprächen ſie wirklich, gleich anſchauen konnte. — Ja! eben wollten die Kinder über dieſe wunderbaren Bücher her, als nochmals geklingelt wurde. Sie wußten, daß nun der Pathe Droßelmeier einbeſcheeren würde, und liefen nach dem an der Wand ſtehenden Tiſch. Schnell wurde der Schirm, hinter dem er ſo lange verſteckt geweſen, weggenommen. Was erblickten da die Kinder? — Auf einem grünen mit bunten Blumen geſchmückten Raſenplatz ſtand ein ſehr herrliches Schloß mit vielen Spiegelfenſtern und goldnen Thürmen. Ein Glockenſpiel ließ ſich hören, Thüren und Fenſter gingen auf, und man ſah, wie ſehr kleine aber zierliche Herren und Damen mit Federhüten und langen Schleppkleidern in den Sälen herumſpazierten. In dem Mittelſaal, der ganz in Feuer zu ſtehen ſchien — ſo viel Lichterchen brannten an ſilbernen Kronleuchtern — tanzten Kinder in kurzen Wämschen und Röckchen nach dem Glockenſpiel. Ein Herr in einem ſmaragdenen Mantel ſah oft durch ein Fenſter, winkte heraus und verſchwand wieder, ſo wie auch Pathe Droßelmeier ſelbſt, aber kaum viel höher als Papas Daumen, zuweilen unten an der Thür des Schloſſes ſtand und wieder hineinging. Fritz hatte mit auf den Tiſch geſtemmten Armen das ſchöne Schloß und die tanzenden und ſpazierenden Figürchen angeſehen, dann ſprach er: Pathe Droßelmeier! Laß mich mal hineingehen in dein Schloß! — Der Obergerichts-Rath bedeutete ihn, daß das nun ganz und gar nicht anginge. Er hatte auch Recht, denn es war thöricht von Fritzen, daß er in ein Schloß gehen wollte, welches überhaupt mit ſammt ſeinen goldnen Thürmen nicht ſo hoch war, als er ſelbſt. Fritz ſah das auch ein. Nach einer Weile, als immerfort auf dieſelbe Weiſe die Herren und Damen hin und her ſpazierten, die Kinder tanzten, der ſmaragdne Mann zu demſelben Fenſter herausſah, Pathe Droßelmeier vor die Thüre trat, da rief Fritz ungeduldig: Pathe Droßelmeier, nun komm mal zu der andern Thür da drüben heraus. „Das geht nicht, liebes Fritzchen,“ erwiederte der Obergerichtsrath. Nun ſo laß mal, ſprach Fritz weiter, laß' mal den grünen Mann, der ſo oft herausguckt, mit den andern herumſpazieren. Das geht auch nicht, erwiederte der Obergerichtsrath aufs neue. So ſollen die Kinder herunter kommen, rief Fritz, ich will ſie näher beſehen. Ei das geht alles nicht, ſprach der Obergerichtsrath verdrießlich, wie die Mechanik nun einmal gemacht iſt, muß ſie bleiben. „So — o? fragte Fritz mit gedehntem Ton, das geht alles nicht? Hör mal Pathe Droßelmeier, wenn deine kleinen geputzten Dinger in dem Schloſſe nichts mehr können, als immer daſſelbe, da taugen ſie nicht viel, und ich frage nicht ſonderlich nach ihnen. — Nein, da lob' ich mir meine Huſaren, die müſſen manövriren vorwärts, rückwärts, wie ichs haben will und ſind in kein Haus geſperrt.“ Und damit ſprang er fort an den Weihnachtstiſch und ließ ſeine Escadron auf den ſilbernen Pferden hin und her trottiren und ſchwenken und einhauen und feuern nach Herzensluſt. Auch Marie hatte ſich ſachte fortgeſchlichen, denn auch ſie wurde des Herumgehens und Tanzens der Püppchen im Schloſſe bald überdrüſſig, und mochte es, da ſie ſehr artig und gut war, nur nicht ſo merken laſſen, wie Bruder Fritz. Der Obergerichtsrath Droßelmeier ſprach ziemlich verdrießlich zu den Eltern: Für unverſtändige Kinder iſt ſolch künſtliches Werk nicht, ich will nur mein Schloß wieder einpacken; doch die Mutter trat hinzu, und ließ ſich den innern Bau und das wunderbare, ſehr künſtliche Räderwerk zeigen, wodurch die kleinen Püppchen in Bewegung geſetzt wurden. Der Rath nahm alles auseinander, und ſetzte es wieder zuſammen. Dabei war er wieder ganz heiter geworden, und ſchenkte den Kindern noch einige ſchöne braune Männer und Frauen mit goldnen Geſichtern, Händen und Beinen. Sie waren ſämmtlich aus Thorn, und rochen ſo ſüß und angenehm wie Pfefferkuchen, worüber Fritz und Marie ſich ſehr erfreuten. Schweſter Luiſe hatte, wie es die Mutter gewollt, das ſchöne Kleid angezogen, welches ihr einbeſcheert worden, und ſah wunderhübſch aus, aber Marie meinte, als ſie auch ihr Kleid anziehen ſollte, ſie möchte es lieber noch ein Bischen ſo anſehen. Man erlaubte ihr das gern.

Der Schützling.

Eigentlich mochte Marie ſich deshalb gar nicht von dem Weihnachtstiſch trennen, weil ſie eben etwas noch nicht Bemerktes entdeckt hatte. Durch das Ausrücken von Fritzens Huſaren, die dicht an dem Baum in Parade gehalten, war nämlich ein ſehr vortrefflicher kleiner Mann ſichtbar geworden, der ſtill und beſcheiden da ſtand, als erwarte er ruhig, wenn die Reihe an ihn kommen werde. Gegen ſeinen Wuchs wäre freilich vieles einzuwenden geweſen, denn abgeſehen davon, daß der etwas lange, ſtarke Oberleib nicht recht zu den kleinen dünnen Beinchen paſſen wollte, ſo ſchien auch der Kopf bei weitem zu groß. Vieles machte die propre Kleidung gut, welche auf einen Mann von Geſchmack und Bildung ſchließen ließ. Er trug nämlich ein ſehr ſchönes violettglänzendes Huſarenjäckchen mit vielen weißen Schnüren und Knöpſchen, eben ſolche Beinkleider, und die ſchönſten Stiefelchen, die jemals an die Füße eines Studenten, ja wohl gar eines Offiziers gekommen ſind. Sie ſaßen an den zierlichen Beinchen ſo knapp angegoſſen, als wären ſie darauf gemalt. Komiſch war es zwar, daß er zu dieſer Kleidung ſich hinten einen ſchmalen unbeholfenen Mantel, der recht ausſah wie von Holz, angehängt, und ein Bergmannsmützchen aufgeſetzt hatte, indeſſen dachte Marie daran, daß Pathe Droßelmeier ja auch einen ſehr ſchlechten Matin umhänge, und eine fatale Mütze aufſetze, dabei aber doch ein gar lieber Pathe ſey. Auch ſtellte Marie die Betrachtung an, daß Pathe Droßelmeier, trüge er ſich auch übrigens ſo zierlich wie der Kleine, doch nicht einmal ſo hübſch als er ausſehen werde. Indem Marie den netten Mann, den ſie auf den erſten Blick lieb gewonnen, immer mehr und mehr anſah, da wurde ſie erſt recht inne, welche Gutmüthigkeit auf ſeinem Geſichte lag. Aus den hellgrünen, etwas zu großen hervorſtehenden Augen ſprach nichts als Freundſchaft und Wohlwollen. Es ſtand dem Manne gut, daß ſich um ſein Kinn ein wohlfriſirter Bart von weißer Baumwolle legte, denn um ſo mehr konnte man das ſüße Lächeln des hochrothen Mundes bemerken. „Ach!“ rief Marie endlich aus: „Ach, lieber Vater, wem gehört denn der allerliebſte kleine Mann dort am Baum?“ „Der,“ antwortete der Vater, „der, liebes Kind! ſoll für Euch alle tüchtig arbeiten, er ſoll Euch fein die harten Nüſſe aufbeißen, und er gehört Luiſen eben ſo gut, als Dir und dem Fritz.“ Damit nahm ihn der Vater behutſam vom Tiſche, und indem er den hölzernen Mantel in die Höhe hob, ſperrte das Männlein den Mund weit, weit auf, und zeigte zwei Reihen ſehr weißer ſpitzer Zähnchen. Marie ſchob auf des Vaters Geheiß eine Nuß hinein, und — knack — hatte ſie der Mann zerbiſſen, daß die Schalen abfielen, und Marie den ſüßen Kern in die Hand bekam. Nun mußte wohl jeder und auch Marie wiſſen, daß der zierliche kleine Mann aus dem Geſchlecht der Nußknacker abſtammte, und die Profeſſion ſeiner Vorfahren trieb. Sie jauchzte auf vor Freude, da ſprach der Vater: „da Dir, liebe Marie, Freund Nußknacker ſo ſehr gefällt, ſo ſollſt Du ihn auch beſonders hüten nnd ſchützen, unerachtet, wie ich geſagt, Luiſe und Fritz ihn mit eben ſo vielem Recht brauchen können als Du!“ — Marie nahm ihn ſogleich in den Arm, und ließ ihn Nüſſe aufknacken, doch ſuchte ſie die kleinſten aus, damit das Männlein nicht ſo weit den Mund aufſperren durfte, welches ihm doch im Grunde nicht gut ſtand. Luiſe geſellte ſich zu ihr, und auch für ſie mußte Freund Nußknacker ſeine Dienſte verrichten, welches er gern zu thun ſchien, da er immerfort ſehr freundlich lächelte. Fritz war unterdeſſen vom vielen Exerzieren und Reiten müde geworden, und da er ſo luſtig

Nüſſe knacken hörte, ſprang er hin zu den Schweſtern, und lachte recht von Herzen über den kleinen drolligen Mann, der nun, da Fritz auch Nüſſe eſſen wollte, von Hand zu Hand ging, und gar nicht aufhören konnte mit Auf- und Zuſchnappen. Fritz ſchob immer die größten und härtſten Nüſſe hinein, aber mit einemmale ging es — krack — krack — und drei Zähnchen fielen aus des Nußknackers Munde, und ſein ganzes Unterkinn war loſe und wackligt. — Ach, mein armer lieber Nußknacker! ſchrie Marie laut, und nahm ihn dem Fritz aus den Händen. „Das iſt ein einfältiger dummer Burſche,“ ſprach Fritz. „Will Nußknacker ſein, und hat kein ordentliches Gebiß — mag wohl auch ſein Handwerk gar nicht verſtehn. — Gieb ihn nur her, Marie! Er ſoll mir Nüſſe zerbeißen, verliert er auch noch die übrigen Zähne, ja das ganze Kinn obendrein, was iſt an dem Taugenichts gelegen.“ „Nein, nein,“ rief Marie weinend, „Du bekommſt ihn nicht, meinen lieben Nußknacker, ſieh nur her, wie er mich ſo wehmüthig anſchaut, und mir ſein wundes Mündchen zeigt! — Aber Du biſt ein hartherziger Menſch — Du ſchlägſt Deine Pferde, und läßt wohl gar einen Soldaten todtſchießen.“ — „Das muß ſo ſeyn, das verſtehſt Du nicht,“ rief Fritz; „aber der Nußknacker gehört eben ſo gut mir, als Dir, gieb ihn nur her.“ — Marie fing an heftig zu weinen, und wickelte den kranken Nußknacker ſchnell in ihr kleines Taſchentuch ein. Die Eltern kamen mit dem Pathen Droßelmeier herbei. Dieſer nahm zu Mariens Leidweſen Fritzens Partbie. Der Vater ſagte aber: „Ich habe den Nußknacker ausdrücklich unter Mariens Schutz geſtellt, und da, wie ich ſehe, er deſſen eben jetzt bedarf, ſo hat ſie volle Macht über ihn, ohne daß jemand drein zu reden hat. Uebrigens wundert es mich ſehr von Fritzen, daß er von einem im Dienſt erkrankten noch fernere Dienſte verlangt. Als guter Militair ſollte er doch wohl wiſſen, daß man Verwundete niemals in Reihe und Glied ſtellt?“ — Fritz war ſehr beſchämt, und ſchlich, ohne ſich weiter um Nüſſe und Nußknacker zu bekümmern, fort an die andere Seite des Tiſches, wo ſeine Huſaren, nachdem ſie gehörige Vorpoſten ausgeſtellt hatten, ins Nachtquartier gezogen waren. Marie ſuchte Nußknackers verlorne Zähnchen zuſammen, um das kranke Kinn hatte ſie ein hübſches weißes Band, das ſie von ihrem Kleidchen abgelöſ't, gebunden, und dann den armen Kleinen, der ſehr blaß und erſchrocken ausſah, noch ſorgfältiger als vorher in ihr Tuch eingewickelt. So hielt ſie ihn wie ein kleines Kind wiegend in den Armen, und beſah die ſchönen Bilder des neuen Bilderbuchs, das heute unter den andern vielen Gaben lag. Sie wurde, wie es ſonſt gar nicht ihre Art war, recht böſe, als Pathe Droßelmeier ſo ſehr lachte, und immerfort fragte: wie ſie denn mit ſolch einem grundhäßlichen, kleinen Kerl ſo ſchön thun könne? — Jener ſonderbare Vergleich mit Droßelmeier, den ſie anſtellte, als der Kleine ihr zuerſt in die Augen fiel, kam ihr wieder in den Sinn, und ſie ſprach ſehr ernſt: „Wer weiß, lieber Pathe, ob Du denn, putzteſt Du Dich auch ſo heraus wie mein lieber Nußknacker, und hätteſt Du auch ſolche ſchöne blanke Stiefelchen an, wer weiß, ob Du denn doch ſo hübſch ausſehen würdeſt, als er!" — Marie wußte gar nicht, warum denn die Eltern ſo laut auflachten, und warum der Obergerichtsrath ſolch eine rothe Naſe bekam, und gar nicht ſo hell mitlachte, wie zuvor. Es mochte wohl ſeine beſondere Urſache haben.

Wunderdinge.

Bei Medizinalraths in der Wohnſtube, wenn man zur Thüre hineintritt, gleich links an der breiten Wand, ſteht ein hoher Glasſchrank, in welchem die Kinder all die ſchönen Sachen, die ihnen jedes Jahr einbeſcheert worden, aufbewahren. Die Luiſe war noch ganz klein, als der Vater den Schrank von einem ſehr geſchickten Tiſchler machen ließ, der ſo himmelhelle Scheiben einſetzte, und überhaupt das Ganze ſo geſchickt einzurichten wußte, daß alles drinnen ſich beinahe blanker und hübſcher ausnahm, als wenn man es in Händen hatte. Im oberſten Fache, für Marien und Fritzen unerreichbar, ſtanden des Pathen Droßelmeier Kunſtwerke, gleich darunter war das Fach für die Bilderbücher, die beiden unterſten Fächer durften Marie und Fritz anfüllen, wie ſie wollten, jedoch geſchah es immer, daß Marie das unterſte Fach ihren Puppen zur Wohnung einräumte, Fritz dagegen in dem Fache drüber ſeine Truppen Cantonnirungsquartiere beziehen ließ. So war es auch heute gekommen, denn, indem Fritz ſeine Huſaren oben aufgeſtellt, hatte Marie unten Mamſell Trutchen bei Seite gelegt, die neue ſchön geputzte Puppe in das ſehr gut meublirte Zimmer hineingeſetzt, und ſich auf Zuckerwerk bei ihr eingeladen. Sehr gut meublirt war das Zimmer, habe ich geſagt, und das iſt auch wahr, denn ich weiß nicht, ob Du, meine aufmerkſame Zuhörerin Marie! eben ſo wie die kleine Stahlbaum (es iſt Dir ſchon bekannt worden, daß ſie auch Marie heißt), ja! — ich meine, ob Du eben ſo wie dieſe, ein kleines ſchöngeblümtes Sopha, mehrere allerliebſte Stühlchen, einen niedlichen Theetiſch, vor allen Dingen aber ein ſehr nettes blankes Bettchen beſitzeſt, worin die ſchönſten Puppen ausruhen? Alles dieſes ſtand in der Ecke des Schranks, deſſen Wände hier ſogar mit bunten Bilderchen tapezirt waren, und Du kannſt Dir wohl denken, daß in dieſem Zimmer die neue Puppe, welche, wie Marie noch denſelben Abend erfuhr, Mamſell Clärchen hieß, ſich ſehr wohl befinden mußte.

Es war ſpäter Abend geworden, ja Mitternacht im Anzuge, und Pathe Droßelmeier längſt fortgegangen, als die Kinder noch gar nicht wegkommen konnten von dem Glasſchrank, ſo ſehr auch die Mutter mahnte, daß ſie doch endlich nun zu Bette gehen möchten. „Es iſt wahr,“ rief endlich Fritz, „die armen Kerls (ſeine Huſaren meinend) wollen auch nun Ruhe haben, und ſo lange ich da bin, wagts keiner, ein Bischen zu nicken, das weiß ich ſchon!“ Damit ging er ab; Marie aber bat gar ſehr: „nur noch ein Weilchen, ein einziges kleines Weilchen laß mich hier, liebe Mutter, hab ich ja doch noch manches zu beſorgen, und iſt das geſchehen, ſo will ich ja gleich zu Bette gehen!“ Marie war gar ein frommes vernünftiges Kind, und ſo konnte die gute Mutter wohl ohne Sorgen ſie noch bei den Spielſachen allein laſſen. Damit aber Marie nicht etwa gar zu ſehr verlockt werde von der neuen Puppe und den Spielſachen überhaupt, ſo aber die Lichter vergäße, die rings um den Wandſchrank brannten, löſchte die Mutter ſie ſämmtlich aus, ſo daß nur die Lampe, die in der Mitte des Zimmers von der Decke herabhing, ein ſanftes anmuthiges Licht verbreitete. „Komm bald hinein, liebe Marie! ſonſt kannſt Du ja morgen nicht zu rechter Zeit aufſtehen,“ rief die Mutter, indem ſie ſich in das Schlafzimmer entfernte. So bald ſich Marie allein befand, ſchritt ſie ſchnell dazu, was ihr zu thun recht auf dem Herzen lag, und was ſie doch nicht, ſelbſt wußte ſie nicht warum, der Mutter zu entdecken vermochte. Noch immer hatte ſie den kranken Nußknacker eingewickelt in ihr Taſchentuch auf dem Arm getragen. Jetzt legte ſie ihn behutſam auf den Tiſch, wickelte leiſe, leiſe das Tuch ab, und ſah nach den Wunden. Nußknacker war ſehr bleich, aber dabei lächelte er ſo ſehr wehmüthig freundlich, daß es Marien recht durch das Herz ging.

„Ach, Nußknackerchen," ſprach ſie ſehr leiſe, „ſey nur nicht böſe, daß Bruder Fritz Dir ſo wehe gethan hat, er hat es auch nicht ſo ſchlimm gemeint, er iſt nur ein Bischen hartherzig geworden durch das wilde Soldatenweſen, aber ſonſt ein recht guter Junge, das kann ich Dich verſichern. Nun will ich Dich aber auch recht ſorglich ſo lange pflegen, bis Du wieder ganz geſund und fröhlich geworden; Dir Deine Zähnchen recht feſt einſetzen, Dir die Schultern einrenken, das ſoll Pathe Droßelmeier, der ſich auf ſolche Dinge verſteht." — Aber nicht ausreden konnte Marie, denn indem ſie den Namen Droßelmeier nannte, machte Freund Nußknacker ein ganz verdammt ſchiefes Maul, und aus ſeinen Augen fuhr es heraus, wie grünfunkelnde Stacheln. In dem Augenblick aber, daß Marie ſich recht entſetzen wollte, war es ja wieder des ehrlichen Nußknackers wehmüthig lächelndes Geſicht, welches ſie anblickte, und ſie wußte nun wohl, daß der von der Zugluft berührte, ſchnell auflodernde Strahl der Lampe im Zimmer Nußknackers Geſicht ſo entſtellt hatte. „Bin ich nicht ein thöricht Mädchen, daß ich ſo leicht erſchrecke, ſo daß ich ſogar glaube, das Holzpuppchen da könne mir Geſichter ſchneiden! Aber lieb iſt mir doch Nußknacker gar zu ſehr, weil er ſo komiſch iſt, und doch ſo gutmüthig, und darum muß er gepflegt werden, wie ſichs gehört!" Damit nahm Marie den Freund Nußknacker in den Arm, näherte ſich dem Glasſchrank, kauerte vor demſelben, und ſprach alſo zur neuen Puppe: „Ich bitte Dich recht ſehr, Mamſell Clärchen, tritt dein Bettchen dem kranken wunden Nußknacker ab, und behelfe Dich, ſo gut wie es geht, mit dem Sopha. Bedenke, daß Du ſehr geſund, und recht bei Kräften biſt, denn ſonſt würdeſt Du nicht ſolche dicke, dunkelrothe Backen haben, und daß ſehr wenige der allerſchönſten Puppen ſolche weiche Sopha's beſitzen."

Mamſell Clärchen ſah in vollem glänzenden Weihnachtsputz ſehr vornehm und verdrießlich aus, und ſagte nicht „Muck!" „Was mache ich aber auch für Umſtände," ſprach Marie, nahm das Bette hervor, legte ſehr leiſe und ſanft Nußknackerchen hinein, wickelte noch ein gar ſchönes Bändchen, das ſie ſonſt um den Leib getragen, um die wunden Schultern, und bedeckte ihn bis unter die Naſe. „Bei der unartigen Cläre darf er aber nicht bleiben," ſprach ſie weiter, und hob das Bettchen ſammt dem darinne liegenden Nußknacker heraus in das obere Fach, ſo daß es dicht neben dem ſchönen Dorf zu ſtehen kam, wo Fritzens Huſaren kantonnirten. Sie verſchloß den Schrank und wollte ins Schlafzimmer, da — horcht auf Kinder! — da fing es an leiſe — leiſe zu wispern und zu flüſtern und zu raſcheln rings herum, hinter dem Ofen, hinter den Stühlen, hinter den Schränken. — Die Wanduhr ſchnurrte dazwiſchen lauter und lauter, aber ſie konnte nicht ſchlagen. Marie blickte hin, da hatte die große vergoldete Eule, die darauf ſaß, ihre Flügel herabgeſenkt, ſo daß ſie die ganze Uhr überdeckten und den häßlichen Katzenkopf mit krummen Schnabel weit vorgeſtreckt. Und ſtärker ſchnurrte es mit vernehmlichen Worten: „Uhr, Uhre, Uhre, Uhren, müßt alle nur leiſe ſchnurren, leiſe ſchnurren. — Mauſekönig hat ja wohl ein feines Ohr — purrpurr — pum, pum ſingt nur, ſingt ihm altes Liedlein vor — purr, purr — pum, pum ſchlag an Glöcklein, ſchlag an, bald iſt es um ihn gethan!“ Und pum, pum ging es ganz dumpf und heiſer, zwölfmal! — Marien fing an ſehr zu grauen, und entſetzt wär' ſie beinahe davon gelaufen, als ſie Pathe Droßelmeier erblickte, der ſtatt der Eule auf der Wanduhr ſaß und ſeine gelben Rockſchöße von beiden Seiten wie Flügel herabgehängt hatte, aber ſie ermannte ſich und rief laut und weinerlich: Pathe Droßelmeier, Pathe Droßelmeier, was willſt du da oben? Komm herunter zu mir und erſchrecke mich nicht ſo, du böſer Pathe Droßelmeier! — Aber da ging ein tolles Kichern und Gepfeife los rund umher, und bald trottirte und lief es hinter den Wänden wie mit tauſend kleinen Füßchen und tauſend kleine Lichterchen blickten aus den Ritzen der Dielen. Aber nicht Lichterchen waren es, nein! kleine funkelnde Augen, und Marie wurde gewahr, daß überall Mäuſe hervorguckten und ſich hervorarbeiteten. Bald ging es trott — trott — hopp hopp in der Stube umher — immer lichtere und dichtere Haufen Mäuſe galloppirten hin und her, und ſtellten ſich endlich in Reihe und Glied, ſo wie Fritz ſeine Soldaten zu ſtellen pflegte, wenn es zur Schlacht gehen ſollte. Das kam nun Marien ſehr poſſierlich vor, und da ſie nicht, wie manche andere Kinder, einen natürlichen Abſcheu gegen Mäuſe hatte, wollte ihr eben alles Grauen vergehen, als es mit einem mal ſo entſetzlich und ſo ſchneidend zu pfeifen begann, daß es ihr eiskalt über den Rücken lief! — Ach, was erblickte ſie jetzt! — Nein, wahrhaftig, geehrter Leſer Fritz, ich weiß, daß eben ſo gut wie dem weiſen und muthigen Feldherrn Fritz Stahlbaum Dir das Herz auf dem rechten Flecke ſitzt, aber, hätteſt Du das geſehen, was Marien jetzt vor Augen kam, wahrhaftig, Du wärſt davon gelaufen, ich glaube ſogar, Du wärſt ſchnell ins Bette geſprungen und hätteſt die Decke viel weiter über die Ohren gezogen als gerade nöthig. — Ach! — das konnte die arme Marie ja nicht einmal thun, denn hört nur Kinder! — dicht, dicht vor ihren Füßen ſprühte es wie von unterirdiſcher Gewalt getrieben, Sand und Kalk und zerbröckelte Mauerſteine hervor und ſieben Mäuſeköpfe mit ſieben hellfunkelnden Kronen erhoben ſich recht gräßlich ziſchend und pfeifend aus dem Boden. Bald arbeitete ſich auch der Mauſekörper, an deſſen Hals die ſieben Köpfe angewachſen waren, vollends hervor und der großen mit ſieben Diademen geſchmückten Maus jauchzte in vollem Chorus dreimal laut aufquiekend das ganze Heer entgegen, das ſich nun auf einmal in Bewegung ſetzte und hott, hott — trott — trott ging es — ach geradezu auf den Schrank — geradezu auf Marien los, die noch dicht an der Glasthüre des Schrankes ſtand. Vor Angſt und Grauen hatte Marien das Herz ſchon ſo gepocht, daß ſie glaubte, es müſſe nun gleich aus der Bruſt herausſpringen und dann müßte ſie ſterben; aber nun war es ihr, als ſtehe ihr das Blut in den Adern ſtill. Halb ohnmächtig wankte ſie zurück, da ging es klirr — klirr — prr und in Scherben fiel die Glasſcheibe des Schranks herab, die ſie mit dem Ellbogen eingeſtoßen. Sie fühlte wohl in dem Augenblick einen recht ſtechenden Schmerz am linken Arm, aber es war ihr auch plötzlich viel leichter ums Herz, ſie hörte kein Quieken und Pfeifen mehr, es war alles ganz ſtill geworden, und, obſchon ſie nicht hinblicken mochte, glaubte ſie doch, die Mäuſe wären von dem Klirren der Scheibe erſchreckt wieder abgezogen in ihre Löcher. — Aber was war denn das wieder? — Dicht hinter Marien fing es an im Schrank auf ſeltſame Weiſe zu rumoren und ganz feine Stimmchen fingen an: Aufgewacht — aufgewacht — woll'n zur Schlacht — noch dieſe Nacht — aufgewacht — auf zur Schlacht. — Und dabei klingelte es mit harmoniſchen Glöcklein gar hübſch und anmuthig! Ach das iſt ja mein kleines Glockenſpiel, rief Marie freudig, und ſprang ſchnell zur Seite. Da ſah ſie wie es im Schrank ganz ſonderbar leuchtete und herum wirthſchaftete und handthierte. Es waren mehrere Puppen, die durcheinander liefen und mit den kleinen Armen herumfochten. Mit einem mal erhob ſich jetzt Nußknacker, warf die Decke weit von ſich und ſprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, indem er laut rief: Knack — knack — knack — dummes Mauſepack — dummer toller Schnack — Mauſepack — Knack — Knack — Mauſepack — Krick und Krack — wahrer Schnack. Und damit zog er ſein kleines Schwerdt und ſchwang es in den Lüften und rief: Ihr meine lieben Vaſallen, Freunde und Brüder, wollt ihr mir beiſtehen im harten Kampf? — Sogleich ſchrien heftig drei Skaramuzze, ein Pantalon, vier Schornſteinfeger, zwei Zitterſpielmänner und ein Tambour: Ja Herr — wir hängen Euch an in ſtandhafter Treue — mit Euch ziehen wir in Tod, Sieg und Kampf! und ſtürzten ſich nach dem begeiſterten Nußknacker, der den gefährlichen Sprung wagte, vom obern Fach herab. Ja! jene hatten gut ſich herabſtürzen, denn nicht allein, daß ſie reiche Kleider von Tuch und Seide trugen, ſo war inwendig im Leibe auch nicht viel anders als Baumwolle und Häckſel, daher plumpten ſie auch herab wie Wollſäckchen. Aber der arme Nußknacker, der hätte gewiß Arme und Beine gebrochen, denn, denkt Euch, es war beinahe zwei Fuß hoch vom Fache, wo er ſtand, bis zum unterſten, und ſein Körper war ſo ſpröde, als ſey er geradezu aus Lindenholz geſchnitzt. Ja, Nußknacker hätte gewiß Arm und Beine gebrochen, wäre, im Augenblick als er ſprang, nicht auch Mamſell Clärchen ſchnell vom Sopha aufgeſprungen und hätte den Helden mit dem gezogenen Schwerdt in ihren weichen Armen aufgefangen. „Ach, du liebes, gutes Clärchen!“ ſchluchzte Marie, „wie habe ich dich verkannt, gewiß gabſt du Freund Nußknackern dein Bettchen recht gerne her!“ Doch Mamſell Clärchen ſprach jetzt, indem ſie den jungen Helden ſanft an ihre ſeidene Bruſt drückte: „Wollet Euch, o Herr! krank und wund wie ihr ſeyd, doch nicht in Kampf und Gefahr begeben, ſeht wie Eure tapferen Vaſallen kampfluſtig und des Sieges gewiß ſich ſammeln. Skaramuz, Pantalon, Schornſteinfeger, Zitterſpielmann und Tambour ſind ſchon unten und die Deviſen-Figuren in meinem Fache rühren und regen ſich merklich! Wollet, o Herr! in meinen Armen ausruhen, oder von meinem Federhut herab Euern Sieg anſchaun!“ So ſprach Clärchen, doch Nußknacker that ganz ungebehrdig und ſtrampelte ſo ſehr mit den Beinen, daß Clärchen ihn ſchnell herab auf den Boden ſetzen mußte. In dem Augenblick ließ er ſich aber ſehr artig auf ein Knie nieder und liſpelte: „O Dame! ſtets werd' ich Eurer mir bewieſenen Gnade und Huld gedenken in Kampf und Streit!“ Da bückte ſich Clärchen ſo tief herab, daß ſie ihn beim

Aermchen ergreifen konnte, hob ihn ſanft auf, löſte ſchnell ihren mit vielen Flittern gezierten Leibgürtel los und wollte ihn dem Kleinen umhängen, doch der wich zwei Schritte zurück, legte die Hand auf die Bruſt, und ſprach ſehr feierlich: Nicht ſo wollet o Dame, Eure Gunſt an mir verſchwenden, denn — er ſtockte, ſeufzte tief auf, riß dann ſchnell das Bändchen, womit ihn Marie verbunden hatte, von den Schultern, drückte es an die Lippen, hing es wie eine Feldbinde um, und ſprang, das blank gezogene Schwerdtlein muthig ſchwenkend, ſchnell und behende wie ein Vögelchen über die Leiſte des Schranks auf den Fußboden. — Ihr merkt wohl höchſt geneigte und ſehr vortreffliche Zuhörer, daß Nußknacker ſchon früher als er wirklich lebendig worden, alles Liebe und Gute, was ihm Marie erzeigte, recht deutlich fühlte, und daß er nur deshalb, weil er Marien ſo gar gut worden, auch nicht einmal ein Band von Mamſell Clärchen annehmen und tragen wollte, unerachtet es ſehr glänzte und ſehr hübſch ausſah. Der treue gute Nußknacker putzte ſich lieber mit Mariens ſchlichtem Bändchen. — Aber wie wird es nun weiter werden? — So wie Nußknacker herabſpringt, geht auch das Quieken und Pipen wieder los. Ach! unter dem großen Tiſche halten ja die fatalen Rotten unzähliger Mäuſe und über alle ragt die abſcheuliche Maus mit den ſieben Köpfen hervor! — Wie wird das nun werden! —

Die Schlacht.

„Schlagt den General-Marſch, getreuer Vaſalle Tambour!“ ſchrie Nußknacker ſehr laut und ſogleich fing der Tambour an, auf die künſtlichſte Weiſe zu wirbeln, daß die Fenſter des Glasſchranks zitterten und dröhnten. Nun krackte und klapperte es drinnen und Marie wurde gewahr, daß die Deckel ſämmtlicher Schachteln, worin Fritzens Armee einquartiert war mit Gewalt auf- und die Soldaten heraus und herab ins unterſte Fach ſprangen, dort ſich aber in blanken Rotten ſammelten. Nußknacker lief auf und nieder begeiſterte Worte zu den Truppen ſprechend: „Kein Hund von Trompeter regt und rührt ſich,“ ſchrie Nußknacker erboßt, wandte ſich aber dann ſchnell zum Pantalon, der etwas blaß geworden, mit dem langen Kinn ſehr wackelte, und ſprach feierlich: „General, ich kenne Ihren Muth und Ihre Erfahrung, hier gilts ſchnellen Ueberblick und Benutzung des Moments — ich vertraue Ihnen das Kommando ſämmtlicher Kavallerie und Artillerie an —

ein Pferd brauchen Sie nicht, Sie haben ſehr lange Beine und gallopiren damit leidlich. — Thun Sie jetzt, was Ihres Berufs iſt.“ Sogleich drückte Pantalon die dürren langen Fingerchen an den Mund und krähte ſo durchdringend, daß es klang als würden hundert helle Trompetlein luſtig geblaſen. Da ging es im Schrank an ein Wiehern und Stampfen, und ſiehe, Fritzens Cüraſſiere und Dragoner, vor allen Dingen aber die neuen glänzenden Huſaren rückten aus, und hielten bald unten auf dem Fußboden. Nun defilirte Regiment auf Regiment mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel bei Nußknacker vorüber und ſtellte ſich in breiter Reihe quer über den Boden des Zimmers. Aber vor ihnen her fuhren raſſelnd Fritzens Kanonen auf, von den Kanoniern umgeben, und bald ging es bum — bum und Marie ſah wie die Zuckererbſen einſchlugen in den dicken Haufen der Mäuſe, die davon ganz weiß überpudert wurden und ſich ſehr ſchämten. Vorzüglich that ihnen aber eine ſchwere Batterie viel Schaden, die auf Mama's Fußbank aufgefahren war und Pum — Pum — Pum, immer hinter einander fort Pfeffernüſſe unter die Mäuſe ſchoß, wovon ſie umfielen. Die Mäuſe kamen aber doch immer näher und überrannten ſogar einige Kanonen, aber da ging es Prr — Prr, Prr, und vor Rauch und Staub konnte Marie kaum ſehen, was nun geſchah. Doch ſo viel war gewiß, daß jedes Corps ſich mit der höchſten Erbitterung ſchlug, und der Sieg lange hin und her ſchwankte. Die Mäuſe entwickelten immer mehr und mehr Maſſen, und ihre kleinen ſilbernen Pillen, die ſie ſehr geſchickt zu ſchleudern wußten, ſchlugen ſchon bis in den Glasſchrank hinein. Verzweiflungsvoll liefen Clärchen und Trutchen umher, und rangen ſich die Händchen wund. „Soll ich in meiner blühendſten Jugend ſterben! — ich die ſchönſte der Puppen!“ ſchrie Clärchen. „Hab ich darum mich ſo gut konſervirt, um hier in meinen vier Wänden umzukommen?“ rief Trutchen. Dann fielen ſie ſich um den Hals, und heulten ſo ſehr, daß man es trotz des tollen Lärms doch hören konnte. Denn von dem Spektakel, der nun losging, habt ihr kaum einen Begriff, werthe Zuhörer. — Das ging — Prr — Prr — Puff, Piff — Schnetterdeng — Schnetterdeng — Bum, Burum, Bum — Burum — Bum — durch einander und dabei quiekten und ſchrien Mauskönig und Mäuſe, und dann hörte man wieder des Nußknackers gewaltige Stimme, wie er nützliche Befehle austheilte und ſah ihn, wie er über die im Feuer

Blatt 3

ſtehenden Bataillone hinwegſchritt! — Pantalon hatte einige ſehr glänzende Cavallerie-Angriffe gemacht und ſich mit Ruhm bedeckt, aber Fritzens Huſaren wurden von der Mäuſe-Artillerie mit häßlichen, übelriechenden Kugeln beworfen, die ganz fatale Flecke in ihren rothen Wämſern machten, weshalb ſie nicht recht vor wollten. Pantalon ließ ſie links abſchwenken und in der Begeiſterung des Commandirens machte er es eben ſo und ſeine Cüraſſiere und Dragoner auch, das heißt, ſie ſchwenkten alle links ab, und gingen nach Hauſe. Dadurch gerieth die auf der Fußbank poſtirte Batterie in Gefahr, und es dauerte auch gar nicht lange, ſo kam ein dicker Haufe ſehr häßlicher Mäuſe und rannte ſo ſtark an, daß die ganze Fußbank mit ſammt den Kanonieren und Kanonen umfiel. Nußknacker ſchien ſehr beſtürzt, und befahl, daß der rechte Flügel eine rückgängige Bewegung machen ſolle. Du weißt, o mein kriegserfahrner Zuhörer Fritz! daß eine ſolche Bewegung machen, beinahe ſo viel heißt als davon laufen und betrauerſt mit mir ſchon jetzt das Unglück, was über die Armee des kleinen von Marie geliebten Nußknackers kommen ſollte! — Wende jedoch dein Auge von dieſem Unheil ab, und beſchaue den linken Flügel der Nußknackerlichen Armee, wo alles noch ſehr gut ſteht und für Feldherrn und Armee viel zu hoffen iſt. Während des hitzigſten Gefechts waren leiſe Mäuſe-Cavalleriemaſſen unter der Commode herausdebouchirt, und hatten ſich unter lautem gräßlichen Gequiek mit Wuth auf den linken Flügel der Nußknackeriſchen Armee geworfen, aber welchen Widerſtand fanden ſie da! — Langſam, wie es die Schwierigkeit des Terrains nur erlaubte, da die Leiſte des Schranks zu paſſiren, war das Deviſen-Corps unter der Anführung zweier Chineſiſcher Kaiſer vorgerückt, und hatte ſich en quarré plain formirt. — Dieſe wackern, ſehr bunten und herrlichen Truppen, die aus vielen Gärtnern, Tyrolern, Tunguſen, Friſeurs, Harlekins, Kupidos, Löwen, Tigern, Meerkatzen und Affen beſtanden, fochten mit Faſſung, Muth und Ausdauer. Mit ſpartaniſcher Tapferkeit hätte dies Bataillon von Eliten dem Feinde den Sieg entriſſen, wenn nicht ein verwegener feindlicher Rittmeiſter tollkühn vordringend einem der Chineſiſchen Kaiſer den Kopf abgebiſſen und dieſer im Fallen zwei Tunguſen und eine Meerkatze erſchlagen hätte. Dadurch entſtand eine Lücke, durch die der Feind eindrang und bald war das ganze Bataillon zerbiſſen. Doch wenig Vortheil hatte der Feind von dieſer Unthat. So wie ein Mäuſe-

Cavalleriſt mordluſtig einen der tapfern Gegner mitten durch zerbiß, bekam er einen kleinen gedruckten Zettel in den Hals, wovon er augenblicklich ſtarb. — Half dies aber wohl auch der Nußknackeriſchen Armee, die, einmal rückgängig geworden, immer rückgängiger wurde und immer mehr Leute verlor, ſo daß der unglückliche Nußknacker nur mit einem gar kleinen Häufchen dicht vor dem Glasſchranke hielt? „Die Reſerve ſoll heran! — Pantalon — Skaramuz — Tambour — wo ſeid ihr?“ — So ſchrie Nußknacker, der noch auf neue Truppen hoffte, die ſich aus dem Glasſchrank entwickeln ſollten. Es kamen auch einige braune Männer und Frauen aus Thorn mit goldenen Geſichtern, Hüten und Helmen heran, die fochten aber ſo ungeſchickt um ſich herum, daß ſie keinen der Feinde trafen und bald ihrem Feldherrn Nußknacker ſelbſt die Mütze vom Kopfe heruntergefochten hätten. Die feindlichen Chaſſeurs biſſen ihnen auch bald die Beine ab, ſo daß ſie umſtülpten und noch dazu einige von Nußknackers Waffenbrüdern erſchlugen. Nun war Nußknacker vom Feinde dicht umringt, in der höchſten Angſt und Noth. Er wollte über die Leiſte des Schranks ſpringen, aber die Beine waren zu kurz, Clärchen und Trutchen lagen in Ohnmacht, ſie konnten ihm nicht helfen — Huſaren — Dragoner ſprangen luſtig bei ihm vorbei und hinein, da ſchrie er auf in heller Verzweiflung: Ein Pferd — ein Pferd — ein Königreich für ein Pferd! — In dem Augenblick packten ihn zwei feindliche Tirailleurs bei dem hölzernen Mantel und im Triumph aus ſieben Kehlen aufquiekend, ſprengte Mauſekönig heran. Marie wußte ſich nicht mehr zu faſſen, o mein armer Nußknacker! ſo ſchrie ſie ſchluchzend, faßte, ohne ſich deutlich ihres Thuns bewußt zu ſeyn, nach ihrem linken Schuh, und warf ihn mit Gewalt in den dickſten Haufen der Mäuſe hinein auf ihren König. In dem Augenblick ſchien alles verſtoben und verflogen, aber Marie empfand am linken Arm einen noch ſtechendern Schmerz als vorher und ſank ohnmächtig zur Erde nieder.

Die Krankheit.

Als Marie wie aus tiefem Todesſchlaf erwachte, lag ſie in ihrem Bettchen und die Sonne ſchien hell und funkelnd durch die mit Eis belegten Fenſter in das Zimmer hinein. Dicht neben ihr ſaß ein fremder Mann, den ſie aber bald für den Chirurgus Wendelſtern erkannte. Der ſprach leiſe: Nun iſt ſie aufgewacht! Da kam die Mutter herbei und ſah ſie mit recht ängſtlich forſchenden Blicken an. „Ach liebe Mutter, liſpelte die kleine Marie: ſind denn nun die häßlichen Mäuſe alle fort, und iſt denn der gute Nußknacker gerettet?“ Sprich nicht ſolch' albernes Zeug, liebe Marie, erwiederte die Mutter, was haben die Mäuſe mit dem Nußknacker zu thun. Aber du böſes Kind, haſt uns allen recht viel Angſt und Sorge gemacht. Das kommt davon her, wenn die Kinder eigenwillig ſind und den Eltern nicht folgen. Du ſpielteſt geſtern bis in die tiefe Nacht hinein mit deinen Puppen. Du wurdeſt ſchläfrig, und mag es ſeyn, daß ein hervorſpringendes Mäuschen, deren es doch ſonſt hier nicht giebt, Dich erſchreckt hat; genug du ſtießeſt mit dem Arm eine Glasſcheibe des Schrankes ein und ſchnitteſt Dich ſo ſehr in den Arm, daß Herr Wendelſtern, der Dir eben die noch in den Wunden ſteckenden Glasſcherbchen herausgenommen hat, meint, Du hätteſt, zerſchnitt das Glas eine Ader, einen ſteifen Arm behalten, oder Dich gar verbluten können. Gott ſey gedankt, daß ich um Mitternacht erwachend, und Dich noch ſo ſpät vermiſſend, aufſtand, und in die Wohnſtube ging. Da lagſt Du dicht neben dem Glasſchrank ohnmächtig auf der Erde und bluteteſt ſehr. Bald wär' ich vor Schreck auch ohnmächtig geworden. Da lagſt Du nun, und um Dich her zerſtreut erblickte ich viele von Fritzens bleiernen Soldaten und andere Puppen, zerbrochene Deviſen, Pfefferkuchmänner; Nußknacker lag aber auf Deinem blutenden Arme und nicht weit von Dir Dein linker Schuh. „Ach Mütterchen, Mütterchen, fiel Marie ein: ſehen Sie wohl, das waren ja noch die Spuren von der großen Schlacht zwiſchen den Puppen und Mäuſen, und nur darüber bin ich ſo ſehr erſchrocken, als die Mäuſe den armen Nußknacker, der die Puppen-Armee kommandirte, gefangen nehmen wollten. Da warf ich meinen Schuh unter die Mäuſe und dann weiß ich weiter nicht was vorgegangen.“ Der Chirurgus Wendelſtern winkte der Mutter mit den Augen und dieſe ſprach ſehr ſanft zu Marien: Laß es nur gut ſeyn, mein liebes Kind! — beruhige Dich, die Mäuſe ſind alle fort und Nußknackerchen ſteht geſund und luſtig im Glasſchrank. Nun trat der Medicinalrath ins Zimmer und ſprach lange mit dem Chirurgus Wendelſtern; dann fühlte er Mariens Puls und ſie hörte wohl, daß von einem Wundfieber die Rede war. Sie mußte im Bette bleiben und Arzenei nehmen und ſo dauerte es einige Tage, wiewohl ſie außer einigem Schmerz am Arm ſich eben nicht krank und unbehaglich fühlte. Sie wußte, daß Nußknackerchen geſund aus der Schlacht ſich gerettet hatte, und es kam ihr manchmal wie im Traume vor, daß er ganz vernehmlich, wiewohl mit ſehr wehmüthiger Stimme ſprach: „Marie, theuerſte Dame, Ihnen verdanke ich viel, doch noch mehr können Sie für mich thun!“ Marie dachte vergebens darüber nach, was das wohl ſeyn könnte, es fiel ihr durchaus nicht ein. — Spielen konnte Marie gar nicht recht, wegen des wunden Arms, und wollte ſie leſen oder in den Bilderbüchern blättern, ſo flimmerte es ihr ſeltſam vor den Augen, und ſie mußte davon ablaſſen. So mußte ihr nun wohl die Zeit recht herzlich lang werden, und ſie konnte kaum die Dämmerung erwarten, weil dann die Mutter ſich an ihr Bett ſetzte, und ihr ſehr viel Schönes vorlas und erzählte. Eben hatte die Mutter die vorzügliche Geſchichte vom Prinzen Fakardin vollendet, als die Thüre aufging, und der Pathe Droßelmeier mit den Worten hineintrat: „Nun muß ich doch wirklich einmal ſelbſt ſehen, wie es mit der kranken und wunden Marie geht.“ So wie Marie den Pathen Droßelmeier in ſeinem gelben Röckchen erblickte, kam ihr das Bild jener Nacht, als Nußknacker die Schlacht wider die Mäuſe verlor, gar lebendig vor Augen, und unwillkührlich rief ſie laut dem Obergerichtsrath entgegen: „O Pathe Droßelmeier, Du biſt recht häßlich geweſen, ich habe Dich wohl geſehen, wie Du auf der Uhr ſaßeſt, und ſie mit Deinen Flügeln bedeckteſt, daß ſie nicht laut ſchlagen ſollte, weil ſonſt die Mäuſe verſcheucht worden wären, — ich habe es wohl gehört, wie Du dem Mauſekönig riefeſt! — warum kamſt Du dem Nußknacker, warum kamſt Du mir nicht zu Hülfe, Du häßlicher Pathe Droßelmeier, biſt Du denn nicht allein Schuld, daß ich verwundet und krank im Bette liegen muß!“ — Die Mutter fragte ganz erſchrocken: was iſt Dir denn, liebe Marie? Aber der Pathe Droßelmeier ſchnitt ſehr ſeltſame Geſichter, und ſprach mit ſchnarrender eintöniger Stimme: „Perpendikel mußte ſchnurren — picken — wollte ſich nicht ſchicken — Uhren — Uhren — Uhrenperpendikel müſſen ſchnurren — leiſe ſchnurren — ſchlagen Glocken laut kling klang — Hink und Honk, und Honk und Hank — Puppenmädel ſey nicht bang! — ſchlagen Glöcklein, iſt geſchlagen, Mauſekönig fortzujagen, kommt die Eul' in ſchnellem Flug — Pak und Pik, und Pik und Puk — Glöcklein bim bim — Uhren — ſchnurr ſchnurr — Perpendikel müſſen ſchnurren — picken wollte ſich nicht ſchicken —

Schnurr und ſchnurr, und pirr und purr!" — Marie ſah den Pathen Droßelmeier ſtarr mit großen Augen an, weil er ganz anders, und noch viel häßlicher ausſah, als ſonſt, und mit dem rechten Arm hin und her ſchlug, als würd' er gleich einer Drahtpuppe gezogen. Es hätte ihr ordentlich grauen können vor dem Pathen, wenn die Mutter nicht zugegen geweſen wäre, und wenn nicht endlich Fritz, der ſich unterdeſſen hineingeſchlichen, ihn mit lautem Gelächter unterbrochen hätte. „Ei, Pathe Droßelmeier," rief Fritz, „Du biſt heute wieder auch gar zu poſſierlich, Du gebärdeſt Dich ja wie mein Hampelmann, den ich längſt hinter den Ofen geworfen." Die Mutter blieb ſehr ernſthaft, und ſprach: „Lieber Herr Obergerichtsrath, das iſt ja ein recht ſeltſamer Spaß, was meinen Sie denn eigentlich?" „Mein Himmel," erwiderte Droßelmeier lachend, „kennen Sie denn nicht mehr mein hübſches Uhrmacherliedchen? Das pfleg' ich immer zu ſingen bei ſolchen Patienten wie Marie." Damit ſetzte er ſich ſchnell dicht an Mariens Bette, und ſprach: „Sei nur nicht böſe, daß ich nicht gleich dem Mauſekönig alle vierzehn Augen ausgehackt, aber es konnte nicht ſeyn, ich will Dir auch ſtatt deſſen eine rechte Freude machen." Der Obergerichtsrath langte mit dieſen Worten in die Taſche, und was er nun leiſe, leiſe hervorzog, war — der Nußknacker, dem er ſehr geſchickt die verlornen Zähnchen feſt eingeſetzt, und den lahmen Kinnbacken eingerenkt hatte. Marie jauchzte laut auf vor Freude, aber die Mutter ſagte lächelnd: „Siehſt Du nun wohl, wie gut es Pathe Droßelmeier mit Deinem Nußknacker meint?" „Du mußt es aber doch eingeſtehen, Marie," unterbrach der Obergerichtsrath die Medicinalräthin, „Du mußt es aber doch eingeſtehen, daß Nußknacker nicht eben zum beſten gewachſen, und ſein Geſicht nicht eben ſchön zu nennen iſt. Wie ſolche Häßlichkeit in ſeine Familie gekommen und vererbt worden iſt, das will ich Dir wohl erzählen, wenn Du es anhören willſt. Oder weißt Du vielleicht ſchon die Geſchichte von der Prinzeſſin Pirlipat, der Hexe Mauſerinks und dem künſtlichen Uhrmacher?" „Hör' mal," fiel hier Fritz unverſehens ein, „hör' mal, Pathe Droßelmeier, die Zähne haſt Du dem Nußknacker richtig eingeſetzt, und der Kinnbacken iſt auch nicht mehr ſo wackelig, aber warum fehlt ihm das Schwerdt, warum haſt Du ihm kein Schwerdt umgehängt?" „Ei," erwiderte der Obergerichtsrath ganz unwillig, „Du mußt an allem mäkeln und tadeln, Junge! — Was geht mich Nußknackers Schwerdt an, ich habe ihn am Leibe kurirt, mag er ſich nun ſelbſt ein Schwerdt ſchaffen, wie er will.“ „Das iſt wahr,“ rief Fritz, „iſts ein tüchtiger Kerl, ſo wird er ſchon Waffen zu finden wiſſen! „Alſo Marie,“ fuhr der Obergerichtsrath fort, „ſage mir, ob Du die Geſchichte weißt von der Prinzeſſin Pirlipat?“ „Ach nein,“ erwiederte Marie, „erzähle, lieber Pathe Droßelmeier, erzähle!“ „Ich hoffe,“ ſprach die Medizinalräthin, „ich hoffe, lieber Herr Obergerichtsrath, daß ihre Geſchichte nicht ſo graulich ſeyn wird, wie gewöhnlich alles iſt, was Sie erzählen?“ „Mit nichten, theuerſte Frau Medizinalräthin,“ erwiederte Droßelmeier, „im Gegentheil iſt das gar ſpaßhaft, was ich vorzutragen die Ehre haben werde.“ „Erzähle, o erzähle, lieber Pathe,“ riefen die Kinder, und der Obergerichtsrath fing alſo an:

Das Mährchen von der harten Nuß.

Pirlipats Mutter war die Frau eines Königs, mithin eine Königin, und Pirlipat ſelbſt in demſelben Augenblick, als ſie geboren wurde, eine geborne Prinzeſſin. Der König war außer ſich vor Freude über das ſchöne Töchterchen, das in der Wiege lag, er jubelte laut auf, er tanzte und ſchwenkte ſich auf einem Beine, und ſchrie einmal über das andere: Heiſa! — hat man was ſchöneres jemals geſehen, als mein Pirlipatchen! — Aber alle Miniſter, Generale und Präſidenten und Staabsoffiziere ſprangen, wie der Landesvater, auf einem Beine herum, und ſchrien ſehr: Nein, niemals! Zu läugnen war es aber auch in der That gar nicht, daß wohl, ſo lange die Welt ſteht, kein ſchöneres Kind geboren wurde, als eben Prinzeſſin Pirlipat. Ihr Geſichtchen war wie von zarten lilienweißen und roſenrothen Seidenflocken gewebt, die Aeuglein lebendige funkelnde Azure, und es ſtand hübſch, daß die Löckchen ſich in lauter glänzenden Goldfaden kräuſelten. Dazu hatte Pirlipatchen zwei Reihen kleiner Perlzähnchen auf die Welt gebracht, womit ſie zwei Stunden nach der Geburt dem Reichskanzler in den Finger biß, als er die Lineamente näher unterſuchen wollte, ſo daß er laut aufſchrie: O Jemine! — Andere behaupten, er habe: Au weh! geſchrieen, die Stimmen ſind noch heut zu Tage darüber ſehr getheilt. — Kurz, Pirlipatchen biß wirklich dem Reichskanzler in den Finger, und das entzückte Land wußte nun, daß auch Geiſt, Gemüth und Verſtand in Pirlipats kleinem engelſchönen Körperchen wohne. — Wie geſagt, alles war vergnügt, nur die Königin war ſehr ängſtlich und unruhig, niemand wußte warum? Vorzüglich fiel es auf, daß ſie Pirlipats Wiege ſo ſorglich bewachen ließ. Außerdem, daß die Thüren von Trabanten beſetzt waren, mußten, die beiden Wärterinnen dicht an der Wiege abgerechnet, noch ſechs andere, Nacht für Nacht rings umher in der Stube ſitzen. Was aber ganz närriſch ſchien, und was niemand begreifen konnte, jede dieſer ſechs Wärterinnen mußte einen Kater auf den Schooß nehmen, und ihn die ganze Nacht ſtreicheln, daß er immerfort zu ſpinnen genöthigt wurde. Es iſt unmöglich, daß ihr, lieben Kinder, errathen könnt, warum Pirlipats Mutter all' dieſe Anſtalten machte, ich weiß es aber, und will es euch gleich ſagen. — Es begab ſich, daß einmal an dem Hofe von Pirlipats Vater viele vortreffliche Könige und ſehr angenehme Prinzen verſammelt waren, weshalb es denn ſehr glänzend herging, und viel Ritterſpiele, Comödien und Hofbälle gegeben wurden. Der König, um recht zu zeigen, daß es ihm an Gold und Silber gar nicht mangle, wollte nun einmal einen recht tüchtigen Griff in den Kronſchatz thun, und was ordentliches darauf gehen laſſen. Er ordnete daher, zumal er von dem Oberhofküchenmeiſter ins geheim erfahren, daß der Hofaſtronom die Zeit des Einſchlachtens angekündigt, einen großen Wurſtſchmaus an, warf ſich in den Wagen, und lud ſelbſt ſämmtliche Könige und Prinzen — nur auf einen Löffel Suppe ein, um ſich der Ueberraſchung mit dem Köſtlichen zu erfreuen. Nun ſprach er ſehr freundlich zur Frau Königin: Dir iſt ja ſchon bekannt, Liebchen! wie ich die Würſte gern habe! — Die Königin wußte ſchon, was er damit ſagen wollte, es hieß nämlich nichts anders, als ſie ſelbſt ſollte ſich, wie ſie auch ſonſt ſchon gethan, dem ſehr nützlichen Geſchäft des Wurſtmachens unterziehen. Der Oberſchatzmeiſter mußte ſogleich den großen goldnen Wurſtkeſſel und die ſilbernen Kaſſerollen zur Küche abliefern; es wurde ein großes Feuer von Sandelholz angemacht, die Königin band ihre damaſtne Küchenſchürze um, und bald dampften aus dem Keſſel die ſüßen Wohlgerüche der Wurſtſuppe. Bis in den Staatsrath drang der anmuthige Geruch; der König, von innerem Entzücken erfaßt, konnte ſich nicht halten. Mit Erlaubniß, meine Herren! rief er, ſprang ſchnell nach der Küche, umarmte die Königin, rührte etwas mit dem goldnen Scepter in dem Keſſel, und kehrte dann beruhigt in den

Staatsrath zurück. Eben nun war der wichtige Punkt gekommen, daß der Speck in Würfel geſchnitten, und auf ſilbernen Roſten geröſtet werden ſollte. Die Hofdamen traten ab, weil die Königin dies Geſchäft aus treuer Anhänglichkeit und Ehrfurcht vor dem königlichen Gemahl allein unternehmen wollte. Allein ſo wie der Speck zu braten anfing, ließ ſich ein ganz feines wiſperndes Stimmchen vernehmen: Von dem Brätlein gieb mir auch Schweſter! — will auch ſchmauſen, bin ja auch Königin — gieb mir von dem Brätlein! — Die Königin wußte wohl, daß es Frau Mauſerinks war, die alſo ſprach. Frau Mauſerinks wohnte ſchon ſeit vielen Jahren in des Königs Pallaſt. Sie behauptete, mit der königlichen Familie verwandt und ſelbſt Königin in dem Reiche Mauſolien zu ſeyn, deshalb hatte ſie auch eine große Hofhaltung unter dem Heerde. Die Königin war eine gute, mildthätige Frau, wollte ſie daher auch ſonſt Frau Mauſerinks nicht gerade als Königin und als ihre Schweſter anerkennen, ſo gönnte ſie ihr doch von Herzen an dem feſtlichen Tage die Schmauſerei, und rief: Kommt nur hervor, Frau Mauſerinks, Ihr möget immerhin von meinem Speck genießen. Da kam auch Frau Mauſerinks ſehr ſchnell und luſtig hervorgehüpft, ſprang auf den Heerd, und ergriff mit den zierlichen kleinen Pfötchen ein Stückchen Speck nach dem andern, das ihr die Königin hinlangte. Aber nun kamen alle Gevattern und Muhmen der Frau Mauſerinks hervorgeſprungen, und auch ſogar ihre ſieben Söhne, recht unartige Schlingel, die machten ſich über den Speck her, und nicht wehren konnte ihnen die erſchrockene Königin. Zum Glück kam die Oberhofmeiſterin dazu, und verjagte die zudringlichen Gäſte, ſo daß noch etwas Speck übrig blieb, welcher, nach Anweiſung des herbeigerufenen Hofmathematikers ſehr künſtlich auf alle Würſte vertheilt wurde. — Pauken und Trompeten erſchallten, alle anweſenden Potentaten und Prinzen zogen in glänzenden Feierkleidern zum Theil auf weißen Zeltern, zum Theil in kryſtallnen Kutſchen zum Wurſtſchmauſe. Der König empfing ſie mit herzlicher Freundlichkeit und Huld, und ſetzte ſich dann, als Landesherr mit Kron' und Scepter angethan, an die Spitze des Tiſches. Schon in der Station der Leberwürſte ſah man, wie der König immer mehr und mehr erblaßte, wie er die Augen gen Himmel hob — leiſe Seufzer entflohen ſeiner Bruſt — ein gewaltiger Schmerz ſchien in ſeinem Innern zu wühlen! Doch in der Station der Blutwürſte ſank er laut ſchluchzend und ächzend, in den Lehnſeſſel zurück, er hielt beide Hände vors Geſicht, er jammerte und ſtöhnte. — Alles ſprang auf von der Tafel, der Leibarzt bemühte ſich vergebens des unglücklichen Königs Puls zu erfaſſen, ein tiefer, namenloſer Jammer ſchien ihn zu zerreißen. Endlich, endlich, nach vielem Zureden, nach Anwendung ſtarker Mittel, als da ſind, gebrannte Federpoſen und dergleichen, ſchien der König etwas zu ſich ſelbſt zu kommen, er ſtammelte kaum hörbar die Worte: Zu wenig Speck. Da warf ſich die Königin troſtlos ihm zu Füßen und ſchluchzte: O mein armer unglücklicher königlicher Gemahl! — o welchen Schmerz mußten Sie dulden! — Aber ſehen Sie hier die Schuldige zu Ihren Füßen — ſtrafen, ſtrafen Sie ſie hart! — Ach — Frau Mauſerinks mit ihren ſieben Söhnen, Gevattern und Muhmen hat den Speck aufgefreſſen und — damit fiel die Königin rücklings über in Ohnmacht. Aber der König ſprang voller Zorn auf und rief laut: Oberhofmeiſterin, wie ging das zu? Die Oberhofmeiſterin erzählte, ſo viel ſie wußte, und der König beſchloß Rache zu nehmen an der Frau Mauſerinks und ihrer Familie, die ihm den Speck aus der Wurſt weggefreſſen hatten. Der Geheime Staatsrath wurde berufen, man beſchloß, der Frau Mauſerinks den Prozeß zu machen, und ihre ſämmtliche Güter einzuziehen; da aber der König meinte, daß ſie unterdeſſen ihm doch noch immer den Speck wegfreſſen könnte, ſo wurde die ganze Sache dem Hofuhrmacher und Arkaniſten übertragen. Dieſer Mann, der eben ſo hieß, als ich, nämlich Chriſtian Elias Droßelmeier, verſprach durch eine ganz beſonders ſtaatskluge Operation die Frau Mauſerinks mit ihrer Familie auf ewige Zeiten aus dem Pallaſt zu vertreiben. Er erfand auch wirklich kleine, ſehr künſtliche Maſchinen, in die an einem Fädchen gebratener Speck gethan wurde, und die Droßelmeier rings um die Wohnung der Frau Speckfreſſerin aufſtellte. Frau Mauſerinks war viel zu weiſe, um nicht Droßelmeiers Liſt einzuſehen, aber alle ihre Warnungen, alle ihre Vorſtellungen halfen nichts, von dem ſüßen Geruch des gebratenen Specks verlockt, gingen alle ſieben Söhne und viele, viele Gevattern und Muhmen der Frau Mauſerinks in Droßelmeiers Maſchinen hinein, und wurden, als ſie eben den Speck wegnaſchen wollten, durch ein plötzlich vorfallendes Gitter gefangen, dann aber in der Küche ſelbſt ſchmachvoll hingerichtet. Frau Mauſerinks verließ mit ihrem kleinen Häufchen den Ort des Schreckens. Gram, Verzweiflung, Rache erfüllte ihre Bruſt. Der Hof jubelte ſehr, aber die Königin war beſorgt, weil ſie die Gemüthsart der Frau Mauſerinks kannte, und wohl wußte, daß ſie den Tod ihrer Söhne und Verwandten nicht ungerächt hingehen laſſen würde. In der That erſchien auch Frau Mauſerinks, als die Königin eben für den königlichen Gemahl einen Lungenmuß bereitete, den er ſehr gern aß, und ſprach: Meine Söhne — meine Gevattern und Muhmen ſind erſchlagen, gieb wohl Acht, Frau Königin, daß Mauſekönigin Dir nicht Dein Prinzeßchen entzwei beißt — gieb wohl Acht. Darauf verſchwand ſie wieder, und ließ ſich nicht mehr ſehen, aber die Königin war ſo erſchrocken, daß ſie den Lungenmuß ins Feuer fallen ließ, und zum zweitenmal verdarb Frau Mauſerinks dem Könige eine Lieblingsſpeiſe, worüber er ſehr zornig war. — Nun iſts aber genug für heute Abend, künftig das Uebrige.

So ſehr auch Marie, die bei der Geſchichte ihre ganz eignen Gedanken hatte, den Pathe Droſſelmeier bat, doch nur ja weiter zu erzählen, ſo ließ er ſich doch nicht erbitten, ſondern ſprang auf, ſprechend: Zu viel auf einmal iſt ungeſund, morgen das Uebrige. Eben als der Obergerichtsrath im Begriff ſtand, zur Thür hinauszuſchreiten, fragte Fritz: Aber ſag mal, Pathe Droſſelmeier, iſts denn wirklich wahr, daß Du die Mauſefallen erfunden haſt? „Wie kann man nur ſo albern fragen,“ rief die Mutter, aber der Obergerichtsrath lächelte ſehr ſeltſam, und ſprach leiſe: Bin ich denn nicht ein künſtlicher Uhrmacher, und ſollt' nicht einmal Mauſefallen erfinden können.

Fortſetzung des Mährchens von der harten Nuß.

Nun wißt ihr wohl, Kinder, ſo fuhr der Obergerichtsrath Droſſelmeier am nächſten Abende fort, nun wißt ihr wohl Kinder, warum die Königin das wunderſchöne Prinzeßchen Pirlipat ſo ſorglich bewachen ließ. Mußte ſie nicht fürchten, daß Frau Mauſerinks ihre Drohung erfüllen, wiederkommen, und das Prinzeßchen todtbeißen würde! Droſſelmeiers Maſchinen halfen gegen die kluge und gewitzigte Frau Mauſerinks ganz und gar nichts, und nur der Aſtronom des Hofes, der zugleich Geheimer Oberzeichen- und Sterndeuter war, wollte wiſſen, daß die Familie des Katers Schnurr im Stande ſeyn werde, die Frau Mauſerinks von der Wiege abzuhalten; demnach geſchah es alſo, daß jede der Wärterinnen einen der Söhne jener Familie, die übrigens bei Hofe als Geheime Legationsräthe angeſtellt waren, auf dem Schooße halten, und durch ſchickliches Kraulen ihm den beſchwerlichen Staatsdienſt zu verſüßen ſuchen mußte. Es war einmal ſchon Mitternacht, als die eine der beiden geheimen Oberwärterinnen, die dicht an der Wiege ſaßen, wie aus tiefem Schlafe auffuhr. — Alles rund umher lag vom Schlafe befangen — kein Schnurren — tiefe Todtenſtille, in der man das Picken des Holzwurms vernahm! — doch wie ward der Geheimen Oberwärterin, als ſie dicht vor ſich eine große, ſehr häßliche Maus erblickte, die auf den Hinterfüßen aufgerichtet ſtand, und den fatalen Kopf auf das Geſicht der Prinzeſſin gelegt hatte. Mit einem Schrei des Entſetzens ſprang ſie auf, alles erwachte, aber in dem Augenblick rannte Frau Mauſerinks (niemand anders war die große Maus an Pirlipats Wiege) ſchnell nach der Ecke des Zimmers. Die Legationsräthe ſtürzten ihr nach, aber zu ſpät — durch eine Ritze in dem Fußboden des Zimmers war ſie verſchwunden. Pirlipatchen erwachte von dem Rumor, und weinte ſehr kläglich. Dank dem Himmel, riefen die Wärterinnen, ſie lebt! Doch wie groß war ihr Schrecken, als ſie hinblickten nach Pirlipatchen, und wahrnahmen, was aus dem ſchönen zarten Kinde geworden. Statt des weiß und rothen goldgelockten Engelsköpfchens ſaß ein unförmlicher dicker Kopf auf einem winzig kleinen zuſammengekrümmten Leibe, die azurblauen Aeuglein hatten ſich verwandelt in grüne herverſtehende ſtarrblickende Augen, und das Mündchen hatte ſich verzogen von einem Ohr zum andern. Die Königin wollte vergehen in Wehklagen und Jammer, und des Königs Studirzimmer mußte mit wattirten Tapeten ausgeſchlagen werden, weil er einmal über das andere mit dem Kopf gegen die Wand rannte, und dabei mit ſehr jämmerlicher Stimme rief: O ich unglückſeliger Monarch! — Er konnte zwar nun einſehen, daß es beſſer geweſen wäre, die Würſte ohne Speck zu eſſen, und die Frau Mauſerinks mit ihrer Sippſchaft unter dem Heerde in Ruhe zu laſſen, daran dachte aber Pirlipats königlicher Vater nicht, ſondern er ſchob einmal alle Schuld auf den Hofuhrmacher und Arkaniſten Chriſtian Elias Droßelmeier aus Nürnberg. Deshalb erließ er den weiſen Befehl: Droßelmeier habe binnen vier Wochen die Prinzeſſin Pirlipat in den vorigen Zuſtand herzuſtellen, oder wenigſtens ein beſtimmtes untrügliches Mittel anzugeben, wie dies zu bewerkſtelligen ſey, widrigenfalls er dem ſchmachvollen Tode unter dem Beil des Henkers verfallen ſeyn ſolle. — Droßelmeier erſchrack nicht wenig, indeſſen vertraute er bald ſeiner Kunſt und ſeinem Glück und ſchritt ſogleich zu der erſten Operation, die ihm nützlich ſchien. Er nahm Prinzeßchen Pirlipat ſehr geſchickt auseinander, ſchrob ihre Händchen und Füßchen ab, und beſah ſogleich die innere Struktur, aber da fand er leider, daß die Prinzeſſin, je größer, deſto unförmlicher werden würde, und wußte ſich nicht zu rathen und zu helfen. Er ſetzte die Prinzeſſin behutſam wieder zuſammen, und verſank an ihrer Wiege, die er nie verlaſſen durfte, in Schwermuth. Schon war die vierte Woche angegangen — ja bereits Mittwoch, als der König mit zornfunkelnden Augen hineinblickte, und mit dem Szepter drohend rief: Chriſtian Elias Droßelmeier kurire die Prinzeſſin, oder Du mußt ſterben! Droßelmeier fing an bitterlich zu weinen, aber Prinzeßchen Pirlipat knackte vergnügt Nüſſe. Zum erſtenmal fiel dem Arkaniſten Pirlipats ungewöhnlicher Appetit nach Nüſſen, und der Umſtand auf, daß ſie mit Zähnchen zur Welt gekommen. In der That hatte ſie gleich nach der Verwandlung ſo lange geſchrieen, bis ihr zufällig eine Nuß vorkam, die ſie ſogleich aufknackte, den Kern aß, und dann ruhig wurde. Seit der Zeit konnten die Wärterinnen nicht gerathen, ihr Nüſſe zu bringen. „O heiliger Inſtinkt der Natur, ewig unerforſchliche Sympathie aller Weſen, rief Chriſtian Elias Droßelmeier aus: Du zeigſt mir die Pforte zum Geheimniß, ich will anklopfen, und ſie wird ſich öffnen!“ Er bat ſogleich um die Erlaubniß, mit dem Hofaſtronom ſprechen zu können, und wurde mit ſtarker Wache hingeführt. Beide Herren umarmten ſich unter vielen Thränen, da ſie zärtliche Freunde waren, zogen ſich dann in ein geheimes Kabinet zurück, und ſchlugen viele Bücher nach, die von dem Inſtinkt, von den Sympathien und Antipathien und andern geheimnißvollen Dingen handelten. Die Nacht brach herein, der Hofaſtronom ſah nach den Sternen, und ſtellte mit Hülfe des auch hierin ſehr geſchickten Droßelmeiers das Horoskop der Prinzeſſin Pirlipat. Das war eine große Mühe, denn die Linien verwirrten ſich immer mehr und mehr, endlich aber — welche Freude, endlich lag es klar vor ihnen, daß die Prinzeſſin Pirlipat, um den Zauber, der ſie verhäßlicht, zu löſen, und um wieder ſo ſchön zu werden, als vorher, nichts zu thun hätte, als den ſüßen Kern der Nuß Krakatuk zu genießen.

Die Nuß Krakatuk hatte eine ſolche harte Schale, daß eine achtundvierzig pfündige Kanone darüber wegfahren konnte ohne ſie zu zerbrechen. Dieſe harte Nuß mußte aber von einem Manne, der noch nie raſirt worden und der niemals Stiefeln getragen, vor der Prinzeſſin aufgebiſſen und ihr von ihm mit geſchloſſenen Augen der Kern dargereicht werden. Erſt nachdem er ſieben Schritte rückwärts gegangen, ohne zu ſtolpern, durfte der junge Mann wieder die Augen erſchließen. Drei Tage und drei Nächte hatte Droßelmeier mit dem Aſtronomen ununterbrochen gearbeitet und es ſaß gerade des Sonnabends der König bei dem Mittagstiſch, als Droßelmeier, der Sonntags in aller Frühe geköpft werden ſollte, voller Freude und Jubel hineinſtürzte, und das gefundene Mittel, der Prinzeſſin Pirlipat die verlorne Schönheit wieder zu geben, verkündete. Der König umarmte ihn mit heftigem Wohlwollen, verſprach ihm einen diamantnen Degen, vier Orden und zwei neue Sonntagsröcke. „Gleich nach Tiſche," ſetzte er freundlich hinzu, „ſoll es ans Werk gehen, ſorgen Sie, theurer Arkaniſt, daß der junge unraſirte Mann in Schuhen mit der Nuß Krakatuk gehörig bei der Hand ſey, und laſſen Sie ihn vorher keinen Wein trinken, damit er nicht ſtolpert, wenn er ſieben Schritte rückwärts geht wie ein Krebs, nachher kann er erklecklich ſaufen!" Droßelmeier wurde über die Rede des Königs ſehr beſtürzt, und nicht ohne Zittern und Zagen brachte er es ſtammelnd heraus, daß das Mittel zwar gefunden wäre, beides, die Nuß Krakatuk und der junge Mann zum Aufbeißen derſelben aber erſt geſucht werden müßten, wobei es noch obenein zweifelhaft bliebe, ob Nuß und Nußknacker jemals gefunden werden dürften. Hoch erzürnt ſchwang der König den Szepter über das gekrönte Haupt, und ſchrie mit einer Löwenſtimme: „So bleibt es bei dem Köpfen." Ein Glück war es für den in Angſt und Noth verſetzten Droßelmeier, daß dem Könige das Eſſen gerade den Tag ſehr wohl geſchmeckt hatte, er mithin in der guten Laune war, vernünftigen Vorſtellungen Gehör zu geben, an denen es die großmüthige und von Droßelmeiers Schickſal gerührte Königin nicht mangeln ließ. Droßelmeier faßte Muth und ſtellte zuletzt vor, daß er doch eigentlich die Aufgabe, das Mittel, wodurch die Prinzeſſin geheilt werden könne, zu nennen gelöſt, und ſein Leben gewonnen habe. Der König nannte das dumme Ausreden und einfältigen Schnickſchnack, beſchloß aber endlich, nachdem er ein Gläschen Magenwaſſer zu ſich genommen, daß beide, der Uhrmacher und der Aſtronom, ſich auf die Beine machen und nicht anders als mit der Nuß Krakatuk in der Taſche wiederkehren ſollten. Der Mann zum Aufbeißen derſelben ſollte, wie es die Königin vermittelte, durch mehrmaliges Einrücken einer Aufforderung in einheimiſche und auswärtige Zeitungen und Intelligenz-Blätter herbeigeſchafft werden. — Der Obergerichtsrath brach hier wieder ab, und verſprach den andern Abend das Uebrige zu erzählen.

Beſchluß des Mährchens von der harten Nuß.

Am andern Abende, ſo wie kaum die Lichter angeſteckt worden, fand ſich Pathe Droßelmeier wirklich wieder ein, und erzählte alſo weiter. Droßelmeier und der Hof-Aſtronom waren ſchon funfzehn Jahre unterwegs, ohne der Nuß Krakatuk auf die Spur gekommen zu ſeyn. Wo ſie überall waren, welche ſonderbare ſeltſame Dinge ihnen widerfuhren, davon könnt ich Euch, ihr Kinder, vier Wochen lang erzählen, ich will es aber nicht thun, ſondern nur gleich ſagen, daß Droßelmeier in ſeiner tiefen Betrübniß zuletzt eine ſehr große Sehnſucht nach ſeiner lieben Vaterſtadt Nürnberg empfand. Ganz beſonders uberfiel ihn dieſe Sehnſucht, als er gerade einmal mit ſeinem Freunde mitten in einem großen Walde in Aſien ein Pfeifchen Knaſter rauchte. „O ſchöne — ſchöne Vaterſtadt Nürnberg — ſchöne Stadt, wer dich nicht geſehen hat, mag er auch viel gereiſt ſeyn nach London, Paris und Peterwardein, iſt ihm das Herz doch nicht aufgegangen, muß er doch ſtets nach dir verlangen — nach Dir, o Nürnberg, ſchöne Stadt, die ſchöne Häuſer mit Fenſtern hat.“ — Als Droßelmeier ſo ſehr wehmuthig klagte, wurde der Aſtronom von tiefem Mitleiden ergriffen und fing ſo jämmerlich zu heulen an, daß man es weit und breit in Aſien hören konnte. Doch faßte er ſich wieder, wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und fragte: Aber werthgeſchätzter College, warum ſitzen wir hier und heulen? warum gehen wir nicht nach Nürnberg, iſts denn nicht gänzlich egal, wo und wie wir die fatale Nuß Krakatuk ſuchen? Das iſt auch wahr, erwiederte Droßelmeier getröſtet. Beide ſtanden alsbald auf, klopften die Pfeifen aus, und gingen ſchnurgerade in einem Strich fort, aus dem Walde mitten in Aſien, nach Nürnberg. Kaum waren ſie dort angekommen, ſo lief Droßelmeier ſchnell zu ſeinem Vetter, dem Puppendrechsler, Lackirer und Vergolder Chriſtoph Zacharias Droßelmeier, den er in vielen vielen Jahren nicht mehr geſehen. Dem erzählte nun der Uhrmacher die ganze

Geſchichte von der Prinzeſſin Pirlipat, der Frau Mauſerinks und der Nuß Krakatuk, ſo daß der einmal über das andere die Hände zuſammenſchlug und voll Erſtaunen ausrief: Ei Vetter, Vetter, was ſind das für wunderbare Dinge! Droßelmeier erzählte weiter von den Abentheuern ſeiner weiten Reiſe, wie er zwei Jahre bei dem Dattelkönig zugebracht, wie er vom Mandelfürſten ſchnöde abgewieſen, wie er bei der naturforſchenden Geſellſchaft in Eichhornshauſen vergebens angefragt, kurz wie es ihm überall mißlungen ſey, auch nur eine Spur von der Nuß Krakatuk zu erhalten. Während dieſer Erzählung hatte Chriſtoph Zacharias oftmals mit den Fingern geſchnippt — ſich auf einem Fuße herumgedreht — mit der Zunge geſchnalzt — dann gerufen — Hm hm — I — Ei — O — das wäre der Teufel! — Endlich warf er Mütze und Perüke in die Höhe, umhalſte den Vetter mit Heftigkeit und rief: Vetter — Vetter! Ihr ſeyd geborgen, geborgen ſeyd ihr, ſag ich, denn Alles müßte mich trügen, oder ich beſitze ſelbſt die Nuß Krakatuk. Er holte alsbald eine Schachtel hervor, aus der er eine vergoldete Nuß von mittelmäßiger Größe hervorzog. Seht, ſprach er, indem er die Nuß dem Vetter zeigte, ſeht mit dieſer Nuß hat es folgende Bewandtniß: Vor vielen Jahren kam einſt zur Weihnachtszeit ein fremder Mann mit einem Sack voll Nüſſen hieher, die er feil bot. Gerade vor meiner Puppenbude gerieth er in Streit, und ſetzte den Sack ab, um ſich beſſer gegen den hieſigen Nußverkäufer, der nicht leiden wollte, daß der Fremde Nüſſe verkaufe, und ihn deshalb ergriff, zu wehren. In dem Augenblick fuhr ein ſchwer beladener Laſtwagen über den Sack, alle Nüſſe wurden zerbrochen bis auf eine, die mir der fremde Mann, ſeltſam lächelnd, für einen blanken Zwanziger vom Jahre 1720 feil bot. Mir ſchien das wunderbar, ich fand gerade einen ſolchen Zwanziger in meiner Taſche, wie ihn der Mann haben wollte, kaufte die Nuß und vergoldete ſie, ſelbſt nicht recht wiſſend, warum ich die Nuß ſo theuer bezahlte und dann ſo werth hielt. Jeder Zweifel, daß des Vetters Nuß wirklich die geſuchte Nuß Krakatuk war, wurde augenblicklich gehoben, als der herbeigerufene Hof-Aſtronom das Gold ſauber abſchabte, und in der Rinde der Nuß das Wort Krakatuk mit Chineſiſchen Charakteren eingegraben fand. Die Freude der Reiſenden war groß, und der Vetter der glücklichſte Menſch unter der Sonne, als Droßelmeier ihm verſicherte, daß ſein Glück gemacht ſey, da er außer einer anſehnlichen Penſion hinführo alles Gold zum Vergolden umſonſt erhalten werde. Beide, der Arkaniſt und der Aſtronom, hatten ſchon die Schlafmützen aufgeſetzt und wollten zu Bette gehen, als letzterer, nämlich der Aſtronom, alſo anhob: Beſter Herr College ein Glück kommt nie allein — Glauben Sie, nicht nur die Nuß Krakatuk, ſondern auch den jungen Mann, der ſie aufbeißt und den Schönheitskern der Prinzeſſin darreicht, haben wir gefunden! — Ich meine niemanden anders, als den Sohn Ihres Herrn Vetters! — Nein, nicht ſchlafen will ich, fuhr er begeiſtert fort, ſondern noch in dieſer Nacht des Jünglings Horoskop ſtellen! — Damit riß er die Nachtmütze vom Kopf und fing gleich an zu obſerviren. — Des Vetters Sohn war in der That ein netter wohlgewachſener Junge, der noch nie raſirt worden und niemals Stiefel getragen. In früher Jugend war er zwar ein Paar Weihnachten hindurch ein Hampelmann geweſen, das merkte man ihm aber nicht im mindeſten an, ſo war er durch des Vaters Bemühungen ausgebildet worden. An den Weihnachtstagen trug er einen ſchönen rothen Rock mit Gold, einen Degen, den Hut unter dem Arm und eine vorzügliche Friſur mit einem Haarbeutel. So ſtand er ſehr glänzend in ſeines Vaters Bude und knackte aus angeborner Galanterie den jungen Mädchen die Nüſſe auf, weshalb ſie ihn auch ſchön Nußknackerchen nannten. — Den andern Morgen fiel der Aſtronom dem Arkaniſten entzückt um den Hals und rief: er iſt es, wir haben ihn, er iſt gefunden; nur zwei Dinge, liebſter College, dürfen wir nicht außer Acht laſſen. Fürs erſte müſſen Sie Ihrem vortrefflichen Neffen einen robuſten hölzernen Zopf flechten, der mit dem untern Kinnbacken ſo in Verbindung ſteht, daß dieſer dadurch ſtark angezogen werden kann; dann müſſen wir aber, kommen wir nach der Reſidenz, auch ſorgfältig verſchweigen, daß wir den jungen Mann, der die Nuß Krakatuk aufbeißt, gleich mitgebracht haben; er muß ſich vielmehr lange nach uns einfinden. Ich leſe in dem Horoskop, daß der König, zerbeißen ſich erſt einige die Zähne ohne weitern Erfolg, dem, der die Nuß aufbeißt und der Prinzeſſin die verlorene Schönheit wiedergiebt, Prinzeſſin und Nachfolge im Reich zum Lohn verſprechen wird. Der Vetter Puppendrechsler war gar höchlich damit zufrieden, daß ſein Söhnchen die Prinzeſſin Pirlipat heirathen und Prinz und König werden ſollte, und überließ ihn daher den Geſandten gänzlich. Der Zopf, den Droſſelmeier dem jungen hoffnungsvollen Neffen anſetzte, gerieth überaus wohl, ſo daß er mit dem Aufbeißen der härteſten Pfirſichkerne die glänzendſten Verſuche anſtellte.

Da Droßelmeier und der Aſtronom das Auffinden der Nuß Krakatuk ſogleich nach der Reſidenz berichtet, ſo waren dort auch auf der Stelle die nöthigen Aufforderungen erlaſſen worden, und als die Reiſenden mit dem Schönheitsmittel ankamen, hatten ſich ſchon viele hübſche Leute, unter denen es ſogar Prinzen gab, eingefunden, die ihrem geſunden Gebiß vertrauend, die Entzauberung der Prinzeſſin verſuchen wollten. Die Geſandten erſchracken nicht wenig, als ſie die Prinzeſſin wieder ſahen. Der kleine Körper mit den winzigen Händchen und Füßchen konnte kaum den unförmlichen Kopf tragen. Die Häßlichkeit des Geſichts wurde noch durch einen weißen baumwollenen Bart vermehrt, der ſich um Mund und Kinn gelegt hatte. Es kam alles ſo, wie es der Hof-Aſtronom im Horoskop geleſen. Ein Milchbart in Schuhen nach dem andern biß ſich an der Nuß Krakatuk Zähne und Kinnbacken wund, ohne der Prinzeſſin im mindeſten zu helfen, und wenn er dann von den dazu beſtellten Zahnärzten halb ohnmächtig weggetragen wurde, ſeufzte er: das war eine harte Nuß! — Als nun der König in der Angſt ſeines Herzens dem, der die Entzauberung vollenden werde, Tochter und Reich verſprochen, meldete ſich der artige ſanfte Jüngling Droßelmeier und bat auch den Verſuch beginnen zu dürfen. Keiner als der junge Droßelmeier hatte ſo ſehr der Prinzeſſin Pirlipat gefallen; ſie legte die kleinen Händchen auf das Herz, und ſeufzte recht innig: Ach wenn es doch der wäre, der die Nuß Krakatuk wirklich aufbeißt und mein Mann wird. Nachdem der junge Droßelmeier den König und die Königin, dann aber die Prinzeſſin Pirlipat, ſehr höflich gegrüßt, empfing er aus den Händen des Ober-Zeremonienmeiſters die Nuß Krakatuk, nahm ſie ohne weiteres zwiſchen die Zähne, zog ſtark den Zopf an, und Krak — Krak zerbröckelte die Schale in viele Stücke. Geſchickt reinigte er den Kern von den noch daran hängenden Faſern und überreichte ihn mit einem unterthänigen Kratzfuß der Prinzeſſin, worauf er die Augen verſchloß und rückwärts zu ſchreiten begann. Die Prinzeſſin verſchluckte alsbald den Kern und o Wunder! — verſchwunden war die Mißgeſtalt, und ſtatt ihrer ſtand ein engelſchönes Frauenbild da, das Geſicht wie von lilienweißen und roſarothen Seidenflocken gewebt, die Augen wie glänzende Azure, die vollen Locken wie von Goldfaden gekräuſelt. Trompeten und Pauken miſchten ſich in den lauten Jubel des Volks. Der König, ſein ganzer Hof, tanzte wie bei Pirlipats Geburt auf einem Beine, und die Königin mußte mit Eau de Cologne bedient werden, weil ſie in Ohnmacht gefallen vor Freude und Entzücken. Der große Tumult brachte den jungen Droßelmeier, der noch ſeine ſieben Schritte zu vollenden hatte, nicht wenig aus der Faſſung, doch hielt er ſich und ſtreckte eben den rechten Fuß aus zum ſiebenten Schritt, da erhob ſich, häßlich piepend und quiekend, Frau Mauſerinks aus dem Fußboden, ſo daß Droßelmeier, als er den Fuß niederſetzen wollte, auf ſie trat und dermaßen ſtolperte, daß er beinahe gefallen wäre. — O Mißgeſchick! — urplötzlich war der Jüngling eben ſo mißgeſtaltet, als es vorher Prinzeſſin Pirlipat geweſen. Der Körper war zuſammengeſchrumpft und konnte kaum den dicken ungeſtalteten Kopf mit großen hervorſtechenden Augen und dem breiten entſetzlich aufgähnenden Maule tragen. Statt des Zopfes hing ihm hinten ein ſchmaler hölzerner Mantel herab, mit dem er den untern Kinnbacken regierte. — Uhrmacher und Aſtronom waren außer ſich vor Schreck und Entſetzen, ſie ſahen aber wie Frau Mauſerinks ſich blutend auf dem Boden wälzte. Ihre Bosheit war nicht ungerächt geblieben, denn der junge Droßelmeier hatte ſie mit dem ſpitzen Abſatz ſeines Schuhes ſo derb in den Hals getroffen, daß ſie ſterben mußte. Aber indem Frau Mauſerinks von der Todesnoth erfaßt wurde, da piepte und quiekte ſie ganz erbärmlich: „O Krakatuk, harte Nuß — an der ich nun ſterben muß — hi hi — pipi fein Nußknackerlein wirſt auch bald des Todes ſeyn — Söhnlein mit den ſieben Kronen, wirds dem Nußknacker lohnen, wird die Mutter rächen fein, an Dir du klein Nußknackerlein — o Leben ſo friſch und roth, von Dir ſcheid' ich, o Todesnoth! — Quiek" — Mit dieſem Schrei ſtarb Frau Mauſerinks und wurde von dem königlichen Ofenheitzer fortgebracht. — Um den jungen Droßelmeier hatte ſich niemand bekümmert, die Prinzeſſin erinnerte aber den König an ſein Verſprechen, und ſogleich befahl er, daß man den jungen Helden herbeiſchaffe. Als nun aber der Unglückliche in ſeiner Mißgeſtalt hervortrat, da hielt die Prinzeſſin beide Hände vors Geſicht und ſchrie: Fort, fort mit dem abſcheulichen Nußknacker! Alsbald ergriff ihn auch der Hofmarſchall bei den kleinen Schultern und warf ihn zur Thür heraus. Der König war voller Wuth, daß man ihm habe einen Nußknacker als Eidam aufdringen wollen, ſchob alles auf das Ungeſchick des Uhrmachers und des Aſtronomen, und verwies beide auf ewige Zeiten aus der Reſidenz. Das hatte nun nicht in dem Horoſkop geſtanden, welches der Aſtronom in Nürnberg geſtellt, er ließ ſich aber nicht abhalten, aufs Neue zu obſerviren und da wollte er in den Sternen leſen, daß der junge Droßelmeier ſich in ſeinem neuen Stande ſo gut nehmen werde, daß er trotz ſeiner Ungeſtalt Prinz und König werden würde. Seine Mißgeſtalt könne aber nur dann verſchwinden, wenn der Sohn der Frau Mauſerinks, den ſie nach dem Tode ihrer ſieben Söhne mit ſieben Köpfen geboren, und welcher Mauſekönig geworden, von ſeiner Hand gefallen ſey, und eine Dame ihn, trotz ſeiner Mißgeſtalt, lieb gewinnen werde. Man ſoll denn auch wirklich den jungen Droßelmeier in Nürnberg zur Weihnachtszeit in ſeines Vaters Bude, zwar als Nußknacker, aber doch als Prinzen geſehen haben! — Das iſt, ihr Kinder! das Mährchen von der harten Nuß, und ihr wißt nun, warum die Leute ſo oft ſagen: das war eine harte Nuß! und wie es kommt, daß die Nußknacker ſo häßlich ſind. —

So ſchloß der Obergerichtsrath ſeine Erzählung. Marie meinte, daß die Prinzeſſin Pirlipat doch eigentlich ein garſtiges undankbares Ding ſey; Fritz verſicherte dagegen, daß, wenn Nußknacker nur ſonſt ein braver Kerl ſeyn wolle, er mit dem Mauſekönig nicht viel Federleſens machen, und ſeine vorige hübſche Geſtalt bald wieder erlangen werde.

Onkel und Neffe.

Hat jemand von meinen hochverehrteſten Leſern oder Zuhörern jemals den Zufall erlebt, ſich mit Glas zu ſchneiden, ſo wird er ſelbſt wiſſen, wie wehe es thut, und welch ſchlimmes Ding es überhaupt iſt, da es ſo langſam heilt. Hatte doch Marie beinahe eine ganze Woche im Bett zubringen müſſen, weil es ihr immer ganz ſchwindlicht zu Muthe wurde, ſo bald ſie aufſtand. Endlich aber wurde ſie ganz geſund, und konnte luſtig, wie ſonſt, in der Stube umherſpringen. Im Glasſchrank ſah es ganz hübſch aus, denn neu und blank ſtanden da, Bäume und Blumen und Häuſer, und ſchöne glänzende Puppen. Vor allen Dingen fand Marie ihren lieben Nußknacker wieder, der, in dem zweiten Fache ſtehend, mit ganz geſunden Zähnchen ſie anlächelte. Als ſie nun den Liebling ſo recht mit Herzensluſt anblickte, da fiel es ihr mit einemmal ſehr bänglich aufs Herz, daß alles, was Pathe Droßelmeier erzählt habe, ja nur die Geſchichte des Nußknackers und ſeines Zwiſtes mit der Frau Mauſerinks und ihrem Sohne geweſen. Nun wußte ſie, daß ihr Nußknacker kein anderer ſeyn könne, als der junge Droßelmeier aus Nürnberg, des Pathe Droßelmeiers angenehmer, aber leider von der Frau Mauſerinks verhexter Neffe. Denn daß der künſtliche Uhrmacher am Hofe von Pirlipats Vater niemand anders geweſen, als der Obergerichtsrath Droßelmeier ſelbſt, daran hatte Marie ſchon bei der Erzählung nicht einen Augenblick gezweifelt. „Aber warum half Dir der Onkel denn nicht, warum half er Dir nicht, ſo klagte Marie, als ſich es immer lebendiger und lebendiger in ihr geſtaltete, daß es in jener Schlacht, die ſie mit anſah, Nußknackers Reich und Krone galt. Waren denn nicht alle übrigen Puppen ihm unterthan, und war es denn nicht gewiß, daß die Prophezeihung des Hofaſtronomen eingetroffen, und der junge Droßelmeier König des Puppenreichs geworden?“ Indem die kluge Marie das alles ſo recht im Sinn erwägte, glaubte ſie auch, daß Nußknacker und ſeine Vaſallen in dem Augenblick, daß ſie ihnen Leben und Bewegung zutraute, auch wirklich leben und ſich bewegen müßten. Dem war aber nicht ſo, alles im Schranke blieb vielmehr ſtarr und regungslos, und Marie weit entfernt, ihre innere Ueberzeugung aufzugeben, ſchob das nur auf die fortwirkende Verhexung der Frau Mauſerinks und ihres ſiebenköpfigen Sohnes. „Doch, ſprach „ſie laut zum Nußknacker: wenn Sie auch nicht im Stande ſind, ſich „zu bewegen, oder ein Wörtchen mit mir zu ſprechen, lieber Herr „Droßelmeier! ſo weiß ich doch, daß Sie mich verſtehen, und es wiſſen, „wie gut ich es mit Ihnen meine; rechnen Sie auf meinen Beiſtand, „wenn Sie deſſen bedürfen. — Wenigſtens will ich den Onkel bitten, „daß er Ihnen mit ſeiner Geſchicklichkeit beiſpringe, wo es nöthig iſt.“ Nußknacker blieb ſtill und ruhig, aber Marien war es ſo, als athme ein leiſer Seufzer durch den Glasſchrank, wovon die Glasſcheiben kaum hörbar, aber wunderlieblich ertönten, und es war, als ſänge ein kleines Glockenſtimmchen: „Maria klein — Schutzenglein mein — Dein werd ich ſeyn — Maria mein.“ Marie fühlte in den eiskalten Schauern, die ſie überliefen, doch ein ſeltſames Wohlbehagen. Die Dämmerung war eingebrochen, der Medizinalrath trat mit dem Pathen Droßelmeier hinein, und nicht lange dauerte es, ſo hatte Luiſe den

Theetiſch geordnet, und die Familie ſaß ringsumher, allerlei Luſtiges mit einander ſprechend. Marie hatte ganz ſtill ihr kleines Lehnſtühlchen herbeigeholt, und ſich zu den Füßen des Pathen Droßelmeier geſetzt. Als nun gerade einmal alle ſchwiegen, da ſah Marie mit ihren großen blauen Augen dem Obergerichtsrath ſtarr ins Geſicht und ſprach: Ich weiß jetzt, lieber Pathe Droßelmeier, daß mein Nußknacker Dein Neffe, der junge Droßelmeier aus Nürnberg iſt; Prinz, oder vielmehr König iſt er geworden, das iſt richtig eingetroffen, wie es Dein Begleiter, der Aſtronom, vorausgeſagt hat; aber Du weißt es ja, daß er mit dem Sohne der Frau Mauſerinks, mit dem häßlichen Mauſekönig, in offnem Kriege ſteht. Warum hilfſt Du ihm nicht? Marie erzählte nun nochmals den ganzen Verlauf der Schlacht, wie ſie es angeſehen, und wurde oft durch das laute Gelächter der Mutter und Luiſens unterbrochen. Nur Fritz und Droßelmeier blieben ernſthaft. „Aber wo kriegt das Mädchen all' das tolle Zeug in den Kopf," ſagte der Medizinalrath. „Ei nun," erwiederte die Mutter, „hat ſie doch eine lebhafte Phantaſie — eigentlich ſind es nur Träume, die das heftige Wundfieber erzeugte." „Es iſt alles nicht wahr," ſprach Fritz, „ſolche Poltrons ſind meine rothen Huſaren nicht, Potz Baſſa Manelka, wie würd' ich ſonſt darunter fahren." Seltſam lächelnd nahm aber Pathe Droßelmeier die kleine Marie auf den Schooß, und ſprach ſanfter als je: „Ei, Dir liebe Marie iſt ja mehr gegeben, als mir und uns allen; Du biſt, wie Pirlipat, eine geborne Prinzeſſin, denn Du regierſt in einem ſchönen blanken Reich. — Aber viel haſt Du zu leiden, wenn Du Dich des armen mißgeſtalteten Nußknackers annehmen willſt, da ihn der Mauſekönig auf allen Wegen und Stegen verfolgt. — Doch nicht ich — Du, Du allein kannſt ihn retten, ſey ſtandhaft und treu." Weder Marie noch irgend jemand wußte, was Droßelmeier mit dieſen Worten ſagen wollte, vielmehr kam es dem Medizinalrath ſo ſonderbar vor, daß er dem Obergerichtsrath an den Puls fühlte und ſagte: Sie haben, wertheſter Freund, ſtarke Congeſtionen nach dem Kopfe, ich will Ihnen etwas aufſchreiben. Nur die Medizinalräthin ſchüttelte bedächtig den Kopf, und ſprach leiſe: Ich ahne wohl, was der Obergerichtsrath meint, doch mit deutlichen Worten ſagen kann ichs nicht. —

Der Sieg.

Nicht lange dauerte es, als Marie in der mondhellen Nacht durch ein ſeltſames Poltern geweckt wurde, das aus einer Ecke des Zimmers zu kommen ſchien. Es war, als würden kleine Steine hin und her geworfen und gerollt, und recht wiedrig pfiff und quiekte es dazwiſchen. Ach die Mäuſe, die Mäuſe kommen wieder, rief Marie erſchrocken, und wollte die Mutter wecken, aber jeder Laut ſtockte, ja ſie vermochte kein Glied zu regen, als ſie ſah, wie der Mauſekönig ſich durch ein Loch der Mauer hervorarbeitete, und endlich mit funkelnden Augen und Kronen im Zimmer herum, dann aber mit einem gewaltigen Satz auf den kleinen Tiſch, der dicht neben Mariens Bette ſtand, heraufſprang. Hi — hi — hi — mußt mir Deine Zuckererbſen — Deinen Marzipan geben, klein Ding — ſonſt zerbeiß ich Deinen Nußknacker — Deinen Nußknacker! — So pfiff Mauſekönig, knapperte und knirſchte dabei ſehr häßlich mit den Zähnen, und ſprang dann ſchnell wieder fort durch das Mauerloch. Marie war ſo geängſtet von der graulichen Erſcheinung, daß ſie den andern Morgen ganz blaß ausſah, und im Innerſten aufgeregt, kaum ein Wort zu reden vermochte. Hundertmal wollte ſie der Mutter oder der Luiſe, oder wenigſtens dem Fritz klagen, was ihr geſchehen, aber ſie dachte: Glaubts mir denn einer, und werd ich nicht obendrein tüchtig ausgelacht? — Das war ihr denn aber wohl klar, daß ſie um den Nußknacker zu retten, Zuckererbſen und Marzipan hergeben müſſe. So viel ſie davon beſaß, legte ſie daher den andern Abend hin vor der Leiſte des Schranks. Am Morgen ſagte die Medizinalräthin: Ich weiß nicht, woher die Mäuſe mit einem Mal in unſer Wohnzimmer kommen, ſieh nur, arme Marie! ſie haben Dir all' Dein Zuckerwerk aufgefreſſen. Wirklich war es ſo. Den gefüllten Marzipan hatte der gefräßige Mauſekönig nicht nach ſeinem Geſchmack gefunden, aber mit ſcharfen Zähnen benagt, ſo daß er weggeworfen werden mußte. Marie machte ſich gar nichts mehr aus dem Zuckerwerk, ſondern war vielmehr im Innerſten erfreut, da ſie ihren Nußknacker gerettet glaubte. Doch wie ward ihr, als in der folgenden Nacht es dicht an ihren Ohren pfiff und quiekte. Ach der Mauſekönig war wieder da, und noch abſcheulicher, wie in der vorigen Nacht, funkelten ſeine Augen, und noch widriger pfiff er zwiſchen den Zähnen. Mußt mir Deine Zucker-, Deine Dragantpuppen geben, klein Ding, ſonſt zerbeiß ich Deinen Nußknacker, Deinen Nußknacker, und damit ſprang der grauliche Mauſekönig wieder fort! — Marie war ſehr betrübt, ſie ging den andern Morgen an den Schrank, und ſah mit den wehmüthigſten Blicken ihre Zucker- und Dragantpüppchen an. Aber ihr Schmerz war auch gerecht, denn nicht glauben magſt Du's, meine aufmerkſame Zuhörerin Marie! was für allerliebſte Figürchen aus Zucker oder Dragant geformt die kleine Marie Stahlbaum beſaß. Nächſtdem, daß ein ſehr hübſcher Schäfer mit ſeiner Schäferin eine ganze Heerde milchweißer Schäflein weidete, und dabei ſein muntres Hündchen herumſprang, ſo traten auch zwei Briefträger mit Briefen in der Hand einher, und vier ſehr hübſche Paare, ſauber gekleidete Jünglinge mit überaus herrlich geputzten Mädchen ſchaukelten ſich in einer ruſſiſchen Schaukel. Hinter einigen Tänzern ſtand noch der Pachter Feldkümmel mit der Jungfrau von Orleans, aus denen ſich Marie nicht viel machte, aber ganz im Winkelchen ſtand ein rothbäckiges Kindlein, Mariens Liebling, die Thränen ſtürzten der kleinen Marie aus den Augen. Ach, rief ſie, ſich zu dem Nußknacker wendend, lieber Herr Droßelmeier, was will ich nicht alles thun, um Sie zu retten; aber es iſt doch ſehr hart! — Nußknacker ſah indeſſen ſo weinerlich aus, daß Marie, da es überdem ihr war, als ſähe ſie Mauſekönigs ſieben Rachen geöffnet, den unglücklichen Jüngling zu verſchlingen, alles aufzuopfern beſchloß. Alle Zuckerpüppchen ſetzte ſie daher Abends, wie zuvor das Zuckerwerk, an die Leiſte des Schranks. Sie küßte den Schäfer, die Schäferin, die Lämmerchen, und holte auch zuletzt ihren Liebling, das kleine rothbäckige Kindlein von Dragant aus dem Winkel, welches ſie jedoch ganz hinterwärts ſtellte. Pachter Feldkümmel und die Jungfrau von Orleans mußten in die erſte Reihe. „Nein das iſt zu arg, rief die Medizinalräthin am andern Morgen. Es muß durchaus eine große garſtige Maus in dem Glasſchrank hauſen, denn alle ſchönen Zuckerpüppchen der armen Marie ſind zernagt und zerbiſſen.“ Marie konnte ſich zwar der Thränen nicht enthalten, ſie lächelte aber doch bald wieder, denn ſie dachte: Was thuts, iſt doch Nußknacker gerettet. Der Medizinalrath ſagte am Abend, als die Mutter dem Obergerichtsrath von dem Unfug erzählte, den eine Maus im Glasſchrank der Kinder treibe: es iſt doch aber abſcheulich, daß wir die fatale Maus nicht vertilgen können, die im Glasſchrank ſo ihr Weſen treibt, und der armen Marie alles Zuckerwerk wegfrißt. „Ei, fiel Fritz ganz luſtig ein: Der Becker unten hat einen ganz vortrefflichen grauen Legationsrath, den will ich heraufholen. Er wird dem Dinge bald ein Ende machen, und der Maus den Kopf abbeißen, iſt ſie auch die Frau Mauſerinks ſelbſt, oder ihr Sohn, der Mauſekönig.“ Und, fuhr die Medizinalräthin lachend fort, auf Stühle und Tiſche umherſpringen, und Gläſer und Taſſen herabwerfen und tauſend andern Schaden anrichten. „Ach nein doch, erwiederte Fritz, Beckers Legationsrath iſt ein geſchickter Mann, ich möchte nur ſo zierlich auf dem ſpitzen Dach gehen können, wie er.“ „Nur keinen Kater zur Nachtzeit,“ bat Luiſe, die keine Katzen leiden konnte. „Eigentlich, ſprach der Medizinalrath, eigentlich hat Fritz Recht, indeſſen können wir ja auch eine Falle aufſtellen; haben wir denn keine?“ — „Die kann uns Pathe Droſſelmeier am beſten machen, der hat ſie ja erfunden,“ rief Fritz. Alle lachten, und auf die Verſicherung der Medizinalräthin, daß keine Falle im Hauſe ſey, verkündete der Obergerichtsrath, daß er mehrere dergleichen beſitze, und ließ wirklich zur Stunde eine ganz vortreffliche Mausfalle von Hauſe herbeiholen. Dem Fritz und der Marie ging nun des Pathen Mährchen von der harten Nuß ganz lebendig auf. Als die Köchin den Speck röſtete, zitterte und bebte Marie, und ſprach ganz erfüllt von dem Mährchen und den Wunderdingen darin, zur wohlbekannten Dore: „Ach Frau Königin, hüten Sie ſich doch nur vor der Frau Mauſerinks und ihrer Familie.“ Fritz hatte aber ſeinen Säbel gezogen, und ſprach: ja die ſollten nur kommen, denen wollt' ich eins auswiſchen. Es blieb aber alles unter und auf dem Heerde ruhig. Als nun der Obergerichtsrath den Speck an ein feines Fädchen band, und leiſe, leiſe die Falle an den Glasſchrank ſetzte, da rief Fritz: nimm Dich in Acht, Pathe Uhrmacher, daß Dir Mauſekönig keinen Poſſen ſpielt. — Ach wie ging es der armen Marie in der folgenden Nacht! Eiskalt tupfte es auf ihrem Arm hin und her, und rauh und ekelhaft legte es ſich an ihre Wange, und piepte und quiekte ihr ins Ohr. — Der abſcheuliche Mauskönig ſaß auf ihrer Schulter, und blutroth geiferte er aus den ſieben geöffneten Rachen, und mit den Zähnen knatternd und knirſchend, ziſchte er der vor Grauen und Schreck erſtarrten Marie ins Ohr: „Ziſch aus — ziſch aus, geh' nicht ins Haus — geh' nicht zum Schmaus — werd' nicht gefangen — ziſch aus — gieb heraus, gieb heraus, Deine Bilderbücher all, Dein Kleidchen dazu, ſonſt laß keine Ruh — magſt's nur wiſſen, Nußknackerlein wirſt ſonſt miſſen: der wird zerbiſſen — hi, hi — pi, pi — quiek, quiek!" — Nun war Marie voll Jammer und Betrübniß — ſie ſah ganz blaß und verſtört aus, als die Mutter am andern Morgen ſagte: Die böſe Maus hat ſich noch nicht gefangen, ſo daß die Mutter in dem Glauben, daß Marie um ihr Zuckerwerk traure, und ſich überdem vor der Maus fürchte, hinzufügte: „Aber ſey nur ruhig liebes Kind, die böſe Maus wollen wir ſchon vertreiben. Helfen die Fallen nichts, ſo ſoll Fritz ſeinen grauen Legationsrath herbeibringen." Kaum befand ſich Marie im Wohnzimmer allein, als ſie vor den Glasſchrank trat, und ſchluchzend alſo zum Nußknacker ſprach: Ach mein lieber guter Herr Droßelmeier, was kann ich armes unglückliches Mädchen für Sie thun? — Gab ich nun auch alle meine Bilderbücher, ja ſelbſt mein ſchönes, neues Kleidchen, das mir der heilige Chriſt einbeſcheert hat, dem abſcheulichen Mauſekönig zum Zerbeißen her, wird er denn nicht doch noch immer mehr verlangen, ſo daß ich zuletzt nichts mehr haben werde, und er gar mich ſelbſt ſtatt Ihrer zerbeißen wollen wird? — O ich armes Kind, was ſoll ich denn nun thun — was ſoll ich denn nun thun? — Als die kleine Marie ſo jammerte und klagte, bemerkte ſie, daß dem Nußknacker von jener Nacht her ein großer Blutfleck am Halſe ſitzen geblieben war. Seit der Zeit, daß Marie wußte, wie ihr Nußknacker eigentlich der junge Droßelmeier, des Obergerichtsraths Neffe ſey, trug ſie ihn nicht mehr auf dem Arm, und herzte und küßte ihn nicht mehr, ja ſie mochte ihn aus einer gewiſſen Scheu gar nicht einmal viel anrühren; jetzt nahm ſie ihn aber ſehr behutſam aus dem Fache, und fing an, den Blutfleck am Halſe mit ihrem Schnupftuch abzureiben. Aber wie ward ihr, als ſie plötzlich fühlte, daß Nußknackerlein in ihrer Hand erwarmte und ſich zu regen begann. Schnell ſetzte ſie ihn wieder ins Fach, da wackelte das Mündchen hin und her, und mühſam liſpelte Nußknackerlein: Ach, wertheſte Demoiſelle Stahlbaum — vortreffliche Freundin, was verdanke ich Ihnen alles — Nein, kein Bilderbuch, kein Chriſtkleidchen ſollen Sie für mich opfern — ſchaffen Sie nur ein Schwerdt — ein Schwerdt, für das übrige will ich ſorgen, mag er — Hier ging dem Nußknacker die Sprache aus, und ſeine erſt zum Ausdruck der innigſten Wehmuth beſeelten Augen wurden wieder ſtarr und leblos. Marie empfand gar kein Grauen, vielmehr hüpfte ſie vor Freuden, da ſie nun ein Mittel wußte, den Nußknacker ohne weitere ſchmerzhafte Aufopferungen zu retten. Aber wo nun ein Schwerdt für den Kleinen hernehmen? — Marie beſchloß, Fritzen zu Rathe zu ziehen, und erzählte ihm Abends, als ſie, da die Eltern ausgegangen, einſam in der Wohnſtube am Glasſchrank ſaßen, alles, was ihr mit dem Nußknacker und dem Mauſekönig widerfahren, und worauf es nun ankomme, den Nußknacker zu retten. Ueber nichts wurde Fritz nachdenklicher, als darüber, daß ſich, nach Mariens Bericht, ſeine Huſaren in der Schlacht ſo ſchlecht genommen haben ſollten. Er frug noch einmal ſehr ernſt, ob es ſich wirklich ſo verhalte, und nachdem es Marie auf ihr Wort verſichert, ſo ging Fritz ſchnell nach dem Glasſchrank, hielt ſeinen Huſaren eine pathetiſche Rede, und ſchnitt dann, zur Strafe ihrer Selbſtſucht und Feigheit, einem nach dem andern das Feldzeichen von der Mütze, und unterſagte ihnen auch, binnen einem Jahr den Gardehuſarenmarſch zu blaſen. Nachdem er ſein Strafamt vollendet, wandte er ſich wieder zu Marien, ſprechend: „Was den Säbel betrifft, ſo kann ich dem Nußknacker helfen, da ich einen alten Obriſten von den Cüraſſiers geſtern mit Penſion in Ruheſtand verſetzt habe, der folglich ſeinen ſchönen ſcharfen Säbel nicht mehr braucht.“ Beſagter Obriſter verzehrte die ihm von Fritzen angewieſene Penſion in der hinterſten Ecke des dritten Fachs. Dort wurde er hervorgeholt, ihm der in der That ſchmucke ſilberne Säbel abgenommen, und dem Nußknacker umgehängt.

Vor bangem Grauen konnte Marie in der folgenden Nacht nicht einſchlafen, es war ihr um Mitternacht ſo, als höre ſie im Wohnzimmer ein ſeltſames Rumoren, Klirren und Rauſchen. — Mit einem Mal ging es: Quiek! — Der Mauſekönig! der Mauſekönig! rief Marie, und ſprang voll Entſetzen aus dem Bette. Alles blieb ſtill; aber bald klopfte es leiſe, leiſe an die Thüre, und ein feines Stimmchen ließ ſich vernehmen: „Allerbeſte Demoiſelle Stahlbaum, machen Sie nur getroſt auf — gute fröhliche Botſchaft!“ Marie erkannte die Stimme des jungen Droßelmeier, warf ihr Röckchen über, und öffnete flugs die Thüre. Nußknackerlein ſtand draußen, das blutige Schwerdt in der rechten, ein Wachslichtchen in der linken Hand. So wie er Marien erblickte, ließ er ſich auf ein Knie nieder, und ſprach alſo: „Ihr, o Dame! ſeid es allein, die mich mit Rittermuth ſtählte, und

Blatt 1

Nußknaker
und
Mausekönig

meinem Arme Kraft gab, den Uebermüthigen zu bekämpfen, der es wagte, Euch zu höhnen. Ueberwunden liegt der verrätheriſche Mauſekönig und wälzt ſich in ſeinem Blute! — Wollet, o Dame, die Zeichen des Sieges aus der Hand Eures Euch bis in den Tod ergebenen Ritters anzunehmen nicht verſchmähen!" Damit ſtreifte Nußknacker die ſieben goldenen Kronen des Mauſekönigs, die er auf den linken Arm heraufgeſtreift hatte, ſehr geſchickt herunter, und überreichte ſie Marien, welche ſie voller Freude annahm. Nußknacker ſtand auf, und fuhr alſo fort: „Ach meine allerbeſte Demoiſelle Stahlbaum, was könnte ich in dieſem Augenblick, da ich meinen Feind überwunden, Sie für herrliche Dinge ſchauen laſſen, wenn Sie die Gewogenheit hätten, mir nur ein Paar Schrittchen zu folgen! — O thun Sie es — thun Sie es, beſte Demoiſelle! —

Das Puppenreich.

Ich glaube, keins von Euch, ihr Kinder, hätte auch nur einen Augenblick angeſtanden, dem ehrlichen gutmüthigen Nußknacker, der nie Böſes im Sinn haben konnte, zu folgen. Marie that dies um ſo mehr, da ſie wohl wußte, wie ſehr ſie auf Nußknackers Dankbarkeit Anſpruch machen könne, und überzeugt war, daß er Wort halten, und viel Herrliches ihr zeigen werde. Sie ſprach daher: „Ich gehe mit Ihnen, Herr Droſſelmeier, doch muß es nicht weit ſein und nicht lange dauern, da ich ja noch gar nicht ausgeſchlafen habe." „Ich wähle deshalb, erwiederte Nußknacker, den nächſten, wiewohl etwas beſchwerlichen Weg. Er ſchritt voran, Marie ihm nach, bis er vor dem alten mächtigen Kleiderſchrank auf dem Hausflur ſtehen blieb. Marie wurde zu ihrem Erſtaunen gewahr, daß die Thüren dieſes ſonſt wohl verſchloſſenen Schranks offen ſtanden, ſo daß ſie deutlich des Vaters Reiſefuchspelz erblickte, der ganz vorne hing. Nußknacker kletterte ſehr geſchickt an den Leiſten und Verzierungen herauf, daß er die große Troddel, die an einer dicken Schnur befeſtigt, auf dem Rückentheile des Pelzes hing, erfaſſen konnte. So wie Nußknacker dieſe Troddel ſtark anzog, ließ ſich ſchnell eine ſehr zierliche Treppe von Zedernholz durch den Pelzärmel herab. Steigen Sie nur gefälligſt aufwärts, theuerſte Demoiſelle, rief Nußknacker. Marie that es, aber kaum war ſie durch den Aermel geſtiegen, kaum ſah ſie zum Kragen heraus, als ein blendendes Licht ihr entgegenſtrahlte, und ſie mit einem Mal auf einer herrlich duftenden Wieſe ſtand, von der Millionen Funken, wie blinkende Edelſteine empor ſtrahlten. „Wir befinden uns auf der Candiswieſe, ſprach Nußknacker, wollen aber alsbald jenes Thor paſſiren." Nun wurde Marie, indem ſie aufblickte, erſt das ſchöne Thor gewahr, welches ſich nur wenige Schritte vorwärts auf der Wieſe erhob. Es ſchien ganz von weiß, braun und roſinfarben geſprenkeltem Marmor erbaut zu ſeyn, aber als Marie näher kam, ſah ſie wohl, daß die ganze Maſſe aus zuſammengebackenen Zuckermandeln und Roſinen beſtand, weshalb denn auch, wie Nußknacker verſicherte, das Thor, durch welches ſie nun durchgingen, das Mandeln- und Roſinenthor hieß. Gemeine Leute hießen es ſehr unziemlich, die Studentenfutterpforte. Auf einer herausgebauten Gallerie dieſes Thores augenſcheinlich aus Gerſtenzucker, machten ſechs in rothe Wämſerchen gekleidete Aeffchen die allerſchönſte Janitſcharenmuſik, die man hören konnte, ſo daß Marie kaum bemerkte, wie ſie immer weiter, weiter auf bunten Marmorflieſen, die aber nichts anders waren, als ſchön gearbeitete Morſchellen, fortſchritt. Bald umwebten ſie die ſüßeſten Gerüche, die aus einem wunderbaren Wäldchen ſtrömten, das ſich von beiden Seiten aufthat. In dem dunkeln Laube glänzte und funkelte es ſo hell hervor, daß man deutlich ſehen konnte, wie goldene und ſilberne Früchte an buntgefärbten Stengeln herabhingen, und Stamm und Aeſte ſich mit Bändern und Blumenſträußen geſchmückt hatten, gleich fröhlichen Brautleuten und luſtigen Hochzeitsgäſten. Und wenn die Oranzendüfte ſich wie wallende Zephyre rührten, da ſauſ'te es in den Zweigen und Blättern, und das Rauſchgold knitterte und knatterte, daß es klang wie jubelnde Muſik, nach der die funkelnden Lichterchen hüpfen und tanzen müßten. „Ach, wie ſchön iſt es hier," rief Marie ganz ſeelig und entzückt. Wir ſind im Weinachtswalde, beſte Demoiſelle, ſprach Nußknackerlein. „Ach, fuhr Marie fort, dürft' ich hier nur etwas verweilen, o es iſt ja hier gar zu ſchön." Nußknacker klatſchte in die kleinen Händchen und ſogleich kamen einige kleine Schäfer und Schäferinnen, Jäger und Jägerinnen herbei, die ſo zart und weiß waren, daß man hätte glauben ſollen, ſie wären von purem Zucker und die Marie, unerachtet ſie im Walde umher ſpazierten, noch nicht bemerkt hatte. Sie brachten einen allerliebſten ganz goldenen Lehnſeſſel herbei, legten ein weißes Kiſſen von Regliße darauf, und luden Marien ſehr höflich ein, ſich darauf niederzulaſſen. Kaum hatte ſie es gethan, als Schäfer und

Schäferinnen ein ſehr artiges Ballet tanzten, wozu die Jäger ganz manierlich blieſen, dann verſchwanden ſie aber alle in dem Gebüſche. „Verzeihen Sie, ſprach Nußknacker, verzeihen Sie, wertheſte Demoiſelle Stahlbaum, daß der Tanz ſo miſerabel ausfiel, aber die Leute waren alle von unſerm Drahtballet, die können nichts anders machen als immer und ewig daſſelbe; und daß die Jäger ſo ſchläfrig und flau dazu blieſen, das hat auch ſeine Urſachen. Der Zuckerkorb hängt zwar über ihrer Naſe in den Weihnachtsbäumen, aber etwas hoch! — Doch wollen wir nicht was weniges weiter ſpazieren?" „Ach es war doch alles recht hübſch und mir hat es ſehr wohl gefallen!" ſo ſprach Marie, indem ſie aufſtand und dem voranſchreitenden Nußknacker folgte. Sie gingen entlang eines ſüß rauſchenden, flüſternden Baches, aus dem nun eben all' die herrlichen Wohlgerüche zu duften ſchienen, die den ganzen Wald erfüllten. Es iſt der Orangenbach, ſprach Nußknacker auf Befragen, doch ſeinen ſchönen Duft ausgenommen, gleicht er nicht an Größe und Schönheit dem Limonadenſtrom, der ſich gleich ihm in den Mandelmilchſee ergießt. In der That vernahm Marie bald ein ſtärkeres Plätſchern und Rauſchen und erblickte den breiten Limonadenſtrom, der ſich in ſtolzen iſabellfarbenen Wellen zwiſchen gleich grün glühenden Karfunkeln leuchtendem Geſträuch fortkräuſelte. Eine ausnehmende friſche, Bruſt und Herz ſtärkende Kühlung wogte aus dem herrlichen Waſſer. Nicht weit davon ſchleppte ſich mühſam ein dunkelgelbes Waſſer fort, das aber ungemein ſüße Düfte verbreitete und an deſſen Ufer allerlei ſehr hübſche Kinderchen ſaßen, welche kleine dicke Fiſche angelten und ſie alsbald verzehrten. Näher gekommen bemerkte Marie, daß dieſe Fiſche ausſahen wie Lampertsnüſſe. In einiger Entfernung lag ein ſehr nettes Dörfchen an dieſem Strome, Häuſer, Kirche, Pfarrhaus, Scheuern, alles war dunkelbraun, jedoch mit goldenen Dächern geſchmückt, auch waren viele Mauern ſo bunt gemahlt, als ſeyen Citronat und Mandelkerne darauf geklebt. „Das iſt Pfefferkuchheim, ſagte Nußknacker, welches am Honigſtrome liegt, es wohnen ganz hübſche Leute darin, aber ſie ſind meiſtens verdrießlich, weil ſie ſehr an Zahnſchmerzen leiden, wir wollen daher nicht erſt hineingehen." In dem Augenblick bemerkte Marie ein Städtchen, das aus lauter bunten durchſichtigen Häuſern beſtand, und ſehr hübſch anzuſehen war. Nußknacker ging geradezu darauf los, und nun hörte Marie ein tolles luſtiges Getöſe und ſah wie tauſend niedliche kleine

Leutchen viele hoch bepackte Wagen, die auf dem Markte hielten, unterſuchten und abzupacken im Begriff ſtanden. Was ſie aber hervorbrachten, war anzuſehen wie buntes gefärbtes Papier und wie Chokolade-Tafeln. „Wir ſind in Bonbonshauſen, ſagte Nußknacker, eben iſt eine Sendung aus dem Papierlande und vom Chokoladen-Könige angekommen. Die armen Bonbonshäuſer wurden neulich von der Armee des Mücken-Admirals hart bedroht, deshalb überziehen ſie ihre Häuſer mit den Gaben des Papierlandes und führen Schanzen auf, von den tüchtigen Werkſtücken, die ihnen der Chokoladen-König ſandte. Aber beſte Demoiſelle Stahlbaum, nicht alle kleinen Städte und Dörfer dieſes Landes wollen wir beſuchen — zur Hauptſtadt — zur Hauptſtadt!“ Raſch eilte Nußknacker vorwärts, und Marie voller Neugierde ihm nach. Nicht lange dauerte es, ſo ſtieg ein herrlicher Roſenduft auf und alles war wie von einem ſanften hinhauchenden Roſenſchimmer umfloſſen. Marie bemerkte, daß dies der Wiederſchein eines roſenroth glänzenden Waſſers war, das in kleinen roſaſilbernen Wellchen vor ihnen her wie in wunderlieblichen Tönen und Melodien plätſcherte und rauſchte. Auf dieſem anmuthigen Gewäſſer, das ſich immer mehr und mehr wie ein großer See ausbreitete, ſchwammen ſehr herrliche ſilberweiße Schwäne mit goldnen Halsbändern, und ſangen mit einander um die Wette die hübſcheſten Lieder, wozu diamantne Fiſchlein aus den Roſenfluthen auf- und niedertauchten wie im luſtigen Tanze. „Ach, rief Marie ganz begeiſtert aus, ach das iſt der See, wie ihn Pathe Droßelmeier mir einſt machen wollte, wirklich, und ich ſelbſt bin das Mädchen, das mit den lieben Schwänchen koſen wird.“ Nußknackerlein lächelte ſo ſpöttiſch, wie es Marie noch niemals an ihm bemerkt hatte, und ſprach dann: So etwas kann denn doch wohl der Onkel niemals zu Stande bringen; Sie ſelbſt viel eher, liebe Demoiſelle Stahlbaum, doch laſſen Sie uns darüber nicht grübeln, ſondern vielmehr über den Roſenſee hinüber nach der Hauptſtadt ſchiffen.

Die Hauptſtadt.

Nußknackerlein klatſchte abermals in die kleinen Händchen, da fing der Roſenſee an ſtärker zu rauſchen, die Wellen plätſcherten höher auf, und Marie nahm wahr, wie aus der Ferne ein aus lauter bunten, ſonnenhell funkelnden Edelſteinen geformter Muſchelwagen, von zwei goldſchuppigen Delphinen gezogen, ſich nahte. Zwölf kleine allerliebſte Mohren mit Mützchen und Schürzchen, aus glänzenden Kolibrifedern gewebt, ſprangen ans Ufer und trugen erſt Marien, dann Nußknackern, ſanft über die Wellen gleitend, in den Wagen, der ſich alsbald durch den See fortbewegte. Ei wie war das ſo ſchön, als Marie im Muſchelwagen, von Roſenduft umhaucht, von Roſenwellen umfloſſen, dahin fuhr. Die beiden goldſchuppigen Delphine erhoben ihre Nüſtern und ſpritzten kryſtallene Strahlen hoch in die Höhe, und wie die in flimmernden und funkelnden Bogen niederfielen, da war es, als ſängen zwei holde feine Silberſtimmchen: „Wer ſchwimmt auf roſigem See? — die Fee! Mücklein! bim bim, Fiſchlein, ſim ſim — Schwäne! Schwa ſchwa, Goldvogel! trarah, Wellen-Ströme, — rührt Euch, klinget, ſinget, wehet, ſpähet — Feelein, Feelein kommt gezogen; Roſenwogen, wühlet, kühlet, ſpület — ſpült hinan — hinan!" — Aber die zwölf kleinen Mohren, die hinten auf den Muſchelwagen aufgeſprungen waren, ſchienen das Geſinge der Waſſerſtrahlen ordentlich übel zu nehmen, denn ſie ſchüttelten ihre Sonnenſchirme ſo ſehr, daß die Dattelblätter, aus denen ſie geformt waren, durcheinander knitterten und knatterten, und dabei ſtampften ſie mit den Füßen einen ganz ſeltſamen Takt, und ſangen: Klapp und klipp und klipp und klapp, auf und ab — Mohrenreigen darf nicht ſchweigen; rührt Euch Fiſche — rührt Euch Schwäne, dröhne Muſchelwagen, dröhne, klapp und klipp und klipp und klapp und auf und ab! — „Mohren ſind gar luſtige Leute, ſprach Nußknacker etwas betreten, aber ſie werden mir den ganzen See rebelliſch machen." In der That ging auch bald ein ſinnverwirrendes Getöſe wunderbarer Stimmen los, die in See und Luft zu ſchwimmen ſchienen, doch Marie achtete deſſen nicht, ſondern ſah in die duftenden Roſenwellen, aus deren jeder ihr ein holdes anmuthiges Mädchenantlitz entgegenlächelte. „Ach, rief ſie freudig, indem ſie die kleinen Händchen zuſammenſchlug: Ach ſchauen Sie nur, lieber Herr Droßelmeier! Da unten iſt die Prinzeſſin Pirlipat, die lächelt mich an ſo wunderhold. — Ach ſchauen Sie doch nur, lieber Herr Droßelmeier!" — Nußknacker ſeufzte aber faſt kläglich und ſagte: O beſte Demoiſelle Stahlbaum, das iſt nicht die Prinzeſſin Pirlipat, das ſind Sie und immer nur Sie ſelbſt, immer nur ihr eignes holdes Antlitz, das ſo lieb aus jeder Roſenwelle lächelt. Da fuhr Marie ſchnell mit dem Kopf zurück, ſchloß die Augen feſt zu und ſchämte ſich ſehr. In demſelben Augenblick wurde ſie auch von den zwölf

Mohren aus dem Muſchelwagen gehoben und an das Land getragen. Sie befand ſich in einem kleinen Gebüſch, das beinahe noch ſchöner war als der Weihnachtswald, ſo glänzte und funkelte alles darin, vorzüglich waren aber die ſeltſamen Früchte zu bewundern, die an allen Bäumen hingen, und nicht allein ſeltſam gefärbt waren, ſondern auch ganz wunderbar dufteten. „Wir ſind im Confiturenhain, ſprach Nußknacker, aber dort iſt die Hauptſtadt.“ Was erblickte Marie nun! Wie werd' ich es denn anfangen, Euch, ihr Kinder die Schönheit und Herrlichkeit der Stadt zu beſchreiben, die ſich jetzt breit über einen Blumenanger hin vor Mariens Augen aufthat. Nicht allein daß Mauern und Thürme in den herrlichſten Farben prangten, ſo war auch wohl, was die Form der Gebäude anlangt, gar nichts ähnliches auf Erden zu finden. Denn ſtatt der Dächer hatten die Häuſer zierlich geflochtene Kronen aufgeſetzt, und die Thürme ſich mit dem zierlichſten bunteſten Laubwerk gekränzt, das man nur ſehen kann. Als ſie durch das Thor, welches ſo ausſah, als ſey es von lauter Makronen und überzuckerten Früchten erbaut, gingen, präſentirten ſilberne Soldaten das Gewehr und ein Männlein in einem brokatnen Schlafrock warf ſich dem Nußknacker an den Hals mit den Worten: Willkommen, bester Prinz, willkommen in Confektburg! Marie wunderte ſich nicht wenig, als ſie merkte, daß der junge Droſſelmeier von einem ſehr vornehmen Mann als Prinz anerkannt wurde. Nun hörte ſie aber ſo viel feine Stimmchen durcheinander toben, ſolch ein Gejauchze und Gelächter, ſolch ein Spielen und Singen, daß ſie an nichts anders denken konnte, ſondern nur gleich Nußknackerchen fragte, was denn das zu bedeuten habe? „O beſte Demoiſelle Stahl- [illegible] e Nußknacker: das iſt nichts Beſonderes, Confektburg [illegible] reiche luſtige Stadt, da gehts alle Tage ſo her, kommen [illegible] nur gefälligſt weiter.“ Kaum waren ſie einige Schritte gegangen, als ſie auf den großen Marktplatz kamen, der den herrlichſten Anblick gewährte. Alle Häuſer rings umher waren von durchbrochener Zuckerarbeit, Gallerie über Gallerie gethürmt, in der Mitte ſtand ein hoher überzuckerter Baumkuchen als Obelisk und um ihn her ſprützten vier ſehr künſtliche Fontainen, Orſade, Limonade und andere herrliche ſüße Getränke in die Lüfte; und in dem Becken ſammelte ſich lauter Creme, die man gleich hätte auslöffeln mögen. Aber hübſcher als alles das, waren die allerliebſten kleinen Leutchen, die ſich zu

Tauſenden Kopf an Kopf durcheinander drängten und jubilirten und lachten und ſcherzten und ſangen, kurz jenes luſtige Getöſe erhoben, das Marie ſchon in der Ferne gehört hatte. Da gab es ſchön gekleidete Herren und Damen, Armenier und Griechen, Juden und Tyroler, Offiziere und Soldaten, und Prediger und Schäfer und Hanswürſte, kurz alle nur mögliche Leute, wie ſie in der Welt zu finden ſind. An der einen Ecke wurde größer der Tumult, das Volk ſtrömte auseinander, denn eben ließ ſich der Großmogul auf einem Palankin vorübertragen, begleitet von drei und neunzig Großen des Reichs und ſiebenhundert Sklaven. Es begab ſich aber, daß an der andern Ecke die Fiſcherzunft, an fünfhundert Köpfe ſtark, ihren Feſtzug hielt und übel war es auch, daß der türkiſche Großherr gerade den Einfall hatte, mit dreitauſend Janitſcharen über den Markt ſpazieren zu reiten, wozu noch der große Zug aus dem unterbrochenen Opferfeſte kam, der mit klingendem Spiel und dem Geſange: Auf danket der mächtigen Sonne, gerade auf den Baumkuchen zu wallte. Das war ein Drängen und Stoßen und Treiben und Gequieke! — Bald gab es auch viel Jammergeſchrei, denn ein Fiſcher hatte im Gedränge einem Bramin den Kopf abgeſtoßen und der Großmogul wäre beinahe von einem Hanswurſt überrannt worden. Toller und toller wurde der Lärm und man fing bereits an ſich zu ſtoßen und zu prügeln, als der Mann im brokatnen Schlafrock, der am Thor den Nußknacker als Prinz begrüßt hatte, auf den Baumkuchen kletterte, und nachdem eine ſehr hell klingende Glocke dreimal angezogen worden, dreimal laut rief: Conditor! Conditor! — Conditor! — Sogleich legte ſich der Tumult, ein jeder ſuchte ſich zu behelfen, wie er konnte, und nachdem die verwickelten Züge ſich entwickelt hatten, der beſudelte Großmogul abgebürſtet, und dem Bramin der Kopf wieder aufgeſetzt worden, ging das vorige luſtige Getöſe aufs neue los. „Was bedeutet das mit dem Conditor, guter Herr Droßelmeier," fragte Marie. „Ach, beſte Demoiſelle Stahlbaum, erwiederte Nußknacker, Conditor wird hier eine unbekannte, aber ſehr grauliche Macht genannt, von der man glaubt, daß ſie aus dem Menſchen machen könne, was ſie wolle; es iſt das Verhängniß, welches über dies kleine luſtige Volk regiert, und ſie fürchten dieſes ſo ſehr, daß durch die bloße Nennung des Namens der größte Tumult geſtillt werden kann, wie es eben der Herr Bürgermeiſter bewieſen hat. Ein jeder denkt dann nicht mehr an irdiſches, an Rippenſtöße und Kopfbeulen, ſondern geht in ſich und ſpricht: Was iſt der Menſch und was kann aus ihm werden? — Eines lauten Rufs der Bewunderung, ja des höchſten Erſtaunens konnte ſich Marie nicht enthalten, als ſie jetzt mit einem mal vor einem in roſenrothem Schimmer hell leuchtenden Schloſſe mit hundert luftigen Thürmen ſtand. Nur hin und wieder waren reiche Bouquets von Veilchen, Narziſſen, Tulpen, Levkoyen auf die Mauern geſtreut, deren dunkelbrennende Farben nur die blendende, ins Roſa ſpielende Weiße des Grundes erhöhten. Die große Kuppel des Mittel-Gebäudes, ſo wie die pyramidenförmigen Dächer der Thürme waren mit tauſend golden und ſilbern funkelnden Sternlein beſäet. „Nun ſind wir vor dem Marzipanſchloß,“ ſprach Nußknacker. Marie war ganz verloren in dem Anblick des Zauberpallaſtes, doch entging es ihr nicht, daß das Dach eines großen Thurmes gänzlich fehlte, welches kleine Männerchen, die auf einem von Zimmtſtangen erbauten Gerüſte ſtanden, wiederherſtellen zu wollen ſchienen. Noch ehe ſie den Nußknacker darum befragte, fuhr dieſer fort. „Vor kurzer Zeit drohte dieſem ſchönen Schloß arge Verwüſtung, wo nicht gänzlicher Untergang. Der Rieſe Leckermaul kam des Weges gegangen, biß ſchnell das Dach jenes Thurmes herunter und nagte ſchon an der großen Kuppel, die Confektbürger brachten ihm aber ein ganzes Stadtviertel, ſo wie einen anſehnlichen Theil des Confiturenhains als Tribut, womit er ſich abſpeiſen ließ und weiter ging.“ In dem Augenblick ließ ſich eine ſehr angenehme ſanfte Muſik hören, die Thore des Schloſſes öffneten ſich und es traten zwölf kleine Pagen heraus mit angezündeten Gewürznelkſtengeln, die ſie wie Fackeln in den kleinen Händchen trugen. Ihre Köpfe beſtanden aus einer Perle, die Leiber aus Rubinen und Smaragden und dazu gingen ſie auf ſehr ſchön aus purem Gold gearbeiteten Füßchen einher. Ihnen folgten vier Damen, beinahe ſo groß als Mariens Klärchen, aber ſo über die Maßen herrlich und glänzend geputzt, daß Marie nicht einen Augenblick in ihnen die gebornen Prinzeſſinnen verkannte. Sie umarmten den Nußknacker auf das zärtlichſte und rieſen dabei wehmüthig freudig: O mein Prinz! — mein beſter Prinz! — o mein Bruder! Nußknacker ſchien ſehr gerührt, er wiſchte ſich die ſehr häufigen Thränen aus den Augen, ergriff dann Marien bei der Hand und ſprach pathetiſch: „Dieß iſt die Demoiſelle Marie Stahlbaum, die Tochter eines ſehr achtungswerthen Medizinalrathes, und die Retterin meines Lebens! Warf ſie nicht den Pantoffel zur rechten Zeit, verſchaffte ſie mir nicht den Säbel des penſionirten Obriſten, ſo läg ich, zerbiſſen von dem fluchwürdigen Mauſekönig, im Grabe. — O! dieſer Demoiſelle Stahlbaum! gleicht ihr wohl Pirlipat, obſchon ſie eine geborne Prinzeſſin iſt, an Schönheit, Güte und Tugend? — Nein, ſag ich, nein!" Alle Damen riefen: Nein! und fielen der Marie um den Hals und riefen ſchluchzend: O Sie edle Retterin des geliebten prinzlichen Bruders — vortreffliche Demoiſelle Stahlbaum! — Nun geleiteten die Damen Marien und den Nußknacker in das Innere des Schloſſes, und zwar in einen Saal, deſſen Wände aus lauter farbig funkelnden Kryſtallen beſtanden. Was aber vor allem übrigen der Marie ſo wohl gefiel, waren die allerliebſten kleinen Stühle, Tiſche, Comoden, Sekretairs u. ſ. w., die rings herum ſtanden, und die alle von Zedern- oder Braſilienholz mit darauf geſtreuten goldnen Blumen verfertigt waren. Die Prinzeſſinnen nöthigten Marien und den Nußknacker zum Sitzen, und ſagten, daß ſie ſogleich ſelbſt ein Mahl bereiten wollten. Nun holten ſie eine Menge kleiner Töpfchen und Schüſſelchen von dem feinſten japaniſchen Porzellain, Löffel, Meſſer und Gabeln, Reibeiſen, Kaſſerollen und andere Küchenbedürfniſſe von Gold und Silber herbei. Dann brachten ſie die ſchönſten Früchte und Zuckerwerk, wie es Marie noch niemals geſehen hatte, und fingen an, auf das zierlichſte mit den kleinen ſchneeweißen Händchen die Früchte auszupreſſen, das Gewürz zu ſtoßen, die Zuckermandeln zu reiben, kurz ſo zu wirthſchaften, daß Marie wohl einſehen konnte, wie gut ſich die Prinzeſſinnen auf das Küchenweſen verſtanden, und was das für ein köſtliches Mahl geben würde. Im lebhaften Gefühl, ſich auf dergleichen Dinge ebenfalls recht gut zu verſtehen, wünſchte ſie heimlich, bei dem Geſchäft der Prinzeſſinnen ſelbſt thätig ſeyn zu können. Die ſchönſte von Nußknackers Schweſtern, als ob ſie Mariens geheimen Wunſch errathen hätte, reichte ihr einen kleinen goldnen Mörſer mit den Worten hin: „O ſüße Freundin, theure Retterin meines Bruders, ſtoße eine Wenigkeit von dieſem Zuckerkandel!" Als Marie nun ſo wohlgemuth in den Mörſer ſtieß, daß er gar anmuthig und lieblich, wie ein hübſches Liedlein ertönte, fing Nußknacker an ſehr weitläuftig zu erzählen, wie es bei der grauſenvollen Schlacht zwiſchen ſeinem und des Mauſekönigs Heer ergangen, wie er der Feigheit ſeiner Truppen halber geſchlagen worden, wie dann der abſcheuliche Mauſekönig ihn durchaus zerbeißen wollen, und Marie deshalb mehrere ſeiner Unterthanen, die in ihre Dienſte gegangen, aufopfern müſſen u. ſ. w. Marien war es bei dieſer Erzählung, als klängen ſeine Worte, ja ſelbſt ihre Mörſerſtöße, immer ferner und unvernehmlicher, bald ſah ſie ſilberne Flöre wie dünne Nebelwolken aufſteigen, in denen die Prinzeſſinnen — die Pagen, der Nußknacker, ja ſie ſelbſt ſchwammen — ein ſeltſames Singen und Schwirren und Summen ließ ſich vernehmen, das wie in die Weite hin verrauſchte; nun hob ſich Marie wie auf ſteigenden Wellen immer höher und höher — höher und höher — höher und höher —

Beſchluß.

Prr — Puff ging es! — Marie fiel herab aus unermeßlicher Höhe. — Das war ein Ruck! — Aber gleich ſchlug ſie auch die Augen auf, da lag ſie in ihrem Bettchen, es war heller Tag, und die Mutter ſtand vor ihr, ſprechend: „Aber wie kann man auch ſo lange ſchlafen, längſt iſt das Frühſtück da!“ Du merkſt es wohl, verſammeltes, höchſt geehrtes Publikum, daß Marie ganz betäubt von all den Wunderdingen, die ſie geſehen, endlich im Saal des Marzipanſchloſſes eingeſchlafen war, und daß die Mohren, oder die Pagen oder gar die Prinzeſſinnen ſelbſt, ſie zu Hauſe getragen und ins Bett gelegt hatten. „O Mutter, liebe Mutter, wo hat mich der junge Herr Droßelmeier dieſe Nacht überall hingeführt, was habe ich alles ſchönes geſehen!“ Nun erzählte ſie alles beinahe ſo genau, wie ich es ſo eben erzählt habe, und die Mutter ſah ſie ganz verwundert an. Als Marie geendet, ſagte die Mutter: Du haſt einen langen, ſehr ſchönen Traum gehabt, liebe Marie, aber ſchlag Dir das Alles nur aus dem Sinn. Marie beſtand hartnäckig darauf, daß ſie nicht geträumt, ſondern alles wirklich geſehen habe, da führte die Mutter ſie an den Glasſchrank, nahm den Nußknacker, der, wie gewöhnlich, im dritten Fache ſtand, heraus und ſprach: Wie kannſt Du, Du albernes Mädchen, nur glauben, daß dieſe Nürnberger Holzpuppe Leben und Bewegung haben kann. „Aber, liebe Mutter, fiel Marie ein, ich weiß es ja wohl, daß der kleine Nußknacker der junge Herr Droßelmeier aus Nürnberg. Pathe Droßelmeiers Neffe iſt.“ Da brachen Beide, der Medizinalrath und die Medizinalräthin in ein ſchallendes Gelächter aus. „Ach, fuhr Marie beinahe weinend fort, nun lachſt Du gar meinen Nußknacker aus, lieber Vater! und er hat doch von Dir ſehr gut geſprochen, denn als wir im Marzipanſchloß ankamen, und er mich ſeinen Schweſtern, den Prinzeſſinnen, vorſtellte, ſagte er, Du ſeyſt ein ſehr achtungswerther Medizinalrath!“ — Noch ſtärker wurde das Gelächter, in das auch Luiſe, ja ſogar Fritz einſtimmte. Da lief Marie ins andere Zimmer, holte ſchnell aus ihrem kleinen Käſtchen die ſieben Kronen des Mauſekönigs herbei, und überreichte ſie der Mutter mit den Worten: „Da ſieh nur, liebe Mutter, das ſind die ſieben Kronen des Mauſekönigs, die mir in voriger Nacht der junge Droßelmeier zum Zeichen ſeines Sieges überreichte.“ Voll Erſtaunen betrachtete die Medizinalräthin die kleinen Krönchen, die von einem ganz unbekannten aber ſehr funkelnden Metall ſo ſauber gearbeitet waren, als hätten Menſchenhände das unmöglich vollbringen können. Auch der Medizinalrath konnte ſich nicht ſatt ſehen an den Krönchen, und Beide, Vater und Mutter, drangen ſehr ernſt in Marien, zu geſtehen, wo ſie die Krönchen her habe? Sie konnte ja aber nur bei dem, was ſie geſagt, ſtehen bleiben, und als ſie nun der Vater hart anließ, und ſie ſogar eine kleine Lügnerin ſchalt, da fing ſie an heftig zu weinen, und klagte: Ach ich armes Kind, ich armes Kind! was ſoll ich denn nun ſagen! In dem Augenblick ging die Thür auf. Der Obergerichtsrath trat hinein, und rief: Was iſt da — was iſt da? mein Pathchen Marie weint und ſchluchzt? — Was iſt da — was iſt da? Der Medizinalrath unterrichtete ihn von Allem, was geſchehen, indem er ihm die Krönchen zeigte. Kaum hatte der Obergerichtsrath aber dieſe angeſehen, als er lachte, und rief: Toller Schnack, toller Schnack, das ſind ja die Krönchen, die ich vor Jahren an meiner Uhrkette trug, und die ich der kleinen Marie an ihrem Geburtstage, als ſie zwei Jahre alt worden, ſchenkte. Wißt ihrs denn nicht mehr? Weder der Medizinalrath noch die Medizinalräthin konnten ſich deſſen erinnern, als aber Marie wahrnahm, daß die Geſichter der Eltern wieder freundlich geworden, da ſprang ſie los auf Pathe Droßelmeier und rief: Ach, Du weißt ja alles, Pathe Droßelmeier, ſag es doch nur ſelbſt, daß mein Nußknacker Dein Neffe, der junge Herr Droßelmeier aus Nürnberg iſt, und daß er mir die Krönchen geſchenkt hat! — Der Obergerichtsrath machte aber ein ſehr finſteres Geſicht und murmelte: dummer, einfältiger Schnack. Darauf nahm der Medizinalrath die kleine Marie vor ſich und ſprach ſehr ernſthaft: Hör mal, Marie, laß nun einmal die Einbildungen und Poſſen, und wenn Du noch einmal ſprichſt, daß der einfältige mißgeſtaltete Nußknacker der Neffe des Herrn Obergerichtsraths ſey, ſo werf ich nicht allein den Nußknacker, ſondern auch alle Deine übrigen Puppen, Mamſell Clärchen nicht ausgenommen, durchs Fenſter. — Nun durfte freilich die arme Marie gar nicht mehr davon ſprechen, wovon denn doch ihr ganzes Gemüth erfüllt war, denn ihr möget es Euch wohl denken, daß man ſolch Herrliches und Schönes, wie es Marien widerfahren, gar nicht vergeſſen kann. Selbſt — ſehr geehrter Leſer oder Zuhörer Fritz — ſelbſt Dein Kamerad Fritz Stahlbaum drehte der Schweſter ſogleich den Rücken, wenn ſie ihm von dem Wunderreiche, in dem ſie ſo glücklich war, erzählen wollte. Er ſoll ſogar manchmal zwiſchen den Zähnen gemurmelt haben: einfältige Gans! doch das kann ich ſeiner ſonſt erprobten guten Gemüthsart halber nicht glauben, ſo viel iſt aber gewiß, daß, da er nun an nichts mehr, was ihm Marie erzählte, glaubte, er ſeinen Huſaren bei öffentlicher Parade das ihnen geſchehene Unrecht förmlich abbat, ihnen ſtatt der verlornen Feldzeichen viel höhere, ſchönere Büſche von Gänſekielen anheftete, und ihnen auch wieder erlaubte, den Gardehuſarenmarſch zu blaſen. Nun! — wir wiſſen am beſten, wie es mit dem Muth der Huſaren ausſah, als ſie von den häßlichen Kugeln Flecke auf die rothen Wämſer kriegten! —

Sprechen durfte nun Marie nicht mehr von ihrem Abentheuer, aber die Bilder jenes wunderbaren Feenreichs umgaukelten ſie in ſüßwogendem Rauſchen und in holden lieblichen Klängen; ſie ſah alles noch einmal, ſo wie ſie nur ihren Sinn feſt darauf richtete, und ſo kam es, daß ſie, ſtatt zu ſpielen, wie ſonſt, ſtarr und ſtill, tief in ſich gekehrt, da ſitzen konnte, weshalb ſie von allen eine kleine Träumerin geſcholten wurde. Es begab ſich, daß der Obergerichtsrath einmal eine Uhr in dem Hauſe des Medizinalraths reparirte, Marie ſaß am Glasſchrank, und ſchaute, in ihre Träume vertieft, den Nußknacker an, da fuhr es ihr wie unwillkührlich heraus: Ach, lieber Herr Droſſelmeier, wenn Sie doch nur wirklich lebten, ich würds nicht ſo machen, wie Prinzeſſin Pirlipat, und Sie verſchmähen, weil Sie, um meinet Willen, aufgehört haben, ein hübſcher junger Mann zu ſeyn! In dem Augenblick ſchrie der Obergerichtsrath: Hei, hei — toller Schnack. — Aber in dem Augenblick geſchah auch ein ſolcher Knall und Ruck, daß Marie ohnmächtig vom Stuhle ſank. Als ſie wieder erwachte, war die Mutter um ſie beſchäftigt, und ſprach: Aber wie kannſt Du nur vom Stuhle fallen, ein ſo großes Mädchen! — Hier iſt der Neffe des Herrn Obergerichtsrath aus Nürnberg angekommen — ſey hübſch artig! — Sie blickte auf, der Obergerichtsrath hatte wieder ſeine Glasperücke aufgeſetzt, ſeinen gelben Rock angezogen, und lächelte ſehr zufrieden, aber an ſeiner Hand hielt er einen zwar kleinen, aber ſehr wohlgewachſenen jungen Mann. Wie Milch und Blut war ſein Geſichtchen, er trug einen herrlichen rothen Rock mit Gold, weißſeidene Strümpfe und Schuhe, hatte im Jabot ein allerliebſtes Blumenbouquet, war ſehr zierlich friſirt und gepudert, und hinten über den Rücken hing ihm ein ganz vortrefflicher Zopf herab. Der kleine Degen an ſeiner Seite ſchien von lauter Juwelen, ſo blitzte er, und das Hütlein unterm Arm von Seidenflocken gewebt. Welche angenehme Sitten der junge Mann beſaß, bewies er gleich dadurch, daß er Marien eine Menge herrlicher Spielſachen, vorzüglich aber den ſchönſten Marzipan und dieſelben Figuren, welche der Mauſekönig zerbiſſen dem Fritz aber einen wunderſchönen Säbel mitgebracht hatte. Bei Tiſche knackte der Artige für die ganze Geſellſchaft Nüſſe auf, die härteſten widerſtanden ihm nicht, mit der rechten Hand ſteckte er ſie in den Mund, mit der linken zog er den Zopf an — Krak — zerfiel die Nuß in Stücke! — Marie war glutroth geworden, als ſie den jungen artigen Mann erblickte, und noch röther wurde ſie, als nach Tiſche der junge Droßelmeier ſie einlud, mit ihm in das Wohnzimmer an den Glasſchrank zu gehen. „Spielt nur hübſch mit einander, ihr Kinder, ich habe nun, da alle meine Uhren richtig gehen, nichts dagegen," rief der Obergerichtsrath. Kaum war aber der junge Droßelmeier mit Marien allein, als er ſich auf ein Knie niederließ, und alſo ſprach: O meine allervortrefflichſte Demoiſelle Stahlbaum ſehn Sie hier zu Ihren Füßen den beglückten Droßelmeier, dem Sie an dieſer Stelle das Leben retteten! — Sie ſprachen es gütigſt aus, daß Sie mich nicht wie die garſtige Prinzeſſin Pirlipat verſchmähen wollten, wenn ich ihretwillen häßlich geworden! — ſogleich hörte ich auf ein ſchnöder Nußknacker zu ſeyn, und erhielt meine vorige nicht unangenehme Geſtalt wieder. O vortreffliche Demoiſelle, beglücken Sie mich mit Ihrer werthen Hand, theilen Sie mit mir Reich und Krone, herrſchen Sie mit mir auf Marzipanſchloß, denn dort bin ich jetzt König! — Marie hob den Jüngling auf, und ſprach leiſe: Lieber Herr Droßelmeier! Sie ſind ein ſanftmüthiger guter Menſch, und da Sie dazu noch ein anmuthiges Land mit ſehr hübſchen luſtigen Leuten regieren, ſo nehme ich Sie zum Bräutigam an! — Hierauf wurde Marie ſogleich Droßelmeiers Braut. Nach Jahresfriſt hat er ſie, wie man ſagt, auf einem goldnen von ſilbernen Pferden gezogenen Wagen abgeholt. Auf der Hochzeit tanzten zwei und zwanzigtauſend der glänzendſten mit Perlen und Diamanten geſchmückten Figuren, und Marie ſoll noch zur Stunde Königin eines Landes ſeyn, in dem man überall funkelnde Weihnachtswälder, durchſichtige Marzipanſchlöſſer, kurz, die allerherrlichſten, wunderbarſten Dinge erblicken kann, wenn man nur darnach Augen hat.

Das war das Mährchen vom Nußknacker und Mauſekönig.

Sage mir, ſprach Theodor, ſage mir, lieber Lothar, wie Du nur Deinen Nußknacker und Mauſekönig ein Kindermährchen nennen magſt, da es ganz unmöglich iſt, daß Kinder die feinen Faden, die ſich durch das Ganze ziehen, und in ſeinen ſcheinbar völlig heterogenen Theilen zuſammenhalten, erkennen können. Sie werden ſich höchſtens am Einzelnen halten, und ſich hin und wieder daran ergötzen.

Und iſt dies nicht genug? erwiederte Lothar. Es iſt, fuhr er fort, überhaupt meines Bedünkens ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß lebhafte phantaſiereiche Kinder, von denen hier nur die Rede ſeyn kann, ſich mit inhaltsleeren Faſeleien, wie ſie oft unter dem Namen Mährchen vorkommen, begnügen. Ei — ſie verlangen wohl was Beſſeres und es iſt zum Erſtaunen, wie richtig wie lebendig ſie manches im Geiſte auffaſſen, das manchem grundgeſcheuten Papa gänzlich entgeht. Erfahrt es und habt Reſpekt! — Ich las mein Mährchen ſchon Leuten vor, die ich allein für meine kompetenten Kunſtrichter anerkennen kann, nämlich den Kindern meiner Schweſter, Fritz, ein großer Militair, war entzückt über die Armee ſeines Namensvetters, die Schlacht riß ihn ganz hin — Er machte mir das Prr und Puff und Schnetterdeng und Bum Burum mit gellender Stimme nach, rutſchte unruhig auf dem Stuhle hin und her, ja! — blickte nach ſeinem Säbel hin als wolle er dem armen Nußknacker zu Hülfe eilen, da deſſen Gefahr immer höher und höher ſtieg. Weder die neueren Kriegsberichte noch den Shakspeare hat aber Neffe Fritz zur Zeit geleſen, wie ich Euch verſichern kann, was es mit den militairiſchen Evolutionen jener entſetzlichſten aller Schlachten, ſo wie, was es mit dem: Ein Pferd — ein Pferd — ein Königreich für ein Pferd — für eine Bewandtniß hat, iſt ihm daher gewiß ganz und gar entgangen. Eben ſo begriff meine liebe Eugenie von Haus aus in ihrem zarten Gemüth Mariens ſüße Zuneigung zum kleinen Nußknacker, wurde bis zu Thränen gerührt, als Marie Zuckerwerk — Bilderbücher, ja ihr Weihnachtskleidchen opfert, nur um ihren Liebling zu retten, zweifelte nicht einen Augenblick an die ſchöne herrlich funkelnde Candis-Wieſe, auf die Marie aus dem Kragen des verhängnißvollen Fuchspelzes in ihres Vaters Kleiderſchrank hinaus ſteigt. Das Puppenreich machte die Kinder überglücklich.

Dieſer Theil Deines Mährchens, nahm Ottmar das Wort, iſt, behält man die Kinder als Leſer oder Zuhörer im Auge, auch unbedenklich der gelungenſte. Die Einſchaltung des Mährchens von der harten Nuß, unerachtet wieder darin die Bindungsmittel des Ganzen liegen, halte ich deshalb für fehlerhaft, weil die Sache wenigſtens ſcheinbar ſich dadurch verwirrt und die Fäden ſich auch zu ſehr dehnen und ausbreiten. Du haſt uns nun zwar für inkompetente Richter erklärt und dadurch Schweigen geboten, verhehlen kann ich's Dir aber nicht, daß, ſollteſt Du Dein Werk ins große Publikum ſchicken, viele ſehr vernünftige Leute, vorzüglich ſolche, die niemals Kinder geweſen, welches ſich bei manchen ereignet, mit Achſelzucken und Kopfſchütteln zu erkennen geben werden, daß Alles tolles, buntſcheckiges, aberwitziges Zeug ſey, oder wenigſtens, daß Dir ein tüchtiges Fieber zu Hülfe gekommen ſeyn müſſe, da ein geſunder Menſch ſolch' Unding nicht ſchaffen könne. „Da würd' ich," rief Lothar lachend, „da würd' ich mein Haupt beugen vor dem vornehmen Kopfſchüttler, meine Hand auf die Bruſt legen und wehmüthig verſichern, daß es dem armen Autor gar wenig helfe, wenn ihm wie im wirren Traum allerlei phantaſtiſches aufgehe, ſondern daß dergleichen, ohne daß es der ordnende richtende Verſtand wohl erwäge, durcharbeite, und den Faden zierlich und feſt daraus erſt ſpinne, ganz und gar nicht zu brauchen. Zu keinem Werk würd ich ferner ſagen, gehöre mehr ein klares, ruhiges Gemüth, als zu einem ſolchen, das wie in regelloſer ſpielender Willkühr von allen Seiten ins Blaue hinaus blitzend, doch einen feſten Kern in ſich tragen ſolle und müſſe.

Wer, ſprach Cyprian, wer vermag Dir darin zu widerſprechen. Doch bleibt es ein gewagtes Unternehmen das durchaus Phantaſtiſche ins gewöhnliche Leben hineinzuſpielen und ernſthaften Leuten, Obergerichtsräthen, Archivarien und Studenten tolle Zauberkappen über zu werfen, daß ſie wie fabelhafte Spukgeiſter am hellen lichten Tage durch die lebhafteſten Straßen der bekannteſten Städte ſchleichen und man irre werden kann an jedem ehrlichen Nachbar. Wahr iſt es, daß ſich daraus ein gewiſſer ironiſirender Ton von ſelbſt bildet, der den trägen Geiſt ſtachelt oder ihn vielmehr ganz unvermerkt mit gutmüthiger Miene wie ein böſer Schalk hinein verlockt in das fremde Gebiet.

Dieſer ironiſche Ton, ſprach Theodor, möchte die gefährlichſte Klippe ſeyn, da an ihr ſehr leicht die Anmuth der Erfindung und Darſtellung, welche wir von jedem Mährchen verlangen, ſcheitern, rettungslos zu Grunde gehen kann.

Iſt es denn möglich, nahm Lothar das Wort, die Bedingniſſe ſolcher Dichtungen feſtzuſtellen? — Tieck, der herrliche tiefe Meiſter, der Schöpfer der anmuthigſten Mährchen, die es geben mag, hat darüber den Perſonen, die im Phantaſus auftreten, auch nur einzelne geiſtreiche und belehrende Bemerkungen in den Mund gelegt. Nach dieſen ſoll Bedingniß des Mährchens ein ſtill fortſchreitender Ton der Erzählung, eine gewiſſe Unſchuld der Darſtellung ſeyn, die wie ſanft phantaſirende Muſik ohne Lärm und Geräuſch die Seele feſſelt. Das Werk der Phantaſie ſoll keinen bittern Nachgeſchmack zurück laſſen, aber doch ein Nachgenießen, ein Nachtönen. — Doch reicht dies wohl aus, den einzig richtigen Ton dieſer Dichtungsart anzugeben? — An meinen Nußknacker will ich nun gar nicht mehr denken, da ich ſelbſt eingeſtehe, daß ein gewiſſer unverzeihlicher Uebermuth darin herrſcht, und ich zu ſehr an die erwachſenen Leute und ihre Thaten gedacht; aber bemerken muß ich, daß das Mährchen unſers entfernten Freundes, der goldene Topf benannt, auf das Du, Cyprian vorhin anſpielteſt, vielleicht etwas mehr von dem, was der Meiſter verlangt, in ſich trägt und eben deshalb viel Gnade gefunden hat vor den Stühlen der Kunſtrichter. — Uebrigens habe ich den kleinen Kunſtrichtern in meiner Schweſter Kinderſtube verſprechen müſſen, ihnen zum künftigen Weihnachten ein neues Mährchen einzubeſcheeren, und ich gelobe Euch, weniger in phantaſtiſchem Uebermuth zu luxuriren, frömmer, kindlicher zu ſeyn. — Für heute ſeyd zufrieden, daß ich Euch aus der entſetzlichen ſchauervollen Pinge zu Falun ans Tageslicht gefördert habe und daß Ihr ſo fröhlich und guter Dinge geworden ſeyd, wie es den Serapions-Brüdern ziemt, vorzüglich im Augenblick des Scheidens. Denn eben hör' ich die Mitternachtsſtunde ſchlagen.

Serapion, rief Theodor indem er aufſtand und das vollgeſchenkte Glas hoch erhob, Serapion möge uns fernerhin beiſtehen und uns erkräftigen, das wacker zu erzählen, was wir mit dem Auge unſers Geiſtes erſchaut! —

Mit dieſer Anrufung unſeres Heiligen ſcheiden wir auch heute als würdige Serapions-Brüder! —

So ſprach Cyprian und alle ließen noch einmal die Gläſer erklingen, ſich der Innigkeit und Gemüthlichkeit, die ihren ſchönen Bund immer feſter und feſter verknüpfte, recht aus dem tiefſten Herzen heraus erfreuend.

Ende des erſten Bandes.

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Mit 75 Bild- und Muſikbeigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Zweiter Band. Mit 5 Beigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung - J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer - Karl J. Trübner - Veit & Comp.

1922

6905677*3

UNIVERSITAETS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt des zweiten Bandes.

Die Serapions-Brüder.

Geſammelte Erzählungen und Mährchen.

Zweiter Band.

Dritter Abſchnitt.

[Der Magnetiſmus] 5
Der Kampf der Sänger 19
  Die Meiſterſänger auf der Wartburg 23
  Heinrich von Ofterdingens Geheimniß 25
  Was ſich weiter mit Heinrich von Ofterdingen begeben 29
  Von der Gräfin Mathilde. Ereigniſſe auf der Wartburg 34
  Der Krieg von Wartburg 39
  Meiſter Klingsohr kommt nach Eiſenach 43
  Naſias kommt in der Nacht zu Wolfframb von Eſchinbach 49
  Meiſter Klingsohr verläßt die Wartburg. Entſcheidung des Dichterkampfes 55
  Beſchluß 59
[Der Magnetiſmus. Fortſetzung] 65
[Eine Spukgeſchichte] 67
Die Automate 74
Doge und Dogareſſe 101

Vierter Abſchnitt.

[Alte und neue Kirchenmuſik] 153
Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen 163
  Wie Herr Martin zum Kerzenmeiſter erwählt wurde und ſich dafür bedankte 164
  Was ſich darauf weiter in Meiſter Martins Hauſe begab 167
  Wie Meiſter Martin ſein Handwerk über alle andere erhob 170
  Die Weiſſagung der alten Großmutter 174
  Wie die beiden jungen Geſellen, Friedrich und Reinhold, mit einander bekannt wurden 179
  Wie die beiden jungen Geſellen, Reinhold und Friedrich, in Meiſter Martins Hauſe aufgenommen wurden 183

Wie der dritte Geſell zum Meiſter Martin ins Haus kam, und was ſich darauf weiter begab 191
Wie Frau Marthe mit Roſa von den drei Geſellen ſprach. Conrads Streit mit dem Meiſter Martin 198
Reinhold verläßt Meiſter Martins Haus 204
Wie Friedrich vom Meiſter Martin aus der Werkſtatt fortgejagt wurde 211
Beſchluß 214

Das fremde Kind.

Der Herr von Brakel auf Brakelheim 221
Der vornehme Beſuch 222
Wie es weiter bei dem vornehmen Beſuche herging 225
Die neuen Spielſachen 228
Was ſich mit den neuen Spielſachen im Walde zutrug 230
Das fremde Kind 233
Wie das fremde Kind mit Felix und Chriſtlieb ſpielte 234
Was der Herr von Brakel und die Frau von Brakel zu dem fremden Kinde ſagten, und was ſich weiter mit demſelben begab 237
Von der Heimath des fremden Kindes 240
Von dem böſen Miniſter am Hofe der Feen-Königin 243
Wie der Hofmeiſter angekommen war und die Kinder ſich vor ihm fürchteten 246
Wie die Kinder mit dem Herrn Magiſter Tinte im Walde ſpazieren gingen und was ſich dabei zutrug 249
Wie der Herr von Brakel den Magiſter Tinte fortjagte 251
Was ſich weiter im Walde begab, nachdem der Magiſter Tinte fortgejagt worden 254
Beſchluß 257

Die Serapions-Brüder.

Zweiter Band.

Dritter Abſchnitt.

Es hat, ſprach Lothar, als die Serapions-Brüder aufs neue verſammelt waren, es hat gar keinen Zweifel, daß unſerm Cyprian, gerade wie an dem Tage des heiligen Serapion, der uns zum neuen Bunde zuſammenführte, auch heute was Beſonderes in Sinn und Gedanken liegt. Er ſieht blaß aus und verſtört, er vernimmt nur mit halbem Ohr unſer Geſpräch, er ſcheint, während er doch nun gewiß mit lebendigem geſunden Leibe hier unter uns ſitzt, geiſtig ſich ganz wo anders zu befinden.

So mag er, nahm Ottmar das Wort, denn nun gleich mit dem Wahnſinnigen herausrücken, deſſen Namenstag er vielleicht heute feiert.

Und, ſetzte Theodor hinzu, im egyptiſchen Hauſe ſein Inneres entladen, wie er nur Luſt hat. Dann, ich weiß es, wird er wieder fein menſchlich geſinnt und kehrt zurück in unſern Kreis, in dem er es ſich doch nun einmal gefallen laſſen muß.

Ihr thut mir Unrecht, ſprach Cyprian, ſtatt daß mich irgend ein wahnſinniges Prinzip verſtören ſollte, trage ich eine Nachricht mit mir, die Euch Alle erfreuen wird. — Wißt, daß unſer Freund Sylveſter heute von ſeinem ländlichen Aufenthalt zurückkehrend, hier eingetroffen iſt.

Die Freunde jauchzten laut auf, denn Allen war der ſtille gemüthliche Sylveſter, deſſen innere Poeſie in ſchönen milden Strahlen gar herrlich herausleuchtete, recht vom Herzen lieb und werth.

Kein würdigerer Serapions-Bruder iſt zu finden, ſprach Theodor, als unſer Sylveſter. Er iſt ſtill und in ſich gekehrt, es koſtet Mühe ihn zum hellen Geſpräch zu entzünden, das iſt wahr, aber nie iſt wohl ein Dichter empfänglicher geweſen für ein Werk des andern, als eben er. Ohne daß er ſelbſt viel Worte machen ſollte, lieſt man auf ſeinem Geſicht in deutlichen ſprechenden Zügen den Eindruck, den die

Worte des Freundes auf ihn gemacht und indem ſeine innige Gemüthlichkeit ausſtrömt in ſeinen Blicken, in ſeinem ganzen Weſen, fühle ich mich ſelbſt in ſeiner Nähe gemüthlicher, froher, freier! —

In der That, begann Ottmar, iſt Sylveſter deshalb ein ſeltener Menſch zu nennen. Es ſcheint, als wenn unſere neueſten Dichter recht gefliſſentlich über jene Anſpruchsloſigkeit hinwegſtürmten, die doch eben das Eigenthümlichſte der wahren Dichter-Natur ſeyn möchte, und ſelbſt die beſſer Geſinnten ſollen ſich hüten, nicht, indem ſie nur ihr Recht behaupten wollen, das Schwerdt zu zücken, welches jene gar nicht aus der Hand legen. Sylveſter geht umher waffenlos wie ein unſchuldiges Kind. — Oft haben wir ihm vorgeworfen, er ſey zu läſſig, er ſchaffe vermöge ſeiner reichen Natur viel zu wenig. Aber muß denn immer und immer geſchrieben werden? Setzt ſich Sylveſter hin, und faßt das innere Gebilde in Worten, ſo treibt ihn gewiß ein unwiderſtehlicher Drang dazu an. Er ſchreibt gewiß nichts auf, das er nicht wahrhaft im Innern empfunden, geſchaut, und ſchon deshalb muß er unter uns ſeyn als wahrer Serapions-Bruder.

Ich haſſe, ſprach Lothar, die myſtiſche und angenehme Zahl Sieben ausgenommen, alle ungerade Zahlen, und meine, daß fünf Serapions-Brüder unmöglich gedeihen können, ſechs dagegen ſehr anmuthig um dieſen runden Tiſch ſitzen werden. Sylveſter iſt heute angekommen, und nächſtens wirft der unruhige unſtete Vinzenz hier wirklich Anker. Wir kennen ihn alle, wir wiſſen, daß er, die innere Gutmüthigkeit abgerechnet, die er mit Sylveſter theilt, ſonſt den ſchneidendſten Contraſt gegen dieſen bildet. Iſt Sylveſter ſtill und in ſich gekehrt, ſo ſprudelt Vinzenz über in witziger ſchalkiſcher Keckheit. Er hat das unverſiegbare Talent, alles, das gewöhnlichſte und außerordentlichſte, in den bizarreſten Bildern darzuſtellen, und kommt noch hinzu, daß er alles mit hellem beinahe ſchneidendem Ton und einem höchſt drolligen Pathos vorträgt, ſo gleicht ſein Geſpräch oft einer Gallerie der bunteſten Bilder einer magiſchen Laterne, die in ſtetem raſtloſen Wechſel den Sinn fortreißen, ohne irgend eine ruhige Anſchauung zuzulaſſen.

Du haſt, nahm Theodor das Wort, unſern Vinzenz ſehr treffend geſchildert. Zu vergeſſen iſt aber nicht die Sonderbarkeit, daß er bei ſeinen herrlichen lichtvollen Kenntniſſen, bei ſeinem ſteten in Brillantfeuer auflodernden Humor an allem Myſtiſchen mit ganzer Seele hängt und es auch reichlich in ſeine Wiſſenſchaft hineinträgt. Auch iſt doch bekannt, daß er ſich nun der Arzneikunde ganz hingegeben?

Allerdings, erwiederte Ottmar, und dabei iſt er der eifrigſte Verfechter des Magnetismus, den es giebt, und gar nicht läugnen mag ich, daß das ſcharfſinnigſte und tiefſte, was über dieſe dunkle Materie zu ſagen, ich aus ſeinem Munde vernahm.

Ho ho! rief Lothar lachend, biſt Du, lieber Ottmar, denn bei allen Magnetiſeurs ſeit Mesmers Zeit in die Schule gegangen, daß Du ſo entſcheidend das ſcharfſinnigſte und tiefſte zu erkennen vermagſt, was darüber geſagt werden kann? — Doch gewiß iſt es, daß eben unſer Vinzenz, kommt es einmal darauf an, Träume und Ahnungen in ein Syſtem hineinzubannen, vermöge ſeines hellen Blicks beſſer in die Tiefe zu ſchauen vermag als tauſend andre. Und dabei behandelt er die Sache mit einer jovialen Heiterkeit, die mir gar wohl gefällt. — Mich plagte vor einiger Zeit, als Vinzenz auf ſeinen Streifereien ſich gerade mit mir an einem Orte befand, ein unerträglicher nervöſer Kopfſchmerz. Alle Mittel blieben fruchtlos. Vinzenz trat hinein, ich klagte ihm mein Leid. „Was,“ rief er mit ſeiner hellen Stimme, „Was? — Du leideſt an Kopfſchmerz? Nichts mehr als das? — Leichte Sache! Die Kopfſchmerzen banne ich Dir weg in zehn Minuten, wohin Du willſt, in die Stuhllehne, ins Tintenfaß, in den Spucknapf — durchs Fenſter hinaus.“ — Und damit begann er ſeine magnetiſchen Striche! — Es half zwar ganz und gar nichts, ich mußte aber herzlich lachen, und Vinzenz rief vergnügt: „Siehſt Du wohl, Freund, wie ich Deines Kopfſchmerzes Herr worden im Augenblick?“ — Ich mußte leider klagen, daß der Kopfſchmerz eben ſo arg ſey als vorher, Vinzenz verſicherte aber, der jetzige Schmerz ſey nur ein trügeriſches Echo das mich täuſche. Das böſe Echo dauerte aber noch mehrere Tage. Ich bekenne Euch bei dieſer Gelegenheit, meine würdigen Serapions-Brüder, daß ich an die Heilkraft des ſogenannten Magnetismus ganz und gar nicht glaube. Die ſcharfſinnigen Unterſuchungen darüber kommen mir vor, wie die Abhandlungen der engliſchen Akademiker, denen der König aufgegeben zu erforſchen, woher es rühre, daß ein Eimer mit Waſſer, in den man einen zehnpfündigen Fiſch gethan, nicht mehr wiege, als der andere bloß mit Waſſer gefüllte. Mehrere hatten das Problem glücklich gelöſt und ſchon wollten ſie mit ihrer Weisheit vor den König treten, als einer kluger Weiſe anrieth die Sache ſelbſt erſt zu verſuchen. Da behauptete denn der Fiſch ſein Recht, er fiel ins Gewicht wie er ſollte, und ſiehe, das Ding ſelbſt, worüber die Weiſen mittelſt ſcharfſinnigen Nachdenkens die herrlichſten Reſultate herausgebracht, exiſtirte gar nicht.

Ei ei, ſprach Ottmar, ungläubiger, unpoetiſcher Schismatiker! wie kam es, da Du gar nicht an den Magnetismus glaubſt, wie kam es denn, daß Du vor einiger Zeit — doch das muß ich Euch, Cyprian und Theodor, ganz umſtändlich erzählen, damit alle Schmach des ſchnöden Unglaubens, den Lothar eben geäußert, zurückfalle auf ſein eignes Haupt. — Ihr werdet vernommen haben, daß unſer Lothar vor einiger Zeit an einer Kränklichkeit litt die hauptſächlich ihren Sitz in den Nerven hatte, ihn unbeſchreiblich angriff, und ihm ſeinen ganzen Humor verdarb, und ihm alle Lebensluſt wegzehrte. — Ganz Theilnahme, ganz Mitleid trete ich eines Tages in ſein Zimmer. Da ſitzt Lothar im Lehnſtuhl Nachtmütze über die Ohren gezogen, blaß, übernächtig, Augen zugedrückt und vor ihm, den Gott eben nicht mit beſonderer Größe geſegnet, ſitzt ein Mann von gleicher kleiner Statur und haucht ihn an und fährt ihm mit den Fingerſpitzen über den gekrümmten Rücken und legt ihm die Hand auf die Herzgrube und frägt mit leiſer liſpelnder Stimme: Wie iſt Ihnen nun, beſter Lothar! Und Lothar öffnet die Aeugelein und lächelt gar weinerlich und ſeufzt: Beſſer — viel beſſer, liebſter Doktor! — Kurz, Lothar, der an die Heilkraft des Magnetismus nicht glaubt, der alles für leeres Hirngeſpinnſt erklärt — Lothar, der alle Magnetiſeurs verhöhnt, der in ihrem Treiben nur leidige Myſtifikationen erblickt — Lothar ließ ſich magnetiſiren.

Cyprian und Theodor lachten herzlich über das etwas groteske Bild das ihnen Ottmar vor Augen gebracht. O ſchweige, ſprach Lothar, o ſchweige doch von ſolchen Dingen, Ottmar! — der Menſch iſt vermöge ſeines eigenthümlichſten Organismus leider ſo ſchwach, das phyſiſche Prinzip wirkt ſo ſchädlich ein auf das pſychiſche, daß jeder abnorme Zuſtand, jede Krankheit in ihm eine Angſt erzeugt, die, ein momentaner Wahnſinn, ihn zu den abentheuerlichſten Unternehmungen antreibt. Sehr geſcheute Männer nahmen, als die Heilmittel der Aerzte nicht nach ihrem Sinn anſchlagen wollten, zu alten Weibern ihre Zuflucht und brauchten mit aller Religion ſympathetiſche Mittel und was weiß ich ſonſt noch! — Daß ich mich damals, in heftigen

Nervenzufällen zum Magnetismus hinneigte, beweiſet meine Schwäche, ſonſt nichts weiter.

Erlaube, nahm Cyprian das Wort, erlaube lieber Lothar, daß ich die Zweifel, die Du heute gegen den Magnetismus zu hegen beliebſt, nur für das Erzeugniß einer augenblicklichen Stimmung halte. Was iſt der Magnetismus, als Heilmittel gedacht, anders als die potenzirte Kraft des pſychiſchen Prinzips, die nun vermag das phyſiſche ganz zu beherrſchen, es ganz zu erkennen, jeden, auch den leiſeſten abnormen Zuſtand darin wahrzunehmen und eben durch die volle Erkenntniß dieſes Zuſtandes ihn zu löſen. Unmöglich kannſt Du die Macht unſeres pſychiſchen Prinzips wegläugnen, unmöglich Dein Ohr verſchließen wollen den wunderbaren Anklängen die in uns hinein, aus uns heraustönen, der geheimnißvollen Sphären-Muſik, die das große unwandelbare Lebensprinzip der Natur ſelbſt iſt.

Du ſprichſt, erwiederte Lothar, nach Deiner gewöhnlichen Weiſe, Du gefällſt Dich in myſtiſcher Schwärmerei. Ich gebe Dir zu, daß die Lehre vom Magnetismus, die ganz in das Gebiet des Geiſterhaften hineinſtreift, den unendlichſten Reiz hat für jeden Poetiſch-Geſinnten. Ich ſelbſt kann gar nicht läugnen, daß mich die dunkle Materie bis in die tiefſte Seele hinein angeregt hat und noch anregt, doch höre mein eigentliches Glaubensbekenntniß in kurzen Worten. — Wer mag frevelich und vermeſſen eindringen wollen in das tiefſte Geheimniß der Natur, wer mag erkennen ja nur deutlich ahnen wollen das Weſen jenes geheimnißvollen Bandes, das Geiſt und Körper verknüpft und auf dieſe Weiſe unſer Seyn bedingt. Auf dieſe Erkenntniß iſt aber doch der Magnetismus ganz eigentlich baſirt und ſo lange dieſelbe unmöglich, gleicht die aus einzelnen Wahrnehmungen, die oft nur Illuſionen ſind, hergeleitete Lehre davon, dem unſichern Herumtappen des Blindgebornen. Es iſt gewiß, daß es erhöhte Zuſtände giebt, in denen der Geiſt den Körper beherrſchend, ſeine Thätigkeit hemmend, mächtig wirkt und in dieſer Wirkung die ſeltſamſten Phänomene erzeugt. Ahnungen, dunkle Vorgefühle geſtalten ſich deutlich und wir erſchauen das mit aller Kraft unſeres vollen Faſſungsvermögens, was tief in unſerer Seele regungslos ſchlummerte; der Traum, gewiß die wunderbarſte Erſcheinung im menſchlichen Organism, deſſen höchſte Potenz meines Bedünkens eben der ſogenannte Somnambulismus ſeyn dürfte, gehört ganz hieher. Aber gewiß iſt es auch, daß ſolch ein Zuſtand irgend eine Abnormität in dem Verhältniß des pſychiſchen und phyſiſchen Prinzips vorausſetzt. Die lebhafteſten ſtärkſten Träume kommen, wenn irgend ein krankhaftes Gefühl den Körper angreift. Der Geiſt nutzt die Ohnmacht ſeines Mitherrſchers und macht ihn, den Thron allein einnehmend, zum dienenden Vaſallen. So ſoll ja auch der Magnetismus nur durch irgend einen krankhaften Zuſtand des Körpers indizirt werden. Mag es ferner ſeyn daß die Natur oft einen pſychiſchen Dualismus verſtattet und daß der geiſtige Verkehr in doppelter Wechſelwirkung die merkwürdigſten Erſcheinungen hervorbringt, aber nur die Natur, meine ich, ſoll eben jenen Dualismus verſtatten, und jeder Verſuch, ihn ohne jenes Gebot der Königin nach Willkühr hervorzurufen, dünkt mir, wo nicht frevelich, doch gewiß ein gefährliches Wageſtück. Ich gehe weiter. Ich will, ich kann nicht läugnen, die Erfahrung iſt mir entgegen, daß das willkührliche Hervorrufen jenes potenzirten Seelenzuſtandes, iſt er durch irgend eine Abnormität im Organism indizirt, möglich iſt, daß ferner das fremde pſychiſche Prinzip auf höchſt miſteriöſe Weiſe in irgend ein Fluidum, oder wie man es ſonſt nennen mag — in das vom Magnetiſeur ausgehende Agens überhaupt verkörpert und ausſtrömend (bei der magnetiſchen Manipulation) die geiſtige Potenz des Magnetiſirten erfaſſen und jenen Zuſtand erzeugen kann, der von der Regel alles menſchlichen Seyns und Lebens abweicht und ſelbſt in ſeiner hochgerühmten Verzückung alles Entſetzen des fremdartigen Geiſterreichs in ſich trägt. Ich kann, ſage ich, das Alles nicht läugnen, aber immer und ewig wird mir dies Verfahren als eine blindlings geübte heilloſe Gewalt erſcheinen, deren Wirkung, allen Theorien zum Trotz nicht zu berechnen bleibt. Irgendwo heißt es, der Magnetismus ſey ein ſchneidendes gefährliches Inſtrument in der Hand eines Kindes, ich bin mit dieſem Ausſpruch einverſtanden. — Soll der Menſch ſich unterfangen, auf das geiſtige Prinzip des andern nach Willkühr wirken zu wollen, ſo ſcheint mir die Lehre der Barbariniſchen Schule der Spiritualiſten, die ohne alle Manipulation nur Willen und Glauben in Anſpruch nahm, bei weitem die reinſte und unſchuldigſte. Das Fixiren des feſten Willens iſt eine beſcheidene Frage an die Natur, ob ſie den geiſtigen Dualismus verſtatten wolle oder nicht, und ſie allein entſcheidet. Eben ſo möchte das eigne Magnetiſiren am Bacquet ohne alle Einmiſchung des Magnetiſeurs wenigſtens in ſofern minder gefährlich genannt werden, als dann ſeine vielleicht feindlich wirkende Kraft eines fremden geiſtigen Prinzips denkbar. — Aber! — leichtſinnig, ſo wohl in enger Selbſttäuſchung befangen und nur unwillkührlich in Oſtentation gerathend, handhaben jetzt ſo viele jene dunkelſte aller dunklen Wiſſenſchaften, darf man überhaupt den Magnetismus eine Wiſſenſchaft nennen. Ein fremder Arzt äußerte, wie Bartels in ſeiner Phyſiologie und Phyſik des Magnetismus erzählt, ſeine Verwunderung, daß die deutſchen Aerzte die magnetiſirten Individuen ſo willkührlich behandelten und ſo dreiſt an ihnen experimentirten, als wenn ſie einen phyſikaliſchen Apparat vor ſich hätten. Leider iſt dem ſo, und deshalb will ich — mag ich — wenigſtens an die Heilkraft des Magnetismus lieber gar nicht glauben als dem Gedanken Raum geben, daß das unheimliche Spiel mit einer fremden Gewalt vielleicht einmal ſelbſt mein eignes Leben rettungslos verſtören könnte.

Aus allem, nahm Theodor das Wort, aus allem was Du nicht ohne Tiefe und Wahrheit über den Magnetismus geſprochen, folgt nun eben nichts anderes als daß Du uns vorhin das Geſchichtlein von dem zehnpfündigen Fiſch wider Deine Ueberzeugung aufgetiſcht haſt, daß Du an die Kräfte des Magnetismus wirklich glaubſt, daß Du aber wenigſtens Dir aus gutem Grunde feſt vorgenommen, keinem Magnetiſeur in der Welt irgend eine Manipulation auf den Ganglien Deines Rückens oder ſonſt zu geſtatten. Uebrigens ſtimme ich, was die Furcht vor fremden pſychiſchen Prinzipen betrifft, mit Dir überein, und es ſey mir erlaubt Deinem Glaubensbekenntniß als Note und erklärendes Beiſpiel die Erzählung hinzuzufügen, auf welche Weiſe ich in den Magnetismus hineingerieth. — Ein Univerſitäts-Freund, der Arzeneikunde befliſſen, war der erſte, der mich mit der geheimnißvollen Lehre von dem Magnetismus bekannt machte. Wie Ihr mich in meinem ganzen Weſen kennt, möget Ihr Euch wohl vorſtellen, daß ich von Allem, was ich darüber vernahm, in dem tiefſten Gemüth ergriffen wurde. Ich las alles, was ich darüber nur erhaſchen konnte, zuletzt auch Kluge's bekannten Verſuch einer Darſtellung des animaliſchen Magnetismus als Heilmittel. Dies Buch machte zuerſt einige Zweifel in mir rege, da es ohne ſonderliche wiſſenſchaftliche Erörterung des Gegenſtandes ſich nur mehrentheils auf Beiſpiele bezieht und dabei ohne Critik das Bewährte mit dem völlig Mährchenhaften ja mit dem, was ſich rein als Mährchen dargethan hat, durch einander wirſt. Mein Freund widerlegte alle Einreden, die ich ihm entgegenſtellte und bewies mir zuletzt, daß das bloß theoretiſche Studium in mir gar nicht den Glauben erwecken könne, der unerläßlich ſey, ſondern daß ſich dieſer erſt finden werde, wenn ich ſelbſt magnetiſchen Operationen beigewohnt. Dazu fehlte es damals auf der Univerſität aber an aller Gelegenheit; hätte ſich auch ein hoffnungsvoller Magnetiſeur finden laſſen, ſo gab es doch durchaus keine Perſonen, die einige Inklinationen zum Somnambulismus, zur Clairvoyance zeigten.

Ich kam nach der Reſidenz. Dort ſtand der Magnetismus eben im höchſten Flor. Alle Welt ſprach von nichts anderm, als von den wunderbaren magnetiſchen Kriſen einer vornehmen gebildeten geiſtreichen Dame, die nach einigen nicht eben bedeutenden Nervenzufällen, beinahe von ſelbſt erſt ſomnambul und dann die merkwürdigſte Clairvoyante geworden, die es nach dem Ausſpruch aller des Magnetismus eifrigſt Befliſſenen, jemals gegeben und künftig geben könne. Es gelang mir, die Bekanntſchaft des Arztes zu machen, der ſie behandelte, und dieſer, in mir einen wißbegierigen Schüler erkennend, verſprach mich hinzuführen zu der Dame, wenn ſie eben in der Kriſis befangen. Es geſchah ſo. Kommen Sie, ſprach der Arzt eines Tages, um ſechs Uhr Nachmittags zu mir, kommen Sie, ſo eben fiel, ich weiß es, meine Kranke in einen magnetiſchen Schlaf. — In der geſpannteſten Erwartung trat ich hinein in das elegante, ja üppig verzierte Gemach. Die Fenſter waren mit roſaſeidnen Gardinen dicht verzogen, ſo daß die durchfallenden Strahlen der Abend-Sonne alles in röthlichem Schimmer magiſch beleuchteten. Die Somnambule lag, in ein ſehr reizendes Negligée gekleidet, ausgeſtreckt auf dem Sopha mit dicht geſchloſſenen Augen, leiſe athmend wie im tiefſten Schlaf.

Um ſie her im weiten Kreiſe waren einige Andächtige verſammelt, ein Paar Fräulein, die die Augen verdrehten, tief ſeufzten, die gar zu gern ſelbſt auf der Stelle ſomnambul geworden wären, zur Erbauung des jungen Offiziers und eines andern jungen wohlgebildeten Mannes, die beide auf dieſen wichtigen Moment ſehnſuchtsvoll zu hoffen ſchienen, ein Paar ältliche Damen, die mit vorgebogenem Haupt, die Hände gefaltet, jeden Athemzug der ſomnambulen Freundin belauſchten. —

Man erwartete den eigentlichen höchſten Zuſtand des Hellſehens. Der Magnetiſeur, der ſich nicht erſt mit ſeiner Somnambule in Rapport ſetzen durfte, da dieſer Rapport, wie er verſicherte, beſtändig fortdauere, nahte ſich ihr und begann mit ihr zu ſprechen. Sie nannte ihm die Augenblicke, in denen er heute vorzüglich lebhaft an ſie gedacht und erwähnte manches andern Umſtandes, der ſich heute mit ihm begeben. Endlich bat ſie ihn, den Ring, den er in einem rothen Maroquin-Futteral bei ſich in der Taſche trage und den er ſonſt nie bei ſich gehabt, abzulegen, da das Gold, vorzüglich aber der Diamant feindlich auf ſie wirke. Mit allen Zeichen des tiefſten Erſtaunens trat der Magnetiſeur zurück, und zog das beſchriebene Futteral mit dem Ringe hervor, den er erſt heute Nachmittag von dem Juvelier erhalten, deſſen Exiſtenz der Somnambule alſo nur lediglich durch den magnetiſchen Rapport kund worden. Dies Wunder mit dem Ringe wirkte auf die beiden Fräuleins ſo ſtark, daß mit einem tiefen Seufzer jede nach einem Lehnſtuhl flüchtete, und mittelſt einiger wohlgeführten Striche des Magnetiſeurs in magnetiſchen Schlaf verfiel. Das verhängnißvolle Futteral abgelegt, machte nun der Magnetiſeur vorzüglich mir zu Gefallen mit ſeiner Somnambule einige Kunſtſtücke. Sie nießte, wenn er Taback nahm, ſie las einen Brief, den er ihr auf die Herzgrube legte u. ſ. f. Endlich verſuchte er mich durch ſeine Einwirkung in Rapport zu ſetzen mit der Somnambule. Es gelang vortrefflich. Sie beſchrieb mich von Kopf bis zu Fuß und verſicherte, daß ſie es vorher gewußt, wie der Magnetiſeur den Freund, deſſen deutliche Ahnung ſie ſchon lange in ſich getragen, heute mitbringen werde. Sie ſchien mit meiner Gegenwart ſehr zufrieden zu ſeyn. Plötzlich hörte Sie auf zu ſprechen, und richtete ſich in die Höhe mit halbem Leibe, ich glaubte ein Zittern der Augenlieder, ein leiſes Zucken des Mundes wahrzunehmen. Der Magnetiſeur berichtete den wißbegierigen Anweſenden, daß die ſomnambule Dame in den fünften Grad, in den Zuſtand der von der äußern Sinnenwelt unabhängigen Selbſtanſchauung übergehe. Dadurch wurde die Aufmerkſamkeit der beiden jungen Männer abgelenkt von den entſchlafenen Fräuleins, eben in dem Augenblick, als ſie begannen intereſſant zu werden. Die eine hatte ſchon wirklich verſichert, daß die Friſur des jungen Offiziers, mit dem ſie ſich in Rapport geſetzt, ſehr angenehm leuchte, die andere aber behauptet, daß die Generalin, die den untern Stock des Hauſes bewohnte, eben ſchönen Caravanen-Thee trinke, deſſen Aroma ſie durch die Stubendecke verſpüre, prophezeite auch hellſehend, daß ſie in einer

Viertelſtunde aus dem magnetiſchen Schlaf erwachen und ebenfalls Thee trinken, ja ſogar etwas Torte dazu genießen werde. — Die ſomnambule Dame fing abermals an zu reden, aber mit ganz verändertem ſeltſam und wie ich geſtehen muß, über die Maßen wohlklingendem Organ. Sie ſprach indeſſen in ſolch' myſtiſchen Worten und ſonderbaren Redensarten, daß ich gar keinen Sinn herausfinden konnte, der Magnetiſeur verſicherte indeſſen, ſie ſage die herrlichſten, tiefſten, lehrreichſten Dinge über ihren Magen. Das mußte ich nun freilich glauben. Von dem Magen abgekommen, wie wiederum der Magnetiſeur erklärte, nahm ſie noch einen höhern Schwung. Zuweilen war es mir, als kämen ganze Sätze vor, die ich irgendwo geleſen. Etwa in Novalis Fragmenten oder in Schellings Weltſeele. Dann ſank ſie erſtarrt zurück in die Kiſſen. Der Magnetiſeur hielt ihr Erwachen nicht mehr fern und bat uns, das Zimmer zu verlaſſen, da es vielleicht feindlich auf ſie wirken könne, erwacht ſich von mehreren Perſonen umgeben zu ſehen. So wurden wir nach Hauſe geſchickt. Die beiden Fräulein, auf die weiter niemand geachtet, hatten für gut gefunden, ſchon früher zu erwachen und ſich ſachte davon zu ſchleichen. — Ihr könnt gar nicht glauben, wie gar beſonders die ganze Scene auf mich wirkte. Abgeſehen von den beiden albernen Mädchen, die aus der unintereſſanten Stellung als unthätige Zuſchauerinnen gern hinaus wollten, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die ſomnambule Dame auf dem Sopha eine vorbereitete, wohl durchdachte, wacker eingeübte Rolle mit vieler Kunſt darſtelle.

Den Magnetiſeur kannte ich als den offenſten, redlichſten Mann, der eine Comödie der Art aus der tiefſten Seele verabſcheuen mußte, zu genau, um auch nur dem leiſeſten Argwohn Raum zu geben, daß er ſeiner Seits, auch wohl leidiger Bekehrungsſucht halber, eine Täuſchung der Art unterſtützen ſolle. War eine ſolche Täuſchung wirklich vorhanden, ſo mußte ſie lediglich das Werk der Dame ſeyn, deren Kunſt die Wiſſenſchaft, die Einſicht, die Beobachtungsgabe des Arztes, der vielleicht zu ſehr von der neuen Lehre eingenommen, überbot. Nicht fragen durfte ich mich ſelbſt, welchen Zweck eine ſolche Selbſtqual, denn dieſe bleibt doch jener fingirte gewaltſame Zuſtand, welchen Zweck ſie haben könne. Gab es denn nicht von den vom Teufel beſeſſenen Urſulinerinnen, von jenen miauenden Nonnen, von den in gräßlichen Verrenkungen ſich windenden Verzückten bis auf jenes Weib im Würzburger Hospital, die ſich, den wüthendſten Schmerz nicht achtend, Glasſcherben, Nadeln in die Aderlaßwunde bohrte, damit der Arzt über die fremdartigen Dinge in ihrem Körper erſtaunen ſollte, ja bis auf die berüchtigte Manſon in der neueſten Zeit, gab es denn nicht jederzeit eine Menge Weiber, die Geſundheit, Leben, Ehre, Freiheit daran ſetzten, nur, damit die Welt ſie für außerordentliche Weſen halte, von dem Wunder ihrer Erſcheinung ſpreche? — Doch zurück zu meiner ſomnambulen Dame! — Ich wagte es, dem Arzt wenigſtens ganz leiſe meine Zweifel anzudeuten. Er verſicherte aber lächelnd, dieſe Zweifel wären nur die letzten ohnmächtigen Streiche des Beſiegten. Die Dame habe mehrmals geäußert, daß meine Gegenwart wohlthätig auf ſie wirke, er habe daher gegründete Urſache meine fortgeſetzten Beſuche zu wünſchen, die mich ganz überzeugen würden. — In der That fing ich an, da ich die Dame mehrmals beſucht, mich mehr zum Glauben hinzuneigen, und dieſer Glaube ſtieg beinahe bis zur Ueberzeugung, als ſie im ſomnambulen Zuſtande, nachdem ich durch den Magnetiſeur mich mit ihr in Rapport geſetzt, mir auf unbegreifliche Weiſe Dinge aus meinem eignen Leben erzählte, und vorzüglich einer Nervenkrankheit gedachte, in die ich verfiel, als mir der Tod eine geliebte Schweſter entriſſen. — Sehr mißfiel es mir aber, daß ſich die Zahl der Beſucher immer mehrte, und daß der Magnetiſeur die Dame zur weiſſagenden Sybille emporzuheben ſich mühte, da er ſie über Geſundheit und Leben fremder Perſonen, die er mit ihr in Rapport geſetzt, Orakelſprüche thun ließ. — Eines Tages fand ich unter den Anweſenden einen alten berühmten Arzt, der allgemein als der ärgſte Zweifler, als der ſchlimmſte Gegner der magnetiſchen Cur bekannt war. Die Dame hatte, ehe er gekommen, im magnetiſchen Schlaf voraus geſagt, daß dieſer Zuſtand diesmal länger dauern als ſonſt, und daß ſie erſt nach zwei vollen Stunden erwachen werde. Bald darauf gerieth ſie in den höchſten Grad des Hellſehens und begann ihre myſtiſchen Reden. Der Magnetiſeur verſicherte, daß in dieſem höchſten Grad der wahren Verzückung, die Somnambule, ein reingeiſtiges Weſen, den Körper ganz abgeſtreift habe und für jeden phyſiſchen Schmerz unempfindlich ſey. Der alte Arzt meinte, zum Beſten der Wiſſenſchaft, zur Ueberzeugung aller Ungläubigen ſey es jetzt an der Zeit, eine durchgreifende Probe zu machen. Er ſchlage vor, die Dame mit einem glühenden Eiſen an der Fußſohle zu brennen und abzuwarten, ob ſie gefühllos bleiben würde. Der Verſuch ſchiene grauſam, wäre es aber nicht, da ſogleich lindernde heilende Mittel angewandt werden könnten, und er habe deshalb ein kleines Eiſen und die nöthigen Heilmittel zur Stelle gebracht. Er zog beides aus der Taſche. Der Magnetiſeur verſicherte, daß die Dame den Schmerz beim Erwachen gar nicht achten werde, den ſie zum Beſten der hohen Wiſſenſchaft erleide und rief nach einer Kohlpfanne. Man brachte das Gefäß herbei, der Arzt ſteckte ſein kleines Eiſen in die Gluth. In dem Augenblick zuckte die Dame wie in heftigem Krampf, ſeufzte tief auf, erwachte, klagte über Uebelbefinden! — Der alte Arzt warf ihr einen durchbohrenden Blick zu, kühlte ohne Umſtände ſein Eiſen ab in magnetiſirtem Waſſer, das gerade auf dem Tiſche ſtand, ſteckte es in die Taſche, nahm Hut und Stock und ſchritt von dannen. Mir fielen die Schuppen von den Augen, ich eilte fort, unwillig, erboßt über die unwürdige Myſtifikation, die die feine Dame ihrem wohlwollenden Magnetiſeur, uns allen bereitet.

Daß weder der Magnetiſeur, noch diejenigen Andächtigen, denen die Beſuche bei der Dame als eine Art myſtiſchen Gottesdienſtes galten, durch das Verfahren des alten Arztes auch nur im mindeſten aufgeklärt wurden, verſteht ſich eben ſo ſehr von ſelbſt, als daß ich meiner Seits nun den ganzen Magnetismus als eine chimäriſche Geiſterſeherei verwarf und gar nichts mehr davon hören wollte.

Meine Beſtimmung führte mich nach B. — Auch dort wurde viel vom Magnetismus geſprochen, irgend eines praktiſchen Verſuchs aber nicht erwähnt. Man behauptete, daß ein würdiger, berühmter Arzt, hoch in den Jahren wie jener Arzt in der Reſidenz, der grauſamer Weiſe antiſomnambuliſtiſche Eiſen in der Taſche führte, Direktor des dortigen herrlich eingerichteten Krankenhauſes, ſich entſchieden gegen die magnetiſche Cur erklärt und den ihm untergeordneten Aerzten geradehin unterſagt habe, ſie anzuwenden.

Um ſo mehr mußt ich mich verwundern, als ich nach einiger Zeit vernahm, daß jener Arzt ſelbſt, jedoch ganz insgeheim, den Magnetismus im Krankenhauſe anwende.

Ich ſuchte, als ich näher mit dem würdigen Mann bekannt worden, ihn auf den Magnetismus zu bringen. Er wich mir aus. Endlich, als ich nicht nachließ von der dunklen Wiſſenſchaft zu ſprechen und mich als ein Sachkundiger bewies, fragte er, wie es mit der

Blatt 5

Ausübung der magnetiſchen Cur in der Reſidenz ſtehe. Ich nahm gar keinen Anſtand ihm die wunderbare Geſchichte von der ſomnambulen Dame, die plötzlich aus himmliſcher Verzückung zurückkehrte auf irdiſchen Boden, als ſie was weniges gebrannt werden ſollte, offen und klar zu erzählen. „Das iſt es eben, das iſt es eben,“ rief er, indem Blitze in ſeinen Augen leuchteten, und brach ſchnell das Geſpräch ab. Endlich, nachdem ich mehr ſein wohlwollendes Vertrauen gewonnen, ſprach er ſich über den Magnetismus in der Art aus, daß er ſich von der Exiſtenz dieſer geheimnißvollen Naturkraft und von ihrer wohlthätigen Wirkung in gewiſſen Fällen durch die reinſten Erfahrungen überzeugt, daß er aber das Erwecken jener Naturkraft für das gefährlichſte Experiment halte, das es geben, und das nur Aerzten, die in der vollkommenſten Ruhe des Geiſtes über allen leidenſchaftlichen Enthuſiasmus erhaben, anvertraut werden könne. In keiner Sache ſey Selbſttäuſchung möglicher, ja leichter, und er halte jeden Verſuch ſchon dann nicht für rein, wenn der Perſon, die zur magnetiſchen Cur geeignet, vorher viel von den Wundern des Magnetismus vorgeredet worden und ſie Verſtand und Bildung genug habe, zu begreifen, worauf es ankomme. Der Reiz in einer höhern Geiſterwelt zu exiſtiren, ſey für poetiſche oder von Haus aus exaltirte Gemüther zu verlockend, um mit der heißen Sehnſucht nach dieſem Zuſtande nicht unwillkührlich allerlei Einbildungen Raum zu geben. Sehr luſtig ſey die geträumte Herrſchaft des Magnetiſeurs über das fremde pſychiſche Prinzip, wenn er ſich ganz hingebe den Phantaſien überſpannter Perſonen, ſtatt ihnen als Zaum und Zügel den kraſſeſten Proſaismus über den Hals zu werfen. Uebrigens ſtelle er gar nicht in Abrede, daß er ſich in ſeinem Krankenhauſe ſelbſt der magnetiſchen Curen bediene. Er glaube aber, daß bei der Art, wie er ſie aus reiner Ueberzeugung anwenden laſſe, durch beſonders dazu erwählte Aerzte unter ſeiner ſtrengſten Aufſicht, wohl nie ein Mißbrauch möglich, ſondern dagegen nur wohlthätige Einwirkung auf die Kranken und Bereicherung der Kenntniß dieſes geheimnißvollſten aller Heilmittel zu erwarten ſey. Aller Regel entgegen wolle er, wenn ich feſtes Stillſchweigen verſpräche, um den Andrang aller Neugierigen zu verhüten, mich einer magnetiſchen Cur beiwohnen laſſen, ſollte ſich ein Fall der Art ereignen.

Der Zufall führte mir bald eine der merkwürdigſten Somnambulen unter die Augen. Die Sache verhielt ſich in folgender Art.

Der Arzt des Kreiſes fand in einem Dorfe ungefähr zwanzig Stunden von B. bei einem armen Bauer ein Mädchen von ſechszehn Jahren, über deren Zuſtand ſich die Eltern unter bitteren Thränen beklagten. Nicht geſund, ſprachen ſie, nicht krank ſey ihr Kind zu nennen. Sie fühle keinen Schmerz, kein Uebelbefinden, ſie äße und tränke, ſie ſchliefe oft ganze Tage lang, und dabei magre ſie ab, und würde von Tage zu Tage immer matter und kraftloſer, ſo daß an Arbeit ſeit langer Zeit gar nicht zu denken. Der Arzt überzeugte ſich daß ein tiefes Nervenübel der Grund des Zuſtandes war, in dem ſich das arme Kind befand, und daß die magnetiſche Cur recht eigentlich indizirt ſey. Er erklärte den Eltern, daß die Heilung des Mädchens hier auf dem Dorfe ganz unmöglich, daß ſie aber in B. von Grund aus geheilt werden ſolle, wenn ſie ſich entſchlöſſen, das Kind dorthin in das Krankenhaus zu ſchaffen, wo ſie auf das beſte gepflegt werden und Medizin erhalten ſolle, ohne daß ſie einen Kreuzer dafür bezahlen dürften. Die Eltern thaten nach ſchwerem Kampf, wie ihnen geheißen. Noch ehe die magnetiſche Cur begonnen, begab ich mich mit meinem ärztlichen Freunde in das Krankenhaus, um die Kranke zu ſehn. Ich fand das Mädchen in einem hohen lichten Zimmer, das mit allen Bequemlichkeiten auf das ſorgſamſte verſehen. Sie war für ihren Stand von ſehr zartem Gliederbau und ihr feines Geſicht wäre beinahe ſchön zu nennen geweſen, hätten es nicht die erloſchenen Augen, die Todtenbleiche, die farbloſen Lippen entſtellt. Wohl mochte es ſeyn, daß ihr Uebel nachtheilig auf ihr Geiſtesvermögen gewirkt, ſie ſchien von dem beſchränkteſten Verſtande, faßte nur mühſam die an ſie gerichteten Fragen und beantwortete ſie in dem breiten unverſtändlichen abſcheulichen Jargon, den die Bauern in der dortigen Gegend ſprechen. Zu ihrem Magnetiſeur hatte der Direktor einen jungen kräftigen Eleven der Arzeneikunde gewählt, dem die Offenheit und Gutmüthigkeit aus allen Zügen leuchtete und von dem er ſich überzeugt hatte, daß das Mädchen ihn leiden mochte. Die magnetiſche Cur begann. Von neugierigen Beſuchen, von Kunſtſtücken u. dergl. war nicht die Rede. Niemand war zugegen außer dem Magnetiſeur als der Direktor, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, mit ſorglicher Beachtung der kleinſten Umſtände die Cur leitete, und ich.

Anfänglich ſchien das Kind wenig empfänglich, doch bald ſtieg ſie ſchnell von Grad zu Grad, bis ſie nach drei Wochen in den Zuſtand des wirklichen Hellſehens gerieth. Erlaßt es mir, all' der wunderbaren Erſcheinungen zu erwähnen, die ſich nun in jeder Kriſe darboten, es ſey genug Euch zu verſichern, daß ich hier, wo keine Täuſchung möglich, mich im innerſten Gemüth von der wirklichen Exiſtenz jenes Zuſtandes überzeugte, den die Lehrer des Magnetismus als den höchſten Grad des Hellſehens beſchreiben. In dieſem Zuſtande iſt, wie Kluge ſagt, die Verbindung mit dem Magnetiſeur ſo innig, daß der Clairvoyant es nicht blos augenblicklich weiß, wenn die Gedanken des Magnetiſeurs zerſtreut und nicht auf des Clairvoyants Zuſtand gerichtet ſind, ſondern daß er auch in der Seele des Magnetiſeurs deſſen Vorſtellungen auf das deutlichſte zu erkennen vermag. Dagegen tritt der Clairvoyant nun gänzlich unter die Herrſchaft des Willens ſeines Magnetiſeurs, durch deſſen pſychiſches Prinzip er nur zu denken, zu ſprechen, zu handeln vermag. Ganz in dieſem Fall befand ſich das ſomnambule Bauermädchen. — Ich mag Euch nicht mit all' dem ermüden, was ſich in dieſer Hinſicht mit der Kranken und ihrem Magnetiſeur begab, nur ein und für mich das ſchneidendſte Beiſpiel! — Das Kind ſprach in jenem Zuſtande den reinen gebildeten Dialekt ihres Magnetiſeurs, und drückte ſich in den Antworten, die ſie ihm mehrentheils anmuthig lächelnd gab, gewählt, gebildet, kurz ganz ſo aus, wie der Magnetiſeur zu ſprechen pflegte. Und dabei blühten ihre Wangen, ihre Lippen auf in glühendem Purpur und die Züge ihres Antlitzes erſchienen veredelt! —

Ich mußte erſtaunen, aber dieſe gänzliche Willenloſigkeit der Somnambule, dies gänzliche Aufgeben des eignen Ichs, dieſe troſtloſe Abhängigkeit von einem fremden geiſtigen Prinzip, ja dieſe durch das fremde Prinzip allein bedingte Exiſtenz erfüllte mich mit Grauſen und Entſetzen. Ja ich konnte mich des tiefſten herzzerſchneidendſten Mitleids mit der Armen nicht erwehren und dies Gefühl dauerte fort, als ich den wohlthätigſten Einfluß der magnetiſchen Cur bemerken mußte, als die Kleine in der vollſten kräftigſten Geſundheit aufgeblüht, dem Magnetiſeur und dem Direktor, ja auch mir dankte für alles Gute, das ſie genoſſen und dabei ihren Jargon ſprach, breiter, unverſtändlicher als jemals. Der Direktor ſchien mein Gefühl zu bemerken und es mit mir zu theilen. Verſtändigt haben wir uns darüber niemals und das wohl aus guten Gründen! — Nie hab' ich ſeitdem mich entſchließen können magnetiſchen Curen beizuwohnen, was hätte ich weiter für Erfahrungen gemacht nach jenem Beiſpiel, das bei der vollkommnen Reinheit des Verſuchs mich über die wunderbare Kraft des Magnetismus ganz ins Klare ſetzte, zugleich aber an einen Abgrund ſtellte, in den ich mit tiefem Schauer hinabblickte. — So bin ich dem nun ganz Lothars Meinung worden. —

Und, nahm Ottmar das Wort, und füge ich noch hinzu, daß auch ich Eurer Meinung ganz beipflichte, ſo ſind wir ja alle, rückſichts des wunderbaren Geheimniſſes, von dem die Rede, unter einen Hut gebracht. Irgend ein tüchtiger Arzt, Verfechter des Magnetismus, wird uns zwar ſehr leicht ganz und gar widerlegen, ja uns tüchtig ausſchelten, daß wir, ununterrichtete Laien, es wagen, ein dunkles Gefühl der klaren Ueberzeugung entgegen zu ſtellen, ich glaube indeſſen, daß wir ſchwer zu bekehren ſeyn werden. — Doch wollen wir auch nicht vergeſſen, daß wir dem Magnetismus ſchon deshalb nicht ganz abhold ſeyn können, weil er uns in unſern ſerapiontiſchen Verſuchen ſehr oft als tüchtiger Hebel dienen kann, unbekannte geheimnißvolle Kräfte in Bewegung zu ſetzen. Selbſt Du, lieber Lothar, haſt Dich dieſes Hebels ſchon oft bedient und verzeih' mir, ſogar in dem erbaulichen Mährchen vom Nußknacker und Mauſekönig iſt die Marie zuweilen nichts anders als eine kleine Somnambule. — Aber wohin geriethen wir von unſerm Vinzenz ſprechend! —

Der Uebergang war natürlich, ſprach Lothar, der Weg bahnte ſich von ſelbſt. Tritt Vinzenz in unſere Brüderſchaft ein, ſo wird gewiß noch viel von geheimnißvollen Dingen verhandelt werden, auf die er recht eigentlich ganz verſeſſen iſt. — Doch Cyprian hat ſchon ſeit mehreren Minuten nicht auf unſer Geſpräch gemerkt, vielmehr ein Manuſkript aus der Taſche gezogen und darin geblättert. — Es iſt in der Ordnung, daß wir ihm jetzt Raum geben, ſein Herz zu erleichtern.

In der That, ſprach Cyprian, war mir Euer Geſpräch über den Magnetismus langweilig und läſtig und iſt's Euch recht, ſo leſe ich Euch eine ſerapiontiſche Erzählung vor, zu der mich Wagenſeils Nürnberger Chronik entzündet. Vergeßt nicht, daß ich keine antiquariſche kritiſche Abhandlung jenes berühmten Kriegs von der Wartburg habe ſchreiben wollen, ſondern nach meiner Weiſe jene Sache zur Erzählung, wie mir gerade alles hell in der Seele aufging, nutzte.

Cyprian las:

Der Kampf der Sänger.

Zur Zeit wenn Frühling und Winter am Scheiden ſtehn, in der Nacht des Aequinoktiums, ſaß einer im einſamen Gemach und hatte Johann Chriſtoph Wagenſeils Buch von der Meiſterſinger holdſeliger Kunſt vor ſich aufgeſchlagen. Der Sturm räumte draußen toſend und brauſend die Felder ab, ſchlug die dicken Regentropfen gegen die klirrenden Fenſter und pfiff und heulte des Winters tolles Ade durch die Rauchfänge des Hauſes, während die Strahlen des Vollmondes an den Wänden ſpielten und gaukelten, wie bleiche Geſpenſter. Das achtete aber jener nicht, ſondern ſchlug das Buch zu und ſchaute tiefſinnend, ganz befangen von dem Zauberbilde längſt vergangener Zeit, das ſich ihm dargeſtellt, in die Flammen, die im Kamin kniſterten und ſprühten. Da war es, als hinge ein unſichtbares Weſen einen Schleier nach dem andern über ſein Haupt, ſo daß alles um ihn her in immer dichterem und dichterem Nebel verſchwamm. Das wilde Brauſen des Sturms, das Kniſtern des Feuers wurde zu lindem, harmoniſchen Säuſeln und Flüſtern, und eine innere Stimme ſprach, das iſt der Traum, deſſen Flügel ſo lieblich auf und niederrauſchen, wenn er wie ein frommes Kind ſich an die Bruſt des Menſchen legt und mit einem ſüßen Kuß das innere Auge weckt, daß es vermag die anmuthigſten Bilder eines höheren Lebens voll Glanz und Herrlichkeit zu erſchauen. — Ein blendendes Licht zuckte empor wie Blitzſtrahl, der Verſchleierte ſchlug die Augen auf, aber kein Schleier, keine Nebelwolke verhüllten mehr ſeinen Blick. Er lag auf blumigen Matten in der dämmernden Nacht eines ſchönen dichten Waldes. Die Quellen murmelten, die Büſche rauſchten wie in heimlichem Liebesgeplauder und dazwiſchen klagte eine Nachtigall ihr ſüßes Weh. Der Morgenwind erhob ſich und bahnte, das Gewölk vor ſich her aufrollend, dem hellen lieblichen Sonnenſchein den Weg, der bald auf allen grünen Blättern flimmerte und die ſchlafenden Vögelein weckte, die in fröhlichem Trilleriren von Zweig zu Zweig flatterten und hüpften. Da erſchallte von ferne her luſtiges Hörnergetön, das Wild rüttelte ſich rauſchend auf aus dem Schlafe, Rehe, Hirſche guckten aus dem Gebüſch den, der auf den Matten lag, neugierig an mit klugen Augen und ſprangen ſcheu zurück in das Dickigt. Die Hörner ſchwiegen, aber nun erhoben ſich Harfenklänge und Stimmen ſo herrlich zuſammentönend wie Muſik des Himmels. Immer näher und näher kam der liebliche Geſang. Jäger die Jagdſpieße in den Händen, die blanken Jagdhörner um die Schultern gehängt, ritten hervor aus der Tiefe des Waldes. Ihnen folgte auf einem ſchönen goldgelben Roß ein ſtattlicher Herr im Fürſtenmantel nach alter deutſcher Art gekleidet, ihm zur Seite ritt auf einem Zelter eine Dame von blendender Schönheit und köſtlich geſchmückt. Aber nun kamen auf ſechs ſchönen Roſſen von verſchiedener Farbe ſechs Männer, deren Trachten, deren bedeutungsvolle Geſichter auf eine längſt verfloſſene Zeit hinwieſen. Die hatten den Pferden die Zügel über den Hals gelegt und ſpielten auf Lauten und Harfen und ſangen mit wunderbar helltönenden Stimmen, während ihre Roſſe gebändigt, gelenkt durch den Zauber der ſüßen Muſik, den Waldweg entlang auf anmuthige Weiſe in kurzen Sprüngen nachtanzten dem fürſtlichen Paar. Und wenn mitunter der Geſang einige Secunden innehielt, ſtießen die Jäger in die Hörner, und der Roſſe Gewieher ertönte wie ein fröhliches Jauchzen in übermüthiger Luſt. Reichgekleidete Pagen und Diener beſchloſſen den feſtlichen Zug, der im tiefen Dickigt des Waldes verſchwand. —

Der über den ſeltſamen, wundervollen Anblick in tiefes Staunen Verſunkene raffte ſich auf von den Matten und rief begeiſtert: O Herr des Himmels: iſt denn die alte prächtige Zeit erſtanden aus ihrem Grabe? — wer waren denn die herrlichen Menſchen! Da ſprach eine tiefe Stimme hinter ihm: Ei, lieber Herr, ſolltet Ihr nicht die erkennen, die Ihr feſt in Sinn und Gedanken traget? Er ſchaute um ſich und gewahrte einen ernſten ſtattlichen Mann mit einer großen ſchwarzen Lockenperücke auf dem Haupt und ganz ſchwarz nach der Art gekleidet, wie man ſich ums Jahr eintauſend ſechshundert und achtzig tragen mochte. Er erkannte alsbald den alten gelehrten Profeſſor Johann Chriſtoph Wagenſeil, der alſo weiter ſprach: „Ihr hättet ja wohl „gleich wiſſen können, daß der ſtattliche Herr im Fürſtenmantel niemand anders war, als der wackere Landgraf Hermann von Thüringen. Neben ihm ritt der Stern des Hofes, die edle Gräfin Mathilde,

„blutjunge Wittwe des in hohen Jahren verſtorbenen Grafen Cuno von Falkenſtein. Die ſechs Männer, welche nachritten ſingend und die Lauten und Harfen rührend, ſind die ſechs hohen Meiſter des Geſanges, welche der edle Landgraf, der holdſeligen Singerkunſt mit Leib und Seele zugethan, an ſeinem Hofe verſammelt hat. Jetzt geht das luſtige Jagen auf, aber dann verſammeln ſich die Meiſter auf einem ſchönen Wieſenplan in der Mitte des Waldes und beginnen ein Wettſingen. Da wollen wir jetzt hinſchreiten, damit wir ſchon dort ſind, wenn die Jagd beendigt iſt." — Sie ſchritten fort, während der Wald, die fernen Klüfte von den Hörnern, dem Hundegebell, dem Hußah der Jäger wiederhallten. Es geſchah ſo wie der Profeſſor Wagenſeil es gewollt; kaum waren ſie auf dem in goldnem Grün leuchtenden Wieſenplan angekommen, als der Landgraf, die Gräfin, die ſechs Meiſter aus der Ferne ſich langſam nahten: „Ich will," begann Wagenſeil, „ich will Euch nun, lieber Herr! jeden der Meiſter beſonders zeigen und mit Namen nennen. Seht Ihr wohl jenen Mann, der ſo fröhlich um ſich ſchaut, der ſein hellbraunes Pferd, den Zügel angezogen, ſo luſtig her tänzeln läßt? — ſeht wie der Landgraf ihm zunickt — er ſchlägt eine helle Lache auf. Das iſt der muntre Walther von der Vogelweid. Der mit den breiten Schultern, mit dem ſtarken krauſen Bart, mit den ritterlichen Waffen, auf dem Tieger im gewichtigen Schritt daher reitend, das iſt Reinhard von Zwekhſtein. — Ei, ei — der dort auf ſeinem kleinen Schecken, der reitet ja ſtatt hieher waldeinwärts! Er blickt tiefſinnig vor ſich her, er lächelt, als ſtiegen ſchöne Gebilde vor ihm auf aus der Erde. Das iſt der ſtattliche Profeſſor Heinrich Schreiber. Der iſt wohl ganz abweſenden Geiſtes und gedenkt nicht des Wieſenplans, nicht des Wettſingens, denn ſeht nur, lieber Herr, wie er in den engen Waldweg hineinſchiebt, daß ihm die Zweige um den Kopf ſchlagen. — Da ſprengt Johannes Bitterolff an ihn heran. Ihr ſeht doch den ſtattlichen Herrn auf dem Falben mit dem kurzen röthlichen Bart? Er ruft den Profeſſor an. Der erwacht aus dem Traume. Sie kehren beide zurück. — Was iſt das für ein tolles Gebraus dorten in dem dichten Gebüſch? — Ei fahren denn Windsbräute ſo niedrig durch den Wald? Hei! — Das iſt ja ein wilder Reiter, der ſein Pferd ſo ſpornt, daß es ſchäumend in die Lüfte ſteigt. Seht nur den ſchönen bleichen Jüngling, wie ſeine Augen flammen, wie alle Muskeln des Geſichts zucken vor Schmerz, als quäle ihn ein unſichtbares Weſen, das hinter ihm aufgeſtiegen. — Es iſt Heinrich von Ofterdingen. Was mag denn über den gekommen ſeyn? Erſt ritt er ja ſo ruhig daher, mit gar herrlichen Tönen einſtimmend in den Geſang der anderen Meiſter! — O ſeht doch, ſeht den prächtigen Reiter auf dem ſchneeweißen arabiſchen Pferde. Seht wie er ſich hinabſchwingt, wie er, die Zügel um den Arm geſchlungen, mit gar ritterlicher Courtoiſie der Gräfin Mathilde die Hand reicht und ſie hinabſchweben läßt von dem Zelter. Wie anmuthig ſteht er da, die holde Frau anſtrahlend mit ſeinen hellen blauen Augen. Es iſt Wolfframb von Eſchinbach! — Aber nun nehmen ſie alle Platz, nun beginnt wohl das Wettſingen! —

Jeder Meiſter, einer nach dem andern, ſang nun ein herrliches Lied. Leicht war es zu erkennen, daß jeder ſich mühte, den zu übertreffen, der vor ihm geſungen. Schien das aber nun auch keinem recht gelingen zu wollen, konnte man gar nicht entſcheiden, wer von den Meiſtern am herrlichſten geſungen: ſo neigte die Dame Mathilde ſich doch zu Wolfframb von Eſchinbach hin mit dem Kranz, den ſie für den Sieger in den Händen trug. Da ſprang Heinrich von Ofterdingen auf von ſeinem Sitze; wildes Feuer ſprühte aus ſeinen dunklen Augen; ſo wie er raſch vorſchritt in die Mitte des Wieſenplans, riß ihm ein Windſtoß das Barett vom Kopfe, das freie Haar ſträubte ſich empor auf der todtenbleichen Stirn. „Haltet ein, ſchrie er auf, haltet ein! Noch iſt der Preis nicht gewonnen; mein Lied, mein Lied muß erſt geſungen ſeyn und dann mag der Landgraf entſcheiden, wem der Kranz gebührt.“ Darauf kam, man wußte nicht auf welche Weiſe, eine Laute von wunderlichem Bau, beinah anzuſehen wie ein erſtarrtes unheimliches Thier, in ſeine Hand. Die fing er an zu rühren ſo gewaltig, daß der ferne Wald davon erdröhnte. Dann ſang er drein mit ſtarker Stimme. Das Lied lobte und pries den fremden König, der mächtiger ſey als alle andere Fürſten und dem alle Meiſter demüthiglich huldigen müßten, wollten ſie nicht in Schande und Schmach gerathen. Einige ſeltſam gellende Laute klangen recht verhöhnend dazwiſchen. Zornig blickte der Landgraf den wilden Sänger an. Da erhoben ſich die anderen Meiſter und ſangen zuſammen. Ofterdingens Lied wollte darüber verklingen, ſtärker und ſtärker griff er aber in die Saiten, bis ſie wie mit einem laut aufheulenden Angſtgeſchrei zerſprangen. Statt der Laute, die Ofterdingen im Arm getragen, ſtand nun plötzlich eine finſtre entſetzliche Geſtalt vor ihm und hielt ihn, der zu Boden ſinken wollte, umfaßt und hob ihn hoch empor in die Lüfte. Der Geſang der Meiſter verſauſte im Wiederhall, ſchwarze Nebel legten ſich über Wald und Wieſenplan, und hüllten alles ein in finſtre Nacht. Da ſtieg ein in milchweißem Licht herrlich funkelnder Stern empor aus der Tiefe und wandelte daher auf der Himmelsbahn, und ihm nach zogen die Meiſter auf glänzenden Wolken ſingend und ihr Saitenſpiel rührend. Ein flimmerndes Leuchten zitterte durch die Flur, die Stimmen des Waldes erwachten aus dumpfer Betäubung und erhoben ſich und tönten lieblich hinein in die Geſänge der Meiſter. —

Du gewahrſt es, vielgeliebter Leſer! daß der, welchem dieſes alles träumte, eben derjenige iſt, der im Begriff ſteht, Dich unter die Meiſter zu führen, mit denen er durch den Profeſſor Johann Chriſtoph Wagenſeil bekannt wurde. —

Es begiebt ſich wohl, daß, ſehen wir fremde Geſtalten in der dämmernden Ferne daher ſchreiten, uns das Herz bebt vor Neugier, wer die wohl ſeyn, was ſie wohl treiben mögen. Und immer näher und näher kommen ſie. Wir erkennen Farbe der Kleidung, Geſicht, wir hören ihr Geſpräch, wiewohl die Worte verhallen in den weiten Lüften. Aber nun tauchen ſie unter in die blauen Nebel eines tiefen Thals. Dann können wir es kaum erwarten, daß ſie nur wieder aufſteigen, daß ſie bei uns ſich einfinden, damit wir ſie erfaſſen, mit ihnen reden können. Denn gar zu gern möchten wir doch wiſſen, wie die ganz in der Nähe geformt und geſtaltet ſind, welche in der Ferne ſich ſo verwunderlich ausnahmen. —

Möchte der erzählte Traum in Dir, geliebter Leſer, ähnliche Empfindungen erregen. Möchteſt Du es dem Erzähler freundlich vergönnen, daß er Dich nun gleich an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen nach der ſchönen Wartburg bringe.

Die Meiſterſänger auf der Wartburg.

Es mochte wohl ums Jahr eintauſend zweihundert und acht ſeyn, als der edle Landgraf von Thüringen, eifriger Freund, rüſtiger Beſchützer der holdſeligen Sängerkunſt, ſechs hohe Meiſter des Geſanges an ſeinem Hofe verſammelt hatte. Es befanden ſich allda Wolfframb von Eſchinbach, Walther von der Vogelweid, Reinhard von Zwekhſtein, Heinrich Schreiber, Johannes Bitterolf, alle ritterlichen Ordens, und Heinrich von Ofterdingen, Bürger zu Eisenach. Wie Priester einer Kirche lebten die Meister in frommer Liebe und Eintracht beiſammen, und all ihr Streben ging nur dahin, den Geſang, die ſchönſte Gabe des Himmels, womit der Herr den Menſchen geſegnet, recht in hohen Ehren zu halten. Jeder hatte nun freilich ſeine eigne Weiſe, aber wie jeder Ton eines Akkords anders klingt und doch alle Töne im lieblichſten Wohllaut zuſammenklingen, ſo geſchah es auch, daß die verſchiedenſten Weiſen der Meiſter harmoniſch mit einander tönten und Strahlen ſchienen eines Liebesſterns. Daher kam es, daß keiner ſeine eigne Weiſe für die beſte hielt, vielmehr jede andre hoch ehrte, und wohl meinte, daß ſeine Weiſe ja gar nicht ſo lieblich klingen könne ohne die andern, wie denn der Ton dann erſt ſich recht freudig erhebt und aufſchwingt, wenn der ihm verwandte erwacht und ihn liebend begrüßt.

Waren Walthers von der Vogelweid, des Landherrn, Lieder gar vornehm und zierlich, und dabei voll hoher Kraft, ſo ſang Reinhard von Zwechſtein dagegen derb und ritterlich mit gewichtigen Worten. Bewies ſich Heinrich Schreiber gelehrt und tiefſinnig, ſo war Johannes Bitterolf voller Glanz und reich an funkelnden Gleichniſſen und Wendungen. Heinrich von Ofterdingens Lieder gingen durch die innerſte Seele, er wußte, ſelbſt ganz aufgelöſt in ſchmerzlichem Sehnen, in jeder Bruſt die tiefſte Wehmuth zu entzünden. Aber oft ſchnitten grelle häßliche Töne dazwiſchen, die mochten wohl aus dem wunden zerriſſenen Gemüth kommen, in dem ſich böſer Hohn angeſiedelt, bohrend und zehrend wie ein giftiges Inſekt. Niemand wußte, wie Heinrich von ſolchem Unweſen befallen. Wolfframb von Eſchinbach war in der Schweiz geboren. Seine Lieder voller ſüßer Anmuth und Klarheit glichen dem reinen blauen Himmel ſeiner Heimath, ſeine Weiſen klangen wie liebliches Glocken- und Schalmeiengetön. Aber dazwiſchen brauſten auch wilde Waſſerfälle, rollten dumpfe Donner durch die Bergklüfte. Wunderbar wollte, wenn er ſang, jeder mit ihm wie auf den glänzenden Wogen eines ſchönen Stroms, bald ſanft daher gleitend, bald kämpfend mit den ſturmbewegten Wellen, bald die Gefahr überwunden, fröhlich hinſteuernd nach dem ſichern Port. Seiner Jugend unerachtet mochte Wolfframb von Eſchinbach wohl für den erfahrenſten von allen Meiſtern gelten, die am Hofe verſammelt. Von Kindes-

Kindheit an war er der Sangeskunſt ganz und gar ergeben, und zog, ſo wie er zum Jüngling gereift, ihr nach durch viele Lande, bis er den großen Meiſter Friedebrand gefunden. Dieſer unterwies ihn getreulich in der Kunſt und teilte ihm viele Meiſtergedichte in Schriften mit, die Licht in ſein inneres Gemüt hineinſtrahlten, daß er das, was ihm ſonſt verworren und geſtaltlos geſchienen, nun deutlich zu erkennen vermochte. Vorzüglich aber zu Siegebrunnen in Schottland brachte ihm Meiſter Friedebrand etliche Bücher, aus denen er die Geſchichten nahm, die er in deutſche Lieder ſetzte, ſonderlich von Gamuret und deſſen Sohn Parzival, von Markgraf Wilhelm von Narbon und dem ſtarken Rennewart, welches Gedicht hernach ein anderer Meiſterſänger, Ulrich von Türheim, auf vornehmer Leute Bitten, die Eſchinbachs Lieder wohl nicht verſtehen mochten, in gemeine deutſche Reime brachte und zum dicken Buche ausdehnte. So mocht' es wohl kommen, daß Wolframb wegen ſeiner herrlichen Kunſt weit und breit berühmt wurde und vieler Fürſten und großer Herren Gunſt erhielt. Er beſuchte viele Höfe und erhielt allenthalben ſtattliche Belohnungen ſeiner Meiſterſchaft, bis ihn endlich der hocherleuchtete Landgraf Hermann von Thüringen, der ſeinen großen Ruf an allen Orten vernommen hatte, an ſeinen Hof berief. Nicht allein Wolframbs große Kunſt, ſondern auch ſeine Milde und Demut gewannen ihm in kurzer Zeit des Landgrafen volle Gunſt und Liebe, und wohl mocht' es ſein, daß Heinrich von Ofterdingen, der ſonſt in dem hellſten Sonnenlicht der fürſtlichen Gnade geſtanden, ein wenig in den Schatten zurücktreten mußte. Demungeachtet hing keiner von den Meiſtern dem Wolframb ſo mit rechter inniger Liebe an, als eben Heinrich von Ofterdingen. Wolframb erwiderte dies aus dem tiefſten Grunde ſeines Gemüts, und ſo ſtanden beide da, recht in Liebe verſchlungen, während die andern Meiſter ſie umgaben wie ein ſchöner lichter Kranz.

Heinrich von Ofterdingens Geheimnis.

Ofterdingens unruhiges zerriſſenes Weſen nahm mit jedem Tage mehr überhand. Düſtrer und verſtörter wurde ſein Blick, bläſſer und bläſſer ſein Antlitz. Statt daß die andern Meiſter, hatten ſie die erhabenen Materien der heiligen Schrift beſungen, ihre freudigen Stimmen erhoben zum Lobe der Damen und ihres erlauchten Herrn, ſangen Ofterdingens Lieder nur die unermeßliche Qual des irdiſchen Seins und glichen oft dem jammernden Wehlaut des auf den Tod Wunden, der vergebens hofft auf Erlöſung im Tode. Alle glaubten, er ſey in troſtloſer Liebe; aber eitel blieb alles Mühen, ihm das Geheimniß zu entlocken. Der Landgraf ſelbſt, dem Junglinge mit Herz und Seele zugethan unternahm es, ihn in einer einſamen Stunde um die Urſache ſeines tiefen Leids zu befragen. Er gab ihm ſein fürſtliches Wort, daß er alle ſeine Macht aufbieten wolle, irgend ein bedrohliches Uebel zu entfernen oder durch die Beförderung irgend eines jetzt ihm hoffnungslos ſcheinenden Wunſches ſein ſchmerzliches Leiden zu wandeln in fröhliches Hoffen, allein ſo wenig wie die andern vermochte er den Jüngling, ihm das Innerſte ſeiner Bruſt aufzuthun. „Ach mein hoher Herr, rief Oſterdingen, indem ihm die heißen Thränen aus den Augen ſtürzten, ach mein hoher Herr, weiß ichs denn „ſelbſt, welches hölliſche Ungeheuer mich mit glühenden Krallen gepackt hat und mich emporhält zwiſchen Himmel und Erde, ſo daß „ich dieſer nicht mehr angehöre und vergebens dürſte nach den Freuden über mir? Die heidniſchen Dichter erzählen von den Schatten „Verſtorbener, die nicht dem Elyſium angehören, nicht dem Orkus. „An den Ufern des Acheron ſchwanken ſie umher und die finſtern „Lüfte, in denen nie ein Hoffnungsſtern leuchtet, tönen wieder von „ihren Angſtſeufzern, von den entſetzlichen Wehlauten ihrer namenloſen Qual. Ihr Jammern, ihr Flehen iſt umſonſt, unerbittlich „ſtößt ſie der alte Fährmann zurück, wenn ſie hinein wollen in den „verhängnißvollen Kahn. Der Zuſtand dieſer fürchterlichen Verdammniß iſt der meinige.“ —

Bald nachher als Heinrich von Oſterdingen auf dieſe Weiſe mit dem Landgrafen geſprochen, verließ er, von wirklicher Krankheit befallen, die Wartburg, und begab ſich nach Eiſenach. Die Meiſter klagten, daß ſolch ſchöne Blume aus ihrem Kranze ſo vor der Zeit wie angehaucht von giftigen Dunſten dahin welken müſſe. Wolfframb von Eſchinbach gab indeſſen keineswegs alle Hoffnung auf, ſondern meinte ſogar, daß eben jetzt, da Oſterdingens Gemüthskrankheit ſich gewendet in körperliches Leiden, Geneſung nahe ſeyn könne. Begäbe es ſich denn nicht oft, daß die ahnende Seele im Vorgefühl körperlichen Schmerzes erkranke, und ſo ſey es denn auch wohl mit Oſterdingen geſchehen, den er nun getreulich tröſten und pflegen wolle.

Wolfframb ging auch alsbald nach Eiſenach. Als er eintrat zu Ofterdingen, lag dieſer ausgeſtreckt auf dem Ruhebette, zum Tode matt, mit halbgeſchloſſenen Augen. Die Laute hing an der Wand ganz verſtaubt, mit zum Theil zerriſſenen Saiten. So wie er den Freund gewahrte, richtete er ſich ein wenig empor und ſtreckte ſchmerzlich lächelnd ihm die Hand entgegen. Als nun Wolfframb ſich zu ihm geſetzt, die herzigen Grüße von dem Landgraf und den Meiſtern gebracht und ſonſt noch viel freundliche Worte geſprochen, fing Heinrich mit matter kranker Stimme alſo an: „Es iſt mir viel Abſonderliches „begegnet. Wohl mag ich mich bei Euch wie ein Wahnſinniger gebehrdet haben, wohl mochtet ihr alle glauben, daß irgend ein in „meiner Bruſt verſchloſſenes Geheimniß mich ſo verderblich hin und „her zerre. Ach! mir ſelbſt war ja mein troſtloſer Zuſtand ein Geheimniß. Ein wüthender Schmerz zerriß meine Bruſt, aber unerforſchlich blieb mir ſeine Urſache. All mein Treiben ſchien mir elend „und nichtswürdig, die Lieder, die ich ſonſt gar hoch gehalten, klangen mir falſch, ſchwach — des ſchlechteſten Schülers unwerth. Und „doch brannte ich, von eitlem Wahn bethört, dich — alle übrigen „Meiſter zu übertreffen. Ein unbekanntes Glück, des Himmels höchſte „Wonne ſtand hoch über mir, wie ein golden funkelnder Stern — „zu dem mußt' ich mich hinaufſchwingen, oder troſtlos untergehen. „Ich ſchaute hinauf, ich ſtreckte die Arme ſehnſuchtsvoll empor, und „dann wehte es mich ſchaurig an mit eiskalten Flügeln und ſprach: „Was will all dein Sehnen, all dein Hoffen? Iſt dein Auge nicht „verblindet, deine Kraft nicht gebrochen, daß du nicht vermagſt den „Strahl deiner Hoffnung zu ertragen, dein Himmelsglück zu erfaſſen? „— Nun, — nun iſt mein Geheimniß mir ſelbſt erſchloſſen. Es giebt „mir den Tod, aber im Tode die Seligkeit des höchſten Himmels. — „Krank und ſiech lag ich hier im Bette. Es mochte zur Nachtzeit „ſeyn, da ließ der Wahnſinn des Fiebers, der mich toſend und brauſend hin und her geworfen, von mir ab. Ich fühlte mich ruhig, „eine ſanfte wohlthuende Wärme glitt durch mein Inneres. Es war „mir, als ſchwämme ich im weiten Himmelsraum daher auf dunklen „Wolken. Da fuhr ein funkelnder Blitz durch die Finſterniß und „ich ſchrie laut auf: Mathilde! — Ich war erwacht, der Traum verrauſcht. Das Herz bebte mir vor ſeltſamer ſüßer Angſt, vor unbeſchreiblicher Wonne. Ich wußte, daß ich laut gerufen: Mathilde!

„Ich erſchrak darüber, denn ich glaubte, daß Flur und Wald, daß alle Berge, alle Klüfte den ſüßen Namen wiedertönen, daß tauſend Stimmen es ihr ſelbſt ſagen würden, wie unausſprechlich bis zum Tode ich ſie liebe; daß ſie — ſie der funkelnde Stern ſey, der in mein Innerſtes ſtrahlend allen zehrenden Schmerz troſtloſer Sehnſucht geweckt, ja daß nun die Liebesflammen hoch empor gelodert, und daß meine Seele dürſte — ſchmachte nach ihrer Schönheit und Holdſeligkeit! — Du haſt nun, Wolfframb, mein Geheimniß und magſt es tief in deiner Bruſt begraben. Du gewahrſt, daß ich ruhig bin und heiter, und trauſt mir wohl, wenn ich dich verſichere, daß ich lieber untergehen als in thörigtem Treiben mich Euch allen verächtlich machen werde. Dir — dir, der Mathilden liebt, dem ſie mit gleicher Liebe hingeneigt, mußt' ich ja eben alles ſagen, alles vertrauen. So wie ich geneſen, ziehe ich, die Todeswunde in der blutenden Bruſt, fort in fremde Lande. Hörſt du dann, daß ich geendet, ſo magſt du Mathilden es ſagen, daß ich —"

Der Jüngling vermochte nicht weiter zu ſprechen, er ſank wieder in die Kiſſen und kehrte das Geſicht hin nach der Wand. Sein ſtarkes Schluchzen verrieth den Kampf in ſeinem Innern. Wolfframb von Eſchinbach war nicht wenig beſtürzt über das, was ihm Heinrich eben entdeckt hatte. Den Blick zur Erde geſenkt ſaß er da und ſann und ſann, wie nun der Freund zu retten von dem Wahnſinn thörigter Leidenſchaft, die ihn ins Verderben ſtürzen mußte. —

Er verſuchte allerlei tröſtende Worte zu ſprechen, ja ſogar den kranken Jüngling zu vermögen, daß er nach der Wartburg zurückkehre und, Hoffnung in der Bruſt, keck hineintrete in den hellen Sonnenglanz, den die edle Dame Mathilde um ſich verbreite. Er meinte ſogar, daß er ſelbſt ſich Mathildens Gunſt auf keine andere Weiſe erfreue als durch ſeine Lieder, und daß ja eben ſo gut Oſterdingen ſich in ſchönen Liedern aufſchwingen und ſo um Mathildens Gunſt werben könne. Der arme Heinrich ſchaute ihn aber an mit trübem Blick und ſprach: — „Niemals werdet ihr mich wohl auf der Wartburg wiederſehen. Soll ich mich denn in die Flammen ſtürzen? — Sterb' ich denn nicht fern von ihr den ſchöneren ſüßeren Tod der Sehnſucht?" — Wolfframb ſchied und Oſterdingen blieb in Eiſenach.

Was ſich weiter mit Heinrich von Ofterdingen begeben.

Es geſchieht wohl, daß der Liebesſchmerz in unſerer Bruſt, die er zu zerreißen drohte, heimiſch wird, ſo daß wir ihn gar hegen und pflegen. Und die ſchneidenden Jammerlaute, ſonſt uns von unnennbarer Qual erpreßt, werden zu melodiſchen Klagen ſüßen Weh's, die tönen wie ein fernes Echo zurück in unſer Inneres und legen ſich lindernd und heilend an die blutende Wunde. So geſchah es auch mit Heinrich von Ofterdingen. Er blieb in heißer ſehnſüchtiger Liebe, aber er ſchaute nicht mehr in den ſchwarzen hoffnungsloſen Abgrund, ſondern er hob den Blick empor zu den ſchimmernden Frühlingswolken. Dann war es ihm, als blicke ihn die Geliebte aus ferner Höhe an mit ihren holdſeligen Augen und entzünde in ſeiner Bruſt die herrlichſten Lieder, die er jemals geſungen. Er nahm die Laute herab von der Wand, beſpannte ſie mit neuen Saiten und trat hinaus in den ſchönen Frühling, der eben aufgegangen. Da zog es ihn denn freilich mit Gewalt hin nach der Gegend der Wartburg. Und wenn er dann in der Ferne die funkelnden Zinnen des Schloſſes erblickte und daran dachte, daß er Mathilden niemals wieder ſehen, daß ſein Lieben nur ein troſtloſes Sehnen bleiben ſolle, daß Wolfframb von Eſchinbach die Herrliche gewonnen durch die Macht des Geſanges, da gingen all die ſchönen Hoffnungsgebilde unter in düſtere Nacht und alle Todesqualen der Eiferſucht und Verzweiflung durchſchnitten ſein Inneres. Dann floh er wie von böſen Geiſtern getrieben zurück in ſein einſames Zimmer, da vermochte er Lieder zu ſingen, die ihm ſüße Träume und in ihnen die Geliebte ſelbſt zuführten.

Lange Zeit hindurch war es ihm gelungen, die Nähe der Wartburg zu vermeiden. Eines Tages gerieth er aber doch, ſelbſt wußte er nicht wie, in den Wald, der vor der Wartburg lag und aus dem heraustretend man das Schloß dicht vor Augen hatte. Er war zu dem Platz im Walde gekommen, wo zwiſchen dichtem Geſträuch und allerlei häßlichem ſtachlichten Geſtrüpp ſich ſeltſam geformtes mit bunten Mooſen bewachſenes Geſtein erhob. Mühſam kletterte er bis zur Mitte herauf, ſo daß er durch die Schlucht die Spitzen der Wartburg in der Ferne hervorragen ſah. Da ſetzte er ſich hin und verlor ſich, alle Qual böſer Gedanken bekämpfend, in ſüßen Hoffnungsträumen.

Längſt war die Sonne untergegangen; aus den düſtern Nebeln, die ſich über die Berge gelagert, ſtieg in glühendem Roth die Mondesſcheibe empor. Durch die hohen Bäume ſauſ'te der Nachtwind und von ſeinem eiſigen Athem angehaucht rüttelte und ſchüttelte ſich das Gebüſch wie in Fieberſchauern. Die Nachtvögel ſchwangen ſich kreiſchend auf aus dem Geſtein und begannen ihren irren Flug. Stärker rauſchten die Waldbäche, rieſelten die fernen Quellen. Aber wie nun der Mond lichter durch den Wald funkelte, wogten die Töne eines fernen Geſanges daher. Heinrich fuhr empor. Er gedachte, wie nun die Meiſter auf der Wartburg ihre frommen Nachtlieder angeſtimmt. Er ſah, wie Mathilde im Davonſcheiden noch den geliebten Wolfframb anblickte. Alle Liebe und Seligkeit lag in dieſem Blick, der den Zauber der ſüßeſten Träume wecken mußte in der Seele des Geliebten. — Heinrich, dem das Herz zerſpringen wollte vor Sehnſucht und Verlangen, ergriff die Laute und begann ein Lied, wie er vielleicht noch niemals eins geſungen. Der Nachtwind ruhte, Baum und Gebüſch ſchwiegen, durch die tiefe Stille des düſtern Waldes leuchteten Heinrichs Töne wie mit den Mondesſtrahlen verſchlungen. Als nun ſein Lied in bangen Liebesſeufzern dahin ſterben wollte, ſchlug dicht hinter ihm plötzlich ein gellendes ſchneidendes Gelächter auf. Entſetzt drehte er ſich raſch um und erblickte eine große finſtere Geſtalt, die, ehe er ſich noch beſinnen konnte, mit recht häßlichem höhnenden Ton alſo begann: „Ei, habe ich doch hier ſchon eine ganze Weile herumgeſucht, „um den zu finden, der noch in tiefer Nacht ſolche herrliche Lieder „ſingt. Alſo ſeid Ihr es, Heinrich von Ofterdingen? — Nun wohl „hätte ich das wiſſen können, denn Ihr ſeid doch nun einmal der „allerſchlechteſte von all den ſogenannten Meiſtern dort auf der Wartburg, und das tolle Lied ohne Gedanken, ohne Klang, konnte wohl „nur aus Euerm Munde kommen." Halb noch in Entſetzen, halb in aufglühendem Zorn rief Heinrich: „Wer ſeyd Ihr denn, daß Ihr mich „kennt und glaubt, mich hier mit ſchnöden Worten necken zu können?" Dabei legte Ofterdingen die Hand an ſein Schwerdt. Aber der Schwarze ſchlug nochmals ein gellendes Gelächter auf, und dabei fiel ein Strahl in ſein leichenblaſſes Antlitz, daß Ofterdingen die wildfunkelnden Augen, die eingefallnen Wangen, den ſpitzigen röthlichen Bart, den zum grinſenden Lachen verzogenen Mund, die ſchwarze reiche Kleidung, das ſchwarzbefiederte Barett des Fremden recht deutlich gewahren konnte. „Ei," ſprach der Fremde: „Ei, lieber junger

Blatt 6

„Geſell, Ihr werdet doch keine Mordwaffen gegen mich gebrauchen „wollen, weil ich Eure Lieder tadle? — Freilich mögt ihr Sänger „das nicht wohl leiden und verlanget wohl gar, daß man alles hoch „preiſen ſoll, was von Euch berühmten Leuten kommt, ſey es nun „auch von Grund aus ſchlecht. Aber eben daran, daß ich das nicht „achte, ſondern Euch geradezu heraus ſage, daß Ihr ſtatt ein Meiſter, „höchſtens ein mittelmäßiger Schüler der edlen Kunſt des Geſanges „zu nennen ſeyd, ja eben daran ſolltet Ihr erkennen, daß ich Euer „wahrer Freund bin und es gut mit Euch meine.“ „Wie könnt Ihr,“ ſprach Oſterdingen, von unheimlichen Schauern erfaßt, „wie könnt „Ihr mein Freund ſeyn und es gut mit mir meinen, da ich mich „gar nicht erinnere, Euch jemals geſehen zu haben?“ — Ohne auf dieſe Frage zu antworten, fuhr der Fremde fort: „Es iſt hier ein „wunderlich ſchöner Platz, die Nacht gar behaglich, ich werde mich im „traulichen Mondesſchimmer zu Euch ſetzen, und wir können, da Ihr „doch jetzt nicht nach Eiſenach zurückkehren werdet, noch ein wenig „mit einander plaudern. Horcht auf meine Worte, ſie können Euch „lehrreich ſeyn.“ Damit ließ ſich der Fremde auf den großen bemooſten Stein dicht neben Oſterdingen nieder. Dieſer kämpfte mit den ſeltſamſten Gefühlen. Furchtlos wie er ſonſt wohl ſeyn mochte, konnte er ſich doch in der öden Einſamkeit der Nacht an dieſem ſchaurigen Orte des tiefen Grauens nicht erwehren, das des Mannes Stimme und ſein ganzes Weſen erweckte. Es war ihm, als müſſe er ihn den jähen Abhang hinab in den Waldſtrom ſtürzen, der unten brauſte. Dann fühlte er ſich aber wieder gelähmt an allen Gliedern. — Der Fremde rückte indeſſen dicht an Oſterdingen heran und ſprach leiſe, beinahe ihm ins Ohr flüſternd: „Ich komme von der Wartburg „— ich habe dort oben die gar ſchlechte ſchülermäßige Singerei der „ſogenannten Meiſter gehört; aber die Dame Mathilde iſt von ſolch „holdem und anmuthigen Weſen wie vielleicht keine mehr auf Erden.“ „Mathilde!“ rief Oſterdingen mit dem Ton des ſchneidendſten Wehs. „Hoho!“ — lachte der Fremde, hoho, junger Geſell, liegt es Euch „daran? Doch laßt uns jetzt von ernſthaften, oder vielmehr von hohen „Dingen reden: ich meine von der edlen Kunſt des Geſanges. Mag „es ſeyn, daß Ihr alle dort oben es recht gut meint mit Euern Liedern, daß Euch das alles ſo recht ſchlicht und natürlich herauskommt, „aber von der eigentlichen tiefern Kunſt des Sängers habt ihr wohl

„gar keinen Begriff. Ich will Euch nur einiges davon andeuten, dann „werdet Ihr wohl ſelbſt einſehen, wie Ihr auf dem Wege, den Ihr „wandelt, niemals zu dem Ziel gelangen könnet, das Ihr Euch vorgeſteckt habt.“ Der Schwarze begann nun in ganz abſonderlichen Reden, die beinahe anzuhören wie fremde ſeltſame Lieder, die wahre Kunſt des Geſanges zu preiſen. Indem der Fremde ſprach, ging Bild auf Bild in Heinrichs Seele auf und verſchwand wie vom Sturm verhaucht; es war als erſchlöſſe ſich ihm eine ganz neue Welt voll üppiger Geſtalten. Jedes Wort des Fremden entzündete Blitze, die ſchnell aufloderten und eben ſo ſchnell wieder erloſchen. Nun ſtand der Vollmond hoch über dem Walde. Beide, der Fremde und Heinrich, ſaßen in vollſtem Licht und dieſer bemerkte nun wohl, daß des Fremden Antlitz gar nicht ſo abſcheulich war, als es ihm erſt vorgekommen. Funkelte auch aus ſeinen Augen ein ungewöhnliches Feuer, ſo ſpielte doch (wie Heinrich bemerken wollte) um den Mund ein liebliches Lächeln und die große Habichtsnaſe, die hohe Stirne dienten nur dazu, dem ganzen Geſicht den vollſten Ausdruck tüchtiger Kraft zu geben. „Ich weiß nicht,“ ſprach Oſterdingen, als der Fremde innehielt, „ich weiß nicht, welch ein wunderliches Gefühl Eure Reden „in mir erwecken. Es iſt mir, als erwache erſt jetzt in mir die Ahnung „des Geſanges, als wäre das alles, was ich bisher dafür gehalten, „ganz ſchlecht und gemein, und nun erſt werde mir die wahre Kunſt „aufgeben. Ihr ſeid gewiß ſelbſt ein hoher Meiſter des Geſanges und „werdet mich wohl als Euern fleißigen, wißbegierigen Schüler annehmen, worum ich Euch gar herzlich bitte.“ Der Fremde ſchlug wieder ſeine häßliche Lache auf, erhob ſich vom Sitze und ſtand ſo rieſengroß, mit wildverzerrtem Antlitz, vor Heinrich von Oſterdingen, daß dieſem jenes Grauen wieder ankam, das er empfunden, als der Fremde auf ihn zutrat. Dieſer ſprach mit ſtarker Stimme, die weit durch die Klüfte hallte: „Ihr meint, ich ſey ein hoher Meiſter des „Geſanges? — Nun zu Zeiten mag ich's wohl ſeyn, aber mit Lehrſtunden kann ich mich ganz und gar nicht abgeben. Mit gutem „Rath diene ich gern ſolchen wißbegierigen Leuten, wie Ihr einer zu „ſeyn ſcheint. Habt Ihr wohl von dem in aller Wiſſenſchaft tief „erfahrnen Meiſter des Geſanges, Klingsohr geheißen, reden hören? „Die Leute ſagen, er ſey ein großer Negromant und habe ſogar Umgang mit Jemanden, der nicht überall gern geſehen. Laßt Euch das

„aber nicht irren, denn was die Leute nicht verſtehen und handhaben „können, das ſoll gleich was Uebermenſchliches ſeyn, was dem Himmel „angehört oder der Hölle. Nun! — Meiſter Klingsohr wird Euch „den Weg zeigen, der Euch zum Ziele führt. Er hauſet in Siebenbürgen, zieht hin zu ihm. Da werdet Ihr erfahren, wie die Wiſſenſchaft und Kunſt dem hohen Meiſter alles, was es Ergötzliches giebt „auf Erden, geſpendet hat in hohem Maaße: Ehre — Reichthum — „Gunſt der Frauen. — Ja, junger Geſell! Wäre Klingsohr hier, was „gält' es, er brächte ſelbſt den zärtlichen Wolfframb von Eſchinbach, „den ſeufzenden Schweizerhirten, um die ſchöne Gräfin Mathilde?“

„Warum nennt Ihr den Namen?“ — fuhr Heinrich von Oſterdingen zornig auf, „verlaßt mich, Eure Gegenwart erregt mir Schauer!“ — „Hoho,“ lachte der Fremde, „werdet nur nicht böſe, kleiner Freund! — „An den Schauern, die Euch ſchütteln, iſt die kühle Nacht Schuld „und Euer dünnes Wamms, aber nicht ich. War es Euch denn nicht „wohl zu Muthe, als ich erwärmend an Eurer Seite ſaß? — Was „Schauer, was Erſtarren! mit Glut und Blut kann ich Euch dienen: — „Gräfin Mathilde! — ja ich meinte nur, daß die Gunſt der Frauen „erlangt wird durch den Geſang, wie ihn Meiſter Klingsohr zu üben „vermag. Ich habe zuvor Eure Lieder verachtet, um Euch ſelbſt auf „Eure Stümperei aufmerkſam zu machen. Aber daran, daß Ihr gleich „das Wahre ahntet, als ich von der eigentlichen Kunſt zu Euch ſprach, „habt Ihr mir Eure guten Anlagen hinlänglich bewieſen. Vielleicht „ſeyd Ihr beſtimmt, in Meiſter Klingsohrs Fußtapfen zu treten und „dann würdet Ihr Euch wohl mit gutem Glück um Mathildens Gunſt „bewerben können. Macht Euch auf! — zieht nach Siebenbürgen. — „Aber wartet, ich will Euch, könnt Ihr nicht gleich nach Siebenbürgen ziehen, zum fleißigen Studium ein kleines Buch verehren, das „Meiſter Klingsohr verfaßt hat und das nicht allein die Regeln des „wahren Geſanges, ſondern auch einige treffliche Lieder des Meiſters „enthält.“

Damit hatte der Fremde ein kleines Buch hervorgeholt, deſſen blutrother Deckel hell im Mondenſchein flimmerte. Das überreichte er Heinrich von Oſterdingen. So wie dieſer es faßte, trat der Fremde zurück und verſchwand im Dickigt.

Heinrich verſank in Schlaf. Als er erwachte, war die Sonne ſehr hoch aufgeſtiegen. Lag das rothe Buch nicht auf ſeinem Schooße, er hätte die ganze Begebenheit mit dem Fremden für einen lebhaften Traum gehalten.

Von der Gräfin Mathilde. Ereigniſſe auf der Wartburg.

Gewiß, vielgeliebter Leſer! befandeſt du dich einmal in einem Kreiſe, der, von holden Frauen, ſinnvollen Männern gebildet, ein ſchöner, von den verſchiedenſten in Duft und Farbenglanz mit einander wetteifernden Blumen geflochtener Kranz zu nennen. Aber wie der ſüße Wohllaut der Muſik über alle hinhauchend in jedes Bruſt die Freude weckt und das Entzücken, ſo war es auch die Holdſeligkeit einer hochherrlichen Frau, die über alle hinſtrahlte und die anmuthige Harmonie ſchuf, in der ſich alles bewegte. In dem Glanz ihrer Schönheit wandelnd, in die Muſik ihrer Rede einſtimmend, erſchienen die andern Frauen ſchöner, liebenswürdiger als ſonſt, und die Männer fühlten ihre Bruſt erweitert und vermochten mehr als jemals die Begeiſterung, die ſonſt ſcheu ſich im Innern verſchloß, auszuſtrömen in Worten oder Tönen, wie es denn eben die Ordnung der Geſellſchaft zuließ. So ſehr die Königin ſich mit frommen kindlichen Weſen mühen mochte, ihre Huld jedem zuzutheilen in gleichem Maaße, doch gewahrte man, wie ihr Himmelsblick länger ruhte auf jenem Jüngling, der ſchweigend ihr gegenüber ſtand und deſſen vor ſüßer Rührung in Thränen glänzende Augen die Seligkeit der Liebe verkündeten, die ihm aufgegangen. Mancher mochte wohl den Glücklichen beneiden, aber keiner konnte ihn darum haſſen, ja vielmehr jeder, der ſonſt mit ihm in Freundſchaft verbunden, liebte ihn nun noch inniger, um ſeiner Liebe willen.

So geſchah es, daß an dem Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen in dem ſchönen Kranz der Frauen und Dichter die Gräfin Mathilde, Wittwe des in hohem Alter verſtorbenen Grafen Cuno von Falkenſtein, die ſchönſte Blume war, welche mit Duft und Glanz alle überſtrahlte.

Wolfframb von Eſchinbach, von ihrer hohen Anmuth und Schönheit tief gerührt, ſo wie er ſie erblickte, kam bald in heiße Liebe. Die andern Meiſter, wohl auch von der Holdſeligkeit der Gräfin begeiſtert, prieſen ihre Schönheit und Milde in vielen anmuthigen Liedern. Reinhard von Zwekhſtein nannte ſie die Dame ſeiner Gedanken, für die er ſtehen wolle im Luſtturnier und im ernſten Kampf; Walther von der Vogelweid ließ alle kecke Luſt ritterlicher Liebe aufflammen, während Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff ſich mühten in den wunderbarſten kunſtvollſten Gleichniſſen und Wendungen die Dame Mathilde zu erheben. Doch Wolfframbs Lieder kamen aus der Tiefe des liebenden Herzens und trafen, gleich funkelnden ſcharfgeſpitzten Pfeilen hervorblitzend, Mathildens Bruſt. Die anderen Meiſter gewahrten das wohl, aber es war ihnen als umſtrahle Wolfframbs Liebesglück ſie alle wie ein lieblicher Sonnenſchimmer, und gäbe auch ihren Liedern beſondere Stärke und Anmuth.

Der erſte finſtre Schatten, der in Wolfframbs glanzvolles Leben fiel, war Oſterdingens unglückliches Geheimniß. Wenn er gedachte, wie die andern Meiſter ihn liebten, unerachtet gleich ihm auch ihnen Mathildens Schönheit hell aufgegangen, wie nur in Oſterdingens Gemüth ſich mit der Liebe zugleich feindſeliger Groll eingeniſtet und ihn fortgebannt in die öde freudenloſe Einſamkeit, da konnte er ſich des bittern Schmerzes nicht erwehren. Oft war es ihm, als ſey Oſterdingen nur von einem verderblichen Wahnſinn befangen, der austoben werde, dann aber fühlte er wieder recht lebhaft, daß er ſelbſt es ja auch nicht würde haben ertragen können, wenn er ſich hoffnungslos um Mathildens Gunſt beworben. Und, ſprach er zu ſich ſelbſt, und welche Macht hat denn meinem Anſpruch größeres Recht gegeben? Gebührt mir denn irgend ein Vorzug vor Oſterdingen? — Bin ich beſſer, verſtändiger, liebenswürdiger als er? Wo liegt der Abſtand zwiſchen uns beiden? — Alſo nur die Macht eines feindlichen Verhängniſſes, das mich ſo gut als ihn hätte treffen können, drückt ihn zu Boden und ich, der treue Freund, gehe unbekümmert vorüber, ohne ihm die Hand zu reichen. — Solche Betrachtungen führten ihn endlich zu dem Entſchluß, nach Eiſenach zu gehen und alles nur mögliche anzuwenden, Oſterdingen zur Rückkehr nach der Wartburg zu bewegen. Als er indeſſen nach Eiſenach kam, war Heinrich von Oſterdingen verſchwunden, niemand wußte, wohin er gegangen. Traurig kehrte Wolfframb von Eſchinbach zurück nach der Wartburg und verkündete dem Landgrafen und den Meiſtern Oſterdingens Verluſt. Nun erſt zeigte ſich recht, wie ſehr ſie ihn alle geliebt, trotz ſeines zerriſſenen oft bis zur höhnenden Bitterkeit mürriſchen Weſens. Man betrauerte ihn wie einen Todten, und lange Zeit hindurch lag dieſe Trauer wie ein düſtrer Schleier auf allen Geſängen der Meiſter und nahm ihnen allen Glanz und Klang, bis endlich das Bild des Verlornen immer mehr und mehr entwich in weite Ferne.

Der Frühling war gekommen und mit ihm alle Luſt und Heiterkeit des neu erkräftigten Lebens. Auf einem anmuthigen von ſchönen Bäumen eingeſchloſſenen Platz im Garten des Schloſſes waren die Meiſter verſammelt, um das junge Laub, die hervorſprießenden Blüten und Blumen mit freudigen Liedern zu begrußen. Der Landgraf, Gräfin Mathilde, die andern Damen hatten ſich ringsumher auf Sitzen niedergelaſſen, eben wollte Wolfframb von Eſchinbach ein Lied beginnen, als ein junger Mann, die Laute in der Hand, hinter den Bäumen hervortrat. Mit freudigem Erſchrecken erkannten alle in ihm den verloren geglaubten Heinrich von Oſterdingen. Die Meiſter gingen auf ihn zu mit freundlichen herzlichen Grußen. Ohne das aber ſonderlich zu beachten nahte er ſich dem Landgrafen, vor dem, und dann vor der Gräfin Mathilde, er ſich ehrfurchtsvoll neigte. Er ſey, ſprach er dann, von der böſen Krankheit, die ihn befallen, nun gänzlich geneſen und bitte, wolle man ihn vielleicht aus beſonderen Gründen nicht mehr in die Zahl der Meiſter aufnehmen, ihm doch zu erlauben, daß er ſo gut wie die Andern ſeine Lieder abſinge. Der Landgraf meinte dagegen, ſey er auch eine Zeitlang abweſend geweſen, ſo ſey er doch deshalb keinesweges aus der Reihe der Meiſter geſchieden und er wiſſe nicht, wodurch er ſich dem ſchönen Kreiſe, der hier verſammelt, entfremdet glaube. Damit umarmte ihn der Landgraf und wies ihm ſelbſt den Platz zwiſchen Walther von der Vogelweid und Wolfframb von Eſchinbach an, wie er ihn ſonſt gehabt. Man merkte bald, daß Oſterdingens Weſen ſich ganz und gar verändert. Statt daß er ſonſt den Kopf gebeugt, den Blick zu Boden geſenkt daher ſchlich, trat er jetzt, das Haupt emporgerichtet, ſtarken Schrittes einher. So blaß als zuvor war das Antlitz, aber der Blick, ſonſt irr umherſchweifend, feſt und durchbohrend. Statt der tiefen Schwermuth lag jetzt ein düſtrer ſtolzer Ernſt auf der Stirn und ein ſeltſames Muskelſpiel um Mund und Wange ſprach bisweilen recht unheimlichen Hohn aus. Er würdigte die Meiſter keines Wortes, ſondern ſetzte ſich ſchweigend auf ſeinen Platz. Während die andern ſangen, ſah er in die Wolken, ſchob ſich auf dem Sitz hin und her, zählte an den Fingern, gähnte, kurz bezeigte auf alle nur mögliche Weiſe Unmuth und Langeweile. Wolfframb von Eſchinbach ſang ein Lied zum Lobe des Landgrafen und kam dann auf die Rückkehr des verloren geglaubten Freundes, die er ſo recht aus dem tiefſten Gemüth ſchilderte, daß ſich alle innig gerührt fühlten. Heinrich von Ofterdingen runzelte aber die Stirn und nahm, ſich von Wolfframb abwendend, die Laute, auf ihr einige wunderbare Akkorde anſchlagend. Er ſtellte ſich in die Mitte des Kreiſes und begann ein Lied, deſſen Weiſe ſo ganz anders als alles, was die andern geſungen, ſo unerhört war, daß alle in die größte Verwunderung, ja zuletzt in das höchſte Erſtaunen geriethen. Es war als ſchlüge er mit ſeinen gewaltigen Tönen an die dunklen Pforten eines fremden verhängnißvollen Reichs und beſchwöre die Geheimniſſe der unbekannten dort hauſenden Macht herauf. Dann rief er die Geſtirne an, und indem ſeine Lautentöne leiſer lispelten, glaubte man der Sphären klingenden Reigen zu vernehmen. Nun rauſchten die Akkorde ſtärker, und glühende Düfte wehten daher und Bilder üppigen Liebesglücks flammten in dem aufgegangenen Eden aller Luſt. Jeder fühlte ſein Inneres erbeben in ſeltſamen Schauern. Als Ofterdingen geendet, war alles in tiefem Schweigen verſtummt, aber dann brach der jubelnde Beifall ſtürmiſch hervor. Die Dame Mathilde erhob ſich ſchnell von ihrem Sitz, trat auf Ofterdingen zu, und drückte ihm den Kranz auf die Stirne, den ſie als Preis des Geſanges in der Hand getragen.

Eine flammende Röthe fuhr über Ofterdingens Antlitz, er ließ ſich nieder auf die Knie und drückte die Hände der ſchönen Frau mit Inbrunſt an ſeine Bruſt. Als er aufſtand, traf ſein funkelnder ſtechender Blick den treuen Wolfframb von Eſchinbach, der ſich ihm nahen wollte, aber wie von einer böſen Macht feindlich berührt zurückwich. Nur ein Einziger ſtimmte nicht ein in den begeiſterten Beifall der übrigen und das war der Landgraf, welcher, als Ofterdingen ſang, ſehr ernſt und nachdenklich geworden und kaum vermochte, etwas zum Lobe ſeines wunderbaren Liedes zu ſagen. Ofterdingen ſchien ſichtlich darüber erzürnt. Es begab ſich, daß am ſpäten Abend, als ſchon die tiefe Dämmerung eingebrochen, Wolfframb von Eſchinbach den geliebten Freund, den er überall vergebens geſucht, in einem Luſtgange des Schloßgartens traf. Er eilte auf ihn zu, er drückte ihn an ſeine Bruſt und ſprach: „So biſt du denn, mein herzlieber Bruder, der „erſte Meiſter des Geſanges worden, den es wohl auf Erden geben „mag. Wie haſt du es denn angefangen, das zu erfaſſen, was wir „alle, was du ſelbſt wohl nicht ahnteſt? — Welcher Geiſt ſtand dir

„zu Gebot, der dir die wunderbaren Weiſen einer andern Welt lehrte?
„— O du herrlicher hoher Meiſter, laß dich noch einmal umarmen.“
„Es iſt,“ ſprach Heinrich von Oſterdingen, indem er Wolfframbs Umarmung
auswich, „es iſt gut, daß du es erkenneſt, wie hoch ich mich
„über Euch ſogenannte Meiſter emporgeſchwungen habe, oder vielmehr
„wie ich allein dort gelandet und heimiſch worden, wohin ihr vergebens
„ſtrebt auf irren Wegen. Du wirſt es mir dann nicht verargen,
„wenn ich Euch Alle mit Eurer ſchnöden Singerei recht albern
„und langweilig finde.“ „So verachteſt du uns, erwiederte Wolfframb,
„die du ſonſt hoch in Ehren hielteſt, nunmehro ganz und gar, und
„magſt nichts mehr mit uns ins gemein haben? — Alle Freundſchaft,
„alle Liebe iſt aus deiner Seele gewichen, weil du ein höherer Meiſter
„biſt als wir es ſind! — Auch mich — mich hältſt du deiner Liebe
„nicht mehr werth, weil ich vielleicht mich nicht ſo hoch hinaufzuſchwingen
„vermag in meinen Liedern als du? — Ach Heinrich, wenn
„ich dir ſagen ſollte, wie es mir bei deinem Geſange ums Herz war.“
— „Magſt mir,“ ſprach Heinrich von Oſterdingen, indem er höhniſch
lachte, „magſt mir das ja nicht verſchweigen, es kann für mich lehrreich
„ſeyn.“ „Heinrich!“ begann Wolfframb mit ſehr ernſtem und
feſten Ton, „Heinrich! es iſt wahr, dein Lied hatte eine ganz wunderbare
„unerhörte Weiſe und die Gedanken ſtiegen hoch empor, bis
„über die Wolken, aber mein Inneres ſprach, ſolch ein Geſang könne
„nicht herausſtrömen aus dem rein menſchlichen Gemüth, ſondern
„müſſe das Erzeugniß fremder Kräfte ſeyn, ſo wie der Negromant
„die heimiſche Erde düngt mit allerlei magiſchen Mitteln, daß ſie die
„fremde Pflanze des fernſten Landes hervorzutreiben vermag. — Heinrich,
„du biſt gewiß ein großer Meiſter des Geſanges geworden und
„haſt es mit gar hohen Dingen zu thun, aber! — verſtehſt du noch
„den ſüßen Gruß des Abendwindes, wenn du durch des Waldes tiefe
„Schatten wandelſt? Geht dir noch das Herz auf in frohem Muth
„bei dem Rauſchen der Bäume, dem Brauſen des Waldſtroms? Blicken
„dich noch die Blumen an mit frommen Kindesaugen? Willſt du
„noch vergehen in Liebesſchmerz bei den Klagen der Nachtigall?
„Wirſt dich dann noch ein unendliches Sehnen an die Bruſt, die ſich
„dir liebend aufgethan? — Ach, Heinrich, es war manches in deinem
„Liede, wobei mich ein unheimliches Grauen erfaßte. Ich mußte an
„jenes entſetzliche Bild von den am Ufer des Acheron herumſchwan-

„kenden Schatten denken, das du einmal dem Landgrafen aufſtellteſt, als er dich um die Urſache deiner Schwermuth befragte. Ich mußte glauben, aller Liebe habeſt du entſagt, und was du dafür gewonnen, wäre nur der troſtloſe Schatz des verirrten Wanderers in der Wüſte. — Es iſt mir, — ich muß es dir geradezu herausſagen, — es iſt mir als wenn du deine Meiſterſchaft mit aller Freude des Lebens, die nur dem frommen kindlichen Sinn zu Theil wird, erkauft hätteſt. Eine düſtre Ahnung befängt mich. Ich denke daran, was dich von der Wartburg forttrieb, und wie du wieder hier erſchienen biſt. Es kann dir nun manches gelingen — vielleicht geht der ſchöne Hoffnungsſtern, zu dem ich bis jetzt empor blickte, auf ewig für mich unter, — doch Heinrich! — hier! — faſſe meine Hand, nie kann irgend ein Groll gegen dich in meiner Seele Raum finden! — Alles Glücks unerachtet, das dich überſtrömt, findeſt du dich vielleicht einmal plötzlich an dem Rande eines tiefen bodenloſen Abgrundes und die Wirbel des Schwindels erfaſſen dich und du willſt rettungslos hinabſtürzen, dann ſtehe ich feſten Muths hinter dir und halte dich feſt mit ſtarken Armen."

Heinrich von Oſterdingen hatte alles, was Wolfframb von Eſchinbach ſprach, in tiefem Schweigen angehört. Jetzt verhüllte er ſein Geſicht im Mantel und ſprang ſchnell hinein in das Dickicht der Bäume. Wolfframb hörte, wie er leiſe ſchluchzend und ſeufzend ſich entfernte.

Der Krieg von Wartburg.

So ſehr die andern Meiſter anfangs die Lieder des ſtolzen Heinrichs von Oſterdingen bewundert und hoch erhoben hatten, ſo geſchah es doch, daß ſie bald von falſchen Weiſen, von dem eitlen Prunk, ja von der Ruchloſigkeit der Lieder zu ſprechen begannen, die Heinrich vorbringe. Nur die Dame Mathilde hatte ſich mit ganzer Seele zu dem Sänger gewendet, der ihre Schönheit und Anmuth auf eine Weiſe pries, die alle Meiſter, Wolfframb von Eſchinbach, der ſich kein Urtheil erlaubte, ausgenommen, für heidniſch und abſcheulich erklärten. Nicht lange währte es, ſo war die Dame Mathilde in ihrem Weſen ganz und gar verändert. Mit höhnendem Stolz ſah ſie herab auf die andern Meiſter, und ſelbſt dem armen Wolfframb von Eſchinbach hatte ſie ihre Gunſt entzogen. Es kam ſo weit, daß Heinrich von

Oſterdingen die Mathilde unterrichten mußte in der Kunſt des Geſanges, und ſie ſelbſt begann Lieder zu dichten, die gerade ſo klingen ſollten, wie die, welche Oſterdingen ſang. Seit dieſer Zeit war es aber, als ſchwände von der berückten Frau alle Anmuth und Holdſeligkeit. Alles vernachläſſigend, was zur Zierde holder Frauen dient, ſich alles weiblichen Weſens entſchlagend, wurde ſie zum unheimlichen Zwitterweſen, von den Frauen gehaßt, von den Männern verlacht. Der Landgraf, befürchtend, daß der Wahnſinn der Gräfin wie eine böſe Krankheit die andern Damen des Hofes ergreifen könne, erließ einen ſcharfen Befehl, daß keine Dame bei Strafe der Verbannung ſich an das Dichten machen ſolle, wofür ihm die Männer, denen Mathildens Schickſal Schrecken eingejagt, herzlich dankten. Die Gräfin Mathilde verließ die Wartburg und bezog ein Schloß unfern Eiſenach, wohin ihr Heinrich von Oſterdingen gefolgt wäre, hätte der Landgraf ihm nicht befohlen, noch den Kampf auszufechten, den ihm die Meiſter geboten. „Ihr habt," ſprach Landgraf Hermann zu dem übermüthigen Sänger, „Ihr habt durch eure ſeltſame unheimliche Weiſe den ſchönen „Kreis, den ich hier verſammelt, gar häßlich geſtört. Mich konntet „Ihr niemals bethören, denn von dem erſten Augenblick an habe ich „es erkannt, daß eure Lieder nicht aus der Tiefe eines wackern Sän„gergemüths kommen, ſondern nur die Frucht der Lehren irgend eines „falſchen Meiſters ſind. Was hilft aller Prunk, aller Schimmer, aller „Glanz, wenn er nur dazu dienen ſoll, einen todten Leichnam zu um„hüllen. Ihr ſprecht von hohen Dingen, von den Geheimniſſen der „Natur, aber nicht wie ſie, ſüße Ahnungen des höhern Lebens, in „der Bruſt des Menſchen aufgeben, ſondern wie ſie der kecke Aſtrolog „begreifen und meſſen will mit Zirkel und Maaßſtab. Schämt euch, „Heinrich von Oſterdingen, daß Ihr ſo geworden ſeyd, daß euer „wackrer Geiſt ſich gebeugt hat unter die Zucht eines unwürdigen „Meiſters."

„Ich weiß nicht," erwiederte Heinrich von Oſterdingen, „ich weiß „nicht, mein hoher Herr, in wiefern ich Euern Zorn, Eure Vorwürfe „verdiene. Vielleicht ändert Ihr indeſſen Eure Meinung, wenn Ihr „erfahrt, welcher Meiſter mir dasjenige Reich des Geſanges, welches „deſſen eigentlichſte Heimath iſt, erſchloſſen. In tiefer Schwermuth „hatte ich Euern Hof verlaſſen, und wohl mocht' es ſeyn, daß der „Schmerz, der mich vernichten wollte, nur das gewaltſame Treiben

„war der ſchönen Blüte, die in meinem Innern verſchloſſen nach
„dem befruchtenden Athem der höheren Natur ſchmachtete. Auf ſeltſame
„Weiſe kam mir ein Büchlein in die Hände, in welchem der
„höchſte Meiſter des Geſanges auf Erden mit der tiefſten Gelehrſamkeit
„die Regeln der Kunſt entwickelt und ſelbſt einige Lieder hinzugefügt
„hatte. Je mehr ich nun in dieſem Büchlein las, deſto klarer
„wurde es mir, daß es wohl gar dürftig ausfalle, wenn der Sänger
„nur vermöge, das in Worte zu faſſen, was er nun gerade im Herzen
„zu empfinden glaubt. Doch dies nicht genug — ich fühlte nach
„und nach mich wie verknüpft mit unbekannten Mächten, die oft ſtatt
„meiner aus mir heraus ſangen und doch war und blieb ich der
„Sänger. Meine Sehnſucht, den Meiſter ſelbſt zu ſchauen und aus
„ſeinem eignen Munde die tiefe Weisheit, den richtenden Verſtand
„ausſtrömen zu hören, wurde zum unwiderſtehlichen Triebe. Ich
„machte mich auf, und wanderte nach Siebenbürgen. Ja! — vernehmt
„es, mein hoher Herr! Meiſter Klingsohr ſelbſt iſt es, den ich
„aufſuchte und dem ich den kühnen überirdiſchen Schwung meiner
„Lieder verdanke. Nun werdet Ihr wohl von meinen Beſtrebungen
„günſtiger urtheilen.“

„Der Herzog von Oeſterreich,“ ſprach der Landgraf, „hat mir
„gar viel von dem Lobe Eures Meiſters geſagt und geſchrieben.
„Meiſter Klingsohr iſt ein in tiefen geheimen Wiſſenſchaften erfahrener
„Mann. Er berechnet den Lauf der Geſtirne und erkennt die wunderbaren
„Verſchlingungen ihres Ganges mit unſerer Lebensbahn. Ihm
„ſind die Geheimniſſe der Metalle, der Pflanzen, des Geſteins offenbar,
„und dabei iſt er erfahren in den Händeln der Welt, und ſteht
„dem Herzog von Oeſterreich zur Seite mit Rath und That. Wie
„das Alles nun aber mit dem reinen Gemüth des wahren Sängers
„beſtehen mag, weiß ich nicht und glaube auch wohl, daß eben deßhalb
„Meiſter Klingsohrs Lieder, ſo künſtlich und wohl ausgedacht,
„ſo ſchön geformt ſie auch ſeyn mögen, mein Gemüth ganz und gar
„nicht rühren können. — Nun, Heinrich von Ofterdingen, meine
„Meiſter, beinahe erzürnt über Dein ſtolzes hochfahrendes Weſen,
„wollen mit Dir um den Preis ſingen einige Tage hindurch, das
„mag denn nun geſchehen.“

Der Kampf der Meiſter begann. Sey es aber nun, daß Heinrichs,
durch falſche Lehren irre gewordener Geiſt, ſich gar nicht mehr

zu faſſen vermochte in dem reinen Strahl des wahrhaftigen Gemüths, oder daß beſondere Begeiſterung die Kraft der andern Meiſter verdoppelte: — genug! — jeder, wider Ofterdingen ſingend, jeder ihn beſiegend, erhielt den Preis, um den dieſer ſich vergebens mühte. Ofterdingen ergrimmte über dieſe Schmach und begann nun Lieder, die, mit verhöhnenden Anſpielungen auf den Landgrafen Hermann, den Herzog von Oeſterreich Leopold den Siebenten bis über die Sterne erhoben und ihn die hellfunkelnde Sonne nannten, welche allein aller Kunſt aufgegangen. Kam nun noch hinzu, daß er eben ſo die Frauen am Hofe mit ſchnöden Worten angriff und die Schönheit und Holdſeligkeit der Dame Mathilde allein auf heidniſche ruchloſe Art zu preiſen fortfuhr, ſo konnt' es nicht fehlen, daß alle Meiſter, ſelbſt den ſanften Wolframb von Eſchinbach nicht ausgenommen, in gerechten Zorn geriethen und in den heftigſten ſchonungsloſeſten Liedern ſeine Meiſterſchaft zu Boden traten. Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff bewieſen, den falſchen Prunk von Ofterdingens Liedern abſtreifend, die Elendigkeit der magern Geſtalt, die ſich dahinter verborgen, aber Walther von der Vogelweid und Reinhard von Zwekhſtein gingen weiter. Die ſagten, Ofterdingens ſchnödes Beginnen verdiene ſchwere Rache und die wollten ſie an ihm nehmen, mit dem Schwerdte in der Hand.

So ſah nun Heinrich von Ofterdingen ſeine Meiſterſchaft in den Staub getreten und ſelbſt ſein Leben bedroht. Voller Wuth und Verzweiflung rief er den edelgeſinnten Landgrafen Hermann an, ſein Leben zu ſchützen, ja noch mehr, die Entſcheidung des Streites über die Meiſterſchaft des Geſanges dem berühmteſten Sänger der Zeit, dem Meiſter Klingsohr zu überlaſſen. „Es iſt," ſprach der Landgraf, „es iſt nunmehr mit Euch und den Meiſtern ſo weit gekommen, daß „es noch um anderes gilt als um die Meiſterſchaft des Geſanges. „Ihr habt in euern wahnſinnigen Liedern mich, Ihr habt die holden „Frauen an meinem Hofe ſchwer beleidigt. Euer Kampf betrifft alſo „nicht mehr die Meiſterſchaft allein, ſondern auch meine Ehre, die „Ehre der Damen. Doch ſoll alles im Wettſingen ausgemacht werden „und ich geſtatte es, daß Euer Meiſter Klingsohr ſelbſt entſcheide. „Einer von meinen Meiſtern, das Loos ſoll ihn nennen, ſtellt ſich „Euch gegenüber und die Materie, worüber zu ſingen, möget Ihr „beide dann ſelbſt wählen. — Aber der Henker ſoll mit entblößtem

„Schwerdte hinter Euch ſtehen und wer verliert, werde augenblicklich „hingerichtet. — Gehet, — ſchaffet, daß Meiſter Klingſohr binnen „Jahresfriſt nach der Wartburg komme und den Kampf auf Tod und „Leben entſcheide.“ — Heinrich von Ofterdingen machte ſich davon und ſo war zur Zeit die Ruhe auf der Wartburg wieder hergeſtellt.

Die Lieder, welche die Meiſter wider Heinrich von Ofterdingen geſungen, waren damals der Krieg von Wartburg geheißen.

Meiſter Klingſohr kommt nach Eiſenach.

Beinahe ein Jahr war verfloſſen, als die Nachricht nach der Wartburg kam, daß Meiſter Klingſohr wirklich in Eiſenach angelangt und bei dem Bürger, Helgreſe geheißen, vor dem St. Georgenthore eingezogen ſey. Die Meiſter freuten ſich nicht wenig, daß nun wirklich der böſe Streit mit Heinrich von Ofterdingen geſchlichtet werden ſolle, keiner war aber ſo voller Ungeduld, den weltberühmten Mann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, als Wolfframb von Eſchinbach. Mag es ſeyn, ſprach er zu ſich ſelbſt, mag es ſeyn, daß, wie die Leute ſagen, Klingſohr böſen Künſten ergeben iſt, daß unheimliche Mächte ihm zu Gebote ſtehen, ja ihm wohl gar geholfen zur Meiſterſchaft in allem Wiſſen; aber wächſt nicht der edelſte Wein auf der verglühten Lava? Was geht es den dürſtenden Wanderer an, daß die Trauben, an denen er ſich erlabt, aus der Glut der Hölle ſelbſt emporgekeimt ſind? So will ich mich an des Meiſters tiefer Wiſſenſchaft und Lehre erfreuen, ohne weiter zu forſchen und ohne mehr davon zu bewahren, als was ein reines frommes Gemüth in ſich zu tragen vermag.

Wolfframb machte ſich alsbald auf nach Eiſenach. Als er vor das Haus des Bürgers Helgreſe kam, fand er einen Haufen Leute verſammelt, die alle ſehnſüchtig nach dem Erker hinaufblickten. Er erkannte unter ihnen viele junge Leute als Schüler des Geſanges, die hörten nicht auf, dieſes, jenes, von dem berühmten Meiſter vorzubringen. Der eine hatte die Worte aufgeſchrieben, die Klingſohr geſprochen, als er zu Helgreſe eingetreten, der andere wußte genau, was der Meiſter zu Mittag geſpeiſet, der dritte behauptete, daß ihn der Meiſter wirklich angeblickt und gelächelt, weil er ihn als Sänger erkannt am Barett, das er genau ſo trage wie Klingſohr, der vierte fing ſogar ein Lied an, von dem er behauptete, es ſey nach Klingſohne Weiſe gedichtet. Genug es war ein unruhiges Treiben hin und her. Wolfframb von Eſchinbach drang endlich mit Mühe durch und trat ins Haus. Helgreſe hieß ihn freundlich willkommen und lief herauf, um ihn ſeinem Begehren gemäß bei dem Meiſter melden zu laſſen. Da hieß es aber, der Meiſter ſey im Studiren begriffen und könne jetzt mit niemanden ſprechen. In zwei Stunden ſolle man wiederum anfragen. Wolfframb mußte ſich dieſen Aufſchub gefallen laſſen. Nachdem er nach zwei Stunden wieder gekommen und noch eine Stunde gewartet, durfte Helgreſe ihn hinaufführen. Ein ſeltſam in bunter Seide gekleideter Diener öffnete die Thüre des Gemachs, und Wolfframb trat hinein. Da gewahrte er einen großen ſtattlichen Mann, in einen langen Talar von dunkelrothem Sammt mit weiten Ermeln, und mit Zobel reich beſetzt, gekleidet, der mit langſamen gravitätiſchen Schritten die Stube entlang hin und her wandelte. Sein Geſicht war beinahe anzuſehen, wie die heidniſchen Bildner ihren Gott Jupiter darzuſtellen pflegten, ſolch ein gebieteriſcher Ernſt lag auf der Stirne, ſolch drohende Flammen blitzten aus den großen Augen. Um Kinn und Wangen legte ſich ein wohlgekräuſelter ſchwarzer Bart und das Haupt bedeckte ein fremdgeformtes Barett oder ein ſonderbar verſchlungenes Tuch, man konnte das nicht unterſcheiden. Der Meiſter hatte die Arme vor der Bruſt übereinander geſchlagen und ſprach mit hellklingender Stimme im Auf- und Abſchreiten Worte, die Wolfframb gar nicht verſtand. Sich im Zimmer umſchauend, das mit Büchern und allerlei wunderlichen Geräthſchaften angefüllt war, erblickte Wolfframb in einer Ecke ein kleines kaum drei Fuß hohes altes blaſſes Männlein, das auf einem hohen Stuhl vor einem Pulte ſaß und mit einer ſilbernen Feder auf einem großen Pergamentblatt emſig alles aufzuſchreiben ſchien, was Meiſter Klingsohr ſprach. Es hatte eine feine Weile gedauert, da fielen endlich des Meiſters ſtarre Blicke auf Wolfframb von Eſchinbach und mit dem Sprechen inne haltend, blieb er in der Mitte des Zimmers ſtehen. Wolfframb begrüßte den Meiſter nun mit anmuthigen Verſen im ſchwarzen Ton. Er ſagte, wie er gekommen ſey, um ſich zu erbauen an Klingsohrs hoher Meiſterkunſt, und bat, er ſolle nun ihm antworten im gleichen Ton und ſo ſeine Kunſt hören laſſen. Da maß ihn der Meiſter mit zornigen Blicken von Kopf bis zu Fuß und ſprach dann: Ei, wer ſeyd Ihr denn, junger Geſell! daß Ihr es wagt, hier ſo mit Euren albernen Verſen hereinzubrechen und mich ſogar herauszufodern, als ſollt' es ein Wettſingen gelten? Ha! Ihr ſeyd ja wohl Wolfframb von Eſchinbach, der allerungeſchickteſte, ungelehrteſte Laie von allen, die ſich dort oben auf der Wartburg Meiſter des Geſanges nennen! — Nein, mein lieber Knabe, Ihr müßt wohl noch etwas wachſen, ehe Ihr Euch mit mir zu meſſen Verlangen tragen könnt. Einen ſolchen Empfang hatte Wolfframb von Eſchinbach gar nicht erwartet. Das Blut wallte ihm auf von Klingsohrs ſchnöden Worten, er fühlte lebhafter als jemals die ihm inwohnende Kraft, die ihm die Macht des Himmels verliehen. Ernſt und feſt blickte er dem ſtolzen Meiſter ins Auge, und ſprach dann: „Ihr thut gar nicht gut, Meiſter Klingsohr, daß Ihr in ſolchen bittern, harten Ton fallet, ſtatt wie liebreich und freundlich, wie ich Euch begrüßte, zu antworten. Ich weiß es, daß Ihr mir in aller Wiſſenſchaft und wohl auch in der Kunſt des Geſanges weit überlegen ſeyd, aber das berechtigt Euch nicht zu der eitlen Prahlerei, die Ihr als Eurer unwürdig verachten müßtet. Ich ſage es Euch frei heraus, Meiſter Klingsohr! daß ich nunmehr das glaube, was die Welt von Euch behauptet. Die Macht der Hölle ſollt Ihr bezwingen, Umgang mit böſen Geiſtern ſollt Ihr haben, mittelſt der unheimlichen Wiſſenſchaften, die Ihr getrieben. Daher ſoll Eure Meiſterſchaft kommen, weil Ihr aus der Tiefe die ſchwarzen Geiſter ins helle Leben herauf beſchwören, vor denen ſich der menſchliche Geiſt entſetzt. Und ſo iſt es nur dieſes Entſetzen, was Euch den Sieg verſchafft, und nicht die tiefe Rührung der Liebe, welche aus dem reinen Gemüth des Sängers ſtrömt in das verwandte Herz, das in ſüßen Banden gefangen, ihm unterthan wird. Daher ſeyd Ihr ſo ſtolz, wie kein Sänger es ſeyn kann, der reinen Herzens geblieben." „Hoho," erwiederte Meiſter Klingsohr, „hoho, junger Geſell, verſteigt Euch nicht ſo hoch! — Was meinen Umgang mit unheimlichen Mächten betrifft, davon ſchweigt, das verſteht Ihr nicht. Daß ich daher meine Meiſterſchaft des Geſanges dem zu verdanken haben ſoll, das iſt das abgeſchmackte Gewäſch einfältiger Kinder. Aber ſagt mir doch, woher Euch die Kunſt des Geſanges gekommen? Glaubt Ihr, daß ich nicht wüßte, wie zu Eiſgebrunnen in Schottland Meiſter Friedebrand Euch einige Bücher borgte, die Ihr undankbar nicht zurückgabt, ſondern an Euch behieltet, alle Eure Lieder daraus ſchöpfend? Ha! — hat mir der Teufel geholfen,

„ſo half Euch Euer undankbares Herz." Wolfframb erſchrak beinahe vor dieſem häßlichen Vorwurf. Er legte die Hand auf die Bruſt und ſprach: „So wahr mir Gott helfe! — Der Geiſt der Lüge iſt mächtig in Euch, Meiſter Klingsohr — wie hätte ich denn meinen hohen Meiſter Friedebrandt ſo ſchändlich betrügen ſollen um ſeine herrlichen Schriften. Wißt, Meiſter Klingsohr, daß ich dieſe Schriften nur ſo lange, wie Friedebrandt es wollte, in Händen hielt, daß er ſie dann von mir wieder nahm. Habt Ihr denn nie Euch aus den Schriften anderer Meiſter belehrt?" „Mag," fuhr Meiſter Klingsohr fort, ohne auf Wolfframbs Rede ſonderlich zu achten, „mag dem ſein wie ihm wolle, woher meint Ihr denn von Eurer Kunſt haben? Was berechtigt Euch, ſich mir gleich zu ſtellen? Wißt Ihr nicht, wie ich zu Rom, zu Paris, zu Krakau den Studien fleißig obgelegen, wie ich ſelbſt nach den fernſten Morgenländern gereiſt und die Geheimniſſe der weiſen Araber erforſcht, wie ich dann auf allen Singſchulen das Beſte gethan und wider alle, die in den Streit mit mir gegangen, den Preis errungen, wie ich ein Meiſter der ſieben freien Künſte worden! — Aber Ihr, der Ihr, entfernt von aller Wiſſenſchaft und Kunſt, in dem öden Schweizerlande gehauſet, der Ihr ein in aller Schrift unerfahrener Laie geblieben, wie ſolltet Ihr denn zur Kunſt des wahren Geſanges kommen!" Wolfframbs Zorn hatte ſich indeſſen ganz gelegt, welches wohl daher rühren mochte, daß bei Klingsohrs prahleriſchen Reden die köſtliche Gabe des Geſanges in ſeinem Innern heller und freudiger hervorleuchtete, wie die Sonnenſtrahlen ſchöner funkeln, wenn ſie ſiegend durch die dunkeln Wolken brechen, die der wilde Sturm heraufgejagt. Ein mildes anmuthiges Lächeln hatte ſich über ſein ganzes Antlitz gelegt, und er ſprach mit ruhigem, gelaſſenem Ton zu dem zornigen Meiſter Klingsohr: „Ei, mein lieber Meiſter, wohl könnt' ich Euch entgegnen, daß, hab' ich gleich nicht zu Rom und Paris ſtudirt, ſuchte ich gleich nicht die weiſen Araber auf, in ihrer eignen Heimath, ich doch nächſt meinem hohen Meiſter Friedebrandt, dem ich nachzog bis ins tiefe Schottland, noch viele gar herrliche Sänger vernahm, deren Unterricht mir vielen Nutzen brachte, daß ich an vielen Höfen unſerer hohen deutſchen Fürſten gleich Euch den Preis des Geſanges gewann. Ich meine aber, daß wohl aller Unterricht, alles Vernehmen der höchſten Meiſter mir gar nichts geholfen haben würde, wenn die ewige Macht des Himmels

„nicht den Funken in mein Inneres gelegt hätte, der in den ſchönſten „Strahlen des Geſanges aufgeglommen, wenn ich nicht mit liebendem „Gemüth alles Falſche und Böſe von mir fern gehalten und noch „hielte, wenn ich nicht mich mühte in reiner Begeiſterung, nur das „zu ſingen, was meine Bruſt mit heiliger, ſüßer Wehmuth ganz und „gar erfüllt.“

Selbſt wußte Wolfframb von Eſchinbach nicht wie es geſchah, daß er ein herrliches Lied im goldenen Ton begann, das er erſt vor Kurzem gedichtet.

Meiſter Klingsohr ging voller Wuth auf und ab; dann blieb er vor Wolfframb ſtehen und blickte ihn an, als wolle er ihn durchbohren mit ſeinen ſtarren, glühenden Augen. Als Wolfframb geendet, legte Klingsohr beide Hände auf Wolfframbs Schultern und ſprach ſanft und gelaſſen: „Nun, Wolfframb, weil Ihr es denn nicht anders wollt, ſo laßt uns um die Wette ſingen, in allerlei künſtlichen Tönen und Weiſen. Doch laßt uns anderswohin gehen, das Gemach taugt zu dergleichen nicht und Ihr ſollt überdem einen Becher edlen Weins mit mir genießen.

In dem Augenblick ſtürzte das kleine Männlein, das erſt geſchrieben, hinab von dem Stuhle und gab bei dem harten Fall auf den Boden einen leiſen ächzenden Laut von ſich. Klingsohr drehte ſich raſch um und ſtieß mit dem Fuße den Kleinen in den unter dem Pulte befindlichen Schrank, den er verſchloß. Wolfframb hörte das Männlein leiſe weinen und ſchluchzen. Nun ſchlug Klingsohr die Bücher zu, welche ringsumher offen herumlagen und jedesmal, wenn ein Deckel niederklappte, ging ein ſeltſamer ſchauerlicher Ton, wie ein tiefer Todesſeufzer, durch das Zimmer. Wunderliche Wurzeln nahm nun Klingsohr in die Hand, die in dem Augenblick anzuſehen waren wie fremde unheimliche Creaturen und mit den Zaſern und Aeſten zappelten, wie mit Armen und Beinen, ja oft zuckte ein kleines verzerrtes Menſchengeſichtlein hervor, das auf häßliche Weiſe grinſte und lachte. Und dabei rauſcht' es in den Schränken ringsumher unruhig und ein großer Vogel ſchwirrte in ſeinem Fluge umher, mit goldglänzendem Fittig. Die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen, Wolfframb fühlte ſich von tiefem Grauen erfaßt. Da nahm Klingsohr aus einer Kapſel einen Stein heraus, der ſogleich im ganzen Gemach den hellſten Sonnenglanz verbreitete. Alles wurde ſtill und Wolfframb ſah und hörte nichts mehr von dem, was ihm erſt Entſetzen erregt.

Zwei Diener, ſo ſeltſamlich in bunter Seide gekleidet, wie der, welcher erſt die Thüre des Gemachs geöffnet, traten hinein, mit prächtigen Kleidern, die ſie dem Meiſter Klingsohr anlegten.

Beide, Meiſter Klingsohr und Wolfframb von Eſchinbach gingen nun zuſammen nach dem Rathskeller.

Sie hatten auf Verſöhnung und Freundſchaft getrunken und ſangen nun wider einander in den verſchiedenſten künſtlichſten Weiſen. Kein Meiſter war zugegen, der hätte entſcheiden können, wer den andern beſieget, aber jeder würde den Klingsohr für überwunden gehalten haben, denn ſo ſehr er ſich in großer Kunſt, in mächtigem Verſtande mühte, niemals konnte er nur im mindeſten die Stärke und Anmuth der einfachen Lieder erreichen, welche Wolfframb von Eſchinbach vorbrachte.

Wolfframb hatte eben ein gar herrliches Lied geendet, als Meiſter Klingsohr zurückgelehnt in den Polſterſtuhl, den Blick niedergeſchlagen, mit gedämpfter düſtrer Stimme ſprach: „Ihr habt mich vorhin übermüthig und prahleriſch genannt, Meiſter Wolfframb, aber ſehr würdet „Ihr irren, wenn Ihr etwa glaubtet, daß mein Blick, verblendet durch „einfältige Eitelkeit, nicht ſollte die wahre Kunſt des Geſanges erkennen können, ich möge ſie nun antreffen in der Wildniß, oder in „dem Meiſterſaal. Keiner iſt hier, der zwiſchen uns richten könnte, „aber ich ſage Euch, Ihr habt mich überwunden, Meiſter Wolfframb, „und daß ich Euch das ſage, daran möget Ihr auch die Wahrhaftigkeit meiner Kunſt erkennen.“ „Ei, mein lieber Meiſter Klingsohr,“ erwiederte Wolfframb von Eſchinbach, „wohl möcht' es ſeyn, daß eine „beſondere Freudigkeit, die in meiner Bruſt aufgegangen, meine Lieder mir heute beſſer gelingen ließ, als ſonſt, aber ferne ſey es von „mir, daß ich mich deshalb über Euch ſtellen ſollte. Vielleicht war „heute Euer Inneres verſchloſſen. Pflegt es denn nicht zu geſchehen, „daß manchmal eine drückende Laſt auf einem ruht, wie ein düſtrer „Nebel auf heller Wieſe, vor dem die Blumen nicht vermögen, ihre „glänzenden Häupter zu erheben. Aber erklärt Ihr Euch heute auch „für überwunden, ſo habe ich doch in Euern ſchönen Liedern gar „Herrliches vernommen und es kann ſeyn, daß morgen Ihr den „Sieg erringet.“

Meiſter Klingsohr ſprach: „Wozu hilft Euch Eure fromme Beſcheidenheit!" ſprang dann ſchnell vom Stuhle auf, ſtellte ſich, den Rücken Wolfframb zugekehrt, unter das hohe Fenſter und ſchaute ſchweigend in die bleichen Mondesſtrahlen, die aus der Höhe hinabfielen.

Das hatte wohl einige Minuten gedauert, da drehte er ſich um, ging auf Wolfframb los und ſprach, indem ihm die Augen vor Zorn funkelten, mit ſtarker Stimme: „Ihr habt Recht, Wolfframb von Eſchinbach, über finſtre Mächte gebietet meine Wiſſenſchaft, unſer inneres Weſen muß uns entzweien. Mich habt Ihr überwunden, aber in der Nacht, die dieſer folgt, will ich Euch einen ſchicken, der Naſias geheißen. Mit dem beginnt ein Wettſingen und ſeht Euch vor, daß der Euch nicht überwinde."

Damit ſtürmte Meiſter Klingsohr fort zur Thüre des Rathskellers hinaus.

Naſias kommt in der Nacht zu Wolfframb von Eſchinbach.

Wolfframb wohnte in Eiſenach dem Brothauſe gegen über, bei einem Bürger, Gottſchalk geheißen. Das war ein freundlicher, frommer Mann, der ſeinen Gaſt hoch in Ehren hielt. Es mochte wohl ſeyn, daß, unerachtet Klingsohr und Eſchinbach auf dem Rathskeller ſich einſam und unbelauſcht geglaubt, doch manche, vielleicht von jenen jungen Schülern des Geſanges, die dem berühmten Meiſter auf Schritt und Tritt folgten und jedes Wort, das von ſeinen Lippen kam, zu erhaſchen ſuchten, Mittel gefunden hatten, das Wettſingen der Meiſter zu erhorchen. Durch ganz Eiſenach war das Gerücht gedrungen, wie Wolfframb von Eſchinbach den großen Meiſter Klingsohr im Geſange beſieget, und ſo hatte auch Gottſchalk es erfahren. Voller Freude lief er herauf zu ſeinem Gaſt und fragte, wie das nur habe geſchehen können, daß ſich der ſtolze Meiſter auf dem Rathskeller in ein Wettſingen eingelaſſen? Wolfframb erzählte getreulich, wie ſich alles begeben und verſchwieg nicht, wie Meiſter Klingsohr gedroht, ihm in der Nacht einen auf den Hals zu ſchicken, der Naſias geheißen und mit dem er um die Wette ſingen ſolle. Da erblaßte Gottſchalk vor Schreck, ſchlug die Hände zuſammen und rief mit wehmüthiger Stimme: „Ach du Gott im Himmel, wißt Ihr's denn nicht, lieber Herr, daß es Meiſter Klingsohr mit böſen Geiſtern zu thun hat, die ihm unterthan ſind und ſeinen Willen thun müſſen. Helgrefe, bei dem

Meiſter Klingsohr Wohnung genommen, hat ſeinen Nachbarsleuten die wunderlichſten Dinge von ſeinem Treiben erzählt. Zur Nachtzeit ſoll es oft ſeyn, als wäre eine große Geſellſchaft verſammelt, obſchon man niemand gehen ſehen, und dann beginne ein ſeltſames Singen und tolles Wirthſchaften und blendendes Licht ſtrahle durch die Fenſter! Ach, vielleicht iſt dieſer Naſias, mit dem er Euch bedroht, der böſe Feind ſelbſt, der Euch ins Verderben ſtürzen wird! — Zieht fort, lieber Herr, wartet den bedrohlichen Beſuch nicht ab; ja ich beſchwöre Euch: zieht fort.“ — „Ei,“ erwiederte Wolfframb von Eſchinbach, „ei, lieber Hauswirth Gottſchalk, wie ſollt' ich denn ſcheu dem mir gebotenen Wettſingen ausweichen, das wäre ja gar nicht Meiſterſängers Art. Mag nun Naſias ein böſer Geiſt ſeyn oder nicht, ich erwarte ihn ruhig. Vielleicht übertönt er mich mit allerlei Acherontiſchen Liedern, aber vergebens wird er verſuchen, meinen frommen Sinn zu bethören und meiner unſterblichen Seele zu ſchaden.“ „Ich weiß es ſchon,“ ſprach Gottſchalk, „ich weiß es ſchon, Ihr ſeyd ein gar muthiger Herr, der eben den Teufel ſelbſt nicht fürchtet. Wollt Ihr denn nun durchaus hier bleiben, ſo erlaubt wenigſtens, daß künftige Nacht mein Knecht Jonas bei Euch bleibe. Das iſt ein tüchtiger frommer Menſch mit breiten Schultern, dem das Singen durchaus nicht ſchadet. Solltet Ihr nun etwa vor dem Teufelsgeplerre ſchwach und ohnmächtig werden, und Naſias Euch was anhaben wollen, ſo ſoll Jonas ein Geſchrei erheben und wir rücken dann an mit Weihwaſſer und geweihten Kerzen. Auch ſoll der Teufel den Geruch von Biſam nicht vertragen können, den in einem Säckchen ein Capuziner auf der Bruſt getragen. Den will ich ebenfalls in Bereitſchaft halten, und ſobald Jonas geſchrien, dermaßen räuchern, daß dem Meiſter Naſias im Singen der Athem vergehn ſoll.“ Wolfframb von Eſchinbach lächelte über ſeines Hauswirths gutmüthige Beſorglichkeit, und meinte, er ſey nun einmal auf Alles gefaßt und wolle es ſchon mit dem Naſias aufnehmen. Jonas, der fromme Menſch mit breiten Schultern und gewappnet gegen alles Singen möge aber immerhin bei ihm bleiben. Die verhängnißvolle Nacht war hereingebrochen. Noch blieb alles ſtill. Da ſchwirrten und dröhnten die Gewichte der Kirchuhr, es ſchlug zwölfe. Ein Windſtoß brauſte durch das Haus, häßliche Stimmen heulten durcheinander und ein wildes krächzendes Angſtgeſchrei, wie von verſcheuchten Nachtvögeln, fuhr auf.

Wolfframb von Eſchinbach hatte allerlei ſchönen frommen Dichtergedanken Raum gegeben und des böſen Beſuchs beinahe vergeſſen. Jetzt rannen doch Eisſchauer durch ſein Inneres, er faßte ſich aber mit Macht zuſammen und trat in die Mitte des Gemachs. Mit einem gewaltigen Schlage, von dem das ganze Haus erdröhnte, ſprang die Thüre auf und eine große, von rothem Feuerglanze umfloſſene Geſtalt, ſtand vor ihm und ſchaute ihn an mit glühenden, tückiſchen Augen. Die Geſtalt war von ſolch greulichem Anſehen, daß wohl manchem andern aller Muth entflohen, ja daß er, von wildem Entſetzen erfaßt, zu Boden geſunken, doch Wolfframb hielt ſich aufrecht und fragte mit ernſtem, nachdrücklichen Ton: „Was habt Ihr des „Orts zu thun oder zu ſuchen?“ Da rief die Geſtalt mit widrig gellender Stimme: „Ich bin Naſias und gekommen, mit Euch zu gehen „in den Kampf der Sängerkunſt.“ Naſias ſchlug den großen Mantel auseinander und Wolfframb gewahrte, daß er unter den Armen eine Menge Bücher trug, die er nun auf den Tiſch fallen ließ, der ihm zur Seite ſtand. Naſias ſing auch alsbald ein wunderliches Lied an, von den ſieben Planeten und von der himmliſchen Sphären Muſik, wie ſie in dem Traum des Scipio beſchrieben, und wechſelte mit den künſtlichſten ſeltſamſten Weiſen. Wolfframb hatte ſich in ſeinen großen Polſterſtuhl geſetzt, und hörte ruhig mit niedergeſchlagenen Blicken alles an, was Naſias vorbrachte. Als der nun ſein Lied endlich geſchloſſen, begann Eſchinbach eine ſchöne fromme Weiſe, von geiſtlichen Dingen. Da ſprang Naſias hin und her und wollte dazwiſchen plerren und mit den ſchweren Büchern, die er mitgebracht, nach dem Sänger werfen, aber je heller und mächtiger Wolfframbs Lied wurde, deſto mehr verblaßte Naſias Feuerglanz, deſto mehr ſchrumpfte ſeine Geſtalt zuſammen, ſo daß er zuletzt eine Spanne lang mit ſeinem rothen Mäntelchen und der dicken Halskrauſe an den Schränken auf- und abkletterte, widrig quäkend und miauend. Wolfframb, nachdem er geendet, wollte ihn ergreifen, da ſchoß er aber plötzlich auf, ſo hoch wie er zuvor geweſen, und hauchte ziſchende Feuerflammen um ſich her. „Hei, hei,“ rief Naſias dann mit hohler entſetzlicher Stimme, „hei, hei! ſpaße nicht mit mir, Geſelle! — Ein guter Theologe magſt „du ſeyn und dich wohl verſtehen auf die Spitzfindigkeiten und Lehren „Eures dicken Buchs, aber darum biſt du noch kein Sänger, der ſich „meſſen kann mit mir und meinem Meiſter. Laßt uns ein ſchönes

„Liebeslied ſingen und du magſt dich dann verſehen mit deiner Meiſterſchaft.“ Naſias begann nun ein Lied von der ſchönen Helena und von den überſchwenglichen Freuden des Venusberges. In der That klang das Lied gar verlockend und es war als wenn die Flammen, die Naſias um ſich ſprühte, zu lüſterne Begierde und Liebesluſt athmenden Düften würden, in denen die ſüßen Töne auf und nieder wogten, wie gaukelnde Liebesgötter. So wie die vorigen Lieder, hörte Wolfframb auch dieſes ruhig mit niedergeſenktem Blicke an. Aber bald war es ihm, als wandle er in den düſtern Gängen eines lieblichen Gartens und die holden Töne einer herrlichen Muſik ſchlüpften über die Blumenbeete hin und brachen wie flimmerndes Morgenroth durch das dunkle Laub, und das Lied des Böſen verſinkt in Nacht vor ihnen, wie der ſcheue Nachtvogel ſich krächzend hinabſtürzt in die tiefe Schlucht vor dem ſiegenden Tage. Und als die Töne heller und heller ſtrahlten, bebte ihm die Bruſt vor ſüßer Ahnung und unausſprechlicher Sehnſucht. Da trat ſie, ſein einziges Leben, in vollem Glanz aller Schönheit und Holdſeligkeit hervor aus dem dichten Gebüſch, und in tauſend Liebesſeufzern die herrlichſte Frau grüßend, rauſchten die Blätter und plätſcherten die blanken Springbrunnen. Wie auf den Fittigen eines ſchönen Schwans, ſchwebte ſie daher auf den Flügeln des Geſanges, und ſo wie ihr Himmelsblick ihn traf, war alle Seligkeit der reinſten, frömmſten Liebe entzündet in ſeinem Innern. Vergebens rang er nach Worten, nach Tönen. So wie ſie verſchwunden, warf er ſich voll des ſeligſten Entzückens hin auf den bunten Raſen. Er rief ihren Namen in die Lüfte hinein, er umſchlang in heißer Sehnſucht die hohen Lilien, er küßte die Roſen auf den glühenden Mund und alle Blumen verſtanden ſein Glück und der Morgenwind, die Quellen, die Büſche ſprachen mit ihm von der unnennbaren Luſt frommer Liebe! — So gedachte Wolfframb, während daß Naſias fortfuhr mit ſeinen eitlen Liebesliedern, jenes Augenblicks, als er die Dame Mathilde zum erſtenmal erblickte in dem Garten auf der Wartburg, ſie ſelbſt ſtand vor ihm in der Holdſeligkeit und Anmuth wie damals, ſie blickte ihn an wie damals, ſo fromm und liebend. Wolfframb hatte nichts vernommen von dem Geſange des Böſen; als dieſer aber nun ſchwieg, begann Wolfframb ein Lied, das in den herrlichſten, gewaltigſten Tönen die Himmelsſeligkeit der reinen Liebe des frommen Sängers pries.

Unruhiger und unruhiger wurde der Böſe, bis er endlich auf garſtige Weiſe zu meckern und herumzuſpringen und im Gemach allerlei Unfug zu treiben begann. Da ſtand Wolfframb auf von ſeinem Polſterſtuhl und befahl dem Böſen, in Chriſtus und der Heiligen Namen, ſich davon zu packen. Naſias, heftige Flammen um ſich ſprühend, raffte ſeine Bücher zuſammen, und rief mit höhniſchem Gelächter: „Schnib, Schnab, was biſt du mehr denn ein grober Laie, darum „gieb nur Klingsohr die Meiſterſchaft!“ — Wie der Sturm brauſte er fort und ein erſtickender Schwefeldampf erfüllte das Gemach.

Wolfframb öffnete die Fenſter, die friſche Morgenluft ſtrömte hinein und vertilgte die Spur des Böſen. Jonas fuhr auf aus dem tiefen Schlafe, in den er verſunken, und wunderte ſich nicht wenig, als er vernahm, daß ſchon alles vorüber. Er rief ſeinen Herrn herbei. Wolfframb erzählte, wie ſich alles begeben und hatte Gottſchalk den edlen Wolfframb ſchon zuvor hoch verehrt, ſo erſchien er ihm jetzt wie ein Heiliger, deſſen fromme Weihe die verderblichen Mächte der Hölle beſiege. Als nun Gottſchalk in dem Gemach zufällig den Blick in die Höhe richtete, da wurde er zu ſeiner Beſtürzung gewahr, daß hoch über der Thüre in feuriger Schrift die Worte ſtanden: Schnib, Schnab, was biſt du mehr denn ein grober Laie, darum gieb nur Klingsohr die Meiſterſchaft!

So hatte der Böſe im Verſchwinden die letzten Worte, die er geſprochen, hingeſchrieben, wie eine Herausforderung auf ewige Zeiten. „Keine ruhige Stunde,“ rief Gottſchalk, „keine ruhige Stunde kann „ich hier verleben, in meinem eignen Hauſe, ſo lange die abſcheuliche „Teufelsſchrift, meinen lieben Herrn Wolfframb von Eſchinbach verhöhnend, dort an der Wand fortbrennt.“ Er lief auch ſtracks zu Maurern, die die Schrift übertünchen ſollten. Das war aber ein eitles Mühen. Eines Fingers dick ſtrichen ſie den Kalk über und doch kam die Schrift wieder zum Vorſchein, ja, als ſie endlich den Mörtel weggeſchlagen, brannte die Schrift doch wiederum hervor aus den rohen Ziegelſteinen. Gottſchalk jammerte ſehr und bat Herrn Wolfframb, er möge doch durch ein tüchtiges Lied den Naſias zwingen, daß er ſelbſt die abſcheulichen Worte weglöſche. Wolfframb ſprach lächelnd, daß das vielleicht nicht in ſeiner Macht ſtehen möge, Gottſchalk ſolle indeſſen nur ruhig ſeyn, da die Schrift, wenn er Eiſenach verließe, vielleicht von ſelbſt verſchwinden werde.

Es war hoher Mittag, als Wolfframb von Eſchinbach frohen Muthes und voll lebendiger Heiterkeit, wie einer, der den herrlichſten Hoffnungsſchimmern entgegenziehet, Eiſenach verließ. Unfern der Stadt kamen ihm in glänzenden Kleidern, auf ſchön geſchmückten Roſſen, begleitet von vieler Dienerſchaft, der Graf Meinhard zu Mühlberg und der Schenk Walther von Vargel entgegen. Wolfframb von Eſchinbach begrüßte ſie und erfuhr, daß der Landgraf Hermann ſie nach Eiſenach ſende, um den berühmten Meiſter Klingsohr feierlich abzuholen und zu geleiten nach der Wartburg. Klingsohr hatte zur Nachtzeit ſich auf einen hohen Erker in Helgrefens Hauſe begeben und mit großer Mühe und Sorgfalt die Sterne beobachtet. Als er nun ſeine aſtrologiſchen Linien zog, bemerkten ein paar Schüler der Aſtrologie, die ſich zu ihm gefunden, an ſeinem ſeltſamen Blick, an ſeinem ganzen Weſen, daß irgend ein wichtiges Geheimniß, welches er in den Sternen geleſen, in ſeiner Seele liege. Sie trugen keine Scheu, ihn darum zu befragen. Da ſtand Klingsohr auf von ſeinem Sitze und ſprach mit feierlicher Stimme: Wiſſet, daß in dieſer Nacht dem Könige von Ungarn, Andreas dem zweiten, ein Töchterlein geboren wurde. Die wird aber Eliſabeth heißen und ob ihrer Frömmigkeit und Tugend heilig geſprochen werden in künftiger Zeit von dem Papſt Gregor dem Neunten. Und die heilige Eliſabeth iſt erkoren zum Weibe Ludwigs, des Sohnes Eures Herrn Landgrafen Hermann!

Dieſe Prophezeihung wurde ſogleich dem Landgrafen hinterbracht, der darüber tief bis in das Herz hinein erfreut war. Er änderte auch ſeine Geſinnung gegen den berühmten Meiſter, deſſen geheimnißvolle Wiſſenſchaft ihm einen ſolchen ſchönen Hoffnungsſtern aufgehen laſſen, und beſchloß, ihn mit allem Prunk, als ſey er ein Fürſt und hoher Herr, nach der Wartburg geleiten zu laſſen.

Wolfframb meinte, daß nun wohl gar darüber die Entſcheidung des Sängerkampfes auf Tod und Leben unterbleiben werde, zumal Heinrich von Ofterdingen ſich noch gar nicht gemeldet. Die Ritter verſicherten dagegen, daß der Landgraf ſchon Nachricht erhalten, wie Heinrich von Ofterdingen angekommen. Der innere Burghof werde zum Kampfplatz eingerichtet und der Scharfrichter Stempel aus Eiſenach ſey auch ſchon nach der Wartburg beſchieden.

Meiſter Klingsohr verläßt die Wartburg. Entſcheidung des Dichterkampfes.

In einem ſchönen hohen Gemach auf der Wartburg ſaßen Landgraf Hermann und Meiſter Klingsohr im traulichen Geſpräch beiſammen. Klingsohr verſicherte nochmals, daß er die Conſtellation der vorigen Nacht in die Eliſabeths Geburt getreten, ganz und gar erſchaut und ſchloß mit dem Rath, daß Landgraf Hermann ſofort eine Geſandtſchaft an den König von Ungarn abſchicken und für ſeinen eilfjährigen Sohn Ludwig um die neugeborne Prinzeſſin werben laſſen ſolle. Dem Landgrafen gefiel dieſer Rath ſehr wohl, und als er nun des Meiſters Wiſſenſchaft rühmte, begann dieſer von den Geheimniſſen der Natur, von dem Mikrokosmus und Makrokosmus ſo gelehrt und herrlich zu ſprechen, daß der Landgraf, ſelbſt nicht ganz unerfahren in dergleichen Dingen, erfüllt wurde von der tiefſten Bewunderung. „Ei,“ ſprach der Landgraf, „ei, Meiſter Klingsohr, ich möchte beſtändig Eures lehrreichen Umgangs genießen. Verlaßt das unwirthbare Siebenbürgen und zieht an meinen Hof, an dem, wie Ihr es einräumen werdet, Wiſſenſchaft und Kunſt höher geachtet werden, als irgendwo. Die Meiſter des Geſanges werden Euch aufnehmen wie ihren Herrn, denn wohl möget Ihr in dieſer Kunſt eben ſo reich begabt ſeyn, als in der Aſtrologie und andern tiefen Wiſſenſchaften. Alſo bleibt immer hier und gedenkt nicht zurückzukehren nach Siebenbürgen.“ „Erlaubt,“ erwiederte Meiſter Klingsohr, „erlaubt, mein hoher Fürſt, daß ich noch in dieſer Stunde zurückkehren darf nach Eiſenach und dann weiter nach Siebenbürgen. Nicht ſo unwirthbar iſt das Land, als Ihr es glauben möget, und dann meinen Studien ſo recht gelegen. Bedenkt auch weiter, daß ich unmöglich meinem Könige Andreas dem zweiten zu nahe treten darf, von dem ich ob meiner Bergwerkskunde, die ihm ſchon manchen an den edelſten Metallen reichen Schacht aufgethan, einen Jahrgehalt von dreitauſend Mark Silber genieße, und alſo lebe in der ſorgenloſen Ruhe, die allein Kunſt und Wiſſenſchaft gedeihen läßt. Hier würde es nun, ſollt' ich auch wohl jenen Jahrgehalt entbehren können, nichts als Zank und Streit geben mit Euern Meiſtern. Meine Kunſt beruht auf andern Grundfeſten, als die ihrige, und will ſich nun auch dann ganz anders geſtalten von innen und außen. Mag es doch

„ſeyn, daß ihr frommer Sinn und ihr reiches Gemüth (wie ſie es nennen) ihnen genug iſt zum Dichten ihrer Lieder, und daß ſie ſich wie furchtſame Kinder nicht hinauswagen wollen in ein fremdes Gebiet, ich will ſie darum gar nicht eben verachten, aber mich in ihre Reihe zu ſtellen, das bleibt unmöglich.“ „So werdet Ihr,“ ſprach der Landgraf, „doch noch dem Streit, der ſich zwiſchen Euerm Schüler Heinrich von Oſterdingen und den andern Meiſtern entſponnen, als Schiedsrichter beiwohnen?“ „Mit nichten,“ erwiederte Klingsohr, „wie könnt' ich denn das, und wenn ich es auch könnte, ſo würde ich es doch nie wollen. Ihr ſelbſt, mein hoher Fürſt, entſcheidet den Streit, indem Ihr nur die Stimme des Volks beſtätigt, die gewißlich laut werden wird. Nennt aber Heinrich von Oſterdingen nicht meinen Schüler. Es ſchien, als wenn er Muth und Kraft hätte, aber nur an der bittern Schaale nagte er, ohne die Süßigkeit des Kerns zu ſchmecken! — Nun! — beſtimmt getroſt den Tag des Kampfs, ich werde dafür ſorgen, daß Heinrich von Oſterdingen ſich pünktlich geſtelle.“

Die dringendſten Bitten des Landgrafen vermochten nichts über den ſtörriſchen Meiſter. Er blieb bei ſeinen Entſchlüſſen, und verließ, vom Landgrafen reichlich beſchenkt, die Wartburg.

Der verhängnißvolle Tag, an dem der Kampf der Sänger beginnen und enden ſollte, war gekommen. In dem Burghofe hatte man Schranken gebauet, beinahe als ſollte es ein Turnier geben. Mitten im Kreiſe befanden ſich zwei ſchwarz behängte Sitze für die kämpfenden Sänger, hinter denſelben war ein hohes Schaffot errichtet. Der Landgraf hatte zwei edle, des Geſanges kundige Herren vom Hofe, die den Meiſter Klingsohr nach der Wartburg geleiteten, den Grafen Meinhard zu Mühlberg und den Schenken Walther von Vargel, zu Schiedsrichtern erwählt. Für dieſe und den Landgrafen war den Kämpfenden gegenüber ein hohes reichbehängtes Gerüſt errichtet, dem ſich die Sitze der Damen und der übrigen Zuſchauer anſchloſſen. Nur den Meiſtern war, den kämpfenden Sängern und dem Schaffot zur Seite, eine beſondere ſchwarz behängte Bank beſtimmt.

Tauſende von Zuſchauern hatten die Plätze gefüllt, aus allen Fenſtern der Wartburg, ja von den Dächern guckte die neugierige Menge herab. Unter dem dumpfen Schall gedämpfter Pauken und Trompeten kam der Landgraf von den Schiedsrichtern begleitet aus dem Thor der Burg und beſtieg das Gerüſt. Die Meiſter im feierlichem Zuge, Walther von der Vogelweid an der Spitze, nahmen die für ſie beſtimmte Bank ein. Auf dem Schaffott ſtand mit zween Knechten der Scharfrichter aus Eiſenach, Stempel, ein rieſenhafter Kerl von wildem trotzigen Anſehen, in einen weiten blutrothen Mantel gewickelt, aus deſſen Falten der funkelnde Griff eines ungeheuren Schwerdts hervorblickte. Vor dem Schaffot nahm Pater Leonhard Platz, des Landgrafen Beichtiger, geſendet, um dem Beſiegten beizuſtehen in der Todesſtunde.

Ein ahnungsbanges Schweigen, in dem jeder Seufzer hörbar, ruhte auf der verſammelten Menge. Man erwartete mit innerem Entſetzen das Unerhörte, das ſich nun begeben ſollte. Da trat, mit den Zeichen ſeiner Würde angethan, des Landgrafen Marſchall Herr Franz von Waldſtromer, hinein in den Kreis und verlas nochmals die Urſache des Streits und das unwiderrufliche Gebot des Landgrafen Hermann, nach welchem der im Geſange beſiegte hingerichtet werden ſolle mit dem Schwerdt. Pater Leonhard erhob das Cruzifix und alle Meiſter, vor ihrer Bank mit entblößten Häuptern knieend, ſchworen, ſich willig und freudig zu unterwerfen dem Gebot des Landgrafen Hermann. Sodann ſchwang der Scharfrichter Stempel das breite blitzfunkelnde Schwerdt dreimal durch die Lüfte und rief mit dröhnender Stimme: Er wolle den, der ihm in die Hand gegeben, richten nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen. Nun erſchallten die Trompeten, Herr Franz von Waldſtromer trat in die Mitte des Kreiſes und rief dreimal ſtark und nachdrücklich: Heinrich von Oſterdingen — Heinrich von Oſterdingen — Heinrich von Oſterdingen! —

Und als habe Heinrich unbemerkt dicht an den Schranken auf das Verhallen des letzten Rufs gewartet, ſo ſtand er plötzlich bei dem Marſchall in der Mitte des Kreiſes. Er verneigte ſich vor dem Landgrafen und ſprach mit feſtem Ton, er ſey gekommen nach dem Willen des Landgrafen in den Kampf zu gehen mit dem Meiſter, der ſich gegenüberſtellen werde, und wolle ſich unterwerfen dem Urtheil der erwählten Schiedsrichter. Darauf trat der Marſchall vor die Meiſter hin mit einem ſilbernen Gefäß, aus dem jeder ein Loos ziehen mußte. So wie Wolfframb von Eſchinbach ſein Loos entwickelte, fand er das Zeichen des Meiſters, der zum Kampf beſtimmt ſeyn ſollte. Todesſchrecken wollte ihn übermannen, als er gedachte, wie er nun gegen den Freund kämpfen ſollte, doch bald war es ihm, als ſey es ja eben die gnadenreiche Macht des Himmels, die ihn zum Kämpfer erwählt. Beſiegt würde er ja gerne ſterben, als Sieger aber auch eher ſelbſt in den Tod gehen, als zugeben, daß Heinrich von Oſterdingen unter der Hand des Henkers ſterben ſolle. Freudig mit heitrem Antlitz begab er ſich auf den Platz. Als er nun dem Freunde gegenüber ſaß und ihm ins Antlitz ſchaute, befiel ihn ein ſeltſames Grauen. Er ſah des Freundes Züge, aber aus dem leichenblaſſen Geſicht funkelten unheimlich glühende Augen ihn an, er mußte an Naſias denken.

Heinrich von Oſterdingen begann ſeine Lieder und Wolfframb wollte ſich beinahe entſetzen, als er daſſelbe vernahm, was Naſias in jener verhängnißvollen Nacht geſungen. Er faßte ſich jedoch mit Gewalt zuſammen und antwortete ſeinem Gegner mit einem hochherrlichen Liede, daß der Jubel von tauſend Zungen in die Lüfte emportönte und das Volk ihm ſchon den Sieg zuerkennen wollte. Auf den Befehl des Landgrafen mußte jedoch Heinrich von Oſterdingen weiter ſingen. Heinrich begann nun Lieder, die in den wunderlichſten Weiſen ſolche Luſt des Lebens athmeten, daß, wie von dem glutvollen Blutenhauch der Gewächſe des fernen Indiens berührt, alle in ſüße Betäubung verſanken. Selbſt Wolfframb von Eſchinbach fühlte ſich entrückt in ein fremdes Gebiet, er konnte ſich nicht auf ſeine Lieder, nicht mehr auf ſich ſelbſt beſinnen. In dem Augenblick entſtand am Eingange des Kreiſes ein Geräuſch, die Zuſchauer wichen auseinander. Wolfframb durchbebte ein electriſcher Schlag, er erwachte aus dem träumeriſchen Hinbruten, er blickte hin, und o Himmel: eben ſchritt die Dame Mathilde in aller Holdſeligkeit und Anmuth, wie zu jener Zeit, als er ſie zum erſtenmale im Garten auf der Wartburg ſah, in den Kreis. Sie warf den ſeelenvollſten Blick der innigſten Liebe auf ihn. Da ſchwang ſich die Luſt des Himmels, das glühendſte Entzücken jubelnd empor in demſelben Liede, womit er in jener Nacht den Böſen bezwungen. Das Volk erkannte ihm mit ſtürmiſchem Getöſe den Sieg zu. Der Landgraf erhob ſich mit den Schiedsrichtern. Trompeten ertönten, der Marſchall nahm den Kranz aus den Händen des Landgrafen, um ihn dem Sänger zu bringen. Stempel rüſtete ſich ſein Amt zu verrichten, aber die Schergen, die den Beſiegten faſſen wollten, griffen in eine ſchwarze Rauchwolke, die ſich brauſend und ziſchend erhob und ſchnell in den Lüften verdampfte. Heinrich von

Oſterdingen war verſchwunden auf unbegreifliche Weiſe. Verwirrt, Entſetzen auf den bleichen Geſichtern, lief alles durcheinander; man ſprach von Teufelsgeſtalten, von böſem Spuk. Der Landgraf verſammelte aber die Meiſter um ſich und redete alſo zu ihnen: „Ich verſtehe wohl jetzt, was Meiſter Klingsohr eigentlich gemeint hat, wenn er ſo ſeltſam und wunderlich über den Kampf der Sänger ſprach und durchaus nicht ſelbſt entſcheiden wollte, und mag es ihm wohl Dank wiſſen, daß ſich alles ſo fügte. Iſt es nun Heinrich von Oſterdingen ſelbſt geweſen, der ſich in den Kampf ſtellte, oder einer, den Klingsohr ſandte, ſtatt des Schülers, das gilt gleich. Der Kampf iſt entſchieden, Euch zu Gunſten, ihr meine wackeren Meiſter, und laßt uns nun in Ruhe und Einigkeit die herrliche Kunſt des Geſanges ehren und nach Kräften fördern!“ —

Einige Diener des Landgrafen, die die Burgwacht gehabt, ſagten aus, wie zur ſelben Stunde, als Wolfframb von Eſchinbach den vermeintlichen Heinrich von Oſterdingen beſiegt hatte, eine Geſtalt, beinahe anzuſehen wie Meiſter Klingsohr, auf einem ſchwarzen ſchnaubenden Roſſe durch die Burgpforten davon geſprengt ſey.

Beſchluß.

Die Gräfin Mathilde hatte ſich indeſſen nach dem Garten der Wartburg begeben und Wolfframb von Eſchinbach war ihr dahin nachgefolgt.

Als er ſie nun fand, wie ſie unter ſchönen blühenden Bäumen auf einer blumigen Raſenbank ſaß, die Hände auf den Schooß gefaltet, das ſchöne Haupt in Schwermuth niedergeſenkt zur Erde, da warf er ſich der holden Frau zu Füßen, keines Wortes mächtig. Mathilde umfing voll ſehnſüchtigen Verlangens den Geliebten. Beide vergoſſen heiße Thränen vor ſüßer Wehmuth, vor Liebesſchmerz. „Ach Wolfframb,“ ſprach Mathilde endlich, „ach Wolfframb, welch ein böſer Traum hat mich berückt, wie habe ich mich, ein unbedachtſames verblendetes Kind, hingegeben dem Böſen, der mir nachſtellte! Wie habe ich mich gegen Dich vergangen! Wirſt du mir denn verzeihen können!“

Wolfframb ſchloß Mathilden in ſeine Arme und drückte zum erſtenmal brennende Küſſe auf den ſüßen Roſenmund der holdſeligſten Frau. Er verſicherte, wie ſie fortwährend in ſeinem Herzen gelebt, wie er der böſen Macht zum Trotz ihr treu geblieben, wie nur ſie allein, die

Dame ſeiner Gedanken, ihn zu dem Liede begeiſtert, vor dem der Böſe gewichen. „O,“ ſprach Mathilde, „o mein Geliebter, laß es Dir nur „ſagen, auf welche wunderbare Weiſe Du mich errettet haſt aus den „böſen Schlingen, die mir gelegt. In einer Nacht, nur kurze Zeit iſt „darüber verſtrichen, umfingen mich ſeltſame, grauenvolle Bilder. Selbſt „wußt' ich nicht, war es Luſt oder Qual, was meine Bruſt ſo gewaltſam zuſammenpreßte, daß ich kaum zu athmen vermochte. Von „unwiderſtehlichem Drange getrieben, fing ich an, ein Lied aufzuſchreiben, ganz nach der Art meines unheimlichen Meiſters, aber da betäubte ein wunderliches halb wohllautendes, halb widrigklingendes „Getön meine Sinne und es war, als habe ich ſtatt des Liedes die „ſchauerliche Formel aufgeſchrieben, deren Bann die finſtre Macht gehorchen müſſe. Eine wilde entſetzliche Geſtalt ſtieg auf, umfaßte „mich mit glühenden Armen und wollte mich hinabreißen in den ſchwarzen Abgrund. Doch plötzlich leuchtete ein Lied durch die Finſterniß, „deſſen Töne funkelten wie milder Sternenſchimmer. Die finſtre Geſtalt hatte ohnmächtig von mir ablaſſen müſſen, jetzt ſtreckte ſie aufs „neue grimmig die glühenden Arme nach mir aus, aber nicht mich, „nur das Lied, das ich gedichtet, konnte ſie erfaſſen und damit ſtürzte „ſie ſich kreiſchend in den Abgrund. *Dein* Lied war es, das Lied, das „Du heute ſangſt, das Lied, vor dem der Böſe weichen mußte, war „es, was mich rettete. Nun bin ich ganz dein, meine Lieder ſind nur „die treue Liebe zu Dir, deren überſchwengliche Seligkeit keine Worte „zu verkünden vermögen!“ — Aufs neue ſanken ſich die Liebenden in die Arme und konnten nicht aufhören von der überſtandnen Qual, von dem ſüßen Augenblick des Wiederfindens zu reden.

Mathilde hatte aber in derſelben Nacht, in welcher Wolfframb den Naſias völlig überwand, im Traum das Lied deutlich gehört und verſtanden, welches Wolfframb damals in der höchſten Begeiſterung der innigſten frömmſten Liebe ſang, und dann auf der Wartburg im Kampf ſeinen Gegner beſiegend wiederholte. —

Wolfframb von Eſchinbach ſaß zur ſpäten Abendzeit einſam, auf neue Lieder ſinnend, in ſeinem Gemach. Da trat ſein Hauswirth „Gottſchalk zu ihm hinein und rief freudig: „O mein edler, würdiger Herr, wie habt Ihr mit Eurer hohen Kunſt doch den Böſen beſiegt. Verlöſcht von ſelbſt ſind die häßlichen Worte in Eurem Gemach. Tauſend Dank ſey Euch gezollt. — Aber hier trage ich etwas für Euch bei mir, das in meinem Hauſe abgegeben worden zur weiteren Förderung." Damit überreichte Gottſchalk ihm einen zuſammengefalteten, mit Wachs wohlverſiegelten Brief.

Wolfframb von Eſchinbach ſchlug den Brief auseinander. Er war von Heinrich von Oſterdingen und lautete alſo:

„Ich begrüße Dich, mein herzlicher Wolfframb! wie einer, der von der böſen Krankheit geneſen iſt, die ihm den ſchmerzlichſten Tod drohte. Es iſt mir viel ſeltſames begegnet, doch — laß mich ſchweigen über die Unbill einer Zeit, die hinter mir liegt wie ein dunkles, undurchdringliches Geheimniß. Du wirſt noch der Worte gedenken, die Du ſprachſt, als ich mich voll thörichten Uebermuths der innern Kraft rühmte, die mich über Dich, über alle Meiſter erhöbe. Du ſagteſt damals, vielleicht würde ich mich plötzlich an dem Rande eines tiefen bodenloſen Abgrunds befinden, preisgegeben den Wirbeln des Schwindels und dem Abſturz nahe; dann würdeſt Du feſten Muthes hinter mir ſtehen, und mich feſthalten mit ſtarken Armen. Wolfframb! es iſt geſchehen, was deine ahnende Seele damals weisſagte. An dem Rande des Abgrundes ſtand ich und du hieltſt mich feſt, als ſchon verderbliche Schwindel mich betäubten. Dein ſchöner Sieg iſt es, der, indem er Deinen Gegner vernichtete, mich dem frohen Leben wiedergab. Ja mein Wolfframb! vor Deinem Liede ſanken die mächtigen Schleier, die mich umhüllten, und ich ſchaute wieder zum heitern Himmel empor. Muß ich Dich denn deßhalb nicht doppelt lieben? — Du haſt den Klingsohr als hohen Meiſter erkannt. Er iſt es; aber wehe dem, der nicht begabt mit der eigenthümlichen Kraft, die ihm eigen, es wagt ihm gleich entgegenzuſtreben dem finſtern Reich, das er ſich erſchloſſen. — Ich habe dem Meiſter entſagt, nicht mehr ſchwanke ich troſtlos umher an den Ufern des Höllenfluſſes, ich bin wiedergegeben der ſüßen Heimath. — Mathilde! — Nein es war wohl nicht die herrliche Frau, es war ein unheimlicher Spuk, der mich erfüllte mit trügeriſchen Bildern eitler irdiſcher Luſt! — Vergiß, was ich im Wahnſinn that. Grüße die Meiſter und ſage ihnen, wie es jetzt mit mir ſteht. Lebe wohl, mein innig geliebter Wolfframb. Vielleicht wirſt du bald von mir hören!"

Einige Zeit war verſtrichen, da kam die Nachricht nach der Wartburg, daß Heinrich von Oſterdingen ſich am Hofe des Herzogs von Oeſterreich, Leopolds des Siebenten befinde, und viele herrliche Lieder ſinge. Bald darauf erhielt der Landgraf Hermann eine ſaubere Abſchrift derſelben nebſt den dabei geſetzten Singweiſen. Alle Meiſter freuten ſich herzinniglich, da ſie überzeugt wurden, daß Heinrich von Oſterdingen allem Falſchen entſagt und trotz aller Verſuchung des Böſen doch ſein reines frommes Sängergemüth bewahrt hatte.

So war es Wolfframbs von Eſchinbach hohe, dem reinſten Gemüth entſtrömende Kunſt des Geſanges, die im glorreichen Siege über den Feind die Geliebte rettete und den Freund vom böslichen Verderben.

Die Freunde urtheilten über Cyprians Erzählung auf verſchiedene Weiſe. Theodor verwarf ſie ganz und gar. Er behauptete, Cyprian habe ihm das ſchöne Bild von dem im tiefſten Gemüth begeiſterten Heinrich von Oſterdingen, wie es ihm aus dem Novalis aufgegangen, durchaus verdorben. Der herrliche Jüngling erſcheine, ſo wie er ihn dargeſtellt, unſtet, wild, im Innerſten zerriſſen, ja beinahe ruchlos. Vorzüglich aber tadelte Theodor, daß die Sänger vor lauter Anſtalten zum Geſange gar nicht zum Singen kämen. Ottmar pflichtete ihm zwar bei, meinte indeſſen, daß wenigſtens die Viſion im Vorbericht ſerapiontiſch zu nennen. Cyprian möge ſich nur hüten irgend eine alte Chronik aufzuſchlagen, da ſolche Leſerei ihn, wie Figura zeige, ſehr leicht in ein fremdes Gebiet verlocke, in dem er, ein nicht heimiſcher Fremdling und mit keinem ſonderlichen Ortſinn begabt, in allen nur möglichen Irrwegen umherſchwanke, ohne jemals den richtigen Sieg und Weg finden zu können.

Cyprian ſchnitt ein verdrießliches Geſicht, ſprang heftig auf, trat vor den Kamin und war im Begriff ſein zuſammengerolltes Manuſkript in das lodernde Feuer zu werfen.

Da erhob ſich Lothar, ſchritt raſch auf den verſtimmten Freund los, drehte ihn bei den Schultern herum, laut auflachend, und ſprach dann einen feierlichen Ton annehmend: Widerſtehe, o mein Cyprianus! tapfer dem böſen Dichterhochmuths-Teufel, der Dich eben zupft und Dir allerlei häßliche Dinge in die Ohren raunt. Ich will Dich anreden mit der Beſchwörungsformel des wackern Junkers Tobias von Rülp. „Komm, komm! Tuck Tuck! — Mann! es ſtreitet gegen alle Ehrbarkeit mit dem Teufel Knicker zu ſpielen. Fort mit dem garſtigen Schornſteinfeger!“ — Ha! Dein Geſicht heitert ſich auf — Du lächelſt? — Siehſt Du nun wohl, wie ich Macht habe über den Böſen? — Aber nun will ich heilenden Balſam träufeln auf die Wunden, die Dir der Freunde ſcharfe Reden geſchlagen. Nennt Ottmar den Vorbericht ſerapiontiſch, ſo möchte ich daſſelbe von der Erſcheinung Klingsohrs und des feurigen Teufels Naſias behaupten. Auch dünkt mir der kleine wimmernde automatiſche Sekretair kein zu verwerfender Schnörkel. Tadelt Theodor die Art wie Du den Heinrich von Oſterdingen dargeſtellt, ſo fandeſt Du wenigſtens zu Deinem Bilde die Vorzeichnung im Wagenſeil. Meinte er aber, daß die Sänger vor lauter Anſtalten zum Geſange nicht zum Singen kommen, ſo weiß ich in der That nicht recht, was er damit ſagen will. Er weiß es vielleicht ſelbſt nicht. Ich will nehmlich nicht hoffen, daß er von Dir verlangt, Du hätteſt einige Verslein als die von den Sängern geſungenen Lieder einſchieben ſollen. Eben daß Du das nicht thateſt, ſondern es der Fantaſie des Leſers überließeſt ſich die Geſänge ſelbſt zu dichten, gereicht Dir zum großen Lob. — Verslein in einer Erzählung wollen mir nemlich deshalb nicht behagen, weil ſie in der Regel matt und lahm dazwiſchen hinken und das Ganze nur fremdartig unterbrechen. Der Dichter, die Schwäche des Stoffs an irgend einer Stelle lebhaft fühlend, greift in der Angſt nach den metriſchen Krücken. Hilft er ſich aber damit auch wirklich weiter, ſo iſt ſolch ein Schreiten im gleichförmig wackelnden Klippklapp doch niemals der ſtarke friſche Schritt des Geſunden. Es iſt aber wohl überhaupt eine eigne Myſtifikation unſerer Neueren, daß ſie ihr Heil lediglich in dem äußeren metriſchen Bau ſuchen, nicht bedenkend, daß nur der wahrhaft poetiſche Stoff dem metriſchen Fittig den Schwung giebt. Der ſomnambule Rauſch, den wohlklingende Verſe ohne weitern ſonderlichen Inhalt zu bewirken im Stande ſind, gleicht dem, in den man wohl verfallen mag, bei dem Klappern einer Mühle oder ſonſt! — Es ſchläft ſich herrlich dabei! — Dies alles im Vorbeigehen geſagt für unſern muſikaliſchen Freund Theodor, den oft der Wohlklang leerer Verſe beſticht und den oft ſelbſt ein ſonnettiſcher Wahnſinn befällt, in dem er ganz verwunderliche automatiſche Ungeheuerchen ſchafft. — Nun zurück zu Dir o mein Cyprianus! — Brüſte Dich nicht mit Deinem Kampf der Sänger, denn auch mir will das Ding nicht recht gefallen, aber gerade den Feuertod verdient es nicht! — Folge den Geſetzen des Landes, die die Mißgeburt verſchonen, welche einen menſchlichen Kopf hat. Und nun meine ich ſogar, daß Dein Kind nicht allein keine Mißgeburt zu nennen, ſondern noch dazu nächſt dem menſchlichen Kopf auch nicht übel geformt iſt, nur etwas ſchwächlich in den Gliederchen! —

Cyprian ſchob das Manuſkript in die Taſche und ſprach dann lächelnd: Aber Freunde! kennt Ihr denn nicht meine Art und Weiſe? Wißt Ihr denn nicht, daß, wenn ich mich über etwanigen Tadel meiner Schöpfungen was weniges erboße, dies nur darum geſchieht, weil ich ihre Schwäche und die Richtigkeit des Tadels recht lebhaft im Innern fühle! — Doch aber nun kein Wort mehr von meiner Erzählung. —

Die Freunde kamen im Geſpräch bald auf den myſtiſchen Vinzenz und ſeinen Wunderglauben zurück. Cyprian meinte, dieſer Glauben müſſe in jedem wahrhaft poetiſchen Gemüth wohnen, und eben deshalb habe auch Jean Paul über den Magnetismus ſolche hochherrliche Worte ausgeſprochen, daß eine ganze Welt voll hämiſcher Zweifel dagegen nicht aufkomme. Nur in der Poeſie liege die tiefere Erkenntniß alles Seyns. Die poetiſchen Gemüther wären die Lieblinge der Natur und thöricht ſey es zu glauben, daß ſie zürnen ſolle, wenn dieſe Lieblinge darnach trachteten das Geheimniß zu errathen, das ſie mit ihren Schleiern bedecke, aber nur wie eine gute Mutter, die das köſtliche Geſchenk den Kindern verhüllt, damit ſie ſich deſto mehr freuen ſollen, wenn, iſt ihnen die Enthüllung gelungen, die herrliche Gabe hervorfunkelt. „Doch nun, fuhr Cyprian fort, vorzüglich Dir Ottmar zu Gefallen, ganz praktiſch geſprochen: wem, der die Geſchichte des Menſchengeſchlechts mit tieferm Blick durchſpäht, kann es entgehen, daß, ſo wie eine Krankheit gleich einem verheerenden Ungeheuer hervortritt, die Natur ſelbſt auch die Waffen herbeiſchafft es zu bekämpfen, zu beſiegen. Und kaum iſt dies beſiegt, als ein anderes Unthier neues Verderben bereitet und auch wieder neue Waffen werden erfunden und ſo bewährt ſich der ewige Kampf der den Lebensprozeß, den Organismus der ganzen Welt bedingt. — Wie wenn in dieſer alles vergeiſtigenden Zeit, in dieſer Zeit, da die innige Verwandtſchaft, der geheimnißvolle Verkehr des phyſiſchen und pſychiſchen Prinzips klarer, bedeutender hervortritt, da jede Krankheit des Körpers ſich ausſpricht im pſychiſchen Organismus, wie wenn da der Magnetismus die im

Geiſt geſchaffene Waffe wäre, die uns die Natur ſelbſt darreicht, das im Geiſt wohnende Uebel zu bekämpfen?" —

Halt, halt, rief Ottmar, wo gerathen wir hin! — Schon viel zu viel ſchwatzten wir zuvor von einer Materie, die für uns doch ein fremdes Gebiet bleibt, in dem wir nur einige durch Farbe und Aroma verlockende Früchtlein pflücken zum poetiſchen Verbrauch, oder woraus wir höchſtens ein hübſches Bäumchen verpflanzen dürfen in unſern kleinen poetiſchen Garten. Wie freute ich mich, daß Cyprians Erzählung das ermüdende Geſpräch unterbrach, und nun laufen wir Gefahr tiefer hinein zu fallen als vorher. — Von was anderm! — Doch ſtill! — erſt geb' ich Euch einen kleinen Pezzo von unſeres Freundes myſtiſchen Bemühungen, der Euch munden wird. — Die Sache iſt kürzlich dieſe. — Vor geraumer Zeit war ich in einen kleinen Abendzirkel geladen, den unſer Freund mit einigen Bekannten gebildet. Geſchäfte hielten mich auf, es war ſehr ſpät geworden als ich hinging. Deſto mehr wunderte ich mich, daß, als ich vor die Stubenthüre trat, drinnen auch nicht das kleinſte Geräuſch, nicht der leiſeſte Laut zu vernehmen war. Sollte denn noch niemand ſich eingefunden haben? So dacht ich und drückte leiſe die Thüre auf. Da ſitzt mein Freund mir gegenüber mit den andern um einen kleinen Tiſch herum. Und alle ſteif und ſtarr wie Bildſäulen ſchauen todtenbleich, im tiefſten Schweigen herauf in die Höhe. — Die Lichter ſtehen auf einem entfernten Tiſch. Man bemerkt mich gar nicht. Voll Erſtaunen trete ich näher. Da gewahre ich einen goldnen funkelnden Ring, der ſich in den Lüften hin und her ſchwingt und dann ſich im Kreiſe zu bewegen beginnt. Da murmelt dieſer — jener: wunderbar — in der That — unerklärlich — ſeltſam ꝛc. Nun kann ich mich nicht länger halten, ich rufe laut: Aber um des Himmelswillen, was habt ihr vor!

Da fahren ſie alle in die Höhe, aber Freund Vinzenz ruft mit ſeiner gellenden Stimme: Abtrünniger! — obſkurer Nikodemus, der wie ein Nachtwandler hineinſchleicht und die herrlichſten Experimente unterbricht! — Wiſſe, daß ſich eben eine Erfahrung, die Ungläubige ohne weiteres in die Kategorie der fabelhaften Wunder ſtellten, auf das herrlichſte bewährt hat. Es kam darauf an, bloß durch den feſt fixirten Willen die Pendulſchwingungen eines Ringes zu beſtimmen. — Ich unternahm es meinen Willen zu fixiren und dachte feſt die Kreisförmige Schwingung. Lange, lange blieb der an einem ſeidnen Faden an der Decke befeſtigte Ring ruhig, doch endlich bewegte er ſich in ſcharfer Diagonale nach mir her und begann eben den Kreis, als Du uns unterbrachſt. „Wie,“ ſprach ich, „wie wär' es aber, lieber Vinzenz, wenn nicht Dein feſter Wille, ſondern der Luftzug, der hineinſtrömte, als ich die Thüre öffnete, den halsſtarrig ſtill hängenden Ring zur Schwingung vermocht?“ — O Proſaiker, Proſaiker, rief Vinzenz; aber alle lachten! —

Ei, ſprach Theodor, die Pendulſchwingungen des Ringes haben mich einmal halb wahnſinnig gemacht. So viel iſt nämlich gewiß und jeder kann es verſuchen, daß die Schwingungen eines goldnen einfachen Ringes, den man an einem feinen Faden über die flache Hand hält, ſich ganz entſchieden nach dem innern Willen beſtimmen. Nicht beſchreiben kann ich aber, wie tief, wie ſpukhaft dieſe Erfahrung auf mich wirkte. Unermüdlich ließ ich den Ring nach meinem Willen in den verſchiedenſten Richtungen ſich ſchwingen. Zuletzt ging ich ganz phantaſtiſcher Weiſe ſo weit, daß ich mir ein förmliches Orakel ſchuf. Ich dachte nämlich im Innern: wird dies oder jenes geſchehen, ſo ſoll der Ring die Diagonale vom kleinen Finger zum Daumen beſchreiben, geſchieht es nicht, aber die Fläche der Hand quer durchſchneiden u. ſ. w.

Allerliebſt, rief Lothar, Du ſtatuirteſt alſo in Deinem eignen Innern ein höheres geiſtiges Prinzip, das auf myſtiſche Weiſe von Dir beſchworen, ſich Dir kund thun ſollte. Da haſt Du den wahren spiritum familiarem, den Sokratiſchen Genius. — Nun giebt es nur noch einen ganz kleinen Schritt bis zu den wirklichen Geſpenſter- und Spukgeſchichten, die ſehr bequem in der Einwirkung eines fremden pſychiſchen Prinzips ihren Grund finden können.

Und, nahm Cyprian das Wort, und dieſen Schritt thue ich wirklich, indem ich Euch auf der Stelle den wackerſten Spuk auftiſche, den es jemals gegeben. — Die Geſchichte hat das eigenthümliche, daß ſie von glaubhaften Perſonen verbürgt iſt, und daß ich ihr allein die aufgeregte, oder wenn Ihr wollt, verſtörte Stimmung zuſchreiben muß, die Lothar vorhin an mir bemerken wollte.

Cyprian ſtand auf und ging, wie er zu thun pflegte, wenn irgend etwas ſo ſein ganzes inneres Gemüth erfüllte, daß er die Worte ordnen mußte, um es auszuſprechen, im Zimmer einigemal auf und ab.

Die Freunde lächelten ſich ſchweigend an. Man las in ihren Blicken: Was werden wir nur wieder abentheuerliches hören! —

Cyprian ſetzte ſich und begann:

Ihr wißt, daß ich mich vor einiger Zeit, und zwar kurz vor dem letzten Feldzuge auf dem Gute des Obriſten von P. befand. Der Obriſt war ein munterer jovialer Mann, ſo wie ſeine Gemahlin die Ruhe, die Unbefangenheit ſelbſt.

Der Sohn befand ſich, als ich dort war, bei der Armee, ſo daß die Familie außer dem Ehepaar nur noch aus zwei Töchtern und einer alten Franzöſin beſtand, die eine Art von Gouvernante vorzuſtellen ſich mühte, unerachtet die Mädchen ſchon über die Zeit des Gouvernirens hinaus ſchienen. Die älteſte war ein munteres Ding, bis zur Ausgelaſſenheit lebendig, nicht ohne Geiſt, aber ſo wie ſie nicht fünf Schritte gehen konnte, ohne wenigſtens drei Entrechats zu machen, ſo ſprang ſie auch im Geſpräch, in all ihrem Thun raſtlos von einem Dinge zum andern. Ich hab' es erlebt, daß ſie in weniger als zehn Minuten ſtickte — las — zeichnete — ſang — tanzte — daß ſie in einem Moment weinte um den armen Couſin, der in der Schlacht geblieben und die bitteren Thränen noch in den Augen in ein hell aufquiekendes Gelächter ausbrach, als die Franzöſin unverſehens ihre Tabacksdoſe über den kleinen Mops ausſchüttete, der ſofort entſetzlich zu nieſen begann, worauf die Alte lamentirte: Ah che fatalita! — ah carino — poverino! — Sie pflegte nämlich mit beſagtem Mops nur in italiäniſcher Zunge zu reden, da er aus Padua gebürtig — und dabei war das Fräulein die lieblichſte Blondine, die es geben mag und in allen ihren ſeltſamen Capriccios voll Anmuth und Liebenswürdigkeit, ſo daß ſie überall einen unwiderſtehlichen Zauber übte, ohne es zu wollen.

Das ſeltſamſte Widerſpiel bildete die jüngere Schweſter, Adelgunde geheißen. Vergebens ringe ich nach Worten Euch den ganz eignen wunderbaren Eindruck zu beſchreiben, den das Mädchen auf mich machte, als ich ſie zum erſten Male ſah. Denkt Euch die ſchönſte Geſtalt, das wunderherrlichſte Antlitz. Aber eine Todtenbläſſe liegt auf Lipp' und Wangen, und die Geſtalt bewegt ſich leiſe, langſam, gemeſſenen Schrittes, und wenn dann ein halblautes Wort von den kaum geöffneten Lippen ertönt und im weiten Saal verklingt, fühlt man ſich von geſpenſtiſchen Schauern durchbebt. — Ich überwand wohl bald dieſe Schauer und mußte, als ich das tief in ſich gekehrte Mädchen zum Sprechen vermocht, mir ſelbſt geſtehen, daß das ſeltſame ja ſpukhafte dieſer Erſcheinung nur im Aeußern liege, keinesweges ſich aber aus dem Innern heraus offenbare. In dem Wenigen, was das Mädchen ſprach, zeigte ſich ein zarter weiblicher Sinn, ein heller Verſtand, ein freundliches Gemüth. Keine Spur irgend einer Ueberſpannung war zu finden, wiewohl das ſchmerzliche Lächeln, der thränenſchwere Blick wenigſtens irgend einen phyſiſchen Krankheits-Zuſtand, der auch auf das Gemüth des zarten Kindes feindlich einwirken mußte, vermuthen ließ. Sehr ſonderbar fiel es mir auf, daß die Familie, keinen, ſelbſt die alte Franzöſin nicht, ausgeſchloſſen, beängſtet ſchien, ſo wie man mit dem Mädchen ſprach und verſuchte das Geſpräch zu unterbrechen, ſich darin manchmal auf gar erzwungene Weiſe einmiſchend. Das Seltſamſte war aber, daß ſo wie es Abends acht Uhr geworden, das Fräulein erſt von der Franzöſin, dann von Mutter, Schweſter, Vater gemahnt wurde ſich in ihr Zimmer zu begeben, wie man kleine Kinder zu Bette treibt, damit ſie nicht übermüden, ſondern fein ausſchlafen. Die Franzöſin begleitete ſie und ſo kam es, daß beide niemals das Abendeſſen, welches um neun Uhr angerichtet wurde, abwarten durften. — Die Obriſtin, meine Verwunderung wohl bemerkend, warf einmal um jeder Frage vorzubeugen, leicht hin, daß Adelgunde viel kränkle, daß ſie vorzüglich Abends um neun Uhr von Fieberanfällen heimgeſucht werde, und daß daher der Arzt gerathen ſie zu dieſer Zeit der unbedingteſten Ruhe zu überlaſſen. — Ich fühlte, daß es noch eine ganz andere Bewandtniß damit haben müſſe, ohne irgend deutliches ahnen zu können. Erſt heute erfuhr ich den wahren entſetzlichen Zuſammenhang der Sache und das Ereigniß, das den kleinen glücklichen Familien-Kreis auf furchtbare Weiſe verſtört hat.

Adelgunde war ſonſt das blühendſte munterſte Kind, das man nur ſehen konnte. Ihr vierzehnter Geburtstag wurde gefeiert, eine Menge Geſpielinnen waren dazu eingeladen. — Die ſitzen in dem ſchönen Boskett des Schloßgartens im Kreiſe umher und ſcherzen und lachen und kümmern ſich nicht darum, daß immer finſtrer und finſtrer der Abend heraufzieht, da die lauen Juliuslüfte erquickend wehen und erſt jetzt ihre Luſt recht aufgeht. In der magiſchen Dämmerung beginnen ſie allerlei ſeltſame Tänze, indem ſie Elfen und andre flinke Spukgeiſter vorſtellen wollen. „Hört, ruft Adelgunde als es im Boskett ganz finſter geworden, hört Kinder, nun will ich Euch einmal als die weiße Frau erſcheinen, von der unſer alte verſtorbene Gärtner ſo oft erzählt hat. Aber da müßt ihr mit mir kommen bis ans Ende des Gartens, dorthin, wo das alte Gemäuer ſteht." — Und damit wickelt ſie ſich in ihren weißen Shawl und ſchwebt leichtfüßig fort durch den Laubgang und die Mädchen laufen ihr nach in vollem Schäckern und Lachen. Aber kaum iſt Adelgunde an das alte halb eingefallene Gewölbe gekommen, als ſie erſtarrt — gelähmt an allen Gliedern ſtehen bleibt. Die Schloßuhr ſchlägt neun. „Seht ihr nichts, ruft Adelgunde mit dem dumpfen hohlen Ton des tiefſten Entſetzens, ſeht ihr nichts — die Geſtalt — die dicht vor mir ſteht — Jeſus! — ſie ſtreckt die Hand nach mir aus — ſeht ihr denn nichts?" — Die Kinder ſehen nicht das Mindeſte, aber alle erfaßt Angſt und Grauen. Sie rennen fort, bis auf eine, die die beherzteſte ſich ermuthigt, auf Adelgunden zuſpringt, ſie in die Arme faſſen will. Aber in dem Augenblick ſinkt Adelgunde todtähnlich zu Boden. Auf des Mädchens gellendes Angſtgeſchrei eilt alles aus dem Schloſſe herzu. Man bringt Adelgunde hinein. Sie erwacht endlich aus der Ohnmacht und erzählt an allen Gliedern zitternd, daß, kaum ſey ſie vor das Gewölbe getreten, dicht vor ihr eine luftige Geſtalt, wie in Nebel gehüllt, geſtanden und die Hand nach ihr ausgeſtreckt habe. — Was war natürlicher, als daß man die ganze Erſcheinung den wunderbaren Täuſchungen des dämmernden Abendlichts zuſchrieb. Adelgunde erholte ſich in derſelben Nacht ſo ganz und gar von ihrem Schreck, daß man durchaus keine böſe Folgen befürchtete, ſondern die ganze Sache für völlig abgethan hielt. — Wie ganz anders begab ſich Alles! — Kaum ſchlägt es den Abend darauf neun Uhr, als Adelgunde mitten in der Geſellſchaft, die ſie umgiebt, entſetzt aufſpringt, und ruft: da iſt es — da iſt es — ſeht Ihr denn nichts! — dicht vor mir ſteht es! — Genug ſeit jenem unglückſeligen Abende behauptete Adelgunde, ſo wie es Abends neune ſchlug, daß die Geſtalt dicht vor ihr ſtehe und einige Sekunden weile, ohne daß irgend ein Menſch außer ihr auch nur das mindeſte wahrnehmen konnte, oder in irgend einer pſychiſchen Empfindung die Nähe eines unbekannten geiſtigen Prinzips geſpürt haben ſollte. Nun wurde die arme Adelgunde für wahnſinnig gehalten und die Familie ſchämte ſich in ſeltſamer Verkehrtheit dieſes Zuſtandes der Tochter, der Schweſter. Daher jene ſonderbare Art ſie zu behandeln, deren ich erſt erwähnte. Es fehlte nicht an Aerzten und an Mitteln, die das arme Kind von der fixen Idee, wie man die von ihr behauptete Erſcheinung zu nennen beliebte, befreien ſollten, aber alles blieb vergebens und ſie bat unter vielen Thränen, man möge ſie doch nur in Ruhe laſſen, da die Geſtalt, die in ihren ungewiſſen unkenntlichen Zügen an und vor ſich ſelbſt gar nichts ſchreckliches habe, ihr kein Entſetzen mehr errege, wiewohl es jedesmal nach der Erſcheinung ihr zu Muthe ſey, als wäre ihr Innerſtes mit allen Gedanken hinausgewendet und ſchwebe körperlos außer ihr ſelbſt umher, wovon ſie krank und matt werde. — Endlich machte der Obriſt die Bekanntſchaft eines berühmten Arztes, der in dem Ruf ſtand, Wahnſinnige auf eine überaus pfiffige Weiſe zu heilen. Als der Obriſt dieſem entdeckt hatte, wie es ſich mit der armen Adelgunde begebe, lachte er laut auf und meinte, nichts ſey leichter als dieſen Wahnſinn zu heilen, der bloß in der überreizten Einbildungskraft ſeinen Grund finde. Die Idee der Erſcheinung des Geſpenſtes ſey mit dem Ausſchlagen der neunten Abendſtunde ſo feſt verknüpft, daß die innere Kraft des Geiſtes ſie nicht mehr trennen könne und es käme daher nur darauf an dieſe Trennung von außen her zu bewirken. Dies könne aber nun wieder ſehr leicht dadurch geſchehen, daß man das Fräulein in der Zeit täuſche und die neunte Stunde vorübergehen laſſe, ohne daß ſie es wiſſe. Wäre dann das Geſpenſt nicht erſchienen, ſo würde ſie ſelbſt ihren Wahn einſehen und phyſiſche Erkräftigungs-Mittel würden dann die Cur glücklich vollenden. — Der unſelige Rath wurde ausgeführt! — In einer Nacht ſtellte man ſämmtliche Uhren im Schloſſe, ja ſelbſt die Dorfuhr, deren dumpfe Schläge herabſummten, um eine Stunde zurück, ſo daß Adelgunde, ſo wie ſie am frühen Morgen erwachte in der Zeit um eine Stunde irren mußte. Der Abend kam heran. Die kleine Familie war wie gewöhnlich in einem heiter verzierten Eckzimmer verſammelt, kein Fremder zugegen. Die Obriſtin mühte ſich allerlei luſtiges zu erzählen, der Obriſt fing an, wie es ſeine Art war, wenn er vorzüglich bei Laune, die alte Franzöſin ein wenig aufzuziehen, worin ihm Auguſte (das ältere Fräulein) beiſtand. Man lachte, man war fröhlicher als je. — Da ſchlägt die Wanduhr achte (es war alſo die neunte Stunde) und leichenblaß ſinkt Adelgunde in den Lehnſeſſel zurück — das Nähzeug entfällt ihren Händen! Dann erhebt ſie ſich, alle Schauer des Entſetzens im Antlitz, ſtarrt hin in des Zimmers öden Raum, murmelt dumpf und hohl: — Was! — eine Stunde früher? — da ſteht ihr's? — ſeht ihr's? — da ſteht es dicht vor mir — dicht vor mir! — Alle fahren auf vom Schrecken erfaßt, aber als niemand auch nur das mindeſte gewahrt, ruft der Obriſt: Adelgunde! — faſſe dich! — es iſt nichts, es iſt ein Hirngeſpinnſt, ein Spiel deiner Einbildungskraft, was dich täuſcht, wir ſehen nichts, gar nichts und müßten wir, ließe ſich wirklich dicht vor dir eine Geſtalt erſchauen, müßten wir ſie nicht eben ſo gut wahrnehmen als Du? — Faſſe dich — faſſe dich Adelgunde! — „O Gott — o Gott, ſeufzt Adelgunde, will man mich denn wahnſinnig machen! — Seht da ſtreckt es den weißen Arm lang aus nach mir — es winkt.“ — Und wie willenlos, unverwandten ſtarren Blickes, greift nun Adelgunde hinter ſich, faßt einen kleinen Teller, der zufällig auf dem Tiſche ſteht, reicht ihn vor ſich hin in die Luft, läßt ihn los — und der Teller, wie von unſichtbarer Hand getragen, ſchwebt langſam im Kreiſe der Anweſenden umher und läßt ſich dann leiſe auf den Tiſch nieder! — Die Obriſtin, Auguſte lagen in tiefer Ohnmacht, der ein hitziges Nervenfieber folgte. Der Obriſt nahm ſich mit aller Kraft zuſammen, aber man merkte wohl an ſeinem verſtörten Weſen die tiefe feindliche Wirkung jenes unerklärlichen Phänomens.

Die alte Franzöſin hatte, auf die Knie geſunken, das Geſicht zur Erde gebeugt, ſtill gebetet, ſie blieb ſo wie Adelgunde frei von allen böſen Folgen. In kurzer Zeit war die Obriſtin hingerafft. Auguſte überſtand die Krankheit, aber wünſchenswerther war gewiß ihr Tod, als ihr jetziger Zuſtand. — Sie, die volle herrliche Jugendluſt ſelbſt, wie ich ſie erſt beſchrieben, iſt von einem Wahnſinn befallen, der mir wenigſtens grauenvoller, entſetzlicher vorkommt, als irgend einer, den jemals eine fixe Idee erzeugte. Sie bildet ſich nämlich ein, ſie ſey jenes unſichtbare körperloſe Geſpenſt Adelgundens, flieht daher alle Menſchen oder hütet ſich wenigſtens, ſobald ein anderer zugegen, zu reden, ſich zu bewegen. Kaum wagt ſie es zu athmen, denn feſt glaubt ſie, daß, verrathe ſie ihre Gegenwart auf dieſe, jene Weiſe, jeder vor Entſetzen des Todes ſeyn müſſe. Man öffnet ihr die Thüre, man ſetzt ihr Speiſen hin, dann ſchlüpft ſie verſtohlen hinein und heraus — ißt eben ſo heimlich u. ſ. w. Kann ein Zuſtand qualvoller ſeyn? —

Der Obriſt ganz Gram und Verzweiflung folgte den Fahnen zum neuen Feldzuge. Er blieb in der ſiegreichen Schlacht bei W. — Merkwürdig, höchſt merkwürdig iſt es, daß Adelgunde ſeit jenem verhängnißvollen Abende von dem Phantom befreit iſt. Sie pflegt getreulich die kranke Schweſter und ihr ſteht die alte Franzöſin bei. So wie Sylveſter mir heute ſagte, iſt der Oheim der armen Kinder hier, um mit unſerm wackern R— über die Kurmethode, die man allenfalls bei Auguſten verſuchen könne, zu Rathe zu geben. — Gebe der Himmel, daß die unwahrſcheinliche Rettung möglich.

Cyprian ſchwieg und auch die Freunde blieben ſtill, indem ſie gedankenvoll vor ſich hinſchauten. Endlich brach Lothar los: das iſt ja eine ganz verdammte Spukgeſchichte! — Aber ich kann's nicht läugnen, mir bebt die Bruſt, unerachtet mir das ganze Ding mit dem ſchwebenden Teller kindiſch und abgeſchmackt bedünken will. „Nicht ſo raſch, nahm Ottmar das Wort, nicht ſo raſch lieber Lothar! — Du weißt, was ich von Spukgeſchichten halte, Du weißt, daß ich mich gegen alle Viſionairs damit brüſte, daß die Geiſterwelt, unerachtet ich ſie oft mit verwogener Keckheit in die Schranken rief, noch niemals ſich bemühte mich für meinen Frevel zu züchtigen, aber Cyprians Erzählung giebt einen ganz andern Punkt zu bedenken, als den der bloßen chimäriſchen Spukerei. — Mag es mit Adelgundens Phantom, mag es mit dem ſchwebenden Teller denn nun eine Bewandtniß gehabt haben, welche es wolle, genug die Thatſache bleibt ſtehen: daß ſich an jenem Abende in dem Kreiſe der Familie des Obriſten von P. etwas zutrug, worüber drei Perſonen zu gleicher Zeit in einen ſolchen verſtörten Gemüthszuſtand geriethen, der bei einer den Tod, bei der andern Wahnſinn herbeiführte, wollen wir nicht auch, wenigſtens mittelbar, den Tod des Obriſten jenem Ereigniß zuſchreiben. Denn eben fällt mir ein von Offizieren gehört zu haben, der Obriſt ſey beim Angriff plötzlich wie von Furien getrieben ins feindliche Feuer hineingeſprengt. Nun iſt aber auch die Geſchichte mit dem Teller ſo ohne alle Staffirung gewöhnlicher Spukgeſchichten, ſelbſt die Stunde allem ſpukiſchen Herkommen entgegen, und das Ganze ſo ungeſucht, ſo einfach, daß gerade in der Wahrſcheinlichkeit, die das Unwahrſcheinlichſte dadurch erhält, für mich das Grauenhafte liegt. Doch, nehmen wir an, daß Adelgundens Einbildung, Vater, Mutter, Schweſter, mit fortriß, daß der Teller nur innerhalb ihres Gehirns im Kreiſe umherſchwebte, wäre dieſe Einbildung in einem Moment wie ein elektriſcher

Schlag drei Perſonen zum Tode treffend, nicht eben der entſetzlichſte Spuk, den es geben könnte?"

Allerdings, ſprach Theodor, und ich theile mit Dir Ottmar, das lebhafte Gefühl, daß gerade in der Einfachheit der Geſchichte ihre tiefſten Schauer liegen. — Ich kann mir es denken, daß ich den plötzlichen Schreck irgend einer grauenhaften Erſcheinung wohl ertragen könnte, das unheimliche, den äußern Sinn in Anſpruch nehmende Treiben eines unſichtbaren Weſens, würde mich dagegen unfehlbar wahnſinnig machen. Es iſt das Gefühl der gänzlichen hülfloſeſten Ohnmacht, das den Geiſt zermalmen müßte. Ich erinnere mich, daß ich dem tiefſten Grauſen kaum widerſtehen konnte, daß ich wie ein einfältiges verſchüchtertes Kind nicht allein in meinem Zimmer ſchlafen mochte als ich einſt von einem alten Muſiker las, den ein entſetzlicher Spuk mehrere Zeit hindurch verfolgte und ihn auch beinahe zum hellen Wahnſinn trieb. Nachts ſpielte nehmlich ein unſichtbares Weſen auf ſeinem Flügel die wunderbarſten Kompoſitionen mit der Kraft und Fertigkeit des vollendeten Meiſters. Er hörte jeden Ton, er ſah wie die Taſten niedergedrückt wurden, wie die Saiten zitterten, aber nicht den leiſeſten Schimmer einer Geſtalt. —

Nein, rief Lothar, nein es iſt nicht auszuhalten, wie das Tolle wieder unter uns luſtig fortwuchert! — Ich hab' es Euch geſtanden, daß mir der verdammte Teller das Innerſte aufgeregt hat. Ottmar hat Recht; hält man ſich nur an das Reſultat irgend eines Ereigniſſes, das ſich wirklich begeben, ſo iſt dies Reſultat der gräßlichſte Spuk, den es geben kann. Ich verzeihe deshalb unſerm Cyprian die verſtö Stimmung, die er beim Eintreten merken ließ, die aber jetzt ſchon ziemlich nachgelaſſen. Doch jetzt kein Wort mehr von allem geſpenſtiſchen Unweſen. — Schon längſt bemerke ich, daß Ottmar'n ein Manuſkript aus der Buſentaſche hervorguckt auf Erlöſung hoffend. Mag er es denn erlöſen!

Nein, nein, ſprach Theodor, der Strom, der in krauſen Wellen daher brauſte muß ſanft abgeleitet werden, und dazu iſt ein Fragment ſehr tauglich, das ich vor langer Zeit, beſonders dazu angeregt, aufſchrieb. Es kommt viel Myſtiſches darin vor, an pſychiſchen Wundern und ſeltſamen Hypotheſen iſt auch gar kein Mangel, und doch lenkt es hübſch ein ins gewöhnliche Leben.

Theodor las:

Die Automate.

Der redende Türke machte allgemeines Aufſehen, ja er brachte die ganze Stadt in Bewegung, denn Jung und Alt, Vornehm und Gering ſtrömte vom Morgen bis in die Nacht hinzu, um die Orakelſprüche zu vernehmen, die von den ſtarren Lippen der wunderlichen lebendigtodten Figur den Neugierigen zugeflüſtert wurden. Wirklich war auch die ganze Einrichtung des Automats von der Art, daß jeder das Kunſtwerk von allen ähnlichen Tändeleien, wie ſie wohl öfters auf Meſſen und Jahrmärkten gezeigt werden, gar ſehr unterſcheiden und ſich davon angezogen fühlen mußte. In der Mitte eines nicht eben großen nur mit dem nothwendigſten Geräth verſehenen Zimmers ſaß die lebensgroße, wohlgeſtaltete Figur, in reicher geſchmackvoller türkiſcher Kleidung, auf einem niedrigen wie ein Dreifuß geformten Seſſel, den der Künſtler auf Verlangen wegrückte, um jede Vermuthung der Verbindung mit dem Fußboden zu widerlegen, die linke Hand zwanglos auf das Knie, die rechte dagegen auf einen kleinen frei ſtehenden Tiſch gelegt. Die ganze Figur war, wie geſagt, in richtigen Verhältniſſen wohlgeſtaltet, allein vorzüglich war der Kopf gelungen; eine wahrhaft orientaliſch geiſtreiche Phyſiognomie gab dem Ganzen ein Leben, wie man es ſelten bei Wachsbildern, wenn ſie ſelbſt den charaktervollen Geſichtern geiſtreicher Menſchen nachgeformt ſind, findet. Ein leichtes Geländer umſchloß das Kunſtwerk und wehrte den Anweſenden das nahe Hinzutreten, denn nur der, welcher ſich von der Struktur des Ganzen, ſo weit es der Künſtler ſehen laſſen konnte ohne ſein Geheimniß zu verrathen, überzeugen wollte, oder der eben Fragende durſte in das Innere und dicht an die Figur treten. Hatte man, wie es gewöhnlich war, dem Türken die Frage ins rechte Ohr geflüſtert, ſo drehte er erſt die Augen, dann aber den ganzen Kopf nach dem Fragenden hin, und man glaubte an dem Hauch zu fühlen, der aus dem Munde ſtrömte, daß die leiſe Antwort wirklich aus dem Innern der Figur kam. Jedesmal wenn einige Antworten gegeben worden, ſetzte der Künſtler einen Schlüſſel in die linke Seite der Figur ein, und zog mit vielem Geräuſch ein Uhrwerk auf. Hier öffnete er auch auf Verlangen eine Klappe, und man erblickte im Innern der Figur ein künſtliches Getriebe von vielen Rädern, die nun wohl auf das Sprechen des Automaten durchaus keinen Einfluß hatten, indeſſen doch augenſcheinlich ſo viel Platz einnahmen, daß ſich in dem übrigen Theil der Figur unmöglich ein Menſch, war er auch kleiner, als der berühmte Zwerg Auguſts, der aus der Paſtete kroch, verbergen konnte. Nächſt der Bewegung des Kopfs, die jedesmal vor der Antwort geſchah, pflegte der Türke auch zuweilen den rechten Arm zu erheben und entweder mit dem Finger zu drohen, oder mit der ganzen Hand gleichſam die Frage abzuweiſen. Geſchah dieſes, ſo konnte nur das wiederholte Andringen des Fragers eine mehrentheils zweideutige oder verdrießliche Antwort bewirken, und eben auf dieſe Bewegungen des Kopfs und Armes mochte ſich wohl jenes Räderwerk beziehen, unerachtet auch hier die Rückwirkung eines denkenden Weſens unerläßlich ſchien. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen über das Medium der wunderbaren Mittheilung, man unterſuchte Wände, Nebenzimmer, Geräth, alles vergebens. Die Figur, der Künſtler waren von den Argusaugen der geſchickteſten Mechaniker umgeben, aber je mehr er ſich auf dieſe Art bewacht merkte, deſto unbefangener war ſein Betragen. Er ſprach und ſcherzte in den entlegenſten Ecken des Zimmers mit den Zuſchauern und ließ ſeine Figur wie ein ganz für ſich beſtehendes Weſen, das irgend einer Verbindung mit ihm nicht bedürfe, ihre Bewegungen machen und Antworten ertheilen; ja er konnte ſich eines gewiſſen ironiſchen Lächelns nicht enthalten, wenn der Dreifuß und der Tiſch auf allen Seiten herumgedreht und durchgeklopft, ja in die herabgenommene und weiter ans Licht gebrachte Figur mit Brillen und Vergrößerungsgläſern hineingeſchaut wurde, und dann die Mechaniker verſicherten, der Teufel möge aus dem wunderlichen Räderbau klug werden. Alles blieb vergebens und die Hypotheſe, daß der Hauch, der aus dem Munde der Figur ſtröme, leicht durch verborgene Ventile hervorgebracht werden könne, und der Künſtler ſelbſt als ein trefflicher Bauchredner die Antworten ertheile, wurde gleich dadurch vernichtet, daß der Künſtler in demſelben Augenblick, als der Türke eben eine Antwort ertheilte, mit einem der Zuſchauer laut und vernehmlich ſprach. Unerachtet der geſchmackvollen Einrichtung und des höchſt Räthſelhaften, Wunderbaren, was in dem ganzen Kunſtwerke lag, hätte das Intereſſe des Publikums daran doch wohl bald nachgelaſſen, wäre es dem Künſtler nicht möglich geweſen, auf eine andere Weiſe die Zuſchauer immer aufs neue an ſich zu ziehen. Dieſes lag nun in den Antworten ſelbſt, welche der Türke ertheilte, und die jedesmal mit tiefem Blick in die Individualität des Fragenden bald trocken, bald ziemlich grob ſpaßhaft, und dann wieder voll Geiſt und Scharfſinn und wunderbarer Weiſe bis zum Schmerzhaften treffend waren. Oft überraſchte ein myſtiſcher Blick in die Zukunft, der aber nur von dem Standpunkt möglich war, wie ihn ſich der Fragende ſelbſt tief im Gemüth geſtellt hatte. Hierzu kam, daß der Türke oft, deutſch gefragt, doch in einer fremden Sprache antwortete, die aber eben dem Fragenden ganz geläufig war, und man fand alsdann, daß es kaum möglich war die Antwort ſo rund, ſo in wenigen Worten viel umfaſſend anders zu geben, als eben in der gewählten Sprache. Kurz jeden Tag wußte man von neuen geiſtreichen, treffenden Antworten des weiſen Türken zu erzählen, und ob die geheimnißvolle Verbindung des lebenden menſchlichen Weſens mit der Figur, oder nicht vielmehr eben dies Eingehen in die Individualität des Fragenden und überhaupt der ſeltene Geiſt der Antworten wunderbarer ſey, das wurde in der Abendgeſellſchaft eifrigſt beſprochen, in welcher ſich gerade die beiden akademiſchen Freunde Ludwig und Ferdinand befanden. Beide mußten zu ihrer Schande eingeſtehen, den Türken noch nicht beſucht zu haben, ungeachtet es gewiſſermaßen zum guten Ton gehörte hinzugehen, und die miraculöſen Antworten, die man auf verfängliche Fragen erhalten, überall aufzutiſchen. „Mir ſind,“ ſagte Ludwig, „alle ſolche Figuren, die dem Menſchen nicht ſo wohl nachgebildet ſind, als das Menſchliche nachäffen, dieſe wahren Standbilder eines lebendigen Todes oder eines todten Lebens, im höchſten Grade zuwider. Schon in früher Jugend lief ich weinend davon, als man mich in ein Wachsfiguren-Kabinet führte, und noch kann ich kein ſolches Kabinet betreten, ohne von einem unheimlichen grauenhaften Gefühl ergriffen zu werden. Mit Macbeths Worten möchte ich rufen: Was ſtarrſt du mich an mit Augen ohne Sehkraft? wenn ich die ſtieren, todten, gläſernen Blicke all' der Potentaten, berühmten Helden und Mörder und Spitzbuben auf mich gerichtet ſehe, und ich bin überzeugt, daß die mehrſten Menſchen dies unheimliche Gefühl, wenn auch nicht in dem hohen Grade wie es in mir waltet, mit mir theilen, denn man wird finden, daß im Wachsfigurenkabinet auch die größte Menge Menſchen nur ganz leiſe flüſtert, man hört ſelten ein lautes Wort; aus Ehrfurcht gegen die hohen Häupter geſchieht dies nicht, ſondern es iſt nur der Druck des Unheimlichen, Grauenhaften, der den Zuſchauern jenes Pianiſſimo abnöthigt. Vollends ſind mir die durch die Mechanik nachgeahmten menſchlichen Bewegungen todter Figuren ſehr fatal, und ich bin überzeugt, daß euer wunderbarer geiſtreicher Türke mit ſeinem Augenverdrehen, Kopfwenden und Armerheben mich wie ein negromantiſches Ungethüm vorzüglich in ſchlafloſen Nächten verfolgen würde. Ich mag deshalb nicht hingehen, und will mir lieber alles Witzige und Scharfſinnige, was er dieſem oder jenem geſagt, erzählen laſſen."

„Du weißt," nahm Ferdinand das Wort: „daß alles, was Du von dem tollen Nachäffen des Menſchlichen, von den lebendigtodten Wachsfiguren geſagt haſt, mir recht aus der Seele geſprochen iſt. Allein bei den mechaniſchen Automaten kommt es wirklich ſehr auf die Art und Weiſe an, wie der Künſtler das Werk ergriffen hat. Einer der vollkommenſten Automate, die ich je ſah, iſt der Enslerſche Voltigeur, allein ſo wie ſeine kraftvollen Bewegungen wahrhaft imponirten, eben ſo hatte ſein plötzliches Sitzenbleiben auf dem Seil ſein freundliches Nicken mit dem Kopfe, etwas höchſt ſkurriles. Gewiß hat niemanden jenes grauenhafte Gefühl ergriffen, das ſolche Figuren vorzüglich bei ſehr reizbaren Perſonen nur zu leicht hervorbringen. Was nun unſern Türken betrifft, ſo hat es meines Bedünkens mit ihm eine andere Bewandtniß. Seine, nach der Beſchreibung aller, die ihn ſahen, höchſt anſehnliche, ehrwürdige Figur iſt etwas ganz Untergeordnetes, und ſein Augenverdrehen und Kopfwenden gewiß nur da, um unſere Aufmerkſamkeit ganz auf ihn, wo gerade der Schlüſſel des Geheimniſſes nicht zu finden iſt, hinzulenken. Daß der Hauch aus dem Munde des Türken ſtrömt, iſt möglich, oder vielleicht gewiß, da die Erfahrung es beweiſt; hieraus folgt aber noch nicht, daß jener Hauch wirklich von den geſprochenen Worten erregt wird. Es iſt gar kein Zweifel, daß ein menſchliches Weſen, vermöge uns verborgener und unbekannter akuſtiſcher und optiſcher Vorrichtungen mit dem Fragenden in ſolcher Verbindung ſteht, daß es ihn ſieht, ihn hört und ihm wieder Antworten zuflüſtern kann. Daß noch niemand, ſelbſt unter unſern geſchickten Mechanikern, auch nur im mindeſten auf die Spur gekommen, wie jene Verbindung wohl hergeſtellt ſeyn kann, zeigt, daß des Künſtlers Mittel ſehr ſinnreich erfunden ſeyn müſſen, und ſo verdient von dieſer Seite ſein Kunſtwerk allerdings die größte Aufmerkſamkeit. Was mir aber viel wunderbarer ſcheint und mich in der That recht anzieht, das iſt die geiſtige Macht des unbekannten menſchlichen Weſens, vermöge deren es in die Tiefe des Gemüths des Fragenden zu dringen ſcheint — es herrſcht oft eine Kraft des Scharfſinns und zugleich ein grauſenhaftes Helldunkel in den Antworten, wodurch ſie zu Orakelſprüchen im ſtrengſten Sinn des Worts werden. Ich habe von mehreren Freunden in dieſer Hinſicht Dinge gehört, die mich in das größte Erſtaunen ſetzten, und ich kann nicht länger dem Drange widerſtehen, den wundervollen Sehergeiſt des Unbekannten ſelbſt auf die Probe zu ſtellen, weshalb ich mich entſchloſſen, morgen Vormittags hinzugehen, und dich hiermit, lieber Ludwig! feierlichſt eingeladen haben will, alle Scheu vor lebendigen Puppen abzulegen, und mich zu begleiten.“

So ſehr ſich Ludwig ſträubte, mußte er doch, um nicht für einen Sonderling gehalten zu werden, nachgeben, als mehrere auf ihn einſtürmten, ja ſich nicht von der beluſtigenden Partie auszuſchließen, und im Verein mit ihnen morgen dem mirakulöſen Türken auf den Zahn zu fühlen. Ludwig und Ferdinand gingen wirklich mit mehreren muntern Jünglingen, die ſich deshalb verabredet, hin. Der Türke, dem man orientaliſche Grandezza gar nicht abſprechen konnte, und deſſen Kopf, wie geſagt, ſo äußerſt wohl gelungen war, kam Ludwigen doch im Augenblick des Eintretens höchſt poſſierlich vor, und als nun vollends der Künſtler den Schlüſſel in die Seite einſetzte und die Räder zu ſchnurren anfingen, wurde ihm das ganze Ding ſo abgeſchmackt und verbraucht, daß er unwillkührlich ausrief: „Ach, meine Herren! hören Sie doch, wir haben höchſtens Braten im Magen, aber die türkiſche Exzellenz da einen ganzen Bratenwender dazu!“ Alle lachten, und der Künſtler, dem der Scherz nicht zu gefallen ſchien, ließ ſogleich vom weitern Aufziehen des Räderwerks ab. Sey es nun, daß die joviale Stimmung der Geſellſchaft dem weiſen Türken mißfiel, oder daß er den Morgen gerade nicht bei Laune war, genug, alle Antworten, die zum Theil durch recht witzige, geiſtreiche Fragen veranlaßt wurden, blieben nichtsbedeutend und ſchaal, Ludwig hatte vorzüglich das Unglück, beinahe niemals von dem Orakel richtig verſtanden zu werden und ganz ſchiefe Antworten zu erhalten; ſchon wollte man unbefriedigt das Automat und den ſichtlich verſtimmten Künſtler verlaſſen, als Ferdinand ſprach: „Nicht wahr meine Herren, Sie ſind alle mit dem weiſen Türken nicht ſonderlich zufrieden, aber vielleicht lag es an uns ſelbſt, an unſern Fragen, die dem Manne nicht gefielen — eben daß er jetzt den Kopf dreht und die Hand aufhebt (die Figur that dies wirklich) ſcheint meine Vermuthung als wahr zu beſtätigen! — ich weiß nicht, wie mir jetzt es in den Sinn kommt, noch eine Frage zu thun, deren Beantwortung, iſt ſie treffend, die Ehre des Automats mit einem Male retten kann.“ Ferdinand trat zu der Figur hin und flüſterte ihr einige Worte leiſe ins Ohr; der Türke erhob den Arm, er wollte nicht antworten, Ferdinand ließ nicht ab, da wandte der Türke den Kopf zu ihm hin. —

Ludwig bemerkte, daß Ferdinand plötzlich erblaßte, nach einigen Sekunden aber aufs neue fragte und gleich die Antwort erhielt. Mit erzwungenem Lächeln ſagte Ferdinand zur Geſellſchaft: „Meine Herren, ich kann verſichern, daß wenigſtens für mich der Türke ſeine Ehre gerettet hat; damit aber das Orakel ein recht geheimnißvolles bleibe, ſo erlaſſen Sie es mir wohl zu ſagen, was ich gefragt und was er geantwortet.“

So ſehr Ferdinand ſeine innere Bewegung verbergen wollte, ſo äußerte ſie ſich doch nur zu deutlich in dem Bemühen, froh und unbefangen zu ſcheinen, und hätte der Türke die wunderbarſten treffendſten Antworten ertheilt, ſo würde die Geſellſchaft nicht von dem ſonderbaren, beinahe grauenhaften Gefühl ergriffen worden ſeyn, das eben jetzt Ferdinands ſichtliche Spannung hervorbrachte. Die vorige Heiterkeit war verſchwunden, ſtatt des ſonſt fortſtrömenden Geſprächs fielen nur einzelne abgebrochene Worte, und man trennte ſich in gänzlicher Verſtimmung.

Kaum war Ferdinand mit Ludwig allein, ſo fing er an: „Freund! Dir mag ich es nicht verhehlen, daß der Türke in mein Innerſtes gegriffen, ja, daß er mein Innerſtes verletzt hat, ſo daß ich den Schmerz wohl nicht verwinden werde, bis mir die Erfüllung des gräßlichen Orakelſpruchs den Tod bringt.“

Ludwig blickte den Freund voll Verwunderung und Erſtaunen an, aber Ferdinand fuhr fort: „Ich ſehe nun wohl, daß dem unſichtbaren Weſen, das ſich uns durch den Türken auf eine geheimnißvolle Weiſe mittheilt, Kräfte zu Gebote ſtehen, die mit magiſcher Gewalt unſre geheimſten Gedanken beherrſchen, und vielleicht erblickt die fremde Macht klar und deutlich den Keim des Zukünftigen, der in uns ſelbſt im myſtiſchen Zuſammenhange mit der Außenwelt genährt wird, und weiß ſo alles, was in fernen Tagen auf uns einbrechen wird, ſo wie es Menſchen giebt mit der unglücklichen Sehergabe, den Tod zur beſtimmten Stunde voraus zu ſagen.“

„Du mußt Merkwürdiges gefragt haben,“ erwiderte Ludwig, „vielleicht legſt du aber ſelbſt in die zweideutige Antwort des Orakels das Bedeutende, und was das Spiel des launenhaften Zufalls in ſeltſamer Zuſammenſtellung gerade Eingreifendes, Treffendes hervorbrachte, ſchreibſt Du der myſtiſchen Kraft des gewiß ganz unbefangenen Menſchen zu, der ſich durch den Türken vernehmen läßt.“

„Du widerſprichſt,“ nahm Ferdinand das Wort, „in dem Augenblick dem, was wir ſonſt einſtimmig zu behaupten pflegen, wenn von dem ſogenannten Zufall die Rede iſt. Damit Du alles wiſſen, damit Du es recht fühlen mögeſt, wie ich heute in meinem Innerſten aufgeregt und erſchüttert bin, muß ich Dir etwas aus meinem frühern Leben vertrauen, wovon ich bis jetzt ſchwieg. Es ſind ſchon mehrere Jahre her, als ich von den in Oſtpreußen gelegenen Gütern meines Vaters nach B. zurückkehrte. In K. traf ich mit einigen jungen Kurländern zuſammen, die ebenfalls nach B. wollten, wir reiſten zuſammen in drei mit Poſtpferden beſpannten Wagen, und Du kannſt denken, daß bei uns, die wir in den Jahren des erſten, kräftigen Aufbrauſens mit wohlgefülltem Beutel ſo in die Welt hineinreiſen konnten, die Lebensluſt beinahe bis zur wilden Ausgelaſſenheit überſprudelte. Die tollſten Einfälle wurden im Jubel ausgeführt, und ich erinnere mich noch, daß wir in M., wo wir gerade am Mittage ankamen, den Dormeuſenvorrath der Poſthalterin plünderten, und ihrer Proteſtationen unerachtet mit dem Raube gar zierlich geſchmückt Tabak rauchend vor dem Hauſe, unter großem Zulauf des Volks, auf- und abſpazierten, bis wir wieder unter dem luſtigen Hörnerſchall der Poſtillone abfuhren. In der herrlichſten jovialſten Gemüthsſtimmung kamen wir nach D., wo wir der ſchönen Gegenden wegen einige Tage verweilen wollten. Jeden Tag gab es luſtige Partien; einſt waren wir bis zum ſpäten Abend auf dem Karlsberge und in der benachbarten Gegend herumgeſtreift, und als wir in den Gaſthof zurückkehrten, erwartete uns ſchon der köſtliche Punſch, den wir vorher beſtellt, und den wir uns, von der Seeluft durchhaucht, wacker ſchmecken ließen, ſo daß ohne eigentlich berauſcht zu ſeyn, mir doch alle Pulſe in den Adern hämmerten und ſchlugen, und das Blut wie ein Feuerſtrom durch die Nerven glühte. Ich warf mich, als ich endlich in mein Zimmer zurückkehren durfte, auf das Bett, aber trotz der Ermüdung war mein Schlaf doch nur mehr ein träumeriſches Hinbrüten, in dem ich alles vernahm, was um mich vorging. Es war mir, als würde in dem Nebenzimmer leiſe geſprochen und endlich unterſchied ich deutlich eine männliche Stimme, welche ſagte: Nun ſo ſchlafe denn wohl und halte dich fertig zur beſtimmten Stunde. Eine Thür wurde geöffnet und wieder geſchloſſen, und nun trat eine tiefe Stille ein, die aber bald durch einige leiſe Akkorde eines Fortepianos unterbrochen wurde. Du weißt, Ludwig! welch ein Zauber in den Tönen der Muſik liegt, wenn ſie durch die ſtille Nacht hallen. So war es auch jetzt, als ſpräche in jenen Akkorden eine holde Geiſterſtimme zu mir; ich gab mich dem wohlthätigen Eindruck ganz hin, und glaubte es würde nun wohl etwas Zuſammenhängendes, irgend eine Phantaſie, oder ſonſt ein muſikaliſches Stück folgen, aber wie wurde mir, als die herrliche göttliche Stimme eines Weibes in einer herzergreifenden Melodie die Worte ſang:

Mio ben ricordati
s'avvien ch'io mora,
quanto quest' anima
fedel t'amò.
Lo se pur amano
le fredde ceneri
nel urna ancora
t'adorerò!

Wie ſoll ich es denn anfangen, Dir das nie gekannte, nie geahnete Gefühl nur anzudeuten, welches die langen — bald anſchwellenden — bald verhallenden Töne in mir aufregten. Wenn die ganz eigenthümliche, nie gehörte Melodie — ach es war ja die tiefe, wonnevolle Schwermuth der inbrünſtigſten Liebe ſelbſt — wenn ſie den Geſang in einfachen Melismen bald in die Höhe führte, daß die Töne wie helle Kryſtallglocken erklangen, bald in die Tiefe hinabſenkte, daß er in den dumpfen Seufzern einer hoffnungsloſen Klage zu erſterben ſchien, dann fühlte ich, wie ein unnennbares Entzücken mein Innerſtes durchbebte, wie der Schmerz der unendlichen Sehnſucht meine Bruſt krampfhaft zuſammenzog, wie mein Athem ſtockte, wie mein Selbſt unterging in namenloſer, himmliſcher Wolluſt. Ich wagte nicht, mich zu regen, meine ganze Seele, mein ganzes Gemüth war nur Ohr. Schon längſt hatten die Töne geſchwiegen, als ein Thränenſtrom endlich die Ueberſpannung brach, die mich zu vernichten drohte. Der Schlaf mochte mich doch zuletzt übermannt haben, denn als ich von dem gellenden Ton eines Poſthorns geweckt auffuhr, ſchien die helle Morgenſonne in mein Zimmer, und ich wurde gewahr, daß ich nur im Traume des höchſten Glücks, der höchſten Seligkeit, die für mich auf der Erde zu finden, theilhaftig worden. — Ein herrliches blühendes Mädchen war in mein Zimmer getreten; es war die Sängerin und ſie ſprach zu mir mit gar lieblicher, holdſeliger Stimme: „So konnteſt Du mich dann wieder erkennen, lieber, lieber Ferdinand! aber ich wußte ja wohl, daß ich nur ſingen durfte, um wieder ganz in Dir zu leben; denn jeder Ton ruhte ja in Deiner Bruſt, und mußte in meinem Blick erklingen.“ — Welches unnennbare Entzücken durchſtrömte mich, als ich nun ſah, daß es die Geliebte meiner Seele war, die ich ſchon von früher Kindheit an im Herzen getragen, die mir ein feindliches Geſchick nur ſo lange entriſſen, und die ich hochbeglückter nun wieder gefunden. Aber meine inbrünſtige Liebe erklang eben in jener Melodie der tief klagenden Sehnſucht, und unſere Worte, unſere Blicke wurden zu herrlichen anſchwellenden Tönen, die wie in einem Feuerſtrom zuſammenfloſſen. — Nun ich erwacht war, mußte ich mirs eingeſtehen, daß durchaus keine Erinnerung aus früher Zeit ſich an das holdſelige Traumbild knüpfte — ich hatte das herrliche Mädchen zum erſten Male geſehen. Es wurde vor dem Hauſe laut und heftig geſprochen — mechaniſch raffte ich mich auf und eilte ans Fenſter; ein ältlicher, wohl gekleideter Mann zankte mit den Poſtknechten, die etwas an dem zierlichen Reiſewagen zerbrochen. Endlich war alles hergeſtellt, und nun rief der Mann herauf: Jetzt iſt alles in Ordnung, wir wollen fort. Ich wurde gewahr, daß dicht neben mir ein Frauenzimmer zum Fenſter herausgeſehen, die nun ſchnell zurückfuhr, ſo daß ich, da ſie einen ziemlich tiefen Reiſehut aufgeſetzt hatte, das Geſicht nicht erkennen konnte. Als ſie aus der Hausthüre trat, wandte ſie ſich um und ſah zu mir herauf. — Ludwig! — es war die Sängerin! — es war das Traumbild — der Blick des himmliſchen Auges fiel auf mich, und es war mir, als träfe der Strahl eines Kryſtalltons meine Bruſt wie ein glühender Dolchſtich, daß ich den Schmerz phyſiſch fühlte, daß alle meine Fibern und Nerven erbebten und ich vor unnennbarer Wonne erſtarrte. — Schnell war ſie im Wagen — der Poſtillon blies wie im jubelnden Hohn ein munteres Stückchen. Im Augenblick waren ſie um die Straßenecke verſchwunden. Wie ein Träumender blieb ich im Fenſter, die Kurländer traten ins Zimmer, mich zu einer verabredeten Luſtfahrt hinabzuholen — ich ſprach kein Wort — man hielt mich für krank — wie hätte ich auch nur das Mindeſte davon äußern können, was geſchehen! Ich unterließ es, mich nach den Fremden, die neben mir gewohnt, im Hauſe zu erkundigen, denn es war, als entweihe jedes Wort andrer Lippen, das ſich auf die Herrliche bezöge, das zarte Geheimniß meines Herzens. Getreulich wollte ich es fortan in mir tragen und nie mehr laſſen von der, die nun die Ewiggeliebte meiner Seele worden, ſollte ich ſie auch nimmer wieder ſchauen. Du, mein Herzensfreund! erkennſt wohl ganz den Zuſtand, in den ich mich verſetzt fühlte; Du tadelſt mich daher nicht, daß ich alles und jedes vernachläſſigte, mir auch nur eine Spur von der unbekannten Geliebten zu verſchaffen. Die luſtige Geſellſchaft der Kurländer wurde mir in meiner Stimmung höchſt zuwider, ehe ſie ſichs verſahen, war ich in einer Nacht auf und davon, und eilte nach B., meiner damaligen Beſtimmung zu folgen. Du weißt, daß ich ſchon ſeit früher Zeit ziemlich gut zeichnete; in B. legte ich mich unter der Anleitung geſchickter Meiſter auf das Miniaturmalen und brachte es in kurzer Zeit ſo weit, daß ich den einzigen mir vorgeſteckten Zweck, nämlich das höchſt ähnliche Bild der Unbekannten würdig zu malen, erfüllen konnte. Heimlich, bei verſchloſſenen Thüren, malte ich das Bild. Kein menſchliches Auge hat es jemals geſehen, denn ein anderes Bild gleicher Größe, ließ ich faſſen, und ſetzte mit Mühe dann ſelbſt das Bild der Geliebten ein, das ich ſeit der Zeit auf bloßer Bruſt trug.“ —

„Zum erſten Mal in meinem Leben habe ich heute von dem höchſten Moment meines Lebens geſprochen, und Du Ludwig! biſt der Einzige, dem ich mein Geheimniß vertraut! — Aber auch heute iſt eine fremde Macht feindſelig in mein Inneres gedrungen! — Als ich zu dem Türken hintrat, fragte ich, der Geliebten meines Herzens denkend: Werde ich künftig noch einen Moment erleben, der dem gleicht, wo ich am glücklichſten war? Der Türke wollte, wie Du bemerkt haben wirſt, durchaus nicht antworten; endlich, als ich nicht nachließ, ſprach er: die Augen ſchauen in deine Bruſt, aber das ſpiegelblanke Gold, das mir zugewendet, verwirrt meinen Blick — wende das Bild um! — Habe ich denn Worte für das Gefühl, das mich durchbebte? — Dir wird meine innre Bewegung nicht entgangen ſeyn. Das Bild lag wirklich ſo auf meiner Bruſt, wie es der Türke angegeben; ich wandte es unbemerkt um, und wiederholte meine Frage, da ſprach die Figur im düſtern Ton: Unglücklicher! in dem Augenblick, wenn Du ſie wieder ſiehſt, haſt Du ſie verloren!“

Eben wollte Ludwig es verſuchen, den Freund, der in tiefes Nachdenken verſunken war, mit tröſtenden Worten aufzurichten, als ſie durch mehrere Bekannte, die auf ſie zuſchritten, unterbrochen wurden.

Schon hatte ſich das Gerücht von der neuen myſteriöſen Antwort, die der weiſe Türke ertheilte, in der Stadt verbreitet, und man erſchöpfte ſich in Vermuthungen, was für eine unglückliche Prophezeihung wohl den vorurtheilsfreien Ferdinand ſo aufgeregt haben könne; man beſtürmte die Freunde mit Fragen, und Ludwig wurde genöthigt, um ſeinen Freund aus dem Gedränge zu retten, ein abentheuerliches Geſchichtchen aufzutiſchen, das deſto mehr Eingang fand, je weiter es ſich von der Wahrheit entfernte. Dieſelbe Geſellſchaft, in welcher Ferdinand angeregt wurde, den wunderbaren Türken zu beſuchen, pflegte ſich wöchentlich zu verſammeln, und auch in der nächſten Zuſammenkunft kam wieder der Türke um ſo mehr an die Reihe, als man ſich immer noch bemühte, recht viel von Ferdinand ſelbſt über ein Abentheuer zu hören, das ihn in die düſtre Stimmung verſetzt hatte, welche er vergebens zu verbergen ſuchte. Ludwig fühlte es nur zu lebhaft, wie ſein Freund im Innerſten erſchüttert ſeyn mußte, als er das tief in der Bruſt treu bewahrte Geheimniß einer fantaſtiſchen Liebe von einer fremden grauenvollen Macht durchſchaut ſah, und auch er war eben ſo gut wie Ferdinand feſt überzeugt, daß dem das Geheimſte durchdringenden Blick jener Macht auch wohl der myſteriöſe Zuſammenhang, vermöge deſſen ſich das Zukünftige dem Gegenwärtigen anreiht, offenbar ſeyn könne. Ludwig mußte an den Spruch des Orakels glauben, aber das feindſelige ſchonungsloſe Verrathen des böſen Verhängniſſes, das dem Freunde drohte, brachte ihn gegen das verſteckte Weſen, das ſich durch den Türken vernehmen ließ, auf. Er bildete daher ſtandhaft gegen die zahlreichen Bewunderer des Kunſtwerks die Oppoſition, und behauptete, als jemand bemerkte, in den natürlichen Bewegungen des Automats liege etwas ganz beſonders Impoſantes, wodurch der Eindruck der orakelmäßigen Antworten erhöht werde, gerade das Augenverdrehen und Kopfwenden des ehrbaren Türken habe für ihn was unbeſchreiblich Poſſierliches gehabt, weshalb er auch durch ein Bonmot, das ihm entſchlüpft, den Künſtler und auch vielleicht das unſichtbar wirkende Weſen in üblen Humor verſetzt, welchen letzteres auch durch eine Menge ſchaaler, nichts bedeutender Antworten an den Tag gelegt. Ich muß geſtehen, fuhr Ludwig fort, daß die Figur gleich beim Eintreten mich lebhaft an einen überaus zierlichen künſtlichen Nußknacker erinnerte, den mir einſt, als ich noch ein kleiner Knabe war, ein Vetter zum Weihnachten verehrte. Der kleine Mann hatte ein überaus ernſthaft komiſches Geſicht und verdrehte jedesmal mittelſt einer innern Vorrichtung die großen aus dem Kopfe herausſtehenden Augen, wenn er eine harte Nuß knackte, was denn ſo etwas poſſierlich Lebendiges in die ganze Figur brachte, daß ich ſtundenlang damit ſpielen konnte, und der Zwerg mir unter den Händen zum wahren Alräunchen wurde. Alle noch ſo vollkommne Marionetten waren mir nachher ſteif und leblos gegen meinen herrlichen Nußknacker. Von den höchſt wunderbaren Automaten im Danziger Arſenal war mir gar viel erzählt worden, und vorzüglich deshalb unterließ ich nicht hineinzugehen, als ich mich gerade vor einigen Jahren in Danzig befand. Bald nachdem ich in den Saal getreten, ſchritt ein altdeutſcher Soldat keck auf mich los und feuerte ſeine Büchſe ab, daß es durch die weiten Gewölbe recht derb knallte — noch mehrere Spielereien der Art, die ich in der That wieder vergeſſen, überraſchten hin und wieder, aber endlich führte man mich in den Saal, in welchem der Gott des Krieges, der furchtbare Mavors, ſich mit ſeiner ganzen Hofhaltung befand. — Mars ſelbſt ſaß in ziemlich groteſker Kleidung auf einem mit Waffen aller Art geſchmückten Thron, von Trabanten und Kriegern umgeben. So bald wir vor den Thron getreten, fingen ein Paar Trommelſchläger an, auf ihren Trommeln zu wirbeln, und Pfeifer blieſen dazu ganz erſchrecklich, daß man ſich vor dem kakophoniſchen Getöſe hätte die Ohren zuhalten mögen. Ich bemerkte, daß der Gott des Krieges eine durchaus ſchlechte, ſeiner Majeſtät unwürdige Kapelle habe, und man gab mir recht. — Endlich hörte das Trommeln und Pfeifen auf — da fingen an die Trabanten die Köpfe zu drehen und mit den Hellebarden zu ſtampfen, bis der Gott des Krieges, nachdem er auch mehrmals die Augen verdreht, von ſeinem Sitz aufſprang und keck auf uns zuſchreiten zu wollen ſchien. Bald aber warf er ſich wieder in ſeinen Thron, und es wurde noch etwas getrommelt und gepfiffen, bis alles wieder in die alte hölzerne Ruhe zurückkehrte. Als ich denn nun alle dieſe Automate geſchaut, ſagte ich im Herausgehen zu mir ſelbſt: Mein Nußknacker war mir doch lieber, und jetzt, meine Herren! nachdem ich den weiſen Türken geſchaut, ſage ich abermals: mein Nußknacker war mir doch lieber! — Man lachte ſehr, meinte aber einſtimmig, daß Ludwigs Anſicht von der Sache mehr luſtig ſey als wahr, denn abgeſehen von dem ſeltenen Geiſt, der doch mehrentheils in den Antworten des Automats liege, ſey doch auch die durchaus nicht zu entdeckende Verbindung des verborgenen Weſens mit dem Türken, das nicht allein durch ihn rede, ſondern auch ſeine von den Fragen motivirte Bewegungen veranlaſſen müßte, höchſt wunderbar und in jedem Fall ein Meiſterwerk der Mechanik und Akuſtik.

Dies mußte nun wohl ſelbſt Ludwig eingeſtehen, und man pries allgemein den fremden Künſtler. Da ſtand ein ältlicher Mann, der in der Regel wenig ſprach, und ſich auch dieſes Mal noch gar nicht ins Geſpräch gemiſcht hatte, vom Stuhl auf, wie er zu thun pflegte, wenn er auch endlich ein Paar Worte, die aber jedes Mal ganz zur Sache gehörten, anbringen wollte, und fing nach ſeiner höflichen Weiſe an: „Wollen Sie gütigſt erlauben — ich bitte gehorſamſt, meine Herren! — Sie rühmen mit Recht das ſeltene Kunſtwerk, das nun ſchon ſo lange uns anzuziehen weiß; mit Unrecht nennen Sie aber den ordinären Mann, der es zeigt, den Künſtler, da er an allem dem, was in der That an dem Werk vortrefflich iſt, gar keinen Antheil hat, ſelbiges vielmehr von einem in allen Künſten der Art gar tief erfahrnen Mann herrührt, der ſich ſtets und ſchon ſeit vielen Jahren in unſern Mauern befindet, und den wir alle kennen und höchlich verehren.“ Man gerieth in Erſtaunen, man ſtürmte mit Fragen auf den Alten ein, der alſo fortfuhr: „Ich meine niemanden anders, als den Profeſſor X. — Der Türke war ſchon zwei Tage hier, ohne daß jemand ſonderlich Notiz von ihm genommen hätte, der Profeſſor X. dagegen unterließ nicht, bald hinzugehen, da ihn alles, was nur Automat heißt, auf das höchſte intereſſirt. Kaum hatte er aber von dem Türken ein Paar Antworten erhalten, als er den Künſtler bei Seite zog, und ihm einige Worte ins Ohr ſagte. Dieſer erblaßte und verſchloß das Zimmer, als es von den wenigen Neugierigen, die ſich eingefunden, verlaſſen war; die Anſchlagzettel verſchwanden von den Straßenecken und man hörte nichts mehr von dem weiſen Türken, bis nach vierzehn Tagen eine neue Ankündigung erſchien, und man den Türken mit dem neuen ſchönen Haupte und die ganze Einrichtung, ſo wie ſie jetzt als ein unauflösliches Räthſel beſteht, wieder fand. Seit der Zeit ſind auch die Antworten ſo geiſtreich und bedeutungsvoll. Daß aber dies alles das Werk des Profeſſor X. iſt, unterliegt gar keinem Zweifel, da der Künſtler in der Zwiſchenzeit, als er ſein Automat nicht zeigte, täglich bei ihm war, und auch, wie man gewiß weiß, der Profeſſor mehrere Tage hintereinander ſich in dem Zimmer des Hotels befand, wo die Figur aufgeſtellt und noch jetzt ſteht. Ihnen wird übrigens, meine Herren! doch bekannt ſeyn, daß der Profeſſor ſelbſt ſich in dem Beſitz der herrlichſten, vorzüglich aber muſikaliſcher Automate befindet, daß er ſeit langer Zeit mit dem Hofrath B—, mit dem er ununterbrochen über allerlei mechaniſche und auch wohl magiſche Künſte korreſpondirt, darin wetteifert, und daß es nur an ihm liegt, die Welt in das höchſte Erſtaunen zu ſetzen? Aber er arbeitet und ſchafft im Verborgenen, wiewohl er jedem, der wahre Luſt und wahres Belieben daran findet, ſeine ſeltenen Kunſtwerke gar gern zeigt.“

Man wußte zwar, daß der Profeſſor X., deſſen Hauptwiſſenſchaft Phyſik und Chemie waren, nächſtdem ſich auch gern mit mechaniſchen Kunſtwerken beſchäftigte, kein einziger von der Geſellſchaft hatte aber ſeinen Einfluß auf den weiſen Türken geahnet, und nur von Hörenſagen kannte man das Kunſtkabinet, von dem der Alte geſprochen. Ferdinand und Ludwig fühlten ſich durch des Alten Bericht über den Profeſſor X. und über ſein Einwirken auf das fremde Automat gar ſeltſam angeregt.

„Ich kann Dir's nicht verhehlen,“ — ſagte Ferdinand, „mir dämmert eine Hoffnung auf, vielleicht die Spur des Geheimniſſes zu finden, das mich jetzt ſo grauenvoll befängt, wenn ich dem Profeſſor X. näher trete. Ja es iſt möglich, daß die Ahnung des wunderbaren Zuſammenhanges, in dem der Türke, oder vielmehr die verſteckte Perſon, die ihn zum Organ ihrer Orakelſprüche braucht, mit meinem Ich ſteht, mich vielleicht tröſtet, und den Eindruck jener für mich ſchrecklichen Worte entkräftet. Ich bin entſchloſſen, unter dem Vorwande, ſeine Automate zu ſehen, die nähere Bekanntſchaft des myſteriöſen

Mannes zu machen, und da ſeine Kunſtwerke, wie wir hörten, muſikaliſch ſind, wird es für Dich nicht ohne Intereſſe ſeyn, mich zu begleiten.“ —

„Als wenn,“ erwiederte Ludwig, „es nicht für mich genug wäre, daß ich in Deiner Angelegenheit Dir beiſtehen ſoll mit Rath und That! Daß mir aber eben heute, als der Alte von der Einwirkung des Profeſſors X. auf die Maſchine ſprach, ganz beſondere Ideen durch den Kopf gegangen ſind, kann ich nicht läugnen, wiewohl es möglich iſt, daß ich das auf entlegenem Wege ſuche, was vielleicht uns ganz nahe liegt. — Iſt es nämlich, um eben die Auflöſung des Räthſels ganz nahe zu ſuchen, nicht denkbar, daß die unſichtbare Perſon wußte, daß Du ein Bild auf der Bruſt trägſt, und konnte nicht eine glückliche Kombination ſie gerade wenigſtens das ſcheinbar Richtige treffen laſſen? Vielleicht rächte ſie durch die unglückliche Weiſſagung ſich an uns des Muthwillens wegen, in dem wir die Weisheit des Türken höhnten.“

„Keine menſchliche Seele,“ erwiederte Ferdinand, „hat, wie ich Dir ſchon vorhin ſagte, das Bildniß geſehen, niemandem habe ich jemals jenen auf mein ganzes Leben einwirkenden Vorfall erzählt — auf gewöhnliche Weiſe kann der Türke unmöglich von dem Allen unterrichtet worden ſeyn! — vielleicht nähert ſich das, was Du auf entlegenem Wege ſuchſt, weit mehr der Wahrheit!“

„So meine ich denn nun,“ ſagte Ludwig: „daß unſer Automat, ſo ſehr ich heute auch das Gegentheil zu behaupten ſchien, wirklich zu den merkwürdigſten Erſcheinungen gehört, die man jemals ſah, und Alles beweiſet, daß dem, der als Dirigent über dem ganzen Kunſtwerke ſchwebt, tiefere Kenntniſſe zu Gebote ſtehen, als die wohl glauben, welche nur ſo etwas leichtſinnig begaffen, und ſich über das Wunderbare nur wundern. Die Figur iſt nichts weiter als die Form der Mittheilung, aber es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Form geſchickt gewählt iſt, da das ganze Anſehen und auch die Bewegungen des Automats dazu geeignet ſind, die Aufmerkſamkeit zu Gunſten des Geheimniſſes zu feſſeln, und vorzüglich den Fragenden auf gewiſſe Weiſe nach dem Zweck des antwortenden Weſens zu ſpannen. In der Figur kann kein menſchliches Weſen ſtecken, das iſt ſo gut als erwieſen, daß wir daher die Antworten aus dem Munde des Türken zu empfangen glauben, beruht ſicherlich auf einer akuſtiſchen Täuſchung; wie dies bewerkſtelligt iſt, wie die Perſon, welche antwortet, in den Stand geſetzt wird, die Fragenden zu ſehen, zu vernehmen und ſich ihnen wieder verſtändlich zu machen, iſt und bleibt mir freilich ein Räthſel; allein es ſetzt nur gute akuſtiſche und mechaniſche Kenntniſſe und einen vorzüglichen Scharfſinn oder auch vielleicht beſſer geſagt eine konſequente Schlauheit des Künſtlers voraus, der kein Mittel unbeachtet ließ, uns zu täuſchen, und ich muß geſtehen, daß mich die Auflöſung dieſes Geheimniſſes weniger intereſſirt, als es von dem nur allein höchſt merkwürdigen Umſtande überwogen wird, daß der Türke oft die Seele des Fragenden zu durchſchauen, ja, wie Du ſchon, noch ehe es Dir ſelbſt bewieſen wurde, bemerkteſt, in die tiefſte Tiefe des Gemüths zu dringen ſcheint. Wie wenn es dem antwortenden Weſen möglich wäre, ſich durch uns unbekannte Mittel einen pſychiſchen Einfluß auf uns zu verſchaffen, ja ſich mit uns in einen ſolchen geiſtigen Rapport zu ſetzen, daß es unſere Gemüthsſtimmung, ja unſer ganzes inneres Weſen in ſich auffaßt, und ſo, wenn auch nicht das in uns ruhende Geheimniß deutlich ausſpricht, doch wie in einer Extaſe, die eben der Rapport mit dem fremden geiſtigen Prinzip erzeugte, die Andeutungen alles deſſen, was in unſerer eigenen Bruſt ruht, wie es hell erleuchtet dem Auge des Geiſtes offenbar wird, hervorruft. Es iſt die pſychiſche Macht, die die Saiten in unſerm Innern, welche ſonſt nur durcheinander rauſchten, anſchlägt, daß ſie vibriren und ertönen, und wir den reinen Accord deutlich vernehmen; ſo ſind wir aber es ſelbſt, die wir uns die Antworten ertheilen, indem wir die innere Stimme durch ein fremdes geiſtiges Prinzip geweckt außer uns verſtändlicher vernehmen und verworrene Ahndungen, in Form und Weiſe des Gedankens feſt gebannt, nun zu deutlichen Sprüchen werden; ſo wie uns oft im Traum eine fremde Stimme über Dinge belehrt, die wir gar nicht wußten, oder über die wir wenigſtens in Zweifel waren, unerachtet die Stimme, welche uns fremdes Wiſſen zuzuführen ſcheint, doch nur aus unſerm eignen Innern kommt und ſich in verſtändlichen Worten ausſpricht. — Daß der Türke, worunter ich natürlich jenes verſteckte geiſtige Weſen verſtehe, ſehr ſelten nöthig haben wird, ſich mit dem Fragenden in jenen pſychiſchen Rapport zu ſetzen, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Hundert Fragende werden eben ſo oberflächlich abgefertigt, als es ihre Individualität verdient, und oft genügt ein witziger Einfall, dem der natürliche Scharfſinn oder die geiſtige Lebendigkeit des antwortenden Weſens die treffende Spitze giebt, wo von irgend einer Tiefe, in der die Frage aufzufaſſen iſt, nicht die Rede ſeyn kann. Irgend eine exaltirte Gemüthsſtimmung des Fragenden wird den Türken augenblicklich auf ganz andere Weiſe anſprechen und dann wendet er die Mittel an, die es ihm möglich machen, den pſychiſchen Rapport hervorzubringen, der ihm die Macht giebt, aus dem tiefſten Innern des Fragenden ſelbſt zu antworten. Die Weigerung des Türken, auf ſolche tief geſtellte Fragen gleich zu antworten, iſt vielleicht nur der Aufſchub, den er ſich gönnt, um für die Anwendung jener geheimnißvollen Mittel Momente zu gewinnen. Dies iſt meine innige Herzensmeinung, und Du ſiehſt, daß mir das Kunſtwerk nicht ſo verächtlich iſt, als ich es Euch heute glauben machen wollte — vielleicht nehme ich die Sache zu ernſt! — Doch mochte ich Dir nichts verhehlen, wiewohl ich einſehe, daß wenn Du in meine Idee eingehſt, ich Dir gerade nichts zur innern Beruhigung geſagt habe!“

„Du irrſt, mein geliebter Freund,“ erwiederte Ferdinand: „gerade, daß Deine Ideen ganz mit dem übereinſtimmen, was mir gleich dunkel vor der Seele lag, beruhigt mich auf eine wunderbare Weiſe; ich habe es mit mir ſelbſt allein zu thun, mein liebes Geheimniß blieb unentweiht, denn mein Freund wird es treulich bewahren, wie ein anvertrautes Heiligthum. Doch muß ich jetzt noch eines ganz beſonderen Umſtandes erwähnen, deſſen ich bisher noch nicht gedachte. Als der Türke die verhängnißvollen Worte ſprach, war es mir, als hörte ich die tiefklagende Melodie: Mio ben ricordati s'avvien ch'io mora in einzeln abgebrochenen Lauten — und dann war es wieder als ſchwebe nur ein langgehaltener Ton der göttlichen Stimme, die ich in jener Nacht hörte, an mir vorüber.“

„So mag ich es Dir auch nicht verſchweigen,“ ſagte Ludwig: „daß ich, als Du gerade die leiſe Antwort erhielteſt, zufällig die Hand auf das Geländer, welches das Kunſtwerk umſchließt, gelegt hatte; es dröhnte fühlbar in meiner Hand und auch mir war es als gleite ein muſikaliſcher Ton, Geſang kann ich es nicht nennen, durchs Zimmer. Ich achtete nicht ſonderlich darauf, weil, wie Du weißt, immer meine ganze Phantaſie von Muſik erfüllt iſt, und ich deshalb ſchon auf die wunderlichſte Weiſe getäuſcht worden bin; nicht wenig erſtaunte ich aber im Innern als ich den myſteriöſen Zuſammenhang jenes tiefklagenden Tons mit der verhängnißvollen Begebenheit in D., die Deine Frage an den Türken veranlaßte, erfuhr.“

Ferdinand hielt es nur für einen Beweis des pſychiſchen Rapports mit ſeinem geliebten Freunde, daß auch dieſer den Ton gehört hatte, und als ſie noch tiefer eingingen in die Geheimniſſe der pſychiſchen Beziehungen verwandter geiſtiger Prinzipe, als immer lebendiger wunderbare Reſultate ſich erzeugten, da war es ihm endlich, als ſey die ſchwere Laſt, die ſeit jenem Augenblick, als er die Antwort erhalten, ſeine Bruſt gedrückt, ihm wieder entnommen; er fühlte ſich ermuthigt, jedem Verhängniß keck entgegen zu treten. Kann ich ſie denn verlieren, ſagte er: ſie, die ewig in meinem Innern waltet, und ſo eine intenſive Exiſtenz behauptet, die nur mit meinem Seyn untergeht?

Voller Hoffnung, über manche jener Vermuthungen, die für beide die größte innere Wahrheit hatten, näheren Aufſchluß zu erhalten, gingen ſie zum Profeſſor X. Sie fanden an ihm einen hochbejahrten, altfränkiſch gekleideten Mann muntern Anſehens, deſſen kleine graue Augen unangenehm ſtechend blickten, und um deſſen Mund ein ſarkaſtiſches Lächeln ſchwebte, das eben nicht anzog.

Als ſie den Wunſch äußerten, ſeine Automate zu ſehen, ſagte er: Ei! ſind Sie doch auch wohl Liebhaber von den mechaniſchen Kunſtwerken, vielleicht ſelbſt Kunſtdilettanten? Nun Sie finden bei mir was ſie in ganz Europa, ja in der ganzen bekannten Welt vergebens ſuchen. Des Profeſſors Stimme hatte etwas höchſt widriges, es war ein hoher kreiſchender diſſonirender Tenor, der gerade zu der marktſchreieriſchen Art paßte, womit er ſeine Kunſtwerke ankündigte. Er holte mit vielem Geräuſch die Schlüſſel und öffnete den geſchmackvoll, ja prächtig verzierten Saal, in welchem die Kunſtwerke ſich befanden. In der Mitte ſtand auf einer Erhöhung ein großer Flügel, neben demſelben rechts eine lebensgroße männliche Figur mit einer Flöte in der Hand, links ſaß eine weibliche Figur vor einem Clavierähnlichen Inſtrument, hinter derſelben zwei Knaben mit einer großen Trommel und einem Triangel. Im Hintergrunde erblickten die Freunde das ihnen ſchon bekannte Orcheſtrion und rings an den Wänden umher mehrere Spieluhren. Der Profeſſor ging nur flüchtig an dem Orcheſtrion und den Spieluhren vorüber, und berührte kaum merklich die Automate; dann ſetzte er ſich aber an den Flügel und fing pianiſſimo ein marſchmäßiges Andante an; bei der Repriſe ſetzte der Flötenbläſer die Flöte an den Mund und ſpielte das Thema, nun paukte der Knabe richtig im Takte ganz leiſe auf der Trommel, indem der andere einen Triangel kaum hörbar berührte. Bald darauf fiel das Frauenzimmer mit vollgriffigen Accorden ein, indem ſie durch das Niederdrücken der Taſten einen harmonikaähnlichen Ton hervorbrachte! Aber nun wurde es immer reger und lebendiger im ganzen Saal, die Spieluhren fielen nach einander mit der größten rhythmiſchen Genauigkeit ein, der Knabe ſchlug immer ſtärker ſeine Trommel, der Triangel gellte durch das Zimmer und zuletzt trompetete und paukte das Orcheſtrion im Fortiſſimo dazu, daß alles zitterte und bebte, bis der Profeſſor mit ſeinen Maſchinen auf einen Schlag im Schluß-Accord endete. Die Freunde ſollten dem Profeſſor den Beifall, den ſein ſchlau und zufrieden lächelnder Blick zu begehren ſchien; er war im Begriff noch mehr muſikaliſche Produktionen der Art vorzubereiten, indem er ſich den Automaten näherte, aber die Freunde, als hätten ſie ſich vorher dazu verabredet, ſchützten einſtimmig ein dringendes Geſchäft vor, das ihnen nicht erlaube länger zu verweilen und verließen den Mechaniker und ſeine Maſchinen. Nun, war das nicht Alles überaus künſtlich und ſchön? frug Ferdinand, aber Ludwig brach los wie im lange verhaltenen Zorn: Ei, daß den verdammten Profeſſor der — ei, wie ſind wir doch ſo bitter getäuſcht worden! wo ſind die Aufſchlüſſe, nach denen wir trachteten, wie blieb es mit der lehrreichen Unterhaltung, in der uns der weiſe Profeſſor erleuchten ſollte, wie die Lehrlinge zu Sais? Dafür, ſagte Ferdinand, haben wir aber in der That merkwürdige mechaniſche Kunſtwerke geſehen; auch in muſikaliſcher Hinſicht! Der Flötenbläſer iſt offenbar die berühmte Vaucanſonſche Maſchine, und derſelbe Mechanismus rückſichtlich der Fingerbewegung auch bei der weiblichen Figur angewendet, die auf ihrem Inſtrumente recht wohllautende Töne hervorbringt: die Verbindung der Maſchinen iſt wunderbar. Das alles iſt es eben, fiel Ludwig ein, was mich ganz toll machte! ich bin von all der Maſchinen-Muſik, wozu ich auch des Profeſſors Spiel auf dem Flügel rechne, ordentlich durchgewalkt und durchgeknetet, daß ich es in allen Gliedern fühle und lange nicht verwinden werde.

Schon die Verbindung des Menſchen mit todten das Menſchliche in Bildung und Bewegung nachäffenden Figuren zu gleichem Thun und Treiben hat für mich etwas drückendes, unheimliches, ja entſetzliches. Ich kann mir es denken, daß es möglich ſeyn müßte, Figuren vermöge eines im Innern verborgenen Getriebes gar künſtlich und behende tanzen zu laſſen, auch müßten dieſe mit Menſchen gemeinſchaftlich einen Tanz aufführen und ſich in allerlei Touren wenden und drehen, ſo daß der lebendige Tänzer die todte hölzerne Tänzerin faßte und ſich mit ihr ſchwenkte, würdeſt Du den Anblick ohne inneres Grauen eine Minute lang ertragen? Aber vollends die Maſchinenmuſik iſt für mich etwas heilloſes und gräuliches, und eine gute Strumpfmaſchine übertrifft nach meiner Meinung an wahrem Werth himmelweit die vollkommenſte prächtigſte Spieluhr.

Iſt es denn nur allein der aus dem Munde ſtrömende Hauch, der dem Blasinſtrumente, ſind es nur allein die gelenkigen geſchmeidigen Finger, die dem Saiteninſtrumente Töne entlocken, welche uns mit mächtigem Zauber ergreifen, ja in uns die unbekannten unausſprechlichen Gefühle erregen, welche mit nichts Irdiſchem hienieden verwandt, die Ahndungen eines fernen Geiſterreichs und unſers höhern Seyns in demſelben hervorrufen? Iſt es nicht vielmehr das Gemüth, welches ſich nur jener phyſiſchen Organe bedient, um das, was in ſeiner tiefſten Tiefe erklungen, in das rege Leben zu bringen, daß es andern vernehmbar ertönt und die gleichen Anklänge im Innern erweckt, welche dann im harmoniſchen Wiederhall dem Geiſt das wundervolle Reich erſchließen, aus dem jene Töne wie entzündende Strahlen hervordrangen? Durch Ventile, Springfedern, Hebel, Walzen und was noch alles zu dem mechaniſchen Apparat gehören mag, muſikaliſch wirken zu wollen, iſt der unſinnige Verſuch, die Mittel allein das vollbringen zu laſſen, was ſie nur durch die innere Kraft des Gemüths belebt und von derſelben in ihrer geringſten Bewegung geregelt ausführen können. Der größte Vorwurf, den man dem Muſiker macht, iſt, daß er ohne Ausdruck ſpiele, da er dadurch eben dem eigentlichen Weſen der Muſik ſchadet, oder vielmehr in der Muſik die Muſik vernichtet, und doch wird der geiſt- und empfindungsloſeſte Spieler noch immer mehr leiſten als die vollkommenſte Maſchine, da es nicht denkbar iſt, daß nicht irgend einmal eine augenblickliche Anregung aus dem Innern auf ſein Spiel wirken ſollte, welches natürlicherweiſe bei der Maſchine nie der Fall ſeyn kann.

Das Streben der Mechaniker, immer mehr und mehr die menſchlichen Organe zum Hervorbringen muſikaliſcher Töne nachzuahmen, oder durch mechaniſche Mittel zu erſetzen, iſt mir der erklärte Krieg gegen das geiſtige Prinzip, deſſen Macht nur noch glänzender ſiegt, je mehr ſcheinbare Kräfte ihm entgegengeſetzt werden; eben darum iſt mir gerade die nach mechaniſchen Begriffen vollkommenſte Maſchine der Art eben die verächtlichſte, und eine einfache Drehorgel, die im Mechaniſchen nur das Mechaniſche bezweckt, immer noch lieber als der Vaucanſonſche Flötenbläſer und die Harmonikaſpielerin.

Ich muß dir ganz beiſtimmen, ſagte Ferdinand: denn du haſt nur in Worten deutlich ausgeſprochen, was ich längſt und vorzüglich heute bei dem Profeſſor im Innern lebhaft gefühlt. Ohne ſo ganz in der Muſik zu leben und zu weben, wie Du und ohne daher für alle Mißgriffe ſogar empfindlich zu ſeyn, iſt mir doch das Todte, Starre der Maſchinenmuſik von je her zuwider geweſen und ich erinnere mich noch, daß ſchon als Kind in dem Hauſe meines Vaters mir eine große Harfenuhr, welche ſtündlich ihr Stückchen abſpielte, ein recht quälendes Mißbehagen erregte. Es iſt Schade, daß recht geſchickte Mechaniker ihre Kunſt dieſer widrigen Spielerei, und nicht vielmehr der Vervollkommnung der muſikaliſchen Inſtrumente zuwenden. Das iſt wahr, erwiederte Ludwig: vorzüglich rückſichtlich der Taſteninſtrumente wäre noch manches zu thun, denn gerade dieſe öffnen dem geſchickten Mechaniker ein weites Feld, und wirklich iſt es zu bewundern, wie weit z. B. der Flügel, in ſeiner Struktur, die auf Ton und Behandlungsart den entſchiedenſten Einfluß hat, vorgerückt iſt.

Sollte es aber nicht die höhere muſikaliſche Mechanik ſeyn, welche die eigenthümlichſten Laute der Natur belauſcht, welche die in den heterogenſten Körpern wohnenden Töne erforſcht und welche dann dieſe geheimnißvolle Muſik in irgend ein Organon feſt zu bannen ſtrebt, das ſich dem Willen des Menſchen fügt und in ſeiner Berührung erklingt. Alle Verſuche, aus metallenen, gläſernen Cylindern, Glasfäden, Glas, ja Marmorſtreifen Töne zu ziehen oder Saiten auf ganz andere als die gewöhnliche Weiſe vibriren und ertönen zu laſſen, ſcheinen mir daher im höchſten Grade beachtenswerth, und dem weitern Vorſchreiten dieſes Beſtrebens in die tiefen akuſtiſchen Geheimniſſe, wie ſie überall in der Natur verborgen, zu bringen, ſteht es nur im Wege, daß jeder mangelhafte Verſuch gleich der Oſtentation oder des Geldgewinns wegen, als eine neue ſchon zur Vollkommenheit gediehene Erfindung angeprieſen und vorgezeigt wird. Hierin liegt es, daß in kurzer Zeit ſo viele neue Inſtrumente zum Theil unter ſeltſamen oder prunkenden Namen entſtanden und eben ſo ſchnell wieder verſchwunden und in Vergeſſenheit gerathen ſind. Deine höhere muſikaliſche Mechanik, ſagte Ferdinand, iſt allerdings ſehr intereſſant, wiewohl ich mir eigentlich nicht die Spitze oder das Ziel jener Beſtrebungen denken kann.

Dies iſt kein anderes, erwiederte Ludwig, als die Auffindung des vollkommenſten Tons; ich halte aber den muſikaliſchen Ton für deſto vollkommner, je näher er den geheimnißvollen Lauten der Natur verwandt iſt, die noch nicht ganz von der Erde gewichen. Mag es ſeyn, ſagte Ferdinand, daß ich nicht ſo wie du in dieſe Geheimniſſe eingedrungen, aber ich geſtehe, daß ich dich nicht ganz faſſe. Laß mich es wenigſtens andeuten, fuhr Ludwig fort, wie mir das Alles ſo in Sinn und Gedanken liegt.

In jener Urzeit des menſchlichen Geſchlechts, als es, um mich ganz der Worte eines geiſtreichen Schriftſtellers zu bedienen (Schubert in den Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft) in der erſten heiligen Harmonie mit der Natur lebte, erfüllt von dem göttlichen Inſtinkt der Weiſſagung und Dichtkunſt, als der Geiſt des Menſchen nicht die Natur, ſondern dieſe den Geiſt des Menſchen erfaßte, und die Mutter das wunderbare Weſen, das ſie geboren, noch aus der Tiefe ihres Daſeins nährte, da umfing ſie den Menſchen wie im Wehen einer ewigen Begeiſterung mit heiliger Muſik, und wundervolle Laute verkündeten die Geheimniſſe ihres ewigen Treibens. Ein Nachhall aus der geheimnißvollen Tiefe dieſer Urzeit iſt die herrliche Sage von der Sphärenmuſik, welche mich ſchon als Knabe, als ich in Scipio's Traum zum erſten Mal davon las, mit inbrünſtiger Andacht erfüllte, ſo daß ich oft in ſtillen mondhellen Nächten lauſchte, ob nicht im Säuſeln des Windes jene wunderbaren Töne erklingen würden. Aber noch ſind jene vernehmlichen Laute der Natur, wie ich ſchon vorhin ſagte, nicht von der Erde gewichen, denn nichts anders iſt jene Luftmuſik oder Teufelsſtimme auf Ceylon, deren eben jener Schriftſteller erwähnt, und die eine ſo tiefe Wirkung auf das menſchliche Gemüth äußert, daß ſelbſt die ruhigſten Beobachter ſich eines tiefen Entſetzens, eines zerſchneidenden Mitleids mit jenen den menſchlichen Jammer ſo entſetzlich nachahmenden Naturtönen nicht erwehren können. Ja ich habe ſelbſt in früherer Zeit eine ganz ähnliche Naturerſcheinung, und zwar in der Nähe des Kuriſchen Hafs in Oſtpreußen erlebt. Es war im tiefen Herbſt, als ich mich einige Zeit auf einem dort gelegenen Landgute aufhielt, und in ſtillen Nächten bei mäßigem Winde deutlich lang gehaltene Töne hörte, die bald gleich einer tiefen gedämpften Orgelpfeife, bald gleich einer vibrirenden dumpfen Glocke erklangen. Oft konnte ich genau das tiefe F mit der anſchlagenden Quinte C unterſcheiden, oft erklang ſogar die kleine Terz Es, ſo daß der ſchneidende Septimen-Akkord in den Tönen der tiefſten Klage meine Bruſt mit einer das Innerſte durchdringenden Wehmuth, ja mit Entſetzen erfüllte.

In dem unvermerkten Entſtehen, Anſchwellen und Verſchweben jener Naturlaute liegt etwas, das unſer Gemüth unwiderſtehlich ergreift, und das Inſtrument, dem dies zu Gebote ſteht, wird in eben dem Grade auf uns wirken müſſen; mir ſcheint daher, daß die Harmonika rückſichtlich des Tons ſich gewiß jener Vollkommenheit, die ihren Maßſtab in der Wirkung auf unſer Gemüth findet, am mehrſten nähert, und es iſt eben ſchön, daß gerade dieſes Inſtrument, welches jene Naturlaute ſo glücklich nachahmt und auf unſer Inneres in den tiefſten Beziehungen ſo wunderbar wirkt, ſich dem Leichtſinn und der ſchaalen Oſtentation durchaus nicht hingiebt, ſondern nur in der heiligen Einfachheit ihr eigenthümliches Weſen behauptet. Recht viel in dieſer Hinſicht wird auch gewiß das neuerfundene ſogenannte Harmonichord leiſten, welches ſtatt der Glocken, mittelſt einer geheimen Mechanik, die durch den Druck der Taſten und den Umſchwung einer Walze in Bewegung geſetzt wird, Saiten vibriren und ertönen läßt. Der Spieler hat das Entſtehen, Anſchwellen, Verſchweben des Tons beinahe noch mehr in der Gewalt, als bei der Harmonika, und nur den wie aus einer andern Welt herabgekommenen Ton dieſes Inſtruments hat das Harmonichord noch nicht im mindeſten erreicht. Ich habe dies Inſtrument gehört, ſagte Ferdinand, und muß geſtehen, daß ſein Ton recht in mein Inneres gedrungen, wiewohl es, nach meiner Einſicht, von dem Künſtler ſelbſt nicht eben vortheilhaft behandelt wurde. Uebrigens faſſe ich dich ganz, wiewohl mir die enge Beziehung jener Naturlaute, von denen du ſprichſt, mit der Muſik, die wir durch Inſtrumente hervorbringen, noch nicht deutlich einleuchtet. Kann denn, erwiederte Ludwig, die Muſik, die in unſerm Innern wohnt, eine andere ſeyn als die, welche in der Natur wie ein tiefes, nur dem höhern Sinn erforſchliches Geheimniß verborgen, und die durch das Organ der Inſtrumente nur wie im Zwange eines mächtigen Zaubers, deſſen wir Herr worden, ertönt? Aber im reinpſychiſchen Wirken des Geiſtes, im Traume iſt der Bann gelöſt, und wir hören ſelbſt im Konzert bekannter Inſtrumente jene Naturlaute, wie ſie wunderbar, in der Luft erzeugt, auf uns niederſchweben, anſchwellen und verhallen. Ich denke an die Aeolsharfe, unterbrach Ferdinand den Freund; was hältſt du von dieſer ſinnigen Erfindung? Die Verſuche, erwiederte Ludwig, der Natur Töne zu entlocken, ſind allerdings herrlich und höchſt beachtenswerth, nur ſcheint es mir, daß man ihr bis jetzt nur ein kleinliches Spielzeug darbot, das ſie mehrentheils wie in gerechtem Unmuthe zerbrach. Viel größer in der Idee, als alle die Aeolsharfen, die nur als muſikaliſche Ableiter der Zugluft zum kindiſchen Spielwerk geworden, iſt die Wetterharfe, von der ich einmal geleſen. Dicke in beträchtlicher Weite im Freien ausgeſpannte Drähte wurden von der Luft in Vibration geſetzt, und ertönten in mächtigem Klange.

Ueberhaupt bleibt hier dem ſinnigen, von höherem Geiſte beſeelten Phyſiker und Mechaniker noch ein weites Feld offen, und ich glaube, daß bei dem Schwunge, den die Naturwiſſenſchaft erhalten, auch tieferes Forſchen in das heilige Geheimniß der Natur eindringen, und manches, was nur noch geahnet, in das rege Leben ſichtlich und vernehmbar bringen wird. —

Plötzlich wehte ein ſeltſamer Klang durch die Luft, der im ſtärkern Anſchwellen dem Ton einer Harmonika ähnlich wurde. Die Freunde blieben von innerm Schauer ergriffen, wie an den Boden feſtgebannt, ſtehen; da wurde der Ton zur tiefklagenden Melodie einer weiblichen Stimme. Ferdinand ergriff des Freundes Hand und drückte ſie krampfhaft an ſeine Bruſt, aber leiſe und bebend ſprach Ludwig: Mio ben ricordati s'avvien ch'io mora. Sie befanden ſich außerhalb der Stadt, vor dem Eingange eines mit hohen Hecken und Bäumen umſchloſſenen Gartens; dicht vor ihnen hatte unbemerkt ein kleines niedliches Mädchen, im Graſe ſitzend, geſpielt, das ſprang nun ſchnell auf und ſprach: „Ach wie ſchön ſingt Schweſterchen wieder, ich muß ihr nur eine Blume bringen, denn ich weiß ſchon, wenn ſie die bunten Nelken ſieht, dann ſingt ſie noch ſchöner und länger.“ Und damit hüpfte ſie, einen großen Blumenſtrauß in der Hand, in den Garten, deſſen Thüre offen ſtehen blieb, ſo daß die Freunde hineinſchauen konnten. Aber welch ein Erſtaunen, ja welch ein inneres

Grauſen durchdrang ſie, als ſie den Profeſſor X. erblickten, der mitten im Garten unter einer hohen Eſche ſtand. Statt des zurückſchreckenden ironiſchen Lächelns, mit dem er die Freunde in ſeinem Hauſe empfing, ruhte ein tiefer melancholiſcher Ernſt auf ſeinem Geſicht, und ſein himmelwärts gerichteter Blick ſchien wie in ſeliger Verklärung das geahnete Jenſeits zu ſchauen, was hinter den Wolken verborgen, und von dem die wunderbaren Klänge Kunde gaben, welche wie ein Hauch des Windes durch die Luft bebten. Er ſchritt langſam und abgemeſſen den Mittelgang auf und nieder, aber in ſeiner Bewegung wurde alles um ihn her rege und lebendig, und überall flimmerten kryſtallne Klänge aus den dunklen Büſchen und Bäumen empor und ſtrömten vereinigt im wundervollen Konzert wie Feuerflammen durch die Luft ins Innerſte des Gemüths eindringend, und es zur höchſten Wonne himmliſcher Ahndungen entzündend. Die Dämmerung war eingebrochen, der Profeſſor verſchwand in den Hecken, und die Töne erſtarben im Pianiſſimo. Endlich gingen die Freunde im tiefen Schweigen nach der Stadt zurück; aber als Ludwig ſich nun von dem Freunde trennen wollte, da drückte ihn Ferdinand feſt an ſich und ſprach: Sey mir treu! — ſey mir treu! — ach ich fühle es ja, daß eine fremde Macht in mein Inneres gedrungen, und alle die im Verborgenen liegenden Saiten ergriffen hat, die nun nach ihrer Willkühr erklingen müſſen, und ſollte ich darüber zu Grunde gehen! —

War denn nicht die gehäſſige Ironie, womit uns der Profeſſor in ſeinem Hauſe empfing, nur der Ausdruck des feindlichen Prinzips, und hat er uns mit ſeinen Automaten nicht nur abfertigen wollen, um alle nähere Beziehung mit mir im extenſiven Leben von der Hand zu weiſen? — Du kannſt wohl Recht haben, erwiederte Ludwig: denn auch ich ahne es deutlich, daß auf irgend eine Weiſe, die uns nun freilich wenigſtens jetzt ein unauflösliches Räthſel bleibt, der Profeſſor in dein Leben, oder beſſer geſagt, in das geheimnißvolle pſychiſche Verhältniß, in dem Du mit jenem unbekannten weiblichen Weſen ſtehſt, eingreift. Vielleicht verſtärkt er ſelbſt wider ſeinen Willen, als feindliches Prinzip darin verflochten und dagegen ankämpfend, den Rapport, deſſen Kraft eben im Kampfe wächſt, und es wäre denkbar, daß ihm dein Nähertreten ſchon deshalb verhaßt ſeyn müßte, weil dein geiſtiges Prinzip dann wider ſeinen Willen, oder vielmehr einer konventionellen Abſicht entgegen, alle die Anklänge jenes pſychiſchen

Rapports weckt und in neuen lebhafteren Schwung ſetzt. — Die Freunde beſchloſſen nun kein Mittel unverſucht zu laſſen, dem Profeſſor X. näher zu treten und vielleicht endlich das Räthſel zu löſen, das ſo tief auf Ferdinands Leben wirkte; ſchon am folgenden Morgen ſollte ein zweiter Beſuch bei dem Profeſſor das Fernere einleiten, ein Brief, den Ferdinand unvermuthet von ſeinem Vater erhielt, rief ihn aber nach B., er durfte ſich nicht den mindeſten Aufſchub verſtatten, und in wenigen Stunden eilte er ſchon mit Poſtpferden von dannen, indem er ſeinem Freunde verſicherte, daß ihn nichts abhalten würde, ſpäteſtens in vierzehn Tagen wieder in J. zu ſeyn. Merkwürdig war es Ludwigen im höchſten Grade, daß er bald nach Ferdinands Abreiſe von demſelben ältlichen Mann, der zuerſt von des Profeſſors X. Einwirkung auf den Türken geſprochen, nun erfuhr, wie des Profeſſors mechaniſche Kunſtwerke nur aus einer untergeordneten Liebhaberei hervorgegangen, und daß tiefes Forſchen, tiefes Eindringen in alle Theile der Naturwiſſenſchaft eigentlich der unausgeſetzte Zweck alles ſeines Strebens ſey. Vorzüglich rühmte der Mann die Erfindungen des Profeſſors in der Muſik, die er aber bis jetzt niemandem mittheile. Sein geheimnißvolles Laboratorium ſey ein ſchöner Garten bei der Stadt, und oft hätten ſchon Vorübergehende ſeltſame Klänge und Melodien ertönen gehört, als ſey der Garten von Feen und Geiſtern bewohnt.

Vierzehn Tage vergingen, aber Ferdinand kehrte nicht wieder, endlich nach zwei Monaten erhielt Ludwig einen Brief aus B. des Inhalts:

„Lies und erſtaune, aber erfahre nur das, was du vielleicht ahnteſt, nachdem Du dem Profeſſor, wie ich hoffe, näher getreten. Im Dorfe B. werden Pferde gewechſelt, ich ſtehe und ſchaue recht gedankenlos in die Gegend hinein.

Da fährt ein Wagen vorbei und hält vor der nahen offnen Kirche; ein einfach gekleidetes Frauenzimmer ſteigt aus, ihr folgt ein junger ſchöner Mann in ruſſiſcher Jägeruniform mit Orden geſchmückt; zwei Männer ſteigen aus einem zweiten Wagen. Der Poſthalter ſagt: das iſt das fremde Paar, das unſer Hr. Paſtor heut traut. Mechaniſch gehe ich in die Kirche und trete ein, als der Geiſtliche gerade mit dem Segen die Ceremonie endigt. Ich ſchaue hin, die Braut iſt die Sängerin, ſie erblickt mich, ſie erblaßt, ſie ſinkt, der hinter ihr ſtehende Mann fängt ſie auf in ſeine Arme, es iſt der Profeſſor X. — Was weiter vorgegangen, weiß ich nicht mehr, auch nicht, wie ich hieher gekommen, Du wirſt es wohl vom Profeſſor X. erfahren. Jetzt iſt eine nie gefühlte Ruhe und Heiterkeit in meine Seele gekommen. Der verhängnißvolle Spruch des Türken war eine verdammte Lüge, erzeugt vom blinden Hintappen mit ungeſchickten Fühlhörnern. Habe ich ſie denn verloren? iſt ſie nicht im innern glühenden Leben ewig mein? Du wirſt lange nicht von mir hören, denn ich gehe nach K., vielleicht auch in den tiefen Norden nach P."

Ludwig erſah aus ſeines Freundes Worten nur zu deutlich ſeinen zerrütteten Seelenzuſtand, und um ſo räthſelhafter wurde ihm das Ganze, als er erfuhr, daß der Profeſſor X. durchaus die Stadt nicht verlaſſen habe. Wie, dachte er, wenn es nur die Reſultate des Conflikts wunderbarer pſychiſcher Beziehungen, die vielleicht unter mehreren Perſonen Statt fanden, wären, die in das Leben traten, und ſelbſt äußere von ihnen unabhängige Begebenheiten ſo in ihren Kreis zogen, daß ſie der getäuſchte innere Sinn für eine aus ihm unbedingt hervorgehende Erſcheinung hielt und daran glaubte? — Doch vielleicht tritt künftig die frohe Ahnung ins Leben, die ich in meinem Innern trage, und die meinen Freund tröſten ſoll! Der verhängnißvolle Spruch des Türken iſt erfüllt, und vielleicht gerade durch dieſe Erfüllung der vernichtende Stoß abgewendet, der meinem Freunde drohte. — — —

Nun, ſprach Ottmar, als Theodor plötzlich ſchwieg, nun iſt das alles? Wo bleibt die Aufklärung, wie wurd' es mit Ferdinand, mit dem Profeſſor X., mit der holden Sängerin, mit dem ruſſiſchen Offizier? — Habe ich, erwiederte Theodor, denn nicht vorausgeſagt, daß es nur ein Fragment ſey, was ich vortragen wolle? Ueberdem dünkt mich, daß die merkwürdige Hiſtorie vom redenden Türken gerade von Haus aus fragmentariſch angelegt iſt. Ich meine, die Phantaſie des Leſers oder Hörers ſoll nur ein paar etwas heftige Rucke erhalten und dann ſich ſelbſt beliebig fortſchwingen. Willſt du, lieber Ottmar, aber durchaus über Ferdinands Schickſal beruhigt ſeyn, ſo erinnere dich doch nur an das Geſpräch über die Oper, das ich vor einiger Zeit vorlas. Es iſt derſelbe Ferdinand der dort geſund an Leib und Seele mit freudiger Kampfluſt in das Feld zieht, der hier obſchon in einer früheren Periode ſeines Lebens aufgetreten, alles muß daher wohl mit der ſomnambulen Liebſchaft ſehr gut abgegangen ſeyn.

Und nun, nahm Ottmar das Wort, iſt noch hinzuzufügen, daß unſer Theodor ſich ehemals ſehr wohl darin gefiel in allerlei wunderbaren ja tollen Geſchichten mit aller möglichen Kraft die Fantaſie anzuregen und dann plötzlich abzubrechen. So wenig er ſelbſt daran denkt, wird ihn jeder wenigſtens einer unartigen Myſtifikation anklagen müſſen. — Aber es gab eine Zeit, wo ſein ganzes Thun und Treiben fragmentariſch erſchien. Er las damals nur zweite Theile ohne ſich um den erſten und letzten zu bekümmern, ſah im Schauſpiel zweite und dritte Akte u. ſ. f.

Und dieſe Neigung, ſprach Theodor, habe ich wohl noch. Nichts iſt mir mehr zuwider als wenn in einer Erzählung, in einem Roman der Boden, auf dem ſich die fantaſtiſche Welt bewegt hat, zuletzt mit dem hiſtoriſchen Beſen ſo rein gekehrt wird, daß auch kein Körnchen, kein Stäubchen bleibt, wenn man ſo ganz abgefunden nach Hauſe geht, daß man gar keine Sehnſucht empfindet noch einmal hinter die Gardienen zu kucken. Dagegen dringt manches Fragment einer geiſtreichen Erzählung tief in meine Seele und verſchafft mir, da nun die Fantaſie die eignen Schwingen regt, einen lange dauernden Genuß. Wem iſt es nicht ſo gegangen mit Göthes nußbraunem Mädchen! — Vor allem hat auf mich aber das Götheſche Fragment jenes allerliebſten Mährchens von der kleinen Frau, die der Reiſende im Käſtchen mit ſich führt, einen unbeſchreiblichen Zauber geübt.

Genug, unterbrach Lothar den Freund, genug; wir erfahren nichts mehr von dem redenden Türken und eigentlich war auch die Geſchichte gewiſſermaßen ganz aus. Darum ſoll nun aber unſer Ottmar ohne weiteres zu Worte kommen.

Ottmar zog ſein Manuſkript hervor und las:

Doge und Dogareſſe.

Mit dieſem Namen war in dem Catalog der Kunſtwerke, die die Akademie der Künſte zu Berlin im September 1816 ausſtellte, ein Bild bezeichnet, das der wackre tüchtige C. Kolbe, Mitglied der Akademie, gemalt hatte und das mit beſonderm Zauber jeden anzog, ſo daß der Platz davor ſelten leer blieb. Ein Doge in reichen prächtigen Kleidern ſchreitet, die eben ſo reich geſchmückte Dogareſſe an der Seite, auf einer Baluſtrade hervor, er ein Greis mit grauem Bart, ſonderbar gemiſchte Züge, die bald auf Kraft, bald auf Schwäche, bald auf Stolz und Uebermuth, bald auf Gutmüthigkeit deuten, im braunrothen Geſicht; ſie ein junges Weib, ſehnſüchtige Trauer, träumeriſches Verlangen im Blick, in der ganzen Haltung. Hinter ihnen eine ältliche Frau und ein Mann, der einen aufgeſpannten Sonnenſchirm hält. Seitwärts an der Baluſtrade ſtößt ein junger Menſch in ein muſchelförmig gewundenes Horn und vor derſelben im Meer liegt eine reich verzierte mit der venetianiſchen Flagge geſchmückte Gondel, auf der zwei Ruderer befindlich. Im Hintergrunde breitet ſich das mit hundert und aber hundert Segeln bedeckte Meer aus, und man erblickt die Thürme und Paläſte des prächtigen Venedig, das aus den Fluten emporſteigt. Links unterſcheidet man San Marco, rechts mehr im Vorgrunde San Giorgio Maggiore. In dem goldnen Rahmen des Bildes ſind die Worte eingeſchnizt:

Ah senza amare
Andare sul mare
Col sposo del mare
Non puo consolare.

Ach! gebricht der Liebe Leben,
Kann auf hohem Meer zu ſchweben
Mit dem Gatten ſelbſt des Meeres
Doch nicht Troſt dem Herzen geben.

Vor dieſem Bilde entſtand eines Tages ein unnützer Streit darüber, ob der Künſtler durch das Bild nur ein Bild, das heißt, die durch die Verſe hinlänglich angedeutete augenblickliche Situation eines alten abgelebten Mannes, der mit aller Pracht und Herrlichkeit nicht die Wünſche eines ſehnſuchtsvollen Herzens zu befriedigen vermag, oder eine wirkliche geſchichtliche Begebenheit habe darſtellen wollen. Des Geſchwätzes müde verließ einer nach dem andern den Platz, ſo daß zuletzt nur noch zwei der edlen Malerkunſt gar holde Freunde übrig blieben. „Ich weiß nicht, fing der eine an, wie man ſich ſelbſt allen Genuß verderben mag mit dem ewigen Deuteln und Deuteln. Außerdem, daß ich ja genau zu ahnen glaube, was es mit dieſem Dogen, mit dieſer Dogareſſa für eine Bewandtniß hat im Leben, ſo ergreift mich auch auf ganz beſondere Weiſe der Schimmer des Reichthums und der Macht, der über das Ganze verbreitet iſt. Sieh' dieſe Flagge mit dem geflügelten Löwen, wie ſie der Welt gebietend in den Lüften flattert — O herrliches Venedig!“ Er fing an Turandots Räthſel von dem adriatiſchen Löwen herzuſagen: Dimmi, qual sia quella terribil fera etc. Kaum hatte er geendet, als eine wohltönende Männerſtimme mit Calafs-Auflöſung einfiel: Tu quadrupede fera etc. Von den Freunden unbemerkt hatte ſich hinter ihnen ein Mann hingeſtellt von hohem edlen Anſehen, den grauen Mantel maleriſch über die Schulter geworfen, das Bild mit funkelnden Augen betrachtend. — Man gerieth ins Geſpräch und der Fremde ſagte mit beinahe feierlichem Tone: Es iſt ein eignes Geheimniß, daß in dem Gemüth des Künſtlers oft ein Bild aufgeht, deſſen Geſtalten, zuvor unkennbare körperloſe im leeren Luftraum treibende Nebel, eben in dem Gemüthe des Künſtlers erſt ſich zum Leben zu formen und ihre Heimath zu finden ſcheinen. Und plötzlich verknüpft ſich das Bild mit der Vergangenheit oder auch wohl mit der Zukunft, und ſtellt nur dar, was wirklich geſchah oder geſchehen wird. Kolbe mag vielleicht ſelbſt noch nicht wiſſen, daß er auf dem Bilde dort, niemanden anders darſtellte, als den Dogen Marino Falieri und ſeine Gattin Annunziata. — Der Fremde ſchwieg, aber beide Freunde drangen in ihn, dies Räthſel ihnen ſo zu löſen, wie das Räthſel vom adriatiſchen Löwen. Da ſprach er: Habt ihr Geduld, ihr neugierigen Herrn, ſo will ich Euch auf der Stelle mit Falieris Geſchichte die Erklärung des Bildes geben. Aber habt ihr auch Geduld? — Ich werde ſehr umſtändlich ſeyn, denn anders mag ich nicht von Dingen reden, die mir ſo lebendig vor Augen ſtehen, als habe ich ſie ſelbſt erſchaut. — Das kann auch wohl der Fall ſeyn, denn jeder Hiſtoriker, wie ich nun einmal einer bin, iſt ja eine Art redendes Geſpenſt aus der Vorzeit.

Die Freunde traten mit dem Fremden in ein entferntes Zimmer, wo er ohne weitere Vorrede in folgender Art begann.

Vor gar langer Zeit und, irr' ich nicht, ſo war's im Monat Auguſt des Jahres Eintauſend dreihundert und vier und fünfzig, als der tapfere genueſiſche Feldherr, Paganino Doria geheißen, die Venetianer auf's Haupt geſchlagen und ihre Stadt Parenzo erſtürmt hatte. Im Golf, dicht vor Venedig, kreuzten nun ſeine wohlbemannten Galeeren hin und her wie hungrige Raubthiere, die in unruhiger Gier auf und nieder rennen, ſpähen, wo die Beute am ſicherſten zu haſchen; und Todesſchrecken erfaßte Volk und Signorie. Alle Mannſchaft, jeder der nur vermochte die Arme zu rühren, griff zur Waffe oder zum Ruder. In dem Hafen von San Nicolo ſammelte man die Haufen.

Schiffe, Bäume wurden verſenkt, Kett' an Kette geſchloſſen, um dem Feinde den Eingang zu ſperren. Während hier in wildem Getümmel die Waffen klirrten, die Laſten in das ſchäumende Meer niederdonnerten, ſah man auf dem Rialto die Agenten der Signorie, wie ſie den kalten Schweiß ſich von der bleichen Stirn wegtrocknend, mit verſtörtem Geſichte, mit heiſerer Stimme Prozente über Prozente boten für baares Geld, denn auch daran mangelte es der bedrohten Republik. In dem unerforſchlichen Rathſchluſſe der ewigen Macht lag es aber, daß gerade in dieſer Zeit der höchſten Kümmerniß und Noth der bedrängten Heerde der treue Hirte entriſſen werden ſollte. Ganz erdrückt von der Laſt des Ungemachs ſtarb der Doge Andrea Dandulo, den das Volk ſein liebes Gräfchen (il caro contino) nannte, weil er immer fromm und freundlich war und niemals über den Marcusplatz ſchritt, ohne für jeden des Geldes oder des guten Raths bedürftigen, für dieſen Troſt im Munde, für jenen Zechinen in der Taſche zu führen. Wie es denn nun geſchieht, daß den vom Unglück Entmutheten jeder Schlag, ſonſt kaum gefühlt, doppelt ſchmerzlich trifft, ſo war denn auch das Volk, als die Glocken von San Marco in dumpfen ſchauerlichen Klängen den Tod des Herzogs verkündeten, ganz außer ſich vor Jammer und Betrübniß. Nun ſey ihre Stütze, ihre Hoffnung dahin, nun müßten ſie die Nacken beugen dem genueſiſchen Joch, ſo ſchrien ſie laut, unerachtet, was die eben nöthigen kriegeriſchen Operationen betraf, der Verluſt des Dandulo eben nicht ſo verderblich ſchien. Das gute Gräfchen lebte gerne in Ruhe und Frieden, es verfolgte lieber den wunderbaren Gang der Geſtirne als die räthſelhaften Verſchlingungen der Staatsklugheit, es verſtand ſich beſſer darauf am heiligen Oſterfeſte die Prozeſſion zu ordnen als ein Kriegsheer zu führen. Nun kam es darauf an einen Doge zu wählen, der gleich begabt mit muthigem Feldherrnſinn und tüchtiger Staatsklugheit das in ſeinen Grundfeſten erſchütterte Venedig rette, von der bedrohlichen Gewalt des immer kühneren Feindes. Die Senatoren verſammelten ſich, aber da ſah man nichts als trübe Geſichter, ſtarre Blicke, zu Boden geſenkte in die Hand geſtützte Häupter. Wo einen Mann finden, der jetzt mit kräftiger Hand das loſe Steuer zu ergreifen und richtig zu lenken vermag? Der älteſte Rath, Marino Bodoeri geheißen, erhob endlich ſeine Stimme. „Hier um uns, unter uns, ſo ſprach er, hier werdet ihr ihn nicht finden, aber richtet Eure Blicke nach Avignon, auf Marino Falieri, den wir hinſchickten, um dem Pabſte Innozenz Glück zu wünſchen zu ſeiner Erhebung, der kann jetzt was Beſſeres thun, der vermag es, wählen wir ihn zum Doge, allem Ungemach zu ſteuern. Ihr werdet einwenden, daß dieſer Marino Falieri ſchon an die achtzig Jahre alt iſt, daß Haupthaar und Bart reines Silber geworden, daß ſein muntres Anſehen, ſein brennendes Auge, das Glühroth auf Naſe und Wangen, wie Verläumder wollen, mehr dem guten Cyperwein als innerer Kraft zuzuſchreiben iſt, aber achtet das nicht. Erinnert Euch, welche glänzende Tapferkeit dieſer Marino Falieri als Proveditor der Flotte auf dem ſchwarzen Meere zeigte, bedenkt, welche Verdienſte es ſeyn mußten, die die Prokuratoren von San Marco bewegen konnten, dieſen Falieri mit der reichen Grafſchaft Valdemarino zu belehnen?" — So ſtrich Bodoeri Falieris Verdienſte wacker heraus und wußte jedem Einwand im Voraus zu begegnen, bis endlich alle Stimmen ſich zu Falieris Wahl einten. Mancher ſprach zwar noch viel von Falieris aufbrauſendem Zorn, von ſeiner Herrſchſucht, ſeinem Eigenwillen, aber da hieß es: Eben deshalb, weil das Alles von dem Greiſe gewichen, wählen wir den Greis und nicht den Jüngling Falieri. Derlei tadelnde Stimmen verhallten nun auch vollends, als das Volk die Wahl des neuen Doge erfuhr und ausbrach in ungemeſſenen ausgelaſſenen Jubel. Weiß man nicht, daß in ſolch' gefahrvoller Zeit, in ſolcher Unruhe und Spannung jeder Entſchluß, iſt es nur wirklich einer, wie eine Eingebung des Himmels erſcheint? — So geſchah es, daß das gute Gräfchen mit all' ſeiner Frömmigkeit und Milde rein vergeſſen war, und daß Jeder rief: Beim heiligen Marcus, dieſer Marino hätte längſt unſer Doge ſeyn ſollen und der übermüthige Doria ſäße uns nicht in den Rippen! — Und verkrüppelte Soldaten ſtreckten mühſam die lahmen Arme hoch aus in die Lüfte und ſchrien: Das iſt der Falieri, der den Morbaßan ſchlug — der tapfere Heerführer, deſſen ſiegreiche Flaggen im ſchwarzen Meere wehten. Und wo das Volk zuſammenſtand, erzählte einer von des alten Falieri Heldenthaten und, als ſey Doria ſchon geſchlagen, erhallten die Lüfte von wildem Jubelgeſchrei. Hiezu kam, daß Nicolo Piſani, der, mag der Himmel wiſſen warum, ſtatt dem Doria zu begegnen mit der Flotte, ruhig nach Sardinien geſegelt war, endlich zurückkehrte. Doria verließ den Golf, und was die Annäherung der Flotte des Piſani verurſachte, wurde dem furchtbaren Namen: Marino

Falieri zugeſchrieben. Da ergriff Volk und Signorie eine Art fanatiſcher Verzückung über die glückliche Wahl und man beſchloß, damit das Außerordentliche geſchehe, den neuerwählten Dogen wie den Himmelsboten, der Ehre, Sieg, die Fülle des Reichthums bringt, zu empfangen. Zwölf Edle, jeder von zahlreicher glänzender Dienerſchaft umgeben, hatte die Signorie bis nach Verona geſchickt, wo die Geſandten der Republik dem Falieri, ſo wie er angekommen, nochmals ſeine Erhebung zum Oberhaupt des Staats feierlich ankündeten. Fünfzehn reich verzierte Staatsbarken, vom Podeſta von Chioggia unter den Befehlen ſeines eignen Sohnes Taddeo Guiſtiniani ausgerüſtet, nahmen darauf in Chiozza den Dogen mit ſeinem Gefolge auf, der nun wie im Triumphzuge des mächtigſten ſiegreichſten Monarchen nach St. Clemens ging, wo ihn der Bucentoro erwartete.

Gerade in dieſem Augenblick, als nämlich Marino Falieri den Bucentoro zu beſteigen im Begriff ſtand, und das war am dritten October Abends, da ſchon die Sonne zu ſinken begann, lag vor den Säulen der Dogana, auf dem harten Marmorpflaſter ausgeſtreckt, ein armer unglücklicher Menſch. Einige Lumpen geſtreifter Leinwand, deren Farbe nicht mehr kenntlich und die ſonſt einem Schifferkleide, wie das gemeinſte Volk der Laſtträger und Ruderknechte es trägt, angehört zu haben ſchienen, hingen um den abgemagerten Körper. Von Hemde war nichts mehr zu ſehen, als die eigne Haut des Armen, die überall durchblickte, aber ſo weiß und zart war, daß ſie der Edelſten einer ohne Scheu und Schaam hätte tragen können. So zeigte auch die Magerkeit nur deſto beſſer das reinſte Ebenmaaß der wohlgebauten Glieder und betrachtete man nun vollends die hell-kaſtanienbraunen Locken, die zerzauſt und verworren die ſchönſte Stirn umſchatteten, die blauen nur von troſtloſem Elend verdüſterten Augen, die Adler-Naſe, den feingeformten Mund des Unglücklichen, der höchſtens zwanzig Jahre zu zählen ſchien, ſo war es gewiß, daß irgend ein feindſeliges Schickſal den Fremdling von guter Geburt in die unterſte Claſſe des Volks geſchleudert haben mußte.

Wie geſagt, vor den Säulen der Dogana lag der Jüngling und ſtarrte, den Kopf auf den rechten Arm geſtützt, mit ſtierem gedankenloſen Blick ohne Regung und Bewegung hinein in das Meer. Man hätte denken ſollen, das Leben ſey von ihm gewichen, der Todeskampf habe ihn zur Bildſäule verſteinert, hätte er nicht dann und wann tief wie im unſäglichſten Schmerz aufgeſeufzt. Das war denn nun wohl der Schmerz des linken Arms, den er ausgeſtreckt hatte auf dem Pflaſter und der mit blutigen Lumpen umwickelt, ſchwer verwundet zu ſeyn ſchien. —

Alle Arbeit ruhte, das Getöſe des Gewerbes ſchwieg, ganz Venedig ſchwamm in tauſend Barken und Gondeln dem hochgeprieſenen Falieri entgegen. So kam es, daß auch der unglückliche junge Menſch in troſtloſer Hülfloſigkeit ſeinen Schmerz verſeufzte. Doch eben als ſein mattes Haupt herabſank auf das Pflaſter und er der Ohnmacht nahe ſchien, rief eine heiſere Stimme recht kläglich mehrmals hinter einander: Antonio — mein lieber Antonio! — Antonio erhob ſich endlich mühſam mit halbem Leibe, und indem er den Kopf nach den Säulen der Dogana, hinter denen die Stimme hervorzukommen ſchien, hinrichtete, ſprach er ganz matt und kaum vernehmbar: Wer iſt's, der mich ruft? — Wer kommt, meinen Leichnam ins Meer zu werfen, denn bald werde ich hier umgekommen ſeyn! — Da keuchte und hüſtelte ſich ein kleines ſteinaltes Mütterchen am Stabe heran zu dem wunden Jüngling und indem ſie neben ihm hinkauerte, brach ſie aus in ein widriges Kichern und Lachen. „Thörigt' Kind, ſo lispelte dann die Alte, thörigt' Kind, willſt hier umkommen, willſt hier ſterben, weil das goldne Glück dir aufgeht? — Schau nur hin, ſchau nur hin dort im Abend die lodernden Flammen, das ſind Zechinen für dich. — Aber du mußt eſſen, lieber Antonio, eſſen und trinken, denn der Hunger nur iſt es, der dich zu Boden geworfen hat, hier auf dem kalten Pflaſter! — Der Arm iſt ſchon heil, ſchon wieder heil!" — Antonio erkannte in dem alten Mütterchen das ſeltſame Bettelweib, das auf den Stufen der Franziskanerkirche die Andächtigen immer kichernd und lachend, um Almoſen anzuſprechen pflegte und der er manchmal, von innerm unerklärlichem Hange getrieben, einen ſauer verdienten Quattrino, den er ſelbſt nicht übrig, hingeworfen. „Laß mich in Ruhe, ſprach er, laß mich in Ruhe, altes wahnſinniges Weib, wohl iſt es der Hunger mehr als die Wunde, der mich kraftlos und elend macht, ſeit drei Tagen hab' ich keinen Quattrino verdient. Hinüber wollt' ich nach dem Kloſter und ſehen ein Paar Löffel Krankenſuppe zu erhaſchen, aber alle Kameraden ſind fort — keiner, der mich aus Barmherzigkeit aufnimmt in die Barke, und da bin ich hier umgeſunken und werde wohl niemals wieder aufſtehen." „Hi hi hi

Hi, kicherte die Alte, warum gleich verzweifeln? warum gleich verzagen, du biſt durſtig, du biſt hungrig, dafür hab' ich Rath. Hier ſind ſchöne gedörrte Fiſchlein, erſt heute auf der Zecca eingekauft, hier iſt Limonienſaft, hier ein artig weißes Brödlein, iß mein Söhnlein, dann wollen wir nach dem wunden Arm ſchauen." Die Alte hatte in der That aus dem Sack, der ihr wie eine Kapuze auf dem Rücken hing und hoch hinüberragte über das gebückte Haupt, Fiſche, Brod und Limonienſaft hervorgeholt. So wie Antonio nur die brennenden verſchrumpften Lippen genetzt hatte mit dem kühlen Getränke, erwachte der Hunger mit doppelter Gewalt und er verſchlang gierig Fiſche und Brod. Die Alte war indeſſen drüber her, ihm die Lumpen von dem wunden Arm abzuwickeln und da fand es ſich denn, daß der Arm zwar hart zerſchlagen, die Wunde aber ſchon in voller Heilung war. Indem nun die Alte eine Salbe, die in einem kleinen Büchschen befindlich und die ſie mit dem Hauch des Mundes erwärmt, darauf ſtrich, frug ſie: Aber wer hat dich denn ſo arg geſchlagen, mein armes Söhnlein? Antonio ganz erquickt, von neuem Lebensfeuer durchglüht, hatte ſich ganz aufgerichtet; mit blitzenden Augen die geballte Rechte erhoben, rief er: Ha! — Nicolo der Spitzbube wollte mich lahm ſchlagen, weil er mich um jeden elenden Quattrino beneidet, den mir eine wohlthätige Hand zuwirft! Du weißt Alte, daß ich mühſam mein Leben dadurch erhielt, daß ich die Laſten aus den Schiffen und Barken in das Kaufhaus der Deutſchen, in den ſogenannten Fontego (du kennſt es ja wohl das Gebäude), ſchleppen half. — So wie Antonio das Wort „Fontego" ausſprach, kicherte und lachte die Alte recht abſcheulich auf und plapperte immer fort: Fontego — Fontego — Fontego. — Laß dein tolles Lachen, Alte, wenn ich erzählen ſoll, rief Antonio erzürnt; da wurde die Alte gleich ſtill und Antonio fuhr fort: Nun hatte ich einige Quattrino's verdient, mir ein neues Wamms gekauft, ſah ganz ſtattlich aus und kam in die Zahl der Gondolieres. Weil ich immer frohen Muthes war, wacker arbeitete und manch' ſchönes Lied wußte, verdiente ich manchen Quattrino mehr als die Andern. Aber da erwachte der Neid unter den Kameraden. Sie verſchwärzten mich bei meinem Herrn, der mich fortjagte, überall wo ich ging und ſtand, riefen ſie mir nach, „deutſcher Hund! verfluchter Ketzer!" und vor drei Tagen, als ich bei San Sebaſtian eine Barke ans Land rollen half, überfielen ſie mich mit

Steinwürfen und Prügeln. Wacker wehrte ich mich meiner Haut, aber da traf mich der tückiſche Nicolo mit einem Ruderſchlage, der mein Haupt ſtreifend und den Arm ſchwer verletzend mich zu Boden warf. — Nun, du haſt mich ſatt gemacht, Alte und in der That fühle ich, daß deine Salbe meinem wunden Arm auf wunderbare Weiſe wohl thut. Sieh nur, wie ich den Arm ſchon zu ſchwingen vermag — nun will ich wieder tapfer rudern! Antonio war vom Boden aufgeſtanden und ſchwang den wunden Arm kräftig hin und her, aber die Alte kicherte und lachte wieder laut auf, und rief, indem ſie ganz wunderlich wie in kurzen Sprüngen tänzelnd hin und her trippelte: Söhnlein, Söhnlein, mein Söhnlein, rudere tapfer — er kommt — er kommt, das Gold glüht in lichten Flammen, rudere tapfer, tapfer! — aber nur noch einmal, nur noch einmal! — dann nicht wieder!

Antonio achtete nicht auf der Alten Beginnen, denn vor ihm hatte ſich das allerherrlichſte Schauſpiel aufgethan. Von San Clemens her ſchwamm der Bucentoro, den adriatiſchen Löwen in der flatternden Flagge, mit tönendem Ruderſchlage daher wie ein kräftigbeſchwingter goldner Schwan. Umringt von tauſend Barken und Gondeln ſchien er, ſein fürſtlich kühnes Haupt erhoben, zu gebieten über ein jubelndes Heer, das mit glänzenden Häuptern aufgetaucht war, aus dem tiefen Meeresgrunde. Die Abendſonne warf ihre glühenden Strahlen über das Meer, über Venedig hin, ſo, daß Alles in lodernden Flammen ſtand; aber wie Antonio in Vergeſſenheit alles Kummers ganz entzückt hinſchaute, wurde der Schein immer blutiger und blutiger. Ein dumpfes Sauſen ging durch die Lüfte und wie ein furchtbares Echo hallte es wieder aus der Tiefe des Meers. Der Sturm kam daher gefahren auf ſchwarzen Wolken und hüllte Alles in dicke Finſterniß ein, während aus dem brauſenden Meere höher und höher die Wellen wie ziſchende ſchäumende Ungeheuer emporſtiegen und Alles zu verſchlingen drohten. Gleich zerſtäubtem Gefieder ſah man Gondeln und Barken hier und dort auf dem Meere treiben. Der Bucentoro, mit ſeinem flachen Boden unfähig dem Sturme zu widerſtehen, ſchwankte hin und her. Statt des fröhlichen Jubels der Zinken und Trompeten hörte man durch den Sturm das Angſtgeſchrei der Bedrängten.

Erſtarrt ſchaute Antonio hin, dicht vor ihm raſſelte es wie mit Ketten, er ſchaute hinab, ein kleiner Kahn, der an die Mauer angekettet, wurde von den Wellen geſchaukelt, da ſiel es wie ein Blitzſtrahl in ſeine Seele. Er ſprang in den Kahn, machte ihn frei, ergriff das Ruder, das er darinnen fand und ſtach kühn und muthvoll hinaus in die See, geradezu auf den Bucentoro. Je näher er kam, deſto deutlicher vernahm er das Hülfsgeſchrei auf dem Bucentoro: „Hinan! — hinan! — rettet den Doge! rettet den Doge!“ — Es iſt bekannt, daß kleine Fiſcherkähne im Golf, wenn er ſtürmt, gerade ſicherer ſind und beſſer zu handhaben als größere Barken, und ſo kam es denn, daß dergleichen von allen Seiten herbeieilten, um das theure Haupt des Marino Falieri zu retten. Aber im Leben geſchieht es ja immer, daß die ewige Macht nur Einem das tüchtige Gelingen einer kühnen That als ſein Eigen zugetheilt hat, ſo daß alle Andere ſich ganz vergebens darum bemühen. So war es dießmal der arme Antonio, dem die Rettung des neuerwählten Doge zugedacht war und deshalb gelang es ihm ganz allein, ſich mit ſeinem kleinen geringen Fiſcherkahn glücklich hinanzuarbeiten an den Bucentoro. Der alte Marino Falieri, mit ſolcher Gefahr vertraut, ſtieg, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, rüſtig heraus aus dem prächtigen, aber verrätheriſchen Bucentoro und hinein in den kleinen Kahn des armen Antonio, der ihn über die brauſenden Wellen leicht weggleitend wie ein Delphin in wenigen Minuten hinüberruderte nach dem Platze des heiligen Marcus. Mit durchnäßten Kleidern, große Meerestropfen im grauen Bart, führte man den Alten in die Kirche, wo der Adel mit verbleichten Geſichtern die Ceremonien des Einzuges beendete. Das Volk eben ſo wie die Signorie beſtürzt über die Unfälle des Einzuges, zu denen es auch rechnete, daß der Doge in der Eil und Verwirrung durch die zwei Säulen geführt worden, wo gewöhnliche Miſſethäter hingerichtet zu werden pflegen, verſtummte mitten im Jubel und ſo endete der feſtlich begonnene Tag traurig und düſter.

An den Retter des Doge ſchien niemand zu denken, und Antonio ſelbſt dachte nicht daran, ſondern lag todmüde, halb ohnmächtig von Schmerz, den ihm die neuaufgereizte Wunde verurſachte, in dem Säulengange des herzoglichen Palaſtes. Deſto verwunderlicher war es ihm, als, da beinahe die Nacht eingebrochen, ein herzoglicher Trabant ihn bei den Schultern packte, und mit den Worten: Komm guter Freund, in den Palaſt und in die Zimmer des Dogen hineinſtieß. Der Alte kam ihm freundlich entgegen und ſprach, indem er auf ein Paar Beutel wies, die auf dem Tiſche lagen: „Du haſt dich wacker gehalten, mein guter Sohn, hier! — nimm dieſe dreitauſend Zechinen, willſt du mehr, ſo fordere, aber erzeige mir den Gefallen und laſſe dich nie mehr vor meinem Angeſicht ſehen.“ Bei den letzten Worten blitzten Funken aus den Augen des Alten und die Naſenſpitze röthete ſich höher. Antonio wußte nicht, was der Alte wollte, ließ ſich das auch gar nicht zu Herzen gehn, ſondern laſtete mit Mühe die Beutel auf, die er mit Fug und Recht verdient zu haben glaubte.

Leuchtend im Glanz der neuerlangten Herrſchaft, ſah andern Morgens der alte Falieri aus den hohen Bogenfenſtern des Palaſtes herab auf das Volk, das ſich unter ihm in allerlei Waffenübungen luſtig tummelte. Da trat Bodoeri, ſeit den Jünglingsjahren in unwandelbarer Freundſchaft mit dem Dogen feſt verkettet, ins Gemach, und als nun dieſer ganz verſunken in ſich und ſeine Würde ihn gar nicht zu bemerken ſchien, ſchlug er die Hände zuſammen und rief laut lachend aus: Ei Falieri, welche erhabene Gedanken mögen brüten und gedeihen in deinem Kopfe ſeit dem Augenblicke, daß die krumme Mütze darauf ſitzt? — Falieri, wie aus einem Traum erwachend, kam dem Alten mit erzwungener Freundlichkeit entgegen. Er fühlte, daß es doch eigentlich Bodoeri war, dem er die Mütze zu verdanken und jene Rede ſchien ihn daran zu mahnen. Da nun aber jede Verpflichtung ſein ſtolzes herrſchſüchtiges Gemüth wie eine Laſt drückte und er den älteſten Rath, den bewährten Freund nicht abfertigen konnte, wie den armen Antonio, ſo zwang er ſich einige Worte des Dankes ab und fing dann gleich an, von den Maaßregeln zu ſprechen, die jetzt den überall ſich regenden Feinden entgegengeſtellt werden müßten. „Das,“ fiel ihm Bodoeri mit ſchlauem Lächeln in die Rede, „das und alles Uebrige, was ſonſt noch der Staat von dir fordert, wollen wir nach ein Paar Stunden im verſammelten großen Rath reiflich erwägen und überlegen. Nicht darum bin ich ſo früh gekommen, um mit dir die Mittel aufzufinden, wie man den kecken Doria ſchlägt oder wie man den ungariſchen Ludwig, dem es wieder nach unſern dalmatiſchen Seeſtädten gelüſtet, zur Vernunft bringt. Nein, Marino, nur an dich ſelbſt hab' ich gedacht und zwar, was du vielleicht nicht rathen würdeſt, an deine Vermählung.“ „Wie konnteſt du, erwiederte der Doge, indem er ganz verdrießlich aufſtand und dem Bodoeri den Rücken gewendet, hinausſchaute durch das Fenſter, — wie konnteſt du nur daran denken. Noch lange iſt's hin bis zum Himmelfahrtstage. Dann, hoff ich, ſoll der Feind geſchlagen, Sieg, Ehre, neuer Reichthum, glänzendere Macht dem meergebornen adriatiſchen Löwen erworben ſeyn. Die keuſche Braut ſoll den Bräutigam ihrer würdig finden." „Ach, fiel ihm Bodoeri ungeduldig in die Rede, ach du ſprichſt von der ſeltſamen Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn du den goldnen Ring vom Bucentoro hinabſchleudernd in die Wellen, dich zu vermählen gedenkſt mit dem adriatiſchen Meer. Du Marino, du, dem Meer Verwandter, kennſt du denn keine andere Braut, als das kalte, feuchte verrätheriſche Element, dem du zu gebieten wähnſt, und das erſt geſtern gar bedrohlich ſich gegen dich auflehnte? — Ei, wie magſt du liegen wollen in den Armen einer ſolchen Braut, die ein eigenſinnig tolles Ding, gleich, als du auf dem Bucentoro daher gleitend ihr nur die bläulich gefrornen Wangen ſtreichelteſt, zankte und tobte. Reicht denn ein ganzer Veſuv voll Gluth dazu hin, den eiſigen Buſen eines falſchen Weibes zu erwärmen, die in ſteter Treuloſigkeit immer und immer ſich neu vermählend die Ringe nicht empfängt als theures Liebespfand, ſondern hinabreißt den Tribut der Sclaven? Nein, Marino, ich gedachte, daß du dich vermählen ſollteſt mit dem ſchönſten Erdenkinde, das nur zu finden." „Du faſelſt, murmelte Falieri, ohne ſich vom Fenſter wegzuwenden, du faſelſt Alter. Ich, ein achtzigjähriger Greis, belaſtet mit Mühe und Arbeit, niemals verheirathet geweſen, kaum mehr fähig zu lieben" — Halt ein, rief Bodoeri, läſtere dich nicht ſelbſt. — Streckt nicht der Winter, ſo rauh und kalt, als er auch ſeyn mag, doch nicht zuletzt voll Sehnſucht die Arme aus nach der holden Göttin, die ihm entgegen zieht von lauen Weſtwinden getragen? — Und wenn er ſie dann an den erſtarrten Buſen drückt, wenn ſanfte Gluth ſeine Adern durchrinnt, wo bleibt da Eis und Schnee! Du ſagſt, du ſeyſt an die achtzig Jahre alt, das iſt wahr, aber berechneſt du das Greisthum denn blos nach den Jahren? — Trägſt du dein Haupt nicht ſo aufrecht, gehſt du nicht mit ſolchem feſten Schritt einher wie vor vierzig Sommern? — Oder fühlſt du vielleicht doch, daß deine Kraft abgenommen, daß du ein geringeres Schwerdt tragen mußt, daß du im raſchen Gange ermatteſt, daß du die Treppen des herzoglichen Palaſtes heraufkeuchſt. — Nein, beim Himmel! unterbrach Falieri den Freund, indem er mit raſcher heftiger Bewegung vom Fenſter weg und auf ihn zutrat, nein, beim

Himmel! von dem Allen ſpüre ich nichts. — Nun dann, fuhr Bodoeri fort, ſo genieße als Greis mit allen Zügen alles Erdenglück, was dir noch zugedacht. Erhebe das Weib, das ich für dich wählte, zur Dogareſſa, und die Frauen von Venedig werden, was Schönheit und Tugend betrifft, ſo gut in ihr die Erſte anerkennen müſſen, als die Venetianer in dir ihr Oberhaupt an Tapferkeit, Geiſt und Kraft. Bodoeri fing nun an, das Bild eines Weibes zu entwerfen und wußte die Farben ſo geſchickt zu miſchen und ſo lebendig aufzutragen, daß des alten Falieri Augen blitzten, daß er im ganzen Geſicht röther und röther wurde, daß die Lippen ſich ſpitzten und ſchmatzten als genöſſe er ein Gläslein feurigen Syrakuſer nach dem andern. „Ei, ſprach er endlich ſchmunzelnd, ei, was iſt denn das für ein Ausbund von Liebreiz, von dem Du ſprichſt?“ — Kein anderes Weib, erwiederte Bodoeri, kein anderes Weib meine ich, als mein liebes Nichtchen. Was, fiel ihm Falieri in die Rede, deine Nichte? Die wurde ja, als ich Podeſta von Treviſo war, an Bertuccio Nenolo verheirathet? Ei, ſprach Bodoeri weiter, Du denkſt an meine Nichte Franzeska und deren Töchterlein iſt es, die ich dir zugedacht. Du weißt, daß den wilden barſchen Nenolo der Krieg ins Meer verlockte. Franzeska voller Gram und Schmerz begrub ſich in ein römiſches Kloſter, ſo ließ ich die kleine Annunziata erziehen in tiefer Einſamkeit auf meiner Villa in Treviſo. — Was, unterbrach Falieri den Alten voller Ungeduld aufs neue, was, die Tochter Deiner Nichte ſoll ich zu meiner Gemahlin erheben? — Wie lange iſt's, daß Nenolo ſich vermählte? — Annunziata muß ein Kind ſeyn von höchſtens zehn Jahren. Als ich Podeſta von Treviſo wurde, war an Nenolos Vermählung noch nicht zu denken und das ſind — 25 Jahre her, fiel Bodoeri ihm lachend in die Rede, ei! wie magſt du dich ſo verrechnen in der Zeit, die dir ſchnell vergangen. Annunziata iſt ein Mädchen von 19 Jahren, ſchön wie die Sonne, ſittſam, demüthig, in der Liebe unerfahren, denn ſie ſah kaum einen Mann. Sie wird dir anhängen mit kindlicher Liebe und anſpruchloſer Ergebenheit. „Ich will ſie ſehen, ich will ſie ſehen,“ rief der Doge, dem das Bild, das Bodoeri von der ſchönen Annunziata entworfen, wieder vor Augen kam. Sein Wunſch wurde ſelbigen Tages erfüllt, denn kaum als er aus dem großen Rath in ſeine Gemächer zurückgekehrt war, führte ihm der ſchlaue Bodoeri, der mancherlei Urſachen haben mochte, ſeine Nichte als Dogareſſa an Falieris Seite zu ſehen, die holde Annunziata ganz heimlich zu. Als nun der alte Falieri das Engelskind erblickte, war er ganz beſtürzt über das Wunder von Schönheit und vermochte kaum, unverſtändliche Worte ſtammelnd, um ſie zu werben. Annunziata, wohl von Bodoeri ſchon unterrichtet, ſank hohe Röthe auf den Wangen, nieder vor dem fürſtlichen Greiſe. Sie ergriff ſeine Hand, die ſie an die Lippen drückte und liſpelte leiſe: O Herr, wollt Ihr mich denn würdigen Euch zur Seite den fürſtlichen Thron zu beſteigen? — Nun ſo will ich Euch aus dem Grunde meiner Seele verehren und Eure treue Magd ſeyn bis zum letzten Athemzuge. Der alte Falieri war außer ſich vor Wonne und Entzücken. Als Annunziata ſeine Hand ergriff, fühlt' er es durch alle Glieder zucken und dann begann er dermaßen mit dem Kopfe, mit dem ganzen Leibe zu wackeln und zu zittern, daß er nur ganz geſchwinde ſich in den großen Lehnſtuhl ſetzen mußte. Es ſchien als ſolle Bodoeri's gute Meinung von dem kräftigen Alter der achtziger Jahre widerlegt werden. Der konnte freilich ein ſeltſames Lächeln, das um ſeine Lippen zuckte, nicht unterdrücken, die unſchuldige unbefangene Annunziata bemerkte nichts und ſonſt war zum Glück niemand zugegen. — Mocht' es ſeyn, daß der alte Falieri, dacht' er daran ſich dem Volke als Bräutigam eines neunzehnjährigen Mädchens zu zeigen, das Unbequeme dieſer Lage fühlte, daß ſogar eine Ahnung in ihm ſich regte, daß man die zum Spott geneigten Venetianer dazu eben nicht aufreizen dürfe und daß es beſſer ſey, den kritiſchen Zeitpunkt des Bräutigamsſtandes ganz zu verſchweigen, genug mit Bodoeris Uebereinſtimmung wurde beſchloſſen, daß die Trauung in der größten Heimlichkeit vollzogen und dann einige Tage darauf die Dogareſſa als mit Falieri längſt vermählt und als ſey ſie eben aus Treviſo angekommen, wo ſie ſich während Falieris Sendung nach Avignon aufgehalten, der Signorie und dem Volk vorgeſtellt werden ſollte.

Richten wir unſern Blick auf jenen ſauber gekleideten bildſchönen Jüngling, der, den Beutel mit Zechinen in der Hand, den Rialto auf und abgeht, mit Juden, Türken, Armeniern, Griechen ſpricht, die verdüſterte Stirn wieder abwendet, weiter ſchreitet, ſtehen bleibt, wieder umkehrt und endlich ſich nach dem Marcusplatz gondeln läßt, wo er mit ungewiſſem zaudernden Schritt, die Arme übereinander geſchlagen, den Blick zur Erde geſenkt, auf und abwandelt und nicht bemerkt, nicht ahnt, daß manches Flüſtern, manches Räuspern aus dieſem, jenem Fenſter, von dieſem, jenem reich behängten Balkon herab, Liebeszeichen ſind, die ihm gelten. Wer würde in dieſem Jünglinge ſo leicht den Antonio erkennen, der noch vor wenigen Tagen zerlumpt, arm und elend auf dem Marmorpflaſter vor der Dogana lag! Söhnlein, mein goldnes Söhnlein Antonio, guten Tag! — guten Tag! So rief ihm das alte Bettelweib entgegen, die auf den Stufen der Marcuskirche ſaß und bei der er vorüberſchreiten wollte ohne ſie zu ſehen. So wie er, ſich raſch umwendend, die Alte erblickte, griff er in den Beutel und holte eine Hand voll Zechinen heraus, die er ihr zuwerfen wollte. „O laß doch dein Gold ſtecken, kicherte und lachte die Alte, was ſoll ich denn mit deinem Golde anfangen, bin ich denn nicht reich genug? — Aber wenn du mir Gutes thun willſt, ſo laß mir eine neue Kaputze machen, denn die, die ich trage, will nicht mehr halten gegen Wind und Wetter! — Ja das thue, mein Söhnlein, mein goldnes Söhnlein — aber bleib weg vom Fontego — vom Fontego!“ — Antonio ſtarrte der Alten ins bleichgelbe Antlitz, in dem die tiefen Furchen auf ſeltſame grauliche Weiſe zuckten, und als ſie nun die dürren Knochenhände klappernd zuſammenſchlug und mit heulender Stimme und widrigem Kichern fortplapperte, bleib' weg vom Fontego! da rief Antonio: kannſt du denn niemals dein tolles wahnſinniges Treiben laſſen, du — Hexenweib! So wie Antonio dies Wort ausſprach, kugelte die Alte, wie vom Blitz getroffen, die hohen Marmorſtufen herab. Antonio ſprang hinzu, faßte die Alte mit beiden Händen und verhinderte den ſchweren Fall. „O mein Söhnlein, ſprach jetzt die Alte mit leiſer kläglicher Stimme, o mein Söhnlein, was für ein entſetzliches Wort ſprachſt du aus! O tödte mich lieber, als daß du dieſes Wort noch einmal wiederholſt. — Ach du weißt nicht, wie ſchwer du mich verletzt haſt, mich, die dich ja ſo getreulich im Herzen trägt — ach du weißt nicht.“ — Die Alte brach plötzlich ab, verhüllte ihr Haupt mit dem dunkelbraunen Tuchlappen, der ihr wie ein kurzes Mäntelchen um die Schultern hing und ſeufzte und wimmerte wie in tauſend Schmerzen. Antonio fühlte ſich im Innerſten auf ſeltſame Weiſe bewegt, er faßte die Alte und trug ſie hinauf bis in das Portal der Marcuskirche, wo er ſie auf eine Marmorbank, die dort befindlich, hinſetzte. „Du haſt mir Gutes gethan, Alte, fing er dann an, nachdem er des Weibes Haupt befreit hatte von dem häßlichen

Tuchlappen, du haſt mir Gutes gethan, dir hab' ich eigentlich meinen ganzen Wohlſtand zu verdanken, denn ſtandeſt du mir nicht bei in der Todesnoth, ſo läge ich längſt im Meeresgrunde, ich rettete nicht den alten Dogen, ich erhielt nicht die wackern Zechinen. Aber ſelbſt, hätteſt du das auch nicht gethan, ſo fühle ich, daß ich doch mit ganz beſonderer Neigung dir anhängen müßte mein Lebenlang, unerachtet du mir wieder mit deinem wahnſinnigen Treiben, wenn du ſo widerlich kicherſt und lachſt, oft inneres Grauen genug erregſt. In der That, Alte, als ich noch mit Laſttragen und Rudern mühſam mein Leben friſtete, da war mir es ja immer, als müſſe ich ſchärfer arbeiten nur, um dir ein Paar Quattrino's abgeben zu können.“ „O mein Herzensſöhnlein, mein goldner Tonino, rief die Alte, indem ſie die verſchrumpften Arme hoch empor hob, ſo daß ihr Stab klappernd auf den Marmor niederfiel und weit fort rollte, o mein Tonino! ich weiß es ja, ich weiß es ja, daß du mir, ſtellſt du dich auch an wie du nur magſt, mit ganzer Seele anhängen mußt, denn — doch ſtill — ſtill — ſtill.“ — Die Alte bückte ſich mühſam herab nach ihrem Stabe; Antonio hob ihn auf und reichte ihn ihr hin. Das ſpitze Kinn auf den Stab geſtützt, den ſtarren Blick auf den Boden gerichtet, ſprach die Alte nun mit zurückgehaltener dumpfer Stimme: Sage mir, mein Kind! magſt du dich denn gar nicht der früheren Zeit erinnern, wie es ging, wie es war mit dir, ehe du hier, ein armer elender Menſch, kaum dein Leben friſten konnteſt? Antonio ſeufzte tief auf, er nahm Platz neben der Alten und fing dann an: Ach, Mutter, nur zu gut weiß ich, daß ich von Eltern geboren wurde, die in dem blühendſten Wohlſtande lebten, aber, wer ſie waren, wie ich von ihnen kam, nicht die leiſeſte Ahnung davon blieb und konnte davon in meiner Seele bleiben. Ich erinnere mich ſehr gut eines großen ſchönen Mannes, der mich oft auf den Arm nahm, mich abherzte und mir Zuckerwerk in den Mund ſteckte. Eben ſo gedenke ich einer freundlichen hübſchen Frau, die mich aus und anzog, mich jeden Abend in ein weiches Bettchen legte und mir überhaupt Gutes that auf jede Weiſe. Beide ſprachen mit mir in einer fremden volltönenden Sprache und ich ſelbſt lallte manches Wort in dieſer Sprache ihnen nach. Als ich noch ruderte, pflegten meine feindlichen Kameraden immer zu ſagen, ich müſſe meiner Haare, meiner Augen, meines ganzen Körperbaues halber, deutſcher Abkunft ſeyn. Das glaub' ich auch, jene Sprache meiner Pfleger (der Mann war gewiß mein Vater) war deutſch. Die lebhafteſte Erinnerung jener Zeit iſt das Schreckbild einer Nacht, in der ich durch ein entſetzliches Jammergeſchrei aus tiefem Schlaf geweckt wurde. Man rannte im Hauſe umher, Thüren wurden auf und zugeſchlagen, mir wurde unbeſchreiblich bange, laut fing ich an zu weinen. Da ſtürzte die Frau, die mich pflegte hinein, riß mich aus dem Bette, verſtopfte mir den Mund, wickelte mich ein in Tücher und rannte mit mir von dannen. Seit dieſem Augenblicke ſchweigt meine Erinnerung. Ich finde mich wieder in einem prächtigen Hauſe, das in der anmuthigſten Gegend lag. Das Bild eines Mannes tritt hervor, den ich „Vater“ nannte, und der ein ſtattlicher Herr war von edlem und dabei gutmüthigem Anſehen. Er, ſo wie Alle im Hauſe ſprachen italiäniſch. Mehrere Wochen hatte ich den Vater nicht geſehen, da kamen eines Tages fremde Leute von häßlichem Anſehen, die machten viel Lärm im Hauſe und ſtöberten Alles durch. Als ſie mich erblickten, fragten ſie, wer ich denn ſey und was ich hier im Hauſe mache? — „Ich bin ja Antonio, der Sohn vom Hauſe!“ Als ich das erwiederte, lachten ſie mir ins Geſicht, riſſen mir die guten Kleider vom Leibe und ſtießen mich zum Hauſe hinaus, mit der Drohung, daß ich, wage ich es mich wieder zu zeigen, fortgeprügelt werden ſolle. Laut jammernd lief ich von dannen. Kaum hundert Schritte vom Hauſe trat mir ein alter Mann entgegen, in dem ich einen Diener meines Pflegevaters erkannte. „Komm Antonio, rief er, indem er mich bei der Hand faßte; komm Antonio, armer Junge! für uns Beide iſt das Haus dort auf immer verſchloſſen. Wir müſſen nun Beide zuſehen, wo wir ein Stück Brod finden.“ Der Alte nahm mich mit hierher. Er war nicht ſo arm als er ſeiner ſchlechten Kleidung nach zu ſeyn ſchien. Kaum angekommen, ſah ich wie er die Zechinen aus dem zertrennten Wamms hervorholte und den ganzen Tag ſich auf dem Rialto umhertreibend bald den Unterhändler, bald den Handelsmann ſelbſt machte. Ich mußte immer hinter ihm her ſeyn, und er pflegte, hatte er den Handel gemacht, noch immer um eine Kleinigkeit für den figliuolo zu bitten. Jeder dem ich recht dreiſt in die Augen ſah, rückte noch gern einige Quattrinos heraus, die er mit vieler Behaglichkeit einſteckte, indem er, mir die Wangen ſtreichelnd verſicherte, er ſammle das Alles für mich zum neuen Wamms. Ich befand mich wohl bei dem Alten, den die Leute, ich weiß nicht warum, Väterchen Blaunas’ nannten. Doch das dauerte nicht lange. Du erinnerſt dich, Alte, jener Schreckenszeit, als eines Tages die Erde zu beben begann, als in den Grundveſten erſchüttert Thürme und Paläſte wankten, als wie von unſichtbaren Rieſenarmen gezogen die Glocken läuteten. Es ſind ja kaum ſieben Jahre darüber vergangen. — Glücklich rettete ich mich mit dem Alten aus dem Hauſe, das hinter uns zuſammenſtürzte. Alles Geſchäft ruhte, auf dem Rialto lag Alles in todter Betäubung. Aber mit dieſem entſetzlichen Ereigniß kündigte ſich nur das herannahende Ungeheuer an, das bald ſeinen giftigen Athem aushauchte über Stadt und Land. Man wußte, daß die Peſt aus der Levante zuerſt nach Sicilien gedrungen, ſchon in Toscana wüthete. Noch war Venedig davon befreit. Da handelte eines Tages mein Väterchen Blaunas' auf dem Rialto mit einem Armenier. Sie wurden Handels einig, und ſchüttelten ſich wacker die Hände. Mein Väterchen hatte einige gute Waaren dem Armenier abgelaſſen um geringen Preis und forderte nun die gewöhnliche Kleinigkeit per il figliuolo. Der Armenier, ein großer ſtarker Mann mit dickem krauſem Bart (noch ſteht er vor mir) ſchaute mich an mit freundlichem Blick, dann küßte er mich und drückte mir ein Paar Zechinen in die Hand, die ich haſtig einſteckte. Wir gondelten nach San Marco. Unterweges forderte Väterchen mir die Zechinen ab und ich weiß ſelbſt nicht, wie ich darauf kam zu behaupten, daß ich mir ſie ſelbſt verwahren müſſe, da der Armenier es ſo gewollt. Der Alte wurde verdrießlich, aber indem er mit mir zankte, bemerkte ich, daß ſein Geſicht ſich mit einer widerlichen erdgelben Farbe überzog, und daß er allerlei tolles unzuſammenhängendes Zeug in ſeine Reden miſchte. Auf dem Platz angekommen, taumelte er hin und her wie ein Betrunkener bis er dicht vor dem herzoglichen Palaſt todt nieder ſtürzte. Mit lautem Jammergeſchrei warf ich mich auf den Leichnam. Das Volk rannte zuſammen, aber ſo wie der fürchterliche Ruf: die Peſt — die Peſt, erſcholl, ſtäubte Alles voll Entſetzen auseinander. In dem Augenblick ergriff mich eine dumpfe Betäubung, mir ſchwanden die Sinne. Als ich erwachte, fand ich mich in einem geräumigen Zimmer auf einer geringen Matratze mit einem wollenen Tuche bedeckt. Um mich herum lagen auf ähnlichen Matratzen wohl zwanzig bis dreißig elende bleiche Geſtalten. So wie ich ſpäter erfuhr, hatten mich mitleidige Mönche, die gerade aus San Marco kamen, da ſie Leben in mir verſpürten, in eine Gondel bringen und nach der Giudecca in das Kloſter San

Giorgio Maggiore, wo die Benediktiner ein Hoſpital angelegt hatten, ſchaffen laſſen. — Wie vermag ich dir denn, Alte, dieſen Augenblick des Erwachens zu beſchreiben! Die Glut der Krankheit hatte mir alle Erinnerung des Vergangenen gänzlich geraubt. Gleich als wäre in die todtſtarre Bildſäule plötzlich der Lebensfunken gefahren, gab es für mich nur augenblickliches Daſeyn, das ſich an nichts knüpfte. Du kannſt es dir denken, Alte! welchen Jammer, welche Troſtloſigkeit dies Leben, nur ein im leeren Raum ohne Halt ſchwimmendes Bewußtſeyn zu nennen, über mich bringen mußte! — Die Mönche konnten mir nur ſagen, daß man mich bei Väterchen Blaunas' gefunden, für deſſen Sohn ich allgemein gegolten. Nach und nach ſammelten ſich zwar meine Gedanken und ich beſann mich auf mein früheres Leben, aber was ich dir erzählte, Alte, das iſt Alles was ich davon weiß und das ſind doch nur einzelne Bilder ohne Zuſammenhang. Ach! dieſes troſtloſe Alleinſtehen in der Welt, das läßt mich zu keiner Fröhlichkeit kommen, ſo gut es mir nun auch gehen mag. — „Tonino, mein lieber Tonino, ſprach die Alte, begnüge dich mit dem, was dir die heiße Gegenwart ſchenkt.“ — Schweig, Alte, unterbrach ſie Antonio, ſchweig, noch etwas iſt es, was mir mein Leben verkümmert, mich raſtlos verfolgt, was mich über kurz oder lang rettungslos verderben wird. Ein unausſprechliches Verlangen, eine mein Innerſtes verzehrende Sehnſucht nach einem Etwas, das ich nicht zu nennen, nicht zu denken vermag, hat, ſeitdem ich im Spital zum Leben erwachte, mein ganzes Weſen erfaßt. Wenn ich als ein Armer, Elender, ermüdet, zerſchlagen von der mühſeligen Arbeit Nachts auf dem harten Lager ruhte, dann kam der Traum und goß, wie in lindem Säuſeln die heiße Stirn fächelnd, alle Seligkeit irgend eines glücklichen Moments, in dem mir die ewige Macht die Wonne des Himmels ahnen ließ und deſſen Bewußtſeyn tief in meiner Seele ruht, in mein Inneres. Jetzt ruhe ich auf weichen Kiſſen und keine Arbeit verzehrt meine Kraft, aber erwache ich aus dem Traum oder kommt mir wachend das Bewußtſeyn jenes Moments in den Sinn, ſo fühle ich, daß mein armes verlaſſenes Daſeyn mir ja eben ſo wie damals eine drückende Bürde iſt, die abzuwerfen ich trachten möchte. Alles Sinnen, alles Forſchen iſt vergebens, ich kann es nicht ergründen, was mir früher im Leben ſo Hochherrliches geſchah, deſſen dunkler, ach mir unverſtändlicher Nachklang mich mit ſolcher Seligkeit erfüllt, aber wird dieſe Seligkeit nicht zum brennendſten Schmerz, der mich zu Tode foltert, wenn ich erkennen muß, daß alle Hoffnung verloren iſt, jenes unbekannte Eden wieder zu finden, ja es nur zu ſuchen? Gibt es denn Spuren des ſpurlos Verſchwundenen? Antonio hielt inne, indem er aus tiefer Bruſt ſchwer aufſeufzte. Die Alte hatte ſich während ſeiner Erzählung gebehrdet wie einer, der ganz hingeriſſen von dem Leid des andern Alles ſelbſt fühlt, und jede Bewegung, die dieſem der Schmerz abnöthigt, wie ein Spiegel zurückgiebt. „Tonino, fing ſie jetzt mit weinerlicher Stimme an, mein lieber Tonino, darum willſt du verzagen, weil dir im Leben etwas Hochherrliches begegnet iſt, deſſen Erinnerung dir erloſchen? — Thörichtes Kind, thörichtes Kind — merk auf — hi hi hi.“ — Die Alte begann nach ihrer gewöhnlichen Weiſe widerlich zu kichern und zu lachen und auf dem Marmorboden herumzuhüpfen. — Leute kamen, die Alte kauerte nieder, man warf ihr Almoſen zu. — „Antonio — Antonio, bring' mich fort — fort ans Meer!“ So kreiſchte ſie auf, Antonio wußte nicht, wie ihm geſchah, beinahe willkürlos faßte er die Alte und führte ſie über den Marcusplatz langſam fort. Während ſie gingen, murmelte die Alte leiſe und feierlich: „Antonio — ſiehſt du wohl die dunklen Blutflecken hier auf dem Boden? — ja Blut — viel Blut, überall viel Blut! — aber hi — hi — hi! — aus dem Blut entſprießen Roſen, ſchöne rothe Roſen zum Kranze für dich — für dein Liebchen. — O du Herr des Lebens, welcher holde Engel des Lichts iſt es denn — der dort ſo anmuthig, ſo ſternenklar lächelnd auf dich zuſchreitet? — Die lilienweißen Arme breiten ſich aus um dich zu umarmen. O Antonio, hochbeglücktes Kind — halte dich wacker — halte dich wacker! — Und Myrthen kannſt du pflücken im ſüßen Abendroth, Myrthen für die Braut, für die jungfräuliche Wittwe — hi — hi — hi — Myrthen, im Abendroth gepflückt, aber ſie blühen erſt um Mitternacht — hörſt du wohl das Geflüſter des Nachtwindes — das ſehnſüchtig klagende Sauſen des Meeres? — Rudere wacker zu, mein kühner Schiffer, rudere wacker zu!“ — Antonio fühlte ſich von tiefem Grauen erfaßt bei den wunderlichen Reden der Alten, die ſie mit ganz ſeltſamer fremder Stimme unter beſtändigem Kichern hermurmelte. Sie waren an die Säule gekommen, die den adriatiſchen Löwen trägt. Die Alte wollte immer weiter fortmurmelnd vorüberſchreiten, Antonio, von der Alten Betragen gepeinigt, von den Vorübergehenden ob ſeiner Dame verwunderlich angegafft, blieb aber ſtehen und ſprach mit barſchem Ton: Hier — auf dieſe Stufen ſetz dich hin, Alte, und halt ein mit deinen Reden, die mich toll machen könnten. Es iſt wahr, du haſt meine Zechinen in den Flammengebilden der Wolken geſehen, aber eben deshalb — was ſchwatzeſt du von Engeln des Lichts — von Braut — jungfräulicher Wittwe — von Roſen und Myrthen? — willſt du mich bethören, entſetzliches Weib, daß irgend ein wahnſinniges Streben mich in den Abgrund ſchleudert? Eine neue Kapuze ſollſt du haben, Brod — Zechinen — Alles, was du willſt, aber laß ab von mir. — Antonio wollte raſch fort, allein die Alte ergriff ihn beim Mantel und rief mit ſchneidender Stimme: „Tonino — mein Tonino, ſieh mich doch nur noch einmal recht an, ſonſt muß ich ja hin bis an den äußerſten Rand des Platzes dort, und mich troſtlos hinabſtürzen in das Meer.“ — Antonio, um nicht noch mehr Blicke auf ſich zu ziehen als ſich auf ihn zu richten begannen, blieb wirklich ſtehen. Tonino, fuhr die Alte fort, ſetze dich her zu mir, es drückt mir das Herz ab, ich muß dir es ſagen — o ſetze dich her zu mir. Antonio ließ ſich auf die Stufen ſo nieder, daß er der Alten den Rücken zuwandte und zog ſein Rechnungsbuch hervor, deſſen weiße Blätter von dem Eifer zeugten, mit dem er ſeine Handelsgeſchäfte auf dem Rialto betrieb. „Tonino, liſpelte nun die Alte ganz leiſe, Tonino, wenn du ſo in mein verſchrumpftes Antlitz ſchauſt, dämmert denn gar keine leiſe Ahnung in deinem Innern auf, daß du mich wohl in früher, früher Zeit gekannt haben könnteſt!“ „Ich ſagte dir ſchon, erwiederte Antonio eben ſo leiſe und ohne ſich umzuwenden, ich ſagte dir ſchon, Alte, daß ich auf eine mir unerklärliche Weiſe mich zu dir hingeneigt fühle, aber daran iſt dein häßliches, verſchrumpftes Geſicht nicht Schuld. Schaue ich vielmehr deine ſeltſamen ſchwarzen blitzenden Augen, deine ſpitze Naſe, deine blauen Lippen, dein langes Kinn, dein ſtruppiges eisgraues Haar an, hör' ich dein widriges Kichern und Lachen — deine verworrenen Reden — ei ſo möcht ich mit Abſcheu mich von dir abwenden und gar glauben, irgend verruchte Mittel ſtünden dir zu Gebote, mich an dich zu locken.“ „O Herr des Himmels, heulte die Alte, von unſäglichem Schmerz erfaßt, o Herr des Himmels, welcher böſe hölliſche Geiſt gab dir ſolche entſetzliche Gedanken ein! O Tonino, mein ſüßer Tonino, das Weib, das dich als Kind ſo zärtlich hegte und pflegte, das dich in jener

Schreckensnacht rettete aus dringender Todesgefahr, das Weib war ich.“ Im plötzlichen Schreck der Ueberraſchung drehte ſich Antonio raſch um, aber wie er nun der Alten in das abſcheuliche Geſicht ſtarrte, rief er zornig: So gedenkſt du mich zu bethören, altes verruchtes wahnſinniges Weib? — Die wenigen Bilder, die aus meiner Kindheit mir geblieben, ſind lebendig und friſch. Jene holde freundliche Frau, die mich pflegte, o ich ſehe ſie lebhaft vor Augen! — Sie hatte ein volles friſch gefärbtes Geſicht — mild blickende Augen — ſchönes dunkelbraunes Haupthaar — zierliche Hände — ſie mochte kaum dreißig Jahre alt ſeyn — und du? — ein neunzigjähriges Mütterchen — „O all ihr Heiligen, fiel die Alte ihm ſchluchzend in die Rede, o all ihr Heiligen, wie beginn' ich es denn, daß mein Tonino an mich, an ſeine treue Margaretha glaubt.“ — „Margaretha? — murmelte Antonio, Margaretha? — Der Name fällt wie vor langer Zeit gehörte längſt vergeſſene Muſik mir in die Ohren. — Aber es iſt nicht möglich — es iſt nicht möglich!“ — Wohl war, fuhr die Alte ruhiger fort, indem ſie geſenkten Blicks mit dem Stabe auf dem Boden hin und herkritzelte, wohl war der große ſchöne Mann, der dich auf den Arm nahm, dich abherzte und dir Zuckerwerk in den Mund ſteckte, wohl war das dein Vater, Tonino! wohl war es das herrliche volltönende Deutſch, das wir mit einander ſprachen. Dein Vater war ein angeſehener reicher Kaufmann in Augsburg. Sein ſchönes junges Weib ſtarb ihm, als ſie dich gebar. Da zog er, weil er ſich ſelbſt nicht dulden konnte an dem Ort, wo ſein Liebſtes begraben lag, hierher nach Venedig und nahm mich mit, mich deine Amme, deine Pflegerin. In jener Nacht erlag dein Vater einem grauſenden Schickſal, das auch dich bedrohte. Es gelang mir dich zu retten. Ein edler Venetianer nahm dich auf. Aller Hülfsmittel beraubt mußt ich in Venedig bleiben. Von Kindheit auf machte mich mein Vater, ein Wundarzt, dem man nachſagte, er treibe nebenher verbotene Wiſſenſchaften, bekannt mit den geheimen Heilkräften der Natur. Von ihm lernte ich, durch Wald und Flur ſtreifend, die Abzeichen manches heilbringenden Krauts, manches unſcheinbaren Mooſes, die Stunde, wenn es gepflückt, geleſen werden mußte, die verſchiedene Miſchung der Säfte kennen. Aber dieſer Wiſſenſchaft geſellte ſich eine beſondere Gabe bei, die der Himmel mir verlieh in unerforſchlicher Abſicht. — Wie in einem fernen dunkeln Spiegel erſchaue

Univ.-Bibl. München

ich oſt künftige Ereigniſſe und beinahe ohne eignen Willen, in mir oſt ſelbſt unverſtändlichen Redensarten das, was ich erſchaut, auszuſprechen, zwingt mich dann die unbekannte Macht, der ich nicht zu widerſtehen vermag. — Als ich nun einſam, von aller Welt verlaſſen, zurückbleiben mußte in Venedig, gedachte ich durch meine erprobte Kunſt mein Leben zu friſten. Ich heilte die bedenklichſten Uebel in kurzer Zeit. Kam nun noch hinzu, daß meine Erſcheinung auf die Kranken wohlthuend wirkte, daß oft das ſanfte Beſtreichen mit meiner Hand in wenigen Augenblicken die Criſis löſte, ſo konnt' es nicht fehlen, daß mein Ruf bald die Stadt durchdrang und mir die Fülle des Geldes zufloß. Da erwachte der Neid der Aerzte, der Ciarlatani, die auf dem Marcusplatz, auf dem Rialto, auf der Zecca ihre Pillen, ihre Eſſenzen verkauften und die Kranken vergifteten, ſtatt ſie zu heilen. Ich ſtehe mit dem leidigen Satan im Bündniß, das ſprengten ſie aus, und fanden Glauben bei dem abergläubiſchen Volk. Bald wurde ich verhaftet und vor das geiſtliche Gericht geſtellt. O mein Tonino, mit welchen gräßlichen Martern ſuchte man mir das Geſtändniß des abſcheulichſten Bündniſſes zu erpreſſen. Ich blieb ſtandhaft. Meine Haare verbleichten, mein Körper ſchrumpfte ein zur Mumie — Füße und Hände erlahmten. — Die entſetzlichſte Folter, die ſinnreichſte Erfindung des hölliſchen Geiſtes war noch übrig, die entlockte mir ein Geſtändniß, vor dem ich noch jetzt zuſammenſchaudre. Ich ſollte verbrannt werden, als aber das Erdbeben die Grundmauern der Palläſte, des großen Gefängniſſes erſchütterte, ſprangen die Thüren des unterirdiſchen Kerkers, in dem ich gefangen ſaß, von ſelbſt auf, ich wankte wie aus tiefem Grabe durch Schutt und Trümmer hervor. Ach Tonino, du nannteſt mich ein neunzigjähriges Mütterchen, da ich kaum über fünfzig Jahre alt. Dieſer knochendürre Leib, dieſes abſcheulich verzogene Geſicht, dieſes eiſige Haar — dieſe erlahmten Füße — nein, nicht Jahre, nur unſägliche Martern konnten das kräftige Weib in wenigen Monden umwandeln in ein Scheuſal. — Und dieſes widrige Kichern und Lachen — die letzte Folter, vor der ſich noch meine Haare ſträuben und mein ganzes Selbſt entbrennt wie im glühenden Panzer eingeſchloſſen, hat mir das ausgepreßt, und ſeit der Zeit überfällt mich es wie ein ſteter unbezwingbarer Krampf. Entſetze dich nun nicht mehr vor mir, mein Tonino! — Ach, dein Herz hat es dir ja doch geſagt, daß du, ein kleiner Knabe, an meinem Buſen lagſt. —

„Weib, ſprach Antonio dumpf und in ſich gekehrt, Weib, es iſt mir ſo, als wenn ich dir glauben müßte. Aber wer war mein Vater? wie hieß er? welchem grauſigen Schickſal mußte er erliegen in jener Schreckensnacht? — Wer war es, der mich aufnahm? und — was geſchah in meinem Leben, das noch jetzt wie ein mächtiger Zauber aus fremder unbekannter Welt mein ganzes Selbſt unwiderſtehlich beherrſcht, ſo daß alle meine Gedanken ſich verlaufen wie in ein düſtres nächtiges Meer? — Das Alles ſollſt du mir ſagen, du räthſelhaftes Weib, dann werde ich dir glauben!“ — Tonino, erwiederte die Alte ſeufzend, dir zum Heil muß ich ſchweigen, aber bald, bald wird es an der Zeit ſeyn. — Der Fontego, der Fontego — bleib weg vom Fontego! — O, rief Antonio erzürnt, deiner dunklen Worte bedarf es nicht mehr, mich mit verruchter Kunſt zu verlocken. — Mein Inneres iſt zerriſſen — du mußt ſprechen oder — Halt ein, unterbrach ihn die Alte, keine Drohungen, — bin ich nicht deine treue Amme, deine Pflegerin! — Ohne abzuwarten, was die Alte weiter ſprechen wollte, raffte ſich Antonio auf und rannte ſchnell von dannen. Aus der Ferne rief er dem Weibe zu: die neue Kapuze ſollſt du doch haben, und Zechinen obendrein ſo viel du willſt. — —

Es war in der That ein wunderlich Schauſpiel, den alten Dogen Marino Falieri zu ſehen mit ſeiner blutjungen Gattin. Er, zwar ſtark und robuſt genug, aber mit greiſem Bart, tauſend Runzeln im braunrothen Geſicht, mit mühſam zurückgebogenem Nacken, pathetiſch daher ſchreitend; Sie, die Anmuth ſelbſt, fromme Engelsmilde im himmliſch ſchönen Antlitz, unwiderſtehlichen Zauber im ſehnſüchtigen Blick, Hoheit und Würde auf der offnen lilienweißen von dunklen Locken umſchatteten Stirne, ſüßes Lächeln auf Wang' und Lippen, — das Köpfchen geneigt in holder Demuth, den ſchlanken Leib leicht tragend — daher ſchwebend — ein herrliches Frauenbild, heimathlich in anderer höherer Welt. — Nun, ihr kennt wohl ſolche Engelsgeſtalten, wie ſie die alten Maler zu erfaſſen und darzuſtellen wußten. — So war Annunziata. Konnt' es denn fehlen, daß Jeder, der ſie ſah, in Erſtaunen und Entzücken gerieth, daß jeder feurige Jüngling von der Signorie aufloderte in hellen Flammen und den Alten mit ſpöttiſchen Blicken meſſend, im Herzen ſchwur, der Mars dieſes Vulkans zu werden, koſte es, was es wolle? Annunziata ſah ſich bald von Anbetern umringt, deren ſchmeichleriſche verführeriſche Reden ſie ſtill und freundlich aufnahm, ohne ſich was Beſonderes dabei zu denken. Ihr engelreines Gemüth hatte das Verhältniß zu dem alten fürſtlichen Gemahl nicht anders begriffen, als daß ſie ihn wie ihren hohen Herrn verehren und ihm anhängen müſſe mit der unbedingten Treue einer unterwürfigen Magd! Er war freundlich, ja zärtlich gegen ſie, er drückte ſie an ſeine eiskalte Bruſt, er nannte ſie ſein Liebchen, er beſchenkte ſie mit allen Koſtbarkeiten, die es nur gab; was hatte ſie ſonſt noch für Wünſche, für Rechte an ihn? Auf dieſe Weiſe konnte der Gedanke, daß es möglich ſey, dem Alten untreu zu werden, ſich in keiner Art in ihr geſtalten. Alles, was außer dem engen Kreiſe jenes beſchränkten Verhältniſſes lag, war ein fremdes Gebiet, deſſen verbotene Gränze im dunklen Nebel lag — ungeſehen — ungeahnet von dem frommen Kinde. So kam es, daß alle Bewerbungen fruchtlos blieben. Keiner von Allen war aber ſo heftig in wildem Liebesfeuer entbrannt für die ſchöne Dogareſſa, als Michaele Steno. Seiner Jugend unerachtet, bekleidete er die wichtige einflußreiche Stelle eines Raths der Vierzig. Darauf, ſo wie auf ſeine äußere Schönheit bauend, war er ſeines Sieges gewiß. Er fürchtete den alten Marino Falieri nicht, und in der That, dieſer ſchien, ſo wie er verheirathet, ganz abzulaſſen von ſeinem jähen aufbrauſenden Zorn, von ſeiner rohen unbezähmbaren Wildheit. An der Seite der ſchönen Annunziata ſaß er in den reichſten bunteſten Kleidern aufgeſchniegelt und geputzt da, ſchmunzelnd und lächelnd und mit ſüßem Blick aus den grauen Augen, denen manchmal ein Thränchen enttriefte, die Andern herausfordernd, ob ſich ſolcher Gemahlin einer rühmen könne. Statt des herriſchen rauhen Tons, in dem er ſonſt zu ſprechen pflegte, liſpelte er, die Lippen kaum bewegend, nannte Jeden ſeinen Allerliebſten und bewilligte die widerſinnigſten Geſuche. Wer hätte in dieſem weichlichen verliebten Alten den Falieri erkennen ſollen, der in Treviſo im toller Hitze am Frohnleichnamsfeſte dem Biſchof ins Geſicht ſchlug, der den tapfern Morbaſſan beſiegte. Dieſe zunehmende Schwäche feuerte den Michaele Steno an zu den raſendſten Unternehmungen. Annunziata verſtand nicht, was Michaele, ſie unaufhörlich mit Blicken und Worten verfolgend, von ihr eigentlich wollte, ſie blieb in ſteter milder Ruhe und Freundlichkeit und das eben, das Troſtloſe, was in dieſem unbefangenen ſtets gleichen Weſen lag, brachte ihn zur Verzweiflung. Er ſann auf verruchte Mittel. Es gelang ihm einen Liebeshandel mit Annunziata's vertrauteſtem Kammermädchen anzuſpinnen, die ihm endlich nächtliche Beſuche verſtattete. So glaubte er den Weg gebahnt zu Annunziata's unentweihtem Gemach, aber die ewige Macht des Himmels wollte, daß ſolche trügeriſche Tücke zurückfallen mußte auf das Haupt des boshaften Urhebers. — Es begab ſich, daß eines Nachts der Doge, der eben die böſe Nachricht von der Schlacht, die Nicolo Piſani bei Portelongo gegen den Doria verloren, erhalten, ſchlaflos in tiefer Kümmerniß und Sorge die Gänge des herzoglichen Pallaſtes durchſtrich. Da gewahrte er einen Schatten, der wie aus Annunziata's Gemächern ſchlüpfend nach den Treppen ſchlich. Schnell eilte er darauf los, es war Michaele Steno, der von ſeinem Liebchen kam. Ein entſetzlicher Gedanke durchfuhr den Falieri; mit dem Schrei: Annunziata! rannte er ein auf den Steno mit gezogenem Stilet. Aber Steno, kräftiger und gewandter als der Alte, unterlief ihn, warf ihn mit einem tüchtigen Fauſtſchlage zu Boden und ſtürzte laut auflachend: Annunziata, Annunziata! die Treppe herab. Der Alte raffte ſich auf, und ſchlich, brennende Qualen der Hölle im Herzen, nach Annunziata's Gemächern. Alles ruhig — ſtill wie im Grabe. — Er klopfte an, ein fremdes Kammermädchen, nicht die, welche ſonſt gewohnt neben Annunziata's Gemach zu ſchlafen, öffnete ihm die Thüre. „Was befiehlt mein fürſtlicher Gemahl um dieſe ſpäte ungewohnte Zeit?“ — ſo ſprach Annunziata, die unterdeſſen ein leichtes Nachtgewand umgeworfen und herausgetreten, mit ruhigem engelsmildem Ton. Der Alte ſtarrte ſie an, dann hob er beide Hände hoch in die Höhe und rief: Nein, es iſt nicht möglich, es iſt nicht möglich! „Was iſt nicht möglich, mein fürſtlicher Herr!“ fragte die über den feierlichen dumpfen Ton des Alten ganz beſtürzte Annunziata. Aber Falieri, ohne zu antworten, wandte ſich an das Kammermädchen: „Warum ſchläfſt du, warum ſchläft Luigia nicht hier wie gewöhnlich?“ „Ach,“ erwiederte die Kleine, „Luigia wollte durchaus mit mir tauſchen dieſe Nacht, die ſchläft im Vordergemach dicht neben der Treppe.“ „Dicht neben der Treppe?“ rief Falleri voller Freude und eilte mit raſchen Schritten nach dem Vordergemach. Luigia öffnete auf ſtarkes Klopfen, und als ſie nun das zornrothe Antlitz, die funkenſprühenden Augen des fürſtlichen Herrn erblickte, fiel ſie nieder auf die nackten Knie und bekannte ihre Schmach, über die auch ein Paar zierliche Männerhandſchuhe, die auf dem Polſterſtuhle lagen, und deren Ambrageruch den ſtutzerhaften Eigenthümer verrieth, gar keinen Zweifel ließen. Ganz ergrimmt über Stenos unerhörte Frechheit ſchrieb der Doge ihm andern Morgens: Bei Strafe der Verbannung aus der Stadt habe er den herzoglichen Pallaſt, jede Nähe des Dogen und der Dogareſſa zu vermeiden. Michaele Steno war toll vor Wuth über das Mißlingen des wohlangelegten Plans, über die Schmach der Verbannung aus der Nähe ſeines Abgotts. Als er nun aus der Ferne ſehen mußte, wie die Dogareſſa mild und freundlich, ihr Weſen war nun einmal ſo, — mit andern Jünglingen von der Signorie ſprach, ſo gab ihm der Neid, die Wuth der Leidenſchaft den böſen Gedanken ein, daß die Dogareſſa wohl nur deshalb ihn verſchmäht haben möge, weil Andere ihm mit beſſerem Glück zuvorgekommen, und er unterſtand ſich davon laut und öffentlich zu ſprechen. Sey es nun, daß der alte Falieri Kunde erhielt von ſolchen unverſchämten Reden, oder daß das Bild jener Nacht ihm erſchien wie ein warnender Wink des Schickſals, oder daß ihm ſelbſt bei aller Ruhe und Behaglichkeit, bei vollem Vertrauen auf die Frömmigkeit ſeines Weibes doch die Gefahr des unnatürlichen Mißverhältniſſes mit der Gattin, hell vor Augen kam, kurz, er wurde grämlich und mürriſch, alle tauſend Eiferſuchtsteufel zwickten ihn wund, er ſperrte Annunziata ein in die innern Gemächer des herzoglichen Pallaſtes und kein Menſch bekam ſie mehr zu ſehen. Bodoeri nahm ſich ſeiner Großnichte an und ſchalt den alten Falieri wacker aus, der aber von der Aenderung ſeines Betragens gar nichts wiſſen wollte. Dies geſchah Alles kurz vor dem Giovedi graſſo. Es iſt Sitte, daß bei den Volksfeſten, die an dieſem Tage auf dem Marcusplatz ſtatt finden, die Dogareſſa unter dem Thronhimmel, der auf einer dem kleinen Platz gegenüber ſtehenden Gallerie angebracht iſt, neben dem Dogen Platz nimmt. Bodoeri erinnerte ihn daran und meinte, daß es ſehr abgeſchmackt ſeyn und er ganz gewiß von Volk und Signorie ob ſeiner verkehrten Eiferſucht weidlich ausgelacht werden würde, wenn er aller Sitte und Gewohnheit entgegen Annunziata von dieſer Ehre ausſchlöſſe. „Glaubſt du, erwiederte der alte Falieri, deſſen Ehrgeiz auf einmal angeregt wurde, glaubſt du, daß ich, ein alter blödſinniger Thor, mich denn ſcheue mein koſtbarſtes Kleinod zu zeigen aus Furcht vor diebiſchen Händen, denen ich nicht den Raub wehren könnte mit meinem guten Schwerdte? — Nein Alter, du irrſt, morgenden Tages wandle ich mit Annunziata in feierlich glänzendem Zuge über den Marcusplatz, damit das Volk ſeine Dogareſſa ſehe, und am Giovedi graſſo empfängt ſie den Blumenſtrauß von dem kühnen Segler, der ſich aus den Lüften zu ihr herabſchwingt." Der Doge dachte, indem er dieſe Worte ſprach, an eine uralte Gewohnheit. Am Giovedi graſſo fährt nehmlich irgend ein kühner Menſch aus dem Volke an Seilen, die aus dem Meere ſteigen und in der Spitze des Marcusthurms befeſtigt ſind, in einer Maſchine, die einem kleinen Schiffchen gleicht, herauf, und ſchießt dann von der Spitze des Thurms pfeilſchnell herab bis zu dem Platze, wo Doge und Dogareſſa ſitzen, der er den Blumenſtrauß, den ſonſt der Doge, iſt er allein, erhält, überreicht. — Andern Tages that der Doge, wie er verheißen. Annunziata mußte die prächtigſten Kleider anlegen, und von der Signorie umringt, von Edelknaben und Trabanten begleitet, wandelte Falieri über den vom Volk überſtrömten Marcusplatz. Man ſtieß und drängte ſich halb todt, um die ſchöne Dogareſſa zu ſehen, und wem es gelang ſie zu erblicken, der glaubte, er habe ins Paradies geſchaut und das ſchönſte Engelsbild ſey ihm ſtrahlend und herrlich aufgegangen. — Wie die Venetianer nun ſind, mitten unter den tollſten Ausbrüchen wahnſinniger Verzückung, hörte man hie und da allerlei ſpöttiſche Redensarten und Reime, die derb genug, auf den alten Falieri mit der jungen Frau losfuhren. Falieri ſchien aber davon nichts zu bemerken, ſondern ſchritt, von aller Eiferſucht dasmal verlaſſen, obgleich er überall Blicke des brennendſten Verlangens auf die ſchöne Gattin gerichtet ſah, ſchmunzelnd und lächelnd mit dem ganzen Geſicht, ſo pathetiſch als möglich an Annunziata's Seite daher. Vor dem Hauptportal des Pallaſtes hatten die Trabanten das Volk mit Mühe auseinander getrieben, ſo daß, als der Doge mit ſeiner Gemahlin hineinſchritt, nur hin und wieder einzelne kleine Haufen beſſer gekleideter Bürger ſtanden, denen man ſelbſt den Eintritt in den innern Hof des Pallaſtes nicht wohl verwehren konnte. Da geſchah es, daß in dem Augenblicke, als die Dogareſſa in den Hof trat, ein junger Menſch, der nebſt wenigen andern Leuten am Säulengange ſtand, mit dem lauten Schrei: O du Gott des Himmels! entſeelt auf das harte Marmorpflaſter niederſchlug. Alles lief herbei und umringte den Todten, ſo daß die Dogareſſa ihn nicht erblicken konnte, aber ſo wie der Jüngling niederſtürzte, durchfuhr plötzlich ein glühender Dolchſich ihre Bruſt, ſie erbleichte, ſie wankte, nur die Riechfläſchchen der herbeieilenden Frauen retteten ſie von tiefer Ohnmacht. Der alte Falieri, voller Schreck und Beſtürzung über den Unfall, wünſchte den jungen Menſchen mit ſammt ſeinem Schlagfluß zu allen Teufeln und trug, ſo ſauer es ihm auch wurde, ſeine Annunziata, die das Köpfchen mit geſchloſſenen Augen über die Bruſt hing, wie eine kranke Taube, die Treppe hinauf in die inneren Gemächer. —

Unterdeſſen hatte ſich dem Volke, das immer mehr im innern Hofe des Palaſtes zuſammengelaufen, ein wunderlich ſeltſames Schauſpiel eröffnet. Man wollte den jungen Menſchen, den man unbedingt für todt hielt, aufheben und forttragen, da hinkte mit lautem Jammergeſchrei ein altes häßliches zerlumptes Bettelweib heran, machte ſich, die ſpitzen Ellenbogen in Seiten und Rücken bohrend, im dickſten Haufen Platz und rief, als ſie endlich bei dem entſeelten Jünglinge ſtand: Laßt ihn liegen — Narren! — tolles Volk! — er iſt ja nicht todt. Nun kauerte ſie nieder, nahm den Kopf des Jünglings auf den Schooß und nannte, ſeine Stirn ſanft ſtreichend und reibend, ihn bei den ſüßeſten Namen. Betrachtete man nun das abſcheuliche Fratzengeſicht der Alten, wie es herabhing über des Jünglings bildſchönem Antlitz, deſſen milde Züge im bleichen Tode erſtarrt lagen, während auf dem Geſicht der Alten ein widriges Muskelſpiel herumhüpfte, — betrachtete man, wie die ſchmutzigen Lumpen hin und her flatterten über die reichen Kleider, die der Jüngling trug — wie die dürren braungelben Arme — die Knochenhände auf der Stirne, auf der offenen Bruſt des Jünglings zitterten — in der That, man mochte ſich innern Grauens nicht erwehren. War es denn nicht anzuſehen als ſey es des Todes grinſende Geſtalt ſelbſt, in deren Armen der Jüngling lag? So kam es denn auch, daß die umſtehenden Leute, einer nach dem andern ſtill fortſchlichen und nur wenige übrig blieben, die den Jüngling, als er mit einem tiefen Seufzer die Augen aufſchlug, faßten und auf der Alten Geheiß nach dem großen Kanal trugen, wo eine Gondel Beide, die Alte und den Jüngling aufnahm und fortſchaffte bis nach dem Hauſe, das die Alte als die Wohnung des Jünglings bezeichnet hatte. Bedarf es denn noch geſagt zu werden, daß der Jüngling Antonio, die Alte aber das Bettelweib von der Franziskanertreppe war, das durchaus ſeine Amme ſeyn wollte?

Als Antonio ganz aus ſeiner Betäubung erwacht war und die

Alte an ſeinem Lager erblickte, die ihm ſo eben einige ſtärkende Tropfen eingeflößt hatte, ſo ſprach er, lange den düſtern ſchwermüthigen Blick ſtarr auf ſie gerichtet, mit dumpfem mühſam gehaltenen Ton: Du biſt bei mir, Margaretha! — das iſt gut! wo hätt' ich denn ſonſt eine treuere Pflegerin als dich! — Ach, verzeih' mir nur, Mutter, daß ich, blödſinniger ohnmächtiger Knabe! nur einen Augenblick daran zweifeln konnte, was du mir entdeckteſt. Ja du biſt die Margaretha, die mich nährte, die mich hegte und pflegte, ich wußte es ja ſchon immer, aber der böſe Geiſt verwirrte mir die Gedanken. — Ich habe ſie geſehen — ſie iſt es — ſie iſt es. — Hab ich dir nicht geſagt, daß irgend ein dunkler Zauber in mir ruhe, der mein Selbſt unwiderſtehlich beherrſche? Aus der Dunkelheit blitzſtrahlend iſt er hervorgetreten, um mich in namenloſem Entzücken zu verderben! — Ich weiß jetzt Alles — Alles! — War nicht Bertuccio Nenolo mein Pflegevater, der mich erzog auf einem Landhauſe bei Treviſo? — Ach ja, erwiederte die Alte, wohl war es Bertuccio Nenolo, der große Seeheld, den das Meer verſchlang, als er mit dem Lorbeerkranz ſein Haupt zu ſchmücken gedachte. — Unterbrich mich nicht, ſprach Antonio weiter, höre mich geduldig an. — Es ging mir gut bei dem Bertuccio Nenolo. Ich trug hübſche Kleider — immer war der Tiſch gedeckt, wenn mich hungerte, ich durfte, hatte ich meine drei Gebete ordentlich hergeſagt, herumſchwärmen nach Gefallen in Wald und Flur. Dicht beim Landhauſe befand ſich ein dunkles kühles Pinienwäldchen voll Duft und Geſang. Da ſtreckte ich müde vom Springen und Laufen an einem Abend, als ſchon die Sonne zu ſinken begann, mich hin unter einen großen Baum und ſtarrte hinauf in den blauen Himmel. Mag es ſeyn, daß der würzige Geruch der blühenden Kräuter, in denen ich lag, mich betäubte, genug meine Augen ſchloſſen ſich unwillkührlich und ich verſank in träumeriſches Hinbrüten, aus dem mich ein Rauſchen, gleich als fiele ein Schlag dicht neben mir in das Gras, erweckte. Ich fuhr auf in die Höhe; ein Engelskind mit himmliſchem Antlitz ſtand neben mir, ſchaute in holder Anmuth lächelnd auf mich herab und ſprach mit ſüßer Stimme: „Ei, mein lieber Knabe, wie ſchliefſt du ſo ſchön, ſo ruhig, und doch war dir der Tod ſo nahe, der böſe Tod.“ Dicht neben meiner Bruſt erblickte ich eine kleine ſchwarze Schlange mit geborſtenem Haupt, das Kind hatte das giftige Thier mit dem Zweige eines Nußbaums erſchlagen, in dem

Augenblick, als es zu meinem Verderben ſich heranringeln wollte. Da erbebte ich in ſüßem Schauer — ich wußte ja, daß oftmals Engel herabſteigen aus dem hohen Himmel um ſichtbarlich den Menſchen zu retten vor dem bedrohlichen Angriff irgend eines böſen Feindes — ich ſank nieder auf die Knie, ich erhob die gefalteten Hände. „Ach, du biſt ja ein Engel des Lichts, den der Herr ſandte mich zu retten vom Tode.“ So rief ich, das holde Weſen ſtreckte aber beide Arme nach mir aus und liſpelte, indem höheres Roth auf ſeinen Wangen leuchtete: Ach du lieber Knabe, ich bin ja kein Engel, ein Mädchen, ein Kind wie du! Da vergingen die Schauer in namenloſes Entzücken, das mich mit ſanfter Glut durchſtrömte — ich ſtand auf — wir ſchloſſen uns in die Arme — wir drückten Lipp' auf Lippe -- ſprachlos — weinend — ſchluchzend vor ſüßem unnennbaren Weh! Nun rief eine ſilberhelle Stimme durch den Wald: Annunziata — Annunziata — „Ich muß nun fort, du herzlieber Knabe, die Mutter ruft,“ ſo liſpelte das Mädchen, ein unſäglicher Schmerz durchfuhr meine Bruſt. — „Ach, ich liebe dich ſo ſehr,“ ſchluchzte ich, heiße Thränen, die das Mädchen vergoß, fielen brennend auf meine Wangen. „Ich bin dir ſo herzensgut, du lieber Knabe,“ rief das Mädchen, indem ſie den letzten Kuß mir auf meine Lippen drückte. — „Annunziata!“ rief es aufs neue, und das Mädchen verſchwand im Gebüſch! — Sieh, Margaretha, das war der Augenblick, in dem der mächtige Liebesfunke in meine Seele fiel, der ewig ſtets neue Flammen entzündend in mir fortglühen wird! — Wenige Tage nachher wurde ich hinausgeſtoßen aus dem Hauſe. Vater Blaunas' ſagte mir, als ich es nicht laſſen konnte, von dem Engelskinde zu reden, das mir erſchienen und deſſen ſüße Stimme ich zu vernehmen glaubte in dem Rauſchen der Bäume, in dem Geliſpel der Quellen, in dem ahnungsvollen Sauſen des Meers — ja da ſagte mir Vater Blaunas', das Mädchen könne niemand anders geweſen ſeyn, als Nenolo's Tochter Annunziata, die mit ihrer Mutter Franzeska nach dem Landhauſe gekommen, andern Tages aber wieder abgereiſet ſey. — O Mutter — Margaretha. — Hilf Himmel! — Dieſe Annunziata — es iſt die Dogareſſa! — Damit hüllte ſich vor unſäglichem Schmerz weinend und ſchluchzend Antonio in die Kiſſen ein. „Mein lieber Tonino! ſprach die Alte, ermanne dich, widerſtehe doch nur tapfer dem thörigten Schmerz. Ei wer mag denn gleich verzweifeln in Liebesnoth, ei wem anders blüht denn das goldene Blümchen Hoffnung als dem Verliebten! Am Abend weiß man nicht, was der Morgen bringt, was man im Traum geſchaut, kommt lebendig daher gegangen. Das Schloß, das in den Wolken ſchwamm, ſteht mit einemmal blank und herrlich auf der Erde. — Sieh, Tonino, du giebſt nichts auf meine Reden, aber mein kleiner Finger ſagt es mir und wohl noch jemand anders, daß auf dem Meer dir die leuchtende Liebesflagge mit frohem Schwingen entgegen weht — Geduld mein Söhnlein Tonino — Geduld!" — So verſuchte es die Alte den armen Antonio zu tröſten, denn in der That ihre Worte klangen wie liebliche Muſik. Er ließ ſie gar nicht mehr von ſich. Das Bettelweib auf der Franziskanertreppe war verſchwunden und ſtatt ihrer ſah man die Haushälterin des Herrn Antonio in anſtändigen Matronenkleidern auf San Marco herumhinken und die Bedürfniſſe der Tafel einkaufen.

Der Giovedi graſſo war gekommen. Glänzendere Feſte als jemals ſollten ihn feiern. Mitten auf dem kleinen Platz von San Marco wurde ein hohes Gerüſt errichtet für ein beſonderes nie geſehenes Kunſtfeuer, das ein Grieche, der ſich auf ſolch' Geheimniß verſtand, abbrennen wollte. Am Abend beſtieg der alte Falieri mit ſeiner ſchönen Gemahlin, ſich ſpiegelnd in dem Glanze ſeiner Herrlichkeit, ſeines Glücks und mit verklärten Blicken Alles um ſich her auffordernd zum Staunen, zur Bewunderung, die Gallerie. Im Begriff, ſich auf dem Thron niederzulaſſen, wurde er aber den Michaele Steno gewahr, der auf derſelben Gallerie und zwar ſo Platz genommen hatte, daß er die Dogareſſa beſtändig im Auge behielt und von ihr nothwendig bemerkt werden mußte. Ganz entbrannt von wildem Zorn, von toller Eiferſucht ſchrie Falieri mit ſtarker, gebieteriſcher Stimme, man ſolle augenblicklich den Steno von der Gallerie entfernen. Michaele Steno erhob den Arm gegen den Falieri, in dem Augenblick traten die Trabanten hinzu und nöthigten ihn, der vor Wuth mit den Zähnen knirſchte und in den abſcheulichſten Verwünſchungen Rache drohte, die Gallerie zu verlaſſen. —

Unterdeſſen hatte ſich Antonio, den der Anblick ſeiner geliebten Annunziata ganz außer ſich ſelbſt gebracht, durch das Volk fortgedrängt und ſchritt, tauſend Qualen im zerriſſenen Herzen, einſam in dunkler Nacht am Geſtade des Meers hin und her. Er gedachte, ob es nicht beſſer ſey, in den eiskalten Wellen die brennende Glut zu löſchen, als langſam todt gefoltert zu werden von troſtloſem Schmerz. Viel hätte nicht gefehlt, er wäre hineingeſprungen in das Meer, ſchon ſtand er auf der letzten Stufe, die hinabführt, als eine Stimme aus einer kleinen Barke hinaufrief: Ei, ſchönen guten Abend, Herr Antonio! Im Wiederſchein der Erleuchtung des Platzes erkannte Antonio den luſtigen Pietro, einen ſeiner vormaligen Kameraden, welcher in der Barke ſtand, Federn, Rauſchgold auf der blanken Mütze, die neue geſtreifte Jacke bunt bebändert, einen großen ſchönen Strauß duftiger Blumen in der Hand. „Guten Abend, Pietro, rief Antonio zurück, welche hohe Herrſchaft willſt du denn heute noch fahren, daß du dich ſo ſchön geputzt haſt?“ Ei, erwiederte Pietro, indem er hoch aufſprang, daß die Barke ſchwankte, ei Herr Antonio, heute verdiene ich meine drei Zechinen, ich mache ja die Fahrt hinauf nach dem Marcusthurm und dann hinab, und überreiche dieſen Strauß der ſchönen Dogareſſa. „Iſt denn, fragte Antonio, iſt denn das nicht ein halsbrechendes Wageſtück, Kamerad Pietro!“ Nun, erwiederte dieſer, den Hals kann man wohl ein wenig brechen, und dann zumal heute gehts mitten durch, durch das Kunſtfeuer. Der Grieche ſagt zwar, es ſey Alles ſo eingerichtet, daß kein Haar einem angehen ſolle vom Feuer, aber — Pietro ſchüttelte ſich. Antonio war zu ihm hinabgeſtiegen in die Barke und wurde nun erſt gewahr, daß Pietro dicht vor der Maſchine an dem Seil ſtand, das aus dem Meere ſtieg. Andere Seile mittelſt deren die Maſchine angezogen wurde, verloren ſich in die Nacht. „Höre Pietro, fing Antonio nach einigem Stillſchweigen an, höre Kamerad Pietro, wenn du heute zehn Zechinen verdienen könnteſt, ohne dein Leben in Gefahr zu ſetzen, würde dir das nicht lieber ſeyn?“ Ei freilich, lachte Pietro aus vollem Halſe. Nun, fuhr Antonio fort, ſo nimm dieſe zehn Zechinen, wechsle mit mir die Kleider und überlaſſe mir deine Stelle. Statt deiner will ich hinauffahren. Thu' es mein guter Kamerad Pietro! Pietro ſchüttelte bedächtig den Kopf, und ſprach das Gold in der Hand wiegend: Ihr ſeyd ſehr gütig, Herr Antonio, mich armen Teufel noch immer Euern Kameraden zu nennen — und freigebig dazu! — Um's Geld iſts mir freilich zu thun, aber der ſchönen Dogareſſa den Strauß ſelbſt in die Hand zu geben, ihr ſüßes Stimmchen zu hören — ei das iſts doch eigentlich, warum man ſein Leben aufs Spiel ſetzt. — Nun — weil Ihrs ſeid, Herr Antonio, mags darum ſein. Beide warfen ſchnell die Kleider ab, kaum war Antonio mit dem Ankleiden fertig, als Pietro rief: ſchnell hinein in die Maſchine, das Zeichen iſt ſchon gegeben. In dem Augenblick leuchtete das Meer auf im flammenden Wiederſchein von tauſend lodernden Blitzen und die Luft, das Geſtade erdröhnte von brauſenden wirbelnden Donnern. Mitten durch die kniſternden ziſchenden Flammen des Kunſtfeuers fuhr mit des Sturmwindes Schnelle Antonio auf in die Lüfte — unverſehrt ſank er nieder zur Gallerie, ſchwebte er vor der Dogareſſa. — Sie war aufgeſtanden und vorgetreten, er fühlte ihren Athem an ſeinen Wangen ſpielen — er reichte ihr den Strauß; aber in der unſäglichſten Himmelswonne des Augenblicks faßte ihn wie mit glühenden Armen der brennende Schmerz hoffnungsloſer Liebe. — Sinnlos — raſend vor Verlangen — Entzücken — Qual, ergriff er die Hand der Dogareſſa — drückte er glühende Küſſe darauf — rief er mit dem ſchneidenden Ton des troſtloſen Jammers: Annunziata! — Da riß ihn die Maſchine, wie das blinde Organ des Schickſals ſelbſt, fort von der Geliebten hinab ins Meer, wo er ganz betäubt, ganz erſchöpft in Pietros Arme ſank, der ſeiner in der Barke wartete.

Unterdeſſen war auf der Gallerie des Doge Alles in Aufruhr und Verwirrung gerathen. An den Sitz des Doge hatte man ein kleines Zettelchen angeheftet gefunden, auf welchem in gemeiner venetianiſcher Mundart die Worte ſtanden:

Il Dose Falier della bella muier,
I altri la gode é lui la mantien.

Zwar iſt der Doge Falier
Der ſchönen Dame Eheherr,
Doch hält er nur und hat ſie nie,
Und Andre, die gewinnen ſie.

Der alte Falieri fuhr auf in glühendem Zorn und ſchwur, daß den, der den boshaften Frevel begangen, die härteſte Strafe treffen ſolle. Indem er ſeine Blicke umherwarf, fiel ihm auf dem Platze unter der Gallerie Michaele Steno ins Auge, der in vollem Kerzenſchimmer da ſtand und ſogleich befahl er den Trabanten, ihn feſt zu nehmen, als den Urheber jenes Frevels. Alles ſchrie auf über den Befehl des Doge, der, indem er ſich ganz ſeinem überwallenden Zorn überließ, Beide, Signorie und Volk beleidigte, die Rechte der erſteren kränkend, dem letztern die Freude des Feſtes verderbend. Die Signorie verließ ihre Plätze und nur den alten Marino Bodoeri ſah man, wie er ſich unter das Volk miſchte, voller Eifer von der ſchweren Beleidigung ſprach, die dem Haupte des Staats widerfahren und allen Haß auf den Michaele Steno zu leiten ſuchte. Falieri hatte ſich nicht geirrt, denn in der That war Michaele Steno, als er fortgewieſen wurde von der Gallerie des Herzogs, nach Hauſe gelaufen hatte jene hämiſche Worte geſchrieben, in dem Augenblicke als aller Augen auf das Kunſtfeuer gerichtet waren, das Zettelchen an den Stuhl des Doge angeheftet und dann ſich unbemerkt wieder entfernt. Recht tückiſch gedachte er den empfindlichen Streich zu führen, der Beide, Doge und Dogareſſa, recht tief, recht ans Leben dringend verwunden ſollte. Michaele Steno geſtand ganz freimüthig die That und ſchob alle Schuld auf den Doge, der ihn zuerſt empfindlich gekränkt habe. Die Signorie war längſt unzufrieden mit einem Haupt, das, ſtatt die gerechten Erwartungen des Staats zu erfüllen, täglich bewies, wie der kriegeriſche zornige Muth in dem erkalteten Herzen des abgelebten Greiſes nur dem Kunſtfeuer gleiche, das aus der Rakete ganz gewaltig emporkniſtert, aber ſogleich in ſchwarzen todten Flocken wirkungslos dahin ſchwindet. Hiezu kam, daß das Bündniß mit der jungen ſchönen Frau (längſt wußte man, daß er es vor kurzer Zeit als Doge geſchloſſen), ſeine Eiferſucht, den alten Falieri nicht mehr als Kriegsheld ſondern als vechio Pantalone erſcheinen ließ und ſo mußte es geſchehen, daß die Signorie gährendes Gift im Innern nährend, mehr geneigt war dem Michaele Steno Recht zu geben, als dem bitter gekränkten Oberhaupt. Von dem Rathe der Zehen wurde die Sache verwieſen an die Quarantie, von der Michaele ſonſt einer der Häupter war. Michaele Steno habe ſchon genug gelitten, und eine monatliche Verbannung ſey genugſame Rüge des Vergehens, ſo fiel der Rechtsſpruch aus, der den alten Falieri aufs neue und ſtärker erbitterte gegen eine Signorie, die ſtatt das Haupt zu ſchützen, ihm widerfahrne Kränkungen nur als Vergehen der leichteſten Art zu beſtrafen ſich unterſtand. —

Wie es denn zu gehen pflegt, daß der Liebende, den ein einziger Strahl des Liebesglücks getroffen, Tage, Wochen, Monate lang von goldnem Schimmer umfloſſen, Träume des Himmels träumt, ſo konnte ſich Antonio auch gar nicht erholen von der Betäubung des wonnereichſten Augenblicks, kaum aufathmen vor ſüßem Weh. — Die Alte hatte ihn tüchtig ausgeſcholten wegen des Wageſtücks und murmelte und brummte unaufhörlich von ganz unnöthigem Beginnen. Eines

Tages kam ſie aber ſo ſeltſam am Stabe hineingetänzelt und gehüpft, wie ſie es in ihrer Art hatte, wenn ſie von fremdem Zauber berührt ſchien. Sie kicherte und lachte, ohne auf Antonios Reden und Fragen zu achten, ſchürte ſie im Kamin ein kleines Feuer an, ſetzte ein Pfännchen darauf, kochte, aus allerlei bunten Gläſern Ingredienzien hineinwerfend, eine Salbe, that ſie in eine kleine Büchſe und hinkte damit laut kichernd und lachend von dannen. Erſt am ſpäten Abend kam ſie zurück, ſetzte ſich keuchend und hüſtelnd in den Lehnſtuhl und fing, wie von großer Erſchöpfung zu ſich ſelbſt gekommen, endlich an: Tonino, mein Söhnlein, Tonino, von wem komme ich her? — ſieh zu, ob du rathen kannſt? — von wem komme ich her, von wem komme ich her? — Antonio ſtarrte ſie an, von ſeltſamer Ahnung ergriffen. Nun, kicherte die Alte, von ihr ſelbſt komme ich her, von dem lieben Täubchen, von der holden Annunziata! — „Mache mich nicht wahnſinnig, Alte,“ ſchrie Antonio! — Ei was, fuhr die Alte fort, ich denke immer an dich, mein Tonino! — Heute Morgen, als ich unter den Säulengängen des Pallaſtes feilſchte um ſchönes Obſt, murmelte das Volk von dem Unglück, das die ſchöne Dogareſſa betroffen. Ich frage und frage, da ſpricht ein großer ungeſchlachter rother Kerl, der gähnend an eine Säule gelehnt Limonien kaut: „Ei nun, an der linken Hand der kleine Finger, an dem hat ein Skorpionchen die jungen Zähnchen probirt und das iſt ein bischen ins Blut gegangen — nun, mein Herr der Signor Dottore Giovanni Baſſeggio iſt eben oben, der wird nun wohl ſchon das Händchen mit ſammt dem Finger weggeſchnitten haben.“ Und in dem Augenblick, daß der Kerl das ſpricht, entſteht ein großes Geſchrei auf der breiten Treppe und ein kleines ganz kleines Männlein kugelt, von Fußſtößen der Trabanten wie ein Kegel getrieben, die Stufen herab uns vor die Füße, ſchreiend und lamentirend. Das Volk ſammelt ſich um ihn herum, laut lachend, der Kleine zerarbeitet ſich und ſtrampelt mit den Beinen, ohne in die Höhe kommen zu können, da ſpringt aber der rothe Kerl herbei, rafft ſein Doktorchen auf, nimmt ihn in die Arme und rennt mit ihm, der immer fort aus vollem Halſe ſchreit und heult, was die Beine laufen können, fort nach dem Kanal, wo er mit ihm in die Gondel hineinſteigt und davon rudert. — Ich dachte es wohl, daß, ſo wie der Signor Baſſeggio das Meſſer anſetzen wollte an das ſchöne Händchen, der Doge ihn die Treppe hinabſtoßen ließ. Ich dacht' aber noch weiter! — Geſchwind — ganz geſchwind' nach Hauſe — das Sälbchen kochen — hinauf damit in den herzoglichen Pallaſt! — Da ſtand ich auf der großen Treppe, mein blankes Fläſchlein in der Hand. Der alte Falieri kam gerade herab, der blitzte und pruhſtete mich an: „Was will das alte Weib hier?“ — Aber da machte ich einen Knix tief — tief bis an die Erde, ſo gut es nur gehen konnte, und ſprach, daß ich wohl ein Mittelchen hätte, daß die ſchöne Dogareſſa geheilt ſeyn ſolle gar bald. So wie der Alte das hörte, blickte er mich ſtarr an mit recht entſetzlichen Augen und ſtrich ſich den grauen Bart zurecht, dann packte er mich bei beiden Schultern und ſchob mich herauf und hinein in das Gemach, daß ich beinahe der Länge nach hingeſtürzt wäre. Ach Tonino, da lag das holde Kind hingeſtreckt auf die Polſter, leichenblaß, ſeufzend und ſtöhnend vor Schmerz und leiſe klagend: „Ach nun bin ich wohl ſchon durch und durch vergiftet.“ Aber ich machte mich gleich darüber her und nahm das dumme Pflaſter des einfältigen Doktors herab. O Herr des Himmels! die niedliche kleine Hand — blutroth — geſchwollen. — Nun nun — meine Salbe kühlte — linderte. — „Das thut ja wohl, ſehr wohl,“ liſpelte die kranke Taube. Da rief der Marino ganz entzückt: Tauſend Zecchinen ſind dein, Alte! wenn du mir die Dogareſſa retteſt, und verließ das Zimmer. Drei Stunden hatt' ich nun da geſeſſen, die kleine Hand in meiner haltend und ſie ſtreichelnd und pflegend. Da erwachte das liebe Weibchen aus leichtem Schlummer in den ſie geſunken und fühlte keinen Schmerz mehr. Nachdem ich den neuen Verband gemacht, blickte ſie mich an mit vor Freude leuchtenden Augen. Da ſprach ich: Ei gnädige Frau Dogareſſa, ihr habt ja auch ſchon einmal einen Knaben gerettet, da ihr die kleine Schlange tödtetet, die ihn ſtechen wollte zum Tode als er ſchlief. — Tonino! da hätteſt du ſehen ſollen wie, als leuchte ein Strahl des Abendroths hinein, das blaſſe Antlitz ſich ſchnell färbte — wie die Augen funkelndes Feuer blitzten. — „Ach ja, Alte, ſprach ſie, ach ja — ich war noch ein Kind — auf meines Vaters Landhauſe. — Ach es war ein holder lieber Knabe — o wie gedenk ich noch ſeiner — es iſt mir, als ſey ſeit der Zeit mir gar nichts Glückliches mehr begegnet.“ — Nun ſprach ich von dir, daß du in Venedig wärſt, daß du noch alle Liebe, alle Wonne jenes Augenblicks im Herzen trügeſt — daß du, nur um noch einmal in die Himmelsaugen des rettenden Engels zu ſchauen, die gefährliche Luftfahrt gewagt, daß du ihr den Blumenſtrauß gegeben hätteſt am Giovedi graſſo! — Tonino — Tonino! da rief ſie wie in Begeiſterung: „ich hab' es gefühlt — ich hab' es gefühlt — als er meine Hand an ſeine Lippen drückte, als er meinen Namen nannte — ach ich wußt' es ja nur nicht, was ſo ſeltſam mein Innerſtes durchdrang, es war wohl Luſt, aber auch zugleich Schmerz! — Bring' ihn her — her zu mir — den holden Knaben." — Antonio warf ſich, als die Alte dies ſprach, auf die Knie nieder, und rief wie wahnſinnig: Herr des Himmels! nur jetzt, nur jetzt laß mich nicht untergehen in irgend einem ungeheuern Schickſal — nur nicht, bis ich ſie geſchaut, bis ich ſie an meine Bruſt gedrückt. Er wollte, daß die Alte ihn gleich andern Tages hinführen ſollte, was ſie ihm aber rund abſchlug, da der alte Falieri beinahe zu jeder Stunde die kranke Gemahlin zu beſuchen pflegte.

Mehrere Tage waren vergangen, die Dogareſſa war von der Alten ganz geheilt, aber noch immer blieb es unmöglich, den Antonio hinzuführen. So gut ſie es nur vermochte, tröſtete die Alte den Ungeduldigen, immer wiederholend, wie ſie mit der holden Annunziata von dem Antonio ſpreche, den ſie gerettet und der ſie ſo inbrünſtig liebe. Antonio, von tauſend Qualen der Sehnſucht, des Verlangens gefoltert, gondelte, lief auf den Plätzen umher. Unwillkührlich lenkten ihn ſeine Schritte immer und immer wieder nach dem herzoglichen Palaſt. An der Brücke neben der hintern Seite des Pallaſtes, den Gefängniſſen gegenüber, ſtand Pietro auf ein buntes Ruder gelehnt, im Kanal wogte an Säulen befeſtigt eine Gondel, die zwar klein, aber mit zierlichem Verdeck, buntem Schnitzwerk, ja mit der venetianiſchen Flagge geſchmückt war, und beinahe dem Bucentoro glich. So wie Pietro den ehemaligen Kameraden gewahrte, rief er ihm laut zu: „Ei Signor Antonio, ſeyd mir tauſendmal gegrüßt! — mit euern Zechinen iſt mir das Glück gekommen!" Antonio fragte ganz zerſtreut, was er für ein Glück meine, erfuhr aber nichts geringeres als daß Pietro beinahe täglich in den Abendſtunden den Dogen mit der Dogareſſa hinüber gondeln mußte nach der Giudekka, wo unfern von San Giorgio Maggiore der Doge ein artiges Haus beſaß. Antonio blickte den Pietro ſtarr an, und fuhr dann ſchnell heraus: Kamerad, du kannſt wieder zehn Zechinen verdienen und mehr wenn du willſt. Laß mich deine Stelle vertreten — ich will den Dogen hinüberrudern; Pietro meinte, daß das gar nicht anginge, da der Doge ihn kenne und eben nur ihm ſich anvertrauen wolle; endlich, als Antonio mit dem wilden Zorn, wie er aus dem von tauſend Liebesqualen aufgeregten Gemüth hervorſprudelte, in ihn drang, wie er ganz unſinnig ſchwur, daß er der Gondel nachſpringen und ihn herabreißen werde ins Meer, da rief Pietro lachend: „Ei Signor Antonio! Signor Antonio! wie habt ihr Euch verguckt in die ſchönen Augen der Dogareſſa!“ und willigte ein, daß Antonio mitkommen ſolle als ſein Gehülfe beim Rudern, er wolle die Schwere des Fahrzeugs ſo wie kränkliche Schwäche vorſchützen bei dem alten Falieri, dem ſo bei ſolcher Fahrt das Gondeln immer zu langſam ginge. Antonio rannte fort und kaum war er wieder an der Brücke in ſchlechten Schifferkleidern, mit gefärbtem Geſicht, einem langen Zwickelbart über die Lippen gehängt, als der Doge herabſtieg mit der Dogareſſa, beide in herrlichen bunten glänzenden Kleidern. „Wer iſt der fremde Menſch dort,“ fuhr der Doge den Pietro zornig an und nur die heiligſten Verſicherungen Pietros, daß er heute eines Gehülfen bedürfe, konnten den Alten endlich bewegen zu erlauben, daß Antonio mit gondle.

Es pflegt wohl zu geſchehen, daß gerade im Uebermaß alles Entzückens, aller Seligkeit das Gemüth wie geſtärkt durch die Macht des Augenblicks, ſich ſelbſt bezwingt und den Flammen gebietet die aus dem Innern hervorlodern wollen. So vermochte Antonio, dicht neben der holden Annunziata, berührt von dem Saume ihres Kleides, ſeine Liebesglut zu verbergen, indem er mit kräftiger Fauſt das Ruder regierte und größeres Wagſtück ſcheuend, kaum die Geliebte dann und wann flüchtig anblickte. Der alte Falieri ſchmunzelte und lächelte, küßte und ſtreichelte die kleinen weißen Händchen der holden Annunziata, legte den Arm um ihren ſchlanken Leib. Mitten auf dem Meere, als der Marcusplatz, das prächtige Venedig mit all' ſeinen ſtolzen Thürmen und Palläſten ſich vor den Schiffenden ausbreitete, da erhob der alte Falieri das Haupt und ſprach, indem er mit ſtolzen Blicken umherſchaute: Ei mein Liebchen, iſt es nicht ſchön zu ſchiffen auf dem Meere mit dem Herrn, mit dem Gemahl des Meers? — Ja mein Liebchen, ſey nicht eiferſüchtig auf die Gattin, die demüthig uns auf ihrem Nacken trägt. Hör' nur das ſüße Plätſchern der Wellen, ſind das nicht Liebesworte, die ſie dem Gemahl zuflüſtert, der ſie beherrſcht? — Ja ja Liebchen, du trägſt meinen Ring am Finger, aber die da unten bewahrt in ihrem tiefſten Buſen den Trauring, den ich ihr zuwarf. „Ach mein fürſtlicher Herr, fing Annunziata an, ach wie ſollte denn die kalte böſe Flut deine Gemahlin ſeyn, es wird mir gar ſchauerlich zu Muthe dabei, daß du dich dem ſtolzen herriſchen Element vermählteſt.“ Der alte Falieri lachte, daß Kinn und Bart wackelten. „Aengſtige dich nicht, Täubchen, ſprach er dann, beſſer ruht ſichs ja wohl in deinen weichen warmen Armen als in dem eiskalten Schooß der Gattin da unten, aber ſchön iſts zu ſchiffen auf dem Meere mit dem Herrn des Meers.“ In dem Augenblick, als der Doge dies ſprach, fing eine ferne Muſik zu ſäuſeln an. Ueber die Meereswellen gleitend, kamen näher die Töne einer ſanften Männerſtimme, es wurden die Worte geſungen:

Ah! senza amare
Andare sul mare
Col sposo del' mare
Non puo consolare.

Andere Stimmen fielen ein und in ſtetem Wechſelgeſange wurden jene Worte immer und immer wiederholt, bis der Geſang wie im Hauch des Windes ſtarb. Der alte Falieri ſchien auf den Geſang gar nicht zu achten, er erzählte der Dogareſſa vielmehr ſehr weitläuftig, was es mit der Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn der Doge von dem Bucentoro den Ring hinabwerfend, ſich dem Meer vermähle, für eine Bewandtniß habe.

Er ſprach von den Siegen der Republik, wie ehemals Iſtrien und Dalmatien erobert worden unter der Regentſchaft Peter Urſeolus des Zweiten, und wie in dieſer Eroberung jener Feierlichkeit erſter Urſprung liege. Achtete nun der alte Falieri aber nicht auf jenen Geſang, ſo ging dafür ſeine Erzählung ganz verloren der Dogareſſa. Die ſaß da, den Sinn ganz zugewendet den ſüßen Tönen, die über das Meer ſchwammen; ſie ſtarrte als der Geſang geendet, mit ſeltſamem Blick vor ſich hin, wie jemand der aus tiefem Traum erwacht, die Bilder noch zu ſchauen, zu deuten ſtrebt, die ihn umgaukelten. — „Senza amare — senza amare — non puo consolare lispelte ſie leiſe und Thränen glänzten wie helle Perlen in den Himmelsaugen und Seufzer entflohen der Bruſt, die auf und niederwallte vor innerer Beklemmung. — Noch immer in vollem Schmunzeln und Lächeln fort erzählend trat der Alte, die Dogareſſa an der Seite, heraus auf die Baluſtrade vor ſeinem Hauſe bei San Giorgio Maggiore und gewahrte nicht, wie von ſeltſamen dunklen Gefühlen im Innern aufgeregt, Annunziata ſprachlos, den thränenſchweren Blick in ein fernes Land gerichtet, wie im Traume neben ihm ſtand. — Ein junger Menſch in Schifferkleidung ſtieß in ein muſchelartig gewundenes Horn, daß die Töne weit über das Meer hin hallten. Auf dies Zeichen näherte ſich eine andere Gondel. Unterdeſſen war ein Mann, der einen Sonnenſchirm trug und eine Frau heran getreten, und ſo begleitet ſchritt der Doge mit der Dogareſſa nach dem Pallaſt. Jene Gondel landete, Marino Bodoeri mit vielen Perſonen, unter denen ſich Kaufleute, Künſtler, ja Leute aus der niedrigſten Volksklaſſe befanden, ſtieg aus und folgte dem Doge.

Antonio konnte kaum den andern Abend erwarten, weil er auf frohe Botſchaft hoffte von ſeiner geliebten Annunziata. Endlich, endlich hinkte die Alte herein, ſetzte ſich keuchend in den Lehnſeſſel, ſchlug die dürren Knochenhände einmal über das andere zuſammen und rief: Tonino — ach Tonino, was iſt denn geſchehen mit unſerm armen Täubchen! — So wie ich heute hineintrete, liegt ſie da auf dem Polſter mit halbgeſchloſſenen Augen, das Köpfchen auf den Arm geſtützt, nicht ſchlummernd, nicht wachend, nicht krank, nicht geſund. — Ich nahe mich ihr, „ei gnädige Frau Dogareſſa, ſpreche ich, was iſt Euch denn Schlimmes begegnet? — ſchmerzt Euch wohl noch die kaum geheilte Wunde?“ — Aber da blickt ſie mich an mit Augen — Tonino! — mit Augen, wie ich ſie noch gar nicht geſehen, und kaum hab' ich hineingeſchaut in die feuchten Mondesſtrahlen, ſo bergen ſie ſich hinter die ſeidnen Wimpern, wie hinter dunkles Gewölk. Und dann ſeufzt ſie aus tiefſter Bruſt, und kehrt das holde blaſſe Antlitz der Wand zu und liſpelt leiſe, ganz leiſe, aber ſo wehmüthig, daß es mir gerade ins Herz ſticht: Amare — amare — ah senza amare! — Ich hole mir einen kleinen Stuhl, ich ſetze mich hin zu ihr, ich fange an von dir zu erzählen. — Sie hüllt ſich ein in die Polſter — die ſchnelleren und ſchnelleren Athemzüge werden zu Seufzern. — Ich ſag's ihr unverholen, daß du verkleidet bei ihr warſt in der Gondel, daß ich dich, der vor Liebe und Sehnſucht verſchmachtet, nun ungeſäumt zu ihr bringen würde. Da fährt ſie plötzlich auf von den Polſtern und indem ein Strom heißer Thränen aus ihren Augen ſtürzt, ruft ſie heftig: Um Chriſtus, um aller Heiligen willen — nein — nein ich kann ihn nicht ſehen — Alte! — ich beſchwöre dich, ſag ihm, er ſolle niemals, niemals mehr ſich mir nahen — niemals, das ſag' ihm, er ſolle Venedig verlaſſen, ſchnell verlaſſen. — „Nun, fiel' ich ihr ins Wort, nun, ſo muß denn mein armer Tonino ſterben." Da ſinkt ſie wie von den unſäglichſten Schmerzen gefaßt in die Polſter und ſchluchzt mit von Thränen erſtickter Stimme: Muß ich denn nicht auch ſterben des bitterſten Todes? Da trat der alte Herr Falieri ins Gemach und ich mußte mich auf ſeinen Wink entfernen. „Sie hat mich verworfen — fort — fort aufs Meer," ſchrie Antonio auf in heller Verzweiflung. Die Alte kicherte und lachte nach ihrer gewöhnlichen Art und rief: Du einfältig Kind, du einfältig Kind! — wirſt du denn nicht geliebt von der holden Annunziata mit aller Inbrunſt, mit aller Liebesqual, die jemals ein weiblich Herz ergriff? — Einfältig Knäblein, morgen am tiefen Abend ſchleiche dich in den herzoglichen Palaſt. In der zweiten Gallerie rechts der großen Treppe wirſt du mich finden — und dann wollen wir ſehen, was ſich weiter begiebt. —

Als Antonio bebend vor Sehnſucht am andern Abend die große Treppe hinaufſchlich, war es ihm plötzlich als wolle er einen ungeheuern Frevel beginnen. Ganz betäubt vermochte er kaum zitternd und ſchwankend die Stufen zu erſteigen. Er mußte ſich dicht vor der ihm bezeichneten Gallerie an eine Säule lehnen. Plötzlich umfloß ihn heller Fackelſchein und noch ehe er ſeinen Platz verlaſſen konnte, ſtand der alte Bodoeri dicht vor ihm, von einigen Dienern begleitet, die Fackeln trugen. Bodoeri ſah dem Jünglinge ſtarr ins Angeſicht und ſprach dann: Ha! du biſt Antonio, man hat dich her beſtellt, ich weiß es, folge mir nur! — Antonio, überzeugt, daß die Zuſammenkunft mit der Dogareſſa verrathen, folgte nicht ohne Zagen. Wie erſtaunte er, als in ein entferntes Gemach getreten, Bodoeri ihn umarmte und von dem wichtigen Poſten ſprach, der ihm anvertraut worden und den er noch in dieſer Nacht mit Muth und Entſchloſſenheit behaupten ſolle. Sein Erſtaunen ging aber in Angſt über und Entſetzen, da er erfuhr, daß ſchon ſeit langer Zeit eine Verſchwörung wider die Signorie gereift, an deren Spitze der Doge ſelbſt ſtehe, daß, wie es in Falieris Hauſe auf der Giudecca beſchloſſen, noch in dieſer Nacht die Signorie fallen und der alte Marino Falieri als ſouverainer Herzog von Venedig ausgerufen werden ſolle. Antonio ſtarrte den Bodoeri ſprachlos an, dieſer hielt des Jünglings Schweigen für eine Weigerung Theil zu nehmen an der Ausführung der entſetzlichen That, und rief entrüſtet: „Feigherziger Thor! aus dem Pallaſt kommſt du nun nicht mehr, entweder du ſtirbſt oder ergreifſt mit uns die Waffen, aber ſprich erſt mit dieſem!" Aus dem dunklen Hintergrunde des Zimmers trat eine hohe edle Geſtalt hervor. So wie Antonio das Antlitz des Mannes, den er nun erſt im Schein der Kerzen bemerken und erkennen konnte, erblickte, ſtürzte er nieder auf die Knie und rief, ganz außer ſich ſelbſt gebracht durch die nicht geahnte Erſcheinung: O heiliger Herr des Himmels! mein Vater Bertuccio Nenolo, mein theurer Pfleger! — Nenolo hob den Jüngling auf, ſchloß ihn in ſeine Arme und ſprach dann mit ſanfter Stimme: „Wohl bin ich Bertuccio Nenolo, den du vielleicht auch in dem Meeresgrunde begraben glaubteſt und der erſt ſeit kurzer Zeit der ſchmählichen Gefangenſchaft des wilden Morbaſſan entgangen; Bertuccio Nenolo, der dich aufnahm und der nicht ahnen konnte, daß die unvernünftigen Diener, die Bodoeri abſchickte, als er das ihm verkaufte Landhaus in Beſitz nehmen wollte, dich hinausſtoßen würden aus dem Hauſe. — Verblendeter Jüngling! du ſtehſt an, die Waffen zu ergreifen gegen eine deſpotiſche Kaſte, deren Grauſamkeit dir den Vater raubte? — Ja, gehe hin in den Hof des Fontego, es iſt deines Vaters Blut, deſſen Spuren du noch ſchauen kannſt auf den Steinen des Bodens. Als die Signorie den deutſchen Kaufleuten das Kaufhaus, welches du unter dem Namen des Fontego kennſt, übermachte, wurde Jedem, dem man Gemächer einräumte, verboten, die Schlüſſel bei der Abreiſe an ſich zu behalten, er mußte ſie bei dem Fontegaro laſſen. Dieſem Geſetz hatte dein Vater entgegengehandelt und war ſchon deshalb ſchwerer Strafe verfallen. Als nun aber bei der Rückkunft des Vaters die Gemächer geöffnet wurden, fand ſich unter ſeinen Waaren eine Kiſte venetianiſcher falſchausgeprägter Münzen. Vergebens betheuerte er ſeine Unſchuld, es war nur zu gewiß, daß irgend ein hämiſcher Teufel, vielleicht der Fontegaro ſelbſt, die Kiſte hineingebracht hatte, um deinen Vater zu verderben. — Die unerbittlichen Richter mit dem Beweis, daß die Kiſte in deines Vaters Gemächern gefunden, zufrieden, verurtheilten ihn zum Tode! — Auf dem Hofe des Fontego wurde er hingerichtet. — Auch du wärſt nicht mehr, wenn die treue Margaretha dich nicht rettete. — Ich, deines Vaters treuſter Freund, nahm dich auf, damit du dich der Signorie nicht ſelbſt verratheſt möchteſt, verſchwieg man dir deines Vaters Namen. — Aber nun, nun Anton Dalbirger, nun iſt es Zeit, nun ergreiſe die Waffen und räche an den Häuptern der Signorie den ſchmählichen Tod deines Vaters.“ Antonio, vom Geiſt der Rache beſeelt, gelobte den Verſchwornen Treue und unbezwingbaren Muth. — Es iſt bekannt, daß der Schimpf, den Bertuccio Renolo von dem über die Seerüſtungen geſetzten Dandulo, der ihm bei einem Streit ins Geſicht ſchlug, erfahren, ihn bewog, mit dem ehrgeizigen Schwiegerſohn ſich wider die Signorie zu verſchwören. Beide, Renolo und Bodoeri wünſchten dem alten Falieri den Fürſtenmantel, um ſelbſt mit ihm zu ſteigen. — Man wollte (ſo war der Plan der Verſchwornen) die Nachricht ausbreiten, die genueſiſche Flotte liege vor den Lagunen. In der Nacht ſollte dann die große Glocke auf dem Marcusthurm gezogen und die Stadt zu erdichteten Vertheidigungen gerufen werden. Auf dieſes Zeichen ſollten die Verſchwornen, deren Anzahl beträchtlich und durch ganz Venedig verbreitet war, den Marcusplatz beſetzen, ſich der Hauptplätze der Stadt bemächtigen, die Häupter der Signorie ermorden, und den Dogen als ſouverainen Herzog von Venedig ausrufen. Der Himmel wollte aber nicht, daß dieſer Mordanſchlag gelingen und die Grundverfaſſung des bedrängten Staats durch den alten von Stolz und Uebermuth entflammten Falieri in den Staub getreten werden ſollte. Die Verſammlungen auf der Giudecca in Falieris Hauſe waren der Wachſamkeit des Raths der Zehen nicht entgangen, aber unmöglich blieb es, etwas Gewiſſes zu erfahren. Da rührte einen der Verſchwornen, einen Pelzhändler aus Piſa, Bentian geheißen, das Gewiſſen, er wollte ſeinen Freund und Gevatter, den Nicolao Leoni, der im Rathe der Zehen ſaß, vom Untergange retten. In der Abenddämmerung begab er ſich zu ihm, und beſchwor ihn in der Nacht nicht das Haus zu verlaſſen, es möge auch geſchehen, was da wolle. Leoni, von Argwohn ergriffen, hielt den Pelzhändler feſt und erfuhr, als er in ihn drang, den ganzen Anſchlag. In Gemeinſchaft mit Giovanni Gradenigo und Marco Cornaro berief er nun den Rath der Zehen nach St. Salvator und von hier aus wurden in weniger als drei Stunden Maaßregeln ergriffen, die alle Unternehmungen der Verſchwornen im erſten Aufglimmen erſticken mußten.

Dem Antonio war es aufgetragen, mit einem Trupp nach dem Marcusthurm zu gehen und die Glocken anziehen zu laſſen. So wie er hinkam, fand er den Thurm ſtark beſetzt von Arſenaltruppen, die, als er ſich nahen wollte, mit Hellebarden auf ihn eindrangen. Von plötzlichem Todesſchreck ergriffen, ſtäubte ſein Haufen auseinander, er ſelbſt entwiſchte in der Dunkelheit der Nacht. Dicht hinter ſich hörte er Tritte eines Menſchen, der ihm nachſetzte, er fühlte ſich ergriffen, ſchon wollte er den Verfolger niederſtoßen, als er bei einem plötzlich aufſchimmernden Licht den Pietro erkannte. „Rette dich, rief dieſer, rette dich Antonio! in meine Gondel, es iſt alles verrathen — Bodoeri — Renolo — ſind in der Gewalt der Signorie — die Thore des herzoglichen Pallaſtes geſchloſſen — der Doge eingeſperrt in ſein Gemach — wie ein Verbrecher bewacht von ſeinen eignen treuloſen Trabanten — fort fort.“ — Halb ſinnlos ließ ſich Antonio hineinſchleppen in die Gondel. — Dumpfe Stimmen — Klirren der Waffen — einzelne Angſtrufe — dann trat mit der tiefſten Finſterniß der Nacht lautloſe ſchauerliche Stille ein. Am andern Morgen erblickte der von Todesſchrecken zermalmte Pöbel das entſetzliche Schauſpiel, das jedes Blut in den Adern gerinnen machte. Der Rath der Zehen hatte noch in derſelben Nacht das Todesurtheil über die Häupter der Verſchwornen, die ergriffen worden, gefällt. Erdroſſelt wurden ſie auf dem kleinen Platze zur Seite des Pallaſtes von der Gallerie herabgelaſſen, wo der Doge ſonſt den Feierlichkeiten zuzuſchauen pflegte — ach! wo Antonio vor der holden Annunziata ſchwebte, wo ſie von ihm den Blumenſtrauß empfing. — Unter den Leichnamen befanden ſich Marino Bodoeri und Bertuccio Renolo. Zwei Tage nachher wurde der alte Marino Falieri von dem Rathe der Zehen verurtheilt und auf der ſogenannten Rieſentreppe des Pallaſtes hingerichtet. —

Wie bewußtlos war Antonio umhergeſchlichen, niemand griff ihn an, denn niemand kannte ihn als einen der Verſchwornen. Als er des alten Falieri graues Haupt fallen ſah, da fuhr er auf, wie aus ſchwerem Todestraum. — Mit dem Schrei des wildeſten Entſetzens — mit dem Ausruf: Annunziata! ſtürzte er in den Pallaſt, durch die Gallerieen. — Niemand hielt ihn auf, die Trabanten ſtarrten ihn an wie betäubt von dem Fürchterlichen, das ſich ſo eben zugetragen. Die Alte hinkte ihm entgegen laut jammernd und klagend, ſie ergriff ſeine Hand, noch einige Schritte und er trat mit ihr in Annunziata's Gemach. Da lag die Arme entſeelt auf den Polſtern. Antonio ſtürzte hin zu ihr, er bedeckte ihre Hände mit glühenden Küſſen, er rief die Geliebte mit den ſüßeſten, zärtlichſten Namen. Da ſchlug ſie die holden Himmelsaugen langſam auf, ſie ſah Antonio — erſt war es, als müſſe ſie ſich auf ihn beſinnen, doch plötzlich raffte ſie ſich auf, umſchlang ihn mit beiden Armen, drückte ihn an ihre Bruſt — benetzte ihn mit heißen Thränen — küßte ſeine Wangen — ſeine Lippen. „Antonio — mein Antonio — ich liebe dich unausſprechlich — ja es giebt noch einen Himmel auf Erden! — Was iſt des Vaters — des Oheims — des Gatten Tod gegen die Seligkeit deiner Liebe — o laß uns fliehen — von dieſer blutigen Mordſtätte!“ — So rief Annunziata, zerriſſen von dem bitterſten Schmerz und der glühendſten Liebe. Unter tauſend Küſſen, unter tauſend Thränen ſchwuren ſich die Liebenden ewige Treue, ſie vergaßen die furchtbaren Ereigniſſe der ſchrecklichſten Tage, den Blick von der Erde abgewandt ſchauten ſie auf in den Himmel, den ihnen der Geiſt der Liebe erſchloſſen. Die Alte rieth nach Chiozza zu fliehen, Antonio wollte dann zu Lande in umgekehrter Richtung weiter herauf nach ſeinem Vaterlande. Freund Pietro verſchaffte ihm eine kleine Barke, die an der Brücke bei der hinteren Seite des Pallaſtes angelegt wurde. Eingehüllt in tiefe Schleier ſchlich Annunziata als es Nacht worden, mit dem Geliebten, von der alten Margaretha, die in der Kapuze reiche Juwelenkäſtchen trug, begleitet, über die Treppen hinab. Unbemerkt kamen ſie an die Brücke, ſtiegen ſie hinein in die Barke. Antonio ergriff das Ruder und fort ging es in ſchneller rüſtiger Fahrt. Wie ein fröhlicher Liebesbote tanzte der helle Mondesſchimmer auf den Wellen vor ihnen her. Sie waren auf hoher See. Da begann es ſeltſam zu pfeifen und zu ſauſen in hoher Luft — finſtere Schatten kamen gezogen und hingen ſich wie dunkle Schleier über das leuchtende Antlitz des Mondes. Der tanzende Schimmer, der fröhliche Liebesbote ſank herab in die ſchwarze Tiefe voll dumpfer Donner. Der Sturm erhob ſich und jagte die düſtern zuſammengeballten Wolken mit zornigem Toben vor ſich her. Hoch auf und nieder flog die Barke. „O hilf, o Herr des Himmels!“ ſchrie die Alte. Antonio, des Ruders nicht mehr mächtig, umſchlang die holde Annunziata, die, von ſeinen glühenden Küſſen erweckt, ihn mit der Inbrunſt der ſeligſten Liebe an ihren Buſen drückte. „O mein Antonio! — o meine Annunziata!“ So riefen ſie des Sturms nicht achtend, der immer entſetzlicher tobte und brauſte. Da ſtreckte das Meer, die eiferſüchtige

Wittwe des enthaupteten Falieri, die ſchäumenden Wellen wie Rieſenarme empor, erfaßte die Liebenden und riß ſie ſammt der Alten hinab in den bodenloſen Abgrund! —

Als der Mann im Mantel auf dieſe Weiſe ſeine Erzählung geendet hatte, ſprang er ſchnell auf und verließ mit ſtarken raſchen Schritten das Zimmer. Die Freunde ſahen ihm ſtillſchweigend und ganz verwundert nach, dann traten ſie aufs neue vor das Gemälde. Der alte Doge ſchmunzelte ſie wieder an, in thörigtem Prunk und faſelnder Eitelkeit, aber als ſie nun der Dogareſſa recht ins Antlitz ſchauten, da gewahrten ſie wohl, wie die Schatten eines unbekannten, nur geahnten Schmerzes auf der Lilienſtirn lagen, wie ſehnſüchtige Liebesträume unter den dunklen Wimpern hervorleuchteten und um die ſüßen Lippen ſchwebten. Aus dem fernen Meer, aus den duftigen Wolken, die San Marco einhüllten, ſchien die feindliche Macht Tod und Verderben zu drohen. Die tiefere Bedeutung des anmuthigen Bildes ging ihnen klar auf, aber auch alle Wehmuth der Liebesgeſchichte Antonio's und Annunziata's kehrte, ſo oft ſie das Bild auch noch anblicken mochten, wieder und erfüllte ihr innerſtes Gemüth mit ſüßen Schauern.

Die Freunde lobten die Erzählung und waren einſtimmig im Urtheil, daß Ottmar die wahre Geſchichte des ehrſüchtigen, unglücklichen Dogen Marino Falieri auf ächt ſerapiontiſche Weiſe benutzt habe.

Ottmar, ſprach Lothar, ließ es ſich aber ſauer werden, als er die Erzählung ſchrieb. Denn außerdem, daß ihn das hübſche Bild unſers wackern Kolbe zu dem Ganzen begeiſtert, lag Le Bret's Geſchichte von Venedig immer aufgeſchlagen auf dem Tiſche und das ganze Zimmer hatte er mit pittoresken Anſichten von den Straßen und Plätzen Venedigs geſchmückt, die er Gott weiß wo überall aufgetrieben. Deshalb iſt die Erzählung ſo individuell lokal geworden wie ſie ſeyn mußte.

Die Mitternachtsſtunde hatte geſchlagen, die Freunde ſchieden in der froheſten Stimmung.

Vierter Abſchnitt.

Vinzenz und Sylveſter hatten ſich eingefunden. Lothar hielt ihnen eine lange Rede, worin er auf höchſt ergötzliche Weiſe ſehr weitläuftig die Pflichten eines würdigen Serapions-Bruders entwickelte: „Und nun,“ ſchloß er, „verſprecht mir, theure würdige Novizen, mittelſt feierlichen Handſchlags der Regel des heiligen Serapion treu zu ſeyn, d. h. Euer ganzes Beſtreben dahin zu richten, bei den Verſammlungen des ſchönen Bundes Euch ſo geiſtreich, lebendig, gemüthlich, anregbar und witzig zu zeigen, als es nur in Euern Kräften ſteht.“

Ich, nahm Vinzenz das Wort, ich für mein Theil verſpreche das mit voller Seele. Ich will meine ganze Habe an Geiſt und Gemüth zur Bundes-Kaſſe tragen, aus der Ihr mich dann ernähren, ja ordentlicher Weiſe mäſten könnt. Ich will jedesmal, wenn ich bei Euch einzutreten gedenke, wie man im Sprüchwort ſagt, vorher meinem Affen reichlichen Zucker darbieten, damit er Luſt bekomme zu allerlei zierlichen Capriolen. Und da Euer Schutzpatron allen Ruhm, alle Ehre erworben durch geziemlichen Wahnſinn, will ich mich vorzüglich bemühn ihm nachzueifern, ſo daß es dem Bunde nie an lobenswerther Tollheit fehlen ſoll. Ich kann, verlangſt du es, mein würdiger Lothar, wünſcht Ihr es, meine geſchätzteſten Serapions-Brüder, mit den ſauberſten fixen Ideen wechſeln. Ich kann mir wie der Profeſſor Titel, einbilden, römiſcher Kaiſer, oder wie der Pater Sgambari, Cardinal zu ſeyn. Ich kann wie jene Frau des Trallianus glauben, das Weltall ruhe auf meinem linken Daumen oder meine Naſe ſey von Glas und leuchte in den ſchönſten Farben prismatiſch hinauf, an Wand und Decke, oder mich wie der kleine Schotte Donald Monro, für einen Spiegel halten, und alle Blicke, Grimaſſen, Poſituren deſſen nachmachen, der mir ins Geſicht ſchaut. Ja ich kann überzeugt ſeyn, meine anima sensitiva habe mir, wie dem Chevalier D'Eſpernay, den Kopf kahl geſchoren und ich flöße Euch nur Reſpekt ein durch die wenigen Haare, die ich noch auf den Zähnen behalten. — Ihr werdet als würdige Serapions-Brüder all' dieſen Wahnſinn zu ehren wiſſen! — Thut das Leute! und verfallt nicht etwa darauf mich kuriren und gar Mittel anwenden zu wollen nach der Methode des Börhave, des Merkurialis, des Antius von Ampda, des Friedrich Kraft, des Herrn Richter, welche ſämmtlich ſattſames Prügeln anrathen und ſanftes Maulſchelliren. Und doch wirken Prügel wohlthätig auf Verſtand und Herz und beleben den Körper zu den wichtigſten Funktionen. — Was wäre aus uns geworden, hätten wir eine einzige Vokabel in den Kopf gebracht in Quinta ohne nützliches Prügeln? — Ja! ich gedenke noch, daß, wie ich in meinem zwölften Jahre Werthers Leiden geleſen hatte, ich mich ſtracks in ein dreißigjähriges Fräulein verliebte und mich todtſchießen wollte. Mein Vater heilte glücklich die zu große Reizbarkeit meines Herzens nach Rhaſes und Valescus de Taranta, welche eine gute Tracht Schläge auf den H— als ein kräftiges Mittel wider die Liebe empfehlen. Zu gleicher Zeit weinte der Alte heiße Vaterthränen vor Freude über die Entdeckung, daß ſein Söhnlein wirklich kein Eſel ſei, denn dieſes Thier wird nach bekannter Erfahrung deſto verliebter, je mehr und beſſer man es prügelt! — Und was den Körper anlangt und deſſen Funktionen! — O ruft Euch doch nur jenen Venuſiniſchen Prinzen ins Gedächtniß, deſſen Campanella erwähnt! — Der gute Fürſt konnte nicht anders zu Stuhle gehn, als wenn er vorher von einem dazu ausdrücklich beſoldeten Mann erklecklich abgeprügelt werden! —

O aller Fabulanten ergötzlichſter Fabulant, rief Theodor, du ganzes Geſchwornengericht des ſkurilen Spaßes, wie luſtig verführſt du deine Capriolen und Courbetten! Aber thue das immerhin — Blitze hinein, ſollte es manchmal zu ſtill und dunkel unter uns werden mit den abſonderlichſten Redensarten und belebe vorzüglich unſern Sylveſter, der nach ſeiner gewöhnlichen Art und Weiſe bis jetzt noch kein einziges Wort geſprochen.

Ueberhaupt, ſprach Ottmar, habe ich mich kaum überzeugen können, daß es wirklich Sylveſter iſt, der dort auf dem Stuhle ſitzt und uns ſo freundlich anlächelt. Denn ganz unmöglich ſcheint es mir, daß er ſobald ſeinen ländlichen Aufenthalt verlaſſen konnte, deſſen Vorzüge vor unſerer Stadt er ſo hoch pries und ich denke immer, am Ende iſt es nur ein hübſcher Spuk und Sylveſter verſchwindet uns plötzlich vor unſern ſehenden Augen in den zierlichen Dampfwolken, die er aus dem Zigarro bläſ't! —

Gott behüte und bewahre, rief Sylveſter lachend, glaubſt Du denn daß ich friedlicher ruhiger Mann mich umgeſetzt habe in einen Hexenkerl, der ehrliche Leute neckt mit ſeiner werthen Perſon? Glaubſt Du, daß ich die mindeſte Anlage habe zu einem Philadelphia oder Swedenborg? — Beklagſt Du Dich, Theodor, über meine Wortkargheit, ſo wiſſe, daß ich gerade heute mit Bedacht den Athem ſpare, weil ich nichts geringeres im Sinn trage, als Euch eine ziemlich lange Erzählung vorzuleſen, zu der mich ein ſehr hübſches Bild unſers wackern Karl Kolbe entzündete und die ich während meines ländlichen Aufenthalts niederſchrieb. — Wunderſt Du Dich darüber, Ottmar, daß ich, unerachtet ich die Muße des Landlebens ſo hoch ſtelle, doch wieder hieher kam, ſo bedenke, daß, iſt auch das ewige raſtloſe Gewühl, die leere Geſchäftigkeit der großen Stadt meinem ganzen innern Weſen zuwider, ich doch auch dagegen, will ich als Dichter und Schriftſteller beſtehen, mancher Anregung bedarf, die ich nur hier finde. Jene Erzählung, die ich für gut halte, wäre nimmermehr entſtanden, hätte ich nicht Kolbes Bild auf der Kunſtausſtellung geſchaut, und hätte ich nachher mich nicht der Muße des Landlebens hingegeben.

Sylveſter hat Recht, nahm Lothar das Wort, wenn er als Schauſpiel- als Romandichter die Anregungen in dem bunten Gewühl der großen Stadt ſucht und dann dem Geiſt ruhige Muße gönnt das zu ſchaffen, wozu er angeregt worden. Jenes Bild konnte Sylveſter auch auf dem Lande ſchauen, aber nicht die lebendigen Perſonen, die ſich darum herbewegten und in die hinein jene gemalten Perſonen des Bildes traten. Dichter jener Art dürfen ſich nicht zurückziehen in die Einſamkeit, ſie müſſen in der Welt leben, in der bunteſten Welt, um ſchauen und auffaſſen zu können ihre unendlich mannigfachen Erſcheinungen! —

Ha! rief Vinzenz, wie jauchzt der Herr von Jaques im Shakspeare, als er den Monſieur Probſtein im Walde gefunden? — Ein Narr, ein Narr! — Ich traf 'nen Narrn im Walde, 'nen ſcheckigen Narrn — o jämmerliche Welt. So jauchze ich: ein Poet! — ein Poet! — ich traf einen Poeten! — Der taumelte zu hoher Mittagszeit aus dem dritten Weinhauſe, ſchaute hinauf mit den trunkfeuchten

Augen zur Sonne, rief begeiſtert: o ſüßes mildes Mondenlicht, wie fallen Deine Strahlen in mein Innres hinein und erleuchten ſattſam die ganze Welt, die ich darin hege und pflege! — Wandle vor mir her, wackres Geſtirn, damit ich nach dem Ort hinſteure, wo mir Lebenserfahrung, Menſchenkenntniß zuſtrömt in Fülle zum nützlichen Gebrauch — Charakter! — lebendige Zeichnung ohne Studien nicht möglich — Herrliches Getränk, vortrefflicher Eilfer, der die Herzen erſchließt und die Phantaſie entzündet! — Ja er lebt in mir, der dort in jenem Zimmer Salami genießt. Es iſt ein großer hagrer Mann, trägt einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, engliſche Stiefel, ſchnupft Taback aus einer ſchwarzlackirten Doſe, ſpricht geläufig Deutſch und iſt daher, unerachtet jener Stiefel und der italiäniſchen Wurſt ein deutſcher herrlicher lebensvoller Charakter für meinen neueſten Roman! — Aber — mehr Menſchenkenntniß — mehr Charaktere! — Und damit lief mein Poet mit günſtigem Winde ein in die Bucht des vierten Weinhauſes! —

Schweige, rief Lothar, ſchweige Du Olivarius Textdreher! — So nenne ich Dich, weil Du mir in der That meinen ganzen Text verdrehſt! — Ich weiß recht gut, was Du mit Deinem trunknen Poeten, der Lebenserfahrung in den Weinhäuſern ſammelt und mit ſeinem Mann im blauen Frack meinſt, und mag über dieſes Thema gar nichts mehr ſagen. Aber ganz andere Leute glauben ebenfalls, daß ſie, haben ſie die Perſönlichkeit dieſes, jenes unbedeutenden Subjekts, das ihnen in den Weg kam, genau abgeſchrieben, ins Leben greifende Charaktere aufſtellten. Mit dem beſonderen Zopf den dieſer, jener alte Mann trägt, mit der Farbe, in die ſich dieſes, jenes Mädchen kleidet, iſt es noch gar nicht gethan. Es gehört ein eigner Sinn, ein durchdringender Blick dazu, die Geſtalten des Lebens in ihrer tieferen Eigenthümlichkeit zu erſchauen und auch mit dieſem Erſchauen iſt es noch nicht gethan. All die aufgefaßten Bilder wie ſie im ewigen bunten Wechſel ſich ihm zeigten bringt der Geiſt, der in dem wahren Dichter wohnt, erſt auf die Kapelle und wie aus dem Niederſchlag des Chemiſchen Prozeſſes geben als Subſtrat die Geſtalten hervor, die der Welt, dem Leben in ſeiner ganzen Extenſion angehören. Das ſind die wunderbaren Perſonen, die ohne Rückſicht auf Ort, auf Zeit ein jeder kennt, mit denen ein jeder befreundet iſt, die fort und fort unter uns lebendig wandeln! — Darf ich wohl des herrlichen Sancho

Panſa, des Falſtaff erwähnen? — Und weil Du, Vinzenz, gerade vom blauen Frack ſprachſt, es iſt wohl ein eigen Ding, daß die Geſtalt, die der wahre Dichter auf jene Weiſe ſchuf, ſich von ſelbſt ganz artig und ihrem Charakter gemäß kleidet — Ei, ſprach Ottmar, das iſt im Leben auch nicht anders. Gewiß haben wir alle bei irgend einer beſonderen Erſcheinung, die uns in den Weg trat, ſehr lebhaft gefühlt, daß der Mann vermöge ſeines ganzen Weſens nun ganz unmöglich eine andere Mütze, einen andern Hut, einen andern Rock tragen dürfe als wie er ihn eben trägt. Daß dies geſchieht iſt eben nicht ſo wunderbar als daß wir es erkennen.

Liegt, unterbrach Cyprian den Freund, liegt es denn aber nicht bloß in unſerer Erkenntniß, daß es geſchieht? — O Spitzfündigkeit ohne Gleichen, rief Vinzenz. Und, ſprach Sylveſter mit lebhafterem Ton, als es ſonſt ſeine Art war, und Alles, was Lothar behauptet, iſt doch ſo wahr, ſo recht aus meiner Seele genommen. — Vergeßt aber nicht, daß nächſt unſerm erquicklichen Zuſammenſein ich auch auf dem Lande einen Genuß entbehre, der mein ganzes Weſen, es ganz und gar durchdringend, hoch erhebt. Ich meine nichts anders als die mannigfachen muſikaliſchen Produktionen, die Aufführungen der herrlichſten Meiſterwerke des Geſanges. Erſt heute hat mich Beethovens Meſſe, die, wie Ihr wißt, in der katholiſchen Kirche aufgeführt wurde, wahrlich im höchſten Sinn des Worts ergriffen.

Und das, ſprach Cyprian mürriſch, verwundert mich nur deshalb nicht, weil Dir, Sylveſter, die Entbehrung dergleichen Dinge im beſſern Licht erſcheinen läßt. Dem Hungrigen ſchmeckt die geringere Koſt. Denn aufrichtig geſagt, Beethoven hat in ſeinem Hochamt eine gar hübſche, auch wohl geniale Muſik geliefert, aber nur durchaus kein Hochamt. — Wo iſt der ſtrenge Kirchenſtyl geblieben! —

Ich weiß es ſchon, nahm Theodor das Wort, Du Cyprian! ſtatuirſt nur die alten Tonſetzer, erſchrickſt in der Kirchen-Partitur vor allen ſchwarzen Noten und treibſt die Strenge gegen alles Neuere bis zur Ungerechtigkeit.

Wahr iſt es indeſſen, ſprach Lothar, daß in Beethovens Meſſe mir vieles zu jubilirend, zu irdiſch jauchzend klingt. Ueberhaupt möcht' ich wiſſen, worin die völlige mit einander kontraſtirende Verſchiedenheit des Geiſtes liegt, in dem die Meiſter die einzelnen Sätze des Hochamts komponirt haben?

Ei, rief Sylveſter, das iſt es auch, was mir ſo oft als unerklärlich aufgefallen iſt. Man ſollte meinen, daß z. B. die Worte: Benedictus qui venit in nomine domini, nur auf gleiche fromme ruhige Weiſe geſetzt werden könnten und doch weiß ich nicht allein, daß dieſe Worte von den größten Meiſtern in ganz verſchiedenem Charakter komponirt worden ſind, ſondern auch daß, von den verſchiedenſten Empfindungen durchdrungen, ich niemals die Compoſition dieſes, jenes großen Mannes, als verfehlt zu verwerfen vermochte. — Theodor könnte uns hierüber aufklären.

Das wollte ich wohl, ſprach Theodor, ſo gut ich's vermag, aber ich müßte Euch eine kleine Abhandlung vortragen, die mit ihrem Ernſt ſonderbar abſtechen würde gegen die luſtige Weiſe, in der heute unſere Verſammlung begann.

Iſt es, erwiederte Ottmar, iſt es denn nicht eben recht ſerapionsmäßig, daß Ernſt und Scherz wechſele? Sprich Dich daher nur getroſt aus, Theodor, über einen Gegenſtand, der uns Alle, nehme ich etwa unſern Vinzenz aus, der nichts von der Muſik verſteht, höchlich intereſſirt. — Ich bitte auch den neuen Serapions-Bruder Vinzenz, daß er den ſkurilen Spaß, der ihm eben auf den Lippen ſchwebt, verſchlucke und unſern Redner nicht unterbreche! —

O Serapion! ſeufzte Vinzenz mit aufwärts gerichtetem Blick; Theodor begann aber ohne weiteres in folgender Art.

Das Gebet, die Andacht, regt gewiß das Gemüth, nach ſeiner eigenthümlich in ihm herrſchenden oder auch augenblicklichen Stimmung, wie ſie von phyſiſchem oder pſychiſchem Wohlſein, oder von eben ſolchem Leiden erzeugt wird, auf. Bald iſt daher die Andacht, innere Zerknirſchung bis zur Selbſtverachtung und Schmach, Hinſinken in den Staub vor dem vernichtenden Blitzſtrahl des, dem Sünder zürnenden Herrn der Welten, bald kräftige Erhebung zu dem Unendlichen, kindliches Vertrauen auf die göttliche Gnade, Vorgefühl der verheißenen Seeligkeit. Die Worte des Hochamts geben in einem Cyklus nur den Anlaß, höchſtens den Leitfaden der Erbauung und in jeder Stimmung werden ſie den richtigen Anklang in der Seele erwecken. Im Kyrie wird die Barmherzigkeit Gottes angerufen; das Gloria preiſet ſeine Allmacht und Herrlichkeit, das Credo ſpricht den Glauben aus, auf den die fromme Seele feſt bauet und nachdem im Sanctus und Benedictus die Heiligkeit Gottes erhoben und Seegen denen verheißen worden, die voll Vertrauen ſich ihm nahen, wird im Agnus und im Dona noch zum Mittler gefleht, daß er Beruhigung und ſeinen Frieden ſchenke der frommen glaubenden, hoffenden Seele. Schon dieſer Allgemeinheit wegen, die der tieferen Beziehung, der inneren Bedeutung, welche ein jeder nach ſeiner individuellen Gemüthsſtimmung hineinlegt, nicht vorgreift, ſchmiegt ſich der Text der mannigfaltigſten muſikaliſchen Behandlung an und eben deshalb giebt es ſo ganz, in Charakter und Haltung von einander abweichende Kyrie, Gloria u. ſ. w. Man vergleiche nur z. B. die beiden Kyrie in den Meſſen aus C dur und D Moll von Joſeph Haydn und eben ſo ſeine Benedictus. — Schon hieraus folgt, daß der Componiſt der, wie es ſtets ſeyn ſollte, von wahrer Andacht begeiſtert zur Compoſition eines Hochamts ſchreitet, die individuelle religiöſe Stimmung ſeines Gemüths, der ſich jedes Wort willig ſchmiegt, vorherrſchen und ſich durch das Miserere, Gloria, Qui tollis u. ſ. w. nicht zum bunten Gemiſch des herzzerſchneidendſten Jammers der zerknirſchten Seele mit jubilirendem Geklingel verleiten laſſen wird. Alle Arbeiten dieſer letzten Art, wie ſie in neuerer Zeit auf höchſt frivole Weiſe gemacht wurden, ſind Mißgeburten von einem unreinen Gemüth erzeugt, die ich eben ſo lebhaft verwerfe als Cyprian. Aber hohe Bewundrung zolle ich den herrlichen Kirchen-Compoſitionen Michael und Joſeph Haydns, Haſſes, Naumanns u. a. ohne der alten Werke der frommen italiäniſchen Meiſter (Leo, Durante, Benevoli, Perli u. a.) zu vergeſſen, deren hohe würdige Einfachheit, deren wunderbare Kunſt ohne bunte Ausweichungen eingreifend ins Innerſte zu moduliren, in neuerer und neueſter Zeit ganz verloren gegangen zu ſeyn ſcheint. Daß, ohne an dem urſprünglichen reinen Kirchenſtyl ſchon deshalb feſthalten zu wollen, weil das Heilige den bunten Schmuck irdiſcher Spitzfündigkeiten verſchmäht, auch ſchon jene einfache Muſik in der Kirche muſikaliſch mehr wirkt, iſt nicht zu bezweifeln, da die Töne, je ſchneller ſie aufeinander folgen deſto mehr im hohen Gewölbe verhallen und das Ganze undeutlich und unverſtändlich machen. Daher zum Theil die große Wirkung des Chorals in der Kirche. Mit Dir Cyprian räume ich auch den erhabenen Kirchengeſängen aus der älteren Zeit, ſchon ihres wahrhaft heiligen immer feſtgehaltenen Styls halber den Vorzug vor der neueren Kirchenmuſik unbedingt ein, indeſſen bin ich doch der Meinung, daß man mit dem Reichthum den die Muſik, was hauptſächlich die Anwendung der Inſtrumente betrifft, in neuerer Zeit erworben, in der Kirche zwar nicht prunkenden Staat treiben dürfe, ihn doch aber auf edle, würdige Weiſe anwenden könne. Das gewagte Gleichniß, daß die ältere Kirchenmuſik der Italiäner ſich zu der neueren deutſchen verhalte wie die Peterskirche zum Straßburger Münſter, möchte ziemlich treffend ſeyn. Die grandioſen Verhältniſſe jenes Baues erheben das Gemüth, indem ſie commenſurabel bleiben; aber mit einer ſeltſamen inneren Beunruhigung ſtaunt der Beſchauer den Münſter an, der ſich in den kühnſten Windungen, in den ſonderbarſten Verſchlingnngen bunter phantaſtiſcher Figuren und Zierrathen hoch in die Lüfte erhebt. Allein ſelbſt dieſe Unruhe regt ein, das Unbekannte, das Wunderbare ahnendes Gefühl auf und der Geiſt überläßt ſich willig dem Traume, in dem er das Ueberirdiſche, das Unendliche zu erkennen glaubt. Nun! und eben dies iſt ja der Eindruck des Rein-Romantiſchen wie es in Mozarts, in Haydns Kompoſitionen lebt und webt. — Daß es jetzt einem Komponiſten nicht ſo leicht gelingen wird in jenem hohen einfachen Styl der alten Italiener einen Kirchen-Geſang zu ſetzen iſt leicht zu erklären. Nicht daran denken will ich, daß der wahrhafte fromme Glaube, der jenen Meiſtern die Kraft gab das Heiligſte in hohen würdigen Tönen zu verkünden, wohl ſelten in dem Gemüth des Künſtlers aus der neueſten Zeit wohnen dürfte, ich will nur des Unvermögens das der Mangel des wahren Genies herbeiführt und dann eben ſo des Mangels an Selbſtverleugnung erwähnen. Regt nicht in der höchſten Einfachheit der tiefe Genius ſeine kräftigſten Schwingen? Wer aber läßt auch nicht gern den Reichthum der ihm zu Gebote ſteht, vor Aller Augen glänzen und iſt zufrieden mit dem Beifall des einzelnen Kenners, dem auch ohne Prunk das Gediegene, das Liebſte oder vielmehr das einzig Liebe iſt? Dadurch daß man anfing ſich überall derſelben Mittel des Ausdrucks zu bedienen, iſt es nun beinahe dahin gekommen, daß es gar keinen Styl mehr giebt. In der komiſchen Oper hört man oft feierliche gravitätiſch daher ſchreitende Sätze, in der ernſten Oper tändelnde Liedchen und in der Kirche Oratorien und Aemter nach Opernſchnitt. Aber es gehört auch eine ſeltene Tiefe des Geiſtes, ein hoher Genius dazu, ſelbſt bei der Anwendung des figurirteſten Geſanges, des ganzen Reichthums der Inſtrumente ernſt und würdevoll, kurz, kirchenmäßig zu bleiben. Mozart, ſo galant er in ſeinen beiden bekannteren Meſſen aus C dur iſt, hat im Requiem jene Aufgabe herrlich gelöſt: es iſt dies in Wahrheit eine romantiſch heilige Muſik, aus dem Innerſten des Meiſters hervorgegangen. Wie vortrefflich auch Haydn in manchem ſeiner Aemter von dem Heiligſten und Erhabenſten in herrlichen Tönen redet, darf ich wohl nicht erſt ſagen, obgleich man ihm mit Recht hier und da manche Spielerei vorwerfen mag. — So wie ich nur vernahm, Beethoven habe ein Amt geſetzt, ehe ich eine Note davon gehört oder geleſen hatte, vermuthete ich gleich, daß, was Styl und Haltung betrifft, der Meiſter ſich den alten Joſeph zum Vorbilde nehmen würde. Und doch fand ich mich getäuſcht in Anſehung deſſen wie Beethoven die Worte des Hochamts aufgefaßt hat. Beethovens Genius bewegt ſonſt gern die Hebel des Schauers, des Entſetzens. So, dachte ich, würde auch die Anſchauung des Ueberirdiſchen ſein Gemüth mit innerem Schauer erfüllen und er dies Gefühl in Tönen ausſprechen. Im Gegentheil hat aber das ganze Amt den Ausdruck eines kindlich heitern Gemüths, das auf ſeine Reinheit bauend, gläubig der Gnade Gottes vertraut und zu ihm fleht wie zu dem Vater, der das Beſte ſeiner Kinder will und ihre Bitten erhört. Nächſt dieſem allgemeinen Charakter der Kompoſition iſt die innere Struktur, ſo wie die verſtändige Inſtrumentirung, wenn man nur einmal von der Tendenz, wie ich ſie erſt Hinſichts des in der Kirche anzuwendenden muſikaliſchen Reichthums aufſtellte, ausgeht, ganz des genialen Meiſters würdig.

Aber eben dieſe Tendenz, nahm Cyprian das Wort, iſt nach meiner Ueberzeugung ganz verkehrt und kann zur ruchloſen Entheiligung des Höchſten führen. — Laß mich es ſagen wie ich über Kirchenmuſik denke, und Du wirſt finden daß ich wenigſtens mit mir ſelbſt darüber ganz im Reinen bin. — Keine Kunſt, glaube ich, geht ſo ganz und gar aus der inneren Vergeiſtigung des Menſchen hervor, keine Kunſt bedarf nur einzig rein geiſtiger ätheriſcher Mittel, als die Muſik. Die Ahnung des Höchſten und Heiligſten, der geiſtigen Macht, die den Lebensfunken in der ganzen Natur entzündet, ſpricht ſich hörbar aus im Ton und ſo wird Muſik, Geſang, der Ausdruck der höchſten Fülle des Daſeins — Schöpferlob! — Ihrem innern eigenthümlichen Weſen nach iſt daher die Muſik religiöſer Cultus und ihr Urſprung einzig und allein in der Religion, in der Kirche zu ſuchen und zu finden. Immer reicher und mächtiger ins Leben tretend, ſchüttete ſie ihre unerſchöpflichen Schätze aus über den Menſchen und auch das

Profane durfte ſich dann, wie mit kindiſcher Luſt in dem Glanz putzen, mit dem ſie nun das Leben ſelbſt in all' ſeinen kleinen und kleinlichen irdiſchen Beziehungen durchſtrahlte. Aber ſelbſt das Profane erſchien in dieſem Schmuck, wie ſich ſehnend nach dem göttlichen höheren Reich und ſtrebend einzutreten in ſeine Erſcheinungen. — Eben dieſes ihres eigenthümlichen Weſens halber konnte die Muſik nicht das Eigenthum der antiken Welt ſeyn, wo alles auf ſinnliche Verleiblichung ausging, ſondern mußte dem modernen Zeitalter angehören. Die beiden einander entgegengeſetzten Pole des Heidenthums und des Chriſtenthums ſind in der Kunſt die Plaſtik und die Muſik. Das Chriſtenthum vernichtete jene und ſchuf dieſe ſo wie die ihr zunächſt ſtehende Malerei. In der Malerei kannten die Alten weder Perſpective noch Colorit, in der Muſik weder Melodie noch Harmonie. Melodie nehme ich im höhern Sinn als Ausdruck des inneren Affekts, ohne Rückſicht auf Worte und ihren rhythmiſchen Verhalt. Aber es iſt nicht dieſe Mangelhaftigkeit, die etwa nur die geringere Stufe auf der damals Muſik und Malerei ſtanden, bezeichnet, ſondern, wie in unfruchtbarem Bodenru hend, nicht entfalten konnte ſich der Keim dieſer Künſte, der im Chriſtenthum herrlich aufging und Blüthen und Früchte trug in üppiger Fülle. Beide Künſte, Muſik und Malerei, behaupteten in der antiken Welt nur ſcheinbar ihren Platz: ſie wurden von der Gewalt der Plaſtik erdrückt, oder vielmehr in den gewaltigen Maſſen der Plaſtik konnten ſie keine Geſtalt gewinnen; beide Künſte waren nicht im mindeſten das, was wir jetzt Malerei und Muſik nennen, ſo wie die Plaſtik durch die, jeder Verleiblichung entgegen ſtrebende Tendenz der chriſtlichen Welt, gleichſam zum Geiſtigen verflüchtigt, aus dem körperlichen Leben entwich. Aber ſelbſt der erſte Keim der heutigen Muſik, in dem das heilige nur der Chriſtlichen Welt auflösbare Geheimniß verſchloſſen, konnte ſchon der antiken Welt nur nach ſeiner eigenthümlichſten Beſtimmung, d. h. zum religiöſen Kultus dienen. Denn nichts anders als dieſer waren ja ſelbſt in der frühſten Zeit ihre Dramen, welche Feſt-Darſtellungen der Leiden und Freuden eines Gottes enthielten. Die Deklamation wurde von Inſtrumentiſten unterſtützt und ſchon dieſes beweiſet, daß die Muſik der Alten rein rythmiſch war, wenn ſich nicht auch anderweitig darthun ließe, daß, wie ich ſchon vorhin ſagte, Melodie und Harmonie, die beiden Angeln, in denen ſich unſere Muſik bewegt, der antiken Welt unbekannt blieben. Mag es daher ſeyn daß Ambroſius und ſpäter Gregor um das Jahr fünfhundert und ein und neunzig antike Hymnen den chriſtlichen Hymnen zum Grunde legten und daß wir die Spuren jenes bloß rhythmiſchen Geſanges noch in dem ſogenannten Canto Fermo, in den Antiphonien antreffen: ſo heißt das doch nichts anders, als daß ſie den Keim, der ihnen überkommen, benutzten und es bleibt gewiß, daß das tiefere Beachten jener antiken Muſik nur für den forſchenden Antiquar Intereſſe haben kann, dem ausübenden praktiſchen Componiſten ging aber die heiligſte Tiefe ſeiner herrlichen ächtchriſtlichen Kunſt erſt da auf, als in Italien das Chriſtenthum in ſeiner höchſten Glorie ſtrahlte und die hohen Meiſter in der Weihe göttlicher Begeiſterung das heiligſte Geheimniß der Religion in herrlichen nie gehörten Tönen verkündeten. — Merkwürdig iſt es, daß bald nachher, als Guido von Arezzo tiefer in die Geheimniſſe der Tonkunſt eingedrungen, dieſe den Unverſtändigen ein Gegenſtand mathematiſcher Spekulationen und ſo ihr eigenthümliches inneres Weſen, als es kaum begonnen ſich zu entfalten, verkannt wurde. Die wunderbaren Laute der Geiſterſprache waren erwacht und hallten hin über die Erde; ſchon war es gelungen, ſie feſtzubannen, die Hieroglyphe des Tons in ſeiner melodiſchen und harmoniſchen Verkettung war gefunden. Ich meine die Muſikſchrift der Noten. Aber nun galt die Bezeichnung für das Bezeichnete ſelbſt; die Meiſter vertieften ſich in harmoniſche Künſteleien und auf dieſe Weiſe hätte die Muſik, zur ſpekulativen Wiſſenſchaft entſtellt, aufhören müſſen Muſik zu ſeyn. Der Kultus wurde, als endlich jene Künſteleien aufs Höchſte geſtiegen waren, durch das, was ſie ihm als Muſik aufdrangen, entweiht, und doch war dem, von der heiligen Kunſt durchdrungenen Gemüth nur die Muſik wahrer Kultus. So konnte es alſo nur ein kurzer Kampf ſeyn, der mit dem glorreichen Siege der ewigen Wahrheit über das Unwahre endete. Ausgeſöhnt mit der Kunſt wurde der Pabſt Marcellus der zweite, der im Begriff ſtand alle Muſik aus den Kirchen zu verbannen, ſo aber dem Kultus den herrlichſten Glanz zu rauben, als der hohe Meiſter Paleſtrina ihm die heiligen Wunder der Tonkunſt in ihrem eigenthümlichſten Weſen erſchloß. Auf immer wurde nun die Muſik der eigentlichſte Kultus der katholiſchen Kirche und ſo war damals die tiefſte Erkenntniß jenes innern Weſens der Tonkunſt in dem frommen Gemüth der Meiſter aufgegangen und in wahrhaftiger heiliger Begeiſterung ſtrömten aus ihrem Innern ihre unſterblichen unnachahmlichen Geſänge. Du weißt Theodor, daß die ſechsſtimmige Meſſe, die Paleſtrina damals (es war ja wohl im Jahr 1555?) komponirte, um dem erzürnten Pabſt wahre Muſik hören zu laſſen, unter dem Namen Missa Papae Marcelli ſehr bekannt geworden iſt. Mit Paleſtrina hob unſtreitig die herrlichſte Periode der Kirchenmuſik, mithin der Muſik überhaupt an, die ſich beinahe zweihundert Jahre bei immer zunehmendem Reichthum in ihrer frommen Würde und Kraft erhielt, wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß ſchon in dem erſten Jahrhundert nach Paleſtrina jene hohe unnachahmliche Einfachheit und Würde ſich in eine gewiſſe Eleganz verlor, um die ſich die Componiſten bemühten. Welch ein Meiſter iſt Paleſtrina! — Ohne allen Schmuck, ohne melodiſchen Schwung folgen in ſeinen Werken meiſtens vollkommen konſonirende Accorde aufeinander, von deren Stärke und Kühnheit das Gemüth mit unnennbarer Gewalt ergriffen und zum Höchſten erhoben wird. — Die Liebe, der Einklang alles Geiſtigen in der Natur, wie er dem Chriſten verheißen, ſpricht ſich aus im Accord, der daher auch erſt im Chriſtenthum zum Leben erwachte, und ſo wird der Accord, die Harmonie, Bild und Ausdruck der Geiſtergemeinſchaft, der Vereinigung mit dem Ewigen, dem Idealen, das über uns thront und doch uns einſchließt. Am reinſten, heiligſten, kirchlichſten muß daher die Muſik ſeyn, welche nur als Ausdruck jener Liebe aus dem Innern aufgeht, alles Weltliche nicht beachtend und verſchmähend. So ſind aber Paleſtrina's einfache, würdevolle Werke, die in der höchſten Kraft der Frömmigkeit und Liebe empfangen das Göttliche verkünden mit Macht und Herrlichkeit. Auf ſeine Muſik paßt eigentlich das, womit die Italiäner das Werk manches, gegen ihn ſeichten, ärmlichen Componiſten bezeichneten; es iſt wahrhafte Muſik aus der andern Welt — Musica del' altro mondo.

Die Folge conſonirender, vollkommener Dreiklänge iſt uns jetzt in unſerer Verweichlichung ſo fremd geworden, daß mancher, deſſen Gemüth dem Heiligen ganz verſchloſſen, darin nur die Unbehülflichkeit der techniſchen Struktur erblickt. Indeſſen auch ſelbſt von jeder höheren Anſicht abgeſehen, nur das beachtend, was man im Kreiſe des Gemeinen Wirkung zu nennen pflegt, liegt es am Tage, daß wie Du ſchon erſt bemerkteſt, Theodor! in der Kirche, in dem großen weithallenden Gebäude, gerade alles Verſchmelzen durch Uebergänge, durch kleine Zwiſchennoten, die Kraft des Geſanges bricht. In Paleſtrinas Muſik trifft jeder Accord den Zuhörer mit der ganzen Gewalt, und die künſtlichſten Modulationen werden nie ſo, wie eben jene kühnen, gewaltigen, wie blendende Strahlen hereinbrechenden, Accorde, auf das Gemüth zu wirken vermögen. Paleſtrina iſt einfach, wahrhaft, kindlich fromm, ſtark und mächtig, ächtchriſtlich in ſeinen Werken wie in der Malerei Pietro von Cortona und unſer Albrecht Dürer. Sein Componiren war Religions-Uebung. Doch will ich auch nicht der hohen Meiſter, Caldara, Barnabei, Scarlatti, Marcello, Lotti, Parpora, Bernardo, Leo, Balotti u. a. vergeſſen, die alle ſich einfach würdig und kräftig erhielten. — Lebhaft geht in dieſem Augenblick die Erinnerung an die ſiebenſtimmige alla Capella geſetzte Meſſe des Aleſſandro Scarlatti in mir auf, die Du einmal Theodor unter deiner Leitung von deinen guten Schülern und Schülerinnen ſingen ließeſt. Dies Hochamt iſt ein Muſter des wahren mächtigen Kirchenſtyls, unerachtet es ſchon den melodiſchen Schwung, den die Muſik zu der Zeit (1705) gewonnen, in ſich hat.

Und, ſprach Theodor, des mächtigen Händel, des unnachahmlichen Haſſe, des tiefſinnigen Sebaſtian Bach gedenkſt Du gar nicht?

Ei, erwiederte Cyprian, dieſe rechne ich eben noch ganz zu der heiligen Schaar, deren Inneres die Kraft des Glaubens ſtärkte und der Liebe. Eben dieſe Kraft ſchuf die Begeiſterung, in der ſie in Gemeinſchaft traten mit dem Höheren und entflammt wurden zu den Werken, die nicht weltlicher Abſicht dienen, ſondern nur Lob und Preis der Religion, des höchſten Weſens, ſeyn ſollten. Daher tragen jene Werke das Gepräge der Wahrhaftigkeit und kein ängſtliches Streben nach ſogenannter Wirkung, keine geſuchte Spielerei und Nachäffung entweiht das rein vom Himmel Empfangene, daher kommt nichts vor von den ſogenannten frappirenden Modulationen, von den bunten Figuren, von den weichlichen Melodien, von dem kraftloſen verwirrenden Geräuſch der Inſtrumente, das den Zuhörer betäuben ſoll, damit er die innere Leere nicht bemerke, und daher wird nur von den Werken dieſer Meiſter und der wenigen, die noch in neuerer Zeit treue Diener der von der Erde verſchwundenen Kirche blieben, das fromme Gemüth wahrhaft erhoben und erbaut. Ich will auch hier des herrlichen Meiſters Faſch gedenken, der der alten frommen Zeit angehört und deſſen tiefſinnige Werke nach ſeinem Tode von der leichtſinnigen Menge ſo wenig beachtet wurden, daß die Herausgabe ſeiner ſechszehnſtimmigen Meſſe aus Mangel an Unterſtützung nicht zu Stande kam. —

Sehr Unrecht thuſt du mir, Theodor! wenn du glaubſt, daß mein Sinn verſchloſſen iſt für die neuere Muſik. Haydn, Mozart, Beethoven entfalteten in der That eine neue Kunſt, deren Keim ſich wohl eben erſt in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zeigte. Daß der Leichtſinn, der Unverſtand mit dem erworbenen Reichthum übel haushaltete, daß endlich Falſchmünzer ihrem Rauſchgolde das Anſehen der Gediegenheit geben wollten, war nicht die Schuld jener Meiſter, in denen ſich der Geiſt herrlich offenbarte. Wahr iſt es, daß beinahe in eben dem Grade, als die Inſtrumental-Muſik ſtieg, der Geſang vernachläſſigt wurde und daß mit dieſer Vernachläſſigung, jenes völlige Ausgehn der guten Chöre, das von mancher kirchlichen Einrichtung (Aufhebung der Klöſter u. ſ. w.) herrührte, gleichen Schritt hielt; daß es unmöglich iſt, jetzt zu Paleſtrina's Einfachheit und Größe zurückzukehren bleibt ausgemacht, in wie fern aber der neu erworbene Reichthum ohne Oſtentation in die Kirche getragen werden darf, das fragt ſich noch. — Nun! — immer weiter fort und fort treibt der waltende Weltgeiſt; nie kehren die verſchwundenen Geſtalten, ſo wie ſie ſich in der Luſt des Lebens bewegten, wieder: aber ewig, unvergänglich iſt das Wahrhaftige, und eine wunderbare Geiſtergemeinſchaft ſchmiegt ihr geheimnißvolles Band um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Noch leben geiſtig die alten hohen Meiſter; nicht verklungen ſind ihre Geſänge: nur nicht vernommen wurden ſie im brauſenden, toſenden Geräuſch des ausgelaſſenen wilden Treibens, das über uns einbrach. Mag die Zeit der Erfüllung unſeres Hoffens nicht mehr fern ſeyn, mag ein frommes Leben in Friede und Freudigkeit beginnen und die Muſik frei und kräftig ihre Seraphsſchwingen regen, um aufs neue den Flug zu dem Jenſeits zu beginnen, das ihre Heimath iſt und von welchem Troſt und Heil in die unruhvolle Bruſt des Menſchen hinabſtrahlt! —

Cyprian ſprach die letzten Worte mit einer Salbung, die deutlich erkennen ließ, daß alles wahrhaft aus ſeinem Innern ſtrömte. Von ſeiner Rede tief ergriffen ſchwiegen die Freunde einige Augenblicke, dann begann Sylveſter. In der That, ohne Muſiker zu ſeyn wie ihr, Theodor und Cyprian, es ſeyd, habe ich doch Alles, was ihr über Beethovens Meſſe und über Kirchenmuſik überhaupt geſagt, ſehr gut verſtanden. So wie du Cyprian aber klagſt, daß es beinahe gar keinen eigentlichen Kirchen-Komponiſten mehr giebt, ſo möcht ich behaupten, daß jetzt ſchwer ein Dichter zu finden ſeyn möchte, der einen würdigen Kirchentext ſchreibt.

Sehr wahr, nahm Theodor das Wort, und eben der deutſche Text, den man der Beethovenſchen Meſſe untergelegt hat, beweiſet dieſes nur zu ſehr. Die drei Haupttheile des Hochamts ſind bekanntlich das Kyrie, das Credo und das Sanctus. Zwiſchen dem Erſten und Zweiten tritt das Graduale (meiſtens eine Kirchenſymphonie), zwiſchen dem Zweiten und Dritten das Offertorium (gewöhnlich als Kirchen-Arie behandelt) ein.

So iſt, wahrſcheinlich um der herrlichen Muſik auch in proteſtantiſchen Kirchen ja wohl ſogar in Konzertſälen Eingang zu verſchaffen auch in der deutſchen Bearbeitung das Ganze in drei Hymnen getheilt. Was aber die Worte betrifft, ſo mußten ſie, um den Sinn, die Bedeutung des Ganzen nicht zu verletzen ſo einfach als möglich und zwar am beſten und kräftigſten rein bibliſch ſeyn. Händel ließ bekanntlich dem Biſchof, der ſich erbot ihm den Text zum Meſſias zu dichten, ſagen, ob die Eminenz denn ſich getraue beſſere Worte zu erſinnen als er, Händel, ſie in der Bibel finde. Richtiger wurde nie die wahre Tendenz der Kirchentexte ausgeſprochen. Was iſt in der Beethovenſchen Meſſe aus dem einfachen Kyrie eleison, Christe eleison geworden? — da heißt es:

Tief im Staub' anbeten wir
Dich den ew'gen Weltenherrſcher
Dich den Allgewaltigen.
Wer kann dich nennen, wer dich faſſen!
Unendlicher! — Ach unermeſſen,
Unnennbar iſt deine Macht!
Wir ſtammeln nur mit Kindeslallen
Den Namen Gott! —

Das iſt, rief Sylveſter, modern, geſucht preziös und weitſchweifig zu gleicher Zeit. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß mir das innere Weſen der alten lateiniſchen Hymnen ganz unerreichbar ſcheint und daß mir ſelbſt die Ueberſetzungen die vortreffliche Dichter verſucht haben, keinesweges gnügen. Die treuſte Ueberſetzung klingt oft wenigſtens wunderlich, wie z. B. Ave maris stella: Meerſtern ich dich grüße! —

Eben daher, ſprach Theodor, würd' ich mich nie entſchließen können, hab' ich es im Sinn Kirchenmuſik zu ſetzen, von jenen alten Hymnen abzulaſſen.

Aber nun, rief Vinzenz, indem er vom Stuhle aufſprang, nun verbanne ich, ein zweiter ergrimmter Pabſt Marcellus, alles fernere Geſpräch über Muſik aus der Kapelle des heiligen Serapion! — Ihr habt beide ſehr ſchön geſprochen, du ſowohl Theodor als du Cyprian; aber dabei laßt es bewenden; kehren wir zur alten Ordnung zurück, auf die eben ich als Neuling ganz erſtaunlich halte! —

Vinzenz, nahm Lothar das Wort, hat Recht. Für muſikaliſche Laien waren Eure Abhandlungen eben nicht ganz genießbar und daher iſt es gut, daß wir ſie abbrechen. Sylveſter ſoll uns nun die Erzählung vorleſen, die er uns mitgebracht hat.

Die Freunde ſtimmten ein in Lothars Begehren, und Sylveſter begann ohne weiteres in folgender Art.

Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen.

Wohl mag dir auch, geliebter Leſer! das Herz aufgehen in ahnungsvoller Wehmuth, wenn du über eine Stätte wandelſt, wo die herrlichen Denkmäler altdeutſcher Kunſt, wie beredte Zeugen, den Glanz, den frommen Fleiß, die Wahrhaftigkeit einer ſchönen vergangenen Zeit verkünden. Iſt es nicht ſo als träteſt du in ein verlaſſenes Haus? — Noch liegt aufgeſchlagen auf dem Tiſche das fromme Buch, in dem der Hausvater geleſen, noch iſt das reiche bunte Gewebe aufgehängt, das die Hausfrau gefertigt; allerlei köſtliche Gaben des Kunſtfleißes, an Ehrentagen beſcheert, ſtehen umher in ſaubern Schränken. Es iſt, als werde nun gleich einer von den Hausgenoſſen eintreten und mit treuherziger Gaſtlichkeit dich empfangen. Aber vergebens warteſt du auf die, welche das ewig rollende Rad der Zeit fortriß, du magſt dich denn überlaſſen dem ſüßen Traum, der dir die alten Meiſter zuführt, die zu dir reden fromm und kräftig, daß es dir recht durch Mark und Bein dringt. Und nun verſtehſt du erſt den tiefen Sinn ihrer Werke, denn du lebſt in ihrer Zeit und haſt die

Zeit begriffen, welche Meiſter und Werk erzeugen konnte. Doch ach! geſchieht es nicht, daß die holde Traumgeſtalt eben als du ſie zu umfangen gedachteſt, mit liebenden Armen, auf lichten Morgenwolken ſcheu entflieht vor dem polternden Treiben des Tages und du, brennende Thränen im Auge, dem immer mehr verbleichenden Schimmer nachſchaueſt? — So erwachſt du auch plötzlich hart berührt von dem um dich wogenden Leben aus dem ſchönen Traum und nichts bleibt dir zurück, als die tiefe Sehnſucht, welche mit ſüßen Schauern deine Bruſt durchbebt.

Solche Empfindungen erfüllten den, der für dich, geliebter Leſer! dieſe Blätter ſchreibt, jedesmal, wenn ihn ſein Weg durch die weltberühmte Stadt Nürnberg führte. Bald vor dem wundervollen Bau des Brunnens am Markte verweilend, bald das Grabmal in St. Sebald, das Sakramenthäuslein in St. Laurenz, bald auf der Burg, auf dem Rathhauſe Albrecht Dürers tiefſinnige Meiſterwerke betrachtend, gab er ſich ganz hin der ſüßen Träumerei, die ihn mitten in alle Herrlichkeit der alten Reichsſtadt verſetzte. Er gedachte jener treuherzigen Verſe des Paters Roſenbluth:

O Nürnberg, du edler Fleck,
Deiner Ehren Bolz ſteckt am Zweck,
Den hat die Weisheit daran geſchoſſen,
Die Wahrheit iſt in dir entſproſſen.

Manches Bild des tüchtigen Bürgerlebens zu jener Zeit, wo Kunſt und Handwerk ſich in wackerm Treiben die Hände boten, ſtieg ſchnell empor und prägte ſich ein dem Gemüth mit beſonderer Luſt und Heiterkeit. Laß es dir daher gefallen, geliebter Leſer! daß eins dieſer Bilder vor dir aufgeſtellt werde. Vielleicht magſt du es mit Behaglichkeit, ja wohl mit gemüthlichem Lächeln anſchauen, vielleicht wirſt du ſelbſt heimiſch in Meiſter Martins Hauſe und verweilſt gern bei ſeinen Kufen und Kannen. Nun! — dann geſchähe ja das wirklich, was der Schreiber dieſer Blätter ſo recht aus Grund des Herzens wünſcht.

Wie Herr Martin zum Kerzenmeiſter erwählt wurde und ſich dafür bedankte.

Am erſten Mai des Jahres Ein tauſend fünf hundert und achtzig hielt die ehrſame Zunft der Böttcher, Küper oder Küfner in der freien

Reichsſtadt Nürnberg, alter Sitte und Gewohnheit gemäß, ihre feierliche Gewerks-Verſammlung. Kurze Zeit vorher war einer der Vorſteher oder ſogenannten Kerzenmeiſter zu Grabe getragen worden, deshalb mußte ein neuer gewählt werden. Die Wahl fiel auf den Meiſter Martin. In der That mochte es beinahe keiner ihm gleich thun an feſtem und zierlichem Bau der Fäſſer, keiner verſtand ſich ſo wie er, auf die Weinwirthſchaft im Keller, weshalb er denn die vornehmſten Herren unter ſeinen Kunden hatte, und in dem blühendſten Wohlſtande, ja wohl in vollem Reichthum lebte. Deshalb ſprach, als Meiſter Martin gewählt worden, der würdige Rathsherr Jacobus Paumgartner, der der Zunft als Handwerksherr vorſtand: „Ihr habt ſehr wohl gethan, meine Freunde! den Meiſter Martin zu euerm Vorſteher zu erkieſen, denn in beſſern Händen kann ſich gar nicht das Amt befinden. Meiſter Martin iſt hochgeachtet von allen, die ihn kennen, ob ſeiner großen Geſchicklichkeit und ſeiner tiefen Erfahrniß in der Kunſt den edlen Wein zu hegen und zu pflegen. Sein wackrer Fleiß, ſein frommes Leben, trotz alles Reichthums, den er erworben, mag euch allen zum Vorbilde dienen. So ſeyd denn, mein lieber Meiſter Martin, viel tauſendmal begrüßt, als unſer würdiger Vorſteher!" Mit dieſen Worten ſtand Paumgartner von ſeinem Sitze auf und trat einige Schritte vor mit offnen Armen, erwartend, daß Meiſter Martin ihm entgegen kommen werde. Dieſer ſtemmte denn auch alsbald beide Arme auf die Stuhllehnen und erhob ſich langſam und ſchwerfällig, wie es ſein wohlgenährter Körper nur zulaſſen wollte. Dann ſchritt er eben ſo langſam hinein in Paumgartners herzliche Umarmung, die er kaum erwiederte. „Nun, ſprach Paumgartner darob etwas befremdet, nun Meiſter Martin, iſt's euch etwa nicht recht, daß wir euch zu unſerm Kerzenmeiſter erwählet?" — Meiſter Martin warf, wie es ſeine Gewohnheit war, den Kopf in den Nacken, fingerte mit beiden Händen auf dem dicken Bauche, und ſchaute mit weit aufgeriſſenen Augen, die Unterlippe vorgekniffen, in der Verſammlung umher. Dann fing er zu Paumgartner gewendet alſo an: „Ei, mein lieber würdiger Herr, wie ſollt' es mir denn nicht recht ſeyn, daß ich empfange, was mir gebühret. Wer verſchmäht es den Lohn zu nehmen für wackre Arbeit, wer weiſet den böſen Schuldner von der Schwelle, der endlich kömmt, das Geld zu zahlen, das er ſeit langer Zeit geborgt. Ei, ihr lieben Männer (ſo wandte ſich Martin zu den Meiſtern, die rings umher ſaßen) ei, ihr lieben Männer, iſt's euch denn nun endlich eingefallen, daß ich — ich der Vorſteher unſerer ehrbaren Zunft ſeyn muß! — Was verlangt ihr vom Vorſteher? — Soll er der geſchickteſte ſeyn im Handwerk? Geht hin und ſchaut mein zweifudriges Faß ohne Feuer getrieben, mein wackres Meiſterſtück an, und dann ſagt, ob ſich einer von euch rühmen darf, was Stärke und Zierlichkeit der Arbeit betrifft, ähnliches geliefert zu haben. Wollt ihr, daß der Vorſteher Geld und Gut beſitze? Kommt in mein Haus, da will ich meine Kiſten und Kaſten aufſchließen und ihr ſollt euch erfreuen an dem Glanz des funkelnden Goldes und Silbers. Soll der Vorſteher geehrt ſeyn von Großen und Niedern? — Fragt doch nur unſere ehrſamen Herren des Raths, fragt Fürſten und Herren, rings um unſere gute Stadt Nürnberg her, fragt den hochwürdigen Biſchoff von Bamberg, fragt was die alle von dem Meiſter Martin halten. Nun! — ich denke, ihr ſollt nichts Arges vernehmen!" — Dabei klopfte ſich Herr Martin recht behaglich auf den dicken Bauch, ſchmunzelte mit halbgeſchloſſenen Augen und fuhr dann, da alles ſchwieg und nur hin und wieder ein bedenkliches Räuſpern laut wurde, alſo fort: aber ich merk' es, ich weiß es wohl, daß ich mich nun noch ſchönſtens bedanken ſoll dafür, daß der Herr endlich bei der Wahl eure Köpfe erleuchtet hat. — Nun! — wenn ich den Lohn empfange für die Arbeit, wenn der Schuldner mir das geborgte Geld bezahlt, da ſchreib' ich wohl unter die Rechnung, unter den Schein: zu Dank bezahlt, Thomas Martin, Küpermeiſter allhier! — So ſeyd denn alle von Herzen bedankt dafür, daß ihr mir, indem ihr mich zu eurem Vorſteher und Kerzenherrn wählet, eine alte Schuld abtraget. Uebrigens verſpreche ich euch, daß ich mein Amt mit aller Treue und Frömmigkeit verwalten werde. Der Zunft, jedem von euch, ſtehe ich, wenn es Noth thut, bei, mit Rath und That, wie ich es nur vermag mit allen meinen Kräften. Mir ſoll es recht anliegen, unſer berühmtes Gewerk in vollen Ehren und Würden, wie es jetzt beſteht, zu erhalten. Ich lade euch, mein würdiger Handwerksherr, euch alle, ihr lieben Freunde und Meiſter, zu einem frohen Mahle auf künftigen Sonntag ein. Da laßt uns frohen Muths bei einem tüchtigen Glaſe Hochheimer, Johannisberger, oder was ihr ſonſt an edlen Weinen aus meinem reichen Keller trinken mögt, überlegen, was jetzt ferneſonſt zu thun iſt für unſer altes Feſt! — Seyd nochmals alle herzlichſt eingeladen.

Die Geſichter der ehrſamen Meiſter, die ſich bei Martins ſtolzer Rede merklich verfinſtert hatten, heiterten ſich nun auf, und dem dumpfen Schweigen folgte ein fröhliches Geplauder, worin vieles von Herrn Martins hohen Verdienſten und ſeinem ausgezeichneten Rufe vorkam. Alle verſprachen am Sonntag zu erſcheinen und reichten dem neuerwählten Kerzenmeiſter die Hände, der ſie treuherzig ſchüttelte und auch wohl dieſen, jenen Meiſter ein klein wenig an ſeinen Bauch drückte, als woll' er ihn umarmen. Man ſchied fröhlich und guter Dinge.

Was ſich darauf weiter in Meiſter Martins Hauſe begab.

Es traf ſich, daß der Rathsherr Jacobus Paumgartner, um zu ſeiner Behauſung zu gelangen, bei Meiſter Martins Hauſe vorübergehen mußte. Als beide, Paumgartner und Martin, nun vor der Thüre dieſes Hauſes ſtanden und Paumgartner weiter fortſchreiten wollte, zog Meiſter Martin ſein Mützlein vom Kopf und ſich ehrfurchtsvoll ſo tief neigend, als er es nur vermochte, ſprach er zu dem Rathsherrn: O wenn ihr es doch nicht verſchmähen wolltet, in mein ſchlechtes Haus auf ein Stündchen einzutreten, mein lieber würdiger Herr! — Laßt es euch gefallen, daß ich mich an euern weiſen Reden ergötze und erbaue. Ei, lieber Meiſter Martin, erwiderte Paumgartner lächelnd, gern mag ich bei euch verweilen, aber warum nennt ihr euer Haus ein ſchlechtes? ich weiß es ja, daß an Schmuck und köſtlicher Geräthſchaft es keiner der reichſten Bürger euch zuvorthut! habt ihr nicht erſt vor kurzer Zeit den ſchönen Bau vollendet, der euer Haus zur Zierde unſerer berühmten Reichsſtadt macht, und von der innern Einrichtung mag ich gar nicht reden, denn deren dürft' ſich ja kein Patrizier ſchämen.

Der alte Paumgartner hatte Recht, denn ſo wie man die hell gebohnte, mit reichem Meſſingwerk verzierte Thür geöffnet hatte, war der geräumige Flur mit ſauber ausgelegtem Fußboden, mit ſchönen Bildern an den Wänden, mit kunſtvoll gearbeiteten Schränken und Stühlen beinahe anzuſehen wie ein Prunkſaal. Da folgte denn auch jeder gern der Weiſung, die alter Sitte gemäß ein Täfelchen, das gleich neben der Thüre hing, in den Verſen gab:

Wer tretten will die Stiegen hinein
Dem ſollen die Schue fein ſauber ſeyn
Oder vorhero ſtreiffen ab,
Daß man nit drüber zu klagen hab.
Ein Verſtändiger weiß das vorhin,
Wie er ſich halten ſoll darinn.

Der Tag war heiß, die Luft in den Stuben, jetzt, da die Abenddämmerung einbrach, ſchwül und dunſtig, deshalb führte Meiſter Martin ſeinen edlen Gaſt in die geräumige, kühle Prangkuchen. So hieß zu jener Zeit der Platz in den Häuſern der reichen Bürger, der zwar wie eine Küche eingerichtet, aber nicht zum Gebrauch, ſondern nur zur Schau mit allerlei köſtlichen Geräthſchaften des Hausbedarfs ausgeſchmückt war. Kaum eingetreten, rief Meiſter Martin mit lauter Stimme: Roſa — Roſa! — alsbald öffnete ſich denn auch die Thür und Roſa, Meiſter Martins einzige Tochter, kam hineingegangen. —

Möchteſt du, vielgeliebter Leſer! in dieſem Augenblick doch recht lebhaft dich der Meiſterwerke unſeres großen Albrecht Dürers erinnern. Möchten dir doch die herrlichen Jungfrauengeſtalten voll hoher Anmuth, voll ſüßer Milde und Frömmigkeit, wie ſie dort zu finden, recht lebendig aufgehen. Denk' an den edlen zarten Wuchs, an die ſchön gewölbte, lilienweiße Stirn, an das Inkarnat, das wie Roſenhauch die Wangen überfliegt, an die feinen kirſchroth brennenden Lippen, an das in frommer Sehnſucht hinſchauende Auge von dunkler Wimper halb verhängt wie Mondesſtrahl von düſterm Laube — denk' an das ſeidne Haar in zierlichen Flechten kunſtreich aufgeneſtelt — denk' an alle Himmelsſchönheit jener Jungfrauen und du ſchaueſt die holde Roſa. Wie vermöchte auch ſonſt der Erzähler dir das liebe Himmelskind zu ſchildern? — Doch ſey es erlaubt hier noch eines wackern jungen Künſtlers zu gedenken, in deſſen Bruſt ein leuchtender Strahl aus jener ſchönen alten Zeit gedrungen. Es iſt der deutſche Maler Cornelius in Rom gemeint. — „Bin weder Fräulein noch ſchön!“ — So wie in Cornelius Zeichnungen zu Goethes gewaltigem Fauſt Margarethe anzuſchauen iſt, als ſie dieſe Worte ſpricht, ſo mochte auch wohl Roſa anzuſehen ſeyn, wenn ſie in frommer züchtiger Scheu übermüthigen Bewerbungen auszuweichen ſich gedrungen fühlte.

Roſa verneigte ſich in kindlicher Demuth vor Paumgartner, ergriff ſeine Hand und drückte ſie an ihre Lippen. Die blaſſen Wangen des alten Herrn färbten ſich hochroth und wie der Abendſchein im Verſinken noch einmal aufflackernd das ſchwarze Laub plötzlich vergoldet, ſo blitzte das Feuer längſt vergangener Jugend auf in ſeinen Augen. „Ei, rief er mit heller Stimme, ei mein lieber Meiſter Martin, ihr ſeyd ein wohlhabender, ein reicher Mann, aber die ſchönſte Himmelsgabe, die euch der Herr beſcheert hat, iſt doch eure holde Tochter Roſa. Gebt uns alten Herren, wie wir alle im Rath ſitzen, das Herz auf und können wir nicht die blöden Augen wegwenden, wenn wir das liebe Kind ſchauen, wer mag's denn den jungen Leuten verargen, daß ſie verſteinert und erſtarrt ſtehen bleiben, wenn ſie auf der Straße eurer Tochter begegnen, daß ſie in der Kirche eure Tochter ſehen, aber nicht den geiſtlichen Herrn, daß ſie auf der Allerwieſe, oder wo es ſonſt ein Feſt giebt, zum Verdruß aller Mägdlein, nur hinter eurer Tochter her ſind mit Seufzern, Liebesblicken und honigſüßen Reden. — Nun, Meiſter Martin! ihr möget euch euren Eidam wählen unter unſern jungen Patriziern, oder wo ihr ſonſt wollet."

Meiſter Martins Geſicht verzog ſich in finſtre Falten, er gebot der Tochter edlen alten Wein herzubringen und ſprach, als ſie über und über glühend im Geſicht, den Blick zu Boden geſenkt, fortgegangen, zu dem alten Paumgartner: ei, mein lieber Herr, es iſt zwar in der Wahrheit, daß mein Kind geſchmückt iſt mit ausnehmender Schönheit und daß auch hierin mich der Himmel reich gemacht hat, aber wie mögt ihr denn davon ſprechen in des Mägdleins Gegenwart, und mit dem Eidam Patrizier iſt es nun ganz und gar nichts. Schweigt, erwiederte Paumgartner lachend, ſchweigt Meiſter Martin, wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über! — glaubt ihr denn nicht, daß mir auch das träge Blut im alten Herzen zu hüpfen beginnt, wenn ich Roſa ſehe, und wenn ich dann treuherzig herausſage, was ſie ja ſelbſt recht gut wiſſen muß, daraus wird kein Arges entſtehen.

Roſa brachte den Wein und zwei ſtattliche Trinkgläſer herbei. Martin rückte dagegen den ſchweren, mit wunderlichem Schnitzwerk verzierten Tiſch in die Mitte. Kaum hatten die alten Herren indeſſen Platz genommen, kaum hatte Meiſter Martin die Gläſer vollgeſchenkt, als ſich ein Pferdegetrappel vor dem Hauſe vernehmen ließ. Es war, als hielte ein Reuter an, deſſen Stimme im Flur laut wurde: Roſa eilte hinab und kam bald mit der Nachricht zurück, der alte Junker Heinrich von Spangenberg ſey da und wünſche bei dem Meiſter Martin einzuſprechen. Nun, rief Martin, ſo iſt das heute ein ſchöner glücklicher Abend, da mein wackerer älteſter Kundmann bei mir einkehrt. Gewiß neue Beſtellungen, gewiß ſoll ich neu auflagern. — Und damit eilte er, ſo ſchnell als es gehen wollte, dem willkommnen Gaſt entgegen.

Wie Meiſter Martin ſein Handwerk über alle andere erhob.

Der Hochheimer perlte in den ſchmucken geſchliffenen Trinkgläſern und erſchloß den drei Alten Zunge und Herz. Zumahl wußte der alte Spangenberg, bei hohen Jahren noch von friſchem Lebensmuth durchdrungen, manchen luſtigen Schwank aus froher Jugendzeit aufzutiſchen, ſo daß Meiſter Martins Bauch weidlich wackelte und er vor ausgelaſſenem Lachen ſich einmal über das andere die Thränen aus den Augen wiſchen mußte. Auch Herr Paumgartner vergaß mehr als ſonſt den rathsherrlichen Ernſt und that ſich gütlich mit edlem Getränk und dem luſtigen Geſpräch. Als nun aber Roſa wieder eintrat, den ſaubern Handkorb unter dem Arm, aus dem ſie Tiſchzeug langte, blendend weiß, wie friſchgefallener Schnee: als ſie mit häuslicher Geſchäftigkeit hin und her trippelnd den Tiſch deckte und ihn mit allerlei würzreichen Speiſen beſetzte, als ſie mit holdem Lächeln die Herren einlud, nun auch nicht zu verſchmähen, was in der Eile bereitet worden, da ſchwieg Geſpräch und Gelächter. Beide, Paumgartner und Spangenberg wandten die leuchtenden Blicke nicht ab von der lieblichen Jungfrau und ſelbſt Meiſter Martin ſchaute zurückgelehnt in den Seſſel, die Hände zuſammengefaltet, ihrem wirthlichen Treiben zu mit behaglichem Lächeln. Roſa wollte ſich entfernen, da ſprang aber der alte Spangenberg raſch auf wie ein Jüngling, faßte das Mädchen bei beiden Schultern und rief, indem die hellen Thränen ihm aus den Augen rannen, einmal über das andere: o du frommes, holdes Engelskind — du herziges liebes Mägdlein, — dann küßte er ſie zwei — dreimal auf die Stirne und kehrte wie in tiefem Sinnen auf ſeinen Platz zurück. Paumgartner brachte Roſa's Geſundheit aus. — Ja, fing Spangenberg an, als Roſa hinausgegangen, ſa

Meiſter Martin, der Himmel hat euch in eurer Tochter ein Kleinod beſcheert, das ihr gar nicht hoch genug ſchätzen könnet. Sie bringt euch noch zu hohen Ehren, wer, ſey es aus welchem Stande es wolle, möchte nicht euer Eidam werden. Seht ihr wohl, fiel Paumgartner ein, ſeht ihr wohl Meiſter Martin, daß der edle Herr von Spangenberg ganz ſo denkt wie ich? — Ich ſehe ſchon meine liebe Roſa als Patrizierbraut mit dem reichen Perlenſchmuck in den ſchönen blonden Haaren. Liebe Herren, fing Meiſter Martin ganz verdrießlich an, liebe Herren, wie möget ihr denn nur immer von einer Sache reden, an die ich zur Zeit noch gar nicht denke. Meine Roſa hat nun das achtzehnte Jahr erreicht und ſolch ein blutjunges Ding darf noch nicht ausſchauen nach dem Bräutigam. Wie es ſich künftig fügen mag, überlaſſe ich ganz dem Willen des Herrn, aber ſo viel iſt gewiß daß weder ein Patrizier, noch ein anderer, meiner Tochter Hand berühren wird, als der Küper, der ſich mir als den tüchtigſten geſchickteſten Meiſter bewährt hat. Vorausgeſetzt, daß ihn meine Tochter mag, denn zwingen werde ich mein liebes Kind zu nichts in der Welt, am wenigſten zu einer Heirath, die ihr nicht anſteht. Spangenberg und Paumgartner ſchauten ſich an, voll Erſtaunen über dieſen ſeltſamen Ausſpruch des Meiſters. Endlich nach einigem Räuspern fing Spangenberg an: alſo aus euerm Stande heraus ſoll eure Tochter nicht freien? Gott ſoll ſie dafür bewahren, erwiederte Martin. Aber, fuhr Spangenberg fort, wenn nun ein tüchtiger Meiſter aus einem edlen Handwerk, vielleicht ein Goldſchmidt, oder gar ein junger wackrer Künſtler, um eure Roſa freite und ihr ganz ausnehmend gefiele vor allen andern jungen Geſellen, wie dann? Zeigt mir, erwiederte Martin, indem er den Kopf in den Nacken warf, zeigt mir lieber junger Geſell, würde ich ſprechen, das ſchöne zweifudrige Faß welches ihr als Meiſterſtück gebaut habt, und wenn er das nicht könnte, würd' ich freundlich die Thür öffnen und ihn höflichſt bitten, doch ſich anderswo zu verſuchen. Wenn aber, ſprach Spangenberg weiter, wenn aber der junge Geſell ſpräche, ſolch einen kleinen Bau kann ich euch nicht zeigen, aber kommt mit mir auf den Markt, ſchaut jenes ſtattliche Haus, das die ſchlanken Gipfel kühn emporſtreckt in die hohen Lüfte — das iſt mein Meiſterbau. — Ach lieber Herr, unterbrach Meiſter Martin ungeduldig Spangenbergs Rede, ach lieber Herr, was gebt ihr euch denn für Mühe, mich eines andern zu überzeugen. Aus meinem Handwerk ſoll nun einmal mein Eidam ſeyn, denn mein Handwerk halt ich für das herrlichſte, was es auf der Welt geben kann. Glaubt ihr denn, daß es genug iſt die Bände aufzutreiben auf die Dauben, damit das Faß zuſammenhalte? Ei, iſt es nicht ſchon herrlich und ſchön, daß unſer Handwerk den Verſtand vorausſetzt, wie man die ſchöne Himmelsgabe, den edlen Wein, hegen und pflegen muß, damit er gedeihe und mit aller Kraft und Süßigkeit, wie ein wahrer glühender Lebensgeiſt uns durchdringe? Aber dann der Bau der Fäſſer ſelbſt. Müſſen wir, ſoll der Bau gelingen, nicht erſt alles fein abzirkeln und abmeſſen? Wir müſſen Rechenmeiſter und Meßkünſtler ſeyn, denn wie möchten wir ſonſt Proportion und Gehalt der Gefäße einſehen. Ei Herr, mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich ſolch ein tüchtig Faß auf den Endſtuhl bringe, nachdem die Stäbe mit dem Klöbeiſen und dem Lenkbeil tüchtig bereitet, wenn dann die Geſellen die Schlägel ſchwingen und klipp, klapp, — klipp, klapp es niederfällt auf die Treiber, hei! das iſt luſtige Muſik. Da ſteht nun das wohlgerathene Gebäude und wohl mag ich ein wenig ſtolz umſchauen, wenn ich den Reißer zur Hand nehme und mein Handwerkszeichen, gekannt und geehrt von allen wackern Weinmeiſtern, in des Faſſes Boden einreiße. — Ihr ſpracht von Baumeiſtern lieber Herr! ei nun, ſolch ein ſtattliches Haus iſt wohl ein herrliches Werk, aber wär' ich ein Baumeiſter, ginge ich vor meinem Werke vorüber und oben vom Erker ſchaute irgend ein unſaubrer Geiſt, ein nichtsnütziger ſchuftiger Geſelle, der das Haus erworben, auf mich herab, ich würde mich ſchämen ins Innerſte hinein, mir würde vor lauter Aerger und Verdruß die Luſt ankommen, mein eignes Werk zu zerſtören. Doch ſo etwas kann mir nicht geſchehen mit meinen Gebäuden. Da drinnen wohnt ein für allemal nur der ſauberſte Geiſt auf Erden, der edle Wein. — Gott lobe mir mein Handwerk. Eure Lobrede, ſprach Spangenberg, war recht tüchtig und wacker gemeint. Es macht euch Ehre, wenn ihr euer Handwerk recht hoch haltet, aber werdet nur nicht ungeduldig, wenn ich euch noch nicht loslaſſen kann. Wenn nun doch wirklich ein Patrizier käme und um eure Tochter anhielte? — Wenn das Leben einem ſo recht auf den Hals tritt, da geſtaltet ſich denn wohl manches ganz anders, als wie man es geglaubt. — Ach, rief Meiſter Martin ziemlich heftig, ach wie könnt' ich denn anders thun, als mich höflich neigen und ſprechen: lieber

Herr! wäret ihr ein tüchtiger Küper, aber ſo — Hört weiter, fiel ihm Spangenberg in die Rede, wenn aber nun gar an einem ſchönen Tage ein ſchmucker Junker auf ſtolzem Pferde, mit glänzendem Gefolge, in prächtigen Kleidern angethan, vor euerm Hauſe hielte, und begehrte eure Roſa zur Hausfrau? Hei, hei, rief Meiſter Martin noch heftiger als vorher, hei, hei, wie würd' ich haſtig, wie ich nur könnte, rennen und die Hausthür verſperren mit Schlöſſern und Riegeln — wie würd ich rufen und ſchreien: reitet weiter! reitet weiter, geſtrenger Herr Junker, ſolche Roſen wie die meinige blühen nicht für euch, ei mein Weinkeller, meine Goldbatzen mögen euch anſtehen, das Mägdlein nehmt ihr in den Kauf — aber reitet weiter! reitet weiter! — Der alte Spangenberg erhob ſich blutroth im ganzen Geſicht, er ſtemmte beide Hände auf den Tiſch und ſchaute vor ſich nieder. Nun, fing er nach einer Weile an, nun noch die letzte Frage Meiſter Martin. Wenn der Junker vor euerm Hauſe mein eigner Sohn wäre, wenn ich ſelbſt mit ihm vor euerm Hauſe hielte, würdet ihr da auch die Thür verſchließen, würdet ihr da auch glauben, wir wären nur gekommen eures Weinkellers, eurer Goldbatzen wegen? Mit nichten, erwiederte Meiſter Martin, mit nichten mein lieber gnädiger Herr, ich würde euch freundlich die Thür öffnen, alles in meinem Hauſe ſollte zu euerm und eures Herrn Sohns Befehl ſeyn, aber was meine Roſa betrifft, da würde ich ſprechen: möcht es doch der Himmel gefügt haben, daß euer wackrer Herr Junker ein tüchtiger Küper hätte werden können, keiner auf Erden ſollte mir dann ein ſolch willkommner Eidam ſeyn, als er, aber jetzt! — Doch lieber würdiger Herr, warum neckt und quält ihr mich denn mit ſolchen wunderlichen Fragen. — Seht nur, wie unſer luſtiges Geſpräch ganz und gar ein Ende genommen, wie die Gläſer gefüllt ſtehen bleiben. Laſſen wir doch den Eidam und Roſa's Hochzeit ganz bei Seite, ich bringe euch die Geſundheit eures Junkers zu, der, wie ich höre, ein ſchmucker Herr ſeyn ſoll. Meiſter Martin ergriff ſein Trinkglas, Paumgartner folgte ſeinem Beiſpiel, indem er rief: alles verfängliche Geſpräch ſoll ein Ende haben und euer wackrer Junker hoch leben! — Spangenberg ſtieß an und ſprach dann mit erzwungenem Lächeln: ihr könnet denken, daß ich im Scherze zu euch ſprach, denn nur frecher Liebeswahnſinn könnte wohl meinen Sohn, der unter den edelſten Geſchlechtern ſeine Hausfrau erkieſen darf, dazu treiben, Rang und Geburt nicht achtend, um eure Tochter zu freien

Aber etwas freundlicher hättet ihr mir doch antworten können. Ach, lieber Herr, erwiederte Meiſter Martin, auch im Scherz konnt' ich nicht anders reden, als wie ich es thun würde, wenn ſolch wunderliches Zeug, wie ihr es fabeltet, wirklich geſchähe. Laßt mir übrigens meinen Stolz, denn ihr ſelbſt müßt mir doch bezeugen, daß ich der tüchtigſte Küper bin, auf weit und breit, daß ich mich auf den Wein verſtehe, daß ich an unſeres in Gott ruhenden Kaiſers Maximilian tüchtige Weinordnung feſt und getreulich halte, daß ich alle Gottloſigkeit als ein frommer Mann verſchmähe, daß ich in mein zweifudriges Faß niemals mehr verdampfe als ein Löthlein lautern Schwefels, welches Noth thut zur Erhaltung, das alles, ihr lieben würdigen Herrn, werdet ihr wohl genüglich koſten an meinem Wein. — Spangenberg verſuchte, indem er wieder ſeinen Platz einnahm, ein heitres Geſicht anzunehmen, und Paumgartner brachte andre Dinge aufs Tapet. Aber wie es geſchieht, daß die einmal verſtimmten Saiten eines Inſtruments ſich immer wieder verziehen und der Meiſter ſich vergebens müht, die wohltönenden Accorde, wie ſie erſt erklangen, aufs neue hervorzurufen, ſo wollte auch unter den drei Alten nun keine Rede, kein Wort mehr zuſammenpaſſen. Spangenberg rief nach ſeinen Knechten und verließ ganz mißmuthig Meiſter Martins Haus, in das er fröhlich und guter Dinge getreten.

Die Weiſſagung der alten Großmutter.

Meiſter Martin war über das unmuthige Scheiden ſeines alten wackern Kundmanns ein wenig betreten, und ſprach zu Paumgartner, der eben das letzte Glas ausgetrunken hatte, und nun auch ſcheiden wollte: ich weiß doch nun aber gar nicht, was der alte Herr wollte mit ſeinen Reden und wie er darüber am Ende noch verdrießlich werden konnte. Lieber Meiſter Martin, begann Paumgartner, ihr ſeyd ein tüchtiger frommer Mann, und wohl mag der was halten darauf, was er mit Gottes Hülfe wacker treibt und was ihm Reichthum und Ehre gebracht hat. Nur darf dies nicht ausarten in prahleriſchen Stolz, das ſtreitet gegen allen chriſtlichen Sinn. Schon in der Gewerksverſammlung heute war es nicht recht von euch, daß ihr euch ſelbſt über alle übrigen Meiſter ſetztet: möget ihr doch wirklich mehr verſtehen von eurer Kunſt als die anderen, aber daß ihr das geradezu ihnen an den Hals werfet, das kann ja nur Aerger und Mißmuth erregen. Und nun vollends heute Abend! — So verblendet konntet ihr doch wohl nicht ſeyn, in Spangenbergs Reden etwas anders zu ſuchen als die ſcherzhafte Prüfung, wie weit ihr es wohl treiben würdet mit euerm ſtarrſinnigen Stolz. Schwer mußte es ja den würdigen Herrn verletzen, als ihr in der Bewerbung jedes Junkers um eure Tochter nur niedrige Habſucht finden wolltet. Und noch wäre alles gut gegangen, wenn ihr eingelenkt hättet, als Spangenberg von ſeinem Sohne zu reden begann. Wie, wenn ihr ſpracht: ja mein lieber würdiger Herr, wenn ihr ſelbſt kämt als Brautwerber mit euerm Sohn, ja auf ſolche hohe Ehre wär' ich nimmer gefaßt, da würd ich wanken in meinen feſteſten Entſchlüſſen. Ja! wenn ihr ſo ſpracht, was wäre dann davon anders die Folge geweſen, als daß der alte Spangenberg die vorige Unbill ganz vergeſſend, heiter gelächelt und guter Dinge geworden wie vorher. Scheltet mich nur, ſprach Meiſter Martin, ſcheltet mich nur wacker aus, ich hab' es wohl verdient, aber als der Alte ſolch abgeſchmacktes Zeug redete, es ſchnürte mir die Kehle zu, ich konnte nicht anders antworten. — Und dann, fuhr Paumgartner fort, und dann der tolle Vorſatz ſelbſt, eure Tochter durchaus nur einem Küper geben zu wollen. Dem Himmel, ſpracht ihr, ſoll eurer Tochter Schickſal anheim geſtellt ſeyn und doch greift ihr mit irdiſcher Blödſinnigkeit dem Rathſchluß der ewigen Macht vor, indem ihr eigenſinnig vorher feſtſetzt aus welchem kleinen Kreiſe ihr den Eidam nehmen wollt. Das kann euch und eure Roſa ins Verderben ſtürzen. Laßt ab Meiſter Martin, laßt ab von ſolcher unchriſtlicher kindiſcher Thorheit, laßt die ewige Macht gebieten, die in eurer Tochter frommes Herz ſchon den richtigen Ausſpruch legen wird. Ach mein würdiger Herr, ſprach Meiſter Martin kleinmüthig, nun erſt ſehe ich ein, wie übel ich daran that, nicht gleich alles herauszuſagen. Ihr meint, nur die Hochſchätzung meines Handwerks habe mich zu dem unabänderlichen Entſchluß gebracht, Roſa nur an einen Küpermeiſter zu verheirathen, es iſt dem aber nicht ſo, noch ein anderer, gar wunderbarer geheimnißvoller Grund dazu iſt vorhanden. — Ich kann euch nicht fortlaſſen ohne daß ihr alles erfahren habt, ihr ſollt nicht über Nacht auf mich grollen. Setzt euch, ich bitte gar herzlich darum, verweilt noch einige Augenblicke. Seht, hier ſteht noch eine Flaſche des älteſten Weins, den der mißmuthige Junker verſchmäht hat, laßt es euch noch bei mir gefallen. Paumgartner erſtaunte über Meiſter Martins zutrauliches Eindringen, das ſonſt gar nicht in ſeiner Natur lag, es war als laſte dem Mann etwas gar ſchwer auf dem Herzen, das er los ſeyn wollte. Als nun Paumgartner ſich geſetzt und ein Glas Wein getrunken hatte, fing Meiſter Martin auf folgende Weiſe an: ihr wißt, mein lieber würdiger Herr, daß meine brave Hausfrau bald nachdem Roſa geboren, an den Folgen des ſchweren Kindbettes ſtarb. Damals lebte meine uralte Großmutter noch, wenn ſtocktaub und blind, kaum der Sprache fähig, gelähmt an allen Gliedern, im Bette liegen Tag und Nacht anders leben genannt zu werden verdient. Meine Roſa war getauft worden und die Amme ſaß mit dem Kinde in der Stube, wo die Großmutter lag. Mir war es ſo traurig und wenn ich das ſchöne Kind anblickte, ſo wunderbar freudig und wehmüthig zu Sinn, ich war ſo tief bewegt, daß ich zu jeder Arbeit untauglich mich fühlte und ſtill, in mich gekehrt, neben dem Bett der alten Großmutter ſtand, die ich glücklich pries, da ihr ſchon jetzt aller irdiſche Schmerz entnommen. Und als ich ihr nun ſo ins bleiche Antlitz ſchaue, da fängt ſie mit einem Mal an ſeltſam zu lächeln, es iſt, als glätteten ſich die verſchrumpften Züge aus, als färbten ſich die blaſſen Wangen. — Sie richtet ſich empor, ſie ſtreckt, wie plötzlich beſeelt von wunderbarer Kraft die gelähmten Arme aus, wie ſie es ſonſt nicht vermochte, ſie ruft vernehmlich mit leiſer lieblicher Stimme: Roſa — meine liebe Roſa! — Die Amme ſteht auf und bringt ihr das Kind, das ſie in den Armen auf und nieder wiegt. Aber nun, mein würdiger Herr, nun denkt euch mein Erſtaunen, ja meinen Schreck, als die Alte mit heller kräftiger Stimme ein Lied in der hohen fröhlichen Lobeweiß Herrn Hans Berchlers, Gaſtgebers zum Geiſt in Strasburg zu ſingen beginnt, das alſo lautet:

Mägdlein zart mit rothen Wangen,
Roſa, hör das Gebot,
Magſt dich wahren vor Noth und Bangen.
Halt' im Herzen nur Gott,
Treib keinen Spott,
Heg' kein thöricht Verlangen.
Ein glänzend Häuslein wird er bringen,
Würzige Fluthen treiben drinn,
Blanke Englein gar luſtig ſingen,
Mit frommen Sinn
Horch treuſter Minn
Ha! lieblichem Liebesklingen.

Das Häuslein mit güldnem Prangen,
Der hat's ins Haus getrag'n
Den wirſt du ſüß umfangen,
Darf'ſt nicht den Vater frag'n
Iſt dein Bräut'gam minniglich.
Ins Haus das Häuslein bringt allwegen
Reichthum, Glück, Heil und Hort,
Jungfräulein! — Augen klar!
Oehrlein auf vor treuem Wort,
Magſt wohl hinfort,
Blühen in Gottes Segen!

Und als ſie dies Lied ausgeſungen hat, legt ſie das Kind leiſe und behutſam auf das Deckbette nieder, und die welke zitternde Hand auf ſeine Stirn gelegt, lispelt ſie unverſtändliche Worte, aber das ganz verklärte Antlitz der Alten zeigt wohl, daß ſie Gebete ſpricht. Nun ſinkt ſie nieder mit dem Kopfe auf die Bettkiſſen und in dem Augenblick als die Amme das Kind fortträgt, ſeufzte ſie tief auf. Sie iſt geſtorben! — Das iſt, ſprach Paumgartner, als Meiſter Martin ſchwieg, das iſt eine wunderbare Geſchichte, aber doch ſehe ich gar nicht ein, wie das weiſſagende Lied der alten Großmutter mit euerm ſtarrſinnigen Vorſatz, Roſa nur einem Küpermeiſter geben zu wollen, zuſammenhängen kann. Ach, erwiederte Meiſter Martin, was kann denn klarer ſeyn, als daß die Alte in dem letzten Augenblick ihres Lebens von dem Herrn ganz beſonders erleuchtet, mit weiſſagender Stimme verkündete, wie es mit Roſa, ſollte ſie glücklich ſeyn, ſich fügen müſſe. Der Bräutigam der mit dem blanken Häuslein Reichthum, Glück, Heil und Hort ins Haus bringt: wer kann das anders ſeyn, als der tüchtige Küper, der bei mir ſein Meiſterſtück, ſein blankes Häuslein gefertigt hat? In welchem andern Häuslein treiben würzige Fluten als in dem Weinfaß? Und wenn der Wein arbeitet, dann rauſcht und ſummt es wohl auch und plätſchert, das ſind die lieben Englein, die in den Fluten auf- und abfahren und luſtige Liedlein ſingen. Ja, ja! — keinen andern Bräutigam hat die alte Großmutter gemeint als den Küpermeiſter, und dabei ſoll es denn auch bleiben. Ihr erklärt, ſprach Paumgartner, ihr erklärt, lieber Meiſter Martin, die Worte der alten Großmutter nun einmal nach eurer Weiſe. Mir will eure Deutung gar nicht recht zu Sinn und ich bleibe dabei, daß ihr alles der Fügung des Himmels und dem Herzen eurer Tochter, in dem gewiß der richtige Ausſpruch verborgen liegt, lediglich überlaſſen ſollt. Und ich, fiel Martin ungeduldig ein, ich bleibe dabei, daß mein Eidam nun ein für allemal kein anderer ſeyn ſoll, als ein tüchtiger Küper. Paumgartner wäre beinahe zornig geworden über Martins Eigenſinn, doch hielt er an ſich, und ſtand auf vom Sitze, indem er ſprach: es iſt ſpät geworden, Meiſter Martin, laßt uns jetzt aufhören mit Trinken und Reden, beides ſcheint uns nicht mehr dienlich zu ſeyn. — Als ſie nun hinaustraten auf den Flur, ſtand ein junges Weib da mit fünf Knaben, von denen der älteſte kaum acht, der jüngſte kaum ein halbes Jahr alt ſeyn mochte. Das Weib jammerte und ſchluchzte. Roſa eilte den Eintretenden entgegen und ſprach: ach Gott im Himmel, Valentin iſt nun doch geſtorben, dort ſteht ſein Weib mit den Kindern. Was? — Valentin geſtorben? rief Meiſter Martin ganz beſtürzt — ei über das Unglück — über das Unglück! — Denkt euch, wandte er ſich dann zu Paumgartner, denkt euch, mein würdiger Herr! Valentin war der geſchickteſte Geſelle, den ich in der Arbeit hatte, und dabei fleißig und fromm. Vor einiger Zeit verwundete er ſich bei dem Bau eines großen Faſſes gefährlich mit dem Lenkbeil, die Wunde wurde ſchlimmer und ſchlimmer, er verfiel in ein heftiges Fieber und hat nun gar ſterben müſſen, in ſeinen blühendſten Jahren. Darauf ſchritt Meiſter Martin zu auf das troſtloſe Weib, die in Thränen gebadet, klagte, daß ſie nun wohl verderben werde, in Noth und Elend. Was, ſprach Martin, was denkt ihr denn von mir, in meiner Arbeit brachte ſich euer Mann die gefährliche Wunde bei, und ich ſollte euch verlaſſen in eurer Noth? — Nein ihr alle gehört fortan zu meinem Hauſe. Morgen, oder wenn ihr wollt, begraben wir euern armen Mann, und dann zieht ihr mit euern Knaben auf meinen Meierhof vor dem Frauenthor, wo ich meine ſchöne offne Werkſtatt habe und täglich mit meinen Geſellen arbeite. Da könnt ihr dann meiner Hauswirthſchaft vorſtehen, und eure tüchtigen Knaben will ich erziehen, als wären es meine eigenen Söhne. Und daß ihrs nur wißt, euern alten Vater nehme ich auch in mein Haus. Das war ſonſt ein tüchtiger Küpergeſelle, als er noch Kraft in den Armen hatte. Nun! — wenn er auch nicht mehr Schlägel, Kimmkeule oder Bandhake regieren, oder auf der Fügbank arbeiten kann, ſo iſt er doch wohl noch des Degſels mächtig, oder ſchabt mir mit dem Krummmeſſer die Bände aus. Genug, er ſoll mit euch zuſammen in meinem Hauſe aufgenommen ſeyn. Hätte Meiſter Martin das Weib nicht erfaßt, ſie wäre ihm vor Schmerz und tiefer Rührung beinahe entſeelt zu Füßen geſunken. Die älteſten Jungen hingen ſich an ſein Wamms, und die beiden jüngſten, die Roſa auf den Arm genommen, ſtreckten die Händchen nach ihm aus, als hätten ſie alles verſtanden. Der alte Baumgartner ſprach lächelnd, indem ihm die hellen Thränen in den Augen ſtanden: Meiſter Martin, man kann euch nicht gram werden; und begab ſich dann nach ſeiner Behauſung.

Wie die beiden jungen Geſellen, Friedrich und Reinhold, mit einander bekannt wurden.

Auf einer ſchönen graſigten, von hohen Bäumen beſchatteten Anhöhe, lag ein junger Geſell von ſtattlichem Anſehen, Friedrich geheißen. Die Sonne war ſchon herabgeſunken und roſige Flammen leuchteten auf aus dem tiefen Himmelsgrunde. Ganz deutlich konnte man in der Ferne die berühmte Reichsſtadt Nürnberg ſehen, die ſich im Thale ausbreitete und ihre ſtolzen Thürme kühn in das Abendroth hinaufſtreckte, das ſein Gold ausſtrömte auf ihre Spitzen. Der junge Geſell hatte den Arm geſtützt auf das Reiſebündel, das neben ihm lag, und ſchaute mit ſehnſuchtsvollen Blicken herab in das Thal. Dann pflückte er einige Blumen, die um ihn her in dem Graſe ſtanden, und warf ſie in die Lüfte dem Abendroth zu, dann ſah er wieder traurig vor ſich hin und heiße Thränen perlten in ſeinen Augen. Endlich erhob er den Kopf, breitete beide Arme aus, als wolle er eine geliebte Geſtalt umfangen und ſang mit heller gar lieblicher Stimme folgendes Lied:

Schau ich dich wieder,
O Heimath ſüß,
Nicht von dir ließ
Mein Herz getreu und bieder.
O roſiges Roth, geh' mir auf,
Mag nur ſchauen Roſen,
Blüh'nde Liebesgluth,
Neig' dem Gemüth
Dich zu mit wonnigem Koſen.
Willſt du ſpringen o ſchwellende Bruſt?
Halt dich feſt in Schmerz und ſüßer Luſt.
O goldnes Abendroth:
Schöner Strahl ſey mein frommer Bot'

Seufzer — Thränen mußt
Treulich zu ihr tragen.
Und ſtürb' ich nun,
Möchten Röslein dich fragen,
Sprich: — in Lieb' verging ſein Herz.

Nachdem Friedrich dies Lied geſungen, zog er aus ſeinem Reiſebündel ein Stücklein Wachs hervor, erwärmte es an ſeiner Bruſt und begann eine ſchöne Roſe mit hundert feinen Blättern ſauber und kunſtvoll auszukneten. Während der Arbeit ſummte er einzelne Strophen aus dem Liede vor ſich hin, das er geſungen, und ſo ganz in ſich ſelbſt vertieft, bemerkte er nicht den hübſchen Jüngling, der ſchon lange hinter ihm ſtand und emſig ſeiner Arbeit zuſchaute. Ei, mein Freund, fing nun der Jüngling an, ei, mein Freund, das iſt ein ſauberes Stück, was ihr da formt. Friedrich ſchaute ganz erſchrocken um ſich, als er aber dem fremden Jüngling in die dunklen freundlichen Augen ſah, war es ihm, als kenne er ihn ſchon lange; lächelnd erwiederte er: ach lieber Herr, wie möget ihr nur eine Spielerei beachten, die mir zum Zeitvertreibe dient auf der Reiſe. Nun, fuhr der fremde Jüngling fort, nun wenn ihr die ſo getreulich nach der Natur zart geformte Blume eine Spielerei nennt, ſo müßt ihr ein gar wackrer geübter Bildner ſeyn. Ihr ergötzt mich auf doppelte Art. Erſt drang mir euer Lied, das ihr nach der zarten Buchſtabenweis Martin Häſchers ſo lieblich abſanget, recht durch die Bruſt und jetzt muß ich eure Kunſtfertigkeit im Formen hoch bewundern. Wo gedenkt ihr denn noch heute hinzuwandern? Das Ziel, erwiederte Friedrich, das Ziel meiner Reiſe liegt dort uns vor Augen. Ich will hin nach meiner Heimath, nach der berühmten Reichsſtadt Nürnberg. Doch die Sonne iſt ſchon tief hinabgeſunken, deshalb will ich unten im Dorfe übernachten, morgen in aller Frühe gehts dann fort, und zu Mittag kann ich in Nürnberg ſeyn. Ei, rief der Jüngling freudig, ei, wie ſich das ſo ſchön trifft, wir haben denſelben Weg, auch ich will nach Nürnberg. Mit euch übernachte ich auch hier im Dorfe, und dann ziehen wir morgen weiter. Nun laßt uns noch eins plaudern. Der Jüngling, Reinhold geheißen, warf ſich neben Friedrich ins Gras und fuhr dann fort: nicht wahr, ich irre mich nicht, ihr ſeyd ein tüchtiger Gießkünſtler, das merk' ich an der Art zu modelliren, oder ihr arbeitet in Gold und Silber? Friedrich ſah ganz traurig vor ſich nieder und fing dann kleinmüthig an: ach lieber Herr, ihr haltet mich für etwas viel beſſeres und höheres, als ich wirklich bin. Ich will es euch nur geradehin ſagen, daß ich die Küperprofeſſion erlernt habe und nach Nürnberg zu einem bekannten Meiſter in die Arbeit gehen will. Ihr werdet mich nun wohl verachten, da ich nicht herrliche Bilder zu modelliren und zu gießen vermag, ſondern nur Reife um Fäſſer und Kufen ſchlage. Reinhold lachte laut auf und rief, nun das iſt in der That luſtig. Ich ſoll euch verachten, weil ihr ein Küper ſeyd, und ich — ich bin ja ſelbſt gar nichts anderes, als das. Friedrich blickte ihn ſtarr an, er wußte nicht, was er glauben ſollte, denn Reinholds Aufzug paßte freilich zu nichts weniger, als zu einem reiſenden Küpergeſellen. Das Wamms von feinem ſchwarzen Tuch mit geriſſenem Sammt beſetzt, die zierliche Halskrauſe, das kurze breite Schwert, das Barett mit einer langen herabhängenden Feder, ließen eher auf einen wohlbegüterten Handelsmann ſchließen, und doch lag wieder in dem Antlitz, in der ganzen Geſtalt des Jünglings ein wunderbares Etwas, das dem Gedanken an den Handelsmann nicht Raum gab. Reinhold merkte Friedrichs Zweifel, er riß ſein Reiſebündel auf, holte das Küperſchurzfell, ſein Meſſerbeſteck hervor, und rief: ſchau doch her, mein Freund, ſchau doch nur her! — zweifelſt du noch daran, daß ich dein Camerad bin? — Ich weiß, dir iſt mein Anzug befremdlich, aber ich komme von Straßburg, da gehen die Küper ſtattlich einher wie Edelleute. Freilich hatte ich ſonſt, gleich dir, wohl auch Luſt zu etwas anderm, aber nun geht mir das Küperhandwerk über alles, und ich habe manch' ſchöne Lebenshoffnung darauf geſtellt. Gehts dir nicht auch ſo Kamerad? — Aber beinahe ſcheint es mir, als habe ſich unverſehens ein düſtrer Wolkenſchatten in dein heitres Jugendleben hineingehängt, vor dem du nicht fröhlich um dich zu blicken vermagſt. Das Lied, das du vorhin ſangſt, war voll Liebesſehnſucht und Schmerz, aber es kamen Klänge darin vor, die wie aus meiner eignen Bruſt hervorleuchteten und es iſt mir, als wiſſe ich ſchon alles, was in dir verſchloſſen. Um ſo mehr magſt du mir alles vertrauen, werden wir denn nicht ohnedies in Nürnberg wackre Kumpane ſeyn und bleiben? Reinhold ſchlang einen Arm um den Friedrich und ſah ihm freundlich ins Auge. Darauf ſprach Friedrich: je mehr ich dich anſchaue frommer Geſelle, deſto ſtärker zieht es mich zu dir hin, ich vernehme deutlich die wunderbare Stimme in meinem Innern, die wie ein treues Echo wiederklingt vom Ruf des befreundeten Geiſtes. Ich muß dir alles ſagen! — Nicht als ob ich armer Menſch dir wichtige Geheimniſſe zu vertrauen hätte, aber weil nur die Bruſt des treueſten Freundes Raum giebt dem fremden Schmerz und ich in den erſten Augenblicken unſrer jungen Bekanntſchaft dich eben für meinen treueſten Freund halte. — Ich bin nun ein Küper worden und darf mich rühmen mein Handwerk zu verſtehen, aber einer andern wohl ſchönern Kunſt war mein ganzer Sinn zugewandt von Kindheit auf. Ich wollte ein großer Meiſter im Bildergießen und in der Silberarbeit werden, wie Peter Fiſcher oder der italiſche Benvenuto Cellini. Mit glühendem Eifer arbeitete ich beim Herrn Johannes Holzſchuer, dem berühmten Silberarbeiter in meiner Heimath, der ohne gerade ſelbſt Bilder zu gießen mir doch alle Anleitung dazu zu geben wußte. In Herrn Holzſchuers Haus kam nicht ſelten Herr Tobias Martin der Küpermeiſter mit ſeiner Tochter, der holdſeligen Roſa. Ohne daß ich es ſelbſt ahnete, kam ich in Liebe. Ich verließ die Heimath und ging nach Augsburg, um die Bildergießerei recht zu erlernen, aber nun ſchlugen erſt recht die hellen Liebesflammen in meinem Innern auf. Ich ſah und hörte nur Roſa; alles Streben, alles Mühen, das mich nicht zu ihrem Beſitz führte, ekelte mich an. Den einzigen Weg dazu ſchlug ich ein. Meiſter Martin gibt ſeine Tochter nur dem Küper, der in ſeinem Hauſe das tüchtigſte Meiſterſtück macht und übrigens der Tochter wohl anſteht. Ich warf meine Kunſt bei Seite und erlernte das Küperhandwerk. Ich will hin nach Nürnberg und bei Meiſter Martin in Arbeit gehen. Aber nun die Heimath vor mir liegt und Roſa's Bild recht in lebendigem Glühen mir vor Augen ſteht, nun möcht' ich vergehen in Zagen, Angſt und Noth. Nun ſeh' ich klar das Thörichte meines Beginnens. Weiß ich's denn, ob Roſa mich liebt, ob ſie mich jemals lieben wird? — Reinhold hatte Friedrichs Geſchichte mit ſteigender Aufmerkſamkeit angehört. Jetzt ſtützte er den Kopf auf den Arm und indem er die flache Hand vor die Augen hielt, fragte er dumpf und düſter: hat Roſa euch denn niemals Zeichen der Liebe gegeben? Ach, erwiederte Friedrich, ach Roſa war, als ich Nürnberg verließ, mehr Kind als Jungfrau. Sie mochte mich zwar gern leiden, ſie lächelte mich gar holdſelig an, wenn ich in Herrn Holzſchuers Garten unermüdlich mit ihr Blumen pflückte und Kränze wand, aber — Nun ſo iſt ja noch gar keine Hoffnung verloren, rief auf einmal Reinhold ſo heftig und mit ſolch widrig gellender Stimme, daß Friedrich ſich faſt entſetzte. Dabei raffte er ſich auf, das Schwert klirrte an ſeiner Seite und als er nun hoch aufgerichtet da ſtand, fielen die tiefen Nachtſchatten auf ſein verblaßtes Antlitz und verzerrten die milden Züge des Jünglings auf recht häßliche Weiſe, ſo daß Friedrich ganz ängſtlich rief: was iſt dir denn nun auf einmal geſchehen? dabei trat er ein paar Schritte zurück, und ſtieß mit dem Fuß an Reinholds Reiſebündel. Da rauſchte aber ein Saitenklang auf und Reinhold rief zornig: du böſer Geſelle, zerbrich mir nicht meine Laute. Das Inſtrument war an dem Reiſebündel befeſtigt, Reinhold ſchnallte es los und griff ſtürmiſch hinein, als wolle er alle Saiten zerſprengen. Bald wurde aber das Spiel ſanft und melodiſch. Laß uns, ſprach er ganz in dem milden Ton, wie zuvor, laß uns, lieber Bruder, nun hinabgehen in das Dorf. Hier trage ich ein gutes Mittel in den Händen, die böſen Geiſter zu bannen, die uns etwa in den Weg treten und vorzüglich mir was anhaben könnten. Ei, lieber Bruder, erwiederte Friedrich, was ſollten uns denn auf unſerm Wege böſe Geiſter anhaben. Aber dein Spiel iſt gar lieblich, fahr nur damit fort. — Die goldnen Sterne waren hinaufgezogen an des Himmels dunklem Azur. Der Nachtwind ſtrich im dumpfen Geſäuſel über die duftenden Wieſen. Lauter murmelten die Bäche, rings umher rauſchten die düſtern Bäume des fernen Waldes. Da zogen Friedrich und Reinhold hinab, ſpielend und ſingend, und hell und klar wie auf leuchtenden Schwingen wogten die ſüßen Töne ihrer ſehnſüchtigen Lieder durch die Lüfte. Im Nachtlager angekommen, warf Reinhold Laute und Reiſebündel ſchnell ab und drückte Friedrich ſtürmiſch an ſeine Bruſt, der auf ſeinen Wangen die brennenden Thränen fühlte, die Reinhold vergoſſen.

Wie die beiden jungen Geſellen, Reinhold und Friedrich, in Meiſter Martins Hauſe aufgenommen wurden.

Als am andern Morgen Friedrich erwachte, vermißte er den neuerworbnen Freund, der ihm zur Seite ſich auf das Strohlager geworfen hatte, und da er auch Laute und Reiſebündel nicht mehr ſah, ſo glaubte er nichts anders, als daß Reinhold aus ihm unbekannten Urſachen ihn verlaſſen und einen andern Weg eingeſchlagen habe. Kaum trat Friedrich aber zum Hauſe heraus, als ihm Reinhold, Reiſebündel auf dem Rücken, Laute unterm Arm, ganz anders gekleidet als geſtern, entgegentrat. Er hatte die Feder vom Barett genommen, das Schwert abgelegt und ſtatt des zierlichen Wamſes mit dem Sammtbeſatz ein ſchlichtes Bürgerwamms von unſcheinbarer Farbe angezogen. Nun, rief er fröhlich lachend dem verwunderten Freunde entgegen, nun, Bruder, hältſt du mich doch gewiß für deinen wahren Kumpan und wackern Kameraden. — Aber höre, für einen, der in Liebe iſt, haſt du tüchtig genug geſchlafen. Sieh' nur, wie hoch ſchon die Sonne ſteht. Laß uns nur gleich fortwandern. — Friedrich war ſtill und in ſich gekehrt, er antwortete kaum auf Reinholds Fragen, achtete kaum auf ſeine Scherze. Ganz ausgelaſſen ſprang Reinhold hin und her, jauchzte und ſchwenkte das Barett in den Lüften. Doch auch er wurde ſtiller und ſtiller, je näher ſie der Stadt kamen. „Ich kann vor Angſt, vor Beklommenheit, vor ſüßem Weh nicht weiter, laß uns hier unter dieſen Bäumen ein wenig ruhen." So ſprach Friedrich, als ſie ſchon beinahe das Thor von Nürnberg erreicht hatten, und warf ſich ganz erſchöpft nieder in das Gras. Reinhold ſetzte ſich zu ihm und fing nach einer Weile an: Ich muß dir, mein herziger Bruder, geſtern Abend recht verwunderlich vorgekommen ſeyn. Aber als du mir von deiner Liebe erzählteſt, als du ſo troſtlos warſt, da ging mir allerlei einfältiges Zeug durch den Kopf, welches mich verwirrte und am Ende hätte toll machen können, vertrieb nicht dein ſchöner Geſang und meine Laute die böſen Geiſter. Heute als mich der erſte Strahl der Morgenſonne weckte, war nun vollends, da ſchon vom Abend der ſchlimme Spuk gewichen, alle Lebensluſt in mein Gemüth zurückgekehrt. Ich lief hinaus, und im Gebüſch umher kreuzend, kamen mir allerlei herrliche Dinge in den Sinn. Wie ich dich ſo gefunden, wie mein ganzes Gemüth ſich dir zugewandt! — Eine anmuthige Geſchichte, die ſich vor einiger Zeit in Italien zutrug, eben als ich dort war, fiel mir ein, ich will ſie dir erzählen, da ſie recht lebendig zeigt, was wahre Freundſchaft vermag. Es begab ſich, daß ein edler Fürſt, eifriger Freund und Beſchützer der ſchönen Künſte, einen ſehr hohen Preis ausgeſetzt hatte, für ein Gemälde, deſſen herrlicher, aber gar ſchwer zu behandelnder Gegenſtand genau beſtimmt war. Zwei junge Maler, die durch das engſte Freundſchaftsband verbunden, zuſammen zu arbeiten pflegten, beſchloſſen um den Preis zu ringen. Sie theilten ſich ihre Entwürfe mit und ſprachen viel darüber, wie die Schwierigkeit des Gegenſtandes zu überwinden. Der ältere, im Zeichnen, im Ordnen der Gruppen erfahrner, hatte bald das Bild erfaßt und entworfen und ſtand nun bei dem Jüngern, der ſchon im Entwurf ganz verzagt von dem Bilde abgelaſſen, hätte der Aeltere ihn nicht unabläſſig ermuntert und guten Rath ertheilt. Als ſie nun zu malen begannen, wußte der Jüngere, ein Meiſter in der Kunſt der Farbe, dagegen dem Aeltern manchen Wink zu geben, den dieſer mit tüchtigem Erfolg benutzte, ſo daß der Jüngere nie ein Bild beſſer gezeichnet, der Aeltere nie ein Bild beſſer gefärbt hatte. Als die Gemälde vollendet waren, fielen ſich beide Meiſter in die Arme, jeder war innig erfreut — entzückt über die Arbeit des andern, jeder dem andern den wacker verdienten Preis zuerkennend. Es begab ſich aber, daß der Jüngere den Preis erhielt, da rief er ganz beſchämt: o wie konnte ich denn den Preis erringen, was iſt mein Verdienſt gegen das meines Freundes, wie hätte ich denn nur ohne ſeinen Rath, ohne ſeinen wackern Beiſtand etwas tüchtiges hervorbringen können? Da ſprach aber der ältere: und haſt du mir denn nicht auch beigeſtanden mit tüchtigem Rath? mein Gemälde iſt wohl auch nichts ſchlechtes, aber du haſt den Preis davon getragen, wie ſichs gebührt. Nach gleichem Ziel zu ſtreben, wacker und offen, das iſt recht Freundes Sache, der Lorbeer, den der Sieger erhält, ehrt auch den Beſiegten; ich liebe dich nun noch mehr, da du ſo tapfer gerungen, und mit deinem Siege mir auch Ruhm und Ehre gebracht haſt. — Nicht wahr, Friedrich, der Maler hatte Recht? — Wacker, ohne allen tückiſchen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, ſollte das wahre Freunde nicht noch mehr, recht aus der Tiefe des Herzens einigen, ſtatt ſie zu entzweien? ſollte in edlen Gemüthern wohl kleinlicher Neid oder gar hämiſcher Haß Raum finden können? Niemals, erwiederte Friedrich, gewiß niemals. Wir ſind nun recht liebende Brüder geworden, in kurzer Zeit fertigen wir beide wohl das Nürnberger Meiſterſtück, ein tüchtiges zweifudriges Faß ohne Feuer getrieben, aber der Himmel mag mich davor bewahren, daß ich auch nur den kleinſten Neid ſpüren ſollte, wenn das deinige, lieber Bruder Reinhold, beſſer geräth, als das meinige. Ha, ha, ha, lachte Reinhold laut auf, geh mir mit deinem Meiſterſtück, das wirſt du ſchon fertigen, zur Luſt aller tüchtigen Küper. Und daß du's nur weißt, was das Berechnen der Größe, der Proportion, das Abzirkeln der hübſchen Rundung betrifft, da findeſt du an mir deinen Mann. Und auch in Anſehung des Holzes kannſt du dich auf mich verlaſſen. Stabholz von im Winter gefällten Steineichen, ohne Wurmſtich, ohne weiße oder rothe Streifen, ohne Flammen, das ſuchen wir aus, du kannſt meinem Auge trauen. Ich ſteh dir in allem bei mit Rath und That. Und darum ſoll mein Meiſterſtück nicht geringer ausfallen. Aber du Herr im Himmelsthrone, unterbrach hier Friedrich den Freund, was ſchwatzen wir denn davon, wer das beſte Meiſterſtück machen ſoll? — Sind wir denn im Streit deshalb? — Das beſte Meiſterſtück — um Roſa zu verdienen! — Wie kommen wir denn darauf! — mir ſchwindelts im Kopfe — Ei Bruder, rief Reinhold immer noch lachend, an Roſa war ja gar nicht gedacht. Du biſt ein Träumer. Komm nur, daß wir endlich die Stadt erreichen. Friedrich raffte ſich auf, und wanderte ganz verwirrten Sinnes weiter. Als ſie im Wirthshauſe ſich wuſchen und abſtäubten, ſprach Reinhold zu Friedrich: eigentlich weiß ich für mein Theil gar nicht, bei welchem Meiſter ich in Arbeit gehen ſoll, es fehlt mir hier an aller Bekanntſchaft und da dächt' ich, du nähmſt mich nur gleich mit zum Meiſter Martin, lieber Bruder! Vielleicht gelingt es mir bei ihm anzukommen. Du nimmſt mir, erwiederte Friedrich, eine ſchwere Laſt vom Herzen, denn, wenn du bei mir bleibſt, wird es mir leichter werden, meine Angſt, meine Beklommenheit zu beſiegen. So ſchritten nun beide junge Geſellen rüſtig fort nach dem Hauſe des berühmten Küpers, Meiſter Martin. — Es war gerade der Sonntag, an dem Meiſter Martin ſeinen Kerzenmeiſter-Schmaus gab, und hohe Mittagszeit. So kam es, daß, als Reinhold und Friedrich in Martins Haus hineintraten, ihnen Gläſergeklirr und das verwirrte Getöſe einer luſtigen Tiſchgeſellſchaft entgegenklang. Ach, ſprach Friedrich ganz kleinmüthig, da ſind wir wohl zur unrechten Stunde gekommen. Ich denke, erwiederte Reinhold, gerade zur rechten, denn beim frohen Mahl iſt Meiſter Martin gewiß guter Dinge und aufgelegt, unſere Wünſche zu erfüllen. Bald trat auch Meiſter Martin, dem ſie hatten ſich ankündigen laſſen, in feſtlichen Kleidern angethan, mit nicht geringer Gluth auf Naſ' und Wange heraus auf den Flur. So wie er Friedrich gewahrte, rief er laut: „Sieh da Friedrich! guter Junge, biſt du wieder heimgekommen? — Das iſt brav! — Und haſt dich auch zu dem hochherrlichen Küperhandwerk gewandt! — Zwar zieht Herr Holzſchuer, wenn von dir die Rede iſt, verdammte Geſichter und meint, an dir ſey nun gar ein großer Künſtler verdorben und du hätteſt wohl ſolche hübſche Bildlein und Geländer gießen können, wie ſie in St. Sebald und an Fuggers Hauſe zu Augsburg zu ſehen, aber das iſt nur dummes Gewäſche, du haſt recht gethan, dich zu dem Rechten zu wenden. Sey mir viel tauſend Mal willkommen." Und damit faßte ihn Herr Martin bei den Schultern und drückte ihn an ſich, wie er es zu thun pflegte, in herzlicher Freude. Friedrich lebte ganz auf bei Meiſter Martins freundlichem Empfang, alle Beklommenheit war von ihm gewichen, und er trug frei und unverzagt dem Meiſter nicht allein ſein Anliegen vor, ſondern empfahl auch Reinhold zur Aufnahme. Nun, ſprach Meiſter Martin, nun in der That, zu gelegnerer Zeit hättet ihr gar nicht kommen können, als eben jetzt, da ſich die Arbeit häuft und es mir an Arbeitern gebricht. Seyd mir beide herzlich willkommen. Legt nur eure Reiſebündel ab und tretet hinein, die Mahlzeit iſt zwar beinahe geendet, aber ihr könnt doch noch Platz nehmen an der Tafel und Roſa ſoll für euch noch ſorgen. Damit ging Herr Martin mit den beiden Geſellen hinein. Da ſaßen denn nun die ehrſamen Meiſter, oben an der würdige Handwerksherr Jacobus Paumgartner, mit glühenden Geſichtern. Der Nachtiſch war eben aufgetragen und ein edlerer Wein perlte in den großen Trinkgläſern. Es war an dem, daß jeder Meiſter mit lauter Stimme von etwas anderm ſprach und doch alle meinten ſich zu verſtehen, und daß bald dieſer oder jener laut auflachte, er wußte nicht warum. Aber wie nun der Meiſter Martin, beide Jünglinge an der Hand, laut verkündete, daß ſo eben ſich ganz erwünſcht die beiden, mit guten Handwerkszeugniſſen verſehenen Geſellen bei ihm eingefunden hätten, wurde alles ſtill und jeder betrachtete die ſchmucken Leute mit behaglichem Wohlgefallen. Reinhold ſchaute mit hellen Augen beinahe ſtolz umher, aber Friedrich ſchlug die Augen nieder und drehte das Barett in den Händen. Meiſter Martin wies den Jünglingen Plätze an dem unterſten Ende der Tafel an, aber das waren wohl gerade die herrlichſten, die es nur gab, denn alsbald erſchien Roſa, ſetzte ſich zwiſchen beiden und bediente ſie ſorglich mit köſtlichen Speiſen und edlem Getränk. — Die holde Roſa, in hoher Anmuth, in vollem Liebreiz prangend, zwiſchen den beiden bildſchönen Jünglingen, mitten unter den alten bärtigen Meiſtern — das war gar lieblich anzuſchauen, man mußte an ein leuchtendes Morgenwölklein denken, das einzeln am düſtern Himmel heraufgezogen, oder es mochten auch wohl ſchöne Frühlingsblumen ſeyn, die ihre glänzenden Häupter aus trübem, farbloſen Graſe erhoben. Friedrich vermochte vor lauter Wonne und Seligkeit kaum zu athmen, nur verſtohlen blickte er dann und wann nach der, die ſein ganzes Gemüth erfüllte: er ſtarrte vor ſich hin auf den Teller — wie wär es ihm möglich geweſen, nur einen Biſſen herunter zu bringen. Reinhold dagegen wandte die Augen, aus denen funkelnde Blitze ſtrahlten, nicht ab von der lieblichen Jungfrau. Er fing an von ſeinen weiten Reiſen zu erzählen auf ſolch wunderbare Art, wie es Roſa noch niemals gehört hatte. Es war ihr, als wenn alles, wovon Reinhold nur ſprach, lebendig aufginge in tauſend ſtets wechſelnden Geſtalten. Sie war ganz Aug', ganz Ohr, ſie wußte nicht wie ihr geſchah, wenn Reinhold in vollem Feuer der Rede ihre Hand ergriff und ſie an ſeine Bruſt drückte. Aber, brach Reinhold plötzlich ab, aber Friedrich, was ſitzeſt du da ſtumm und ſtarr. Iſt dir die Rede vergangen? Komm! — laß uns anſtoßen auf das Wohl der lieben holden Jungfrau, die uns ſo gaſtlich bewirthet. Friedrich ergriff mit zitternder Hand das große Trinkglas, das Reinhold bis an den Rand gefüllt hatte und das er, (Reinhold ließ nicht nach) bis auf den letzten Tropfen leeren mußte. Nun ſoll unſer brave Meiſter leben, rief Reinhold, ſchenkte wieder ein und abermals mußte Friedrich das Glas austrinken. Da fuhren die Feuergeiſter des Weins durch ſein Inneres und regten das ſtockende Blut an, daß es ſiegend in allen Pulſen und Adern hüpfte. Ach mir iſt ſo unbeſchreiblich wohl, liſpelte er, indem glühende Röthe in ſein Antlitz ſtieg, ach ſo gut iſt es mir auch ja noch nicht geworden. Roſa, die ſeine Worte wohl ganz anders deuten mochte, lächelte ihn an mit unbeſchreiblicher Milde. Da ſprach Friedrich befreit von aller Bangigkeit: liebe Roſa, ihr möget euch meiner wohl gar nicht mehr erinnern? Ei, lieber Friedrich, erwiederte Roſa mit niedergeſchlagenen Augen, ei wie wär's denn möglich, daß ich euch vergeſſen haben ſollte in ſo kurzer Zeit. Bei dem alten Herrn Holzſchuer — damals war ich zwar noch ein Kind, aber ihr verſchmähtet es nicht, mit mir zu ſpielen und wußtet immer was hübſches, was artiges aufs Tapet zu bringen. Und das kleine allerliebſte Körblein von feinem Silberdraht, das ihr mir damals zu Weihnachten ſchenktet, das habe ich noch und verwahre es ſorglich als ein theures Andenken. Thränen glänzten in den Augen des wonnetrunknen Jünglings, er wollte ſprechen, aber, nur wie ein tiefer Seufzer, entquollen der Bruſt die Worte: o Roſa — liebe, liebe — Roſa! — Immer, fuhr Roſa fort, immer hab ich recht herzlich gewünſcht euch wieder zu ſehen, aber daß ihr zum Küperhandwerk übergehen würdet, das hab ich nimmermehr geglaubt. Ach wenn ich an die ſchönen Sachen denke, die ihr damals bei dem Meiſter Holzſchuer verfertigtet, es iſt doch Schade, daß ihr nicht bei eurer Kunſt geblieben ſeyd. Ach Roſa, ſprach Friedrich, nur um euretwillen wurde ich ja untreu meiner lieben Kunſt. — Kaum waren dieſe Worte heraus, als Friedrich hätte in die Erde ſinken mögen vor Angſt und Scham! — Das unbeſonnenſte Geſtändniß war auf ſeine Lippen gekommen. Roſa, wie alles ahnend, wandte das Geſicht von ihm weg, er rang vergebens nach Worten. Da ſchlug Herr Paumgartner mit dem Meſſer hart auf den Tiſch und verkündete der Geſellſchaft, daß Herr Vollrad, ein würdiger Meiſterſinger, ein Lied anſtimmen werde. Herr Vollrad ſtand denn auch alsbald auf, räuſperte ſich und ſang ſolch ein ſchönes Lied in der güldnen Tonweis Hans Vogelgeſangs, daß allen das Herz vor Freuden hüpfte und ſelbſt Friedrich ſich wieder erholte von ſeiner ſchlimmen Bedrängniß. Nachdem Herr Vollrad noch mehrere ſchöne Lieder in andern herrlichen Weiſen, als da iſt, der ſüße Ton, die Krummzinkenweis, die geblümte Paradiesweis, die friſch Pomeranzenweis u. a. geſungen, ſprach er, daß, wenn jemand an der Tafel was von der holdſeligen Kunſt der Meiſterſinger verſtehe, er nun auch ein Lied anſtimmen möge. Da ſtand Reinhold auf und ſprach, wenn es ihm erlaubt ſey, ſich auf italiſche Weiſe mit der Laute zu begleiten, ſo wolle er wohl auch ein Lied anſtimmen und dabei die deutſche Weis ganz beibehalten. Er holte, als niemand etwas dagegen hatte, ſein Inſtrument herbei und hub, nachdem er in gar lieblichen Klängen präludirt hatte, folgendes Lied an:

Wo ſteht das Brünnelein
Was ſprudelt würzigem Wein!
Im tiefen Grund.
Da kann
Ihr fröhlich ſchau'n
Sein lieblich golden Rinnen,
Das ſchöne Brünnelein.
Drein ſprudelt goldner Wein.

Wer hat's gemacht,
Bedacht
Mit hoher Kunſt,
Und wackrem Fleiß erreichet?
Das luſt'ge Schwänkelein
Mit hoher Kunſt gar fein.
Rüſten
Thät es der Küper machen,
Erglüht von edlem Wein,
Im Herzen Liebe ſein,
Jung Küpers Art,
Gar zart
Iſt das in allen Sachen.

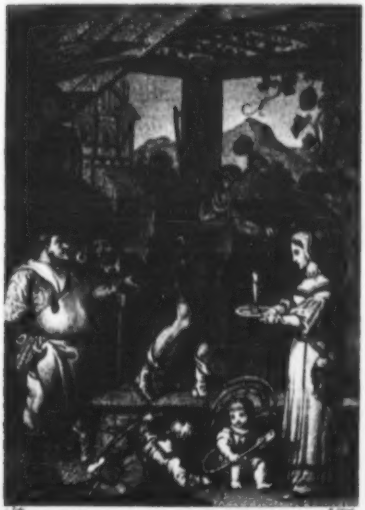
Das Lied gefiel allen über die Maßen wohl, aber keinem ſo ſehr als dem Meiſter Martin, dem die Augen vor Freude und Entzücken glänzten. Ohne auf Vollrad zu achten, der beinahe zu viel von der ſtumpfen Schoßweis Hans Müllers ſprach, die der Geſelle gut genug getroffen — ohne auf ihn zu achten ſtand Meiſter Martin auf von ſeinem Sitze und ſchrie, indem er ſein Paßglas in die Höhe hob: komm her — du wackrer Küper und Meiſterſinger — komm her, mit mir, mit deinem Meiſter Martin ſollſt du dies Glas leeren! Reinhold mußte thun, wie ihm geboten. Als er zu ſeinem Platz zurückkehrte, raunte er dem tiefſinnigen Friedrich ins Ohr: nun mußt du ſingen — ſing' das Lied von geſtern Abend. Biſt du raſend, erwiederte Friedrich ganz erzürnt. Da ſprach Reinhold mit lauter Stimme zur Geſellſchaft: ihr ehrbaren Herren und Meiſter! hier mein lieber Bruder Friedrich iſt noch viel ſchönerer Lieder mächtig und hat eine viel lieblichere Stimme als ich, aber die Kehle iſt ihm verſtaubt von der Reiſe, und da wird er ein ander mal ſeine Lieder in den herrlichſten Weiſen euch auftiſchen! — Nun fielen alle mit Lobeserhebungen über Friedrich her, als ob er ſchon geſungen hätte. Manche Meiſter meinten ſogar endlich, daß ſeine Stimme in der That doch lieblicher ſey, als die des Geſellen Reinhold, ſo wie Herr Vollrad, nachdem er noch ein volles Glas geleert hatte, überzeugt war, daß Friedrich doch die deutſchen ſchönen Weiſen beſſer treffe, als Reinhold, der gar zu viel Italiſches an ſich habe. Aber Meiſter Martin warf den Kopf in den Nacken, ſchlug ſich auf den runden Bauch, daß es klatſchte, und rief: das ſind nun meine Geſellen — meine ſag ich, des Küpermeiſters Tobias Martin zu Nürnberg, Geſellen! — Und alle Meiſter nickten mit den Häuptern und ſprachen, die letzten Tropfen aus den hohen Trinkgläſern nippend: ja, ja! — euer, des Meiſter Martins brave wackre Geſellen! — Man begab ſich endlich zur Ruhe. Reinhold und Friedrich, jedem wies Meiſter Martin eine ſchmucke helle Kammer in ſeinem Hauſe an.

Wie der dritte Geſell zum Meiſter Martin ins Haus kam, und was ſich darauf weiter begab.

Als die beiden Geſellen Reinhold und Friedrich einige Wochen hindurch in Meiſter Martins Werkſtatt gearbeitet hatten, bemerkte dieſer, daß, was Meſſung mit Lineal und Zirkel, Berechnung und richtiges Augenmaß betraf, Reinhold wohl ſeines Gleichen ſuchte, doch anders war es bei der Arbeit auf der Fügbank, mit dem Lenkbeil, oder mit dem Schlägel. Da ermattete Reinhold ſehr bald und das Werk förderte nicht, er mochte ſich mühen wie er wollte. Friedrich dagegen hobelte und hämmerte friſch darauf los, ohne ſonderlich zu ermüden. Was ſie aber mit einander gemein hatten, war ein ſittiges Betragen, in das vorzüglich auf Reinholds Anlaß, viel unbefangene Heiterkeit und gemüthliche Luſt kam. Dazu ſchonten ſie in voller Arbeit, zumal wenn die holde Roſa zugegen war, nicht ihre Kehlen, ſondern ſangen mit ihren lieblichen Stimmen, die gar anmuthig zuſammen gingen, manches herrliche Lied. Und wollte dann auch Friedrich, indem er hinüberſchielte nach Roſen, in den ſchwermüthigen Ton verfallen, ſo ſtimmte Reinhold ſogleich ein Spottlied an, das er erſonnen und das anfing: das Faß iſt nicht die Zither, die Zither nicht das Faß; ſo daß der alte Herr Martin oft den Dexel, den er ſchon zum Schlage erhoben, wieder ſinken ließ und ſich den wackelnden Bauch hielt vor innigem Lachen. Ueberhaupt hatten die beiden Geſellen, vorzüglich aber Reinhold, ſich ganz in Martins Gunſt feſtgeniſtet, und wohl konnte man bemerken, daß Roſa auch manchen Vorwand ſuchte, um öfter und länger in der Werkſtatt zu verweilen, als ſonſt wohl geſchehen ſeyn mochte.

Eines Tages trat Herr Martin ganz nachdenklich in ſeine offne Werkſtatt vor dem Thore hinein, wo Sommer über gearbeitet wurde. Eben ſetzten Reinhold und Friedrich ein kleines Faß auf. Da ſtellte ſich Meiſter Martin vor ſie hin, mit übereinander geſchlagenen Armen und ſprach: ich kann Euch gar nicht ſagen, ihr lieben Geſellen, wie ſehr ich mit euch zufrieden bin, aber nun komme ich doch in große Verlegenheit. Vom Rhein her ſchreiben ſie, daß das heurige Jahr, was den Weinbau betrifft, geſegneter ſeyn werde, als je eins geweſen. Ein weiſer Mann hat geſagt, der Comet, der am Himmel herauf gezogen, befruchte mit ſeinen wunderbaren Strahlen die Erde, ſo daß ſie aus den tiefſten Schachten alle Glut, die die edlen Metalle kocht, herausſtrömen und ausdunſten werde, in die durſtigen Reben, die in üppigem Gedeihen Traub' auf Traube hervorarbeiten, und das flüſſige Feuer, von dem ſie getränkt, hineinſprudeln würden in das Gewächs. Erſt nach beinahe dreihundert Jahren werde ſolch' günſtige Conſtellation wieder eintreten. — Da wirds nun Arbeit geben die Hülle und die Fülle. Und dazu kommt noch, daß auch der hochwürdige Herr Biſchof von Bamberg an mich geſchrieben und ein großes Faß bei mir beſtellt hat. Damit können wir nicht fertig werden und es thut Noth, daß ich mich noch nach einem tüchtigen Geſellen umſchaue. Nun möcht' ich aber auch nicht gleich dieſen oder jenen von der Straße unter uns aufnehmen und doch brennt mir das Feuer auf den Nägeln. Wenn ihr einen wackern Geſellen irgendwo wißt, den ihr unter euch leiden möchtet, ſo ſagts nur, ich ſchaff ihn her und ſollt' es mir auch ein gut Stück Geld koſten. Kaum hatte Meiſter Martin dies geſprochen, als ein junger Menſch von hohem kräftigen Bau mit ſtarker Stimme hinein rief: He da! iſt das hier Meiſter Martins Werkſtatt? Freilich, erwiederte Meiſter Martin, indem er auf den jungen Geſellen losſchritt, freilich iſt ſie das, aber ihr braucht gar nicht ſo mörderlich hinein zu ſchreien und hinein zu tappen, ſo kommt man nicht zu den Leuten. Ha, ha, ha, lachte der junge Geſell, ihr ſeyd wohl Meiſter Martin ſelbſt, denn ſo mit dem dicken Bauche, mit dem ſtattlichen Unterkinn, mit den blinzelnden Augen, mit der rothen Naſe, gerade ſo iſt er mir beſchrieben worden. Seyd mir ſchön gegrüßt Meiſter Martin. „Nun was wollt ihr denn vom Meiſter Martin,“ fragte dieſer ganz unmuthig. Ich bin, antwortete der junge Menſch, ich bin ein Küpergeſell und wollte nur fragen, ob ich bei euch in Arbeit kommen könnte. Meiſter Martin trat vor Verwunderung, daß gerade in dem Augenblick, als er geſonnen war, einen Geſellen zu ſuchen, ſich einer meldete, ein paar Schritte zurück, und maß den jungen Menſchen von Kopf bis zum Fuße. Der ſchaute ihn aber keck an mit blitzenden Augen. Als nun Meiſter Martin die breite Bruſt, den ſtarken Gliederbau, die kräftigen Fäuſte des jungen Menſchen bemerkte, dachte er bei ſich ſelbſt, gerade ſolch einen tüchtigen Kerl brauche ich ja, und fragte ihn ſogleich nach den Handwerkszeugniſſen. Die hab' ich nicht zur Hand, erwiederte der junge Menſch, aber ich werde ſie beſchaffen in kurzer Zeit, und geb' euch jetzt mein Ehrenwort, daß ich treu und redlich arbeiten will, das muß euch genügen. Und damit, ohne Meiſter Martins Antwort abzuwarten, ſchritt der junge Geſell zur Werkſtatt hinein, warf Barett und Reiſebündel ab, zog das Wamms herunter, band das Schurzfell vor und ſprach: ſagt nur gleich an Meiſter Martin, was ich jetzt arbeiten ſoll. Meiſter Martin, ganz verdutzt über des fremden Jünglings keckes Betragen, mußte ſich einen Augenblick beſinnen, dann ſprach er: nun Geſelle, beweiſet einmal gleich, daß ihr ein tüchtiger Küper ſeyd, nehmt den Gargelkamm zur Hand und fertigt an dem Faß, das dort auf dem Endſtuhl liegt, die Kröſe. Der fremde Geſell vollführte das, was ihm geheißen, mit beſonderer Stärke, Schnelle und Geſchicklichkeit und rief dann, indem er hell auflachte: nun Meiſter Martin zweifelt ihr noch daran, daß ich ein tüchtiger Küper bin? — Aber, fuhr er fort, indem er in der Werkſtatt auf- und abgehend mit den Blicken Handwerkszeug und Holzvorrath muſterte, aber habt ihr auch tüchtiges Geräth und — was iſt denn das für ein Schlägelchen dort, damit ſpielen wohl eure Kinder? — und das Lenkbeilchen, hei! das iſt wohl für die Lehrburſchen? — Und damit ſchwang er den großen ſchweren Schlägel, den Reinhold gar nicht regieren konnte und mit dem Friedrich nur mühſam handthierte, das wuchtige Lenkbeil, mit dem Meiſter Martin ſelbſt arbeitete, hoch in den Lüften. Dann rollte er ein paar große Fäſſer, wie leichte Bälle bei Seite und ergriff eine von den dicken noch nicht ausgearbeiteten Dauben. Ei, rief er, ei Meiſter, das iſt gutes Eichenſtabholz, das muß ſpringen wie Glas! Und damit ſchlug er die Daube gegen den Schleifſtein, daß ſie mit lautem Schall glatt ab in zwei Stücke zerbrach. O wollt ihr doch, ſprach Meiſter Martin, wollt ihr doch, lieber Geſell, nicht etwa jenes zweifudrige Faß herausſchmeißen oder gar die ganze Werkſtatt zuſammenſchlagen. Zum Schlägel könnt ihr ja den Balken dort brauchen und damit ihr auch ein Lenkbeil nach eurem Sinn bekommt, will ich euch das drei Ellen lange Rolandsſchwert vom Rathhauſe herunterholen. Das wär' mir nun eben Recht, rief der junge Menſch, indem ihm die Augen funkelten, aber ſogleich ſchlug er den Blick nieder und ſprach mit geſenkter Stimme: ich dachte nur, lieber Meiſter, daß ihr zu eurer großen Arbeit recht ſtarke Geſellen nöthig hättet und da bin ich wohl mit meiner Leibeskraft etwas zu vorlaut, zu prahleriſch geweſen. Nehmt mich aber immerhin in Arbeit, ich will wacker ſchaffen, was ihr von mir begehrt. Meiſter Martin ſah dem Jüngling ins Geſicht und mußte ſich geſtehen, daß ihm wohl nie edlere und dabei grundehrlichere Züge vorgekommen. Ja es war ihm, als rege ſich bei dem Anblick des Jünglings die dunkle Erinnerung irgend eines Mannes auf, den er ſchon ſeit langer Zeit geliebt und hochverehrt, doch konnte er dieſe Erinnerung nicht ins Klare bringen, wiewohl er deshalb des Jünglings Verlangen auf der Stelle erfüllte und ihm nur aufgab ſich nächſtens durch glaubhafte Atteſte zum Handwerk gehörig auszuweiſen. Reinhold und Friedrich waren indeſſen mit dem Aufſetzen des Faſſes fertig geworden und trieben nun die erſten Bände auf. Dabei pflegten ſie immer ein Lied anzuſtimmen und thaten es nun auch, indem ſie ein feines Lied in der Stieglitzweis Adam Puſchmanns begannen. Da ſchrie aber Conrad (ſo war der neue Geſell geheißen) von der Fügbank, an die ihn Meiſter Martin geſtellt, herüber: „ei was iſt denn das für ein Quinkeliren? Kommt es mir doch vor, als wenn die Mäuſe pfeifen hier in der Werkſtatt. Wollt ihr was ſingen, ſo ſingt ſo, daß es einem das Herz erfriſcht und Luſt macht zur Arbeit. Solches mag ich auch wohl bisweilen thun." Und damit begann er ein tolles Jagdlied mit Halloh und Huſſah! und dabei ahmte er das Gebell der Hundekoppeln, die gellenden Rufe der Jäger mit ſolch durchdringender, ſchmetternder Stimme nach, daß die großen Fäſſer wiederklangen und die ganze Werkſtatt erdröhnte. Meiſter Martin verhielt ſich mit beiden Händen die Ohren und der Frau Marthe (Valentins Wittwe) Knaben, die in der Werkſtatt ſpielten, verkrochen ſich furchtſam unters Stabholz. In dem Augenblick trat Roſa hinein, verwundert, erſchrocken über das fürchterliche Geſchrei, was gar nicht Singen zu nennen. So wie Conrad Roſa gewahrte, ſchwieg er augenblicklich, ſtand von der Fügbank auf und nahte ſich ihr, ſie mit dem edelſten Anſtande grüßend. Dann ſprach er mit ſanfter Stimme, leuchtendes Feuer in den hellen braunen Augen: „mein holdes Fräulein, welch ein ſüßer Roſenſchimmer ging denn auf in dieſer ſchlechten Arbeitshütte, als ihr eintratet, o wäre

Blatt 7



Meister Martin und seine Gesellen v. E. T. A. Hoffmann

ich euer doch nur früher anſichtig geworden, nicht eure zarten Ohren hätt' ich beleidigt mit meinem wilden Jagdliede! — O, (ſo rief er, ſich zu Meiſter Martin und den andern Geſellen wendend) o hört doch nur auf mit euerm abſcheulichen Geklapper! — So lange euch das liebe Fräulein ihres Anblicks würdigt, mögen Schlägel und Treiber ruhn. Nur ihre ſüße Stimme wollen wir hören, und mit gebeugtem Haupt erlauſchen, was ſie gebietet uns demüthigen Knechten." Reinhold und Friedrich ſchauten ſich ganz verwundert an, aber Meiſter Martin lachte hell auf und rief: nun Conrad! — nun iſts klar, daß ihr der allernärriſchte Kauz ſeyd, der jemals ein Schurzfell vorgebunden. Erſt kommt ihr her und wollt mir wie ein ungeſchlachter Rieſe alles zerſchmeißen, dann brüllt ihr dermaßen, daß uns allen die Ohren gellen und zum würdigen Schluß aller Tollheit ſeht ihr mein Töchterlein Roſa für ein Edelfräulein an, und gebehrdet euch wie ein verliebter Junker! „Eure holde Tochter, erwiederte Conrad gelaſſen, eure holde Tochter kenne ich gar wohl lieber Meiſter Martin, aber ich ſage euch, daß ſie das hochherrlichſte Fräulein iſt, das auf Erden wandelt, und mag der Himmel verleihen, daß ſie den edelſten Junker würdige in treuer, ritterlicher Liebe ihr Paladin zu ſeyn." Meiſter Martin hielt ſich die Seiten, er wollte erſticken bis er dem Lachen Luft gab, durch Krächzen und Hüſteln. Kaum der Sprache mächtig, ſtotterte er dann: „gut — ſehr gut, mein allerliebſter Junge, magſt du meine Roſa immerhin für ein hochadlich Fräulein halten, ich gönn' es dir — aber dem unbeſchadet — ſey ſo gut und geh fein zurück an deine Fügbank!" Conrad blieb eingewurzelt ſtehen mit niedergeſchlagenem Blick, rieb ſich die Stirn, ſprach leiſe: es iſt ja wahr, und that dann wie ihm geheißen. Roſa ſetzte ſich, wie ſie immer in der Werkſtatt zu thun pflegte, auf ein klein Fäßlein, das Reinhold ſorglich abgeſtäubt und Friedrich herbeigeſchoben hatte. Beide fingen, Meiſter Martin gebot es ihnen, nun aufs neue das ſchöne Lied an, in dem ſie der wilde Conrad unterbrochen, der nun ſtill und ganz in ſich verſunken, an der Fügbank fort arbeitete.

Als das Lied geendet, ſprach Meiſter Martin: euch hat der Himmel eine ſchöne Gabe verliehn, ihr lieben Geſellen! — ihr glaubt gar nicht, wie hoch ich die holdſelige Singekunſt achte. Wollt' ich doch auch einmal ein Meiſterſinger werden, aber das ging nun ganz und gar nicht, ich mochte es auch anſtellen, wie ich wollte. Mit aller meiner Mühe erntete ich nur Hohn und Spott ein. Beim Freiſingen machte ich bald falſche Anhänge, bald Klebſylben, bald ein falſches Gebäude, bald falſche Blumen, oder verfiel ganz und gar in falſche Melodei. — Nun ihr werdet es beſſer machen und es wird heißen, was der Meiſter nicht vermag, das thun doch ſeine Geſellen. Künftigen Sonntag iſt zur gewöhnlichen Zeit nach der Mittagspredigt ein Meiſterſingen in der St. Catharinenkirche, da könnet ihr beide, Reinhold und Friedrich, Lob und Ehre erlangen mit eurer ſchönen Kunſt, denn vor dem Hauptſingen wird ein Freiſingen gehalten, woran ihr, ſo wie jeder Fremde, der der Singekunſt mächtig, ungehindert Theil nehmen könnet. Nun Geſell Conrad (ſo rief Meiſter Martin herüber zur Fügbank), nun Geſell Conrad, möcht' ihr nicht auch den Singſtuhl beſteigen und euer ſchönes Jagdlied anſtimmen? Spottet nicht, erwiederte Conrad ohne aufzublicken, ſpottet nicht lieber Meiſter! jedes an ſeinem Platze. Während ihr euch an dem Meiſterſingen erbaut' werde ich auf der Allerwieſe meinem Vergnügen nachgehn.

Es kam ſo, wie Meiſter Martin wohl vermuthet. Reinhold beſtieg den Singeſtuhl und ſang Lieder in unterſchiedlichen Weiſen, die alle Meiſterſinger erfreuten, wiewohl ſie meinten, daß dem Sänger zwar kein Fehler, aber eine gewiſſe ausländiſche Art, ſelbſt könnten ſie nicht ſagen, worin die eigentlich beſtehe, vorzuwerfen ſey. Bald darauf ſetzte ſich Friedrich auf den Singeſtuhl, zog ſein Barett ab und begann, nachdem er einige Sekunden vor ſich hingeſchaut, dann aber einen Blick in die Verſammlung geworfen, der, wie ein glühender Pfeil der holden Roſa in die Bruſt traf, daß ſie tief aufſeufzen mußte, ein ſolches herrliches Lied im zarten Ton Heinrich Frauenlobs, daß alle Meiſter einmüthiglich bekannten, keiner unter ihnen vermöge den jungen Geſellen zu übertreffen.

Als der Abend herangekommen und die Singſchule geendigt, begab ſich Meiſter Martin, um den Tag recht zu genießen, in heller Fröhlichkeit, mit Roſa nach der Allerwieſe. Die beiden Geſellen Reinhold und Friedrich durften mitgehen. Roſa ſchritt in ihrer Mitte. Friedrich ganz verklärt von dem Lobe der Meiſter, in ſeliger Trunkenheit, wagte manches kühne Wort, das Roſa, die Augen verſchämt niederſchlagend, nicht vernehmen zu wollen ſchien. Sie wandte ſich lieber zu Reinhold, der nach ſeiner Weiſe allerlei Luſtiges ſchwätzte und ſich nicht ſcheute, ſeinen Arm um Roſas Arm zu ſchlingen.

Schon in der Ferne hörten ſie das jauchzende Getöſe auf der Allerwieſe. An den Platz gekommen, wo die Jünglinge ſich in allerlei zum Theil ritterlichen Spielen ergötzten, vernahmen ſie wie das Volk einmal übers andere rief: gewonnen, gewonnen — er iſts wieder der Starke! — ja gegen den kommt niemand auf! — Meiſter Martin gewahrte, als er ſich durchs Volk gedrängt hatte, daß alles Lob, alles Jauchzen des Volks niemanden anders galt, als ſeinem Geſellen Conrad. Der hatte im Wettrennen, im Fauſtkampf, im Wurfſpießwerfen alle übrige übertroffen. Als Martin herankam, rief Conrad eben: ob es jemand mit ihm aufnehmen wolle im luſtigen Kampfſpiel mit ſtumpfen Schwertern? Mehrere wackre Patrizier-Jünglinge, ſolch ritterlichen Spiels gewohnt, ließen ſich ein auf die Forderung. Nicht lange dauerte es aber, ſo hatte Conrad auch hier ohne alle große Mühe und Anſtrengung ſämmtliche Gegner überwunden, ſo daß des Lobpreiſens ſeiner Gewandtheit und Stärke gar kein Ende war.

Die Sonne war herabgeſunken, das Abendroth erlöſchte und die Dämmerung ſtieg mit Macht herauf. Meiſter Martin, Roſa und die beiden Geſellen hatten ſich an einem plätſchernden Springquell gelagert. Reinhold erzählte viel Herrliches von dem fernen Italien, aber Friedrich ſchaute ſtill und ſelig der holden Roſa in die Augen. Da kam Conrad heran, leiſen zögernden Schrittes, wie mit ſich ſelbſt uneins, ob er ſich zu den andern lagern ſolle oder nicht. Meiſter Martin rief ihm entgegen: „nun Conrad, kommt nur immer heran, ihr habt euch tapfer gehalten auf der Wieſe, ſo kann ichs wohl leiden an meinen Geſellen, ſo ziemt es ihnen auch. Scheut euch nicht Geſelle! ſetzt euch zu uns, ich erlaub' es euch!" Conrad warf einen durchbohrenden Blick auf den Meiſter, der ihm gnädig zunickte, und ſprach dann mit dumpfer Stimme: vor euch ſcheue ich mich nun ganz und gar nicht, hab euch auch noch gar nicht nach der Erlaubniß gefragt, ob ich mich hier lagern darf oder nicht, komme überhaupt auch gar nicht zu euch. Alle meine Gegner hab ich in den Sand geſtreckt im luſtigen Ritterſpiel, und da wollt ich nur das holde Fräulein fragen, ob ſie mir nicht auch wie zum Preis des luſtigen Spiels den ſchönen Straus verehren wollte, den ſie an der Bruſt trägt. Damit ließ ſich Conrad vor Roſa auf ein Knie nieder, ſchaute mit ſeinen klaren braunen Augen ihr recht ehrlich ins Antlitz und bat: gebt mir immer den ſchönen Straus als Siegespreis holde Roſa, ihr dürft mir das nun durchaus nicht abſchlagen. Roſa neſtelte auch gleich den Straus los und gab ihn Conrad, indem ſie lachend ſprach: ei, ich weiß ja wohl, daß einem ſolchen tapfern Ritter wie ihr ſeyd, ſolch ein Ehrenzeichen von einer Dame gebührt und ſo nehmt immerhin meine welkgewordenen Blumen. Conrad küßte den ihm dargebotenen Straus und ſteckte ihn dann an ſein Barett, aber Meiſter Martin rief, indem er aufſtand: nun ſeh mir einer die tollen Poſſen! — doch laßt uns nach Hauſe wandeln, die Nacht bricht ein. Herr Martin ſchritt vorauf, Conrad ergriff mit ſittigem, zierlichem Anſtande Roſa's Arm, Reinhold und Friedrich ſchritten ganz unmuthig hinterher. Die Leute, denen ſie begegneten, blieben ſtehn und ſchauten ihnen nach, indem ſie ſprachen: ei ſeht nur, ſeht, das iſt der reiche Küper Tobias Martin, mit ſeinem holden Töchterlein und ſeinen wackern Geſellen. Das nenn' ich mir hübſche Leute! —

Wie Frau Marthe mit Roſa von den drei Geſellen ſprach. Conrads Streit mit dem Meiſter Martin.

Junge Mägdlein pflegen wohl alle Luſt des Feſttages erſt am andern Morgen ſich ſo recht durch Sinn und Gemüth geben zu laſſen und dieſe Nachfeier dünkt ihnen dann beinahe noch ſchöner als das Feſt ſelbſt. So ſaß auch die holde Roſa am andern Morgen einſam in ihrem Gemach und ließ, die gefalteten Hände auf dem Schooß, das Köpfchen ſinnend vor ſich hingeneigt, Spindel und Nätherei ruhen. Wohl mocht' es ſeyn, daß ſie bald Reinholds und Friedrichs Lieder hörte, bald den gewandten Conrad ſah, wie er ſeine Gegner beſiegte, wie er ſich von ihr den Preis des Siegers holte, denn bald ſummte ſie ein paar Zeilen irgend eines Liedleins, bald liſpelte ſie: meinen Straus wollt ihr? und dann leuchtete höheres Roth auf ihren Wangen, ſchimmerten Blitze durch die niedergeſenkten Wimpern, ſtahlen ſich leiſe Seufzer fort aus der innerſten Bruſt. Da trat Frau Marthe hinein und Roſa freute ſich nun, recht umſtändlich erzählen zu können, wie alles ſich in der St. Catharinenkirche und auf der Allerwieſe begeben. Als Roſa geendet, ſprach Frau Marthe lächelnd: nun, liebe Roſa, nun werdet ihr wohl bald unter drei ſchmucken Freiern wählen können. Um Gott, fuhr Roſa auf, ganz erſchrocken und blutroth im Geſicht bis unter die Augen, um Gott Frau Marthe, wie meint ihr denn das? — ich! — drei Freier? — Thut nur nicht ſo, ſprach Frau

Marthe weiter, thut nur nicht ſo, liebe Roſa, als ob ihr gar nichts wiſſen, nichts ahnen könntet. Man müßte ja wahrhaftig gar keine Augen haben, man müßte ganz verblendet ſeyn, ſollte man nicht ſchauen, daß unſere Geſellen Reinhold, Friedrich und Conrad, ja daß alle drei in der heftigſten Liebe zu euch ſind. Was bildet ihr euch ein, Frau Marthe, liſpelte Roſa, indem ſie die Hand vor die Augen hielt. Ei, fuhr Frau Marthe fort, indem ſie ſich vor Roſa hinſetzte und ſie mit einem Arm umſchlang, ei du holdes, verſchämtes Kind, die Hände weg, ſchau' mir recht feſt in die Augen und dann läugne, daß du es längſt gut gemerkt haſt, wie die Geſellen dich in Herz und Sinn tragen, läugne das! — Siehſt du wohl, daß du das nicht kannſt? — nun es wär auch wirklich wunderbar, wenn eines Mägdleins Augen nicht ſo was gleich erſchauen ſollten. Wie die Blicke von der Arbeit weg dir zufliegen, wie ein raſcherer Takt alles belebt, wenn du in die Werkſtatt trittſt. Wie Reinhold und Friedrich ihre ſchönſten Lieder anſtimmen, wie ſelbſt der wilde Conrad fromm und freundlich wird, wie jeder ſich müht dir zu nahen, wie flammendes Feuer aufflackert im Antlitz deſſen, den du eines holden Blicks, eines freundlichen Worts würdigſt! Ei, mein Töchterchen, iſt es denn nicht ſchön, daß ſolche ſchmucke Leute um dich buhlen? — Ob du überhaupt einen und wen von den dreien du wählen wirſt, das kann ich in der That gar nicht ſagen, denn freundlich und gut biſt du gegen alle, wiewohl ich — doch ſtill, ſtill davon. Kämſt du nun zu mir und ſprächſt: rathet mir Frau Marthe, wem von dieſen Jünglingen, die ſich um mich mühen, ſoll ich Herz und Hand zuwenden, da würd' ich denn freilich antworten: ſpricht dein Herz nicht ganz laut und vernehmlich: der iſt es, dann laß' ſie nur alle drei laufen. Sonſt aber gefällt mir Reinhold ſehr wohl, auch Friedrich, auch Conrad, und dann hab' ich gegen alle drei auch manches einzuwenden. — Ja in der That, liebe Roſa, wenn ich die jungen Geſellen ſo tapfer arbeiten ſehe, gedenke ich immer meines lieben armen Valentins und da muß ich doch ſagen, ſo wenig er vielleicht noch beſſere Arbeit ſchaffen mochte, ſo war doch in allem, was er förderte, ſolch ein ganz anderer Schwung, eine andere Manier. Man merkte, daß er bei dem Dinge war mit ganzer Seele, aber bei den jungen Geſellen iſt es mir immer, als thäten ſie nur ſo und hätten ganz andere Sachen im Kopfe als ihre Arbeit, ja als ſey dieſe nur eine Bürde, die ſie freiwillig ſich aufgelaſtet und nun mit wackerm Muthe trügen. Mit Friedrich kann ich mich nun am beſten vertragen, das iſt ein gar treues, herziges Gemüth. Es iſt, als gehöre der am mehrſten zu uns, ich verſtehe alles was er ſpricht, und daß er euch ſo ſtill, mit aller Schüchternheit eines frommen Kindes liebt, daß er kaum wagt euch anzublicken, daß er erröthet, ſo wie ihr ein Wort mit ihm redet, das iſts, was ich ſo ſehr an dem lieben Jungen rühme. Es war als trete eine Thräne in Roſa's Auge, als Frau Marthe dies ſagte. Sie ſtand auf und ſprach zum Fenſter gewendet: Friedrich iſt mir auch recht lieb, aber daß du mir ja nicht den Reinhold verachteſt. Wie könnte ich denn das, erwiederte Frau Marthe, Reinhold iſt nun offenbar der ſchönſte von allen. Was für Augen! nein, wenn er einen ſo durch und durch blitzt mit den leuchtenden Blicken, man kann es gar nicht ertragen! — Aber dabei iſt in ſeinem ganzen Weſen ſo etwas verwunderliches, das mir ordentlich Schauer erregt und mich von ihm zurückſchreckt. Ich denke, Herrn Martin müßte, wenn Reinhold in ſeiner Werkſtatt arbeitet und er ihn dieſes, jenes fördern heißt, ſo zu Muthe ſeyn, wie mir es ſeyn würde, wenn jemand in meine Küche ein von Gold und Edelſteinen funkelndes Geräth hingeſtellt hätte und das ſolle ich nun brauchen wie gewöhnliches ſchlechtes Hausgeräth, da ich denn doch gar nicht wagen möchte, es nur anzurühren. Er erzählt und ſpricht und ſpricht und das alles klingt wie ſüße Muſik und man wird ganz hingeriſſen davon, aber wenn ich nun ernſtlich daran denke, was er geſprochen, ſo hab' ich am Ende kein Wörtlein davon verſtanden. Und wenn er denn auch wohl einmal nach unſerer Weiſe ſcherzt und ich denke, nun iſt er denn doch ſo wie wir, ſo ſieht er mit einem Mal ſo vornehm darein, daß ich ordentlich erſchrecke. Und dabei kann ich gar nicht ſagen, daß ſein Ausſehn der Art gliche, wie mancher Junker, mancher Patrizier ſich bläht, nein es iſt etwas ganz anderes. Mit einem Wort, es kommt mir Gott weiß es ſo vor, als habe er Umgang mit höheren Geiſtern, als gehöre er überhaupt einer anderen Welt an. Conrad iſt ein wilder, übermüthiger Geſelle und hat dabei in ſeinem ganzen Weſen auch ganz etwas verdammt vornehmes, was zum Schurzfell nicht recht paſſen will. Und dabei thut er ſo, als wenn nur er allein zu gebieten hätte und die andern ihm gehorchen müßten. Hat er es doch in der kurzen Zeit ſeines Hierſeins dahin gebracht, daß Meiſter Martin von Conrads ſchallender Stimme angedonnert, ſich ſeinem Willen fügt. Aber dabei iſt Conrad wieder ſo gutmüthig und grundehrlich, daß man ihm gar nicht gram werden kann. Vielmehr muß ich ſagen, daß er mir trotz ſeiner Wildheit beinahe lieber iſt, als Reinhold, denn zwar ſpricht er auch oft gewaltig hoch, aber man verſtehts doch recht gut. Ich wette, der iſt einmal, mag er ſich auch ſtellen wie er will, ein Kriegsmann geweſen. Deshalb verſteht er ſich noch ſo gut auf die Waffen und hat ſogar was vom Ritterweſen angenommen, das ihm gar nicht übel ſteht. — Nun ſagt mir ganz unverholen, liebe Roſa, wer von den drei Geſellen euch am beſten gefällt? Fragt, erwiederte Roſa, fragt mich nicht ſo verfänglich, liebe Frau Marthe Doch ſo viel iſt gewiß, daß es mir mit Reinhold gar nicht ſo geht, wie euch. Zwar iſt es richtig, daß er ganz anderer Art iſt, als ſeines gleichen, daß mir bei ſeinen Geſprächen zu Muthe wird, als thue ſich mir plötzlich ein ſchöner Garten auf voll herrlicher glänzender Blumen, Blüthen und Früchte, wie ſie auf Erden gar nicht zu finden, aber ich ſchaue gern hinein. Seit Reinhold hier iſt, kommen mir auch manche Dinge ganz anders vor, und manches, was ſonſt trübe und geſtaltlos in meiner Seele lag, iſt nun ſo hell und ſo klar geworden, daß ich es ganz deutlich zu erkennen vermag. Frau Marthe ſtand auf und im Davongehen Roſen mit dem Finger drohend, ſprach ſie: ei, ei, Roſa, alſo wird wohl Reinhold dein Auserwählter ſeyn. Das hätte ich nicht vermuthet, nicht geahnet! Ich bitte euch, erwiederte Roſa, ſie zur Thüre geleitend, ich bitte euch, liebe Frau Marthe, vermuthet, ahnet gar nichts, ſondern überlaſſet alles den kommenden Tagen. Was die bringen, iſt Fügung des Himmels, der ſich jeder ſchicken muß in Frömmigkeit und Demuth. — In Meiſter Martins Werkſtatt war es indeſſen ſehr lebhaft worden. Um alles Beſtellte fördern zu können, hatte er noch Handlanger und Lehrburſchen angenommen und nun wurde gehämmert und gepocht, daß man es weit und breit hören konnte. Reinhold war mit der Meſſung des großen Faſſes, das für den Biſchof von Bamberg gebaut werden ſollte, fertig worden und hatte es mit Friedrich und Conrad ſo geſchickt aufgeſetzt, daß dem Meiſter Martin das Herz im Leibe lachte und er einmal über das andere rief: das nenn' ich mir ein Stück Arbeit, das wird ein Fäßlein, wie ich noch keines gefertigt, mein Meiſterſtück ausgenommen. — Da ſtanden nun die drei Geſellen und trieben die Bände auf die gefügten Dauben, daß alles vom lauten Getöſe der Schlägel wiederhallte. Der alte Valentin ſchabte emſig mit dem Krummmeſſer und Frau Marthe, die beiden kleinſten Kinder auf dem Schooße, ſaß dicht hinter Conrad, während die andern muntern Buben ſchreiend und lärmend ſich mit den Reifen herumtummelten und jagten. Das gab eine luſtige Wirthſchaft, ſo daß man kaum den alten Herrn Johannes Holzſchuer bemerkte, der zur Werkſtatt hineintrat. Meiſter Martin ſchritt ihm entgegen, und fragte höflich nach ſeinem Begehren. Ei, erwiederte Holzſchuer, ich wollte einmal meinen lieben Friedrich wiederſchauen, der dort ſo wacker arbeitet. Aber dann lieber Meiſter Martin, thut in meinem Weinkeller ein tüchtiges Faß Noth, um deſſen Fertigung ich euch bitten wollte. — Seht nur, dort wird ja eben ſolch ein Faß errichtet, wie ich es brauche, das könnt ihr mir ja überlaſſen, ihr dürft mir nur den Preis ſagen. Reinhold, der ermüdet einige Minuten in der Werkſtatt geruht hatte, und nun wieder zum Gerüſt heraufſteigen wollte, hörte Holzſchuers Worte und ſprach, den Kopf nach ihm wendend: ei, lieber Herr Holzſchuer, die Luſt nach unſerm Fäßlein laßt euch nur vergehen, das arbeiten wir für den hochwürdigen Herrn Biſchof von Bamberg! — Meiſter Martin die Arme über den Rücken zuſammengeſchlagen, den linken Fuß vorgeſetzt, den Kopf in den Nacken geworfen, blinzelte nach dem Faß hin und ſprach dann mit ſtolzem Ton: mein lieber Meiſter, ſchon an dem ausgeſuchten Holz, an der Sauberkeit der Arbeit hättet ihr bemerken können, daß ſolch ein Meiſterſtück dem fürſtlichen Keller ziemt. Mein Geſelle Reinhold hat richtig geſprochen, nach ſolchem Werk laßt euch die Luſt vergehn, wenn die Weinleſe vorüber, werd' ich euch ein tüchtiges ſchlichtes Fäßlein fertigen laſſen, wie es ſich für euern Keller ſchickt. Der alte Holzſchuer, aufgebracht über Meiſter Martins Stolz, meinte dagegen, daß ſeine Goldſtücke gerade ſo viel wögen, als die des Biſchofs von Bamberg, und daß er anderswo auch wohl für ſein baares Geld gute Arbeit zu bekommen hoffe. Meiſter Martin, überwallt von Zorn, hielt mühſam an ſich, er durfte den alten, vom Rath, von allen Bürgern hochverehrten Herrn Holzſchuer wohl nicht beleidigen. Aber in dem Augenblick ſchlug Conrad immer gewaltiger mit dem Schlägel zu, daß alles dröhnte und krachte, da ſprudelte Meiſter Martin den innern Zorn aus und ſchrie mit heftiger Stimme: Conrad — du Tölpel, was ſchlägſt du ſo blind und toll zu, willſt du mir das Faß zerſchlagen? Ho, ho, rief Conrad, indem er mit trotzigem Blick umſchaute, nach dem Meiſter; ho, ho, du komiſches Meiſterlein, warum denn nicht? Und damit ſchlug er ſo entſetzlich auf das Faß los, daß klirrend der ſtärkſte Band des Faſſes ſprang und den Reinhold hinabwarf vom ſchmalen Brette des Gerüſtes, während man am hohlen Nachklange wohl vernahm, daß auch eine Daube geſprungen ſeyn müßte. Uebermannt von Zorn und Wuth ſprang Meiſter Martin hinzu, riß dem Valentin den Stab, an dem er ſchabte, aus der Hand und verſetzte, lautſchreiend: Verfluchter Hund! dem Conrad einen tüchtigen Schlag über den Rücken. So wie Conrad den Schlag fühlte, drehte er ſich raſch um und ſtand da einen Augenblick wie ſinnlos, dann aber flammten die Augen vor wilder Wuth, er knirſchte mit den Zähnen, er heulte: geſchlagen? -Dann war er mit einem Sprunge herab vom Gerüſt, hatte ſchnell das auf dem Boden liegende Lenkbeil ergriffen und führte einen gewaltigen Schlag gegen den Meiſter, der ihm den Kopf geſpalten haben würde, hätte Friedrich nicht den Meiſter bei Seite geriſſen, ſo daß das Beil nur den Arm ſtreifte, aus dem aber das Blut ſogleich hinausſtrömte. Martin, dick und unbeholfen wie er war, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte über die Fügbank, wo eben der Lehrburſche arbeitete, nieder zur Erde. Alles warf ſich nun dem wüthenden Conrad entgegen, der das blutige Lenkbeil in den Lüften ſchwang und mit entſetzlicher Stimme heulte und kreiſchte: zur Hölle muß er fahren — zur Hölle! Mit Rieſenkraft ſchleuderte er alle von ſich, er holte aus zum zweiten Schlage, der ohne Zweifel dem armen Meiſter, der auf dem Boden keuchte und ſtöhnte, das Garaus gemacht haben würde, da erſchien aber, vor Schrecken bleich wie der Tod, Roſa in der Thüre der Werkſtatt. So wie Conrad Roſa gewahrte, blieb er mit dem hochgeſchwungnen Beil ſtehen, wie zur todten Bildſäule erſtarrt. Dann warf er das Beil weit von ſich, ſchlug die beiden Hände zuſammen vor der Bruſt, rief mit einer Stimme, die jedem durch das Innerſte drang: o du gerechter Gott im Himmel, was habe ich denn gethan! und ſtürzte aus der Werkſtatt heraus ins Freie. Niemand gedachte ihn zu verfolgen.

Nun wurde der arme Meiſter Martin mit vieler Mühe aufgerichtet, es fand ſich indeſſen gleich, daß das Beil nur ins dicke Fleiſch des Arms gedrungen und die Wunde durchaus nicht bedeutend zu nennen war. Den alten Herrn Holzſchuer, den Martin im Fall niedergeriſſen, zog man nun auch unter den Holzſpänen hervor und beruhigte ſo viel möglich der Frau Marthe Kinder, die unaufhörlich um den guten Vater Martin ſchrien und heulten. Der war ganz verblüfft und meinte, hätte der Teufel von böſem Geſellen nur nicht das ſchöne Faß verdorben, aus der Wunde mache er ſich nicht ſo viel.

Man brachte Tragſeſſel herbei für die alten Herren, denn auch Holzſchuer hatte ſich im Fall ziemlich zerſchlagen. Er ſchmälte auf ein Handwerk, dem ſolche Mordinſtrumente zu Gebote ſtänden, und beſchwor Friedrich, je eher deſto lieber ſich wieder zu der ſchönen Bildgießerei, zu den edlen Metallen zu wenden.

Friedrich und mit ihm Reinhold, den der Reif hart getroffen und der ſich an allen Gliedern wie gelähmt fühlte, ſchlichen, als ſchon tiefe Dämmerung den Himmel umzog, unmuthig nach der Stadt zurück. Da hörten ſie hinter einer Hecke ein leiſes Aechzen und Seufzen. Sie blieben ſtehen und es erhob ſich alsbald eine lange Geſtalt vom Boden, die ſie augenblicklich für Conrad erkannten und ſcheu zurückprallten. Ach, ihr lieben Geſellen, rief Conrad mit weinerlicher Stimme, entſetzet euch doch nur nicht ſo ſehr vor mir! — ihr haltet mich für einen teufliſchen Mordhund! — ach ich bin es ja nicht, ich bin es ja nicht — ich konnte nicht anders! ich mußte den dicken Meiſter todtſchlagen, eigentlich müßt' ich mit euch gehen und es noch thun, wie es nur möglich wäre! — Aber nein — nein, es iſt alles aus, ihr ſeht mich nicht wieder! — grüßt die holde Roſa, die ich ſo über die Maßen liebe! — ſagt ihr, daß ich ihre Blumen zeitlebens auf dem Herzen tragen, mich damit ſchmücken werde, wenn ich — doch ſie wird vielleicht künftig von mir hören! — lebt wohl, lebt wohl, ihr meine lieben wackern Geſellen! — Damit rannte Conrad unaufhaltſam fort über das Feld.

Reinhold ſprach, es iſt was beſonderes mit dieſem Jüngling, wir können ſeine That gar nicht abwägen oder abmeſſen nach gewöhnlichem Maßſtab. Vielleicht erſchließt ſich künftig das Geheimniß, das auf ſeiner Bruſt laſtete.

Reinhold verläßt Meiſter Martins Haus.

So luſtig es ſonſt in Meiſter Martins Werkſtatt herging, ſo traurig war es jetzt geworden. Reinhold, zur Arbeit unfähig, blieb in ſeiner Kammer eingeſchloſſen; Martin, den wunden Arm in der Binde, ſchimpfte und ſchmälte unaufhörlich auf den Ungeſchick des böſen fremden Geſellen. Roſa, ſelbſt Frau Marthe mit ihren Knaben, ſcheuten den Tummelplatz des tollen Beginnens und ſo tönte dumpf und hohl, wie im einſamen Walde zur Winterszeit der Holzſchlag, Friedrichs Arbeit, der nun das große Faß allein mühſam genug fördern mußte.

Tiefe Traurigkeit erfüllte bald Friedrichs ganzes Gemüth, denn nun glaubte er deutlich zu gewahren, was er längſt gefürchtet. Er trug keinen Zweifel, daß Roſa Reinhold liebe. Nicht allein, daß alle Freundlichkeit, manches ſüße Wort ſchon ſonſt Reinhold allein zugewendet wurde, ſo war es jetzt ja ſchon Beweiſes genug, daß Roſa, da Reinhold nicht hinaus konnte zur Werkſtatt, ebenfalls nicht mehr daran dachte, herauszugehen und lieber im Hauſe blieb, wohl gar um den Geliebten recht ſorglich zu hegen und pflegen. Sonntags, als alles luſtig hinauszog, als Meiſter Martin von ſeiner Wunde ziemlich geneſen, ihn einlud mit ihm und Roſa nach der Allerwieſe zu wandeln, da lief er, die Einladung ablehnend, ganz vernichtet von Schmerz und banger Liebesnoth einſam heraus nach dem Dorfe, nach dem Hügel, wo er zuerſt mit Reinhold zuſammengetroffen. Er warf ſich nieder in das hohe blumigte Gras und als er gedachte, wie der ſchöne Hoffnungsſtern, der ihm vorgeleuchtet auf ſeinem ganzen Wege nach der Heimath, nun am Ziel plötzlich in tiefer Nacht verſchwunden, wie nun ſein ganzes Beginnen dem troſtloſen Mühen des Träumers gleiche, der die ſehnſüchtigen Arme ausſtrecke nach leeren Luftgebilden, da ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen und herab auf die Blumen, die ihre kleinen Häupter neigten, wie klagend um des jungen Geſellen herbes Leid. Selbſt wußte Friedrich nicht, wie es geſchah, daß die tiefen Seufzer, die der gedrückten Bruſt entquollen, zu Worten, zu Tönen wurden. Er ſang folgendes Lied:

Wo biſt du hin
Mein Hoffnungsſtern?
Ach mir ſo fern.
Biſt mit ſüßem Prangen
Andern aufgegangen!
Erhebt Euch, rauſchende Abendwinde.
Schlagt an die Bruſt,
Weckt alle tödtende Luſt,

Allen Todesſchmerz,
Daß das Herz,
Getränkt von blut'gen Thränen
Brech' in troſtloſem Sehnen.
Was lispelt ihr ſo linde
So traulich ihr dunklen Bäume?
Was blickt ihr goldne Himmelsſäume
So freundlich hinab?
Zeigt mir mein Grab!
Das iſt mein Hoffnungshafen,
Werd' unten ruhig ſchlafen.

Wie es ſich denn wohl begiebt, daß die tiefſte Traurigkeit, findet ſie nur Thränen und Worte, ſich auflöſt in mildes ſchmerzliches Weh, ja daß dann wohl ein linder Hoffnungsſchimmer durch die Seele leuchtet, ſo fühlte ſich auch Friedrich, als er das Lied geſungen, wunderbar geſtärkt und aufgerichtet. Die Abendwinde, die dunklen Bäume, die er im Liede angerufen, rauſchten und lispelten wie mit tröſtenden Stimmen, und wie ſüße Träume von ferner Herrlichkeit, von fernem Glück, zogen goldne Streifen herauf am düſtern Himmel. Friedrich erhob ſich und ſtieg den Hügel herab nach dem Dorfe zu. Da war es, als ſchritte Reinhold wie damals, als er ihn zuerſt gefunden, neben ihm her. Alle Worte, die Reinhold geſprochen, kamen ihm wieder in den Sinn. Als er nun aber der Erzählung Reinholds von dem Wettkampf der beiden befreundeten Maler gedachte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Es war ja ganz gewiß, daß Reinhold Roſa ſchon früher geſehen und geliebt haben mußte. Nur dieſe Liebe trieb ihn nach Nürnberg in Meiſter Martins Haus, und mit dem Wettſtreit der beiden Maler meinte er nichts anderes, als beider, Reinholds und Friedrichs, Bewerbung um die ſchöne Roſa. — Friedrich hörte aufs Neue die Worte, die Reinhold damals ſprach: wacker ohne allen tückiſchen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, muß wahre Freunde recht aus der Tiefe des Herzens einigen, ſtatt ſie zu entzweien, in edlen Gemüthern kann niemals kleinlicher Neid, hämiſcher Haß Statt finden. — Ja, rief Friedrich laut, ja, du Herzensfreund, an dich ſelbſt will ich mich wenden ohne allen Rückhalt, du ſelbſt ſollſt mir es ſagen, ob jede Hoffnung für mich verſchwunden iſt. — Es war ſchon hoher Morgen, als Friedrich an Reinholds Kammer klopfte. Da alles ſtill drinnen blieb, drückte er die Thür, die nicht wie ſonſt verſchloſſen war, auf und trat hinein. Aber in demſelben Augenblick erſtarrte er auch zur Bildſäule. Roſa in vollem Glanz aller Anmuth, alles Liebreizes, ein herrliches lebensgroßes Bild ſtand vor ihm aufgerichtet auf der Staffelei, wunderbar beleuchtet von den Strahlen der Morgenſonne. Der auf den Tiſch geworfene Malerſtock, die naſſen Farben auf der Pallette zeigten, daß eben an dem Bilde gemalt worden. O Roſa — Roſa — o du Herr des Himmels, ſeufzte Friedrich, da klopfte ihm Reinhold, der hinter ihm hineingetreten, auf die Schulter und fragte lächelnd: nun Friedrich, was ſagſt du zu meinem Bilde. Da drückte ihn Friedrich an ſeine Bruſt und rief: o du herrlicher Menſch — du hoher Künſtler! ja nun iſt mir alles klar! du, du haſt den Preis gewonnen, um den zu ringen ich Aermſter keck genug war! — was bin ich denn gegen dich, was iſt meine Kunſt gegen die Deinige? — Ach ich trug auch wohl manches im Sinn! — lache mich nur nicht aus, lieber Reinhold! — ſieh ich dachte, wie herrlich müßt' es ſeyn, Roſas liebliche Geſtalt zu formen und zu gießen im feinſten Silber, aber das iſt ja ein kindiſches Beginnen, doch du! — du! — wie ſie ſo hold, ſo in ſüßem Prangen aller Schönheit dich anlächelt! — ach Reinhold — Reinhold, du überglücklicher Menſch! — ja, wie du damals es ausſprachſt, ſo begibt es ſich nun wirklich! wir haben beide gerungen, du haſt geſiegt, du mußteſt ſiegen, aber ich bleibe dein mit ganzer Seele. Doch verlaſſen muß ich das Haus, die Heimath, ich kann es ja nicht ertragen, ich müßte ja vergehen, wenn ich nun Roſa wiederſehen ſollte. Verzeih das mir, mein lieber, lieber hochherrlicher Freund. Noch heute — in dieſem Augenblick fliehe ich fort — fort in die weite Welt, wohin mein Liebesgram, mein troſtloſes Elend mich treibt! — Damit wollte Friedrich zur Stube hinaus, aber Reinhold hielt ihn feſt, indem er ſanft ſprach: du ſollſt nicht von hinnen, denn ganz anders, wie du meinſt, kann ſich alles noch fügen. Es iſt nun an der Zeit, daß ich dir alles ſage, was ich bis jetzt verſchwieg. Daß ich kein Küper, ſondern ein Maler bin, wirſt du nun wohl wiſſen, und, wie ich hoffe, an dem Bilde gewahren, daß ich mich nicht zu den geringen Künſtlern rechnen darf. In früher Jugend bin ich nach Italien gezogen, dem Lande der Kunſt, dort gelang es mir, daß hohe Meiſter ſich meiner annahmen und den Funken, der in mir glühte, nährten mit lebendigem Feuer. So kam es, daß ich mich bald aufſchwang, daß meine Bilder berühmt wurden in ganz Italien und der mächtige

Herzog von Florenz mich an ſeinen Hof zog. Damals wollte ich nichts wiſſen von deutſcher Kunſt, und ſchwatzte, ohne eure Bilder geſehen zu haben, viel von der Trockenheit, von der ſchlechten Zeichnung, von der Härte eurer Dürer, eurer Cranache. Da brachte aber einſt ein Bilderhändler ein Madonnenbildchen von dem alten Albrecht in die Gallerie des Herzogs, welches auf wunderbare Weiſe mein Innerſtes durchdrang, ſo daß ich meinen Sinn ganz abwandte von der Ueppigkeit der italiſchen Bilder und zur Stunde beſchloß, in dem heimathlichen Deutſchland ſelbſt die Meiſterwerke zu ſchauen, auf die nun mein ganzes Trachten ging. Ich kam hieher nach Nürnberg und als ich Roſa erblickte, war es mir, als wandle jene Maria, die ſo wunderbar in mein Inneres geleuchtet, leibhaftig auf Erden. Mir ging es ſo wie dir, lieber Friedrich, mein ganzes Weſen loderte auf in hellen Liebesflammen. Nur Roſa ſchauen, dachte ich, alles übrige war aus meinem Sinn verſchwunden und ſelbſt die Kunſt mir nur deshalb was werth, weil ich hundertmal immer wieder und wieder Roſa zeichnen, malen konnte. Ich gedachte mich der Jungfrau zu nahen nach kecker italiſcher Weiſe, all' mein Mühen deshalb blieb aber vergebens. Es gab kein Mittel ſich in Meiſter Martins Hauſe bekannt zu machen auf unverfängliche Weiſe. Ich gedachte endlich geradezu mich um Roſa als Freier zu bewerben, da vernahm ich, daß Meiſter Martin beſchloſſen, ſeine Tochter nur einem tüchtigen Küpermeiſter zu geben. Da faßte ich den abenteuerlichen Entſchluß, in Straßburg das Küperhandwerk zu erlernen und mich dann in Meiſter Martins Werkſtatt zu begeben. Das übrige überließ ich der Fügung des Himmels. Wie ich meinen Entſchluß ausgeführt, weißt du, aber erfahren mußt du noch, daß Meiſter Martin mir vor einigen Tagen geſagt hat: ich würd' ein tüchtiger Küper werden, und ſolle ihm als Eidam recht lieb und werth ſeyn, denn er merke wohl, daß ich mich um Roſas Gunſt bemühe und ſie mich gern habe. Kann es denn wohl anders ſeyn, rief Friedrich in heftigem Schmerz, ja, ja, dein wird Roſa werden, wie konnte auch ich Aermſter auf ſolch ein Glück nur hoffen. Du vergiſſeſt, ſprach Reinhold weiter, du vergiſſeſt, mein Bruder, daß Roſa ſelbſt noch gar nicht das beſtätigt hat, was der ſchlaue Meiſter Martin bemerkt haben will. Es iſt wahr, daß Roſa ſich bis jetzt gar anmuthig und freundlich betrug, aber anders verräth ſich ein liebend Herz! — Verſprich mir, mein Bruder, dich noch drei Tage ruhig zu verhalten und in der Werkſtatt zu arbeiten wie ſonſt. Ich könnte nun ſchon auch wieder arbeiten, aber ſeit ich emſiger an dieſem Bilde gemalt, ekelt mich das ſchnöde Handwerk da draußen unbeſchreiblich an. Ich kann fürder keinen Schlägel mehr in die Fauſt nehmen, mag es auch nun kommen wie es will. Am dritten Tage will ich dir offen ſagen, wie es mit mir und Roſa ſteht. Sollte ich wirklich der Glückliche ſeyn, dem Roſa in Liebe ſich zugewandt, ſo magſt du fortziehen und erfahren, daß die Zeit auch die tiefſten Wunden heilt! — Friedrich verſprach ſein Schickſal abzuwarten.

Am dritten Tage (ſorglich hatte Friedrich Roſas Anblick vermieden) bebte ihm das Herz vor Furcht und banger Erwartung. Er ſchlich wie träumend in der Werkſtatt umher und wohl mochte ſein Ungeſchick dem Meiſter Martin gerechten Anlaß geben, mürriſch zu ſchelten, wie es ſonſt gar nicht ſeine Art war. Ueberhaupt ſchien dem Meiſter etwas begegnet zu ſeyn, das ihm alle Luſt benommen. Er ſprach viel von ſchnöder Liſt und Undankbarkeit, ohne ſich deutlicher zu erklären, was er damit meine. Als es endlich Abend geworden und Friedrich zurückging nach der Stadt, kam ihm unfern des Thors ein Reiter entgegen, den er für Reinhold erkannte. So wie Reinhold Friedrich anſichtig wurde, rief er: ha, da treffe ich dich ja, wie ich wollte. Darauf ſprang er vom Pferde herab, ſchlang die Zügel um den Arm und faßte den Freund bei der Hand. Laß uns, ſprach er, laß uns eine Strecke mit einander fortwandeln. Nun kann ich dir ſagen, wie es mit meiner Liebe ſich gewandt hat. Friedrich bemerkte, daß Reinhold dieſelben Kleider, die er beim erſten Zuſammentreffen trug, angelegt und das Pferd mit einem Mantelſack bepackt hatte. Er ſah blaß und verſtört aus. Glück auf, rief Reinhold etwas wild, Glück auf, Bruderherz, du kannſt nun tüchtig loshämmern auf deine Fäſſer, ich räume dir den Platz, eben hab' ich Abſchied genommen von der ſchönen Roſa und dem würdigen Meiſter Martin. Wie, ſprach Friedrich, dem es durch alle Glieder fuhr wie ein elektriſcher Strahl, wie, du willſt fort, da Martin dich zum Eidam haben will und Roſa dich liebt? — Das, lieber Bruder, erwiederte Reinhold, hat dir deine Eiferſucht nur vorgeblendet. Es liegt nun am Tage, daß Roſa mich genommen hätte zum Mann aus lauter Frömmigkeit und Gehorſam, aber kein Funke von Liebe glüht in ihrem eiskalten Herzen. Ha, ha! — ich hätte ein tüchtiger Küper werden können. Wochentags mit den

Jungen Bände geſchabt und Dauben behobelt, Sonntags mit der ehrbaren Hausfrau nach St. Catharina oder St. Sebald und Abends auf die Allerwieſe gewandelt, Jahr aus, Jahr ein. — Spotte nicht, unterbrach Friedrich den laut auflachenden Reinhold, ſpotte nicht über das einfache, harmloſe Leben des tüchtigen Bürgers. Liebt dich Roſa wirklich nicht, ſo iſt es ja nicht ihre Schuld, du biſt aber ſo zornig, ſo wild. — „Du haſt Recht, ſprach Reinhold, es iſt auch nur meine dumme Art, daß ich, fühle ich mich verletzt, lärme wie ein verzogenes Kind. Du kannſt denken, daß ich mit Roſa von meiner Liebe und von dem guten Willen des Vaters ſprach. Da ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, ihre Hand zitterte in der meinigen. Mit abgewandtem Geſicht liſpelte ſie: ich muß mich ja in des Vaters Willen fügen! ich hatte genug. — Mein ſeltſamer Aerger muß dich lieber Friedrich, recht in mein Inneres blicken laſſen, du mußt gewahren, daß das Ringen nach Roſas Beſitz eine Täuſchung war, die mein irrer Sinn ſich bereitet. Als ich Roſas Bild vollendet, ward es in meinem Innern ruhig und oft war freilich auf ganz verwunderliche Art mir ſo zu Muthe, als ſey Roſa nun das Bild, das Bild aber die wirkliche Roſa geworden. Das ſchnöde Handwerk wurde mir abſcheulich, und wie mir das gemeine Leben ſo recht auf den Hals trat, mit Meiſterwerden und Heirath, da kam es mir vor, als ſolle ich ins Gefängniß geſperrt und an den Block feſtgekettet werden. Wie kann auch nur das Himmelskind, wie ich es im Herzen trage, mein Weib werden? Nein! in ewiger Jugend, Anmuth und Schönheit ſoll ſie in Meiſterwerken prangen, die mein reger Geiſt ſchaffen wird. Ha wie ſehne ich mich darnach! wie konnt' ich auch nur der göttlichen Kunſt abtrünnig werden! — bald werd' ich mich wieder baden in deinen glühenden Düften, herrliches Land, du Heimath aller Kunſt!" — Die Freunde waren an den Ort gekommen, wo der Weg, den Reinhold zu nehmen gedachte, links ſich abſchied. Hier wollen wir uns trennen, rief Reinhold, drückte Friedrich heftig und lange an ſeine Bruſt, ſchwang ſich aufs Pferd und jagte davon. Sprachlos ſtarrte ihm Friedrich nach und ſchlich dann von den ſeltſamſten Gefühlen beſtürmt, nach Hauſe.

Wie Friedrich vom Meiſter Martin aus der Werkſtatt fortgejagt wurde.

Andern Tages arbeitete Meiſter Martin in mürriſchem Stillſchweigen an dem großen Faſſe für den Biſchof von Bamberg und auch Friedrich, der nun erſt Reinholds Scheiden recht bitter fühlte, vermochte kein Wort, viel weniger ein Lied herauszubringen. Endlich warf Martin den Schlägel bei Seite, ſchlug die Arme über einander und ſprach mit geſenkter Stimme: der Reinhold iſt nun auch fort — es war ein vornehmer Maler und hat mich zum Narren gehalten mit ſeiner Küperei. — Hätt' ich das nur ahnen können, als er mit dir in mein Haus kam und ſo anſtellig that, wie hätte ich ihm die Thüre weiſen wollen. Solch ein offnes ehrliches Geſicht und voll Lug und Trug im Innern! — Nun er iſt fort und nun wirſt du mit Treue und Redlichkeit an mir und am Handwerk halten. Wer weiß, auf welche Weiſe du mir noch näher trittſt. Wenn du ein tüchtiger Meiſter geworden und Roſa dich mag — nun du verſtehſt mich und darfſt dich mühen um Roſa's Gunſt. — Damit nahm er den Schlägel wieder zur Hand und arbeitete emſig weiter. Selbſt wußte Friedrich nicht, wie es kam, daß Martins Worte ſeine Bruſt zerſchnitten, daß eine ſeltſame Angſt in ihm aufſtieg und jeden Hoffnungsſchimmer verdüſterte. Roſa erſchien nach langer Zeit zum erſten Mal wieder in der Werkſtatt, aber tief in ſich gekehrt und, wie Friedrich zu ſeinem Gram bemerkte, mit rothverweinten Augen. Sie hat um ihn geweint, ſie liebt ihn doch wohl, ſo ſprach es in ſeinem Innern und er vermochte nicht den Blick aufzuheben zu der, die er ſo unausſprechlich liebte.

Das große Faß war fertig geworden und nun erſt wurde Meiſter Martin, als er das wohlgelungene Stück Arbeit betrachtete, wieder luſtig und guter Dinge. Ja mein Sohn, ſprach er, indem er Friedrich auf die Schulter klopfte, ja mein Sohn, es bleibt dabei, gelingt es dir Roſa's Gunſt zu erwerben und fertigſt du ein tüchtiges Meiſterſtück, ſo wirſt du mein Eidam. Und zur edlen Zunft der Meiſterſinger kannſt du dann auch treten und dir große Ehre gewinnen.

Meiſter Martins Arbeit häufte ſich nun über alle Maßen, ſo daß er zwei Geſellen annehmen mußte, tüchtige Arbeiter, aber rohe Burſche, ganz entartet auf langer Wanderſchaft. Statt manches anmuthig luſtigen Geſpräche, hörte man jezt in Meiſter Martins Werkſtatt gemeine Späße, ſtatt der lieblichen Geſänge Reinholds und Friedrichs häßliche Zotenlieder. Roſa vermied die Werkſtatt, ſo daß Friedrich ſie nur ſelten und flüchtig ſah. Wenn er dann in trüber Sehnſucht ſie anſchaute, wenn er ſeufzte: ach, liebe Roſa, wenn ich doch nur wieder mit euch reden könnte, wenn ihr wieder ſo freundlich wäret, als zu der Zeit, da Reinhold noch bei uns war, da ſchlug ſie verſchämt die Augen nieder und liſpelte: habt ihr mir denn was zu ſagen, lieber Friedrich? — Starr, keines Wortes mächtig, ſtand Friedrich dann da und der ſchöne Augenblick war ſchnell entflohn, wie ein Bliz, der aufleuchtet im Abendroth und verſchwindet als man ihn kaum gewahrt.

Meiſter Martin beſtand nun darauf, daß Friedrich ſein Meiſterſtück beginnen ſollte. Er hatte ſelbſt das ſchönſte reinſte Eichenholz, ohne die mindeſten Adern und Streifen, das ſchon über fünf Jahre im Holzvorrath gelegen, ausgeſucht und niemand ſollte Friedrichen bei der Arbeit zur Hand gehen, als der alte Valentin. War indeſſen dem armen Friedrich durch die Schuld der rohen Geſellen das Handwerk immer mehr und mehr verleidet worden, ſo ſchnürte es ihm jezt die Kehle zu, wenn er daran dachte, daß nun das Meiſterſtück auf immer über ſein Leben entſcheiden ſolle. Jene ſeltſame Angſt, die in ihm aufſtieg, als Meiſter Martin ſeine treue Anhänglichkeit an das Handwerk rühmte, geſtaltete ſich nun auf furchtbare Weiſe immer deutlicher und deutlicher. Er wußte es nun, daß er untergehen werde in Schmach bei einem Handwerk, das ſeinem von der Kunſt ganz erfüllten Gemüth von Grund aus widerſtrebte. Reinhold, Roſas Gemälde kam ihm nicht aus dem Sinn. Aber ſeine Kunſt erſchien ihm auch wieder in voller Glorie. Oft wenn das zerreißende Gefühl ſeines erbärmlichen Treibens ihn während der Arbeit übermannen wollte, rannte er, Krankheit vorſchüzend, fort und hin nach St. Sebald. Da betrachtete er Stundenlang Peter Fiſchers wundervolles Monument und rief dann wie verzückt: o Gott im Himmel, ſolch ein Werk zu denken — auszuführen, giebt es denn auf Erden Herrlicheres noch? Und wenn er nun zurückkehren mußte zu ſeinen Dauben und Bänden und daran dachte, daß nur ſo Roſa zu erwerben, dann war es als griffen glühende Krallen hinein in ſein blutendes Herz und er müſſe troſtlos vergehen in der ungeheuren Qual. In Träunun kam oft Reinhold und brachte ihm ſeltſame Zeichnungen zu künſtlicher Bilderarbeit, in der Roſas Geſtalt auf wunderbare Weiſe, bald als Blume, bald als Engel mit Flügelein verflochten war. Aber es fehlte was daran und er erſchaute, daß Reinhold in Roſas Geſtaltung das Herz vergeſſen, welches er nun hinzuzeichnete. Dann war es als rührten ſich alle Blumen und Blätter des Werks ſingend und ſüße Düfte aushauchend und die edlen Metalle zeigten ihm in funkelndem Spiegel Roſas Bildniß; als ſtrecke er die Arme ſehnſüchtig aus nach der Geliebten, als verſchwinde das Bildniß, wie in düſtern Nebel, und ſie ſelbſt, die holde Roſa, drücke ihn voll ſeligen Verlangens an die liebende Bruſt. — Tödtender und tödtender wurde ſein Zuſtand bei der heilloſen Böttcherarbeit, da ſuchte er Troſt und Hülfe bei ſeinem alten Meiſter Johannes Holzſchuer. Der erlaubte, daß Friedrich in ſeiner Werkſtatt ein Werklein beginnen durfte, das er erdacht und wozu er ſeit langer Zeit den Lohn des Meiſter Martin erſpart hatte, um das dazu nöthige Silber und Gold anſchaffen zu können. So geſchah es, daß Friedrich, deſſen todtenbleiches Geſicht das Vorgeben, wie er von einer zehrenden Krankheit befallen, glaublich machte, beinahe gar nicht in der Werkſtatt arbeitete und Monate vergingen, ohne daß er ſein Meiſterſtück, das große zweifudrige Faß nur im mindeſten förderte. Meiſter Martin ſetzte ihm hart zu, daß er doch wenigſtens ſo viel, als es ſeine Kräfte erlauben wollten, arbeiten möge und Friedrich war freilich gezwungen, wieder einmal an den verhaßten Haublock zu gehen und das Texelbeil zur Hand zu nehmen. Indem er arbeitete, trat Meiſter Martin hinzu, und betrachtete die bearbeiteten Stäbe, da wurde er aber ganz roth im Geſicht und rief: was iſt das? — Friedrich, welche Arbeit! hat die Stäbe ein Geſelle gekrazt, der Meiſter werden will, oder ein einfältiger Lehrburſche, der vor drei Tagen in die Werkſtatt hineingerochen? — Friedrich beſinne dich, welch ein Teufel iſt in dich gefahren und hudelt dich? — mein ſchönes Eichenholz, das Meiſterſtück! ei du ungeſchickter, unbeſonnener Burſche. Ueberwältigt von allen Qualen der Hölle, die in ihm brannten, konnte Friedrich nicht länger an ſich halten, er warf das Texelbeil weit von ſich und rief: Meiſter! — es iſt nun alles aus — nein und wenn es mir das Leben koſtet, wenn ich vergehen ſoll in namenloſem Elend — ich kann nicht mehr — nicht mehr arbeiten im ſchnöden Handwerk, da es mich hinzieht zu meiner herrlichen Kunſt mit unwiderſtehlicher Gewalt. Ach ich liebe eure Roſa unausſprechlich, wie ſonſt keiner auf Erden es vermag — nur um ihretwillen habe ich ja hier die gehäßige Arbeit getrieben — ich habe ſie nun verloren, ich weiß es, ich werde auch bald dem Gram um ſie erliegen, aber es iſt nicht anders, ich kehre zurück zu meiner herrlichen Kunſt, zu meinem würdigen alten Meiſter Johannes Holzſchuer, den ich ſchändlich verlaſſen. Meiſter Martins Augen funkelten wie flammende Kerzen. Kaum der Worte mächtig vor Wuth, ſtotterte er: was? — auch du? — Lug und Trug? mich hintergangen — ſchnödes Handwerk? — Küperei? — fort aus meinen Augen ſchändlicher Burſche — fort mit dir! — Und damit packte Meiſter Martin den armen Friedrich bei den Schultern und warf ihn zur Werkſtatt hinaus. Das Hohngelächter der rohen Geſellen und der Lehrburſchen folgte ihm nach. Nur der alte Valentin faltete die Hände, ſah gedankenvoll vor ſich hin und ſprach: gemerkt hab' ich wohl, daß der gute Geſell höheres im Sinn trug als unſre Fäſſer. Frau Marthe weinte ſehr und ihre Buben ſchrien und jammerten um Friedrich, der mit ihnen freundlich geſpielt und manches gute Stück Backwerk ihnen zugetragen hatte.

Beſchluß.

So zornig nun auch Meiſter Martin auf Reinhold und Friedrich ſeyn mochte, geſtehen mußte er doch ſich ſelbſt, daß mit ihnen alle Freude, alle Luſt aus der Werkſtatt gewichen. Von den neuen Geſellen erfuhr er täglich nichts als Aergerniß und Verdruß. Um jede Kleinigkeit mußte er ſich kümmern und hatte Mühe und Noth, daß nur die geringſte Arbeit gefördert wurde nach ſeinem Sinn. Ganz erdrückt von den Sorgen des Tages ſeufzte er dann oft: ach Reinhold, ach Friedrich, hättet ihr doch mich nicht ſo ſchändlich hintergangen, wäret ihr doch nur tüchtige Küper geblieben! Es kam ſo weit, daß er oft mit dem Gedanken kämpfte, alle Arbeit gänzlich aufzugeben.

In ſolch düſterer Stimmung ſaß er einſt am Abend in ſeinem Hauſe, als Herr Jacobus Paumgartner und mit ihm Meiſter Johannes Holzſchuer ganz unvermuthet eintraten. Er merkte wohl, daß nun von Friedrich die Rede ſeyn würde und in der That lenkte Herr Paumgartner ſehr bald das Geſpräch auf ihn und Meiſter Holzſchuer fing denn nun gleich an den Jüngling auf alle nur mögliche Art zu preiſen. Er meinte, gewiß ſey es, daß bei ſolchem Fleiß, bei ſolchen Gaben Friedrich nicht allein ein trefflicher Goldſchmidt werden, ſondern auch als herrlicher Bildgießer geradezu in Peter Fiſchers Fußtapfen treten müßte. Nun begann Herr Paumgartner heftig über das unwürdige Betragen zu ſchelten, das der arme Geſell von Meiſter Martin erlitten und beide drangen darauf, daß wenn Friedrich ein tüchtiger Goldſchmidt und Bildgießer geworden, er ihm Roſa, falls nämlich dieſe dem von Liebe ganz durchdrungenen Friedrich hold ſey, zur Hausfrau geben ſolle. Meiſter Martin ließ beide ausreden, dann zog er ſein Käpplein ab und ſprach lächelnd: ihr lieben Herren nehmt euch des Geſellen wacker an, der mich auf ſchändliche Weiſe hintergangen hat. Doch will ich ihm das verzeihen, verlangt indeſſen nicht, daß ich um ſeinetwillen meinen feſten Entſchluß ändere, mit Roſa iſt es nun einmal ganz und gar nichts. In dieſem Augenblick trat Roſa hinein, leichenblaß mit verweinten Augen und ſetzte ſchweigend Trinkgläſer und Wein auf den Tiſch. Nun, begann Herr Holzſchuer, nun ſo muß ich denn wohl dem armen Friedrich nachgeben, der ſeine Heimath verlaſſen will auf immer. Er hat ein ſchönes Stück Arbeit gemacht bei mir, das will er, wenn ihr es lieber Meiſter erlaubt, eurer Roſa verehren zum Gedächtniß, ſchaut es nur an. Damit holte Meiſter Holzſchuer einen kleinen, überaus künſtlich gearbeiteten ſilbernen Pokal hervor und reichte ihn dem Meiſter Martin hin, der großer Freund von köſtlicher Geräthſchaft, ihn nahm und wohlgefällig von allen Seiten beäugelte. In der That konnte man auch kaum herrlichere Silberarbeit ſehen, als eben dies kleine Gefäß. Zierliche Ranken von Weinblättern und Roſen ſchlangen ſich rings herum und aus den Roſen, aus den brechenden Knospen ſchauten liebliche Engel, ſo wie inwendig auf dem vergoldeten Boden ſich anmuthig liebkoſende Engel gravirt waren. Goß man nun hellen Wein in den Pokal, ſo war es, als tauchten die Engelein auf und nieder in lieblichem Spiel. Das Geräth, ſprach Meiſter Martin, iſt in der That gar zierlich gearbeitet und ich will es behalten, wenn Friedrich in guten Goldſtücken den zwiefachen Werth von mir annimmt. Dies ſprechend füllte Meiſter Martin den Pokal und ſetzte ihn an den Mund. In demſelben Augenblick öffnete ſich leiſe die Thür und Friedrich, den tödtenden Schmerz ewiger Trennung von dem Liebſten auf Erden im leichenblaſſen Antlitz, trat in dieſelbe. So wie Roſa ihn gewahrte, ſchrie ſie laut auf mit ſchneidendem Ton: o mein liebſter Friedrich! und ſtürzte ihm halb entſeelt an die Bruſt. Meiſter Martin ſetzte den Pokal ab und als er Roſa in Friedrichs Armen erblickte, riß er die Augen weit auf, als ſäh er Geſpenſter. Dann nahm er ſprachlos den Pokal wieder und ſchaute hinein. Dann raffte er ſich vom Stuhl in die Höhe und rief mit ſtarker Stimme: Roſa — Roſa liebſt du den Friedrich? Ach, lispelte Roſa, ach ich kann es ja nicht länger verhehlen, ich liebe ihn wie mein Leben, das Herz wollte mir ja brechen, als ihr ihn verſtießet. So umarme deine Braut Friedrich — ja, ja deine Braut, rief Meiſter Martin. Paumgartner und Holzſchuer ſchauten ſich ganz verwirrt vor Erſtaunen an, aber Meiſter Martin ſprach weiter, den Pokal in den Händen: o du Herr des Himmels, iſt denn nicht alles ſo gekommen, wie die Alte es geweiſſagt? Ein glänzend Häuslein wird er bringen, würzge Fluthen treiben drinn, blanke Englein gar luſtig ſingen — das Häuslein mit güldnem Prangen, der hat's ins Haus getrag'n, den wirſt du ſüß umfangen, darf'ſt nicht den Vater frag'n, iſt dein Bräutgam minniglich! — o ich blöder Thor. — Da iſt das glänzende Häuslein, die Engel — der Bräutgam — hei, hei ihr Herren, nun iſt alles gut, alles gut, der Eidam iſt gefunden! —

Weſſen Sinn jemals ein böſer Traum verwirrte, daß er glaubte in tiefer ſchwarzer Grabesnacht zu liegen und nun erwacht er plötzlich im hellen Frühling voll Duft, Sonnenglanz und Geſang und die, die ihm die Liebſte auf Erden, iſt gekommen und hat ihn umſchlungen und er ſchaut in den Himmel ihres holden Antlitzes, wem das jemals geſchah, der begreift es wie Friedrich zu Muthe war, der faßt ſeine überſchwengliche Seligkeit. Keines Worts mächtig hielt er Roſa feſt in ſeinen Armen, als wolle er ſie nimmer laſſen, bis ſie ſich ſanft von ihm loswand und ihn hinführte zum Vater. Da rief er: o mein lieber Meiſter, iſt es denn auch wirklich ſo? — Roſa gebt ihr mir zur Hausfrau und ich darf zurückkehren zu meiner Kunſt? — Ja, ja, ſprach Meiſter Martin, glaube es doch nur, kann ich denn anders thun, da du die Weiſſagung der alten Großmutter erfüllt haſt? — dein Meiſterſtück bleibt nun liegen. Da lächelte Friedrich ganz verklärt von Wonne und ſprach: nein lieber Meiſter, iſt es euch recht, ſo vollende ich nun mit Luſt und Muth mein tüchtiges Faß, als meine letzte Küperarbeit und kehre dann zurück zum Schmelzofen. O du mein guter braver Sohn, rief Meiſter Martin, dem die Augen funkelten vor Freude, ja dein Meiſterſtück fertige und dann gibts Hochzeit.

Friedrich hielt redlich ſein Wort, er vollendete das zweifudrige Faß und alle Meiſter erklärten, ein ſchöneres Stück Arbeit ſey nicht leicht gefertigt worden, worüber dann Meiſter Martin gar innig ſich freute und überhaupt meinte, einen trefflicheren Eidam hätte ihm die Fügung des Himmels gar nicht zuführen können.

Der Hochzeitstag war endlich herangekommen, Friedrichs Meiſterfaß mit edlem Wein gefüllt und mit Blumen bekränzt, ſtand auf dem Flur des Hauſes aufgerichtet, die Meiſter des Gewerks, den Rathsherrn Jacobus Paumgartner an der Spitze, fanden ſich ein mit ihren Hausfrauen, denen die Meiſter Goldſchmiede folgten. Eben wollte ſich der Zug nach der St. Sebalduskirche begeben, wo das Paar getraut werden ſollte, als Trompetenſchall auf der Straße erklang und vor Martins Hauſe Pferde wieherten und ſtampften. Meiſter Martin eilte an das Erkerfenſter. Da hielt vor dem Hauſe Herr Heinrich von Spangenberg, in glänzenden Feſtkleidern und einige Schritte hinter ihm auf einem muthigen Roſſe ein junger hochherrlicher Ritter, das funkelnde Schwert an der Seite, hohe bunte Federn auf dem mit ſtrahlenden Steinen beſetzten Barett. Neben dem Ritter erblickte Herr Martin eine wunderſchöne Dame, ebenfalls herrlich gekleidet auf einem Zelter, deſſen Farbe friſch gefallner Schnee war. Pagen und Diener in bunten glänzenden Röcken bildeten einen Kreis rings umher. Die Trompeten ſchwiegen und der alte Herr von Spangenberg rief herauf: hei, hei Meiſter Martin, nicht eures Weinkellers, nicht eurer Goldbatzen halber komme ich her, nur weil Roſa's Hochzeit iſt; wollt ihr mich einlaſſen lieber Meiſter? — Meiſter Martin erinnerte ſich wohl ſeiner Worte, ſchämte ſich ein wenig und eilte herab, den Junker zu empfangen. Der alte Herr ſtieg vom Pferde und trat grüßend ins Haus. Pagen ſprangen herbei, auf deren Armen die Dame herabglitt vom Pferde, der Ritter bot ihr die Hand und folgte dem alten Herrn. Aber ſo wie Meiſter Martin den jungen Ritter anblickte, prallte er drei Schritte zurück, ſchlug die Hände zuſammen und rief: o Herr des Himmels! — Conrad! — Der Ritter ſprach lächelnd: ja wohl, lieber Meiſter, bin ich euer Geſelle Conrad. Verzeiht mir nur die Wunde die ich euch beigebracht. Eigentlich, lieber Meiſter, mußt ich euch todtſchlagen, das werdet ihr wohl einſehen, aber nun hat ſich ja alles ganz anders gefügt. Meiſter Martin erwiederte ganz verwirrt, es ſey doch beſſer, daß er nicht todtgeſchlagen worden, aus dem bischen Ritzen mit dem Lenkbeil habe er ſich gar nichts gemacht. Als Martin nun mit den neuen Gäſten eintrat in das Zimmer, wo die Brautleute mit den übrigen verſammelt waren, gerieth alles in ein frohes Erſtaunen über die ſchöne Dame, die der holden Braut ſo auf ein Haar glich, als ſey es ihre Zwillingsſchweſter. Der Ritter nahte ſich mit edlem Anſtande der Braut und ſprach: erlaubt holde Roſa, daß Conrad euerm Ehrentag beiwohne. Nicht wahr, ihr zürnt nicht mehr auf den wilden unbeſonnenen Geſellen, der euch beinahe großes Leid bereitet? Als nun aber Braut und Bräutigam und der Meiſter Martin ſich ganz verwundert und verwirrt anſchauten, rief der alte Herr von Spangenberg: nun, nun, ich muß euch wohl aus dem Traum helfen. Das iſt mein Sohn Conrad, und hier möget ihr ſeine liebe Hausfrau, ſo wie die holde Braut, Roſa geheißen, ſchauen. Erinnert euch, Meiſter Martin, unſers Geſprächs. Als ich euch frug, ob ihr auch meinem Sohne eure Roſa verweigern würdet, das hatte wohl einen beſonderen Grund. Ganz toll war der Junge in eure Roſa verliebt, er brachte mich zu dem Entſchluß, alle Rückſicht aufzugeben, ich wollte den Freiwerber machen. Als ich ihm aber ſagte, wie ſchnöde ihr mich abgefertigt, ſchlich er ſich auf ganz unſinnige Weiſe bei euch ein als Küper, um Roſas Gunſt zu erwerben und ſie euch dann wohl gar zu entführen. Nun! — ihr habt ihn geheilt, mit dem tüchtigen Hiebe über'n Rücken! — Habt Dank dafür, zumal er ein edles Fräulein fand die wohl am Ende die Roſa ſeyn mochte, die eigentlich in ſeinem Herzen war von Anfang an.

Die Dame hatte unterdeſſen mit anmuthiger Milde die Braut begrüßt und ihr ein reiches Perlenhalsband als Hochzeitsgabe eingehängt. Sieh liebe Roſa, ſprach ſie dann, indem ſie einen ganz verdorrten Strauß aus den blühenden Blumen, die an ihrer Bruſt prangten, hervorholte, ſieh liebe Roſa, das ſind die Blumen, die du einſt meinem Conrad gabſt, als Kampfspreis, getreu hat er ſie bewahrt, bis er mich ſah, da wurd' er dir untreu und hat ſie mir verehrt, ſey deshalb nicht böſe! Roſa, hohes Roth auf den Wangen, verſchämt die Augen niederſchlagend, ſprach: ach edle Frau, wie möget ihr doch ſo ſprechen, konnte denn wohl der Junker jemals mich armes Mägdlein lieben? Ihr allein wart ſeine Liebe und weil ich nun eben auch Roſa heiße und euch, wie ſie hier ſagen, etwas ähnlich ſehen ſoll, warb er um mich, doch nur euch meinend.

Zum zweiten Mal wollte ſich der Zug in Bewegung ſetzen, als ein Jüngling eintrat, auf italiſche Weiſe, ganz in ſchwarzen, geriſſenen Sammt gekleidet, mit zierlichem Spitzenkragen und reiche goldene Ehrenketten um den Hals gehängt. O Reinhold, mein Reinhold, ſchrie Friedrich und ſtürzte dem Jüngling an die Bruſt. Auch die Braut und Meiſter Martin riefen und jauchzten: Reinhold, unſer wackrer Reinhold iſt gekommen. Hab' ich's dir nicht geſagt, ſprach Reinhold, die Umarmung feurig erwiedernd, hab' ich's dir nicht geſagt, mein herzlieber Freund, daß ſich noch alles gar herrlich für dich fügen könnte? — Laß mich deinen Hochzeitstag mit dir feiern, weit komm ich deshalb her und zum ewigen Gedächtniß häng' das Gemälde in deinem Hauſe auf, das ich für dich gemalt und dir mitgebracht. Damit rief er heraus und zwei Diener brachten ein großes Bild in einem prächtigen goldnen Rahmen hinein, das den Meiſter Martin in ſeiner Werkſtatt mit ſeinen Geſellen Reinhold, Friedrich und Conrad darſtellte, wie ſie an dem großen Faß arbeiten und die holde Roſa eben hineinſchreitet. Alles gerieth in Erſtaunen über die Wahrheit, über die Farbenpracht des Kunſtwerks. Ei, ſprach Friedrich lächelnd, das iſt wohl dein Meiſterſtück als Küper, das Meinige liegt dort unten im Flur, aber bald ſchaff ich ein anderes. Ich weiß alles, erwiederte Reinhold, und preiſe dich glücklich. Halt nur feſt an deiner Kunſt, die auch wohl mehr Hausweſen und dergleichen leiden mag, als die meinige. —

Bei dem Hochzeitsmahl ſaß Friedrich zwiſchen den beiden Roſen, ihm gegenüber aber Meiſter Martin, zwiſchen Conrad und Reinhold. Da füllte Herr Paumgartner Friedrichs Pokal bis an den Rand mit edlem Wein und trank auf das Wohl Meiſter Martins und ſeiner wackern Geſellen. Dann ging der Pokal herum und zuerſt der edle Junker Heinrich von Spangenberg, nach ihm aber alle ehrſamen Meiſter, wie ſie zu Tiſche ſaßen, leerten ihn auf das Wohl Meiſter Martins und ſeiner wackern Geſellen.

Die Freunde waren, als Sylveſter geendet, darüber einig, daß die Erzählung des Serapions-Clubbs würdig ſey und rühmten vorzüglich den gemüthlichen Ton, der darin herrſche.

Muß ich, ſprach Lothar, muß ich denn immer mäkeln? Aber es iſt nicht anders, ich meine, daß der Meiſter Martin zu ſehr ſeinen Urſprung verräth, nehmlich daß er aus einem Bilde entſtanden. Sylveſter hat, angeregt durch das Gemälde unſeres wackeren Kolbe, eine feine Gallerie anderer Gemälde aufgeſtellt, zwar mit lebhaften Farben, aber es bleiben doch nur Bilder, die niemals Situationen in lebendiger Bewegung werden können, wie ſie die Erzählung des Drama verlangt. Conrad mit ſeiner Roſa, ſo wie Reinhold kommen zuletzt doch nur lediglich hinzu, damit Friedrichs Hochzeittafel recht anmuthig und glänzend anzuſchauen ſeyn möge. — Ueberhaupt, was den Conrad betrifft, würd ich, kennt' ich nicht Dein unbefangenes Gemüth, Sylveſter, hätteſt Du nicht in Deiner ganzen Erzählung Dich mit gutem Erfolg bemüht, treu und ehrlich zu bleiben — ja! da würd' ich glauben, Du hätteſt mit Deinem Conrad jene wunderlichen Perſonen ironiren wollen, die, ein Gemiſch von Tölpelei, Galanterie, Barbarei und Empfindſamkeit in manchen von unſeren neuen Romanen Hauptrollen ſpielen. Leute, die ſich Ritter nennen, von denen es aber, glaub' ich, eben ſo wenig jemals ein Urbild gegeben als von jenen Bramarbaſſen, die ſonſt Veit Weber und ſeine Nachfolger alles ohne weiteres kurz und klein ſchlagen ließen. — Die Berſerker Wuth, unterbrach Vinzenz den Freund, haſt Du, o Sylveſter! aber mit vielem Glück eintreten laſſen, doch iſt und bleibt es unverzeihlich, daß Du wirklich einen adlichen Rücken mit einem Tonnenreif zerbläuen läßeſt, ohne daß der abgebläuete Ritter dem ſchnöden Prügelanten den Kopf ſpaltet. Nachher hätte er den Verwundeten höflich um Verzeihung bitten oder ihn gar mit einem Arkanum bedienen können das den Kopf augenblicklich zuſammengezogen, woran er nachher merklichen Verſtand geſpürt! — Der einzige Mann, auf den Du Dich einigermaßen berufen kannſt, iſt der berühmte mannhafte Ritter Don Quixote, der ſeiner Tapferkeit, Großmuth, Galanterie unbeſchadet ungemein viel Prügel erhielt. —

Tadelt nur, rief Sylveſter lachend, tadelt nur friſch zu, ich gebe mich ganz in eure Hände, aber daß Ihr's nur wißt, Troſt finde ich bei den holden Frauen, denen ich meinen Meiſter Martin mittheilte und die über die ganze Geſtaltung recht inniges Wohlgefallen ausſprachen und mich mit Lob überhäuften.

Solches Lob, ſprach Ottmar, von ſchönen Lippen iſt ganz unwiderſtehlich und kann manchen Romantiker zu allerlei abſonderlichen Thorheiten und geſchriebenen tollen Sprüngen verleiten. Doch irr ich nicht, ſo verſprach Lothar unſeren heutigen Abend mit irgend einem Erzeugniß ſeiner phantaſtiſchen Träumerei zu beſchließen.

So iſt es, erwiederte Lothar. Erinnert Euch, daß ich es unternehmen wollte für die Kinder meiner Schweſter ein zweites Mährchen zu ſchreiben und weniger in phantaſtiſchem Uebermuth zu luxuriren, frömmer, kindlicher zu ſeyn als im Nußknacker und Mauſekönig. Das Mährchen iſt fertig. Ihr ſollt es hören.

Lothar las:

Das fremde Kind.

Der Herr von Brakel auf Brakelheim.

Es war einmal ein Edelmann, der hieß Herr Thaddäus von Brakel und wohnte in dem kleinen Dörfchen Brakelheim, das er von ſeinem verſtorbenen Vater dem alten Herrn von Brakel geerbt hatte, und das mithin ſein Eigenthum war. Die vier Bauern, die außer ihm noch in dem Dörfchen wohnten, nannten ihn den gnädigen Herrn, unerachtet er wie ſie, mit ſchlicht ausgekämmten Haaren einherging und nur Sonntags, wenn er mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Kindern Felix und Chriſtlieb geheißen, nach dem benachbarten großen Dorfe zur Kirche fuhr, ſtatt der groben Tuchjacke, die er ſonſt trug, ein feines grünes Kleid und eine rothe Weſte mit goldnen Treſſen anlegte, welches ihm recht gut ſtand. Eben dieſelben Bauern pflegten auch, fragte man ſie: wo komme ich denn hin zum Herrn von Brakel? jedesmal zu antworten: Nur immer vorwärts durch das Dorf den Hügel herauf wo die Birken ſtehen, da iſt des gnädigen Herrn ſein Schloß! Nun weiß doch aber jedermann, daß ein Schloß ein großes hohes Gebäude ſeyn muß mit vielen Fenſtern und Thüren, ja wohl gar mit Thürmen und funkelnden Windfahnen, von den allen war aber auf dem Hügel mit den Birken gar nichts zu ſpüren, vielmehr ſtand da nur ein niedriges Häuschen mit wenigen kleinen Fenſtern, das man kaum früher als dicht davor angekommen, erblicken konnte. Geſchieht es aber wohl, daß man vor dem hohen Thor eines großen Schloſſes plötzlich ſtill ſteht und, angehaucht von der herausſtrömenden eiskalten Luft, angeſtarrt von den todten Augen der ſeltſamen Steinbilder die wie grauliche Wächter ſich an die Mauer lehnen, alle Luſt verliert hineinzugehen, ſondern lieber umkehrt, ſo war das bei dem kleinen Hauſe des Herrn Thaddäus von Brakel ganz und gar nicht der Fall. Hatten nehmlich ſchon im Wäldchen die ſchönen ſchlanken Birken mit ihren belaubten Aeſten, wie mit zum Gruß ausgeſtreckten Armen uns freundlich zugewinkt, hatten ſie im frohen Rauſchen und Säuſeln uns zugewispert: Willkommen, willkommen unter uns! ſo war es denn nun vollends bei dem Hauſe, als riefen holde Stimmen aus den ſpiegelhellen Fenſtern, ja überall aus dem dunklen dicken Weinlaube, das die Mauern bis zum Dach herauf bekleidete, ſüßtönend heraus: Komm doch nur herein, komm doch nur herein, du lieber müder Wanderer, hier iſt es gar hübſch und gaſtlich! Das beſtätigten denn auch die Neſt hinein Neſt hinaus luſtig zwitſchernden Schwalben und der alte ſtattliche Storch ſchaute ernſt und klug vom Rauchfange herab und ſprach: Ich wohne nun ſchon manches liebe Jahr hindurch zur Sommerszeit hier, aber ein beſſeres Logement finde ich nicht auf Erden, und könnte ich nur die mir angeborne Reiſeluſt bezwingen, wär's nur nicht zur Winterszeit hier ſo kalt und das Holz ſo theuer, niemals rührt' ich mich von der Stelle. — So anmuthig und hübſch, wenn auch gleich gar kein Schloß, war das Haus des Herrn von Brakel.

Der vornehme Beſuch.

Die Frau von Brakel ſtand eines Morgens ſehr früh auf und buk einen Kuchen, zu dem ſie viel mehr Mandeln und Roſinen verbrauchte als ſelbſt zum Oſterkuchen, weshalb er auch viel herrlicher gerieth als dieſer. Während deſſen klopfte und bürſtete der Herr von Brakel ſeinen grünen Rock und ſeine rothe Weſte aus und Felix und Chriſtlieb wurden mit den beſten Kleidern angethan, die ſie nur beſaßen. „Ihr dürft,“ ſo ſprach dann der Herr von Brakel zu den Kindern, „ihr dürft heute nicht herauslaufen in den Wald wie ſonſt, ſondern müßt in der Stube ruhig ſitzen bleiben, damit ihr ſauber und hübſch ausſeht wenn der gnädige Herr Onkel kommt!“ — Die Sonne war hell und freundlich aufgetaucht aus dem Nebel und ſtrahlte golden hinein in die Fenſter, im Wäldchen ſauſte der Morgenwind und Fink und Zeiſig und Nachtigall jubilirten durcheinander und ſchmetterten die luſtigſten Liedchen. Chriſtlieb ſaß ſtill und in ſich gekehrt am Tiſche: bald zupfte ſie die rothen Bandſchleifen an ihrem Kleidchen zurecht, bald verſuchte ſie emſig fortzuſtricken welches heute nicht recht gehen wollte. Felix, dem der Papa ein ſchönes Bilderbuch in die Hände gegeben, ſchaute über die Bilder hinweg nach dem ſchönen Birkenwäldchen in dem er ſonſt jeden Morgen ein paar Stunden nach Herzensluſt herumſpringen durfte. „Ach draußen iſt's ſo ſchön,“ ſeufzte er in ſich hinein, doch als nun vollends der große Hofhund, Sultan geheißen, klaffend und knurrend vor dem Fenſter herumſprang, eine Strecke nach dem Walde hinlief, wieder umkehrte und auf's neue knurrte und bellte als wolle er dem kleinen Felix zurufen: Kommſt du denn nicht heraus in den Wald? was machſt du denn in der dumpfigen Stube? da konnte ſich Felix nicht laſſen vor Ungeduld. „Ach liebe Mama laß mich doch nur ein paar Schritte hinausgehen!“ So rief er laut, aber die Frau von Brakel erwiederte: Nein nein, bleibe nur fein in der Stube. Ich weiß ſchon wie es geht, ſo wie du hinausläufſt muß Chriſtlieb hinterdrein und dann huſch huſch durch Buſch und Dorn, hinauf auf die Bäume! Und dann kommt ihr zurück erhitzt und beſchmutzt und der Onkel ſagt: was ſind das für häßliche Bauernkinder, ſo dürfen keine Brakels ausſehen, weder große noch kleine. Felix klappte voll Ungeduld das Bilderbuch zu, und ſprach, indem ihm die Thränen in die Augen traten, kleinlaut: wenn der gnädige Herr Onkel von häßlichen Bauernkindern redet, ſo hat er wohl nicht Vollrads Peter oder Hentſchels Annlieſe oder alle unſere Kinder hier im Dorfe geſehen, denn ich wüßte doch nicht, wie es hübſchere Kinder geben ſollte als dieſe. „Ja wohl, rief Chriſtlieb, wie plötzlich aus einem Traume erwacht, und iſt nicht auch des Schulzen Grete ein hübſches Kind, wie wohl ſie lange nicht ſolche ſchöne rothe Bandſchleifen hat als ich?“ Sprecht nicht ſolch dummes Zeug, rief die Mutter halb erzürnt, ihr verſteht das nicht wie es der gnädige Onkel meint — Alle weitere Vorſtellungen, wie es gerade heut ſo herrlich im Wäldchen ſey, halfen nichts, Felix und Chriſtlieb mußten in der Stube bleiben, und das war um ſo peinlicher, als der Gaſtkuchen, der auf dem Tiſche ſtand, die ſüßeſten Gerüche verbreitete und doch nicht eher angeſchnitten werden durfte, bis der Onkel angekommen. „Ach wenn er doch nur käme, wenn er doch nur endlich käme!“ ſo riefen beide Kinder und weinten beinahe vor Ungeduld. Endlich ließ ſich ein ſtarkes Pferdegetrappel vernehmen, und eine Kutſche fuhr vor, die ſo blank und mit goldenen Zierrathen reich geſchmückt war, daß die Kinder in das größte Erſtaunen geriethen, denn ſie hatten dergleichen noch gar nicht geſehen. Ein großer hagerer Mann glitt an den Armen des Jägers, der den Kutſchenſchlag geöffnet, heraus in die Arme des Herrn von Brakel, an deſſen Wange er zweimal ſanft die ſeinige legte und leiſe lispelte: Bon jour mein lieber Vetter, nur gar keine Umſtände, bitte ich. Unterdeſſen hatte der Jäger noch eine kleine dicke Dame mit ſehr rothen Backen und zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen aus der Kutſche zur Erde hinab gleiten laſſen, welches er ſehr geſchickt zu machen wußte, ſo daß jeder auf die Füße zu ſtehen kam. Als ſie nun alle ſtanden, traten, wie es ihnen von Vater und Mutter eingeſchärſt worden, Felix und Chriſtlieb hinzu, faßten jeder eine Hand des langen hagern Mannes und ſprachen dieſelbe küſſend: Seyn Sie uns recht ſchön willkommen, lieber gnädiger Herr Onkel! dann machten ſie es mit den Händen der kleinen dicken Dame ebenſo und ſprachen: Seyn Sie uns recht ſchön willkommen, liebe gnädige Frau Tante! dann traten ſie zu den Kindern, blieben aber ganz verblüfft ſtehen, denn ſolche Kinder hatten ſie noch niemals geſehen. Der Knabe trug lange Pumphoſen und ein Jäckchen von ſcharlachrothem Tuch über und über mit goldenen Schnüren und Treſſen beſetzt und einen kleinen blanken Säbel an der Seite, auf dem Kopf aber eine ſeltſame rothe Mütze mit einer weißen Feder unter der er mit ſeinem blaßgelben Geſichtchen und den trüben ſchläfrigen Augen blöd und ſcheu hervorkuckte. Das Mädchen hatte zwar ein weißes Kleidchen an wie Chriſtlieb, aber mit erſchrecklich viel Bändern und Spitzen, auch waren ihre Haare ganz ſeltſam in Zöpfe geflochten und ſpitz in die Höhe heraufgewunden, oben funkelte aber ein blankes Krönchen. Chriſtlieb faßte ſich ein Herz und wollte die Kleine bei der Hand nehmen, die zog aber die Hand ſchnell zurück und zog ſolch ein verdrüßliches weinerliches Geſicht, daß Chriſtlieb ordentlich davor erſchrak und von ihr abließ. Felix wollte auch nur des Knaben ſchönen Säbel ein bischen näher beſehen und faßte darnach, aber der Junge fing an zu ſchreien: Mein Säbel, mein Säbel, er will mir den Säbel nehmen, und lief zum hagern Mann, hinter den er ſich verſteckte. Felix wurde darüber roth im Geſicht und ſprach ganz erzürnt: Ich will dir ja deinen Säbel nicht nehmen — dummer Junge! Die letzten Worte murmelte er nur ſo zwiſchen den Zähnen, aber der Herr von Brakel hatte wohl alles gehört und ſchien ſehr verlegen darüber zu ſeyn, denn er knöpfelte an der Weſte hin und her und rief: Ei Felix! Die dicke Dame ſprach: Adelgundchen, Herrmann, die Kinder thun euch ja nichts, ſeid doch nicht ſo blöde; der hagere Herr liſpelte aber: Sie werden ſchon Bekanntſchaft machen, ergriff die Frau von Brakel bei der Hand und führte ſie ins Haus, ihr folgte Herr von Brakel mit der dicken Dame an deren Schleppkleid ſich Adelgundchen und Herrmann hingen. Chriſtlieb und Felix gingen hinterdrein. „Jetzt wird der Kuchen angeſchnitten,“ flüſterte Felix der Schweſter ins Ohr. Ach ja, ach ja, erwiederte dieſe voll Freude; und dann laufen wir auf und davon in den Wald, fuhr Felix fort, und bekümmern uns um die fremden blöden Dinger nicht, ſetzte Chriſtlieb hinzu. Felix machte einen Luftſprung, ſo kamen ſie in die Stube. Adelgunde und Herrmann durften keinen Kuchen eſſen, weil ſie, wie die Aeltern ſagten, das nicht vertragen könnten, ſie erhielten dafür jeder einen kleinen Zwieback, den der Jäger aus einer mitgebrachten Schachtel herausnehmen mußte. Felix und Chriſtlieb biſſen tapfer in das derbe Stück Kuchen, das die gute Mutter jedem gereicht und waren guter Dinge.

Wie es weiter bei dem vornehmen Beſuche herging.

Der hagere Mann, Cyprianus von Brakel geheißen, war zwar der leibliche Vetter des Herrn Thaddäus von Brakel, indeſſen weit vornehmer als dieſer. Denn außerdem daß er den Grafen-Titel führte trug er auch auf jedem Rock, ja ſogar auf dem Pudermantel, einen großen ſilbernen Stern. Deshalb hatte, als er ſchon ein Jahr früher, jedoch ganz allein ohne die dicke Dame, die ſeine Frau war und ohne die Kinder, bei dem Herrn Thaddäus von Brakel ſeinem Vetter auf eine Stunde einſprach, Felix ihn auch gefragt: Hör' mal gnädiger Herr Onkel, du biſt wohl König geworden? Felix hatte nehmlich in ſeinem Bilderbuche einen abgemalten König, der einen dergleichen Stern auf der Bruſt trug, und ſo mußte er wohl glauben, daß der Onkel nun auch König geworden ſei, weil er das Zeichen trug. Der Onkel hatte damals ſehr über die Frage gelacht und geantwortet: Nein mein Söhnchen, König bin ich nicht aber des Königs treuſter Diener und Miniſter, der über viele Leute regiert. Gehörteſt du zu der Gräflich von Brakelſchen Linie, ſo könnteſt du vielleicht auch künftig einen ſolchen Stern tragen wie ich, aber ſo biſt du freilich nur ein ſimpler Von, aus dem nicht viel Rechtes werden wird. Felix hatte den Onkel gar nicht verſtanden und Herr Thaddäus von Brakel meinte, das ſei auch gar nicht vonnöthen. — Jetzt erzählte der Onkel ſeiner dicken Frau, wie ihn Felix für den König gehalten, da rief ſie: O ſüße liebe rührende Unſchuld! Und nun mußten beide, Felix und Chriſtlieb, hervor aus dem Winkel wo ſie unter Kichern und Lachen den Kuchen verzehrt hatten. Die Mutter ſäuberte beiden ſogleich den Mund von manchen Kuchenkrumen und Roſinenreſten und übergab ſie ſo dem gnädigen Onkel und der gnädigen Tante die ſie unter lauten Ausrufungen: O ſüße liebe Natur, o ländliche Unſchuld! küßten und ihnen große Tüten in die Hände drückten. Dem Herrn Thaddäus von Brakel und ſeiner Frau ſtanden die Thränen in den Augen über die Güte der vornehmen Verwandten. Felix hatte indeſſen die Tüte geöffnet und Bonbons darin gefunden auf die er tapfer zubiß, welches ihm Chriſtlieb ſogleich nachmachte. „Söhnchen, mein Söhnchen, rief der gnädige Onkel, ſo geht das nicht, du verdirbſt dir ja die Zähne, du mußt fein ſo lange an dem Zuckerwerke lutſchen, bis es im Munde zergeht.“ Da lachte aber Felix beinahe laut auf und ſprach: Ei lieber gnädiger Onkel, glaubſt du denn, daß ich ein kleines Wickelkind bin und lutſchen muß weil ich noch keine tüchtige Zähne habe zum beißen? Und damit ſteckte er ein neues Bonbon in den Mund und biß ſo gewaltig zu, daß es knitterte und knatterte. „O liebliche Naivität,“ rief die dicke Dame, der Onkel ſtimmte ein, aber dem Herrn Thaddäus ſtanden die Schweißtropfen auf der Stirne; er war über Felixens Unart ganz beſchämt und die Mutter raunte ihm ins Ohr: Kniriſche nicht ſo mit den Zähnen unartiger Junge! Das machte den armen Felix, der nichts Uebles zu thun glaubte, ganz beſtürzt, er nahm das noch nicht ganz verzehrte Bonbon langſam aus dem Munde legte es in die Tüte und reichte dieſe dem Onkel hin, indem er ſprach: Nimm nur deinen Zucker wieder mit, wenn ich ihn nicht eſſen ſoll! Chriſtlieb, gewohnt in Allem Felixens Beiſpiel zu folgen, that mit ihrer Tüte daſſelbe. Das war dem Herrn Thaddäus zu arg, er brach los: Ach mein geehrteſter gnädiger Herr Vetter, halten Sie nur dem einfältigen Jungen die Tölpelei zu Gute, aber freilich auf dem Lande und in ſo beſchränkten Verhältniſſen — Ach wer nur ſolche geſittete Kinder erziehen könnte wie Sie! — Der Graf

Cyprianus lächelte ſelbſtgefällig und vornehm indem er auf Herrmann und Adelgunden hinblickte. Die hatten längſt ihren Zwieback verzehrt und ſaßen nun ſtumm und ſtill auf ihren Stühlen ohne eine Miene zu verziehen, ohne ſich zu rühren und zu regen. Die dicke Dame lächelte ebenfalls, indem ſie lispelte: Ja lieber Herr Vetter, die Erziehung unſerer lieben Kinder liegt uns mehr als Alles am Herzen. Sie gab dem Grafen Cyprianus einen Wink, der ſich alsbald an Herrmann und Adelgunden wandte und allerlei Fragen an ſie richtete, die ſie mit der größten Schnelligkeit beantworteten. Da war von vielen Städten, Flüſſen und Bergen die Rede, die viele tauſend Meilen ins Land hinein liegen ſollten und die ſeltſamſten Namen trugen. Eben ſo wußten beide ganz genau zu beſchreiben, wie die Thiere ausſähen die in wilden Gegenden der entfernteſten Himmelsſtriche wohnen ſollten. Dann ſprachen ſie von fremden Gebüſchen, Bäumen und Früchten, als ob ſie ſie ſelbſt geſehn, ja wohl die Früchte ſelbſt gekoſtet hätten. Herrmann beſchrieb ganz genau wie es vor dreihundert Jahren in einer großen Schlacht zugegangen und wußte alle Generale die dabei zugegen geweſen mit Namen zu nennen. Zuletzt ſprach Adelgunde ſogar von den Sternen und behauptete, am Himmel ſäßen allerlei ſeltſame Thiere und andere Figuren. Dem Felix wurde dabei ganz Angſt und bange, er näherte ſich der Frau von Brakel und fragte leiſe ins Ohr: Ach Mama! liebe Mama! was iſt denn das Alles was die dort ſchwatzen und plappern? Halts Maul dummer Junge, raunte ihm die Mutter zu, das ſind die Wiſſenſchaften! Felix verſtummte. „Das iſt erſtaunlich, das iſt unerhört! in dem zarten Alter!“ ſo rief der Herr von Brakel einmal über das andere, die Frau von Brakel aber ſeufzete: o mein Herr Jemine! o was ſind das für Engel! o was ſoll denn aus unſern Kleinen werden, hier auf dem öden Lande. Als nun der Herr von Brakel in die Klagen der Mutter mit einſtimmte, tröſtete beide der Graf Cyprianus, indem er verſprach, binnen einiger Zeit ihnen einen gelehrten Mann zuzuſchicken, der ganz umſonſt den Unterricht der Kinder übernehmen werde. Unterdeſſen war die ſchöne Kutſche wieder vorgefahren. Der Jäger trat mit zwei großen Schachteln hinein, die nahmen Adelgunde und Herrmann und überreichten ſie der Chriſtlieb und dem Felix. „Lieben Sie Spielſachen mon cher? hier habe ich Ihnen welche mitgebracht von der feinſten Sorte.“ ſo ſprach Herrmann ſich zierlich verbeugend. Felix hatte die Ohren hängen laſſen, er ward traurig, ſelbſt wußte er nicht warum. Er hielt die Schachtel gedankenlos in den Händen und murmelte, ich heiße nicht Mon ſchär ſondern Felix und auch nicht Sie ſondern du. — Der Chriſtlieb war auch das Weinen näher als das Lachen unerachtet aus der Schachtel, die ſie von Adelgunden erhalten, die ſüßeſten Düfte ſtrömten wie von allerlei ſchönen Näſchereien. An der Thüre ſprang und bellte nach ſeiner Gewohnheit Sultan, Felixens getreuer Freund und Liebling, Herrmann entſetzte ſich aber ſo ſehr vor dem Hunde, daß er ſchnell zurücklief und laut zu weinen anfing. „Er thut dir ja nichts, ſprach Felix, er thut dir ja nichts, warum heulſt und ſchreiſt du ſo? es iſt ja nur ein Hund, und du haſt ja ſchon die ſchrecklichſten Thiere geſehn? Und wenn er auch auf dich zufahren wollte, du haſt ja einen Säbel?“ Felixens Zureden half gar nichts, Herrmann ſchrie immerfort, bis ihn der Jäger auf den Arm nehmen und in die Kutſche tragen mußte. Adelgunde plötzlich von dem Schmerz des Bruders ergriffen oder Gott weiß aus welcher andern Urſache, fing ebenfalls an heftig zu heulen, welches die arme Chriſtlieb ſo anregte, daß ſie auch zu ſchluchzen und zu weinen begann. Unter dieſem Geſchrei und Gejammer der drei Kinder fuhr der Graf Cyprianus von Brakel ab von Brakelheim, und ſo endete der vornehme Beſuch.

Die neuen Spielſachen.

So wie die Kutſche mit dem Grafen Cyprianus von Brakel und ſeiner Familie den Hügel herabgerollt war, warf der Herr Thaddäus ſchnell den grünen Rock und die rothe Weſte ab, und als er eben ſo ſchnell die weite Tuchjacke angezogen und zwei bis dreimal mit dem breiten Kamm die Haare durchfahren hatte, da holte er tief Athem, dehnte ſich und rief: „Gott ſey gedankt!“ Auch die Kinder zogen ſchnell ihre Sonntagsröckchen aus und fühlten ſich froh und leicht. „In den Wald, in den Wald!“ rief Felix, indem er ſeine höchſten Luftſprünge verſuchte. „Wollt ihr denn nicht erſt ſehen was euch Herrmann und Adelgunde mitgebracht haben?“ So ſprach die Mutter und Chriſtlieb, die ſchon während des Ausziehens die Schachteln mit neugierigen Augen betrachtet hatte, meinte, daß das wohl erſt geſchehen könne, nachher ſei es ja wohl noch Zeit genug in den Wald zu laufen. Felix war ſehr ſchwer zu überreden. Er ſprach: was kann uns denn der alberne pumphoſigte Junge mit ſammt ſeiner bebänderten Schweſter großes mitgebracht haben? Was die Wiſſenſchaften betrifft, I nun die plappert er gut genug weg, aber erſt ſchwatzt er von Löw' und Bär und weiß wie man die Elephanten fängt und dann fürchtet er ſich vor meinem Sultan, hat einen Säbel an der Seite und heult und ſchreit und kriecht unter den Tiſch. Das mag mir ein ſchöner Jäger ſein! „Ach lieber guter Felix, laß uns doch nur ein ganzes kleines bischen die Schachteln öffnen!“ So bat Chriſtlieb, und da ihr Felix alles nur mögliche zu Gefallen that, ſo gab er das in den Wald laufen vor der Hand auf und ſetzte ſich mit Chriſtlieb geduldig an den Tiſch auf dem die Schachteln ſtanden. Sie wurden von der Mutter geöffnet, aber da — Nun, o meine vielgeliebten Leſer! Euch allen iſt es gewiß ſchon ſo gut geworden zur Zeit des fröhlichen Jahrmarkts oder doch gewiß zu Weihnachten von den Aeltern oder andern lieben Freunden mit allerlei ſchmucken Sachen reichlich beſchenkt zu werden. Denkt Euch, wie ihr vor Freude jauchztet, als blanke Soldaten, Männchen mit Drehorgeln, ſchön geputzte Puppen, zierliche Geräthſchaften, herrliche bunte Bilderbücher u. a. m. um euch lagen und ſtanden! Solche große Freude wie ihr damals, hatten jetzt Felix und Chriſtlieb, denn eine ganz reiche Beſcheerung der niedlichſten glänzendſten Sachen ging aus den Schachteln hervor, und dabei gab es noch allerlei Naſchwerk, ſo daß die Kinder einmal über das andere die Hände zuſammenſchlugen und ausriefen: Ei wie ſchön iſt das! Nur eine Tüte mit Bonbons legte Felix mit Verachtung bei Seite, und als Chriſtlieb bat den gläſernen Zucker doch wenigſtens nicht zum Fenſter heraus zu werfen, wie er es eben thun wollte, ließ er zwar davon ab, öffnete aber die Tüte und warf einige Bonbons dem Sultan hin, der indeſſen hineingeſchwänzelt war. Sultan roch daran und wandte dann unmuthig die Schnauze weg. „Siehſt du wohl Chriſtlieb, rief Felix nun triumphirend, ſiehſt du wohl, nicht einmal Sultan mag das garſtige Zeug freſſen.“ Uebrigens machte dem Felix von den Spielſachen nichts mehr Freude als ein ſtattlicher Jägersmann, der, wenn man ein kleines Fädchen, das hinten unter ſeiner Jacke hervorragte, anzog, die Büchſe anlegte und in ein Ziel ſchoß, das drei Spannen weit vor ihm angebracht war. Nächſtdem ſchenkte er ſeine Liebe einem kleinen Männchen, das Complimente zu machen verſtand und auf einer Harfe quinkelirte wenn man an einer

Schraube drehte; vor allen Dingen gefiel ihm aber eine Flinte und ein Hirſchfänger, beides von Holz und überſilbert, ſo wie eine ſtattliche Huſaren-Mütze und eine Patrontaſche. Chriſtlieb hatte große Freude an einer ſehr ſchön geputzten Puppe und einem ſaubern vollſtändigen Hausrath. Die Kinder vergaßen Wald und Flur und ergötzten ſich an den Spielſachen bis in den ſpäten Abend hinein. Dann gingen ſie zu Bette.

Was ſich mit den neuen Spielſachen im Walde zutrug.

Tages darauf fingen die Kinder es wieder da an, wo ſie es Abends vorher gelaſſen hatten: das heißt, ſie holten die Schachteln herbei, kramten ihre Spielſachen aus und ergötzten ſich daran auf mancherlei Weiſe. Eben ſo wie geſtern ſchien die Sonne hell und freundlich in die Fenſter hinein, wisperten und lispelten die vom ſauſenden Morgenwind begrüßten Birken, jubilirten Zeiſig, Fink und Nachtigall in den ſchönſten luſtigſten Liedlein. Da wurd' es dem Felix bei ſeinem Jäger, ſeinem kleinen Männchen, ſeiner Flinte und Patrontaſche ganz enge und wehmüthig ums Herz. „Ach, rief er auf einmal, ach draußen iſt's doch ſchöner, komm Chriſtlieb! laß uns in den Wald laufen.“ Chriſtlieb hatte eben die große Puppe ausgezogen und war im Begriff ſie wieder anzukleiden, welches ihr viel Vergnügen machte, deshalb wollte ſie nicht heraus, ſondern bat: Lieber Felix, wollen wird denn nicht noch hier ein bischen ſpielen? Weißt du was, Chriſtlieb, ſprach Felix, wir nehmen das beſte von unſern Spielſachen mit hinaus. Ich ſchnalle meinen Hirſchfänger um, und hänge das Gewehr über die Schulter, da ſeh' ich aus wie ein Jäger. Der kleine Jäger und Harfenmännlein können mich begleiten, du Chriſtlieb kannſt deine große Puppe und das beſte von deinen Geräthſchaften mitnehmen. Komm nur, komm! Chriſtlieb zog hurtig die Puppe vollends an und nun liefen beide Kinder mit ihren Spielſachen hinaus in den Wald, wo ſie ſich auf einem ſchönen grünen Plätzchen lagerten. Sie hatten eine Weile geſpielt und Felix ließ eben das Harfenmännlein ſein Stückchen orgeln, als Chriſtlieb anfing: Weißt du wohl, lieber Felix, daß dein Harfenmann gar nicht hübſch ſpielt? Hör nur, wie das hier im Walde häßlich klingt, das ewige Ting-Ting-Ping-Ping, die Vögel kucken ſo neugierig aus den Büſchen, ich glaube, ſie halten ſich ordentlich auf über den albernen Muſikanten, der hier zu ihrem Geſange ſpielen will. Felix drehte ſtärker und ſtärker an der Schraube und rief endlich: du haſt Recht, Chriſtlieb! es klingt abſcheulich, was der kleine Kerl ſpielt, was können mir ſeine Dienerchen helfen — ich ſchäme mich ordentlich vor dem Finken dort drüben, der mich mit ſolch ſchlauen Augen anblinzelt. — Aber der Kerl ſoll beſſer ſpielen — ſoll beſſer ſpielen! — Und damit drehte Felix ſo ſtark an der Schraube, daß Krack-krack — der ganze Kaſten in tauſend Stücke zerbrach auf dem das Harfenmännlein ſtand und ſeine Arme zerbröckelt herabfielen. „Oh — Oh!“ rief Felix; „Ach das Harfenmännlein!“ rief Chriſtlieb. Felix beſchaute einen Augenblick das zerbrochene Spielwerk, ſprach dann: „Es war ein dummer alberner Kerl, der ſchlechtes Zeug aufſpielte und Geſichter und Diener machte, wie Vetter Pumphoſe“ und warf den Harfenmann weit fort in das tiefſte Gebüſch. „Da lob' ich mir meinen Jägersmann,“ ſprach er weiter, „der ſchießt einmal über das andere in's Ziel.“ Nun ließ Felix den kleinen Jäger tüchtig exerziren. Als das eine Weile gedauert, fing Felix an: „Dumm iſt's doch, daß der kleine Kerl immer nur nach dem Ziele ſchießt, welches, wie Papa ſagt, gar keine Sache für einen Jägersmann iſt. Der muß im Walde ſchießen nach Hirſchen — Rehen — Haaſen — und ſie treffen im vollen Lauf. — Der Kerl ſoll nicht mehr nach dem Ziele ſchießen.“ Damit brach Felix die Zielſchiebe los, die vor dem Jäger angebracht war. „Nun ſchieß' ins Freie,“ rief er, aber er mochte an dem Fädchen ziehn, ſo viel als er wollte, ſchlaff hingen die Arme des kleinen Jägers herab. Er legte nicht mehr die Büchſe an, er ſchoß nicht mehr los. „Ha ha, rief Felix, nach dem Ziel, in der Stube, da konnteſt du ſchießen, aber im Walde, wo des Jägers Heimath iſt, da gehts nicht. Fürchteſt dich auch wohl vor Hunden und würdeſt, wenn einer käme, davon laufen mit ſammt deiner Büchſe, wie Vetter Pumphoſe mit ſeinem Säbel! — Ei du einfältiger nichtsnutziger Burſche,“ damit ſchleuderte Felix den Jäger dem Harfenmännlein nach in's tiefe Gebüſch. „Komm! laß uns ein wenig laufen,“ ſprach er dann zu Chriſtlieb. „Ach ja lieber Felix, erwiederte dieſe, meine hübſche Puppe ſoll mit laufen, das wird ein Spaß ſein.“ Nun faßte jeder, Felix und Chriſtlieb, die Puppe an einem Arm, und ſo gings fort in vollem Laufe durch Gebüſch den Hügel herab, und fort und fort bis an den mit hohem Schilf umkränzten Teich, der noch zu dem Beſitzthum des Herrn Thaddäus von Brakel gehörte und wo er zuweilen wilde Enten zu ſchießen pflegte. Hier ſtanden die Kinder ſtill und Felix ſprach: Laß uns ein wenig paſſen, ich habe ja nun eine Flinte, wer weiß ob ich nicht im Röhricht eine Ente ſchießen kann, ſo gut wie der Vater. In dem Augenblick ſchrie aber Chriſtlieb laut auf: Ach meine Puppe, was iſt aus meiner ſchönen Puppe geworden! Freilich ſah das arme Ding ganz miſerabel aus. Weder Chriſtlieb noch Felix hatten im Laufen die Puppe beachtet und ſo war es gekommen, daß ſie ſich an dem Geſtripp die Kleider ganz und gar zerriſſen, ja beide Beinchen gebrochen hatte. Von dem hübſchen Wachsgeſichtchen war auch beinahe keine Spur, ſo zerſetzt und häßlich ſah es aus. Ach meine Puppe, meine ſchöne Puppe! klagte Chriſtlieb. „Da ſiehſt du nun, ſprach Felix, was für dumme Dinger uns die fremden Kinder mitgebracht haben. Das iſt ja eine ungeſchickte einfältige Trine, deine Puppe, die nicht einmal mit uns laufen kann, ohne ſich gleich Alles zu zerreißen und zu zerſetzen — gieb ſie nur her." Chriſtlieb reichte die verunſtaltete Puppe traurig dem Bruder hin und konnte ſich eines lauten Schreies: Ach Ach! nicht enthalten, als der ſie ohne Weiteres fortſchleuderte in den Teich. „Gräme dich nur nicht, tröſtete Felix die Schweſter, gräme dich nur ja nicht um das alberne Ding, ſchieße ich eine Ente, ſo ſollſt du die ſchönſten Federn bekommen die ſich nur in den bunten Flügeln finden wollen." Es rauſchte im Röhricht, da legte ſtracks Felix ſeine hölzerne Flinte an, ſetzte ſie aber in demſelben Augenblick wieder ab, und ſchaute nachdenklich vor ſich hin. „Bin ich nicht auch ſelbſt ein thörichter Junge, fing er dann leiſe an, gehört denn nicht zum Schießen Pulver und Blei und habe ich denn beides? — Kann ich denn auch wohl Pulver in eine hölzerne Flinte laden? — Wozu iſt überhaupt das dumme hölzerne Ding? — Und der Hirſchfänger? — Auch von Holz! — der ſchneidet und ſticht nicht — des Vetters Säbel war gewiß auch von Holz, deshalb mochte er ihn nicht ausziehn als er ſich vor dem Sultan fürchtete. Ich merke ſchon, Vetter Pumphoſe hat mich nur zum Beſten gehabt mit ſeinen Spielſachen die was vorſtellen wollen und nichtsnutziges Zeug ſind." Damit ſchleuderte Felix Flinte, Hirſchfänger und zuletzt noch die Patrontaſche in den Teich. Chriſtlieb war doch betrübt über den Verluſt der Puppe, und auch Felix konnte ſich des Unmuths nicht erwehren. So ſchlichen ſie nach Hauſe, und als die Mutter frug: Kinder wo habt ihr Eure

Spielſachen, erzählte Felix ganz treuherzig, wie ſchlimm er mit dem Jäger, mit dem Harfenmannlein, mit Flinte, Hirſchfänger und Patrontaſche, wie ſchlimm Chriſtlieb mit der Puppe angeführt worden. „Ach, rief die Frau von Brakel halb erzürnt, ihr einfältigen Kinder, ihr wißt nur nicht mit den ſchönen zierlichen Sachen umzugehen." Der Herr Thaddäus von Brakel, der Felixens Erzählung mit ſichtbarem Wohlgefallen angehört hatte, ſprach aber: Laſſe die Kinder nur gewähren, im Grunde genommen iſt's mir recht lieb, daß ſie die fremdartigen Spielſachen die ſie nur verwirrten und beängſteten, los ſind. Weder die Frau von Brakel noch die Kinder wußten, was der Herr von Brakel mit dieſen Worten eigentlich ſagen wollte.

Das fremde Kind.

Felix und Chriſtlieb waren in aller Frühe nach dem Walde gelaufen. Die Mutter hatte es ihnen eingeſchärft ja recht bald wiederzukommen, weil ſie nun viel mehr in der Stube ſitzen, und viel mehr ſchreiben und leſen müßten als ſonſt, damit ſie ſich nicht gar zu ſehr zu ſchämen brauchten vor dem Hofmeiſter der nun nächſtens kommen werde, deshalb ſprach Felix: Laß uns nun das Stündchen über, das wir draußen bleiben dürfen, recht tüchtig ſpringen und laufen! Sie begannen auch gleich ſich als Hund und Häschen herumzujagen, aber ſo wie dieſes Spiel, erregten auch alle übrigen Spiele die ſie anfingen nach wenigen Sekunden ihnen nur Ueberdruß und Langeweile. Sie wußten ſelbſt gar nicht wie es denn nur kam, daß ihnen gerade heute tauſend ärgerliches Zeug geſchehen mußte. Bald flatterte Felixens Mütze vom Winde getrieben ins Gebüſch, bald ſtrauchelte er und fiel auf die Naſe im beſten Rennen, bald blieb Chriſtlieb mit den Kleidern hangen am Dornſtrauch oder ſtieß ſich den Fuß am ſpitzen Stein, daß ſie laut aufſchreien mußte. Sie gaben bald alles Spielen auf, und ſchlichen mißmüthig durch den Wald. „Wir wollen nur in die Stube kriechen," ſprach Felix, warf ſich aber, ſtatt weiter zu gehen, in den Schatten eines ſchönen Baums. Chriſtlieb folgte ſeinem Beiſpiel. Da ſaßen die Kinder nun voller Unmuth und ſtarrten ſtumm in den Boden hinein. „Ach, ſeufzete Chriſtlieb endlich leiſe, ach hätten wir doch noch die ſchönen Spielſachen!" — Die würden, murrte Felix, die würden uns gar nichts nützen, wir müßten ſie doch nur wieder zerbrechen und verderben. Höre Chriſtlieb! — die

Mutter hat doch wohl recht — die Spielſachen waren gut, aber wir wußten nur nicht damit umzugeben, und das kommt daher weil uns die Wiſſenſchaften fehlen. „Ach lieber Felix, rief Chriſtlieb, du haſt recht, könnten wir die Wiſſenſchaften ſo hübſch auswendig, wie der blanke Vetter und die geputzte Muhme, ach da hätteſt du noch deinen Jäger, dein Harfenmännlein, da läg' meine ſchöne Puppe nicht im Ententeich! — wir ungeſchickten Dinger — ach wir haben keine Wiſſenſchaften!“ und damit fing Chriſtlieb an jämmerlich zu ſchluchzen und zu weinen und Felix ſtimmte mit ein und beide Kinder heulten und jammerten daß es im Walde wiedertönte, wir armen Kinder wir haben keine Wiſſenſchaften! Doch plötzlich hielten ſie inne und fragten voll Erſtaunen: Siehſt du's Chriſtlieb? — Hörſt du's Felix? — Aus dem tiefſten Schatten des dunkeln Gebüſches, das den Kindern gegenüber lag, blickte ein wunderſamer Schein, der wie ſanfter Mondesſtrahl über die vor Wonne zitternden Blätter gaukelte und durch das Säuſeln des Waldes ging ein ſüßes Getön, wie wenn der Wind über Harfen hinſtreift und im Liebkoſen die ſchlummernden Akkorde weckt. Den Kindern wurde ganz ſeltſam zu Muthe, aller Gram war von ihnen gewichen, aber die Thränen ſtanden ihnen in den Augen vor ſüßem nie gekanntem Weh. So wie lichter und lichter der Schein durch das Gebüſch ſtrahlte, ſo wie lauter und lauter die wundervollen Töne erklangen, klopfte den Kindern höher das Herz, ſie ſtarrten hinein in den Glanz und ach! ſie gewahrten daß es das von der Sonne hell erleuchtete holde Antlitz des lieblichſten Kindes war, welches ihnen aus dem Gebüſch zulächelte und zuwinkte. „O komm doch nur zu uns — komm doch nur zu uns, du liebes Kind!“ ſo riefen beide, Chriſtlieb und Felix, indem ſie aufſprangen und voll unbeſchreiblicher Sehnſucht die Hände nach der holden Geſtalt ausſtreckten. „Ich komme — ich komme,“ rief es mit ſüßer Stimme aus dem Gebüſch und leicht wie vom ſäuſelnden Morgenwinde getragen ſchwebte das fremde Kind herüber zu Felix und Chriſtlieb.

Wie das fremde Kind mit Felix und Chriſtlieb ſpielte.

„Ich hab' Euch wohl aus der Ferne weinen und klagen gehört, ſprach das fremde Kind, und da hat es mir recht Leid um Euch gethun, was fehlt Euch denn liebe Kinder?" Ach wir wußten es ſelbſt nicht recht, erwiederte Felix, aber nun iſt es mir ſo, als wenn nur Du uns gefehlt hätteſt. — Das iſt wahr, fiel Chriſtlieb ein, nun du bei uns biſt, ſind wir wieder froh! warum biſt du aber auch ſo lange ausgeblieben? — Beiden Kindern war es in der That ſo, als ob ſie ſchon lange das fremde Kind gekannt und mit ihm geſpielt hätten, und als ob ihr Unmuth nur daher gerührt hätte, daß der liebe Spielkamerad ſich nicht mehr blicken laſſen. „Spielſachen, ſprach Felix weiter, haben wir nun freilich gar nicht, denn ich einfältiger Junge habe geſtern die ſchönſten, die Vetter Pumphoſe mir geſchenkt hatte, ſchändlich verderben und weggeſchmiſſen, aber ſpielen wollen wir doch wohl." Ei Felix ſprach das fremde Kind, indem es laut auflachte, ei wie magſt du nur ſo ſprechen. Das Zeug das du weggeworfen haſt, das hat gewiß nicht viel getaugt, du ſo wie Chriſtlieb, ihr ſeid ja beide ganz umgeben von dem herrlichſten Spielzeuge, das man nur ſehen kann. Wo denn? — Wo denn? — riefen Chriſtlieb und Felix — Schaut doch um euch, ſprach das fremde Kind. — Und Felix und Chriſtlieb gewahrten, wie aus dem dicken Graſe, aus dem wolligen Mooſe allerlei herrliche Blumen wie mit glänzenden Augen hervorguckten, und dazwiſchen funkelten bunte Steine und kryſtallne Muſcheln, und goldene Käferchen tanzten auf und nieder und ſummten leiſe Liedchen. — Nun wollen wir einen Pallaſt bauen, helft mir hübſch die Steine zuſammentragen! ſo rief das fremde Kind indem es zur Erde gebückt bunte Steine aufzuleſen begann. Chriſtlieb und Felix halfen, und das fremde Kind wußte ſo geſchickt die Steine zu fügen, daß ſich bald hohe Säulen erhoben, die in der Sonne funkelten wie polirtes Metall, und darüber wölbte ſich ein luſtiges goldenes Dach. — Nun küßte das fremde Kind die Blumen die aus dem Boden hervorguckten, da rankten ſie im ſüßen Geliſpel in die Höhe und ſich in holder Liebe verſchlingend bildeten ſie duftende Bogengänge in denen die Kinder voll Wonne und Entzücken umherſprangen. Das fremde Kind klatſchte in die Hände, da ſumſte das goldene Dach des Pallaſtes — Goldkäferchen hatten es mit ihren Flügeldecken gewölbt — auseinander und die Säulen zerfloſſen zum rieſelnden Silberbach, an deſſen Ufer ſich die bunten Blumen lagerten und bald neugierig in ſeine Wellen guckten, bald ihre Häupter hin und her wiegend auf ſein kindiſches Plaudern horchten. Nun pflückte das fremde Kind Grashalme, und brach kleine Aeſtchen von den Bäumen die es hinſtreute vor Felix und Chriſtlieb. Aber aus den Grashalmen wurden bald die ſchönſten Puppen, die man nur ſehen konnte und aus den Aeſtchen kleine allerliebſte Jäger. Die Puppen tanzten um Chriſtlieb herum und ließen ſich von ihr auf den Schooß nehmen und lispelten mit feinen Stimmchen: ſey uns gut, ſey uns gut, liebe Chriſtlieb. Die Jäger tummelten ſich und klirrten mit den Büchſen und blieſen auf ihren Hörnern und riefen: Halloh! — Halloh! zur Jagd zur Jagd! — Da ſprangen Häschen aus den Büſchen und Hunde ihnen nach, und die Jäger knallten hinterdrein! — Das war eine Luſt — Alles verlor ſich wieder. Chriſtlieb und Felix riefen: wo ſind die Puppen, wo ſind die Jäger. Das fremde Kind ſprach, o! die ſtehen euch Alle zu Gebote, die ſind jeden Augenblick bei Euch wenn ihr nur wollt, aber möchtet ihr nicht lieber jetzt ein bischen durch den Wald laufen? — Ach ja, Ach ja! riefen beide, Felix und Chriſtlieb. Da faßte das fremde Kind ſie bei den Händen und rief: Kommt, kommt! und damit ging es fort. Aber das war ja gar kein Laufen zu nennen! — Nein! Die Kinder ſchwebten im leichten Fluge durch Wald und Flur und die bunten Vögel flatterten laut ſingend und jubilirend um ſie her. Mit einem mahl ging es hoch — hoch in die Lüfte. „Guten Morgen Kinder! Guten Morgen Gevatter Felix!“ rief der Storch im Vorbeiſtreichen! „Thut mir nichts, thut mir nichts — ich freß' Euer Täublein nicht!“ kreiſchte der Geyer, ſich in banger Scheu vor den Kindern durch die Lüfte ſchwingend — Felix jauchzte laut, aber der Chriſtlieb wurde bange. „Mir vergeht der Athem — ach ich falle wohl!“ ſo rief ſie und in demſelben Augenblick ließ ſich das fremde Kind mit den Geſpielen nieder, und ſprach: nun ſinge ich Euch das Waldlied zum Abſchiede für heute, morgen komm ich wieder. Nun nahm das Kind ein kleines Waldhorn hervor, deſſen goldne Windungen beinahe anzuſehen waren, wie leuchtende Blumenkränze und begann darauf ſo herrlich zu blaſen, daß der ganze Wald wunderſam von den lieblichen Tönen wiederhallte, und dazu ſangen die Nachtigallen, die wie auf des Waldhorns Ruf herbeiflatterten und ſich dicht neben dem Kinde in die Zweige ſetzten, ihre herrlichſten Lieder. Aber plötzlich verhallten die Töne mehr und mehr und nur ein leiſes Säuſeln quoll aus den Gebüſchen, in die das fremde Kind hingeſchwunden. „Morgen — morgen kehr' ich wieder!“

ſo rief es aus weiter Ferne den Kindern zu, die nicht wußten wie ihnen geſchehen, denn ſolch innere Luſt hatten ſie nie empfunden. Ach wenn es doch nur ſchon wieder morgen wäre, ſo ſprachen beide, Felix und Chriſtlieb, indem ſie voller Haſt zu Hauſe liefen um den Eltern zu erzählen, was ſich im Walde begeben.

Was der Herr von Brakel und die Frau von Brakel zu dem fremden Kinde ſagten, und was ſich weiter mit demſelben begab.

„Beinahe möchte ich glauben, daß den Kindern das alles nur geträumt hat!“ So ſprach der Herr Thaddäus von Brakel zu ſeiner Gemahlin, als Felix und Chriſtlieb ganz erfüllt von dem fremden Kinde nicht aufhören konnten, ſein holdes Weſen, ſeinen anmuthigen Geſang, ſeine wunderbaren Spiele zu preiſen. „Denk' ich aber wieder daran, fuhr Herr von Brakel fort, daß beide doch nicht auf einmahl und auf gleiche Weiſe geträumt haben können, ſo weiß ich am Ende ſelbſt nicht, was ich von dem Allen denken ſoll.“ „Zerbrich dir den Kopf nicht, o mein Gemahl!“ erwiderte die Frau von Brakel, ich wette, das fremde Kind iſt niemand anders als Schulmeiſters Gottlieb aus dem benachbarten Dorfe. Der iſt herübergelaufen und hat den Kindern allerlei tolles Zeug in den Kopf geſetzt, aber das ſoll er künftig bleiben laſſen.“ Herr von Brakel war gar nicht der Meinung ſeiner Gemahlin, um indeſſen mehr hinter die eigentliche Bewandtniß der Sache zu kommen, wurden Felix und Chriſtlieb herbeigerufen und aufgefordert genau anzugeben, wie das Kind ausgeſehen habe und wie es gekleidet geweſen ſey. Rückſichts des Ausſehens ſtimmten beide überein, daß das Kind ein lilienweißes Geſicht, roſenrothe Wangen, kirſchrothe Lippen, blauglänzende Augen und goldgelocktes Haar habe, und ſo ſchön ſey, wie ſie es gar nicht auszuſprechen könnten; in Anſehung der Kleider wußten ſie aber nur ſo viel, daß das Kind ganz gewiß nicht eine blaugeſtreifte Jacke, eben ſolche Hoſen und eine ſchwarz lederne Mütze trage, wie Schulmeiſters Gottlieb. Dagegen klang alles, was ſie über den Anzug des Kindes ungefähr zu ſagen vermochten, ganz fabelhaft und wirrig. Chriſtlieb behauptete nämlich, das Kind trage ein wunderſchönes leichtes glänzendes Kleidchen von Roſenblättern; Felix meinte dagegen, das Kleid des Kindes funkle im hellen goldenen Grün wie Frühlingslaub im Sonnenſchein.

Daß das Kind, fuhr Felix weiter fort, irgend einem Schulmeiſter angehören könne, daran ſey gar nicht zu denken, denn zu gut verſtehe ſich der Knabe auf die Jägerei, ſtamme gewiß aus der Heimath aller Wald- und Jagdluſt und werde der tüchtigſte Jägersmann werden, den es wohl gebe. „Ei Felix, unterbrach ihn Chriſtlieb, wie kannſt du nur ſagen daß das kleine liebe Mädchen ein Jägersmann werden ſoll. Auf das Jagen mag ſie ſich auch wohl verſtehen, aber gewiß noch viel beſſer auf die Wirthſchaft im Hauſe, ſonſt hätte ſie mir nicht ſo hübſch die Puppen angekleidet und ſo ſchöne Schüſſeln bereitet!" So hielt Felix das fremde Kind für einen Knaben, Chriſtlieb behauptete dagegen es ſey ein Mädchen und beide konnten darüber nicht einig werden. — Die Frau von Brakel ſagte, es lohnt gar nicht, daß man ſich mit den Kindern auf ſolche Narrheiten einläßt, der Herr von Brakel meinte dagegen: „ich dürfte ja nur den Kindern nachgehen in den Wald und erlauſchen, was denn das für ein ſeltſames Wunderkind iſt, das mit ihnen ſpielt, aber es iſt mir ſo, als könnte ich den Kindern dadurch eine große Freude verderben und deshalb will ich es nicht thun." Andern Tages, als Felix und Chriſtlieb zu gewöhnlicher Zeit in den Wald liefen, wartete das fremde Kind ſchon auf ſie, und wußte es geſtern herrliche Spiele zu beginnen, ſo ſchuf es vollends heute die anmuthigſten Wunder, ſo daß Felix und Chriſtlieb einmal über das andere vor Freude und Entzücken laut aufjauchzten. Luſtig und ſehr hübſch zugleich war es, daß das fremde Kind während des Spielens ſo zierlich und geſcheut mit den Bäumen, Gebüſchen, Blumen, mit dem Waldbach zu ſprechen wußte. Alle antworteten auch ſo vernehmlich, daß Felix und Chriſtlieb alles verſtanden. Das fremde Kind rief ins Erlengebüſch hinein: Ihr ſchwatzhaftes Volk, was flüſtert und wispert ihr wieder untereinander? Da ſchüttelten ſtärker ſich die Zweige und lachten und lispelten: Ha — ha ha — wir freuen uns über die artigen Dinge, die uns Freund Morgenwind heute zugeraunt hat, als er von den blauen Bergen vor den Sonnenſtrahlen daherrauſchte. Er brachte uns tauſend Grüße und Küſſe von der goldnen Königin und einige tüchtige Flügelſchläge voll der ſüßeſten Düfte. „O ſchweigt doch, ſo unterbrachen die Blumen das Geſchwätz der Büſche, o ſchweigt doch von dem Flatterhaften der mit den Düften prahlt, die ſeine falſchen Liebkoſungen uns entlocken. Laßt die Gebüſche lispeln und ſäuſeln, ihr Kinder, aber ſchaut uns an, horcht auf uns, wir lieben Euch gar zu ſehr und putzen uns heraus, mit den ſchönſten glänzendſten Farben Tag für Tag nur damit wir Euch recht gefallen.“ — Und lieben wir Euch denn nicht auch, ihr holden Blumen? So ſprach das fremde Kind, aber Chriſtlieb kniete zur Erde nieder und ſtreckte beide Arme weit aus, als wollte ſie all' die herrlichen Blumen, die um ſie her ſproßten, umarmen, indem ſie rief: Ach ich lieb' Euch ja allzumal! — Felix ſprach: auch mir gefallt ihr wohl, in Euren glänzenden Kleidern, ihr Blumen, aber doch halt' ich es mit dem Grün, mit den Büſchen, mit den Bäumen, mit dem Walde, er muß Euch doch ſchützen und ſchirmen, ihr kleinen bunten Kindlein! Da ſauſte es in den hohen ſchwarzen Tannen: „Das iſt ein wahres Wort, du tüchtiger Junge, und du mußt dich nicht vor uns fürchten, wenn der Gevatter Sturm daher gezogen kommt und wir ein biſchen ungeſtüm mit dem groben Kerl zanken.“ „Ei, rief Felix, knarrt und ſtöhnt und ſauſet nur recht wacker, ihr grünen Rieſen, dann gebt ja dem tüchtigen Jägersmann erſt das Herz recht auf.“ Da haſt du ganz Recht, ſo rauſchte und plätſcherte der Waldbach, da haſt du ganz Recht, aber wozu immer jagen, immer rennen im Sturm und im wilden Gebraus! — Kommt! ſetzt euch fein ins Moos und hört mir zu. Von fernen fernen Landen aus tiefem Schacht komm ich her — ich will euch ſchöne Mährchen erzählen und immer was Neues, Well' auf Welle und immerfort und fort. Und die ſchönſten Bilder zeig' ich Euch, ſchaut mir nur recht ins blanke Spiegelantlitz — duftiges Himmelblau — goldenes Gewölk — Buſch und Blum und Wald — Euch ſelbſt, ihr holden Kinder zieh ich liebend hinein tief in meinen Buſen! — „Felix, Chriſtlieb, ſo ſprach das fremde Kind, indem es mit wunderſamer Holdſeeligkeit um ſich blickte, Felix, Chriſtlieb, o hört doch nur, wie alles uns liebt. Aber ſchon ſteigt das Abendroth auf hinter den Bergen und Nachtigall ruft mich nach Hauſe.“ „O laß uns noch ein biſchen fliegen,“ bat Felix. „Aber nur nicht ſo ſehr hoch, da ſchwindelts mir gar zu ſehr,“ ſprach Chriſtlieb. Da faßte wie geſtern das fremde Kind beide, Felix und Chriſtlieb, bei den Händen und nun ſchwebten ſie auf im goldenen Purpur des Abendroths und das luſtige Volk der bunten Vögel ſchwärmte und lärmte um ſie her — das war ein Jauchzen und Jubeln! — In den glänzenden Wolken, wie in wogenden Flammen erblickte Felix die herrlichſten Schlöſſer von lauter Rubinen und andern funkelnden Edelſteinen: Schau o ſchau doch Chriſtlieb, rief er voll Entzücken, das ſind prächtige, prächtige Häuſer, nur tapfer laß uns fliegen, wir kommen gewiß hin. Chriſtlieb gewahrte auch die Schlöſſer und vergaß alle Furcht, indem ſie nicht mehr hinab, ſondern unverwandt in die Ferne blickte. „Das ſind meine lieben Luftſchlöſſer, ſprach das fremde Kind, aber hin kommen wir heute wohl nicht mehr!" — Felix und Chriſtlieb waren wie im Traume und wußten ſelbſt nicht wie es geſchah, daß ſie unverſehens ſich zu Hauſe bei Vater und Mutter befanden.

Von der Heimath des fremden Kindes.

Das fremde Kind hatte auf dem anmuthigſten Platz im Walde zwiſchen ſäuſelndem Gebüſch, dem Bach unfern, ein überaus herrliches Gezelt von hohen ſchlanken Lilien, glühenden Roſen und bunten Tulipanen erbaut. Unter dieſem Gezelt ſaßen mit dem fremden Kinde Felix und Chriſtlieb und horchten darauf, was der Waldbach allerlei ſeltſames Zeug durcheinander plauderte. „Recht verſtehe ich doch nicht, fing Felix an, was der dort unten erzählt und es iſt mir ſo, als wenn du ſelbſt, mein lieber lieber Junge alles, was er nur ſo unverſtändlich murmelt, recht hübſch mir ſagen könnteſt. Ueberhaupt möcht' ich dich doch wohl fragen, wo du denn herkommſt und wo du immer ſo ſchnell hinverſchwindeſt, daß wir ſelbſt niemals wiſſen wie das geſchieht?" — „Weißt du wohl, liebes Mädchen, fiel Chriſtlieb ein, daß Mutter glaubt, du ſeyſt Schulmeiſters Gottlieb?" „Schweig doch nur dummes Ding, rief Felix, Mutter hat den lieben Knaben niemals geſehen, ſonſt würde ſie gar nicht von Schulmeiſters Gottlieb geſprochen haben. — Aber nun ſage mir geſchwind, du lieber Junge, wo du wohnſt, damit wir zu dir ins Haus kommen können, zur Winterszeit, wenn es ſtürmt und ſchneit und im Walde nicht Steg nicht Weg zu finden iſt." „Ach ja! ſprach Chriſtlieb, nun mußt du uns fein ſagen, wo du zu Hauſe biſt, wer deine Aeltern ſind und hauptſächlich wie du denn eigentlich heißeſt." Das fremde Kind ſah ſehr ernſt, beinahe traurig vor ſich hin und ſeufzte recht aus tiefer Bruſt. Dann, nachdem es einige Augenblicke geſchwiegen, fing es an: Ach lieben Kinder, warum fragt ihr nach meiner Heimath? Iſt es denn nicht genug, daß ich tagtäglich zu Euch komme und mit Euch ſpiele? — Ich könnte Euch ſagen, daß ich dort hinter den blauen Bergen, die wie krauſes, zackiges Nebelgewölk anzuſehen ſind, zu Hauſe bin, aber wenn ihr Tagelang und immer fort und fort laufen wolltet, bis ihr auf den Bergen ſtündet, ſo würdet ihr wieder eben ſo fern ein neues Gebirge ſchauen, hinter dem ihr meine Heimath ſuchen müßtet, und wenn ihr auch dieſes Gebirge erreicht hättet, würdet ihr wiederum ein neues erblicken, und ſo würde es Euch immer fort und fort gehen und ihr würdet niemals meine Heimath erreichen. „Ach, rief Chriſtlieb weinerlich aus, ach ſo wohnſt du wohl viele hundert hundert Meilen von uns und biſt nur zum Beſuch in unſerer Gegend?“ Sieh nur, liebe Chriſtlieb! fuhr das fremde Kind fort, wenn du dich recht herzlich nach mir ſehnſt, ſo bin ich gleich bei dir und bringe dir alle Spiele, alle Wunder aus meiner Heimath mit, und iſt denn das nicht eben ſo gut als ob wir in meiner Heimath ſelbſt zuſammen ſäßen und mit einander ſpielten? Das nun wohl eben nicht, ſprach Felix, denn ich glaube, daß deine Heimath ein gar herrlicher Ort ſein muß, ganz voll von den herrlichen Dingen, die du uns mitbringſt. Du magſt mir nun die Reiſe dahin ſo ſchwierig vorſtellen wie du willſt, ſo wie ich es nur vermag, mache ich mich doch auf den Weg. So durch Wälder ſtreichen und auf ganz wilden verwachſenen Pfaden, Gebirge erklettern, durch Bäche waten, über ſchroffes Geſtein und dornigt Geſtrüpp, das iſt ſo recht Waidmanns Sache — ich werd's ſchon durchführen. Das wirſt du auch, rief das fremde Kind, indem es freudig lachte, und wenn du es dir ſo recht feſt vornimmſt, dann iſt es ſo gut als hätteſt du es ſchon wirklich ausgeführt. Das Land, in dem ich wohne iſt in der That ſo ſchön und herrlich, wie ich es gar nicht zu beſchreiben vermag. Meine Mutter iſt es, die als Königin über dieſes Reich voller Glanz und Pracht herrſcht. — So biſt du ja ein Prinz. — So biſt du ja eine Prinzeſſin — riefen zu gleicher Zeit verwundert, ja beinahe erſchrocken, Felix und Chriſtlieb. „Allerdings,“ ſprach das fremde Kind. So wohnſt du wohl in einem ſchönen Pallaſt! fragte Felix weiter. Ja wohl, erwiederte das fremde Kind, noch viel ſchöner iſt der Pallaſt meiner Mutter, als die glänzenden Schlöſſer, die du in den Wolken geſchaut haſt, denn ſeine ſchlanken Säulen aus purem Kryſtall erheben ſich hoch — hoch hinein in das Himmelsblau, das auf ihnen ruht wie ein weites Gewölbe. Unter dem ſegelt glänzendes Gewölk mit goldnen Schwingen hin und her und das purpurne Morgen- und Abendroth ſteigt auf und nieder und in Klingenden Kreiſen tanzen die funkelnden Sterne. — Ihr habt, meine lieben Geſpielen, ja wohl ſchon von Feen gehört, die, wie es ſonſt kein Menſch vermag, die herrlichſten Wunder hervorrufen können, und ihr werdet es auch wohl ſchon gemerkt haben, daß meine Mutter nichts anders iſt, als eine Fee. Ja! das iſt ſie wirklich und zwar die mächtigſte, die es giebt. Alles, was auf der Erde webt und lebt, hält ſie mit treuer Liebe umfangen, doch zu ihrem innigen Schmerz wollen viele Menſchen gar nichts von ihr wiſſen. Vor allen liebt meine Mutter aber die Kinder und daher kommt es, daß die Feſte, die ſie in ihrem Reiche den Kindern bereitet, die ſchönſten und herrlichſten ſind. Da geſchieht es denn wohl, daß ſchmucke Geiſter aus dem Hofſtaate meiner Mutter keck ſich durch die Wolken ſchwingen und von einem Ende des Pallaſtes bis zum andern einen in den ſchönſten Farben ſchimmernden Regenbogen ſpannen. Unter dem bauen ſie den Thron meiner Mutter aus lauter Diamanten, die aber ſo anzuſehen ſind und ſo herrlich duften wie Lilien, Nelken und Roſen. So wie meine Mutter den Thron beſteigt, rühren die Geiſter ihre goldnen Harfen, ihre kryſtallenen Zimbeln und dazu ſingen die Kammerſänger meiner Mutter mit ſolch wunderbaren Stimmen, daß man vergehen möchte vor ſüßer Luſt. Dieſe Sänger ſind aber ſchöne Vögel, größer noch als Adler, mit ganz purpurnem Gefieder, wie ihr ſie wohl noch nie geſehen habt. Aber ſo wie die Muſik losgegangen, wird alles im Pallaſt, im Walde, im Garten laut und lebendig. Viele tauſend blank geputzte Kinder tummeln ſich im Jauchzen und Jubeln umher. Bald jagen ſie ſich durch's Gebüſch und werfen ſich neckend mit Blumen, bald klettern ſie auf ſchlanke Bäumchen und laſſen ſich vom Winde hin und her ſchaukeln, bald pflücken ſie goldglänzende Früchte, die ſo ſüß und herrlich ſchmecken wie ſonſt nichts auf der Erde, bald ſpielen ſie mit zahmen Rehen — mit andern ſchmucken Thieren, die ihnen aus dem Gebüſch entgegenſpringen; bald rennen ſie keck den Regenbogen auf und nieder oder beſteigen gar als kühne Reiter die ſchönen Gold-Faſanen, die ſich mit ihnen durch die glänzenden Wolken ſchwingen. „Ach das muß herrlich ſeyn, ach nimm uns mit in deine Heimath, wir wollen immer dort bleiben!“ — So riefen Felix und Chriſtlieb voll Entzücken, das fremde Kind ſprach aber: Mitnehmen nach meiner Heimath kann ich Euch in der That nicht, es iſt zu weit, ihr müßtet ſo gut und unermüdlich fliegen können wie ich ſelbſt. Felix und Chriſtlieb wurden ganz traurig und blickten ſchweigend zur Erde nieder.

Von dem böſen Miniſter am Hofe der Feen-Königin.

Ueberhaupt, fuhr das fremde Kind fort, überhaupt möchtet ihr Euch in meiner Heimath vielleicht gar nicht ſo gut befinden, als ihr es Euch nach meiner Erzählung vorſtellt. Ja der Aufenthalt könnte euch ſogar verderblich ſeyn. Manche Kinder vermögen nicht den Geſang der purpurrothen Vögel, ſo herrlich er auch iſt, zu ertragen, ſo daß er ihnen das Herz zerreißt, und ſie augenblicklich ſterben müſſen. Andere, die gar zu keck auf den Regenbogen rennen, gleiten aus und ſtürzen herab, und manche ſind ſogar albern genug im beſten Fliegen dem Goldfaſan, der ſie trägt, weh zu thun. Das nimmt denn der ſonſt friedliche Vogel dem dummen Kinde übel und reißt ihm mit ſeinem ſcharfen Schnabel die Bruſt auf, ſo daß es blutend aus den Wolken herabfällt. Meine Mutter härmt ſich gar ſehr ab, wenn Kinder auf ſolche Weiſe, freilich durch ihre eigne Schuld, verunglücken. Gar zu gern wollte ſie, daß alle Kinder auf der ganzen Welt die Luſt ihres Reichs genießen möchten, aber wenn viele auch tüchtig fliegen können, ſo ſind ſie nachher doch entweder zu keck oder zu furchtſam und verurſachen ihr nur Sorge und Angſt. Eben deshalb erlaubt ſie mir, daß ich hinausfliegen aus meiner Heimath und tüchtigen Kindern allerlei ſchöne Spielſachen daraus mitbringen darf, wie ich es denn auch mit Euch gemacht habe. „Ach, rief Chriſtlieb, ich könnte gewiß keinem ſchönen Vogel Leides thun, aber auf dem Regenbogen rennen möchte ich doch nicht.“ Das wäre, — fiel ihr Felix ins Wort, — das wäre nun gerade meine Sache und eben deshalb möchte ich zu deiner Mutter Königin. Kannſt du nicht einmal den Regenbogen mitbringen? Nein, erwiederte das fremde Kind, das geht nicht an, und ich muß dir überhaupt ſagen, daß ich mich nur ganz heimlich zu Euch ſtehlen darf. Sonſt war ich überall ſicher als ſey ich bei meiner Mutter, und es war überhaupt ſo, als ſey überall ihr ſchönes Reich ausgebreitet, ſeit der Zeit aber, daß ein arger Feind meiner Mutter, den ſie aus ihrem Reiche verbannt hat, wild umherſchwärmt, bin ich vor arger Nachſtellung nicht geſchützt. „Nun, rief Felix, indem er aufſprang und den Dornſtock, den er ſich geſchnitzt, in der Luſt ſchwenkte, nun den wollt' ich denn doch ſehen, der dir hier Leides zufügen ſollte. Fürs erſte hätt' er es mit mir zu thun und dann rief ich Papa zu Hülfe, der ließe den Kerl einfangen und in den Thurm ſperren." „Ach, erwiederte das fremde Kind, ſo wenig der arge Feind in meiner Heimath mir etwas anthun kann, ſo gefährlich iſt er mir außerhalb derſelben, er iſt gar mächtig und wider ihn hilft nicht Stock nicht Thurm." Was iſt denn das für ein garſtig Ding, das dich ſo bange machen kann? fragte Chriſtlieb. Ich habe Euch geſagt, fing das fremde Kind an, daß meine Mutter eine mächtige Königin iſt, und ihr wißt, daß Königinnen ſo wie Könige einen Hofſtaat und Miniſter um ſich haben. Ja wohl ſprach Felix, der Onkel Graf iſt ſelbſt ſolch' ein Miniſter, und trägt einen Stern auf der Bruſt. Deiner Mutter Miniſter tragen auch wohl recht funkelnde Sterne? Nein erwiederte das fremde Kind, nein das eben nicht, denn die mehrſten ſind ſelbſt ganz und gar funkelnde Sterne und andere tragen gar keine Röcke, worauf ſich ſo etwas anbringen ließe. Daß ichs nur ſage, alle Miniſter meiner Mutter ſind mächtige Geiſter, die theils in der Luft ſchweben, theils in Feuerflammen, theils in den Gewäſſern wohnen, und überall das ausführen, was meine Mutter ihnen gebietet. Es fand ſich vor langer Zeit ein fremder Geiſt bei uns ein, der nannte ſich Pepaſilio und behauptete, er ſey ein großer Gelehrter, er wiſſe mehr und würde größere Dinge bewirken als alle übrigen. Meine Mutter nahm ihn in die Reihe ihrer Miniſter auf, aber bald entwickelte ſich immer mehr ſeine innere Tücke. Außerdem daß er alles, was die übrigen Miniſter thaten, zu vernichten ſtrebte, ſo hatte er es vorzüglich darauf abgeſehen, die frohen Feſte der Kinder recht hämiſch zu verderben. Er hatte der Königin vorgeſpiegelt, daß er die Kinder erſt recht luſtig und geſcheut machen wollte, ſtatt deſſen hing er ſich centnerſchwer an den Schweif der Faſanen, ſo daß ſie ſich nicht aufſchwingen konnten, zog er die Kinder, wenn ſie auf Roſenbüſchen hinaufgeklettert, bei den Beinen herab, daß ſie ſich die Naſen blutig ſchlugen, zwang er die, welche luſtig laufen und ſpringen wollten, auf allen Vieren mit zur Erde gebeugtem Haupte herum zu kriechen. Den Sängern ſtopfte er allerlei ſchädliches Zeug in die Schnäbel, damit ſie nur nicht ſingen ſollten, denn Geſang konnte er nicht ausſtehen und die armen zahmen Thierchen wollte er ſtatt mit ihnen zu ſpielen auffreſſen, denn nur dazu, meinte er, wären ſie da. Das Abſcheulichſte war aber wohl, daß er mit Hülfe ſeiner Geſellen die ſchönen funkelnden Edelſteine des Pallaſtes, die bunt ſchimmernden Blumen, die Roſen und Lilienbüſche, ja ſelbſt den glänzenden Regenbogen mit einem ekelhaften ſchwarzen Saft zu überziehn wußte, ſo daß alle Pracht verſchwunden und alles todt und traurig anzuſehen war. Und wie er dies vollbracht, erhob er ein ſchallendes Gelächter und ſchrie, nun ſey erſt alles ſo wie es ſein ſolle, denn er habe es beſchrieben. Als er nun vollends erklärte, daß er meine Mutter nicht als Königin anerkenne, ſondern daß ihm allein die Herrſchaft gebühre, und ſich in der Geſtalt einer ungeheuren Fliege mit blitzenden Augen und vorgeſtrecktem ſcharfen Rüſſel emporſchwang in abſcheulichem Summen und Brauſen auf den Thron meiner Mutter, da erkannte ſie ſo wie alle, daß der hämiſche Miniſter, der ſich unter dem ſchönen Namen Pepaſilio eingeſchlichen, niemand anders war, als der finſtere mürriſche Gnomen-König Pepſer. Der Thörichte hatte aber die Kraft ſo wie die Tapferkeit ſeiner Geſellen viel zu hoch in Anſchlag gebracht. Die Miniſter des Luftdepartements umgaben die Königin und fächelten ihr ſüße Düfte zu, indem die Miniſter des Feuerdepartements in Flammenwogen auf und nieder rauſchten und die Sänger, deren Schnäbel gereinigt, die volltönendſten Geſänge anſtimmten, ſo, daß die Königin den häßlichen Pepſer weder ſah noch hörte noch ſeinen vergifteten übelriechenden Athem ſpürte. In dem Augenblick auch faßte der Faſanenfürſt den böſen Pepſer mit dem leuchtenden Schnabel und drückte ihn ſo gewaltig zuſammen, daß er vor Wuth und Schmerz laut aufkreiſchte, dann ließ er ihn aus der Höhe von dreitauſend Ellen zur Erde niederfallen. Er konnte ſich nicht regen und bewegen, bis auf ſein wildes Geſchrei ſeine Muhme, die große blaue Kröte herbeikroch, ihn auf den Rücken nahm und nach Hauſe ſchleppte. Fünfhundert luſtige kecke Kinder erhielten tüchtige Fliegenklatſchen, mit denen ſie Pepſers häßliche Geſellen, die noch umherſchwärmten und die ſchönen Blumen verderben wollten, todtſchlugen. So wie nun Pepſer fort war, zerfloß der ſchwarze Saft, womit er alles überzogen, von ſelbſt und bald blühete und glänzte und ſtrahlte alles ſo herrlich und ſchön wie zuvor. Ihr könnt denken, daß der garſtige Pepſer nun in meiner Mutter Reich nichts mehr vermag, aber er weiß, daß ich mich oft hinauswage und verfolgt mich raſtlos unter allerlei Geſtalten, ſo daß ich ärmſtes Kind oft auf der Flucht nicht weiß, wo ich mich hin verbergen ſoll, und darum, ihr lieben Geſpielen, entfliehe ich oft ſo ſchnell, daß ihr nicht ſpürt, wo ich hingekommen. Dabei muß es denn auch bleiben und wohl kann ich euch ſagen, daß, ſollte ich es auch unternehmen, mich mit Euch in meine Heimath zu ſchwingen, Pepſer uns gewiß aufpaſſen und uns todtmachen würde. Chriſtlieb weinte bitterlich über die Gefahr in der das fremde Kind immer ſchweben mußte. Felix meinte aber: iſt der garſtige Pepſer weiter nichts als eine große Fliege, ſo will ich ihm mit Papa's großer Fliegenklatſche ſchon zu Leibe gehn, und habe ich ihm eins tüchtig auf die Naſe verſetzt, ſo mag Muhme Kröte zuſehen wie ſie ihn nach Hauſe ſchleppt.

Wie der Hofmeiſter angekommen war und die Kinder ſich vor ihm fürchten.

In vollem Sprunge eilten Felix und Chriſtlieb nach Hauſe, indem ſie unaufhörlich riefen: Ach das fremde Kind iſt ein ſchöner Prinz! — Ach das fremde Kind iſt eine ſchöne Prinzeſſin! Sie wollten das jauchzend den Eltern verkünden, aber wie zur Bildſäule erſtarrt blieben ſie in der Hausthüre ſtehen, als ihnen Herr Thaddäus von Brakel entgegentrat und an ſeiner Seite einen fremden verwunderlichen Mann hatte, der halb vernehmlich in ſich hineinbrummte: das ſind mir ſaubere Rangen! — Das iſt der Herr Hofmeiſter, ſprach Herr von Brakel indem er den Mann bei der Hand ergriff, das iſt der Herr Hofmeiſter, den Euch der gnädige Onkel geſchickt hat. Grüßt ihn ſein artig! — Aber die Kinder ſahen den Mann von der Seite an und konnten ſich nicht regen und bewegen. Das kam daher, weil ſie ſolch eine wunderliche Geſtalt noch niemals geſchaut. Der Mann mochte kaum mehr als einen halben Kopf höher ſeyn als Felix, dabei war er aber unterſetzt; nur ſtachen gegen den ſehr ſtarken breiten Leib die kleinen ganz dünnen Spinnenbeinchen ſeltſam ab. Der unförmliche Kopf war beinahe viereckig zu nennen, und das Geſicht faſt gar zu häßlich, denn außerdem, daß zu den dicken braunrothen Backen und dem breiten Maule die viel zu lange ſpitze Naſe gar nicht paſſen wollte, ſo glänzten auch die kleinen hervorſtehenden Glasaugen ſo graulich, daß man ihn gar nicht gern anſehen mochte. Uebrigens hatte der Mann eine pechſchwarze Perücke auf den viereckigen Kopf geſtülpt, war auch von Kopf bis zu Fuß pechſchwarz gekleidet und hieß: Magiſter Tinte. Als nun die Kinder ſich nicht rückten und rührten, wurde die Frau

Blatt 8

von Brakel böſe und rief; „Potztauſend ihr Kinder, was iſt denn das? der Herr Magiſter wird Euch für ganz ungeſchliffene Bauernkinder halten müſſen. — Fort! gebt dem Herrn Magiſter fein die Hand!“ Die Kinder ermannten ſich, und thaten, was die Mutter befohlen, ſprangen aber, als der Magiſter ihre Hände faßte, mit dem lauten Schrei: O weh o weh! zurück. Der Magiſter lachte hell auf und zeigte eine heimliche in der Hand verſteckte Nadel vor, womit er die Kinder, als ſie ihm die Hand reichten, geſtochen. Chriſtlieb weinte, Felix aber grollte den Magiſter von der Seite an: Verſuche das nur noch einmal kleiner Dickbauch. — Warum thaten Sie das lieber Herr Magiſter Tinte, fragte etwas mißmüthig der Herr von Brakel. Der Magiſter erwiederte: Das iſt nun einmal ſo meine Art, ich kann davon gar nicht laſſen. Und dabei ſtemmte er beide Hände in die Seite und lachte immerfort, welches aber zuletzt ſo widerlich klang wie der Ton einer verdorbenen Schnarre. „Sie ſcheinen ein ſpaßhafter Mann zu ſein, lieber Herr Magiſter Tinte,“ ſprach der Herr von Brakel, aber ihm ſowohl als der Frau von Brakel, vorzüglich den Kindern, wurde ganz unheimlich zu Muthe. „Nun nun, rief der Magiſter, wie ſtehts denn mit den kleinen Krabben, ſchon tüchtig in den Wiſſenſchaften vorgerückt? — Wollen doch gleich ſehen.“ Damit fing er an, den Felix und die Chriſtlieb ſo zu fragen, wie es der Onkel Graf mit ſeinen Kindern gethan. Als nun aber beide verſicherten, daß ſie die Wiſſenſchaften noch gar nicht auswendig wüßten, da ſchlug der Magiſter Tinte die Hände über den Kopf zuſammen, daß es klatſchte, und ſchrie wie beſeſſen: Das iſt was ſchönes! — keine Wiſſenſchaften. — Das wird Arbeit geben! Wollens aber ſchon kriegen! Felix, ſo wie Chriſtlieb, beide ſchrieben eine ſaubere Handſchrift, und wußten aus manchen alten Büchern die ihnen der Herr von Brakel in die Hände gab und die ſie emſig laſen, manche ſchöne Geſchichte zu erzählen, das achtete aber der Magiſter Tinte für gar nichts, ſondern meinte, das alles wäre nur dummes Zeug. — Ach! nun war an kein in den Wald laufen mehr zu denken! — Statt deſſen mußten die Kinder beinahe den ganzen Tag zwiſchen den vier Wänden ſitzen und dem Magiſter Tinte Dinge nachplappern die ſie nicht verſtanden. Es war ein wahres Herzeleid! — Mit welchen ſehnſuchtsvollen Blicken ſchauten ſie nach dem Walde! Oft war es ihnen, als hörten ſie mitten unter den luſtigen Liedern der Vögel, im Rauſchen der Bäume, des fremden **Kindes** ſüße Stimme rufen: „Wo ſeid ihr denn, Felix — Chriſtlieb — ihr lieben Kinder! wo ſeid ihr denn! wollt ihr nicht mehr mit mir ſpielen! — Kommt doch nur! — ich habe Euch einen ſchönen Blumenpallaſt gebaut — da ſetzen wir uns hinein und ich ſchenk' Euch die herrlichſten bunteſten Steine — und dann ſchwingen wir uns auf in die Wolken und bauen ſelbſt funkelnde Luftſchlöſſer! — Kommt doch! Kommt doch nur!“ Darüber wurden die Kinder mit allen ihren Gedanken ganz hingezogen nach dem Walde, und ſahen und hörten nicht mehr auf den Magiſter. Der wurde aber dann ganz zornig und ſchlug mit beiden Fäuſten auf den Tiſch und brummte und ſummte und ſchnarrte und knarrte: „Pim — Sim — Prr — Srrr — Knurrr — Krrr — Was iſt das! aufgepaßt'“ Felix hielt das aber nicht lange aus, er ſprang auf und rief: laß mich los mit deinem dummen Zeuge, Herr Magiſter Tinte, fort will ich in den Wald — ſuch' dir den Vetter Pumphoſe, das iſt was für den! — Komm Chriſtlieb, das fremde Kind wartet ſchon auf uns.“ — Damit ging es fort, aber der Magiſter Tinte ſprang mit ungemeiner Behendigkeit hinter her und erfaßte die Kinder dicht vor der Hausthür. Felix wehrte ſich tapfer und der Magiſter Tinte war im Begriff zu unterliegen, da dem Felix der treue Sultan zu Hülfe geeilt war. Sultan, ſonſt ein frommer geſitteter Hund, hatte gleich vom erſten Augenblick an einen entſchiedenen Abſcheu gegen den Magiſter Tinte bewieſen. So wie dieſer ihm nur nahe kam, knurrte er, und ſchlug mit dem Schweif ſo heftig um ſich, daß er den Magiſter, den er geſchickt an die dünnen Beinchen zu treffen wußte, beinahe umgeſchmiſſen hätte. Sultan ſprang hinzu und packte den Magiſter, der Felix bei beiden Schultern hielt, ohne Umſtände beim Rockkragen. Der Magiſter Tinte erhob ein klägliches Geſchrei, auf das Herr Thaddäus von Brakel ſchnell hinzueilte. Der Magiſter ließ ab von Felix, Sultan von dem Magiſter. „Ach wir ſollen nicht mehr in den Wald,“ klagte Chriſtlieb, indem ſie bitterlich weinte. So ſehr auch der Herr von Brakel den Felix ausſchalt, thaten ihm doch die Kinder leid, die nicht mehr in Flur und Hain herumſchwärmen ſollten. Der Magiſter Tinte mußte ſich dazu verſtehen, täglich mit den Kindern den Wald zu beſuchen. Es ging ihm ſchwer ein. „Hätten Sie nur, Herr von Brakel, ſprach er, einen vernünftigen Garten mit Buchsbaum und Staketen am Hauſe, ſo könnte man in der Mittagsſtunde mit den Kindern ſpazieren gehen, was in aller Welt ſollen wir aber in dem wilden Walde?“ — Die Kinder waren auch ganz unzufrieden und die ſprachen nun wieder: was ſoll uns der Magiſter in unſerm lieben Walde? —

Wie die Kinder mit dem Herrn Magiſter Tinte im Walde ſpazieren gingen und was ſich dabei zutrug.

Nun? — gefallt es dir nicht in unſerm Walde Herr Magiſter? So fragte Felix den Magiſter Tinte, als ſie daher zogen durch das rauſchende Gebüſch. Der Magiſter Tinte zog aber ein ſaures Geſicht und rief: Dummes Zeug, hier iſt kein ordentlicher Steg und Weg, man zerreißt ſich nur die Strümpfe und kann vor dem häßlichen Gekreiſch der dummen Vögel gar kein vernünftiges Wort ſprechen. „Haha, Herr Magiſter, ſprach Felix, ich merk' es ſchon, du verſtehſt dich nicht auf den Geſang und hörſt es auch wohl gar nicht einmal, wenn der Morgenwind mit den Büſchen plaudert und der alte Waldbach ſchöne Mährchen erzählt.“ Und, fiel Chriſtlieb dem Felix ins Wort, ſag es nur Herr Magiſter, du liebſt auch wohl nicht die Blumen? Da wurde der Herr Magiſter noch kirſchbrauner im Antlitz als er ſchon von Natur war, er ſchlug mit den Händen um ſich und ſchrie ganz erboſt: Was ſprecht ihr da für tolles albernes Zeug? — wer hat Euch die Narrheiten in den Kopf geſetzt? das fehlte noch, daß Wälder und Bäche dreiſt genug wären ſich in vernünftige Geſpräche zu miſchen und mit dem Geſange der Vögel iſt es auch nichts; Blumen lieb' ich wohl, wenn ſie fein in Töpfe geſteckt ſind und in der Stube ſtehen, dann duften ſie und man erſpart das Räucherwerk. Doch im Walde wachſen ja gar keine Blumen. „Aber Herr Magiſter, rief Chriſtlieb, ſiehſt du denn nicht die lieben Mayblümchen, die dich recht mit hellen freundlichen Augen ankucken?“ — „Was was, ſchrie der Magiſter — Blumen? Augen? — ha ha ha — ſchöne Augen — ſchöne Augen! Die nichtsnutzigen Dinger riechen nicht einmal!“ — Und damit bückte ſich der Magiſter Tinte zur Erde nieder, riß einen ganzen Strauß Mayblümchen ſammt den Wurzeln heraus und warf ihn fort ins Gebüſch. Den Kindern war es, als ginge in dem Augenblick ein wehmüthiger Klagelaut durch den Wald; Chriſtlieb mußte bitterlich weinen, Felix biß unmuthig die Zähne zuſammen. Da geſchah es, daß ein kleiner Zeiſig dem Magiſter Tinte dicht bei der Naſe vorbeiflatterte, ſich dann auf einen Zweig ſetzte und ein luſtiges Liedchen anſtimmte. Ich glaube gar, ſprach der Magiſter, ich glaube gar das iſt ein Spottvogel? Und damit nahm er einen Stein von der Erde auf, warf ihn nach dem Zeiſig und traf den armen Vogel, daß er zum Tode verſtummt von dem grünen Zweige herabfiel. Nun konnte Felix ſich gar nicht mehr halten. „Ei du abſcheulicher Herr Magiſter Tinte, rief er ganz erboßt, was hat dir der arme Vogel gethan, daß du ihn todtſchmeißeſt? — O wo biſt du denn, du holdes fremdes Kind, o komm doch nur, laß uns weit weit fortfliegen, ich mag nicht mehr bei dem garſtigen Menſchen ſein; ich will fort nach deiner Heimath!“ — Und mit vollem Schluchzen und Weinen ſtimmte Chriſtlieb ein: O du liebes holdes Kind, komm doch nur, komm doch nur zu uns, Ach! Ach! — rette uns — rette uns, der Herr Magiſter Tinte macht uns ja todt wie die Blumen und Vögel! — „Was iſt das mit dem fremden Kinde,“ rief der Magiſter. Aber in dem Augenblick ſäuſelte es ſtärker im Gebüſch und in dem Säuſeln erklangen wehmüthige herzzerſchneidende Töne, wie von dumpfen in weiter Ferne angeſchlagenen Glocken. — In einem leuchtenden Gewölk, das ſich herabließ, wurde das holde Antlitz des fremden Kindes ſichtbar — dann ſchwebte es ganz hervor, aber es rang die kleinen Händchen, und Thränen rannen wie glänzende Perlen aus den holden Augen über die roſigten Wangen. „Ach, jammerte das fremde Kind, ach ihr lieben Geſpielen, ich kann nicht mehr zu Euch kommen — ihr werdet mich nicht wiederſehen — lebt wohl! lebt wohl! — Der Gnome Pepſer hat ſich Eurer bemächtigt, o ihr armen Kinder, lebt wohl — lebt wohl!“ — Und damit ſchwang ſich das fremde Kind hoch in die Lüfte. Aber hinter den Kindern brummte und ſummte und knarrte und ſchnarrte es auf entſetzlich grauſige Weiſe. Der Magiſter Tinte hatte ſich umgeſtaltet in eine große ſcheußliche Fliege, und recht abſcheulich war es, daß er dabei doch noch ein menſchliches Geſicht, und ſogar auch einige Kleidungsſtücke behalten. Er ſchwebte langſam und ſchwerfällig auf, offenbar um das fremde Kind zu verfolgen. Von Entſetzen und Graus erfaßt rannte Felix und Chriſtlieb fort aus dem Walde. Erſt auf der Wieſe wagten ſie empor zu ſchauen. Sie wurden einen glänzenden Punkt in den Wolken gewahr, der wie ein Stern funkelte und herabzuſchweben ſchien. „Das iſt das fremde Kind,“ rief Chriſtlieb. Immer größer wurde der Stern und dabei hörten ſie ein Klingen wie von ſchmetternden Trompeten. Bald konnten ſie nun erkennen, daß der Stern ein ſchöner in gleißendem Goldgefieder prangender Vogel war, der, die mächtigen Flügel ſchüttelnd und laut ſingend, ſich auf den Wald herabſenkte. Ha, ſchrie Felix, das iſt der Faſanenfürſt, der beißt den Herrn Magiſter Tinte todt — ha ha, das fremde Kind iſt geborgen und wir ſind es auch! — Komm Chriſtlieb — ſchnell laß uns nach Hauſe laufen und dem Papa erzählen was ſich zugetragen.

Wie der Herr von Brakel den Magiſter Tinte fortjagte.

Der Herr von Brakel und die Frau von Brakel beide ſaßen vor der Thüre ihres kleinen Hauſes, und ſchauten in das Abendroth, das ſchon hinter den blauen Bergen in goldenen Strahlen aufzuſchimmern begann. Vor ihnen ſtand auf einem kleinen Tiſch das Abendeſſen aufgetragen, das aus nichts anderem als einem tüchtigen Napf voll herrlicher Milch und einer Schüſſel mit Butterbrödten beſtand. „Ich weiß nicht, fing Herr von Brakel an, ich weiß nicht, wo der Magiſter Tinte ſo lange mit den Kindern ausbleibt. Erſt hat er ſich geſperrt und durchaus nicht in den Wald gehen wollen, und jetzt kommt er gar nicht wieder heraus. Ueberhaupt iſt das ein ganz wunderlicher Mann der Herr Magiſter Tinte und es iſt mir beinahe ſo, als ſei es beſſer geweſen, er wäre ganz davon geblieben. Daß er gleich anfangs die Kinder ſo heimtückiſch ſtach, das hat mir gar nicht gefallen, und mit ſeinen Wiſſenſchaften mag es auch nicht weit her ſein, denn allerlei ſeltſame Wörter und unverſtändliches Zeug plappert er her und weiß was der Großmogul für Kamaſchen trägt; kommt er aber heraus, ſo vermag er nicht die Linde vom Kaſtanienbaum zu unterſcheiden und hat ſich überhaupt ganz albern und abgeſchmackt. Die Kinder können unmöglich Reſpekt vor ihm haben.“ „Mir geht es, erwiederte die Frau von Brakel, mir geht es ganz wie dir lieber Mann! So ſehr es mich freute, daß der Herr Vetter ſich unſerer Kinder annehmen wollte, ſo ſehr bin ich jetzt davon überzeugt, daß das auf andere und beſſere Weiſe hätte geſchehen können, als daß er uns den Herrn Magiſter Tinte über den Hals ſchickte. Wie es mit ſeinen Wiſſenſchaften ſtehen mag, das weiß ich nicht, aber ſo viel iſt gewiß, daß das kleine ſchwarze dicke Männlein mit den kleinen dünnen Beinchen mir immer mehr und mehr zuwider wird. Vorzüglich iſt es garſtig, daß der Magiſter ſo entſetzlich naſchhaftig iſt. Keine Neige

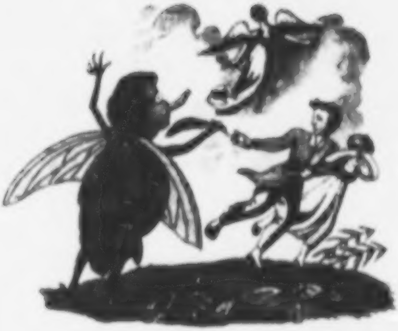
Bier oder Milch kann er ſtehen ſehen, ohne ſich darüber her zu machen, merkt er nun vollends den geöffneten Zuckerkaſten, ſo iſt er gleich bei der Hand und ſchnuppert und naſcht ſo lange an dem Zucker, bis ich ihm den Deckel vor der Naſe zuſchlage; dann iſt er auf und davon, und ärgert ſich und brummt und ſummt ganz ſeltſam und fatal." Der Herr von Brakel wollte fortfahren im Geſpräch, als Felix und Chriſtlieb in vollem Rennen durch die Birken kamen. „Heyſa! — heyſa! — ſchrie Felix unaufhörlich, heyſa heyſa! der Faſanenfürſt hat den Herrn Magiſter Tinte todtgebiſſen!" „Ach — Ach, Mama, rief Chriſtlieb athemlos, ach! — der Herr Magiſter Tinte iſt kein Herr Magiſter, das iſt der Gnomen-König Pepſer, eigentlich aber eine abſcheuliche große Fliege die eine Perücke trägt, und Schuhe und Strümpfe." Die Aeltern ſtaunten die Kinder an, die nun ganz aufgeregt und erhitzt durcheinander von dem fremden Kinde, von ſeiner Mutter der Feen-Königin, von dem Gnomen-König Pepſer und von dem Kampf des Faſanenfürſten mit ihm erzählten. „Wer hat Euch denn die tollen Dinge in den Kopf geſetzt, habt ihr geträumt oder was geſchah ſonſt mit Euch?" So fragte Herr von Brakel einmal über das andere; aber die Kinder blieben dabei, daß ſich alles ſo zugetragen wie ſie es erzählten, und daß der häßliche Pepſer, der ſich für den Herrn Magiſter Tinte fälſchlich ausgegeben, todt im Walde liegen müſſe. Die Frau von Brakel ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und rief ganz traurig, Ach Kinder, Kinder, was ſoll aus Euch werden, wenn Euch ſolche entſetzliche Dinge in den Sinn kommen und ihr Euch davon nichts ausreden laſſen wollt! — Aber der Herr von Brakel wurde ſehr nachdenklich und ernſthaft. „Felix du biſt nun ſchon ein ganz verſtändiger Junge, und ich kann es dir wohl ſagen, daß auch mir der Herr Magiſter Tinte von Anfang an ganz ſeltſam und verwunderlich vorgekommen iſt. Ja es ſchien mir oft, als habe es mit ihm eine beſondere Bewandtniß und er ſei gar nicht ſo wie andere Magiſter. Noch mehr! — ich ſowohl als die Mutter, beide ſind wir mit dem Herrn Magiſter Tinte nicht ganz zufrieden, die Mutter vorzüglich, weil er ein Naſchmaul iſt, alle Süßigkeiten beſchnuppert und dabei ſo häßlich brummt und ſummt, er wird daher auch wohl nicht lange bei uns bleiben können. Aber nun, lieber Junge, beſinne dich einmal, geſetzt auch, es gebe ſolche garſtige Dinger, wie Gnomen ſein ſollen, wirklich in der Welt, beſinne dich einmal ob ein Herr Magiſter wohl eine Fliege ſein kann?“ — Felix ſchaute dem Herrn von Brakel mit ſeinen blauen klaren Augen ernſthaft ins Geſicht. Der Herr von Brakel wiederholte die Frage: Sag' mein Junge! kann wohl ein Herr Magiſter eine Fliege ſein? Da ſprach Felix: Ich habe ſonſt nie daran gedacht, und hätte es wohl auch nicht geglaubt, wenn mir es nicht das fremde Kind geſagt, und ich es mit eigenen Augen geſehen hätte, daß Pepſer eine garſtige Fliege iſt und ſich nur für den Magiſter Tinte ausgegeben hat. — Und Vater, fuhr Felix weiter fort, als Herr von Brakel wie einer, der vor Verwunderung gar nicht weiß was er ſagen ſoll, ſtillſchweigend den Kopf ſchüttelte, und Vater, ſage, hat dir der Herr Magiſter Tinte ſelbſt nicht einmal entdeckt, daß er eine Fliege ſei? — habe ich's denn nicht ſelbſt gehört, daß er dir hier vor der Thüre ſagte, er ſei auf der Schule eine muntere Fliege geweſen? Nun was man einmal iſt, das muß man, denk ich, auch bleiben. Und daß der Herr Magiſter, wie die Mutter zugeſteht ſo ein Naſchmaul iſt und an allem Süßen ſchnuppert, nun Vater! wie machen's denn die Fliegen anders? und das häßliche Summen und Brummen. „Schweig, rief der Herr von Brakel ganz erzürnt, mag der Herr Magiſter Tinte ſein, was er will, aber ſo viel iſt gewiß, daß der Faſanenfürſt ihn nicht todtgebiſſen hat, denn dort kommt er eben aus dem Walde!“ Auf dieſes Wort ſchrien die Kinder laut auf und flüchteten ins Haus hinein. In der That kam der Magiſter Tinte den Birken-Gang herauf, aber ganz verwildert mit funkelnden Augen, zerzauſter Perücke, im abſcheulichen Sumſen und Brummen ſprang er von einer Seite zur andern hoch auf und prallte mit dem Kopf gegen die Bäume an, daß man es krachen hörte. So herangekommen, ſtürzte er ſich ſofort in den Napf, daß die Milch überſtrömte, die er einſchlürfte mit widrigem Rauſchen. „Aber um tauſend Gotteswillen, Herr Magiſter Tinte, was treiben Sie?“ rief die Frau von Brakel. Sind Sie toll geworden, Herr Magiſter, plagt Sie der böſe Feind? ſchrie der Herr von Brakel. Aber alles nicht achtend ſchwang ſich der Magiſter aus dem Milchnapf, ſetzte ſich auf die Butterbrödte hin, ſchüttelte die Rockſchöße und wußte mit den dünnen Beinchen geſchickt darüber hinzufahren und ſie glatt zu ſtreichen und zu fälteln. Dann ſtärker ſummend ſchwang er ſich gegen die Thüre, aber er konnte ſich nicht hineinfinden ins Haus, ſondern ſchwankte wie betrunken hin und her und ſchlug gegen die Fenſter an, daß es klirrte und ſchwirrte.

„Ha Patron, rief der Herr von Brakel, das ſind dumme unnütze Streiche, wart' das ſoll dir übel bekommen." Er ſuchte den Magiſter bei dem Rockſchoß zu haſchen, der wußte ihm aber geſchickt zu entgehen. Da ſprang Felix aus dem Hauſe mit der großen Fliegenklatſche in der Hand, die er dem Vater gab. „Nimm Vater, nimm, rief er, ſchlag ihn todt den häßlichen Pepſer." Der Herr von Brakel ergriff auch wirklich die Fliegenklatſche, und nun ging es her hinter dem Herrn Magiſter. Felix, Chriſtlieb, die Frau von Brakel hatten die Servietten vom Tiſche genommen und ſchwangen ſie, den Magiſter hin und hertreibend, in den Lüften, während Herr von Brakel unaufhörlich Schläge gegen ihn führte die leider nicht trafen, weil der Magiſter ſich hütete auch nur einen Augenblick zu ruhen. Und wilder und wilder wurde die tolle Jagd — Summ — Summ — Simm — Simm — Trrr — Trrr — ſtürmte der Magiſter auf und nieder — und Klipp — Klapp fielen hageldichter des Herrn von Brakels Schläge und huß — huß — hetzten Felix, Chriſtlieb und die Frau von Brakel den Feind. Endlich gelang es dem Herrn von Brakel den Magiſter am Rockſchoß zu treffen. Aechzend ſtürzte er zu Boden aber in dem Augenblick, daß der Herr von Brakel ihn mit einem zweiten Schlage treffen wollte, ſchwang er ſich mit erneuter doppelter Kraft in die Höhe, ſtürmte ſauſend und brauſend nach den Birken hin und ließ ſich nicht wieder ſehen. „Gut daß wir den fatalen Herrn Magiſter Tinte los ſind ſprach der Herr von Brakel, über meine Schwelle ſoll er nicht wieder kommen." — „Nein das ſoll er nicht, fiel die Frau von Brakel ein, Hofmeiſter mit ſolchen abſcheulichen Sitten können nur Unheil ſtiften, da wo ſie Gutes wirken ſollen. — Prahlt mit den Wiſſenſchaften und ſpringt in den Milchnapf! Das nenne ich mir einen ſchönen Magiſter." — Aber die Kinder jauchzten und jubelten und riefen: Heyſa — Papa hat dem Herrn Magiſter Tinte mit der Fliegenklatſche eins auf die Naſe verſetzt und da hat er Reißaus genommen! — Heyſa — heyſa! —

Was ſich weiter im Walde begab, nachdem der Magiſter Tinte fortgejagt worden.

Felix und Chriſtlieb athmeten frei auf, als ſei ihnen eine ſchwere drückende Laſt vom Herzen genommen. Vor allem dachten ſie aber daran, daß nun, da der häßliche Pepſer von dannen geflohen, das

Blatt 9



fremde Kind gewiß wiederkehren und ſo wie ſonſt mit ihnen ſpielen würde. Ganz erfüllt von freudiger Hoffnung gingen ſie in den Wald; aber es war alles ſtill und wie verödet drin, kein luſtiges Lied von Fink und Zeiſig ließ ſich hören und ſtatt des fröhlichen Rauſchens der Gebüſche, ſtatt des frohen tönenden Wogens der Waldbäche wehten angſtvolle Seufzer durch die Lüfte. Nur bleiche Strahlen warf die Sonne durch den dunſtigen Himmel. Bald thürmte ſich ein ſchwarzes Gewölk auf, der Sturm heulte, der Donner begann in der Ferne zürnend zu murmeln, die hohen Tannen dröhnten und krachten. Chriſtlieb ſchloß ſich zitternd und zagend an Felix an; der ſprach aber: Was fürchteſt du dich ſo, Chriſtlieb, es zieht ein Wetter auf, wir müſſen machen, daß wir nach Hauſe kommen. Sie fingen an zu laufen, doch wußten ſie ſelbſt nicht, wie es geſchah, daß ſie ſtatt aus dem Walde herauszukommen immer tiefer hineingeriethen. Es wurde finſterer und finſterer, dicke Regentropfen fielen herab und Blitze fuhren ziſchend hin und her! — Die Kinder ſtanden an einem dicken dichten Geſtrüpp. „Chriſtlieb, ſprach Felix, laß uns hier ein bißchen unter ducken, nicht lange kann das Wetter dauern." Chriſtlieb weinte vor Angſt, that aber doch, was Felix geheißen. Aber kaum hatten ſie ſich hin geſetzt in das dicke Gebüſch, als es dicht hinter ihnen mit häßlich knarrenden Stimmen ſprach: „Dumme Dinger! — einfältig Volk — habt uns verachtet — habt nicht gewußt, was ihr mit uns anfangen ſollt, nun könnt ihr ſehen ohne Spielſachen ihr einfältigen Dinger!" Felix ſchaute ſich um und es wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe, wie er den Jäger und den Harfenmann erblickte, die ſich aus dem Geſtrüpp, wo er ſie hineingeworfen, erhoben, ihn mit todten Augen anſtarrten und mit den kleinen Händchen herumfochten und handthierten. Dazu griff der Harfenmann in die Saiten, daß es widrig zwitſcherte und klirrte, und der Jägersmann legte gar die kleine Flinte auf Felix an. Dazu krächzten beide: Wart — Wart du Junge, du Mädel, wir ſind die gehorſamen Zöglinge des Herrn Magiſter Tinte, gleich wird er hier ſein und da wollen wir Euch euren Trotz ſchon eintränken! — Entſetzt, des Regens der nun herabſtrömte, der krachenden Donnerſchläge, des Sturms der mit dumpfem Brauſen durch die Tannen fuhr, nicht achtend, rannten die Kinder von dannen und geriethen an das Ufer des großen Teichs der den Wald begränzte. Aber kaum waren ſie hier, als ſich aus dem Schilf Chriſtlieb's große

Puppe, die Felix hineingeworfen, erhob und mit häßlicher Stimme quäkte: dumme Dinger, einfältig Volk — habt mich verachtet — habt nicht gewußt, was ihr mit mir anfangen ſollt, nun könnt ihr ſitzen ohne Spielſachen, ihr einfältigen Dinger! Wart' wart' du Junge, du Mädel, ich bin der gehorſame Zögling des Herrn Magiſter Tinte, gleich wird er hier ſein und da werden wir Euch euren Trotz ſchon eintränken! — Und dann ſpritzte die häßliche Puppe den armen Kindern, die ſchon vom Regen ganz durchnäßt waren, ganze Ströme Waſſer ins Geſicht. Felix konnte dieſen entſetzlichen Spuk nicht ertragen, die arme Chriſtlieb war halb todt, auf's neue rannten ſie davon, aber bald mitten im Walde ſanken ſie vor Angſt und Erſchöpfung nieder. Da ſummte und brauſte es hinter ihnen. „Der Magiſter Tinte kommt,“ ſchrie Felix, aber in dem Augenblick vergingen ihm auch ſo wie der armen Chriſtlieb die Sinne. Als ſie wieder aus tiefem Schlafe erwachten, befanden ſie ſich auf einem weichen Moosſitz. Das Wetter war vorüber, die Sonne ſchien hell und freundlich und die Regentropfen hingen wie funkelnde Edelſteine an den glänzenden Büſchen und Bäumen. Hoch verwunderten ſich die Kinder darüber, daß ihre Kleider ganz trocken waren und ſie gar nichts von der Kälte und Näſſe ſpürten. „Ach, rief Felix indem er beide Arme hoch in die Lüfte emporſtreckte: Ach das fremde Kind hat uns beſchützt!“ Und nun riefen beide, Felix und Chriſtlieb, laut, daß es im Walde widertönte: Ach du liebes Kind, komme doch nur wieder zu uns, wir ſehnen uns ja ſo herzlich nach dir, wir können ja ohne dich gar nicht leben! — Es ſchien auch, als wenn ein heller Strahl durch die Gebüſche funkelte von dem berührt die Blumen ihre Häupter erhoben; aber riefen auch wehmüthiger die Kinder nach dem holden Geſpielen, nichts ließ ſich weiter ſehen. Traurig ſchlichen ſie nach Hauſe, wo die Aeltern, nicht wenig wegen des Ungewitters um ſie bekümmert, ſie mit voller Freude empfingen. Der Herr von Brakel ſprach: Es iſt nur gut, daß ihr da ſeid, ich muß geſtehen, daß ich fürchtete, der Herr Magiſter Tinte ſchwärme noch im Walde umher, und ſei Euch auf der Spur. Felix erzählte alles, was ſich im Walde begeben. „Das ſind tolle Einbildungen, rief die Frau von Brakel, wenn Euch draußen im Walde ſolch verrücktes Zeug träumt ſollt ihr gar nicht mehr hingehen, ſondern im Hauſe bleiben.“ Das geſchah denn nun freilich nicht, denn wenn die Kinder baten: liebe Mutter laß" uns ein bißchen in den Wald laufen, ſo ſprach die Frau von Brakel: Geht nur, geht und kommt hübſch verſtändig zurück. Es geſchah aber, daß die Kinder in kurzer Zeit ſelbſt gar nicht mehr in den Wald gehen mochten. Ach! — das fremde Kind ließ ſich nicht ſehen und ſo wie Felix und Chriſtlieb ſich nur tiefer ins Gebüſch wagten oder ſich dem Ententeich nahten, ſo wurden ſie von dem Jäger, dem Harlekinmännlein, der Puppe ausgeſcholten: „Dumme Dinger, einfältig Volk, nun könnt ihr ſchon ohne Spielzeug — habt nichts mit uns artigen gebildeten Leuten anzufangen gewußt — dumme Dinger, einfältig Volk!" — Das war gar nicht auszuhalten, die Kinder blieben lieber im Hauſe.

Beſchluß.

„Ich weiß nicht, ſprach der Herr Thaddäus von Brakel eines Tages zu der Frau von Brakel, ich weiß nicht, wie mir ſeit einigen Tagen ſo ſeltſam und wunderlich zu Muthe iſt. Beinahe möchte ich glauben, daß der böſe Magiſter Tinte mir es angethan hat, denn ſeit dem Augenblick, als ich ihm eins mit der Fliegenklatſche verſetzte und ihn fortrieb, liegt es mir in allen Gliedern wie Blei." In der That wurde auch der Herr von Brakel mit jedem Tage matter und bläſſer. Er durchſtrich nicht mehr wie ſonſt die Flur, er polterte und wirthſchaftete nicht mehr im Hauſe umher, ſondern ſaß ſtundenlang in tiefe Gedanken verſenkt und dann ließ er ſich von Felix und Chriſtlieb erzählen wie es ſich mit dem fremden Kinde begeben. Sprachen die denn nun recht mit vollem Eifer von den herrlichen Wundern des fremden Kindes, von dem prächtigen glänzenden Reiche, wo es zu Hauſe, dann lächelte er wehmüthig und die Thränen traten ihm in die Augen. Darüber konnten ſich Felix und Chriſtlieb aber gar nicht zufrieden geben, daß das fremde Kind nun ferne bleibe und ſie der Quälerei der häßlichen Puppen im Gebüſch und im Ententeiche bloß ſtelle, weshalb ſie gar nicht mehr ſich in den Wald wagen möchten. „Kommt, meine Kinder, wir wollen zuſammen in den Wald gehen, die böſen Zöglinge des Magiſter Tinte ſollen Euch keinen Schaden thun!" So ſprach an einem ſchönen hellen Morgen der Herr von Brakel zu Felix und Chriſtlieb, nahm ſie bei der Hand und ging mit ihnen in den Wald, der heute mehr als jemals voller Glanz, Wohlgeruch und Geſang war. Als ſie ſich ins weiche Gras unter duftenden Blumen gelagert hatten, fing der Herr vom Brakel in folgender Art an: Ihr lieben Kinder, es liegt mir recht am Herzen und ich kann es nun gar nicht mehr aufſchieben Euch zu ſagen, daß ich eben ſo gut wie ihr das holde fremde Kind, das Euch hier im Walde ſo viel Herrliches ſchauen ließ, kannte. Als ich ſo alt war wie ihr, hat es mich ſo wie Euch beſucht und die wunderbarſten Spiele geſpielt. Wie es mich dann verlaſſen hat, darauf kann ich mich gar nicht beſinnen und es iſt mir ganz unerklärlich, wie ich das holde Kind ſo ganz und gar vergeſſen konnte, daß ich, als ihr mir von ſeiner Erſcheinung erzähltet, gar nicht daran glaubte; wiewohl ich oftmals die Wahrheit davon leiſe ahnte. Seit einigen Tagen gedenke ich aber ſo lebhaft meiner ſchönen Jugendzeit wie ich es ſeit vielen Jahren gar nicht vermochte. Da iſt denn auch das holde Zauberkind ſo glänzend und herrlich, wie ihr es geſchaut habt, mir in den Sinn gekommen und dieſelbe Sehnſucht von der ihr ergriffen, erfüllt meine Bruſt, aber ſie wird mir das Herz zerreißen! — Ich fühl' es, daß ich zum letztenmal hier unter dieſen ſchönen Bäumen und Büſchen ſitze, ich werde Euch bald verlaſſen ihr Kinder! — Haltet, wenn ich todt bin, nur recht feſt an dem holden Kinde! — Felix und Chriſtlieb waren außer ſich vor Schmerz, ſie weinten und jammerten und riefen laut: Nein Vater — nein Vater, du wirſt nicht ſterben, du wirſt nicht ſterben, du wirſt noch lange lange bei uns bleiben und ſo wie wir mit dem fremden Kinde ſpielen! — Aber Tages darauf lag der Herr von Brakel ſchon krank im Bette. Es erſchien ein langer hagerer Mann, der dem Herrn von Brakel an den Puls fühlte und darauf ſprach: das wird ſich geben! Es gab ſich aber nicht, ſondern der Herr von Brakel war am dritten Tage todt. Ach wie jammerte die Frau von Brakel, wie rangen die Kinder die Hände, wie ſchrien ſie laut: Ach unſer Vater — unſer lieber Vater! — Bald darauf als die vier Bauern von Brakelheim ihren Herrn zu Grabe getragen hatten, erſchienen ein paar häßliche Männer im Hauſe, die beinahe ausſahen wie der Magiſter Tinte. Die erklärten der Frau von Brakel, daß ſie das ganze Gütchen und alles im Hauſe in Beſchlag nehmen müßten, weil der verſtorbene Herr Thaddäus von Brakel das alles und noch vielmehr dem Herrn Grafen Cyprianus von Brakel ſchuldig geworden ſei, der nun das Seinige zurückverlange. So war denn nun die Frau von Brakel bettelarm geworden und mußte das ſchöne Dörfchen

Brakelheim verlaſſen. Sie wollte zu einem Verwandten hin, der nicht fern wohnte, und ſchnürte daher ein kleines Bündelchen mit der wenigen Wäſche und den geringen Kleidungsſtücken, die man ihr gelaſſen, Felix und Chriſtlieb mußten ein gleiches thun, und ſo zogen ſie unter vielen Thränen fort aus dem Hauſe. Schon hörten ſie das ungeſtüme Rauſchen des Waldſtroms über deſſen Brücke ſie wollten, als die Frau von Brakel vor bitterm Schmerz ohnmächtig zu Boden ſank. Da fielen Felix und Chriſtlieb auf die Knie nieder und ſchluchzten und jammerten: O wir armen unglücklichen Kinder! nimmt ſich denn keiner unſers Elends an? In dem Augenblick war es, als werde das ferne Rauſchen des Waldſtroms zu lieblicher Muſik, das Gebüſch rührte ſich in ahnungsvollem Säuſeln — und bald ſtrahlte der ganze Wald in wunderbarem funkelnden Feuer. Das fremde Kind trat aus dem ſüßduftenden Laube hervor, aber von ſolchem blendenden Glanz umfloſſen, daß Felix und Chriſtlieb die Augen ſchließen mußten. Da fühlten ſie ſich ſanft berührt und des fremden Kindes holde Stimme ſprach: O klagt nicht ſo, ihr meine lieben Geſpielen! Lieb' ich Euch denn nicht mehr? Kann ich Euch denn wohl verlaſſen? Nein! — ſeht ihr mich auch nicht mit leiblichen Augen, ſo umſchwebe ich Euch doch beſtändig und helfe Euch mit meiner Macht, daß ihr froh und glücklich werden ſollet immerdar. Behaltet mich nur treu im Herzen, wie ihr es bis jetzt gethan, dann vermag der böſe Pepſer und kein anderer Widerſacher etwas über Euch! — liebt mich nur ſtets recht treulich! „O das wollen wir, das wollen wir! riefen Felix und Chriſtlieb, wir lieben dich ja mit ganzer Seele." Als ſie die Augen wieder aufzuſchlagen vermochten, war das fremde Kind verſchwunden, aber aller Schmerz war von ihnen gewichen und ſie empfanden die Wonne des Himmels, die in ihrem Innerſten aufgegangen. Die Frau von Brakel richtete ſich nun auch langſam empor und ſprach: Kinder! ich habe Euch im Traum geſehen, wie ihr wie in lauter funkelndem Golde ſtandet und dieſer Anblick hat mich auf wunderbare Weiſe erfreut und getröſtet. Das Entzücken ſtrahlte in der Kinder Augen, glänzte auf ihren hochrothen Wangen. Sie erzählten wie eben das fremde Kind bei ihnen geweſen ſei und ſie getröſtet habe; da ſprach die Mutter: ich weiß nicht, warum ich heute an Euer Mährchen glauben muß, und warum dabei ſo aller Schmerz, alle Sorgen von mir weichen. Laßt uns nun getroſt weiter gehen. Sie wurden von dem

Verwandten freundlich aufgenommen, dann kam es wie das fremde Kind es verheißen. Alles, was Felix und Chriſtlieb unternahmen, gerieth ſo überaus wohl, daß ſie ſammt ihrer Mutter froh und glücklich wurden und noch in ſpäter Zeit ſpielten ſie in ſüßen Träumen mit dem fremden Kinde, das nicht aufhörte, ihnen die lieblichſten Wunder ſeiner Heimath mitzubringen.

Es iſt wahr, ſprach Ottmar, als Lothar geendet hatte, es iſt wahr. Dein fremdes Kind iſt ein reineres Kindermährchen als Dein Nußknacker, aber verzeih mir, einige verdammte Schnörkel, deren tieferen Sinn das Kind nicht zu ahnen vermag, haſt Du doch nicht weglaſſen können.

Das kleine Teufelchen, rief Sylveſter, das wie ein zahmes Eichhörnlein unſerm Lothar auf der Schulter ſitzt, kenne ich noch von Alters her. Er kann ſein Ohr doch nun einmal nicht verſchließen den ſeltſamen Sachen, die das Ding ihm zuraunt!

Wenigſtens, nahm Cyprian das Wort, ſollte Lothar, unternimmt er es, Mährchen zu ſchreiben, doch ſich nur ja des Titels: Kinder-Mährchen enthalten! — Vielleicht: Mährchen für kleine und große Kinder!

Oder, nahm Vinzenz das Wort, Mährchen für Kinder und für die, die es nicht ſind, ſo kann die ganze Welt ungeſcheut ſich mit dem Buche abgeben und jeder dabei denken, was er will. — Alle lachten und Lothar ſchwur in komiſchem Zorn, daß, da die Freunde ihn nun einmal verloren gäben, er ſich im nächſten Mährchen rückſichtslos aller fantaſtiſchen Tollheit überlaſſen wolle.

Die Mitternachtsſtunde hatte geſchlagen. Die Freunde, wechſelſeitig angeregt durch allen Ernſt, durch allen Scherz, der heute vorgekommen, ſchieden in der gemüthlichſten Stimmung.

Ende des zweiten Bandes.

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Mit 75 Bild- und Muſikbeigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Dritter Band. Mit 3 Beigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

6905677*3

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt des dritten Bandes.

Die Serapions-Brüder.
Geſammelte Erzählungen und Mährchen.
Dritter Band.

Fünfter Abſchnitt.

(Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes) 9
[Der Kindermörder] 16
Die Brautwahl, eine Geſchichte, in der mehrere ganz unwahrſcheinliche Abentheuer vorkommen 21
Erſtes Kapitel. Welches von Bräuten, Hochzeiten, Geheimen Kanzlei-Sekretären, Turnieren, Hexenprozeſſen, Zauberteufeln und andern angenehmen Dingen handelt.................................... 21
Zweites Kapitel. Worin erzählt wird, wie eines Zigarros halber, der nicht brennen wollte, ſich ein Liebesverſtändniß erſchloß, nachdem die Verliebten ſchon früher mit den Köpfen an einander gerannt..... 34
Drittes Kapitel. Enthält das Signalement des Geheimen Kanzlei-Sekretärs Tusmann, ſo wie die Urſache, warum derſelbe vom Pferde des großen Kurfürſten herabſteigen mußte, nebſt andern leſenswerthen Dingen 46
Viertes Kapitel. Handelt von Porträts, grünen Geſichtern, ſpringenden Mäuſen und jüdiſchen Flüchen.............................. 55
Fünftes Kapitel. Worin der geneigte Leſer erfährt, wer der Tales iſt, auf welche Weiſe der Goldſchmidt den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann rettet vom ſchmachvollen Tode und den verzweifelnden Commiſſionsrath tröſtet 66
Sechſtes Kapitel. Worin von der Art, wie die Brautwahl vor ſich ging, gehandelt, dann aber die Geſchichte geſchloſſen wird.......... 80
Der unheimliche Gaſt 92

Sechster Abſchnitt.

[Theaterdichter und Operncomponiſten] 136

Das Fräulein von Scuderi. Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten 142

[Der venetianiſche Schuſter] 205

Spieler-Glück 208

[Der Ausſichtsjäger] 239

(Der Baron von B.) 241

Die Serapions-Brüder.

Dritter Band.

Fünfter Abſchnitt.

Aufs neue hatte das Leben in ſeiner ſtets wechſelnden Geſtaltung die Freunde auseinander geworfen. Sylveſter war zurückgegangen aufs Land. Ottmar in Geſchäften verreiſet, Cyprian desgleichen, Vinzenz zwar am Orte, aber wieder einmal nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe im Gewühl verſchwunden und nicht aufzufinden. Nur Lothar pflegte den kranken Theodor, den ein lange bekämpftes Uebel doch zuletzt auf das Lager gebracht, das er nun ſo bald nicht wieder verlaſſen durfte.

Mehrere Monate waren vergangen, da kehrte Ottmar, der eigentlich durch ſeine ſchnelle unerwartete Abreiſe die Zerſtörung des Klubbs begonnen, zurück und fand, ſtatt wie er gehofft die Serapionsbrüderſchaft in vollem Flor anzutreffen, einen kaum geneſenen Freund, der die Spuren harter Krankheit noch im bleichen Antlitz trug und den die Brüder verlaſſen, bis auf einen, der ihm mit allen Ergießungen einer mürriſchen Laune gar hart zuſetzte.

Lothar befand ſich nemlich wieder in der ſeltſamen Seelenſtimmung, in der er überzeugt war, das ganze Leben werde ſchaal und ungenießbar durch die ewigen moraliſchen Foppereien des feindlichen Dämons, den die Natur dem Menſchen, den ſie behandle wie ein unmündiges Kind, zur Seite geſtellt als pedantiſchen Hofmeiſter, und der nun wie dieſer die ſüßen Makronen verſetze mit bittrer Arzenei, damit der Junker einen Ekel davor empfinde, nicht mehr davon genieße und ſo den guten Magen conſervire.

Was für eine heilloſe Idee, ſo rief Lothar, als Ottmar ihn bei Theodor traf, im höchſten Unmuth aus, was für eine heilloſe Idee war es, uns, jede Kluft, die die Zeit geſchaffen, ſchnell überſpringend, ſo nahe wieder aneinander, ineinander, möcht' ich ſagen, zu rücken. Dem Cyprian verdanken wir den Grundſtein des heiligen Serapion, auf den wir ein Gebäude ſtützten, das für das Leben gebaut ſchien und zuſammenſtürzte in wenig Monden. Man ſoll ſein Herz an nichts hängen, ſein Gemüth nicht hingeben dem Eindruck fremder Erregung, und ich war ein Narr, daß ich es that. Denn geſtehen muß ich euch, daß die Art, wie wir an unſern Serapions-Abenden zuſammenkamen, mein ganzes Innres, mein ganzes Weſen ſo in Anſpruch genommen hatte, daß, als die würdigen Brüder ſich ſo plötzlich zerſtreut in alle Welt, mir wirklich das Leben ohne unſere Brüderſchaft eben ſo erſchien wie dem melancholiſchen Prinzen Hamlet, nehmlich ekel, ſchaal und oberflächlich!

Da, nahm Ottmar lachend das Wort, da kein Geiſt aus dem Grabe geſtiegen iſt und dich in mitternächtlicher Weile zur Rache gemahnt hat, da du keine Geliebte ins Kloſter ſchicken, keinen meuchelmörderiſchen König mit einem vergifteten Rappier niederſtoßen darfſt, ſo magſt du auch die Melancholie des Prinzen Hamlet aufgeben und bedenken, daß es der gröbſte Egoismus ſeyn würde, jeden Bunde, den in Herz und Gemüth gleich geſtimmte Seelen ſchließen, deshalb zu entſagen, weil der Sturm des Lebens ihn zerſtören kann. Der Menſch darf nicht bei jeder leiſeſten unſanften Berührung die Fühlhörner einziehen, wie ein ſchüchternes überempfindliches Käferlein. Und gilt dir die Erinnerung an in froher herrlicher Gemüthlichkeit verlebte Stunden denn für gar nichts? Stets auf meiner ganzen Reiſe habe ich an Euch gedacht. An den Abenden des Serapions-Klubbs, den ich in vollem Flor glaubte, habe ich mich unter Euch verſetzt, allerlei buntes ergötzliches vernommen und Euch auch wohl mit manchem erfreut, was mir gerade der Geiſt gegeben. — Doch was ſchwatze ich! — was ſchwatze ich! — Iſt denn wohl in Lothars Seele nur das mindeſte von dem, was der augenblickliche Unmuth aus ihm ſpricht? — Sagt er nicht ſelbſt, daß nur unſere Trennung ihn verſtimmt hat?

Theodors Krankheit, fiel Lothar dem Ottmar ins Wert, die ihn dem Grabe nahe brachte, war eben auch nicht dazu geeignet, mich in eine fröhliche Stimmung zu verſetzen.

Nun, ſprach Ottmar, Theodor iſt geneſen, und was den Serapions-Klubb betrifft, ſo weiß ich gar nicht, warum er nicht für ſchön und vollſtändig geachtet werden ſollte, wenn drei würdige Brüder ſich verſammeln und ſo die Brüderſchaft aufrecht erhalten?

Ottmar, ſprach Theodor, hat vollkommen Recht, es iſt ganz unumgänglich nothwendig, daß wir nächſtens uns verſammeln auf ſerapiontiſche Weiſe. Was gilts, dem wackern Kern, den wir bilden, entkeimt wieder ein lebensfriſcher Baum mit Blüten und Früchten. Ich meine, der Zugvogel Cyprian kehrt wieder heim, dem Sylveſter wird es draußen bange und er ſehnt ſich, wenn die Nachtigallen ſchweigen, nach anderer Muſik, und Vinzenz taucht auch wohl wieder auf aus den Wogen und gackert ſein Liedchen!

Thut, ſprach Lothar etwas ſanfter als zuvor, thut was ihr wollt, nur verlangt nicht, daß ich etwas damit zu ſchaffen haben ſoll. Dabei will ich aber ſeyn, wenn ihr Euch ſerapiontiſch verſammelt, und ich ſchlage vor, daß, da Freund Theodor ſo viel als möglich in der freien Luft ſeyn ſoll, dies im Freien geſchehe.

Die Freunde beſtimmten den letzten Mai, der in wenigen Tagen einfiel, als die Zeit, einen ſchönen beinahe gar nicht beſuchten Gaſtgarten aber, als den Ort ihrer nächſten ſerapiontiſchen Zuſammenkunft.

Ein Gewitter hatte, ſchnell vorüberziehend und Baum und Gebüſch nur mit einigen ſchweren Tropfen Himmelsbalſams beſprengend, die drückende Schwüle des Tages abgekühlt. Im herrlichſten Glanz ſtand der ſchöne Garten, den der liebliche Wohlgeruch des Laubes, der Blumen durchſtrömte und zwitſchernd und trillerirend rauſchten die bunten Vögel durch die Büſche und badeten ſich in den benetzten Zweigen.

Wie, rief Theodor, nachdem er mit den Freunden in dem Schatten dickbelaubter Linden Platz genommen, wie fühle ich mich ſo durch und durch erquickt, jede Spur des leiſeſten Uebelbefindens iſt verſchwunden, es iſt als ſey mir ein doppeltes Leben aufgegangen, das in reger Wechſelwirkung ſich ſelbſt erſt recht faßt und empfindet. In der That man muß ſo krank geweſen ſeyn als ich, um dieſes Gefühls fähig zu werden, das Geiſt und Gemüth ſtärkend die eigentliche Lebensarzenei ſcheint, welche die ewige Macht, der waltende Weltgeiſt uns ſelbſt unmittelbar ſpendet. — Aus meiner eigenen Bruſt weht der belebende Hauch der Natur, es iſt mir, als ſchwämme ich, aller Laſt entnommen, in dem herrlichen Himmelsblau, das über uns ſich wölbt! — Dieſe Begeiſterung, nahm Ottmar das Wort, zeigt, daß du vollkommen geneſen biſt, mein lieber theurer Freund, und Dank der ewigen Macht, die dich mit einem Organism ausſtattete, ſtark genug, dergleichen Krankheit, wie ſie dich überfiel, zu überſtehen. Schon daß du überhaupt geneſen, iſt zu verwundern, noch mehr aber, daß dies ſo ſchnell geſchah.

Was mich betrifft, ſprach Lothar, ſo verwundere ich mich über Theodors ſchnelle Herſtellung ganz und gar nicht, da ich auch nicht einen Augenblick daran gezweifelt. Du kannſt es mir glauben, Ottmar, ſo erbärmlich es auch mit Theodors phyſiſchem Zuſtande ausſehen mochte, pſychiſch iſt er niemals recht krank geweſen und ſo lange der Geiſt ſich aufrecht erhält — nun es war eigentlich zum Todtärgern, daß der kranke Theodor ſich immer in viel beſſerer Stimmung befand, als ich kerngeſunder Menſch, und daß er oft, war nur der Schmerz vorüber, ſich in tollen Späßen erluſtigte, wie er denn auch die ſeltene geiſtige Kraft beſaß, ſich manchmal ſeiner Fieberfantaſien zu erinnern. — Viel zu ſprechen, das hatte ihm der Arzt verboten; wollt' ich ihm aber dieſes, jenes erzählen in ruhigen Stunden, ſo winkte er mir Stillſchweigen zu, meinte auch wohl, ich ſolle ihn ſeinen Gedanken überlaſſen, er arbeite an einer großen Compoſition oder ſonſt. —

Ja, rief Theodor lachend, ja mit Lothars Erzählen, da hatte es eine ganz beſondere Bewandtniß! — Daß Lothar gleich, nachdem die Serapionsbrüder ſich zerſtreut hatten, von dem Dämon der böſen Laune gepackt wurde, weißt du, unmöglich kannſt du aber errathen, welchen beſonderen Gedanken er in dieſer Zeit des Unmuths faßte? — Eines Tages trat er an mein Bett (ich lag ſchon darnieder) und ſprach: die ſchönſten reichſten Fundgruben für Erzählungen, Mährchen, Novellen, Dramen, ſind alte Chroniken. Cyprian hat das längſt geſagt, und er hat Recht. — Gleich den andern Tag bemerkte ich, unerachtet mir die Krankheit hart zuſetzte, doch ſehr gut, daß Lothar da ſaß, in einen alten Folianten vertieft. Genug, er lief jeden Tag nach der öffentlichen Bibliothek, und ſchleppte alle Chroniken zuſammen, deren er nur habhaft werden konnte. Mochte das nun ſeyn, aber ſeine ganze Fantaſie wurde erfüllt von den ſeltſamen tollen Mähren jener verjährten Bücher, und ich bekam, mühte er ſich mir in ruhigeren Stunden aufheiternde Dinge zu erzählen, von nichts anderm zu hören, als von Krieg und Peſtilenz, von Mißgeburten, Stürmen, Cometen, Feuer und Waſſersnoth, Hexen Auto da Fe's, Zaubereien, Wundern, vorzüglich aber von den mannigfachen Thaten des Gott ſey bei uns! der bekanntlich in allen alten Chroniken eine ſtarke bedeutende Rolle ſpielt, ſo daß man gar nicht begreifen kann, warum er ſich jetzt ſo ſtill verhält, hat er vielleicht nicht ein anderes Koſtüm angelegt, das ihn zur Zeit unkenntlich macht. Nun ſage mir, Ottmar, ſind ſolche Geſpräche wohl für einen Kranken meiner Art geeignet?

Ihr möget, nahm Lothar das Wort, ihr möget mich nicht ungehört verdammen. Wahr iſt es und keck zu behaupten, daß in alten Chroniken viel Herrliches ſteckt für ſchreibluſtige Novelliſten, aber ihr wißt es, niemals hab' ich mich darum ſonderlich bekümmert und am wenigſten um Teufeleien nebſt ihrem Anhang, ohne die eine kurze Zeit hindurch kein Novelliſt fertig werden konnte. Nun gerieth ich aber mit Cyprian den Abend vorher, ehe er uns verließ, in großen Streit darüber, daß er es eben zu viel mit dem Teufel und ſeiner Familie zu thun habe, und geſtand ihm offenherzig, daß ich ſeine Erzählung, der Kampf der Sänger, die ich damals, als er ſie uns vorlas, mit allerlei Scheingründen ſchützte, für ein durchaus verfehltes Machwerk halte. Da fuhr er aber auf mich los, machte den wahrhaftigen Advocatum diaboli und erzählte mir ſo viel aus alten Chroniken und andern verſchollenen Büchern, daß ich ganz wirr wurde im Kopf. Als nun Theodor erkrankte, als mich gerechter bittrer Unmuth ergriff, da kam mir, ſelbſt weiß ich nicht wie es geſchah, Cyprians Kampf der Sänger wieder in den Sinn, ja der Teufel ſelbſt erſchien mir in ſchlafloſer Nacht, und indem mir entſetzlich vor dem böſen Kerl graute, konnt' ich ihm doch als ſtets bereitem Aide de Camp hülfsbedürftiger Novelliſten meine Achtung nicht verſagen. Ich beſchloß Euch allen zum Tort im Grauenhaften und Entſetzlichen unſern Cyprianus noch zu überbieten.

Du, rief Ottmar lachend, du Lothar wollteſt grauenhaft ſeyn und entſetzlich? — Du, deſſen grelle ſkurile Fantaſie nur den Jokusſtab zu ſchwingen vermag.

Ja, erwiederte Lothar, ſo hatt' ich es im Sinn, und der erſte Schritt, den ich dazu that, war, daß ich den alten Chroniken nachſtöberte, die Cyprian als wahre Schatzkäſtlein der Teufelei geprieſen. Aber ich will Euchs nur geſtehen, daß mir unter der Hand alles ganz anders wurde, als ich es gewollt, gedacht. Das kann, rief Theodor lebhaft, das kann ich bezeugen. O es iſt herrlich wie der Teufel, wie der gräulichſte Hexenprozeß ſich gefügt hat der Laune des Schöpfers von Nußknacker und Mauſekönig! — Vernimm, o mein Ottmar, wie ich zu einem kleinen Teufelsprobeſtücklein unſeres wackern Lothar gekommen! — Lothar hatte mich eines Tages eben verlaſſen, als ich, der ich ſchon ziemlich bei Kräften in der Stube auf und abzuwandeln vermochte, auf ſeinem Schreibtiſch das in der That ſehr merkwürdige Buch: Hafftitii Microchronicon berolinense, und gerade das Blatt aufgeſchlagen fand, auf dem unter andern ſteht:

> „In dieſem Jahr wandelte auch der Deuvel öffentlich auf den
> „Straßen von Berlin, folgte den Leichenbegängniſſen und ge-
> „behrdete ſich traurig ꝛc."

Du wirſt glauben, mein Ottmar, daß mich dieſe kurze erbauliche Nachricht ſehr erfreute, noch mehr aber zogen mich einige von Lothars Hand beſchriebene Blätter an, die daneben lagen, und in denen Lothar, wie ich mich bei ſchneller Durchſicht überzeugte, jene ſeltſame Laune des Teufels oder Deuvels mit einer gräulichen Mißgeburt und einem noch gräulicheren Hexenprozeß in die angenehmſte artigſte Verbindung geſetzt hat. Hier ſind dieſe Blätter, ich habe ſie mitgebracht, dir, mein Ottmar, zur Ergötzlichkeit.

Theodor zog ein Paar Blätter aus der Seitentaſche und reichte ſie Ottmar'n hin.

Was, rief Lothar heftig, was, die Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes, die ich längſt vernichtet glaubte als mißlungenes Produkt einer ſchillernden Laune, die haſt du mir malitiöſer Weiſe entwendet und aufbewahrt, um mich in Mißkredit zu ſetzen bei verſtändigen Leuten von Bildung und Geſchmack? — Her damit! — her mit dem unſeeligen Geſchreibſel, damit ich es in hunderttauſend kleine Stückchen zerreiße und Preis gebe dem Spiel der Winde! —

Mit nichten, ſprach Theodor, vielmehr ſollſt du mir, den du in böſer Krankheit hinlänglich gequält mit dem Teufelsſpuk deiner Chroniken, zu einiger Genugthuung, deine Nachricht unſerm Ottmar vorleſen, indem ich dagegen dieſem aufgebe, nichts anders darin zu ſuchen und zu finden als einen tollen Schwank.

Kann ich dir, ſprach Lothar, indem ein ſeltſames Lächeln auf ſeinem Geſicht vibrirte, kann ich dir denn etwas abſchlagen, o mein Theodor? Du willſt, daß ich mich vor dieſem ungemein ernſten und ſittſamen Mann was weniges blamire. — Wohlan, es geſchehe alſo!

Lothar nahm die Blätter und las.

Im Jahr Eintauſend fünfhundert und ein und funfzig ließ ſich, zumal in der Abenddämmerung und des Nachts, auf den Gaſſen von Berlin ein Mann blicken, von ſeinem ſtattlichen Anſehen. Er trug ein ſchönes Wamms mit Zobel verbrämt, weite Pluderhoſen und geſchlitzte Schuhe, auf dem Kopf aber ein bauſchigtes Sammtbarett mit einer rothen Feder. Seine Gebehrden waren angenehm und ſittig, er grüßte höflich jedermann, vorzüglich aber die Frauen und Mädchen, pflegte auch wohl dieſe mit verbindlichen wohlgeſetzten Reden auf anmuthige Weiſe anzuſprechen. „Donna, gebietet doch nur über Euern unterthänigen Diener, wenn Ihr in Euerm Herzen einen Wunſch traget, damit er ſeine geringen Kräfte dazu verwende, Euch ganz zu Willen zu ſeyn!“ So ſprach er zu den vornehmen Weibern. Und dann zu den Jungfrauen: „Der Himmel möge Euch doch einen Eheliebſten beſcheeren, der Eurer Schönheit und Tugend ganz würdig!“ Eben ſo artig bezeigte er ſich gegen die Männer, und ſo war es kein Wunder, daß jeder den Fremden lieb gewann und ihm gern zu Hülfe kam, wenn er verlegen an einer breiten Goſſe ſtand und nicht wußte, wie hinüber kommen. Denn unerachtet er ſonſt groß und ſchön gewachſen, hatte er doch einen lahmen Fuß und mußte ſich auf einen Krückſtock ſtützen. Reichte ihm nun einer die Hand, ſo ſprang er mit ihm wohl an die ſechs Ellen hoch in die Luft, und kam über die Goſſe hinweg zwölf Schritte davon auf die Erde nieder. Das verwunderte denn die Leute wohl ein wenig und mancher verſtauchte ſich hin und wieder auch wohl das Bein, der Fremde entſchuldigte ſich aber damit, daß er ſonſt, als noch ſein Fuß nicht lahm, an dem Hofe des Königs von Ungarn Vortänzer geweſen, daß ihm daher, verhelfe man ihm nur zu einigem Springen, gleich die alte arge Luſt anwandle, und daß er wider ſeinen Willen dann erklecklich in die Luft fahren müſſe, als tanze er noch zu ſelbiger Zeit. Dabei beruhigten ſich die Leute und ergötzten ſich zuletzt daran, wenn bald ein Rathsherr, bald ein Pfaff, bald ein anderer ehrenwerther Mann mit dem Fremden hopſte. So luſtig und guter Laune aber auch der Fremde ſchien, ſo änderte ſich doch ſein Betragen manchmal auf ganz verwunderliche Weiſe. Denn es begab ſich, daß er Nachts umherging auf den Gaſſen und an die Thüren klopfte. Und öffneten die Leute, ſo ſtand er vor ihnen in weißen Todtenkleidern und erhob ein jämmerliches Geheul und Geſchrei, worüber ſie ſich gar ſehr entſetzten. Andern Tages entſchuldigte er ſich aber, und verſicherte, er ſey genöthigt, das zu thun, um ſich und die guten Bürger an den ſterblichen Leib zu erinnern und an ihre unſterbliche Seele, zu deren Beſten ſie auf ihrer Hut ſeyn müßten. Dabei pflegte er ein wenig zu weinen, welches die Leute ungemein rührte. Bei jedem Begräbniß fand ſich der Fremde ein, folgte der Leiche mit ehrbaren Schritten und gebehrdete ſich gar traurig, ſo daß er vor lauter Wehklagen und Schluchzen nicht vermochte, in die geiſtlichen Lieder einzuſtimmen. So wie er ſich aber bei ſolcher Gelegenheit ganz dem Mitleiden überließ und dem Gram, ſo war er auch ganz Vergnügen und Luſt bei den Hochzeiten der Bürger, die damals gar ſtattlich auf dem Rathhauſe ausgerichtet wurden. Da ſang er mit lauter anmuthiger Stimme die unterſchiedlichſten Weiſen, ſpielte auf der Zither, tanzte wohl ſtundenlang mit der Braut und den Jungfrauen auf dem geſunden Beine, das lahme geſchickt an ſich ziehend, und betrug ſich dabei ſehr ehrbar und ſittig. Das beſte und weshalb die Brautleute den Fremden gar gern ſahen, war aber, daß er bei jeder Hochzeit dem Brautpaar die ſchönſten Verehrungen machte, von güldenen Ketten und Spangen und anderm köſtlichen Geräth. Es konnte nicht fehlen, daß die Frömmigkeit, Tugend, Freigebigkeit, Sittlichkeit des Fremden in der ganzen Stadt Berlin bekannt wurde, und ſelbſt dem Churfürſten zu Ohren kam. Der meinte, ein ſolcher ehrenwerther Mann, wie der Fremde, müſſe ſeinen Hof gar ſehr ſchmücken, und ließ ihn fragen, ob er nicht eine Hofbedienung annehmen wolle. Der Fremde ſchrieb aber mit zinnoberrothen Buchſtaben auf einem Pergamentblättlein von anderthalb Ellen in der Breite und eben ſo viel in der Länge zurück, er danke unterwürfig für die ihm angebotene Ehre, bitte aber den Hochwürdigen Durchlauchtigſten Herrn, ihn das ruhige Bürgerleben, welches ſeinem Gemüth ganz und gar zuſage, in Frieden genießen zu laſſen. Berlin habe er vor vielen andern Städten zu ſeinem Aufenthalt gewählt, weil er nirgends ſo liebe Menſchen gefunden und ſo viel Treue und Aufrichtigkeit, ſo viel Sinn für feine anmuthige Sitten, wie ſie ganz in ſeiner eignen Art und Weiſe lägen. Der Churfürſt und mit ihm der ganze Hof bewunderte höchlich die ſchönen Redensarten, in denen das Schreiben des Fremden verfaßt, und dabei behielt es ſein Bewenden.

Es begab ſich, daß zur ſelben Zeit des Rathsherrn Walther Lütkens Ehefrau zum erſtenmal geſegneten Leibes war. Die alte Wehmutter Barbara Roloffin prophezeihte, daß die hübſche geſunde Frau gewiß eines holden Knäbleins geneſen würde, und ſo war Herr Walther Lütkens ganz Freude und Hoffnung

Der Fremde, der auf Herrn Lütkens Hochzeit geweſen, pflegte dann und wann bei ihm einzuſprechen, und ſo kam es denn, daß er einmal in der Abenddämmerung unvermuthet eintrat, als eben die Barbara Roloffin zugegen.

So wie die alte Barbara den Fremden erblickte, erhob ſie ein lautes helles Freudengeſchrei, und es war, als wenn plötzlich die tiefen Runzeln ihres Angeſichts ſich ausglätteten, als wenn die weißen Lippen und Wangen ſich rötheten, kurz als wenn Jugend und Schönheit, der ſie längſt Valet gegeben, noch einmal wiederkehren wolle. „Ach, ach, Herr Junker, ſeh ich Euch denn wirklich hier zur Stelle? Ei! — ſeyd mir doch ſchönſtens gegrüßt!“ — ſo rief die Barbara Roloffin und wäre beinahe dem Fremden zu Füßen geſunken. Der fuhr ſie aber an mit zornigen Worten, indem Feuerflammen aus ſeinen Augen ſprühten. Doch niemand verſtand, was er mit der Alten ſprach, die bleich und runzlicht, wie vorher, ſich leiſe wimmernd in ein Winkelchen zurückzog.

Lieber Herr Lütkens, ſprach nun der Fremde zu dem Rathsherrn, ſeht Euch wohl vor, daß in Eurem Hauſe nichts Böſes geſchehe, und daß zumal bei der Niederkunft Eurer lieben Hausfrau alles glücklich von ſtatten gehe. Die alte Barbara Roloffin iſt in ihrer Kunſt gar nicht ſo geſchickt, wie Ihr wohl vermeinen möget. Ich kenne ſie ſchon lange und weiß es wohl, daß ſie ſchon manchmal Wöchnerin und Kind verwahrloſte. Beiden, dem Herrn Lütkens und ſeiner Hausfrau, war bei dem ganzen Vorgange ſehr ängſtlich und unheimlich zu Muthe geworden, und ſchöpften ſie gegen die Barbara Roloffin, zumal wenn ſie daran dachten, wie die Alte ſich in Gegenwart des Fremden ſo ſeltſamlich verwandelt, nicht geringen Verdacht, daß ſie wohl gar böſe Künſte treibe. Deshalb verboten ſie ihr, wieder über die Schwelle des Hauſes zu kommen, und ſahen ſich nach einer andern Wehmutter um.

Als dies geſchah, wurde die alte Barbara Roloffin ſehr zornig und rief: Herr Lütkens und ſeine Hausfrau ſollten das Unrecht, das ſie ihr anthäten, noch ſchwer bereuen.

Alle Freude und Hoffnung des Herrn Lütkens wurde aber verwandelt in bittres Herzeleid und tiefen Gram, als ſeine Hausfrau ſtatt des holden Knäbleins, das die Barbara Roloffin prophezeiht, einen abſcheulichen Wechſelbalg zur Welt brachte. Das Ding war ganz kaſtanienbraun, hatte zwei Hörner, dicke große Augen, keine Naſe, ein weites Maul, eine weiße verkehrte Zunge und keinen Hals. Der Kopf ſtand ihm zwiſchen den Schultern, der Leib war runzlicht und geſchwollen, die Arme hingen an den Lenden, und es hatte lange dünne Schenkel.

Herr Lütkens klagte und lammentirte gar ſehr. O du gerechter Himmel, rief er, was ſoll denn daraus werden! Kann mein Kleines wohl jemals in des Vaters würdige Fußſtapfen treten? Hat man jemals einen kaſtanienbraunen Rathsherrn geſehen mit zwei Hörnern auf dem Kopfe?

Der Fremde tröſtete den armen Herrn Lütkens, ſo gut es gehen wollte. Eine gute Erziehung, meinte er, vermöge viel. Unerachtet, was Form und Geſtaltung beträfe, der neugeborne Knabe ein arger Schismatiker zu nennen, getraue er ſich doch zu behaupten, daß er mit ſeinen dicken großen Augen gar verſtändig umherblicke, und auf der Stirn zwiſchen den Hörnern habe viel Weisheit geräumigen Platz. Wenn auch nicht Rathsherr, ſo könne doch der Junge ein großer Gelehrter werden, denen oft abſonderliche Garſtigkeit ſehr wohl anſtehe und ihnen tiefe Verehrung erwerbe.

Es konnte wohl nicht anders ſein, Herr Lütkens mußte im Herzen ſein Unglück der alten Barbara Roloffin zuſchreiben, zumal als er vernahm, daß ſie während der Niederkunft ſeiner Hausfrau vor der Thür auf der Schwelle geſeſſen, und Frau Lütkens unter vielen Thränen verſicherte, daß ſie während der Geburtsſchmerzen das häßliche Geſicht der alten Barbara ſtets vor Augen gehabt und ſolches nicht los werden können.

Zur gerichtlichen Anklage wollte zwar der Verdacht des Herrn Lütkens nicht hinreichen, der Himmel fügte es jedoch, daß bald darauf alle Schandthaten der alten Barbara Roloffin an das helle Tageslicht kamen.

Es begab ſich nemlich, daß nach einiger Zeit ſich um die Mittagsſtunde ein grauſames Wetter und ungeſtümer Wind erhob. Und die Leute auf den Straßen ſahen, wie die Barbara Roloffin, die eben zu einer Kindbetterin gehen wollen, brauſend durch die Lüfte über die Hausdächer und Thürme hinweg geführt und auf einer Wieſe vor Berlin unverſehrt niedergeſetzt wurde.

Nun war an den böſen Höllenkünſten der alten Barbara Koleſſin nicht mehr zu zweifeln, Herr Lütkens trat mit ſeiner Anklage hervor und die Alte wurde zur gefänglichen Haft gebracht.

Sie läugnete hartnäckig alles, bis man mit der ſcharfen Frage wider ſie verfuhr. Da vermochte ſie nicht die Schmerzen zu erdulden und geſtand, daß ſie im Bündniß mit dem leidigen Satan ſchon ſeit langer Zeit allerlei heilloſe Zauberkünſte treibe. Sie hätte allerdings die arme Frau Lütkens verhext, und ihr die abſcheuliche Mißgeburt untergeſchoben, außerdem aber mit zwei andern Hexen aus Blumberg, denen vor einiger Zeit der teufliſche Galan den Hals umgedreht, viele Chriſtenkinder geſchlachtet und gekocht, um Theurung im Lande zu erregen.

Nach dem Urtheilsſpruch, der bald erfolgte, ſollte das alte Hexenweib auf dem Neumarkt lebendig verbrannt werden.

Als nun der Tag der Hinrichtung herangekommen, wurde die alte Barbara unter dem Zulauf einer unzähligen Menge Volks auf den Neumarkt und auf das daſelbſt erbaute Gerüſt geführt. Man befahl ihr, den ſchönen Pelz, den ſie angethan, abzulegen, das wollte ſie aber durchaus nicht thun, ſondern beſtand darauf, daß die Henkersknechte ſie, gekleidet wie ſie war, an den Pfahl binden ſollten, welches denn auch geſchah.

Schon brannte der Scheiterhaufen an allen vier Ecken, da gewahrte man den Fremden, der rieſengroß unter dem Volke hervorragte und mit funkelnden Blicken hinſtarrte nach der Alten.

Hoch wirbelten die ſchwarzen Rauchwolken auf, die praſſelnden Flammen ergriffen die Kleider des Weibes, da ſchrie ſie mit gellender entſetzlicher Stimme: Satan — Satan! hältſt Du ſo den Pakt, den Du mit mir geſchloſſen! — Hilf, Satan, hilf! meine Zeit iſt noch nicht aus!

Und plötzlich war der Fremde verſchwunden, und von dem Ort, wo er geſtanden, rauſchte eine große ſchwarze Fledermaus auf, fuhr in die Flammen hinein, erhob ſich kreiſchend mit dem Pelz der Alten in die Lüfte, und krachend fiel der Scheiterhaufen in ſich zuſammen und verlöſchte.

Grauſen und Entſetzen hatte alles Volk erfaßt. Jeder wurde nun wohl inne, daß der ſtattliche Fremde kein anderer geweſen, als der Teufel ſelbſt, der Arges gegen die guten Berliner im Schilde geführt haben mußte, da er ſich ſo lange Zeit hindurch fromm und freundlich gebehrdet, und mit hölliſcher Argliſt den Rathsherrn Walter Lütkens und viele andere weiſe Männer und kluge Frauen betrogen.

So groß iſt die Macht des Teufels, vor deſſen Argliſt uns Alle der Himmel in Gnaden bewahren wolle!

Als Lothar geendet, ſchaute er dem Ottmar ins Geſicht mit dem unbeſchreiblich komiſchen ſüßſauren Blick, der ihm zu Gebote ſtand in reger Selbſtironie.

Nun was ſagſt du, rief Theodor, als Ottmar ſchwieg, nun was ſagſt du, Ottmar, zu Lothars artiger Teufelei, an der das Beſte iſt, daß ſie ſich nicht zu breit macht?

Ottmar hatte, während Lothar las, recht aus dem Innern gelächelt, bei dem Schluß war er ganz ſtill und ernſt geworden. Ich geſtehe, ſprach er jetzt, daß in Lothars Erzählung — Schwank — ich weiß nicht, wie ich das Ding nennen ſoll — ein hin und wieder nicht ganz verfehltes Streben nach einer gewiſſen drolligen Naivetät vorherrſcht, die eigentlich dem Charakter des deutſchen Teufels ganz angemeſſen iſt, daß ferner bei dem Herzen des Teufels mit ehrenwerthen Männern über die Gaſſe, bei dem kaſtanienbraunen Schismatiker, der nicht ein ſchöner glatter Rathsherr, wohl aber ein geiſtiger Gelehrter werden kann, u. ſ. w. daſſelbe Pferdlein Capriolen macht, das der würdige Lothar ritt, als er den Nußknacker ſchrieb, doch eben ein anderes Pferdlein, mein' ich, hätte er reiten ſollen, und ſelbſt kann ich nicht ſagen, worin es liegt, daß immer mehr und mehr der gemüthlich komiſche Eindruck, den vielleicht die erſten Zeilen hervorbringen könnten, hinſchwindet in Nichts, und aus dieſem Nichts ſich denn zuletzt etwas ganz ungemüthliches, unbehagliches entwickelt, das die Schlußworte, welche wiederum zu jener Naivetät zurückführen ſollen, nicht zu vertilgen vermögen.

O du aller weiſen Kritiker allerweiſeſter, rief Lothar, der du dem Unbedeutendſten, das ich jemals ſchrieb, die Ehre anthuſt, es Brill auf der Naſe ſorglich zu ſeciren, vernimm, daß es mir ſelbſt längſt zum anatomiſchen Präparat gedient hat! — Nannte ich denn nicht ſelbſt mein kleines Machwerk das Produkt einer ſchwärmenden Laune, habe ich nicht ſelbſt das Anathem darüber ausgeſprochen? — Doch es iſt gut, daß ich es Euch vorlas, denn es giebt mir Gelegenheit, über Geſchichten der Art mich recht auszuſprechen und ich hoffe Euern Beifall einzuärndten, ihr guten Serapionsbrüder! — Zuförderſt will ich dir alſo, geliebter Ottmar, recht genau den Keim des unbehaglichen oder beſſer unheimlichen Gefühls entwickeln, das dich ergriff, als du dich erſt ergötzen wollteſt daran, was du drollige Naivetät zu nennen beliebſt. — Mag der ehrliche alte Haftitz Anlaß gehabt haben, jenes ſeltſame Ereigniß, wie der Teufel in Berlin ein bürgerliches Leben geführt, anzumerken, welchen er will, genug, die Sache bleibt für uns rein fantaſtiſch, und ſelbſt das unheimliche Spukhafte, das ſonſt dem „furchtbar verneinenden Prinzip der Schöpfung" beiwohnt, kann, durch den komiſchen Contraſt in dem es erſcheint, nur jenes ſeltſame Gefühl hervorbringen, das, eine eigenthümliche Miſchung des Grauenhaften und Ironiſchen, uns auf gar nicht unangenehme Weiſe ſpannt. Anders verhält es ſich mit den leidigen Hexengeſchichten. Hier tritt das wirkliche Leben ein mit allen ſeinen Schrecken. Mir war's als ich von der Hinrichtung der Barbara Roloffin las, als ſäh' ich noch den Scheiterhaufen auf dem Neumarkt dampfen und alle Gräuel der fürchterlichen Hexenprozeſſe traten mir vor die Seele. Ein paar roth funkelnde Augen, ein ſtruppiges ſchwarzes oder graues Haar, ein ausgedörrter Knochenleib, das reichte hin, ein altes armes Weib für eine Hexe zu erklären, alles Unheil ihren Teufelskünſten zuzuſchreiben, ihr in aller juriſtiſchen Form zu Leibe zu gehen und ſie auf den Scheiterhaufen zu bringen. Die ſcharfe Frage (Tortur) beſtätigte die unſinnigſten Anklagen und entſchied alles.

Merkwürdig, unterbrach Theodor den Lothar, höchſt merkwürdig bleibt es aber doch, daß viele angebliche Hexen ganz freimüthig ohne allen Zwang ihr Bündniß mit dem Böſen eingeſtanden. Vor ein paar Jahren fielen mir über Hexerei verhandelte Original-Akten in die Hände, und ich traute meinen Augen kaum als ich Geſtändniſſe las, vor denen mir die Haut ſchauderte. Da war von Salben, deren Gebrauch den menſchlichen Körper in irgend ein Thier verwandelt, von Ritten auf dem Beſenſtiel, kurz von allen den Teufelskünſten, wie ſie in alten Mährchen vorkommen, die Rede. Vorzüglich hatten aber immer die angeklagten Weiber ganz frei und frank das unzüchtige Verhältniß mit dem ſcheußlichen hölliſchen Galan, zuweilen ſogar unaufgefordert eingeſtanden. Sagt, wie konnte das geſchehen?

Mit, erwiederte Lothar, mit dem Glauben an das wirkliche Bündniß mit dem Teufel ſelbſt.

Wie? — was ſagſt du? riefen beide, Ottmar und Theodor.

Verſteht, fuhr Lothar fort, verſteht mich nur recht. Gewiß iſt es, daß in jener Zeit, als niemand an der unmittelbaren Einwirkung des Teufels, an ſeiner ſichtbaren Erſcheinung zweifelte, auch jene unglücklichen Weſen, die man ſo grauſam mit Feuer und Schwerdt verfolgte, an alles das wirklich glaubten, deſſen man ſie beſchuldigte. Ja daß manche in böſem Sinn durch allerlei vermeintliche Hexenkünſte nach dem Bündniß mit dem Satan trachteten, Gewinnſtes halber oder um Unheil anzurichten, und dann im Zuſtande des Wahnſinns, den Sinn verſtörende Tränke, entſetzliche Beſchwörungen erzeugt, den Böſen erblickten und jenes Bündniß wirklich ſchloſſen, das ihnen übermenſchliche Macht geben ſollte, iſt eben ſo gewiß. Die tollſten Hirngeſpinnſte, wie ſie jene Geſtändniſſe enthalten, die auf innerer Ueberzeugung beruhten, erſcheinen nicht zu toll, wenn man bedenkt, welche ſeltſame Einbildungen, ja welche grauenhafte Bethörungen ſchon der Hyſterismus der Weiber hervorzubringen vermag. So büßten jene vermeintlichen Hexen ihren boshaften Sinn, wiewohl zu hart, mit dem grauſamſten Tode. Es iſt unmöglich, jenen alten Hexenprozeſſen den Glauben abzuſprechen, in ſofern ſie durch Zeugen oder ſonſt ganz ins Klare geſetzte Thatſachen enthalten, und da findet ſich denn auch häufig, daß manche der Zauberei Angeklagte wirklich todeswürdige Verbrechen begingen. Erinnert Euch der ſchauderhaften Erzählung unſeres herrlichen Tieck, Liebeszauber benannt. Die grauenhafte fürchterliche That des entſetzlichen Weibes, die das unſchuldige liebliche Kind ſchlachtet, kommt auch in jenen gerichtlichen Verhandlungen zur Sprache, und ſo war oft der Feuertod nur die gerechte Strafe des grauſamſten Mordes.

Mir ſteigt, nahm Theodor das Wort, die Erinnerung auf an einen Moment, in dem mir eine ſolche fluchwürdige That recht dicht vor Augen gerückt wurde und mich mit dem tiefſten Entſetzen erfüllte! — Während meines Aufenthalts in W. beſuchte ich das reizende Luſtſchloß L., von dem es irgendwo mit Recht heißt, es ſchwimme in dem ſpiegelhellen See, wie ein herrlicher ſtolzer Schwan. Man hatte mir ſchon erzählt, daß nach einem dunklen Gerücht der unglückliche Beſitzer deſſelben, der nicht vor gar zu langer Zeit ſtarb, mit Hülfe eines alten Weibes allerlei Zauberkünſte getrieben haben ſolle, und daß der alte Kaſtellan, verſtehe man ſein Vertrauen zu gewinnen, manches darüber andeute. Gleich beim Eintritt war mir dieſer Alte höchſt merkwürdig. Denkt Euch einen eisgrauen Mann, die Spuren des tiefſten Grams im Antlitz, ärmlich nach Art des gemeinen Volks gekleidet, dabei im Betragen ungewöhnliche Bildung verrathend, denkt Euch, daß dieſer Mann, den Ihr auf den erſten Blick für einen gemeinen Diener hieltet, mit Euch, die Ihr die Landesſprache nicht verſteht, wie Ihr wollt, entweder das reinſte eleganteſte Franzöſiſch, oder eben ſo italiäniſch redet! — Es gelang mir, da ich mit ihm allein die Säle durchwanderte, dadurch, daß ich der verworrenen Schickſale ſeines Herrn gedachte, und mich dabei in die Geſchichte jener Zeit eingeweiht zeigte, ihn zu beleben. Er erklärte mir den tieferen Sinn mancher Gemälde, mancher Verzierung, die dem Nichteingeweihten nur als Schmuck erſcheinen, und wurde immer wärmer und zutraulicher. Endlich ſchloß er ein kleines Kabinett auf, deſſen Fußboden aus weißen Marmortafeln beſtand und in dem nichts weiter als ein einfach gearbeiteter Keſſel von Bronze befindlich. Die Wände ſchienen ihres vormaligen Schmuckes beraubt. Ich wußte, daß ich mich an dem Orte befand, wo der unglückliche Herr des Schloſſes verblendet, bethört durch die Luſt an den üppigen Genüſſen des Lebens, ſich herabgewürdigt haben ſollte zu hölliſchen Verſuchen. Als ich einige Worte darüber fallen ließ, blickte der Alte mit dem Ausdruck der ſchmerzlichſten Wehmuth gen Himmel, und ſprach dann tief aufſeufzend: O heilige Jungfrau, haſt du denn verziehen? — Dann wies er ſchweigend auf eine größere Marmorplatte, die in der Mitte des Fußbodens eingefugt lag. Ich betrachtete die Platte genau und wurde gewahr, daß ſich einige röthliche Adern durch den Stein zogen. Als ich aber immer ſchärfer und ſchärfer hinblickte, hilf Himmel, da traten, wie aus einem deformirten Gemälde, deſſen verſtreute Lineamente ſich nur einen, wenn man es durch ein beſonders vorbereitetes Glas betrachtet, die Züge eines menſchlichen Antlitzes hervor. Es war das Antlitz eines Kindes, das mich mit dem herzzerſchneidenden Jammer des Todeskampfes aus dem Stein anſchaute. Aus der Bruſt quollen

Blutstropfen, der übrige Theil des Körpers verlor ſich wie in ein Gewäſſer hinein. Mit Mühe überwand ich das Grauen, das Entſetzen, das mich übermannen wollte. Ich war keines Wortes mächtig, ſchweigend verließen wir den ſchauerlichen verhängnißvollen Ort. — Erſt im Park luſtwandelnd überwand ich das unheimliche Gefühl, das mir beinahe das ganze kleine Paradies verleidet hätte. Aus manchen Worten des alten Kaſtellans konnt' ich ſchließen, daß jenes verruchte Weſen, das ſich dem ſonſt großherzigen gemüthvollen Herrn anzudrängen wußte, ihm den ſchönſten ſeiner Wünſche, unfehlbares dauerndes Glück in der Liebe, ewige Liebesluſt zu erfüllen verhieß, mittelſt ſchwarzer Kunſte, und ihn dadurch verlockte zum Entſetzlichen.

Das iſt, rief Ottmar, das iſt etwas für unſern Cyprian, der würde ſich erfreuen an dem blutigen Kinde in Marmor gebildet, und nebenher den alten Kaſtellan ſehr lieb gewinnen.

Mag, fuhr Theodor fort, mag alles auf thörichter Einbildung beruhen, mag alles eine im Volk verſtreute Fabel ſein, mag der beſonders geaderte Stein das Kind ſo darſtellen, wie eine lebendige Fantaſie aus buntem Marmor allerlei Figuren und Bilder herausfindet, irgend etwas unheimliches muß ſich doch wirklich begeben haben, da ſonſt der alte treue Diener unmöglich die Schuld des Herrn ſo tief in der Seele getragen, ja jenem wunderbaren Stein ſolch eine gräßliche Bedeutung gegeben hätte.

Wir wollen, ſprach Ottmar, wir wollen gelegentlich den heiligen Serapion darüber befragen, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit der Sache hat, für jetzt aber die Hexen Hexen ſein laſſen, und uns nur noch einmal zum teutſchen Teufel wenden, über den ich noch einiges beizubringen gedenke. — Ich meine nehmlich, daß die wahrhafte teutſche Gemüthlichkeit ſich recht in der Art ausſpricht, wie der leidige Satan dargeſtellt wird im menſchlichen Leben handthierend. Er verſteht ſich auf alles Unheil, Grauen und Entſetzen, auf alle Verführungskünſte, er vergißt nicht den frommen Seelen nachzuſtellen, um ſo viele als möglich für ſein Reich zu gewinnen; aber dabei iſt er doch ein ganz ehrlicher Mann, denn auf das genaueſte, pünktlichſte hält er ſich an den geſchloſſenen Kontrakt, und ſo kommt es denn, daß er gar oft überliſtet wird und wirklich als dummer Teufel erſcheint, woher denn auch die Redensart kommen mag: das iſt ein dummer Teufel! — Aber noch mehr, der Charakter des teutſchen Satans hat eine wunderbare Beimiſchung des Burlesken, durch die das eigentlich ſinnverſtörende Grauen, das Entſetzen, das die Seele zermalmt, aufgelöſt, verquickt wird. Die Kunſt, den Teufel ganz auf dieſe deutſch gemüthliche Weiſe darzuſtellen, ſcheint aber verloren, denn in den neuen Teufelsſpukgeſchichten iſt jene Miſchung niemals gerathen. Entweder wird der Teufel zum gemeinen Hanswurſt, oder das Grauenhafte, Unheimliche, zerreißt das Gemüth.

Du vergiſſeſt, unterbrach Lothar den Ottmar, du vergiſſeſt eine neue Erzählung, in der jene Miſchung des wunderbar Gemüthlichen, das wenigſtens an das Komiſche anſtreift, mit dem Grauenhaften gar herrlich gerathen iſt, und die Wirkung jener einfachen alterthümlichen Teufelsſpukgeſchichten in ganzem Maaß hervorbringt. Ich meine Fouqué's meiſterhafte Erzählung: das Galgenmännlein, für deſſen Brüderlein, könnt' es noch geboren werden, ich gern einige Harniſchmänner eintauſchen möchte. Trotz des kleinen grauenhaft muntern Kerls in der Flaſche, der in der Nacht herauswächſt und ſich rauhhaarig an die Backe des von fürchterlichen Träumen geängſteten Herrn legt, trotz des entſetzlichen Mannes in der Bergſchlucht, deſſen mächtiger Rappe wie eine Fliege die ſteile Felſenwand hinanklimmt, trotz alles Unheimlichen, das in der Geſchichte gar reichlich vorhanden, iſt die Spannung, die ſie im Gemüth erzeugt, nichts weniger als verſtörend. Die Wirkung gleicht der eines ſtarken Getränks, das die Sinne heftig aufreizt, zugleich aber im Innern eine wohlthuende Wärme verbreitet. In dem durchaus gehaltenen Ton, in der Lebenskraft der einzelnen Bilder liegt es, daß, iſt man beim Schluß ſelbſt von der Wonne des armen Teufels, der ſich glücklich aus den Klauen des böſen Teufels gerettet, durchdrungen, nochmals all' die Scenen, die in das Gebiet des gemüthlich Komiſchen ſtreifen, z. B. die Geſchichte vom Halbheller, hell aufleuchten. Ich erinnere mich kaum, daß irgend eine Teufelsgeſchichte mich auf ſo ſeltſam wohlthuende Weiſe geſpannt, aufgeregt hätte, als eben Fouqué's Galgenmännlein.

Es iſt, nahm Theodor das Wort, es iſt gar nicht zu bezweifeln, daß Fouqué den Stoff ſeines Galgenmännleins aus irgend einem alten Buch, aus irgend einer alten Chronik entnommen.

Ich will, erwiederte Lothar, ich will nicht glauben, daß du, ſollte das wirklich der Fall ſein, deshalb das Verdienſt des Dichters auch nur im mindeſten geſchmälert achteſt, und ſo mit gewöhnlichen Rezenſenten gleichen Sinnes biſt, deren ganz eigentliche Praxis es erfordert, gleich nachzuſpüren, wo etwa der Grundſtoff zu dieſem und jenem poetiſchen Werk liegen könne. Den Fund verkündigen ſie dann mit vielem Pomp, ſtolz auf den armen Dichter hinabſehend, der nichts that, als die Figur kneten aus einem Teig, der ſchon vorhanden war. Als ob es darauf ankommen könnte, daß der Dichter den Keim, den er irgendwo fand, in ſein Inneres aufnahm, als ob die Geſtaltung des Stoffs nicht eben den wahrhaften Dichter bewähren müſſe! — Doch wir wollen uns an unſern Schutzpatron, den heiligen Serapion erinnern, der ſelbſt Geſchichtliches ſo aus ſeinem Innern herauserzählte, wie er Alles ſelbſt mit eignen Augen lebendig erſchaut und nicht wie er es geleſen. —

Du thuſt, ſprach Theodor, du thuſt mir großes Unrecht, Lothar, wenn du glaubſt, ich ſei andrer Meinung. Wie ein Stoff bearbeitet oder vielmehr lebendig geſtaltet werden kann, hat niemand herrlicher bewieſen als Heinrich Kleiſt in ſeiner vortrefflichen klaſſiſch gediegenen Erzählung von dem Roßhändler Kohlhaas.

Und, unterbrach Lothar den Freund, und um ſo mehr gehört der Kohlhaas ganz dem herrlichen Dichter, den ein düſtres Verhängniß uns viel zu früh entriß, als die Nachrichten von jenem furchtbaren Menſchen, ſo wie ſie im Hafftitz ſtehen, ganz mager und ungenügend ſind. Doch weil ich eben des Hafftitz gedenke, ſo will ich Euch nur gleich eine Erzählung vorleſen, zu der ich manche Grundzüge eben aus dem Microchronicon entnahm, und die ich in dem Anfall einer durchaus bizarren Laune, der mehrere Tage anhielt, aufſchrieb. Magſt du, o mein Ottmar, daraus entnehmen, daß es mit dem Spleen, den mir Theodor andichten will, eben nicht ſo arg iſt, als man wohl meinen möchte.

Lothar zog ein Manuſcript hervor und las:

Die Brautwahl,

eine Geſchichte, in der mehrere ganz unwahrſcheinliche Abentheuer vorkommen.

Erſtes Kapitel.

Welches von Bräuten, Hochzeiten, Geheimen Kanzlei-Sekretären, Tournieren, Hexenprozeſſen, Zauberteufeln und andern angenehmen Dingen handelt.

In der Nacht des Herbſt-Aequinoktiums kehrte der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann aus dem Kaffeehauſe, wo er regelmäßig jeden Abend ein paar Stunden zuzubringen pflegte, nach ſeiner Wohnung zurück, die in der Spandauerſtraße gelegen. In allem, was er that, war der Geheime Kanzlei-Sekretär pünktlich und genau. Er hatte ſich daran gewöhnt, gerade während es auf den Thürmen der Marien- und Nikolai-Kirchen eilf Uhr ſchlug, mit dem Rock- und Stiefelnausziehen fertig zu werden, ſo daß er, in die geräumigen Pantoffeln gefahren, mit dem letzten dröhnenden Glockenſchlage ſich die Nachtmütze über die Ohren zog.

Um das heute nicht zu verſäumen, da die Uhren ſich ſchon zum Eilfſchlagen anſchickten, wollte er eben mit einem raſchen Schritt (beinahe war es ein behender Sprung zu nennen) aus der Königsſtraße in die Spandauerſtraße hineinbiegen, als ein ſeltſames Klopfen, das ſich dicht neben ihm hören ließ, ihn an den Boden feſtwurzelte.

Unten an dem Thurm des alten Rathhauſes wurde er in dem hellen Schimmer der Reverberen eine lange hagere, in einen dunkeln Mantel gehüllte Geſtalt gewahr, die an die verſchloſſene Ladenthüre des Kaufmanns Warnatz, der dort bekanntlich ſeine Eiſenwaaren feil hält, ſtark und ſtärker pochte, zurücktrat, tief ſeufzte, hinaufblickte nach den verfallenen Fenſtern des Thurms.

„Mein beſter Herr,“ wandte ſich der Geheime Kanzlei-Sekretär gutmüthig zu dem Mann, „mein beſter Herr, Sie irren ſich, dort oben in dem Thurm wohnt keine menſchliche Seele, ja, nehme ich wenige Ratten und Mäuſe und ein Paar kleine Eulen aus, kein lebendiges Weſen. Wollen Sie von dem Herrn Warnatz einiges Vortreffliche in Eiſen oder Stahl erſtehen, ſo müſſen Sie ſich morgen wieder herbemühen.“

„Verehrter Herr Tusmann“ — Geheimer Kanzlei-Sekretär ſeit mehreren Jahren, fiel Tusmann dem Fremden unwillkührlich ins Wort, ungeachtet er etwas verdutzt darüber war, von dem Fremden gekannt zu ſeyn. Der achtete darauf aber gar nicht im mindeſten, ſondern begann von neuem: „Verehrter Herr Tusmann, Sie belieben ſich in meinem Beginnen hier ganz und gar zu irren. Weder der Eiſen- noch der Stahlwaaren bin ich bedürftig, habe es auch gar nicht mit dem Herrn Warnatz zu thun. Es iſt heute das Herbſt-Aequinoktium und da will ich die Braut ſchauen. Sie hat ſchon mein ſehnſüchtiges Pochen, meine Liebesſeufzer vernommen, und wird gleich oben am Fenſter erſcheinen.“

Der dumpfe Ton, in dem der Mann dieſe Worte ſprach, hatte etwas ſeltſam feierliches, ja geſpenſtiſches, ſo daß es dem Geheimen Kanzlei-Sekretär eiskalt durch alle Glieder rieſelte. Der erſte Schlag der eilften Stunde dröhnte von dem Marienkirchthurm herab, in dem Augenblick klirrte und rauſchte es an dem verfallenen Fenſter des Rathhausthurms und eine weibliche Geſtalt wurde ſichtbar. So wie der volle Laternenglanz ihr ins Antlitz fiel, wimmerte Tusmann ganz kläglich: O du gerechter Gott im Himmel, o all’ ihr himmliſchen Heerſchaaren, was iſt denn das!

Mit dem letzten Schlage, und alſo im ſelbigen Augenblick, wo Tusmann, wie ſonſt, die Schlafmütze aufzuziehen gedachte, war auch die Geſtalt verſchwunden.

Es war, als hätt’ die verwunderliche Erſcheinung den Geheimen Kanzlei-Sekretär ganz außer ſich ſelbſt gebracht. Er ſeufzte, ſtöhnte, ſtarrte hinauf nach dem Fenſter, liſpelte in ſich hinein: Tusmann — Tusmann, Geheimer Kanzlei-Sekretär! — beſinne dich doch nur! werde nicht verrückt, mein Herz! — Laß dich vom Teufel nicht blenden, gute Seele! —

Sie ſcheinen, begann der Fremde, von dem, was Sie ſahen, ſehr ergriffen worden zu ſeyn, beſter Herr Tusmann? — Ich habe blos die Braut ſchauen wollen, und Ihnen ſelbſt, Verehrter, muß dabei noch anderes aufgegangen ſeyn.

Bitte, bitte, wimmerte Tusmann, wollen Sie mir nicht meinen ſchlichten Titel vergönnen, ich bin Geheimer Kanzlei-Sekretär, und zwar in dieſem Augenblick ein höchſt alterirter, ja wie ganz von Sinnen gekommener. Bitte ergebenſt, mein wertheſter Herr, gebe ich Ihnen ſelbſt nicht den gebührenden Rang, ſo geſchieht das lediglich aus völliger Unbekanntſchaft mit Ihrer werthen Perſon; aber ich will Sie Herr Geheimer Rath nennen, denn deren giebt es in unſerm lieben Berlin ſo gar abſonderlich viele, daß man mit dieſem würdigen Titel ſelten irrt. Bitte alſo, Herr Geheimer Rath mögen es mir nicht länger verhehlen, was für eine Braut Sie hier zu der unheimlichen Stunde zu ſchauen gedachten!

Sie ſind, ſprach der Fremde mit erhöhter Stimme, Sie ſind ein beſonderer Mann mit ihren Titeln, mit ihrem Rang. Iſt man dann Geheimer Rath, wenn man ſich auf manches Geheimniß verſteht und auch wohl nebenher guten Rath zu ertheilen vermag, ſo kann ich wohl billigen Fugs mich ſo nennen. Mich nimmt es Wunder, daß ein ſo in alten Schriften und ſeltenen Manuſcripten beleſener Mann wie Sie, wertheſter Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, es nicht weiß, daß wenn ein Kundiger — verſtehen Sie wohl! — ein Kundiger, zur eilften Stunde in der Nacht des Aequinoktiums hier unten an die Thüre oder auch nur an die Mauer des Thurms klopft, ihm oben am Fenſter dasjenige Mädchen erſcheint, das bis zum Frühlings-Aequinoktium die glücklichſte Braut in Berlin wird.

Herr Geheimer Rath, rief Tusmann wie plötzlich begeiſtert von Freude und Entzücken, verehrungswürdigſter Herr Geheimer Rath, ſollte das wirklich der Fall ſeyn?

Es iſt nicht anders, erwiederte der Fremde, aber was ſtehen wir hier länger auf der Straße. Sie haben Ihre Schlafſtunde bereits verſäumt, wir wollen uns ſtracks in das neue Weinſtübchen auf dem Alexander-Platz begeben. Es iſt nur darum, daß Sie mehr von mir über die Braut erfahren, wenn Sie wollen, und wieder in die Gemüthsruhe kommen, aus der Sie, ſelbſt weiß ich nicht recht warum, ganz und gar herausgebracht zu ſeyn ſcheinen. —

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ein höchſt mäßiger Mann. Seine einzige Erholung beſtand, wie ſchon erwähnt wurde, darin, daß er jeden Abend ein paar Stunden in einem Kaffeehauſe zubrachte, und politiſche Blätter, Flugſchriften durchlaufend, ja auch in mitgebrachten Büchern ämſig leſend ein Glas gutes Bier genoß. Wein trank er beinahe gar nicht, nur Sonntags nach der Predigt pflegte er in einem Weinkeller ein Gläschen Malaga mit etwas Zwieback zu ſich zu nehmen. Des Nachts zu ſchwärmen war ihm ſonſt ein Gräuel;

unbegreiflich ſchien es daher, daß er ſich ohne Widerſtand, ja ohne auch nur ein einziges Wort zu ſagen, von dem Fremden fortziehen ließ, der mit ſtarken durch die Nacht dröhnenden Schritten forteilte nach dem Alexander-Platz.

Als ſie in die Weinſtube eintraten, ſaß nur noch ein einziger Mann einſam an einem Tiſch und hatte ein großes Glas mit Rheinwein gefüllt vor ſich ſtehen. Die tief eingefurchten Züge ſeines Antlitzes zeugten von ſehr hohem Alter. Sein Blick war ſcharf und ſtechend, und nur der ſtattliche Bart verrieth den Juden, der alter Sitte und Gewohnheit treu geblieben. Dabei war er ſehr altfränkiſch, ungefähr wie man ſich ums Jahr Eintauſend ſiebenhundert und zwanzig bis dreißig trug, gekleidet, und daher mocht' es wohl kommen, daß er aus längſt vergangener Zeit zurückgekehrt ſchien.

Noch ſeltſamer war aber wohl der Fremde anzuſchauen, auf den Tusmann getroffen.

Ein großer, hagerer, dabei kräftiger, in Gliedern und Muskeln ſtark gebauter Mann, ſcheinbar in den funfziger Jahren. Sein Antlitz mochte ſonſt für ſchön gegolten haben, noch blitzten die großen Augen unter den ſchwarzen buſchigten Augenbrauen mit jugendlichem Feuer hervor — eine freie offene Stirn — eine ſtark gebogene Adlers-Naſe — ein fein geſchlitzter Mund — ein gewölbtes Kinn — das Alles hätte den Mann vor hundert andern eben nicht ausgezeichnet; während aber Rock und Unterkleid nach Art der neueſten Zeit zugeſchnitten waren, gehörten Kragen, Mantel und Baret dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts an; vorzüglich mocht' es aber wohl der eigne, wie aus tiefer ſchauerlicher Nacht hinaus ſtrahlende Blick des Fremden, der dumpfe Ton ſeiner Stimme, ſein ganzes Weſen, das durchaus gegen jede Form der jetzigen Zeit grell abſtach, vorzüglich mochte es das alles ſeyn, was in ſeiner Nähe jedem ein ſeltſames beinahe unheimliches Gefühl einflößen mußte.

Der Fremde nickte dem Alten, der am Tiſche ſaß, zu, wie einem alten Bekannten.

Seh' ich Euch einmal wieder nach langer Zeit, rief er, ſeyd Ihr noch immer wohl auf?

Wie Ihr mich findet, erwiederte der Alte mürriſch, wohl und geſund und noch zur rechten Zeit auf den Beinen, und munter und thätig, wenn es darauf ankommt!

Das fragt ſich, das fragt ſich, rief der Fremde laut lachend und beſtellte bei dem aufwartenden Burſchen eine Flaſche des älteſten Franzweins, der im Keller vorhanden.

Mein beſter, verehrungswürdigſter Herr Geheimer Rath! — begann Tusmann deprezirend.

Aber der Fremde fiel ihm ſchnell in die Rede: Laſſen wir doch jetzt alle Titel, beſter Herr Tusmann. Ich bin weder Geheimer Rath noch Geheimer Kanzlei-Sekretär, ſondern nichts mehr und nichts weniger als ein Künſtler, der in edlen Metallen und köſtlichem Geſtein arbeitet, und heiße mit Namen Leonhard.

Alſo ein Goldſchmidt, ein Juwelier, murmelte Tusmann vor ſich hin. Er beſann ſich nun auch, daß er bei dem erſten Anblick des Fremden in der erleuchteten Weinſtube es hätte wohl einſehen müſſen, wie der Fremde unmöglich ein ordentlicher Geheimer Rath ſeyn könne, da er in altdeutſchem Mantel, Kragen und Barett angethan, wie ſolches bei Geheimen Räthen nicht üblich.

Beide, Leonhard und Tusmann, ſetzten ſich nun hin zu dem Alten, der ſie mit einem grinſenden Lächeln begrüßte.

Nachdem Tusmann auf vieles Röthigen Leonhards ein paar Gläſer des gehaltigen Weins getrunken, trat Röthe auf ſeine blaſſen Wangen; vor ſich hinblickend, den Wein gemüthlich einſchlürfend, lächelte und ſchmunzelte er überaus freundlich, als gingen die angenehmſten Bilder in ſeinem Inneren auf.

Und nun, begann Leonhard, und nun ſagen Sie mir unverholen, beſter Herr Tusmann, warum Sie ſo gar beſonders ſich gebehrdeten, als die Braut im Fenſter des Thurms erſchien, und was jetzt ſo ganz und gar Ihr Inneres erfüllt? Wir ſind, Sie mögen das nun glauben oder nicht, alte Freunde und Bekannte, und vor dieſem guten Mann brauchen Sie ſich gar nicht zu geniren.

O Gott, erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, o Gott, mein verehrteſter Herr Profeſſor — laſſen Sie mich Ihnen dieſen Titel geben; denn da Sie, wie ich überzeugt bin, ein ſehr wackrer Künſtler ſind, könnten Sie mit Fug und Recht Profeſſor bei der Akademie der Künſte ſeyn — Alſo! mein verehrteſter Herr Profeſſor — vermag ich denn zu ſchweigen? Wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über! — Erfahren Sie es! — Ich gehe, wie man ſprüchwörtlich zu ſagen pflegt, auf Freiers Füßen, und gedenke zum Frühlings-Aequinoktium ein glückliches Bräutlein heim zu führen. Konnt' es denn nun wohl fehlen, daß es mir durch alle Adern fuhr, als Sie, verehrteſter Herr Profeſſor, beliebten, mir eine glückliche Braut zu zeigen?

Was, unterbrach der Alte den Geheimen Kanzlei-Sekretär mit kreiſchender, krächzender Stimme, was? — Sie wollen heirathen? Sie ſind ja viel zu alt dazu, und häßlich wie ein Pavian.

Tusmann erſchrak über die entſetzliche Grobheit des jüdiſchen Alten ſo ſehr, daß er kein Wort heraus zu bringen vermochte.

Nehmen Sie, ſprach Leonhard, dem Alten da das harte Wort nicht übel, lieber Herr Tusmann, er meint es nicht ſo böſe als es wohl den Anſchein haben möchte. Aufrichtig geſagt muß ich aber auch ſelbſt geſtehen, wie es mich bedünken will, daß Sie etwas ſpät ſich zur Heirath entſchloſſen haben, da Sie mir beinahe ein Funfziger zu ſeyn ſcheinen.

Auf den 9ten Oktober am Tage des heiligen Dionyſius erreiche ich mein acht und vierzigſtes Jahr, fiel Tusmann etwas empfindlich ein. Dem ſey, wie ihm wolle, fuhr Leonhard fort, es iſt auch nicht das Alter allein, das Ihnen entgegen ſteht. Sie haben bisher ein einfaches, einſames Junggeſellen-Leben geführt, Sie kennen das weibliche Geſchlecht nicht, Sie werden ſich nicht zu rathen, nicht zu helfen wiſſen.

Was rathen, was helfen, unterbrach Tusmann den Goldſchmidt, ei beſter Herr Profeſſor. Sie müſſen mich für ungemein leichtſinnig und unverſtändig halten, wenn Sie glauben, daß ich blindlings ohne Rath und Ueberlegung zu handeln im Stande wäre. Jeden Schritt, den ich thue, erwäge und bedenke ich weislich, und als ich mich in der That von dem Liebespfeil des loſen Gottes, den die Alten Cupido nannten, getroffen fühlte, ſollte da nicht all' mein Dichten und Trachten dahin gegangen ſeyn, mich für dieſen Zuſtand gehörig auszubilden? — Wird jemand, der ein ſchweres Examen zu überſtehen gedenkt, nicht ämſig alle Wiſſenſchaften ſtudiren, aus denen er befragt werden ſoll? — Nun, verehrteſter Herr Profeſſor, meine Heirath iſt ein Examen, zu dem ich mich gehörig vorbereite, und wohl zu beſtehen glaube. Sehen Sie, beſter Mann, dieſes kleine Buch, das ich, ſeit ich mich zu lieben und zu heirathen entſchloſſen, beſtändig bei mir trage, und unaufhörlich ſtudire, ſehen Sie es an, und überzeugen Sie ſich, daß ich die Sache gründlich und geſcheut beginne, und keinesweges als ein Unerfahrner erſcheinen werde, ungeachtet mir, wie ich geſtehen will, das ganze weibliche Geſchlecht bis dato fremd geblieben.

Mit dieſen Worten hatte der Geheime Kanzlei-Sekretär ein kleines, in Pergament gebundenes Buch aus der Taſche gezogen und den Titel aufgeſchlagen, welcher folgendermaßen lautete:

> „Kurzer Entwurff der politiſchen Klugheit, ſich ſelbſt und an-
> „dern in allen Menſchlichen Geſellſchafften wohl zu rathen und
> „zu einer geſcheiden Conduite zu gelangen; Allen Menſchen,
> „die ſich klug zu ſeyn dünken, oder noch klug werden wollen,
> „zu höchſt nöthiger Bedürfniß und ungemeinem Nutzen, aus
> „dem Lateiniſchen des Herrn Thomasii überſetzt. Nebſt einem
> „ausführlichen Regiſter. Frankfurt und Leipzig. In Verlag
> „Johann Großens Erben. 1710.“

Bemerken Sie, ſprach Tusmann mit ſüßem Lächeln, bemerken Sie, wie der würdige Autor im ſiebenten Kapitel, das lediglich vom Heirathen und von der Klugheit eines Hausvaters handelt, §. 6. ausdrücklich ſagt:

> „Zum wenigſten ſoll man damit nicht eilen. Wer bei voll-
> „kommenem männlichem Alter heirathet, wird ſo viel klüger,
> „weil er ſo viel weiſer wird. Frühzeitige Heirathen machen
> „unverſchämte oder argliſtige Leute, und werffen ſowohl des
> „Leibes, als des Gemüths Kräffte übern Hauffen. Das männ-
> „liche Alter iſt zwar nicht ein Anfang der Jugend, dieſelbe
> „aber ſoll nicht eher, als mit demſelben zugleich ſich enden.“

Und dann, was die Wahl des Gegenſtandes betrifft, den man zu lieben und zu heirathen geſonnen, ſo ſagt der vortreffliche Thomaſius §. 9:

> „Die Mittelſtraße iſt die ſicherſte, man nehme keine allzu Schöne
> „noch Häßliche, keine ſehr Reiche noch ſehr Arme, keine Vor-
> „nehmere noch Geringere, ſondern, die mit uns gleichen Stan-
> „des iſt, und ſo wird auch bey den meiſten übrigen Eigen-
> „ſchafften die Mittelſtraße zu treffen das Beſte ſeyn.“

Dem bin ich denn auch gefolgt, und habe mit der anmuthigen Perſon, die ich erwählet, nach dem Rath, den Herr Thomaſius im §. 17. ertheilet, nicht nur einmal Converſation gepfleget, weil man durch Verſtellung der Fehler und Annehmung von allerhand Scheintugenden leicht hintergangen werden kann, ſondern zum öftern, da es denn unmöglich iſt, ſich gänzlich in die Länge zu bergen.

Aber, ſprach der Goldſchmidt, aber mein werther Herr Tusmann, eben dieſer Umgang, oder wie Sie es zu nennen belieben, dieſe Converſation mit den Weibern ſcheint mir, ſoll man nicht getäuſcht werden auf ſchnöde Weiſe, langer Erfahrung und Uebung zu bedürfen.

Auch hierin, erwiederte Tusmann, ſteht der große Thomaſius zur Seite, indem er ſattſam lehrt, wie eine vernünftige angenehme Converſation einzurichten und wie vorzüglich, konverſirt man mit Frauenzimmern, dabei einiger Scherz auf liebliche Art einzumiſchen. Aber Scherzreden, ſagt mein Autor im fünften Kapitel, ſoll man ſich bedienen, wie ein Koch des Salzes, ja ſelbſt der ſpitzigen Redensarten wie eines Gewehrs, nicht andere damit anzutaſten, ſondern zu unſerer Beſchützung, ebenmäßig als ein Igel ſeine Stacheln zu brauchen pfleget. Und ſoll man dabei als ein kluger Mann auf die Gebehrden faſt noch mehr, als auf die Worte regardiren, indem öfters das, was einer in Discurſen verbirget, durch Gebehrden hervorbricht, und die Worte gemeiniglich nicht ſo viel als die übrige Aufführung zu Erweckung Freund- oder Feindſchaft vermögen.

Ich merk' es ſchon, nahm der Goldſchmidt das Wort, man kommt Ihnen auf keine Weiſe bei, Sie ſind gegen Alles gewappnet und gerüſtet. Wetten will ich daher auch, daß Sie durch Ihr Betragen die Liebe der von Ihnen erkornen Dame ganz und gar gewonnen.

Ich befleißige mich, ſprach Tusmann, nach Thomaſii Rath einer ehrerbietigen und freundlichen Gefälligkeit, denn dieſe iſt ſowohl das natürlichſte Merkmal der Liebe, als der natürlichſte Zug und Erweckung der Gegenliebe, gleich wie das Hojanen oder Gähnen eine ganze Geſellſchaft zur Nachahmung antreibt. Doch gehe ich in der allzugroßen Ehrerbietung nicht zu weit, denn ich bedenke wohl, daß, wie Thomaſius lehrt, die Weiber weder gute noch böſe Engel, ſondern bloße Menſchen, und zwar, den Leibes- und Gemüthskräften nach, ſchwächere Creaturen ſind, als wir, welches der Unterſchied des Geſchlechts ſattſam anzeiget.

Ein ſchwarz Jahr, rief der Alte ergrimmt, komme über Euch, daß Ihr läppiſches Zeug ſchwatzt ohne Aufhören und mir die gute Stunde verderbt, in der ich hier mich zu erlaben gedachte nach vollbrachtem großen Werk' —

Schweigt nur Alter, ſprach der Goldſchmidt mit erhöhter Stimme, ſeid froh, daß wir Euch hier leiden; denn mit Euerm brutalen Weſen ſeid Ihr ein unangenehmer Gaſt, den man eigentlich hinauswerfen ſollte. — Laſſen Sie ſich, wertheſter Herr Tusmann, durch den Alten nicht irren. Sie ſind der alten Zeit hold, Sie lieben den Thomaſius; was mich betrifft, ſo gehe ich noch viel weiter zurück, da ich nur auf die Zeit etwas gebe, der, wie Sie ſehen, zum Theil meine Kleidung angehört. Ja, Verehrter, jene Zeit war wohl herrlicher, als die jetzige, und aus ihr ſtammt noch jener ſchöne Zauber her, den Sie heute am alten Rathhausthurm geſchaut haben.

Wie das, wertheſter Herr Profeſſor? fragte der Geheime Kanzlei-Sekretär.

Ei, fuhr der Goldſchmidt fort, damals gab es gar öfters fröhliche Hochzeit auf dem Rathhauſe, und ſolche Hochzeiten ſahen ein wenig anders aus, als die jetzigen. — Nun! manche glückliche Braut blickte damals zum Fenſter heraus, und ſo iſt es ein anmuthiger Spuk, wenn noch jetzt ein luſtiges Gebilde das, was ſich jetzt begeben wird, weiſſagt aus dem, was vor langer Zeit geſchehen. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß damals unſer Berlin bei weitem luſtiger und bunter ſich ausnahm, als jetzt, wo alles auf einerlei Weiſe ausgeprägt wird, und man in der Langeweile ſelbſt die Luſt ſucht und findet, ſich zu langweilen. Da gabs Feſte, andere Feſte, als man ſie jetzt erſinnen mag. Ich will nur daran denken, wie im Jahr Eintauſend fünfhundert und ein und achtzig zu Oculi in der Faſten der Churfürſt Auguſtus zu Sachſen mit ſeinem Gemahl und Sohne Chriſtian von allen anweſenden Herrn herrlich und prächtig zu Cölln eingeholt wurde mit etlichen hundert Pferden. Und die Bürger beider Städte, Berlin und Cölln ſammt den Spandauiſchen, ſtanden zu beiden Seiten vom Cöpenicker Thore bis zum Schloſſe in vollſtändiger Rüſtung. Tages darauf gab es ein ſtattliches Ringrennen, bei dem der Churfürſt zu Sachſen und Graf Joſt zu Barby mit mehreren vom Adel in goldener Kleidung, hohen goldnen Stirnhauben, an Schultern, Ellenbogen und Knien mit goldenen Löwenköpfen, ſonſt an Armen und Beinen mit fleiſchfarbener Seide, als wären ſie bloß geweſen, angethan, wie man die heidniſchen Kämpfer zu malen pflegt. Sänger und Inſtrumentiſten ſaßen verborgen in einer goldenen Arche Noahs, und darauf ein kleiner Knabe mit fleiſchfarbener Seide bekleidet, mit

Flügeln, Bogen, Köcher und mit verbundenen Augen, wie der Cupido gemalt wird. Zwei andere Knaben mit ſchönen weißen Straußfedern bekleidet, goldenen Augen und Schnäbeln wie Täubelein führten die Arche, in welcher, wenn der Fürſt gerannt und getroffen, die Muſik ertönte. Darauf ließ man etliche Tauben aus der Arche, von denen ſich eine auf die ſpitze Zobelmütze unſers gnädigen Herrn Churfürſten ſetzte, mit den Flügeln ſchlug und eine welſche Arie zu ſingen begann, gar lieblich und viel ſchöner, als ſiebenzig Jahre ſpäter unſer Hofſänger Bernhard Pasquino Groſſo aus Mantua zu ſingen pflegte, wiewohl nicht ſo anmuthig, als zu jetziger Zeit unſere Theaterſängerinnen, die freilich, zeigen ſie ihre Kunſt, beſſer placirt ſind, als jenes Täubelein. Dann gab es ein Fußturnier, zu dem zog der Churfürſt von Sachſen mit dem Grafen von Barby in einem Schiffe auf, das war mit gelbem und ſchwarzem Zeuge bekleidet, und hatte ein Segel von goldenem Zindel. Und es ſaß hinter dem Herrn der kleine Knabe, der Tages zuvor Cupido geweſen, mit einem langen bunten Rocke und ſpitzigem Hute von gelbem und ſchwarzem Zeuge und langem grauen Barte. Sänger und Inſtrumentiſten waren eben ſo gekleidet. Aber rings um das Schiff tanzten und ſprangen viele Herren vom Adel her, mit Köpfen und Schwänzen von Lachſen, Heringen und andern luſtigen Fiſchen angethan, welches ſich gar anmuthig ausnahm. Am Abend um die zehnte Stunde wurde ein ſchönes Feuerwerk angezündet, welches einige tauſend Schüſſe hatte, in der Geſtalt einer viereckigen Feſtung mit Landsknechten beſetzt, die alle voller Schüſſe waren, und trieben die Büchſenmeiſter viel merkliche Poſſen mit Stechen und Fechten, und ließen feurige Roſſe und Männer, ſeltſame Vögel und andere Thiere in die Höhe fahren mit ſchrecklichem Geraſſel und Gepraſſel. Das Feuerwerk dauerte an die zwei Stunden. — Während der Goldſchmidt dies alles erzählte, gab der Geheime Kanzlei-Sekretär alle Zeichen der innigſten Theilnahme, des höchſten Wohlgefallens von ſich. Er rief mit feiner Stimme: Ei — O — Ach dazwiſchen, ſchmunzelte, rieb ſich die Hände, rutſchte auf dem Stuhle hin und her, und ſchlürfte dabei ein Glas Wein nach dem andern hinunter.

Mein verehrteſter Herr Profeſſor, rief er endlich im Falſett, den ihm die höchſte Freude abzunöthigen pflegte, mein theuerſter, verehrteſter Herr Profeſſor, was ſind das für herrliche Dinge, von denen

Sie ſo lebhaft zu erzählen belieben, als wären Sie ſelbſt perſönlich dabei geweſen.

Ei, erwiederte der Goldſchmidt, ſoll ich denn vielleicht nicht dabei geweſen ſein?

Tusmann wollte, den Sinn dieſer verwunderlichen Rede nicht faſſend, eben weiter fragen, als der Alte mürriſch zum Goldſchmidt ſprach: Vergeßt doch die ſchönſten Feſte nicht, an denen ſich die Berliner ergötzten in jener Zeit, die Ihr ſo hoch erhebt. Wie auf dem Neumarkt die Scheiterhaufen dampften, und das Blut floß der unglücklichen Schlachtopfer, die auf die entſetzlichſte Weiſe gemartert alles geſtanden, was der tollſte Wahn, der plumpſte Aberglaube nur ſich erträumen konnte.

Ach, nahm der Geheime Kanzlei-Sekretär das Wort, ach, Sie meinen gewiß die ſchnöden Hexen- und Zauberprozeſſe, wie ſie in alter Zeit ſtatt fanden, mein beſter Herr! — Ja, das war freilich ein ſchlimmes Ding, dem unſere ſchöne Aufklärung ein Ende gemacht hat.

Der Goldſchmidt warf ſeltſame Blicke auf den Alten und auf Tusmann, und fragte endlich mit geheimnißvollem Lächeln dieſen: kennen Sie die Geſchichte vom Münzjuden Lippold, wie ſie ſich im Jahr Eintauſend fünfhundert und zwei und ſiebenzig zutrug?

Noch ehe Tusmann antworten konnte, fuhr der Goldſchmidt weiter fort: großen Betruges und arger Schelmerei war der Münzjude Lippold angeklagt, der ſonſt das Vertrauen des Churfürſten beſaß, dem ganzen Münzweſen im Lande vorſtand, und allemal, wenn es Noth that, gleich mit bedeutenden Summen bei der Hand war. Sei es aber nun, daß er ſich gut auszureden wußte, oder daß ihm andere Mittel zu Gebote ſtanden, ſich vor den Augen des Churfürſten rein zu waſchen von aller Schuld, oder daß, wie man damals ſich auszudrücken pflegte, etzliche, die beim Herrn Thun und Laſſen waren, mit der ſilbernen Büchſe geſchoſſen; genug, es war an dem, daß er als unſchuldig loskommen ſollte; er wurde nur noch in ſeinem kleinen in der Stralauer Straße belegenen Hauſe von Bürgern bewacht. Da trug es ſich zu, daß er ſich mit ſeinem Weibe erzürnte, und daß dieſe in zornigem Muthe ſprach: Wenn der gnädige Herr Churfürſt nur wüßte, was Du für ein böſer Schelm biſt, und was für Bubenſtücke du mit deinem Zauberbuche kannſt zu Wege bringen, würdeſt du lange kalt ſein. Das wurde dem Churfürſten berichtet, der ließ ſtrenge nachforſchen in Lippold's Hauſe nach dem Zauberbuche, das man endlich fand, und das, als es Leute, die deſſen Verſtand hatten, laſen, ſeine Schelmerei klar an den Tag brachte. Böſe Künſte hatte er getrieben, um den Herrn ſich ganz zu eigen zu machen, und das ganze Land zu beherrſchen, und nur des Churfürſten Gottſeligkeit hatte dem ſataniſchen Zauber widerſtanden. Lippold wurde auf dem Neumarkt hingerichtet, als aber die Flammen ſeinen Körper und das Zauberbuch verzehrten, kam unter dem Gerüſt eine große Maus hervor, und lief ins Feuer. Viele Leute hielten die Maus für Lippold's Zauberteufel.

Während der Goldſchmidt dies erzählte, hatte der Alte beide Arme auf den Tiſch geſtützt, die Hände vor's Geſicht gehalten, und geſtöhnt und geächzt, wie einer, der große unerträgliche Schmerzen leidet.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchien dagegen nicht ſonderlich auf des Goldſchmidts Worte zu achten. Er war über die Maßen freundlich, und in dem Augenblick von ganz andern Gedanken und Bildern erfüllt. Als nemlich der Goldſchmidt geendet, fragte er ſchmunzelnd mit ſüß liſpelnder Stimme: Aber ſagen Sie mir nur, mein allerwertheſter hochverehrteſter Herr Profeſſor, war denn das wirklich die Albertine Voßwinkel, die aus dem verfallenen Fenſter des Rathhaus-Thurmes mit ihren ſchönen Augen auf uns herniederblickte?

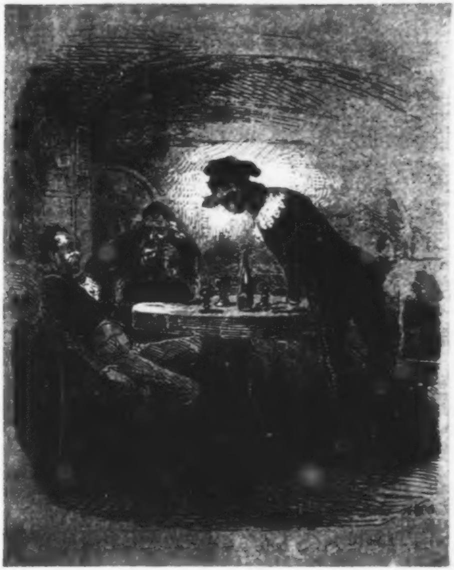
Was, fuhr ihn der Goldſchmidt wild an, was haben Sie mit der Albertine Voßwinkel?

Nun, erwiederte Tusmann kleinlaut, nun du mein lieber Himmel, das iſt ja eben diejenige holde Dame, die ich zu lieben und zu beirathen unternommen.

Herr, rief nun der Goldſchmidt blutroth im ganzen Geſicht und glühenden Zorn in den feuerſprühenden Augen, Herr, ich glaube, Sie ſind vom Teufel beſeſſen oder total wahnſinnig? Sie wollen die ſchöne blutjunge Albertine Voßwinkel heirathen? Sie alter abgelebter armſeliger Pedant? Sie, der Sie mit all' Ihrer Schulgelehrſamkeit, mit ſammt Ihrer aus dem Thomaſius geſchöpften politiſchen Klugheit nicht drei Schritt über Ihre eigne Naſe wegſehen können? — Solche Gedanken laſſen Sie ſich nur vergehen, ſonſt könnte Ihnen noch in dieſer Aequinoktial-Nacht das Genick gebrochen werden.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ſonſt ein ſanfter friedfertiger, ja furchtſamer Mann, der niemanden, wurde er auch angegriffen, ein

Blatt 10



hartes Wort ſagen konnte. Zu ſchnöde waren aber wohl des Goldſchmidts Worte, und kam noch hinzu, daß Tusmann mehr ſtarken Wein als er gewohnt, getrunken hatte, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er, wie ſonſt niemals, zornig auffuhr, und mit gellender Stimme rief: Ich weiß gar nicht, wie Sie mir vorkommen, mein unbekannter Herr Goldſchmidt, was Sie berechtigt, mir ſo zu begegnen? — Ich glaube gar, Sie wollen mich äffen durch allerhand kindiſche Künſte, und vermeſſen ſich, die Demoiſelle Albertine Voßwinkel ſelbſt lieben zu wollen, und haben die Dame portraitirt auf Glas und mir mittelſt einer Laterna magica, die Sie unter dem Mantel verborgen, das angenehme Bildniß gezeigt am Rathhausthurm! — O mein Herr, auch ich verſtehe mich auf ſolche Dinge, und Sie verfehlen den Weg, wenn Sie glauben, mich durch Ihre Künſte, durch Ihre groben Redensarten einzuſchüchtern! —

Nehmen Sie ſich in Acht, ſprach nun der Goldſchmidt gelaſſen und ſonderbar lächelnd, nehmen Sie ſich in Acht, Tusmann, Sie haben es hier mit furioſen Leuten zu thun.

Aber in dem Augenblick grinzte, ſtatt des Goldſchmidts, ein abſcheuliches Fuchsgeſicht den Geheimen Kanzlei-Sekretär an, der, von dem tiefſten Entſetzen erfaßt, zurückſank in den Seſſel.

Der Alte ſchien ſich über des Goldſchmidts Verwandlung weiter gar nicht zu verwundern, vielmehr hatte er auf einmal ſein mürriſches Weſen ganz verloren, und rief lachend: Sehen Sie doch, welch hübſcher Spaß; — aber das ſind brodloſe Künſte, da weiß ich beſſeres, und vermag Dinge, die Dir ſtets zu hoch geblieben ſind, Leonhard.

Laß doch ſehen, ſprach der Goldſchmidt, der nun wieder ſein menſchliches Geſicht angenommen, ſich ruhig an den Tiſch ſetzend, laß doch ſehen, was Du kannſt.

Der Alte holte einen großen ſchwarzen Rettig aus der Taſche, putzte und ſchälte ihn mit einem kleinen Meſſer, das er ebenfalls hervorgezogen, ſauber ab, zerſchnitt ihn in dünne Scheiben, und legte dieſe auf den Tiſch.

Aber ſo wie er mit geballter Fauſt auf eine Rettigſcheibe ſchlug, ſprang klappernd ein ſchön ausgeprägtes flimmerndes Goldſtück hervor, das er faßte, und dem Goldſchmidt zuwarf. Doch, ſo wie dieſer das Goldſtück auffing, zerſtäubte es in tauſend kniſternde Funken. Das ſchien den Alten zu ärgern, immer raſcher und ſtärker prägte er die Rettigſcheiben aus, immer praſſelnder zerſprangen ſie in des Goldſchmidts Hand.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ganz außer ſich betäubt von Entſetzen und Angſt; endlich raffte er ſich mit Gewalt auf aus der Ohnmacht, der er nahe war, und ſprach mit bebender Stimme: da will ich mich doch den hochzuverehrenden Herren lieber ganz gehorſamſt empfehlen; ſprang alsbald, nachdem er Hut und Stock ergriffen, ſchnell zur Thüre heraus.

Auf der Straße hörte er, wie die beiden Unheimlichen hinter ihm her eine gellende Lache aufſchlugen, vor der ihm das Blut in den Adern gefror.

Zweites Kapitel.

Worin erzählt wird, wie eines Zigarros halber, der nicht brennen wollte, ſich ein Liebesverſtändniß erſchloß, nachdem die Verliebten ſchon früher mit den Köpfen an einander gerannt.

Auf weniger verfängliche Weiſe, als der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann, hatte der junge Maler Edmund Lehſen die Bekanntſchaft des alten wunderlichen Goldſchmidts Leonhard gemacht.

Edmund entwarf gerade an einer einſamen Stelle des Thiergartens eine ſchöne Baumgruppe nach der Natur, als Leonhard zu ihm trat, und ohne Umſtände ihm über die Schulter ins Blatt hineinſah. Edmund ließ ſich gar nicht ſtören, ſondern zeichnete emſig fort, bis der Goldſchmidt rief: das iſt ja eine ganz ſonderbare Zeichnung, lieber junger Mann, das werden ja am Ende keine Bäume, das wird ja ganz etwas anders.

Merken Sie etwas, mein Herr? ſprach Edmund mit leuchtenden Blicken. Nun, fuhr der Goldſchmidt fort, ich meine, aus den dicken Blättern da kuckten allerlei Geſtalten heraus im bunteſten Wechſel, bald Genien, bald ſeltſame Thiere, bald Jungfrauen, bald Blumen. Und doch ſollte das Ganze wohl nur ſich zu jener Baumgruppe uns gegenüber geſtalten, durch die die Strahlen der Abendſonne ſo lieblich funkeln.

Ei, mein Herr, rief Edmund, Sie haben entweder einen gar tieſen Sinn, ein durchſchauendes Auge für dergleichen, oder ich war in dieſen Augenblicken glücklicher im Darſtellen meiner innerſten Empfindung, als jemals. Iſt es Ihnen nicht auch ſo, wenn Sie ſich in der Natur ganz Ihrem ſehnſüchtigen Gefühl überlaſſen, als ſchauten durch die Bäume, durch das Gebüſch, allerlei wunderbare Geſtalten Sie mit holden Augen an? — Das war es, was ich in dieſer Zeichnung recht verſinnlichen wollte, und ich merke, es iſt mir gelungen.

Ich verſtehe, ſprach Leonhard etwas kalt und trocken, Sie wollten frei von allem eigentlichen Studium ſich Raſt geben, und in einem anmuthigen Spiel Ihrer Fantaſie ſich erheitern und erkräftigen.

Keinesweges, mein Herr! erwiederte Edmund, gerade dieſe Art nach der Natur zu zeichnen, halte ich für mein beſtes, nutzenvollſtes Studiren. Aus ſolchen Studien trag' ich das wahrhaft Poetiſche, Fantaſtiſche in die Landſchaft. Dichter muß der Landſchaftsmaler eben ſo gut ſein, als der Geſchichtsmaler, ſonſt bleibt er ewig ein Stümper.

Hilf Himmel, rief Leonhard, auch Sie, lieber Edmund Lehſen —

Wie, unterbrach Edmund den Goldſchmidt, wie, Sie kennen mich, mein Herr?

Warum, erwiederte Leonhard, ſoll ich Sie denn nicht kennen? — Ich machte Ihre erſte werthe Bekanntſchaft in einem Augenblick, auf den Sie ſich wahrſcheinlich nicht ſehr deutlich beſinnen werden, nemlich, als Sie ſo eben geboren waren. Für die wenige Welterfahrung, die Sie damals beſitzen konnten, hatten Sie ſich überaus ſittig und klug betragen, Ihrer Frau Mama ungemein wenig Mühe gemacht, und ſogleich ein ſehr wohlklingendes Freudengeſchrei erhoben, auch heftig ans Tageslicht verlangt, das man Ihnen nach meinem Rath nicht verweigern durfte, da nach dem Ausſpruch der neueſten Aerzte dieſes den neugebornen Kindern nicht nur keinesweges ſchadet, ſondern vielmehr wohlthätig auf ihren Verſtand, auf ihre phyſiſchen Kräfte überhaupt wirkt. Ihr Herr Papa war auch dermaßen fröhlich, daß er auf einem Beine im Zimmer herumhopſte, und aus der Zauberflöte ſang: Bei Männern, welche Liebe fühlen ꝛc. Nachher gab er mir Ihre kleine Perſon in die Hände und bat mich, Ihr Horoskop zu ſtellen, welches ich auch that. Dann kam ich noch öfters in Ihres Vaters Haus und Sie verſchmähten nicht, manche Tüte Roſinen und Mandeln aufzunaſchen, die ich Ihnen mitbrachte. Nachher ging ich auf Reiſen, Sie mochten damals ſechs oder acht Jahr alt ſein. Dann kam ich hieher nach Berlin, ſah Sie und vernahm mit Vergnügen, daß Ihr Vater Sie aus Müncheberg hieher geſchickt, um die edle Malerkunſt zu ſtudiren, für welches Studium in Müncheberg eben nicht ſonderlicher Fond vorhanden an Bildern, Marmorn, Bronzen, Gemmen und andern bedeutenden Kunſtſchätzen. Ihre gute Vaterſtadt kann ſich darin nicht mit Rom, Florenz oder Dresden meſſen, wie vielleicht künftig Berlin, wenn funkelnagelneue Antiken aus der Tiber gefiſcht und hieher transportirt werden. —

Mein Gott, ſprach Edmund, jetzt gehen mir alle Erinnerungen aus meiner früheſten Jugend lebhaft auf. Sind Sie nicht Herr Leonhard?

Allerdings, erwiederte der Goldſchmidt, heiße ich Leonhard und nicht anders, indeſſen möcht' es mich doch wundern, wenn Sie ſich aus ſo früher Zeit meiner noch erinnern ſollten.

Und doch, fuhr Edmund fort, iſt es der Fall. Ich weiß, daß ich mich jedesmal, wenn Sie in meines Vaters Hauſe erſchienen, ſehr freute, weil Sie mir allerlei Näſchereien mitbrachten, und ſich überhaupt viel mit mir abgaben, und dabei verließ mich nicht eine ſcheue Ehrfurcht, ja eine gewiſſe Angſt und Beklommenheit, die oft noch fortdauerte, wenn Sie ſchon weggegangen waren. Aber noch mehr ſind es die Erzählungen meines Vaters von Ihnen, die Ihr Andenken in meiner Seele friſch erhalten haben. Er rühmte ſich Ihrer Freundſchaft, da Sie ihn mit beſonderer Gewandtheit aus allerlei verdrießlichen Vorfällen und Verwickelungen, wie ſie im Leben wohl vorkommen, glücklich gerettet hatten. Mit Begeiſterung ſprach er aber davon, wie Sie in die tiefen geheimen Wiſſenſchaften eingedrungen, über manche verborgene Naturkraft geböten nach Willkür, und manchmal — verzeihen Sie — gab er nicht undeutlich zu verſtehen, Sie wären wohl am Ende, das Ding bei Lichte beſehen, Ahasverus, der ewige Jude! —

Warum nicht gar der Rattenfänger von Hameln, oder der Alte Ueberall und Nirgends, oder das Petermännchen, oder ſonſt ein Kobold, unterbrach der Goldſchmidt den Jüngling; aber wahr mag es ſein und ich will es gar nicht leugnen, daß es mit mir eine gewiſſe eigene Bewandtniß hat, von der ich nicht ſprechen darf, ohne Aergerniß zu erregen. Ihrem Herrn Papa habe ich in der That viel Gutes erzeigt durch meine geheimen Künſte; vorzüglich erfreute ihn gar ſehr das Horoskop, das ich Ihnen ſtellte nach Ihrer Geburt.

Nun, ſprach der Jüngling, indem hohe Röthe ſeine Wangen überflog, nun, mit dem Horoskop war es eben nicht ſo ſehr erfreulich. Mein Vater hat es mir oft wiederholt, Ihr Ausſpruch ſey geweſen, es würde was Großes aus mir werden, entweder ein großer Künſtler, oder ein großer Narr. — Wenigſtens hab' ich es aber dieſem Ausſpruch zu verdanken, daß mein Vater meiner Neigung zur Kunſt freien Lauf ließ, und glauben Sie nicht, daß Ihr Horoskop zutreffen wird?

O ganz gewiß, erwiederte der Goldſchmidt ſehr kalt und gelaſſen, es iſt gar nicht daran zu zweifeln, denn Sie ſind eben jetzt auf dem ſchönſten Wege, ein großer Narr zu werden.

Wie, mein Herr, rief Edmund betroffen, wie mein Herr, Sie ſagen mir das ſo gerade zu ins Geſicht? Sie —

Es liegt, fiel ihm der Goldſchmidt ins Wort, nun gänzlich an Dir, der ſchlimmen Alternative meines Horoskops zu entgehen und ein tüchtiger Künſtler zu werden. Deine Zeichnungen, Deine Entwürfe, verrathen eine reiche lebendige Fantaſie, eine rege Kraft des Ausdrucks, eine feſte Gewandtheit der Darſtellung; auf dieſe Fundamente läßt ſich ein wackeres Gebäude aufführen. Laß' ab von aller modiſchen Ueberſpanntheit, und gieb Dich ganz hin dem ernſten Studium. Ich rühm' es, daß Du nach der Würde und Einfachheit der alten deutſchen Maler trachteſt, aber auch hier magſt Du ſorglich die Klippe vermeiden, an der ſo viele ſcheitern. Es gehört wohl ein tiefes Gemüth, eine Seelenkraft, die der Erſchlaffung der modernen Kunſt zu widerſtehen vermag, dazu, ganz aufzufaſſen den wahren Geiſt der alten deutſchen Meiſter, ganz einzudringen in den Sinn ihrer Gebilde. Nur dann wird ſich aus dem Innerſten heraus der Funke entzünden, und die wahre Begeiſterung Werke ſchaffen, die ohne blinde Nachahmerei eines beſſeren Zeitalters würdig ſind. Aber jetzt meinen die jungen Leute, wenn ſie irgend ein bibliſches Bild mit klapperdürren Figuren, ellenlangen Geſichtern, ſteifen eckigten Gewändern und falſcher Perſpective zuſammenſtoppeln, ſie hätten gemalt in der Manier der alten deutſchen hohen Meiſter. Solche geiſtestodte Nachahmer mögen dem Bauernjungen zu vergleichen ſeyn, der in der Kirche bei dem Vater-Unſer den Hut vor die Naſe hielt, ohne es auswendig beten zu können, angebend, wiſſe er auch das Gebet nicht, ſo kenne er doch die Melodie davon.

Der Goldſchmied ſprach noch viel Wahres und Schönes über die edle Kunſt der Malerei, und gab dem künſtleriſchen Edmund weiſe vortreffliche Lehren, ſo daß dieſer, ganz durchdrungen, zuletzt fragte, wie es möglich ſey, daß Leonhard ſo viel Kenntniß habe erwerben können, ohne ſelbſt Maler zu ſeyn, und daß er ſo im Verborgenen lebe, ohne ſich Einfluß zu verſchaffen auf die Kunſtbeſtrebungen aller Art?

Ich habe, erwiderte der Goldſchmied mit ſehr mildem ernſten Ton, ich habe Dir ſchon geſagt, daß eine lange, ja in der That ſehr wunderbar lange Erfahrung meinen Blick, mein Urtheil geſchärft hat. Was aber meine Verborgenheit betrifft, ſo bin ich mir bewußt, daß ich überall etwas ſeltſam auftreten würde, wie es nun einmal nicht nur meine ganze Organiſation, ſondern auch das Gefühl einer gewiſſen mir innewohnenden Macht gebietet, und dies könnte mein ganzes ruhiges Leben hier in Berlin verſtören. Ich gedenke noch eines Mannes, der in gewiſſer Hinſicht mein Nächſter ſeyn könnte, und der mir ſo in Geiſt und Fleiſch gewachſen iſt, daß ich zuweilen im ſeltſamen Wahn glaube, ich ſey es eben ſelbſt. Niemanden anders meine ich, als jenen Schweizer Leonhard Turnhäuſer zum Thurm, der ums Jahr Eintauſend fünfhundert und zwei und achtzig hier in Berlin am Hofe des Churfürſten Johann George lebte. Damals war, wie Du wiſſen wirſt, jeder Chemiker ein Alchymiſt, und jeder Aſtronom ein Aſtrolog genannt, und ſo mochte Turnhäuſer auch beides ſeyn. So viel iſt indeſſen gewiß, daß Turnhäuſer die merkwürdigſten Dinge zu Stande brachte, und außerdem ſich als tüchtiger Arzt bewies. Er hatte indeſſen den Fehler, ſeine Wiſſenſchaft überall geltend machen zu wollen, ſich in alles zu miſchen, überall mit Rath und That bei der Hand zu ſeyn. Das zog ihm Haß und Neid zu, wie der Reiche, der mit ſeinem Reichthum, iſt er auch wohl erworben, eitlen Prunk treibt, ſich am erſten Feinde auf den Hals zieht. Nun begab es ſich, daß man dem Churfürſten eingeredet hatte, Turnhäuſer vermöge Gold zu machen, und daß dieſer, ſey es nun, weil er ſich wirklich nicht darauf verſtand, oder weil andere Gründe ihn dazu trieben, hartnäckig verweigerte, zu laboriren. Da kamen Turnhäuſers Feinde, und redeten zum Churfürſten: Seht Ihr wohl, was das für ein verſchmitzter unverſchämter Geſelle iſt? Er prahlt mit Kenntniſſen, die er nicht beſitzt, und treibt allerlei zauberiſche Poſſen und jüdiſche Händel, die er büßen ſollte, mit ſchmachvollem Tode, wie der Jude Lippold. Turnhäuſer war ſonſt wirklich ein Goldſchmidt geweſen, das kam heraus, und nun beſtritt man ihm vollends alle Wiſſenſchaft, die er doch ſattſam an den Tag gelegt. Man behauptete ſogar, daß er all' die ſcharfſinnigen Schriften, die bedeutungsvollen Prognoſtica, die er herausgegeben, nicht ſelbſt verfertigt, ſondern ſich habe machen laſſen von andern Leuten um baares Geld. Genug Haß, Neid, Verläumdung, brachten es dahin, daß er, um dem Schickſal des Juden Lippolt zu entgehen, in aller Stille Berlin und die Mark verlaſſen mußte. Da ſchrieen die Widerſacher, er habe ſich zum päbſtiſchen Haufen begeben, das iſt aber nicht wahr. Er ging nach Sachſen und trieb ſein Goldſchmidts-Handwerk, ohne der Wiſſenſchaft zu entſagen. —

Edmund fühlte ſich auf wunderbare Weiſe zu dem alten Goldſchmidt hingezogen, und dieſer lohnte ihm das ehrfurchtsvolle Vertrauen, wie er es gegen ihn äußerte, dadurch, daß er nicht allein in ſeinem Kunſtſtudium ſein ſtrenger, aber tief belehrender Kritiker blieb, ſondern ihm auch in Anſehung der Bereitung und Miſchung der Farben gewiſſe Geheimniſſe, die den alten Malern zu Gebote ſtanden, entdeckte, welche ſich in der Ausführung auf das herrlichſte bewährten.

So bildete ſich nun zwiſchen Edmund und dem alten Leonhard das Verhältniß, in dem der hoffnungsvolle geliebte Zögling mit dem väterlichen Lehrer und Freunde ſteht.

Bald darauf begab es ſich, daß an einem ſchönen Sommerabende bei dem Hofjäger im Thiergarten dem Commiſſionsrath Herrn Melchior Voßwinkel kein einziger von den mitgebrachten Zigarren brennen wollte. Sie hatten ſämmtlich keine Luft. Mit ſteigendem Unwillen warf der Commiſſionsrath einen nach dem andern an die Erde, und rief zuletzt: O Gott, hab' ich darum mit vieler Mühe und nicht unbedeutenden Koſten Zigarren direkte aus Hamburg verſchrieben, damit mich die ſchmählichen Dinger in meiner beſten Luſt ſtören ſollten? — Kann ich jetzt wohl auf vernünftige Weiſe die ſchöne Natur genießen, und einen nützlichen Diskurs führen? — Es iſt doch entſetzlich!

Er hatte dieſe Worte gewiſſermaßen an Edmund Lehſen gerichtet, der neben ihm ſtand, und deſſen Zigarro ganz fröhlich dampfte.

Edmund, ohne den Commiſſionsrath weiter zu kennen, zog ſogleich ſeine gefüllte Zigarrenbüchſe hervor und reichte ſie freundlich dem Verzweifelnden hin, mit der Bitte, zuzulangen, da er für die Güte und Brennbarkeit der Zigarren einſtehe, ungeachtet er ſie nicht direkte von Hamburg bekommen, ſondern aus einem Laden in der Friedrichsſtraße erkauft habe.

Der Commiſſionsrath, ganz Freude und Fröhlichkeit, langte mit einem: bitt' ganz ergebenſt, wirklich zu, und als nur kaum mit dem brennenden Fidibus berührt die feinen lichtgrauen Wolken aus dem angenehmen Glimmſtengel oder Tabacksröhrlein, wie die Puriſten den Zigarro benannt haben wollen, ſich emporkräuſelten, rief der Mann ganz entzückt: O mein wertheſter Herr, Sie reißen mich wirklich aus arger Verlegenheit! — Tauſend Dank dafür, und beinahe möcht' ich unverſchämt genug ſeyn, Sie, wenn dieſer Zigarro verraucht, um einen zweiten zu bitten.

Edmund verſicherte, daß er über ſeine Zigarrenbüchſe gebieten könne, und beide trennten ſich dann.

Als nun aber, da es ſchon ein wenig zu dämmern begann, Edmund den Entwurf eines Bildes im Kopfe, mithin ziemlich abweſend und die bunte Geſellſchaft nicht beachtend, ſich durch Tiſche und Stühle drängte, um ins Freie zu kommen, ſtand plötzlich der Commiſſionsrath wieder vor ihm und fragte ſehr freundlich, ob er nicht an ſeinem Tiſch Platz nehmen wolle. Im Begriff, es auszuſchlagen, weil er ſich hinausſehnte in den Wald, fiel ihm ein Mädchen ins Auge, das die Jugend, Anmuth, der Liebreiz ſelbſt, an dem Tiſche ſaß, von dem der Commiſſionsrath aufgeſtanden war.

Meine Tochter Albertine, ſprach der Commmiſſionsrath zu Edmund, der regungslos das Mädchen anſtarrte und beinahe vergaß, ſie zu begrüßen. Er erkannte auf den erſten Blick in Albertinen das bildſchöne mit der höchſten Eleganz gekleidete Frauenzimmer wieder, das er in der vorjährigen Kunſtausſtellung vor einer von ſeinen Zeichnungen antraf. Sie erklärte mit Scharfſinn der ältern Frau und den beiden jungen Mädchen, die mit ihr gekommen, den Sinn des fantaſtiſchen Gebildes, ſie ging ein auf Zeichnung, Gruppirung, ſie rühmte den Meiſter, der das Werk geſchaffen, und bemerkte, daß es ein ſehr junger hoffnungsvoller Künſtler ſeyn ſolle, den ſie wohl kennen zu lernen wünſche. Edmund ſtand dicht hinter ihr, und ſog begierig das Lob ein, das von den ſchönſten Lippen floß. Vor lauter ſüßer Angſt und bangem Herzklopfen vermochte er es nicht über ſich, hervorzutreten als Schöpfer des Bildes. — Da läßt Albertine den Handſchuh, den ſie eben von der Hand gezogen, auf die Erde fallen; ſchnell bückt ſich Edmund ihn aufzuheben, Albertine ebenfalls, beide fahren mit den Köpfen zuſammen, daß es knackt und kracht! — Herr Gott im Himmel, ruft Albertine vor Schmerz ſich den Kopf haltend.

Entſetzt prallt Edmund zurück, tritt bei dem erſten Schritt den kleinen Mops der alten Dame wund, daß er laut aufquikt, bei dem zweiten einem podagriſchen Profeſſor auf die Füße, der ein furchtbares Gebrüll erhebt und den unglücklichen Edmund zu allen tauſend Teufeln in die flammende Hölle wünſcht. Und aus allen Sälen laufen die Menſchen herbei und alle Lorgnetten ſind auf den armen Edmund gerichtet, der unter dem troſtloſen Wimmern des wunden Mopſes, unter dem Fluchen des Profeſſors, unter dem Schelten der alten Dame, unter dem Kickern und Lachen der Mädchen über und über glühend vor Schaam, ganz verzweifelt herausſtürzt, während mehrere Frauenzimmer ihre Riechfläſchchen öffnen und Albertinen die hoch aufgelaufene Stirn mit ſtarkem Waſſer reiben. —

Schon damals, in dem kritiſchen Augenblick des lächerlichen Auftritts, war Edmund, ohne doch deſſen ſich ſelbſt deutlich bewußt zu ſeyn, in Liebe gekommen, und nur das ſchmerzliche Gefühl ſeiner Tölpelei hielt ihn zurück, das Mädchen an allen Ecken und Enden der Stadt aufzuſuchen. Er konnte ſich Albertinen nicht anders denken, als mit rother wunder Stirn und den bitterſten Vorwurf, den entſchiedenſten Zorn im Geſicht, im ganzen Weſen.

Davon war aber heute nicht die mindeſte Spur anzutreffen. Zwar erröthete Albertine über und über, als ſie den Jüngling erblickte, und ſchien eben ſo ſehr außer Faſſung; als aber der Commiſſionsrath ihn um Stand und Namen fragte, fiel ſie holdlächelnd mit ſüßer Stimme ein, daß ſie ſehr irren müßte, wenn ſie nicht Herrn Lehſen vor ſich ſähe, den vortrefflichen Künſtler, deſſen Zeichnungen, deſſen Gemälde ihr tiefſtes Gemüth ergriffen.

Man kann denken, daß dieſe Worte Edmunds Inneres zündend durchfuhren wie ein elektriſcher Schlag. Begeiſtert wollte er ausbrechen in die vortrefflichſten Redensarten, der Commiſſionsrath ließ es aber nicht dazu kommen, ſondern drückte den Jüngling ſtürmiſch an die Bruſt und ſprach: Beſter! um den verſprochenen Zigarro! — Und dann weiter, während er den Zigarro, den ihm Edmund darbot, geſchickt mit dem Brennſtoff, der noch in der Aſche des eben verrauchten enthalten, anzündete: alſo ein Maler ſind Sie, und zwar ein vortrefflicher, wie meine Tochter Albertine behauptet, die ſich auf dergleichen Dinge genau verſteht. — Nun das freut mich außerordentlich, ich liebe die Malerei, oder um mit meiner Tochter Albertine zu reden, die Kunſt überhaupt ganz ungemein, ich habe einen wahren Narren daran gefreſſen! — bin auch Kenner — ja wahrhaftig ein tüchtiger Kenner von Gemälden, mir kann eben ſo wenig, als meiner Tochter Albertine, jemand ein X vor ein U machen, wir haben Augen — wir haben Augen! — Sagen Sie mir, theurer Maler, ſagen Sie mirs ehrlich ohne Scheu, nicht wahr, Sie ſind der wackre Künſtler, vor deſſen Gemälden ich täglich vorbeigehe und jedesmal ſtehen bleibe wohl einige Minuten lang, weil ich vor lauter Freude über die ſchönen Farben gar nicht loskommen kann?

Edmund begriff nicht recht, wie es der Commiſſionsrath anſtellen ſollte, täglich bei ſeinen Gemälden vorüber zu gehen, da er ſich nicht erinnern konnte, jemals Aushängeſchilder gemalt zu haben. Nach einigem Hin- und Herfragen kam es aber heraus, daß Melchior Voßwinkel nichts anders meinte, als die lackirten Theebretter, Ofenſchirme und dergleichen in dem Stobwaſſerſchen Laden unter den Linden, die er in der That jeden Morgen um eilf Uhr, wenn er bei Sala Tarone vier Sardellen gegeſſen und ein Gläschen Danziger genommen, mit wahrem Entzücken betrachtete. Dieſe Kunſtfabrikate galten ihm für das höchſte, was jemals die Kunſt geleiſtet. — Das verſchnupfte den Edmund nicht wenig, er verwünſchte den Commiſſionsrath, der mit ſeinem faden Wortſchwall ihm jede Annäherung an Albertinen unmöglich machte.

Endlich erſchien ein Bekannter des Commiſſionsraths, der ihn in ein Geſpräch zog. Dieſen Moment nutzte Edmund und ſetzte ſich hin dicht neben Albertinen, die das gar gern zu ſehen ſchien.

Jeder, der die Demoiſelle Albertine Voßwinkel kennt, weiß, daß ſie, wie geſagt, die Jugend, Schönheit und Anmuth ſelbſt iſt, daß ſie ſich, wie die Berliner Mädchen überhaupt, nach der beſten Mode ſehr geſchmackvoll zu kleiden weiß, daß ſie in der Zelterſchen Akademie ſingt, von Herrn Lauska Unterricht auf dem Fortepiano erhält, in den niedlichſten Sprüngen der erſten Tänzerin nachtanzt, ſchon eine ſchön geſtickte Tulpe nebſt diverſen Vergißmeinnicht und Veilchen zur Kunſtausſtellung geliefert hat, und, von Natur heitern aufgeweckten Temperaments, doch, zumal beim Thee, genügende Empfindſamkeit an den Tag legen kann. Jeder weiß auch endlich, daß ſie mit niedlicher, ſauberer Perlſchrift Gedichte und Sentenzen, die ihr in Göthe's, Jean Paul's und anderer geiſtreicher Männer und Frauen Schriften vorzüglich wohlgefallen, in ein Büchlein mit einem goldverzierten Maroquindeckel einträgt, und das Mir und Mich, Sie und Ihnen niemals verwechſelt.

Wohl war es natürlich, daß Albertine an der Seite des jungen Malers, dem das Entzücken der ſcheuen Liebe aus dem Herzen ſtrömte, in noch höhere als in die gewöhnliche Thee- und Vorleſe-Empfindſamkeit gerathen mußte, und daß ſie daher von Kindlichkeit, poetiſchem Gemüth, Lebenstiefe u. d. g. auf die artigſte Weiſe melodiſch liſpelnd ſprach.

Der Abendwind hatte ſich erhoben und wehte ſüße Blüthendüfte vor ſich her, und im dichten dunkeln Gebüſch duettirten zwei Nachtigallen in den zärtlichſten Liebesklagen.

Da begann Albertine aus Fouqué's Gedichten:

Ein Flüſtern, Rauſchen, Klingen,
Geht durch den Frühlingshain,
Fängt wie mit Liebesſchlingen
Geiſt, Sinn und Leben ein!

Kühner geworden in der tiefen Dämmerung, die nun eingebrochen, faßte Edmund Albertinens Hand, drückte ſie an ſeine Bruſt und ſprach weiter:

Sang' ich es nach, was leiſe
Solch ſtilles Leben ſpricht,
Es ſchien' aus meiner Weiſe
Das ew'ge Liebeslicht. —

Albertine entzog ihm ihre Hand, aber nur, um ſie von dem feinen Glacé-Handſchuh zu befreien, und dann dem Glücklichen wieder zu überlaſſen, der ſie eben feurig küſſen wollte, als der Commiſſionsrath dazwiſchen fuhr: Potz tauſend, das wird kühl! — Ich wollte, ich hätt' einen Mantel oder einen Ueberrock zu mir geſteckt, oder mit mir genommen, will ich vielmehr ſagen. Hülle Dich in Deinen Shawl, Tinchen, — es iſt ein türkiſcher, beſter Maler, und koſtet 50 baare Dukaten. — Hülle Dich wohl ein, ſag' ich, Tinchen, wir wollen uns auf den Weg machen. Leben Sie wohl, mein Beſter. —

Von einem richtigen Takt getrieben, griff in dieſem Augenblick Edmund nach der Zigarrenbüchſe und bot dem Commiſſionsrath den dritten Glimmſtengel an.

O ich bitte ganz gehorſamſt, rief Voßwinkel, Sie ſind ja ein überaus artiger gefälliger Mann. Die Polizei will nicht erlauben, daß man im Thiergarten wandelnd rauche, daß man das ſchöne Gras nicht verſenge; aber deshalb ſchmeckt ein Pfeifchen oder ein Zigarro nur deſto ſchöner.

In dem Augenblick, als der Commiſſionsrath ſich der Laterne nahte, um den Zigarro anzuzünden, bat Edmund leiſe und ſcheu, Albertinen nach Hauſe begleiten zu dürfen. Sie nahm ſeinen Arm, beide ſchritten vor, und der Commiſſionsrath ſchien, als er hinantrat, es vorausgeſetzt zu haben, daß Edmund mit ihnen nach der Stadt gehen würde.

Jeder, der jung war und verliebt, oder beides noch iſt (manchem paſſirt das niemals) wird es ſich einbilden können, daß es dem Edmund an Albertinens Seite dünkte, er gehe nicht durch den Wald, ſondern ſchwebe hoch über den Bäumen im ſchimmernden Gewölk mit der Schönſten daher. —

Nach Roſalindens Ausſpruch in Shakespeare's: Wie es Euch gefällt, ſind die Kennzeichen eines Verliebten: Eingefallene Wangen, Augen mit blauen Rändern, ein gleichgültiger Sinn, ein verwilderter Bart, loſe hängende Kniegürtel, eine ungebundene Mütze, aufgeknüpfte Aermel, nicht zugeſchnürte Schuhe und eine nachläſſige Troſtloſigkeit in allem Thun und Laſſen. Dies alles traf nun zwar bei Edmund eben ſo wenig zu, als bei dem verliebten Orlando, aber ſo wie dieſer die junge Baumzucht ruinirte, indem er den Namen Roſalinde in alle Rinden grub, Oden an Weißdornen hing und Elegien an die Brombeerſträuche; ſo verdarb Edmund eine Menge Papier, Pergament, Leinwand und Farben, ſeine Geliebte in hinlänglich ſchlechten Verſen zu beſingen und ſie zu zeichnen, zu malen, ohne ſie jemals zu treffen, da ſeine Fantaſie ſeine Kunſtfertigkeit überflügelte. Kam nun noch der ſeltſam ſomnambule Blick des Liebeskranken und ein erkleckliches Seufzen zu jeder Zeit und Stunde hinzu, ſo konnte es nicht fehlen, daß der alte Goldſchmidt den Zuſtand ſeines jungen Freundes ſehr bald errieth. Als er ihn darüber befragte, nahm Edmund gar keinen Anſtand, ihm ſein ganzes Herz zu erſchließen.

Ei, rief Leonhard, als Edmund geendet, ei Du denkſt wohl nicht daran, daß es ein ſchlimmes Ding iſt, ſich in eine Braut zu verlieben: Albertine Voßwinkel iſt ſo gut wie verſprochen an den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann.

Edmund gerieth über dieſe entſetzliche Nachricht ſogleich in ganz ungemeine Verzweiflung. Leonhard wartete ſehr ruhig den erſten Paroxismus ab und fragte dann, ob er wirklich die Demoiſelle Albertine Voßwinkel zu heirathen gedenke? Edmund verſicherte, daß die Verbindung mit Albertinen der höchſte Wunſch ſeines Lebens ſei, und beſchwor den Alten, ihm beizuſtehen mit aller Kraft, um den Geheimen Kanzlei-Sekretär aus dem Felde zu ſchlagen, und die Schönſte für ſich zu gewinnen.

Der Goldſchmidt meinte, verlieben könne ein blutjunger Künſtler ſich wohl, aber ganz unerſprießlich ſei es für denſelben, wenn er gleich ans Heirathen dächte. Eben deshalb habe auch der junge Sternbald zur Heirath ſich durchaus nicht bequemen wollen, und er ſei, ſo viel er wiſſe, bis dato unverheirathet geblieben.

Der Stich traf; denn Tieck's Sternbald war Edmund's Lieblings-Buch, und er wäre gar zu gern ſelbſt der Held des Romans geweſen. Daher kam es denn, daß er ein gar betrübtes Geſicht ſchnitt, und beinahe ausgebrochen wäre in herbe Thränen.

Nun, ſprach der Goldſchmidt, mag es kommen wie es will, den Geheimen Kanzlei-Sekretär ſchaff' ich Dir vom Halſe; in das Haus des Commiſſionsraths auf dieſe oder jene Weiſe zu dringen und dich Albertinen mehr und mehr anzunähern, das iſt Deine Sache. Uebrigens können meine Operationen gegen den Geheimen Kanzlei-Sekretär erſt in der Aequinoktial-Nacht beginnen.

Edmund war über des Goldſchmidts Zuſicherung außer ſich vor Freuden, denn er wußte, daß der Alte Wort hielt, wenn er etwas verſprach.

Auf welche Weiſe der Goldſchmidt ſeine Operationen gegen den Geheimen Kanzlei-Sekretär begann, hat der geneigte Leſer bereits im erſten Kapitel erfahren.

Drittes Kapitel.

Enthält das Signalement des Geheimen Kanzlei-Sekretärs Tusmann ſo wie die Urſache, warum derſelbe vom Pferde des großen Kurfürſten herabſteigen mußte, nebſt andern leſenswerthen Dingen.

Eben aus dem allen, was du, mein ſehr günſtiger Leſer! über den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann bereits erfahren, magſt Du den Mann wohl ganz und gar vor Augen haben nach ſeinem ganzen Sinn und Weſen. Doch will ich, was ſein Aeußeres betrifft, noch nachbringen, daß er von kleiner Statur war, kahlköpfig, etwas krummbeinig und ziemlich groteſk im Anzuge. Zu einem altväteriſch zugeſchnittenen Rock mit unendlich langen Schößen und einem überlangen Gillet trug er lange weite Beinkleider und Schuhe, die aber im Gehen den Klang von Kourierſtiefeln von ſich gaben, wobei zu bemerken, daß er nie gemeſſenen Schrittes über die Straße ging, vielmehr in großen unregelmäßigen Sprüngen mit unglaublicher Schnelligkeit forthüpfte, ſo daß oben beſagte Schöße vom Winde erfaßt ſich ausbreiteten wie ein Paar Flügel. Ungeachtet in ſeinem Geſicht etwas unbeſchreiblich drolliges lag, ſo mußte das ſehr gutmüthige Lächeln, das um ſeinen Mund ſpielte, doch jeden für ihn einnehmen, ſo daß man ihn lieb gewann, während man über ſeine Pedanterie, über ſein linkiſches Benehmen, das ihn der Welt entfremdete, von Herzen lachte. Seine Hauptleidenſchaft war — Leſen! — Er ging nie aus, ohne beide Rocktaſchen voll Bücher geſtopft zu haben. Er las wo er ging und ſtand, auf dem Spaziergange, in der Kirche, in dem Kaffeehauſe, er las ohne Auswahl alles was ihm vorkam, wiewohl nur aus der ältern Zeit, da ihm das Neue verhaßt war. So ſtudirte er heute auf dem Kaffeehauſe ein algebraiſches Buch, morgen das Cavallerie-Reglement Friedrich Wilhelms des erſten, und dann das merkwürdige Buch: Cicero, als großer Windbeutel und Rabuliſt dargeſtellt in zehn Reden, aus dem Jahre 1720. Dabei war Tusmann mit einem ungeheuren Gedächtnißvermögen begabt. Er pflegte alles, was ihm bei dem Leſen eines Buchs auffiel, zu zeichnen und dann das Gezeichnete wieder zu durchlaufen, welches er nun nie wieder vergaß. Daher kam es, daß Tusmann ein Polyhiſtor, ein lebendiges Converſations-Lexikon wurde, das man aufſchlug, wenn es auf irgend eine hiſtoriſche oder wiſſenſchaftliche Notiz ankam. Traf es ſich ja etwa einmal, daß er eine ſolche Notiz nicht auf der Stelle zu geben vermochte, ſo ſtöberte er ſo lange unermüdet in allen Bibliotheken umher, bis er das, was man zu wiſſen verlangte, aufgefunden, und rückte dann mit der verlangten Auskunft ganz fröhlich heran. Merkwürdig war es, daß er in Geſellſchaft leſend und ſcheinbar ganz in ſein Buch vertieft, doch alles vernahm was man ſprach. Oft fuhr er mit einer Bemerkung dazwiſchen, die ganz an ihrem Orte ſtand, und wurde irgend etwas witziges, humoriſtiſches vorgebracht, gab er, ohne von dem Buche aufzublicken, durch eine kurze Lache im höchſten Tenor ſeinen Beifall zu erkennen.

Der Commiſſionsrath Voßwinkel war mit dem Geheimen Kanzlei-Sekretär zuſammen auf der Schule im grauen Kloſter geweſen, und von dieſer Schulkameradſchaft ſchrieb ſich die enge Verbindung her, in welcher ſie geblieben. Tusmann ſah Albertinen aufwachſen und hatte ihr wirklich an ihrem zwölften Geburtstage, nachdem er ihr ein duftendes Blumenbouquet, das der berühmteſte Kunſtgärtner in Berlin ſelbſt mit Geſchmack geordnet, überreicht, zum erſtenmal die Hand geküßt mit einem Anſtande, mit einer Galanterie, die man ihm gar nicht hätte zutrauen ſollen. Von dieſem Augenblick an entſtand bei dem Commiſſionsrath der Gedanke, daß ſein Schulfreund wohl Albertinen heirathen könne. Er meinte, ſo würde Albertinens Verheirathung, die er wünſchte, am wenigſten Umſtände machen und der genügſame Tusmann ſich auch mit einem geringen Heirathsgut abfinden laſſen. Der Commiſſionsrath war über die Maßen bequem, fürchtete ſich vor jeder neuen Bekanntſchaft und hielt dabei als Commiſſionsrath das Geld viel mehr zu Rathe als nöthig. An Albertinens achtzehntem Geburtstage eröffnete er dieſen Plan, den er ſo lange für ſich behalten, dem Geheimen Kanzlei-Sekretär. Der erſchrak erſt darüber gewaltig. Er vermochte den kühnen Gedanken zur Ehe zu ſchreiten, und noch dazu mit einem blutjungen bildſchönen Mädchen gar nicht zu ertragen. Nach und nach gewöhnte er ſich daran, und als ihm eines Tages auf des Commiſſionsraths Veranlaſſung Albertine eine kleine Börſe, die ſie ſelbſt in den anmuthigſten Farben geſtrickt, überreichte und ihn dabei mit: Lieber Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär anredete, entzündete ſich ſein Inneres ganz und gar in Liebe zu der Holden. Er erklärte ſofort insgeheim dem Commiſſionsrath, daß er

Albertinen zu heirathen geſonnen, und da dieſer ihn als ſeinen Schwiegerſohn umarmte, ſah er ſich als Albertinens Bräutigam an, wiewohl der kleine Umſtand vielleicht noch zu berückſichtigen geweſen wäre, daß Albertine von dem ganzen Handel zur Zeit auch nicht ein Sterbenswörtchen wußte, ja wohl nicht gut eine Ahnung davon haben konnte.

Am fruhſten Morgen, als in der Nacht vorher ſich das ſeltſame Abentheuer am Rathhausthurme und in der Weinſtube auf dem Alexanderplatz begeben, ſtürzte der Geheime Kanzlei-Sekretär bleich und entſtellt in des Commiſſionsraths Zimmer. Der Commiſſionsrath erſchrak nicht wenig, da Tusmann noch niemals ihn um dieſe Zeit beſucht hatte, und ſein ganzes Weſen irgend ein unglückliches Ereigniß zu verkunden ſchien.

„Geheimer! (ſo pflegte der Commiſſionsrath den Geheimen Kanzlei-Sekretär abgekürzt zu benennen) Geheimer! wo kommſt Du her? wie ſiehſt Du aus? was iſt geſchehen?"

So rief der Commiſſionsrath, aber Tusmann warf ſich erſchöpft in den Lehnſeſſel, und erſt, nachdem er ein paar Minuten Athem geſchöpft, begann er mit ſein wimmernder Stimme:

„Commiſſionsrath, wie Du mich hier ſiehſt in dieſen Kleidern, mit der politiſchen Klugheit in der Taſche, komme ich her aus der Spandauer Straße, wo ich die ganze Nacht auf und ab gerannt ſeit geſtern Punkt zwölf Uhr! — Nicht mit einem Schritt bin ich in mein Haus gekommen, kein Bette habe ich geſehen, kein Auge zugethan!" —

Und nun erzählte Tusmann dem Commiſſionsrath genau, wie ſich in der abgewichenen Nacht alles begeben von dem erſten Zuſammentreffen mit dem fabelhaften Goldſchmidt an, bis zu dem Augenblick, als er entſetzt über das tolle Treiben der unheimlichen Schwarzkünſtler aus dem Weinhauſe herausſtürzte.

„Geheimer," rief der Commiſſionsrath, „Du haſt Deiner Gewohnheit zuwider ſtarkes Getränk zu Dir genommen am ſpäten Abend und verfielſt nachher in wunderliche Träume."

„Was ſprichſt Du," erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, „was ſprichſt Du Commiſſionsrath? — Geſchlafen, geträumt ſollt' ich haben? Meinſt Du, daß ich nicht wohl unterrichtet bin über den Schlaf und den Traum? Ich will Dirs aus Rudows Theorie des Schlafes beweiſen, was Schlaf heißt, und daß man ſchlafen kann ohne zu träumen, weshalb denn auch der Prinz Hamlet ſagt: Schlafen, vielleicht auch träumen. Und was es mit dem Traume für eine Bewandtniß hat, würdeſt Du eben ſo gut wiſſen als ich, wenn Du das Somnium Scipionis geleſen hätteſt und Artemidori berühmtes Werk von Träumen, und das Frankfurter Traumbüchlein. Aber Du lieſeſt nichts und daher ſchießeſt Du fehl überall auf ſchnöde Weiſe.“

Nun, nun Geheimer, nahm der Commiſſionsrath das Wort, ereifre Dich nur nicht; ich will Dirs ſchon glauben, daß Du geſtern Dich bereden ließeſt, etwas über die Schnur zu hauen und unter ſchadenfrohe Taſchenſpieler gerietheſt, die Unfug mit Dir trieben, als der Wein Dir zu ſehr geſchmeckt hatte. Aber ſage mir Geheimer, als Du nun glücklich zur Thure heraus wareſt, warum in aller Welt gingſt Du nicht gerade zu nach Hauſe, warum triebſt Du Dich auf der Straße umher?

O Commiſſionsrath, lamentirte der Geheime Kanzlei-Sekretär, o theurer Commiſſionsrath, getreuer Schulkamerad aus dem grauen Kloſter! — Inſultire mich nicht mit ſchnöden Zweifeln, ſondern vernimm ruhig, daß der tolle unſelige Teufelsſpuk erſt recht losging, da ich mich auf der Straße befand. Als ich nämlich an das Rathhaus komme, bricht durch alle Fenſter helles blendendes Kerzenlicht und eine luſtige Tanzmuſik mit der Janitſcharen-, oder richtiger geſprochen, Jenjitſcherik-Trommel ſchallt herab. Ich weiß ſelbſt nicht wie es geſchah, daß, ungeachtet ich mich nicht einer ſonderlichen Größe erfreue, ich doch auf den Zehen mich ſo hoch aufzurichten vermochte, daß ich in die Fenſter hineinſchauen konnte. Was ſehe ich! — O du gerechter Schöpfer im Himmel! — wen erblicke ich! — niemanden anders als Deine Tochter, die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, welche im ſauberſten Brautſchmuck mit einem jungen Menſchen unmäßig walzt. Ich klopfe ans Fenſter, ich rufe: Wertheſte Demoiſelle Albertine Voßwinkel, was thun Sie, was beginnen Sie hier in ſpäter Nacht! — Aber da kommt eine niederträchtige Menſchenſeele die Königsſtraße herab, reißt mir im Vorbeigehen beide Beine unterm Leibe weg, und rennt damit laut lachend ſpornſtreichs fort. Ich armer Geheimer Kanzlei-Sekretär plumpe nieder in den ſchnöden Gaſſenkoth, ich ſchreie: Nachtwächter — hochlöbliche Polizei — verehrbare Patrouille — — lauft herbei — lauft herbei —

haltet den Dieb, haltet den Dieb! er hat mir meine Beine geſtohlen! Aber oben im Rathhauſe iſt alles plötzlich ſtill und finſter geworden, und meine Stimme verhallt unvernommen in den Lüften! — Schon will ich verzweifeln, als der Menſch zurückkehrt, und wie raſend vorbeilaufend mir meine Beine ins Geſicht wirft. Nun raffe ich mich, ſo ſchnell es in der totalen Beſtürzung gehen will, vom Boden auf, renne in die Spandauer Straße hinein. Aber ſo wie ich, den herausgezogenen Hausſchlüſſel in der Hand, an meine Hausthür gelange, ſtehe ich — ja ich ſelbſt — ſchon vor derſelben und ſchaue mich wild an mit denſelben großen ſchwarzen Augen, wie ſie in meinem Kopf befindlich. Entſetzt pralle ich zurück und auf einen Mann zu, der mich mit ſtarken Armen umfaßt. An dem Spieß, den er in der Hand trägt, gewahre ich, daß es der Nachtwächter iſt. Getröſtet ſpreche ich, theurer Nachtwächter, Herzensmann, treiben Sie mir doch gefälligſt den Filu von Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann dort von der Thüre weg, damit der ehrliche Kanzlei-Sekretär Tusmann, der ich ſelbſt bin, in ſeine Wohnung hinein kann. „Ich glaube, Ihr ſeid beſeſſen, Tusmann!“ So ſchnarcht mich der Mann an mit hohler Stimme und ich merke, daß es nicht der Nachtwächter, nein, daß es der furchtbare Goldſchmidt iſt, der mich umfaßt hält. Da übernimmt mich die Angſt, die kalten Schweißtropfen ſtehen mir auf der Stirne, ich ſpreche: mein verehrungswürdiger Herr Profeſſor, verübeln Sie es mir doch nur ja nicht, daß ich Sie in der Finſterniß für den Nachtwächter gehalten. O Gott! nennen Sie mich wie Sie wollen, nennen Sie mich auf die ſchnödeſte Weiſe — Monſieur Tusmann oder gar, mein Lieber, traktiren Sie mich barbariſch per Ihr, wie Sie es ſo eben zu thun belieben, alles, alles will ich mir gefallen laſſen, nur befreien Sie mich von dieſem entſetzlichen Spuk, welches ganz in Ihrer Macht ſteht. „Tusmann,“ beginnt der ſchnöde Schwarzkünſtler, mit ſeiner fatalen hohlen Stimme, „Tusmann, Ihr ſollt fortan unangetaſtet bleiben, wenn Ihr hier auf der Stelle ſchwört, an die Heirath mit der Albertine Voßwinkel gar nicht mehr zu denken.“ Commiſſionsrath, du kannſt es dir vorſtellen, wie mir zu Muthe wurde bei dieſer abſcheulichen Propoſition. Allerliebſter Herr Profeſſor, bitte ich, Sie greifen mir ans Herz, daß es blutet. Das Walzen iſt ein häßlicher, unanſtändiger Tanz, und eben walzte die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, und noch dazu als meine Braut, mit einem jungen Menſchen auf eine Weiſe, daß mir Hören und Sehen verging; doch kann ich indeſſen von der Schönſten nicht laſſen, nein ich kann nicht von ihr laſſen. Kaum habe ich aber dieſe Worte ausgeſprochen, als mir der verruchte Goldſchmidt einen Stoß giebt, daß ich mich ſofort zu drehen beginne. Und wie von unwiderſtehlicher Gewalt gehetzt, walze ich die Spandauer Straße auf und ab, und halte in meinen Armen ſtatt der Dame einen garſtigen Beſenſtiel, der mir das Geſicht zerkratzt, während unſichtbare Hände mir den Rücken zerbläuen, und um mich her wimmelt es von Geheimen Kanzlei-Sekretären Tusmanns, die mit Beſenſtielen walzen. Endlich ſinke ich erſchöpft, ohnmächtig nieder. Der Morgen dämmert mir in die Augen, ich ſchlage ſie auf und — Commiſſionsrath, entſetze dich mit mir, fall' in Ohnmacht, Schulkamerad! — und finde mich wieder ſitzend hoch oben auf dem Pferde vor dem großen Churfürſten, mein Haupt an ſeine kalte eherne Bruſt gelehnt. Zum Glück ſchien die Schildwache eingeſchlafen, ſo daß ich unbemerkt mit Lebensgefahr hinabklettern und mich davon machen konnte. Ich rannte nach der Spandauer Straße, aber mich überfiel auf's neue unſinnige Angſt, die mich dann endlich zu Dir trieb.

Geheimer, nahm nun der Commiſſionsrath das Wort, Geheimer, und Du vermeineſt, daß ich all' das tolle abgeſchmackte Zeug glauben ſoll, was du da vorbringſt? — Hat man jemals von ſolchen Zauberpoſſen gehört, die ſich hier in unſerm guten aufgeklärten Berlin ereignet haben ſollten?

Siehſt Du, erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, ſiehſt Du nun wohl Commiſſionsrath, in welche Irrthümer Dich der Mangel aller Lektüre ſtürzt? Hätteſt Du wie ich Haftitii, des Rektors beider Schulen zu Berlin und Cölln an der Spree, Microchronicon marchicum geleſen, ſo würdeſt Du wiſſen, daß ſich ſonſt noch ganz andere Dinge begeben haben. — Commiſſionsrath, am Ende glaube ich ſchier, daß der Goldſchmidt der verruchte Satan ſelbſt iſt, der mich foppt und neckt.

Ich bitte Dich, ſprach der Commiſſionsrath, ich bitte Dich, Geheimer, bleibe mir vom Leibe mit den dummen abergläubiſchen Poſſen. Beſinne Dich! — nicht wahr, Du hatteſt Dich berauſcht und ſtiegſt im Uebermuth der Betrunkenheit zum großen Churfürſten hinauf? —

Dem Geheimen Kanzlei-Sekretär traten die Thränen in die Augen über Voßwinkels Verdacht, den er ſich bemühte, mit aller Kraft zu widerlegen.

Der Commiſſionsrath wurde ernſter und ernſter. Endlich als der Geheime Kanzlei-Sekretär nicht aufhörte zu betheuern, daß ſich wirklich alles ſo begeben wie er es erzählt, begann er: hör' einmal, Geheimer, je mehr ich darüber nachdenke, wie Du mir den Goldſchmidt und den alten Juden, mit denen Du ganz Deiner ſonſt ſittigen und frugalen Lebensart zuwider, in ſpäter Nacht zechteſt, beſchrieben, deſto klarer wird es mir, daß der Jude unbezweifelt mein alter Manaſſe iſt, und daß der ſchwarzkünſtleriſche Goldſchmidt niemand anders ſeyn kann, als der Goldſchmidt Leonhard, der ſich zuweilen in Berlin ſehen läßt. Nun habe ich zwar nicht ſo viel Bücher geleſen als du Geheimer, deſſen bedarf es aber auch nicht, um zu wiſſen, daß beide, Manaſſe und Leonhard, einfache ehrliche Leute ſind und nichts weniger als Schwarzkünſtler. Es wundert mich ganz ungemein, daß Du, Geheimer, der Du doch in den Geſetzen erfahren ſeyn ſollteſt, nicht weißt, daß der Aberglaube auf das ſtrengſte verboten iſt und ein Schwarzkünſtler nimmer mehr von der Regierung einen Gewerbſchein erhalten würde, auf deſſen Grund er ſeine Kunſt treiben dürfte. — Höre, Geheimer, ich will nicht hoffen, daß der Verdacht gegründet iſt, der in mir aufſteigt! — Ja! — ich will nicht hoffen, daß Du die Luſt verloren haſt zur Heirath mit meiner Tochter? — daß Du nun Dich hinter allerlei tolles Zeug verbergen, mir ſeltſame Dinge vorfabeln, daß Du ſagen willſt: Commiſſionsrath, wir ſind geſchiedene Leute, denn heirathe ich Deine Tochter, ſo ſtiehlt mir der Teufel die Beine weg und zerbläut mir den Rücken! Geheimer, es wäre arg, wenn Du ſo mit Lug und Trug umgehen ſollteſt.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär gerieth ganz außer ſich über des Commiſſionsrathes ſchlimmen Verdacht. Er betheuerte einmal übers andere, daß er die Demoiſelle Albertine ganz ungemeſſen liebe, daß er ein zweiter Leander, ein zweiter Troilus in den Tod geben für ſie und ſich daher als ein unſchuldiger Märtyrer vom leidigen Satan ſattſam zerbläuen laſſen wolle, ohne ſeiner Liebe zu entſagen.

Während dieſer Betheurungen des Geheimen Kanzlei-Sekretärs klopfte es ſtark an die Thür und hinein trat der alte Manaſſe, von dem der Commiſſionsrath vorher geſprochen.

So wie Tusmann den Alten erblickte, rief er: O du Herr des Himmels, das iſt ja der alte Jude, der geſtern aus dem Rettig Goldſtücke prägte und dem Goldſchmidt ins Geſicht warf! — Nun wird auch wohl gleich der alte verruchte Schwarzkünſtler hereintreten!

Er wollte ſchnell zur Thüre hinaus, der Commiſſionsrath hielt ihn aber feſt, indem er ſprach: nun werden wir ja gleich hören.

Dann wandte der Commiſſionsrath ſich zu dem alten Manaſſe und erzählte, was Tusmann von ihm behauptet und was ſich zur Nachtzeit in der Weinſtube auf dem Alexanderplatz zugetragen haben ſollte.

Manaſſe lächelte den Geheimen Kanzlei-Sekretär von der Seite hämiſch an und ſprach: Ich weiß nicht, was der Herr will, der Herr kam geſtern ins Weinhaus mit dem Goldſchmidt Leonhard, eben als ich mich erquickte mit einem Glaſe Wein nach mühſeligem Geſchäft, das bis beinahe Mitternacht gedauert. Der Herr trank über den Durſt, konnte nicht auf den Füßen ſtehn und taumelte hinaus auf die Straße.

Siehſt Du wohl, rief der Commiſſionsrath, ſiehſt Du wohl, Geheimer, ich hab' es gleich gedacht. Das kommt von dem abſcheulichen Saufen, das Du laſſen mußt ganz und gar, wenn Du meine Tochter heiratheſt.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär, ganz vernichtet von dem unverdienten Vorwurf, ſank athemlos in den Lehnſeſſel, ſchloß die Augen und quäckte auf unverſtändliche Weiſe.

Da haben wirs, ſprach der Commiſſionsrath, erſt die Nacht durchſchwärmt und dann matt und elend.

Aller Proteſtationen ungeachtet mußte Tusmann es leiden, daß der Commiſſionsrath ein weißes Tuch um ſein Haupt band und ihn in eine herbeigerufene Droſchke packte, in der er fortrollte nach der Spandauer Straße.

Was bringen Sie neues, Manaſſe, fragte der Commiſſionsrath nun den Alten.

Manaſſe ſchmunzelte freundlich und meinte, daß der Commiſſionsrath wohl nicht ahnen werde, welches Glück er ihm zu verkünden gekommen.

Als der Commiſſionsrath eifrig weiter forſchte, eröffnete ihm Manaſſe, daß ſein Neffe Benjamin Dümmerl, der ſchöne junge Mann, der Beſitzer von beinahe einer Million, den man ſeiner unglaublichen Verdienſte halber in Wien baroniſirt, der nicht längſt aus Italien zurückgekehrt — ja! daß dieſer Neffe ſich plötzlich in die Demoiſelle Albertine ſterblich verliebt habe und ſie zur Frau begehre.

Den jungen Baron Dümmerl ſieht man häufig im Theater, wo er ſich in einer Loge des erſten Rangs brüſtet, noch häufiger in allen nur möglichen Konzerten; jeder weiß daher, daß er lang und mager iſt wie eine Bohnenſtange, daß er im ſchwarzgelben Geſicht von pechſchwarzen krauſen Haaren und Backenbart beſchattet, im ganzen Weſen den ausgeſprochenſten Charakter des Volks aus dem Orient trägt, daß er nach der letzten bizarrſten Mode der engliſchen Stutzer gekleidet geht, verſchiedene Sprachen in gleichem Dialekt unſerer Leute ſpricht, die Violine kratzt, auch wohl das Piano hämmert, miſerable Verſe zuſammenſtoppelt, ohne Kenntniß und Geſchmack den äſthetiſchen Kunſtrichter ſpielt und den litterariſchen Mäzen gern ſpielen möchte, ohne Geiſt witzig und ohne Witz geiſtreich ſeyn will, dummdreiſt, vorlaut, zudringlich, kurz, nach dem derben Ausdruck derjenigen verſtändigen Leute, denen er gar zu gern ſich annähern möchte — ein unausſtehlicher Bengel iſt. Kommt nun noch hinzu, daß trotz ſeines vielen Geldes aus Allem, was er beginnt, Geldſucht und eine ſchmutzige Kleinlichkeit hervorblickt, ſo kann es nicht anders geſchehen, als daß ſelbſt niedere Seelen, die ſonſt vor dem Mammon ſich beugen, ihn bald einſam ſtehen laſſen.

Dem Commiſſionsrath fuhr nun freilich in dem Augenblick, wo Manaſſe ihm die Abſicht ſeines liebenswürdigen Neffen kund that, ſehr lebhaft der Gedanke an die halbe Million, die Benſchchen wirklich beſaß, durch den Kopf, aber auch zugleich kam ihm das Hinderniß ein, welches ſeiner Meinung nach die Sache ganz unmöglich machen müßte.

Lieber Manaſſe, begann er, Sie bedenken nicht, daß Ihr werther Herr Neveu von altem Glauben iſt und — Ei, unterbrach ihn Manaſſe, ei Herr Commiſſionsrath, was thut das? — Mein Neffe iſt nun einmal verliebt in Ihre Demoiſelle Tochter und will ſie glücklich machen, auf ein paar Tropfen Waſſer wird es ihm daher wohl nicht ankommen, er bleibt ja doch derſelbe. Ueberlegen Sie ſich die Sache, Herr Commiſſionsrath, in ein Paar Tagen komm ich wieder mit meinem kleinen Baron und hole mir Beſcheid.

Damit ging Manaſſe von dannen.

Der Commiſſionsrath fing ſofort an zu überlegen. Trotz ſeiner gränzenloſen Habſucht, ſeiner Charakter- und Gewiſſenloſigkeit, empörte ſich doch ſein Inneres, wenn er ſich lebhaft Albertinens Verbindung mit dem widerwärtigen Benſch vorſtellte. In einem Anfall von Rechtlichkeit beſchloß er dem alten Schulkameraden Wort zu halten.

Viertes Kapitel.

Handelt von Porträts, grünen Geſichtern, ſpringenden Mäuſen und jüdiſchen Flüchen.

Bald, nachdem ſie bei dem Hofjäger mit Edmund Lehſen bekannt geworden, fand Albertine, daß des Vaters großes, in Oel gemaltes Bildniß, welches in ihrem Zimmer hing, durchaus unähnlich und auf unausſtehliche Weiſe geklext ſey. Sie bewies dem Commiſſionsrath, daß, ungeachtet mehrere Jahre darüber vergangen, als er gemalt worden, er doch noch in dieſem Augenblicke viel jünger und hübſcher ausſehe, als ihn der Maler damals aufgefaßt, und tadelte vorzüglich den finſtern, mürriſchen Blick des Bildes, ſo wie die altfränkiſche Tracht und das unnatürliche Roſenbouquet, welches der Commiſſionsrath auf dem Bilde ſehr zierlich zwiſchen zwei Fingern hielt, an denen ſtattliche Brillantringe prangten.

Albertine ſprach ſo viel und ſo lange über das Bild, daß der Commiſſionsrath zuletzt ſelbſt fand, das Gemälde ſei abſcheulich und nicht begreifen konnte, wie der ungeſchickte Maler ſeine liebenswürdige Perſon in ſolch' ein häßliches Zerrbild habe umwandeln können. Und je länger er das Porträt anblickte, deſto mehr ereiferte er ſich über die fatale Sudelei; er beſchloß das Bild herunter zu nehmen und in die Polterkammer zu werfen.

Da meinte nun Albertine, das ſchlechte Bild verdiene dies wohl, indeſſen habe ſie ſich ſo daran gewöhnt, Väterchens Bildniß in ihrem Zimmer zu haben, daß die leere Wand ſie gänzlich ſtören würde in all' ihrem Thun. Kein anderer Rath ſey vorhanden, Väterchen müſſe ſich noch einmal malen laſſen von einem geſchickten, im genauen Treffen glücklichen Künſtler und dieſer dürfe kein anderer ſeyn, als der junge Edmund Lehſen, der ſchon die ſchönſten, wohlgetroffenſten Bildniſſe gemalt.

Tochter, fuhr der Commiſſionsrath auf, Tochter, was verlangſt du! Die jungen Künſtler kennen ſich nicht vor Stolz und Uebermuth, wiſſen gar nicht, was ſie für ihre geringen Arbeiten an Geld fordern ſollen, ſprechen von nichts anderm als blanken Friedrichsd'oren, ſind mit dem ſchönſten Courant, ſollten es ſogar neue Thalerſtücke ſeyn, nicht zufrieden!

Albertine verſicherte dagegen, daß Lehſen, da er die Malerei mehr aus Neigung als aus Bedürfniß treibe, gewiß ſich ſehr billig finden laſſen würde, und mahnte den Commiſſionsrath ſo lange, bis er ſich entſchloß, zu Lehſen hinzugehen, und mit ihm über das Gemälde zu ſprechen.

Man kann denken, mit welcher Freude Edmund ſich bereit erklärte, den Commiſſionsrath zu malen, und zum hohen Entzücken ſtieg dieſe Freude, als er vernahm, daß Albertine den Commiſſionsrath auf den Gedanken gebracht, ſich von ihm malen zu laſſen. Er ahnte richtig, daß Albertine auf dieſe Weiſe ihm die Annäherung an ſie verſtatten wollen. Ganz natürlich war es auch, daß Edmund, als der Commiſſionsrath etwas ängſtlich von dem zu bezahlenden Preiſe des Gemäldes ſprach, verſicherte, daß er durchaus gar kein Honorar nehmen werde, ſondern ſich glücklich ſchätze, durch ſeine Kunſt Eingang zu finden in das Haus eines ſo vortrefflichen Mannes als der Commiſſionsrath ſey.

Gott! begann der Commiſſionsrath im tiefſten Erſtaunen, was höre ich? — beſter Herr Lehſen — gar kein Geld, gar keine Friedrichsd'ore für Ihr Bemühen? — nicht einmal eine Entſchädigung für verbrauchte Leinwand und Farben in gutem Courant?

Edmund meinte lächelnd, dieſe Auslage ſey zu unbedeutend, als daß davon nur im mindeſten die Rede ſeyn könne.

Aber, fiel der Commiſſionsrath kleinlaut ein, aber Sie wiſſen vielleicht nicht, daß hier von einem Knieſtück in Lebensgröße — Das ſey alles gleich, erwiederte Lehſen.

Da drückte ihn der Commiſſionsrath ſtürmiſch an die Bruſt und rief, indem ihm die Thränen vor inniger Rührung in die Augen traten: O Gott im Himmel! — giebt es denn auf dieſer im Argen liegenden Welt noch ſolche erhabene uneigennützige Menſchenſeelen! —

Erſt die Zigarren, dann das Gemälde! — Sie ſind ein vortrefflicher Mann oder Jüngling vielmehr, beſter Herr Lehſen, in Ihnen wohnt deutſche Tugend und Biederkeit, von der, wie ſie zu unſerer Zeit aufgeblüht ſeyn ſoll, in mehreren Schriften viel angenehmes zu leſen. Doch glauben Sie mir, ungeachtet ich Commiſſionsrath bin und mich durchaus franzöſiſch kleide, dennoch hege ich gleichen Sinn, weiß Ihren Edelmuth zu ſchätzen, und bin uneigennützig und gaſtfrei wie einer. —

Die ſchlaue Albertine hatte die Art, wie ſich Edmund bei des Commiſſionsrathes Antrag nehmen würde, vorausgeſehen. Ihre Abſicht war erreicht. Der Commiſſionsrath ſtrömte über vom Lobe des vortrefflichen Jünglings, der entfernt ſey von jeder gehäſſigen Habſucht, und ſchloß damit, daß, da junge Leute, vorzüglich Maler, immer etwas fantaſtiſches, romanhaftes in ſich trügen, viel auf verwelkte Blumen, Bänder, die an ein hübſches Mädchen geheftet geweſen, hielten, über irgend ein von ſchönen Händen verfertigtes Fabrikat aber ganz außer ſich gerathen könnten, Albertine dem Edmund ja ein Geldbeutelchen häkeln möchte, und, ſey es ihr nicht unangenehm, ſogar eine Locke von ihrem ſchönen kaſtanienbraunen Haar hinein thun, ſo aber jede etwanige Verpflichtung gegen Lehſen quitt machen könne. Er erlaube das ausdrücklich und wolle es ſchon bei dem Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann verantworten.

Albertine, noch immer nicht von des Commiſſionsraths Abſichten und Plänen unterrichtet, verſtand nicht, was er mit dem Tusmann wollte, und fragte auch weiter nicht darnach.

Noch denſelben Abend ließ Edmund ſeine Malergeräthſchaften ins Haus des Commiſſionsraths tragen, und am andern Morgen fand er ſich ein zur erſten Sitzung.

Er bat den Commiſſionsrath, ſich im Geiſt in den heiterſten, frohſten Moment ſeines Lebens zu verſetzen, etwa wie ihm ſeine verſtorbene Gattin zum erſtenmal ihre Liebe verſichert, oder wie ihm Albertine geboren, oder wie er vielleicht einen verloren geglaubten Freund unvermuthet wieder geſehen. —

Halt, rief der Commiſſionsrath, halt Herr Lehſen, vor ungefähr drei Monaten erhielt ich den Aviſo aus Hamburg, daß ich in der dortigen Lotterie einen bedeutenden Gewinnſt gemacht. — Mit dem offnen Briefe in der Hand lief ich zu meiner Tochter! — Einen froheren Augenblick habe ich in meinem Leben nicht gehabt; wählen wir alſo denſelben, und damit mir und Ihnen alles beſſer vor Augen komme, will ich den Brief holen und ihn wie damals offen in der Hand halten.

Edmund mußte den Commiſſionsrath wirklich in dieſer Stellung malen, auf den offnen Brief aber ganz deutlich und leſerlich deſſen Inhalt hinſchreiben:

Ew. Wohlgeb. habe ich die Ehre zu avertiren u. ſ. w.

Auf einem kleinen Tiſch daneben mußte (ſo wollt' es der Commiſſionsrath) das geöffnete Couvert liegen, ſo daß man die Aufſchrift:

Des Herrn Commiſſionsraths, Stadtverordneten und
Feuerherrn Melchior Voßwinkel, Wohlgeboren
zu
Berlin

deutlich leſen konnte und auch das Poſtzeichen: Hamburg durfte Edmund nicht vergeſſen nach dem Leben zu copiren. Edmund malte übrigens einen ſehr hübſchen, freundlichen, ſtattlich gekleideten Mann, der in der That einige entfernte Züge von dem Commiſſionsrath im Geſichte trug, ſo daß jeder, der jenes Brief-Couvert las, unmöglich in der Perſon irren konnte, welche das Bild vorſtellen ſollte.

Der Commiſſionsrath war ganz entzückt über das Bild. Da ſehe man, ſprach er, wie ein geſchickter Maler die anmuthigen Züge eines hübſchen Mannes, ſey er auch ſchon etwas in die Jahre gekommen, aufzufaſſen wiſſe, und nun erſt merke er, was der Profeſſor gemeint, den er einmal in der Humanitäts-Geſellſchaft behaupten gehört, daß ein gutes Portrait zugleich ein tüchtiges hiſtoriſches Bild ſeyn müſſe. Blicke er nämlich ſein Bildniß an, ſo falle ihm jedesmal die angenehme Hiſtorie von dem gewonnenen Lotterieloos ein und er verſtehe das liebenswürdige Lächeln ſeines Ichs, das ſich auf ſeinem eigenen Geſicht dann abſpiegle.

Noch ehe Albertine ausführen konnte, was weiter in ihrem Plane lag, kam der Commiſſionsrath ihren Wünſchen zuvor, indem er Edmund bat, nun auch ſeine Tochter zu malen.

Edmund begann ſogleich das Werk. Indeſſen ſchien es mit Albertinens Bildniß gar nicht ſo leicht, ſo glücklich von Statten gehen zu wollen, als es bei des Commiſſionsraths Portrait der Fall geweſen.

Er zeichnete, löſchte aus, zeichnete wieder, fing an zu malen, verwarf das Ganze, begann von neuem, veränderte die Stellung, bald war es ihm zu hell im Zimmer, bald zu dunkel ꝛc., bis der Commiſſionsrath, der ſo lange den Sitzungen beigewohnt, die Geduld verlor und davon blieb.

Edmund kam nun Vormittags und Nachmittags und rückte auch das Bild auf der Staffelei nicht ſonderlich vor, ſo geſchah dies doch mit dem innigen Liebesverſtändniß, das ſich zwiſchen Edmund und Albertinen immer feſter und feſter knüpfte.

Du wirſt es, vielgeneigter Leſer! ganz gewiß ſelbſt erfahren haben, daß, iſt man verliebt, es oftmals durchaus nöthig wird, um allen Betheurungen, allen ſüßen, ſchmachtenden Worten und Redensarten, allen ſehnſüchtigen Wünſchen die gehörige Kraft zu geben, ſo daß ſie eindringen mit unwiderſtehlicher Gewalt ins tiefſte Herz, die Hand der Geliebten zu faſſen, zu drücken, zu küſſen, und daß dann im Liebkoſen, wie vermöge eines elektriſchen Prinzips, unvermuthet Lipp' an Lippe ſchlägt und dies Prinzip ſich entladet im glühenden Feuerſtrom des ſüßeſten Kuſſes. Nicht allein, daß Edmund deshalb oft das Malen ganz laſſen mußte, er wurde auch oft ſogar gezwungen, von der Staffelei aufzuſtehen.

So kam es denn, daß er an einem Vormittage mit Albertinen an dem mit weißen Gardinen verzogenen Fenſter ſtand und um, wie geſagt, ſeinen Betheurungen mehr Kraft zu geben, Albertinen umfaßt hielt und ihre Hand unaufhörlich an den Mund drückte.

Zu ſelbiger Stunde und zu ſelbigem Augenblick ging der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann mit der politiſchen Klugheit und andern pergamentnen Büchern, worin das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, in der Taſche, vor dem Hauſe des Commiſſionsrathes vorüber. Ungeachtet er ſcharf zuſprang, da gerade die Uhr auf dem Punkt ſtand die Stunde zu ſchlagen, mit der er in das Büreau einzutreten gewohnt war, hielt er doch einen Augenblick an und warf den ſchmunzelnden Blick hinauf nach dem Fenſter ſeiner vermeintlichen Braut.

Da gewahrte er wie im Nebel Albertinen mit Edmund, und ungeachtet er durchaus nichts deutlich zu erkennen vermochte, ſchlug ihm doch das Herz, er wußte ſelbſt nicht warum. Eine ſeltſame Angſt trieb ihn an, das Unerhörte zu beginnen, nämlich zu ganz ungewöhnlicher Stunde hinauf und geradezu nach Albertinens Zimmer zu ſteigen.

Als er hineintrat, ſprach Albertine ſo eben ſehr vernehmlich: Ja Edmund! ewig, ewig werd' ich dich lieben! Und damit drückte ſie Edmund an ſeine Bruſt und ein ganzes Feuerwerk von elektriſcher Schlägen, wie ſie oben beſchrieben, begann zu rauſchen und zu kniſtern.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchritt unwillkürlich vor und blieb dann ſtarr, ſprachlos, wie von der Katalepſie befallen, in der Mitte des Zimmers ſtehen.

Im Taumel des höchſten Entzückens hatten die Liebenden den eiſenſchweren Tritt der Stiefelſchuhe des Geheimen Kanzlei-Sekretärs nicht vernommen, nicht gehört, wie er die Thür öffnete, wie er ins Zimmer trat, bis in deſſen Mitte vorſchritt.

Nun quäkte er plötzlich im höchſten Falſett: aber Demoiſelle Albertine Voßwinkel! —

Erſchrocken fuhren die Liebenden auseinander, Edmund an die Staffelei, Albertine auf den Stuhl, wo ſie behufs des Malens ſitzen ſollte.

Aber, begann der Geheime Kanzlei-Sekretär nach einer kleinen Pauſe, in der er Athem geſchöpft, aber Demoiſelle Albertine Voßwinkel, was thun Sie, was beginnen Sie? Erſt walzen Sie mit dem jungen Herrn da, den ich zu kennen nicht die Ehre habe, auf dem Rathhauſe in tiefer Mitternacht, daß mir armen Geheimen Kanzlei-Sekretär und geſchlagenen Bräutigam Hören und Sehen vergeht, und nun am hellen lichten Tage hier am Fenſter hinter den Gardinen — o Gerechter! — Iſt das ein ziemliches, ſittiges Betragen für eine Demoiſelle Braut? „Wer iſt Braut,“ fuhr Albertine auf, „wer iſt Braut? — von wem ſprechen Sie, Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, reden Sie!“

O du mein Schöpfer im Himmelsthrone, lamentirte der Geheime Kanzlei-Sekretär, Sie fragen noch wertheſte Demoiſelle, wer Braut iſt, von wem ich ſpreche! — Von wem anders kann ich denn hier jetzt reden als von Ihnen. Sind Sie denn nicht meine verehrte, im Stillen angebetete Braut? Hat nicht Ihr wertheſter Herr Papa mir Ihre liebe, weiße, küſſenswürdige Hand zugeſagt ſchon ſeit langer Zeit?

Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, rief Albertine ganz außer ſich, Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, entweder ſind Sie ſchon am Vormittage in die Weinſtube gerathen, die Sie, wie mein Vater ſagt, jetzt ſo häufig beſuchen ſollen, oder von einem ſeltſamen Wahnſinn heimgeſucht. Mein Vater hat, kann nicht daran gedacht haben, Ihnen meine Hand zuzuſagen.

Allerliebſte Demoiſelle Voßwinkel, fiel der Geheime Kanzlei-Sekretär ein, bedenken Sie doch nur! — Sie kennen mich ja ſchon ſeit ſo vielen Jahren, bin ich denn nicht jederzeit ein mäßiger, beſonnener Mann geweſen und ſoll jetzt auf einmal mich dem ſchnöden Weintrinken und ungeziemlicher Verrücktheit hingeben? Beſte Demoiſelle, ein Auge will ich zudrücken, ſchweigen ſoll mein Mund darüber, was hier ſo eben geſchehen! — Alles vergeben und vergeſſen! — Aber beſinnen Sie ſich doch, angebetete Braut, daß Sie mir ja ſchon Ihr Jawort gaben, aus dem Fenſter des Rathhausthurms zur mitternächtlichen Stunde, und wenn Sie daher auch im Brautſchmuck mit dieſem jungen Herrn da flott walzten, ſo —

Sehn Sie wohl, unterbrach Albertine den Geheimen Kanzlei-Sekretär, ſehn Sie wohl, merken Sie wohl, daß Sie unſinniges Zeug durch einander ſchwatzen, wie ein der Charité Entſprungener? — Gehen Sie — es wird mir bange in Ihrer Gegenwart — gehen Sie, ſag' ich, verlaſſen Sie mich!

Die Thränen ſtürzten dem armen Tusmann aus den Augen. O Gerechter, ſchluchzte er, ſolche ſchnöde Behandlung von der verehrteſten Demoiſelle Braut! — Nein, ich gehe nicht, ich bleibe ſo lange, bis Sie, wertheſte Demoiſelle Voßwinkel, was meine geringe Perſon betrifft, zu beſſerer Ueberzeugung gekommen ſind.

Gehen Sie! ſprach Albertine mit halb erſtickter Stimme, indem ſie das Schnupftuch vor die Augen gedrückt in eine Ecke des Zimmers flüchtete.

Nein, erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, nein, wertheſte Demoiſelle Braut, nach Thomaſii politiſch klugem Rath muß ich bleiben, ich gehe nun durchaus nicht eher bis — Er machte Miene Albertinen zu verfolgen.

Edmund hatte ſchäumend vor Wuth indeſſen an dem dunkelgrünen Hintergrunde des Gemäldes hin und her geſtrichen. Nun konnte er ſich nicht länger halten. „Verruchter, aberwitziger Satan!" — So ſchrie er ganz außer ſich, ſprang los auf Tusmann, fuhr ihm mit dem dicken, in jene dunkelgrüne Farbe getauchten Pinſel drei, viermal übers Geſicht, faßte ihn, gab ihm, nachdem er die Thür geöffnet, ſolch einen derben Stoß, daß er hinausflog wie ein abgeſchoſſener Pfeil.

Gewaltig prallte der Commiſſionsrath, der eben aus der Thür gegenüber heraustreten wollte, zurück, als der gute Schulkamerad in ſeine Arme ſtürzte.

Geheimer, rief er aus, Geheimer, um des Himmels willen, wie ſiehſt Du aus?

Der Geheime Kanzlei-Sekretär, keuchend vor Grimm über alles, was ſich eben zugetragen, erzählte in kurzen, abgebrochenen Sätzen, wie Albertine ihn behandelt, was er von Edmund erlitten.

Der Commiſſionsrath, ganz Aerger und Zorn, nahm ihn bei der Hand, ging mit ihm zurück in Albertinens Zimmer, fuhr los auf das Mädchen: Was muß ich hören, was muß ich vernehmen? Führt man ſich ſo auf, behandelt man ſo den Bräutigam?

Bräutigam? ſchrie Albertine auf im jähen Schreck.

Nun ja, ſprach der Commiſſionsrath, Bräutigam freilich. Ich weiß gar nicht, was Du Dich alterirſt über eine Sache, die ja längſt beſchloſſen. Mein lieber Geheimer iſt dein Bräutigam und in wenigen Wochen feiern wir die vergnügte Hochzeit.

Nimmermehr, rief Albertine, nimmermehr heirathe ich den Geheimen Kanzlei-Sekretär. Wie ſollt' ich ihn denn lieben können den alten Mann — nein —

Was lieben, was alter Mann, fiel der Commiſſionsrath ins Wort, von Lieben iſt gar nicht die Rede, ſondern vom Heirathen. Freilich iſt mein lieber Geheimer kein leichtſinniger Jüngling mehr, aber ſo wie ich, eben in den Jahren, die man mit Recht die beſten nennt und dabei ein rechtſchaffener, gelehrter, beleſener, liebenswürdiger Mann und mein Schulkamerad.

Nein, ſprach Albertine in der heftigſten Bewegung, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten, nein, ich kann ihn nicht leiden, er iſt mir unausſtehlich, ich haſſe, ich verabſcheue ihn! — O mein Edmund —

Und damit fiel das Mädchen ganz außer ſich, beinahe ohnmächtig dem Edmund in die Arme, der ſie mit Heftigkeit an ſeine Bruſt drückte.

Der Commiſſionsrath, ganz erſtarrt, riß die Augen weit auf, als ſäh' er Geſpenſter, dann brach er los: Was iſt das, was gewahre ich —

Ja, fiel der Geheime Kanzlei-Sekretär mit kläglicher Stimme ein, ſo die Demoiſelle Albertine ſcheinen ganz und gar nichts von mir wiſſen zu wollen, ſcheinen eine ungemeine Inklination zu dem jungen Herrn Maler zu hegen, da ſie ihn ohne Scheu küſſen, mir ärmſten aber kaum die liebe Hand reichen wollen, da ich doch bald den Trauring an Dero angenehmen Goldfinger zu ſtecken gedenke.

„Heda — Heda, aus einander ſage ich,“ ſchrie der Commiſſionsrath und riß Albertinen aus Edmunds Armen. Der rief aber, daß er Albertinen nicht laſſen werde und ſolle es ihm das Leben koſten. — So? ſprach der Commiſſionsrath mit ſpottendem Ton, ſeht doch, eine ſaubere Liebesgeſchichte hinter meinem Rücken! — Schön, herrlich, mein junger Herr Lehſen, darum Ihre Uneigennützigkeit, darum die Zigarren und die Bilder. — Sich in mein Haus einzuſchleichen, mit loſen Künſten meine Tochter zu verführen. Feiner Gedanke, daß ich meine Tochter an den Hals hängen ſoll einem dürftigen, armſeligen, nichtswürdigen Farbenkleckſer! —

Außer ſich vor Wuth über des Commiſſionsraths Schimpfreden, ergriff Edmund den Malerſtock, hob ihn in die Höhe; da rief mit donnernder Stimme der zur Thüre hereinbrechende Leonhard: Halt Edmund! Keine Uebereilung, Voßwinkel iſt ein alberner Narr und wird ſich beſinnen.

Der Commiſſionsrath, erſchrocken über Leonhards unvermuthete Erſcheinung, rief aus dem Winkel, in den er zurückgeprallt: Ich weiß gar nicht, Herr Leonhard, wie Sie ſich unterfangen können —

Aber der Geheime Kanzlei-Sekretär war ſchnurſtracks hinter den Sopha geflüchtet, ſo wie er den Goldſchmidt erblickt, hatte ſich tief niedergeduckt und quäkte mit ängſtlicher, weinerlicher Stimme: O du Gott im Himmel! — Commiſſionsrath ſieh Dich vor — ſchweige — halt das Maul, geliebter Schulkamerad. — O du Gott im Himmel, das ſind ja der Herr Profeſſor — der grauſame Ball-Entrepreneur aus der Spandauer Straße —

Kommt nur hervor, ſprach der Goldſchmidt lachend, kommt nur hervor, Tusmann, fürchtet Euch nicht, Euch ſoll nichts mehr angethan werden, Ihr ſeid ja ſchon beſtraft genug für Eure alberne Heirathsluſt, da Ihr nun Euer Lebelang ein grünes Geſicht behaltet.

„O Gott,“ ſchrie der Geheime Kanzlei-Sekretär ganz außer ſich, „o Gott, ein grünes Geſicht immerdar! — Was werden die Leute, was wird Sr. Excellenz der Herr Miniſter ſagen? Werden Sr. Excellenz nicht glauben, ich hätte mir aus purer, ſchnöder, weltlicher Eitelkeit das Geſicht grün gefärbt? — Ich bin ein geſchlagener Mann, ich komme um meinen Dienſt, denn nicht dulden kann der Staat Geheime Kanzlei-Sekretärs mit grünen Geſichtern — O ich Aermſter —

Nun, nun, unterbrach der Goldſchmidt Tusmann's Klagen, nun, nun, Tusmann, lamentirt nur nicht ſo ſehr, es kann doch wohl noch Rath geben für Euch, wenn Ihr geſcheut ſeid und dem tollen Gedanken, Albertinen zu heirathen, entſagt.

Das kann ich nicht — das ſoll er nicht, ſo riefen beide durcheinander, der Commiſſionsrath und der Geheime Kanzlei-Sekretär.

Der Goldſchmidt ſah beide an mit funkelndem, durchbohrendem Blick; doch eben als er losbrechen wollte, öffnete ſich die Thür und hinein trat der alte Manaſſe mit ſeinem Neffen, dem Baron Benjamin Dümmerl aus Wien. — Benſch ging gerade los auf Albertinen, die ihn zum erſtenmal in ihrem Leben ſah und ſprach in ſchnarrendem Ton, indem er ihre Hand faßte: Ha, beſtes Mädchen, da bin ich nun ſelbſt, um mich Ihnen zu Füßen zu werfen. — Verſtehen Sie! das iſt nur ſolch' eine Redensart, der Baron Dümmerl wirft ſich niemanden zu Füßen, auch nicht Sr. Majeſtät dem Kaiſer. Ich meine, Sie ſollen mir einen Kuß geben. — Damit trat er noch näher an Albertinen heran und beugte ſich nieder, doch in demſelben Moment geſchah etwas, worüber ſich alle, den Goldſchmidt ausgenommen, tief entſetzten.

Benſch's anſehnliche Naſe ſchoß plötzlich zu einer ſolchen Länge hervor, daß ſie dicht bei Albertinens Geſicht vorbeifahrend mit einem lauten Knack hart anſtieß an die gegenüber ſtehende Wand. Benſch prallte einige Schritte zurück, ſogleich zog ſich die Naſe wieder ein. Er näherte ſich Albertinen, daſſelbe Ereigniß; kurz hinaus, hinein ſchob ſich die Naſe wie eine Baßpoſaune.

Verruchter Schwarzkünſtler, brüllte Manaſſe, und indem er einen verſchlungenen Strick aus der Taſche zog und ihn dem Commiſſionsrath zuwarf, rief er: Ohne Umſtände, werfen Sie dem Kerl die Schlinge über den Hals, dem Goldſchmidt, mein ich, dann ziehen wir ihn ohne Widerſtand zur Thür hinaus und alles iſt in Ordnung. — Der Commiſſionsrath ergriff den Strick, ſtatt aber dem Goldſchmidt warf er dem alten Juden den Strick über den Hals, und ſogleich prallten beide auf in die Höhe bis an die Stubendecke und wieder herab, und ſo immerfort herauf und herab, während Benſch ſein

Naſen-Conzert fortſetzte und Tuſmann wie wahnſinnig lachte und plapperte, bis der Commiſſionsrath ohnmächtig, ganz erſchöpft in den Lehnſeſſel niederſank.

Nun iſts Zeit, nun iſts Zeit, ſchrie Manaſſe, ſchlug an die Taſche und mit einem Satze ſprang eine übergroße abſcheuliche Maus hervor und gerade los auf den Goldſchmidt. Aber noch im Sprunge durchſtach ſie der Goldſchmidt mit einer ſpitzen, goldnen Nadel, worauf ſie mit einem gellenden Schrei verſchwand, man wußte nicht wohin.

Da ballte Manaſſe die Fäuſte gegen den ohnmächtigen Commiſſionsrath und rief, indem Zorn und Wuth aus ſeinen feuerrothen Augen ſprühten: Ha, Melchior Voßwinkel, du haſt dich gegen mich verſchworen, du biſt im Bunde mit dem verruchten Schwarzkünſtler, den du in dein Haus gelockt; aber verflucht, verflucht ſollſt du ſeyn, du und dein ganzes Geſchlecht hinweggenommen wie die hülfloſe Brut eines Vogels. Gras ſoll vor deiner Thür wachſen und alles, was du unternimmſt, ſoll gleichen dem Thun des Hungernden, der ſich im Traum erſättigen will an erdichteten Speiſen und der Dales ſoll ſich einlagern in dein Haus und wegzehren deine Habe, und du ſollſt betteln in zerriſſenen Kleidern vor den Thüren des verachteten Volks Gottes, das dich verſtößt wie einen räudigen Hund. Und du ſollſt ſeyn wie ein verachteter Zweig zur Erde geworfen und ſtatt des Klanges der Harfen Motten deine Geſellſchaft! — Verflucht, verflucht, verflucht du Commiſſionsrath Melchior Voßwinkel! — Damit faßte der wüthende Manaſſe den Neffen und ſtürmte mit ihm zur Thüre hinaus.

Albertine hatte im Grauſen und Entſetzen ihr Geſicht verborgen an Edmunds Bruſt, der ſie umſchlungen hielt mit Mühe Faſſung erringend.

Der Goldſchmidt trat nun hin zu dem Paar und ſprach lächelnd mit ſanfter Stimme: Laßt Euch nur durch alle dieſe Narrenſtreiche nicht irren. Es wird alles gut werden, ich ſtehe Euch dafür. Aber nun iſt es nöthig, daß Ihr Euch trennt, ehe Voßwinkel und Tuſmann aus ihrer Schreckenserſtarrung erwachen.

Darauf verließ er mit Edmund Voßwinkels Haus.

Fünftes Kapitel.

Worin der geneigte Leſer erfährt, was der Dales iſt, auf welche Weiſe aber der Goldſchmidt den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann rettet vom ſchmachvollen Tode und den verzweifelnden Commiſſionsrath tröſtet.

Der Commiſſionsrath war durch und durch erſchüttert von Manaſſe's Fluch mehr, als von dem tollen Spuk, den, wie er wohl einſah, der Goldſchmidt getrieben. Jener Fluch war auch in der That gräßlich genug, da er dem Commiſſionsrath den Dales über den Hals geſchickt.

Ich weiß nicht, ob Du ſehr geneigter Leſer die Bewandtniß kennſt, die es mit dieſem Dales der Juden hat?

Das Weib eines armen Juden (ſo erzählt ein Talmudiſt) fand, als ſie eines Tages auf den Boden ihres kleinen Hauſes ſtieg, daſelbſt einen dürren, ganz ausgemergelten, nackten Menſchen, der ſie bat, ihm Obdach zu gönnen, ihn zu nähren mit Speiſ' und Trank. Erſchrocken lief das Weib herab und ſprach wehklagend zu ihrem Mann: Ein nackter, ausgehungerter Menſch iſt in unſer Haus gekommen und verlangt von uns Obdach und Nahrung. Wie ſollen wir aber den Fremden nähren, da wir ſelbſt kaum unſer mühſeliges Leben von Tag zu Tag durchfriſten. Ich will, erwiederte der Mann, hinaufſteigen zu dem fremden Menſchen und ſehen wie ich ihn hinausſchaffe aus unſerm Hauſe. Warum, ſprach er dann zu dem fremden Menſchen, warum biſt du geflüchtet in mein Haus, der ich arm bin und nicht vermag Dich zu ernähren? Hebe Dich fort und gehe in das Haus des Reichthums, wo die Schlachtthiere längſt gemäſtet und die Gäſte längſt geladen ſind zum Gaſtmahl. Wie kannſt Du, erwiederte der Menſch, mich forttreiben wollen aus dem Obdach, das ich gefunden? Du ſiehſt, daß ich nackt bin und bloß, wie kann ich fortziehen in das Haus des Reichthums? Doch laß mir ein Kleid machen, das mir paßt und ich will Dich verlaſſen. — Beſſer iſt es, dachte der Jude, daß ich mein Letztes daran wende, den Menſchen bald fortzuſchaffen, als daß er bliebe und verzehre, was ich mit Noth zu erwerben vermag. Er ſchlachtete ſein letztes Kalb, wovon er mit ſeinem Weibe viele Tage hindurch ſich zu nähren gedachte, verkaufte das Fleiſch und ſchaffte von dem gelöſten Gelde ein gutes Kleid an für den fremden Menſchen. Als er aber hinausging mit dem Kleide, war der Menſch, der erſt klein und dürr geweſen, groß geworden und ſtark, ſo daß das Kleid ihm überall zu kurz war und zu enge. Darüber entſetzte ſich der arme Jude gar ſehr, aber der fremde Menſch ſprach: Laß ab von der Thorheit mich fortſchaffen zu wollen aus Deinem Hauſe, denn wiſſe, ich bin der Dales. Da rang der arme Jude die Hände und jammerte und ſchrie: Gott meiner Väter, ſo bin ich gezüchtigt mit der Ruthe des Zorns und elend immerdar, denn biſt Du der Dales, ſo wirſt Du nicht weichen, ſondern all' unſer Hab und Gut wegzehrend, immer größer und ſtärker werden. Der Dales iſt aber die Armuth, die, wo ſie ſich einmal eingeniſtet, niemals wieder weicht und immer mehr zunimmt. —

Entſetzte ſich nun der Commiſſionsrath darüber, daß ihm Manaſſe in der Wuth die Armuth auf den Hals geflucht, ſo fürchtete er dagegen auch den alten Leonhard, der, die ſeltſamen Zauberkünſte abgerechnet, die ihm zu Gebote ſtanden, auch außerdem in ſeinem ganzen Weſen etwas hatte, was wohl eine ſcheue Ehrfurcht erwecken mußte. Gegen beide, das fühlte er, konnte er nichts ſonderliches ausrichten; ſein ganzer Zorn fiel daher auf Edmund Lehſen, dem er alles Unheil, was ihm widerfahren, in die Schuhe ſchob. Kam noch hinzu, daß Albertine ganz unverholen und mit entſchiedener Feſtigkeit erklärte, wie ſie Edmund über die Maßen liebe und niemals weder den alten, pedantiſchen Geheimen Kanzlei-Sekretär, noch den unausſtehlichen Baron Benſch heirathen werde, ſo konnt' es gar nicht fehlen, daß der Commiſſionsrath ſich über die Gebühr erboßte und den Edmund fort wünſchte, dahin, wo der Pfeffer wächſt. Da er aber dieſen Wunſch nicht ſo verwirklichen konnte, wie es unter der vorigen franzöſiſchen Regierung geſchah, welche Leute, die ſie los ſeyn wollte, in der That fortſchickte nach dem Ort, wo der Pfeffer wächſt, ſo begnügte er ſich damit, dem Edmund ein angenehmes Billet zu ſchreiben, worin er all' ſein Gift, all' ſeine Galle ergoß und damit endete, daß er ſich nicht unterfangen ſolle, jemals die Schwelle ſeines Hauſes zu betreten.

Man kann denken, daß Edmund über dieſe grauſame Trennung von Albertinen ſofort in die gehörige Verzweiflung gerieth, in welcher ihn denn Leonhard fand, als er ihn ſeiner Gewohnheit gemäß in der Abenddämmerung beſuchte.

„Was habe ich," rief Edmund dem Goldſchmidt entgegen, „was habe ich nun von eurem Schutz, von eurem Mühen, mir die gehäſſigen Nebenbuhler vom Leibe zu ſchaffen! Durch eure unheimlichen Taſchenſpielerkünſte verwirrt und entſetzt ihr alle, ſelbſt mein holdes Mädchen, und euer Treiben iſt es allein, das mir als ein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg tritt. Ich fliehe, ich fliehe den Dolch im Herzen fort nach Rom!“

Nun, ſprach der Goldſchmidt, nun dann thäteſt du ja wirklich das, was ich recht von Herzen wünſche. Erinnere Dich, daß ich ſchon damals, als Du zum erſtenmale von Deiner Liebe zu Albertinen ſprachſt, Dir verſicherte, daß meiner Meinung nach ein junger Künſtler ſich wohl verlieben könne, aber nicht gleich ans Heirathen denken müſſe, da dies ganz unerſprießlich ſei. Ich rückte Dir damals halb im Scherz das Beiſpiel des jungen Sternbald vor Augen, aber ganz ernſthaft ſage ich Dir jetzt, daß, gedenkſt Du ein tüchtiger Künſtler zu werden, Du durchaus alle Heirathsgedanken Dir aus dem Kopf ſchlagen mußt. Frei und froh ziehe in das Vaterland der Kunſt, ſtudire in voller Begeiſterung ihr innerſtes Weſen und dann erſt wird Dir die techniſche Fertigkeit, die Du vielleicht auch hier erlangen kannſt, etwas nützen.

Ha, rief Edmund, was für ein Thor war ich, euch meine Liebe anzuvertrauen! Nun ſehe ich es wohl ein, daß gerade Ihr, von dem ich Beiſtand erwarten durfte mit Rath und That, daß gerade Ihr, ſage ich, abſichtlich mir entgegen handelt und meine ſchönſten Hoffnungen mit hämiſcher Schadenfreude zerſtört. —

Hoho, erwiederte der Goldſchmidt, hoho, junger Herr! mäßigt Euch in euren Ausdrücken, ſeyd weniger heftig und bedenkt, daß Ihr viel zu unerfahren ſeyd, um mich zu durchſchauen. Aber ich will Euern irren Zorn Eurer wahnſinnigen Verliebtheit zu Gute halten —

Und, fuhr Edmund fort, und was die Kunſt betrifft, ſo ſehe ich gar nicht ein, warum ich, da es mir dazu, wie Ihr wißt, gar nicht an Mitteln fehlt, der innigen Verbindung mit Albertinen unbeſchadet, nicht nach Rom gehen und dort die Kunſt ſtudiren ſollte. Ja, ich gedachte gerade dann, wenn ich Albertinens Beſitz gewiß ſein konnte, nach Italien zu wandern und dort ein ganzes Jahr hindurch zu verweilen, dann aber bereichert mit wahrer Kunſtkenntniß zurückzukehren in die Arme meiner Braut

Wie, rief der Goldſchmidt, wie Edmund, war das in der That dein wirklicher, ernſter Vorſatz?

Allerdings, erwiederte der Jüngling, ſo ſehr mein Inneres entbrannt iſt in Liebe zu der holden Albertine, ſo ſehr erfüllt mich doch die Sehnſucht nach dem Lande, das die Heimath meiner Kunſt iſt.

Könnet, fuhr der Goldſchmidt fort, könnet Ihr euer treues Wort mir darauf geben, daß, wird Albertine Euer, Ihr ſogleich die Reiſe nach Italien antreten wollt?

Warum ſollte ich das nicht, erwiederte der Jüngling, da es mein feſter Entſchluß war und es bleiben würde, ſollte das geſchehen, woran ich zweifeln muß.

Nun, rief der Goldſchmidt lebhaft, nun Edmund, ſo ſey guten Muthes, dieſe feſte Geſinnung erwirbt Dir die Geliebte. Ich gebe Dir mein Wort, daß in wenigen Tagen Albertine Deine Braut ſein ſoll. Daß ich das zu bewirken verſtehen werde, daran magſt Du nicht zweifeln.

Die Freude, das Entzücken ſtrahlte aus Edmunds Augen. Der räthſelhafte Goldſchmidt überließ, ſchnell davon eilend, den Jüngling all' den Hoffnungen und Träumen, die er in ſeinem Innern aufgeregt. —

In einem abgelegenen Theil des Thiergartens, unter einem großen Baum, lag, um mit Celia in Wie es Euch gefällt zu reden, wie eine abgefallene Eichel, oder wie ein verwundeter Ritter der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann und klagte ſein tiefes Herzeleid den treuloſen Herbſtwinden.

„O Gott gerechter! lamentirte er, unglücklicher, bedauernswürdiger Geheimer Kanzlei-Sekretär, womit haſt Du all' dieſe Schmach verdient, die Dir über den Hals gekommen. Sagt denn nicht Thomaſius, daß der Eheſtand an Erlangung der Weisheit keineswegs hindern ſolle und doch haſt Du ſchon jetzt, da Du nur den Eheſtand zu intendiren begonnen, beinahe Deinen ganzen angenehmen Verſtand verloren. Woher der entſetzliche Widerwille der werthen Demoiſelle Albertine Voßwinkel gegen Deine geringe, aber mit löblichen Eigenſchaften ſattſam ausgeſtattete Perſon? Biſt Du etwa ein Politikus, der keine Frau haben, oder gar ein Rechtsgelehrter, der nach der Lehre des Cleobulus ſeine Frau, ſobald ſie unartig, was weniges prügeln ſoll, daß die Schönſte deshalb einige Scheu tragen könnte.

Dich zu ehelichen? O Gerechter, welchem Jammer gehſt Du entgegen! — Warum mußt Du, o geliebter Geheimer Kanzlei-Sekretär, in offne Fehde gerathen mit ſchnöden Schwarzkünſtlern und maleriſchen Wüthrichen, die Dein zartes Geſicht für ein aufgeſpanntes Pergament halten und mit frechem Pinſel einen wilden Salvator Roſa darauf ſchmeißen, ohne Geſchick, Haltung und Manier! Ja, das iſt das ärgſte! Alle meine Hoffnung hatte ich auf meinen intimen Freund geſetzt, auf den Herrn Streccius, der in der Chemie wohl erfahren iſt und in jedem Malheur zu helfen weiß, aber es iſt alles vergebens. Je mehr ich mich mit dem Waſſer waſche, das er mir angerathen, deſto grüner werde ich, wiewohl das Grün ſich in den verſchiedenſten Nüancen und Schattirungen ändert, ſo daß es bereits Frühling, Sommer und Herbſt auf meinem Antlitz geweſen! — Ja, dieſes Grün iſt es, was mich ins Verderben ſtürzt, und erlange ich nicht den weißen Winter wieder, welcher die ſchicklichſte Jahreszeit für mein Geſicht, ſo gerathe ich in Deſperation, ſtürze mich hier in den ſchnöden Froſchlaich und ſterbe einen grünen Tod!“ —

Tusmann hatte wohl Recht, ſo bittre Klagen auszuſtoßen, denn in der That war es arg mit der grünen Farbe ſeines Antlitzes, die gar nicht gewöhnliche Oelfarbe, ſondern irgend eine künſtlich zuſammengeſetzte Tinktur zu ſeyn ſchien, die, in die Haut eingedrungen, durchaus nicht verſchwinden wollte. Zur Tageszeit durfte der arme Geheime Kanzlei-Sekretär gar nicht anders ausgehen, als mit tief in die Augen gedrücktem Hut und vorgehaltenem Schnupftuch, und ſelbſt wenn die Dämmerung eingebrochen, wagte er es nur in geſtrecktem Galopp durch die entlegenen Gaſſen zu rennen. Theils fürchtete er den Hohn der Straßenbuben, theils mußte er ſich ängſtigen, irgend jemanden aus dem Büreau, in dem er arbeitete, zu begegnen, da er ſich krank melden laſſen.

Es geſchieht wohl, daß wir das Ungemach, welches uns getroffen, ſtärker und tödtender fühlen in der ſtillen, ſchwarzen Nacht, als am geräuſchvollen Tage. So kam es auch, daß, ſo wie immer dunkler und dunkler die Wolken heraufzogen, wie ſchwärzer und ſchwärzer die Schatten des Waldes ſich ausbreiteten, wie recht ſchauerlich verhöhnend der rauhe Herbſtwind durch Bäume und Gebüſche pfiff, Tusmann ſein ganzes Elend bedenkend in vollkommene Troſtloſigkeit gerieth.

Der entſetzliche Gedanke, in den grünen Froſchlaich zu ſpringen und ſo ein verſtörtes Leben zu enden, trat dem Geheimen Kanzlei-Sekretär ſo lebendig in die Seele, daß er ihn für einen entſcheidenden Wink des Schickſals hielt, dem er folgen müſſe.

„Ja,“ rief er mit gellender Stimme, indem er haſtig aufſprang vom Boden, wo er ſich hingelagert, „ja, Geheimer Kanzlei-Sekretär, mit Dir iſt es aus! — Verzweifle guter Tusmann! — Kein Thomaſius kann Dich retten, fort mit Dir in den grünen Tod! — Leben Sie wohl, grauſame Demoiſelle Albertine Voßwinkel! — Sie ſehen Ihren Bräutigam, den Sie verſchmäht auf ſchnöde Weiſe, niemals wieder! — Er wird ſogleich in den Froſchlaich ſpringen!“ —

Wie raſend rannte er fort nach dem nahe gelegenen Baſſin, das in der tiefen Dämmerung anzuſehen war wie ein breiter, ſchön bewachſener Weg und blieb dicht am Rande ſtehen.

Der Gedanke an den nahen Tod mochte wohl ſeine Sinne zerrütten, denn er ſang mit hoher, durchdringender Stimme das engliſche Volkslied, deſſen Refrain lautet: Grün ſind die Wieſen, warf dann die politiſche Klugheit, das Handbuch für Hof und Staat, ſo wie Hufelands Kunſt das Leben zu verlängern, in das Waſſer und war eben im Begriff, mit einem tüchtigen Anſatz nachzuſpringen, als er ſich von hinten her mit ſtarken Armen umfaßt fühlte.

Zugleich vernahm er die ihm wohlbekannte Stimme des ſchwarzkünſtleriſchen Goldſchmidts: Tusmann, was habt Ihr vor? Ich bitte Euch, ſeyd doch kein Eſel und macht doch nicht tolle Streiche!

Der Geheime Kanzlei-Sekretär bot alle Kraft auf, ſich aus des Goldſchmidts Armen loszuwinden, indem er, kaum der Sprache mehr mächtig, krächzte: Herr Profeſſor, ich bin in der Deſperation und da hören alle Rückſichten auf, Herr Profeſſor, nehmen Sie es einem deſperaten Geheimen Kanzlei-Sekretär, der ſonſt wohl weiß, was Anſtand und Sitte heiſcht, nicht übel, aber Herr Profeſſor — ich ſag' es unverholen, ich wünſchte, daß Sie der Teufel hole ſammt Ihren Hexenkünſten, ſammt Ihrer Grobheit, ſammt Ihrem verdammten Ihr — Ihr — Ihr und Tusmann! —

Der Goldſchmidt ließ den Geheimen Kanzlei-Sekretär los und alsbald taumelte er erſchöpft nieder in das hohe durch und durch feuchte Gras.

Wähnend, er liege im Baſſin, rief er: O kalter Tod, o grüne

Wieſe — Adieu! — Mich ganz gehorſamſt zu empfehlen, wertheſte Demoiſelle Albertine Voßwinkel — Lebe wohl, wackrer Commiſſionsrath — Der unglückliche Bräutigam liegt bei den Fröſchen, die den Herrn loben zur Sommerszeit! —

Seht Ihr wohl, ſprach der Goldſchmidt mit ſtarker Stimme, ſeht Ihr wohl Tusmann, daß Ihr von Sinnen ſeyd, und matt und elend dazu! — Zum Teufel wollt Ihr mich ſchicken, wie wenn ich nun ſelbſt der Teufel wäre und Euch den Hals umdrehte hier auf der Stelle, wo Ihr wähnt im Baſſin zu liegen?

Tusmann ächzte, ſtöhnte, ſchüttelte ſich wie im ſtärkſten Fieberfroſt. —

Aber, fuhr der Goldſchmidt fort, aber ich mein' es gut mit Euch, Tusmann, und vergebe Eurer Deſperation alles, richtet Euch auf, kommt mit mir.

Der Goldſchmidt half dem armen Geheimen Kanzlei-Sekretär auf die Beine. Ganz vernichtet liſpelte er: Ich bin in Ihrer Gewalt, verehrteſter Herr Profeſſor, machen Sie mit meinem geringen ſterblichen Leichnam was Sie wollen, aber meine unſterbliche Seele bitte ich ganz gehorſamſt gütigſt verſchonen zu wollen.

Schwaßt nicht ſolch aberwitziges Zeug, ſondern kommt raſch fort, rief der Goldſchmidt, faßte den Geheimen Kanzlei-Sekretär unterm Arm und ſchritt mit ihm von dannen. Doch mitten in dem Wege, der quer durch den Thiergarten nach den Zelten führt, hielt er inne und ſprach: Halt Tusmann! Ihr ſeyd ganz naß und ſeht abſcheulich aus, ich will Euch wenigſtens das Geſicht abtrocknen.

Damit holte der Goldſchmidt ein blendend weißes Tuch aus der Taſche, und that, wie er verheißen.

Als nun ſchon die hellen Laternen des Weberſchen Zeltes durch die Gebüſche funkelten, rief Tusmann plötzlich ganz erſchrocken: um tauſend Gotteswillen, verehrteſter Herr Profeſſor, wo führen Sie mich denn hin? — Nicht nach der Stadt? Nicht nach meiner Wohnung? — Doch nicht etwa in Geſellſchaft? unter Menſchen? — Gerechter! Ich kann mich ja gar nicht blicken laſſen — Ich errege ja Aergerniß — ein Scandalum —

Ich weiß nicht, erwiederte der Goldſchmidt, ich weiß nicht Tusmann, was Ihr wollt mit euerm menſchenſcheuen Weſen, ſeyd doch kein Haſe! Ihr müßt durchaus etwas ſtarkes genießen. — Vielleicht ein Glas warmen Punſch, ſonſt bekommt Ihr das Fieber vor Erkältung. Kommt nur mit! —

Der Geheime Kanzlei-Sekretär lamentirte, ſprach unaufhörlich von ſeinem grünen Geſicht, von ſeinem ſchnöden Salvator Roſa im Antlitz, der Goldſchmidt achtete aber nicht im mindeſten darauf, ſondern zog ihn fort mit unwiderſtehlicher Gewalt.

Als ſie nun in den erleuchteten Saal traten, bedeckte Tusmann mit dem Schnupftuch ſein ganzes Geſicht, da noch ein paar Gäſte an der langen Tafel ſpeiſten.

Was habt Ihr denn, ſprach der Goldſchmidt dem Geheimen Sekretär ins Ohr, was habt Ihr denn, Tusmann, daß Ihr euer rechtſchaffenes Antlitz ſo verhüllen wollt und verbergen?

Ach Gott, ſtöhnte der Geheime Kanzlei-Sekretär, ach Gott, verehrteſter Herr Profeſſor, Sie wiſſen es ja, mein Geſicht, das der jähzornige junge Herr Maler mit grüner Farbe überſtrichen —

Poſſen, rief der Goldſchmidt aus, indem er den Geheimen Kanzlei-Sekretär mit gewaltiger Fauſt packte und hinſtellte vor den großen Spiegel am Ende des Saals und hinleuchtete mit der Kerze, die er ergriffen.

Tusmann ſchaute unwillkürlich hinein und konnte ſich eines lauten Ach! nicht erwehren.

Nicht allein, daß die häßliche grüne Farbe gänzlich verſchwunden war, Tusmanns Geſicht hatte überdies noch ein lebhafteres Colorit erhalten als jemals, ſo daß er in der That um einige Jahre jünger ausſah, als ſonſt. Im Uebermaß des Entzückens ſprang der Geheime Kanzlei-Sekretär mit beiden Füßen zugleich in die Höhe und ſprach dann mit ſüßweinerlicher Stimme: O Gerechter, was ſehe, was erblicke ich! — Wertheſter, ungemein verehrter Herr Profeſſor, das Glück habe ich gewiß Ihnen allein zu verdanken! — Ja! — nun wird die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, um derentwillen ich beinahe hinabgeſprungen in den Abgrund zu den Fröſchen, gewiß keinen Anſtand nehmen, mich zu ihrem Gemahl zu erkieſen! — Ja, wertheſter Herr Profeſſor, Sie haben mich geborgen aus tiefem Elend! — Ich fühlte ſogleich eine gewiſſe Behaglichkeit, als Sie über mein geringes Antlitz mit Dero ſchneeweißem Schnupftuch zu fahren beliebten. — O ſprechen Sie, gewiß waren Sie mein Wohlthäter? —

Nicht läugnen, erwiederte der Goldſchmidt, nicht läugnen will ich, Tusmann, daß ich es war, der Euch die grüne Farbe wegwuſch und Ihr könnt daraus abnehmen, daß ich gar nicht ſo feindlich wider Euch geſinnt bin, als Ihr es wohl vermeinen möget. Bloß eure alberne Faſelei, daß Ihr Euch von dem Commiſſionsrath überreden laſſet, Ihr könntet Euch noch mit einem blutjungen, hübſchen Mädchen, welche aufſprudelt vor Lebensluſt, verheirathen, bloß dieſe Faſelei, ſage ich, kann ich an Euch gar nicht leiden und möchte Euch, da Ihr ſelbſt jetzt, kaum den Schabernack los, den man Euch anthat, wiederum gleich ans Heirathen denkt, den Appetit dazu auf nachdrückliche Weiſe vertreiben, welches ganz und gar in meiner Macht ſteht. Doch will ich das nicht thun, ſondern Euch rathen, ruhig zu ſeyn bis zum künftigen Sonntag in der Mittagsſtunde, da werdet Ihr denn das Weitere hören. Wagt Ihr es, früher Albertinen zu ſehen, ſo laß ich Euch vor ihren Augen erſt tanzen, daß Euch Sinn und Athem vergeht, verwandle Euch dann in den grünſten Froſch und ſchmeiße Euch hier im Thiergarten in das Baſſin oder gar in die Spree, wo Ihr quaken könnet bis an Euer Lebensende! — Gehabt Euch wohl! Ich habe heute noch etwas vor, das mich nach der Stadt eilen heißt. Ihr würdet meinen Schritten nicht folgen können. Gehabt Euch wohl!

Der Goldſchmidt hatte Recht, daß wohl keiner ſo leicht ihm hätte folgen können, denn als hätte er Schlemihls berühmte Siebenmeilen-Stiefel an den Füßen, war er mit einem einzigem Schritt, den er zur Saalthür hinausmachte, dem beſtürzten Geheimen Kanzlei-Sekretär aus den Augen verſchwunden. —

So mochte es denn auch geſchehen, daß er ſchon in der nächſten Minute wie ein Geſpenſt plötzlich in dem Zimmer des Commiſſionsrathes ſtand und ihm mit ziemlich rauher Stimme einen guten Abend bot.

Der Commiſſionsrath erſchrak heftig, faßte ſich jedoch bald zuſammen und fragte den Goldſchmidt ungeſtüm, was er ſo ſpät in der Nacht noch wolle, er möge ſich fortſcheren und ihm in Ruhe laſſen mit den albernen Taſchenſpielerſtückchen, die ihm vorzugaukeln er vielleicht im Sinne habe.

So ſind, erwiederte der Goldſchmidt ſehr gelaſſen, ſo ſind nun die Menſchen und vorzüglich die Commiſſionsräthe. Gerade diejenigen Perſonen, die ſich Ihnen wohlwollend nähern, denen Sie ſich zutrauensvoll in die Arme werfen ſollten, gerade dieſe Perſonen ſtoßen Sie von ſich; — Sie ſind, beſter Commiſſionsrath, ein armer, unglücklicher, bedauernswürdiger Mann, ich komme — renne her noch in tiefer Nacht, um mich mit Ihnen zu berathen, wie vielleicht noch der tödtende Schlag abzuwenden iſt, der Sie eben treffen will und Sie —

O Gott, ſchrie der Commiſſionsrath ganz außer ſich, o Gott, gewiß ſchon wieder ein Falliment in Hamburg, Bremen oder London, das mich vollends zu ruiniren droht, o ich geſchlagener Commiſſionsrath — das fehlte noch —

Nein, unterbrach der Goldſchmidt Voßwinkels Klagen, nein, es iſt hier noch von etwas anderm die Rede. Sie wollen alſo Albertinens Hand durchaus nicht dem jungen Edmund Lehſen geben?

Wie kommen Sie, rief der Commiſſionsrath, auf dieſen albernen, ärgerlichen Schnack? Ich! meine Tochter dem armſeligen Pinsler!

Nun, ſprach der Goldſchmidt, er hat doch Sie und Albertinen recht wacker gemalt.

Hoho! erwiederte der Commiſſionsrath, das wäre ein ſchöner Kauf, meine Tochter für ein Paar bunte Bilder! — Ich habe ihm die Dinger ins Haus zurückgeſchickt.

Edmund, fuhr der Goldſchmidt fort, Edmund wird, verſagen Sie ihm Albertinen, ſich rächen.

Nun, rief der Commiſſionsrath, nun das möcht' ich doch wiſſen, welche Rache der Schlucker, der Kiek in die Welt an dem Commiſſionsrath Melchior Voßwinkel zu nehmen vermöchte!

Das will, erwiederte der Goldſchmidt, das will ich Ihnen gleich ſagen, mein ſehr wackrer Herr Commiſſionsrath. Edmund iſt eben im Begriff, Ihr liebes Bild auf würdige Weiſe zu retouchiren. Das fröhliche, lächelnde Antlitz verkehrt er in ein bittergrämliches, mit heraufgezogenen Brauen, trüben Augen, herunter hängenden Lippen. Stärker markirt er die Runzeln auf Stirn und Wangen, vergißt nicht die vielen grauen Haare, die der Puder verbergen ſoll, hinlänglich anzudeuten durch gehörige Färbung. Statt der freudigen Botſchaft von dem Lotteriegewinnſt ſchreibt er die höchſt betrübte Nachricht in den Brief, die Sie vorgeſtern erhielten, nämlich: daß das Haus Campbell et Compagnie in London fallirt und auf dem Couvert ſteht: An den verfehlten Stadt- und Commiſſionsrath u. ſ. f., denn er weiß, daß Sie vor einem halben Jahre vergebens darnach trachteten, Stadtrath zu werden. Aus den zerriſſenen Weſtentaſchen fallen Dukaten, Thaler und Treſorſcheine heraus, den Verluſt andeutend, den Sie erlitten. So wird das Bild dann ausgehängt bei dem Bilderhändler am Bankgebäude in der Jägerſtraße. —

Der Satan, ſchrie der Commiſſionsrath, der Hallunke, nein, das ſoll er nicht unternehmen! — Polizei, Juſtiz rufe ich zu Hülfe —

Haben, fuhr der Goldſchmidt gelaſſen fort, haben nur funfzig Menſchen eine Viertelſtunde hindurch das Bild geſehen, dann dringt die Kunde davon mit tauſend ſtärkeren Nuancen, die dieſer, jener Witzbold hinzufügt, durch die ganze Stadt. Alles Lächerliche, alles Alberne, das man von Ihnen erzählt hat und noch erzählt, wird aufgefriſcht mit neuen, glänzenden Farben, jeder, dem Sie begegnen, lacht Ihnen ins Geſicht und was das ſchlimmſte iſt, man ſpricht dabei unaufhörlich von dem Verluſt, den Sie durch Campbells Fall erlitten und Ihr Credit iſt hin.

O Gott, rief der Commiſſionsrath, o Gott! — Aber er muß mir das Bild herausgeben, der Böſewicht, ja das muß er morgen mit dem früheſten Tage.

Und, ſprach der Goldſchmidt weiter, und thäte er das wirklich, woran ich ſehr zweifle, was würd' es Ihnen helfen? Er radirt Ihre werthe Perſon, wie ich es erſt beſchrieben, auf eine Kupferplatte, beſorgt viele hundert Abdrücke, illuminirt ſie ſelbſt recht con amore und ſchickt ſie in die ganze Welt, nach Hamburg, Bremen, Lübeck, Stettin, ja nach London —

Halten Sie ein, unterbrach der Commiſſionsrath den Goldſchmidt, halten Sie ein! — Gehen Sie hin zu dem entſetzlichen Menſchen, bieten Sie ihm funfzig — ja — bieten Sie ihm hundert Thaler, wenn er die Sache mit meinem Bilde ganz unterläßt —

Ha ha ha! lachte der Goldſchmidt, Sie vergeſſen, daß ſich Lehſen ganz und gar nichts macht aus dem Gelde, daß ſeine Eltern wohlhabend ſind, daß ſeine Großtante, die Demoiſelle Lehſen, die in der breiten Straße wohnt, ihm längſt ihr ganzes Vermögen vermacht hat, das nicht weniger als baare achtzig tauſend Thaler beträgt! —

Was, rief der Commiſſionsrath erbleicht vor plötzlichem Erſtaunen, was ſagen Sie — achtzig — Hören Sie, Herr Leonhard, ich glaube, Albertinchen iſt ganz vernarrt in den jungen Lehſen — Ich bin nun einmal ein guter Kerl — ein weichmüthiger Vater — kann keinen Thränen, keinen Bitten widerſtehen — Zudem gefällt mir der junge Menſch. Er iſt ein tüchtiger Künſtler — Sie wiſſen, was die Kunſt betrifft, da bin ich ein rechter Narr mit meiner Vorliebe — Er hat hübſche Eigenſchaften, der liebe, gute Lebſen — Achtzig — Nun, wiſſen Sie was, Leonhard, aus purer Herzensgüte geb' ich ihm meine Tochter, dem artigen Jungen! —

Hm, ſprach der Goldſchmidt, ich muß Ihnen doch etwas Spaßhaftes erzählen. So eben komme ich aus dem Thiergarten. Dicht an dem großen Baſſin fand ich Ihren Freund und Schulkameraden, den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann, der darüber, daß ihn Albertine verſchmäht, in wilde Verzweiflung gerathen, ſich ins Waſſer ſtürzen wollte. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn von der Ausführung ſeines ſchrecklichen Entſchluſſes abzuhalten, indem ich ihm vorſtellte, daß Sie, mein wackrer Commiſſionsrath, gewiß Ihr treugegebenes Wort halten und durch väterliche Ermahnungen Albertinen dahin bringen würden, ihm unverweigerlich die Hand zu reichen. Geſchieht dies nun nicht, geben Sie Albertinens Hand dem jungen Lebſen, ſo ſpringt Ihr Geheimer in das Baſſin, das iſt ſo gut wie gewiß. Denken Sie, was dieſer entſetzliche Selbſtmord des ſoliden Mannes für Aufſehn erregen würde? — Jeder klagt Sie — Sie allein als Tusmanns Mörder an und begegnet Ihnen mit tiefer Verachtung. Sie werden nirgends mehr zur Tafel geladen und finden Sie ſich auf irgend einem Kaffeehauſe ein, um Neues zu erwiſchen, ſo wirft man Sie zur Thür hinaus — die Treppe hinunter. Aber noch mehr! — Der Geheime Kanzlei-Sekretär iſt hochgeachtet von allen ſeinen Vorgeſetzten, ſein Ruf als tüchtiger Geſchäftsmann hat alle Büreaus durchdrungen. Haben Sie nun durch Ihren Wankelmuth, durch Ihre Falſchheit den Aermſten zum Selbſtmorde gebracht, ſo iſt gar nicht daran zu denken, daß Sie jemals in Ihrem ganzen Leben noch einen Geheimen Legations-, einen Geheimen Ober-Finanz-Rath zu Hauſe finden ſollten, die Wirklichen am allerwenigſten. Keine Behörde, deren Geneigtheit Ihr Geſchäft bedarf, nimmt ſich hinfort Ihrer mehr im mindeſten an. Von ſimplen Commerzien-Räthen werden Sie verhöhnt, Expedienten verfolgen Sie mit Mordwaffen und Kanzleiboten drücken, Ihnen begegnend, die Hüte feſter auf den Kopf. Man nimmt Ihnen den Titel als Commiſſionsrath, Stoß erfolgt auf Stoß, Ihr Credit iſt hin. Ihr Vermögen geräth in Verfall, ſchlechter und ſchlechter gehts, bis Sie zuletzt in Verachtung, Armuth und Elend —

Hören Sie auf, ſchrie der Commiſſionsrath, Sie martern mich! — Wer hätte denken ſollen, daß der Geheime noch in ſeinen Jahren ſolch ein verliebter Affe ſeyn würde! — Aber Sie haben Recht. — Mag es nun gehen, wie es in der Welt will, ich muß dem Geheimen Wort halten, ſonſt bin ich ein ruinirter Mann. — Ja, es iſt beſchloſſen, der Geheime erhält Albertinens Hand. —

Sie vergeſſen, ſprach der Goldſchmidt, die Bewerbung des Barons Dümmerl. Sie vergeſſen den fürchterlichen Fluch des alten Manaſſe! — An dieſem haben Sie, wird Benſch verſchmäht, den fürchterlichſten Feind. In allen Ihren Spekulationen tritt Ihnen Manaſſe entgegen. Er ſcheut kein Mittel, Ihren Credit zu ſchmälern, er benutzt jede Gelegenheit Ihnen zu ſchaden, er ruht nicht, bis er Sie in Schimpf und Schande heruntergebracht hat, bis der Dales, den er Ihnen auf den Hals geflucht hat, wirklich eingekehrt iſt in Ihr Haus. — Genug, Sie mögen nun Albertinens Hand dieſem oder jenem der drei Freier geben, immer gerathen Sie in Noth und eben deshalb nannte ich Sie vorhin einen armen, bedauernswürdigen Mann.

Der Commiſſionsrath rannte wie unſinnig im Zimmer auf und ab, rief einmal über das andere: Ich bin verloren — ein unglücklicher Menſch, ein ruinirter Commiſſionsrath — Hätt' ich nur das Mädchen gar nicht auf dem Halſe. Möge ſie alle der Satan davon führen, den Lehſen, den Benſch und — meinen Geheimen dazu —

Nun, nun, begann der Goldſchmidt, noch giebt es wohl ein Mittel, Sie aus aller Verlegenheit zu reißen.

Welches, ſprach der Commiſſionsrath, indem er plötzlich ſtill ſtand und den Goldſchmidt ſtarr anblickte, welches? Ich gehe alles ein.

Haben Sie, fragte der Goldſchmidt, haben Sie in dem Theater den Kaufmann von Venedig geſehen?

Das iſt, erwiederte der Commiſſionsrath, das iſt das Stück, in welchem Herr Devrient einen mordſüchtigen Juden ſpielt, Namens Shylock, dem es gelüſtet nach friſchem Negozianten-Fleiſch. — Allerdings habe ich dies Stück geſehen, aber was ſollen jetzt die Poſſen?

Kennen Sie, fuhr der Goldſchmidt fort, den Kaufmann von Venedig, ſo werden Sie ſich erinnern, daß darin ein gewiſſes reiches Fräulein Porzia vorkommt, deren Vater vermöge teſtamentlicher Verfügung die Hand ſeiner Tochter zum Gewinnſt in einer Art von Lotterie gemacht hatte. Drei Käſtchen werden hingeſtellt, unter denen die Bewerber eins wählen und öffnen müſſen. Derjenige von den Bewerbern erhält Porzia's Hand, der in dem Käſtchen, das er gewählt, ihr Porträt eingeſchloſſen findet. Machen Sie es, Commiſſionsrath, als lebendiger Vater wie Porzia's verſtorbener. Sagen Sie den drei Freiern, daß, da Ihnen einer ſo lieb wäre als der andere, Sie die Entſcheidung dem Zufall überlaſſen wollten. Drei verſchloſſene Käſtchen werden hingeſtellt den Freiern zur Wahl und der, der Albertinens Bildniß gefunden, erhält ihre Hand.

Welch ein abenteuerlicher Vorſchlag, rief der Commiſſionsrath. Und ging ich wirklich darauf ein, glauben Sie denn, werther Herr Leonhard, daß mir das im mindeſten etwas helfen, daß ich mir nicht, hat auch der Zufall entſchieden, den Zorn und Haß derjenigen auf den Hals laden würde, die das Porträt nicht getroffen, hinfolglich abziehen müſſen? —

Halt, ſprach der Goldſchmidt, das iſt eben der wichtigſte Punkt! — Sehn Sie Commiſſionsrath, ich verſpreche Ihnen hiermit feierlichſt, die Sache mit den Käſtchen ſo einzurichten, daß ſich alles glücklich und friedlich enden ſoll. Die beiden, welche fehlgegriffen, werden in ihren Käſtchen keineswegs, wie die Prinzen von Marocco und Aragon, eine ſchnöde Abfertigung finden, vielmehr etwas erhalten, welches ſie dermaßen befriedigt, daß ſie an die Heirath mit Albertinen gar nicht mehr denken, und noch dazu Sie, Commiſſionsrath, für den Schöpfer eines gar nicht geahnten Glücks halten.

Wäre das möglich! rief der Commiſſionsrath.

Nicht allein möglich, erwiederte der Goldſchmidt, es wird, es muß ſo kommen, wie ich es Ihnen ſage, mein feſtes Wort darauf.

Nun nahm der Commiſſionsrath keinen Anſtand mehr einzugehen in des Goldſchmidts Plan und beide kamen darin überein, daß in der Mittagsſtunde des nächſten Sonntags die Wahl vor ſich gehen ſolle.

Die drei Käſtchen verſprach der Goldſchmidt herbeizuſchaffen.

Sechstes Kapitel.

Worin von der Art, wie die Brautwahl vor ſich ging, gehandelt, dann aber die Geſchichte geſchloſſen wird.

Man kann denken, daß Albertine ganz und gar in Verzweiflung gerieth, als der Commiſſionsrath ſie mit der unglückſeligen Lotterie, in der ihre Hand gewonnen werden ſollte, bekannt machte, als alles Bitten, alles Flehen, alles troſtloſe Weinen nicht vermochte, ihn von dem einmal gefaßten Entſchluß abzubringen. Dazu kam, daß Lehſen ihr ſo gleichgültig, ſo indolent ſchien, wie es keiner ſeyn kann, der wirklich liebt, da er nicht das mindeſte verſuchte, ſie heimlich zu ſehen, oder ihr wenigſtens eine Liebesbotſchaft zuzuſtecken. Am Sonnabend vor dem verhängnißvollen Sonntage, der ihr Schickſal entſcheiden ſollte, ſaß, als ſchon tiefe Abenddämmerung eingebrochen, Albertine einſam in ihrem Zimmer. Ganz erfüllt von dem Gedanken an das Unglück, von dem ſie bedroht, kam es ihr ein, ob es nicht beſſer ſey, einen raſchen Entſchluß zu faſſen, ſchnell aus dem väterlichen Hauſe zu entfliehen, als das fürchterlichſte abzuwarten, zur Heirath gezwungen zu werden mit dem alten, pedantiſchen Geheimen Kanzlei-Sekretär, oder gar mit dem ekelhaften Baron Benſch. Da kam ihr aber auch plötzlich der räthſelhafte Goldſchmidt in den Sinn und die ſeltſame zauberiſche Art, wie er den zudringlichen Benſch ihr vom Leibe gehalten. Es war ihr nur zu gewiß, daß er dem Lehſen beigeſtanden und ſo dämmerte in ihr die Hoffnung auf, daß es eben der Goldſchmidt ſeyn müſſe, von dem Hülfe zu hoffen in dem kritiſchen Moment. Sie empfand den lebhaften Wunſch, den Goldſchmidt zu ſprechen und war im Innern überzeugt, daß ſie ſich nicht im mindeſten entſetzen würde, ſollte der Goldſchmidt ſich ihr auch im Augenblick offenbaren auf geſpenſtige Weiſe.

Es geſchah auch wirklich, daß Albertine nicht im mindeſten erſchrak, als ſie gewahrte, daß das, was ſie für den Ofen gehalten, eigentlich der Goldſchmidt Leonhard war, der ſich ihr näherte und mit ſanfter, ſonorer Stimme folgendermaßen begann:

„Laß, mein liebes Kind! all' Deine Traurigkeit, all' Dein Herzeleid fahren. Wiſſe, daß Edmund Lehſen, den Du wenigſtens jetzt zu lieben vermeinſt, wiſſe, daß er mein Schützling iſt, dem ich mit aller Macht beiſtehe. Wiſſe ferner, daß ich es bin, der Deinen Vater auf den Gedanken der Lotterie gebracht, daß ich es bin, der die verhängnißvollen Käſtchen beſorgt hat, und nun kannſt Du es Dir doch wohl denken, daß niemand anders Dein Bild finden wird, als eben Edmund." — Albertine wollte aufjauchzen vor Entzücken; der Goldſchmidt fuhr fort:

„Edmund Deine Hand zu verſchaffen, wäre mir auch auf andere Weiſe gelungen; es war mir aber daran gelegen, zu gleicher Zeit die Mitbewerber, den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann und den Baron Benſch ganz und gar zufrieden zu ſtellen. Auch das wird geſchehen, und ihr beide, Du und Dein Vater, werdet vor jeder Anfechtung der verſchmähten Freier ſicher ſein."

Albertine ſtrömte über in heißen Dank. Sie wäre dem alten Goldſchmidt beinahe zu Füßen geſunken, ſie drückte ſeine Hand an ihre Bruſt, ſie verſicherte, daß ſie troß aller Zauberkünſte, die er treibe, ja ſelbſt bei der geſpenſtigen Art, wie er auch heute Abend plötzlich in ihrem Zimmer erſchienen, durchaus nichts unheimliches in ſeiner Nähe fühle und ſchloß mit der naiven Frage, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß mit ihm habe, wer er denn eigentlich ſei?

Ei, mein liebes Kind, begann der Goldſchmidt lächelnd, ſehr ſchwer wird es mir zu ſagen, wer ich eigentlich bin. Mir geht es ſo wie Vielen, die weit beſſer wiſſen, wofür ſie die Leute halten, als was ſie eigentlich ſind! — Erfahre alſo, mein liebes Kind, daß manche mich für niemand anders halten, als für jenen Goldſchmidt Leonhard Turnhäuſer, der in den funfzehnhundert und achtziger Jahren am Hofe des Churfürſten Johann George in ſolch großem Anſehen ſtand, und der, als Neid und Bosheit ihn zu verderben trachteten, verſchwunden war, man wußte nicht wie und wohin. Geben mich nun ſolche Leute, die man Romantiker oder Fantaſten zu nennen pflegt, für jenen Turnhäuſer, mithin für einen geſpenſtiſchen Mann aus, ſo kannſt Du Dir denken, welchen Verdruß ich von den ſoliden, aufgeklärten Leuten, die als tüchtige Bürger und Geſchäftsmänner den Teufel was nach Romantik und Poeſie fragen, auszuſtehen habe. Ja ſelbſt handfeſte Aeſthetiker wollen mir zu Leibe, verfolgen mich wie die Doktoren und Schriftgelehrten zu Johann Georgs Zeiten, und ſuchen mir das Bischen Exiſtenz, das ich mir anmaße, zu verbittern und zu verkümmern, wie ſie nur können.

Ach, mein liebes Kind, ich merk es ſchon, ungeachtet ich mich des jungen Edmund Lehſen und Deiner ſo ſorglich annehme und überall wie ein ächter Deus ex machina erſcheine; ſo werden doch viele, die mit jenen Aeſthetikern gleichen Sinnes ſind, mich in der Geſchichte gar nicht leiden wollen, da ſie an meine wirkliche Exiſtenz nun einmal durchaus nicht glauben können! — Um mich nur einigermaßen ſicher zu ſtellen, habe ich niemals geradehin zugeſtehen mögen, daß ich der ſchweizeriſche Goldſchmidt Leonhard Turnhäuſer aus dem ſechzehnten Jahrhundert bin. Jenen Leuten bleibt es daher vergönnt anzunehmen, ich ſei ein geſchickter Taſchenſpieler und die Erklärung aller Spukereien, wie ſie vorgekommen, in Wieglebs natürlicher Magie oder ſonſt aufzuſuchen. Freilich habe ich in dieſem Augenblick noch ein Kunſtſtück vor, das mir kein Philidor, kein Philadelphia, kein Caglioſtro nachmacht, und das als durchaus unerklärlich jenen Leuten ein ewiger Anſtoß bleiben wird; indeſſen kann ich davon deshalb keinesweges abſtehen, da es zur Vollendung der Berliniſchen Geſchichte, welche von der Brautwahl dreier bekannten Perſonen, die ſich um die Hand der hübſchen Demoiſelle Albertine Voßwinkel bewerben, handelt, unumgänglich nöthig iſt. — Nun alſo Muth gefaßt, mein liebes Kind, ſtehe morgen fein früh auf, ziehe das Kleid an, das Du am liebſten trägſt, weil es Dir am beſten ſteht, flechte Dein Haar auf in den zierlichſten Zöpfen und erwarte das übrige, wie es ſich dann begeben mag, ruhig und in beſcheidener Geduld. —

Hierauf verſchwand der Goldſchmidt wie er gekommen.

Sonntags um die beſtimmte Stunde, d. h. Punkt eilf Uhr, fanden ſich ein der alte Manaſſe mit ſeinem hoffnungsvollen Neffen, der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann und Edmund Lehſen mit dem Goldſchmidt. Die Freier, den Baron Benſch nicht ausgenommen, erſchraken beinahe, als ſie Albertinen erblickten, denn noch niemals war ſie ihnen ſo überaus ſchön und anmuthig vorgekommen. Jedem Mädchen, jeder Dame, die etwas hält auf geſchmackvollen Anzug und zierlichen Schmuck (und wo wäre diejenige hier in Berlin zu finden, die das nicht thäte), kann ich aber auch verſichern, daß die Garnitur des Kleides, welches Albertine trug, von ausnehmender Eleganz, das Kleid aber gerade kurz genug war, um den niedlichen, weiß beſchuhten Fuß zu zeigen, daß die kurzen Aermel, ſo wie der Buſenſtreif aus den koſtbarſten Spitzen beſtanden, daß die weißen franzöſiſchen Glacé-Handſchuhe nur was weniges über die Ellbogen heraufgeſtreift, den ſchönſten Oberarm ſehen ließen, daß der Kopfputz in nichts weiter, als in einem zierlichen, goldenen, mit Steinen beſetzten Kamm beſtand, kurz, daß zu dem bräutlichen Schmuck nichts weiter fehlte, als die Myrthenkrone in den dunkeln Flechten. Warum aber Albertine eigentlich viel reizender ausſah als ſonſt, kam wohl daher, daß Liebe und Hoffnung in den Augen ſtrahlten, auf den Wangen blühten.

In einem Anfall von Gaſtlichkeit hatte der Commiſſionsrath ein Gabelfrühſtück bereiten laſſen. Mit hämiſchen, ſcheelen Blicken betrachtete der alte Manaſſe den gedeckten Tiſch, und da der Commiſſionsrath ihn einlud, zuzulangen, las man auf ſeinem Antlitz jene Antwort Shylocks: „Ja, um Schinken zu riechen, von der Behauſung zu eſſen, wo euer Prophet, der Nazarener, den Teufel hineinbeſchwor. Ich will mit Euch handeln und wandeln, mit Euch ſtehen und gehen und was dergleichen mehr iſt; aber ich will nicht mit Euch eſſen, mit Euch trinken, noch mit Euch beten!“ —

Baron Benſch war weniger gewiſſenhaft, denn er aß viel mehr Beefſtakes als ziemlich, und ſchwatzte dabei ſehr läppiſches Zeug wie es in ſeiner Art lag.

Der Commiſſionsrath verläugnete in der verhängnißvollen Stunde ganz und gar ſeine Natur; denn außerdem, daß er rückſichtslos Madera und Portwein einſchenkte, ja ſogar verrieth, daß er hundertjährigen Malaga im Keller habe, machte er auch, nachdem das Frühſtück beendet, den Freiern die Art, wie über die Hand ſeiner Tochter entſchieden werden ſollte, in einer ſolchen wohlgeſetzten Rede bekannt, wie man es ihm gar nicht hätte zutrauen ſollen. Die Freier mußten es ſich einprägen, daß nur der Albertinens Beſitz errungen, der das Käſtchen, worin ihr Bild befindlich, gewählt.

Mit dem Glockenſchlage zwölf ging die Thüre des Saals auf und man erblickte in der Mitte deſſelben einen mit einem reichen Teppich behängten Tiſch, auf welchem drei kleine Käſtchen ſtanden.

Das eine von gleißendem Gold hatte auf dem Deckel einen Kranz von funkelnden Dukaten, in deſſen Mitte die Worte ſtanden:

Wer mich erwählt, Glück ihm nach ſeines Sinnes Art!

Das zweite Käſtchen war ſehr zierlich in Silber gearbeitet. Auf dem Deckel ſtanden zwiſchen mancherlei Schriftzügen fremder Sprachen die Worte:

Wer mich erwählt, bekömmt viel mehr als er gehofft!

Das dritte Käſtchen, ſauber aus Elfenbein geſchnitzt, trug die Aufſchrift:

Wer mich erwählt, dem wird geträumte Seeligkeit!

Albertine nahm Platz auf einem Lehnſeſſel hinter dem Tiſch, ihr zur Seite ſtellte ſich der Commiſſionsrath; Manaſſe und der Goldſchmidt zogen ſich zurück in den Hintergrund des Zimmers.

Als das Loos entſchieden, daß der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann zuerſt wählen ſollte, mußten Benſch und Lehſen abtreten ins Nebenzimmer.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär trat bedächtig an den Tiſch, betrachtete mit Sorgfalt die Käſtchen, las einmal über das andere die Inſchriften. Bald fühlte er ſich aber durch die ſchönen verſchlungenen Schriftzüge, die auf dem ſilbernen Käſtchen befindlich, unwiderſtehlich angezogen. „Gerechter, rief er begeiſtert aus, welch' ſchöne Schrift, wie angenehm paart ſich hier das Arabiſche mit römiſcher Fraktur! Und „wer mich erwählt, bekömmt viel mehr als er gehofft." — „Habe ich denn noch gehofft, daß Demoiſelle Albertine Voßwinkel mich mit ihrer werthen Hand jemals beglücken werde? Bin ich nicht vielmehr in totale Verzweiflung gerathen? Habe ich mich nicht — im Baſſin — Nun! hier iſt Troſt, hier iſt mein Glück! — Commiſſionsrath! — Demoiſelle Albertine — ich wähle das ſilberne Käſtchen!" —

Albertine ſtand auf und reichte dem Geheimen Kanzlei-Sekretär einen kleinen Schlüſſel, mit dem er ſofort das Käſtchen öffnete. Doch wie erſchrak er, als er keinesweges Albertinens Bild, wohl aber ein kleines, in Pergament gebundenes Buch vorfand, das, als er es aufſchlug, nur leere, weiße Blätter enthielt.

Dabei lag ein Zettel mit den Worten:

War Dein Treiben auch verkehrt,
Großes Heil Dir widerfährt,
Was Du findeſt, iſt bewährt,
Ignorantiam macht's gelehrt,
Sapientiam Dir's beſcheert!

Gerechter, ſtammelte der Geheime Kanzlei-Sekretär, ein Buch — nein kein Buch — gebundenes Papier ſtatt des Bildes — alle Hoffnung zerſtört. — O geſchlagener Geheimer Kanzlei-Sekretär! mit Dir iſt es aus, rein aus! — fort in den Froſchteich! —

Tusmann wollte davon, da vertrat ihm aber der Goldſchmidt den Weg und ſprach: Tusmann, Ihr ſeid nicht geſcheut, kein Schatz kann Euch erſprießlicher ſein, als der, den Ihr gefunden! Die Verſe hätten Euch ſchon darauf aufmerkſam machen ſollen. Thut mir den Gefallen und ſteckt das Buch, das Ihr aus dem Käſtchen nahmt, in die Taſche. — Tusmann that es.

Nun, fuhr der Goldſchmidt fort, nun denkt Euch ein Buch, das Ihr gern in dieſem Augenblick bei Euch tragen möchtet.

O Gott, ſprach der Geheime Kanzlei-Sekretär verdutzt, o Gott, unbeſonnener, unchriſtlicher Weiſe warf ich Thomaſii kurzen Entwurf der politiſchen Klugheit in den Froſchteich! —

Faßt in die Taſche, zieht das Buch hervor, rief der Goldſchmidt.

Tusmann that, wie ihm geheißen und ſiehe — das Buch war eben kein anderes, als Thomaſii Entwurf.

Ha, was iſt das, rief der Geheime Kanzlei-Sekretär ganz außer ſich, o Gott, mein lieber Thomaſius gerettet vor den feindlichen Rachen ſchnöder Fröſche, die doch nimmermehr daraus Conduite gelernt!

Still, unterbrach ihn der Goldſchmidt, ſteckt das Buch wieder in die Taſche. — Tusmann that es.

Denkt, fuhr der Goldſchmidt fort, denkt Euch jetzt irgend ein ſeltnes Werk, dem Ihr vielleicht lange vergebens nachgetrachtet, das Ihr aus keiner Bibliothek erhalten konntet.

O Gott, ſprach der Geheime Kanzlei-Sekretär beinahe wehmüthig, o Gott, da ich nun auch zu meiner Erheiterung bisweilen die Oper zu beſuchen geſonnen, wollte ich mich vorher etwas in der edlen Musica feſtſtellen und trachtete bis jetzt vergebens, ein kleines Büchlein zu erhalten, das allegoriſcher Weiſe die ganze Kunſt des Komponiſten und Virtuoſen darlegt. Ich meine nichts anders, als Johannes Beer's muſikaliſchen Krieg oder die Beſchreibung des Haupttreffens zwiſchen beiden Heroinen, als der Compoſition und Harmonie, wie dieſe gegen einander zu Felde gezogen, geſcharmutziret und endlich nach blutigem Treffen wieder verglichen worden. —

Faßt in die Taſche, rief der Goldſchmidt, und vor Freude jauchzte der Geheime Kanzlei-Sekretär laut auf, als er das Buch aufſchlug, das nun eben wieder Johannes Beer's muſikaliſchen Krieg enthielt.

Seht Ihr wohl, ſprach nun der Goldſchmidt, mittelſt des Buchs, das Ihr in dem Käſtchen gefunden, habt Ihr die reichſte, vollſtändigſte Bibliothek erlangt, die jemals einer beſeſſen und die ihr noch dazu beſtändig bei Euch tragen könnt. Denn habt Ihr dieſes merkwürdige Buch in der Taſche, ſo wird es, zieht Ihr es hervor, jedesmal das Werk ſeyn, das Ihr eben zu leſen wünſcht.

Ohne auf Albertine, ohne auf den Commiſſionsrath zu achten, ſprang der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchnell in die Ecke des Zimmers, warf ſich in einen Lehnſeſſel, ſteckte das Buch in die Taſche, zog es wieder hervor, und man ſah an dem Entzücken, das in ſeinen Augen ſtrahlte, wie herrlich eintraf, was der Goldſchmidt verheißen.

Nun kam die Reihe der Wahl an den Baron Benſch. Er trat hinein, ſchritt nach ſeiner läppiſchen tölpelhaften Manier geradezu los auf den Tiſch, beſchaute mit der Lorgnette die Käſtchen und murmelte die Inſchriften her. Aber bald feſſelte ihn ein natürlicher unwiderſtehlicher Inſtinkt an das goldene Käſtchen mit den blinkenden Dukaten auf dem Deckel. „Wer mich erwählt, Glück ihm nach ſeines Sinnes Art — Nun ja Dukaten, die ſind nach meinem Sinn, und Albertine, die iſt auch nach meinem Sinn, was iſt da lange zu wählen und zu überlegen!" So ſprach Benſch, griff nach dem goldenen Käſtchen, empfing von Albertinen den Schlüſſel, öffnete und fand — eine kleine ſaubere engliſche Feile! Dabei lag ein Zettel mit den Verſen:

Haſt gewonnen was Dein Herz
Wünſchen kann' mit wehem Schmerz,
Alles andre iſt nur Scherz,
Immer vor, niemals rückwärts
Geht ein blühendes Commerz.

He, rief er erboſt, was thu' ich mit der Feile? — iſt die Feile ein Portrait, iſt die Feile Albertinens Portrait? Ich nehm' das Käſtchen und ſchenk es Albertinen als Brautgabe — Kommen Sie, mein Mädchen —

Damit wollt er los auf Albertinen, aber der Goldſchmidt hielt ihn bei den Schultern zurück, indem er ſprach: Halt mein Herr, das iſt wider die Abrede. Sie müſſen mit der Feile zufrieden ſeyn und werden es unbezweifelt ſeyn, ſobald Sie den Werth, den unſchätzbaren Werth des köſtlichen Kleinods, das Sie erhalten, erkannt haben, den ſchon die Verſe andeuten. — Haben Sie einen ſchönen ründigen Dukaten in der Taſche? —

Nun ja, erwiederte Benſch verdrießlich, nun ja, was ſolls?

Nehmen Sie, fuhr der Goldſchmidt fort, einen ſolchen Dukaten aus der Taſche und feilen Sie den Rand ab. —

Benſch that es mit einer Geſchicklichkeit, die von langer Uebung zeugte. Und ſiehe — noch ſchöner kam der Rand des Dukatens zum Vorſchein und ſo ging es mit dem zweiten, dritten Dukaten, je mehr Benſch feilte, deſto rändiger wurden ſie.

Manaſſe hatte bis jetzt ruhig alles, was ſich begeben, mit angeſehen, doch jetzt ſprang er mit wildfunkelnden Augen los auf den Neffen und ſchrie mit hohler entſetzlicher Stimme: Gott meiner Väter — was iſt das — mir her die Feile — mir her die Feile — es iſt das Zauberſtück, für das ich meine Seele verkauft vor mehr als dreihundert Jahren. — Gott meiner Väter — her mit der Feile.

Damit wollte er die Feile dem Benſch entreißen, der ſtieß ihn aber zurück und ſchrie: Weg von mir alter Narr, ich habe die Feile gefunden, nicht du —

Darauf Manaſſe in voller Wuth: Natter — wurmſtichige Frucht meines Stammes, her mit der Feile! — Alle Teufel über Dich, verfluchter Dieb! —

Unter einem Strom hebräiſcher Schimpfwörter krallte ſich Manaſſe nun feſt an den Baron und ſtrengte knirſchend und ſchäumend alle ſeine Kraft an, ihm die Feile zu entwinden. Benſch vertheidigte aber das Kleinod wie die Löwin ihr Junges, bis zuletzt Manaſſe ſchwach ward. Da packte der Neffe den lieben Onkel mit derben Fäuſten, warf ihn zur Thüre hinaus, daß ihm die Glieder knackten, kehrte pfeilſchnell zurück, ſchob einen kleinen Tiſch in die Ecke des Zimmers dem Geheimen Kanzlei-Sekretär gegenüber, ſchüttete eine ganze Handvoll Dukaten aus und fing mit Eifer an zu feilen.

„Nun, ſprach der Goldſchmidt, nun ſind wir den entſetzlichen Menſchen, den alten Manaſſe auf immer los. Man will behaupten, er ſey ein zweiter Ahasverus, und ſpuke ſeit dem Jahre Eintauſend fünf hundert und zwei und ſiebzig umher. Damals wurde er unter dem Namen des Münzjuden Lippold wegen teufliſcher Zauberei hingerichtet. — Aber der Teufel rettete ihn vom Tode um den Preis ſeiner unſterblichen Seele. Viele Leute, die ſich auf ſo etwas verſtehen, haben ihn hier in Berlin unter verſchiedenen Geſtalten bemerkt, woher denn die Sage entſteht, daß es noch zur Zeit nicht einen, ſondern viele, viele Lippolds gäbe. — Nun! — ich habe ihm.

da ich auch einige Erfahrung in geheimnißvollen Dingen beſitze, den Garaus gemacht! —

Es würde dich, ſehr geliebter Leſer, ungemein langweilen müſſen, wenn ich nun noch weitläuftig erzählen wollte, was Du, da es ſich von ſelbſt verſteht, ſchon längſt weißt. Ich meine, daß Edmund Lehſen das elfenbeinerne Käſtchen mit der Aufſchrift:

„Wer mich erwählt, dem wird geträumte Seeligkeit,“

wählte und darin Albertinens wohlgetroffenes Miniaturbild mit den Verſen fand:

Ja Du trafſt es, lies Dein Glück
In der Schönſten Liebesblick.
Was da war, kommt nie zurück,
So will's irdiſches Geſchick.
Was Dein Traum Dir ſchaffen muß,
Lehrt Dich der Geliebten Kuß.

Daß ferner Edmund dem Baſſanio gleich der Anweiſung der letzten Worte folgte, und die in glühendem Purpur erröthende Geliebte an ſein Herz drückte — küßte und daß der Commiſſionsrath ganz vergnügt war und glücklich über den fröhlichen Ausgang der verwickeltſten aller Heiraths-Angelegenheiten.

Der Baron Benſch hatte eben ſo emſig fortgefeilt als der Geheime Kanzlei-Sekretär fortgeleſen. Beide nahmen von dem, was ſich eben begeben, nicht eher Notiz, als bis der Commiſſionsrath laut verkündete, daß Edmund Lehſen das Käſtchen, worin Albertinens Portrait befindlich, gewählt, folglich ihre Hand erhalte. Der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchien darüber außer ſich vor Freuden, indem er nach der Art, wie er ſein Vergnügen zu äußern pflegte, ſich die Hände rieb, zwei, drei Mal etwas weniges in die Höhe ſprang und eine feine Lache aufſchlug. Den Baron Benſch ſchien die Heirath gar nicht weiter zu intereſſiren; dafür umarmte er aber den Commiſſionsrath, nannte ihn einen vortrefflichen Gentleman, der ihn durch das ſolide Geſchenk der Feile ganz und gar glücklich gemacht habe und verſicherte, daß er in jedem Geſchäft auf ihn rechnen könne. Dann entfernte er ſich ſchnell.

Eben ſo dankte der Geheime Kanzlei-Sekretär dem Commiſſionsrath unter vielen Thränen der innigſten Rührung, daß er ihn durch das ſeltenſte aller Bücher, welches er ihm aus ſeiner Bibliothek verehrt habe, zum glücklichſten aller Menſchen gemacht und folgte, nachdem er ſich noch in galanter Höflichkeit gegen Albertine, Edmund und den alten Goldſchmidt erſchöpft, dem Baron eiligſt nach.

Benſch quälte von nun an nicht mehr die literariſche Welt mit äſthetiſchen Mißgeburten, wie er ſonſt gethan, ſondern verwandte lieber die Zeit Dukaten abzufeilen. Tusmann fiel dagegen nicht mehr den Bibliothekaren zur Laſt, die ihm ſonſt Tage lang alte längſt vergeſſene Bücher herbeiſchaffen mußten.

Nach einigen Wochen des Entzückens und der Freude ging in des Commiſſionsraths Hauſe aber ſchreckliches Herzeleid los. Der Goldſchmidt hatte nehmlich den jungen Edmund dringend ermahnt ſeiner Kunſt, ſich ſelbſt zur Ehre, ſein gegebenes Wort zu halten und nach Italien zu gehen.

Edmund, ſo ſchmerzlich ihm die Trennung von der Geliebten werden mußte, fühlte doch den dringenden Trieb zu wallfahrten nach dem Lande der Kunſt und auch Albertine dachte, während ſie die bitterſten Thränen vergoß, daran, wie intereſſant es ſeyn würde, in dieſem, jenem Thee, Briefe, die ſie aus Rom erhalten, aus dem Strickkörbchen hervorzuziehen.

Edmund iſt nun ſchon länger als ein Jahr in Rom und man will behaupten, daß der Briefwechſel mit Albertinen immer ſeltener und kälter werde. Wer weiß, ob am Ende einmal gar aus der Heirath der beiden jungen Leute etwas wird. Ledig bleibt Albertine auf keinen Fall, dazu iſt ſie viel zu hübſch, viel zu reich. Ueberdies bemerkt man auch, daß der Referendarius Gloxin, ein hübſcher junger Mann, mit ſchmaler engeingeſchnürter Taille, zwei Weſten und auf engliſche Art geknüpftem Halstuch, die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, mit der er den Winter hindurch auf den Bällen die angenehmſten Françoiſen getanzt, häufig nach dem Thiergarten führt und daß der Commiſſionsrath dem Pärchen nachtrippelt mit der Miene des zufriedenen Vaters. Zudem hat der Referendarius Gloxin ſchon das zweite Examen bei dem Kammergericht gemacht und iſt nach der Ausſage der Examinatoren, die ihn in der frühſten Morgenſtunde ſattſam gequält, oder wie man zu ſagen pflegt, auf den Zahn gefühlt haben, welches weh thut, vorzüglich wenn der Zahn hohl, vortrefflich beſtanden. Eben aus dieſem Examen ſoll ſich denn auch ergeben haben, daß der Referendarius offenbar Heirathsgedanken im

Kopfe hat, da er in der Lehre von gewagten Geſchäften ganz vorzüglich bewandert.

Vielleicht heirathet Albertine gar den artigen Referendarius, wenn er einen guten Poſten erſchwungen. — Nun! man muß abwarten, was geſchieht! —

Das iſt, ſprach Ottmar, als Lothar geendet hatte, das iſt ein wunderlich tolles Ding, was Du da aufgeſchrieben haſt. Mir will Deine ſogenannte Geſchichte mit den unwahrſcheinlichen Abentheuern vorkommen, wie eine aus allerlei bunten Steinen willkürlich zuſammengefügte Moſaik, die das Auge verwirrt, ſo daß es keine beſtimmte Figur zu erfaſſen vermag. Was mich betrifft, nahm Theodor das Wort, ſo läugne ich nicht, daß ich manches in Lothars Erzählung ergötzlich genug finde und es iſt ſogar möglich, daß das Ganze hätte ziemlich gut gerathen können, wenn Lothar nicht unvorſichtiger Weiſe den Hafftitz las. Die beiden ſpukhaften Männer aus jener Zeit, der Goldſchmidt und der Münzjude, mußten nun einmal hinein in die Brautwahl, es half nichts und nun erſcheinen die beiden unglückſeligen Revenants als fremdartige Prinzipe, die mit ihren Zauberkräften nur auf gezwungene Weiſe einwirken in die Handlung. Es iſt gut, daß deine Erzählung nicht gedruckt wird, Lothar, ſonſt würdeſt Du ſchlecht wegkommen vor dem ſtrengen Richterſtuhl der Kritik.

Könnte, ſprach Lothar nach ſeiner ſkurilen Art lächelnd, könnte meine angenehme Geſchichte von den ſeltſamen Drangſalen des Geheimen Kanzlei-Sekretärs Tusmann nicht wenigſtens einen Berliner Almanach zieren? Ich würde nicht unterlaſſen, die Lokalität noch lokaler zu machen, einige celebre Namen hinzuzufügen und mir ſo den Beifall wenigſtens des literariſch-äſthetiſchen Theaterpublikums erwerben*). Doch nun im Ernſte geſprochen, Leute! Habt Ihr nicht, während ich las, manchmal recht herzlich gelacht und ſollte das nicht die Strenge Eurer Kritik beugen? — Vergleichſt Du, Ottmar, meine Geſchichte mit einer bunten willkürlich zuſammengefügten Moſaik, ſo ſey wenigſtens nachgiebig genug, dem Dinge, das Du wunderlich toll nennſt, eine kaleidoscopiſche Natur einzuräumen, nach welcher die heterogenſten Stoffe willkürlich durcheinander geſchüttelt, doch zuletzt artige Figuren bilden. Wenigſtens für artig ſollt Ihr nemlich manche Figur in meiner Brautwahl erkennen und an die Spitze dieſer artigen Perſonen ſtelle ich den liebenswürdigen Baron Benſch, der durchaus der Familie des Münzjuden Lippolt entſproſſen ſeyn muß. — Doch ſchon viel zu viel von meinem Machwerk, das Euch nur als ein bizarrer Scherz für den Augenblick aufregen ſollte. Uebrigens gewahrt Ihr, daß ich meinem Hange das Mährchenhafte in die Gegenwart, in das wirkliche Leben zu verſetzen, wiederum treulich gefolgt bin.

---

*) Dieſe Aeußerung Lothars zeigt, was er ſchon damals im Sinne trug. Seine Erzählung, die Brautwahl erſchien nemlich in der That abgedruckt in dem Berliner Taſchenbuch für das Jahr 1820, und es ſind wirklich celebre Namen aus der Berliner Kunſtwelt genannt und manche Lokalitäten hinzugefügt. Wie gerecht aber der Tadel der Freunde, beweiſet der Umſtand, daß die Redaktion jenes Taſchenbuchs den Verfaſſer dringend bat, ſich künftig doch im Gebiet der Möglichkeit zu halten. D. H.

Und dieſen Hang, begann Theodor, nehme ich gar ſehr in Schutz. Sonſt war es üblich, ja Regel, alles was nur Mährchen hieß, ins Morgenland zu verlegen und dabei die Mährchen der Dſchehezerade zum Muſter zu nehmen. Die Sitten des Morgenlandes nur eben berührend, ſchuf man ſich eine Welt, die haltlos in den Lüften ſchwebte und vor unſern Augen verſchwamm. Deshalb geriethen aber jene Mährchen meiſtens froſtig, gleichgültig und vermochten nicht den innern Geiſt zu entzünden und die Phantaſie aufzuregen. Ich meine, daß die Baſis der Himmelsleiter, auf der man hinaufſteigen will in höhere Regionen, befeſtigt ſeyn müſſe im Leben, ſo daß jeder nachzuſteigen vermag. Befindet er ſich dann, immer höher und höher hinaufgeklettert, in einem fantaſtiſchen Zauberreich, ſo wird er glauben, dies Reich gehöre auch noch in ſein Leben hinein, und ſey eigentlich der wunderbar herrlichſte Theil deſſelben. Es iſt ihm der ſchöne prächtige Blumengarten vor dem Thore, in dem er zu ſeinem hohen Ergötzen luſtwandeln kann, hat er ſich nur entſchloſſen, die düſtern Mauern der Stadt zu verlaſſen.

Vergiß, ſprach Ottmar, vergiß aber nicht, Freund Theodor! daß mancher gar nicht die Leiter beſteigen mag, weil das Klettern einem verſtändigen geſetzten Manne nicht ziemt, mancher ſchon auf der dritten Sproſſe ſchwindligt wird, mancher aber auch wohl die auf der breiten Straße des Lebens befeſtigte Leiter, bei der er täglich, ja ſtündlich vorübergeht, gar nicht bemerkt! — Was aber die Mährchen der Tauſend und Eine Nacht betrifft, ſo iſt es ſeltſam genug, daß die mehrſten Nachahmer gerade das überſehen, was ihnen Leben und Wahrheit giebt und was eben auf Lothars Prinzip hinausläuft. All' die Schuſter, Schneider, Laſtträger, Derwiſche, Kaufleute ꝛc., wie ſie in jenen Mährchen vorkommen, ſind Geſtalten, wie man ſie täglich auf den Straßen ſah und da nun das eigentliche Leben nicht von Zeit und Sitte abhängt, ſondern in der tieferen Bedingung ewig daſſelbe bleibt und bleiben muß, ſo kommt es, daß wir glauben, jene Leute, denen ſich mitten in der Alltäglichkeit der wunderbarſte Zauber erſchloß, wandelten noch unter uns. So groß iſt die Macht der Darſtellung in jenem ewigen Buch. —

Der Abend wurde kühler und kühler. Des kaum geneſenen Theodors halber fanden es daher die Freunde gerathen in den Gartenſaal zu treten und ſtatt jedes ſtarken nervenreizenden Getränks in aller Demuth und Milde Thee zu genießen.

Als die Theemaſchine auf dem Tiſche ſtand und wie gewöhnlich ihr Liedchen ziſchte und ſummte, ſprach Ottmar: Wahrhaftig, keinen beſſern Anlaß hätte ich finden können, Euch eine Erzählung vorzuleſen, die ich ſchon vor langer Zeit aufſchrieb und die gerade mit einem Thee beginnt. Zum Voraus bemerke ich, daß ſie in Cyprians Manier abgefaßt iſt.

Ottmar las:

Der unheimliche Gaſt.

Der Sturm brauſte durch die Lüfte, den heranziehenden Winter verkündigend, und trieb die ſchwarzen Wolken vor ſich her, die ziſchende, praſſelnde Ströme von Regen und Hagel hinabſchleuderten.

„Wir werden, ſprach, als die Wanduhr ſieben ſchlug, die Obriſtin von G. zu ihrer Tochter, Angelika geheißen, wir werden heute allein bleiben, das böſe Wetter verſcheucht die Freunde. Ich wollte nur, daß mein Mann heimkehrte.“ In dem Augenblick trat der Rittmeiſter Moritz von R. hinein. Ihm folgte der junge Rechtsgelehrte, der durch ſeinen geiſtreichen unerſchöpflichen Humor den Zirkel belebte, der ſich jeden Donnerſtag im Hauſe des Obriſten zu verſammeln pflegte, und ſo war, wie Angelika bemerkte, ein einheimiſcher Kreis beiſammen, der die größere Geſellſchaft gern vermiſſen ließ. — Es war kalt im Saal, die Obriſtin ließ Feuer im Kamin anſchüren und den Theetiſch hinanrücken: „Euch beiden Männern, ſprach ſie nun, Euch beiden Männern, die ihr mit wahrhaft ritterlichem Heroismus durch Sturm und Braus zu uns gekommen, kann ich wohl gar nicht zumuthen, daß ihr vorlieb nehmen ſollt mit unſerm nüchternen, weichlichen Thee, darum ſoll Euch Mademoiſelle Marguerite das gute nordiſche Getränk bereiten, das allem böſen Wetter widerſteht.“

Marguerite, Franzöſin, der Sprache, anderer weiblicher Kunſtfertigkeiten halber, Geſellſchafterin des Fräuleins Angelika, dem ſie an Jahren kaum überlegen, erſchien und that, wie ihr geheißen.

Der Punſch dampfte, das Feuer kniſterte im Kamin, man ſetzte ſich enge beiſammen an den kleinen Tiſch. Da fröſtelten und ſchauerten alle, und ſo munter und laut man erſt im Saal auf und niedergehend geſprochen, entſtand jetzt eine augenblickliche Stille, in der die wunderlichen Stimmen, die der Sturm in den Rauchſängen aufgeſtört hatte, recht vernehmbar pfiffen und heulten.

Es iſt, fing Dagobert, der junge Rechtsgelehrte, endlich an, es iſt nun einmal ausgemacht, daß Herbſt, Sturmwind, Kaminfeuer und Punſch ganz eigentlich zuſammen gehören, um die heimlichſten Schauer in unſerm Innern aufzuregen. — Die aber gar angenehm ſind, fiel ihm Angelika in die Rede. Ich meines Theils kenne keine hübſchere Empfindung, als das leiſe Fröſteln, das durch alle Glieder fährt, und indem man, der Himmel weiß wie, mit offnen Augen einen jähen Blick in die ſeltſamſte Traumwelt hineinwirft. „Ganz recht, fuhr Dagobert fort, ganz recht. Dieſes angenehme Fröſteln überfiel uns eben jetzt alle, und bei dem Blick, den wir dabei unwillkürlich in die Traumwelt werfen mußten, wurden wir ein wenig ſtille. Wohl uns, daß das vorüber iſt, und daß wir ſobald aus der Traumwelt zurück gekehrt ſind in die ſchöne Wirklichkeit, die uns dies herrliche Getränk darbietet!“ Damit ſtand er auf und leerte, ſich anmuthig gegen die Obriſtin verneigend, das vor ihm ſtehende Glas. „Ei, ſprach nun Moritz, ei, wenn Du, ſo wie das Fräulein, ſo wie ich ſelbſt, alle Süßigkeit jener Schauer, jenes träumeriſchen Zuſtandes empfindeſt, warum nicht gerne darin verweilen?“ — Erlaube, nahm Dagobert das Wort, erlaube, mein Freund, zu bemerken, daß hier von jener Träumerei, in welcher der Geiſt ſich in wunderlichem wirrem Spiel ſelbſt erluſtigt, gar nicht die Rede iſt. Die ächten Sturmwind-, Kamin- und Punſchſchauer ſind nichts anders, als der erſte Anfall jenes unbegreiflichen geheimnißvollen Zuſtandes, der tief in der menſchlichen Natur begründet iſt, gegen den der Geiſt ſich vergebens auflehnt, und vor dem man ſich wohl hüten muß. Ich meine das Grauen — die Geſpenſterfurcht. Wir wiſſen alle, daß das unheimliche Volk der Spukgeiſter nur des Nachts, vorzüglich gern aber bei böſem Unwetter der dunklen Heimath entſteigt und ſeine irre Wanderung beginnt; billig iſt's daher, daß wir zu ſolcher Zeit irgend eines grauenhaften Beſuchs gewärtig ſind. Sie ſcherzen, ſprach die Obriſtin, Sie ſcherzen Dagobert, und auch das darf ich Ihnen nicht einräumen, daß das kindiſche Grauen, von dem wir manchmal befallen, ganz unbedingt in unſerer Natur begründet ſeyn ſollte, vielmehr rechne ich es den Ammenmährchen und tollen Spukgeſchichten zu, mit denen uns in der frühesten Jugend unſere Wärterinnen überſchütteten.

Nein, rief Dagobert lebhaft, nein, gnädige Frau! Nie würden jene Geſchichten, die uns als Kinder doch die allerliebſten waren, ſo tief und ewig in unſerer Seele wiederhallen, wenn nicht die wiedertönenden Saiten in unſerm eignen Innern lägen. Nicht wegzuläugnen iſt die geheimnißvolle Geiſterwelt, die uns umgiebt, und die oft in ſeltſamen Klängen, ja in wunderbaren Viſionen ſich uns offenbart. Die Schauer der Furcht, des Entſetzens mögen nur herrühren von dem Drange des irdiſchen Organismus. Es iſt das Weh des eingekerkerten Geiſtes, das ſich darin ausſpricht. „Sie ſind, ſprach die Obriſtin, ein Geiſterſeher wie alle Menſchen von reger Phantaſie. Gehe ich aber auch wirklich ein in Ihre Ideen, glaube ich wirklich, daß es einer unbekannten Geiſterwelt erlaubt ſey, in vernehmbaren Tönen, ja in Viſionen ſich uns zu offenbaren, ſo ſehe ich doch nicht ein, warum die Natur die Vaſallen jenes geheimnißvollen Reichs ſo feindſelig uns gegenüber geſtellt haben ſollte, daß ſie nur Grauen, zerſtörendes Entſetzen über uns zu bringen vermögen.“ Vielleicht, fuhr Dagobert fort, vielleicht liegt darin die Strafe der Mutter, deren Pflege, deren Zucht wir entartete Kinder entflohen. Ich meine, daß in jener goldnen Zeit, als unſer Geſchlecht noch im innigſten Einklange mit der ganzen Natur lebte, kein Grauen, kein Entſetzen uns verſtörte, eben weil es in dem tiefſten Frieden, in der ſeligſten Harmonie alles Seins keinen Feind gab, der dergleichen über uns bringen konnte. Ich ſprach von ſeltſamen Geiſterſtimmen, aber wie kommt es denn, daß alle Naturlaute, deren Urſprung wir genau anzugeben wiſſen, uns wie der ſchneidendſte Jammer tönen und unſere Bruſt mit dem tiefſten Entſetzen erfüllen? — Der merkwürdigſte jener Naturtöne iſt die Luftmuſik oder ſogenannte Teufelsſtimme auf Ceylon und in den benachbarten Ländern, deren Schubert in ſeinen Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft gedenkt. Dieſe Naturſtimme läßt ſich in ſtillen heitern Nächten, den Tönen einer tiefklagenden Menſchenſtimme ähnlich, bald wie aus weiter — weiter Ferne daherſchwebend, bald ganz in der Nähe ſchallend, vernehmen. Sie äußert eine ſolche Wirkung auf das menſchliche Gemüth, daß die ruhigſten, verſtändigſten Beobachter ſich eben des tiefſten Entſetzens nicht erwehren können. „So iſt es, unterbrach hier Moritz den Freund, ſo iſt es in der That. Nie war ich auf Ceylon, noch in den benachbarten Ländern, und doch hörte ich jenen entſetzlichen Naturlaut, und nicht ich allein, jeder, der ihn vernahm, fühlte die Wirkung, wie ſie Dagobert beſchrieben.“ So wirſt Du, erwiederte Dagobert, mich recht erfreuen und am beſten die Frau Obriſtin überzeugen, wenn Du erzählſt, wie ſich alles begeben.

Sie wiſſen, begann Moritz, daß ich in Spanien unter Wellington wider die Franzoſen focht. Mit einer Abtheilung ſpaniſcher und engliſcher Kavallerie bivouaquirte ich vor der Schlacht bei Viktoria zur Nachtzeit auf offenem Felde. Ich war von dem Marſch am geſtrigen Tage bis zum Tode ermüdet, feſt eingeſchlafen, da weckte mich ein ſchneidender Jammerlaut. Ich fuhr auf, ich glaubte nichts anders, als daß ſich dicht neben mir ein Verwundeter gelagert, deſſen Todesſeufzer ich vernommen, doch ſchnarchten die Cameraden um mich her, und nichts ließ ſich weiter hören. Die erſten Strahlen des Frühroths brachen durch die dicke Finſterniß, ich ſtand auf und ſchritt über die Schläfer wegſteigend weiter vor, um vielleicht den Verwundeten oder Sterbenden zu finden. Es war eine ſtille Nacht, nur leiſe, leiſe fing ſich der Morgenwind an zu regen und das Laub zu ſchütteln. Da ging zum zweitenmal ein langer Klagelaut durch die Lüfte und verhallte dumpf in tiefer Ferne. Es war, als ſchwängen ſich die Geiſter der Erſchlagenen von den Schlachtfeldern empor und riefen ihr entſetzliches Weh durch des Himmels weiten Raum. Meine Bruſt erbebte, mich erfaßte ein tiefes namenloſes Grauen. — Was war aller Jammer, den ich jemals aus menſchlicher Kehle ertönen gehört, gegen dieſen herzzerſchneidenden Laut! Die Cameraden rappelten ſich nun auf aus dem Schlafe. Zum dritten Mal erfüllte ſtärker und gräßlicher der Jammerlaut die Lüfte. Wir erſtarrten im tiefſten Entſetzen, ſelbſt die Pferde wurden unruhig und ſchnaubten und ſtampften. Mehrere von den Spaniern ſanken auf die Knie nieder und beteten laut. Ein engliſcher Offizier verſicherte, daß er dies Phänomen, das ſich in der Atmoſphäre erzeuge und elektriſchen Urſprungs ſey, ſchon öfters in ſüdlichen Gegenden bemerkt habe, und daß wahrſcheinlich die Witterung ſich ändern werde. Die Spanier, zum Glauben an das Wunderbare geneigt, hörten die gewaltigen Geiſterſtimmen überirdiſcher Weſen, die das Ungeheure verkündeten, das ſich nun begeben werde. Sie fanden ihren Glauben beſtätigt, als folgenden Tages die Schlacht mit all' ihren Schrecken daher donnerte.

Dürfen wir, ſprach Dagobert, dürfen wir denn nach Ceylon gehen oder nach Spanien, um die wunderbaren Klagetöne der Natur zu vernehmen? Kann uns das dumpfe Geheul des Sturmwinds, das Gepraſſel des herabſtürzenden Hagels, das Aechzen und Krächzen der Windfahnen nicht eben ſo gut, wie jener Ton mit tiefem Grauſen erfüllen? — Ei! gönnen wir doch nur ein geneigtes Ohr der tollen Muſik, die hundert abſcheuliche Stimmen hier im Kamin aborgeln, oder horchen wir doch nur was weniges auf das geſpenſtiſche Liedlein, das eben jetzt die Theemaſchine zu ſingen beginnt!

O herrlich! rief die Obriſtin, o überaus herrlich! — Sogar in die Theemaſchine bannt unſer Dagobert Geſpenſter, die ſich uns in grauſigen Klagelauten offenbaren ſollen! Ganz unrecht, nahm Angelika das Wort, ganz unrecht, liebe Mutter, hat unſer Freund doch nicht. Das wunderliche Pfeifen und Knattern und Ziſchen im Kamin könnte mir wirklich Schauer erregen, und das Liedchen, was die Theemaſchine ſo tiefklagend abſingt, iſt mir ſo unheimlich, daß ich nur gleich die Lampe auslöſchen will, damit es ſchnell ende.

Angelika ſtand auf, ihr entfiel das Tuch, Moritz bückte ſich ſchnell darnach und überreichte es dem Fräulein. Sie ließ den ſeelenvollen Blick ihrer Himmelsaugen auf ihm ruhen, er ergriff ihre Hand und drückte ſie mit Inbrunſt an die Lippen.

In demſelben Augenblicke zitterte Marguerite wie berührt von einem elektriſchen Schlag, heftig zuſammen, und ließ das Glas Punſch, das ſie ſo eben eingeſchenkt und Dagobert darreichen wollte, auf den Boden fallen, daß es in tauſend Stücke zerklirrte. Laut ſchluchzend warf ſie ſich der Obriſtin zu Füßen, nannte ſich ein dummes ungeſchicktes Ding, und bat ſie, zu vergönnen, daß ſie ſich in ihr Zimmer entferne. Alles, was eben jetzt erzählt worden, habe ihr, unerachtet ſie es keinesweges ganz verſtanden, innerlichen Schauer erregt; ihre Angſt hier am Kamin ſey unbeſchreiblich, ſie fühle ſich krank, ſie wolle ſich ins Bett legen. — Und dabei küßte ſie der Obriſtin die Hände, und benetzte ſie mit den heißen Thränen, die ihr aus den Augen ſtürzten.

Dagobert fühlte das Peinliche des ganzen Auftritts und die Nothwendigkeit, der Sache einen andern Schwung zu geben. Auch er ſtürzte plötzlich der Obriſtin zu Füßen und flehte mit der weinerlichſten Stimme, die ihm nur zu Gebote ſtand, um Gnade für die Verbrecherin, die ſich unterfangen, das köſtlichſte Getränk zu verſchütten, das je eines Rechtsgelehrten Zunge genetzt und ſein froſtiges Herz erwärmt. Was den Punſchfleck auf dem gebohnten Fußboden betreffe, ſo ſchwöre er morgenden Tages ſich Wachsbürſten unter die Füße zu ſchrauben und in den göttlichſten Touren, die jemals in eines Hoftanzmeiſters Kopf und Beine gekommen, eine ganze Stunde hindurch den Saal zu durchrutſchen.

Die Obriſtin, die erſt ſehr finſter Marguerite angeblickt, erheiterte ſich bei Dagoberts klugem Beginnen. Sie reichte lachend beiden die Hände und ſprach: Steht auf, und trocknet Eure Thränen, ihr habt Gnade gefunden vor meinem ſtrengen Richterſtuhl! — Du, Marguerite, haſt es allein Deinem geſchickten Anwalt und ſeiner heroiſchen Aufopferung Rückſichts des Punſchflecks zu verdanken, daß ich Dein ungeheures Verbrechen nicht ſchwer ahnde. Aber ganz erlaſſen kann ich Dir die Strafe nicht. Ich befehle daher, daß Du ohne an Kränkelei zu denken, fein im Saal bleibeſt, unſern Gäſten fleißiger als bisher Punſch einſchenkeſt, vor allen Dingen aber Deinem Retter zum Zeichen der innigſten Dankbarkeit einen Kuß giebſt!

So bleibt die Tugend nicht unbelohnt, rief Dagobert mit komiſchem Pathos, indem er Margueritens Hand ergriff. Glauben Sie, ſprach er dann, glauben Sie nur, Holde! daß es noch auf der Erde heroiſche

Jurisconſulten giebt, die ſich rückſichtslos aufopfern für Unſchuld und Recht! — Doch! — geben wir nun unſerer ſtrengen Richterin nach — vollziehen wir ihr Urtheil, von dem keine Appellation möglich. Damit drückte er einen flüchtigen Kuß auf Margueritens Lippen, und führte ſie ſehr feierlich auf den Platz zurück, den ſie vorher eingenommen. Marguerite über und über roth, lachte laut auf, indem ihr noch die hellen Thränen in den Augen ſtanden. „Alberne Thörin, rief ſie auf franzöſiſch, alberne Thörin, die ich bin! — muß ich denn nicht alles thun, was die Frau Obriſtin befiehlt? Ich werde ruhig ſeyn, ich werde Punſch einſchenken und von Geſpenſtern ſprechen hören, ohne mich zu fürchten.“ „Bravo, nahm Dagobert das Wort, bravo engliſches Kind, mein Heroismus hat Dich begeiſtert, und mich die Süßigkeit Deiner holden Lippen! — Meine Phantaſie iſt neu beſchwingt und ich fühle mich aufgelegt, das Schauerlichſte aus dem regno di pianto aufzutiſchen zu unſerer Ergötzlichkeit.“ Ich dächte, ſprach die Obriſtin, ich dächte, wir ſchwiegen von dem fatalen unheimlichen Zeuge. Bitte, fiel ihr Angelika ins Wort, bitte, liebe Mutter, laſſen Sie unſern Freund Dagobert gewähren. Geſtehen will ich's nur, daß ich recht kindiſch bin, daß ich nichts lieber hören mag, als hübſche Spukgeſchichten, die ſo recht durch alle Glieder fröſteln. O wie mich das freut, rief Dagobert, o wie mich das freut! Nichts iſt liebenswürdiger bei jungen Madchen, als wenn ſie recht graulich ſind, und ich möchte um Alles in der Welt keine Frau heirathen, die ſich nicht vor Geſpenſtern recht tüchtig ängſtigt. Du behaupteteſt, ſprach Moritz, Du behaupteteſt, lieber Freund Dagobert, vorhin, daß man ſich vor jedem träumeriſchen Schauer, als dem erſten Anfall der Geſpenſterfurcht, wohl hüten müſſe, und biſt uns die nähere Erklärung weshalb? noch ſchuldig. Es bleibt, erwiederte Dagobert, ſind nur die Umſtände darnach, niemals bei jenen angenehmen träumeriſchen Schauern, die der erſte Anfall herbeiführt. Ihnen folgt bald Todesangſt, haarſträubendes Entſetzen und ſo ſcheint jenes angenehme Gefühl nur die Verlockung zu ſeyn, mit der uns die unheimliche Geiſterwelt beſtrickt. Wir ſprachen erſt von uns erklärlichen Naturtönen und ihrer gräßlichen Wirkung auf unſere Sinne. Zuweilen vernehmen wir aber ſeltſamere Laute, deren Urſache uns durchaus unerforſchlich iſt, und die in uns ein tiefes Grauen erregen. Alle beſchwichtigende Gedanken, daß irgend ein verſtecktes Thier, die Zugluft oder ſonſt etwas jenen Ton auf ganz naturliche

Art hervorbringen könne, hilft durchaus nichts. Jeder hat es wohl erfahren, daß in der Nacht das kleinſte Geräuſch, was in abgemeſſenen Pauſen wiederkehrt, allen Schlaf verjagt, und die innerliche Angſt ſteigert und ſteigert bis zur Verſtörtheit aller Sinne. — Vor einiger Zeit ſtieg ich auf der Reiſe in einem Gaſthof ab, deſſen Wirth mir ein hohes freundliches Zimmer einräumte. Mitten in der Nacht erwachte ich plötzlich aus dem Schlafe. Der Mond warf ſeine hellen Strahlen durch die unverhüllten Fenſter, ſo daß ich alle Möbel, auch den kleinſten Gegenſtand im Zimmer deutlich erkennen konnte. Da gab es einen Ton, wie wenn ein Regentropfen hinabfiele in ein metallnes Becken. Ich horchte auf! — In abgemeſſenen Pauſen kehrte der Ton wieder. Mein Hund, der ſich unter dem Bette gelagert, kroch hervor und ſchnupperte winſelnd und ächzend im Zimmer umher und kratzte bald an den Wänden, bald an dem Boden. Ich fühlte, wie Eisſtröme mich durchglitten, wie kalte Schweißtropfen auf meiner Stirne hervortröpfelten. Doch, mich mit Gewalt ermannend, rief ich erſt laut, ſprang dann aus dem Bette und ſchritt vor bis in die Mitte des Zimmers. Da fiel der Tropfen dicht vor mir, ja wie durch mein Inneres nieder in das Metall, das in gellendem Laut erdröhnte. Uebermannt von dem tiefſten Entſetzen taumelte ich nach dem Bett, und barg mich halb ohnmächtig unter der Decke. Da war es, als wenn der immer noch in gemeſſenen Pauſen zurückkehrende Ton leiſer und immer leiſer hallend in den Lüften verſchwebe. Ich fiel in tiefen Schlaf, aus dem ich erſt am hellen Morgen erwachte, der Hund hatte ſich dicht an mich geſchmiegt, und ſprang erſt, als ich mich aufrichtete, herab vom Bette luſtig blaffend, als ſey auch ihm jetzt erſt alle Angſt entnommen. Mir kam der Gedanke, daß vielleicht mir nur die ganz natürliche Urſache jenes wunderbaren Klangs verborgen geblieben ſeyn könne, und ich erzählte dem Wirth mein wichtiges Abentheuer, deſſen Grauſen ich in allen Gliedern fühlte. Er werde, ſchloß ich, gewiß mir alles erklären können und habe Unrecht gethan, mich nicht darauf vorzubereiten. Der Wirth erblaßte, und bat mich um des Himmels willen, doch niemanden mitzutheilen, was ſich in jenem Zimmer begeben, da er ſonſt Gefahr laufe, ſeine Nahrung zu verlieren. Mehrere Reiſende, erzählte er, hätten ſchon vormals über jenen Ton, den ſie in mondhellen Nächten vernommen, geklagt. Er habe alles auf das Genaueſte unterſucht, ja ſelbſt die Dielen in dieſem Zimmer und den anſtoßenden Zimmern aufreißen laſſen, ſo wie in der Nachbarſchaft emſig nachgeforſcht, ohne auch im Mindeſten der Urſache jenes grauenvollen Klangs auf die Spur kommen zu können. Schon ſeit beinahe Jahresfriſt ſey es ſtill geblieben, und er habe geglaubt, von dem böſen Spuck befreit zu ſeyn, der nun, wie er zu ſeinem großen Schrecken vernehmen müſſe, ſein unheimliches Weſen aufs Neue treibe. Unter keiner Bedingung werde er mehr irgend einen Gaſt in jenem verrufenen Zimmer beherbergen! —

Ach, ſprach Angelika, indem ſie ſich wie im Fieberfroſt ſchüttelte, das iſt ſchauerlich, das iſt ſehr ſchauerlich, nein ich wäre geſtorben, wenn mir dergleichen begegnet. Oft iſt es mir aber ſchon geſchehen, daß ich aus dem Schlaf plötzlich erwachend eine unbeſchreibliche innere Angſt empfand, als habe ich irgend etwas Entſetzliches erfahren. Und doch hatte ich nicht die leiſeſte Ahnung davon, ja nicht einmal die Erinnerung irgend eines fürchterlichen Traumes, vielmehr war es mir, als erwache ich aus einem völlig bewußtloſen todähnlichen Zuſtande.

Dieſe Erſcheinung kenne ich wohl, fuhr Dagobert fort. Vielleicht deutet gerade das auf die Macht fremder pſychiſcher Einflüſſe, denen wir uns willkürlos hingeben müſſen. So wie die Somnambule ſich durchaus nicht ihres ſomnambulen Zuſtandes erinnert und deſſen, was ſich in demſelben mit ihr begeben, ſo kann vielleicht jene grauenhafte Angſt, deren Urſache uns verborgen bleibt, der Nachhall irgend eines gewaltigen Zaubers ſeyn, der uns uns ſelbſt entrückte.

Ich erinnere mich, ſprach Angelika, noch ſehr lebhaft, wie ich, es mögen wohl vier Jahre her ſeyn, in der Nacht meines vierzehnten Geburtstages in einem ſolchen Zuſtande erwachte, deſſen Grauen mich einige Tage hindurch lähmte. Vergebens rang ich aber darnach mich auf den Traum zu beſinnen, der mich ſo entſetzt hatte. Deutlich bin ich mir bewußt, daß ich eben auch im Traum jenen ſchrecklichen Traum dieſem, jenem, vor allen aber meiner guten Mutter öfters erzählt habe, aber nur, daß ich jenen Traum erzählt hatte, ohne mich auf ſeinen Inhalt beſinnen zu können, war mir beim Erwachen erinnerlich. Dieſes wunderbare pſychiſche Phänomen, erwiederte Dagobert, hängt genau mit dem magnetiſchen Prinzip zuſammen. Immer ärger, rief die Obriſtin, immer ärger wird es mit unſerm Geſpräch, wir verlieren uns in Dinge, an die nur zu denken mir unerträglich iſt. Ich fordere Sie auf, Moritz, ſogleich etwas recht Luſtiges, Tolles zu erzählen, damit es nur mit den unheimlichen Spukgeſchichten einmal ende.

Wie gern, ſprach Moritz, wie gern will ich mich Ihrem Befehl, Frau Obriſtin, fügen, wenn es erlaubt iſt, nur noch einer einzigen ſchauerlichen Begebenheit zu gedenken, die mir ſchon lange auf den Lippen ſchwebt. Sie erfüllt in dieſem Augenblick mein Inneres ſo ganz und gar, daß es ein vergebliches Mühen ſeyn würde, von andern heitern Dingen zu ſprechen.

So entladen Sie ſich denn, erwiederte die Obriſtin, alles Schauerlichen, von dem Sie nun einmal befangen. Mein Mann muß bald heimkehren, und dann will ich in der That recht gern irgend ein Gefecht noch einmal mit Euch durchkämpfen, oder mit verliebtem Enthuſiasmus von ſchönen Pferden ſprechen hören, um nur aus der Spannung zu kommen, in die mich das ſpukhafte Zeug verſetzt, wie ich nicht läugnen mag.

In dem letzten Feldzuge, begann Moritz, machte ich die Bekanntſchaft eines ruſſiſchen Obriſtlieutenants, Liefländers von Geburt, kaum dreißig Jahre alt, die, da der Zufall es wollte, daß wir längere Zeit hindurch vereint dem Feinde gegenuber ſtanden, ſehr bald zur engſten Freundſchaft wurde. Bogislav, ſo war der Obriſtlieutenant mit Vornamen geheißen, hatte alle Eigenſchaften, um ſich überall die höchſte Achtung, die innigſte Liebe zu erwerben. Er war von hoher, edler Geſtalt, geiſtreichem, männlich ſchönem Antlitz, ſeltner Ausbildung, die Gutmüthigkeit ſelbſt, und dabei tapfer wie ein Löwe. Er konnte vorzüglich bei der Flaſche ſehr heiter ſeyn, aber oft übermannte ihn plötzlich der Gedanke an irgend etwas Entſetzliches, das ihm begegnet ſeyn mußte, und das die Spuren des tiefſten Grams auf ſeinem Geſicht zurück gelaſſen hatte. Er wurde dann ſtill, verließ die Geſellſchaft und ſtreifte einſam umher. Im Felde pflegte er Nachts raſtlos von Vorpoſten zu Vorpoſten zu reiten, nur nach der erſchöpfendſten Anſtrengung überließ er ſich dem Schlaf. Kam nun noch hinzu, daß er oft ohne dringende Noth ſich der drohendſten Gefahr ausſetzte, und den Tod in der Schlacht zu ſuchen ſchien, der ihn floh, da im härtſten Handgemenge ihn keine Kugel, kein Schwertſtreich traf, ſo war es wohl gewiß, daß irgend ein unerſetzlicher Verluſt, ja wohl gar eine raſche That ſein Leben verſtört hatte.

Wir nahmen auf franzöſiſchem Gebiet ein befeſtigtes Schloß mit

Sturm, und harrten dort ein Paar Tage, um den erſchöpften Truppen Erholung zu gönnen. Die Zimmer, in denen ſich Bogislav einquartiert hatte, lagen nur ein Paar Schritte von dem meinigen entfernt. In der Nacht weckte mich ein leiſes Pochen an meine Stubenthüre. Ich forſchte, man rief meinen Namen, ich erkannte Bogislavs Stimme, ſtand auf und öffnete. Da ſtand Bogislav vor mir im Nachtgewande, den Leuchter mit der brennenden Kerze in der Hand, entſtellt — bleich wie der Tod — bebend an allen Gliedern, — keines Wortes mächtig! — Um des Himmels willen — was iſt geſchehen — was iſt Dir, mein theuerſter Bogislav! So rief ich, führte den Ohnmächtigen zum Lehnſtuhl, ſchenkte ihm zwei — drei — Gläſer von dem ſtarken Wein ein, der gerade auf dem Tiſche ſtand, hielt ſeine Hand in der meinigen feſt, ſprach tröſtende Worte, wie ich nur konnte, ohne die Urſache ſeines entſetzlichen Zuſtandes zu wiſſen.

Bogislav erholte ſich nach und nach, ſeufzte tief auf und begann mit leiſer, hohler Stimme. Nein! — Nein! — Ich werde wahnſinnig, faßt mich nicht der Tod, dem ich mich ſehnend in die Arme werfe! — Dir, mein treuer Moritz, vertraue ich mein entſetzliches Geheimniß. Ich ſagte Dir ſchon, daß ich mich vor mehreren Jahren in Neapel befand. Dort ſah ich die Tochter eines der angeſehenſten Häuſer und kam in glühende Liebe. Das Engelsbild gab ſich mir ganz hin, und von den Eltern begünſtigt wurde der Bund geſchloſſen, von dem ich alle Seligkeit des Himmels hoffte. Schon war der Hochzeittag beſtimmt, da erſchien ein ſizilianiſcher Graf, und drängte ſich zwiſchen uns mit eifrigen Bewerbungen um meine Braut. Ich ſtellte ihn zur Rede, er verhöhnte mich. Wir ſchlugen uns, ich ſtieß ihm den Degen durch den Leib. Nun eilte ich zu meiner Braut. Ich fand ſie in Thränen gebadet, ſie nannte mich den verruchten Mörder ihres Geliebten, ſtieß mich von ſich mit allen Zeichen des Abſcheus, ſchrie auf in troſtloſem Jammer, ſank ohnmächtig nieder wie vom giftigen Skorpion berührt, als ich ihre Hand faßte! — Wer ſchildert mein Entſetzen! Den Eltern war die Sinnesänderung ihrer Tochter ganz unerklärlich. Nie hatte ſie den Bewerbungen des Grafen Gehör gegeben. Der Vater verſteckte mich in ſeinem Pallaſt, und ſorgte mit großmüthigem Eifer dafür, daß ich unentdeckt Neapel verlaſſen konnte. Von allen Furien gepeitſcht, floh ich in einem Strich fort bis nach Petersburg! — Nicht die Untreue meiner Geliebten, nein! — ein furchtbares Geheimniß iſt es, das mein Leben verſtört! — Seit jenem unglücklichen Tage in Neapel verfolgt mich das Grauen, das Entſetzen der Hölle! — Oft bei Tage, doch öfter zur Nachtzeit vernehme ich bald aus der Ferne, bald dicht neben mir ein tiefes Todesächzen. Es iſt die Stimme des getödteten Grafen, die mein Innerſtes mit dem tiefſten Grauſen durchbebt. Durch den ſtärkſten Kanonendonner, durch das praſſelnde Musketenfeuer der Bataillone, vernehme ich dicht vor meinen Ohren den gräßlichen Jammerton, und alle Wuth, alle Verzweiflung des Wahnſinns erwacht in meinem Buſen! — Eben in dieſer Nacht — Bogislav hielt inne und mich, wie ihn, faßte das Entſetzen, denn ein lang ausgehaltener herzzerſchneidender Jammerton ließ ſich, wie vom Gange herkommend, vernehmen. Dann war es, als raffe ſich jemand ächzend und ſtöhnend mühſam vom Boden empor, und nahe ſich ſchweren, unſichern Trittes. Da erhob ſich Bogislav plötzlich von aller Kraft beſeelt vom Lehnſtuhl und rief, wilde Gluth in den Augen, mit donnernder Stimme: Erſcheine mir, Verruchter! wenn Du es vermagſt — ich nehm' es auf mit Dir und mit allen Geiſtern der Hölle, die Dir zu Gebote ſtehn. — Nun geſchah ein gewaltiger Schlag. —

In dem Augenblick ſprang die Thüre des Saals auf mit dröhnendem Geraſſel.

— So wie Ottmar dieſe Worte las, ſprang auch die Thüre des Gartenſaals wirklich dröhnend auf und die Freunde erblickten eine dunkle verhüllte Geſtalt, die ſich langſam mit unhörbaren Geiſterſchritten nahte. Alle ſtarrten etwas entſetzt hin, jedem ſtockte der Athem.

„Iſt es recht, ſchrie endlich Lothar, als der volle Schein der Lichter der Geſtalt ins Geſicht fiel und den Freund Cyprianus erkennen ließ, iſt es recht, ehrbare Leute foppen zu wollen mit ſchnöder Geiſterſpielerei? — Doch ich weiß es, Cyprian, du begnügſt Dich nicht mit Geiſtern und allerlei ſeltſamen Viſionen und tollem Spuk zu handthieren, Du möchteſt ſelbſt gern manchmal ein Spuk, ein Geſpenſt ſeyn. Aber ſage, wo kamſt Du ſo plötzlich her, wie haſt Du uns hier auffinden können?“ Ja! das ſage, das ſage! wiederholten Ottmar und Lothar.

Ich komme, begann Cyprian, heute von meiner Reiſe zurück, ich laufe zu Theodor, zu Lothar, zu Ottmar, keinen treffe ich an! In vollem Unmuth renne ich heraus ins Freie und der Zufall will, daß ich, nach der Stadt zurückkehrend, den Weg einſchlage, der bei dem Gartenhauſe dicht vorbeiführt. Es iſt mir, als höre ich eine wohlbekannte Stimme, ich gucke durchs Fenſter und erblicke meine würdigen Serapionsbrüder und höre meinen Ottmar den unheimlichen Gaſt vorleſen.

Wie, unterbrach Ottmar den Freund, wie Du kennſt ſchon meine Geſchichte?

Du vergiſſeſt, fuhr Cyprian fort, daß Du die Ingredienzien zu dieſer Erzählung von mir ſelbſt empfingeſt. Ich bin es, der Dich mit der Teufelsſtimme, mit der Luftmuſik bekannt machte, der Dir ſogar die Idee der Erſcheinung des unheimlichen Gaſtes gab, und ich bin begierig, wie Du mein Thema ausgeführt haſt. Uebrigens werdet Ihr finden, daß als Ottmar die Thüre des Saals aufſpringen ließ, ich nothwendig ein Gleiches thun, und Euch erſcheinen mußte.

Doch, nahm Theodor das Wort, doch gewiß nicht als unheimlicher Gaſt, ſondern als treuer Serapionsbruder, der, unerachtet er mich, wie ich gern geſtehen will, nicht wenig erſchreckt hat, mir tauſendmal willkommen ſeyn ſoll.

Und wenn, ſprach Lothar, er durchaus heute ein Geiſt ſeyn will, ſo ſoll er wenigſtens nicht zu den unruhigen Geiſtern gehören, ſondern ſich niederlaſſen Thee trinkend, ohne zu ſehr mit der Taſſe zu klappern, dem Freunde Ottmar zuhorchen, auf deſſen Geſchichte ich um ſo begieriger bin, da er diesmal ein ihm gegebenes fremdes Thema bearbeitet hat.

Auf Theodor, der von ſeiner Krankheit her noch ſehr reizbar, hatte der Scherz des Freundes in der That mehr gewirkt als dienlich. Er war todtenbleich und man gewahrte, daß er ſich einige Gewalt anthun mußte, um heiter zu ſcheinen.

Cyprian bemerkte dies und war nun über das, was er begonnen, nicht wenig betreten. In der That, ſprach er, ich dachte nicht daran, daß mein theurer Freund kaum von einer böſen Krankheit erſtanden. Ich handelte gegen meinen eignen Grundſatz, welcher total verbietet, dergleichen Scherz zu treiben, da es ſich oft ſchon begeben, daß der fürchterliche Ernſt der Geiſterwelt eingriff in dieſen Scherz und das Entſetzliche gebar. Ich erinnere mich zum Beiſpiel —

Halt, halt, rief Lothar, ich leide durchaus keine längere Unterbrechung. Cyprian ſteht im Begriff, uns nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe zu entführen in ſeinen einheimiſchen ſchwarzen Zauberwald. Ich bitte Dich, Ottmar, fahre fort.

Ottmar las weiter: Hinein trat ein Mann von Kopf bis zu Fuß ſchwarz gekleidet, bleichen Antlitzes, ernſten, feſten Blickes. Er nahte ſich mit dem edelſten Anſtande der vornehmen Welt der Obriſtin, und bat in gewählten Ausdrücken um Verzeihung, daß er früher geladen, ſo ſpät komme, ein Beſuch, den er nicht los werden können, habe ihn zu ſeinem Verdruß aufgehalten. — Die Obriſtin, nicht fähig, ſich von dem jähen Schreck zu erholen, ſtammelte einige unvernehmliche Worte, die ungefähr andeuten ſollten, der Fremde möge Platz nehmen. Er rückte einen Stuhl dicht neben der Obriſtin, Angelika gegenüber, hin, ſetzte ſich, ließ ſeinen Blick den Kreis durchlaufen. Keiner vermochte, wie gelähmt, ein Wort hervorzubringen. Da begann der Fremde: doppelt müſſe er ſich entſchuldigen, einmal daß er in ſo ſpäter Stunde, und dann daß er mit ſo vielem Ungeſtüm eingetreten ſey. Nicht ſeine Schuld ſey aber auch das letzte, da nicht er, ſondern der Diener, den er auf dem Vorſaal getroffen, die Thüre ſo heftig aufgeſtoßen. Die Obriſtin, mit Mühe das unheimliche Gefühl, von dem ſie ergriffen, bekämpfend, fragte, wen ſie bei ſich zu ſehen das Vergnügen habe. Der Fremde ſchien die Frage zu überhören auf Margueriten achtend, die, in ihrem ganzen Weſen plötzlich verändert, laut auflachte, dicht an den Fremden hinantänzelte, und immerfort kichernd auf franzöſiſch erzählte, daß man ſich eben in den ſchönſten Spukgeſchichten erluſtigt, und daß nach dem Willen des Herrn Rittmeiſters eben ein böſes Geſpenſt erſcheinen ſollen, als er, der Fremde, hineingetreten. Die Obriſtin, das Unſchickliche fühlend, den Fremden, der ſich als eingeladen angekündigt, nach Stand und Namen zu fragen, mehr aber noch von ſeiner Gegenwart beängſtigt, wiederholte nicht ihre Frage, verwies Margueriten nicht ein Betragen, das beinahe den Anſtand verletzte. Der Fremde machte Margueritens Geſchwätz ein Ende, indem er ſich zur Obriſtin, dann zu den übrigen wendend, von irgend einer gleichgültigen Begebenheit zu ſprechen begann, die ſich gerade am Orte zugetragen. Die Obriſtin antwortete, Dagobert verſuchte ſich ins Geſpräch zu miſchen, das endlich in einzelnen abgebrochenen Reden mühſam fortſchlich. Und dazwiſchen trillerte Marguerite einzelne Couplets franzöſiſcher Chanſons und figurirte, als beſönne ſie ſich auf die neueſten Touren einer Gavotte, während die andern ſich nicht zu regen vermochten. Jeder fühlte ſeine Bruſt beengt, jeden drückte, wie eine Gewitterſchwüle, die Gegenwart des Fremden, jedem erſtarb das Wort auf den Lippen, wenn er in das todtbleiche Antlitz des unheimlichen Gaſtes ſchaute. Und doch hatte dieſer in Ton und Gebehrde durchaus nichts Ungewöhnliches, vielmehr zeigte ſein ganzes Betragen den vielerfahrnen, gebildeten Weltmann. Der fremde ſcharfe Accent, mit dem er deutſch und franzöſiſch ſprach, ließ mit Recht ſchließen, daß er weder ein Deutſcher, noch ein Franzoſe ſeyn konnte.

Auf athmete die Obriſtin, als endlich Reiter vor dem Hauſe hielten, und die Stimme des Obriſten ſich vernehmen ließ.

Bald darauf trat der Obriſt in den Saal. So wie er den Fremden erblickte, eilte er auf ihn zu und rief: Herzlich willkommen in meinem Hauſe, lieber Graf! — Auf das Herzlichſte willkommen. Dann ſich zur Obriſtin wendend: Graf S — i, ein theu[illegible], treuer Freund, den ich mir im tiefen Norden erwarb, und im [illegible]n wiederfand.

Die Obriſtin, der nun erſt alle Bangigkeit ent[illegible]en, verſicherte dem Grafen mit anmuthigem Lächeln, nur der Sch[illegible]tes Mannes, der unterlaſſen, ſie auf ſeinen Beſuch vorzubereiten, [illegible]be er es beizumeſſen, wenn er vielleicht etwas ſeltſam und gar nicht auf die Weiſe, wie es dem vertrauten Freunde gebühre, empfangen worden. Dann erzählte ſie dem Obriſten, wie den ganzen Abend über von nichts anderem, als von Spukereien und unheimlichem Weſen die Rede geweſen ſey, wie Moritz eine ſchauerliche Geſchichte erzählt, die ihm und einem ſeiner Freunde begegnet, wie eben in dem Augenblick, als Moritz geſprochen: Nun geſchah ein entſetzlicher Schlag, die Thüre des Saales aufgeſprungen und der Graf eingetreten ſey.

Allerliebſt! rief der Obriſt lachend, allerliebſt, man hat Sie, lieber Graf, für ein Geſpenſt gehalten! In der That mir ſcheint, als wenn meine Angelika noch einige Spuren des Schrecks im Geſicht trüge, als wenn der Rittmeiſter ſich noch nicht ganz von den Schauern ſeiner Geſchichte erholen könnte, ja als wenn ſogar Dagobert ſeine Munterkeit verloren. Sagen Sie, Graf! iſt es nicht arg, Sie für einen Spuk, für einen ſchnöden Revenant zu nehmen?

Sollte ich, erwiederte der Graf mit ſeltſamem Blick, ſollte ich vielleicht etwas Geſpenſtiſches an mir tragen? — Man ſpricht ja jetzt viel von Menſchen, die auf Andere vermöge eines beſonderen pſychiſchen Zaubers einzuwirken vermögen, daß ihnen ganz unheimlich zu Muthe werden ſoll. Vielleicht bin ich gar ſolchen Zaubers mächtig.

Sie ſcherzen, lieber Graf, nahm die Obriſtin das Wort, aber wahr iſt es, daß man jetzt wieder Jagd macht auf die wunderlichſten Geheimniſſe.

So wie, erwiederte der Graf, ſo wie man überhaupt wieder an Ammenmährchen und wunderlichen Einbildungen kränkelt. Ein Jeder hüte ſich vor dieſer ſonderbaren Epidemie. — Doch ich unterbrach den Herrn Rittmeiſter bei dem ſpannendſten Punkt ſeiner Erzählung und bitte ihn, da niemand von ſeinen Zuhörern den Schluß — die Auflöſung gern miſſen würde, fortzufahren.

Dem Rittmeiſter war der fremde Graf nicht nur unheimlich, ſondern recht im Grunde der Seele zuwider. Er fand in ſeinen Worten, zumal da er recht fatal dabei lächelte, etwas Verhöhnendes und erwiederte mit flammendem Blick und ſcharfem Ton, daß er befürchten müſſe, durch ſein Ammenmährchen die Heiterkeit, die der Graf in den düſter geſtimmten Zirkel gebracht, zu verſtören, er wolle daher lieber ſchweigen.

Der Graf ſchien nicht ſonderlich des Rittmeiſters Worte zu beachten. Mit der goldenen Doſe, die er zur Hand genommen, ſpielend, wandte er ſich an den Obriſten mit der Frage, ob die aufgeweckte Dame nicht eine geborne Franzöſin ſey?

Er meinte Margueriten, die immerfort trällernd im Saal herumhüpfte. Der Obriſt trat an ſie heran und fragte halblaut, ob ſie wahnſinnig geworden? Marguerite ſchlich erſchrocken an den Theetiſch, und ſetzte ſich ſtill hin.

Der Graf nahm nun das Wort und erzählte auf anziehende Weiſe von dieſem, jenem, was ſich in kurzer Zeit begeben. — Dagobert vermochte kaum ein Wort herauszubringen. Moritz ſtand da über und über roth, mit blitzenden Augen, wie das Zeichen zum Angriff erwartend. Angelika ſchien ganz in die weibliche Arbeit vertieft, die ſie begonnen, ſie ſchlug kein Auge auf! — Man ſchied in vollem Mißmuth auseinander.

Du biſt ein glücklicher Menſch, rief Dagobert, als er ſich mit Moritz allein befand, zweifle nicht länger, daß Angelika Dich innig liebt. Tief habe ich es heute in ihren Blicken erſchaut, daß ſie ganz und gar in Liebe iſt zu Dir. Aber der Teufel iſt immer geſchäftig und ſäet ſein giftiges Unkraut unter den ſchön blühenden Weizen. Marguerite iſt entbrannt in toller Leidenſchaft. Sie liebt Dich mit allem wüthenden Schmerz, wie er nur ein brünſtiges Gemüth zerreißen kann. Ihr heutiges Beginnen war der nicht niederzukämpfende Ausbruch der raſendſten Eiferſucht. Als Angelika das Tuch fallen ließ, als Du es ihr reichteſt, als Du ihre Hand küßteſt, kamen die Furien der Hölle über die arme Marguerite. Und daran biſt Du Schuld. Du bemühteſt Dich ſonſt mit aller möglichen Galanterie um die bildhübſche Franzöſin. Ich weiß, daß Du immer nur Angelika meinteſt, daß alle Huldigungen, die Du an Margueriten verſchwendeteſt, nur ihr galten, aber die falſch gerichteten Blitze trafen und zündeten. — Nun iſt das Unheil da und ich weiß in der That nicht, wie das Ding enden ſoll ohne ſchrecklichen Tumult und gräßlichen Wirrwarr! —

Geh doch nur, erwiederte der Rittmeiſter, geh doch nur mit Margueriten. Liebt mich Angelika wirklich — ach! woran ich wohl noch zweifle — ſo bin ich glücklich und ſelig, und frage nichts nach allen Margueriten in der Welt mit ſammt ihrer Tollheit! Aber eine andere Furcht iſt in mein Gemüth gekommen! Dieſer fremde unheimliche Graf, der wie ein dunkles düſtres Geheimniß eintrat, der uns alle verſtörte, ſcheint er nicht ſich recht feindlich zwiſchen uns zu ſtellen? — Es iſt mir, als träte aus dem tiefſten Hintergrunde eine Erinnerung — faſt möcht' ich ſagen — ein Traum hervor, der mir dieſen Grafen darſtellt unter grauenvollen Umſtänden! Es iſt mir, als müſſe da, wo er ſich hinwendet, irgend ein entſetzliches Unheil von ihm beſchworen aus dunkler Nacht vernichtend hervorblitzen. — Haſt Du wohl bemerkt, wie oft ſein Blick auf Angelika ruhte, und wie dann ein fahles Roth ſeine bleichen Wangen färbte, und ſchnell wieder verſchwand? Auf meine Liebe hat es der Unhold abgeſehen, darum klangen die Worte, die er an mich richtete, ſo höhnend, aber ich ſtelle mich ihm entgegen auf den Tod! —

Dagobert nannte den Grafen einen geſpenſtiſchen Patron, dem man aber keck unter die Augen treten müſſe, doch vielleicht ſey auch, meinte er, viel weniger dahinter, als man glaube und alles unheimliche Gefühl nur der beſonderen Spannung zuzuſchreiben, in der man ſich befand, als der Graf eintrat. „Laß uns, ſo ſchloß Dagobert, allem verſtörenden Weſen mit feſtem Gemüth, mit unwandelbarem Vertrauen auf das Leben begegnen. Keine finſtere Macht wird das Haupt beugen, das ſich kräftig und mit heiterm Muth emporhebt!" —

Längere Zeit war vergangen. Der Graf hatte ſich, immer öfter und öfter das Haus des Obriſten beſuchend, beinahe unentbehrlich gemacht. Man war darüber einig, daß der Vorwurf des unheimlichen Weſens auf die zurückfalle, die ihm dieſen Vorwurf gemacht. „Konnte, ſprach die Obriſtin, konnte der Graf nicht mit Recht uns ſelbſt mit unſern blaſſen Geſichtern, mit unſerm ſeltſamen Betragen unheimliche Leute nennen?" — Der Graf entwickelte in jedem Geſpräch einen Schatz der reichhaltigſten Kenntniſſe, und ſprach er, Italiener von Geburt, zwar im fremden Accent, ſo war er doch des geübteſten Vortrags vollkommen mächtig. Seine Erzählungen riſſen in lebendigem Feuer unwiderſtehlich hin, ſo daß ſelbſt Moritz und Dagobert, ſo feindlich ſie gegen den Fremden geſinnt, wenn er ſprach und über ſein blaſſes, aber ſchön geformtes ausdrucksvolles Geſicht ein anmuthiges Lächeln flog, allen Groll vergaßen, und wie Angelika, wie alle übrige, an ſeinen Lippen hingen.

Des Obriſten Freundſchaft mit dem Grafen war auf eine Weiſe entſtanden, die dieſen als den edelmüthigſten Mann darſtellte. Im tiefen Norden führte beide der Zufall zuſammen, und hier half der Graf dem Obriſten auf die uneigennützigſte Weiſe aus einer Verlegenheit, die was Geld und Gut, ja was den guten Ruf und die Ehre betrifft, die verdrüßlichſten Folgen hätte haben können. Der Obriſt, tief fühlend, was er dem Grafen verdankte, hing an ihm mit ganzer Seele.

Es iſt, ſprach der Obriſt eines Tages zu der Obriſtin, als ſie ſich eben allein befanden, es iſt nun an der Zeit, daß ich Dir ſage, was es mit dem Hierſein des Grafen für eine tiefere Bewandtniß hat. — Du weißt, daß wir, ich und der Graf in P., wo ich mich vor vier Jahren befand, uns immer enger und enger an einander geſchloſſen, ſo daß wir zuletzt zuſammen in an einander ſtoßenden Zimmern wohnten. Da geſchah es, daß der Graf mich einſt an einem frühen Morgen beſuchte, und auf meinem Schreibtiſch das kleine Miniatur-Bild Angelika's gewahrte, das ich mitgenommen. So wie er es ſchärfer anblickte, gerieth er auf ſeltſame Weiſe außer aller Faſſung. Nicht vermögend, mir zu antworten, ſtarrte er es an, er konnte den Blick nicht mehr davon abwenden, er rief begeiſtert aus: Nie habe er ein ſchöneres, herrlicheres Weib geſehen, nie habe er gefühlt, was Liebe ſey, die erſt jetzt tief in ſeinem Herzen in lichten Flammen aufgelodert. Ich ſcherzte über die wunderbare Wirkung des Bildes, ich nannte den Grafen einen neuen Kalaf und wünſchte ihm Glück, daß meine gute Angelika wenigſtens keine Turandot ſey. Endlich gab ich ihm nicht undeutlich zu verſtehen, daß in ſeinen Jahren, da er, wenn auch nicht gerade im Alter vorgerückt, doch kein Jüngling mehr zu nennen, mich dieſe romantiſche Art, ſich urplötzlich in ein Bild zu verlieben, ein wenig befremde. Nun ſchwor er aber mit Heftigkeit, ja mit allen Zeichen des leidenſchaftlichen Wahnſinns, wie er ſeiner Nation eigen, daß er Angelika unausſprechlich liebe und daß ich, ſolle er nicht in den tiefſten Abgrund der Verzweiflung ſtürzen, ihm erlauben müſſe, ſich um Angelika's Liebe, um ihre Hand zu bewerben. Deshalb iſt nun der Graf hieher und in unſer Haus gekommen. Er glaubt der Zuneigung Angelika's gewiß zu ſeyn, und hat geſtern ſeine Bewerbung förmlich bei mir angebracht. Was hältſt Du von der Sache?

Die Obriſtin wußte ſelbſt nicht, warum des Obriſten letzte Worte ſie wie ein jäher Schreck durchbebten. Um des Himmels willen, rief ſie, der fremde Graf unſere Angelika?

Fremd, erwiederte der Obriſt mit verdüſterter Stirn, der Graf fremd, dem ich Ehre, Freiheit, ja vielleicht das Leben verdanke? — Ich geſtehe ein, daß er im hohen Mannesalter, vielleicht Rückſichts der Jahre, nicht ganz für unſer blutjunges Täubchen paßt, aber er iſt ein edler Menſch, und dabei reich — ſehr reich —

Und ohne Angelika zu fragen? fiel ihm die Obriſtin ins Wort, und ohne Angelika zu fragen, die vielleicht gar nicht ſolche Neigung zu ihm hegt, als er ſich in verliebter Thorheit einbildet.

Habe ich, rief der Obriſt, indem er vom Stuhle aufſprang, und ſich mit glühenden Augen vor die Obriſtin hinſtellte, habe ich Dir jemals Anlaß gegeben, zu glauben, daß ich, ein toller, tyranniſcher Vater, mein liebes Kind auf ſchnöde Weiſe verkuppeln könnte? — Aber mit Euren romanhaften Empfindeleien und Euren Zartheiten bleibt mir vom Halſe. Es iſt gar nichts Ueberſchwengliches, das tauſend phantaſtiſche Dinge vorausſetzt, wenn ſich ein Paar heirathet! — Angelika iſt ganz Ohr, wenn der Graf ſpricht, ſie blickt ihn an mit der freundlichſten Güte, ſie erröthet, wenn er die Hand, die ſie gern in der ſeinigen läßt, an die Lippen drückt. So ſpricht ſich bei einem unbefangenen Mädchen die Zuneigung aus, die den Mann wahrhaft beglückt. Es bedarf keiner romanesken Liebe, die manchmal auf recht verſtörende Weiſe in Euren Köpfen ſpukt!

Ich glaube, nahm die Obriſtin das Wort, ich glaube, daß Angelika's Herz nicht mehr ſo frei iſt, als ſie vielleicht noch ſelbſt wähnen mag.

Was? — rief der Obriſt erzürnt, und wollte eben heftig losbrechen, in dem Augenblick ging die Thür auf, und Angelika trat ein mit dem holdſeligſten Himmelslächeln der unbefangenſten Unſchuld.

Der Obriſt, plötzlich von allem Unmuth, von allem Zorn verlaſſen, ging auf ſie zu, küßte ſie auf die Stirn, faßte ihre Hand, führte ſie in den Seſſel, ſetzte ſich traulich hin dicht neben das liebe ſüße Kind. Nun ſprach er von dem Grafen, rühmte ſeine edle Geſtalt, ſeinen Verſtand, ſeine Sinnesart, und fragte dann, ob Angelika ihn wohl leiden möge? Angelika erwiederte, daß der Graf anfangs ihr gar fremd und unheimlich erſchienen ſey, daß ſie dieß Gefühl aber ganz überwunden und ihn jetzt recht gern ſähe! —

Nun, rief der Obriſt voller Freude, nun, dem Himmel ſey es gedankt, ſo mußt' es kommen zu meinem Troſt, zu meinem Heil! — Graf S—i, der edle Mann liebt Dich, mein holdes Kind, aus dem tiefſten Grunde ſeiner Seele, er bewirbt ſich um Deine Hand, Du wirſt ſie ihm nicht verweigern — kaum ſprach aber der Obriſt dieſe Worte, als Angelika mit einem tiefen Seufzer wie ohnmächtig zurückſank. Die Obriſtin faßte ſie in ihre Arme, indem ſie einen bedeutenden Blick auf den Obriſten warf, der verſtummt das arme todtbleiche Kind anſtarrte. — Angelika erholte ſich, ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, ſie rief mit herzzerſchneidender Stimme: der Graf — der ſchreckliche Graf! — Nein, nein — nimmermehr! —

Mit aller Sanftmuth fragte der Obriſt einmal über das andere, warum in aller Welt der Graf ihr ſo ſchrecklich ſey? Da geſtand Angelika, in dem Augenblick, als der Obriſt es ausgeſprochen, daß der Graf ſie liebe, ſey ihr mit vollem Leben der fürchterliche Traum in die Seele gekommen, den ſie vor vier Jahren in der Nacht ihres vierzehnten Geburtstages geträumt und aus dem ſie in entſetzlicher Todesangſt erwacht, ohne ſich auf ſeine Bilder auch nur im Mindeſten beſinnen zu können. „Es war mir, ſprach Angelika, als durchwandle ich einen ſehr anmuthigen Garten, in dem fremdartige Büſche und Blumen ſtanden. Plötzlich ſtand ich vor einem wunderbaren Baum mit dunklen Blättern und großen, ſeltſam duftenden Blüthen, beinahe dem Hollunder ähnlich. Der rauſchte mit ſeinen Zweigen ſo lieblich, und winkte mir zu, wie mich einladend in ſeine Schatten. Von unſichtbarer Kraft unwiderſtehlich hingezogen, ſank ich hin auf die Raſen unter dem Baume. Da war es, als gingen ſeltſame Klagelaute durch die Lüfte und berührten, wie Windeshauch, den Baum, der in bangen Seufzern aufſtöhnte. Mich befing ein unbeſchreibliches Weh, ein tiefes Mitleid regte ſich in meiner Bruſt, ſelbſt wußte ich nicht weshalb. Da fuhr plötzlich ein brennender Strahl in mein Herz, wie es zerſpaltend! — Der Schrei, den ich ausſtoßen wollte, konnte ſich nicht der, mit namenloſer Angſt belaſteten Bruſt entwinden, er wurde zum dumpfen Seufzer. Der Strahl, der mein Herz durchbohrt, war aber der Blick eines menſchlichen Augenpaars, das mich aus dem dunklen Gebüſch anſtarrte. In dem Augenblick ſtanden die Augen dicht vor mir, und eine ſchneeweiße Hand wurde ſichtbar, die Kreiſe um mich her beſchrieb. Und immer enger und enger wurden die Kreiſe und umſpannen mich mit Feuerfäden, daß ich zuletzt in dem dichten Geſpinnſt mich nicht regen und bewegen konnte. Und dabei war es, als erfaſſe nun der furchtbare Blick der entſetzlichen Augen mein innerſtes Weſen und bemächtige ſich meines ganzen Seyns; der Gedanke, an dem es nur noch, wie an einer ſchwachen Faſer, hing, war mir marternde Todesangſt. Der Baum neigte ſeine Blüthen tief zu mir herab und aus ihnen ſprach die liebliche Stimme eines Jünglings: Angelika, ich rette Dich — ich rette Dich! — Aber —

Angelika wurde unterbrochen; man meldete den Rittmeiſter von R., der den Obriſten in Geſchäften ſprechen wollte. So wie Angelika des Rittmeiſters Namen nennen hörte, rief ſie, indem ihr auf's Neue die Thränen aus den Augen ſtrömten, mit dem Ausdruck des ſchneidendſten Wehs, mit der Stimme, die nur aus der vom tiefſten Liebesſchmerz wunden Bruſt ſtöhnt: Moritz — ach Moritz! —

Der Rittmeiſter hatte eintretend dieſe Worte gehört. Er erblickte Angelika, in Thränen gebadet, die Arme nach ihm ausſtreckend. Wie außer ſich ſtieß er das Kaskett vom Haupte, daß es klirrend zu Boden fiel, ſtürzte Angelika zu Füßen, faßte ſie, als ſie von Wonne und Schmerz übermannt niederſank, in ſeine Arme, drückte ſie mit Inbrunſt an ſeine Bruſt. — Der Obriſt betrachtete ſprachlos vor Erſtaunen die Gruppe. „Ich habe geahnet, lispelte die Obriſtin leiſe, ich habe es geahnet, daß ſie ſich lieben, aber ich wußte kein Wort davon."

Rittmeiſter v. R., fuhr nun der Obriſt zornig heraus, was haben Sie mit meiner Tochter?

Moritz, ſchnell zu ſich ſelbſt kommend, ließ die halbtodte Angelika ſanft in den Lehnſtuhl nieder, dann raffte er das Kaskett vom Boden auf, trat glutbroth im Antlitz mit niedergeſenktem Blick vor den Obriſten hin, und verſicherte auf Ehre, daß er Angelika unausſprechlich, aus der Tiefe ſeines Herzens liebe, daß aber auch bis zu dieſem Augenblick nicht das leiſeſte Wort, das einem Geſtändniſſe ſeines Gefühls gleiche, über ſeine Lippen gekommen ſey. Nur zu ſehr habe er gezweifelt, daß Angelika ſein Gefühl erwiedern könne. Erſt dieſer Moment, deſſen Anlaß er nicht zu ahnen vermöge, habe ihm alle Seligkeit des Himmels erſchloſſen, und er hoffe nicht von dem zärtlichſten Vater zurückgeſtoßen zu werden, wenn er ihn anflehe, einen Bund zu ſegnen, den die reinſte, innigſte Liebe geſchloſſen.

Der Obriſt maß den Rittmeiſter, maß Angelika mit finſtern Blicken, dann ſchritt er, die Arme über einander geſchlagen, im Zimmer ſchweigend auf und ab, wie einer, der ringt, irgend einen Entſchluß zu faſſen. Er blieb ſtehen vor der Obriſtin, die Angelika in die Arme genommen und ihr tröſtend zuredete: „Was für einen Bezug, ſprach er dumpf mit zurückgehaltenem Zorn, was für einen Bezug hat Dein alberner Traum auf den Grafen?"

Da warf ſich Angelika ihm zu Füßen, küßte ſeine Hände, benetzte ſie mit Thränen, ſprach mit halb erſtickter Stimme: Ach mein Vater! — mein geliebteſter Vater, jene entſetzlichen Augen, die mein Innerſtes erfaßten, es waren die Augen des Grafen, ſeine geſpenſtiſche Hand umwob mich mit dem Feuergeſpinnſt! — Aber die tröſtende Jünglingsſtimme, die mir zurief aus den duftenden Blüthen des wunderbaren Baumes — das war Moritz — mein Moritz!

Dein Moritz? rief der Obriſt, indem er ſich raſch umwandte, ſo daß Angelika beinahe zu Boden geſtürzt. Dann ſprach er dumpf vor ſich hin: Alſo kindiſchen Einbildungen, verſtohlner Liebe wird der weiſe Beſchluß des Vaters, die Bewerbung eines edlen Mannes geopfert! — Wie zuvor ſchritt er nun ſchweigend im Zimmer auf und ab. Endlich zu Moritz: Rittmeiſter von R., Sie wiſſen, wie hoch ich Sie achte, keinen lieberen Eidam, als eben Sie, hätte ich mir gewünſcht, aber ich gab mein Wort dem Grafen von S — i, dem ich verpflichtet bin, wie es nur ein Menſch ſeyn kann dem andern. Doch glauben Sie ja nicht, daß ich den eigenſinnigen tyranniſchen Vater ſpielen werde. Ich will hin zum Grafen, ich entdecke ihm Alles. Ihre Liebe wird mir eine blutige Fehde, vielleicht das Leben koſten, doch es ſey nun einmal ſo — ich gebe mich! — Erwarten Sie hier meine Zurückkunft! —

Der Rittmeiſter verſicherte mit Begeiſterung, daß er lieber hundertmal in den Tod gehen, als dulden werde, daß der Obriſt ſich auch nur der mindeſten Gefahr ausſetze. Ohne ihm zu antworten, eilte der Obriſt von dannen.

Kaum hatte der Obriſt das Zimmer verlaſſen, als die Liebenden im Uebermaß des Entzückens ſich in die Arme fielen, und ſich ewige unwandelbare Treue ſchworen. Dann verſicherte Angelika, erſt in dem Augenblick, als der Obriſt ſie mit der Bewerbung des Grafen bekannt gemacht, habe ſie es in der tiefſten Seele gefühlt, wie unausſprechlich ſie Moritz liebe, und daß ſie lieber ſterben, als eines andern Gattin werden könne. Es ſey ihr geweſen, als wiſſe ſie ja längſt, daß auch Moritz ſie eben ſo ſehr liebe. Nun erinnerten ſich beide jedes Augenblicks, in dem ſie ihre Liebe verrathen, und waren entzückt, alles Widerſpruchs, alles Zorns des Obriſten vergeſſend, und jauchzten wie frohe ſelige Kinder. Die Obriſtin, die die aufkeimende Liebe längſt bemerkt und mit vollem Herzen Angelika's Neigung billigte, gab tief gerührt ihr Wort, ihrer Seits Alles aufzubieten, daß der Obriſt abſtehe von einer Verbindung, die ſie, ſelbſt wiſſe ſie nicht warum, verabſcheue.

Es mochte eine Stunde vergangen ſeyn, als die Thüre aufging, und zum Erſtaunen aller, der Graf S — i eintrat. Ihm folgte der Obriſt mit leuchtenden Blicken. Der Graf näherte ſich Angeliken, ergriff ihre Hand, blickte ſie mit bitterm ſchmerzlichem Lächeln an. Angelika bebte zuſammen und murmelte kaum hörbar einer Ohnmacht nahe: Ach — dieſe Augen! —

Sie verblaſſen, begann nun der Graf, Sie verblaſſen, mein Fräulein, wie damals, als ich zum erſtenmal in dieſen Kreis trat. —

Bin ich Ihnen denn wirklich ein grauenhaftes Geſpenſt? — Nein! — entſetzen Sie ſich nicht, Angelika! fürchten Sie nichts von einem harmloſen Mann, der Sie mit allem Feuer, mit aller Inbrunſt des Jünglings liebte, der nicht wußte, daß Sie Ihr Herz verſchenkt, der thörigt genug war, ſich um Ihre Hand zu bewerben. — Nein! — ſelbſt das Wort des Vaters giebt mir nicht das kleinſte Recht auf eine Seligkeit, die Sie nur zu ſpenden vermögen. Sie ſind frei, mein Fräulein! — Selbſt mein Anblick ſoll Sie nicht mehr an die trüben Augenblicke erinnern, die ich Ihnen bereitet. Bald, vielleicht morgen ſchon kehre ich zurück in mein Vaterland! — Moritz — mein Moritz, rief Angelika im Jubel der höchſten Wonne, und warf ſich dem Geliebten an die Bruſt. Durch alle Glieder zuckte es dem Grafen, ſeine Augen glühten auf in ungewöhnlichem Feuer, ſeine Lippen bebten, er ſtieß einen leiſen unartikulirten Laut aus. Sich ſchnell zur Obriſtin mit einer gleichgültigen Frage wendend, gelang es ihm, ſein aufwallendes Gefühl niederzukämpfen.

Aber der Obriſt rief einmal über das andere: Welch ein Edelmuth! — welch hoher Sinn! wer gleicht dieſem herrlichen Mann! — meinem Herzensfreunde immerdar! — Dann drückte er den Rittmeiſter, Angelika, die Obriſtin an ſein Herz, und verſicherte lachend, er wolle nun von dem garſtigen Complott, das ſie im Augenblick gegen ihn geſchmiedet, nichts weiter wiſſen, und hoffe übrigens, daß Angelika fürder nicht mehr Leid erfahren werde von geſpenſtiſchen Augen.

Es war hoher Mittag worden, der Obriſt lud den Rittmeiſter, den Grafen ein, das Mahl bei ihm einzunehmen. Man ſchickte hin nach Dagobert, der ſich bald in voller Freude und Fröhlichkeit einſtellte.

Als man ſich zu Tiſche ſetzen wollte, fehlte Marguerite. Es hieß, daß ſie ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen und erklärt habe, ſie fühle ſich krank und ſey unfähig in der Geſellſchaft zu erſcheinen. „Ich weiß nicht, ſprach die Obriſtin, was ſich mit Margueriten ſeit einiger Zeit begiebt, ſie iſt voll der eigenſinnigſten Launen, ſie weint und lacht ohne Urſache, ja voller ſeltſamer Einbildung kann ſie es oft bis zum Unerträglichen treiben.“ Dein Glück, liſpelte Dagobert dem Rittmeiſter leiſe ins Ohr, Dein Glück iſt Margueritens Tod! „Geiſterſeher, erwiederte der Rittmeiſter eben ſo leiſe, Geiſterſeher, ſtöre mir nicht meinen Frieden.“

Nie war der Obriſt froher geweſen, nie hatte auch die Obriſtin, manchmal wohl um ihr liebes Kind beſorgt und nun dieſer Sorge entnommen, ſich ſo in tiefer Seele glücklich gefühlt. Kam nun noch hinzu, daß Dagobert in heller Fröhlichkeit ſchwelgte, daß der Graf, den Schmerz der ihm geſchlagenen Wunde vergeſſend, das vollſte Leben ſeines vielgewandten Geiſtes herausſtrahlen ließ, ſo konnt' es nicht fehlen, daß alle ſich um das ſelige Paar ſchloſſen, wie ein heitrer, herrlich blühender Kranz.

Die Dämmerung war eingebrochen, der edelſte Wein perlte in den Gläſern, man trank jubelnd und jauchzend auf das Wohl des Brautpaars. Da ging die Thüre des Vorſaals leiſe auf und hinein ſchwankte Marguerite, im weißen Nachtkleide, mit herabhängenden Haaren, bleich, entſtellt wie der Tod. „Marguerite, was für Streiche,“ rief der Obriſt, doch ohne auf ihn zu achten, ſchritt Marguerite langſam gerade los auf den Rittmeiſter, legte ihre eiskalte Hand auf ſeine Bruſt, drückte einen leiſen Kuß auf ſeine Stirne, murmelte dumpf und hohl: Der Kuß der Sterbenden bringt Heil dem frohen Bräutigam! und ſank hin auf den Boden.

„Da haben wir das Unheil, ſprach Dagobert leiſe zu dem Grafen, die Thörin iſt verliebt in den Rittmeiſter.“ „Ich weiß es, erwiederte der Graf, wahrſcheinlich hat ſie die Narrheit ſo weit getrieben, Gift zu nehmen.“ „Um Gotteswillen!“ ſchrie Dagobert entſetzt, ſprang auf und eilte hin zu dem Lehnſeſſel, in den man die Arme hineingetragen. Angelika und die Obriſtin waren um ſie beſchäftigt, ſie beſprengend, ihr die Stirn reibend mit geiſtigen Waſſern. Als Dagobert hinzutrat, ſchlug ſie gerade die Augen auf. Die Obriſtin ſprach: Ruhig, mein liebes Kind, Du biſt krank, es wird vorüber gehen! Da erwiederte Marguerite mit dumpfer hohler Stimme: Ja! bald iſt es vorüber — ich habe Gift! — Angelika, die Obriſtin ſchrien laut auf, der Obriſt rief wild: Tauſend Teufel, die Wahnſinnige! — Man renne nach dem Arzt — fort! den erſten beſten, der aufzutreiben iſt, hergebracht zur Stelle! — Die Bedienten, Dagobert ſelbſt wollten forteilen. — „Halt! — rief der Graf, der bisher ruhig geblieben war, und mit Behaglichkeit den mit ſeinem Lieblingswein, dem feurigen Syrakuſer, gefüllten Pokal geleert hatte, halt! — Hat Marguerite Gift genommen, ſo bedarf es keines Arztes, denn ich bin in dieſem Fall der beſte, den es geben kann. Man laſſe mich gewähren." Er trat zu Marguerite, die in tiefer Ohnmacht lag und nur zuweilen krampfhaft zuckte. Er bückte ſich über ſie hin, man bemerkte, daß er ein kleines Futteral aus der Taſche zog, etwas heraus und zwiſchen die Finger nahm, und leiſe hinſtrich über Margueritens Nacken und Herzgrube. Dann ſprach der Graf, indem er von ihr abließ, zu den übrigen: „Sie hat Opium genommen, doch iſt ſie zu retten durch beſondere Mittel, die mir zu Gebote ſtehen." Marguerite wurde auf des Grafen Geheiß in ihr Zimmer heraufgebracht, er blieb allein bei ihr. — Die Kammerfrau der Obriſtin hatte indeſſen in Margueritens Gemach das Fläſchchen gefunden, in dem die Opiumtropfen, die der Obriſtin vor einiger Zeit verſchrieben, enthalten waren, und das die Unglückliche ganz geleert hatte.

Der Graf, ſprach Dagobert mit etwas ironiſchem Ton, der Graf iſt wahrhaftig ein Wundermann. Er hat alles errathen. Wie er Margueriten nur erſchaute, wußte er gleich, daß ſie Gift genommen, und dann erkannte er gar von welcher Sorte und Farbe.

Nach einer halben Stunde trat der Graf in den Saal und verſicherte, daß alle Gefahr für Margueritens Leben vorüber ſey. Mit einem Seitenblick auf Moritz ſetzte er hinzu, daß er auch hoffe, den Grund alles Uebels aus ihrem Innern wegzubannen. Er wünſche, daß die Kammerfrau bei Margueriten wache, er ſelbſt werde die Nacht über in dem anſtoßenden Zimmer bleiben, um ſo bei jedem Zufall, der ſich noch etwa ereignen ſollte, gleich bei der Hand ſeyn zu können. Zu dieſer ärztlichen Hülfe wünſchte er ſich aber noch durch ein Paar Gläſer edlen Weins zu ſtärken.

Damit ſetzte er ſich zu den Männern an den Tiſch, während Angelika und die Obriſtin im Innerſten ergriffen von dem Vorgang ſich entfernten.

Der Obriſt ärgerte ſich über den verfluchten Narrenſtreich, wie er Margueritens Beginnen nannte, Moritz, Dagobert fühlten ſich auf unheimliche Weiſe verſtört. Je verſtimmter aber dieſe waren, deſto mehr ließ der Graf eine Luſtigkeit ausſtrömen, die man ſonſt gar nicht an ihm bemerkt hatte, und die in der That etwas Grauenhaftes in ſich trug.

Dieſer Graf, ſprach Dagobert zu ſeinem Freunde, als ſie nach Hauſe gingen, bleibt mir unheimlich auf ſeltſame Weiſe. Es iſt, als wenn es irgend eine geheimnißvolle Bewandtniß mit ihm habe.

Ach! erwiederte Moritz, zentnerſchwer liegt es mir auf der Bruſt — die finſtre Ahnung irgend eines Unheils, das meiner Liebe droht, erfüllt mein Innres! —

Noch in derſelben Nacht wurde der Obriſt durch einen Courier aus der Reſidenz geweckt. Andern Morgens trat er etwas bleich zur Obriſtin: Wir werden, ſprach er mit erzwungener Ruhe, wir werden abermals getrennt, mein liebes Kind! — der Krieg beginnt nach kurzer Ruhe von Neuem. In der Nacht erhielt ich die Ordre. Sobald als es nur möglich iſt, vielleicht ſchon in künftiger Nacht, breche ich auf mit dem Regiment. Die Obriſtin erſchrak heftig, ſie brach in Thränen aus. Der Obriſt ſprach tröſtend, daß er überzeugt ſey, wie dieſer Feldzug eben ſo glorreich enden werde, als der frühere, daß der frohe Muth im Herzen ihn an kein Unheil denken laſſe, das ihm widerfahren könne. Du magſt, ſetzte er dann hinzu, Du magſt indeſſen, bis wir den Feind aufs Neue gedemüthigt und der Friede geſchloſſen, mit Angelika auf unſere Güter gehen. Ich gebe Euch einen Begleiter mit, der Euch alle Einſamkeit, alle Abgeſchiedenheit Eures Aufenthalts vergeſſen laſſen wird. Der Graf S—i geht mit Euch! — Wie, rief die Obriſtin, um des Himmels willen! Der Graf ſoll mit uns gehen? Der verſchmähte Bräutigam? — der ränkeſüchtige Italiener, der tief im Innerſten ſeinen Groll zu verſchließen weiß, um ihn bei der beſten Gelegenheit mit aller Macht ausſtrömen zu laſſen? Dieſer Graf, der mir in ſeinem ganzen Weſen, ſelbſt weiß ich nicht warum, ſeit geſtern wieder aufs Neue widerwärtiger geworden iſt, als jemals! — Nein, fiel der Obriſt ihr ins Wort, nein, es iſt nicht auszuhalten mit den Einbildungen, mit den tollen Träumen der Weiber! — Sie begreifen nicht die Seelengröße eines Mannes von feſtem Sinn! — Der Graf iſt die ganze Nacht, ſo wie er ſich vorgeſetzt, in dem Nebenzimmer bei Margueriten geblieben. Er war der erſte, dem ich die Nachricht brachte vom neuen Feldzuge. Seine Rückkehr ins Vaterland iſt nun kaum möglich. Er war darüber betreten. Ich bot ihm den Aufenthalt auf meinen Gütern an. Nach vieler Weigerung entſchloß er ſich dazu und gab mir ſein Ehrenwort, Alles aufzubieten, Euch zu beſchirmen, Euch die Zeit der Trennung zu verkürzen, wie es nur in ſeiner Macht ſtehe. Du weißt, was ich dem Grafen ſchuldig, meine Güter ſind ihm jetzt eine Freiſtatt, darf ich die verſagen? — Die Obriſtin konnte — durfte hierauf nichts mehr erwiedern. —

Der Obriſt hielt Wort. Schon in der folgenden Nacht wurde zum Aufbruch geblaſen, und aller namenloſe Schmerz und herzzerſchneidende Jammer der Trennung kam über die Liebenden.

Wenige Tage darauf, als Marguerite völlig geneſen, reiſte die Obriſtin mit ihr und Angelika nach den Gütern. Der Graf folgte mit mehrerer Dienerſchaft.

Mit der ſchonendſten Zartheit ließ ſich der Graf in der erſten Zeit nur bei den Frauen ſehen, wenn ſie es ausdrücklich wünſchten, ſonſt blieb er in ſeinem Zimmer, oder machte einſame Spaziergänge.

Der Feldzug ſchien erſt dem Feinde günſtig zu ſeyn, bald wurden aber glorreiche Siege erfochten. Da war nun der Graf immer der erſte, der die Siegesbotſchaften erhielt, ja der die genaueſten Nachrichten über die Schickſale des Regiments hatte, das der Obriſt führte. In den blutigſten Kämpfen hatte weder den Obriſten, noch den Rittmeiſter eine Kugel, ein Schwerdtſtreich getroffen; die ſicherſten Briefe aus dem Hauptquartier beſtätigten das.

So erſchien der Graf bei den Frauen immer wie ein Himmelsbote des Sieges und des Glücks. Dazu kam, daß ſein ganzes Betragen die innigſte reinſte Zuneigung ausſprach, die er für Angelika hegte, daß er ſich wie der zärtlichſte, um ihr Glück beſorgteſte Vater zeigte. Beide, die Obriſtin und Angelika, mußten ſich geſtehen, daß der Obriſt wohl den bewährten Freund richtig beurtheilt hatte, und daß jenes Vorurtheil gegen ihn die lächerlichſte Einbildung geweſen. Auch Marguerite ſchien von ihrer thörigten Leidenſchaft geheilt, ſie war wieder ganz die muntere geſprächige Franzöſin.

Ein Brief des Obriſten an die Obriſtin, dem ein Brief vom Rittmeiſter an Angelika beilag, verſcheuchte den letzten Reſt der Beſorgniß. Die Hauptſtadt des Feindes war genommen, der Waffenſtillſtand geſchloſſen.

Angelika ſchwamm in Wonne und Seligkeit, und immer war es der Graf, der mit hinreißender Lebendigkeit von den kühnen Waffenthaten des braven Moritz, von dem Glück ſprach, das der holden Braut entgegen blühe. Dann ergriff er Angelikas Hand, und drückte ſie an ſeine Bruſt und fragte, ob er ihr denn noch ſo verhaßt ſey, als ehemals? Vor Scham hoch erröthend, Thränen im Auge verſicherte Angelika, ſie armes Kind habe ja niemals gehaßt, aber zu innig, zu ſehr mit ganzer Seele ihren Moritz geliebt, um ſich nicht vor jeder andern Bewerbung zu entſetzen. Sehr ernſt und feierlich ſprach dann der Graf: Sieb mich an, Angelika, für Deinen treuen väterlichen Freund, und hauchte einen leiſen Kuß auf ihre Stirne, welches ſie, ein frommes Kind, gern litt, da es ihr war, als ſey es ihr Vater ſelbſt, der ſie auf dieſe Weiſe zu küſſen pflegte.

Man konnte beinahe hoffen, der Obriſt werde wenigſtens auf kurze Zeit in das Vaterland zurückkehren, als ein Brief von ihm anlangte, der das Gräßlichſte enthielt. Der Rittmeiſter war, als er mit ſeinem Reitknecht ein Dorf paſſirte, von bewaffneten Bauern angefallen worden, die ihn an der Seite des braven Reiters, dem es gelang ſich durchzuſchlagen, niederſchoſſen und fortſchleppten. — So wurde die Freude, die das ganze Haus beſeelte, plötzlich in Entſetzen, in tiefes Leid, in troſtloſen Jammer verkehrt.

Das ganze Haus des Obriſten war in geräuſchvoller Bewegung. Trepp auf Trepp ab liefen die in reicher Staats-Liverei geputzten Diener, raſſelnd fuhren die Wagen auf den Schloßhof mit den geladenen Gäſten, die der Obriſt, die neuen Ehrenzeichen auf der Bruſt, die ihm der letzte Feldzug erworben, feierlich empfing.

Oben im einſamen Zimmer ſaß Angelika bräutlich geſchmückt in der vollendetſten Schönheit üppiger Jugendblüthe prangend, neben ihr die Obriſtin.

Du haſt, ſprach die Obriſtin, Du haſt mein liebes Kind, in voller Freiheit den Grafen S—i zu Deinem Gatten gewählt. So ſehr ehemals Dein Vater dieſe Verbindung wünſchte, ſo wenig hat er jetzt nach dem Tode des unglücklichen Moritz darauf beſtanden. Ja, es iſt mir jetzt, als theile er mit mir daſſelbe ſchmerzliche Gefühl, das ich Dir nicht verhehlen darf. — Es bleibt mir unbegreiflich, daß Du ſo bald Deinen Moritz vergeſſen konnteſt. — Die entſcheidendſte Stunde naht — Du giebſt Deine Hand dem Grafen — prüfe wohl Dein Herz — noch iſt es Zeit! — Möge nie das Andenken an den Vergeſſenen wie ein finſtrer Schatten Dein heitres Leben vertrüben!

Niemals! rief Angelika, indem Thränen wie Thautropfen in ihren Augen perlten, niemals werde ich meinen Moritz vergeſſen, ach niemals mehr lieben, wie ich ihn geliebt. Das Gefühl, was ich für den Grafen hege, mag wohl ein ganz anderes ſeyn! — Ich weiß nicht, wie der Graf meine innigſte Zuneigung ſo ganz und gar gewonnen! Nein! — ich liebe ihn nicht, ich kann ihn nicht lieben, wie ich Moritz liebte, aber es iſt mir, als könne ich ohne ihn gar nicht leben, ja nur durch ihn denken — empfinden! Eine Geiſterſtimme ſagt es mir unaufhörlich, daß ich mich ihm als Gattin anſchließen muß, daß ſonſt es kein Leben mehr hienieden für mich giebt — Ich folge dieſer Stimme, die ich für die geheimnißvolle Sprache der Vorſehung halte. —

Die Kammerfrau trat herein mit der Nachricht, daß man Margueriten, die ſeit dem frühen Morgen vermißt worden, noch immer nicht gefunden, doch habe der Gärtner ſo eben ein kleines Briefchen an die Obriſtin gebracht, das er von Margueriten erhalten mit der Anweiſung, es abzugeben, wenn er ſeine Geſchäfte verrichtet und die letzten Blumen nach dem Schloſſe getragen.

In dem Billet, das die Obriſtin öffnete, ſtand:

> Sie werden mich nie wiederſehen. — Ein düſtres Verhängniß treibt mich fort aus Ihrem Hauſe. Ich flehe Sie an, Sie, die mir ſonſt eine theure Mutter waren, laſſen Sie mich nicht verfolgen, mich nicht zurückbringen mit Gewalt. Der zweite Verſuch, mir den Tod zu geben, würde beſſer gelingen als der erſte. — Möge Angelika das Glück genießen, in vollen Zügen, das mir das Herz durchbohrt. Leben Sie wohl auf ewig. — Vergeſſen Sie die unglückliche
>
> Marguerite.

Was iſt das, rief die Obriſtin heftig, was iſt das? Hat es die Wahnſinnige darauf abgeſehen, unſere Ruhe zu verſtören? — Tritt ſie immer feindſelig dazwiſchen, wenn Du die Hand reichen willſt dem geliebten Gatten? — Möge ſie hinziehen, die undankbare Thörin, die ich wie meine Tochter gehegt und gepflegt, möge ſie hinziehen, nie werd' ich mich um ſie kümmern.

Angelika brach in laute Klagen aus um die verlorene Schweſter, die Obriſtin bat ſie um des Himmels willen, nicht Raum zu geben dem Andenken an eine Wahnſinnige in dieſen wichtigen entſcheidenden Stunden. — Die Geſellſchaft war im Saal verſammelt, um, da eben die beſtimmte Stunde ſchlug, nach der kleinen Kapelle zu ziehen, wo ein katholiſcher Geiſtlicher das Paar trauen ſollte. Der Obriſt führte die Braut herein, alles erſtaunte über ihre Schönheit, die noch erhöht wurde durch die einfache Pracht des Anzuges. Man erwartete den Grafen. Eine Viertelſtunde verging nach der andern, er ließ ſich nicht blicken. Der Obriſt begab ſich nach ſeinem Zimmer. Er traf auf den Kammerdiener, welcher berichtete, der Graf habe ſich, nachdem er völlig angekleidet, plötzlich unwohl gefühlt und einen Gang nach dem Park gemacht, um ſich in freier Luft zu erholen, ihm, dem Kammerdiener, aber zu folgen verboten.

Selbſt wußte er nicht, warum ihm des Grafen Beginnen ſo ſchwer aufs Herz fiel, warum ihm der Gedanke kam, irgend etwas Entſetzliches könne dem Grafen begegnen.

Er ließ hinein ſagen, der Graf würde in weniger Zeit erſcheinen, und den berühmten Arzt, der ſich in der Geſellſchaft befand, insgeheim herausrufen. Mit dieſem und dem Kammerdiener ging er nun in den Park, um den Grafen aufzuſuchen. Aus der Hauptallee ausbiegend, gingen ſie nach einem von dichtem Gebüſch umgebenen Platz, der, wie ſich der Obriſt erinnerte, der Lieblingsaufenthalt des Grafen war. Da ſaß der Graf ganz ſchwarz gekleidet, den funkelnden Ordensſtern auf der Bruſt, mit gefalteten Händen auf einer Raſenbank, den Rücken an den Stamm eines blühenden Hollunderbaums gelehnt, und ſtarrte ſie regungslos an. Sie erbebten vor dem gräßlichen Anblick, denn des Grafen hohle, düſter funkelnde Augen ſchienen ohne Sehkraft. „Graf S—i! — was iſt geſchehen!“ rief der Obriſt, aber keine Antwort, keine Bewegung, kein leiſer Athemzug! — Da ſprang der Arzt hinzu, riß dem Grafen die Weſte auf, die Halsbinde, den Rock herab, rieb ihm die Stirne. — Er wandte ſich zum Obriſten mit den dumpfen Worten: „hier iſt menſchliche Hülfe nutzlos — er iſt todt — der Nervenſchlag hat ihn getroffen in dieſem Augenblick“ — der Kammerdiener brach in lauten Jammer aus. Der Obriſt, mit aller Manneskraft ſein tiefes Entſetzen niederkämpfend, gebot ihm Ruhe. „Wir tödten Angelika auf der Stelle, wenn wir nicht mit Vorſicht handeln.“ So ſprach der Obriſt, packte die Leiche an, trug ſie auf einſamen Nebenwegen zu einem entfernten Pavillon, deſſen Schlüſſel er bei ſich hatte, ließ ſie dort unter Acht des Kammerdieners, begab ſich mit dem Arzt nach dem Schloſſe zurück. Von Entſchluß zu Entſchluß wankend, wußte er nicht, ob er der armen Angelika das Entſetzliche, was geſchehen, verſchweigen, ob er es wagen ſollte, ihr Alles mit ruhiger Faſſung zu ſagen.

Univ.-Bibl. München

Als er in den Saal trat, fand er Alles in größter Angſt und

Beſtürzung. Mitten im heitern Geſpräch hatte Angelika plötzlich die Augen geſchloſſen, und war in tiefer Ohnmacht niedergeſunken. Sie lag in einem Nebenzimmer auf dem Sopha. — Nicht bleich — nicht entſtellt, nein höher, friſcher als je blühten die Roſen ihrer Wangen, eine unbeſchreibliche Anmuth, ja die Verklärung des Himmels war auf ihrem ganzen Geſicht verbreitet. Sie ſchien von der höchſten Wonne durchdrungen. — Der Arzt, nachdem er ſie lange mit geſpannter Aufmerkſamkeit betrachtet, verſicherte, es ſey hier nicht die mindeſte Gefahr vorhanden, das Fräulein befinde ſich, freilich auf eine unbegreifliche Weiſe, in einem magnetiſchen Zuſtande. Sie gewaltſam zu erwecken, getraue er ſich nicht, ſie werde bald von ſelbſt erwachen.

Indeſſen entſtand unter den Gäſten ein geheimnißvolles Flüſtern. Der jähe Tod des Grafen mochte auf irgend eine Weiſe bekannt geworden ſeyn. Alle entfernten ſich nach und nach ſtill und düſter, man hörte die Wagen fortrollen.

Die Obriſtin, über Angelika hingebeugt, fing jeden ihrer Athemzüge auf. Es war, als liſpele ſie leiſe Worte, die niemandem verſtändlich. Der Arzt litt nicht, daß man Angelika entkleide, ja daß man ſie auch nur von den Handſchuhen befreie, jede Berührung könne ihr ſchädlich ſeyn.

Plötzlich ſchlug Angelika die Augen auf, fuhr in die Höhe, ſprang mit dem gellenden Ruf: Er iſt da — er iſt da! — vom Sopha, rannte in voller Furie zur Thüre hinaus — durch den Vorſaal — die Stiegen hinab. — „Sie iſt wahnſinnig, ſchrie die Obriſtin entſetzt, o Herr des Himmels, ſie iſt wahnſinnig!“ — „Nein, nein, tröſtete der Arzt, das iſt nicht Wahnſinn, aber irgend etwas Unerhörtes mag ſich begeben!“ Und damit ſtürzte er dem Fräulein nach! —

Er ſah wie Angelika durch das Thor des Schloſſes auf dem breiten Landweg mit hoch empor geſtreckten Armen pfeilſchnell fortlief, daß das reiche Spitzengewand in den Lüften flatterte und das Haar ſich losneſtelte, ein Spiel der Winde.

Ein Reiter ſprengte ihr entgegen, warf ſich herab vom Pferde, als er ſie erreicht, ſchloß ſie in ſeine Arme. Zwei andere Reiter folgten, hielten und ſtiegen ab.

Der Obriſt, der in voller Haſt dem Arzte gefolgt, ſtand in ſprachloſem Erſtaunen vor der Gruppe, rieb ſich die Stirne, als mühe er ſich den Gedanken feſtzuhalten!

Moritz war es, der Angelika feſt gedrückt hielt an ſeiner Bruſt; bei ihm ſtanden Dagobert und ein junger ſchöner Mann in reicher ruſſiſcher Generalsuniform.

„Nein, rief Angelika einmal über das andere, indem ſie den Geliebten umklammerte, nein! niemals war ich Dir untreu, mein geliebter, theurer Moritz!“ Und Moritz: Ach ich weiß es ja! — ich weiß es ja! Du mein holdes Engelsbild. Er hat Dich verlockt durch ſataniſche Künſte! —

Und damit trug mehr, als führte er Angelika nach dem Schloſſe, während die andern ſchweigend folgten. Erſt im Thor des Schloſſes ſeufzte der Obriſt tief auf, als gewänne er nun erſt ſeine Beſinnung wieder, und rief ſich mit fragenden Blicken umſchauend: Was für Erſcheinungen, was für Wunder! —

Alles wird ſich aufklären, ſprach Dagobert und ſtellte dem Obriſten den Fremden vor als den ruſſiſchen General Bogislav von S—en, des Rittmeiſters vertrauteſten innigſten Freund.

In den Zimmern des Schloſſes angekommen, fragte Moritz, ohne der Obriſtin ſchreckhaftes Staunen zu beachten, mit wildem Blick: Wo iſt der Graf S—i? „Bei den Todten! erwiederte der Obriſt dumpf, vor einer Stunde traf ihn der Nervenſchlag!“ — Angelika bebte zuſammen. „Ja, ſprach ſie, ich weiß es, in demſelben Augenblick, als er ſtarb, war es mir, als bräche in meinem Innern ein Cryſtall klingend zuſammen — ich fiel in einen ſonderbaren Zuſtand — ich mag wohl jenen entſetzlichen Traum fortgeträumt haben, denn als ich mich wieder beſann, hatten die furchtbaren Augen keine Macht mehr über mich, das Feuergeſpinnſt zerriß — ich fühlte mich frei — Himmelsſeligkeit umfing mich — ich ſah Moritz — meinen Moritz — er kam — ich flog ihm entgegen!“ — Und damit umklammerte ſie den Geliebten, als fürchte ſie, ihn aufs Neue zu verlieren.

„Gelobt ſey Gott, ſprach die Obriſtin mit zum Himmel gerichtetem Blick, nun iſt mir die Laſt vom Herzen genommen, die mich beinahe erdrückte, ich bin frei von der unausſprechlichen Angſt, die mich überfiel in dem Augenblick, als Angelika ihre Hand dem unſeligen Grafen reichen ſollte. Immer war es mir, als würde mein Herzenskind mit dem Trauringe unheimlichen Mächten geweiht.“

Der General von S—en verlangte die Leiche zu ſehen, man führte ihn hin. Als man die Decke, womit der Leichnam verhüllt, hinabzog und der General das zum Tode erſtarrte Antlitz des Grafen ſchaute, bebte er zurück, indem er laut ausrief: Er iſt es! — Bei Gott im Himmel, er iſt es! — In des Rittmeiſters Arme war Angelika in ſanften Schlaf geſunken. Man brachte ſie zur Ruhe. Der Arzt meinte, daß nichts wohlthätiger über ſie kommen könne, als dieſer Schlaf, der die bis zur Ueberſpannung gereizten Lebensgeiſter wieder beruhige. So entgehe ſie gewiß bedrohlicher Krankheit.

Keiner von den Gäſten war mehr im Schloſſe. Nun iſt es, rief der Obriſt, nun iſt es einmal Zeit, die wunderbaren Geheimniſſe zu löſen. Sage, Moritz, welch' ein Engel des Himmels rief Dich wieder ins Leben.

Sie wiſſen, begann Moritz, auf welche meuchelmörderiſche Weiſe ich, als ſchon der Waffenſtillſtand geſchloſſen, in der Gegend von S. überfallen wurde. Von einem Schuß getroffen, ſank ich entſeelt vom Pferde. Wie lange ich in tiefer Todesohnmacht gelegen haben mag, weiß ich nicht. Im erſten Erwachen des dunklen Bewußtſeyns hatte ich die Empfindung des Fahrens. Es war finſtre Nacht. Mehrere Stimmen flüſterten leiſe um mich her. Es war franzöſiſch, was ſie ſprachen. Alſo ſchwer verwundet und in der Gewalt des Feindes! — Der Gedanke faßte mich mit allen Schrecken, und ich verſank abermals in tiefe Ohnmacht. Nun folgte ein Zuſtand, der mir nur einzelne Momente des heftigſten Kopfſchmerzes als Erinnerung zurückgelaſſen hat. Eines Morgens erwachte ich zum hellſten Bewußtſeyn. Ich befand mich in einem ſaubern, beinahe prächtigen Bette mit ſeidenen Gardinen und großen Quaſten und Troddeln verziert. So war auch das hohe Zimmer mit ſeidenen Tapeten und ſchwer vergoldeten Tiſchen und Stühlen auf altfränkiſche Weiſe ausſtaffirt. Ein fremder Menſch ſchaute mir, ganz hingebeugt, ins Geſicht und ſprang dann an eine Klingelſchnur, die er ſtark anzog. Wenige Minuten hatte es gewährt, als die Thüre aufging und zwei Männer hinein traten, von denen der bejahrtere ein altmodiſch geſticktes Kleid und das Ludwigskreuz trug. Der jüngere trat auf mich zu, fühlte meinen Puls und ſprach zu dem ältern auf franzöſiſch: Alle Gefahr iſt vorüber — er iſt gerettet!

Nun kündigte ſich mir der Aeltere als den Chevalier von T. an, in deſſen Schloß ich mich befände. Auf einer Reiſe begriffen, ſo erzählte er, kam er durch das Dorf gerade in dem Augenblick, als die meuchelmörderiſchen Bauern mich niedergeſtreckt hatten und mich auszuplündern im Begriff ſtanden. Es gelang ihm, mich zu befreien. Er ließ mich auf einen Wagen packen und nach ſeinem Schloß, das weit entfernt aus aller Communikation mit den Militairſtraßen lag, bringen. Hier unterzog ſich ſein geſchickter Haus-Chirurgus mit Erfolg der ſchwierigen Cur meiner bedeutenden Kopfwunde. Er liebe, beſchloß er, meine Nation, die ihm einſt in der verworrenen bedrohlichen Zeit der Revolution Gutes erzeigt, und freue ſich, daß er mir nützlich ſeyn könne. Alles, was zu meiner Bequemlichkeit, zu meinem Troſt gereichen könne, ſtehe mir in ſeinem Schloß zu Dienſten, und dulden werde er unter keiner Bedingung, daß ich ihn früher verlaſſe, als bis alle Gefahr, die meine Wunde ſowohl, als die fortdauernde Unſicherheit der Straßen herbeiführe, vorüber ſey. Er bedauerte übrigens die Unmöglichkeit, meinen Freunden zur Zeit Nachricht von meinem Aufenthalt zu geben.

Der Chevalier war Wittwer, ſeine Söhne abweſend, ſo daß nur er allein mit dem Chirurgus und zahlreicher Dienerſchaft das Schloß bewohnte. Ermüden könnt' es nur, wenn ich weitläuftig erzählen wollte, wie ich unter den Händen des grundgeſchickten Chirurgus immer mehr und mehr geſundete, wie der Chevalier alles aufbot, mir das einſiedleriſche Leben angenehm zu machen. Seine Unterhaltung war geiſtreicher und ſein Blick tiefer, als man es ſonſt bei ſeiner Nation findet. Er ſprach über Kunſt und Wiſſenſchaft, vermied aber ſo wie es nur möglich war, ſich über die neuen Ereigniſſe auszulaſſen. Darf ichs denn verſichern, daß mein einziger Gedanke Angelika war, daß es in meiner Seele brannte, ſie in Schmerz verſunken zu wiſſen über meinen Tod! — Ich lag dem Chevalier unaufhörlich an, Briefe von mir zu beſorgen nach dem Hauptquartier. Er wies das von der Hand, indem er für die Richtigkeit der Beſorgung nicht einſtehen könne, zumal der neue Feldzug ſo gut als gewiß ſey. Er vertröſtete mich, daß er, ſo wie ich nur ganz geneſen, dafür ſorgen werde, mich, geſchehe auch was da wolle, wohlbehalten in mein Vaterland zurückzubringen. Aus ſeinen Aeußerungen mußt' ich beinahe ſchließen, daß der Krieg wirklich aufs Neue begonnen und zwar zum Nachtheil der Verbündeten, was er mir aus Zartgefühl verſchwiege.

Doch nur der Erwähnung einzelner Momente bedarf es, um die ſeltſamen Vermuthungen zu rechtfertigen, die Dagobert in ſich trägt.

Beinahe fieberfrei war ich ſchon, als ich auf einmal zur Nachtzeit in einen unbegreiflichen träumeriſchen Zuſtand verfiel, vor dem ich noch erbebe, unerachtet mir nur die dunkle Erinnerung daran blieb. Ich ſah Angelika, aber es war, als verginge die Geſtalt in zitternden Schimmer, und vergebens ränge ich darnach ſie feſtzuhalten. Ein anderes Weſen drängte ſich dazwiſchen und legte ſich an meine Bruſt, und erfaßte in meinem Innerſten mein Herz, und in der glühendſten Qual untergehend, wurde ich durchdrungen von einem fremden wunderbaren Wonnegefühl. — Andern Morgens fiel mein erſter Blick auf ein Bild, das dem Bette gegenüber hing, und das ich dort niemals bemerkt. Ich erſchrak bis in tiefſter Seele, denn es war Marguerite, die mich mit ihren ſchwarzen, lebendigen Augen anſtrahlte. Ich fragte den Bedienten, wo das Bild herkomme und wen es vorſtelle? Er verſicherte, es ſey des Chevaliers Nichte, die Marquiſe von T. und das Bild habe immer da gehangen, nur ſey es von mir bisher nicht bemerkt worden, weil es erſt geſtern vom Staube gereinigt. Der Chevalier beſtätigte dies. So wie ich nun Angelika, wachend, träumend erſchauen wollte, ſtand Marguerite vor mir. Mein eignes Ich ſchien mir entfremdet, eine fremde Macht gebot über mein Seyn, und in dem tiefen Entſetzen, das mich erfaßte, war es mir, als könne ich Margueriten nicht laſſen. Nie vergeſſe ich die Qual dieſes grauenhaften Zuſtandes.

Eines Morgens liege ich im Fenſter, mich erlabend in den ſüßen Düften, die der Morgenwind mir zuweht; da erſchallen in der Ferne Trompetenklänge. — Ich erkenne den fröhlichen Marſch ruſſiſcher Reiterei, mein ganzes Herz geht mir auf in heller Luſt, es iſt, als wenn auf den Tönen freundliche Geiſter zu mir wallen und zu mir ſprechen mit lieblichen tröſtenden Stimmen, als wenn das wiedergewonnene Leben mir die Hände reicht, mich aufzurichten aus dem Sarge, in dem mich eine feindliche Macht verſchloſſen! — Mit Blitzesſchnelle ſprengen einzelne Reiter daher — auf den Schloßhof! — Ich ſchaue herab — Bogislav! — mein Bogislav! ſchrie ich auf im Uebermaaß des höchſten Entzückens! — Der Chevalier tritt ein, bleich — verſtört — von unverhoffter Einquartierung — ganz fataler Unruhe ſtammelnd! — Ohne auf ihn zu achten, ſtürze ich hinab und liege meinem Bogislav in den Armen! —

Zu meinem Erſtaunen erfuhr ich nun, daß der Friede ſchon längſt geſchloſſen und der größte Theil der Truppen in vollem Rückmarſch begriffen. Alles das hatte mir der Chevalier verſchwiegen und mich auf dem Schloſſe wie ſeinen Gefangenen gehalten. Keiner, weder ich noch Bogislav konnten irgend ein Motiv dieſer Handlungsweiſe ahnen, aber Jeder fühlte dunkel, daß hier irgend Unlauteres im Spiel ſeyn müſſe. Der Chevalier war von Stund' an nicht mehr derſelbe, bis zur Unart mürriſch, langweilte er uns mit Eigenſinn und Kleinigkeitskrämerei, ja, als ich im reinſten Gefühl der Dankbarkeit mit Enthuſiasmus davon ſprach, wie er mir das Leben gerettet, lächelte er recht hämiſch dazwiſchen und gebehrdete ſich wie ein launiſcher Grillenfänger.

Nach acht und vierzigſtündiger Raſt brach Bogislav auf, ich ſchloß mich ihm an. Wir waren froh, als wir die altväteriſche Burg, die mir nun vorkam wie ein düſtres, unheimliches Gefängniß, im Rücken hatten. — Aber nun fahre Du fort, Dagobert, denn recht eigentlich iſt nun an Dir die Reihe, die ſeltſamen Ereigniſſe, die uns betroffen, fortzuſpinnen.

Wie mag, begann Dagobert, wie mag man doch nur das wunderbare Ahnungsvermögen bezweifeln, das tief in der menſchlichen Natur liegt. Nie habe ich an meines Freundes Tod geglaubt. Der Geiſt, der in Träumen verſtändlich aus dem Innern zu uns ſpricht, ſagte es mir, daß Moritz lebe, und daß die geheimnißvollſten Bande ihn irgendwo umſtrickt hielten. Angelika's Verbindung mit dem Grafen zerſchnitt mir das Herz. — Als ich vor einiger Zeit herkam, als ich Angelika in einer Stimmung fand, die mir, ich geſtehe es, ein inneres Entſetzen erregte, weil ich, wie in einem magiſchen Spiegel, ein fürchterliches Geheimniß zu erblicken glaubte — ja! da reifte in mir der Entſchluß, das fremde Land ſo lange zu durchpilgern, bis ich meinen Moritz gefunden. — Kein Wort von der Seligkeit, von dem Entzücken, als ich ſchon in A. auf deutſchem Grund und Boden meinen Moritz wieder fand und mit ihm den General von S — en.

Alle Furien der Hölle erwachten in meines Freundes Bruſt, als er Angelika's Verbindung mit dem Grafen vernahm. Aber alle Verwünſchungen, alle herzzerſchneidende Klagen, daß Angelika ihm untreu worden, ſchwiegen, als ich ihm gewiſſe Vermuthungen mittheilte, als ich ihm verſicherte, daß es in ſeiner Macht ſtehe, alles Unweſen auf einmal zu zerſtören. Der General S — en bebte zuſammen, als ich den Namen des Grafen nannte, und als ich auf ſein Geheiß, ſein Antlitz, ſeine Figur beſchrieben, rief er aus, ja, kein Zweifel mehr, er iſt es, er iſt es ſelbſt. —

Vernehmen Sie, unterbrach hier der General den Redner, vernehmen Sie mit Erſtaunen, daß Graf S—i mir vor mehreren Jahren in Neapel eine theure Geliebte raubte durch ſataniſche Künſte, die ihm zu Gebote ſtanden. Ja, in dem Augenblick, als ich ihm den Degen durch den Leib ſtieß, erfaßte ſie und mich ein Höllenblendwerk, das uns auf ewig trennte! — Längſt wußte ich, daß die Wunde, die ich ihm beigebracht, nicht einmal gefährlich geweſen, daß er ſich um meiner Geliebten Hand beworben, ach! — daß ſie an demſelben Tage, als ſie getraut werden ſollte, vom Nervenſchlag getroffen, niederſank! —

Gerechter Gott, rief die Obriſtin, drohte denn nicht wohl gleiches Schickſal meinem Herzenskinde? — Doch wie komme ich denn darauf, dies zu ahnen?

Es iſt, ſprach Dagobert, es iſt die Stimme des ahnenden Geiſtes, Frau Obriſtin, die wahrhaft zu Ihnen ſpricht.

Und die gräßliche Erſcheinung, fuhr die Obriſtin fort, von der uns Moritz erzählte an jenem Abende, als der Graf ſo unheimlich bei uns eintrat?

Es fiel, nahm Moritz das Wort, es fiel, ſo erzählte ich damals, ein entſetzlicher Schlag, ein eiskalter Todeshauch wehte mich an, und es war als rauſche eine bleiche Geſtalt in zitternden, kaum kenntlichen Umriſſen durch das Zimmer. Mit aller Kraft des Geiſtes bezwang ich mein Entſetzen. Ich behielt die Beſinnung, mein Bogislav war erſtarrt zum Tode. Als er nach vielem Mühen zu ſich ſelbſt gebracht wurde vom herbeigerufenen Arzt, reichte er mir wehmüthig die Hand und ſprach: Bald — morgen ſchon enden meine Leiden! — Es geſchah, wie er vorausgeſetzt, aber wie die ewige Macht des Himmels es beſchloſſen, auf ganz andere Weiſe, als er es wohl gemeint. Im dickſten wüthendſten Gefecht am andern Morgen traf ihn eine matte Kartätſchenkugel auf die Bruſt, und warf ihn vom Pferde. Die wohlthätige Kugel hatte das Bild der Ungetreuen, das er noch immer auf der Bruſt trug, in tauſend Stücke zerſplittert. Leicht war die Contuſion geheilt, und ſeit der Zeit hat mein Bogislav niemals etwas Unheimliches verſpürt, das verſtörend in ſein Leben getreten ſeyn ſollte.

So iſt es, ſprach der General, und ſelbſt das Andenken an die verlorne Geliebte erfüllt mich nur mit dem milden Schmerz, der dem innern Geiſt ſo wohl thut. — Doch mag unſer Freund Dagobert nur erzählen, wie es ſich weiter mit uns begab.

Wir eilten, nahm Dagobert das Wort, wir eilten fort von A. Heute in der früheſten Morgendämmerung trafen wir ein in dem kleinen Städchen P., das ſechs Meilen von hier entfernt. Wir gedachten einige Stunden zu raſten, und dann weiter zu reiſen geradesweges hieher. Wie ward uns, meinem Moritz und mir, als aus einem Zimmer des Gaſthofes uns Marguerite entgegen ſtürzte, den Wahnſinn im bleichen Antlitz. Sie fiel dem Rittmeiſter zu Füßen, umſchlang heulend ſeine Knie, nannte ſich die ſchwärzeſte Verbrecherin, die hundertmal den Tod verdient, flehte ihn an, ſie auf der Stelle zu ermorden. Moritz ſtieß ſie mit dem tiefſten Abſcheu von ſich und rannte fort. — Ja! fiel der Rittmeiſter dem Freunde ins Wort, ja, als ich Marguerite zu meinen Füßen erblickte, kamen alle Qualen jenes entſetzlichen Zuſtandes, den ich im Schloſſe des Chevaliers erlitten, über mich und entzündeten eine nie gekannte Wuth in mir. Ich war im Begriff Margueriten den Degen durch die Bruſt zu ſtoßen, als ich mich mit Gewalt bezähmend, davon rannte.

Ich hob, fuhr Dagobert fort, ich hob Margueriten von der Erde auf, ich trug ſie in das Zimmer, es gelang mir, ſie zu beruhigen und in abgeriſſenen Reden von ihr zu erfahren, was ich geahnt. Sie gab mir einen Brief, den ſie von dem Grafen geſtern um Mitternacht erhalten. Hier iſt er!

Dagobert zog einen Brief hervor, ſchlug ihn auseinander und las:

> Fliehen Sie, Marguerite! — Alles iſt verloren! — Er naht der Verhaßte. Alle meine Wiſſenſchaft reicht nicht hin gegen das dunkle Verhängniß, das mich erfaßt am höchſten Ziel meines Seyns. — Marguerite! ich habe Sie in Geheimniſſe eingeweiht, die das gewöhnliche Weib, das darnach ſtrebte, vernichtet haben würden. Aber mit beſonderer geiſtiger Kraft, mit feſtem ſtarkem Willen ausgerüſtet, waren Sie eine würdige Schülerin des tief erfahrnen Meiſters. Sie haben mir beigeſtanden. Durch Sie herrſchte ich über Angelika's Gemüth, über ihr ganzes inneres Weſen. Dafür wollt' ich Ihnen das Glück des Lebens bereiten, wie es in Ihrer Seele lag, und betrat die geheimnißvollſten gefährlichſten Kreiſe, begann Operationen,

vor denen ich oft mich ſelbſt entſetzte. Umſonſt! — fliehen Sie, ſonſt iſt Ihr Untergang gewiß. — Bis zum höchſten Moment trete ich kühn der feindlichen Macht entgegen. Aber ich fühl' es, dieſer Moment giebt mir den jähen Tod! — Ich werde einſam ſterben. So wie der Augenblick gekommen, wandre ich zu jenem wunderbaren Baum, unter deſſen Schatten ich oft von den wunderbaren Geheimniſſen zu Ihnen ſprach, die mir zu Gebote ſtehen. Marguerite! — entſagen Sie für immer dieſen Geheimniſſen. Die Natur, die grauſame Mutter, die abhold geworden den entarteten Kindern, wirft den vorwitzigen Spähern, die mit kecker Hand an ihrem Schleier zupfen, ein glänzendes Spielzeug hin, das ſie verlockt und ſeine verderbliche Kraft gegen ſie ſelbſt richtet. — Ich erſchlug einſt ein Weib, in dem Augenblick, als ich wähnte, es in der höchſten Inbrunſt aller Liebe zu umfangen. Das lähmte meine Kraft, und doch hoffte ich wahnſinniger Thor noch auf irdiſches Glück! — Leben Sie wohl, Marguerite! — Gehen Sie in Ihr Vaterland zurück. — Gehen Sie nach S. Der Chevalier von T. wird für Ihr Glück ſorgen — Leben Sie wohl! —

Als Dagobert den Brief geleſen, fühlten ſich Alle von innerm Schauer durchbebt.

So muß ich, begann endlich die Obriſtin leiſe, ſo muß ich an Dinge glauben, gegen die ſich mein innerſtes Gemüth ſträubt. Aber gewiß iſt es, daß es mir ganz unbegreiflich blieb, wie Angelika ſobald ihren Moritz vergeſſen und ſich ganz dem Grafen zuwenden konnte. Nicht entgangen iſt mir indeſſen, daß ſie ſich faſt beſtändig in einem exaltirten Zuſtande befand, und eben dies erfüllte mich mit den quälendſten Beſorgniſſen. Ich erinnere mich, daß ſich Angelika's Neigung zum Grafen zuerſt äußerte auf beſondere Weiſe. Sie vertraute mir nämlich, wie ſie beinahe in jeder Nacht von dem Grafen ſehr lebhaft und angenehm träume.

Ganz recht, nahm Dagobert das Wort, Marguerite geſtand mir ein, daß ſie auf des Grafen Geheiß Nächte über bei Angelika zugebracht und leiſe, leiſe, mit lieblicher Stimme ihr des Grafen Namen ins Ohr gehaucht. Ja, der Graf ſelbſt ſey manchmal um Mitternacht in die Thüre getreten, habe Minuten lang den ſtarren Blick auf die ſchlafende Angelika gerichtet, und ſich dann wieder entfernt. — Doch bedarf es jetzt, da ich des Grafen bedeutungsvollen Brief vorgeleſen, wohl noch eines Commentars? — Gewiß iſt es, daß er darauf ausging, durch allerlei geheime Künſte auf das innere Gemüth pſychiſch zu wirken, und daß ihm dies vermöge beſonderer Naturkraft gelang. Er ſtand mit dem Chevalier von T. in Verbindung, und gehörte zu jener unſichtbaren Schule, die in Frankreich und Italien einzelne Glieder zählt, und aus der alten P—ſchen Schule entſtanden ſeyn ſoll. — Auf ſeinen Anlaß hielt der Chevalier den Rittmeiſter feſt in ſeinem Schloſſe, und übte an ihm allerlei böſen Liebeszauber. — Ich könnte weiter eingehen in die geheimnißvollen Mittel, vermöge deren der Graf wußte, ſich des fremden pſychiſchen Prinzips zu bemeiſtern, wie ſie Marguerite mir entdeckte, ich könnte Manches erklären aus einer Wiſſenſchaft, die mir nicht unbekannt, deren Namen ich aber nicht nennen mag, aus Furcht mißverſtanden zu werden — doch man erlaſſe mir dieſes wenigſtens für heute. — O für immer, rief die Obriſtin mit Begeiſterung, nichts mehr von dem finſtern unbekannten Reich, wo das Grauen wohnt und das Entſetzen! — Dank der ewigen Macht des Himmels, die mein liebes Herzenskind gerettet, die uns befreit hat von dem unheimlichen Gaſt, der ſo verſtörend in unſer Haus trat. — Man beſchloß andern Tages nach der Stadt zurückzukehren. Nur der Obriſt und Dagobert blieben, um die Beerdigung des Grafen zu beſorgen.

Längſt war Angelika des Rittmeiſters glückliche Gattin. Da geſchah es, daß an einem ſtürmiſchen Novemberabend die Familie mit Dagobert in demſelben Saal am lodernden Kaminfeuer ſaß wie damals, als Graf S—i ſo geſpenſtiſch durch die Thür hineinſchritt. Wie damals heulten und pfiffen wunderliche Stimmen durch einander, die der Sturmwind in den Rauchfängen aus dem Schlafe aufgeſtört. „Wißt Ihr wohl noch, fragte die Obriſtin mit leuchtenden Blicken — erinnert Ihr Euch noch?“ — „Nur keine Geſpenſtergeſchichten!“ rief der Obriſt, aber Angelika und Moritz ſprachen davon, was ſie an jenem Abende empfunden, und wie ſie ſchon damals ſich über alle Maßen geliebt, und konnten nicht aufhören, des kleinſten Umſtandes zu erwähnen, der ſich damals begeben, wie in allem nur der reine Strahl ihrer Liebe ſich abgeſpiegelt, und wie ſelbſt die ſüßen Schauer des Grauens ſich nur aus liebender ſehnſüchtiger Bruſt erhoben, und wie nur der unheimliche Gaſt, von den geſpenſtiſchen Unkenſtimmen verkündigt, alles Entſetzen über ſie gebracht. Iſt es, ſprach Angelika, iſt es mein Herzens-Moritz denn nicht ſo, als wenn die ſeltſamen Töne des Sturmwindes, die ſich eben jetzt hören laſſen, gar freundlich zu uns von unſerer Liebe ſprächen? Ganz recht, nahm Dagobert das Wort, ganz recht, und ſelbſt das Pfeifen und Zirpen und Ziſchen der Theemaſchine klingt gar nicht im Mindeſten mehr graulich, ſondern, wie mich dünkt, ungefähr ſo, als beſänne ſich das darin verſchloſſene artige Hausgeiſtlein auf ein hübſches Wiegenlied.

Da barg Angelika das in hellen Roſenflammen aufglühende Antlitz im Buſen des überglücklichen Moritz. Der ſchlang aber den Arm um die holde Gattin und liſpelte leiſe: Giebt es denn noch hienieden eine höhere Seligkeit als dieſe?

Ich merk' es wohl, ſprach Ottmar, als er die Erzählung geendet hatte und die Freunde in mürriſchem Stillſchweigen verharrten, ich merk' es wohl, ihr ſeyd von meinem Geſchichtlein eben nicht ſonderlich erbaut. Wir wollen daher nicht weiter viel darüber reden, ſondern es der Vergeſſenheit hingeben.

Das beſte, was wir thun können, erwiederte Lothar.

Und doch, nahm Cyprian das Wort, und doch muß ich meinen Freund in Schutz nehmen. Zwar könntet Ihr ſagen, daß ich in gewiſſer Art Parthei bin, da Ottmar zu ſeinem Gericht manches Gewürz von mir empfing und diesmal eigentlich in meiner Küche kochte, mir alſo gar kein Urtheil anmaßen darf, indeſſen werdet Ihr doch ſelbſt, wollt Ihr nicht ächte Radamanthen, alles ſchonungslos verdammen, zugeſtehen müſſen, daß manches in Ottmars Erzählung für ſerapiontiſch gelten kann, wie zum Beiſpiel gleich der Anfang —

Ganz recht, unterbrach Theodor den Freund, die Geſellſchaft bei der Theemaſchine mag für lebendig gelten, ſo wie manches andere im Verlauf der Geſchichte, aber aufrichtig geſtanden, mit dergleichen geſpenſtiſchen unheimlichen Geſtalten, wie der fremde Graf, ſind wir ſchon ein wenig ſtark geſchoren worden, und es möchte ſchwer fallen, ihnen noch fürder Neuheit und Originalität zu geben. Der fremde Graf gleicht dem Alban in dem Magnetiſeur (ihr kennt die Geſchichte), ſo wie überhaupt dieſe Erzählung mit Ottmars ſeiner eigentlich dieſelbe Baſis hat. Ich möchte daher ſowohl unſern Ottmar als Dich, mein Cyprianus, bitten, dergleichen Unholde künftig ganz aus dem Spiel zu laſſen. Ottmar'n wird das möglich ſeyn, Dir Cyprian aber, glaub' ich, niemals. Dir werden wir daher wohl erlauben müſſen, dann und wann ſolch einen Spuk aufzuſtellen, und nur die Bedingung machen können, daß er wahrhaft ſerapiontiſch, das heißt, recht aus der Tiefe deiner Phantaſie hervorgegangen ſey. Außerdem aber ſcheint der Magnetiſeur theatraliſch, der unheimliche Gaſt iſt es aber in der That.

Auch hier, ſprach Theodor, muß ich meinen Freund in Schutz nehmen. — Wißt, daß unlängſt hier ganz in der Nähe ſich wirklich eine Begebenheit zutrug, die ähnliches hat mit dem Inhalt des unheimlichen Gaſtes. In einen ſtillen gemüthlichen Familienkreis trat, als eben allerlei Geſpenſtergeſchichten aufgetiſcht wurden, plötzlich ein Fremder, der allen unheimlich und grauenhaft erſchien, ſeiner ſcheinbaren Flachheit und Alltäglichkeit unerachtet. Dieſer Fremde verſtörte aber durch ſein Erſcheinen nicht nur den frohen Abend, ſondern dann das Glück, die Ruhe der ganzen Familie auf lange Zeit. Ein glückliches Weib ergreifen noch heute Todesſchauer, wenn ſie an die Argliſt und Bosheit denkt, mit der jener Fremde ſie in ſein Netz verlocken wollte. Dieſe Begebenheit erzählte ich nun damals Ottmar'n und nichts wirkte auf ihn mehr, als der Moment, wie der Fremde plötzlich geſpenſtiſch hineintritt und mit dem jähen Schreck, zu dem das aufgeregte Gemüth geneigt, die Ahnung des feindlichen Princips alle ergreift. Dieſer Moment ging lebendig auf in Ottmar's Innern und ſchuf die ganze Erzählung.

Da aber, unterbrach Ottmar lächelnd den Freund, ein einzelner Moment, eine Situation noch lange keine Erzählung iſt, vielmehr dieſe in ihrem ganzen Umfange mit allen Einzelnheiten, Beziehungen u. ſ. f. fix und fertig hervorſpringen muß wie Minerva aus Jupiters Haupt, ſo konnte das Ganze nicht beſonders gerathen und es half mir wenig, daß ich einzelne Züge aus der Wirklichkeit nutzte und doch vielleicht nicht ohne alles Geſchick in das Phantaſtiſche hineinſchob.

Ja, ſprach Lothar, Du haſt Recht, mein Freund! Ein einzelner frappanter Moment iſt noch lange keine Erzählung, ſo wie eine einzelne glücklich erfundene dramatiſche Situation noch lange kein Theaterſtück. Mir fällt dabei die Art ein, wie ein Theaterdichter, der nicht mehr auf der Erde wandelt und deſſen Schauer und Entſetzen erregender Tod wohl ſeine ärgſten Widerſacher verſöhnt, ſein Schuldbuch vertilgt haben mag, wie der ſeine Theaterſtücke zu fabriziren pflegte. In einer Geſellſchaft, der ich ſelbſt beiwohnte, geſtand er ohne Hehl, daß er irgend eine gute dramatiſche Situation, die ihm aufgegangen, erfaſſe, und dann dieſer allein zu Gefallen irgend einen Cannevas zuſammenleime, gleichſam ſo drum herum dinge. — Seine eigenen Worte! — Dieſe Erklärung gab mir den vollſtändigſten Aufſchluß über das innerſte Weſen, den eigenthümlichſten Charakter der Stücke jenes Dichters, vorzüglich aus der letzten Zeit. Keinem derſelben fehlt es an irgend einer ſehr glücklich, ja oft genial erfundenen Situation. Um dieſe herum ſind aber die Szenen, welche einen magern alltäglichen Stoff mühſam fortſchleppen, gewoben wie ein lockres loſes Geſpinnſt, jedoch iſt die im Techniſchen vielgeübte Hand des Webers niemals zu verkennen.

Niemals? ſprach Theodor, ich dächte doch jedesmal da, wo der nur Gemeinplätzen und alltäglicher Erbärmlichkeit huldigende Dichter ſich ins romantiſche, wahrhaft poetiſche verſteigen wollte. Das merkwürdigſte traurigſte Beiſpiel davon giebt das ſogenannte romantiſche Schauſpiel Deodata, ein kurioſer Wechſelbalg, an dem ein wackrer Komponiſt nicht gute Muſik hätte verſchwenden ſollen. Es giebt kein naiveres Bekenntniß des gänzlichen Mangels an innerer Poeſie, des gänzlichen Nichtahnens höheren dramatiſchen Lebens, als wenn der Dichter der Deodata in dem Vorwort die Oper deshalb verwirft, weil es unnatürlich ſey, daß die Leute auf dem Theater ſängen und dann verſichert, er habe ſich bemüht in folgendem romantiſchem Schauſpiel den Geſang, den er eingemiſcht, natürlich herbeizuführen. —

Laß ruh'n, laß ruh'n die Todten, rief Cyprian.

Und das, ſprach Lothar, und das um ſo mehr, als wie mich dünkt, ſchon die Mitternachtsſtunde naht, die der ſelige Mann nutzen könnte, und wie er es im Leben ſeinen Rezenſenten anzuthun pflegte, einige Ohrfeigen zuzutheilen mit unſichtbarer Krallenfauſt. In dem Augenblick rollte der Wagen heran, den Lothar des noch entkräfteten Theodors halber herausbeſtellt hatte und in dem die Freunde zurückkehrten nach der Stadt.

Sechster Abſchnitt.

Den Sylveſter, den ſonſt nichts in der Welt zu bewegen vermochte, zur ſchönen Jahreszeit das Land zu verlaſſen, hatte doch eine unwiderſtebliche pſychiſche Gewalt nach der Stadt gezogen. Es ſollte nehmlich ein kleines Theaterſtück, das er unlängſt gedichtet, aufgeführt werden, und es ſcheint unmöglich, daß ein Dichter die erſte Darſtellung ſeines Werks verſäume, hat er auch dabei mit vieler Angſt und Noth zu kämpfen.

Auch Vinzenz hatte ſich wieder aus dem Gewühl hervorgefunden, ſo war aber der Serapionsklubb wenigſtens für den Augenblick wieder hergeſtellt und die Brüder verſammelten ſich in demſelben freundlichen Gaſtgarten, in dem ſie ihre letzte Zuſammenkunft gehalten.

Sylveſter ſchien nicht derſelbe, er war heitrer, geſprächiger als jemals und ſchien überhaupt wie einer, dem ein großes Glück widerfahren.

War es, ſprach Lothar, war es nicht vernünftig, daß wir unſere Zuſammenkunft aufſchoben, bis unſeres Freundes Stück aufgeführt worden? — Wir hätten unſern guten Serapionsbruder zerſtreut, theilnahmlos, ja wie von einer ſchweren Laſt gedrückt gefunden. Immer hätte ihn ſein eignes Werk wie ein böſer Popanz geneckt und gefoppt, aber nun nachdem es eigentlich erſt entpuppt und als ſchöner Schmetterling emporgeflattert, der um mannigfache Gunſt nicht umſonſt gebuhlt hat, nun iſt alles klar und hell in ſeinem Gemüth. Er ſteht verklärt in dem Glanz des verdienten, ihm reichlich geſpendeten Beifalls, und wir wollen es ihm nicht einen Augenblick verdenken, wenn er heute etwas ſtolz auf uns herabſieht, da keiner im Stande, es ihm nachzumachen und sechs oder acht hundert Menſchen mit einem Schlage zu elektriſiren. — Aber jedem das Seine, dein kleines Stück iſt gut, Sylveſter, aber Du mußt es geſtehen, daß die vortreffliche Aufführung dem Werk erſt recht tüchtige Flügel anſetzte. Du biſt gewiß mit den Schauſpielern im höchſten Grade zufrieden.

Allerdings, erwiederte Sylveſter, wiewohl es ſehr ſchwer iſt, daß ein Theaterdichter mit der Aufführung ſeines Werks zufrieden ſeyn ſollte. Iſt er nicht ſelbſt jede Perſon ſeines Stücks, deren eigenthümlichſte Charakteriſtik mit allen ihren Bedingungen ſich in ſeinem eignen Innern erzeugt hat, und ſcheint es nicht unmöglich, daß ein anderer ſich jenen innerſten Gedanken, der die Perſon geboren, ſo aneigne oder vielmehr ſo ganz in ſich aufnehme, um ihn rein und unverſtört zum regen Leben herauszufördern? — Aber der ſtörriſche Dichter will, daß dies geſchehe und je lebendiger die Perſon des Stücks in ihm aufgegangen, deſto unzufriedener wird er mit der geringſten Abweichung ſeyn, die er in der Geſtaltung, in dem Spiel des Schauſpielers findet. Gewiß iſt es, daß daher der Dichter an einer Befangenheit leidet, die ihm den Genuß ſeines Werks verdirbt und daß nur dann, wenn er ſich dieſer Befangenheit zu entſchwingen, wenn er ſeine Dichtung, ſeine Perſonen als losgelöſt von ſeinem Innern, objektiv zu betrachten vermag, ſein Werk ihn nach Umſtänden erfreuen kann.

Aber, nahm Ottmar das Wort, aller Aerger, den ein Theaterdichter empfinden mag, wenn er ſtatt ſeiner, andere und noch dazu den ſeinen ganz unähnliche Perſonen auftreten ſieht, wird reich aufgewogen durch den Beifall des Publikums, für den ſich kein Künſtler verſchließen kann und ſoll.

Allerdings, ſprach Sylveſter weiter, allerdings, und da der Beifall zunächſt dem darſtellenden Künſtler gezollt wird, ſo überzeugt ſich der Dichter, der auf ſeinem entfernten Plätzchen mit Zittern und Zagen, ja oft mit Aerger und Unmuth zuſchaut, zuletzt: auch die fremde Perſon, die auf den Brettern der ſeinigen wenigſtens die Worte nachſpricht, ſey gar nicht ſo übel, wie man denken ſolle. Gewiß iſt es auch, und kein humaner, nicht in ſich ſelbſt ganz verſeſſener Dichter wird es läugnen, daß mancher geniale Schauſpieler, dem die Perſon des Stücks in wahrer Lebensfarbe aufgegangen, dem Dichter eine Charakteriſtik zu erſchließen vermag, an die er ſelbſt, wenigſtens nicht deutlich dachte, und dennoch für wahr anerkennen muß. Der Dichter ſchaut eine Perſon, die aus ſeinen innerſten Elementen geboren, jedoch in ihm fremdartiger Geſtaltung, aber eben dieſe Geſtaltung entſpricht jenen Elementen, ja es ſcheint unmöglich, daß ſie anders ſeyn könne, und er geräth über das, was ohne ſein zu ſcheinen, doch ſein iſt, in ein freudiges Erſtaunen, als ob er im engen Stüblein plötzlich einen Schatz gefunden, deſſen Exiſtenz er nicht geahnet.

Da, nahm Ottmar das Wort, da höre ich meinen lieben gutmüthigen Sylveſter, dem jene Eitelkeit völlig fremd iſt, an der manches große wahrhafte Talent den Erſtickungstod ſtirbt. Irgend ein Theaterdichter hat einmal unverholen geäußert, daß es durchaus keine Schauſpieler gebe, die im Stande ſeyn ſollten, den ihm inwohnenden Geiſt zu erkennen, und die Perſonen, die er ſchaffe, darzuſtellen. — Wie ſo ganz anders war es mit unſerm großen herrlichen Schiller! Der gerieth einmal wirklich in jenes freudige Erſtaunen, von dem Sylveſter ſpricht, als er den Wallenſtein darſtellen ſah, und verſicherte, nun erſt ſtehe ſein Held ihm recht lebendig in Fleiſch und Blut vor Augen. Der den Wallenſtein darſtellte, war aber Fleck, der ewig unvergeßliche Heros unſrer Bühne.

Ueberhaupt, ſprach Lothar, bin ich überzeugt, und das Beiſpiel, welches Ottmar ſo eben anführt, giebt den beſten Beweis davon, daß der Dichter, dem in der Tiefe des Gemüths die wahrhaftige Erkenntniß der Kunſt und mit ihr auch die Andacht aufgegangen, die den ſchaffenden Geiſt im Univerſum anbetet, ſich nicht herabzuwürdigen vermag zu dem ſchnöden Götzendienſt, der nichts verehrt als ſein eignes Ich, als einzig alles Vortreffliche gebährenden Fetiſch. — Sehr leicht wird ein großes Talent für ein wahrhaftes Genie geachtet, aber die Zeit vernichtet jede Täuſchung, indem das Talent ihren Angriffen erliegt, während ſie über das wahrhafte Genie, das in unverletzlicher Schönheit und Stärke fortlebt, nichts vermag! — Um aber wieder auf unſern Sylveſter und ſein Theaterſtück zurückzukommen, ſo muß ich Euch bekennen, daß ich gar nicht zu begreifen vermag, wie jemand zu dem heroiſchen Entſchluß kommen kann, ein Opus, das er ſeiner regen Phantaſie und glücklichen ſchöpferiſchen Augenblicken verdankt, vor ſich auf den ſchlüpfrigen ſchwankenden Brettern des Theaters heragiren zu laſſen!

Die Freunde lachten und meinten, daß Lothar nach ſeiner gewöhnlichen Art und Weiſe wieder mit einer ganz abſonderlichen Meinung hervortreten würde.

Bin ich, ſprach Lothar, bin ich denn ſolch ein abſonderlicher

Menſch, der manchmal meint, was kein anderer zu meinen gerade aufgelegt iſt? — Nun mag es dem ſeyn wie ihm wolle, ich wiederhole, daß wenn ein ordentlicher Dichter mit treuem wahrhaftem Gemüth, wie unſer Sylveſter, ein Stück aufs Theater bringt, es mich bedünken will, als entſchlöſſe er ſich auf gut Glück durchs Fenſter zu ſpringen aus dem dritten Stock des Hauſes! — Ich will es Euch nur geſtehen! — Als ich Euch verſicherte, ich ſey, da Sylveſters Stück gegeben wurde, gar nicht im Theater geweſen, ſondern urtheile nur von Hörenſagen, ſo habe ich Euch mit Eurer gütigen Erlaubniß belogen! — Allerdings ſaß ich auf einem entfernten Plätzchen, ein zweiter Sylveſter, ein zweiter Dichter des Stücks. Denn unmöglich war bei ihm ſelbſt die Spannung, das ſeltſame aus Luſt und Unmuth, aus beinahe bis zur Angſt geſteigerter Befangenheit zuſammengeſetzte Gefühl ſtärker als bei mir. Jedes Wort des Schauſpielers, jede ſeiner Bewegungen, die mir nicht richtig ſchien, verſetzte mir den Athem und ich dachte: o du mein Himmel, kann das wirken, kann das gefallen? — und iſt denn der Dichter daran Schuld?

Du machſt, nahm Sylveſter das Wort, das Ding zu arg. Auch mir verſetzt, vorzüglich fängt das Stück an, eine ſchlimme Beklommenheit den Athem, die ſich, geht das Ding gut von Statten, äußert ſich das Publikum gnädig, aber immer mehr und mehr verliert und einem ſehr angenehmen Gefühl Platz macht, woran freilich das egoiſtiſche Wohlgefallen an der eignen Schöpfung den größten Antheil haben mag.

O Ihr Theaterdichter, rief Vinzenz, Ihr ſeyd die eitelſten, die es giebt, Euch iſt der Beifall der Menge der wahre Honig von Hybla, den Ihr genießt mit ſüßen Mienen! — Doch ich will den Advocatum diaboli machen und beibringen, daß Euch Eure Angſt, Eure Beklommenheit, die mancher bloß für den Krampf der Eitelkeit, der Gefallſucht halten möchte, eben ſo wenig zu verdenken iſt, als jedem, der ein hohes gewagtes Spiel ſpielt. Ihr ſetzt Euer Ich ein, und Beifall iſt der Gewinn, der Verluſt aber nicht allein verwundender Tadel, ſondern noch, ſteigt dieſer bis zu unverholner öffentlicher Aeußerung, jener Makel des Lächerlichen, der das ärgſte und wenigſtens nach der Meinung der Franzoſen die fürchterlichſte Verdammniß iſt, die ein Menſch hienieden dulden kann. — Tugendhafte Franzmänner wollen daher ja auch viel lieber für ausgemachte Schurken gelten, als lächerlich erſcheinen. — Ganz gewiß iſt es, daß den ausgepochten Theaterdichter immer der Fluch des Lächerlichen trifft, den er oft Zeit ſeines Lebens nicht abſchüttelt. Selbſt nachheriger Beifall bleibt zweideutig, und ſchon mancher, dem dergleichen geſchah, iſt verzweiflungsvoll in die triſte Einöde jener Dichtungen geflohen, die ſich wie Schauſpiele gebehrden, indeſſen wie der Autor auf das heiligſte verſichert, durchaus nicht für das Theater beſtimmt ſind.

Ich gebe, ſprach Theodor, Euch beiden, Lothar und Vinzenz, aus tiefer Ueberzeugung vollkommen recht, daß es für einen Dichter, zumal aber einen Componiſten, ein gar gewagtes Spiel iſt, ein Werk auf das Theater zu bringen. Es heißt ſein Eigenthum Preis geben dem Winde und den Wellen. Bedenkt man nemlich, von welchen tauſend Zufälligkeiten die Wirkung eines Stücks abhängt, wie oft der gedachte und wohlberechnete Effekt irgend einer Stelle an dem Ungeſchick eines einzigen Sängers, eines einzigen Inſtrumentaliſten ſcheitert, wie oft —

Hört! hört! unterbrach Vinzenz den Freund, hört! hört! rufe ich wie die edlen Lords im engliſchen Parlament, wenn ein edler Lord im Begriff ſteht, recht aus der Schule zu ſchwatzen. Theodor hat eben nichts im Sinn als die Oper, die er vor ein Paar Jahren auf das Theater brachte! Da ich nun, ſprach er, ein Dutzend mißlungene Proben angeſchaut habe, da noch ſelbſt in der letzten Hauptprobe der Maestro mit meiner Partitur nicht ganz im Reinen war, ſo wie mit dem Verſtändniß des ganzen Werks überhaupt, ſo bin ich über die Zweideutigkeit des Schickſals, das gleich einer ſchwarzen Wolke über meiner Dichtung hängt, ganz beruhigt. Fällt mein Werk, ſo falle es denn! mir iſt alle Beſorgniß deshalb benommen, ich bin hinweg über alle Angſt und Beklommenheit des Autors — und was dergleichen ſchöne Redensarten noch mehr waren. Genug, als ich am Tage der Aufführung meinen Freund ſah, und die Zeit da war, nach dem Theater zu gehen, wurde er plötzlich leichenblaß, lachte aber dabei ungemein, niemand wußte recht worüber, verſicherte ſehr heftig, beinahe habe er vergeſſen, daß ſeine Oper heute gegeben würde, wollte durchaus, als er den Ueberrock anzuziehen unternahm, den rechten Arm in den linken Aermel ſtecken, ſo daß ihm meine Beihülfe nöthig, rannte dann, ohne ein Wort zu ſprechen, wie beſeſſen über die Straße, und fiel, als in dem Augenblick, da er in die Loge treten wollte, der erſte Akkord der Ouverture losſchlug, dem erſchrockenen Logenſchließer in die Arme, dann aber —

Still! ſtill! rief Theodor, was meine Oper und deren Aufführung betrifft, ſo will ich Euch, ſollt' es Euch einmal wieder gemüthlich ſeyn über Muſik zu ſprechen, manches darüber ſagen, aber heute kein Wort davon, kein einziges Wörtchen —

Schon viel zu viel, nahm Lothar das Wort, haben wir überdem über ein und daſſelbe geſchwatzt und zum Schluß will ich nur noch bemerken, daß mir das Anekdötchen von Voltaire ſehr wohl gefällt, der einmal als ein Trauerſpiel — irr' ich nicht, ſo war es Zaire — gegeben werden ſollte, über das Schickſal ſeines Werks in ſolch ſchrecklicher Angſt war, daß er es gar nicht wagte, in das Theater zu gehen. Auf dem ganzen Wege von dem Theater bis zu ſeiner Wohnung waren aber Boten ausgeſtellt, die von Moment zu Moment ihm telegraphiſche Nachrichten von dem Gange des Stücks zubringen mußten, ſo daß er auf ſeiner Stube im Schlafrock alle Qualen, alle Luſt des Autors gemächlich zu empfinden im Stande war.

Sollte, ſprach Sylveſter, ſollte dies Anekdötlein nicht eine gute Theaterſzene geben, und zugleich eine tüchtige Aufgabe für einen Schauſpieler ſeyn, der die ſogenannten Charakterrollen ſpielt? — Man denke ſich Voltaire auf der Bühne — er empfängt die Nachrichten — „das Publikum iſt unruhig! —“ „Ha, ruft er, iſt es möglich, deine Theilnahme zu erregen, leichtſinniges Volk! —“ Das Publikum applaudirt, ſchreit vor Entzücken! — „Ha! wackre Franzoſen, ihr verſteht Euern Voltaire und habt ihn —“ das Publikum ziſcht, auch laſſen ſich Pfeiflein hören! — „Verräther, treuloſe! — das mir, das mir —“

Halt, halt, rief Ottmar, Sylveſter macht uns hier in der Begeiſterung des Beifalls, den er errungen, auf der Stelle ein ganzes Luſtſpiel, ſtatt daß er als ein würdiger Serapionsbruder für uns ſorgen und die Erzählung vorleſen ſoll, deren ſehr anziehenden Stoff er mir vor einiger Zeit mittheilte und die er, wie ich weiß, ausgearbeitet und mitgebracht hat.

Wir haben, ſprach Sylveſter, ſo eben an Voltaire gedacht, Ihr möget daher, meine theuren Serapionsbrüder, an ſein Siecle de Louis XIV. und an dies Zeitalter überhaupt ſelbſt denken, aus dem ich die Erzählung entnommen, die ich demüthigſt Eurer gütigen Aufnahme empfehle.

Sylveſter las:

Das Fräulein von Scuderi.

Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten.

In der Straße St. Honorée war das kleine Haus gelegen, welches Magdaleine von Scuderi, bekannt durch ihre anmuthigen Verſe, durch die Gunſt Ludwig des XIV. und der Maintenon, bewohnte.

Spät um Mitternacht — es mochte im Herbſte des Jahres 1680 ſeyn — wurde an dieſes Haus hart und heftig angeſchlagen, daß es im ganzen Flur laut wiederhallte. — Baptiſte, der in des Fräuleins kleinem Haushalt Koch, Bedienten und Thürſteher zugleich vorſtellte, war mit Erlaubniß ſeiner Herrſchaft über Land gegangen zur Hochzeit ſeiner Schweſter, und ſo kam es, daß die Martiniere, des Fräuleins Kammerfrau, allein im Hauſe noch wachte. Sie hörte die wiederholten Schläge, es fiel ihr ein, daß Baptiſte fortgegangen, und ſie mit dem Fräulein ohne weitern Schutz im Hauſe geblieben ſey; aller Frevel von Einbruch, Diebſtahl und Mord wie er jemals in Paris verübt worden, kam ihr in den Sinn, es wurde ihr gewiß, daß irgend ein Haufen Meuter, von der Einſamkeit des Hauſes unterrichtet, da draußen tobe, und eingelaſſen ein böſes Vorhaben gegen die Herrſchaft ausführen wolle, und ſo blieb ſie in ihrem Zimmer zitternd und zagend, und den Baptiſte verwünſchend ſammt ſeiner Schweſter Hochzeit. Unterdeſſen donnerten die Schläge immer fort, und es war ihr, als rufe eine Stimme dazwiſchen: So macht doch nur auf um Chriſtuswillen, ſo macht doch nur auf! Endlich in ſteigender Angſt ergriff die Martiniere ſchnell den Leuchter mit der brennenden Kerze, und rannte hinaus auf den Flur; da vernahm ſie ganz deutlich die Stimme des Anpochenden: Um Chriſtuswillen, ſo macht doch nur auf! „In der That, dachte die Martiniere, ſo ſpricht doch wohl kein Räuber; wer weiß, ob nicht gar ein Verfolgter Zuflucht ſucht bei meiner Herrſchaft, die ja geneigt iſt zu jeder Wohlthat. Aber laßt uns vorſichtig ſeyn!“ — Sie öffnete ein Fenſter und rief hinab, wer denn da unten in ſpäter Nacht ſo an der Hausthür tobe, und alles aus dem Schlafe wecke, indem ſie ihrer tiefen Stimme ſo viel Männliches zu geben ſich bemühte, als nur möglich. In dem Schimmer der Mondesſtrahlen, die eben durch die finſtern Wolken brachen, gewahrte ſie eine lange.

in einen hellgrauen Mantel gewickelte Geſtalt, die den breiten Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Sie rief nun mit lauter Stimme, ſo, daß es der unten vernehmen konnte: Baptiſte, Claude, Pierre, ſteht auf, und ſeht einmal zu, welcher Taugenichts uns das Haus einſchlagen will! Da ſprach es aber mit ſanfter, beinahe klagender Stimme von unten herauf: Ach! la Martiniere, ich weiß ja, daß Ihr es ſeyd, liebe Frau, ſo ſehr Ihr Eure Stimme zu verſtellen trachtet, ich weiß ja, daß Baptiſte über Land gegangen iſt, und Ihr mit Eurer Herrſchaft allein im Hauſe ſeyd. Macht mir nur getroſt auf, befürchtet nichts. Ich muß durchaus mit Eurem Fräulein ſprechen, noch in dieſer Minute. „Wo denkt Ihr hin, erwiederte die Martiniere, mein Fräulein wollt Ihr ſprechen mitten in der Nacht? Wißt Ihr denn nicht, daß ſie längſt ſchläft, und daß ich ſie um keinen Preis wecken werde aus dem erſten ſüßeſten Schlummer, deſſen ſie in ihren Jahren wohl bedarf.“ „Ich weiß, ſprach der Untenſtehende, ich weiß, daß Euer Fräulein ſo eben das Manuſcript ihres Romans, Clelia geheißen, an dem ſie raſtlos arbeitet, bei Seite gelegt hat, und jetzt noch einige Verſe aufſchreibt, die ſie morgen bei der Marquiſe de Maintenon vorzuleſen gedenkt. Ich beſchwöre Euch, Frau Martiniere, habt die Barmherzigkeit, und öffnet mir die Thüre. Wißt, daß es darauf ankommt, einen Unglücklichen vom Verderben zu retten, wißt, daß Ehre, Freiheit, ja das Leben eines Menſchen abhängt von dieſem Augenblick, in dem ich Euer Fräulein ſprechen muß. Bedenkt, daß Eurer Gebieterin Zorn ewig auf Euch laſten würde, wenn Sie erführe, daß Ihr es waret, die den Unglücklichen, welcher kam, ihre Hülfe zu erflehen, hartherzig von der Thüre wieſet.“ „Aber warum ſprecht ihr denn meines Fräuleins Mitleid an in dieſer ungewöhnlichen Stunde, kommt morgen zu guter Zeit wieder,“ ſo ſprach die Martiniere herab; da erwiederte der unten: „Kehrt ſich denn das Schickſal, wenn es verderbend wie der tödtende Blitz einſchlägt, an Zeit und Stunde? Darf, wenn nur ein Augenblick Rettung noch möglich iſt, die Hülfe aufgeſchoben werden? Oeffnet mir die Thüre, fürchtet doch nur nichts von einem Elenden, der ſchutzlos, verlaſſen von aller Welt, verfolgt, bedrängt von einem ungeheuern Geſchick Euer Fräulein um Rettung anflehen will aus drohender Gefahr!“ Die Martiniere vernahm, wie der Untenſtehende bei dieſen Worten vor tiefem Schmerz ſtöhnte und ſchluchzte; dabei war der Ton von ſeiner Stimme der eines Jünglings, ſanft und eindringend tief in die Bruſt. Sie fühlte ſich im Innerſten bewegt, ohne ſich weiter lange zu beſinnen, holte ſie die Schlüſſel herbei.

So wie ſie die Thüre kaum geöffnet, drängte ſich ungeſtüm die im Mantel gehüllte Geſtalt hinein und rief, der Martiniere vorbeiſchreitend in den Flur, mit wilder Stimme: „Führt mich zu Euerm Fräulein!“ Erſchrocken hob die Martiniere den Leuchter in die Höhe, und der Kerzenſchimmer fiel in ein todtbleiches, furchtbar entſtelltes Jünglingsantlitz. Vor Schrecken hätte die Martiniere zu Boden ſinken mögen, als nun der Menſch den Mantel auseinanderſchlug, und der blanke Griff eines Stilets aus dem Bruſtlatz hervorragte. Es blitzte der Menſch ſie an mit funkelnden Augen und rief noch wilder als zuvor: „Führt mich zu Euerm Fräulein, ſage ich Euch!“ Nun ſah die Martiniere ihr Fräulein in der dringendſten Gefahr, alle Liebe zu der theuren Herrſchaft, in der ſie zugleich die fromme, treue Mutter ehrte, flammte ſtärker auf im Innern, und erzeugte einen Muth, deſſen ſie wohl ſelbſt ſich nicht fähig geglaubt hätte. Sie warf die Thüre ihres Gemachs, die ſie offen gelaſſen, ſchnell zu, trat vor dieſelbe und ſprach ſtark und feſt: „In der That, Euer tolles Betragen hier im Hauſe paßt ſchlecht zu Euern kläglichen Worten da draußen, die, wie ich nun wohl merke, mein Mitleiden ſehr zu unrechter Zeit erweckt haben. Mein Fräulein ſollt und werdet ihr jetzt nicht ſprechen. Habt Ihr nichts Böſes im Sinn, dürft ihr den Tag nicht ſcheuen, ſo kommt morgen wieder, und bringt Eure Sache an! — jetzt ſchert Euch aus dem Hauſe!“ Der Menſch ſtieß einen dumpfen Seufzer aus, blickte die Martiniere ſtarr an mit entſetzlichem Blick, und griff nach dem Stilet. Die Martiniere befahl im Stillen ihre Seele dem Herrn, doch blieb ſie ſtandhaft, und ſah dem Menſchen keck ins Auge, indem ſie ſich feſter an die Thüre des Gemachs drückte, durch welches der Menſch gehen mußte, um zu dem Fräulein zu gelangen. „Laßt mich zu Euerm Fräulein, ſage ich Euch,“ rief der Menſch nochmals. „Thut was ihr wollt, erwiederte die Martiniere, ich weiche nicht von dieſem Platz, vollendet nur die böſe That, die ihr begonnen, auch ihr werdet den ſchmachvollen Tod finden auf dem Greveplatz, wie Eure verruchten Spießgeſellen.“ „Ha, ſchrie der Menſch auf, ihr habt recht, la Martiniere! ich ſehe aus, ich bin bewaffnet wie ein verruchter Räuber und Mörder, aber meine Spießgeſellen ſind nicht gerichtet, ſind nicht gerichtet!“ — Und damit zog er, giftige Blicke ſchießend auf die zum

Tode geängſtete Frau, das Stilet heraus. Jeſus! rief ſie, den Todesſtoß erwartend, aber in dem Augenblick ließ ſich auf der Straße das Geklirr von Waffen, der Huftritt von Pferden hören. „Die Marechauſſee — die Marechauſſee. Hülfe, Hülfe!“ ſchrie die Martiniere. „Entſetzliches Weib, du willſt mein Verderben — nun iſt Alles aus, alles aus! — nimm! — nimm; gieb das dem Fräulein heute noch — morgen wenn du willſt“ — dieß leiſe murmelnd hatte der Menſch der Martiniere den Leuchter weggeriſſen, die Kerzen verlöſcht und ihr ein Käſtchen in die Hände gedrückt. Um deiner Seligkeit willen, gieb das Käſtchen dem Fräulein, rief der Menſch und ſprang zum Hauſe hinaus. Die Martiniere war zu Boden geſunken, mit Mühe ſtand ſie auf, und tappte ſich in der Finſterniß zurück in ihr Gemach, wo ſie ganz erſchöpft, keines Lautes mächtig, in den Lehnſtuhl ſank. Nun hörte ſie die Schlüſſel klirren, die ſie im Schloß der Hausthüre hatte ſtecken laſſen. Das Haus wurde zugeſchloſſen und leiſe unſichere Tritte nahten ſich dem Gemach. Feſt gebannt, ohne Kraft ſich zu regen, erwartete ſie das Gräßliche; doch wie geſchah ihr, als die Thüre aufging und ſie bei dem Scheine der Nachtlampe auf den erſten Blick den ehrlichen Baptiſte erkannte; der ſah leichenblaß aus und ganz verſtört. „Um aller Heiligen willen, fing er an, um aller Heiligen willen, ſagt mir Frau Martiniere, was iſt geſchehen? Ach die Angſt! die Angſt! — Ich weiß nicht was es war, aber fortgetrieben hat es mich von der Hochzeit geſtern Abend mit Gewalt! — Und nun komme ich in die Straße. Frau Martiniere, denk ich, hat einen leiſen Schlaf, die wird's wohl hören, wenn ich leiſe und ſäuberlich anpoche an die Hausthüre, und mich hineinlaſſen. Da kommt mir eine ſtarke Patrouille entgegen, Reiter, Fußvolk bis an die Zähne bewaffnet, und hält mich an und will mich nicht fortlaſſen. Aber zum Glück iſt Desgrais dabei, der Marechauſſee-Lieutnant, der mich recht gut kennt; der ſpricht, als ſie mir die Laterne unter die Naſe halten: Ei Baptiſte, wo kommſt du her des Wegs in der Nacht? Du mußt ſein im Hauſe bleiben und es hüten. Hier iſt es nicht geheuer, wir denken noch in dieſer Nacht einen guten Fang zu machen. Ihr glaubt gar nicht, Frau Martiniere, wie mir dieſe Worte aufs Herz fielen. Und nun trete ich auf die Schwelle, da ſtürzt ein verhüllter Menſch aus dem Hauſe, das blanke Stilet in der Fauſt, und rennt mich um und um — das Haus iſt offen, die Schlüſſel ſtecken im Schloſſe — ſagt, was hat das Alles zu bedeuten?“ Die Martiniere, von ihrer Todesangſt befreit, erzählte, wie ſich Alles begeben. Beide, ſie und Baptiſte, gingen in den Hausflur, ſie fanden den Leuchter auf dem Boden, wo der fremde Menſch ihn im Entfliehen hingeworfen. „Es iſt nur zu gewiß, ſprach Baptiſte, daß unſer Fräulein beraubt und wohl gar ermordet werden ſollte. Der Menſch wußte, wie ihr erzählt, daß ihr allein wart mit dem Fräulein, ja ſogar, daß ſie noch wachte bei ihren Schriften; gewiß war es einer von den verfluchten Gaunern und Spitzbuben, die bis ins Innere der Häuſer dringen, alles liſtig auskundſchaftend, was ihnen zur Ausführung ihrer teufliſchen Anſchläge dienlich. Und das kleine Käſtchen, Frau Martiniere, das, denk ich, werfen wir in die Seine, wo ſie am tiefſten iſt. Wer ſteht uns dafür, daß nicht irgend ein verruchter Unhold unſerm guten Fräulein nach dem Leben trachtet, daß ſie, das Käſtchen öffnend, nicht todt niederſinkt, wie der alte Marquis von Tournay, als er den Brief aufmachte, den er von unbekannter Hand erhalten! —“ Lange rathſchlagend beſchloſſen die Getreuen endlich, dem Fräulein am andern Morgen Alles zu erzählen und ihr auch das geheimnißvolle Käſtchen einzuhändigen, das ja mit gehöriger Vorſicht geöffnet werden könne. Beide, erwägten ſie genau jeden Umſtand der Erſcheinung des verdächtigen Fremden, meinten, daß wohl ein beſonderes Geheimniß im Spiele ſeyn könne, über das ſie eigenmächtig nicht ſchalten dürften, ſondern die Enthüllung ihrer Herrſchaft überlaſſen müßten. —

Baptiſte's Beſorgniſſe hatten ihren guten Grund. Gerade zu der Zeit war Paris der Schauplatz der verruchteſten Greuelthaten, gerade zu der Zeit bot die teufliſchſte Erfindung der Hölle die leichteſten Mittel dazu dar.

Glaſer, ein teutſcher Apotheker, der beſte Chemiker ſeiner Zeit, beſchäftigte ſich, wie es bei Leuten von ſeiner Wiſſenſchaft wohl zu geſchehen pflegt, mit alchymiſtiſchen Verſuchen. Er hatte es darauf abgeſehen, den Stein der Weiſen zu finden. Ihm geſellte ſich ein Italiener zu, Namens Exili. Dieſem diente aber die Goldmacherkunſt nur zum Vorwande. Nur das Miſchen, Kochen, Sublimiren der Giftſtoffe, in denen Glaſer ſein Heil zu finden hoffte, wollt' er erlernen, und es gelang ihm endlich, jenes feine Gift zu bereiten, das ohne Geruch, ohne Geſchmack, entweder auf der Stelle oder langſam tödtend, durchaus keine Spur im menſchlichen Körper zurückläßt, und alle Kunſt, alle Wiſſenſchaft der Aerzte täuſcht, die, den Giftmord nicht ahnend, den Tod einer natürlichen Urſache zuſchreiben müſſen. So vorſichtig Exili auch zu Werke ging, ſo kam er doch in den Verdacht des Giftverkaufs, und wurde nach der Baſtille gebracht. In daſſelbe Zimmer ſperrte man bald darauf den Hauptmann Godin de Sainte Croix ein. Dieſer hatte mit der Marquiſe de Brinvillier lange Zeit in einem Verhältniſſe gelebt, welches Schande über die ganze Familie brachte, und endlich, da der Marquis unempfindlich blieb für die Verbrechen ſeiner Gemahlin, ihren Vater, Dreux d'Aubray, Civil-Lieutnant zu Paris, nöthigte, das verbrecheriſche Paar durch einen Verhaftsbefehl zu trennen, den er wider den Hauptmann auswirkte. Leidenſchaftlich, ohne Charakter, Frömmigkeit heuchelnd und zu Laſtern aller Art geneigt von Jugend auf, eiferſüchtig, rachſüchtig bis zur Wuth, konnte dem Hauptmann nichts willkommner ſeyn als Exili's teufliſches Geheimniß, das ihm die Macht gab, alle ſeine Feinde zu vernichten. Er wurde Exili's eifriger Schüler, und that es bald ſeinem Meiſter gleich, ſo daß er, aus der Baſtille entlaſſen, allein fortzuarbeiten im Stande war.

Die Brinvillier war ein entartetes Weib, durch Sainte Croix wurde ſie zum Ungeheuer. Er vermochte ſie nach und nach, erſt ihren eigenen Vater, bei dem ſie ſich befand, ihn mit verruchter Heuchelei im Alter pflegend, dann ihre beiden Brüder, und endlich ihre Schweſter zu vergiften; den Vater aus Rache, die andern der reichen Erbſchaft wegen. Die Geſchichte mehrerer Giftmörder giebt das entſetzliche Beiſpiel, daß Verbrechen der Art zur unwiderſtehlichen Leidenſchaft werden. Ohne weiteren Zweck, aus reiner Luſt daran, wie der Chemiker Experimente macht zu ſeinem Vergnügen, haben oft Giftmörder Perſonen gemordet, deren Leben oder Tod ihnen völlig gleich ſeyn konnte. Das plötzliche Hinſterben mehrerer Armen im Hotel Dieu erregte ſpäter den Verdacht, daß die Brode, welche die Brinvillier dort wöchentlich auszutheilen pflegte, um als Muſter der Frömmigkeit und des Wohlthuns zu gelten, vergiftet waren. Gewiß iſt es aber, daß ſie Taubenpaſteten vergiftete, und ſie den Gäſten, die ſie geladen, vorſetzte. Der Chevalier de Guet und mehrere andere Perſonen fielen als Opfer dieſer hölliſchen Mahlzeiten. Sainte Croix, ſein Gehülfe la Chauſſee, die Brinvillier wußten lange Zeit ihre gräßlichen Unthaten in undurchdringliche Schleier zu hüllen; doch welche verruchte Liſt verworfener Menſchen vermag zu beſtehen, hat die ewige Macht des Himmels beſchloſſen, ſchon hier auf Erden die Frevler zu richten! — Die Gifte, welche Sainte Croix bereitete, waren ſo fein, daß, lag das Pulver (poudre de succession nannten es die Pariſer) bei der Bereitung offen, ein einziger Athemzug hinreichte, ſich augenblicklich den Tod zu geben. Sainte Croix trug deshalb bei ſeinen Operationen eine Maske von feinem Glaſe. Dieſe fiel eines Tags, als er eben ein fertiges Giftpulver in eine Phiole ſchütten wollte, herab, und er ſank, den feinen Staub des Giftes einathmend, augenblicklich todt nieder. Da er ohne Erben verſtorben, eilten die Gerichte herbei, um den Nachlaß unter Siegel zu nehmen. Da fand ſich in einer Kiſte verſchloſſen das ganze hölliſche Arſenal des Giftmords, das dem verruchten Sainte Croix zu Gebote geſtanden, aber auch die Briefe der Brinvillier wurden aufgefunden, die über ihre Unthaten keinen Zweifel ließen. Sie floh nach Lüttich in ein Kloſter. Desgrais, ein Beamter der Marechauſſee, wurde ihr nachgeſendet. Als Geiſtlicher verkleidet, erſchien er in dem Kloſter, wo ſie ſich verborgen. Es gelang ihm, mit dem entſetzlichen Weibe einen Liebeshandel anzuknüpfen, und ſie zu einer heimlichen Zuſammenkunft in einem einſamen Garten vor der Stadt zu verlocken. Kaum dort angekommen, wurde ſie aber von Desgrais' Häſchern umringt, der geiſtliche Liebhaber verwandelte ſich plötzlich in den Beamten der Marechauſſee, und nöthigte ſie in den Wagen zu ſteigen, der vor dem Garten bereit ſtand, und von den Häſchern umringt, gerades Wegs nach Paris abfuhr. La Chauſſee war ſchon früher enthauptet worden, die Brinvillier litt denſelben Tod, ihr Körper wurde nach der Hinrichtung verbrannt, und die Aſche in die Lüfte zerſtreut.

Die Pariſer athmeten auf, als das Ungeheuer von der Welt war, das die heimliche mörderiſche Waffe ungeſtraft richten konnte gegen den Feind und Freund. Doch bald that es ſich kund, daß des verruchten La Croix entſetzliche Kunſt ſich fort vererbt hatte. Wie ein unſichtbares tückiſches Geſpenſt ſchlich der Mord ſich ein in die engſten Kreiſe, wie ſie Verwandtſchaft — Liebe — Freundſchaft nur bilden können, und erfaßte ſicher und ſchnell die unglücklichen Opfer. Der, den man heute in blühender Geſundheit geſehen, wankte morgen krank und ſiech umher, und keine Kunſt der Aerzte konnte ihn vor dem Tode retten. Reichthum — ein einträgliches Amt — ein ſchönes, vielleicht zu jugendliches Weib — das genügte zur Verfolgung auf den Tod. Das grauſamſte Mißtrauen trennte die heiligſten Bande. Der Gatte zitterte vor der Gattin — der Vater vor dem Sohn — die Schweſter vor dem Bruder. — Unberührt blieben die Speiſen, blieb der Wein bei dem Mahl, das der Freund den Freunden gab, und wo ſonſt Luſt und Scherz gewaltet, ſpähten verwilderte Blicke nach dem verkappten Mörder. Man ſah Familienväter ängſtlich in entfernten Gegenden Lebensmittel einkaufen, und in dieſer, jener ſchmutzigen Garküche ſelbſt bereiten, in ihrem eigenen Hauſe teufliſchen Verrath fürchtend. Und doch war manchmal die größte, bedachteſte Vorſicht vergebens.

Der König, dem Unweſen, das immer mehr überhand nahm, zu ſteuern, ernannte einen eigenen Gerichtshof, dem er ausſchließlich die Unterſuchung und Beſtrafung dieſer heimlichen Verbrechen übertrug. Das war die ſogenannte Chambre ardente, die ihre Sitzungen unfern der Baſtille hielt, und welcher la Regnie als Präſident vorſtand. Mehrere Zeit hindurch blieben Regnie's Bemühungen, ſo eifrig ſie auch ſeyn mochten, fruchtlos, dem verſchlagenen Desgrais war es vorbehalten, den geheimſten Schlupfwinkel des Verbrechens zu entdecken. — In der Vorſtadt Saint Germain wohnte ein altes Weib, la Voiſin geheißen, die ſich mit Wahrſagen und Geiſterbeſchwören abgab, und mit Hülfe ihrer Spießgeſellen, le Sage und le Vigoureux, auch ſelbſt Perſonen, die eben nicht ſchwach und leichtgläubig zu nennen, in Furcht und Erſtaunen zu ſetzen wußte. Aber ſie that mehr als dieſes. Exili's Schülerin wie la Croix, bereitete ſie wie dieſer, das feine, ſpurloſe Gift, und half auf dieſe Weiſe ruchloſen Söhnen zur frühen Erbſchaft, entarteten Weibern zum andern jüngern Gemahl. Desgrais drang in ihr Geheimniß ein, ſie geſtand alles, die Chambre ardente verurtheilte ſie zum Feuertode, den ſie auf dem Greveplatze erlitt. Man fand bei ihr eine Liſte aller Perſonen, die ſich ihrer Hülfe bedient hatten; und ſo kam es, daß nicht allein Hinrichtung auf Hinrichtung folgte, ſondern auch ſchwerer Verdacht ſelbſt auf Perſonen von hohem Anſehen laſtete. So glaubte man, daß der Cardinal Bonzy bei der la Voiſin das Mittel gefunden, alle Perſonen, denen er als Erzbiſchof von Narbonne Penſionen bezahlen mußte, in kurzer

Zeit hinſterben zu laſſen. So wurden die Herzogin von Bouillon, die Gräfin von Soißons, deren Namen man auf der Liſte gefunden, der Verbindung mit dem teufliſchen Weibe angeklagt, und ſelbſt François Henri de Montmorenci, Boudebelle, Herzog von Luxemburg, Pair und Marſchall des Reichs, blieb nicht verſchont. Auch ihn verfolgte die furchtbare Chambre ardente. Er ſtellte ſich ſelbſt zum Gefängniß in der Baſtille, wo ihn Louvois und la Regnie's Haß in ein ſechs Fuß langes Loch einſperren ließ. Monate vergingen, ehe es ſich vollkommen ausmittelte, daß des Herzogs Verbrechen keine Rüge verdienen konnte. Er hatte ſich einmal von le Sage das Horoskop ſtellen laſſen.

Gewiß iſt es, daß blinder Eifer den Präſidenten la Regnie zu Gewaltſtreichen und Grauſamkeiten verleitete. Das Tribunal nahm ganz den Charakter der Inquiſition an, der geringfügigſte Verdacht reichte hin zu ſtrenger Einkerkerung, und oft war es dem Zufall überlaſſen, die Unſchuld des auf den Tod Angeklagten darzuthun. Dabei war Regnie von garſtigem Anſehen und heimtückiſchem Weſen, ſo daß er bald den Haß derer auf ſich lud, deren Rächer oder Schützer zu ſeyn er berufen wurde. Die Herzogin von Bouillon, von ihm im Verhöre gefragt, ob ſie den Teufel geſehen? erwiederte: mich dünkt, ich ſehe ihn in dieſem Augenblick!

Während nun auf dem Greveplatz das Blut Schuldiger und Verdächtiger in Strömen floß, und endlich der heimliche Giftmord ſeltner und ſeltner wurde, zeigte ſich ein Unheil anderer Art, welches neue Beſtürzung verbreitete. Eine Gaunerbande ſchien es darauf angelegt zu haben, alle Juwelen in ihren Beſitz zu bringen. Der reiche Schmuck, kaum gekauft, verſchwand auf unbegreifliche Weiſe, mochte er verwahrt ſeyn wie er wollte. Noch viel ärger war es aber, daß Jeder, der es wagte, zur Abendzeit Juwelen bei ſich zu tragen, auf offener Straße oder in finſtern Gängen der Häuſer beraubt, ja wohl gar ermordet wurde. Die mit dem Leben davon gekommen, ſagten aus, ein Fauſtſchlag auf den Kopf habe ſie wie ein Wetterſtrahl niedergeſtürzt, und aus der Betäubung erwacht, hätten ſie ſich beraubt, und an ganz anderm Orte als da, wo ſie der Schlag getroffen, wieder gefunden. Die Ermordeten, wie ſie beinahe jeden Morgen auf der Straße oder in den Häuſern lagen, hatten alle dieſelbe tödtliche Wunde. Einen Dolchſtich ins Herz, nach dem Urtheil der Aerzte ſo ſchnell und ſicher tödtend, daß der Verwundete keines Lautes mächtig zu Boden ſinken mußte. Wer war an dem üppigen Hofe Ludwig des XIV., der nicht in einen geheimen Liebeshandel verſtrickt, ſpät zur Geliebten ſchlich, und manchmal ein reiches Geſchenk bei ſich trug? — Als ſtünden die Gauner mit Geiſtern im Bunde, wußten ſie genau, wenn ſich ſo etwas zutragen ſollte. Oft erreichte der Unglückliche nicht das Haus, wo er Liebesglück zu genießen dachte, oft fiel er auf der Schwelle, ja vor dem Zimmer der Geliebten, die mit Entſetzen den blutigen Leichnam fand.

Vergebens ließ Argenſon, der Polizeiminiſter, Alles aufgreifen in Paris, was von dem Volk nur irgend verdächtig ſchien, vergebens wüthete la Regnie, und ſuchte Geſtändniſſe zu erpreſſen, vergebens wurden Wachen, Patrouillen verſtärkt, die Spur der Thäter war nicht zu finden. Nur die Vorſicht, ſich bis an die Zähne zu bewaffnen, und ſich eine Leuchte vortragen zu laſſen, half einigermaßen, und doch fanden ſich Beiſpiele, daß der Diener mit Steinwürfen geängſtet, und der Herr in demſelben Augenblick ermordet und beraubt wurde.

Merkwürdig war es, daß aller Nachforſchungen auf allen Plätzen, wo Juwelenhandel nur möglich war, unerachtet nicht das mindeſte von den geraubten Kleinodien zum Vorſchein kam, und alſo auch hier keine Spur ſich zeigte, die hätte verfolgt werden können.

Desgrais ſchäumte vor Wuth, daß ſelbſt ſeiner Liſt die Spitzbuben zu entgehen wußten. Das Viertel der Stadt, in dem er ſich gerade befand, blieb verſchont, während in den andern, wo Keiner Böſes geahnt, der Raubmord ſeine reichen Opfer erſpähte.

Desgrais beſann ſich auf das Kunſtſtück, mehrere Desgrais zu ſchaffen, ſich untereinander ſo ähnlich an Gang, Stellung, Sprache, Figur, Geſicht, daß ſelbſt die Häſcher nicht wußten, wo der rechte Desgrais ſtecke. Unterdeſſen lauſchte er, ſein Leben wagend, allein in den geheimſten Schlupfwinkeln, und folgte von weitem dieſem oder jenem, der auf ſeinen Anlaß einen reichen Schmuck bei ſich trug. Der blieb unangefochten; alſo auch von dieſer Maßregel waren die Gauner unterrichtet. Desgrais gerieth in Verzweiflung.

Eines Morgens kommt Desgrais zu dem Präſidenten la Regnie, blaß, entſtellt, außer ſich. — Was habt Ihr, was für Nachrichten? — Fandet Ihr die Spur? ruft ihm der Präſident entgegen. „Ha — gnädiger Herr, fängt Desgrais an, vor Wuth ſtammelnd, ha gnädiger

Herr — geſtern in der Nacht — unfern des Louvre iſt der Marquis de la Fare angefallen worden in meiner Gegenwart.“ Himmel und Erde, jauchzt la Regnie auf vor Freude — wir haben ſie! — „O hört nur, fällt Desgrais mit bitterm Lächeln ein, o hört nur erſt, wie ſich Alles begeben. — Am Louvre ſteh ich alſo, und paſſe, die ganze Hölle in der Bruſt, auf die Teufel, die meiner ſpotten. Da kommt mit unſicherm Schritt immer hinter ſich ſchauend eine Geſtalt dicht bei mir vorüber, ohne mich zu ſehen. Im Mondesſchimmer erkenne ich den Marquis de la Fare. Ich konnt' ihn da erwarten, ich wußte, wo er hinſchlich. Kaum iſt er zehn bis zwölf Schritte bei mir vorüber, da ſpringt wie aus der Erde herauf eine Figur, ſchmettert ihn nieder und fällt über ihn her. Unbeſonnen, überraſcht von dem Augenblick, der den Mörder in meine Hand liefern konnte, ſchrie ich laut auf, und will mit einem gewaltigen Sprunge aus meinem Schlupfwinkel heraus auf ihn zuſetzen; da verwickle ich mich in den Mantel und falle hin. Ich ſehe den Menſchen wie auf den Flügeln des Windes forteilen, ich rapple mich auf, ich renne ihm nach — laufend ſtoße ich in mein Horn — aus der Ferne antworten die Pfeifen der Häſcher — es wird lebendig — Waffengeklirr, Pferdegetrappel von allen Seiten. — Hierher — hierher — Desgrais — Desgrais! ſchreie ich, daß es durch die Straßen hallt. — Immer ſehe ich den Menſchen vor mir im hellen Mondſchein, wie er, mich zu täuſchen, da — dort — einbiegt; wir kommen in die Straße Nicaiſe, da ſcheinen ſeine Kräfte zu ſinken, ich ſtrenge die meinigen doppelt an — noch funfzehn Schritte höchſtens hat er Vorſprung“ — „Ihr holt ihn ein — ihr packt ihn, die Häſcher kommen“ ruft la Regnie mit blitzenden Augen, indem er Desgrais beim Arm ergreift, als ſey der der fliehende Mörder ſelbſt. — „Funfzehn Schritte, fährt Desgrais mit dumpfer Stimme und mühſam athmend fort, funfzehn Schritte vor mir ſpringt der Menſch auf die Seite in den Schatten und verſchwindet durch die Mauer.“ „Verſchwindet? — durch die Mauer! — Seyd ihr raſend,“ ruft la Regnie, indem er zwei Schritte zurück tritt und die Hände zuſammenſchlägt. „Nennt mich, fährt Desgrais fort, ſich die Stirne reibend wie einer, den böſe Gedanken plagen, nennt mich, gnädiger Herr, immerhin einen Raſenden, einen thörichten Geiſterſeher, aber es iſt nicht anders, als wie ich es Euch erzähle. Erſtarrt ſtehe ich vor der Mauer, als mehrere Häſcher athemlos herbeikommen; mit ihnen der Marquis de la Fare, der ſich aufgerafft, den bloßen Degen in der Hand. Wir zünden die Fackeln an, wir tappen an der Mauer hin und her; keine Spur einer Thüre, eines Fenſters, einer Oeffnung. Es iſt eine ſtarke ſteinerne Hofmauer, die ſich an ein Haus lehnt, in dem Leute wohnen, gegen die auch nicht der leiſeſte Verdacht aufkommt. Noch heute habe ich Alles in genauen Augenſchein genommen. — Der Teufel ſelbſt iſt es, der uns foppt." Desgrais Geſchichte wurde in Paris bekannt. Die Köpfe waren erfüllt von den Zaubereien, Geiſterbeſchwörungen, Teufelsbündniſſen der Voiſin, des Vigoureux, des berüchtigten Prieſters le Sage; und wie es denn nun in unſerer ewigen Natur liegt, daß der Hang zum Uebernatürlichen, zum Wunderbaren alle Vernunft überbietet, ſo glaubte man bald nichts Geringeres, als daß, wie Desgrais nur im Unmuth geſagt, wirklich der Teufel ſelbſt die Verruchten ſchütze, die ihm ihre Seelen verkauft. Man kann es ſich denken, daß Desgrais Geſchichte mancherlei tollen Schmuck erhielt. Die Erzählung davon mit einem Holzſchnitt darüber, eine gräßliche Teufelsgeſtalt vorſtellend, die vor dem erſchrockenen Desgrais in die Erde verſinkt, wurde gedruckt und an allen Ecken verkauft. Genug, das Volk einzuſchüchtern, und ſelbſt den Häſchern allen Muth zu nehmen, die nun zur Nachtzeit mit Zittern und Zagen die Straßen durchirrten, mit Amuletten behängt, und eingeweicht in Weihwaſſer.

Argenſon ſah die Bemühungen der Chambre ardente ſcheitern, und ging den König an, für das neue Verbrechen einen Gerichtshof zu ernennen, der mit noch ausgedehnterer Macht den Thätern nachſpüre und ſie ſtrafe. Der König, überzeugt, ſchon der Chambre ardente zu viel Gewalt gegeben zu haben, erſchüttert von dem Greuel unzähliger Hinrichtungen, die der blutgierige la Regnie veranlaßt, wies den Vorſchlag gänzlich von der Hand.

Man wählte ein anderes Mittel, den König für die Sache zu beleben.

In den Zimmern der Maintenon, wo ſich der König Nachmittags aufzuhalten, und wohl auch mit ſeinen Miniſtern bis in die ſpäte Nacht hinein zu arbeiten pflegte, wurde ihm ein Gedicht überreicht im Namen der gefährdeten Liebhaber, welche klagten, daß, gebiete ihnen die Galanterie, der Geliebten ein reiches Geſchenk zu bringen, ſie allemal ihr Leben daran ſetzen müßten. Ehre und Luſt ſey es, im ritterlichen Kampf ſein Blut für die Geliebte zu verſpritzen; anders verhalte es ſich aber mit dem heimtückiſchen Anfall des Mörders, wider den man ſich nicht wappnen könne. Ludwig, der leuchtende Polarſtern aller Liebe und Galanterie, der möge hellausſtrahlend die finſtre Nacht zerſtreuen, und ſo das ſchwarze Geheimniß, das darin verborgen, enthüllen. Der göttliche Held, der ſeine Feinde niedergeſchmettert, werde nun auch ſein ſiegreich funkelndes Schwerdt zucken, und wie Herkules die Lernäiſche Schlange, wie Theſeus den Minotaur, das bedrohliche Ungeheuer bekämpfen, das alle Liebesluſt wegzehre, und alle Freude verdüſtre in tiefes Leid, in troſtloſe Trauer.

So ernſt die Sache auch war, ſo fehlte es dieſem Gedicht doch nicht, vorzüglich in der Schilderung, wie die Liebhaber auf dem heimlichen Schleichwege zur Geliebten ſich ängſtigen mußten, wie die Angſt ſchon alle Liebesluſt, jedes ſchöne Abentheuer der Galanterie im Aufkeimen tödte, an geiſtreich-witzigen Wendungen. Kam nun noch hinzu, daß beim Schluß Alles in einen hochtrabenden Panegyrikus auf Ludwig XIV. ausging, ſo konnte es nicht fehlen, daß der König das Gedicht mit ſichtlichem Wohlgefallen durchlas. Damit zu Stande gekommen, drehte er ſich, die Augen nicht wegwendend von dem Papier, raſch um zur Maintenon, las das Gedicht noch einmal mit lauter Stimme ab, und fragte dann anmuthig lächelnd, was ſie von den Wünſchen der gefährdeten Liebhaber halte? Die Maintenon, ihrem ernſten Sinne treu und immer in der Farbe einer gewiſſen Frömmigkeit, erwiederte, daß geheime verbotene Wege eben keines beſonderen Schutzes würdig, die entſetzlichen Verbrecher aber wohl beſonderer Maßregeln zu ihrer Vertilgung werth wären. Der König, mit dieſer ſchwankenden Antwort unzufrieden, ſchlug das Papier zuſammen, und wollte zurück zu dem Staatsſekretair, der in dem andern Zimmer arbeitete, als ihm bei einem Blick, den er ſeitwärts warf, die Scuderi ins Auge fiel, die zugegen war, und eben unfern der Maintenon auf einem kleinen Lehnſeſſel Platz genommen hatte. Auf dieſe ſchritt er nun los; das anmuthige Lächeln, das erſt um Mund und Wangen ſpielte, und das verſchwunden, gewann wieder Oberhand, und dicht vor dem Fräulein ſtehend, und das Gedicht wieder auseinander faltend, ſprach er ſanft: Die Marquiſe mag nun einmal von den Galanterien unſerer verliebten Herren nichts wiſſen, und weicht mir aus auf Wegen, die nichts weniger als verboten ſind. Aber Ihr, mein

Fräulein, was haltet Ihr von dieſer dichteriſchen Supplik? — Die Scuderi ſtand ehrerbietig auf von ihrem Lehnſeſſel, ein flüchtiges Roth überflog wie Abendpurpur die blaſſen Wangen der alten würdigen Dame, ſie ſprach, ſich leiſe verneigend mit niedergeſchlagenen Augen:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

Der König, ganz erſtaunt über den ritterlichen Geiſt dieſer wenigen Worte, die das ganze Gedicht mit ſeinen ellenlangen Tiraden zu Boden ſchlugen, rief mit blitzenden Augen: Beim heiligen Dionys, Ihr habt Recht, Fräulein! Keine blinde Maaßregel, die den Unſchuldigen trifft mit dem Schuldigen, ſoll die Feigheit ſchützen; mögen Argenſon und la Regnie das Ihrige thun! —

Alle die Greuel der Zeit ſchilderte nun die Martiniere mit den lebhafteſten Farben, als ſie am andern Morgen ihrem Fräulein erzählte, was ſich in voriger Nacht zugetragen, und übergab ihr zitternd und zagend das geheimnißvolle Käſtchen. Sowohl ſie als Baptiſte, der ganz verblaßt in der Ecke ſtand, und vor Angſt und Beklommenheit die Nachtmütze in den Händen knetend, kaum ſprechen konnte, baten das Fräulein auf das Wehmüthigſte um aller Heiligen willen, doch nur mit möglichſter Behutſamkeit das Käſtchen zu öffnen. Die Scuderi, das verſchloſſene Geheimniß in der Hand wiegend und prüfend, ſprach lächelnd: Ihr ſeht Beide Geſpenſter! — Daß ich nicht reich bin, daß bei mir keine Schätze, eines Mordes werth, zu holen ſind, das wiſſen die verruchten Meuchelmörder da draußen, die, wie ihr ſelbſt ſagt, das Innerſte der Häuſer erſpähen, wohl eben ſo gut als ich und ihr. Auf mein Leben ſoll es abgeſehen ſeyn? Wem kann was an dem Tode liegen einer Perſon von drei und ſiebzig Jahren, die niemals andere verfolgte als die Böſewichter und Friedensſtörer in den Romanen, die ſie ſelbſt ſchuf, die mittelmäßige Verſe macht, welche niemandes Neid erregen können, die nichts hinterlaſſen wird, als den Staat des alten Fräuleins, das bisweilen an den Hof ging, und ein paar Dutzend gut eingebundener Bücher mit vergoldetem Schnitt! Und du, Martiniere! du magſt nun die Erſcheinung des fremden Menſchen ſo ſchreckhaft beſchreiben wie du willſt, doch kann ich nicht glauben, daß er Böſes im Sinne getragen.

Alſo! —

Die Martiniere prallte drei Schritte zurück, Baptiſte ſank mit einem dumpfen Ach! halb in die Knie, als das Fräulein nun an einen hervorragenden ſtählernen Knopf drückte, und der Deckel des Käſtchens mit Geräuſch aufſprang.

Wie erſtaunte das Fräulein, als ihr aus dem Käſtchen ein Paar goldne, reich mit Juwelen beſetzte Armbänder, und eben ein ſolcher Halsſchmuck entgegen funkelten. Sie nahm das Geſchmeide heraus, und indem ſie die wundervolle Arbeit des Halsſchmucks lobte, beäugelte die Martiniere die reichen Armbänder, und rief einmal über das andere, daß ja ſelbſt die eitle Montespan nicht ſolchen Schmuck beſitze. Aber was ſoll das, was hat das zu bedeuten, ſprach die Scuderi. In dem Augenblick gewahrte ſie auf dem Boden des Käſtchens einen kleinen zuſammengefalteten Zettel. Mit Recht hoffte ſie den Aufſchluß des Geheimniſſes darin zu finden. Der Zettel, kaum hatte ſie, was er enthielt, geleſen, entfiel ihren zitternden Händen. Sie warf einen ſprechenden Blick zum Himmel, und ſank dann wie halb ohnmächtig in den Lehnſeſſel zurück. Erſchrocken ſprang die Martiniere, ſprang Baptiſte ihr bei. „O rief ſie nun mit von Thränen halb erſtickter Stimme, o der Kränkung, o der tiefen Beſchämung! Muß mir das noch geſchehen im hohen Alter! Hab ich denn im thörichten Leichtſinn gefrevelt, wie ein junges, unbeſonnenes Ding? — O Gott, ſind Worte, halb im Scherz hingeworfen, ſolcher gräßlichen Deutung fähig! — Darf dann mich, die ich der Tugend getreu und der Frömmigkeit tadellos blieb von Kindheit an, darf dann mich das Verbrechen des teufliſchen Bündniſſes zeihen?“

Das Fräulein hielt das Schnupftuch vor die Augen und weinte und ſchluchzte heftig, ſo daß die Martiniere und Baptiſte ganz verwirrt und beklommen nicht wußten, wie ihrer guten Herrſchaft beiſtehen in ihrem großen Schmerz.

Die Martiniere hatte den verhängnißvollen Zettel von der Erde aufgehoben. Auf demſelben ſtand:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

„Euer ſcharfſinniger Geiſt, hochgeehrte Dame, hat uns, die wir
„an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärkern üben, und
„uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weiſe vergeudet werden

„ſollten, von großer Verfolgung errettet. Als einen Beweis unſerer Dankbarkeit nehmet gütig dieſen Schmuck an. Es iſt das Koſtbarſte, was wir ſeit langer Zeit haben auftreiben können, wiewohl Euch, würdige Dame! viel ſchöneres Geſchmeide zieren ſollte, als dieſes nun eben iſt. Wir bitten, daß Ihr uns Eure Freundſchaft und Euer huldvolles Andenken nicht entziehen mögt."

Die Unſichtbaren.

Iſt es möglich, rief die Scuderi, als ſie ſich einigermaßen erholt hatte, iſt es möglich, daß man die ſchamloſe Frechheit, den verruchten Hohn ſo weit treiben kann? — Die Sonne ſchien hell durch die Fenſtergardinen von hochrother Seide, und ſo kam es, daß die Brillanten, welche auf dem Tiſche neben dem offenen Käſtchen lagen, in röthlichem Schimmer aufblitzten. Hinblickend verhüllte die Scuderi voll Entſetzen das Geſicht, und befahl der Martiniere, das fürchterliche Geſchmeide, an dem das Blut der Ermordeten klebe, augenblicklich fortzuſchaffen. Die Martiniere, nachdem ſie Halsſchmuck und Armbänder ſogleich in das Käſtchen verſchloſſen, meinte, daß es wohl am gerathenſten ſeyn würde, die Juwelen dem Polizeiminiſter zu übergeben, und ihm zu vertrauen, wie ſich alles mit der beängſtigenden Erſcheinung des jungen Menſchen und der Einhändigung des Käſtchens zugetragen.

Die Scuderi ſtand auf und ſchritt ſchweigend langſam im Zimmer auf und nieder, als ſinne ſie erſt nach, was nun zu thun ſey. Dann befahl ſie dem Baptiſte, einen Tragſeſſel zu holen, der Martiniere aber, ſie anzukleiden, weil ſie auf der Stelle hin wolle zur Marquiſe de Maintenon.

Sie ließ ſich hintragen zur Marquiſe gerade zu der Stunde, wenn dieſe, wie die Scuderi wußte, ſich allein in ihren Gemächern befand. Das Käſtchen mit den Juwelen nahm ſie mit ſich.

Wohl mußte die Marquiſe ſich hoch verwundern, als ſie das Fräulein, ſonſt die Würde, ja trotz ihrer hohen Jahre, die Liebenswürdigkeit, die Anmuth ſelbſt, eintreten ſah blaß, entſtellt, mit wankenden Schritten. „Was um aller Heiligen willen iſt Euch widerfahren?" rief ſie der armen, beängſteten Dame entgegen, die, ganz außer ſich ſelbſt, kaum im Stande, ſich aufrecht zu erhalten, nur ſchnell den Lehnſeſſel zu erreichen ſuchte, den ihr die Marquiſe hinſchob. Endlich des Wortes wieder mächtig, erzählte das Fräulein, welche tiefe, nicht zu verſchmerzende Kränkung ihr jener unbedachtſame Scherz, mit dem ſie die Supplik der gefährdeten Liebhaber beantwortet, zugezogen habe. Die Marquiſe, nachdem ſie Alles von Moment zu Moment erfahren, urtheilte, daß die Scuderi ſich das ſonderbare Ereigniß viel zu ſehr zu Herzen nehme, daß der Hohn verruchten Geſindels nie ein frommes, edles Gemüth treffen könne, und verlangte zuletzt den Schmuck zu ſehen.

Die Scuderi gab ihr das geöffnete Käſtchen, und die Marquiſe konnte ſich, als ſie das köſtliche Geſchmeide erblickte, des lauten Ausrufs der Verwunderung nicht erwehren. Sie nahm den Halsſchmuck, die Armbänder heraus und trat damit an das Fenſter, wo ſie bald die Juwelen an der Sonne ſpielen ließ, bald die zierliche Goldarbeit ganz nahe vor die Augen hielt, um nur recht zu erſchauen, mit welcher wundervollen Kunſt jedes kleine Häkchen der verſchlungenen Ketten gearbeitet war.

Auf einmal wandte ſich die Marquiſe raſch um nach dem Fräulein und rief: „Wißt ihr wohl, Fräulein! daß dieſe Armbänder, dieſen Halsſchmuck niemand anders gearbeitet haben kann, als René Cardillac?“ — René Cardillac war damals der geſchickteſte Goldarbeiter in Paris, einer der kunſtreichſten und zugleich ſonderbarſten Menſchen ſeiner Zeit. Eher klein als groß, aber breitſchultrig und von ſtarkem, muskulöſem Körperbau hatte Cardillac, hoch in die funfziger Jahre vorgerückt, noch die Kraft, die Beweglichkeit des Jünglings. Von dieſer Kraft, die ungewöhnlich zu nennen, zeugte auch das dicke, krauſe, röthliche Haupthaar und das gedrungene, gleißende Antlitz. Wäre Cardillac nicht in ganz Paris als der rechtlichſte Ehrenmann, uneigennützig, offen, ohne Hinterhalt, ſtets zu helfen bereit, bekannt geweſen, ſein ganz beſonderer Blick aus kleinen, tiefliegenden, grün funkelnden Augen hätten ihn in den Verdacht heimlicher Tücke und Bosheit bringen können. Wie geſagt, Cardillac war in ſeiner Kunſt der Geſchickteſte nicht ſowohl in Paris, als vielleicht überhaupt ſeiner Zeit. Innig vertraut mit der Natur der Edelſteine, wußte er ſie auf eine Art zu behandeln und zu faſſen, daß der Schmuck, der erſt für unſcheinbar gegolten, aus Cardillacs Werkſtatt hervorging in glänzender Pracht. Jeden Auftrag übernahm er mit brennender Begierde und machte einen Preis, der, ſo gering war er, mit der Arbeit in keinem Verhältniß zu ſtehen ſchien. Dann ließ ihm das Werk keine Ruhe, Tag und Nacht hörte man ihn in ſeiner Werkſtatt hämmern und oft, war die Arbeit beinahe vollendet, mißfiel ihm plötzlich die Form, er zweifelte an der Zierlichkeit irgend einer Faſſung der Juwelen, irgend eines kleinen Häkchens — Anlaß genug, die ganze Arbeit wieder in den Schmelztiegel zu werfen und von neuem anzufangen. So wurde jede Arbeit ein reines, unübertreffliches Meiſterwerk, das den Beſteller in Erſtaunen ſetzte. Aber nun war es kaum möglich, die fertige Arbeit von ihm zu erhalten. Unter tauſend Vorwänden hielt er den Beſteller hin von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Vergebens bot man ihm das Doppelte für die Arbeit, nicht einen Louis mehr als den bedungenen Preis wollte er nehmen. Mußte er dann endlich dem Andringen des Beſtellers weichen, und den Schmuck herausgeben, ſo konnte er ſich aller Zeichen des tiefſten Verdruſſes, ja einer innern Wuth, die in ihm kochte, nicht erwehren. Hatte er ein bedeutenderes, vorzüglich reiches Werk, vielleicht viele Tauſende an Werth, bei der Koſtbarkeit der Juwelen, bei der überzierlichen Goldarbeit abliefern müſſen, ſo war er im Stande, wie unſinnig umherzulaufen, ſich, ſeine Arbeit, Alles um ſich her verwünſchend. Aber ſo wie einer hinter ihm herrannte und laut ſchrie: „René Cardillac, möchtet Ihr nicht einen ſchönen Halsſchmuck machen für meine Braut — Armbänder für mein Mädchen u. ſ. w.“ dann ſtand er plötzlich ſtill, blitzte den an mit ſeinen kleinen Augen und fragte, die Hände reibend: „Was habt ihr denn?“ Der zieht nun ein Schächtelchen hervor und ſpricht: „Hier ſind Juwelen, viel Sonderliches iſt es nicht, gemeines Zeug, doch unter euern Händen“ — Cardillac läßt ihn nicht ausreden, reißt ihm das Schächtelchen aus den Händen, nimmt die Juwelen heraus, die wirklich nicht viel werth ſind, hält ſie gegen das Licht und ruft voll Entzücken: „Ho ho — gemeines Zeug? — mit nichten! — hübſche Steine — herrliche Steine, laßt mich nur machen! — und wenn es Euch auf eine Handvoll Louis nicht ankommt, ſo will ich noch ein paar Steinchen hineinbringen, die Euch in die Augen funkeln ſollen wie die liebe Sonne ſelbſt. —“ Der ſpricht: „Ich überlaſſe Euch Alles, Meiſter René, und zahle, was ihr wollt!“ Ohne Unterſchied, mag er nun ein reicher Bürgersmann oder ein vornehmer Herr vom Hofe ſeyn, wirft ſich Cardillac ungeſtüm an ſeinen Hals, und drückt und küßt ihn und ſpricht, nun ſey er wieder ganz glücklich und in acht Tagen werde die Arbeit fertig ſeyn. Er rennt über Hals und Kopf nach Hauſe, hinein in die Werkſtatt, und hämmert darauf los, und in acht Tagen iſt ein Meiſterwerk zu Stande gebracht. Aber ſo wie der, der es beſtellte, kommt, mit Freuden die geforderte geringe Summe bezahlen, und den fertigen Schmuck mitnehmen will, wird Cardillac verdrüßlich, grob, trotzig. — Aber Meiſter Cardillac, bedenkt, morgen iſt meine Hochzeit. Was ſchert mich Eure Hochzeit, fragt in vierzehn Tagen wieder nach. — Der Schmuck iſt fertig, hier liegt das Geld, ich muß ihn haben. — Und ich ſage Euch, daß ich noch manches an dem Schmuck ändern muß, und ihn heute nicht heraus geben werde. — Und ich ſage Euch, daß wenn ihr mir den Schmuck, den ich Euch allenfalls doppelt bezahlen will, nicht herausgebt im Guten, ihr mich gleich mit Argenſons dienſtbaren Trabanten anrücken ſehen ſollt. Nun ſo quäle Euch der Satan mit hundert glühenden Kneipzangen, und hänge drei Centner an den Halsſchmuck, damit er Eure Braut erdroßle! — Und damit ſteckt Cardillac dem Bräutigam den Schmuck in die Buſentaſche, ergreift ihn beim Arm, wirft ihn zur Stubenthür hinaus, daß er die ganze Treppe hinabpoltert, und lacht wie der Teufel zum Fenſter hinaus, wenn er ſieht, wie der arme junge Menſch, das Schnupftuch vor der blutigen Naſe, aus dem Hauſe hinaus hinkt. — Gar nicht zu erklären war es auch, daß Cardillac oft, wenn er mit Enthuſiasmus eine Arbeit übernahm, plötzlich den Beſteller mit allen Zeichen des im Innerſten aufgeregten Gemüths, mit den erſchütterndſten Betheurungen, ja unter Schluchzen und Thränen, bei der Jungfrau und allen Heiligen beſchwor, ihm das unternommene Werk zu erlaſſen. Manche der von dem Könige, von dem Volke hochgeachtetſten Perſonen hatten vergebens große Summen geboten, um nur das kleinſte Werk von Cardillac zu erhalten. Er warf ſich dem Könige zu Füßen, und flehte um die Huld, nichts für ihn arbeiten zu dürfen. Eben ſo verweigerte er der Maintenon jede Beſtellung, ja mit dem Ausdruck des Abſcheues und Entſetzens verwarf er den Antrag derſelben, einen kleinen, mit den Emblemen der Kunſt verzierten Ring zu fertigen, den Racine von ihr erhalten ſollte.

„Ich wette, ſprach daher die Maintenon, ich wette, daß Cardillac, ſchicke ich auch hin zu ihm, um wenigſtens zu erfahren, für wen er dieſen Schmuck fertigte, ſich weigert herzukommen, weil er vielleicht eine Beſtellung fürchtet und doch durchaus nichts für mich arbeiten will. Wiewohl er ſeit einiger Zeit abzulaſſen ſcheint von ſeinem ſtarren Eigenſinn, denn wie ich höre, arbeitet er jetzt fleißiger als je, und liefert ſeine Arbeit ab auf der Stelle, jedoch noch immer mit tiefem Verdruß und weggewandtem Geſicht.“ Die Scuderi, der auch viel daran gelegen, daß, ſey es noch möglich, der Schmuck bald in die Hände des rechtmäßigen Eigenthümers komme, meinte, daß man dem Meiſter Sonderling ja gleich ſagen laſſen könne, wie man keine Arbeit, ſondern nur ſein Urtheil über Juwelen verlange. Das billigte die Marquiſe. Es wurde nach Cardillac geſchickt, und, als ſey er ſchon auf dem Wege geweſen, trat er nach Verlauf weniger Zeit in das Zimmer.

Er ſchien, als er die Scuderi erblickte, betreten und wie einer, der, von dem Unerwarteten plötzlich getroffen, die Anſprüche des Schicklichen, wie ſie der Augenblick darbietet, vergißt, neigte er ſich zuerſt tief und ehrfurchtsvoll vor dieſer ehrwürdigen Dame, und wandte ſich dann erſt zur Marquiſe. Die frug ihn haſtig, indem ſie auf das Geſchmeide wies, das auf dem dunkelgrün behängten Tiſch funkelte, ob das ſeine Arbeit ſey? Cardillac warf kaum einen Blick darauf und packte, der Marquiſe ins Geſicht ſtarrend, Armbänder und Halsſchmuck ſchnell ein in das Käſtchen, das daneben ſtand, und das er mit Heftigkeit von ſich weg ſchob. Nun ſprach er, indem ein häßliches Lächeln auf ſeinem rothen Antlitz gleißte: „In der That, Frau Marquiſe, man muß René Cardillac's Arbeit ſchlecht kennen, um nur einen Augenblick zu glauben, daß irgend ein anderer Goldſchmidt in der Welt ſolchen Schmuck faſſen könne. Freilich iſt das meine Arbeit.“ So ſagt denn, fuhr die Marquiſe fort, für wen Ihr dieſen Schmuck gefertigt habt. Für mich ganz allein, erwiederte Cardillac, ja Ihr möget, fuhr er fort, als beide, die Maintenon und die Scuderi ihn ganz verwundert anblickten, jene voll Mißtrauen, dieſe voll banger Erwartung, wie ſich nun die Sache wenden würde, ja ihr möget das nun ſeltſam finden, Frau Marquiſe, aber es iſt dem ſo. Bloß der ſchönen Arbeit willen ſuchte ich meine beſten Steine zuſammen, und arbeitete aus Freude daran fleißiger und ſorgfältiger als jemals. Vor weniger Zeit verſchwand der Schmuck aus meiner Werkſtatt auf unbegreifliche Weiſe. „Dem Himmel ſey es gedankt,“ rief die Scuderi, indem ihr die Augen vor Freude funkelten, und ſie raſch und behende wie ein junges Mädchen von ihrem Lehnſeſſel aufſprang, auf den Cardillac losſchritt, und beide Hände auf ſeine Schultern legte. „empfangt, ſprach ſie dann, empfangt, Meiſter René, das Eigenthum, das Euch verruchte Spitzbuben raubten, wieder zurück." Nun erzählte ſie ausführlich, wie ſie zu dem Schmuck gekommen. Cardillac hörte alles ſchweigend mit niedergeſchlagenen Augen an. Nur mitunter ſtieß er ein unvernehmliches Hm! — So! — Ei! — Hoho! — aus und warf bald die Hände auf den Rücken, bald ſtreichelte er leiſe Kinn und Wange. Als nun die Scuderi geendet, war es, als kämpfe Cardillac mit ganz beſonderen Gedanken, die während deſſen ihm gekommen, und als wolle irgend ein Entſchluß ſich nicht fügen und fördern. Er rieb ſich die Stirne, er ſeufzte, er fuhr mit der Hand über die Augen, wohl gar um hervorbrechenden Thränen zu ſteuern. Endlich ergriff er das Käſtchen, das ihm die Scuderi darbot, ließ ſich auf ein Knie langſam nieder und ſprach: „Euch, edles, würdiges Fräulein! hat das Verhängniß dieſen Schmuck beſtimmt. Ja nun weiß ich es erſt, daß ich während der Arbeit an Euch dachte, ja für Euch arbeitete. Verſchmäht es nicht, dieſen Schmuck als das Beſte, was ich wohl ſeit langer Zeit gemacht, von mir anzunehmen und zu tragen." Ei, ei, erwiederte die Scuderi anmuthig ſcherzend, wo denkt ihr hin, Meiſter René, ſteht es mir denn an, in meinen Jahren mich noch ſo herauszuputzen mit blanken Steinen? — Und wie kommt Ihr denn dazu, mich ſo überreich zu beſchenken? Gebt, gebt, Meiſter René, wär' ich ſo ſchön wie die Marquiſe de Fontange und reich, in der That, ich ließe den Schmuck nicht aus den Händen, aber was ſoll dieſen welken Armen die eitle Pracht, was ſoll dieſem verhüllten Hals der glänzende Putz? Cardillac hatte ſich indeſſen erhoben und ſprach, wie außer ſich, mit verwildertem Blick, indem er fortwährend das Käſtchen der Scuderi hinhielt: „Thut mir die Barmherzigkeit, Fräulein, und nehmt den Schmuck. Ihr glaubt es nicht, welche tiefe Verehrung ich für Eure Tugend, für Eure hohen Verdienſte im Herzen trage! Nehmt doch mein geringes Geſchenk nur für das Beſtreben an, Euch recht meine innerſte Geſinnung zu beweiſen." — Als nun die Scuderi immer noch zögerte, nahm die Maintenon das Käſtchen aus Cardillac's Händen, ſprechend: „Nun beim Himmel, Fräulein, immer redet Ihr von Euern hohen Jahren, was haben wir, ich und Ihr mit den Jahren zu ſchaffen und ihrer Laſt! — Und thut Ihr denn nicht eben wie ein junges verſchämtes Ding, das gern zulangen möchte nach der dargebotnen ſüßen Frucht, könnte das nur geſchehen ohne Hand und ohne Finger. — Schlagt dem wackern Meiſter René nicht ab, das freiwillig als Geſchenk zu empfangen, was tauſend Andere nicht erhalten können, alles Goldes, alles Bittens und Flehens unerachtet. —"

Die Maintenon hatte der Scuderi das Käſtchen während deſſen aufgedrungen und nun ſtürzte Cardillac nieder auf die Knie — küßte der Scuderi den Rock — die Hände — ſtöhnte — ſeufzte — weinte ſchluchzte — ſprang auf — rannte wie unſinnig, Seſſel — Tiſche umſtürzend, daß Porzellain, Gläſer zuſammenklirrten, in toller Haſt von dannen. —

Ganz erſchrocken rief die Scuderi: Um aller Heiligen willen, was widerfährt dem Menſchen! Doch die Marquiſe, in beſonderer heiterer Laune bis zu ſonſt ihr ganz fremdem Muthwillen, ſchlug eine helle Lache auf und ſprach: „Da haben wir's Fräulein, Meiſter René iſt in Euch ſterblich verliebt, und beginnt nach richtigem Brauch und bewährter Sitte ächter Galanterie Euer Herz zu beſtürmen mit reichen Geſchenken." Die Maintenon führte dieſen Scherz weiter aus, indem ſie die Scuderi ermahnte, nicht zu grauſam zu ſeyn gegen den verzweifelten Liebhaber, und dieſe wurde, Raum gebend angeborner Laune, hingeriſſen in den ſprudelnden Strom tauſend luſtiger Einfälle. Sie meinte, daß ſie, ſtünden die Sachen nun einmal ſo, endlich beſiegt wohl nicht werde umhin können, der Welt das unerhörte Beiſpiel einer drei und ſiebzigjährigen Goldſchmidts-Braut von untadeligem Adel aufzuſtellen. Die Maintenon erbot ſich, die Brautkrone zu flechten und ſie über die Pflichten einer guten Hausfrau zu belehren, wovon freilich ſo ein kleiner Kick in die Welt von Mädchen nicht viel wiſſen könne.

Da nun endlich die Scuderi aufſtand, um die Marquiſe zu verlaſſen, wurde ſie alles lachenden Scherzes ungeachtet doch wieder ſehr ernſt, als ihr das Schmuckkäſtchen zur Hand kam. Sie ſprach: Doch, Frau Marquiſe! werde ich mich dieſes Schmuckes niemals bedienen können. Er iſt, mag es ſich nun zugetragen haben wie es will, einmal in den Händen jener hölliſchen Geſellen geweſen, die mit der Frechheit des Teufels, ja wohl gar in verdammtem Bündniß mit ihm, rauben und morden. Mir graußt vor dem Blute, das an dem funkelnden Geſchmeide zu kleben ſcheint. — Und nun hat ſelbſt Cardillacs Betragen, ich muß es geſtehen, für mich etwas ſonderbar Aengſtliches und Unheimliches. Nicht erwehren kann ich mich einer dunklen Ahnung, daß hinter dieſem allem irgend ein grauenvolles, entſetzliches Geheimniß verborgen, und bringe ich mir die ganze Sache recht deutlich vor Augen mit jedem Umſtande, ſo kann ich doch wieder gar nicht auch nur ahnen, worin das Geheimniß beſtehe, und wie überhaupt der ehrliche, wackere Meiſter René, das Vorbild eines guten, frommen Bürgers, mit irgend etwas Böſem, Verdammlichem zu thun haben ſoll. So viel iſt aber gewiß, daß ich niemals mich unterſtehen werde, den Schmuck anzulegen.

Die Marquiſe meinte, das hieße die Scrupel zu weit treiben; als nun aber die Scuderi ſie auf ihr Gewiſſen fragte, was ſie in ihrer, der Scuderi Lage, wohl thun würde, antwortete ſie ernſt und feſt: weit eher den Schmuck in die Seine werfen, als ihn jemals tragen.

Den Auftritt mit dem Meiſter René brachte die Scuderi in gar anmuthige Verſe, die ſie den folgenden Abend in den Gemächern der Maintenon dem Könige vorlas. Wohl mag es ſeyn, daß ſie auf Koſten Meiſter René's, alle Schauer unheimlicher Ahnung beſiegend, das ergötzliche Bild der drei und ſiebzigjährigen Goldſchmidts-Braut von uraltem Adel mit lebendigen Farben darzuſtellen gewußt. Genug, der König lachte bis ins Innerſte hinein und ſchwur, daß Boileau Despreux ſeinen Meiſter gefunden, weshalb der Scuderi Gedicht für das Witzigſte galt, das jemals geſchrieben.

Mehrere Monate waren vergangen, als der Zufall es wollte, daß die Scuderi in der Glaskutſche der Herzogin von Montanſier über den Pontneuf fuhr. Noch war die Erfindung der zierlichen Glaskutſchen ſo neu, daß das neugierige Volk ſich zudrängte, wenn ein Fuhrwerk der Art auf den Straßen erſchien. So kam es denn auch, daß der gaffende Pöbel auf dem Pontneuf die Kutſche der Montanſier umringte, beinahe den Schritt der Pferde hemmend. Da vernahm die Scuderi plötzlich ein Geſchimpfe und Gefluche und gewahrte, wie ein Menſch mit Fauſtſchlägen und Rippenſtößen ſich Platz machte durch die dickſte Maſſe. Und wie er näher kam, trafen ſie die durchbohrenden Blicke eines todtbleichen, gramverſtörten Jünglings-Antlitzes. Unverwandt ſchaute der junge Menſch ſie an, während er mit Ellbogen und Fäuſten rüſtig vor ſich wegarbeitete, bis er an den Schlag des Wagens kam, den er mit ſtürmender Haſtigkeit aufriß, der Scuderi einen Zettel in den Schoß warf, und Stöße, Fauſtſchläge austheilend und empfangend, verſchwand wie er gekommen. Mit einem Schrei des Entſetzens war, ſo wie der Menſch am Kutſchenſchlage erſchien, die Martiniere, die ſich bei der Scuderi befand, entſeelt in die Wagenkiſſen zurück geſunken. Vergebens riß die Scuderi an der Schnur, rief dem Kutſcher zu, der, wie vom böſen Geiſte getrieben, peitſchte auf die Pferde los, die den Schaum von den Mäulern wegſpritzend, um ſich ſchlugen, ſich bäumten, endlich in ſcharfem Trab fortdonnerten über die Brücke. Die Scuderi goß ihr Riechfläſchchen über die ohnmächtige Frau aus, die endlich die Augen aufſchlug und zitternd und bebend, ſich krampfhaft feſtklammernd an die Herrſchaft, Angſt und Entſetzen im bleichen Antlitz, mühſam ſtöhnte: Um der heiligen Jungfrau willen! was wollte der fürchterliche Menſch? — Ach! er war es ja, er war es, derſelbe, der Euch in jener ſchauervollen Nacht das Käſtchen brachte! — Die Scuderi beruhigte die Arme, indem ſie ihr vorſtellte, daß ja durchaus nichts Böſes geſchehen, und daß es nur darauf ankomme, zu wiſſen, was der Zettel enthalte. Sie ſchlug das Blättchen auseinander und fand die Worte:

> Ein böſes Verhängniß, das Ihr abwenden konntet, ſtößt mich in den Abgrund! — Ich beſchwöre Euch, wie der Sohn die Mutter, von der er nicht laſſen kann, in der vollſten Glut kindlicher Liebe, den Halsſchmuck und die Armbänder, die Ihr durch mich erhieltet, unter irgend einem Vorwand — um irgend etwas daran beſſern — ändern zu laſſen, zum Meiſter René Cardillac zu ſchaffen; Euer Wohl, Euer Leben hängt davon ab. Thut Ihr es nicht bis übermorgen, ſo dringe ich in Eure Wohnung und ermorde mich vor Euern Augen!

Nun iſt es gewiß, ſprach die Scuderi, als ſie dies geleſen, daß, mag der geheimnißvolle Menſch auch wirklich zu der Bande verruchter Diebe und Mörder gehören, er doch gegen mich nichts Böſes im Schilde führt. Wäre es ihm gelungen, mich in jener Nacht zu ſprechen, wer weiß, welches ſonderbare Ereigniß, welch' dunkles Verhältniß der Dinge mir klar worden, von dem ich jetzt auch nur die leiſeſte Ahnung vergebens in meiner Seele ſuche. Mag aber auch die Sache ſich nun verhalten, wie ſie will, das was mir in dieſem Blatt geboten wird, werde ich thun, und geſchähe es auch nur, um den unſeligen Schmuck los zu werden, der mir ein hölliſcher Talisman des Böſen ſelbſt dünkt. Cardillac wird ihn doch wohl nun, ſeiner alten Sitte getreu, nicht ſo leicht wieder aus den Händen geben wollen.

Schon andern Tages gedachte die Scuderi, ſich mit dem Schmuck zu dem Goldſchmidt zu begeben. Doch war es, als hätten alle ſchönen Geiſter von ganz Paris ſich verabredet, gerade an dem Morgen das Fräulein mit Verſen, Schauſpielen, Anekdoten zu beſtürmen. Kaum hatte la Chapelle die Szene eines Trauerſpiels geendet, und ſchlau verſichert, daß er nun wohl Racine zu ſchlagen gedenke, als dieſer ſelbſt eintrat, und ihn mit irgend eines Königs pathetiſcher Rede zu Boden ſchlug, bis Boileau ſeine Leuchtkugeln in den ſchwarzen tragiſchen Himmel ſteigen ließ, um nur nicht ewig von der Colonnade des Louvre ſchwatzen zu hören, in die ihn der architektiſche Doktor Perrault hineingeengt.

Hoher Mittag war geworden, die Scuderi mußte zur Herzogin Montanſier, und ſo blieb der Beſuch bei Meiſter René Cardillac bis zum andern Morgen verſchoben.

Die Ecuderi fühlte ſich von einer beſonderen Unruhe gepeinigt. Beſtändig vor Augen ſtand ihr der Jüngling und aus dem tiefſten Innern wollte ſich eine dunkle Erinnerung aufregen, als habe ſie dies Antlitz, dieſe Züge ſchon geſehen. Den leiſeſten Schlummer ſtörten ängſtliche Träume, es war ihr, als habe ſie leichtſinnig, ja ſtrafwürdig verſäumt, die Hand hülfreich zu erfaſſen, die der Unglückliche, in den Abgrund verſinkend, nach ihr emporgeſtreckt, ja als ſey es an ihr geweſen, irgend einem verderblichen Ereigniß, einem heilloſen Verbrechen zu ſteuern! — So wie es nur hoher Morgen, ließ ſie ſich ankleiden, und fuhr, mit dem Schmuckkäſtchen verſehen, zu dem Goldſchmidt hin.

Nach der Straße Nicaiſe, dorthin, wo Cardillac wohnte, ſtrömte das Volk, ſammelte ſich vor der Hausthüre — ſchrie, lärmte, tobte — wollte ſtürmend hinein, mit Mühe abgehalten von der Marechauſſee, die das Haus umſtellt. Im wilden, verwirrten Getöſe riefen zornige Stimmen: Zerreißt, zermalmt den verfluchten Mörder! — Endlich erſcheint Desgrais mit zahlreicher Mannſchaft, die bildet durch den dickſten Haufen eine Gaſſe. Die Hausthüre ſpringt auf, ein Menſch mit Ketten belaſtet, wird hinausgebracht und unter den greulichſten Verwünſchungen des wüthenden Pöbels fortgeſchleppt. — In dem Augenblick, als die Scuderi halb entſeelt vor Schreck und furchtbarer Ahnung dies gewahrt, dringt ein gellendes Jammergeſchrei ihr in die Ohren. „Vor! — weiter vor!“ ruft ſie ganz außer ſich dem Kutſcher zu, der mit einer geſchickten, raſchen Wendung den dicken Haufen auseinanderſtäubt und dicht vor Cardillacs Hausthüre hält. Da ſieht die Scuderi Desgrais und zu ſeinen Füßen ein junges Mädchen, ſchön wie der Tag, mit aufgelöſten Haaren, halb entkleidet, wilde Angſt, troſtloſe Verzweiflung im Antlitz, die hält ſeine Knie umſchlungen und ruft mit dem Ton des entſetzlichſten, ſchneidendſten Todesſchmerzes: Er iſt ja unſchuldig! — er iſt unſchuldig! Vergebens ſind Desgrais, vergebens ſeiner Leute Bemühungen, ſie loszureißen, ſie vom Boden aufzurichten. Ein ſtarker, ungeſchlachter Kerl ergreift endlich mit plumpen Fäuſten die Arme, zerrt ſie mit Gewalt weg von Desgrais, ſtrauchelt ungeſchickt, läßt das Mädchen fahren, die hinabſchlägt die ſteinernen Stufen, und lautlos — todt auf der Straße liegen bleibt. Länger kann die Scuderi ſich nicht halten. In Chriſtus Namen, was iſt geſchehen, was geht hier vor? ruft ſie, öffnet raſch den Schlag, ſteigt aus. — Ehrerbietig weicht das Volk der würdigen Dame, die, als ſie ſieht, wie ein Paar mitleidige Weiber das Mädchen aufgehoben, auf die Stufen geſetzt haben, ihr die Stirne mit ſtarkem Waſſer reiben, ſich dem Desgrais nähert, und mit Heftigkeit ihre Frage wiederholt. „Es iſt das Entſetzliche geſchehen, ſpricht Desgrais, René Cardillac wurde heute Morgen durch einen Dolchſtich ermordet gefunden. Sein Geſelle Olivier Brußon iſt der Mörder. Eben wurde er fortgeführt ins Gefängniß. Und das Mädchen, ruft die Scuderi? „iſt, fällt Desgrais ein, iſt Madelon, Cardillacs Tochter. Der verruchte Menſch war ihr Geliebter. Nun weint und heult ſie, und ſchreit einmal übers andere, daß Olivier unſchuldig ſey, ganz unſchuldig. Am Ende weiß ſie von der That und ich muß ſie auch nach der Conciergerie bringen laſſen.“ Desgrais warf, als er dies ſprach, einen tückiſchen, ſchadenfrohen Blick auf das Mädchen, vor dem die Scuderi erbebte. Eben begann das Mädchen leiſe zu athmen, doch keines Lauts, keiner Bewegung mächtig, mit geſchloſſenen Augen lag ſie da, und man wußte nicht, was zu thun, ſie ins Haus bringen, oder ihr noch länger beiſtehen bis zum Erwachen. Tief bewegt, Thränen in den Augen, blickte die Scuderi den unſchuldsvollen Engel an, ihr graute vor Desgrais und ſeinen Geſellen. Da polterte es dumpf die Treppe herab, man brachte Cardillacs Leichnam. Schnell entſchloſſen rief die Scuderi laut: „Ich nehme das Mädchen mit mir, ihr möget für das Uebrige ſorgen, Desgrais!“

Ein dumpfes Murmeln des Beifalls lief durch das Volk. Die Weiber hoben das Mädchen in die Höhe, alles drängte ſich hinzu, hundert Hände mühten ſich, ihnen beizuſtehen, und wie in den Lüften ſchwebend wurde das Mädchen in die Kutſche getragen, indem Segnungen der würdigen Dame, die die Unſchuld dem Blutgericht entriſſen, von allen Lippen ſtrömten.

Serons, des berühmteſten Arztes in Paris, Bemühungen gelang es endlich, Madelon, die ſtundenlang in ſtarrer Bewußtloſigkeit gelegen, wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Die Scuderi vollendete, was der Arzt begonnen, indem ſie manchen milden Hoffnungsſtrahl leuchten ließ in des Mädchens Seele, bis ein heftiger Thränenſtrom, der ihr aus den Augen ſtürzte, ihr Luft machte. Sie vermochte, indem nur dann und wann die Uebermacht des durchbohrendſten Schmerzes die Worte in tiefem Schluchzen erſtickte, zu erzählen, wie ſich alles begeben.

Um Mitternacht war ſie durch leiſes Klopfen an ihrer Stubenthüre geweckt worden, und hatte Oliviers Stimme vernommen, der ſie beſchworen, doch nur gleich aufzuſtehen, weil der Vater im Sterben liege. Entſetzt ſey ſie aufgeſprungen und habe die Thür geöffnet. Olivier, bleich und entſtellt, von Schweiß triefend, ſey, das Licht in der Hand, mit wankenden Schritten nach der Werkſtatt gegangen, ſie ihm gefolgt. Da habe der Vater gelegen mit ſtarren Augen und geröchelt im Todeskampfe. Jammernd habe ſie ſich auf ihn geſtürzt, und nun erſt ſein blutiges Hemde bemerkt. Olivier habe ſie ſanft weggezogen und ſich dann bemüht, eine Wunde auf der linken Bruſt des Vaters mit Wundbalſam zu waſchen und zu verbinden. Während deſſen ſey des Vaters Beſinnung zurückgekehrt, er habe zu röcheln aufgehört, und ſie, dann aber Olivier mit ſeelenvollem Blick angeſchaut, ihre Hand ergriffen, ſie in Oliviers Hand gelegt und beide heftig gedrückt. Beide, Olivier und ſie, wären bei dem Lager des Vaters auf die Knie gefallen, er habe ſich mit einem ſchneidenden Laut in die Höhe gerichtet, ſey aber gleich wieder zurückgeſunken und mit einem tiefen Seufzer verſchieden. Nun hätten ſie Beide laut gejammert und geklagt. Olivier habe erzählt, wie der Meiſter auf einem Gange, den er mit ihm auf ſein Geheiß in der Nacht habe machen müſſen, in ſeiner Gegenwart ermordet worden, und wie er mit der größten Anſtrengung den ſchweren Mann, den er nicht auf den Tod verwundet gehalten, nach Hauſe getragen. So wie der Morgen angebrochen, wären die Hausleute, denen das Gepolter, das laute Weinen und Jammern in der Nacht aufgefallen, heraufgekommen und hätten ſie noch ganz troſtlos bei der Leiche des Vaters knieend gefunden. Nun ſey Lärm entſtanden, die Marechauſſee eingedrungen und Olivier als Mörder ſeines Meiſters ins Gefängniß geſchleppt worden. Madelon fügte nun die rührendſte Schilderung von der Tugend, der Frömmigkeit, der Treue ihres geliebten Olivier hinzu. Wie er den Meiſter, als ſey er ſein eigener Vater, hoch in Ehren gehalten, wie dieſer ſeine Liebe in vollem Maaß erwiedert, wie er ihn trotz ſeiner Armuth zum Eidam erkoren, weil ſeine Geſchicklichkeit ſeiner Treue, ſeinem edlen Gemüth gleichgekommen. Das Alles erzählte Madelon aus dem innerſten Herzen heraus und ſchloß damit, daß, wenn Olivier in ihrem Beiſeyn dem Vater den Dolch in die Bruſt geſtoßen hätte, ſie dies eher für ein Blendwerk des Satans halten, als daran glauben würde, daß Olivier eines ſolchen entſetzlichen, grauenvollen Verbrechens fähig ſeyn könne.

Die Scuderi, von Madelons namenloſen Leiden auf das tiefſte gerührt und ganz geneigt, den armen Olivier für unſchuldig zu halten, zog Erkundigungen ein, und fand Alles beſtätigt, was Madelon über das häusliche Verhältniß des Meiſters mit ſeinem Geſellen erzählt hatte. Die Hausleute, die Nachbarn rühmten einſtimmig den Olivier als das Muſter eines ſittigen, frommen, treuen, fleißigen Betragens, niemand wußte Böſes von ihm, und doch, war von der gräßlichen That die Rede, zuckte jeder die Achſeln und meinte, darin liege etwas Unbegreifliches.

Olivier, vor die Chambre ardente geſtellt, läugnete, wie die Scuderi vernahm, mit der größten Standhaftigkeit, mit dem hellſten Freimuth die ihm angeſchuldigte That, und behauptete, daß ſein Meiſter in ſeiner Gegenwart auf der Straße angefallen und niedergeſtoßen worden, daß er ihn aber noch lebendig nach Hauſe geſchleppt, wo er ſehr bald verſchieden ſey. Auch dies ſtimmte alſo mit Madelons Erzählung überein.

Immer und immer wieder ließ ſich die Scuderi die kleinſten Umſtände des ſchrecklichen Ereigniſſes wiederholen. Sie forſchte genau, ob jemals ein Streit zwiſchen Meiſter und Geſellen vorgefallen, ob vielleicht Olivier nicht ganz frei von jenem Jähzorn ſey, der oft wie ein blinder Wahnſinn die gutmüthigſten Menſchen überfällt und zu Thaten verleitet, die alle Willkür des Handelns auszuſchließen ſcheinen. Doch je begeiſterter Madelon von dem ruhigen häuslichen Glück ſprach, in dem die drei Menſchen in innigſter Liebe verbunden lebten, deſto mehr verſchwand jeder Schatten des Verdachts wider den auf den Tod angeklagten Olivier. Genau alles prüfend, davon ausgehend, daß Olivier unerachtet alles deſſen, was laut für ſeine Unſchuld ſpräche, dennoch Cardillacs Mörder geweſen, fand die Scuderi im Reich der Möglichkeit keinen Beweggrund zu der entſetzlichen That, die in jedem Fall Oliviers Glück zerſtören mußte. — Er iſt arm, aber geſchickt. — Es gelingt ihm, die Zuneigung des berühmteſten Meiſters zu gewinnen, er liebt die Tochter, der Meiſter begünſtigt ſeine Liebe, Glück, Wohlſtand für ſein ganzes Leben wird ihm erſchloſſen! — Sey es aber nun, daß, Gott weiß, auf welche Weiſe gereizt, Olivier vom Zorn übermannt, ſeinen Wohlthäter, ſeinen Vater mörderiſch anfiel, welche teufliſche Heuchelei gehört dazu, nach der That ſich ſo zu betragen, als es wirklich geſchah! — Mit der feſten Ueberzeugung von Oliviers Unſchuld faßte die Scuderi den Entſchluß, den unſchuldigen Jungling zu retten, koſte es, was es wolle.

Es ſchien ihr, ehe ſie die Huld des Königs ſelbſt vielleicht anrufe, am gerathenſten, ſich an den Präſidenten la Regnie zu wenden, ihn auf alle Umſtände, die für Oliviers Unſchuld ſprechen mußten, aufmerkſam zu machen, und ſo vielleicht in des Präſidenten Seele eine innere, dem Angeklagten günſtige Ueberzeugung zu erwecken, die ſich wohlthätig den Richtern mittheilen ſollte.

La Regnie empfing die Scuderi mit der hohen Achtung, auf die die würdige Dame, von dem Könige ſelbſt hoch geehrt, gerechten Anſpruch machen konnte. Er hörte ruhig alles an, was ſie über die entſetzliche That, über Oliviers Verhältniſſe, über ſeinen Charakter vorbrachte. Ein feines, beinahe hämiſches Lächeln war indeſſen Alles, womit er bewies, daß die Betheurungen, die von häufigen Thränen begleiteten Ermahnungen, wie jeder Richter nicht der Feind des Angeklagten ſeyn, ſondern auch auf Alles achten müſſe, was zu ſeinen Gunſten ſpräche, nicht an gänzlich tauben Ohren vorüber glitten. Als das Fräulein nun endlich ganz erſchöpft, die Thränen von den Augen wegtrocknend, ſchwieg, fing la Regnie an: Es iſt ganz Eures vortrefflichen Herzens würdig, mein Fräulein, daß Ihr, gerührt von den Thränen eines jungen, verliebten Mädchens, alles glaubt, was ſie vorbringt, ja daß Ihr nicht fähig ſeyd, den Gedanken einer entſetzlichen Unthat zu faſſen, aber anders iſt es mit dem Richter, der gewohnt iſt, frecher Heuchelei die Larve abzureißen. Wohl mag es nicht meines Amtes ſeyn, jedem, der mich frägt, den Gang eines Kriminalprozeſſes zu entwickeln. Fräulein! ich thue meine Pflicht, wenig kümmert mich das Urtheil der Welt. Zittern ſollen die Böſewichter vor der Chambre ardente, die keine Strafe kennt als Blut und Feuer. Aber von Euch, mein würdiges Fräulein, möcht' ich nicht für ein Ungeheuer gehalten werden an Härte und Grauſamkeit, darum vergönnt mir, daß ich Euch mit wenigen Worten die Blutſchuld des jungen Böſewichts, der, dem Himmel ſey es gedankt! der Rache verfallen iſt, klar vor Augen lege. Euer ſcharfſinniger Geiſt wird dann ſelbſt die Gutmüthigkeit verſchmähen, die Euch Ehre macht, mir aber gar nicht anſtehen würde. — Alſo! — Am Morgen wird René Cardillac durch einen Dolchſtoß ermordet gefunden. Niemand iſt bei ihm, als ſein Geſelle Olivier Brußon und die Tochter. In Oliviers Kammer, unter andern, findet man einen Dolch von friſchem Blute gefärbt, der genau in die Wunde paßt. „Cardillac iſt, ſpricht Olivier, in der Nacht vor meinen Augen niedergeſtoßen worden. — Man wollte ihn berauben? Das weiß ich nicht! — Du gingſt mit ihm, und es war dir nicht möglich, dem Mörder zu wehren? — ihn feſt zu halten? um Hülfe zu rufen? Funfzehn, wohl zwanzig Schritte vor mir ging der Meiſter, ich folgte ihm. Warum in aller Welt ſo entfernt? — Der Meiſter wollt' es ſo. Was hatte überhaupt Meiſter Cardillac ſo ſpät auf der Straße zu thun? — Das kann ich nicht ſagen. Sonſt iſt er aber doch niemals nach neun Uhr Abends aus dem Hauſe gekommen? — Hier ſtockt Olivier, er iſt beſtürzt, er ſeufzt, er vergießt Thränen, er betheuert bei allem, was heilig, daß Cardillac wirklich in jener Nacht ausgegangen ſey, und ſeinen Tod gefunden habe." Nun merkt aber wohl auf, mein Fräulein. Erwieſen iſt es bis zur vollkommenſten Gewißheit, daß Cardillac in jener Nacht das Haus nicht verließ, mithin iſt Oliviers Behauptung, er ſey mit ihm wirklich ausgegangen, eine freche Lüge. Die Hausthüre iſt mit einem ſchweren Schloß verſehen, welches bei dem Auf- und Zuſchließen ein durchdringendes Geräuſch macht, dann aber bewegt ſich der Thürflügel widrig knarrend und heulend in den Angeln, ſo daß, wie es angeſtellte Verſuche bewährt haben, ſelbſt im oberſten Stock des Hauſes das Getöſe wiederhallt. Nun wohnt in dem unterſten Stock, alſo dicht neben der Hausthüre, der alte Meiſter Claude Patru mit ſeiner Aufwärterin, einer Perſon von beinahe achtzig Jahren, aber noch munter und rührig. Dieſe beiden Perſonen hörten, wie Cardillac nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe an jenem Abend Punkt neun Uhr die Treppe hinab kam, die Thüre mit vielem Geräuſch verſchloß und verrammelte, dann wieder hinauf ſtieg, den Abendſegen laut las und dann, wie man es an dem Zuſchlagen der Thüre vernehmen konnte, in ſein Schlafzimmer ging. Meiſter Claude leidet an Schlafloſigkeit, wie es alten Leuten wohl zu gehen pflegt. Auch in jener Nacht konnte er kein Auge zuthun. Die Aufwärterin ſchlug daher, es mochte bald zehn Uhr ſeyn, in der Küche, in die ſie über den Hausflur gehend gelangt, Licht an und ſetzte ſich zum Meiſter Claude an den Tiſch mit einer alten Chronik, in der ſie las, während der Alte ſeinen Gedanken nachhängend bald ſich in den Lehnſtuhl ſetzte, bald wieder aufſtand, und um Müdigkeit und Schlaf zu gewinnen, im Zimmer leiſe und langſam auf und ab ſchritt. Es blieb alles ſtill und ruhig bis nach Mitternacht. Da hörten ſie über ſich ſcharfe Tritte, einen harten Fall, als ſtürze eine ſchwere Laſt zu Boden, und gleich darauf ein dumpfes Stöhnen. In Beide kam eine ſeltſame Angſt und Beklommenheit. Die Schauer der entſetzlichen That, die eben begangen, gingen bei ihnen vorüber. — Mit dem hellen Morgen trat dann ans Licht, was in der Finſterniß begonnen. — Aber, fiel die Scuderi ein, aber um aller Heiligen willen, könnt ihr bei allen Umſtänden, die ich erſt weitläuftig erzählte, Euch denn irgend einen Anlaß zu dieſer That der Hölle denken? — Hm, erwiederte la Regnie, Cardillac war nicht arm — im Beſitz vortrefflicher Steine. Bekam, fuhr die Scuderi fort, bekam denn nicht alles die Tochter? — Ihr vergeßt, daß Olivier Cardillacs Schwiegerſohn werden ſollte. Er mußte vielleicht theilen oder gar nur für Andere morden, ſprach la Regnie. Theilen, für Andere morden? fragte die Scuderi in vollem Erſtaunen. Wißt, fuhr der Präſident fort, wißt mein Fräulein! daß Olivier ſchon längſt geblutet hätte auf dem Greveplatz, ſtünde ſeine That nicht in Beziehung mit dem dicht verſchleierten Geheimniß, das bisher ſo bedrohlich über ganz Paris waltete. Olivier gehört offenbar zu jener verruchten Bande, die alle Aufmerkſamkeit, alle Mühe, alles Forſchen der Gerichtshöfe verſpottend ihre Streiche ſicher und ungeſtraft zu führen wußte. Durch ihn wird — muß Alles klar werden. Die Wunde Cardillacs iſt denen ganz ähnlich, die alle auf den Straßen, in den Häuſern Ermordete und Beraubte trugen. Dann aber das Entſcheidendſte, ſeit der Zeit, daß Olivier Brußon verhaftet iſt, haben alle Mordthaten, alle Beraubungen aufgehört. Sicher ſind die Straßen zur Nachtzeit wie am Tage. Beweis genug, daß Olivier vielleicht an der Spitze jener Mordbande ſtand. Noch will er nicht bekennen, aber es giebt Mittel, ihn ſprechen zu machen wider ſeinen Willen. Und Madelon, rief die Scuderi, und Madelon, die treue, unſchuldige Taube. — Ei, ſprach la Regnie mit einem giftigen Lächeln, ei wer ſteht mir dafür, daß ſie nicht mit im Complot iſt. Was iſt ihr an dem Vater gelegen, nur dem Mordbuben gelten ihre Thränen. Was ſagt ihr, ſchrie die Scuderi, es iſt nicht möglich; den Vater! dieſes Mädchen! — O! fuhr la Regnie fort, o! denkt doch nur an die Brinvillier! Ihr möget es mir verzeihen, wenn ich mich vielleicht bald genöthigt ſehe, Euch Euren Schützling zu entreißen und in die Conciergerie werfen zu laſſen. — Der Scuderi ging ein Grauſen an bei dieſem entſetzlichen Verdacht. Es war ihr, als könne vor dieſem ſchrecklichen Manne keine Treue, keine Tugend beſtehen, als ſpähe er in den tiefſten, geheimſten Gedanken Mord und Blutſchuld. Sie ſtand auf. Seyd menſchlich, das war Alles, was ſie beklommen, mühſam athmend hervorbringen konnte. Schon im Begriff, die Treppe hinabzuſteigen, bis zu der der Präſident ſie mit ceremoniöſer Artigkeit begleitet hatte, kam ihr, ſelbſt wußte ſie nicht wie, ein ſeltſamer Gedanke. „Würd' es mir wohl erlaubt ſeyn, den unglücklichen Olivier Brußon zu ſehen?“ So fragte ſie den Präſidenten, ſich raſch umwendend. Dieſer ſchaute ſie mit bedenklicher Miene an, dann verzog ſich ſein Geſicht in jenes widrige Lächeln, das ihm eigen. „Gewiß, ſprach er, gewiß wollt Ihr nun, mein würdiges Fräulein, Euerm Gefühl, der innern Stimme mehr vertrauend als dem, was vor unſern Augen geſchehen, ſelbſt Oliviers Schuld oder Unſchuld prüfen. Scheut ihr nicht den düſtern Aufenthalt des Verbrechens, iſt es Euch nicht gehäſſig, die Bilder der Verworfenheit in allen Abſtufungen zu ſehen, ſo ſollen für Euch in zwei Stunden die Thore der Conciergerie offen ſeyn. Man wird Euch dieſen Olivier, deſſen Schickſal Eure Theilnahme erregt, vorſtellen.“

In der That konnte ſich die Scuderi von der Schuld des jungen Menſchen nicht überzeugen. Alles ſprach wider ihn, ja kein Richter in der Welt hätte anders gehandelt, wie la Regnie, bei ſolch entſcheidenden Thatſachen. Aber das Bild häuslichen Glücks, wie es Madelon mit den lebendigſten Zügen der Scuderi vor Augen geſtellt, überſtrahlte jeden böſen Verdacht, und ſo mochte ſie lieber ein unerklärliches Geheimniß annehmen, als daran glauben, wogegen ihr ganzes Inneres ſich empörte.

Sie gedachte, ſich von Olivier noch einmal Alles, wie es ſich in jener verhängnißvollen Nacht begeben, erzählen zu laſſen, und ſo viel möglich in ein Geheimniß zu dringen, das vielleicht den Richtern verſchloſſen geblieben, weil es werthlos ſchien, ſich weiter darum zu bekümmern.

In der Conciergerie angekommen, führte man die Scuderi in ein großes, helles Gemach. Nicht lange darauf vernahm ſie Kettengeraſſel. Olivier Brußon wurde gebracht. Doch ſo wie er in die Thüre trat, ſank auch die Scuderi ohnmächtig nieder. Als ſie ſich erholt hatte, war Olivier verſchwunden. Sie verlangte mit Heftigkeit, daß man ſie nach dem Wagen bringe, fort, augenblicklich fort wollte ſie aus den Gemächern der frevelnden Verruchtheit. Ach! — auf den erſten Blick hatte ſie in Olivier Brußon den jungen Menſchen erkannt, der auf dem Pontneuf jenes Blatt ihr in den Wagen geworfen, der ihr das Käſtchen mit den Juwelen gebracht hatte. — Nun war ja jeder Zweifel gehoben, la Regnie's ſchreckliche Vermuthung ganz beſtätigt. Olivier Brußon gehört zu der fürchterlichen Mordbande, gewiß ermordete er auch den Meiſter! — Und Madelon? — So bitter noch nie vom innern Gefühl getäuſcht, auf den Tod angepackt von der hölliſchen Macht auf Erden, an deren Daſeyn ſie nicht geglaubt, verzweifelte die Scuderi an aller Wahrheit. Sie gab Raum dem entſetzlichen Verdacht, daß Madelon mit verſchworen ſeyn und Theil haben könne an der gräßlichen Blutſchuld. Wie es denn geſchieht, daß der menſchliche Geiſt, iſt ihm ein Bild aufgegangen, emſig Farben ſucht und findet, es greller und greller auszumalen, ſo fand auch die Scuderi, jeden Umſtand der That, Madelons Betragen in den kleinſten Zügen erwägend, gar Vieles, jenen Verdacht zu nähren. So wurde Manches, was ihr bisher als Beweis der Unſchuld und Reinheit gegolten, ſicheres Merkmal freveliger Bosheit, ſtudirter

Heuchelei. Jener herzzerreißende Jammer, die blutigen Thränen konnten wohl erpreßt ſeyn von der Todesangſt, nicht den Geliebten bluten zu ſehen, nein — ſelbſt zu fallen unter der Hand des Henkers. Gleich ſich die Schlange, die ſie im Buſen nähre, vom Halſe zu ſchaffen; mit dieſem Entſchluß ſtieg die Scuderi aus dem Wagen. In ihr Gemach eingetreten, warf Madelon ſich ihr zu Füßen. Die Himmelsaugen, ein Engel Gottes hat ſie nicht treuer, zu ihr emporgerichtet, die Hände vor der wallenden Bruſt zuſammengefaltet, jammerte und flehte ſie laut um Hülfe und Troſt. Die Scuderi ſich mühſam zuſammenfaſſend, ſprach, indem ſie dem Ton ihrer Stimme ſo viel Ernſt und Ruhe zu geben ſuchte, als ihr möglich: Geh' — geh' — tröſte dich nur über den Mörder, den die gerechte Strafe ſeiner Schandthaten erwartet — Die heilige Jungfrau möge verhüten, daß nicht auf dir ſelbſt eine Blutſchuld ſchwer laſte. „Ach nun iſt alles verloren!“ — Mit dieſem gellenden Ausruf ſtürzte Madelon ohnmächtig zu Boden. Die Scuderi überließ die Sorge um das Mädchen der Martiniere und entfernte ſich in ein anderes Gemach. —

Ganz zerriſſen im Innern, entzweit mit allem Irdiſchen wünſchte die Scuderi, nicht mehr in einer Welt voll hölliſchen Truges zu leben. Sie klagte das Verhängniß an, das in bitterm Hohn ihr ſo viele Jahre vergönnt, ihren Glauben an Tugend und Treue zu ſtärken, und nun in ihrem Alter das ſchöne Bild vernichte, welches ihr im Leben geleuchtet.

Sie vernahm, wie die Martiniere Madelon fortbrachte, die leiſe ſeufzte und jammerte: Ach! — auch ſie — auch ſie haben die Grauſamen bethört. — Ich Elende — armer, unglücklicher Olivier! — Die Töne drangen der Scuderi ins Herz, und aufs neue regte ſich aus dem tiefſten Innern heraus die Ahnung eines Geheimniſſes, der Glaube an Oliviers Unſchuld. Bedrängt von den widerſprechendſten Gefühlen, ganz außer ſich rief die Scuderi: Welcher Geiſt der Hölle hat mich in die entſetzliche Geſchichte verwickelt, die mir das Leben koſten wird! — In dem Augenblick trat Baptiſte hinein, bleich und erſchrocken, mit der Nachricht, daß Desgrais draußen ſey. Seit dem abſcheulichen Prozeß der la Voiſin war Desgrais Erſcheinung in einem Hauſe der gewiſſe Vorbote irgend einer peinlichen Anklage, daher kam Baptiſte's Schreck, deshalb fragte ihn das Fräulein mit mildem Lächeln: Was iſt dir, Baptiſte? — Nicht wahr! — der Name Scuderi befand ſich auf der Liſte der la Voiſin? Ach um Chriſtus willen, erwiederte Baptiſte, am ganzen Leibe zitternd, wie möget Ihr nur ſo etwas ausſprechen, aber Desgrais — der entſetzliche Desgrais, thut ſo geheimnißvoll, ſo dringend, er ſcheint es gar nicht erwarten zu können, Euch zu ſehen! — Nun, ſprach die Scuderi, nun Baptiſte, ſo führt ihn nur gleich herein den Menſchen, der Euch ſo fürchterlich iſt, und der mir wenigſtens keine Beſorgniß erregen kann. — Der Präſident, ſprach Desgrais, als er ins Gemach getreten, der Präſident la Regnie ſchickt mich zu Euch, mein Fräulein, mit einer Bitte, auf deren Erfüllung er gar nicht hoffen würde, kennte er nicht Euere Tugend, Euern Muth, läge nicht das letzte Mittel, eine böſe Blutſchuld an den Tag zu bringen, in Euern Händen, hättet Ihr nicht ſelbſt ſchon Theil genommen an dem böſen Prozeß, der die Chambre ardente, uns alle in Athem hält. Olivier Brußon, ſeitdem er Euch geſehen hat, iſt halb raſend. So ſehr er ſchon zum Bekenntniß ſich zu neigen ſchien, ſo ſchwört er doch jetzt aufs neue bei Chriſtus und allen Heiligen, daß er an dem Morde Cardillacs ganz unſchuldig ſey, wiewohl er den Tod gern leiden wolle, den er verdient habe. Bemerkt, mein Fräulein, daß der letzte Zuſatz offenbar auf andere Verbrechen deutet, die auf ihm laſten. Doch vergebens iſt alle Mühe, nur ein Wort weiter herauszubringen, ſelbſt die Drohung mit der Tortur hat nichts gefruchtet. Er fleht, er beſchwört uns, ihm eine Unterredung mit Euch zu verſchaffen, Euch nur, Euch allein will er Alles geſtehen. Laßt Euch herab, mein Fräulein, Brußons Bekenntniß zu hören. Wie! rief die Scuderi ganz entrüſtet, ſoll ich dem Blutgericht zum Organ dienen, ſoll ich das Vertrauen des unglücklichen Menſchen mißbrauchen, ihn aufs Blutgerüſt zu bringen? — Nein Desgrais! mag Brußon auch ein verruchter Mörder ſeyn, nie wär' es mir doch möglich, ihn ſo ſpitzbübiſch zu hintergeben. Nichts mag ich von ſeinen Geheimniſſen erfahren, die wie eine heilige Beichte in meiner Bruſt verſchloſſen bleiben würden. Vielleicht, verſetzte Desgrais mit einem feinen Lächeln, vielleicht, mein Fräulein, ändert ſich Eure Geſinnung, wenn Ihr Brußon gehört habt. Batet Ihr den Präſidenten nicht ſelbſt, er ſollte menſchlich ſeyn? Er thut es, indem er dem thörichten Verlangen Brußons nachgibt, und ſo das letzte Mittel verſucht, ehe er die Tortur verhängt, zu der Brußon längſt reif iſt. Die Scuderi ſchrak unwillkührlich zuſammen. Seht, fuhr

Desgrais fort, ſeht, würdige Dame, man wird Euch keineswegs zumuthen, noch einmal in jene finſteren Gemächer zu treten, die Euch mit Grauſen und Abſcheu erfüllen. In der Stille der Nacht, ohne alles Aufſehen bringt man Olivier Bruſſon wie einen freien Menſchen zu Euch in Euer Haus. Nicht einmal belauſcht, doch wohl bewacht, mag er Euch dann zwanglos Alles bekennen. Daß Ihr für Euch ſelbſt nichts von dem Elenden zu fürchten habt, dafür ſtehe ich Euch mit meinem Leben ein. Er ſpricht von Euch mit inbrünſtiger Verehrung. Er ſchwört, daß nur das düſtre Verhängniß, welches ihm verwehrt habe, Euch früher zu ſehen, ihn in den Tod geſtürzt. Und dann ſteht es ja bei Euch, von dem, was Euch Bruſſon entdeckt, ſo viel zu ſagen, als Euch beliebt. Kann man Euch zu mehrerem zwingen?

Die Scuderi ſah tief ſinnend vor ſich nieder. Es war ihr, als müſſe ſie der höheren Macht gehorchen, die den Aufſchluß irgend eines entſetzlichen Geheimniſſes von ihr verlange, als könne ſie ſich nicht mehr den wunderbaren Verſchlingungen entziehen, in die ſie willenlos gerathen. Plötzlich entſchloſſen ſprach ſie mit Würde: Gott wird mir Faſſung und Standhaftigkeit geben; führt den Bruſſon her, ich will ihn ſprechen.

So wie damals, als Bruſſon das Käſtchen brachte, wurde um Mitternacht an die Hausthür der Scuderi gepocht. Baptiſte, von dem nächtlichen Beſuch unterrichtet, öffnete. Eiskalter Schauer überlief die Scuderi, als ſie an den leiſen Tritten, an dem dumpfen Gemurmel wahrnahm, daß die Wächter, die den Bruſſon gebracht, ſich in den Gängen des Hauſes vertheilten.

Endlich ging leiſe die Thüre des Gemachs auf. Desgrais trat herein, hinter ihm Olivier Bruſſon, feſſelfrei, in anſtändigen Kleidern. Hier iſt, ſprach Desgrais, ſich ehrerbietig verneigend, hier iſt Bruſſon, mein würdiges Fräulein! und verließ das Zimmer.

Bruſſon ſank vor der Scuderi nieder auf beide Knie, flehend erhob er die gefalteten Hände, indem häufige Thränen ihm aus den Augen rannen.

Die Scuderi ſchaute erblaßt, keines Wortes mächtig, auf ihn herab. Selbſt bei den entſtellten, ja durch Gram, durch grimmen Schmerz verzerrten Zügen ſtrahlte der reine Ausdruck des treueſten Gemüths aus dem Jünglingsantlitz. Je länger die Scuderi ihre Augen auf Bruſſons Geſicht ruhen ließ, deſto lebhafter trat die Erinnerung an irgend eine geliebte Perſon hervor, auf die ſie ſich nur nicht deutlich zu beſinnen vermochte. Alle Schauer wichen von ihr, ſie vergaß, daß Cardillacs Mörder vor ihr kniee, ſie ſprach mit dem anmuthigen Tone des ruhigen Wohlwollens, der ihr eigen: Nun Bruſſon, was habt ihr mir zu ſagen? Dieſer, noch immer knieend, ſeufzte auf vor tiefer, inbrünſtiger Wehmuth und ſprach dann: O mein würdiges, mein hochverehrtes Fräulein, iſt denn jede Spur der Erinnerung an mich verflogen? Die Scuderi, ihn noch aufmerkſamer betrachtend, erwiederte, daß ſie allerdings in ſeinen Zügen die Aehnlichkeit mit einer von ihr geliebten Perſon gefunden, und daß er nur dieſer Aehnlichkeit es verdanke, wenn ſie den tiefen Abſcheu vor dem Mörder überwinde und ihn ruhig anhöre. Bruſſon, ſchwer verletzt durch dieſe Worte, erhob ſich ſchnell und trat, den finſtern Blick zu Boden geſenkt, einen Schritt zurück. Dann ſprach er mit dumpfer Stimme: Habt ihr denn Anne Guiot ganz vergeſſen? — ihr Sohn Olivier — der Knabe, den Ihr oft auf Euern Knien ſchaukeltet, iſt es, der vor Euch ſteht. „O um aller Heiligen willen!“ rief die Scuderi, indem ſie mit beiden Händen das Geſicht bedeckend in die Polſter zurückſank. Das Fräulein hatte wohl Urſache genug, ſich auf dieſe Weiſe zu entſetzen. Anne Guiot, die Tochter eines verarmten Bürgers, war von klein auf bei der Scuderi, die ſie, wie die Mutter das liebe Kind, erzog mit aller Treue und Sorgfalt. Als ſie nun herangewachſen, fand ſich ein hübſcher ſittiger Jüngling, Claude Bruſſon geheißen, ein, der um das Mädchen warb. Da er nun ein grundgeſchickter Uhrmacher war, der ſein reichliches Brod in Paris finden mußte, Anne ihn auch herzlich lieb gewonnen hatte, ſo trug die Scuderi gar kein Bedenken, in die Heirath ihrer Pflegetochter zu willigen. Die jungen Leute richteten ſich ein, lebten in ſtiller, glücklicher Häuslichkeit, und was den Liebesband noch feſter knüpfte war die Geburt eines wunderſchönen Knaben, der holden Mutter treues Ebenbild.

Einen Abgott machte die Scuderi aus dem kleinen Olivier, den ſie Stunden, Tage lang der Mutter entriß, um ihn zu liebkoſen, zu hätſcheln. Daher kam es, daß der Junge ſich ganz an ſie gewöhnte, und eben ſo gern bei ihr war, als bei der Mutter. Drei Jahre waren vorüber, als der Brodneid der Kunſtgenoſſen Bruſſons es dahin brachte, daß ſeine Arbeit mit jedem Tage abnahm, ſo daß er zuletzt kaum ſich kümmerlich ernähren konnte. Dazu kam die Sehnſucht nach ſeinem ſchönen heimatlichen Genf, und ſo geſchah es, daß die kleine Familie dorthin zog, des Widerſtrebens der Scuderi, die alle nur mögliche Unterſtützung verſprach, unerachtet. Noch ein paarmal ſchrieb Anne an ihre Pflegemutter, dann ſchwieg ſie, und dieſe mußte glauben, daß das glückliche Leben in Bruſſons Heimat das Andenken an die früher verlebten Tage nicht mehr aufkommen laſſe.

Es waren jetzt gerade drei und zwanzig Jahre her, als Bruſſon mit ſeinem Weibe und Kinde Paris verlaſſen und nach Genf gezogen.

O entſetzlich, rief die Scuderi, als ſie ſich einigermaßen wieder erholt hatte, o entſetzlich! — Olivier biſt du? — der Sohn meiner Anne! — Und jetzt! — „Wohl, verſetzte Olivier ruhig und gefaßt, wohl, mein würdiges Fräulein, hättet Ihr nimmermehr ahnen können, daß der Knabe, den Ihr wie die zärtlichſte Mutter hätſcheltet, dem Ihr, auf Euerm Schooß ihn ſchaukelnd, Näſcherei auf Näſcherei in den Mund ſtecktet, dem Ihr die ſüßeſten Namen gabt, zum Jünglinge gereift dereinſt vor Euch ſtehen würde, gräßlicher Blutſchuld angeklagt! — Ich bin nicht vorwurfsfrei, die Chambre ardente kann mich mit Recht eines Verbrechens zeihen; aber, ſo wahr ich ſelig zu ſterben hoffe, ſey es auch durch des Henkers Hand, rein bin ich von jeder Blutſchuld, nicht durch mich, nicht durch mein Verſchulden fiel der unglückliche Cardillac!“ — Olivier gerieth bei dieſen Worten in ein Zittern und Schwanken. Stillſchweigend wies die Scuderi auf einen kleinen Seſſel, der Olivier zur Seite ſtand. Er ließ ſich langſam nieder.

„Ich hatte Zeit genug, fing er an, mich auf die Unterredung mit Euch, die ich als die letzte Gunſt des verſöhnten Himmels betrachte, vorzubereiten, und ſo viel Ruhe und Faſſung zu gewinnen als nöthig, Euch die Geſchichte meines entſetzlichen, unerhörten Mißgeſchicks zu erzählen. Erzeigt mir die Barmherzigkeit, mich ruhig anzuhören, ſo ſehr Euch auch die Entdeckung eines Geheimniſſes, das Ihr gewiß nicht geahnet, überraſchen, ja mit Grauſen erfüllen mag. — Hätte mein armer Vater Paris doch niemals verlaſſen! — So weit meine Erinnerung an Genf reicht, finde ich mich wieder, von den troſtloſen Eltern mit Thränen benetzt, von ihren Klagen, die ich nicht verſtand, ſelbſt zu Thränen gebracht. Später kam mir das deutliche Gefühl, das volle Bewußtſein des drückendſten Mangels, des tiefen Elends, in dem meine Eltern lebten. Mein Vater fand ſich in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht. Von tiefem Gram niedergebeugt, erdrückt, ſtarb er in dem Augenblick, als es ihm gelungen war, mich bei einem Goldſchmidt als Lehrjunge unterzubringen. Meine Mutter ſprach viel von Euch, ſie wollte Euch Alles klagen, aber dann überfiel ſie die Muthloſigkeit, welche vom Elend erzeugt wird. Das und auch wohl falſche Scham, die oft an dem todwunden Gemüthe nagt, hielt ſie von ihrem Entſchluß zurück. Wenige Monden nach dem Tode meines Vaters folgte ihm meine Mutter ins Grab." Arme Anne! arme Anne! rief die Scuderi von Schmerz überwältigt. „Dank und Preis der ewigen Macht des Himmels, daß ſie hinüber iſt, und nicht fallen ſieht den geliebten Sohn unter der Hand des Henkers, mit Schande gebrandmarkt." So ſchrie Olivier laut auf, indem er einen wilden entſetzlichen Blick in die Höhe warf. Es wurde draußen unruhig, man ging hin und her. „Ho, ho, ſprach Olivier mit einem bittern Lächeln, Desgrais weckt ſeine Spießgeſellen, als ob ich hier entfliehen könnte. — Doch weiter! — Ich wurde von meinem Meiſter hart gehalten, unerachtet ich bald am beſten arbeitete, ja wohl endlich den Meiſter weit übertraf. Es begab ſich, daß einſt ein Fremder in unſere Werkſtatt kam, um einiges Geſchmeide zu kaufen. Als der nun einen ſchönen Halsſchmuck ſah, den ich gearbeitet, klopfte er mir mit freundlicher Miene auf die Schultern, indem er, den Schmuck beäugelnd, ſprach: Ei, Ei! mein junger Freund, das iſt ja ganz vortreffliche Arbeit. Ich wüßte in der That nicht, wer Euch noch anders übertreffen ſollte, als René Cardillac, der freilich der erſte Goldſchmidt iſt, den es auf der Welt gibt. Zu dem ſolltet Ihr hingehen; mit Freuden nimmt er Euch in ſeine Werkſtatt, denn nur Ihr könnt ihm beiſtehen in ſeiner kunſtvollen Arbeit, und nur von ihm allein könnt Ihr dagegen noch lernen. Die Worte des Fremden waren tief in meine Seele gefallen. Ich hatte keine Ruhe mehr in Genf, mich zog es fort mit Gewalt. Endlich gelang es mir, mich von meinem Meiſter los zu machen. Ich kam nach Paris. René Cardillac empfing mich kalt und barſch. Ich ließ nicht nach, er mußte mir Arbeit geben, ſo geringfügig ſie auch ſeyn mochte. Ich ſollte einen kleinen Ring fertigen. Als ich ihm die Arbeit brachte, ſah er mich ſtarr an mit ſeinen funkelnden Augen, als wollt' er hineinſchauen in mein Innerſtes.

Dann ſprach er: Du biſt ein tüchtiger, wackrer Geſelle, Du kannſt zu mir ziehen und mir helfen in der Werkſtatt. Ich zahle Dir gut, Du wirſt mit mir zufrieden ſeyn. Cardillac hielt Wort. Schon mehrere Wochen war ich bei ihm, ohne Madelon geſehen zu haben, die, irr' ich nicht, auf dem Lande bei irgend einer Muhme Cardillacs damals ſich aufhielt. Endlich kam ſie. O du ewige Macht des Himmels, wie geſchah mir, als ich das Engelsbild ſah! — Hat je ein Menſch ſo geliebt als ich! Und nun! — O Madelon!"

Olivier konnte vor Wehmuth nicht weiter ſprechen. Er hielt beide Hände vors Geſicht und ſchluchzte heftig. Endlich mit Gewalt den wilden Schmerz, der ihn erfaßt, niederkämpfend ſprach er weiter.

„Madelon blickte mich an mit freundlichen Augen. Sie kam öfter und öfter in die Werkſtatt. Mit Entzücken gewahrte ich ihre Liebe. So ſtreng der Vater uns bewachte, mancher verſtohlne Händedruck galt als Zeichen des geſchloſſenen Bundes, Cardillac ſchien nichts zu merken. Ich gedachte, hätte ich erſt ſeine Gunſt gewonnen, und konnte ich die Meiſterſchaft erlangen, um Madelon zu werben. Eines Morgens, als ich meine Arbeit beginnen wollte, trat Cardillac vor mich hin, Zorn und Verachtung im finſtern Blick. Ich bedarf Deiner Arbeit nicht mehr, fing er an, fort aus dem Hauſe noch in dieſer Stunde, und laß Dich nie mehr vor meinen Augen ſehen. Warum ich Dich hier nicht mehr dulden kann, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Für Dich armen Schlucker hängt die ſüße Frucht zu hoch, nach der Du trachteſt! Ich wollte reden, er packte mich aber mit ſtarker Fauſt und warf mich zur Thüre hinaus, daß ich niederſtürzte und mich hart verwundete an Kopf und Arm. — Empört, zerriſſen vom grimmen Schmerz verließ ich das Haus, und fand endlich am äußerſten Ende der Vorſtadt St. Martin einen gutmüthigen Bekannten, der mich aufnahm in ſeine Bodenkammer. Ich hatte keine Ruhe, keine Raſt. Zur Nachtzeit umſchlich ich Cardillacs Haus, wähnend, daß Madelon meine Seufzer, meine Klagen vernehmen, daß es ihr vielleicht gelingen werde, mich vom Fenſter herab unbelauſcht zu ſprechen. Allerlei verworrene Pläne kreuzten in meinem Gehirn, zu deren Ausführung ich ſie zu bereden hoffte. An Cardillacs Haus in der Straße Nicaiſe ſchließt ſich eine hohe Mauer mit Blenden und alten, halb zerſtückelten Steinbildern darin. Dicht bei einem ſolchen Steinbilde ſtehe ich in einer Nacht und ſehe hinauf nach den Fenſtern des Hauſes, die in den Hof gehen, den die Mauer einſchließt. Da gewahre ich plötzlich Licht in Cardillacs Werkſtatt. Es iſt Mitternacht, nie war ſonſt Cardillac zu dieſer Stunde wach, er pflegte ſich auf den Schlag neun Uhr zur Ruhe zu begeben. Mir pocht das Herz vor banger Ahnung, ich denke an irgend ein Ereigniß, das mir vielleicht den Eingang bahnt. Doch gleich verſchwindet das Licht wieder. Ich drücke mich an das Steinbild, in die Blende hinein, doch entſetzt pralle ich zurück, als ich einen Gegendruck fühle, als ſey das Bild lebendig werden. In dem dämmernden Schimmer der Nacht gewahre ich nun, daß der Stein ſich langſam dreht, und hinter demſelben eine finſtere Geſtalt hervorſchlüpft, die leiſen Trittes die Straße hinabgeht. Ich ſpringe an das Steinbild hinan, es ſteht wie zuvor dicht an der Mauer. Unwillkürlich, wie von einer innern Macht getrieben, ſchleiche ich hinter der Geſtalt her. Gerade bei einem Marienbilde ſchaut die Geſtalt ſich um, der volle Schein der hellen Lampe, die vor dem Bilde brennt, fällt ihr ins Antlitz. Es iſt Cardillac! Eine unbegreifliche Angſt, ein unheimliches Grauen überfällt mich. Wie durch Zauber feſt gebannt muß ich fort — nach — dem geſpenſtiſchen Nachtwandler. Dafür halte ich den Meiſter, unerachtet nicht die Zeit des Vollmonds iſt, in der ſolcher Spuk die Schlafenden bethört. Endlich verſchwindet Cardillac ſeitwärts in den tiefen Schatten. An einem kleinen, mir wohlbekannten Räuſpern gewahre ich indeſſen, daß er in die Einfahrt eines Hauſes getreten iſt. Was bedeutet das, was wird er beginnen? — So frage ich mich ſelbſt voll Erſtaunen, und drücke mich dicht an die Häuſer. Nicht lange dauerts, ſo kommt ſingend und trillerirend ein Mann daher mit leuchtendem Federbuſch und klirrenden Sporen. Wie ein Tiger auf ſeinen Raub, ſtürzt ſich Cardillac aus ſeinem Schlupfwinkel auf den Mann, der in demſelben Augenblick röchelnd zu Boden ſinkt. Mit einem Schrei des Entſetzens ſpringe ich heran, Cardillac iſt über dem Mann, der zu Boden liegt, her. Meiſter Cardillac was thut ihr, rufe ich laut. „Vermaledeiter!“ brüllt Cardillac, rennt mit Blitzesſchnelle bei mir vorbei und verſchwindet. Ganz außer mir, kaum der Schritte mächtig, nähere ich mich dem Niedergeworfenen. Ich kniee bei ihm nieder, vielleicht, denk' ich, iſt er noch zu retten, aber keine Spur des Lebens iſt mehr in ihm. In meiner Todesangſt gewahre ich kaum, daß mich die Marechauſſée umringt hat. „Schon wieder einer von den Teufeln niedergeſtreckt — he he

— junger Menſch, was machſt du da — biſt einer von der Bande? — fort mit dir!“ So ſchrien ſie durcheinander und packen mich an. Kaum vermag ich zu ſtammeln, daß ich ſolche gräßliche Unthat ja gar nicht hätte begehen können, und daß ſie mich im Frieden ziehen laſſen möchten. Da leuchtet mir einer ins Geſicht und ruft lachend: Das iſt Olivier Bruſſon, der Goldſchmidtsgeſelle, der bei unſerm ehrlichen, braven Meiſter René Cardillac arbeitet! — ja — der wird die Leute auf der Straße morden! — ſieht mir recht darnach aus — iſt recht nach der Art der Mordbuben, daß ſie beim Leichnam lamentiren und ſich fangen laſſen werden. — Wie war's Junge? — erzähle dreiſt. „Dicht vor mir, ſprach ich, ſprang ein Menſch auf den dort los, ſtieß ihn nieder und rannte blitzſchnell davon, als ich laut aufſchrie. Ich wollt' doch ſehen, ob der Niedergeworfene noch zu retten wäre.“ Nein, mein Sohn, ruft einer von denen, die den Leichnam aufgehoben, der iſt hin, durchs Herz, wie gewöhnlich, geht der Dolchſtich. Teufel, ſpricht ein anderer, kamen wir doch wieder zu ſpät wie vorgeſtern; damit entfernen ſie ſich mit dem Leichnam.

Wie mir zu Muthe war, kann ich gar nicht ſagen; ich fühlte mich an, ob nicht ein böſer Traum mich necke, es war mir, als müßt' ich nun gleich erwachen und mich wundern über das tolle Trugbild. — Cardillac — der Vater meiner Madelon, ein verruchter Mörder! — Ich war kraftlos auf die ſteinernen Stufen eines Hauſes geſunken. Immer mehr und mehr dämmerte der Morgen herauf, ein Offizierhut, reich mit Federn geſchmückt, lag vor mir auf dem Pflaſter. Cardillacs blutige That, auf der Stelle begangen, wo ich ſaß, ging vor mir hell auf. Entſetzt rannte ich von dannen.

Ganz verwirrt, beinahe beſinnungslos ſitze ich in meiner Dachkammer, da geht die Thür auf und René Cardillac tritt herein. Um Chriſtus willen! was wollt ihr? ſchrie ich ihm entgegen. Er, das gar nicht achtend, kommt auf mich zu und lächelt mich an mit einer Ruhe und Leutſeligkeit, die meinen inneren Abſcheu vermehrt. Er rückt einen alten, gebrechlichen Schemel heran und ſetzt ſich zu mir, der ich nicht vermag, mich von dem Strohlager zu erheben, auf das ich mich geworfen. „Nun Olivier, fängt er an, wie geht es dir, armer Junge? Ich habe mich in der That garſtig übereilt, als ich dich aus dem Hauſe ſtieß, du fehlſt mir an allen Ecken und Enden. Eben jetzt habe ich ein Werk vor, das ich ohne deine Hülfe gar nicht vollenden kann. Wie wär's, wenn du wieder in meiner Werkſtatt arbeiteteſt? — Du ſchweigſt? — Ja ich weiß, ich habe dich beleidigt. Nicht verhehlen wollt' ich's dir, daß ich auf dich zornig war, wegen der Liebelei mit meiner Madelon. Doch recht überlegt habe ich mir das Ding nachher, und gefunden, daß bei deiner Geſchicklichkeit, deinem Fleiß, deiner Treue ich mir keinen beſſern Eidam wünſchen kann als eben dich. Komm alſo mit mir und ſiehe zu, wie du Madelon zur Frau gewinnen magſt."

Cardillacs Worte durchſchnitten mir das Herz, ich erbebte vor ſeiner Bosheit, ich konnte kein Wort hervorbringen. „Du zauderſt, fuhr er nun fort mit ſcharfem Ton, indem ſeine funkelnden Augen mich durchbohrten, du zauderſt? — du kannſt vielleicht heute noch nicht mit mir kommen, du haſt andere Dinge vor! — du willſt vielleicht Desgrais beſuchen oder dich gar einführen laſſen bei d'Argenſon oder la Regnie. Nimm dich in Acht, Burſche, daß die Krallen, die du hervorlocken willſt zu anderer Leute Verderben, dich nicht ſelbſt faſſen und zerreißen." Da macht ſich mein tief empörtes Gemüth plötzlich Luft. Mögen die, rufe ich, mögen die, die ſich gräßlicher Unthat bewußt ſind, jene Namen fühlen, die ihr eben nanntet, ich darf das nicht — ich habe nichts mit ihnen zu ſchaffen. „Eigentlich, ſpricht Cardillac weiter, eigentlich, Olivier, macht es dir Ehre, wenn du bei mir arbeiteſt, bei mir, dem berühmteſten Meiſter ſeiner Zeit, überall hochgeachtet wegen ſeiner Treue und Rechtſchaffenheit, ſo daß jede böſe Verläumdung ſchwer zurückfallen würde auf das Haupt des Verläumders. — Was nun Madelon betrifft, ſo muß ich dir nur geſtehen, daß du meine Nachgiebigkeit ihr allein verdankeſt. Sie liebt dich mit einer Heftigkeit, die ich dem zarten Kinde gar nicht zutrauen konnte. Gleich als du fort warſt, fiel ſie mir zu Füßen, umſchlang meine Knie und geſtand unter tauſend Thränen, daß ſie ohne dich nicht leben könne. Ich dachte, ſie bilde ſich das nur ein, wie es denn bei jungen verliebten Dingern zu geſchehen pflegt, daß ſie gleich ſterben wollen, wenn das erſte Milchgeſicht ſie freundlich angeblickt. Aber in der That, meine Madelon wurde ſiech und krank, und wie ich ihr denn das tolle Zeug ausreden wollte, rief ſie hundertmal deinen Namen. Was konnt' ich endlich thun, wollt' ich ſie nicht verzweifeln laſſen. Geſtern Abend ſagt' ich ihr, ich willige in Alles und werde dich heute holen. Da iſt ſie über Nacht aufgeblüht wie eine Roſe, und harrt nun auf dich ganz außer ſich vor Liebesſehnſucht." — Mag es mir die ewige Macht des Himmels verzeihen, aber ſelbſt weiß ich nicht, wie es geſchah, daß ich plötzlich in Cardillacs Hauſe ſtand, daß Madelon laut aufjauchzend: Olivier — mein Olivier — mein Geliebter — mein Gatte! auf mich geſtürzt, mich mit beiden Armen umſchlang, mich feſt an ihre Bruſt drückte, daß ich im Uebermaaß des höchſten Entzückens bei der Jungfrau und allen Heiligen ſchwor, ſie nimmer, nimmer zu verlaſſen!"

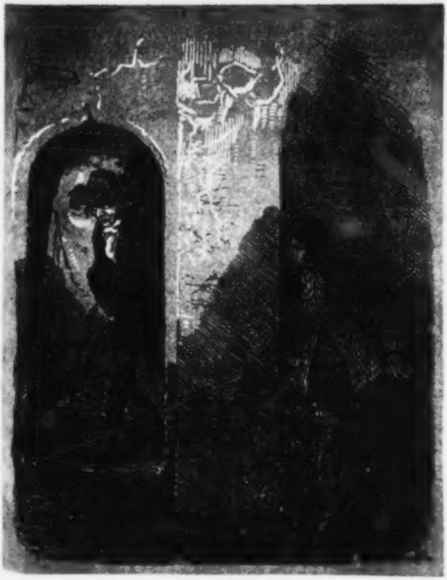
Erſchüttert von dem Andenken an dieſen entſcheidenden Augenblick mußte Olivier inne halten. Die Scuderi, von Grauſen erfüllt über die Unthat eines Mannes, den ſie für die Tugend, die Rechtſchaffenheit ſelbſt gehalten, rief: Entſetzlich! — René Cardillac gehört zu der Mordbande, die unſere gute Stadt ſo lange zur Räuberhöhle machte? „Was ſagt ihr, mein Fräulein, ſprach Olivier, zur Bande? Nie hat es eine ſolche Bande gegeben. Cardillac allein war es, der mit verruchter Thätigkeit in der ganzen Stadt ſeine Schlachtopfer ſuchte und fand. Daß er es allein war, darin liegt die Sicherheit, womit er ſeine Streiche führte, die unüberwundene Schwierigkeit, dem Mörder auf die Spur zu kommen. — Doch laßt mich fortfahren, der Verfolg wird Euch die Geheimniſſe des verruchteſten und zugleich unglücklichſten aller Menſchen aufklären. — Die Lage, in der ich mich nun bei dem Meiſter befand, jeder mag die ſich leicht denken. Der Schritt war geſchehen, ich konnte nicht mehr zurück. Zuweilen war es mir, als ſey ich ſelbſt Cardillacs Mordgehülfe geworden, nur in Madelons Liebe vergaß ich die innere Pein, die mich quälte, nur bei ihr konnt' es mir gelingen, jede äußere Spur namenloſen Grams weg zu tilgen. Arbeitete ich mit dem Alten in der Werkſtatt, nicht ins Antlitz vermochte ich ihm zu ſchauen, kaum ein Wort zu reden vor dem Grauſen, das mich durchbebte in der Nähe des entſetzlichen Menſchen, der alle Tugenden des treuen, zärtlichen Vaters, des guten Bürgers erfüllte, während die Nacht ſeine Unthaten verſchleierte. Madelon, das fromme, engelsreine Kind, hing an ihm mit abgöttiſcher Liebe. Das Herz durchbohrt' es mir, wenn ich daran dachte, daß, träfe einmal die Rache den entlarvten Böſewicht, ſie ja, mit aller hölliſchen Liſt des Satans getäuſcht, der gräßlichſten Verzweiflung unterliegen müſſe. Schon das verſchloß mir den Mund, und hätt' ich den Tod des Verbrechers darum dulden müſſen. Unerachtet ich aus den Reden der Marechauſſee genug entnehmen konnte, waren mir Cardillacs Unthaten, ihr Motiv, die Art, ſie auszuführen, ein Räthſel: die Aufklärung blieb nicht lange aus. Eines Tages war Cardillac, der ſonſt meinen Abſcheu erregend, bei der Arbeit in der heiterſten Laune, ſcherzte und lachte, ſehr ernſt und in ſich gekehrt. Plötzlich warf er das Geſchmeide, woran er eben arbeitete, bei Seite, daß Stein und Perlen auseinander rollten, ſtand heftig auf und ſprach: Olivier! — es kann zwiſchen uns Beiden nicht ſo bleiben, dies Verhältniß iſt mir unerträglich. — Was der feinſten Schlauigkeit Desgrais und ſeiner Spießgeſellen nicht gelang zu entdecken, das ſpielte dir der Zufall in die Hände. Du haſt mich geſchaut in der nächtlichen Arbeit, zu der mich mein böſer Stern treibt, kein Widerſtand iſt möglich. — Auch dein böſer Stern war es, der dich mir folgen ließ, der dich in undurchdringliche Schleier hüllte, der deinem Fußtritt die Leichtigkeit gab, daß du unhörbar wandelteſt wie das kleinſte Thier, ſo daß ich, der ich in der tiefſten Nacht klar ſchaue wie der Tiger, der ich Straßen weit das kleinſte Geräuſch, das Sumſen der Mücke vernehme, dich nicht bemerkte. Dein böſer Stern hat dich, meinen Gefährten, mir zugeführt. An Verrath iſt, ſo wie du jetzt ſtehſt, nicht mehr zu denken. Darum magſt du Alles wiſſen. „Nimmermehr werd' ich dein Gefährte ſeyn, heuchleriſcher Böſewicht." So wollt' ich aufſchreien, aber das innere Entſetzen, das mich bei Cardillacs Worten erfaßt, ſchnürte mir die Kehle zu. Statt der Worte vermochte ich nur einen unverſtändlichen Laut auszuſtoßen. Cardillac ſetzte ſich wieder in ſeinen Arbeitsſtuhl. Er trocknete ſich den Schweiß von der Stirne. Er ſchien, von der Erinnerung des Vergangenen hart berührt, ſich mühſam zu faſſen. Endlich fing er an: „Weiſe Männer ſprechen viel von den ſeltſamen Eindrücken, deren Frauen in guter Hoffnung fähig ſind, von dem wunderbaren Einfluß ſolch lebhaften, willenloſen Eindrucks von außen her auf das Kind. Von meiner Mutter erzählte man mir eine wunderliche Geſchichte. Als die mit mir im erſten Monat ſchwanger ging, ſchaute ſie mit andern Weibern einem glänzenden Hoffeſt zu, das in Trianon gegeben wurde. Da fiel ihr Blick auf einen Cavalier in ſpaniſcher Kleidung mit einer blitzenden Juwelenkette um den Hals, von der ſie die Augen gar nicht mehr abwenden konnte. Ihr ganzes Weſen war Begierde nach den funkelnden Steinen, die ihr ein überirdiſches Gut dünkten. Derſelbe Cavalier hatte vor mehreren Jahren, als meine Mutter noch nicht verheirathet, ihrer Tugend nachgeſtellt, war aber mit Abſcheu zurückgewieſen worden. Meine Mutter erkannte ihn wieder, aber jetzt war es ihr, als ſey er im Glanz der ſtrahlenden Diamanten ein Weſen höherer Art, der Inbegriff aller Schönheit. Der Cavalier bemerkte die ſehnſuchtsvollen, feurigen Blicke meiner Mutter. Er glaubte jetzt glücklicher zu ſeyn als vormals. Er wußte ſich ihr zu nähern, noch mehr, ſie von ihren Bekannten fort an einen einſamen Ort zu locken. Dort ſchloß er ſie brünſtig in ſeine Arme, meine Mutter faßte nach der ſchönen Kette, aber in demſelben Augenblick ſank er nieder und riß meine Mutter mit ſich zu Boden. Sey es, daß ihn der Schlag plötzlich getroffen, oder aus einer andern Urſache; genug, er war todt. Vergebens war das Mühen meiner Mutter, ſich den im Todeskrampf erſtarrten Armen des Leichnams zu entwinden. Die hohlen Augen, deren Sehkraft erloſchen, auf ſie gerichtet, wälzte der Todte ſich mit ihr auf dem Boden. Ihr gellendes Hülfegeſchrei drang endlich bis zu in der Ferne Vorübergehenden, die herbeieilten und ſie retteten aus den Armen des grauſigen Liebhabers. Das Entſetzen warf meine Mutter auf ein ſchweres Krankenlager. Man gab ſie, mich verloren, doch ſie geſundete und die Entbindung war glücklicher, als man je hatte hoffen können. Aber die Schrecken jenes fürchterlichen Augenblicks hatten mich getroffen. Mein böſer Stern war aufgegangen und hatte den Funken hinabgeſchoſſen, der in mir eine der ſeltſamſten und verderblichſten Leidenſchaften entzündet. Schon in der früheſten Kindheit gingen mir glänzende Diamanten, goldenes Geſchmeide über Alles. Man hielt das für gewöhnliche kindiſche Neigung. Aber es zeigte ſich anders, denn als Knabe ſtahl ich Gold und Juwelen, wo ich ſie habhaft werden konnte. Wie der geübteſte Kenner unterſchied ich aus Inſtinkt unächtes Geſchmeide von ächtem. Nur dieſes lockte mich, unächtes ſo wie geprägtes Gold ließ ich unbeachtet liegen. Den grauſamſten Züchtigungen des Vaters mußte die angeborne Begierde weichen. Um nur mit Gold und edlen Steinen handthieren zu können, wandte ich mich zur Goldſchmidts-Profeſſion. Ich arbeitete mit Leidenſchaft und wurde bald der erſte Meiſter dieſer Art. Nun begann eine Periode, in der der angeborne Trieb, ſo lange niedergedrückt, mit Gewalt emporbrang und mit Macht wuchs, Alles um ſich her wegzehrend. So wie ich ein Geſchmeide gefertigt und abgeliefert, fiel ich in eine Unruhe, in eine Troſtloſigkeit, die mir Schlaf, Geſundheit — Lebensmuth raubte. — Wie ein Geſpenſt ſtand Tag und Nacht die Perſon, für die ich gearbeitet, mir vor Augen, geſchmückt mit meinem Geſchmeide, und eine Stimme raunte mir in die Ohren: Es iſt ja dein — es iſt ja dein — nimm es doch — was ſollen die Diamanten dem Todten! — Da legt' ich mich endlich auf Diebeskünſte. Ich hatte Zutritt in den Häuſern der Großen, ich nutzte ſchnell jede Gelegenheit, kein Schloß widerſtand meinem Geſchick und bald war der Schmuck, den ich gearbeitet, wieder in meinen Händen. — Aber nun vertrieb ſelbſt das nicht meine Unruhe. Jene unheimliche Stimme ließ ſich dennoch vernehmen und höhnte mich und rief: Ho ho, dein Geſchmeide trägt ein Todter! — Selbſt wußte ich nicht, wie es kam, daß ich einen unausſprechlichen Haß auf die warf, denen ich Schmuck gefertigt. Ja! im tiefſten Innern regte ſich eine Mordluſt gegen ſie, vor der ich ſelbſt erbebte. — In dieſer Zeit kaufte ich dieſes Haus. Ich war mit dem Beſitzer Handels einig geworden, hier in dieſem Gemach ſaßen wir erfreut über das geſchloſſene Geſchäft beiſammen, und tranken eine Flaſche Wein. Es war Nacht worden, ich wollte aufbrechen, da ſprach mein Verkäufer: Hört, Meiſter René, ehe Ihr fortgeht, muß ich Euch mit einem Geheimniß dieſes Hauſes bekannt machen. Darauf ſchloß er jenen in die Mauer eingefügten Schrank auf, ſchob die Hinterwand fort, trat in ein kleines Gemach, bückte ſich nieder, hob eine Fallthür' auf. Eine ſteile, ſchmale Treppe ſtiegen wir hinab, kamen an ein ſchmales Pförtchen, das er aufſchloß, traten hinaus in den freien Hof. Nun ſchritt der alte Herr, mein Verkäufer, hinan an die Mauer, ſchob an einem nur wenig hervorragenden Eiſen, und alsbald drehte ſich ein Stück Mauer los, ſo daß ein Menſch bequem durch die Oeffnung ſchlüpfen und auf die Straße gelangen konnte. Du magſt einmal das Kunſtſtück ſehen, Olivier, das wahrſcheinlich ſchlaue Mönche des Kloſters, welches ehemals hier lag, fertigen ließen, um heimlich aus- und einſchlüpfen zu können. Es iſt ein Stück Holz, nur von außen gemörtelt und getüncht, in das von außenher eine Bildſäule, auch nur von Holz, doch ganz wie Stein, eingefügt iſt, welches ſich mit ſammt der Bildſäule auf verborgenen Angeln dreht. — Dunkle Gedanken ſtiegen in mir auf, als ich dieſe Einrichtung ſah, es war mir, als ſey vorgearbeitet ſolchen Thaten, die mir ſelbſt noch Geheimniß blieben. Eben hatt' ich einem Herrn vom Hofe einen reichen Schmuck abgeliefert, der, ich weiß es, einer Operntänzerin beſtimmt war. Die Todesfolter blieb nicht aus — das Geſpenſt hielt ſich an meine Schritte — der lispelnde Satan an mein Ohr! — Ich zog ein in das Haus. In blutigem Angſtſchweiß gebadet, wälzte ich mich ſchlaflos auf dem Lager! Ich ſeh' im Geiſte den Menſchen zu der Tänzerin ſchleichen mit meinem Schmuck. Voller Wuth ſpringe ich auf — werfe den Mantel um — ſteige herab die geheime Treppe — fort durch die Mauer nach der Straße Nicaiſe. — Er kommt, ich falle über ihn her, er ſchreit auf, doch von hinten feſtgepackt ſtoße ich ihm den Dolch ins Herz — der Schmuck iſt mein! — Dies gethan fühlte ich eine Ruhe, eine Zufriedenheit in meiner Seele, wie ſonſt niemals. Das Geſpenſt war verſchwunden, die Stimme des Satans ſchwieg. Nun wußte ich, was mein böſer Stern wollte, ich mußt' ihm nachgeben oder untergehen! — Du begreifſt jetzt mein ganzes Thun und Treiben, Olivier! — Glaube nicht, daß ich darum, weil ich thun muß, was ich nicht laſſen kann, jenem Gefühl des Mitleids, des Erbarmens, was in der Natur des Menſchen bedingt ſeyn ſoll, rein entſagt habe. Du weißt, wie ſchwer es mir wird, einen Schmuck abzuliefern; wie ich für manche, deren Tod ich nicht will, gar nicht arbeite, ja wie ich ſogar, weiß ich, daß am morgenden Tage Blut mein Geſpenſt verbannen wird, heute es bei einem tüchtigen Fauſtſchlage bewenden laſſe, der den Beſitzer meines Kleinods zu Boden ſtreckt, und mir dieſes in die Hand liefert." — Dies alles geſprochen, führte mich Cardillac in das geheime Gewölbe und gönnte mir den Anblick ſeines Juwelen-Kabinets. Der König beſitzt es nicht reicher. Bei jedem Schmuck war auf einem kleinen, daran gehängten Zettel genau bemerkt, für wen er gearbeitet, wann er durch Diebſtahl, Raub oder Mord genommen worden. „An deinem Hochzeitstage, ſprach Cardillac dumpf und feierlich, an deinem Hochzeitstage, Olivier, wirſt du mir, die Hand gelegt auf des gekreuzigten Chriſtus Bild, einen heiligen Eid ſchwören, ſo wie ich geſtorben, alle dieſe Reichthümer in Staub zu vernichten durch Mittel, die ich dir dann bekannt machen werde. Ich will nicht, daß irgend ein menſchlich Weſen, und am wenigſten Madelon und Du, in den Beſitz des mit Blut erkauften Horts komme." Gefangen in dieſem

Labyrinth des Verbrechens, zerriſſen von Liebe und Abſcheu, von Wonne und Entſetzen, war ich dem Verdammten zu vergleichen, dem ein holder Engel mild lächelnd hinaufwinkt, aber mit glühenden Krallen feſtgepackt hält ihn der Satan, und des frommen Engels Liebeslächeln, in dem ſich alle Seligkeit des hohen Himmels abſpiegelt, wird ihm zur grimmigſten ſeiner Qualen. — Ich dachte an Flucht — ja an Selbſtmord — aber Madelon! — Tadelt mich, tadelt mich, mein würdiges Fräulein, daß ich zu ſchwach war, mit Gewalt eine Leidenſchaft niederzukämpfen, die mich an das Verbrechen feſſelte; aber büße ich nicht dafür mit ſchmachvollem Tode? — Eines Tages kam Cardillac nach Hauſe ungewöhnlich heiter. Er liebkoſte Madelon, warf mir die freundlichſten Blicke zu, trank bei Tiſche eine Flaſche edlen Weins, wie er es nur an hohen Feſt- und Feiertagen zu thun pflegte, ſang und jubilirte. Madelon hatte uns verlaſſen, ich wollte in die Werkſtatt: „Bleib ſitzen, Junge, rief Cardillac, heut' keine Arbeit mehr, laß uns noch eins trinken auf das Wohl der allerwürdigſten, vortrefflichſten Dame in Paris.“ Nachdem ich mit ihm angeſtoßen und er ein volles Glas geleert hatte, ſprach er: Sag' an, Olivier! wie gefallen dir die Verſe:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour!

Er erzählte nun, was ſich in den Gemächern der Maintenon mit Euch und dem Könige begeben und fügte hinzu, daß er Euch von jeher verehrt habe, wie ſonſt kein menſchliches Weſen, und daß Ihr, mit ſolch hoher Tugend begabt, vor der der böſe Stern kraftlos erbleiche, ſelbſt den ſchönſten von ihm gefertigten Schmuck tragend, niemals ein böſes Geſpenſt, Mordgedanken in ihm erregen würdet. „Höre, Olivier, ſprach er, wozu ich entſchloſſen. Vor langer Zeit ſollt' ich Halsſchmuck und Armbänder fertigen für Henriette von England und ſelbſt die Steine dazu liefern. Die Arbeit gelang mir wie keine andere, aber es zerriß mir die Bruſt, wenn ich daran dachte, mich von dem Schmuck, der mein Herzenskleinod geworden, trennen zu müſſen. Du weißt der Prinzeſſin unglücklichen Tod durch Meuchelmord. Ich behielt den Schmuck und will ihn als ein Zeichen meiner Ehrfurcht, meiner Dankbarkeit dem Fräulein von Scuderi ſenden im Namen der verfolgten Bande. — Außerdem, daß die Scuderi das ſprechende Zeichen ihres Triumphs erhält, verhöhne ich auch Desgrais und ſeine Geſellen, wie ſie es verdienen. — Du ſollſt ihr den Schmuck hintragen.“ So wie Cardillac Euern Namen nannte, Fräulein, war es, als würden ſchwarze Schleier weggezogen, und das ſchöne, lichte Bild meiner glücklichen frühen Kinderzeit ginge wieder auf in bunten, glänzenden Farben. Es kam ein wunderbarer Troſt in meine Seele, ein Hoffnungsſtrahl, vor dem die finſtern Geiſter ſchwanden. Cardillac mochte den Eindruck, den ſeine Worte auf mich gemacht, wahrnehmen und nach ſeiner Art deuten. „Dir ſcheint, ſprach er, mein Vorhaben zu behagen. Geſtehen kann ich wohl, daß eine tief' innere Stimme, ſehr verſchieden von der, welche Blutopfer verlangt wie ein gefräßiges Raubthier, mir befohlen hat, daß ich ſolches thue. — Manchmal wird mir wunderlich im Gemüthe — eine innere Angſt, die Furcht vor irgend etwas Entſetzlichem, deſſen Schauer aus einem fernen Jenſeits herüber wehen in die Zeit, ergreift mich gewaltſam. Es iſt mir dann ſogar, als ob das, was der böſe Stern begonnen durch mich, meiner unſterblichen Seele, die daran keinen Theil hat, zugerechnet werden könne. In ſolcher Stimmung beſchloß ich, für die heilige Jungfrau in der Kirche St. Euſtache eine ſchöne Diamanten-Krone zu fertigen. Aber jene unbegreifliche Angſt überfiel mich ſtärker, ſo oft ich die Arbeit beginnen wollte, da unterließ ich's ganz. Jetzt iſt es mir, als wenn ich der Tugend und Frömmigkeit ſelbſt demuthsvoll ein Opfer bringe und wirkſame Fürſprache erflehe, indem ich der Scuderi den ſchönſten Schmuck ſende, den ich jemals gearbeitet.“ — Cardillac, mit Eurer ganzen Lebensweiſe, mein Fräulein, auf das genaueſte bekannt, gab mir nun Art und Weiſe ſo wie die Stunde an, wie und wann ich den Schmuck, den er in ein ſauberes Käſtchen ſchloß, abliefern ſolle. Mein ganzes Weſen war Entzücken, denn der Himmel ſelbſt zeigte mir durch den frevelichen Cardillac den Weg, mich zu retten aus der Hölle, in der ich, ein verſtoßener Sünder, ſchmachte. So dacht' ich. Ganz gegen Cardillacs Willen wollt' ich bis zu Euch dringen. Als Anne Brußons Sohn, als Euer Pflegling gedacht ich, mich Euch zu Füßen zu werfen und Euch Alles — Alles zu entdecken. Ihr hättet, gerührt von dem namenloſen Elend, das der armen, unſchuldigen Madelon drohte bei der Entdeckung, das Geheimniß bewahrt, aber Euer hoher, ſcharfſinniger Geiſt fand gewiß ſichre Mittel, ohne jene Entdeckung der verruchten Bosheit Cardillacs zu ſteuern. Fragt mich nicht, worin dieſe Mittel hätten beſtehen ſollen, ich weiß es nicht — aber daß Ihr Madelon und mich retten würdet, davon lag die Ueberzeugung feſt in meiner Seele, wie der Glaube an die troſtreiche Hülfe der heiligen Jungfrau. — Ihr wißt, Fräulein, daß meine Abſicht in jener Nacht fehlſchlug. Ich verlor nicht die Hoffnung, ein andermal glücklicher zu ſeyn. Da geſchah es, daß Cardillac plötzlich alle Munterkeit verlor. Er ſchlich trübe umher, ſtarrte vor ſich hin, murmelte unverſtändliche Worte, focht mit den Händen, Feindliches von ſich abwehrend, ſein Geiſt ſchien gequält von böſen Gedanken. So hatte er es einen ganzen Morgen getrieben. Endlich ſetzte er ſich an den Werktiſch, ſprang unmuthig wieder auf, ſchaute durch's Fenſter, ſprach ernſt und düſter: Ich wollte doch, Henriette von England hätte meinen Schmuck [illegible]! — Die Worte erfüllten mich mit Entſetzen. Nun wußt' [illegible] daß ſein irrer Geiſt wieder erfaßt war von dem abſcheulichen Mordgeſpenſt, daß des Satans Stimme wieder laut worden vor ſeinen Ohren. Ich ſah Euer Leben bedroht von dem verruchten Mordteufel. Hatte Cardillac nur ſeinen Schmuck wieder in Händen, ſo war't Ihr gerettet. Mit jedem Augenblick wuchs die Gefahr. Da begegnete ich Euch auf dem Pontneuf, drängte mich an Eure Kutſche, warf Euch jenen Zettel zu, der Euch beſchwor, doch nur gleich den erhaltenen Schmuck in Cardillacs Hände zu bringen. Ihr kamt nicht. Meine Angſt ſtieg bis zur Verzweiflung, als andern Tages Cardillac von nichts anderm ſprach, als von dem köſtlichen Schmuck, der ihm in der Nacht vor Augen gekommen. Ich konnte das nur auf Euern Schmuck deuten, und es wurde mir gewiß, daß er über irgend einem Mordanſchlag brute, den er gewiß ſchon in der Nacht auszuführen ſich vorgenommen. Euch retten mußt' ich, und ſollt' es Cardillacs Leben koſten. So wie Cardillac nach dem Abendgebet ſich wie gewöhnlich eingeſchloſſen, ſtieg ich durch ein Fenſter in den Hof, ſchlüpfte durch die Oeffnung in der Mauer und ſtellte mich unfern in den tiefen Schatten. Nicht lange dauerte es, ſo kam Cardillac heraus und ſchlich leiſe durch die Straße fort. Ich hinter ihm her. Er ging nach der Straße St. Honorée, mir bebte das Herz. Cardillac war mit einemmal mir entſchwunden. Ich beſchloß, mich an Eure Hausthüre zu ſtellen. Da kommt ſingend und trillernd, wie damals, als der Zufall mich zum Zuſchauer von Cardillacs Mordthat machte, ein Offizier bei mir vorüber, ohne mich zu gewahren. Aber in demſelben Augenblick ſpringt eine ſchwarze

Blatt 11



Geſtalt hervor und fällt über ihn her. Es iſt Cardillac. Dieſen Mord will ich hindern, mit einem lauten Schrei bin ich in zwei — drei Sätzen zur Stelle — Nicht der Offizier — Cardillac ſinkt zum Tode getroffen röchelnd zu Boden. Der Offizier läßt den Dolch fallen, reißt den Degen aus der Scheide, ſtellt ſich, wähnend ich ſey des Mörders Geſelle, kampffertig mir entgegen, eilt aber ſchnell davon, als er gewahrt, daß ich, ohne mich um ihn zu kümmern, nur den Leichnam unterſuche. Cardillac lebte noch. Ich lud ihn, nachdem ich den Dolch, den der Offizier hatte fallen laſſen, zu mir geſteckt, auf die Schultern, und ſchleppte ihn mühſam fort nach Hauſe, und durch den geheimen Gang hinauf in die Werkſtatt. — Das Uebrige iſt Euch bekannt. Ihr ſeht, mein würdiges Fräulein, daß mein einziges Verbrechen nur darin beſteht, daß ich Madelons Vater nicht den Gerichten verrieth und ſo ſeinen Unthaten ein Ende machte. Rein bin ich von jeder Blutſchuld. — Keine Marter wird mir das Geheimniß von Cardillacs Unthaten abzwingen. Ich will nicht, daß der ewigen Macht, die der tugendhaften Tochter des Vaters gräßliche Blutſchuld verſchleierte, zum Trotz, das ganze Elend der Vergangenheit, ihres ganzen Seyns noch jetzt tödtend auf ſie einbreche, daß noch jetzt die weltliche Rache den Leichnam aufwühle aus der Erde, die ihn deckt, daß noch jetzt der Henker die vermoderten Gebeine mit Schande brandmarke. — Nein! — mich wird die Geliebte meiner Seele beweinen als den unſchuldig Gefallenen, die Zeit wird ihren Schmerz lindern, aber unüberwindlich würde der Jammer ſeyn über des geliebten Vaters entſetzliche Thaten der Hölle!" —

Olivier ſchwieg, aber nun ſtürzte plötzlich ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen, er warf ſich der Scuderi zu Füßen und flehte: „Ihr ſeyd von meiner Unſchuld überzeugt — gewiß Ihr ſeyd es! — Habt Erbarmen mit mir, ſagt, wie ſteht es um Madelon?" — Die Scuderi rief der Martiniere, und nach wenigen Augenblicken flog Madelon an Oliviers Hals. „Nun iſt alles gut, da du hier biſt — ich wußt' es ja, daß die edelmüthigſte Dame dich retten würde!" So rief Madelon einmal über das andere, und Olivier vergaß ſein Schickſal, alles was ihm drohte, er war frei und ſelig. Auf das rührendſte klagten Beide ſich, was ſie um einander gelitten, und umarmten ſich dann aufs neue und weinten vor Entzücken, daß ſie ſich wieder gefunden.

Wäre die Scuderi nicht von Oliviers Unſchuld ſchon überzeugt geweſen, der Glaube daran müßte ihr jetzt gekommen ſeyn, da ſie die Beiden betrachtete, die in der Seligkeit des innigſten Liebesbündniſſes die Welt vergaßen und ihr Elend und ihr namenloſes Leiden. „Nein, rief ſie, ſolch ſeliger Vergeſſenheit iſt nur ein reines Herz fähig.“

Die hellen Strahlen des Morgens brachen durch das Fenſter. Desgrais klopfte leiſe an die Thüre des Gemachs und erinnerte, daß es Zeit ſey, Olivier Brußon fortzuſchaffen, da ohne Aufſehen zu erregen das ſpäter nicht geſchehen könne. Die Liebenden mußten ſich trennen. —

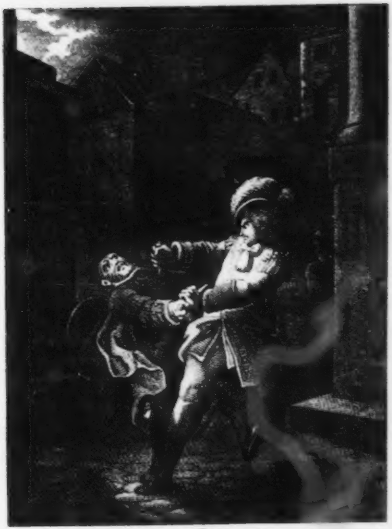
Die dunklen Ahnungen, von denen der Scuderi Gemüth befangen ſeit Brußons erſtem Eintritt in ihr Haus, hatten ſich nun zum Leben geſtaltet auf furchtbare Weiſe. Den Sohn ihrer geliebten Anne ſah ſie ſchuldlos verſtrickt auf eine Art, daß ihn vom ſchmachvollen Tod zu retten kaum denkbar ſchien. Sie ehrte des Jünglings Heldenſinn, der lieber ſchuldbeladen ſterben, als ein Geheimniß verrathen wollte, das ſeiner Madelon den Tod bringen mußte. Im ganzen Reiche der Möglichkeit fand ſie kein Mittel, den Aermſten dem grauſamen Gerichtshofe zu entreißen. Und doch ſtand es feſt in ihrer Seele, daß ſie kein Opfer ſcheuen müſſe, das himmelſchreiende Unrecht abzuwenden, das man zu begehen im Begriffe war. — Sie quälte ſich ab mit allerlei Entwürfen und Plänen, die bis an das Abentheuerliche ſtreiften, und die ſie eben ſo ſchnell verwarf als auffaßte. Immer mehr verſchwand jeder Hoffnungsſchimmer, ſo daß ſie verzweifeln wollte. Aber Madelons unbedingtes kindliches Vertrauen, die Verklärung, mit der ſie von dem Geliebten ſprach, der nun bald, freigeſprochen von jeder Schuld, ſie als Gattin umarmen werde, richtete die Scuderi in eben dem Grad wieder auf, als ſie davon bis tief ins Herz gerührt wurde.

Um nun endlich etwas zu thun, ſchrieb die Scuderi an la Regnie einen langen Brief, worin ſie ihm ſagte, daß Olivier Brußon ihr auf die glaubwürdigſte Weiſe ſeine völlige Unſchuld an Cardillacs Tode dargethan habe, und daß nur der heldenmüthige Entſchluß, ein Geheimniß in das Grab zu nehmen, deſſen Enthüllung die Unſchuld und Tugend ſelbſt verderben würde, ihn zurückhalte, dem Gericht ein Geſtändniß abzulegen, das ihn von dem entſetzlichen Verdacht nicht allein, daß er Cardillac ermordet, ſondern daß er auch zur Bande verruchter Mörder gehöre, befreien müſſe. Alles was glühender Eifer, was geiſtvolle Beredſamkeit vermag, hatte die Scuderi aufgeboten, la Regnies hartes Herz zu erweichen. Nach wenigen Stunden antwortete la Regnie, wie es ihn herzlich freue, wenn Olivier Brußon ſich bei ſeiner hohen, würdigen Gönnerin gänzlich gerechtfertigt habe. Was Oliviers heldenmüthigen Entſchluß betreffe, ein Geheimniß, das ſich auf die That beziehe, mit ins Grab nehmen zu wollen, ſo thue es ihm leid, daß die Chambre ardente dergleichen Heldenmuth nicht ehren könne, denſelben vielmehr durch die kräftigſten Mittel zu brechen ſuchen müſſe. Nach drei Tagen hoffe er im Beſitz des ſeltſamen Geheimniſſes zu ſeyn, das wahrſcheinlich geſchehene Wunder an den Tag bringen werde.

Nur zu gut wußte die Scuderi, was der fürchterliche la Regnie mit jenen Mitteln, die Brußons Heldenmuth brechen ſollten, meinte. Nun war es gewiß, daß die Tortur über den Unglücklichen verhängt war. In der Todesangſt fiel der Scuderi endlich ein, daß, um nur Aufſchub zu erlangen, der Rath eines Rechtsverſtändigen dienlich ſeyn könne. Pierre Arnaud d'Andilly war damals der berühmteſte Advokat in Paris. Seiner tiefen Wiſſenſchaft, ſeinem umfaſſenden Verſtande war ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Tugend gleich. Zu dem begab ſich die Scuderi und ſagte ihm Alles, ſo weit es möglich war, ohne Brußons Geheimniß zu verletzen. Sie glaubte, daß d'Andilly mit Eifer ſich des Unſchuldigen annehmen werde, ihre Hoffnung wurde aber auf das bitterſte getäuſcht. D'Andilly hatte ruhig alles angehört und erwiederte dann lächelnd mit Boileaus Worten: Le vrai peut quelque fois n'être pas vraisemblable. — Er bewies der Scuderi, daß die auffallendſten Verdachtsgründe wider Brußon ſprächen, daß la Regnie's Verfahren keinesweges grauſam und übereilt zu nennen, vielmehr ganz geſetzlich ſey, ja daß er nicht anders handeln könne, ohne die Pflichten des Richters zu verletzen. Er, d'Andilly, ſelbſt getraue ſich nicht durch die geſchickteſte Vertheidigung Brußon von der Tortur zu retten. Nur Brußon ſelbſt könne das entweder durch aufrichtiges Geſtändniß oder wenigſtens durch die genaueſte Erzählung der Umſtände bei dem Morde Cardillacs, die dann vielleicht erſt zu neuen Ausmittelungen Anlaß geben würden. „So werfe ich mich dem Könige zu Füßen, und flehe um Gnade," ſprach die Scuderi ganz außer ſich mit von Thränen halb erſtickter Stimme. „Thut das, rief d'Andilly, thut das um des Himmels willen nicht, mein Fräulein! — Spart Euch dieſes letzte Hülfsmittel auf, das, ſchlug es einmal fehl, Euch für immer verloren iſt. Der König wird nimmer einen Verbrecher der Art begnadigen, der bitterſte Vorwurf des gefährdeten Volks würde ihn treffen. Möglich iſt es, daß Brußon durch Entdeckung ſeines Geheimniſſes oder ſonſt Mittel findet, den wider ihn ſtreitenden Verdacht aufzuheben. Dann iſt es Zeit, des Königs Gnade zu erflehen, der nicht darnach fragen, was vor Gericht bewieſen iſt, oder nicht, ſondern ſeine innere Ueberzeugung zu Rathe ziehen wird." — Die Scuderi mußte dem tief erfahrnen d'Andilly nothgedrungen beipflichten. — In tiefen Kummer verſenkt, ſinnend und ſinnend, was um der Jungfrau und aller Heiligen willen ſie nun anfangen ſolle, um den unglücklichen Brußon zu retten, ſaß ſie am ſpäten Abend in ihrem Gemach, als die Martiniere eintrat und den Grafen von Mioſſens, Obriſten von der Garde des Königs, meldete, der dringend wünſche, das Fräulein zu ſprechen.

„Verzeiht, ſprach Mioſſens, indem er ſich mit ſoldatiſchem Anſtande verbeugte, verzeiht, mein Fräulein, wenn ich Euch ſo ſpät, ſo zu ungelegener Zeit überlaufe. Wir Soldaten machen es nicht anders, und zu dem bin ich mit zwei Worten entſchuldigt. — Olivier Brußon führt mich zu Euch." Die Scuderi, hochgeſpannt, was ſie jetzt wieder erfahren werde, rief laut: Olivier Brußon? der Unglücklichſte aller Menſchen? — was habt ihr mit dem? — Dacht' ich's doch, ſprach Mioſſens lächelnd weiter, daß Eures Schützlings Namen hinreichen würde, mir bei Euch ein geneigtes Ohr zu verſchaffen. Die ganze Welt iſt von Brußons Schuld überzeugt. Ich weiß, daß Ihr eine andere Meinung hegt, die ſich freilich nur auf die Betheurungen des Angeklagten ſtutzen ſoll, wie man geſagt hat. Mit mir iſt es anders. Niemand als ich kann beſſer überzeugt ſeyn von Brußons Unſchuld an dem Tode Cardillacs. „Redet, o redet," rief die Scuderi, indem ihr die Augen glänzten vor Entzücken. „Ich, ſprach Mioſſens mit Nachdruck, ich war es ſelbſt, der den alten Goldſchmidt niederſtieß in der Straße St. Honorée unfern Eurem Hauſe." Um aller Heiligen willen, Ihr — Ihr! rief die Scuderi. „Und, fuhr Mioſſens fort, und ich ſchwöre es Euch, mein Fräulein, daß ich ſtolz bin auf meine That. Wiſſet, daß Cardillac der verruchteſte, heuchle-

Blatt 12



Sc. aus der Erzählung: Das Fräulein von
Scuderi, von T. Hoffmann.

riſchte Böſewicht, daß er es war, der in der Nacht heimtückiſch mordete und raubte, und ſo lange allen Schlingen entging. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß ein innerer Verdacht ſich in mir gegen den alten Böſewicht regte, als er voll ſichtlicher Unruhe den Schmuck brachte, den ich beſtellt, als er ſich genau erkundigte, für wen ich den Schmuck beſtimmt, und als er auf recht liſtige Art meinen Kammerdiener ausgefragt hatte, wenn ich eine gewiſſe Dame zu beſuchen pflege. — Längſt war es mir aufgefallen, daß die unglücklichen Schlachtopfer der abſcheulichſten Raubgier alle dieſelbe Todeswunde trugen. Es war mir gewiß, daß der Mörder auf den Stoß, der augenblicklich tödten mußte, eingeübt war und darauf rechnete. Schlug der fehl, ſo galt es den gleichen Kampf. Dies ließ mich eine Vorſichtsmaßregel brauchen, die ſo einfach iſt, daß ich nicht begreife, wie andere nicht längſt darauf fielen und ſich retteten von dem bedrohlichen Mordweſen. Ich trug einen leichten Bruſtharniſch unter der Weſte. Cardillac fiel mich von hinten an. Er umfaßte mich mit Rieſenkraft, aber der ſicher geführte Stoß glitt ab an dem Eiſen. In demſelben Augenblick entwand ich mich ihm, und ſtieß ihm den Dolch, den ich in Bereitſchaft hatte, in die Bruſt.“ „Und Ihr ſchwiegt, fragte die Scuderi, Ihr zeigtet den Gerichten nicht an, was geſchehen?“ „Erlaubt, ſprach Mioſſens weiter, erlaubt, mein Fräulein, zu bemerken, daß eine ſolche Anzeige mich, wo nicht geradezu ins Verderben, doch in den abſcheulichſten Prozeß verwickeln konnte. Hätte la Regnie, überall Verbrechen witternd, mir's denn geradehin geglaubt, wenn ich den rechtſchaffenen Cardillac, das Muſter aller Frömmigkeit und Tugend, des verſuchten Mordes angeklagt? Wie wenn das Schwert der Gerechtigkeit ſeine Spitze wider mich ſelbſt gewandt?“ „Das war nicht möglich, rief die Scuderi, Eure Geburt — Euer Stand —“ „O, fuhr Mioſſens fort, denkt doch an den Marſchall von Luxemburg, den der Einfall, ſich von le Sage das Horoſkop ſtellen zu laſſen, in den Verdacht des Giftmordes und in die Baſtille brachte. Nein, beim St. Dionys, nicht eine Stunde Freiheit, nicht meinen Ohrzipfel geb' ich Preis dem raſenden la Regnie, der ſein Meſſer gern an unſer aller Kehlen ſetzte.“ „Aber ſo bringt Ihr ja den unſchuldigen Bruſſon auf's Schaffot?“ fiel ihm die Scuderi ins Wort. „Unſchuldig, erwiederte Mioſſens, unſchuldig, mein Fräulein, nennt Ihr den verruchten Cardillacs Spießgeſellen? — der ihm beiſtand in ſeinen Thaten? der den Tod hundertmal verdient hat? — Nein in der That, der blutet mit Recht, und daß ich Euch, mein hochverehrtes Fräulein, den wahren Zuſammenhang der Sache entdeckte, geſchah in der Vorausſetzung, daß Ihr, ohne mich in die Hände der Chambre ardente zu liefern, doch mein Geheimniß auf irgend eine Weiſe für Euren Schützling zu nützen verſtehen würdet.“

Die Scuderi, im Innerſten entzückt, ihre Ueberzeugung von Brußons Unſchuld auf ſolch entſcheidende Weiſe beſtätigt zu ſehen, nahm gar keinen Anſtand, dem Grafen, der Cardillacs Verbrechen ja ſchon kannte, alles zu entdecken und ihn aufzufordern, ſich mit ihr zu d'Andilly zu begeben. Dem ſollte unter dem Siegel der Verſchwiegenheit Alles entdeckt werden, der ſolle dann Rath ertheilen, was nun zu beginnen.

D'Andilly, nachdem die Scuderi ihm Alles auf das genaueſte erzählt hatte, erkundigte ſich nochmals nach den geringfügigſten Umſtänden. Insbeſondere fragte er den Grafen Mioſſens, ob er auch die feſte Ueberzeugung habe, daß er von Cardillac angefallen, und ob er Olivier Brußon als denjenigen würde wieder erkennen können, der den Leichnam fortgetragen. „Außerdem, erwiederte Mioſſens, daß ich in der mondhellen Nacht den Goldſchmidt recht gut erkannte, habe ich auch bei la Regnie ſelbſt den Dolch geſehen, mit dem Cardillac niedergeſtoßen wurde. Es iſt der meinige, ausgezeichnet durch die zierliche Arbeit des Griffs. Nur einen Schritt von ihm ſtehend gewahrte ich alle Züge des Jünglings, dem der Hut vom Kopf gefallen, und würde ihn allerdings wieder erkennen können.“

D'Andilly ſah ſchweigend einige Augenblicke vor ſich nieder, dann ſprach er: „Auf gewöhnlichem Wege iſt Brußon aus den Händen der Juſtiz nun ganz und gar nicht zu retten. Er will Madelons halber Cardillac nicht als Mordräuber nennen. Das mag er thun, denn ſelbſt, wenn es ihm gelingen müßte, durch Entdeckung des heimlichen Ausgangs, des zuſammengeraubten Schatzes dies nachzuweiſen, würde ihn doch als Mitverbundenen der Tod treffen. Daſſelbe Verhältniß bleibt ſtehen, wenn der Graf Mioſſens die Begebenheit mit dem Goldſchmidt, wie ſie wirklich ſich zutrug, den Richtern entdecken ſollte. Aufſchub iſt das Einzige, wonach getrachtet werden muß. Graf Mioſſens begiebt ſich nach der Conciergerie, läßt ſich Olivier Brußon vorſtellen und erkennt ihn für den, der den Leichnam Cardillacs fortſchaffte. Er eilt zu la Regnie und ſagt: In der Straße St. Honoré ſah ich einen Menſchen niederſtoßen, ich ſtand dicht neben dem Leichnam, als ein Anderer hinzuſprang, ſich zum Leichnam niederbückte, ihn, da er noch Leben ſpürte, auf die Schultern lud und forttrug. In Olivier Brußon habe ich dieſen Menſchen erkannt. Dieſe Ausſage veranlaßt Brußons nochmalige Vernehmung, Zuſammenſtellung mit dem Grafen Mioſſens. Genug, die Tortur unterbleibt und man forſcht weiter nach. Dann iſt es Zeit, ſich an den König ſelbſt zu wenden. Euerm Scharfſinn, mein Fräulein! bleibt es überlaſſen, dies auf die geſchickteſte Weiſe zu thun. Nach meinem Dafürhalten würd' es gut ſeyn, dem Könige das ganze Geheimniß zu entdecken. Durch dieſe Ausſage des Grafen Mioſſens werden Brußons Geſtändniſſe unterſtützt. Daſſelbe geſchieht vielleicht durch geheime Nachforſchungen in Cardillacs Hauſe. Keinen Rechtsſpruch, aber des Königs Entſcheidung, auf inneres Gefühl, das da, wo der Richter ſtrafen muß, Gnade ausſpricht, geſtützt, kann das alles begründen." — Graf Mioſſens befolgte genau, was d'Andilly gerathen, und es geſchah wirklich, was dieſer vorhergeſehen.

Nun kam es darauf an, den König anzugehen, und dies war der ſchwierigſte Punkt, da er gegen Brußon, den er allein für den entſetzlichen Raubmörder hielt, welcher ſo lange Zeit hindurch ganz Paris in Angſt und Schrecken geſetzt hatte, ſolchen Abſcheu hegte, daß er, nur leiſe erinnert an den berüchtigten Prozeß, in den heftigſten Zorn gerieth. Die Maintenon, ihrem Grundſatz, dem Könige nie von unangenehmen Dingen zu reden, getreu, verwarf jede Vermittlung, und ſo war Brußons Schickſal ganz in die Hand der Scuderi gelegt. Nach langem Sinnen faßte ſie einen Entſchluß eben ſo ſchnell als ſie ihn ausführte. Sie kleidete ſich in eine ſchwarze Robe von ſchwerem Seidenzeug, ſchmückte ſich mit Cardillacs köſtlichem Geſchmeide, hing einen langen, ſchwarzen Schleier über, und erſchien ſo in den Gemächern der Maintenon zur Stunde, da eben der König zugegen. Die edle Geſtalt des ehrwürdigen Fräuleins in dieſem feierlichen Anzuge hatte eine Majeſtät, die tiefe Ehrfurcht erwecken mußte ſelbſt bei dem loſen Volk, das gewohnt iſt, in den Vorzimmern ſein leichtſinnig nichts beachtendes Weſen zu treiben. Alles wich ſcheu zur Seite, und als ſie nun eintrat, ſtand ſelbſt der König ganz verwundert auf und kam ihr entgegen. Da blitzten ihm die köſtlichen Diamanten des Halsbands, der Armbänder ins Auge und er rief: Beim Himmel, das iſt Cardillacs Geſchmeide! Und dann ſich zur Maintenon wendend, fügte er mit anmuthigem Lächeln hinzu: Seht, Frau Marquiſe, wie unſere ſchöne Braut um ihren Bräutigam trauert. „Ei gnädiger Herr, fiel die Scuderi wie den Scherz fortſetzend ein, wie würd' es ziemen einer Schmerz erfüllten Braut, ſich ſo glanzvoll zu ſchmücken? Nein, ich habe mich ganz losgeſagt von dieſem Goldſchmidt, und dächte nicht mehr an ihn, träte mir nicht manchmal das abſcheuliche Bild, wie er ermordet dicht bei mir vorübergetragen wurde, vor Augen." Wie, fragte der König, wie! Ihr habt ihn geſehen, den armen Teufel? Die Scuderi erzählte nun mit kurzen Worten, wie ſie der Zufall (noch erwähnte ſie nicht der Einmiſchung Bruſſons) vor Cardillacs Haus gebracht, als eben der Mord entdeckt worden. Sie ſchilderte Madelons wilden Schmerz, den tiefen Eindruck, den das Himmelskind auf ſie gemacht, die Art, wie ſie die Arme unter Zujauchzen des Volks aus Desgrais Händen gerettet. Mit immer ſteigendem und ſteigendem Intereſſe begannen nun die Scenen mit la Regnie — mit Desgrais — mit Olivier Bruſſon ſelbſt. Der König, hingeriſſen von der Gewalt des lebendigſten Lebens, das in der Scuderi Rede glühte, gewahrte nicht, daß von dem gehäſſigen Prozeß des ihm abſcheulichen Bruſſons die Rede war, vermochte nicht ein Wort hervorzubringen, konnte nur dann und wann mit einem Ausruf Luft machen der innern Bewegung. Ehe er ſich's verſah, ganz außer ſich über das Unerhörte, was er erfahren und noch nicht vermögend alles zu ordnen, lag die Scuderi ſchon zu ſeinen Füßen und flehte um Gnade für Olivier Bruſſon. „Was thut Ihr, brach der König los, indem er ſie bei beiden Händen faßte und in den Seſſel nöthigte, was thut Ihr, mein Fräulein! — Ihr überraſcht mich auf ſeltſame Weiſe! — Das iſt ja eine entſetzliche Geſchichte! — Wer bürgt für die Wahrheit der abenteuerlichen Erzählung Bruſſons?" Darauf die Scuderi: Mioſſens Ausſage — die Unterſuchung in Cardillacs Hauſe — innere Ueberzeugung — ach! Madelons tugendhaftes Herz, das gleiche Tugend in dem unglücklichen Bruſſon erkannte! — Der König, im Begriff, etwas zu erwidern, wandte ſich auf ein Geräuſch um, das an der Thür entſtand. Louvois, der eben im andern Gemach arbeitete, ſah hinein mit beſorglicher Miene. Der König ſtand auf und verließ, Louvois folgend, das Zimmer. Beide, die Scuderi, die Maintenon hielten dieſe Unterbrechung für gefährlich, denn einmal überraſcht, mochte der König ſich hüten, in die geſtellte Falle zum zweitenmal zu gehen. Doch nach einigen Minuten trat der König wieder hinein, ſchritt raſch ein paarmal im Zimmer auf und ab, ſtellte ſich dann, die Hände über den Rücken geſchlagen, dicht vor der Scuderi hin und ſprach, ohne ſie anzublicken, halb leiſe: Wohl möcht' ich Eure Madelon ſehen! — Darauf die Scuderi: O mein gnädiger Herr, welches hohen — hohen Glücks würdigt Ihr das arme, unglückliche Kind — ach, nur Eures Winks bedurft' es ja, die Kleine zu Euren Füßen zu ſehen. Und trippelte dann, ſo ſchnell ſie es in den ſchweren Kleidern vermochte, nach der Thür und rief hinaus, der König wolle Madelon Cardillac vor ſich laſſen, und kam zurück und weinte und ſchluchzte vor Entzücken und Rührung. Die Scuderi hatte ſolche Gunſt geahnet, und daher Madelon mitgenommen, die bei der Marquiſe Kammerfrau wartete mit einer kurzen Bittſchrift in den Händen, die ihr d'Andilly aufgeſetzt. In wenig Augenblicken lag ſie ſprachlos dem Könige zu Füßen. Angſt — Beſtürzung — ſcheue Ehrfurcht — Liebe und Schmerz — trieben der Armen raſcher und raſcher das ſiedende Blut durch alle Adern. Ihre Wangen glühten in hohem Purpur — die Augen glänzten von hellen Thränenperlen, die dann und wann hinabfielen durch die ſeidenen Wimpern auf den ſchönen Lilienbuſen. Der König ſchien betroffen über die wunderbare Schönheit des Engelskinds. Er hob das Mädchen ſanft auf, dann machte er eine Bewegung, als wolle er ihre Hand, die er gefaßt, küſſen. Er ließ ſie wieder und ſchaute das holde Kind an mit thränenfeuchtem Blick, der von der tiefſten innern Rührung zeugte. Leiſe liſpelte die Maintenon der Scuderi zu: Sieht ſie nicht der la Vallière ähnlich auf ein Haar, das kleine Ding? — Der König ſchwelgt in den ſüßeſten Erinnerungen. Euer Spiel iſt gewonnen. — So leiſe dies auch die Maintenon ſprach, doch ſchien es der König vernommen zu haben. Eine Röthe überflog ſein Geſicht, ſein Blick ſtreifte bei der Maintenon vorüber, er las die Supplik, die Madelon ihm überreicht, und ſprach dann mild und gütig: Ich will's wohl glauben, daß du, mein liebes Kind, von deines Geliebten Unſchuld überzeugt biſt, aber hören wir, was die Chambre ardente dazu ſagt! — Eine ſanfte Bewegung mit der Hand verabſchiedete die Kleine, die in Thränen verſchwimmen wollte. — Die Scuderi gewahrte zu ihrem Schreck, daß die Erinnerung an die Vallière, ſo entzückend ſie anfangs geſchienen, des Königs Sinn geändert hatte, ſo wie die Maintenon den Namen genannt. Mocht' es ſeyn, daß der König ſich auf unzarte Weiſe daran erinnert fühlte, daß er im Begriff ſtehe, das ſtrenge Recht der Schönheit aufzuopfern, oder vielleicht ging es dem Könige wie dem Träumer, dem, hart angerufen, die ſchönen Zauberbilder, die er zu umfaſſen gedachte, ſchnell verſchwinden. Vielleicht ſah er nun nicht mehr ſeine Vallière vor ſich, ſondern dachte nur an die Soeur Louise de la misericorde (der Vallière Kloſtername bei den Carmeliternonnen), die ihn peinigte mit ihrer Frömmigkeit und Buße. — Was war jetzt anders zu thun, als des Königs Beſchlüſſe ruhig abzuwarten.

Des Grafen Mioſſens Ausſage vor der Chambre ardente war indeſſen bekannt geworden, und wie es zu geſchehen pflegt, daß das Volk leicht getrieben wird von einem Extrem zum andern, ſo wurde derſelbe, den man erſt als den verruchteſten Mörder verfluchte und den man zu zerreißen drohte, noch ehe er die Blutbühne beſtiegen, als unſchuldiges Opfer einer barbariſchen Juſtiz beklagt. Nun erſt erinnerten ſich die Nachbarsleute ſeines tugendhaften Wandels, der großen Liebe zu Madelon, der Treue, der Ergebenheit mit Leib und Seele, die er zu dem alten Goldſchmidt gehegt. — Ganze Züge des Volks erſchienen oft auf bedrohliche Weiſe vor la Regnie's Pallaſt und ſchrieen: Gieb uns Olivier Brußon heraus, er iſt unſchuldig, und warfen wohl gar Steine nach den Fenſtern, ſo daß la Regnie genöthigt war, bei der Marechauſſée Schutz zu ſuchen vor dem erzürnten Pöbel.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß der Scuderi von Olivier Brußons Prozeß nur das mindeſte bekannt wurde. Ganz troſtlos begab ſie ſich zur Maintenon, die aber verſicherte, daß der König über die Sache ſchweige, und es gar nicht gerathen ſcheine, ihn daran zu erinnern. Fragte ſie nun noch mit ſonderbarem Lächeln, was denn die kleine Vallière mache? ſo überzeugte ſich die Scuderi, daß tief im Innern der ſtolzen Frau ſich ein Verdruß über eine Angelegenheit regte, die den reizbaren König in ein Gebiet locken konnte, auf deſſen Zauber ſie ſich nicht verſtand. Von der Maintenon konnte ſie daher gar nichts hoffen.

Endlich mit d'Andilly's Hülfe gelang es der Scuderi, auszukundſchaften, daß der König eine lange geheime Unterredung mit dem

Grafen Mioſſens gehabt. Ferner, daß Bontems, des Königs vertrauteſter Kammerdiener und Geſchäftsträger in der Conciergerie geweſen, und mit Brußon geſprochen, daß endlich in einer Nacht eben derſelbe Bontems mit mehreren Leuten in Cardillacs Hauſe geweſen und ſich lange darin aufgehalten. Claude Patru, der Bewohner des untern Stocks, verſicherte, die ganze Nacht habe es über ſeinem Kopfe gepoltert, und gewiß ſey Olivier dabei geweſen, denn er habe ſeine Stimme genau erkannt. So viel war alſo gewiß, daß der König ſelbſt dem wahren Zuſammenhange der Sache nachforſchen ließ, unbegreiflich blieb aber die lange Verzögerung des Beſchluſſes. La Regnie mochte alles aufbieten, das Opfer, das ihm entriſſen werden ſollte, zwiſchen den Zähnen feſt zu halten. Das verdarb jede Hoffnung im Aufkeimen.

Beinahe ein Monat war vergangen, da ließ die Maitenon der Scuderi ſagen, der König wünſche ſie heute Abend in ihren, der Maintenon, Gemächern zu ſehen.

Das Herz ſchlug der Scuderi hochauf, ſie wußte, daß Brußons Sache ſich nun entſcheiden würde. Sie ſagte es der armen Madelon, die zur Jungfrau, zu allen Heiligen inbrünſtig betete, daß ſie doch nur in dem König die Ueberzeugung von Brußons Unſchuld erwecken möchten.

Und doch ſchien es, als habe der König die ganze Sache vergeſſen, denn wie ſonſt, weilend in anmuthigen Geſprächen mit der Maintenon und der Scuderi, gedachte er nicht mit einer Sylbe des armen Brußons. Endlich erſchien Bontems, näherte ſich dem Könige und ſprach einige Worte ſo leiſe, daß beide Damen nichts davon verſtanden. — Die Scuderi erbebte im Innern. Da ſtand der König auf, ſchritt auf die Scuderi zu und ſprach mit leuchtenden Blicken: Ich wünſche Euch Glück, mein Fräulein! — Euer Schützling, Olivier Brußon, iſt frei! — Die Scuderi, der die Thränen aus den Augen ſtürzten, keines Wortes mächtig, wollte ſich dem Könige zu Füßen werfen. Der hinderte ſie daran, ſprechend: Geht, geht! Fräulein, Ihr ſolltet Parlamentsadvokat ſeyn und meine Rechtshändel ausfechten, denn, beim heiligen Dionys, Eurer Beredſamkeit widerſteht Niemand auf Erden. — Doch, fügte er ernſter hinzu, doch, wen die Tugend ſelbſt in Schutz nimmt, mag der nicht ſicher ſeyn vor jeder böſen Anklage, vor der Chambre ardente und allen Gerichtshöfen in der Welt! — Die Scuderi fand nun Worte, die ſich in den glühendſten Dank ergoſſen. Der König unterbrach ſie, ihr ankündigend, daß in ihrem Hauſe ſie ſelbſt viel feurigerer Dank erwarte, als er von ihr fordern könne, denn wahrſcheinlich umarme in dieſem Augenblick der glückliche Olivier ſchon ſeine Madelon. „Bontems, ſo ſchloß der König, Bontems ſoll Euch tauſend Louis auszahlen, die gebt in meinem Namen der Kleinen als Brautſchatz. Mag ſie ihren Brußon, der ſolch ein Glück gar nicht verdient, heirathen, aber dann ſollen Beide fort aus Paris. Das iſt mein Wille.“

Die Martiniere kam der Scuderi entgegen mit raſchen Schritten, hinter ihr her Baptiſte, Beide mit vor Freude glänzenden Geſichtern, Beide jauchzend, ſchreiend: Er iſt hier — er iſt frei! — o die lieben jungen Leute! Das ſelige Paar ſtürzte der Scuderi zu Füßen. O ich habe es ja gewußt, daß Ihr, Ihr allein mir den Gatten retten würdet, rief Madelon. Ach der Glaube an Euch, meine Mutter, ſtand ja feſt in meiner Seele, rief Olivier, und Beide küßten der würdigen Dame die Hände und vergoſſen tauſend heiße Thränen. Und dann umarmten ſie ſich wieder und betheuerten, daß die überirdiſche Seligkeit dieſes Augenblicks alle namenloſe Leiden der vergangenen Tage aufwiege; und ſchworen, nicht von einander zu laſſen bis in den Tod.

Nach wenigen Tagen wurden ſie verbunden durch den Segen des Prieſters. Wäre es auch nicht des Königs Wille geweſen, Brußon hatte doch nicht in Paris bleiben können, wo ihn Alles an jene entſetzliche Zeit der Unthaten Cardillacs erinnerte, wo irgend ein Zufall das böſe Geheimniß, nun noch mehreren Perſonen bekannt worden, feindſelig enthüllen und ſein friedliches Leben auf immer verſtören konnte. Gleich nach der Hochzeit zog er, von den Segnungen der Scuderi begleitet, mit ſeinem jungen Weibe nach Genf. Reich ausgeſtattet durch Madelons Brautſchatz, begabt mit ſeltner Geſchicklichkeit in ſeinem Handwerk, mit jeder bürgerlichen Tugend, ward ihm dort ein glückliches, ſorgenfreies Leben. Ihm wurden die Hoffnungen erfüllt, die den Vater getäuſcht hatten bis in das Grab hinein.

Ein Jahr war vergangen ſeit der Abreiſe Brußons, als eine öffentliche Bekanntmachung erſchien, gezeichnet von Harloy de Chauvalon, Erzbiſchof von Paris, und von dem Parlaments-Advokaten Pierre Arnaud d'Andilly, des Inhalts, daß ein reuiger Sünder unter dem Siegel der Beichte, der Kirche einen reichen geraubten Schatz an Juwelen und Geſchmeide übergeben. Jeder, dem etwa bis zum Ende des Jahres 1680 vorzüglich durch mörderiſchen Anfall auf öffentlicher Straße ein Schmuck geraubt worden, ſolle ſich bei d'Andilly melden, und werde, treffe die Beſchreibung des ihm geraubten Schmucks mit irgend einem vorgefundenen Kleinod genau überein, und finde ſonſt kein Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit des Anſpruchs ſtatt, den Schmuck wieder erhalten. — Viele, die in Cardillacs Liſte als nicht ermordet, ſondern bloß durch einen Fauſtſchlag betäubt aufgeführt waren, fanden ſich nach und nach bei dem Parlamentsadvokaten ein, und erhielten zu ihrem nicht geringen Erſtaunen das ihnen geraubte Geſchmeide zurück. Das Uebrige fiel dem Schatz der Kirche zu St. Euſtache anheim.

Sylveſters Erzählung erhielt den vollen Beifall der Freunde. Man nannte ſie deshalb wahrhaft ſerapiontiſch, weil ſie auf geſchichtlichen Grund gebaut, doch hinausſteige ins Phantaſtiſche.

Es iſt, ſprach Lothar, unſerm Sylveſter in der That ein mißliches Wageſtück gut genug gelungen. Für ein ſolches halte ich nemlich die Schilderung eines alten gelehrten Fräuleins, die in der Straße St. Honorée eine Art von Bureau d'Esprit aufgeſchlagen, in das uns Sylveſter blicken laſſen. Unſere Schriftſtellerinnen, denen ich übrigens, ſind ſie zu hohen Jahren gekommen, alle Liebenswürdigkeit, Würde und Anmuth der alten Dame in der ſchwarzen Robe recht herzlich wünſche, wurden gewiß mit Dir, o mein Sylveſter, hätten ſie Deine Geſchichte angehört, zufrieden ſeyn und Dir auch allenfalls den etwas gräßlichen und grauſigen Cardillac verzeihen, den Du wahrſcheinlich ganz und gar phantaſtiſcher Inſpiration verdankſt.

Doch, nahm Ottmar das Wort, doch erinnere ich mich irgendwo von einem alten Schuſter zu Venedig geleſen zu haben, den die ganze Stadt für einen fleißigen frommen Mann hielt und der der verruchteſte Mörder und Räuber war. So wie Cardillac, ſchlich er ſich zur Nachtzeit fort aus ſeiner Wohnung und hinein in die Palläſte der Reichen. In der tiefſten Finſterniß traf ſein ſicher geführter Dolchſtoß den, den er berauben wollte, ins Herz, ſo daß er auf der Stelle lautlos niederſank. Vergebens blieb alles Mühen der ſchlauſten und thätigſten Polizei, den Mörder, vor dem zuletzt ganz Venedig erbebte, zu erſpähen, bis endlich ein Umſtand die Aufmerkſamkeit der Polizei erregte und den Verdacht auf den Schuſter leitete. Der Schuſter erkrankte nemlich und ſonderbar ſchien es, daß ſo lange er ſein Lager nicht verlaſſen konnte, die Mordthaten aufhörten, ſo wie er geſundet, aber wieder begannen. Unter irgend einem Vorwande warf man ihn ins Gefängniß und das Vermuthete traf ein. So lange der Schuſter verhaftet, blieben die Palläſte ſicher, ſo wie man ihn, da es an jedem Beweiſe ſeiner Unthaten mangelte, losgelaſſen, fielen die unglücklichen Opfer verruchter Raubſucht aufs neue. Endlich erpreßte ihm die Folter das Geſtändniß und er wurde hingerichtet. Merkwürdig genug war es, daß er von dem geraubten Gut, das man unter dem Fußboden ſeines Zimmers fand, durchaus keinen Gebrauch gemacht hatte. Sehr naiv verſicherte der Kerl, er habe dem Schutzpatron ſeines Handwerks, dem heiligen Rochus gelobt, nur ein gewiſſes rundes Sümmchen zuſammenzurauben, dann aber einzuhalten, und Schade ſey es nur, daß man ihn ergriffen, ehe er es zu jenem Sümmchen gebracht. —

Von dem venetianiſchen Schuſter, ſprach Sylveſter, weiß ich nichts, ſoll ich Euch aber treu und ehrlich die Quellen angeben, aus denen ich ſchöpfte, ſo muß ich Euch ſagen, daß die Worte der Scuderi: Un amant qui craint etc. wirklich von ihr und zwar beinahe auf denſelben Anlaß, wie ich es erzählt, geſprochen worden ſind. Auch iſt die Sache mit dem Geſchenk von Räuberhänden durchaus keine Geburt des von günſtiger Luft befruchteten Dichters. Die Nachricht davon findet ihr in einem Buche, wo ihr ſie gewiß nicht ſuchen würdet, nemlich in Wagenſeils Chronik von Nürnberg. Der alte Herr erzählt nemlich von einem Beſuch, den er während ſeines Aufenthalts in Paris bei dem Fräulein von Scuderi abgeſtattet, und iſt es mir gelungen, das Fräulein würdig und anmuthig darzuſtellen, ſo habe ich das lediglich der angenehmen Courtoiſie zu verdanken, mit der Wagenſeilius von der alten geiſtreichen Dame ſpricht.

Wahrhaftig, rief Theodor lachend, wahrhaftig, in einer Nürnberger Chronik das Fräulein von Scuderi anzutreffen, dazu gehört ein Dichterglück, wie es unſerm Sylveſter beſchieden. Ueberleuchtet er uns heute nicht in ſeiner Zweiheit als Theaterdichter und Erzähler wie das Geſtirn der Dioskuren?

Das iſt, ſprach Vinzenz, das iſt das, was ich eben impertinent finde. Der, der ein gutes Stück geſchrieben, muß ſich auch nicht noch herausnehmen wollen, gut zu erzählen.

Seltſam, nahm Cyprian das Wort, ſeltſam iſt es aber doch, daß Schriftſteller, die lebendig erzählen, die Charakter und Situation gut zu halten wiſſen, oft an dem Dramatiſchen gänzlich ſcheitern.

Sind, ſprach Lothar, ſind die Bedingniſſe des Drama's und der Erzählung aber nicht in ihren Grund-Elementen ſo von einander verſchieden, daß ſelbſt der Verſuch, den Stoff einer Erzählung zu einem Drama zu verarbeiten, oft mißlingt und mißlingen muß. — Ihr verſteht mich, daß ich von der eigentlichen Erzählung ſpreche und alles Novellenartige ausſchließe, das oft den Keim in ſich trägt, aus dem das wahre Drama hervorſprießt, wie ein ſchöner herrlicher Baum.

Was haltet, begann Vinzenz, was haltet Ihr von der angenehmen Idee, aus einem Schauſpiel eine Erzählung zu machen? — Vor mehreren Jahren las ich Ifflands Jäger als Erzählung bearbeitet, und Ihr könnt gar nicht glauben, wie ungemein allerliebſt und rührend ſich das Antonchen mit dem blanken Hirſchfänger und das Riekchen mit dem verlornen Schuh ausnahmen. Sehr herrlich war es auch, daß der Verfaſſer oder Bearbeiter ganze Szenen beibehalten und nur das: ſprach er — erwiederte ſie, — zwiſchen die verſchiedenen Reden geſetzt hatte. Ich verſichere Euch, daß ich erſt dann, als ich dieſe Erzählung geleſen, die wahrhaft poetiſche Schwärmerei, das tief gefühlte und großartig rührende von Ifflands Jägern eingeſehen. Nebenher iſt mir aber auch die wiſſenſchaftliche Tendenz dieſes Drama's aufgegangen und ich kann es nicht tadeln, daß in jener Bibliothek unter der Rubrik: Forſtwiſſenſchaft, ſich auch Ifflands Jäger befanden.

Schweige, rief Lothar, ſchweige Skurilität, und gönne mit uns ein gütiges Ohr dem würdigen Serapionsbruder, der, wie ich bemerke, ſo eben ein Manuſkript aus der Taſche gezogen hat.

Ich habe, ſprach Theodor, mich diesmal in ein anderes Feld gewagt, und bitte im voraus um Eure Nachſicht. Uebrigens liegt meiner Erzählung eine wirkliche Begebenheit zum Grunde, die mir indeſſen durch kein Buch, ſondern durch Tradition zugekommen.

Theodor las:

Spieler-Glück.

Mehr als jemals war im Sommer 18.. Pyrmont beſucht. Von Tage zu Tage mehrte ſich der Zufluß vornehmer reicher Fremden und machte den Wetteifer der Spekulanten jeder Art rege. So kam es denn auch, daß die Unternehmer der Farobank dafür ſorgten, ihr gleißendes Gold in größern Maſſen aufzuhäufen als ſonſt, damit die Lockſpeiſe ſich bewähre auch bei dem edelſten Wilde, das ſie, gute geübte Jäger, anzukörnen gedachten.

Wer weiß es nicht, daß, zumal zur Badezeit an Badeörtern, wo jeder, aus ſeinem gewöhnlichen Verhältniß getreten, ſich mit Vorbedacht hingiebt freier Muße, ſinnzerſtreuendem Vergnügen, der anziehende Zauber des Spiels unwiderſtehlich wird. Man ſieht Perſonen, die ſonſt keine Karte anrühren, an der Bank als die eifrigſten Spieler, und überdem will es auch, wenigſtens in der vornehmeren Welt, der gute Ton, daß man jeden Abend bei der Bank ſich einfinde und einiges Geld verſpiele.

Von dieſem unwiderſtehlichen Zauber, von dieſer Regel des guten Tons ſchien allein ein junger deutſcher Baron — wir wollen ihn Siegfried nennen — keine Notiz zu nehmen. Eilte alles an den Spieltiſch, wurde ihm jedes Mittel, jede Ausſicht ſich geiſtreich zu unterhalten, wie er es liebte, abgeſchnitten, ſo zog er es vor, entweder auf einſamen Spaziergängen ſich dem Spiel ſeiner Phantaſie zu überlaſſen, oder auf dem Zimmer dieſes, jenes Buch zur Hand zu nehmen, ja wohl ſich ſelbſt im Dichten — Schriftſtellen zu verſuchen.

Siegfried war jung, unabhängig, reich, von edler Geſtalt, anmuthigem Weſen, und ſo konnte es nicht fehlen, daß man ihn hochſchätzte, liebte, daß ſein Glück bei den Weibern entſchieden war. Aber auch in allem, was er nur beginnen, unternehmen mochte, ſchien ein beſonderer Glücksſtern über ihn zu walten. Man ſprach von allerlei abentheuerlichen Liebeshändeln, die ſich ihm aufgedrungen und die, ſo verderblich ſie allem Anſchein nach jedem Andern geweſen ſeyn würden, ſich auf unglaubliche Weiſe leicht und glücklich auflöſten. Vorzüglich pflegten aber die alten Herrn aus des Barons Bekanntſchaft, wurde von ihm, von ſeinem Glück geſprochen, einer Geſchichte von einer Uhr zu erwähnen, die ſich in ſeinen erſten Jünglingsjahren zugetragen. Es begab ſich nemlich, daß Siegfried, als er noch unter Vormundſchaft ſtand, auf einer Reiſe ganz unerwartet in ſolch dringende Geldnoth gerieth, daß er, um nur weiter fortzukommen, ſeine goldne mit Brillanten reich beſetzte Uhr verkaufen mußte. Er war darauf gefaßt, die koſtbare Uhr um geringes Geld zu verſchleudern; da es ſich aber traf, daß in demſelben Hotel, wo er eingekehrt, gerade ein junger Fürſt ſolch ein Kleinod ſuchte, ſo erhielt er mehr, als der eigentliche Werth betrug. Ueber ein Jahr war vergangen, Siegfried ſchon ſein eigner Herr worden, als er an einem andern Ort in den öffentlichen Blättern las, daß eine Uhr ausgeſpielt werden ſolle. Er nahm ein Loos, das eine Kleinigkeit koſtete und — gewann die goldne mit Brillanten beſetzte Uhr, die er verkauft. Nicht lange darauf vertauſchte er dieſe Uhr gegen einen koſtbaren Ring. Er kam bei dem Fürſten von G. auf kurze Zeit in Dienſte und dieſer ſchickte ihm bei ſeiner Entlaſſung als ein Andenken ſeines Wohlwollens — dieſelbe goldne mit Brillanten beſetzte Uhr mit reicher Kette! —

Von dieſer Geſchichte kam man denn auf Siegfrieds Eigenſinn, durchaus keine Karte anrühren zu wollen, wozu er bei ſeinem entſchiedenen Glück um ſo mehr Anlaß habe, und war bald darüber einig, daß der Baron bei ſeinen übrigen glänzenden Eigenſchaften ein Knicker ſey, viel zu ängſtlich, viel zu engherzig, um ſich auch nur dem geringſten Verluſt auszuſetzen. Darauf, daß das Betragen des Barons jedem Verdacht des Geizes ganz entſchieden widerſprach, wurde nicht geachtet und wie es denn nun zu geſchehen pflegt, daß die mehrſten recht darauf erpicht ſind, dem Ruhm irgend eines hochbegabten Mannes ein bedenkliches Aber hinzufügen zu können und dies Aber irgendwo aufzufinden wiſſen, ſollte es auch in ihrer eignen Einbildung ruhen, ſo war man mit jener Deutung von Siegfrieds Widerwillen gegen das Spiel gar höchlich zufrieden.

Siegfried erfuhr ſehr bald, was man von ihm behauptete, und da er, hochherzig und liberal wie er war, nichts mehr haßte, verabſcheute, als Knickerei, ſo beſchloß er um die Verläumder zu ſchlagen, ſo ſehr ihn auch das Spiel anekeln mochte, ſich mit ein Paar Hundert Louisd'or und auch wohl mehr loszukaufen von dem ſchlimmen Verdacht. — Er fand ſich bei der Bank ein mit dem feſten Vorſatz, die bedeutende Summe, die er eingeſteckt, zu verlieren; aber auch im Spiel wurde ihm das Glück, das ihm in Allem, was er unternahm, zur Seite ſtand, nicht untreu. Jede Karte, die er wählte, gewann. Die kabbaliſtiſchen Berechnungen alter geübter Spieler ſcheiterten an dem Spiel des Barons. Er mochte die Karten wechſeln, er mochte dieſelbe fortſetzen, gleichviel, immer war ſein der Gewinn. Der Baron gab das ſeltene Schauſpiel eines Ponteurs, der darüber außer ſich gerathen will, weil die Karten ihm zuſchlagen, und ſo nahe die Erklärung dieſes Benehmens lag, ſchaute man ſich doch an mit bedenklichen Geſichtern und gab nicht undeutlich zu verſtehen, der Baron könne, von dem Hange zum Sonderbaren fortgeriſſen, zuletzt in einigen Wahnſinn verfallen, denn wahnſinnig müßte doch der Spieler ſeyn, der ſich über ſein Glück entſetze.

Eben der Umſtand, daß er eine bedeutende Summe gewonnen, nöthigte den Baron fortzuſpielen und ſo, da aller Wahrſcheinlichkeit gemäß dem bedeutenden Gewinn ein noch bedeutenderer Verluſt folgen mußte, das durchzuſetzen, was er ſich vorgenommen. Aber keineswegs traf das ein, was man vermuthen konnte, denn ſich ganz gleich blieb das entſchiedene Glück des Barons.

Ohne daß er es ſelbſt bemerkte, regte ſich in dem Innern des Barons die Luſt an dem Faroſpiel, das in ſeiner Einfachheit das verhängnißvollſte iſt, mehr und mehr auf.

Er war nicht mehr unzufrieden mit ſeinem Glück, das Spiel feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit und hielt ihn feſt ganze Nächte hindurch, ſo daß er, da nicht der Gewinn, ſondern recht eigentlich das Spiel ihn anzog, nothgedrungen an den beſondern Zauber, von dem ſonſt ſeine Freunde geſprochen und den er durchaus nicht ſtatuiren wollen, glauben mußte.

Als er in einer Nacht, da der Bankier gerade eine Taille geendet, die Augen aufſchlug, gewahrte er einen ältlichen Mann, der ſich ihm gegenüber hingeſtellt hatte und den wehmüthig ernſten Blick feſt und unverwandt auf ihn richtete. Und jedesmal, wenn der Baron während des Spiels aufſchaute, traf ſein Blick das düſtre Auge des Fremden, ſo daß er ſich eines drückenden unheimlichen Gefühls nicht erwehren konnte. Erſt als das Spiel beendet, verließ der Fremde den Saal. In der folgenden Nacht ſtand er wieder dem Baron gegenüber und ſtarrte ihn an unverwandt mit düſtren geſpenſtiſchen Augen. Noch hielt der Baron an ſich; als aber in der dritten Nacht der Fremde ſich wieder eingefunden und zehrendes Feuer im Auge den

Baron anſtarrte, fuhr dieſer los: Mein Herr, ich muß Sie bitten, ſich einen andern Platz zu wählen. Sie geniren mein Spiel.

Der Fremde verbeugte ſich ſchmerzlich lächelnd und verließ, ohne ein Wort zu ſagen, den Spieltiſch und den Saal.

Und in der folgenden Nacht ſtand doch der Fremde wieder dem Baron gegenüber, mit dem düſter glühenden Blick ihn durchbohrend.

Da fuhr noch zorniger als in der vorigen Nacht der Baron auf: Mein Herr, wenn es Ihnen Spaß macht, mich anzugaffen, ſo bitte ich eine andere Zeit und einen andern Ort dazu zu wählen, in dieſem Augenblick aber ſich —

Eine Bewegung mit der Hand nach der Thür diente ſtatt des harten Worts, das der Baron eben ausſtoßen wollte.

Und wie in der vorigen Nacht, mit demſelben ſchmerzlichen Lächeln ſich leicht verbeugend, verließ der Fremde den Saal.

Vom Spiel, vom Wein, den er genoſſen, ja ſelbſt von dem Auftritt mit dem Fremden aufgeregt, konnte Siegfried nicht ſchlafen. Der Morgen dämmerte ſchon herauf, als die ganze Geſtalt des Fremden vor ſeine Augen trat. Er erblickte das bedeutende ſcharf gezeichnete gramverſtörte Geſicht, die tiefliegenden düſtern Augen, die ihn anſtarrten, er bemerkte, wie trotz der ärmlichen Kleidung der edle Anſtand den Mann von feiner Erziehung verrieth. — Und nun die Art, wie der Fremde mit ſchmerzhafter Reſignation die harten Worte aufnahm und ſich, das bitterſte Gefühl mit Gewalt niederkämpfend, aus dem Saal entfernte! — Nein, rief Siegfried, ich that ihm Unrecht — ſchweres Unrecht! — Liegt es denn in meinem Weſen, wie ein roher Burſche in gemeiner Unart aufzubrauſen, Menſchen zu beleidigen ohne den mindeſten Anlaß? — Der Baron kam dahin, ſich zu überzeugen, daß der Mann ihn ſo angeſtarrt habe in dem erdrückendſten Gefühl des ſchneidenden Contraſtes, daß in dem Augenblick, als er vielleicht mit der bitterſten Noth kämpfe, er, der Baron, im übermüthigen Spiel Gold über Gold aufgehäuft. Er beſchloß, gleich den andern Morgen den Fremden aufzuſuchen und die Sache auszugleichen.

Der Zufall fügte es, daß gerade die erſte Perſon, der der Baron in der Allee luſtwandelnd begegnete, eben der Fremde war.

Der Baron redete ihn an, entſchuldigte eindringlich ſein Benehmen in der geſtrigen Nacht und ſchloß damit, den Fremden in aller

Form um Verzeihung zu bitten. Der Fremde meinte, er habe gar nichts zu verzeihen, da man dem im eifrigen Spiel begriffenen Spieler vieles zu Gute halten müſſe, überdem er aber allein ſich auch dadurch, daß er hartnäckig auf dem Platze geblieben, wo er den Baron geniren müſſen, die harten Worte zugezogen.

Der Baron ging weiter, er ſprach davon, daß es oft im Leben augenblickliche Verlegenheiten gäbe, die den Mann von Bildung auf das empfindlichſte niederdrückten, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß er bereit ſey, das Geld, das er gewonnen oder auch noch mehr, herzugeben, wenn dadurch vielleicht dem Fremden geholfen werden könnte.

Mein Herr, erwiederte der Fremde, Sie halten mich für bedürftig, das bin ich gerade nicht, denn mehr arm als reich habe ich doch ſo viel als meine einfache Weiſe zu leben fordert. Zudem werden Sie ſelbſt erachten, daß ich, glauben Sie mich beleidigt zu haben und wollen es durch ein gut Stück Geld abmachen, dies unmöglich als ein Mann von Ehre würde annehmen können, wäre ich auch nicht Cavalier.

Ich glaube, erwiederte der Baron betreten, ich glaube Sie zu verſtehen, und bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben, wie Sie es verlangen.

O Himmel, fuhr der Fremde fort, o Himmel, wie ungleich würde der Zweikampf zwiſchen uns beiden ſeyn! — Ich bin uberzeugt, daß Sie eben ſo wie ich den Zweikampf nicht für eine kindiſche Raſerei halten und keinesweges glauben, daß ein Paar Tropfen Blut, vielleicht dem geritzten Finger entquollen, die befleckte Ehre rein waſchen können. Es giebt mancherlei Fälle, die es zweien Menſchen unmöglich machen können, auf dieſer Erde neben einander zu exiſtiren, und lebe der eine am Caucaſus und der andere an der Tiber, es giebt keine Trennung, ſo lange der Gedanke die Exiſtenz des Gehaßten erreicht. Hier wird der Zweikampf, welcher darüber entſcheidet, wer dem andern den Platz auf dieſer Erde räumen ſoll, nothwendig. — Zwiſchen uns beiden würde, wie ich eben geſagt, der Zweikampf ungleich ſeyn, da mein Leben keinesweges ſo hoch zu ſtellen als das Ihrige. Stoße ich Sie nieder, ſo tödte ich eine ganze Welt der ſchönſten Hoffnungen, bleibe ich, ſo haben Sie ein kümmerliches von den bitterſten qualvollſten Erinnerungen verſtörtes Daſeyn geendet! —

Doch die Hauptſache bleibt, daß ich mich durchaus nicht für beleidigt halte. — Sie hießen mich gehen und ich ging! —

Die letzten Worte ſprach der Fremde mit einem Ton, der die innere Kränkung verrieth. Grund genug für den Baron, nochmals ſich vorzüglich damit zu entſchuldigen, daß, ſelbſt wiſſe er nicht warum, ihm der Blick des Fremden bis ins Innerſte gedrungen ſey, daß er ihn zuletzt gar nicht habe ertragen können.

Möchte, ſprach der Fremde, möchte doch mein Blick in ihrem Innerſten, drang er wirklich hinein, den Gedanken an die bedrohliche Gefahr aufgeregt haben, in der Sie ſchweben. Mit frohem Muthe, mit jugendlicher Unbefangenheit ſtehen Sie am Rande des Abgrundes, ein einziger Stoß und Sie ſtürzen rettungslos hinab. — Mit einem Wort — Sie ſind im Begriff, ein leidenſchaftlicher Spieler zu werden und ſich zu verderben.

Der Baron verſicherte, daß der Fremde ſich ganz und gar irre. Er erzählte umſtändlich, wie er an den Spieltiſch gerathen und behauptete, daß ihm der eigentliche Spielſinn ganz abgehe, daß er gerade den Verluſt von ein Paar Hundert Louisd'or wünſche, und wenn er dies erreicht, aufhören werde zu pontiren. Bis jetzt habe er aber das entſchiedenſte Glück gehabt.

Ach, rief der Fremde, ach eben dieſes Glück iſt die entſetzlichſte hämiſchſte Verlockung der feindlichen Macht! — eben dieſes Glück, womit Sie ſpielen, Baron! die ganze Art, wie Sie zum Spiel gekommen ſind, ja ſelbſt Ihr ganzes Weſen beim Spiel, welches nur zu deutlich verräth, wie immer mehr und mehr Ihr Intereſſe daran ſteigt — alles — alles erinnert mich nur zu lebhaft an das entſetzliche Schickſal eines Unglücklichen, welcher, Ihnen in vieler Hinſicht ähnlich, eben ſo begann als Sie. Deshalb geſchah es, daß ich mein Auge nicht verwenden konnte von Ihnen, daß ich mich kaum zurückzuhalten vermochte, mit Worten das zu ſagen, was mein Blick Sie errathen laſſen ſollte! — O ſieh doch nur die Dämonen ihre Krallenfäuſte ausſtrecken, dich hinabzureißen in den Orkus! — So hätt' ich rufen mögen. — Ich wünſchte Ihre Bekanntſchaft zu machen, das iſt mir wenigſtens gelungen. — Erfahren Sie die Geſchichte jenes Unglücklichen, deſſen ich erwähnte, vielleicht überzeugen Sie ſich dann, daß es kein leeres Hirngeſpinnſt iſt, wenn ich Sie in der dringendſten Gefahr erblicke und Sie warne.

Beide, der Fremde und der Baron, nahmen Platz auf einer einſam ſtehenden Bank, dann begann der Fremde in folgender Art.

Dieſelben glänzenden Eigenſchaften, die Sie, Herr Baron! auszeichnen, erwarben dem Chevalier Menars die Achtung und Bewunderung der Männer, machten ihn zum Liebling der Weiber. Nur was den Reichthum betrifft, hatte das Glück ihn nicht ſo begünſtigt wie Sie. Er war beinahe dürftig und nur durch die geregeltſte Lebensart wurde es ihm möglich, mit dem Anſtande zu erſcheinen, wie es ſeine Stellung als Abkömmling einer bedeutenden Familie erforderte. Schon deshalb, da ihm der kleinſte Verluſt empfindlich ſeyn, ſeine ganze Lebensweiſe verſtören mußte, durfte er ſich auf kein Spiel einlaſſen, zudem fehlte es ihm auch an allem Sinn dafür, und er brachte daher, wenn er das Spiel vermied, kein Opfer. Sonſt gelang ihm alles, was er unternahm, auf beſondere Weiſe, ſo daß das Glück des Chevalier Menars zum Sprüchwort wurde.

Wider ſeine Gewohnheit hatte er ſich in einer Nacht überreden laſſen, ein Spielhaus zu beſuchen. Die Freunde, die mit ihm gegangen, waren bald ins Spiel verwickelt.

Ohne Theilnahme, in ganz andere Gedanken vertieft, ſchritt der Chevalier bald den Saal auf und ab, ſtarrte bald hin auf den Spieltiſch, wo dem Bankier von allen Seiten Gold über Gold zuſtrömte. Da gewahrte plötzlich ein alter Obriſter den Chevalier und rief laut: Alle Teufel! Da iſt der Chevalier Menars unter uns und ſein Glück, und wir können nichts gewinnen, da er ſich weder für den Bankier noch für die Ponteurs erklärt hat, aber das ſoll nicht länger ſo bleiben, er ſoll gleich für mich pontiren!

Der Chevalier mochte ſich mit ſeiner Ungeſchicklichkeit, mit ſeinem Mangel an jeder Erfahrung, entſchuldigen wie er wollte, der Obriſt ließ nicht nach, der Chevalier mußte heran an den Spieltiſch.

Gerade wie Ihnen, Herr Baron, ging es dem Chevalier, jede Karte ſchlug ihm zu, ſo daß er bald eine bedeutende Summe für den Obriſten gewonnen hatte, der ſich gar nicht genug über den herrlichen Einfall freuen konnte, daß er das bewährte Glück des Chevalier Menars in Anſpruch genommen.

Auf den Chevalier ſelbſt machte ſein Glück, das alle übrigen in Erſtaunen ſetzte, nicht den mindeſten Eindruck; ja er wußte ſelbſt nicht wie es geſchah, daß ſein Widerwillen gegen das Spiel ſich noch vermehrte, ſo daß er am andern Morgen, als er die Folgen der mit Anſtrengung durchwachten Nacht in der geiſtigen und körperlichen Erſchlaffung fühlte, ſich auf das ernſtlichſte vornahm, unter keiner Bedingung jemals wieder ein Spielhaus zu beſuchen.

Noch beſtärkt wurde dieſer Vorſatz durch das Betragen des alten Obriſten, der, ſo wie er nur eine Karte in die Hand nahm, das entſchiedenſte Unglück hatte, und dies Unglück nun in ſeltſamer Bethörtheit dem Chevalier auf den Hals ſchob. Auf zudringliche Weiſe verlangte er, der Chevalier ſolle für ihn pontiren oder ihm, wenn er ſpiele, wenigſtens zur Seite ſtehen, um durch ſeine Gegenwart den böſen Dämon, der ihm die Karten in die Hand ſchob, die niemals trafen, wegzubannen. — Man weiß, daß nirgends mehr abgeſchmackter Aberglaube herrſcht als unter den Spielern. — Nur mit dem größten Ernſt, ja mit der Erklärung, daß er ſich lieber mit ihm ſchlagen als für ihn ſpielen wollte, konnte ſich der Chevalier den Obriſten, der eben kein Freund von Duellen war, vom Leibe halten. — Der Chevalier verwünſchte ſeine Nachgiebigkeit gegen den alten Thoren.

Uebrigens konnt' es nicht fehlen, daß die Geſchichte von dem wunderbar glücklichen Spiel des Chevaliers von Mund zu Mund lief, und daß noch allerlei räthſelhafte geheimnißvolle Umſtände hinzu gedichtet wurden, die den Chevalier als einen Mann, der mit den höheren Mächten im Bunde, darſtellten. Daß aber der Chevalier ſeines Glücks unerachtet keine Karte berührte, mußte den höchſten Begriff von der Feſtigkeit ſeines Charakters geben, und die Achtung, in der er ſtand, noch um vieles vermehren.

Ein Jahr mochte vergangen ſeyn, als der Chevalier durch das unerwartete Ausbleiben der kleinen Summe, von der er ſeinen Lebensunterhalt beſtritt, in die drückendſte peinlichſte Verlegenheit geſetzt wurde. Er war genöthigt, ſich ſeinem treueſten Freunde zu entdecken, der ohne Anſtand ihm mit dem, was er bedurfte, aushalf, zugleich ihn aber den ärgſten Sonderling ſchalt, den es wohl jemals gegeben.

Das Schickſal, ſprach er, giebt uns Winke, auf welchem Wege wir unſer Heil ſuchen ſollen und finden, nur in unſrer Indolenz liegt es, wenn wir dieſe Winke nicht beachten, nicht verſtehen. Dir hat die höhere Macht, die über uns gebietet, ſehr deutlich ins Ohr geraunt: Willſt du Geld und Gut erwerben, ſo geh hin und ſpiele, ſonſt bleibſt du arm, dürftig, abhängig immerdar.

Nun erſt trat der Gedanke, wie wunderbar das Glück ihn an der Farobank begünſtigt hatte, lebendig vor ſeine Seele und träumend und wachend ſah er Karten, hörte er das eintönige — gagne — perd des Bankiers, das Klirren der Goldſtücke!

Es iſt wahr, ſprach er zu ſich ſelbſt, eine einzige Nacht, wie jene, reißt mich aus der Noth, überhebt mich der drückenden Verlegenheit, meinen Freunden beſchwerlich zu fallen; es iſt Pflicht, dem Winke des Schickſals zu folgen.

Eben der Freund, der ihm zum Spiel gerathen, begleitete ihn ins Spielhaus, gab ihm, damit er ſorglos das Spiel beginnen könne, noch zwanzig Louisd'or.

Hatte der Chevalier damals, als er für den alten Obriſten pontirte, glänzend geſpielt, ſo war dies jetzt doppelt der Fall. Blindlings, ohne Wahl zog er die Karten, die er ſetzte, aber nicht er, die unſichtbare Hand der höhern Macht, die mit dem Zufall vertraut oder vielmehr das ſelbſt iſt, was wir Zufall nennen, ſchien ſein Spiel zu ordnen. Als das Spiel geendet, hatte er tauſend Louisd'or gewonnen.

In einer Art von Betäubung erwachte er am andern Morgen. Die gewonnenen Goldſtücke lagen aufgeſchüttet neben ihm auf dem Tiſche. Er glaubte im erſten Moment zu träumen, er rieb ſich die Augen, er erfaßte den Tiſch, rückte ihn näher heran. Als er ſich nun aber beſann, was geſchehen, als er in den Goldſtücken wühlte, als er ſie wohlgefällig zählte und wieder durchzählte, da ging zum erſtenmal wie ein verderblicher Gifthauch die Luſt an dem ſchnöden Mammon durch ſein ganzes Weſen, da war es geſchehen um die Reinheit der Geſinnung, die er ſo lange bewahrt! —

Er konnte kaum die Nacht erwarten, um an den Spieltiſch zu kommen. Sein Glück blieb ſich gleich, ſo daß er in wenigen Wochen, während welcher er beinahe jede Nacht geſpielt, eine bedeutende Summe gewonnen hatte.

Es giebt zweierlei Arten von Spielern. Manchen gewährt, ohne Rückſicht auf Gewinn, das Spiel ſelbſt als Spiel eine unbeſchreibliche geheimnißvolle Luſt. Die ſonderbaren Verkettungen des Zufalls wechſeln in dem ſeltſamſten Spiel, das Regiment der höheren Macht tritt klarer hervor, und eben dieſes iſt es, was unſern Geiſt anregt, die Fittige zu rühren und zu verſuchen, ob er ſich nicht hineinſchwingen kann in das dunkle Reich, in die verhängnißvolle Werkſtatt jener Macht, um ihre Arbeiten zu belauſchen. — Ich habe einen Mann gekannt, der Tage, Nächte lang einſam in ſeinem Zimmer Bank machte und gegen ſich ſelbſt pontirte, der war meines Bedünkens ein ächter Spieler. — Andere haben nur den Gewinnſt vor Augen und betrachten das Spiel als ein Mittel, ſich ſchnell zu bereichern. Zu dieſer Claſſe ſchlug ſich der Chevalier und bewährte dadurch den Satz, daß der eigentliche tiefere Spielſinn in der individuellen Natur liegen, angeboren ſeyn muß.

Eben daher war ihm der Kreis, in dem ſich der Ponteur bewegt. bald zu enge. Mit der ſehr beträchtlichen Summe, die er ſich erſpielt, etablirte er eine Bank, und auch hier begünſtigte ihn das Glück dergeſtalt, daß in kurzer Zeit ſeine Bank die reichſte war in ganz Paris. Wie es in der Natur der Sache liegt, ſtrömten ihm, dem reichſten, glücklichſten Bankier, auch die mehrſten Spieler zu.

Das wilde wüſte Leben des Spielers vertilgte bald alle die geiſtigen und körperlichen Vorzüge, die dem Chevalier ſonſt Liebe und Achtung erworben hatten. Er hörte auf ein treuer Freund, ein unbefangener heitrer Geſellſchafter, ein ritterlich galanter Verehrer der Damen zu ſeyn. Erloſchen war ſein Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt, dahin all ſein Streben, in tüchtiger Erkenntniß vorzuſchreiten. Auf ſeinem todtbleichen Geſicht, in ſeinen düſtern, dunkles Feuer ſprühenden Augen lag der volle Ausdruck der verderblichſten Leidenſchaft, die ihn umſtrickt hielt — Nicht Spielſucht, nein, der gehäſſigſte Geldgeiz war es, den der Satan ſelbſt in ſeinem Innern entzündet! — Mit einem Wort, es war der vollendetſte Bankier, wie es nur einen geben kann!

In einer Nacht war dem Chevalier, ohne daß er gerade bedeutenden Verluſt erlitten, doch das Glück weniger günſtig geweſen als ſonſt. Da trat ein kleiner, alter, dürrer Mann, dürftig gekleidet, von beinahe garſtigem Anſehen an den Spieltiſch, nahm mit zitternder Hand eine Karte und beſetzte ſie mit einem Goldſtück. Mehrere von den Spielern blickten den Alten an mit tiefem Erſtaunen, behandelten ihn aber dann mit auffallender Verachtung, ohne daß der Alte auch nur eine Miene verzog, viel weniger mit einem Wort ſich darüber beſchwerte.

Der Alte verlor — verlor einen Satz nach dem andern, aber je höher ſein Verluſt ſtieg, deſto mehr freuten ſich die andern Spieler. Ja, als der Alte, der ſeine Sätze immerfort doublirte, einmal fünfhundert Louisd'or auf eine Karte geſetzt und dieſe in demſelben Augenblick umſchlug, rief einer laut lachend: Glück zu, Signor Bertua, Glück zu, verliert den Muth nicht, ſetzt immerhin weiter fort, Ihr ſeht mir ſo aus, als würdet Ihr doch noch am Ende die Bank ſprengen durch ungeheuern Gewinnſt!

Der Alte warf einen Baſiliskenblick auf den Spötter und rannte ſchnell von dannen, aber nur um in einer halben Stunde wiederzukehren, die Taſchen mit Gold gefüllt. In der letzten Taille mußte indeſſen der Alte aufhören, da er wiederum alles Gold verſpielt, das er zur Stelle gebracht.

Dem Chevalier, der, aller Verruchtheit ſeines Treibens unerachtet, doch auf einen gewiſſen Anſtand hielt, der bei ſeiner Bank beobachtet werden mußte, hatte der Hohn, die Verachtung, womit man den Alten behandelt, im höchſten Grade mißfallen. Grund genug nach beendetem Spiel, als der Alte ſich entfernt hatte, darüber jenen Spötter ſo wie ein paar andere Spieler, deren verächtliches Betragen gegen den Alten am mehrſten aufgefallen und die vom Chevalier dazu aufgefordert, noch da geblieben, ſehr ernſtlich zur Rede zu ſtellen.

Ei, rief der eine, Ihr kennt den alten Franceſco Bertua nicht, Chevalier! ſonſt würdet Ihr Euch über uns und unſer Betragen gar nicht beklagen, es vielmehr ganz und gar gut heißen. Erfahrt, daß dieſer Bertua, Neapolitaner von Geburt, ſeit funfzehn Jahren in Paris, der niedrigſte, ſchmutzigſte, bösartigſte Geizhals und Wucherer iſt, den es geben mag. Jedes menſchliche Gefühl iſt ihm fremd, er könnte ſeinen eignen Bruder im Todeskrampf ſich zu ſeinen Füßen krümmen ſehen und vergebens würd' es bleiben, ihm, wenn auch dadurch der Bruder gerettet werden könnte, auch nur einen einzigen Louisd'or entlocken zu wollen. Die Flüche und Verwünſchungen einer Menge Menſchen, ja ganzer Familien, die durch ſeine ſataniſchen Spekulationen ins tiefſte Verderben geſtürzt wurden, laſten ſchwer auf ihm. Er iſt bitter gehaßt von allen, die ihn kennen, jeder wünſcht, daß die Rache für alles Böſe, das er that, ihn erfaſſen und ſein ſchuldbeflecktes Leben enden möge. Geſpielt hat er, wenigſtens ſo lange er in Paris iſt, niemals und Ihr dürft Euch nach alle dem über das tiefe Erſtaunen gar nicht verwundern, in das wir geriethen, als der alte

Geizhals an den Spieltiſch trat. Eben ſo mußten wir uns wohl über ſeinen bedeutenden Verluſt freuen, denn arg, ganz arg würde es doch geweſen ſeyn, wenn das Glück den Böſewicht begünſtigt hätte. Es iſt nur zu gewiß, daß der Reichthum Eurer Bank, Chevalier! den alten Thoren verblendet hat. Er gedachte Euch zu rupfen und verlor ſelbſt die Federn. Unbegreiflich bleibt es mir aber doch, wie Bertua, dem eigentlichen Charakter des Geizhalſes entgegen, ſich entſchließen konnte zu ſolch hohem Spiel. Nun! — er wird wohl nicht wiederkommen, wir ſind ihn los!

Dieſe Vermuthung traf jedoch keinesweges ein, denn ſchon in der folgenden Nacht ſtand Bertua wiederum an der Bank des Chevaliers, und ſetzte und verlor viel bedeutender als geſtern. Dabei blieb er ruhig, ja er lächelte zuweilen mit einer bittern Ironie, als wiſſe er im Voraus, wie bald ſich alles ganz anders begeben würde. Aber wie eine Lavine wuchs ſchneller und ſchneller in jeder der folgenden Nächte der Verluſt des Alten, ſo daß man zuletzt nachrechnen wollte, er habe an dreißig tauſend Louisd'or zur Bank bezahlt. Da kam er einſt, als ſchon längſt das Spiel begonnen, todtenbleich mit verſtörtem Blick in den Saal und ſtellte ſich fern von dem Spieltiſch hin, das Auge ſtarr auf die Karten gerichtet, die der Chevalier abzog. Endlich als der Chevalier die Karten gemiſcht hatte, abheben ließ und eben die Taille beginnen wollte, rief der Alte mit kreiſchendem Ton: Halt! daß alle beinahe entſetzt ſich umſchauten. Da drängte ſich der Alte durch bis dicht an den Chevalier hinan und ſprach ihm mit dumpfer Stimme ins Ohr: „Chevalier! mein Haus in der Straße St. Honoré nebſt der ganzen Einrichtung und meiner Habe an Silber, Gold und Juwelen iſt geſchätzt auf achtzig tauſend Franken, wollt Ihr den Satz halten?" „Gut," erwiederte der Chevalier kalt, ohne ſich umzuſehen nach dem Alten, und begann die Taille.

„Die Dame," ſprach der Alte und in dem nächſten Abzug hatte die Dame verloren! — Der Alte prallte zurück und lehnte ſich an die Wand regungs- und bewegungslos, der ſtarren Bildſäule ähnlich. Niemand kümmerte ſich weiter um ihn.

Das Spiel war geendet, die Spieler verloren ſich, der Chevalier packte mit ſeinen Croupiers das gewonnene Gold in die Caſſette; da wankte wie ein Geſpenſt der alte Bertua aus dem Winkel hervor auf den Chevalier zu und ſprach mit hohler dumpfer Stimme: „Noch ein Wort, Chevalier! ein einziges Wort!"

„Nun was giebts?" erwiederte der Chevalier, indem er den Schlüſſel abzog von der Caſſette und dann den Alten verächtlich maß von Kopf bis zu Fuß.

„Mein ganzes Vermögen, fuhr der Alte fort, verlor ich an Eure Bank, Chevalier, nichts, nichts blieb mir übrig, ich weiß nicht, wo ich morgen mein Haupt hinlegen, wovon ich meinen Hunger ſtillen ſoll. Zu Euch, Chevalier, nehme ich meine Zuflucht. Borgt mir von der Summe, die Ihr von mir gewonnen, den zehnten Theil, damit ich mein Geſchäft wieder beginne und mich emporſchwinge aus der tiefſten Noth."

„Wo denkt Ihr hin, erwiederte der Chevalier, wo denkt Ihr hin, Signor Vertua, wißt Ihr nicht, daß ein Bankier niemals Geld wegborgen darf von ſeinem Gewinnſt? Das läuft gegen die alte Regel, von der ich nicht abweiche."

„Ihr habt Recht, ſprach Vertua weiter, Ihr habt Recht, Chevalier, meine Forderung war unſinnig — übertrieben! — den zehnten Theil! — nein! den zwanzigſten Theil borgt mir!" — „Ich ſage Euch ja, antwortete der Chevalier verdrießlich, daß ich von meinem Gewinnſt durchaus nichts verborge!"

„Es iſt wahr, ſprach Vertua, indem ſein Antlitz immer mehr erbleichte, immer ſtierer und ſtarrer ſein Blick wurde, es iſt wahr, Ihr dürft nichts verborgen — ich that es ja auch ſonſt nicht! — Aber dem Bettler gebt ein Almoſen — gebt ihm von dem Reichthum, den Euch heute das blinde Glück zuwarf, hundert Louisd'or."

„Nun in Wahrheit, fuhr der Chevalier zornig auf, Ihr verſteht es, die Leute zu quälen, Signor Vertua! Ich ſage Euch, nicht hundert, nicht funfzig — nicht zwanzig — nicht einen einzigen Louisd'or erhaltet Ihr von mir. Raſend müßt' ich ſeyn, Euch auch nur im mindeſten Vorſchub zu leiſten, damit Ihr Euer ſchändliches Gewerbe wieder von neuem beginnen könntet. Das Schickſal hat Euch niedergetreten in den Staub wie einen giftigen Wurm, und es wäre ruchlos, Euch wieder empor zu richten. Geht hin und verderbt, wie Ihr es verdient!"

Beide Hände vors Geſicht gedrückt, ſank mit einem dumpfen Seufzer Vertua zuſammen. Der Chevalier befahl den Bedienten, die

Caſſette in den Wagen hinabzubringen und rief dann mit ſtarker Stimme: „Wann übergebt Ihr mir Euer Haus, Eure Effekten, Signor Bertua?“

Da raffte ſich Bertua auf vom Boden und ſprach mit feſter Stimme: „Jetzt gleich — in dieſem Augenblick, Chevalier! kommt mit mir!“

„Gut, erwiederte der Chevalier, Ihr könnt mit mir fahren nach Eurem Hauſe, das Ihr dann am Morgen auf immer verlaſſen möget.“

Den ganzen Weg über ſprach keiner, weder Bertua noch der Chevalier, ein einziges Wort. — Vor dem Hauſe in der Straße St. Honoré angekommen, zog Bertua die Schelle. Ein altes Mütterchen öffnete und rief, als ſie Bertua gewahrte: „O Heiland der Welt, ſeyd Ihr es endlich, Signor Bertua! Halb todt hat ſich Angela geängſtet Euerthalben!“ —

„Schweige, erwiederte Bertua, gebe der Himmel, daß Angela die unglückliche Glocke nicht gehört hat! Sie ſoll nicht wiſſen, daß ich gekommen bin.“

Und damit nahm er der ganz verſteinerten Alten den Leuchter mit den brennenden Kerzen aus der Hand und leuchtete dem Chevalier vorauf ins Zimmer.

„Ich bin, ſprach Bertua, auf alles gefaßt. Ihr haßt, Ihr verachtet mich, Chevalier! Ihr verderbt mich, Euch und andern zur Luſt, aber Ihr kennt mich nicht. Vernehmt denn, daß ich ehemals ein Spieler war wie Ihr, daß mir das launenhafte Glück eben ſo günſtig war als Euch, daß ich halb Europa durchreiſte, überall verweilte, wo hohes Spiel, die Hoffnung großen Gewinnſtes mich anlockte, daß ſich das Gold in meiner Bank unaufhörlich häufte wie in der Eurigen. Ich hatte ein ſchönes treues Weib, die ich vernachläſſigte, die elend war mitten im glänzendſten Reichthum. Da begab es ſich, daß, als ich einmal in Genua meine Bank aufgeſchlagen, ein junger Römer ſein ganzes reiches Erbe an meine Bank verſpielte. So wie ich heute Euch, bat er mich, ihm Geld zu leihen, um wenigſtens nach Rom zurückreiſen zu können. Ich ſchlug es ihm mit Hohngelächter ab und er ſtieß mir in der wahnſinnigen Wuth der Verzweiflung das Stilet, welches er bei ſich trug, tief in die Bruſt. Mit Mühe gelang es den Aerzten, mich zu retten, aber mein Krankenlager war langwierig und ſchmerzhaft. Da pflegte mich mein Weib, tröſtete mich, hielt mich aufrecht, wenn ich erliegen wollte der Qual, und mit der Geneſung dämmerte ein Gefühl in mir auf und wurde mächtiger und mächtiger, das ich noch nie gekannt. Aller menſchlichen Regung wird entfremdet der Spieler, ſo kam es, daß ich nicht wußte, was Liebe, treue Anhänglichkeit eines Weibes heißt. Tief in der Seele brannte es mir, was mein undankbares Herz gegen die Gattin verſchuldet und welchem freveligen Beginnen ich ſie geopfert. Wie quälende Geiſter der Rache erſchienen mir alle die, deren Lebensglück, deren ganze Exiſtenz ich mit verruchter Gleichgültigkeit gemordet, und ich hörte ihre dumpfen heiſern Grabesſtimmen, die mir vorwarfen alle Schuld, alle Verbrechen, deren Keim ich gepflanzt! Nur mein Weib vermochte den namenloſen Jammer, das Entſetzen zu bannen, das mich dann erfaßte! — Ein Gelübde that ich, nie mehr eine Karte zu berühren. Ich zog mich zurück, ich riß mich los von den Banden, die mich feſthielten, ich widerſtand den Lockungen meiner Croupiers, die mich und mein Glück nicht entbehren wollten. Ein kleines Landhaus bei Rom, das ich erſtand, war der Ort, wohin ich, als ich vollkommen geneſen, hinflüchtete mit meinem Weibe. Ach! nur ein einziges Jahr wurde mir eine Ruhe, ein Glück, eine Zufriedenheit zu Theil, die ich nie geahnet! Mein Weib gebar mir eine Tochter, und ſtarb wenige Wochen darauf. Ich war in Verzweiflung, ich klagte den Himmel an und verwünſchte dann wieder mich ſelbſt, mein verruchtes Leben, das die ewige Macht rächte, da ſie mir mein Weib nahm, das mich vom Verderben gerettet, das einzige Weſen, das mir Troſt gab und Hoffnung. Wie den Verbrecher, der das Grauen der Einſamkeit fürchtet, trieb es mich fort von meinem Landhauſe hieher nach Paris. Angela blühte auf, das holde Ebenbild ihrer Mutter, an ihr hing mein ganzes Herz, für ſie ließ ich es mir angelegen ſeyn, ein bedeutendes Vermögen nicht nur zu erhalten, ſondern zu vermehren. Es iſt wahr, ich lieh Geld aus auf hohe Zinſen, ſchändliche Verläumdung iſt es aber, wenn man mich des betrügeriſchen Wuchers anklagt. Und wer ſind dieſe Ankläger? Leichtſinnige Leute, die mich raſtlos quälen, bis ich ihnen Geld borge, das ſie wie ein Ding ohne Werth verpraſſen und dann außer ſich gerathen wollen, wenn ich das Geld, welches nicht mir, nein, meiner Tochter gehört, für deren Vermögensverwalter ich mich nur anſehe, mit unerbittlicher Strenge eintreibe. Nicht lange iſt es her, als ich einen jungen Menſchen der Schande, dem Verderben entriß, dadurch daß ich ihm eine bedeutende Summe vorſtreckte. Nicht mit einer Silbe gedachte ich, da er, wie ich wußte, blutarm war, der Forderung, bis er eine ſehr reiche Erbſchaft gemacht. Da trat ich ihn an wegen der Schuld. — Glaubt Ihr wohl, Chevalier, daß der leichtſinnige Böſewicht, der mir ſeine Exiſtenz zu verdanken hatte, die Schuld ableugnen wollte, daß er mich einen niederträchtigen Geizhals ſchalt, als er mir, durch die Gerichte dazu angehalten, die Schuld bezahlen mußte? — Ich könnte Euch mehr dergleichen Vorfälle erzählen, die mich hart gemacht haben und gefühllos da, wo mir der Leichtſinn, die Schlechtigkeit entgegentritt. Noch mehr! — ich könnte Euch ſagen, daß ich ſchon manche bittre Thräne trocknete, daß manches Gebet für mich und für meine Angela zum Himmel ſtieg, doch Ihr würdet das für falſche Prahlerei halten und ohnedem nichts darauf geben, da Ihr ein Spieler ſeyd! — Ich glaubte, daß die ewige Macht geſühnt ſey — es war nur Wahn! denn freigegeben wurd' es dem Satan, mich zu verblenden auf entſetzlichere Weiſe als jemals. — Ich hörte von Euerm Glück, Chevalier! Jeden Tag vernahm ich, daß dieſer, jener an Eurer Bank ſich zum Bettler herabpontirt, da kam mir der Gedanke, daß ich beſtimmt ſey, mein Spieler-Glück, das mich noch niemals verlaſſen, gegen das Eure zu ſetzen, daß es in meine Hand gelegt ſey, Eurem Treiben ein Ende zu machen, und dieſer Gedanke, den nur ein ſeltſamer Wahnſinn erzeugen konnte, ließ mir fürder keine Ruhe, keine Raſt. So gerieth ich an Eure Bank, ſo verließ mich nicht eher meine entſetzliche Bethörung, bis meine — meiner Angela Habe Euer war! — Es iſt nun aus! — Ihr werdet doch erlauben, daß meine Tochter ihre Kleidungsſtücke mit ſich nehme?"

„Die Garderobe Eurer Tochter, erwiederte der Chevalier, geht mich nichts an. Auch könnt Ihr Betten und nothwendiges Hausgeräth mitnehmen. Was ſoll ich mit dem Rumpelzeuge, doch ſeht Euch vor, daß nichts von einigem Werth mit unterlaufe, das mir zugefallen."

Der alte Vertua ſtarrte den Chevalier ein paar Sekunden ſprachlos an, dann aber ſtürzte ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen, ganz vernichtet, ganz Jammer und Verzweiflung ſank er nieder vor dem Chevalier und ſchrie mit aufgehobenen Händen: „Chevalier, habt Ihr noch menſchliches Gefühl in Eurer Bruſt — ſeyd barmherzig — barmherzig! — Nicht mich, meine Tochter, meine Angela, das unſchuldige

Engelskind ſtürzt Ihr ins Verderben! — o ſeyd gegen dieſe barmherzig, leiht ihr, ihr, meiner Angela, den zwanzigſten Theil ihres Vermögens, das Ihr geraubt! — O ich weiß es, Ihr laßt Euch erflehen. O Angela, meine Tochter!" —

Und damit ſchluchzte — jammerte — ſtöhnte der Alte und rief mit herzzerſchneidendem Ton den Namen ſeines Kindes.

„Die abgeſchmackte Theater-Szene fängt an mich zu langweilen," ſprach der Chevalier gleichgültig und verdrießlich, aber in demſelben Augenblick ſprang die Thür auf und hinein ſtürzte ein Mädchen im weißen Nachtgewande, mit aufgelöſten Haaren, den Tod im Antlitz, ſtürzte hin auf den alten Vertua, hob ihn auf, faßte ihn in die Arme und rief: „O mein Vater — mein Vater — ich hörte — ich weiß alles — Habt Ihr denn alles verloren? alles? — Habt Ihr nicht Eure Angela? Was bedarf es Geld und Gut, wird Angela Euch nicht nähren, pflegen? — O Vater, erniedriget Euch nicht länger vor dieſem verächtlichen Unmenſchen. — Nicht wir ſind es, er iſt es, der arm und elend bleibt im vollen ſchnöden Reichthum, denn verlaſſen in grauenvoller troſtloſer Einſamkeit ſteht er da, kein liebend Herz giebt es auf der weiten Erde, das ſich anſchmiegt an ſeine Bruſt, das ſich ihm aufſchließt, wenn er verzweifeln will an dem Leben, an ſich ſelbſt! — Kommt mein Vater — verlaßt dies Haus mit mir, kommt, eilen wir hinweg, damit der entſetzliche Menſch ſich nicht weide an Eurem Jammer!"

Vertua ſank halb ohnmächtig in einen Lehnſeſſel, Angela kniete vor ihm nieder, faßte ſeine Hände, küßte, ſtreichelte ſie, zählte mit kindlicher Geſchwätzigkeit alle die Talente, alle die Kenntniſſe auf, die ihr zu Gebote ſtanden und womit ſie den Vater reichlich ernähren wolle, beſchwor ihn unter heißen Thränen, doch nur ja allem Gram zu entſagen, da nun das Leben, wenn ſie nicht zur Luſt, nein, für ihren Vater ſticke, nähe, ſinge, Guitarre ſpiele, erſt rechten Werth für ſie haben werde.

Wer, welcher verſtockte Sünder hätte gleichgültig bleiben können bei dem Anblick der in voller Himmelsſchönheit ſtrahlenden Angela, wie ſie mit ſüßer holder Stimme den alten Vater tröſtete, wie aus dem tiefſten Herzen die reinſte Liebe ausſtrömte und die kindlichſte Tugend.

Noch anders ging es dem Chevalier. Eine ganze Hölle voll Qual und Gewiſſensangſt wurde wach in ſeinem Innern. Angela erſchien ihm der ſtrafende Engel Gottes, vor deſſen Glanz die Nebelſchleier frevliger Bethörtheit dahinſchwanden, ſo daß er mit Entſetzen ſein elendvolles Ich in widriger Nacktheit erblickte.

Und mitten durch dieſe Hölle, deren Flammen in des Chevaliers Innerm wütheten, fuhr ein göttlich reiner Strahl, deſſen Leuchten die ſüßeſte Wonne war und die Seligkeit des Himmels, aber bei dem Leuchten dieſes Strahls wurde nur entſetzlicher die namenloſe Qual!

Der Chevalier hatte noch nie geliebt. Als er Angela erblickte, das war der Moment, in dem er von der heftigſten Leidenſchaft und zugleich von dem vernichtenden Schmerz gänzlicher Hoffnungsloſigkeit erfaßt werden ſollte. Denn deſſen kannte der Mann wohl nicht, der dem reinen Himmelskinde, der holden Angela ſo erſchien, wie der Chevalier. —

Der Chevalier wollte ſprechen, er vermochte es nicht, es war als lähme ein Krampf ſeine Zunge. Endlich nahm er ſich mit Gewalt zuſammen und ſtotterte mit bebender Stimme: „Signor Vertua — hört mich! — Ich habe nichts von Euch gewonnen, gar nichts — da ſteht meine Caſſette — die iſt Euer — nein! — ich muß Euch noch mehr zahlen — ich bin Euer Schuldner — nehmt — nehmt“ —

„O meine Tochter,“ rief Vertua, aber Angela erhob ſich, trat hin vor den Chevalier, ſtrahlte ihn an mit ſtolzem Blick, ſprach ernſt und gefaßt: „Chevalier, erfahrt, daß es Höheres giebt als Geld und Gut, Geſinnungen, die Euch fremd ſind, die uns, indem ſie unſere Seele mit dem Troſt des Himmels erfüllen, Euer Geſchenk, Eure Gnade mit Verachtung zurückweiſen laſſen! — Behaltet den Mammon, auf dem der Fluch laſtet, der Euch verfolgt, den herzloſen verworfenen Spieler!“

„Ja! — rief der Chevalier ganz außer ſich mit wildem Blick, mit entſetzlicher Stimme, ja verflucht — verflucht will ich ſeyn, hinabgeſchleudert in die tiefſte Hölle, wenn jemals wieder dieſe Hand eine Karte berührt! — Und wenn Ihr mich dann von Euch ſtoßt, Angela! ſo ſeyd Ihr es, die rettungsloſes Verderben über mich bringt — o Ihr wißt nicht — Ihr verſteht mich nicht — wahnſinnig müßt Ihr mich nennen — aber Ihr werdet es fühlen, alles wiſſen, wenn ich vor Euch liege mit zerſchmettertem Gehirn — Angela! Tod oder Leben gilt es! — Lebt wohl!“ —

Damit ſtürzte der Chevalier fort in voller Verzweiflung. Vertua durchblickte ihn ganz, er wußte, was in ihm vorgegangen, und ſuchte der holden Angela begreiflich zu machen, daß gewiſſe Verhältniſſe eintreten könnten, die die Nothwendigkeit herbeiführen müßten, des Chevaliers Geſchenk anzunehmen. Angela entſetzte ſich, den Vater zu verſtehen. Sie ſah nicht ein, wie es möglich ſein könnte, dem Chevalier jemals anders als mit Verachtung zu begegnen. Das Verhängniß, welches ſich oft aus der tiefſten Tiefe des menſchlichen Herzens, ihm ſelbſt unbewußt, geſtaltet, ließ das nicht Gedachte, das nicht Geahndete geſchehen.

Dem Chevalier war es, als ſei er plötzlich aus einem fürchterlichen Traum erwacht, er erblickte ſich nun am Rande des Höllenabgrundes und ſtreckte vergebens die Arme aus nach der glänzenden Lichtgeſtalt, die ihm erſchienen, nicht ihn zu retten — nein! — ihn zu mahnen an ſeine Verdammniß.

Zum Erſtaunen von ganz Paris verſchwand die Bank des Chevalier Menars aus dem Spielhauſe, man ſah ihn ſelbſt nicht mehr und ſo kam es, daß ſich die verſchiedenſten abenteuerlichſten Gerüchte verbreiteten, von denen eins lügenhafter war als das andere. Der Chevalier vermied alle Geſellſchaft, ſeine Liebe ſprach ſich aus in dem tiefſten unverwindlichſten Gram. Da geſchah es, daß ihm in den einſamen finſtern Gängen des Gartens von Malmaiſon plötzlich der alte Vertua in den Weg trat mit ſeiner Tochter. —

Angela, welche geglaubt, den Chevalier nicht anders anblicken zu können, als mit Abſcheu und Verachtung, fühlte ſich auf ſeltſame Weiſe bewegt, als ſie den Chevalier vor ſich ſah, todtenbleich, ganz verſtört, in ſcheuer Ehrfurcht kaum ſich ermuthigend, die Augen aufzuſchlagen. Sie wußte recht gut, daß der Chevalier ſeit jener verhängnißvollen Nacht das Spiel ganz aufgegeben, daß er ſeine ganze Lebensweiſe geändert. Sie, ſie allein hatte dies alles bewirkt, ſie hatte den Chevalier gerettet aus dem Verderben, konnte etwas wohl mehr der Eitelkeit des Weibes ſchmeicheln?

So geſchah es, daß, als Vertua mit dem Chevalier die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen gewechſelt, Angela mit dem Ton des ſanften wohlthuenden Mitleids fragte: „Was iſt Euch, Chevalier Menars, Ihr ſeid krank, verſtört euch? In Wahrheit, Ihr ſolltet Euch dem Arzt vertrauen.“

Man kann denken, daß Angela's Worte den Chevalier mit tröſtender Hoffnung durchſtrahlten. In dem Moment war er nicht mehr derſelbe. Er erhob ſein Haupt, er vermochte jene aus dem tiefſten Gemüth hervorquellende Sprache zu ſprechen, die ihm ſonſt alle Herzen erſchloß. Vertua erinnerte ihn daran, das Haus, das er gewonnen, in Beſitz zu nehmen.

„Ja, rief der Chevalier begeiſtert, ja Signor Vertua, das will ich! — Morgen komme ich zu Euch, aber erlaubt, daß wir über die Bedingungen uns recht ſorglich berathen, und ſollte das auch Monate lang dauern."

„Mag das geſchehen, Chevalier, erwiederte Vertua lächelnd, mich dünkt, es könnte mit der Zeit dabei allerlei zur Sprache kommen, woran wir zur Zeit noch nicht denken mögen." — Es konnte nicht fehlen, daß der Chevalier im Innern getröſtet, von neuem auflebte in aller Liebenswürdigkeit, wie ſie ihm ſonſt eigen, ehe ihn die wirre, verderbliche Leidenſchaft fortriß. Immer häufiger wurden ſeine Beſuche bei dem alten Signor Vertua, immer geneigter wurde Angela dem, deſſen rettender Schutzgeiſt ſie geweſen, bis ſie endlich glaubte, ihn recht mit ganzem Herzen zu lieben, und ihm ihre Hand zu geben verſprach, zur großen Freude des alten Vertua, der nun erſt die Sache wegen ſeiner Habe, die er an den Chevalier verloren, als völlig ausgeglichen anſah.

Angela, des Chevalier Menars glückliche Braut, ſaß eines Tages in allerlei Gedanken von Liebeswonne und Seligkeit, wie ſie wohl Bräute zu haben pflegen, vertieft am Fenſter. Da zog unter luſtigem Trompetenſchall ein Jägerregiment vorüber, beſtimmt zum Feldzug nach Spanien. Angela betrachtete mit Theilnahme die Leute, die dem Tode geweiht waren in dem böſen Kriege, da ſchaute ein blutjunger Menſch, indem er das Pferd raſch zur Seite wandte, herauf zu Angela, und ohnmächtig ſank ſie zurück in den Seſſel.

Ach niemand anders war der Jäger, der dem blutigen Tod entgegen zog, als der junge Duvernet, der Sohn des Nachbars, mit dem ſie aufgewachſen, der beinahe täglich in dem Hauſe geweſen und der erſt ausgeblieben, ſeitdem der Chevalier ſich eingefunden.

In dem vorwurfſchweren Blick des Jünglings, der bittre Tod ſelbſt lag in ihm, erkannte Angela nun erſt, nicht allein wie unausſprechlich er ſie geliebt — nein wie grenzenlos ſie ſelbſt ihn liebe.

ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, nur bethört, verblendet von dem Glanze, den der Chevalier immer mehr um ſich verbreitet. Nun erſt verſtand ſie des Jünglings bange Seufzer, ſeine ſtillen anſpruchsloſen Bewerbungen, nun erſt verſtand ſie ihr eignes befangenes Herz, wußte ſie, was ihre unruhige Bruſt bewegt, wenn Duvernet kam, wenn ſie ſeine Stimme hörte.

„Es iſt zu ſpät — er iſt für mich verloren!“ — ſo ſprach es in Angela's Innerm. Sie hatte den Muth, das troſtloſe Gefühl, das ihr Inneres zerreißen wollte, niederzukämpfen, und eben deshalb, weil ſie den Muth dazu hatte, gelang es ihr auch.

Daß irgend etwas Verſtörendes vorgegangen ſeyn müſſe, konnte deßungeachtet dem Scharfblick des Chevaliers nicht entgehen, er dachte indeſſen zart genug, ein Geheimniß nicht zu enträthſeln, das Angela ihm verbergen zu müſſen glaubte, ſondern begnügte ſich damit, um jedem bedrohlichen Feinde alle Macht zu nehmen, die Hochzeit zu beſchleunigen, deren Feier er mit feinem Takt, mit tiefem Sinn für Lage und Stimmung der holden Braut einzurichten wußte, ſo daß dieſe ſchon deshalb aufs neue die hohe Liebenswürdigkeit des Gatten anerkannte.

Der Chevalier betrug ſich gegen Angela mit der Aufmerkſamkeit für den kleinſten ihrer Wünſche, mit der ungeheuchelten Hochſchätzung, wie ſie aus der reinſten Liebe entſpringt, und ſo mußte Duvernets Andenken in ihrer Seele bald ganz und gar erlöſchen. Der erſte Wolkenſchatten, der in ihr helles Leben trat, war die Krankheit und der Tod des alten Vertua.

Seit jener Nacht, als er ſein ganzes Vermögen an des Chevaliers Bank verlor, hatte er nicht wieder eine Karte berührt, aber in den letzten Augenblicken des Lebens ſchien das Spiel ſeine Seele zu erfüllen ganz und gar. Während der Prieſter, der gekommen, den Troſt der Kirche ihm zu geben im Dahinſcheiden, von geiſtlichen Dingen zu ihm ſprach, lag er da mit geſchloſſenen Augen, murmelte zwiſchen den Zähnen — perd — gagne — machte mit den im Todeskampf zitternden Händen die Bewegungen des Taillirens, des Ziehens der Karten. Vergebens beugte Angela, der Chevalier ſich über ihn her, rief ihn mit den zärtlichſten Namen, er ſchien beide nicht mehr zu kennen, nicht mehr zu gewahren. Mit dem innern Seufzer — gagne — gab er den Geiſt auf.

In dem tiefſten Schmerz konnte ſich Angela eines unheimlichen Grauens über die Art, wie der Alte dahinſchied nicht erwehren. Das Bild jener entſetzlichen Nacht, in der ſie den Chevalier zum erſtenmal als den abgehärtetſten, verruchteſten Spieler erblickte, trat wieder lebhaft ihr vor Augen und der fürchterliche Gedanke in ihre Seele, daß der Chevalier die Maske des Engels abwerfen und in urſprünglicher Teufelsgeſtalt ſie verhöhnend, ſein altes Leben wieder beginnen könne.

Nur zu wahr ſollte bald Angela's ſchreckliche Ahnung werden.

Solche Schauer auch der Chevalier bei dem Dahinſcheiden des alten Francesco Vertua, der den Troſt der Kirche verſchmähend in der letzten Todesnoth nicht ablaſſen konnte von dem Gedanken an ein früheres ſündhaftes Leben, ſolche Schauer er auch dabei empfand, ſo war doch dadurch, ſelbſt wußte er nicht wie das geſchah, das Spiel lebhafter als jemals wieder ihm in den Sinn gekommen, ſo daß er allnächtlich im Traume an der Bank ſaß und neue Reichthümer aufhäufte.

In dem Grade, als Angela von jenem Andenken, wie der Chevalier ihr ſonſt erſchienen, erfaßt befangener, als es ihr unmöglich wurde jenes liebevolle zutrauliche Weſen, mit dem ſie ihm ſonſt begegnet, beizubehalten, in eben dem Grade kam Mißtrauen in des Chevaliers Seele gegen Angela, deren Befangenheit er jenem Geheimniß zuſchrieb, das einſt Angela's Gemüthsruhe verſtörte und das ihm unenthüllt geblieben. Dies Mißtrauen gebar Mißbehagen und Unmuth, den er ausließ in allerlei Aeußerungen, die Angela verletzten. In ſeltſamer pſychiſcher Wechſelwirkung friſchte ſich in Angela's Innerm das Andenken auf an den unglücklichen Duvernet und mit ihm das troſtloſe Gefühl der auf ewig zerſtörten Liebe, die, die ſchönſte Blüthe, aufgekeimt im jugendlichen Herzen. Immer höher ſtieg die Verſtimmung der Ehegatten, bis es ſo weit kam, daß der Chevalier ſein ganzes einfaches Leben langweilig, abgeſchmackt fand und ſich mit aller Gewalt hinausſehnte in die Welt.

Des Chevaliers Unſtern fing an zu walten. Was inneres Mißbehagen, tiefer Unmuth begannen, vollendete ein verruchter Menſch, der ſonſt Croupier an des Chevaliers Bank geweſen und der es durch allerlei argliſtige Reden dahin brachte, daß der Chevalier ſein Beginnen kindiſch und lächerlich fand. Er konnte nicht begreifen, wie er eines Weibes halber eine Welt verlaſſen können, die ihm allein des Lebens werth ſchien. —

Nicht lange dauerte es, ſo glänzte die reiche Goldbank des Chevalier Menars prächtiger als jemals. Das Glück hatte ihn nicht verlaſſen. Schlachtopfer auf Schlachtopfer fielen und Reichthümer wurden aufgehäuft. Aber zerſtört, auf furchtbare Weiſe zerſtört war Angela's Glück, das einem kurzen ſchönen Traum zu vergleichen. Der Chevalier behandelte ſie mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung! Oft ſah ſie ihn Wochen, Monate lang gar nicht, ein alter Hausverweſer beſorgte die häuslichen Geſchäfte, die Dienerſchaft wechſelte nach der Laune des Chevaliers, ſo daß Angela ſelbſt im eignen Hauſe fremd nirgends Troſt fand. Oft wenn ſie in ſchlafloſen Nächten vernahm, wie des Chevaliers Wagen vor dem Hauſe hielt, wie die ſchwere Caſſette heraufgeſchleppt wurde, wie der Chevalier mit einſylbigen rauhen Worten um ſich warf und dann die Thüre des entfernten Zimmers klirrend zugeſchlagen wurde, dann brach ein Strom bittrer Thränen aus ihren Augen, im tiefſten herzzerſchneidendſten Jammer rief ſie hundertmal den Namen Duvernet, flehte, daß die ewige Macht enden möge ihr elendes gramverſtörtes Leben! —

Es geſchah, daß ein Jüngling von gutem Hauſe ſich, nachdem er ſein ganzes Vermögen an der Bank des Chevaliers verloren, im Spielhauſe und zwar in demſelben Zimmer, wo des Chevaliers Bank etablirt war, eine Kugel durch den Kopf jagte, ſo daß Blut und Hirn die Spieler beſpritzte, die entſetzt auseinander fuhren. Nur der Chevalier blieb gleichgültig und fragte, als alles ſich entfernen wollte, ob es Regel und Sitte wäre eines Narren halber, der keine Conduite im Spiel beſeſſen, die Bank vor der beſtimmten Stunde zu verlaſſen. —

Der Vorfall machte großes Aufſehn. Die verſuchteſten abgehärtetſten Spieler waren indignirt von des Chevaliers beiſpielloſem Betragen. Alles regte ſich wider ihn. Die Polizei hob die Bank des Chevaliers auf. Man beſchuldigte ihn überdem des falſchen Spiels, ſein unerhörtes Glück ſprach für die Wahrheit der Anklage. Er konnte ſich nicht reinigen, die Geldſtrafe, die er erlegen mußte, raubte ihm einen bedeutenden Theil ſeines Reichthums. Er ſah ſich beſchimpft, verachtet — da kehrte er zurück in die Arme ſeines Weibes, die er mißhandelt und die ihn, den Reuigen, gern aufnahm, da das

Andenken an den Vater, der auch noch zurückkam von dem wirren Spielerleben, ihr einen Schimmer von Hoffnung aufdämmern ließ, daß des Chevaliers Aenderung nun, da er älter worden, wirklich von Beſtand ſeyn könne.

Der Chevalier verließ mit ſeiner Gattin Paris und begab ſich nach Genua, Angela's Geburtsort.

Hier lebte der Chevalier in der erſten Zeit ziemlich zurückgezogen. Vergebens blieb es aber, jenes Verhältniß der ruhigen Häuslichkeit mit Angela, das ſein böſer Dämon zerſtört hatte, wieder herzuſtellen. Nicht lange dauerte es, ſo erwachte ſein innerer Unmuth und trieb ihn fort aus dem Hauſe in raſtloſer Unſtetigkeit. Sein böſer Ruf war ihm gefolgt von Paris nach Genua, er durfte es gar nicht wagen, eine Bank zu etabliren, ungeachtet es ihn dazu hintrieb mit unwiderſtehlicher Gewalt. —

Zu der Zeit hielt ein franzöſiſcher Obriſter, durch bedeutende Wunden zum Kriegsdienſt untauglich geworden, die reichſte Bank in Genua. Mit Neid und tiefem Haß im Herzen trat der Chevalier an dieſe Bank, gedenkend, daß ſein gewohntes Glück ihm bald beiſtehen werde, den Nebenbuhler zu verderben. Der Obriſt rief dem Chevalier mit einem luſtigen Humor, der ihm ſonſt gar nicht eigen, zu, daß nun erſt das Spiel was werth, da der Chevalier Menars mit ſeinem Glück hinangetreten, denn jetzt gelte es den Kampf, der allein das Spiel intereſſant mache.

In der That ſchlugen dem Chevalier in den erſten Taillen die Karten zu wie ſonſt. Als er aber vertrauend auf ſein unbezwingbares Glück endlich Va banque rief, hatte er mit einem Schlage eine bedeutende Summe verloren.

Der Obriſt, ſonſt ſich im Glück und Unglück gleich, ſtrich das Geld ein mit allen lebhaften Zeichen der äußerſten Freude. Von dieſem Augenblick an hatte ſich das Glück von dem Chevalier abgewendet ganz und gar.

Er ſpielte jede Nacht, verlor jede Nacht, bis ſeine Habe geſchmolzen war auf die Summe von ein Paar tauſend Dukaten, die er noch in Papieren bewahrte.

Den ganzen Tag war der Chevalier umhergelaufen, hatte jene Papiere in baares Geld umgeſetzt und kam erſt am ſpäten Abend nach Hauſe. Mit Einbruch der Nacht wollte er, die letzten Goldſtücke in der Taſche, fort, da trat ihm Angela, welche wohl ahnte was vorging, in den Weg, warf ſich, indem ein Thränenſtrom aus ihren Augen ſtürzte, ihm zu Füßen, beſchwor ihn bei der Jungfrau und allen Heiligen abzulaſſen von böſem Beginnen, ſie nicht in Noth und Elend zu ſtürzen.

Der Chevalier hob ſie auf, drückte ſie mit ſchmerzlicher Inbrunſt an ſeine Bruſt und ſprach mit dumpfer Stimme: „Angela, meine ſüße liebe Angela! es iſt nun einmal nicht anders, ich muß thun, was ich nicht zu laſſen vermag. Aber morgen — morgen iſt all deine Sorge aus, denn bei dem ewigen Verhängniß, das über uns waltet, ſchwör' ich's, ich ſpiele heut zum letztenmal! — Sey ruhig, mein holdes Kind — ſchlafe — träume von glückſeligen Tagen, von einem beſſern Leben, dem du entgegen gehſt, das wird mir Glück bringen!" —

Damit küßte der Chevalier ſein Weib und rannte unaufhaltſam von dannen. —

Zwei Taillen und der Chevalier hatte alles — alles verloren! —

Regungslos blieb er ſtehen neben dem Obriſten und ſtarrte in dumpfer Sinnloſigkeit hin auf den Spieltiſch.

„Ihr pontirt nicht mehr, Chevalier?" ſprach der Obriſt, indem er die Karten melirte zur neuen Taille. „Ich habe alles verloren," erwiederte der Chevalier mit gewaltſam erzwungener Ruhe.

„Habt Ihr denn gar nichts mehr?" fragte der Obriſt bei der nächſten Taille.

„Ich bin ein Bettler!" rief der Chevalier mit vor Wuth und Schmerz zitternder Stimme, immerfort hinſtarrend auf den Spieltiſch und nicht bemerkend, daß die Spieler immer mehr Vortheil erſiegten über den Bankier.

Der Obriſt ſpielte ruhig weiter.

„Ihr habt ja aber ein ſchönes Weib," ſprach der Obriſt leiſe, ohne den Chevalier anzuſehen, die Karten melirend zur folgenden Taille.

„Was wollt Ihr damit ſagen?" fuhr der Chevalier zornig heraus. Der Obriſt zog ab, ohne dem Chevalier zu antworten.

„Zehntauſend Dukaten oder — Angela," ſprach der Obriſt halb umgewendet, indem er die Karten coupiren ließ.

„Ihr ſeyd raſend!" rief der Chevalier, der nun aber, mehr zu ſich ſelbſt gekommen, zu gewahren begann, daß der Obriſt fortwährend verlor und verlor.

„Zwanzigtauſend Dukaten gegen Angela,“ ſprach der Obriſt leiſe, indem er mit dem Meliren der Karten einen Augenblick inne hielt.

Der Chevalier ſchwieg, der Obriſt ſpielte weiter und beinahe alle Karten ſchlugen den Spielern zu.

„Es gilt,“ ſprach der Chevalier dem Obriſten ins Ohr, als die neue Taille begann und ſchob die Dame auf den Spieltiſch. —

Im nächſten Abzug hatte die Dame verloren.

Zähneknirſchend zog ſich der Chevalier zurück und lehnte, Verzweiflung und Tod im bleichen Antlitz, ſich ins Fenſter.

Das Spiel war geendet, mit einem höhniſchen: „Nun wie wirds weiter?“ trat der Obriſt hin vor den Chevalier.

„Ha, rief der Chevalier, ganz außer ſich, Ihr habt mich zum Bettler gemacht, aber wahnſinnig müßt Ihr ſeyn, Euch einzubilden, daß Ihr mein Weib gewinnen konntet. Sind wir auf den Inſeln, iſt mein Weib eine Sclavin, ſchnöder Willkür des verruchten Mannes Preis gegeben, daß er ſie zu verhandeln, zu verſpielen vermag? Aber es iſt wahr, zwanzigtauſend Dukaten mußtet Ihr zahlen, wenn die Dame gewann, und ſo habe ich das Recht jedes Einſpruchs verſpielt, wenn mein Weib mich verlaſſen und Euch folgen will. — Kommt mit mir und verzweifelt, wenn mein Weib mit Abſcheu den zurückſtößt, dem ſie folgen ſoll als ehrloſe Maitreſſe!“

„Verzweifelt ſelbſt, erwiederte der Obriſt hohnlachend, verzweifelt ſelbſt, Chevalier, wenn Angela Euch — Euch, den verruchten Sünder, der ſie elend machte, verabſcheuen und mit Wonne und Entzücken mir in die Arme ſtürzen wird — verzweifelt ſelbſt, wenn Ihr erfahrt, daß der Segen der Kirche uns verbunden, daß das Glück unſere ſchönſten Wünſche krönt! — Ihr nennt mich wahnſinnig! — Ho ho! nur das Recht des Einſpruchs wollt' ich gewinnen, Euer Weib war mir gewiß! — Ho ho, Chevalier, vernehmt, daß mich mich Euer Weib, ich weiß es, unausſprechlich liebt — vernehmt, daß ich jener Duvernet bin, des Nachbars Sohn, mit Angela erzogen, in heißer Liebe mit ihr verbunden, den Ihr mit Euern Teufelskünſten vertriebt! — Ach! erſt als ich fort mußte in den Krieg, erkannte Angela, was ich ihr war, ich weiß alles. Es war zu ſpät! — Der finſtre Geiſt gab mir ein, im Spiel könnte ich Euch verderben, deshalb ergab ich mich dem Spiel — folgte Euch nach Genua — es iſt mir gelungen! — Fort nun zu Euerm Weibe!“ —

Vernichtet ſtand der Chevalier, von tauſend glühenden Blitzen getroffen. Offen lag vor ihm jenes verhängnißvolle Geheimniß, nun erſt ſah er das volle Maaß des Unglücks ein, das er über die arme Angela gebracht.

Angela, mein Weib, mag entſcheiden, ſprach er mit dumpfer Stimme und folgte dem Obriſten, welcher fortſtürmte.

Als ins Haus gekommen der Obriſt die Klinke von Angela's Zimmer erfaßte, drängte der Chevalier ihn zurück und ſprach: „Mein Weib ſchläft, wollt Ihr ſie aufſtören aus ſüßem Schlafe?“ — „Hm, erwiederte der Obriſt, hat Angela wohl jemals gelegen in ſüßem Schlaf, ſeit ihr von Euch namenloſes Elend bereitet wurde?“

Der Obriſt wollte ins Zimmer, da ſtürzte der Chevalier ihm zu Füßen, und ſchrie in heller Verzweiflung: „Seid barmherzig! — Laßt mir, den Ihr zum Bettler gemacht, laßt mir mein Weib!“ —

„So lag der alte Vertua vor Euch, dem gefühlloſen Böſewicht, und vermochte Euer ſteinhartes Herz nicht zu erweichen, dafür die Rache des Himmels über Euch!“ —

So ſprach der Obriſt und ſchritt aufs neue nach Angela's Zimmer.

Der Chevalier ſprang nach der Thür, riß ſie auf, ſtürzte hin zu dem Bette, in dem die Gattin lag, zog die Vorhänge auseinander, rief: „Angela, Angela!“ — beugte ſich hin über ſie, faßte ihre Hand — bebte wie im plötzlichen Todeskrampf zuſammen, rief dann mit fürchterlicher Stimme: „Schaut hin! — den Leichnam meines Weibes habt Ihr gewonnen!“ —

Entſetzt trat der Obriſt an das Bette — keine Spur des Lebens — Angela war todt — todt.

Da ballte der Obriſt die Fauſt gen Himmel, heulte dumpf auf, ſtürzte fort. — Man hat nie mehr etwas von ihm vernommen! —

So hatte der Fremde geendet und verließ nun ſchnell die Bank, ehe der tief erſchütterte Baron etwas zu ſagen vermochte.

Wenige Tage darauf fand man den Fremden vom Nervenſchlag getroffen in ſeinem Zimmer. Er blieb ſprachlos bis zu ſeinem Tode, der nach wenigen Stunden erfolgte, ſeine Papiere zeigten, daß er, der ſich Baudaſſon ſchlechthin nannte, niemand anders geweſen als eben jener unglückliche Chevalier Menars.

Der Baron erkannte die Warnung des Himmels, der ihm, als er eben ſich dem Abgrund näherte, den Chevalier Menars in den Weg führte zu ſeiner Rettung, und gelobte, allen Verlockungen des täuſchenden Spielerglücks zu widerſtehen.

Bis jetzt hat er getreulich Wort gehalten.

Sollte, ſprach Lothar, als Theodor geendet, ſollte man nicht glauben, du verſtündeſt dich recht ordentlich auf das Spiel, wärſt ſelbſt wohl gar ein tüchtiger Spieler, dem nur zuweilen die Moral in den Nacken ſchlägt und doch weiß ich, daß du keine Karte anrührſt. So iſt es, erwiederte Theodor und dennoch half mir bei der Erzählung ein merkwürdiges Ereigniß aus meinem eignen Leben. — Den beſten, nahm Ottmar das Wort, den beſten Nachklang des Erzählten könnteſt du daher wohl tönen laſſen, wenn du uns dies Ereigniß noch mittheilteſt.

Ihr wißt, begann Theodor, daß ich mich, um meine Studien zu vollenden, eine Zeitlang in G. bei einem alten Onkel aufhielt. Ein Freund dieſes Onkels fand der Ungleichheit unſerer Jahre unerachtet großes Wohlgefallen an mir und zwar wohl vorzüglich deshalb, weil mich damals eine ſtets frohe, oft bis zum Muthwillen ſteigende Laune beſeelte. Der Mann war in der That eine der ſonderbarſten Perſonen, die mir jemals aufgeſtoßen ſind. Kleinlich in allen Angelegenheiten des Lebens, mürriſch, verdrießlich, mit großem Hange zum Geiz, war er doch im höchſten Grade empfänglich für jeden Scherz, für jede Ironie. Um mich eines franzöſiſchen Ausdrucks zu bedienen — der Mann war durchaus amuſable, ohne im mindeſten amuſant zu ſeyn. Dabei trieb er, hoch an Jahren, eine Eitelkeit, die ſich vorzüglich in ſeiner nach den Bedingniſſen der letzten Mode ſorglich gewählten Kleidung ausſprach, beinahe bis zum Lächerlichen und eben dieſe Lächerlichkeit traf ihn, wenn man ſah, wie er im Schweiß ſeines Angeſichts jedem Genuß nachjagte und mit komiſcher Gier ſoviel davon auf einmal einzuſchnappen ſtrebte, als nur möglich. Zu lebhaft gehen mir in dieſem Augenblick zwei drollige Züge dieſer Eitelkeit, dieſer Genußgier auf, als daß ich ſie Euch nicht mittheilen ſollte. —

Denkt Euch, daß mein Mann, als er während ſeines Aufenthalts an einem Gebirgsort von einer Geſellſchaft, in der ſich freilich auch Damen befanden, aufgefordert wurde, eine Fußwanderung zu machen, um die nahe liegenden Waſſerfälle zu ſchauen, ſich in einen noch gar nicht getragenen ſeidenen Rock warf mit ſchönen blinkenden Stahlknöpfen, daß er weißſeidene Strümpfe anzog, Schuhe mit Stahlſchnallen, und die ſchönſten Ringe an die Finger ſteckte. In dem dickſten Tannenwalde, der zu paſſiren, wurde die Geſellſchaft von einem heftigen Gewitter überfallen. Der Regen ſtrömte herab, die Waldbäche ſchwollen an und brauſten in die Wege hinein und ihr möget Euch wohl vorſtellen, in welchen Zuſtand mein armer Freund während weniger Augenblicke gerathen war.

Es begab ſich ferner, daß zur Nachtzeit der Blitz in den Thurm der Dominikaner-Kirche zu G. einſchlug. Mein Freund war entzückt über den herrlichen Anblick der Feuerſäule, die ſich erhob in den ſchwarzen Himmel und alles ringsumher magiſch beleuchtete, fand aber bald, daß das Tableau erſt von einem gewiſſen Hügel vor der Stadt angeſchaut, die gehörige maleriſche Wirkung thun müſſe. Alsbald kleidete er ſich ſo ſchnell an, als es bei der nie zu verläugnenden Sorglichkeit geſchehen konnte, vergaß nicht eine Tüte Makronen und ein Fläſchchen Wein in die Taſche zu ſtecken, nahm einen ſchönen Blumenſtrauß in die Hand, einen leichten Feldſtuhl aber unter den Arm und wanderte getroſt heraus vor das Thor, auf den Hügel. Da ſetzte er ſich hin und betrachtete, indem er bald an den Blumen roch, bald ein Makrönchen naſchte, bald ein Gläschen Wein nippte, in voller Gemüthlichkeit das maleriſche Schauſpiel. Ueberhaupt war dieſer Mann —

Halt, halt, rief Lothar, du wollteſt uns das Ereigniß erzählen, das dir bei deinem Spielerglück half, und kommſt nicht los von einem Mann, der eben ſo poſſierlich geweſen ſeyn muß als widerwärtig.

Du kannſt, erwiederte Theodor, du kannſt es mir nicht verdenken, daß ich bei einer Figur verweilte, die mir eben ſo lebendig entgegentrat. — Doch zur Sache! — Der Mann, den ich Euch geſchildert, forderte mich auf, ihn auf einer Reiſe nach einem Badeort zu begleiten, und unerachtet ich wohl einſah, daß ich ſeinen Beſänftiger, Aufheiterer, Maître de plaisir ſpielen ſollte, war es mir doch gelegen, die anziehende Reiſe durch das Gebirge zu machen, ohne allen Aufwand an Koſten. — An dem Badeort fand damals ein ſehr bedeutendes Spiel ſtatt, da die Bank mehrere tauſend Friedrichsdor betrug. Mein Mann betrachtete mit gierigem Schmunzeln das aufgehäufte Gold, ging auf und ab im Saal, umkreiste dann wieder näher und näher den Spieltiſch, griff in die Taſche, hielt einen Friedrichsdor zwiſchen den Fingern, ſteckte ihn wieder ein — genug, ihn gelüſtete es nach dem Golde. Gar zu gern hätte er ſich ein Sümmchen erpontirt von dem aufgeſchütteten Reichthum und doch mißtraute er ſeinem Glücksſtern. Endlich machte er dem drolligen Kampf zwiſchen Wollen und Fürchten, der ihm Schweißtropfen auspreßte, dadurch ein Ende, daß er mich aufforderte, für ihn zu pontiren und mir zu dem Behuf fünf — ſechs Stück Friedrichsdor in die Hand ſteckte. Erſt dann, als er mich verſichert, daß er meinem Glück durchaus nicht vertrauen, ſondern das Gold, das er mir gegeben, für verloren achten wolle, verſtand ich mich zum Pontiren. Was ich gar nicht gedacht, das geſchah. Mir, dem ungeübten, unerfahrnen Spieler, war das Glück günſtig, ich gewann in kurzer Zeit für meinen Freund etwa dreißig Stück Friedrichsdor, die er ſehr vergnügt einſteckte. Am andern Abend bat er mich wiederum, für ihn zu pontiren. Bis zur heutigen Stunde weiß ich aber nicht, wie es mir herausfuhr, daß ich nun mein Glück für mich ſelbſt verſuchen wolle. Nicht in den Sinn war es mir gekommen, zu ſpielen, vielmehr ſtand ich eben im Begriff, aus dem Saal ins Freie zu laufen, als mein Freund mich anging mit ſeiner Bitte. Erſt, als ich erklärt, heute für mich ſelbſt zu pontiren, trat ich auch entſchloſſen an die Bank und holte aus der engen Taſche meines Gilets die beiden einzigen Friedrichsdor hervor, die ich beſaß. War mir das Glück geſtern günſtig, ſo ſchien es heute, als ſey ein mächtiger Geiſt mit mir im Bunde, der dem Zufall gebiete. Ich mochte Karten nehmen, pontiren, biegen wie ich wollte, kein Blatt ſchlug mir um, kurz — mir geſchah ganz daſſelbe, was ich von dem Baron Siegfried gleich im Anfange meines Spielerglücks erzählt. — Mir taumelten die Sinne; oft wenn mir neues Gold zuſtrömte, war es mir, als läg' ich im Traum und würde nun gleich, indem ich das Gold einzuſtecken gewähnt, erwachen. — Mit dem Schlage zwei Uhr wurde wie gewöhnlich das Spiel geendet. — In dem Augenblick, als ich den Saal verlaſſen wollte, faßte mich ein alter Offizier bei der Schulter und ſprach, mich mit ernſtem ſtrengen

Blick durchbohrend: Junger Mann! verſtanden Sie es, ſo hätten Sie die Bank geſprengt. Aber wenn Sie das verſtehen werden, wird Sie auch wohl der Teufel holen wie alle übrigen. Damit verließ er mich, ohne abzuwarten, was ich wohl darauf erwidern werde. Der Morgen war ſchon heraufgedämmert, als ich auf mein Zimmer kam und aus allen Taſchen das Gold ausſchüttete auf den Tiſch. — Denkt Euch die Empfindung eines Jünglings, der in voller Abhängigkeit auf ein kärgliches Taſchengeld beſchränkt iſt, das er zu ſeinem Vergnügen verwenden darf, und der plötzlich wie durch einen Zauberſchlag ſich in dem Beſitz einer Summe befindet, die bedeutend genug iſt, um wenigſtens von ihm in dem Augenblick für einen großen Reichthum gehalten zu werden! — Indem ich aber nun den Goldhaufen anſchaute, wurde plötzlich mein ganzes Gemüth von einer Bangigkeit, von einer ſeltſamen Angſt erfaßt, die mir kalten Todesſchweiß auspreßte. Die Worte des alten Offiziers gingen mir nun erſt auf in der entſetzlichſten Bedeutung. Mir war es, als ſey das Gold, das auf dem Tiſche blinkte, das Handgeld, womit die finſtre Macht meine Seele erkauft, die nun nicht mehr dem Verderben entrinnen könne. Meines Lebens Blüthe ſchien mir angenagt von einem giftigen Wurm, und ich gerieth in vernichtende Troſtloſigkeit. — Da flammte das Morgenroth höher auf hinter den Bergen, ich legte mich ins Fenſter, ich ſchaute mit inbrünſtiger Sehnſucht der Sonne entgegen, vor der die finſtern Geiſter der Nacht fliehen mußten. So wie nun Flur und Wald aufleuchteten in den goldnen Strahlen, wurd' es auch wieder Tag in meiner Seele. Mir kam das beſeeligende Gefühl der Kraft jeder Verlockung zu widerſtehen und mein Leben zu bewahren vor jenem dämoniſchen Treiben, in dem es, ſey es wie und wenn es wolle, rettungslos untergeht! — Ich gelobte mir ſelbſt auf das heiligſte, nie mehr eine Karte zu berühren, und habe dies Gelübde ſtreng gehalten. — Der erſte Gebrauch, den ich übrigens von meinem reichen Gewinnſt machte, beſtand darin, daß ich mich von meinem Freunde zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen trennte, und jene Reiſe nach Dresden, Prag und Wien unternahm, von der ich euch ſchon oft erzählt.

Wohl, nahm Sylveſter das Wort, wohl kann ich es mir denken, welchen Eindruck das unerwartete zweideutige Glück auf dein jugendliches Gemüth machen mußte. Daß du der Verlockung widerſtandeſt, daß du eben in jenem Glück die bedrohliche Gefahr erkannteſt, es bringt dir Ehre, aber verzeih, deine eigene Erzählung, die Art wie du darin die wahren Spieler ſehr richtig charakteriſirt haſt, muß dir ſelbſt darthun, daß du doch niemals den eigentlichen Sinn fürs Spiel in dir getragen, da dir ſonſt die bewieſene Tapferkeit ſehr ſchwer, vielleicht unmöglich geworden. — Vinzenz, der ſich, wie ich glaube, von uns allen noch am beſten auf das Spiel verſteht, wird mir darin beiſtimmen.

Was, erwiederte Vinzenz, mich betrifft, ſo habe ich gar nicht einmal recht darauf gehört, was Theodor von ſeinem Glück am Spieltiſch erzählt hat, denn ich denke immer nur an den höchſt vortrefflichen Mann, der in ſeidenen Strümpfen durch die Berge ſtreicht, und mit Wein, Makronen und Blumen Feuersbrünſte betrachtet wie ſchöne Gemälde. — In der That, ich war froh aus dem ſchauerlichen Hintergrunde unſerer heutigen Erzählungen doch einmal eine ergötzliche Geſtalt hervorſpringen zu ſehen, und hätte gewünſcht, den Mann als Helden irgend eines drolligen Schauſpiels zu erblicken.

Konnte, ſprach Lothar, konnte uns denn nicht das Bild des vortrefflichen Mannes genügen? — Überhaupt ſollten wir Serapionsbrüder es uns vergönnen, einander einzelne Charaktere, wie ſie uns wohl im Leben vorkamen, aufzuſtellen zur gemeinſamen Ergötzlichkeit und Erholung von der den Sinn anſtrengenden Erzählung.

Guter Vorſchlag, nahm Vinzenz das Wort, guter Vorſchlag, dem ich ganz beipflichte. Dieſe einzelnen hingeworfenen Zeichnungen mögen als Studium betrachtet werden zu größeren Gemälden, die denn jeder herauspinſeln kann nach ſeiner Art und Weiſe. Auch mögen ſie als milde Beiträge gelten zur gemeinſamen Serapions-Fantaſie-Kaſſe. Und damit ihr einſeht, wie ernſtlich ich es mit dieſen Beiträgen meine, will ich nur gleich vorfahren mit einem gar närriſchen Kauz, den ich auf meiner Reiſe durch das ſüdliche Deutſchland traf. Es begab ſich, daß ich während meines Aufenthalts in B. durch ein nahgelegenes Wäldchen luſtwandelnd auf eine Anzahl Bauern ſtieß, die beſchäftigt waren ein dichtes Geſtripp zu durchhauen und den Bäumen von beiden Seiten die Aeſte wegzuſägen. Ich weiß ſelbſt nicht, warum ich eben fragte, ob hier etwa ein neuer Weg angelegt werden ſolle, da lachten aber die Leute und meinten: ich möge nur meinen Weg weiter verfolgen, vor dem Walde auf einer

Anhöhe ſtehe ein Herr, der würde mir Beſcheid geben. Wirklich ſtieß ich auf einen kleinen ältlichen Mann blaſſen Antlitzes, im Oberrock, eine Reiſemütze auf dem Kopf, einen Büchſenſack umgeſchnallt, der durch ein Fernrohr unverwandt nach dem Orte hinblickte, wo die Leute arbeiteten. So wie er meine Nähe gewahrte, ſchob er ſchnell das Fernrohr zuſammen und fragte haſtig: Sie kommen aus dem Walde, mein Herr, wie ſteht es mit der Arbeit? — Ich berichtete, was ich geſehen. „Das iſt gut, ſprach er, das iſt gut. Schon ſeit drei Uhr Morgens (es mochte etwa ſechs Uhr Abends ſeyn) ſtehe ich hier und glaubte ſchon, die Eſel, die ich doch theuer genug bezahle, würden mich im Stiche laſſen. Aber nun hoffe ich, daß ſich die Ausſicht noch im rechten Augenblick öffnen wird. Er ſchob das Fernrohr auseinander und ſchaute wiederum unverwandt hin nach dem Walde. Ein Paar Minuten währte es, da fiel ſtarkes Buſchwerk nieder, und wie auf einen Zauberſchlag, öffnete ſich die Durchſicht nach dem fernen Gebirge und den Ruinen eines Bergſchloſſes, die im Feuer der Abendſonne wirklich einen herrlichen magiſchen Anblick gewährten. — In einzelnen abgebrochenen Lauten gab der Mann ſein höchſtes Entzücken zu erkennen. Nachdem er aber ſich ungefähr eine ſtarke Viertelſtunde an der Ausſicht geweidet, ſteckte er das Fernrohr ein und lief, ohne mich zu grüßen, ohne meiner im mindeſten zu achten, haſtig als wolle er gefährlichen Verfolgern entrinnen, von dannen. — Später ſagte man mir, der Mann ſey niemand anders geweſen als der Baron von R., einer der wunderlichſten Kauze, der ſich wie der bekannte Baron Grotthus ſchon ſeit mehreren Jahren auf einer ununterbrochenen Fußwanderung befinde, und mit einer Art von Wuth Jagd mache auf ſchöne Ausſichten. Komme er nun in eine Gegend, wo er, um ſich ſolch' eine ſchöne Ausſicht zu verſchaffen, es für nöthig halte, Bäume fällen, einen Wald durchhauen zu laſſen, ſo ſcheue er keine Koſten, ſich mit dem Eigenthümer abzufinden und Arbeiter zu bezahlen. — Ja er habe es ſchon einmal mit aller Gewalt durchſetzen wollen, einen ganzen Meierhof, der ſeiner Meinung nach die Gegend verunſtaltet und die ferne Ausſicht gehemmt, niederbrennen zu laſſen, welches ihm denn freilich nicht gelungen. Habe er aber wirklich ſeinen Zweck erreicht, ſo ſchaue er höchſtens eine halbe Stunde in die Gegend hinein, laufe aber dann unaufhaltſam weiter und komme niemals mehr an denſelben Ort. —

Die Freunde waren darin einig, daß nichts ſo toll und wunderlich zu erſinnen, als was ſich von ſelbſt im Leben darbiete. Recht artig, nahm Cyprian das Wort, recht artig und hübſch iſt es aber doch, daß ich den beiden wunderlichen Leuten noch einen dritten Mann hinzuzufügen vermag, von dem ich vor einiger Zeit Kunde erhielt durch einen uns allen hinlänglich bekannten Virtuoſen. Mein dritter Mann iſt kein anderer als der Baron von B., der ſich in den Jahren 1789 oder 1790 in Berlin aufhielt und offenbar zu den ſeltſamſten, merkwürdigſten Erſcheinungen gehörte, die es jemals in der muſikaliſchen Welt gegeben. — Ich werde der größeren Lebendigkeit halber in der erſten Perſon erzählen, als ſey ich ſelbſt der Virtuoſe, dem alles geſchehen und hoffe, daß mein würdiger Serapionsbruder Theodor es nicht übel deuten wird, wenn ich ganz in ſein Gebiet hineinzuſtreifen genöthigt bin.

Ich war (ſo erzählte der Virtuoſe) damals, als der Baron von B. ſich in Berlin befand, noch ſehr jung, kaum ſechzehn Jahre alt und im eifrigſten Studium meines Inſtruments begriffen, dem ich mich mit ganzer Seele, mit aller Kraft, wie ſie nur in mir lebte, hingab. Der Concertmeiſter Haak, mein würdiger, aber ſehr ſtrenger Lehrer, wurde immer zufriedener und zufriedener mit mir. Er rühmte die Fertigkeit meines Strichs, die Reinheit meiner Intonation, er ließ mich endlich in der Oper, ja ſogar in den königlichen Kammerconcerten mitgeigen. Bei dieſer Gelegenheit hörte ich oft, daß Haak mit dem jüngern Duport, mit Ritter und anderen großen Meiſtern aus der Kapelle von den muſikaliſchen Unterhaltungen ſprach, die der Baron von B. in ſeinem Hauſe mit Einſicht und Geſchmack anordne, ſo daß der König ſelbſt nicht verſchmähe, öfters daran Theil zu nehmen. Sie erwähnten der herrlichen Compoſitionen alter, beinahe vergeſſener Meiſter, die man ſonſt nirgends zu hören bekomme, als bei dem Baron von B., der, was vorzüglich Muſik für die Geige betreffe, wohl die vollſtändigſte Sammlung von Compoſitionen jeder Art, aus der älteſten bis zur neueſten Zeit, beſitze, die irgendwo zu finden. Sie kamen dann auf die ſplendide Bewirthung in dem Hauſe des Barons, auf die würdige Art, auf die unglaubliche Liberalität, mit der der Baron die Künſtler behandle, und waren zuletzt darin ganz einig, daß der Baron in Wahrheit ein leuchtender Stern zu nennen, der an dem muſikaliſchen Himmel von Berlin aufgegangen.

Alles dieſes machte meine Neugierde rege, noch mehr ſpannte es mich aber, wenn dann in ſolchem Geſpräch die Meiſter näher zuſammentraten, und ich in dem geheimnißvollen Geflüſter nur den Namen des Barons unterſcheiden und aus einzelnen abgebrochenen Worten errathen konnte, daß vom Unterricht in der Muſik — von Stundengeben die Rede. Es ſchien mir, als wenn dann vorzüglich auf Duports Geſicht ein ſarkaſtiſches Lächeln rege würde, und als wenn alle mit irgend einer Neckerei wider den Concertmeiſter zu Felde zögen, der ſeiner Seits ſich nur ſchwach vertheidigend, auch das Lachen kaum unterdrücken konnte, bis er zuletzt ſich ſchnell wegwendend und die Geige ergreifend zum Einſtimmen laut rief: Es iſt und bleibt doch ein herrlicher Mann!

Ich konnt' es nicht laſſen: der Gefahr unerachtet auf ziemlich derbe Weiſe abgefertigt zu werden, bat ich den Concertmeiſter, mich doch, wenns nur irgend möglich, bei dem Baron von B. einzuführen und mich mitzunehmen in ſeine Concerte.

Haak maaß mich mit großen Augen, ich fürchtete ſchon, ein kleines Donnerwetter werde losbrechen, ſtatt deſſen ging jedoch ſein Ernſt in ein ſeltſames Lächeln über und er ſprach: Nun! — Du magſt wohl Recht haben mit deiner Bitte, du kannſt viel lernen bei dem Baron. Ich will mit ihm von dir reden und glaube wohl, daß er dir den Zutritt verſtatten wird, da er gar gern es mit jungen Zöglingen der Muſik zu thun hat. —

Nicht lange darauf hatte ich eben mit Haak einige ſehr ſchwere Violinduetten geſpielt. Da ſprach er, die Geige aus der Hand legend: Nun Carl! heute Abend ziehe deinen Sonntagsrock an und ſeidene Strümpfe. Komm dann zu mir, wir wollen zuſammen hingehen zum Baron von B. Es ſind nur wenige Leute da und das giebt gute Gelegenheit, dich vorzuſtellen. — Das Herz bebte mir vor Freude, denn ich hoffte, ſelbſt wüßt' ich nicht warum, Außerordentliches, Unerhörtes zu erfahren.

Wir gingen hin. Der Baron, ein nicht zu großer Mann, hoch in den Jahren, im altfränkiſch buntgeſtickten Gallakleide kam uns, als wir in das Zimmer traten, entgegen und ſchüttelte meinem Lehrer treuherzig die Hand.

Nie hatt' ich bei dem Anblick irgend eines vornehmen Mannes mehr wahre Ehrfurcht, mehr inneres wohlthuendes Hinneigen empfunden. Auf dem Geſicht des Barons lag der volle Ausdruck der herzlichſten Gutmüthigkeit, während aus ſeinen Augen jenes dunkle Feuer blitzte, das ſo oft den von der Kunſt wahrhaft durchdrungenen Künſtler verräth. Alle Scheu, mit der ich ſonſt wohl als ein unerfahrener Jüngling zu kämpfen hatte, wich im Augenblick von mir.

„Wie geht es Euch, begann der Baron mit heller wohlklingender Stimme, wie geht es Euch, mein guter Haak, habt Ihr wol mein Concert wacker geübt? — Nun! — wir werden ja morgen hören? — Ha! das iſt wol der junge Menſch, der kleine wackre Virtuoſe, von dem Ihr mit mir ſpracht?

Ich ſchlug beſchämt die Augen nieder, ich fühlte, daß ich über und über erröthete.

Haak nannte meinen Namen, rühmte meine Anlagen, ſo wie die ſchnellen Fortſchritte, die ich in kurzer Zeit gemacht.

Alſo, wandte ſich der Baron zu mir, alſo die Geige haſt du zu deinem Inſtrument gewählt, mein Söhnchen? — Haſt du auch wol gedacht, daß die Geige das allerſchwerſte Inſtrument iſt, das jemals erfunden? ja, daß dies Inſtrument, in dürftig ſcheinender Einfachheit den üppigſten Reichthum des Tons verſchließend, ein wunderbares Geheimniß iſt, das ſich nur wenigen, von der Natur beſonders dazu auserſehenen, Menſchen erſchließt? Weißt du gewiß, ſagt es dir dein Geiſt mit Beſtimmtheit, daß du Herr werden wirſt des wunderbaren Geheimniſſes? — Das haben ſchon viele geglaubt und ſind erbärmliche Stümper geblieben ihr Lebenlang. Ich wollte nicht, mein Söhnchen, daß du die Anzahl dieſer Miſerablen vermehrteſt. — Nun, du magſt immerhin mir etwas vorſpielen, ich werde dir dann ſagen, wie es mit dir ſteht und du wirſt meinem Rath folgen. Es kann dir ſo gehen, wie dem Carl Stamitz, der Wunder glaubte, was für ein entſetzlicher Virtuos auf der Violin aus ihm werden würde. Als ich dem das Verſtändniß eröffnet, warf er geſchwinde, geſchwinde die Geige hinter den Ofen, nahm dafür Bratſche und Viol d'Amour zur Hand, und that wohl daran. Auf dieſen Inſtrumenten konnte er herumgreifen mit ſeinen breitgeſpannten Fingern und ſpielte ganz paſſabel. Nun — ich werde dich hören, mein Söhnchen! —

Ueber dieſe erſte, etwas beſondere Anrede des Barons mußte ich wol betreten werden. Seine Worte drangen mir tief in die Seele und ich fühlte mit innerm Unmuth, daß ich, trotz meines Enthuſiamus vielleicht, indem ich mein Leben dem ſchwerſten, geheimnißvollſten aller Inſtrumente zugewandt, ein Wageſtück unternommen, dem ich gar nicht gewachſen.

Man ſchickte nun ſich an, die drei neuen Quartetten von Haydn, welche damals gerade im Stich erſchienen, durchzuſpielen.

Mein Meiſter nahm die Geige aus dem Kaſten; kaum ſtrich er aber Stimmens halber die Saiten an, als der Baron ſich beide Ohren mit den Händen zuhielt und wie außer ſich ſchrie: Haak, Haak! — ich bitte Euch um Gotteswillen, wie könnt Ihr nur mit Eurer erbärmlichen ſchnarrenden, knarrenden Strohfiedel Euer ganzes Spiel verderben!

Nun hatte aber der Concertmeiſter eine der allerherrlichſten Geigen, die ich jemals geſehen und gehört, einen ächten Antonio Stradivari, und nichts konnte ihn mehr entrüſten, als wenn irgend jemand ſeinem Liebling nicht die gehörige Ehre erwies. Wie nahm es mich daher Wunder, als er lächelnd ſogleich die Geige wieder einſchloß. Er mochte ſchon wiſſen, wie es ſich nun zutragen würde. Er zog eben den Schlüſſel aus dem Schloſſe des Violinkaſtens, als der Baron, der ſich aus dem Zimmer entfernt, wieder eintrat, einen mit ſcharlachrothem Sammt und goldnen Treſſen überzogenen Kaſten auf beiden Armen, wie ein Hochzeits-Carmen, oder einen Täufling, vor ſich hertragend.

Ich will, rief er, ich will Euch eine Ehre anthun, Haak! Ihr ſollt heute auf meiner älteſten ſchönſten Violine ſpielen. Es iſt ein wahrhafter Granuelo und gegen den alten Meiſter iſt ſein Schüler, Euer Stradivari, nur ein Lump. Tartini mochte auf keinen andern Geigen ſpielen, als auf Granuelo's. Nehmt Euch nur zuſammen, damit der Granuelo ſich willig finden läßt, alle ſeine Pracht aus dem Innern heraus aufzuthun.

Der Baron öffnete den Kaſten und ich erblickte ein Inſtrument, deſſen Form von hohem Alter zeugte. Daneben lag aber ſolch ein ganz wunderlicher Bogen, der mit ſeiner übermäßigen Krümmung mehr dazu geeignet ſchien, Pfeile darauf abzuſchießen, als damit zu geigen. Der Baron nahm mit feierlicher Behutſamkeit das Inſtrument aus dem Kaſten und reichte es dem Concertmeiſter hin, der es eben ſo feierlich in die Hände nahm.

Den Bogen, ſprach der Baron, indem er anmuthig lächelnd dem

Meiſter auf die Schulter klopfte, den Bogen geb' ich Euch nicht, denn den verſteht Ihr doch nun einmal nicht zu führen, und werdet daher auch in Eurem Leben zu keiner ordentlichen wahren Strichart gelangen. —

Solchen Bogen, fuhr der Baron fort, den Bogen herausnehmend und ihn mit glänzendem verklärten Blick betrachtend, ſolchen Bogen führte der große unſterbliche Tartini und nach ihm giebt es auf der ganzen weiten Erde nur noch zwei ſeiner Schüler, denen es glückte, in das Geheimniß jener markigten, tonvollen, das ganze Gemuth ergreifenden Strichart zu bringen, die nur mit einem ſolchen Bogen möglich. Der eine iſt Nardini, jetzt ein ſiebzigjähriger Greis, nur noch innerer Muſik mächtig, der andere, wie Sie, meine Herren, wol ſchon wiſſen werden, bin ich ſelbſt. Ich bin alſo nun der einzige, in dem die Kunſt des wahrhaften Violinſpielers fortlebt, und an meinen eifrigen Beſtrebungen fehlt es gewiß nicht, jene Kunſt, die in Tartini ihren Schöpfer fand, fortzupflanzen. — Doch! — fangen wir an, meine Herren! —

Die Haydniſchen Quartetten wurden nun durchgeſpielt und, wie man es wohl denken kann, mit ſolch hoher Vollkommenheit, daß gar nichts zu wünſchen übrig blieb.

Der Baron ſaß da, mit geſchloſſenen Augen ſich hin und herwiegend. Dann ſprang er auf, ſchritt näher heran an die Spieler, kuckte in die Notenblätter mit gerunzelter Stirn, dann trat er leiſe, leiſe wieder zurück, ließ ſich nieder auf den Stuhl, ſtützte den Kopf in die Hand — ſtöhnte — ächzte! — Halt! rief er plötzlich bei irgend einer geſangreichen Stelle im Adagio! — Halt! bei den Göttern, das war Tartiniſcher Geſang, aber ihr habt ihn nicht verſtanden. Noch einmal bitt' ich! —

Und die Meiſter wiederholten lächelnd die Stelle mit gezogenerem Strich und der Baron ſchluchzte und weinte wie ein Kind! —

Als die Quartetten geendigt, ſprach der Baron: Ein göttlicher Menſch, der Haydn, er weiß das Gemuth zu ergreifen, aber für die Violine verſteht er nicht zu ſchreiben. Er will das vielleicht auch gar nicht, denn thät' er es wirklich und ſchrieb' er in der einzigen wahren Manier, wie Tartini, ſo würdet ihr es doch nicht ſpielen können. —

Nun mußte ich einige Variationen vortragen, die Haak für mich aufgeſetzt. —

Der Baron ſtellte ſich dicht neben mir hin und ſchaute in die Noten. Man kann denken, mit welcher Beklommenheit ich, den ſtrengen Kritiker zur Seite, begann. Doch bald riß mich ein tüchtiger Allegroſatz ganz hin. Ich vergaß den Baron und vermochte, mich frei zu bewegen in dem Kreiſe aller Kraft, die mir damals zu Gebote ſtand.

Als ich geendet, klopfte mir der Baron auf die Achſel und ſprach lächelnd: „Du kannſt bei der Violine bleiben, Söhnchen, aber von Strich und Vortrag verſtehſt du noch gar nichts, welches wol daher kommen mag, daß es dir bis jetzt an einem tüchtigen Lehrer gemangelt.“ —

Man ging zu Tiſche. In einem andern Zimmer war ein Mahl bereitet, das, beſonders Rückſichts der mannigfachen feinen Weine, die geſpendet wurden, beinahe ſchwelgeriſch zu nennen. Die Meiſter ließen es ſich wacker ſchmecken. Das Geſpräch, immer heller und heller aufſteigend, betraf ausſchließlich die Muſik. Der Baron entwickelte einen Schatz der herrlichſten Kenntniſſe. Sein Urtheil, ſcharf und durchgreifend, zeigte nicht nur den gebildetſten Kenner, nein, den vollendeten, geiſtreichen, geſchmackvollen Künſtler ſelbſt. Vorzüglich merkwürdig war mir die Gallerie der Violinſpieler, die er aufſtellte. — So viel ich davon noch weiß, will ich zuſammenfaſſen.

Corelli (ſo ſprach der Baron) bahnte zuerſt den Weg. Seine Compoſitionen können nur auf Tartiniſche Weiſe geſpielt werden, und das iſt hinlänglich, zu beweiſen, wie er das Weſen des Violinſpielens erkannt. Pugnani iſt ein paſſabler Geiger. Er hat Ton und viel Verſtand, doch iſt ſein Strich zu weichlich bei ziemlichem Appoggiamento. Was hatte man mir alles von Geminiani geſagt! Als ich ihn vor dreißig Jahren zum letztenmal in Paris hörte, ſpielte er wie ein Nachtwandler, der im Traume herumſteigt, und es wurde einem ſelbſt zu Muthe, als läg' man im Traume. Lauter tempo rubato ohne Styl und Haltung. Das verdammte ewige tempo rubato verdirbt die beſten Geiger, denn ſie vernachläſſigen darüber den Strich. Ich ſpielte ihm meine Sonaten vor, er ſah ſeinen Irrthum ein und wollte Unterricht bei mir nehmen, wozu ich mich willig verſtand. Doch der Knabe war ſchon zu vertieft in ſeine Methode, zu alt darüber worden. Er zählte damals ein und neunzig Jahre. — Gott möge es dem Giardini verzeihen und es ihn nicht entgelten laſſen in der Ewigkeit, aber er war es, der zuerſt den Apfel vom Baum des Erkenntniſſes fraß und alle nachfolgende Violinſpieler zu ſündigen Menſchen machte. Er iſt der erſte Schwebler und Schnörkler. Er iſt nur bedacht auf die linke Hand und auf die ſpringfertigen Finger und weiß nichts davon, daß die Seele des Geſanges in der rechten Hand liegt, daß in ihren Pulſen alle Empfindungen, wie ſie in der Bruſt erwacht ſind, alle Herzſchläge ausſtrömen. Jedem Schnörkler wünſch' ich einen tapfern Jomelli zur Seite, der ihn aus ſeinem Wahnſinn weckt durch eine tüchtige Ohrfeige, wie es denn Jomelli wirklich that, als Giardini in ſeiner Gegenwart einen herrlichen Geſang verdarb durch ſeine Sprünge, Läufe, närriſche Triller und Mordenten. Ganz verrückt gebehrdet ſich Lolli. Der Kerl iſt ein fataler Luftſpringer, kann kein Adagio ſpielen und ſeine Fertigkeit iſt allein das, weshalb ihn unwiſſende Maulaufſperrer ohne Gefühl und Verſtand bewundern. Ich ſage es, mit Nardini und mir ſtirbt die wahrhafte Kunſt der Geiger aus. Der junge Viotti iſt ein herrlicher Menſch voll Anlagen. Was er weiß, hat er mir zu verdanken, denn er war mein fleißiger Schüler. Doch was hilfts! Keine Ausdauer, keine Geduld! — Er lief mir aus der Schule. Den Kreuzer hoff' ich noch anzuziehen. Er hat meinen Unterricht fleißig genützt und wird ihn nützen, wenn ich zurückgekehrt ſein werde nach Paris. Mein Concert, das Ihr jetzt mit mir einübt, Haak, ſpielte er neulich gar nicht übel. Doch zu meinem Bogen fehlt ihm immer noch die Fauſt. — Der Giarnovichi ſoll mir nicht mehr über die Schwelle, das iſt ein unverſtändiger Haſenfuß, der ſich erfrecht, über den großen Tartini, über den Meiſter aller Meiſter die Naſe zu rümpfen und meinen Unterricht zu verſchmähen. — Mich ſoll nur verlangen, was aus dem Knaben, aus dem Rhode werden wird, wenn er meinen Unterricht genoſſen. Er verſpricht viel und es iſt möglich, daß er Herr wird meines Bogens.

Er iſt (der Baron wandte ſich zu mir) in deinem Alter, mein Söhnchen, aber ernſterer, tiefſinnigerer Natur. — Du ſcheinſt mir, nimms nicht übel, ein kleiner Springinsfeld zu ſeyn. — Nun, das giebt ſich. — Von Euch, mein lieber Haak! hoffe ich nun gar viel! Seit ich Euch unterrichte, ſeyd Ihr ſchon ein ganz anderer worden. Fahrt nur fort in Eurem raſtloſen Eifer und Fleiß, und verſäumt ja keine Stunde: Ihr wißt, daß mich das ärgert. —

Ich war erſtarrt vor Verwunderung über alles das, was ich gehört. Nicht die Zeit konnte ich erwarten, den Concertmeiſter zu fragen, ob es denn wahr ſey, ob denn der Baron wirklich die größten Violiniſten der Zeit ausgebildet, ob er, der Meiſter ſelbſt, denn wirklich Unterricht nehme bei ihm!

Allerdings, erwiederte Haak, verſäume er nicht, den wohlthätigen Unterricht zu genießen, den ihm der Baron angeboten und ich würde ſehr wohlthun, an einem guten Morgen zu ihm hinzugehen und ihn anzuflehen, daß er auch mich ſeines Unterrichts würdige.

Auf alles, was ich noch ſonſt auf den Baron und über ſein Kunſttalent erfragen wollte, ließ Haak ſich gar nicht ein, ſondern wiederholte nur, daß ich thun möge, was er mir geheißen und das übrige denn wohl erfahren werde.

Mir entging das ſeltſame Lächeln nicht, das dabei Haak's Geſicht überflog und das, ohne den Grund davon nur zu ahnen, meine Neugierde im höchſten Grade reizte.

Als ich denn nun gar demüthig dem Baron meinen Wunſch vortrug, als ich verſicherte, daß der regſte Eifer, ja der glühendſte Enthuſiasmus mich beſeele für meine Kunſt, ſah er mich ſtarr an, bald aber gewann ſein ernſter Blick den Ausdruck der wohlthuendſten Gemüthlichkeit. „Söhnchen, Söhnchen, ſprach er, daß du dich an mich, an den einzigen Violinſpieler, den es noch giebt, wendeſt, das beweiſet, wie in dir der ächte Künſtlertrieb rege worden, wie in deiner Seele das Ideal des wahrhaften Violinſpielers aufgegangen. Wie gern wollt' ich dir aufhelfen, aber wo Zeit hernehmen, wo Zeit hernehmen! — Der Haak macht mir viel zu ſchaffen und da iſt jetzt der junge Menſch hier, der Durand, der will ſich öffentlich hören laſſen, und hat wohl eingeſehen, daß das ganz und gar nicht angeht, bevor er nicht bei mir einen tüchtigen Curſus gemacht. — Nun! — warte, warte — zwiſchen Frühſtück und Mittag, oder beim Frühſtück — ja, da hab' ich noch eine Stunde übrig! — Söhnchen, komme zu mir Punkt zwölf Uhr alle Tage, da geige ich mit dir bis ein Uhr; dann kommt Durand!" —

Sie können ſich's vorſtellen, wie ich ſchon andern Tages um die beſtimmte Stunde hineilte zum Baron mit klopfendem Herzen.

Er litt nicht, daß ich auch nur einen einzigen Ton anſtrich auf meiner Geige, die ich mitgebracht. Er gab mir ein uraltes Inſtrument von Antonio Amati in die Hände. Nie hatte ich auf einer ſolchen Geige geſpielt. Der himmliſche Ton, der den Saiten entquoll, begeiſterte mich. Ich verlor mich in kunſtreichen Paſſagen, ließ den Strom der Töne ſtärker aufſteigen in brauſenden Wellen, verrauſchen im murmelnden Geplätſcher! — Ich glaube, ich ſpielte ganz gut, beſſer, als manchmal nachher. Der Baron ſchüttelte unmuthig den Kopf und ſprach, als ich endlich nachließ: Söhnchen, Söhnchen, das mußt du alles vergeſſen. Fürs erſte hältſt du den Bogen ganz miſerabel. — Er wies mir praktiſch, wie man nach Tartini's Art den Bogen halten müßte. Ich glaubte auf dieſe Weiſe keinen Ton herausbringen zu können. Doch nicht gering war mein Erſtaunen, als ich, auf Geheiß des Barons meine Paſſagen wiederholend, in einigen Sekunden den großen Vortheil einſah, den mir die Art den Bogen zu führen gewährte.

„Nun, ſprach der Baron, wollen wir den Unterricht beginnen. Streiche, mein Söhnchen, einmal das eingeſtrichene g an und halte den Ton aus, ſo lange du kannſt. Spare den Bogen, ſpare den Bogen. Was der Athem dem Sänger, das iſt der Bogen dem Violinſpieler."

Ich that wie mir geheißen, und freute mich ſelbſt, daß es mir glückte, den Ton kraftvoll herauszuziehen, ihn vom Pianissimo zum Fortissimo ſteigen und wieder abnehmen zu laſſen, mit gar langem, langem Bogen. „Siehſt du wohl, ſiehſt du wohl, Söhnchen! rief der Baron, ſchöne Paſſagen kannſt du machen, Läufe, Sprünge und neumodiſche, einfältige Triller und Zierrathen, aber keinen Ton ordentlich aushalten, wie es ſich ziemt. Nun will ich dir zeigen, was es heißt, den Ton aushalten auf der Geige!" — Er nahm mir das Inſtrument aus der Hand, ſetzte den Bogen dicht am Froſch an! — Nein! — hier fehlen mir wahrlich die Worte, es auszuſprechen, wie es ſich nun begab.

Dicht am Stege rutſchte er mit dem zitternden Bogen hinauf, ſchnarrend, pfeifend, quäkend, miauend — der Ton war dem zu vergleichen, wenn ein altes Weib, die Brille auf der Naſe, ſich abquält, den Ton irgend eines Liedes zu faſſen.

Und dabei ſchaute er himmelwärts, wie in ſeliger Verzückung, und als er endlich aufhörte, mit dem Bogen auf den Saiten hin und her zu fahren und das Inſtrument aus der Hand legte, glänzten ihm die Augen und er ſprach tief bewegt: „das iſt Ton — das iſt Ton!" —

Mir war ganz wunderlich zu Muthe. Wollte ſich auch der innere Trieb zum Lachen regen, ſo verſchwand er wieder bei dem Anblick des ehrwürdigen Antlitzes, das die Begeiſterung verklärte. Und dabei wirkte überdem das Ganze auf mich wie ein unheimlicher Spuk, ſo daß ich meine Bruſt beengt fühlte und kein Wort herauszubringen vermochte.

„Nicht wahr, begann der Baron, nicht wahr, mein Söhnchen, das ging hinein in dein Inneres, das ſtellteſt du dir nicht vor, daß ſolche zauberiſche Gewalt hinauf beſchworen werden könne aus dem kleinen Dinge da mit vier armſeligen Saiten. Nun — trinke, trinke, mein Söhnchen!“ —

Der Baron ſchenkte mir ein Glas Madera ein. Ich mußte trinken, und von dem Backwerk genießen, das auf dem Tiſche ſtand. In dem Augenblick ſchlug es ein Uhr.

Für heute mag's genug ſeyn, rief der Baron, geh', geh', mein Söhnchen, komme bald wieder. — Da! — nimm, nimm!

Der Baron ſteckte mir ein Papierchen zu, in dem ich einen blanken, ſchön geränderten, holländiſchen Dukaten fand.

Ganz beſtürzt rannte ich hin zum Concertmeiſter und erzählte ihm, wie ſich alles begeben. Der lachte aber laut auf und rief: Siehſt du nun wohl, wie es mit unſerm Baron beſchaffen iſt und mit ſeinem Unterricht? — Dich hält er für einen Anfänger, deshalb erhältſt du nur einen Dukaten für die Stunde. So wie, nach des Barons Idee, die Meiſterſchaft ſteigt, erhöht er auch das Honorar. Ich bekomme jetzt einen Louis und Durand, wenn ich nicht irre, zwei Dukaten.

Nicht umhin konnte ich zu äußern, daß es doch ein eigenes Ding ſey, den guten alten Baron auf dieſe Weiſe zu myſtificiren, und ihm die Dukaten aus der Taſche zu ziehen.

„Du mußt wiſſen, erwiederte der Concertmeiſter, du mußt wiſſen, daß des Barons ganze Glückſeligkeit darin beſteht, auf die Weiſe, die du nun kennſt, Unterricht zu geben; daß er mich und andere Meiſter, wollten ſie ſeinen Unterricht verſchmähen, in der ganzen Welt, für die er kompetenter Kunſtrichter iſt und bleibt, als erbärmliche, umherirrende Stümper ausſchreien würde, daß endlich, den Wahn des Violinſpiels abgerechnet, der Baron ein Mann iſt, deſſen kunſtverſtändiges Urtheil auch dem Meiſter über manches zu ſeinem großen Nutzen aufklären kann. Urtheile nun ſelbſt, ob ich Unrecht thue, mich troß ſeiner Thorheit an ihn zu halten und mir zuweilen meinen Louis zu holen. — Beſuche ihn fleißig, höre nicht auf die alberne Gaukelei des Wahnſinnigen, ſondern nur auf die verſtändigen Worte des mit dem innern Sinn die Kunſt beherrſchenden Mannes. Es wird dir wohl thun!" —

Ich folgte dem Rath des Meiſters. Manchmal wurde es mir doch ſchwer, das Lachen zu unterdrücken, wenn der Baron mit den Fingern, ſtatt auf dem Griffbrett, auf dem Violindeckel herum tappte und dabei mit dem Bogen auf den Saiten quer über fuhr, verſichernd, er ſpiele jeßt Tartini's allerherrlichſtes Solo und er ſey nun der einzige auf der Welt, der dieſes Solo vorzutragen im Stande.

Aber dann legte er die Geige aus der Hand und ergoß ſich in Geſprächen, die mich mit tiefer Kenntniß bereicherten und meine Bruſt entflammten für die hochherrliche Kunſt.

Spielte ich dann in einem ſeiner Concerte mit allem Eifer und gelang mir dieſes — jenes vorzüglich gut, ſo blickte der Baron ſtolz lächelnd umher und ſprach: Das hat der Junge mir zu verdanken, mir, dem Schüler des großen Tartini!

So gewährten mir Nutzen und Freude des Barons Lehrſtunden und auch wohl ſeine — geränderten holländiſchen Dukaten. —

Nun, ſprach Theodor lachend, nun in der That, ich ſollte meinen, daß mancher unſerer jetzigen Virtuoſen, der ſich weit erhaben über jegliche Lehre dünken möchte, ſich doch noch einen Unterricht gefallen laſſen würde auf die Weiſe, wie ihn der Baron von B. zu ertheilen pflegte.

Dem Himmel ſey es gedankt, nahm Vinzenz das Wort, daß unſer Clubb doch noch, was ich gar nicht mehr erwartete, heiter ſchließt und ich will hiemit meine würdigen Brüder ermahnt haben, künftig fein dafür zu ſorgen, daß das ſchauerliche mit dem heitern wechsle, welches heute ganz und gar nicht geſchehen.

Deine Ermahnung, ſprach Ottmar, mag ſehr gut ſeyn, indeſſen lag es lediglich an dir, den Fehler, in den wir beide verfielen, gut zu machen, und uns etwas von dir mitzutheilen, das deiner humoriſtiſchen Laune würdig.

Ueberhaupt, ſprach Lothar weiter, biſt du mein vortrefflicher, wiewohl ſchreibefauler Vinzenz, das Aufnahme-Geld in die Serapions-Brüderſchaft, das eben in einer ſerapiontiſchen Erzählung beſtehen mußte, noch ſchuldig.

Still, ſtill, erwiederte Vinzenz, ihr wißt nicht, was meiner Bruſt entglommen und vorläufig in dieſer Bruſttaſche verborgen ruhet! — Ein gar ſeltſames Ding von Mährchen, das ich insbeſondere der Gunſt unſeres Lothar empfehle, hätte ich Euch ſchon heute mitgetheilt, aber habt ihr nicht des Wirths bleiches Antlitz geſehen, das durch das Fenſter ſchon öfters mahnend hinein blickte, wie in Fouqué's Undine der Spukgeiſt Kühleborn durch das Fenſter in die Fiſcherhütte kuckt? Habt ihr nicht das verdrießliche O Jemines Geſicht des Kellners bemerkt? Stand, wenn er uns die Lichter putzte, auf ſeiner Stirn nicht deutlich geſchrieben: Werden ſie denn hier ewig ſitzen, und nicht endlich einmal einem ehrlichen Menſchen die Ruhe gönnen? — Die Leute haben Recht, Mitternacht iſt vorüber, unſere Scheideſtunde hat geſchlagen.

Die Freunde gaben ſich das Wort, in weniger Zeit ſich wieder ſerapiontiſch zu verſammeln und brachen dann auf.

Ende des dritten Bandes.

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Mit 75 Bild- und Muſikbeigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmanns ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Vierter Band. Mit 6 Beigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

8° O 5677*3

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK · MUENCHEN ·

Inhalt des vierten Bandes.

Die Serapions-Brüder.

Geſammelte Erzählungen und Mährchen.

Vierter Band.

Siebenter Abſchnitt.

[Die geſellſchaftliche Unterhaltung] 3
[Les Barbares!] 6
[Die Witzbolde] 7
[Der alte Onkel] 8
[Ideenflucht] 9
Signor Formica. Eine Novelle.
Der berühmte Maler Salvator Roſa kommt nach Rom und wird von einer gefährlichen Krankheit befallen. Was ihm in dieſer Krankheit begegnet 13
Antonio Scacciati kommt durch Salvator Roſa's Vermittlung zu hohen Ehren. Er entdeckt die Urſache ſeiner fortdauernden Betrübniß dem Salvator, der ihn tröſtet und zu helfen verſpricht 23
Signor Pasquale Capuzzi erſcheint in Salvator Roſa's Wohnung. Was ſich dabei begiebt. Liſtiger Streich, den Roſa und Scacciati ausführen und deſſen Folgen 38
Neuer Anſchlag, den Salvator Roſa und Antonio Scacciati wider den Signor Pasquale Capuzzi und wider ſeine Geſellſchaft ausführen, und was ſich darauf weiter begiebt 50
Neuer Unfall, der den Signor Pasquale Capuzzi betrifft. Antonio Scacciati führt einen Anſchlag im Theater des Nicolo Muſſo glücklich aus und flüchtet nach Florenz 63
Salvator Roſa verläßt Rom und begiebt ſich nach Florenz. Beſchluß der Geſchichte 78
[Der alte Schauſpieler] 94
[Zacharias Werner] 99
Erſcheinungen 113
[Terzetto buffo] 124

Achter Abſchnitt.

Der Zuſammenhang der Dinge.

Im Weltſyſtem bedingter Fall über eine Baumwurzel. Mignon und der Zigeuner aus Lorca, nebſt dem General Palafox. Erſchloſſenes Paradies bei dem Grafen Walther Buck ... 128

Die Freunde Ludwig und Euchar. Böſer Traum von dem Verluſt eines ſchönen Paars Beine im Piquett. Leiden eines enthuſiaſtiſchen Tänzers. Troſt, Hoffnung und Monſieur Cochenille ... 136

Der äſthetiſche Thee. Stickhuſten eines tragiſchen Dichters. Die Geſchichte nimmt einen ernſten Schwung, und ſpricht von blutigen Schlachten, Selbſtmord u. dgl. ... 146

Euchar's Rückkehr. Scenen einer durchaus glücklichen Ehe. Beſchluß der Geſchichte ... 168

[Scott und Byron] ... 178

[Der Vampyrismus] ... 179

[Der Vampyr] ... 183

Italiens Wunder ... 197

Lebenstiefe ... 197

Schlagender Witz ... 198

Beißende Replik ... 198

Die Königsbraut. Ein nach der Natur entworfenes Mährchen.

Erſtes Kapitel. In dem von verſchiedenen Perſonen und ihren Verhältniſſen Nachricht gegeben, und alles Erſtaunliche und höchſt Wunderbare, das die folgenden Kapitel enthalten ſollen, vorbereitet wird auf angenehme Weiſe ... 199

Zweites Kapitel. Welches das erſte wunderbare Ereigniß und andere leſenswerthe Dinge enthält, ohne die das verſprochene Mährchen nicht beſtehen kann ... 205

Drittes Kapitel. Es wird von der Ankunft eines merkwürdigen Mannes in Dapſulheim berichtet und erzählt, was ſich dann ferner begeben ... 216

Viertes Kapitel. In welchem die Hofhaltung eines mächtigen Königs beſchrieben, nächſtdem aber von einem blutigen Zweikampf und andern ſeltſamen Vorfällen Nachricht gegeben wird ... 226

Fünftes Kapitel. In welchem von einer fürchterlichen Kataſtrophe Nachricht gegeben und mit dem weitern Verlauf der Dinge fortgefahren wird ... 237

Sechstes Kapitel. Welches das letzte und zugleich das erbaulichſte iſt von allen ... 244

Die Serapions-Brüder.

Vierter Band.

Siebenter Abſchnitt.

Der trübe Spätherbſt war längſt eingebrochen, als Theodor in ſeinem Zimmer beim kniſternden Kaminfeuer der würdigen Serapions-Brüder harrte, die ſich dann zur gewöhnlichen Stunde nach und nach einfanden.

„Welch abſcheuliches Wetter, ſprach der zuletzt eintretende Cyprian, trotz meines Mantels bin ich beinahe ganz durchnäßt und nicht viel fehlte, ſo hätte ein tüchtiger Windſtoß mir den Hut entführt.“

Und das, nahm Ottmar das Wort, und das wird lange ſo währen, denn unſer Meteorolog, der, wie ihr wißt, in meiner Straße wohnt, hat einen hellen freundlichen Spätherbſt verkündigt.

„Recht, ſprach Vinzenz, ganz recht haſt du mein Freund Ottmar. Wenn unſer vortreffliche Prophet ſeine Nachbaren damit tröſtet, daß der Winter durchaus nicht ſtrenge Kälte bringen, ſondern ganz ſüdlicher Natur ſeyn würde, ſo läuft jeder erſchrocken hin und kauft ſo viel Holz als er nur beherbergen kann. So iſt aber der meteorologiſche Seher ein weiſer hochbegabter Mann, auf den man ſich verlaſſen darf, wenn man nur jedesmal das Gegentheil von dem vorausſetzt, was er verkündigt.“

„Mich, ſprach Sylveſter, mich machen dieſe Herbſtſtürme, dieſe Herbſtregen immer ganz unmuthig, matt und krank und dir, Freund Theodor, glaube ich, geht es eben ſo?“ Allerdings, erwiederte Theodor. Dieſe Witterung —

„Herrliches, ſchrie Lothar dazwiſchen, herrliches geiſtreiches Beginnen unſeres Serapionklubbs! Vom Wetter ſprechen wir wie die alten Muhmen am Kaffeetiſch!“

Ich weiß nicht, nahm Ottmar das Wort, warum wir nicht vom Wetter ſprechen ſollen? Du kannſt das nur tadeln, weil ſolcher Anfang des Geſprächs als ein verjährter Schlendrian erſcheint, den das

Bedürfniß zu ſprechen bei ſterilem Geiſt, beim gänzlichen Mangel an Stoff herbeigeführt hat. Ich meine aber, daß ein kurzes Geſpräch über Wind und Wetter auf recht gemüthliche Weiſe vorangeſchickt werden darf, um alles nur Mögliche einzuleiten und daß eben die Allgemeinheit ſolcher Einleitung von ihrer Natürlichkeit zeugt. Ueberhaupt, ſprach Theodor, möcht' es wohl ziemlich gleichgültig ſeyn, auf welche Weiſe ſich ein Geſpräch anſpinnt. Gewiß iſt es aber, daß die Begierde recht geiſtreich zu beginnen, ſchon im Voraus alle Freiheit tödtet, die die Seele jedes Geſprächs zu nennen. — Ich kenne einen jungen Mann — ich glaube, ihr kennt ihn alle — dem es gar nicht an jenem leicht beweglichen Geiſt fehlt, der zum ſprechen, ſo recht zum converſiren nöthig. Den quält in der Geſellſchaft, vorzüglich ſind Frauen zugegen, jene Begierde gleich mit dem erſten Wort funkelnd hineinzublitzen dermaßen, daß er unruhig umherläuft, von innerer Qual gefoltert die ſeltſamſten Geſichter ſchneidet, die Lippen bewegt und — keine Sylbe herausbringt!

„Halt ein, Unglücklicher, rief Cyprian mit komiſchem Pathos, reiße nicht mit mörderiſcher Hand Wunden auf, die kaum verharſcht ſind. — Er ſpricht, fuhr er dann lächelnd fort, er ſpricht von mir, daß müßt ihr ja bemerken, und bedenkt nicht, daß vor wenigen Wochen, als ich jener Begierde, die ich als lächerlich anerkennen will, widerſtehen und ein Geſpräch in recht gewöhnlicher Art anknüpfen wollte, ich dafür büßte mit gänzlicher Vernichtung! — Ich will es Euch lieber nur gleich ſelbſt erzählen wie es ſich begab, damit es nicht Ottmar thut und allerlei ſeine Anmerkungen beifügt. — Bei dem Thee, den wir, Ottmar und ich beſuchten, war die gewiſſe hübſche geiſtreiche Frau zugegen, von der ihr behauptet, ſie intereſſire mich manchmal mehr als gut und dienlich. — Es zog mich zu ihr hin und geſtehen will ichs, ich war um das erſte Wort verlegen, ſo wie ſie boshaft genug mir mit freundlich fragendem Blick ſtumm in die Augen zu ſchauen. „Der Mondwechſel hat uns in der That recht angenehme Witterung gebracht.“ So fuhr es mir heraus, da erwiederte die Dame ſehr mild: Sie ſchreiben wohl dieſes Jahr den Kalender?“

Die Freunde lachten ſehr.

Dagegen, fuhr Ottmar fort, kenne ich einen andern jungen Mann und ihr kennt ihn alle, der, vorzüglich bei Frauen, niemals um das erſte Wort verlegen iſt. Ja es will mich bedünken daß, was die Unterhaltung mit Frauen betrifft, er ſich ganz im Stillen ein lebenskluges Syſtem gebaut hat, das ihn ſo leicht nicht im Stiche läßt. So pflegt er z. B. die Schönſte, die es kaum wagt etwas Zuckerbrodt in den Thee einzuſtippen, die höchſtens der Nachbarin ins Ohr flüſtert: es iſt recht heiß, meine Liebe, worauf dieſe eben ſo leiſe ins Ohr erwiedert: recht heiß, meine Gute! deren Rede nicht hinaus gehen will über ein ſüßes „Ja ja! und Nein nein,“ künſtlich zu erſchrecken und dadurch ihr Inneres plötzlich zu revolutioniren, ſo daß ſie nicht mehr dieſelbe ſcheint. „Mein Gott, Sie ſehn ſo blaß!“ fährt er neulich auf ein hübſches kirchhofſtilles Fräulein los, die eben den Silberfaden einhäkelt zum künſtlichen Geſtrick eines Beutels. Das Fräulein läßt vor Schreck das Geſtrick auf den Schooß fallen, geſteht, daß ſie heute ein wenig gefiebert; Fieber — ja Fieber, darauf verſteht ſich eben mein Freund; er weiß geiſtreich und anziehend davon zu ſprechen, frägt ſorglich nach allen Erſcheinungen, rathet, warnt und ſiehe ein ganz anmuthiges munteres Geſpräch ſpinnt ſich fort. —

Ich danke dir, rief Theodor, daß du mein Talent gehörig beobachteſt und würdigſt. — Die Freunde lachten aufs neue.

Es hat, nahm jetzt Sylveſter das Wort, es hat mit der geſellſchaftlichen Unterhaltung wohl eine ganz eigne Bewandtniß. Die Franzoſen werfen uns vor, daß eine gewiſſe Schwerfälligkeit des Charakters uns niemals den Takt, den Ton, der dazu nöthig, treffen laſſe und ſie mögen einigermaßen darin Recht haben. Geſtehen muß ich indeſſen, daß mich die gerühmte Lebendigkeit der franzöſiſchen Zirkel betäubt und unmuthig macht und daß ich ihre Bonmots, ihre Calembours, die ſich machen laſſen auf den Kauf, auch nicht einmal für ſolchen geſellſchaftlichen Witz halten kann, aus dem wahres friſches Leben der Unterhaltung ſprüht. Ueberhaupt iſt mir der eigentlich ächt franzöſiſche Witz im höchſten Grade fatal.

Dieſe Meinung, ſprach Cyprian, kommt recht tief aus deinem ſtillen freundlichen Gemüth, mein herzenslieber Sylveſter. Du haſt aber noch vergeſſen, daß außer den größtentheils höchſt nüchternen Bonmots der Geſellſchaftswitz der Franzoſen auf eine gegenſeitige Verhöhnung baſirt iſt, die wir mit dem Worte „Aufziehen“ bezeichnen und die, leicht die Gränzen der Zartheit überſchreitend, unſerer Unterhaltung ſehr bald alles wahrhaft Erfreuliche rauben würde.

Dafür haben die Franzoſen auch nicht den mindeſten Sinn für den Witz, deſſen Grundlage der ächte Humor iſt und es iſt kaum zu begreifen wie ihnen manchmal die Spitze irgend eines gar nicht etwa tiefen, ſondern oberflächlich drolligen Geſchichtleins entgeht.

Vergiß nicht, ſprach Ottmar, daß eben eine ſolche Spitze oft ganz unüberſetzbar iſt.

Oder, fuhr Vinzenz fort, ungeſchickt überſetzt wird. — Nun mir fällt dabei ein gar luſtiges Ding ein, das ſich vor wenigen Tagen zutrug und das ich Euch auftiſchen will, wenn ihr zu hören geneigt ſeid.

Erzähle, erzähle, theurer Anekdotiſt, ergötzlicher Fabulant! So riefen die Freunde.

Ein junger Menſch, erzählte Vinzenz, den die Natur mit einer tüchtigen kräftigen Baßſtimme begabt und der zum Theater gegangen, ſollte gleich das erſte Mal als Saraſtro auftreten. Im Begriff in den Wagen zu ſteigen, überfiel ihn aber eine ſolche fürchterliche Angſt, daß er zitterte und bebte, ja daß er als er herausgefahren werden ſollte, ganz in ſich zuſammenſank und alle Ermahnungen des Direktors, doch ſich zu ermuthigen und wenigſtens aufrecht im Wagen zu ſitzen, blieben vergebens. Da begab es ſich, daß das eine Rad des Wagens den weit überhängenden Mantel Saraſtros faßte und den Ehrwürdigen, je weiter es vorwärts ging, deſto mehr rücklings überzog, wogegen er ſich im Wagen feſtfußend ſträubte, ſo daß er in der Mitte des Theaters da ſtand mit vorwärts gedrängtem Untertheil und rückwärts gedrängtem Obertheil des Körpers. Und alle Welt war entzückt über den königlichen Anſtand des unerfahrnen Jünglings, und hoch erfreut ſchloß der Direktor mit ihm einen günſtigen Contrakt. Dies einfache Anekdötlein wurde neulich in einer Geſellſchaft erzählt, der eine Franzöſin beiwohnte, die keines deutſchen Wortes mächtig. Als nun beim Schluß alles lachte, ſo verlangte die Franzöſin zu wiſſen, worüber man lache; und unſer ehrliche D., der, ſpricht er franzöſich, mit dem ächteſten Accent, mit der treueſten Nachbildung von Ton und Gebehrde den Franzoſen herrlich ſpielt, dem aber jeden Augenblick Worte fehlen, übernahm es den Dolmetſcher zu machen. Als er nun auf das Rad kam, das den Mantel Saraſtros gefaßt und dieſen zur majeſtätiſchen Stellung genöthigt, ſprach er: le rat ſtatt la roue. Das Geſicht der Franzöſin verfinſterte ſich, die Augenbraunen zogen ſich zuſammen und in ihren Blicken las man das Entſetzen, das ihr die Erzählung verurſachte, wozu noch freilich beitrug, daß unſer guter D. alle Regiſter des tragikomiſchen Muskelſpiels auf ſeinem Geſicht angezogen hatte. Als wir beim Schluß alle noch ſtärker über das ſeltſame Mißverſtändniß, das zu heben ſich jeder wohl hütete, lachten, liſpelte die Franzöſin: Ah! — les barbares! — Für Barbaren mußte die Gute uns wohl halten, wenn wir es ſo überaus belachenswerth fanden, daß ein abſcheuliches ratzenhaftes Unthier den armen Jüngling, in dem verhängnißvollſten Augenblick des beginnenden Theaterlebens ſeinen Mantel erfaſſend, halb zu Tode geängſtigt.

Wir wollen, ſprach, als die Freunde ſich ſatt gelacht, Vinzenz weiter, wir wollen aber nun die franzöſiſche Converſation mit all ihren Bonmots, Calembours und ſonſtigen Beſtandtheilen und Ingredienzien ruhen laſſen und geſtehen, daß es wohl hohe Luſt zu nennen, wenn unter geiſtreichen von ächtem Humor beſeelten Deutſchen das Geſpräch wie ein nie erlöſchendes Feuerwerk aufſtrahlt in tauſend kniſternden Leuchtkugeln, Schwärmern und Raketen.

Wohl zu merken, nahm Theodor das Wort, wohl zu merken iſt aber, daß eine ſolche Luſt nur dann ſtatt finden kann, wenn die Freunde nicht allein geiſtreich und humoriſtiſch ſind, ſondern auch das Talent haben, nicht allein zu ſprechen, ſondern auch zu hören. Dies Talent bildet das Haupt-Prinzip jeder Unterhaltung.

Ganz gewiß, fuhr Lothar fort, die Wortführer tödten jede Unterhaltung. Ganz auf niedriger Stufe ſtehen aber jene Witzbolde, die mit Anekdoten, allerlei ſchaalen Redensarten vollgeſtopft von Geſellſchaft zu Geſellſchaft laufen und den unberufenen Pagliaſſo machen. Ich kannte einen Mann, der als geiſtreich und witzig geltend und dabei ein gewaltiger Vielſprecher überall eingeladen wurde, mit dem Anſpruch, die Geſellſchaft zu beluſtigen, ſo daß, ſchon wenn er eintrat, jeder ihm ins Geſicht blickend, wartete, was für ein Witzwort er von ſich geben würde. Der Arme war genöthigt ſich abzuquälen, um nur, gleichviel auf welche Weiſe, ſeinen Beruf zu erfüllen und ſo konnte es nicht fehlen, daß er bald matt und ſtumpf wurde, und man ihn bei Seite warf wie ein verbrauchtes Möbel. Jetzt ſchleicht er trübe und unmuthig umher und kommt mir vor wie jener Stutzer in Rabeners Traum von abgeſchiedenen Seelen, der ſo ſehr er im Leben geglänzt, nun im Jenſeits traurig und werthlos daſteht, weil er die goldne mit Spaniol gefüllte Doſe, einen integrirenden Theil ſeines innern Selbſt, bei der ſchnellen unvermutheten Abfahrt ſtehen laſſen.

Es giebt, ſprach Ottmar, es giebt ferner gar wunderliche Leute, die, wenigſtens wenn ſie Gäſte bewirthen, das Wort führen nicht aus Arroganz, ſondern in ſeltſam falſcher Gutmüthigkeit von der Angſt getrieben, daß man ſich nicht unterhalten werde; die beſtändig fragen, ob man auch vergnügt ſey u. ſ. w. und die eben deshalb jede Heiterkeit, jede Luſt im Aufkeimen tödten.

Dieſe Methode, ſagte Theodor, dieſe Methode zu langweilen, iſt die ſicherſte und ich habe ſie einmal von meinem alten humoriſtiſchen Onkel, den ihr, glaub ich, aus meinen Geſprächen ſchon kennt, mit dem glänzendſten Erfolg anwenden geſehn. — Es hatte ſich nehmlich ein alter Schulfreund eingefunden, der, ganz unausſtehlich in allem was er ſprach, in ſeinem ganzen Benehmen, den Onkel jeden Morgen beſuchte, ihn in ſeinen Geſchäften ſtörte, auf das ärgſte langweilte, und dann ungebeten ſich mit zu Tiſche ſetzte. Der Onkel war mürriſch, verdrießlich, in ſich gekehrt, gab dem Ueberläſtigen nur zu deutlich zu verſtehen, daß ſeine Beſuche ihm eben nicht erfreulich wären, aber alles wollte nichts helfen. Ich meinte endlich, als der Alte einmal nach ſeiner Art kräftig genug auf den Schulfreund ſchimpfte, er ſolle dem Unverſchämten geradehin die Thüre weiſen. „Das geht nicht, Vetterchen, erwiederte der Alte, freundlich ſchmunzelnd, er iſt einmal mein Schulfreund, aber es giebt noch ein anderes Mittel ihn los zu werden, das will ich anwenden, das wird helfen!“ Nicht wenig verwundert war ich, als am andern Morgen mein Alter den Schulfreund mit offnen Armen empfing, als er alles bei Seite warf und nun unabläſſig auf ihn hineinſprach, wie es ihn freue den treuen Bruder zu ſehen und ſich der alten Zeit zu erinnern. Alle Geſchichten aus der Jugendzeit, die der Schulfreund bis zum höchſten Ueberdruß ewig und ewig zu wiederholen pflegte, gingen nun über des Onkels Lippen wie ein unaufhaltſamer Strom, ſo daß der Schulfreund alles Mühens unerachtet zu keiner Sylbe kommen konnte. Und dazwiſchen fragte der Onkel beſtändig: „Aber du biſt heute nicht vergnügt? — Du biſt ſo einſylbig? — Sey doch heiter, laß uns heute recht ſchwelgen in Rückerinnerungen!“ Aber ſo wie der Schulfreund nur den Mund öffnen wollte, ſchnitt ihm der Onkel das Wort ab mit einer neuen endloſen Geſchichte. Endlich wurde ihm das Ding zu arg, er wollte fort, da lud ihn aber der Onkel ſo dringend zu Tiſche, daß er, nicht fähig der Verlockung guter Schüſſeln und noch beſſern Weins zu widerſtehen, wirklich blieb. Kaum hatte der Schulfreund aber ein Paar Löffel Suppe genoſſen, als der Onkel ganz ergrimmt rief: Was zum Teufel iſt das für eine Waſſerſuppe? — Iß nicht Bruder, ich bite dich, iß nicht, es kommt was beſſeres — Johann, die Teller weg! — Und wie ein Blitz war dem Schulfreund der Teller vor der Naſe weg verſchwunden! — So ging es aber bei allen Gerichten, die mitunter lecker genug waren, um den Appetit auf das ſtärkſte zu reizen, bis das beſſere was noch kommen ſollte, in Cheſterkäſe beſtand, gegen den ſo wie gegen Käſe überhaupt der Schulfreund einen Abſcheu hegte. Vor lauter anſcheinender Sorge den Schulfreund recht üppig zu bewirthen, hatte dieſer nicht zwei Biſſen verſchlucken dürfen, und eben ſo war es mit dem Wein. Kaum hatte der Schulfreund das erſte Glas an die Lippen gebracht, als der Onkel rief: Bruder, du ziehſt ein ſaures Geſicht? — Du haſt Recht, der Wein taugt nichts — Johann eine höhere Sorte! — Und eine Sorte nach der andern kam — franzöſiſche Weine — Rheinweine und immer hieß es: Bruder, der Wein ſchmeckt dir nicht ꝛc., bis bei dem Cheſterkäſe der Schulfreund ungeduldig aufſprang. Da ſprach der Onkel im gutmüthigſten Ton: Bruder, du biſt heute gar nicht vergnügt, gar nicht wie ſonſt? — Nun! — weil wir einmal ſo fröhlich bei einander ſind, ſo laß uns eine Flaſche alten Sorgenbrechers ausſtechen! — Der Schulfreund plumpte in den Seſſel nieder. Der hundertjährige Rheinwein perlte herrlich und klar in den beiden Gläſern, die der Onkel einſchenkte. „Teufel! ſprach der Onkel aber, nun ein Glas gegen das Licht haltend, Teufel! der Wein iſt mir trübe geworden, nein Bruder, den kann ich dir nicht vorſetzen," und ſchlürfte mit ſichtlichem Wohlgefallen beide Gläſer hinunter. — Der Schulfreund fuhr in die Höhe, plumpte aber aufs neue in den Seſſel nieder, als der Onkel rief: Johann! Tokaier! — Der Tokaier kam, der Onkel ſchenkte ein und reichte dem Schulfreunde das Glas hin, indem er ſprach: Nun alter Junge, wirſt du wohl endlich einmal vergnügt werden, wenn du den Nektar eingeſchlürft! — Kaum ſetzte aber der Schulfreund das Glas an die Lippen, als der Onkel ſchrie: Donner! — da iſt eine große Kreuzſpinne in der Flaſche geweſen!

— Da ſchleuderte der Schulfreund in voller Wuth das Glas gegen die Wand, daß es in tauſend Scherben zerſplitterte, rannte wie beſeſſen von dannen und kam niemals wieder. — —

Die Ironie deines alten Onkels in Ehren, ſprach Sylveſter, aber mich will bedünken, daß doch etwas konſequente Bosheit dazu gehört, ſich einen Ueberläſtigen auf dieſe Art vom Halſe zu ſchaffen. Ich hätte dem langweiligen Schulfreunde lieber gerade hin die Thüre gewieſen, wiewohl ich zugeſtehen will, daß es gerade in deines Onkels humoriſtiſchem Charakter lag, ſtatt des vielleicht ärgerlichen Auftritts, den es gegeben, ſich eine ſkurrile Theaterſcene zu bereiten. Denn dafür erkläre ich den ominöſen Mittag, wie du ihn geſchildert. Lebhaft kann ich mir den alten Paraſit denken, wie er die Qualen des Tantalus duldet, wie der Onkel immer neue Hoffnungen zu erregen und in demſelben Augenblick zu vernichten weiß, wie endlich ihn die Verzweiflung ergreift. —

Du kannſt, erwiederte Theodor, im nächſten Luſtſpiel Gebrauch machen von dieſer artigen Scene.

Die, fuhr Vinzenz fort, mich übrigens lebhaft an jenes herrliche Mahl in Katzenbergers Badereiſe und an den armen Gevatter Einnehmer erinnert, der an den Biſſen, die über den Trompeten-Muskel glitten, beinahe erſticken mußte. Wiewohl dieſe Scene unſerm Sylveſter für ein neues Luſtſpiel eben nicht dienlich ſeyn dürfte.

Den vortrefflichen Katzenberger, den nur ſeiner robuſten Cynik halber die Frauen nicht mögen, ſprach Theodor, habe ich übrigens perſönlich gekannt. Er war ein Intimus meines alten Onkels und ich kann künftig manches Ergötzliche von ihm beibringen. — Cyprian hatte in tiefen Gedanken geſeſſen und ſchien kaum gehört zu haben, was Theodor und die übrigen geſprochen — Theodor munterte die Freunde auf, von dem warmen Punſch zu genießen, den er bereitet, weil dies Getränk das beſte Gegengift gegen den böſen Einfluß der Witterung ſey.

„Allerdings, ſprach nun Cyprian, wie plötzlich aus dem Traum erwachend, allerdings iſt auch dieſes der Keim des Wahnſinns, wo nicht ſchon Wahnſinn ſelbſt.“ — Die Freunde ſchauten ſich bedenklich an.

Ha, fuhr Cyprian fort, indem er von ſeinem Sitz aufſtand und lächelnd rund umher blickte, ha ich merke, daß ich den Schlußſatz laut werden ließ von dem, was ich ſtill im Innern dachte. — Nachdem ich dieſes Glas Punſch geleert und Theodors geheimnißvolle Kunſt dies Getränk nach ſeinen myſtiſchen Verhältniſſen der Stärke, Süße und Säure zu bereiten gehörig gelobt, will ich nur beibringen, daß einiger Wahnſinn, einige Narrheit ſo tief in der menſchlichen Natur bedingt iſt, daß man dieſe gar nicht beſſer erkennen kann als durch ſorgfältiges Studium der Wahnſinnigen und Narren, die wir gar nicht in den Tollhäuſern aufſuchen dürfen, ſondern die uns täglich in den Weg laufen, ja am beſten durch das Studium unſeres eigenen Ichs, in dem jener Niederſchlag aus dem chemiſchen Prozeß des Lebens genugſam vorhanden.

Sage, rief Lothar verdrießlich, ſage, wie kamſt du ſchon wieder auf Wahnſinn und Wahnſinnige?

Erzürne, erwiederte Cyprian, erzürne dich nicht, lieber Lothar. Wir ſprachen über das Talent des geſellſchaftlichen Geſprächs und da dachte ich an zwei ſich einander entgegengeſetzte Charaktere, die ſo häufig jede geſellſchaftliche Unterhaltung tödten. — Es giebt nehmlich Perſonen, die von der Idee, von der Vorſtellung, die ſie erfaßt, ſich durchaus nicht wieder trennen können, die ſtundenlang, ohne Rückſicht wie ſich das Geſpräch gewandt hat, immer daſſelbe und wieder daſſelbe wiederholen. Alles Mühen ſie mit dem Strom des Geſprächs fortzureißen, bleibt umſonſt, glaubt man endlich ihre Theilnahme an dem, was der fortſchreitende Austauſch der Ideen ſchafft, gewonnen zu haben, ſo kommen ſie plötzlich, ehe man ſichs verſieht, um an den Bürgermeiſter in jenem Luſtſpiel zu erinnern, auf beſagten Hammel zurück, und verdämmen ſo jenen ſchönen rauſchenden Strom. Ihnen entgegengeſetzt ſind ſolche, die in der nächſten Sekunde vergeſſen, was ſie in der vorigen geſprochen, welche fragen und ohne die Antwort abzuwarten, das davon heterogenſte vorbringen, denen bei jedem Anlaß alles, mithin eigentlich nichts einfällt, das in die Form des Geſprächs taugt, die in wenigen Worten einen bunten Plunderkram von Ideen zuſammenwerfen, aus dem ſich nichts, das nur einigermaßen deutlich, herausfinden läßt. Auch dieſe tödten jede gemüthliche Unterhaltung und bringen zur Verzweiflung, wenn jene die ärgſte Langeweile, ja wahrhaften Ueberdruß erregen. Aber ſagt, liegt in ſolchen Leuten nicht der Keim dort des fixen Wahns, hier der Narrheit, deren Charakter eben das iſt, was die pſychologiſchen Aerzte Ideenflucht nennen?

Wohl, nahm Theodor das Wort, wohl möcht' ich noch manches ſagen von der in der That geheimnißvollen Kunſt in Geſellſchaft gut zu erzählen, die von Ort, Zeit, individuellen Verhältniſſen abhängig, ſich ſchwer in feſte Prinzipe einfügen laſſen würde, mich dünkt aber es möchte uns zu weit führen, und ſo der eigentlichen Tendenz des würdigen Serapionsklubbs entgegen ſeyn.

Ganz gewiß, ſprach Lothar, wir wollen uns dabei beruhigen, daß wir weder von dem Wahnſinn noch von der Narrheit, deren unſer Freund Cyprianus erwähnt hat, behaftet, daß wir vielmehr untereinander höchſt vortreffliche Geſellſchafter ſind, die nicht allein zu ſprechen, ſondern auch zu hören verſtehen. Ja noch mehr! — Jeder von uns hört ſogar ordentlich zu, wenn der andere vorlieſet, und das will viel heißen. Freund Ottmar ſagte mir vor einigen Tagen, daß er eine Novelle aufgeſchrieben, in welcher der berühmte dichteriſche Maler Salvator Roſa die Hauptrolle ſpiele. Mag er uns dieſe Novelle jetzt vorleſen.

Nicht ohne Furcht, ſprach Ottmar, indem er ein Manuſkript aus der Taſche zog, nicht ohne Furcht bin ich, daß ihr meine Novelle nicht ſerapiontiſch finden werdet. Ich hatte im Sinn, jene gemächliche aber anmuthige Breite nachzuahmen, die in den Novellen der alten Italiäner, vorzüglich des Boccaccio, herrſcht und über dieſes Mühen bin ich, wie ich nur lieber gleich ſelbſt geſtehen will, weitſchweifig geworden. Auch werdet ihr mir mit Recht vorwerfen, daß ich den eigentlichen Novellenton nur hin und wieder, vielleicht gar nur in den Ueberſchriften der Kapitel getroffen. Bei dieſen freien Selbſtgeſtändniſſen eines edlen Gemüths werdet ihr gewiß nicht zu ſtrenge mit mir verfahren, ſondern Euch an das halten, was Euch doch etwa ergötzlich und lebendig vorkommen möchte.

Was für Vorreden, rief Lothar, was für eine unnütze Captatio benevolentiae! Lies nur deine Novelle, mein guter Freund Ottmar, und gelingt es dir uns recht lebendig anzuregen, daß wir deinen Salvator Roſa recht wahrhaft vor uns erſchauen, ſo wollen wir dich als einen würdigen Serapionsbruder anerkennen, und das übrige mürriſchen, tadelſüchtigen Kunſtrichtern überlaſſen. Nicht wahr, meine vortrefflichen Serapionsbrüder?

Die Freunde ſtimmten Lothar bei und Ottmar begann:

Signor Formica.

Eine Novelle.

Der berühmte Maler Salvator Roſa kommt nach Rom und wird von einer gefährlichen Krankheit befallen. Was ihm in dieſer Krankheit begegnet.

Berühmten Leuten wird gemeiniglich viel Böſes nachgeſagt, gleichviel ob aus wahrhaftigem Grunde oder nicht. — So erg[illegible] es auch dem wackern Maler Salvator Roſa, deſſen lebendige Bilder Du, geliebter Leſer, gewiß nie ohne gar beſondere, herzinnigliche Luſt angeſchaut haben wirſt.

Als Salvators Ruf Neapel, Rom, Toskana, ja ganz Italien durchdrang, als die Maler, wollten ſie gefallen, ſeinen abſonderlichen Styl nachzuahmen ſtreben mußten, gerade zu der Zeit trugen ſich hämiſche Neider mit allerlei böſen Gerüchten, die in die herrliche Glorie ſeines Künſtlerruhms häßliche Schattenflecke werfen ſollten. Sie behaupteten, Salvator habe in einer früheren Zeit ſeines Lebens ſich zu einer Räuberbande geſchlagen, und dieſem ruchloſen Werk be all' die wilden, trotzigen, abenteuerlich gekleideten Geſtalten zu verdanken, die er auf ſeinen Gemälden angebracht, ſo wie er auch die düſtern, grauenvollen Einöden, dieſe selve selvagge, um mit Dante zu reden, wo er ſich verbergen müſſen, getreulich in ſeiner Landſchafterei nachgebildet. Am ſchlimmſten war es, daß man ihm auf den Kopf zuſagte, er ſey in die heilloſe blutige Verſchwörung verwickelt geweſen, die der berüchtigte Mas'Aniello in Neapel anzettelte. Man erzählte, wie das zugegangen, mit den kleinſten Umſtänden.

Aniello Falcone, der Bataillenmaler (ſo hieß es), einer der beſten Lehrmeiſter Salvators, entbrannte in Wuth und blutdürſtige Rache, als die ſpaniſchen Soldaten in einem Handgemenge einen ſeiner Verwandten getödtet hatten. Zur Stelle rottete er einen Haufen junger verwegener Leute, mehrentheils Maler, zuſammen, gab ihnen Waffen und nannte ſie die Compagnie des Todes. In der That verbreitete dieſer Haufe alle Schauer, alles Entſetzen, das ſchon ſein fürchterlicher Name verkündete. Truppweiſe durchſtreiften den ganzen Tag die Jünglinge Neapel, und ſtießen ohne Gnade jeden Spanier nieder, den ſie antrafen. Noch mehr! — Sie drangen ein in die geheiligten

Freiſtätten, und mordeten auch da ſchonungslos den unglücklichen Gegner, der von der Todesangſt getrieben, ſich dorthin geflüchtet. Nachts begaben ſie ſich zu ihrem Haupt, dem blutgierigen, wahnſinnigen Mas'Aniello, den ſie bei dem Schein angezündeter Fackeln abmalten, ſo daß in kurzer Zeit Hunderte dieſer Abbildungen in Neapel und der Gegend umher ausgeſtreut wurden.

Bei dieſem mörderiſchen Haufen ſoll nun Salvator Roſa geweſen ſeyn und des Tages tüchtig gemetzelt, Nachts aber eben ſo tüchtig gemalt haben. Wahr iſt es, was ein berühmter Kunſtrichter, ich glaube Taillaſſon, von unſerm Meiſter ſagt. Seine Werke tragen den Charakter eines wilden Stolzes, einer bizarren Energie der Gedanken und ihrer Ausführung. Nicht in der lieblichen Anmuth grüner Wieſen, blühender Felder, duftender Haine, murmelnder Quellen, nein, in den Schauern gigantiſch aufgethürmter Felſen, oder Meeresſtrande, wilder unwirthbarer Forſten thut ſich ihm die Natur auf, und nicht das Flüſtern des Abendwindes, das rauſchende Säuſeln der Blätter, nein, das Brauſen des Orkans, der Donner der Katarakte iſt die Stimme, die er vernimmt. Betrachtet man ſeine Einöden, und die Männer von fremdem, wilden Anſehn, die bald einzeln, bald truppweiſe umherſchleichen, ſo kommen von ſelbſt die unheimlichen Gedanken: Hier geſchah ein gräßlicher Mord, dorten wurde der blutende Leichnam in den Abgrund geſchleudert u. ſ. w.

Mag das alles nun ſeyn, mag Taillaſſon ſogar Recht haben, wenn er behauptet, Salvators Platon, ja ſelbſt ſein heiliger Johannes, der in der Wüſte die Geburt des Heilands verkündet, ſähe ein klein wenig aus wie ein Straßenräuber; mag das alles nun ſeyn, ſage ich, unrecht bliebe es doch, von den Werken auf den Meiſter ſelbſt zu ſchließen, und zu wähnen, er, der das Wilde, Entſetzliche in vollem Leben dargeſtellt, müſſe auch ſelbſt ein wilder entſetzlicher Menſch geweſen ſeyn. Wer viel von dem Schwerdte ſpricht, führt es oft am ſchlechteſten; wer tief in der Seele alle Schreckniſſe blutiger Gräuel fühlt, daß er ſie, Palette, Pinſel oder Feder in der Hand, in das Leben zu rufen vermag, iſt ſie zu üben am wenigſten fähig! — Genug! — ich glaube von allen böſen Gerüchten, die den wackern Salvator einen ruchloſen Räuber und Mörder ſchelten, durchaus nicht ein Wörtlein, und wünſche, daß Du, geliebter Leſer, gleichen Sinnes mit mir ſeyn mögeſt. Außerdem würde ich befürchten müſſen, daß

Du vielleicht gegen alles, was ich von dem Meiſter Dir zu erzählen, eben im Begriff ſtehe, einige Zweifel hegen könnteſt, da Dir mein Salvator, wie ich denke, als ein Mann erſcheinen ſoll, in Feuer und Leben glühend und ſprühend, aber dabei mit dem treueſten, herrlichſten Gemüth begabt, das oft ſelbſt die bittre Ironie zu beherrſchen weiß, die ſich, wie bei allen Menſchen tiefen Geiſtes, aus der klaren Anſchauung des Lebens geſtaltet. Uebrigens iſt es ja wohl bekannt, daß Salvator ein eben ſo guter Dichter und Tonkünſtler, als Maler war. Sein innerer Genius that ſich kund in herrlicher Strahlenbrechung. — Noch einmal, ich glaube nicht daran, daß Salvator Theil gehabt an Mas'Aniellos blutigen Gräueln, ich denke vielmehr, daß die Schrecken der entſetzlichen Zeit ihn fortrieben von Neapel nach Rom, wo er, ein armer bedürftiger Flüchtling gerade zu der Zeit ankam, als Mas'Aniello gefallen.

Eben nicht ſonderlich gekleidet, ein ſchmales Beutelchen mit ein Paar blanken Zechinen in der Taſche, ſchlich er durch das Thor, als die Nacht ſchon eingebrochen. Er gerieth, ſelbſt wußte er nicht wie, auf den Platz Navona. Dort hatte er ſonſt zu guter Zeit in einem ſchönen Hauſe, dicht neben dem Pallaſt Pamfili gewohnt. Unmuthig ſchaute er hinauf nach den großen Spiegelfenſtern, die im Glanz der Mondesſtrahlen funkelten und blitzten: „Hm! rief er mürriſch, das wird bunte Leinwand koſten, ehe ich dort oben wieder meine Werkſtatt aufſchlage!" — Aber da fühlte er ſich auf einmal wie an allen Gliedern gelähmt, und dabei kraft- und muthlos, wie noch niemals in ſeinem Leben. „Werd' ich wohl, murmelte er zwiſchen den Zähnen, indem er ſich niederließ auf die ſteinernen Stufen vor der Thüre des Hauſes, werde ich denn aber wohl bunte Leinwand genug fördern können, wie ſie die Narren wollen? — Hm! — mich will's bedünken, es wär' damit am Ende!" —

Ein kalter ſchneidender Nachtwind durchſtrich die Straßen. Salvator fühlte die Nothwendigkeit, ein Obdach zu ſuchen. Er ſtand mühſam auf, wankte fort, kam nach dem Corſo, bog ein in die Straße Bergognona. Da ſtand er ſtill vor einem kleinen, nur zwei Fenſter breiten Hauſe, das eine arme Wittwe mit ihren beiden Töchtern bewohnte. Die hatte ihn aufgenommen für geringes Geld, als er zum erſten Mal nach Rom kam, von Niemanden gekannt und geachtet, und bei dieſer Wittwe gedachte er wohl wieder ein

Unterkommen zu finden, wie es nun gerade ſeiner ſchlimmen Lage angemeſſen.

Er klopfte getroſt an die Thür, und rief mehrmals ſeinen Namen hinein. Endlich hörte er, wie die Alte ſich mühſam aus dem Schlafe ermunterte. Sie pantoffelte hinab ans Fenſter und ſchalt heftig, welcher Schelm ſie mitten in der Nacht turbire, ihr Haus ſey keine Schenke u. ſ. w. Da koſtete es viel Hin- und Herreden, bis ſie ihren alten Hausgenoſſen an der Stimme wieder erkannte; und als nun Salvator klagte, wie er von Neapel fortgeflüchtet, und in Rom kein Obdach finden könne, da rief die Alte: Ach um Chriſtus und aller Heiligen willen! — Seyd Ihr es Signor Salvator? — Nun! Euer Stübchen oben nach dem Hofe heraus ſteht noch leer und der alte Feigenbaum hat nun ganz und gar ſeine Zweige und Blätter in die Fenſter hineingehängt, ſo daß Ihr ſitzen und arbeiten könnt wie in einer ſchönen kühlen Laube! — Ei, was werden ſich meine Töchter freuen, daß Ihr wieder da ſeyd Signor Salvator. — Aber wißt Ihr wohl, daß die Margerita recht groß und ſchön geworden iſt? — Die werdet Ihr nicht mehr auf dem Knie ſchaukeln! — Euer Kätzchen, denkt Euch, iſt vor drei Monaten an einer Fiſchgräte erſtickt. Nun das Grab iſt unſer aller Erbtheil. Aber wißt Ihr wohl, daß die dicke Nachbarin, über die Ihr ſo oft gelacht, die Ihr ſo oft gar poſſierlich abgezeichnet; wißt Ihr wol, daß ſie doch noch den jungen Menſchen, den Signor Luigi, heirathet? Nun! nozze e magistrati sono da Dio destinati! — Ehen werden im Himmel geſchloſſen, ſage ich. —

„Aber, unterbrach Salvator die Alte, aber Signora Caterina, ich bitte Euch um aller Heiligen willen, laßt mich doch nur erſt hinein, und erzählt mir dann von Eurem Feigenbaum, von Euern Töchtern, vom Kätzchen und der dicken Nachbarin! — Ich vergehe vor Müdigkeit und Froſt.“ —

Nun ſeht mir die Ungeduld, rief die Alte. Chi va piano, va sano, chi va presto, more lesto — Eile mit Weile, ſage ich! Doch Ihr ſeyd müde, Ihr friert; alſo raſch die Schlüſſel, raſch die Schlüſſel! —

Aber nun mußte die Alte erſt die Töchter wecken, dann langſam, langſam Feuer anſchlagen! — Endlich öffnete ſie dem armen Salvator die Thür; doch kaum war der in die Hausflur getreten, als er von Ermattung und Krankheit überwältigt, wie todt zu Boden niederſtürzte. Zum Glück war der Sohn der Wittwe, der ſonſt in Tivoli wohnte, gerade bei ihr eingekehrt. Der wurde nun auch aus dem Bette gejagt, das er gar gern dem kranken Hausfreund einräumte.

Die Alte liebte den Salvator gar ſehr, ſetzte ihn, was ſeine Kunſt betraf, über alle Maler in der Welt und hatte überhaupt an Allem, was er begann, die herzlichſte Freude. Ganz außer ſich war ſie daher über ſeinen bejammernswerthen Zuſtand, und wollte gleich fortrennen nach dem nahe gelegenen Kloſter und ihren Beichtvater holen, daß er komme und mit geweihten Kerzen, oder irgend einem kräftigen Amulet die feindliche Macht bekämpfe. Der Sohn meinte dagegen, es ſei beinahe beſſer, ſich gleich nach einem tüchtigen Arzt umzuſehen, und ſprang auf der Stelle fort nach dem ſpaniſchen Platz, wo, wie er wußte, der berühmte Doctor Splendiano Accoramboni wohnte. So wie der hörte, daß der Maler Salvator Roſa in der Straße Bergognona krank darnieder läge, war er ſogleich bereit, ſich bald bei dem Patienten einzufinden.

Salvator lag beſinnungslos im ſtärkſten Fieber. Die Alte hatte ein Paar Heiligenbilder über dem Bette aufgehängt und betete eifrig. Die Töchter, in Thränen ſchwimmend, mühten ſich, dem Kranken dann und wann einige Tropfen von der kühlenden Limonade einzuflößen, die ſie bereitet, während der Sohn, der am Kopfende Platz genommen, ihm den kalten Schweiß von der Stirne trocknete. So war der Morgen herangekommen, als die Thür mit vielem Geräuſch aufging, und der berühmte Doctor Signor Splendiano Accoramboni eintrat.

Wäre nur Salvator nicht ſo auf den Tod krank, und deshalb ſo gar großes Herzeleid geweſen, die beiden Dirnen, mein' ich, hätten, muthwillig und luſtig, wie ſie ſonſt waren, laut aufgelacht über des Doctors verwunderliches Anſehn, ſtatt daß ſie ſich jetzt ganz erſchrocken, ſcheu in die Ecke zurückzogen. Es iſt der Mühe werth zu ſagen, wie das Männlein ausſah, das in der Morgendämmerung bei der Frau Caterina in der Straße Bergognona erſchien. Aller Anlagen zum vortrefflichſten Wachsthum unerachtet, hatte es der Herr Doctor Splendiano Accoramboni doch nicht ganz bis zu der anſehnlichen Größe von vier Schuh bringen können. Dabei war er aber in ſeinen jungen Jahren von dem zierlichſten Gliederbau, und ehe der von Hauſe aus etwas unförmliche Kopf, die dicken Backen und das ſtattliche Doppelkinn zu viel Anwuchs gewonnen, ehe die Naſe durch überreichliche Spaniol-Atzung ſich zu ſehr in die Breite gemäſtet, ehe das Bäuchlein ſich durch Maccaroni-Futter zu ſehr in die Spitze hinausgetrieben, ſtand ihm die Abbaten-Kleidung, die er damals trug, allerliebſt. Er war mit Recht ein niedliches Männlein zu nennen, und die römiſchen Damen hießen ihn deshalb auch in der That ihren caro puppazetto, ihren lieben Püppling. —

Jetzt war das nun freilich vorüber, und ein deutſcher Maler meinte, als er den Herrn Doctor Splendiano über den ſpaniſchen Platz wandeln ſah, nicht ganz mit Unrecht, der Mann ſähe aus, als ſey ein baumſtarker, ſechs Fuß hoher Kerl unter ſeinem eigenen Kopf davon gelaufen, und der ſey auf den Körper eines kleinen Marionetten-Pulcinells gefallen, der ihn nun wie ſeinen eignen herumtragen müſſe. — Dieſe kleine abſonderliche Figur hatte ſich in eine unbillige Menge großgeblümten venetianiſchen Damaſtes, die zu einem Schlafrock verſchnitten, geſteckt, dicht unter der Bruſt einen breiten ledernen Gurt umgeſchnallt, an dem ein drei Ellen langer Stoßdegen hing, und auf der ſchneeweißen Perücke eine hohe ſpitze Mütze, die dem Obelisk auf dem Petersplatz nicht unähnlich, aufgerichtet. Da beſagte Perücke, einem wirren, zerzauſten Gewebe gleich, dick und breit über den ganzen Rücken herabbauſchte, ſo konnte ſie füglich für den Cocon gelten, aus dem der ſchöne Seidenwurm hervorgekrochen.

Der würdige Splendiano Accoramboni glotzte durch ſeine großen funkelnden Brillengläſer erſt den kranken Salvator, dann die Frau Caterina an, und rief dieſe bei Seite. „Da liegt, ſchnarrte er halbleiſe, da liegt nun der tüchtige Maler Salvator Roſa todtkrank bei Euch, Frau Caterina, und er iſt verloren, wenn ihn nicht meine Kunſt rettet! — Sagt mir doch, ſeit wann iſt er bei Euch eingekehrt? — Hat er viel ſchöne große Bilder mitgebracht?“ —

Ach, lieber Herr Doctor, erwiederte Frau Caterina, erſt in dieſer Nacht kehrte mein armer Sohn bei mir ein, und was die Bilder betrifft, ſo weiß ich noch nichts davon; aber unten ſteht eine große Kiſte, die bat mich Salvator, ehe er ſo beſinnungslos wurde, wie Ihr ihn jetzt ſeht, wohl und ſorgfältig zu bewahren. Es iſt wohl ein gar ſchönes Gemälde darein gepackt, das er in Neapel gemalt.

Das war nun eine Lüge, die Frau Caterina vorbrachte; aber wir werden ſchon erfahren, welchen guten Grund ſie dazu hatte, dem Herrn Doctor dergleichen aufzubinden.

So ſo, ſprach der Doctor, ſtrich ſich ſchmunzelnd den Bart, näherte ſich ſo gravitätiſch, als es der lange Stoßdegen, mit dem er überall an Stühlen und Tiſchen hängen blieb, nur zulaſſen wollte, dem Kranken, faßte ſeine Hand, befühlte ſeinen Puls, indem er dabei ächzte und ſchnaufte, welches in der andächtigen Todesſtille, in die alle verſunken, wunderlich genug klang. Dann nannte er einhundert und zwanzig Krankheiten auf lateiniſch und griechiſch, die Salvator nicht habe, dann beinahe eben ſo viel, von denen er hätte befallen werden können, und ſchloß damit, daß er die Krankheit Salvators zwar vor der Hand nicht zu nennen wiſſe, binnen einiger Zeit aber ſchon einen paſſenden Namen dafür, und mit dieſem auch die gehörigen Mittel dagegen finden werde. — Dann ging er eben ſo gravitätiſch ab, wie er gekommen, und ließ Alle in Angſt und Beſorgniß zurück.

Unten verlangte der Doctor Salvators Kiſte zu ſehen. Frau Caterina zeigte ihm wirklich eine, in der ein Paar abgelegte Mäntel ihres ſeligen Eheherrn, nebſt einigem zerriſſenen Schuhwerk wohl eingepackt lagen. Der Doctor klopfte lächelnd auf der Kiſte hin und her und ſprach zufrieden: Wir werden ſehen, wir werden ſehen! — Nach einigen Stunden kehrte der Doctor zurück mit einem ſehr ſchönen Namen für Salvators Krankheit und einigen großen Flaſchen eines übelriechenden Tranks, den er dem Kranken unaufhörlich einzuflößen befahl. Das koſtete Mühe, denn der Kranke gab ſeinen größten Widerwillen, ja ſeinen höchſten Abſcheu gegen die Arzenei zu erkennen, die aus dem Acheron ſelbſt geſchöpft ſchien. Sei es aber, daß Salvators Krankheit nun, da ſie einen Namen erhalten, und alſo wirklich was vorſtellte, ſich erſt recht herriſch bewies, oder daß Splendiano's Trank zu kräftig in den Eingeweiden tobte, genug, mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde wurde der arme Salvator ſchwächer und ſchwächer, ſo daß, unerachtet der Doctor Splendiano Accoramboni verſicherte, wie nach dem gänzlichen Stilleſtehen des Lebensprozeſſes er der Maſchine, gleich dem Perpendikel einer Uhr, einen Stoß zu neuer Schwungkraft geben werde, alle an Salvators Aufkommen zweifelten, und meinten, der Herr Doctor möge vielleicht dem Perpendikel ſchon einen ſolchen unziemlichen Stoß gegeben haben, daß er gänzlich erlahmt ſey.

Eines Tages begab es ſich, daß Salvator, der kaum ein Glied zu rühren fähig ſchien, plötzlich in brennende Fieberglut gerieth, erkräftigt aus dem Bette ſprang, die vollen Arzneiflaſchen ergriff, und ſie wüthend durch das Fenſter ſchleuderte. Der Doctor Splendiano Accoramboni wollte gerade ins Haus treten, und ſo geſchah es, daß ein Paar Flaſchen ihn treffend auf ſeinem Kopfe zerklirrten, und der braune Trank ſich in reichen Strömen über Geſicht, Perücke und Halskrauſe ergoß. Der Doctor ſprang ſchnell ins Haus und ſchrie wie beſeſſen: Signor Salvator iſt toll geworden, in Raſerei gefallen, keine Kunſt kann ihn retten, er iſt todt in zehn Minuten. Her mit dem Bilde Frau Caterina, her mit dem Bilde, das iſt mein, der geringe Lohn meiner Mühe! — Her mit dem Bilde, ſag' ich! —

Als nun aber Frau Caterina die Kiſte öffnete, und der Doctor Splendiano die alten Mäntel und das zerriſſene Schuhwerk zu Geſichte bekam, rollten ſeine Augen wie ein Paar Feuerräder im Kopfe; er knirſchte mit den Zähnen, ſtampfte mit den Füßen, übergab den armen Salvator, die Wittwe, das ganze Haus, allen Teufeln der Hölle, und ſtürzte pfeilſchnell, wie aus der Mündung einer Kanone geſchoſſen, fort zum Hauſe hinaus. —

Salvator fiel, da der wüthende Paroximus des heftigſten Fiebers vorüber, aufs neue in einen todtähnlichen Zuſtand. Frau Caterina glaubte nicht anders, als Salvators Ende ſey nun wirklich herangekommen; rannte daher ſchnell nach dem Kloſter und holte den Pater Bonifacio, daß er dem Sterbenden das Sacrament reiche. Als Pater Bonifaz den Kranken erblickte, meinte er, die gar beſondern Züge, die der Tod auf des Menſchen Antlitz zeichne, wenn er ihn erfaſſen wolle, kenne er gar gut; bei dem ohnmächtigen Salvator ſey zur Zeit nichts davon zu ſpüren, und Hülfe noch möglich, die er ihm gleich verſchaffen wolle, nur dürfe der Herr Doctor Splendiano Accoramboni mit ſeinen griechiſchen Namen und hölliſchen Flaſchen nicht mehr über die Schwelle. Der gute Pater machte ſich ſogleich auf den Weg und wir werden erfahren, daß er, was die verſprochene Hülfe betraf, Wort hielt. —

Salvator erwachte aus ſeiner Ohnmacht, und da dünkte es ihm, er läge in einer ſchönen duftigen Laube, denn über ihm rankten ſich grüne Zweige und Blätter. Er fühlte, wie eine wohlthätige Lebenswärme ihn durchſtrömte, nur war es ihm, als ſey ſein linker Arm gefeſſelt. — Wo bin ich, rief er mit matter Stimme; — da ſtürzte ein junger Menſch von hübſchem Anſehn, der an ſeinem Bette geſtanden, und den er jetzt erſt gewahrte, nieder auf die Knie, ergriff ſeine rechte Hand, küßte ſie, benetzte ſie mit heißen Thränen, rief ein Mal über das andere: O mein beſter Herr! — mein hoher Meiſter! — nun iſt alles gut — Ihr ſeyd gerettet, Ihr werdet geſunden! —

Aber ſagt mir nur, fing Salvator an — doch der junge Menſch bat ihn, ſich ja in ſeiner großen Mattigkeit nicht durch Reden anzuſtrengen, er wolle erzählen, wie es ſich mit ihm begeben. „Seht, begann der junge Menſch, ſeht mein lieber hoher Meiſter, Ihr wart wohl ſehr krank, als Ihr von Neapel hier ankamt; aber ſo zum Tode gefährlich mochte doch wohl Euer Zuſtand nicht ſeyn und geringe Mittel angewandt, hätte Euch Eure ſtarke Natur in kurzer Zeit wieder auf die Beine geholfen, wäret Ihr nicht durch Karlos gutgemeintes Ungeſchick, der gleich nach dem nächſten Arzte rannte, dem unſeligen Pyramiden-Doctor in die Hände gerathen, der alle Anſtalten machte, Euch unter die Erde zu bringen.“

„Was, rief Salvator und lachte, ſo matt wie er war, recht herzlich, was ſagt Ihr? — dem Pyramiden-Doctor? — Ja ja, trotz meiner Krankheit habe ich es wohl geſehen, der kleine damaſtne Kerl, der mich zu dem abſcheulichen ekelhaften Höllengeſöff verdammte, trug den Obelisk vom Petersplatz auf dem Kopfe, und darum heißt Ihr ihn den Pyramiden-Doctor!“ —

O heiliger Gott, ſprach der junge Menſch, indem er ebenfalls laut auflachte, da iſt Euch der Doctor Splendiano Accoramboni in ſeiner ſpitzen verhängnißvollen Nachtmütze erſchienen, in der er, wie ein unheilbringendes Meteor, jeden Morgen auf dem ſpaniſchen Platz zum Fenſter hinausleuchtet. Aber dieſer Mütze wegen heißt er keinesweges der Pyramiden-Doctor, vielmehr hat es damit eine ganz andere Bewandtniß. — Der Doctor Splendiano iſt ein großer Liebhaber von Gemälden, und beſitzt auch in der That eine ganz auserleſene Gemäldeſammlung, die er ſich durch eine beſondere Praktik erworben. Er ſtellt nemlich den Malern und ihren Krankheiten mit Schlauigkeit und Eifer nach. Vorzüglich fremde Meiſter, haben ſie nur einmal ein Paar Maccaroni zu viel gegeſſen, oder ein Glas Syrakuſer mehr als dienlich getrunken, weiß er in ſein Garn zu locken, und hängt ihnen bald dieſe, bald jene Krankheit an, die er mit einem ungeheuern

Namen tauft und darauf los curirt. Für die Cur läßt er ſich ein Gemälde verſprechen, das er, da nur beſonders hartnäckige Naturen ſeinen kräftigen Mitteln widerſtehen, gewöhnlich aus dem Nachlaß des armen fremden Malers holt, den ſie nach der Pyramide des Ceſtius getragen und eingeſcharrt. Daß Signor Splendiano dann immer das Beſte wählt, was der Maler gefertigt, und dann noch manches andere Bild mitgehen heißt, verſteht ſich von ſelbſt. Der Begräbnißplatz bei der Pyramide des Ceſtius iſt das Saatfeld des Doctors Splendiano Accoramboni, das er fleißig beſtellt, und deshalb wird er der Pyramiden-Doctor genannt. Zum Ueberfluß hatte Frau Caterina, freilich in guter Abſicht, dem Doctor eingebildet, Ihr hättet ein ſchönes Gemälde mitgebracht, und nun könnt Ihr denken, mit welchem Eifer er für Euch ſeine Tränke kochte. — Euer Glück, daß Ihr im Fieberparoxismus dem Doctor ſeine Flaſchen auf den Kopf warft, ein Glück, daß er zornig Euch verließ, ein Glück, daß Frau Caterina den Pater Bonifacio holte, Euch, den ſie in Todesnöthen glaubte, mit dem Sacrament zu verſehen. Pater Bonifacio verſteht ſich etwas auf die Heilkunde, er beurtheilte Euern Zuſtand ganz richtig, er holte mich. —

Alſo ſeyd Ihr auch ein Doctor? fragte Salvator mit matter weinerlicher Stimme.

Nein, erwiederte der Jüngling, indem ihm hohe Röthe ins Geſicht ſtieg, nein mein lieber, hoher Meiſter, ich bin keineswegs ein Doctor wie Signor Splendiano Accoramboni, aber wohl ein Wundarzt. Ich dachte, ich müſſe in die Erde verſinken vor Schreck — vor Freude, als Pater Bonifacio mir ſagte, Salvator Roſa liege todtkrank in der Straße Bergognona und bedürfe meiner Hülfe. Ich eilte her, ich ſchlug Euch eine Ader am linken Arm; Ihr wart gerettet! Wir brachten Euch hieher in das kühle luftige Zimmer, das Ihr ſonſt bewohntet. Schaut um Euch, dort ſteht noch die Staffelei, die Ihr zurückließet; dort liegen noch ein Paar Handzeichnungen, die Frau Caterina aufbewahrt hat, wie ein Heiligthum. — Eure Krankheit iſt gebrochen; einfache Mittel, die Euch Pater Bonifacio bereitet, und gute Pflege werden Euch bald erkräftigen. — Und nun erlaubt, daß ich noch einmal dieſe Hand küſſe, dieſe ſchöpferiſche Hand, die die verborgenſten Geheimniſſe der Natur ins rege Leben zaubert! — Erlaubt, daß der arme Antonio Scacciati ſein ganzes Herz ausſtrömen laſſe in Entzücken und feurigen Dank, daß der Himmel es ihm verſtattete, dem hohen, herrlichen Meiſter Salvator Roſa das Leben zu retten. — Und damit ſtürzte der Jüngling aufs Neue nieder auf die Knie, ergriff Salvators Hand, küßte ſie, und benetzte ſie mit heißen Thränen, wie zuvor.

Ich weiß nicht, ſprach Salvator, indem er ſich mühſam etwas in die Höhe richtete, ich weiß nicht, lieber Antonio, welcher beſondere Geiſt Euch treibt, daß Ihr mir ſo gar große Verehrung beweiſet. Ihr ſeyd, wie Ihr ſagt, ein Wundarzt, und dies Gewerbe pflegt ſich doch ſonſt mit der Kunſt ſchwer zu paaren? —

Wenn Ihr, erwiederte der Jüngling mit niedergeſchlagenen Augen, wenn Ihr, mein lieber Meiſter, wieder mehr bei Kräften ſeyd, ſo werde ich Euch manches ſagen, was mir jetzt ſchwer auf dem Herzen liegt. —

Thut das, ſprach Salvator, faßt volles Vertrauen zu mir. Ihr könnt das; denn ich wüßte nicht, welches Menſchen Anblick mir mehr ins treue Gemüth gedrungen, als der Eurige. — Je mehr ich Euch anſchaue, deſto klarer geht es mir auf, daß Euer Antlitz Spuren trägt einer Aehnlichkeit mit dem göttlichen Jüngling — ich meine den Sanzio! — Antonio's Augen leuchteten hoch auf in blitzendem Feuer — er ſchien vergebens nach Worten zu ringen.

In dem Augenblick trat Frau Caterina mit dem Pater Bonifacio herein, der dem Salvator ein Getränk brachte, das er kunſtverſtändig zubereitet, und das dem Kranken beſſer mundete und bekam, als das acherontiſche Waſſer des Pyramiden-Doctors Splendiano Accoramboni.

Antonio Scacciati kommt durch Salvator Roſa's Vermittlung zu hohen Ehren. Er entdeckt die Urſache ſeines fortdauernden Verdruſſes dem Salvator, der ihn tröſtet und zu helfen verſpricht.

Es kam ſo, wie Antonio vorausgeſagt. Die einfachen, heilbringenden Mittel des Pater Bonifacio, die ſorgſame Pflege der guten Frau Caterina und ihrer Töchter, die milde Jahreszeit, die eben eintrat, Alles ſchlug bei dem von Natur kräftigen Salvator ſo gut an, daß er ſich bald geſund genug fühlte, an ſeine Kunſt zu denken, und fürs Erſte tüchtige Handzeichnungen entwarf, die er künftig auszuführen gedachte.

Antonio verließ beinahe gar nicht Salvators Zimmer, er war ganz Auge, wenn Salvator ſeine Skizzen entwarf; und ſein Urtheil über Manches zeigte, daß er eingeweiht ſeyn mußte in die Geheimniſſe der Kunſt.

Hört, ſprach Salvator eines Tages zu ihm, hört Antonio, Ihr verſteht Euch ſo gut auf die Kunſt, daß ich glaube, Ihr habt nicht allein Vieles mit richtigem Verſtande angeſchaut, ſondern wohl gar ſelbſt den Pinſel in der Hand gehabt.

Erinnert, erwiederte Antonio, erinnert Euch, mein lieber Meiſter, daß ich ſchon damals, als Ihr aus tiefer Ohnmacht zur Geneſung erwachtet, Euch ſagte, ſchwer läge manches auf meinem Herzen. Nun iſt es wohl an der Zeit, daß ich mein Inneres Euch ganz und gar offenbare! — Seht, ſo wie ich der Wundarzt Antonio Scacciati bin, der Euch die Ader ſchlug, ſo gehöre ich doch ganz und gar der Kunſt an, der ich mich nun auch ganz ergeben will, das verhaßte Handwerk bei Seite werfend! —

Hoho, rief Salvator, hoho Antonio, bedenkt, was Ihr thut. Ihr ſeyd ein geſchickter Wundarzt, und werdet vielleicht ein ſtümperhafter Maler werden und bleiben; denn verzeiht, ſo jung Ihr noch an Jahren ſeyn möget, ſo ſeyd Ihr doch ſchon zu alt, um jetzt noch die Kohle zur Hand zu nehmen. Reicht doch kaum ein Menſchenalter hin, um nur zu einiger Erkenntniß des Wahrhaftigen — und noch mehr zur practiſchen Fähigkeit, es darzuſtellen, zu gelangen! —

Ei, erwiederte Antonio mild lächelnd, ei, mein lieber Meiſter, wie ſollte mir der wahnſinnige Gedanke kommen, jetzt mich zur ſchweren Malerkunſt zu wenden, hätt' ich nicht, wie ich nur konnte, ſchon von Kindesbeinen an die Kunſt getrieben, hätt' es nicht der Himmel gewollt, daß ich, durch meines Vaters Starrſinn von Allem zurückgehalten, was Kunſt heißt, doch in die Nähe berühmter Meiſter kam. Wißt, daß der große Annibal ſich des verlaßnen Knaben annahm, wißt, daß ich mich wohl recht eigentlich Guido Reni's Schüler nennen darf.

Nun, ſprach Salvator etwas ſcharf, wie es zuweilen in ſeiner Art lag, nun wackerer Antonio, ſo habt Ihr ja gar große Lehrer gehabt, und ſo kann es gar nicht fehlen, daß Ihr, Eurer Wundarzneikunſt unbeſchadet, auch ein großer Schüler ſeyn müßt. — Nur begreife ich nicht, wie Ihr, ein treuer Anhänger des ſanften, zierlichen Guido, den Ihr vielleicht, — die Schüler thun ja das wohl im Enthuſiasmus, — in Euern Gemälden noch überzierlicht, wie Ihr da einiges Wohlgefallen an meinen Bildern finden, wie Ihr mich wirklich für einen Meiſter der Kunſt halten könnt.

Dem Jüngling ſtieg hohe Glut ins Geſicht bei dieſen Worten Salvators, die auch wohl beinahe klangen wie verhöhnender Spott.

Laßt, ſprach er, laßt mich jetzt alle Scheu, die ſonſt mir den Mund verſchließt, bei Seite ſetzen, laßt mich alles frei herausſagen, wie ich es in mir trage. — Seht, Salvator, niemals habe ich einen Meiſter ſo aus dem tiefſten Grunde meiner Seele verehrt, als eben Euch. Es iſt die oft übermenſchliche Größe der Gedanken, die ich in Euren Werken anſtaune. Ihr erfaßt die tiefſten Geheimniſſe der Natur, Ihr erſchaut die wunderbaren Hieroglyphen ihrer Felſen, ihrer Bäume, ihrer Waſſerfälle, Ihr vernehmt ihre heilige Stimme, Ihr verſteht ihre Sprache, und habt die Macht, es aufzuſchreiben, was ſie zu Euch geſprochen. — Ja ein Aufſchreiben möcht' ich Euer keckes, kühnes Malen nennen. — Der Menſch allein mit ſeinem Treiben genügt Euch nicht, Ihr ſchaut den Menſchen nur in dem Kreiſe der Natur, und inſofern ſein innerſtes Weſen durch ihre Erſcheinungen bedingt iſt; deshalb, Salvator, ſeyd Ihr auch nur wahrhaft groß in Euern wunderbar ſtaffirten Landſchaften. Das hiſtoriſche Bild ſetzt Euch Gränzen, die Euern Flug hemmen zum Nachtheil der Darſtellung.

Das, unterbrach Salvator den Jüngling, das redet Ihr den neidiſchen Hiſtorien-Malern nach, Antonio, die mir die Landſchaft hinwerfen, wie einen guten Biſſen, an dem ich kauen und ihr eigenes Fleiſch verſchonen ſoll! — Ob ich mich wohl auf menſchliche Figuren, und auf Alles, was dem anhängig, verſtehe? — Aber das tolle Nachreden —

Werdet, fuhr Antonio fort, werdet nicht ungehalten, mein lieber Meiſter, ich rede Niemandem etwas blindlings nach, und am wenigſten darf ich jetzt dem Urtheil unſerer Meiſter hier in Rom trauen! — Wer wird die kühne Zeichnung, den wunderbaren Ausdruck, vorzüglich aber die lebendige Bewegung Eurer Figuren nicht hoch bewundern! — Man merkt es, daß Ihr nicht nach dem ſteifen, ungelenken Modell, oder gar nach der todten Gliederpuppe arbeitet; man merkt es, daß Ihr ſelbſt Euer reges lebendiges Modell ſeyd, indem Ihr, wann Ihr zeichnet und malt, vor einem großen Spiegel die Figur darſtellt, die Ihr auf die Leinwand zu bringen im Sinne habt! —

Der Tauſend! Antonio, rief Salvator lachend, ich glaube, Ihr habt ſchon öfters, ohne daß ich es eben gewahr worden, in meine Werkſtatt geguckt, da Ihr ſo genau wiſſet, wie es darin hergeht? —

Könnte das nicht ſeyn? erwiederte Antonio, doch laßt mich weiter ſprechen! — Die Bilder, die Euch Euer mächtiger Geiſt eingiebt, möcht' ich gar nicht ſo ängſtlich in ein Fach ſtellen, wie die pedantiſchen Meiſter zu thun ſich mühen. In der That, was man gewöhnlich Landſchaft nennt, paßt ſchlecht auf Eure Gemälde, die ich lieber hiſtoriſche Darſtellungen im tiefern Sinne nennen möchte. Scheint oft dieſer, jener Felſen, dieſer, jener Baum, wie ein rieſiger Menſch mit ernſtem Blick uns anzuſchauen, ſo gleicht dieſe, jene Gruppe ſeltſam gekleideter Menſchen wiederum einem wunderbaren, lebendig gewordnen Geſtein; die ganze Natur im harmoniſchen Einklang ſich regend, ſpricht den erhabenen Gedanken aus, der in Euch aufglühte. So hab' ich Eure Gemälde betrachtet, und auf dieſe Weiſe verdanke ich ihnen, Euch, mein hoher, herrlicher Meiſter, allein das tiefere Verſtändniß der Kunſt. — Glaubt deshalb nicht, daß ich in kindiſche Nachahmerei verfallen. — So ſehr ich mir die Freiheit, die Keckheit Eures Pinſels wünſche, ſo muß ich doch geſtehen, daß mir die Färbung in der Natur anders erſcheint, als ich ſie auf Euern Gemälden erblicke. Iſt es, meine ich, auch der Praktik wegen, dem Schüler heilſam, den Styl dieſes oder jenes Meiſters nachzuahmen, ſo muß er, ſteht er nur einigermaßen auf eigenen Füßen, doch darnach ringen, die Natur ſo darzuſtellen, wie er ſie erſchaut! — Dieſes wahrhafte Schauen, dieſe Einigkeit mit ſich ſelbſt, kann ja nur allein Charakter und Wahrheit erzeugen. — Guido war dieſer Meinung, und der unruhige Preti, den ſie, wie Euch bekannt iſt, den Calabreſen nennen, ein Maler, der gewiß, wie kein andrer über ſeine Kunſt nachgedacht hat, warnte mich eben ſo vor aller Nachahmerei! — Nun wißt Ihr, Salvator, warum ich Euch ſo überaus verehre, ohne Euer Nachahmer zu ſeyn. —

Salvator hatte dem Jüngling, während er ſprach, ſtarr in die Augen geſchaut, jetzt riß er ihn ſtürmiſch an die Bruſt.

Antonio, ſprach er dann, Ihr habt in dieſem Augenblick gar weiſe tiefſinnige Worte geſagt — So jung Ihr an Jahren ſeyd, ſo möget Ihr es doch, was das wahre Verſtändniß der Kunſt betrifft, manchem von unſern alten, hochgeprieſenen Meiſtern zuvorthun, die viel Abentheuerliches von ihrem Malen faſeln, ohne jemals der Sache auf den Grund zu kommen. Wahrhaftig! als Ihr von meinen Bildern ſprachet, war es, als würde ich mir ſelbſt erſt recht klar, und daß Ihr meinen Styl nicht nachahmt, daß Ihr nicht, wie manche andere, den ſchwarzen Farbentopf zur Hand nehmt, grelle Lichter aufſetzet, oder gar ein Paar verkrüppelte Geſtalten mit abſcheulichen Geſichtern aus der kothigen Erde herausgucken laßt und dann meint, der Salvator ſey fertig: eben darum ſchätze ich Euch gar hoch — Wie Ihr da ſeyd, habt Ihr an mir den treuſten Freund gefunden! — Ich gebe mich Euch hin mit ganzer Seele! —

Antonio war außer ſich vor Freude über das Wohlwollen, das ihm der Meiſter ſo mit aller Gemüthlichkeit bezeugte. Salvator äußerte lebhaftes Verlangen, Antonios Bilder zu ſehen. Antonio führte ihn zur Stelle in ſeine Werkſtatt.

Nicht Geringes hatte Salvator von dem Jüngling erwartet, der ſo verſtändig über die Kunſt geſprochen, in dem ein beſonderer Geiſt ſich zu regen ſchien; und doch wurde der Meiſter durch Antonios reiche Bilder gar höchlich überraſcht. Er fand überall kühne Gedanken, correcte Zeichnung, und das friſche Colorit, der große Geſchmack in dem breiten Faltenwurf, die ungemeine Zierlichkeit der Extremitäten, die hohe Anmuth der Köpfe zeigte den würdigen Schüler des großen Reni, wiewohl das Beſtreben Antonios nicht, wie jenes Meiſters, der das wohl zu thun pflegte, den Ausdruck der Schönheit zu opfern, oft zu ſichtlich, hervortrat. Man ſah, Antonio rang nach Annibals Stärke, ohne ſie zur Zeit erreichen zu können.

In ernſtem Schweigen hatte Salvator jedes von Antonios Gemälden lange Zeit hindurch betrachtet, dann ſprach er: Hört Antonio, es iſt wohl nun nicht anders, Ihr ſeyd recht eigentlich für die edle Malerkunſt geboren. Denn nicht allein, daß die Natur Euch den ſchöpferiſchen Geiſt gegeben hat, der in unverſiegbarem Reichthum die herrlichſten Gedanken entflammt, ſie verlieh Euch auch das ſeltene Talent, das in kurzer Zeit die Schwierigkeiten der Praktik überwindet. — Ich würde lügenhaft ſchmeicheln, wenn ich Euch ſagen ſollte, daß Ihr jetzt ſchon Eure Meiſter, daß Ihr Guidos wunderbare Anmuth, daß Ihr Annibals Stärke erreicht habt; aber gewiß iſt es, daß Ihr unſere Meiſter, die ſich hier in der Akademie San Luca ſo brüſten, den Tiarini, den Geſſi, den Sementa und wie ſie alle heißen, ja ſelbſt den Lanfranco nicht ausgenommen, der nur auf Kalk zu malen verſteht, weit übertrefft. — Und doch Antonio! und doch würde ich mich, wär' ich an Eurer Stelle, beſinnen, ob ich die Lanzette ganz und gar wegwerfen und den Pinſel allein zur Hand nehmen ſolle! — Das klingt ſonderbar, aber hört mich an! — Es iſt jetzt in der Kunſt eine böſe Zeit eingetreten, oder vielmehr, der Teufel ſcheint geſchäftig zu ſeyn unter unſern Meiſtern, und ſie wacker zu hetzen! — Seyd Ihr nicht darauf gefaßt, Kränkungen jeder Art zu erfahren, je höher Ihr in der Kunſt ſteigt, deſto mehr Hohn und Verachtung zu leiden, überall; ſo wie Euer Ruhm ſich verbreitet, auf hämiſche Böſewichter zu ſtoßen, die mit freundlicher Miene ſich an Euch drängen, um Euch deſto ſicherer zu verderben, ſeyd Ihr, ſage ich, auf Alles das nicht gefaßt, ſo bleibt weg von der Malerei! — Denkt an das Schickſal Eures Lehrers, des großen Annibal, den ein ſchurkiſcher Haufe von Kunſtgenoſſen in Neapel tückiſch verfolgte, ſo daß er kein einziges großes Werk auszuführen bekam, ſondern überall mit Verachtung abgewieſen wurde, was ihm denn den frühen Tod zuzog! — Denkt doch nur daran, wie es unſerm Dominichino erging, als er die Kuppel in der Kapelle des heiligen Januars malte. Beſtachen nicht die Böſewichter von Malern — ich will nun eben keinen nennen, auch nicht den Schurken Beliſario und den Ribera! — beſtachen die nicht Dominichinos Diener, daß er Aſche unter den Kalk werfen ſolle? So konnte das Bewerfen der Mauer nicht binden und die Malerei keinen Beſtand haben. — Denkt an das Alles und prüft Euch wohl, ob Euer Gemüth ſtark genug iſt, dergleichen zu ertragen, denn ſonſt wird Eure Kraft gebrochen, und mit dem feſten Muth zu ſchaffen, geht auch die Fähigkeit dazu verloren! —

Ach Salvator, erwiederte Antonio, es iſt wohl kaum möglich, daß ich, habe ich mich dann ganz und gar zu den Malern geſchlagen, mehr Hohn und Verachtung erdulden kann, als es jetzt ſchon geſchehen iſt, da ich noch Wundarzt bin. — Ihr habt Wohlgefallen gefunden an meinen Gemälden, ja Ihr habt es, und doch wohl aus innerer Ueberzeugung ausgeſprochen, daß ich Tüchtigeres zu ſchaffen vermag, als manche von unſern Lucanern; und doch ſind es eben dieſe, die über Alles, was ich mit großem Fleiß hervorgebracht, die Naſe rümpfen und verächtlich ſprechen: Seht doch, der Wundarzt will malen! — Eben darum ſteht aber mein Entſchluß feſt, mich von einem Gewerbe ganz zu trennen, das mir mit jedem Tage verhaßter wird! — Auf Euch, mein würdiger Meiſter, habe ich nun meine ganze Hoffnung geſtellt! — Euer Wort gilt viel, Ihr könnt, wollt Ihr für mich ſprechen, mit einem Mal meine neidiſchen Verfolger zu Boden ſchlagen, Ihr könnt mich hinſtellen an den Platz, wo ich hin gehöre! —

Ihr habt, erwiederte Salvator, Ihr habt viel Vertrauen zu mir; aber, nachdem wir uns ſo recht über unſere Kunſt verſtändigt, nachdem ich Eure Werke geſehen, wüßte ich auch in der That nicht, für wen ich lieber mit aller Kraft in den Kampf gehen ſollte, als eben für Euch! —

Salvator betrachtete noch einmal Antonios Gemälde, und blieb vor einem ſtehen, das eine Magdalena zu des Heilands Füßen darſtellte, und das er ganz beſonders pries.

„Ihr ſeyd, ſprach er, von der gewöhnlichen Art, wie man dieſe Magdalena darſtellt, abgewichen. Eure Magdalena iſt nicht die ernſte Jungfrau, ſondern mehr ein unbefangenes, liebliches Kind, aber ein ſo wunderbares, wie es Guido nur hätte ſchaffen können. — Es liegt ein beſonderer Zauber in der holden Geſtalt; Ihr habt mit Begeiſterung gemalt, und irr' ich nicht, ſo lebt das Original dieſer Magdalena und iſt hier in Rom zu finden — Geſteht es Antonio! — Ihr ſeyd in Liebe!“ — Antonio ſchlug den Blick zu Boden und ſprach leiſe und ſchüchtern: Eurem Scharfblick entgeht nichts, mein lieber Meiſter, es mag wohl ſo ſeyn, wie Ihr ſaget; aber tadelt mich nicht darum. — Jenes Bild halt' ich am höchſten, und ich habe es wie ein heiliges Geheimniß zur Zeit verborgen gehalten vor Jedermanns Auge.

Was ſagt Ihr, unterbrach Salvator den Jüngling, Niemand von den Malern hat Euer Bild geſchaut!

So iſt es, erwiederte Antonio.

Nun, fuhr Salvator fort, indem ihm die Augen vor Freude blitzten, nun Antonio, ſo ſeyd gewiß, daß ich Eure neidiſchen, hochmüthigen Verfolger zu Boden ſchlage, und Euch zu verdienten Ehren bringe. Vertraut mir Euer Bild an, ſchafft es zur Nachtzeit heimlich in meine Wohnung, und für das Uebrige laßt mich dann ſorgen. — Wollt Ihr das thun?

Mit tauſend Freuden, erwiederte Antonio. Ach ich möchte nun auch gleich von dem Ungemach meiner Liebe zu Euch reden; aber es iſt mir ſo, als wenn ich das nun gerade heute, da in der Kunſt unſer Inneres ſich gegenſeitig erſchloſſen, nicht dürfe. Künftig flehe ich Euch wohl an, auch was meine Liebe betrifft, mir beizuſtehen mit Rath und That. —

Mit beidem, ſprach Salvator, ſtehe ich Euch zu Dienſten, wo und wenn es Noth thut! — Im Davonſchreiten wandte ſich Salvator noch einmal um und ſprach lächelnd: Hört Antonio, als Ihr mir entdecktet, daß Ihr ein Maler wäret, da fiel es mir ſchwer aufs Herz, daß ich von Eurer Aehnlichkeit mit dem Sanzio geſprochen. Ich glaubte ſchon, Ihr könntet ſo faſelig thun, wie manche von unſern jungen Leuten, die, tragen ſie eine flüchtige Aehnlichkeit mit dieſem, jenem großen Meiſter im Geſicht, ſich ſogleich den Bart ſo ſtutzen oder die Haare, wie der es that, und darin den Beruf finden, jenes Meiſters Manier auch in der Kunſt nachzuahmen, widerſtrebt dem gleich ihre Natur! — Wir haben beide den Namen Raphael nicht genannt, aber glaubt mir, in Euern Bildern habe ich die deutliche Spur gefunden, wie der ganze Himmel der göttlichen Gedanken in den Werken des größten Malers der Zeit Euch aufgegangen! — Ihr verſteht den Raphael, Ihr werdet mir nicht ſo antworten, wie der Velasquez, den ich neulich fragte, was er von dem Sanzio halte. Titian, erwiederte er mir, ſey der größte Maler, Raphael wiſſe nichts von der Carnation. — In dieſem Spanier iſt das Fleiſch, aber nicht das Wort; und doch erheben ſie ihn in San Luca bis in den Himmel, weil er einmal Kirſchen gemalt, die die Spatzen angepickt! — —

Es begab ſich, daß nach einigen Tagen die Akademiſten von San Luca ſich in ihrer Kirche verſammelten, um über die Werke der Maler, die ſich zur Aufnahme gemeldet, zu urtheilen. Dort hatte Salvator das ſchöne Bild Scacciatis aufſtellen laſſen. Unwillkührlich wurden die Maler von der Stärke und Anmuth des Gemäldes hingeriſſen und von allen Lippen ertönte das ungemeſſenſte Lob, als Salvator verſicherte, daß er das Bild aus Neapel mitgebracht, als den Nachlaß eines jungen, früh verſtorbenen Malers. —

Wenige Zeit dauerte es, ſo ſtrömte ganz Rom hin, das Gemälde des jungen unbekannt verſtorbenen Malers zu bewundern; man war darüber einig, daß ſeit Guido Reni's Zeiten ein ſolches Bild nicht geſchaffen worden, ja man ging im gerechten Enthuſiasmus ſo weit, die wunderliebliche Magdalena noch über Guido's Schöpfungen der Art zu ſtellen. — Unter der Menge von Menſchen, die immer vor Scacciatis Gemälde verſammelt, bemerkte Salvator eines Tages einen Mann, der bei ſeinem übrigens gar beſonderen Anſehen ſich wie närriſch gebehrdete. Er war hoch in den Jahren, groß, dürr wie eine Spindel, bleichen Angeſichts, mit langer ſpitzer Naſe, mit eben ſo langem Kinn, das überdies in einen kleinen Bart ſich zuſpitzte, und grauen, blitzenden Augen. Auf die dicke, hellblonde Perücke hatte er einen hohen Hut mit einer ſtattlichen Feder geſetzt, er trug ein kleines, dunkelrothes Mäntelchen mit vielen blanken Knöpfen, ein himmelblaues, ſpaniſch geſchlitztes Wamms, große, mit ſilbernen Frangen beſetzte Stülphandſchuhe, einen langen Stoßdegen an der Seite, hellgraue Strümpfe über die ſpitzen Knie gezogen, und mit gelben Bändern gebunden, und eben ſolche gelbe Bandſchleifen auf den Schuhen.

Dieſe ſeltſame Figur ſtand nun wie entzückt vor dem Bilde, erhob ſich auf den Zehen, duckte ſich ganz klein nieder — hüpfte dann mit beiden Beinen zugleich auf — ſtöhnte — ächzte — kniff die Augen feſt zu, daß die Thränen hervorperlten, riß ſie dann wieder weit auf, ſchaute unverwandt hin nach der lieblichen Magdalena, ſeufzte, liſpelte mit feiner, klagender Caſtraten-Stimme: Ah carissima — benedettissima — ah Marianna — Mariannina — bellissima etc. Salvator, auf ſolche Figuren beſonders erpicht, drängte ſich zu dem Alten, wollte ſich mit ihm in ein Geſpräch einlaſſen über Scacciatis Bild, das ihn ſo zu entzücken ſchien. Ohne ſonderlich auf Salvator zu achten, verfluchte aber der Alte ſeine Armuth, die ihm nicht erlaube, das Bild für eine Million zu erſtehen, und zu verſchließen, damit nur kein Anderer ſeine ſataniſchen Blicke darauf richte. Und dann hüpfte er wieder auf und nieder, und dankte der Jungfrau und allen Heiligen, daß der verruchte Maler todt ſey, der das himmliſche Bild gemalt, das ihn in Verzweiflung und Raſerei ſtürze.

Salvator ſchloß, der Mann müſſe wahnſinnig, oder ein ihm unbekannter Akademiſt von San Luca ſeyn. —

Ganz Rom war erfüllt von dem wunderbaren Gemälde Scacciatis; es war kaum von etwas Anderm die Rede, und dies mußte wohl ſchon zur Genüge die Vortrefflichkeit des Werkes beweiſen. Als nun die Maler aufs Neue in der Kirche des heiligen Lucas verſammelt waren, um über die Aufnahme Verſchiedener, die ſich dazu gemeldet, zu entſcheiden, fragte Salvator Roſa plötzlich: ob nicht der Maler, deſſen Werk die Magdalena zu des Heilands Füßen, würdig geweſen in die Akademie aufgenommen zu werden? Alle Maler, ſelbſt den über die Gebühr kritiſchen Ritter Joſepin nicht ausgenommen, verſicherten einſtimmig, daß ſolch ein hoher Meiſter eine Zierde der Akademie geweſen ſeyn würde, und bedauerten in den ausgeſuchteſten Redensarten ſeinen Tod, wiewohl ſie eben ſo gut, als jener tolle Alte, im Herzen den Himmel dafür prieſen. — Ja ſie gingen in ihrem Enthuſiasmus ſo weit, daß ſie beſchloſſen, den vortrefflichen Jüngling, den der Tod zu früh der Kunſt entriſſen, noch im Grabe zum Akademiker zu ernennen, und zum Heil ſeiner Seele Meſſen leſen zu laſſen in der Kirche des heiligen Lucas. Sie erbaten ſich daher von dem Salvator den vollſtändigen Namen des Verſtorbenen, ſein Geburtsjahr, den Ort ſeiner Herkunft u. ſ. w.

Da erhob ſich Salvator Roſa und ſprach mit lauter Stimme: Ei, Ihr Herren, die Ehre, die Ihr einem Todten im Grabe erweiſen wollet, könnet Ihr beſſer einem Lebendigen zuwenden, der unter Euch wandelt. — Wißt, die Magdalena zu des Heilands Füßen, das Gemälde, das Ihr mit Recht ſo hoch, ſo über alle Malereien ſtellt, die die neueſte Zeit hervorgebracht hat, es iſt nicht das Werk eines neapolitaniſchen Malers, der ſchon verſtorben, wie ich vorgab, damit Euer Urtheil unbefangen ſeyn möchte — jenes Gemälde, das Meiſterwerk, welches ganz Rom bewundert, iſt von der Hand Antonio Scacciatis des Wundarztes! —

Stumm und ſtarr, wie von jähem Blitz getroffen, ſchauten die Maler den Salvator an. Der weidete ſich einige Augenblicke an ihrer Verlegenheit und fuhr dann fort: Nun Ihr Herren, Ihr habt den wackern Antonio nicht unter Euch dulden wollen, weil er ein Wundarzt iſt, nun mein' ich aber, ein Wundarzt thäte der erhabenen Akademie von San Luca eben recht Noth, um den verkrüppelten Figuren, wie ſie aus der Werkſtatt von manchen Eurer Maler hervorgehen, die Glieder einzurenken! — Jetzt werdet Ihr aber wohl nicht länger anſtehen, zu thun, was Ihr längſt hättet thun ſollen, nämlich den tüchtigen Maler Anionio Scacciati aufnehmen in die Akademie San Luca.

Die Akademiker verſchluckten Salvators bittere Pille, ſtellten ſich hoch erfreut, daß Antonio ſein Talent auf ſolch entſcheidende Weiſe beurkundet, und ernannten ihn mit vielem Gepränge zum Mitgliede der Akademie.

Kaum ward es in Rom bekannt, daß Antonio das wunderbare Bild geſchaffen, als ihm von allen Seiten Lobeserhebungen, ja Anerbieten, große Werke zu unternehmen, zuſtrömten. So wurde nun der Jüngling durch Salvators kluge, liſtige Handlungsweiſe auf einmal aus dem Dunkel hervorgezogen, und kam im Augenblick, als er ſeine eigentliche Künſtler-Laufbahn beginnen wollte, zu hohen Ehren.

Antonio ſchwamm in Seligkeit und Wonne. Deſto mehr nahm es den Salvator Wunder, als, da einige Tage vergangen, der Jüngling bei ihm ſich einfand, bleich, entſtellt, ganz Gram und Verzweiflung. Ach Salvator, ſprach Antonio, was hilft es mir nun, daß Ihr mich empor gebracht habt, wie ich es gar nicht ahnen konnte, daß ich überhäuft werde mit Lob und Ehre, daß die Ausſicht des herrlichſten Künſtler-Lebens ſich mir geöffnet, da ich doch grenzenlos elend bin, da eben das Bild, dem ich nächſt Euch, mein lieber Meiſter, meinen Sieg verdanke, mein Unglück rettungslos entſchieden hat!

Still, erwiederte Salvator, verſündigt Euch nicht an der Kunſt und an Euerm Bilde! An das entſetzliche Unglück, das Euch betroffen, glaube ich ganz und gar nicht. Ihr ſeyd in Liebe, und da mag ſich denn nicht gleich Alles Euern Wünſchen fügen wollen: das wird Alles ſeyn. Verliebte ſind wie die Kinder, die gleich weinen und ſchreien, wenn man nur ihr Püppchen berührt. Laßt, ich bitt' Euch, laßt das Lamentiren, ich kann es durchaus nicht leiden. Dort ſetzt Euch hin und erzählt mir ruhig, wie es ſich verhält mit Eurer holden Magdalena, mit Eurer Liebesgeſchichte überhaupt, und wo die Steine des Anſtoßes liegen, die wir wegräumen müſſen, denn ich ſage Euch im Voraus meine Hülfe zu. Je abenteuerlicher die Dinge ſind, die wir unternehmen müſſen, deſto lieber iſt es mir. — In der That, das Blut wallt wieder raſch in meinen Adern, und meine Diät will es, daß ich einige tolle Streiche unternehme. — Aber nun erzählt, Antonio! und wie geſagt fein ruhig ohne O — Ach und Weh! —

Antonio nahm Platz in dem Seſſel, den ihm Salvator an die Staffelei, an der er arbeitete, hingeſchoben, und begann in folgender Art:

In der Straße Ripetta, in dem hohen Hauſe, deſſen weit vorſtehenden Balcon man gleich erblickt, wenn man durch die Porta del Popolo tritt, wohnt der närriſchſte Kauz, den es vielleicht in ganz Rom giebt. Ein alter Hageſtolz, alle Gebrechen ſeines Standes in ſich tragend, geizig, eitel, den Jüngling ſpielend, verliebt, geckenhaft! — Er iſt groß, dürr wie eine Gerte, geht in buntſcheckig ſpaniſcher Tracht, mit blonder Perücke, ſpitzem Hute, Stülphandſchuhen, Stoßdegen an der Seite —

Halt, halt, rief Salvator, den Jüngling unterbrechend, erlaubt einige Augenblicke Antonio! — Und damit drehte er das Bild, an dem er eben malte, um, nahm die Kohle zur Hand, und zeichnete auf die Kehrſeite mit einigen kecken Strichen den ſeltſamen alten Mann hin, der ſich vor Antonio's Gemälde ſo närriſch gebehrdete.

Bei allen Heiligen, ſchrie Antonio, indem er aufſprang vom Stuhl, und ſeiner Verzweiflung unbeſchadet hell auflachte, bei allen Heiligen, das iſt er, das iſt Signor Pasquale Capuzzi, von dem ich eben ſpreche, wie er leibt und lebt! —

Nun ſeht Ihr wohl, ſprach Salvator ruhig, ich kenne ſchon den Patron, der höchſt wahrſcheinlich Euer arger Widerſacher iſt; doch fahrt nur fort.

Signor Pasquale Capuzzi, ſprach Antonio weiter, iſt ſteinreich, dabei, wie ich ſchon ſagte, ſchmutziger Geizhals und ein ausgemachter Geck. Das Beſte an ihm iſt noch, daß er die Künſte liebt, vorzüglich Muſik und Malerei; aber es läuft dabei ſo viel Narrheit mit unter, daß auch in dieſer Hinſicht mit ihm gar nicht auszukommen iſt. Er hält ſich für den größten Componiſten der Welt, und für einen Sänger, wie er in der päpſtlichen Kapelle gar nicht zu finden. Deshalb ſieht er unſern alten Frescobaldi nur über die Schultern an, und meint, wenn die Römer von dem wunderbaren Zauber ſprechen, der in Ceccarelli's Stimme liege, Ceccarelli verſtehe vom Geſange ſo viel wie ein Reitſtiefel, und er, Capuzzi, wiſſe wohl, wie man die Leute zu bezaubern vermöge. Weil aber der erſte Sänger des Papſtes den ſtolzen Namen Odoardo Ceccarelli di Merania führt, ſo hört es unſer Capuzzi gern, wenn man ihn Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia heißt. Denn in Senigaglia, und zwar wie die Leute ſagen, auf einem Fiſcherkahn, jäh erſchreckt durch einen auftauchenden Seehund, gebar ihn ſeine Mutter, weshalb viel Seehündiſches in ſeine Natur gekommen. In frühern Jahren brachte er eine Oper aufs

Theater, die jämmerlich ausgepfiffen wurde, das hat ihn aber nicht geheilt von ſeiner Sucht, abſcheuliche Muſik zu machen; vielmehr ſchwur er, als er Francesco Cavalli's Oper, Le Nozze di Teti e di Peleo gehört, der Capellmeiſter habe die ſublimſten Gedanken aus ſeinen unſterblichen Werken entlehnt, worüber er beinahe Prügel oder gar Meſſerſtiche bekommen. Noch iſt er wie beſeſſen darauf, Arien zu ſingen und dazu eine arme ſchwindſüchtige Chitarre abzumartern, daß ſie zu ſeinem abſcheulichen Gequarre ſtöhnen und ächzen muß. Sein treuer Pylades iſt ein mißrathener zwerghafter Caſtrat, den die Römer Pitichinaccio nennen. Zu den beiden geſellt ſich — denkt Euch wer! — Nun! kein andrer, als der Pyramiden-Doctor, der Töne von ſich gibt, wie ein melancholiſcher Eſel, und dennoch meint, er ſänge einen vortrefflichen Baß, trotz dem Martinelli in der päpſtlichen Kapelle. Die drei würdigen Leute kommen nun zuſammen Abends, und ſtellen ſich hin auf den Balcon und ſingen die Motetten von Cariſſimi, daß alle Hunde und Katzen in der ganzen Nachbarſchaft in ein lautes Jammergeſchrei ausbrechen, und die Menſchen das hölliſche Trio zu allen tauſend Teufeln wünſchen.

Bei dieſem närriſchen Signor Pasquale Capuzzi, den Ihr aus meiner Schilderung hinlänglich kennen gelernt haben werdet, ging nun mein Vater aus und ein, weil er ihm Perücke und Bart zuſtutzte. Als mein Vater geſtorben, übernahm ich das Geſchäft, und Capuzzi war gar ſehr mit mir zufrieden, einmal, weil er behauptete, ich verſtehe, wie kein Andrer, ſeinem Zwickelbart unter der Naſe einen kühnen Schwung aufwärts zu geben, dann aber wohl, weil ich mit den elenden Paar Quattrinos zufrieden war, die er mir für meine Mühe gab. Doch glaubte er mich überreich zu belohnen, weil er mir jedesmal, wenn ich ihm ſeinen Bart geſtutzt, mit feſt zugedrückten Augen eine Arie von ſeiner Compoſition vorkrähte, die mir die Ohren zerriß, wiewohl mir die tollen Gebehrden des Alten viel Spaß machten, weshalb ich auch immer wieder hinging. — Eines Tages ſteige ich ganz ruhig die Treppen herauf, klopfe an die Thür, öffne ſie — da tritt mir ein Mädchen — ein Engel des Lichts entgegen! — Ihr kennt meine Magdalena! — ſie war es! — Erſtarrt, feſt in den Boden gewurzelt, bleibe ich ſtehen. — Nein Salvator! — Ihr möget kein O und Ach! — Genug, ſo wie ich die wunderlieblichſte der Jungfrauen ſchaute, ergriff mich die heißeſte glühendſte Liebe. Der

Alte ſagte mir ſchmunzelnd, das Mädchen ſey die Tochter ſeines Bruders Pietro, der in Senigaglia geſtorben, heiße Marianna, ſey mutter- und geſchwiſterlos; als Onkel und Vormund habe er ſie daher zu ſich ins Haus genommen. Ihr könnt denken, daß von nun an Capuzzi's Haus mein Paradies war. Ich mocht' es anſtellen, wie ich wollte, nie glückte es mir, mit Marianna auch nur einen Augenblick allein zu ſeyn. Doch ihre Blicke, mancher verſtohlne Seufzer, ja mancher Händedruck ließen mich mein Glück nicht bezweifeln. — Der Alte errieth mich, und das konnte ihm wohl nicht ſchwer fallen. Er meinte, mein Betragen gegen ſeine Nichte gefiele ihm ganz und gar nicht, und fragte, was ich denn eigentlich wolle? — Offen geſtand ich ihm, daß ich Marianna mit voller Seele liebe, und kein höheres Glück auf Erden kenne, als mich mit ihr zu verbinden. Da maß mich Capuzzi von oben bis unten, brach dann in ein höhniſches Gelächter aus, und meinte, er habe gar nicht geglaubt, daß in dem Kopf eines armſeligen Bartkratzers ſolche hohe Ideen ſpuken könnten. Der Zorn wollte in mir überwallen, ich ſagte, er wiſſe wohl, daß ich kein armſeliger Bartkratzer, vielmehr ein tüchtiger Wundarzt, und überdem, was die herrliche Malerkunſt betreffe, ein treuer Schüler des großen Annibal Caracci, des unübertroffenen Guido Reni ſey. Noch in ein ſtärkeres Gelächter brach nun der niederträchtige Capuzzi aus, und quiekte in ſeinem ſcheußlichen Falſett: Ei mein ſüßer Signor Bartkratzer, mein vortrefflicher Signor Wundarzt, mein holdſeliger Annibal Caracci, mein geliebteſter Guido Reni, ſcheert Euch zu allen Teufeln und laßt Euch hier nicht mehr ſehen, wenn Ihr mit geſunden Beinen davon kommen wollt! — Damit packte mich der alte wahnſinnige Knickebein, und hatte nichts Geringeres im Sinn, als mich zur Thüre hinaus, die Treppe hinabzuwerfen. — Nein! das war nicht zu dulden! — Wüthend faßte ich den Alten, ſtülpte ihn um, daß er laut aufkreiſchend die Beine in die Höhe ſtreckte, rannte die Treppe hinab, zur Thüre hinaus, die nun freilich für mich verſchloſſen blieb.

So ſtanden die Sachen, als Ihr nach Rom kamt, und als der Himmel dem guten Pater Bonifacio es eingab, mich zu Euch zu führen. — Nun da durch Eure Geſchicklichkeit das gelungen, wonach ich vergebens getrachtet hatte, als die Akademie von San Luca mich aufgenommen, als ganz Rom mir Lob und Ehre in überreichem Maaß geſpendet hatte, ging ich geraden Weges zum Alten und ſtand plötzlich vor ihm in ſeinem Zimmer, wie ein bedrohliches Geſpenſt. — So mußte ich ihm nemlich vorkommen, denn er wurde leichenblaß, und zog ſich zurück, an allen Gliedern zitternd, hinter einen großen Tiſch. Mit ernſtem, feſten Ton hielt ich ihm nun vor, daß es jetzt keinen Bartkratzer und Wundarzt, wohl aber einen berühmten Maler und Akademiker von San Luca, Antonio Scacciati gebe, dem er die Hand ſeiner Nichte Marianna nicht verweigern werde. Da hättet Ihr die Wuth ſehen ſollen, in die der Alte gerieth. Er heulte, er ſchlug mit den Armen um ſich wie vom Teufel beſeſſen; er ſchrie: ich trachte, ein ruchloſer Mörder, nach ſeinem Leben, ich habe ihm ſeine Marianna geſtohlen, da ich ſie in dem Gemälde abkonterfeit, das ihn in Raſerei und Verzweiflung ſtürze, da nun alle Welt — alle Welt ſeine Marianna — ſein Leben — ſeine Hoffnung — ſein Alles mit gierigen, lüſternen Blicken anſchaue; — aber ich ſolle mich hüten, das Haus über dem Kopf wolle er mir anzünden, damit ich verbrenne ſammt meinem Gemälde. — Und damit fing er ſo übermäßig an zu ſchreien: Feuer — Mörder — Diebe — Hülfe — daß ich ganz beſtürzt nur eilte, um aus dem Hauſe zu kommen. —

Der alte, wahnſinnige Capuzzi iſt bis über die Ohren verliebt in ſeine Nichte, er ſchließt ſie ein, er wird, gelingt es ihm Dispenſation zu bekommen, ſie zu der abſcheulichſten Verbindung zwingen. — Alle Hoffnung iſt verloren. —

Warum nicht gar, ſprach Salvator lachend, ich meine vielmehr, daß Eure Sachen gar nicht beſſer ſtehen können! — Marianna liebt Euch, davon ſeyd Ihr überzeugt, und es kommt nur darauf an, ſie dem alten, tollen Signor Pasquale Capuzzi zu entreißen. Nun wüßt' ich aber doch in der That nicht, warum ein Paar unternehmende rüſtige Leute, wie wir, das nicht bewerkſtelligen ſollten! — Faßt Muth, Antonio! ſtatt zu klagen, ſtatt liebeskrank zu ſeufzen und zu ohnmächteln, iſt es beſſer, emſig zu ſinnen auf Marianna's Rettung. — Gebt Acht, Antonio, wie wir den alten Geck bei der Naſe herumführen wollen: das Tollſte iſt mir kaum toll genug bei derlei Unternehmungen! — Gleich auf der Stelle will ich ſehen, wie ich mehr über den Alten und über ſeine ganze Lebensweiſe erfahre. Ihr dürft Euch dabei nicht blicken laſſen, Antonio; geht nur fein nach Hauſe und kommt morgen in aller Frühe zu mir, damit wir den Plan zum erſten Angriff überlegen.

Damit ſchnickte Salvator den Pinſel aus, warf den Mantel um, und eilte nach dem Corſo, während Antonio getröſtet, lebensfriſche Hoffnung in der Bruſt, ſich, wie ihm Salvator geheißen, in ſeine Wohnung begab.

Signor Paſquale Capuzzi erſcheint in Salvator Roſa's Wohnung. Was ſich dabei begiebt. Liſtiger Streich, den Roſa und Scacciati ausführen und deſſen Folgen.

Antonio verwunderte ſich nicht wenig, als am andern Morgen Salvator ihm auf das genaueſte Capuzzi's ganze Lebensweiſe beſchrieb, die er indeſſen erforſcht. Die arme Marianna, ſprach Salvator, wird von dem wahnſinnigen Alten auf hölliſche Weiſe gequält. Er ſeufzt und liebelt den ganzen Tag, und was das Aergſte, ſingt, um ihr Herz zu rühren, ihr alle mögliche verliebte Arien vor, die er jemals komponirt hat oder komponiren wollen. Dabei iſt er ſo bis zur Tollheit eiferſüchtig, daß er dem bedauernswerthen Mädchen ſogar nicht einmal die gewöhnliche weibliche Bedienung verſtattet, aus Furcht vor Liebesintriguen, zu denen die Zofe vielleicht verleitet werden könnte. Statt deſſen erſcheint jeden Morgen und jeden Abend ein kleines ſcheußliches Geſpenſt mit hohlen Augen und bleichen, ſchlotternden Wangen, das Zofendienſte bei der holden Marianna verrichtet. Und dies Geſpenſt iſt Niemand anders, als der winzige Däumling, der Pitichinaccio, der ſich in Weiberkleider werfen muß. Iſt Capuzzi abweſend, ſo verſchließt und verriegelt er ſorgfältig alle Thüren, und außerdem hält ein verfluchter Kerl Wache, der ehemals ein Bravo, dann aber Sbirre war, und der unten in Capuzzi's Hauſe wohnt. In ſeine Wohnung einzudringen ſcheint daher unmöglich, und doch verſpreche ich Euch, Antonio, daß Ihr ſchon in künftiger Nacht bei Capuzzi im Zimmer ſeyn und Eure Marianna ſchauen ſollt, wiewohl für diesmal nur in Capuzzi's Gegenwart —

Was ſagt Ihr, rief Antonio ganz begeiſtert, was ſagt Ihr, Salvator, in künftiger Nacht ſollte geſchehen, was mir unmöglich dünkt? —

Still, fuhr Salvator fort, ſtill Antonio, laßt uns ruhig überlegen, wie wir den Plan mit Sicherheit ausführen, den ich entworfen! — Fürs erſte muß ich Euch ſagen, daß ich mit dem Signor

Pasquale Capuzzi in Verbindung ſtehe, ohne daß ich es wußte. Jenes erbärmliche Spinett, das dort im Winkel ſteht, gehört dem Alten, und ich ſoll ihm den ungeheuern Preis von zehn Dukaten dafür bezahlen. — Als ich geſund geworden, ſehnte ich mich nach der Muſik, die mir Troſt und Labſal iſt; ich bat meine Wirthin mir ſolch ein Inſtrument, wie das Spinett dort, zu beſorgen. Frau Caterina mittelte gleich aus, daß in der Straße Ripetta ein alter Herr wohne, der ein ſchönes Spinett verkaufen wolle. Das Inſtrument wurde hergeſchafft. Ich kümmerte mich weder um den Preis, noch um den Beſitzer. Erſt geſtern Abend erfuhr ich ganz zufällig, daß es der ehrliche Signor Capuzzi ſey, der mich mit ſeinem alten, gebrechlichen Spinett zu prellen beſchloſſen. Frau Caterina hatte ſich an eine Bekannte gewendet, die im Hauſe des Capuzzi, und noch dazu in demſelben Stockwerk wohnt, und nun könnt Ihr Euch wohl denken, wo ich alle meine ſchöne Nachrichten her habe! —

Ha! rief Antonio, ſo iſt der Zugang gefunden, Eure Wirthin —

Ich weiß, fiel ihm Salvator ins Wort, ich weiß Antonio, was Ihr ſagen wollt; durch Frau Caterina meint Ihr den Weg zu finden zu Eurer Marianna. Damit iſt es aber gar nichts; Frau Caterina iſt viel zu geſchwätzig, ſie bewahrt nicht das kleinſte Geheimniß und iſt daher in unſern Angelegenheiten ganz und gar nicht zu brauchen. Hört mich nur ruhig an! — Jeden Abend in der Finſterniß trägt Signor Pasquale, wird ihm das bei ſeiner Knickbeinigkeit auch blutſauer, ſeinen kleinen Caſtraten, wenn ſein Zofendienſt beendigt iſt, auf den Armen nach Hauſe. Nicht um die Welt würde der furchtſame Pitichinaccio um dieſe Zeit einen Fuß auf das Pflaſter ſetzen. Nun alſo wenn —

In dieſem Augenblicke wurde an Salvators Thür geklopft, und zu nicht geringem Erſtaunen beider trat Signor Pasquale Capuzzi herein in voller Pracht und Herrlichkeit. — So wie er den Scacciati erblickte, blieb er, wie an allen Gliedern gelähmt, ſtehen, riß die Augen weit auf, und ſchnappte nach Luft, als wollte ihm der Athem vergehen. Doch Salvator ſprang haſtig auf ihn zu, faßte ihn bei beiden Händen und rief: Mein beſter Signor Pasquale, wie fühle ich mich beehrt durch Eure Gegenwart in meiner ſchlechten Wohnung! — Gewiß iſt es die Liebe zur Kunſt, die Euch zu mir führt — Ihr wollt ſehen, was ich Neues geſchaffen, vielleicht gar eine Arbeit auftragen — Sprecht, mein beſter Signor Paſquale, worin kann ich Euch gefällig ſeyn —

Ich habe, ſtammelte Capuzzi mühſam, ich habe mit Euch zu reden, beſter Signor Salvator! aber — allein — wenn Ihr allein ſeyd. Erlaubt, daß ich mich jetzt entferne und zu gelegener Zeit wiederkomme —

Mit nichten, ſprach Salvator, indem er den Alten feſthielt, mit nichten mein beſter Signor! Ihr ſollt nicht von der Stelle; Ihr konntet zu keiner gelegneren Stunde kommen, denn da Ihr ein großer Verehrer der edeln Malerkunſt, der Freund aller tüchtigen Maler ſeyd, ſo wird es Euch nicht wenig Freude machen, wenn ich Euch hier den Antonio Scacciati vorſtelle, den erſten Maler unſerer Zeit, deſſen herrliches Gemälde, deſſen wundervolle Magdalena zu des Heilands Füßen ganz Rom mit dem glühendſten Enthuſiasmus bewundert. Gewiß ſeyd auch Ihr ganz und gar von dem Bilde erfüllt, und habt wohl eifrig gewünſcht, den wackern Meiſter ſelbſt zu kennen!

Den Alten überfiel ein heftiges Zittern, er ſchüttelte ſich wie im Fieberfroſt, während er glühende, wüthende Blicke auf den armen Antonio ſchoß. Der trat aber auf den Alten zu, verbeugte ſich mit freiem Anſtande, verſicherte, daß er ſich glücklich ſchätze, den Signor Pasquale Capuzzi, deſſen tiefe Kenntniſſe in der Muſik ſowohl, als in der Malerei, nicht allein Rom, ſondern ganz Italien bewundere, ſo unvermutheter Weiſe anzutreffen, und empfahl ſich ſeiner Protection.

Daß Antonio ſo that, als ſähe er ihn zum erſtenmal, daß er ihn mit ſo ſchmeichelhaften Worten anredete, das brachte den Alten auf einmal wieder zu ſich ſelbſt. Er zwang ſich zum ſchmunzelnden Lächeln, ſtrich ſich, da nun Salvator ſeine Hände fahren laſſen, zierlich den Zwickelbart in die Höhe, ſtotterte einige unverſtändliche Worte, und wandte ſich dann zum Salvator, den er um die Zahlung der zehn Dukaten für das verkaufte Spinett anging.

Wir wollen, erwiederte Salvator, die lumpige Kleinigkeit nachher abmachen, beſter Signor! Erſt laßt es Euch gefallen, die Skizze eines Gemäldes zu betrachten, die ich entworfen, und dabei ein Glas edeln Syrakuſer-Weines zu trinken. Damit ſtellte Salvator ſeine Skizze auf die Staffelei, rückte dem Alten einen Stuhl hin und reichte ihm, als er ſich niedergelaſſen, einen großen ſchönen Pokal, in dem der edle Syrakuſer perlte.

Der Alte trank gar zu gern ein Glas guten Weins, wenn er kein Geld dafür ausgeben durfte; hatte er nun noch dazu die Hoffnung im Herzen, für ein abgelebtes morſches Spinett zehn Dukaten zu erhalten, und ſah er vor einem herrlich und kühn entworfenen Gemälde, deſſen wunderbare Schönheit er ſehr gut zu ſchätzen verſtand, ſo mußte ihm wohl ganz behaglich zu Muthe werden. Dieſe Behaglichkeit äußerte er denn auch, indem er gar lieblich ſchmunzelte, die Aeuglein halb zudrückte, ſich fleißig Kinn und Zwickelbart ſtrich, einmal über das andere liſpelte: Herrlich, köſtlich! ohne daß man wußte, was er meinte, das Gemälde oder den Wein! —

So wie denn nun der Alte ganz fröhlich geworden, fing Salvator plötzlich an: Sagt mir doch, mein beſter Signor, Ihr ſollt ja eine wunderſchöne, wunderliebliche Nichte haben, Marianna geheißen? — Alle unſere jungen Herren rennen, vom verliebten Wahnſinn getrieben, unaufhörlich durch die Straße Ripetta, und renken ſich, nach Eurem Balcon hinaufſchauend, beinahe die Hälſe aus, nur, um Eure holde Marianna zu ſehen, um einen einzigen Blick ihrer Himmelsaugen zu erhaſchen.

Fort war aus dem Geſichte des Alten plötzlich alles liebliche Schmunzeln, alle Fröhlichkeit, die der gute Wein entzündet. Finſter vor ſich hinblickend, ſprach er barſch: Da ſieht man das tiefe Verderbniß unſerer ſündigen Jugend. Auf Kinder richten ſie ihre teufliſchen Blicke, die abſcheulichen Verführer! — Denn ich ſage Euch, mein beſter Signor, ein pures Kind iſt meine Nichte Marianna, ein pures Kind, kaum der Amme entwachſen.

Salvator ſprach von was Anderm; der Alte erholte ſich. Aber ſo wie er, neuen Sonnenſchein im Antlitz, den vollgefüllten Pokal an die Lippen legte, fing Salvator aufs neue an: Sagt mir doch, mein beſter Signor, hat Eure ſechzehnjährige Nichte, die holde Marianna, wirklich ſolche wunderſchöne kaſtanienbraune Haare und ſolche Augen voll Wonne und Seligkeit des Himmels, wie Antonio's Magdalena? — Man will das allgemein behaupten! —

Ich weiß das nicht, erwiederte der Alte in noch barſcherem Ton als vorher, ich weiß das nicht, doch laßt uns von meiner Nichte ſchweigen, wir können ja bedeutendere Worte wechſeln über die edle Kunſt, wozu mich Euer ſchönes Gemälde von ſelbſt auffordert! —

Als nun aber Salvator jedesmal, wenn der Alte den Pokal anſetzte, und einen tüchtigen Schluck thun wollte, aufs neue von der ſchönen Marianna zu ſprechen anfing, ſprang der Alte endlich in voller Wuth vom Stuhle auf, ſtieß den Pokal heftig auf den Tiſch nieder, daß er beinahe zerbrochen wäre, ſchrie mit gellender Stimme: Beim ſchwarzen hölliſchen Pluto, bei allen Furien, zu Gift, zu Gift macht Ihr mir den Wein! Aber ich merk' es, Ihr und der ſaubere Signor Antonio mit Euch, Ihr wollt mich foppen! — Das ſoll Euch aber ſchlecht gelingen. Zahlt mir ſogleich die zehn Dukaten, die Ihr mir ſchuldig ſeyd, und dann überlaſſe ich Euch ſammt Eurem Kumpan, dem Bartkratzer Antonio, allen Teufeln! —

Salvator ſchrie, als übermanne ihn der wüthendſte Zorn: Was? — Ihr unterſteht Euch, mir hier in meiner Wohnung ſo zu begegnen? — Zehn Dukaten ſoll ich Euch zahlen für jenen morſchen Kaſten, aus dem die Holzwürmer ſchon längſt alles Mark, allen Ton, weggezehrt haben? — Nicht zehn — nicht fünf — nicht drei — nicht einen Dukaten ſollt Ihr für das Spinett erhalten, das kaum einen Quattrino werth iſt; — fort mit dem lahmen Dinge! — Und damit ſtieß Salvator das kleine Spinett mit dem Fuße um und um, daß die Saiten einen lauten Jammerton von ſich gaben. —

Ha, kreiſchte Capuzzi, noch giebt es Geſetze in Rom; — zur Haft — zur Haft laß ich Euch bringen, in den tiefeſten Kerker werfen, und wollte brauſend, wie eine Hagelwolke, zur Thüre hinausſtürmen. Salvator umfaßte ihn aber feſt mit beiden Armen, drückte ihn in den Lehnſeſſel nieder, und liſpelte ihm mit ſüßer Stimme in die Ohren: Mein beſter Signor Pasquale, merkt Ihr denn nicht, daß ich nur Scherz treibe? — Nicht zehn, dreißig baare Dukaten ſollt Ihr für Euer Spinett haben! — Und ſo lange wiederholte er: dreißig blanke baare Dukaten, bis Capuzzi mit matter, ohnmächtiger Stimme ſprach: Was ſagt Ihr, beſter Signor? — Dreißig Dukaten für das Spinett, ohne Reparatur? Da ließ Salvator den Alten los, und verſicherte, er ſetze ſeine Ehre zum Pfande, daß das Spinett binnen einer Stunde dreißig — vierzig Dukaten werth ſeyn, und daß Signor Pasquale ſo viel dafür erhalten ſolle.

Der Alte mit einem tiefen Seufzer neuen Athem ſchöpfend murmelte: — Dreißig — vierzig Dukaten? Dann begann er: Aber Ihr habt mich ſchwer geärgert, Signor Salvator! — Dreißig Dukaten, wiederholte Salvator. — Der Alte ſchmunzelte, aber dann wieder: Ihr habt mir ins Herz gegriffen, Signor Salvator! — Dreißig Dukaten, fiel ihm Salvator ins Wort, und wiederholte immer: dreißig Dukaten, dreißig Dukaten, ſo lange der Alte noch ſchmollen wollte, bis er endlich ganz fröhlich ſprach: Kann ich für mein Spinett dreißig — vierzig Dukaten erhalten, ſo ſey alles vergeben und vergeſſen, beſter Signor! —

Doch, begann Salvator, doch habe ich, ehe ich mein Verſprechen erfülle, noch eine kleine Bedingung zu machen, die Ihr, mein würdigſter Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia, ſehr leicht erfüllen könnt. Ihr ſeyd der erſte Componiſt in ganz Italien und dabei der vortrefflichſte Sänger den es geben mag. Mit Entzücken habe ich die große Szene in der Oper Le nozze di Teti e Peleo gehört, die der verruchte Francesco Cavalli Euch diebiſcher Weiſe entwandt hat, und für ſeine Arbeit ausgiebt. — Wolltet Ihr, während ich hier das Spinett in Stand ſetze, mir dieſe Arie vorſingen, ich wüßte in der That nicht, was mir Angenehmeres erzeigt werden könnte.

Der Alte verzog den Mund zu dem ſüßeſten Lächeln, blinzelte mit den grauen Aeugelein und ſprach: man merkt es, daß Ihr ſelbſt ein tüchtiger Muſiker ſeyd, beſter Signor; denn Ihr habt Geſchmack und wißt würdige Leute beſſer zu ſchätzen, als die undankbaren Römer. — Hört! — Hört! die Arie aller Arien! —

Damit ſtand der Alte auf, erhob ſich auf den Fußſpitzen, breitete die Arme aus, drückte beide Augen zu, daß er ganz einem Hahn zu vergleichen, der ſich zum Krähen rüſtet, und fing ſogleich an, dermaßen zu kreiſchen, daß die Wände klangen, und alsbald Frau Caterina mit ihren beiden Töchtern hereinſtürzte, nicht anders meinend, als daß das entſetzliche Jammergeſchrei irgend ein geſchehenes Unheil verkünde. — Ganz erſtaunt blieben ſie in der Thüre ſtehen, als ſie den krähenden Alten erblickten und bildeten ſo das Publikum des unerhörten Virtuoſen Capuzzi.

Während deſſen hatte aber Salvator das Spinett aufgerichtet, den Deckel zurückgeſchlagen, die Palette zur Hand genommen, und mit kecker Fauſt in kräftigen Pinſelſtrichen auf eben dem Spinettdeckel die wunderbarſte Malerei begonnen, die man nur ſehen konnte. Der Hauptgedanke war eine Szene aus der Cavalli'ſchen Oper Le nozze di Teti, aber darunter miſchten ſich auf ganz fantaſtiſche Weiſe eine

Menge anderer Perſonen. Unter ihnen Capuzzi, Antonio, Marianna treu nach Antonios Gemälde, Salvator, Frau Caterina und ihre beiden Töchter in kenntlichen Zügen, ja ſogar der Pyramiden-Doctor fehlte nicht, und alles ſo verſtändig, ſinnig, genial geordnet, daß Antonio ſein Erſtaunen über den Geiſt, über die Practik des Meiſters nicht bergen konnte.

Der Alte ließ es gar nicht bei der Szene bewenden, die Salvator hören wollte, ſondern ſang oder kreiſchte vielmehr, von dem muſikaliſchen Wahnſinn fortgeriſſen, ohne Aufhören, indem er durch die gräulichſten Recitative ſich von einer hölliſchen Arie zur andern durcharbeitete. Das mochte wohl beinahe zwei Stunden gedauert haben, da ſank er, kirſchbraun im Geſicht, athemlos in den Lehnſeſſel. In dem Augenblicke hatte aber auch Salvator ſeine Skizze ſo herausgearbeitet, daß Alles lebendig geworden und in einiger Entfernung das Ganze einem vollendeten Gemälde glich.

„Ich habe Wort gehalten wegen des Spinetts, beſter Signor Pasquale!“ — ſo liſpelte nun Salvator dem Alten in die Ohren. Der fuhr, wie aus tiefem Schlummer, in die Höhe. Sogleich fiel ſein Blick auf das bemalte Spinett, das ihm geradeüber ſtand. Da riß er die Augen weit auf, als ſähe er Wunder, ſtülpte den ſpitzen Hut auf die Perücke, nahm den Krückſtock unter den Arm, ſprang hin mit einem Satz ans Spinett, riß den Deckel aus den Scharnieren, hob ihn hoch über den Kopf und rannte ſo wie beſeſſen zur Thür hinaus, die Treppe hinab, fort, fort aus dem Hauſe, indem Frau Caterina und ihre beiden Töchter laut hinter ihm her lachten. —

Der alte Geizhals weiß, ſprach Salvator, daß er den bemalten Deckel nur zum Grafen Colonna, oder zu meinem Freunde Roſſi tragen darf, um vierzig Dukaten, und auch wohl noch mehr, dafür zu erhalten. —

Beide, Salvator und Antonio, überlegten nun den Angriffsplan, der noch in kommender Nacht ausgeführt werden ſollte. — Wir werden gleich ſehen was die beiden Abenteurer begannen, und wie ihnen der Anſchlag glückte.

Als es Nacht geworden, trug Signor Pasquale, nachdem er ſeine Wohnung wohl verſchloſſen und verriegelt, wie gewöhnlich, das kleine Ungeheuer von Caſtraten nach Hauſe. Den ganzen Weg über miaute und ächzte der Kleine, und klagte, daß, nicht genug, daß er ſich an

Capuzzis Arien die Schwindſucht an den Hals ſingen, und bei dem Maccaronikochen die Hände verbrennen müſſe, er jetzt noch zu einem Dienſt gebraucht werde, der ihm nichts einbringe, als tüchtige Ohrfeigen und derbe Fußtritte, die ihm Marianna, ſo wie er ſich nur ihr nähere, in reichlichem Maaß zutheile. Der Alte tröſtete ihn, wie er nur konnte, verſprach ihn beſſer mit Zuckerwerk zu verſorgen, als es bisher geſchehen, verpflichtete ſich ſogar, als der Kleine gar nicht aufhören wollte zu quäken und zu lamentiren, ihm aus einer alten ſchwarzen Plüſchweſte, die er, der Kleine, ſchon oft mit begehrlichen Blicken angeſchaut, ein nettes Abbaten-Röcklein machen zu laſſen. Der Kleine forderte noch eine Perücke und einen Degen. Darüber capitulirend kamen ſie in der Straße Bergognona an, denn eben da wohnte Pitichinaccio und zwar nur vier Häuſer von Salvators Wohnung.

Der Alte ſetzte den Kleinen behutſam nieder, öffnete die Hausthür, und nun ſtiegen beide, der Kleine voran, der Alte hinterher, die ſchmale Treppe hinauf, die einer elenden Hühnerleiter zu vergleichen. Aber kaum hatten ſie die Hälfte der Stiege erreicht, als oben auf dem Hausflur ein entſetzliches Gepolter entſtand, und ſich die rauhe Stimme eines wilden beſoffenen Kerls vernehmen ließ, der alle Teufel der Hölle beſchwor, ihm den Weg aus dem verwünſchten Hauſe zu zeigen. Pitichinaccio drückte ſich dicht an die Wand und bat den Capuzzi um aller Heiligen willen, voraus zu gehen. Doch kaum hatte Capuzzi noch ein Paar Stufen erſtiegen, als der Kerl von oben die Treppe herunterſtürzte, den Capuzzi wie ein Wirbelwind erfaßte, und ſich mit ihm hinabſchleuderte durch die offen ſtehende Hausthüre bis mitten auf die Straße. Da blieben ſie liegen; Capuzzi unten, der beſoffene Kerl auf ihm wie ein ſchwerer Sack. — Capuzzi ſchrie erbärmlich um Hülfe, und alsbald fanden ſich auch zwei Männer ein, die mit vieler Mühe den Signor Pasquale von ſeiner Laſt befreiten; der Kerl taumelte, als ſie ihn aufgerichtet, fluchend fort.

„Jeſus was iſt Euch geſchehen, Signor Pasquale, — wie kommt Ihr zur Nachtzeit hieher — was habt Ihr für ſchlimme Händel gehabt in dem Hauſe?“ — So fragten Antonio und Salvator; denn Niemand anders waren die beiden Männer.

Das iſt mein Ende, ächzte Capuzzi; alle meine Glieder hat mir der Höllenhund zerſchellt, ich kann mich nicht rühren.“

Laßt doch ſehen, ſprach Antonio, betaſtete den Alten am ganzen Leibe und kniff ihm dabei plötzlich ſo heftig ins rechte Bein, daß Capuzzi laut aufſchrie —

Alle Heiligen! rief Antonio ganz erſchrocken, alle Heiligen! beſter Signor Pasquale, Ihr habt das rechte Bein gebrochen an der gefährlichſten Stelle. Wird Euch nicht ſchleunige Hülfe geleiſtet, ſo ſeyd Ihr binnen weniger Zeit des Todes, oder bleibt doch wenigſtens auf immer lahm. —

Capuzzi ſtieß ein fürchterliches Geheul aus. Beruhigt Euch nur, beſter Signor, fuhr Antonio fort; unerachtet ich jetzt Maler bin, ſo habe ich doch den Wundarzt noch nicht vergeſſen. Wir tragen Euch nach Salvators Wohnung und ich verbinde Euch augenblicklich. —

Mein beſter Signor Antonio, wimmerte Capuzzi, Ihr ſeyd mir feindlich geſinnt, ich weiß es. — Ach, fiel Salvator ihm ins Wort, hier iſt von keiner Feindſchaft weiter die Rede; Ihr ſeyd in Gefahr, und das iſt dem ehrlichen Antonio genug, alle ſeine Kunſt aufzubieten zu Eurer Hülfe — Faßt an, Freund Antonio! —

Beide hoben nun den Alten, der über die unſäglichſten Schmerzen ſchrie, die der gebrochene Fuß verurſache, ſanft und behutſam auf, und trugen ihn nach Salvators Wohnung.

Frau Caterina verſicherte, daß ſie irgend ein Unheil geahnt und deßwegen ſich nicht zur Ruhe begeben. So wie ſie den Alten anſichtig wurde und hörte, wie es ihm ergangen, brach ſie in Vorwürfe aus über ſein Thun und Treiben. „Ich weiß es wohl, ſprach ſie, ich weiß es wohl, Signor Pasquale, wen Ihr wieder nach Hauſe gebracht habt! — Ihr denkt, iſt gleich Eure ſchöne Nichte Marianna bei Euch im Hauſe, der weiblichen Bedienung gar nicht zu bedürfen, und mißbraucht recht ſchändlich und gottesläſterlich den armen Pitichinaccio, den Ihr in den Weiberrock ſteckt. Aber ſeht Ihr wohl: ogni carne ha il suo osso, jedes Fleiſch hat ſeinen Knochen! — Wollt Ihr ein Mädchen bei Euch haben, ſo bedürft Ihr auch der Weiber! Fate il passo secondo la gamba, ſtreckt Euch nach der Decke, und verlangt nicht mehr und nicht weniger, als was recht iſt, von Eurer Marianna. Sperrt ſie nicht ein wie eine Gefangene, macht Euer Haus nicht zum Kerker, asino punto convien che trotti, wer auf der Reiſe iſt, muß fort; Ihr habt eine ſchöne Nichte und müßt Euer Leben darnach einrichten, das heißt, nur lediglich thun, was die ſchöne Nichte will. Aber Ihr ſeyd ein ungalanter hartherziger Mann, und wohl gar, wie ich nicht hoffen will, in Eurem hohen Alter noch verliebt und eiferſüchtig. — Verzeiht, daß ich das Alles Euch gerade herausſage, aber: chi ha nel petto fiele, non puo sputar miele, weſſen das Herz voll iſt, geht der Mund über! — Nun, wenn Ihr nicht, wie bei Eurem hohen Alter zu vermuthen ſteht, an Eurem Beinbruch ſterbt, ſo wird Euch das wohl zur Warnung dienen, und Ihr werdet Eurer Nichte die Freiheit laſſen, zu thun, was ſie will und den hübſchen jungen Menſchen zu heirathen, den ich wohl ſchon kenne. —

So ging es in einem Strome fort, während Salvator und Antonio den Alten behutſam entkleideten und aufs Bette legten. Der Frau Caterina Worte waren lauter Dolchſtiche, die ihm tief in die Bruſt fuhren; aber ſo wie er etwas dazwiſchen reden wollte, bedeutete ihn Antonio, daß alles Sprechen ihm Gefahr bringe, er mußte daher alle bittere Galle in ſich ſchlucken. Salvator ſchickte endlich Frau Caterina fort, um, wie Antonio geboten, Eiswaſſer zu beſorgen.

Salvator und Antonio überzeugten ſich, daß der in Pitichinaccios Wohnung abgeſendete Kerl ſeine Sachen vortrefflich gemacht. Außer einigen blauen Flecken hatte Capuzzi nicht die mindeſte Beſchädigung davon getragen, ſo fürchterlich der Sturz auch dem Anſcheine nach geweſen. Antonio ſchiente und ſchnürte dem Alten den rechten Fuß zuſammen, daß er ſich nicht regen konnte. Und dabei umwickelten ſie ihn mit in Eiswaſſer genetzten Tüchern, angeblich um der Entzündung zu wehren, daß der Alte wie im Fieberfroſt ſich ſchüttelte.

„Mein guter Signor Antonio, ächzte er leiſe, ſagt mir, iſt es um mich geſchehen? — muß ich ſterben?“

Beruhigt Euch nur, erwiederte Antonio, beruhigt Euch nur, Signor Pasquale, da Ihr den erſten Verband mit ſo vieler Standhaftigkeit, und ohne in Ohnmacht zu ſinken, ausgehalten, ſo ſcheint die Gefahr vorüber; doch iſt die ſorgſamſte Pflege nöthig: Ihr dürft fürs erſte nicht aus den Augen des Wundarztes kommen.

Ach Antonio, wimmerte der Alte, Ihr wißt, wie ich Euch lieb habe! — wie ich Eure Talente ſchätze! — Verlaßt mich nicht! — reicht mir Eure liebe Hand! — ſo! — Nicht wahr, mein guter, lieber Sohn, Ihr verlaßt mich nicht? —

Bin ich, ſprach Antonio, bin ich gleich nicht mehr Wundarzt hab' ich gleich das mir verhaßte Gewerbe ganz aufgegeben, ſo will ich doch bei Euch, Signor Pasquale eine Ausnahme machen und mich Eurer Cur unterziehen, wofür ich nichts verlange, als daß Ihr mir wieder Eure Freundſchaft, Euer Zutrauen ſchenkt, — Ihr waret ein wenig barſch gegen mich. —

Schweigt, liſpelte der Alte, ſchweigt davon, beſter Antonio! —

Eure Nichte, ſprach Antonio weiter, wird ſich, da Ihr nicht ins Haus zurückgekehrt ſeyd, bald todt ängſtigen! — Ihr ſeyd für Euern Zuſtand munter und ſtark genug, wir wollen Euch daher, ſo wie der Tag anbricht, in Eure Wohnung tragen. Dort ſehe ich noch einmal nach dem Verbande, bereite Euch das Lager, wie es ſeyn muß, und ſage Eurer Nichte Alles, was ſie für Euch zu thun hat, damit Ihr recht bald geneſet.

Der Alte ſeufzte recht tief auf, ſchloß die Augen und blieb einige Augenblicke ſtumm. Dann ſtreckte er die Hand aus nach Antonio, zog ihn dicht an ſich und ſprach ganz leiſe: Nicht wahr, beſter Signor, das mit Marianna, das war nur Euer Scherz, ſolch ein luſtiger Einfall, wie ihn junge Leute haben. —

Denkt doch, erwiederte Antonio, denkt doch jetzt nicht an ſo etwas, Signor Pasquale! Es iſt wahr, Eure Nichte ſtach mir in die Augen; aber jetzt habe ich ganz andere Dinge im Kopfe, und bin — ich muß es Euch nur aufrichtig geſtehen — recht ſehr damit zufrieden, daß Ihr mich mit meinem thörichten Antrage ſo kurz abgefertigt habt. Ich dachte in Eure Marianna verliebt zu ſeyn, und erblickte in ihr doch nur ein ſchönes Modell zu meiner Magdalena. Daher mag es denn kommen, daß Marianna mir, nachdem ich das Gemälde vollendet, ganz gleichgültig geworden iſt! —

Antonio, rief der Alte laut, Antonio, Geſegneter des Himmels! Du biſt mein Troſt — meine Hülfe, mein Labſal! Da Du Marianna nicht liebſt, iſt mir aller Schmerz entnommen! —

In der That, ſprach Salvator, in der That, Signor Pasquale, kennte man Euch nicht als einen ernſten, verſtändigen Mann, welcher wohl weiß, was ſeinen hohen Jahren ziemt, man ſollte glauben, Ihr wäret wahnſinniger Weiſe ſelbſt in Eure ſechszehnjährige Nichte verliebt. —

Der Alte ſchloß aufs neue die Augen und ächzte und lamentirte über die gräßlichen Schmerzen, die mit verdoppelter Wuth wiederkehrten.

Das Morgenroth dämmerte auf und ſtrahlte durch das Fenſter. Antonio ſagte dem Alten, es ſey nun Zeit, ihn in die Straße Ripetta nach ſeiner Wohnung zu ſchaffen. Signor Pasquale antwortete mit einem tiefen kläglichen Seufzer. Salvator und Antonio hoben ihn aus dem Bette und wickelten ihn in einen weiten Mantel, den Frau Caterinas Eheherr getragen, und den ſie dazu hergab. Der Alte bat um aller Heiligen willen, doch nur die ſchändlichen Eistücher, womit ſein kahles Haupt umwickelt, weg zu nehmen, und ihm Perrücke und Federhut aufzuſetzen. Auch ſollte Antonio ihm wo möglich den Zwickelbart in Ordnung richten, damit Marianna ſich nicht ſo ſehr vor ſeinem Anblicke entſetze.

Zwei Träger mit einer Bahre ſtanden bereits vor dem Hauſe. Frau Caterina, immerfort den Alten ausſcheltend und unzählige Sprüchwörter einmiſchend, trug Betten herab, in die der Alte wohl eingepackt, und ſo von Salvator und Antonio begleitet, in ſein Haus geſchafft wurde.

So wie Marianna den Oheim in dem erbärmlichen Zuſtande erblickte, ſchrie ſie laut auf; ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen; ohne auf den Geliebten, der mitgekommen, zu achten, faßte ſie des Alten Hände, drückte ſie an die Lippen, jammerte über das entſetzliche Unglück, das ihn betroffen. — So tiefes Mitleiden hatte das fromme Kind mit dem Alten, der ſie mit ſeinem verliebten Wahnſinn marterte und quälte. Aber in demſelben Augenblick that ſich auch die ihr angeborne innerſte Natur des Weibes kund; denn ein Paar bedeutende Blicke Salvators reichten hin, ſie über das Ganze vollkommen zu verſtändigen. Nun erſt ſchaute ſie den glücklichen Antonio verſtohlen an, indem ſie hoch erröthete, und es war wunderlieblich anzuſchauen, wie durch die Thränen ein ſchalkhaftes Lächeln ſiegend hervorbrach. Ueberhaupt hatte Salvator ſich die Kleine doch nicht ſo gar anmuthig, ſo wunderbar hübſch gedacht, der Magdalena unerachtet, als er ſie nun wirklich fand, und indem er den Antonio um ſein Glück beinahe hätte beneiden mögen, fühlte er doppelt die Nothwendigkeit, die arme Marianna dem verdammten Capuzzi zu entreißen, koſte es was es wolle. —

Signor Pasquale, von ſeiner ſchönen Nichte ſo zärtlich empfangen, wie er es gar nicht verdiente, vergaß ſein Ungemach. Er ſchmunzelte, er ſpitzte die Lippen, daß der Zwickelbart wackelte, und ächzte und winſelte nicht vor Schmerz, ſondern vor lauter Verliebtheit.

Antonio bereitete kunſtmäßig das Lager, ſchnürte, als man den Capuzzi hinein gelegt, den Verband noch feſter, und umwickelte auch das linke Bein ſo, daß der Alte regungslos da liegen mußte, wie eine Holzpuppe. Salvator begab ſich fort und überließ die Liebenden ihrem Glücke. —

Der Alte lag in Kiſſen begraben, zum Ueberfluß hatte ihm aber noch Antonio ein dickes, mit ſtarkem Waſſer benetztes Tuch um den Kopf gebunden, ſo daß er das Geflüſter der Liebenden nicht vernehmen konnte, die nun zum erſten Mal ihr ganzes Herz ausſtrömen ließen und ſich unter Thränen und ſüßen Küſſen ewige Treue ſchwuren. Nicht ahnen mochte der Alte, was vorging, da Marianna dazwiſchen ſich unaufhörlich nach ſeinem Befinden erkundigte, und es ſogar zuließ, daß er ihre kleine weiße Hand an ſeine Lippen drückte.

Als der Tag hoch heraufgekommen, eilte Antonio fort, um, wie er ſagte, die nöthigen Mittel für den Alten herbeizuſchaffen, eigentlich aber um zu erſinnen, wie er wenigſtens auf einige Stunden den Alten in noch hülfloſeren Zuſtand verſetzen ſolle, und mit Salvator zu überlegen, was dann weiter anzufangen ſey.

Neuer Anſchlag, den Salvator Roſa und Antonio Scacciati wider den Signor Paſquale Capuzzi und wider ſeine Geſellſchaft ausführen, und was ſich darauf weiter begiebt.

Am andern Morgen kam Antonio zum Salvator, ganz Mißmuth und Gram. —

Nun wie geht es, rief Salvator ihm entgegen, warum hängt Ihr ſo den Kopf? — was iſt Euch Ueberglücklichem, der Ihr nun jeden Tag Euer Liebchen ſchauen, küſſen und herzen könnt, denn widerfahren?

Ach Salvator, rief Antonio, mit meinem Glück iſt es aus, rein aus; der Teufel hat ſein Spiel mit mir! Geſcheitert iſt unſere Liſt, und wir ſtehen nun mit dem verdammten Capuzzi in offner Fehde!

Deſto beſſer, ſprach Salvator, deſto beſſer! Aber ſprecht Antonio, was hat ſich denn begeben? —

Stellt Euch vor, begann Antonio, ſtellt Euch vor, Salvator, als ich geſtern nach einer Abweſenheit von höchſtens zwei Stunden mit allerlei Eſſenzen zurückkehre nach der Straße Ripetta, erblicke ich den Alten ganz angekleidet in der Thüre ſeiner Wohnung. — Hinter ihm ſteht der Pyramiden-Doctor und der verfluchte Sbirre, und zwiſchen ihren Beinen zappelt noch etwas Buntes. Das war, glaub' ich, die kleine Mißgeburt, der Pitichinaccio. So wie der Alte mich anſichtig wurde, drohte er mit der Fauſt, ſtieß die grimmigſten Flüche und Verwünſchungen aus, und ſchwur, daß er mir alle Glieder zerbrechen laſſen würde, ſo wie ich nur vor ſeiner Thür erſchiene. „Scheert Euch zu allen Teufeln, verruchter Bartkratzer — kreiſchte er; mit Lug und Trug gedenkt Ihr mich zu überliſten; wie der leidige Satan ſelbſt ſtellt Ihr meiner armen frommen Marianna nach, und gedenkt ſie in Eure hölliſchen Schlingen zu locken — aber wartet! — meine letzten Dukaten wende ich dran, Euch, ehe Ihrs Euch verſeht, das Lebenslicht ausblaſen zu laſſen! — Und Euer ſauberer Patron, der Signor Salvator, der Mörder, der Räuber, der dem Strange entflohen, der ſoll zur Hölle fahren zu ſeinem Hauptmann Mas'Aniello, den ſchaffe ich fort aus Rom, das iſt mir leichte Mühe!"

So tobte der Alte, und da der verfluchte Sbirre, vom Pyramiden-Doctor angehetzt, Anſtalt machte, auf mich loszugehen, da das neugierige Volk ſich zu ſammeln begann, was blieb mir übrig als in aller Schnelligkeit das Feld zu räumen? Ich mochte in meiner Verzweiflung gar nicht zu Euch gehen: denn ich weiß ſchon, Ihr hättet mich nur mit meinen troſtloſen Klagen ausgelacht. Könnt Ihr doch jetzt kaum das Lachen unterdrücken! —

So wie Antonio ſchwieg, lachte Salvator auch in der That hell auf.

Jetzt, rief er, jetzt wird die Sache erſt recht ergötzlich! Nun will ich aber Euch, mein wackerer Antonio, auch umſtändlich ſagen wie ſich alles begab in Capuzzi's Hauſe, als Ihr fortgegangen. Kaum wart Ihr nämlich aus dem Hauſe, als Signor Splendiano Accoramboni, der — Gott weiß auf welche Weiſe — erfahren, daß ſein Buſenfreund Capuzzi in der Nacht das rechte Bein gebrochen, feierlichſt mit einem Wundarzt heranrückte. Euer Verband, die ganze Art, wie Signor Pasquale behandelt worden, mußte Verdacht erregen. Der Wundarzt nahm die Schienen, die Bandagen ab, und man fand, was wir beide wiſſen, daß nämlich an dem rechten Fuß des würdigen Capuzzi auch nicht ein Knöchelchen verrenkt, viel weniger zerbrochen war! — Das Uebrige ließ ſich nun ohne ſonderlichen Scharfſinn erklären.

Aber, ſprach Antonio voll Erſtaunen, aber mein beſter Meiſter, aber ſagt mir nur, wie Ihr das Alles erfahren konntet, wie Ihr eindringt in Capuzzis Wohnung und Alles wißt, was ſich dort begiebt?

Ich habe Euch geſagt, erwiederte Salvator, daß in Capuzzis Hauſe, und zwar in demſelben Stock, eine Bekannte der Frau Caterina wohnt. Dieſe Bekannte, die Wittwe eines Weinhändlers, hat eine Tochter, zu der meine kleine Margarita öfters hingeht. Die Mädchen haben nun einen beſondern Inſtinkt ihres Gleichen aufzuſuchen und zu finden, und ſo mittelten denn auch Roſa — ſo heißt die Tochter der Weinhändlers-Wittwe — und Margarita gar bald ein kleines Luftloch in der Speiſekammer aus, das in eine finſtere Kammer geht, die an Mariannas Gemach ſtößt. Mariannas Aufmerkſamkeit entging keinesweges das Wiſpern und Flüſtern der Mädchen, ſo wie das Luftloch, und ſo wurde dann bald der Weg gegenſeitiger Mittheilung eröffnet und benutzt. Hält der Alte ſein Mittagsſchläfchen, ſo ſchwatzen ſich die Mädchen recht nach Herzensluſt aus. Ihr werdet bemerkt haben, daß die kleine Margarita, der Frau Caterina und mein Liebling, gar nicht ſo ernſt und ſpröde, wie ihre ältere Schweſter Anna, ſondern ein drolliges, munteres, pfiffiges Ding iſt. Ohne gerade von Eurer Liebſchaft zu ſprechen, habe ich ſie unterrichtet, wie ſie alles, was ſich in Capuzzis Hauſe begiebt, von Marianna ſich erzählen laſſen ſoll. Sie beweiſt ſich dabei gar anſtellig, und wenn ich vorhin über Euren Schmerz, über Eure Verzweiflung lachte, ſo geſchah es, weil ich Euch zu tröſten, Euch zu beweiſen vermag, daß Eure Angelegenheiten jetzt erſt in einen Gang kommen, der recht erſprießlich iſt. — Ich habe einen ganzen Sack voll der trefflichſten Neuigkeiten für Euch —

Salvator, rief Antonio, indem ihm die Augen vor Freude glänzten, welche Hoffnungen geben mir auf! — Geſegnet ſey das Luftloch in der Speiſekammer! — Ich ſchreibe an Marianna; — Magarita nimmt das Brieflein mit ſich —

Nichts davon, entgegnete Salvator, nichts davon Antonio! Margarita ſoll uns nützlich werden, ohne gerade Eure Liebesbotin zu machen. Zudem könnte auch der Zufall, der oft ſein wunderliches Spiel treibt, dem Alten Euer Liebesgeſchwätz in die Hände bringen und der armen Marianna tauſend neues Unheil bereiten, da ſie in dieſem Augenblick im Begriff ſteht, den alten verliebten Gecken ganz und gar unter ihr Sammtpantöffelchen zu bringen. Denn hört nur an, wie ſich ferner alles begeben. Die Art, wie Marianna den Alten, als wir ihn ins Haus brachten, empfing, hat ihn ganz und gar bekehrt. Er glaubt nichts Geringeres, als daß Marianna Euch nicht mehr liebt, ſondern ihm wenigſtens zur Hälfte ihr Herz geſchenkt hat, ſo daß es nur darauf ankomme, noch die andere Hälfte zu erobern. Marianna iſt, nachdem ſie das Gift Eurer Küſſe eingeſogen, ſogleich um drei Jahre klüger, ſchlauer, erfahrener geworden. Sie hat den Alten nicht allein überzeugt, daß ſie gar keinen Antheil hatte an unſerm Streich, ſondern, daß ſie unſer Verfahren verabſcheut, und mit tiefer Verachtung jede Liſt, die Euch in ihre Nähe bringen könnte, zurückweiſen wird. Der Alte hat im Uebermaß des Entzückens ſich übereilt und geſchworen, daß wenn er ſeiner angebeteten Marianna eine Freude bereiten könne, es zur Stelle geſchehen ſolle, ſie möge nur irgend einen Wunſch ausſprechen. Da hat denn Marianna ganz beſcheiden nichts weiter verlangt, als daß der Zio carissimo ſie in das Theater vor der Porta del Popolo zum Signor Formica führen ſolle. Darüber iſt der Alte etwas verdutzt worden; es hat Berathſchlagungen gegeben mit dem Pyramiden-Doctor und dem Pitichinaccio; endlich haben beide, Signor Pasquale und Signor Splendiano, beſchloſſen, Marianna wirklich morgenden Tages in jenes Theater zu bringen. Pitichinaccio ſoll ſie in Zoſentracht begleiten, wozu er ſich nur unter der Bedingung verſtanden, daß Signor Pasquale außer der Plüſchweſte ihm noch eine Perücke ſchenken, in der Nacht ihn aber abwechſelnd mit dem Pyramiden-Doctor nach Hauſe tragen ſolle. Darüber ſind ſie eins geworden und morgen wird ſich das merkwürdige Kleeblatt mit der holden Marianna wirklich in das Theater vor der Porta del Popolo zum Signor Formica begeben. — Es iſt nöthig zu ſagen was für eine Bewandniß es mit dem Theater vor der Porta del Popolo und mit dem Signor Formica hatte.

Nichts iſt betrübter, als wenn zur Zeit des Carnevals in Rom die Impreſſarien in der Wahl ihrer Compoſitori unglücklich waren, wenn der Primo Tenore in der Argentina ſeine Stimme unterwegs gelaſſen, wenn der Primo Uomo da Donna in dem Teatro Valle am Schnupfen darniederliegt, kurz wenn das Hauptvergnügen, das die

Römer zu finden glaubten, fehlſchlägt, und der Giovedi graſſo alle Hoffnungen, die ſich vielleicht noch aufthun könnten, mit einem Male abſchneidet. Gerade nach einem ſolchen betrübten Carneval — kaum waren die Faſten vorüber — eröffnete ein gewiſſer Nicolo Muſſo vor der Porta del Popolo ein Theater, auf dem er nichts darzuſtellen verſprach, als kleine improviſirte Buffonaden. Die Ankündigung war in einem geiſtreichen, witzigen Styl abgefaßt, und dadurch bekamen die Römer ein günſtiges Vorurtheil für Muſſo's Unternehmen, hätten ſie auch ſonſt nicht ſchon im ungeſtillten dramatiſchen Heißhunger begierig nach der geringſten Speiſe der Art gehaſcht. Die Einrichtung des Theaters, oder vielmehr der kleinen Bude, zeugte eben nicht von den glänzenden Umſtänden des Unternehmers. Es gab weder ein Orcheſter noch Logen. Statt derſelben war im Hintergrunde eine Gallerie angebracht, an der das Wappen des Hauſes Colonna prangte, ein Zeichen, daß der Conte Colonna den Muſſo und ſein Theater in beſondern Schutz genommen. Eine mit Teppichen verkleidete Erhöhung, auf welcher rund umher einige bunte Tapeten gehängt waren, die nach dem Bedürfniſſe des Stücks, Wald, Saal, Straße vorſtellen mußten: das war die Bühne. Kam noch hinzu, daß die Zuſchauer es ſich gefallen laſſen mußten, auf harten unbequemen, hölzernen Bänken zu ſitzen, ſo konnt' es nicht fehlen, daß die Eintretenden ziemlich laut über Signor Muſſo murrten, der eine elende Bretterbude ein Theater nenne. Kaum hatten aber die beiden erſten Schauſpieler, welche auftraten, einige Worte geſprochen, ſo wurden die Zuſchauer aufmerkſam; ſo wie das Stück fortging, ſtieg die Aufmerkſamkeit zum Beifall, der Beifall zur Bewunderung, die Bewunderung zum höchſten Enthuſiasmus, der ſich durch das anhaltendſte, wüthendſte Gelächter, Klatſchen, Bravorufen Luft machte.

In der That konnte man auch nichts Vollkommneres ſehen, als dieſe improviſirten Darſtellungen des Nicolo Muſſo, die von Witz, Laune und Geiſt überſprudelten und die Thorheiten des Tages mit ſcharfer Geißel züchtigten. Jeder Schauſpieler gab ſeine Rolle mit unvergleichlicher Charakteriſtik, vorzüglich riß aber der Pasquarello, durch ſein unnachahmliches Gebehrdenſpiel, durch das Talent in Stimme, Gang und Stellung bekannte Perſonen bis zur höchſten Täuſchung nachzuahmen, durch ſeine unerſchöpfliche Laune, durch das Schlagende ſeiner Einfälle, alle Zuſchauer mit ſich fort. Den Mann, der die Rolle des Pasquarello ſpielte, und der ſich Signor Formica nannte, ſchien ein ganz beſonderer, ungewöhnlicher Geiſt zu beſeelen; oft war in Ton und Bewegung ſo etwas Seltſames, daß die Zuſchauer, im tollſten Gelächter, ſich von Schauern durchfröſtelt fühlten. Ihm zur Seite ſtand würdig der Doctor Graziano mit einem Mienenſpiel, mit einem Organ, mit einem Talent in dem anſcheinend ungereimteſten Zeuge die ergötzlichſten Dinge zu ſagen, dem nichts in der Welt zu vergleichen. Dieſen Doctor Graziano ſpielte ein alter Bologneſer, Maria Agli mit Namen. Es konnte nicht fehlen, daß in kurzer Zeit die gebildete Welt von Rom unabläſſig hinſtrömte nach Nicolo Muſſo's kleinem Theater vor der Porta del Popolo, daß jeder den Namen Formica im Munde führte und auf der Straße wie im Theater in voller Begeiſtrung ausrief: — Oh Formica! — Formica benedetto! — oh Formicissimo! — Man betrachtete den Formica als eine überirdiſche Erſcheinung, und manche alte Frau, die im Theater ſich vor Lachen ausgeſchüttet, wurde, wagte ja einer nur das Mindeſte zu tadeln an Formica's Spiel, plötzlich ernſthaft und ſprach feierlich: Scherza coi fanti e lascia star santi! — Das kam daher, weil Signor Formica außer dem Theater ein unerforſchliches Geheimniß blieb. Man ſah ihn durchaus nirgends, und vergebens blieb alles Mühen ihm auf die Spur zu kommen. Nicolo Muſſo ſchwieg unerbittlich über Formica's Aufenthalt.

So war das Theater beſchaffen, nach dem ſich Marianna ſehnte.

Laßt uns, ſprach Salvator, unſern Feinden geradezu auf den Hals gehen: der Gang aus dem Theater nach der Stadt bietet uns die bequemſte Gelegenheit dazu dar.

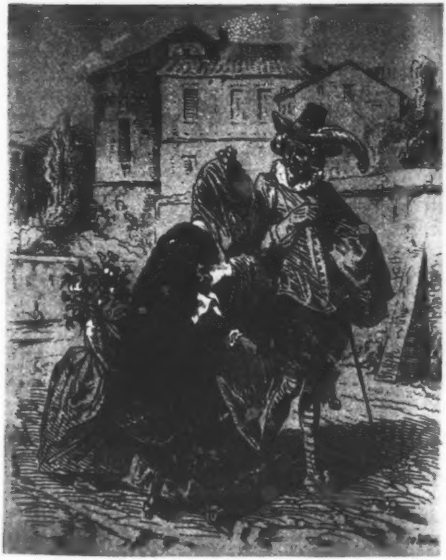
Er theilte jetzt dem Antonio einen Plan mit, der gar abenteuerlich und gewagt ſchien, den aber Antonio mit Freuden ergriff, weil er hoffte, dabei ſeine Marianna dem niederträchtigen Capuzzi zu entreißen. Auch war es ihm recht, daß Salvator es vorzüglich darauf angelegt, den Pyramiden-Doctor zu züchtigen.

Als es Nacht worden, nahmen beide, Salvator und Antonio, Chitarren, gingen nach der Straße Ripetta, und brachten, um den alten Capuzzi recht zu ärgern, der holden Marianna die ſchönſte Serenata, die man nur hören konnte. Salvator ſpielte und ſang nemlich meiſterhaft und Antonio that es, was einen ſchönen Tenor betrifft, beinahe dem Odoardo Ceccarelli gleich. Signor Pasquale erſchien zwar auf dem Balcon, und wollte hinabſchimpfend den Sängern Stillſchweigen gebieten; die Nachbaren, die der ſchöne Geſang in die Fenſter gelockt, riefen ihm aber zu: weil er mit ſeinen Gefährten ſo heule und ſchreie wie alle hölliſche Geiſter zuſammen, wolle er wohl keine gute Muſik in der Straße leiden? er möge ſich hineinſcheren und die Ohren verſtopfen, wenn er den ſchönen Geſang nicht hören wolle. — So mußte Signor Pasquale zu ſeiner Marter dulden, daß Salvator und Antonio beinahe die ganze Nacht hindurch Lieder ſangen, die bald die ſüßeſten Liebesworte enthielten, bald die Thorheit verliebter Alten verhöhnten. Sie gewahrten deutlich Marianna im Fenſter, die Signor Pasquale vergebens mit den ſüßeſten Worten und Betheurungen beſchwor, ſich doch nicht der böſen Nachtluft auszuſetzen.

Am folgenden Abend wandelte dann die merkwürdigſte Geſellſchaft, die man jemals geſehen, durch die Straße Ripetta nach der Porta del Popolo. Sie zog aller Augen auf ſich, und man fragte, ob denn der Carneval noch einen Reſt toller Masken zurückgelaſſen. — Signor Pasquale Capuzzi in ſeinen bunten, ſpaniſchen, wohl gebürſteten Kleidern, mit einer neuen gelben Feder auf dem ſpitzen Hute prangend, geſchniegelt und gebügelt, durch und durch Zierlichkeit und Grazie, in zu engen Schuhen wie auf Eiern daher tretend, führte am Arm die holde Marianna, deren ſchlanken Wuchs, viel weniger deren Antlitz man nicht erſchauen konnte, weil ſie auf ungewöhnliche Weiſe in Schleier verhüllt war. Auf der andern Seite ſchritt Signor Splendiano Accoramboni in ſeiner großen Perücke, die den ganzen Rücken bedeckte, ſo daß es von hinten anzuſehen war, als wandle ein ungeheurer Kopf daher auf zwei kleinen Beinchen. Dicht hinter Marianna, ſich beinahe an ſie anklammernd, krebſte das kleine Scheuſal, der Pitichinaccio, nach, in feuerfarbnen Weiberkleidern, und den ganzen Kopf auf widerwärtige Art mit bunten Blumen beſteckt.

Signor Formica übertraf ſich den Abend ſelbſt, und was noch nie geſchehn, er miſchte kleine Lieder ein, die er bald in dem Ton dieſes, bald jenes bekannten Sängers vortrug. In dem alten Capuzzi erwachte alle Theaterluſt, die früher in jungen Jahren beinahe ausartete in Wahnſinn. Er küßte in Entzücken der Marianna einmal über das andere die Hände und ſchwur, daß er keinen Abend ver-

Blatt 13



ſäumen werde, mit ihr Nicolo Muſſo's Theater zu beſuchen. Er erhob den Signor Formica bis über die Sterne und ſtimmte mit aller Gewalt ein in den lärmenden Beifall der übrigen Zuſchauer. Weniger zufrieden war der Signor Splendiano, der unabläſſig den Signor Capuzzi und die ſchöne Marianna ermahnte, nicht ſo übermäßig zu lachen. Er nannte in einem Athem etliche zwanzig Krankheiten, welche die zu große Erſchütterung des Zwerchfells herbeiführen könne. Beide, Marianna und Capuzzi, kehrten ſich aber daran ganz und gar nicht. Ganz unglücklich fühlte ſich Pitichinaccio. Er hatte hinter dem Pyramiden-Doctor Platz nehmen müſſen, der ihn mit ſeiner großen Perücke ganz und gar umſchattete. Er ſah auch nicht das Mindeſte von der Bühne und den ſpielenden Perſonen, und wurde überdem von zwei muthwilligen Weibern, die ſich neben ihn geſetzt, unaufhörlich geängſtigt und gequält. Sie nannten ihn eine artige liebe Signora, fragten, ob er, trotz ſeiner Jugend, ſchon verheirathet ſey, und Kinderchen habe, die allerliebſte Weſen ſeyn müßten u. ſ. w. Dem armen Pitichinaccio ſtanden die kalten Schweißtropfen auf der Stirne, er wimmerte und winſelte, und verfluchte ſein elendes Daſeyn.

Als die Vorſtellung geendet, wartete Signor Pasquale, bis ſich alle Zuſchauer aus dem Hauſe entfernt hatten. Man löſchte das letzte Licht aus, an dem Signor Splendiano noch eben ein Stückchen von einer Wachsfackel angezündet hatte, als Capuzzi mit ſeinen würdigen Freunden und der Marianna langſam und bedächtig den Rückweg antrat.

Pitichinaccio weinte und ſchrie; Capuzzi mußte ihn zu ſeiner Qual auf den linken Arm nehmen, mit dem rechten faßte er Marianna. Vorauf zog der Doctor Splendiano mit ſeinem Fackelſtümpfchen, das mühſam und erbärmlich genug brannte, ſo daß ſie bei dem matten Schein die dicke Finſterniß der Nacht erſt recht gewahr wurden.

Noch ziemlich weit entfernt waren ſie von der Porta del Popolo, als ſie ſich urplötzlich von mehreren hohen, in Mäntel dicht verhüllten Geſtalten umringt ſahen. In dem Augenblick wurde dem Doctor die Fackel aus der Hand geſchlagen, daß ſie am Boden verlöſchte. — Lautlos blieb Capuzzi, blieb der Doctor ſtehen. Da fiel, man wußte nicht woher er kam, ein blaſſer röthlicher Schimmer auf die Vermummten und vier bleiche Todtengeſichter ſtarrten den Pyramiden-Doctor mit hohlen, gräßlichen Augen an. „Wehe — wehe — wehe

Dir, Splendiano Accoramboni!" — So heulten die entſetzlichen Geſpenſter in tiefem, dumpfem Ton; dann wimmerte einer: Kennſt Du mich, kennſt Du mich, Splendiano? — Ich bin Cordier, der franzöſiſche Maler, der in voriger Woche begraben wurde, den Du mit Deiner Arznei unter die Erde brachteſt! Dann der Zweite: Kennſt Du mich, Splendiano? ich bin Küfner, der deutſche Maler, den Du mit Deinen hölliſchen Latwergen vergifteteſt! Dann der Dritte: Kennſt Du mich, Splendiano? Ich bin Liers, der Flamländer, den Du mit Deinen Pillen umbrachteſt und ſeinen Bruder um die Gemälde betrogſt. Dann der Vierte: Kennſt Du mich, Splendiano? Ich bin Ghigi, der Neapolitaniſche Maler, den Du mit Deinen Pulvern tödteteſt! — Und nun alle Vier zuſammen: Wehe, wehe, — wehe Dir, Splendiano Accoramboni, verfluchter Pyramiden-Doctor! — Du mußt hinab — hinab zu uns unter die Erde — Fort — fort — fort mit Dir! — Halloh — Halloh! — und damit ſtürzten ſie auf den unglücklichen Doctor, hoben ihn hoch in die Luft, und fuhren mit ihm ab wie der Sturmwind.

So ſehr das Entſetzen den Signor Pasquale übermannen wollte, ſo faßte er ſich doch mit wunderbarem Muthe, als er ſah, daß es nur auf ſeinen Freund Accoramboni abgeſehen war. Pitichinaccio hatte den Kopf ſammt dem Blumenbeet, das darauf befindlich, unter Capuzzi's Mantel geſteckt, und ſich ſo feſt um ſeinen Hals geklammert, daß alle Mühe ihn abzuſchütteln vergebens blieb.

„Erhole Dich, ſprach Capuzzi zu Marianna, als nichts mehr zu ſchauen war von den Geſpenſtern und dem Pyramiden-Doctor, erhole Dich, komm zu mir, mein ſüßes, liebes Täubchen! — Mein würdiger Freund Splendiano, der iſt nun hin; Sanct Bernardus, der ſelbſt ein tüchtiger Doctor war und Vielen zur Seligkeit verholfen, möge ihm beiſtehen, wenn ihm die rachſüchtigen Maler, die er zu raſch nach ſeiner Pyramide befördert hat, den Hals umdrehen! — Wer wird nun zu meinen Canzonen den Baß ſingen? — Und der Bengel, der Pitichinaccio, drückt mir dermaßen die Kehle zu, daß ich den Schreck, den mir Splendiano's Transport verurſacht, mit eingerechnet, vielleicht binnen ſechs Wochen keinen reinen Ton werde hervorbringen können! — Sei nur nicht bange, meine Marianna! mein ſüßes Hoffen! — es iſt Alles vorüber!" —

Marianna verſicherte, daß ſie den Schreck ganz überwunden, und bat, ſie nur allein, ohne Hülfe gehen zu laſſen, damit Capuzzi ſich von ſeinem läſtigen Schooßkinde befreien könne. Signor Pasquale faßte aber das Mädchen nur noch feſter, und meinte, daß er um keinen Preis der Welt ſie in dieſer bedrohlichen Finſterniß auch nur einen Schritt von ſich laſſen würde.

In demſelben Augenblicke, als nun Signor Pasquale ganz wohlgemüthlich weiter fort wollte, tauchten dicht vor ihm, wie aus tiefer Erde, vier gräßliche Teufelsgeſtalten auf, in kurzen rothgleißenden Mänteln, die ihn mit funkelnden Augen anblitzten und ein abſcheuliches Gekrächze und Gepfeife erhoben. „Huy, huy! — Pasquale Capuzzi, verfluchter Narr! — Alter verliebter Teufel! — Wir ſind Deine Kumpane, wir ſind Liebesteufel, wir kommen Dich zu holen in die Hölle, in die glühende Hölle, ſammt Deinem Spielgeſellen Pitichinaccio!“ — So kreiſchten die Teufel und fielen über den Alten her. Capuzzi ſtürzte mit dem Pitichinaccio zu Boden, und beide erhoben ein gellendes, durchdringendes Jammergeſchrei, wie eine ganze Heerde geprügelter Eſel.

Marianna hatte ſich mit Gewalt vom Alten losgeriſſen, und war auf die Seite geſprungen. Da ſchloß ſie Einer von den Teufeln ſanft in die Arme und ſprach mit ſüßer lieblicher Stimme: Ach Marianna! — meine Marianna! — endlich iſts gelungen! — Die Freunde tragen den Alten weit weit fort, während wir eine ſichere Zuflucht finden! — Mein Antonio! liſpelte Marianna leiſe.

Aber plötzlich wurd' es rings umher hell von Fackeln, und Antonio fühlte einen Stich in das Schulterblatt. Mit Blitzesſchnelle wandte er ſich um, riß den Degen aus der Scheide und ging dem Kerl, der eben mit dem Stilet in der Hand den zweiten Stoß führen wollte, zu Leibe. Er gewahrte, wie ſeine drei Freunde ſich gegen eine Ueberzahl von Sbirren vertheidigten. Es gelang ihm, den Kerl, der ihn angegriffen, fortzutreiben, und ſich zu den Freunden zu geſellen. So tapfer ſie ſich aber auch hielten, der Kampf war doch zu ungleich; die Sbirren mußten unfehlbar ſiegen, hätten ſich nicht plötzlich mit lautem Geſchrei zwei Männer in die Reihe der Jünglinge geſtürzt, von denen der Eine ſogleich den Sbirren, der dem Antonio am härteſten zuſetzte, niederſtieß.

Der Kampf war nun in wenigen Augenblicken zum Nachtheil der Sbirren entſchieden. Wer von ihnen nicht hart verwundet auf dem Platze lag, floh mit lautem Geſchrei der Porta del Popolo zu.

Salvator Roſa (niemand anders war der, der dem Antonio zu Hülfe eilte und den Sbirren niederſtieß) wollte mit Antonio und den jungen Malern, die in den Teufelsmaſken ſteckten, ohne Weiteres hinter den Sbirren her, nach der Stadt.

Maria Agli, der mit ihm gekommen und, ſeines hohen Alters unerachtet, den Sbirren zugeſetzt hatte, trotz jedem Andern, meinte indeſſen, dies ſey nicht rathſam, da die Wache bei der Porta del Popolo von dem Vorfall unterrichtet, ſie Alle unbezweifelt verhaften würde. Sie begaben ſich nun alle zum Nicolo Muſſo, der ſie in ſeinem kleinen, engen Hauſe, unfern des Theaters, mit Freuden aufnahm. Die Maler legten ihre Teufelslarven und ihre mit Phosphor beſtrichenen Mäntel ab, und Antonio, der außer dem unbedeutenden Stich im Schulterblatt gar nicht verwundet war, machte den Wundarzt geltend, indem er den Salvator, den Agli und die Jünglinge, welche alle Wunden davon getragen, mit denen es aber nicht die mindeſte Gefahr hatte, verband.

Der Streich, ſo toll und keck angelegt, wäre gelungen, hätten Salvator und Antonio nicht eine Perſon außer Acht gelaſſen, die ihnen alles verdarb. Michele, der gemeine Bravo und Sbirre, der unten in Capuzzi's Hauſe wohnte, und in gewiſſer Art ſeinen Hausknecht machte, war, wie es Capuzzi gewollt, hinter ihm hergegangen nach dem Theater, wiewohl in einiger Entfernung, da der Alte ſich des zerlumpten Tagediebes ſchämte. Eben ſo hatte Michele den Alten zurückbegleitet. Als nun die Geſpenſter erſchienen, merkte Michele, der ganz eigentlich weder Tod noch Teufel fürchtete, gleich Unrath, lief in finſtrer Nacht ſpornſtreichs nach der Porta del Popolo, machte Lärm und kam mit den Sbirren, die ſich zuſammengefunden, wie wir wiſſen, gerade in dem Augenblick an, als die Teufel über den Signor Pasquale herfielen und ihn entführen wollten, wie die Todten den Pyramiden-Doctor.

In dem hitzigſten Gefecht hatte doch einer von den jungen Malern ſehr deutlich wahrgenommen, daß ein Kerl, die ohnmächtige Marianna auf den Armen, fortlief nach dem Thore, und daß ihm Signor Pasquale mit unglaublicher Haſt, als ſey Queckſilber in ſeine Beine gefahren, nachrannte. Dabei hatte etwas im Fackelſchein hell

Aufkreiſchendes an ſeinem Mantel gehangen und gewimmert; das mochte wohl der Pitichinaccio geweſen ſeyn.

Am andern Morgen wurde bei der Pyramide des Ceſtius der Doctor Splendiano gefunden, ganz zuſammen gekugelt und in ſeine Perücke hineingedrückt, feſt eingeſchlafen, wie in einem warmen, weichen Neſt. Als man ihn weckte, redete er irre, und war ſchwer zu überzeugen, daß er ſich noch auf der Oberwelt, und zwar in Rom befinde, und als man ihn endlich nach Hauſe gebracht, dankte er der Jungfrau und allen Heiligen für ſeine Errettung, warf alle ſeine Tincturen, Eſſenzen, Latwergen und Pulver zum Fenſter hinaus, verbrannte ſeine Recepte und gelobte künftig ſeine Patienten nicht anders zu heilen, als durch Beſtreichen und Auflegen der Hände, wie es einmal ein berühmter Arzt, der zugleich ein Heiliger war, deſſen Namen mir aber nicht beifallen will, vor ihm mit vielem Erfolg gethan. Denn ſeine Patienten ſtarben eben ſo gut, wie die Patienten der Andern, und ſahen ſchon vor dem Tode den Himmel offen und Alles was der Heilige nur wollte.

Ich weiß nicht, ſprach Antonio andern Tages zum Salvator, ich weiß nicht, welcher Grimm in mir entbrannt iſt, ſeitdem mein Blut gefloſſen! — Tod und Verderben dem niederträchtigen Capuzzi! — Wißt Ihr, Salvator, daß ich entſchloſſen bin, mit Gewalt einzudringen in Capuzzi's Haus? — Ich ſtoße den Alten nieder, wenn er ſich widerſetzt, und entführe Marianna! —

Herrlicher Anſchlag, rief Salvator lachend, herrlicher Anſchlag! — Vortrefflich ausgedacht! — Ich zweifle gar nicht, daß Du auch das Mittel gefunden haben wirſt, Deine Marianna durch die Luft nach dem ſpaniſchen Platz zu bringen, damit ſie Dich nicht, ehe Du dieſe Freiſtatt erreicht haſt, greifen und aufhängen! — Nein, mein lieber Antonio! — mit Gewalt iſt hier gar nichts auszurichten, und Ihr könnt es Euch wohl denken, daß Signor Pasquale jetzt jedem öffentlichen Angriff auszuweichen wiſſen wird. Zudem hat unſer Streich gar gewaltiges Aufſehen gemacht, und gerade das unmäßige Gelächter der Leute über die tolle Art, wie wir den Splendiano und den Capuzzi gehetzt haben, weckte die Polizei aus dem ſanften Schlummer, die uns nun, ſo viel ſie es mit ihren ſchwächlichen Mitteln vermag, nachſtellen wird. — Nein Antonio, laßt uns zur Liſt unſre Zuflucht nehmen. Con arte e con inganno si vive mezzo l'anno, con inganno e con arte si vive l'altra parte. (Es bringen Trug und Künſte des Sommers uns Gewinnſte, und ſchlaue Kunſt betrügen ſchafft Winters uns Vergnügen.) — So ſpricht Frau Caterina und ſie hat Recht. — Ueberdem muß ich lachen, daß wir recht wie junge unbedachtſame Leute gehandelt haben, welches mir vorzüglich zur Laſt fällt, da ich ein gut Theil älter bin als Ihr. Sagt Antonio, wäre uns der Streich wirklich gelungen, hättet Ihr Marianna dem Alten wirklich entriſſen, ſagt, wohin mit ihr fliehen, wo ſie verborgen halten, wie es anfangen, ſo raſch die Verbindung durch den Prieſter herbeizuführen, daß der Alte ſie nicht mehr zu hintertreiben vermochte! — Ihr ſollt in wenigen Tagen Eure Marianna wirklich entführen. Ich habe den Nicolo Muſſo, den Formica, in Alles eingeweiht und mit ihnen gemeinſchaftlich einen Streich erſonnen, der kaum fehlſchlagen kann. Tröſtet Euch nur Antonio! — Signor Formica wird Euch helfen!

Signor Formica? ſprach Antonio mit gleichgültigem, beinahe verächtlichem Ton, Signor Formica? — Was kann mir der Spaßmacher nützen.

Hoho, rief Salvator, habt Ehrfurcht vor dem Signor Formica, das bitte ich mir aus! — Wißt Ihr denn nicht, daß Formica eine Art von Zauberer iſt, der ganz im Verborgnen über die wunderbarſten Künſte gebietet? — Ich ſage Euch, Signor Formica wird helfen! Auch der alte Maria Agli, der vortreffliche Doctor Graziano Bologneſe, iſt in unſer Complot gezogen und wird dabei eine gar bedeutende Rolle ſpielen. Aus Muſſo's Theater, Antonio, ſollt Ihr Eure Marianna entführen.

Salvator, ſprach Antonio, Ihr ſchmeichelt mir mit trügeriſchen Hoffnungen! — Ihr ſagtet ſelbſt, daß Signor Paſquale jetzt ſorglich jedem öffentlichen Angriff ausweichen wird. Wie iſt es denn nur möglich, daß er ſich entſchließen könnte, nachdem ihm ſo Arges widerfahren, noch einmal Muſſo's Theater zu beſuchen?

Den Alten dahin zu verlocken, erwiederte Salvator, iſt ſo ſchwer nicht, als Ihr denken mögt. Viel ſchwerer wird es halten, zu bewirken, daß er ohne ſeine Kumpane in das Theater ſteigt. — Doch dem ſey, wie ihm wolle, jetzt iſt es nöthig, daß Ihr, Antonio, Euch vorbereitet mit Marianna, ſo wie der günſtige Moment da iſt, aus Rom entfliehen zu können. — Ihr ſollt nach Florenz. Ihr ſeyd dort ſchon durch Eure Kunſt empfohlen, und daß es Euch nach Eurer Ankunft nicht an Bekanntſchaft, nicht an wichtiger Unterſtützung und Hülfe mangeln ſoll, dafür laßt mich ſorgen! — Einige Tage müſſen wir ruhen, dann wollen wir ſehen, was ſich weiter begiebt. — Noch einmal, Antonio! — faßt Hoffnung; Formica wird helfen! —

Neuer Unfall, der den Signor Pasquale Capuzzi betraf. Antonio Scacciati führt einen Anſchlag im Theater des Nicolo Muſſo glücklich aus und flüchtet nach Florenz.

Signor Pasquale wußte zu gut, wer ihm das Unheil, das ihn und den armen Pyramiden-Doctor vor der Porta del Popolo betroffen, bereitet hatte, und man kann denken, in welchem Grimm er entbrannt war gegen Antonio und gegen Salvator Roſa, den er mit Recht für den Anſtifter von Allem hielt. Er mühte ſich ab, die arme Marianna zu tröſten, die ganz erkrankt war vor Schreck, wie ſie ſagte; aber eigentlich vor Betrübniß, daß der verdammte Michele mit ſeinen Sbirren ſie ihrem Antonio entriſſen hatte. Margarita brachte ihr indeſſen fleißig Nachricht von dem Geliebten, und auf den unternehmenden Salvator ſetzte ſie ihre ganze Hoffnung. — Mit Ungeduld wartete ſie von einem Tage zum andern auf irgend ein neues Ereigniß und ließ dieſe Ungeduld aus an dem Alten durch tauſend Quälereien, die ihn in ſeiner wahnſinnigen Verliebtheit kirre und kleinmüthig genug machten, ohne indeſſen etwas über den Liebesteufel zu vermögen, der in ſeinem Innern ſpukte. Hatte Marianna alle üble Laune des eigenſinnigen Mädchens im reichlichſten Maße ausgegoſſen, und litt ſie dann nur ein einziges Mal, daß der Alte ſeine welken Lippen auf ihre kleine Hand drückte, ſo ſchwur er im Uebermaße des Entzückens, daß er nicht ablaſſen werde vom Pantoffel des Papſtes mit inbrünſtigen Küſſen, bis er die Dispenſation zur Heirath mit ſeiner Nichte, dem Ausbunde aller Schönheit und Liebenswürdigkeit, erhalten. Marianna hütete ſich, ihn in dieſem Entzücken zu ſtören, denn eben in dieſem Hoffnungsſchimmer des Alten leuchtete auch ihre Hoffnung auf, ihm deſto leichter zu entfliehen, je feſter er ſie mit unauflöslichen Banden verſtrickt glaubte.

Einige Zeit war vergangen, als eines Tages zur Mittagsſtunde

Michele die Treppe heraufſtampfte, und dem Signor Pasquale, der ihm nach vielem Klopfen die Thür öffnete, mit vieler Weitläuftigkeit meldete, daß ein Herr unten ſey, der durchaus verlange, den Signor Pasquale Capuzzi, der wie er wiſſe in dieſem Hauſe wohne, zu ſprechen.

O all' ihr himmliſchen Heerſchaaren, ſchrie der Alte erboſt, ob der Schlingel nicht weiß, daß ich in meiner Wohnung durchaus keinen Fremden ſpreche! —

Der Herr, meinte Michele, ſey aber von gar feinem Anſehen etwas ältlich, führe eine hübſche Sprache und nenne ſich Nicolo Muſſo! —

Nicolo Muſſo, ſprach Capuzzi nachdenklich in ſich hinein, Nicolo Muſſo, der das Theater vor der Porta del Popolo hat, was mag der nur von mir wollen? Damit verſchloß und verriegelte er ſorgfältig die Thüre und ſtieg mit Michele die Treppe herab, um mit Nicolo unten vor dem Hauſe auf der Straße zu ſprechen.

Mein beſter Signor Pasquale, kam ihm Nicolo, ſich mit freiem Anſtande verneigend, entgegen, wie hoch erfreut bin ich, daß Ihr mich Eurer Bekanntſchaft würdigt! Wie vielen Dank bin ich Euch ſchuldig! — Seit die Römer Euch, den Mann von dem bewährteſten Geſchmack, von der durchdringendſten Wiſſenſchaft und Virtuoſen in der Kunſt, in meinem Theater geſehen haben, verdoppelte ſich mein Ruf und meine Einnahme. Um ſo mehr ſchmerzt es mich tief, daß böſe muthwillige Buben Euch und Eure Geſellſchaft auf mörderiſche Weiſe angefallen haben, als Ihr aus meinem Theater Nachts nach der Stadt zurückkehrtet! — Um aller Heiligen willen, Signor Pasquale, werft dieſes Streichs halber, der ſchwer geahndet werden wird, nicht einen Groll auf mich und mein Theater! — Entzieht mir nicht Euren Beſuch! —

Beſter Signor Nicolo, erwiederte der Alte ſchmunzelnd, ſeyd verſichert, daß ich noch nie mehr Vergnügen empfand, als in Eurem Theater. Euer Formica, Euer Agli, das ſind Schauſpieler, wie ihres Gleichen nicht zu finden. Doch der Schreck, der meinem Freunde, dem Signor Splendiano Accoramboni, ja mir ſelbſt beinahe den Tod gebracht hat, war zu groß; er hat mir nicht Euer Theater, wohl aber den Gang dahin auf immer verleidet. Schlagt Ihr Euer Theater auf dem Platze del Popolo oder in der Straße Babuina, in der

Straße Ripetta auf, ſo fehle ich gewiß keinen Abend, aber vor das Thor del Popolo bringt mich zur Nachtzeit keine Macht der Erde.

Nicolo ſeufzte auf, wie von tiefem Kummer erfaßt. Das trifft mich hart, ſprach er dann, härter, als Ihr vielleicht glaubt, Signor Pasquale! — Ach! — auf Euch hatte ich alle meine Hoffnung geſetzt! — Um Euern Beiſtand wollte ich flehen! —

Um meinen Beiſtand, fragte der Alte verwundert, um meinen Beiſtand, Signor Nicolo? Auf welche Weiſe hätte der Euch frommen können?

Mein beſter Signor Pasquale, erwiederte Nicolo, indem er mit dem Schnupftuch über die Augen fuhr, als trockne er hervorquellende Thränen, mein beſter vortrefflichſter Signor Pasquale, Ihr werdet bemerkt haben, daß meine Schauſpieler hin und wieder Arien einmiſchten. Das gedachte ich denn ſo ganz unvermerkt weiter und weiter hinaufzutreiben, ein Orcheſter anzuſchaffen, kurz, zuletzt alle Verbote umgehend, eine Oper einzurichten. Ihr, Signor Capuzzi, ſeyd der erſte Componiſt in ganz Italien, und nur der unglaubliche Leichtſinn der Römer, der hämiſche Neid der Maeſtri iſt Schuld daran, daß man auf den Theatern etwas anders hört als Eure Compoſitionen. Signor Pasquale, um Eure unſterblichen Werke wollte ich Euch fußfällig bitten, um ſie, wie es nur in meinen Kräften ſtand, auf mein geringes Theater zu bringen! —

Beſter Signor Nicolo, ſprach der Alte, den vollſten Sonnenſchein im Antlitz, was unterreden wir uns denn hier auf öffentlicher Straße! — Laßt es Euch gefallen, ein Paar ſteile Treppen hinauf zu ſteigen! — Kommt mit mir in meine ſchlechte Wohnung!

Kaum mit Nicolo im Zimmer angelangt, holte der Alte ein großes Pack beſtäubter Noten hervor, ſchlug es aus einander, nahm die Chitarre zur Hand, und begann das entſetzliche, gellende Gekreiſch, welches er Singen nannte.

Nicolo gebehrdete ſich wie ein Verzückter! — Er ſeufzte — er ſtöhnte — er ſchrie dazwiſchen: bravo! — bravissimo! benedettissimo Capuzzi! — bis er endlich, wie im Uebermaß der ſeligſten Begeiſterung, dem Alten zu Füßen ſtürzte, und ſeine Knie umfaßte, die er aber ſo heftig drückte, daß der Alte in die Höhe fuhr, vor Schmerz aufjauchzte, laut aufſchrie: Alle Heiligen! — Laßt ab von mir, Signor Nicolo, Ihr bringt mich um!

Nein, rief Nicolo, nein Signor Pasquale, nicht eher ſtehe ich auf, bis Ihr mir die göttlichen Arien verſprecht, die Ihr ſo eben vorgetragen, damit ſie übermorgen Formica in meinem Theater ſingen kann!

Ihr ſeyd ein Mann von Geſchmack, ächzte Pasquale, ein Mann von tiefer Einſicht! — Wem könnte ich beſſer meine Compoſitionen anvertrauen als Euch! — Ihr ſollt alle meine Arien mit Euch nehmen — Laßt mich nur los! — Aber o Gott, ich werde ſie nicht hören, meine göttlichen Meiſterwerke! — Laßt mich nur los, Signor Nicolo! —

Nein, rief Nicolo, noch immer auf den Knien und des Alten dürre Spindelbeine feſt umklammernd, nein Signor Pasquale, ich laſſe Euch nicht, bis Ihr Euer Wort gebt, übermorgen in meinem Theater zu ſeyn! — Beſorgt doch nur nicht einen neuen Anfall! Glaubt Ihr denn nicht, daß die Römer, haben ſie Eure Arien gehört, Euch im Triumph mit hundert Fackeln zu Hauſe bringen werden? — Aber ſollte das auch nicht geſchehen, ich ſelbſt und meine getreuen Kameraden, wir bewaffnen uns, und geleiten Euch bis in Euer Haus!

Ihr ſelbſt, fragte Pasquale, wollt mich begleiten mit Euern Kameraden! — Wie viel Leute ſind das wohl?

Acht bis zehn Perſonen ſtehen Euch zu Befehl, Signor Pasquale! Entſchließt Euch, erhört mein Flehen! —

Formica, liſpelte Pasquale, hat eine ſchöne Stimme! — Wie er nur meine Arien vortragen wird!

Entſchließt Euch, rief Nicolo noch einmal, indem er feſter des Alten Beine packte! — Ihr ſteht mir, ſprach der Alte, Ihr ſteht mir dafür, daß ich unangefochten mein Haus erreiche?

Ehre und Leben zum Pfande, rief Nicolo, indem er den Beinen einen ſchärfern Druck gab! —

Topp! — ſchrie der Alte, ich bin übermorgen in Eurem Theater! —

Da ſprang Nicolo auf und drückte den Alten an die Bruſt, daß er ganz außer Athem ächzte und keuchte.

In dem Augenblick trat Marianna herein. Signor Pasquale wollte ſie zwar mit einem grimmigen Blick, den er ihr zuwarf, zurückſcheuchen; ſie kehrte ſich aber gar nicht daran, ſondern ging geradezu auf den Muſſo los, und ſprach wie im Zorn: Vergebens, Signor

Nicolo, verſucht Ihr, meinen lieben Oheim in Euer Theater zu locken! — Ihr vergeßt, daß der abſcheuliche Streich, den ruchloſe Verführer, die mir nachſtellen, neulich uns ſpielten, meinem herzgeliebten Oheim, ſeinem würdigen Freunde Splendiano, ja mir ſelbſt beinahe das Leben koſtete! Nimmermehr werde ich zugeben, daß mein Oheim ſich aufs neue ſolcher Gefahr ausſetze! Steht nur ab von Euern Bitten, Nicolo! — Nicht wahr mein geliebteſter Oheim, Ihr bleibt fein im Hauſe, und wagt Euch nicht mehr vor die Porta del Popolo in der verrätheriſchen Nacht, die Niemands Freund iſt?

Signor Pasquale war wie vom Donner gerührt. Er ſtarrte ſeine Nichte mit weit aufgeriſſenen Augen an. Darauf gab er ihr die ſüßeſten Worte, und ſetzte weitläuftig auseinander, wie Signor Nicolo ſich dazu verpflichtet, ſolche Maßregeln zu treffen, die jeder Gefahr beim Rückwege vorbeugen ſollten.

Und doch, ſprach Marianna, bleibe ich bei meinem Wort, indem ich Euch, geliebteſter Oheim auf das flehentlichſte bitte, nicht in das Theater vor der Porta del Popolo zu gehen. — Verzeiht, Signor Nicolo, daß ich in Eurer Gegenwart geradezu herausſage, welche ſchwarze Ahnung in meiner Seele iſt! — Ihr ſeyd, ich weiß es, mit Salvator Roſa, und auch wohl mit dem Antonio Scacciati bekannt. — Wie, wenn Ihr mit unſern Feinden unter einer Decke ſtecktet, wie, wenn Ihr meinen Oheim, der, ich weiß es, ohne mich Euer Theater nicht beſuchen wird, nur auf hämiſche Weiſe verlocken wolltet, damit deſto ſicherer ein neuer verruchter Anſchlag ausgeführt werde?

Welcher Verdacht, rief Nicolo ganz erſchrocken, welcher entſetzliche Verdacht Signora? — Kennt Ihr mich denn von ſolch' einer ſchlimmen Seite? Hab ich ſolch' einen böſen Ruf, daß Ihr mir den abſcheulichſten Verrath zutraut? — Aber denkt Ihr einmal ſo ſchlecht von mir, ſetzt Ihr Mißtrauen in den Beiſtand, den ich Euch zugeſagt, nun gut, ſo laßt Euch von Michele, der, wie ich weiß, Euch aus den Händen der Räuber gerettet hat, begleiten, und Michele ſoll eine gute Anzahl Sbirren mitnehmen, die Euch ja vor dem Theater erwarten können, da Ihr doch nicht verlangen werdet, daß ich meine Plätze mit Sbirren füllen ſoll.

Marianna ſah dem Nicolo ſtarr in die Augen, dann ſprach ſie ernſt und feierlich: Was ſagt Ihr? — Michele und Sbirren ſollen uns begleiten? — Nun ſehe ich wohl, Signor Nicolo, daß Ihr es ehrlich meint, daß mein ſchlimmer Verdacht ungerecht iſt! — Verzeiht mir nur meine unbeſonnenen Reden! — Und doch kann ich die Angſt, die Beſorgniß für meinen geliebten Oheim nicht überwinden, und doch bitte ich ihn, den bedrohlichen Gang nicht zu wagen! —

Signor Pasquale hatte das ganze Geſpräch mit ſeltſamen Blicken, die deutlich von dem Kampf in ſeinem Innern zeugten, angehört. Jetzt konnte er ſich nicht länger halten, er ſtürzte vor der ſchönen Nichte auf die Kniee, ergriff ihre Hände, küßte ſie, benetzte ſie mit Thränen, die ihm aus den Augen quollen, rief wie außer ſich: Himmliſche angebetete Marianna, lichterloh ſchlagen die Flammen hervor, die in meinem Herzen brennen, — Ach dieſe Angſt, dieſe Beſorgniß, das iſt ja das ſüßeſte Geſtändniß, daß Du mich liebſt! — Und nun flehte er ſie an, doch nur keiner Furcht Raum zu geben und von dem Theater herab die ſchönſte der Arien zu hören, die jemals der göttlichſte Componiſt erfunden.

Auch Nicolo ließ nicht nach mit den wehmüthigſten Bitten, bis Marianna ſich für überwunden erklärte und verſprach, alle Furcht bei Seite geſetzt, dem zärtlichen Oheim in das Theater vor der Porta del Popolo zu folgen. — Signor Pasquale war verzückt in den höchſten Himmel der Wonne. Er hatte die Ueberzeugung von Mariannas Liebe, die Hoffnung im Theater ſeine Muſik zu hören und Lorbeern zu erhaſchen, nach denen er ſo lange vergebens getrachtet; er ſtand daran, ſeine ſüßeſten Träume erfüllt zu ſehen! — Nun wollte er auch ſein Licht recht hell leuchten laſſen vor den treu verbundenen Freunden, er dachte daher gar nicht anders, als daß Signor Splendiano und der kleine Pitichinaccio ebenſo mit ihm gehen ſollten, wie das erſte Mal.

Außer den Geſpenſtern, die ihn entführten, waren dem Signor Splendiano in der Nacht, als er neben der Pyramide des Ceſtius in ſeiner Perucke ſchlief, allerlei böſe Erſcheinungen gekommen. Der ganze Todtenacker war lebendig worden und hundert Leichen hatten die Knochenarme nach ihm ausgeſtreckt, laut jammernd über ſeine Eſſenzen und Latwergen, deren Qual ſie noch im Grabe nicht verwinden könnten. Daher kam es, daß der Pyramiden-Doctor, konnte er gleich dem Signor Pasquale nicht ableugnen, wie nur der ausgelaſſenſte Muthwille verruchter Buben ihm den Streich ſpielte, doch trübſinnig blieb, und, ſonſt eben nicht zum abergläubiſchen Weſen geneigt, jetzt überall Geſpenſter ſah und von Ahnungen und böſen Träumen hart geplagt wurde.

Pitichinaccio war nun durchaus nicht zu überzeugen, daß das nicht wirkliche Teufel aus der flammenden Hölle geweſen ſeyn ſollten, die über den Signor Pasquale und über ihn herfielen, und ſchrie laut auf, wenn man nur an jene verhängnißvolle Nacht dachte. Alle Betheurungen des Signor Pasquale, daß niemand anders, als Antonio Scacciati und Salvator Roſa hinter den Teufelsmaſken geſteckt, ſchlugen nicht an, denn Pitichinaccio ſchwur unter vielen Thränen, daß ſeiner Angſt, ſeines Entſetzens unerachtet, er an der Stimme und an dem ganzen Weſen den Teufel Fanfarell ſehr gut erkannt habe, der ihm den Bauch braun und blau gezwickt.

Man kann denken, wie Signor Pasquale ſich abmühen mußte, beide, den Pyramiden-Doctor und den Pitichinaccio zu überreden, noch einmal mit ihm nach dem Theater des Nicolo Muſſo zu wandern. Splendiano entſchloß ſich erſt dazu, als es ihm gelungen, von einem Bernardiner-Mönch ein geweihtes Biſam-Säckchen zu erhalten, deſſen Geruch weder Todte noch Teufel ertragen können, und mit dem er ſich wappnen wollte gegen alle Anfechtungen; Pitichinaccio vermochte dem Verſprechen einer Büchſe mit in Zucker eingemachten Trauben nicht zu widerſtehen, außerdem mußte aber Signor Pasquale ausdrücklich nachgeben, daß er ſtatt der Weiberkleider, die ihm wie er ſagte den Teufel recht auf den Hals gelockt hätten, ſeine neue Abbatenkleidung anlegen dürfe.

Was Salvator gefürchtet, ſchien alſo wirklich eintreffen zu wollen, und doch hing, wie er verſicherte, ſein ganzer Plan davon ab, daß Signor Pasquale mit Marianna allein, ohne die getreuen Kumpane, im Theater des Nicolo ſeyn müſſe.

Beide, Antonio und Salvator, zerbrachen ſich weidlich den Kopf, wie ſie den Splendiano und den Pitichinaccio von dem Signor Pasquale abwendig machen ſollten. Zur Ausführung jedes Streichs, der dies hätte bewirken können, reichte aber die Zeit nicht hin, da ſchon am Abende des folgenden Tages der Anſchlag im Theater des Nicolo ausgeführt werden mußte. Der Himmel, der ſich oft der ſonderbarſten Werkzeuge bedient, um die Narren zu züchtigen, ſchlug ſich aber zu Gunſten des bedrängten Liebespaars ins Mittel und regierte den Michele, daß er ſeiner Tölpelei Raum gab und dadurch bewirkte, was Salvators und Antonios Kunſt nicht zu erringen vermochte.

In ſelbiger Nacht entſtand in der Straße Ripetta vor dem Hauſe des Signor Pasquale auf einmal ein ſolch' entſetzliches Jammergeſchrei, ein ſolch' fürchterliches Fluchen, Toben und Schimpfen, daß alle Nachbaren auffuhren aus dem Schlafe, und die Sbirren, die eben einen Mörder verfolgt hatten, der ſich nach dem ſpaniſchen Platz gerettet, neue Mordthat vermuthend, ſchnell mit ihren Fackeln herbeieilten. Als dieſe nun, und mit ihnen eine Menge anderer Leute, die der Lärm herbeigelockt, ankamen auf dem vermeinten Mordplatz, lag der arme kleine Pitichinaccio wie entſeelt auf dem Boden, Michele aber ſchlug mit einem furchtbaren Knittel auf den Pyramiden-Doctor los, der in demſelben Augenblick niederſtürzte, als Signor Pasquale ſich mühſam aufrappelte, den Stoßdegen zog, und wüthend auf Michele eindrang. Rund umher lagen Stücke zerſplitterter Chitarren. Mehrere Leute fielen dem Alten in den Arm, ſonſt hätte er den Michele unfehlbar durch und durch gerannt. Michele, der nun erſt bei dem Schein der Fackeln gewahrte, wen er vor ſich hatte, ſtand da zur Bildſäule erſtarrt mit herausglotzenden Augen, ein gemalter Wüthrich, partheilos zwiſchen Kraft und Willen, wie es irgendwo heißt. Dann ſtieß er ein entſetzliches Geheul aus, zerraufte ſich die Haare, flehte um Gnade und Barmherzigkeit. — Keiner von beiden, weder der Pyramiden-Doctor noch der Kleine waren bedeutend beſchädigt, aber ſo zerbläut, daß ſie ſich nicht rücken noch regen konnten und nach Hauſe getragen werden mußten.

Signor Pasquale hatte ſich das Unglück ſelbſt auf den Hals geladen.

Wir wiſſen, daß Salvator und Antonio der Marianna die ſchönſte Nachtmuſik brachten, die man nur hören konnte; ich habe aber vergeſſen zu ſagen, daß ſie dies zum entſetzlichſten Ingrimm des Alten in jeder der folgenden Nächte wiederholten. Signor Pasquale, deſſen Wuth die Nachbarn in Schranken hielten, war toll genug ſich an die Obrigkeit zu wenden, die den beiden Malern das Singen in der Straße Ripetta verbieten ſollte. Die Obrigkeit meinte aber, unerhört ſey es in Rom, daß irgend Jemandem verwehrt ſeyn ſolle, zu ſingen, und Chitarre zu ſpielen wo es ihm beliebe, und es ſey unſinnig, ſo etwas zu verlangen. Da beſchloß Signor Pasquale ſelbſt dem Dinge ein Ende zu machen, und verſprach dem Michele ein gut Stück Geld, wenn er bei der erſten Gelegenheit über die Sänger herfallen und ſie tüchtig abprügeln werde. Michele ſchaffte ſich auch ſofort einen tüchtigen Knittel an, und lauerte jede Nacht hinter der Thüre. Nun begab es ſich aber, daß Salvator und Antonio es für rathſam hielten, die Nächte vor der Ausführung ihres Anſchlages ſelbſt die Nachtmuſiken in der Straße Ripetta einzuſtellen, damit dem Alten auch kein Gedanke an ſeine Widerſacher einkomme. Marianna äußerte ganz unſchuldig, ſo ſehr ſie den Antonio, den Salvator haſſe, ſo habe ſie doch ihren Geſang gar gern gehört, da ihr Muſik, die ſo zur Nachtzeit in den Lüften hinaufſchwebe, über alles gehe.

Signor Pasquale ſchrieb ſich das hinter die Ohren, und wollte als ein Ausbund von Galanterie ſein Liebchen mit einer Serenata überraſchen, die er ſelbſt componirt und mit ſeinen Getreuen ſorglich eingeübt hatte. Gerade in der Nacht vor dem Tage, an dem er im Theater des Nicolo Muſſo ſeinen höchſten Triumph zu feiern gedachte, ſchlich er ſich heimlich fort und holte ſeine Getreuen herbei, die ſchon darauf vorbereitet waren. Kaum ſchlugen ſie aber die erſten Töne auf den Chitarren an, als Michele, dem Signor Pasquale unbedachtſamer Weiſe nichts von ſeinem Vorhaben geſagt, in voller Freude, endlich das ihm verſprochene Stück Geld verdienen zu können, aus der Hausthür herausſtürzte, auf die Muſiker unbarmherzig losprügelte, und ſich folglich das begab, was wir wiſſen. Daß nun weder Signor Splendiano, noch Pitichinaccio, die über und über bepflaſtert in den Betten lagen, den Signor Pasquale in Nicolos Theater begleiten konnten, war keine Frage. Doch vermochte Signor Pasquale nicht davon zu bleiben, ohnerachtet ihm Schultern und Rücken von den erhaltenen Prügeln nicht wenig ſchmerzten; jeder Ton ſeiner Arie war ein Band, das ihn unwiderſtehlich hinzog.

Nun das Hinderniß, ſprach Salvator zu Antonio, das wir für unüberſteiglich hielten, ſich von ſelbſt aus dem Wege geräumt hat, kommt es nur auf Eure Geſchicklichkeit an, daß Ihr nicht den günſtigen Moment verſäumt, Eure Marianna aus dem Theater des Nicolo zu entführen. — Doch Ihr werdet nicht fehlen, und ich begrüße Euch ſchon als Bräutigam der holden Nichte Capuzzis, die in wenigen Tagen Eure Gattin ſein wird. Ich wünſche Euch Glück, Antonio, wiewohl es mir durch Mark und Bein fröſtelt, wenn ich an Eure Heirath denke! —

Wie meint Ihr das, Salvator? fragte Antonio voll Erſtaunen.

Nennt es Grille, erwiederte Salvator, nennt es thörichte Einbildung, oder wie Ihr ſonſt wollt, Antonio, genug ich liebe die Weiber; aber jede, ſelbſt die, in die ich bis zum Wahnſinn vernarrt bin, für die ich ſterben möchte, macht in meinem Innerſten einen Argwohn rege, der mich in den unheimlichſten Schauern erbeben läßt, ſo bald ich an eine Verbindung mit ihr denke, wie ſie die Ehe herbeiführt. Das Unerforſchliche in der Natur der Weiber ſpottet jeder Waffe des Mannes. Die, von der wir glauben, daß ſie ſich uns mit ihrem ganzen Weſen hingab, daß ihr Inneres ſich uns erſchloſſen, betrügt uns am erſten, und mit dem ſüßeſten Kuß ſaugen wir das verderblichſte Gift ein.

Und meine Marianna? rief Antonio beſtürzt.

Verzeiht Antonio, fuhr Salvator fort, eben Eure Marianna, die die Holdſeligkeit und Anmuth ſelbſt iſt, hat mir aufs neue bewieſen, wie bedrohlich uns die geheimnißvolle Natur des Weibes iſt! — Bedenkt, wie das unſchuldige, unerfahrene Kind ſich benahm, als wir den Oheim ihr ins Haus trugen, wie ſie auf einen Blick von mir, Alles — Alles errieth, und ihre Rolle, wie Ihr mir ſelbſt ſagtet, mit der größten Klugheit fortſpielte. Doch nicht mag dies in Anſchlag kommen gegen das, was ſich bei Muſſos Beſuch bei dem Alten begab! — Die geübteſte Gewandtheit, die undurchdringlichſte Schlauheit, kurz alle erſinnliche Kunſt des welterfahrenſten Weibes vermag nicht mehr, als was die kleine Marianna that, um den Alten mit voller Sicherheit hinters Licht zu führen. — Sie konnte gar nicht klüger handeln, um uns den Weg zu Unternehmungen jeder Art zu bahnen. Die Fehde gegen den alten wahnſinnigen Thoren — jede Liſt erſcheint gerechtfertigt, aber — doch! — geliebter Antonio! — laßt Euch durch meine träumeriſchen Grillen nicht irren, ſondern ſeyd glücklich mit Eurer Marianna, wie Ihrs nur zu ſeyn vermöget! — —

Geſellte ſich nur noch irgend ein Mönch zum Signor Pasquale, als er mit ſeiner Nichte Marianna herauszog nach dem Theater des Nicolo Muſſo, alle Welt hätte glauben müſſen, das ſeltſame Paar würde zum Richtplatz geführt. Denn vorauf ging der tapfere Michele barſchen Anſehens, bis an die Zähne bewaffnet, und ihm folgten, den Signor Pasquale und Marianna einſchließend, wohl an zwanzig Sbirren.

Nicolo empfing den Alten mit ſeiner Dame ſehr feierlich an dem Eingange des Theaters, und führte ſie auf die dicht vor der Bühne befindlichen Sitze, die für ſie aufbewahrt waren. Signor Pasquale fühlte ſich durch dieſe Ehrenbezeugung ſehr geſchmeichelt, er blickte mit ſtolzen leuchtenden Blicken umher, und ſein Vergnügen, ſeine Luſt ſtieg um Vieles höher, als er gewahrte, daß neben und hinter Marianna durchaus nur Frauen Platz genommen hatten. — Hinter den Tapeten der Bühne wurden ein Paar Geigen und ein Baß eingeſtimmt; das Herz ſchlug dem Alten vor Erwartung, und wie ein elektriſcher Schlag durchfuhr es ihm Mark und Bein, als urplötzlich das Ritornell ſeiner Arie begann.

Formica trat heraus als Pasquarello und ſang — ſang mit der Stimme, mit dem eigenthümlichſten Geberdenſpiel Capuzzis die heilloſeſte aller Arien! — Das Theater dröhnte von dem ſchallenden, ſchmetternden Gelächter der Zuſchauer. Man ſchrie, man raſte: Ah Pasquale Capuzzi! — compositore, virtuoso celeberrimo bravo — bravissimo! — Der Alte, das verfängliche Lachen nicht beachtend, war ganz Wonne und Entzücken. Die Arie war beendigt, man rief zur Ruhe; denn Doctor Graziano, diesmal von Nicolo Muſſo ſelbſt dargeſtellt, trat auf, ſich die Ohren zuhaltend, ſchreiend, daß Pasquarello endlich einhalten ſollte mit ſeinem tollen Gekrächze.

Der Doctor fragte nun den Pasquarello, ſeit wann er ſich das verfluchte Singen angewöhnt, und wo er die abſcheuliche Arie her habe?

Darauf Pasquarello: Er wiſſe nicht, was der Doctor wolle, es ginge ihm, ſo wie den Römern, die keinen Geſchmack für wahrhafte Muſik hätten und die größten Talente unbeachtet ließen. Die Arie ſey von dem größten jetzt lebenden Componiſten und Virtuoſen geſetzt, bei dem er das Glück habe, in Dienſten zu ſtehen, und der ihn ſelbſt in der Muſik, im Geſang unterrichte!

Nun rieth Graziano hin und her, nannte eine Menge bekannter Componiſten und Virtuoſen; aber bei jedem berühmten Namen ſchüttelte Pasquarello verächtlich den Kopf. —

Endlich Pasquarello: der Doctor zeige ſeine grobe Unwiſſenheit, da er nicht einmal den größten Componiſten der Zeit kenne. Das ſey kein andrer als der Signor Pasquale Capuzzi, der ihm die Ehre erwieſen, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen. Ob er es nicht einſehe, daß Pasquarello Freund und Diener des Signor Pasquale ſein müſſe?

Da brach der Doctor in ein ungemeſſenes Gelächter aus und rief: Was? nachdem Pasquarello ihm, dem Doctor, aus dem Dienſte gelaufen, wo ihm außer Lohn und Nahrung doch noch mancher Quattrino ins Maul geflogen, ſey er hingegangen zu dem allergrößten, ausgemachteſten alten Gecken, der jemals ſich mit Maccaroni geſtopft, zu dem buntſcheckigen Faſtnachts-Narren, der einher ſtolziere wie ein ſatter Haushahn nach dem Regenwetter, zu dem knurrigen Geizhals, zu dem alten verliebten Haſenfuß, der mit dem widerlichen Bocksgeſchrei, das er Singen nenne, die Luft in der Straße Ripetta verpeſte ꝛc.

Darauf Pasquarello ganz erzürnt: Nur der Neid ſpreche aus dem Doctor, er rede mit dem Herzen in der Hand (parla col cuore in mano), der Doctor ſey gar nicht der Mann, der den Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia zu beurtheilen im Stande ſey, — er rede mit dem Herzen in der Hand — der Doctor ſelbſt habe einen ſtarken Beiſchmack von dem allem, was er an dem vortrefflichen Signor Pasquale tadle — er rede mit dem Herzen in der Hand — er habe es ſelbſt oft genug erfahren, daß über den Herrn Doctor Graziano an ſechshundert Perſonen auf einmal aus voller Kehle gelacht u. ſ. w. Nun hielt Pasquarello eine lange Lobrede auf ſeinen neuen Herrn, den Signor Pasquale, in der er ihm alle nur mögliche Tugenden beilegte und mit der Beſchreibung ſeiner Perſon ſchloß, die er als die Liebenswürdigkeit und Anmuth ſelbſt herausſtrich.

Geſegneter Formica, liſpelte Signor Capuzzi vor ſich hin, geſegneter Formica, ich merke, Du haſt es darauf abgeſehen, meinen Triumph vollſtändig zu machen, da Du den Römern allen Neid und Undank, mit dem ſie mich verfolgen, gehörig in die Naſe reibſt, und ihnen ſagſt, wer ich bin!

Da kommt mein Herr ſelbſt, rief in dem Augenblick Pasquarello, und es trat herein — Signor Pasquale Capuzzi, wie er leibte und lebte, in Kleidung, Geſicht, Gebehrde, Gang, Stellung, dem Signor Capuzzi unten ſo völlig gleich, daß dieſer ganz erſchrocken Marianna, die er ſo lange mit der einen Hand feſtgehalten, losließ, und ſich ſelbſt, Naſe und Perücke, betaſtete, um zu erſpüren, ob er nicht im Traum liege und ſich doppelt ſehe, ob er wirklich im Theater des Nicolo Muſſo ſitze, und dem Wunder trauen dürfe.

Capuzzi auf dem Theater umarmte den Doctor Graziano mit vieler Freundlichkeit und fragte, wie es ihm ginge. Der Doctor erwiederte, ſein Appetit ſey gut, ſein Schlaf ruhig, ihm zu dienen (per servirlo), was aber ſeinen Beutel betreffe, der leide an einer gänzlichen Auszehrung. Geſtern hab' er, ſeiner Liebe zu Ehren, den letzten Ducaten für ein Paar roſmarinfarbne Strümpfe ausgegeben, und eben wolle er zu dem und dem Banquier wandern, um zu ſehen, ob er dreißig Ducaten geborgt erhalten könne!

„Wie könnt Ihr, ſprach nun Capuzzi, bei Eurem beſten Freunde vorbeigehen! — Hier, mein beſter Signor, ſind funfzig Ducaten, nehmt ſie hin!“ —

Pasquale, was thuſt Du! rief der Capuzzi unten halb laut! —

Der Doctor Graziano ſprach nun von Schuldſchein, von Zinſen; Signor Capuzzi erklärte aber, daß er beides nicht verlange von einem Freunde, wie der Doctor ſey.

Pasquale biſt Du von Sinnen, rief der Capuzzi unten noch lauter.

Doctor Graziano ſchied nach vielen dankbaren Umarmungen. Nun nahte ſich Pasquarello, machte viele Bücklinge, erhob den Signor Capuzzi bis in den Himmel, meinte, daß ſein Beutel an eben derſelben Krankheit leide, wie der Beutel Grazianos, bat auch, ihm doch mit der vortrefflichen Arznei aufzuhelfen! — Capuzzi auf dem Theater lachte, freute ſich, daß Pasquarello ſeine gute Laune zu nutzen verſtehe, und warf ihm einige blanke Ducaten hin! —

„Pasquale, Du biſt raſend — vom Teufel beſeſſen,“ rief der Capuzzi unten überlaut. Man gebot ihm Stillſchweigen.

Pasquarello ſtieg noch höher in Capuzzis Lob, und kam zuletzt auf die Arie, die er, Capuzzi, componirt habe, und womit er, Pasquarello, alle Welt zu bezaubern hoffe. Capuzzi auf dem Theater klopfte dem Pasquarello treuherzig auf die Schulter, und ſprach: ihm, als ſeinem treuen Diener, könne er es wohl vertrauen, daß er von der Kunſt der Muſik eigentlich gar nichts verſtehe und die Arie, von der er ſpreche, ſo wie alle Arien, die er jemals componirt, aus Frescobaldis Canzonen und Cariſſimis Motetten geſtohlen habe.

„Das lügſt Du in Deinen eignen Hals hinein, Du Hallunke!“ ſchrie der Capuzzi unten, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob. Man gebot ihm aufs neue Stillſchweigen, und die Frau, welche neben ihm ſaß, zog ihn auf die Bank nieder.

Es ſey nun Zeit, fuhr der Capuzzi auf dem Theater fort, an andere wichtigere Dinge zu denken. Er wolle morgen einen großen Schmaus geben und Pasquarello müſſe ſich friſch daran halten, alles

Nöthige herbeizuſchaffen. Nun holte er ein Verzeichniß der köſtlichſten, theuerſten Speiſen hervor, welches er ablas; bei jeder Speiſe mußte Pasquarello anmerken, wie viel ſie koſten würde, und erhielt auf der Stelle das Geld.

„Pasquale! — Unſinniger! — Raſender! — Taugenichts! — Verſchwender!“ — ſo rief der Capuzzi unten dazwiſchen und wurde immer zorniger, je höher die Summe ſtieg für das unſinnigſte aller Mittagsmahle.

Pasquarello fragte, als endlich das Verzeichniß geſchloſſen, wodurch denn Signor Pasquale bewogen würde, ſolch ein glänzendes Feſt zu geben?

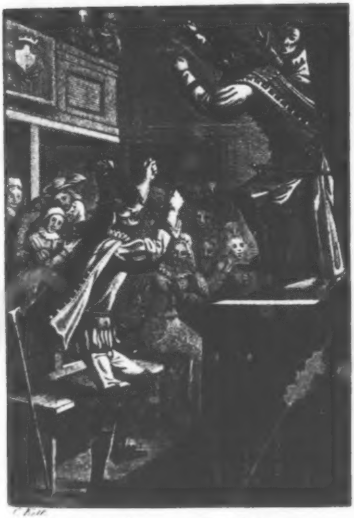
„Es iſt, ſprach der Capuzzi auf dem Theater, morgen der glücklichſte, freudenvollſte Tag meines Lebens. Wiſſe, mein guter Pasquarello, daß ich morgen den ſegensreichen Hochzeitstag meiner lieben Nichte Marianna feiere. Ich gebe ihre Hand dem braven jungen Menſchen, dem vortrefflichſten aller Künſtler, dem Scacciatti!“

Kaum hatte der Capuzzi oben das Wort ausgeſprochen, als der Capuzzi unten ganz außer ſich, ganz von Sinnen, alle Wuth der Hölle im feuerrothen Antlitz, aufſprang, beide Fäuſte gegen ſein Ebenbild ballte, und mit gellender Stimme aufkreiſchte: Das thuſt du nicht, das thuſt du nicht, du ſchurkiſcher hallunkiſcher Pasquale! — Willſt du dich um deine Marianna betrügen, du Hund? — willſt du ſie dem verdammten Schuft an den Hals werfen — die ſüße Marianna, dein Leben — dein Hoffen — dein Alles? — Ha ſieh zu — ſieh zu — bethörter Narr! ſieh zu, wie du bei dir ankommſt! — Deine Fäuſte ſollen dich zerbläuen, daß du ſchon Mittagsmahl und Hochzeit vergeſſen wirſt!

Aber Capuzzi oben ballte eben ſo wie der Capuzzi unten die Fäuſte und ſchrie eben ſo in voller Wuth, mit derſelben gellenden Stimme: Alle Teufel dir in den Leib, du verfluchter, unſinniger Pasquale, du verruchter Geizhals — alter verliebter Geck — bunt geputzter Eſel mit der Schellenkappe um die Ohren — ſieh dich vor, daß ich dir nicht das Lebenslicht ausblaſe, damit deine niederträchtigen Streiche, die du dem ehrlichen, guten, frommen Pasquale Capuzzi auf den Hals ſchieben willſt, endlich einmal aufhören.

Unter den gräßlichſten Flüchen und Verwünſchungen des Capuzzi

Blatt 14



C. Kolb

Signor Formica v. E.T.A. Hoffmann

unten, erzählte nun der Capuzzi oben ein ſauberes Stückchen von ihm nach dem andern.

„Verſuche es einmal, ſchrie endlich der Capuzzi oben, verſuche es einmal, Pasquale, Du alter verliebter Affe, das Glück dieſer beiden Leute, die der Himmel ſelbſt für einander beſtimmt, zu ſtören!“

In dem Augenblicke erſchienen im Hintergrunde des Theaters Antonio Scacciati und Marianna, ſich mit den Armen umſchlingend. So ſchwächlich der Alte ſonſt auf den Beinen war, die Wuth gab ihm Lebendigkeit und Kraft. Mit einem Satze war er auf der Bühne, riß den Stoßdegen aus der Scheide, und rannte auf den vermeintlichen Antonio los. Er fühlte ſich indeſſen von hinten feſtgehalten. Ein Offizier von der päpſtlichen Garde hatte ihn erfaßt, und ſprach mit ernſtem Ton: Beſinnt Euch, Signor Pasquale, Ihr ſeyd auf dem Theater des Nicolo Muſſo! — Ohne es zu wollen, habt Ihr heute eine gar ergötzliche Rolle geſpielt! — Weder Antonio noch Marianna werdet Ihr hier finden. — Die beiden Perſonen, die Capuzzi dafür gehalten, waren mit den übrigen Schauſpielern näher getreten. Capuzzi ſchaute in lauter unbekannte Geſichter! — Der Degen fiel ihm aus der zitternden Hand, er holte tief Athem, wie aus einem ſchweren Traum erwachend, er faßte ſich an die Stirne — riß die Augen weit auf. Die Ahnung deſſen, was geſchehen, ergriff ihn: er ſchrie mit fürchterlicher Stimme, daß die Wände dröhnten: Marianna!

Bis zu ihr konnte aber ſein Ruf nicht mehr dringen. Antonio hatte nämlich den Zeitpunkt, als Pasquale alles um ſich her, ſich ſelbſt vergeſſend, mit ſeinem Doppelgänger zankte, ſehr gut wahrgenommen, ſich an Marianna hinan, durch die Zuſchauer fort, und zu einer Seitenthüre hinauszuſchleichen, wo der Vetturino mit dem Wagen bereit ſtand. Fort ging es im ſchnellſten Lauf, fort nach Florenz.

Marianna ſchrie der Alte nochmals, Marianna! — Sie iſt fort — ſie iſt entflohen — der Spitzbube Antonio hat ſie mir geſtohlen! — Auf — ihr nach! — Habt die Barmherzigkeit — Leute, nehmt Fackeln, ſucht mir mein Täubchen — ha die Schlange! —

Damit wollte der Alte fort. Der Offizier hielt ihn aber feſt, indem er ſprach: Meint Ihr das junge, holde Mädchen, das neben Euch ſaß, ſo iſt es mir, als hätte ich ſie längſt, und zwar als Ihr den unnützen Zank mit dem Schauſpieler, der eine Euch ähnliche

Maske trug, anfinget, mit einem jungen Menſchen, mich dünkt es war Antonio Scacciati, herausſchlüpfen geſehen. Sorgt nicht dafür; es ſollen ſogleich alle nur mögliche Nachforſchungen angeſtellt und Marianna ſoll Euch zurückgeliefert werden, ſo wie man ſie findet. Was aber jetzt Euch ſelbſt betrifft, Signor Pasquale, ſo muß ich Euch, Eures Betragens, Eures mordgierigen Anſchlags auf das Leben jenes Schauſpielers halber verhaften! —

Signor Pasquale, den bleichen Tod im Antlitz, keines Wortes, keines Lautes mächtig, wurde von denſelben Sbirren abgeführt, die ihn ſchützen ſollten wider verkappte Teufel und Geſpenſter, und ſo kam in derſelben Nacht, in der er ſeinen Triumph zu feiern hoffte, tiefe Betrübniß über ihn, und alle wahnſinnige Verzweiflung alter, verliebter, betrogner Thoren.

Salvator Roſa verläßt Rom und begiebt ſich nach Florenz. Beſchluß der Geſchichte.

Alles hienieden unter der Sonne iſt ſtetem Wechſel unterworfen; doch nichts mag wankelmüthiger genannt werden, als die Geſinnung der Menſchen, die ſich in ewigem Kreiſe fortdreht, wie das Rad der Glücksgöttin. Bittrer Tadel trifft morgen den, der heute großes Lob einerntete, mit Füßen tritt man heute den, der morgen hoch erhoben wird! —

Wer war in Rom, der nicht den alten Pasquale Capuzzi, mit ſeinem ſchmutzigen Geiz, mit ſeiner närriſchen Verliebtheit, mit ſeiner wahnſinnigen Eiferſucht, verſpottete und verhöhnte, der nicht der armen, gequälten Marianna die Freiheit wünſchte. Und nun Antonio die Geliebte glücklich entführt hatte, wandte ſich aller Hohn, aller Spott plötzlich um in Mitleid für den alten Thoren, den man mit zur Erde geſenktem Haupte ganz troſtlos durch die Straßen von Rom ſchleichen ſah. Ein Unglück kommt ſelten allein: ſo begab es ſich denn auch, daß Signor Pasquale bald darauf, als ihm Marianna entführt worden, ſeine beſten Buſenfreunde verlor. Der kleine Pitichinaccio erſtickte nämlich an einem Mandelkern, den er unvorſichtiger Weiſe verſchlucken wollte, als er eben in einer Cadenz begriffen; dem Leben des berühmten Pyramiden-Doctors Signor Splendiano Accoromboni ſetzte aber das plötzliche Ziel ein Schreibfehler, deſſen er ſich ſelbſt ſchuldig machte. Michele's Prügel waren ihm ſo ſchlecht bekommen, daß er in ein Fieber verfiel. Er beſchloß, ſich ſelbſt durch ein Mittel zu heilen, das er erfunden zu haben glaubte, verlangte Feder und Tinte, und ſchrieb ein Recept auf, in welchem er durch ein unrichtiges Zeichen die Doſis einer ſtark wirkenden Subſtanz auf unbillige Weiſe erhöhte. Kaum hatte er indeſſen die Arzenei verſchluckt, als er in die Bettkiſſen zurückſank und dahin ſchied, ſo aber die Wirkung der letzten Tinktur, die er verordnete, durch den eigenen Tod auf würdige, herrliche Weiſe bewährte.

Wie geſagt, nun waren alle, die ſonſt am ärgſten gelacht und tauſendmal dem wackern Antonio das Gelingen ſeines Anſchlags gewünſcht hatten, ganz Mitleid für den Alten, und nicht ſowohl den Antonio, als den Salvator Roſa, den ſie freilich mit Recht für den Anſtifter des ganzen Streichs hielten, traf der bitterſte Tadel.

Salvators Feinde, deren es eine gute Anzahl gab, unterließen nicht das Feuer zu ſchüren, wie ſie nur konnten. Seht, ſprachen ſie, das iſt Mas'Aniello's ſaubrer Spießgeſelle, der zu allen ſchlechten Streichen, zu allen räuberiſchen Unternehmungen willig die Hand bietet, deſſen bedrohlichen Aufenthalt in Rom wir nächſtens ſchwer fühlen werden! —

In der That gelang es der neidiſchen Rotte, die ſich wider Salvator verſchworen, den kecken Flug, den ſonſt ſein Ruhm genommen, zu hemmen. Ein Gemälde nach dem andern kühn erfunden, herrlich ausgeführt, ging aus ſeiner Werkſtätte hervor; aber immer zuckten die ſogenannten Kenner die Achſeln, fanden bald die Berge zu blau, die Bäume zu grün, die Figuren bald zu lang, bald zu breit, tadelten alles, was nicht zu tadeln war, und ſuchten Salvators wohlerworbnes Verdienſt auf jede Weiſe zu ſchmälern. Vorzüglich verfolgten ihn die Akademiker von San Luca, die ihm den Wundarzt nicht vergeſſen konnten, und gingen weiter, als es ihres Berufs ſchien, da ſie ſelbſt die artigen Verſe, die Salvator damals aufſchrieb, herabſetzten, ja ſogar zu verſtehen gaben, daß Salvator die Früchte nicht auf eignem Boden pflücke, ſondern fremdes Gebiet plündere. Daher kam es denn auch, daß es Salvator durchaus nicht gelingen wollte, ſich mit dem Glanz zu umgeben, wie es wohl ehemals in Rom geſchehen. Statt der großen Werkſtatt, in der ihn ſonſt die vornehmſten Römer aufſuchten, blieb er bei der Frau Caterina, bei ſeinem grünen Feigenbaum, und gerade in dieſer Beſchränktheit mochte er manchmal Troſt finden und Beruhigung.

Mehr, als billig, ging dem Salvator das hämiſche Betragen ſeiner Feinde zu Herzen, ja er fühlte, wie eine ſchleichende Krankheit, von Aerger und Mißmuth erzeugt, an ſeinem beſten Lebensmark zehrte. In dieſer böſen Stimmung entwarf und führte er zwei große Gemälde aus, die ganz Rom in Aufruhr ſetzten. Das eine dieſer Gemälde ſtellte die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge dar, und man erkannte in der Hauptfigur, einer leichtſinnigen Weibsperſon, die alle Zeichen des niederträchtigen Gewerbes an ſich trug, die Geliebte eines Cardinals. Auf dem andern Gemälde war die Glücksgöttin abgebildet, die ihre reichen Gaben verſpendet. Doch Cardinalshüte, Biſchofsmützen, goldne Münzen, Ehrenzeichen, fielen herab auf blökende Schafe, ſchreiende Eſel und andere verachtete Thiere, während ſchön geſtaltete Menſchen in zerriſſenen Kleidern vergebens hinaufblickten nach der geringſten Gabe. Salvator hatte ganz Raum gegeben ſeiner verbitterten Laune, und jene Thierköpfe trugen die ähnlichſten Züge dieſer, jener vornehmen Perſon. Man kann denken, wie der Haß gegen ihn ſtieg, wie er ärger verfolgt wurde als jemals.

Frau Caterina warnte ihn mit Thränen in den Augen. Sie hatte es wohl bemerkt, daß, ſobald es Nacht geworden, verdächtiges Geſindel um das Haus ſchlich, das jeden Schritt Salvators zu belauſchen ſchien. Salvator ſah ein, daß es Zeit ſey, Rom zu verlaſſen und Frau Caterina mit ihren herzlieben Töchtern waren die einzigen Perſonen, von denen er ſich mit Schmerz trennte. Er begab ſich, eingedenk der wiederholten Aufforderung des Herzogs von Toskana, nach Florenz. Hier war es nun, wo dem gekränkten Salvator aller Verdruß, der ihm in Rom zugefügt worden war, reichlich vergütigt, wo ihm alle Ehre, aller Ruhm, ſeinem Verdienſt gemäß, in reichlichem Maaß geſpendet wurde. Die Geſchenke des Herzogs, die hohen Preiſe, die er für ſeine Gemälde erhielt, ſetzten ihn bald in den Stand, ein großes Haus zu beziehen und auf das prächtigſte einzurichten. Da verſammelten ſich um ihn her die berühmteſten Dichter und Gelehrten der Zeit; es iſt genug, den Evangeliſta Toricelli, den Valerio Chimentelli, den Battiſta Ricciardi, den Andrea Cavalcanti, den Pietro Salvanti, den Filippo Apolloni, den Volumnio Bandelli, den Francesco Rovai zu nennen, die ſich darunter befanden. Man trieb Kunſt und Wiſſenſchaft im ſchönen Bunde vereinigt, und Salvator Roſa wußte den Zuſammenkünften ein phantaſtiſches Anſehen zu geben, das den Geiſt auf eigene Weiſe belebte und anfeuerte. So glich der Speiſeſaal einem ſchönen Luſthain mit duftenden Büſchen und Blumen und plätſchernden Springbrunnen, und ſelbſt die Speiſen, die von ſeltſam gekleideten Pagen aufgetragen wurden, ſahen wunderbar aus, als kämen ſie aus einem fernen Zauberlande. Dieſe Verſammlungen der Dichter und Gelehrten in Salvator Roſa's Hauſe nannte man damals die Academia de' Percossi.

Wandte nun auf dieſe Weiſe Salvator ſeinen Geiſt ganz zu der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo lebte ſein innigſtes Gemüth auf bei ſeinem Freunde Antonio Scacciati, der mit der holden Marianna ein anmuthiges, ſorgenfreies Künſtlerleben führte. Sie gedachten des alten betrogenen Signor Pasquale, und wie ſich alles im Theater des Nicolo Muſſo begeben. Antonio fragte den Salvator, wie er es denn angeſtellt, den Muſſo nicht allein, ſondern auch den vortrefflichen Formica, den Agli, für ſeine, des Antonio's, Sache zu beleben; Salvator meinte indeſſen, das ſey ein Leichtes geweſen, da eben Formica ſein innigſt verbundner Freund in Rom geweſen, ſo daß er alles mit Luſt und Liebe auf dem Theater ausgeführt, was er, Salvator, ihm angegeben. Antonio verſicherte dagegen, daß, ſo ſehr er noch über jenen Auftritt lachen müſſe, der ſein Glück herbeigeführt, er doch von Herzen wünſche, den Alten zu verſöhnen, wenn er übrigens auch nicht einen Quattrino von Marianna's Vermögen, das der Alte in Beſchlag genommen, heraus haben wolle, da ſeine Kunſt ihm Geld genug einbringe. Auch Marianna könne ſich oft nicht der Thränen enthalten, wenn ſie daran denke, daß der Bruder ihres Vaters ihr im Grabe den Streich nicht verzeihen werde, der ihm geſpielt worden, und ſo werfe Pasquale's Haß einen trüben Wolkenſchatten in ſein helles Leben. Salvator tröſtete beide, Antonio und Marianna, damit, daß die Zeit noch viel ärgere Dinge ausgeglichen, und daß der Zufall vielleicht auf weniger gefährliche Weiſe den Alten in ihre Nähe bringen werde, als es geſchehen, wenn ſie in Rom geblieben, oder jetzt nach Rom zurückkehren wollten.

Wir werden ſehen, daß in dem Salvator ein weiſſagender Geiſt wohnte.

Mehrere Zeit war vergangen, als eines Tages Antonio athemlos, bleich wie der Tod in Salvators Werkſtatt hereinſtürzte. „Salvator, rief er, Salvator, mein Freund! — mein Beſchützer! — ich bin verloren, wenn Ihr nicht helft! — Pasquale Capuzzi iſt hier; er hat gegen mich, als den Entführer ſeiner Nichte, einen Verhaftsbefehl ausgewirkt!“ —

Aber, ſprach Salvator, was kann Signor Pasquale jetzt gegen Euch ausrichten? — Seyd Ihr denn nicht durch die Kirche mit Eurer Marianna verbunden?

Ach, erwiederte Antonio ganz in Verzweiflung, ſelbſt der Segen der Kirche ſchützt mich nicht vor dem Verderben! — Weiß der Himmel, welchen Weg der Alte gefunden hat, ſich dem Nepoten des Papſtes zu nähern. Genug, der Nepote iſt's, der den Alten in ſeinen Schutz genommen, der ihm Hoffnung gemacht hat, daß der heilige Vater das Bündniß mit Marianna für nichtig erklären, noch mehr, daß er ihm, dem Alten, Diſpenſation geben werde, ſeine Nichte zu heirathen!

Halt, rief Salvator, nun, nun verſtehe ich Alles! — Es iſt der Haß des Nepoten gegen mich, der Euch, Antonio, zu verderben droht! — Wißt, daß der Nepote, dieſer ſtolze, rohe, bäuriſche Tölpel ſich unter jenen Thieren auf meinem Gemälde befand, die die Glücksgöttin mit ihren Gaben überſchüttet! — Daß ich es war, der Euch zu Eurer Marianna, wenn auch mittelbar verhalf, das weiß nicht allein der Nepote, das weiß Jedermann in Rom; Grund genug, Euch zu verfolgen, da ſie mir ſelbſt eben nichts anhaben können! — Liebte ich Euch auch nicht als meinen beſten innigſten Freund, Antonio! doch müßte ich ſchon darum, weil ich den Unſtern auf Euch herabgezogen, alle meine Kräfte aufbieten, Euch beizuſtehen! — Aber bei allen Heiligen, ich weiß nicht, auf welche Weiſe ich Euern Gegnern das Spiel verderben ſoll! —

Damit legte Salvator, der ſo lange, ohne ſich zu unterbrechen, an einem Gemälde gearbeitet, Pinſel, Palette, Malſtock weg, ſtand auf von der Staffelei und ging, die Arme übereinander geſchlagen, im Zimmer einigemal auf und ab, während Antonio ganz in ſich verſunken, ſtarren Blicks den Boden betrachtete.

Endlich blieb Salvator vor Antonio ſtehen und rief lächelnd: Hört Antonio, ich kann nichts ausrichten gegen Eure mächtigen Feinde, aber einer iſt noch, der Euch helfen kann und helfen wird, und das iſt — Signor Formica! —

Ach, ſprach Antonio, ſcherzt nicht mit einem Unglücklichen, für den es keine Rettung mehr gibt! —

Wollt Ihr ſchon wieder verzweifeln? rief Salvator, indem er, auf einmal in die heiterſte Laune verſetzt, laut auflachte; ich ſage Euch, Antonio! — Freund Formica wird helfen in Florenz, wie er in Rom geholfen! — Geht fein nach Hauſe, tröſtet Eure Marianna, und erwartet ruhig wie ſich alles fügen wird. Ich hoffe, Ihr ſeyd auf jeden Wink bereit das zu thun, was Signor Formica, der ſich in der That eben hier befindet, von Euch verlangen wird! — Antonio verſprach das mit vollem Herzen, indem aufs neue die Hoffnung in ihm aufdämmerte und das Vertrauen.

Signor Pasquale Capuzzi gerieth nicht in geringes Erſtaunen, als er eine feierliche Einladung von der Academia de' Percossi erhielt. „Ha, rief er aus, hier in Florenz iſt es alſo, wo man Verdienſte zu ſchätzen weiß, wo man den mit den vortrefflichſten Gaben ausgeſtatteten Pasquale Capuzzi di Senigaglia kennt und würdigt!“ — So überwand der Gedanke an ſeine Wiſſenſchaft, an ſeine Kunſt, an die Ehre, die ihm deshalb erzeigt wurde, den Widerwillen, den er ſonſt gegen eine Verſammlung hegen mußte, an deren Spitze Salvator Roſa ſtand. Das ſpaniſche Ehrenkleid wurde ſorglicher ausgebürſtet als jemals, der ſpitze Hut mit einer neuen Feder geſchmückt, die Schuhe wurden mit neuen Bandſchleifen verſehen, und ſo erſchien Signor Pasquale, glänzend wie ein Goldkäfer, vollen Sonnenſchein im Antlitz, in Salvators Hauſe. Die Pracht von der er ſich umgeben ſah, ſelbſt Salvator, der ihn in reichern Kleidern angethan empfing, flößte ihm Ehrfurcht ein, und wie es bei kleinen Seelen zu geſchehen pflegt, die erſt ſtolz und aufgeblaſen, ſich gleich im Staube winden, ſobald ſie irgend eine Uebermacht fühlen, Pasquale war ganz Demuth und Ergebung gegen denſelben Salvator, dem er in Rom tödlich zu Leibe gehen wollen.

Man erwies von allen Seiten dem Signor Pasquale ſo viel Aufmerkſamkeit, man berief ſich ſo unbedingt auf ſein Urtheil, man ſprach ſo viel von ſeinen Verdienſten um die Kunſt, daß er ſich wie neu belebt fühlte, ja daß ein beſonderer Geiſt in ihm wach wurde und er über Manches viel geſcheuter ſprach, als man es hätte denken ſollen. Kam noch hinzu, daß er in ſeinem Leben nicht herrlicher bewirthet worden, daß er niemals begeiſternderen Wein getrunken, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſeine Luſt höher und höher ſtieg, und er alle Unbill vergaß, die ihm in Rom widerfahren, und die böſe Angelegenheit, weshalb er ſich in Florenz befand. Die Akademiker pflegten oft nach der Mahlzeit zu ihrer Luſt kleine theatraliſche Darſtellungen aus dem Stegreife zu geben, und ſo forderte denn auch heute der berühmte Schauſpiel-Dichter Filippo Apolloni diejenigen, die gewöhnlich daran Theil nahmen, auf, das Feſt mit einer ſolchen Darſtellung zu beſchließen. Salvator entfernte ſich ſogleich, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Nicht lange dauerte es, ſo regten ſich am Ende des Speiſeſaals die Büſche, ſchlugen die belaubten Zweige auseinander und ein kleines Theater mit einigen Sitzen für die Zuſchauer wurde ſichtbar.

„Alle Heiligen, rief Pasquale Capuzzi erſchrocken, wo bin ich! — das iſt das Theater des Nicolo Muſſo!“ —

Ohne auf ſeinen Ausruf zu achten, faßten ihn Evangeliſta Torricelli und Andrea Cavalcanti, beides ernſte Männer von würdigem, ehrfurchtgebietendem Anſehen bei den Armen, führten ihn zu einem Sitz dicht vor dem Theater, und nahmen von beiden Seiten neben ihm Platz.

Kaum war dies geſchehen, ſo erſchien — Formica auf dem Theater als Pasquarello! —

„Verruchter Formica!“ ſchrie Pasquale, indem er aufſprang und mit geballter Fauſt nach dem Theater hindrohte. Torricelli's und Cavalcanti's ernſte, ſtrafende Blicke geboten ihm Ruhe und Stillſchweigen.

Pasquarello ſchluchzte, weinte, fluchte auf das Schickſal, das ihm lauter Jammer und Herzeleid bereitet, verſicherte, er wiſſe gar nicht mehr, wie er es anſtellen ſolle, um zu lachen, und ſchloß damit, daß er ſich in heller Verzweiflung ganz gewiß den Hals abſchneiden, wenn er ohne ohnmächtig zu werden, Blut ſehen, oder in die Tiber ſtürzen würde, wenn er nur im Waſſer das verfluchte Schwimmen laſſen könne.

Nun trat Doctor Graziano ein und fragte den Pasquarello nach der Urſache ſeines Kummers.

Darauf Pasquarello: ob er nicht wiſſe, was ſich alles im Hauſe ſeines Herrn, des Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia begeben, ob er nicht wiſſe, daß ein verruchter Böſewicht die holde Marianna, ſeines Herrn Nichte entführt! —

„Ha," murmelte Capuzzi, „ich merk' es, Signor Formica, Ihr wollt Euch bei mir entſchuldigen, Ihr wollt meine Verzeihung! — Nun wir wollen ſehen!"

Doctor Graziano gab ſeine Theilnahme zu erkennen, und meinte, der Böſewicht müſſe es ſehr ſchlau angefangen haben, um allen Nachforſchungen Capuzzi's zu entgehen.

Hoho, erwiederte Pasquarello, das möge der Doctor ſich nicht einbilden, daß es dem Böſewicht Antonio Scacciati gelungen, den ſchlauen, von mächtigen Freunden unterſtützten Signor Pasquale Capuzzi zu entkommen; Antonio ſey verhaftet, ſeine Ehe mit der entflohenen Marianna ſey nichtig erklärt worden und Marianna wieder in Capuzzi's Gewalt gekommen! —

„Hat er ſie wieder? ſchrie Capuzzi außer ſich, hat er ſie wieder, der gute Pasquale? hat er ſein Täubchen wieder, ſeine Marianna? — Iſt der Schurke Antonio verhaftet? — O geſegneter Formica!"

Ihr nehmt, ſprach Cavalcanti ſehr ernſt, Ihr nehmt zu lebhaften Antheil an dem Schauſpiel, Signor Pasquale! — Laßt doch die Schauſpieler reden, ohne ſie auf ſtörende Weiſe zu unterbrechen! —

Signor Pasquale ließ ſich beſchämt auf den Sitz nieder, von dem er ſich erhoben.

Doctor Graziano frugte, was es denn weiter gegeben?

Hochzeit, fuhr Pasquarello fort, Hochzeit habe es gegeben. Marianna habe bereut, was ſie gethan, Signor Pasquale die gewünſchte Dispenſation von dem heiligen Vater erhalten und ſeine Nichte geheirathet! —

Ja ja, murmelte Pasquale Capuzzi vor ſich hin, indem ihm die Augen glänzten vor Entzücken, ja ja mein geliebteſter Formica, er heirathet die ſüße Marianna, der glückliche Pasquale! — Er wußte ja, daß das Täubchen ihn liebte immerdar, daß nur der Satan ſie verführte.

So ſey, ſprach Doctor Graziano, ja Alles in Ordnung und kein Grund zum Wehklagen vorhanden.

Da begann aber Pasquarello viel ärger zu ſchluchzen und zu weinen als vorher, und fiel endlich wie übermannt von dem entſetzlichen Schmerz in Ohnmacht.

Doctor Graziano lief ängſtlich umher, bedauerte, kein Riechfläſchchen bei ſich zu tragen, ſuchte in allen Taſchen, brachte endlich eine gebratene Kaſtanie hervor, und hielt ſie dem ohnmächtigen Pasquarello unter die Naſe. Dieſer erholte ſich ſofort unter ſtarkem Nieſen, bat ihn, dies ſeinen ſchwachen Nerven zu Gute zu halten, und erzählte, wie Marianna gleich nach der Hochzeit in die tiefſte Schwermuth gefallen, beſtändig den Namen Antonio genannt und dem Alten mit Abſcheu und Verachtung begegnet. Der Alte von Verliebtheit und Eiferſucht ganz geblendet, habe aber nicht nachgelaſſen, ſie mit ſeiner Tollheit auf die entſetzlichſte Weiſe zu quälen. Nun führte Pasquarello eine Menge wahnſinniger Streiche an, die Pasquale begangen und die man ſich in Rom wirklich von ihm erzählte. Signor Capuzzi rückte unruhig auf ſeinem Sitze hin und her, murmelte dazwiſchen: „Verfluchter Formica — Du lügſt — welcher Satan regiert Dich!" — Nur Toricelli und Cavalcanti, die den Alten mit ernſten Blicken bewachten, hielten den wilden Ausbruch ſeines Zorns zurück.

Pasquarello ſchloß damit, daß die unglückliche Marianna endlich der ungeſtillten Liebesſehnſucht, dem tiefen Gram, und den tauſendfältigen Qualen, die ihr der fluchwürdige Alte bereitet, erlegen, und in der Blüte ihrer Jahre geſtorben ſey.

In dem Augenblicke vernahm man ein ſchauerliches de profundis, von dumpfen heiſeren Kehlen angeſtimmt, und Männer in langen ſchwarzen Talaren erſchienen auf der Bühne, die einen offnen Sarg trugen. In demſelben erblickte man die Leiche der holden Marianna in weiße Todtengewänder gehüllt. Signor Pasquale Capuzzi in der tiefſten Trauer wankte hinterher laut heulend, ſich die Bruſt zerſchlagend, in Verzweiflung rufend: O Marianna, Marianna!

So wie der Capuzzi unten die Leiche ſeiner Nichte erblickte, brach er in ein lautes Jammern aus, und beide Capuzzi, der auf dem Theater und der unten, heulten und ſchrieen im herzzerſchneidendſten Ton: O Marianna — o Marianna! — O ich Unglückſeliger! — Wehe mir! Wehe mir! —

Man denke ſich den offnen Sarg mit der Leiche des holden Kindes, von den Trauermännern umgeben, ihr ſchauerliches krächzendes de profundis, dabei die närriſchen Masken, den Pasquarello und den Doctor Graziano, die ihren Schmerz durch das lächerlichſte Geberdenſpiel ausdrücken, und nun die beiden Capuzzi in Verzweiflung heulend und ſchreiend! — In der That alle, die das ſeltſamſte Schauſpiel anſahen, mußten ſelbſt in dem tollſten Gelächter, in das ſie über den wunderlichen Alten ausgebrochen, ſich von tiefen, unheimlichen Schauern durchbebt fühlen.

Nun verfinſterte ſich plötzlich das Theater mit Blitz und Donnerſchlag, und aus der Tiefe ſtieg eine bleiche, geſpenſtiſche Geſtalt hervor, welche die deutlichſten Züge von Capuzzi's in Senigaglia verſtorbenem Bruder, Pietro, dem Vater der Marianna trug.

„Verruchter Pasquale, heulte die Geſtalt in hohlem, gräßlichen Tone, wo haſt Du meine Tochter, wo haſt Du meine Tochter? — Verzweifle, verdammter Mörder meines Kindes! — In der Hölle findeſt Du Deinen Lohn!“ —

Der Capuzzi oben ſank, wie vom Blitze getroffen, nieder, aber in demſelben Augenblicke ſtürzte auch der Capuzzi unten bewußtlos von ſeinem Sitze herab. Das Gebüſch rauſchte in einander und verſchwunden war die Bühne, und Marianna und Capuzzi und das gräßliche Geſpenſt Pietro's. Signor Pasquale Capuzzi lag in ſolch ſchwerer Ohnmacht, daß es Mühe koſtete, ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen.

Endlich erwachte er mit einem tiefen Seufzer, ſtreckte beide Hände vor ſich hin, als wolle er das Entſetzen von ſich abwehren, das ihn erfaßt, und rief mit dumpfer Stimme: Laßt ab von mir, Pietro! — Dann ſtürzte ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen und er weinte und ſchluchzte: Ach Marianna — mein holdes liebes Kind! — meine Marianna! —

Beſinnt Euch, ſprach nun Cavalcanti, beſinnt Euch, Signor Pasquale, nur auf dem Theater habt Ihr ja Eure Nichte todt geſehen. Sie lebt, ſie iſt hier, um Verzeihung zu erflehen wegen des unbeſonnenen Streichs, zu der ſie Liebe und auch wohl Euer unüberlegtes Betragen trieb.

Nun ſtürzte Marianna, und hinter ihr Antonio Scacciati hervor aus dem Hintergrunde des Saals dem Alten, den man in einen Polſterſtuhl geſetzt, zu Füßen. Marianna in hohem Liebreiz prangend, küßte ſeine Hände, benetzte ſie mit heißen Thränen, und flehte ihr und ihrem Antonio, mit dem ſie durch den Segen der Kirche verbunden, zu verzeihen.

In des Alten todtbleichem Geſicht ſchlugen plötzlich Feuerflammen auf, Wuth blitzte aus ſeinen Augen, er rief mit halberſtickter Stimme: Ha Verruchter! — giftige Schlange, die ich im Buſen nährte zu meinem Verderben! — Da trat aber der alte ernſte Toricelli in voller Würde vor Capuzzi hin und ſprach: er, Capuzzi, habe im Bilde das Schickſal geſehen, das ihn unbedingt, rettungslos erfaſſen würde, wenn er es wage, ſeinen heilloſen Anſchlag gegen Mariannas und Antonios Ruhe und Glück auszuführen. Er ſchilderte mit grellen Farben die Thorheit, den Wahnſinn verliebter Alten, die das verderblichſte Unheil, welches der Himmel über einen Menſchen verhängen könne, auf ſich herabzögen, da alle Liebe, die ihnen noch zu Theil werden könne, verloren ginge, Haß und Verachtung aber von allen Seiten die todbringenden Pfeile auf ſie richte.

Und dazwiſchen rief die holde Marianna mit tief ins Herz dringender Stimme: „O mein Oheim, ich will Euch ja ehren und lieben wie meinen Vater, Ihr gebt mir den bittern Tod, wenn Ihr mir meinen Antonio raubt!“ Und alle Dichter, von denen der Alte umgeben, riefen einſtimmig, es ſey unmöglich, daß ein Mann, wie Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia, der Kunſt hold, ſelbſt der vortrefflichſte Künſtler, nicht verzeihen, daß er, der Vaterſtelle bei der Holdeſten der Frauen vertrete, nicht mit Freuden einen ſolchen Künſtler, wie den Antonio Scacciati, der von ganz Italien hochgeſchätzt, mit Ruhm und Ehre überhäuft werde, zu ſeinem Eidam annehmen ſolle.

Man merkte deutlich, wie es in dem Innerſten des Alten arbeitete und wühlte. Er ſeufzte, er ächzte, er hielt die Hände vors Geſicht, er ſchaute, während Toricelli mit den eindringlichſten Reden fortfuhr, während Marianna auf das rührendſte flehte, während die Uebrigen den Antonio Scacciati herausſtrichen, wie ſie nur konnten, bald auf ſeine Nichte, bald auf den Antonio herab, deſſen glänzende Kleider und reiche Gnadenketten das bewährten, was dem Alten über den von ihm erlangten Künſtlerruhm geſagt wurde.

Verſchwunden war alle Wuth aus Capuzzi's Antlitz, er ſprang auf mit leuchtenden Blicken, er drückte Marianna an ſeine Bruſt, er rief: Ja ich verzeihe Dir, mein geliebtes Kind; ich verzeihe Euch, Antonio! — Fern ſey es von mir, Euer Glück zu ſtören. Ihr habt Recht mein würdiger Signor Toricelli; im Bilde auf dem Theater hat mir Formica alles Unheil, alles Verderben gezeigt, das mich getroffen, hätt' ich meinen wahnſinnigen Anſchlag ausgeführt. — Ich bin geheilt, ganz geheilt, von meiner Thorheit! — Aber wo iſt Signor Formica, wo iſt mein würdiger Arzt, daß ich ihm tauſend Mal für meine Heilung danke, die nur er vollbracht. Das Entſetzen, das er über mich zu bringen wußte, hat mein ganzes Inneres umgewandelt! —

Pasquarello trat hervor. Antonio warf ſich ihm an den Hals, indem er rief: O Signor Formica, dem ich mein Leben, mein Alles verdanke, werft ſie ab, dieſe Euch entſtellende Maske, daß ich Euer Geſicht ſchaue, daß nicht länger Formica für mich ein Geheimniß bleibe.

Pasquarello zog die Kappe und die künſtliche Larve, die ein natürliches Geſicht ſchien, da ſie dem Gebehrdenſpiel keinen Eintrag that, herab, und dieſer Formica, dieſer Pasquarello war verwandelt in — Salvator Roſa! —

Salvator! riefen voll Erſtaunen Marianna, Antonio, Capuzzi. —

„Ja, ſprach der wunderbare Mann, Salvator Roſa iſt es, den die Römer nicht anerkennen wollten, als Maler, als Dichter, und der ſie, ohne daß ſie es wußten, als Formica, auf dem kleinen erbärmlichen Theater des Nicolo Muſſo länger als ein Jahr beinahe jeden Abend zum lauteſten ungemeſſenſten Beifall begeiſterte, von dem ſie jeden Spott, jede Verhöhnung des Schlechten, die ſie in Salvators Gedichten und Gemälden nicht leiden wollten, willig hinnahmen! — Salvator Formica iſt es, der Dir, mein geliebter Antonio, geholfen!“

Salvator, begann nun der alte Capuzzi, Salvator Roſa, ſo ſehr ich Euch für meinen ſchlimmſten Feind gehalten, ſo habe ich Eure Kunſt doch immer hoch geehrt, aber jetzt liebe ich Euch als den würdigſten Freund, und darf Euch wohl bitten, Euch meiner anzunehmen!

Sprecht, erwiederte Salvator, ſprecht mein würdiger Signor Pasquale, welchen Dienſt ich Euch erzeigen kann, und ſeyd im voraus verſichert, daß ich alle meine Kräfte aufbieten werde, das zu erfüllen, was Ihr von mir verlangt.

Nun dämmerte in Capuzzi's Antlitz jenes ſüßliche Lächeln, das entſchwunden, ſeitdem Marianna ihm entführt worden, wieder auf. Er nahm Salvators Hand und lispelte leiſe: Mein beſter Signor Salvator, Ihr vermöget Alles über den wackern Antonio; flehet ihn in meinem Namen an, er ſolle erlauben, daß ich den kurzen Reſt meiner Tage bei ihm und meiner lieben Tochter Marianna verlebe, und die mütterliche Erbſchaft, der ich einen guten Brautſchatz hinzuzufügen gedenke, von mir annehmen! — Dann ſolle er aber auch nicht ſcheel ſehen, wenn ich dem holden ſüßen Kinde zuweilen die kleine weiße Hand küſſe, und — mit wenigſtens jeden Sonntag, wenn ich in die Meſſe wandle, meinen verwilderten Zwickelbart aufſtutzen, welches niemand auf der ganzen Erde ſo verſteht, als er!

Salvator hatte Mühe, das Lachen über den wunderlichen Alten zu unterdrücken; ehe er aber etwas erwiedern konnte, verſicherten Antonio und Marianna, den Alten umarmend, daß ſie erſt dann an ſeine völlige Verſöhnung glauben und recht glücklich ſeyn würden, wenn er als geliebter Vater in ihr Haus trete, und es nie wieder verlaſſe. Antonio ſetzte noch hinzu, daß er nicht nur Sonntags, ſondern jeden Tag Capuzzis Zwickelbart auf das zierlichſte aufſtutzen werde, und nun war der Alte ganz Wonne und Seligkeit. Unterdeſſen hatte man ein köſtliches Nachtmahl bereitet, zu dem ſich nun alle in der fröhlichſten Stimmung hinſetzten.

Indem ich von Dir, vielgeliebter Leſer, ſcheide, wünſche ich recht von Herzen, daß die Freudigkeit, welche nun den Salvator und alle ſeine Freunde begeiſterte, in Deinem eignen Gemüth, während Du die Geſchichte von dem wunderbaren Signor Formica laſeſt, recht hell aufgegangen ſeyn möge.

Da — nahm Lothar das Wort, als Ottmar geendet hatte — da unſer Freund ehrlich und unbefangen genug geweſen iſt, gleich von Haus aus die Schwächen ſeines Produkts, das „Novelle“ zu nennen, ihm beliebt hat, einzugeſtehen, ſo entwaffnet freilich dieſer Anſpruch an unſere Gutmüthigkeit unſere Kritik, die wohlgerüſtet ihm gegenüber ſtand. Er ſtreckt die offne Bruſt der Partiſane entgegen und eben darum dürfen wir, ein großmüthiger Feind, nicht zuſtoßen, ſondern müſſen ſeiner ſchonen.

Nicht, ſprach Cyprian, nicht allein das, ſondern wir können, um ihn aufzurichten in ſeinem Schmerz, ſogar mit Fug ihm einiges wiewohl ſpärliches Lob zu Theil werden laſſen. Ich für mein Theil finde manches ergötzlich und ſerapiontiſch, wie z. B. Capuzzi's eingebildeten Beinbruch mit ſeinen Folgen, Capuzzi's verhängnißvolle Serenate —

Die, unterbrach Vinzenz den Freund, vorzüglich deshalb einen altſpaniſchen oder auch italiäniſchen Beiſchmack hat, weil ſie ſich mit gewaltigen Prügeln endet. Gehörige Prügel dürfen aber in keiner Novelle der Art fehlen und ich nehme dieſelben gar ſehr in Schutz als ein beſonderes kräftiges Reizmittel, das die geiſtreichſten Dichter ſtets in Anſpruch nahmen. Im Boccaccio geht es ſelten ohne Prügel ab; wo fallen aber mehr Schläge, Stöße, Püffe als in dem Roman aller Romane, im Don Quixote, ſo daß Cervantes es ſelbſt für nöthig fand, ſich bei dem Leſer deshalb zu entſchuldigen! Aber jetzt mögen gebildete Damen, für die geiſtiger Thee, den ſie genießen können, mit leiblichem ohne allen Nachtheil für ihre Ruhe bereitet wird in Maſſe, derlei nicht mehr, und eine ehrliche Haut von beliebtem Dichter, will er ſich erhalten in Thees und Taſchenbüchern, darf höchſtens mit Mühe ein Paar Naſenſtüber oder ein Ohrfeiglein einſchwärzen. Wo dergleichen vorkommt, das iſt dann gleich eine ſogenannte komiſche Geſchichte. — Aber was Thee, — was gebildete Damen! — Sieh in mir, o mein Ottmar, deinen gewappneten Beſchützer und prügle erklecklich in allen Novellen, die Du noch etwa zu ſchreiben entſchloſſen, und der Prügel halber rühme ich Dich! —

Und ich, fuhr Theodor fort, und ich des anmuthigen Trios halber, das Capuzzi, der Pyramiden-Doctor und die etwas greuliche kaſtratiſche Mißgeburt bilden, ſo wie auch deshalb, weil die verwunderliche Art, wie Salvator Roſa, der nie als Held des Stücks, ſondern nur als Vermittler eingreift, ſehr mit dem Charakter übereinſtimmt, wie er geſchildert wird und wie er auch aus ſeinen Werken ſpricht.

Ottmar, ſagte Sylveſter, hat ſich mehr an das Abentheuerliche gehalten, das in Salvators Charakter lag, und weniger die ernſte finſtre Seite herausgekehrt. Mir fällt bei dieſer Gelegenheit das berühmte Sonnett ein, in dem Salvator ſeinen Namen (Salvator) allegoriſirend den tiefen Unmuth ausſpricht über ſeine Feinde und Verfolger, welche behaupteten, daß er in ſeinen Gedichten, denen man mit Recht Schroffheit und Mangel an innerem Zuſammenhang verwirft, Werke älterer Meiſter geplündert. Es heißt ungefähr:

Wohl darum nur, weil Heiland man mich nennen,
Hör': Neidige Ihr! das wilde Volk ich reden!
Doch wißt: — den Neid aus Haß und Wuth gewonnen,
Geißel mit Schmerz ich Ruhm, den ſie nur kennen.

Es fragen dem Pilatus treu Verwandte,
Ob mir der Lieder Lorbeer ſey erhoben?
Und manches Petrus Treu' ſeh' ich zerſtoben,
Judaſſe nahn ſich mir, der Höll' Geſandte.

Es ſchwört der Juden treulos finſtre Rotte,
Daß aus dem Heiligthum geraubt ich hätte,
Den Glanz, die Herrlichkeit dem mächtigern Gotte.

Doch anders reiht ſich Glied an Glied der Kette.
Die Schächer sie, nicht Heiland ich zum Spotte,
Was Pindus mir, iſt ihnen Schädelſtätte!

Ich erinnere mich, ſprach Lothar, dieſes Sonnetts in der Urſprache ſehr wohl, und finde, daß unſer Sylveſter das Rauhe, das Harte des Originals nicht übel wiedergegeben hat. — Doch um noch einmal auf Ottmars ſogenannte Novelle zurück zu kommen, ſo halte ich meinestheils es für den größten Uebelſtand, daß Ottmar ſtatt einer in allen Theilen zum Ganzen ſich ründenden Erzählung, nur vielmehr eine Reihe Bilder geliefert hat, die indeſſen manchmal ergötzlich genug ſind.

Muß ich, rief Ottmar, muß ich Dir denn nicht Recht geben, mein Lothar? Aber geſtehen werdet Ihr mir alle, daß ein gar geſchickter Seegler dazu gehört, um die Klippe zu umſchiffen, an der ich geſcheitert.

Gefährlicher, ſagte Sylveſter, möchte dieſe Klippe wohl noch dramatiſchen Dichtern ſeyn. Nichts iſt wenigſtens für mich verdrießlicher, als z. B. ſtatt eines Luſtſpiels in dem alles, was geſchieht, feſt an den Faden gereiht ſeyn, der ſich durch das Ganze zieht, in dem alles als unbedingt zum Gebilde des Ganzen nothwendig erſcheinen ſoll, nur eine Reihe willkürlicher Begebenheiten oder gar einzelner Situationen zu ſchauen. Und auch zu dieſer leichtſinnigen Behandlung des Luſtſpiels hat der rüſtigſte Theaterſchreiber der letzt vergangenen Zeit das Signal gegeben. Enthalten z. B. die Pagenſtreiche denn mehr als eine Reihe poſſenhafter Einfälle, die nach Willkür zuſammengewürfelt ſcheinen? — In älterer Zeit, der man überhaupt, rückſichts der dramatiſchen Kunſt, wohl den tiefern Ernſt nicht wird abſprechen können, mühte ſich jeder Luſtſpieldichter um einen tüchtigen Plan, aus dem ſich dann das Komiſche, Drollige oder auch nur Poſſenhafte von ſelbſt ergab, weil dies unerläßlich ſchien. Bei Jünger, der nur oft gar zu flach erſcheint, war dies gewiß der Fall, und auch dem nur zu proſaiſchen Bretzner fehlte es gar nicht an Talent, das Luſtige aus dem dazu geſchickt erfundenen Plan hervorſtrömen zu laſſen. Auch haben ſeine Charaktere oft wahre, der regen Wirklichkeit entnommene Lebenskraft, wie z. B. der Eheprokurator. Nur möchten uns ſeine geſcheut parlirenden Damen jetzt völlig ungenießbar ſeyn. Darum ſchätze ich ihn dennoch ſehr. —

Mit mir, nahm Theodor das Wort, hat er es durch ſeine Opern ganz und gar verdorben, die als Muſter gelten können. wie Opern nicht gedichtet werden müſſen.

Rührt, ſprach Vinzenz, rührt bloß davon her, weil der Wohlſelige, wie Sylveſter ſehr richtig bemerkt hat, etwelche Poeſie nicht ſonderlich verſpüren ließ, und in dem romantiſchen Gebiet der Oper nicht Steg und Weg zu finden wußte. — Weil Ihr aber nun ſo über das Luſtſpiel ſprecht, ſo könnte ich mit Nutzen beibringen, daß Ihr die Zeit verderbt mit Raiſonniren über ein Nonens und Euch zurufen, wie Romeo dem Merkutio: Still, o ſtill, ihr guten Leut! — Ihr ſprecht von einem Nichts! — Ich vermeine nemlich, daß wir allzumal gar kein eigentliches wahrhaftes deutſches Luſtſpiel repräſentiren ſehen, aus dem einfachen Grunde, weil die verjährten nicht mehr verdaut werden können, der Schwäche unſerer Magen halber, und neue nicht mehr geſchrieben werden. Woher letzteres kommt, das werde ich ganz kürzlich in einer Abhandlung von höchſtens vierzig Bogen darthun, Euch aber vor der Hand mit einem Wortſpiel abfertigen. Es fehlt, ſage ich nemlich, uns am Luſtſpiel hauptſächlich deshalb, weil es uns an der Luſt fehlt, die mit ſich ſelbſt ſpielt, und an dem Sinn dafür.

Dixi, rief Sylveſter lachend, dixi und der Name: Vinzenz darunter, und geſtempelt und geſiegelt! — Ich denke aber eben daran, daß in die unterſte Claſſe dramatiſcher oder vielmehr zur Darſtellung auf der Bühne beſtimmter Erzeugniſſe, wohl die ſogenannten Schubladen-Stückchen gehören möchten, in denen irgend ein gewandter Pfiffikus einen ehrſamen Oheim — Theater-Director u. ſ. w. durch mancherlei zum Theil alberne Verkleidungen neckt und foppt. Und doch war vor gar nicht langer Zeit derlei nüchternes mageres Zeug beinahe das tägliche Brod jeder Bühne. Jetzt ſcheint es damit ein wenig nachzulaſſen.

Aufhören, nahm Theodor das Wort, aufhören wird es nie, ſo lange es eitle Schauſpieler giebt, denen ja in der Welt nichts gelegener ſeyn kann, als an einem und demſelben Abend, Geſtalt und Farbe auf das verſchiedenartigſte wechſelnd, ſich als chamäleontiſche Wunder anſtaunen zu laſſen. Recht in das Innerſte hinein habe ich jedesmal über die ſich apotheoſirende Selbſtgenügſamkeit lachen müſſen, mit der nach überſtandener Seelenwanderung dann der letzten Puppe das Ich des Schauſpielers als ſchöner Schmetterling entfliegt. Gewöhnlich iſt es ein netter, geſchniegelter Nachtfalter, ſchwarz gekleidet, in ſeidenen Strümpfen, den Dreieck unterm Arm, der es von dem Augenblick an nur mit dem in Erſtaunen geſetzten Publikum zu thun hat, und ſich nicht mehr um den kümmert, der ihm Frohndienſte geleiſtet. Kann, wie in Wilhelm Meiſters Lehrjahren zu leſen, ein beſtimmtes Fach einen Schauſpieler dazu verbinden, alle diejenigen Rollen zu übernehmen, in denen es Prügel oder irgend eine andere Mißhandlung giebt, ſo könnte und müßte auch jede Bühne ein, jenem Alten im Meiſter ähnliches Subjekt beſitzen, das jenen Frohndienſt ein für allemal zu verrichten, und die nöthigen Theater-Directoren u. ſ. w. zu ſpielen hätte. Zu thun gäb's immer, denn wenigſtens jeder gaſtirende Schauſpieler hat gewiß ſolch ein Stück in der Taſche als Eingangs-Paß und Creditbrief.

Mir fällt, ſprach Lothar, dabei ein gar abſonderlicher Mann ein, den ich in einer kleinen ſüddeutſchen Stadt, bei einer Schauſpieler-Truppe fand, und in dem mir ganz und gar jener vortreffliche Pedant aus dem Wilhelm Meiſter auflebte. So unausſtehlich er jetzt auf dem Theater war, wenn er ſeine kleinen Rollen in heilloſer Monotonie herbetete, ſo ſagte man doch, er ſey ſonſt in jüngeren Jahren ein ſehr guter Schauſpieler geweſen, und habe z. B. jene ſchlauen ſpitzbübiſchen Gaſtwirthe, wie ſie in alter Zeit beinahe in jedem Luſtſpiel vorkamen, und über deren gänzliches Verſchwinden von der Bühne ſchon der Wirth in Tiecks verkehrter Welt klagt, und ſich mehr auf den Hofrath gelegt zu haben wünſcht, ganz vortrefflich geſpielt. Jetzt ſchien er mit dem Schickſal, das ihn freilich hart verfolgt hatte, gänzlich abgeſchloſſen zu haben, und in gänzlicher Apathie auf nichts in der Welt, am wenigſten aber auf ſich ſelbſt einigen Werth zu legen. Nichts durchdrang die Kruſte, die der Anwurf der gemeinſten Erbärmlichkeit um ſein beſſeres Ich gebildet, und er gefiel ſich darin wohl.

Und doch ſtrahlte aus ſeinen tiefliegenden, geiſtreichen Augen oft der Funke eines höheren Geiſtes und ſchnell zuckte dann der Ausdruck einer bittern Ironie über ſein Geſicht hin, ſo daß das übertriebene unterwürfige Weſen, das er gegen alle, vorzüglich aber gegen ſeinen Director, einen jungen geckhaft eiteln Mann annahm, nur ſchalkiſche Verhöhnung ſchien. Sonntags pflegte er in einem reinlichen wohlgebürſteten Anzuge, deſſen abentheuerliche Farbe und noch abentheuerlicherer Zuſchnitt den Schauſpieler aus verjährter Zeit verkündete, am unterſten Ende der Wirthstafel des erſten Gaſthofes in der Stadt zu ſitzen, und ohne ein einziges Wort zu ſprechen es ſich wohl ſchmecken zu laſſen, wiewohl er, vorzüglich was den Wein betraf, ſehr mäßig war, und beinahe nur zur Hälfte die Flaſche leerte, die man ihm hingeſtellt. Bei jedem Glaſe, das er ſich einſchenkte, bückte er ſich demüthig gegen den Wirth, der ihm Sonntags einen Freitiſch gab, da er die Kinder im Schreiben und Rechnen unterrichtete. Es begab ſich, daß ich an einem Sonntage die Wirthstafel beſetzt, und nur noch einen Platz leer fand neben dem Alten. Flugs ſetzte ich mich hin, hoffend daß es mir gelingen werde, den beſſern Geiſt, der in dem Mann verſchloſſen ſeyn mußte, herauſzutagen. Es war ſchwer, beinahe unmöglich, dem Alten beizukommen, glaubte man ihn zu faſſen, ſo duckte er ſchnell unter, und verkroch ſich in lauter Demuth und Unterwürfigkeit. Endlich, nachdem ich ihm mit großer Mühe ein Paar Gläſer kräftigen Weins eingenöthigt, ſchien er etwas aufzuthauen, und ſprach mit ſichtlicher Rührung von der alten guten Theaterzeit, die nun verſchwunden ſey und nie wiederkehre. Die Tafel wurde aufgehoben, ein Paar Freunde fanden ſich zu mir, der Schauſpieler wollte fort. Ich hielt ihn feſt, unerachtet er auf das wehmüthigſte proteſtirte: ein armer abgelebter Schauſpieler ſey keine Geſellſchaft für ſolche würdige Herren, es ſchicke ſich ja gar nicht für ihn zu bleiben, er gehöre ja gar nicht hieher, und könne nur geduldet werden des Bischen Eſſens halber u. ſ. w. Nicht ſowohl meiner Ueberredungskraft, als der unwiderſtehlichen Verlockung einer Taſſe Kaffee, und einer Pfeiſe des feinſten Knaſters, den ich bei mir führte, durfte ich es wohl zuſchreiben, daß er blieb. Er ſprach mit Lebhaftigkeit und Geiſt von der alten Theaterzeit, er hatte noch Eckhof geſehen mit Schrödern geſpielt — genug es offenbarte ſich, daß ſeine ihn vernichtende Verſtimmung wohl daher rührte, daß jene Zeit die abgeſchloſſene Welt war, in der er frei athmete, frei ſich bewegte, und daß aus ihr herausgeworfen er durchaus keinen feſten Standpunkt zu faſſen vermochte. — Wie ſehr überraſchte uns aber der Mann, als er endlich, ganz heiter und treuherzig geworden, mit einer Kraft des Ausdrucks, die das Innerſte durchdrang, die Rede des Geiſtes aus dem Hamlet nach der Schröderſchen Bearbeitung (die Schlegelſche Ueberſetzung kannte er gar nicht) herſagte. Bewundern mußten wir ihn aber auf das Höchſte, als er mehrere Stellen aus der Rolle des Oldenholm (den Namen Polonius wollte er nicht gelten laſſen) auf eine Weiſe ſprach, daß wir den kindiſch gewordenen Höfling, dem es ſonſt gewiß nicht an Lebensweisheit fehlte, und der noch ſichtliche Spuren davon blicken läßt, ganz vor Augen hatten, welches manchmal bei der wirklichen Erſcheinung auf der Bühne nicht der Fall iſt. — Das alles war aber nur das Vorſpiel einer Szene, wie ich ſie niemals ſah, und die mir unvergeßlich bleiben wird! — Hier komme ich nun erſt eigentlich darauf, was mich jetzt bei unſerm Geſpräch an meinen alten Schauſpieler erinnerte, und verzeihen möget Ihr mirs, meine würdigen Serapionsbrüder, wenn die Einleitung etwas zu lang ausfiel. — Mein Mann mußte nun eben auch jene erbärmliche Hülfsrollen übernehmen, von denen Ihr ſpracht, und ſo ſollte er auch einige Tage darauf den Schauſpiel-Director in den Proberollen ſpielen, die ſich der Theater-Director ſelbſt, der darin zu glänzen glaubte, nach ſeiner Art und Weiſe zugerichtet hatte. Sey es nun, daß jener Nachmittag ſeinen innern beſſern Sinn aufgeregt hatte oder daß er vielleicht ſelbigen Tages, wie es nachher verlauten wollte, ſeiner Gewohnheit ganz entgegen ſeine Geiſteskraft geſtählt hatte durch Wein, genug, ſchon bei ſeinem erſten Auftreten erſchien er ein ganz anderer, als der er ſonſt geweſen. Seine Augen funkelten und die hohle ſchwankende Stimme des abgelebten Hypochonders war umgewandelt in einen hellen tönenden Baß, wie ihn joviale Leute älteren Schlags z. B. reiche Onkel, die die poetiſche Gerechtigkeit handhabend die Narrheit züchtigen und die Tugend belohnen, zu ſprechen pflegen. Der Eingang ließ ſonſt nichts beſonders ahnen. Doch wie erſtaunte das Publikum, als ſich, nachdem die erſte Verkleidungsſzene vorüber, der ſeltſame Menſch mit ſarkaſtiſchem Lächeln zu ihm wandte und ungefähr alſo ſprach: „Sollte ein hochverehrtes Publikum nicht eben ſo gut wie ich auf den erſten Blick unſern guten (er nannte den Namen des Direktors) erkannt haben? — Iſt es möglich, die Kraft der Täuſchung auf einen ſo und wieder anders zugeſchnittenen Rock, auf eine mehr oder minder zerzauſte Perücke zu baſiren und dadurch ein dürftiges Talent, dem kein tüchtiger Geiſt Nahrung ſpendet, mühſam aufpäppeln zu wollen, wie ein von der nährenden Mutter verlaſſenes Kind? — Der junge Menſch, der auf ſolch' ungeſchickte Weiſe ſich mir als ein vielſeitiger Künſtler, als ein chamäleontiſches Genie darſtellen will, hätte nun gleich nicht ſo übermäßig mit den Händen fechten, nicht bei jeder Rede wie ein Taſchenmeſſer zuſammenfallen, das R nicht ſo ſchnarren ſollen, und ich glaube, ein hochverehrtes Publikum ſowohl als ich, hätte unſern kleinen Direktor nicht ſtracks erkannt, wie es nun ſo geſchehen iſt, daß es zum Erbarmen! — Doch da das Stück noch eine halbe Stunde ſpielen muß, ſo will ich mich noch dieſe Zeit hindurch ſo ſtellen, als merkte ich nichts, unerachtet mir das Ding herzlich langweilig iſt und zuwider!" — Genug! — nach jedem neuen Auftritt des Direktors ironirte der Alte ſein Spiel auf die ergötzlichſte Weiſe und man kann denken, daß dies unter dem ſchallenden Gelächter des Publikums geſchah. Sehr luſtig war es auch, daß der, mit dem beſtändigen Umkleiden beſchäftigte Direktor, bis zur letzten Scene nichts von dem Streich merkte, der ihm auf dem Theater geſpielt wurde. Es mochte ſeyn, daß der Alte mit dem Theaterſchneider ſich im böſen Complott befand, denn ſo viel war gewiß, daß die Garderobe des unglückſeligen Direktors in die größte Unordnung gerathen, ſo daß die Zwiſchenſcenen, die der Alte ausfüllen mußte, viel länger dauerten als gewöhnlich, und er Zeit genug hatte, eine Fülle des bitterſten Spotts über den armen Direktor ausſtrömen zu laſſen, ja ſogar ihm manches mit einer ſchalkiſchen Wahrheit nachzuſprechen und nachzuſpielen, die das Publikum außer ſich ſelbſt ſetzte. Das ganze Stück war auf den Kopf geſtellt, ſo daß die lückenbüßeriſchen Zwiſchenſcenen zur Hauptſache wurden. — Herrlich war es auch wohl, daß der Alte zuweilen dem Publikum ſchon vorherſagte, wie nun der Direktor erſcheinen würde, Miene und Stellung nachahmend, und daß dieſer das ſchallende Gelächter, das ihn empfing und das der treffenden Schilderung galt, die der Alte gegeben, zu ſeiner großen Zufriedenheit, lediglich ſeiner gelungenen Maske zuſchrieb. — Zuletzt mußte denn nun wohl das Beginnen des Alten dem Direktor klar werden, und man kann denken, daß er auf ihn losfuhr wie ein gehetzter Eber, ſo daß der Alte ſich kaum vor Mißhandlungen retten konnte, und die Bühne nicht mehr betreten durfte. Dagegen hatte den Alten aber das Publikum ſo lieb gewonnen und nahm ſeine Parthie ſo lebhaft, daß der Direktor noch dazu ſeit jenem Abend mit dem Fluch des Lächerlichen belaſtet, es gerathen fand, ſein kleines Theater zu ſchließen und weiter zu ziehen. Mehrere ehrſame Bürger, an ihrer Spitze ſtand jener Gaſtwirth, traten aber zuſammen, und verſchafften dem Alten ein artiges Auskommen, ſo daß er der Theaterbudelei auf immer entſagend ein ruhiges ſorgenfreies Leben am Orte führen konnte. Doch wunderlich, ja unergründlich iſt das Gemüth eines Schauſpielers. Nicht ein Jahr war vergangen als der Alte plötzlich vom Orte verſchwand, niemand wußte wohin! — Nach einiger Zeit wollte man ihn bei irgend einer erbärmlichen herumziehenden Schauſpieler-Truppe geſehen haben, ganz in demſelben nichtswürdigen Verhältniß, dem er kaum entgangen.

Mit, nahm Ottmar das Wort, mit geringer angefügter Nutzanwendung gehört dieſes Anekdoton von dem Alten in den Moral-Codex für Schauſpieler und für die, die es werden wollen.

— Cyprian war indeſſen ſchweigend aufgeſtanden, und hatte ſich, nachdem er einigemal im Zimmer auf und abgeſchritten, hinter die herabgelaſſenen Gardinen ins Fenſter geſtellt. In dem Augenblick als Ottmar ſchwieg, ſtürmte es heulend und tobend hinein, die Lichter drohten zu verlöſchen, Theodors ganzer Schreibtiſch wurde lebendig, hundert Papierchen rauſchten auf und trieben im Zimmer umher und die Saiten des offenſtehenden Fortepianos ächzten laut auf.

Hei — hei! rief Theodor, als er ſeine litterariſchen Notizen, und wer weiß was ſonſt noch Geſchriebenes, dem tobenden Herbſtſturm Preis gegeben ſah, hei, hei, Cyprianus, was machſt Du! — Und alle Freunde mühten ſich, die Lichter zu retten, und ſich ſelbſt vor dem hereintoſenden Schneegeſtöber. —

Es iſt wahr, ſprach Cyprian, indem er das geöffnete Fenſter wieder zuwarf, es iſt wahr, das Wetter leidet es nicht, daß man hinausſchaue wie es damit ſteht. „Sage, nahm Sylveſter das Wort, indem er den ganz zerſtreuten Cyprian bei beiden Händen faßte und ihn nöthigte den verlaſſenen Platz wieder einzunehmen, ſage mir nur Cyprian, wo Du weilteſt, in welche fremde Region Du Dich verirrt hatteſt, denn ferne, gar ferne von uns hatte Dich dein unſteter Geiſt doch wieder fortgetragen.“

Nicht, erwiederte Cyprian, nicht ſo fern von Euch befand ich mich, als Du wohl denken magſt, und gewiß iſt es, daß eben Euer Geſpräch mir das Thor öffnete zur Abfahrt. — Eben da Ihr ſo viel von dem Luſtſpiel ſprachet, und Vinzenz den richtigen Erfahrungsſatz aufſtellte, daß uns die Luſt abhanden gekommen, die mit ſich ſelbſt ſpielt, ſo fiel mir ein, daß ſich dagegen in neuerer und neuſter Zeit doch in der Tragödie manches wackre Talent erhoben. Mit dieſem Gedanken faßte mich aber die Erinnerung an einen Dichter, der mit wahrhafter hochſtrebender Genialität begann, aber plötzlich, wie von einem verderblichen Strudel ergriffen, unterging, ſo daß ſein Name kaum mehr genannt wird. — Da, ſprach Ottmar, ſtößeſt Du gerade an gegen Lothars Prinzip, welcher zu behaupten pflegt, daß das wahrhafte Genie niemals untergehe.

Und, fuhr Cyprian fort, und Lothar hat Recht, wenn er meint, daß der wildeſte Sturm des Lebens nicht vermag, die Flamme zu verlöſchen die wahrhaft aus dem Innerſten emporgelodert, daß die bitterſten Widerwärtigkeiten, die bedrängteſten Verhältniſſe vergebens ankämpfen, gegen die innere Göttermacht des Geiſtes, daß der Bogen ſich nur ſpannt, um deſto kräftiger loszuſchnellen. Wie aber, wenn in dem erſten tiefſten Keim der Embryo des giftigen Wurms lag, der entwickelt mitgeboren mit der ſchönen Blüthe an ihrem Leben nagt, ſo daß ſie ihren Tod in ſich ſelber trägt, und es keines Sturms bedarf ſie zu vernichten?

So fehlte, rief Lothar, es deinem Genius an dem erſten Bedingniß, das dem Tragödien-Dichter, der frei und kräftig ins Leben treten will, unerläßlich iſt. Ich meine nemlich, daß ſolch eines Dichters Gemüth unbedingt vollkommen geſund, frei von jedem Kränkeln ſeyn müſſe, wie es wohl pſychiſche Schwächlichkeit oder um mit Dir zu reden, auch wohl irgend ein mitgebornes Gift erzeugen mag. Wer konnte und kann ſich ſolcher Geſundheit des Gemüths wohl mehr rühmen, als unſer Altvater Göthe? — Mit ſolcher ungeſchwächten Kraft, mit ſolcher innern Reinheit wurden Helden erzeugt wie Götz von Berlichingen — Egmont! — Und will man unſerm Schiller vielleicht jene Heroenkraft nicht in dem Grade einräumen, ſo iſt es wieder der reine Sonnenglanz des innigſten Gemüths, der ſeine Helden umſtrahlt, in dem wir uns wohlthätig erwärmt, eben ſo kräftig und ſtark fühlen als es der Schöpfer im Innerſten ſeyn mußte. Doch vergeſſen muß man ja nicht den Räuber Moor, den Ludwig Tieck mit vollem Recht das titanenartige Geſchöpf einer jungen und kühnen Imagination nennt. — Wir kommen indeſſen ganz von deinem Tragödien-Dichter ab, Cyprianus, und ich wollte Du rückteſt nun ohne weiteres damit heraus, wen Du meinſt, unerachtet ich es zu ahnen glaube.

Beinahe, ſprach Cyprian, wäre ich, wie ich es heute ſchon einmal gethan, aufs neue hineingefahren in Euer Geſpräch mit abſonderlichen Worten, die Ihr nicht zu deuten wußtet, da Ihr die Bilder meines wachen Traums nicht geſchaut. — Aber ich rufe nun dennoch: Nein! ſeit Shakſpears Zeiten ging ſolch ein Weſen nicht über die Bühne, wie dieſer übermenſchliche fürchterlich grauenhafte Greis! — Und damit Ihr nicht einen Augenblick länger in Zweifel bleibt, ſo füge ich gleich hinzu, daß kein Dichter der neueren Zeit ſich einer ſolchen hochtragiſchen gewaltigen Schöpfung erfreuen kann als der Dichter der Söhne des Thales.

Die Freunde ſahen ſich verwundert an. Sie ließen in der Geſchwindigkeit die vorzüglichſten Charaktere aus Zacharias Werners Dichtungen die Muſterung paſſiren, und waren dann darin einig, daß doch überall dem wahrhaft Großen, dem wahrhaft Starken Tragiſchen, irgend etwas Seltſames, Abentheuerliches, ja oft Gemeines beigemiſcht, was davon zeuge, daß der Dichter zu keiner ganz reinen Anſchauung ſeines Helden gekommen, und daß ihm wohl eben jene vollkommene Geſundheit des inneren Gemüths gemangelt, die Lothar bei jedem Tragödien-Dichter als unerläßlich vorausſetze.

Nur Theodor hatte in ſich hineingelächelt, als ſey er anderer Meinung, und begann nun: Halt halt! Ihr würdigen Serapionsbrüder — keine Uebereilung! — Ich weiß es ja, ich allein von Euch kann es wiſſen, daß Cyprian von einer Dichtung ſpricht, die der Dichter nicht vollendete, die mithin der Welt unbekannt geblieben, wiewohl Freunde, die in des Dichters Nähe lebten und denen er entworfene Hauptſcenen mittheilte, Grund genug hatten überzeugt zu ſeyn, daß dieſe Dichtung ſich zu dem Größeſten und Stärkeſten erheben werde, nicht allein was der Dichter geliefert, ſondern was überhaupt in neuerer Zeit geſchrieben worden.

Allerdings, nahm Cyprian das Wort, allerdings ſpreche ich von dem zweiten Theil des Kreuzes an der Oſtſee, in dem eben jenes furchtbar gigantiſche grauenhafte Weſen auftrat, nemlich der alte König der Preußen, Waidewuthis. Es möchte mir unmöglich ſeyn, Euch ein deutliches Bild von dieſem Charakter zu geben, den der Dichter, des gewaltigſten Zaubers mächtig, aus der ſchauervollen Tiefe des unterirdiſchen Reichs heraufbeſchworen zu haben ſchien. Mag es Euch genügen, wenn ich Euch in dem innern Mechanismus die Spiralfeder erblicken laſſe, die der Dichter hineingelegt, um ſein Werk in rege Thätigkeit zu ſetzen. — Geſchichtlicher Tradition gemäß ging die erſte Kultur der alten Preußen von ihrem König Waidewuthis aus. Er führte die Rechte des Eigenthums ein, die Felder wurden umgrenzt, Ackerbau getrieben, und auch einen religiöſen Kultus gab er dem Volk, indem er ſelbſt drei Götzenbilder ſchnitzte, denen unter einer uralten Eiche, an die ſie befeſtigt, Opfer dargebracht wurden. Aber eine grauſe Macht erfaßt den, der ſich ſelbſt allgewaltig, ſich ſelbſt Gott des Volkes glaubt, das er beherrſcht. — Und jene einfältigen ſtarren Götzenbilder, die er mit eignen Händen ſchnitzte, damit des Volkes Kraft und Wille ſich beuge der ſinnlichen Geſtaltung höherer Mächte, erwachen plötzlich zum Leben. Und was dieſe todten Gebilde zum Leben entflammt, es iſt das Feuer, das der ſataniſche Prometheus aus der Hölle ſelbſt ſtahl. Abtrünnige Leibeigne ihres Herrn, ihres Schöpfers ſtrecken die Götzen nun die bedrohlichen Waffen, womit er ſie ausgerüſtet, ihm ſelbſt entgegen, und ſo beginnt der ungeheure Kampf des Uebermenſchlichen im menſchlichen Prinzip. — Ich weiß nicht, ob ich Euch ganz deutlich geworden bin, ob es mir ganz gelang die koloſſale Idee des Dichters Euch darzuſtellen. Doch als Serapionsbrüder muthe ich es Euch zu, daß ihr ganz ſo wie ich ſelbſt in den fürchterlichen Abgrund geblickt, den der Dichter erſchloſſen, und eben das Entſetzen, das Grauſen empfunden habt, das mich überfällt, ſo wie ich nur an dieſen Waidewuthis denke.

In der That, nahm Theodor das Wort, unſer Cyprianus iſt ganz bleich geworden, und das beweiſt allerdings wie die ganze große Skizze des wunderbaren Gemäldes, die der Dichter ihm entfaltet, von der er uns aber nur eine einzige Hauptgruppe blicken laſſen, ſein tiefſtes Gemüth aufgeregt hat. Was aber den Waidewuthis betrifft, ſo würd' es, denk' ich, genügt haben zu ſagen, daß der Dichter mit ſtaunenswerther Kraft und Originalität den Dämon ſo groß, gewaltig, gigantiſch erfaßt hatte, daß er des Kampfes vollkommen würdig erſchien und der Sieg, die Glorie des Chriſtenthums, um deſto herrlicher, glänzender ſtrahlen mußte. Wahr iſt es, in manchen Zügen iſt mir der alte König ſo erſchienen, als ſey er, um mit Dante zu reden, der imperador del doloroso regno ſelbſt, der auf Erden wandle. Die Kataſtrophe ſeines Unterganges, jenen Sieg des Chriſtenthums, mithin den wahrhaftigen Schluß-Akkord, nach dem alles hinſtrebt im ganzen Werke, das mir wenigſtens nach der Anlage des zweiten Theils einer andern Welt anzugehören ſchien, habe ich mir in der dramatiſchen Geſtaltung niemals recht denken können. Wiewohl in ganz andern Anklängen fühlt' ich erſt die Möglichkeit eines Schluſſes, der in grauſenhafter Erhabenheit alles hinter ſich läßt, was man vielleicht ahnen wollte, als ich Calderons großen Magus geleſen. — Uebrigens hat der Dichter über die Art, wie er ſein Werk ſchließen wolle, ſich nicht ausgelaſſen. Wenigſtens iſt mir darüber nichts zu Ohren gekommen.

Mich, ſprach Vinzenz, will es überhaupt bedünken, als wenn es dem Dichter mit ſeinem Werk ſo gegangen ſey, wie dem alten König Waidewuthis mit ſeinen Götzenbildern. Es iſt ihm über den Kopf gewachſen und daß er der eignen Kraft nicht mächtig werden konnte, beweiſt eben die Verkränkelung des inneren Gemüths, die nicht zuläßt, daß etwas reines, tüchtiges zu Tage gefördert werde. Ueberhaupt kann ich, ſollte Cyprian auch wirklich Recht haben, daß der Alte die glücklichſten Anlagen zu einem vortrefflichen gewaltigen Satan gehabt, mir doch nicht gut vorſtellen, wie er wiederum mit dem Menſchlichen ſo verknüpft werden konnte, um wahrhaftes dramatiſches Leben verſpüren zu laſſen, ohne das keine Anregung des Zuſchauers oder Leſers denkbar iſt. Der Satan mußte zugleich ein großer gewaltiger königlicher Heros ſeyn. —

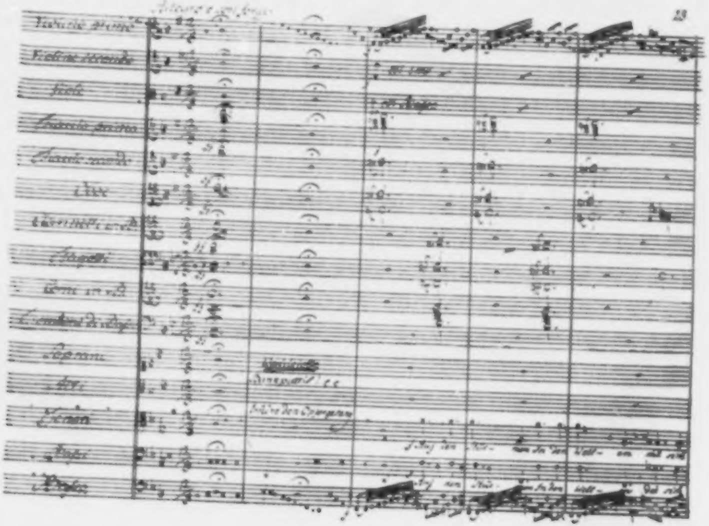
Und, erwiderte Cyprian, das war er auch in der That. Um dir dies zu beweiſen, müßt' ich ganze Scenen, wie ſie der Dichter uns mittheilte, noch auswendig wiſſen. Lebhaft erinnere ich mich noch eines Moments, der mir vortrefflich ſchien. König Waidewuthis weiß, daß keiner ſeiner Söhne die Krone erben wird, er erzieht daher einen Knaben — ich glaube er erſcheint erſt zwölf Jahre alt — zum künftigen Thronfolger. In der Nacht liegen beide, Waidewuthis und der

Knabe, am Feuer und Waidewuthis bemüht ſich des Knaben Gemüth für die Idee der Göttermacht eines Volksherrſchers zu entzünden. — Dieſe Rede des Waidewuthis ſchien mir ganz meiſterhaft, ganz vollendet. — Der Knabe, einen jungen zahmen Wolf, den er auferzogen, ſeinen treuen Spielkameraden im Arm, horcht der Rede des Alten aufmerkſam zu, und als dieſer zuletzt frägt, ob er um ſolcher Macht willen wohl ſeinen Wolf opfern könne, da ſieht der Knabe ihn ſtarr an, ergreift dann den Wolf, und wirft ihn ohne weiteres in die Flammen.

Ich weiß, rief Theodor, als Vinzenz gar ſeltſam lächelte und Lothar wie von innerer Ungeduld getrieben losbrechen wollte, ich weiß, was ihr ſagen wollt, ich höre das harte abſprechende Urtheil, womit ihr den Dichter von Euch wegweiſet, und ich will Euch geſtehen, daß ich noch vor wenigen Tagen in dies Urtheil eingeſtimmt hätte, weniger aus Ueberzeugung, als aus Verdruß, daß der Dichter auf Bahnen gerieth, die ihn mir auf immer entrücken mußten, ſo daß ein Wiederfinden kaum denkbar und auch beinahe nicht wünſchenswerth ſcheint. Mit Recht muß der Welt des Dichters Beginnen, als ſein Ruhm ſich erhoben, verworren, einem wahrhaftigen Geiſt fremd, unwürdig erſcheinen, mit Recht mag ſich der Verdacht regen, daß ein wetterwendiſches Gemüth, der Lüge, ſündhafter Heuchelei ergeben, geneigt ſey die Schleier, die die Selbſttäuſchung gewoben, andern überzuwerfen, daß aber die That dieſe Schleier mit roher Gewalt zerreiße, ſo daß man im Innern den böſen Geiſt kraſſer Selbſtſucht an der gleißneriſch glänzenden Glorie arbeiten ſehe zur eignen Beatification — Doch! — Nun! — Entwaffnet, ganz entwaffnet hat mich des Dichters Vorrede zu dem geiſtlichen Schauſpiel: die Mutter der Makkabäer, die, wohl nur den wenigen Freunden, die ſich dem Dichter in ſeiner ſchönſten Blütezeit feſter angeſchloſſen hatten, ganz verſtändlich, das rührendſte Selbſtbekenntniß verſchuldeter Schwäche, die wehmüthigſte Klage über unwiderbringlich verlornes Gut enthält. Willkürlos mag dies dem Dichter entſchlüpft ſeyn, und er ſelbſt mochte die tiefere Bedeutung nicht ahnen, die den Freunden, die er verließ, in ſeinen Worten aufgehen mußte. Dieſe merkwürdige Vorrede leſend, war es mir, als ſäh' ich durch ein trübes farbloſes Wolkenmeer glänzende Strahlen dämmern eines hohen edlen über aberwitzige Faſeleien unmündiger Verkehrtheit erhabenen Geiſtes, der ſich ſelbſt, wenn auch nicht mehr zu erkennen, doch noch zu ahnen vermag. Der Dichter erſchien mir, wie der vom fixen Wahn Verſtörte, der im hellen Augenblick ſich des Wahns bewußt wird, aber den troſtloſen Gram dieſes Bewußtſeyns beſchwichtigend ſich ſelbſt mit erkünſtelten Sophismen zu beweiſen trachtet, in jenem Wahn rühre und rege ſich ſein eigentliches höheres Weſen, und dieſes Bewußtſeyn ſey nur der kränkelnde Zweifel des im Irdiſchen befangenen Menſchen. — Eben vom zweiten Theil des Kreuzes an der Oſtſee ſpricht der Dichter in jener Vorrede, und geſteht — ſchneide kein ſolch tolles Geſicht, Lothar — bleibe ruhig auf dem Stuhle ſitzen, Ottmar — trommle nicht den ruſſiſchen Grenadiermarſch auf der Stuhllehne, Vinzenz! — Ich dächte der Dichter der Söhne des Thales verdiene wohl, daß von ihm unter uns recht ordentlich geſprochen würde und ich muß Euch nur ſagen, daß mir das Herz nun eben recht voll iſt und daß ich noch den brauſenden Giſcht wacker überlaufen laſſen muß. —

Ha! rief Vinzenz ſehr laut und pathetiſch, indem er aufſprang, Ha wie der Giſcht — emporziſcht! — Das kommt vor im Kreuz an der Oſtſee und die heidniſchen Prieſter ſingen es ab in ſehr greulicher abſcheulicher Weiſe. Und Du magſt nun ſchelten, ſchmähen, toben, mich verfluchen und verwünſchen o mein theurer Serapionsbruder Theodor! — ich muß! — ich muß Dir in deinen tiefſinnigen Vortrag ein kleines Anekdoton hineinſchmeißen, das wenigſtens einen minutenlangen Sonnenſchein auf alle dieſe Leichenbittergeſichter werfen wird. — Unſer Dichter hatte einige Freunde geladen, um ihnen das Kreuz an der Oſtſee im Manuſcript vorzuleſen, wovon ſie bereits einige Bruchſtücke kannten, die ihre Erwartung auf das höchſte geſpannt hatten. Wie gewöhnlich in der Mitte des Kreiſes an einem kleinen Tiſchchen, auf dem zwei helle Kerzen in hohe Leuchter geſteckt brannten, ſaß der Dichter, hatte das Manuſcript aus dem Buſen gezogen, die ungeheure Tabacksdoſe, das blaugewürfelte, geſchickt an oſtpreußiſches Gewebe, wie es zu Unterröcken und andern nützlichen Dingen üblich, erinnernde Schnupftuch vor ſich hingeſtellt und hingelegt. — Tiefe Stille rings umher! — Kein Athemzug! — Der Dichter ſchneidet eins ſeiner abſonderlichſten jeder Schilderung ſpottenden Geſichter, und beginnt — Ihr erinnert Euch doch, daß in der erſten Scene beim Aufgehen des Vorhangs die Preußen am Ufer der Oſtſee zum Bernſteinfang verſammelt ſind und die Gottheit, die dieſen Fang beſchützt, anrufen? — Alſo — und beginnt:

Blatt 15


Violino secondo
Viola
Flauto primo
Flauto secondo
Oboe
Fagotti
Soprano
Alto
Tenore
Basso

Bankputtis! — Bankputtis! — Bankputtis! —

— Kleine Pauſe! — Da erhebt ſich aus der Ecke die ſanfte Stimme eines Zuhörers: Mein theuerſter geliebteſter Freund! — Mein allervortrefflichſter Dichter! haſt Du dein ganzes liebes Poëm in dieſer verfluchten Sprache abgefaßt, ſo verſteht keiner von uns den Teufel was davon und bitte, Du wolleſt nur lieber gleich mit der Ueberſetzung anfangen! —

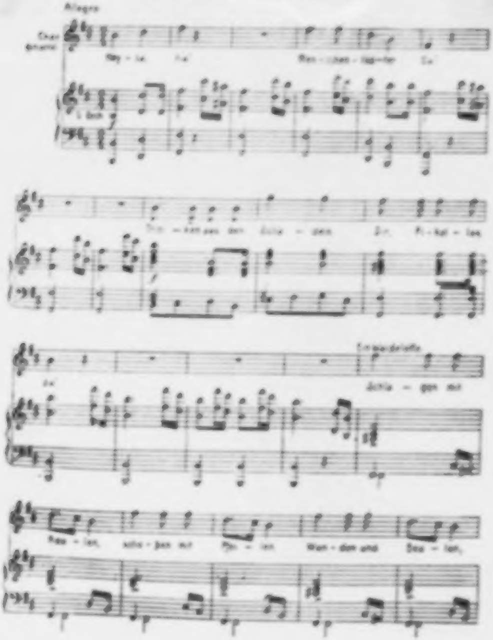
Die Freunde lachten, nur Cyprian und Theodor blieben ernſt und ſtill, noch ehe dieſer aber das Wort wieder gewinnen konnte, ſprach Ottmar: Nein es iſt unmöglich, daß ich nicht hiebei an das wunderliche ja beinahe poſſierliche Zuſammentreffen zweier, wenigſtens rückſichts ihres Kunſtgefühls, ihrer Kunſtanſichten ganz heterogener Naturen denken ſollte. Unumſtößlich gewiß mag es ſeyn, daß der Dichter die Idee zum Kreuz an der Oſtſee, früher, lange Zeit hindurch in ſich herumtrug, ſo viel ich erfahren, gab aber den nächſten Anlaß zum wirklichen Aufſchreiben des Stücks, eine Aufforderung Ifflands an den Dichter, ein Trauerſpiel für die Berliner Bühne anzufertigen. Die Söhne des Thals machten gerade damals großes Aufſehen, und man mochte dem Theatermann wegen des neu zum Tageslicht aufgekeimten Talents hart zugeſetzt oder er ſelbſt mochte gar zu verſpüren gemeint haben, der junge Menſch könne auf die gewöhnlichen beliebten Handgriffe einexercirt werden, und eine tüchtige Theaterfauſt bekommen. — Genug er hatte Vertrauen gefaßt und nun denke man ihn ſich mit dem erhaltenen Manuſcript des Kreuzes an der Oſtſee in der Hand! — Iffland, dem die Trauerſpiele Schillers, die ſich damals trotz alles Widerſtrebens hauptſächlich durch den großen Fleck Bahn gebrochen hatten, eigentlich in tiefſter Seele ein Gräuel waren, Iffland, der durfte er es auch nicht wagen, mit ſeiner innerſten Meinung offen hervorzutreten, ohne befürchten zu müſſen, von jener ſcharfen Geißel, die er ſchon gefühlt, noch härter getroffen zu werden, doch irgendwo drucken ließ: Trauerſpiele mit großen geſchichtlichen Akten und einer großen Perſonenzahl wären das Verderbniß der Theater — des zu bedeutenden ſchwer zu erſchwingenden Koſtenaufwandes wegen, ſetzte er zwar hinzu, aber er dachte doch: dixi et salvavi — Iffland, der gar zu gern ſeinen Geheimenräthen, ſeinen Sekretarien u. ſ. w. den nach ſeiner Art zugeſchnittenen tragiſchen Kotburn angezogen hätte — Iffland ließ das Kreuz an der Oſtſee in dem Sinn, daß es ein für die Berliner Bühne ausdrücklich geſchriebenes Trauerſpiel ſey, das er in Scenen ſetzen, und in dem er ſelbſt nichts weniger ſpielen ſoll, als den Geiſt des von den heidniſchen Preußen erſchlagenen Biſchofs Adalbert, der als Zitterſpielmann ſehr häufig über die Bühne zieht, mit vielen, zum Theil erbaulichen zum Theil myſtiſchen Reden gar nicht karg iſt, und über deſſen Haupt, ſo oft der Name Chriſtus ausgeſprochen wird, eine helle Flamme auflodert und wieder verſchwindet! — Das Kreuz an der Oſtſee, ein Stück deſſen Romantik ſich nur zu oft ins Abentheuerliche, in geſchmackloſe Bizarrerie verirrt, deſſen ſceniſche Einrichtung wirklich wie es bei den gigantiſchen Schöpfungen Shakſpeare's oft nur den Schein hat, allen unbeſiegbaren Bedingniſſen der Bühnen-Darſtellungen ſpottet. — Geradezu verwerfen, unartig abſprechen, alles für tolles verwirrtes Zeug erklären, wie man es ſonſt wohl den diis minorum gentium geboten, das durfte man nicht. — Ehren — loben — ja bis an den Himmel erheben und dann mit tiefſter Betrübniß erklären, daß die ſchwachen Theaterbretter den Rieſenbau nicht zu tragen vermöchten, darauf kam es an. — Der Brief, den Iffland dem Dichter ſchrieb, und deſſen Struktur nach jener bekannten Widerſpruchs-Form der Italiener: — ben parlato ma — eingerichtet, ſoll ein claſſiſches Meiſterwerk der Theater-Diplomatik geweſen ſeyn. Nicht aus dem Inneren des Stücks heraus hatte der Direktor die Unmöglichkeit der Bühnen-Darſtellung demonſtrirt, ſondern höflicher Weiſe nur den Maſchiniſten angeklagt, deſſen Zauberei ſolch enge Schranken geſetzt wären, daß er nicht einmal Chriſtus-Flämmchen in der Luft aufleuchten laſſen könne u. ſ. w. Doch kein Wort mehr! — Theodor ſoll nun die Irrwege ſeines Freundes entſchuldigen, wie er mag und kann!

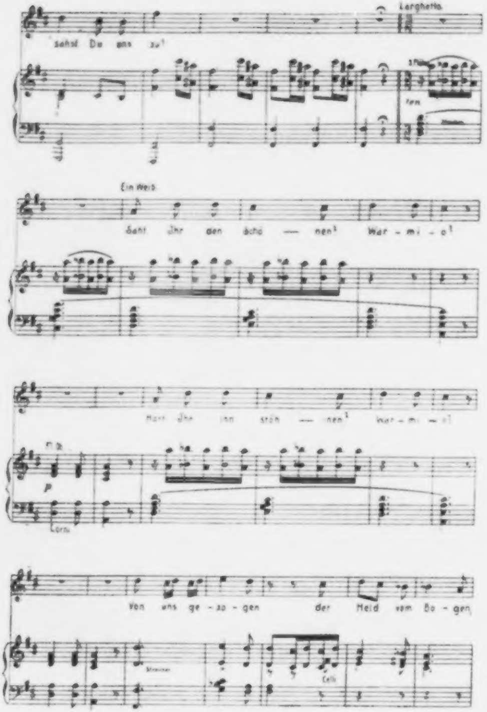
Entſchuldigen? erwiderte Theodor, meinen Freund entſchuldigen? das würde ſehr ungeſchickt, vielleicht gar albern und abgeſchmackt herauskommen. Laßt mich ſtatt deſſen ein pſychiſches Problem aufſtellen, das Euch darauf hinbringen ſoll, wie beſondere Umſtände auf die Bildung des pſychiſchen Organismus wirken können oder recht eigentlich um auf Cyprians Gleichniß zurückzukommen wie mit dem Keim der ſchönſten Blüte der Wurm mitgeboren werden kann, der ſie zum Tode vergiftet. — Man ſagt, daß der Hyſterismus der Mütter ſich zwar nicht auf die Söhne vererbe, in ihnen aber eine vorzüglich lebendige ja ganz excentriſche Phantaſie erzeuge, und es iſt einer unter uns, glaube ich, an dem ſich die Richtigkeit dieſes Satzes bewährt

Blatt 16

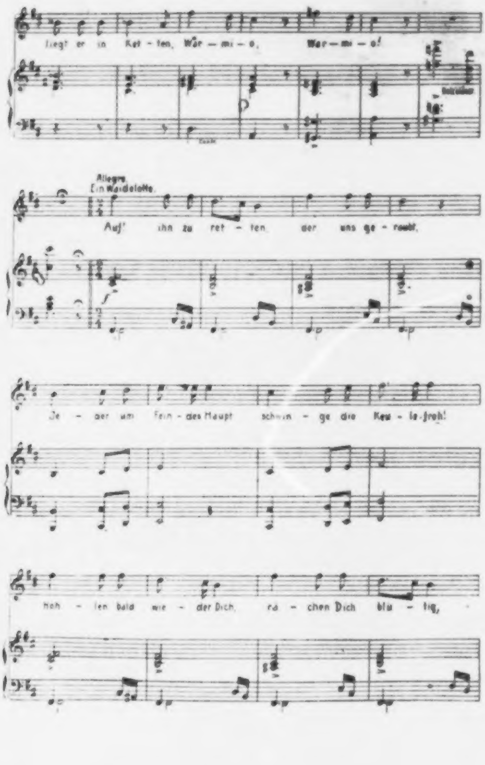
Vollständige Musik zu F. L. Z. Werner's „Das Kreuz an der Ostsee" von E. T. A. Hoffmann.

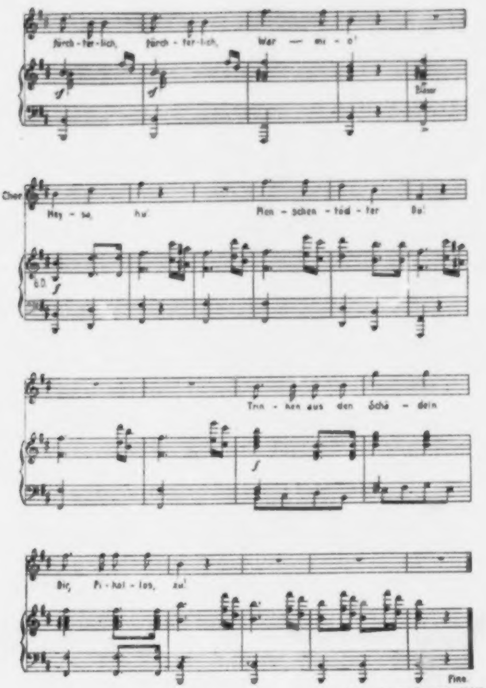
No. 2. Chor der Preussen beym Mahl.


Allegro
Chor
Pianoforte


Larghetto
sahst Du uns zu!
Flöten
Ein Weib
Seht Ihr den schö — nen! War - mi - o!
Hört Ihr ihn stöh — nen! War - mi - o!
p
Corni
Von uns ge - zo - gen der Held vom Bo - gen,
Streicher
Celli

Blatt 17


Liegt er in Ket - ten, War - mi - o, War - mi - o!
Allegro
Ein Waidelotte.
Auf! ihn zu ret - ten, der uns ge - raubt,
Je - der um Fein - des Haupt schwin - ge die Keu - le froh!
Hoh - len bald wie - der Dich, rä - chen Dich blu - tig,


fürch-ter-lich, fürch-ter-lich, Wer — mi — o!
sf
sf
Bläser
Chor
Hey — sa, hu!
Men — schen — töd — ter Du!
G.D.
f
Trin — ken aus den Schä — deln
f
Dir, Pi — hal — los, zu!
Fine

[illegible] vom Herausgeber 28.2.22.

hat. Wie mag es nun mit der Wirkung des hellen Wahnſinns der Mutter auf die Söhne ſeyn, die ihn auch, wenigſtens der Regel nach, nicht erben? — Ich meine nicht jenen kindiſchen albernen Wahnſinn der Weiber, der bisweilen als Folge des gänzlich geſchwächten Nervenſyſtems eintritt, ich habe vielmehr jenen abnormen Seelenzuſtand im Sinn, in dem das pſychiſche Prinzip durch das Glühfeuer überreizter Phantaſie zum Sublimat verflüchtigt, ein Gift worden, das die Lebensgeiſter angreift, ſo daß ſie zum Tode erkranken und der Menſch in dem Delirium dieſer Krankheit den Traum eines andern Seyns für das wache Leben ſelbſt nimmt. Ein Weib ſonſt hochbegabt mit Geiſt und Phantaſie mag in dieſem Zuſtande oft mehr eine göttliche Seherin als eine Wahnſinnige ſcheinen, und in dem Kitzel des Krampfs pſychiſch geiler Verzuckung Dinge ausſprechen, die gar viele geneigt ſeyn werden, für die unmittelbaren Eingebungen höherer Mächte zu halten. Denkt Euch, daß der fixe Wahn einer auf dieſe Weiſe geiſteskranken Mutter darin beſtünde, daß ſie ſich für die Jungfrau Maria, den Knaben, den ſie gebar, aber für Chriſtus, den Sohn Gottes hält. Und dies verkündet ſie täglich, ſtündlich dem Knaben, den man nicht von ihr trennt, ſo wie ſein Faſſungsvermögen mehr und mehr erwacht. Der Knabe iſt überreich ausgeſtattet mit Geiſt und Gemüth, vorzüglich aber mit einer glühenden Phantaſie. Verwandte, Lehrer, für die er Achtung und Vertrauen hegt, alle ſagen ihm, daß ſeine arme Mutter wahnſinnig ſey, und er ſieht ſelbſt den Aberwitz jener Einbildung der Mutter ein, die ihm nicht einmal neu ſeyn kann, da ſie ſich in den mehrſten Irrenhäuſern wiederholt. Aber die Worte der Mutter dringen tief in ſein Herz, er glaubt Verkündigungen aus einer andern Welt zu hören, und fühlt lebhaft wie im Inneren ſich der Glaube entzündet, der den richtenden Verſtand zu Boden tritt. Vorzüglich erfaßt ihn das mit unwiderſtehlicher Gewalt, was die mütterliche Seherin über das irdiſche Treiben der Welt, über die Verachtung, den Hohn, den die Gottgeweihten dulden mußten, ſagt, und er findet alles beſtätigt im Leben, und dünkt ſich im jugendlich unreifen Unmuth ſchon ein göttlicher Dulder, wenn die Burſche ihn, den etwas ſeltſam und abentheuerlich gekleideten Fuchs im Collegio auslachen oder gar auspfeifen — Was weiter! — muß nicht in der Bruſt eines ſolchen Jünglings der Gedanke aufkeimen, daß jener ſogenannte Wahnſinn der Mutter, die ihm hoch erhaben dünkt über die Erkenntniß, über das Urtheil der gemeinen irdiſchen Welt, nichts anders ſey als der in metaphoriſchen Worten prophetiſch verkündete Aufſchluß ſeines höhern im Innern verſchloſſenen Seyns und ſeiner Beſtimmung? — Ein Auserwählter der höhern Macht — Heiliger — Prophet. — Giebt es für einen in glühender Einbildungskraft entbrannten Jüngling einen ſtärkeren Anlaß zu myſtiſcher Schwärmerei? — laßt mich ferner annehmen, daß dieſer Jüngling, phyſiſch und pſychiſch reizbar bis zum verderblichſten Grade, hingeriſſen wird von dem unwiderſtehlichſten, raſendſten Trieb zur Sünde, zu aller böſen Luſt der Welt! — Mit abgewandtem Geſicht will ich hier vorübereilen bei dem ſchauerlichen Abgrunde der menſchlichen Natur, aus dem der Keim jenes ſündhaften Triebes emporwachſen und in die Bruſt des unglücklichen Jünglings hineinranken mochte, ohne daß er andere Schuld trug, als die ſeines zu heißen Bluts, das für das fortwuchernde Giftkraut ein nur zu üppiger Dünger war. — Ich darf nicht weiter gehen, ihr fühlt das Entſetzen des furchtbaren Widerſpruchs, der das Innere des Jünglings zerſpaltet. Himmel und Hölle ſtehen kämpfend gegen einander auf und dieſer Todeskampf iſt es, der im Innern verſchloſſen auf der Oberfläche Erſcheinungen erzeugt, die im grellen Abſtich gegen alles, was ſonſt durch die menſchliche Natur bedingt, keiner Deutung fähig ſind. — Wie, wenn nun des zum Manne gereiften Jünglings glühende Einbildungskraft, die in früher Kindheit aus dem Wahnſinn der Mutter den Keim jenes excentriſchen Gedankens des Heiligthums einſog, wie, wenn dieſe, da die Zeit gekommen, in der die Sünde all ihres Prunks beraubt in ekelhafter Nacktheit ſich ſelbſt des Höllentrugs anklagt, von der Angſt troſtloſer Zerknirſchung getrieben, in die Myſtik eines Religions-Cultus hereinflüchtete, der ihr entgegenkommt mit Siegeshymnen und duftendem Rauchopfer? Wie, wenn hier aus der verborgenſten Tiefe, die Stimme eines dunkeln Geiſtes vernommen würde, die alſo ſpricht: Nur irdiſche Verblendung war es, die Dich an einen Zwieſpalt in deinem Innern glauben ließ. Die Schleier ſind gefallen, und Du erkennſt, daß die Sünde das Stigma iſt deiner göttlichen Natur, deines überirdiſchen Berufs, womit die ewige Macht den Auserwählten gezeichnet. Nur dann, wenn Du Dich unterfingſt Widerſtand zu leiſten dem ſündigen Trieb, zu widerſtreben der ewigen Macht, mußte ſie den Entarteten, — Verblendeten verwerfen — das geläuterte Feuer der Hölle ſelbſt ſtrahlt in der Glorie des Heiligen! — Und ſo giebt dieſe grauenvolle Hypermyſtik dem Verlornen den Troſt, der das morſche Gebäude in furchtbarer Zerrüttung vollends zertrümmert, ſo wie der Wahnſinnige dann unheilbar erſcheint, wenn ihm der Wahnſinn Wohlſeyn und Gedeihen gewährt.

O, rief Sylveſter, o ich bitte Dich Theodor! nicht weiter, nicht weiter! — Mit abgewandtem Geſicht eilteſt Du vorhin bei einem Abgrund vorüber, in den Du nicht blicken wollteſt, aber mir iſt es überhaupt, als führteſt Du uns auf ſchmalem ſchlüpfrigem Wege, auf deſſen beiden Seiten grauenvolle bedrohliche Abgründe uns entgegengähnten. Deine letzten Worte erinnerten mich an die furchtbare Myſtik des Pater Molinos, an die abſcheuliche Lehre vom Quietismus. Ich erbebte im Innerſten als ich den Hauptſatz dieſer Lehre las: Il ne faut avoir nul égard aux tentations, ni leur opposer aucune résistance. Si la nature se meut, il faut la laisser agir; ce n'est que la nature! *) Dies führt ja —

Uns, fiel Lothar dem Freunde ins Wort, viel zu weit und in

---

*) Toute opération active est absolument interdite par Molinos. C'est même offenser Dieu, que de ne pas tellement s'abandonner à lui, que l'on soit comme un corps inanimé. De-là vient, suivant cet hérésiarque, que le voeu de faire quelque bonne oeuvre, est un obstacle à la perfection, parce que l'activité naturelle est ennemie de la grâce; c'est un obstacle aux opérations de Dieu et à la vraie perfection, parce que Dieu veut agir en nous sans nous. Il ne faut connoître, ni lumière, ni amour, ni résignation. Pour être parfait, il ne faut pas même connoître Dieu; il ne faut penser, ni au paradis, ni à l'enfer, ni à la mort, ni à l'éternité. On ne doit point désirer de sçavoir si on marche dans la volonté de Dieu, si on est assez résigné ou non. En un mot, il ne faut point que l'ame connoisse, ni son état, ni son néant; il faut qu'elle soit comme un corps inanimé. Toute réflexion est nuisible, même celles qu'on fait sur ses propres actions et sur ses défauts. Ainsi on ne doit point s'embarrasser du scandale que l'on peut causer, pourvu que l'on n'ait pas intention de scandaliser. Quand une fois on a donné son libre arbitre à Dieu, on ne doit plus avoir aucun desir de sa propre perfection, ni des vertus, ni de sa sanctification, ni de son salut; il faut même se défaire de l'espérance, parce qu'il faut abandonner à Dieu tout le soin de ce qui nous regarde, même celui de faire en nous et sans nous sa divine volonté. Ainsi c'est une imperfection que de demander; c'est avoir une volonté et vouloir que celle de Dieu s'y conforme. Par la même raison, il ne faut lui rendre grâce d'aucune chose; c'est le remercier d'avoir fait notre volonté; et nous n'en devons point avoir.

(Causes célèbres, par Richer Tom. II.)
Histoire du procès de la Cadière.

die Region der böſeſten Träume und überhaupt jenes überſchwenglichen Wahnſinns, von dem unter uns Serapionsbrüdern gar nicht die Rede ſeyn ſollte, da wir ſonſt unſern leichten und leuchtenden Sinn aufs Spiel ſetzen, und am Ende nicht vermögen, gleich blinkenden Goldfiſchlein im hellen Waſſer luſtig zu ſpielen und zu plätſchern, ſondern verſinken in farbloſen Moraſt! — Darum ſtill, ſtill von allem ſublimtollen, das religiöſer Wahn erzeugen konnte.

Ottmar und Vinzenz ſtimmten dem Freunde bei, indem ſie noch hinzufügten, daß Theodor ganz gegen die Serapiontiſche Regel gehandelt, da er ſo viel von einem den andern zum Theil fremden Gegenſtande geſprochen, ſo ſich augenblicklicher Anregung gänzlich hingebend und andere Mittheilungen hemmend.

Nur Cyprian nahm ſich Theodors an, indem er behauptete, daß der Gegenſtand, worüber Theodor vorzüglich zuletzt geſprochen, wohl ein ſolches, freilich wie er zugeben müſſe, unheimliches Intereſſe habe, daß ſelbſt diejenigen, denen die Perſon, von der alles ausgegangen, unbekannt geblieben, ſich doch nicht wenig angeregt fühlen dürften.

Ottmar meinte, daß ihn, dächte er ſich das alles, was Theodor geſprochen, in einem Buche gedruckt, ein kleiner Schauer anwandle. Cyprian wandte aber dagegen ein, daß hier das: Sapienti sat, alles gut machen dürfte.

Theodor hatte ſich unterdeſſen in das Nebenzimmer entfernt, und kam jetzt mit einem verhüllten Bilde zurück, das er auf einen Tiſch gegen die Wand lehnte, und zwei Lichter ſeitwärts davor ſtellte. Aller Blicke waren dahin gerichtet und als nun Theodor das Tuch von dem Bilde ſchnell hinwegzog, entfloh den Lippen aller ein lautes: Ah!

Es war der Dichter der Söhne des Thales, Bruſtbild in Lebensgröße, auf das ſprechendſte getroffen, ja wie aus dem Spiegel geſtohlen.

Iſt es möglich, rief Ottmar ganz begeiſtert, iſt es möglich! — Ja unter dieſen buſchigten Augenbraunen glimmt aus den dunklen Augen das unheimliche Feuer jener unſeligen Myſtik hervor, die den Dichter ins Verderben reißt! — Aber dieſe Gemüthlichkeit, die aus allen übrigen Zügen ſpricht, ja dieſes ſchalkiſche Lächeln des wahren Humors, das um die Lippen ſpielt, und ſich vergebens zu verbergen ſtrebt im lang gezogenen Kinn, das die Hand behaglich ſtreicht? —

Wahrhaftig, ich fühle mich ſeltſam hingezogen zu dem Myſtiker, der, je mehr ich ihn anſchaue, deſto menſchlicher wird —

Geht es uns denn anders — geht es uns denn anders? ſo riefen Lothar und Vinzenz. Ja fuhr Vinzenz dann fort, das Bild ſtarr anblickend, ja immer heller werden dieſe trüben Augen. — Du haſt Recht Ottmar, er wird menſchlich — et homo factus est — Seht er blinkt mit den Augen, er lächelt — gleich wird er etwas ſprechen, das uns erfreut — ein göttlicher Spaß — ein fulminantes Witzwort ſchwebt auf den Lippen — nur zu — nur zu, werther Zacharias — genire Dich nicht, wir lieben Dich verſchloſſener Ironiker! — Hah! Freunde! — Serapionsbrüder! — Die Gläſer zur Hand, wir wollen ihn aufnehmen zum Ehrenmitglied unſers Serapionsklubbs, auf die Brüderſchaft anſtoßen, und für keinen Frevel wird es der Humoriſt achten, wenn ich vor ſeinem Bildniß eine Libation vornehme, was weniges Punſch mit zierlicher Andacht auf meinen blank gewichſten Pariſer Stiefel vergießend.

Die Freunde ergriffen die gefüllten Gläſer, um zu thun wie Vinzenz geheißen.

Halt, rief Theodor dazwiſchen, halt! vergönnt mir zuvor noch einige Worte. Fürs erſte bitte ich Euch, das pſychiſche Problem, das ich vorhin in vielleicht zu grellen Farben aufſtellte, keinesweges geradehin auf meinen Dichter anzuwenden. Denkt vielmehr daran, daß es mir darum zu thun war, Euch recht lebhaft, recht eindringend zu zeigen, wie gefährlich es iſt über Erſcheinungen in einem Menſchen abzuſprechen, deren tiefe pſychiſche Motive man nicht kennt, ja wie herz- und gemüthlos es ſcheint den mit aberwitzigem Hohn, mit kindiſcher Verſpottung zu verfolgen, der einer niederdrückenden Gewalt erlag, welcher man ſelbſt vielleicht noch viel weniger widerſtanden hätte. — Wer hebt den erſten Stein auf wider den, der wehrlos geworden, weil ſeine Kraft mit dem Herzblut fortſtrömte, das Wunden entquoll, die eigner Selbſtverrath ihm geſchlagen. — Nun mein Zweck iſt erreicht. Selbſt Euch, Lothar, Ottmar, Vinzenz, Euch ſtrengen unerbittlichen Richtern, iſt es ganz anders zu Sinn geworden, als ihr meinen Dichter von Angeſicht zu Angeſicht erblicktet. — Sein Geſicht ſpricht wahr. In jener ſchönen Zeit, als er mir noch befreundet näher ſtand, mußte ich, was ſeinen Umgang betrifft, ihn für den gemüthlichſten liebenswürdigſten Menſchen anerkennen, den es nur geben mag und all' die ſeltſamen fantaſtiſchen Schnörkel ſeiner äußern Erſcheinung, ſeines ganzen Weſens, die er ſelbſt mit feiner Ironie, mehr recht ins Licht zu ſtellen, als zu verbergen ſuchte, trugen nur dazu bei, daß er in der verſchiedenſten Umgebung, unter den verſchiedenſten Bedingniſſen auf höchſt anziehende Weiſe ergötzlich blieb. Dabei beſeelte ihn ein tiefer aus dem Innerſten ſtrömender Humor, in dem man den würdigen Landsmann Hamanns, Hippels, Scheffners, wiederfand. — Nein es iſt nicht möglich, daß alle dieſe Blüten abgeſtorben ſeyn ſollten, angeweht von dem Gifthauch einer heilloſen Bethörung! — Nein! könnte ſich jenes Bild beleben, ſäße der Dichter plötzlich hier unter uns, Geiſt und Leben ginge funkenſprühend auf in ſeinem Geſpräch wie ſonſt. — Mag ich die Dämmerung geſchaut haben, die den aufglühenden Tag verkündigt! — Mögen die Strahlen wahrer Erkenntniß ſtärker und ſtärker hervorbrechen, mag wiedergewonnene Kraft, friſcher Lebensmuth ein Werk erzeugen, das uns den Dichter in der reinen Glorie des wahrhaft begeiſterten Sängers erblicken läßt, und ſey dies auch erſt am Spätabend ſeiner Tage. Und darauf, Ihr Serapionsbrüder, laßt uns anſtoßen in fröhlicher Hoffnung.

Die Freunde ließen die Gläſer hell erklingen, indem ſie einen Halbkreis um des Dichters Bild ſchloſſen.

Und, ſprach Vinzenz, und dann iſt es ganz gleich, ob der Dichter Geheim-Sekretär, oder Abbé, oder Hofrath, oder Cardinal, oder gar der Pabſt ſelbſt iſt, oder auch nur Biſchoff in partibus infidelium, z. B. von Paphos.

Es ging dem Vinzenz wie gewöhnlich, er hatte ohne es zu wollen, ohne eigentlich daran zu denken, der ernſthaften Sache ein Haſenſchwänzchen angehängt. Die Freunde fühlten ſich aber zu ſeltſam angeregt, um darauf ſonderlich zu achten, ſondern ſetzten ſich ſtillſchweigend wieder an den Tiſch, während Theodor das Bild des Dichters in das Nebenzimmer zurück trug.

Ich hatte vor, ſprach nun Sylveſter, euch heute eine Erzählung vorzuleſen, deren Entſtehung ich einem beſondern Zufall oder vielmehr einer beſondern Erinnerung verdanke. Es iſt indeſſen ſo ſpät geworden, daß ehe ich geendet, die Serapionsſtunde längſt vorüber ſeyn müßte.

Eben, nahm Vinzenz das Wort, eben ſo geht es mir mit dem läßigſt verſprochenen Märchen, das ich hier wie ein liebes Schoßkind an meinen Buſen gedrückt trage in der Seitentaſche meines Fracks, dem gewöhnlichen Schmollwinkel aller zarten Geiſtesprodukte. Der Bengel hat ſich an der nährenden Muttermilch meiner Fantaſie dick und fett geſogen und iſt dabei ſo vorlaut geworden, daß er bis zum Anbruch des Tages fortquäken würde, ließe ich ihn einmal zu Worte kommen. Darum ſoll er warten bis zum nächſten Serapionsklubb. — Sprechen, ich meine converſiren, ſcheint heute gefährlich, denn ehe wirs uns verſehen, ſitzt wieder ein Heidenkönig oder der Pater Molinos oder der Teufel oder ſonſt ein mauvais sujet unter uns und ſchwatzt allerlei verwirrtes und verwirrendes Zeug, und wer weiß ob es dann Hamanns Landsmann wieder gelingen würde, den Filu wegzulächeln. Iſt daher jemand von uns etwa eines Manuſcripts mächtig, das Ergötzliches enthält, und vor allen Dingen von der Art, daß es mit einer Achtels Elle guten Buchbinderzwirns zuſammengeheftet werden könnte, ſo rücke er getroſt damit hervor und leſe.

Erſcheint, ſprach Cyprian, das, was einer von uns jetzt noch vortragen wollte, eigentlich nur als Lückenbüßer oder als andere Melodien einleitendes Zwiſchenſpiel, ſo darf ich Muth faſſen Euch eine Kleinigkeit mitzutheilen, die ich vor mehreren Jahren als ich verhängnißvolle, bedrohliche Tage überſtanden, niederſchrieb. Das Blatt das ich rein vergeſſen, fiel mir erſt vor wenigen Tagen wieder in die Hände und jene Zeit ging mir wieder auf in der hellſten Erinnerung. Ich glaube, daß der nächſte Anlaß der chimäriſchen Dichtung bei weitem anziehender iſt, als die Dichtung ſelbſt, und ich werde Euch, wenn ich geendet mehr darüber ſagen.

Cyprian las:

Erſcheinungen.

Gedachte man der letzten Belagerung von Dresden, ſo wurde Anſelmus noch bläſſer als er ſchon ſonſt war. Er faltete die Hände auf dem Schooß, er ſtarrte vor ſich hin ganz verloren in trübe Gedanken, er grollte und murmelte ſich ſelbſt an: „Herr des Himmels! fuhr ich zur rechten Zeit in die neuen Klappſtiefel hinein mit beiden Beinen, rannte ich, brennendes Stroh und berſtende Granaten nicht achtend, ſchnell hinaus über die Brücke nach der Neuſtadt, ſo bog ſich gewiß dieſer, jener große Mann aus dem Kutſchenſchlage, und rief, mir freundlich zuwinkend: Steigen ſie nur getroſt ein, mein Guter! Aber ſo wurd' ich eingeſperrt in den verfluchten Hamſterbau von Wällen, Parapets, Sternſchanzen, verdeckten Gängen und mußte Noth und Elend ertragen wie Einer. — Kam es denn nicht ſo weit, daß der müßige Magen, ſtieß er, zum Zeitvertreib in Roux Diktionnaire blätternd, auf das Wort: Eſſen, ganz verwundert ausrief: Eſſen? was iſt denn das? — Leute, die ſonſt wohlbeleibt geweſen, knöpften ihr eignes Fell über als breiten Bruſtlatz und natürlichen Spencer. — O Gott! wär' nicht noch der Archivarius Lindhorſt geweſen! — Popowicz wollte mich zwar todtſchlagen, aber der Delphin ſpritzte wunderbaren Lebensbalſam aus den ſilberblauen Nüſtern. — Und Agaſia!" — Bei dieſem Namen pflegte Anſelmus vom Stuhl aufzufahren, ein ganz klein wenig — zwei — dreimal zu ſpringen und ſich dann wieder zu ſetzen. Es blieb ganz vergebens, den Anſelmus zu fragen: was er eigentlich mit dieſen verwunderlichen Redensarten und Grimaſſen meine, er ſagte bloß: Kann ichs denn erzählen, wie alles ſich begab mit Popowicz und Agaſia, ohne für närriſch gehalten zu werden? Alle lächelten zweideutig, als wollten ſie ſagen: Ei Lieber, das geſchieht ja ſchon ohnedem. — An einem trüben nebligen Oktoberabend trat Anſelmus, den man fern glaubte, ganz unvermuthet bei ſeinem Freunde zur Stubenthür hinein. Er ſchien im tiefſten Gemüth aufgeregt, er war freundlicher, weicher als ſonſt, beinahe wehmüthig, ſein zu Zeiten vielleicht gar zu wild herumfahrender Humor beugte ſich gezähmt und gezügelt dem mächtigen Geiſt, der ſein Innerſtes erfaßte. — Es war ganz finſter worden, der Freund wollte Lichter herbei ſchaffen, da ſprach Anſelmus, indem er den Freund bei beiden Armen ergriff: „Willſt Du mir einmal ganz zu Willen ſeyn, ſo ſteck keine Lichter an, laß es bewenden bei dem matten Schein deiner Aſtral-Lampe, der dort aus jenem Cabinet zu uns herüberſchimmert. Du kannſt machen was Du willſt — Thee trinken, Tabak rauchen, aber zerſchmeiße keine Taſſe und wirf mir keinen brennenden Fidibus auf die neue Weſte. Beides könnte mich nicht allein kränken, ſondern auch unnützer Weiſe hineinlärmen in den Zaubergarten, wo ich nun heute einmal hineingerathen bin und mich ſattſam erluſtire. — Ich ſetze mich hier ins Sopha!" — Er that das. Nach einer ziemlich langen Pauſe fing er an: Morgen früh um acht Uhr ſind es gerade zwei

Jahre her, als der Graf von der Lobau mit zwölftauſend Mann und vier und zwanzig Kanonen aus Dresden auszog, um ſich nach den Meißner Bergen hin durch zu ſchlagen — Nun, das muß ich geſtehen, rief der Freund laut lachend, mit wahrer Andacht hab' ich gewartet auf irgend eine himmliſche Erſcheinung, die Deinem Zaubergarten entſchweben würde und nun! — Was geht mich der Graf von der Lobau und ſein Ausfall an? — und daß Du es behalten haſt, daß es gerade zwölftauſend Mann und vier und zwanzig Kanonen waren! Seit wann kleben denn kriegeriſche Ereigniſſe feſt in Deinem Kopfe? — Iſt Dir denn, ſprach Anſelmus, iſt Dir denn die ſo kurz vergangene verhängnißvolle Zeit ſchon ſo fremd geworden, daß Du es nicht mehr weißt, wie das geharniſchte Ungethüm uns alle erreichte und erfaßte? — Das: Noli turbare rettete uns nicht mehr vor eigner Gewaltanſtrengung und wir wollten nicht gerettet ſeyn, denn in Jedes Bruſt ſchnitt der Dämon tiefe Wunden, und aufgereizt von wildem Schmerz ergriff Jedes Fauſt die ungewohnte Waffe, nicht nur zum Schutz, nein, zum Trutz, damit die heilloſe Schmach gebüßt und gerächt werde im Tode. — Lebendig geſtaltet in Fleiſch und Blut tritt mich eben heute die Macht an, welche in jenen dunklen Tagen waltete und mich fort trieb von Kunſt und Wiſſenſchaft in das blutige Getümmel. — War es mir denn möglich am Schreibtiſch ſitzen zu bleiben? — Ich trieb mich auf den Gaſſen umher, ich lief den ausziehenden Truppen nach, ſo weit ich durfte, nur um ſelbſt zu ſchauen und aus dem was ich geſchaut Hoffnung zu ſchöpfen, erbärmliche prahlhafte Anſchlagezettel und Nachrichten nicht achtend. Als nun vollends jene Schlacht aller Schlachten geſchlagen war, als ringsumher alles hoch aufjauchzte im entzückenden Gefühl wieder gewonnener Freiheit, und wir noch gefeſſelt in Sklavenketten lagen, da wollte mir die Bruſt zerſpringen. Es war mir, als müſſe ich durch irgend eine entſetzliche That, mir und Allen, die mir gleich an die Stange gekettet, Luft und Freiheit verſchaffen. — Es mag Dir jetzt und ſo wie Du mich überhaupt zu kennen glaubſt, abentheuerlich, ſpaßhaft vorkommen, aber ich kann es Dir ſagen, daß ich mich mit dem wahnſinnigen Gedanken trug: irgend ein Fort, das der Feind, wie ich wußte, mit ſtarken Pulvervorräthen verſehen, anzuzünden, und in die Luft zu ſprengen. — Der Freund mußte unwillkürlich ein wenig lächeln über den wilden Heroismus des friedfertigen Anſelmus, der konnte das aber nicht bemerken, da es finſter war, und fuhr nachdem er einige Augenblicke geſchwiegen, in folgender Art fort: Ihr habt es ja Alle oft geſagt, daß ein eigner Stern, der über mir waltet, mir in wichtigen Momenten fabelhaftes Zeug dazwiſchen ſchiebt, woran Niemand glaubt und das mir ſelbſt oft wie aus meinem eignen innern Weſen hervorgegangen erſcheint, unerachtet es ſich dann auch wieder außer mir als myſtiſches Symbol des Wunderbaren, das uns im Leben überall entgegentritt, geſtaltet. — So ging es mir heute vor zwei Jahren in Dresden — Der ganze Tag verſtrich in dumpfer ahnungsvoller Stille, vor den Thoren blieb alles ruhig, kein Schuß fiel. Spät Abends, es mochte beinahe zehn Uhr ſeyn, ſchlich ich nach einem Kaffeehauſe auf dem Altmarkt, wo in einem entlegenen Hinterſtübchen, das keiner der verhaßten Fremden betreten durfte, gleichgeſinnte Freunde ſich einander in Troſt und Hoffnung ermuthigten. Dort war es, wo, allen Lügen zum Trotz, die wahren Berichte der Schlachten an der Katzbach, bei Kulm ꝛc. mitgetheilt wurden, wo unſer R. ſchon zwei Tage nachher den Triumph bei Leipzig verkündete, den er, Gott weiß auf welche geheimnißvolle Art erfahren. Mein Weg führte mich bei dem Brühlſchen Pallaſt, in welchem der Marſchall wohnte, vorüber, und es fiel mir die ganz beſonders helle Beleuchtung der Säle, ſo wie das rege Getümmel im Flur des Hauſes auf. Eben ſagte ich dies den Freunden mit der Bemerkung: daß gewiß etwas bei dem Feinde im Werke ſeyn müſſe, als R. ganz erhitzt und außer Athem ſchnell eintrat. „Hört das Neueſte, fing er ſogleich an: ſo eben hielt man bei dem Marſchall großen Kriegsrath. Der General Mouton (Graf von der Lobau) will ſich mit zwölftauſend Mann und vier und zwanzig Kanonen nach Meißen hin durchſchlagen. Morgen früh geſchieht der Ausfall.“ Vieles nun wurde hin und her geredet und man pflichtete endlich R.s Meinung bei, daß dieſer Anſchlag, der bei der regen Wachſamkeit unſerer Freunde draußen, ſehr leicht dem Feinde verderblich werden könnte, vielleicht früher den Marſchall zur Kapitulation zwingen und unſer Elend enden würde. Wie kann R. in demſelben Augenblick des Beſchluſſes erfahren haben, was beſchloſſen worden, dachte ich, als ich um Mitternacht zurückkehren wollte in mein Haus, aber bald vernahm ich, wie es durch die Grabesſtille der Nacht dumpf zu raſſeln begann. Geſchütz und Pulverwagen, reichlich mit Fourage bepackt, zogen langſam bei mir vorüber nach der Elbbrücke zu. „N. hat doch Recht," ſo mußt' ich mir ſelbſt ſagen. Ich folgte dem Zuge und kam bis auf die Mitte der Brücke an den damals geſprengten Bogen, der durch hölzerne Gerüſte erſetzt war. Von beiden Seiten des Gerüſts, hüben und drüben, befand ſich auf der Brücke eine Verſchanzung von hohen Palliſaden und Erdwällen. Hier vor der Verſchanzung drückte ich mich dicht an das Geländer der Brücke, um nicht bemerkt zu werden. Da war es mir, als finge eine der hohen Palliſaden an ſich hin und her zu bewegen und ſich herab zu beugen zu mir, dumpfe unverſtändliche Worte murmelnd. Die dicke Finſterniß der nebligen Nacht ließ mich nichts deutlich erkennen, aber als nun das Geſchütz vorüber und es todtenſtill auf der Brücke worden, als ich tiefe ſchwere Athemzüge, ein leiſes ahnungsvolles Gewimmer dicht neben mir vernahm, als ſich der dunkle Holzblock höher und höher aufrichtete, da überlief mich eiskaltes Grauen und wie vom ſchweren Traum geängſtet vermochte ich, in Bleiangeln feſtgefußt, mich nicht zu regen. Der Nachtwind erhob ſich und trieb den Nebel über die Berge, der Mond warf bleiche Strahlen durch die zerriſſenen Wolken. Da gewahrte ich, unfern von mir, die Geſtalt eines hohen Greiſes mit ſilberweißem Haupthaar und langem Bart. Er hatte den knapp über die Hüften reichenden Mantel in vielen dicken Falten um Bruſt und Schultern geworfen, einen weißen langen Stab hielt er, den nackten Arm weit vorgeſtreckt, über den Strom hinaus. Er war es, der ſo wimmerte und murmelte. In dem Augenblick ſah ich von der Stadt her Gewehre blinken und hörte Tritte. Ein franzöſiſches Bataillon marſchirte in tiefem Schweigen über die Brücke. Da kauerte der Alte nieder und fing an mit kläglicher Stimme zu jammern, indem er den Vorüberziehenden eine Mütze hinhielt wie um Almoſen bettelnd. Ein Offizier rief lachend: Voilà St. Pierre, qui veut pêcher! der ihm folgte, blieb ſtehen und ſprach ſehr ernſt, indem er dem Alten Geld in die Mütze warf: Eh bien moi pêcheur, je lui aiderai à pêcher. — Mehrere Offiziere und Soldaten, aus den Gliedern heraustretend, warfen nun ſtill und nur manchmal leiſe aufſeufzend, wie in banger Todeserwartung, dem Alten Geld hin, der dann jedesmal mit dem Kopf ſeltſam hin und her nickte und dabei ein dumpfes Geheul ausſtieß. Endlich ſprengte ein Offizier (ich erkannte den General Mouton) ſo dicht heran an den Alten, daß mir bangte, das ſchäumende Roß werde ihn zertreten und fragte, indem er mit ſchneller Wendung nach dem Adjudanten hin, ſich den ſchwankenden Hut auf dem Kopfe feſtſchlug, ſtark und wild: Qui est cet homme? — Die Reiter, die ihm folgten, blieben alle ſtill, aber ein alter bärtiger Sappeur, der außer Glied und Reihe mit der Axt auf der Schulter ſo neben her ſchlenderte, ſprach ruhig und ernſt: C'est un pauvre maniaque bien connu ici. On l'appelle St. Pierre pêcheur. Damit wogte der Zug nicht wie ſonſt wohl in faſelndem Scherz und frechem Jubel, nein in trüber Unluſt die Brücke entlang vorüber. So wie der letzte Ton verhallte, ſo wie der letzte Schein der Waffen in fernem Dunkel verblinkte, hob ſich der Alte langſam in die Höhe und ſtand das Haupt aufgerichtet, den Stab empor geſtreckt in grauenvoller Majeſtät da, als wolle er, ein wunderthätiger Heiliger, den ſtürmenden Wellen gebieten. Mächtiger und mächtiger rauſchten wie aus tiefſtem Grunde bewegt die Wogen des Stroms. Es war mir als vernähm' ich mitten im Rauſchen eine dumpfe Stimme. Michael Popowicz — Michael Popowicz — ſiehſt Du noch nicht den Feuermann? — So tönte es von unten herauf in ruſſiſcher Sprache. — Der Alte murmelte in ſich hinein, er ſchien zu beten. Doch plötzlich ſchrie er laut auf: Agaſia! und in demſelben Augenblick erglänzte ſein Antlitz wie in blutrothem Feuer, das aus der Elbe herauf ihn anſtrahlte. Auf den Meißner Bergen loderten mächtige flackernde Flammen hoch in die Lüfte, ihr Wiederſchein ſtrahlte in der Elbe, in dem Antlitz des Greiſes. Nun fing es an ganz nahe bei mir am Gerüſt der Brücke zu plätſchern und zu plätſchern, immer ſtärker und ſtärker und ich gewahrte wie eine dunkle Geſtalt mühſam heraufkletterte und ſich mit wunderbarer Gewandtheit über das Geländer hinüber ſchwang. — Agaſia! ſchrie der Alte noch einmal. — Mädchen, um des Himmels willen! — Dorothee wie — ſo fing ich an, aber in dem Augenblick fühlte ich mich umfaßt, und mit Gewalt fortgezogen. O um Jeſus! — Sey doch nur ſtille, lieber Anſelmus, Du biſt ja ſonſt des Todes! liſpelte die Kleine, die nun vor mir ſtand, zitternd und bebend vor Froſt. Die langen ſchwarzen Haare hingen triefend herab, die ganz durchnäßten Kleider ſchloſſen eng an den ſchlanken Leib. Sie ſank nieder vor Mattigkeit und klagte leiſe: Ach, es iſt drunten ſo kalt — ſprich nur nichts mehr, lieber Anſelmus, ſonſt müſſen wir ja ſterben! — Der Feuerſchein glühte in ihrem Geſicht, ja es war Dorothee, das hübſche Bauermädchen, die ſich, da ihr

Dorf geplündert, ihr Vater erſchlagen, zu meinem Hauswirth geflüchtet, der ſie in ſeine Dienſte genommen. „Das Unglück hat ſie ganz ſtupid gemacht, ſonſt wäre ſie ein gutes Ding,“ pflegte mein Hauswirth zu ſagen, und er hatte recht, denn außerdem, daß ſie beinahe gar nicht und nur konfuſes Zeug ſprach, entſtellte auch ein nichtsſagendes unheimliches Lächeln das ſonſt wunderſchöne Antlitz. Sie brachte mir jeden Morgen den Kaffee aufs Zimmer und da bemerkte ich denn freilich, daß ihr Wuchs, ihre Farbe, ihre Haut durchaus ſich nicht zur Bäuerin reimen wollten. „Ei,“ pflegte mein Wirth dann weiter zu ſagen, „ei Herr Anſelmus, ſie iſt ja auch eines Pächters Tochter und noch dazu aus Sachſen.“ — Als nun die Kleine triefend, bebend, halbentſeelt vor mir mehr lag als kniete, da riß ich ſchnell meinen Mantel herab und hüllte ſie ein, indem ich leiſe liſpelte: Erwärme Dich doch nur, ach, erwärme Dich doch nur, liebe Dorothee! Du mußt ja ſonſt umkommen. — Aber was machſt Du auch im kalten Strom! — Still doch nur, erwiederte die Kleine, indem ſie den Kragen des Mantels, der ihr übers Geſicht gefallen, wegſchlug und mit den Fingerchen die triefenden Haare zurück kämmte, ſtill doch nur! — Komm auf jene ſteinerne Bank! — Vater ſpricht jetzt mit dem heiligen Andreas und hört uns nicht. — Wir ſchlichen leiſe hin. Ganz erfaßt von den wunderbarſten Gefühlen, ganz übermannt von Graus und Entzücken, ſchloß ich die Kleine in meine Arme, ſie ſetzte ſich ohne Umſtände auf meinen Schooß, ſie ſchlang ihren Arm um meinen Hals, ich fühlte wie das Waſſer eiskalt aus ihren Haaren über meinen Nacken hinab rann, aber wie Tropfen in flammendes Feuer hinein geſpritzt die Glut nur vermehren, ſiedete ſtärker in mir Liebe und Verlangen. Anſelmus, liſpelte die Kleine, Anſelmus, Du biſt doch wohl ein guter Menſch, Du ſingſt, daß es mir recht zu Herzen geht, und biſt auch ſonſt manierlich. Du wirſt mich nicht verrathen. Wer ſollte Dir denn auch wohl Kaffee kochen! — Und höre! wenn ihr bald alle hungern werdet, wenn kein Menſch Dich ſpeiſen wird, dann komm' ich zu Dir Nachts ganz allein, daß es niemand weiß, und backe Dir im Ofen recht ſchöne Piroggen — ich habe Mehl, feines Mehl verſteckt in meinem Kämmerlein; — dann wollen wir Hochzeitskuchen eſſen, ſo weiß und ſchön! — Die Kleine lachte, aber dann fing ſie an zu ſchluchzen: Ach, wie in Moskau! — O mein Alexei, mein Alexei, Du ſchöner Delphin — ſchwimme — ſchwimme auf den Fluthen, harrt denn deiner nicht die treue Braut? — Sie neigte das Köpfchen und leiſer und leiſer ſchluchzend, und auf und nieder athmend wie in ſehnſuchtsvollen Seufzern ſchien ſie einzuſchlummern. Ich blickte nach dem Alten, der ſtand mit weit ausgeſpreizten Armen und ſprach in tiefem hohlen Ton: Er winkt Euch! — Er winkt Euch, ſeht wie mächtig er ſeines Flammenbarts feurige Locken ſchüttelt, wie er ungeduldig die Feuerſäulen, auf denen er das Land durchwandelt, in den Boden ſtampft — hört ihr nicht ſeine ſtöhnenden Tritte, fühlt ihr nicht den belebenden Athem, der wie ein funkenſprühender Heerrauch Euch voraufzieht? — heran! — heran — ihr tüchtigen Brüder! — Des Alten Worte waren anzuhören wie das dumpfe Brauſen der heranziehenden Windsbraut, und indem er ſprach, flackerte immer lebendiger und höher das Feuer auf den Meißner Bergen. Hilf, heiliger Andreas, hilf! ſtöhnte die Kleine im Schlaf, dann fuhr ſie auf, wie plötzlich ſchreckhaft berührt, und indem ſie mich feſter mit dem linken Arm umſchlang, raunte ſie mir ins Ohr: Anſelmus, ich will Dich doch lieber ermorden! Ich ſah in ihrer Rechten ein Meſſer blinken. — Entſetzt ſtieß ich ſie zurück, indem ich laut aufſchrie: Raſende, was beginnſt Du? — Da kreiſchte ſie auf: Ach ich kann es ja doch nicht thun — aber jetzt biſt Du verloren. — In demſelben Augenblick ſchrie der Alte: Agafia! mit wem ſprichſt Du? und ehe mich beſinnen konnte, ſtand er dicht vor mir und führte mit hochgeſchwungenem Stabe einen entſetzlichen Schlag, der mein Haupt zerſchmettert haben würde, hätte mich Agafia nicht von hinten erfaßt und ſchnell fort geriſſen. Der Stab zerſplitterte auf dem Steinpflaſter in tauſend Stücke, der Alte ſank in die Knie! — Allons! — Allons! erſcholl es von allen Seiten; ich mußte mich aufraffen und ſchnell auf die Seite ſpringen, um nicht von aufs Neue heran ziehenden Kanonen und Pulverwagen gerädert zu werden. Andern Morgens trieben die Ruſſen den übermüthigen Heerführer mit Schmach herab von den Bergen und hinein in die Schanzen. — Es iſt eigen, ſagte man, daß die Freunde draußen von dem Vorhaben des Feindes wußten, denn das Signalfeuer auf den Meißner Bergen zog die Truppen zuſammen, um mit voller Kraft da widerſtehen und ſiegen zu können, wo der Feind den unerwarteten Hauptſtreich auszuführen gedachte. — Dorothee brachte mir mehrere Tage hinter einander nicht den Kaffee. Ganz erblaßt vor Schrecken erzählte mir der Hauswirth, daß er Dorotheen und den wahnſinnigen Bettler von der Elbbrücke mit ſtarker Wache aus dem Hauſe des Marſchalls nach der Neuſtadt führen geſehen. — O Herr des Himmels! — ſie wurden erkannt und hingerichtet! rief hier der Freund aus; aber Anſelmus lächelte ſeltſam und ſprach: Agaſia wurde gerettet, aus ihren Händen empfing ich, als die Kapitulation geſchloſſen, ein ſchönes weißes Hochzeitsbrod, das ſie ſelbſt gebacken. —

Mehr war aus dem ſtörriſchen Anſelmus von dieſer wunderlichen Begebenheit nicht herauszubringen.

Du haſt, ſprach Lothar als Cyprian geendet, Du haſt uns auf den Anlaß deiner Dichtung verwieſen, der anziehender ſeyn ſoll als dieſe, eben dieſen Anlaß halte ich daher für einen integrirenden Theil der Dichtung ſelbſt, ohne den ſie nicht beſtehen kann. Füge alſo Dein Warum und Weswegen nur gleich als tüchtige Note hinzu.

Findet Ihr, nahm Cyprian das Wort, findet Ihr es denn nicht eben ſo ſeltſam als merkwürdig, daß alles, was ich Euch vorlas, bis auf den kleinen phantaſtiſchen Zuſatz, buchſtäblich wahr iſt, und daß ſelbſt dieſer auch ſeinen Keim in der Wirklichkeit findet?

Wie, was ſagſt Du, riefen die Freunde durch einander.

Fürs erſte, ſprach Cyprian weiter, wißt Ihr alle, daß mich wirklich das Schickſal traf, das ich den fabelhaften Anſelmus als das ſeinige erzählen ließ. Eine Verſpätung von zehn Minuten entſchied mein Schickſal, ich wurde eingeſperrt in das bald von allen Seiten hart belagerte Dresden. Wahr iſts, daß nach der Leipziger Schlacht, als mit jedem Tage unſer Schickſal beängſtigender, drückender wurde, Freunde oder vielmehr Bekannte, die ein gleiches Loos, gleicher Sinn einander näher gebracht hatte, ſich wie die Jünger zu Emaus am ſpäten Abend in dem Hinterſtübchen eines Kaffeehauſes verſammelten. Der Wirth hieß Eichelkraut, war ein feſter gerader Mann, verhehlte ganz und gar nicht ſeinen entſchiedenen Franzoſenhaß und wußte die fremden Gäſte, die ihn beſuchten, in Reſpekt, ja was noch mehr ſagen will, ſich ganz vom Leibe zu halten. In jenes Stübchen durfte nun vollends gar kein Franzmann eindringen, und gelang es zufällig einem hineinzuſchlüpfen, ſo bekam er, er mochte bitten, fluchen, wie er wollte, durchaus nichts an Speiſe und Trank. Und dabei herrſchte eine tiefe Todtenſtille und alle blieſen mit angeſtrengter Kraft dicke

Tabakswolken aus den Pfeiſen, ſo daß bald ein erſtickender Dampf das kleine Zimmer erfüllte, und der Franzoſe im eigentlichſten Sinn des Worts weggeräuchert wurde, wie eine Wespe, wirklich auch wie dieſe brummend und ſummend durch die Thüre abfahrend. — Dann wurde der Qualm durch die Fenſter gelaſſen und man kam wieder in Ruhe und Behaglichkeit. Ein ſehr gemüthlicher liebenswürdiger Dichter, der ſonſt mit ſeinen Kapitelchen die Leſewelt fütterte, wie mit würzhaften Bonbons, war die Seele dieſes heimlichen und heimiſchen Klubbs und mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Augenblicke, wenn wir auf den oberſten Boden des Hauſes geſtiegen durch das kleine Dachfenſter hinausſchauten in die Nacht und ringsumher die Wachtfeuer der Belagerer aufleuchten ſahen; wenn wir dann uns ſelbſt noch allerlei Wunderliches vorfabelten, das in dem räthſelhaften Schimmer des Mondes und jener Feuer uns aufgehen wollte und dann den unten harrenden Freunden all' die Wunderdinge erzählten, die wir geſchaut. — Wahr iſts, daß in einer Nacht einer von uns (ein Advokat), der, mag der Himmel wiſſen aus welchen Quellen, immer die ſchnellſten und gewiſſeſten Nachrichten hatte, zu uns hineintrat, und uns von dem eben im Kriegsrath beſchloſſenen Ausfall des Grafen von der Lobau gerade ſo erzählte, wie ich es Euch vorlas. Wahr iſt es, daß ich dann, als ich Mitternachts nach Hauſe zurückkehrend auf der Straße mit Fourage bepacktem Geſchütz begegnete, als die franzöſiſchen Bataillone im dumpfen Schweigen ſich ſammelten (es wurde kein Generalmarſch geſchlagen), als ſie über die Brücke zu marſchieren begannen, nicht länger an der Richtigkeit jener Nachricht zweifeln konnte. Wahr iſt es endlich, daß auf der Brücke ein greiſer Bettler lag, den ich mich nicht erinnern konnte vorher in Dresden geſehn zu haben, und die vorüberziehenden Franzoſen anbettelte. — Wahr iſt es endlich und zugleich das Allerwunderbarſte, daß als ich mit aufgeregtem Gemüth in meiner Wohnung angekommen, auf den oberſten Boden kletterte und hinausſchaute, ich auf den Meißner Bergen ein Feuer gewahrte, das eben ſo wenig ein brennendes Gebäude als ein Wachtfeuer ſeyn konnte. Hoch auf loderte pyramidaliſch eine Flamme, die nicht abnahm nicht zunahm, und ein Bekannter, der in demſelben Hauſe wohnte und mit mir heraufgeſtiegen war, verſicherte: die Flamme müſſe ein Signalfeuer ſeyn. Der Erfolg lehrte, daß die Ruſſen durchaus von dem Ausfall, der am andern Morgen ſtatt fin-

München

den ſollte, ſchon in der Nacht unterrichtet ſeyn mußten, denn gerade auf den Meißner Bergen hatten ſie zum Theil ſehr entfernt liegende Bataillone heran gezogen, ihre Kraft auf dieſe Weiſe concentrirt, und es war vorzüglich ruſſiche Landwehr, die nach kurzem Kampf die franzöſiſchen Bataillone von den Meißner Bergen hinabjagte, als wenn der Sturm über ein Stoppelfeld brauſt. Als der Ueberreſt des Korps die Schanzen erreicht, zogen ſich die Ruſſen ruhig in ihre Stellung zurück. Alſo in demſelben Augenblick als der Kriegsrath bei Gouvion St. Cyr gehalten wurde, erfuhren oder noch wahrſcheinlicher, hörten den Beſchluß ſelbſt an, Leute, die keinesweges dazu berufen. Merkwürdig genug wußte der Advokat jedes Detail der gepflogten Berathung, ſo wie vorzüglich, daß Gouvion anfangs gegen den Ausfall geweſen und nur nachgegeben, um nicht einer Muthloſigkeit beſchuldigt zu werden da wo es einen kühnen Entſchluß galt. Der Graf von der Lobau hatte ſich übrigens durchſchlagen und zur Armee des Kaiſers ſtoßen wollen. — Wie erfuhren aber die belagernden Truppen ſo ſchnell — in dem Zeitraum einer Stunde — den Anſchlag? — Außerdem daß, da die eng verſchanzte Brücke unbemerkt zu paſſiren unmöglich, der Strom durchſchwommen, daß die Schanzen und Wälle durchſchlichen werden mußten, war ganz Dresden in beträchtlicher Ausdehnung dicht verpalliſadirt und mit Wachen umſtellt. Wie war es irgend einem Menſchen möglich, in ganz kurzer Zeit alle dieſe Hinderniſſe zu überwinden und ins Freie zu kommen? — Man möchte an telegraphiſche Zeichen denken, die von irgend einem hohen Hauſe, oder von einem Thurm in Dresden mittelſt angezündeter Lichter gegeben wurden. Aber wie ſchwierig iſt auch dies und gefährlich oben ein, da dieſe Zeichen ſo leicht bemerkt werden konnten. — Genug! — es bleibt unbegreiflich wie ſich das begeben konnte, was ſich wirklich begab und das iſt genug um eine lebhafte Einbildungskraft zu allerlei geheimnißvollen und genugſam abentheuerlichen Hypotheſen zu entzünden.

Ich beuge, ſprach Lothar lächelnd, ich beuge in tiefer Ehrfurcht meine Kniee vor dem heiligen Serapion und vor dem vortrefflichſten ſeiner Jünger und bin überzeugt, daß eine ſerapiontiſche Erzählung der gewaltigen Kriegsbegebenheiten, die derſelbe geſchaut hat, nach ſeiner Weiſe, ungemein anziehend, dabei aber ſehr lehrreich für phantaſtiſche Militairs ſeyn müßte. — Ich wette, die Sache mit dem Ausfall, könnte man ihr auf den Grund kommen, begab ſich ganz einfach und natürlich. Doch deines Wirths Hausmädchen, die hübſche Dorothee mußte in den Strom als verfänglicher Nix? —

Spotte nicht, erwiederte Cyprian ſehr feierlich, ſpotte nicht, Lothar, noch ſteht mir das holde Mädchen — das lieblich furchtbare Geheimniß, ja anders kann ich nicht ſagen was ſie war, vor Augen! — Ich war es, der den Hochzeitskuchen empfing! — Stralend im Schmuck blitzfunkelnder Diamanten — im reichen Zobelpelz —

Hört, hört, rief Vinzenz, da haben wirs! — Sächſiſches Hausmädchen — ruſſiſche Prinzeſſin — Moskau — Dresden! — hat Cyprian nicht immer von einer gewiſſen Zeit, die er unmittelbar nach dem erſten franzöſiſchen Feldzuge verlebt, in gar geheimnißvollen Worten und Andeutungen geſprochen? — Nun kommts heraus — rede — laß ausſtrömen dein volles Herz mein Cyprianiſcher Serapion und ſerapiontiſcher Cyprian! — rede, ſprich — Du mußt reden, Du mußt durchaus reden!

Und wenn, erwiederte Cyprian plötzlich verdüſtert und in ſich gekehrt, und wenn ich nun ſchwiege? — und wenn ich nun ſchweigen müßte? — und ich werde ſchweigen! —

Die letzten Worte ſprach Cyprian mit ſeltſam erhobenem Ton, indem er nach ſeiner gewohnten Art, wenn er tief bewegt war, ſich zurücklehnte in den Stuhl und die Decke anſtarrte.

Die Freunde ſahen ſich ſchweigend an mit bedenklichen Mienen.

Es iſt, begann Lothar endlich, es iſt nun heute einmal mit unſerm Serapionsklubb ein verzwicktes Weſen und alles Beſtreben zu irgend einer gemüthlichen Freudigkeit zu gelangen umſonſt. — Muſik wollen wir machen — erſchrecklich ſingen irgend was Tolles! —

Recht, rief Theodor, indem er das Pianoforte öffnete, laßt uns ſingen und wenn es auch kein Kanon iſt, der, wie Junker Tobias vorſchlägt, einem Leinweber drei Seelen aus dem Leibe haspeln kann, ſo ſoll es doch toll genug ſeyn, um dem Signor Capuzzi und ſeinen Kumpanen Ehre zu machen. — Laßt uns aus dem Stegreif ein italiäniſches Terzetto buffo aufführen. Ich nehme die Parthie der Liebhaberin und fange an, Ottmar ſingt den Liebhaber, und dann mag Lothar als komiſcher Alter dreinfahren und in kurzen Noten toben und ſchmälen.

Aber, die Worte, die Worte, ſprach Ottmar. — Singt, was Ihr wollt, erwiederte Theodor: Oh dio! addio — lasciami mia vita —

Nein, nein, rief Vinzenz, ſoll ich nicht mitſingen, unerachtet ich ein göttliches Talent in mir verſpüre, dem bloß das Organ der Catalani fehlt, um ſich mit draſtiſcher Wirkung kund zu thun, ſo laß mich wenigſtens Euer Verſifex, Euer Hofpoet ſeyn und empfangt hier das Opernbuch aus meinen Händen! —

Vinzenz hatte auf Theodors Schreibtiſch den Indice de' teatrali spettacoli von 1791 gefunden, den er Theodor'n überreichte.

Dieſer Indice, ſo wie alle übrigen, die Jahr aus Jahr ein in Italien erſcheinen, enthielt nichts, als die Namenverzeichniſſe der gegebenen Opern, der Componiſten, Dekorateurs, Sänger und Sängerinnen. Man ſchlug das Theater von Mailand auf und kam darin überein, daß die Geliebte die Namen der Sänger mit untermiſchten Oh dio's und ah cielo's, der Liebhaber die Namen der Sängerinnen auf dieſelbe Weiſe abſingen, der komiſche Alte aber ſehr erzürnt mit den Titeln der gegebenen Opern und Scheltworten dazwiſchen losbrechen ſollte.

Theodor ſpielte ein Ritornell nach Zuſchnitt, Form und Weiſen, wie ſie ſich zu hunderten in der Opera buffa der Italiäner befinden und begann dann in ungemein ſüßer zärtlicher Melodie: Lorenzo Coleoni, Gaspare Rossari — oh dio — Giuseppo Marelli — Francesco Sedini etc. Darauf Ottmar: Giuditta Paracca, Teresa Ravini — Giovanna Velati — oh dio etc. Darauf aber Lothar in lauter Achtelnoten hinter einander weggeſtoßen: Le Gare generose del Maestro Paesiello — che vedo — la Donna di spirito del Maestro Mariella — briconaccio — Pirro Re di Epiro — maledetti — del Maestro Zingarelli etc.

Der Geſang, den Lothar und Ottmar mit gehöriger Geſtikulation begleiteten, während Vinzenz der Rolle Theodors die allerpoſſierlichſten Geſten hinzufügte, die man nur ſehen konnte, erhitzte die Freunde immer mehr. In einer Art von komiſcher Wuth der Begeiſterung faßte einer des andern Sinn und Gedanken; alle Gänge, Imitationen u. ſ. w., wie ſie in derlei Compoſitionen vorzukommen pflegen, wurden auf das Genaueſte ausgeführt, ſo daß jemand, den der Zufall herbeigeführt, wohl nicht leicht hätte ahnen können, er höre Muſik aus dem Stegreiſe, mußte ihm auch das tolle Durcheinander der Namen gar befremdlich vorkommen.

Immer ſtärker und ausgelaſſener tobte alle italiäniſche Rabbia bis, wie man denken kann, das Ganze ſich mit einem unmäßigen Gelächter ſchloß, in das auch Cyprian einſtimmte.

Die Freunde ſchieden diesmal mehr gewaltſam aufgeregt zu toller Luſt, als im Innern wahrhaft gemüthlich froh, wie es ſonſt wohl geſchehen.

Achter Abſchnitt.

Die Serapionsbrüder hatten ſich wiederum verſammelt.

Sehr irren, ſprach Lothar, ſehr irren müßt' ich und überhaupt gar nicht der geübte, geniale Phyſiognomiker ſeyn, der ich wirklich bin, wenn ich nicht aus jedem von unſern Geſichtern, das meinige, das ich ſo eben magiſch ſchimmernd im Spiegel erblickt, nicht ausgenommen, mit Leichtigkeit herausbuchſtabiren ſollte, daß wir alle vieles im Sinn tragen und jeder nur auf das Commando-Wort harret, um ſogleich loszufeuern. Ich fürchte, daß vielleicht auch heute dieſer, jener in dieſem, jenem verſchloſſene excentriſche Sprühteufel aufſteigen, kniſternd und knallend umherfahren und dann erſt zu ſpät ſich durchs Fenſter davon machen könnte, wenn er uns alle bereits erklecklich angeſengt; ich fürchte ſogar einen Nachtrag zum neulichen Geſpräch, den der heilige Serapion von uns abwenden möge! Damit wir aber keinesfalls ſogleich in wilde ſtürmende Wogen hineingerathen, ſondern unſere ſerapiontiſche Sitzung fein ruhigen Geiſtes beginnen mögen, ſchlage ich vor, daß Sylveſter uns ſogleich die Erzählung vorleſe, zu deren Mittheilung neulich die Zeit nicht mehr hinreichen wollte.

Die Freunde waren mit Lothars Vorſchlag einverſtanden.

Mein Geſpinnſt, ſprach Sylveſter, indem er einige Blätter hervorzog, mein Geſpinnſt beſteht diesmal aus mancherlei Faden von gar verſchiedener Farbe und es wird darauf ankommen, ob Ihr dennoch dem Ganzen Ton und Haltung zugeſtehen wollt. Einem urſprünglich, wie ich zugeſtehen will, etwas magern Stoff glaubte ich dadurch mehr Fleiſch und Blut zuzuwenden, daß ich aus einer großen verhängnißvollen Zeit Gebilde herbeiholte, deren Rahmen das nun eigentlich nur iſt, was als ſich in dem Augenblick begebend dargeſtellt wird.

Sylveſter las:

Der Zuſammenhang der Dinge.

Im Weltſyſtem bedingter Fall über eine Baumwurzel. Mignon und der Zigeuner aus Lorca, nebſt dem General Palafox. Erſchloſſenes Paradies bei dem Grafen Walther Puck.

„Nein,“ ſprach Ludwig zu ſeinem Freunde Euchar, „nein, es giebt gar keinen ſolchen ungeſchlachten tölpiſchen Begleiter der holden Glücksgöttin, der radſchlagend die Tiſche umwirft, die Tintenflaſchen zerbricht, dem Präſidenten in den Wagen hineinpolternd, Kopf und Arm verletzt, wie Herr Tieck, der mit Vornahmen ſo wie ich Ludwig geheißen, ihn in dem Prolog zum zweiten Theil des Fortunat aufzuſtellen beliebt hat. Nein es giebt keinen Zufall. Ich bleibe dabei, das ganze Weltſyſtem mit allem, was ſich darin begiebt, der ganze Makrokosmus gleicht einem großen künſtlich zuſammengefügten Uhrwerk, das augenblicklich ſtocken müßte, ſobald es irgend einem fremden willkürloſen Prinzip vergönnt wäre, auch nur das kleinſte Rädchen feindlich zu berühren.“ „Ich weiß nicht,“ erwiederte Euchar lächelnd, „ich weiß nicht, Freund Ludwig! wie Du auf einmal zu dieſer fatalen, längſt veralteten mechaniſtiſchen Idee kommſt, und Goethe's ſchönen Gedanken vom rothen Faden, der ſich durch unſer Leben zieht, und an dem wir, ihn in lichten Augenblicken gewahrend, den über uns, in uns waltenden höheren Geiſt erkennen, ſo entſtellen darfſt.“ „Das Gleichniß,“ ſprach Ludwig weiter, „das Gleichniß iſt mir anſtößig, weil es von der engliſchen Marine entnommen. Durch das kleinſte Tau ihrer Schiffe, ich weiß es ja eben aus Goethe's Wahlverwandtſchaften, zieht ſich ein rother Faden, der es als Staatseigenthum bezeichnet. Nein, nein, mein lieber Freund! Alles, was ſich begiebt, iſt von Urſprung an als nothwendig bedingt, eben weil es ſich begiebt, und das iſt der Zuſammenhang der Dinge, auf dem das Prinzip alles Seyns, des ganzen Lebens beruht! — Da man nämlich — in dem Moment —“

Doch es iſt nöthig dem geneigten Leſer zuförderſt zu ſagen, daß beide, Ludwig und Euchar alſo mit einander redend, durch einen Laubgang des ſchönen Parks vor W. luſtwandelten. Es war Sonntag. Die Dämmerung begann einzubrechen, der Abendwind ſtrich ſäuſelnd durch die Büſche, die ſich von der Glut des Tages erholend, aufathmeten in leiſen Seufzern; durch den ganzen Wald ertönten luſtig die frohen Stimmen geputzter Bürgersleute, die ſich hinausgemacht, und bald ins blumigte Gras hingelagert ein mäßiges Abendbrod verzehrten, bald in dieſes, in jenes der zahlreichen Wirthshäuſer eingekehrt, ſich nach den Kräften des Gewinns der Woche etwas mehr zu Gute thaten.

In dem Moment alſo, da Ludwig weiter reden wollte, über die tiefſinnigen Lehren vom Zuſammenhang der Dinge, ſtolperte er über eine dicke Baumwurzel, die er, brillbewaffnet, wie er war, doch überſehen, und fiel der Länge nach zur Erde nieder. „Das lag im Zuſammenhang der Dinge; ſchlugſt Du nicht ſchmählich hin, ſo ging die Welt unter im nächſten Augenblick.“ So ſprach Euchar ernſthaft und gelaſſen, hob Stock und Hut des Freundes auf, beides war ihm beim Fall entflogen, und reichte ihm die Hand zum Aufſtehen. Ludwig fühlte aber das rechte Knie ſo verletzt, daß er zu hinken genöthigt, und dabei blutete die Naſe heftig genug. Dies bewog ihn dem Rathe des Freundes zu folgen, und einzukehren in das nächſte Wirthshaus, unerachtet er ſonſt dergleichen, vorzüglich an Sonntagen ſorgfältig vermied, da ihm der Jubel der ſonntäglichen Bürgerwelt eine ſeltſame innere Aengſtlichkeit einflößte, als befinde er ſich an einem Orte, der nicht recht geheuer, wenigſtens für Leute ſeines Gleichen.

Auf dem mit Bäumen beſetzten Raſen vor dem Hauſe hatten die Gäſte einen dichten bunten Kreis geſchloſſen, aus deſſen Mitte die Töne einer Chitarre und eines Tambourins erklangen. Das Schnupftuch vor dem Geſicht, vom Freunde geführt, hinkte Ludwig hinein in das Haus, und bat ſo kläglich um Waſſer und um ein geringes Etwas von Weineſſig, daß die erſchrockene Wirthin ihn in den letzten Zügen glaubte. Während er mit dem Verlangten bedient wurde, ſchlich Euchar, auf den Chitarren- und Tambourin-Töne einen mächtigen unwiderſtehlichen Zauber übten, man wird erfahren warum, hinaus, und ſuchte in den geſchloſſenen Kreis zu kommen. Euchar gehörte zu den wenigen hochbeglückten Lieblingen der Natur, denen ihr äußeres Anſehen, ihr ganzes Weſen überall freundliches Zuvorkommen verſchafft, und ſo geſchah es denn auch, daß einige Handwerksburſche, ſonſt eben nicht am Sonntage zu graziöſer Höflichkeit aufgelegt, als er fragte, was ſich in dem Kreiſe begebe, ſogleich Platz machten, damit er nur auch das kleine närriſche Ding ſchauen könne, das ſo hübſch und ſo künſtlich ſpiele und tanze. Nun that ſich vor Euchar ein Schauſpiel auf, das ſeltſam und anmuthig zugleich, ſeinen ganzen Sinn gefangen nahm.

In der Mitte des Kreiſes tanzte ein Mädchen mit verbundenen Augen zwiſchen neun Eiern, die zu drei und drei hinter einander auf dem Boden lagen, den Fandango, indem ſie das Tambourin dazu ſchlug. Zur Seite ſtand ein kleiner verwachſener Menſch mit einem häßlichen Zigeunergeſicht, und ſpielte die Chitarre. Die Tänzerin ſchien höchſtens fünfzehn Jahre alt, ſie ging fremdartig gekleidet, im rothen goldſtaffirten Mieder, und kurzem weißen mit bunten Bändern beſetzten Rock. Ihr Wuchs, jede ihrer Bewegungen war die Zierlichkeit, die Anmuth ſelbſt. Sie wußte dem Tambourin, das ſie bald hoch über dem Kopfe, bald mit in maleriſcher Stellung ausgeſtreckten Armen ſeitwärts, bald vor ſich hin, bald hinter dem Rücken hielt, wunderbar mannigfaltige Töne zu entlocken. Zuweilen glaubte man den dumpfen Ton einer in weiter Ferne angeſchlagenen Pauke, dann das klagende Girren der Turteltauben, dann wieder das Brauſen des nahenden Sturmes zu vernehmen; dazu erklangen die wohlgeſtimmten hellen Glöckchen gar lieblich. Der kleine Chitarriſt gab dem Mädchen in der Virtuoſität des Spiels nichts nach, denn auch er wußte ſein Inſtrument auf ganz eigene Weiſe zu behandeln, indem er die eigenthümliche Melodie des Tanzes bald klar und kräftig hervortreten, bald, indem er nach ſpaniſcher Weiſe mit der ganzen Hand über die Saiten fuhr, verrauſchen ließ, bald volle helle Akkorde anſchlug. Immer ſtärker und mächtiger ſauſte und brauſte das Tambourin, rauſchten die Saiten der Chitarre, immer kühner wurden die Wendungen, die Sprünge des Mädchens; haardicht bei den Eiern ſetzte ſie zuweilen feſt und beſtimmt den Fuß auf, ſo daß die Zuſchauer oft ſich eines lauten Schreies nicht erwehren konnten, meinend, nun ſey eines von den zerbrechlichen Dingern zerſtoßen. Des Mädchens ſchwarze Locken hatten ſich losgeneſtelt, und flogen im wilden Tanz um ihr Haupt, ſo daß ſie beinahe einer Mänade glich. „Endige!“ rief ihr der Kleine auf ſpaniſch zu. Da berührte ſie tanzend jedes der Eier, ſo daß ſie in einen Haufen zuſammenrollten; dann aber mit einem ſtarken Schlag auf das Tambourin, mit einem mächtigen Akkord der Chitarre, blieb ſie plötzlich ſtehen wie feſtgezaubert. Der Tanz war geendet.

Der Kleine trat hinzu und löſte ihr das Tuch von den Augen, ſie neſtelte ihr Haar auf, nahm das Tambourin und ging mit niedergeſchlagenen Augen im Kreiſe umher, um einzuſammeln. Niemand hatte ſich weggeſchlichen, jeder legte mit vergnügter Miene ein Stück Geld auf das Tambourin. Bei Euchar ging ſie vorüber, und als er ſich hinzudrängte, um ihr auch etwas zu geben, lehnte ſie es ab. „Warum willſt Du von mir nichts annehmen, Kleine?“ fragte Euchar. Das Mädchen ſchaute auf, und durch die Nacht ſchwarzer ſeidener Wimpern blitzte der glühende Blick der ſchönſten Augen. „Der Alte,“ ſprach ſie ernſt, beinahe feierlich, mit tiefer Stimme und fremdem Akzent, „der Alte hat mir geſagt, daß Sie, mein Herr, erſt dann kamen, als die beſte Hälfte meines Tanzes vorüber, und da darf ich nichts nehmen.“ Damit machte ſie dem Euchar eine zierliche Verbeugung, und wandte ſich zu dem Kleinen, dem ſie die Ghitarre abnahm, und ihn an einen entfernten Tiſch führte. Als Euchar hinblickte, gewahrte er Ludwig, der nicht weit davon zwiſchen zwei ehrſamen Bürgersleuten ſaß, ein großes Glas Bier vor ſich ſtehen hatte, und ihm ängſtlich zuwinkte. Euchar ging hinan und rief lachend: „Nun Ludwig, ſeit wann ergiebſt Du Dich denn dem ſchnöden Biertrinken?“ Aber Ludwig winkte ihm zu, und ſprach mit bedeutendem Ton: „Wie kannſt Du nur ſo etwas reden? das ſchöne Bier gehört zu den edelſten Getränken, und ich liebe es über alle Maßen, wenn es ſo vortrefflich gebraut wird als eben hier.“

Die Bürger ſtanden auf, Ludwig begrüßte ſie mit ungemeiner Höflichkeit, und zog ein ſüßſaures Geſicht, als ſie ihm beim Weggehen, nochmals den gehabten Unfall bedauernd, treuherzig die Hände ſchüttelten. „Immer,“ begann nun Ludwig, „immer bringſt Du mich mit deinem unbedachtſamen Weſen in unnütze Gefahr! Ließ ich mir nicht ein Glas Bier geben, würgte ich nicht das ſchnöde Getränk hinunter, konnten das nicht die handfeſten Meiſter übel nehmen, grob werden, mich als einen Ungeweihten hinauswerfen? Und nun bringſt Du mich, nachdem ich ſo geſchickt meine Rolle geſpielt, doch in Verdacht!“ „Ei,“ erwiederte Euchar lachend, „wärſt Du hinausgeworfen, oder gar was weniges abgeprügelt worden, hätte das nicht im Zuſammenhang der Dinge gelegen? Doch höre, welch' hübſches Schauſpiel mir dein im Makrokosmus bedingter Sturz über die Baumwurzel verſchafft hat.“

Euchar erzählte von dem anmuthigen Eiertanz des kleinen ſpaniſchen Mädchens — „Mignon!“ rief Ludwig begeiſtert, „himmliſche, göttliche Mignon!“

Gar nicht weit von den Freunden ſaß der Chitarriſt, und zählte emſig das eingenommene Geld, während das Mädchen vor dem Tiſche ſtand, und eine Apfelſine in ein Glas Waſſer ausdrückte. Der Alte ſtrich endlich das Geld zuſammen, und nickte der Kleinen zu mit vor Freude funkelnden Blicken, die aber reichte dem Alten das bereitete Getränk hin, indem ſie ihm die runzlichten Wangen ſtreichelte. Ein widriges mäckerndes Gelächter ſchlug der Alte auf, und ſchlürfte den Trank ein mit durſtigen Zügen. Die Kleine ſetzte ſich hin, und klimperte auf der Chitarre. — „O Mignon!“ rief Ludwig von neuem, „göttliche, himmliſche Mignon! — Ja ich rette ſie, ein zweiter Wilhelm Meiſter, aus den Händen des heimtückiſchen Böſewichts, dem ſie dienſtbar!“ — „Woher,“ ſprach Euchar ruhig und gelaſſen, „woher weißt Du, daß jener kleine Buckelmann ein heimtückiſcher Böſewicht iſt?“ — „Kalter Menſch,“ erwiederte Ludwig, „kalter Menſch, den nichts ergreift, der nichts auffaßt, der keinen Sinn hat für das Geniale, Fantaſtiſche. Siehſt Du, gewahrſt Du denn nicht, wie aller Hohn, aller Neid, alle Bosheit, der ſchmutzigſte Geiz aus den kleinen grünen Katzenaugen der zigeuneriſchen Mißgeburt herausblitzt, ſich aus den Runzeln des unheimlichen Antlitzes herausfältelt? — Ja ich rette es — ich rette es aus den ſataniſchen Fäuſten des braunen Unholds, das liebe Kind! — Könnt' ich nur reden mit der kleinen Huldin!“ „Nichts iſt leichter ins Werk zu ſtellen als das,“ ſprach Euchar, und winkte das Mädchen herbei.

Sofort legte die Kleine das Inſtrument auf den Tiſch, näherte und verbeugte ſich dann mit züchtig niedergeſenktem Blick. „Mignon!“ rief Ludwig wie außer ſich ſelbſt, „Mignon, holde ſüße Mignon!“ „Sie nennen mich Emanuela,“ ſprach das Mädchen. „Und der abſcheuliche Kerl dort,“ ſprach Ludwig weiter, „wo hat er Dich Aermſte geraubt, wo hat er Dich in ſeine verfluchten Schlingen verlockt?“ „Ich verſtehe,“ erwiederte die Kleine, indem ſie die Augen aufſchlug, und Ludwig mit ernſtem Blick durchſtrahlte, „ich verſtehe Euch nicht, mein Herr, ich weiß nicht, was Ihr meint, warum Ihr mich ſo fragt.“ „Du biſt Spanierin mein Kind,“ begann Euchar. „Ja wohl,“ erwiederte das Mädchen mit zitternder Stimme, „ja wohl bin ich das, Ihr ſeht, Ihr hört mirs wohl an, und da mag ich es nicht läugnen.“

„So," ſprach Euchar weiter, „ſo ſpielſt Du auch Chitarre, und vermagſt ein Lied zu ſingen?" Das Mädchen hielt die Hand vor die Augen, und liſpelte kaum hörbar: „Ach ich möcht' Euch, meine lieben Herren, wohl eins vorſpielen und vorſingen, aber meine Lieder ſind glühend heiß, und hier iſt es ſo kalt — ſo kalt!" „Kennſt Du," ſprach nun Euchar auf ſpaniſch mit erhöhter Stimme, „kennſt Du das Lied: Laurel immortal?" Das Mädchen ſchlug die Hände zuſammen, hob den Blick gen Himmel, Thränen perlten in ihren Augen, ſtürzte fort, riß die Chitarre vom Tiſch, flog mehr, als ſie ging, zu den Freunden zurück, ſtellte ſich vor Euchar, und begann:

Laurel immortal al gran Palafox,
Gloria de Espanna, de Francia terror! etc.

In der That, unbeſchreiblich zu nennen war der Ausdruck, mit dem die Kleine das Lied vortrug. Aus dem tiefſten Todesſchmerz flammte glühende Begeiſterung auf, jeder Ton ſchien ein Blitz, vor dem jede Eisdecke zerſpringen mußte, die ſich über die erkaltete Bruſt gelegt. Ludwig wollte vor lauter Entzücken, wie man zu ſagen pflegt, aus der Haut fahren. Er unterbrach den Geſang des Mädchens durch überlaute Bravas, Braviſſimas, und hundert ähnliche Ausrufungen des Beifalls. „Habe," ſprach Euchar zu ihm, „habe die Gnade, mein Gönner, und halt jetzt ein wenig das Maul!" „Ich weiß es ſchon," erwiederte Ludwig mürriſch, „daß Muſik Dich unempfindlichen Menſchen ganz und gar nicht zu rühren vermag, that aber übrigens wie ihm Euchar geheißen.

Das Mädchen lehnte ſich, als das Lied geendet, ermattet an einen nahe ſtehenden Baum, und indem ſie die Akkorde fortſäuſeln ließ, bis ſie im Pianiſſimo verhauchten, fielen große Thränen auf das Inſtrument!

„Du biſt," ſprach Euchar mit dem Tone, der nur aus tief bewegter Bruſt zu kommen pflegt, „Du biſt bedürftig, mein armes holdes Kind, habe ich nicht deinen Tanz von Anfang an geſehen, ſo haſt Du das jetzt durch deinen Geſang überreichlich erſetzt, und darfſt Dich nun nicht mehr weigern, etwas von mir anzunehmen."

Euchar hatte ein kleines Beutelchen hervorgezogen, aus dem ſchöne Dukaten herausblinkten, das ſteckte er nun der Kleinen zu, als ſie ſich ihm genähert. Das Mädchen heftete den Blick auf Euchars Hand, faßte ſie mit beiden Händen, bedeckte ſie, mit dem lauten Ausruf: „Oh Dios!“ vor Euchar niederſtürzend, mit tauſend heißen Küſſen. „Ja,“ rief Ludwig begeiſtert, „ja nur Gold, nichts als Gold dürfen die ſüßen Händchen empfangen,“ fragte aber dann, ob Euchar ihm nicht einen Thaler wechſeln könne, da er gerade kein kleines Geld bei ſich führe.

Indeſſen war der Bucklichte hinangehinkt, hob die Chitarre auf, die Emanuela zu Boden fallen laſſen, und verbeugte ſich nun ſchmunzelnd ein Mal über das andere vor Euchar, der gewiß das Töchterlein reichlich beſchenkt habe, da ſie ſo gerührt danke.

„Böſewicht, Spitzbube,“ grollte ihn Ludwig an. Erſchrocken fuhr der Kleine zurück und ſprach weinerlich: „Ach Herr, warum ſeyd Ihr denn ſo böſe? Verdammt doch nicht den armen ehrlichen Biagio Cubas! kehrt Euch ja nicht an meine Farbe, an mein, ich weiß es wohl, häßliches Geſicht! Ich bin in Lorca geboren, und eben ſolch ein alter Chriſt, als Ihr es ſelbſt nur irgend ſeyn könnt.“ Das Mädchen ſprang ſchnell auf, rief dem Alten auf ſpaniſch zu: „O fort — nur ſchnell fort, Väterchen!“ und beide entfernten ſich, indem Cubas noch allerlei wunderliche Bücklinge verführte, Emanuela aber dem Euchar den ſeelenvollſten Blick zuwarf, deſſen die ſchönſten Augen mächtig.

Als der Wald ſchon das ſeltſame Paar verbarg, begann Euchar: „Siehſt Du wohl Ludwig, daß Du Dich mit deinem ſchlimmen Urtheil, das Du über den kleinen Kobold fällteſt, übereilt haſt? Es iſt wahr, der Menſch hat etwas Zigeunerartiges, er iſt, wie er ſelbſt ſagt, aus Lorca. Nun mußt Du aber wiſſen, daß Lorca eine alt mauriſche Stadt iſt, und daß die Lorcaner, ſonſt ganz hübſche Leute, die Spuren ihrer Abkunft nicht verläugnen können. Nichts nehmen ſie jedoch übler auf, als wenn man ihnen das zu verſtehen giebt, weshalb ſie unaufhörlich verſichern, daß ſie alte Chriſten wären. So ging es dem Kleinen, in deſſen Geſicht ſich freilich der mauriſche Stamm in der Karikatur abſpiegelt.“ „Nein,“ rief Ludwig, „ich bleibe dabei, der Kerl iſt ein verruchter Spitzbube, und ich werde Alles daran ſetzen, meine holde ſüße Mignon aus ſeinen Klauen zu retten.“ „Hältſt Du,“ ſprach Euchar, „den Kleinen durchaus für einen Spitzbuben, ſo traue ich meines Theils, wieder nicht recht der holden ſüßen Mignon“— „Was ſagſt Du?“ fuhr Ludwig auf, „was ſagſt Du Euchar? dem lieben Himmelskinde nicht trauen, aus deren Augen die unſchuldsvollſte Holdſeligkeit hervorleuchtet? Aber daran erkennt man den eiskalten Proſaiker, der für dergleichen keinen Sinn hat, und der mißtrauiſch iſt gegen Alles, was nicht hineinpaßt, in ſeinen gewöhnlichen alltäglichen Kram!“ „Nun,“ erwiderte Euchar gelaſſen, „ereifere Dich nur nicht ſo ſehr, mein enthuſiaſtiſcher Herzensfreund. Du wirſt freilich ſagen, daß das Mißtrauen gegen die ſüße Mignon keinen recht haltbaren Grund hat. Es entſtand nur deshalb, weil ich eben jetzt gewahrte, daß die Kleine in eben dem Augenblick, als ſie meine Hand faßte, mir den kleinen Ring mit dem ſeltenen Stein, den ich, wie Du weißt, beſtändig trug, vom Finger gezogen. Ungern vermiſſe ich das theure Andenken aus einer verhängnißvollen Zeit.“ „Was um des Himmels willen,“ ſprach Ludwig kleinlaut, „es iſt wohl gar nicht möglich! Nein,“ fuhr er dann heftig fort, „nein, es iſt nicht möglich! Nicht täuſchen kann ein ſolches Antlitz, ein ſolches Auge, ein ſolcher Blick! Du haſt den Ring fallen laſſen — verloren.“ „Nun,“ ſprach Euchar, „wir wollen ſehen, uns aber, da es ſtark zu dunkeln beginnt, nach der Stadt zurückbegeben!“

Unterwegs hörte Ludwig nicht auf von Emanuela zu ſprechen, die er mit den ſüßeſten Namen nannte und verſicherte, wie er deutlich an einem gewiſſen unbeſchreiblichen Blick, den ſie ſcheidend ihm zugeworfen, bemerkt, daß er einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht habe, welches ihm wohl in dergleichen Fällen, wenn nemlich die Romantik ins Leben trete, arrivire. Euchar unterbrach den Freund nicht mit einem Wort. Der exaltirte ſich ſelbſt aber immer mehr und mehr, bis er gerade unter dem Thore, als eben der Tambour der Wache den abendlichen Trommelſchlag begann, dem Freunde um den Hals fiel, und Thränen in den Augen mit kreiſchender Stimme, um den dröhnenden Wirbel des militäriſchen Virtuoſen zu überbieten, ins Ohr ſchrie, er ſey ganz und gar in Liebe zur ſüßen Mignon, und er wolle ſein Leben daran ſetzen, ſie wieder aufzufinden, und der alten Mißgeburt zu entreißen.

Vor dem Hauſe, in welchem Ludwig wohnte, ſtand ein Diener in reicher Livree, der näherte ſich ihm mit einer Karte. Kaum hatte Ludwig geleſen und den Diener abgefertigt, als er den Freund eben ſo heftig umhalſte, als es ſchon unter dem Thore geſchehen, dann aber rief: „Nenne mich, o mein Euchar! aller Sterblichen glücklichſten, beneidenswertheſten! Erſchließe deine Bruſt — faſſe meine Seligkeit, habe Sinn für Himmelswonne, Guter! Miſche deine Freudenzähren mit den meinigen!“ „Aber,“ fragte Euchar, „was kann Dir denn ſo hochherrliches auf einer Karte verkündet werden?“ „Erſchrick nicht,“ fuhr Ludwig murmelnd fort, erſchrick nicht, wenn ich Dir das zauberiſch ſtrahlende Paradies von tauſend Wonnen aufthue, das ſich mir aufthun wird, mittelſt dieſer Karte!“ „So möcht' ich doch nur wiſſen“, ſprach Euchar weiter, „welch ein hohes Glück Dir beſchieden!“ „Wiſſe es,“ rief Ludwig, „erfahr' es, vernimm es! Staune — zweiſle — rufe — ſchreie — brülle. Ich bin auf morgen eingeladen zum Soupee und Ball bei dem Grafen Walther Puck! Viktorine — Viktorine, holde ſüße Viktorine!“ „Und die holde ſüße Mignon?“ So fragte Euchar, doch Ludwig ächzte gar weinerlich: „Viktorine, Du mein Leben!“ und ſtürzte hinein in das Haus.

Die Freunde Ludwig und Euchar. Böſer Traum von dem Verluſt eines ſchönen Paars Beine im Piquett. Leiden eines enthuſiaſtiſchen Tänzers. Troſt, Hoffnung und Monſieur Cochenille.

Es möchte nöthig ſeyn, dem geneigten Leſer zuerſt etwas mehr über die beiden Freunde zu ſagen, damit derſelbe von Haus aus wenigſtens einigermaßen wiſſe, wie er mit ihnen daran iſt, was er von jedem zu halten.

Beide hatten einen Stand, der eigentlich chimäriſch zu nennen, da er keinem Sterblichen auf dieſer Welt beſchieden, ſie waren Freiherren. Zuſammen erzogen, in enger Freundſchaft aufgewachſen, konnten ſie ſich auch dann nicht trennen, als mit dem Zunehmen der Jahre die ausgeſprochenſte Verſchiedenheit der innern Gemüthsart immer mehr und mehr hervortrat, die ſich ſelbſt im äußeren Weſen offenbarte. Euchar gehörte als Knabe zu den ſogenannten artigen Kindern, die alſo genannt werden, weil ſie in der Geſellſchaft Stunden lang auf einem Fleck ſtill ſitzen, nichts fragen, begehren u. ſ. w. und dann ſich herrlich ausbilden zu hölzernen Dummköpfen. Mit Euchar hatte es eine andere Bewandtniß. Wurde er, wenn er, ein artiges Kind mit niedergeſchlagenen Augen, gebeugtem Haupt da ſaß, angeſprochen, ſo fuhr er erſchrocken auf, ſtotterte, weinte manchmal gar, er ſchien aus tiefen Träumen zu erwachen. War er allein, ſo ſchien er ein ganz anderes Weſen. Man hatte ihn belauſcht, als er heftig ſprach, wie mit mehreren Perſonen, die zugegen, ja als er ganze Geſchichten, die er gehört oder geleſen, wie ein Schauſpiel aufführte, da mußten Tiſche, Schränke, Stühle, alles was ſich eben im Zimmer vorfand, Städte, Wälder, Dörfer, Perſonen vorſtellen. Eine beſondere Begeiſterung ergriff aber den Knaben, wenn es ihm vergönnt wurde, allein im Freien umherzuſtreifen. Dann ſprang, jauchzte er durch den Wald, umarmte die Bäume, warf ſich ins Gras, küßte die Blumen, u. ſ. w. In irgend ein Spiel mit Knaben ſeines Alters ließ er ſich ungern ein, und galt deshalb für furchtſam und träge, weil er irgend ein gefährliches Unternehmen, einen gewaltigen Sprung, eine kühne Kletterei niemals mitmachen wollte. Aber auch hier war es beſonders, daß, wenn es am Ende jedem an Muth gefehlt hatte, das Unternehmen wirklich zu wagen, Euchar ſtill zurückblieb, und einſam mit Geſchicklichkeit das vollbrachte, was die Andern nur gewollt. Galt es z. B. einen hohen ſchlanken Baum zu erklettern, und hatte keiner hinauf gemocht, ſo ſaß Euchar gewiß im nächſten Augenblick, ſo wie er ſich allein befand, oben auf der Spitze. Aeußerlich kalt, theilnahmlos erſcheinend, ergriff der Knabe alles mit ganzem Gemüth, mit einer Beharrlichkeit, wie ſie nur ſtarken Seelen eigen, und brach in manchen Momenten das im Inneren Empfundene hervor, ſo geſchah es mit unwiderſtehlich hinreißender Gewalt, ſo daß jeder Kundige über die Tiefe des Gefühls, das der Knabe in der verſchloſſenen Bruſt trug, erſtaunen mußte. Mehrere grundgeſcheidte Hofmeiſter konnten aus ihrem Zöglinge gar nicht klug werden, und nur ein einziger (der letzte) verſicherte, der Knabe ſey eine poetiſche Natur, worüber Euchars Papa gar ſehr erſchrak, indem er befürchten zu müſſen glaubte, daß der Knabe am Ende das Naturell der Mutter haben werde, die bei den glänzendſten Couren Kopfſchmerz und Ekel empfunden. Des Papas Intimus, ein hübſcher glatter Kammerherr, verſicherte jedoch, beſagter Hofmeiſter thäte ein Eſel ſeyn, in dem jungen Baron Euchar flöſſe echt adeliges Blut, mithin ſey ſeine Natur freiherrlich, und nicht poetiſch. Das beruhigte den Alten merklich. Man kann denken wie ſich aus ſolchen Grundanlagen des Knaben der Jüngling entwickeln mußte. Auf Euchars Antlitz hatte die Natur die bedeutungsvolle Chiffer gedrückt, mit der ſie ihre Lieblinge bezeichnet. Aber Lieblinge der Natur ſind die, welche die unendliche Liebe der guten Mutter, ihr tiefſtes Weſen ganz zu faſſen vermögen, und dieſe Lieblinge werden nur von Lieblingen verſtanden. So kam es denn auch, daß Euchar von der Menge nicht verſtanden, für gleichgültig, kalt, keiner rechtſchaffenen Extaſe über ein neues Trauerſpiel fähig, und daher auch für proſaiſch verſchrien wurde. Vorzüglich konnten es ganze Zirkel der eleganteſten ſcharfſinnigſten Damen, denen ſonſt dergleichen Kenntniß wohl zuzutrauen, durchaus nicht begreifen, wie es möglich ſey, daß dieſe Apollo-Stirn, dieſe ſcharf gebogenen gebietenden Brauen, dieſe düſtres Feuer ſprühenden Augen, dieſe ſanft aufgeworfenen Lippen, nur einem lebloſen Bilde angehören ſollten. Und doch ſchien es ſo, denn Euchar verſtand durchaus nicht die Kunſt, uber nichts, nichts in nichtsſagenden Worten mit ſchönen Weibern ſo zu reden, und ſo ſich darzuſtellen, als ſey er Rinaldo in Feſſeln.

Ganz anders verhielt es ſich mit Ludwig. Der gehörte zu den wilden, ausgelaſſenen Knaben von denen man zu prophezeien pflegt, daß ihnen dereinſt die Welt zu enge ſeyn würde. Er war es, der immer den Geſpielen die tolleſten Streiche angab, man hätte denken ſollen, daß der kühne Junge doch einmal Schaden leiden würde, er war es aber auch immer, der mit unverbrannter Naſe davon kam, da er bei der Ausführung ſich geſchickt hintenan zu ſtellen, oder ganz davon zu machen wußte. Er ergriff alles ſchnell mit großer Begeiſterung, ließ es aber eben ſo ſchnell wieder; ſo kam es, daß er vieles lernte, aber nicht viel. Zum Jüngling herangewachſen machte er ganz artige Verſe, ſpielte paſſabel manches Inſtrument, malte ganz hübſch, ſprach ziemlich fertig mehrere Sprachen, war daher ein wahrer Ausbund von Bildung. Ueber alles konnte er in die erſtaunlichſte Extaſe gerathen, und dieſe in den mächtigſten Worten verkünden. Aber es war mit ihm, wie mit der Pauke, die angeſchlagen deſto ſtärker tönt, je größer der innere hohle Raum. Der Eindruck, den alles Schöne, Herrliche auf ihn machte, glich dem äußern Kitzel, der die Haut berührt, ohne die innern Fibern zu erfaſſen. Ludwig gehörte zu den Leuten, die man ſehr oft ſagen hört: „Ich wollte!“ und die vor dieſem wollenden Prinzip nie zum Handeln kommen. Da aber in dieſer Welt diejenigen Menſchen, welche ſehr laut und breit verkündigen, was ſie thun wollen, viel mehr gelten, als die, welche in aller Stille hingehen und es wirklich thun, ſo geſchah es auch, daß man Ludwig jeder großen Handlung fähig hielt, und ihn deßhalb höchlich bewunderte, ohne weiter darnach zu fragen, ob er denn wirklich das gethan, was er ſo laut verkündet. Freilich gab es auch wohl Leute, die Ludwig durchſchauten, und ihn feſthaltend bei ſeinen Worten ſich darnach emſig erkundigten, ob er dies oder jenes ausgeführt. Dies verdroß ihn aber um ſo mehr, als er in einſamen Stunden bisweilen ſelbſt ſich geſtehen mußte, daß das ewige Wollen und Wollen ohne That miſerabel ſey. Da gerieth er über ein verſchollenes Buch, worin die mechaniſtiſche Lehre vom Zuſammenhang der Dinge vorgetragen wurde. Begierig griff er dieſe Lehre auf, die ſein Treiben, oder vielmehr ſein Wollen, bei ſich ſelbſt und bei andern entſchuldigte. Denn war nicht ausgeführt, was er verſprochen, ſo trug nicht er die Schuld, ſondern es hatte nur allein im Zuſammenhang der Dinge gelegen, daß es nicht geſchehen konnte.

Der geneigte Leſer wird ſich wenigſtens von der großen Bequemlichkeit jener weiſen Lehren überzeugen.

Da Ludwig übrigens ein ganz hübſcher Jüngling mit rothen blühenden Wangen war, ſo würde er, vermöge ſeiner Eigenſchaften, der Abgott jedes eleganten Zirkels geweſen ſeyn, hätte nicht ſein kurzes Geſicht ihn manches ſeltſame Quidproquo begehen laſſen, das ihm oft verdrießliche Folgen zuzog. Er tröſtete ſich jedoch mit dem unbeſchreiblichen Eindruck, den er auf jedes weibliche Herz zu machen glaubte, und überdem galt die Gewohnheit, daß er, eben ſeines kurzen Geſichts halber, um nicht in der Perſon zu irren, mit der er ſprach, welches ihm manchmal zu großem Aerger geſchehen; ſelbſt den Damen näher trat, als ſchicklich für die unbefangene Dreiſtigkeit des genialen Menſchen.

Tages darauf, als Ludwig auf dem Ball bei dem Grafen Walther Puck geweſen, in aller Frühe erhielt Euchar ein Billet von ihm, worin es hieß:

„Theurer! Geliebteſter! Ich bin elend, geſchlagen, verloren, herabgeſtürzt von dem blumigten Gipfel der ſchönſten Hoffnungen in den bodenloſen nächtlichen Abgrund der Verzweiflung. Das, was mein namenloſes Glück bereiten ſollte, iſt mein Unglück! — Komme! eile, tröſte mich, wenn Du es vermagſt!“

Euchar fand den Freund mit verbundenem Haupt auf dem Sopha ausgeſtreckt, blaß, übernächtig. „Kommſt Du,“ rief Ludwig ihm mit matter Stimme entgegen, indem er den Arm nach ihm ausſtreckte, „kommſt Du mein edler Freund? Ja, Du haſt doch gewiß einigen

Sinn für meinen Schmerz, für meine Leiden! Laß Dir wenigſtens erzählen, was mir begegnet, und ſprich das Urtheil, wenn Du glaubſt daß ich verloren bin total!“ „Gewiß,“ begann Euchar lächelnd, „gewiß iſt es auf dem Ball nicht ſo gegangen, wie Du gedachteſt?“ Ludwig ſeufzte tief auf. „Hat,“ ſprach Euchar weiter, „hat die holde Viktorine ſcheel geſehen, Dich nicht beachtet?“ „Ich habe ſie,“ erwiederte Ludwig mit tiefem Grabeston, „ich habe ſie ſchwer, ich habe ſie unverſöhnlich beleidigt!“ „Mein Gott,“ rief Euchar, „wie hat ſich das nur begeben können?“ Ludwig holte nochmals einen tiefen Seufzer, ächzte was weniges, und begann leiſe, aber mit gehörigem Pathos:

Wie ſich der Sonne Scheinbild in dem Dunſtkreis
Mahlt, eh' ſie kommt; ſo ſchreiten auch den großen
Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran.
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen:

„Ja,“ fuhr er dann wehmüthig fort, „ja, Euchar, wie das geheimnißvolle Schnurren des Räderwerks den Schlag der Uhr verkündet, ſo gehen warnende Ereigniſſe dem einbrechenden Malheur vorher. Schon in der Nacht vor dem Ball hatte ich einen ſchrecklichen, fürchterlichen Traum! Mir war es, als ſey ich ſchon bei dem Grafen, und könne, eben im Begriff zu tanzen, plötzlich keinen Fuß von der Stelle rühren. Im Spiegel werde ich zu meinem Schrecken gewahr, daß ich ſtatt des zierlichen Fußgeſtells, das mir die Natur verliehen, des alten Konſiſtorial-Präſidenten dick umwickelte podagriſtiſche Beine unter dem Leibe trage. Und während daß ich an den Boden feſt gebannt ſtehe, ländert der Konſiſtorial-Präſident, Viktorinen im Arm, leicht wie ein Vogel daher, lächelt mich hämiſch an, und behauptet zuletzt, auf freche Weiſe, daß er mir meine Füße abgewonnen habe im Piquett. Ich erwachte, Du kannſt es denken, in Angſtſchweiß gebadet! Noch ganz tiefſinnig über das böſe Nachtgeſicht bringe ich die Taſſe, in der glühende Chokolade dampft, an den Mund, und verbrenne mir dermaßen die Lippen, daß Du trotz aller Pomade, die ich verbraucht, die Spuren davon noch ſehen kannſt. Nun ich weiß es ja, daß Du nicht viel Antheil nimmſt an fremden Leiden, ich übergehe daher alle die fatalen Ereigniſſe, womit mich das Schickſal den Tag über neckte, und ſage Dir nur, daß, als es endlich Abends zum Anziehen kam, eine Maſche des ſeidenen Strumpfs platzte, mir zwei Weſtenknöpfe ſprangen, daß ich, im Begriff in den Wagen zu ſteigen, meinen Wellington in die Goße warf, und endlich im Wagen ſelbſt, als ich die Patentſchnallen feſter auf die Schuhe drücken wollte, zu meinem nicht geringen Entſetzen an der Façon fühlte, daß der Eſel von Kammerdiener mir ungleiche Schnallen aufgedrückt. Ich mußte umkehren, und verſpätete mich wohl um eine gute halbe Stunde. Viktorine kam mir entgegen im vollſten Liebreiz — ich bat ſie um den nächſten Tanz. Wir länderten — ich war im Himmel. Aber da fühlte ich plötzlich die Tücke des feindlichen Schickſals" — „Zuſammenhanges der Dinge," fiel ihm Euchar ins Wort. „Nenne es," fuhr Ludwig fort, „nenne es wie Du willſt, heute iſt mir alles gleich. Genug, es war ein tückiſches Verhängniß, das mich vorgeſtern über die fatale Baumwurzel hinſtürzte. Tanzend fühlte ich meinen Schmerz im Knie ſich erneuern, und immer ſtärker und heftiger werden. Aber in demſelben Augenblick ſpricht Viktorine ſo laut, daß es die andern Tänzer hören: „Das geht ja zum Einſchlafen!" Man winkt, man klatſcht den Muſikanten zu, und raſcher und raſcher wirbelt ſich der Tanz! Mit Gewalt kämpfte ich die Höllenqual nieder, hüpfe zierlich, und mache ein freundliches Geſicht. Und doch raunt mir Viktorine einmal über das andere zu: „warum ſo ſchwerfällig heute, lieber Baron? Sie ſind gar nicht mehr derſelbe Tänzer wie ſonſt!" Glühende Dolchſtiche in mein Herz hinein." „Armer Freund," ſprach Euchar lächelnd, „ich faſſe deine Leiden im ganzen Umfange."

„Und doch," fuhr Ludwig fort, „war dieß alles nur Vorſpiel des unſeligſten Ereigniſſes! Du weißt, wie lange ich mich mit den Touren einer Seize herumgetragen, Du weißt, wie ich vieles Glas und Porzellan, das ich, hier in meinem Zimmer mich in jenen Touren, in den kühnſten Wendungen und Sprüngen verſuchend, von den Tiſchen warf, nicht geachtet habe, bloß um die geträumte Vollkommenheit zu erringen. Eine dieſer Touren iſt das Herrlichſte, das jemals der menſchliche Geiſt in dieſer Art erſonnen. Vier Paar ſtehen in maleriſcher Stellung, der Tänzer auf der rechten Fußſpitze balanzirend, umfaßt ſeine Tänzerin mit dem rechten Arm, während er den linken graziös gekrümmt über das Haupt erhebt, die andern machen Ronde. Veſtris und Gardel haben an ſo etwas nicht gedacht. Auf dieſe Seize hatte ich den höchſten Moment der Seligkeit gebaut! Zum Namenstag des Grafen Walther Puck hatte ich ſie beſtimmt — Viktorinen im Arm bei jener überirdiſchen Tour, wollte ich flüſtern:

„Göttliche — himmliſche Komteß, ich liebe Sie unausſprechlich, ich bete Sie an! ſeyn Sie mein, Engel des Lichts!“ Daher, lieber Euchar, gerieth ich in ſolch Entzücken, als ich nun wirklich zum Ball eingeladen wurde, woran ich beinahe zweifeln mußte, da Graf Puck kurz zuvor auf mich ſehr erzürnt ſchien, als ich ihm die Lehre vom Zuſammenhang der Dinge, vom Räderwerk des Makrokosmus, vortrug, die er ſeltſamer Weiſe dahin verſtand, als vergleiche ich ihn mit einem Perpendikel. Er nannte das eine malitiöſe Anſpielung, die er nur meiner Jugend verzeihe, und drehte mir den Rücken. Nun alſo! Der unglückliche Ländler war geendet, ich tanzte keinen Schritt mehr, entfernte mich in die Nebenzimmer, und wer mir auf dem Fuße folgte war der gute Cochenille, der mir ſogleich Champagner kredenzte. Der Wein goß neue Lebenskraft mir in die Adern, ich fühlte keinen Schmerz mehr. Die Seize ſollte beginnen, ich flog in den Saal zurück, ſtürzte hin zu Viktorinen, küßte ihr feurig die Hand, ſtellte mich in die Ronde. Jene Tour kommt, ich übertreffe mich ſelbſt — ich ſchwebe — balanzire, der Gott des Tanzes ſelbſt — ich umſchlinge meine Tänzerin, ich liſpele: „Göttliche, himmliſche Komteß,“ wie ichs mir vorgenommen. Das Geſtändniß der Liebe iſt meinen Lippen entflohen, ich ſchaue der Tänzerin tief in die Augen — Herr des Himmels! es iſt nicht Viktorine, mit der ich getanzt, es iſt eine ganz andere, mir völlig unbekannte Dame, nur gewachſen, gekleidet wie Viktorine! Du kannſt denken, daß mir war, als träfe mich der Blitz! Alles um mich her ſchwamm chaotiſch zuſammen, ich hörte keine Muſik mehr, ſprang wild durch die Reihen, bald hier bald dort hört' ich Schmerzensrufe, bis ich mich mit ſtarken Armen feſt gehalten fühlte und eine dröhnende Stimme mir ins Ohr donnerte: „Himmel tauſend ſapperment, ich glaube, Sie haben neun Teufel in den Beinen, Baron!“ Es war der verhängnißvolle Conſiſtorial-Präſident, den ich ſchon im Traum geſehen, der mich in einer ganz entfernten Ecke des Saals feſthielt und alſo fortfuhr: „Kaum bin ich vom Spieltiſch aufgeſtanden und in den Saal getreten, als Sie wie das böſe Wetter, aus der Mitte herausfahren und wie beſeſſen auf meinen Füßen herumſpringen, daß ich vor Schmerz brüllen möchte, wie ein Stier, wär' ich nicht ein Mann von feiner Konduite. Sehen Sie nur, welche Verwirrung Sie angerichtet haben.“ In der That hatte die Muſik aufgehört, die ganze Seize war aus einander und ich bemerkte, wie mehrere Tänzer umher hinkten, Damen ſich zu den Seſſeln führen ließen und mit Odeurs bedient wurden. — Ich hatte die Tour der Verzweiflung über die Füße der Tanzenden genommen, bis der baumſtarke Präſident dem tollen Lauf ein Ziel ſetzte. — Viktorine nahte ſich mir mit zornfunkelnden Augen. „In der That,“ ſprach ſie, „eine Artigkeit ohne gleichen, Herr Baron! Sie fordern mich zum Tanz auf, tanzen dann mit einer andern Dame und verwirren den ganzen Ball.“ Du kannſt Dir meine Betheurungen denken. „Dieſe Myſtifikationen,“ erwiederte Viktorine ganz außer ſich, „ſind Ihnen eigen, Herr Baron, ich kenne Sie, aber ich bitte, mich nicht weiter zum Gegenſtande Ihrer tiefen ſchneidenden Ironie zu wählen.“ — So ließ ſie mich ſtehen. Nun kam meine Tänzerin, die Artigkeit, ja ich möchte ſagen die Zuthulichkeit ſelbſt! — Das arme Kind hat Feuer gefaßt, ich kann es ihr nicht verdenken, aber bin ich denn Schuld? — O Viktorine, Viktorine! O Unglücks-Geige! — Furientanz, der mich in den Orkus hinabreißt!“

Ludwig ſchloß die Augen, und ſeufzte und ächzte, der Freund war aber gutmüthig genug, nicht auszubrechen in lautes Gelächter. Er wußte über dem wohl, daß Unfälle der Art, wie ſie den armen Ludwig bei dem Ball des Grafen Walther Puck betroffen, ſelbſt auf Menſchen von geringerer Geckenhaftigkeit die Wirkung ſpaniſcher Fliegen äußern in pſychiſchem Sinn.

Nachdem Ludwig ein Paar Taſſen Chokolade eingeſchlürft, ohne ſich, wie Tages zuvor, die Lippen zu verbrennen, ſchien er mehr Faſſung zu gewinnen, ſein ungeheures Schickſal mit größerem Muthe zu tragen. „Höre,“ begann er zu Euchar, der ſich indeſſen in ein Buch vertieft, „höre Freund, Du warſt ja auch zum Ball eingeladen?“ — „Allerdings,“ entgegnete Euchar gleichgültig, kaum von den Blättern aufblickend. — „Und kamſt nicht, und haſt mir nicht einmal von der Einladung etwas geſagt,“ ſprach Ludwig weiter. — „Eine Angelegenheit,“ erwiederte Euchar, „hielt mich feſt, die mir wichtiger war, als jeder Ball in der Welt, und hätt' ihn der Kaiſer von Japan gegeben.“ — „Gräfin Viktorine,“ fuhr Ludwig fort, „erkundigte ſich ſehr angelegentlich, weshalb Du wohl ausbliebeſt. Sie war ſo unruhig, blickte ſo oft nach der Thüre. In der That, ich hätte eiferſüchtig werden, ich hätte glauben können, Dir wärs zum erſten Mal gelungen, ein weibliches Herz zu rühren, wenn ſich nicht alles aufgeklärt hätte. — Kaum mag ichs Dir wieder erzählen, auf welche ſchonungsloſe Art ſich die holde Viktorine über Dich äußerte. — Nichts geringeres behauptete ſie, als daß Du ein kalter, herzloſer Sonderling ſeyſt, deſſen Gegenwart ſie oft mitten in der Luſt ängſtige; weshalb ſie denn gefürchtet hätte, Du würdeſt auch an dem Abend ihr Freudenſtörer ſeyn. Nun ſey ſie aber recht froh, daß Du nicht gekommen. — Aufrichtig geſprochen, ſeh ich doch gar nicht ein, warum Du, lieber Euchar, dem der Himmel doch ſo viel körperliche und geiſtige Vorzüge verliehen, ſolch entſchiedenes Unglück bei den Damen haſt, warum ich Dir überall den Rang ablaufe! — Kalter Menſch! Kalter Menſch, ich glaube, Du haſt keinen Sinn für das hohe Glück der Liebe, und darum wirſt Du nicht geliebt. Ich dagegen! — Glaube mir, ſelbſt Viktorines aufglühender Zorn, erzeugte er ſich nicht aus den Liebesflammen, die in ihrem Innern lodern, für mich den Glücklichen, den Seligen?“

Die Thüre öffnete ſich, und es trat ein ſeltſames Männlein in das Zimmer, im rothen Rock mit großen Stahlknöpfen, ſchwarz ſeidenen Unterkleidern, ſtark gepuderter hoher Friſur mit kleinem runden Haarbeutel! „Beſter Cochenille,“ rief ihm Ludwig entgegen, „beſter Monſieur Cochenille, wie habe ich das ſeltne Vergnügen.“ —

Euchar verſicherte, daß wichtige Angelegenheiten ihn fortriefen, und ließ den Freund mit dem Kammerdiener des Grafen Walther Puck allein.

Cochenille verſicherte ſüß lächelnd mit niedergeſchlagenen Augen, wie hochgräfliche Gnaden überzeugt wären, daß der verehrteſte Herr Baron während der Seize von einer ſeltſamen Krankheit befallen, deren Namen im Lateiniſchen beinahe ſo klinge, wie Raptus, und wie er, Monſieur Cochenille, gekommen, Nachfrage zu halten nach des verehrteſten Herrn Barons gnädigem Wohlbefinden. „Was Raptus, o Cochenille, was Raptus,“ rief Ludwig, erzählte nun ausführlich, wie ſich alles begeben und ſchloß damit, daß er den gewandten Kammerdiener des Grafen Walther Puck bat, die Sache möglichſt ins Geleiſe zu bringen.

Ludwig erfuhr, daß ſeine Tänzerin eine Couſine der Gräfin Viktorine geweſen, die vom Lande hineingekommen, zum Namenfeſt des Grafen, daß ſie und Gräfin Viktorine ein Herz und eine Seele wären, und ſich, wie bei jungen Mädchen der Einklang der Gemüther wohl in Seide und Flor ans Licht zu treten pflege, öfters ganz gleich kleideten. Cochenille meinte ferner, daß es mit dem Zorn der Gräfin Viktorine doch nicht rechter Ernſt ſeyn müſſe. Er habe ihr nämlich bei dem Schluß des Balls, gerade als ſie mit der Couſine zuſammengeſtanden, Gefrornes ſervirt, und dabei bemerkt, wie beide herzlich gekichert und gelacht, ſo wie gehört, wie ſie beide mehrmals ganz deutlich den Namen des hochverehrteſten Herrn Barons genannt hätten. Freilich ſey, wie er vernommen, die gräfliche Couſine ungemein verliebter Komplexion, und werde nun verlangen, daß der Herr Baron das fortſetze, was er begonnen, nämlich daß er der Couſine fortan erklecklich den Hof mache, und zuletzt Glacéhandſchuhe anziehe, und ſie zum Brautaltare führe, indeſſen wolle er das Seinige thun, daß ſie davon abgebracht werde. Morgenden Tages wollte er hochgräfliche Gnaden, wenn er dieſelbe zu friſiren die Ehre habe, gerade beim Lockenbau auf der linken Seite, die ganze Sache vortragen, und bitten, der Couſine unter eindringenden oheimlichen Ermahnungen vorzuſtellen, daß des Herrn Barons Liebeserklärung nichts anders geweſen ſey, als was dergleichen Erklärungen gewöhnlich wären, nämlich ein angenehmer Tanzſchnörkel der geraden Tour beigefügt, als liebenswürdiger Exceß. Das werde helfen. Cochenille gab endlich dem Baron den Rath, Viktorinen ſo bald als nur möglich zu ſehen, und dazu finde ſich noch am heutigen Tage Gelegenheit. Die Konſiſtorial-Präſidentin Veehs gebe nämlich Abends äſthetiſchen Thee, den ſie, wie er von dem Kammerdiener des ruſſiſchen Geſandten erfahren, durch die ruſſiſche Geſandtſchaft direkt von der chineſiſchen Grenze kommen laſſe, und der einen ungemein ſüßen Geruch verbreite. Dort werde er Viktorine finden, und alles retabliren können.

Ludwig ſah ein, daß nur unwürdige Zweifel den Glauben an ſein Liebesglück verſtört haben konnten, und beſchloß beim äſthetiſchen Thee der Konſiſtorial-Präſidentin ſo bezaubernd liebenswürdig zu ſeyn, daß es Viktorinen nicht einfallen werde, auch nur was weniges zu ſchmollen.

Der äſthetiſche Thee. Stickhuſten eines tragiſchen Dichters. Die Geſchichte nimmt einen ernſten Schwung, und ſpricht von blutigen Schlachten, Selbſtmord u. dgl.

Der geneigte Leſer muß es ſich ſchon gefallen laſſen, den beiden Freunden, Ludwig und Euchar, zu folgen in den äſthetiſchen Thee, der nun bei der Frau Konſiſtorial-Präſidentin Veehs wirklich angegangen. Ungefähr ein Dutzend hinlänglich geputzter Damen ſitzen in einem Halbkreis. Eine lächelt gedankenlos, die andere iſt vertieft in den Anblick ihrer Schuhſpitzen, mit denen ſie geſchickt die neueſten Pas irgend einer Françoiſe ganz in der Stille zu probiren weiß, die dritte ſcheint ſüß zu ſchlafen, noch ſüßer zu träumen, die vierte läßt den Feuerblick ihrer Augen umherſtreifen, damit er nicht einen ſondern wo möglich alle jungen Männer treffe, die im Saal verſammelt, die fünfte liſpelt: „Göttlich — herrlich — ſublim“ — dieſe Ausrufungen gelten aber dem jungen Dichter, der eben mit allem nur möglichen Pathos eine neue Schickſals-Tragödie vorlieſt, die langweilig und abgeſchmackt genug iſt, um ſich ganz zu ſolcher Vorleſung zu eignen. Hübſch war es, daß man oft ein Brummen vernahm, fernem Donner zu vergleichen. Dies war aber die Stimme des Konſiſtorial-Präſidenten, der in einem entfernten Zimmer mit dem Grafen Walther Puck Piquett ſpielte, und ſich auf jene Weiſe grollend, murrend vernehmen ließ. Der Dichter las mit dem ſüßeſten Ton, deſſen er mächtig:

Nur noch einmal, nur noch einmal
Laß dich hören, holde Stimme,
Ja o Stimme, ſüße Stimme,
Stimme aus dem tiefen Grunde,
Stimme aus den Himmelslüften.
Horch, o horch —

Da ſchlug aber der Donner los, der längſt bedrohlich gemurmelt. „Himmel tauſend Saperment!“ dröhnte des Konſiſtorial-Präſidenten Stimme durch das Zimmer, ſo daß alles erſchrocken von den Sitzen aufſprang. Wieder war es hübſch, daß der Dichter ſich gar nicht ſtören ließ, ſondern fortfuhr:

Ja es iſt ſein Liebesathem,
Iſt ſein Ton, den Honiglippen
Iſt der ſüße Laut entflohen —

Ein höheres Schickſal als das, was in des Dichters Tragödie waltete, litt es aber nicht, daß der Dichter ſeine Vorleſung ende.

Gerade, als er bei einem gräßlichen Fluch, den der Held des Stücks ausſpricht, ſeine Stimme erbeben wollte zur höchſten tragiſchen Kraft, kam ihm, der Himmel weiß was, in den Hals, ſo daß er in einen furchterlichen, nicht zu beſchwichtigenden Huſten ausbrach, und halb todt weggetragen wurde.

Der Präſidentin, der man längſt Ueberdruß und Langeweile angemerkt, ſchien die plötzliche Unterbrechung nicht ungelegen. Sobald die Ruhe der Geſellſchaft wieder hergeſtellt, erinnerte ſie, wie es nun an der Zeit ſey, daß irgend etwas nicht vorgeleſen ſondern recht lebendig erzählt werde, und meinte, daß Euchar recht eigentlich der Geſellſchaft dazu verpflichtet, da er ſonſt bei ſeiner hartnäckigen Schweigſamkeit wenig zur Unterhaltung beitrage.

Euchar erklärte beſcheiden, daß er ein ſehr ſchlechter Erzähler ſey, und daß das, was er vielleicht zum beſten geben könne, ſehr ernſten, vielleicht gar graulichen Inhalts ſeyn, ſo aber der Geſellſchaft wenig Luſt erregen werde. Da rieſen aber vier blutjunge Fräulein mit einer Stimme: „O graulich! nur recht graulich, o was ich mich gar zu gern graue!“

Euchar nahm den Rednerſtuhl ein, und begann: Wir haben eine Zeit geſehen, die wie ein wüthender Orkan über die Erde dahin brauſte. Die menſchliche Natur, in ihrer tiefſten Tiefe erſchüttert, gebar das Ungeheure, wie das ſturmbewegte Meer die entſetzlichen Wunder des Abgrunds emporſchleudert auf den toſenden Wellen. Alles was Löwenmuth, unbezwingbare Tapferkeit, Haß, Rache, Wuth, Verzweiflung im mörderiſchen Todeskampf vollbringen können, geſchah im ſpaniſchen Freiheitskriege. Es ſey mir erlaubt von den Abentheuern meines Freundes — ich will ihn Edgar nennen — zu erzählen, der dort unter Wellingtons Fahnen mitfocht. Edgar hatte im tiefen ſchneidenden Gram über die Schmach ſeines deutſchen Vaterlandes, ſeine Vaterſtadt verlaſſen, und war nach Hamburg gezogen, wo er in einem kleinen Stübchen, das er in einer entlegenen Gegend gemiethet, einſam lebte. Von dem Nachbar, mit dem er Wand an Wand wohnte, wußte er eben nichts weiter, als daß es ein alter kranker Mann ſey, der niemals ausgebe. Er hörte ihn öfters ſtöhnen, und in ſanfte rührende Klagen ausbrechen, ohne die Worte zu verſtehen. Später ging der Nachbar fleißig in der Stube auf und ab und ein Zeichen wiedergekehrter Geneſung ſchien es, als er eines Tages eine Chitarre ſtimmte, und dann leiſe Lieder begann, die Edgar für ſpaniſche Romanzen erkannte.

Auf näheres Befragen vertraute ihm die Wirthin, daß der Alte ein Krankheits halber von dem Romanaſchen Korps zurückgebliebener ſpaniſcher Offizier ſey, der freilich nun insgeheim bewacht werde, und ſich nicht viel hinaus wagen dürfe.

Mitten in der Nacht hörte Edgar den Spanier die Guitarre ſtärker anſchlagen als ſonſt. Er begann in mächtiger, ſeltſam wechſelnder Melodie, die Profecia del Pirineo des Don Juan Baptiſta de Arriaza. Es kamen die Strophen:

Y oye que el gran rugido
Es ya trueno en los campos de Castilla
En las Asturias bélico alarido,
Voz de venganza en la imperial Sevilla
Junto a Valencia es rayo,
Y terremoto horrisono en Moncayo.

Mira en haces guerreras,
La España toda hirviendo hasta sus fines,
Batir tambores, tremolar banderas,
Estallar bronces, resonar clarines,
Y aun las antiguas lanzas,
Salir del polvo á renovar venganzas.

„Möge,“ unterbrach die Präſidentin den Redner, „möge es doch unſerm Freunde, bevor er weiter erzählt, gefallen, uns die mächtigen Verſe deutſch zu wiederholen, da ich mit mehreren meiner lieben Gäſte die äſthetiſche Unart theile, kein Spaniſch zu verſtehen.“ „Der mächtige Klang,“ erwiederte Euchar, „den jene Verſe haben, geht in der Ueberſetzung verloren, doch wurden ſie gut genug alſo verdeutſcht:“ *)

Horch, wie des Leuen Töne,
Zum Donner in Caſtiliens Regionen
Zum Heulen werden für Aſturias Söhne,
Rachſchrei für die, die in Sevilla wohnen,
Valenzia iſt erſchüttert,
Indeß Moncayos Boden dröhnt und zittert

Sieh bis an ſeine Grenzen
Das ganze Land in Kriegesglut ſich röthen.

---

*) Durch C. H. Friedländer.

Die Trommeln wirbeln und die Fahnen glänzen,
Die Erze krachen, ſchmettern die Trompeten,
Selbſt die im Staube lagen,
Die Lanzen braucht man in den Rachetagen. —

Edgars Innerſtes entzündete die Glut der Begeiſterung, die aus dem Geſange des Alten ſtrömte. Eine neue Welt ging ihm auf, er wußte nun, wie er ſich aufraffen von ſeiner Siechheit, wie er ermannt zu kühner That, den Kampf, der ſeine Bruſt zerfleiſchte, auskämpfen konnte im regen Leben. „Ja, nach Spanien — nach Spanien!“ ſo rief er überlaut, aber in demſelben Augenblick verſtummte Geſang und Spiel des Alten. Edgar konnte der Begierde nicht widerſtehen, den zu kennen, der ihm neues Leben eingehaucht. Die Thüre wich dem Druck ſeiner Hand. Doch in dem Moment, als er hineintrat in des Alten Zimmer, ſprang dieſer mit dem Schrei: „traidor!“ (Verräther) vom Bette auf, und ſtürzte mit gezogenem Dolch los auf Edgar.

Dieſem gelang es indeſſen durch eine geſchickte Wendung dem gutgezielten Stoß auszuweichen, dann aber den Alten feſt zu packen und nieder zu drücken auf das Bett.

Während er nun den kraftloſen Alten feſt hielt, beſchwor er ihn in den rührendſten Ausdrücken ſein ſtürmiſches Einbrechen ihm zu verzeihen. Kein Verräther ſey er, vielmehr habe das Lied des Alten allen Gram, allen troſtloſen Schmerz, der ſeine Bruſt zerriſſe, entflammt zu glühender Begeiſterung, zu unerſchütterlichem Kampfesmuth. Er wolle hin nach Spanien, und freudig fechten für die Freiheit des Landes. Der Alte blickte ihn ſtarr an, ſprach leiſe: „Wär' es möglich?“ drückte Edgarn, der nicht nachließ auf das Eindringendſte zu betheuern, daß ihn nichts abhalten werde, ſeinen Entſchluß auszuführen, heftig an die Bruſt, indem er den Dolch, den er noch in der Fauſt hielt, weit von ſich ſchleuderte.

Edgar erfuhr nun, daß der Alte Baldaſſare de Luna geheißen, und aus einem der edelſten Geſchlechter Spaniens entſproſſen war. Hülflos, ohne Freunde, ohne die geringſte Unterſtützung bei der drückendſten Bedürftigkeit hatte er die troſtloſe Ausſicht fern von ſeinem Vaterlande ein elendes Leben zu verſchmachten. Nicht gelingen wollt' es Edgarn den bedauernswürdigen Alten zu beſchwichtigen, als er aber zuletzt auf das Heiligſte verſprach, beider Flucht nach England möglich zu machen, da ſchien neues belebendes Feuer durch alle Glieder des Spaniers zu ſtrömen. Er war nicht mehr der ſieche Alte, nein, ein begeiſterter Jüngling, der Hohn ſprach der Ohnmacht ſeiner Unterdrücker.

Edgar hielt, was er verſprochen. Es gelang ihm die Wachſamkeit der argliſtigen Hüter zu täuſchen, und mit Baldaſſare de Luna zu entfliehen nach England. Das Schickſal vergönnte aber nicht dem wackern, vom Unglück verfolgten Mann, daß er ſein Vaterland wiederſehe. Aufs neue erkrankt, ſtarb er in London in Edgars Armen. Ein prophetiſcher Geiſt ließ ihn die Glorie des geretteten Vaterlandes ſchauen. In den letzten Aeußern des Gebets, das ſich den zum Tode erſtarrten Lippen mühſam entrang, vernahm Edgar den Namen: Vittoria! und die Verklärung des Himmels leuchtete auf de Lunas lächelndem Antlitz.

Gerade in dem Zeitraum, als Suchets ſiegreiche Heere allen Widerſtand niederzuſchmettern, das ſchmachvolle fremde Joch auf ewige Zeit zu befeſtigen drohten, langte Edgar mit der Brigade des engliſchen Obriſten Skerret vor Tarragona an. Es iſt bekannt, daß der Obriſt die Lage des Platzes zu bedenklich fand, um die Truppen auszuſchiffen. Das vermochte der nach kühnen Waffenthaten dürſtende Jüngling nicht zu ertragen. Er verließ die Engländer und begab ſich zu dem ſpaniſchen General Contreras, der mit acht tauſend der beſten ſpaniſchen Truppen in der Feſtung lag. Man weiß, daß des heftigſten Widerſtandes unerachtet, Suchets Truppen Tarragona mit Sturm nahmen, daß Contreras ſelbſt durch einen Bajonnetſtich verwundet den Feinden in die Hände fiel.

Alles furchtbare entſetzen der Hölle bieten die gräuelvollen Scenen dar, die vor Edgars Augen ſich aufthaten. War es ſchändliche Verrätherei, war es unbegreifliche Nachläſſigkeit der Befehlshaber — genug, den zur Vertheidigung des Hauptwalls aufgeſtellten Truppen fehlte es bald an Munition. Lange widerſtanden ſie mit dem Bajonnet dem durch das erbrochne Thor einſtürmenden Feinde, als ſie aber endlich ſeinem wüthenden Feuer weichen mußten, da ging es fort in wilder Verwirrung nach dem Thor gegenüber, in das, da es zu klein für die durchdringenden Maſſen, eingekeilt ſie Stich halten mußten dem fürchterlichen Gemetzel. Doch gelang es etwa viertauſend Spaniern, das Regiment Almeira war dabei und mit ihm Edgar, hinauszukommen. Mit der Wuth der Verzweiflung durchbrachen ſie die dort aufgeſtellten feindlichen Bataillone, und ſetzten ihre Flucht fort auf dem Wege nach Barcelona. Schon glaubten ſie ſich gerettet, als ein fürchterliches Feuer aus Feldſtücken, die der Feind hinter einem tiefen Graben, der den Weg durchſchnitt, aufgeſtellt hatte, unaufhaltſamen Tod in ihre Reihen brachte. Edgar ſtürzte getroffen nieder.

Ein wüthender Kopfſchmerz war das Gefühl, indem er zur Beſinnung erwachte. Es war tiefe Nacht, alle Schauer des Todes durchbebten ihn, als er das dumpfe Aechzen, den herzzerſchneidenden Jammer vernahm. Es gelang ihm ſich aufzuraffen, und fortzuſchleichen. Als endlich die Morgendämmerung anbrach, befand er ſich in der Nähe einer tiefen Schlucht. Eben im Begriff hinabzuſteigen, kam ein Trupp feindlicher Reiter langſam hinauf. Nun der Gefangenſchaft zu entgehen, ſchien unmöglich, doch wie ward ihm, als plötzlich aus dem dichten Gebüſch Schüſſe fielen, die einige der Reiter niederſtreckten, und nun ein Trupp Guerillas auf die übrig gebliebenen losſtürzte. Laut rief er ſeinen Befreiern auf ſpaniſch zu, die ihn freudig aufnahmen. Nur ein Streifſchuß hatte ihn getroffen, von dem er bald genas, ſo daß er vermochte ſich Don Joachim Blakes Truppen anzuſchließen, und nach vielen Gefechten mit ihm einzuziehen in Valenzia.

Wer weiß es nicht, daß die vom Guadalaviar durchſtrömte Ebene, in der das ſchöne Valenzia mit ſeinen ſtolzen Thürmen gelegen, das Paradies der Erde zu nennen iſt. Die Götterluſt eines ewig heitern Himmels ſtrahlt hinein in das Gemüth der Bewohner, denen das Leben ein ununterbrochener Feſttag wird. Und dies Valenzia war nun der Waffenplatz des mörderiſchen Krieges! Statt der ſüßen Liebesklänge, die ſonſt in der ſtillen Nacht hinauf girrten zu den Gitterfenſtern, hörte man nur das dumpfe Geraſſel des Geſchützes, der Pulverkarren, die wilden Rufe der Wachen, das unheimliche Murmeln der durch die Straßen ziehenden Truppen. Alle Freude war verſtummt, die Ahnung des Entſetzlichen, was ſich begeben werde, lag auf den bleichen von Gram und Wuth verſtörten Geſichtern, der fürchterlichſte Ingrimm brach aus in tauſend gräßlichen Verwünſchungen des Feindes. Die Alameda (ein reizender Spaziergang in Valenzia), ſonſt der Tummelplatz der ſchönen Welt, diente jetzt zur Muſterung eines Theils der Truppen. Hier war es, wo Edgar, als er eines Tages einſam an einen Baum gelehnt ſtand, und nachſann über das dunkle feindliche Verhängniß, das über Spanien zu walten ſchien, einen hochbejahrten Mann von hohem ſtolzen Wuchs bemerkte, der langſam auf und ab ſchritt, und bei ihm vorübergehend jedesmal einen Augenblick ſtehen blieb und ihn ſcharf ins Auge faßte. Edgar trat endlich auf ihn zu, und fragte mit beſcheidenem Ton, wodurch er des Mannes beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. „So habe,“ ſprach der Mann, indem ein düſtres Feuer unter den buſchigten ſchwarzen Brauen hervorblitzte, „ſo hab ich mich doch nicht getäuſcht, Ihr ſeyd kein Spanier, und doch muß ich, lügt nicht Euer Rock, Euch für einen unſerer Mitkämpfer halten. Das kommt mir aber etwas wunderlich vor.“ Edgar zwar ein wenig verletzt durch des Alten barſche Anrede, erzählte doch gelaſſen genug, was ihn nach Spanien gebracht.

Kaum hatte er indeſſen den Namen Baldaſſare de Luna genannt, als der Alte in voller Begeiſterung laut rief: „Was ſagt Ihr? — Baldaſſare de Luna — Baldaſſare de Luna? mein würdiger Vetter! ach mein innigſter einziger Freund, der mir hienieden noch übrig geblieben!“ Edgar wiederholte, wie ſich alles begeben, und unterließ nicht zu erwähnen, mit welchen Himmelshoffnungen Baldaſſare de Luna geſtorben.

Der Alte faltete die Hände, ſchlug die Augen voller Thränen auf zum Himmel, ſeine Lippen bebten, er ſchien mit dem dahin geſchiedenen Freunde zu reden. „Verzeiht,“ wandte er ſich dann zu Edgar, „verzeiht, wenn mich ein düſtres Mißtrauen zu einem Betragen gegen Euch zwang, das mir ſonſt nicht eigen. Man wollte vor einiger Zeit ahnen, daß die verruchte Argliſt des Feindes ſo weit gehe, fremde Offiziere ſich in unſere Heere ſchleichen zu laſſen, um verderblichen Verrath zu bereiten. Die Vorfälle in Tarragona haben dieſe Ahnung nur zu ſehr beſtätigt, und ſchon hat die Junta beſchloſſen alle fremden Offiziere zu entfernen. Don Joachim Blake hat indeſſen erklärt, daß vorzüglich fremde Ingenieure ihm unentbehrlich wären, dagegen aber feierlich verſprochen, jeden Fremden, auf den der leiſeſte Verdacht des Verraths kommen werde, augenblicklich niederſchießen zu laſſen. Seyd Ihr wirklich ein Freund meines Baldaſſare, ſo meint Ihr es gewiß tapfer und ehrlich — ich habe Euch indeſſen Alles geſagt, und Ihr möget Euch darnach achten.“ Damit ließ ihn der Alte ſtehen.

Alles Waffenglück ſchien von den Spaniern gewichen, der Todesmuth der Verzweiflung vermochte nichts auszurichten gegen den immer näher andringenden Feind. Enger und enger wurde Valenzia von allen Seiten umzingelt, ſo daß Blake, auf das äußerſte gebracht, beſchloß, ſich mit zwölftauſend Mann der auserleſenſten Truppen durchzuſchlagen. Es iſt bekannt, daß nur wenige durchkamen, daß die übrigen zum Theil getödtet, zum Theil zurückgedrängt wurden in die Stadt. Hier war es, wo Edgar an der Spitze des tapfern Jägerregiments Ovihuela noch dem Feinde einige Momente Trotz zu bieten vermochte, ſo daß die wilde Verwirrung der Flucht weniger verderblich wurde. Aber wie bei Tarragona ſtreckte ihn in dem Moment des wüthendſten Kampfes eine Gewehrkugel nieder. — Den Zuſtand von dieſem Augenblick an bis zum klaren Bewußtſeyn beſchrieb mir Edgar als unerklärlich ſeltſam. Oft war es ihm, als ſey er in wilder Schlacht, er hörte den Donner des Geſchützes, das wilde Geſchrei der Kämpfenden, die Spanier rückten ſiegreich vor, aber als er von freudiger Kampfesluſt entflammt, ſein Bataillon ins Feuer führen wollte, war er plötzlich gelähmt, und verſank in bewußtloſe Betäubung; dann fühlte er wieder deutlich, daß er auf weichem Lager liege, daß man ihm kühles Getränk einflöße, er hörte ſanfte Stimmen ſprechen, und konnte ſich doch nicht aufraffen aus den Träumen. Einmal, als er wieder in dem dickſten Getümmel der Schlacht zu ſeyn wähnte, war es ihm, als packe man ihn feſt bei der Schulter, während ein feindlicher Jäger ſein Gewehr auf ihn abſchoß, ſo daß die Kugel ſeine Bruſt traf, und ſich auf unglaubliche Weiſe langſam einwühlte in das Fleiſch unter den unſäglichſten Schmerzen, bis alles Gefühl unterging im tiefen Todesſchlaf.

Aus dieſem Todesſchlaf erwachte Edgar plötzlich zu vollem Bewußtſeyn, doch in ſolcher ſeltſamer Umgebung, daß er durchaus nicht ahnen konnte, wo er ſich befinde. Zu dem weichen und üppigen Lager mit ſeidenen Decken paßte nämlich gar ſchlecht das niedrige, kleine, gefängnißartige Gewölbe von rohen Steinen, in dem es ſtand. Eine düſtere Lampe verbreitete nur ein ſparſames Licht rings umher, weder Thüre noch Fenſter war bemerkbar. Edgar richtete ſich mühſam in die Höhe, da gewahrte er einen Franziskaner, der in einer Ecke des Gewölbes auf einem Lehnſtuhl ſaß, und zu ſchlafen ſchien. „Wo bin ich?" rief Edgar mit aller Kraftanſtrengung, deren er nur fähig.

Der Mönch fuhr auf aus dem Schlafe, ſchürte den Docht der Lampe, nahm ſie, leuchtete Edgarn in's Geſicht, fühlte ſeinen Puls und murmelte etwas, das Edgar nicht verſtand. Edgar war im Begriff den Mönch zu befragen um alles, was ſich mit ihm begeben, als geräuſchlos ſich die Wand zu öffnen ſchien, und ein Mann hereintrat, den Edgar augenblicklich für den Alten von der Alameda her erkannte. Der Mönch rief ihm zu, daß die Kriſis vorüber ſey, und nun alles gut gehen werde. „Gelobt ſey Gott!“ erwiederte der Alte, und näherte ſich Edgars Lager.

Edgar wollte ſprechen, der Alte bat ihn aber zu ſchweigen, weil die mindeſte Anſtrengung zur Zeit ihm noch gefährlich ſey. Zu denken ſey es, daß es ihm unerklärlich ſeyn müſſe, ſich in ſolchen Umgebungen wieder zu finden, wenig Worte würden aber hinreichen, ihn nicht nur ganz zu beruhigen, ſondern ihm auch die Nothwendigkeit zu zeigen, daß man ihn in dieſen traurigen Kerker lagern müſſen.

Edgar erfuhr nun Alles. Als er von einer Kugel in die Bruſt getroffen niederſank, hatten ihn die unerſchrockenen Kampfesbrüder, des fürchterlichſten Feuers ungeachtet, aufgerafft, und in die Stadt hineingetragen. Es begab ſich, daß hier im dickſten Getümmel Don Rafaele **Marchez** (ſo war der Alte geheißen) den verwundeten Edgar gewahrte, und ihn, ſtatt nach dem Spital, ſogleich in ſein Haus tragen ließ, um dem Freunde ſeines Baldaſſare alle nur mögliche Hülfe und Pflege angedeihen zu laſſen. Die Wunde war zwar gefährlich genug, was aber Edgars Zuſtand beſonders bedenklich machte, war das hitzige Nervenfieber, deſſen Spuren ſich ſchon früher gezeigt, und das nun in voller Wuth ausbrach. Man weiß daß Valenzia drei Tage und drei Nächte hindurch mit dem gräßlichſten Erfolg beſchoſſen wurde, daß alles Schrecken, alles Entſetzen der furchtbarſten Belagerung, ſich in der von Menſchen überfüllten Stadt verbreitete, daß derſelbe Pöbel, der von der Junta zur Wuth aufgereizt, unter den fürchterlichſten Drohungen verlangte, Blake ſolle ſich aufs äußerſte vertheidigen, nun bewaffnet den General zur augenblicklichen Uebergabe zwingen wollte; daß Blake mit der Faſſung eines Helden den zuſammengerotteten Haufen durch walloniſche Garden aus einander treiben ließ, dann aber mit Suchet ehrenvoll genug kapitulirte. Don Rafaele Marchez wollte nicht, daß der todtkranke Edgar dem Feinde in die Hände fallen ſollte. So wie die Kapitulation geſchloſſen, und der Feind einrückte in Valenzias Mauern, ſchaffte er Edgarn hinab in das entlegene, jedem Fremden unentdeckbare Gewölbe. „Freund meines verklärten Baldaſſare (ſo ſchloß Don Rafaele Marchez ſeine Erzählung), ſeyd auch der meinige, Euer Blut iſt gefloſſen für mein Vaterland, jeder Tropfen fiel ſiedend heiß in meine Bruſt, und vertilgte jede Spur des Mißtrauens, das in dieſer verhängnißvollen Zeit ſich nur zu leicht erzeugen muß. Dieſelbe Glut, die den Spanier entflammt zum wüthendſten Haß, lodert auch auf in ſeiner Freundſchaft, und macht ihn jeder That, jedes Opfers fähig für den Verbundenen. In meinem Hauſe wirthſchaften die Feinde, doch Ihr ſeyd in Sicherheit, denn ich ſchwöre Euch, geſchieht Entſetzliches, ſo laſſe ich mich lieber unter den Trümmern von Valenzia begraben, als daß ich Euch verriethe. Glaubt mir das!“

Zur Tageszeit herrſchte rings um Edgars verborgenes Gemach die tiefſte Grabesſtille, Nachts dagegen war es Edgar oft, als höre er aus der Ferne den Wiederhall leiſer Tritte, das dumpfe Murmeln mehrerer Stimmen durcheinander, das Oeffnen und Schließen von Thüren, das Geklirre von Waffen. Ein unterirdiſches Treiben ſchien zum Leben erwacht in den Stunden des Schlafes. Edgar befragte darum den Franziskaner, der ihn ſehr ſelten nur auf Augenblicke verließ, und ihn mit der unermüdlichſten Sorgfalt pflegte. Der meinte aber, ſey er nur erſt mehr geneſen, ſo würde er wohl durch Don Rafaele Marchez erfahren, was in ſeiner Nachbarſchaft ſich begebe. Das geſchah denn auch wirklich. Als nämlich Edgar ſo weit hergeſtellt, daß er ſein Lager verlaſſen konnte, kam eines Nachts Don Rafaele mit einer angezündeten Fackel, und lud Edgar ein ſich anzukleiden, und ihm nebſt dem Pater Euſebio, ſo hieß der Franziskaner, der ſein Arzt und Krankenwärter, zu folgen.

Don Rafaele führte ihn durch einen ſchmalen ziemlich langen Gang, bis ſie an eine verſchloſſene Thür kamen, die auf Don Rafaeles Klopfen geöffnet wurde.

Wie erſtaunte Edgar, als er in ein geräumiges, hell erleuchtetes Gewölbe trat, in dem ſich eine zahlreiche Geſellſchaft von Leuten befand, die größten Theils ein ſchmutziges, wildes, trotziges Anſehen hatten. Mitten ſtand ein Mann, der, wie der gemeinſte Bauer gekleidet, mit verwildertem Haar, alle Spuren eines heimathloſen Nomadenlebens an ſich tragend, doch in ſeinem ganzen Weſen etwas kühnes, Ehrfurcht gebietendes hatte. Die Züge ſeines Geſichtes waren dabei edel, und aus ſeinen Augen blitzte jenes kriegeriſche Feuer, das den Helden verräth. Zu dieſem Mann führte Don Rafaele ſeinen Freund hin, und kündigte ihn als den jungen tapferen Deutſchen an, den er dem Feinde entriſſen, und der bereit ſey, den großen Kampf für die Freiheit von Spanien mit zu kämpfen. Dann ſprach Don Rafaele ſich zu Edgar wendend: „Ihr ſeht hier im Herzen von Valenzia von Feinden umlagert den Heerd, auf dem ewig das Feuer geſchürt wird, deſſen unlöſchbare Flammen immer mit verdoppelter Kraft auflodernd, den verruchten Feind vertilgen ſollen, in der Zeit, wenn er, durch ſein trügeriſches Waffenglück kühn und ſicher geworden, ſchwelgen wird in trotzigem Uebermuth. Ihr befindet Euch in den unterirdiſchen Gewölben des Franziskaner-Kloſters. Auf hundert, jeder Argliſt verborgenen Schleichwegen kommen hier die Häupter der Tapfern zuſammen, und ziehen dann wie aus einem Brennpunkt ſchießende Strahlen hinaus nach allen Enden, um den verrätheriſchen Fremdlingen, ſelbſt nach durch Uebermacht erzwungenen Siegen, Tod und Verderben zu bereiten. Wir betrachten Euch, Don Edgar, als der Unſrigen einen. Nehmt Theil an der Glorie unſerer Unternehmungen!“

Empecinado — niemand anders als das berühmte Haupt der Guerillas war jener Mann in Bauerntracht, Empecinado, deſſen unerſchrockene Kühnheit bis zum mährchenhaften Wunder ſtieg, der wie der unvernichtbare Geiſt der Rache ſelbſt allen Anſtrengungen der Feinde Trotz bot, und plötzlich, wenn er ſpurlos verſchwunden ſchien, mit verdoppelter Stärke hervorbrach, der in dem Augenblick, als die Feinde die vollkommene Niederlage ſeiner Haufen verkündeten, vor den Thoren von Madrid erſchien, und den Afterkönig in Todesſchrecken ſetzte — alſo Empecinado reichte Edgarn die Hand, und redete zu ihm mit begeiſterten Worten.

Man führte jetzt einen Jüngling gebunden herbei. Auf ſeinem todtbleichen Antlitz lagen alle Spuren troſtloſer Verzweiflung, er ſchien zu beben, nur mit Mühe ſich aufrecht zu erhalten, als man ihn hinſtellte vor Empecinado. Der durchbohrte ihn ſchweigend mit ſeinem Flammenblick, und begann endlich mit einer fürchterlichen, herzzermalmenden Ruhe: „Antonio! Ihr ſteht in Eintracht mit dem Feinde, Ihr wart mehrmals zu ungewöhnlichen Stunden bei Suchet, Ihr habt unſre Waffenplätze in der Provinz Cuenca verrathen wollen!" „Es iſt ſo," erwiederte Antonio mit einem ſchmerzlichen Seufzer, ohne das geſenkte Haupt empor zu richten. „Iſt es möglich?" rief nun Empecinado im wilden Zorn aufbrauſend, „iſt es möglich, daß Du ein Spanier biſt, daß das Blut Deiner Vorfahren Dir in den Adern rinnt? War Deine Mutter nicht die Tugend ſelbſt? wäre der leiſeſte Gedanke, daß ſie die Ehre ihres Hauſes hätte beflecken können, nicht verruchter Frevel: ich würde glauben, du ſeyſt ein Baſtard aus dem Samen des verworfenſten Volks der Erde entſproſſen! Du haſt den Tod verdient. Mache dich gefaßt zu ſterben!" Da ſtürzte Antonio ganz Jammer und Verzweiflung hin zu Empecinados Füßen, indem er laut ſchrie: „Oheim — Oheim! glaubt Ihr denn nicht, daß alle Furien der Hölle meine Bruſt zerfleiſchen? Habt Barmherzigkeit, habt Mitleiden! Bedenkt, daß die Argliſt des Teufels oft alles vermag! — Ja, Oheim, ich bin ein Spanier, laßt mich das beweiſen! — Seyd barmherzig, vergönnt, daß ich die Schande, die Schmach, die die verruchteſten Künſte der Hölle über mich gebracht, tilge, daß ich Euch, daß ich den Brüdern gereinigt erſcheinen möge! — Oheim, Ihr verſteht mich, Ihr wißt, warum ich Euch anflehe!"

Empecinado ſchien durch des Jünglings Flehen erweicht. Er hob ihn auf und ſprach ſanft: „Du haſt Recht, die Argliſt des Teufels vermag viel. Deine Reue iſt wahr, muß wahr ſeyn. Ich weiß, warum du flehſt, ich verzeihe dir, Sohn der geliebten Schweſter! komm an meine Bruſt." Empecinado löſte ſelbſt die Bande des Jünglings, ſchloß ihn in ſeine Arme, und reichte ihm dann den Dolch, den er am Gürtel trug. „Habe Dank," ſchrie der Jüngling, küßte Empecinados Hände, benetzte ſie mit Thränen, hob den Blick betend gen Himmel, ſtieß ſich den Dolch tief in die Bruſt, und ſank lautlos zuſammen. Den kranken Edgar erſchütterte der Auftritt dermaßen, daß er ſich der Ohnmacht nahe fühlte. Pater Euſebio brachte ihn zurück in ſein Gewölbe.

Als einige Wochen vergangen, glaubte Don Rafaele Marchez ſeinen Freund ohne Gefahr aus ſeinem Kerker, in dem er nicht geneſen konnte, befreien zu dürfen. Er brachte ihn zur Nachtzeit herauf, in ein einſames Zimmer, deſſen Fenſter in eine ziemlich entlegene Straße hinausgingen, und warnte ihn, wenigſtens den Tag über nicht aus der Thüre zu treten, der Franzoſen halber die im Hauſe einquartiert ſeyen.

Selbſt wußte Edgar nicht, woher die Luſt kam, die ihn eines Tages anwandelte, auf den Corridor hinauszugehen. In demſelben Augenblick, als er aus dem Zimmer trat, öffnete ſich aber die Thür gegenüber, und ein franzöſiſcher Offizier trat ihm entgegen.

„Freund Edgar, welches Geſchick bringt Euch hierher? Seyd tauſendmal willkommen!“ ſo rief der Franzoſe, ſtürzte auf ihn zu, umarmte ihn voller Freude. Edgar hatte augenblicklich den Obriſt La Combe von der kaiſerlichen Garde erkannt. Der Zufall hatte den Obriſten gerade in der verhängnißvollſten Zeit der tiefen Erniedrigung des deutſchen Vaterlandes in das Haus des Oheims geführt, bei dem Edgar, als er die Waffen ablegen müſſen, ſich aufhielt. La Combe war im ſüdlichen Frankreich geboren. Durch ſeine unzweideutige Gutmüthigkeit, durch die, ſeiner Nation ſonſt eben nicht eigene Zartheit, womit er die tief Verletzten zu behandeln wußte, gelang es ihm den Widerwillen, ja den unverſöhnlichen Haß, der in Edgars Innerm gegen die übermüthigen Feinde feſtgewurzelt, zu überwinden, und zuletzt durch einige Züge, die La Combes wahrhaft edlen Sinn außer Zweifel ſetzten, ſeine Freundſchaft zu gewinnen. „Edgar, wie kommſt du hieher nach Valenzia?“ rief der Obriſt. Man kann denken wie ſehr Edgar in Verlegenheit gerieth; er vermochte nicht zu antworten. Der Obriſt ſah ihn ſtarr an, und ſprach dann ernſt: „Ha! ich weiß, was dich her gebracht. Du haſt deinem Haß Luſt gemacht, du haſt das Schwert der Rache gezückt für die vermeintliche Freiheit eines wahnſinnigen Volks — und — ich kann dir das nicht verdenken. Ich müßte deine Freundſchaft nicht für ächt halten, wenn du etwa glauben ſollteſt, ich könnte dich verrathen. Nein, mein Freund! nun ich dich gefunden, biſt du erſt in voller Sicherheit. Denn wiſſe, du ſollſt von nun an kein anderer ſeyn, als der reiſende Geſchäftsführer eines deutſchen Handelshauſes in Marſeille, den ich längſt gekannt, und damit gut!“ So ſehr es Edgarn peinigte, La Combe ruhte nicht, bis er ſeine Klauſe verließ, und mit ihm die beſſern Zimmer bezog, die Don Rafaele Marchez ihm eingeräumt.

Edgar eilte den mißtrauiſchen Spanier von dem ganzen Hergang der Sache, von dem Verhältniß mit La Combe, zu unterrichten. Don Rafaele begnügte ſich ernſt und trocken zu erwiedern: „In der That, das iſt ein ſonderbarer Zufall!“

Der Obriſt fühlte Edgars Lage ganz; indeſſen konnte er doch den ſeiner Nation eigenthümlichen Sinn, dem lebendiges Bewegen in Luſt und zerſtreuendem Vergnügen als die tiefſte Herzenswunde heilend erſcheint, nicht verläugnen. So kam es, daß der Obriſt mit dem Marſeiller Kaufmann Arm in Arm täglich in der Alameda ſpazierte, ihn fortriß in die luſtigen Gelage der bis zum tollen Uebermuth leichtſinnigen Kameraden.

Edgar bemerkte wohl, wie ihn manche ſeltſame Geſtalten mit mißtrauiſchen Blicken verfolgten, und es fiel ihm nicht wenig aufs Herz, als er, mit dem Obriſten in eine Poſada eintretend, ganz deutlich hinter ſich ziſcheln hörte: „aqui esta el traidor!“ (da iſt der Verräther).

Don Rafaele wurde immer kälter und einſilbiger gegen Edgar, bis er zuletzt ſich gar nicht mehr ſehen, und ihm ſagen ließ, er könne von nun an, ſtatt daß er ſonſt mit ihm allein gegeſſen, mit dem Obriſten La Combe ſpeiſen.

Eines Tages, als der Dienſt den Obriſten abgerufen, und Edgar ſich allein in dem Zimmer befand, klopfte es leiſe an der Thür und Pater Euſebio trat herein. Euſebio fragte nach Edgar's Geſundheit, und ſprach dann von allerlei gleichgültigen Dingen, bis er plötzlich inne hielt, und Edgarn tief ins Auge blickte, dann rief er tief bewegt: „Nein Don Edgar! Ihr ſeyd kein Verräther! Es iſt des Menſchen Natur, daß er im wachen Traum, im bethörenden Wahnſinn des Fiebers, wenn der Lebensgeiſt im harten Kampf begriffen mit der irdiſchen Hülle, wenn die ſtärker geſpannten Fibern nicht mehr den fortbrauſenden Gedanken zu hemmen vermögen — ja — daß er dann ſein Innerſtes zu erſchließen gezwungen! Wie oft hab' ich, Don Edgar, an Eurem Lager Nächte durchwacht, wie oft habt Ihr mich unbewußt in Eure tiefſte Seele blicken laſſen! Nein, Don Edgar, Ihr könnt kein Verräther ſeyn. Aber ſeht Euch vor — ſeht Euch vor!“ Edgar beſchwor Euſebio ihm zu ſagen, welcher Verdacht auf ihm laſte, welche Gefahr ihm drohe. „Nicht verhehlen,“ ſprach Euſebio, „nicht verhehlen will ich Euch, daß Euer Umgang mit dem Obriſten La Combe und ſeinen Gefährten Euch verdächtig gemacht hat, daß man fürchtet, Ihr könntet, wenn auch nicht aus böſem Willen, doch im fröhlichen Uebermuth bei irgend einem luſtigen Gelage, wenn Ihr zu viel des ſtarken ſpaniſchen Weins genoſſen, die Geheimniſſe dieſes Hauſes verrathen, in die Euch Don Rafaele eingeweiht. Ihr ſeyd allerdings in einiger Gefahr! Doch," fuhr Euſebio, da Edgar nachdenklich ſchwieg, nach einer Weile mit niedergeſenktem Blicke fort, „doch giebt es ein Mittel Euch aller Gefahr zu entreißen, Ihr dürft Euch nur dem Franzoſen ganz in die Arme werfen, er wird Euch fortſchaffen aus Valenzia." „Was ſagt Ihr?" fuhr Edgar heftig auf, „Ihr vergeßt, daß ich ein Deutſcher bin! Nein, lieber vorwurfsfrei ſterben, als Rettung ſuchen in elender Schmach!" „Don Edgar!" rief der Mönch begeiſtert, „Don Edgar, Ihr ſeyd kein Verräther!" Dann drückte er Edgarn an die Bruſt, und verließ mit Thränen in den Augen das Zimmer.

Noch in derſelben Nacht, Edgar war einſam geblieben, der Obriſt nicht zurückgekehrt, hörte Edgar Tritte ſich nähern, und Don Rafaels Stimme rief: „Macht auf, Don Edgar, macht auf!" Als Edgar öffnete, ſtand Don Rafaele vor ihm, mit einer Fackel in der Hand, neben ihm Pater Euſebio. Don Rafaele lud Edgarn ein ihm zu folgen, da er einer wichtigen Berathung im Gewölbe des Franziskaner Kloſters beiwohnen müſſe. Schon waren ſie im unterirdiſchen Gange, Don Rafaele ſchritt mit der Fackel voraus, als Euſebio Edgarn leiſe zuflüſterte: „O Gott, Don Edgar, Ihr geht zum Tode, Ihr könnet nicht mehr entrinnen!"

Edgar hatte in manchem mörderiſchen Kampf ſich fröhlichen Todesmuth erhalten, doch hier mußte ihn wohl alle Bangigkeit, aller Schrecken des Meuchelmords, der auf ihn wartete, durchbeben, ſo daß ihn Euſebio mit Mühe aufrecht erhielt. Und doch gelang es ihm, da der Gang noch weit, nicht allein Faſſung zu gewinnen, ſondern auch zum feſten Entſchluß zu kommen, der ihn zum gefährlichen Spiel beſtimmte. Als die Thüren des Gewölbes ſich öffneten, erblickte Edgar den furchtbaren Empecinado, aus deſſen Augen Wuth und Rache blitzten. Hinter ihm ſtanden mehrere Guerillas und einige Franziskaner Mönche. Nun ganz ermuthigt, trat Edgar keck und feſt dem Haupt der Guerillas entgegen, und ſprach ernſt und ruhig: „Es ſchickt ſich ſehr gut, daß ich Euch heute zu Geſicht bekomme, Don Empecinado, ſchon wollt' ich Don Rafaele ein Geſuch vortragen, deſſen Gewährung ich nun von Euch ſelbſt einholen kann. Ich bin — Pater Euſebio, mein Arzt und treuer Pfleger wird es mir bezeugen — nun ganz geneſen, ich fühle mich ganz erkräftigt, und vermag die langweilige Ruhe meines Aufenthalts unter verhaßten Feinden nicht länger zu ertragen. Ich bitte Euch, Don Empecinado, laßt mich auf den Euch bekannten Schleichwegen hinausbringen, damit ich zu Euern Haufen ſtoße, und Thaten vollbringe, nach denen meine ganze Seele dürſtet.“ „Hm,“ erwiederte Empecinado, mit beinahe hämiſchem Ton, „haltet Ihr es denn noch mit dem wahnſinnigen Volke, das lieber in den Tod gehen als der großen Nation huldigen will? haben Euch Eure Freunde nicht eines Beſſern belehrt?“ „Euch iſt,“ ſprach Edgar gefaßt, „Euch iſt der deutſche Sinn fremd, Don Empecinado, Ihr wißt nicht, daß der deutſche Muth, der in heller reiner Naphtaflamme unauslöſchbar fortbrennt, daß die deutſche felſenfeſte Treue der undurchdringliche Harniſch iſt, von dem alle vergifteten Pfeile der Argliſt und Bosheit wirkungslos abprallen. Ich bitte Euch nochmals, Don Empecinado, laßt mich hinaus ins Freie, damit ich die gute Meinung bewähre, die ich wohl ſchon verdient zu haben glaube.“ Empecinado blickte Edgarn verwundert an, während ein dumpfes Murmeln durch die Verſammlung lief. Don Rafaele wollte mit Empecinado ſprechen, er wies ihn zurück, näherte ſich Edgarn, faßte ſeine Hand und ſprach bewegt: „Ihr waret wohl heute zu etwas Anderm berufen — doch — Don Edgar! denkt an Euer Vaterland! die Feinde, die es in Schmach verſenkten, ſtehen auch hier vor Euch; denkt daran, daß zu dem Phönix, der mit leuchtendem Gefieder aus den Flammen emporſteigen wird, die hier gen Himmel lodern, auch Eure deutſchen Brüder aufblicken werden, ſo daß dann die Verzweiflung glühende Sehnſucht werden muß, Todesmuth und Todeskampf gebährend.“ „Ich habe,“ erwiederte Edgar ſanft, „ich habe das Alles bedacht, ehe ich mein Vaterland verließ, um mein Blut für Eure Freiheit zu verſpritzen, mein ganzes Weſen löſte ſich auf in Rachedurſt, als Don Baldaſſare de Luna ſterbend in meinen Armen lag.“ „Iſt es Euch,“ rief nun Empecinado wie plötzlich im Zorn auflodernd, „iſt es Euch Ernſt, ſo müßt Ihr noch in dieſer Nacht fort — in dieſem Augenblick — Ihr dürft nicht mehr zurück in Don Rafaele's Haus.“ Edgar erklärte, daß dies eben ſein Wunſch ſey, und ſogleich wurde er von einem Mann, der Iſidor Mirr geheißen, ſpäter ſich zu einem Haupt der Guerillas emporſchwang, und dem Pater Euſebio fortgebracht.

Nicht herzlich genug konnte auf dem Wege der gute Euſebio Edgarn ſeine Theilnahme an ſeiner Rettung verſichern. „Der Himmel," ſprach er, „nahm ſich Eurer Tugend an, und ſenkte den Muth in Eure Bruſt, der mir als ein göttliches Wunder erſchien." Viel näher vor Valenzia, als geahnt worden, als der Feind wohl träumen mochte, fand Edgar den erſten Haufen Guerillas, dem er ſich anſchloß.

Ich ſchweige von Edgars kriegeriſchen Abentheuern, die manchmal einem ritterhaften Fabelbuch entlehnt ſcheinen möchten, und komme gleich zu dem Augenblick, als Edgar ganz unverhofft den Don Rafaele Marchez unter den Guerillas erblickte. „Man hat Euch wirklich Unrecht gethan, Don Edgar," ſprach Don Rafaele. Edgar drehte ihm den Rücken.

So wie die Dämmerung einbrach, gerieth Don Rafaele in eine Unruhe, die immer mehr und mehr ſtieg, bis zur qualvollſten Angſt. Er lief hin und her, ſtöhnte, ſeufzte, hob die Hände gen Himmel, betete. „Was iſt dem Alten?" fragte Edgar. „Es iſt ihm gelungen," erwiederte Iſidor Mirr, „nachdem er ſelbſt ſich fortgeſchlichen, ſeine beſten Habſeligkeiten aus Valenzia zu retten und auf Maulthiere laden zu laſſen, die erwartet er in dieſer Nacht und mag wohl Böſes fürchten." Edgar wunderte ſich über Don Rafaele's Geiz, der ihn alles Uebrige vergeſſen zu laſſen ſchien. Es war Mitternacht, der Mond leuchtete hell durch das Gebirge, als man aus der Schlucht herauf ein ſtarkes Schießen vernahm. Bald hinkten ſchwer verwundete Guerillas hinan, welche verkündeten, daß der Trupp, der Don Rafaele's Maulthiere geführt, ganz unerwartet von franzöſiſchen Jägern überfallen worden ſey. Beinahe alle Kameraden wären niedergemacht, die Maulthiere ſchon in des Feindes Gewalt. „Heiliger Gott, mein Kind, mein armes unglückliches Kind!" So kreiſchte Don Rafaele auf, und ſank beſinnungslos zu Boden.

„Was iſt da zu thun?" rief Edgar laut, „auf — auf — Brüder, hinab in die Schlucht — hinab, den Tod unſerer Tapfern zu rächen, den Hunden die gute Beute aus den Zähnen zu reißen." „Der brave Deutſche hat Recht!" rief Iſidor Mirr, „der brave Deutſche hat Recht!" erſcholl es rings umher, und hinab in die Schlucht ging es wie brauſender Gewitterſturm!

Nur noch wenige Guerillas wehrten ſich im Todesmuth der Verzweiflung. Mit dem Schrei: „Valenzia!" ſtürzte ſich Edgar in den dickſten Haufen der Feinde, und mit dem todverkündenden Gebrüll blutdürſtiger Tiger ſtürzten die Guerillas ihm nach, ſtießen den von jähem Todesſchreck gelähmten Feinden ihre Dolche in die Bruſt, ſchlugen ſie nieder mit den Büchſenkolben. Die ſchnell Entrinnenden trafen wohlgezielte Schüſſe. Das waren die Valenzier, die die Küraſſiere des General Moncey auf dem Marſche einholten, ihnen in die Flanke ſprangen, ſie, ehe ihnen die Beſinnung kam, mit Dolchſtößen niedermachten, und Meiſter der Waffen und Pferde zurückkehrten in ihre Schlupfwinkel.

Schon war alles entſchieden, als Edgar aus dem tiefſten Dickicht heraus ein durchdringendes Geſchrei vernahm; ſchnell eilte er hin, und gewahrte, wie ein kleiner Menſch, den Zügel des Maulthiers, das hinter ihm ſtand, zwiſchen den Zähnen, mit einem Franzoſen rang. In demſelben Augenblick, ehe noch Edgar hervor gekommen, ſtieß der Franzoſe den Kleinen mit einem Dolch, den er ihm wahrſcheinlich entwunden, nieder, und wollte nun das Maulthier fortzerren, tiefer in den Wald hinein. Edgar ſchrie laut auf, der Franzoſe ſchoß, fehlte, Edgar rannte ihm ſein Bajonett durch den Leib. Der Kleine winſelte. Edgar hob ihn auf, machte mit Mühe den Zügel los, in den er krampfhaft gebiſſen, und wurde nun erſt, als er ihn auf das Maulthier legen wollte, gewahr, daß eine verhüllte Geſtalt darauf ſaß, die niedergebeugt den Hals des Thieres umklammert hatte und leiſe wimmerte. Hinter dem Mädchen, das war die Geſtalt, der Stimme nach zu urtheilen, legte nun Edgar den kleinen wunden Menſchen, faßte die Zügel des Maulthiers, und ſo gings hinauf zu dem Waffenplatz, wo Iſidor Mirr, da ſich kein Feind mehr ſpüren laſſen, mit den Kameraden ſchon angekommen.

Man hob den Kleinen, der ohnmächtig geworden vom Blutverluſt, unerachtet die Wunde nicht tödtlich ſchien, und dann das Mädchen hinab von dem Maulthiere. Aber in dem Augenblick ſtürzte Don Rafaele ganz außer ſich, laut ſchreiend: „mein Kind — mein ſüßes Kind!“ herbei. Er wollte die Kleine, kaum acht bis zehn Jahre ſchien das Mädchen alt zu ſein, in ſeine Arme ſchließen, doch als nun der helle Fackelglanz Edgarn ins Geſicht leuchtete, fiel er plötzlich dieſem zu Füßen, und rief: „O Don Edgar, Don Edgar, vor keinem Sterblichen hat ſich dieſes Knie gebeugt, aber Ihr ſeyd kein Menſch, Ihr ſeyd ein Engel des Lichts, geſandt mich zu retten vor tödtendem Gram, troſtloſer Verzweiflung! O Don Edgar, hämiſches Mißtrauen wurzelte in dieſer unheilbrütenden Bruſt! O fluchwürdiges Unternehmen, Euch, den Edelſten der Menſchen, Ehre und Muth im treueſten Herzen, ſtürzen zu wollen in ſchmachvollen Tod! Stoßt mich nieder, Don Edgar, nehmt blutige Rache an mir Elendem! Niemals könnt Ihr vergeben, was ich that."

Edgar im vollen Bewußtſein, nichts mehr vollbracht zu haben, als was Pflicht und Ehre geboten, fühlte ſich gepeinigt von Don Rafaele's Betragen. Er ſuchte ihn auf alle nur mögliche Weiſe zu beſchwichtigen, welches ihm endlich mit Mühe gelang.

Don Rafaele erzählte, daß der Obriſt La Combe ganz außer ſich geweſen über Edgars Verſchwinden, daß er geſchehenes Unheil ahnend im Begriff geſtanden, das ganze Haus durchwühlen, und ihn, den Don Rafaele, ſelbſt zur Haft bringen zu laſſen. Dies habe ihn genöthigt zu fliehen, und nur den Bemühungen der Franziskaner ſey es gelungen auch die Tochter, den Diener, und manches deſſen er bedurfte herauszuſchaffen aus Valenzia.

Man hatte unterdeſſen den wunden Diener ſo wie auch Don Rafaele's Tochter weiter fortgeſchafft; Don Rafaele zu alt, die kühnen Züge der Guerillas mit zu machen, ſollte ihnen folgen. Beim wehmüthigen Scheiden von Edgar händigte er ihm einen Talisman ein, der ihn aus mancher dringenden Gefahr rettete. — — So endigte Euchar ſeine Erzählung, die die Theilnahme der ganzen Geſellſchaft erregt zu haben ſchien.

Der Dichter, der ſich von ſeinem Stickhuſten erholt hatte und wieder hereingetreten war, meinte, daß in Edgar's ſpaniſchen Abentheuern viel guter Tragödienſtoff enthalten, nur wünſche er einen geziemlichen Zuſatz von Liebe und einen tüchtigen Schluß, einen honnetten Mord, hinlänglichen Wahnſinn, Schlagfluß oder ſonſt dergleichen. „Ach ja, Liebe!" ſprach ein Fräulein, indem ſie verſchämt erröthete; „ein hübſches Liebesabentheuer fehlte Ihrer ſonſt ſehr artigen Erzählung, lieber Baron." „Habe ich," erwiederte Euchar lächelnd, „habe ich denn aber, meine Gnädige, einen Roman auftiſchen wollen? waren es nicht die Schickſale meines Freundes Edgar, von denen ich ſprach, und deſſen Leben in den wilden Gebirgen Spaniens war leider ganz arm an Abentheuern der Art. „Ich glaube," murmelte Viktorine dumpf vor ſich hin, „ich glaube dieſen Edgar zu kennen, der arm geblieben, weil er die reichſte Gabe verſchmähte."

Keiner war aber ſo in Enthuſiasmus gerathen, als Ludwig. Der rief überlaut: „Ja ich kenne ſie, die verhängnißvolle Profecia del Pirineo des göttlichen Don Juan Baptiſta de Arriaza! O — ſie goß Flammen in mein Inneres, ich wollte hin nach Spanien, wollte in den heißen Kampf treten, hätt' es nur im Zuſammenhange der Dinge gelegen. Ha! ich kann mich ganz in Edgars Lage verſetzen, wie hätte ich in dem fatalen Augenblick im Franziskaner-Gewölbe zu dem furchtbaren Empecinado geſprochen!“ Ludwig begann nun eine Rede, die ſo pathetiſch war, daß Alles in Erſtaunen gerieth, und nicht genug Ludwigs Muth, ſeine heroiſche Entſchloſſenheit bewundern konnte. „Aber es lag nicht im Zuſammenhange der Dinge,“ unterbrach ihn die Präſidentin, „doch mag es in dieſem Zuſammenhange liegen, oder vielmehr ſich wohl ſchicken, daß ich eben heute meinen lieben Gäſten eine Unterhaltung zugedacht, die der Erzählung unſers Euchar einen ganz charakteriſtiſchen erheiternden Schluß gibt.“

Die Thüren öffneten ſich, herein trat Emanuela, und hinter ihr der kleine verwachſene Biagio Cubas, mit der Chitarre in den Händen, ſich auf ſeltſame Weiſe verbeugend. Doch mit jener unbeſchreiblichen Anmuth, die die Freunde Ludwig und Euchar ſchon im Park bewundert, trat Emanuela in den Kreis, verbeugte ſich, und ſprach mit holder ſüßer Stimme, daß ſie gekommen, vor der Geſellſchaft ein Talent zu zeigen, das vielleicht nur durch ſeine Fremdartigkeit ergötze.

Das Mädchen ſchien ſeit den wenigen Tagen, da die Freunde ſie ſahen, größer, reizender, vollendeter im Wuchs geworden zu ſeyn, auch war ſie ſehr ſauber, beinahe reich gekleidet. „Nun kannſt du,“ziſchelte Ludwig dem Freunde ins Ohr, während Cubas unter hundert ſehr poſſierlichen Geberden die Anſtalten zum Fandango zwiſchen neun Eiern traf, „nun kannſt du ja deinen Ring wieder fordern!“ „Haſenfuß,“ erwiederte dieſer, „du ſiehſt ihn ja an meinem Finger, ich hatte ihn mit dem Handſchuh abgeſtreift, und fand ihn eben in dem Handſchuh noch denſelben Abend wieder.“ Emanuela's Tanz riß Alles hin, denn niemand hatte ähnliches jemals geſehen. Während Euchar den ernſten Blick unabgewandt auf die Tänzerin richtete, brach Ludwig los in laute Ausrufe des höchſten Entzückens. Da ſprach Viktorine, neben der er ſaß, ihm ins Ohr: „Heuchler, Sie wagen es, mir von Liebe vorzureden, und ſind verliebt in das kleine trotzige Ding, in die ſpaniſche Seiltänzerin? Wagen Sie es nicht mehr ſie anzuſchauen.“ Ludwig wurde nicht wenig verlegen über Viktorinens ungeheure Liebe zu ihm, die ſo ohne alle vernünftige Urſache aufflammen konnte in Eiferſucht. „Ich bin ſehr glücklich,“ liſpelte er vor ſich ſelbſt hin, „aber es genirt.“

Nachdem der Tanz geendigt, nahm Emanuela die Chitarre und begann ſpaniſche Romanzen heitern Inhalts. Ludwig bat, ob es ihr nicht gefallen wolle, jenes hübſche Lied zu wiederholen, das ſie ſeinem Freunde Euchar vorgeſungen; Emanuela begann ſogleich:

Laurel immortal al gran Palafox etc.

Immer glühender wurde ihre Begeiſterung, immer mächtiger ihrer Stimme Klang, immer ſtärker rauſchten die Akkorde. Endlich kam die Strophe, die des Vaterlandes Befreiung verkündet, da fiel ihr ſtrahlender Blick auf Euchar, ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, ſie ſank nieder auf die Knie. Schnell ſprang die Präſidentin hinzu, hob das Mädchen auf, ſprach: „Nicht weiter, nicht weiter, mein ſüßes holdes Kind!“ führte ſie zum Sopha, küßte ſie auf die Stirne, ſtreichelte ihr die Wangen.

„Sie iſt wahnſinnig, ſie iſt wahnſinnig!“ rief Viktorine Ludwigen in’s Ohr; „du liebſt keine Wahnſinnige — nein! — ſag’ es mir, ſag’ es mir gleich auf der Stelle, daß du keine Wahnſinnige zu lieben vermagſt!“ „Ach Gott, nein nein!“ erwiederte Ludwig ganz erſchrocken. Er konnte ſich in den Ausbruch der heftigſten Liebe Viktorinens gar nicht recht finden.

Während die Präſidentin Emanuelen ſüßen Wein und Biskuit einnöthigte, damit ſie ſich nur erhole, wurde auch der wackre Chitarriſt Biagio Cubas, der in einer Ecke des Zimmers niedergeſunken war, und ſehr geſchluchzt hatte, mit einem tüchtigen Glaſe echten Xeres bedient, das er mit einem fröhlichen: „Donna, viva insted mil annos!“ bis auf den letzten Tropfen leerte.

Man kann denken, daß die Frauen nun herfielen über Emanuele, und ſie mit Fragen beſtürmten, nach ihrem Vaterlande, ihren Verhältniſſen u. ſ. w. Die Präſidentin fühlte die peinliche Lage des Mädchens zu ſehr, um ſie nicht gleich daraus zu befreien, dadurch, daß ſie den feſtgeſchloſſenen Kreis in mancherlei Wirbel aufzulöſen wußte, in denen ſich nun alle, ſelbſt die Piquettſpieler drehten. Der Konſiſtorial-Präſident meinte, die kleine Spanierin ſey ein ſchmuckes allerliebſtes Ding, nur ihr verwünſchtes Tanzen ſey ihm in die Beine gefahren, und ihm manchmal ſo ſchwindlig zu Muthe geworden, als ländre mit ihm der leidige Satan. Das Singen ſey dagegen ganz was Apartes geweſen, und habe ihn ſehr ergötzt.

Graf Walther Puck war andrer Meinung. Er verachtete Emanuelens Geſang, da ihm das Trillo gemangelt, und rühmte dagegen höchlich ihren Tanz, den er, wie er ſich ausdrückte, ganz deliziös gefunden. Er bezog ſich darauf, daß er ſich auf ſo etwas ſehr gut verſtehe, da er ſonſt es dem beſten Balletmeiſter gleich gethan. „Kannſt du," ſprach Graf Walther Puck, „kannſt du es dir vorſtellen, Bruder Konſiſtorial-Präſident, daß ich, als ein juveniler Ausbund aller Geſchwindigkeit und Stärke, den Fiocco ſprang, und mit dem zarteſten der Beine ein neun Fuß über meiner Naſenſpitze aufgehängtes Tambourin hinabſchlug? Und was den Fandango zwiſchen Eiern betrifft, ſo hab' ich tanzend oft mehr Eier zerſtampft, als ſieben Hennen des Tages legen konnten." „Alle Teufel, das waren Kunſtſtücke!" ſchrie der Konſiſtorial-Präſident. „Und da," fuhr der Graf fort, „der gute Cochenille ſehr amön das Flageolet bläſt, ſo tanze ich noch zuweilen ausgelaſſen nach ſeinem Pfeiflein, wiewohl nur in meinem Zimmer ganz insgeheim." „Das glaub' ich," rief der Konſiſtorial-Präſident laut lachend, „das glaub' ich, Bruder Graf!" Unterdeſſen war Emanuele mit ihrem Cubas verſchwunden.

Als die Geſellſchaft ſich trennen wollte, ſprach die Präſidentin: „Freund Euchar! ich wette, Sie wiſſen noch mehr Intereſſantes von Ihrem Freunde Edgar! Ihre Erzählung war ein Bruchſtück, das uns alle ſo geſpannt hat, daß wir eine ſchlafloſe Nacht haben werden. Nicht länger als bis morgen Abend gönne ich Ihnen Friſt uns zu beruhigen. Wir müſſen mehr erfahren von Don Rafaele, Empecinado, den Guerillas, und iſt es möglich, daß Edgar ſich verlieben kann, ſo halten Sie damit nicht zurück." „Das wäre herrlich!" rief es von allen Seiten, und Euchar mußte verſprechen, ſich am folgenden Abend mit dem zur Ergänzung ſeines Bruchſtücks nöthigen Material einzufinden.

Auf dem Heimwege konnte Ludwig nicht genug von Viktorinens bis an Wahnſinn gränzender Liebe zu ihm ſprechen. „Aber," rief er, „ſie hat mir durch ihre Eiferſucht mein eignes Innres aufgeſchloſſen, ich habe einen tiefen Blick hinein gethan, und gefunden, daß ich Emanuelen unausſprechlich liebe. Ich werde ſie aufſuchen, ihr meine Liebe geſtehen — ſie an mein Herz drücken!" „Thue das, mein Kind," erwiederte Euchar gelaſſen.

Als am andern Abend die Geſellſchaft bei der Präſidentin verſammelt, verkündigte ſie mit Bedauern, daß Baron Euchar ihr geſchrieben, wie ihn ein unvorhergeſehenes Ereigniß genöthigt plötzlich abzureiſen, weshalb er die Ergänzung des Bruchſtücks bis zu ſeiner Rückkunft verſchieben müſſe.

Euchar's Rückkehr. Scenen einer durchaus glücklicher Ehe. Beſchluß der Geſchichte.

Zwei Jahre mochten vergangen ſeyn, als vor dem goldnen Engel, dem vornehmſten Wirthshauſe in W., ein ſtattlicher, ſchwer bepackter Reiſewagen hielt, aus dem ein junger Mann, eine verſchleierte Dame und ein alter Herr ſtiegen. Ludwig kam gerade des Weges und konnte nicht unterlaſſen, ſtehen zu bleiben und die Ankömmlinge mit der Lorgnette zu betrachten. In dem Augenblick drehte ſich der junge Mann um und ſtürzte mit dem Ausruf: „Ludwig, mein Ludwig, ſey mir tauſendmal gegrüßt," Ludwigen in die Arme. —

Der war aber nicht wenig verwundert, ſo ganz unerwartet ſeinen Freund Euchar wieder zu ſehen. Denn Niemand anders war der junge Mann, der aus dem Reiſewagen geſtiegen. „Beſter," ſprach Ludwig, „wer iſt denn die verſchleierte Dame, wer der alte Herr, der mit dir gekommen? — Alles erſcheint mir ſo ſeltſam und — da kommt ja noch ein Packwagen heran und auf ihm ſitzt — hilf Himmel! — ſeh' ich recht?" —

Euchar nahm Ludwigen unter den Arm, führte ihn einige Schritte über die Straße fort und ſprach: „Du wirſt alles zu ſeiner Zeit erfahren, geliebter Freund, aber für jetzt ſage mir nur, was mit dir vorgegangen? — Du ſiehſt leichenblaß aus, das Feuer deiner Augen iſt erloſchen, du biſt, aufrichtig ſag' ich's dir, um zehn Jahre älter geworden. Hat dich eine ſchwere Krankheit heimgeſucht? Drückt dich ſonſt ein böſer Kummer?" „Ach nein," erwiederte Ludwig, „ich bin vielmehr der glücklichſte Menſch unter der Sonne und führe ein wahres Schlaraffenleben in lauter Liebe und Luſt. Denn wiſſe, ſeit länger als einem Jahr hat mir die himmliſche Viktorine ihre zarte liebe Hand gereicht. Dort das ſchöne Haus mit den hellen Spiegelfenſtern iſt meine Reſidenz, und du könnteſt nichts geſcheidteres thun, als gleich mit mir kommen, und mich beſuchen in meinem irdiſchen Paradieſe. Wie wird ſich mein gutes Weib freuen, dich wieder zu ſehen. Ueberraſchen wir ſie!“ Euchar bat nur um Friſt, die Kleider zu wechſeln, und verſprach dann zu kommen, und zu vernehmen, wie ſich alles zu Ludwig's Glück gefügt.

Ludwig empfing den Freund unten an der Treppe, und bat ſo leiſe als möglich aufzutreten, da Viktorine häufig, und jetzt eben ſtärker, an nervöſen Kopfſchmerzen leide, die ſie in ſolch reizbaren Zuſtand verſetzten, daß ſie die leiſeſten Tritte im Hauſe vernehme, unerachtet ihre Gemächer im entfernteſten Theile des Flügels befindlich. Beide ſchlichen nun ſachte über die mit Decken belegten Stufen durch den Corridor, und in Ludwig's Zimmer hinein. Nach herzlichen Ergießungen der Freude, des Wiederſehens zog Ludwig an der Schelle, rief aber auch gleich: „Gott! — Gott! was hab' ich gethan — ich Unglücklicher!“ und hielt beide Hände vor's Geſicht. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſtürzte ein ſchnippiſches Ding von Kammermädchen hinein, und ſchrie Ludwigen mit gemeinem kreiſchenden Ton an: „Herr Baron, was fangen Sie an? wollen Sie die arme Frau Baronin tödten, die ſchon in Krämpfen liegt?“ „Ach Gott,“ lamentirte Ludwig, „beſtes Nettchen, in der Freude hab' ich nicht daran gedacht! Nun — hier der Herr Baron, mein beſter Herzensfreund iſt angekommen — ſeit Jahren haben wir uns nicht geſehen — ein alter intimer Freund deiner Frau — bitte ſie, flehe ſie an, daß ſie vergönne ihn ihr vorzuſtellen. Thue das, beſtes Nettchen!“ Ludwig drückte ihr Geld in die Hand, und ſie verließ mit einem ſchnippiſchen: „ich will ſehen, was zu machen iſt,“ das Zimmer.

Euchar, der hier einen Auftritt ſah, wie er ſich nur zu oft im Leben begiebt, und daher in hundert Romanen und Komödien aufgetiſcht wird, hatte ſeine beſonderen Gedanken über des Freundes häusliches Glück. Er fühlte mit Ludwig die Pein des Moments, und begann ſich nach gleichgültigen Dingen zu erkundigen. Ludwig ließ ſich aber gar nicht darauf ein, ſondern meinte, es ſey ihm doch gar zu merkwürdig in der Zwiſchenzeit ergangen, und das müſſe er erzählen.

„Du erinnerſt,“ begann er, „du erinnerſt dich gewiß jenes Abends bei der Präſidentin Behs, als du die Geſchichte aus dem Leben deines Freundes Edgar erzählteſt. Du erinnerſt dich auch, wie dann

Viktorine in Eiferſucht erglühte, und ihr von Liebe zu mir entflammtes Herz ganz und gar erſchloß. Und ich Thor, ich geſtand dir's ja, ich Thor verliebte mich ſehr in die kleine ſpaniſche Tänzerin, und las wohl in ihren Blicken, daß ich nicht hoffnungslos liebe. Du wirſt bemerkt haben, daß, als ſie beim Schluß des Fandango die Eier in eine Pyramide zuſammen ſchob, die Spitze dieſer Pyramide mir, der ich gerade in der Mitte des Kreiſes hinter dem Stuhle der Bebs ſtand, zugerichtet war. Nun, konnte ſie beſſer ausdrücken, wie ſehr ich ſie intereſſire? Ich wollte den andern Tag das liebe Ding aufſuchen, aber es lag nicht im Zuſammenhang der Dinge, daß es geſchah. Ich hatte die Kleine beinahe ganz vergeſſen, als der Zufall —"

„Der Zuſammenhang der Dinge," fiel ihm Euchar in's Wort.

„Nun ja wohl," ſprach Ludwig weiter, „genug, ich ging einige Tage darauf durch unſern Park, vor dem Wirthshauſe vorüber, wo wir damals unſere kleine Spanierin zum erſten Mal ſahen. Da ſprang die Wirthin — du glaubſt gar nicht, was die gute Frau, die mir damals Eſſig und Waſſer für mein wundes Knie reichte, für ein Intereſſe für mich gefaßt hatte — ja die Wirthin ſprang auf mich zu, und fragte ſehr angelegentlich, wo denn die Tänzerin mit ihrem Begleiter geblieben ſey, die ihr ſo vielen Beſuch verſchafft, ſie ließe ſich ſchon ſeit mehreren Wochen gar nicht ſehen. Ich wollte mir andern Tages alle Mühe geben zu erforſchen, ob ſie noch im Orte oder nicht, es lag aber nicht im Zuſammenhang der Dinge, daß es geſchah. Mein Herz bereute auch jetzt gar ſehr die Thorheit, die ich begehen wollen, und wandte ſich wieder ganz der himmliſchen Viktorine zu. In ihr nur zu reizbares Gemüth war aber mein Attentat der Untreue ſo tief eingedrungen, daß ſie mich gar nicht ſehen, nichts von mir hören wollte. Der liebe Cochenille verſicherte, daß ſie in tiefe Melancholie verfallen, daß ſie oft in Thränen erſticken wolle, daß ſie ganz troſtlos rufe: „Ich habe ihn verloren, ich habe ihn verloren!" Du kannſt denken, welche Wirkung dies auf mich machte, wie ich ganz aufgelöſt war in Schmerz über das unglückliche Mißverſtändniß. Cochenille bot mir ſeine Hülfe an, er wollte die Comteſſe auf ſchlaue Weiſe von meiner wahren Geſinnung unterrichten, ihr meine Verzweiflung ſchildern, ihr ſagen, daß ich nicht mehr derſelbe ſey, daß ich auf den Bällen höchſtens viermal tanze, im Theater gedankenlos in die Kuliſſen hineinſtarre, meinen Anzug vernachläßige u. ſ. f.

Ich ließ ihm reichlich Goldſtücke zufließen und er brachte mir dafür jeden Morgen eine neue Hoffnung. Endlich ließ ſich Viktorine wieder ſehen. Ach wie ſchön ſie war! O Viktorine, mein holdes, liebes, ſüßes Weib, die Anmuth ſelbſt und die Güte!“ —

Nettchen trat herein und kündigte Ludwigen an, daß die Frau Baronin ganz erſtaunt wären über die ſeltſamen Einfälle, die den Herrn Baron heute bethörten. Erſt klingelten Sie, als ſey Feuer im Hauſe und dann verlangten Sie, daß die todtkranke Frau von Beſuchen beläſtigt werden ſolle. Sie könne heute niemanden ſehen und ließe ſich bei dem fremden Herrn entſchuldigen. Nettchen ſah Eucharn ſtarr in die Augen, maß ihn von Kopf bis zu Fuß und verließ dann das Zimmer.

Ludwig ſah ſchweigend vor ſich nieder und fuhr dann kleinlaut fort: Du glaubſt gar nicht, mit welcher beinahe verhöhnenden Kälte mir Viktorine begegnete. Hätten nicht die früheren Ausbrüche der glühendſten Liebe mich überzeugt, daß die Kälte erheuchelt um mich zu ſtrafen, in der That, ich wäre in manche Zweifel gerathen. Endlich wurde ihr die Verſtellung zu ſchwer, ihr Betragen freundlicher und freundlicher, bis ſie zuletzt auf einem Ball mir ihren Shawl anvertraute. Da war mein Triumph entſchieden. Ich arrangirte jene verhängnißvolle Seize zum zweiten Mal, tanzte göttlich mit ihr, mit ihr der Himmliſchen, flüſterte ihr auf der rechten Fußſpitze balanzirend und die Holde umfangend zu: Göttliche, himmliſche Comteß, ich liebe Sie unausſprechlich, ich bete Sie an — Seyen ſie mein, Engel des Lichts! — Viktorine lachte mir in's Geſicht, das hielt mich aber nicht ab den andern Morgen zu ſchicklicher Zeit, das heißt um ein Uhr hinzugehen, mir durch meinen Freund Cochenille den Zutritt zu verſchaffen und ſie anzuflehen um ihre Hand. Sie ſah mir ſchweigend in's Geſicht, ich warf mich vor ihr nieder, faßte die Hand, die mein werden ſollte, bedeckte ſie mit glühenden Küſſen. Sie ließ das geſchehen, aber es wurde mir in der That ſeltſam zu Muthe, als ihr ernſter, ſtarrer Blick mir wie ohne Sehkraft, als ſey ſie ein lebloſes Bild, ſchien. Doch endlich traten ein Paar große Thränen ihr in die Augen, ſie drückte mir die Hand ſo heftig, daß ich, da ich gerade einen wunden Finger, hätte aufſchreien mögen, ſtand auf, verließ, das Schnupftuch vor dem Geſicht, das Zimmer. — Mein Glück war mir nicht zweideutig, ich eilte zum Grafen und hielt um die Tochter an. Schön, ſehr ſchön, allerliebſt beſter Baron, ſprach der Graf wohlgefällig lächelnd, aber haben Sie der Gräfin ſchon etwas merken laſſen, ſind Sie geliebt? ich bin, als ein wahrer Thor, ungemein portirt für die Liebe! Ich erzählte dem Grafen, wie es ſich mit der Seize begeben. Seine Augen funkelten vor Freude. „Das iſt deliziös, das iſt ganz deliziös," rief er einmal über das andere. „Wie war die Tour, beſter Baronetto?" fragte er mich dann. Ich tanzte die Tour und blieb ſtehen in der Stellung, wie ich ſie erſt beſchrieben. Scharmant, engliſcher Freund, in der That ganz ſcharmant, rief der Graf voll Entzücken, ſchellte, ſchrie laut zur Thür hinaus: Cochenille, Cochenille!

Als Cochenille gekommen, mußte ich ihm die Muſik zu meiner Seize vorſingen, die ich ſelbſt componirt. Nehmen Sie Ihr Flageolet zur Hand, Cochenille, und blaſen Sie dasjenige, was der Herr Baron Ihnen vorgeſungen. So ſprach der Graf. Cochenille führte gut genug aus, was ihm geboten, ich mußte mit dem Grafen tanzen, ſeine Dame vorſtellen und, ich hätt' es dem Alten nicht zugetraut, auf der rechten Fußſpitze ſchwebend flüſterte er mir zu: Auserwählteſter der Barone, meine Tochter Viktorine iſt die Ihrige!

Die holde Viktorine zierte ſich, wie das nun einmal Mädchen zu thun pflegen. Sie blieb ſtumm und ſtarr, ſagte nicht nein, nicht ja, und betrug ſich überdem gegen mich ſo, daß auf's neue meine Hoffnungen ſanken. Dazu kam, daß ich eben jetzt erfuhr, wie damals, als ich in der Seize die Couſine faßte ſtatt Viktorinen, die Mädchen den heilloſen Spaß verabredet hatten, um mich auf entſetzliche Weiſe zu myſtifiziren. In der That, ich wurde ganz betrübt und wollte beinahe meinen, daß es im Zuſammenhang der Dinge läge mich bei der Naſe herumführen zu laſſen. — Unnütze Zweifel — ehe ich mir's verſah — ganz unerwartet, gerade als ich in das tiefſte Leid verſunken, bebte das himmliſche Ja! von den ſüßeſten Lippen! — Nun wurde ich recht gewahr, welchen Zwang ſich Viktorine angethan, denn ſie war nun ſo ausgelaſſen luſtig und heiter, wie man ſie niemals geſehen. Daß ſie mir die unſchuldigſte Liebkoſung verſagte, daß ich kaum ihre Hand zu küſſen wagen durfte — nun das war wohl übertriebene Sprödigkeit. Manche von meinen Freunden wollten mir zwar allerlei dummes Zeug in den Kopf ſetzen, der Tag vor meiner Vermählung war aber dazu beſtimmt, die letzten Zweifel aus meiner Seele zu vertilgen. — Am frühen Morgen eilte ich zu meiner Braut. Ich fand ſie nicht in ihrem Zimmer. Auf ihrem Arbeitstiſch liegen Papiere. — Ich werfe einen Blick darauf, es iſt Viktorinens ſaubere, niedliche Handſchrift — ich leſe — es iſt ein Tagebuch — o Himmel — o all' ihr Götter! jeder Tag giebt mir einen neuen Beweis, wie glühend, wie unausſprechlich mich Viktorine von jeher liebte — der kleinſte Vorfall iſt aufgezeichnet und immer heißt es: Du verſtehſt dies Herz nicht — Unempfindlicher! ſoll ich, im Wahnſinn der Verzweiflung alle Scham verläugnend, dir zu Füßen ſinken, dir ſagen, daß ohne deine Liebe mir das friſche Leben Grabesnacht dünkt? — Und in dieſem Ton ging es weiter fort! — Eben an dem Abende, als ich in Liebe entbrannte zur kleinen Spanierin, leſe ich: Alles iſt verloren — er liebt ſie, nichts iſt gewiſſer. Wahnſinniger, weißt du nicht, daß der Blick des liebenden Weibes das Innerſte zu durchſchauen vermag? — Ich leſe das laut; in dem Augenblicke tritt Viktorine hinein, mit dem Tagebuch in der Hand ſtürze ich vor ihr nieder, ſchreie: „Nein, nein, niemals liebte ich jenes ſeltſame Kind, du, du allein warſt mein Abgott immerdar!“ — Da ſtarrt mich Viktorine an, ruft mit einer gellenden Stimme, die mir noch in die Ohren klingt: „Unglückſeliger, dich habe ich nicht gemeint!“ verläßt mich ſchnell, in das andre Zimmer eilend. — Vermagſt du dir es zu denken, daß weibliche Ziererei ſo weit gehen kann! —

Nettchen kam in dieſem Moment und erkundigte ſich im Namen der Frau Baronin, woran es denn liege, daß der Herr Baron ihr nicht den Fremden zuführe, ſie warte ſchon eine halbe Stunde vergebens auf den ihr zugedachten Beſuch. „Ein herrliches, treffliches Weib,“ ſprach der Baron gerührt, „ſie opfert ſich für meine Wünſche.“ Euchar verwunderte ſich nicht wenig, die Baronin völlig angekleidet, beinahe geputzt, anzutreffen.

„Hier bringe ich dir unſern theuern Euchar, wir haben ihn wieder!“ ſo rief Ludwig; als aber Euchar ſich der Baronin näherte, ihre Hand faßte, überfiel ſie ein heftiges Zittern, und mit einem leiſen: „O Gott!“ ſank ſie ohnmächtig in den Lehnſeſſel.

Euchar, der die Pein des Augenblicks nicht zu ertragen vermochte, entfernte ſich ſchnell. „Unglückſeliger,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „nein! du warſt nicht gemeint!“ Er überſah nun das grenzenloſe Elend, in das Mißverſtändniſſe der unbegreiflichen Eitelkeit den Freund geſtürzt hatten, er wußte nun, wem Viktorinens Liebe gegolten, und fühlte ſich auf ſeltſame Weiſe bewegt. Jetzt erſt wurde ihm mancher Moment klar, den er in ſeiner unbefangenen Geradheit nicht beachtet, jetzt erſt durchſchaute er die leidenſchaftliche Viktorine ganz und gar, und begriff ſelbſt kaum, daß er ihre Liebe nicht geahnt. Jene Momente, in denen ſich Viktorinens Liebe beinahe rückſichtslos offenbarte, gingen ihm hell in der Seele auf, und er empfand lebhaft, daß gerade dann ein ſeltſamer unerklärlicher Widerwille gegen das ſchöne holde Mädchen ihn in die unmuthigſte Stimmung verſetzt hatte. Dieſen bittern Unmuth richtete er nun gegen ſich ſelbſt, indem ihn tiefes Mitleiden für die Arme, über die ein finſtrer Geiſt gewaltet, durchdrang.

Gerade denſelben Abend war die Geſellſchaft bei der Präſidentin Veh verſammelt, der Euchar vor zwei Jahren von Edgars Abentheuern in Spanien erzählt hatte. Man empfing ihn mit dem fröhlichſten Jubel, doch wie ein elektriſcher Schlag traf es ihn, als er Viktorinen erblickte, die er durchaus nicht vermuthet. Keine Spur von Krankheit war an ihr zu bemerken, ihre Augen ſtrahlten feurig wie ſonſt, und ein ſorgfältig gewählter geſchmackvoller Putz erhöhte ihre Schönheit und Anmuth. Euchar, von ihrer Gegenwart gepeinigt, ſchien, wie es ſonſt gar nicht ſeine Art war, gedrückt, verlegen. Viktorine wußte geſchickt ſich ihm zu nähern, faßte plötzlich ſeine Hand, zog ihn bei Seite, ſprach ernſt und ruhig: „Sie kennen meines Mannes Syſtem vom Zuſammenhange der Dinge. Den wahren Zuſammenhang unſers ganzen Seyns bilden, denk' ich, die Thorheiten, die wir begehen, bereuen, und wieder begehen, ſo daß unſer Leben ein toller Spuk ſcheint, der uns, unſer eigenes Ich, raſtlos verfolgt, bis er uns zu Tode neckt und hetzt! — Euchar! ich weiß Alles, ich weiß, wen ich noch dieſen Abend ſehen werde — ich weiß, daß Sie erſt heute mich verſtanden haben. — Nicht Sie, nein, ein böſer Geiſt nur brachte bittern hoffnungsloſen Schmerz über mich! — Der Dämon iſt gewichen in dem Augenblick, als ich Sie wieder ſah! — Frieden und Ruhe über uns, Euchar!" — Ja, erwiederte Euchar gerührt, ja Viktorine, Frieden und Ruhe über uns, die ewige Macht läßt kein mißverſtandenes Leben ohne Hoffnung. — Es iſt nun alles vorüber und gut, ſprach Viktorine, drückte eine Thräne aus dem Auge und wandte ſich zur Geſellſchaft.

Die Präſidentin hatte das Paar beobachtet und flüſterte nun Eucharn zu: Ich habe ihr alles geſagt, that ich Recht? Muß ich, erwiederte Euchar, muß ich mich denn nicht Allem unterwerfen?

Die Geſellſchaft nahm nun, wie es wohl zu geſchehen pflegt, einen neuen Anlauf zur Freude und Verwunderung über Euchars unverhoffte Rückkunft, und beſtürmte ihn mit Fragen, wo er geweſen, was ſich mit ihm unter der Zeit begeben.

„Eigentlich," hob jetzt Euchar an, „bin ich nur gekommen, um das vor zwei Jahren gegebene Wort zu löſen, nämlich noch manches von meines Freundes Edgar Schickſalen zu erzählen, jene Erzählung ordentlich abzurunden und ihr einen Schlußſtein zu geben, den der Herr Dichter dort damals vermißte. Darf ich nun noch verſichern, daß keine finſtere Gemälde, keine Mordthaten und dergleichen fürder vorkommen werden, ja daß dagegen nach dem Wunſche der Damen von hinlänglich romantiſcher Liebe die Rede ſeyn wird, ſo kann ich wohl auf einigen gerechten Beifall hoffen." Alle applaudirten ſehr und rückten ſchnell in einen engen Kreis zuſammen. Euchar nahm den Rednerſtuhl ein und begann ohne weiteres.

Die ſeltſamen, zum Theil mährchenhaften Kriegsabentheuer, welche Edgar beſtand, während er mit den Guerillas focht, übergehe ich, und bemerke nur, daß der Talisman, den ihm Don Rafaele Marchez bei dem Abſchiede einhändigte, ein kleiner Ring mit geheimnißvollen Chiffern war, der ihn als einen, in die geheimſten Bündniſſe Eingeweihten bezeichnete, eben daher ihm aber überall bei den Kundigen das unbedingteſte Vertrauen erwarb, und ferner eine Gefahr, der ähnlich, der er in Valenzia ausgeſetzt geweſen, unmöglich machte. Später begab er ſich zu den engliſchen Truppen und focht unter Wellington. Keine feindliche Kugel traf ihn mehr, friſch und geſund kehrte er nach dem beendigten Feldzuge in ſein Vaterland zurück. Den Don Rafaele Marchez hatte er weder ſelbſt wieder geſehen, noch von ſeinen Schickſalen weiter etwas vernommen. Längſt war Edgar in ſeiner Vaterſtadt, als ihm eines Tages der kleine Ring des Don Rafaele, den er beſtändig am Finger trug, auf beſondere Weiſe abhanden gekommen war. Den andern Morgen in aller Frühe trat ein kleiner ſeltſamer Menſch ins Zimmer, hielt ihm den verlornen Ring vor Augen, und fragte, ob es nicht der ſeinige ſey. So wie Edgar dies aber freundlich bejahte, rief der Menſch ganz außer ſich auf ſpaniſch: „O Don Edgar, Ihr ſeid es — Ihr ſeid es, es iſt gar kein Zweifel mehr!“ Nun kamen Edgar des kleinen Menſchen Geſichtszüge, ſeine Geſtalt ins Gedächtniß zurück, es war Don Rafaeles treuer Diener, der mit dem Löwenmuth der Verzweiflung Don Rafaeles Kind zu retten trachtete. „Um aller Heiligen willen, Ihr ſeyd der Diener des Don Rafaele Marchez! ich kenne Euch wieder — wo iſt er? ha! eine ſeltſame Ahnung will ſich bewähren!“ So rief Edgar, doch der Kleine beſchwor ihn nur gleich mit ihm zu gehen!

Der Kleine führte Edgarn in die entfernteſte Vorſtadt, ſtieg mit ihm herauf bis zur Bodenkammer eines elenden Hauſes. Welch' ein Anblick! Siech, abgezehrt, alle Spuren des tödtenden Grams auf dem todbleichen Antlitz, lag Don Rafaele Marchez auf einem Strohlager, vor dem ein Mädchen — ein Kind des Himmels kniete! So wie Edgar eintrat, ſtürzte das Mädchen auf ihn zu, riß ihn hin zu dem Alten, rief mit dem Ton des inbrünſtigſten Entzückens: „Vater — Vater, er iſt es, nicht wahr, er iſt es?“ „Ja,“ ſprach der Alte, indem ſeine erloſchenen Augen aufleuchteten, und er mühſam die gefalteten Hände zum Himmel erhob, „ja er iſt es, unſer Retter! — O Don Edgar, wer hätt' es gedacht, daß die Flamme, die in mir aufglühte für Vaterland und Freiheit, ſich verderblich gegen mich ſelbſt richten ſollte!“ —

Nach den erſten Ausbrüchen des höchſten Entzückens, des tiefſten Schmerzes erfuhr Edgar, daß es der ausgedachteſten Bosheit der Feinde Don Rafaeles gelungen war, ihn nach hergeſtellter Ruhe der Regierung verdächtig zu machen, die das Verbannungsurtheil über ihn ausſprach und ſein Vermögen konfiszirte. Er gerieth in das tiefſte Elend. Die fromme Tochter, der treue Diener ernährten ihn durch Geſang und Spiel. — Das iſt Emanuele, das iſt Biaggio Cubas, rief Ludwig laut und alle riefen ihm durcheinander nach: ja ja, das iſt Emanuele — das iſt Cubas!

Die Präſidentin gebot Ruhe, indem der Redner, wenn ſich auch manches nach und nach aufzuklären ſcheine, doch nicht unterbrochen werden dürfe, vielmehr zum völligen Schluß der Geſchichte kommen müſſe. Uebrigens glaube ſie zu errathen, daß Edgar, ſo wie er die holde Emanuele erblickt, in die glühendſte Liebe gekommen. „So iſt es, nahm Euchar das Wort, indem eine leichte Röthe ſein Geſicht überflog, ſo iſt es in der That. Schon früher, als er das wunderbare

Kind ſchaute, durchbebten ſüße Ahnungen ſeine Bruſt, und das noch nie gekannte Gefühl der inbrünſtigſten Liebe entzündete ſein ganzes Weſen! — Edgar mußte, konnte helfen. Er brachte den Don Rafaele, Emanuelen, ſo wie den treuen Cubas (ich ſelbſt half das vermitteln) auf das Gut ſeines Oheims. Don Rafaeles Glücksſtern ſchien nun wieder aufgehen zu wollen, denn bald darauf erhielt er einen Brief von dem frommen Vater Euſebio, in dem es hieß, daß die Brüder, bekannt mit den verborgenen Winkeln ſeines Hauſes, den nicht unbeträchtlichen Schatz an Gold und Juwelen, den er vor ſeiner Flucht eingemauert, in das Kloſter geborgen hätten, und daß es nur darauf ankäme, ihn durch eine ſichere Perſon abholen zu laſſen. Edgar entſchloß ſich augenblicklich mit dem treuen Cubas hinzureiſen nach Valenzia. Er ſah ſeinen frommen Pfleger, den Vater Euſebio wieder, Don Rafaeles Schatz wurde ihm ausgehändigt. Doch er wußte, daß wohl mehr als aller Reichthum, dem Rafaele Marchez ſeine Ehre galt. Es gelang ihm in Madrid der Regierung die völlige Unſchuld Don Rafaeles darzuthun, der Bann wurde aufgehoben.“

Die Thüren gingen auf, hinein trat eine prächtig gekleidete Dame, hinter ihr ein alter Mann, von hohem ſtolzen Anſehen. Die Präſidentin eilte ihnen entgegen, führte die Dame in den Kreis — Alle waren von ihren Plätzen aufgeſtanden — und ſprach: „Donna Emanuela Marchez, die Gemahlin unſers Euchar — Don Rafaele Marchez!“

„Ja,“ ſprach Euchar, indem die Seligkeit des gewonnenen Glücks aus ſeinen Augen leuchtete, auf ſeinen Wangen ſchimmerte in glühendem Roth: „ja es blieb wirklich nur noch übrig zu ſagen, daß der, den ich Edgar nannte, niemand anders iſt als ich ſelbſt.“ Viktorine ſchloß die in dem mächtigſten Liebreiz ſtrahlende Emanuela in die Arme, drückte ſie heftig an ihre Bruſt, beide ſchienen ſich ſchon zu kennen, Ludwig ſprach aber, indem er einen etwas trüben Blick auf die Gruppe warf: „Das alles lag im Zuſammenhang der Dinge!“

Die Freunde waren mit Sylveſters Erzählung zufrieden und ſtimmten vorzüglich darin überein, daß Euchars Schickſale in Spanien während des Befreiungskrieges, ſo epiſodiſch ſie eingeflochten ſchienen, doch der Kern des Ganzen wären und deshalb von guter Wirkung, weil Alles darin auf wahrhaft hiſtoriſcher Baſis beruhe.

Es iſt, nahm Lothar das Wort, es iſt gar nicht zu bezweifeln, daß die Geſchichte Eigenthümliches darbietet, das der ohne Halt im Leeren ſchwebende Geiſt zu ſchaffen ſich vergebens bemüht. Eben ſo giebt das geſchickte Benutzen der hiſtoriſch wahren Gebräuche, Sitten, herkömmlichen Gewohnheiten irgend eines Volkes oder einer beſondern Klaſſe deſſelben der Dichtung eine beſondere Lebensfarbe, die ſonſt ſchwer zu erlangen. Doch ſag' ich ausdrücklich, das geſchickte Benutzen, denn in der That, das Erfaſſen des geſchichtlich Wahren, der Wirklichkeit in einer Dichtung, deren Begebniſſe ganz der Phantaſie angehören, iſt nicht ſo leicht als mancher wohl denken möchte und erfordert allerdings ein gewiſſes Geſchick, das nicht jedem eigen und ohne welches ſtatt einer friſchen Lebendigkeit nur ein mattes ſchielendes Scheinleben zu Tage gefördert wird. So kenne ich Dichtungen, vorzüglich von ſchriftſtelleriſchen Frauen, in denen man jeden Augenblick gewahrt, wie in jenen Farbentopf getunkt und doch am Ende nichts heraus gebracht wurde, als ein wirres Gemengſel von bunten Strichen, da, wo es abgeſehen war auf ein recht lebendiges Bild.

Ich gebe, ſprach Ottmar, dir vollkommen Recht und nachdem ich flüchtig an einen gewiſſen Roman einer ſonſt genugſam geiſtreichen Frau gedacht, dem es trotz aller Pinſelei aus jenem Farbentopfe durchaus an aller Lebendigkeit, an aller poetiſchen Wahrheit mangelt, und ihn ſchnell wieder vergeſſen, will ich dir nur ſagen, daß gerade das Geſchick die Wirklichkeit, das geſchichtlich Wahre aufzufaſſen, die Werke eines Dichters auszeichnen mag, der ſeit nicht gar langer Zeit unter uns bekannt worden. Ich meine den engländiſchen Walther Scott. Zwar las ich erſt ſeinen Aſtrologen, aber — ex ungue leonem. — Gleich die Expoſition in dieſem Roman iſt gegründet auf ſchottiſche Sitten, dem Lande eigenthümliche Einrichtungen, aber ohne dieſe zu kennen wird man von der friſchen Lebendigkeit aller Gebilde ergriffen auf wunderbare Weiſe und um ſo mehr iſt dieſe Expoſition durchaus meiſterhaft zu nennen, als man, wie durch einen Zauberſchlag, verſetzt wird — ich bediene mich, da keine Frauen zugegen, eines zweiten lateiniſchen Ausſpruchs — medias in res. Dabei beſitzt Scott eine ſeltene Kraft mit wenigen ſtarken Strichen ſeine Figuren ſo hinzuſtellen, daß ſie alsbald lebendig herausſchreiten aus dem Rahmen des Gemäldes und ſich bewegen in dem eigenthümlichſten Charakter. Scott iſt eine herrliche Erſcheinung in der engliſchen

Litteratur, er iſt eben ſo lebendig als Smollet, wiewohl viel klaſſiſcher und edler, doch fehlt ihm nach meiner Meinung das Brillantfeuer des tiefen Humors, der aus Sterne's und Swifts Werken hervorblitzt.

Mir, begann Vinzenz, mir geht es zur Zeit eben ſo wie dir, Ottmar! Nur den Aſtrologen allein habe ich von Scotts Werken geleſen, aber auch mich hat der originelle Roman gar ſehr angeſprochen, der in ſeinem methodiſchen Fortſchreiten einem Knäuel zu vergleichen, der ruhig abgewickelt wird und deſſen feſtgeſponnener Faden niemals reißt. Was mir zu tadeln, aber recht aus der engliſchen Lebensweiſe hervorzugehen ſcheint iſt, daß, außer der in der That erhaben grauenhaften Zigeunerin, die jedoch nicht ſo wohl ein Weib als eine geſpenſtiſche Erſcheinung zu nennen, die Weiber flach und blaß gehalten ſind. Die beiden Mädchen im Aſtrologen gemahnen mich an die Frauenzimmer auf den engliſchen colorirten Kupferſtichen in punktirter Manier, die ſich alle ähnlich, das heißt eben ſo hübſch als ganz bedeutungslos ſind, und denen man es anſieht, daß aus dem kleinen zugeſpitzten Mündchen nichts weiter hervorzukommen wagt, als das unſchuldigſte: Ja Ja und Nein Nein, da alles übrige vom Uebel. Hogarths Milchverkäuferin iſt der Prototypus aller dieſer Geſchöpflein. Es fehlt jenen beiden Mädchen der eigentliche Geiſt, der göttlich belebende Athem.

Möchte man, ſprach Theodor, nicht dagegen den Weibern eines unſerer geiſtreichſten Dichter, vorzüglich wie ſie in ältern Werken vorkommen, etwas mehr Körper wünſchen, da ſie oft im Anſchauen zerfließen zu Nebelgebilden? — Nun wir wollen dennoch beide, dieſen heimiſchen Dichter ſo wie jenen fremden, deshalb recht hoch ehren und lieben, weil ſie wahres und herrliches ſchaffen.

Sehr merkwürdig, nahm Sylveſter das Wort, iſt es doch, daß, irre ich nicht, mit Walther Scott beinahe zu gleicher Zeit ein engländiſcher Dichter auftrat, der in ganz anderer Tendenz das Große, Herrliche leiſtet. Es iſt Lord Byron, den ich meine, und der mir kräftiger und gediegener ſcheint als Thomas Moore. Seine Belagerung von Corinth iſt ein Meiſterwerk voll der lebendigſten Bilder, der genialſten Gedanken. Vorherrſchend ſoll ſein Hang zum Düſtern, ja Grauenhaften und Entſetzlichen ſeyn, und ſeinen Vampyr hab' ich gar nicht leſen mögen, da mir die bloße Idee eines Vampyrs, habe ich ſie richtig aufgefaßt, ſchon eiskalte Schauer erregt. So viel ich weiß, iſt ein Vampyr nämlich nichts anders als ein lebendiger Todter, der Lebendigen das Blut ausſaugt.

Hoho, rief Lothar lachend, ein Dichter wie du mein theurer Freund Sylveſter, muß wohl bewandert ſeyn in allen möglichen Zauber- und Hexengeſchichten und andern Teufeleien, ja ſich ſelbſt was weniges auf das Zaubern und Hexen verſtehen, da ſolches zu manchem Dichten und Trachten nützlich. Was nun inſonderheit den Vampyrismus betrifft, ſo will ich dir, damit du meine ungemeine Beleſenheit in derlei Dingen erkennen mögeſt, gleich ein anmuthiges Werklein anführen, aus dem du dich auf das vollſtändigſte über dieſe dunkle Materie belehren kannſt. Der vollſtändige Titel dieſes Werkleins heißt: „M. Michael Ranfts Diaconi zu Nebra, Traktat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern, worin die wahre Beſchaffenheit derer Hungariſchen Vampyrs und Blutſauger gezeigt, auch alle von dieſer Materie bisher zum Vorſchein gekommene Schriften rezenſirt werden.“ — Schon dieſer Titel wird dich von der Gründlichkeit des genannten Werks überzeugen, und du wirſt daraus entnehmen, daß ein Vampyr nichts anders iſt, als ein verfluchter Kerl, der ſich als Todter einſcharren läßt, und demnächſt aus dem Grabe aufſteigt und den Leuten im Schlafe das Blut ausſaugt, die dann auch zu Vampyrs werden, ſo daß nach den Berichten aus Ungarn, die der Magiſter beibringt, ſich die Bewohner ganzer Dörfer umſetzten in ſchändliche Vampyrs. Um einen ſolchen Vampyr unſchädlich zu machen, muß er ausgegraben, ihm ein Pfahl durchs Herz geſchlagen, und der Körper zu Aſche verbrannt werden. Dieſe ſcheußlichen Creaturen erſcheinen oft nicht in eigner Geſtalt, ſondern en masque. So heißt es, wie ich mich ſehr lebhaft erinnere, in einem Briefe, den ein Offizier aus Belgrad an einen berühmten Doktor nach Leipzig ſchrieb, um ſich nach der eigentlichen Natur des Vampyrismus zu erkundigen, ungefähr: „In dem Dorfe, Kinklina genannt, hat es ſich „zugetragen, daß zwei Brüder von einem Vampyr geplaget worden, „weswegen einer um den andern gewachet, da es denn wie ein Hund „die Thüre geöffnet, auf Anſchreien aber gleich wieder davon gelau„fen, bis endlich einmal beide eingeſchlafen, da es denn dem einen „in einem Augenblick einen rothen Fleck unter dem rechten Ohr ge„ſauget, worauf er denn in drei Tagen davon geſtorben.“ Zum Schluß ſagt der Offizier: „Weil man nun hier ein ungemeines Wun-

„der daraus machet, als unterſtehe mich Dero Partikular-Meinung „mir gehorſamſt auszubitten, ob ſolches ſympathetiſcher, teufliſcher „oder aſtraliſcher Geiſter Wirkung ſey, der ich mit vieler Hochachtung „verharre ꝛc." Nimm dir ein Beiſpiel an dieſem wißbegierigen Offizier. — Jetzt fällt mir ſogar ſein Name ein; es war der Fähndrich des Prinz Alexandriniſchen Regiments, Sigismund Alexander Friedrich von Kottwitz. Ueberhaupt beſchäftigte ſich damals das Militair ganz ungemein mit dem Vampyrismus. Eben in Magiſter Ranfts Werk befindet ſich nämlich ein in gerichtlicher Form von Regimentsärzten in Gegenwart zweier Offiziere eben jenes Alexandriniſchen Regiments aufgenommener Akt über die Auffindung und Vernichtung eines Vampyrs. Unter andern heißt es in dieſem Akt: „Weil ſie nun „daraus erſehen, daß er ein wirklicher Vampyr ſey, ſo haben ſie demſelben einen Pfahl durchs Herz geſchlagen, wobei er einen wohlvernehmlichen Gächzer gethan und häufiges Geblüte von ſich gelaſſen." — Iſt das nicht merkwürdig und lehrreich zugleich? Es mag, erwiederte Sylveſter, es mag ſich das alles im Magiſter Ranft nur abentheuerlich oder vielmehr aberwitzig ausnehmen, indeſſen erſcheint, hält man ſich an die Sache ſelbſt, ohne den Vortrag zu beachten, der Vampyrismus als eine der furchtbar grauenhafteſten Ideen, ja das furchtbar grauenhafte dieſer Idee artet aus ins Entſetzliche, ſcheußlich Widerwärtige.

Und, fiel Cyprian dem Freunde ins Wort, und demungeachtet kann aus dieſer Idee ein Stoff hervorgehen, der von einem phantaſiereichen Dichter, dem poetiſcher Takt nicht fehlt, behandelt, die tiefen Schauer jenes geheimnißvollen Grauens erregt, das in unſerer eigenen Bruſt wohnt, und berührt von den elektriſchen Schlägen einer dunkeln Geiſterwelt den Sinn erſchüttert, ohne ihn zu verſtören. Eben der richtige poetiſche Takt des Dichters wird es hindern, daß das Grauenhafte ausarte ins Widerwärtige und Ekelhafte; das dann aber meiſtentheils zugleich aberwitzig genug erſcheint, um auch die leiſeſte Wirkung auf unſer Gemüth zu verfehlen. Warum ſollte es dem Dichter nicht vergönnt ſeyn, die Hebel der Furcht, des Grauens, des Entſetzens zu bewegen? Etwa weil hie und da ein ſchwaches Gemüth dergleichen nicht verträgt? Soll ſtarke Koſt gar nicht aufgetragen werden, weil einige am Tiſche ſitzen, die ſchwächlicher Natur ſind oder ſich den Magen verdorben haben?

Es bedarf, nahm Theodor das Wort, es bedarf deiner Apologie des Grauenhaften gar nicht, mein lieber phantaſtiſcher Cyprianus! Wir wiſſen ja alle, wie wunderbar die größten Dichter vermöge jener Hebel das menſchliche Gemüth in ſeinem tiefſten Innern zu bewegen wußten. Man darf ja nur an Shakspeare denken! — Und wer verſtand ſich auch darauf beſſer, als unſer herrliche Tieck in mancher ſeiner Erzählungen. Ich will nur des Liebeszaubers erwähnen. Die Idee dieſes Mährchens muß in jeder Bruſt eiskalte Todesſchauer, ja der Schluß das tiefſte Entſetzen erregen, und doch ſind die Farben ſo glücklich gemiſcht, daß trotz alles Grauens und Entſetzens uns doch der geheimnißvolle Zauberreiz des Tragiſchen befängt, dem wir uns willig und gern hingeben. Wie wahr iſt das, was Tieck ſeinem Manfred in den Mund legt, um die Einwürfe der Frauen gegen das Schauerliche in der Poeſie zu widerlegen. Ja wohl iſt das Entſetzliche, was ſich in der alltäglichen Welt begiebt, eigentlich dasjenige, was die Bruſt mit unverwindlichen Qualen foltert, zerreißt. Ja wohl gebährt die Grauſamkeit der Menſchen das Elend, was große und kleine Tyrannen ſchonungslos mit dem teufliſchen Hohn der Hölle ſchaffen, die ächten Geſpenſtergeſchichten. Und wie ſchön ſagt nun der Dichter: In dergleichen mährchenhaften Erfindungen aber kann ja dieſes Elend der Welt nur wie von muntern Farben gebrochen hineinſpielen, und ich dächte, auch ein nicht ſtarkes Auge müßte es auf dieſe Weiſe ertragen! — Oft ſchon, ſprach Lothar, gedachten wir des tiefen genialen Dichters, deſſen Anerkennung in ſeiner ganzen hohen Vortrefflichkeit der Nachwelt vorbehalten bleibt, während ſchnell aufflackernde Irrlichter, die mit erborgtem Glanz das Auge im Augenblick zu blenden vermochten, eben ſo ſchnell wieder verlöſchen. — Uebrigens meine ich, daß die Phantaſie durch ſehr einfache Mittel aufgeregt werden könne, und daß das Grauenhafte oft mehr im Gedanken, als in der Erſcheinung beruhe. Kleiſts Bettelweib von Lokarno trägt für mich wenigſtens das Entſetzlichſte in ſich, was es geben mag, und doch, wie einfach iſt die Erfindung! — Ein Bettelweib das man mit Härte hinter den Ofen weiſet, wie einen Hund, und das geſtorben, nun jeden Tag über den Boden wegtappt, und ſich hinter den Ofen ins Stroh legt, ohne daß man irgend etwas erblickt! — Doch iſt es auch freilich die wunderbare Färbung des Ganzen, welche ſo kräftig wirkt. Kleiſt wußte in jenen Farbentopf nicht allein einzutunken, ſondern auch die Farben mit der Kraft und Genialität des vollendeten Meiſters auftragend ein lebendiges Bild zu ſchaffen wie keiner. Er durfte keinen Vampyr aus dem Grabe ſteigen laſſen, ihm genügte ein altes Bettelweib. — Es iſt, nahm Cyprian das Wort, es iſt mir bei dem Geſpräch über den Vampyrismus eine gräßliche Geſchichte eingefallen, die ich vor langer Zeit entweder las oder hörte. Doch glaube ich beinahe das letztere, denn wie ich mich erinnere ſetzte der Erzähler hinzu, daß die Geſchichte ſich wirklich zugetragen, und nannte die gräfliche Familie und das Stammhaus, wo ſich alles begeben. Sollte die Geſchichte dennoch gedruckt und euch bekannt ſeyn, ſo fallt mir nur gleich in die Rede, denn es giebt nichts langweiligeres, als ſich längſt bekannte Dinge auftiſchen zu laſſen. — Ich merke, ſprach Ottmar, daß du wieder etwas ſehr tolles und gräuliches zu Markte bringen wirſt; denke wenigſtens an den heiligen Serapion, ſey ſo kurz als du nur vermagſt, um unſern Vinzenz zu Worte kommen zu laſſen, der, wie ich merke, ſchon ungeduldig darauf harrt, uns das längſt verſprochene Mährchen mitzutheilen.

Still, ſtill, rief Vinzenz. Nichts beſſeres kann ich mir wünſchen, als daß Cyprian einen rechten ſchwarzen Teppich als Hintergrund aufhänge, auf dem dann die mimiſch-plaſtiſche Darſtellung meiner bunten, und wie ich meine, genugſam bocksſpringenden Figuren ſich ganz hübſch ausnehmen muß. Darum beginne, o mein Cyprianus, und ſey düſter, ſchrecklich, ja entſetzlich, trotz dem vampyriſchen Lord Byron, den ich nicht geleſen.

Graf Hyppolit, ſo begann Cyprian, war zurückgekehrt von langen weiten Reiſen, um das reiche Erbe ſeines Vaters, der unlängſt geſtorben, in Beſitz zu nehmen. Das Stammſchloß lag in der ſchönſten anmuthigſten Gegend, und die Einkünfte der Güter reichten hin zu den koſtſpieligſten Verſchönerungen. Alles was der Art dem Grafen auf ſeinen Reiſen, vorzüglich in England, als reizend, geſchmackvoll, prächtig aufgefallen, ſollte nun vor ſeinen Augen noch einmal entſtehen. Handwerker und Künſtler, wie ſie gerade nöthig, fanden ſich auf ſeinen Ruf bei ihm ein, und es begann alsbald der Umbau des Schloſſes, die Anlage eines weitläuftigen Parks in dem größten Styl, ſo daß ſelbſt Kirche, Todtenacker und Pfarrhaus eingegränzt wurden und als Parthie des künſtlichen Waldes erſchienen. Alle Arbeiten leitete der Graf, der die dazu nöthigen Kenntniſſe beſaß, ſelbſt, er widmete ſich dieſen Beſchäftigungen mit Leib und Seele, und ſo war ein Jahr vergangen, ohne daß es ihm eingefallen, dem Rath eines alten Oheims gemäß in der Reſidenz ſein Licht leuchten zu laſſen vor den Augen der Jungfrauen, damit ihm die ſchönſte, beſte, edelſte zufalle als Gattin. Eben ſaß er eines Morgens am Zeichentiſch, um den Grundriß eines neuen Gebäudes zu entwerfen, als eine alte Baroneſſe, weitläuftige Verwandte ſeines Vaters, ſich anmelden ließ. Hyppolit erinnerte ſich, als er den Namen der Baroneſſe hörte, ſogleich, daß ſein Vater von dieſer Alten immer mit der tiefſten Indignation, ja mit Abſcheu geſprochen, und manchmal Perſonen, die ſich ihr nähern wollen, gewarnt, ſich von ihr fern zu halten, ohne jemals eine Urſache der Gefahr anzugeben. Befragte man den Grafen näher, ſo pflegte er zu ſagen, es gäbe gewiſſe Dinge, über die es beſſer ſey zu ſchweigen als zu reden. So viel war gewiß, daß in der Reſidenz dunkle Gerüchte von einem ganz ſeltſamen und unerhörten Criminalprozeß gingen, in dem die Baroneſſe befangen, der ſie von ihrem Gemahl getrennt, aus ihrem entfernten Wohnort vertrieben, und deſſen Unterdrückung ſie nur der Gnade des Fürſten zu verdanken habe. Sehr unangenehm berührt fühlte ſich Hyppolit durch die Annäherung einer Perſon, die ſein Vater verabſcheut, waren ihm auch die Gründe dieſes Abſcheus unbekannt geblieben. Das Recht der Gaſtfreundſchaft, das vorzüglich auf dem Lande gelten mag, gebot ihm indeſſen, den läſtigen Beſuch anzunehmen. Niemals hatte eine Perſon, ohne im mindeſten häßlich zu ſeyn, in ihrer äußern Erſcheinung ſolch einen widerwärtigen Eindruck auf den Grafen gemacht, als eben die Baroneſſe. Bei dem Eintritt durchbohrte ſie den Grafen mit einem glühenden Blick, dann ſchlug ſie die Augen nieder und entſchuldigte ihren Beſuch in beinahe demüthigen Ausdrücken. Sie klagte, daß der Vater des Grafen von den ſeltſamen Vorurtheilen befangen, die ihm, gegen ſie feindlich Geſinnte, auf hämiſche Weiſe beizubringen gewußt, ſie bis in den Tod gehaßt, und ihr, unerachtet ſie in der bitterſten Armuth beinahe verſchmachtet, und ſich ihres Standes ſchämen müſſen, niemals auch nur die mindeſte Unterſtützung zufließen laſſen. Endlich, ganz unerwartet in den Beſitz einer kleinen Geldſumme gekommen, ſey es ihr möglich geworden, die Reſidenz zu verlaſſen und in ein entferntes Landſtädtchen zu fliehen. Auf dieſer Reiſe habe ſie dem Drange nicht wiederſtehen können, den Sohn eines Mannes zu ſehen, den ſie ſeines ungerechten unverſöhnlichen Haſſes unerachtet ſtets hochverehrt. — Es war der rührende Ton der Wahrheit, mit dem die Baroneſſe ſprach, und der Graf fühlte ſich um ſo mehr bewegt, als er weggewandt von dem widrigen Antlitz der Alten, verſunken war in den Anblick des wunderbar lieblichen anmuthigen Weſens, das mit der Baroneſſe gekommen. Die Baroneſſe ſchwieg; der Graf ſchien es nicht zu bemerken, er blieb ſtumm. Da bat die Baroneſſe, es ihrer Befangenheit an dieſem Orte zu verzeihen, daß ſie dem Grafen nicht gleich bei ihrem Eintritt ihre Tochter Aurelie vorgeſtellt. Nun erſt gewann der Graf Worte, und beſchwor, roth geworden bis an die Augen, in der Verwirrung des liebeentzückten Jünglings, die Baroneſſe, ſie möge ihm vergönnen, das gut zu machen, was ſein Vater nur aus Mißverſtand verſchulden können, und vor der Hand es ſich auf ſeinem Schloſſe gefallen laſſen. Seinen beſten Willen betheuernd faßte er die Hand der Baroneſſe, aber das Wort, der Athem ſtockte ihm, eiskalte Schauer durchbebten ſein Innerſtes. Er fühlte ſeine Hand von im Tode erſtarrten Fingern umkrallt, und die große knochendürre Geſtalt der Baroneſſe, die ihn anſtarrte mit Augen ohne Sehkraft, ſchien ihm in den häßlich bunten Kleidern eine angeputzte Leiche. „O mein Gott, welch' ein Ungemach gerade in dieſem Augenblick!“ So rief Aurelie und klagte dann mit ſanfter herzdurchdringender Stimme, daß ihre arme Mutter zuweilen plötzlich vom Starrkrampf ergriffen werde, daß dieſer Zuſtand aber gewöhnlich ohne Anwendung irgend eines Mittels in ganz kurzer Zeit vorüber zu gehen pflege. Mit Mühe machte ſich der Graf los von der Baroneſſe, und alles glühende Leben ſüßer Liebesluſt kam ihm wieder, als er Aureliens Hand faßte und feurig an die Lippen drückte. Beinahe zum Mannesalter gereift, fühlte der Graf zum erſtenmal die ganze Gewalt der Leidenſchaft, um ſo weniger war es ihm möglich, ſeine Gefühle zu verbergen, und die Art, wie Aurelie dies aufnahm in hoher kindlicher Liebenswürdigkeit, entzündete in ihm die ſchönſten Hoffnungen. Wenige Minuten waren vergangen, als die Baroneſſe aus dem Starrkrampf erwachte, und ſich des vorübergegangenen Zuſtandes völlig unbewußt, den Grafen verſicherte, wie ſie der Antrag, einige Zeit auf dem Schloſſe zu verweilen, hoch ehre, und alles Unrecht, das ihr der Vater angethan, mit einem mal vergeſſen laſſe. So hatte ſich nun plötzlich der Hausſtand des Grafen verändert, und er mußte glauben, daß ihm eine beſondere Gunſt des Schickſals die einzige auf dem ganzen Erdenrund zugeführt, die als heißgeliebte angebetete Gattin ihm das höchſte Glück des irdiſchen Seyns gewähren könne. Das Betragen der alten Baroneſſe blieb ſich gleich, ſie war ſtill, ernſt, ja in ſich verſchloſſen, und zeigte, wenn es die Gelegenheit gab, eine milde Geſinnung, und ein jeder unſchuldigen Luſt erſchloſſenes Herz. Der Graf hatte ſich an das in der That ſeltſam gefurchte todtenbleiche Antlitz, an die geſpenſtiſche Geſtalt der Alten gewöhnt, er ſchrieb alles ihrer Kränklichkeit zu, ſo wie dem Hange zu düſtrer Schwärmerei, da ſie, wie er von ſeinen Leuten erfahren, oft nächtliche Spaziergänge machte durch den Park nach dem Kirchhofe zu. Er ſchämte ſich, daß das Vorurtheil des Vaters ihn ſo habe befangen können, und die eindringlichſten Ermahnungen des alten Oheims, das Gefühl, das ihn ergriffen, zu beſiegen, und ein Verhältniß aufzugeben, das ihn über kurz oder lang ganz unvermeidlich ins Verderben ſtürzen werde, verfehlten durchaus ihre Wirkung. Von Aureliens innigſter Liebe auf das Lebhafteſte überzeugt, bat er um ihre Hand, und man kann denken, mit welcher Freude die Baroneſſe, die ſich aus tiefer Dürftigkeit geriſſen, im Schooße des Glücks ſah, dieſen Antrag aufnahm. Die Bläſſe und jener beſondere Zug, der auf einen ſchweren innern unverwindlichen Gram deutet, war verſchwunden aus Aureliens Antlitz, und die Seligkeit der Liebe ſtrahlte aus ihren Augen, ſchimmerte roſigt auf ihren Wangen. Am Morgen des Hochzeitstages vereitelte ein erſchütternder Zufall die Wünſche des Grafen. Man hatte die Baroneſſe im Park unfern des Kirchhofes leblos am Boden auf dem Geſicht liegend gefunden, und brachte ſie nach dem Schloſſe, eben als der Graf aufgeſtanden und im Wonnegefühl des errungenen Glücks hinausſchaute. Er glaubte die Baroneſſe nur von ihrem gewöhnlichen Uebel befallen; alle Mittel, ſie wieder zurückzurufen ins Leben blieben aber vergeblich, ſie war todt. Aurelie überließ ſich weniger den Ausbrüchen eines heftigen Schmerzes, als daß ſie verſtummt, thränenlos durch den Schlag, der ſie getroffen, in ihrem innerſten Weſen gelähmt ſchien. Dem Grafen bangte für die Geliebte, und nur leiſe und behutſam wagte er es, ſie an ihr Verhältniß als gänzlich verlaſſenes Kind zu erinnern, welches erfordere, das Schickliche aufzugeben, um das noch Schicklichere zu thun, nemlich des Todes der Mutter unerachtet den Hochzeitstag ſo viel nur möglich zu beſchleunigen. Da fiel aber Aurelie dem Grafen in die Arme und rief, indem ihr ein Thränenſtrom aus den Augen ſtürzte, mit ſchneidender, das Herz durchbohrender Stimme: Ja — Ja! — um aller Heiligen, um meiner Seligkeit willen, ja! — Der Graf ſchrieb dieſen Ausbruch innerer Gemüthsbewegung dem bittern Gedanken zu, daß ſie verlaſſen, heimathslos nun nicht wiſſe wohin, und auf dem Schloſſe zu bleiben doch der Anſtand verbiete. Er ſorgte dafür, daß Aurelie eine alte würdige Matrone zur Geſellſchafterin erhielt, bis nach wenigen Wochen aufs neue der Hochzeitstag heran kam, den weiter kein böſer Zufall unterbrach, ſondern der Hyppolits und Aureliens Glück krönte. Aurelie hatte ſich indeſſen immerwährend in einem geſpannten Zuſtande befunden. Nicht der Schmerz über den Verluſt der Mutter, nein eine innere, namenloſe, tödtende Angſt ſchien ſie raſtlos zu verfolgen. Mitten im ſüßeſten Liebesgeſpräch fuhr ſie plötzlich, wie von jähem Schreck erfaßt, zum Tode erbleicht auf, ſchloß den Grafen, indem ihr Thränen aus den Augen quollen, in ihre Arme, als wolle ſie ſich feſthalten, damit eine unſichtbare feindliche Macht ſie nicht fortreiße ins Verderben, und rief: Nein — nimmer — nimmer! — Erſt jetzt, da ſie verheirathet mit dem Grafen, ſchien der geſpannte Zuſtand aufgehört, jene innere entſetzliche Angſt ſie verlaſſen zu haben. Es konnte nicht fehlen, daß der Graf irgend ein böſes Geheimniß vermuthete, von dem Aureliens Inneres verſtört, doch hielt er es mit Recht für unzart, Aurelien darnach zu fragen, ſo lange ihre Spannung anhielt und ſie ſelbſt darüber ſchwieg. Jetzt wagte er es leiſe darauf hinzudeuten, was wohl die Urſache ihrer ſeltſamen Gemüthsſtimmung geweſen ſeyn möge. Da verſicherte Aurelie, daß es ihr eine Wohlthat ſey, ihm, dem geliebten Gemahl, jetzt ihr ganzes Herz zu erſchließen. Nicht wenig erſtaunte der Graf, als er nun erfuhr, daß nur das heilloſe Treiben der Mutter allen ſinnverſtörenden Gram über Aurelien gebracht. „Giebt es, rief Aurelie, etwas Entſetzlicheres, als die eigne Mutter haſſen, verabſcheuen zu müſſen?“ Alſo war der Vater, der Oheim von keinem falſchen Vorurtheil befangen, und die Baroneſſe hatte mit durchdachter Heuchelei den Grafen getäuſcht. Für eine ſeiner Ruhe günſtige Schickung mußte es nun der Graf halten, daß die böſe Mutter an ſeinem Hochzeitstage geſtorben. Er hatte deſſen kein Hehl; Aurelie erklärte aber, daß gerade bei dem Tode der Mutter ſie ſich von düſtern furchtbaren Ahnungen ergriffen gefühlt.

daß ſie die entſetzliche Angſt nicht verwinden können, die Todte werde erſtehn aus dem Grabe, und ſie hinabreißen aus den Armen des Geliebten in den Abgrund. Aurelie erinnerte ſich (ſo erzählte ſie) ganz dunkel aus ihrer früheren Jugendzeit, daß eines Morgens, da ſie eben aus dem Schlafe erwacht, ein furchtbarer Tumult im Hauſe entſtand. Die Thüren wurden auf und zu geworfen, fremde Stimmen riefen durcheinander. Endlich als es ſtiller geworden, nahm die Wärterin Aurelien auf den Arm und trug ſie in ein großes Zimmer, wo viele Menſchen verſammelt, in der Mitte auf einem langen Tiſch ausgeſtreckt lag aber der Mann, der oft mit Aurelien geſpielt, ſie mit Zuckerwerk gefüttert, und den ſie Papa genannt. Sie ſtreckte die Händchen nach ihm aus und wollte ihn küſſen. Die ſonſt warmen Lippen waren aber eiskalt, und Aurelie brach, ſelbſt wußte ſie nicht warum, aus in heftiges Weinen. Die Wärterin brachte ſie in ein fremdes Haus, wo ſie lange Zeit verweilte, bis endlich eine Frau erſchien, und ſie in einer Kutſche mitnahm. Das war nun ihre Mutter, die bald darauf mit Aurelien nach der Reſidenz reiſte. Aurelie mochte ungefähr ſechszehn Jahre alt ſeyn, als ein Mann bei der Baroneſſe erſchien, den ſie mit Freude und Zutraulichkeit empfing, wie einen alten geliebten Bekannten. Er kam oft und öfter, und bald veränderte ſich der Hausſtand der Baroneſſe auf ſehr merkliche Weiſe. Statt daß ſie ſonſt in einem Dachſtübchen gewohnt, und ſich mit armſeligen Kleidern und ſchlechter Koſt beholfen, bezog ſie jetzt ein hübſches Quartier in der ſchönſten Gegend der Stadt, ſchaffte ſich prächtige Kleider an, aß und trank mit dem Fremden, der ihr täglicher Tiſchgaſt war, vortrefflich, und nahm Theil an allen öffentlichen Luſtbarkeiten, wie ſie die Reſidenz darbot. Nur auf Aurelien hatte dieſe Verbeſſerung der Lage ihrer Mutter, die dieſe offenbar dem Fremden verdankte, gar keinen Einfluß. Sie blieb eingeſchloſſen in ihrem Zimmer zurück, wenn die Baroneſſe mit dem Fremden dem Vergnügen zueilte, und mußte ſo armſelig einhergeben als ſonſt. Der Fremde hatte, unerachtet er wohl beinahe vierzig Jahre alt ſeyn mochte, ein ſehr friſches jugendliches Anſehen, war von hoher ſchöner Geſtalt, und auch ſein Antlitz mochte männlich ſchön genannt werden. Demunerachtet war er Aurelien widrig, weil oft ſein Benehmen, ſchien er ſich auch zu einem vornehmen Anſtande zwingen zu wollen, linkiſch, gemein, pöbelhaft wurde. Die Blicke, womit er aber Aurelien zu betrachten begann, erfüllten ſie mit unheimlichem Grauen, ja mit einem Abſcheu, deſſen Urſache ſie ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte. Nie hatte bisher die Baroneſſe es der Mühe werth geachtet, Aurelien auch nur ein Wort über den Fremden zu ſagen. Jetzt nannte ſie Aurelien ſeinen Namen mit dem Zuſatz, daß der Baron ſteinreich und ein entfernter Verwandter ſey. Sie rühmte ſeine Geſtalt, ſeine Vorzüge, und ſchloß mit der Frage: wie er Aurelien gefalle? Aurelie verſchwieg nicht den innern Abſcheu, den ſie gegen den Fremden hegte, da blitzte ſie aber die Baroneſſe an mit einem Blick, der ihr tiefen Schreck einjagte, und ſchalt ſie ein dummes einfältiges Ding. Bald darauf wurde die Baroneſſe freundlicher gegen Aurelien, als ſie es jemals geweſen. Sie erhielt ſchöne Kleider, reichen modiſchen Putz jeder Art, man ließ ſie Theil nehmen an den öffentlichen Vergnügungen. Der Fremde bemühte ſich nun um Aureliens Gunſt auf eine Weiſe, die ihn nur immer widerwärtiger ihr erſcheinen ließ. Tödtlich wurde aber ihr zarter jungfräulicher Sinn berührt, als ein böſer Zufall ſie geheime Zeugin ſeyn ließ einer empörenden Abſcheulichkeit des Fremden und der verderbten Mutter. Als nun einige Tage darauf der Fremde in halbtrunknem Muth ſie auf eine Art in ſeine Arme ſchloß, daß die verruchte Abſicht keinem Zweifel unterworfen, da gab ihr die Verzweiflung Manneskraft, ſie ſtieß den Fremden zurück, daß er rücklings überſtürzte, entfloh und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein. Die Baroneſſe erklärte Aurelien ganz kalt und beſtimmt, daß, da der Fremde ihren ganzen Haushalt beſtritte, und ſie gar nicht Luſt habe, zurück zu kommen in die alte Dürftigkeit, hier jede alberne Ziererei verdrießlich und unnütz ſeyn werde; Aurelie müſſe ſich dem Willen des Fremden hingeben, der ſonſt gedroht, ſie zu verlaſſen. Statt auf Aureliens wehmüthigſtes Flehen, ſtatt auf ihre heißen Thränen zu achten, begann die Alte in frechem Spott laut auflachend über ein Verhältniß, das ihr alle Luſt des Lebens erſchließen werde, auf eine Art zu ſprechen, deren zügelloſe Abſcheulichkeit jedem ſittlichen Gefühl Hohn ſprach, ſo daß Aurelie ſich davor entſetzte. Sie ſah ſich verloren, und das einzige Rettungsmittel ſchien ihr ſchleunige Flucht. Aurelie hatte ſich den Hausſchlüſſel zu verſchaffen gewußt, die wenigen Habſeligkeiten, die die dringendſte Nothwendigkeit erforderte, zuſammengepackt, und ſchlich nach Mitternacht, als ſie die Mutter in tiefem Schlaf glaubte, über den matt erleuchteten Vorſaal. Schon wollte ſie leiſe, leiſe hinaustreten, als die Hausthüre raſſelnd aufſprang und es die Treppe hinauf polterte. Hinein in den Vorſaal, hin zu Aureliens Füßen ſtürzte die Baroneſſe, in einen ſchlechten ſchmutzigen Kittel gekleidet, Bruſt und Arme entblößt, das greiſe Haar aufgelöſt, wild flatternd. Und dicht hinter ihr her der Fremde, der mit dem gellenden Ruf: Warte verruchter Satan, hölliſche Hexe, ich werd' dir dein Hochzeitmahl eintränken! ſie bei den Haaren mitten ins Zimmer ſchleifte, und mit dem dicken Knittel, den er bei ſich trug, auf die grauſamſte Weiſe zu mißhandeln begann. Die Baroneſſe ſtieß ein fürchterliches Angſtgeſchrei aus, Aurelie ihrer Sinne kaum mächtig, rief laut durch das geöffnete Fenſter nach Hülfe. Es traf ſich, daß gerade eine Patrouille bewaffneter Polizei vorüber ging. Dieſe drang ſogleich ins Haus. „Faßt ihn, rief die Baroneſſe, ſich vor Wuth und Schmerz krümmend, den Polizei-Soldaten entgegen, faßt ihn — haltet ihn feſt! — ſchaut ſeinen bloßen Rücken an! — es iſt —" So wie die Baroneſſe den Namen nannte, jauchzte der Polizei-Sergeant, der die Patrouille führte, laut auf: Hoho — haben wir dich endlich, Urian! Und damit packten ſie den Fremden feſt, und ſchleppten ihn, ſo ſehr er ſich ſträuben mochte, fort. Dem allem was ſich zugetragen unerachtet, hatte die Baroneſſe Aureliens Abſicht doch ſehr wohl bemerkt. Sie begnügte ſich damit, Aurelien ziemlich unſanft beim Arm zu faſſen, ſie in ihr Zimmer zu werfen, und dieſes dann abzuſchließen, ohne weiter etwas zu ſagen. Andern Morgens war die Baroneſſe ausgegangen, und kam erſt am ſpäten Abend wieder, während Aurelie in ihr Zimmer wie in ein Gefängniß eingeſchloſſen, niemanden ſah und hörte, ſo daß ſie den ganzen Tag zubringen mußte ohne Speiſe und Trank. Mehrere Tage hinter einander ging das ſo fort. Oft blickte die Baroneſſe ſie mit zornfunkelnden Augen an, ſie ſchien mit einem Entſchluß zu ringen, bis ſie an einem Abend Briefe fand, deren Inhalt ihr Freude zu machen ſchien. „Aberwitzige Creatur, du biſt an allem Schuld, aber es iſt nun gut, und ich wünſche ſelbſt, daß die fürchterliche Strafe dich nicht treffen mag, die der böſe Geiſt über dich verhängt hatte." So ſprach die Baroneſſe zu Aurelien, dann wurde ſie wieder freundlicher, und Aurelie, die, da nun der abſcheuliche Menſch von ihr gewichen, nicht mehr an die Flucht dachte, erhielt auch wieder mehr Freiheit. — Einige Zeit war vergangen, als eines Tages, da Aurelie gerade einſam in ihrem Zimmer ſaß, ſich auf der Straße ein großes Geräuſch erhob.

Das Kammermädchen ſprang hinein und berichtete, daß man eben den Sohn des Scharfrichters aus — vorbeibringe, der wegen Raubmord dort gebrandtmarkt und nach dem Zuchthauſe gebracht, ſeinen Wächtern auf dem Transport aber entſprungen ſey. Aurelie wankte, ergriffen von banger Ahnung, an das Fenſter, ſie hatte ſich nicht betrogen, es war der Fremde, der umringt von zahlreichen Wachen, auf dem Leiterwagen feſt angeſchloſſen vorübergefahren wurde. Man brachte ihn zurück zur Abbüßung ſeiner Strafe. Der Ohnmacht nahe ſank Aurelie zurück in den Lehnſeſſel, als der furchtbar wilde Blick des Kerls ſie traf, als er mit drohender Gebehrde die geballte Fauſt aufhob gegen das Fenſter. — Immer noch war die Baroneſſe viel außer dem Hauſe, Aurelien ließ ſie aber jedesmal zurück, und ſo führte ſie von manchen Betrachtungen über ihr Schickſal, über das, was Bedrohliches, ganz unerwartet, plötzlich ſie treffen könne, ein trübes, trauriges Leben. Von dem Kammermädchen, das übrigens erſt nach jenem nächtlichen Ereigniß in das Haus gekommen, und der man nun erſt wohl erzählt haben mochte, wie jener Spitzbube mit der Frau Baroneſſe in vertraulichem Verhältniß gelebt, erfuhr Aurelie daß man in der Reſidenz die Frau Baroneſſe gar ſehr bedaure, von einem ſolchen niederträchtigen Verbrecher auf ſolche verruchte Weiſe getäuſcht worden zu ſeyn. Aurelie wußte nur zu gut, wie ganz anders ſich die Sache verhielt, und unmöglich ſchien es, daß wenigſtens die Polizeiſoldaten, welche damals den Menſchen im Hauſe der Baroneſſe ergriffen, nicht, als dieſe ihn nannte und den gebrandtmarkten Rücken angab, als gewiſſes Kennzeichen des Verbrechers, von der guten Bekanntſchaft der Baroneſſe mit dem Scharfrichterſohn überzeugt worden ſeyn ſollten. Daher äußerte ſich denn auch jenes Kammermädchen bisweilen auf zweideutige Weiſe darüber, was man ſo hin und her denke, und daß man auch wiſſen wolle, wie der Gerichtshof ſtrenge Nachforſchung gehalten, und ſogar die gnädige Frau Baroneſſe mit Arreſt bedroht haben ſolle, weil der verruchte Scharfrichterſohn gar Seltſames erzählt. — Aufs Neue mußte die arme Aurelie der Mutter verworfene Geſinnung darin erkennen, daß es ihr möglich geweſen, nach jenem entſetzlichen Ereigniß auch nur noch einen Augenblick in der Reſidenz zu verweilen. Endlich ſchien ſie gezwungen, den Ort, wo ſie ſich von ſchmachvollem, nur zu gegründetem Verdacht verfolgt ſah, zu verlaſſen und in eine entfernte Gegend zu fliehen.

Auf dieſer Reiſe kam ſie nun in das Schloß des Grafen, und es geſchah, was erzählt worden. Aurelie mußte ſich überglücklich, aller böſer Sorge entronnen, fühlen; wie tief entſetzte ſie ſich aber, als, da ſie in dieſem ſeligen Gefühl von der gnadenreichen Schickung des Himmels zur Mutter ſprach, dieſe, Höllenflammen in den Augen, mit gellender Stimme rief: „Du biſt mein Unglück, verworfenes heilloſes Geſchöpf, aber mitten in deinem geträumten Glück trifft Dich die Rache, wenn mich ein ſchneller Tod dahin gerafft. In dem Starrkrampf, den deine Geburt mich koſtet, hat die Liſt des Satans“ — hier ſtockte Aurelie, ſie warf ſich an des Grafen Bruſt und flehte, ihr es zu erlaſſen, das ganz zu wiederholen, was die Baroneſſe noch ausgeſprochen in wahnſinniger Wuth. Sie fühle ſich im Innern zermalmt, gedenke ſie der fürchterlichen, jede Ahnung des Entſetzlichſten überbietenden Drohung der von böſen Mächten erfaßten Mutter. Der Graf tröſtete die Gattin ſo gut er es vermochte, unerachtet er ſelbſt ſich von kaltem Todesſchauer durchbebt fühlte. Geſtehen mußte er es ſich, auch ruhiger geworden, daß die tiefe Abſcheulichkeit der Baroneſſe doch, war ſie auch geſtorben, einen ſchwarzen Schatten in ſein Leben warf, das ihm ſonnenklar gedünkt.

Kurze Zeit war vergangen, als Aurelie ſich gar merklich zu ändern begann. Während die Todtenbläſſe des Antlitzes, das ermattete Auge auf Erkrankung zu deuten ſchien, ließ wieder Aureliens wirres, unſtetes, ja ſcheues Weſen auf irgend ein neues Geheimniß ſchließen, das ſie verſtörte. Sie floh ſelbſt den Gemahl, ſchloß ſich bald in ihr Zimmer ein, ſuchte bald die einſamſten Plätze des Parks, und ließ ſie ſich dann wieder blicken, ſo zeugten die verweinten Augen, die verzerrten Züge des Antlitzes von irgend einer entſetzlichen Qual, die ſie gelitten. Vergebens mühte ſich der Graf, die Urſache von dem Zuſtande der Gattin zu erforſchen, und aus der völligen Troſtloſigkeit, in die er endlich verfiel, konnte ihn nur die Vermuthung eines berühmten Arztes retten, daß bei der großen Reizbarkeit der Gräfin all' die bedrohlichen Erſcheinungen eines veränderten Zuſtandes nur auf eine frohe Hoffnung der beglückten Ehe deuten könnten. Derſelbe Arzt erlaubte ſich, als er einſt mit dem Grafen und der Gräfin bei Tiſche ſaß, allerlei Anſpielungen auf jenen vermutheten Zuſtand guter Hoffnung. Die Gräfin ſchien alles theilnahmlos zu überhören, doch plötzlich war ſie ganz aufmerkſam, als der Arzt von den ſeltſamen Gelüſten zu ſprechen begann, die zuweilen Frauen in jenem Zuſtande fühlten, und denen ſie ohne Nachtheil ihrer Geſundheit, ja ohne die ſchädlichſte Einwirkung auf das Kind, nicht widerſtehen dürften. Die Gräfin überhäufte den Arzt mit Fragen, und dieſer wurde nicht müde, aus ſeiner praktiſchen Erfahrung die ergötzlichſten drolligſten Fälle mitzutheilen. „Doch, ſprach er, hat man auch Beiſpiele von den abnormſten Gelüſten, durch die Frauen verleitet wurden zu der entſetzlichſten That. So hatte die Frau eines Schmidts ein ſolch unwiderſtehliches Gelüſte nach dem Fleiſch ihres Mannes, daß ſie nicht eher ruhte, als bis ſie ihn einſt, da er betrunken nach Hauſe kam, unvermuthet mit einem großen Meſſer überfiel, und ſo grauſam zerfleiſchte, daß er nach wenigen Stunden den Geiſt aufgab.“

Kaum hatte der Arzt dieſe Worte geſprochen, als die Gräfin ohnmächtig in den Seſſel ſank, und aus den Nervenzufällen, die dann eintraten, nur mit Mühe gerettet werden konnte. Der Arzt ſah nun, daß er ſehr unvorſichtig gehandelt, im Beiſeyn der nervenſchwachen Frau jener fürchterlichen That zu erwähnen.

Wohlthätig ſchien indeſſen jene Kriſe auf den Zuſtand der Gräfin gewirkt zu haben, denn ſie wurde ruhiger, wiewohl bald darauf ein ganz ſeltſames ſtarres Weſen, ein düſtres Feuer in den Augen, und die immer mehr zunehmende Todtenfarbe den Grafen in neue gar quälende Zweifel über den Zuſtand der Gattin ſtürzte. Das Unerklärlichſte dieſes Zuſtandes der Gräfin lag aber darin, daß ſie auch nicht das mindeſte an Speiſe zu ſich nahm, vielmehr gegen alles, vorzüglich aber gegen Fleiſch, den unüberwindlichſten Abſcheu bewies, ſo daß ſie ſich jedesmal mit den lebhafteſten Zeichen dieſes Abſcheues vom Tiſche entfernen mußte. Die Kunſt des Arztes ſcheiterte, denn nicht das dringendſte, liebevollſte Flehen des Grafen, nichts in der Welt konnte die Gräfin vermögen, auch nur einen Tropfen Medizin zu nehmen. Da nun Wochen, Monate vergangen, ohne daß die Gräfin auch nur einen Biſſen genoſſen, da es ein unergründliches Geheimniß, wie ſie ihr Leben zu friſten vermochte, ſo meinte der Arzt, daß hier etwas im Spiele ſey, was außer dem Bereich jeder getreu menſchlichen Wiſſenſchaft liege. Er verließ das Schloß unter irgend einem Vorwande, der Graf konnte aber wohl merken, daß der Zuſtand der Gattin dem bewährten Arzt zu räthſelhaft, ja zu unheimlich bedünkt, um länger zu harren und Zeuge einer unergründlichen Krankheit zu ſeyn, ohne Macht zu helfen. Man kann es ſich denken, in welche Stimmung dies alles den Grafen verſetzen mußte; aber es war an dem noch nicht genug. — Gerade um dieſe Zeit nahm ein alter treuer Diener die Gelegenheit wahr, dem Grafen, als er ihn gerade allein fand, zu entdecken, daß die Gräfin jede Nacht das Schloß verlaſſe, und erſt beim Anbruch des Tages wiederkehre. Eiskalt erfaßte es den Grafen. Nun erſt dachte er daran, wie ihn ſeit einiger Zeit jedesmal zur Mitternacht ein ganz unnatürlicher Schlaf überfallen, den er jetzt irgend einem narkotiſchen Mittel zuſchrieb, das die Gräfin ihm beibringe, um das Schlafzimmer, das ſie vornehmer Sitte entgegen, mit dem Gemahl theilte, unbemerkt verlaſſen zu können. Die ſchwärzeſten Ahnungen kamen in ſeine Seele; er dachte an die teufliſche Mutter, deren Sinn vielleicht erſt jetzt in der Tochter erwacht, an irgend ein abſcheuliches ehebrecheriſches Verhältniß, an den verruchten Scharfrichterknecht. — Die nächſte Nacht ſollte ihm das entſetzliche Geheimniß erſchließen, das allein die Urſache des unerklärlichen Zuſtandes der Gattin ſeyn konnte. Die Gräfin pflegte jeden Abend ſelbſt den Thee zu bereiten, den der Graf genoß, und ſich dann zu entfernen. Heute nahm er keinen Tropfen, und als er ſeiner Gewohnheit nach im Bette las, fühlte er keineswegs um Mitternacht die Schlafſucht, die ihn ſonſt überfallen. Demunerachtet ſank er zurück in die Kiſſen, und ſtellte ſich bald, als ſey er feſt eingeſchlafen. Leiſe, leiſe verließ nun die Gräfin ihr Lager, trat an das Bett des Grafen, leuchtete ihm ins Geſicht, und ſchlüpfte hinaus aus dem Schlafzimmer. Das Herz bebte dem Grafen, er ſtand auf, warf einen Mantel um, und ſchlich der Gattin nach. Es war eine ganz mondhelle Nacht, ſo daß der Graf Aureliens, in ein weißes Schlafgewand gehüllte Geſtalt, unerachtet ſie einen beträchtlichen Vorſprung gewonnen, auf das deutlichſte wahrnehmen konnte. Durch den Park nach dem Kirchhofe zu, nahm die Gräfin ihren Weg, dort verſchwand ſie an der Mauer. Schnell rannte der Graf hinter ihr her, durch die Pforte der Kirchhofsmauer, die er offen fand. Da gewahrte er im hellſten Mondesſchimmer dicht vor ſich einen Kreis furchtbar geſpenſtiſcher Geſtalten. Alte halbnackte Weiber mit fliegendem Haar hatten ſich niedergekauert auf den Boden, und mitten in dem Kreiſe lag der Leichnam eines Menſchen, an dem ſie zehrten mit Wolfsgier. — Aurelie war unter ihnen! — Fort ſtürzte der Graf in wildem Grauſen, und rannte beſinnungslos, gehetzt von der Todesangſt, von dem Entſetzen der Hölle, durch die Gänge des Parks, bis er ſich am hellen Morgen im Schweiß gebadet, vor dem Thor des Schloſſes wiederfand. Unwillkürlich, ohne einen Gedanken faſſen zu können, ſprang er die Treppe herauf, ſtürzte durch die Zimmer, hinein in das Schlafgemach. Da lag die Gräfin, wie es ſchien, in ſanftem, ſüßem Schlummer, und der Graf wollte ſich überzeugen, daß nur ein abſcheuliches Traumbild, oder, da er ſich der nächtlichen Wanderung bewußt, für die auch der von dem Morgenthau durchnäßte Mantel zeugte, vielmehr eine ſinnetäuſchende Erſcheinung ihn zum Tode geängſtigt. Ohne der Gräfin Erwachen abzuwarten, verließ er das Zimmer, kleidete ſich an, und warf ſich aufs Pferd. Der Spazierritt an dem ſchönen Morgen durch duftendes Geſträuch, aus dem heraus muntrer Geſang der erwachten Vögel ihn begrüßte, verſcheuchte die furchtbaren Bilder der Nacht; getröſtet und erheitert kehrte er zurück nach dem Schloſſe. Als nun aber beide, der Graf und die Gräfin ſich allein zu Tiſche geſetzt, und dieſe, da das gekochte Fleiſch aufgetragen, mit den Zeichen des tiefſten Abſcheus aus dem Zimmer wollte, da trat die Wahrheit deſſen, was er in der Nacht geſchaut, gräßlich vor die Seele des Grafen. In wildem Grimm ſprang er auf, und rief mit fürchterlicher Stimme: „Verfluchte Ausgeburt der Hölle, ich kenne deinen Abſcheu vor des Menſchen Speiſe, aus den Gräbern zerrſt du deine Aetzung, teufliſches Weib!“ Doch ſo wie der Graf dieſe Worte ausſtieß, ſtürzte die Gräfin laut heulend auf ihn zu, und biß ihn mit der Wuth der Hyäne in die Bruſt. Der Graf ſchleuderte die Raſende von ſich zur Erde nieder, und ſie gab den Geiſt auf unter grauenhaften Verzuckungen. — Der Graf verfiel in Wahnſinn.

Ei, ſprach Lothar, nachdem es einige Augenblicke ſtill geweſen unter den Freunden, ei mein vortrefflicher Cyprianus, du haſt vortrefflich Wort gehalten. Gegen deine Geſchichte iſt der Vampyrismus ein wahrer Kinderſpaß, ein drolliges Faſtnachtsſpiel zum Todtlachen. Nein, alles darin iſt ſcheußlich intereſſant, und mit Asa foetida ſo überreichlich gewürzt, daß ein überreizter Gaumen, dem alle geſunde natürliche Koſt nicht mehr mundet, ſich daran ſehr erluſtiren mag.

Und doch, nahm Theodor das Wort, hat unſer Freund gar manches verſchleiert, und iſt über anderes ſo ſchnell hinweg geſchlüpft, daß es nur eine vorübergehende ſchreckhaft ſchauerliche Ahnung erregt, wofür wir ihm dankbar ſeyn wollen. Ich erinnere mich nun wirklich, die gräßlich geſpenſtiſche Geſchichte in einem alten Buche geleſen zu haben. Alles darin war aber mit weitſchweifiger Genauigkeit erzählt, und es wurden vorzüglich die Abſcheulichkeiten der Alten recht con amore auseinander geſetzt, ſo daß das Ganze einen überaus widerwärtigen Eindruck zurück ließ, den ich lange nicht verwinden konnte. — Ich war froh, als ich das garſtige Zeug vergeſſen, und Cyprian hätte mich nicht wieder daran erinnern ſollen, wiewohl ich geſtehen muß, daß er ſo ziemlich an unſern Schutzpatron, den heiligen Serapion, gedacht, und uns tüchtige Schauer erregt hat, wenigſtens beim Schluß. Wir wurden alle ein wenig blaß, am mehrſten aber der Erzähler ſelbſt.

Nicht geſchwind genug, ſprach Ottmar, können wir hinwegkommen über das entſetzliche Bild, das, da es ſelbſt nur zu grelle Figuren darſtellt, nicht mehr, wie Vinzenz meinte, zum ſchwarzen Hintergrunde dienen kann. Laßt mich, um gleich einen tüchtigen Seitenſprung zu thun, hinweg von dem Höllenbreughel, den uns Cyprianus vor Augen gebracht, während ſich Vinzenz, wie ihr hört, recht ausräuspert, damit ſeine Rede fein glatt dem Munde entſtröme, Euch zwei Worte über eine äſthetiſche Theegeſellſchaft ſagen, an die mich ein kleines Blättchen erinnerte, das ich heute zufällig unter meinen Papieren vorfand. — Du erlaubſt das auch, Freund Vinzenz?

Eigentlich, erwiederte Vinzenz, iſt es aller Serapiontiſchen Regel entgegen, daß Ihr hin und her ſchwatzt — ja nicht allein das, ſondern auch daß ohne ſonderlichen Anlaß, ganz Unziemliches vorgebracht wird von graulichen Vampyren und andern hölliſchen Sachen, ſo daß ich ſchweigen muß, da ich ſchon den Mund geöffnet. — Doch rede, mein Ottmar! Die Stunden fliehen, und ich werde Euch zum Trotz das letzte Wort behalten, wie eine zänkiſche Frau. Darum rede, mein Ottmar, rede.

Der Zufall, begann Ottmar, oder vielmehr eine gutgemeinte Empfehlung, führte mich in jenen äſthetiſchen Thee, und gewiſſe Verhältniſſe geboten mir, ſo ſehr mich darin auch Langeweile und Ueberdruß quälten, wenigſtens eine Zeitlang nicht davon zu bleiben. Ich ärgerte mich, daß, als einſt ein wahrhaft geiſtreicher Mann eine Kleinigkeit vorlas, die voll ächten ergötzlichen Witzes recht zu ſolcher Mittheilung ſich eignete, alles gähnte und ſich langweilte, daß dagegen die ſaft- und kraftloſen Machwerke eines jungen eitlen Dichters alles entzückten.

Dieſer Menſch war ſtark im Gemüthlichen und Ueberſchwenglichen, hielt aber dabei auch gar viel auf ſeine Epigramme. Da dieſen nun immer nichts weiter fehlte, als die Spitze, ſo gab er jedesmal ſelbſt das Zeichen zum Lachen durch das Gelächter, das er aufſchlug, und in das nun alles einſtimmte. — An einem Abend fragte ich ganz beſcheiden an, ob es mir vielleicht vergönnt ſeyn dürfte, ein Paar kleine Gedichte mitzutheilen, die mir in einer Stunde der Begeiſtrung zu Sinn gekommen. Man that mir die Ehre an, mich für genial zu halten, und ſo wurde mir mit Jubel verſtattet, warum ich gebeten. Ich nahm mein Blättlein und las mit feierlichem Ton:

Italiens Wunder.

Wenn ich mich nach Morgen wende,
Scheint die liebe Abendſonne
Mir gerade in den Nacken.
Dreh' ich mich denn um nach Abend,
Fallen mir die goldnen Strahlen
Gradezu ins Angeſicht —
Heilig Land, wo ſolche Wunder,
Andacht ganz und Lieb' zu ſchauen
Die Natur den Menſchen würdigt!

„O herrlich, göttlich, mein lieber Ottmar, und ſo tief gefühlt, ſo empfunden in der bewegten Bruſt!“ So rief die Dame vom Hauſe und mehrere weiße Damen und ſchwarze Jünglinge (ich meine nur ſchwarzgekleidete mit vortrefflichen Herzen unterm Jabot) riefen nach: Herrlich — Göttlich. — Ein junges Fräulein ſeufzte aber tief auf und drückte eine Thräne aus dem Auge. Auf Verlangen las ich weiter, indem ich meiner Stimme den Ausdruck eines tief bewegten Gemüths zu geben mich bemühte:

Lebenstiefe.

Der kleine Junker Matz
Hatt' einen bunten Spatz.
Den ließ er geſtern fliegen,
Konnt' ihn nicht wieder kriegen.
Jetzt hat der Junker Matz
Nicht mehr den bunten Spatz!

Neuer Tumult des Beifalls, neue Lobeserhebungen! Man wollte mehr hören, ich verſicherte dagegen beſcheidner Weiſe, wie ich wohl einſehe, daß ſolche Strophen, die mit Allgewalt das ganze Leben in allen ſeinen Tendenzen erfaßten, auf die Länge das Gemüth zarter

Frauen zu ſchmerzhaft ergriffen, ich würde es deshalb vorziehen, noch zwei Epigramme mitzutheilen, in denen man die eigentliche Bedeutung des Epigramms, die auf dem plötzlichen Hervorſpringen der funkelnden Spitze beruhe, wohl nicht verkennen würde. Ich las:

Schlagender Witz.

Der dicke Meiſter Schrein
Trank manches Gläschen Wein,
Bis ihn erfaßt die Todesnoth.
Da ſprach der Nachbar Grau,
Ein feiner Kunde, witzig, ſchlau:
„Der dicke Meiſter Schrein,
„Der trank manch Gläschen Wein,
„Der iſt nun wirklich todt!“ —

Nachdem der funkelnde Witz dieſes ſchelmiſchen Epigramms gehörig bewundert worden, gab ich noch folgendes Epigramm zum Beſten:

Beißende Replik.

„Von Homers Buch macht man ja großes Weſen,
„Haſt du das Wunderding denn ſchon geleſen?“
So Hamm zu Hamm. — doch Spötter Hamm der ſpricht:
„Nein, guter Hamm, geleſen hab' ich's nicht!“ —

Alles lachte ſehr, aber die Dame vom Hauſe rief mir, mit dem Finger drohend, zu: Spötter, ſchalkiſcher Spötter, muß denn der Witz ſo beißend, ſo durchbohrend ſeyn! — Der geiſtreiche Mann drückte mir, da ſich nun alles erhoben im Vorübergehen die Hand und ſprach: „Gut getroffen! — Ich danke Ihnen!“ Der junge Dichter kehrte mir verächtlich den Rücken. Dagegen nahte ſich das junge Fräulein, das erſt über Italiens Wunder Thränen vergoſſen, und verſicherte, indem ſie erröthend die Augen niederſchlug: „die jungfräuliche Bruſt erſchließe ſich mehr dem Gefühl ſüßer Wehmuth als dem Scherz, ſie bäte mich daher um das erſte Gedicht, das ich geleſen, es wär' ihr dabei ſo ſeltſam wohlig, ſchaurig zu Muthe geworden!“ Ich verſprach das, indem ich dem artigen und dabei genugſam hübſchen Fräulein mit dem höchſten Entzücken des von einem Mädchen geprieſenen Dichters die kleine Hand küßte, bloß um den Poeten noch mehr zu ärgern, der mir Blicke zuwarf, wie ein ergrimmter Baſilisk.

Merkwürdig, nahm Vinzenz das Wort, merkwürdig genug ſcheint es, daß Du, lieber Freund Ottmar, ohne es zu ahnen, ſo eben einen guten Goldſchmidts-Prolog zu meinem Mährlein gegeben haſt. Du merkſt, daß ich zierlich auf jenen Ausſpruch Hamlets anſpiele: Iſt dies ein Prolog oder ein Denkſpruch auf einem Ringe? Ich meine nämlich, daß Dein Prolog nur in den paar Worten beſteht, die Du über den ergrimmten Poeten geſagt haſt. Denn irren möchte ich mich ſehr, wenn ſolch ein überſchwenglicher Poet nicht ein Hauptheld ſein ſollte in meinem Märchen, das ich nun ohne Weiteres beginnen und nicht eher nachlaſſen will, bis das letzte Wort, das eben ſo ſchwer zu ſchaffen als das erſte, glücklich heraus iſt. — Vinzenz las:

Die Königsbraut.

Ein nach der Natur entworfenes Märchen.

Erſtes Kapitel,

in dem von verſchiedenen Perſonen und ihren Verhältniſſen Nachricht gegeben, und alles Erſtaunliche und höchſt Wunderbare, das die folgenden Kapitel enthalten ſollen, vorbereitet wird auf angenehme Weiſe.

Es war ein geſegnetes Jahr. Auf den Feldern grünte und blühte gar herrlich Korn und Weizen und Gerſte und Hafer, die Bauerjungen gingen in die Schoten, und das liebe Vieh in den Klee; die Bäume hingen ſo voller Kirſchen, daß das ganze Heer der Sperlinge trotz dem beſten Willen, alles kahl zu picken, die Hälfte übrig laſſen mußte zu künftiger Vertheilung. Alles ſchmauſte ſich ſatt tagtäglich an der großen offnen Gaſttafel der Natur. — Vor allen Dingen ſtand aber in dem Küchengarten des Herrn Dapſul von Zabelthau das Gemüſe ſo über die Maßen ſchön, daß es kein Wunder zu nennen, wenn Fräulein Aennchen vor Freude darüber ganz außer ſich gerieth. —

Nöthig ſcheint es gleich zu ſagen, wer beide waren, Herr Dapſul von Zabelthau und Aennchen.

Es iſt möglich, daß du, geliebter Leſer, auf irgend einer Reiſe begriffen, einmal in den ſchönen Grund kamſt, den der freundliche Main durchſtrömt. Laue Morgenwinde hauchen ihren duftigen Athem hin über die Flur, die in dem Goldglanz ſchimmert der emporgeſtiegenen Sonne. Du vermagſt es nicht auszuharren in dem engen Wagen, du ſteigſt aus und wandelſt durch das Wäldchen, hinter dem du erſt, als du hinabſteigſt in das Thal, ein kleines Dorf erblickſt. Plötzlich kommt dir aber in dieſem Wäldchen ein langer hagerer Mann entgegen, deſſen ſeltſamer Anzug dich feſtbannt. Er trägt einen kleinen grauen Filzhut, aufgeſtülpt auf eine pechſchwarze Perücke, eine durchaus graue Kleidung, Rock, Weſte und Hoſe, graue Strümpfe und Schuhe, ja ſelbſt der ſehr hohe Stock iſt grau lakirt. So kommt der Mann mit weit ausgeſpreizten Schritten auf dich los, und indem er dich mit großen tief liegenden Augen anſtarrt, ſcheint er dich doch gar nicht zu bemerken. „Guten Morgen, mein Herr!“ rufſt du ihm entgegen, als er dich beinahe umrennt. Da fährt er zuſammen, als würde er plötzlich geweckt aus tiefem Traum, rückt dann ſein Mützchen und ſpricht mit hohler weinerlicher Stimme: „Guten Morgen? O mein Herr! wie froh können wir ſeyn, daß wir einen guten Morgen haben — die armen Bewohner von Santa Cruz — ſo eben zwei Erdſtöße, und nun gießt der Regen in Strömen herab!“ — Du weißt, geliebter Leſer, nicht recht, was du dem ſeltſamen Manne antworten ſollſt, aber indem du darüber ſinneſt, hat er ſchon mit einem: Mit Verlaub, mein Herr! deine Stirn ſanft berührt und in deinen Handteller geguckt. „Der Himmel ſegne Sie, mein Herr, Sie haben eine gute Conſtellation,“ ſpricht er nun eben ſo hohl und weinerlich als zuvor, und ſchreitet weiter fort. — Dieſer abſonderliche Mann war eben Niemand anders als der Herr Dapſul von Zabelthau, deſſen einziges ererbtes ärmliches Beſitzthum das kleine Dorf Dapſulheim iſt, das in der anmuthigſten lachendſten Gegend vor dir liegt und in das du ſo eben eintrittſt. Du willſt frühſtücken, aber in der Schenke ſieht es traurig aus. In der Kirchweih iſt aller Vorrath aufgezehrt und da du dich nicht mit bloßer Milch begnügen willſt, ſo weiſet man dich nach dem Herrenhauſe, wo das gnädige Fräulein Anna dir gaſtfreundlich darbieten werde, was eben vorräthig. Du nimmſt keinen Anſtand, dich dorthin zu begeben. — Von dieſem Herrenhauſe iſt nun eben nichts mehr zu ſagen, als daß es wirklich Fenſter und Thüren hat, wie weiland das Schloß des Herrn Baron von Tondertonktonk in Weſtphalen. Doch prangt über der Hausthür das mit Neuſeeländiſcher Kunſt in Holz geſchnittene Wappen der Familie von Zabelthau. Ein ſeltſames Anſehn gewinnt aber dieſes Haus dadurch, daß ſeine Nordſeite ſich an die Ringmauer einer alten verfallenen Burg lehnt, ſo daß die Hinterthüre die ehemalige Burgpforte iſt, durch die man unmittelbar in den Burghof tritt, in deſſen Mitte der hohe runde Wachthurm noch ganz unverſehrt da ſteht. Aus jener Hausthür mit dem Familienwappen tritt dir ein junges rothwangigtes Mädchen entgegen, die mit ihren klaren blauen Augen und blondem Haar ganz hübſch zu nennen und deren Bau vielleicht nur ein wenig zu rundlich derb gerathen. Die Freundlichkeit ſelbſt, nöthigt ſie dich ins Haus, und bald, ſo wie ſie nur dein Bedürfniß merkt, bewirthet ſie dich mit der trefflichſten Milch, einem tüchtigen Butterbrod, und dann mit rohem Schinken, der dir in Bayonne bereitet ſcheint und einem Gläschen aus Runkelrüben gezogenen Brandtweins. Dabei ſpricht das Mädchen, die nun eben keine andre iſt als das Fräulein Anna von Zabelthau, ganz munter und frei von allem, was die Landwirthſchaft betrifft und zeigt dabei gar keine unebene Kenntniſſe. Doch plötzlich erſchallt wie aus den Lüften eine ſtarke, fürchterliche Stimme: Anna — Anna! Anna! — Du erſchrickſt, aber Fräulein Anna ſpricht ganz freundlich: Papa iſt zurückgekommen von ſeinem Spaziergange und ruft aus ſeiner Studierſtube nach dem Frühſtück! „Ruft — aus ſeiner Studierſtube,“ frägſt du erſtaunt. Ja, erwiedert Fräulein Anna oder Fräulein Aennchen, wie ſie die Leute nennen, ja Papa's Studierſtube iſt dort oben auf dem Thurm, und er ruft durch das Rohr! — Und du ſiehſt, geliebter Leſer! wie nun Aennchen des Thurmes enge Pforte öffnet und mit demſelben Gabelfrühſtück, wie du es ſoeben genoſſen, nämlich mit einer tüchtigen Portion Schinken und Brod nebſt dem Runkelrübengeiſt hinaufſpringt. Eben ſo ſchnell iſt ſie aber wieder bei dir, und dich durch den ſchönen Küchengarten geleitend, ſpricht ſie ſo viel von bunter Plümage, Rapuntika, engliſchem Turneps, kleinem Grünkopf, Montrue, großem Mogul, gelbem Prinzenkopf, u. ſ. f., daß du in das größeſte Erſtaunen gerathen mußt, zumal, wenn du nicht weißt, daß mit jenen vornehmen Namen nichts anders gemeint iſt, als Kohl und Sallat. —

Ich meine, daß der kurze Beſuch, den du, geliebter Leſer, in Dapſulheim abgeſtattet, hinreichen wird, dich die Verhältniſſe des Hauſes, von dem allerlei ſeltſames, kaum glaubliches Zeug ich dir zu erzählen im Begriff ſtehe, ganz errathen zu laſſen. Der Herr Dapſul von Zabelthau war in ſeiner Jugend nicht viel aus dem Schloſſe ſeiner Eltern gekommen, die anſehnliche Güter beſaßen. Sein Hofmeiſter, ein alter, wunderlicher Mann, nährte, nächſtdem daß er ihn in fremden, vorzüglich orientaliſchen Sprachen unterrichtete ſeinen Hang zur Myſtik, oder vielmehr beſſer geſagt, zur Geheimnißkrämerei. Der Hofmeiſter ſtarb und hinterließ dem jungen Dapſul eine ganze

Bibliothek der geheimen Wiſſenſchaften, in die er ſich vertiefte. Die Eltern ſtarben auch, und nun begab ſich der junge Dapſul auf weite Reiſen, und zwar wie es der Hofmeiſter ihm in die Seele gelegt, nach Egypten und Indien. Als er endlich nach vielen Jahren zurückkehrte, hatte ein Vetter unterdeſſen ſein Vermögen mit ſo großem Eifer verwaltet, daß ihm nichts übrig geblieben als das kleine Dörfchen Dapſulheim. Herr Dapſul von Zabelthau ſtrebte zu ſehr nach dem ſonnegebornen Golde einer höhern Welt, als daß er ſich hätte aus irdiſchem viel machen ſollen, er dankte vielmehr dem Vetter mit gerührtem Herzen dafür, daß er ihm das freundliche Dapſulheim erhalten mit dem ſchönen hohen Wartthurm, der zu aſtrologiſchen Operationen erbaut ſchien und in deſſen höchſter Höhe Herr Dapſul von Zabelthau auch ſofort ſein Studierzimmer einrichten ließ. Der ſorgſame Vetter bewies nun auch, daß Herr Dapſul von Zabelthau heirathen müſſe. Dapſul ſah die Nothwendigkeit ein und heirathete ſofort das Fräulein, das der Vetter für ihn erwählt. Die Frau kam eben ſo ſchnell ins Haus als ſie es wieder verließ. Sie ſtarb, nachdem ſie ihm eine Tochter geboren. Der Vetter beſorgte Hochzeit, Taufe und Begräbniß, ſo daß Dapſul auf ſeinem Thurm von allem dem nicht ſonderlich viel merkte, zumal die Zeit über gerade ein ſehr merkwürdiger Schwanzſtern am Himmel ſtand, in deſſen Conſtellation ſich der melancholiſche, immer Unheil ahnende Dapſul verflochten glaubte. Das Töchterlein entwickelte unter der Zucht einer alten Großtante, zu deren großen Freude einen entſchiedenen Hang zur Landwirthſchaft. Fräulein Aennchen mußte, wie man zu ſagen pflegt, von der Pike an dienen. Erſt als Gänſemädchen, dann als Magd, Großmagd, Haushälterin, bis zur Hauswirthin herauf, ſo daß die Theorie erläutert und feſtgeſtellt wurde durch eine wohlthätige Praxis. Sie liebte Gänſe und Enten, und Hühner und Tauben, Rindvieh und Schaafe ganz ungemein, ja ſelbſt die zarte Zucht wohlgeſtalteter Schweinlein war ihr keineswegs gleichgültig, wiewohl ſie nicht wie einmal ein Fräulein in irgend einem Lande ein kleines weißes Ferkelchen mit Band und Schelle verſehen und erkieſet hatte zum Schooßthierchen. Ueber alles und auch weit über den Obſtbau ging ihr aber der Gemüſegarten. Durch der Großtante landwirthſchaftliche Gelehrſamkeit hatte Fräulein Aennchen, wie der geneigte Leſer in dem Geſpräch mit ihr bemerkt haben wird, in der That ganz hübſche theoretiſche Kenntniſſe vom Gemüſebau erhalten, beim Umgraben des Ackers, beim Einſtreuen des Saamens, Einlegung der Pflanzen ſtand Fräulein Aennchen nicht allein der ganzen Arbeit vor, ſondern leiſtete auch ſelbſt thätige Hülfe. Fräulein Aennchen führte einen tüchtigen Spaten, das mußte ihr der hämiſche Neid laſſen. Während nun Herr Dapſul von Zabelthau ſich in ſeine aſtrologiſchen Beobachtungen und in andere myſtiſche Dinge vertiefte, führte Fräulein Aennchen, da die alte Großtante geſtorben, die Wirthſchaft auf das beſte, ſo daß wenn Dapſul dem Himmliſchen nachtrachtete, Aennchen mit Fleiß und Geſchick das Irdiſche beſorgte.

Wie geſagt, kein Wunder war es zu nennen, wenn Aennchen vor Freude über den diesjährigen ganz vorzüglichen Flor des Küchengartens beinahe außer ſich gerieth. An üppiger Fülle des Wachsthums übertraf aber alles andere ein Mohrrüben-Feld, das eine ganz ungewöhnliche Ausbeute verſprach.

Ei, meine ſchönen lieben Mohrrüben! ſo rief Fräulein Aennchen einmal über das andere, klatſchte in die Hände, ſprang, tanzte umher, gebehrdete ſich wie ein zum heiligen Chriſt reich beſchenktes Kind. Es war auch wirklich, als wenn die Möhrenkinder ſich in der Erde über Aennchens Luſt mit freuten, denn das feine Gelächter, das ſich vernehmen ließ, ſtieg offenbar aus dem Acker empor. Aennchen achtete nicht ſonderlich darauf, ſondern ſprang dem Knecht entgegen, der, einen Brief hoch emporhaltend, ihr zurief: „An Sie, Fräulein Aennchen, Gottlieb hat ihn mitgebracht aus der Stadt.“ Aennchen erkannte gleich an der Aufſchrift, daß der Brief von niemanden anders war als von dem jungen Herrn Amandus von Nebelſtern, dem einzigen Sohn eines benachbarten Gutsbeſitzers, der ſich auf der Univerſität befand. Amandus hatte ſich, als er noch auf dem Dorfe des Vaters hauſte und täglich hinüberlief nach Dapſulheim, überzeugt, daß er in ſeinem ganzen Leben keine andere lieben könne als Fräulein Aennchen. Eben ſo wußte Fräulein Aennchen ganz genau, daß es ihr ganz unmöglich ſeyn werde, jemals einem andern, als nur dem braunlockigten Amandus auch nur was weniges gut zu ſeyn. Beide, Aennchen und Amandus, waren daher übereingekommen, ſich je eher, deſto lieber zu heirathen und das glücklichſte Ehepaar zu werden auf der ganzen weiten Erde. — Amandus war ſonſt ein heiterer unbefangner Jüngling, auf der Univerſität gerieth er aber, Gott weiß wem in die Hände, der ihm nicht nur einbildete, er ſey ein ungeheures poetiſches Genie, ſondern ihn auch verleitete, ſich auf die Ueberſchwenglichkeit zu legen. Das gelang ihm auch ſo gut, daß er ſich in kurzer Zeit hinweggeſchwungen hatte über alles, was ſchnöde Proſaiker Verſtand und Vernunft nennen, und noch dazu irriger Weiſe behaupten, daß beides mit der regſten Phantaſie ſehr wohl beſtehen könne. — Alſo von dem jungen Herrn Amandus von Nebelſtern war der Brief, den Fräulein Aennchen voller Freude öffnete und alſo las:

Himmliſche Maid!

Siebeſt du — empfindeſt du — ahneſt du deinen Amandus, wie er ſelbſt Blum' und Blüte vom Orangenblüthauch des duftigen Abends umfloſſen, im Graſe auf dem Rücken liegt und hinaufſchaut mit Augen voll frommer Liebe und ſehnender Andacht! — Thymian und Lavendel, Roſen und Nelken, wie auch gelbäugigte Narziſſen und ſchaamhafte Veilchen flicht er zum Kranz. Und die Blumen ſind Liebesgedanken, Gedanken an dich, o Anna! — Doch geziemt begeiſterten Lippen die nüchterne Proſe? — Hör, o höre, wie ich nur ſonnettiſch zu lieben, von meiner Liebe zu ſprechen vermag

Flammt Liebe auf in tauſend durſt'gen Sonnen,
Fühlt Kuß um Kuß im Herzen ach ſo gerne.
Hinab aus dunklem Himmel ſtrahlen Sterne
Und ſpiegeln ſich im Liebes-Thränen-Bronnen.

Entzücken, ach! zermalmen ſtarke Wonnen
Die ſüße Frucht entſproſſen bitterm Kerne,
Und Sehnſucht winkt aus violetter Ferne,
In Liebesſchmerz mein Weſen iſt zerronnen.

In Feuerwellen toſ't die ſtürm'ſche Brandung
Dem kühnen Schwimmer will es keck gemuthen
Im jähen mächt'gen Sturz hinabzupurzeln.

Es blüht die Hyazinth der nahen Landung;
Das treue Herz keimt auf, will es verbluten,
Und Herzensblut iſt ſelbſt die ſchönſt' der Wurzeln!

Möchte o Anna, dich, wenn du dieſes Sonnett aller Sonnette lieſeſt, all' das himmliſche Entzücken durchſtrömen, in das mein ganzes Weſen ſich auflöſte, als ich es niederſchrieb und nachher mit göttlicher Begeiſterung vorlas, gleichgeſtimmten des Lebens Höchſtes ahnenden Gemüthern. Denke, o denke, ſüßeſte Maid, an deinen getreuen, höchſt entzückten Amandus von Nebelſtern.

P. S. Vergiß nicht, o hohe Jungfrau, wenn du mir antworteſt, einige Pfund von dem Virginiſchen Taback beizupacken, den du ſelbſt zieheſt. Er brennt gut und ſchmeckt beſſer als der Portoriko, den hier die Burſche dampfen, wenn ſie kneipen gehn.

Fräulein Aennchen drückte den Brief an die Lippen und ſprach dann: Ach wie lieb, wie ſchön! — Und die allerliebſten Verschen, alles ſo hübſch gereimt. Ach wenn ich nur ſo klug wäre, alles zu verſtehen, aber das kann wohl nur ein Student. — Was das nur zu bedeuten haben mag mit den Wurzeln. Ach gewiß meint er die langen rothen engliſchen Karotten, oder am Ende gar die Rapuntika, der liebe Menſch!

Noch denſelben Tag ließ es ſich Fräulein Aennchen angelegen ſeyn, den Taback einzupacken und dem Schulmeiſter zwölf der ſchönſten Gänſefedern einzuhändigen, damit er ſie ſorglich ſchneide. Fräulein Aennchen wollte ſich noch heute hinſetzen, um die Antwort auf den köſtlichen Brief zu beginnen. — Uebrigens lachte es dem Fräulein Aennchen, als ſie aus dem Küchengarten lief, wieder ſehr vernehmlich nach, und wäre Aennchen nur was weniges achtſam geweſen, ſie hätte durchaus das feine Stimmchen hören müſſen, welches rief: „Zieh mich heraus, zieh mich heraus — ich bin reif — reif — reif!“ Aber wie geſagt, ſie achtete nicht darauf. —

Zweites Kapitel.

Welches das erſte wunderbare Ereigniß und andere leſenswerthe Dinge enthält, ohne die das verſprochene Mährchen nicht beſtehen kann.

Der Herr Dapſul von Zabelthau ſtieg gewöhnlich Mittags hinab von ſeinem aſtronomiſchen Thurm, um mit der Tochter ein frugales Mahl einzunehmen, das ſehr kurz zu dauern und wobei es ſehr ſtill herzugehen pflegte, da Dapſul das Sprechen gar nicht liebte. Aennchen fiel ihm auch gar nicht mit vielem Reden beſchwerlich, und das um ſo weniger, da ſie wohl wußte, daß, kam der Papa wirklich zum Sprechen, er allerlei ſeltſames unverſtändliches Zeug vorbrachte, wovon ihr der Kopf ſchwindelte. Heute war ihr ganzer Sinn aber ſo aufgeregt durch den Flor des Küchengartens und durch den Brief des geliebten Amandus, daß ſie von beiden durch einander ſprach ohne Aufhören. Meſſer und Gabel ließ endlich Herr Dapſul von Zabelthau fallen, hielt ſich beide Ohren zu und rief: „o des leeren, wüſten, verwirrten Geſchwätzes!“ Als nun aber Fräulein Aennchen ganz erſchrocken ſchwieg, ſprach er mit dem gedehnten weinerlichen Tone, der ihm eigen: Was das Gemüſe betrifft, meine liebe Tochter, ſo weiß ich längſt, daß die diesjährige Zuſammenwirkung der Geſtirne ſolchen Früchten beſonders günſtig iſt und der irdiſche Menſch wird Kohl und Radieſe und Kopfſallat genießen, damit der Erdſtoff ſich mehre und er das Feuer des Weltgeiſtes aushalte wie ein gut gekneteter Topf. Das gnomiſche Prinzip wird widerſtehen dem ankämpfenden Salamander, und ich freue mich darauf Paſtinak zu eſſen, den du vorzüglich bereiteſt. Anlangend den jungen Herrn Amandus von Nebelſtern, ſo habe ich nicht das mindeſte dagegen, daß du ihn heiratheſt, ſobald er von der Univerſität zurückgekehret. Laß es mir nur durch Gottlieb hinaufſagen, wenn du zur Trauung geheſt mit deinem Bräutigam, damit ich euch geleite nach der Kirche. — Herr Dapſul ſchwieg einige Augenblicke und fuhr dann ohne Aennchen, deren Geſicht vor Freude glühte über und über, anzublicken, lächelnd und mit der Gabel an ſein Glas ſchlagend — beides pflegte er ſtets zu verbinden, es kam aber gar ſelten vor — alſo fort: Dein Amandus iſt einer, der da ſoll und muß, ich meine ein Gerundium, und ich will es dir nur geſtehen, mein liebes Aennchen! daß ich dieſem Gerundio ſchon ſehr früh das Horoskop geſtellt habe. Die Conſtellationen ſind ſonſt alle ziemlich günſtig. Er hat den Jupiter im aufſteigenden Knoten, den die Venus im Geſechſtſchein anſiehet. Nur ſchneidet die Bahn des Sirius durch und gerade auf dem Durchſchneidungspunkt ſteht eine große Gefahr, aus der er ſeine Braut rettet. Die Gefahr ſelbſt iſt unergründlich, da ein fremdartiges Weſen dazwiſchen tritt, das jeder aſtrologiſchen Wiſſenſchaft Trotz zu bieten ſcheint. Gewiß iſt es übrigens, daß nur der abſonderliche pſychiſche Zuſtand, den die Menſchen Narrheit oder Verrücktheit zu nennen pflegen, dem Amandus jene Rettung möglich machen wird. O meine Tochter, (hier fiel Herr Dapſul wieder in ſeinen gewöhnlichen weinerlichen Ton) o meine Tochter, daß doch keine unheimliche Macht, die ſich hämiſch verbirgt, vor meinen Seheraugen, dir plötzlich in den Weg treten, daß der junge Herr Amandus von Nebelſtern doch nicht nöthig haben möge, dich aus einer andern Gefahr zu retten als aus der, eine alte Jungfer zu werden! — Herr Dapſul ſeufzte einigemal hinter einander tief auf, dann fuhr er fort: Plötzlich bricht aber nach dieſer Gefahr die Bahn des Sirius ab und Venus und Jupiter, ſonſt getrennt, treten verſöhnt wieder zuſammen. —

So viel als heute, ſprach Herr Dapſul von Zabelthau ſchon ſeit Jahren nicht. Ganz erſchöpft ſtand er auf und beſtieg wieder ſeinen Thurm.

Aennchen wurde andern Tages ganz frühe mit der Antwort an den Herrn von Nebelſtern fertig. Sie lautete alſo:

Mein herzlieber Amandus!

Du glaubſt gar nicht, was dein Brief mir wieder Freude gemacht hat. Ich habe dem Papa davon geſagt und der hat mir verſprochen, uns in die Kirche zur Trauung zu geleiten. Mache nur, daß du bald zurückkehrſt von der Univerſität. Ach, wenn ich nur deine allerliebſten Verschen, die ſich ſo hübſch reimen, ganz verſtünde! — Wenn ich ſie ſo mir ſelbſt laut vorleſe, dann klingt mir alles ſo wunderbar und ich glaube dabei, daß ich alles verſtehe und dann iſt alles wieder aus und verſtoben und verflogen und mich dünkts, als hätt' ich bloß Worte geleſen, die gar nicht zuſammen gehörten. Der Schulmeiſter meint, das müſſe ſo ſeyn, das ſey eben die neue vornehme Sprache, aber ich — ach! — ich bin ein dummes einfältiges Ding! — Schreibe mir doch, ob ich nicht vielleicht Student werden kann auf einige Zeit, ohne meine Wirthſchaft zu vernachläſſigen? Das wird wohl nicht gehen? Nun, ſind wir nur erſt Mann und Frau, da kriege ich wohl was ab von deiner Gelehrſamkeit und von der neuen vornehmen Sprache. Den virginiſchen Taback ſchicke ich dir, mein herziges Amandchen. Ich habe meine Hutſchachtel ganz vollgeſtopft, ſo viel hinein gehen wollte und den neuen Strohhut derweile Carl dem Großen aufgeſetzt, der in unſerer Gaſtſtube ſteht, wiewohl ohne Füße, denn es iſt, wie du weißt, nur ein Bruſtbild. — Lache mich nicht aus, Amandchen, ich habe auch Verschen gemacht und ſie reimen ſich gut. Schreib' mir doch, wie das kommt, daß man ſo gut weiß, was ſich reimt, ohne gelehrt zu ſeyn. Nun höre einmal:

Ich lieb' dich, biſt du mir auch ferne
Und wäre gern recht bald deine Frau.
Der heitre Himmel iſt ganz blau,
Und Abends ſind golden alle Sterne.
Drum mußt du mich ſtets lieben
Und mich auch niemals betrüben.

Ich ſchick dir den Virginiſchen Taback
Und wünſche, daß er dir recht wohl ſchmecken mag!

Nimm vorlieb mit dem guten Willen, wenn ich die vornehme Sprache verſtehen werde, will ichs ſchon beſſer machen. — Der gelbe Steinkopf iſt dieſes Jahr über alle Maaßen ſchön gerathen und die Kruppbohnen laſſen ſich herrlich an, aber mein Dachshündchen, den kleinen Feldmann, hat geſtern der große Gänſericht garſtig ins Bein gebiſſen. Nun — es kann nicht alles vollkommen ſeyn auf dieſer Welt — hundert Küſſe in Gedanken, mein liebſter Amandus, deine treueſte Braut, Anna von Zabelthau.

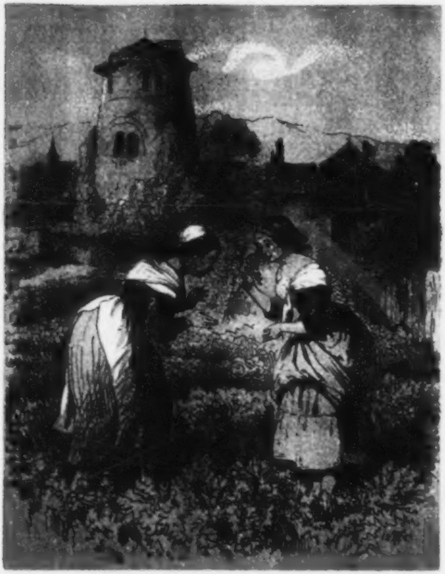
N. S. Ich habe in gar großer Eile geſchrieben, deswegen ſind die Buchſtaben hin und wieder etwas krumm gerathen.

N. S. Du mußt mir das aber bei Leibe nicht übel nehmen, ich bin dennoch, ſchreibe ich auch etwas krumm, geraden Sinnes und ſtets deine getreue Anna. —

N. S. Der Tauſend, das hätte ich doch bald vergeſſen, ich vergeßliches Ding. Der Papa läßt dich ſchönſtens grüßen und dir ſagen, du ſeyſt einer, der da ſoll und muß, und würdeſt mich einſt aus einer großen Gefahr retten. Nun darauf freue ich mich recht und bin nochmals deine dich liebendſte, allergetreueſte Anna von Zabelthau.

Dem Fräulein Aennchen war eine ſchwere Laſt entnommen, als ſie dieſen Brief fertig hatte, der ihr nicht wenig ſauer geworden. Ganz leicht und froh wurde ihr aber zu Muthe, als ſie auch das Couvert zu Stande gebracht, es geſiegelt ohne das Papier oder die Finger zu verbrennen und den Brief nebſt der Tabacksſchachtel, auf die ſie ein ziemlich deutliches M. v. N. gepinſelt, dem Gottlieb eingehändigt, um beides nach der Stadt auf die Poſt zu tragen. — Nachdem das Federvieh auf dem Hofe gehörig beſorgt, lief Fräulein Aennchen geſchwind nach ihrem Lieblingsplatz, dem Küchengarten. Als ſie nach dem Mohrrüben-Acker kam, dachte ſie daran, daß es nun offenbar an der Zeit ſey, für die Leckermäuler in der Stadt zu ſorgen und die erſten Mohrrüben auszuziehen. Die Magd wurde herbeigerufen, um bei der Arbeit zu helfen. Fräulein Aennchen ſchritt behutſam bis in die Mitte des Ackers, faßte einen ſtattlichen Krautbuſch. Doch ſo wie ſie zog, ließ ſich ein ſeltſamer Ton vernehmen. — Man denke ja nicht an die Alraun-Wurzel und an das entſetzliche

Blatt 18



Gewinſel und Geheul, das, wenn man ſie herauszieht aus der Erde, das menſchliche Herz durchſchneidet. Nein, der Ton, der aus der Erde zu kommen ſchien, glich einem feinen, freudigen Lachen. Doch aber ließ Fräulein Aennchen den Krautbuſch wieder fahren und rief etwas erſchreckt: J! — wer lacht denn da mich aus? Als ſich aber weiter nichts vernehmen ließ, faßte ſie noch einmal den Krautbuſch, der höher und ſtattlicher emporgeſchoſſen ſchien als alle andere, und zog beherzt, das Gelächter, das ſich wieder hören ließ, gar nicht achtend die ſchönſte, die zarteſte der Mohrrüben aus der Erde. Doch ſo wie Fräulein Aennchen die Mohrrübe betrachtete, ſchrie ſie laut auf vor freudigem Schreck, ſo daß die Magd herbeiſprang und eben ſo wie Fräulein Aennchen laut aufſchrie über das hübſche Wunder, das ſie gewahrte. Feſt der Mohrrübe aufgeſtreift ſaß nämlich ein herrlicher goldner Ring mit einem feuerfunkelnden Topas. „Ei, rief die Magd, der iſt für Sie beſtimmt. Fräulein Aennchen, das iſt Ihr Hochzeitsring, den müſſen Sie nur gleich anſtecken!“ Was ſprichſt du für dummes Zeug, erwiederte Fräulein Aennchen, den Trauring, den muß ich ja von dem Herrn Amandus von Nebelſtern empfangen, aber nicht von einer Mohrrübe! — Je länger Fräulein Aennchen den Ring betrachtete, deſto mehr gefiel er ihr. Der Ring war aber auch wirklich von ſo feiner zierlicher Arbeit, daß er alles zu übertreffen ſchien, was jemals menſchliche Kunſt zu Stande gebracht. Den Reif bildeten hundert und hundert winzig kleine Figürchen in den mannichfaltigſten Gruppen verſchlungen, die man auf den erſten Blick kaum mit dem bloßen Auge zu unterſcheiden vermochte, die aber, ſahe man den Ring länger und ſchärfer an, ordentlich zu wachſen, lebendig zu werden, in anmuthigen Reihen zu tanzen ſchienen. Dann aber war das Feuer des Edelſteins von ſolch ganz beſonderer Art, daß ſelbſt unter den Topaſen im grünen Gewölbe zu Dresden ſchwerlich ein ſolcher aufgefunden werden möchte. Wer weiß, ſprach die Magd, wie lange der ſchöne Ring tief in der Erde gelegen haben mag, und da iſt er denn herausgeſpatelt worden und die Mohrrübe iſt durchgewachſen. Fräulein Aennchen zog nun den Ring von der Mohrrübe ab und ſeltſam genug war es, daß dieſe ihr zwiſchen den Fingern durchglitſchte und in dem Erdboden verſchwand. Beide, die Magd und Fräulein Aennchen achteten aber nicht ſonderlich darauf, ſie waren zu ſehr verſunken in den Anblick des prächtigen Ringes, den Fräulein Aennchen nun ohne weiteres anſteckte an den kleinen Finger der rechten Hand. So wie ſie dies that, empfand ſie von der Grundwurzel des Fingers bis in die Spitze hinein einen ſtechenden Schmerz der aber in demſelben Augenblick wieder nachließ als ſie ihn fühlte.

Natürlicherweiſe erzählte ſie Mittags dem Herrn Dapſul von Zabelthau, was ihr ſeltſames auf dem Mohrrübenfelde begegnet, und zeigte ihm den ſchönen Ring, den die Möhrrübe aufgeſteckt gehabt. Sie wollte den Ring, damit ihn der Papa beſſer betrachten könne, vom Finger herabziehn. Aber einen ſtechenden Schmerz empfand ſie, wie damals, als ſie den Ring aufſteckte, und dieſer Schmerz hielt an, ſo lange ſie am Ringe zog, bis er zuletzt ſo unerträglich wurde, daß ſie davon abſtehen mußte. Herr Dapſul betrachtete den Ring an Aennchens Finger mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, ließ Aennchen mit dem ausgeſtreckten Finger allerlei Kreiſe nach allen Weltgegenden beſchreiben, verſank dann in tiefes Nachdenken und beſtieg, ohne nur ein einziges Wort weiter zu ſprechen, den Thurm. Fräulein Aennchen vernahm wie der Papa im Hinaufſteigen beträchtlich ſeufzte und ſtöhnte.

Andern Morgens, als Fräulein Aennchen ſich gerade auf dem Hofe mit dem großen Hahn herumjagte, der allerlei Unfug trieb, und hauptſächlich mit den Täubern krakelte, weinte der Herr Dapſul von Zabelthau ſo erſchrecklich durch das Sprachrohr herab, daß Aennchen ganz bewegt wurde und durch die hohle Hand hinauf rief: Warum heulen Sie denn ſo unbarmherzig, beſter Papa, das Federvieh wird ja ganz wild! — Da ſchrie der Herr Dapſul durch das Sprachrohr herab: Anna, meine Tochter Anna, ſteige ſogleich zu mir herauf. Fräulein Aennchen verwunderte ſich höchlich über dieſes Gebot, denn noch nie hatte ſie der Papa auf den Thurm beſchieden, vielmehr deſſen Pforte ſorgfältig verſchloſſen gehalten. Es überfiel ſie ordentlich eine gewiſſe Bangigkeit, als ſie die ſchmale Wendeltreppe hinaufſtieg und die ſchwere Thür öffnete, die in das einzige Gemach des Thurmes führte. Herr Dapſul von Zabelthau ſaß von allerlei wunderlichen Inſtrumenten und beſtaubten Büchern umgeben, auf einem großen Lehnſtuhl von ſeltſamer Form. Vor ihm ſtand ein Geſtell, das ein in einen Rahmen geſpanntes Papier trug, auf dem verſchiedene Linien gezeichnet. Er hatte eine hohe, ſpitze, graue Mütze auf dem Kopfe, trug einen weiten Mantel von grauem Kalmank und hatte einen langen weißen Bart am Kinn, ſo daß er wirklich ausſah wie ein Zauberer. Eben wegen des falſchen Bartes kannte Fräulein Aennchen den Papa anfangs gar nicht und blickte ängſtlich umher, ob er etwa in einer Ecke des Gemachs vorhanden; nachher, als ſie aber gewahrte, daß der Mann mit dem Barte wirklich Papachen ſey, lachte Fräulein Aennchen recht herzlich und fragte: obs denn ſchon Weihnachten ſey und ob Papachen den Knecht Ruprecht ſpielen wolle?

Ohne auf Aennchens Rede zu achten, nahm Herr Dapſul von Zabelthau ein kleines Eiſen zur Hand, berührte damit Aennchens Stirne und beſtrich dann einige mal ihren rechten Arm von der Achſel bis in die Spitze des kleinen Ringefingers herab. Hierauf mußte ſie ſich auf den Lehnſtuhl ſetzen, den Herr Dapſul verlaſſen und den kleinen beringten Finger auf das in den Rahmen geſpannte Papier in der Art ſtellen, daß der Topas den Centralpunkt, in den alle Linien zuſammenliefen, berührte. Alsbald ſchoſſen aus dem Edelſtein gelbe Strahlen rings umher, bis das ganze Papier dunkelgelb gefärbt war. Nun kniſterten die Linien auf und nieder, und es war, als ſprängen die kleinen Männlein aus des Ringes Reif luſtig umher auf dem ganzen Blatt. Der Herr Dapſul, den Blick von dem Papier nicht wegwendend, hatte indeſſen eine dünne Metallplatte ergriffen, hielt ſie mit beiden Händen hoch in die Höhe und wollte ſie niederdrücken auf das Papier, doch in demſelben Augenblick glitſchte er auf dem glatten Steinboden aus, fiel ſehr unſanft auf den Hintern, während die Metallplatte, die er inſtinktmäßig losgelaſſen, um wo möglich den Fall zu brechen und das Steißbein zu konſerviren, klirrend zur Erde fiel. Fräulein Aennchen erwachte mit einem leiſen Ach! aus dem ſeltſamen träumeriſchen Zuſtande, in den ſie verſunken. Herr Dapſul richtete ſich mühſam in die Höhe, ſetzte den grauen Zuckerhut wieder auf, der ihm entfallen, brachte den falſchen Bart in Ordnung und ſetzte ſich dem Fräulein Aennchen gegenüber auf einige Folianten, die über einander gethürmt. „Meine Tochter, ſprach er dann, meine Tochter Anna, wie war dir ſo eben zu Muthe? was dachteſt, was empfandeſt du? welche Geſtaltungen erblickteſt du mit den Augen des Geiſtes in deinem Innern?“

Ach, erwiederte Fräulein Aennchen, mir war ſo wohl zu Muthe, ſo wohl, wie mir noch niemals geweſen. Dann dachte ich an den Herrn Amandus von Nebelſtern. Ich ſah ihn ordentlich vor Augen aber er war noch viel hübſcher als ſonſt und rauchte eine Pfeife von den virginiſchen Blättern, die ich ihm geſchickt, welches ihm ungemein wohl ſtand. Dann bekam ich plötzlich einen ungemeinen Appetit nach jungen Mohrrüben und Bratwürſtlein und war ganz entzückt, als das Gericht vor mir ſtand. Eben wollte ich zulangen, als ich wie mit einem jähen ſchmerzhaften Ruck aus dem Traum erwachte.

— Amandus von Nebelſtern — Virginiſcher Kanaſter — Mohrrüben — Bratwürſte! — So ſprach Herr Dapſul von Zabelthau ſehr nachdenklich, und winkte der Tochter, die ſich entfernen wollte, zu bleiben.

„Glückliches unbefangenes Kind, begann er dann mit einem Ton, der noch viel weinerlicher war, als ſonſt jemals, daß du nicht eingeweiht biſt in die tiefen Myſterien des Weltalls, die bedrohlichen Gefahren nicht kennſt, die dich umgeben. Du weißt nichts von jener überirdiſchen Wiſſenſchaft der heiligen Cabbala. Zwar wirſt du auch deshalb niemals der himmliſchen Luſt der Weiſen theilhaftig werden, die, zur höchſten Stufe gelangt, weder eſſen noch trinken dürfen als nur zur Luſt, und denen niemals menſchliches begegnet, du ſtehſt aber auch dafür nicht die Angſt des Erſteigens jener Stufe aus, wie dein unglücklicher Vater, den noch viel zu ſehr menſchlicher Schwindel anwandelt, und dem das, was er mühſam erforſcht, nur Grauen und Entſetzen erregt und der noch immer aus purem irdiſchen Bedürfniß eſſen und trinken und — überhaupt menſchliches thun muß. — Erfahre, mein holdes mit Unwiſſenheit beglücktes Kind, daß die tiefe Erde, die Luft, das Waſſer, das Feuer erfüllt iſt mit geiſtigen Weſen höherer und doch wieder beſchränkterer Natur als die Menſchen. Es ſcheint unnöthig, dir, mein Dümmchen, die beſondere Natur der Gnomen, Salamander, Sylphen und Undinen zu erklären, du würdeſt es nicht faſſen können. Um dir die Gefahr anzudeuten, in der du vielleicht ſchwebſt, iſt es genug, dir zu ſagen, daß dieſe Geiſter nach der Verbindung mit den Menſchen trachten, und da ſie wohl wiſſen, daß die Menſchen in der Regel ſolch eine Verbindung ſehr ſcheuen, ſo bedienen ſich die erwähnten Geiſter allerlei liſtiger Mittel, um den Menſchen, dem ſie ihre Gunſt geſchenkt, zu verlocken. Bald iſt es ein Zweig, eine Blume, ein Glas Waſſer, ein Feuerſtrahl oder ſonſt etwas ganz geringfügig ſcheinendes, was ſie zum Mittel brauchen, um ihren Zweck zu erreichen. Richtig iſt es, daß eine ſolche

Verbindung oft ſehr erſprießlich ausſchlägt, wie denn einſt zwei Prieſter, von denen der Fürſt von Mirandola erzählt, vierzig Jahre hindurch mit einem ſolchen Geiſt in der glücklichſten Ehe lebten. Richtig iſt es ferner, daß die größten Weiſen einer ſolchen Verbindung eines Menſchen mit einem Elementargeiſt entſproſſen. So war der große Zoroaſter ein Sohn des Salamanders Oromaſis, ſo waren der große Apollonius, der weiſe Merlin, der tapfre Graf von Cleve, der große Cabbaliſt Benſyra herrliche Früchte ſolcher Ehen, und auch die ſchöne Meluſine war, nach dem Ausſpruch des Parazelſus, nichts anders, als eine Sylphide. Doch demungeachtet iſt die Gefahr einer ſolchen Verbindung nur zu groß, denn abgeſehen davon, daß die Elementargeiſter von dem, dem ſie ihre Gunſt geſchenkt, verlangen, daß ihm das hellſte Licht der profundeſten Weisheit aufgehe, ſo ſind ſie auch äußerſt empfindlich, und rächen jede Beleidigung ſehr ſchwer. So geſchah es einmal, daß eine Sylphide, die mit einem Philoſophen verbunden, als er mit ſeinen Freunden von einem ſchönen Frauenzimmer ſprach, und ſich vielleicht dabei zu ſehr erhitzte, ſofort in der Luft ihr ſchneeweißes ſchön geformtes Bein ſehen ließ, gleichſam um die Freunde von ihrer Schönheit zu überzeugen, und dann den armen Philoſophen auf der Stelle tödtete. Doch ach — was ſpreche ich von anderen? warum ſpreche ich nicht von mir ſelbſt? — Ich weiß, daß ſchon ſeit zwölf Jahren mich eine Sylphide liebt, aber iſt ſie ſcheu und ſchüchtern, ſo quält mich der Gedanke an die Gefahr, durch kabbaliſtiſche Mittel ſie zu feſſeln, da ich noch immer viel zu ſehr an irdiſchen Bedürfniſſen hänge, und daher der gehörigen Weisheit ermangle. Jeden Morgen nehme ich mir vor zu faſten, laſſe auch das Frühſtück glücklich vorüber gehen, aber wenn dann der Mittag kommt — O Anna, meine Tochter Anna — Du weißt es ja — ich freſſe erſchrecklich!“ — Dieſe letzten Worte ſprach der Herr Dapſul von Zabelthau mit beinahe heulendem Ton, indem ihm die bitterſten Thränen über die hagern eingefallenen Backen liefen; dann fuhr er beruhigter fort: „doch bemühe ich mich gegen den mir gewogenen Elementargeiſt des feinſten Betragens, der ausgeſuchteſten Galanterie. Niemals wage ich es eine Pfeife Taback ohne die gehörigen kabbaliſtiſchen Vorſichtsmaßregeln zu rauchen, denn ich weiß ja nicht, ob mein zarter Luftgeiſt die Sorte liebet und nicht empfindlich werden könnte über die Verunreinigung ſeines Elements, weshalb denn auch alle diejenigen, die Jagdknaſter rauchen, oder: Es blühe Sachſen, niemals weiſe und der Liebe einer Sylphide theilhaftig werden können. Eben ſo verfahre ich, wenn ich mir einen Haſelſtock ſchneide, eine Blume pflücke, eine Frucht eſſe oder Feuer anſchlage, da all' mein Trachten dahin geht, es durchaus mit keinem Elementargeiſt zu verderben. Und doch — ſiehſt du wohl jene Nußſchale, über die ich ausglitſchte und rücklings umſtülpend das ganze Experiment verdarb, das mir das Geheimniß des Ringes ganz erſchloſſen haben würde? Ich erinnere mich nicht, jemals in dieſem nur der Wiſſenſchaft geweihten Gemach (du weißt nun, weshalb ich auf der Treppe frühſtücke) Nüſſe genoſſen zu haben, und um ſo klarer iſt es, daß in dieſen Schalen ein kleiner Gnome verſteckt war, vielleicht um bei mir zu hospitiren und meinen Experimenten zuzulauſchen. Denn die Elementargeiſter lieben die menſchlichen Wiſſenſchaften, vorzüglich ſolche, die das uneingeweihte Volk wo nicht albern und aberwitzig, ſo doch die Kraft des menſchlichen Geiſtes überſteigend, und eben deshalb gefährlich nennt. Deshalb finden ſie ſich auch häufig ein bei den göttlichen magnetiſchen Operationen. Vorzüglich ſind es aber die Gnomen, die ihre Fopperei nicht laſſen können, und dem Magnetiſeur, der noch nicht zu der Stufe der Weisheit gelangt iſt, die ich erſt beſchrieben, und zu ſehr hängt an irdiſchem Bedürfniß, ein verliebtes Erdenkind unterſchieben in dem Augenblick, da er glaubte in völlig reiner abgeklärter Luſt eine Sylphide zu umarmen. — Als ich nun dem kleinen Studenten auf den Kopf trat, wurde er böſe und warf mich um. Aber einen tiefern Grund hatte wohl der Gnome, mir die Entzifferung des Geheimniſſes mit dem Ringe zu verderben. — Anna! — meine Tochter Anna! — vernimm es — herausgebracht hatte ich, daß ein Gnome dir ſeine Gunſt zugewandt, der, nach der Beſchaffenheit des Ringes zu urtheilen, ein reicher, vornehmer, und dabei vorzüglich fein gebildeter Mann ſeyn muß. Aber, meine theure Anna, mein vielgeliebtes herziges Dümmchen, wie willſt du es anfangen, dich ohne die entſetzlichſte Gefahr mit einem ſolchen Elementargeiſt in irgend eine Verbindung einzulaſſen? Hätteſt du den Caſſiodorus Remus geleſen, ſo könnteſt du mir zwar entgegnen, daß nach deſſen wahrhaftigem Bericht die berühmte Magdalena de la Croix, Aebtiſſin eines Kloſters zu Cordua in Spanien, dreißig Jahre mit einem kleinen Gnomen in vergnügter Ehe lebte, daß ein gleiches ſich mit einem Sylphen und der jungen Gertrud, die Nonne war im Kloſter Nazareth bei Cöln, zutrug, aber denke an die gelehrten Beſchäftigungen jener geiſtlichen Damen und an die deinigen. Welch ein Unterſchied! ſtatt in weiſen Büchern zu leſen, fütterſt du ſehr oft Hühner, Gänſe, Enten und andere jeden Kabbaliſten moleſtirende Thiere; ſtatt den Himmel, den Lauf der Geſtirne zu beobachten, gräbſt du in der Erde; ſtatt in künſtlichen horoſkopiſchen Entwürfen die Spur der Zukunft zu verfolgen, ſtampfeſt du Milch zu Butter und macheſt Sauerkraut ein, zu ſchnödem winterlichen Bedürfniß, wiewohl ich ſelbſt dergleichen Speiſung ungern vermiſſe. Sage! kann das alles einem feinfühlenden philoſophiſchen Elementargeiſt auf die Länge gefallen? — Denn, o Anna! durch dich blüht Dapſulheim, und dieſem irdiſchen Beruf mag und kann dein Geiſt ſich nimmer entziehen. Und doch empfandeſt du über den Ring, ſelbſt da er dir jähen böſen Schmerz erregte, eine ausgelaſſene unbeſonnene Freude! — Zu deinem Heil wollt' ich durch jene Operation die Kraft des Ringes brechen, dich ganz von dem Gnomen befreien, der dir nachſtellt. Sie mißlang durch die Tücke des kleinen Studenten in der Nußſchale. Und doch! — mir kommt ein Muth, den Elementargeiſt zu bekämpfen, wie ich ihn noch nie geſpürt! — Du biſt mein Kind — das ich zwar nicht mit einer Sylphide, Salamandrin oder ſonſt einem Elementargeiſt erzeugt, ſondern mit jenem armen Landfräulein aus der beſten Familie, die die gottvergeſſenen Nachbarn mit dem Spottnamen: Ziegenfräulein, verhöhnten, ihrer idylliſchen Natur halber, die ſie vermochte, jeden Tages eine kleine Heerde weißer ſchmucker Ziegen ſelbſt zu weiden auf grünen Hügeln, wozu ich, damals ein verliebter Narr, auf meinem Thurm die Schallmey blies. — Doch du biſt und bleibſt mein Kind, mein Blut! — Ich rette dich, hier dieſe myſtiſche Feile ſoll dich befreien von dem verderblichen Ringe!"

Damit nahm Herr Dapſul von Zabelthau eine kleine Feile zur Hand, und begann an dem Ringe zu feilen. Kaum hatte er aber einigemal hin und her geſtrichen, als Fräulein Aennchen vor Schmerz laut aufſchrie: „Papa — Papa, Sie feilen mir ja den Finger ab!" So rief ſie, und wirklich quoll dunkles dickes Blut unter dem Ringe hervor. Da ließ Herr Dapſul die Feile aus der Hand fallen, ſank halb ohnmächtig in den Lehnſtuhl und rief in aller Verzweiflung: „O! — o! — o! — es iſt um mich geſchehn! Vielleicht noch in dieſer Stunde kommt der erzürnte Gnome und beißt mir die Kehle ab, wenn mich die Sylphide nicht rettet! — O Anna — Anna — geh — flieh!" —

Fräulein Aennchen, die ſich bei des Papas wunderlichen Reden ſchon längſt weit weg gewünſcht hatte, ſprang hinab mit der Schnelle des Windes. —

Drittes Kapitel.

Es wird von der Ankunft eines merkwürdigen Mannes in Dapſulheim berichtet und erzählt, was ſich dann ferner begeben. —

Der Herr Dapſul von Zabelthau hatte eben ſeine Tochter unter vielen Thränen umarmt und wollte den Thurm beſteigen, wo er jeden Augenblick den bedrohlichen Beſuch des erzürnten Gnomen befürchtete. Da ließ ſich heller luſtiger Hörnerklang vernehmen, und hinein in den Hof ſprengte ein kleiner Reiter von ziemlich ſonderbarem poſſirlichen Anſehen. Das gelbe Pferd war gar nicht groß und von feinem zierlichen Bau, deshalb nahm ſich auch der Kleine trotz ſeines unförmlich dicken Kopfs gar nicht ſo zwergartig aus, ſondern ragte hoch genug über den Kopf des Pferdes empor. Das war aber bloß dem langen Leibe zuzuſchreiben, denn was an Beinen und Füßen über den Sattel hing, war ſo wenig, daß es kaum zu rechnen. Uebrigens trug der Kleine einen ſehr angenehmen Habit von goldgelbem Atlas, eine eben ſolche hohe Mütze mit einem tüchtigen grasgrünen Federbuſch und Reitſtiefel von ſchön polirtem Mahagoniholz. Mit einem durchdringenden Prrrrrr! hielt der Reiter dicht vor dem Herrn von Zabelthau. Er ſchien abſteigen zu wollen, plötzlich fuhr er aber mit der Schnelligkeit des Blitzes unter dem Bauch des Pferdes hinweg, ſchleuderte ſich auf der andern Seite zwei, dreimal hintereinander zwölf Ellen hoch in die Lüfte, ſo daß er ſich auf jeder Elle ſechsmal überſchlug, bis er mit dem Kopf auf dem Sattelknopf zu ſtehen kam. So galoppirte er, indem die Füßchen in den Lüften Trochäen, Pyrrhichien, Daktylen u. ſ. w. ſpielten, vorwärts, rückwärts, ſeitwärts in allerlei wunderlichen Wendungen und Krümmungen. Als der zierliche Gymnaſtiker und Reitkünſtler endlich ſtill ſtand und höflich grüßte, erblickte man auf dem Boden des Hofes die Worte: Seyn Sie mir ſchönſtens gegrüßt ſammt Ihrem Fräulein Tochter, mein hochverehrteſter Herr Dapſul von Zabelthau! Er hatte dieſe Worte mit ſchönen römiſchen

Unzial-Buchſtaben in das Erdreich geritten. Hierauf ſprang der Kleine vom Pferde, ſchlug dreimal Rad und ſagte dann, daß er ein ſchönes Compliment auszurichten habe an den Herrn Dapſul von Zabelthau, von ſeinem gnädigen Herrn, dem Herrn Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, genannt Corduanſpitz, und wenn es dem Herrn Dapſul von Zabelthau nicht unangenehm wäre, ſo wolle der Herr Baron auf einige Tage freundlich bei ihm einſprechen, da er künftig ſein nächſter Nachbar zu werden hoffe. —

Herr Dapſul von Zabelthau glich mehr einem Todten als einem Lebendigen, ſo bleich und ſtarr ſtand er da an ſeine Tochter gelehnt. Kaum war ein: Wird — mir — ſehr — erfreulich ſeyn, mühſam ſeinen bebenden Lippen entflohen, als der kleine Reiter ſich mit denſelben Ceremonien wie er gekommen, blitzſchnell entfernte.

„Ach meine Tochter, rief nun Herr Dapſul von Zabelthau heulend und ſchluchzend, ach meine Tochter, meine arme unglückſelige Tochter, es iſt nur zu gewiß, es iſt der Gnome, welcher kommt dich zu entführen und mir den Hals umzudrehen! — Doch wir wollen den letzten Muth aufbieten, den wir etwa noch beſitzen möchten! Vielleicht iſt es möglich, den erzürnten Elementargeiſt zu verſöhnen, wir müſſen uns nur ſo ſchicklich gegen ihn benehmen als es irgend in unſerer Macht ſteht. — Sogleich werde ich dir, mein theures Kind, einige Kapitel aus dem Laktanz oder aus dem Thomas Aquinas vorleſen über den Umgang mit Elementargeiſtern, damit du keinen garſtigen Schnitzer machſt.“ — Noch ehe aber der Herr Dapſul von Zabelthau den Laktanz, den Thomas Aquinas oder einen andern elementariſchen Knigge herbeiſchaffen konnte, hörte man ſchon ganz in der Nähe eine Muſik erſchallen, die beinahe der zu vergleichen, die hinlänglich muſikaliſche Kinder zum lieben Weihnachten aufzuführen pflegen. Ein ſchöner langer Zug kam die Straße herauf. Voran ritten wohl an ſechzig, ſiebzig kleine Reiter auf kleinen gelben Pferden, ſämmtlich gekleidet wie der Abgeſandte in gelben Habiten, ſpitzen Mützen und Stiefeln von polirtem Mahagoni. Ihnen folgte eine mit acht gelben Pferden beſpannte Kutſche von dem reinſten Kryſtall, der noch ungefähr vierzig andere minder prächtige, theils mit ſechs, theils mit vier Pferden beſpannte Kutſchen folgten. Noch eine Menge Pagen, Läufer und andere Diener ſchwärmten neben her auf und nieder in glänzenden Kleidern angethan, ſo daß das Ganze einen eben ſo luſtigen als ſeltſamen Anblick gewährte. Herr Dapſul von Zabelthau blieb verſunken in trübes Staunen. Fräulein Aennchen, die bisher nicht geahnt, daß es auf der ganzen Erde ſolch niedliche ſchmucke Dinger geben könne, als dieſe Pferdchen und Leutchen, gerieth ganz außer ſich und vergaß alles, ſogar den Mund, den ſie zum freudigen Ausruf weit genug geöffnet, wieder zuzumachen. —

Die achtſpännige Kutſche hielt dicht vor dem Herrn Dapſul von Zabelthau. Reiter ſprangen von den Pferden, Pagen, Diener eilten herbei, der Kutſchenſchlag wurde geöffnet, und wer nun aus den Armen der Dienerſchaft herausſchwebte aus der Kutſche, war Niemand anders, als der Herr Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, genannt Corduanſpitz. — Was ſeinen Wuchs betraf, ſo war der Herr Baron bei weitem nicht dem Apollo von Belvedere, ja nicht einmal dem ſterbenden Fechter zu vergleichen. Denn außerdem, daß er keine volle drei Fuß maß, ſo beſtand auch der dritte Theil dieſes kleinen Körpers aus dem offenbar zu großen dicken Kopfe, dem übrigens eine tüchtige lang gebogene Naſe, ſo wie ein Paar große kugelrund hervorquellende Augen keine üble Zierde waren. Da der Leib auch etwas lang, ſo blieben für die Füßchen nur etwa vier Zoll übrig. Dieſer kleine Spielraum war aber gut genutzt, denn an und vor ſich ſelbſt waren die freiherrlichen Füßchen die zierlichſten, die man nur ſehen konnte. Freilich ſchienen ſie aber zu ſchwach, das würdige Haupt zu tragen; der Baron hatte einen ſchwankenden Gang, ſtülpte auch wohl manchmal um, ſtand aber gleich wieder wie ein Stehaufmännchen auf den Füßen, ſo daß jenes Umſtülpen mehr der angenehme Schnörkel eines Tanzes ſchien. Der Baron trug einen enge anſchließenden Habit von gleißendem Goldſtoff und ein Mützchen, das beinahe einer Krone zu vergleichen mit einem ungeheuren Buſch von vielen krautgrünen Federn. So wie der Baron nun auf der Erde ſtand, ſtürzte er auf den Herrn Dapſul von Zabelthau los, faßte ihn bei beiden Händen, ſchwang ſich empor bis an ſeinen Hals, hing ſich an dieſen, und rief mit einer Stimme, die viel ſtärker dröhnte als man es hätte der kleinen Statur zutrauen ſollen: O mein Dapſul von Zabelthau — mein theurer, innigſt geliebter Vater! Darauf ſchwang der Baron ſich eben ſo behende und geſchickt wieder herab von des Herrn von Dapſuls Halſe, ſprang oder ſchleuderte ſich vielmehr auf Fräulein Aennchen los, faßte die Hand mit dem beringten Finger, bedeckte ſie mit laut ſchmatzenden Küſſen und rief eben ſo dröhnend als zuvor: „O mein allerſchönſtes Fräulein Anna von Zabelthau, meine geliebteſte Braut!“ Darauf klatſchte der Baron in die Händchen und alsbald ging die gellende lärmende Kindermuſik los, und über hundert kleine Herrlein, die den Kutſchen und den Pferden entſtiegen, tanzten wie erſt der Courier zum Theil auf den Köpfen, dann wieder auf den Füßen, in den zierlichſten Trochäen, Spondäen, Jamben, Pyrrhichien, Anapäſten, Tribrachen, Bachien, Antibachien, Choriamben und Daktylen, daß es eine Luſt war. Während dieſer Luſt erholte ſich aber Fräulein Aennchen von dem großen Schreck, den ihr des kleinen Barons Anrede verurſacht und gerieth in allerlei wohlgegründete ökonomiſche Bedenken. „Wie, dachte ſie, iſt es möglich, daß das kleine Volk Platz hat in dieſem kleinen Hauſe? — Wäre es auch mit der Noth entſchuldigt, wenn ich wenigſtens die Dienerſchaft in die große Scheune bettete, hätten ſie auch da wohl Platz? Und was fange ich mit den Edelleuten an, die in den Kutſchen gekommen und gewiß gewohnt ſind, in ſchönen Zimmern ſanft und weich gebettet zu ſchlafen? — Sollten auch die beiden Ackerpferde heraus aus dem Stall, ja wäre ich unbarmherzig genug, auch den alten lahmen Fuchs herauszujagen ins Gras, iſt dennoch wohl Platz genug für alle dieſe kleinen Beſtien von Pferden, die der häßliche Baron mitgebracht? Und eben ſo geht es ja mit den ein und vierzig Kutſchen! — Aber nun noch das Aergſte! — Ach du lieber Gott, reicht denn der ganze Jahresvorrath wohl hin, all' dieſe kleinen Kreaturen auch nur zwei Tage hindurch zu ſättigen?“ Dies letzte Bedenken war nun wohl das allerſchlimmſte. Fräulein Aennchen ſah ſchon alles aufgezehrt, alles neue Gemüſe, die Hammelheerde, das Federvieh, das eingeſalzene Fleiſch, ja ſelbſt den Runkelrüben-Spiritus und das trieb ihr die hellen Thränen in die Augen. Es kam ihr vor, als ſchnitte ihr eben der Baron Corduanſpitz ein rechtes freches, ſchadenfrohes Geſicht und das gab ihr den Muth, ihm, als ſeine Leute noch im hellen Tanzen begriffen waren, in dürren Worten zu erklären, daß, ſo lieb dem Vater auch ſein Beſuch ſeyn möge, an einen längern als zweiſtündigen Aufenthalt in Dapſulheim doch gar nicht zu denken, da es an Raum und an allen übrigen Dingen, die zur Aufnahme und zur ſtandesmäßigen Bewirthung eines ſolchen vornehmen reichen Herrn nebſt ſeiner zahlreichen Dienerſchaft nöthig, gänzlich mangle. Da ſah aber der kleine Corduanſpitz plötzlich ſo ungemein ſüß und zart aus wie ein Marzipanbrödchen und verſicherte, indem er mit zugedrückten Augen Fräulein Aennchens etwas rauhe und nicht zu weiße Hand an die Lippen drückte, daß er weit entfernt ſey, dem lieben Papa und der ſchönſten Tochter auch nur die mindeſte Ungelegenheit zu verurſachen. Er führe alles mit ſich, was Küche und Keller zu leiſten habe, was aber die Wohnung betreffe, ſo verlange er nichts als ein Stückchen Erde und den freien Himmel darüber, damit ſeine Leute den gewöhnlichen Reiſepalaſt bauen könnten, in dem er mit ſammt ſeiner ganzen Dienerſchaft und was derſelben noch an Vieh anhängig, hauſen werde.

Ueber dieſe Worte des Baron Porphyrio von Ockerodaſtes wurde Fräulein Aennchen ſo vergnügt, daß ſie, um zu zeigen, es käme ihr auch eben nicht darauf an, ihre Leckerbiſſen Preis zu geben, im Begriff ſtand, dem kleinen Krapfkuchen, den ſie von der letzten Kirchweih aufgehoben und ein Gläschen Runkelrübengeiſt anzubieten, wenn er nicht doppelten Bitter vorziehe, den die Großmagd aus der Stadt mitgebracht und als magenſtärkend empfohlen. Doch in dem Augenblick ſetzte Corduanſpitz hinzu, daß er zum Aufbau des Palaſtes den Gemüſegarten erkiere, und hin war Aennchens Freude! — Während aber die Dienerſchaft um des Herrn Ankunft auf Dapſulheim zu feiern, ihre olympiſchen Spiele fortſetzte, indem ſie bald mit den dicken Köpfen ſich in die ſeidnen Wände rannten und rückwärts überſchlugen, bald ſich in die Lüfte ſchleuderten, bald unter ſich kegelten, ſelbſt Kegel, Kugel und Kegler vorſtellend u. ſ. w., vertiefte ſich der kleine Baron Porphyrio von Ockerodaſtes mit dem Herrn Dapſul von Zabelthau in ein Geſpräch, das immer wichtiger zu werden ſchien, bis beide Hand in Hand ſich fortbegaben und den aſtronomiſchen Thurm beſtiegen.

Voller Angſt und Schreck lief nun Fräulein Aennchen eiligſt nach dem Gemüſegarten, um zu retten, was noch zu retten möglich. Die Großmagd ſtand ſchon auf dem Felde und ſtarrte mit offnem Munde vor ſich her, regungslos, als ſey ſie verwandelt in eine Salzſäule wie Loths Weib. Fräulein Aennchen neben ihr erſtarrte gleichermaßen. Endlich ſchrien aber beide, daß es weit in den Lüften umherſchallte: Ach mein Herr Jemine, was iſt denn das für ein Unglück! — Den ganzen ſchönen Gemüſegarten fanden ſie verwandelt in eine Wüſtenei. Da grünte kein Kraut, blühte keine Staude; es ſchien ein ihres verwüſteten Feld. „Nein, ſchrie die Magd ganz erboſt, es iſt nicht anders möglich, das haben die verfluchten kleinen Creaturen gethan, die ſo eben angekommen ſind — in Kutſchen ſind ſie gefahren? wollen wohl vornehme Leute vorſtellen? — Ha ha! — Kobolde ſind es, glauben Sie mir, Fräulein Aennchen, nichts als unchriſtliche Hexenleute, und hätt' ich nur ein Stückchen Kreuzwurzel bei der Hand, ſo ſollten Sie ihr Wunder ſehen. — Doch ſie ſollen nur kommen, die kleinen Beſtien, mit dieſem Spaten ſchlage ich ſie todt!“ Damit ſchwang die Grasmagd ihre bedrohliche Waffe in den Lüften, indem Fräulein Aennchen laut weinte.

Es nahten ſich indeſſen jetzt vier Herren aus Corduanſpitzes Gefolge mit ſolchen angenehmen zierlichen Mienen und höflichen Verbeugungen, ſahen auch dabei ſo höchſt wunderbar aus, daß die Grasmagd ſtatt wie ſie gewollt, gleich zuzuſchlagen, den Spaten langſam ſinken ließ, und Fräulein Aennchen einhielt mit Weinen.

Die Herren kündigten ſich als die den Herrn Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, genannt Corduanſpitz, zunächſt umgebenden Freunde an, waren, wie es auch ihre Kleidung wenigſtens ſymboliſch andeutete, von vier verſchiedenen Nationen und nannten ſich: Pan Kapuſtowicz aus Polen, Herr von Schwarzrettig aus Pommern, Signor di Broccoli aus Italien, Monſieur de Roccambolle aus Frankreich. Sie verſicherten in ſehr wohlklingenden Redensarten, daß ſogleich die Bauleute kommen und dem allerſchönſten Fräulein das hohe Vergnügen bereiten würden, in möglichſter Schnelle einen hübſchen Pallaſt aus lauter Seide aufbauen zu ſehen.

„Was kann mir der Pallaſt aus Seide helfen, rief Fräulein Aennchen laut weinend im tiefſten Schmerz, was geht mich überhaupt Euer Baron Corduanſpitz an, da ihr mich um alles ſchöne Gemüſe gebracht habt, ihr ſchlechten Leute, und alle meine Freude dahin iſt.“ Die höflichen Leute tröſteten aber Fräulein Aennchen und verſicherten, daß ſie durchaus gar nicht Schuld wären an der Verwüſtung des Gemüſegartens, daß derſelbe im Gegentheil bald wieder in einem ſolchen Flor grünen und blühen werde, wie ihn Fräulein Aennchen noch niemals und überhaupt noch keiner in der Welt geſehen.

Die kleinen Bauleute kamen auch wirklich und nun ging ein ſolches tolles wirres Durcheinandertreiben auf dem Acker los, daß Fräulein Aennchen ſowohl als die Grasmagd ganz erſchrocken davon rannten bis an die Ecke eines Buſches, wo ſie ſtehen blieben und zuſchauen wollten, wie ſich dann alles begeben würde.

Ohne daß ſie aber auch nur im mindeſten begriffen, wie das mit rechten Dingen zugehen konnte, formte ſich vor ihren Augen in wenigen Minuten ein hohes prächtiges Gezelt aus goldgelbem Stoff mit bunten Kränzen und Federn geſchmückt, das den ganzen Raum des großen Gemüſegartens einnahm, ſo daß die Zeltſchnüre über das Dorf weg bis in den nahgelegenen Wald gingen und dort an ſtarken Bäumen befeſtigt waren.

Kaum war das Gezelt fertig, als der Baron Porphyrio von Ockerodaſtes mit dem Herrn Dapſul von Zabelthau hinabkam von dem aſtronomiſchen Thurm, nach mehreren Umarmungen in die achtſpännige Kutſche ſtieg, und nebſt ſeinem Gefolge in derſelben Ordnung wie er nach Dapſulheim gekommen, hineinzog in den ſeidenen Pallaſt, der ſich hinter dem letzten Mann zuſchloß.

Nie hatte Fräulein Aennchen den Papa ſo geſehen. Auch die leiſeſte Spur der Betrübniß, von der er ſonſt ſtets heimgeſucht, war weggetilgt von ſeinem Antlitz, es war beinahe als wenn er lächelte und dabei hatte ſein Blick in der That etwas verklärtes, das denn wohl auf ein großes Glück zu deuten pflegt, das jemandem ganz unvermuthet über den Hals gekommen. — Schweigend nahm Herr Dapſul von Zabelthau Fräulein Aennchens Hand, führte ſie hinein in das Haus, umarmte ſie dreimal hintereinander und brach dann endlich los: Glückliche Anna — überglückliches Kind! — glücklicher Vater! — O Tochter, alle Beſorgniß, aller Gram, alles Herzeleid iſt nun vorüber! — Dich trifft ein Loos, wie es nicht ſo leicht einer Sterblichen vergönnt iſt! Wiſſe, dieſer Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, genannt Corduanſpitz, iſt keinesweges ein feindſeliger Gnome, wiewohl er von einem dieſer Elementargeiſter abſtammt, dem es aber gelang, ſeine höhere Natur durch den Unterricht des Salamanders Oromaſis zu reinigen. Aus dem geläuterten Feuer ging aber die Liebe zu einer Sterblichen hervor, mit der er ſich verband und Ahnherr der illüſterſten Familie wurde, durch deren Namen jemals ein Pergament geziert wurde. — Ich glaube Dir, geliebte Tochter Anna, ſchon geſagt zu haben, daß der Schüler des großen Salamanders Oromaſis, der edle Gnome Tſilmenech — ein Chaldäiſcher Name, der in ächtem reinen Deutſch ſo viel heißt, als Grützkopf — ſich in die berühmte Magdalena de la Croix, Aebtiſſin eines Kloſters zu Cordua in Spanien, verliebte, und wohl an die dreißig Jahre mit ihr in einer glücklichen vergnügten Ehe lebte. Ein Sprößling der ſublimen Familie höherer Naturen, die aus dieſer Verbindung ſich fortpflanzte, iſt nun der liebe Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, der den Zunamen Corduanſpitz angenommen, zur Bezeichnung ſeiner Abſtammung aus Cordua in Spanien, und um ſich von einer mehr ſtolzen, im Grunde aber weniger würdigen Seitenlinie zu unterſcheiden, die den Beinamen Saffian trägt. Daß dem Corduan ein Spitz zugeſetzt worden, muß ſeine beſonderen elementariſch aſtrologiſchen Urſachen haben; ich dachte noch nicht darüber nach. Dem Beiſpiel ſeines großen Ahnherrn folgend, des Gnomen Tſilmenech, der die Magdalena de la Croix auch ſchon ſeit ihrem zwölften Jahre liebte, hat dir auch der vortreffliche Ockerodaſtes ſeine Liebe zugewandt, als du erſt zwölf Jahre zählteſt. Er war ſo glücklich von dir einen kleinen goldnen Fingerreif zu erhalten, und nun haſt du auch ſeinen Ring angeſteckt, ſo daß du unwiderruflich ſeine Braut geworden! „Wie, rief Fräulein Aennchen voll Schreck und Beſtürzung, wie? — ſeine Braut? — den abſcheulichen kleinen Kobold ſoll ich heirathen? Bin ich denn nicht längſt die Braut des Herrn Amandus von Nebelſtern? — Nein! — nimmermehr nehme ich den häßlichen Hexenmeiſter zum Mann, und mag er tauſendmal aus Corduan ſeyn oder aus Saffian!“ „Da, erwiderte Herr Dapſul von Zabelthau ernſter werdend, da ſehe ich denn zu meinem Leidweſen, wie wenig die himmliſche Weisheit deinen verſtockten irdiſchen Sinn zu durchdringen vermag! Häßlich, abſcheulich nennſt du den edlen elementariſchen Porphyrio von Ockerodaſtes, vielleicht weil er nur drei Fuß hoch iſt, und außer dem Kopf an Leib, Arm und Bein und anderen Nebenſachen nichts erkleckliches mit ſich trägt, ſtatt daß ein ſolcher irdiſcher Geck wie du ihn dir wohl denken magſt, die Beine nicht lang genug haben kann, der Rockſchöße wegen? O meine Tochter, in welchem heilloſen Irrthum biſt du befangen! — Alle Schönheit liegt in der Weisheit, alle Weisheit in dem Gedanken, und das phyſiſche Symbol des Gedankens iſt der Kopf! — Je mehr Kopf, deſto mehr Schönheit und Weisheit, und könnte der Menſch alle übrigen Glieder als ſchädliche Luxusartikel, die vom Uebel, wegwerfen, er ſtände da als höchſtes Ideal! Woraus entſteht alle Beſchwerde, alles Ungemach, alle

Zwietracht, aller Hader, kurz alles Verderben des Irdiſchen, als aus der verdammten Ueppigkeit der Glieder? — O welcher Friede, welche Ruhe, welche Seeligkeit auf Erden, wenn die Menſchheit exiſtirte ohne Leib, Steiß, Arm und Bein! — wenn ſie aus lauter Büſten beſtünde! — Glücklich iſt daher der Gedanke der Künſtler, wenn ſie große Staatsmänner oder große Gelehrte als Büſte darſtellen, um ſymboliſch die höhere Natur anzudeuten, die ihnen inwohnen muß vermöge ihrer Charge oder ihrer Bücher! — Alſo! meine Tochter Anna, nichts von Häßlichkeit, Abſcheulichkeit oder ſonſtigem Tadel des edelſten der Geiſter, des herrlichen Porphyrio von Ockerodaſtes, deſſen Braut du biſt und bleibſt! — Wiſſe, daß durch ihn auch dein Vater in kurzem die höchſte Stufe des Glücks, dem er ſo lange vergebens nachgetrachtet, erſteigen wird. Porphyrio von Ockerodaſtes iſt davon unterrichtet, daß mich die Sylphide Nehabilah (Syriſch, ſo viel als Spitznaſe) liebt, und will mir mit allen Kräften beiſtehen, daß ich der Verbindung mit dieſer höheren geiſtigen Natur ganz würdig werde. — Du wirſt, mein liebes Kind, mit deiner künftigen Stiefmutter wohl zufrieden ſeyn. — Möge ein günſtiges Verhängniß es ſo fügen, daß unſere beiden Hochzeiten zu einer und derſelben glücklichen Stunde gefeiert werden könnten!" — Damit verließ der Herr Dapſul von Zabelthau, indem er der Tochter einen bedeutenden Blick zugeworfen, pathetiſch das Zimmer. —

Dem Fräulein Aennchen fiel es ſchwer aufs Herz, als ſie ſich erinnerte, daß ihr wirklich vor langer Zeit, da ſie noch ein Kind, ein kleiner Goldreif vom Finger weg abhanden gekommen auf unbegreifliche Weiſe. Nun war es ihr gewiß, daß der kleine abſcheuliche Hexenmeiſter ſie wirklich in ſein Garn verlockt, ſo daß ſie kaum mehr entrinnen könne, und darüber gerieth ſie in die alleräußerſte Betrübniß. Sie mußte ihrem gepreßten Herzen Luft machen und das geſchah mittelſt eines Gänſekiels, den ſie ergriff und flugs an den Herrn Amandus von Nebelſtern ſchrieb in folgender Weiſe.

Mein herzliebſter Amandus!

Es iſt alles rein aus, ich bin die unglücklichſte Perſon auf der ganzen Erde und ſchluchze und heule vor lauter Betrübniß ſo ſehr, daß das liebe Vieh ſogar Mitleid und Erbarmen mit mir hat, viel mehr wirſt du davon gerührt werden; eigentlich geht das Unglück auch dich eben ſo gut an als mich, und du wirſt dich eben ſo betrüben müſſen! Du weißt doch, daß wir uns ſo herzlich lieben als nur irgend ein Liebespaar ſich lieben kann, und daß ich deine Braut bin und daß uns der Papa zur Kirche geleiten wollte? — Nun! da kommt plötzlich ein kleiner garſtiger gelber Menſch in einer achtſpännigen Kutſche, von vielen Herren und Dienern begleitet, angezogen und behauptet, ich hätte mit ihm Ringe gewechſelt und wir wären Braut und Bräutigam! — Und denke einmal wie ſchrecklich! der Papa ſagt auch, daß ich den kleinen Unhold heirathen müſſe, weil er aus einer ſehr vornehmen Familie ſey. Das mag ſeyn, nach dem Gefolge zu urtheilen und den glänzenden Kleidern die ſie tragen, aber einen ſolchen greulichen Namen hat der Menſch, daß ich ſchon deshalb niemals ſeine Frau werden mag. Ich kann die unchriſtlichen Wörter, aus denen der Namen beſteht, gar nicht einmal nachſprechen. Uebrigens heißt er aber auch Corduanſpitz und das iſt eben der Familienname. Schreib mir doch, ob die Corduanſpitze wirklich ſo erlaucht und vornehm ſind, man wird das wohl in der Stadt wiſſen. Ich kann gar nicht begreifen, was dem Papa einfällt in ſeinen alten Tagen, er will auch noch heirathen und der häßliche Corduanſpitz ſoll ihn verkuppeln an eine Frau, die in den Lüften ſchwebt. — Gott ſchütze uns! — Die Großmagd zuckt die Achſeln und meint, von ſolchen gnädigen Frauen, die in der Luft flögen und auf dem Waſſer ſchwämmen, halte ſie nicht viel, ſie würde gleich aus dem Dienſt gehen und wünſche meinetwegen, daß die Stiefmama wo möglich den Hals brechen möge bei dem erſten Luftritt zu St. Walpurgis. — Das ſind ſchöne Dinge! — Aber auf dich ſteht meine ganze Hoffnung! — Ich weiß ja, daß du derjenige biſt, der da ſoll und muß, und mich retten wirſt aus großer Gefahr. Die Gefahr iſt da, komm, eile, rette

deine bis in den Tod betrübte aber
getreueſte Braut
Anna von Zabelthau.

P. S. Könnteſt du den kleinen gelben Corduanſpitz nicht herausfordern? Du wirſt gewiß gewinnen, denn er iſt etwas ſchwach auf den Beinen.

N. S. Ich bitte dich nochmals, ziehe dich nur gleich an und eile zu deiner unglückſeligſten, ſo wie oben aber getreueſten Braut, Anna von Zabelthau.

Viertes Kapitel.

In welchem die Hofhaltung eines mächtigen Königs beſchrieben, nächſtdem aber von einem blutigen Zweikampf und andern ſeltſamen Vorfällen Nachricht gegeben wird.

Fräulein Aennchen fühlte ſich vor lauter Betrübniß wie gelähmt an allen Gliedern. Am Fenſter ſaß ſie mit übereinander geſchlagenen Armen und ſtarrte hinaus ohne des Gackerns, Krähens, Mauzens und Piepens des Federviehs zu achten, das, da es zu dämmern begann, wie gewöhnlich von ihr zur Ruhe gebracht werden wollte. Ja, ſie ließ es mit der größten Gleichgültigkeit geſchehen, daß die Magd dies Geſchäft beſorgte und dem Haushahn, der ſich in die Ordnung der Dinge nicht fügen, ja ſich gegen die Stellvertreterin auflehnen wollte, mit der Peitſche einen ziemlich derben Schlag verſetzte. Der eigne Liebesſchmerz, der ihre Bruſt zerriß, raubte ihr alles Gefühl für das Leid des liebſten Zöglings ihrer ſüßeſten Stunden, die ſie der Erziehung gewidmet ohne den Cheſterfield oder den Knigge zu leſen, ja ohne die Frau von Genlis oder andere ſeelenkenneriſche Damen zu Rathe zu ziehen, die auf ein Haar wiſſen, wie junge Gemüther in die rechte Form zu kneten. — Man hätte ihr das als Leichtſinn anrechnen können. —

Den ganzen Tag hatte ſich Corduanſpitz nicht ſehen laſſen, ſondern war bei dem Herrn Dapſul von Zabelthau auf dem Thurm geblieben, wo ſehr wahrſcheinlich wichtige Operationen vorgenommen ſeyn mußten. Jetzt aber bemerkte Fräulein Aennchen den Kleinen, wie er im glühenden Schein der Abendſonne über den Hof wankte. Er kam ihr in ſeinem hochgelben Habit garſtiger vor als jemals und die poſſirliche Art, wie er hin und her hüpfte, jeden Augenblick umzuſtülpen ſchien, ſich wieder empor ſchleuderte, worüber ein anderer ſich krank gelacht haben würde, verurſachte ihr nur noch mehr Gram. Ja ſie hielt endlich beide Hände vors Geſicht, um den widerwärtigen Popanz nur nicht ferner zu ſchauen. Da fühlte ſie plötzlich, daß jemand ſie an der Schürze zupfe. „Kuſch, Feldmann!“ rief ſie, meinend es ſey der Hund, der ſie zupfe. Es war aber nicht der Hund, vielmehr erblickte Fräulein Aennchen, als ſie die Hände vom Geſicht nahm, den Herrn Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, der ſich mit einer beiſpielloſen Behendigkeit auf ihren Schooß ſchwang und ſie mit beiden Armen umklammerte. Vor Schreck und Abſcheu ſchrie

Fräulein Aennchen laut auf und fuhr von dem Stuhl in die Höhe. Corduanſpitz blieb aber an ihrem Halſe hängen und wurde in dem Augenblick ſo fürchterlich ſchwer, daß er mit einem Gewicht von wenigſtens zwanzig Centnern das arme Aennchen pfeilſchnell wieder herabzog auf den Stuhl, wo ſie geſeſſen. Jetzt rutſchte Corduanſpitz aber auch ſogleich herab von Aennchens Schooß, ließ ſich ſo zierlich und manierlich, als es bei einigem Mangel an Gleichgewicht nur in ſeinen Kräften ſtand, nieder auf ſein rechtes kleines Knie und ſprach dann mit einem klaren etwas beſonders aber nicht eben widerlich klingenden Ton: „Angebetetes Fräulein Anna von Zabelthau, vortrefflichſte Dame, auserwählteſte Braut, nur keinen Zorn, ich bitte, ich flehe! — nur keinen Zorn, keinen Zorn! — Ich weiß, Sie glauben, meine Leute hätten Ihren ſchönen Gemüſegarten verwüſtet, um meinen Pallaſt zu bauen? O Mächte des Alls! — Könnten Sie doch nur hineinſchauen in meinen geringen Leib und mein in lauter Liebe und Edelmuth hüpfendes Herz erblicken! — Könnten Sie doch nur alle Kardinaltugenden entdecken, die unter dieſem gelben Atlas in meiner Bruſt verſammelt ſind! — O wie weit bin ich von jener ſchmachvollen Grauſamkeit entfernt, die Sie mir zutrauen! — Wie wär' es möglich, daß ein milder Fürſt ſeine eignen Unterthan — doch halt! — halt! — Was ſind Worte, Redensarten! — Schauen müſſen Sie ſelbſt o Braut! ja ſchauen ſelbſt die Herrlichkeiten, die Ihrer warten! Sie müſſen mit mir gehen, ja mit mir gehen auf der Stelle, ich führe Sie in meinen Pallaſt, wo ein freudiges Volk lauert auf die angebetete Geliebte des Herrn!"

Man kann denken, wie Fräulein Aennchen ſich vor Corduanſpitzes Zumuthung entſetzte, wie ſie ſich ſträubte dem bedrohlichen Popanz auch nur einen Schritt zu folgen. Corduanſpitz ließ aber nicht nach, ihr die außerordentliche Schönheit, den grenzenloſen Reichthum des Gemüſegartens, der eigentlich ſein Pallaſt ſey, mit ſolchen eindringlichen Worten zu beſchreiben, daß ſie endlich ſich entſchloß, wenigſtens etwas hineinzukucken in das Gezelt, welches ihr denn doch ganz und gar nicht ſchaden könne. — Der Kleine ſchlug vor lauter Freude und Entzücken wenigſtens zwölfmal hinter einander Rad, faßte dann aber ſehr zierlich Fräulein Aennchens Hand und führte ſie durch den Garten nach dem ſeidnen Pallaſt.

Mit einem lauten: Ach! blieb Fräulein Aennchen wie in den

Boden gewurzelt ſtehen, als die Vorhänge des Einganges aufrollten und ſich ihr die Ausſicht eines unabſehbaren Gemüſegartens erſchloß von ſolcher Herrlichkeit, wie ſie auch in den ſchönſten Träumen von blühendem Kohl und Kraut, keinen jemals erblickt. Da grünte und blühte alles, was nur Kraut und Kohl und Rübe und Sallat und Erbſe und Bohne heißen mag, in funkelndem Schimmer und ſolcher Pracht, daß es gar nicht zu ſagen. — Die Muſik von Pfeifen und Trommeln und Cymbeln ertönte ſtärker und die vier artigen Herrn, die Fräulein Aennchen ſchon kennen gelernt, nämlich der Herr von Schwarzrettig, der Monſieur de Roccambolle, der Signor di Broccoli und der Pan Kapuſtowicz, nahten ſich unter vielen zeremoniöſen Bücklingen.

„Meine Kammerherrn,“ ſprach Porphyrio von Ockerodaſtes lächelnd, und führte, indem die genannten Kammerherrn voranſchritten, Fräulein Aennchen durch die Doppeltreihe, welche die rothe Engliſche Carottengarde bildete, bis in die Mitte des Feldes, wo ſich ein hoher prächtiger Thron erhob. Um dieſen Thron waren die Großen des Reichs verſammelt, die Sallatprinzen mit den Bohnenprinzeſſinnen, die Gurkenherzoge mit dem Melonenfürſten an ihrer Spitze, die Kopfkohlminiſter, die Zwiebel- und Rübengeneralität, die Federkohldamen ꝛc. alle in den glänzendſten Kleidern ihres Ranges und Standes. Und dazwiſchen liefen wohl an hundert allerliebſte Lavendel- und Fenchelpagen umher und verbreiteten ſüße Gerüche. Als Ockerodaſtes mit Fräulein Aennchen den Thron beſtiegen, winkte der Oberhofmarſchall Turneps mit ſeinem langen Stabe und ſogleich ſchwieg die Muſik und alles horchte in ſtiller Ehrfurcht. Da erhob Ockerodaſtes ſeine Stimme und ſprach ſehr feierlich: „Meine getreuen und ſehr lieben Unterthanen! Seht hier an meiner Seite das edle Fräulein Anna von Zabelthau, das ich zu meiner Gemahlin erkoren. Reich an Schönheit und Tugend, hat ſie euch ſchon lange mit mütterlich liebenden Augen betrachtet, ja euch weiche, fette Lager bereitet und gehegt und gepflegt. Sie wird euch ſtets eine treue würdige Landesmutter ſeyn und bleiben. Bezeigt jetzt den ehrerbietigen Beifall, ſo wie ordnungsmäßigen Jubel über die Wohlthat, die ich im Begriff ſtehe euch huldvoll zufließen zu laſſen!“ Auf ein zweites Zeichen des Oberhofmarſchalls Turneps ging nun ein tauſendſtimmiger Jubel los, die Bollenartillerie feuerte ihr Geſchütz ab und die Muſiker der Carottengarde ſpielten das bekannte Feſtlied: Sallat-Sallat und grüne Peterſilie! — Es war ein großer erhabener Moment, der den Großen des Reichs, vorzüglich aber den Federkohldamen Thränen der Wonne entlockte. Fräulein Aennchen hätte beinahe auch alle Faſſung verloren, als ſie gewahrte, daß der Kleine eine von Diamanten funkelnde Krone auf dem Haupte, in der Hand aber ein goldnes Szepter trug. „Ei, ſprach ſie, indem ſie voll Erſtaunen die Hände zuſammenſchlug, ei du mein Herr Jemine! Sie ſind ja wohl viel mehr als Sie ſcheinen, mein lieber Herr von Corduanſpitz?" — „Angebetete Anna, erwiederte Ockerodaſtes ſehr ſanft, die Geſtirne zwangen mich, bei Ihrem Herrn Vater unter einem erborgten Namen zu erſcheinen. Erfahren Sie, beſtes Kind, daß ich einer der mächtigſten Könige bin und ein Reich beherrſche, deſſen Grenzen gar nicht zu entdecken ſind, da ſie auf der Karte zu illuminiren vergeſſen worden. Es iſt der Gemüſekönig Daucus Carota der Erſte, der Ihnen, o ſüßeſte Anna, ſeine Hand und ſeine Krone darreicht. Alle Gemüſefürſten ſind meine Vaſallen und nur einen einzigen Tag im Jahre regiert, nach einem uralten Herkommen, der Bohnenkönig." „Alſo, rief Fräulein Aennchen freudig, alſo eine Königin ſoll ich werden und dieſen herrlichen prächtigen Gemüſegarten beſitzen?" König Daucus Carota verſicherte nochmals, daß dies allerdings der Fall ſey und fügte hinzu, daß ſeiner und ihrer Herrſchaft alles Gemüſe unterworfen ſeyn werde, das nur emporkeime aus der Erde. So was hatte nun Fräulein Aennchen wohl gar nicht erwartet und ſie fand, daß der kleine Corduanſpitz ſeit dem Augenblick, als er ſich in den König Daucus Carota den Erſten umgeſetzt, gar nicht mehr ſo häßlich war als vorher und daß ihm Krone und Szepter ſo wie der Königsmantel ganz ungemein artig ſtanden. Rechnete noch Fräulein Aennchen ſein artiges Benehmen und die Reichthümer hinzu, die ihr durch dieſe Verbindung zu Theil wurden, ſo mußte ſie wohl überzeugt ſeyn, daß kein Landfräulein hienieden eine beſſere Parthie zu machen im Stande als eben ſie, die im Umſehen eine Königsbraut geworden. Fräulein Aennchen war deshalb auch über alle Maaßen vergnügt und fragte den königlichen Bräutigam, ob ſie nicht gleich in dem ſchönen Pallaſt bleiben, und ob nicht morgenden Tages die Hochzeit gefeiert werden könne. König Daucus erwiederte indeſſen, daß, ſo ſehr ihn die Sehnſucht der angebeteten Braut entzücke, er doch gewiſſer Conſtellationen halder ſein Glück noch verſchieben müſſe. Der Herr Dapſul von Zabelthau dürfe nämlich für jetzt den königlichen Stand ſeines Eidams durchaus nicht erfahren, da ſonſt die Operationen, die die gewünſchte Verbindung mit der Sylphide Nehahilah bewirken ſollten, geſtört werden könnten. Ueberdem habe er auch dem Herrn Dapſul von Zabelthau verſprochen, daß beide Vermählungen an einem Tage gefeiert werden ſollten. Fräulein Aennchen mußte feierlich geloben, dem Herrn Dapſul von Zabelthau auch nicht eine Silbe davon zu verrathen, was ſich mit ihr begeben, ſie verließ dann den ſeidnen Pallaſt unter dem lauten lärmenden Jubel des durch ihre Schönheit, durch ihr leutſeliges herablaſſendes Betragen ganz in Wonne berauſchten Volks.

Im Traume ſah ſie das Reich des allerliebſten Königs Daucus Carota noch einmal und ſchwamm in lauter Seeligkeit. —

Der Brief, den ſie dem Herrn Amandus von Nebelſtern geſendet, hatte auf den armen Jüngling eine fürchterliche Wirkung gemacht. Nicht lange dauerte es, ſo erhielt Fräulein Aennchen folgende Antwort:

Abgott meines Herzens, himmliſche Anna!

Dolche, ſpitze, glühende, giftige, tödtende Dolche waren mir die Worte deines Briefes, die meine Bruſt durchbohrten. O Anna! du ſollſt mir entriſſen werden? Welch ein Gedanke! Ich kann es noch gar nicht begreifen, daß ich nicht auf der Stelle unſinnig geworden bin und irgend einen fürchterlichen grauſamen Spektakel gemacht habe! — Doch floh ich ergrimmt über mein todbringendes Verhängniß die Menſchen, und lief gleich nach Tiſche ohne wie ſonſt Billard zu ſpielen, hinaus in den Wald, wo ich die Hände rang und tauſendmal deinen Namen rief! — Es fing gewaltig an zu regnen und ich hatte gerade eine ganz neue Mütze von rothem Sammt mit einer prächtigen goldnen Troddel aufgeſetzt. Die Leute ſagen, daß noch keine Mütze ſo mir zu Geſicht geſtanden, als dieſe. — Der Regen konnte das Prachtſtück des Geſchmacks verderben, doch was frägt die Verzweiflung der Liebe nach Mützen, nach Sammt und Gold! — So lange lief ich umher, bis ich ganz durchnäßt und durchkältet war und ein entſetzliches Bauchgrimmen fühlte. Das trieb mich in das nahgelegene Wirthshaus, wo ich mir exzellenten Glühwein machen ließ und dazu eine Pfeiſe deines himmliſchen Virginiers rauchte. — Bald fühlte ich mich von einer göttlichen Begeiſterung erhoben, ich riß meine Brieftaſche hervor, warf in aller Schnelle ein Dutzend herrliche Gedichte hin und, o wunderbare Gabe der Dichtkunſt! — beides war verſchwunden, Liebesverzweiflung und Bauchgrimmen. — Nur das letzte dieſer Gedichte will ich dir mittheilen und auch dich, o Zierde der Jungfrauen, wird, wie mich, freudige Hoffnung erfüllen!

Winde mich in Schmerzen,
Ausgelöſcht im Herzen
Sind die Liebeskerzen,
Mag nie wieder ſcherzen!
Doch der Geiſt, er neigt ſich,
Wort und Reim erzeugt ſich,
Schreibe Verslein nieder,
Froh bin ich gleich wieder,
Tröſtend in dem Herzen,
Flammen Liebeskerzen,
Weg ſind alle Schmerzen,
Mag auch freundlich ſcherzen.

Ja, meine ſüße Anna! — bald eile ich, ein ſchützender Ritter herbei, und entreiße dich dem Böſewicht, der dich mir rauben will! — Damit du indeſſen bis dahin nicht verzweifelſt, ſchreibe ich dir einige göttliche troſtreiche Kernſprüche aus meines herrlichen Meiſters Schatzkäſtlein her; du magſt dich daran erlaben.

Die Bruſt wird weit, dem Geiſte wachſen Flügel!
Sey Herz, Gemüth, doch luſt'ger Eulenſpiegel!

Liebe kann die Liebe haſſen,
Zeit auch wohl die Zeit verpaſſen.

Die Lieb iſt Blumenduft, ein Seyn ohn' Unterlaß,
O Jüngling, waſch den Pelz, doch mach' ihn ja nicht naß!

Sagſt du, im Winter weht froſtiger Wind?
Warm ſind doch Mäntel, wie Mäntel nun ſind!

Welche göttliche, erhabene, überſchwengliche Maximen! — Und wie einfach, wie anſpruchslos, wie körnigt ausgedrückt! — Nochmals alſo, meine ſüßeſte Maid! Sey getroſt, trage mich im Herzen wie ſonſt. Es kommt, es rettet dich, es drückt dich an ſeine im Liebesſturm wogende Bruſt

dein getreueſter
Amandus von Nebelſtern.

N. S. Herausfordern kann ich den Herrn von Corduanſpitz auf keinen Fall. Denn, o Anna! jeder Tropfen Bluts, der deinem Amandus entquillen könnte bei dem feindlichen Angriff eines verwogenen Gegners, iſt herrliches Dichterblut, der Ichor der Götter, der nicht verſpritzt werden darf. Die Welt hat den gerechten Anſpruch, daß ein Geiſt wie ich ſich für ſie ſchone, auf alle mögliche Weiſe conſervire. — Des Dichters Schwert iſt das Wort, der Geſang. Ich will meinem Nebenbuhler auf den Leib fahren mit tyrtäiſchen Schlachtliedern, ihn niederſtoßen mit ſpitzen Epigrammen, ihn niederhauen mit Dithyramben voll Liebeswuth — das ſind die Waffen des ächten wahren Dichters, die immerdar ſiegreich ihn ſicherſtellen gegen jeden Angriff, und ſo gewaffnet und gewappnet werde ich erſcheinen und mir deine Hand erkämpfen o Anna!

Lebe wohl, nochmals drücke ich dich an meine Bruſt! — Hoffe alles von meiner Liebe und vorzüglich von meinem Heldenmuth, der keine Gefahr ſcheuen wird, dich zu befreien aus den ſchändlichen Netzen, in die dich allem Anſchein nach ein dämoniſcher Unhold verlockt hat! —

Fräulein Aennchen erhielt dieſen Brief, als ſie gerade mit dem bräutigamlichen König Daucus Carota dem Erſten auf der Wieſe hinter dem Garten Haſchemännchen ſpielte und große Freude hatte, wenn ſie ſich in vollem Lauf ſchnell niederduckte und der kleine König über ſie wegſchoß. Aber nicht wie ſonſt, ſteckte ſie das Schreiben des Geliebten ohne es zu leſen in die Taſche und wir werden gleich ſehen, daß es zu ſpät gekommen.

Gar nicht begreifen konnte Herr Dapſul von Zabelthau, wie Fräulein Aennchen ihren Sinn ſo plötzlich geändert und den Herrn Porphyrio von Ockerodaſtes, den ſie erſt ſo abſcheulich gefunden, liebgewonnen hatte. Er befragte darüber die Geſtirne, da dieſe ihm aber auch keine befriedigende Antwort gaben, ſo mußte er dafürhalten, daß des Menſchen Sinn unerforſchlicher ſey als alle Geheimniſſe des Weltalls und ſich durch keine Conſtellation erfaſſen laſſe. — Daß nämlich blos die höhere Natur des Bräutigams auf Aennchen zur Liebe gewirkt haben ſolle, konnte er, da es dem Kleinen an Leibesſchönheit gänzlich mangelte, nicht annehmen. War, wie der geneigte Leſer ſchon vernommen, der Begriff von Schönheit, wie ihn Herr Dapſul von Zabelthau ſtatuirte, auch himmelweit von dem Begriff verſchieden, wie ihn junge Mädchen in ſich tragen, ſo hatte er doch wenigſtens ſo viel irdiſche Erfahrung, um zu wiſſen, daß beſagte Mädchen meinen, Verſtand, Witz, Geiſt, Gemüth, ſeyen gute Miethsleute in einem ſchönen Hauſe, und daß ein Mann, dem ein modiſcher Frack nicht zum beſten ſteht, und ſollte er ſonſt ein Shakſpeare, ein Göthe, ein Tieck, ein Friedrich Richter ſeyn, Gefahr läuft, von jedem hinlänglich angenehm gebauten Huſarenlieutenant in der Staatsuniform gänzlich aus dem Felde geſchlagen zu werden, ſobald es ihm einfällt, einem jungen Mädchen entgegen zu rücken. — Bei Fräulein Aennchen hatte ſich nun zwar das ganz anders zugetragen und es handelte ſich weder um Schönheit noch um Verſtand, indeſſen trifft es ſich wohl ſelten, daß ein armes Landfräulein plötzlich Königin werden ſoll und konnte daher von dem Herrn Dapſul von Zabelthau nicht wohl vermuthet werden, zumal ihn auch hier die Geſtirne im Stich ließen.

Man kann denken, daß die drei Leute, Herr Porphyrio von Ockerodaſtes, Herr Dapſul von Zabelthau und Fräulein Aennchen ein Herz und eine Seele waren. Es ging ſo weit, daß Herr Dapſul von Zabelthau öfter als ſonſt jemals geſchehn, den Thurm verließ, um mit dem geſchätzten Eidam über allerlei vergnügliche Dinge zu plaudern und vorzüglich pflegte er nun ſein Frühſtück jedesmal unten im Hauſe einzunehmen. Um dieſe Zeit kam denn auch Herr Porphyrio von Ockerodaſtes aus ſeinem ſeidenen Pallaſt hervor, und ließ ſich von Fräulein Aennchen mit Butterbrod füttern! „Ach ach, kickerte Fräulein Aennchen ihm oft ins Ohr, ach ach, wenn Papa wüßte, daß Sie eigentlich ein König ſind, beſter Corduanſpitz.“ — „Halt dich Herz, erwiederte Daucus Carota der Erſte, halt dich, Herz, und vergeh' nicht in Wonne. — Nah', nah' iſt dein Freudentag!“ —

Es begab ſich, daß der Schulmeiſter dem Fräulein Aennchen einige Bund der herrlichſten Radieſe aus ſeinem Garten verehrt hatte. Dem Fräulein Aennchen war das über alle Maaßen lieb, da Herr Dapſul von Zabelthau ſehr gern Radieſe aß, Aennchen aber aus dem Gemüſegarten, über den der Pallaſt erbaut war, nichts entnehmen konnte. Ueberdem fiel ihr aber auch jetzt erſt ein, daß ſie unter den mannigfaltigſten Kräutern und Wurzeln im Pallaſt, nur allein Radieſe nicht gewahrt hatte.

Fräulein Aennchen putzte die geſchenkten Radieſe ſchnell ab, und trug ſie dem Vater auf zum Frühſtück. Schon hatte Herr Dapſul von Zabelthau mehreren unbarmherzig die Blätterkrone weggeſchnitten, ſie ins Salzfaß geſtippt und vergnüglich verzehrt, als Corduanſpitz hereintrat. „O mein Ockerodaſtes, genießen Sie Radieſe!“ ſo rief ihm Herr Dapſul von Zabelthau entgegen. Es lag noch ein großer, vorzüglich ſchöner Radies auf dem Teller. Kaum erblickte Corduanſpitz aber dieſen, als ſeine Augen grimmig zu funkeln begannen und er mit fürchterlich dröhnender Stimme rief: „Was, unwürdiger Herzog, ihr wagt es noch, vor meinen Augen zu erſcheinen, ja euch mit verruchter Unverſchämtheit einzudrängen in ein Haus, das beſchirmt iſt von meiner Macht? Habe ich euch, der mir den rechtmäßigen Thron ſtreitig machen wollte, nicht verbannt auf ewige Zeiten? — Fort, fort mit euch, verrätheriſcher Vaſall!“ Dem Radies waren plötzlich zwei Beinchen unter dem dicken Kopf gewachſen, mit denen er ſchnell aus dem Teller hinabſprang, dann ſtellte er ſich dicht hin vor Corduanſpitz und ließ ſich alſo vernehmen: „Grauſamer Daucus Carota der Erſte, der du vergebens trachteſt, meinen Stamm zu vernichten! Hat je einer deines Geſchlechts einen ſolchen großen Kopf gehabt als ich und meine Verwandten? — Verſtand, Weisheit, Scharfſinn, Courtoiſie, mit allem dem ſind wir begabt, und während ihr euch herumtreibt in Küchen und in Ställen und nur in hoher Jugend etwas geltet, ſo daß recht eigentlich der diable de la jeunesse nur euer ſchnell vorüberfliehendes Glück macht, ſo genießen wir des Umgangs hoher Perſonen und mit Jubel werden wir begrüßt, ſo wie wir nur unſere grünen Häupter erheben! — Aber ich trotze dir, o Daucus Carota, biſt du auch gleich ein ungeſchlachter Schlingel wie alle deines gleichen! — Laß ſehen, wer hier der ſtärkſte iſt!“ — Damit ſchwang der Radiesherzog eine lange Peitſche und ging ohne weiteres dem König Daucus Carota dem Erſten zu Leibe. Dieſer zog aber ſchnell ſeinen kleinen Degen und vertheidigte ſich auf die tapferſte Weiſe. In den ſeltſamſten tollſten Sprüngen balgten ſich nun die beiden Kleinen im Zimmer umher, bis Daucus Carota den Radiesherzog ſo in die Enge trieb, daß er genöthigt wurde, mit einem kühnen Sprung durchs offne Fenſter das Weite zu ſuchen. König Daucus Carota, deſſen ganz ungemeine Behendigkeit dem geneigten Leſer ſchon bekannt iſt, ſchwang ſich aber nach und verfolgte den Radiesherzog über den Acker. — Herr Dapſul von Zabelthau hatte dem ſchrecklichen

Zweikampf zugeſchaut in dumpfer lautloſer Erſtarrung. Nun brach er aber heulend und ſchreiend los: „O Tochter Anna! — o meine arme unglückſelige Tochter Anna! — verloren — ich — du — beide ſind wir verloren, verloren.“ — Und damit lief er aus der Stube und beſtieg ſo ſchnell als er es nur vermochte den aſtronomiſchen Thurm. —

Fräulein Aennchen konnte gar nicht begreifen, gar nicht vermuthen, was in aller Welt den Vater auf einmal in ſolch gränzenloſe Betrübniß verſetzt. Ihr hatte der ganze Auftritt ungemeines Vergnügen verurſacht und ſie war noch in ihrem Herzen froh, bemerkt zu haben, daß der Bräutigam nicht allein Stand und Reichthum ſondern auch Tapferkeit beſaß, wie es denn wohl nicht leicht ein Mädchen auf Erden geben mag, die einen Feigling zu lieben im Stande. Nun ſie eben von der Tapferkeit des Königs Daucus Carota des Erſten überzeugt worden, fiel es ihr erſt recht empfindlich auf, daß Herr Amandus von Nebelſtern ſich nicht mit ihm ſchlagen wollen.

Hätte ſie noch geſchwankt den Herrn Amandus dem Könige Daucus dem Erſten aufzuopfern, ſie würde ſich jetzt dazu entſchloſſen haben, da ihr die ganze Herrlichkeit ihres neuen Brautſtandes einleuchtete. Sie ſetzte ſich flugs hin und ſchrieb folgenden Brief:

Mein lieber Amandus!

Alles in der Welt kann ſich ändern, alles iſt vergänglich, ſagt der Herr Schulmeiſter und er hat vollkommen Recht. Auch du, mein lieber Amandus, biſt ein viel zu weiſer und gelehrter Student, als daß du dem Herrn Schulmeiſter nicht beipflichten und dich nur im mindeſten verwundern ſollteſt, wenn ich dir ſage, daß auch in meinem Sinn und Herzen ſich eine kleine Veränderung zugetragen hat — du kannſt es mir glauben, ich bin dir noch recht ſehr gut und kann es mir recht vorſtellen, wie hübſch du ausſehn mußt in der rothen Sammtmutze mit Gold, aber was das Heirathen betrifft — ſieh lieber Amandus, ſo geſcheut du auch biſt und ſo hübſche Verslein du auch zu machen verſtehſt, König wirſt du doch nun und nimmermehr werden, und — erſchrick nicht, Liebſter — der kleine Herr von Corduanſpitz iſt nicht der Herr von Corduanſpitz, ſondern ein mächtiger König, Namens Daucus Carota der Erſte, der da herrſcht über das ganze große Gemüsreich und mich erkoren hat zu ſeiner Königin! — Seit der Zeit, daß mein lieber kleiner König das Inkognito abgeworfen, iſt er auch viel hübſcher geworden und ich ſehe jetzt erſt recht ein, daß der Papa Recht hatte, wenn er behauptete, daß der Kopf die Zierde des Mannes ſey und daher nicht groß genug ſeyn könne. Dabei hat aber Daucus Carota der Erſte — du ſiehſt, wie gut ich den ſchönen Namen behalten und nachſchreiben kann, da er mir ganz bekannt vorkommt — ja, ich wollte ſagen, dabei hat mein kleiner königlicher Bräutigam ein ſo angenehmes allerliebſtes Betragen, daß es gar nicht auszuſprechen. Und welch' einen Muth, welche Tapferkeit beſitzt der Mann! Vor meinen Augen hat er den Radiesherzog, der ein unartiger, aufſäſſiger Menſch zu ſeyn ſcheint, in die Flucht geſchlagen und hei! wie er ihm nachſprang durchs Fenſter! du hätteſt das nur ſehen ſollen! — Ich glaube auch nicht, daß mein Daucus Carota ſich aus deinen Waffen etwas machen wird, er ſcheint ein feſter Mann, dem Verſe, ſind ſie auch noch ſo fein und ſpitzig, nicht viel anhaben können. — Nun alſo, lieber Amandus, füge dich in dein Schickſal wie ein frommer Menſch und nimm es nicht übel, daß ich nicht deine Frau, ſondern vielmehr Königin werde. Sey aber getroſt, ich werde immer deine wohlaffektionirte Freundin bleiben und willſt du künftig bei der Carottengarde, oder da du nicht ſowohl die Waffen als die Wiſſenſchaften liebſt, bei der Paſtinakakademie oder bei dem Kürbisminiſterium angeſtellt ſeyn, ſo koſtet dichs nur ein Wort und dein Glück iſt gemacht. Lebe wohl und ſey nicht böſe auf deine

ſonſtige Braut, jetzt aber wohlmeinende
Freundin und künftige Königin
Anna von Zabelthau
(bald aber nicht mehr von Zabelthau, ſondern bloß Anna.)

N. S. Auch mit den ſchönſten virginiſchen Blättern ſollſt du gehörig verſorgt werden, du kannſt dich darauf feſtiglich verlaſſen. So wie ich beinahe vermuthen muß, wird zwar an meinem Hofe gar nicht geraucht werden, deshalb ſollen aber doch ſogleich nicht weit vom Thron unter meiner beſondern Aufſicht einige Beete mit Virginiſchem Taback angepflanzt werden. Das erfordert die Kultur und die Moral und mein Daucuschen ſoll darüber ein beſonderes Geſetz ſchreiben laſſen.

Fünftes Kapitel.

In welchem von einer fürchterlichen Kataſtrophe Nachricht gegeben und mit dem weitern Verlauf der Dinge fortgefahren wird.

Fräulein Aennchen hatte gerade ihr Schreiben an den Herrn Amandus von Nebelſtern fortgeſendet, als Herr Dapſul von Zabelthau hereintrat und mit dem weinerlichſten Ton des tiefſten Schmerzes begann: „O meine Tochter Anna! auf welche ſchändliche Weiſe ſind wir beide betrogen! Dieſer Verruchte, der dich in ſeine Schlingen verlockte, der mir weißmachte, er ſey der Baron Porphyrio Ockerodaſtes, genannt Corduanſpitz, Sprößling jenes illüſtren Stammes, den der überherrliche Gnome Tſilmenech im Bündniß ſchuf mit der edlen corduaniſchen Aebtiſſin, dieſer Verruchte — erfahr es und ſinke ohnmächtig nieder! — er iſt ſelbſt ein Gnome, aber jenes niedrigſten Geſchlechts, das die Gemüſe bereitet! — Jener Gnome Tſilmenech war von dem edelſten Geſchlecht, nämlich von dem, dem die Pflege der Diamanten anvertraut iſt. Dann kommt das Geſchlecht derer, die im Reich des Metallkönigs die Metalle bereiten, dann folgen die Blumiſten, die deshalb nicht ſo vornehm ſind, weil ſie von den Sylphen abhängen. Die ſchlechteſten und unedelſten ſind aber die Gemüſegnomen, und nicht allein daß der betrügeriſche Corduanſpitz ein ſolcher Gnome iſt, nein er iſt König dieſes Geſchlechts und heißt Daucus Carota!“ —

Fräulein Aennchen ſank keinesweges in Ohnmacht, erſchrack auch nicht im allermindeſten, ſondern lächelte den lamentirenden Papa ganz freundlich an; der geneigte Leſer weiß ſchon warum! — Als nun aber der Herr Dapſul von Zabelthau ſich darüber höchlich verwunderte und immer mehr in Fräulein Aennchen drang, doch nur um des Himmelswillen ihr fürchterliches Geſchick einzuſehen und ſich zu grämen, da glaubte Fräulein Aennchen nicht länger das ihr anvertraute Geheimniß bewahren zu dürfen. Sie erzählte dem Herrn Dapſul von Zabelthau, wie der ſogenannte Herr Baron von Corduanſpitz ihr längſt ſelbſt ſeinen eigentlichen Stand entdeckt und ſeit der Zeit ihr ſo liebenswürdig vorgekommen ſey, daß ſie durchaus gar keinen andern Gemahl wünſche. Sie beſchrieb dann ferner all' die wunderbaren Schönheiten des Gemüsreichs, in das ſie König Daucus Carota der Erſte eingeführt, und vergaß nicht die ſeltſame Anmuth der mannigfachen Bewohner dieſes Reichs gehörig zu rühmen.

Herr Dapſul von Zabelthau ſchlug einmal über das andere die Hände zuſammen und weinte ſehr über die tückiſche Bosheit des Gnomenkönigs, der die künſtlichſten, ja für ihn ſelbſt gefährlichſten Mittel angewandt, die unglückſelige Anna hinabzuziehen in ſein finſtres dämoniſches Reich. —

„So herrlich, erklärte jetzt Herr Dapſul von Zabelthau der aufhorchenden Tochter, ſo herrlich, ſo erſprießlich die Verbindung irgend eines Elementargeiſtes mit einem menſchlichen Prinzip ſeyn könne, ſo ſehr die Ehe des Gnomen Tſilmenech mit der Magdalena de la Croix davon ein Beiſpiel gebe, weshalb denn auch der verrätheriſche Daucus Carota ein Sprößling dieſes Stammes zu ſein behauptet, ſo ganz anders verhalte es ſich doch mit den Königen und Fürſten dieſer Geiſtervölkerſchaften. Wären die Salamanderkönige bloß zornig, die Sylphenkönige bloß hoffärtig, die Undinenköniginnen bloß ſehr verliebt und eiferſüchtig, ſo wären dagegen die Gnomenkönige tückiſch, boshaft und grauſam; bloß um ſich an den Erdenkindern zu rächen, die ihnen Vaſallen entführt, trachteten ſie darnach irgend eines zu verlocken, das dann die menſchliche Natur ganz ablege und eben ſo mißgeſtaltet wie die Gnomen ſelbſt, hinunter müſſe in die Erde und nie wieder zum Vorſchein komme.“

Fräulein Aennchen ſchien all' das Nachtheilige, deſſen Herr Dapſul von Zabelthau ihren lieben Daucus beſchuldigte, gar nicht recht glauben zu wollen, vielmehr begann ſie noch einmal von den Wundern des ſchönen Gemüsreichs zu ſprechen, über das ſie nun bald zu herrſchen gedenke.

„Verblendetes, rief aber nun Herr Dapſul von Zabelthau voller Zorn, verblendetes thörichtes Kind! — Traueſt du deinem Vater nicht ſo viel kabbaliſtiſche Weisheit zu, daß er nicht wiſſen ſollte, wie alles, was der verruchte Daucus Carota dir vorgegaukelt hat, nichts iſt, als Lug und Trug? — Doch du glaubſt mir nicht, um dich mein einziges Kind zu retten, muß ich dich überzeugen, dieſe Ueberzeugung verſchaffe ich dir aber durch die verzweifeltſten Mittel. — Komm mit mir!“ —

Zum zweitenmal mußte nun Fräulein Aennchen mit dem Papa den aſtronomiſchen Thurm beſteigen. Aus einer großen Schachtel holte Herr Dapſul von Zabelthau eine Menge gelbes, rothes, weißes und grünes Band hervor, und umwickelte damit unter ſeltſamen Ceremonien Fräulein Aennchen von Kopf bis zu Fuß. Mit ſich ſelbſt that er ein gleiches und nun nahten beide, Fräulein Aennchen und der Herr Dapſul von Zabelthau ſich behutſam dem ſeidnen Pallaſt des Königs Daucus Carota des Erſten. Fräulein Aennchen mußte auf Geheiß des Papas mit der mitgebrachten feinen Scheere eine Nath auftrennen und durch die Oeffnung hineinkucken.

Hilf Himmel! was erblickte ſie ſtatt des ſchönen Gemüſegartens ſtatt der Carottengarde, der Plümagedamen, der Lavendelpagen, der Sallatprinzen und alles deſſen, was ihr ſo wunderbar herrlich erſchienen war? — In einen tiefen Pfuhl ſah ſie hinab, der mit einem farbloſen ekelhaften Schlamm gefüllt ſchien. Und in dieſem Schlamm regte und bewegte ſich allerlei häßliches Volk aus dem Schooß der Erde. Dicke Regenwürmer ringelten ſich langſam durcheinander, während käferartige Thiere ihre kurzen Beine ausſtreckend ſchwerfällig fortkrochen. Auf ihrem Rücken trugen ſie große Zwiebeln, die hatten aber häßliche menſchliche Geſichter und grinſten und ſchielten ſich an mit trüben gelben Augen und ſuchten ſich mit den kleinen Krallen, die ihnen dicht an die Ohren gewachſen waren, bei den langen krummen Naſen zu packen und hinunterzuziehen in den Schlamm, während lange nackte Schnecken in ekelhafter Trägheit ſich durcheinander wälzten und ihre langen Hörner emporſtreckten aus der Tiefe. — Fräulein Aennchen wäre bei dem ſcheußlichen Anblick vor Grauen bald in Ohnmacht geſunken. Sie hielt beide Hände vor's Geſicht und rannte ſchnell davon. —

„Siehſt du nun wohl, ſprach darauf der Herr Dapſul von Zabelthau zu ihr, ſiehſt du nun wohl, wie ſchändlich dich der abſcheuliche Daucus Carota betrogen hat, da er dir eine Herrlichkeit zeigte, die nur ganz kurze Zeit dauert? — O! Feſtkleider ließ er ſeine Vaſallen anziehen und Staatsuniformen ſeine Garden, um dich zu verlocken mit blendender Pracht! Aber nun haſt du das Reich im Negligé geſchaut, das du beherrſchen wirſt und biſt du nun einmal die Gemahlin des entſetzlichen Daucus Carota, ſo mußt du in dem unterirdiſchen Reiche bleiben und kommſt nie mehr auf die Oberfläche der Erde! — Und wenn — ach — ach! was muß ich erblicken, ich unglückſeligſter der Väter!“ —

Der Herr Dapſul von Zabelthau gerieth nun plötzlich ſo außer ſich, daß Fräulein Aennchen wohl errathen konnte, es müſſe noch ein neues Unglück im Augenblick hereingebrochen ſeyn. Sie fragte ängſtlich, worüber denn der Papa ſo entſetzlich lamentire; der konnte aber vor lauter Schluchzen nichts als ſtammeln: — O — o — To — ch — ter — wie — ſi — ehſt — d — u — a — u — s! Fräulein Aennchen rannte ins Zimmer, ſah in den Spiegel und fuhr zurück von jähem Todesſchreck erfaßt. —

Sie hatte Urſache dazu, die Sache war dieſe: eben als Herr Dapſul von Zabelthau der Braut des Königs Daucus Carota die Augen öffnen wollte über die Gefahr, in der ſie ſchwebe nach und nach ihr Anſehen, ihre Geſtalt zu verlieren und ſich allmälig umzuwandeln in das wahrhafte Bild einer Gnomenkönigin, da gewahrte er, was ſchon Entſetzliches geſchehen. Viel dicker war Aennchens Kopf geworden und ſafrangelb ihre Haut, ſo daß ſie jetzt ſchon hinlänglich garſtig erſchien. War nun auch Fräulein Aennchen nicht gar beſonders eitel, ſo fühlte ſie ſich doch Mädchen genug, um einzuſehen, daß Häßlichwerden das allergrößeſte entſetzlichſte Unglück ſey, das einen hienieden treffen könne. Wie oft hatte ſie an die Herrlichkeit gedacht, wenn ſie künftig als Königin mit der Krone auf dem Haupte in atlaſſenen Kleidern, mit diamantnen und goldnen Ketten und Ringen geſchmückt in der achtſpännigen Karoſſe an der Seite des Gemahls Sonntags nach der Kirche fahren und alle Weiber, des Schulmeiſters Frau nicht ausgenommen, in Erſtaunen ſetzen, ja auch wohl der ſtolzen Gutsherrſchaft des Dorfs, zu deſſen Kirchſprengel Dapſulheim gehörte, Reſpekt einflößen werde; ja! — wie oft hatte ſie ſich in ſolchen und andern exzentriſchen Träumen gewiegt! — Fräulein Aennchen zerfloß in Thränen! —

„Anna — meine Tochter Anna, komme ſogleich zu mir herauf!“ So rief Herr Dapſul von Zabelthau durch das Sprachrohr herab. —

Fräulein Aennchen fand den Papa angethan in einer Art von Bergmannstracht. Er ſprach mit Faſſung: „Gerade wenn die Noth am größten, iſt die Hülfe oft am nächſten. Daucus Carota wird, wie ich ſo eben ermittelt, heute, ja wohl bis morgen Mittag nicht ſeinen Pallaſt verlaſſen. Er hat die Prinzen des Hauſes, die Miniſter und andere Große des Reichs verſammelt, um Rath zu halten über den künftigen Winterkohl. Die Sitzung iſt wichtig und wird vielleicht ſo lange dauern, daß wir dieſes Jahr gar keinen Winterkohl bekommen werden. Dieſe Zeit, wenn Daucus Carota in ſeine

Regierungsarbeit vertieft auf mich und meine Arbeit nicht zu merken vermag, will ich benutzen, um eine Waffe zu bereiten, mit der ich vielleicht den ſchändlichen Gnomen bekämpfe und beſiege, ſo daß er entweichen und dir die Freiheit laſſen muß. Blicke, während ich hier arbeite, unverwandt durch jenen Tubus nach dem Gezelt und meld' es mir ungeſäumt, wenn du bemerkſt, daß jemand hinausſchaut oder gar hinausſchreitet." — Fräulein Aennchen that wie ihr geboten, das Gezelt blieb aber verſchloſſen; nur vernahm ſie, unerachtet Herr Dapſul von Zabelthau wenige Schritte hinter ihr ſtark auf Metallplatten hämmerte, oft ein wildes verwirrtes Geſchrei, das aus dem Gezelt zu kommen ſchien und dann helle klatſchende Töne, gerade als würden Ohrfeigen ausgetheilt. Sie ſagte das dem Herrn Dapſul von Zabelthau, der war damit ſehr zufrieden und meinte, je toller ſie ſich dort drinnen unter einander zankten, deſto weniger könnten ſie bemerken, was draußen geſchmiedet würde zu ihrem Verderben. —

Nicht wenig verwunderte ſich Fräulein Aennchen, als ſie gewahrte, daß der Herr Dapſul von Zabelthau ein Paar ganz allerliebſte Kochtöpfe und eben ſolche Schmorpfannen aus Kupfer gehämmert hatte. Als Kennerin überzeugte ſie ſich, daß die Verzinnung außerordentlich gut gerathen, daß der Papa daher die den Kupferſchmieden durch die Geſetze auferlegte Pflicht gehörig beobachtet habe und fragte, ob ſie das feine Geſchirr nicht mitnehmen könne zum Gebrauch in der Küche? Da lächelte aber Herr Dapſul von Zabelthau geheimnißvoll und erwiederte weiter nichts, als: zur Zeit, zur Zeit, meine Tochter Anna, gehe jetzt herab, mein geliebtes Kind! und erwarte ruhig, was ſich morgen weiteres in unſerm Hauſe begeben wird. —

Herr Dapſul von Zabelthau hatte gelächelt und das war es, was dem unglückſeligen Aennchen Hoffnung einflößte und Vertrauen.

Andern Tages, als die Mittagszeit nahte, kam Herr Dapſul von Zabelthau herab mit ſeinen Kochtöpfen und Schmorpfannen, begab ſich in die Küche und gebot dem Fräulein Aennchen nebſt der Magd hinauszugehen, da er allein heute das Mittagsmahl bereiten wolle. Dem Fräulein Aennchen legte er es beſonders ans Herz, gegen den Corduanſpitz, der ſich wohl bald einſtellen werde, ſo artig und liebevoll zu ſeyn als nur möglich.

Corduanſpitz oder vielmehr König Daucus Carota der Erſte kam auch wirklich bald und hatte er ſonſt ſchon verliebt genug gethan, ſo ſchien er heute ganz Entzücken und Wonne. Zu ihrem Entſetzen bemerkte Fräulein Aennchen, wie ſie ſchon ſo klein geworden, daß Daucus ſich ohne große Mühe auf ihren Schooß ſchwingen und ſie herzen und küſſen konnte, welches die Unglückliche dulden mußte trotz ihres tiefen Abſcheus gegen den kleinen abſcheulichen Unhold.

Endlich trat Herr Dapſul von Zabelthau ins Zimmer und ſprach: O mein vortrefflichſter Porphyrio von Ockerodaſtes, möchten Sie ſich nicht mit mir und meiner Tochter in die Küche begeben, um zu beobachten, wie ſchön und wirthlich Ihre künftige Gemahlin alles darin eingerichtet hat?

Noch niemals hatte Fräulein Aennchen in des Papas Antlitz den hämiſchen ſchadenfrohen Blick bemerkt, mit dem er den kleinen Daucus beim Arm faßte und beinahe mit Gewalt hinauszog aus der Stube in die Küche. Fräulein Aennchen folgte auf den Wink des Vaters.

Das Herz kochte dem Fräulein Aennchen im Leibe, als ſie das herrlich kniſternde Feuer, die glühenden Kohlen, die ſchmucken kupfernen Kochtöpfe und Schmorpfannen auf dem Heerde bemerkte. So wie der Herr Dapſul von Zabelthau den Corduanſpitz dicht heran führte an den Heerd, da begann es ſtärker und ſtärker in den Töpfen und Pfannen zu ziſchen und zu brodeln und das Ziſchen und Brodeln wurde zu ängſtlichem Winſeln und Stöhnen. Und aus einem Kochtopfe heulte es heraus: O Daucus Carota! o mein König, rette deine getreuen Vaſallen, rette uns arme Mohrrüben! — Zerſchnitten, in ſchnödes Waſſer geworfen, mit Butter und Salz gefüttert zu unſerer Qual ſchmachten wir in unnennbarem Leid, das edle Peterſilienjünglinge mit uns theilen! Und aus der Schmorpfanne klagte es: O Daucus Carota! o mein König! rette deine getreuen Vaſallen, rette uns arme Mohrrüben! — In der Hölle braten wir und ſo wenig Waſſer gab man uns, daß der fürchterliche Durſt uns zwingt unſer eignes Herzblut zu trinken. Und aus einem andern Kochtopf wimmerte es wieder: O Daucus Carota! o mein König! rette deine getreuen Vaſallen, rette uns arme Mohrrüben! — Ausgehöhlt hat uns ein grauſamer Koch, unſer Innerſtes zerhackt und es mit allerlei fremdartigem Zeug von Eiern, Sahne und Butter wieder hineingeſtopft, ſo daß alle unſere Geſinnungen und ſonſtige Verſtandeskräfte in Konfuſion gerathen und wir ſelbſt nicht mehr wiſſen, was wir denken!

Und nun heulte und ſchrie es aus allen Kochtöpfen und Schmorpfannen durcheinander: O Daucus Carota, mächtiger König, rette o rette deine getreue Vaſallen, rette uns arme Mohrrüben! Da kreiſchte Corduanſpitz laut auf: „Verfluchtes dummes Narrenſpiel!" ſchwang ſich mit ſeiner gewöhnlichen Behendigkeit auf den Heerd, ſchaute in einen der Kochtöpfe und plumpte plötzlich hinein. Raſch ſprang Herr Dapſul von Zabelthau hinzu und wollte den Deckel des Topfs ſchließen, indem er aufjauchzte: „Gefangen!" Doch mit der Schnellkraft einer Spiralfeder fuhr Corduanſpitz aus dem Topfe in die Höhe und gab dem Herrn Dapſul von Zabelthau ein Paar Maulſchellen, daß es krachte, indem er rief: „Einfältiger naſeweiſer Kabbaliſt, dafür ſollſt du büßen! — Heraus, heraus ihr Jungen allzumal!"

Und da brauſte es aus allen Töpfen, Tiegeln und Pfannen heraus wie das wilde Heer und hundert und hundert kleine fingerlange garſtige Kerlchen hakten ſich feſt an dem ganzen Leibe des Herrn Dapſul von Zabelthau und warfen ihn rücklings nieder in eine große Schüſſel und richteten ihn an, indem ſie aus allen Geſchirren die Brühen über ihn ausgoſſen und ihn mit gehackten Eiern, Muskatenblüthen und geriebener Semmel beſtreuten. Dann ſchwang ſich Daucus Carota zum Fenſter hinaus und ſeine Vaſallen thaten ein gleiches.

Entſetzt ſank Fräulein Aennchen bei der Schüſſel nieder, auf der der arme Papa angerichtet lag; ſie hielt ihn für todt, da er durchaus nicht das mindeſte Lebenszeichen von ſich gab. Sie begann zu klagen: „Ach mein armer Papa — ach nun biſt du todt, und nichts rettet mich mehr vom hölliſchen Daucus!" Da ſchlug aber Herr Dapſul von Zabelthau die Augen auf, ſprang mit verjüngter Kraft aus der Schüſſel und ſchrie mit einer entſetzlichen Stimme, wie ſie Fräulein Aennchen noch niemals von ihm vernommen: „Ha verruchter Daucus Carota, noch ſind meine Kräfte nicht erſchöpft! — Bald ſollſt du fühlen, was der einfältige naſeweiſe Kabbaliſt vermag!" — Schnell mußte Fräulein Aennchen ihm mit dem Küchenbeſen die gehackten Eier, die Muskatenblüthen, die geriebene Semmel abkehren, dann ergriff er einen kupfernen Kochtopf, ſtülpte ihn wie einen Helm auf den Kopf, nahm eine Schmorpfanne in die linke, in die rechte Hand aber einen großen eiſernen Küchenlöffel und ſprang ſo gewaffnet und gewappnet hinaus ins Freie. Fräulein Aennchen gewahrte, wie Herr Dapſul von Zabelthau im geſtreckteſten Lauf nach Corduanſpitzes Gezelt konnte und doch nicht von der Stelle kam. Darüber vergingen ihr die Sinne.

Als ſie ſich erholte, war Herr Dapſul von Zabelthau verſchwunden und ſie gerieth in entſetzliche Angſt als er den Abend, die Nacht, ja den andern Morgen nicht wiederkehrte. Sie mußte den noch ſchlimmern Ausgang eines neuen Unternehmens vermuthen.

Sechſtes Kapitel.

Welches das letzte und zugleich das erbaulichſte iſt von Allen.

In tiefes Leid verſenkt ſaß Fräulein Aennchen einſam in ihrem Zimmer als die Thüre aufging und niemand anders hineintrat, als der Herr Amandus von Nebelſtern. Ganz Reue und Schaam vergoß Fräulein Aennchen einen Thränenſtrom und bat in den kläglichſten Tönen: „O mein herzlieber Amandus, verzeihe doch nur, was ich dir in meiner Verblendung geſchrieben! Aber ich war ja verhext und bin es wohl noch. Rette mich, rette mich mein Amandus! — Gelb ſeh' ich aus und garſtig, das iſt Gott zu klagen, aber mein treues Herz habe ich bewahrt und will keine Königsbraut ſeyn!“ —

„Ich weiß nicht, erwiderte Amandus von Nebelſtern, ich weiß nicht, worüber Sie ſo klagen, mein beſtes Fräulein, da Ihnen das ſchönſte, herrlichſte Loos beſchieden.“ — „O ſpotte nicht, rief Fräulein Aennchen, ich bin für meinen einfältigen Stolz, eine Königin werden zu wollen, hart genug beſtraft!“ —

„In der That, ſprach Herr Amandus von Nebelſtern weiter, ich verſtehe Sie nicht, mein theures Fräulein? — Soll ich aufrichtig ſeyn, ſo muß ich bekennen, daß ich über Ihren letzten Brief in Wuth gerieth und Verzweiflung. Ich prügelte den Burſchen, dann den Pudel, zerſchmiß einige Gläſer — und Sie wiſſen, mit einem racheſchnaubenden Studenten treibt man keinen Spaß! Nachdem ich mich aber ausgetobt, beſchloß ich hierher zu eilen, um mit eignen Augen zu ſehen, wie, warum und an wen ich die geliebte Braut verloren. — Die Liebe kennt nicht Stand nicht Rang, ich wollte ſelbſt den König Daucus Carota zur Rede ſtellen und ihn fragen, ob das Tuſch ſeyn ſolle oder nicht, wenn er meine Braut heirathe. — Alles geſtaltete ſich hier indeſſen anders. Als ich nämlich bei dem ſchönen Gezelt vorüberging, das draußen aufgeſchlagen, trat König Daucus Carota aus zwiſchen heraus und bald gewahrte ich, daß ich den hochmächtigſten Fürſten vor mir hatte, den es geben mag, wiewohl mir bis jetzt noch eben keiner vorgekommen; denn denken Sie ſich, mein Fräulein, er ſpürte gleich in mir den ſublimen Poeten, rühmte meine Gedichte, die er noch nicht geleſen, über alle Maßen und machte mir den Antrag, als Hofpoet in ſeine Dienſte zu gehen. Ein ſolches Unterkommen war ſeit langer Zeit meiner heißeſten Wünſche ſchönſtes Ziel, mit tauſend Freuden nahm ich daher den Vorſchlag an. O mein theures Fräulein! mit welcher Begeiſterung werde ich Sie beſingen! Ein Dichter kann verliebt ſeyn in Königinnen und Fürſtinnen, oder vielmehr es gehört zu ſeinen Pflichten, eine ſolche hohe Perſon zur Dame ſeines Herzens zu erkieſen und verfällt er darüber in einigen Wahnwitz, ſo ergiebt ſich eben daraus das göttliche Delirium, ohne das keine Poeſie beſtehen mag und niemand darf ſich über die vielleicht etwas ſeltſamen Gebehrden des Dichters wundern, ſondern vielmehr an den großen Taſſo denken, der auch etwas am allgemeinen Menſchenverſtande gelitten haben ſoll, da er ſich verliebt hatte in die Prinzeſſin Leonore d'Eſte. — Ja, mein theures Fräulein, ſind Sie auch bald eine Königin, ſo ſollen Sie doch die Dame meines Herzens bleiben, die ich bis zu den hohen Sternen erheben werde in den ſublimſten göttlichſten Verſen!" —

„Wie, du haſt ihn geſehen, den hämiſchen Kobold und er hat" — ſo brach Fräulein Aennchen los im tiefſten Erſtaunen, doch in dem Augenblick trat er ſelbſt, der kleine gnomiſche König hinein, und ſprach mit dem zärtlichſten Ton: „O meine ſüße liebe Braut, Abgott meines Herzens, fürchten Sie ja nicht, daß ich der kleinen Unſchicklichkeit halber, die Herr Dapſul von Zabelthau begangen, zürne. Nein! — eben deshalb nicht, weil eben dadurch mein Glück befördert worden, ſo daß, wie ich gar nicht gehofft, ſchon morgen meine feierliche Vermählung mit Ihnen, Holdeſte! erfolgen wird. Gern werden Sie es ſehen, daß ich den Herrn Amandus von Nebelſtern zu unſerm Hofpoeten erkoren und ich wünſche, daß er gleich eine Probe ſeines Talents ablegen und uns eins vorſingen möge. Wir wollen aber in die Laube gehen, denn ich liebe die freie Natur, ich werde mich auf Ihren Schooß ſetzen und Sie können mich, geliebteſte Braut, während des Geſanges etwas im Kopfe krauen, welches ich gern habe bei ſolcher Gelegenheit!" —

Fräulein Aennchen ließ erſtarrt vor Angſt und Entſetzen alles geſchehen. Daucus Carota ſetzte ſich draußen in der Laube auf ihren Schooß, ſie kratzte ihn im Kopfe und Herr Amandus von Nebelſtern begann, ſich auf der Guitarre begleitend, das erſte der zwölf Dutzend Lieder, die er ſämmtlich ſelbſt gedichtet und komponirt und in ein dickes Buch zuſammengeſchrieben hatte.

Schade iſt es, daß in der Chronik von Dapſulheim, aus der dieſe ganze Geſchichte geſchöpft, dieſe Lieder nicht aufgeſchrieben, ſondern nur bemerkt worden, daß vorübergehende Bauern ſtehen geblieben und neugierig gefragt, was für ein Menſch denn in der Laube des Herrn Dapſul von Zabelthau ſolche Qualen litte, daß er ſolch entſetzliche Schmerzeslaute von ſich geben müſſe.

Daucus Carota wand und krümmte ſich auf Fräulein Aennchens Schooß und ſtöhnte und winſelte immer jämmerlicher, als litte er an fürchterlichem Bauchgrimmen. Auch glaubte Fräulein Aennchen zu ihrem nicht geringen Erſtaunen zu bemerken, daß Corduanſpitz während des Geſanges immer kleiner und kleiner wurde. Endlich ſang Herr Amandus von Nebelſtern (das einzige Lied ſteht wirklich in der Chronik) folgende ſublime Verſe:

Ha! wie ſingt der Sänger froh!
Blüthendüfte, blanke Träume,
Ziehn durch roſ'ge Himmelsräume,
Seelig, himmliſch Irgendwo!
Ja du goldnes Irgendwo,
Schwebſt im hellen Regenbogen,
Hauſeſt dort auf Blumenwogen,
Biſt ein kindliches ſo ſo;
Hell Gemüth, ein Herz ſo ſo,
Mag nur lieben, mag nur glauben,
Tändeln, girren mit den Tauben,
Und das ſingt der Sänger froh.
Seel'gem fernem Irgendwo
Zieht er nach durch goldne Räume,
Ihn umſchweben ſüße Träume
Und er wird ein ew'ges So!
Geht ihm auf der Sehnſucht wo,
Lodern bald die Liebesflammen,
Gruß und Kuß, ein traut Zuſammen
Und die Blüthen, Düfte, Träume,
Lebens, Liebens, Hoffens Keime
Und —

Laut kreiſchte Daucus Carota auf, ſchlüpfte zum kleinen, kleinen Mohrrübchen geworden, herab von Aennchens Schooß und in die Erde hinein, ſo daß er in einem Moment ſpurlos verſchwunden. Da ſtieg auch der graue Pilz, der dicht neben der Raſenbank in der Nacht gewachſen ſchien, in die Höhe, der Pilz war aber nichts anders als die graue Filzmütze des Herrn Dapſul von Zabelthau und er ſelbſt ſteckte darunter und fiel dem Herrn Amandus von Nebelſtern ſtürmiſch an die Bruſt und rief in der höchſten Extaſe: „O mein theuerſter, beſter, geliebteſter Herr Amandus von Nebelſtern! Sie haben mit Ihrem kräftigen Beſchwörungsgedicht meine ganze kabbaliſtiſche Weisheit zu Boden geſchlagen. Was die tiefſte magiſche Kunſt, was der kühnſte Muth des verzweifelnden Philoſophen nicht vermochte, das gelang Ihren Verſen, die wie das ſtärkſte Gift dem verrätheriſchen Daucus Carota in den Leib fuhren, ſo daß er trotz ſeiner gnomiſchen Natur vor Bauchgrimmen elendiglich umkommen müſſen, wenn er ſich nicht ſchnell gerettet hätte in ſein Reich! Befreit iſt meine Tochter Anna, befreit bin ich von dem ſchrecklichen Zauber der mich hier gebannt hielt, ſo daß ich ein ſchnöder Pilz ſcheinen und Gefahr laufen mußte, von den Händen meiner eignen Tochter geſchlachtet zu werden! — Denn die Gute vertilgt ſchonungslos mit ſcharfem Spaten alle Pilze in Garten und Feld, wenn ſie nicht gleich ihren edlen Charakter an den Tag legen wie die Champignons. Dank, meinen innigſten heißeſten Dank und — nicht wahr mein verehrteſter Herr von Nebelſtern, es bleibt alles beim Alten Rückſichts meiner Tochter? — Zwar iſt ſie, dem Himmel ſey es geklagt, um ihr hübſches Anſehn durch die Schelmerei des feindſeligen Gnomen betrogen worden, Sie ſind indeſſen viel zu ſehr Philoſoph um —“ „O Papa, mein beſter Papa, jauchzte Fräulein Aennchen, ſchauen Sie doch nur hin, ſchauen Sie doch nur hin, der ſeidne Pallaſt iſt ja verſchwunden. Er iſt fort, der häßliche Unhold mit ſammt ſeinem Gefolge von Sallatprinzen und Kürbisminiſtern und was weiß ich ſonſt alles!“ — Und damit ſprang Fräulein Aennchen fort nach dem Gemüſegarten. Herr Dapſul von Zabelthau lief der Tochter nach ſo ſchnell es gehen wollte und Herr Amandus von Nebelſtern folgte, indem er für ſich in den Bart hinein brummte: Ich weiß gar nicht, was ich von dem allem denken ſoll, aber ſo viel will ich feſt behaupten, daß der kleine garſtige Mohrrübenkerl ein unverſchämter proſaiſcher Schlingel iſt, aber kein dichteriſcher König, denn ſonſt würde er bei meinem ſublimſten Liede nicht Bauchgrimmen bekommen und ſich in die Erde verkrochen haben.

— Fräulein Aennchen fühlte, als ſie in dem Gemüſegarten ſtand, wo keine Spur eines grünenden Hälmchens zu finden, einen entſetzlichen Schmerz in dem Finger, der den verhängnißvollen Ring trug. Zu gleicher Zeit ließ ſich ein herzzerſchneidender Klagelaut aus der Tiefe vernehmen und es guckte die Spitze einer Mohrrübe hervor. Schnell ſtreifte Fräulein Aennchen, von ihrer Ahnung richtig geleitet, den Ring, den ſie ſonſt nicht vom Finger bringen können, mit Leichtigkeit ab, ſteckte ihn der Mohrrübe an, dieſe verſchwand und der Klagelaut ſchwieg. Aber o Wunder! ſogleich war auch Fräulein Aennchen hübſch wie vorher, wohlproportionirt und ſo weiß, als man es nur von einem wirthlichen Landfräulein verlangen kann. Beide, Fräulein Aennchen und Herr Dapſul von Zabelthau jauchzten ſehr, während Herr Amandus von Nebelſtern ganz verduzt da ſtand, und immer noch nicht wußte, was er von allem denken ſollte. —

Fräulein Aennchen nahm der herbeigelaufenen Großmagd den Spaten aus der Hand und ſchwang ihn mit dem jauchzenden Ausruf: „Nun laß uns arbeiten!“ in den Lüften, aber ſo unglücklich, daß ſie den Herrn Amandus von Nebelſtern hart vor den Kopf (gerade da, wo das Sensorium commune ſitzen ſoll) traf, ſo daß er wie todt niederfiel. Fräulein Aennchen ſchleuderte das Mordinſtrument weit weg, warf ſich neben dem Geliebten nieder und brach aus in verzweifelnden Schmerzeslauten, während die Großmagd eine ganze Gießkanne voll Waſſer über ihn ausgoß und Herr Dapſul von Zabelthau ſchnell den aſtronomiſchen Thurm beſtieg, um in aller Eil die Geſtirne zu befragen, ob Herr Amandus von Nebelſtern wirklich todt ſey. Nicht lange dauerte es indeſſen, als Herr Amandus von Nebelſtern die Augen wieder aufſchlug, aufſprang, ſo durchnäßt wie er war, Fräulein Aennchen in ſeine Arme ſchloß und mit allem Entzücken der Liebe rief: „o mein beſtes theuerſtes Aennchen! nun haben wir uns ja wieder!“ —

Die ſehr merkwürdige, kaum glaubliche Wirkung dieſes Vorfalls das Liebespaar zeigte ſich ſehr bald. Beider Sinn war auf eine Weiſe geändert.

Fräulein Aennchen hatte einen Abſcheu gegen das Handhaben des Spatens bekommen und herrſchte wirklich wie eine ächte Königin über das Gemüthsreich, da ſie dafür mit Liebe ſorgte, daß ihre Vaſallen gehörig gehegt und gepflegt wurden, ohne dabei ſelbſt Hand anzulegen, welches ſie treuen Mägden überließ. Dem Herrn Amandus von Nebelſtern kam dagegen alles, was er gedichtet, ſein ganzes poetiſches Streben, höchſt albern und aberwitzig vor, und vertiefte er ſich in die Werke der großen, wahren Dichter der ältern und neuern Zeit, ſo erfüllte wohlthuende Begeiſterung ſo ſein Inneres ganz und gar, daß kein Platz übrig blieb für einen Gedanken an ſein eignes Ich. Er gelangte zu der Ueberzeugung, daß ein Gedicht etwas anderes ſeyn müſſe, als der verwirrte Wortkram, den ein nüchternes Delirium zu Tage fördert, und wurde, nachdem er alle Dichtereien, mit denen er ſonſt ſich ſelbſt belächelnd und verehrend, vornehm gethan, ins Feuer geworfen, wieder ein beſonnener, in Herz und Gemüth klarer Jüngling, wie er es vorher geweſen. —

Eines Morgens ſtieg Herr Dapſul von Zabelthau wirklich von ſeinem aſtronomiſchen Thurm herab, um Fräulein Aennchen und Herrn Amandus von Nebelſtern nach der Kirche zur Trauung zu geleiten.

Sie führten nächſtdem eine glückliche vergnügte Ehe, ob aber ſpäter aus Herrn Dapſuls ehelicher Verbindung mit der Sylphide Nehahilah noch wirklich etwas geworden, darüber ſchweigt die Chronik von Dapſulheim.

Die Freunde hatten, während Vinzenz las, mehrmals hell aufgelacht und waren nun darin einig, daß, wenn die Erfindung des Mährchens auch nicht eben beſonders zu rühmen, doch das Ganze ſich nicht ſowohl im wahrhaft Humoriſtiſchen als im Drolligen rein erhalte ohne fremdartige Beimiſchung und eben daher ergötzlich zu nennen ſey.

Was die Erfindung betrifft, ſprach Vinzenz, ſo hat es damit eine beſondere Bewandtniß. Eigentlich iſt der Stoff mir gegeben, und ich darf euch nicht verſchweigen, wie ſich das begab. Nicht gar zu lange iſt es her, als ich mich an der Tafel einer geiſtreichen fürſtlichen Frau befand. Es war eine Dame zugegen, die einen goldnen Ring mit einem ſchönen Topas am Finger trug, deſſen ganz ſeltſame altväteriſche Form und Arbeit Aufmerkſamkeit erregte. Man glaubte, es ſey ein altes ihr werthes Erbſtück und erſtaunte nicht wenig, als die Dame verſicherte, daß man vor ein Paar Jahren auf ihrem Gute eine Mohrrübe ausgegraben, an der jener Ring geſeſſen. Tief in der Erde hatte alſo wahrſcheinlich der Ring gelegen, war bei dem Umgraben des Ackers heraufgekommen ohne gefunden zu werden und ſo die Mohrrübe durchgewachſen. Die Fürſtin meinte, das müſſe ja einen herrlichen Stoff geben zu einem Mährchen und ich möge nur gleich eins erſinnen, das eben auf den Mohrrübenring baſirt ſey. Ihr ſeht, daß mir nun der Gemüskönig mit ſeinen Vaſallen, deſſen Erfindung ich mir zuſchreibe, da ihr im ganzen Gabalis oder ſonſt in einem andern Buche der Art, keine Spur von ihm finden werdet, ganz nahe lag. —

Nun, nahm Lothar das Wort, an keinem Serapionsabend iſt wohl unſre Unterhaltung krauſer und bunter geweſen, als eben heute. Gut iſt es aber, daß wir aus dem graulichen Dunkel, in das wir, ſelbſt weiß ich nicht wie hineingeriethen, uns wieder hinaus gerettet haben in den klaren heitern Tag, wiewohl uns ein etwas zu ernſter, zu vorſichtiger Mann mit Recht den Vorwurf machen würde, daß all das von uns hinter einander fortgearbeitete phantaſtiſche Zeug den Sinn verwirren, ja wohl gar Kopfſchmerz und Fieberanfälle erregen könne.

Mag, ſprach Ottmar, mag jeder tragen was er kann, jedoch nur nicht das Maaß ſeiner Kraft für die Norm deſſen halten, was dem menſchlichen Geiſt überhaupt geboten werden darf. Es giebt aber ſonſt ganz wackre Leute, die ſo ſchwerfälliger Natur ſind, daß ſie den raſchen Flug der erregten Einbildungskraft irgend einem krankhaften Seelenzuſtande zuſchreiben zu müſſen glauben und daher kommt es, daß man von dieſem, von jenem Dichter bald ſagt, er ſchriebe nie anders, als berauſchende Getränke genießend, bald ſeine phantaſtiſchen Werke auf Rechnung überreizter Nerven und daher entſtandenen Fiebers ſetzt. Wer weiß es denn aber nicht, daß jeder auf dieſe jene Weiſe erregten Seelenzuſtand zwar einen glücklichen genialen Gedanken, nie aber ein in ſich gehaltenes, geründetes Werk erzeugen kann, das eben die größte Beſonnenheit erfordert.

Theodor hatte die Freunde mit einem ſehr edlen Wein bewirthet, den ihm ein Freund vom Rhein her geſendet. Er ſchenkte den Reſt ein in die Gläſer und ſprach dann: Ich weiß in der That nicht, wie mir die wehmüthige Ahnung kommt, daß wir uns auf lange Zeit trennen, vielleicht niemals wiederſehen werden, doch wird wohl das Andenken an dieſe Serapionsabende in unſerer Seele fortleben. Frei überließen wir uns dem Spiel unſrer Laune, den Eingebungen unſrer Phantaſie. Jeder ſprach wie es ihm im Innerſten recht aufgegangen war, ohne ſeine Gedanken für etwas ganz beſonderes und außerordentliches zu halten oder dafür ausgeben zu wollen, wohl wiſſend, daß das erſte Bedingniß alles Dichtens und Trachtens eben jene gemüthliche Anſpruchsloſigkeit iſt, die allein das Herz zu erwärmen, den Geiſt wohlthuend anzuregen vermag. Sollte das Geſchick uns nun wirklich trennen, ſo laßt uns auch geſchieden die Regel des heiligen Serapion treu bewahren und dieß einander gelobend, das letzte Glas leeren. —

Es geſchah wie Theodor geboten. —

Ende des vierten und letzten Bandes.

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Mit 75 Bild- und Muſikbeigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Fünfter Band. Mit 3 Beigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

0803677*3

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK * UNIV * MUENCHEN *

Inhalt des fünften Bandes.

Nachtſtücke.

Zwei Theile.

Erſter Theil.

Der Sandmann 7
Ignaz Denner 42
Die Jeſuiterkirche in G. 94
Das Sanctus 121

Zweiter Theil.

Das öde Haus 141
Das Majorat 172
Das Gelübde 246
Das ſteinerne Herz 275

Nachtſtücke.

Erſter Theil.

Der Sandmann.

Nathanael an Lothar.

Gewiß ſeid Ihr alle voll Unruhe, daß ich ſo lange — lange nicht geſchrieben. Mutter zürnt wohl, und Clara mag glauben, ich lebe hier in Saus und Braus und vergeſſe mein holdes Engelsbild, ſo tief mir in Herz und Sinn eingeprägt, ganz und gar. — Dem iſt aber nicht ſo; täglich und ſtündlich gedenke ich Eurer Aller und in ſüßen Träumen geht meines holden Clärchens freundliche Geſtalt vorüber und lächelt mich mit ihren hellen Augen ſo anmuthig an, wie ſie wohl pflegte, wenn ich zu Euch hineintrat. — Ach wie vermochte ich denn Euch zu ſchreiben, in der zerriſſenen Stimmung des Geiſtes, die mir bisher alle Gedanken verſtörte! — Etwas Entſetzliches iſt in mein Leben getreten! — Dunkle Ahnungen eines gräßlichen mir drohenden Geſchicks breiten ſich wie ſchwarze Wolkenſchatten über mich aus, undurchdringlich jedem freundlichen Sonnenſtrahl. — Nun ſoll ich Dir ſagen, was mir widerfuhr. Ich muß es, das ſehe ich ein, aber nur es denkend, lacht es wie toll aus mir heraus. — Ach mein herzlieber Lothar! wie fange ich es denn an, Dich nur einigermaßen empfinden zu laſſen, daß das, was mir vor einigen Tagen geſchah, denn wirklich mein Leben ſo feindlich zerſtören konnte! Wärſt Du nur hier, ſo könnteſt Du ſelbſt ſchauen; aber jetzt hältſt Du mich gewiß für einen aberwitzigen Geiſterſeher. — Kurz und gut, das Entſetzliche, was mir geſchah, deſſen tödtlichen Eindruck zu vermeiden ich mich vergebens bemühe, beſteht in nichts Anderm, als daß vor einigen Tagen, nämlich am 30. October Mittags um 12 Uhr, ein Wetterglashändler in meine Stube trat und mir ſeine Waare anbot. Ich kaufte nichts und drohte, ihn die Treppe herabzuwerfen, worauf er aber von ſelbſt fortging. —

Du ahneſt, daß nur ganz eigne, tief in mein Leben eingreifende Beziehungen dieſem Vorfall Bedeutung geben können, ja, daß wohl die Perſon jenes unglückſeligen Krämers gar feindlich auf mich wirken muß. So iſt es in der That. Mit aller Kraft faſſe ich mich zuſammen, um ruhig und geduldig Dir aus meiner frühern Jugendzeit ſo viel zu erzählen, daß deinem regen Sinn alles klar und deutlich in leuchtenden Bildern aufgehen wird. Indem ich anfangen will, höre ich Dich lachen und Clara ſagen: das ſind ja rechte Kindereien! — Lacht, ich bitte Euch, lacht mich recht herzlich aus! — ich bitt' Euch ſehr! — Aber Gott im Himmel! die Haare ſträuben ſich mir und es iſt, als flehe ich Euch an, mich auszulachen, in wahnſinniger Verzweiflung, wie Franz Moor den Daniel. — Nun fort zur Sache! —

Außer dem Mittagseſſen ſahen wir, ich und mein Geſchwiſter, Tag über den Vater wenig. Er mochte mit ſeinem Dienſt viel beſchäftigt ſeyn. Nach dem Abendeſſen, das alter Sitte gemäß ſchon um ſieben Uhr aufgetragen wurde, gingen wir alle, die Mutter mit uns, in des Vaters Arbeitszimmer und ſetzten uns um einen runden Tiſch. Der Vater rauchte Taback und trank ein großes Glas Bier dazu. Oft erzählte er uns viele wunderbare Geſchichten und gerieth darüber ſo in Eifer, daß ihm die Pfeife immer ausging, die ich, ihm brennend Papier hinhaltend, wieder anzünden mußte, welches mir denn ein Hauptſpaß war. Oft gab er uns aber Bilderbücher in die Hände, ſaß ſtumm und ſtarr in ſeinem Lehnſtuhl und blies ſtarke Dampfwolken von ſich, daß wir alle wie im Nebel ſchwammen. An ſolchen Abenden war die Mutter ſehr traurig und kaum ſchlug die Uhr neun, ſo ſprach ſie: Nun Kinder! — zu Bette! zu Bette! der Sandmann kommt, ich merk' es ſchon. Wirklich hörte ich dann jedesmal Etwas ſchweren langſamen Tritts die Treppe heraufpoltern; das mußte der Sandmann ſeyn. Einmal war mir jenes dumpfe Treten und Poltern beſonders graulich; ich frug die Mutter, indem ſie uns fortführte: Ei Mama! wer iſt denn der böſe Sandmann, der uns immer von Papa forttreibt? — wie ſieht er denn aus? „Es gibt keinen Sandmann, mein liebes Kind, erwiederte die Mutter: wenn ich ſage, der Sandmann kommt, ſo will das nur heißen, ihr ſeyd ſchläfrig und könnt die Augen nicht offen behalten, als hätte man Euch Sand hineingeſtreut." — Der Mutter Antwort befriedigte mich nicht, ja in meinem kindiſchen Gemüth entfaltete ſich deutlich der Gedanke, daß die Mutter den Sandmann nur verläugne, damit wir uns vor ihm nicht fürchten ſollten, ich hörte ihn ja immer die Treppe heraufkommen. Voll Neugierde, Näheres von dieſem Sandmann und ſeiner Beziehung auf uns Kinder zu erfahren, frug ich endlich die alte Frau, die meine jüngſte Schweſter wartete: was denn das für ein Mann ſei, der Sandmann? „Ei Thanelchen, erwiederte dieſe, weißt du das noch nicht? Das iſt ein böſer Mann, der kommt zu den Kindern, wenn ſie nicht zu Bett' gehen wollen und wirft ihnen Händevoll Sand in die Augen, daß ſie blutig zum Kopf herausſpringen, die wirft er dann in den Sack und trägt ſie in den Halbmond zur Atzung für ſeine Kinderchen; die ſitzen dort im Neſt und haben krumme Schnäbel, wie die Eulen, damit picken ſie der unartigen Menſchenkindlein Augen auf.“ — Gräßlich malte ſich nun im Innern mir das Bild des grauſamen Sandmanns aus; ſo wie es Abends die Treppe heraufpolterte, zitterte ich vor Angſt und Entſetzen. Nichts als den unter Thränen hergeſtotterten Ruf: der Sandmann! der Sandmann! konnte die Mutter aus mir herausbringen. Ich lief darauf in das Schlafzimmmer, und wohl die ganze Nacht über quälte mich die fürchterliche Erſcheinung des Sandmanns. — Schon alt genug war ich geworden, um einzuſehen, daß das mit dem Sandmann und ſeinem Kinderneſt im Halbmonde, ſo wie es mir die Wartefrau erzählt hatte, wohl nicht ganz ſeine Richtigkeit haben könne; indeſſen blieb mir der Sandmann ein fürchterliches Geſpenſt, und Grauen — Entſetzen ergriff mich, wenn ich ihn nicht allein die Treppe heraufkommen, ſondern auch meines Vaters Stubenthür heftig aufreißen und hineintreten hörte. Manchmal blieb er lange weg, dann kam er öfter hintereinander. Jahre lang dauerte das, und nicht gewöhnen konnte ich mich an den unheimlichen Spuk, nicht bleicher wurde in mir das Bild des grauſigen Sandmanns. Sein Umgang mit dem Vater fing an meine Phantaſie immer mehr und mehr zu beſchäftigen; den Vater darum zu befragen hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück, aber ſelbſt — ſelbſt das Geheimniß zu erforſchen, den fabelhaften Sandmann zu ſehen, dazu keimte mit den Jahren immer mehr die Luſt in mir empor. Der Sandmann hatte mich auf die Bahn des Wunderbaren, Abenteuerlichen gebracht, das ſo ſchon leicht im kindlichen Gemüth ſich einniſtet. Nichts war mir lieber, als ſchauerliche Geſchichten von Kobolten, Hexen, Däumlingen u. ſ. w. zu hören oder zu leſen; aber obenan ſtand immer der Sandmann, den ich in den ſeltſamſten, abſcheulichſten Geſtalten überall auf Tiſche, Schränke und Wände mit Kreide, Kohle, hinzeichnete. Als ich zehn Jahre alt geworden, wies mich die Mutter aus der Kinderſtube in ein Kämmerchen, das auf dem Corridor unfern von meines Vaters Zimmer lag. Noch immer mußten wir uns, wenn auf den Schlag Neun Uhr ſich jener Unbekannte im Hauſe hören ließ, ſchnell entfernen. In meinem Kämmerchen vernahm ich, wie er bei dem Vater hineintrat und bald darauf war es mir dann, als verbreite ſich im Hauſe ein feiner ſeltſam riechender Dampf. Immer höher mit der Neugierde wuchs der Muth, auf irgend eine Weiſe des Sandmanns Bekanntſchaft zu machen. Oft ſchlich ich ſchnell aus dem Kämmerchen auf den Corridor, wenn die Mutter vorübergegangen, aber nichts konnte ich erlauſchen, denn immer war der Sandmann ſchon zur Thüre hinein, wenn ich den Platz erreicht hatte, wo er mir ſichtbar werden mußte. Endlich von unwiderſtehlichem Drange getrieben, beſchloß ich, im Zimmer des Vaters ſelbſt mich zu verbergen und den Sandmann zu erwarten.

An des Vaters Schweigen, an der Mutter Traurigkeit merkte ich eines Abends, daß der Sandmann kommen werde; ich ſchützte daher große Müdigkeit vor, verließ ſchon vor neun Uhr das Zimmer und verbarg mich dicht neben der Thüre in einen Schlupfwinkel. Die Hausthüre knarrte, durch den Flur ging es, langſamen, ſchweren, dröhnenden Schrittes nach der Treppe. Die Mutter eilte mit dem Geſchwiſter mir vorüber. Leiſe — leiſe öffnete ich des Vaters Stubenthür. Er ſaß, wie gewöhnlich, ſtumm und ſtarr den Rücken der Thüre zugekehrt, er bemerkte mich nicht, ſchnell war ich hinein und hinter der Gardine, die einem gleich neben der Thüre ſtehenden offenen Schrank, worin meines Vaters Kleider hingen, vorgezogen war. — Näher — immer näher dröhnten die Tritte — es huſtete und ſcharrte und brummte ſeltſam draußen. Das Herz bebte mir vor Angſt und Erwartung. — Dicht, dicht vor der Thüre ein ſcharfer Tritt — ein heftiger Schlag auf die Klinke, die Thür ſpringt raſſelnd auf! — Mit Gewalt mich ermannend gucke ich behutſam hervor. Der Sandmann ſteht mitten in der Stube vor meinem Vater, der helle Schein der Lichter brennt ihm ins Geſicht! — Der Sandmann, der fürchterliche Sandmann iſt der alte Advokat Coppelius, der manchmal bei uns zu Mittage ißt! —

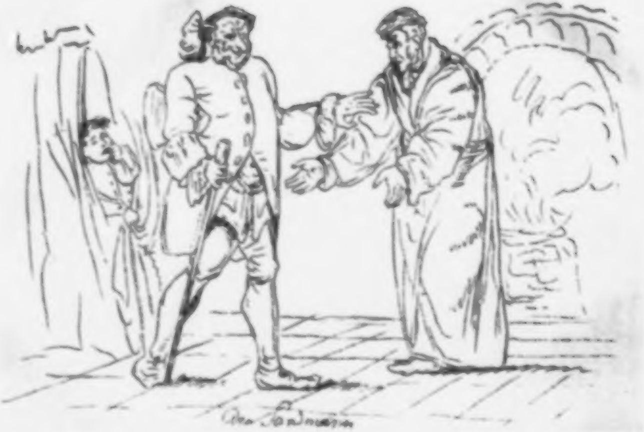
Aber die gräßlichſte Geſtalt hätte mir nicht tieferes Entſetzen erregen können, als eben dieſer Coppelius. — Denke Dir einen großen breitſchultrigen Mann mit einem unförmlich dicken Kopf, erdgelbem Geſicht, buſchigten grauen Augenbrauen, unter denen ein Paar grünliche Katzenaugen ſtechend hervorfunkeln, großer, ſtarker über die Oberlippe gezogener Naſe. Das ſchiefe Maul verzieht ſich oft zum hämiſchen Lachen; dann werden auf den Backen ein Paar dunkelrothe Flecke ſichtbar und ein ſeltſam ziſchender Ton fährt durch die zuſammengekniffenen Zähne. Coppelius erſchien immer in einem altmodiſch zugeſchnittenen aſchgrauen Rocke, eben ſolcher Weſte und gleichen Beinkleidern, aber dazu ſchwarze Strümpfe und Schuhe mit kleinen Steinſchnallen. Die kleine Perücke reichte kaum bis über den Kopfwirbel heraus, die Kleblocken ſtanden hoch über den großen rothen Ohren und ein breiter verſchloſſener Haarbeutel ſtarrte von dem Nacken weg, ſo daß man die ſilberne Schnalle ſah, die die gefältelte Halsbinde ſchloß. Die ganze Figur war überhaupt widrig und abſcheulich; aber vor allem waren uns Kindern ſeine großen knotigten, haarigten Fäuſte zuwider, ſo daß wir, was er damit berührte, nicht mehr mochten. Das hatte er bemerkt, und nun war es ſeine Freude, irgend ein Stückchen Kuchen, oder eine ſüße Frucht, die uns die gute Mutter heimlich auf den Teller gelegt, unter dieſem, oder jenem Vorwande zu berühren, daß wir, helle Thränen in den Augen, die Näſcherei, der wir uns erfreuen ſollten, nicht mehr genießen mochten vor Ekel und Abſcheu. Eben ſo machte er es, wenn uns an Feiertagen der Vater ein gut Gläschen ſüßen Weins eingeſchenkt hatte. Dann fuhr er ſchnell mit der Fauſt herüber, oder brachte wohl gar das Glas an die blauen Lippen und lachte recht teufliſch, wenn wir unſern Aerger nur leiſe ſchluchzend äußern durften. Er pflegte uns nur immer die kleinen Beſtien zu nennen! wir durften, war er zugegen, keinen Laut von uns geben und verwünſchten den häßlichen, feindlichen Mann, der uns recht mit Bedacht und Abſicht auch die kleinſte Freude verdarb. Die Mutter ſchien eben ſo, wie wir, den widerwärtigen Coppelius zu haſſen; denn ſo wie er ſich zeigte, war ihr Frohſinn, ihr heiteres unbefangenes Weſen umgewandelt in traurigen, düſtern Ernſt. Der Vater betrug ſich gegen ihn, als ſei er ein höheres

Weſen, deſſen Unarten man dulden und das man auf jede Weiſe bei guter Laune erhalten müſſe. Er durfte nur leiſe andeuten und Lieblingsgerichte wurden gekocht und ſeltene Weine kredenzt.

Als ich nun dieſen Coppelius ſah, ging es grauſig und entſetzlich in meiner Seele auf, daß ja niemand anders, als er, der Sandmann ſeyn könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Ammenmährchen, der dem Eulenneſt im Halbmonde Kinderaugen zur Atzung holt. — Nein! — ein häßlicher geſpenſtiſcher Unhold, der überall, wo er einſchreitet, Jammer — Noth — zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war feſt gezaubert. Auf die Gefahr entdeckt und, wie ich deutlich dachte, hart geſtraft zu werden, blieb ich ſtehen, den Kopf lauſchend durch die Gardine hervorgeſtreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! — zum Werk," rief dieſer mit heiſerer ſchnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog ſtill und finſter ſeinen Schlafrock aus und beide kleideten ſich in lange ſchwarze Kittel. Wo ſie die hernahmen, hatte ich überſehen. Der Vater öfnete die Flügelthür eines Wandſchranks; aber ich ſah, daß das, was ich ſo lange dafür gehalten, kein Wandſchrank, ſondern vielmehr eine ſchwarze Höhlung war, in der ein kleiner Heerd ſtand. Coppelius trat hinzu und eine blaue Flamme kniſterte auf dem Heerde empor. Allerlei ſeltſames Geräth ſtand umher. Ach Gott! — wie ſich nun mein alter Vater zum Feuer herabbückte, da ſah er ganz anders aus. Ein gräßlicher krampfhafter Schmerz ſchien ſeine ſanften ehrlichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er ſah dem Coppelius ähnlich. Dieſer ſchwang die gluthrothe Zange und holte damit hellblinkende Maſſen aus dem dicken Qualm, die er dann ämſig hämmerte. Mir war es als würden Menſchengeſichter ringsumher ſichtbar, aber ohne Augen — ſcheußliche, tiefe ſchwarze Höhlen ſtatt ihrer. „Augen her, Augen her!" rief Coppelius mit dumpfer dröhnender Stimme. Ich kreiſchte auf von wildem Entſetzen gewaltig erfaßt und ſtürzte aus meinem Verſteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich Coppelius; kleine Beſtie! — kleine Beſtie! meckerte er zähnfletſchend! — riß mich auf und warf mich auf den Heerd, daß die Flamme mein Haar zu ſengen begann: „Nun haben wir Augen — Augen — ein ſchön Paar Kinderaugen." So flüſterte Coppelius, und griff mit den Fäuſten gluthrothe Körner

Blatt 19



aus der Flamme, die er mir in die Augen ſtreuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: Meiſter! Meiſter! laß meinem Nathanael die Augen — laß ſie ihm! **Coppelius** lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und ſein Penſum flennen in der Welt; aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht obſerviren.“ Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und ſchrob mir die Hände ab und die Füße und ſetzte ſie bald hier, bald dort wieder ein. „'S ſteht doch überall nicht recht! 's gut ſo wie es war! — Der Alte hat's verſtanden!“ So ziſchte und liſpelte **Coppelius**; aber alles um mich her wurde ſchwarz und finſter, ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein — ich fühlte nichts mehr. Ein ſanfter warmer Hauch glitt über mein Geſicht, ich erwachte wie aus dem Todesſchlaf, die Mutter hatte ſich über mich hingebeugt. „Iſt der Sandmann noch da?“ ſtammelte ich. „Nein, mein liebes Kind, der iſt lange, lange fort, der thut dir keinen Schaden!“ — So ſprach die Mutter und küßte und herzte den wieder gewonnenen Liebling.

Was ſoll ich Dich ermüden, mein herzlieber **Lothar**! was ſoll ich ſo weitläuftig Einzelnes her erzählen, da noch ſo Vieles zu ſagen übrig bleibt? Genug! — ich war bei der Lauſcherei entdeckt, und von **Coppelius** gemißhandelt worden. Angſt und Schrecken hatten mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Iſt der Sandmann noch da?“ — Das war mein erſtes geſundes Wort und das Zeichen meiner Geneſung, meiner Rettung. — Nur noch den ſchrecklichſten Moment meiner Jugendjahre darf ich Dir erzählen; dann wirſt Du überzeugt ſeyn, daß es nicht meiner Augen Blödigkeit iſt, wenn mir nun alles farblos erſcheint, ſondern, daß ein dunkles Verhängniß wirklich einen trüben Wolkenſchleier über mein Leben gehängt hat, den ich vielleicht nur ſterbend zerreiße. —

Coppelius ließ ſich nicht mehr ſehen, es hieß, er habe die Stadt verlaſſen.

Ein Jahr mochte vergangen ſeyn, als wir der alten unveränderten Sitte gemäß Abends an dem runden Tiſche ſaßen. Der Vater war ſehr heiter und erzählte viel Ergötzliches von den Reiſen, die er in ſeiner Jugend gemacht. Da hörten wir als es Neune ſchlug, plötzlich die Hausthür in den Angeln knarren und langſame eiſenſchwere Schritte dröhnten durch den Hausflur die Treppe herauf. „Das iſt

Coppelius," ſagte meine Mutter erblaſſend. „Ja! — es iſt Coppelius," wiederholte der Vater mit matter gebrochener Stimme. Die Thränen ſtürzten der Mutter aus den Augen. „Aber Vater, Vater!" rief ſie, muß es denn ſo ſeyn?" „Zum leztenmale! erwiederte dieſer, zum leztenmale kommt er zu mir, ich verſpreche es Dir. Geh' nur, geh' mit den Kindern! — Geht — geht zu Bette! Gute Nacht!"

Mir war es, als ſey ich in ſchweren kalten Stein eingepreßt — mein Athem ſtockte! — Die Mutter ergriff mich beim Arm als ich unbeweglich ſtehen blieb: „Komm Nathanael, komme nur!" — Ich ließ mich fortführen, ich trat in meine Kammer. „Sey ruhig, ſey ruhig, lege Dich ins Bette! — ſchlafe — ſchlafe," rief mir die Mutter nach; aber von unbeſchreiblicher innerer Angſt und Unruhe gequält, konnte ich kein Auge zuthun. Der verhaßte abſcheuliche Coppelius ſtand vor mir mit funkelnden Augen und lachte mich hämiſch an, vergebens trachtete ich ſein Bild los zu werden. Es mochte wohl ſchon Mitternacht ſeyn, als ein entſezlicher Schlag geſchah, wie wenn ein Geſchütz losgefeuert würde. Das ganze Haus erdröhnte, es raſſelte und rauſchte bei meiner Thüre vorüber, die Hausthüre wurde klirrend zugeworfen. „Das iſt Coppelius!" rief ich entſezt und ſprang aus dem Bette. Da kreiſchte es auf in ſchneidendem troſtloſen Jammer, fort ſtürzte ich nach des Vaters Zimmer, die Thüre ſtand offen, erſtickender Dampf quoll mir entgegen, das Dienſtmädchen ſchrie: Ach, der Herr! — der Herr! — Vor dem dampfenden Heerde auf dem Boden lag mein Vater todt mit ſchwarz verbranntem gräßlich verzerrtem Geſicht, um ihn herum heulten und winſelten die Schweſtern — die Mutter ohnmächtig daneben! — „Coppelius, verruchter Satan, du haſt den Vater erſchlagen!" — So ſchrie ich auf; mir vergingen die Sinne. Als man zwei Tage darauf meinen Vater in den Sarg legte, waren ſeine Geſichtszüge wieder mild und ſanft geworden, wie ſie im Leben waren. Tröſtend ging es in meiner Seele auf, daß ſein Bund mit dem teufliſchen Coppelius ihn nicht ins ewige Verderben geſtürzt haben könne. —

Die Exploſion hatte die Nachbarn geweckt, der Vorfall wurde ruchbar und kam vor die Obrigkeit, welche den Coppelius zur Verantwortung vorfordern wollte. Der war aber ſpurlos vom Orte verſchwunden.

Wenn ich Dir nun ſage, mein herzlieber Freund! daß jener

Wetterglashändler eben der verruchte Coppelius war, ſo wirſt Du mir es nicht verargen, daß ich die feindliche Erſcheinung als ſchweres Unheil bringend deute. Er war anders gekleidet, aber Coppelius Figur und Geſichtszüge ſind zu tief in mein Innerſtes eingeprägt, als daß hier ein Irrthum möglich ſeyn ſollte. Zudem hat Coppelius nicht einmal ſeinen Namen geändert. Er giebt ſich hier, wie ich höre, für einen piemonteſiſchen Mechanicus aus, und nennt ſich Giuſeppe Coppola.

Ich bin entſchloſſen es mit ihm aufzunehmen und des Vaters Tod zu rächen, mag es denn nun gehen wie es will.

Der Mutter erzähle nichts von dem Erſcheinen des gräßlichen Unholds — Grüße meine liebe holde Clara, ich ſchreibe ihr in ruhigerer Gemüthsſtimmung. Lebe wohl &c. &c.

Clara an Nathanael.

Wahr iſt es, daß Du recht lange mir nicht geſchrieben haſt, aber dennoch glaube ich, daß Du mich in Sinn und Gedanken trägſt. Denn meiner gedachteſt Du wohl recht lebhaft, als Du Deinen letzten Brief an Bruder Lothar abſenden wollteſt und die Aufſchrift, ſtatt an ihn, an mich richteteſt. Freudig erbrach ich den Brief und wurde den Irrthum erſt bei den Worten inne: Ach mein herzlieber Lothar! — Nun hätte ich nicht weiter leſen, ſondern den Brief dem Bruder geben ſollen. Aber, haſt Du mir auch ſonſt manchmal in kindiſcher Neckerei vorgeworfen, ich hätte ſolch' ruhiges, weiblich beſonnenes Gemüth, daß ich wie jene Frau, drohe das Haus den Einſturz, noch vor ſchneller Flucht ganz geſchwinde einen falſchen Kniff in der Fenſtergardine glattſtreichen würde, ſo darf ich doch wohl kaum verſichern, daß Deines Briefes Anfang mich tief erſchütterte. Ich konnte kaum athmen, es flimmerte mir vor den Augen. — Ach, mein herzgeliebter Nathanael! was konnte ſo Entſetzliches in Dein Leben getreten ſeyn! Trennung von Dir, Dich niemals wieder ſehen, der Gedanke durchfuhr meine Bruſt wie ein glühender Dolchſtich. — Ich las und las! — Deine Schilderung des widerwärtigen Coppelius iſt gräßlich. Erſt jetzt vernahm ich, wie Dein guter alter Vater ſolch' entſetzlichen, gewaltſamen Todes ſtarb. Bruder Lothar, dem ich ſein Eigenthum zuſtellte, ſuchte mich zu beruhigen, aber es gelang ihm ſchlecht. Der fatale Wetterglashändler **Giuſeppe Coppola** verfolgte mich auf Schritt und Tritt und beinahe ſchäme ich mich, es zu geſtehen, daß er ſelbſt meinen geſunden, ſonſt ſo ruhigen Schlaf in allerlei wunderlichen Traumgebilden zerſtören konnte. Doch bald, ſchon den andern Tag, hatte ſich Alles anders in mir geſtaltet. Sei mir nur nicht böſe, mein Inniggeliebter, wenn **Lothar** Dir etwa ſagen möchte, daß ich trotz Deiner ſeltſamen Ahnung, **Coppelius** werde Dir etwas Böſes anthun, ganz heitern unbefangenen Sinnes bin, wie immer.

Gerade heraus will ich es Dir nur geſtehen, daß, wie ich meine, alles Entſetzliche und Schreckliche, wovon Du ſprichſt, nur in Deinem Innern vorging, die wahre wirkliche Außenwelt aber daran wohl wenig Theil hatte. Widerwärtig genug mag der alte **Coppelius** geweſen ſeyn, aber daß er Kinder haßte, das brachte in Euch Kindern wahren Abſcheu gegen ihn hervor.

Natürlich verknüpfte ſich nun in Deinem kindiſchen Gemüth der ſchreckliche Sandmann aus dem Ammenmährchen mit dem alten **Coppelius**, der Dir, glaubteſt Du auch nicht an den Sandmann, ein geſpenſtiſcher, Kindern vorzüglich gefährlicher, Unhold blieb. Das unheimliche Treiben mit Deinem Vater zur Nachtzeit war wohl nichts anders, als daß beide insgeheim alchymiſtiſche Verſuche machten, womit die Mutter nicht zufrieden ſeyn konnte, da gewiß viel Geld unnütz verſchleudert und obendrein, wie es immer mit ſolchen Laboranten der Fall ſeyn ſoll, des Vaters Gemüth ganz von dem trügeriſchen Drange nach hoher Weisheit erfüllt, der Familie abwendig gemacht wurde. Der Vater hat wohl gewiß durch eigene Unvorſichtigkeit ſeinen Tod herbeigeführt, und **Coppelius** iſt nicht Schuld daran! Glaubſt Du, daß ich den erfahrnen Nachbar Apotheker geſtern frug, ob wohl bei chemiſchen Verſuchen eine ſolche augenblicklich tödtende Exploſion möglich ſey? Der ſagte: Ei allerdings und beſchrieb mir nach ſeiner Art gar weitläuftig und umſtändlich, wie das zugehen könne, und nannte dabei ſo viel ſonderbar klingende Namen, die ich gar nicht zu behalten vermochte. — Nun wirſt Du wohl unwillig werden über deine **Clara**, Du wirſt ſagen: in dies kalte Gemüth dringt kein Strahl des Geheimnißvollen, das den Menſchen oft mit unſichtbaren Armen umfaßt! ſie erſchaut nur die bunte Oberfläche der Welt und freut ſich, wie das kindiſche Kind über die goldgleißende Frucht, in deren Innerm tödtliches Gift verborgen.

Ach mein herzgeliebter Nathanael! glaubſt Du denn nicht, daß auch in heitern — unbefangenen — ſorgloſen Gemüthern die Ahnung wohnen könne von einer dunklen Macht, die feindlich Uns in Unſerm eignen Selbſt zu verderben ſtrebt? — Aber verzeih' es mir, wenn ich einfältig' Mädchen mich unterfange, auf irgend eine Weiſe Dir anzudeuten, was ich eigentlich von ſolchem Kampfe im Innern glaube. — Ich finde wohl gar am Ende nicht die rechten Worte und Du lachſt mich aus, nicht, weil ich was Dummes meine, ſondern weil ich mich ſo ungeſchickt anſtelle, es zu ſagen. —

Giebt es eine dunkle Macht, die ſo recht feindlich und verrätheriſch einen Faden in unſer Inneres legt, woran ſie uns dann feſtpackt und fortzieht auf einem gefahrvollen verderblichen Wege, den wir ſonſt nicht betreten haben würden — giebt es eine ſolche Macht, ſo muß ſie in Uns ſich, wie wir ſelbſt geſtalten, ja unſer Selbſt werden; denn nur ſo glauben wir an ſie und räumen ihr den Platz ein, deſſen ſie bedarf, um jenes geheime Werk zu vollbringen. Haben wir feſten, durch das heitre Leben geſtärkten Sinn genug, um fremdes feindliches Einwirken als ſolches ſtets zu erkennen und den Weg, in den uns Neigung und Beruf geſchoben, ruhigen Schrittes zu verfolgen, ſo geht wohl jene unheimliche Macht unter in dem vergeblichen Ringen nach der Geſtaltung, die unſer eignes Spiegelbild ſeyn ſollte. Es iſt auch gewiß, fügt Lothar hinzu, daß die dunkle phyſiſche Macht, haben wir uns durch uns ſelbſt ihr hingegeben, oft fremde Geſtalten, die die Außenwelt uns in den Weg wirft, in unſer Inneres hineinzieht, ſo, daß wir ſelbſt nur den Geiſt entzünden, der, wie wir in wunderlicher Täuſchung glauben, aus jener Geſtalt ſpricht. Es iſt das Phantom unſeres eigenen Ichs, deſſen innige Verwandtſchaft und deſſen tiefe Einwirkung auf unſer Gemüth uns in die Hölle wirft, oder in den Himmel verzückt. — Du merkſt, mein herzlieber Nathanael! daß wir, ich und Bruder Lothar uns recht über die Materie von dunklen Mächten und Gewalten ausgeſprochen haben, die mir nun, nachdem ich nicht ohne Mühe das Hauptſächlichſte aufgeſchrieben, ordentlich tiefſinnig vorkommt. Lothars letzte Worte verſtehe ich nicht ganz, ich ahne nur, was er meint, und doch iſt es mir, als ſei Alles ſehr wahr. Ich bitte Dich, ſchlage Dir den häßlichen Advokaten Coppelius und den Wetterglasmann Giuſeppe Coppola ganz aus dem Sinn. Sey überzeugt, daß dieſe fremden

Geſtalten nichts über Dich vermögen; nur der Glaube an ihre feindliche Gewalt kann ſie Dir in der That feindlich machen. Spräche nicht aus jeder Zeile Deines Briefes die tiefſte Aufregung Deines Gemüths, ſchmerzte mich nicht Dein Zuſtand recht in innerſter Seele, wahrhaftig, ich könnte über den Advokaten Sandmann und den Wetterglashändler Coppelius ſcherzen. Sey heiter — heiter! — Ich habe mir vorgenommen, bei Dir zu erſcheinen, wie Dein Schutzgeiſt, und den häßlichen Coppola, ſollte er es ſich etwa beikommen laſſen, Dir im Traum beſchwerlich zu fallen, mit lautem Lachen fortzubannen. Ganz und gar nicht fürchte ich mich vor ihm und vor ſeinen garſtigen Fäuſten, er ſoll mir weder als Advokat eine Näſcherei, noch als Sandmann die Augen verderben.

Ewig, mein herzinnigſtgeliebter Nathanael ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nathanael an Lothar.

Sehr unlieb iſt es mir, daß Clara neulich den Brief an Dich aus, freilich durch meine Zerſtreutheit veranlaßtem, Irrthum erbrach und las. Sie hat mir einen ſehr tiefſinnigen philoſophiſchen Brief geſchrieben, worin ſie ausführlich beweiſet, daß Coppelius und Coppola nur in meinem Innern exiſtiren und Phantome meines Ich's ſind, die augenblicklich zerſtäuben, wenn ich ſie als ſolche erkenne. In der That, man ſollte gar nicht glauben, daß der Geiſt, der aus ſolch' hellen holdlächelnden Kindesaugen, oft wie ein lieblicher ſüßer Traum, hervorleuchtet, ſo gar verſtändig, ſo magiſtermäßig diſtinguiren könne. Sie beruft ſich auf Dich. Ihr habt über mich geſprochen. Du lieſeſt ihr wohl logiſche Collegia, damit ſie alles fein ſichten und ſondern lerne. — Laß das bleiben! — Uebrigens iſt es wohl gewiß, daß der Wetterglashändler Giuſeppe Coppola keineswegs der alte Advokat Coppelius iſt. Ich höre bei dem erſt neuerdings angekommenen Profeſſor der Phyſik, der, wie jener berühmte Naturforſcher, Spalanzani heißt und italiäniſcher Abkunft iſt, Collegia. Der kennt den Coppola ſchon ſeit vielen Jahren und überdem hört man es auch ſeiner Ausſprache an, daß er wirklich Piemonteſer iſt. Coppelius war ein Deutſcher, aber wie mich dünkt, kein ehrlicher. Ganz beruhigt bin ich nicht. Haltet Ihr, Du und Clara, mich immerhin für einen düſtern Träumer, aber nicht los kann ich den Eindruck werden, den Coppelius verfluchtes Geſicht auf mich macht. Ich bin froh, daß er fort iſt aus der Stadt, wie mir Spalanzani ſagt. Dieſer Profeſſor iſt ein wunderlicher Kauz. Ein kleiner rundlicher Mann, das Geſicht mit ſtarken Backenknochen, feiner Naſe, aufgeworfenen Lippen, kleinen ſtechenden Augen. Doch beſſer, als in jeder Beſchreibung, ſiehſt Du ihn, wenn Du den Caglioſtro, wie er von Chodowiecki in irgend einem Berliniſchen Taſchenkalender ſteht, anſchaueſt. — So ſieht Spalanzani aus. — Neulich ſteige ich die Treppe herauf und nehme wahr, daß die ſonſt einer Glasthüre dicht vorgezogene Gardine zur Seite einen kleinen Spalt läßt. Selbſt weiß ich nicht, wie ich dazu kam, neugierig durchzublicken. Ein hohes, ſehr ſchlank im reinſten Ebenmaß gewachſenes, herrlich gekleidetes Frauenzimmer ſaß im Zimmer vor einem kleinen Tiſch, auf den ſie beide Arme, die Hände zuſammengefaltet, gelegt hatte. Sie ſaß der Thüre gegenüber, ſo, daß ich ihr engelſchönes Geſicht ganz erblickte. Sie ſchien mich nicht zu bemerken, und überhaupt hatten ihre Augen etwas Starres, beinahe möcht' ich ſagen, keine Sehkraft, es war mir ſo, als ſchliefe ſie mit offnen Augen. Mir wurde ganz unheimlich und deshalb ſchlich ich leiſe fort ins Auditorium, das daneben gelegen. Nachher erfuhr ich, daß die Geſtalt, die ich geſehen, Spalanzani's Tochter, Olimpia war, die er ſonderbarer und ſchlechter Weiſe einſperrt, ſo, daß durchaus kein Menſch in ihre Nähe kommen darf. — Am Ende hat es eine Bewandniß mit ihr, ſie iſt vielleicht blödſinnig oder ſonſt. — Weshalb ſchreibe ich Dir aber das Alles? Beſſer und ausführlicher hätte ich Dir das mündlich erzählen können. Wiſſe nämlich, daß ich über vierzehn Tage bei Euch bin. Ich muß mein ſüßes liebes Engelsbild, meine Clara, wiederſehen. Weggehaucht wird dann die Verſtimmung ſeyn, die ſich (ich muß das geſtehen) nach dem fatalen verſtändigen Briefe meiner bemeiſtern wollte. Deshalb ſchreibe ich auch heute nicht an ſie.

Tauſend Grüße rc. rc. rc.

Seltſamer und wunderlicher kann nichts erfunden werden, als dasjenige iſt, was ſich mit meinem armen Freunde, dem jungen Studenten Nathanael, zugetragen, und was ich Dir, günſtiger Leſer!

zu erzählen unternommen. Haſt Du, Geneigteſter! wohl jemals etwas erlebt, das Deine Bruſt, Sinn und Gedanken ganz und gar erfüllte, alles Andere daraus verdrängend? Es gährte und kochte in Dir, zur ſiedenden Gluth entzündet ſprang das Blut durch die Adern und färbte höher Deine Wangen. Dein Blick war ſo ſeltſam als wolle er Geſtalten, keinem andern Auge ſichtbar, im leeren Raum erfaſſen und die Rede zerfloß in dunkle Seufzer. Da frugen Dich die Freunde: Wie iſt Ihnen, Verehrter? — Was haben Sie, Theurer? Und nun wollteſt Du das innere Gebilde mit allen glühenden Farben und Schatten und Lichtern ausſprechen und mühteſt Dich ab, Worte zu finden, um nur anzufangen. Aber es war Dir, als müßteſt Du nun gleich im erſten Wort alles Wunderbare, Herrliche, Entſetzliche, Luſtige, Grauenhafte, das ſich zugetragen, recht zuſammengreifen, ſo daß es, wie ein elektriſcher Schlag, alle treffe. Doch jedes Wort, Alles was Rede vermag, ſchien Dir farblos und froſtig und todt. Du ſuchſt und ſuchſt, und ſtotterſt und ſtammelſt, und die nüchternen Fragen der Freunde ſchlagen, wie eiſige Windeshauche, hinein in Deine innere Gluth, bis ſie verlöſchen will. Hatteſt Du aber, wie ein kecker Maler, erſt mit einigen verwegenen Strichen den Umriß Deines innern Bildes hingeworfen, ſo trugſt Du mit leichter Mühe immer glühender und glühender die Farben auf und das lebendige Gewühl mannigfacher Geſtalten riß die Freunde fort und ſie ſahen, wie Du, ſich ſelbſt mitten im Bilde, das aus Deinem Gemüth hervorgegangen! — Mich hat, wie ich es Dir, geneigter Leſer! geſtehen muß, eigentlich niemand nach der Geſchichte des jungen Nathanael gefragt; Du weißt ja aber wohl, daß ich zu dem wunderlichen Geſchlechte der Autoren gehöre, denen, tragen ſie etwas ſo in ſich, wie ich es vorhin beſchrieben, ſo zu Muthe wird, als frage jeder, der in ihre Nähe kommt und nebenher auch wohl noch die ganze Welt: Was iſt es denn? Erzählen Sie Liebſter! — So trieb es mich denn gar gewaltig, von Nathanaels verhängnißvollem Leben zu Dir zu ſprechen. Das Wunderbare, Seltſame davon erfüllte meine ganze Seele, aber eben deshalb und weil ich Dich, o mein Leſer! gleich geneigt machen mußte, Wunderliches zu ertragen, welches nichts Geringes iſt, quälte ich mich ab, Nathanaels Geſchichte, bedeutend — originell, ergreifend, anzufangen: „Es war einmal“ — der ſchönſte Anfang jeder Erzählung, zu nüchtern! — „In der kleinen Provinzial-Stadt S. lebte" — etwas beſſer, wenigſtens ausholend zum Climax. — Oder gleich medias in res: „Scheer' er ſich zum Teufel, rief, Wuth und Entſetzen im wilden Blick, der Student Nathanael, als der Wetterglashändler Giuſeppe Coppola" — Das hatte ich in der That ſchon aufgeſchrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas Poſſirliches zu verſpüren glaubte; die Geſchichte iſt aber gar nicht ſpaßhaft. Mir kam keine Rede in den Sinn, die nur im mindeſten etwas von dem Farbenglanz des innern Bildes abzuſpiegeln ſchien. Ich beſchloß gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leſer! die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigſt mittheilte, für den Umriß des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, manche Geſtalt, wie ein guter Portraitmaler, ſo aufzufaſſen, daß Du ſie ähnlich findeſt, ohne das Original zu kennen, ja daß es Dir iſt, als hätteſt Du die Perſon recht oft ſchon mit leibhaftigen Augen geſehen. Vielleicht wirſt Du, o mein Leſer! dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller ſei, als das wirkliche Leben und daß dieſes der Dichter doch nur, wie in eines matt geſchliffnen Spiegels dunklem Widerſchein, auffaſſen könne.

Damit klarer werde, was gleich anfangs zu wiſſen nöthig, iſt jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanaels Vater geſtorben, Clara und Lothar, Kinder eines weitläuftigen Verwandten, der ebenfalls geſtorben und ſie verwaiſt nachgelaſſen, von Nathanaels Mutter ins Haus genommen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zu einander, wogegen kein Menſch auf Erden etwas einzuwenden hatte; ſie waren daher Verlobte, als Nathanael den Ort verließ, um ſeine Studien in G. — fortzuſetzen. Da iſt er nun in ſeinem letzten Briefe und hört Collegia bei dem berühmten Profeſſor Phyſices, Spalanzani.

Nun könnte ich getroſt in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick ſteht Clara's Bild ſo lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegſchauen kann, ſo wie es immer geſchah, wenn ſie mich holdlächelnd anblickte. — Für ſchön konnte Clara keineswegs gelten; das meinten alle, die ſich von Amtswegen auf Schönheit verſtehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältniſſe ihres Wuchſes, die Maler fanden Nacken, Schultern und Bruſt beinahe zu keuſch geformt, verliebten ſich dagegen ſämmtlich in das wunderbare Magdalenenhaar und faſelten überhaupt viel von Battoniſchem Colorit. Einer von ihnen, ein wirklicher Phantaſt, verglich aber höchſtſeltſamer Weiſe Clara's Augen mit einem See von Ruisdael, in dem ſich des wolkenloſen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landſchaft ganzes buntes, heitres Leben ſpiegelt. Dichter und Meiſter gingen aber weiter und ſprachen: Was See — was Spiegel! — Können wir denn das Mädchen anſchauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmliſche Geſänge und Klänge entgegenſtrahlen, die in unſer Innerſtes dringen, daß da alles wach und rege wird? Singen wir ſelbſt denn nichts wahrhaft Geſcheutes, ſo iſt überhaupt nicht viel an uns und das leſen wir denn auch deutlich in dem um Clara's Lippen ſchwebenden feinen Lächeln, wenn wir uns unterfangen, ihr etwas vorzuquinkeliren, das ſo thun will als ſey es Geſang, unerachtet nur einzelne Töne verworren durch einander ſpringen. Es war dem ſo. Clara hatte die lebenskräftige Phantaſie des heitern unbefangenen kindiſchen Kindes, ein tiefes weiblich zartes Gemüth, einen gar hellen ſcharf ſichtenden Verſtand. Die Nebler und Schwebler hatten bei ihr böſes Spiel; denn ohne zu viel zu reden, was überhaupt in Clara's ſchweigſamer Natur nicht lag, ſagte ihnen der helle Blick, und jenes feine ironiſche Lächeln: Lieben Freunde! wie möget ihr mir denn zumuthen, daß ich Eure verfließende Schattengebilde für wahre Geſtalten anſehen ſoll, mit Leben und Regung? — Clara wurde deshalb von vielen kalt, gefühllos, proſaiſch geſcholten; aber andere, die das Leben in klarer Tiefe aufgefaßt, liebten ungemein das gemüthvolle, verſtändige, kindliche Mädchen, doch keiner ſo ſehr, als Nathanael, der ſich in Wiſſenſchaft und Kunſt kräftig und heiter bewegte. Clara hing an dem Geliebten mit ganzer Seele; die erſten Wolkenſchatten zogen durch ihr Leben, als er ſich von ihr trennte. Mit welchem Entzücken flog ſie in ſeine Arme, als er nun, wie er im letzten Briefe an Lothar es verheißen, wirklich in ſeiner Vaterſtadt in's Zimmer der Mutter eintrat. Es geſchah ſo wie Nathanael geglaubt; denn in dem Augenblick, als er Clara wieder ſah, dachte er weder an den Advokaten Coppelius, noch an Clara's verſtändigen Brief, jede Verſtimmung war verſchwunden.

Recht hatte aber Nathanael doch, als er ſeinem Freunde Lothar ſchrieb, daß des widerwärtigen Wetterglashändlers Coppola Geſtalt recht feindlich in ſein Leben getreten ſei. Alle fühlten das, da Nathanael gleich in den erſten Tagen in ſeinem ganzen Weſen durchaus verändert ſich zeigte. Er verſank in düſtre Träumereien, und trieb es bald ſo ſeltſam, wie man es niemals von ihm gewohnt geweſen. Alles, das ganze Leben war ihm Traum und Ahnung geworden; immer ſprach er davon, wie jeder Menſch, ſich frei wähnend, nur dunklen Mächten zum grauſamen Spiel diene, vergeblich lehne man ſich dagegen auf, demüthig müſſe man ſich dem fügen, was das Schickſal verhängt habe. Er ging ſo weit, zu behaupten, daß es thöricht ſei, wenn man glaube, in Kunſt und Wiſſenſchaft nach ſelbſtthätiger Willkür zu ſchaffen; denn die Begeiſterung, in der man nur zu ſchaffen fähig ſei, komme nicht aus dem eignen Innern, ſondern ſei das Einwirken irgend eines außer uns ſelbſt liegenden höheren Prinzips.

Der verſtändigen Clara war dieſe myſtiſche Schwärmerei im höchſten Grade zuwider, doch ſchien es vergebens, ſich auf Widerlegung einzulaſſen. Nun dann, wenn Nathanael bewies, daß Coppelius das böſe Prinzig ſei, was ihn in dem Augenblick erfaßt habe, als er hinter dem Vorhange lauſchte, und daß dieſer widerwärtige Dämon auf entſetzliche Weiſe ihr Liebesglück ſtören werde, da wurde Clara ſehr ernſt und ſprach: „Ja Nathanael! Du haſt Recht, Coppelius iſt ein böſes feindliches Prinzip, er kann entſetzliches wirken, wie eine teufliſche Macht, die ſichtbarlich in das Leben trat, aber nur dann, wenn Du ihn nicht aus Sinn und Gedanken verbannſt. So lange Du an ihn glaubſt, iſt er auch und wirkt, nur Dein Glaube iſt ſeine Macht.“ — Nathanael, ganz erzürnt, daß Clara die Exiſtenz des Dämon nur in ſeinem eignen Innern ſtatuire, wollte dann hervorrücken mit der ganzen myſtiſchen Lehre von Teufeln und grauſen Mächten, Clara brach aber verdrießlich ab, indem ſie irgend etwas Gleichgültiges dazwiſchen ſchob, zu Nathanaels nicht geringem Aerger. Der dachte, kalten unempfänglichen Gemüthern verſchließen ſich ſolche tiefe Geheimniſſe, ohne ſich deutlich bewußt zu ſeyn, daß er Clara eben zu ſolchen untergeordneten Naturen zähle, weshalb er nicht abließ mit Verſuchen, ſie in jene Geheimniſſe einzuweihen. Am frühen Morgen, wenn Clara das Frühſtück bereiten half, ſtand er bei ihr und las ihr aus allerlei myſtiſchen Büchern vor, daß Clara bat: Aber lieber Nathanael, wenn ich Dich nun das böſe Prinzip ſchelten wollte, das feindlich auf meinen Kaffee wirkt? — Denn, wenn ich, wie Du es willſt, alles ſtehen und liegen laſſen und Dir, indem Du lieſeſt, in die Augen ſchauen ſoll, ſo läuft mir der Kaffee ins Feuer und ihr bekommt alle kein Frühſtück! — Nathanael klappte das Buch heftig zu und rannte voll Unmuth fort in ſein Zimmer. Sonſt hatte er eine beſondere Stärke in anmuthigen, lebendigen Erzählungen, die er aufſchrieb, und die Clara mit dem innigſten Vergnügen anhörte; jetzt waren ſeine Dichtungen düſter, unverſtändlich, geſtaltlos, ſo daß, wenn Clara ſchonend es auch nicht ſagte, er doch wohl fühlte, wie wenig ſie davon angeſprochen wurde. Nichts war für Clara tödtender, als das Langweilige; in Blick und Rede ſprach ſich dann ihre nicht zu beſiegende geiſtige Schläfrigkeit aus. Nathanaels Dichtungen waren in der That ſehr langweilig. Sein Verdruß über Clara's kaltes proſaiſches Gemüth ſtieg höher, Clara konnte ihren Unmuth über Nathanaels dunkle, düſtere, langweilige Myſtik nicht überwinden, und ſo entfernten beide im Innern ſich immer mehr von einander, ohne es ſelbſt zu bemerken. Die Geſtalt des häßlichen Coppelius war, wie Nathanael ſelbſt es ſich geſtehen mußte, in ſeiner Phantaſie erbleicht und es koſtete ihm oft Mühe, ihn in ſeinen Dichtungen, wo er als grauſer Schickſalspopanz auftrat, recht lebendig zu coloriren. Es kam ihm endlich ein, jene düſtre Ahnung, daß Coppelius ſein Liebesglück ſtören werde, zum Gegenſtande eines Gedichtes zu machen. Er ſtellte ſich und Clara dar, in treuer Liebe verbunden, aber dann und wann war es, als griffe eine ſchwarze Fauſt in ihr Leben und riſſe irgend eine Freude heraus, die ihnen aufgegangen. Endlich, als ſie ſchon am Traualter ſtehen, erſcheint der entſetzliche Coppelius und berührt Clara's holde Augen; die ſpringen in Nathanaels Bruſt wie blutige Funken ſengend und brennend, Coppelius faßt ihn und wirft ihn in einen flammenden Feuerkreis, der ſich dreht mit der Schnelligkeit des Sturmes und ihn ſauſend und brauſend fortreißt. Es iſt ein Toſen, als wenn der Orkan grimmig hineinpeitſcht in die ſchäumenden Meereswellen, die ſich wie ſchwarze, weißhauptige Rieſen emporbäumen in wüthendem Kampfe. Aber durch dies wilde Toſen hört er Clara's Stimme: Kannſt Du mich denn nicht erſchauen? Coppelius hat Dich getäuſcht, das waren ja nicht meine Augen, die ſo in Deiner Bruſt brannten, das waren ja glühende Tropfen Deines eignen Herzbluts — ich habe ja meine Augen, ſieh' mich doch nur an! — Nathanael denkt: das iſt Clara, und ich bin ihr Eigen ewiglich. — Da iſt es, als faßt der Gedanke gewaltig in den Feuerkreis hinein, daß er ſtehen bleibt, und im ſchwarzen Abgrund verrauſcht dumpf das Getöſe. Nathanael blickt in Clara's Augen; aber es iſt der Tod, der mit Clara's Augen ihn freundlich anſchaut.

Während Nathanael dies dichtete, war er ſehr ruhig und beſonnen, er feilte und beſſerte an jeder Zeile und da er ſich dem metriſchen Zwange unterworfen, ruhte er nicht, bis alles rein und wohlklingend ſich fügte. Als er jedoch nun endlich fertig worden, und das Gedicht für ſich laut las, da faßte ihn Grauſen und wildes Entſetzen und er ſchrie auf: Weſſen grauenvolle Stimme iſt das? — Bald ſchien ihm jedoch das Ganze wieder nur eine ſehr gelungene Dichtung, und es war ihm, als müſſe Clara's kaltes Gemüth dadurch entzündet werden, wiewohl er nicht deutlich dachte, wozu denn Clara entzündet, und wozu es denn nun eigentlich führen ſolle, ſie mit den grauenvollen Bildern zu ängſtigen, die ein entſetzliches, ihre Liebe zerſtörendes Geſchick weiſſagten. — Sie, Nathanael und Clara, ſaßen in der Mutter kleinem Garten, Clara war ſehr heiter, weil Nathanael ſie ſeit drei Tagen, in denen er an jener Dichtung ſchrieb, nicht mit ſeinen Träumen und Ahnungen geplagt hatte. Auch Nathanael ſprach lebhaft und froh von luſtigen Dingen wie ſonſt, ſo, daß Clara ſagte: Nun erſt habe ich Dich ganz wieder, ſiehſt Du es wohl, wie wir den häßlichen Coppelius vertrieben haben? Da fiel dem Nathanael erſt ein, daß er ja die Dichtung in der Taſche trage, die er habe vorleſen wollen. Er zog auch ſogleich die Blätter hervor und fing an zu leſen: Clara, etwas langweiliges wie gewöhnlich vermuthend und ſich darein ergebend, fing an, ruhig zu ſtricken. Aber ſo wie immer ſchwärzer und ſchwärzer das düſtre Gewölk aufſtieg, ließ ſie den Strickſtrumpf ſinken und blickte ſtarr dem Nathanael ins Auge. Den riß ſeine Dichtung unaufhaltſam fort, hochroth färbte ſeine Wangen die innere Gluth, Thränen quollen ihm aus den Augen. — Endlich hatte er geſchloſſen, er ſtöhnte in tiefer Ermattung — er faßte Clara's Hand und ſeufzte wie aufgelöſt in troſtloſem Jammer: Ach! — Clara — Clara! — Clara drückte ihn ſanft an ihren Buſen und ſagte leiſe, aber ſehr langſam und ernſt: Nathanael — mein herzlieber Nathanael! — wirf das tolle — unſinnige — wahnſinnige Mährchen ins Feuer. Da ſprang Nathanael entrüſtet auf und rief, Clara von ſich ſtoßend: Du lebloſes, verdammtes Automat! Er rannte fort, bittre Thränen vergoß die tief verletzte Clara: Ach er hat mich niemals geliebt, denn er verſteht mich nicht, ſchluchzte ſie laut. — Lothar trat in die Laube; Clara mußte ihm erzählen was vorgefallen; er liebte ſeine Schweſter mit ganzer Seele, jedes Wort ihrer Anklage fiel wie ein Funke in ſein Inneres, ſo, daß der Unmuth, den er wider den träumeriſchen Nathanael lange im Herzen getragen, ſich entzündete zum wilden Zorn. Er lief zu Nathanael, er warf ihm das unſinnige Betragen gegen die geliebte Schweſter in harten Worten vor, die der aufbrauſende Nathanael eben ſo erwiederte. Ein phantaſtiſcher, wahnſinniger Geck wurde mit einem miſerablen, gemeinen Alltagsmenſchen erwiedert. Der Zweikampf war unvermeidlich. Sie beſchloſſen, ſich am folgenden Morgen hinter dem Garten nach dortiger akademiſcher Sitte mit ſcharf geſchliffenen Stoßrappieren zu ſchlagen. Stumm und finſter ſchlichen ſie umher, Clara hatte den heftigen Streit gehört und geſehen, daß der Fechtmeiſter in der Dämmerung die Rappiere brachte. Sie ahnte was geſchehen ſollte. Auf dem Kampfplatz angekommen hatten Lothar und Nathanael ſo eben düſterſchweigend die Röcke abgeworfen, blutdürſtige Kampfluſt im brennenden Auge wollten ſie gegen einander ausfallen, als Clara durch die Gartenthür herbeiſtürzte. Schluchzend rief ſie laut: Ihr wilden entſetzlichen Menſchen! — ſtoßt mich nur gleich nieder, ehe ihr Euch anfallt; denn wie ſoll ich denn länger leben auf der Welt, wenn der Geliebte den Bruder, oder wenn der Bruder den Geliebten ermordet hat! — Lothar ließ die Waffe ſinken und ſah ſchweigend zur Erde nieder, aber in Nathanaels Innerm ging in herzzerreißender Wehmuth alle Liebe wieder auf, wie er ſie jemals in der herrlichen Jugendzeit ſchönſter Tagen für die holde Clara empfunden. Das Mordgewehr entfiel ſeiner Hand, er ſtürzte zu Clara's Füßen. Kannſt Du mir denn jemals verzeihen, Du meine einzige, meine herzgeliebte Clara! — Kannſt Du mir verzeihen, mein herzlieber Bruder Lothar! — Lothar wurde gerührt von des Freundes tiefem Schmerz; unter tauſend Thränen umarmten ſich die drei verſöhnten Menſchen und ſchwuren, nicht von einander zu laſſen in ſteter Liebe und Treue.

Dem Nathanael war es zu Muthe, als ſei eine ſchwere Laſt, die ihn zu Boden gedrückt, von ihm abgewälzt, ja als habe er, Widerſtand leiſtend der finſtern Macht, die ihn befangen, ſein ganzes Seyn, dem Vernichtung drohte, gerettet. Noch drei ſelige Tage verlebte er bei den Lieben, dann kehrte er zurück nach G., wo er noch ein Jahr zu bleiben, dann aber auf immer nach ſeiner Vaterſtadt zurückzukehren gedachte.

Der Mutter war alles, was ſich auf Coppelius bezog, verſchwiegen worden; denn man wußte, daß ſie nicht ohne Entſetzen an ihn denken konnte, weil ſie, wie Nathanael, ihm den Tod ihres Mannes Schuld gab.

Wie erſtaunte Nathanael, als er in ſeine Wohnung wollte und ſah, daß das ganze Haus niedergebrannt war, ſo daß aus dem Schutthaufen nur die nackten Feuermauern hervorragten. Unerachtet das Feuer in dem Laboratorium des Apothekers, der im untern Stocke wohnte, ausgebrochen war, das Haus daher von unten herauf gebrannt hatte, ſo war es doch den kühnen, rüſtigen Freunden gelungen, noch zu rechter Zeit in Nathanaels im obern Stock gelegenes Zimmer zu dringen, und Bücher, Manuſcripte, Inſtrumente zu retten. Alles hatten ſie unverſehrt in ein anderes Haus getragen, und dort ein Zimmer in Beſchlag genommen, welches Nathanael nun ſogleich bezog. Nicht ſonderlich achtete er darauf, daß er dem Profeſſor Spalanzani gegenüber wohnte, und eben ſo wenig ſchien es ihm etwas Beſonderes, als er bemerkte, daß er aus ſeinem Fenſter gerade hinein in das Zimmer blickte, wo oft Olimpia einſam ſaß, ſo, daß er ihre Figur deutlich erkennen konnte, wiewohl die Züge des Geſichts undeutlich und verworren blieben. Wohl fiel es ihm endlich auf, daß Olimpia oft Stundenlang in derſelben Stellung, wie er ſie einſt durch die Glasthüre entdeckte, ohne irgend eine Beſchäftigung an einem kleinen Tiſche ſaß und daß ſie offenbar unverwandten Blickes nach ihm herüberſchaute; er mußte ſich auch ſelbſt geſtehen, daß er nie einen ſchöneren Wuchs geſehen; indeſſen, Clara im Herzen, blieb ihm die ſteife, ſtarre Olimpia höchſt gleichgültig und nur zuweilen ſah' er flüchtig über ſein Compendium herüber nach der ſchönen Bildſäule, das war Alles. — Eben ſchrieb er an Clara, als es leiſe an die Thüre klopfte; ſie öffnete ſich auf ſeinen Zuruf und Coppola's widerwärtiges Geſicht ſah hinein. Nathanael fühlte ſich im Innerſten erbeben; eingedenk deſſen, was ihm Spalanzani über den Landsmann Coppola geſagt und was er auch Rückſichts des Sandmanns Coppelius der Geliebten ſo heilig verſprochen, ſchämte er ſich aber ſelbſt ſeiner kindiſchen Geſpenſterfurcht, nahm ſich mit aller Gewalt zuſammen und ſprach ſo ſanft und gelaſſen, als möglich: „Ich kaufe kein Wetterglas, mein lieber Freund! gehen Sie nur!“ Da trat aber Coppola vollends in die Stube und ſprach mit heiſerem Ton, indem ſich das weite Maul zum häßlichen Lachen verzog und die kleinen Augen unter den grauen langen Wimpern ſtechend hervorfunkelten: „Ei, nix Wetterglas, nix Wetterglas! — hab auch ſköne Oke — ſköne Oke!“ — Entſetzt rief Nathanael: „Toller Menſch, wie kannſt Du Augen haben? — Augen — Augen? —“ Aber in dem Augenblick hatte Coppola ſeine Wettergläſer bei Seite geſetzt, griff in die weiten Rocktaſchen und holte Lorgnetten und Brillen heraus, die er auf den Tiſch legte. — „Nu — Nu — Brill' — Brill' auf der Nas' ſu ſetze, das ſeyn meine Oke — ſköne Oke!“ — Und damit holte er immer mehr und mehr Brillen heraus, ſo, daß es auf dem ganzen Tiſch ſeltſam zu flimmern und zu funkeln begann. Tauſend Augen blickten und zuckten krampfhaft und ſtarrten auf zum Nathanael; aber er konnte nicht wegſchauen von dem Tiſch, und immer mehr Brillen legte Coppola hin, und immer wilder und wilder ſprangen flammende Blicke durch einander und ſchoſſen ihre blutrothe Strahlen in Nathanaels Bruſt. Uebermannt von tollem Entſetzen ſchrie er auf: halt ein! halt ein, fürchterlicher Menſch! — Er hatte Coppola, der eben in die Taſche griff, um noch mehr Brillen herauszubringen, unerachtet ſchon der ganze Tiſch überdeckt war, beim Arm feſtgepackt. Coppola machte ſich mit heiſerem widrigem Lachen ſanft los und mit den Worten: „Ah! — nix für Sie — aber hier ſköne Glas“ — hatte er alle Brillen zuſammengerafft, eingeſteckt und aus der Seitentaſche des Rocks eine Menge großer und kleiner Perſpektive hervorgeholt. So wie die Brillen nur fort waren, wurde Nathanael ganz ruhig und an Clara denkend ſah' er wohl ein, daß der entſetzliche Spuk nur aus ſeinem Innern hervorgegangen, ſo wie daß Coppola ein höchſt ehrlicher Mechanicus und Opticus, keinesweges aber Coppelii verfluchter

Doppeltgänger und Revenant ſeyn könne. Zudem hatten alle Gläſer, die Coppola nun auf den Tiſch gelegt, gar nichts beſonderes, am wenigſten ſo etwas geſpenſtiſches wie die Brillen und, um alles wieder gut zu machen, beſchloß Nathanael dem Coppola jetzt wirklich etwas abzukaufen. Er ergriff ein kleines ſehr ſauber gearbeitetes Taſchenperſpektiv und ſah, um es zu prüfen, durch das Fenſter. Noch im Leben war ihm kein Glas vorgekommen, das die Gegenſtände ſo rein, ſcharf und deutlich dicht vor die Augen rückte. Unwillkürlich ſah' er hinein in Spalanzani's Zimmer; Olimpia ſaß, wie gewöhnlich, vor dem kleinen Tiſch, die Arme darauf gelegt, die Hände gefaltet. — Nun erſchaute Nathanael erſt Olimpia's wunderſchön geformtes Geſicht. Nur die Augen ſchienen ihm gar ſeltſam ſtarr und todt. Doch wie er immer ſchärfer und ſchärfer durch das Glas hinſchaute, war es, als gingen in Olimpia's Augen feuchte Mondesſtrahlen auf. Es ſchien, als wenn nun erſt die Sehkraft entzündet würde; immer lebendiger und lebendiger flammten die Blicke. Nathanael lag wie feſtgezaubert im Fenſter, immer fort und fort die himmliſch-ſchöne Olimpia betrachtend. Ein Räuspern und Scharren weckte ihn, wie aus tiefem Traum. Coppola ſtand hinter ihm: Tre Zechini — drei Dukat — Nathanael hatte den Opticus rein vergeſſen, raſch zahlte er das verlangte. „Nick ſo? — ſköne Glas — ſköne Glas!“ frug Coppola mit ſeiner widerwärtigen heiſern Stimme und dem hämiſchen Lächeln. „Ja, ja, ja!“ erwiederte Nathanael verdrießlich; „Adieu, lieber Freund!“ — Coppola verließ nicht ohne viele ſeltſame Seitenblicke auf Nathanael, das Zimmer. Er hörte ihn auf der Treppe laut lachen. „Nun ja, meinte Nathanael, er lacht mich aus, weil ich ihm das kleine Perſpektiv gewiß viel zu theuer bezahlt habe — zu theuer bezahlt!“ — Indem er dieſe Worte leiſe ſprach, war es, als halle ein tiefer Todesſeufzer grauenvoll durch das Zimmer, Nathanaels Athem ſtockte vor innerer Angſt. — Er hatte ja aber ſelbſt ſo aufgeſeufzt, das merkte er wohl. Clara, ſprach er zu ſich ſelber, hat wohl Recht, daß ſie mich für einen abgeſchmackten Geiſterſeher hält; aber närriſch iſt es doch — ach wohl mehr, als närriſch, daß mich der dumme Gedanke, ich hätte das Glas dem Coppola zu theuer bezahlt, noch jetzt ſo ſonderbar ängſtigt; den Grund davon ſehe ich gar nicht ein. — Jetzt ſetzte er ſich hin, um den Brief an Clara zu enden, aber ein Blick durchs Fenſter überzeugte ihn, daß Olimpia noch da ſäße und im Augenblick, wie von unwiderſtehlicher Gewalt getrieben, ſprang er auf, ergriff Coppola's Perſpektiv und konnte nicht los von Olimpia's verführeriſchem Anblick, bis ihn Freund und Bruder Siegmund abrief in's Collegium bei dem Profeſſor Spalanzani. Die Gardine vor dem verhängnißvollen Zimmer war dicht zugezogen, er konnte Olimpia eben ſo wenig hier, als die beiden folgenden Tage hindurch in ihrem Zimmer entdecken, unerachtet er kaum das Fenſter verließ und fortwährend durch Coppola's Perſpektiv hinüberſchaute. Am dritten Tage wurden ſogar die Fenſter verhängt. Ganz verzweifelt und getrieben von Sehnſucht und glühendem Verlangen lief er hinaus vor's Thor. Olimpia's Geſtalt ſchwebte vor ihm her in den Lüften und trat aus dem Gebüſch, und guckte ihn an mit großen ſtrahlenden Augen, aus dem hellen Bach. Clara's Bild war ganz aus ſeinem Innern gewichen, er dachte nichts als Olimpia, und klagte ganz laut und weinerlich: Ach Du mein hoher herrlicher Liebesſtern, biſt Du mir denn nur aufgegangen, um gleich wieder zu verſchwinden, und mich zu laſſen in finſtrer hoffnungsloſer Nacht?

Als er zurückkehren wollte in ſeine Wohnung, wurde er in Spalanzani's Hauſe ein geräuſchvolles Treiben gewahr. Die Thüren ſtanden offen, man trug allerlei Geräthe hinein, die Fenſter des erſten Stocks waren ausgehoben, geſchäftige Mägde kehrten und ſtäubten mit großen Haarbeſen hin und herfahrend, inwendig klopften und hämmerten Tiſchler und Tapezierer. Nathanael blieb in vollem Erſtaunen auf der Straße ſtehen; da trat Siegmund lachend zu ihm und ſprach: „Nun, was ſagſt Du zu unſerem alten Spalanzani?“ Nathanael verſicherte, daß er gar nichts ſagen könne, da er durchaus nichts vom Profeſſor wiſſe, vielmehr mit großer Verwunderung wahrnehme, wie in dem ſtillen düſtern Hauſe ein tolles Treiben und Wirthſchaften losgegangen; da erfuhr er denn von Siegmund, daß Spalanzani morgen ein großes Feſt geben wolle, Conzert und Ball, und daß die halbe Univerſität eingeladen ſei. Allgemein verbreite man, daß Spalanzani ſeine Tochter Olimpia, die er ſo lange jedem menſchlichen Auge recht ängſtlich entzogen, zum erſtenmal erſcheinen laſſen werde.

Nathanael fand eine Einladungskarte und ging mit hochklopfendem Herzen zur beſtimmten Stunde, als ſchon die Wagen rollten und die Lichter in den geſchmückten Sälen ſchimmerten, zum Profeſſor. Die Geſellſchaft war zahlreich und glänzend. Olimpia erſchien ſehr reich und geſchmackvoll gekleidet. Man mußte ihr ſchöngeformtes Geſicht, ihren Wuchs bewundern. Der etwas ſeltſam eingebogene Rücken, die wespenartige Dünne des Leibes ſchien von zu ſtarkem Einſchnüren bewirkt zu ſeyn. In Schritt und Stellung hatte ſie etwas Abgemeſſenes und Steifes, das manchem unangenehm auffiel; man ſchrieb es dem Zwange zu, den ihr die Geſellſchaft auflegte. Das Conzert begann. Olimpia ſpielte den Flügel mit großer Fertigkeit und trug eben ſo eine Bravour-Arie mit heller, beinahe ſchneidender Glasglockenſtimme vor. Nathanael war ganz entzückt; er ſtand in der hinterſten Reihe und konnte im blendendem Kerzenlicht Olimpia's Züge nicht ganz erkennen. Ganz unvermerkt nahm er deshalb Coppola's Glas hervor und ſchaute hin nach der ſchönen Olimpia. Ach! — da wurde er gewahr, wie ſie voll Sehnſucht nach ihm herüberſah', wie jeder Ton erſt deutlich aufging in dem Liebesblick, der zündend ſein Inneres durchdrang. Die künſtlichen Rouladen ſchienen dem Nathanael das Himmelsjauchzen des in Liebe verklärten Gemüths, und als nun endlich nach der Cadenz der lange Trillo recht ſchmetternd durch den Saal gellte, konnte er wie von glühenden Armen plötzlich erfaßt ſich nicht mehr halten, er mußte vor Schmerz und Entzücken laut aufſchreien: Olimpia! — Alle ſahen ſich um nach ihm, manche lachten. Der Domorganiſt ſchnitt aber noch ein finſtreres Geſicht, als vorher und ſagte blos: Nun nun! — Das Conzert war zu Ende, der Ball fing an. „Mit ihr zu tanzen! — mit ihr!“ das war nun dem Nathanael das Ziel aller Wünſche, alles Strebens; aber wie ſich erheben zu dem Muth, Sie, die Königin des Feſtes, aufzufordern? Doch! — er ſelbſt wußte nicht wie es geſchah, daß er, als ſchon der Tanz angefangen, dicht neben Olimpia ſtand, die noch nicht aufgefordert worden, und daß er, kaum vermögend einige Worte zu ſtammeln, ihre Hand ergriff. Eiskalt war Olimpia's Hand, er fühlte ſich durchbebt von grauſigem Todesfroſt, er ſtarrte Olimpia ins Auge, das ſtrahlte ihm voll Liebe und Sehnſucht entgegen und in dem Augenblick war es auch, als fingen an in der kalten Hand Pulſe zu ſchlagen und des Lebensblutes Ströme zu glühen. Und auch in Nathanaels Innerm glühte höher auf die Liebesluſt, er umſchlang die ſchöne Olimpia und durchflog mit ihr die Reihen. — Er glaubte ſonſt recht taktmäßig getanzt zu haben, aber an der ganz eignen rhythmiſchen Feſtigkeit, womit Olimpia tanzte und die ihn oft ordentlich aus der Haltung brachte, merkte er bald, wie ſehr ihm der Takt gemangelt. Er wollte jedoch mit keinem andern Frauenzimmer mehr tanzen und hätte jeden, der ſich Olimpia näherte, um ſie aufzufordern, nur gleich ermorden mögen. Doch nur zweimal geſchah dies, zu ſeinem Erſtaunen blieb darauf Olimpia bei jedem Tanze ſitzen und er ermangelte nicht, immer wieder ſie aufzuziehen. Hätte Nathanael außer der ſchönen Olimpia noch etwas anders zu ſehen vermocht, ſo wäre allerlei fataler Zank und Streit unvermeidlich geweſen; denn offenbar ging das halbleiſe, mühſam unterdrückte Gelächter, was ſich in dieſem und jenem Winkel unter den jungen Leuten erhob, auf die ſchöne Olimpia, die ſie mit ganz kurioſen Blicken verfolgten, man konnte gar nicht wiſſen, warum? Durch den Tanz und durch den reichlich genoſſenen Wein erhitzt, hatte Nathanael alle ihm ſonſt eigne Scheu abgelegt. Er ſaß neben Olimpia, ihre Hand in der ſeinigen und ſprach hoch entflammt und begeiſtert von ſeiner Liebe in Worten, die keiner verſtand, weder er, noch Olimpia. Doch dieſe vielleicht; denn ſie ſah ihm unverrückt ins Auge und ſeufzte einmal über's andere: Ach — Ach — Ach! — worauf denn Nathanael alſo ſprach: „O Du herrliche, himmliſche Frau! — Du Strahl aus dem verheißenen Jenſeits der Liebe — Du tiefes Gemüth, in dem ſich mein ganzes Seyn ſpiegelt“ und noch mehr dergleichen, aber Olimpia ſeufzte blos immer wieder: Ach, Ach! — Der Profeſſor Spalanzani ging einigemal bei den Glücklichen vorüber und lächelte ſie ganz ſeltſam zufrieden an. Dem Nathanael ſchien es, unerachtet er ſich in einer ganz andern Welt befand, mit einemmal, als würd' es hienieden beim Profeſſor Spalanzani merklich finſter; er ſchaute um ſich und wurde zu ſeinem nicht geringen Schreck gewahr, daß eben die zwei letzten Lichter in dem leeren Saal hernieder brennen und ausgehen wollten. Längſt hatten Muſik und Tanz aufgehört. „Trennung, Trennung,“ ſchrie er ganz wild und verzweifelt, er küßte Olimpia's Hand, er neigte ſich zu ihrem Mund, eiskalte Lippen begegneten ſeinen glühenden! — So wie, als er Olimpia's kalte Haud berührte, fühlte er ſich von innerem Grauſen erfaßt, die Legende von der todten Braut ging ihm plötzlich durch den Sinn; aber feſt hatte ihn Olimpia an ſich gedrückt, und in dem Kuß ſchienen die Lippen zum Leben zu erwarmen. — Der Profeſſor Spalanzani ſchritt langſam durch den leeren Saal, ſeine Schritte klangen hohl wieder und ſeine Figur, von flackernden Schlagſchatten umſpielt, hatte ein grauliches geſpenſtiſches Anſehen. „Liebſt Du mich — Liebſt Du mich Olimpia? — Nur dies Wort! — Liebſt Du mich?“ So flüſterte Nathanael, aber Olimpia ſeufzte, indem ſie aufſtand, nur: „Ach — Ach!“ „Ja Du mein holder, herrlicher Liebesſtern, ſprach Nathanael, biſt mir aufgegangen und wirſt leuchten, wirſt verklären mein Inneres immerdar!“ „Ach, ach!“ replizirte Olimpia fortſchreitend. Nathanael folgte ihr, ſie ſtanden vor dem Profeſſor. „Sie haben ſich außerordentlich lebhaft mit meiner Tochter unterhalten,“ ſprach dieſer lächelnd: „Nun, nun, lieber Herr Nathanael, finden Sie Geſchmack daran, mit dem blöden Mädchen zu converſiren, ſo ſollen mir Ihre Beſuche willkommen ſeyn.“ — Einen ganzen hellen ſtrahlenden Himmel in der Bruſt ſchied Nathanael von dannen; Spalanzani's Feſt war der Gegenſtand des Geſprächs in den folgenden Tagen. Unerachtet der Profeſſor alles gethan hatte, recht ſplendid zu erſcheinen, ſo wußten doch die luſtigen Köpfe von allerlei Unſchicklichem und Sonderbarem zu erzählen, das ſich begeben, und vorzüglich fiel man über die todtſtarre, ſtumme Olimpia her, der man, ihres ſchönen Aeußern unerachtet, totalen Stumpfſinn andichten und darin die Urſache finden wollte, warum Spalanzani ſie ſo lange verborgen gehalten. Nathanael vernahm das nicht ohne innern Grimm, indeſſen ſchwieg er; denn, dachte er, würde es wohl verlohnen, dieſen Burſchen zu beweiſen, daß eben ihr eigner Stumpfſinn es iſt, der ſie Olimpia's tiefes herrliches Gemüth zu erkennen hindert? „Thu' mir den Gefallen Bruder, ſprach eines Tages Siegmund, thu' mir den Gefallen und ſage, wie es Dir geſcheutem Kerl möglich war, Dich in das Wachsgeſicht, in die Holzpuppe da drüben zu vergaffen?“ Nathanael wollte zornig auffahren, doch ſchnell beſann er ſich und erwiederte: „Sage Du mir Siegmund, wie Deinem, ſonſt alles Schöne klar auffaſſenden Blick, Deinem regen Sinn, Olimpia's himmliſcher Liebreiz entgehen konnte? Doch eben deshalb habe ich, Dank ſei es dem Geſchick, Dich nicht zum Nebenbuhler; denn ſonſt müßte einer von uns blutend fallen.“ Siegmund merkte wohl, wie es mit dem Freunde ſtand, lenkte geſchickt ein, und fügte, nachdem er geäußert, daß in der Liebe niemals über den Gegenſtand zu rechten ſei, hinzu: „Wunderlich iſt es doch, daß viele von uns über Olimpia ziemlich gleich urtheilen. Sie iſt uns — nimm es nicht übel, Bruder! — auf ſeltſame Weiſe ſtarr und ſeelenlos erſchienen. Ihr Wuchs iſt regelmäßig, ſo wie ihr Geſicht, das iſt wahr! — Sie könnte für ſchön gelten, wenn ihr Blick nicht ſo ganz ohne Lebensſtrahl, ich möchte ſagen, ohne Sehkraft wäre. Ihr Schritt iſt ſonderbar abgemeſſen, jede Bewegung ſcheint durch den Gang eines aufgezogenen Räderwerks bedingt. Ihr Spiel, ihr Singen hat den unangenehm richtigen geiſtloſen Takt der ſingenden Maſchine und eben ſo iſt ihr Tanz. Uns iſt dieſe Olimpia ganz unheimlich geworden, wir mochten nichts mit ihr zu ſchaffen haben, es war uns als thue ſie nur ſo wie ein lebendiges Weſen und doch habe es mit ihr eine eigne Bewandtniß.“ — Nathanael gab ſich dem bittern Gefühl, das ihn bei dieſen Worten Siegmunds ergreifen wollte, durchaus nicht hin, er wurde Herr ſeines Unmuths und ſagte blos ſehr ernſt: „Wohl mag Euch, ihr kalten proſaiſchen Menſchen, Olimpia unheimlich ſeyn. Nur dem poetiſchen Gemüth entfaltet ſich das gleich organiſirte! — Nur mir ging ihr Liebesblick auf und durchſtrahlte Sinn und Gedanken, nur in Olimpia's Liebe finde ich mein Selbſt wieder. Auch mag es nicht recht ſeyn, daß ſie nicht in platter Converſation faſelt, wie die andern flachen Gemüther. Sie ſpricht wenig Worte, das iſt wahr; aber dieſe wenigen Worte erſcheinen als ächte Hieroglyphe der innern Welt voll Liebe und hoher Erkenntniß des geiſtigen Lebens in der Anſchauung des ewigen Jenſeits. Doch für Alles das habt ihr keinen Sinn und alles ſind verlorne Worte.“ „Behüte Dich Gott, Herr Bruder,“ ſagte Siegmund ſehr ſanft, beinahe wehmüthig, „aber mir ſcheint es, Du ſeyſt auf böſem Wege. Auf mich kannſt Du rechnen, wenn alles — Nein ich mag nichts weiter ſagen! —“ Dem Nathanael war es plötzlich, als meine der kalte proſaiſche Siegmund es ſehr treu mit ihm, er ſchüttelte daher die ihm dargebotene Hand recht herzlich. —

Nathanael hatte rein vergeſſen, daß es eine Clara in der Welt gebe, die er ſonſt geliebt; — die Mutter — Lothar — Alle waren aus ſeinem Gedächtniß entſchwunden, er lebte nur für Olimpia, bei der er täglich Stundenlang ſaß und von ſeiner Liebe, von zum Leben erglühter Sympathie, von pſychiſcher Wahlverwandtſchaft phantaſirte, welches alles Olimpia mit großer Andacht anhörte. Aus dem tiefſten Grunde des Schreibpults holte Nathanael alles hervor, was er jemals geſchrieben. Gedichte, Phantaſien, Viſionen, Romane, Erzählungen, das wurde täglich vermehrt mit allerlei in's Blaue fliegenden Sonnetten, Stanzen, Canzonen, und das alles las er der Olimpia Stundenlang hinter einander vor, ohne zu ermüden. Aber auch noch nie hatte er eine ſolche herrliche Zuhörerin gehabt. Sie ſtickte und ſtrickte nicht, ſie ſah' nicht durch's Fenſter, ſie fütterte keinen Vogel, ſie ſpielte mit keinem Schooßhündchen, mit keiner Lieblingskatze, ſie drehte keine Papierſchnitzchen, oder ſonſt etwas in der Hand, ſie durfte kein Gähnen durch einen leiſen erzwungenen Huſten bezwingen — Kurz! — Stundenlang ſah ſie mit ſtarrem Blick unverwandt dem Geliebten in's Auge, ohne ſich zu rücken und zu bewegen und immer glühender, immer lebendiger wurde dieſer Blick. Nur wenn Nathanael endlich aufſtand und ihr die Hand, auch wohl den Mund küßte, ſagte ſie: „Ach, Ach!“ — dann aber: „Gute Nacht, mein Lieber!“ — „O du herrliches, du tiefes Gemüth, rief Nathanael auf ſeiner Stube: nur von Dir, von Dir allein werd' ich ganz verſtanden.“ Er erbebte vor innerm Entzücken, wenn er bedachte, welch' wunderbarer Zuſammenklang ſich in ſeinem und Olimpia's Gemüth täglich mehr offenbare; denn es ſchien ihm, als habe Olimpia über ſeine Werke, über ſeine Dichtergabe überhaupt recht tief aus ſeinem Innern geſprochen, ja als habe die Stimme aus ſeinem Innern ſelbſt herausgetönt. Das mußte denn wohl auch ſeyn; denn mehr Worte als vorhin erwähnt, ſprach Olimpia niemals. Erinnerte ſich aber auch Nathanael in hellen nüchternen Augenblicken, z. B. Morgens gleich nach dem Erwachen, wirklich an Olimpia's gänzliche Paſſivität und Wortkargheit, ſo ſprach er doch: „Was ſind Worte — Worte! — Der Blick ihres himmliſchen Auges ſagt mehr als jede Sprache hienieden. Vermag denn überhaupt ein Kind des Himmels ſich einzuſchichten in den engen Kreis, den ein klägliches irdiſches Bedürfniß gezogen?“ — Profeſſor Spalanzani ſchien hoch erfreut über das Verhältniß ſeiner Tochter mit Nathanael; er gab dieſem allerlei unzweideutige Zeichen ſeines Wohlwollens und als es Nathanael endlich wagte von ferne auf eine Verbindung mit Olimpia anzuſpielen, lächelte dieſer mit dem ganzen Geſicht und meinte: Er werde ſeiner Tochter völlig freie Wahl laſſen. — Ermuthigt durch dieſe Worte, brennendes Verlangen im Herzen, beſchloß Nathanael, gleich am folgenden Tage Olimpia anzuflehen, daß ſie das unumwunden in deutlichen Worten ausſpreche, was längſt ihr holder Liebesblick ihm geſagt, daß ſie ſein eigen immerdar ſeyn wolle. Er ſuchte nach dem Ringe, den ihm beim Abſchiede die Mutter geſchenkt, um ihn Olimpia als Symbol ſeiner Hingebung, ſeines mit ihr aufkeimenden, blühenden Lebens darzureichen. Clara's, Lothars Briefe fielen ihm dabei in die Hände; gleichgültig warf er ſie bei Seite, fand den Ring, ſteckte ihn ein und rannte herüber zu Olimpia. Schon auf der Treppe, auf dem Flur, vernahm er ein wunderliches Getöſe; es ſchien aus Spalanzani's Studirzimmer heraus zu ſchallen. — Ein Stampfen — ein Klirren — ein Stoßen — Schlagen gegen die Thür, dazwiſchen Flüche und Verwünſchungen. „Laß los — laß los — Infamer — Verruchter! — Darum Leib und Leben daran geſetzt? — ha ha ha ha! — ſo haben wir nicht gewettet — ich, ich hab' die Augen gemacht — ich das Räderwerk — dummer Teufel mit deinem Räderwerk — verfluchter Hund von einfältigem Uhrmacher — fort mit dir — Satan — halt — Peipendreher — teufliſche Beſtie! — halt — fort — laß los!" — Es waren Spalanzani's und des gräßlichen Coppelius Stimmen, die ſo durch einander ſchwirrten und tobten. Hinein ſtürzte Nathanael von namenloſer Angſt ergriffen. Der Profeſſor hatte eine weibliche Figur bei den Schultern gepackt, der Italiäner Coppola bei den Füßen, die zerrten und zogen ſie hin und her, ſtreitend in voller Wuth um den Beſitz. Voll tiefem Entſetzens prallte Nathanael zurück, als er die Figur für Olimpia erkannte; aufflammend in wildem Zorn wollte er den Wüthenden die Geliebte entreißen, aber in dem Augenblick wand Coppola ſich mit Rieſenkraft drehend die Figur dem Profeſſor aus den Händen, und verſetzte ihm mit der Figur ſelbſt einen fürchterlichen Schlag, daß er rücklings über den Tiſch, auf dem Phiolen, Retorten, Flaſchen, gläſerne Cylinder ſtanden, taumelte und hinſtürzte; alles Geräth klirrte in tauſend Scherben zuſammen. Nun warf Coppola die Figur über die Schulter und rannte mit fürchterlich gellendem Gelächter raſch fort die Treppe herab, ſo daß die häßlich herunterhängenden Füße der Figur auf den Stufen hölzern klapperten und dröhnten. — Erſtarrt ſtand Nathanael — nur zu deutlich hatte er geſehen, Olimpia's todtenbleiches Wachsgeſicht hatte keine Augen, ſtatt ihrer ſchwarze Höhlen; ſie war eine lebloſe Puppe. Spalanzani wälzte ſich auf der Erde, Glasſcherben hatten ihm Kopf, Bruſt und Arm zerſchnitten, wie aus Springquellen ſtrömte das Blut empor. Aber er raffte ſeine Kräfte zuſammen. — „Ihm nach — ihm nach, was zauderſt Du? — Coppelius — Coppelius, mein beſtes Automat hat er mir geraubt — Zwanzig Jahre daran gearbeitet — Leib und Leben daran geſetzt — das Räderwerk — Sprache — Gang mein — die Augen — die Augen Dir geſtohlen. — Verdammter — Verfluchter — ihm nach — hol mir Olimpia — da haſt Du die Augen! —“ Nun ſah Nathanael, wie ein Paar blutige Augen auf dem Boden liegend ihn anſtarrten, die ergriff Spalanzani mit der unverletzten Hand und warf ſie nach ihm, daß ſie ſeine Bruſt trafen. — Da packte ihn der Wahnſinn mit glühenden Krallen und fuhr in ſein Inneres hinein Sinn und Gedanken zerreißend. „Hui — hui — hui! — Feuerkreis — Feuerkreis! dreh Dich Feuerkreis — luſtig — luſtig! — Holzpüppchen hui, ſchön' Holzpüppchen dreh Dich —“ damit warf er ſich auf den Profeſſor und drückte ihm die Kehle zu. Er hätte ihn erwürgt, aber das Getöſe hatte viele Menſchen herbeigelockt, die drangen ein, riſſen den wüthenden Nathanael auf, und retteten ſo den Profeſſor, der gleich verbunden wurde. Siegmund, ſo ſtark er war, vermochte nicht den Raſenden zu bändigen; der ſchrie mit fürchterlicher Stimme immer fort: „Holzpüppchen dreh' Dich“ und ſchlug um ſich mit geballten Fäuſten. Endlich gelang es der vereinten Kraft mehrerer, ihn zu überwältigen, indem ſie ihn zu Boden warfen und banden. Seine Worte gingen unter in entſetzlichem thieriſchem Gebrüll. So in gräßlicher Raſerei tobend wurde er nach dem Tollhauſe gebracht. —

Ehe ich, günſtiger Leſer! Dir zu erzählen fortfahre, was ſich weiter mit dem unglücklichen Nathanael zugetragen, kann ich Dir, ſollteſt Du einigen Antheil an dem geſchickten Mechanikus und Automat-Fabrikanten Spalanzani nehmen, verſichern, daß er von ſeinen Wunden völlig geheilt wurde. Er mußte indeß die Univerſität verlaſſen, weil Nathanaels Geſchichte Aufſehen erregt hatte und es allgemein für gänzlich unerlaubten Betrug gehalten wurde, vernünftigen Theezirkeln (Olimpia hatte ſie mit Glück beſucht) ſtatt der lebendigen Perſon eine Holzpuppe einzuſchwärzen. Juriſten nannten es ſogar einen feinen und um ſo härter zu beſtrafenden Betrug, als er gegen das Publikum gerichtet und ſo ſchlau angelegt worden, daß kein Menſch (ganz kluge Studenten ausgenommen) es gemerkt habe, unerachtet jetzt alle weiſe thun und ſich auf allerlei Thatſachen berufen wollten, die ihnen verdächtig vorgekommen. Dieſe letzteren brachten aber eigentlich nichts geſcheutes zu Tage. Denn konnte z. B. wohl irgend jemandem verdächtig vorgekommen ſeyn, daß nach der Ausſage eines eleganten Theeiſten Olimpia gegen alle Sitte öfter genieſet, als gegähnt hatte? Erſteres, meinte der Elegant, ſey das Selbſtaufziehen des verborgenen Triebwerks geweſen, merklich habe es dabei geknarrt u. ſ. w. Der Profeſſor der Poeſie und Beredſamkeit nahm eine Priſe, klappte die Doſe zu, räuſperte ſich und ſprach feierlich: „Hochzuverehrende Herren und Damen! merken Sie denn nicht, wo der Haſe im Pfeffer liegt? Das Ganze iſt eine Allegorie — eine fortgeführte Metapher! — Sie verſtehen mich! — Sapienti sat!“ Aber viele hochzuverehrende Herren beruhigten ſich nicht dabei; die Geſchichte mit dem Automat hatte tief in ihrer Seele Wurzel gefaßt und es ſchlich ſich in der That abſcheuliches Mißtrauen gegen menſchliche Figuren ein. Um nun ganz überzeugt zu werden, daß man keine Holzpuppe liebe, wurde von mehrern Liebhabern verlangt, daß die Geliebte etwas taktlos ſinge und tanze, daß ſie beim Vorleſen ſticke, ſtricke, mit dem Möpschen ſpiele u. ſ. w., vor allen Dingen aber, daß ſie nicht bloß höre, ſondern auch manchmal in der Art ſpreche, daß dies Sprechen wirklich ein Denken und Empfinden vorausſetze. Das Liebesbündniß vieler wurde feſter und dabei anmuthiger, andere dagegen gingen leiſe aus einander. „Man kann wahrhaftig nicht dafür ſtehen,“ ſagte dieſer und jener. In den Thee's wurde unglaublich gegähnt und niemals genieſet, um jedem Verdacht zu begegnen. — Spalanzani mußte, wie geſagt, fort, um der Criminaluntersuchung wegen der menſchlichen Geſellſchaft betrüglicher Weiſe eingeſchobenen Automats zu entgehen. Coppola war auch verſchwunden. —

Nathanael erwachte wie aus ſchwerem, fürchterlichem Traum, er ſchlug die Augen auf und fühlte wie ein unbeſchreibliches Wonnegefühl mit ſanfter himmliſcher Wärme ihn durchſtrömte. Er lag in ſeinem Zimmer in des Vaters Hauſe auf dem Bette, Clara hatte ſich über ihn hingebeugt und unfern ſtanden die Mutter und Lothar. „Endlich, endlich, o mein herzlieber Nathanael — nun biſt Du geneſen von ſchwerer Krankheit — nun biſt Du wieder mein!" — So ſprach Clara recht aus tiefer Seele und faßte den Nathanael in ihre Arme. Aber dem quollen vor lauter Wehmuth und Entzücken die hellen glühenden Thränen aus den Augen und er ſtöhnte tief auf: „Meine — meine Clara!" — Siegmund, der getreulich ausgeharrt bei dem Freunde in großer Noth, trat herein. Nathanael reichte ihm die Hand: „Du treuer Bruder haſt mich doch nicht verlaſſen." — Jede Spur des Wahnſinns war verſchwunden, bald erkräftigte ſich Nathanael in der ſorglichen Pflege der Mutter, der Geliebten, der Freunde. Das Glück war unterdeſſen in das Haus eingekehrt; denn ein alter karger Oheim, von dem niemand etwas gehofft, war geſtorben und hatte der Mutter nebſt einem nicht unbedeutenden Vermögen ein Gütchen in einer angenehmen Gegend unfern der Stadt hinterlaſſen. Dort wollten ſie hinziehen, die Mutter, Nathanael mit ſeiner Clara, die er nun zu heirathen gedachte, und Lothar. Nathanael war milder, kindlicher geworden, als er je geweſen und erkannte nun erſt recht Clara's himmliſch reines, herrliches Gemüth. Niemand erinnerte ihn auch nur durch den leiſeſten Anklang an die Vergangenheit. Nur, als Siegmund von ihm ſchied, ſprach Nathanael: „bei Gott Bruder! ich war auf ſchlimmem Wege, aber zu rechter Zeit leitete mich ein Engel auf den lichten Pfad! — Ach es war ja Clara! —" Siegmund ließ ihn nicht weiter reden, aus Beſorgniß, tief verletzende Erinnerungen möchten ihm zu hell und flammend aufgehen. — Es war an der Zeit, daß die vier glücklichen Menſchen nach dem Gütchen ziehen wollten. Zur Mittagsſtunde gingen ſie durch die Straßen der Stadt. Sie hatten manches eingekauft, der hohe Rathhausthurm warf ſeinen Rieſenſchatten über den Markt. „Ei! ſagte Clara: ſteigen wir doch noch einmal herauf und ſchauen in das ferne Gebirge hinein!" Geſagt, gethan! Beide, Nathanael und Clara ſtiegen herauf, die Mutter ging mit der Dienſtmagd nach Hauſe, und Lothar, nicht geneigt, die vielen Stufen zu erklimmen, wollte unten warten. Da ſtanden die beiden Liebenden Arm in Arm auf der höchſten Gallerie des Thurmes und ſchauten hinein in die duftigen Waldungen, hinter denen das blaue Gebirge, wie eine Rieſenſtadt, ſich erhob.

„Sieh' doch den ſonderbaren kleinen grauen Buſch, der ordentlich auf uns los zu ſchreiten ſcheint," ſprach Clara. — Nathanael faßte mechaniſch nach der Seitentaſche; er fand Coppola's Perſpektiv, er ſchaute ſeitwärts — Clara ſtand vor dem Glaſe! — Da zuckte es krampfhaft in ſeinen Pulſen und Adern — todtenbleich ſtarrte er Clara an, aber bald glühten und ſprühten Feuerſtröme durch die rollenden Augen, gräßlich brüllte er auf, wie ein gehetztes Thier; dann ſprang er hoch in die Lüfte und grauſig dazwiſchen lachend ſchrie er in ſchneidendem Ton: „Holzpüppchen dreh' Dich — Holzpüppchen dreh' Dich" — und mit gewaltiger Kraft faßte er Clara und wollte ſie herabſchleudern, aber Clara krallte ſich in verzweifelnder Todesangſt feſt an das Geländer. Lothar hörte den Raſenden toben, er hörte Clara's Angſtgeſchrei, gräßliche Ahnung durchflog ihn, er rannte herauf, die Thüre der zweiten Treppe war verſchloſſen — ſtärker hallte Clara's Jammergeſchrei. Unſinnig vor Wuth und Angſt ſtieß er gegen die Thür, die endlich aufſprang — Matter und matter wurden nun Clara's Laute: „Hülfe — rettet — rettet —" ſo erſtarb die Stimme in den Lüften. Sie iſt hin — ermordet von dem Raſenden, ſo ſchrie Lothar. Auch die Thür zur Gallerie war zugeſchlagen. — Die Verzweiflung gab ihm Rieſenkraft, er ſprengte die Thür aus den Angeln. Gott im Himmel — Clara ſchwebte von dem raſenden Nathanael erfaßt über der Gallerie in den Lüften — nur mit einer Hand hatte ſie noch die Eiſenſtäbe umklammert. Raſch wie der Blitz erfaßte Lothar die Schweſter, zog ſie hinein, und ſchlug in demſelben Augenblick mit geballter Fauſt dem Wüthenden in's Geſicht, daß er zurückprallte und die Todesbeute fahren ließ.

Lothar rannte herab, die ohnmächtige Schweſter in den Armen. — Sie war gerettet. — Nun raſte Nathanael herum auf der Gallerie und ſprang hoch in die Lüfte und ſchrie: „Feuerkreis dreh' dich — Feuerkreis dreh' dich" — Die Menſchen liefen auf das wilde Geſchrei zuſammen; unter ihnen ragte rieſengroß der Advokat Coppelius hervor, der eben in die Stadt gekommen und gerades Weges nach dem Markt geſchritten war. Man wollte herauf, um ſich des Raſenden zu bemächtigen, da lachte Coppelius ſprechend: „ha ha — wartet nur, der kommt ſchon herunter von ſelbſt," und ſchaute wie die übrigen hinauf. Nathanael blieb plötzlich wie erſtarrt ſtehen, er bückte ſich herab, wurde den Coppelius gewahr und mit dem gellenden Schrei: „Ha! Sköne Oke — Sköne Oke," ſprang er über das Geländer. —

Als Nathanael mit zerſchmettertem Kopf auf dem Steinpflaſter lag, war Coppelius im Gewühl verſchwunden. —

Nach mehreren Jahren will man in einer entfernten Gegend Clara geſehen haben, wie ſie mit einem freundlichen Mann, Hand in Hand vor der Thüre eines ſchönen Landhauſes ſaß und vor ihr zwei muntre Knaben ſpielten. Es wäre daraus zu ſchließen, daß Clara das ruhige häusliche Glück noch fand, das ihrem heitern lebensluſtigen Sinn zuſagte und das ihr der im Innern zerriſſene Nathanael niemals hätte gewähren können.

Ignaz Denner.

Vor alter längſt verfloſſner Zeit lebte in einem wilden einſamen Forſt des Fuldaiſchen Gebiets ein wackrer Jägersmann, Andres mit Namen. Er war ſonſt Leibjäger des Herrn Grafen Aloys von Bach geweſen, den er auf weiten Reiſen durch das ſchöne Welſchland begleitet, und einmal, als ſie auf den unſichern Wegen in dem Königreich Neapel von Straßenräubern angefallen wurden, durch ſeine Klugheit und Tapferkeit aus großer Lebensgefahr gerettet hatte. In dem Wirthshauſe zu Neapel, wo ſie eingekehrt waren, befand ſich ein armes, bildſchönes Mädchen, die von dem Hauswirth, der ſie als eine Waiſe aufgenommen, gar hart behandelt und zu den niedrigſten Arbeiten in Hof und Küche gebraucht wurde. Andres ſuchte ſie, ſo gut er ſich ihr verſtändlich machen konnte, mit troſtreichen Worten aufzurichten, und das Mädchen faßte ſolche Liebe zu ihm, daß ſie ſich nicht mehr von ihm trennen, ſondern mitziehen wollte nach dem kalten Deutſchland. Der Graf von Bach, gerührt von Andres Bitten und Giorgina's Thränen, erlaubte, daß ſie ſich zu dem geliebten Andres auf den Kutſchenbock ſetzen, und ſo die beſchwerliche Reiſe machen durfte. Schon ehe ſie über die Gränzen von Italien hinausgekommen, ließ ſich Andres mit ſeiner Giorgina trauen und als ſie dann nun endlich zurückgekehrt waren auf die Güter des Grafen von Bach, glaubte dieſer den treuen Diener recht zu belohnen, da er ihn zu ſeinem Revierjäger ernannte. Mit ſeiner Giorgina und einem alten Knecht zog er in den einſamen rauhen Wald, den er ſchützen ſollte wider die Freijäger und Holzdiebe. Statt des gehofften Wohlſtandes, den ihm der Graf von Bach verheißen, führte er aber ein beſchwerliches, mühſeliges, dürftiges Leben und gerieth bald in Kummer und Elend. Der kleine Lohn an baarem Gelde, den er vom Grafen erhielt, reichte kaum hin, ſich und ſeine Giorgina zu kleiden; die geringen Gefälle, die ihm bei Holzverkäufen zukamen, waren ſelten und ungewiß und den Garten, auf deſſen Bebauung und Benutzung er angewieſen, verwüſteten oft die Wölfe und die wilden Schweine, er mochte mit ſeinem Knecht auf der Hut ſeyn, wie er wollte, ſo daß bisweilen in einer Nacht die letzte Hoffnung des Lebensunterhalts vereitelt ward. Dabei war ſein Leben ſtets bedroht von den Holzdieben und Freiſchützen. Jeder Lockung widerſtand er als ein wackrer frommer Mann, der lieber darben, als ungerechtes Gut an ſich bringen wollte und verwaltete ſein Amt getreulich und tapfer; deshalb ſtellten ſie ihm nach auf gefährliche Weiſe, und nur ſeine treuen Doggen ſchützten ihn vor nächtlichem Ueberfall des Raubgeſindels. Giorgina, des Climas und der Lebensweiſe in dem wilden Forſt ganz ungewohnt, welkte zuſehends hin. Ihre bräunliche Geſichtsfarbe verwandelte ſich in fahles Gelb, ihre lebhaften blitzenden Augen wurden düſter, und ihr voller, üppiger Wuchs magerte mit jedem Tage mehr ab. Oft erwachte ſie in mondheller Nacht. Schüſſe krachten in der Ferne durch den Wald, die Doggen heulten, leiſe erhob ſich der Mann vom Lager und ſchlich mit dem Knecht murmelnd hinaus in den Forſt. Dann betete ſie inbrünſtig zu Gott und zu den Heiligen, daß ſie und ihr treuer Mann errettet werden möchten aus dieſer ſchrecklichen Einöde und aus der ſteten Todesgefahr. Die Geburt eines Knaben warf Giorgina endlich auf das Krankenlager, und immer ſchwächer und ſchwächer werdend, ſah ſie ihr Ende vor Augen. Dumpf in ſich hinbrütend, ſchlich der unglückliche Andres umher; alles Glück war mit der Krankheit ſeines Weibes von ihm gewichen. Wie neckendes, geſpenſtiſches Weſen guckte das Wild aus den Büſchen; ſo wie er ſein Gewehr abdrückte, war es verſtoben in der Luft. Er konnte kein Thier mehr treffen und nur ſein Knecht, ein geübter Schütze, beſchaffte das Wild, welches er dem Grafen von Bach zu liefern gehalten war. Einſt ſaß er an Giorgina's Bette, den ſtarren Blick auf das geliebte Weib gerichtet, die ermattet zum Tode kaum mehr athmete. In dumpfem, lautloſem Schmerz hatte er ihre Hand gefaßt und hörte nicht das Aechzen des Knaben, der nahrungslos verſchmachten wollte. Der Knecht ging ſchon am frühen Morgen nach Fulda, um für das letzte Erſparniß einige Erquickung für die Kranke herbeizuſchaffen. Kein menſchliches tröſtendes Weſen war weit und breit zu finden, nur der Sturm heulte in ſchneidenden Tönen des entſetzlichen Jammers durch die ſchwarzen Tannen und die Doggen winſelten, wie in troſtloſer Klage, um den unglücklichen Herrn. Da hörte Andres auf einmal es vor dem Hauſe daher ſchreiten, wie menſchliche Fußtritte. Er glaubte, es wäre der zurückkehrende Knecht, unerachtet er ihn nicht ſo früh erwarten konnte, aber die Hunde ſprangen heraus und bellten heftig. Es mußte ein Fremder ſein. Andres ging ſelbſt vor die Thür: da trat ihm ein langer, hagerer Mann entgegen, in grauem Mantel, die Reiſemütze tief ins Geſicht gedrückt. „Ei,“ ſagte der Fremde: „wie bin ich doch hier im Walde ſo irre gegangen! Der Sturm tobt von den Bergen herab, wir bekommen ein ſchrecklich Wetter. Möchtet Ihr nicht erlauben, lieber Herr! daß ich in Euer Haus eintreten und mich von dem beſchwerlichen Wege erholen und erquicken dürfte zur weitern Reiſe?“ „Ach Herr,“ erwiederte der betrübte Andres, „Ihr kommt in ein Haus der Noth und des Elends und außer dem Stuhl, auf dem Ihr ausruhen könnt, vermag ich kaum Euch irgend eine Erquickung anzubieten; meinem armen kranken Weibe mangelt es ſelbſt daran, und mein Knecht, den ich nach Fulda geſchickt, wird erſt am ſpäten Abend etwas zur Labung herbeibringen.“ Unter dieſen Worten waren ſie in die Stube getreten. Der Fremde legte ſeine Reiſemütze und ſeinen Mantel ab, unter dem er ein Felleiſen und ein Kiſtchen trug. Er zog auch ein Stilet und ein Paar Terzerole hervor, die er auf den Tiſch legte. Andres war an Giorgina's Bett getreten, ſie lag in bewußtloſem Zuſtande. Der Fremde trat ebenfalls hinzu, ſchaute die Kranke lange mit ſcharfen, bedächtigen Blicken an und ergriff ihre Hand, den Puls ſorglich erforſchend. Als nun Andres voll Verzweiflung ausrief: „Ach Gott, nun ſtirbt ſie wohl!“ da ſagte der Fremde: „Mit nichten, lieber Freund! ſeyd ganz ruhig. Euerm Weibe fehlt nichts als kräftige, gute Nahrung, und vor der Hand wird ihr ein Mittel, das zugleich reizt und ſtärkt, die beſten Dienſte thun. Ich bin zwar kein Arzt, ſondern vielmehr ein Kaufmann, allein doch in der Arzneiwiſſenſchaft nicht unerfahren, und beſitze aus uralter Zeit her manches Arcanum, welches ich mit mir führe und auch wohl verkaufe.“ Damit öffnete der Fremde ſein Kiſtchen, holte eine Phiole heraus, tröpfelte von dem ganz dunkelrothen Liquor etwas auf Zucker und gab es der Kranken. Dann holte er aus dem Felleiſen eine kleine geſchliffene Flaſche köſtlichen Rheinweins und flößte der Kranken ein Paar Löffel voll ein. Den Knaben befahl er, nur dicht an der Mutter Bruſt gelehnt ins Bette zu legen und beide der Ruhe zu überlaſſen. Dem Andres war es zu Muthe, als ſei ein Heiliger herabgeſtiegen in die Einöde, ihm Troſt und Hülfe zu bringen. Anfangs hatte ihn der ſtechende, falſche Blick des Fremden abgeſchreckt, jetzt wurde er durch die ſorgliche Theilnahme, durch die augenſcheinliche Hülfe, die er der armen Giorgina leiſtete, zu ihm hingezogen. Er erzählte dem Fremden unverholen, wie er eben durch die Gnade, die ihm ſein Herr, der Graf von Vach, angedeihen laſſen wollen, in Noth und Elend gerathen ſei und wie er wohl Zeit ſeines Lebens nicht aus drückender Armuth und Dürftigkeit kommen werde. Der Fremde tröſtete ihn dagegen und meinte, wie oft ein unverhofftes Glück dem Hoffnungsloſeſten alle Güter des Lebens bringe, und daß man wohl etwas wagen müſſe, das Glück ſelbſt ſich dienſtbar zu machen. „Ach lieber Herr!“ erwiederte Andres, ich vertraue Gott und der Fürſprache der Heiligen, zu denen wir, ich und mein treues Weib, jeden Tag mit Inbrunſt beten. Was ſoll ich denn thun, um mir Geld und Gut zu verſchaffen? Iſt es mir nach Gottes Weisheit nicht beſchieden, ſo wäre es ja ſündlich, darnach zu trachten; ſoll ich aber noch in dieſer Welt zu Gütern gelangen, welches ich meines armen Weibes halber wünſche, die ihr ſchönes Vaterland verlaſſen, um mir in dieſe wilde Einöde zu folgen, ſo kommt es wohl, ohne daß ich Leib und Leben wage um ſchnödes, weltliches Gut.“ Der Fremde lächelte bei dieſen Reden des frommen Andres auf ganz ſeltſame Weiſe und war im Begriff, etwas zu erwiedern, als Giorgina mit einem tiefen Seufzer aus dem Schlaf, in den* ſie verſunken, erwachte. Sie fühlte ſich wunderbarlich geſtärkt; auch der Knabe lächelte hold und lieblich an ihrer Bruſt. Andres war außer ſich vor Freude, er weinte, er betete, er jubelte durch das Haus. Der Knecht war indeſſen zurückgekommen und bereitete, ſo gut er es vermochte, von den mitgebrachten Lebensmitteln das Mahl, an dem nun der Fremde Theil nehmen ſollte. Der Fremde kochte ſelbſt eine Kraftſuppe für Giorgina, und man ſah, daß er allerlei Gewürz und andere Ingredienzien hineinwarf, die er bei ſich getragen. Es war ſpäter Abend worden, der Fremde mußte daher bei dem Andres übernachten, und er bat, daß man ihm in derſelben Stube, wo Andres und Giorgina ſchliefen, ein Strohlager bereiten möge. Das geſchah. Andres, den die Beſorgniß um Giorgina nicht ſchlafen ließ, bemerkte, wie der Fremde beinahe bei jedem ſtärkeren Athemzuge Giorgina's auffuhr, wie er ſtündlich aufſtand, leiſe ſich ihrem Bette näherte, ihren Puls erforſchte und ihr Arznei eintröpfelte.

Als der Morgen angebrochen, war Giorgina wieder zuſehends beſſer geworden. Andres dankte dem Fremden, den er ſeinen Schutzengel nannte, aus der Fülle ſeines Herzens. Auch Giorgina äußerte, wie ihn wohl, auf ihr inbrünſtiges Gebet, Gott ſelbſt geſendet habe zu ihrer Rettung. Dem Fremden ſchienen dieſe lebhaften Ausbrüche des Danks in gewiſſer Art beſchwerlich zu fallen; er war ſichtlich verlegen und äußerte einmal über das andere, wie er ja ein Unmenſch ſeyn müſſe, wenn er nicht der Kranken mit ſeiner Kenntniß und den Arzneimitteln, die er bei ſich führe, habe beiſtehen ſollen. Uebrigens ſei nicht Andres, ſondern er zum Dank verpflichtet, da man ihn, der Noth unerachtet, die im Hauſe herrſche, ſo gaſtlich aufgenommen, und er wolle auch keinesweges dieſe Pflicht unerfüllt laſſen. Er zog einen wohlgefüllten Beutel hervor und nahm einige Goldſtücke heraus, die er dem Andres hinreichte. „Ei Herr,“ ſagte Andres, „wie und wofür ſollte ich denn ſo vieles Geld von Euch annehmen? Euch in meinem Hauſe zu beherbergen, da Ihr Euch in dem wilden weitläuftigen Forſt verirrt hattet, das war ja Chriſtenpflicht, und dünkte Euch das irgend eines Dankes werth, ſo habt Ihr mich ja überreich, ja mehr, als ich es nur mit Worten ſagen mag, dadurch belohnt, daß Ihr als ein weiſer kunſterfahrner Mann mein liebes Weib vom augenſcheinlichen Tode rettetet. Ach Herr! was Ihr an mir gethan, werde ich Euch ewiglich nicht vergeſſen, und Gott möge es mir verleihen, daß ich die edle That Euch mit meinem Leben und Blut lohnen könne.“ Bei dieſen Worten des wackern Andres fuhr es wie ein raſcher funkelnder Blitz aus den Augen des Fremden. „Ihr müßt, braver Mann,“ ſprach er, „durchaus das Geld annehmen. Ihr ſeyd das ſchon Euerm Weibe ſchuldig, der Ihr damit beſſere Nahrungsmittel und Pflege verſchaffen könnt; denn dieſer bedarf ſie nunmehr, um nicht wieder in ihren vorigen Zuſtand zurückzufallen, und Euerm Knaben Nahrung geben zu können.“ „Ach Herr,“ erwiederte Andres, „verzeiht es, aber eine innere Stimme ſagt mir, daß ich Euer unverdientes Geld nicht nehmen darf. Dieſe innere Stimme, der ich, wie der höhern Eingebung meines Schutzheiligen, immer vertraut, hat mich bisher ſicher durch das Leben geführt und mich beſchützt vor allen Gefahren des Leibes und der Seele. Wollt Ihr großmüthig handeln und an mir Armen ein Uebriges thun, ſo laßt mir ein Fläſchlein von Eurer wundervollen Arznei zurück, damit durch ihre Kraft mein Weib ganz geneſe.“ Giorgina richtete ſich im Bette auf, und der ſchmerzvolle wehmüthige Blick, den ſie auf Andres warf, ſchien ihn anzuflehen, diesmal nicht ſo ſtrenge auf ſein inneres Widerſtreben zu achten, ſondern die Gabe des mildthätigen Mannes anzunehmen. Der Fremde bemerkte das und ſprach: „Nun wenn Ihr denn durchaus mein Geld nicht annehmen wollt, ſo ſchenke ich es Euerm lieben Weibe, die meinen guten Willen, Euch aus der bittern Noth zu retten, nicht verſchmähen wird.“ Damit griff er noch einmal in den Beutel, und ſich der Giorgina nähernd, gab er ihr wohl noch einmal ſo viel Geld, als er vorhin dem Andres angeboten hatte. Giorgina ſah das ſchöne funkelnde Gold mit vor Freude leuchtenden Augen, ſie konnte kein Wort des Danks herausbringen, die hellen Thränen ſchoſſen ihr die Wangen herab. Der Fremde wandte ſich ſchnell von ihr weg, und ſprach zu Andres: „Seht, lieber Mann! Ihr könnet meine Gabe getroſt annehmen, da ich nur etwas von großem Ueberfluß Euch mittheile. Geſtehen will ich Euch, daß ich das nicht bin, was ich ſcheine. Nach meiner ſchlichten Kleidung, und da ich wie ein dürftiger wandernder Krämer zu Fuß reiſe, glaubt Ihr gewiß, daß ich arm bin und mich nur kümmerlich von kleinem Verdienſt auf Meſſen und Jahrmärkten nähre: ich muß Euch jedoch ſagen, daß ich durch glücklichen Handel mit den trefflichſten Kleinodien, den ich ſeit vielen Jahren treibe, ein ſehr reicher Mann geworden, und nur die einfache Lebensweiſe aus alter Gewohnheit beibehalten habe. In dieſem kleinen Felleiſen und dem Kiſtchen bewahre ich Juwelen und köſtliche, zum Theil noch im grauen Alterthum geſchnittene Steine, welche viele, viele Tauſende werth ſind. Ich habe diesmal in Frankfurt ſehr glückliche Geſchäfte gemacht, ſo daß das wohl noch lange nicht der hundertſte Theil des Gewinns ſeyn mag, was ich Euerm lieben Weibe ſchenkte. Ueberdem gebe ich Euch das Geld keineswegs umſonſt, ſondern verlange von Euch dafür allerlei Gefälligkeiten. Ich wollte, wie gewöhnlich, von Frankfurt nach Caſſel gehen und kam von Schlüchtern aus vom richtigen Wege ab. Indeſſen habe ich gefunden, daß der Weg durch dieſen Forſt, den ſonſt die Reiſenden ſcheuen, gerade für einen Fußgänger recht anmuthig iſt, weshalb ich denn künftig auf gleicher Reiſe immer dieſe Straße einſchlagen und bei Euch einſprechen will. Ihr werdet daher mich jährlich zweimal bei Euch eintreffen ſehen; nämlich zu Oſtern, wenn ich von Frankfurt nach Caſſel wandere, und im ſpäten Herbſt, wenn ich von der Leipziger Michaelis-Meſſe nach Frankfurt und von dort nach der Schweiz und wohl auch nach Welſchland gehe. Dann ſollt Ihr mich für gute Bezahlung — einen — zwei auch wohl drei Tage bei Euch beherbergen und das iſt die erſte Gefälligkeit, um die ich Euch erſuche.“

„Ferner bitte ich Euch, dieſes kleine Kiſtchen, worin Waaren ſind, die ich in Caſſel nicht brauche, und das mir beim Wandern hinderlich iſt, zu behalten, bis ich künftigen Herbſt wieder bei Euch einſpreche. Nicht verhehlen will ich, daß die Waaren viele Tauſende werth ſind, aber ich mag Euch deshalb doch kaum größere Sorglichkeit empfehlen, da ich nach der Treue und Frömmigkeit, die Ihr an den Tag legt, Euch zutraue, daß Ihr auch das Geringſte, was ich Euch zurückließe, ſorgfältig aufbewahren wurdet; zumal werdet Ihr das bei Sachen von ſolch' großem Werthe, als die ſind, welche in dem Kiſtchen verſchloſſen, ſicherlich thun. Seht, das iſt der zweite Dienſt, den ich von Euch fordere. Das Dritte, was ich verlange, wird Euch wohl am ſchwerſten fallen, unerachtet es mir jetzt am nöthigſten thut. Ihr ſollt Euer liebes Weib nur auf dieſen Tag verlaſſen und mich aus dem Forſt bis auf die Straße nach Hirſchfeld geleiten, wo ich bei Bekannten einſprechen und dann meine Reiſe nach Caſſel fortſetzen will. Denn außer dem, daß ich des Weges im Forſt nicht recht kundig bin und mich daher zum zweitenmal verirren könnte, ohne von einem ſo wackern Mann, wie Ihr es ſeyd, aufgenommen zu werden, iſt es auch in der Gegend nicht recht geheuer. Euch als einem Jägersmann aus der Gegend wird man nichts anhaben, aber ich, als einſamer Wanderer, könnte wohl gefährdet werden. Man ſprach in Frankfurt davon, daß eine Räuberbande, die ſonſt die Gegend von Schaffhauſen unſicher machte und ſich bis nach Straßburg herauf ausdehnte, nunmehr ſich ins Fuldaiſche geworfen haben ſoll, da die von Leipzig nach Frankfurt reiſenden Kaufleute ihnen reicheren Gewinnſt verſprachen, als ſie dort finden konnten. Wie leicht wär' es möglich, daß ſie mich ſchon von Frankfurt aus als reichen Juwelenhändler kennten. Hab' ich alſo ja durch die Rettung Eures Weibes Dank verdient, ſo könnt Ihr mich dadurch reichlich lohnen, daß Ihr aus dieſem Forſte mich auf Weg und Steg leitet." Andres war mit Freuden bereit, Alles zu erfüllen, was man von ihm verlangte, und machte ſich gleich, wie es der Fremde wünſchte, zur Wanderung fertig, indem er ſeine Jägeruniform anzog, ſeine Doppelbüchſe und ſeinen tüchtigen Hirſchfänger umſchnallte und dem Knecht befahl, zwei von den Doggen anzukuppeln. Der Fremde hatte unterdeſſen das Kiſtchen geöffnet und die prächtigſten Geſchmeide, Halsketten — Ohrringe — Spangen herausgenommen, die er auf Giorgina's Bette ausbreitete, ſo daß ſie ihre Verwunderung und Freude gar nicht bergen konnte. Als nun aber der Fremde ſie aufforderte, doch eine der ſchönſten Halsketten umzuhängen, die reichen Spangen auf ihre wunderſchön geformten Arme zu ſtreifen, und ihr dann einen kleinen Taſchenſpiegel vorhielt, worin ſie ſich nach Herzensluſt beſchauen konnte, ſo daß ſie in kindiſcher Luſt aufjauchzte, da ſagte Andres zu dem Fremden: „Ach lieber Herr! wie möget Ihr doch in meinem armen Weibe ſolche Lüſternheit erregen, daß ſie ſich mit Dingen putzt, die ihr nimmermehr zukommen, und auch gar nicht anſtehen. Nehmt mir es nicht übel, Herr! aber die einfache rothe Korallenſchnur, die meine Giorgina um den Hals gehängt hatte, als ich ſie zum erſtenmal in Neapel ſah, iſt mir tauſendmal lieber, als das funkelnde blitzende Geſchmeide, das mir recht eitel und trügeriſch vorkommt." „Ihr ſeid auch gar zu ſtrenge," erwiederte der Fremde höhniſch lächelnd, „daß Ihr Euerm Weibe nicht einmal in ihrer Krankheit die unſchuldige Freude laſſen wollt, ſich mit meinen ſchönen Geſchmeiden herauszuputzen, die keinesweges trügeriſch, ſondern wahrhaft ächt ſind. Wißt Ihr denn nicht, daß eben den Weibern ſolche Dinge rechte Freude verurſachen? Und was Ihr da ſagt, daß ſolcher Prunk Eurer Giorgina nicht zukomme, ſo muß ich das Gegentheil behaupten. Euer Weib iſt hübſch genug, ſich ſo herauszuputzen und Ihr wißt ja nicht ob ſie nicht einmal auch noch reich genug ſeyn wird, dergleichen Schmuck ſelbſt zu beſitzen und zu tragen." Andres ſprach mit ſehr ernſtem nachdrücklichen Ton: „Ich bitte Euch, Herr! führt nicht ſolche geheimnißvolle verfängliche Reden! Wollt Ihr denn mein armes Weib bethören, daß ſie von eitlem Gelüſt nach ſolchem weltlichem Prunk und Staat nur drückender unſere Armuth fühle und um alle Lebensruhe, um alle Heiterkeit gebracht werde? Packt nur Eure ſchönen Sachen ein, lieber Herr! ich will ſie Euch treulich bewahren, bis Ihr zurückkommt. Aber ſagt mir nun, wenn, wie es der Himmel verhüten möge! Euch unterdeſſen ein Unglück zuſtoßen ſollte, ſo daß Ihr nicht mehr zurückkehrtet in mein Haus, wohin ſoll ich dann das Kiſtchen abliefern, und wie lange ſoll ich auf Euch warten, ehe ich die Juwelen dem einhändige, den Ihr mir nennen werdet, ſo wie ich Euch jetzt um Euern Namen bitte?“ „Ich heiße,“ erwiederte der Fremde, „Ignaz Denner, und bin, wie Ihr ſchon wiſſet, Kauf- und Handelsmann. Ich habe weder Weib, noch Kinder, und meine Verwandte wohnen im Walliſer Lande. Die kann ich aber keinesweges lieben und achten, da ſie ſich, als ich noch arm und bedürftig war, um mich gar nicht gekümmert haben. Sollte ich in drei Jahren mich nicht ſehen laſſen, ſo behaltet das Kiſtchen ruhig an Euch und, da ich wohl weiß, daß beide, Ihr und Giorgina, Euch ſträuben werdet das reiche Vermächtniß von mir anzunehmen, ſo ſchenke ich in jenem Fall das Käſtchen mit Kleinodien Euerm Knaben, dem ich, wenn Ihr ihn firmeln laßt, den Namen Ignatius beizugeben bitte.“ Andres wußte in der That nicht, was er aus der ſeltenen Freigebigkeit und Großmuth des fremden Mannes machen ſollte. Er ſtand ganz verſtummt vor ihm, indeß Giorgina ihm für ſeinen guten Willen dankte und verſicherte, zu Gott und den Heiligen fleißig beten zu wollen, daß ſie ihn auf ſeinen weiten beſchwerlichen Reiſen beſchützen und ihn ſtets glücklich in ihr Haus zurückführen möchten. Der Fremde lächelte, ſo wie es ſeine Art war, auf ſeltſame Weiſe und meinte, daß wohl das Gebet einer ſchönen Frau mehr Kraft haben möge, als das ſeinige. Das Beten wolle er daher ihr überlaſſen und übrigens ſeinem kräftigen abgehärteten Körper und ſeinen guten Waffen vertrauen.

Dem frommen Andres mißfiel dieſe Aeußerung des Fremden höchlich; indeſſen verſchwieg er das, was er darauf zu erwiedern ſchon im Begriff ſtand, und trieb vielmehr den Fremden an, jetzt die Wanderung durch den Forſt zu beginnen, da er ſonſt erſt in ſpäter Nacht in ſein Haus zurückkehren und ſeine Giorgina in Furcht und Angſt ſetzen würde.

Der Fremde ſagte beim Abſchiede noch Giorginen: daß er ausdrücklich ihr erlaube, ſich, wenn es ihr Vergnügen mache, mit ſeinen Geſchmeiden zu ſchmücken, da es ihr ja ohnedies in dieſem einſamen wilden Forſt an jeder Beluſtigung mangle. Giorgina erröthete vor innerm Vergnügen, da ſie freilich die ihrer Nation eigne Luſt an glänzendem Staat und vorzüglich an koſtbaren Steinen nicht unterdrücken konnte. — Nun ſchritten Denner und Andres raſch vorwärts durch den finſtern öden Wald. In dem dickſten Gebüſch ſchnupperten die Doggen umher und klafften, den Herrn mit klugen beredten Augen anſchauend. „Hier iſt es nicht geheuer,“ ſprach Andres, ſpannte den Hahn ſeiner Büchſe und ſchritt mit den Hunden bedächtig vor dem fremden Kaufmann her. Oft war es ihm, als rauſche es in den Bäumen und bald erblickte er in der Ferne finſtre Geſtalten, die gleich wieder in dem Gebüſch verſchwanden. Er wollte ſeine Doggen loskuppeln. „Thut das nicht, lieber Mann!“ rief Denner, „denn ich kann Euch verſichern, daß wir nicht das mindeſte zu fürchten haben.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als nur wenige Schritte von ihnen ein großer ſchwarzer Kerl mit ſtruppigen Haaren und großem Knebelbart, eine Büchſe in der Hand, aus dem Gebüſch heraustrat. Andres machte ſich ſchußfertig; „ſchießt nicht, ſchießt nicht!“ rief Denner; der ſchwarze Kerl nickte ihm freundlich zu und verlor ſich in den Bäumen. Endlich waren ſie aus dem Walde heraus, auf der lebhaften Landſtraße. „Nun danke ich Euch herzlich für Euer Geleite,“ ſprach Denner; „kehrt nur jetzt in Eure Wohnung zurück; ſollten Euch wieder ſolche Geſtalten aufſtoßen, wie wir ſie geſehen, ſo zieht ruhig Eure Straße fort, ohne Euch darum zu kümmern. Thut, als wenn Ihr gar nichts bemerktet, behaltet Eure Doggen am Strick. Ihr werdet ohne alle Gefahr Eure Wohnung erreichen.“ Andres wußte nicht, was er von dem Allen und von dem wunderlichen Kaufmann denken ſollte, der, wie ein Geiſterbeſchwörer, den Feind zu bannen und von ſich abzuhalten ſchien. Er konnte nicht begreifen, warum er denn erſt ſich habe durch den Wald geleiten laſſen. Getroſt ſchritt Andres durch den Forſt zurück, es ſtieß ihm durchaus nichts verdächtiges auf und er kam wohlbehalten in ſein Haus, wo ihm ſeine Giorgina, die ſich munter und kräftig aus dem Bette gemacht, voll Freude in die Arme fiel. —

Durch die Freigebigkeit des fremden Kaufmanns bekam die kleine Haushaltung des Andres eine ganz andere Geſtalt. Kaum war nämlich Giorgina ganz geneſen, als er mit ihr nach Fulda ging und außer den nöthigſten Bedürfniſſen noch manches Stück einkaufte, das ihrer häuslichen Einrichtung abging und wodurch dieſe das Anſehen eines gewiſſen Wohlſtandes erhielt. Dazu kam, daß ſeit dem Beſuch des Fremden die Freijäger und Holzdiebe aus der Gegend gebannt ſchienen, und Andres ſeinem Poſten ruhig vorſtehen konnte. Auch ſein Jagdglück war wiedergekehrt, ſo daß er, wie ſonſt, beinahe niemals einen Fehlſchuß that. Der Fremde ſtellte ſich zu Michaelis wieder ein und blieb drei Tage. Der hartnäckigen Weigerung der Wirthsleute unerachtet war er doch wieder ſo freigebig, wie das erſtemal. Er verſicherte, es ſei nun einmal ſeine Abſicht, ſie in Wohlſtand zu verſetzen, und ſo ſich ſelbſt das Abſteigequartier im Walde freundlicher und angenehmer zu machen.

Nun konnte die bildhübſche Giorgina ſich beſſer kleiden; ſie geſtand dem Andres, daß ſie der Fremde mit einer zierlich gearbeiteten goldnen Nadel, wie ſie die Mädchen und Weiber in mancher Gegend Italiens durch das in Zöpfen zuſammengeflochtene aufgewirbelte Haar zu ſtecken pflegen, beſchenkt habe. Andres zog ein finſtres Geſicht, aber in dem Augenblick war Giorgina zur Thür herausgeſprungen und nicht lange dauerte es, ſo kehrte ſie zurück ganz ſo gekleidet und geſchmückt, wie Andres ſie in Neapel geſehen hatte. Die ſchöne goldne Nadel prangte in dem ſchwarzen Haar, in das ſie mit maleriſchem Sinn bunte Blumen geflochten, und Andres mußte ſich nun ſelbſt geſtehen, daß der Fremde ſein Geſchenk recht ſinnig gewählt hatte, um ſeine Giorgina wahrhaft zu erfreuen.

Andres äußerte dies unverholen und Giorgina meinte, daß der Fremde wohl ihr Schutzengel ſei, der ſie aus der tiefſten Dürftigkeit zum Wohlſtande erhebe, und daß ſie gar nicht begreife, wie Andres ſo wortkarg, ſo verſchloſſen gegen den Fremden und überhaupt ſo traurig, ſo in ſich gekehrt, bleiben könne. „Ach, liebes Herzensweib!“ ſprach Andres, „die innere Stimme, welche mir damals ſo laut ſagte, daß ich durchaus nichts von dem Fremden annehmen dürfe, die ſchweigt bis jetzt keinesweges. Ich werde oft von innern Vorwürfen gemartert; es iſt mir, als ob mit dem Gelde des Fremden unrechtes Gut in mein Haus gekommen ſei und deshalb kann mich nichts recht freuen, was dafür angeſchafft wurde. Ich kann mich jetzt wohl öfter mit einer kräftigen Speiſe, mit einem Glaſe

Wein erlaben; glaube mir aber, liebe Giorgina! war einmal ein guter Holzverkauf vorgefallen und hatte mir der liebe Gott ein Paar ehrlich verdiente Groſchen mehr beſcheert, als gewöhnlich, dann ſchmeckte mir ein Glas geringen Weins viel beſſer, als jetzt der gute Wein, den der Fremde uns mitbringt. Ich kann mich mit dieſem ſonderbaren Kaufmann durchaus nicht befreunden, ja es iſt mir in ſeiner Gegenwart oft ganz unheimlich zu Muthe. Haſt Du wohl bemerkt, liebe Giorgina! daß er niemanden feſt anzuſchauen vermag? Und dabei blitzt es zuweilen aus ſeinen tiefliegenden kleinen Augen ſo ſonderbar heraus, und dann kann er bei unſern ſchlichten Reden oft ſo — bübiſch möcht' ich ſagen, lachen, daß es mich eiskalt überläuft. — Ach, möchten nur nicht meine innern Gedanken wahr werden, aber oft iſt es mir, als liege allerlei ſchwarzes Unheil im Hintergrunde, das nun der Fremde mit einemmal hervorrufen werde, nachdem er uns in ſeinen künſtlichen Schlingen gefangen."

Giorgina ſuchte ihrem Mann die ſchwarzen Vorſtellungen auszureden, indem ſie verſicherte, wie ſie oft in ihrem Vaterlande und vorzüglich bei ihren Pflegeältern im Wirthshauſe, Perſonen kennen gelernt, deren Aeußeres noch viel widriger geweſen ſey, unerachtet es am Ende grundgute Menſchen waren. Andres ſchien getröſtet, im Innern beſchloß er aber auf der Hut zu ſeyn.

Der Fremde ſprach bei Andres wieder ein, als ſein Knabe, ein wunderſchönes Kind, ganz der Mutter Ebenbild, gerade neun Monate alt geworden. Es war Giorgina's Namenstag; ſie hatte den Kleinen fremdartig und ſonderbar herausgeputzt, ſich ſelbſt in ihre liebe neapolitaniſche Tracht geworfen und ein beſſeres Mahl, als gewöhnlich, bereitet, wozu der Fremde eine Flaſche köſtlichen Weins aus dem Felleiſen hergab. Als ſie nun fröhlich bei Tiſche ſaßen und der kleine Knabe mit ſolch' wunderbar verſtändigen Augen umherblickte, hub der Fremde an: „Euer Kind verſpricht in der That mit ſeinem beſondern Weſen ſchon jetzt recht viel und es iſt Schade, daß Ihr nicht im Stande ſeyn werdet, es gehörig zu erziehen. Ich hätte Euch wohl einen Vorſchlag zu thun, Ihr werdet ihn aber verwerfen wollen, unerachtet Ihr bedenken möchtet, daß er nur Euer Glück, Euern Wohlſtand bezweckt. Ihr wißt, daß ich reich und ohne Kinder bin, ich fühle eine ganz beſondere Liebe und Zuneigung zu Euerm Knaben — Gebt mir ihn! — Ich bringe ihn nach Straßburg, wo er von einer Freundin von mir, einer alten ehrbaren Frau, auf das Beſte erzogen werden und mir ſo wie Euch große Freude machen ſoll. Ihr werdet mit Euerm Kinde einer großen Laſt frei; doch müßt Ihr Euern Entſchluß ſchnell faſſen, da ich genöthigt bin, noch heute Abend abzureiſen. Auf meinen Armen trage ich das Kind bis in das nächſte Dorf; dort nehme ich dann ein Fuhrwerk.“ Bei dieſen Worten des Fremden riß Giorgina das Kind, das er auf ſeinen Knien geſchaukelt hatte, haſtig fort und drückte es an ihren Buſen, indem ihr die Thränen in die Augen traten. „Seht, lieber Herr!“ ſprach Andres, „wie meine Frau Euch auf Euern Vorſchlag antwortet, und eben ſo bin auch ich geſinnt. Eure Abſicht mag recht gut ſeyn; aber wie möget Ihr doch uns das Liebſte rauben wollen, das wir auf Erden beſitzen? wie möget Ihr doch das eine Laſt nennen, was unſer Leben aufheitern würde, wären wir auch noch in der tiefſten Dürftigkeit, aus der uns Eure Güte geriſſen? Seht, lieber Herr! Ihr ſagtet ſelbſt, daß Ihr ohne Frau und ohne Kinder wäret; Euch iſt daher wohl die Seligkeit fremd, die gleichſam aus der Glorie des offnen Himmelreichs herabſtrömt auf Mann und Weib bei der Geburt eines Kindes. Es iſt ja die reinſte Liebe und Himmelswonne ſelbſt, von der die Eltern erfüllt werden, wenn ſie ihr Kind ſchauen, das ſtumm und ſtill an der Mutter Bruſt liegend, doch mit gar beredten Zungen von ihrer Liebe, von ihrem höchſten Lebensglück ſpricht. — Nein, lieber Herr! ſo groß auch die Wohlthaten ſind, die Ihr uns erzeigt habt, ſo wiegen ſie doch lange nicht das auf, was uns unſer Kind werth iſt; denn wo gäbe es Schätze der Welt, die dieſem Beſitz gleich zu ſtellen? Scheltet uns daher nicht undankbar, lieber Herr! daß wir Euch Euer Anſinnen ſo ganz und gar abſchlagen. Wäret Ihr ſelbſt Vater, ſo bedürfte es weiter gar keiner Entſchuldigung für uns.“ — „Nun, nun,“ erwiederte der Fremde, indem er finſter ſeitwärts blickte, „ich glaubte Euch wohl zu thun, indem ich Euern Sohn reich und glücklich machte. Seid Ihr nicht damit zufrieden, ſo iſt davon weiter nicht die Rede.“ — Giorgina küßte und herzte den Knaben, als ſei er aus großer Gefahr errettet, und ihr wiedergegeben worden. Der Fremde ſtrebte ſichtlich wieder unbefangen und heiter zu ſcheinen; man merkte es indeſſen doch nur zu deutlich, wie ſehr ihn die Weigerung ſeiner Wirthsleute, ihm den Knaben zu geben, verdroßen hatte. Statt, wie er geſagt, noch denſelben Abend fortzureiſen, blieb er wieder drei Tage, in welchen er jedoch nicht ſo, wie ſonſt bei Giorgina verweilte, ſondern mit Andres auf die Jagd zog und ſich bei dieſer Gelegenheit viel von dem Grafen Aloys von Bach erzählen ließ. Als in der Folge Ignaz Denner wieder bei ſeinem Freunde Andres einſprach, dachte er nicht mehr an ſeinen Plan, den Knaben mit ſich zu nehmen. Er war nach ſeiner Art freundlich wie vorher, und fuhr fort, Giorgina reichlich zu beſchenken, die er noch überdem wiederholt aufforderte, ſo oft ſie Luſt habe ſich mit den Juwelen aus dem Kiſtchen, das er Andres in Verwahrung gegeben, zu ſchmücken, welches ſie auch wohl dann und wann heimlich that. Oft wollte Denner, wie ſonſt, mit dem Knaben ſpielen; dieſer ſträubte ſich aber und weinte, durchaus mochte er nicht mehr zu dem Fremden geben, als wiſſe er etwas von dem feindlichen Anſchlag, ihn ſeinen Eltern zu entführen. — Zwei Jahre hindurch hatte der Fremde nun auf ſeinen Wanderungen den Andres beſucht, und Zeit und Gewohnheit hatten die Scheu, das Mißtrauen wider Denner endlich überwunden, ſo daß Andres ſeinen Wohlſtand ruhig und heiter genoß. Im Herbſt des dritten Jahres, als die Zeit, in der Denner gewöhnlich einzuſprechen pflegte, ſchon vorüber war, pochte es in einer ſtürmiſchen Nacht hart an Andres Thür, und mehrere rauhe Stimmen riefen ſeinen Namen. Erſchrocken ſprang er aus dem Bette; als er aber zum Fenſter herausfrug, wer ihn in finſtrer Nacht ſo ſtöre und wie er gleich ſeine Doggen loslaſſen werde, um ſolche ungebetene Gäſte wegzuhetzen, da ſagte einer, er möge nur aufmachen, ein Freund ſei da, und Andres erkannte Denner's Stimme. Als er nun mit dem Licht in der Hand die Hausthür öffnete, trat ihm Denner allein entgegen. Andres äußerte, wie es ihm vorgekommen, als ob mehrere Stimmen ſeinen Namen gerufen hätten; Denner meinte dagegen, daß den Andres das Heulen des Windes getäuſcht haben müſſe. Als ſie in die Stube traten, erſtaunte Andres nicht wenig, als er den Denner näher betrachtete und ſeinen ganz veränderten Anzug gewahr wurde. Statt der grauen ſchlichten Kleidung und des Mantels trug er ein dunkelrothes Wamms und einen breiten ledernen Gurt, in dem ein Stilet und vier Piſtolen ſteckten; außerdem war er noch mit einem Säbel bewaffnet, ſelbſt das Geſicht ſchien verändert, indem auf der ſonſt glatten Stirn nun buſchichte Augenbrauen lagen und ein ſtarker ſchwarzer Bart ſich über Lippe und

Wangen zog. „Andres!“ ſprach Denner, indem er ihn mit ſeinen funkelnden Augen anblitzte, „Andres! als ich vor beinahe drei Jahren dein Weib vom Tode errettet hatte, da wünſchteſt Du, daß Gott es Dir verleihen möge, mir die Dir erzeigte Wohlthat mit Deinem Blut und Leben lohnen zu können. Dein Wunſch iſt erfüllt; denn es iſt nunmehr der Augenblick gekommen, in dem Du mir Deine Dankbarkeit, Deine Treue beweiſen kannſt. Kleide Dich an; nimm Deine Büchſe und komme mit mir, nur wenige Schritte von Deiner Wohnung ſollſt Du das übrige erfahren.“ Andres wußte nicht, was er von Denner's Zumuthung halten ſollte; der Worte, die er ihm vorhielt, indeſſen wohl eingedenk, verſicherte er, wie er bereit ſei, alles nur mögliche für ihn zu unternehmen, ſo bald es nicht der Rechtſchaffenheit, Tugend und Religion zuwider laufe. „Darüber kannſt Du ganz ruhig ſeyn,“ rief Denner, indem er ihm lächelnd auf die Schulter klopfte; und da er bemerkte, daß Giorgina aufgeſprungen war, und vor Angſt zitternd und bebend ihren Mann umklammerte, nahm er ſie bei den Armen und ſprach, ſie ſanft zurückziehend: „Laßt Euern Mann nur immer mit mir ziehen, in wenigen Stunden iſt er wieder geſund bei Euch, und bringt Euch vielleicht was Schönes mit. Hab' ich es denn jemals böſe mit Euch gemeint? Habe ich ſelbſt dann, wenn Ihr mich verkanntet, nicht immer Euch Gutes erzeigt? Wahrhaftig, Ihr ſeid recht beſondere mißtrauiſche Leute.“ Andres zauderte noch immer ſich anzukleiden, da wandte Denner ſich zu ihm und ſprach mit zornigem Blick: „Ich hoffe, Du wirſt Deine Zuſage halten, denn es gilt nunmehr, das zu beweiſen mit der That, was Du geſprochen!“ Schnell war nun Andres angekleidet, und indem er mit Denner zur Thür herausſchritt, ſprach er noch einmal: „Alles, lieber Herr! will ich für Euch thun, doch etwas Unrechtes werdet Ihr wohl von mir nicht fordern, da ich auch das Kleinſte, was wider mein Gewiſſen liefe, nicht vollbringen würde.“ Denner antwortete nichts, ſondern ſchritt raſch vorwärts. Sie waren durch das Dickicht gedrungen bis auf einen ziemlich geräumigen Raſenplatz; da pfiff Denner dreimal, daß der Ton ringsumher aus den ſchaurigen Klüften wiederhallte und überall in den Büſchen flackerten Windlichter auf und es rauſchte und klirrte in den dunklen Gängen, bis ſich ſchwarze gräßliche Geſtalten geſpenſtiſch hervordrängten und den Denner im Kreiſe umringten. Einer aus dem Kreiſe trat hervor und ſprach auf Andres hindeutend: „das iſt ja wohl unſer neuer Geſelle, nicht wahr Hauptmann?“ „Ja,“ antwortete Denner, „ich hab' ihn aus dem Bette geholt, er ſoll ſein Probeſtück machen, es kann nun gleich vorwärts gehen.“ Andres erwachte bei dieſen Worten wie aus dumpfer Betäubung, kalter Schweiß ſtand ihm auf der Stirne; aber er ermannte ſich und rief heftig: „Was, Du ſchändlicher Betrüger, für einen Kaufmann gabſt Du Dich aus und treibſt ein hölliſches verruchtes Gewerbe, und biſt ein verworfener Räuber? Nimmermehr will ich Dein Geſelle ſeyn und theilnehmen an Deinen Schandthaten, zu denen Du mich, wie der Satan ſelbſt, auf künſtliche hämiſche Weiſe verlocken wollteſt! Laß mich gleich fort, Du freveliger Böſewicht, und räume mit Deiner Rotte dies Gebiet, ſonſt verrathe ich Deine Schlupfwinkel der Obrigkeit, und Du bekommſt den Lohn für Deine Schandthaten; denn nun weiß ich es wohl, daß Du ſelbſt der ſchwarze Ignaz biſt, der mit ſeiner Bande an der Gränze gehauſet und geraubt, und gemordet hat. — Gleich laſſe mich fort, ich will Dich nie mehr ſchauen.“ Denner lachte laut auf. „Was, Du feiger Bube!“ ſprach er: „Du unterſtehſt Dich, mir zu trotzen, Dich meinem Willen, meinem Machtwort entziehen zu wollen? Biſt Du nicht längſt ſchon unſer Geſelle? lebſt Du nicht ſchon ſeit beinahe drei Jahren von unſerm Gelde? ſchmückt ſich Dein Weib nicht mit unſerm Raube? Nun ſtehſt Du unter uns und willſt nicht arbeiten dafür, was Du genoſſen? Folgſt Du uns nun nicht, zeigſt Du Dich nicht gleich als unſern rüſtigen Kumpan, ſo laſſe ich Dich gebunden in unſere Höhle werfen und meine Geſellen ziehen nach deiner Wohnung, zünden ſie an und ermorden dein Weib und deinen Knaben. Doch ich werde wohl dieſe Maßregel, die nur eine Folge Deiner Halsſtarrigkeit ſeyn würde, nicht ergreifen dürfen. Nun! — wähle! — es iſt Zeit, wir müſſen fort!“ — Andres ſah nun wohl ein, daß die mindeſte Weigerung ſeiner geliebten Giorgina und dem Knaben das Leben koſten würde; den verrätheriſchen bübiſchen Denner im Innern zur Hölle verfluchend, beſchloß er daher, in ſeinen Willen ſich ſcheinbar zu fügen, rein von Diebſtahl und Mord zu bleiben und das tiefere Eindringen in die Schlupfwinkel der Bande nur dazu zu benutzen, bei der erſten günſtigen Gelegenheit ihre Aufhebung und Einziehung zu bewirken. Nach dieſem im Stillen gefaßten Entſchluß erklärte er dem Denner, wie trotz ſeines innern Widerſtrebens doch die Dankbarkeit für Giorgina's Rettung ihn verpflichte, etwas zu wagen, und er wolle daher die Expedition mitmachen, wobei er nur bitte, ihn als einen Neuling, ſo viel möglich mit dem thätigen Antheil daran zu verſchonen. Denner lobte ſeinen Entſchluß, indem er hinzufügte, wie er keinesweges verlange, daß er förmlich zur Bande übertreten ſolle, vielmehr müſſe er Revierjäger bleiben; denn ſo wäre er ihm und der Bande ſchon jetzt von großem Nutzen geweſen, was denn auch künftig der Fall ſeyn würde.

Es war auf nichts Geringeres abgeſehen, als die Wohnung eines reichen Pachters, die, von dem Dorfe abgelegen, unfern dem Walde ſtand, zu überfallen und auszuplündern. Man wußte, daß der Pachter außer dem vielen Gelde und den Koſtbarkeiten, die er beſaß, eben jetzt für verkauftes Getreide eine ſehr bedeutende Summe eingenommen hatte, die er bei ſich bewahrte und um ſo mehr verſprachen ſich die Räuber einen reichen Fang. Die Windlichter wurden ausgelöſcht und ſtill zogen die Räuber durch die engen Schleichwege, bis ſie dicht an dem Gebäude ſtanden, welches einige von der Bande umringten. Andere dagegen ſtiegen über die Mauer, und ſprengten von innen das Hofthor; einige wurden auf Wache ausgeſtellt, und unter dieſen befand ſich Andres. Bald hörte er, wie die Räuber die Thüren erbrachen und ins Haus ſtürmten, er vernahm ihr Fluchen, ihr Geſchrei, das Geheul der Gemißhandelten. Es fiel ein Schuß; der Pachter, ein beherzter Mann, mochte ſich zur Wehre ſetzen — dann wurde es ſtiller — aufgeſprengte Schlöſſer klirrten, Räuber ſchleppten Kiſten zum Hofthor heraus. Einer von des Pachters Leuten mußte in der Finſterniß entwiſcht und ins Dorf gerannt ſeyn; denn auf einmal tönte die Sturmglocke durch die Nacht, und bald darauf ſtrömten Haufen mit hellauflodernden Lichtern die Straße herauf nach der Pachterwohnung. Nun fiel Schuß auf Schuß, die Räuber ſammelten ſich im Hofe und ſtreckten alles nieder, was ſich der Mauer näherte. Sie hatten ihre Windfackeln angezündet. Andres, der auf einer Anhöhe ſtand, konnte alles überſehen. Mit Entſetzen erblickte er unter den Bauern Jäger in der Livrée ſeines Herrn, des Grafen von Bach! — Was ſollte er thun? — Sich zu ihnen zu begeben, war unmöglich, nur die ſchnellſte Flucht konnte ihn retten; aber wie feſtgezaubert ſtand er da hinſtarrend in den Pachterhof, wo das Gefecht immer mörderiſcher wurde; denn durch eine kleine Pforte an der andern Seite waren die Bach'ſchen Jäger gedrungen und mit den Räubern handgemein geworden. Die Räuber mußten zurück, ſie drängten ſich fechtend durch das Thor nach der Gegend hin, wo Andres ſtand. Er ſah Denner, der unaufhörlich lud und ſchoß und niemals fehlte. Ein junger reichgekleideter Mann, von Bach'ſchen Jägern umgeben, ſchien den Anführer zu machen; auf ihn legte Denner an, aber noch ehe er abdrückte, ſtürzte er von einer Kugel getroffen mit einem dumpfen Schrei nieder. Die Räuber flohen — ſchon ſtürzten die Bach'ſchen Jäger herbei, da ſprang, wie von unwiderſtehlicher Macht getrieben, Andres herbei und rettete Dennern, den er, ſtark wie er war, auf die Schultern warf und ſchnell forteilte. Ohne verfolgt zu werden, erreichte er glücklich den Wald. Nur einzelne Schüſſe fielen hin und wieder und bald wurde es ganz ſtill; ein Zeichen, daß es den Räubern, die nicht verwundet auf dem Platze liegen geblieben, geglückt war, in den Wald zu entkommen und daß es den Jägern und Bauern nicht rathſam ſchien, in das Dickicht einzubrechen. „Setze mich nur nieder, Andres!“ ſprach Denner, „ich bin in den Fuß verwundet und verdammt, daß ich umſtürzte, denn, unerachtet mich die Wunde ſehr ſchmerzt, glaub' ich doch nicht einmal, daß ſie bedeutend iſt.“ Andres that es, Denner holte eine Phiole aus der Taſche und als er ſie öffnete, ſtrahlte ein helles Licht heraus, bei dem Andres die Wunde genau unterſuchen konnte: Denner hatte Recht; nur ein ſtarker Streifſchuß hatte den rechten Fuß getroffen, der ſtark blutete. Andres verband die Wunde mit ſeinem Schnupftuch. Denner ließ ſeine Pfeife ertönen, aus der Ferne wurde geantwortet und nun bat er den Andres, ihn ſachte den ſchmalen Waldweg heraufzuführen, denn bald würden ſie an Ort und Stelle ſeyn. Wirklich dauerte es auch nicht lange, ſo ſahen ſie den Schein von Windlichtern durch das dunkle Gebüſch brechen und hatten jenen Raſenplatz erreicht, von dem ſie ausgegangen und wo ſie die übriggebliebenen Räuber bereits verſammelt fanden. Alle jauchzten vor Freude auf, als Denner unter ſie trat und rühmten den Andres, der, tief in ſich gekehrt, kein Wort vorzubringen vermochte. Es fand ſich, daß über die Hälfte der Bande todt, oder hart verwundet auf dem Platze liegen geblieben war; indeſſen hatten einige von den Räubern, die dazu beſtimmt waren, den Raub in Sicherheit zu bringen, mitten im Gefecht wirklich mehrere Kiſten mit koſtbarem

Geräth, ſo wie eine anſehnliche Summe Geld, fortzuſchaffen gewußt, ſo daß, unerachtet das Unternehmen ſchlimm ausgegangen, doch die Beute anſehnlich blieb. Als nun das Nöthige beſprochen, wandte ſich Denner, den man unterdeſſen ordentlich verbunden hatte, und der kaum irgend einen Schmerz mehr zu fühlen ſchien, zu Andres und ſprach: „Ich habe dein Weib vom Tode errettet, Du haſt mich in dieſer Nacht der Gefangenſchaft entzogen und mich folglich auch von dem mir gewiſſen Tode befreit, wir ſind quitt! Du kannſt in Deine Wohnung zurückkehren. In den nächſten Tagen, vielleicht ſchon morgen, verlaſſen wir die Gegend; Du magſt daher ganz ruhig darüber ſeyn, daß wir Dir Aehnliches, ſo wie heute, zumuthen werden. Du biſt ja ſo ein gottesfürchtiger Narr und uns nicht brauchbar. Es iſt indeſſen billig, daß Du Theil am heutigen Raube nehmeſt und überdem für meine Rettung belohnt werdeſt. Nimm daher dieſen Beutel mit Geld und behalte mich in gutem Andenken; denn über's Jahr hoffe ich bei Dir einzuſprechen." „Gott der Herr ſoll mich behüten," erwiederte Andres heftig, „daß ich auch nur einen Pfennig von Eurem ſchändlichen Raube nehmen ſollte. Habt Ihr mich doch nur durch die abſcheulichſten Drohungen gezwungen mitzugehen, welches ich ewiglich bereuen werde. Wohl mag es Sünde geweſen ſeyn, daß ich Dich, Du ſchändlicher Böſewicht! der gerechten Strafe entzogen habe; aber Gott im Himmel mag es mir nach ſeiner Langmuth verzeihen. Es war, als flehe in dem Augenblick meine Giorgina um Dein Leben, da Du das ihrige errettet, und ich konnte nicht anders, als daß ich Dich mit Gefahr meines Lebens und meiner Ehre, ja das Wohl und Weh meines Weibes und meines Kindes auf's Spiel ſetzend, der Gefahr entriß. Denn ſprich, was wäre aus mir, wenn man mich verwundet, ja was wäre aus meinem armen Weibe, meinem Knaben geworden, wenn man mich erſchlagen unter Deiner verruchten Mörderbande gefunden hätte? — Aber ſei überzeugt, daß, wenn Du die Gegend nicht verläſſeſt, wenn nur ein einziger hier geſchehener Raub, oder Mord mir kund wird, ich augenblicklich nach Fulda gehe und der Obrigkeit Deine Schlupfwinkel verrathe." — Die Räuber wollten über den Andres herfallen, um ihn für ſeine Reden zu züchtigen; Denner verbot es ihnen jedoch, indem er ſagte: „Laßt doch den albernen Kerl ſchwatzen, was thut das uns? — Andres," fuhr Denner fort, „Du biſt in meiner Gewalt, ſo wie

Dein Weib und Dein Knabe. Du ſo wohl, als dieſe, ſollen aber ungefährdet bleiben, wenn Du mir verſprichſt, Dich ruhig in Deiner Wohnung zu halten und über Deine Mitwiſſenſchaft von dem Vorfall dieſer Nacht gänzlich zu ſchweigen. Das letzte rathe ich Dir um ſo mehr, als meine Rache Dich furchtbar treffen und überdem die Obrigkeit Dir ſelbſt wohl Deine Hülfe bei der That, ſo wie, daß Du ſchon lange von meinem Reichthum genoſſeſt, nicht ſo hingehen laſſen würde. Dagegen verſpreche ich Dir noch einmal, daß ich die Gegend gänzlich räumen will und wenigſtens von mir und meiner Bande hier kein Unternehmen mehr ausgeführt werden ſoll." Nachdem Andres nothgedrungen dieſe Bedingungen des Räuberhauptmanns eingegangen war und feierlich verſprochen hatte zu ſchweigen, wurde er von zwei Räubern durch wildverwachſene Fußſteige auf den breiten Waldweg geführt und es war längſt heller Morgen worden, als er in ſein Haus trat und die vor Sorge und Angſt todtenbleiche Giorgina umarmte. Er ſagte ihr nur im Allgemeinen, daß ſich ihm Denner als der verruchteſte Böſewicht offenbart, und er daher alle Gemeinſchaft mit ihm abgebrochen habe; nie ſolle er mehr ſeine Schwelle betreten. „Aber das Juwelenkäſtchen?" unterbrach ihn Giorgina. Da fiel es dem Andres wie eine ſchwere Laſt auf's Herz. An die Kleinodien, die Denner bei ihm zurückgelaſſen, hatte er nicht gedacht, und unerklärlich ſchien es ihm, daß Dennern auch nicht ein Wort darüber entfallen war. Er ging mit ſich zu Rathe, was er wohl mit dieſem Käſtchen anfangen ſolle. Zwar dachte er daran, es nach Fulda zu bringen und der Obrigkeit zu übergeben; wie ſollte er aber den Beſitz deſſelben beſchönigen, ohne ſich wenigſtens dringender Gefahr auszuſetzen, das dem Denner einmal gegebene Wort zu brechen? — Er beſchloß endlich, dieſen Schatz getreulich zu bewahren, bis der Zufall ihm Gelegenheit darbieten würde, es Dennern wieder zuzuſtellen, oder beſſer noch, es, ohne ſein Wort zu brechen, an die Obrigkeit zu bringen. —

Der Ueberfall der Pachterwohnung hatte nicht geringen Schreck in der ganzen Gegend verurſacht; denn es war das kühnſte Wageſtück, das die Räuber ſeit Jahren unternommen und ein ſichrer Beweis, daß die Bande, welche ſich erſt durch gemeine Diebereien, dann durch das Anhalten und Berauben einzelner Reiſenden kund that, bedeutend verſtärkt haben mußte. Nur dem Zufall, daß der Neffe des Grafen von Bach, von mehreren Leuten ſeines Oheims begleitet, eben in dem Dorfe, das unfern der Pachterswohnung lag, übernachtete und auf den erſten Lärm den Bauern, die gegen die Räuber auszogen, zu Hülfe eilte, hatte der Pachter die Rettung ſeines Lebens und des größten Theils ſeiner Baarſchaft zu verdanken. Drei von den Räubern, die auf dem Platz geblieben waren, lebten noch den andern Tag und gaben Hoffnung, von ihren Wunden zu geneſen. Man hatte ſie ſorgfältig verbunden und in das Dorfgefängniß geſperrt; als man indeſſen am frühen Morgen des dritten Tages ſie abführen wollte, fand man ſie durch viele Stiche ermordet, ohne daß man hätte errathen können, wie das zugegangen. Jede Hoffnung der Gerichte, von den Gefangenen nähern Aufſchluß über die Bande zu erhalten, war daher vereitelt. Andres ſchauderte im Innern, als er das Alles erzählen hörte, als er vernahm, wie mehrere Bauern und Jäger des Grafen von Bach zum Theil getödtet, zum Theil ſchwer verwundet worden. — Starke Patrouillen von Fuldaiſchen Reitern durchſtreiften den Wald, und ſprachen öfters bei ihm ein; jeden Augenblick mußte Andres befürchten, daß man Dennern ſelbſt, oder wenigſtens einen von der Bande einbringen, und dieſer ihn dann als Genoſſen jener kühnen Frevelthat erkennen und angeben werde. Zum erſtenmal in ſeinem Leben fühlte er die folternde Qual des böſen Gewiſſens, und doch hatte ihn nur die Liebe zu ſeinem Weibe, zu dem Knaben, gezwungen, dem frevelichen Anſinnen Denners nachzugeben.

Alle Nachforſchungen blieben fruchtlos, es war unmöglich den Räubern auf die Spur zu kommen, und Andres überzeugte ſich bald, daß Denner Wort gehalten und die Gegend mit ſeiner Bande verlaſſen hatte. Das Geld, welches er noch von Denner's Geſchenken übrig behalten, ſo wie die goldene Nadel, legte er zu den Kleinodien in das Kiſtchen; denn er wollte nicht noch mehr Sünde auf ſich laden und von geraubtem Gelde ſich gütlich thun. So kam es denn, daß Andres bald wieder in die vorige Dürftigkeit und Armuth gerieth; aber immer mehr erheiterte ſich ſein Inneres, je längere Zeit verſtrich, ohne daß irgend etwas ſein ruhiges Leben verſtört hätte. Nach zwei Jahren gebar ihm ſein Weib noch einen Knaben, ohne jedoch, wie das erſtemal, zu erkranken, wiewohl ſie ſich herzlich nach jener beſſern Koſt und Pflege ſehnte, die ihr damals ſo wohl gethan.

Andres ſaß einſt in der Abenddämmerung traulich mit ſeinem Weibe zuſammen, die den jüngſtgebornen Knaben an der Bruſt hatte, während der Aeltere ſich mit dem großen Hunde herumbalgte, der, als Liebling ſeines Herrn, wohl in der Stube ſeyn durfte. Da kam der Knecht hinein, und ſagte, wie ein Menſch, der ihm ganz verdächtig vorkomme, ſchon ſeit beinahe einer Stunde um das Haus herumſchleiche. Andres war im Begriff mit ſeiner Büchſe hinauszugehen, als er vor dem Hauſe ſeinen Namen rufen hörte. Er öffnete das Fenſter und erkannte auf den erſten Blick den verhaßten Ignaz Denner, der ſich wieder in den grauen Kaufmannshabit geworfen hatte, und ein Felleiſen unter dem Arme trug. „Andres,“ rief Denner, „Du mußt mir dieſe Nacht Herberge geben in Deinem Hauſe, morgen ziehe ich weiter.“ „Was? Du unverſchämter, verruchter Böſewicht!“ rief Andres in vollem Zorn, „Du wagſt es Dich wieder hier ſehen zu laſſen? Habe ich Dir nicht treulich Wort gehalten, nur damit Du Dein Verſprechen erfüllen und auf immer dieſe Gegend verlaſſen ſollteſt? Du darfſt nicht mehr meine Schwelle betreten — entferne Dich ſchnell, oder ich ſchieße Dich mörderiſchen Buben nieder! — Doch warte, ich will Dir Dein Geld, Dein Geſchmeide, womit Du Satan mein Weib verblenden wollteſt, hinabwerfen; dann magſt Du ſchnell forteilen. Ich laſſe Dir drei Tage Zeit, ſpüre ich aber dann nur auf irgend eine Weiſe Deine und Deiner Bande Gegenwart, ſo eile ich ſchnell nach Fulda und entdecke Alles, was ich weiß, der Obrigkeit. Magſt Du nun Deine Drohungen gegen mich und mein Weib erfüllen wollen, ich verlaſſe mich auf den Beiſtand Gottes, und werde Dich Böſewicht mit meinem guten Gewehr zu treffen wiſſen.“ Nun holte Andres ſchnell das Käſtchen herbei, um es hinabzuwerfen; als er aber an's Fenſter trat, war Denner verſchwunden, und unerachtet die Doggen die ganze Gegend rings ums Haus durchſpüren mußten, war es doch nicht möglich ihn aufzufinden. Andres ſah nun wohl ein, wie er, Denner's Bosheit ausgeſetzt, nun in großer Gefahr ſchwebe; er war daher allnächtlich auf ſeiner Hut, indeſſen blieb alles ruhig und Andres überzeugte ſich, daß Denner nur allein den Wald durchſtrichen hatte. Um indeſſen ſeinen ängſtlichen Zuſtand zu enden, ja um ſein Gewiſſen zu beruhigen, das ihn mit Vorwürfen quälte, beſchloß er nun nicht länger zu ſchweigen, ſondern dem Rath in Fulda ſein ganzes unverſchuldetes Verhältniß mit Denner zu berichten und zugleich das Kiſtchen mit den Kleinodien abzuliefern. Andres wußte wohl, daß er ohne Strafe nicht abkommen würde, jedoch verließ er ſich auf ſein reuiges Bekenntniß eines Fehltritts, zu dem ihn der verruchte Ignaz Denner, wie der Satan ſelbſt, verlockt und gezwungen, ſo wie auf die Fürſprache ſeines Herrn, des Grafen von Bach, der dem treuen Diener ein günſtiges Zeugniß nicht verſagen konnte. Er hatte mit ſeinem Knechte mehrmals den Wald durchſtreift und nie war ihm etwas Verdächtiges aufgeſtoßen; für ſein Weib war daher jetzt keine Gefahr vorhanden und er wollte ungeſäumt nach Fulda gehen, um ſeinen Vorſatz auszuführen. An dem Morgen, als er ſich zur Reiſe bereit gemacht, kam ein Bote von dem Grafen von Bach, der ihn augenblicklich auf das Schloß ſeines Herrn mitgehen hieß. Statt nach Fulda wanderte er alſo fort mit dem Boten nach dem Schloß, nicht ohne Bangigkeit, was wohl dieſer ganz ungewöhnliche Ruf ſeines Herrn zu bedeuten haben werde. Als er in dem Schloß angekommen, mußte er gleich in das Zimmer des Grafen treten. „Freue Dich, Andres, rief dieſer ihm entgegen, Dich hat ein ganz unerwartetes Glück getroffen. Erinnerſt Du Dich wohl noch unſers alten mürriſchen Hauswirths in Neapel, des Pflegevaters Deiner Giorgina? Der iſt geſtorben; aber auf dem Sterbebette hatte ihn noch das Gewiſſen gerührt wegen der abſcheulichen Behandlung des armen verwaiſ'ten Kindes, und deshalb hat er ihr zweitauſend Dukaten vermacht, die bereits in Wechſelbriefen in Frankfurt angekommen ſind und die Du bei meinem Bankier heben kannſt. Willſt Du Dich gleich nach Frankfurt aufmachen, ſo laſſe ich Dir auf der Stelle das nöthige Certifikat ausfertigen, damit Dir das Geld ohne Anſtand ausgezahlt werde.“ Den Andres machte die Freude ſprachlos, und der Graf von Bach ergötzte ſich nicht wenig an dem Entzücken ſeines treuen Dieners. Andres beſchloß, als er ſich gefaßt hatte, ſeinem Weibe eine unvermuthete Freude zu bereiten; er nahm daher ſeines Herrn gnädiges Anerbieten an, und machte ſich, nachdem er die Urkunde zu ſeiner Legitimation erhalten, auf den Weg nach Frankfurt.

Seinem Weibe ließ er ſagen, wie ihn der Graf mit wichtigen Aufträgen verſchickt habe, und er daher einige Tage ausbleiben werde. — Als er in Frankfurt angekommen, wies ihn der Bankier des Grafen, bei dem er ſich meldete, an einen andern Kaufmann, der mit der

Auszahlung des Legats beauftragt ſeyn ſollte. Andres fand ihn endlich und erhielt die anſehnliche Summe wirklich ausgezahlt. Immer nur an Giorgina denkend, immer darnach trachtend, ihre Freude recht vollkommen zu machen, kaufte er für ſie allerlei ſchöne Sachen und auch eine goldene Nadel, der ganz gleich, welche ihr Denner geſchenkt hatte, und da er nun das ſchwere Felleiſen nicht wohl als Fußgänger fortbringen konnte, verſchaffte er ſich ein Pferd. So trat er nun, nachdem er ſechs Tage abweſend geweſen, wohlgemuth ſeine Rückreiſe an. Bald hatte er den Forſt und ſeine Wohnung erreicht. Er fand das Haus feſt verſchloſſen. Laut rief er den Knecht, ſeine Giorgina, niemand antwortete: die Hunde winſelten im Hauſe eingeſperrt. Da ahnete er großes Unglück und ſchlug heftig an die Thür und ſchrie laut: Giorgina! — Giorgina! — Nun rauſchte es am Bodenfenſter, Giorgina ſchaute heraus und rief: „Ach Gott! — Ach Gott! Andres, biſt Du es? — Geprieſen ſei die Macht des Himmels, daß Du nur wieder da biſt.“ Als Andres nun durch die geöffnete Thür eintrat, fiel ihm ſein Weib todtenbleich und laut heulend in die Arme. Regungslos ſtand er da; endlich faßte er ſein Weib, die mit erſchlafften Gliedern zu Boden ſinken wollte, und trug ſie in die Stube. Aber wie mit eiſigen Krallen packte ihn das Entſetzen bei dem gräßlichen Anblick. Die ganze Stube voller Blutflecke an dem Boden, an den Wänden, ſein jüngſter Knabe mit zerſchnittener Bruſt todt auf ſeinem Bettchen! — „Wo iſt George, wo iſt George?“ ſchrie Andres endlich auf in wilder Verzweiflung, aber in dem Augenblick hörte er, wie der Knabe die Treppe herabtrippelte und nach dem Vater rief. — Zerbrochene Gläſer, Flaſchen, Teller lagen umher. Der große ſchwere Tiſch, ſonſt an der Wand ſtehend, war in die Mitte des Zimmers gerückt, eine ſonderbar geformte Kohlenpfanne, mehrere Phiolen und eine Schüſſel mit geronnenem Blut ſtanden auf demſelben. Andres nahm ſein armes Knäblein aus dem Bette. Giorgina verſtand ihn, ſie holte Tücher herbei, in die ſie den Leichnam wickelten und im Garten begruben. Andres ſchnitt ein kleines Kreuz aus Eichenholz und ſetzte es auf den Grabhügel. Kein Wort, kein Laut entfloh den Lippen der unglücklichen Eltern. In dumpfem düſterem Schweigen hatten ſie die Arbeit vollendet und ſaßen nun vor dem Hauſe in der Abenddämmerung, den ſtarren Blick in die Ferne gerichtet. Erſt den andern Tag konnte Giorgina den

Verlauf deſſen, was ſich in Andres Abweſenheit zugetragen, erzählen. Am vierten Tage, nachdem Andres ſein Haus verlaſſen, hatte der Knecht zur Mittagszeit wieder allerlei verdächtige Geſtalten durch den Wald wanken geſehen, und Giorgina deshalb des Mannes Rückkehr herzlich gewünſcht. Mitten in der Nacht wurde ſie durch lautes Toben und Schreien dicht vor dem Hauſe aus dem Schlafe geweckt, der Knecht ſtürzte herein und verkündete voller Schreck, daß das ganze Haus von Räubern umringt und an eine Gegenwehr gar nicht zu denken ſei. Die Doggen wütheten, aber bald ſchien es, als würden ſie beſchwichtigt und man rief laut: Andres! — Andres! — Der Knecht faßte ſich ein Herz, öffnete ein Fenſter und rief herab, daß der Revierjäger Andres nicht zu Hauſe ſei. „Nun, es thut nichts," antwortete eine Stimme von unten herauf, „öffne nur die Thür, denn wir müſſen bei Euch einkehren, Andres wird bald nachfolgen." Was blieb dem Knecht übrig, als die Thür zu öffnen; da ſtrömte der helle Haufe der Räuber herein und begrüßte Giorgina als die Frau ihres Cameraden, dem der Hauptmann Freiheit und Leben zu danken habe. Sie verlangten, daß Giorgina ihnen ein tüchtiges Eſſen bereiten möge, weil ſie Nachts ein ſchweres Stück Arbeit vollbracht, das aber herrlich gelungen ſei. Zitternd und bebend machte Giorgina in der Küche ein großes Feuer an und bereitete das Mahl, wozu ſie Wildpret, Wein und allerlei andere Ingredienzien von einem der Räuber empfing, der der Küchen- und Kellermeiſter der Bande zu ſeyn ſchien. Der Knecht mußte den Tiſch decken und das Geſchirr herbeibringen. Er nahm den Augenblick wahr und ſchlich ſich fort zu ſeiner Frau in die Küche. „Ach wißt Ihr wohl," fing er voller Entſetzen an, „was für eine That die Räuber in dieſer Nacht verübt haben? Nach langer Abweſenheit und nach langer Vorbereitung haben ſie vor etlichen Stunden das Schloß des Herrn Grafen von Bach überfallen, und nach tapferer Gegenwehr mehrere ſeiner Leute und ihn ſelbſt getödtet, das Schloß aber angezündet." Giorgina ſchrie unaufhörlich: „ach mein Mann, wenn mein Mann nur auf dem Schloſſe geweſen wäre — Ach, der arme Herr!" — Die Räuber tobten und ſangen unterdeſſen in der Stube und ließen ſich den Wein wohl ſchmecken, bis ihnen das Mahl aufgetragen wurde. Der Morgen fing ſchon an zu dämmern als der verhaßte Denner erſchien; nun wurden die Kiſten und Felleiſen, die ſie auf ihren Packpferden mitgebracht hatten, geöffnet. Giorgina hörte, wie ſie vieles Geld zählten und wie die Silbergeſchirre klirrten; es ſchien alles verzeichnet zu werden. Endlich als es ſchon lichter Tag geworden, brachen die Räuber auf, nur Denner blieb zurück. Er nahm eine freundliche leutſelige Miene an, und ſprach zu Giorgina: „Ihr ſeid wohl recht erſchreckt worden, liebe Frau; denn Euer Mann ſcheint Euch nicht geſagt zu haben, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit unſer Camerad geworden. Es thut mir in der That leid, daß er nicht zu Hauſe gekommen iſt; er muß einen andern Weg eingeſchlagen und uns verfehlt haben. Er war mit uns auf dem Schloſſe des Böſewichts, des Grafen von Bach, der uns vor zwei Jahren auf alle nur mögliche Weiſe verfolgt hat und an dem in voriger Nacht wir Rache nahmen. — Er fiel, kämpfend, von Eures Mannes Hand. Beruhigt Euch nur, liebe Frau, und ſagt dem Andres, daß er mich nun ſo bald nicht wieder ſehen würde, da die Bande ſich auf einige Zeit trennt. Heute Abend verlaſſe ich Euch. — Ihr habt lauter hübſche Kinder, liebe Frau! Das iſt ja wieder ein herrlicher Knabe.“ Mit dieſen Worten nahm er den Kleinen von Giorgina's Arm und wußte mit ihm ſo freundlich zu ſpielen, daß das Kind lachte und jauchzte und gern bei ihm blieb, bis er es wieder der Mutter zurückgab. Schon war es Abend geworden, als Denner zu Giorgina ſagte: „Ihr merkt wohl, daß ich, unerachtet ich kein Weib und keine Kinder habe, welches mir manchmal recht nahe geht, doch gar zu gern mit kleinen Kindern ſpiele und tändle. Gebt mir doch Euern Kleinen auf die wenigen Augenblicke, die ich noch bei Euch zubringe. Nicht wahr? der Kleine iſt jetzt gerade neun Wochen alt.“ Giorgina bejahte das und gab, jedoch nicht ohne inneres Widerſtreben, den kleinen Knaben Dennern hin, der ſich mit ihm vor die Hausthür ſetzte und Giorgina bat, ihm nun das Abendeſſen zu bereiten, weil er in einer Stunde fort müßte. Kaum war Giorgina in die Küche getreten, als ſie ſah, wie Denner mit dem Kinde auf dem Arm in die Stube ging. Bald darauf verbreitete ſich ein ſeltſam riechender Dampf durch das Haus, der aus der Stube zu quillen ſchien. Giorgina wurde von unbeſchreiblicher Angſt ergriffen; ſie lief ſchnell nach der Stube und fand die Thür von innen verriegelt. Es war ihr, als höre ſie das Kind leiſe wimmern. „Rette, rette mein Kind aus den Klauen des Böſewichts!“ ſo ſchrie ſie, eine gräßliche That ahnend, dem Knecht entgegen, der eben in das Haus trat. Dieſer ergriff ſchnell die Axt und ſprengte die Thür. Dicker ſtinkender Dampf ſchlug ihnen entgegen. Mit einem Sprunge war Giorgina im Zimmer; der Knabe lag nackt über einer Schüſſel, in die ſein Blut tröpfelte. Sie ſah nur noch wie der Knecht mit der Axt ausholte, um den Denner zu treffen, wie dieſer dem Schlage auswich, den Knecht unterlief und mit ihm rang. Es war ihr, als höre ſie jetzt mehrere Stimmen dicht vor den Fenſtern, bewußtlos ſank ſie zu Boden. Als ſie wieder erwachte, war es finſtre Nacht worden, aber ganz betäubt vermochte ſie nicht die erſtarrten Glieder zu regen. Endlich wurde es Tag und nun ſah ſie mit Entſetzen, wie das Blut im Zimmer ſchwamm. Stücke von Denner's Kleidern lagen überall umher — ein ausgeriſſener Schopf von des Knechts Haaren — die Axt blutig daneben — der Knabe vom Tiſche herabgeſchleudert mit zerſchnittener Bruſt. Auf's neue wurde Giorgina ohnmächtig, ſie glaubte zu ſterben, aber ſie erwachte wie aus dem Todesſchlummer, als es ſchon Mittag geworden. Sie raffte ſich mühſam auf, ſie rief laut den Georg, aber als niemand antwortete, glaubte ſie, auch Georg ſei ermordet. Die Verzweiflung gab ihr Kräfte, ſie floh aus dem Zimmer in den Hof und ſchrie laut: „Georg! — Georg!“ Da antwortete es mit matter kläglicher Stimme vom Bodenfenſter herab: „Mutter, ach liebe Mutter, biſt Du denn da? Komm herauf zu mir! mich hungert ſehr!“ — Schnell ſprang jetzt Giorgina hinauf und fand den Kleinen, der vor Angſt bei dem Lärm im Hauſe in die Bodenkammer gekrochen war und nicht gewagt hatte herauszukommen. Mit Entzücken drückte Giorgina den Kleinen an die Bruſt. Sie verſchloß das Haus und wartete nun von Stunde zu Stunde in der Bodenkammer auf Andres, den ſie auch verloren glaubte. Der Knabe hatte von oben herabgeſehen, wie mehrere Männer ins Haus gingen und mit Denner'n einen todten Menſchen heraustrugen. — Endlich bemerkte auch Giorgina das Geld und die ſchönen Sachen, die Andres mitgebracht hatte. „Ach, ſo iſt es doch wahr?“ ſchrie ſie entſetzt auf, „ſo biſt Du doch“ — Andres ließ ſie nicht ausreden, ſondern erzählte ausführlich, welches Glück ſie betroffen und wie er in Frankfurt geweſen ſei, wo er ſich ihre Erbſchaft habe auszahlen laſſen. — Der Neffe des ermordeten Grafen von Bach war nun Beſitzer der Güter worden; bei dieſem wollte ſich Andres melden, getreulich alles Geſchehene erzählen, Denner's Schlupfwinkel entdecken und bitten, ihn ſeines Dienſtes zu entlaſſen, der ihm ſo viel Noth und Gefahr bringe. Giorgina durfte mit dem Knaben im Hauſe nicht zurückbleiben. Andres beſchloß daher, ſeine beſten leicht fortzuſchaffenden Sachen auf einen kleinen Leiterwagen zu packen, das Pferd vorzuſpannen und ſo mit ſeinem Weibe und Kinde eine Gegend auf immer zu verlaſſen, die ihm nur die ſchrecklichſten Erinnerungen erregen und überdem niemals Ruhe und Sicherheit gewähren konnte. Der dritte Tag war zur Abreiſe beſtimmt, und eben packten ſie einen Kaſten, als ein ſtarkes Pferdegetrappel immer näher und näher kam. Andres erkannte den Bach'ſchen Förſter, der bei dem Schloſſe wohnte; hinter ihm ritt ein Commando Fuldaiſcher Dragoner. „Nun da finden wir ja den Böſewicht gerade bei der Arbeit, ſeinen Raub in Sicherheit zu bringen," rief der Commiſſarius des Gerichts, der mitgekommen. Andres erſtarrte vor Staunen und Schreck. Giorgina war halb ohnmächtig. Sie fielen über ihn her, banden ihn und ſein Weib mit Stricken und warfen ſie auf den Leiterwagen, der ſchon vor dem Hauſe ſtand. Giorgina jammerte laut um den Knaben und flehte um Gottes willen, daß man ihn ihr mitgeben möge. „Damit Du Deine Brut auch noch ins hölliſche Verderben bringen kannſt?" ſprach der Commiſſarius und riß den Knaben mit Gewalt aus Giorgina's Armen. Schon ſollte es fortgehen, da trat der alte Förſter, ein rauher aber biederer Mann, noch einmal an den Wagen und ſagte: „Andres, Andres, wie haſt Du Dich denn von dem Satan verlocken laſſen, ſolche Frevelthaten zu begehen? Immer warſt Du ja ſonſt ſo fromm und ehrlich!" „Ach lieber Herr!" ſchrie Andres auf im höchſten Jammer, „ſo wahr Gott im Himmel lebt, ſo wie ich dereinſt ſelig zu ſterben hoffe, ich bin unſchuldig. Ihr habt mich ja gekannt von früher Jugend her; wie ſollte ich, der ich niemals Unrechtes gethan, ſolch ein abſcheulicher Böſewicht geworden ſeyn? — denn ich weiß wohl, daß Ihr mich für einen verruchten Räuber und Theilnehmer an der Frevelthat haltet, die auf dem Schloſſe meines geliebten unglücklichen Herrn verübt worden iſt. Aber ich bin unſchuldig bei meinem Leben und meiner Seligkeit!" „Nun" ſagte der alte Förſter, „wenn Du unſchuldig biſt, ſo wird das an den Tag kommen, mag auch noch ſo viel wider Dich ſprechen. Deines Knaben und des Beſitzthums, was Du zurückläßeſt, will ich mich getreulich annehmen, ſo daß, wenn Deine und Deines Weibes Unſchuld erwieſen, Du den Jungen friſch und munter und Deine Sachen unverſehrt wiederfinden ſollſt.“ Das Geld nahm der Commiſſarius des Gerichts in Beſchlag. Unterwegs frug Andres Giorginen, wo ſie denn das Käſtchen verwahrt habe; ſie geſtand, wie es ihr jetzt leid thue, daß ſie es dem Denner überliefert, da es jetzt der Obrigkeit hätte übergeben werden können. In Fulda trennte man den Andres von ſeinem Weibe und warf ihn in ein tiefes finſtres Gefängniß. Nach einigen Tagen wurde er zum Verhör geführt. Man beſchuldigte ihn der Theilnahme an dem im Bach'ſchen Schloſſe verübten Raubmorde und ermahnte ihn die Wahrheit zu geſtehen, da ſchon alles wider ihn ſo gut als ausgemittelt ſei. Andres erzählte nun getreulich Alles, was ſich mit ihm zugetragen, von dem erſten Eintritt des abſcheulichen Denners in ſein Haus bis zu dem Augenblick ſeiner Verhaftung. Er klagte ſich ſelbſt voll Reue des einzigen Vergehens an, daß er, um Weib und Kind zu retten, bei der Plünderung des Pachters zugegen war, und den Denner von der Gefangennehmung befreite, und betheuerte ſeine gänzliche Unſchuld Rückſichts des letzten von der Denner'ſchen Bande verübten Raubmordes, da er zu eben derſelben Zeit in Frankfurt geweſen ſei. Jetzt öffneten ſich die Thüren des Gerichtsſaals und der abſcheuliche Denner wurde hereingeführt. Als er den Andres erblickte, lachte er auf in teufliſchem Hohn und ſprach: „Nun, Kamerad, haſt Du Dich auch erwiſchen laſſen? Hat Dir Deines Weibes Gebet denn nicht herausgeholfen?“ Die Richter forderten Denner'n auf, ſein Bekenntniß Rückſichts des Andres zu wiederholen und er ſagte aus, daß eben der Bach'ſche Revierjäger Andres, der jetzt vor ihm ſtehe, ſchon ſeit fünf Jahren mit ihm verbunden und das Jägerhaus ſein beſter und ſicherſter Schlupfwinkel geweſen ſei. Andres habe immer den ihm gebührenden Antheil vom Raube erhalten, wiewohl er nur zweimal thätig bei den Räubereien mitgewirkt. Einmal nämlich bei der Beraubung des Pachters, wo er ihn, den Denner, aus der dringendſten Gefahr errettet, und dann bei dem Unternehmen gegen den Grafen Aloys von Bach, der eben durch einen glücklichen Schuß des Andres getödtet worden ſei. — Andres gerieth in Wuth, als er dieſe ſchändliche Lüge hörte. „Was?“ ſchrie er, „Du verruchter teufliſcher Böſewicht, Du wagſt es, mich der Ermordung meines lieden armen Herrn anzuklagen, die Du ſelbſt verübt? — Ja! ich weiß es, nur Du ſelbſt biſt ſolcher That fähig; aber Deine Rache verfolgt mich, weil ich aller Gemeinſchaft mit Dir entſagt habe, weil ich drohte, Dich als einen verruchten Räuber und Mörder niederzuſchießen, ſo wie Du meine Schwelle betreten würdeſt. Darum haſt Du mit Deiner Bande mein Haus überfallen, als ich abweſend war; darum haſt Du mein armes unſchuldiges Kind und meinen braven Knecht ermordet! — Aber Du wirſt der ſchrecklichen Strafe des gerechten Gottes nicht entgehen, ſollte ich auch Deiner Bosheit unterliegen.“ Nun wiederholte Andres ſein voriges Bekenntniß unter den heiligſten Betheurungen der Wahrheit; aber Denner lachte höhniſch und meinte, warum er denn aus allzugroßer Furcht vor dem Tode noch erſt das Gericht zu belügen ſich unterfange, und daß es ſich ſchlecht mit der Frömmigkeit, von der er ſo viel Aufhebens mache, vereinbare, daß er Gott und die Heiligen zur Bekräftigung ſeiner falſchen Ausſagen anrufe. — Die Richter wußten in der That nicht, was ſie von dem Andres, deſſen Miene und Sprache die Wahrheit ſeiner Ausſage zu beſtätigen ſchien, ſo wie von Denner’s kalter Feſtigkeit denken ſollten. — Nun wurde Giorgina vorgeführt, die in namenloſem Jammer laut weinend auf den Mann zuſtürzte. Sie wußte nur Unzuſammenhängendes zu erzählen, und unerachtet ſie den Denner des entſetzlichen Mordes ihres Knaben anklagte, ſchien Denner doch keinesweges entrüſtet, ſondern behauptete, wie er ſchon früher gethan, daß Giorgina nie etwas von den Unternehmungen ihres Mannes gewußt habe, ſondern ganz unſchuldig ſei. Andres wurde in ſein Gefängniß zurückgeführt. Einige Tage nachher ſagte ihm der ziemlich gutmüthige Gefangenwärter, daß ſein Weib, da ſowohl Denner, als die übrigen Räuber fortwährend ihre Unſchuld behauptet, ſonſt auch nichts wider ſie ausgemittelt worden, der Haft entlaſſen ſei. Der junge Graf von Bach, ein edelmüthiger Herr, der ſogar an ſeiner, des Andres, Schuld zu zweifeln ſcheine, habe Caution geſtellt, und der alte Förſter Giorginen in einem ſchönen Wagen abgeholt. Vergebens habe Giorgina gebeten, ihren Mann ſehen zu dürfen; das ſei ihr vom Gericht gänzlich abgeſchlagen worden. Den armen Andres tröſtete dieſe Nachricht nicht wenig, da mehr, als ſein Unglück, ihm ſeines Weibes elender Zuſtand im Gefängniß zu Herzen ging. Sein Prozeß verſchlimmerte ſich indeſſen von Tage zu Tage.

Es war erwieſen, daß eben, wie Denner es angegeben, ſeit fünf Jahren Andres in einen gewiſſen Wohlſtand gerieth, deſſen Quelle nur die Theilnahme an den Räubereien ſeyn konnte. Ferner geſtand Andres ſelbſt ſeine Abweſenheit von Hauſe während der auf dem Bach'ſchen Schloſſe verübten That, und ſeine Angabe wegen ſeiner Erbſchaft und ſeines Aufenthalts in Frankfurt blieb verdächtig, weil er den Namen des Kaufmanns, von dem er das Geld ausgezahlt erhalten haben wollte, durchaus nicht anzugeben wußte. Der Bankier des Grafen von Bach, ſo wie der Hauswirth in Frankfurt, bei dem Andres eingekehrt war, verſicherten einſtimmig, wie ſie ſich des beſchriebenen Revierjägers gar nicht erinnern könnten; der Gerichtshalter des Grafen von Bach, der das Certifikat für den Andres ausgefertigt hatte, war geſtorben und niemand von den Bach'ſchen Dienern wußte etwas von der Erbſchaft, da der Graf nichts davon geäußert, Andres aber auch davon geſchwiegen, weil er, aus Frankfurt zurückkehrend, ſein Weib mit dem Gelde überraſchen wollte. So blieb alles, was Andres vorbrachte, um nachzuweiſen, daß er zur Zeit des Raubes in Frankfurt geweſen und das Geld ehrlich erworben ſey, unausgemittelt. Denner blieb dagegen bei ſeiner frühern Behauptung und ihm ſtimmten ſämmtliche Räuber, die eingefangen worden, in allem bei. Alles dieſes hätte aber die Richter noch nicht ſo von der Schuld des unglücklichen Andres überzeugt, als die Ausſage von zwei Bach'ſchen Jägern, die bei dem Schein der Flammen ganz genau den Andres erkannt und geſehen haben wollten, wie von ihm der Graf niedergeſtreckt wurde. Nun war Andres in den Augen des Gerichts ein verſtockter heuchleriſcher Böſewicht und geſtützt auf das Reſultat aller jener Ausſagen und Beweiſe wurde ihm die Tortur zuerkannt, um ſeinen ſtarren Sinn zu beugen, und ihn zum Geſtändniß zu bringen. Schon über ein Jahr ſchmachtete Andres im Kerker, der Gram hatte ſeine Kräfte aufgezehrt, und ſein ſonſt robuſter ſtarker Körper war ſchwach und ohnmächtig geworden. Der ſchreckliche Tag, an dem die Pein ihm das Geſtändniß einer That, welche er niemals begangen, abdringen ſollte, kam heran. Man führte ihn in die Folterkammer, wo die entſetzlichen mit ſinnreicher Grauſamkeit erfundenen Inſtrumente lagen, und die Henkersknechte ſich bereiteten, den Unglücklichen zu martern. Nochmals wurde Andres ermahnt, die That, deren er ſo dringend verdächtig, ja deren er durch das Zeugniß jener Jäger überführt worden, zu geſtehen. Er betheuerte wiederum ſeine Unſchuld, und wiederholte alle Umſtände ſeiner Bekanntſchaft in denſelben Worten, wie er es im erſten Verhör gethan. Da ergriffen ihn die Knechte, banden ihn mit Stricken und marterten ihn, indem ſie ſeine Glieder ausrenkten und Stacheln einbohrten in das gedehnte Fleiſch. Andres vermochte nicht die Qual zu ertragen: vom Schmerz gewaltſam zerriſſen, den Tod wünſchend, geſtand er alles, was man wollte, und wurde ohnmächtig in den Kerker zurückgeſchleppt. Man ſtärkte ihn, wie es nach erlittener Tortur gewöhnlich, mit Wein und er fiel in einen zwiſchen Wachen und Schlafen hinbrütenden Zuſtand. Da war es ihm als löſten ſich die Steine aus der Mauer, und als fielen ſie krachend herab auf den Boden des Kerkers. Ein blutrother Schimmer drang durch und in ihm trat eine Geſtalt hinein, die, unerachtet ſie Denner's Züge hatte, ihm doch nicht Denner zu ſeyn ſchien. Glühender funkelten die Augen, ſchwärzer ſtarrte das ſtruppige Haar auf der Stirn empor und tiefer ſenkten ſich die finſtern Augenbrauen in die dicke Muskel herab, die über der krummgebogenen Habichtsnaſe lag. Auf gräßlich ſeltſame Weiſe war das Geſicht verſchrumpft und verzerrt, und die Kleidung fremd und abentheuerlich, wie er Dennern niemals geſehen. Ein feuerrother mit Gold ſtark verbrämter weiter Mantel hing in bauſchichten Falten der Geſtalt über die Schultern, ein breiter niedergekrempter ſpaniſcher Hut mit herabhängender rother Feder ſaß ſchief auf dem Kopfe, ein langer Stoßdegen hing an der Seite, und unter dem linken Arm trug die Geſtalt ein kleines Kiſtchen. So ſchritt der geſpenſtiſche Unhold auf Andres zu in hohlem dumpfen Tone ſprechend: „Nun, Camerad, wie hat Dir die Folter geſchmeckt? Du haſt das Alles blos Deinem Eigenſinn zu verdanken; hätteſt Du Dich als zur Bande gehörig bekannt, ſo wärſt Du nun ſchon gerettet. Verſprichſt Du aber, Dich mir und meiner Leitung ganz zu ergeben, und gewinnſt Du es über Dich, von dieſen Tropfen zu trinken, die aus Deines Kindes Herzblut gekocht ſind, ſo biſt Du augenblicklich aller Qual entledigt. Du fühlſt Dich geſund und kräftig, und für Deine weitere Rettung will ich dann ſorgen.“ — Andres konnte vor Schreck, Angſt und Ermattung nicht ſprechen; er ſah, wie ſeines Kindes Blut in der Phiole, die ihm die Geſtalt hinhielt, in rothen Flämmchen ſpielte; inbrünſtig betete er zu Gott und den Heiligen, daß ſie ihn retten möchten aus den Klauen des Satans, der ihn verfolge und um die ewige Seligkeit bringen wolle, die er zu erlangen hoffe, ſollte er auch eines ſchimpflichen Todes ſterben. Nun lachte die Geſtalt, daß es im Kerker wiedergellte, und verſchwand im dicken Dampf. Andres erwachte endlich aus dumpfer Betäubung, er vermochte ſich aufzurichten vom Lager; aber wie ward ihm, als er ſah, daß das Stroh, was unter ſeinem Haupte gelegen, ſich ſtärker und ſtärker zu rühren begann und endlich weggeſchoben wurde. Er gewahrte, daß ein Stein aus dem Fußboden von unten herausgedrängt worden und hörte mehrmals ſeinen Namen leiſe rufen. Er erkannte Denner's Stimme und ſprach: „Was willſt Du von mir? Laß mich ruhen, ich habe mit Dir nichts zu ſchaffen!“ „Andres,“ ſprach Denner, „ich bin durch mehrere Gewölbe gedrungen, um Dich zu retten; denn, wenn Du auf den Richtplatz kommſt, von dem ich errettet wurde, biſt Du verloren. Bloß um Deines Weibes willen, die mir mehr angehört, als Du wohl denken magſt, helfe ich Dir. Du biſt ein muthloſer Feigling. Was hat Dir nun Dein erbärmliches Läugnen gefruchtet? Blos, daß Du vom Bach'ſchen Schloß nicht zu rechter Zeit nach Hauſe zurückkehrteſt und ich mich zu lange bei Deinem Weibe aufhielt, iſt Schuld, daß man mich auffing. Da! — nimm die Feile und die Säge, befreie Dich in künftiger Nacht von den Ketten und durchſäge das Schloß der Kerkerthüre; ſchleiche durch den Gang! Die äußere Thür linker Hand wird offen ſtehn, und draußen wirſt Du einen von uns finden, der Dich weiter geleitet. Halte Dich gut!“ Andres nahm die Säge und die Feile, die ihm Denner hineinreichte und hob dann den Stein wieder in die Oeffnung. Er war entſchloſſen, das zu thun, wozu ihn die innere Stimme des Gewiſſens aufforderte. — Als es Tag geworden und der Gefangenwärter hineintrat, da ſagte er, wie er ſehnlich wünſche vor den Richter geführt zu werden, indem er Wichtiges zu entdecken habe. Noch an demſelben Vormittage wurde ſein Verlangen erfüllt, weil man nicht anders glaubte, als daß Andres neue, bisher noch unbekannt gebliebene, Freveltḥaten der Bande geſtehen werde. Andres überreichte den Richtern die von Dennern erhaltenen Inſtrumente, und erzählte den Vorgang der Nacht. „Unerachtet ich gewiß und wahrhaftig unſchuldig leide, ſo ſoll mich doch Gott behüten, daß ich darnach trachten ſollte, meine Freiheit auf unerlaubte Weiſe zu erlangen; denn das würde mich ja dem verruchten Denner, der mich in Schande und Tod geſtürzt hat, in die Hände liefern und ich dann erſt durch mein ſündliches freveliges Unternehmen die Strafe verdienen, die ich jetzt unſchuldig leiden werde.“ So beſchloß Andres ſeinen Vortrag. Die Richter ſchienen erſtaunt und von Mitleid für den Unglücklichen durchdrungen, wiewohl ſie durch die mannigfachen Thatſachen, die wider ihn ſprachen, zu ſehr von ſeiner Schuld überzeugt waren, um ſein jetziges Benehmen nicht auch für zweifelhaft zu halten. Die Aufrichtigkeit des Andres und vorzüglich der Umſtand, daß nach jener Anzeige der von Denner beabſichtigten Flucht, in der Stadt und zwar in der nächſten Umgebung des Gefängniſſes wirklich noch einige von der Bande ertappt und aufgegriffen wurden, hatte jedoch den wohlthätigen Einfluß auf ihn, daß er aus dem unterirdiſchen Kerker, in den er geſperrt geweſen, herausgenommen wurde, und eine lichte Gefängnißſtube neben der Wohnung des Gefangenwärters erhielt. Da brachte er ſeine Zeit mit Gedanken an ſein treues Weib, an ſeinen Knaben und mit gottſeligen Betrachtungen hin, und bald fühlte er ſich ermuthigt, das Leben auch auf ſchmerzliche Weiſe, wie eine Bürde, abzuwerfen. Nicht genug konnte ſich der Gefangenwärter über den frommen Verbrecher wundern und er mußte nothgedrungen beinahe an ſeine Unſchuld glauben.

Endlich, nachdem beinahe noch ein Jahr verfloſſen, war der ſchwierige verwickelte Prozeß wider Denner und ſeine Mitſchuldigen geſchloſſen. Es hatte ſich gefunden, daß die Bande bis an die Gränze von Italien ausgebreitet war und ſchon ſeit geraumer Zeit überall raubte und mordete. Denner ſollte gehängt, und dann ſein Körper verbrannt werden. Auch dem unglücklichen Andres war der Strang zuerkannt; ſeiner Reue halber, und da er durch das Bekenntniß der ihm von Denner gerathenen Flucht die Entdeckung des Anſchlags der Bande, durchzubrechen, veranlaßt hatte, durfte jedoch ſein Körper herabgenommen, und auf der Gerichtsſtätte verſcharrt werden.

Der Morgen, an dem Denner und Andres hingerichtet werden ſollten, war angebrochen: da ging die Thür des Gefängniſſes auf, und der junge Graf von Bach trat hinein zum Andres, der auf den Knien lag und ſtill betete. „Andres,“ ſprach der Graf, „Du mußt ſterben. Erleichtere Dein Gewiſſen noch durch ein offnes Geſtändniß! Sage mir, haſt Du Deinen Herrn getödtet? Biſt Du wirklich der Mörder meines Oheims?“ — Da ſtürzten dem Andres die Thränen aus den Augen, und er wiederholte nochmals Alles, was er vor Gericht ausgeſagt, ehe ihm die unleidliche Qual der Tortur eine Lüge auspreßte. Er rief Gott und die Heiligen an, die Wahrheit ſeiner Ausſage und ſeine gänzliche Unſchuld an dem Tode des geliebten Herrn zu bekräftigen.

„So iſt hier,“ fuhr der Graf von Bach fort, „ein unerklärliches Geheimniß im Spiele. Ich ſelbſt, Andres, war von Deiner Unſchuld überzeugt, unerachtet vieles wider Dich ſprach; denn ich wußte ja, daß Du von Jugend auf der treuſte Diener meines Oheims geweſen biſt, und ihn ſelbſt einmal in Neapel mit Gefahr Deines Lebens aus Räuberhänden errettet haſt. Allein nur noch geſtern haben mir die beiden alten Jäger meines Oheims Franz und Nikolaus geſchworen, daß ſie Dich leibhaftig unter den Räubern geſehen und genau bemerkt hätten, wie Du ſelbſt meinen Oheim niederſtreckteſt.“ Andres wurde von den peinlichſten, ſchrecklichſten Gefühlen durchbohrt; es war ihm, als wenn der Satan ſelbſt ſeine Geſtalt angenommen habe, um ihn zu verderben; denn auch Denner hatte ja ſogar im Kerker davon geſprochen, daß er den Andres wirklich geſehen, und ſo ſchien ſelbſt die falſche Beſchuldigung vor Gericht auf innerer wahrer Ueberzeugung zu beruhen. Andres ſagte dies Alles unverholen, indem er hinzuſetzte, daß er ſich der Schickung des Himmels ergebe, nach welcher er den ſchmählichen Tod eines Verbrechers ſterben ſolle, daß aber, ſei es auch lange Zeit nachher, ſeine Unſchuld gewiß an den Tag kommen werde. Der Graf von Bach ſchien tief erſchüttert; er konnte kaum noch dem Andres ſagen, daß, nach ſeinem Wunſche, der Tag der Hinrichtung ſeinem unglücklichen Weibe verſchwiegen geblieben ſei, und daß ſie ſich nebſt dem Knaben bei dem alten Förſter aufhalte. Die Rathhausglocke erklang dumpf und ſchauerlich in abgemeſſenen Pulſen. Andres wurde angekleidet und der Zug ging mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten unter dem Zuſtrömen unzähligen Volks nach der Richtſtätte. Andres betete laut und rührte durch ſein frommes Betragen alle, die ihn ſahen. Denner hatte die Miene des trotzigen verſtockten Böſewichts. Er ſchaute munter und kräftig um ſich, und lachte oft den armen Andres tückiſch und ſchadenfroh an. Andres ſollte zuerſt hingerichtet werden; er beſtieg gefaßt mit dem Henker die Leiter, da kreiſchte ein Weib auf und ſank ohnmächtig einem alten Mann in die Arme. Andres blickte hin, es war Giorgina; laut erflehte er vom Himmel Faſſung und Stärke. „Dort, dort ſehe ich Dich wieder, mein armes unglückliches Weib, ich ſterbe unſchuldig!“ rief er, indem er den Blick ſehnſuchtsvoll zum Himmel erhob. Der Richter rief dem Henker zu, er möge ſich fördern, denn es entſtand ein Murren unter dem Volke und es flogen Steine nach Dennern, der ebenfalls ſchon die Leiter beſtiegen hatte und die Zuſchauer verhöhnte ob ihres Mitleids mit dem frommen Andres. Der Henker legte dem Andres den Strick um den Hals, da ſcholl es aus der Ferne her: „Halt — halt — um Chriſtus willen halt! — Der Mann iſt unſchuldig! — ihr richtet einen Unſchuldigen hin!“ — „Halt — halt!“ ſchrieen tauſend Stimmen und kaum vermochte die Wache zu ſteuern dem Volk, das hinzudrang und den Andres von der Leiter herabreiſſen wollte. Näher ſprengte nun der Mann zu Pferde, der erſt gerufen hatte, und Andres erkannte auf den erſten Blick in dem Fremden den Kaufmann, der ihm in Frankfurt Giorgina's Erbſchaft ausgezahlt hatte. Seine Bruſt wollte zerſpringen vor Freude und Seligkeit, kaum konnte er ſich aufrecht erhalten als er von der Leiter herabgeſtiegen. Der Kaufmann ſagte dem Richter, daß zu derſelben Zeit, als der Raubmord im Bach'ſchen Schloſſe verübt worden, Andres in Frankfurt, alſo viele Meilen davon entfernt, geweſen ſei, und daß er dies vor Gericht auf die unzweifelhafteſte Weiſe durch Urkunden und Zeugen darthun wolle. Da rief der Richter: „Die Hinrichtung des Andres kann keinesweges geſchehen; denn dieſer höchſtwichtige Umſtand beweiſet, wenn er ausgemittelt wird, die völlige Unſchuld des Angeklagten. Man führe ihn ſogleich nach dem Gefängniſſe zurück.“ Denner hatte alles von der Leiter herab ruhig angeſehen; als aber der Richter dieſe Worte geſprochen, da rollten ſeine glühenden Augen, er knirſchte mit den Zähnen, er heulte in wilder Verzweiflung, daß es gräßlich, wie der namenloſe Jammer des wüthenden Wahnſinns, durch die Lüfte hallte: „Satan, Satan! Du haſt mich betrogen — weh mir! weh mir! es iſt aus — aus — Alles verloren!“ Man brachte ihn von der Leiter herab, er fiel zu Boden und röchelte dumpf: „ich will alles bekennen — ich will alles bekennen!“ Auch ſeine Hinrichtung wurde verſchoben und er ins Gefängniß zurückgeführt, wo ihm jedes Entſpringen unmöglich gemacht worden. Der Haß ſeiner ſeiner Wächter war die beſte Schutzwehr gegen die Schlauheit ſeiner Verbündeten. — Wenige Augenblicke nachher, als Andres bei dem Gefangenwärter angekommen, lag Giorgina in ſeinen Armen. „Ach Andres, Andres," rief ſie, „nun habe ich Dich ganz wieder, da ich weiß, daß Du unſchuldig biſt; denn auch ich habe an Deiner Redlichkeit, an Deiner Frömmigkeit gezweifelt!" — Unerachtet man Giorginen den Tag der Hinrichtung verſchwiegen, war ſie doch von unbeſchreiblicher Angſt, von ſeltſamer Ahnung getrieben, nach Fulda geeilt, und gerade auf die Richtſtätte gekommen, als ihr Mann die verhängnißvolle Leiter beſtieg, die ihn zum Tode führen ſollte. Der Kaufmann war die ganze lange Zeit der Unterſuchung über auf Reiſen in Frankreich und Italien geweſen, und jetzt über Wien und Prag zurückgekehrt. Der Zufall, oder vielmehr eine beſondere Schickung des Himmels, wollte, daß er gerade in dem entſcheidendſten Augenblick auf dem Richtplatz ankam, und den armen Andres von dem ſchmählichen Tode des Verbrechers rettete. Im Gaſthofe erfuhr er die ganze Geſchichte des Andres und es fiel ihm gleich ſchwer aufs Herz, daß Andres wohl derſelbe Revierjäger ſeyn könne, der vor zwei Jahren eine Erbſchaft, die ſeinem Weibe von Neapel aus zugefallen, erhob. Schnell eilte er fort und überzeugte ſich, als er nur Andres ſah, ſogleich von der Wahrheit ſeiner Vermuthung. Durch die eifrigen Bemühungen des wackern Kaufmanns und des jungen Grafen von Bach wurde Andres Aufenthalt in Frankfurt bis auf die Stunde ausgemittelt, dadurch aber ſeine völlige Unſchuld an dem Raubmorde dargethan. Denner ſelbſt geſtand nun die Richtigkeit der Angabe des Andres über das Verhältniß mit ihm und meinte nur, der Satan müſſe ihn geblendet haben; denn in der That hätte er geglaubt, Andres fechte auf dem Bach'ſchen Schloß an ſeiner Seite. Für die erzwungene Theilnahme an der Ausplünderung des Pachterhofes, ſo wie für die geſetzwidrige Rettung Denner's, hatte, nach dem Ausſpruch der Richter, Andres genug gebüßt durch das lange harte Gefängniß und durch die ausgeſtandene Marter und Todesangſt; er wurde daher durch Urtheil und Recht von jeder weiteren Strafe freigeſprochen und eilte mit ſeiner Giorgina auf das Bach'ſche Schloß, wo ihm der edle wohlthätige Graf im Nebengebäude eine Wohnung einräumte, von ihm nur die geringen Jagddienſte fordernd, die des Grafen perſönliche Liebhaberei nothwendig machte. Auch die Gerichtskoſten bezahlte der Graf, ſo daß Andres und Giorgina in dem ungekränkten Beſitz ihres Vermögens blieben.

Der Prozeß wider den verruchten Ignaz Denner nahm jetzt eine ganz andere Wendung. Die Begebenheit auf der Gerichtsſtätte ſchien ihn ganz umgewandelt zu haben. Sein höhnender teufliſcher Stolz war gebeugt, und aus ſeinem zerknirſchten Innern brachen Geſtändniſſe hervor, die den Richtern das Haar ſträubten. Denner klagte ſich ſelbſt mit allen Zeichen tiefer Reue des Bündniſſes mit dem Satan an, das er von ſeiner frühen Jugendzeit unterhalten, und ſo wurde vorzüglich hierauf die fernere Unterſuchung mit dem Zutritt dazu verordneter Geiſtlichkeit gerichtet. Ueber ſeine früheren Lebensverhältniſſe erzählte Denner ſo viel Sonderbares, daß man es für das Erzeugniß wahnſinniger Ueberſpannung hätte halten müſſen, wenn nicht durch die Erkundigungen, die man in Neapel, ſeinem angeblichen Geburtsort, einziehen ließ, alles beſtätigt worden wäre. Ein Auszug aus den von dem geiſtlichen Gericht in Neapel verhandelten Akten ergab über Denner's Herkunft folgende merkwürdige Umſtände.

Vor langen Jahren lebte in Neapel ein alter wunderlicher Doktor, Trabacchio mit Namen, den man ſeiner geheimnißvollen ſtets glücklichen Curen wegen insgemein den Wunder-Doktor zu nennen pflegte. Es ſchien, als wenn das Alter nichts über ihn vermöge; denn er ſchritt raſch und jugendlich daher, unerachtet mehrere Eingeborne ihm nachrechnen konnten, daß er an die achtzig Jahre alt ſeyn müßte. Sein Geſicht war auf eine ſeltſame grauſige Weiſe verzerrt und verſchrumpft, und ſeinen Blick konnte man kaum ohne innern Schauer ertragen, wiewohl er oft den Kranken wohl that, ſo daß man ſagte, blos durch den ſcharf auf den Kranken gehefteten Blick heile er oftmals ſchwere hartnäckige Uebel. Ueber ſeinen ſchwarzen Anzug warf er gewöhnlich einen weiten rothen Mantel mit goldnen Treſſen und Troddeln, unter deſſen bauſchichten Falten der lange Stoßdegen hervorragte. So lief er mit einer Kiſte ſeiner Arzneien, die er ſelbſt bereitete, durch die Straßen von Neapel zu ſeinen Kranken, und jeder wich ihm ſcheu aus. Nur in der höchſten Noth wandte man ſich an ihn, aber niemals ſchlug er es aus einen Kranken zu beſuchen, hatte er dabei auch nicht ſonderlichen Gewinn zu hoffen. Mehrere Weiber ſtarben ihm ſchnell; immer waren ſie ausnehmend ſchön und insgemein Landdirnen geweſen. Er ſperrte ſie ein und erlaubte ihnen nur unter Begleitung einer alten ekelhaft häßlichen Frau die Meſſe zu hören. Dieſe Alte war unbeſtechlich; jeder noch ſo liſtig angelegte Verſuch junger Lüſtlinge, den ſchönen Frauen des Trabacchio näher zu kommen, blieb fruchtlos. Unerachtet Doktor Trabacchio von Reichen ſich gut bezahlen ließ, ſo ſtand doch ſeine Einnahme mit dem Reichthum an Geld und Kleinodien, den er in ſeinem Hauſe aufgehäuft hatte und den er niemandem verhehlte, in keinem Verhältniß. Dabei war er zu Zeiten freigebig bis zur Verſchwendung, und hatte die Gewohnheit jedesmal, wenn ihm eine Frau geſtorben, ein Gaſtmahl zu geben, deſſen Aufwand wohl doppelt ſo viel betrug, als die reichſte Einnahme, die ihm ſeine Praxis ein ganzes Jahr hindurch verſchaffte. Mit ſeiner letzten Frau hatte er einen Sohn erzeugt, den er eben ſo einſperrte, wie ſeine Weiber; niemand bekam ihn zu ſehen. Nur bei dem Gaſtmahl, das er nach dem Tode dieſer Frau gab, ſaß der kleine dreijährige Knabe an ſeiner Seite, und alle Gäſte waren über die Schönheit und die Klugheit des Kindes, das man, verrieth ſein körperliches Anſehen nicht ſein Alter, ſeinem Benehmen nach wenigſtens für zwölfjährig hätte halten können. Eben bei dieſem Gaſtmahl äußerte der Doktor Trabacchio, daß, da nunmehr ſein Wunſch, einen Sohn zu haben, erreicht ſei, er nicht mehr heirathen werde. Sein übermäßiger Reichthum, aber noch mehr ſein geheimnißvolles Weſen, ſeine wunderbaren Curen, die bis ins Unglaubliche gingen, da blos einigen von ihm bereiteten und eingeflößten Tropfen, ja oft blos ſeiner Betaſtung, ſeinem Blick, die hartnäckigſten Krankheiten wichen, gab endlich Anlaß zu allerlei ſeltſamen Gerüchten, die ſich in Neapel verbreiteten. Man hielt den Doktor Trabacchio für einen Alchymiſten, für einen Teufelsbeſchwörer, ja man gab ihm endlich Schuld, daß er mit dem Satan im Bündniß ſtehe. Die letzte Sage entſtand aus einer ſeltſamen Begebenheit, die ſich mit einigen Edelleuten in Neapel zutrug. Dieſe kehrten einſt ſpät in der Nacht von einem Gaſtmahl zurück und geriethen, da ſie im Weinrauſch den Weg verfehlt, in eine einſame verdächtige Gegend. Da rauſchte und raſchelte es vor ihnen und ſie wurden mit Entſetzen gewahr, daß ein großer leuchtendrother Hahn, ein zackicht Hirſchgeweihe auf dem Kopfe tragend, mit ausgebreiteten Flügeln daher ſchritt, und ſie mit menſchlichen funkelnden Augen anſtarrte. Sie drängten ſich in eine Ecke, der Hahn ſchritt vorüber, und ihm folgte eine große Figur in glänzendem goldverbrämten Mantel. So wie die Geſtalten vorüber waren, ſagte einer von den Edelleuten leiſe: Das war der Wunderdoktor Trabacchio. Alle nüchtern geworden durch den entſetzlichen Spuk, ermuthigten ſich und folgten dem angeblichen Doktor mit dem Hahn, deſſen Leuchten den genommenen Weg zeigte. Sie ſahen, wie die Geſtalten wirklich auf das Haus des Doktors, das auf einem fernen leeren öden Platze ſtand, zuſchritten. Vor dem Hauſe angekommen, rauſchte der Hahn in die Höhe, und ſchlug mit den Flügeln an das große Fenſter über dem Balkon, das ſich klirrend öffnete; die Stimme eines alten Weibes meckerte: „Kommt — kommt nach Haus — kommt nach Haus — warm iſt das Bett, und Liebchen wartet lange ſchon — lange ſchon!“ Da war es, als ſtiege der Doktor auf einer unſichtbaren Leiter empor, und rauſche nach dem Hahn durch das Fenſter, welches zugeſchlagen wurde, daß es die einſame Straße entlang klirrte und dröhnte. Alles war im ſchwarzen Dunkel der Nacht verſchwunden und die Edelleute ſtanden ſtumm und ſtarr vor Grauſen und Entſetzen. Dieſer Spuk, die Ueberzeugung der Edelleute, daß die Geſtalt, der der teufliſche Hahn vorleuchtete, niemand anders, als der verrufene Doktor Trabacchio geweſen, war für das geiſtliche Gericht, dem Alles zu Ohren kam, genug, dem ſataniſchen Wundermann ſorglich in aller Stille nachzuſpüren. Man brachte in der That heraus, daß in den Zimmern des Doktors ſich oft ein rother Hahn befand, mit dem er auf wunderliche Weiſe zu ſprechen und zu diſputiren ſchien, als ſprächen Gelehrte über zweifelhafte Gegenſtände ihres Wiſſens. Das geiſtliche Gericht war im Begriff den Doktor Trabacchio einzuziehen als einen verruchten Hexenmeiſter; aber das weltliche Gericht kam dem geiſtlichen zuvor und ließ den Doktor durch die Sbirren aufheben und ins Gefängniß ſchleppen, da er eben von dem Beſuch eines Kranken heimkehrte. Die Alte war ſchon früher aus dem Hauſe geholt worden, den Knaben hatte man nicht finden können. Die Thüren der Zimmer wurden verſchloſſen und verſiegelt, Wachen rings um das Haus geſtellt. — Folgendes war der Grund dieſes gerichtlichen Verfahrens. Seit einiger Zeit ſtarben mehrere angeſehene Perſonen in Neapel und in der umliegenden Gegend und zwar nach der Aerzte einſtimmigem Urtheil an Gift. Dies hatte viele Unterſuchungen veranlaßt, die fruchtlos blieben, bis endlich ein junger Menſch in Neapel, ein bekannter Wüſtling und Verſchwender, deſſen Oheim vergiftet worden, die gräßliche That mit dem Zuſatz eingeſtand, daß er das Gift von dem alten Weibe, der Haushälterin Trabacchio's gekauft habe. Man ſpürte der Alten nach, und ertappte ſie, als ſie eben ein feſtverſchloſſenes kleines Kiſtchen forttragen wollte, in dem man kleine Phiolen fand, die mit den Namen von allerlei Arzneimitteln verſehen waren, unerachtet ſie flüſſiges Gift enthielten. Die Alte wollte nichts eingeſtehen; als man ihr indeſſen mit der Tortur drohte, da bekannte ſie, daß der Doktor Trabacchio ſchon ſeit vielen Jahren jenes künſtliche Gift, das unter dem Namen Aqua Toffana bekannt ſei, bereite, und daß der geheime Verkauf dieſes Gifts, der durch ſie bewirkt worden, beſtändig ſeine reichſte Erwerbsquelle geweſen. Ferner ſei es nur zu gewiß, daß er mit dem Satan im Bündniß ſtehe, der in verſchiedenen Geſtalten bei ihm einkehre. Jedes ſeiner Weiber habe ihm ein Kind geboren, ohne daß es jemand außer dem Hauſe geahnet. Das Kind habe er denn allemal, nachdem es neun Wochen, oder neun Monate alt geworden, unter beſonderen Zurüſtungen und Feierlichkeiten auf unmenſchliche Weiſe geſchlachtet, indem er ihm die Bruſt aufgeſchnitten und das Herz herausgenommen. Jedesmal ſei der Satan bei dieſer Operation, bald in dieſer, bald in jener Geſtalt, meiſtens aber als Fledermaus mit menſchlicher Larve, erſchienen, und habe mit breiten Flügeln das Kohlfeuer angefacht, bei dem Trabacchio aus des Kindes Herzblut köſtliche Tropfen bereitet, die jeder Siechheit kräftig widerſtänden. Die Weiber hätte Trabacchio bald nachher auf dieſe, oder jene heimliche Weiſe getödtet, ſo daß der ſchärfſte Blick des Arztes wohl nie auch die kleinſte Spur der Ermordung habe auffinden können. Nur Trabacchio's letztes Weib, die ihm einen Sohn geboren, der noch lebe, ſei des natürlichen Todes geſtorben. —

Der Doktor Trabacchio geſtand alles unverhohlen ein und ſchien eine Freude daran zu finden, das Gericht mit den ſchauerlichen Erzählungen ſeiner Unthaten und vorzüglich der nähern Umſtände ſeines entſetzlichen Bündniſſes mit dem Satan in Verwirrung zu ſetzen. Die Geiſtlichen, welche dem Gericht beiwohnten, gaben ſich alle nur erſinnliche Mühe, den Doktor zur Reue und zur Erkenntniß ſeiner Sünden zu bringen; aber es blieb vergebens, da Trabacchio ſie nur verhöhnte und verlachte. Beide, die Alte und Trabacchio, wurden zum Scheiterhauſen verurtheilt. — Man hatte unterdeſſen das Haus des Doktors unterſucht und alle ſeine Reichthümer hervorgeholt, die, nach Abzug der Gerichtskoſten, an die Hoſpitäler vertheilt werden ſollten. In Trabacchio's Bibliothek fand man nicht ein einziges verdächtiges Buch und noch viel weniger gab es Geräthſchaften, die auf die ſataniſche Kunſt, die der Doktor getrieben, hätten hindeuten ſollen. Nur ein verſchloſſenes Gewölbe, deſſen viele durch die Mauer herausragende Röhren das Laboratorium verriethen, widerſtand, als man es öffnen wollte, aller Kunſt und aller Gewalt. Ja, wenn Schloſſer und Maurer unter Aufſicht des Gerichts ſich eifrig bemühten, endlich durchzubrechen, ſo daß wohl der Zweck erreicht werden wäre, da kreiſchten im Innern des Gewölbes entſetzliche Stimmen, es rauſchte auf und nieder, wie mit eiskalten Flügeln ſchlug es an die Geſichter der Arbeiter und ein ſchneidender Zugwind pfiff in gellenden gräßlichen Tönen durch den Gang, ſo daß von Grauſen und Entſetzen ergriffen alle flohen, und am Ende niemand mehr ſich an die Thür des Gewölbes wagen wollte, aus Furcht wahnſinnig zu werden vor Angſt und Schrecken. Den Geiſtlichen, die ſich der Thür nahten, ging es nicht beſſer und es blieb nichts übrig, als die Ankunft eines alten Dominikaners aus Palermo zu erwarten, deſſen Standhaftigkeit und Frömmigkeit bisher alle Künſte des Satans weichen mußten. Als dieſer Mönch ſich nun in Neapel befand, war er bereit den teufliſchen Spuk in Trabacchio's Gewölbe zu bekämpfen, und verfügte ſich hin, ausgerüſtet mit Kreuz und Weihwaſſer, begleitet von mehreren Geiſtlichen und Gerichtsperſonen, die aber weit von der Thür entfernt blieben. Der alte Dominikaner ging betend auf die Thür los; aber da erhob ſich heftiger das Ziſchen und Brauſen, und die entſetzlichen Stimmen verworfener Geiſter lachten gellend heraus. Der Geiſtliche ließ ſich jedoch nicht irre machen; er betete kräftiger das Cruzifix emporhaltend und die Thür mit Weihwaſſer beſprengend. „Man gebe mir ein Brecheiſen!“ rief er laut; zitternd reichte es ihm ein Maurerburſche hin, aber kaum ſetzte es der alte Mönch an die Thür, als ſie mit furchtbar erſchütterndem Knall aufſprang. Blaue Flammen leckten überall an den Wänden des Gewölbes herauf und eine betäubende erſtickende Hitze ſtrömte aus dem Innern. Demungeachtet wollte der Dominikaner hineintreten; da ſtürzte der Boden des Gewölbes ein, daß das ganze Haus erdröhnte und Flammen praſſelten aus dem Abgrunde hervor, die wüthend um ſich griffen und alles ringsumher erfaßten. Schnell mußte der Dominikaner mit ſeiner Begleitung fliehen, um nicht zu verbrennen, oder verſchüttet zu werden. Kaum waren ſie auf der Straße, als das ganze Haus des Doktors Trabacchio in Flammen ſtand. Das Volk lief zuſammen und jauchzte und jubelte, als es des verruchten Hexenmeiſters Wohnung brennen ſah, ohne auch nur das mindeſte zur Rettung zu thun. Schon war das Dach eingeſtürzt, das inwendige Holzwerk flammte zu den Wänden heraus und nur die ſtarken Balken des obern Stocks widerſtanden noch der Gewalt des Feuers. Aber vor Entſetzen ſchrie das Volk auf, als es Trabacchio's zwölfjährigen Sohn mit einem Kiſtchen unter dem Arm einen dieſer glimmenden Balken entlang ſchreiten ſah. Nur einen Moment dauerte dieſe Erſcheinung, ſie verſchwand plötzlich in den hochaufſchlagenden Flammen. — Der Doktor Trabacchio ſchien ſich herzinniglich zu freuen, als er dieſe Begebenheit erfuhr und ging mit verwegener Frechheit zum Tode. Als man ihn an den Pfahl band, lachte er hell auf und ſagte zu dem Henker, der ihn mordluſtig recht feſt anſchnürte: „Sieh Dich vor, Geſelle, daß dieſe Stricke nicht an Deinen Fäuſten brennen.“ Dem Mönch, der ſich ihm zuletzt noch nahen wollte, rief er mit fürchterlicher Stimme zu: „Fort! — zurück von mir! Glaubſt Du denn, daß ich ſo dumm ſeyn werde, Euch zu Gefallen einen ſchmerzlichen Tod zu leiden? — noch iſt meine Stunde nicht gekommen.“ — Nun fing das angezündete Holz an zu praſſeln; kaum erreichte aber die Flamme den Trabacchio, als es hell aufloderte, wie Strohfeuer und von einer fernen Anhöhe ein gellendes Hohngelächter ſich hören ließ. Alles ſchaute hin und Grauſen ergriff das Volk, als es den Doktor Trabacchio leibhaftig in dem ſchwarzen Kleide, dem goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrempten ſpaniſchen Hut mit der rothen Feder auf dem Kopfe, das Kiſtchen unter dem Arm, ganz wie er ſonſt durch die Straßen von Neapel zu laufen pflegte, erblickte. Reiter, Sbirren, hundert andere aus dem Volk ſtürzten hin nach dem Hügel, aber Trabacchio war und blieb verſchwunden. Die Alte gab ihren Geiſt auf unter den entſetzlichſten Qualen, unter den gräßlichſten Verwünſchungen ihres verruchten Herrn, mit dem ſie unzählige Verbrechen getheilt. —

Der ſogenannte Ignaz Denner war nun kein anderer, als eben der Sohn des Doktors, der ſich damals durch die hölliſchen Künſte ſeines Vaters mit einem Kiſtchen der ſeltenſten und geheimnißvollſten Koſtbarkeiten aus den Flammen rettete. Schon ſeit der früheſten Jugend unterrichtete ihn der Vater in den geheimen Wiſſenſchaften und ſeine Seele war dem Teufel verſchrieben, noch ehe er ſein volles Bewußtſein erlangt. Als man den Doktor Trabacchio ins Gefängniß warf, blieb der Knabe in dem geheimnißvollen verſchloſſenen Gewölbe unter den verworfenen Geiſtern, die des Vaters hölliſcher Zauber hineingebannt; da aber endlich dieſer Zauber der Macht des Dominikaners weichen mußte, ließ der Knabe die verborgenen mechaniſchen Kräfte wirken, und Flammen entzündeten ſich, die in wenigen Minuten das ganze Haus in Brand ſteckten, während der Knabe ſelbſt unverſehrt durch das Feuer fort zum Thore hinaus in den Wald eilte, den ihm der Vater bezeichnet hatte. Nicht lange dauerte es, ſo erſchien auch Doktor Trabacchio, und floh ſchnell mit dem Sohne, bis ſie wohl an drei Tagereiſen von Neapel in die Ruinen eines alten römiſchen Gebäudes kamen, wo der Eingang zu einer weiten geräumigen Höhle verſteckt lag. Hier wurde der Doktor Trabacchio von einer zahlreichen Räuberbande, mit der er längſt in Verbindung geſtanden, und der er durch ſeine geheime Wiſſenſchaft die weſentlichſten Dienſte geleiſtet, mit lautem Jubel empfangen. Die Räuber wollten ihn mit nichts Geringerem lohnen, als mit der Krönung zum Räuberkönige, wodurch er ſich zum Oberhaupt aller Banden, die in Italien und dem ſüdlichen Deutſchland verbreitet waren, aufgeſchwungen hätte. Der Doktor Trabacchio erklärte, dieſe Würde nicht annehmen zu können, da er der beſondern Conſtellation wegen, die über ihm walte, nunmehr ein ganz unſtetes Leben führen müſſe und von keinem Verhältniß gebunden werden könne; doch werde er noch immer den Räubern mit ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft beiſtehen, und ſich dann und wann ſehen laſſen. Da beſchloſſen die Räuber, den zwölfjährigen Trabacchio zum Räuberkönige zu wählen und damit war der Doktor höchlich zufrieden, ſo daß der Knabe von Stund an unter den Räubern blieb, und, als er funfzehn Jahr alt worden, ſchon als wirkliches Oberhaupt mit ihnen auszog. Sein ganzes Leben war von nun an ein Gewebe von Greuelthaten und Teufelskünſten, in welche ihn der Vater, der ſich oftmals blicken ließ und zuweilen Wochenlang einſam mit ſeinem Sohne in der Höhle blieb, immer mehr einweihte. Die kräftigen Maßregeln des Königs von Neapel gegen die Räuberbanden, die immer kecker und verwegener wurden, noch mehr aber die entſtandenen Zwiſtigkeiten der Räuber hoben endlich das gefährliche Bündniß unter einem Oberhaupt auf und den Trabacchio ſelbſt, der ſich durch ſeinen Stolz und durch ſeine Grauſamkeit verhaßt gemacht hatte, konnten ſeine vom Vater erlernte Teufelskünſte nicht vor den Dolchen ſeiner Untergebenen ſchützen. Er floh nach der Schweiz, gab ſich den Namen Ignaz Denner, und beſuchte als reiſender Kaufmann die Meſſen und Jahrmärkte in Deutſchland, bis ſich aus den zerſtreuten Gliedern jener großen Bande eine kleinere bildete, die den vormaligen Räuberkönig zu ihrem Oberhaupt wählte. Trabacchio verſicherte, wie ſein Vater noch zur Stunde lebe, ihn noch im Gefängniß beſucht, und Rettung von der Gerichtsſtätte verſprochen habe. Nur dadurch, daß, wie er nun wohl einſehe, göttliche Schickung den Andres vom Tode errettet, ſei die Macht ſeines Vaters entkräftet worden, und er wolle nun als reuiger Sünder allen Teufelskünſten abſchwören und geduldig die gerechte Todesſtrafe erleiden. —

Andres, der alles dieſes aus dem Munde des Grafen von Vach erfuhr, zweifelte keinen Augenblick, daß es wohl eben Trabacchio's Bande geweſen, die ehemals im Neapolitaniſchen ſeinen Herrn anfiel, ſo wie er überzeugt war, daß der alte Doktor Trabacchio ſelbſt im Gefängniß ihm wie der leibhaftige Satan erſchien und verlocken wollte zum böſen Beginnen. Nun ſah er erſt recht ein, in welch' großer Gefahr er geſchwebt hatte ſeit der Zeit, als Trabacchio in ſein Haus getreten; wiewohl er noch immer nicht begreifen konnte, warum es denn der Verruchte ſo ganz und gar auf ihn und ſein Weib gemünzt hatte, da der Vortheil, den er aus ſeinem Aufenthalt in dem Jägerhauſe zog, nicht ſo bedeutend ſeyn konnte.

Andres befand ſich nach den entſetzlichen Stürmen nun in ruhiger glücklicher Lage, allein zu erſchütternd hatten jene Stürme getobt, um nicht in ſeinem ganzen Leben dumpf nachzuhallen. Außer dem, daß Andres, ſonſt ein ſtarker kräftiger Mann, durch den Gram, durch das lange Gefängniß, ja durch den unſäglichen Schmerz der Tortur körperlich zu Grunde gerichtet, ſiech und krank daher ſchwankte und kaum noch die Jagd treiben konnte, ſo welkte auch Giorgina, deren zärtliche Natur von dem Grame, von der Angſt, von dem Entſetzen, wie von brennender Gluth aufgezehrt wurde, zuſehends hin. Keine Hülfe war für ſie mehr vorhanden, ſie ſtarb wenige Monate nach ihres Mannes Rückkehr. Andres wollte verzweifeln und nur der wunderſchöne kluge Knabe, der Mutter getreues Ebenbild, vermochte ihn zu tröſten. Um dieſes willen that er alles, ſein Leben zu erhalten, und ſich ſo viel als möglich zu kräftigen, ſo daß er nach Verlauf von beinahe zwei Jahren wohl an Geſundheit zugenommen und manchen luſtigen Jägergang in den Forſt unternehmen konnte. — Der Prozeß wider den Trabacchio hatte endlich ſein Ende erreicht und er war, ſo wie vor alter Zeit ſein Vater, zum Tode durchs Feuer verdammt worden, den er in wenigen Zeit erleiden ſollte. —

Andres kam eines Tages, als die Abenddämmerung ſchon eingebrochen, mit ſeinem Knaben aus dem Forſt zurück; ſchon war er dem Schloſſe nahe, als er ein klägliches Gewimmer vernahm, das aus dem ihm nahen ausgetrockneten Feldgraben zu kommen ſchien. Er eilte näher und erblickte einen Menſchen, der in elende ſchmutzige Lumpen gehüllt, im Graben lag und unter großen Schmerzen den Geiſt aufgeben zu wollen ſchien. Andres warf Flinte und Büchſenſack ab, und zog mit Mühe den Unglücklichen heraus; aber als er nun dem Menſchen ins Geſicht blickte, erkannte er mit Entſetzen den Trabacchio. Zurückſchaudernd ließ er von ihm ab; aber da wimmerte Trabacchio dumpf: „Andres, Andres, biſt Du es? um der Barmherzigkeit Gottes willen, der ich meine Seele empfohlen, habe Mitleid mit mir! Wenn Du mich retteſt, retteſt Du eine Seele von ewiger Verdammniß; denn bald ereilt mich ja der Tod, und noch nicht vollendet iſt meine Buße!“ „Verdammter Heuchler,“ ſchrie Andres auf; „Mörder meines Kindes, meines Weibes, hat Dich nicht der Satan wieder hergeführt, damit Du mich vielleicht noch verderbeſt! Ich habe mit Dir nichts zu ſchaffen. Stirb' und verrotte wie ein Aas, Verruchter!“ Andres wollte ihn zurückſtoßen in den Graben; da heulte Trabacchio in wildem Jammer: „Andres! Du retteſt den Vater Deines Weibes, Deiner Giorgina, die für mich betet am Throne des Höchſten!“ Andres ſchauderte zuſammen; mit Giorgina's Namen fühlte er ſich von ſchmerzlicher Wehmuth ergriffen. Mitleid mit dem Mörder ſeiner Ruhe, ſeines Glücks, durchdrang ihn, er erfaßte den Trabacchio, lud ihn mit Mühe auf und trug ihn nach ſeiner Wohnung, wo er ihn mit ſtärkenden Mitteln erquickte. Bald erwachte Trabacchio aus der Ohnmacht, in die er verſunken.

In der Nacht vor der Hinrichtung ergriff den Trabacchio die entſetzlichſte Todesangſt; er war überzeugt, daß ihn nichts mehr von der namenloſen Marter des Feuertodes retten würde. Da faßte und rüttelte er in wahnſinniger Verzweiflung die Eiſenſtäbe des Gitterfenſters und zerbröckelt blieben ſie in ſeinen Händen. Ein Strahl der Hoffnung fiel in ſeine Seele. Man hatte ihn in einen Thurm dicht neben dem trocknen Stadtgraben geſperrt; er ſchaute in die Tiefe und der Entſchluß ſich hinabzuſtürzen, und ſo ſich zu retten, oder zu ſterben, war auf der Stelle gefaßt. Der Ketten hatte er ſich bald mit geringer Anſtrengung entledigt. Als er ſich hinauswarf, vergingen ihm die Sinne, er erwachte, als die Sonne hell ſtrahlte. Da ſah er, wie er zwiſchen Strauchwerk in hohes Gras gefallen, aber an allen Gliedern verſtaucht und verrenkt, vermochte er ſich nicht zu regen und zu rühren. Schmeißfliegen und anderes Ungeziefer ſetzten ſich auf ſeinen halbnackten Körper und ſtachen und leckten ſein Blut, ohne daß er ſie abwehren konnte. So brachte er einen martervollen Tag hin. Erſt des Nachts gelang es ihm weiter zu kriechen und er war glücklich genug, an eine Stelle zu kommen, wo ſich etwas Regenwaſſer geſammelt hatte, welches er begierig einſchlürfte. Er fühlte ſich geſtärkt und vermochte mühſam hinanzuklimmen und ſich fortzuſchleichen, bis er den Forſt erreichte, der unfern von Fulda anhob und ſich beinahe bis an das Bachſche Schloß erſtreckte. So war er bis in die Gegend gekommen, wo ihn Andres mit dem Tode ringend fand. Die entſetzliche Anſtrengung der letzten Kraft hatte ihn ganz erſchöpft und wenige Minuten ſpäter hätte ihn Andres ſicherlich todt gefunden. Ohne daran zu denken, was künftig mit dem Trabacchio, der der Obrigkeit entflohen, werden ſollte, brachte ihn Andres in ein einſames Zimmer und pflegte ihn auf alle nur mögliche Weiſe, aber ſo behutſam ging er dabei zu Werke, daß niemand die Anweſenheit des Fremden ahnte; denn ſelbſt der Knabe, gewohnt dem Vater blindlings zu gehorchen, verſchwieg getreulich das Geheimniß. Andres frug nun den Trabacchio, „ob er denn gewiß und wahrhaftig Giorgina's Vater ſei.“ „Allerdings bin ich das,“ erwiederte Trabacchio. „In der Gegend von Neapel entführte ich einſt ein bildſchönes Mädchen, die mir eine Tochter gebar. Nun weißt Du ſchon, Andres, daß eines der größten Kunſtſtücke meines Vaters die Bereitung jenes köſtlichen wunderſamen Liquors war, wozu das Hauptingredienz das Herzblut von Kindern iſt, die neun Wochen, neun Monate, oder neun Jahre alt und von den Eltern dem Laboranten freiwillig anvertraut ſeyn müſſen. Je näher die Kinder mit dem Laboranten in Beziehung ſtehen, deſto wirkungsvoller entſteht aus ihrem Herzblut Lebenskraft, ſtete Verjüngung, ja ſelbſt die Bereitung des köſtlichen Goldes. Deshalb ſchlachtete mein Vater ſeine Kinder und ich war froh, das Töchterlein, das mir mein Weib geboren, auf ſolche verruchte Weiſe höheren Zwecken opfern zu können. Noch kann ich nicht begreifen, auf welche Weiſe mein Weib die böſe Abſicht ahnte; aber ſie war vor Ablauf der neunten Woche verſchwunden und erſt nach mehreren Jahren erfuhr ich, daß ſie in Neapel geſtorben ſei und ihre Tochter Giorgina bei einem grämlichen geizhalſigen Gaſtwirth erzogen würde. Eben ſo wurde mir ihre Verheirathung mit Dir und Dein Aufenthalt bekannt. Nun kannſt Du Dir erklären, Andres, warum ich Deinem Weibe gewogen war und warum ich, ganz erfüllt von meinen verruchten Teufelskünſten, Deinen Kindern ſo nachſtellte. — Aber Dir Andres, Dir allein und Deiner wunderbaren Rettung durch Gottes Allmacht verdanke ich meine tiefe Reue, meine innere Zerknirſchung. Uebrigens iſt das Kiſtchen mit Kleinodien, das ich Deinem Weibe gab, dasjenige, welches ich auf des Vaters Geheiß aus den Flammen rettete, Du kannſt es getroſt aufbewahren für Deinen Knaben.“ „Das Kiſtchen,“ fiel Andres ein, „hat Euch ja Giorgina wieder gegeben an jenem ſchrecklichen Tage, da Ihr den gräßlichen Mord verübtet?“

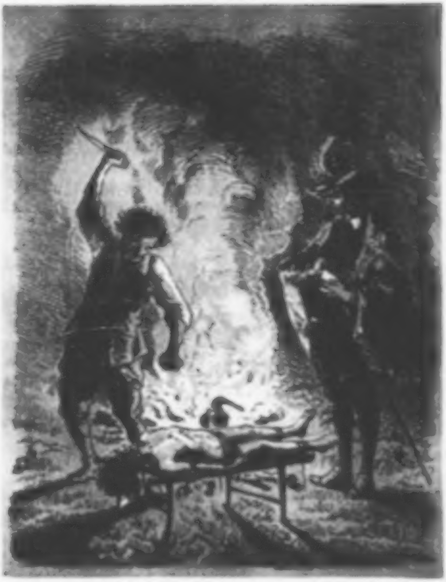
„Allerdings,“ erwiederte Trabacchio; „allein ohne daß es Giorgina wußte, kam es wieder in Euern Beſitz. Seht nur nach in der großen ſchwarzen Truhe, die in Euerm Hausflur ſteht, da werdet Ihr das Kiſtchen auf dem Boden finden.“ Andres ſuchte in der Truhe und fand das Kiſtchen wirklich ganz in dem Zuſtande wieder, wie er es damals zum erſtenmal von Trabacchio in Verwahrung erhalten. —

Andres fühlte in ſich unheimlichen Unmuth, ja er konnte ſich des Wunſches nicht erwehren, daß Trabacchio todt geweſen ſeyn möge, als er ihn im Graben fand. Freilich ſchien Trabacchio's

Reue und Buße wahrhaftig zu ſeyn; denn ohne ſeine Clauſe zu verlaſſen, brachte er ſeine Zeit nur damit hin, in andächtigen Büchern zu leſen und ſeine einzige Ergötzlichkeit war die Unterhaltung mit dem kleinen Georg, den er über Alles zu lieben ſchien. Andres beſchloß indeſſen doch auf ſeiner Hut zu ſeyn und eröffnete bei erſter Gelegenheit das ganze Geheimniß dem Grafen von Bach, der über das ſeltene Spiel des Schickſals nicht wenig verwundert war. So vergingen einige Monate, der Spätherbſt war eingetreten und Andres mehr auf der Jagd, als ſonſt. Der Kleine blieb gewöhnlich bei dem Großvater und einem alten Jäger, der um das Geheimniß wußte. Eines Abends war Andres von der Jagd zurückgekehrt, als der alte Jäger hineintrat und nach ſeiner treuherzigen Weiſe anfing: „Herr, Ihr habt einen böſen Kumpan im Hauſe. Zu dem kommt der Gott ſei bei uns! durch's Fenſter und geht wieder ab in Rauch und Dampf.“ Dem Andres wurde es bei dieſer Rede zu Muth, als hätt' ihn ein Blitzſtrahl getroffen. Er wußte nur zu genau, was das zu bedeuten hatte, als ihm der alte Jäger weiter erzählte, wie er ſchon mehrere Tage hinter einander in ſpäter Abenddämmerung in Trabacchio's Zimmer ſeltſame Stimmen gehört, die wie im Zank durch einander geplappert, und heute zum zweitenmal habe es ihm, indem er Trabacchio's Thüre ſchnell geöffnet, geſchienen, als tauſche eine Geſtalt im rothen goldverbrämten Mantel zum Fenſter hinaus. In vollem Zorn eilte Andres herauf zum Trabacchio, hielt ihm vor, was ſein Jäger ausgeſagt und kündigte ihm an, daß er ſich's gefallen laſſen müſſe, ins Schloßgefängniß geſperrt zu werden, wenn er nicht allen böſen Tritten entſage. Trabacchio blieb ruhig, und erwiederte im wehmüthigen Ton: „Ach, lieber Andres! nur zu wahr iſt es, daß mein Vater, deſſen Stündlein noch immer nicht gekommen, mich auf unerhörte Weiſe peinigt und quält. Er will, daß ich mich ihm wieder zuwende, und der Frömmigkeit, dem Heil meiner Seele entſage, allein ich bin ſtandhaft geblieben, und glaube nicht, daß er wiederkehren wird, da er geſehen, daß er nicht mehr über mich Macht hat. Bleibe ruhig, lieber Sohn Andres! und laß mich bei Dir als ein frommer Chriſt verſöhnt mit Gott ſterben!“ In der That ſchien auch die feindliche Geſtalt auszubleiben, indeſſen war es, als würden Trabacchio's Augen wieder glühender, er lächelte zuweilen ſo ſeltſam höhniſch, wie ſonſt. Während der Betſtunde, die Andres jeden Abend mit ihm zu halten pflegte, ſchien er oft krampfhaft zu erzittern; zuweilen ſtrich eine ſeltſam pfeifende Zugluft durch das Zimmer, welche die Blätter der Gebetbücher raſchelnd umſchlug, ja die Bücher ſelbſt dem Andres aus den Händen warf. „Gottloſer Trabacchio, verruchter Satan! Du biſt es, der hier hölliſchen Spuk treibt! Was willſt Du von mir? hebe Dich weg, denn Du haſt keine Macht über mich! — hebe Dich weg!“ — So rief Andres mit ſtarker Stimme! Da lachte es höhniſch durch das Zimmer hin, und ſchlug wie mit ſchwarzen Fittigen an das Fenſter. Und doch war es nur der Regen, der an das Fenſter geſchlagen, und der Herbſtwind, der durch das Zimmer geheult, wie Trabacchio meinte, als das Unweſen wieder einmal recht arg war und Georg vor Angſt weinte.

„Nein,“ rief Andres: „Euer gottloſer Vater könnte hier nicht ſo herumſpuken, wenn Ihr aller und jeder Gemeinſchaft mit ihm entſagt hättet. Ihr müßt fort von mir. Eure Wohnung iſt Euch längſt bereitet. Ihr müßt fort ins Schloßgefängniß; dort möget Ihr Euern Spuk treiben, wie Ihr wollt.“ Trabacchio weinte heftig, er bat um aller Heiligen willen ihn im Hauſe zu dulden und Georg, ohne zu begreifen, was das Alles wohl bedeute, ſtimmte in ſeine Bitten ein. „So bleibt denn noch morgen hier,“ ſagte Andres, „ich will ſehen, wie es mit der Betſtunde gehen wird, wenn ich heimkomme von der Jagd.“ Am andern Tage gab es herrliches Herbſtwetter, und Andres verſprach ſich eine reiche Beute. Als er von dem Anſtand zurückkehrte, war es ganz finſter geworden. Er fühlte ſich im innerſten Gemüth beſonders bewegt; ſeine merkwürdigen Schickſale, Giorgina's Bild, ſein ermordeter Knabe traten ihm ſo lebendig vor Augen, daß er tief in ſich gekehrt, immer langſamer und langſamer den Jägern nachſchlenderte, bis er ſich endlich unverſehends auf einem Nebenwege allein im Forſt befand. Im Begriff zurückzukehren in den breiten Waldweg, wurde er ein blendendes Licht gewahr, welches durch das dickſte Gebüſch flackerte. Da ergriff ihn eine wunderbare verworrene Ahnung großer Greuelthat, die verübt werde; er drang durch das Dickicht, er war dem Feuer nahe, da ſtand des alten Trabacchio Geſtalt im goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrempten Hut mit rother Feder auf dem Kopfe, das Arzneikiſtchen unterm Arm. Mit glühenden Augen blickte die Geſtalt in das Feuer, das wie in roth und blau flammenden Schlangen unter einer Retorte hervorloderte. Vor dem Feuer lag Georg nackt ausgebreitet auf einer Art Roſt und der verruchte Sohn des ſataniſchen Doktors hatte hoch das funkelnde Meſſer erhoben zum Todesſtoß. Andres ſchrie auf vor Entſetzen; aber ſo wie der Mörder ſich umblickte, ſauſte ſchon die Kugel aus Andres Büchſe und Trabacchio ſtürzte mit zerſchmettertem Gehirn über das Feuer hin, das im Augenblick erloſch. Die Geſtalt des Doktors war verſchwunden. Andres ſprang hinzu, ſtieß den Leichnam bei Seite, band den armen Georg los und trug ihn ſchnell fort bis ins Haus. Dem Knaben fehlte nichts; nur die Todesangſt hatte ihn ohnmächtig gemacht. Den Andres trieb es heraus in den Wald, er wollte ſich von Trabacchio's Tode überzeugen und den Leichnam gleich verſcharren; er weckte daher den alten Jäger, der in tiefen, wahrſcheinlich von Trabacchio bewirkten Schlaf geſunken, und beide gingen mit Laterne, Hacke und Spaten an die nicht weit entlegene Stelle. Da lag der blutige Trabacchio; aber ſo wie Andres ſich näherte, richtete er ſich mit halbem Leibe auf, ſtarrte ihn gräßlich an und röchelte dumpf: „Mörder! Mörder des Vaters Deines Weibes, aber meine Teufel ſollen Dich quälen!“ „Fahre zur Hölle, Du ſataniſcher Böſewicht,“ ſchrie Andres, der dem Entſetzen, das ihn übermannen wollte, widerſtand; „fahre hin zur Hölle, Du, der Du den Tod hundertfältig verdient haſt, dem ich den Tod gab, weil er verruchten Mord an meinem Kinde, an dem Kinde ſeiner Tochter verüben wollte! Du haſt nur Buße und Frömmigkeit geheuchelt um ſchändlichen Verraths willen, aber nun bereitet der Satan manche Qual Deiner Seele die Du ihm verkauft.“ Da ſank Trabacchio heulend zurück und immer dumpfer und dumpfer wimmernd gab er ſeinen Geiſt auf. Nun gruben die beiden Männer ein tiefes Loch, in das ſie Trabacchio's Körper warfen. „Sein Blut komme nicht über mich!“ ſprach Andres, „aber ich konnte nicht anders, ich war dazu auserſehen von Gott, meinen Georg zu retten und hundertfältige Frevel zu rächen. Doch will ich für ſeine Seele beten und ein kleines Kreuz auf ſein Grab ſtellen.“ Als andern Tages Andres dieſes Vorhaben ausführen wollte, fand er die Erde aufgewühlt, der Leichnam war verſchwunden. Ob das nun von wilden Thieren, oder wie ſonſt bewirkt, blieb in Zweifel. Andres ging mit ſeinem Knaben und dem

Blatt 29



alten Jäger zum Grafen von Bach, und berichtete treulich die ganze Begebenheit. Der Graf von Bach billigte die That des Andres, der zur Rettung ſeines Sohnes einen Räuber und Mörder niedergeſtreckt hatte und ließ den ganzen Verlauf der Sache niederſchreiben und im Archiv des Schloſſes aufbewahren. —

Die ſchreckliche Begebenheit hatte den Andres tief im Innerſten erſchüttert, und wohl mochte er ſich deshalb, wenn die Nacht eingebrochen, ſchlaflos auf dem Lager wälzen. Aber wenn er ſo zwiſchen Wachen und Träumen hinbrütete, da hörte er es im Zimmer kniſtern und rauſchen, und ein rother Schein fuhr hindurch und verſchwand wieder. So wie er anfing zu horchen und zu ſchauen, da murmelte es dumpf: „Nun biſt Du Meiſter — Du haſt den Schatz — Du haſt den Schatz — gebeut über die Kraft, ſie iſt Dein! —“ Dem Andres war es, als wolle ein unbekanntes Gefühl ganz eigner Wohlbehaglichkeit und Lebensluſt in ihm aufgehen; aber ſo wie die Morgenröthe durch die Fenſter brach, da ermannte ſich Andres und betete, wie er es zu thun gewohnt, kräftig und inbrünſtig zu dem Herrn, der ſeine Seele erleuchtete. „Ich weiß was nun noch meines Amts und Berufs iſt, um den Verſucher zu bannen und die Sünde abzuwenden von meinem Hauſe!“ — So ſprach Andres, nahm Trabacchio's Kiſtchen und warf es, ohne es zu öffnen, in eine tiefe Bergſchlucht. Nun genoß Andres eines ruhigen heitern Alters, das keine feindliche Macht zu zerſtören vermochte.

Die Jeſuiterkirche in G.

In eine elende Poſtchaiſe gepackt, die die Motten, wie die Ratten Prospero's Fahrzeug, aus Inſtinkt verlaſſen hatten, hielt ich endlich, nach halsbrechender Fahrt, halbgerädert, vor dem Wirthshauſe auf dem Markte ni G. Alles Ungluck, das mir ſelbſt begegnen können, war auf meinen Wagen gefallen, der zerbrochen bei dem Poſtmeiſter der letzten Station lag. Vier magere abgetriebene Pferde ſchleppten nach mehreren Stunden endlich mit Hülfe meherer Bauern und meines Bedienten das baufällige Reiſehaus herbei; die Sachverſtändigen kamen, ſchüttelten die Köpfe und meinten, daß eine Hauptreparatur nöthig ſei, die zwei, auch wohl drei Tage dauern könne. Der Ort ſchien mir freundlich, die Gegend anmuthig und doch erſchrak ich nicht wenig über den mir gedrohten Aufenthalt. Warſt Du, günſtiger Leſer! jemals genöthigt, in einer kleinen Stadt, wo Du niemanden — niemanden kannteſt, wo Du jedem fremd bliebſt, drei Tage zu verweilen, und hat nicht irgend ein tiefer Schmerz den Drang nach gemüthlicher Mittheilung in Dir weggezehrt, ſo wirſt Du mein Unbehagen mit mir fühlen. In dem Wort geht ja erſt der Geiſt des Lebens auf in Allem um uns her; aber die Kleinſtädter ſind wie ein in ſich ſelbſt verübtes, abgeſchloſſenes Orcheſter eingeſpielt und eingeſungen, nur ihre eignen Stücke gehen rein und richtig, jeder Ton des Fremden diſſonirt ihren Ohren und bringt ſie augenblicklich zum Schweigen. — Recht mißlaunig ſchritt ich in meinem Zimmer auf und ab; da fiel mir plötzlich ein, daß ein Freund in der Heimath, der ehemals ein Paar Jahre hindurch in G. geweſen, oft von einem gelehrten geiſtreichen Manne ſprach, mit dem er damals viel umgegangen. Auch des Namens erinnerte ich mich: es war der Profeſſor im Jeſuiter-Collegio Aloyſius Walter. Ich beſchloß hinzugehen und meines Freundes Bekanntſchaft für mich ſelbſt zu nutzen. Man ſagte mir im Collegio, daß Profeſſor Walter zwar eben leſe, aber in kurzer Zeit endigen werde, und ſtellte mir frei, ob ich wiederkommen, oder in den äußeren Sälen verweilen wolle. Ich wählte das letzte. Ueberall ſind die Klöſter, die Collegien, die Kirchen der Jeſuiten in jenem italieniſchen Styl gebaut, der auf antike Form und Manier geſtützt, die Anmuth und Pracht dem heiligen Ernſt, der religiöſen Würde vorzieht. So waren auch hier die hohen, luftigen, hellen Säle mit reicher Architektur geſchmückt, und ſonderbar genug ſtachen gegen Heiligenbilder, die hie und da an den Wänden zwiſchen ioniſchen Säulen hingen, die Superporten ab, welche durchgehends Genientänze, oder gar Früchte und Leckerbiſſen der Küche darſtellten. — Der Profeſſor trat ein, ich erinnerte ihn an meinen Freund, und nahm auf die Zeit meines gezwungenen Aufenthalts ſeine Gaſtlichkeit in Anſpruch. Ganz, wie ihn mein Freund beſchrieben, fand ich den Profeſſor; hellgeſprächig — weltgewandt — kurz, ganz in der Manier des höheren Geiſtlichen, der wiſſenſchaftlich ausgebildet, oft genug über das Brevier hinweg in das Leben geſchaut hat, um genau zu wiſſen, wie es darin hergeht. Als ich ſein Zimmer auch mit moderner Eleganz eingerichtet fand, kam ich auf meine vorigen Bemerkungen in den Sälen zurück, die ich gegen den Profeſſor laut werden ließ. „Es iſt wahr,“ erwiederte er, „wir haben jenen düſtern Ernſt, jene ſonderbare Majeſtät des niederſchmetternden Tyrannen, die im gothiſchen Bau unſere Bruſt beklemmt, ja wohl ein unheimliches Grauen erregt, aus unſeren Gebäuden verbannt, und es iſt wohl verdienſtlich, unſern Werken die regſame Heiterkeit der Alten anzueignen.“ „Sollte aber,“ erwiederte ich, „nicht eben jene heilige Würde, jene hohe zum Himmel ſtrebende Majeſtät des gothiſchen Baues recht von dem wahren Geiſt des Chriſtenthums erzeugt ſeyn, der, überſinnlich, dem ſinnlichen, nur in dem Kreis des Irdiſchen bleibenden Geiſte der antiken Welt geradezu widerſtrebt?“ — Der Profeſſor lächelte. „Ei,“ ſprach er, „das höhere Reich ſoll man erkennen in dieſer Welt und dieſe Erkenntniß darf geweckt werden durch heitere Symbole, wie ſie das Leben, ja der aus jenem Reich ins irdiſche Leben herabgekommene Geiſt, darbietet. Unſere Heimath iſt wohl dort droben; aber ſo lange wir hier hauſen, iſt unſer Reich auch von dieſer Welt.“ Ja wohl, dachte ich: in Allem, was Ihr thatet, bewieſet Ihr, daß Euer Reich von dieſer Welt, ja nur allein von dieſer Welt iſt.

Ich ſagte aber das, was ich dachte, keinesweges dem Profeſſor Aloyſius Walter, welcher alſo fortfuhr: „Was Sie von der Pracht unſerer Gebäude hier am Orte ſagen, möchte ſich wohl nur auf die Annehmlichkeit der Form beziehen. Hier, wo der Marmor unerſchwinglich iſt, wo große Meiſter der Malerkunſt nicht arbeiten mögen, hat man ſich, der neuern Tendenz gemäß, mit Surrogaten behelfen müſſen. Wir thun viel, wenn wir uns zum polirten Gips verſteigen, mehrentheils ſchafft nur der Maler die verſchiedenen Marmorarten, wie es eben jetzt in unſerer Kirche geſchieht, die, Dank ſei es der Freigebigkeit unſerer Patrone, neu dekorirt wird.“ Ich äußerte den Wunſch, die Kirche zu ſehen; der Profeſſor führte mich hinab, und als ich in den korinthiſchen Säulengang, der das Schiff der Kirche formte, eintrat, fühlte ich wohl den nur zu freundlichen Eindruck der zierlichen Verhältniſſe. Dem Hochaltare links war ein hohes Gerüſte errichtet, auf dem ein Mann ſtand, der die Wände in Giallo antik übermalte. „Nun wie geht es, Bertholt?“ rief der Profeſſor hinauf. Der Maler wandte ſich nach uns um, aber gleich fuhr er wieder fort zu arbeiten, indem er mit dumpfer beinahe unvernehmbarer Stimme ſprach: „Viel Plage — krummes verworrenes Zeug — Kein Lineal zu brauchen — Thiere — Affen — Menſchengeſichter — Menſchengeſichter — o ich elender Thor!“ Das Letzte rief er laut mit einer Stimme, die nur der tiefſte im Innerſten wühlende Schmerz erzeugt; ich fühlte mich auf die ſeltſamſte Weiſe angeregt, jene Worte und der Ausdruck des Geſichts, der Blick, womit er zuvor den Profeſſor anſchaute, brachten mir das ganze zerriſſene Leben eines unglücklichen Künſtlers vor Augen. Der Mann mochte kaum über vierzig Jahr alt ſeyn; ſeine Geſtalt, war ſie auch durch den unförmlichen ſchmutzigen Maleranzug entſtellt, hatte was unbeſchreiblich edles, und der tiefe Gram konnte nur das Geſicht entfärben, das Feuer, was in den ſchwarzen Augen ſtrahlte, aber nicht auslöſchen. Ich frug den Profeſſor, was es mit dem Maler wohl für eine Bewandtniß hätte. „Es iſt ein fremder Künſtler,“ erwiederte er, „der ſich gerade zu der Zeit hier einfand, als die Reparatur der Kirche beſchloſſen worden. Er unternahm die Arbeit, die wir ihm antrugen, mit Freuden, und in der That war ſeine Ankunft ein Glücksfall für uns; denn weder hier, noch in der Gegend weit umher hätten wir einen Maler auftreiben können, der für alles, deſſen es hier zu malen bedarf, ſo tüchtig geweſen wäre.

Uebrigens iſt es der gutmüthigſte Menſch von der Welt, den wir alle recht lieben, und ſo kommt es denn, daß er in unſerm Collegio gut aufgenommen wurde. Außer dem anſehnlichen Honorar, das er für ſeine Arbeit erhält, verköſtigen wir ihn; dies iſt aber für uns ein ſehr geringer Aufwand, denn er iſt beinahe zu mäßig, welches freilich ſeinem kränklichen Körper zuſagen mag."

„Aber," fiel ich ein, „er ſchien heute ſo mürriſch — ſo aufgeregt." „Das hat ſeine beſondere Urſache," erwiederte der Profeſſor, „doch laſſen Sie uns einige ſchöne Gemälde der Seiten-Altäre anſchauen, die vor einiger Zeit ein glücklicher Zufall uns verſchaffte. Nur ein einziges Original, ein Dominichino, iſt dabei, die anderen ſind von unbekannten Meiſtern der italieniſchen Schule, aber, ſind Sie vorurtheilsfrei, ſo werden Sie geſtehen müſſen, daß jedes den berühmteſten Namen tragen dürfte." Ich fand es ganz ſo, wie der Profeſſor geſagt hatte. Es war ſeltſam, daß das einzige Original gerade zu den ſchwachern Stücken gehörte, war es nicht wirklich das ſchwächſte, und daß dagegen die Schönheit mancher Gemälde ohne Namen mich unwiderſtehlich hinriß. Ueber das Gemälde eines Altars war eine Decke herabgelaſſen; ich frug nach der Urſache. „Dies Bild," ſprach der Profeſſor, „iſt das ſchönſte, was wir beſitzen, es iſt das Werk eines jungen Künſtlers der neueren Zeit — gewiß ſein letztes, denn ſein Flug iſt gehemmt. — Wir mußten in dieſen Tagen das Gemälde aus gewiſſen Gründen verhängen laſſen, doch bin ich vielleicht morgen, oder übermorgen im Stande, es Ihnen zu zeigen." — Ich wollte weiter fragen, indeſſen ſchritt der Profeſſor raſch durch den Gang fort, und das war genug, um ſeine Unluſt zu zeigen, mir weiter zu antworten. Wir gingen in das Collegium zurück, und gern nahm ich des Profeſſors Einladung an, der mit mir Nachmittags einen nahgelegenen Luſtort beſuchen wollte. Spät kehrten wir heim, ein Gewitter war aufgeſtiegen, und kaum langte ich in meiner Wohnung an, als der Regen herabſtrömte. Es mochte wohl ſchon Mitternacht ſeyn, da klärte ſich der Himmel auf, und nur noch entfernt murmelte der Donner. Durch die geöffneten Fenſter wehte die laue, mit Wohlgerüchen geſchwängerte, Luft in das dumpfe Zimmer, ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, unerachtet ich müde genug war, noch einen Gang zu machen; es glückte mir, den mürriſchen Hausknecht, der ſchon ſeit zwei Stunden ſchnarchen mochte, zu erwecken, und ihn zu bedeuten, daß es kein Wahnſinn ſei, noch um Mitternacht ſpazieren zu gehen, bald befand ich mich auf der Straße. Als ich bei der Jeſuiterkirche vorüberging, fiel mir das blendende Licht auf, das durch ein Fenſter ſtrahlte. Die kleine Seitenpforte war nur angelehnt, ich trat hinein und wurde gewahr, daß vor einer hohen Blende eine Wachsfackel brannte. Näher gekommen bemerkte ich, daß vor der Blende ein Netz von Bindfaden aufgeſpannt war, hinter dem eine dunkle Geſtalt eine Leiter hinauf und hinunter ſprang, und in die Blende etwas hineinzuzeichnen ſchien. Es war Berthold, der den Schatten des Netzes mit ſchwarzer Farbe genau überzog. Neben der Leiter auf einer hohen Staffelei ſtand die Zeichnung eines Altars. Ich erſtaunte über den ſinnreichen Einfall. Biſt Du, günſtiger Leſer, mit der edlen Malerkunſt was weniges vertraut, ſo wirſt Du ohne weitere Erklärung ſogleich wiſſen, was es mit dem Netz, deſſen Schattenſtriche Berthold in die Blende hineinzeichnete, für eine Bewandtniß hat. Berthold ſollte in die Blende einen hervorſpringenden Altar malen. Um die kleine Zeichnung richtig in das Große zu übertragen, mußte er beides, den Entwurf und die Fläche, worauf der Entwurf ausgeführt werden ſollte, dem gewöhnlichen Verfahren gemäß mit einem Netz überziehn. Nun war es aber keine Fläche, ſondern eine halbrunde Blende, worauf gemalt werden ſollte; die Gleichung der Quadrate, die die krummen Linien des Netzes auf der Höhlung bildeten, mit den geraden des Entwurfs und die Berichtigung der architektoniſchen Verhältniſſe, die ſich herausſpringend darſtellen ſollten, war daher nicht anders zu finden, als auf jene einfache geniale Weiſe. Wohl hütete ich mich vor die Fackel zu treten, und mich ſo durch meinen Schlagſchatten zu verrathen, aber nahe genug zur Seite ſtand ich, um den Maler genau zu beobachten. Er ſchien mir ganz ein anderer, vielleicht war es nur Wirkung des Fackelſcheins, aber ſein Geſicht war geröthet, ſeine Augen blitzten wie vor innerm Wohlbehagen, und als er ſeine Linien fertig gezeichnet, ſtellte er ſich mit in die Seite geſtemmten Händen vor die Blende hin, und pfiff, die Arbeit beſchauend, ein muntres Liedchen. Nun wandte er ſich um und riß das aufgeſpannte Netz herunter. Da fiel ihm meine Geſtalt ins Auge, „he da! he da!“ rief er laut: „ſeid Ihr es Chriſtian?“ — Ich trat auf ihn zu, erklärte ihm, was mich in die Kirche gelockt, und, den ſinnreichen Einfall mit dem Schattennetz hochpreiſend, gab ich mich als Kenner und Ausüber der edlen Malerkunſt zu erkennen. Ohne mir darauf weiter zu antworten, ſprach Berthold: „Chriſtian iſt auch weiter nichts, als ein Faulenzer; treu wollte er aushalten bei mir die ganze Nacht hindurch, und nun liegt er gewiß irgendwo auf dem Ohr! — Mein Werk muß vorrücken, denn morgen malt ſich's vielleicht hier in der Blende teufelmäßig ſchlecht — und allein kann ich doch jetzt nichts machen.“ Ich erbot mich ihm behülflich zu ſeyn. Er lachte laut auf, faßte mich bei beiden Schultern und rief: „das iſt ein excellenter Spaß; was wird Chriſtian ſagen, wenn er morgen merkt, daß er ein Eſel iſt, und ich ſeiner gar nicht bedurft habe? Nun ſo kommt, fremder Geſelle und Bruder, helft mir erſt fein bauen.“ Er zündete einige Kerzen an, wir liefen durch die Kirche, ſchleppten Böcke und Bretter herbei und bald ſtand ein hohes Gerüſt in der Blende. „Nun friſch zugereicht,“ rief Berthold, indem er heraufſtieg. Ich erſtaunte über die Schnelligkeit, mit der Berthold die Zeichnung ins Große übertrug; keck zog er ſeine Linien, niemals gefehlt, immer richtig und rein. An dergleichen Dinge in früherer Zeit gewöhnt, half ich dem Maler treulich, indem ich, bald oben, bald unter ihm ſtehend, die langen Lineale in die angedeuteten Punkte einſetzte und feſthielt, die Kohlen ſpitz ſchliff und ihm zureichte u. ſ. w. „Ihr ſeid ja gar ein wackerer Gehülfe,“ rief Berthold ganz fröhlich, „und Ihr,“ erwiederte ich, „in der That einer der geübteſten Architektur-Maler, die es geben mag; habt Ihr denn bei Eurer fertigen kecken Fauſt nie andere Malerei getrieben, als dieſe? — Verzeiht meine Frage.“ „Was meint Ihr denn eigentlich?“ ſprach Berthold. „Nun,“ erwiederte ich, „ich meine, daß Ihr zu etwas beſſerem taugt, als Kirchenwände mit Marmorſäulen zu bemalen. Architektur-Malerei bleibt doch immer etwas untergeordnetes; der Hiſtorien-Maler, der Landſchafter ſteht unbedingt höher. Geiſt und Phantaſie, nicht in die engen Schranken geometriſcher Linien gebannt, erheben ſich in freiem Fluge. Selbſt das einzige Phantaſtiſche Eurer Malerei, die ſinnetäuſchende Perſpective, hängt von genauer Berechnung ab, und ſo iſt die Wirkung das Erzeugniß, nicht des genialen Gedankens, ſondern nur mathematiſcher Spekulation.“ Der Maler hatte, während ich dies ſprach, den Pinſel abgeſetzt, und den Kopf in die Hand geſtützt. „Unbekannter Freund,“ fing er jetzt mit dumpfer feierlicher Stimme an: „Unbekannter Freund, Du frevelſt, wenn Du die verſchiedenen Zweige der Kunſt in Rangordnung ſtellen willſt, wie die Vaſallen eines ſtolzen Königs. Und noch größerer Frevel iſt es, wenn Du nur die Verwegenen achteſt, welche taub für das Klirren der Sclavenkette, fühllos für den Druck des Irdiſchen, ſich frei, ja ſelbſt ſich Gott wähnen und ſchaffen und herrſchen wollen über Licht und Leben. — Kennſt Du die Fabel von dem Prometheus, der Schöpfer ſeyn wollte, und das Feuer vom Himmel ſtahl, um ſeine todten Figuren zu beleben? — Es gelang ihm, lebendig ſchritten die Geſtalten daher, und aus ihren Augen ſtrahlte jenes himmliſche Feuer, das in ihrem Innern brannte; aber rettungslos wurde der Frevler, der ſich angemaßt Göttliches zu haben, verdammt zu ewiger fürchterlicher Qual. Die Bruſt, die das Göttliche geahnt, in der die Sehnſucht nach dem Ueberirdiſchen aufgegangen, zerfleiſchte der Geier, den die Rache geboren und der ſich nun nährte von dem eignen Innern des Vermeſſenen. Der das Himmliſche gewollt, fühlte ewig den irdiſchen Schmerz.“ — Der Maler ſtand in ſich verſunken da. „Aber,“ rief ich: „Aber Berthold, wie beziehen Sie das Alles auf Ihre Kunſt? Ich glaube nicht, daß irgend jemand es für vermeſſenen Frevel halten kann, Menſchen zu bilden, ſei es durch Malerei, oder Plaſtik.“ Wie in bitterm Hohn lachte Berthold auf: „Ha ha — Kinderſpiel iſt kein Frevel! — Kinderſpiel iſt's wie ſie's machen, die Leute, die getroſt ihre Pinſel in die Farbentöpfe ſtecken und eine Leinwand beſchmieren, mit der wahrhaftigen Begier, Menſchen darzuſtellen; aber es kommt ſo heraus, als habe, wie es in jenem Trauerſpiele ſteht, irgend ein Handlanger der Natur verſucht Menſchen zu bilden, und es ſei ihm mißlungen. — Das ſind keine frevelige Sünder, das ſind nur arme unſchuldige Narren! Aber Herr! — wenn man nach dem Höchſten ſtrebt — nicht Fleiſchesluſt, wie Titian — nein das Höchſte der göttlichen Natur, der Prometheusfunken im Menſchen — Herr! — es iſt eine Klippe — ein ſchmaler Strich, auf dem man ſteht — der Abgrund iſt offen! — über ihm ſchwebt der kühne Segler und ein teufliſcher Trug läßt ihn unten — unten das erblicken, was er oben über den Sternen erſchauen wollte!“ — Tief ſeufzte der Maler auf, er fuhr mit der Hand über die Stirn, und blickte dann in die Höhe. „Aber was ſchwatze ich mit Euch, Geſelle, da drunten für tolles Zeug, und male nicht weiter? — Schaut her Geſelle, das nenne ich treu und ehrlich gezeichnet. Wie herrlich iſt die Regel! — alle Linien einen ſich zum beſtimmten Zweck, zu beſtimmter deutlich gedachter Wirkung. Nur das Gemeſſene iſt rein, menſchlich; was drüber geht, vom Uebel. Das Uebermenſchliche muß Gott, oder Teufel ſeyn; ſollten beide nicht in der Mathematik von Menſchen übertroffen werden? Sollt' es nicht denkbar ſeyn, daß Gott uns ausdrücklich erſchaffen hätte, um das, was nach gemeſſenen erkennbaren Regeln darzuſtellen iſt, kurz, das rein Commenſurable, zu beſorgen für ſeinen Hausbedarf, ſo wie wir unſrerſeits wieder Sägemühlen und Spinnmaſchinen bauen, als mechaniſche Werkmeiſter unſeres Bedarfs. Profeſſor Walter behauptete neulich, daß gewiſſe Thiere blos erſchaffen wären, um von andern gefreſſen zu werden, und das käme doch am Ende zu unſerm Nutzen heraus, ſo wie z. B. die Katzen den angebornen Inſtinkt hätten, Mäuſe zu freſſen, damit dieſe uns nicht den Zucker, der zum Frühſtück bereit läge, wegknappern ſollten. Am Ende hat der Profeſſor Recht — Thiere und wir ſelbſt ſind gut eingerichtete Maſchinen, um gewiſſe Stoffe zu verarbeiten, und zu verkneten für den Tiſch des unbekannten Königs — Nun friſch — friſch. Geſelle — reiche mir die Töpfe! — Alle Töne hab' ich geſtern beim lieben Sonnenlicht abgeſtimmt, damit mich der Fackelſchein nicht trüge, ſie ſtehn numerirt im Winkel. Reich' mir Numero eins, mein Junge! — Grau in Grau! — Und was wäre das trockne mühſelige Leben, wenn der Herr des Himmels uns nicht ſo manches bunte Spielzeug in die Hände gegeben hätte! — Wer artig iſt, trachtet nicht, wie der neugierige Bube, den Kaſten zu zerbrechen, in dem es orgelt, wenn er die äußere Schraube dreht. — Man ſagt, es iſt ganz natürlich, daß es drinnen klingt; denn ich drehe ja die Schraube! — indem ich dies Gebälk richtig aus dem Augenpunkt aufgezeichnet, weiß ich beſtimmt, daß es ſich dem Beſchauer plaſtiſch darſtellt — Numero zwei heraufgereicht, Junge! — Nun male ich es aus in den regelrecht abgeſtimmten Farben — es erſcheint vier Ellen zurücktretend. Das weiß ich alles gewiß; o! man iſt erſtaunlich klug — Wie kommt es, daß die Gegenſtände in der Ferne ſich verkleinern? Die einzige dumme Frage eines Chineſen könnte ſelbſt den Profeſſor Eytelwein in Verlegenheit ſetzen; doch könnte er ſich mit dem orgelnden Kaſten helfen und ſprechen, er habe manchmal an der Schraube gedreht, und immer dieſelbe Wirkung erfahren — Violett Numero eins, Junge! — ein anderes Linea — dicken ausgewaſchenen Pinſel! Ach, was iſt all' unſer Ringen und

Streben nach dem Höheren anderes, als das unbeholfene bewußtloſe Handthieren des Säuglings, der die Amme verletzt, die ihn wohlthätig nährt! — Violett Numero zwei — friſch Junge! — das Ideal iſt ein ſchnöder lügneriſcher Traum vom gährenden Blute erzeugt. — Die Töpfe weg, Junge — ich ſteige herab. — Der Teufel narrt uns mit Puppen, denen er Engelsfittige angeleimt.“ — Nicht möglich iſt es mir, alles das wörtlich zu wiederholen, was Berthold ſprach, indem er raſch fortmalte, und mich ganz wie ſeinen Handlanger brauchte. In der angegebenen Manier fuhr er fort, die Beſchränktheit alles irdiſchen Beginnens auf das Bitterſte zu verhöhnen; ach er ſchaute in die Tiefe eines auf den Tod verwundeten Gemüths, deſſen Klage ſich nur in ſchneidender Ironie erhebt. Der Morgen dämmerte, der Schein der Fackel verblaßte vor den hereinbrechenden Sonnenſtrahlen. Berthold malte eifrig fort, aber er wurde ſtiller und ſtiller und nur einzelne Laute — zuletzt nur Seufzer, entflohen der gepreßten Bruſt. Er hatte den ganzen Altar mit gehöriger Farbenabſtufung angelegt, und ſchon jetzt, ohne weiter ausgeführt zu ſeyn, ſprang das Gemälde wunderbar hervor. „In der That herrlich — ganz herrlich,“ rief ich voll Bewunderung aus. „Meinen Sie,“ ſprach Berthold mit matter Stimme: „Meinen Sie, daß etwas daraus werden wird? — Ich gab mir wenigſtens alle Mühe richtig zu zeichnen; aber nun kann ich nicht mehr.“ — „Keinen Pinſelſtrich weiter, lieber Berthold!“ ſprach ich: „es iſt beinahe unglaublich, wie Sie mit einem ſolchen Werk in wenigen Stunden ſo weit vorrücken konnten; aber Sie greifen Sich zu ſehr an, und verſchwenden Ihre Kraft.“ „Und doch,“ erwiederte Berthold, „ſind das meine glücklichſten Stunden. — Vielleicht ſchwatzte ich zu viel, aber es ſind ja nur Worte, in die ſich der das Innere zerreißende Schmerz auflöſt.“ „Sie ſcheinen Sich ſehr unglücklich zu fühlen, mein armer Freund,“ ſprach ich: „irgend ein furchtbares Ereigniß trat feindlich zerſtörend in Ihr Leben!“ — Der Maler trug langſam ſeine Geräthſchaften in die Capelle, löſchte die Fackel aus, kam dann auf mich zu, faßte meine Hand und ſprach mit gebrochener Stimme: „Könnten Sie einen Augenblick Ihres Lebens ruhigen, heitern Geiſtes ſeyn, wenn Sie Sich eines gräßlichen, nie zu ſühnenden Verbrechens bewußt wären?“ — Erſtarrt blieb ich ſtehen. Die hellen Sonnenſtrahlen fielen in des Malers leichenblaſſes zerſtörtes Geſicht, und er war beinahe geſpenſtiſch anzuſehen.

als er fortwankte durch die kleine Pforte in das Innere des Collegiums. —

Kaum erwarten konnte ich am folgenden Tage die Stunde, die mir Profeſſor Walter zum Wiederſehen beſtimmt hatte. Ich erzählte ihm den ganzen Auftritt der vorigen Nacht, der mich nicht wenig aufgeregt hatte; ich ſchilderte mit den lebendigſten Farben des Malers wunderliches Benehmen, und verſchwieg kein Wort, das er geſprochen, ſelbſt das nicht, was ihn ſelbſt betroffen. Je mehr ich aber auf des Profeſſors Theilnahme hoffte, deſto gleichgültiger ſchien er mir, ja er lächelte ſelbſt über mich auf eine höchſt widrige Weiſe, als ich nicht nachließ, von Berthold zu reden und in ihn zu dringen, mir ja alles, was er von dem Unglücklichen wüßte, zu ſagen. „Es iſt ein wunderlicher Menſch, dieſer Maler," fing der Profeſſor an: „ſanft — gutmüthig — arbeitſam — nüchtern, wie ich Ihnen ſchon früher ſagte, aber ſchwachen Verſtandes; denn ſonſt hätte er ſich nicht durch irgend ein Ereigniß im Leben, ſei es ſelbſt ein Verbrechen, das er beging, herabſtimmen laſſen vom herrlichen Hiſtorienmaler zum dürftigen Wandpinsler." Der Ausdruck Wandpinsler ärgerte mich ſo wie des Profeſſors Gleichgültigkeit überhaupt. Ich ſuchte ihm darzuthun, daß noch jetzt Berthold ein höchſt achtungswerther Künſtler, und der höchſten regſamen Theilnahme werth ſei. „Nun," fing der Profeſſor endlich an: „wenn Sie einmal unſer Berthold in ſolch hohem Grade intereſſirt, ſo ſollen Sie Alles, was ich von ihm weiß, und das iſt nicht wenig, ganz genau erfahren. Zur Einleitung deſſen, laſſen Sie uns gleich in die Kirche gehen! Da Berthold die ganze Nacht hindurch mit Anſtrengung gearbeitet hat, wird er heute Vormittags raſten. Wenn wir ihn in der Kirche fänden, wäre mein Zweck verfehlt." Wir gingen nach der Kirche, der Profeſſor ließ das Tuch von dem verhängten Gemälde herunternehmen und in zauberiſchem Glanze ging vor mir ein Gemälde auf, wie ich es nie geſehen. Die Compoſition war wie Raphaels Styl, einfach und himmliſch erhaben! — Maria und Eliſabeth in einem ſchönen Garten auf einem Raſen ſitzend, vor ihnen die Kinder Johannes und Chriſtus mit Blumen ſpielend, im Hintergrunde ſeitwärts eine betende männliche Figur! — Maria's holdes himmliſches Geſicht, die Hoheit und Frömmigkeit ihrer ganzen Figur erfüllten mich mit Staunen und tiefer Bewunderung. Sie war ſchön, ſchöner als je ein Weib auf Erden, aber ſo wie Raphaels Maria in der Dresdner Gallerie verkündete ihr Blick die höhere Macht der Gottes-Mutter. Ach! mußte vor dieſen wunderbaren, von tiefem Schatten umfloſſenen Augen nicht in des Menſchen Bruſt die ewigdürſtende Sehnſucht aufgehen? Sprachen die weichen halbgeöffneten Lippen nicht tröſtend, wie in holden Engels-Melodien, von der unendlichen Seligkeit des Himmels? — Nieder mich zu werfen in den Staub vor ihr, der Himmels-Königin, trieb mich ein unbeſchreibliches Gefühl — keines Wortes mächtig konnte ich den Blick nicht abwenden von dem Bilde ohne Gleichen. Nur Maria und die Kinder waren ganz ausgeführt, an der Figur Eliſabeths ſchien die letzte Hand zu fehlen, und der betende Mann war noch nicht übermalt. Näher getreten erkannte ich in dem Geſicht dieſes Mannes Berthold's Züge. Ich ahnte, was mir der Profeſſor gleich darauf ſagte: „Dieſes Bild, ſprach er, iſt Berthold's letzte Arbeit, das wir vor mehreren Jahren aus N. in Oberſchleſien, wo es von einem unſerer Collegen in einer Verſteigerung gekauft wurde, erhielten. Unerachtet es nicht vollendet iſt, ließen wir es doch ſtatt des elenden Altarblatts, das ſonſt hier ſtand, einfügen. Als Berthold angekommen war und dies Gemälde erblickte, ſchrie er laut auf und ſtürzte bewußtlos zu Boden. Nachher vermied er ſorgfältig, es anzublicken und vertraute mir, daß es ſeine letzte Arbeit in dieſem Fache ſei. Ich hoffte ihn nach und nach zur Vollendung des Bildes zu überreden, aber mit Entſetzen und Abſcheu wies er jeden Antrag der Art zurück. Um ihn nur einigermaßen heiter und kräftig zu erhalten, mußte ich das Bild verhängen laſſen, ſo lange er in der Kirche arbeitet. Fiel es ihm nur von ungefähr ins Auge, ſo lief er wie von unwiderſtehlicher Macht getrieben hin, warf ſich laut ſchluchzend nieder, bekam ſeinen Paroxysmus, und war auf mehrere Tage unbrauchbar.“ — „Armer — armer unglücklicher Mann!“ — rief ich aus, „welch' eine Teufelsfauſt griff ſo grimmig zerſtörend in dein Leben.“ „O!“ ſprach der Profeſſor: „die Hand ſammt dem Arm iſt ihm an den Leib gewachſen — Ja ja! — er ſelbſt war gewiß ſein eigner Dämon — ſein Luzifer, der in ſein Leben mit der Höllenfackel hineinleuchtete. Wenigſtens geht das aus ſeinem Leben ſehr deutlich hervor.“ Ich bat den Profeſſor, mir doch nur jetzt gleich Alles zu ſagen, was er über des unglücklichen Malers Leben wüßte. „Das würde viel zu weitläuftig ſeyn, und viel zu viel Athem koſten,“ erwiederte der Profeſſor. „Verderben wir uns den heitern Tag nicht mit dem trüben Zeuge! Laſſen Sie uns frühſtücken, und dann nach der Mühle gehen, wo uns ein tüchtig zubereitetes Mittagsmahl erwartet.“ Ich hörte nicht auf, in den Profeſſor zu dringen, und nach vielem Hin- und Herreden kam es endlich heraus, daß gleich nach der Ankunft Berthold's ſich ein Jüngling, der auf dem Collegio ſtudirte, mit voller Liebe an ihn anſchloß, daß dieſem Berthold nach und nach die Begebenheiten ſeines Lebens vertraute, die der junge Mann ſorglich aufſchrieb und dem Profeſſor Walter das Manuſcript übergab. „Es war,“ ſprach der Profeſſor: „ſolch ein Enthuſiaſt, wie Sie, mein Herr, mit Ihrer Erlaubniß! Aber das Aufſchreiben der wunderlichen Begebenheiten des Malers diente ihm in der That zur trefflichen Stylübung.“ Mit vieler Mühe erhielt ich von dem Profeſſor das Verſprechen, daß er mir Abends nach geendeter Luſtpartie das Manuſcript anvertrauen wolle. Sei es, daß es die geſpannte Neugierde war, oder war der Profeſſor wirklich ſelbſt daran Schuld, kurz, niemals habe ich mehr Langeweile empfunden, als den Tag. Schon die Eiskälte des Profeſſors Rückſichts Bertholds war mir fatal; aber ſeine Geſpräche, die er mit den Collegen, die an dem Mahl Theil nahmen, führte, überzeugten mich, daß trotz aller Gelehrſamkeit, aller Weltgewandtheit, ſein Sinn für's Höhere gänzlich verſchloſſen, und er der kraſſeſte Materialiſt war, den es geben konnte. Das Syſtem von dem Freſſen und Gefreſſen werden, wie es Berthold anführte, hatte er wirklich adoptirt. Alles geiſtige Streben, Erfindungs-, Schöpfungskraft leitete er aus gewiſſen Conjuncturen der Eingeweide und des Magens her, und dabei kramte er noch mehr närriſche abnorme Einfälle aus. Er behauptete z. B. ſehr ernſthaft, daß jeder Gedanke durch die Begattung zweier Fäſerchen im menſchlichen Gehirne erzeugt würde. Ich begriff, auf welche Weiſe der Profeſſor mit ſolchen tollen Dingen den armen Berthold, der in verzweifelnder Ironie alle günſtige Einwirkung des Höheren anfocht, quälen, und in die noch blutenden Wunden ſpitze Dolche einſetzen mußte. Endlich am Abend gab mir der Profeſſor ein Paar beſchriebene Bogen mit den Worten: „Hier, lieber Enthuſiaſt, iſt das Studenten-Machwerk. Es iſt nicht übel geſchrieben, aber höchſt ſonderbar und wider alle Regel rückt der Herr Verfaſſer, ohne es weiter anzudeuten, Reden des Malers wörtlich in der erſten Perſon ein. Uebrigens mache ich Ihnen mit dem Aufſatz, über den ich von Amtswegen verfügen kann, ein Geſchenk, da ich weiß daß Sie kein Schriftſteller ſind. Der Verfaſſer der Phantaſieſtücke in Callots Manier hätte es eben nach ſeiner tollen Manier arg zugeſchnitten und gleich drucken laſſen, welches ich nicht von Ihnen zu erwarten habe."

Der Profeſſor Aloyſius Walter wußte nicht, daß er wirklich den reiſenden Enthuſiaſten vor ſich hatte, wiewohl er es hätte merken können, und ſo gebe ich Dir, mein günſtiger Leſer! des Jeſuiten-Studenten kurze Erzählung von dem Maler Berthold. Die Weiſe, wie er ſich mir zeigte, wird dadurch ganz erklärt, und Du, o mein Leſer! wirſt dann auch gewahren, wie des Schickſals wunderliches Spiel uns oft zu verderblichem Irrthum treibt.

„Laßt Euern Sohn nur getroſt nach Italien reiſen! Schon jetzt iſt er ein wackrer Künſtler, und es fehlt ihm hier in D. keinesweges an Gelegenheit, nach den trefflichſten Originalen jeder Art zu ſtudiren, aber dennoch darf er nicht hier bleiben. Das freie Künſtlerleben muß ihm in dem heitern Kunſtlande aufgehen, ſein Studium wird dort ſich erſt lebendig geſtalten, und den eignen Gedanken erzeugen. Das Copiren allein hilft ihm nun nichts mehr. Mehr Sonne muß die aufſprießende Pflanze erhalten, um zu gedeihen und Blüth' und Frucht zu tragen. Euer Sohn hat ein reines wahrhaftiges Künſtlergemüth, darum ſeid um Alles Uebrige unbeſorgt!" So ſprach der alte Maler Stephan Birkner zu Bertholds Aeltern. Die rafften alles zuſammen, was ihr dürftiger Haushalt entbehren konnt', und ſtatteten den Jüngling aus zur langen Reiſe. So ward Bertholds heißeſter Wunſch, nach Italien zu gehen, erfüllt.

„Als mir Birkner den Entſchluß meiner Eltern verkündete, ſprang ich hoch auf vor Freude und Entzücken. — Wie im Traum ging ich umher die Tage hindurch, bis zu meiner Abreiſe. Es war mir nicht möglich, auf der Gallerie einen Pinſel anzuſetzen. Der Inſpektor, alle Künſtler, die in Italien geweſen, mußten mir erzählen von dem Lande, wo die Kunſt gedeiht. Endlich war Tag und Stunde gekommen. Schmerzlich war der Abſchied von den Aeltern, die von düſtrer Ahnung gequält, daß ſie mich nicht wiederſehen würden, mich nicht laſſen wollten. Selbſt der Vater, ſonſt ein entſchloſſener feſter

Mann, hatte Mühe, Faſſung zu erringen. „Italien — Italien wirſt Du ſehen," riefen die Kunſtbrüder, da loderte vom tiefen Wehmuth nur ſtärker entzündet das Verlangen auf und raſch ſchritt ich fort — vor der Eltern Hauſe ſchien mir die Bahn des Künſtlers zu beginnen." —

Berthold, in jedem Fache der Malerei vorbereitet, hatte ſich doch vorzüglich der Landſchaftsmalerei ergeben, die er mit Liebe und Eifer trieb. In Rom glaubte er reiche Nahrung für dieſen Zweig der Kunſt zu finden; es war dem nicht ſo. Gerade in dem Kreiſe der Künſtler und Kunſtfreunde, in dem er ſich bewegte, wurde ihm unaufhörlich vorgeredet, daß der Hiſtorienmaler allein auf der höchſten Spitze ſtehe, und ihm Alles Uebrige untergeordnet ſey. Man rieth ihm, wolle er ein bedeutender Künſtler werden, doch nur gleich von ſeinem Fach abzugehen und ſich dem Höheren zuzuwenden, und dies, verbunden mit dem nie ſonſt gefühlten Eindruck, den Raphaels mächtige Freſko-Gemälde im Vatikan auf ihn machten, beſtimmten ihn wirklich, die Landſchaft zu verlaſſen. Er zeichnete nach jenen Raphaels, er kopirte kleine Oelgemälde anderer berühmter Meiſter; alles fiel bei ſeiner tüchtigen Praktik recht wohl und ſchicklich aus, aber nur zu ſehr fühlte er, daß das Lob der Künſtler und Kenner ihn nur tröſten, aufmuntern ſollte. Er ſah es ja ſelbſt, daß ſeinen Zeichnungen, ſeinen Copien alles Leben des Originals fehle. Raphaels, Correggio's himmliſche Gedanken begeiſterten (ſo glaubte er) zum eignen Schaffen, aber ſo wie er ſie in der Phantaſie feſt halten wollte, verſchwammen ſie wie im Nebel, und alles, was er auswendig zeichnete, hatte, wie jedes nur undeutlich, verworren Gedachte, kein Regen, keine Bedeutung. Ueber dieſes vergebliche Ringen und Streben ſchlich trüber Unmuth in ſeine Seele, und oft entrann er den Freunden, um in der Gegend von Rom Baumgruppen — einzelne landſchaftliche Partien heimlich zu zeichnen und zu malen. Aber auch dies gerieth nicht mehr wie ſonſt, und zum erſtenmal zweifelte er an ſeinem wahren Künſtlerberuf. Die ſchönſten Hoffnungen ſchienen untergehn zu wollen. „Ach mein hochverehrter Freund und Lehrer," ſchrieb Berthold an Birkner, „Du haſt mir Großes zugetraut, aber — hier, wo es erſt recht licht werden ſollte in meiner Seele, bin ich inne worden, daß das, was Du wahrhaftes Künſtlergenie nannteſt, nur etwa Talent — äußere Fertigkeit der Hand war. Sage meinen Eltern, daß ich bald zurückkehren möchte, um irgend ein Handwerk zu erlernen, das mich künftig ernähre u. ſ. w." Birkner ſchrieb zurück: „O, könnte ich doch bei Dir ſeyn, mein Sohn! um Dich aufzurichten in Deinem Unmuth. Aber glaube mir, Deine Zweifel ſind es gerade, die für Dich, für Deinen Künſtlerberuf ſprechen. Der, welcher in ſeinem unwandelbaren Vertrauen auf ſeine Kraft immer fortzuſchreiten gedenkt, iſt ein blöder Thor, der ſich ſelbſt täuſcht; denn ihm fehlt ja der eigentliche Impuls zum Streben, der nur in dem Gedanken der Mangelhaftigkeit ruht. Harre aus! — Bald wirſt Du Dich erkräftigen, und dann ruhig, nicht durch das Urtheil, durch den Rath der Freunde, die Dich zu verſtehen vielleicht gar nicht im Stande, gegängelt, den Weg fortwandeln, den Dir Deines Ichs eigne Natur vorgeſchrieben. Ob Du Landſchafter bleiben, ob Du Hiſtorienmaler werden willſt, wirſt Du dann ſelbſt entſcheiden können, und an keine feindliche Abſonderung der Zweige eines Stammes denken."

Es begab ſich, daß gerade zu der Zeit, als Berthold dieſen tröſtenden Brief von ſeinem alten Lehrer und Freunde erhielt, ſich Philipp Hackert's Ruhm in Rom verbreitet hatte. Einige von ihm dort aufgeſtellte Stücke von wunderbarer Anmuth und Klarheit bewährten des Künſtlers Ruf und ſelbſt die Hiſtorienmaler geſtanden, es läge auch in dieſer reinen Nachahmung der Natur viel Großes und Vortreffliches. Berthold ſchöpfte Athem — er hörte nicht mehr ſeine Lieblingskunſt verhöhnen, er ſah einen Mann, der ſie trieb, hochgeſtellt und verehrt; wie ein Funke fiel es in ſeine Seele, daß er nach Neapel wandern und unter Hackert ſtudiren müſſe. Ganz jubilirend ſchrieb er an Birkner und an ſeine Aeltern, daß er nun nach hartem Kampf den rechten Weg gefunden habe, und bald in ſeinem Fach ein tüchtiger Künſtler zu werden hoffe. Freundlich nahm der ehrliche deutſche Hackert den deutſchen Schüler auf, und bald ſtrebte dieſer dem Lehrer in regem Schwunge nach. Berthold erlangte große Fertigkeit, die verſchiedenen Baum- und Geſträucharten der Natur getreu darzuſtellen; auch leiſtete er nicht Geringes in dem Dunſtigen und Duftigen, wie es auf Hackertſchen Gemälden zu finden. Das erwarb ihm vieles Lob, aber auf ganz eigene Weiſe ſchien es ihm bisweilen, als wenn ſeinen, ja ſelbſt den Landſchaften des Lehrers Etwas fehle, das er nicht zu nennen wußte, und das ihm doch in Gemälden Claude Lorrains, ja ſelbſt in Salvator Roſa's ſanften Widerſtreben entgegentrat. Es erhoben ſich allerlei Zweifel gegen den Beruf in ihm, und er wurde vorzüglich ganz unmuthig, wenn Hackert mit angeſtrengter Mühe todtes Wild malte, das ihm der König zugeſchickt. Doch überwand er bald dergleichen, wie er glaubte, frevelige Gedanken und fuhr fort, mit frommer Hingebung und deutſchem Fleiß nach ſeines Lehrers Muſter zu arbeiten, ſo daß er in kurzer Zeit es ihm beinahe gleich that. So kam es denn, daß er auf Hackerts ausdrücklichen Anlaß eine große Landſchaft, die er treu nach der Natur gemalt hatte, zu einer Ausſtellung, die mehrentheils aus Hackertſchen Landſchaften und Stilleben beſtand, hergeben mußte. Alle Künſtler und Kenner bewunderten des Jünglings treue ſaubere Arbeit und prieſen ihn laut. Nur ein ältlicher, ſonderbar gekleideter Mann ſagte ſelbſt zu Hackerts Gemälden kein Wort, ſondern lächelte nur bedeutſam, wenn die Lobeserhebungen der Menge recht ausgelaſſen und toll daher brauſten. Berthold bemerkte deutlich, wie der Fremde, als er vor ſeiner Landſchaft ſtand, mit einer Miene des tiefſten Bedauerns den Kopf ſchüttelte und dann ſich entfernen wollte. Berthold etwas aufgebläht durch das allgemeine Lob, das ihm zu Theil geworden, konnte ſich des innern Aergers über den Fremden nicht erwehren. Er trat auf ihn zu und frug, indem er die Worte ſchärfer betonte, als gerade nöthig: „Ihr ſcheint mit dem Bilde nicht zufrieden, mein Herr, unerachtet es doch wackre Künſtler und Kenner nicht ganz übel finden wollen? Sagt mir gefälligſt, woran es liegt, damit ich die Fehler nach Eurem gütigen Rath abändre und beſſere.“ Mit ſcharfem Blick ſchaute der Fremde Berthold an, und ſprach ſehr ernſt: „Jüngling, aus Dir hätte viel werden können.“ Berthold erſchrak bis ins Innerſte vor des Mannes Blick und ſeinen Worten; er hatte nicht den Muth, etwas weiter zu ſagen, oder ihm zu folgen, als er langſam zum Saale hinausſchritt. Hackert trat bald darauf ſelbſt hinein, und Berthold eilte, ihm den Vorfall mit dem wunderlichen Manne zu erzählen. „Ach!“ rief Hackert lachend: „laß Dir das ja nicht zu Herzen gehen! Das war ja unſer brummiger Alte, dem nichts recht iſt, der alles tadelt; ich begegnete ihm auf dem Vorſaal. Er iſt aus Maltha von griechiſchen Eltern geboren, ein reicher wunderlicher Kauz, gar kein übler Maler; aber alles was er macht, hat ein phantaſtiſches Anſehen, welches wohl daher rührt, weil er über jede Darſtellung durch die Kunſt ganz tolabſurde Meinungen und ſich ein künſtleriſches Syſtem gebaut hat, das den Teufel nichts taugt. Ich weiß recht gut, daß er gar nichts auf mich hält, welches ich ihm gern verzeihe, da er mir wohlerworbnen Ruhm nicht ſtreitig machen wird.“ Dem Berthold war es zwar, als habe der Maltheſer irgend einen wunden Fleck ſeines Innerſten ſchmerzhaft berührt, aber ſo wie der wohlthätige Wundarzt, um zu forſchen und zu heilen; indeſſen ſchlug er ſich das bald aus dem Sinn und arbeitete fröhlich fort, wie zuvor.

Das große, wohlgelungene, allgemein bewunderte Bild hatte ihm Muth gemacht, das Gegenſtück zu beginnen. Einen der ſchönſten Punkte in Neapels reicher Umgebung wählte Hackert ſelbſt aus, und ſo wie jenes Bild den Sonnenuntergang darſtellte, ſollte dieſe Landſchaft im Sonnenaufgang gehalten werden. Berthold bekam viel fremde Bäume, viele Weinberge, vorzüglich aber viel Nebel und Duft zu malen.

Auf der Platte eines großen Steins, eben in jenem von Hackert gewählten Punkte, ſaß Berthold eines Tages, den Entwurf des großen Bildes nach der Natur vollendend. „Wohl getroffen in der That!“ ſprach es neben ihm. Berthold blickte auf, der Maltheſer ſah in ſein Blatt hinein, und fügte mit ſarkaſtiſchem Lächeln hinzu: „Nur eins habt Ihr vergeſſen, lieber junger Freund! Schaut doch dort herüber nach der grün berankten Mauer des fernen Weinbergs! Die Thüre ſteht halb offen; das müßt Ihr ja anbringen mit gehörigem Schlagſchatten — die halbgeöffnete Thüre macht erſtaunliche Wirkung!“ „Ihr ſpottet,“ erwiederte Berthold, „ohne Urſache, mein Herr! Solche Zufälligkeiten ſind keinesweges ſo verächtlich wie Ihr glaubt und deshalb mag ſie mein Meiſter wohl anbringen. Erinnert Euch doch nur des aufgehängten weißen Tuchs in der Landſchaft eines alten niederländiſchen Malers, das nicht fehlen darf, ohne die Wirkung zu verderben. Aber Ihr ſcheint überhaupt kein Freund der Landſchaftsmalerei, der ich mich nun einmal ganz ergeben habe mit Leib und Seele, und darum bitt’ ich Euch, laßt mich ruhig fortarbeiten.“ „Du biſt in großem Irrthum befangen, Jüngling,“ ſprach der Maltheſer. „Noch einmal ſage ich, aus Dir hätte viel werden können; denn ſichtlich zeugen Deine Werke das raſtloſe Beſtreben nach dem Höheren, aber nimmer wirſt Du Dein Ziel erreichen, denn der Weg, den Du eingeſchlagen, führt nicht dahin. Merk wohl auf, was ich

Dir ſagen werde! Vielleicht glückt es mir, die Flamme in Deinem Innern, die Du, Unverſtändiger! zu überbauen trachteſt, anzufachen, daß ſie hell auflodert und Dich erleuchtet; dann wirſt Du den wahren Geiſt, der in Dir lebt, zu erſchauen vermögen. Hältſt Du mich denn für ſo thörigt, daß ich die Landſchaft dem hiſtoriſchen Gemälde unterordne, daß ich nicht das gleiche Ziel, nach dem beide, Landſchafter und Hiſtorienmaler, ſtreben ſollen, erkenne? — Auffaſſung der Natur in der tiefſten Bedeutung des höheren Sinns, der alle Weſen zum höheren Leben entzündet, das iſt der heilige Zweck aller Kunſt. Kann denn das bloße genaue Abſchreiben der Natur jemals dahin führen? — Wie ärmlich, wie ſteif und gezwungen ſieht die nachgemalte Handſchrift in einer fremden Sprache aus, die der Abſchreiber nicht verſtand und daher den Sinn der Züge, die er mühſam abſchnörkelte, nicht zu deuten wußte. So ſind die Landſchafter deines Meiſters correkte Abſchriften eines in ihm fremder Sprache geſchriebenen Originals. — Der Geweihte vernimmt die Stimme der Natur, die in wunderbaren Lauten aus Baum, Gebüſch, Blume, Berg und Gewäſſer von unerforſchlichem Geheimniß ſpricht, die in ſeiner Bruſt ſich zu frommer Ahnung geſtalten; dann kommt, wie der Geiſt Gottes ſelbſt, die Gabe über ihn, dieſe Ahnung ſichtlich in ſeine Werke zu übertragen. Iſt Dir, Jüngling! denn bei dem Beſchauen der Landſchaften alter Meiſter nicht ganz wunderbarlich zu Muthe geworden? Gewiß haſt Du nicht daran gedacht, daß die Blätter des Lindenbaums, daß die Pinien, die Platanen der Natur getreuer, daß der Hintergrund duftiger, das Waſſer klarer ſeyn könnte; aber der Geiſt, der aus dem Ganzen wehte, hob Dich empor in ein höheres Reich, deſſen Abglanz Du zu ſchauen wähnteſt. — Daher ſtudire die Natur zwar auch im Mechaniſchen fleißig und ſorgfältig, damit Du die Praktik des Darſtellens erlangen mögeſt, aber halte die Praktik nicht für die Kunſt ſelbſt. Biſt Du eingedrungen in den tiefern Sinn der Natur, ſo werden ſelbſt in Deinem Innern ihre Bilder in hoher glänzender Pracht aufgehen." — Der Maltheſer ſchwieg; als aber Berthold tief ergriffen, gebückten Hauptes, keines Wortes mächtig da ſtand, verließ ihn der Maltheſer mit den Worten: „Ich habe Dich durchaus nicht verwirren wollen in Deinem Beruf; aber ich weiß, daß ein hoher Geiſt in Dir ſchlummert: ich rief ihn an mit ſtarken Worten, damit er erwache und friſch und frei ſeine Fittige rege. Lebe wohl!" —

Dem Berthold war es ſo, als habe der Maltheſer nur dem, was in ſeiner Seele gährte und brauſte, Worte gegeben; die innere Stimme brach hervor — Nein! Alles dieſes Streben — dieſes Mühen iſt das ungewiſſe, trügeriſche Umhertappen des Blinden, weg — weg mit Allem, was mich geblendet bis jetzt! — Er war nicht im Stande auch nur einen Strich weiter an dem Bilde zu zeichnen. Er verließ ſeinen Meiſter, und ſtreifte voll wilder Unruhe umher und flehte laut, daß die höhere Erkenntniß, von der der Maltheſer geſprochen, ihm aufgehen möge. —

„Nur in ſüßen Träumen war ich glücklich — ſelig. Da wurde Alles wahr, was der Maltheſer geſprochen. Ich lag von zauberiſchen Düſten umſpielt im grünen Gebüſch, und die Stimme der Natur ging vernehmbar im melodiſch klingenden Wehen durch den dunklen Wald. — „Horch — horch auf — Geweihter! — Vernimm die Urtöne der Schöpfung, die ſich geſtalten zu Weſen deinem Sinn empfänglich.“ — Und indem ich die Akkorde deutlicher erklingen hörte, war es, als ſei ein neuer Sinn in mir erwacht, der mit wunderbarer Klarheit das erfaßte, was mir unerforſchlich geſchienen. — Wie in ſeltſamen Hieroglyphen zeichnete ich das mir aufgeſchloſſene Geheimniß mit Flammenzügen in die Lüfte; aber die Hieroglyphen-Schrift war eine wunderherrliche Landſchaft, auf der Baum, Gebüſch, Blume, Berg und Gewäſſer, wie in lautem wonnigem Klingen ſich regten und bewegten.“ —

Doch eben nur im Traume kam ſolche Seligkeit über den armen Berthold, deſſen Kraft gebrochen, und der im Innerſten verwirrter war, als in Rom, da er Hiſtorienmaler werden wollte. Schritt er durch den dunklen Wald, ſo überfiel ihn ein unheimliches Grauen; trat er heraus, und ſchaute in die ferenen Berge, ſo griff es wie mit eiskalten Krallen in ſeine Bruſt — ſein Athem ſtockte — er wollte vergehen vor innerer Angſt. Die ganze Natur, ihm ſonſt freundlich lächelnd, ward ihm zum bedrohlichen Ungeheuer, und ihre Stimme, die ſonſt in des Abendwindes Säuſeln, in dem Plätſchern des Baches, in dem Rauſchen des Gebüſches mit ſüßem Wort ihn begrüßte, verkündete ihm nun Untergang und Verderben. Endlich wurde er, je mehr ihn jene holden Träume tröſteten, deſto ruhiger, doch mied er es im Freien allein zu ſeyn, und ſo kam es, daß er ſich zu ein

Paar muntern deutſchen Malern geſellte, und mit ihnen häufig Ausflüge nach den ſchönſten Gegenden Neapels machte.

Einer von ihnen, wir wollen ihn Florentin nennen, hatte es in dem Augenblick nicht ſowohl auf tiefes Studium ſeiner Kunſt, als auf heitern Lebensgenuß abgeſehen, ſeine Mappe zeugte davon. — Gruppen tanzender Bauermädchen — Prozeſſionen — ländliche Feſte — Alles das wußte Florentin, ſo wie es ihm aufſtieß, mit ſichrer leichter Hand ſchnell auf's Blatt zu werfen. Jede Zeichnung, war ſie auch kaum mehr als Skizze, hatte Leben und Bewegung. Dabei war Florentin's Sinn keinesweges für das Höhere verſchloſſen; im Gegentheil drang er mehr, als je ein moderner Maler, tief ein in den frommen Sinn der Gemälde alter Meiſter. In ſein Malerbuch hatte er die Fresko-Gemälde einer alten Kloſterkirche in Rom, ehe die Mauern eingeriſſen wurden, in bloßen Umriſſen hineingezeichnet. Sie ſtellten das Martyrium der heiligen Katharina dar. Man konnte nichts Herrlicheres, reiner Aufgefaßtes ſehen, als jene Umriſſe, die auf Berthold einen ganz eignen Eindruck machten. Er ſah Blitze leuchten durch die finſtre Oede, die ihn umfangen, und es kam dahin, daß er für Florentin's heitern Sinn empfänglich wurde, und, da dieſer zwar den Reiz der Natur, in ihr aber beſtändig mehr das menſchliche Princip mit reger Lebendigkeit auffaßte, eben dieſes Princip für den Stützpunkt erkannte, an den er ſich halten müſſe, um nicht geſtaltlos im leeren Raum zu verſchwimmen. Während Florentin irgend eine Gruppe, der er begegnete, ſchnell zeichnete, hatte Berthold des Freundes Malerbuch aufgeſchlagen, und verſuchte Katharina's wunderholde Geſtalt nachzubilden, welches ihm endlich ſo ziemlich glückte, wiewohl er, ſo wie in Rom, vergebens darnach ſtrebte, ſeine Figuren dem Original gleich zu beleben. Er klagte dies dem, wie er glaubte, an wahrer Künſtlergenialität ihm weit überlegenen Florentin, und erzählte zugleich, wie der Maltheſer zu ihm über die Kunſt geſprochen. „Ei, lieber Bruder Berthold!" ſprach Florentin: „der Maltheſer hat in der That Recht, und ich ſtelle die wahre Landſchaft den tief bedeutſamen heiligen Hiſtorien, wie ſie die alten Maler darſtellen, völlig gleich. Ja, ich halte ſogar dafür, daß man erſt durch das Darſtellen der uns näher liegenden organiſchen Natur ſich ſtärken müſſe, um Licht zu finden in ihrem nächtlichen Reich. Ich rathe Dir Berthold, daß Du Dich gewöhnſt Figuren zu zeichnen, und in ihnen Deine Gedanken zu ordnen; vielleicht wird es dann beſſer um Dich werden.“ Berthold that ſo wie ihm der Freund geboten, und es war ihm, als zögen die finſtern Wolkenſchatten, die ſich über ſein Leben gelegt, vorüber.

„Ich mühte mich, das, was nur wie dunkle Ahnung tief in meinem Innern lag, wie in jenem Traum hieroglyphiſch darzuſtellen, aber die Züge dieſer Hieroglyphen-Schrift waren menſchliche Figuren, die ſich in wunderlicher Verſchlingung um einen Lichtpunkt bewegten. — Dieſer Lichtpunkt ſollte die herrlichſte Geſtalt ſeyn, die je eines Bildners Phantaſie aufgegangen; aber vergebens ſtrebte ich, wenn ſie im Traum von Himmelsſtrahlen umfloſſen mir erſchien, ihre Züge zu erfaſſen. Jeder Verſuch, ſie darzuſtellen, mißlang auf ſchmähliche Weiſe, und ich verging in heißer Sehnſucht.“ — Florentin bemerkte den bis zur Krankheit aufgeregten Zuſtand des Freundes, er tröſtete ihn, ſo gut er es vermochte. Oft ſagte er ihm, daß dies eben die Zeit des Durchbruchs zur Erleuchtung ſey; aber wie ein Träumer ſchlich Berthold einher, und alle ſeine Verſuche blieben nur ohnmächtige Anſtrengungen des kraftloſen Kindes.

Unfern Neapel lag die Villa eines Herzogs, die, weil ſie die ſchönſte Ausſicht nach dem Veſuv und ins Meer hinein gewährte, den fremden Künſtlern, vorzüglich den Landſchaftern gaſtlich geöffnet war. Berthold hatte hier öfters gearbeitet, öfter noch in einer Grotte des Parks zur guten Zeit ſich dem Spiel ſeiner phantaſtiſchen Träume hingegeben. Hier in dieſer Grotte ſaß er eines Tages, von glühender Sehnſucht, die ſeine Bruſt zerriß, gemartert, und weinte heiße Thränen, daß der Stern des Himmels ſeine dunkle Bahn erleuchten möge; da rauſchte es im Gebüſch, und die Geſtalt eines hochherrlichen Weibes ſtand vor der Grotte.

„Die vollen Sonnenſtrahlen fielen in das Engelsgeſicht. — Sie ſchaute mich an mit unbeſchreiblichem Blick. — Die heilige Katharina — Nein, mehr als ſie — mein Ideal, mein Ideal war es! — Wahnſinnig vor Entzücken ſtürzte ich nieder, da verſchwebte die Geſtalt freundlich lächelnd! — Erhört war mein heißeſtes Gebet! —“

Florentin trat in die Grotte, er erſtaunte über Berthold, der mit verklärtem Blick ihn an ſein Herz drückte. — Thränen ſtürzten ihm aus den Augen — Freund — Freund! ſtammelte er: ich bin glücklich — ſelig — ſie iſt gefunden — gefunden! Raſch ſchritt er fort, in ſeine Werkſtatt — er ſpannte die Leinwand auf, er fing an zu malen. Wie von göttlicher Kraft beſeelt, zauberte er mit der vollen Gluth des Lebens das überirdiſche Weib, wie es ihm erſchienen, hervor. — Sein Innerſtes war von dieſem Augenblicke ganz umgewandelt. Statt des Trübſinns, der an ſeinem Herzmark gezehrt hatte, erhob ihn Frohſinn und Heiterkeit. Er ſtudirte mit Fleiß und Anſtrengung die Meiſterwerke der alten Maler. Mehrere Copien gelangen ihm vortrefflich, und nun fing er an ſelbſt Gemälde zu ſchaffen, die alle Kenner in Erſtaunen ſetzten. An Landſchaften war nicht mehr zu denken, und Hackert bekannte ſelbſt, daß der Jüngling nun erſt ſeinen eigentlichen Beruf gefunden habe. So kam es, daß er mehrere große Werke, Altarblätter für Kirchen, zu malen bekam. Er wählte mehrentheils heitere Gegenſtände chriſtlicher Legenden, aber überall ſtrahlte die wunderherrliche Geſtalt ſeines Ideals hervor. Man fand, daß Geſicht und Geſtalt der Prinzeſſin Angiola T.... zum Sprechen ähnlich ſei, man äußerte dies dem jungen Maler ſelbſt und Schlauköpfe gaben ſpöttiſch zu verſtehen, der deutſche Maler ſei von dem Feuerblick der wunderſchönen Donna tief ins Herz getroffen. Berthold war hoch erzürnt über das alberne Gewäſch der Leute, die das Himmliſche in das Gemeinirdiſche herabziehen wollten. „Glaubt Ihr denn," ſprach er, „daß ſolch' ein Weſen wandeln könne hier auf Erden? In einer wunderbaren Viſion wurde mir das Höchſte erſchloſſen; es war der Moment der Künſtlerweihe." — Berthold lebte nun froh und glücklich, bis nach Bonaparte's Siegen in Italien ſich die franzöſiſche Armee dem Königreich Neapel nahte, und die alle ruhigen und glücklichen Verhältniſſe furchtbar zerſtörende Revolution ausbrach. Der König hatte mit der Königin Neapel verlaſſen, die Citta war angeordnet. Der General-Vikar ſchloß mit dem franzöſiſchen General einen ſchmachvollen Waffenſtillſtand, und bald kamen die franzöſiſchen Commiſſarien, um die Summe, die gezahlt werden ſollte, in Empfang zu nehmen. Der General-Vikar entfloh, um der Wuth des Volks, das ſich von ihm, von der Citta, von allen, die ihm Schutz gewähren konnten gegen den andringenden Feind, verlaſſen glaubte, zu entgehen. Da waren alle Bande der Geſellſchaft aufgelöſt; in wilder Anarchie verhöhnte der Pöbel Ordnung und Geſetz, und unter dem Geſchrei: viva la santa fede taumelten ſeine wahnſinnigen Horden durch die Straßen, die Häuſer der Großen, von welchen ſie ſich an den Feind verkauſt wähnten, plündernd und in Brand ſteckend. Vergebens waren die Bemühungen Moliterno's und Rocca Romana's, Günſtlinge des Volks und zu Anführern gewählt, die Raſenden zu bändigen. Die Herzoge della Torre und Clemens Filomarino waren ermordet, aber noch war des wüthenden Pöbels Blutdurſt nicht geſtillt. — Berthold hatte ſich aus einem brennenden Hauſe nur halb angekleidet gerettet, er ſtieß auf einen Haufen des Volks, der mit angezündeten Fackeln und blinkenden Meſſern nach dem Pallaſt des Herzogs von T. eilte. Ihn für ihres Gleichen haltend, drängten ſie ihn mit ſich fort — viva la santa fede brüllten die Wahnſinnigen, und in wenigen Minuten waren der Herzog — die Bedienten, alles was ſich widerſetzte, ermordet, und der Pallaſt loderte hoch in Flammen auf. — Berthold war immer fort und fort in den Pallaſt hineingedrängt. — Dicker Rauch wallte durch die langen Gänge. — Er lief ſchnell durch die aufgeſprengten Zimmer, auf's Neue in Gefahr, in den Flammen umzukommen — vergebens den Ausgang ſuchend. — Ein ſchneidendes Angſtgeſchrei ſchallt ihm entgegen — er ſtürzt durch den Saal. — Ein Weib ringt mit einem Lazzarone, der es mit ſtarker Fauſt erfaßt hat, und im Begriff iſt ihm das Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen — Es iſt die Prinzeſſin — es iſt Berthold's Ideal! — Bewußtlos vor Entſetzen, ſpringt Berthold hinzu — den Lazzarone bei der Gurgel packen — ihn zu Boden werfen, ihm ſein eignes Meſſer in die Kehle ſtoßen — die Prinzeſſin in die Arme nehmen — mit ihr fliehen durch die flammenden Säle — die Treppen hinab — fort fort, durch das dickſte Volksgewühl — Alles das iſt die That eines Moments! — Keiner hielt den fliehenden Berthold auf; mit dem blutigen Meſſer in der Hand, vom Dampfe ſchwarz gefärbt, in zerriſſenen Kleidern ſah das Volk in ihm den Mörder und Plünderer, und gönnte ihm ſeine Beute. In einem öden Winkel der Stadt unter einem alten Gemäuer, in das er, wie aus Inſtinkt, ſich vor der Gefahr zu verbergen gelaufen, ſank er ohnmächtig nieder. Als er erwachte, kniete die Prinzeſſin neben ihm, und wuſch ſeine Stirne mit kaltem Waſſer. „O Dank!“ — lispelte ſie mit wunderlieblicher Stimme, „Dank den Heiligen, daß Du erwacht biſt, Du mein Retter, mein Alles!“ — Berthold richtete ſich auf, er wähnte zu träumen, er blickte mit ſtarren Augen die Prinzeſſin an — ja ſie war es ſelbſt — die herrliche Himmelsgeſtalt, die den Götterfunken in ſeiner Bruſt entzündet. — „Iſt es möglich — iſt es wahr — lebe ich denn?“ rief er aus. „Ja, Du lebſt,“ ſprach die Prinzeſſin — „Du lebſt für mich; was Du nicht zu hoffen wagteſt, geſchah wie durch ein Wunder. O, ich kenne Dich wohl, Du biſt der deutſche Maler Berthold, Du liebteſt mich ja, und verherrlichteſt mich in Deinen ſchönſten Gemälden. — Konnte ich denn Dein ſeyn? — Aber nun bin ich es immerdar und ewig. — Laß uns fliehen, o laß uns fliehen!“ — Ein ſonderbares Gefühl, wie wenn jählinger Schmerz ſüße Träume zerſtört, durchzuckte Berthold bei dieſen Worten der Prinzeſſin. Doch als das holde Weib ihn mit den vollen ſchneeweißen Armen umfing, als er ſie ungeſtüm an ſeinen Buſen drückte, da durchbebten ihn ſüße nie gekannte Schauer und im Wahnſinn des Entzückens höchſter Erdenluſt rief er aus: — „O, kein Trugbild des Traumes — nein! es iſt mein Weib, das ich umfange, es nie zu laſſen — das meine glühend-dürſtende Sehnſucht ſtillt!“

Aus der Stadt zu fliehen war unmöglich; denn vor den Thoren ſtand das franzöſiſche Heer, dem das Volk, war es gleich ſchlecht bewaffnet und ohne alle Anführung, zwei Tage hindurch den Einzug in die Stadt ſtreitig machte. Endlich gelang es Berthold mit Angiola von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel und dann aus der Stadt zu fliehen. Angiola, von heißer Liebe zu ihrem Retter entbrannt, verſchmähte es in Italien zu bleiben, die Familie ſollte ſie für todt halten, und ſo Bertholds Beſitz ihr geſichert bleiben. Ein diamantnes Halsband und koſtbare Ringe, die ſie getragen, waren hinlänglich, in Rom (bis dahin waren ſie langſam fortgepilgert) ſich mit allen nöthigen Bedürfniſſen zu verſehen, und ſo kamen ſie glücklich nach M. im ſüdlichen Deutſchland, wo Berthold ſich niederzulaſſen, und durch die Kunſt ſich zu ernähren gedachte. — War's denn nicht ein nie geträumtes, nie geahnetes Glück, daß Angiola, das himmliſch ſchöne Weib, das Ideal ſeiner wonnigſten Künſtlerträume ſein werden mußte, unerachtet ſich alle Verhältniſſe des Lebens wie eine unüberſteigbare Mauer zwiſchen ihm und der Geliebten aufthürmten? — Berthold konnte in der That dies Glück kaum faſſen, und ſchwelgte in namenloſen Wonnen, bis lauter und lauter die innere Stimme ihn mahnte, ſeiner Kunſt zu gedenken. In M. beſchloß er ſeinen Ruf durch ein großes Gemälde zu begründen, das er für die dortige Marienkirche malen wollte. Der einfache Gedanke, Maria und Eliſabeth in einem ſchönen Garten auf einem Raſen ſitzend, die Kinder Chriſtus und Johannes vor ihnen im Graſe ſpielend, ſollte der ganze Vorwurf des Bildes ſeyn, aber vergebens war alles Ringen nach einer reinen geiſtigen Anſchauung des Gemäldes. So wie in jener unglücklichen Zeit der Criſis, verſchwammen ihm die Geſtalten, und nicht die himmliſche Maria, nein, ein irdiſches Weib, ach ſeine Angiola ſelbſt ſtand auf gräuliche Weiſe verzerrt, vor ſeines Geiſtes Augen. — Er gedachte Trotz zu bieten der unheimlichen Gewalt, die ihn zu erfaſſen ſchien, er bereitete die Farben, er fing an zu malen; aber ſeine Kraft war gebrochen, all' ſein Bemühen, ſo wie damals, nur die ohnmächtige Anſtrengung des unverſtändigen Kindes. Starr und leblos blieb, was er malte, und ſelbſt Angiola — Angiola, ſein Ideal, wurde, wenn ſie ihm ſaß und er ſie malen wollte, auf der Leinwand zum todten Wachsbilde, das ihn mit gläſernen Augen anſtierte. Da ſchlich ſich immer mehr und mehr trüber Unmuth in ſeine Seele, der alle Freude des Lebens wegzehrte. Er wollte — er konnte nicht weiter arbeiten, und ſo kam es, daß er in Dürftigkeit gerieth, die ihn deſto mehr niederbeugte, je weniger Angiola auch nur ein Wort der Klage hören ließ.

„Der immer mehr in mein Innerſtes hereinzehrende Gram, erzeugt von ſtets getäuſchter Hoffnung, wenn ich immer vergebens Kräfte aufbot, die nicht mehr mein waren, verſetzte mich bald in einen Zuſtand, der dem Wahnſinne gleich zu achten war. Mein Weib gebar mir einen Sohn, das vollendete mein Elend und der lange verhaltene Groll brach aus in hell aufflammenden Haß. Sie, Sie allein ſchuf mein Unglück. Nein — Sie war nicht das Ideal, das mir erſchien, nur mir zum rettungsloſen Verderben hatte ſie trügeriſch jenes Himmelsweibes Geſtalt und Geſicht geborgt. In wilder Verzweiflung fluchte ich ihr und dem unſchuldigen Kinde. — Ich wünſchte beider Tod, damit ich erlöſt werden möge von der unerträglichen Qual, die wie mit glühenden Meſſern in mir wühlte! — Gedanken der Hölle ſtiegen in mir auf. Vergebens las ich in Angiola's leichenblaſſem Geſicht, in ihren Thränen mein raſendes freveliches Beginnen — Du haſt mich um mein Leben betrogen, verruchtes Weib, brüllte ich auf, und ſtieß ſie mit dem Fuße von mir, wenn ſie ohnmächtig niederſank, und meine Knie umfaßte.“ —

Bertholds grauſames wahnſinniges Betragen gegen Weib und

Kind erregte die Aufmerkſamkeit der Nachbarn, die es der Obrigkeit anzeigten. Man wollte ihn verhaften, als aber die Polizeidiener in ſeine Wohnung traten, war er ſammt Frau und Kind ſpurlos verſchwunden. Berthold erſchien bald darauf zu N. in Oberſchleſien; er hatte ſich ſeines Weibes und Kindes entledigt, und fing voll heitern Muthes an, das Bild zu malen, das er in M. vergebens begonnen hatte. Aber nur die Jungfrau Maria und die Kinder Chriſtus und Johannes konnte er vollenden, dann fiel er in eine furchtbare Krankheit, die ihn dem Tode, den er wünſchte, nahe brachte. Um ihn zu pflegen, hatte man alle ſeine Geräthſchaften und auch jenes unvollendete Gemälde verkauft, und er zog, nachdem er nur einigermaßen ſich wieder erkräftigt, als ein ſiecher elender Bettler von dannen. — In der Folge nährte er ſich dürftig durch Wandmalerei, die ihm hie und da übertragen wurde.

Bertholds Geſchichte hat etwas Entſetzliches und Grauenvolles, ſprach ich zu dem Profeſſor, ich halte ihn, unerachtet er es nicht geradezu ausgeſprochen, für den ruchloſen Mörder ſeines unſchuldigen Weibes und ſeines Kindes. „Es iſt ein wahnſinniger Thor,“ erwiederte der Profeſſor, „dem ich den Muth zu ſolcher That gar nicht zutraue. Ueber dieſen Punkt läßt er ſich niemals deutlich aus, und es iſt die Frage, ob er ſich nicht blos einbildet, an dem Tode ſeiner Frau und ſeines Kindes Schuld zu ſeyn; er malt eben wieder Marmor, erſt in künftiger Nacht vollendet er den Altar, dann iſt er bei guter Laune, und Sie können vielleicht mehr über jenen kitzlichen Punkt von ihm heraus bekommen.“ — Ich muß geſtehen, daß, dachte ich es mir lebhaft, um Mitternacht mit Berthold allein in der Kirche mich zu befinden, mir, nachdem ich ſeine Geſchichte geleſen, ein leiſer Schauer durch die Glieder lief. Ich meinte, er könnte mitunter was weniges der Teufel ſeyn, trotz ſeiner Gutmüthigkeit und ſeines treuherzigen Weſens, und wollte mich deshalb lieber gleich Mittags im lieben heitern Sonnenſchein mit ihm abfinden.

Ich fand ihn auf dem Gerüſte mürriſch und in ſich gekehrt, Marmoradern ſprenkelnd; zu ihm heraufgeſtiegen, reichte ich ihm ſtillſchweigend die Töpfe. Erſtaunt ſah er ſich nach mir um; „ich bin ja Ihr Handlanger,“ ſprach ich leiſe, das zwang ihm ein Lächeln ab.

Nun fing ich an von ſeinem Leben zu ſprechen, ſo daß er merken mußte, ich wiſſe Alles, und er ſchien zu glauben, er habe mir Alles ſelbſt in jener Nacht erzählt. Leiſe — leiſe kam ich auf die gräßliche Kataſtrophe, dann ſprach ich plötzlich: Alſo in heilloſem Wahnſinn mordeten Sie Weib und Kind? — Da ließ er Farbentopf und Pinſel fallen, und rief, mich mit gräßlichem Blick anſtarrend und beide Hände hoch erhebend: „Rein ſind dieſe Hände vom Blute meines Weibes, meines Sohnes! Noch ein ſolches Wort, und ich ſtürze mich mit Euch hier vom Gerüſte herab, daß unſere Schädel zerſchellen auf dem ſteinernen Boden der Kirche!“ — Ich befand mich in dem Augenblick wirklich in ſeltſamer Lage, am beſten ſchien es mir mit ganz Fremdem hineinzufahren. „O ſehn Sie doch, lieber Berthold, ſprach ich ſo ruhig und kalt, als es mir möglich war, wie das häßliche Dunkelgelb auf der Wand dort ſo verfließt.“ Er ſchauete hin, und indem er das Gelb mit dem Pinſel verſtrich, ſtieg ich leiſe das Gerüſte herab, verließ die Kirche, und ging zum Profeſſor, um mich über meinen beſtraften Vorwitz tüchtig auslachen zu laſſen.

Mein Wagen war reparirt und ich verließ G., nachdem mir der Profeſſor Aloyſius Walter feierlich verſprochen, ſollte ſich etwas beſonderes mit Berthold ereignen, mir es gleich zu ſchreiben.

Ein halbes Jahr mochte vergangen ſeyn, als ich wirklich von dem Profeſſor einen Brief erhielt, in welchem er ſehr weitſchweifig unſer Beiſammenſeyn in G. rühmte. Ueber Berthold ſchrieb er mir folgendes: Bald nach Ihrer Abreiſe trug ſich mit unſerm wunderlichen Maler viel Sonderbares zu. Er wurde plötzlich ganz heiter, und vollendete auf die herrlichſte Weiſe das große Altarblatt, welches nun vollends alle Menſchen in Erſtaunen ſetzt. Dann verſchwand er, und da er nicht das Mindeſte mitgenommen, und man ein Paar Tage darauf Hut und Stock unfern des O — Stromes fand, glauben wir alle, er habe ſich freiwillig den Tod gegeben.

Das Sanctus.

Der Doktor ſchüttelte bedenklich den Kopf. — Wie, rief der Kapellmeiſter heftig, indem er vom Stuhle aufſprang, wie! ſo ſollte Bettina's Catarrh wirklich etwas zu bedeuten haben? — Der Doktor ſtieß ganz leiſe drei oder viermal mit ſeinem ſpaniſchen Rohr auf den Fußboden, nahm die Doſe heraus und ſteckte ſie wieder ein ohne zu ſchnupfen, richtete den Blick ſtarr empor, als zähle er die Roſetten an der Decke und hüſtelte mißtönig ohne ein Wort zu reden. Das brachte den Kapellmeiſter außer ſich, denn er wußte ſchon, ſolches Gebehrdenſpiel des Doktors hieß in deutlichen lebendigen Worten nichts anders, als: ein böſer böſer Fall — und ich weiß mir nicht zu rathen und zu helfen, und ich ſteure umher in meinen Verſuchen, wie jener Doktor im Gilblas di Santillana. „Nun, ſo ſag' Er es denn nur geradezu heraus,“ rief der Kapellmeiſter erzürnt, „ſag' Er es heraus, ohne ſo verdammt wichtig zu thun mit der ſimplen Heiſerkeit, die ſich Bettina zugezogen, weil ſie unvorſichtiger Weiſe den Shawl nicht umwarf, als ſie die Kirche verließ — das Leben wird es ihr doch eben nicht koſten, der Kleinen.“ „Mit nichten,“ ſprach der Doktor, indem er nochmals die Doſe herausnahm, jetzt aber wirklich ſchnupfte, „mit nichten, aber höchſt wahrſcheinlich wird ſie in ihrem ganzen Leben keine Note mehr ſingen!“ Da fuhr der Kapellmeiſter mit beiden Fäuſten ſich in die Haare, daß der Puder weit umherſtäubte und rannte im Zimmer auf und ab, und ſchrie wie beſeſſen: „Nicht mehr ſingen? — nicht mehr ſingen? — Bettina nicht mehr ſingen? — Geſtorben all' die herrlichen Canzonette — die wunderbaren Bollero's und Seguidilla's, die wie klingender Blumenhauch von ihren Lippen ſtrömten? — Kein frommes Agnus, kein tröſtendes Benedictus von ihr mehr hören? — O! o! — Kein Miserere, das mich reinbürſtete von jedem irdiſchen Schmutz miſerabler Gedanken

— das in mir oft eine ganze reiche Welt makelloſer Kirchenthema's aufgehen ließ? — Du lügſt Doktor, Du lügſt! — Der Satan verſucht Dich, mich auf's Eis zu führen. — Der Dom-Organiſt, der mich mit ſchändlichem Neide verfolgt, ſeitdem ich ein achtſtimmiges qui tollis ausgearbeitet zum Entzücken der Welt, der hat dich beſtochen! Du ſollſt mich in ſchnöde Verzweiflung ſtürzen, damit ich meine neue Meſſe in's Feuer werſe, aber es gelingt ihm — es gelingt Dir nicht! — Hier — hier trage ich ſie bei mir, Bettina's Soli (er ſchlug auf die rechte Rocktaſche, ſo daß es gewaltig darin klatſchte) und gleich ſoll herrlicher, als je, die Kleine ſie mir mit hocherhabener Glockenſtimme vorſingen." Der Kapellmeiſter griff nach dem Hute und wollte fort, der Doktor hielt ihn zurück, indem er ſehr ſanft und leiſe ſprach: Ich ehre Ihren werthen Enthuſiasmus, holdſeligſter Freund! aber ich übertreibe nichts und kenne den Dom-Organiſten gar nicht, es iſt nun einmal ſo! Seit der Zeit, daß Bettina in der katholiſchen Kirche bei dem Amt die Solos im Gloria und Credo geſungen, iſt ſie von einer ſolch' ſeltſamen Heiſerkeit oder vielmehr Stimmloſigkeit befallen, die meiner Kunſt trotzt und die mich, wie geſagt, befürchten läßt, daß ſie nie mehr ſingen wird. „Gut denn", rief der Kapellmeiſter wie in reſignirter Verzweiflung, „gut denn, ſo gieb ihr Opium — Opium und ſo lange Opium bis ſie eines ſanften Todes dahinſcheidet, denn ſingt Bettina nicht mehr, ſo darf ſie auch nicht mehr leben, denn ſie lebt nur, wenn ſie ſingt — ſie exiſtirt nur im Geſange — himmliſcher Doktor, thu' mir den Gefallen, vergifte ſie je eher deſto lieber. Ich habe Connektionen im Criminal-Collegio, mit dem Präſidenten ſtudirte ich in Halle, es war ein großer Horniſt, wir blieſen Bizinien zur Nachtzeit mit einfallenden Chören obligater Hündelein und Kater! — Sie ſollen Dir nichts thun des ehrlichen Mords wegen — Aber vergifte ſie — vergifte ſie —" „Man iſt," unterbrach der Doktor den ſprudelnden Kapellmeiſter, „man iſt doch ſchon ziemlich hoch in Jahren, muß ſich das Haar pudern ſeit geraumer Zeit, und doch noch vorzüglich die Muſik anlangend vel quasi ein Haſenfuß. Man ſchreie nicht ſo, man ſpreche nicht ſo verwegen vom ſündlichen Mord und Todtſchlag, man ſetze ſich ruhig hin dort in jenen bequemen Lehnſtuhl und höre mich gelaſſen an." Der Kapellmeiſtrr rief mit ſehr weinerlicher Stimme: „Was werd' ich hören" und that übrigens wie ihm geheißen. „Es iſt," fing der Doktor an,

Univ.-Bibl. München

„es iſt in der That in Bettina's Zuſtand etwas ganz Sonderbares und Verwunderliches. Sie ſpricht laut, mit voller Kraft des Organs, an irgend eines der gewöhnlichen Halsübel iſt gar nicht zu denken, ſie iſt ſelbſt im Stande einen muſikaliſchen Ton anzugeben, aber ſo wie ſie die Stimme zum Geſange erheben will, lähmt ein unbegreifliches Etwas, das ſich durch kein Stechen, Prickeln, Kitzeln oder ſonſt als ein affirmatives krankhaftes Prinzip darthut, ihre Kraft, ſo daß jeder verſuchte Ton, ohne gepreßt-unrein, kurz katarrhaliſch zu klingen, matt und farblos dahin ſchwindet. Bettina ſelbſt vergleicht ihren Zuſtand ſehr richtig demjenigen im Traum, wenn man mit dem vollſten Bewußtſein der Kraft zum Fliegen doch vergebens ſtrebt in die Höhe zu ſteigen. Dieſer negative krankhafte Zuſtand ſpottet meiner Kunſt und wirkungslos bleiben alle Mittel. Der Feind, den ich bekämpfen ſoll, gleicht einem körperlichen Spuk, gegen den ich vergebens meine Streiche führe. Darin habt Ihr Recht, Kapellmeiſter, daß Bettina's ganze Exiſtenz im Leben durch den Geſang bedingt iſt, denn eben im Geſange kann man ſich den kleinen Paradiesvogel nur denken, deshalb iſt ſie aber ſchon durch die Vorſtellung, daß ihr Geſang und mit ihm ſie ſelbſt untergehe, ſo im Innerſten aufgeregt, und faſt bin ich überzeugt, daß eben dieſe fortwährende geiſtige Agitation ihr Uebelbefinden fördert und meine Bemühungen vereitelt. Sie iſt, wie ſie ſich ſelbſt ausdrückt, von Natur ſehr apprehenſiv, und ſo glaube ich, nachdem ich Monate lang, wie ein Schiffbrüchiger, der nach jedem Splitter haſcht, nach dieſem, jenem Mittel gegriffen und darüber ganz verzagt worden, daß Bettina's ganze Krankheit mehr pſychiſch als phyſiſch iſt." „Recht Doktor," rief hier der reiſende Enthuſiaſt, der ſo lange ſchweigend mit über einander geſchlagenen Armen im Winkel geſeſſen, „recht Doktor, mit einemmal habt Ihr den richtigen Punkt getroffen, mein vortrefflicher Arzt! Bettina's krankhaftes Gefühl iſt die phyſiſche Rückwirkung eines pſychiſchen Eindrucks, eben deshalb aber deſto ſchlimmer und gefährlicher. Ich, ich allein kann Euch Alles erklären, Ihr Herren!" „Was werd' ich hören," ſprach der Kapellmeiſter noch weinerlicher als vorher, der Doktor rückte ſeinen Stuhl näher heran zum reiſenden Enthuſiaſten und guckte ihm mit ſonderbar lächelnder Miene in's Geſicht. Der reiſende Enthuſiaſt warf aber den Blick in die Höhe und ſprach ohne den Doktor oder den Kapellmeiſter anzuſehen: „Kapellmeiſter! ich ſah einmal einen kleinen buntgefärbten Schmetterling, der ſich zwiſchen den Saiten Eures Doppelclavichords eingefangen hatte. Das kleine Ding flatterte luſtig auf und nieder und mit den glänzenden Flügelein um ſich ſchlagend berührte es bald die oberen bald die untern Saiten, die dann leiſe leiſe nur dem ſchärfſten geübteſten Ohr vernehmbare Töne und Akkorde hauchten, ſo daß zuletzt das Thierchen nur in den Schwingungen wie in ſanftwogenden Wellen zu ſchwimmen oder vielmehr von ihnen getragen zu werden ſchien. Aber oft kam es, daß eine ſtärker berührte Saite, wie erzürnt in die Flügel des fröhlichen Schwimmers ſchlug, ſo daß ſie wund geworden den Schmuck des bunten Blüthenſtaubes von ſich ſtreuten; doch deſſen nicht achtend kreiſte der Schmetterling fort und fort im fröhlichen Klingen und Singen, bis ſchärfer und ſchärfer die Saiten ihn verwundeten, und er lautlos hinabſank in die Oeffnung des Reſonanzbodens.“ „Was wollen wir damit ſagen,“ frug der Kapellmeiſter. „Fiat applicatio mein Beſter!“ ſprach der Doktor. „Von einer beſonderen Anwendung iſt hier nicht die Rede,“ fuhr der Enthuſiaſt fort, „ich wollte, da ich obbeſagten Schmetterling wirklich auf des Kapellmeiſters Clavichord ſpielen gehört habe, nur im Allgemeinen eine Idee andeuten, die mir damals einkam, und die alles das, was ich über Bettina's Uebel ſagen werde, ſo ziemlich einleitet. Ihr könnet das Ganze aber auch für eine Allegorie anſehen, und es in das Stammbuch irgend einer reiſenden Virtuoſin hineinzeichnen. Es ſchien mir nemlich damals, als habe die Natur ein tauſendchöriges Clavichord um uns herum gebaut, in deſſen Saiten wir herum handthierten, ihre Töne und Akkorde für unſere eignen willkürlich hervorgebrachten haltend und als würden wir oft zum Tode wund, ohne zu ahnen, daß der unharmoniſch berührte Ton uns die Wunde ſchlug.“ „Sehr dunkel,“ ſprach der Kapellmeiſter. „O,“ rief der Doktor lachend, „o nur Geduld, er wird gleich auf ſeinem Steckenpferde ſitzen und geſtreckten Galopps in die Welt der Ahnungen, Träume, pſychiſchen Einflüſſe, Sympathien, Idioſynkraſien u. ſ. w. hineinreiten, bis er auf der Station des Magnetismus abſitzt und ein Frühſtück nimmt.“ „Gemach gemach, mein weiſer Doktor,“ ſprach der reiſende Enthuſiaſt, „ſchmäht nicht auf Dinge, die Ihr, ſträuben mögt Ihr Euch auch wie Ihr wollt, doch mit Demuth anerkennen und höchlich beachten müßt. Habt Ihr es denn nicht ſelbſt eben erſt ausgeſprochen, daß Bettina's Krankheit von pſychiſcher Anregung herbeigeführt oder vielmehr nur ein pſychiſches Uebel iſt?“ „Wie kommt,“ unterbrach der Doktor den Enthuſiaſten, „wie kommt aber Bettina mit dem unglückſeeligen Schmetterling zuſammen?“ „Wenn man,“ fuhr der Enthuſiaſt fort, „wenn man nun alles haarklein auseinander ſieben ſoll, und jedes Körnchen beäugeln und bekucken, ſo wird das eine Arbeit, die ſelbſt langweilig Langeweile verbreitet! — Laßt den Schmetterling im Clavichordkaſten des Kapellmeiſters ruhen! — Uebrigens, ſagt ſelbſt, Kapellmeiſter! iſt es nicht ein wahres Unglück, daß die hochheilige Muſik ein integrirender Theil unſerer Converſation geworden iſt? Die herrlichſten Talente werden herabgezogen in das gemeine dürftige Leben! Statt daß ſonſt aus heiliger Ferne wie aus dem wunderbaren Himmelsreiche ſelbſt, Ton und Geſang auf uns herniederſtrahlte, hat man jetzt alles hübſch bei der Hand und man weiß genau, wie viel Taſſen Thee die Sängerin oder wie viel Gläſer Wein der Baſſiſt trinken muß, um in die gehörige Tramontane zu kommen. Ich weiß wohl, daß es Vereine giebt, die ergriffen von dem wahren Geiſt der Muſik ſie unter einander mit wahrhafter Andacht üben, aber jene miſerablen geſchmückten, geſchniegelten — doch ich will mich nicht ärgern! — Als ich voriges Jahr hieher kam, war die arme Bettina gerade recht in der Mode — ſie war, wie man ſagt, recherchirt, es konnte kaum Thee getrunken werden ohne Zuthat einer ſpaniſchen Romanze, einer italiäniſchen Canzonetta oder auch wohl eines franzöſiſchen Liedleins: Souvent l'amour etc. zu dem ſich Bettina hergeben mußte. Ich fürchtete in der That, daß das gute Kind mit ſammt ihrem herrlichen Talent untergehen würde in dem Meer von Theewaſſer, das man über ſie ausſchuttete, das geſchah nun nicht, aber die Kataſtrophe trat ein.“ „Was für eine Kataſtrophe?“ riefen Doktor und Kapellmeiſter. „Seht liebe Herren!“ fuhr der Enthuſiaſt fort, „eigentlich iſt die arme Bettina — wie man ſo ſagt, verwünſcht oder verhext worden, und ſo hart es mir ankommt es zu bekennen, ich — ich ſelbſt bin der Hexenmeiſter, der das böſe Werk vollbracht hat, und nun gleich dem Zauberlehrling den Bann nicht zu löſen vermag.“ „Poſſen — Poſſen, und wir ſitzen hier und laſſen uns mit der größten Ruhe von dem ironiſchen Böſewicht myſtifiziren.“ So rief der Doktor, indem er aufſprang. „Aber zum Teufel die Kataſtrophe — die Kataſtrophe,“ ſchrie der Kapellmeiſter. „Ruhig ihr

Herren,“ ſprach der Enthuſiaſt, „jetzt kommt eine Thatſache, die ich verbürgen kann, haltet übrigens meine Hexerei für Scherz, unerachtet es mir zuweilen recht ſchwer auf's Herz fällt, daß ich ohne Wiſſen und Willen einer unbekannten pſychiſchen Kraft zum Medium des Entwickelns und Einwirkens auf Bettina gedient haben mag. Gleichſam als Leiter mein' ich, ſo wie in der elektriſchen Reihe einer den andern ohne Selbſtthätigkeit und eignen Willen prügelt.“ „Hop hop,“ rief der Doktor, „ſeht wie das Steckenpferd gar herrliche Courbetten verführt.“ „Aber die Geſchichte — die Geſchichte,“ ſchrie der Kapellmeiſter dazwiſchen. „Ihr erwähntet,“ fuhr der Enthuſiaſt fort, „Ihr erwähntet Kapellmeiſter ſchon zuvor, daß Bettina das letztemal, ehe ſie die Stimme verlor, in der katholiſchen Kirche ſang. Erinnert Euch, daß dies am erſten Oſterfeiertage vorigen Jahres geſchah. Ihr hattet Euer ſchwarzes Ehrenkleid angethan und dirigirtet die herrliche Haydnſche Meſſe aus dem D. Moll. In dem Sopran that ſich ein Flor junger anmuthig gekleideter Mädchen auf, die zum Theil ſangen, zum Theil auch nicht; unter ihnen ſtand Bettina, die mit wunderbar ſtarker voller Stimme die kleinen Soli vortrug. Ihr wißt, daß ich mich im Tenor angeſtellt hatte, das Sanctus war eingetreten, ich fühlte die Schauer der tiefſten Andacht mich durchbeben, da rauſchte es hinter mir ſtörend, unwillkürlich drehte ich mich um, und erblickte zu meinem Erſtaunen Bettina, die ſich durch die Reihen der Spielenden und Singenden drängte um den Chor zu verlaſſen. „Sie wollen fort?“ redete ich ſie an. „Es iſt die höchſte Zeit,“ erwiederte ſie ſehr freundlich, „daß ich mich jetzt nach der *** Kirche begebe, um noch, wie ich verſprochen, dort in einer Cantate mitzuſingen, auch muß ich noch Vormittags ein Paar Duetts probiren, die ich heute Abend in dem Singethee bei *** vortragen werde, dann iſt Souper bei ***. Sie kommen doch hin? es werden ein Paar Chöre aus dem Händelſchen Meſſias und das erſte Finale aus Figaro's Hochzeit gemacht.“ Während dieſes Geſprächs erklangen die vollen Akkorde des Sanctus, und das Weihrauchopfer zog in blauen Wolken durch das hohe Gewölbe der Kirche. „Wiſſen Sie denn nicht,“ ſprach ich, „daß es ſündlich iſt, daß es nicht ſtraflos bleibt, wenn man während des Sanctus die Kirche verläßt? — Sie werden ſo bald nicht mehr in der Kirche ſingen!“ — Es ſollte Scherz ſeyn, aber ich weiß nicht, wie es kam, daß mit einemmal meine Worte ſo feierlich klangen. Bettina erblaßte und verließ ſchweigend die Kirche. Seit dieſem Moment verlor ſie die Stimme —.“ Der Doktor hatte ſich während der Zeit wieder geſetzt und das Kinn auf den Stockknopf geſtützt, er blieb ſtumm, aber der Kapellmeiſter rief: „Wunderbar in der That, ſehr wunderbar!“ „Eigentlich,“ fuhr der Enthuſiaſt fort, „eigentlich kam mir damals bei meinen Worten nichts beſtimmtes in den Sinn und eben ſo wenig ſetzte ich Bettina's Stimmloſigkeit mit dem Vorfall in der Kirche nur in den mindeſten Bezug. Erſt jetzt, als ich wieder hieher kam und von Euch Doktor erfuhr, daß Bettina noch immer an der verdrießlichen Kränklichkeit leide, war es mir, als hätte ich ſchon damals an eine Geſchichte gedacht, die ich vor mehreren Jahren in einem alten Buche las, und die ich Euch, da ſie mir anmuthig und rührend ſcheint, mittheilen will.“ „Erzählen Sie,“ rief der Kapellmeiſter, „vielleicht liegt ein guter Stoff zu einer tüchtigen Oper darin.“ „Könnt Ihr,“ ſprach der Doktor, „könnt Ihr, Kapellmeiſter, Träume — Ahnungen — magnetiſche Zuſtände in Muſik ſetzen, ſo wird Euch geholfen, auf ſo was wird die Geſchichte doch wieder herauslaufen.“ Ohne dem Doktor zu antworten räusperte ſich der reiſende Enthuſiaſt und fing mit erhabener Stimme an: „Unabſehbar breitete ſich das Feldlager Iſabellens und Ferdinands von Arragonien vor den Mauern von Granada aus.“ „Herr des Himmels und der Erden,“ unterbrach der Doktor den Erzähler, „das fängt an als wollt' es in neun Tagen und neun Nächten nicht endigen, und ich ſitze hier und die Patienten lamentiren. Ich ſcheere mich den Teufel um Eure mauriſchen Geſchichten, den Gonzalvo von Cordova habe ich geleſen, und Bettina's Seguidillas gehört, aber damit Baſta, alles was recht iſt — Gott befohlen!“ Schnell ſprang der Doktor zur Thüre heraus, aber der Kapellmeiſter blieb ruhig ſitzen, indem er ſprach: „Es wird eine Geſchichte aus den Kriegen der Mauren mit den Spaniern, wie ich merke, ſo was hätt' ich längſt gar zu gern komponirt. — Gefechte — Tumult — Romanzen — Aufzüge — Cymbeln — Choräle — Trommeln und Pauken — ach Pauken! — Da wir nun einmal ſo zuſammen ſind, erzählen Sie, liebenswürdiger Enthuſiaſt, wer weiß, welches Saamenkorn die erwünſchte Erzählung in mein Gemüth wirft und was für Rieſenlilien daraus entſprießen.“ „Euch wird,“ erwiederte der Enthuſiaſt, „Euch wird nun Kapellmeiſter! alles einmal gleich zur Oper und daher kommt es denn auch, daß die vernünftigen Leute, die die Muſik behandeln wie einen ſtarken Schnaps, den man nur dann und wann in kleinen Portionen genießt zur Magenſtärkung, Euch manchmal für toll halten. Doch erzählen will ich Euch, und keck möget Ihr, wandelt Euch die Luſt an, manchmal ein Paar Akkorde dazwiſchen werfen." — Schreiber dieſes fühlt ſich gedrungen, ehe er dem Enthuſiaſten die Erzählung nachſchreibt, Dich günſtigen Leſer zu bitten, Du mögeſt ihm der Kürze halber zu Gute halten, wenn er den dazwiſchen anſchlagenden Akkorden den Kapellmeiſter vorzeichnet. Statt alſo zu ſchreiben: Hier ſprach der Kapellmeiſter, heißt es bloß der Kapellmeiſter.

Unabſehbar breitete ſich das Feldlager Iſabellens und Ferdinands von Arragonien vor den feſten Mauern von Granada aus. Vergebens auf Hülfe hoffend, immer enger und enger eingeſchloſſen, verzagte der feige Boabdil und im bittern Hohn vom Volk, das ihn den kleinen König nannte, verſpottet, fand er nur in den Opfern blutdürſtiger Grauſamkeit augenblicklichen Troſt. Aber eben in dem Grade, wie die Muthloſigkeit und Verzweiflung täglich mehr Volk und Kriegsheer in Granada erfaßte, wurde lebendiger Siegeshoffnung und Kampfluſt im ſpaniſchen Lager. Es bedurfte keines Sturms. Ferdinand begnügte ſich die Wälle zu beſchießen, und die Ausfälle der Belagerten zurückzutreiben. Dieſe kleinen Gefechte glichen mehr fröhlichen Turnieren als ernſten Kämpfen und ſelbſt der Tod der im Kampfe Gefallnen konnte die Gemüther nur erheben, da ſie hochgefeiert im Gepränge des kirchlichen Cultus wie in der ſtrahlenden Glorie des Märtyrthums für den Glauben erſchienen. Gleich nachdem Iſabella in das Lager eingezogen, ließ ſie in deſſen Mitte ein hohes hölzernes Gebäude mit Thürmen aufführen, von deren Spitzen die Kreuzesfahne herabwehte. Das Innere wurde zum Kloſter und zur Kirche eingerichtet, und Benediktiner-Nonnen zogen ein, täglichen Gottesdienſt übend. Die Königin, von ihrem Gefolge, von ihren Rittern begleitet, kam jeden Morgen, die Meſſe zu hören, die ihr Beichtvater las, von dem Geſange der im Chor verſammelten Nonnen unterſtützt. Da begab es ſich, daß Iſabella an einem Morgen eine Stimme vernahm, die mit wunderbarem Glockenklang die andern Stimmen im Chor übertönte. Der Geſang war anzuhören wie das ſiegende Schmettern einer Nachtigall, die, die Fürſtin des Hains, dem jauchzenden Volk gebietet. Und doch war die Ausſprache der Worte ſo fremdartig und ſelbſt die ſonderbare ganz eigenthümliche Art des Geſanges that kund, daß eine Sängerin, des kirchlichen Styls noch ungewohnt, vielleicht zum erſtenmal das Amt ſingen müſſe. Verwundert ſchaute Iſabella um ſich und bemerkte, daß ihr Gefolge von demſelben Erſtaunen ergriffen worden; doch ahnen mußte ſie wohl, daß hier ein beſonderes Abentheuer im Spiel ſeyn müſſe, als ihr der tapfere Heerführer Aguillar, der ſich eben im Gefolge befand, ins Auge fiel. Im Betſtuhl knieend, die Hände gefaltet, ſtarrte er zum Gitter des Chors herauf, glühende inbrünſtige Sehnſucht im düſtern Auge. Als die Meſſe geendet war, begab ſich Iſabella nach Donna Maria's, der Priorin, Zimmern und frug nach der fremden Sängerin. „Wollet Euch o Königin," ſprach Donna Maria, „wollet Euch erinnern, daß vor Mondesfriſt Don Aguillar jenes Außenwerk zu überfallen und zu erobern gedachte, das mit einer herrlichen Terraſſe geziert den Mauren zum Luſtort dient. In jeder Nacht ſchallen die üppigen Geſänge der Heiden in unſer Lager herüber wie verlockende Sirenenſtimmen und eben deshalb wollte der tapfere Aguillar das Neſt der Sünde zerſtören. Schon war das Werk genommen, ſchon wurden die gefangenen Weiber während des Gefechts abgeführt, als eine unvermuthete Verſtärkung ihn tapferer Wehr unerachtet nöthigte, abzulaſſen und ſich zurückzuziehen in das Lager. Der Feind wagte nicht ihn zu verfolgen und ſo kam es, daß die Gefangenen und reiche Beute ſein blieben. Unter den gefangenen Weibern befand ſich eine, deren troſtloſes Jammern, deren Verzweiflung Don Aguillars Aufmerkſamkeit erregte. Er nahte ſich der Verſchleierten mit freundlichen Worten, aber als hätte ihr Schmerz keine andere Sprache als Geſang, ſing ſie, nachdem ſie auf der Zither, die ihr an einem goldnen Bande um den Hals hing, einige ſeltſame Akkorde gegriffen hatte, eine Romanze an, die in tiefaufſeufzenden herzzerſchneidenden Lauten die Trennung von dem Geliebten, von aller Lebensfreude klagte. Aguillar tief ergriffen von den wunderbaren Tönen, beſchloß das Weib zurückbringen zu laſſen nach Granada; ſie ſtürzte vor ihm nieder, indem ſie den Schleier zurückſchlug. Da rief Aguillar wie außer ſich: Biſt Du denn nicht Zulema, das Licht des Geſanges in Granada? — Zulema, die der Feldherr bei einer Sendung an Boabdils Hof geſehen, deren wunderbarer Geſang ſeitdem tief in ſeiner Bruſt wiederhallte, war es wirklich. „Ich gebe Dir die Freiheit," rief Aguillar, aber da ſprach der ehrwürdige Vater Agoſtino Sanchez, der das Kreuz in der Hand mitgezogen: „Erinnere Dich, Herr! daß Du, indem Du die Gefangene frei läſſeſt, ihr großes Unrecht thuſt, da ſie dem Götzendienſt entriſſen, vielleicht bei uns von der Gnade des Herrn erleuchtet, in den Schooß der Kirche zurückgekehrt wäre." Aguillar ſprach: „Sie mag bei uns bleiben einen Monat hindurch und dann, fühlt ſie ſich nicht durchdrungen von dem Geiſt des Herrn, zurückgebracht werden nach Granada." So kam es, o Herrin! daß Zulema von uns in dem Kloſter aufgenommen wurde. Anfangs überließ ſie ſich ganz dem troſtloſeſten Schmerz und bald waren es wild und ſchauerlich tönende, bald tiefklagende Romanzen, mit denen ſie das Kloſter erfüllte, denn überall hörte man ihre durchdringende Glockenſtimme. Es begab ſich, daß wir einſt um Mitternacht im Chor der Kirche verſammelt waren und die Hora nach jener wundervollen heiligen Weiſe abſangen, die der hohe Meiſter des Geſanges, Ferreras, uns lehrte. Ich bemerkte im Schein der Lichter Zulema in der offnen Pforte des Chors ſtehend und mit ernſtem Blick ſtill und andächtig hineinſchauend; als wir Paarweiſe daherziehend den Chor verließen, kniete Zulema im Gange unfern eines Marienbildes. Den andern Tag ſang ſie keine Romanze, ſondern blieb ſtill und in ſich gekehrt. Bald verſuchte ſie auf der tiefgeſtimmten Zither die Akkorde jenes Chorals, den wir in der Kirche geſungen, und dann fing ſie an leiſe leiſe zu ſingen, ja ſelbſt die Worte unſers Geſanges zu verſuchen, die ſie freilich wunderlich wie mit gebundener Zunge ausſprach. Ich merkte wohl, daß der Geiſt des Herrn mit milder tröſtender Stimme im Geſange zu ihr geſprochen, und daß ſich ihre Bruſt öffnen würde ſeiner Gnade, daher ſchickte ich Schweſter Emanuela, die Meiſterin des Chors, zu ihr, daß ſie den glimmenden Funken anfache, und ſo geſchah es, daß im heiligen Geſange der Kirche der Glaube in ihr entzündet wurde. Noch iſt Zulema nicht durch die heilige Taufe in den Schooß der Kirche aufgenommen, aber vergönnt wurde es ihr unſerm Chor ſich beizugeſellen, und ſo ihre wunderbare Stimme zur Glorie der Religion zu erheben." Die Königin wußte nun wohl, was in Aguillars Innerm vorgegangen, als er auf Agoſtino's Einrede Zulema nicht zurückſandte nach Granada, ſondern ſie im Kloſter aufnehmen ließ und um ſo mehr war ſie erfreut über Zulema's Bekehrung zum wahren Glauben. Nach wenigen Tagen wurde Zulema getauft und erhielt den Namen Julia. Die Königin ſelbſt, der Marquis von Cadiz, Heinrich von Guzman, die Feldherren Mendoza, Villena, waren die Zeugen des heiligen Aktes. Man hätte glauben ſollen, daß Julia's Geſang nun noch inniger und wahrer die Herrlichkeit des Glaubens hätte verkünden müſſen und ſo geſchah es auch wirklich eine kurze Zeit hindurch, indeſſen bemerkte Emanuela bald, daß Julia oft auf ſeltſame Weiſe von dem Choral abwich, fremdartige Töne einmiſchend. Oft hallte urplötzlich der dumpfe Klang einer tiefgeſtimmten Zither durch den Chor. Der Ton glich dem Nachklingen vom Sturm durchrauſchter Saiten. Dann wurde Julia unruhig und es geſchah ſogar, daß ſie wie willkürlos in den lateiniſchen Hymnus ein mohriſches Wort einwarf. Emanuela warnte die Neubekehrte, ſtandhaft zu widerſtehen dem Feinde, aber leichtſinnig achtete Julia deſſen nicht und zum Aergerniß der Schweſtern ſang ſie oft, wenn eben die ernſten heiligen Choräle des alten Ferreras erklungen, tändelnde mohriſche Liebeslieder zur Zither, die ſie wieder hoch geſtimmt hatte. Sonderbarer Weiſe klangen jetzt die Zithertöne, die oft durch den Chor ſauſten, auch hoch und recht widrig beinahe wie das gellende Gepfeife der kleinen mohriſchen Flöten.

Der Kapellmeiſter. Flauti piccoli — Oktavflötchen. Aber, mein Beſter, noch bis jetzt nichts, gar nichts für die Oper — keine Expoſition und das iſt immer die Hauptſache, doch mit der tiefen und hohen Stimmung der Zither, das hat mich angeregt. Glaubt Ihr nicht, daß der Teufel ein Tenoriſt iſt? Er iſt falſch wie — der Teufel, und daher macht er alles im Falſet!

Der Enthuſiaſt. Gott im Himmel! — Ihr werdet von Tage zu Tage witziger, Kapellmeiſter! Aber Ihr habt Recht, laſſen wir dem teufliſchen Prinzip alles überhohe unnatürliche Gepfeife, Gequike ꝛc. Doch weiter fort in der Erzählung, die mir eigentlich blutſauer wird, weil ich jeden Augenblick Gefahr laufe, über irgend einen wohl zu beachtenden Moment wegzuſpringen.

Es begab ſich, daß die Königin, begleitet von den edlen Feldherren des Lagers, nach der Kirche der Benediktiner-Nonnen ſchritt, um wie gewöhnlich die Meſſe zu hören. Vor der Pforte lag ein elender zerlumpter Bettler, die Trabanten wollten ihn fortſchaffen, doch bald erhoben riß er ſich wieder los und warf ſich heulend nieder, ſo daß er die Königin berührte. Ergrimmt ſprang Aguillar herzu und wollte den Elenden mit dem Fuße fortſtoßen. Der richtete ſich aber mit halbem Leibe gegen ihn empor und ſchrie: „Tritt die Schlange, — tritt die Schlange, ſie wird dich ſtechen zum Tode!“ und dazu griff er in die Saiten der unter den Lumpen verſteckten Zither, daß ſie im gellenden widrig pfeifenden Tone zerriſſen, und alle von unheimlichem Grauen ergriffen zurückbebten. Die Trabanten ſchafften das widrige Geſpenſt fort und es hieß: der Menſch ſey ein gefangener wahnſinniger Mohr, der aber durch ſeine tollen Späße und durch ſein verwunderliches Zitherſpiel die Soldaten im Lager beluſtige. Die Königin trat ein und das Amt begann. Die Schweſtern im Chor intonirten das Sanctus, eben ſollte Julia mit mächtiger Stimme wie ſonſt eintreten: Pleni sunt coeli gloria tua, da ging ein gellender Zitherton durch den Chor, Julia ſchlug ſchnell das Blatt zuſammen und wollte den Chor verlaſſen. „Was beginnſt du?“ rief Emanuela. O! ſagte Julia, hörſt du denn nicht die prächtigen Töne des Meiſters? — dort bei ihm, mit ihm muß ich ſingen! damit eilte Julia nach der Thüre, aber Emanuela ſprach mit ſehr ernſter feierlicher Stimme: „Sünderin, die du den Dienſt des Herrn entweihſt, da du mit dem Munde ſein Lob verkündeſt und im Herzen weltliche Gedanken trägſt, flieh von hinnen, gebrochen iſt die Kraft des Geſanges in dir, verſtummt ſind die wunderbaren Laute in deiner Bruſt, die der Geiſt des Herrn entzündet!“ — Von Emanuela’s Worten wie vom Blitz getroffen, ſchwankte Julia fort. — Eben wollten die Nonnen zur Nachtzeit ſich verſammeln, um die Hora zu ſingen, als ein dicker Qualm ſchnell die ganze Kirche erfüllte. Bald darauf drangen die Flammen ziſchend und praſſelnd durch die Wände des Nebengebäudes und erfaßten das Kloſter. Mit Mühe gelang es den Nonnen ihr Leben zu retten, Trompeten und Hörner ſchmetterten durch das Lager, aus dem erſten Schlaf taumelten die Soldaten auf; man ſah den Feldherrn Aguillar mit verſengtem Haar, mit halbverbrannten Kleidern aus dem Kloſter ſtürzen, er hatte Julia, die man vermißte, vergebens zu retten geſucht, keine Spur von ihr war zu finden. Fruchtlos blieb der Kampf gegen das Feuer, das von dem Sturm, der ſich erhoben, angefacht, immer mehr um ſich griff: in kurzer Zeit lag Iſabellens ganzes reiches herrliches Lager in Aſche.

Die Mauren im Vertrauen, daß der Chriſten Unglück ihnen Sieg bringen würde, wagten mit einer bedeutenden Macht einen Ausfall. Glänzender war aber für die Waffen der Spanier nie ein Kampf geweſen, als eben dieſer, und als ſie unter dem jauchzenden Schall der Trompeten ſiegprangend in ihre Verſchanzungen zurückzogen, da beſtieg die Königin Iſabella den Thron, den man im Freien errichtet hatte und verordnete, daß an der Stelle des abgebrannten Lagers eine Stadt gebaut werde! Zeigen ſollte dies den Mauren in Granada, daß niemals die Belagerung aufgehoben werden würde.

Der Kapellmeiſter. Dürfte man ſich nur mit geiſtlichen Dingen auf das Theater wagen; hat man nicht ſchon ſeine Noth mit dem lieben Publikum, wenn man hie und da ein bischen Choral anbringt? Sonſt wär' die Julia gar keine üble Partie. Denkt Euch den doppelten Styl, in welchem ſie glänzen kann, erſt die Romanzen, dann die Kirchengeſänge. Einige allerliebſte ſpaniſche und mauriſche Lieder hab' ich bereits fertig, auch iſt der Sieges-Marſch der Spanier gar nicht übel, ſo wie ich das Gebet der Königin melodramatiſch zu behandeln Willens bin, wie indeſſen das Ganze ſich zuſammenfügen ſoll, das weiß der Himmel! — Aber erzählt weiter, kommen wir wieder auf Julia, die hoffentlich nicht verbrannt ſeyn wird.

Der Enthuſiaſt. Denkt Euch, liebſter Kapellmeiſter, daß jene Stadt, die die Spanier in ein und zwanzig Tagen aufbauten und mit Mauern umgaben, eben das heute noch ſtehende Santa Fe iſt. Doch indem ich das Wort ſo unmittelbar an Euch richte, falle ich aus dem feierlichen Ton, der allein ſich zu dem feierlichen Stoffe paßt. Ich wollte, Ihr ſpieltet eine von Paleſtrina's Reſponſorien, die dort auf dem Pult des Fortepiano's aufgeſchlagen liegen.

Der Kapellmeiſter that es und hierauf fuhr der reiſende Enthuſiaſt alſo fort:

Die Mauren unterließen nicht, die Spanier während des Aufbaues ihrer Stadt auf mannigfache Weiſe zu beunruhigen, die Verzweiflung trieb ſie zur verwegenſten Kühnheit und ſo wurden die Gefechte ernſter als jemals. Aguillar hatte einſt ein mauriſches Geſchwader, das die ſpaniſchen Vorwachen überfallen, bis in die Mauern von Granada zurück getrieben. Er kehrte mit ſeinen Reitern zurück und hielt unfern den erſten Verſchanzungen bei einem Myrthenwäldchen, ſein Gefolge fortſchickend, um ſo ernſtem Gedanken und wehmüthiger Erinnerung ſich mit ganzem Gemüth hingeben zu können. Julia's Bild ſtand lebendig vor ſeines Geiſtes Augen. Schon während des Gefechts hörte er ihre Stimme bald drohend bald klagend ertönen und auch jetzt war es ihm als ſäuſle ein ſeltſamer Geſang, halb mohriſches Lied halb chriſtlicher Kirchen-Geſang, durch die dunklen Myrthen. Da rauſchte plötzlich ein mohriſcher Ritter im ſilbernen Schuppenharniſch auf leichtem arabiſchen Pferde aus dem Walde hervor und gleich ſauſte auch der geworfene Speer dicht bei Aguillars Haupt vorbei. Er wollte mit gezogenem Schwert auf den Feind losſtürzen, als der zweite Speer flog und ſeinem Pferde tief in der Bruſt ſtecken blieb, daß es ſich vor Wuth und Schmerz hoch emporbäumte und Aguillar ſich ſchnell von der Seite herabſchwingen mußte, um ſchwerem Falle nicht zu erliegen. Der Mohr war herangeſprengt und hieb herab mit der Sichelklinge nach Aguillars entblößtem Haupt. Aber geſchickt parirte Aguillar den Todesſtreich und hieb ſo gewaltig nach, daß der Mohr ſich nur rettete, indem er tief vom Pferde niedertauchte. In demſelben Augenblick drängte ſich des Mohren Pferd dicht an Aguillar, ſo daß er keinen zweiten Hieb führen konnte, der Mohr riß ſeinen Dolch hervor, aber noch ehe er zuſtoßen konnte, hatte ihn Aguillar mit Rieſenſtärke erfaßt, vom Pferde heruntergezogen und ringend zu Boden geworfen. Er kniete auf des Mohren Bruſt und indem er mit der linken Fauſt des Mohren rechten Arm ſo gewaltig gepackt hatte, daß er regungslos blieb, zog er ſeinen Dolch. Schon hatte er den Arm erhoben, um des Mohren Kehle zu durchſtoßen, als dieſer tief aufſeufzte: Zulema! — Zur Bildſäule erſtarrt vermochte Aguillar nicht die That zu vollenden. „Unſeliger," rief er, „welch' einen Namen nannteſt du!" Stoße zu, ſtöhnte der Mohr, ſtoße zu, du tödteſt den, der dir Tod und Verderben geſchworen hat. Ja! wiſſe, verrätheriſcher Chriſt, wiſſe, daß es Hichem der letzte des Stammes Alhamar iſt, dem du Zulema raubteſt! — Wiſſe, daß jener zerlumpte Bettler, der mit den Gebehrden des Wahnſinns in eurem Lager umherſchlich, Hichem war, wiſſe daß es mir gelang, das dunkle Gefängniß, in dem ihr Verruchte das Licht meiner Gedanken eingeſchloſſen, anzuzünden, und Zulema zu retten. — „Zulema — Julia lebt?" rief Aguillar. Da lachte Hichem gellend auf im grauſigen Hohn:

„Ja ſie lebt, aber Euer blutiges dornengekröntes Götzenbild hat mit fluchwürdigem Zauber ſie befangen und die duftende glühende Blume des Lebens eingehüllt in die Leichentücher der wahnſinnigen Weiber, die ihr Bräute Eures Götzen nennt. Wiſſe, daß Ton und Geſang in ihrer Bruſt wie angeweht vom giftigen Hauch des Samums erſtorben iſt. Dahin iſt alle Luſt des Lebens mit Zulema's ſüßen Liedern, darum tödte mich — tödte mich, da ich nicht Rache zu nehmen vermag an dir, der du mir ſchon mehr als mein Leben entriſſeſt.“ Aguillar ließ ab von Hichem und erhob ſich, ſein Schwert von dem Boden aufnehmend, langſam. „Hichem,“ ſprach er: „Zulema, die in heiliger Taufe den Namen Julia empfing, wurde meine Gefangene im ehrlichen offenen Kampf. Erleuchtet von der Gnade des Herrn, entſagte ſie Mahoms ſchnödem Dienſt und was du verblendeter Mohr böſen Zauber eines Götzenbildes nennſt, war nur die Verſuchung des Böſen, dem ſie nicht zu widerſtehen vermochte. Nennſt du Zulema deine Geliebte, ſo ſey Julia, die zum Glauben bekehrte, die Dame meiner Gedanken, und ſie im Herzen, zur Glorie des wahren Glaubens will ich gegen dich beſtehen im wackern Kampf. Nimm deine Waffen und falle gegen mich aus wie du willſt nach deiner Sitte.“ Schnell ergriff Hichem Schwert und Tartſche, aber auf Aguillar losrennend, wankte er laut aufbrüllend zurück, warf ſich auf das Pferd, das neben ihm ſtehen geblieben und ſprengte geſtreckten Galopps davon. Aguillar wußte nicht, was das zu bedeuten haben könnte, aber in dem Augenblick ſtand der ehrwürdige Greis Agoſtino Sanchez hinter ihm und ſprach ſanft lächelnd: Fürchtet Hichem mich oder den Herrn, der in mir wohnt und deſſen Liebe er verſchmäht? Aguillar erzählte alles, was er von Julia vernommen und beide erinnerten ſich nun wohl an die prophetiſchen Worte Emanuela's, als Julia verlockt von Hichems Zithertönen alle Andacht im Innern ertödtend, den Chor während des Sanctus verließ.

Der Kapellmeiſter. Ich denke an keine Oper mehr, aber das Gefecht zwiſchen dem Mohren Hichem im Schuppenharniſch und dem Feldherrn Aguillar ging mir auf in Muſik. — Hol' es der Teufel! — wie kann man nun beſſer gegen einander ausfallen laſſen als es Mozart im Don Giovanni gethan hat. Ihr wißt doch — in der erſten —

Der reiſende Enthuſiaſt. Still Kapellmeiſter! Ich werde nun meiner ſchon zu langen Erzählung den letzten Ruck geben. Noch allerlei kommt vor, und es iſt nöthig die Gedanken zuſammen zu halten, um ſo mehr, da ich immer dabei an Bettina denke, welches mich nicht wenig verwirrt. Vorzüglich möcht' ich gar nicht, daß ſie jemals etwas von meiner ſpaniſchen Geſchichte erführe und doch iſt es mir ſo, als wenn ſie dort an jener Thüre lauſchte, welches natürlicher Weiſe pure Einbildung ſeyn muß. Alſo weiter. —

Immer und immer geſchlagen in allen Gefechten, von der täglich, ſtündlich zunehmenden Hungersnoth gedrückt, ſahen ſich die Mauren endlich genöthigt, zu kapituliren und im feſtlichen Gepränge unter dem Donner des Geſchützes zogen Ferdinand und Iſabella in Granada ein. Prieſter hatten die große Moſchee eingeweiht zur Cathedrale und dorthin ging der Zug, um in andächtiger Meſſe, im feierlichen Te deum laudamus dem Herrn der Heerſchaaren zu danken für den glorreichen Sieg über die Diener Mahoms, des falſchen Propheten. Man kannte die nur mühſam unterdrückte, immer neu aufgeifernde Wuth der Mohren und daher deckten Truppenabtheilungen, die durch entferntere Straßen ſchlagfertig zogen, die durch die Hauptſtraße ſich bewegende Proceſſion. So geſchah es, daß Aguillar an der Spitze einer Abtheilung Fußvolks eben auf entfernterem Wege ſich nach der Cathedrale, wo das Amt ſchon begonnen, begeben wollte, als er ſich plötzlich durch einen Pfeilſchuß an der linken Schulter verwundet fühlte. In demſelben Augenblick ſtürzte ein Haufen Mohren aus einem dunklen Bogengange hervor, und überfiel die Chriſten mit verzweifelnder Wuth. Hichem an der Spitze rannte gegen Aguillar an, dieſer nur leicht verletzt, kaum den Schmerz der Wunde fühlend, parirte geſchickt den gewaltigen Hieb und in demſelben Augenblick lag auch Hichem mit geſpaltenem Kopf zu ſeinen Füßen. Die Spanier drangen wüthend ein auf die verrätheriſchen Mohren, die bald heulend flohen und ſich in ein ſteinernes Haus warfen, deſſen Thor ſie ſchnell verſchloſſen. Die Spanier ſtürmten heran, aber da regnete es Pfeile aus den Fenſtern, Aguillar befahl Feuerbrände hinein zu werfen. Schon loderten die Flammen aus dem Dache hoch auf, als durch den Donner des Geſchützes eine wunderbare Stimme aus dem brennenden Gebäude erklang: Sanctus — Sanctus Dominus deus Sabaoth. Julia — Julia! rief Aguillar in troſtloſem Schmerz, da öffneten ſich die Pforten, und Julia im Gewande der Benedictiner-Nonne trat hervor mit ſtarker Stimme ſingend: — Sanctus — Sanctus Dominus deus Sabaoth, hinter ihr zogen die Mohren in gebeugter Stellung die Hände auf der Bruſt zum Kreuz verſchränkt. Erſtaunt wichen die Spanier zurück und durch ihre Reihen zog Julia mit den Mohren nach der Cathedrale — hineintretend intonirte ſie das: Benedictus qui venit in nomine domini. Unwillkürlich, als komme die Heilige vom Himmel geſendet, Heiliges zu verkünden den Geſegneten des Herrn, beugte das Volk die Kniee. Feſten Schrittes, den verklärten Blick gen Himmel gerichtet, trat Julia vor den Hochaltar zwiſchen Ferdinand und Iſabellen, das Amt ſingend und die heiligen Gebräuche mit inbrünſtiger Andacht übend. Bei den letzten Lauten des: Dona nobis pacem, ſank Julia entſeelt der Königin in die Arme. Alle Mohren, die ihr gefolgt, empfingen, zum Glauben bekehrt, ſelbigen Tages die heilige Taufe.

So hatte der Enthuſiaſt ſeine Geſchichte geendet, als der Doktor mit vielem Geräuſch eintrat, heftig mit dem Stock auf die Erde ſtieß und zornig ſchrie: „da ſitzen ſie noch und erzählen ſich tolle fantaſtiſche Geſchichten ohne Rückſicht auf Nachbarſchaft und machen die Leute kränker.“ — „Was iſt denn nun wieder geſchehen, mein Wertheſter?“ ſprach der Kapellmeiſter ganz erſchrocken. „Ich weiß es recht gut,“ fiel der Enthuſiaſt ganz gelaſſen ein. „Nichts mehr und nichts weniger, als daß Bettina uns ſtark reden gehört hat, dort ins Cabinet gegangen iſt und alles weiß.“ „Das habt Ihr nun,“ ſprudelte der Doktor, „von Euren verdammten lügenhaften Geſchichten, wahnſinniger Enthuſiaſt, daß Ihr reizbare Gemüther vergiftet — ruinirt, mit Eurem tollen Zeuge; aber ich werde Euch das Handwerk legen.“ — „Herrlicher Doktor!“ unterbrach der Enthuſiaſt den Zornigen, „ereifert Euch nicht und bedenkt, daß Bettina's pſychiſche Krankheit pſychiſche Mittel erfordert und daß vielleicht meine Geſchichte“ — „Still ſtill“ fiel der Doktor ganz gelaſſen ein, „ich weiß ſchon, was Ihr ſagen wollt.“ — „Zu einer Oper taugt es nicht, aber ſonſt gab es darin einige ſonderbar klingende Akkorde.“ So murmelte der Kapellmeiſter, indem er den Hut ergriff und den Freunden folgte.

Als drei Monat darauf der reiſende Enthuſiaſt der geſundeten

Bettina, die mit herrlicher Glocken-Stimme Pergoleſe's Stabat mater (jedoch nicht in der Kirche, ſondern im mäßig großen Zimmer) geſungen hatte, voll Freude und andächtigen Entzückens die Hand küßte, ſprach ſie: „Ein Hexenmeiſter ſind Sie gerade nicht, aber zuweilen etwas widerhaariger Natur,“ „wie alle Enthuſiaſten,“ ſetzte der Kapellmeiſter hinzu.

Nachtſtücke.

Zweiter Theil.

Das öde Haus.

– Man war darüber einig, daß die wirklichen Erſcheinungen im Leben oft viel wunderbarer ſich geſtalteten, als alles, was die regſte Phantaſie zu erfinden trachte. „Ich meine,“ ſprach Lelio, „daß die Geſchichte davon hinlänglichen Beweis giebt und daß eben deshalb die ſogenannten hiſtoriſchen Romane, worin der Verfaſſer, in ſeinem müßigen Gehirn bei ärmlichem Feuer ausgebrütete Kindereien, den Thaten der ewigen, im Univerſum waltenden Macht beizugeſellen ſich unterfängt, ſo abgeſchmackt und widerlich ſind.“ „Es iſt,“ nahm Franz das Wort, „die tiefe Wahrheit der unerforſchlichen Geheimniſſe, von denen wir umgeben, welche uns mit einer Gewalt ergreift, an der wir den über uns herrſchenden, uns ſelbſt bedingenden Geiſt erkennen.“ „Ach!“ fuhr Lelio fort, „die Erkenntniß, von der du ſprichſt — Ach das iſt ja eben die entſetzlichſte Folge unſerer Entartung nach dem Sündenfall, daß dieſe Erkenntniß uns fehlt!“ „Viele,“ unterbrach Franz den Freund, „viele ſind berufen und wenige auserwählt! Glaubſt Du denn nicht, daß das Erkennen, das beinahe noch ſchönere Ahnen der Wunder unſeres Lebens Manchem verliehen iſt, wie ein beſonderer Sinn? Um nur gleich aus der dunklen Region, in die wir uns verlieren könnten, herauf zu ſpringen in den heitren Augenblick, werf' ich Euch das ſkurrile Gleichniß hin, daß Menſchen, denen die Sehergabe, das Wunderbare zu ſchauen, mir wohl wie die Fledermäuſe bedünken wollen, an denen der gelehrte Anatom Spalanzani einen vortrefflichen ſechsten Sinn entdeckte, der als ſchalkhafter Stellvertreter nicht allein alles, ſondern viel mehr ausrichtet, als alle übrige Sinne zuſammengenommen.“ „Ho ho,“ rief Franz lächelnd, „ſo wären denn die Fledermäuſe eigentlich recht die gebornen natürlichen Somnambulen! Doch in dem heitern Augenblick, deſſen Du gedachteſt, will ich Poſto faſſen und bemerken, daß jener ſechste bewundrungswürdige Sinn vermag an jeder Erſcheinung, ſei es Perſon, That oder Begebenheit, ſogleich dasjenige Exzentriſche zu ſchauen, zu dem wir in unſerm gewöhnlichen Leben keine Gleichung finden und es daher wunderbar nennen. Was iſt denn aber gewöhnliches Leben? — Ach das Drehen in dem engen Kreiſe, an den unſere Naſe überall ſtößt, und doch will man wohl Courbetten verſuchen im taktmäßigen Paßgang des Alltagsgeſchäfts. Ich kenne Jemanden, dem jene Sehergabe, von der wir ſprechen, ganz vorzüglich eigen ſcheint. Daher kommt es, daß er oft unbekannten Menſchen, die irgend etwas Verwunderliches in Gang, Kleidung, Ton, Blick haben, Tagelang nachläuft, daß er über eine Begebenheit, über eine That, leicht hin erzählt, keiner Beachtung werth und von Niemandem beachtet, tiefſinnig wird, daß er antipodiſche Dinge zuſammen ſtellt und Beziehungen heraus phantaſirt an die Niemand denkt." Lelio rief laut: „Halt, halt, das iſt ja unſer Theodor, der ganz was beſonderes im Kopfe zu haben ſcheint, da er mit ſolch ſeltſamen Blicken in das Blaue heraus ſchaut." „In der That," fing Theodor an, der ſo lange geſchwiegen, „in der That, waren meine Blicke ſeltſam, ſo lang darin der Reflex des wahrhaft Seltſamen, das ich im Geiſte ſchaute. Die Erinnerung eines unlängſt erlebten Abentheuers" — O erzähle, erzähle, unterbrachen ihn die Freunde. „Erzählen," fuhr Theodor fort, „möcht' ich wohl, doch muß ich zuvörderſt Dir, lieber Lelio, ſagen, daß Du die Beiſpiele, die meine Sehergabe darthun ſollten, ziemlich ſchlecht wählteſt. Aus Eberhards Synonymik mußt Du wiſſen, daß wunderlich alle Aeußerungen der Erkenntniß und des Begehrens genannt werden, die ſich durch keinen vernünftigen Grund rechtfertigen laſſen, wunderbar aber dasjenige heißt, was man für unmöglich, für unbegreiflich hält, was die bekannten Kräfte der Natur zu überſteigen, oder, wie ich hinzufüge, ihrem gewöhnlichen Gange entgegen zu ſeyn ſcheint. Daraus wirſt Du entnehmen, daß Du vorhin Rückſichts meiner angeblichen Sehergabe das Wunderliche mit dem Wunderbaren verwechſelteſt. Aber gewiß iſt es, daß das anſcheinend Wunderliche aus dem Wunderbaren ſproßt, und daß wir nur oft den wunderbaren Stamm nicht ſehen, aus dem die wunderlichen Zweige mit Blättern und Blüthen hervor ſproſſen. In dem Abentheuer, das ich Euch mittheilen will, miſcht ſich Beides, das Wunderliche und Wunderbare, auf, wie mich dünkt, recht ſchauerliche Weiſe." Mit dieſen Worten zog Theodor ſein Taſchenbuch hervor, worin er, wie die Freunde wußten, allerlei Notizen von ſeiner Reiſe her eingetragen hatte, und erzählte, dann und wann in dies Buch hineinblickend, folgende Begebenheit, die der weiteren Mittheilung nicht unwerth ſcheint.

Ihr wißt (ſo fing Theodor an), daß ich den ganzen vorigen Sommer in ***n zubrachte. Die Menge alter Freunde und Bekannten, die ich vorfand, das freie gemüthliche Leben, die mannigfachen Anregungen der Kunſt und der Wiſſenſchaft, das Alles hielt mich feſt. Nie war ich heitrer, und meiner alten Neigung, oft allein durch die Straßen zu wandeln, und mich an jedem ausgehängten Kupferſtich, an jedem Anſchlagzettel zu ergötzen, oder die mir begegnenden Geſtalten zu betrachten, ja wohl Manchem in Gedanken das Horoſkop zu ſtellen, hing ich hier mit Leidenſchaft nach, da nicht allein der Reichthum der ausgeſtellten Werke der Kunſt und des Luxus, ſondern der Anblick der vielen herrlichen Prachtgebäude unwiderſtehlich mich dazu antrieb. Die mit Gebäuden jener Art eingeſchloſſene Allee, welche nach dem ***ger Thore führt, iſt der Sammelplatz des höheren, durch Stand oder Reichthum zum üppigeren Lebensgenuß berechtigten Publikums. In dem Erdgeſchoß der hohen breiten Palläſte werden meiſtentheils Waaren des Luxus feil geboten, indeß in den obern Stockwerken Leute der beſchriebenen Claſſe hauſen. Die vornehmſten Gaſthäuſer liegen in dieſer Straße, die fremden Geſandten wohnen meiſtens darin, und ſo könnt Ihr denken, daß hier ein beſonderes Leben und Regen mehr als in irgend einem andern Theile der Reſidenz Statt finden muß, die ſich eben auch hier volkreicher zeigt, als ſie es wirklich iſt. Das Zudrängen nach dieſem Orte macht es, daß mancher ſich mit einer kleineren Wohnung, als ſein Bedürfniß eigentlich erfordert, begnügt, und ſo kommt es, daß manches von mehreren Familien bewohnte Haus einem Bienenkorbe gleicht. Schon oft war ich die Allee durchwandelt, als mir eines Tages plötzlich ein Haus ins Auge fiel, das auf ganz wunderliche ſeltſame Weiſe von allen übrigen abſtach. Denkt Euch ein niedriges, vier Fenſter breites, von zwei hohen ſchönen Gebäuden eingeklemmtes Haus, deſſen Stock über dem Erdgeſchoß nur wenig über die Fenſter im Erdgeſchoß des nachbarlichem Hauſes hervorragt, deſſen ſchlecht verwahrtes Dach, deſſen zum Theil mit Papier verklebte Fenſter, deſſen farbloſe Mauern von gänzlicher Verwahrloſung des Eigenthümers zeugen. Denkt Euch, wie ſolch ein Haus zwiſchen mit geſchmackvollem Luxus ausſtaffirten Prachtgebäuden ſich ausnehmen muß. Ich blieb ſtehen und bemerkte bei näherer Betrachtung, daß alle Fenſter dicht verzogen waren, ja daß vor die Fenſter des Erdgeſchoſſes eine Mauer aufgeführt ſchien, daß die gewöhnliche Glocke an dem Thorwege, der, an der Seite angebracht, zugleich zur Hausthüre diente, fehlte, und daß an dem Thorwege ſelbſt nirgends ein Schloß, ein Drücker zu entdecken war. Ich wurde überzeugt, daß dieſes Haus ganz unbewohnt ſeyn müſſe, da ich niemals, niemals, ſo oft und zu welcher Tageszeit ich auch vorübergehen mochte, auch nur die Spur eines menſchlichen Weſens darin wahrnahm. Ein unbewohntes Haus in dieſer Gegend der Stadt! Eine wunderliche Erſcheinung und doch findet das Ding vielleicht darin ſeinen natürlichen einfachen Grund, daß der Beſitzer auf einer lange dauernden Reiſe begriffen oder auf fernen Gütern hauſend, dies Grundſtück weder vermiethen noch veräußern mag, um, nach ***n zurückkehrend, augenblicklich ſeine Wohnung dort aufſchlagen zu können. — So dacht' ich, und doch weiß ich ſelbſt nicht, wie es kam, daß bei dem öden Hauſe vorüberſchreitend ich jedesmal wie feſtgebannt ſtehen bleiben und mich in ganz verwunderliche Gedanken nicht ſowohl vertiefen, als verſtricken mußte. — Ihr wißt es ja alle, ihr wackern Kumpane meines fröhlichen Jugendlebens, ihr wißt es ja alle, wie ich mich von jeher als Geiſterſeher gebehrdete und wie mir nur einer wunderbaren Welt ſeltſame Erſcheinungen ins Leben treten wollten, die ihr mit derbem Verſtande wegzuläugnen wußtet! — Nun! zieht nur Eure ſchlauen ſpitzfündigen Geſichter, wie Ihr wollt, gern zugeſtehen darf ich ja, daß ich oft mich ſelbſt recht arg myſtifizirt habe, und daß mit dem öden Hauſe ſich daſſelbe ereignen zu wollen ſchien, aber — am Ende kommt die Moral, die Euch zu Boden ſchlägt, horcht nur auf! — Zur Sache! — Eines Tages und zwar in der Stunde, wenn der gute Ton gebietet, in der Allee auf und ab zu gehen, ſtehe ich, wie gewöhnlich, in tiefen Gedanken hinſtarrend vor dem öden Hauſe. Plötzlich bemerke ich, ohne gerade hinzuſehen, daß Jemand neben mir ſich hingeſtellt und den Blick auf mich gerichtet hatte. Es iſt Graf P., der ſich ſchon in vieler Hinſicht als mir geiſtesverwandt kund gethan hat, und ſogleich iſt mir nichts gewiſſer, als daß auch ihm das Geheimnißvolle des Hauſes aufgegangen war. Um ſo mehr fiel es mir auf, daß, als ich von dem ſeltſamen Eindruck ſprach, den dies verödete Gebäude hier in der belebteſten Gegend der Reſidenz auf mich gemacht hatte, er ſehr ironiſch lächelte, bald war aber Alles erklärt. Graf P. war viel weiter gegangen als ich, aus manchen Bemerkungen, Combinationen x. hatte er die Bewandtniß herausgefunden, die es mit dem Hauſe hatte, und eben dieſe Bewandtniß lief auf eine ſolche ganz ſeltſame Geſchichte heraus, die nur die lebendigſte Phantaſie des Dichters ins Leben treten laſſen konnte. Es wäre wohl recht, daß ich Euch die Geſchichte des Grafen, die ich noch klar und deutlich im Sinn habe, mittheilte, doch ſchon jetzt fühle ich mich durch das, was ſich wirklich mit mir zutrug, ſo geſpannt, daß ich unaufhaltſam fortfahren muß. Wie war aber dem guten Grafen zu Muthe, als er mit der Geſchichte fertig, erfuhr, daß das verödete Haus nichts anders enthalte, als die Zuckerbäckerei des Conditors, deſſen prachtvoll eingerichteter Laden dicht anſtieß. Daher waren die Fenſter des Erdgeſchoſſes, wo die Oefen eingerichtet, vermauert und die zum Aufbewahren des Gebacknen im obern Stock beſtimmten Zimmer mit dicken Vorhängen gegen Sonne und Ungezieſer verwahrt. Ich erfuhr, als der Graf mir dies mittheilte, ſo wie er, die Wirkung des Sturzbades, oder es zupfte wenigſtens der allem Poetiſchen feindliche Dämon den Süßträumenden empfindlich und ſchmerzhaft bei der Naſe. — Unerachtet der proſaiſchen Aufklärung mußte ich doch noch immer vorübergehend nach dem öden Hauſe hinſchauen, und noch immer gingen im leiſen Fröſteln, das mir durch die Glieder bebte, allerlei ſeltſame Gebilde von dem auf, was dort verſchloſſen. Durchaus konnte ich mich nicht an den Gedanken der Zuckerbäckerei, des Marzipans, der Bonbons, der Torten, der eingemachten Früchte u. ſ. w. gewöhnen. Eine ſeltſame Ideen-Combination ließ mir das Alles erſcheinen wie ſüßes beſchwichtigendes Zureden. Ungefähr: „Erſchrecken Sie nicht, Beſter! wir alle ſind liebe ſüße Kinderchen, aber der Donner wird gleich ein Bischen einſchlagen.“ Dann dachte ich wieder: „Biſt du nicht ein recht wahnſinniger Thor, daß du das Gewöhnlichſte in das Wunderbare zu ziehen trachteſt, ſchelten deine Freunde dich nicht mit Recht einen überſpannten Geiſterſeher?“ — Das Haus blieb, wie es bei der angeblichen Beſtimmung auch nicht anders ſeyn konnte, immer unverändert, und ſo geſchah es, daß mein Blick ſich daran gewöhnte, und die tollen Gebilde, die ſonſt ordentlich aus den Mauern hervor zu ſchweben ſchienen, allmählig verſchwanden. Ein Zufall weckte alles, was eingeſchlummert, wieder auf. — Daß, unerachtet ich mich, ſo gut es gehen wollte, ins Alltägliche gefügt hatte, ich doch nicht unterließ, das fabelhafte Haus im Auge zu behalten, das könnt Ihr Euch bei meiner Sinnesart, die nun einmal mit frommer ritterlicher Treue am Wunderbaren feſt hält, wohl denken. So geſchah es, daß ich eines Tages, als ich wie gewöhnlich zur Mittagsſtunde in der Allee luſtwandelte, meinen Blick auf die verhängten Fenſter des öden Hauſes richtete. Da bemerkte ich, daß die Gardine an dem letzten Fenſter dicht neben dem Conditorladen ſich zu bewegen begann. Eine Hand, ein Arm kam zum Vorſchein. Ich riß meinen Operngucker heraus und gewahrte nun deutlich die blendend weiße, ſchön geformte Hand eines Frauenzimmers, an deren kleinem Finger ein Brillant mit ungewöhnlichem Feuer funkelte, ein reiches Band blitzte an dem in üppiger Schönheit geründeten Arm. Die Hand ſetzte eine hohe ſeltſam geformte Kryſtallflaſche hin auf die Fenſterbank und verſchwand hinter dem Vorhange. Erſtarrt blieb ich ſtehen, ein ſonderbar bänglich wonniges Gefühl durchſtrömte mit elektriſcher Wärme mein Inneres, unverwandt blickte ich herauf nach dem verhängnißvollen Fenſter, und wohl mag ein ſehnſuchtsvoller Seufzer meiner Bruſt entflohen ſeyn. Ich wurde endlich wach und fand mich umringt von vielen Menſchen allerlei Standes, die ſo wie ich mit neugierigen Geſichtern herauf guckten. Das verdroß mich, aber gleich fiel mir ein, daß jedes Hauptſtadtvolk jenem gleiche, das zahllos vor dem Hauſe verſammelt, nicht zu gaffen und ſich darüber zu verwundern aufhören konnte, daß eine Schlafmütze aus dem ſechsten Stock herabgeſtürzt, ohne eine Maſche zu zerreißen. — Ich ſchlich mich leiſe fort, und der proſaiſche Dämon flüſterte mir ſehr vernehmlich in die Ohren, daß ſo eben die reiche, ſonntäglich geſchmückte Conditorsfrau eine geleerte Flaſche feinen Roſenwaſſers o. ſ. auf die Fenſterbank geſtellt. — Seltner Fall! — mir kam urplötzlich ein ſehr geſcheuter Gedanke. — Ich kehrte um und gerade zu ein, in den leuchtenden Spiegelladen des dem öden Hauſe nachbarlichen Conditors. — Mit kühlendem Athem den heißen Schaum von der Chokolade wegblaſend, fing ich leicht hingeworfen an: In der That, Sie haben da nebenbei Ihre Anſtalt ſehr ſchön erweitert. — Der Conditor warf noch ſchnell ein Paar bunte Bonbons in die Viertel-Tüte, und dieſe dem lieblichen Mädchen, das darnach verlangt, hinreichend, lehnte er ſich mit aufgeſtemmtem Arm weit über den Ladentiſch herüber und ſchaute mich mit ſolch' lächelnd fragendem Blick an, als habe er mich gar nicht verſtanden. Ich wiederholte, daß er ſehr zweckmäßig in dem benachbarten Hauſe ſeine Bäckerei angelegt, wiewohl das dadurch verödete Gebäude in der lebendigen Reihe der übrigen düſter und traurig abſteche. „Ei mein Herr!" fing nun der Conditor an, „wer hat Ihnen denn geſagt, daß das Haus nebenan uns gehört? — Leider blieb jeder Verſuch es zu acquiriren vergebens, und am Ende mag es auch gut ſeyn, denn mit dem Hauſe nebenan hat es eine eigne Bewandtniß." — Ihr, meine treuen Freunde könnt wohl denken, wie mich des Conditors Antwort ſpannte, und wie ſehr ich ihn bat, mir mehr von dem Hauſe zu ſagen. „Ja, mein Herr!" ſprach er, „recht Sonderliches weiß ich ſelbſt nicht davon, ſo viel iſt aber gewiß, daß das Haus der Gräfin von S. gehört, die auf ihren Gütern lebt und ſeit vielen Jahren nicht in ***n geweſen iſt. Als noch keins der Prachtgebäude exiſtirte, die jetzt unſere Straße zieren, ſtand dies Haus, wie man mir erzählt hat, ſchon in ſeiner jetzigen Geſtalt da, und ſeit der Zeit wurd' es nur gerade vor dem gänzlichen Verfall geſichert. Nur zwei lebendige Weſen hauſen darin, ein ſteinalter menſchenfeindlicher Hausverwalter und ein grämlicher lebensſatter Hund, der zuweilen auf dem Hinterhofe den Mond anheult. Nach der allgemeinen Sage ſoll es in dem öden Gebäude häßlich ſpuken, und in der That, mein Bruder (der Beſitzer des Ladens) und ich, wir beide haben in der Stille der Nacht, vorzüglich zur Weihnachtszeit, wenn uns unſer Geſchäft hier im Laden wach erhielt, oft ſeltſame Klagelaute vernommen, die offenbar ſich hier hinter der Mauer im Nebenhauſe erhoben. Und dann fing es an ſo häßlich zu ſcharren und zu rumoren, daß uns beiden ganz graulich zu Muthe wurde. Auch iſt es nicht lange her, daß ſich zur Nachtzeit ein ſolch ſonderbarer Geſang hören ließ, den ich Ihnen nun gar nicht beſchreiben kann. Es war offenbar die Stimme eines alten Weibes, die wir vernahmen, aber die Töne waren ſo gellend klar, und liefen in bunten Cadenzen und langen ſchneidenden Trillern ſo hoch hinauf, wie ich es, unerachtet ich doch in Italien, Frankreich und Deutſchland ſo viel Sängerinnen gekannt, noch nie gehört habe. Mir war ſo, als würden franzöſiſche Worte geſungen, doch konnt' ich das nicht genau unterſcheiden, und überhaupt das tolle geſpenſtige Singen nicht lange anhören, denn mir ſtanden die Haare zu Berge. Zuweilen, wenn das Geräuſch auf der Straße nachläßt, hören wir auch in der hintern Stube tiefe Seufzer, und dann ein dumpfes Lachen, das aus dem Boden hervor zu dröhnen ſcheint, aber das Ohr an die Wand gelegt, vernimmt man bald, daß es eben auch im Hauſe nebenan ſo ſeufzt und lacht. — Bemerken Sie — (er führte mich in das hintere Zimmer und zeigte durch's Fenſter) bemerken Sie jene eiſerne Röhre, die aus der Mauer hervor ragt, die raucht zuweilen ſo ſtark, ſelbſt im Sommer, wenn doch gar nicht geheizt wird, daß mein Bruder ſchon oft wegen Feuersgefahr mit dem alten Hausverwalter gezankt hat, der ſich aber damit entſchuldigt, daß er ſein Eſſen koche, was der aber eſſen mag, das weiß der Himmel, denn oft verbreitet ſich, eben wenn jene Röhre recht ſtark raucht, ein ſonderbarer ganz eigenthümlicher Geruch." — Die Glasthüre des Ladens knarrte, der Conditor eilte hinein und warf mir, nach der hineingetretenen Figur hinblickend, einen bedeutenden Blick zu. — Ich verſtand ihn vollkommen. Konnte denn die ſonderbare Geſtalt jemand anders ſeyn als der Verwalter des geheimnißvollen Hauſes? — Denkt Euch einen kleinen dürren Mann mit einem Mumienfarbnen Geſichte, ſpitzer Naſe, zuſammengekniffenen Lippen, grün funkelnden Katzenaugen, ſtetem wahnſinnigen Lächeln, altmodig mit aufgethürmtem Toupee und Klebelöckchen friſirtem ſtark gepudertem Haar, großem Haarbeutel, Poſtillon d'Amour, Kaffeebraunem altem verbleichtem, doch wohlgeſchontem, gebürſtetem Kleide, grauen Strümpfen, großen abgeſtumpften Schuhen mit Steinſchnällchen. Denkt Euch, daß dieſe kleine dürre Figur doch, vorzüglich was die übergroßen Fäuſte mit langen ſtarken Fingern betrifft, robuſt geformt iſt, und kräftig nach dem Ladentiſch hinſchreitet, dann aber ſtets lächelnd und ſtarr hinſchauend nach den in Kryſtallgläſern aufbewahrten Süßigkeiten mit ohnmächtiger klagender Stimme herausweint: „Ein Paar eingemachte Pomeranzen — ein Paar Makronen — ein Paar Zuckerkaſtanien ꝛc." Denkt Euch das und urtheilt ſelbſt, ob hier Grund war, Seltſames zu ahnen oder nicht. Der Conditor ſuchte alles, was der Alte gefordert, zuſammen. „Wiegen Sie, wiegen Sie, verehrter Herr Nachbar," jammerte der ſeltſame Mann, holte ächzend und keuchend einen kleinen ledernen Beutel aus der Taſche, und ſuchte mühſam Geld hervor. Ich bemerkte, daß das Geld, als er es auf den Ladentiſch aufzählte, aus verſchiedenen alten zum Theil ſchon ganz aus dem gewöhnlichen Cours gekommenen Münzſorten beſtand. Er that dabei ſehr kläglich und murmelte: „Süß — ſüß — ſüß ſoll nun alles ſeyn — ſüß meinethalben; der Satan ſchmiert ſeiner Braut Honig ums Maul — puren Honig." Der Conditor ſchaute mich lachend an, und ſprach dann zu dem Alten: „Sie ſcheinen nicht recht wohl zu ſeyn, ja, ja das Alter, das Alter, die Kräfte nehmen ab immer mehr und mehr." Ohne die Miene zu ändern rief der Alte mit erhöhter Stimme: „Alter? — Alter? — Kräfte abnehmen? — Schwach — matt werden! Ho ho — ho ho — ho ho!" Und damit ſchlug er die Fäuſte zuſammen, daß die Gelenke knackten und ſprang, in der Luft eben ſo gewaltig die Füße zuſammenklappend, hoch auf, daß der ganze Laden dröhnte und alle Gläſer zitternd erklangen. Aber in dem Augenblick erhob ſich auch ein gräßliches Geſchrei, der Alte hatte den ſchwarzen Hund getreten, der hinter ihm her geſchlichen dicht an ſeine Füße geſchmiegt auf dem Boden lag. „Verruchte Beſtie! ſataniſcher Höllenhund," ſtöhnte leiſe im vorigen Ton der Alte, öffnete die Tüte und reichte dem Hunde eine große Makrone hin. Der Hund, der in ein menſchliches Weinen ausgebrochen, war ſogleich ſtill, ſetzte ſich auf die Hinterpfoten und knapperte an der Makrone wie ein Eichbörnchen. Beide waren zu gleicher Zeit fertig, der Hund mit ſeiner Makrone, der Alte mit dem Verſchließen und Einſtecken ſeiner Tüte. „Gute Nacht, verehrter Herr Nachbar," ſprach er jetzt, reichte dem Conditor die Hand, und drückte die des Conditors ſo, daß er laut aufſchrie vor Schmerz. „Der alte ſchwächliche Greis wünſcht Ihnen eine gute Nacht, beſter Herr Nachbar Conditor," wiederholte er dann und ſchritt zum Laden heraus, hinter ihm der ſchwarze Hund mit der Zunge die Makronenreſte vom Maule wegleckend. Mich ſchien der Alte gar nicht bemerkt zu haben, ich ſtand da ganz erſtarrt vor Erſtaunen. „Sehn Sie," fing der Conditor an, „ſehen Sie, ſo treibt es der wunderliche Alte hier zuweilen, wenigſtens in vier Wochen zwei, dreimal, aber nichts iſt aus ihm heraus zu bringen, als daß er ehemals Kammerdiener des Grafen von S. war, daß er jetzt hier das Haus verwaltet, und jeden Tag (ſchon ſeit vielen Jahren) die Gräflich S—ſche Familie erwartet, weshalb auch nichts vermiethet werden kann. Mein Bruder ging ihm einmal zu Leibe wegen des wunderlichen Getöns zur Nachtzeit, da ſprach er aber ſehr gelaſſen: „Ja! — die Leute ſagen alle, es ſpuke im Hauſe, glauben Sie es aber nicht, es thut nicht wahr ſeyn." — Die Stunde war gekommen, in der der gute Ton gebot, dieſen Laden zu beſuchen, die Thür öffnete ſich, elegante Welt ſtrömte hinein und ich konnte nicht weiter fragen. —

So viel ſtand nun feſt, daß die Nachrichten des Grafen P. über das Eigenthum und die Benutzung des Hauſes falſch waren, daß der alte Verwalter daſſelbe ſeines Läugnens unerachtet nicht allein bewohnte, und daß ganz gewiß irgend ein Geheimniß vor der Welt dort verhüllt werden ſollte. Mußte ich denn nicht die Erzählung von dem ſeltſamen, ſchauerlichen Geſange mit dem Erſcheinen des ſchönen Arms am Fenſter in Verbindung ſetzen? Der Arm ſaß nicht, konnte nicht ſitzen an dem Leibe eines alten verſchrumpften Weibes, der Geſang nach des Conditors Beſchreibung nicht aus der Kehle des jungen blühenden Mädchens kommen. Doch für das Merkzeichen des Arms entſchieden, konnt' ich leicht mich ſelbſt überreden, daß vielleicht nur eine akuſtiſche Täuſchung die Stimme alt und gellend klingen laſſen, und daß eben ſo vielleicht nur des, vom Graulichen befangenen, Conditors trügliches Ohr die Töne ſo vernommen. — Nun dacht' ich an den Rauch, den ſeltſamen Geruch, an die wunderlich geformte Kryſtallflaſche, die ich ſah, und bald ſtand das Bild eines herrlichen, aber in verderblichen Zauberdingen befangenen Geſchöpfs mir lebendig vor Augen. Der Alte wurde mir zum fatalen Hexenmeiſter, zum verdammten Zauberkerl, der vielleicht ganz unabhängig von der Gräflich S—ſchen Familie geworden, nun auf ſeine eigne Hand in dem verödeten Hauſe Unheilbringendes Weſen trieb. Meine Phantaſie war im Arbeiten und noch in ſelbiger Nacht nicht ſowohl im Traum, als im Deliriren des Einſchlafens, ſah ich deutlich die Hand mit dem funkelnden Diamant am Finger, den Arm mit der glänzenden Spange. Wie aus dünnen grauen Nebeln trat nach und nach ein holdes Antlitz mit wehmüthig flehenden blauen Himmelsaugen, dann die ganze wunderherrliche Geſtalt eines Mädchens, in voller anmuthiger Jugendblüthe hervor. Bald bemerkte ich, daß das, was ich für Nebel hielt, der feine Dampf war, der aus der Kryſtallflaſche, die die Geſtalt in den Händen hielt, in ſich kreiſelndem Gewirbel emporſtieg. „O du holdes Zauberbild," rief ich voll Entzücken, „o du holdes Zauberbild, thu' es mir kund, wo du weilſt, was dich gefangen hält? — O wie du mich ſo voll Wehmuth und Liebe anblickſt! — Ich weiß es, die ſchwarze Kunſt iſt es, die dich befangen, du biſt die unglückſelige Sklavin des boshaften Teufels, der herumwandelt kaffeebraun und behaarbeutelt in Zuckerladen und in gewaltigen Sprüngen alles zerſchmeißen will und Höllenhunde tritt, die er mit Makronen füttert, nachdem ſie den ſataniſchen Murki im fünfachtel Tackt abgeheult. — O ich weiß ja Alles, du holdes, anmuthiges Weſen! — Der Diamant iſt der Reflex innerer Gluth! — ach hätt'ſt du ihn nicht mit deinem Herzblut getränkt, wie könnt' er ſo funkeln, ſo tauſendfarbig ſtrahlen in den allerherrlichſten Liebestönen, die je ein Sterblicher vernommen. — Aber ich weiß es wohl, das Band, was deinen Arm umſchlingt, iſt das Glied einer Kette, von der der Kaffeebraune ſpricht, ſie ſey magnetiſch — Glaub' es nicht Herrliche! — ich ſehe ja, wie ſie herabhängt in die, von blauem Feuer glühende Retorte. — Die werf' ich um und du biſt befreit! — Weiß ich denn nicht Alles — weiß ich denn nicht Alles, du Liebliche? Aber nun, Jungfrau! — nun öffne den Roſenmund, o ſage" — In dem Augenblick griff eine knotige Fauſt über meine Schulter weg nach der Kryſtallflaſche, die in tauſend Stücke zerſplittert in der Luft verſtäubte. Mit einem leiſen Ton dumpfer Wehklage war die anmuthige Geſtalt verſchwunden in finſtrer Nacht. — Ha! — ich merk' es an Euerm Lächeln, daß Ihr ſchon wieder in mir den träumeriſchen Geiſterſeher findet, aber verſichern kann ich Euch, daß der ganze Traum, wollt Ihr nun einmal nicht abgehen von dieſer Benennung, den vollendeten Charakter der Viſion hatte. Doch da ihr fortfahrt, mich ſo im proſaiſchen Unglauben anzulächeln, ſo will ich lieber gar nichts mehr davon ſagen, ſondern nur raſch weiter gehen. — Kaum war der Morgen angebrochen, als ich voll Unruhe und Sehnſucht nach der Allee lief, und mich hinſtellte vor das öde Haus! — Außer den innern Vorhängen waren noch dichte Jalouſien vorgezogen. Die Straße war noch völlig menſchenleer, ich trat dicht an die Fenſter des Erdgeſchoſſes und horchte und horchte, aber kein Laut ließ ſich hören, ſtill blieb es wie im tiefen Grabe. — Der Tag kam herauf, das Gewerbe rührte ſich, ich mußte fort. Was ſoll ich Euch damit ermüden, wie ich viele Tage hindurch das Haus zu jeder Zeit umſchlich, ohne auch nur das mindeſte zu entdecken, wie alle Erkundigung, alles Forſchen zu keiner beſtimmten Notiz führte, und wie endlich das ſchöne Bild meiner Viſion zu verblaſſen begann. — Endlich, als ich einſt am ſpäten Abend von einem Spaziergange heimkehrend bei dem öden Hauſe herangekommen, bemerkte ich, daß das Thor halb geöffnet war; ich ſchritt heran, der Kaffeebraune guckte heraus. Mein Entſchluß war gefaßt. „Wohnt nicht der Geheime Finanzrath Binder hier in dieſem Hauſe?“ So frug ich den Alten, indem ich ihn beinahe zurückdrängend in den, von einer Lampe matt erleuchteten Vorſaal trat. Der Alte blickte mich an mit ſeinem ſtehenden Lächeln und ſprach leiſe und gezogen: „Nein, der wohnt nicht hier, hat niemals hier gewohnt, wird niemals hier wohnen, wohnt auch in der ganzen Allee nicht. — Aber die Leute ſagen, es ſpukt hier in dieſem Hauſe, jedoch kann ich verſichern, daß es nicht wahr iſt, es iſt ein ruhiges, hübſches Haus, und morgen zieht die gnädige Gräfin von S. ein und — Gute Nacht, mein lieber Herr!“ — Damit manöverirte mich der Alte zum Hauſe hinaus, und verſchloß hinter mir das Thor. Ich vernahm, wie er keuchend und huſtend mit dem klirrenden Schlüſſelbunde über den Flur wegſcharrte und dann Stufen, wie mir vorkam, herabſtieg. Ich hatte in der kurzen Zeit ſo viel bemerkt, daß der Flur mit alten bunten Tapeten behängt und wie ein Saal mit großen, mit rothem Damaſt beſchlagenen Lehnſeſſeln möblirt war, welches denn doch ganz verwunderlich ausſah.

Nun gingen, wie geweckt durch mein Eindringen in das geheimnißvolle Haus, die Abentheuer auf! — Denkt Euch, denkt Euch, ſo wie ich den andern Tag in der Mittagsſtunde die Allee durchwandere und mein Blick ſchon in der Ferne ſich unwillkürlich nach dem öden Hauſe richtet, ſehe ich an dem letzten Fenſter des obern Stocks etwas ſchimmern. — Näher getreten bemerke ich, daß die äußere Jalouſie ganz, der innere Vorhang halb aufgezogen iſt. Der Diamant funkelt mir entgegen. — O Himmel! geſtützt auf den Arm blickt mich wehmüthig flehend jenes Antlitz meiner Viſion an. — War es möglich in der auf und abwogenden Maſſe ſtehen zu bleiben? — In dem Augenblick fiel mir die Bank ins Auge, die für die Luſtwandler in der Allee in der Richtung des öden Hauſes, wiewohl man ſich darauf niederlaſſend dem Hauſe den Rücken kehrte, angebracht war. Schnell ſprang ich in die Allee, und mich über die Lehne der Bank wegbeugend konnt' ich nun ungeſtört nach dem verhängnißvollen Fenſter ſchauen. Ja! Sie war es, das anmuthige, holdſelige Mädchen, Zug für Zug! — Nur ſchien ihr Blick ungewiß. — Nicht nach mir, wie es vorhin ſchien, blickte ſie, vielmehr hatten die Augen etwas todtſtarres, und die Täuſchung eines lebhaft gemalten Bildes wäre möglich geweſen, hätten ſich nicht Arm und Hand zuweilen bewegt. Ganz verſunken in den Anblick des verwunderlichen Weſens am Fenſter, das mein Innerſtes ſo ſeltſam aufregte, hatte ich nicht die quäkende Stimme des italieniſchen Tabuletkrämers gehört, der mir vielleicht ſchon lange unaufhörlich ſeine Waaren anbot. Er zupfte mich endlich am Arm; ſchnell mich umdrehend, wies ich ihn ziemlich hart und zornig ab. Er ließ aber nicht nach mit Bitten und Quälen. Noch gar nichts habe er heute verdient, nur ein Paar Bleifedern, ein Bündelchen Zahnſtocher möge ich ihm abkaufen. Voller Ungeduld, den Ueberläſtigen nur geſchwind los zu werden, griff ich in die Taſche nach dem Geldbeutel. Mit den Worten: „Auch hier hab' ich noch ſchöne Sachen!“ zog er den untern Schub ſeines Kaſtens heraus, und hielt mir einen kleinen runden Taſchenſpiegel, der in dem Schub unter andern Gläſern lag, in kleiner Entfernung ſeitwärts vor. — Ich erblickte das öde Haus hinter mir, das Fenſter und in den ſchärfſten deutlichſten Zügen die holde Engelsgeſtalt meiner Viſion — Schnell kauft' ich den kleinen Spiegel, der mir es nun möglich machte, in bequemer Stellung, ohne den Nachbarn aufzufallen, nach dem Fenſter hinzuſchauen. — Doch, indem ich nun länger und länger das Geſicht im Fenſter anblickte, wurd' ich von einem ſeltſamen, ganz unbeſchreiblichen Gefühl, das ich beinahe waches Träumen nennen möchte, befangen. Mir war es, als lähme eine Art Starrſucht nicht ſowohl mein ganzes Regen und Bewegen als vielmehr nur meinen Blick, den ich nun niemals mehr würde abwenden können von dem Spiegel. Mit Beſchämung muß ich Euch bekennen, daß mir jenes Ammenmährchen einfiel, womit mich in früher Kindheit meine Wartfrau augenblicklich zu Bette trieb, wenn ich mich etwa gelüſten ließ, Abends vor dem großen Spiegel in meines Vaters Zimmer ſtehen zu bleiben und hinein zu gucken. Sie ſagte nämlich, wenn Kinder Nachts in den Spiegel blickten, gucke ein fremdes, garſtiges Geſicht heraus, und der Kinder Augen blieben dann erſtarrt ſtehen. Mir war das ganz entſetzlich graulich, aber in vollem Grauſen konnt' ich doch oft nicht unterlaſſen, wenigſtens nach dem Spiegel hin zu blinzeln, weil ich neugierig war auf das fremde Geſicht. Einmal glaubt' ich ein Paar gräßliche glühende Augen aus dem Spiegel fürchterlich herausfunkeln zu ſehen, ich ſchrie auf und ſtürzte dann ohnmächtig nieder. In dieſem Zufall brach eine langwierige Krankheit aus, aber noch jetzt iſt es mir, als hätten jene Augen mich wirklich angefunkelt. — Kurz alles dieſes tolle Zeug aus meiner frühen Kindheit fiel mir ein, Eiskälte bebte durch meine Adern — ich wollte den Spiegel von mir ſchleudern — ich vermocht' es nicht — nun blickten mich die Himmelsaugen der holden Geſtalt an — ja ihr Blick war auf mich gerichtet und ſtrahlte bis ins Herz hinein. — Jenes Grauſen, das mich plötzlich ergriffen, ließ von mir ab und gab Raum dem wonnigen Schmerz ſüßer Sehnſucht, die mich mit elektriſcher Wärme durchglühte. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel,“ ſprach eine Stimme neben mir. Ich erwachte aus dem Traum und war nicht wenig betroffen, als ich neben mir von beiden Seiten mich zweideutig anlächelnde Geſichter erblickte. Mehrere Perſonen hatten auf derſelben Bank Platz genommen, und nichts war gewiſſer, als daß ich ihnen mit dem ſtarren Hineinblicken in den Spiegel und vielleicht auch mit einigen ſeltſamen Geſichtern, die ich in meinem exaltirten Zuſtande ſchnitt, auf meine Koſten ein ergötzliches Schauſpiel gegeben. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel,“ wiederholte der Mann, als ich nicht antwortete, mit einem Blick, der jener Frage noch hinzufügte: „Aber ſagen Sie mir, was ſoll das wahnſinnige Hineinſtarren, erſcheinen Ihnen Geiſter“ ꝛc. Der Mann, ſchon ziemlich hoch in Jahren, ſehr ſauber gekleidet, hatte im Ton der Rede, im Blick etwas ungemein Gutmüthiges und Zutrauen Erweckendes. Ich nahm gar keinen Anſtand, ihm geradehin zu ſagen, daß ich im Spiegel ein wundervolles Mädchen erblickt, das hinter mir im Fenſter des öden Hauſes gelegen. — Noch weiter ging ich, ich fragte den Alten, ob er nicht auch das holde Antlitz geſehen. „Dort drüben? — in dem alten Hauſe — in dem letzten Fenſter?“ ſo fragte mich nun wieder ganz verwundert der Alte. „Allerdings, allerdings,“ ſprach ich; da lächelte der Alte ſehr und fing an: „Nun das iſt doch eine wunderliche Täuſchung — nun meine alten Augen — Gott ehre mir meine alten Augen. Ei ei, mein Herr, wohl habe ich mit unbewaffnetem Auge das hübſche Geſicht dort im Fenſter geſehen, aber es war ja ein, wie es mir ſchien, recht gut und lebendig in Oel gemaltes Portrait.“ Schnell drehte ich mich um nach dem Fenſter, alles war verſchwunden, die Jalouſie herunter gelaſſen. „Ja!“ fuhr der Alte fort, „ja, mein Herr, nun iſts zu ſpät, ſich davon zu überzeugen, denn eben nahm der Bediente, der dort, wie ich weiß, als Caſtellan das Abſteigequartier der Gräfin von S. ganz allein bewohnt, das Bild, nachdem er es abgeſtäubt, vom Fenſter fort und ließ die Jalouſie herunter." „War es denn gewiß ein Bild?" fragte ich nochmals ganz beſtürzt. „Trauen Sie meinen Augen," erwiederte der Alte. „Daß Sie nur den Reflex des Bildes im Spiegel ſahen, vermehrte gewiß ſehr die optiſche Täuſchung und — wie ich noch in Ihren Jahren war, hätt' ich nicht auch das Bild eines ſchönen Mädchens, kraft meiner Phantaſie, ins Leben gerufen?" „Aber Hand und Arm bewegten ſich doch," fiel ich ein. „Ja, ja, ſie regten ſich, alles regte ſich," ſprach der Alte, lächelnd und ſanft mich auf die Schulter klopfend. Dann ſtand er auf und verließ mich, höflich ſich verbeugend, mit den Worten: Nehmen Sie Sich doch vor Taſchenſpiegeln in Acht, die ſo häßlich lügen. — Ganz gehorſamſter Diener." — Ihr könnt denken, wie mir zu Muthe war, als ich mich ſo als einen thörichten, blödſichtigen Phantaſten behandelt ſah. Mir kam die Ueberzeugung, daß der Alte Recht hatte, und daß nur in mir ſelbſt das tolle Gaukelſpiel aufgegangen, das mich mit dem öden Hauſe, zu meiner eignen Beſchämung, ſo garſtig myſtifizirte.

Ganz voller Unmuth und Verdruß lief ich nach Hauſe, feſt entſchloſſen, mich ganz los zu ſagen von jedem Gedanken an die Myſterien des öden Hauſes, und wenigſtens einige Tage hindurch die Allee zu vermeiden. Dies hielt ich treulich, und kam noch hinzu, daß mich den Tag über dringend gewordene Geſchäfte am Schreibtiſch, an den Abenden aber geiſtreiche fröhliche Freunde in ihrem Kreiſe feſthielten, ſo mußt' es wohl geſchehen, daß ich beinahe gar nicht mehr an jene Geheimniſſe dachte. Nur begab es ſich in dieſer Zeit, daß ich zuweilen aus dem Schlaf auffuhr, wie plötzlich durch äußere Berührung geweckt, und dann war es mir doch deutlich, daß nur der Gedanke an das geheimnißvolle Weſen, das ich in meiner Viſion und in dem Fenſter des öden Hauſes erblickt, mich geweckt hatte. Ja ſelbſt während der Arbeit, während der lebhafteſten Unterhaltung mit meinen Freunden, durchfuhr mich oft plötzlich, ohne weitern Anlaß, jener Gedanke, wie ein elektriſcher Blitz. Doch waren dies nur ſchnell vorübergehende Momente. Den kleinen Taſchenſpiegel, der mir ſo täuſchend das anmuthige Bildniß reflektirt, hatte ich zum proſaiſchen Hausbedarf beſtimmt. Ich pflegte mir vor demſelben die Halsbinde feſt zu knüpfen. So geſchah es, daß er mir, als ich einſt dies nächtige Geſchäft abthun wollte, blind ſchien, und ich ihn nach bekannter Methode anhauchte, um ihn dann hell zu poliren. — Alle meine Pulſe ſtockten, mein Innerſtes bebte vor wonnigem Grauen! — ja ſo muß ich das Gefühl nennen, das mich übermannte, als ich, ſo wie mein Hauch den Spiegel überlief, im bläulichen Nebel das holde Antlitz ſah, das mich mit jenem wehmüthigen, das Herz durchbohrenden Blick anſchaute! — Ihr lacht? — Ihr ſeid mit mir fertig, ihr haltet mich für einen unheilbaren Träumer, aber ſprecht, denkt, was ihr wollt, genug, die Holde blickte mich an aus dem Spiegel, aber ſo wie der Hauch zerrann, verſchwand das Geſicht in dem Funkeln des Spiegels. — Ich will Euch nicht ermüden, ich will Euch nicht herzählen alle Momente, die ſich, einer aus dem andern, entwickelten. Nur ſo viel will ich ſagen, daß ich unaufhörlich die Verſuche mit dem Spiegel erneuerte, daß es mir oft gelang, das geliebte Bild durch meinen Hauch hervor zu rufen, daß aber manchmal die angeſtrengteſten Bemühungen ohne Erfolg blieben. Dann rannte ich wie wahnſinnig auf und ab vor dem öden Hauſe und ſtarrte in die Fenſter, aber kein menſchliches Weſen wollte ſich zeigen. — Ich lebte nur in dem Gedanken an Sie, alles übrige war abgeſtorben für mich, ich vernachläſſigte meine Freunde, meine Studien. — Dieſer Zuſtand, wollte er in mildern Schmerz, in träumeriſche Sehnſucht übergehen, ja ſchien es, als wolle das Bild an Leben und Kraft verlieren, wurde oft bis zur höchſten Spitze geſteigert, durch Momente, an die ich noch jetzt mit tiefem Entſetzen denke. — Da ich von einem Seelenzuſtande rede, der mich hätte ins Verderben ſtürzen können, ſo iſt für Euch, Ihr Ungläubigen, da nichts zu belächeln und zu beſpötteln, hört und fühlt mit mir, was ich ausgeſtanden. — Wie geſagt, oft, wenn jenes Bild ganz verblaßt war, ergriff mich ein körperliches Uebelbefinden, die Geſtalt trat, wie ſonſt niemals, mit einer Lebendigkeit, mit einem Glanz hervor, daß ich ſie zu erfaſſen wähnte. Aber dann kam es mir auf grauliche Weiſe vor, ich ſey ſelbſt die Geſtalt, und von den Nebeln des Spiegels umhüllt und umſchloſſen. Ein empfindlicher Bruſtſchmerz, und dann gänzliche Apathie endigte den peinlichen Zuſtand, der immer eine, das innerſte Mark wegzehrende Erſchöpfung hinterließ. In dieſen Momenten mißlang jeder Verſuch mit dem Spiegel, hatte ich mich aber erkräftigt, und trat dann das

Bild wieder lebendig aus dem Spiegel hervor, ſo mag ich nicht leugnen, daß ſich damit ein beſonderer, mir ſonſt fremder phyſiſcher Reiz verband. — Dieſe ewige Spannung wirkte gar verderblich auf mich ein, blaß wie der Tod und zerſtört im ganzen Weſen ſchwankte ich umher, meine Freunde hielten mich für krank, und ihre ewigen Mahnungen brachten mich endlich dahin, über meinen Zuſtand, ſo wie ich es nur vermochte, ernſtlich nachzuſinnen. War es Abſicht oder Zufall, daß einer der Freunde, welcher Arzneikunde ſtudirte, bei einem Beſuch Reils Buch über Geiſteszerrüttung zurückließ. Ich fing an zu leſen, das Werk zog mich unwiderſtehlich an, aber wie ward mir, als ich in allem, was über fixen Wahnſinn geſagt wird, mich ſelbſt wieder fand! — Das tiefe Entſetzen, das ich, mich ſelbſt auf dem Wege zum Tollhauſe erblickend, empfand, brachte mich zur Beſinnung und zum feſten Entſchluß, den ich raſch ausführte. Ich ſteckte meinen Taſchenſpiegel ein und eilte ſchnell zu dem Doktor K., berühmt durch ſeine Behandlung und Heilung der Wahnſinnigen, durch ſein tieferes Eingehen in das pſychiſche Prinzip, welches oft ſogar körperliche Krankheiten hervorzubringen und wieder zu heilen vermag. Ich erzählte ihm Alles, ich verſchwieg ihm nicht den kleinſten Umſtand und beſchwor ihn mich zu retten vor dem ungeheuern Schickſal, von dem bedroht ich mich glaubte. Er hörte mich ſehr ruhig an, doch bemerkte ich wohl in ſeinem Blick tiefes Erſtaunen. „Noch,“ fing er an, „noch iſt die Gefahr keineswegs ſo nahe als Sie glauben und ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich ſie ganz abzuwenden vermag. Daß Sie auf unerhörte Weiſe pſychiſch angegriffen ſind, leidet gar keinen Zweifel, aber die völlige klare Erkenntniß dieſes Angriffs irgend eines böſen Prinzips giebt Ihnen ſelbſt die Waffen in die Hand, ſich dagegen zu wehren. Laſſen Sie mir Ihren Taſchenſpiegel, zwingen Sie ſich zu irgend einer Arbeit, die Ihre Geiſteskräfte in Anſpruch nimmt, meiden Sie die Allee, arbeiten Sie von der Frühe an, ſo lange Sie es nur auszuhalten vermögen, dann aber, nach einem tüchtigen Spaziergange, fort in die Geſellſchaft Ihrer Freunde, die Sie ſo lange vermißt. Eſſen Sie nahrhafte Speiſen, trinken Sie ſtarken kräftigen Wein. Sie ſehen, daß ich blos die fixe Idee, das heißt, die Erſcheinung des Sie bethörenden Antlitzes im Fenſter des öden Hauſes und im Spiegel vertilgen, Ihren Geiſt auf andere Dinge leiten und Ihren Körper ſtärken will. Stehen Sie ſelbſt meiner Abſicht redlich bei.“ —

Es wurde mir ſchwer, mich von dem Spiegel zu trennen, der Arzt, der ihn ſchon genommen, ſchien es zu bemerken, er hauchte ihn an und frug, indem er mir ihn vorhielt: „Sehen Sie etwas?“ „Nicht das Mindeſte,“ erwiederte ich, wie es ſich auch in der That verhielt. „Hauchen Sie den Spiegel an,“ ſprach dann der Arzt, indem er mir den Spiegel in die Hand gab. Ich that es, das Wunderbild trat deutlicher als je hervor. „Da iſt ſie,“ rief ich laut. Der Arzt ſchaute hinein und ſprach dann: „ich ſehe nicht das Mindeſte, aber nicht verhehlen mag ich Ihnen, daß ich in dem Augenblick, als ich in Ihren Spiegel ſah, einen unheimlichen Schauer fühlte, der aber gleich vorüberging. Sie bemerken, daß ich ganz aufrichtig bin, und eben deshalb wohl Ihr ganzes Zutrauen verdiene. Wiederholen Sie doch den Verſuch.“ Ich that es, der Arzt umfaßte mich, ich fühlte ſeine Hand auf dem Rückenwirbel. — Die Geſtalt kam wieder, der Arzt, mit mir in den Spiegel ſchauend erblaßte, dann nahm er mir den Spiegel aus der Hand, ſchauete nochmals hinein, verſchloß ihn in dem Pult, und kehrte erſt, als er einige Sekunden hindurch die Hand vor der Stirn ſchweigend da geſtanden, zu mir zurück. „Befolgen Sie,“ fing er an, „befolgen Sie genau meine Vorſchriften. Ich darf Ihnen bekennen, daß jene Momente, in denen Sie außer ſich ſelbſt geſetzt Ihr eignes Ich in phyſiſchem Schmerz fühlten, mir noch ſehr geheimnißvoll ſind, aber ich hoffe Ihnen recht bald mehr darüber ſagen zu können.“ — Mit feſtem, unabänderlichem Willen, ſo ſchwer es mir auch ankam, lebte ich zur Stunde den Vorſchriften des Arztes gemäß, und ſo ſehr ich auch bald den wohlthätigen Einfluß anderer Geiſtesanſtrengung und der übrigen verordneten Diät verſpürte, ſo blieb ich doch nicht frei von jenen furchtbaren Anfällen, die Mittags um zwölf Uhr, viel ſtärker aber Nachts um zwölf Uhr ſich einzuſtellen pflegten. Selbſt in munterer Geſellſchaft bei Wein und Geſang war es oft, als durchführen plötzlich mein Inneres ſpitzige glühende Dolche, und alle Macht des Geiſtes reichte dann nicht hin zum Widerſtande, ich mußte mich entfernen und durfte erſt wiederkehren, wenn ich aus dem Ohnmachtähnlichen Zuſtande erwacht. — Es begab ſich, daß ich mich einſt bei einer Abendgeſellſchaft befand, in der über pſychiſche Einflüſſe und Wirkungen, über das dunkle unbekannte Gebiet des Magnetismus geſprochen wurde. Man kam vorzüglich auf die Möglichkeit der Einwirkung eines entfernten pſychiſchen Prinzips, ſie wurde aus vielen Beiſpielen bewieſen, und vorzüglich führte ein junger, dem Magnetismus ergebener, Arzt an, daß er, wie mehrere andere, oder vielmehr wie alle kräftige Magnetiſeurs, es vermöge, aus der Ferne bloß durch den feſtfixirten Gedanken und Willen auf ſeine Somnambulen zu wirken. Alles was Kluge, Schubert, Bartels u. m. darüber geſagt haben, kam nach und nach zum Vorſchein. „Das Wichtigſte," fing endlich einer der Anweſenden, ein als ſcharfſinniger Beobachter bekannter Mediziner, an, „das Wichtigſte von Allem bleibt mir immer, daß der Magnetismus manches Geheimniß, das wir als gemeine ſchlichte Lebenserfahrung nun eben für kein Geheimniß erkennen wollen, zu erſchließen ſcheint. Nur müſſen wir freilich behutſam zu Werke gehn. — Wie kommt es denn, daß ohne allen äußern oder innern uns bekannten Anlaß, ja unſere Ideenkette zerreißend, irgend eine Perſon, oder wohl gar das treue Bild irgend einer Begebenheit ſo lebendig, ſo ſich unſers ganzen Ichs bemeiſternd uns in den Sinn kommt, daß wir ſelbſt darüber erſtaunen. Am merkwürdigſten iſt es, daß wir oft im Traume auffahren. Das ganze Traumbild iſt in den ſchwarzen Abgrund verſunken, und im neuen, von jenem Bilde ganz unabhängigen Traum tritt uns mit voller Kraft des Lebens ein Bild entgegen, das uns in ferne Gegenden verſetzt und plötzlich ſcheinbar uns ganz fremd gewordene Perſonen, an die wir ſeit Jahren nicht mehr dachten, entgegenführt. Ja, noch mehr! oft ſchauen wir auf eben die Weiſe ganz fremde unbekannte Perſonen, die wir vielleicht Jahre nachher erſt kennen lernen. Das bekannte: Mein Gott, der Mann, die Frau, kommt mir ſo zum Erſtaunen bekannt vor, ich dacht' ich hätt' ihn, ſie, ſchon irgendwo geſehen, iſt vielleicht, da dies oft ſchlechterdings unmöglich, die dunkle Erinnerung a[illegible] ein ſolches Traumbild. Wie, wenn dies plötzliche Hineinſpringen f[illegible]der Bilder in unſere Ideenreihe, die uns gleich mit beſonderer Kraft zu ergreifen pflegen, eben durch ein fremdes pſychiſches Prinzip veranlaßt würde? Wie, wenn es dem fremden Geiſte unter gewiſſen Umſtänden möglich wäre, den magnetiſchen Rapport auch ohne Vorbereitung ſo herbei zu führen, daß wir uns willenlos ihm fügen müßten?" „So kämen wir," fiel ein Anderer lachend ein, „mit einem gar nicht zu großen Schritt auf die Lehre von Verhexungen, Zauberbildern, Spiegeln und andern unſinnigen abergläubiſchen Phantaſtereien längſt verjährter alberner Zeit." „Ei," unterbrach der Mediziner den Ungläubigen,

„keine Zeit kann verjähren und noch viel weniger hat es jemals eine alberne Zeit gegeben, wenn wir nicht etwa jede Zeit, in der Menſchen zu denken ſich unterfangen mögen, mithin auch die unſrige, für albern erkennen wollen. — Es iſt ein eignes Ding. etwas geradezu wegläugnen zu wollen, was oft ſogar durch ſtreng juriſtiſch geführten Beweis feſtgeſtellt iſt, und ſo wenig ich der Meinung bin, daß in dem dunkeln geheimnißvollen Reiche, welches unſeres Geiſtes Heimath iſt, auch nur ein einziges, unſerm blöden Auge recht hell leuchtendes Lämpchen brennt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß uns die Natur das Talent und die Neigung der Maulwürfe nicht verſagt hat. Wir ſuchen, verblindet wie wir ſind, uns weiter zu arbeiten auf finſtern Wegen. Aber ſo wie der Blinde auf Erden an dem flüſternden Rauſchen der Bäume, an dem Murmeln und Plätſchern des Waſſers, die Nähe des Waldes, der ihn in ſeinen kühlenden Schatten aufnimmt, des Baches, der den Durſtenden labt, erkennt, und ſo das Ziel ſeiner Sehnſucht erreicht, ſo ahnen wir an dem tönenden Flügelſchlag unbekannter, uns mit Geiſterathem berührender Weſen, daß der Pilgergang uns zur Quelle des Lichts führt, vor dem unſere Augen ſich aufthun!“ — Ich konnte mich nicht länger halten; „Sie ſtatuiren alſo,“ wandte ich mich zu dem Mediziner, „die Einwirkung eines fremden geiſtigen Prinzips, dem man ſich willenlos fügen muß?“ „Ich halte,“ erwiederte der Mediziner, „ich halte, um nicht zu weit zu gehen, dieſe Einwirkung nicht allein für möglich, ſondern auch andern, durch den magnetiſchen Zuſtand deutlicher gewordenen Operationen des pſychiſchen Prinzips für ganz homogen.“ „So könnt' es auch,“ fuhr ich fort, „dämoniſchen Kräften verſtattet ſeyn, feindlich verderbend auf uns zu wirken?“ „Schnöde Kunſtſtücke gefallner Geiſter,“ erwiederte der Mediziner lächelnd. — „Nein, denen wollen wir nicht erliegen. Und überhaupt bitt' ich, meine Andeutungen für nichts anders zu nehmen, als eben nur für Andeutungen, denen ich noch hinzufüge, daß ich keinesweges an unbediugte Herrſchaft eines geiſtigen Prinzips über das andere glauben, ſondern vielmehr annehmen will, daß entweder irgend eine Abhängigkeit, Schwäche des innern Willens, oder eine Wechſelwirkung Statt finden muß, die jener Herrſchaft Raum giebt.“ „Nun erſt,“ fing ein ältlicher Mann an, der ſo lange geſchwiegen und nur aufmerkſam zugehört, „nun erſt kann ich mich mit Ihren ſeltſamen Gedanken über Geheimniſſe, die uns verſchloſſen bleiben ſollen, einigermaßen befreunden. Giebt es geheimnißvolle thätige Kräfte, die mit bedrohlichen Angriffen auf uns zutreten, ſo kann uns dagegen nur irgend eine Abnormität im geiſtigen Organism Kraft und Muth zum ſieghaften Widerſtande rauben. Mit einem Wort, nur geiſtige Krankheit — die Sünde macht uns unterthan dem dämoniſchen Prinzip. Merkwürdig iſt es, daß von den älteſten Zeiten her die den Menſchen im Innerſten verſtörendſte Gemüthsbewegung es war, an der ſich dämoniſche Kräfte übten. Ich meine nichts anders als die Liebesverzauberungen, von denen alle Chroniken voll ſind. In tollen Hexenprozeſſen kommt immer dergleichen vor, und ſelbſt in dem Geſetzbuch eines ſehr aufgeklärten Staats wird von den Liebestränken gehandelt, die inſofern auch rein pſychiſch zu wirken beſtimmt ſind, als ſie nicht Liebesluſt im Allgemeinen erwecken, ſondern unwiderſtehlich an eine beſtimmte Perſon bannen ſollen. Ich werde in dieſen Geſprächen an eine tragiſche Begebenheit erinnert, die ſich in meinem eignen Hauſe vor weniger Zeit zutrug. Als Bonaparte unſer Land mit ſeinen Truppen überſchwemmt hatte, wurde ein Obriſter von der italieniſchen Nobelgarde bei mir einquartiert. Er war einer von den wenigen Offizieren der ſogenannten großen Armee, die ſich durch ein ſtilles beſcheidnes edles Betragen auszeichneten. Sein todbleiches Geſicht, ſeine düſtern Augen zeugten von Krankheit oder tiefer Schwermuth. Nur wenige Tage war er bei mir, als ſich auch der beſondere Zufall kund that, von dem er behaftet. Eben befand ich mich auf ſeinem Zimmer, als er plötzlich mit tiefen Seufzern die Hand auf die Bruſt, oder vielmehr auf die Stelle des Magens legte, als empfinde er tödtliche Schmerzen. Er konnte bald nicht mehr ſprechen, er war genöthigt ſich in den Sopha zu werfen, dann aber verloren plötzlich ſeine Augen die Sehkraft und er erſtarrte zur bewußtloſen Bildſäule. Mit einem Ruck wie aus dem Traume auffahrend, erwachte er endlich, aber vor Mattigkeit konnte er mehrere Zeit hindurch ſich nicht regen und bewegen. Mein Arzt, den ich ihm ſandte, behandelte ihn, nachdem andere Mittel fruchtlos geblieben, magnetiſch, und dies ſchien zu wirken; wiewohl der Arzt bald davon ablaſſen mußte, da er ſelbſt beim Magnetiſiren des Kranken von einem unerträglichen Gefühl des Uebelſeyns ergriffen wurde. Er hatte übrigens des Obriſten Zutrauen gewonnen, und dieſer ſagte ihm, daß in jenen Momenten ſich ihm das Bild eines Frauenzimmers nahe.

die er in Piſa gekannt; dann würde es ihm als wenn ihre glühenden Blicke in ſein Inneres führen, und er fühle die unerträglichſten Schmerzen, bis er in völlige Bewußtloſigkeit verſinke. Aus dieſem Zuſtande bleibe ihm ein dumpfer Kopfſchmerz, und eine Abſpannung, als habe er geſchwelgt im Liebesgenuß, zurück. Nie ließ er ſich über die näheren Verhältniſſe aus, in denen er vielleicht mit jenem Frauenzimmer ſtand. Die Truppen ſollten aufbrechen, gepackt ſtand der Wagen des Obriſten vor der Thür, er frühſtückte, aber in dem Augenblicke, als er ein Glas Madera zum Munde führen wollte, ſtürzte er mit einem dumpfen Schrei vom Stuhle herab. Er war todt. Die Aerzte fanden ihn vom Nervenſchlag getroffen. Einige Wochen nachher wurde ein an den Obriſten adreſſirter Brief bei mir abgegeben. Ich hatte gar kein Bedenken ihn zu öffnen, um vielleicht ein Näheres von den Verwandten des Obriſten zu erfahren, und ihnen Nachricht von ſeinem plötzlichen Tode geben zu können. Der Brief kam von Piſa und enthielt ohne Unterſchrift die wenigen Worte: Unglückſeliger! Heute, am 7. — um zwölf Uhr Mittag ſank Antonia, dein trügeriſches Abbild mit liebenden Armen umſchlingend, todt nieder! — Ich ſah den Kalender nach, in dem ich des Obriſten Tod angemerkt hatte und fand, daß Antonia's Todesſtunde auch die ſeinige geweſen." — Ich hörte nicht mehr, was der Mann noch ſeiner Geſchichte hinzuſetzte; denn in dem Entſetzen, das mich ergriffen, als ich in des italieniſchen Obriſten Zuſtand den meinigen erkannte, ging mit wüthendem Schmerz eine ſolche wahnſinnige Sehnſucht nach dem unbekannten Bilde auf, daß ich davon überwältigt aufſpringen und hineilen mußte nach dem verhängnißvollen Hauſe. Es war mir in der Ferne, als ſäh' ich Lichter blitzen durch die feſtverſchloſſenen Jalouſien, aber der Schein verſchwand, als ich näher kam. Raſend vor dürſtendem Liebesverlangen ſtürzte ich auf die Thür; ſie wich meinem Druck, ich ſtand auf dem matt erleuchteten Hausflur, von einer dumpfen, ſchwülen Luft umfangen. Das Herz pochte mir vor ſeltſamer Angſt und Ungeduld, da ging ein langer, ſchneidender, aus weiblicher Kehle ſtrömender Ton durch das Haus, und ich weiß ſelbſt nicht, wie es geſchah, daß ich mich plötzlich in einem mit vielen Kerzen hell erleuchteten Saale befand, der in alterthümlicher Pracht mit vergoldeten Meublen und ſeltſamen japaniſchen Gefäßen verziert war. Starkduftendes Räucherwerk wallte in blauen Nebelwolken auf mich zu.

„Willkommen — willkommen, ſüßer Bräutigam — die Stunde iſt da, die Hochzeit nah!" — So rief laut und lauter die Stimme eines Weibes, und eben ſo wenig, als ich weiß, wie ich plötzlich in den Saal kam, eben ſo wenig vermag ich zu ſagen, wie es ſich begab, daß plötzlich aus dem Nebel eine hohe jugendliche Geſtalt in reichen Kleidern hervorleuchtete. Mit dem wiederholten gellenden Ruf: „Willkommen ſüßer Bräutigam," trat ſie mit ausgebreiteten Armen mir entgegen — und ein gelbes, von Alter und Wahnſinn gräßlich verzerrtes Antlitz ſtarrte mir in die Augen. Von tiefem Entſetzen durchbebt wankte ich zurück; wie durch den glühenden, durchbohrenden Blick der Klapperſchlange feſt gezaubert, konnte ich mein Auge nicht abwenden von dem gräulichen alten Weibe, konnte ich keinen Schritt weiter mich bewegen. Sie trat näher auf mich zu, da war es mir, als ſei das ſcheußliche Geſicht nur eine Maske von dünnem Flor, durch den die Züge jenes holden Spiegelbildes durchblickten. Schon fühlt' ich mich von den Händen des Weibes berührt, als ſie laut aufkreiſchend vor mir zu Boden ſank und hinter mir eine Stimme rief: „Hu hu! — treibt ſchon wieder der Teufel ſein Bocksſpiel mit Ew. Gnaden, zu Bette, zu Bette, meine Gnädigſte, ſonſt ſetzt es Hiebe, gewaltige Hiebe!" — Ich wandte mich raſch um und erblickte den alten Hausverwalter im bloßen Hemde, eine tüchtige Peitſche über dem Haupte ſchwingend. Er wollte losſchlagen auf die Alte, die ſich heulend am Boden krümmte. Ich fiel ihm in den Arm, aber mich von ſich ſchleudernd rief er: „Donnerwetter, Herr, der alte Satan hätte Sie ermordet, kam ich nicht dazwiſchen — fort, fort, fort." — Ich ſtürzte zum Saal heraus, vergebens ſucht' ich in dicker Finſterniß die Thür des Hauſes. Nun hört' ich die ziſchenden Hiebe der Peitſche und das Jammergeſchrei der Alten. Laut wollte ich um Hülfe rufen, als der Boden unter meinen Füßen ſchwand, ich fiel eine Treppe herab und traf auf eine Thür ſo hart, daß ſie aufſprang und ich der Länge nach in ein kleines Zimmer ſtürzte. An dem Bette, das jemand ſo eben verlaſſen zu haben ſchien, an dem kaffeebraunen, über einen Stuhl gehängten Rocke mußte ich augenblicklich die Wohnung des alten Hausverwalters erkennen. Wenige Augenblicke nachher polterte es die Treppe herab, der Hausverwalter ſtürzte herein und hin zu meinen Füßen. „Um aller Seligkeit willen," flehte er mit aufgehobenen Händen, „um aller Seligkeit willen, wer Sie auch ſeyn mögen, wie der alte gnädige Hexenſatan Sie auch hierher gelockt haben mag, verſchweigen Sie, was hier geſchehen, ſonſt komme ich um Amt und Brod! — Die wahnſinnige Excellenz iſt abgeſtraft und liegt gebunden im Bette. O ſchlafen Sie doch, geehrteſter Herr! recht ſanft und ſüß. — Ja ja, das thun Sie doch fein — eine ſchöne warme Julius Nacht, zwar kein Mondſchein, aber beglückter Sternenſchimmer. — Nun ruhige, glückliche Nacht.“ — Unter dieſen Reden war der Alte aufgeſprungen, hatte ein Licht genommen, mich herausgebracht aus dem Souterrain, mich zur Thür hinausgeſchoben und dieſe feſt verſchloſſen. Ganz verſtört eilt' ich nach Hauſe, und Ihr könnt wohl denken, daß ich, zu tief von dem grauenvollen Geheimniß ergriffen, auch nicht den mindeſten nur wahrſcheinlichen Zuſammenhang der Sache mir in den erſten Tagen denken konnte. Nur ſo viel war gewiß, daß, hielt mich ſo lange ein böſer Zauber gefangen, dieſer jetzt in der That von mir abgelaſſen hatte. Alle ſchmerzliche Sehnſucht nach dem Zauberbilde in dem Spiegel war gewichen, und bald gemahnte mich jener Auftritt im öden Gebäude wie das unvermuthete Hineingerathen in ein Tollhaus. Daß der Hausverwalter zum tyranniſchen Wächter einer wahnſinnigen Frau von vornehmer Geburt, deren Zuſtand vielleicht der Welt verborgen bleiben ſollte, beſtimmt worden, daran war nicht zu zweifeln, wie aber der Spiegel — das tolle Zauberweſen überhaupt — doch weiter — weiter!

Später begab es ſich, daß ich in zahlreicher Geſellſchaft den Grafen P. fand, der mich in eine Ecke zog und lachend ſprach: „Wiſſen Sie wohl, daß ſich die Geheimniſſe unſeres öden Hauſes zu enthüllen anfangen?“ Ich horchte hoch auf, aber indem der Graf weiter erzählen wollte, öffneten ſich die Flügelthüren des Eßſaals, man ging zur Tafel. Ganz vertieft in Gedanken an die Geheimniſſe, die mir der Graf entwickeln wollte, hatte ich einer jungen Dame den Arm geboten und war mechaniſch der in ſteifem Zeremoniell ſehr langſam daher ſchreitenden Reihe gefolgt. Ich führe meine Dame zu dem offnen Platz, der ſich uns darbietet, ſchaue ſie nun erſt recht an und — erblicke mein Spiegelbild in den getreuſten Zügen, ſo daß gar keine Täuſchung möglich iſt. Daß ich im Innerſten erbebte, könnt Ihr Euch wohl denken, aber eben ſo muß ich Euch verſichern, daß ſich auch nicht der leiſeſte Anklang jener verderblichen wahnſinnigen Liebeswuth in mir regte, die mich ganz und gar befing, wenn mein

Hauch das wunderbare Frauenbild aus dem Spiegel hervorrief. — Meine Befremdung, noch mehr, mein Erſchrecken muß lesbar geweſen ſeyn in meinem Blick, denn das Mädchen ſah mich ganz verwundert an, ſo daß ich für nöthig hielt, mich ſo, wie ich nur konnte, zuſammen zu nehmen, und ſo gelaſſen als möglich anzuführen, daß eine lebhafte Erinnerung mich gar nicht zweifeln laſſe, ſie ſchon irgendwo geſehen zu haben. Die kurze Abfertigung, daß dies wohl nicht gut der Fall ſeyn könne, da ſie geſtern erſt und zwar das erſte Mal in ihrem Leben nach * * * n gekommen, machte mich im eigentlichſten Sinn des Worts etwas verblüfft. Ich verſtummte. Nur der Engelsblick, den die holdſeligen Augen des Mädchens mir zuwarfen, half mir wieder auf. Ihr wißt, wie man bei derlei Gelegenheit die geiſtigen Fühlhörner ausſtrecken und leiſe, leiſe taſten muß, bis man die Stelle findet, wo der angegebene Ton wiederklingt. So macht' ich es und fand bald, daß ich ein zartes, holdes, aber in irgend einem pſychiſchen Ueberreiz verkränkeltes Weſen neben mir hatte. Bei irgend einer heitern Wendung des Geſprächs, vorzüglich wenn ich zur Würze wie ſcharfen Cayenne Pfeffer irgend ein keckes bizarres Wort hineinſtreute, lächelte ſie zwar, aber ſeltſam ſchmerzlich, wie zu hart berührt. „Sie ſind nicht heiter, meine Gnädige, vielleicht der Beſuch heute Morgen.“ — So redete ein nicht weit entfernt ſitzender Offizier meine Dame an, aber in dem Augenblick faßte ihn ſein Nachbar ſchnell beim Arm und ſagte ihm etwas ins Ohr, während eine Frau an der andern Seite des Tiſches Gluth auf den Wangen und im Blick laut der herrlichen Oper erwähnte, deren Darſtellung ſie in Paris geſehen und mit der heutigen vergleichen werde. — Meiner Nachbarin ſtürzten die Thränen aus den Augen: „Bin ich nicht ein albernes Kind,“ wandte ſie ſich zu mir. Schon erſt hatte ſie über Migraine geklagt. „Die gewöhnliche Folge des nervöſen Kopfſchmerzes,“ erwiederte ich dabei mit unbefangenem Ton, „wofür nichts beſſer hilft, als der muntre kecke Geiſt, der in dem Schaum dieſes Dichtergetränks ſprudelt.“ Mit dieſen Worten ſchenkte ich Champagner, den ſie erſt abgelehnt, in ihr Glas ein, und indem ſie davon nippte, dankte ihr Blick meiner Deutung der Thränen, die ſie nicht zu bergen vermochte. Es ſchien heller geworden in ihrem Innern und alles wäre gut gegangen, wenn ich nicht zuletzt unverſehends hart an das vor mir ſtehende engliſche Glas geſtoßen, ſo daß es in gellender ſchneidender Höhe ertönte. Da erbleichte meine Nachbarin bis zum Tode, und auch mich ergriff ein plötzliches Grauen, weil der Ton mir die Stimme der wahnſinnigen Alten im öden Hauſe ſchien. — Während daß man Kaffee nahm, fand ich Gelegenheit, mich dem Grafen P. zu nähern; er merkte gut, warum. „Wiſſen Sie wohl, daß Ihre Nachbarin die Gräfin Edwine von S. war? — Wiſſen Sie wohl, daß in dem öden Hauſe die Schweſter ihrer Mutter, ſchon ſeit Jahren unheilbar wahnſinnig, eingeſperrt gehalten wird? — Heute Morgen waren beide, Mutter und Tochter, bei der Unglücklichen. Der alte Hausverwalter, der einzige, der den gewaltſamen Ausbrüchen des Wahnſinns der Gräfin zu ſteuern wußte, und dem daher die Aufſicht über ſie übertragen wurde, liegt todkrank, und man ſagt, daß die Schweſter endlich dem Doktor K. das Geheimniß anvertraut, und daß dieſer noch die letzten Mittel verſuchen wird, die Kranke, wo nicht herzuſtellen, doch von der entſetzlichen Tobſucht, in die ſie zuweilen ausbrechen ſoll, zu retten. Mehr weiß ich vor der Hand nicht.“ — Andere traten hinzu, das Geſpräch brach ab. — Doktor K. war nun gerade derjenige, an den ich mich, meines räthſelhaften Zuſtandes halber, gewandt, und Ihr möget Euch wohl vorſtellen, daß ich, ſo bald es ſeyn konnte, zu ihm eilte, und alles, was mir ſeit der Zeit widerfahren, getreulich erzählte. Ich forderte ihn auf, zu meiner Beruhigung, ſo viel als er von der wahnſinnigen Alten wiſſe, zu ſagen, und er nahm keinen Anſtand, mir, nachdem ich ihm ſtrenge Verſchwiegenheit gelobt, folgendes anzuvertrauen.

Angelika, Gräfin von Z. (ſo fing der Doktor an) unerachtet in die Dreißig vorgerückt, ſtand noch in der vollſten Blüthe wunderbarer Schönheit, als der Graf von S., der viel jünger an Jahren, ſie hier in ***n bei Hofe ſah, und ſich in ihren Reizen ſo verfing, daß er zur Stunde die eifrigſten Bewerbungen begann und ſelbſt, als zur Sommerszeit die Gräfin auf die Güter ihres Vaters zurück kehrte, ihr nachreiſte, um ſeine Wünſche, die nach Angelika's Benehmen durchaus nicht hoffnungslos zu ſeyn ſchienen, dem alten Grafen zu eröffnen. Kaum war Graf S. aber dort angekommen, kaum ſah er Angelika's jüngere Schweſter Gabriele, als er wie aus einer Bezauberung erwachte. In verblühter Farbloſigkeit ſtand Angelika neben Gabrielen, deren Schönheit und Anmuth den Grafen S. unwiderſtehlich hinriß, und ſo kam es, daß er, ohne Angelika weiter zu beachten, um Gabrielens Hand warb, die ihm der alte Graf Z. um ſo lieber zuſagte, als Gabriele gleich die entſchiedenſte Neigung für den Grafen S. zeigte. Angelika äußerte nicht den mindeſten Verdruß über die Untreue ihres Liebhabers. „Er glaubt mich verlaſſen zu haben. Der thörichte Knabe! er merkt nicht, daß nicht ich, daß er mein Spielzeug war, das ich wegwarf!“ — So ſprach ſie in ſtolzem Hohn, und in der That, ihr ganzes Weſen zeigte, daß es wohl Ernſt ſeyn mochte mit der Verachtung des Ungetreuen. Uebrigens ſah man, ſobald das Bündniß Gabrielens mit dem Grafen von S. ausgeſprochen war, Angelika ſehr ſelten. Sie erſchien nicht bei der Tafel und man ſagte, ſie ſchweife einſam im nächſten Walde umher, den ſie längſt zum Ziel ihrer Spaziergänge gewählt hatte. — Ein ſonderbarer Vorfall ſtörte die einförmige Ruhe, die im Schloſſe herrſchte. Es begab ſich, daß die Jäger des Grafen von Z., unterſtützt von den in großer Anzahl aufgebotenen Bauern, endlich eine Zigeunerbande eingefangen hatten, der man die Mordbrennereien und Räubereien, welche ſeit kurzer Zeit ſo häufig in der Gegend vorfielen, Schuld gab. An eine lange Kette geſchloſſen brachte man die Männer, gebunden auf einem Wagen gepackt die Weiber und Kinder auf den Schloßhof. Manche trotzige Geſtalt, die mit wildem funkelnden Blick, wie ein gefeſſelter Tiger, keck umherſchaute, ſchien den entſchloſſenen Räuber und Mörder zu bezeichnen, vorzüglich fiel aber ein langes, hageres, entſetzliches Weib, in einen blutrothen Shawl vom Kopf bis zu Fuß gewickelt, ins Auge, die aufrecht im Wagen ſtand, und mit gebietender Stimme rief: man ſolle ſie herabſteigen laſſen, welches auch geſchah. Der Graf von Z. kam auf den Schloßhof und befahl eben, wie man die Bande abgeſondert in den feſten Schloßgefängniſſen vertheilen ſolle, als mit fliegenden Haaren, Entſetzen und Angſt im bleichen Geſicht, Gräfin Angelika aus der Thür hinausſtürzte, und auf die Kniee geworfen mit ſchneidender Stimme rief: „Dieſe Leute los — dieſe Leute los — ſie ſind unſchuldig, unſchuldig — Vater, laß dieſe Leute los! — ein Tropfen Bluts vergoſſen an einem von dieſen und ich ſtoße mir dieſes Meſſer in die Bruſt!“ — Damit ſchwang die Gräfin ein ſpiegelblankes Meſſer in den Lüften und ſank ohnmächtig nieder. „Ei mein ſchönes Püppchen, mein trautes Goldkind, das wußt ich ja wohl, daß du es nicht leiden würdeſt!“ — So meckerte die rothe Alte. Dann kauerte ſie nieder neben der Gräfin und bedeckte Geſicht und Buſen mit ekelhaften Küſſen, indem ſie fortwährend murmelte:

„Blanke Tochter, blanke Tochter — wach' auf, wach' auf, der Bräutigam kommt — hei bei blanker Bräutigam kommt.“ Damit nahm die Alte eine Phiole hervor, in der ein kleiner Goldfiſch in ſilberhellem Spiritus auf und ab zu gaukeln ſchien. Dieſe Phiole hielt die Alte der Gräfin an das Herz, augenblicklich erwachte ſie, aber kaum erblickte ſie das Zigeunerweib, als ſie aufſprang, das Weib heftig und brünſtig umarmte und dann mit ihr davon eilte in das Schloß hinein. Der Graf von Z. — Gabriele, ihr Bräutigam, die unterdeſſen erſchienen, ſchauten ganz erſtarrt und von ſeltſamem Grauen ergriffen, das Alles an. Die Zigeuner blieben ganz gleichgültig und ruhig, ſie wurden nun abgelöſt von der Kette, und einzeln gefeſſelt in die Schloßgefängniſſe geworfen. Am andern Morgen ließ der Graf von Z. die Gemeinde verſammeln, die Zigeuner wurden vorgeführt, der Graf erklärte laut, daß ſie ganz unſchuldig wären an allen Räubereien, die in der Gegend verübt, und daß er ihnen freien Durchzug durch ſein Gebiet verſtatte, worauf ſie entfeſſelt und zum Erſtaunen aller mit Päſſen wohl verſehen entlaſſen wurden. Das rothe Weib wurde vermißt. Man wollte wiſſen, daß der Zigeunerhauptmann, kenntlich an den goldnen Ketten um den Hals und dem rothen Federbuſch an dem ſpaniſch niedergekrempten Hut, Nachts auf dem Zimmer des Grafen geweſen. Einige Zeit nachher ward es unbezweifelt dargethan, daß die Zigeuner an dem Rauben und Morden in dem Gebiet umher in der That auch nicht den mindeſten Antheil hatten. — Gabriele's Hochzeit rückte heran, mit Erſtaunen bemerkte ſie eines Tages, daß mehrere Rüſtwagen mit Meublen, Kleidungsſtücken, Wäſche, kurz, mit einer ganz vollſtändigen Hauseinrichtung bepackt wurden und abfuhren. Andern Morgens erfuhr ſie, daß Angelika begleitet von dem Kammerdiener des Grafen S. und einer vermummten Frau, die der alten rothen Zigeunerin ähnlich geſehen, Nachts abgereiſet ſey. Graf Z. löſte das Räthſel, indem er erklärte, daß er ſich aus gewiſſen Urſachen genöthiget geſehen, den freilich ſeltſamen Wünſchen Angelika's nachzugeben, und ihr nicht allein das in ***n belegne Haus in der Allee als Eigenthum zu ſchenken, ſondern auch zu erlauben, daß ſie dort einen eignen, ganz unabhängigen Haushalt führe, wobei ſie ſich bedungen, daß keiner aus der Familie, ihn ſelbſt nicht ausgenommen, ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß das Haus betreten ſolle. Der Graf von S. fügte hinzu, daß auf Angelika's dringenden

Wunſch er ſeinen Kammerdiener ihr überlaſſen müſſen, der mit gereiſet ſey nach ***n. Die Hochzeit wurde vollzogen, Graf S. ging mit ſeiner Gemahlin nach D. und ein Jahr verging ihnen in ungetrübter Heiterkeit. Dann fing aber der Graf an auf ganz eigne Weiſe zu kränkeln. Es war, als wenn ihm ein geheimer Schmerz alle Lebensluſt, alle Lebenskraft raube, und vergebens waren alle Bemühungen ſeiner Gemahlin, das Geheimniß ihm zu entreißen, das ſein Innerſtes verderblich zu verſtören ſchien. — Als endlich tiefe Ohnmachten ſeinen Zuſtand lebensgefährlich machten, gab er den Aerzten nach und ging angeblich nach Piſa. — Gabriele konnte nicht mitreiſen, da ſie ihrer Niederkunft entgegen ſah, die indeſſen erſt nach mehreren Wochen erfolgte. — „Hier,“ ſprach der Arzt, „werden die Mittheilungen der Gräfin Gabriele von S. ſo rhapſodiſch, daß nur ein tieferer Blick den näheren Zuſammenhang auffaſſen kann.“ — Genug — ihr Kind, ein Mädchen, verſchwindet auf unbegreifliche Weiſe aus der Wiege, alle Nachforſchungen bleiben vergebens — ihre Troſtloſigkeit geht bis zur Verzweiflung, als zur ſelbigen Zeit Graf von Z. ihr die entſetzliche Nachricht ſchreibt, daß er den Schwiegerſohn, den er auf dem Wege nach Piſa glaubte, in ***n und zwar in Angelika's Hauſe, vom Nervenſchlage zum Tode getroffen, gefunden; daß Angelika in furchtbaren Wahnſinn gerathen ſey und daß er ſolchen Jammer wohl nicht lange tragen werde. — So wie Gabriele von S. nur einige Kräfte gewonnen, eilt Sie auf die Güter des Vaters; in ſchlafloſer Nacht das Bild des verlornen Gatten, des verlornen Kindes vor Augen, glaubt ſie ein leiſes Wimmern vor der Thüre des Schlafzimmers zu vernehmen; ermuthigt, zündet ſie die Kerzen des Armleuchters bei der Nachtlampe an und tritt heraus. — Heiliger Gott! niedergekauert zur Erde, in den rothen Shawl gewickelt, ſtarrt das Zigeunerweib mit ſtierem, lebloſem Blick ihr in die Augen — in den Armen hält ſie ein kleines Kind, das ſo ängſtlich wimmert; das Herz ſchlägt der Gräfin hoch auf in der Bruſt! — es iſt ihr Kind! — es iſt die verlorne Tochter! — Sie reißt das Kind der Zigeunerin aus den Armen aber in dieſem Augenblick kugelt dieſe um, wie eine lebloſe Puppe. Auf das Angſtgeſchrei der Gräfin wird alles wach, man eilt hinzu, man findet das Weib todt auf der Erde, kein Belebungsmittel wirkt und der Graf läßt ſie einſcharren. — Was bleibt übrig, als nach ***n zur wahnſinnigen Angelika zu eilen, und vielleicht dort das Geheimniß mit dem Kinde zu erforſchen. Alles hat ſich verändert. Angelika's wilde Raſerei hat alle weibliche Dienſtboten entfernt, nur der Kammerdiener iſt geblieben. Angelika iſt ruhig und vernünftig geworden. Als der Graf die Geſchichte von Gabrielens Kind erzählt, ſchlägt ſie die Hände zuſammen, und ruft mit lautem Lachen: Iſts Püppchen angekommen? — richtig angekommen? — eingeſcharrt, eingeſcharrt? O Jemine, wie prächtig ſich der Goldfaſan ſchüttelt! wißt ihr nichts vom grünen Löwen mit den blauen Gluthaugen? — Mit Entſetzen bemerkt der Graf die Rückkehr des Wahnſinns, indem plötzlich Angelika's Geſicht die Züge des Zigeunerweibes anzunehmen ſcheint, und beſchließt, die Arme mitzunehmen auf die Güter, welches der alte Kammerdiener widerräth. In der That bricht auch der Wahnſinn Angelika's in Wuth und Raſerei aus, ſobald man Anſtalten macht, ſie aus dem Hauſe zu entfernen. — In einem lichten Zwiſchenraum beſchwört Angelika mit heißen Thränen den Vater, ſie in dem Hauſe ſterben zu laſſen, und tiefgerührt bewilligt er dies, wiewohl er das Geſtändniß, das dabei ihren Lippen entflieht, nur für das Erzeugniß des aufs neue ausbrechenden Wahnſinns hält. Sie bekennt, daß Graf S. in ihre Arme zurückgekehrt, und daß das Kind, welches die Zigeunerin ins Haus des Grafen von Z. brachte, die Frucht dieſes Bündniſſes ſey. — In der Reſidenz glaubt man, daß der Graf von Z. die Unglückliche mitgenommen hat auf die Güter, indeſſen ſie hier tiefverborgen und der Aufſicht des Kammerdieners übergeben in dem verödeten Hauſe bleibt. — Graf von Z. iſt geſtorben vor einiger Zeit, und Gräfin Gabriele von S. kam mit Edmonden her, um Familienangelegenheiten zu berichtigen. Sie durfte es ſich nicht verſagen, die unglückliche Schweſter zu ſehen. Bei dieſem Beſuch muß ſich Wunderliches ereignet haben, doch hat mir die Gräfin nichts darüber vertraut, ſondern nur im Allgemeinen geſagt, daß es nun nöthig geworden, dem alten Kammerdiener die Unglückliche zu entreißen. Einmal habe er, wie es herausgekommen, durch harte grauſame Mißhandlungen den Ausbrüchen des Wahnſinns zu ſteuern geſucht, dann aber, durch Angelika's Vorſpieglung, daß ſie Gold zu machen verſtehe, ſich verleiten laſſen, mit ihr allerlei ſonderbare Operationen vorzunehmen und ihr alles Nöthige dazu herbeizuſchaffen. — „Es würde wohl (ſo ſchloß der Arzt ſeine Erzählung) ganz überflüſſig ſeyn, Sie, gerade Sie auf den tiefern Zuſammenhang aller dieſer ſeltſamen Dinge aufmerkſam zu machen. Es iſt mir gewiß, daß Sie die Kataſtrophe herbeigeführt haben, die der Alten Geneſung oder baldigen Tod bringen wird. Uebrigens mag ich jetzt nicht verhehlen, daß ich mich nicht wenig entſetzte, als ich, nachdem ich mich mit Ihnen in magnetiſchen Rapport geſetzt, ebenfalls das Bild im Spiegel ſah. Daß dies Bild Edmonde war, wiſſen wir nun beide." —

Eben ſo, wie der Arzt glaubte, für mich nichts hinzufügen zu dürfen, eben ſo halte ich es für ganz unnütz, mich nun noch darüber etwa zu verbreiten, in welchem geheimen Verhältniß Angelika, Edmonde, ich und der alte Kammerdiener ſtanden, und wie myſtiſche Wechſelwirkungen ein dämoniſches Spiel trieben. Nur ſo viel ſage ich noch, daß mich nach dieſen Begebenheiten ein drückendes, unheimliches Gefühl aus der Reſidenz trieb, welches erſt nach einiger Zeit mich plötzlich verließ. Ich glaube, daß die Alte in dem Augenblick, als ein ganz beſonderes Wohlſeyn mein Innerſtes durchſtrömte, geſtorben iſt. So endete Theodor ſeine Erzählung. Noch Manches ſprachen die Freunde über Theodors Abentheuer und gaben ihm Recht, daß ſich darin das Wunderliche mit dem Wunderbaren auf ſeltſame grauliche Weiſe miſche. — Als ſie ſchieden, nahm Franz Theodors Hand und ſprach, ſie leiſe ſchüttelnd, mit beinahe wehmüthigem Lächeln: Gute Nacht, du Spalanzaniſche Fledermaus!

Das Majorat.

Dem Geſtade der Oſtſee unfern liegt das Stammſchloß der Freiherrlich von R.. ſchen Familie, R..ſitten genannt. Die Gegend iſt rauh und öde, kaum entſprießt hin und wieder ein Grashalm dem bodenloſen Triebſande, und ſtatt des Gartens, wie er ſonſt das Herrenhaus zu zieren pflegt, ſchließt ſich an die nackten Mauern nach der Landſeite hin ein dürftiger Föhrenwald, deſſen ewige, düſtre Trauer den bunten Schmuck des Frühlings verſchmäht, und in dem, ſtatt des fröhlichen Jauchzens der zu neuer Luſt erwachten Vögelein nur das ſchaurige Gekrächze der Raben, das ſchwirrende Kreiſchen der Sturmverkündenden Möven wiederhallt. Eine Viertelſtunde davon ändert ſich plötzlich die Natur. Wie durch einen Zauberſchlag iſt man in blühende Felder, üppige Aecker und Wieſen verſetzt. Man erblickt das große, reiche Dorf mit dem geräumigen Wohnhauſe des Wirthſchaftsinſpektors. An der Spitze eines freundlichen Erlenbuſches ſind die Fundamente eines großen Schloſſes ſichtbar, das einer der vormaligen Beſitzer aufzubauen im Sinne hatte. Die Nachfolger, auf ihren Gütern in Curland hauſend, ließen den Bau liegen, und auch der Freiherr Roderich von R., der wiederum ſeinen Wohnſitz auf dem Stammgute nahm, mochte nicht weiter bauen, da ſeinem finſtern, menſchenſcheuen Weſen der Aufenthalt in dem alten, einſam liegenden Schloſſe zuſagte. Er ließ das verfallene Gebäude, ſo gut es gehen wollte, herſtellen, und ſperrte ſich darin ein, mit einem grämlichen Hausverwalter und geringer Dienerſchaft. Nur ſelten ſah' man ihn im Dorfe, dagegen ging und ritt er oft am Meeresſtrande hin und her, und man wollte aus der Ferne bemerkt haben, wie er in die Wellen hineinſprach und dem Brauſen und Ziſchen der Brandung zuhorchte, als vernehme er die antwortende Stimme des Meergeiſtes. Auf der höchſten Spitze des Wartthurms hatte er ein Cabinet einrichten und mit Fernröhren — mit einem vollſtändigen aſtronomiſchen Apparat verſehen laſſen; da beobachtete er Tages, nach dem Meer hinausſchauend, die Schiffe, die oft gleich weißbeſchwingten Meervögeln am fernen Horizont vorüberflogen. Sternenhelle Nächte brachte er hin mit aſtronomiſcher, oder, wie man wiſſen wollte, mit aſtrologiſcher Arbeit, worin ihm der alte Hausverwalter beiſtand. Ueberhaupt ging zu ſeinen Lebzeiten die Sage, daß er geheimer Wiſſenſchaft, der ſogenannten ſchwarzen Kunſt, ergeben ſey, und daß eine verfehlte Operation, durch die ein hohes Fürſtenhaus auf das empfindlichſte gekränkt wurde, ihn aus Curland vertrieben habe. Die leiſeſte Erinnerung an ſeinen dortigen Aufenthalt erfüllte ihn mit Entſetzen, aber alles ſein Leben Verſtörende, was ihm dort geſchehen, ſchrieb er lediglich der Schuld der Vorfahren zu, die die Ahnenburg böslich verließen. Um für die Zukunft wenigſtens das Haupt der Familie an das Stammhaus zu feſſeln, beſtimmte er es zu einem Majoratsbeſitzthum. Der Landesherr beſtätigte die Stiftung um ſo lieber, als dadurch eine, an ritterlicher Tugend reiche Familie, deren Zweige ſchon in das Ausland herüberrankten, für das Vaterland gewonnen werden ſollte. Weder Roderichs Sohn, Hubert, noch der jetzige Majoratsherr, wie ſein Großvater Roderich geheißen, mochte indeſſen in dem Stammſchloſſe hauſen, beide blieben in Curland. Man mußte glauben, daß ſie, heit'rer und lebensluſtiger geſinnt, als der düſtre Ahnherr, die ſchaurige Oede des Aufenthalts ſcheuten. Freiherr Roderich hatte zwei alten, unverheiratheten Schweſtern ſeines Vaters, die mager ausgeſtattet in Dürftigkeit lebten, Wohnung und Unterhalt auf dem Gute geſtattet. Dieſe ſaßen mit einer bejahrten Dienerin in den kleinen warmen Zimmern des Nebenflügels, und außer ihnen und dem Koch, der im Erdgeſchoß ein großes Gemach neben der Küche inne hatte, wankte in den hohen Zimmern und Sälen des Hauptgebäudes nur noch ein abgelebter Jäger umher, der zugleich die Dienſte des Caſtellans verſah. Die übrige Dienerſchaft wohnte im Dorfe bei dem Wirthſchaftsinſpektor. Nur in ſpäter Herbſtzeit, wenn der erſte Schnee zu fallen begann, und die Wolfs-, die Schweinsjagden aufgingen, wurde das öde, verlaſſene Schloß lebendig. Dann kam Freiherr Roderich mit ſeiner Gemahlin, begleitet von Verwandten, Freunden und zahlreichem Jagdgefolge herüber aus Curland. Der benachbarte Adel, ja ſelbſt jagdluſtige Freunde aus der nahe liegenden Stadt fanden ſich ein, kaum vermochten Hauptgebäude und Nebenflügel die zuſtrömenden Gäſte zu faſſen, in allen Oefen und Kaminen kniſterten reichlich zugeſchürte Feuer, vom grauen Morgen bis in die Nacht hinein ſchnurrten die Bratenwender, Trepp' auf, Trepp' ab lieſen hundert luſtige Leute, Herren und Diener, dort erklangen angeſtoßene Pokale und fröhliche Jägerlieder, hier die Tritte der nach gellender Muſik Tanzenden, überall lautes Jauchzen und Gelächter, und ſo glich vier bis ſechs Wochen hindurch das Schloß mehr einer prächtigen, an vielbefahrner Landſtraße liegenden Herberge, als der Wohnung des Gutsherrn. Freiherr Roderich widmete dieſe Zeit, ſo gut es ſich nur thun ließ, ernſtem Geſchäfte, indem er, zurückgezogen aus dem Strudel der Gäſte, die Pflichten des Majoratsherrn erfüllte. Nicht allein, daß er ſich vollſtändige Rechnung der Einkünfte legen ließ, ſo hörte er auch jeden Vorſchlag irgend einer Verbeſſerung, ſo wie die kleinſte Beſchwerde ſeiner Unterthanen an, und ſuchte alles zu ordnen, jedem Unrechten oder Unbilligen zu ſteuern, wie er es nur vermochte. In dieſen Geſchäften ſtand ihm der alte Advokat V., von Vater zu Sohn vererbter Geſchäftsträger des R.. ſchen Hauſes und Juſtitiarius der in P. liegenden Güter, redlich bei, und V. pflegte daher ſchon acht Tage vor der beſtimmten Ankunft des Freiherrn nach dem Majoratsgute abzureiſen. Im Jahre 179— war die Zeit gekommen, daß der alte V. nach R..ſitten reiſen ſollte. So lebenskräftig der Greis von ſiebzig Jahren ſich auch fühlte, mußte er doch glauben, daß eine hülfreiche Hand im Geſchäft ihm wohlthun werde. Wie im Scherz ſagte er daher eines Tages zu mir: „Vetter!" (ſo nannte er mich, ſeinen Großneffen, da ich ſeine Vornamen erhielt) „Vetter! — ich dächte, du ließeſt dir einmal etwas Seewind um die Ohren ſauſen und käm'ſt mit mir nach R..ſitten. Außerdem, daß du mir wacker beiſtehen kannſt in meinem manchmal böſen Geſchäft, ſo magſt du dich auch einmal im wilden Jägerleben verſuchen und zuſehen, wie, nachdem du einen Morgen ein zierliches Protokoll geſchrieben, du den andern ſolch' trotzigem Thier, als da iſt ein langbehaarter, gräulicher Wolf, oder ein zahnfletſchender Eber, ins funkelnde Auge zu ſchauen, oder gar es mit einem tüchtigen Büchſenſchuß zu erlegen verſteheſt." Nicht ſo viel Seltſames von der luſtigen Jagdzeit in R..ſitten hätte ich ſchon hören, nicht ſo mit ganzer Seele dem herrlichen alten Großonkel anhängen müſſen, um nicht hocherfreut zu ſeyn, daß er mich diesmal mitnehmen wolle. Schon ziemlich geübt in derlei Geſchäften, wie er ſie vorhatte, verſprach ich mit tapferm Fleiß ihm alle Mühe und Sorge abzunehmen. Andern Tages ſaßen wir in tüchtige Pelze eingehüllt im Wagen und fuhren durch dickes, den einbrechenden Winter verkündendes Schneegeſtöber nach R..ſitten. — Unterwegs erzählte mir der Alte manches Wunderliche von dem Freiherrn Roderich, der das Majorat ſtiftete und ihn ſeines Jünglingsalters ungeachtet zu ſeinem Juſtitiarius und Teſtamentsvollzieher ernannte. Er ſprach von dem rauhen, wilden Weſen, das der alte Herr gehabt, und das ſich auf die ganze Familie zu vererben ſchiene, da ſelbſt der jetzige Majoratsherr, den er als ſanftmüthigen, beinahe weichlichen Jüngling gekannt, von Jahr zu Jahr mehr davon ergriffen werde. Er ſchrieb mir vor, wie ich mich keck und unbefangen betragen müßte, um in des Freiherrn Augen was werth zu ſeyn und kam endlich auf die Wohnung im Schloſſe, die er ein für allemal gewählt, da ſie warm, bequem und ſo abgelegen ſey, daß wir uns, wenn und wie wir wollten, dem tollen Getöſe der jubilirenden Geſellſchaft entziehen könnten. In zwei kleinen, mit warmen Tapeten behangenen Zimmern, dicht neben dem großen Gerichtsſaal im Seitenflügel, dem gegenüber, wo die alten Fräulein wohnten, da wäre ihm jedesmal ſeine Reſidenz bereitet. Endlich nach ſchneller, aber beſchwerlicher Fahrt kamen wir in tiefer Nacht nach R..ſitten. Wir fuhren durch das Dorf, es war gerade Sonntag, im Kruge Tanzmuſik und fröhlicher Jubel, des Wirthſchaftsinſpektors Haus von unten bis oben erleuchtet, drinnen auch Muſik und Geſang; deſto ſchauerlicher wurde die Oede, in die wir nun hineinfuhren. Der Seewind heulte in ſchneidenden Jammertönen herüber und, als habe er ſie aus tiefem Zauberſchlaf geweckt, ſtöhnten die düſtern Föhren ihm nach in dumpfer Klage. Die nackten ſchwarzen Mauern des Schloſſes ſtiegen empor aus dem Schneegrunde, wir hielten an dem verſchloſſenen Thor. Aber da half kein Rufen, kein Peitſchengeknalle, kein Hammern und Pochen, es war, als ſey alles ausgeſtorben, in keinem Fenſter ein Licht ſichtbar. Der Alte ließ ſeine ſtarke dröhnende Stimme erſchallen: „Franz — Franz! — Wo ſteckt Ihr denn? — Zum Teufel, rührt Euch! — Wir erfrieren hier am Thor! Der Schnee ſchmeißt einem ja das Geſicht blutrünſtig — rührt Euch, zum Teufel.“ Da fing ein Hofhund zu winſeln an, ein wandelndes Licht wurde im Erdgeſchoſſe ſichtbar, Schlüſſel klapperten und bald knarrten die gewichtigen Thorflügel auf. „Ei ſchön willkommen, ſchön willkommen Herr Juſtitiarius, ei in dem unſaubern Wetter!“ So rief der alte Franz, indem er die Laterne hoch in die Höhe hob, ſo daß das volle Licht auf ſein verſchrumpftes, zum freundlichen Lachen ſonderbar verzogenes Geſicht fiel. Der Wagen fuhr in den Hof, wir ſtiegen aus und nun gewahrte ich erſt ganz des alten Bedienten ſeltſame, in eine altmodiſche, weite, mit vielen Schnüren wunderlich ausſtaffirte Jägerlivree gehüllte Geſtalt. Ueber die breite weiße Stirn legten ſich nur ein Paar graue Löckchen, der untere Theil des Geſichts hatte die robuſte Jägerfarbe, und unerachtet die verzogenen Muskeln das Geſicht zu einer beinahe abentheuerlichen Maske formten, ſöhnte doch die etwas dümmliche Gutmüthigkeit, die aus den Augen leuchtete und um den Mund ſpielte, alles wieder aus. „Nun, alter Franz,“ fing der Großonkel an, indem er ſich im Vorſaal den Schnee vom Pelze abklopfte, „nun, alter Franz, iſt alles bereitet, ſind die Tapeten in meinen Stuben abgeſtäubt, ſind die Betten hineingetragen, iſt geſtern und heute tüchtig geheizt worden?“ „Nein,“ erwiederte Franz ſehr gelaſſen, „nein, mein wertheſter Herr Juſtitiarius, das iſt alles nicht geſchehen.“ „Herr Gott!“ fuhr der Großonkel auf, „ich habe ja zeitig genug geſchrieben, ich komme ja ſtets nach dem richtigen Datum; das iſt ja eine Tölpelei, nun kann ich in eiskalten Zimmern hauſen.“ „Ja, wertheſter Herr Juſtitiarius,“ ſprach Franz weiter, indem er ſehr ſorglich mit der Lichtſcheere von dem Dochte einen glimmenden Räuber abſchnippte und ihn mit dem Fuße austrat, „ja ſehn Sie, das alles, vorzüglich das Heizen hätte nicht viel geholfen, denn der Wind und Schnee, die hauſen gar zu ſehr hinein, durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben, und da“ — „Was,“ fiel der Großonkel ihm in die Rede, den Pelz weit auseinander ſchlagend und beide Arme in die Seiten ſtemmend, „was, die Fenſter ſind zerbrochen und Ihr, des Hauſes Caſtellan, habt nichts machen laſſen?“ „Ja, wertheſter Herr Juſtitiarius,“ fuhr der Alte ruhig und gelaſſen fort, „man kann nur nicht recht hinzu, wegen des vielen Schutt's und der vielen Mauerſteine, die in den Zimmern herumliegen.“ „Wo zum Tauſend Himmel Sapperment kommen Schutt und Steine in meine Zimmer,“ ſchrie der Großonkel. „Zum beſtändigen fröhlichen Wohlſeyn, mein junger Herr!" rief der Alte, ſich höflich bückend, da ich eben nieſte, ſetzte aber gleich hinzu: „es ſind die Steine und der Kalk von der Mittelwand, die von der großen Erſchütterung einfiel." „Habt ihr ein Erdbeben gehabt," platzte der Großonkel zornig heraus. „Das nicht, wertheſter Herr Juſtitiarius," erwiederte der Alte mit dem ganzen Geſicht lächelnd, „aber vor drei Tagen iſt die ſchwere, getäfelte Decke des Gerichtsſaals mit gewaltigem Krachen eingeſtürzt." „So ſoll doch das" — Der Großonkel wollte, heftig und aufbrauſend, wie er war, einen ſchweren Fluch ausſtoßen; aber indem er mit der Rechten in die Höhe fuhr und mit der Linken die Fuchsmütze von der Stirn rückte, hielt er plötzlich inne, wandte ſich nach mir um und ſprach laut auflachend: „Wahrhaftig Vetter! wir müſſen das Maul halten, wir dürfen nicht weiter fragen; ſonſt erfahren wir noch ärgeres Unheil, oder das ganze Schloß ſtürzt uns über den Köpfen zuſammen." „Aber," fuhr er fort, ſich nach dem Alten umdrehend, „aber, Franz, konntet Ihr denn nicht ſo geſcheut ſeyn, mir ein anderes Zimmer reinigen und heizen zu laſſen? Konntet Ihr nicht irgend einen Saal im Hauptgebäude ſchnell einrichten zum Gerichtstage?" „Dieſes iſt auch bereits Alles geſchehen," ſprach der Alte, indem er freundlich nach der Treppe wies und ſofort hinauf zu ſteigen begann. „Nun ſeht mir doch den wunderlichen Kauz," rief der Onkel, indem wir dem Alten nachſchritten. Es ging fort durch lange hochgewölbte Corridore, Franzens flackerndes Licht warf einen wunderlichen Schein in die dicke Finſterniß. Säulen, Capitäler und bunte Bogen zeigten ſich oft wie in den Lüften ſchwebend, rieſengroß ſchritten unſere Schatten neben uns her und die ſeltſamen Gebilde an den Wänden, über die ſie wegſchlüpften, ſchienen zu zittern und zu ſchwanken, und ihre Stimmen wiſperten in den dröhnenden Nachhall unſerer Tritte hinein: Weckt uns nicht, weckt uns nicht, uns tolles Zaubervolk, das hier in den alten Steinen ſchläft! — Endlich öffnete Franz, nachdem wir eine Reihe kalter, finſtrer Gemächer durchgangen, einen Saal, in dem ein hellaufloderndes Kaminfeuer uns mit ſeinem luſtigen Kniſtern wie mit heimathlichem Gruß empfing. Mir wurde gleich, ſo wie ich eintrat, ganz wohl zu Muthe, doch der Großonkel blieb mitten im Saal ſtehen, ſchaute rings umher und ſprach mit ſehr ernſtem, beinahe feierlichem Ton: „Alſo hier, dies ſoll der Gerichtsſaal ſeyn?" — Franz, in die Höhe leuchtend, ſo daß an der breiten dunkeln Wand ein heller Fleck, wie eine Thüre groß, ins Auge fiel, ſprach dumpf und ſchmerzhaft: „Hier iſt ja wohl ſchon Gericht gehalten worden!“ „Was kommt Euch ein, Alter,“ rief der Onkel, indem er den Pelz ſchnell abwarf und an das Kaminfeuer trat. „Es fuhr mir nur ſo heraus,“ ſprach Franz, zündete die Lichter an und öffnete das Nebenzimmer, welches zu unſrer Aufnahme ganz heimlich bereitet war. Nicht lange dauerte es, ſo ſtand ein gedeckter Tiſch vor dem Kamin, der Alte trug wohlzubereitete Schüſſeln auf, denen, wie es uns beiden, dem Großonkel und mir, recht behaglich war, eine tüchtige Schale nach ächt nordiſcher Art gebrauten Punſches folgte. Ermüdet von der Reiſe, ſuchte der Großonkel, ſo wie er gegeſſen, das Bette; das Neue, Seltſame des Aufenthalts, ja ſelbſt der Punſch, hatte aber meine Lebensgeiſter zu ſehr aufgeregt, um an Schlaf zu denken. Franz räumte den Tiſch ab, ſchürte das Kaminfeuer zu und verließ mich mit freundlichen Bücklingen.

Nun ſaß ich allein in dem hohen, weiten Ritterſaal. Das Schneegeſtöber hatte zu ſchlackern, der Sturm zu ſauſen aufgehört, heitrer Himmel wars geworden und der helle Vollmond ſtrahlte durch die breiten Bogenfenſter, alle finſtre Ecken des wunderlichen Baues, wohin der düſtre Schein meiner Kerzen und des Kaminfeuers nicht dringen konnte, magiſch erleuchtend. So wie man es wohl noch in alten Schlöſſern antrifft, waren auf ſeltſame alterthümliche Weiſe Wände und Decke des Saals verziert, dieſe mit ſchwerem Getäfel, jene mit phantaſtiſcher Bilderei und buntgemaltem, vergoldetem Schnitzwerk. Aus den großen Gemälden, mehrentheils das wilde Gewühl blutiger Bären- und Wolfsjagden darſtellend, ſprangen in Holz geſchnitzte Thier- und Menſchenköpfe hervor, den gemalten Leibern angeſetzt, ſo daß, zumal bei der flackernden, ſchimmernden Beleuchtung des Feuers und des Mondes, das Ganze in graulicher Wahrheit lebte. Zwiſchen dieſen Gemälden waren lebensgroße Bilder, in Jägertracht daher ſchreitende Ritter, wahrſcheinlich der jagdluſtigen Ahnherren, eingefugt. Alles, Malerei und Schnitzwerk, trug die dunkle Farbe langverjährter Zeit; um ſo mehr fiel der helle kahle Fleck an derſelben Wand, durch die zwei Thüren in Nebengemächer führten, auf; bald erkannte ich, daß dort auch eine Thür geweſen ſeyn mußte, die ſpäter zugemauert worden, und daß eben dies neue, nicht einmal der übrigen Wand gleichgemalte, oder mit Schnitzwerk verzierte Gemäuer auf jene Art abſtecke. — Wer weiß es nicht, wie ein ungewöhnlicher, abentheuerlicher Aufenthalt mit geheimnißvoller Macht den Geiſt zu erfaſſen vermag, ſelbſt die trägſte Phantaſie wird wach in dem, von wunderlichen Felſen umſchloſſenen Thal — in den düſtern Mauern einer Kirche u. ſ. f., und will ſonſt nie Erfahrnes ahnen. Setze ich nun noch hinzu, daß ich zwanzig Jahr alt war und mehrere Gläſer ſtarken Punſch getrunken hatte, ſo wird man es glauben, daß mir in meinem Ritterſaal ſeltſamer zu Muthe wurde als jemals. Man denke ſich die Stille der Nacht, in der das dumpfe Brauſen des Meeres, das ſeltſame Pfeifen des Nachtwindes wie die Töne eines mächtigen, von Geiſtern gerührten Orgelwerks erklangen — die vorüberfliegenden Wolken, die oft, hell und glänzend, wie vorbeiſtreifende Rieſen durch die klirrenden Bogenfenſter zu gucken ſchienen — in der That, ich mußt' es in dem leiſen Schauer fühlen, der mich durchbebte, daß ein fremdes Reich nun ſichtbarlich und vernehmbar aufgehen könne. Doch dies Gefühl glich dem Fröſteln, das man bei einer lebhaft dargeſtellten Geſpenſtergeſchichte empfindet und das man ſo gern hat. Dabei fiel mir ein, daß in keiner günſtigeren Stimmung das Buch zu leſen ſey, das ich, ſo wie damals jeder, der nur irgend dem Romantiſchen ergeben, in der Taſche trug. Es war Schillers Geiſterſeher. Ich las und las, und erhitzte meine Phantaſie immer mehr und mehr. Ich kam zu der mit dem mächtigſten Zauber ergreifenden Erzählung von dem Hochzeitfeſt bei dem Grafen von V. — Gerade wie Jeronimo's blutige Geſtalt eintritt, ſpringt mit einem gewaltigen Schlage die Thür auf, die in den Vorſaal führt. — Entſetzt fahre ich in die Höhe, das Buch fällt mir aus den Händen — Aber in demſelben Augenblick iſt alles ſtill und ich ſchäme mich über mein kindiſches Erſchrecken! — Mag es ſeyn, daß durch die durchſtrömende Zugluft, oder auf andere Weiſe die Thür aufgeſprengt wurde — Es iſt nichts — meine überreizte Phantaſie bildet jede natürliche Erſcheinung geſpenſtiſch! — So beſchwichtigt, nehme ich das Buch von der Erde auf und werfe mich wieder in den Lehnſtuhl — da geht es leiſe und langſam mit abgemeſſenen Tritten quer über den Saal hin, und dazwiſchen ſeufzt und ächzt es, und in dieſem Seufzen, dieſem Aechzen liegt der Ausdruck des tiefſten menſchlichen Leidens, des troſtloſeſten Jammers — Ha! das iſt irgend ein eingeſperrtes krankes Thier im untern Stock. Man kennt ja die akuſtiſche

Täuſchung der Nacht, die alles entfernt Tönende in die Nähe rückt — er wird ſich nur durch ſo Etwas Grauen erregen laſſen. — So beſchwichtigte ich mich aufs Neue, aber nun kratzt es, indem lautere, tiefere Seufzer, wie in der entſetzlichen Angſt der Todesnoth ausgeſtoßen, ſich hören laſſen, an jenem neuen Gemäuer. — „Ja, es iſt ein armes eingeſperrtes Thier — ich werde jetzt laut rufen, ich werde mit dem Fuß tüchtig auf den Boden ſtampfen, gleich wird alles ſchweigen, oder das Thier unten ſich deutlicher in ſeinen natürlichen Tönen hören laſſen!" — So denke ich, aber das Blut gerinnt in meinen Adern — kalter Schweiß ſteht auf der Stirne, erſtarrt bleib ich im Lehnſtuhle ſitzen, nicht vermögend aufzuſtehen, viel weniger noch zu rufen. Das abſcheuliche Kratzen hört endlich auf — die Tritte laſſen ſich aufs Neue vernehmen — Es iſt, als wenn Leben und Regung in mir erwachte, ich ſpringe auf und trete zwei Schritte vor, aber da ſtreicht eine eiskalte Zugluft durch den Saal, und in demſelben Augenblick wirft der Mond ſein helles Licht auf das Bildniß eines ſehr ernſten, beinahe ſchauerlich anzuſehenden Mannes, und als ſäusle ſeine warnende Stimme durch das ſtärkere Brauſen der Meereswellen, durch das gellendere Pfeifen des Nachtwindes, höre ich deutlich: — Nicht weiter — nicht weiter, ſonſt biſt du verfallen dem entſetzlichen Graus der Geiſterwelt! Nun fällt die Thür zu mit demſelben ſtarken Schlage wie zuvor, ich höre die Tritte deutlich auf dem Vorſaal — es geht die Treppe hinab — die Hauptthür des Schloſſes öffnet ſich raſſelnd und wird wieder verſchloſſen. Dann iſt es, als würde ein Pferd aus dem Stalle gezogen und nach einer Weile wieder in den Stall zurückgeführt — dann iſt alles ſtill! — In demſelben Augenblick vernahm ich, wie der alte Großonkel im Nebengemach ängſtlich ſeufzte und ſtöhnte, dies gab mir alle Beſinnung wieder, ich ergriff die Leuchter und eilte hinein. Der Alte ſchien mit einem böſen, ſchweren Traume zu kämpfen. „Erwachen Sie — erwachen Sie," rief ich laut, indem ich ihn ſanft bei der Hand faßte und den hellen Kerzenſchein auf ſein Geſicht fallen ließ. Der Alte fuhr auf mit einem dumpfen Ruf, dann ſchaute er mich mit freundlichen Augen an und ſprach: „Das haſt du gut gemacht, Vetter! daß du mich weckteſt. Ei, ich hatte einen ſehr häßlichen Traum, und daran iſt blos hier das Gemach und der Saal Schuld, denn ich mußte dabei an die vergangene Zeit und an manches Verwunderliche denken, was hier ſich begab. Aber nun wollen wir recht tüchtig ausſchlafen!" damit hüllte ſich der Alte in die Decke und ſchien ſofort einzuſchlafen. Als ich die Kerzen ausgelöſcht und mich auch ins Bette gelegt hatte, vernahm ich, daß der Alte leiſe betete. — Am andern Morgen ging die Arbeit los, der Wirthſchaftsinſpector kam mit den Rechnungen, und Leute meldeten ſich, die irgend einen Streit geſchlichtet, irgend eine Angelegenheit geordnet haben wollten. Mittags ging der Großonkel mit mir herüber in den Seitenflügel, um den beiden alten Baroneſſen in aller Form aufzuwarten. Franz meldete uns, wir mußten einige Augenblicke warten und wurden dann durch ein ſechzigjähriges gebeugtes, in bunte Seide gekleidetes Mütterchen, die ſich das Kammerfräulein der gnädigen Herrſchaft nannte, in das Heiligthum geführt. Da empfingen uns die alten, nach längſt verjährter Mode abentheuerlich geputzten Damen mit komiſchem Ceremoniell, und vorzüglich war ich ein Gegenſtand ihrer Verwunderung, als der Großonkel mich mit vieler Laune als einen jungen, ihm beiſtehenden Juſtizmann vorſtellte. In ihren Mienen lag es, daß ſie bei meiner Jugend das Wohl der R..ſittenſchen Unterthanen gefährdet glaubten. Der ganze Auftritt bei den alten Damen hatte überhaupt viel Lächerliches, die Schauer der vergangenen Nacht fröſtelten aber noch in meinem Innern, ich fühlte mich wie von einer unbekannten Macht berührt, oder es war mir vielmehr, als habe ich ſchon an den Kreis geſtreift, den zu überſchreiten und rettungslos unterzugehen es nur noch eines Schrittes bedürfte, als könne nur das Aufbieten aller mir inwohnenden Kraft mich gegen das Entſetzen ſchützen, das nur dem unheilbaren Wahnſinn zu weichen pflegt. So kam es, daß ſelbſt die alten Baroneſſen in ihren ſeltſamen hochaufgethürmten Friſuren, in ihren wunderlichen Stoffen, mit bunten Blumen und Bändern ausſtaffirten Kleidern mir ſtatt lächerlich, ganz graulich und geſpenſtiſch erſchienen. In den alten gelbverſchrumpften Geſichtern, in den blinzenden Augen wollt' ich es leſen, in dem ſchlechten Franzöſiſch, das bald durch die eingekniffenen blauen Lippen, bald durch die ſpitzen Naſen herausſchnarrte, wollt' ich es hören, wie ſich die Alten mit dem unheimlichen, im Schloſſe herumſpukenden Weſen wenigſtens auf guten Fuß geſetzt hätten, und auch wohl ſelbſt Verſtörendes und Entſetzliches zu treiben vermöchten. Der Großonkel, zu allem Luſtigen aufgelegt, verſtrickte mit ſeiner Ironie die Alten in ein ſolches tolles Gewäſche, daß ich in anderer Stimmung nicht gewußt hätte, wie das ausgelaſſenſte Gelächter in mich hineinſchlucken, aber wie geſagt, die Baroneſſen ſammt ihrem Geplapper waren und blieben geſpenſtiſch, und der Alte, der mir eine beſondere Luſt bereiten wollte, blickte mich einmal übers andere ganz verwundert an. So wie wir nach Tiſche in unſerm Zimmer allein waren, brach er los: „Aber, Vetter, ſag' mir um des Himmelswillen, was iſt dir? — Du lachſt nicht, du ſprichſt nicht, du iſſeſt nicht, du trinkſt nicht? — Biſt du krank? oder fehlt es ſonſt woran?“ — Ich nahm jetzt gar keinen Anſtand ihm alles Grauliche, Entſetzliche, was ich in voriger Nacht überſtanden, ganz ausführlich zu erzählen. Nichts verſchwieg ich, vorzüglich auch nicht, daß ich viel Punſch getrunken und in Schillers Geiſterſeher geleſen. „Bekennen muß ich dies,“ ſetzte ich hinzu, „denn ſo wird es glaublich, daß meine überreizte arbeitende Phantaſie all' die Erſcheinungen ſchuf, die nur innerhalb der Wände meines Gehirns exiſtirten.“ Ich glaubte, daß nun der Großonkel mir derb zuſetzen würde mit körnigten Späßen über meine Geiſterſeherei, ſtatt deſſen wurde er ſehr ernſthaft, ſtarrte in den Boden hinein, warf dann den Kopf ſchnell in die Höhe und ſprach, mich mit dem brennenden Blick ſeiner Augen anſchauend: „Ich kenne dein Buch nicht, Vetter! aber weder ſeinem, noch dem Geiſt des Punſches haſt du jenen Geiſterſpuk zu verdanken. Wiſſe, daß ich daſſelbe, was dir widerfuhr, träumte. Ich ſaß, ſo wie du (ſo kam es mir vor), im Lehnſtuhl bei dem Kamin, aber was ſich dir nur in Tönen kund gethan, das ſah ich, mit dem innern Auge es deutlich erfaſſend. Ja! ich erblickte den graulichen Unhold, wie er hereintrat, wie er kraftlos an die vermauerte Thür ſchlich, wie er in troſtloſer Verzweiflung an der Wand kratzte, daß das Blut unter den zerriſſenen Nägeln herausquoll, wie er dann hinabſtieg, das Pferd aus dem Stalle zog und in den Stall zurückbrachte. Haſt du gehört, wie der Hahn im fernen Gehöfte des Dorfes krähte? — Da weckteſt du mich und ich widerſtand bald dem böſen Spuk des entſetzlichen Menſchen, der noch vermag, das heitre Leben grauenhaft zu verſtören.“ Der Alte hielt inne, aber ich mochte nicht fragen, wohlbedenkend, daß er mir alles aufklären werde, wenn er es gerathen finden ſollte. Nach einer Weile, in der er tief in ſich gekehrt da geſeſſen, fuhr der Alte fort: „Vetter, haſt du Muth genug, jetzt nachdem du weißt, wie ſich alles begiebt, den Spuk noch einmal zu beſtehen? und zwar mit mir zuſammen?“ Es war natürlich, daß ich erklärte, wie ich mich jetzt dazu ganz erkräftigt fühle. „So wollen wir,“ ſprach der Alte weiter, „in künftiger Nacht zuſammen wachen. Eine innere Stimme ſagt mir, daß meiner geiſtigen Gewalt nicht ſowohl, als meinem Muthe, der ſich auf feſtes Vertrauen gründet, der böſe Spuk weichen muß, und daß es kein freveliches Beginnen, ſondern ein frommes, tapferes Werk iſt, wenn ich Leib und Leben daran wage, den böſen Unhold zu bannen, der hier die Söhne aus der Stammburg der Ahnherrn treibt. — Doch! von keiner Wagniß iſt ja die Rede, denn in ſolch' feſtem redlichen Sinn, in ſolch' frommen Vertrauen, wie es in mir lebt, iſt und bleibt man ein ſiegreicher Held. — Aber ſollt' es dennoch Gottes Wille ſeyn, daß die böſe Macht mich anzutaſten vermag, ſo ſollſt du, Vetter! es verkünden, daß ich im redlichen chriſtlichen Kampf mit dem Höllengeiſt, der hier ſein verſtörendes Weſen treibt, unterlag! — Du! — halt dich ferne! — dir wird dann nichts geſchehen!“ —

Unter mancherlei zerſtreuenden Geſchäften war der Abend herangekommen. Franz hatte, wie geſtern, das Abendeſſen abgeräumt und uns Punſch gebracht, der Vollmond ſchien hell durch die glänzenden Wolken, die Meereswellen brauſten und der Nachtwind heulte und ſchüttelte die klirrenden Scheiben der Bogenfenſter. Wir zwangen uns, im Innern aufgeregt, zu gleichgültigen Geſprächen. Der Alte hatte ſeine Schlaguhr auf den Tiſch gelegt. Sie ſchlug zwölfe. Da ſprang mit entſetzlichem Krachen die Thür auf und wie geſtern ſchwebten leiſe und langſam Tritte quer durch den Saal und das Aechzen und Seufzen ließ ſich vernehmen. Der Alte war verblaßt, aber ſeine Augen erſtrahlten in ungewöhnlichem Feuer, er erhob ſich vom Lehnſtuhl, und indem er in ſeiner großen Geſtalt, hochaufgerichtet, den linken Arm in die Seite geſtemmt, den rechten weit vorſtreckend nach der Mitte des Saals, da ſtand, war er anzuſehen, wie ein gebietender Held. Doch immer ſtärker und vernehmlicher wurde das Seufzen und Aechzen, und nun fing es an abſcheulicher als geſtern an der Wand hin und her zu kratzen. Da ſchritt der Alte vorwärts, gerade auf die zugemauerte Thür los, mit feſten Tritten, daß der Fußboden erdröhnte. Dicht vor der Stelle, wo es toller und toller kratzte, ſtand er ſtill und ſprach mit ſtarkem, feierlichem Ton, wie ich ihn nie gehört: „Daniel, Daniel! was machſt du hier zu dieſer Stunde!“ Da kreiſchte es auf grauenvoll und entſetzlich, und ein dumpfer Schlag geſchah, wie wenn eine Laſt zu Boden ſtürzte. „Suche Gnade und Erbarmen vor dem Thron des Höchſten, dort iſt dein Platz! Fort mit dir aus dem Leben, dem du niemals mehr angehören kannſt!“ — So rief der Alte noch gewaltiger als vorher, es war als ginge ein leiſes Gewimmer durch die Lüfte und erſterbe im Sauſen des Sturme, der ſich zu erheben begann. Da ſchritt der Alte nach der Thür und warf ſie zu, daß es laut durch den öden Vorſaal wiederhallte. In ſeiner Sprache, in ſeinen Gebehrden lag etwas übermenſchliches, das mich mit tiefem Schauer erfüllte. Als er ſich in den Lehnſtuhl ſetzte, war ſein Blick wie verklärt, er faltete ſeine Hände, er betete im Innern. So mochten einige Minuten vergangen ſeyn, da frug er mit der milden, tief in das Herz dringenden Stimme, die er ſo ſehr in ſeiner Macht hatte: „Nun, Vetter?“ Von Schauer — Entſetzen — Angſt — heiliger Ehrfurcht und Liebe durchbebt ſtürzte ich auf die Kniee und benetzte die mir dargebotene Hand mit heißen Thränen. Der Alte ſchloß mich in ſeine Arme, und indem er mich innig an ſein Herz drückte, ſprach er ſehr weich: „Nun wollen wir auch recht ſanft ſchlafen, lieber Vetter!“ — Es geſchah auch ſo, und als ſich in der folgenden Nacht durchaus nichts Unheimliches verſpüren ließ, gewannen wir die alte Heiterkeit wieder, zum Nachtheil der alten Baroneſſen, die, blieben ſie auch in der That ein wenig geſpenſtiſch, mit ihrem abentheuerlichen Weſen, doch nur ergötzlichen Spuk trieben, den der Alte auf poſſierliche Weiſe anzuregen wußte.

Endlich, nach mehreren Tagen, traf der Baron ein mit ſeiner Gemahlin und zahlreichem Jagdgefolge, die geladenen Gäſte ſammelten ſich und nun ging in dem plötzlich lebendig gewordenen Schloſſe das laute wilde Treiben los, wie es vorhin beſchrieben. Als der Baron gleich nach ſeiner Ankunft in unſern Saal trat, ſchien er über unſern veränderten Aufenthalt auf ſeltſame Weiſe befremdet, er warf einen düſtern Blick auf die zugemauerte Thür, und ſchnell ſich abwendend, fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er irgend eine böſe Erinnerung verſcheuchen. Der Groß-Onkel ſprach von der Verwüſtung des Gerichtsſaals und der anſtoßenden Gemächer, der Baron tadelte es, daß Franz uns nicht beſſer einlogirt habe, und forderte den Alten recht gemüthlich auf, doch nur zu gebieten, wenn ihm irgend etwas in dem neuen Gemach, das doch viel ſchlechter ſey, als das, was er ſonſt bewohnt, an ſeiner Bequemlichkeit abginge. Ueberhaupt war das Betragen des Barons gegen den alten Großonkel nicht allein herzlich, ſondern ihm miſchte ſich eine gewiſſe kindliche Ehrfurcht bei, als ſtehe der Baron mit dem Alten in verwandtſchaftlichem Reſpektsverhältniß. Dies war aber auch das Einzige, was mich mit dem rauhen, gebieteriſchen Weſen des Barons, das er immer mehr und mehr entwickelte, einigermaßen zu verſöhnen vermochte. Mich ſchien er wenig oder gar nicht zu beachten, er ſah in mir den gewöhnlichen Schreiber. Gleich das erſte Mal, als ich eine Verhandlung aufgenommen, wollte er etwas in der Faſſung unrichtig finden, das Blut wallte mir auf und ich war in Begriff, irgend etwas Schneidendes zu erwiedern, als der Großonkel das Wort nehmend, verſicherte, daß ich denn nun einmal alles recht nach ſeinem Sinne mache und daß dieſer doch nur hier in gerichtlicher Verhandlung walten könne. Als wir allein waren, beſchwerte ich mich bitter über den Baron, der mir immer mehr im Grunde der Seele zuwider werde. „Glaube mir, Vetter!“ erwiederte der Alte, „daß der Baron trotz ſeines unfreundlichen Weſens der vortrefflichſte, gutmüthigſte Menſch von der Welt iſt. Dieſes Weſen hat er auch, wie ich dir ſchon ſagte, erſt ſeit der Zeit angenommen, als er Majoratsherr wurde, vorher war er ein ſanfter, beſcheidener Jüngling. Ueberhaupt iſt es denn doch aber nicht mit ihm ſo arg, wie du es machſt, und ich möchte wohl wiſſen, warum er dir ſo gar ſehr zuwider iſt.“ Indem der Alte die letzten Worte ſprach, lächelte er recht höhniſch, und das Blut ſtieg mir ſiedend heiß ins Geſicht. Mußte mir nun nicht mein Inneres recht klar werden, mußte ich es nicht deutlich fühlen, daß jenes wunderliche Haſſen aufkeimte aus dem Lieben, oder vielmehr aus dem Verlieben in ein Weſen, das mir das holdeſte, hochherrlichſte zu ſeyn ſchien, was jemals auf Erden gewandelt? Dieſes Weſen war niemand, als die Baroneſſe ſelbſt. Schon gleich als ſie angekommen und in einem ruſſiſchen Zobelpelz, der knapp anſchloß an den zierlich gebauten Leib, das Haupt in reiche Schleier gewickelt, durch die Gemächer ſchritt, wirkte ihre Erſcheinung auf mich wie ein mächtiger unwiderſtehlicher Zauber. Ja, ſelbſt der Umſtand, daß die alten Tanten in verwunderlicheren Kleidern und Fontangen, als ich ſie noch geſehen, an beiden Seiten neben ihr her trippelten und ihre franzöſiſchen Bewillkommungen herſchnatterten, während ſie, die Baronin, mit unbeſchreiblich milden Blicken um ſich her ſchaute, und bald dieſem, bald jenem freundlich zunickte, bald in dem rein tönenden Curländiſchen Dialekt einige deutſche Worte dazwiſchen flötete, ſchon dieſes gab ein wunderbar fremdartiges Bild, und unwillkürlich reihte die Phantaſie dies Bild an jenen unheimlichen Spuk, und die Baroneſſe wurde der Engel des Lichts, dem ſich die böſen geſpenſtiſchen Mächte beugen. — Die wunderherrliche Frau tritt lebhaft vor meines Geiſtes Augen. Sie mochte wohl damals kaum neunzehn Jahre zählen, ihr Geſicht eben ſo zart, wie ihr Wuchs, trug den Ausdruck der höchſten Engelsgüte, vorzüglich lag aber in dem Blick der dunklen Augen ein unbeſchreiblicher Zauber, wie feuchter Mondesſtrahl ging darin eine ſchwermüthige Sehnſucht auf; ſo wie in ihrem holdſeligen Lächeln ein ganzer Himmel voll Wonne und Entzücken. Oft ſchien ſie ganz in ſich ſelbſt verloren, und dann gingen düſtre Wolkenſchatten über ihr holdes Antlitz. Man hätte glauben ſollen, irgend ein verſtörender Schmerz müſſe ſie befangen, mir ſchien es aber, daß wohl die düſtre Ahnung einer trüben, Unglücksſchwangeren Zukunft es ſey, von der ſie in ſolchen Augenblicken erfaßt werde, und auch damit ſetzte ich auf ſeltſame Weiſe, die ich mir weiter gar nicht zu erklären wußte, den Spuk im Schloſſe in Verbindung. — Den andern Morgen, nachdem der Baron angekommen, verſammelte ſich die Geſellſchaft zum Frühſtück, der Alte ſtellte mich der Baroneſſe vor, und wie es in ſolcher Stimmung, wie die meinige war, zu geſchehen pflegt, ich nahm mich unbeſchreiblich albern, indem ich auf die einfachen Fragen der holden Frau, wie es mir auf dem Schloſſe gefalle u. ſ. w., mich in die wunderlichſten ſinnloſeſten Reden verfing, ſo daß die alten Tanten meine Verlegenheit wohl lediglich dem profunden Reſpekt vor der Herrin zuſchrieben, ſich meiner huldreich annehmen zu müſſen glaubten, und mich in franzöſiſcher Sprache als einen ganz artigen und geſchickten jungen Menſchen, als einen garçon très joli anprieſen. Das ärgerte mich, und plötzlich mich ganz beherrſchend, fuhr mir ein Witzwort heraus in beſſerem Franzöſiſch, als die Alten es ſprachen, worauf ſie mich mit großen Augen anguckten und die langen ſpitzen Naſen reichlich mit Taback bedienten. An dem ernſteren Blick der Baroneſſe, mit dem ſie ſich von mir ab zu einer andern Dame wandte, merkte ich, daß mein Witzwort hart an eine Narrheit ſtreifte, das ärgerte mich noch mehr, und ich verwünſchte die Alten in den Abgrund der

Hölle. Die Zeit des ſchäferiſchen Schmachtens, des Liebesunglücks in kindiſcher Selbſtbethörung hatte mir der alte Großonkel längſt weg ironirt, und wohl merkt' ich, daß die Baronin tiefer und mächtiger, als noch bis jetzt eine Frau, mich in meinem innerſten Gemüth gefaßt hatte. Ich ſah, ich hörte nur ſie, aber bewußt war ich mir deutlich und beſtimmt, daß es abgeſchmackt, ja wahnſinnig ſeyn würde, irgend eine Liebelei zu wagen, wiewohl ich auch die Unmöglichkeit einſah, wie ein verliebter Knabe von weitem zu ſtaunen und anzubeten, deſſen ich mich ſelbſt hätte ſchämen müſſen. Der herrlichen Frau näher zu treten, ohne ihr nur mein inneres Gefühl ahnen zu laſſen, das ſüße Gift ihrer Blicke, ihrer Worte einſaugen und dann fern von ihr, ſie lange, vielleicht immerdar im Herzen tragen, das wollte und konnte ich. Dieſe romantiſche, ja wohl ritterliche Liebe, wie ſie mir aufging in ſchlafloſer Nacht, ſpannte mich dermaßen, daß ich kindiſch genug war, mich ſelbſt auf pathetiſche Weiſe zu haranguiren und zuletzt ſehr kläglich zu ſeufzen: Seraphine, ach Seraphine! ſo daß der Alte erwachte und mir zurief: „Vetter! — Vetter! ich glaube du phantaſirſt mit lauter Stimme! — Thu's bei Tage, wenns möglich iſt, aber zur Nachtzeit laß mich ſchlafen!“ Ich war nicht wenig beſorgt, daß der Alte, der ſchon mein aufgeregtes Weſen bei der Ankunft der Baronin wohl bemerkt, den Namen gehört haben und mich mit ſeinem ſarkaſtiſchen Spott überſchütten werde, er ſagte am andern Morgen aber nichts weiter, als bei dem Hineingehen in den Gerichtsſaal: „Gott gebe Jedem gehörigen Menſchenverſtand und Sorglichkeit ihn in gutem Verſchluß zu halten. Es iſt ſchlimm, mir nichts dir nichts ſich in einen Haſenfuß umzuſetzen.“ Hierauf nahm er Platz an dem großen Tiſch und ſprach: „Schreibe fein deutlich, lieber Vetter! damit ichs ohne Anſtoß zu leſen vermag.“

Die Hochachtung, ja die kindliche Ehrfurcht, die der Baron meinem alten Großonkel erzeigte, ſprach ſich in Allem aus. So mußte er auch bei Tiſche den ihm von vielen beneideten Platz neben der Baroneſſe einnehmen, mich warf der Zufall bald hier bald dorthin, doch pflegten gewöhnlich ein paar Offiziere aus der nahen Hauptſtadt mich in Beſchlag zu nehmen, um ſich über alles Neue und Luſtige, was dort geſchehen, recht auszuſprechen und dabei wacker zu trinken. So kam es, daß ich mehrere Tage hindurch, ganz fern von der Baroneſſe, am untern Ende des Tiſches ſaß, bis mich endlich ein Zufall in ihre Nähe brachte. Als der verſammelten Geſellſchaft der Eßſaal geöffnet wurde, hatte mich gerade die Geſellſchafterin der Baronin, ein nicht mehr ganz junges Fräulein, aber ſonſt nicht häßlich und nicht ohne Geiſt, in ein Geſpräch verwickelt, das ihr zu behagen ſchien. Der Sitte gemäß mußte ich ihr den Arm geben, und nicht wenig erfreut war ich, als ſie der Baronin ganz nahe Platz nahm, die ihr freundlich zunickte. Man kann denken, daß nun alle Worte, die ich ſprach, nicht mehr der Nachbarin allein, ſondern hauptſächlich der Baronin galten. Mag es ſeyn, daß meine innere Spannung Allem, was ich ſprach, einen beſondern Schwung gab, genug, das Fräulein wurde aufmerkſamer und aufmerkſamer, ja zuletzt unwiderſtehlich hineingezogen in die bunte Welt ſtets wechſelnder Bilder, die ich ihr aufgehen ließ. Sie war, wie geſagt, nicht ohne Geiſt, und ſo geſchah es bald, daß unſer Geſpräch, ganz unabhängig von den vielen Worten der Gäſte, die hin und her ſtreiften, auf ſeine eigene Hand lebte und dorthin, wohin ich es haben wollte, einige Blitze ſandte. Wohl merkt' ich nämlich, daß das Fräulein der Baronin bedeutende Blicke zuwarf, und daß dieſe ſich mühte uns zu hören. Vorzüglich war dies der Fall, als ich, da das Geſpräch ſich auf Muſik gewandt, mit voller Begeiſterung von der herrlichen, heiligen Kunſt ſprach und zuletzt nicht verheelte, daß ich, trockner, langweiliger Juriſterei, der ich mich ergeben, unerachtet, den Flügel mit ziemlicher Fertigkeit ſpiele, ſinge und auch wohl ſchon manches Lied geſetzt habe. — Man war in den andern Saal getreten, um Kaffee und Liqueure zu nehmen, da ſtand ich unverſehens, ſelbſt wußte ich nicht wie, vor der Baronin, die mit dem Fräulein geſprochen. Sie redete mich ſogleich an, indem ſie, doch freundlicher und in dem Ton, wie man mit einem Bekannten ſpricht, jene Fragen, wie mir der Aufenthalt im Schloſſe zuſage u. ſ. w., wiederholte. Ich verſicherte, daß in den erſten Tagen die ſchauerliche Oede der Umgebung, ja ſelbſt das alterthümliche Schloß mich ſeltſam geſtimmt habe, daß aber eben in dieſer Stimmung viel Herrliches aufgegangen und daß ich nur wünſche, der wilden Jagden, an die ich nicht gewöhnt, überhoben zu ſeyn. Die Baronin lächelte, indem ſie ſprach: „Wohl kann ichs mir denken, daß Ihnen das wüſte Treiben in unſern Föhrenwäldern nicht eben behaglich ſeyn kann. — Sie ſind Muſiker, und täuſcht mich nicht Alles, gewiß auch Dichter! — Mit Leidenſchaft liebe ich beide Künſte! — ich ſpiele ſelbſt etwas die

Harfe, das muß ich nun in R..ſitten entbehren, denn mein Mann mag es nicht, daß ich das Inſtrument mitnehme, deſſen ſanftes Getön ſchlecht ſich ſchicken würde zu dem wilden Hollah, zu dem gellenden Hörnergetöſe der Jagd, das ſich hier nur hören laſſen ſoll! — O mein Gott! wie würde mich hier Muſik erfreun!" Ich verſicherte, daß ich meine ganze Kunſt aufbieten werde, ihren Wunſch zu erfüllen, da es doch im Schloſſe unbezweifelt ein Inſtrument, ſey es auch nur ein alter Flügel, geben werde. Da lachte aber Fräulein Adelheid (der Baronin Geſellſchafterin) hell auf und frug, ob ich denn nicht wiſſe, daß ſeit Menſchen Gedenken im Schloſſe keine Inſtrumente gehört worden, als krächzende Trompeten, im Jubel lamentirende Hörner der Jäger und heiſere Geigen, verſtimmte Bäſſe, meckernde Hoboen herumziehender Muſikanten. Die Baronin hielt den Wunſch, Muſik und zwar mich zu hören, feſt, und beide, ſie und Adelheid, erſchöpften ſich in Vorſchlägen, wie ein leidliches Fortepiano herbeigeſchafft werden könne. In dem Augenblick ſchritt der alte Franz durch den Saal. „Da haben wir den, der für alles guten Rath weiß, der alles herbeiſchafft, ſelbſt das Unerhörte und Ungeſehene!" Mit dieſen Worten rief ihn Fräulein Adelheid heran und indem ſie ihm begreiflich machte, worauf es ankomme, horchte die Baronin mit gefalteten Händen, mit vorwärts gebeugtem Haupt, dem Alten mit mildem Lächeln ins Auge blickend, zu. Gar anmuthig war ſie anzuſehen, wie ein holdes, liebliches Kind, das ein erſehntes Spielzeug nur gar zu gern ſchon in Händen hätte. Franz, nachdem er in ſeiner weitläuftigen Manier mehrere Urſachen hergezählt hatte, warum es denn ſchier unmöglich ſey, in der Geſchwindigkeit ſolch ein rares Inſtrument herbeizuſchaffen, ſtrich ſich endlich mit behaglichem Schmunzeln den Bart und ſprach: „Aber die Frau Wirthſchaftsinſpectorin drüben im Dorfe ſchlägt ganz ungemein geſchickt das Clavizimbel, oder wie ſie es jetzt nennen mit dem ausländiſchen Namen, und ſingt dazu ſo fein lamentabel, daß einem die Augen roth werden, wie von Zwiebeln und man hüpfen möchte mit beiden Beinen" — „Und beſitzt ein Fortepiano!" fiel Fräulein Adelheid ihm in die Rede. „Ei freilich," fuhr der Alte fort, „direkt aus Dresden iſt es gekommen —" nein — „O das iſt herrlich," unterbrach ihn die Baronin — „ein ſchönes Inſtrument," ſprach der Alte weiter, „aber ein wenig ſchwächlich, denn als der Organiſt neulich das Lied

In allen meinen Thaten, darauf ſpielen wollte, ſchlug er alles in Grund und Boden, ſo daß“ — „O mein Gott,“ rieſen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, „ſo daß,“ fuhr der Alte fort, „es mit ſchweren Koſten nach R — geſchafft und dort reparirt werden mußte.“ „Iſt [illegible] denn nun wieder hier,“ frug Fräulein Adelheid ungeduldig. „Ei freilich, gnädiges Fräulein! und die Frau Wirthſchaftsinſpectorin wird es ſich zur Ehre rechnen“ — In dieſem Augenblick ſtreifte der Baron vorüber, er ſah ſich wie befremdet nach unſerer Gruppe um und flüſterte ſpöttiſch lächelnd der Baronin zu: „muß Franz wieder guten Rath ertheilen?“ Die Baronin ſchlug erröthend die Augen nieder, und der alte Franz ſtand erſchrocken abbrechend, den Kopf gerade gerichtet, die herabhängenden Arme dicht an den Leib gedrückt, in ſoldatiſcher Stellung da. — Die alten Tanten ſchwammen in ihren ſtoffnen Kleidern auf uns zu und entführten die Baronin. Ihr folgte Fräulein Adelheid. Ich war wie bezaubert ſtehen geblieben. Entzucken, daß ich nun ihr, der Angebeteten, die mein ganzes Weſen beherrſchte, mich nahen werde, kämpfte mit düſterm Mißmuth und Aerger über den Baron, der mir als ein rauher Deſpot erſchien. War er dies nicht, durfte dann wohl der alte eisgraue Diener ſo ſklaviſch ſich benehmen? — „Hörſt du, ſiehſt du endlich,“ rief der Großonkel mir auf die Schulter klopfend; wir gingen hinauf in unſer Gemach. „Dränge dich nicht ſo an die Baronin,“ ſprach er, als wir angekommen, „wozu ſoll das, überlaß es den jungen Gecken, die gern den Hof machen und an denen es ja nicht mangelt.“ — Ich erzählte, wie alles gekommen und forderte ihn auf mir nun zu ſagen: „ob ich ſeinen Vorwurf verdiene,“ er erwiederte aber darauf nichts als: „Hm hm“ — zog den Schlafrock an, ſetzte ſich mit angezündeter Pfeife in den Lehnſtuhl und ſprach von den Ereigniſſen der geſtrigen Jagd, mich foppend über meine Fehlſchüſſe. Im Schloſſe war es ſtill geworden, Herren und Damen beſchäftigten ſich in ihren Zimmern mit dem Putz für die Nacht. Jene Muſikanten mit den heiſern Geigen, mit den verſtimmten Bäſſen und den meckernden Hoboen, von denen Fräulein Adelheid geſprochen, waren nämlich angekommen und es ſollte für die Nacht nichts geringeres geben, als einen Ball in beſtmöglichſter Form. Der Alte, den ruhigen Schlaf ſolch faſelndem Treiben vorziehend, blieb in ſeinem Gemach, ich hingegen hatte mich eben zum Ball gekleidet, als es leiſe an unſere Thür klopfte und Franz hineintrat, der mir mit behaglichem Lächeln verkündete, daß ſo eben das Clavizimbel von der Frau Wirthſchaftsinſpektorin in einem Schlitten angekommen und zur gnädigen Frau Baronin getragen worden ſey. Fräulein Adelheid ließe mich einladen nur gleich herüber zu kommen. Man kann denken, wie mir alle Pulſe ſchlugen, mit welchem innern ſüßen Erbeben ich das Zimmer öffnete, in dem ich ſie fand. Fräulein Adelheid kam mir freundlich entgegen. Die Baronin, ſchon zum Ball völlig geputzt, ſaß ganz nachdenklich vor dem geheimnißvollen Kaſten, in dem die Töne ſchlummern ſollten, die zu wecken ich berufen. Sie ſtand auf, ſo in vollem Glanz der Schönheit ſtrahlend, daß ich keines Wortes mächtig ſie anſtarrte. „Nun Theodor“ (nach der gemüthlichen Sitte des Nordens, die man im tieferen Süden wiederfindet, nannte ſie jeden bei ſeinem Vornamen) „Nun, Theodor,“ ſprach ſie freundlich, „das Inſtrument iſt gekommen, gebe der Himmel, daß es Ihrer Kunſt nicht ganz unwürdig ſeyn möge.“ So wie ich den Deckel öffnete, rauſchten mir eine Menge geſprungener Saiten entgegen, und ſo wie ich einen Akkord griff, klang es, da alle Saiten, die noch ganz geblieben, durchaus verſtimmt waren, widrig und abſcheulich. „Der Organiſt iſt wieder mit ſeinen zarten Händchen drüber her geweſen,“ rief Fräulein Adelheid lachend, aber die Baronin ſprach ganz mißmüthig: „das iſt denn doch ein rechtes Unglück! — ach, ich ſoll denn hier nun einmal keine Freude haben!“ — Ich ſuchte in dem Behälter des Inſtruments und fand glücklicher Weiſe einige Rollen Saiten, aber durchaus keinen Stimmhammer! — Neue Klagen! — „Jeder Schlüſſel, deſſen Bart in die Wirbel paſſe, könne gebraucht werden,“ erklärte ich; da liefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, freudig hin und wieder, und nicht lange dauerte es, ſo lag ein ganzes Magazin blanker Schlüſſelchen vor mir auf dem Reſonanzboden.

Nun machte ich mich emſig drüber her — Fräulein Adelheid, die Baronin ſelbſt mühte ſich mir beizuſtehen, dieſen — jenen Wirbel probirend — Da zieht einer den trägen Schlüſſel an, „es geht, es geht!“ riefen ſie freudig — Da rauſcht die Saite, die ſich ſchier bis zur Reinheit herangeächzt, geſprungen auf und erſchrocken fahren ſie zurück! — Die Baronin handthiert mit den kleinen zarten Händchen in den ſpröden Drathſaiten, ſie reicht mir die Nummern, die ich verlange, und hält ſorgſam die Rolle, die ich abwickle; plötzlich ſchnurrt eine auf, ſo daß die Baronin ein ungeduldiges Ach! ausſtößt — Fräulein Adelheid lacht laut auf, ich verfolge den verwirrten Knäuel bis in die Ecke des Zimmers, und wir alle ſuchen aus ihm noch eine gerade unzerknickte Saite herauszuziehen, die dann aufgezogen zu unſerm Leidweſen wieder ſpringt — aber endlich — endlich ſind gute Rollen gefunden, die Saiten fangen an zu ſtehen und aus dem mißtönigen Sumſen gehen allmählig klare, reine Akkorde hervor! „Ach es glückt, es glückt — das Inſtrument ſtimmt ſich!“ ruft die Baronin, indem ſie mich mit holdem Lächeln anblickt! — Wie ſchnell vertrieb dies gemeinſchaftliche Mühen alles Fremde, Nüchterne, das die Convenienz hinſtellt; wie ging unter uns eine heimiſche Vertraulichkeit auf, die, ein elektriſcher Hauch mich durchglühend, die verzagte Beklommenheit, welche wie Eis auf meiner Bruſt lag, ſchnell wegzehrte. Jener ſeltſame Pathos, wie ihn ſolche Verliebtheit, wie die meinige, wohl erzeugt, hatte mich ganz verlaſſen und ſo kam es, daß, als nun endlich das Pianoforte leidlich geſtimmt war, ich ſtatt, wie ich gewollt, meine innern Gefühle in Phantaſien recht laut werden zu laſſen, in jene ſüßen lieblichen Canzonetten verfiel, wie ſie aus dem Süden zu uns herüber geklungen. Während dieſer Senza di te — dieſer Sentimi idol mio, dieſer Almen se non poss'io und hundert morir mi sento's und Addio's und Oh dio's wurden leuchtender und leuchtender Seraphinens Blicke. Sie hatte ſich dicht neben mir an das Inſtrument geſetzt, ich fühlte ihren Athem an meiner Wange ſpielen; indem ſie ihren Arm hinter mir auf die Stuhllehne ſtützte, fiel ein weißes Band, das ſich von dem zierlichen Ballkleide losgeneſtelt, über meine Schulter und flatterte von meinen Tönen, von Seraphinens leiſen Seufzern berührt hin und her, wie ein getreuer Liebesbote! — Es war zu verwundern, daß ich den Verſtand behielt! — Als ich mich auf irgend ein neues Lied beſinnend in den Akkorden herumfuhr, ſprang Fräulein Adelheid, die in einer Ecke des Zimmers geſeſſen, herbei, kniete vor der Baronin hin, und bat, ihre beide Hände erfaſſend und an die Bruſt drückend: „O liebe Baronin — Seraphinchen, nun mußt du auch ſingen!“ — Die Baronin erwiederte: „Wo denkſt du aber auch hin, Adelheid! — wie mag ich mich denn vor unſerm Virtuoſen da mit meiner elenden Singerei hören laſſen!“ — Es war lieblich anzuſchauen, wie ſie, gleich einem frommverſchämten Kinde, die Augen niederſchlagend und hocherröthend mit der Luſt und mit der Scheu kämpfte. — Man kann denken, wie ich ſie anflehte, und, als ſie kleine kurländiſche Volkslieder erwähnte, nicht nachließ, bis ſie mit der linken Hand herüberlangend einige Töne auf dem Inſtrument verſuchte, wie zur Einleitung. Ich wollte ihr Platz machen am Inſtrument, ſie ließ es aber nicht zu, indem ſie verſicherte, daß ſie nicht eines einzigen Akkordes mächtig ſey und daß eben deshalb ihr Geſang ohne Begleitung ſehr mager und unſicher klingen werde. Nun fing ſie mit zarter, glockenreiner, tief aus dem Herzen tönender Stimme ein Lied an, deſſen einfache Melodie ganz den Charakter jener Volkslieder trug, die ſo klar aus dem Innern herausleuchten, daß wir in dem hellen Schein, der uns umfließt, unſere höhere poetiſche Natur erkennen müſſen. Ein geheimnißvoller Zauber liegt in den unbedeutenden Worten des Textes, der zur Hieroglyphe des Unausſprechlichen wird, von dem unſere Bruſt erfüllt. Wer denkt nicht an jene ſpaniſche Canzonetta, deren Inhalt den Worten nach nicht viel mehr iſt, als: Mit meinem Mädchen ſchifft' ich auf dem Meer, da wurd' es ſtürmiſch, und mein Mädchen wankte furchtſam hin und her. Nein! — nicht ſchiff' ich wieder mit meinem Mädchen auf dem Meer! — So ſagte der Baronin Liedlein nichts weiter: Jüngſt tanzt' ich mit meinem Schatz auf der Hochzeit, da fiel mir eine Blume aus dem Haar, die hob er auf, und gab ſie mir und ſprach: Wenn, mein Mädchen, gehn wir wieder zur Hochzeit? — Als ich bei der zweiten Strophe dies Liedchen in harpeggirenden Akkorden begleitete, als ich in der Begeiſterung, die mich erfaßt, die Melodien der folgenden Lieder gleich von den Lippen der Baronin wegſtahl, da erſchien ich ihr und der Fräulein Adelheid wie der größte Meiſter der Tonkunſt, ſie überhäuften mich mit Lobſprüchen. Die angezündeten Lichter des Ballſaals im Seitenflügel brannten hinein in das Gemach der Baronin, und ein mißtöniges Geſchrei von Trompeten und Hörnern verkündete, daß es Zeit ſey, ſich zum Ball zu verſammeln. „Ach, nun muß ich fort," rief die Baronin, ich ſprang auf vom Inſtrument. „Sie haben mir eine herrliche Stunde bereitet — es waren die heiterſten Momente, die ich jemals hier in R..ſitten verlebte." Mit dieſen Worten reichte mir die Baronin die Hand; als ich ſie im Rauſch des höchſten Entzückens an die Lippen drückte, fühlte ich ihre Finger heftig pulſirend an meiner Hand anſchlagen! Ich weiß nicht, wie ich in des Großonkels Zimmer, wie ich dann in den Ballſaal kam. — Jener Gaskogner fürchtete die Schlacht, weil jede Wunde ihm tödtlich werden müſſe, da er ganz Herz ſey! — Ihm mochte ich, ihm mag jeder in meiner Stimmung gleichen; jede Berührung wird tödtlich. Der Baronin Hand, die pulſirenden Finger hatten mich getroffen wie vergiftete Pfeile, mein Blut brannte in den Adern! — Ohne mich gerade auszufragen, hatte der Alte am andern Morgen doch bald die Geſchichte des mit der Baronin verlebten Abends heraus, und ich war nicht wenig betreten, als er, der mit lachendem Munde und heitrem Tone geſprochen, plötzlich ſehr ernſt wurde und anfing: „Ich bitte dich, Vetter, widerſtehe der Narrheit, die dich mit aller Macht ergriffen! — Wiſſe, daß dein Beginnen, ſo harmlos wie es ſcheint, die entſetzlichſten Folgen haben kann, du ſtehſt in achtloſem Wahnſinn auf dünner Eisdecke, die bricht unter dir ehe du dich es verſiehſt und du plumpſt hinein. Ich werde mich hüten, dich am Rockſchoß feſtzuhalten, denn ich weiß, du rappelſt dich ſelbſt wieder heraus und ſprichſt zum Tode erkrankt: das biſchen Schnupfen bekam ich im Traum; aber ein böſes Fieber wird zehren an deinem Lebensmark, und Jahre werden hingehen, ehe du dich ermannſt. — Hol der Teufel deine Muſik, wenn du damit nichts beſſeres anzufangen weißt, als empfindelnde Weiber hinauszutrompeten aus friedlicher Ruhe.“ „Aber,“ unterbrach ich den Alten, „kommt es mir denn in den Sinn, mich bei der Baronin einzuliebeln?“ „Affe!“ rief der Alte, „wüßt' ich das, ſo würfe ich dich hier durchs Fenſter!“ — Der Baron unterbrach das peinliche Geſpräch, und das beginnende Geſchäft riß mich auf aus der Liebesträumerei, in der ich nur Seraphinen ſah und dachte. In der Geſellſchaft ſprach die Baronin nur dann und wann mit mir einige freundliche Worte, aber beinahe kein Abend verging, daß nicht heimliche Botſchaft kam von Fräulein Adelheid, die mich hinrief zu Seraphinen. Bald geſchah es, daß mannigfache Geſpräche mit der Muſik wechſelten. Fräulein Adelheid, die beinahe nicht jung genug war, um ſo naiv und drollig zu ſeyn, ſprang mit allerlei luſtigem und etwas konfuſem Zeuge dazwiſchen, wenn ich und Seraphine uns zu vertiefen begannen in ſentimentale Ahnungen und Träumereien. Aus mancher Andeutung mußt' ich bald erfahren, daß der Baronin wirklich irgend etwas Verſtörendes im Sinne liege, wie ich es gleich, als ich ſie zum erſten Male ſah, in ihrem Blick zu leſen glaubte, und die feindliche Wirkung des

Hausgeſpenſtes ging mir ganz klar auf. Irgend etwas Entſetzliches war oder ſollte geſchehen. Wie oft drängte es mich, Seraphinen zu erzählen, wie mich der unſichtbare Feind berührt, und wie ihn der Alte, gewiß für immer, gebannt habe, aber eine mir ſelbſt unerklärliche Scheu feſſelte mir die Zunge im Augenblick als ich reden wollte.

Eines Tages fehlte die Baronin bei der Mittagstafel; es hieß, ſie kränkle, und könne das Zimmer nicht verlaſſen. Theilnehmend frug man den Baron, ob das Uebel von Bedeutung ſey. Er lächelte auf fatale Art, recht wie bitter höhnend, und ſprach: „Nichts als ein leichter Katarrh, den ihr die rauhe Seeluft zugeweht, die nun einmal hier kein ſüßes Stimmchen duldet, und keine andern Töne leidet, als das derbe Halloh der Jagd.“ — Bei dieſen Worten warf der Baron mir, der ihm ſchräg über ſaß, einen ſtechenden Blick zu. Nicht zu dem Nachbar, zu mir hatte er geſprochen. Fräulein Adelheid, die neben mir ſaß, wurde blutroth; vor ſich hin auf den Teller ſtarrend und mit der Gabel darauf herumkritzelnd liſpelte ſie: „Und noch heute ſiehſt du Seraphinen, und noch heute werden deine ſüßen Liederchen beruhigend ſich an das kranke Herz legen.“ — Auch Adelheid ſprach dieſe Worte für mich, aber in dem Augenblick war es mir, als ſtehe ich mit der Baronin in unlauterm verbotenem Liebesverhältniß, das nur mit dem Entſetzlichen, mit einem Verbrechen, endigen könne. — Die Warnungen des Alten fielen mir ſchwer aufs Herz. — Was ſollte ich beginnen! — Sie nicht mehr ſehen? — Das war, ſo lange ich im Schloſſe blieb, unmöglich, und durfte ich auch das Schloß verlaſſen, und nach K. zurückgehen, ich vermochte es nicht. Ach! nur zu ſehr fühlt' ich, daß ich nicht ſtark genug war, mich ſelbſt aufzurütteln aus dem Traum, der mich mit fantaſtiſchem Liebesglück neckte. Adelheid erſchien mir beinahe als gemeine Kupplerin, ich wollte ſie deshalb verachten — und doch, mich wieder beſinnend, mußte ich mich meiner Albernheit ſchämen. Was geſchah in jenen ſeligen Abendſtunden, das nur im mindeſten ein näheres Verhältniß mit Seraphinen, als Sitte und Anſtand es erlaubten, herbeiführen konnte? Wie durfte es mir einfallen, daß die Baronin irgend etwas für mich fühlen ſollte, und doch war ich von der Gefahr meiner Lage überzeugt! — Die Tafel wurde zeitiger aufgehoben, weil es noch auf Wölfe gehen ſollte, die ſich in dem Föhrenwalde, ganz nahe dem Schloſſe, hatten blicken laſſen. Die Jagd war mir recht in meiner aufgeregten Stimmung, ich erklärte dem Alten, mitziehn zu wollen, er lächelte mich zufrieden an, ſprechend: „das iſt brav, daß du auch einmal dich herausmachſt, ich bleibe heim, du kannſt meine Büchſe nehmen, und ſchnalle auch meinen Hirſchfänger um, im Fall der Noth iſt das eine gute ſichre Waffe, wenn man nur gleichmüthig bleibt.“ Der Theil des Waldes, in dem die Wölfe lagern mußten, wurde von den Jägern umſtellt. Es war ſchneidend kalt, der Wind heulte durch die Föhren, und trieb mir die hellen Schneeflocken in's Geſicht, daß ich, als nun vollends die Dämmerung einbrach, kaum ſechs Schritte vor mir hinſchauen konnte. Ganz erſtarrt verließ ich den mir angewieſenen Platz, und ſuchte Schutz tiefer im Walde. Da lehnte ich an einen Baum, die Büchſe unterm Arm. Ich vergaß die Jagd, meine Gedanken trugen mich fort zu Seraphinen ins heimiſche Zimmer. Ganz entfernt fielen Schüſſe, in demſelben Moment rauſchte es im Röhricht, und nicht zehn Schritte von mir erblickte ich einen ſtarken Wolf, der vorüber rennen wollte. Ich legte an, drückte ab, — ich hatte gefehlt, das Thier ſprang mit glühenden Augen auf mich zu, ich war verloren, hatte ich nicht Beſonnenheit genug, das Jagdmeſſer herauszureißen, das ich dem Thier, als es mich packen wollte, tief in die Gurgel ſtieß, ſo daß das Blut mir über Hand und Arm ſpritzte. Einer von den Jägern des Barons, der mir unfern geſtanden, kam nun mit vollem Geſchrei herangelaufen, und auf ſeinen wiederholten Jagdruf ſammelten ſich alle um uns. Der Baron eilte auf mich zu: „Um des Himmels willen, Sie bluten? — Sie bluten — Sie ſind verwundet?“ Ich verſicherte das Gegentheil? da fiel der Baron über den Jäger her, der mir der nächſte geſtanden, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er nicht nachgeſchoſſen, als ich gefehlt, und unerachtet dieſer verſicherte, daß das gar nicht möglich geweſen, weil in derſelben Sekunde der Wolf auf mich zugeſtürzt, ſo daß jeder Schuß mich hätte treffen können, ſo blieb doch der Baron dabei, daß er mich, als einen minder erfahrnen Jäger in beſondere Obhut hätte nehmen ſollen. Unterdeſſen hatten die Jäger das Thier aufgehoben, es war das größte der Art, das ſich ſeit langer Zeit hatte ſehen laſſen, und man bewunderte allgemein meinen Muth und meine Entſchloſſenheit, unerachtet mir mein Benehmen ſehr natürlich ſchien, und ich in der That an die Lebensgefahr, in der ich ſchwebte, gar nicht gedacht hatte. Vorzüglich bewies ſich der Baron theilnehmend, er konnte gar nicht aufhören zu fragen, ob ich, ſey ich auch nicht von der Beſtie verwundet, doch nichts von den Folgen des Schrecks fürchte. Es ging zurück nach dem Schloſſe, der Baron faßte mich, wie einen Freund, unter den Arm, die Büchſe mußte ein Jäger tragen. Er ſprach noch immer von meiner heroiſchen That, ſo daß ich am Ende ſelbſt an meinen Heroismus glaubte, alle Befangenheit verlor, und mich ſelbſt dem Baron gegenüber als ein Mann von Muth und ſeltener Entſchloſſenheit feſtgeſtellt fühlte. Der Schulknabe hatte ſein Examen glücklich beſtanden, war kein Schulknabe mehr, und alle demüthige Aengſtlichkeit des Schulknaben war von ihm gewichen. Erworben ſchien mir jetzt das Recht, mich um Seraphinens Gunſt zu mühen. — Man weiß ja, welcher albernen Zuſammenſtellungen die Phantaſie eines verliebten Jünglings fähig iſt. — Im Schloſſe, am Kamin bei dem rauchenden Punſchnapf, blieb ich der Held des Tages; nur der Baron ſelbſt hatte außer mir noch einen tüchtigen Wolf erlegt, die übrigen mußten ſich begnügen, ihre Fehlſchüſſe dem Wetter — der Dunkelheit zuzuſchreiben, und grauliche Geſchichten von ſonſt auf der Jagd erlebtem Glück und überſtandener Gefahr zu erzählen. Von dem Alten glaubte ich nun gar ſehr gelobt und bewundert zu werden; mit dieſem Anſpruch erzählte ich ihm mein Abenteuer ziemlich breit, und vergaß nicht, das wilde, blutdürſtige Anſehn der wilden Beſtie mit recht grellen Farben auszumalen. Der Alte lachte mir aber ins Geſicht, und ſprach: „Gott iſt mächtig in den Schwachen! —

Als ich des Trinkens, der Geſellſchaft überdrüſſig, durch den Corridor nach dem Gerichtsſaal ſchlich, ſah ich vor mir eine Geſtalt, mit dem Licht in der Hand, hineinſchlüpfen. In den Saal tretend erkannte ich Fräulein Adelheid. „Muß man nicht umher irren wie ein Geſpenſt, wie ein Nachtwandler, um Sie, mein tapferer Wolfsjäger, aufzufinden! —“ So liſpelte ſie mir zu, indem ſie mich bei der Hand ergriff. Die Worte: „Nachtwandler — Geſpenſt,“ fielen mir, hier an dieſem Orte ausgeſprochen, ſchwer aufs Herz; augenblicklich brachten ſie mir die geſpenſtiſchen Erſcheinungen jener beiden graulichen Nächte in Sinn und Gedanken, wie damals heulte der Seewind in tiefen Orgeltönen herüber, es knatterte und pfiff ſchauerlich durch die Bogenfenſter, und der Mond warf ſein bleiches Licht gerade auf die geheimnißvolle Wand, an der ſich das Kratzen vernehmen ließ. Ich glaubte Blutflecke daran zu erkennen. Fräulein

Adelheid mußte, mich noch immer bei der Hand haltend, die Eiskälte fühlen, die mich durchſchauerte. „Was iſt Ihnen, was iſt Ihnen,“ ſprach ſie leiſe, „Sie erſtarren ja ganz? — Nun ich will Sie ins Leben rufen. Wiſſen Sie wohl, daß die Baronin es gar nicht erwarten kann, Sie zu ſehen? — Eher glaubt ſie nicht, daß der böſe Wolf Sie wirklich nicht zerbiſſen hat. Sie ängſtigt ſich unglaublich! — Ei, ei, mein Freund, was haben Sie mit Seraphinchen angefangen! Noch niemals habe ich ſie ſo geſehen. — Hu! — wie jetzt der Puls anfängt zu prickeln! — wie der todte Herr ſo plötzlich erwacht iſt! — Nun, kommen Sie — fein leiſe — wir müſſen zur kleinen Baronin!“ — Ich ließ mich ſchweigend fortziehen; die Art, wie Adelheid von der Baronin ſprach, ſchien mir unwürdig, und vorzüglich die Andeutung des Verſtändniſſes zwiſchen uns gemein. Als ich mit Adelheid eintrat, kam Seraphine mir mit einem leiſen Ach! drei — vier Schritte raſch entgegen, dann blieb ſie, wie ſich beſinnend, mitten im Zimmer ſtehen, ich wagte, ihre Hand zu ergreifen, und ſie an meine Lippen zu drücken. Die Baronin ließ ihre Hand in der meinigen ruhen, indem ſie ſprach: „Aber mein Gott, iſt es denn Ihres Berufs, es mit Wölfen aufzunehmen? Wiſſen Sie denn nicht, daß Orpheus, Amphions fabelhafte Zeit längſt vorüber iſt, und daß die wilden Thiere allen Reſpekt vor den vortrefflichſten Sängern ganz verloren haben?“ — Dieſe anmuthige Wendung, mit der die Baronin ihrer lebhaften Theilnahme ſogleich alle Mißdeutung abſchnitt, brachte mich augenblicklich in richtigen Ton und Takt. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß ich nicht, wie gewöhnlich, mich an das Inſtrument ſetzte, ſondern neben der Baronin auf dem Kanapee Platz nahm. Mit dem Worte: „Und wie kamen Sie denn in Gefahr?“ erwies ſich unſer Einverſtändniß, daß es heute nicht auf Muſik, ſondern auf Geſpräch abgeſehen ſey. Nachdem ich meine Abenteuer im Walde erzählt, und der lebhaften Theilnahme des Barons erwähnt, mit der leiſen Andeutung, daß ich ihn deren nicht für fähig gehalten, fing die Baronin mit ſehr weicher, beinahe wehmüthiger Stimme an: „O wie muß Ihnen der Baron ſo ſtürmiſch, ſo rauh vorkommen, aber glauben Sie mir, nur während des Aufenthalts in dieſen finſtern unheimlichen Mauern, nur während des wilden Jagens in den öden Föhrenwäldern ändert er ſein ganzes Weſen, wenigſtens ſein äußeres Betragen. Was ihn vorzüglich ſo ganz und gar verſtimmt, iſt der Gedanke, der ihn beſtändig verfolgt, daß hier irgend etwas Entſetzliches geſchehen werde: daher hat ihn Ihr Abenteuer, das zum Glück ohne üble Folgen blieb, gewiß tief erſchüttert. Nicht den geringſten ſeiner Diener will er der mindeſten Gefahr ausgeſetzt wiſſen, viel weniger einen lieben neugewonnenen Freund, und ich weiß gewiß, daß Gottlieb, dem er Schuld gibt, Sie im Stiche gelaſſen zu haben, wo nicht mit Gefängniß beſtraft werden, doch die beſchämende Jägerſtrafe dulden wird, ohne Gewehr, mit einem Knittel in der Hand, ſich dem Jagdgefolge anſchließen zu müſſen. Schon, daß ſolche Jagden, wie hier, nie ohne Gefahr ſind, und daß der Baron, immer Unglück befürchtend, doch in der Freude und Luſt daran, ſelbſt den böſen Dämon neckt, bringt etwas Zerriſſenes in ſein Leben, das feindlich ſelbſt auf mich wirken muß. Man erzählt viel Seltſames von dem Ahnherrn, der das Majorat ſtiftete, und ich weiß es wohl, daß ein düſteres Familiengeheimniß, das in dieſen Mauern verſchloſſen, wie ein entſetzlicher Spuk, die Beſitzer wegtreibt, und es ihnen nur möglich macht, eine kurze Zeit hindurch im lauten wilden Gewühl auszudauern. Aber ich! — wie einſam muß ich mich in dieſem Gewühl befinden, und wie muß mich das Unheimliche, das aus allen Wänden weht, im Innerſten aufregen! Sie, mein lieber Freund! haben mir die erſten heitern Augenblicke, die ich hier verlebte, durch Ihre Kunſt verſchafft! — wie kann ich Ihnen denn herzlich genug dafür danken! —" Ich küßte die mir dargebotene Hand, indem ich erklärte: daß auch ich gleich am erſten Tage, oder vielmehr in der erſten Nacht, das Unheimliche des Aufenthalts bis zum tiefſten Entſetzen gefühlt habe. Die Baronin blickte mir ſtarr ins Geſicht, als ich jenes Unheimliche der Bauart des ganzen Schloſſes, vorzüglich den Verzierungen im Gerichtsſaal, dem ſauſenden Seewinde u. ſ. w. zuſchrieb. Es kann ſeyn, daß Ton und Ausdruck darauf hindeuteten, daß ich noch etwas anderes meine, genug, als ich ſchwieg, rief die Baronin heftig: „Nein, nein — es iſt Ihnen irgend etwas Entſetzliches geſchehen in jenem Saal, den ich nie ohne Schauer betrete! — ich beſchwöre Sie — ſagen Sie mir Alles!" —

Zur Todtenbläſſe war Seraphinens Geſicht verbleicht, ich ſah wohl ein, daß es nun gerathener ſey, alles, was mir widerfahren, getreulich zu erzählen, als Seraphinens aufgeregter Phantaſie es zu überlaſſen, vielleicht einen Spuk, der in mir unbekannter Beziehung noch ſchrecklicher ſeyn konnte, als der erlebte, ſich auszubilden. Sie hörte mich an, und immer mehr und mehr ſtieg ihre Beklommenheit und Angſt. Als ich des Kratzens an der Wand erwähnte, ſchrie ſie auf: „das iſt entſetzlich — ja, ja — in dieſer Mauer iſt jenes fürchterliche Geheimniß verborgen! —“ Als ich dann weiter erzählte, wie der Alte mit geiſtiger Gewalt und Uebermacht den Spuk gebannt, ſeufzte ſie tief, als würde ſie frei von einer ſchweren Laſt, die ihre Bruſt gedrückt. Sich zurücklehnend, hielt ſie beide Hände vors Geſicht. Erſt jetzt bemerkte ich, daß Adelheid uns verlaſſen. Längſt hatte ich geendet, und da Seraphine noch immer ſchwieg, ſtand ich leiſe auf, ging an das Inſtrument, und mühte mich, in aufſchwellenden Akkorden tröſtende Geiſter heraufzurufen, die Seraphinen dem finſtern Reiche, das ſich ihr in meiner Erzählung erſchloſſen, entführen ſollten. Bald intonirte ich ſo zart, als ich es vermochte, eine jener heiligen Canzonen des Abbate Steffani. In den wehmuthsvollen Klängen des: Ochi, perche piangete — erwachte Seraphine aus düſtern Träumen, und horchte mild lächelnd, glänzende Perlen in den Augen, mir zu. — Wie geſchah es denn, daß ich vor ihr hinkniete, daß ſie ſich zu mir herabbeugte, daß ich ſie mit meinen Armen umſchlang, daß ein langer glühender Kuß auf meinen Lippen brannte? — Wie geſchah es denn, daß ich nicht die Beſinnung verlor, daß ich es fühlte, wie ſie ſanft mich an ſich drückte, daß ich ſie aus meinen Armen ließ, und ſchnell mich emporrichtend an das Inſtrument trat? Von mir abgewendet ging die Baronin einige Schritte nach dem Fenſter hin, dann kehrte ſie um, und trat mit einem beinahe ſtolzen Anſtande, der ihr ſonſt gar nicht eigen, auf mich zu. Mir feſt ins Auge blickend, ſprach ſie: „Ihr Onkel iſt der würdigſte Greis, den ich kenne, er iſt der Schutzengel unſerer Familie — möge er mich einſchließen in ſein frommes Gebet!“ — Ich war keines Wortes mächtig, verderbliches Gift, das ich in jenem Kuſſe eingeſogen, gährte und flammte in allen Pulſen, in allen Nerven! — Fräulein Adelheid trat herein — die Wuth des innern Kampfes ſtrömte aus in heißen Thränen, die ich nicht zurück zu drängen vermochte! — Adelheid blickte mich verwundert und zweifelhaft an — ich hätte ſie ermorden können. Die Baronin reichte mir die Hand und ſprach mit unbeſchreiblicher Milde: „Leben Sie wohl, mein lieber Freund! — Leben Sie recht wohl, denken Sie daran, daß vielleicht niemand beſſer, als ich, Ihre Muſik verſtand. — Ach! dieſe Töne werden lange — lange in meinem Innern wiederklingen.“ — Ich zwang mir einige unzuſammenhängende alberne Worte ab, und lief nach unſerm Gemach. Der Alte hatte ſich ſchon zur Ruhe begeben. Ich blieb im Saal, ich ſtürzte auf die Knie, ich weinte laut — ich rief den Namen der Geliebten, kurz, ich überließ mich den Thorheiten des verliebten Wahnſinns trotz einem, und nur der laute Zuruf des über mein Toben aufgewachten Alten: „Vetter, ich glaube du biſt verrückt geworden, oder balgſt dich aufs neue mit einem Wolf? — Schier dich zu Bette, wenn es dir ſonſt gefällig iſt.“ — Nur dieſer Zuruf trieb mich hinein ins Gemach, wo ich mich mit dem feſten Vorſatz niederlegte, nur von Seraphinen zu träumen. Es mochte ſchon nach Mitternacht ſeyn, als ich, noch nicht eingeſchlafen, entfernte Stimmen, ein Hin- und Herlaufen, und das Oeffnen und Zuſchlagen von Thüren zu vernehmen glaubte. Ich horchte auf, da hörte ich Tritte auf dem Corridor ſich nahen, die Thür des Saals wurde geöffnet, und bald klopfte es an unſer Gemach. „Wer iſt da,“ rief ich laut; da ſprach es draußen: „Herr Juſtitiarius — Herr Juſtitiarius, wachen Sie auf — wachen Sie auf!“ — Ich erkannte Franzens Stimme, und indem ich frug: „Brennt es im Schloſſe,“ wurde der Alte wach und rief: „Wo brennt es? — wo iſt ſchon wieder verdammter Teufelsſpuk los?“ „Ach, ſtehen Sie auf, Herr Juſtitiarius,“ ſprach Franz, „ſtehen Sie auf, der Herr Baron verlangt nach Ihnen!“ „Was will der Baron von mir,“ frug der Alte weiter, „was will er von mir zur Nachtzeit? — weiß er nicht, daß das Juſtitiariat mit dem Juſtitiarius zu Bette geht, und eben ſo gut ſchläft, als er?“ „Ach,“ rief nun Franz ängſtlich, „lieber Herr Juſtitiarius, ſtehen Sie doch nur auf — die gnädige Frau Baronin liegt im Sterben!“ — Mit einem Schrei des Entſetzens fuhr ich auf. „Oeffne Franzen die Thür,“ rief mir der Alte zu; beſinnungslos wankte ich im Zimmer herum, ohne Thür und Schloß zu finden. Der Alte mußte mir beiſtehen, Franz trat bleich mit verſtörtem Geſicht herein, und zündete die Lichter an. Als wir uns kaum in die Kleider geworfen, hörten wir ſchon den Baron im Saal rufen: „Kann ich Sie ſprechen, lieber V.?“ — „Warum haſt du dich angezogen, Vetter, der Baron hat nur nach mir verlangt?“ frug der Alte, im Begriff herauszutreten. Ich muß hinab — ich muß ſie ſehen und dann ſterben, ſprach ich dumpf und wie vernichtet vom troſtloſen

Schmerz. „Ja ſo! da haſt du Recht, Vetter!“ Dies ſprechend warf mir der Alte die Thür vor der Naſe zu, daß die Angeln klirrten, und verſchloß ſie von draußen. Im erſten Augenblick, über dieſen Zwang empört, wollt' ich die Thür einrennen, aber mich ſchnell beſinnend, daß dieſes nur die verderblichen Folgen einer ungezügelten Raſerei haben könne, beſchloß ich, die Rückkehr des Alten abzuwarten, dann aber, koſte es was es wolle, ſeiner Aufſicht zu entſchlüpfen. Ich hörte den Alten heftig mit dem Baron reden, ich hörte mehrmals meinen Namen nennen, ohne weiteres verſtehen zu können. — Mit jeder Sekunde wurde mir meine Lage tödtlicher. — Endlich vernahm ich, wie dem Baron eine Botſchaft gebracht wurde, und wie er ſchnell davon rannte. Der Alte trat wieder in das Zimmer — „Sie iſt todt“ — mit dieſem Schrei ſtürzte ich dem Alten entgegen — „Und du biſt närriſch!“ fiel er gelaſſen ein, faßte mich, und drückte mich in einen Stuhl. Ich muß hinab, ſchrie ich, ich muß hinab, ſie ſehen, und ſollt' es mir das Leben koſten! — „Thue das, lieber Vetter,“ ſprach der Alte, indem er die Thür verſchloß, den Schlüſſel abzog, und in die Taſche ſteckte. Nun flammte ich auf in toller Wuth, ich griff nach der geladenen Büchſe und ſchrie: „Hier vor Ihren Augen jage ich mir die Kugel durch den Kopf, wenn Sie nicht ſogleich mir die Thür öffnen.“ Da trat der Alte dicht vor mir hin, und ſprach, indem er mich mit durchbohrendem Blick ins Auge faßte: „Glaubſt du, Knabe, daß du mich mit deiner armſeligen Drohung erſchrecken kannſt? — Glaubſt du, daß mir dein Leben was werth iſt, wenn du vermagſt, es in kindiſcher Albernheit, wie ein abgenutztes Spielzeug, wegzuwerfen! — Was haſt du mit dem Weibe des Barons zu ſchaffen! — wer gibt dir das Recht, dich, wie ein überläſtiger Geck, da hinzudrängen, wo du nicht hin gehörſt, und wo man dich auch gar nicht mag? — Willſt du den liebelnden Schäfer machen in ernſter Todesſtunde?“ — Ich ſank vernichtet in den Lehnſtuhl — Nach einer Weile fuhr der Alte mit milderer Stimme fort: „Und damit du es nur weißt, mit der angeblichen Todesgefahr der Baronin iſt es wahrſcheinlich ganz und gar nichts — Fräulein Adelheid iſt denn nur gleich außer ſich über alles; wenn ihr ein Regentropfen auf die Naſe fällt, ſo ſchreit ſie: Welch ein ſchreckliches Unwetter! — Zum Unglück iſt der Feuerlärm bis zu den alten Tanten gedrungen, die ſind unter unziemlichem Weinen mit einem ganzen Arſenal von ſtärkenden Tropfen

— Lebensdelizien, und was weiß ich ſonſt, angerückt — Eine ſtarke Anwandlung von Ohnmacht" — Der Alte hielt inne, er mochte bemerken, wie ich im Innern kämpfte. Er ging einige Mal die Stube auf und ab, ſtellte ſich wieder vor mir hin, lachte recht herzlich, und ſprach: „Vetter, Vetter! was treibſt du für närriſches Zeug? — Nun! — es iſt einmal nicht anders, der Satan treibt hier ſeinen Spuk auf mancherlei Weiſe, du biſt ihm ganz luſtig in die Krallen gelaufen, und er macht jetzt ſein Tänzchen mit dir" — Er ging wieder einige Schritte auf und ab, dann ſprach er weiter: „Mit dem Schlaf iſts nun einmal vorbei, und da dächt' ich, man rauchte eine Pfeife, und brächte ſo noch die paar Stündchen Nacht und Finſterniß hin!" — Mit dieſen Worten nahm der Alte eine thönerne Pfeife vom Wandſchrank herab, und ſtopfte ſie, ein Liedchen brummend, langſam und ſorgfältig, dann ſuchte er unter vielen Papieren, bis er ein Blatt herausriß, es zum Fidibus zuſammenknetete und anſteckte. Die dicken Rauchwolken von ſich blaſend, ſprach er zwiſchen den Zähnen: „Nun Vetter, wie war es mit dem Wolf?" — Ich weiß nicht, wie dies ruhige Treiben des Alten ſeltſam auf mich wirkte. — Es war, als ſey ich gar nicht mehr in R..ſitten — die Baronin weit — weit von mir entfernt, ſo daß ich ſie nur mit den geflügelten Gedanken erreichen könne! — Die letzte Frage des Alten verdroß mich. „Aber," fiel ich ein, „finden Sie mein Jagdabenteuer ſo luſtig, ſo zum Beſpötteln geeignet?" „Mit nichten," erwiderte der Alte, „mit nichten, Herr Vetter, aber du glaubſt nicht, welch' komiſches Geſicht ſolch ein Kiek in die Welt, wie du, ſchneidet, und wie er ſich überhaupt ſo poſſierlich dabei macht, wenn der liebe Gott ihn einmal würdigt, was beſonderes ihm paſſiren zu laſſen. — Ich hatte einen akademiſchen Freund, der ein ſtiller, beſonnener, mit ſich einiger Menſch war. Der Zufall verwickelte ihn, der nie Anlaß zu dergleichen gab, in eine Ehrenſache, und er, den die mehreſten Burſchen für einen Schwächling, für einen Pinſel hielten, benahm ſich dabei mit ſolchem ernſtem entſchloſſenem Muthe, daß alle ihn höchlich bewunderten. Aber ſeit der Zeit war er auch umgewandelt. Aus dem fleißigen beſonnenen Jünglinge wurde ein prahlhafter, unausſtehlicher Raufbold. Er kommerſchirte und jubelte, und ſchlug, dummer Kinderei halber, ſich ſo lange, bis ihn der Senior einer Landsmannſchaft, die er auf pöbelhafte Weiſe beleidigt, im Duell niederſtieß. — Ich erzähle dir das nur ſo, Vetter, du magſt dir dabei denken, was du willſt! — Um nun wieder auf die Baronin und ihre Krankheit zu kommen" — Es ließen ſich in dem Augenblick leiſe Tritte auf dem Saal hören, und mir war es, als ginge ein ſchauerliches Aechzen durch die Lüfte: — „Sie iſt hin!" — der Gedanke durchfuhr mich wie ein tödtender Blitz! — Der Alte ſtand raſch auf, und rief laut: „Franz — Franz!" — „Ja, lieber Herr Juſtitiarius," antwortete es draußen. „Franz," fuhr der Alte fort, „ſchüre ein wenig das Feuer im Kamine zuſammen, und iſt es thunlich, ſo magſt du für uns ein Paar Taſſen guten Thee bereiten!" — „Es iſt verteufelt kalt," wandte ſich der Alte zu mir, „und da wollen wir uns lieber draußen am Kamin was erzählen." Der Alte ſchloß die Thür auf, ich folgte ihm mechaniſch. „Wie gehts unten," frug der Alte. „Ach," erwiderte Franz, „es hatte gar nicht viel zu bedeuten, die gnädige Frau Baronin ſind wieder ganz munter, und ſchieben das bischen Ohnmacht auf einen böſen Traum!" — Ich wollte aufjauchzen vor Freude und Entzücken, ein ſehr ernſter Blick des Alten wies mich zur Ruhe. — „Ja," ſprach der Alte, „im Grunde genommen wärs doch beſſer, wir legten uns noch ein Paar Stündchen aufs Ohr — laß es nur gut ſeyn mit dem Thee, Franz!" — „Wie Sie befehlen, Herr Juſtitiarius," erwiderte Franz, und verließ den Saal mit dem Wunſch einer geruhſamen Nacht, unerachtet ſchon die Hähne krähten. „Höre, Vetter!" ſprach der Alte, indem er die Pfeife im Kamin ausklopfte, „höre, Vetter! gut iſts doch, daß dir kein Malheur paſſirt iſt mit Wölfen und geladenen Büchſen!" — Ich verſtand jetzt alles und ſchämte mich, daß ich dem Alten Anlaß gab, mich zu behandeln wie ein ungezogenes Kind.

„Sey ſo gut," ſprach der Alte am andern Morgen, „ſey ſo gut, lieber Vetter, ſteige herab und erkundige dich, wie es mit der Baronin ſteht. Du kannſt nur immer nach Fräulein Adelheid fragen, die wird dich denn wohl mit einem tüchtigen Bulletin verſehen." — Man kann denken, wie ich hinab eilte. Doch in dem Augenblick, als ich leiſe an das Vorgemach der Baronin pochen wollte, trat mir der Baron raſch aus demſelben entgegen. Er blieb verwundert ſtehen und maß mich mit finſterm, durchbohrendem Blick. „Was wollen Sie hier!" fuhr es ihm heraus. Unerachtet mir das Herz im Innerſten ſchlug, nahm ich mich zuſammen und erwiderte mit feſtem Ton: „Mich im Auftrage des Onkels nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigen." „O es war ja gar nichts — ihr gewöhnlicher Nervenzufall. Sie ſchläft ſanft, und ich weiß, daß ſie wohl und munter bei der Tafel erſcheinen wird! — Sagen Sie das — Sagen Sie das" — Dies ſprach der Baron mit einer gewiſſen leidenſchaftlichen Heftigkeit, die mir anzudeuten ſchien, daß er um die Baronin beſorgter ſey, als er es wolle merken laſſen. Ich wandte mich, um zurückzukehren, da ergriff der Baron plötzlich meinen Arm und rief mit flammendem Blick: „Ich habe mit Ihnen zu ſprechen, junger Mann!" — Sah' ich nicht den ſchwerbeleidigten Gatten vor mir, und mußt' ich nicht einen Auftritt befürchten, der vielleicht ſchmachvoll für mich enden konnte? Ich war unbewaffnet, doch im Moment beſann ich mich auf mein künſtliches Jagdmeſſer, das mir der Alte erſt in R..ſitten geſchenkt und das ich noch in der Taſche trug. Nun folgte ich dem mich raſch fortziehenden Baron mit dem Entſchluß keines Leben zu ſchonen, wenn ich Gefahr laufen ſollte, unwürdig behandelt zu werden. Wir waren in des Barons Zimmer eingetreten, deſſen Thür er hinter ſich abſchloß. Nun ſchritt er mit übereinandergeſchlagenen Armen heftig auf und ab, dann blieb er vor mir ſtehen und wiederholte: „Ich habe mit Ihnen zu ſprechen, junger Mann!" — Der verwegenſte Muth war mir gekommen, und ich wiederholte mit erhöhtem Ton: „Ich hoffe, daß es Worte ſeyn werden, die ich ungeahndet hören darf!" Der Baron ſchaute mich verwundert an, als verſtehe er mich nicht. Dann blickte er finſter zur Erde, ſchlug die Arme über den Rücken und fing wieder an im Zimmer auf und abzurennen. — Er nahm eine Büchſe herab und ſtieß den Ladeſtock hinein, als wolle er verſuchen, ob ſie geladen ſey oder nicht! — Das Blut ſtieg mir in den Adern, ich faßte nach dem Meſſer und ſchritt dicht auf den Baron zu, um es ihm unmöglich zu machen, auf mich anzulegen. „Ein ſchönes Gewehr," ſprach der Baron, die Büchſe wieder in den Winkel ſtellend. Ich trat einige Schritte zurück und der Baron an mich heran; kräftiger auf meine Schulter ſchlagend, als gerade nöthig, ſprach er dann: „Ich muß Ihnen aufgeregt und verſtört vorkommen, Theodor! ich bin es auch wirklich von der in tauſend Aengſten durchwachten Nacht. Der Nervenzufall meiner Frau war durchaus nicht gefährlich, das ſehe ich jetzt ein, aber hier — hier in dieſem Schloß, in das ein finſt'rer Geiſt gebannt iſt, fürcht' ich das Entſetzlichſte, und dann iſt es auch das erſte Mal, daß ſie hier erkrankte. Sie — Sie allein ſind

Schuld daran!" — „Wie das möglich ſeyn könne, davon hätte ich keine Ahnung," erwiderte ich gelaſſen. „O," fuhr der Baron fort, „o wäre der verdammte Unglückskaſten der Inſpektorin auf blankem Eiſe zerbrochen im tauſend Stücke, o wären Sie — doch nein! — nein! Es ſollte, es mußte ſo ſeyn, und ich allein bin Schuld an Allem. An mir lag es, in dem Augenblick, als Sie anfingen in dem Gemach meiner Frau Muſik zu machen, Sie von der ganzen Lage der Sache, von der Gemüthsſtimmung meiner Frau zu unterrichten" — Ich machte Miene zu ſprechen — „Laſſen Sie mich reden," rief der Baron, „ich muß im Voraus Ihnen alles voreilige Urtheil abſchneiden. Sie werden mich für einen rauhen, der Kunſt abholden Mann halten. Ich bin das keinesweges, aber eine, auf tiefe Ueberzeugung gebaute Rückſicht nöthigt mich, hier wo möglich ſolcher Muſik, die jedes Gemüth, und auch gewiß das meinige ergreift, den Eingang zu verſagen. Erfahren Sie, daß meine Frau an einer Erregbarkeit kränkelt, die am Ende alle Lebensfreude wegzehren muß. In dieſen wunderlichen Mauern kommt ſie gar nicht heraus aus dem erhöhten, überreizten Zuſtand, der ſonſt nur momentan einzutreten pflegt, und zwar als Verbote einer ernſten Krankheit. Sie fragen mit Recht, warum ich der zarten Frau dieſen ſchauerlichen Aufenthalt, dieſes wilde verwirrte Jägerleben nicht erſpare? Aber nennen Sie es immerhin Schwäche, genug, mir iſt es nicht möglich, ſie allein zurückzulaſſen. In tauſend Aengſten und nicht fähig Ernſtes zu unternehmen würde ich ſeyn, denn ich weiß es, die entſetzlichſten Bilder von allerlei verſtörendem Ungemach, das ihr widerfahren, verließen mich nicht im Walde, nicht im Gerichtsſaal — Dann aber glaube ich auch, daß dem ſchwächlichen Weibe gerade dieſe Wirthſchaft hier wie ein erkräftigendes Stahlbad anſchlagen muß — Wahrhaftig, der Seewind, der nach ſeiner Art tüchtig durch die Föhren ſauſt, das dumpf Gebelle der Doggen, der keck und munter ſchmetternde Hörnerklang muß hier ſiegen über die verweichlenden, ſchmachtelnden Pinſeleien am Clavier, das ſo kein Mann ſpielen ſollte, aber Sie haben es darauf angelegt, meine Frau methodiſch zu Tode zu quälen!" — Der Baron ſagte dies mit verſtärkter Stimme und wildfunkelnden Augen — das Blut ſtieg mir in den Kopf, ich machte eine heftige Bewegung mit der Hand gegen den Baron, ich wollte ſprechen, er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, was Sie ſagen wollen," fing er an, „ich weiß es und wiederhole es, daß Sie auf dem Wege waren meine Frau zu tödten, und daß ich Ihnen dies auch nicht im mindeſten zurechnen kann, wiewohl Sie begreifen, daß ich dem Dinge Einhalt thun muß. — Kurz! — Sie exaltiren meine Frau durch Spiel und Geſang, und als ſie in dem bodenloſen Meere träumeriſcher Viſionen und Ahnungen, die Ihre Muſik wie ein böſer Zauber heraufbeſchworen hat, ohne Halt und Steuer umherſchwimmt, drücken Sie ſie hinunter in die Tiefe mit der Erzählung eines unheimlichen Spuks, der Sie oben im Gerichtsſaal geneckt haben ſoll. Ihr Großonkel hat mir Alles erzählt, aber ich bitte Sie, wiederholen Sie mir Alles, was Sie ſahen oder nicht ſahen — hörten — fühlten — ahnten." Ich nahm mich zuſammen und erzählte ruhig, wie es ſich damit begeben, von Anfang bis zu Ende. Der Baron warf nur dann und wann einzelne Worte, die ſein Erſtaunen ausdrückten, dazwiſchen. Als ich darauf kam [illegible] der Alte ſich mit frommem Muth dem Spuk entgegengeſtellt [illegible] gebannt habe mit kräftigen Worten, ſchlug er die Hände [illegible] hob ſie gefaltet zum Himmel empor und rief begeiſtert: „Ja, er iſt der Schutzgeiſt der Familie! — ruhen ſoll in der Gruft der Ahnen ſeine ſterbliche Hülle!" — Ich hatte geendet. „Daniel, Daniel! was machſt du hier zu dieſer Stunde!" murmelte der Baron in ſich hinein, indem er mit übereinander geſchlagenen Armen im Zimmer auf und abſchritt. „Weiter war es alſo nichts, Herr Baron?" frug ich laut, indem ich Miene machte mich zu entfernen. Der Baron fuhr auf wie aus einem Traum, faßte freundlich mich bei der Hand und ſprach: „Ja — lieber Freund! meine Frau, der Sie ſo arg mitgeſpielt haben, ohne es zu wollen, die müſſen Sie wieder herſtellen, — Sie allein können das." Ich fühlte mich erröthend, und ſtand ich dem Spiegel gegenüber, ſo erblickte ich gewiß in demſelben ein ſehr albernes verdutztes Geſicht. Der Baron ſchien ſich an meiner Verlegenheit zu weiden, er blickte mir unverwandt ins Auge mit einem recht fatalen ironiſchen Lächeln. „Wie in aller Welt ſollte ich es anfangen," ſtotterte ich endlich mühſam heraus. „Nun, nun," unterbrach mich der Baron, „Sie haben es mit keiner gefährlichen Patientin zu thun. Ich nehme jetzt ausdrücklich Ihre Kunſt in Anſpruch. Die Baronin iſt nun einmal hereingezogen in den Zauberkreis Ihrer Muſik, und ſie plötzlich heraus zu reißen, würde thörigt und grauſam ſeyn. Setzen Sie die Muſik fort. Sie werden zur Abendſtunde in den Zimmern meiner Frau jedesmal willkommen ſeyn. Aber gehen Sie nach und nach über zu kräftigerer Muſik, verbinden Sie geſchickt das Heitere mit dem Ernſten — und dann, vor allen Dingen, wiederholen Sie die Erzählung von dem unheimlichen Spuk recht oft. Die Baronin gewöhnt ſich daran, ſie vergißt, daß der Spuk hier in dieſen Mauern hauſet, und die Geſchichte wirkt nicht ſtärker auf ſie, als jedes andere Zaubermärchen, das in irgend einem Roman, in irgend einem Geſpenſterbuch, ihr aufgetiſcht worden. Das thun Sie, lieber Freund!" — Mit dieſen Worten entließ mich der Baron — Ich ging — Ich war vernichtet in meinem eignen Innern, herabgeſunken zum bedeutungsloſen, thörigten Kinde! — Ich Wahnſinniger, der ich glaubte, Eiferſucht könne ſich in ſeiner Bruſt regen; er ſelbſt ſchickt mich zu Seraphinen, er ſelbſt ſieht in mir nur das willenloſe Mittel, das er braucht und wegwirft, wie es ihm beliebt! — Vor wenig Minuten fürchtete ich den Baron, es lag in mir tief im Hintergrunde verborgen das Bewußtſeyn der Schuld, aber dieſe Schuld ließ mich das höhere, herrlichere Leben deutlich fühlen, dem ich zugereift; nun war alles verſunken in ſchwarze Nacht, und ich ſah nur den albernen Knaben, der in kindiſcher Verkehrtheit die papierne Krone, die er ſich auf den heißen Kopf ſtülpte, für ächtes Gold gehalten. — Ich eilte zum Alten, der ſchon auf mich wartete. „Nun Vetter, wo bleibſt du denn, wo bleibſt du denn?" rief er mir entgegen. „Ich habe mit dem Baron geſprochen," warf ich ſchnell und leiſe hin, ohne den Alten anſchauen zu können. „Tauſend Sapperlot!" — ſprach der Alte wie verwundert, „Tauſend Sapperlot, dacht' ichs doch gleich! — der Baron hat dich gewiß herausgefordert, Vetter?" — Das ſchallende Gelächter, das der Alte gleich hinterher aufſchlug, bewies mir, daß er auch dieſes Mal, wie immer, ganz und gar mich durchſchaute — Ich biß die Zähne zuſammen — ich mochte kein Wort erwidern, denn wohl wußt' ich, daß es deſſen nur bedurfte, um ſogleich von den tauſend Neckereien überſchüttet zu werden, die ſchon auf des Alten Lippen ſchwebten.

Die Baronin kam zur Tafel im zierlichen Morgenkleide, das, blendend weiß, friſch gefallenen Schnee beſiegte. Sie ſah matt aus und abgeſpannt, doch als ſie nun leiſe und melodiſch ſprechend die dunklen Augen erhob, da blitzte ſüßes, ſehnſüchtiges Verlangen aus düſterer Gluth, und ein flüchtiges Roth überflog das lilienblaſſe Antlitz. Sie war ſchöner als jemals — Wer ermißt die Thorheiten eines Jünglings mit zu heißem Blut im Kopf und Herzen! — Den bittern Groll, den der Baron in mir aufgeregt, trug ich über auf die Baronin. Alles erſchien mir wie eine heilloſe Myſtifikation, und nun wollt' ich beweiſen, daß ich gar ſehr bei vollem Verſtande ſey, und über die Maßen ſcharfſichtig. — Wie ein ſchmollendes Kind vermied ich die Baronin, und entſchlüpfte der mich verfolgenden Adelheid, ſo daß ich, wie ich gewollt, ganz am Ende der Tafel zwiſchen den beiden Offizieren meinen Platz fand, mit denen ich wacker zu zechen begann. Beim Nachtiſch ſtießen wir fleißig die Gläſer zuſammen, und, wie es in ſolcher Stimmung zu geſchehen pflegt, ich war ungewöhnlich laut und luſtig. Ein Bedienter hielt mir einen Teller hin, auf dem einige Bonbons lagen, mit den Worten: „von Fräulein Adelheid." Ich nahm, und bemerkte bald, daß auf einem der Bonbons mit Silberſtift gekritzelt ſtand: „Und Seraphine?" — Das Blut wallte mir auf in den Adern. Ich ſchaute hin nach Adelheid, die ſah mich an mit überaus ſchlauer, verſchmitzter Miene, nahm das Glas und nickte mir zu mit leiſem Kopfnicken. Beinahe willkührlos murmelte ich ſtill: „Seraphine," nahm mein Glas und leerte es mit einem Zuge. Mein Blick flog hin zu ihr, ich gewahrte, daß ſie auch in dem Augenblick getrunken hatte, und ihr Glas eben hinſetzte — ihre Augen trafen die meinen, und ein ſchadenfroher Teufel raunte es mir in die Ohren: „Unſeliger! — Sie liebt dich doch!" — Einer der Gäſte ſtand auf, und brachte, nordiſcher Sitte gemäß, die Geſundheit der Frau vom Hauſe aus — Die Gläſer erklangen im lauten Jubel — Entzücken und Verzweiflung ſpalteten mir das Herz, die Glut des Weins flammte in mir auf, alles drehte ſich in Kreiſen, es war, als müßte ich vor Aller Augen hinſtürzen zu ihren Füßen, und mein Leben aushauchen! — „Was iſt Ihnen, lieber Freund?" Dieſe Frage meines Nachbars gab mir die Beſinnung wieder, aber Seraphine war verſchwunden. — Die Tafel wurde aufgehoben. Ich wollte fort, Adelheid hielt mich feſt, ſie ſprach allerlei, ich hörte, ich verſtand kein Wort — ſie faßte mich bei beiden Händen, und rief mir laut lachend etwas in die Ohren — Wie von der Starrſucht gelähmt, blieb ich ſtumm und regungslos. Ich weiß nur, daß ich endlich mechaniſch ein Glas Likör aus Adelheids Hand nahm, und es austrank, daß ich mich einſam in einem Fenſter wiederfand, dan ich dann hinausſtürzte aus dem Saal, die Treppe hinab, und hinaus lief in den Wald. In dichten Flocken fiel der Schnee herab, die Föhren ſeufzten vom Sturm bewegt; wie ein Wahnſinniger ſprang ich umher in weiten Kreiſen, und lachte und ſchrie wild auf: Schaut zu, ſchaut zu! — Heiſa! der Teufel macht ſein Tänzchen mit dem Knaben, der zu ſpeiſen gedachte total verbotene Früchte! — Wer weiß, wie mein tolles Spiel geendet, wenn ich nicht meinen Namen laut in den Wald hinein rufen gehört. Das Wetter hatte nachgelaſſen, der Mond ſchien hell durch die zerriſſenen Wolken, ich hörte Doggen anſchlagen, und gewahrte eine finſtere Geſtalt, die ſich mir näherten. Es war der alte Jäger. „Ei, ei, lieber Herr Theodor!“ fing er an, „wie haben Sie ſich denn verirrt in dem böſen Schneegeſtöber, der Herr Juſtitiarius warten auf Sie mit vieler Ungeduld!“ — Schweigend folgte ich dem Alten. Ich fand den Großonkel im Gerichtsſaal arbeitend. „Das haſt du gut gemacht,“ rief er mir entgegen, „das haſt du ſehr gut gemacht, daß du ein wenig ins Freie gingſt, um dich gehörig abzukühlen. Trinke doch nicht ſo viel Wein, du biſt noch viel zu jung dazu, das taugt nicht.“ — Ich brachte kein Wort hervor, ſchweigend ſetzte ich mich hin an den Schreibtiſch. „Aber, ſage mir nur, lieber Vetter, was wollte denn eigentlich der Baron von dir?“ — Ich erzählte alles, und ſchloß damit, daß ich mich nicht hergeben wollte zu der zweifelhaften Cur, die der Baron vorgeſchlagen. „Würde auch gar nicht angehen,“ fiel der Alte mir in die Rede, „denn wir reiſen morgen in aller Frühe fort, lieber Vetter!“ — Es geſchah ſo, ich ſah Seraphinen nicht wieder! —

Kaum angekommen in K. klagte der alte Großonkel, daß er mehr als jemals ſich von der beſchwerlichen Fahrt angegriffen fühle. Sein mürriſches Schweigen, nur unterbrochen von heftigen Ausbrüchen der übelſten Laune, verkündete die Rückkehr ſeiner podagriſtiſchen Zufälle. Eines Tages wurd' ich ſchnell hingerufen, ich fand den Alten, vom Schlage getroffen, ſprachlos auf dem Lager, einen zerknitterten Brief in der krampfhaft geſchloſſenen Hand. Ich erkannte die Schriftzüge des Wirthſchafts-Inſpektors aus R..ſitten, doch, von dem tiefſten Schmerz durchdrungen, wagte ich es nicht, den Brief dem Alten zu entreißen, ich zweifelte nicht an ſeinem baldigen Tod. Doch, noch ehe der Arzt kam, ſchlugen die Lebenspulſe wieder, die wunderbar kräftige Natur des ſiebzigjährigen Greiſes widerſtand dem tödtlichen

Anfall, noch deſſelben Tages erklärte ihn der Arzt außer Gefahr. Der Winter war hartnäckiger als jemals, ihm folgte ein rauher, düſterer Frühling, und ſo kam es, daß nicht jener Zufall ſowohl, als das Podagra, von dem böſen Klima wohl gehegt, den Alten für lange Zeit auf das Krankenlager warf. In dieſer Zeit beſchloß er, ſich von jedem Geſchäft ganz zurück zu ziehen. Er trat ſeine Juſtitiariate an andere ab, und ſo war mir jede Hoffnung verſchwunden, jemals wieder nach R..ſitten zu kommen. Nur meine Pflege litt der Alte, nur von mir verlangte er unterhalten, aufgeheitert zu werden. Aber wenn auch in ſchmerzloſen Stunden ſeine Heiterkeit wiedergekehrt war, wenn es an derben Späßen nicht fehlte, wenn es ſelbſt zu Jagdgeſchichten kam, und ich jeden Augenblick vermuthete, meine Heldenthat, wie ich den greulichen Wolf mit dem Jagdmeſſer erlegte, würde herhalten müſſen: niemals — niemals erwähnte er unſeres Aufenthalts in R..ſitten, und wer mag nicht einſehen, daß ich, aus natürlicher Scheu, mich wohl hütete, ihn geradezu darauf zu bringen. — Meine bittere Sorge, meine ſtete Mühe um den Alten, hatte Seraphinens Bild in den Hintergrund geſtellt. So wie des Alten Krankheit nachließ, gedachte ich lebhafter wieder jenes Moments im Zimmer der Baronin, der mir wie ein leuchtender auf ewig für mich untergegangener Stern erſchien. Ein Ereigniß rief allen empfundenen Schmerz hervor, indem es mich zugleich, wie eine Erſcheinung aus der Geiſterwelt, mit eiskalten Schauern durchbebte! — Als ich nämlich eines Abends die Brieftaſche, die ich in R..ſitten getragen, öffne, fällt mir aus den aufgeblätterten Papieren eine dunkle, mit einem weißen Bande umſchlungene Locke entgegen, die ich augenblicklich für Seraphinens Haar erkenne! Aber, als ich das Band näher betrachte, ſehe ich deutlich die Spur eines Blutstropfens! — Vielleicht wußte Adelheid in jenen Augenblicken des bewußtloſen Wahnſinns, der mich am letzten Tage ergriffen, mir dies Andenken geſchickt zuzuſtellen, aber warum der Blutstropfe, der mich Entſetzliches ahnen ließ und jenes beinahe zu ſchäfermäßige Pfand zur ſchauervollen Mahnung an eine Leidenſchaft, die theures Herzblut koſten konnte, hinaufſteigerte? — Das war jenes weiße Band, das mich, zum erſten Mal Seraphinen nahe, wie im leichten loſen Spiel umflatterte, und dem nun die dunkle Macht das Wahrzeichen der Verletzung zum Tode gegeben. Nicht ſpielen ſoll der Knabe mit der Waffe, deren Gefährlichkeit er nicht ermißt!

Endlich hatten die Frühlingsſtürme zu toben aufgehört, der Sommer behauptete ſein Recht, und war erſt die Kälte unerträglich, ſo wurd' es nun, als der Julius begonnen, die Hitze. Der Alte erkräftigte ſich zuſehends, und zog, wie er ſonſt zu thun pflegte, in einen Garten der Vorſtadt. An einem ſtillen lauen Abende ſaßen wir in der duftenden Jasminlaube, der Alte war ungewöhnlich heiter, und dabei nicht, wie ſonſt, voll ſarkaſtiſcher Ironie, ſondern mild, beinahe weich geſtimmt. „Vetter,“ fing er an, „ich weiß nicht, wie mir heute iſt, ein ganz beſonderes Wohlſeyn, wie ich es ſeit vielen Jahren nicht gefühlt, durchdringt mich mit gleichſam elektriſcher Wärme. Ich glaube, das verkündet mir einen baldigen Tod.“ Ich mühte mich, ihn von dem düſtern Gedanken abzubringen. „Laß es gut ſeyn, Vetter,“ ſprach er, „lange bleibe ich nicht mehr hier unten, und da will ich dir noch eine Schuld abtragen! — Denkſt du noch an die Herbſtzeit in R..ſitten?“ — Wie ein Blitz durchfuhr mich dieſe Frage des Alten, noch ehe ich zu antworten vermochte, fuhr er weiter fort: „Der Himmel wollte es, daß du dort auf ganz eigne Weiſe eintratſt, und wider deinen Willen eingeflochten wurdeſt in die tiefſten Geheimniſſe des Hauſes. Jetzt iſt es an der Zeit, daß du alles erfahren mußt. Oft genug, Vetter! haben wir über Dinge geſprochen, die du mehr ahnteſt als verſtandeſt. Die Natur ſtellt den Cyklus des menſchlichen Lebens in dem Wechſel der Jahreszeiten ſymboliſch dar, das ſagen ſie Alle, aber ich meine das auf andere Weiſe als Alle. Die Frühlingsnebel fallen, die Dünſte des Sommers verdampfen, und erſt des Herbſtes reiner Aether zeigt deutlich die ferne Landſchaft, bis das Hienieden verſinkt in die Nacht des Winters. — Ich meine, daß im Hellſehen des Alters ſich deutlicher das Walten der unerforſchlichen Macht zeigt. Es ſind Blicke vergönnt in das gelobte Land, zu dem die Pilgerfahrt beginnt mit dem zeitlichen Tode. Wie wird mir in dieſem Augenblick ſo klar das dunkle Verhängniß jenes Hauſes, dem ich durch feſtere Bande, als Verwandtſchaft ſie zu ſchlingen vermag, verknüpft wurde. Wie liegt alles ſo erſchloſſen vor meines Geiſtes Augen! — doch, wie ich nun alles ſo geſtaltet vor mir ſehe, das Eigentliche, das kann ich dir nicht mit Worten ſagen, keines Menſchen Zunge iſt deſſen fähig. Höre mein Sohn das, was ich dir nur wie eine merkwürdige Geſchichte, die ſich wohl zutragen konnte, zu erzählen vermag. Bewahre tief in deiner Seele die Erkenntniß, daß die geheimnißvollen Beziehungen, in die du dich vielleicht nicht unberufen wagteſt, dich verderben konnten! — doch — das iſt nun vorüber!“ —

Die Geſchichte des R***ſchen Majorats, die der Alte jetzt erzählte, trage ich ſo treu im Gedächtniß, daß ich ſie beinahe mit ſeinen Worten (er ſprach von ſich ſelbſt in der dritten Perſon) zu wiederholen vermag.

In einer ſtürmiſchen Herbſtnacht des Jahres 1760 weckte ein entſetzlicher Schlag, als falle das ganze weitläuftige Schloß in tauſend Trümmer zuſammen, das Hausgeſinde in R.. ſitten aus tiefem Schlafe. Im Nu war alles auf den Beinen, Lichter wurden angezündet, Schrecken und Angſt im leichenblaſſen Geſicht keuchte der Hausverwalter mit den Schlüſſeln herbei, aber nicht gering war jedes Erſtaunen, als man in tiefer Todtenſtille, in der das pfeifende Geraſſel der mühſam geöffneten Schlöſſer, jeder Fußtritt, recht ſchauerlich wiederhallte, durch unverſehrte Gänge, Säle, Zimmer, fort und fort wandelte. Nirgends die mindeſte Spur irgend einer Verwuſtung. Eine finſtere Ahnung erfaßte den alten Hausverwalter. Er ſchritt hinauf in den großen Ritterſaal, in deſſen Seitenkabinet der Freiherr Roderich von R. zu ruhen pflegte, wenn er aſtronomiſche Beobachtungen angeſtellt. Eine zwiſchen der Thür dieſes und eines andern Kabinets angebrachte Pforte führte durch einen engen Gang unmittelbar in den aſtronomiſchen Thurm. Aber ſo wie Daniel (ſo war der Hausverwalter geheißen) dieſe Pforte öffnete, warf ihm der Sturm, abſcheulich heulend und ſauſend, Schutt und zerbröckelte Mauerſteine entgegen, ſo daß er vor Entſetzen weit zurückprallte, und, indem er den Leuchter, deſſen Kerzen praſſelnd erlöſchten, an die Erde fallen ließ, laut aufſchrie: „O Herr des Himmels! der Baron iſt jämmerlich zerſchmettert!“ — In dem Augenblick ließen ſich Klagelaute vernehmen, die aus dem Schlafkabinet des Freiherrn kamen. Daniel fand die übrigen Diener um den Leichnam ihres Herrn verſammelt. Vollkommen und reicher gekleidet als jemals, ruhigen Ernſt im unentſtellten Geſichte, fanden ſie ihn ſitzend in dem großen reich verzierten Lehnſtuhle, als ruhe er aus von gewichtiger Arbeit. Es war aber der Tod, in dem er ausruhte. Als es Tag geworden, gewahrte man, daß die Krone des Thurms in ſich eingeſtürzt. Die großen Quaderſteine hatten Decke und Fußboden des aſtronomiſchen Zimmers eingeſchlagen, nebſt den nun voran ſtürzenden mächtigen Balken, mit gedoppelter Kraft des Falles das untere Gewölbe durchbrochen, und einen Theil der Schloßmauer und des engen Ganges mit fort geriſſen. Nicht einen Schritt durch die Pforte des Saals durfte man thun, ohne Gefahr wenigſtens achtzig Fuß hinab zu ſturzen in tiefe Gruft.

Der alte Freiherr hatte ſeinen Tod bis auf die Stunde vorausgeſehen, und ſeine Söhne davon benachrichtigt. So geſchah es, daß gleich folgenden Tages Wolfgang Freiherr von R., älteſter Sohn des Verſtorbenen, mithin Majoratsherr, eintraf. Auf die Ahnung des alten Vaters wohl bauend, hatte er, ſo wie er den verhängnißvollen Brief erhalten, ſogleich Wien, wo er auf der Reiſe ſich gerade befand, verlaſſen, und war, ſo ſchnell es nur gehen wollte, nach R..ſitten geeilt. Der Hausverwalter hatte den großen Saal ſchwarz ausſchlagen, und den alten Freiherrn in den Kleidern, wie man ihn gefunden, auf ein prächtiges Paradebette, das hohe ſilberne Leuchter mit brennenden Kerzen umgaben, legen laſſen. Schweigend ſchritt Wolfgang die Treppe herauf, in den Saal hinein, und dicht hinan an die Leiche des Vaters. Da blieb er mit über die Bruſt verſchränkten Armen ſtehen, und ſchaute ſtarr und düſter, mit zuſammengezogenen Augenbrauen, dem Vater ins bleiche Antlitz. Er glich einer Bildſäule, keine Thräne kam in ſeine Augen. Endlich, mit einer beinahe krampfhaften Bewegung, den rechten Arm hin nach der Leiche zuckend, murmelte er dumpf: „Zwangen dich die Geſtirne, den Sohn, den du liebteſt, elend zu machen?“ — Die Hände zurückgeworfen, einen kleinen Schritt hinter ſich getreten, warf nun der Baron den Blick in die Höhe, und ſprach mit geſenkter, beinahe weicher Stimme: „Armer, bethörter Greis! — Das Faſtnachtsſpiel mit ſeinen läppiſchen Täuſchungen iſt nun vorüber! — Nun magſt du erkennen, daß das kärglich zugemeſſene Beſitzthum hienieden nichts gemein hat mit dem Jenſeits über den Sternen — Welcher Wille, welche Kraft reicht hinaus über das Grab?“ — Wieder ſchwieg der Baron einige Sekunden — dann rief er heftig: „Nein, nicht ein Quentlein meines Erdenglücks, das du zu vernichten trachteteſt, ſoll mir dein Starrſinn rauben,“ und damit riß er ein zuſammengelegtes Papier aus der Taſche, und hielt es zwiſchen zwei Fingern hoch empor an eine dicht bei der Leiche ſtehende brennende Kerze. Das Papier, von der Kerze ergriffen, flackerte hoch auf, und als der Wiederſchein der Flamme auf dem Geſicht des Leichnams hin und her zuckte und ſpielte, war es als rührten ſich die Muskeln und der Alte ſpräche tonloſe Worte, ſo daß der entfernt ſtehenden Dienerſchaft tiefes Grauen und Entſetzen ankam. Der Baron vollendete ſein Geſchäft mit Ruhe, indem er das letzte Stückchen Papier, das er flammend zu Boden fallen laſſen, mit dem Fuße ſorglich austrat. Dann warf er noch einen düſtern Blick auf den Vater, und eilte mit ſchnellen Schritten zum Saal hinaus.

Andern Tages machte Daniel den Freiherrn mit der neuerlich geſchehenen Verwüſtung des Thurms bekannt, und ſchilderte mit vielen Worten, wie ſich überhaupt alles in der Todesnacht des alten ſeligen Herrn zugetragen, indem er damit endete, daß es wohl gerathen ſeyn würde, ſogleich den Thurm herſtellen zu laſſen, da, ſtürzte er noch mehr zuſammen, das ganze Schloß in Gefahr ſtehe, wo nicht zertrümmert, doch hart beſchädigt zu werden.

„Den Thurm herſtellen?“ fuhr der Freiherr den alten Diener, funkelnden Zorn in den Augen, an, „den Thurm herſtellen? — Nimmermehr! — Merkſt du denn nicht,“ fuhr er dann gelaſſener fort, „merkſt du denn nicht Alter, daß der Thurm nicht ſo, ohne weitern Anlaß, einſtürzen konnte? — Wie, wenn mein Vater ſelbſt die Vernichtung des Orts, wo er ſeine unheimliche Sterndeuterei trieb, gewünſcht, wie, wenn er ſelbſt gewiſſe Vorrichtungen getroffen hätte, die es ihm möglich machten, die Krone des Thurms, wenn er wollte, einſtürzen, und ſo das Innere des Thurms zerſchmettern zu laſſen? Doch dem ſey wie ihm wolle, und mag auch das ganze Schloß zuſammenſtürzen, mir iſt es recht. Glaubt ihr denn, daß ich in dem abenteuerlichen Eulenneſte hier hauſen werde? — Nein! jener kluge Ahnherr, der in dem ſchönen Thalgrunde die Fundamente zu einem neuen Schloß legen ließ, der hat mir vorgearbeitet, dem will ich folgen.“ „Und ſo werden,“ ſprach Daniel kleinlaut, „dann auch wohl die alten treuen Diener den Wanderſtab zur Hand nehmen müſſen.“ „Daß ich“ erwiderte der Freiherr, „mich nicht von unbehülflichen ſchlotterbeinigten Greiſen bedienen laſſen werde, verſteht ſich von ſelbſt, aber verſtoßen werde ich keinen. Arbeitslos ſoll Euch das Gnadenbrot gut genug ſchmecken.“ „Mich,“ rief der Alte voller Schmerz,

„mich den Hausverwalter, ſo außer Aktivität —“ Da wandte der Freiherr, der dem Alten den Rücken gekehrt, im Begriff ſtand, den Saal zu verlaſſen, ſich plötzlich um, blutroth im ganzen Geſichte vor Zorn, die geballte Fauſt vorgeſtreckt, ſchritt er auf den Alten zu, und ſchrie mit fürchterlicher Stimme: „Dich, du alter heuchleriſcher Schurke, der du mit dem alten Vater das unheimliche Weſen triebſt dort oben, der du dich, wie ein Vampir, an ſein Herz legteſt, der vielleicht des Alten Wahnſinn verbrecheriſch nützte, um in ihm die hölliſchen Entſchlüſſe zu erzeugen, die mich an den Rand des Abgrunds brachten — Dich ſollte ich hinausſtoßen wie einen räudigen Hund!“ — Der Alte war vor Schreck über dieſe entſetzlichen Reden, dicht neben dem Freiherrn, auf beide Kniee geſunken, und ſo mochte es geſchehen, daß dieſer, indem er vielleicht unwillkürlich, wie denn im Zorn oft der Körper dem Gedanken mechaniſch folgt, und das Gedachte mimiſch ausführt, bei den letzten Worten den rechten Fuß vorſchleuderte, den Alten ſo hart an der Bruſt traf, daß er mit einem dumpfen Schrei umſtürzte. Er raffte ſich mühſam in die Höhe, und indem er einen ſonderbaren Laut, gleich dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Thieres, ausſtieß, durchbohrte er den Freiherrn mit einem Blick, in dem Wuth und Verzweiflung glühten. Den Beutel mit Geld, den ihm der Freiherr im Davonſchreiten zugeworfen, ließ er unberührt auf dem Fußboden liegen. —

Unterdeſſen hatten ſich die in der Gegend befindlichen nächſten Verwandten des Hauſes eingefunden, mit vielem Prunk wurde der alte Freiherr in der Familiengruft, die in der Kirche von R..ſitten befindlich, beigeſetzt, und nun, da die geladenen Gäſte ſich wieder entfernt, ſchien der neue Majorats-Herr von der düſtern Stimmung verlaſſen, ſich des erworbenen Beſitzthums recht zu erfreuen. Mit V., dem Juſtitiarius des alten Freiherrn, dem er gleich, nachdem er ihn nur geſprochen, ſein volles Vertrauen ſchenkte, und ihn in ſeinem Amt beſtätigte, hielt er genaue Rechnung über die Einkünfte des Majorats, und überlegte, wie viel davon verwandt werden könne zu Verbeſſerungen und zum Ausbau eines neuen Schloſſes. V. meinte, daß der alte Freiherr unmöglich ſeine jährlichen Einkünfte aufgezehrt haben könne, und daß, da ſich unter den Briefſchaften nur ein Paar unbedeutende Capitalien in Bankoſcheinen befänden, und die in einem eiſernen Kaſten befindliche baare Summe tauſend Thaler nur um weniges überſteige, gewiß irgendwo noch Geld verborgen ſeyn müſſe. Wer anders konnte davon unterrichtet ſeyn, als Daniel, der, ſtörriſch und eigenſinnig wie er war, vielleicht nur darauf wartete, daß man ihn darum befrage. Der Baron war nicht wenig beſorgt, daß Daniel, den er ſchwer beleidigt, nun nicht ſowohl aus Eigennutz, denn was konnte ihm, dem kinderloſen Greiſe, der im Stammſchloſſe R.. ſitten ſein Leben zu enden wünſchte, die größte Summe Geldes helfen, als vielmehr, um Rache zu nehmen für den erlittenen Schimpf, igendwo verſteckte Schätze lieber vermodern laſſen, als ihm entdecken werde. Er erzählte V. den ganzen Vorfall mit Daniel umſtändlich, und ſchloß damit, daß nach mehreren Nachrichten, die ihm zugekommen, Daniel allein es geweſen ſey, der in dem alten Freiherrn einen unerklärlichen Abſcheu, ſeine Söhne in R.. ſitten wiederzuſehen, zu nähren gewußt habe. Der Juſtitiarius erklärte dieſe Nachrichten durchaus für falſch, da kein menſchliches Weſen auf der Welt im Stande geweſen ſey, des alten Freiherrn Entſchlüſſe nur einigermaſſen zu lenken, viel weniger zu beſtimmen, und übernahm es übrigens, dem Daniel das Geheimniß, wegen irgend in einem verborgenen Winkel aufbewahrten Geldes, zu entlocken. Es bedurfte deſſen gar nicht, denn kaum fing der Juſtitiarius an: „Aber wie kommt es denn, Daniel, daß der alte Herr ſo wenig baares Geld hinterlaſſen?“ ſo erwiderte Daniel mit widrigem Lächeln: „Meinen Sie die lumpigen Paar Thaler, Herr Juſtitiarius, die Sie in dem kleinen Käſtchen fanden? — das übrige liegt ja im Gewölbe neben dem Schlafkabinet des alten gnädigen Herrn! — Aber das Beſte,“ fuhr er dann fort, indem ſein Lächeln ſich zum abſcheulichen Grinſen verzog, und blutrothes Feuer in ſeinen Augen funkelte, „aber das Beſte, viele tauſend Goldſtücke liegen da unten im Schutt vergraben!“ — Der Juſtitiarius rief ſogleich den Freiherrn herbei, man begab ſich in das Schlafkabinet, in einer Ecke deſſelben rückte Daniel an dem Getäfel der Wand, und ein Schloß wurde ſichtbar. Indem der Freiherr das Schloß mit gierigen Blicken anſtarrte, dann aber Anſtalt machte, die Schlüſſel, welche an dem großen Bunde hingen, den er mit vielem Geklapper mühſam aus der Taſche gezerrt, an dem glänzenden Schloſſe zu verſuchen, ſtand Daniel da hoch aufgerichtet, und wie mit hämiſchem Stolz herablickend, auf den Freiherrn, der ſich niedergebückt hatte, um das Schloß beſſer in Augenſchein zu nehmen. Den Tod im Antlitz, mit bebender Stimme, ſprach er dann: „Bin ich ein Hund, hochgnädiger Freiherr! – ſo bewahr' ich auch in mir des Hundes Treue.“ Damit reichte er dem Baron einen blanken ſtählernen Schlüſſel hin, den ihm dieſer mit haſtiger Begier aus der Hand riß, und die Thür mit leichter Mühe öffnete. Man trat in ein kleines, niedriges Gewölbe, in welchem eine große eiſerne Truhe mit geöffnetem Deckel ſtand. Auf den vielen Geldſäcken lag ein Zettel. Der alte Freiherr hatte mit ſeinen wohlbekannten großen altväteriſchen Schriftzügen darauf geſchrieben:

> Einmal hundert und funfzig tauſend Reichsthaler in alten Friedrichsd'or erſpartes Geld von den Einkünften des Majoratsgutes R..ſitten, und iſt dieſe Summe beſtimmt zum Bau des Schloſſes. Es ſoll ferner der Majoratsherr, der mir folgt im Beſitzthum, von dieſem Gelde auf dem höchſten Hügel, öſtlich gelegen dem alten Schloßthurm, den er eingeſtürzt finden wird, einen hohen Leuchtthurm, zum Beſten der Seefahrer, aufführen, und allnächtlich feuern laſſen.
>
> R..ſitten in der Michaelisnacht des Jahres 1760.
>
> Roderich Freiherr von R.

Erſt als der Freiherr die Beutel, einen nach dem andern, gehoben, und wieder in den Kaſten fallen laſſen, ſich ergötzend an dem klirrenden Klingen des Goldes, wandte er ſich raſch zu dem alten Hausverwalter, dankte ihm für die bewieſene Treue, und verſicherte, daß nur verläumderiſche Klätſchereien Schuld daran wären, daß er ihm Anfangs übel begegnet. Nicht allein im Schloſſe, ſondern in vollem Dienſt als Hausverwalter, mit verdoppeltem Gehalt, ſolle er bleiben. „Ich bin dir volle Entſchädigung ſchuldig, willſt du Gold, ſo nimm dir einen von jenen Beuteln!“ — So ſchloß der Freiherr ſeine Rede, indem er mit niedergeſchlagenen Augen, vor dem Alten ſtehend, mit der Hand nach dem Kaſten hinzeigte, an den er nun aber noch einmal hintrat und die Beutel muſterte. Dem Hausverwalter trat plötzlich glühende Röthe in's Geſicht, und er ſtieß jenen entſetzlichen, dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Thiers ähnlichen Laut aus, wie ihn der Freiherr dem Juſtitiarius beſchrieben. Dieſer erbebte, denn was der Alte nun zwiſchen den Zähnen murmelte, klang wie: „Blut für Gold!“ — Der Freiherr, vertieft in dem Anblick des Schatzes, hatte von Allem nicht das mindeſte bemerkt; Daniel, den er, wie im krampfigten Fieberfroſt, durch alle Glieder geſchüttelt, nahte ſich mit gebeugtem Haupt in demüthiger Stellung dem Freiherrn, küßte ihm die Hand, und ſprach mit weinerlicher Stimme, indem er mit dem Taſchentuch ſich über die Augen fuhr, als ob er Thränen wegwiſche: „Ach, mein lieber gnädiger Herr, was ſoll ich armer, kinderloſer Greis mit dem Golde? — aber das doppelte Gehalt, das nehme ich an mit Freuden, und will mein Amt verwalten rüſtig und unverdroſſen!“

Der Freiherr, der nicht ſonderlich auf die Worte des Alten geachtet, ließ nun den ſchweren Deckel der Truhe zufallen, daß das ganze Gewölbe krachte und dröhnte, und ſprach dann, indem er die Truhe verſchloß, und die Schlüſſel ſorgfältig auszog, ſchnell hingeworfen: „Schon gut, ſchon gut Alter! — Aber du haſt noch,“ fuhr er fort: nachdem ſie ſchon in den Saal getreten waren, „aber du haſt noch von vielen Goldſtücken geſprochen, die unten im zerſtörten Thurm liegen ſollen?“ Der Alte trat ſchweigend an die Pforte, und ſchloß ſie mit Mühe auf. Aber ſo wie er die Flügel aufriß, trieb der Sturm dickes Schneegeſtöber in den Saal; aufgeſcheucht flatterte ein Rabe kreiſchend und krächzend umher, ſchlug mit den ſchwarzen Schwingen gegen die Fenſter und ſtürzte ſich, als er die offene Pforte wieder gewonnen, in den Abgrund. Der Freiherr trat hinaus in den Corridor, bebte aber zurück, als er kaum einen Blick in die Tiefe geworfen. „Abſcheulicher Anblick — Schwindel,“ ſtotterte er, und ſank, wie ohnmächtig, dem Juſtitiarius in die Arme. Er raffte ſich jedoch gleich wieder zuſammen, und frug den Alten mit ſcharfen Blicken erfaſſend, „Und da unten?“ — Der Alte hatte indeſſen die Pforte wieder verſchloſſen, er drückte nun noch mit ganzer Leibeskraft dagegen, ſo daß er keuchte und ächzte, um nur die großen Schlüſſel aus den ganz verroſteten Schlöſſern loswinden zu können. Dies endlich zu Stande gebracht, wandte er ſich um nach dem Baron, und ſprach, die großen Schlüſſel in der Hand hin und her ſchiebend, mit ſeltſamen Lächeln: „Ja, da unten liegen tauſend und tauſend — alle ſchönen Inſtrumente des ſeligen Herrn — Teleſkope — Quadranten — Globen — Nachtſpiegel — alles liegt zertrümmert in Schutt zwiſchen den Steinen und Balken!“ — „Aber, baares Geld, baares Geld,“ fiel der Freiherr ein, „du haſt von Goldſtücken geſprochen, Alter?“ — „Ich meinte nur,“ erwiderte der Alte, „Sachen, welche viele tauſend Goldſtücke gekoſtet.“ — Mehr war aus dem Alten nicht herauszubringen. —

Der Baron zeigte ſich hoch erfreut, nun, mit einem Mal, zu allen Mitteln gelangt zu ſeyn, deren er bedurfte, ſeinen Lieblingsplan ausführen, nämlich ein neues prächtiges Schloß aufbauen zu können. Zwar meinte der Juſtitiarius, daß, nach dem Willen des Verſtorbenen nur von der Reparatur, von dem völligen Ausbau des alten Schloſſes, die Rede ſeyn könne, und daß in der That jeder neue Bau ſchwerlich die ehrwürdige Größe, den ernſten einfachen Charakter des alten Stammhauſes erreichen werde, der Freiherr blieb aber bei ſeinem Vorſatz, und meinte, daß in ſolchen Verfügungen, die nicht durch die Stiftungsurkunde ſanktiornirt worden, der todte Wille des Dahingeſchiedenen weichen müſſe. Er gab dabei zu verſtehen, daß es ſeine Pflicht ſey, den Aufenthalt in R..ſitten ſo zu verſchönern, als es nur Klima, Boden und Umgebung zulaſſe, da er gedenke, in kurzer Zeit als ſein innig geliebtes Weib ein Weſen heimzuführen, die in jeder Hinſicht der größten Opfer würdig ſey.

Die geheimnißvolle Art, wie der Freiherr ſich über das vielleicht ſchon ins Geheim geſchloſſene Bündniß äußerte, ſchnitt dem Juſtitiarius jede weitere Frage ab, indeſſen fand er ſich durch die Entſcheidung des Freiherrn in ſofern beruhigt, als er wirklich in ſeinem Streben nach Reichthum mehr die Begier, eine geliebte Perſon das ſchönere Vaterland, dem ſie entſagen mußte, ganz vergeſſen zu laſſen, als eigentlichen Geiz, finden wollte. Für geizig, wenigſtens für unausſteblich habſüchtig mußte er ſonſt den Baron halten, der, im Golde wühlend, die alten Friedrichsd'or beäugelnd, ſich nicht enthalten konnte, mürriſch aufzufahren: „Der alte Hallunke hat uns gewiß den reichſten Schatz verſchwiegen, aber künftigen Frühling laß ich den Thurm ausräumen unter meinen Augen.“ —

Baumeiſter kamen, mit denen der Freiherr weitläuftig überlegte, wie mit dem Bau am zweckmäßigſten zu verfahren ſey. Er verwarf Zeichnung auf Zeichnung, keine Architektur war ihm reich, großartig genug. Nun fing er an, ſelbſt zu zeichnen, und, aufgeheitert durch dieſe Beſchäftigungen, die ihm beſtändig das ſonnenhelle Bild der glücklichſten Zukunft vor Augen ſtellten, erfaßte ihn eine frohe Laune die oft an Ausgelaſſenheit anſtreifte, und die er allen mitzutheilen wußte. Seine Freigebigkeit, die Opulenz ſeiner Bewirthung, widerlegte wenigſtens jeden Verdacht des Geizes. Auch Daniel ſchien nun ganz jenen Tort, der ihm geſchehen, vergeſſen zu haben. Er betrug ſich ſtill und demüthig gegen den Freiherrn, der ihn, des Schatzes in der Tiefe halber, oft mit mißtrauiſchen Blicken verfolgte. Was aber allen wunderbar vorkam, war, daß der Alte ſich zu verjüngen ſchien von Tage zu Tage. Es mochte ſeyn, daß ihn der Schmerz um den alten Herrn tief gebeugt hatte, und er nun den Verluſt zu verſchmerzen begann, wohl aber auch, daß er nun nicht, wie ſonſt, kalte Nächte ſchlaflos auf dem Thurm zubringen, und beſſere Koſt, guten Wein, wie es ihm gefiel, genießen durfte, genug, aus dem Greiſe ſchien ein rüſtiger Mann werden zu wollen mit rothen Wangen und wohlgenährtem Körper, der kräftig auftrat, und mit lauter Stimme mitlachte, wo es einen Spaß gab. — Das luſtige Leben in R..ſitten wurde durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, von dem man hätte denken ſollen, er gehöre nun gerade hin. Wolfgangs jüngerer Bruder, Hubert, war dieſer Mann, bei deſſen Anblick Wolfgang, im Antlitz den bleichen Tod, laut aufſchrie: „Unglücklicher, was willſt du hier!“ — Hubert ſtürzte dem Bruder in die Arme, dieſer faßte ihn aber, und zog ihn mit ſich fort und hinauf in ein entferntes Zimmer, wo er ſich mit ihm einſchloß. Mehrere Stunden blieben beide zuſammen, bis endlich Hubert herab kam mit verſtörtem Weſen, und nach ſeinen Pferden rief. Der Juſtitiarius trat ihm in den Weg, er wollte vorüber; V., von der Ahnung ergriffen, daß vielleicht gerade hier ein tödtlicher Bruderzwiſt enden könne, bat ihn, wenigſtens ein Paar Stunden zu verweilen, und in dem Augenblick kam auch der Freiherr herab, laut rufend: „Bleibe hier, Hubert! — Du wirſt dich beſinnen!“ — Huberts Blicke heiterten ſich auf, er gewann Faſſung, und indem er den reichen Leibpelz, den er, ſchnell abgezogen, hinter ſich dem Bedienten zuwarf, nahm er V..s Hand, und ſprach, mit ihm in die Zimmer ſchreitend, mit einem verhöhnenden Lächeln: „Der Majoratsherr will mich doch alſo hier leiden.“ V. meinte, daß gewiß ſich jetzt das unglückliche Mißverſtändniß löſen werde, welches nur bei getrenntem Leben habe gedeihen können. Hubert nahm die ſtählerne Zange, die beim Kamin ſtand, zur Hand, und indem er damit ein aſtiges, dampfendes Stück Holz auseinander klopfte, und das Feuer beſſer aufſchürte, ſprach er zu V.: „Sie merken, Herr Juſtitiarius, daß ich ein gutmüthiger Menſch bin, und geſchickt zu allerlei häußlichen Dienſten. Aber Wolfgang iſt voll der wunderlichſten Vorurtheile, und — ein kleiner Geizhals.“ — V. fand es nicht gerathen, weiter in das Verhältniß der Brüder einzudringen, zumal Wolfgangs Geſicht, ſein Benehmen, ſein Ton den durch Leidenſchaften jeder Art im Innerſten zerriſſenen Menſchen ganz deutlich zeigte.

Um des Freiherrn Entſchlüſſe in irgend einer das Majorat betreffenden Angelegenheit zu vernehmen, ging V. noch am ſpäten Abend hinauf in ſein Gemach. Er fand ihn, wie er die Arme über den Rücken zuſammengeſchränkt, ganz verſtört mit großen Schritten das Zimmer maß. Er blieb ſtehen als er endlich den Juſtitiarius erblickte, faßte ſeine beiden Händen, und düſter ihm ins Auge ſchauend, ſprach er mit gebrochener Stimme: „Mein Bruder iſt gekommen! — Ich weiß,“ fuhr er fort, als V. kaum den Mund zur Frage geöffnet, „ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ach, Sie wiſſen nichts. Sie wiſſen nicht, daß mein unglücklicher Bruder — ja unglücklich nur will ich ihn nennen — daß er, wie ein böſer Geiſt, mir überall in den Weg tritt, und meinen Frieden ſtört. An ihm liegt es nicht, daß ich nicht unausſprechlich elend wurde, er that das Seinige dazu, doch der Himmel wollt' es nicht — Seit der Zeit, daß die Stiftung des Majorats bekannt wurde, verfolgt er mich mit tödtlichem Haß. Er beneidet mich um das Beſitzthum, das in ſeinen Händen wie Spreu verflogen wäre. Er iſt der wahnſinnigſte Verſchwender, den es giebt. Seine Schuldenlaſt überſteigt bei weitem die Hälfte des freien Vermögens in Curland, die ihm zufällt, und nun, verfolgt von Gläubigern, die ihn quälen, eilt er her, und bettelt um Geld.“ — „Und Sie, der Bruder, verweigern“ — wollte ihm V. in die Rede fallen, doch der Freiherr rief, indem er V..s Hände fahren ließ, und einen ſtarken Schritt zurücktrat, laut und heftig: „Halten Sie ein! — ja! ich verweigere! Von den Enkünften des Majorats kann und werde ich keinen Thaler verſchenken! — Aber hören Sie, welchen Vorſchlag ich dem Unſinnigen vor wenigen Stunden vergebens machte, und dann richten Sie über mein Pflichtgefühl. Das freie Vermögen in Curland iſt, wie Sie wiſſen, bedeutend, auf die mir zufallende Hälfte wollt' ich verzichten, aber zu Gunſten ſeiner Familie. Hubert iſt verheirathet in Curland an ein ſchönes armes Fräulein. Sie hat ihm Kinder erzeugt, und darbt mit ihnen. Die Güter ſollten adminiſtrirt, aus den Revenüen ihm die nöthigen Gelder zum Unterhalt angewieſen, die Gläubiger, vermöge Abkommens, befriedigt werden.

Aber was gilt ihm ein ruhiges, ſorgenfreies Leben, was gilt ihm Frau und Kind! — Geld, baares Geld in großen Summen will er haben, damit er in verruchtem Leichtſinn es verpraſſen könne! — Welcher Dämon hat ihm das Geheimniß mit den einhundert und funfzig tauſend Thalern verrathen, davon verlangt er die Hälfte nach ſeiner wahnſinnigen Weiſe, behauptend, dies Geld ſey, getrennt vom Majorat, als freies Vermögen zu achten — Ich muß und werde ihm dies verweigern, aber mir ahnt es, mein Verderben brütet er aus im Innern!“ — So ſehr V. ſich auch bemühte, dem Freiherrn den Verdacht wider ſeinen Bruder auszureden, wobei er ſich freilich, uneingeweiht in die näheren Verhältniſſe, mit ganz allgemeinen moraliſchen, ziemlich flachen Gründen behelfen mußte, ſo gelang ihm dies doch ganz und gar nicht. Der Freiherr gab ihm den Auftrag, mit dem feindſeligen geldgierigen Hubert zu unterhandeln. V. that dies mit ſo viel Vorſicht, als ihm nur möglich war, und freute ſich nicht wenig, als Hubert endlich erklärte: „Mag es denn ſeyn, ich nehme die Vorſchläge des Majoratsherrn an, doch unter der Bedingung, daß er mir jetzt, da ich auf dem Punkt ſtehe, durch die Härte meiner Gläubiger, Ehre und guten Namen auf immer zu verlieren, tauſend Friedrichsd'or baar vorſchieße, und erlaube, daß ich künftig, wenigſtens einige Zeit hindurch, meinen Wohnſitz in dem ſchönen R..ſitten bei dem gütigen Bruder nehme.“ — „Nimmermehr!“ ſchrie der Freiherr auf, als ihm V. dieſe Vorſchläge des Bruders hinterbrachte, „nimmermehr werde ich's zugeben, daß Hubert auch nur eine Minute in meinem Hauſe verweile, ſobald ich mein Weib hergebracht! — Gehen Sie, mein theurer Freund, ſagen Sie dem Friedensſtörer, daß er zweitauſend Friedrichsd'or haben ſoll, nicht als Vorſchuß, nein als Geſchenk, nur fort — fort!“ V. wußte nun mit einem Mal, daß der Freiherr ſich ohne Wiſſen des Vaters ſchon verheirathet hatte, und daß in dieſer Heirath auch der Grund des Bruderzwiſtes liegen mußte. Hubert hörte ſtolz und gelaſſen den Juſtitiarius an, und ſprach, nachdem er geendet, dumpf und düſter: „Ich werde mich beſinnen, vor der Hand aber noch einige Tage hier bleiben!“ — V. bemühte ſich, dem Unzufriedenen darzuthun, daß der Freiherr doch in der That alles thue, ihn durch die Abtretung des freien Vermögens, ſo viel als möglich, zu entſchädigen, und daß er über ihn ſich durchaus nicht zu beklagen habe, wenn er gleich bekennen müſſe, daß jede Stiftung, die den Erſtgebornen ſo vorwiegend begünſtige, und die andern Kinder in den Hintergrund ſtelle, etwas Gehäſſiges habe. Hubert riß, wie einer, der Luft machen will der beklemmten Bruſt, die Weſte von oben bis unten auf; die eine Hand in die offne Buſenkrauſe begraben, die andere in die Seite geſtemmt, drehte er ſich, mit einer raſchen Tänzerbewegung, auf einem Fuße um, und rief mit ſchneidender Stimme: „Bah! — das Gehäſſige wird geboren vom Haß“ — dann ſchlug er ein gellendes Gelächter auf, und ſprach: „Wie gnädig doch der Majoratsherr dem armen Bettler ſeine Goldſtücke zuzuwerfen gedenkt.“ — V. ſah nun wohl ein, daß von völliger Ausſöhnung der Brüder gar nicht die Rede ſeyn könne.

Hubert richtete ſich in den Zimmern, die ihm in den Seitenflügeln des Schloſſes angewieſen worden, zu des Freiherrn Verdruß, auf recht langes Bleiben ein. Man bemerkte, daß er oft und lange mit dem Hausverwalter ſprach, ja daß dieſer ſogar zuweilen mit ihm auf die Wolfsjagd zog. Sonſt ließ er ſich wenig ſehen, und mied es ganz, mit dem Bruder allein zuſammen zu kommen, welches dieſem eben ganz recht war. V. fühlte das Drückende dieſes Verhältniſſes, ja er mußte ſich es ſelbſt geſtehen, daß die ganz beſondere unheimliche Manier Huberts in allem, was er ſprach und that, alle Luſt recht gefliſſentlich zerſtörend, eingriff. Jener Schreck des Freiherrn, als er den Bruder eintreten ſah, war ihm nun ganz erklärlich.

V. ſaß allein in der Gerichtsſtube unter den Akten, als Hubert eintrat, ernſter, gelaſſener, als ſonſt, und mit beinahe wehmüthiger Stimme ſprach: „ich nehme auch die lezten Vorſchläge des Bruders an, bewirken Sie, daß ich die zweitauſend Friedrichsd’or noch heute erhalte, in der Nacht will ich fort — zu Pferde — ganz allein“ — „Mit dem Gelde?“ frug V. — „Sie haben Recht, erwiderte Hubert, ich weiß, was Sie ſagen wollen — die Laſt! — Stellen Sie es in Wechſel auf Iſak Lazarus in K.! — Noch in dieſer Nacht will ich hin nach K. Es treibt mich von hier fort, der Alte hat ſeine böſen Geiſter hier hinein gehezt!“ — „Sprechen Sie von Ihrem Vater, Herr Baron?“ frug V. ſehr ernſt. Huberts Lippen bebten, er hielt ſich an dem Stuhl feſt, um nicht umzuſinken, dann aber, ſich plözlich ermannend, rief er: „Alſo noch heute, Herr Juſtitiarius,“ und wankte, nicht ohne Anſtrengung, zur Thür hinaus. „Er ſieht jezt ein, daß keine Täuſchungen mehr möglich ſind, daß er nichts vermag gegen meinen feſten Willen," ſprach der Freiherr, indem er den Wechſel auf Iſak Lazarus in K. ausſtellte. Eine Laſt wurde ſeiner Bruſt entnommen durch die Abreiſe des feindlichen Bruders, lange war er nicht ſo froh geweſen, als bei der Abendtafel. Hubert hatte ſich entſchuldigen laſſen, alle vermißten ihn recht gern. —

V. wohnte in einem etwas abgelegenen Zimmer, deſſen Fenſter nach dem Schloßhofe herausgingen. In der Nacht fuhr er plötzlich auf aus dem Schlafe, und es war ihm, als habe ein fernes, klägliches Wimmern ihn aus dem Schlafe geweckt. Mochte er aber auch horchen, wie er wollte, es blieb alles todtenſtill, und ſo mußte er jenen Ton, der ihm in die Ohren geklungen, für die Täuſchung eines Traums halten. Ein ganz beſonderes Gefühl von Grauen und Angſt bemächtigte ſich ſeiner aber ſo ganz und gar, daß er nicht im Bette bleiben konnte. Er ſtand auf und trat ans Fenſter. Nicht lange dauerte es, ſo wurde das Schloßthor geöffnet, und eine Geſtalt, mit einer brennenden Kerze in der Hand, trat heraus und ſchritt über den Schloßhof. V. erkannte in der Geſtalt den alten Daniel, und ſah, wie er die Stallthür öffnete, in den Stall hinein ging, und bald darauf ein geſatteltes Pferd heraus brachte. Nun trat aus der Finſterniß eine zweite Geſtalt hervor, wohl eingehüllt in einen Pelz, eine Fuchsmütze auf dem Kopf. V. erkannte Hubert, der mit Daniel einige Minuten hindurch heftig ſprach, dann aber ſich zurückzog. Daniel führte das Pferd wieder in den Stall, verſchloß dieſen, und eben ſo die Thür des Schloſſes, nachdem er über den Hof, wie er gekommen, zurückgekehrt. — Hubert hatte wegreiten wollen, und ſich in dem Augenblick eines andern beſonnen, das war nun klar. Eben ſo aber auch, daß Hubert gewiß mit dem alten Hausverwalter in irgend einem gefährlichen Bündniſſe ſtand. V. konnte kaum den Morgen erwarten, um den Freiherrn von den Ereigniſſen der Nacht zu unterrichten. Es galt nun wirklich, ſich gegen Anſchläge des bösartigen Hubert zu waffnen, die ſich, wie V. jetzt überzeugt war, ſchon geſtern in ſeinem verſtörten Weſen kund gethan.

Andern Morgens zur Stunde, wenn der Freiherr aufzuſtehen pflegte, vernahm V. ein Hin- und Herrennen, Thür auf, Thür zu ſchlagen, ein verwirrtes Durcheinanderreden und Schreien. Er trat hinaus, und ſtieß überall auf Bediente, die, ohne auf ihn zu achten, mit leichenblaſſen Geſichtern ihm vorbei — Trepp auf — Trepp ab —

hinaus — hinein durch die Zimmer rannten. Endlich erfuhr er, daß der Freiherr vermißt, und ſchon Stunden lang vergebens geſucht werde. — In Gegenwart des Jägers hatte er ſich ins Bette gelegt, er mußte dann aufgeſtanden ſeyn, und ſich im Schlafrock und Pantoffeln, mit dem Armleuchter in der Hand, entfernt haben, denn eben dieſe Stücke wurden vermißt. V. lief, von düſterer Ahnung getrieben, in den verhängnißvollen Saal, deſſen Seitenkabinet, gleich dem Vater, Wolfgang zu ſeinem Schlafgemach gewählt hatte. Die Pforte zum Thurm ſtand weit offen, tief entſetzt ſchrie V. laut auf: „Dort in der Tiefe liegt er zerſchmettert!“ — Es war dem ſo. Schnee war gefallen, ſo daß man von oben herab nur den zwiſchen den Steinen hervorragenden ſtarren Arm des Unglücklichen deutlich wahrnehmen konnte. Viele Stunden gingen hin, ehe es den Arbeitern gelang, mit Lebensgefahr, auf zuſammengebundenen Leitern, herab zu ſteigen, und dann den Leichnam an Stricken heraufzuziehen. Im Krampf der Todesangſt hatte der Baron den ſilbernen Armleuchter feſt gepackt, die Hand, die ihn noch feſt hielt, war der einzige unverſehrte Theil des ganzen Körpers, der ſonſt durch das Anprallen an die ſpitzen Steine auf das gräßlichſte zerſchellt worden.

Alle Furien der Verzweiflung im Antlitz ſtürzte Hubert herbei, als die Leiche eben hinaufgeborgen, und in dem Saal gerade an der Stelle auf einen breiten Tiſch gelegt worden, wo vor wenigen Wochen der alte Roderich lag. Niedergeſchmettert von dem gräßlichen Anblick heulte er: „Bruder — o mein armer Bruder — nein, das hab' ich nicht erfleht von den Teufeln, die über mir waren!“ — V. erbebte vor dieſer verfänglichen Rede, es war ihm ſo, als müſſe er zufahren auf Hubert, als den Mörder ſeines Bruders. — Hubert lag von Sinnen auf dem Fußboden, man brachte ihn ins Bette, und er erholte ſich, nachdem er ſtärkende Mittel gebraucht, ziemlich bald. Sehr bleich, düſtern Gram im halb erloſchnen Auge, trat er dann bei V. ins Zimmer, und ſprach, indem er vor Mattigkeit, nicht fähig zu ſtehen, ſich langſam in einen Lehnſtuhl niederließ: „Ich habe meines Bruders Tod gewünſcht, weil der Vater ihm den beſten Theil des Erbes zugewandt durch eine thörigte Stiftung — jetzt hat er ſeinen Tod gefunden auf ſchreckliche Weiſe — ich bin Majoratsherr, aber mein Herz iſt zermalmt, ich kann, ich werde niemals glücklich ſeyn. Ich beſtätige Sie im Amte, Sie erhalten die ausgedehnteſten Vollmachten, Rückſichts der Verwaltung des Majorats, auf dem ich nicht zu hauſen vermag!“ — Hubert verließ das Zimmer, und war in ein Paar Stunden ſchon auf dem Wege nach K. Es ſchien, daß der unglückliche Wolfgang in der Nacht aufgeſtanden war, und ſich vielleicht in das andere Kabinet, wo eine Bibliothek aufgeſtellt, begeben wollen. In der Schlaftrunkenheit verfehlte er die Thür, öffnete ſtatt derſelben die Pforte, ſchritt vor, und ſtürzte hinab. Dieſe Erklärung enthielt indeſſen immer viel Erzwungenes. Konnte der Baron nicht ſchlafen, wollte er ſich noch ein Buch aus der Bibliothek holen, um zu leſen, ſo ſchloß dieſes alle Schlaftrunkenheit aus, aber nur ſo war es möglich, die Thür des Kabinets zu verfehlen, und ſtatt dieſer die Pforte zu öffnen. Ueberdem war dieſe feſt verſchloſſen und mußte erſt mit vieler Mühe aufgeſchloſſen werden. „Ach,“ fing endlich, als V. dieſe Unwahrſcheinlichkeit vor verſammelter Dienerſchaft entwickelte, des Freiherrn Jäger, Franz geheißen, an: „Ach, lieber Herr Juſtitiarius, ſo hat es wohl ſich nicht zugetragen!“ — „Wie denn anders?“ fuhr ihn V. an. Franz, ein ehrlicher treuer Kerl, der ſeinem Herrn hätte ins Grab folgen mögen, wollte aber nicht vor den andern mit der Sprache heraus, ſondern behielt ſich vor, das, was er davon zu ſagen wiſſe, dem Juſtitiarius allein zu vertrauen. V. erfuhr nun, daß der Freiherr zu Franz ſehr oft von den vielen Schätzen ſprach, die da unten in dem Schutt begraben lägen, und daß er oft, wie vom böſen Geiſt getrieben, zur Nachtzeit noch die Pforte, zu der den Schlüſſel ihm Daniel hatte geben müſſen, öffnete und mit Sehnſucht hinabſchaute in die Tiefe nach den vermeintlichen Reichthümern. Gewiß war es nun wohl alſo, daß in jener verhängnißvollen Nacht der Freiherr, nachdem ihn der Jäger ſchon verlaſſen, noch einen Gang nach dem Thurm gemacht und ihn dort ein plötzlicher Schwindel erfaßt und herabgeſtürzt hatte. Daniel, der von dem entſetzlichen Tode des Freiherrn auch ſehr erſchüttert ſchien, meinte, daß es gut ſeyn würde, die gefährliche Pforte feſt vermauern zu laſſen, welches denn auch gleich geſchah. Freiherr Hubert von R., jetziger Majoratsbeſitzer, ging, ohne ſich wieder in R..ſitten ſehen zu laſſen, nach Curland zurück. V. erhielt alle Vollmachten, die zur unumſchränkten Verwaltung des Majorats nöthig waren. Der Bau des neuen Schloſſes unterblieb, wogegen ſo viel möglich das alte Gebäude in guten Stand geſetzt wurde. Schon waren mehrere Jahre verfloſſen, als Hubert zum erſtenmal zur ſpäten Herbſtzeit ſich in R..ſitten einfand, und nachdem er mehrere Tage mit V. in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen zugebracht, wieder nach Curland zurückging. Bei ſeiner Durchreiſe durch K. hatte er bei der dortigen Landesregierung ſein Teſtament niedergelegt.

Während ſeines Aufenthalts in R..ſitten ſprach der Freiherr, der in ſeinem tiefſten Weſen ganz geändert ſchien, viel von Ahnungen eines nahen Todes. Dieſe gingen wirklich in Erfüllung; denn er ſtarb ſchon das Jahr darauf. Sein Sohn, wie er Hubert geheißen, kam ſchnell herüber von Curland, um das reiche Majorat in Beſitz zu nehmen. Ihm folgten Mutter und Schweſter. Der Jüngling ſchien alle böſen Eigenſchaften der Vorfahren in ſich zu vereinen; er bewies ſich als ſtolz, hochfahrend, ungeſtüm, habſüchtig gleich in den erſten Augenblicken ſeines Aufenthalts in R..ſitten. Er wollte auf der Stelle vieles ändern laſſen, welches ihm nicht bequem, nicht gehörig ſchien; den Koch warf er zum Hauſe hinaus; den Kutſcher verſuchte er zu prügeln, welches aber nicht gelang, da der baumſtarke Kerl die Frechheit hatte, es nicht leiden zu wollen; kurz, er war im beſten Zuge, die Rolle des ſtrengen Majoratsherrn zu beginnen, als V. ihm mit Ernſt und Feſtigkeit entgegen trat, ſehr beſtimmt verſichernd: Kein Stuhl ſolle hier gerückt werden, keine Katze das Haus verlaſſen, wenn es ihr noch ſonſt darin gefalle, vor Eröffnung des Teſtaments. „Sie unterſtehen ſich hier, dem Majoratsherrn" — fing der Baron an. V. ließ den vor Wuth ſchäumenden Jüngling jedoch nicht ausreden, ſondern ſprach, indem er ihn mit durchbohrenden Blicken maß: „Keine Uebereilung, Herr Baron! — Durchaus dürfen Sie hier nicht regieren wollen vor Eröffnung des Teſtaments; jetzt bin ich, ich allein hier Herr, und werde Gewalt mit Gewalt zu vertreiben wiſſen. — Erinnern Sie ſich, daß ich kraft meiner Vollmacht als Vollzieher des väterlichen Teſtaments, kraft der getroffenen Verfügungen des Gerichts berechtigt bin, Ihnen den Aufenthalt hier in R..ſitten zu verſagen, und ich rathe Ihnen, um das Unangenehme zu verhüten, ſich ruhig nach K. zu begeben." Der Ernſt des Gerichtshalters, der entſchiedene Ton, mit dem er ſprach, gab ſeinen Worten gehörigen Nachdruck, und ſo kam es, daß der junge Baron, der mit gar zu ſpitzigen Hörnern anlaufen wollte, wider den feſten V. die Schwäche ſeiner Waffen fühlte, und für gut fand, im Rückzuge ſeine Beſchämung mit einem höhniſchen Gelächter auszugleichen.

Drei Monate waren verfloſſen und der Tag gekommen, an dem, nach dem Willen des Verſtorbenen, das Teſtament in K., wo es niedergelegt worden, eröffnet werden ſollte. Außer den Gerichtsperſonen, dem Baron und V. befand ſich noch ein junger Menſch von edlem Anſehen in dem Gerichtsſaal, den V. mitgebracht, und den man, da ihm ein eingeknöpftes Aktenſtück aus dem Buſen hervorragte, für V...s Schreiber hielt. Der Baron ſah ihn, wie er es beinahe mit allen übrigen machte, über die Achſel an, und verlangte ſtürmiſch, daß man die langweilige überflüſſige Ceremonie nur ſchnell und ohne viele Worte und Schreiberei abmachen ſolle. Er begreife nicht, wie es überhaupt bei dieſer Erbangelegenheit, wenigſtens hinſichts des Majorats, auf ein Teſtament ankommen könne, und werde, in ſo fern hier irgend etwas verfügt ſeyn ſollte, es lediglich von ſeinem Willen abhängen, das zu beachten oder nicht. Hand und Siegel des verſtorbenen Vaters erkannte der Baron an, nachdem er einen flüchtigen mürriſchen Blick darauf geworfen, denn, indem der Gerichtsſchreiber ſich zum lauten Ableſen des Teſtaments anſchickte, ſchaute er gleichgültig nach dem Fenſter hin, den rechten Arm nachläſſig über die Stuhllehne geworfen, den linken Arm gelehnt auf den Gerichtstiſch, und auf deſſen grüner Decke mit den Fingern trommelnd. Nach einem kurzen Eingange erklärte der verſtorbene Freiherr Hubert von R., daß er das Majorat niemals als wirklicher Majoratsherr beſeſſen, ſondern daſſelbe nur Namens des einzigen Sohnes des verſtorbenen Freiherrn Wolfgang von R., nach ſeinem Großvater Roderich geheißen, verwaltet habe; dieſer ſey derjenige, dem nach der Familien-Succeſſion durch ſeines Vaters Tod das Majorat zugefallen. Die genaueſten Rechnungen über Einnahme und Ausgabe, über den vorgefundenen Beſtand u. ſ. w. würde man in ſeinem Nachlaß finden. Wolfgang von R., ſo erzählte Hubert in dem Teſtament, lernte auf ſeinen Reiſen in Genf das Fräulein Julie von St. Val kennen, und faßte eine ſolche heftige Neigung zu ihr, daß er ſich nie mehr von ihr zu trennen beſchloß. Sie war ſehr arm, und ihre Familie, unerachtet von gutem Adel, gehörte eben nicht zu den glänzendſten. Schon deshalb durfte er auf die Einwilligung des alten Roderich, deſſen ganzes Streben dahin ging, das Majoratshaus auf alle nur mögliche Weiſe zu erheben, nicht hoffen. Er wagte es dennoch, von Paris aus dem Vater ſeine Neigung zu entdecken; was aber voraus zu ſehen, geſchah wirklich, indem der Alte beſtimmt erklärte, daß er ſchon ſelbſt die Braut für den Majoratsherrn erkohren, und von einer andern niemals die Rede ſeyn könne. Wolfgang, ſtatt, wie er ſollte, nach England hinüberzuſchiffen, kehrte unter dem Namen Born nach Genf zurück, und vermählte ſich mit Julien, die ihm nach Verlauf eines Jahres den Sohn gebahr, der mit dem Tode Wolfgangs Majoratsherr wurde. Darüber, daß Hubert, von der ganzen Sache unterrichtet, ſo lange ſchwieg und ſich ſelbſt als Majoratsherr gerirte, waren verſchiedene Urſachen angeführt, die ſich auf frühere Verabredung mit Wolfgang bezogen, indeſſen unzureichend und aus der Luft gegriffen ſchienen. —

Wie vom Donner gerührt ſtarrte der Baron den Gerichtsſchreiber an, der mit eintöniger ſchnarrender Stimme alles Unheil verkündete. Als er geendet, ſtand V. auf, nahm den jungen Menſchen, den er mitgebracht, bei der Hand, und ſprach, indem er ſich gegen die Anweſenden verbeugte: „Hier, meine Herren, habe ich die Ehre, Ihnen den Freiherrn Roderich von R., Majoratsherrn von R..ſitten vorzuſtellen!“ Baron Hubert blickte den Jüngling, der, wie vom Himmel gefallen, ihn um das reiche Majorat, um die Hälfte des freien Vermögens in Curland brachte, verhaltenen Grimm im glühenden Auge, an, drohte dann mit geballter Fauſt, und rannte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, zum Gerichtsſaal hinaus. Von den Gerichtsperſonen dazu aufgefordert, holte jetzt Baron Roderich die Urkunden hervor, die ihn als die Perſon, für die er ſich ausgab, legitimiren ſollten. Er überreichte den beglaubigten Auszug aus den Regiſtern der Kirche, wo ſein Vater ſich trauen laſſen, worin bezeugt wurde, daß an dem und dem Tage der Kaufmann Wolfgang Born, gebürtig aus K., mit dem Fräulein Julie von St. Val, in Gegenwart der genannten Perſonen, durch prieſterliche Einſegnung getraut worden. Eben ſo hatte er ſeinen Taufſchein (er war in Genf als von dem Kaufmann Born mit ſeiner Gemahlin Julie, geb. von St. Val, in gültiger Ehe erzeugtes Kind getauft worden), verſchiedene Briefe ſeines Vaters an ſeine ſchon längſt verſtorbene Mutter, die aber alle nur mit W. unterzeichnet waren.

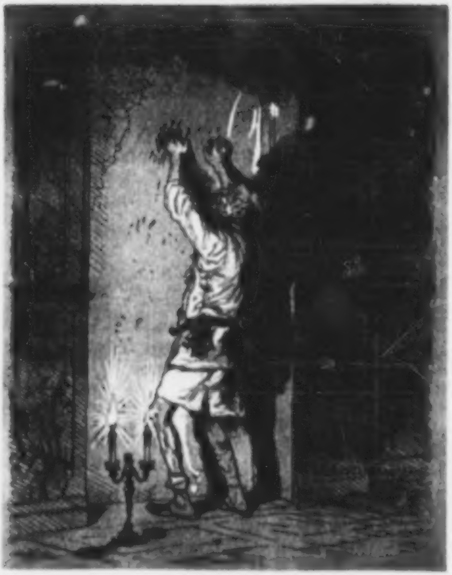
V. ſah alle dieſe Papiere mit finſterm Geſichte durch, und ſprach, ziemlich bekümmert, als er ſie wieder zuſammenſchlug: „Nun, Gott wird helfen!“ —

Schon andern Tages reichte der Freiherr Hubert von R. durch einen Advokaten, den er zu ſeinem Rechtsfreunde erkohren, bei der Landesregierung in K. eine Vorſtellung ein, worin er auf nichts weniger antrug, als ſofort die Uebergabe des Majorats R..ſitten an ihn zu veranlaſſen. Es verſtehe ſich von ſelbſt, ſagte der Advokat, daß weder teſtamentariſch, noch auf irgend eine andere Weiſe, der verſtorbene Freiherr Hubert von R. habe über das Majorat verfügen können. Jenes Teſtament ſey alſo nichts anders, als die aufgeſchriebene und gerichtlich übergebene Ausſage, nach welcher der Freiherr Wolfgang von R. das Majorat an einen Sohn vererbt haben ſolle, der noch lebe, die keine höhere Beweiskraft, als jede andere irgend eines Zeugen haben, und alſo unmöglich die Legitimation des angeblichen Freiherrn Roderich von R. bewirken könne. Vielmehr ſey es die Sache dieſes Prätendenten, ſein vorgebliches Erbrecht, dem hiemit ausdrücklich widerſprochen werde, im Wege des Prozeſſes darzuthun, und das Majorat, welches jetzt nach dem Recht der Succeſſion dem Baron Hubert von R. zugefallen, zu vindiziren. Durch den Tod des Vaters ſey der Beſitz unmittelbar auf den Sohn übergegangen; es habe keiner Erklärung über den Erbſchaftsantritt bedurft, da der Majoratsfolge nicht entſagt werden könne, mithin dürfe der jetzige Majoratsherr in dem Beſitz nicht durch ganz illiquide Anſprüche turbirt werden. Was der Verſtorbene für Grund gehabt habe, einen andern Majoratsherrn aufzuſtellen, ſey ganz gleichgültig, nur werde bemerkt, daß er ſelbſt, wie aus den nachgelaſſenen Papieren erforderlichen Falls nachgewieſen werden könne, eine Liebſchaft in der Schweiz gehabt habe, und ſo ſey vielleicht der angebliche Brudersſohn der eigne, in einer verbotenen Liebe erzeugte, dem er in einem Anfall von Reue das reiche Majorat zuwenden wollen. —

So ſehr auch die Wahrſcheinlichkeit für die im Teſtament behaupteten Umſtände ſprach, ſo ſehr auch die Richter hauptſächlich die letzte Wendung, in der der Sohn ſich nicht ſcheute, den Verſtorbenen eines Verbrechens anzuklagen, empörte, ſo blieb doch die Anſicht der Sache, wie ſie aufgeſtellt worden, die richtige, und nur den raſtloſen Bemühungen V..s, der beſtimmten Verſicherung, daß der die Legitimation des Freiherrn Roderich von R. bewirkende Beweis in kurzer Zeit auf das bündigſte geführt werden ſolle, konnte es gelingen, daß die Uebergabe des Majorats noch ausgeſetzt und die Fortdauer der Adminiſtration bis nach entſchiedener Sache verfügt wurde.

V. ſah nur zu gut ein, wie ſchwer es ihm werden würde, ſein Verſprechen zu halten. Er hatte alle Briefſchaften des alten Roderich durchſtöbert, ohne die Spur eines Briefes oder ſonſt eines Aufſatzes zu finden, der Bezug auf jenes Verhältniß Wolfgangs mit dem Fräulein von St. Val gehabt hätte. Gedankenvoll ſaß er in R..ſitten in dem Schlafkabinett des alten Roderich, das er ganz durchſucht, und arbeitete an einem Aufſatze für den Notar in Genf, der ihm als ein ſcharfſinniger thätiger Mann empfohlen worden, und der ihm einige Notizen ſchaffen ſollte, die die Sache des jungen Freiherrn ins Klare bringen konnten. — Es war Mitternacht worden, der Vollmond ſchien hell hinein in den anſtoßenden Saal, deſſen Thür offen ſtand. Da war es, als ſchritte jemand langſam und ſchwer die Treppe herauf, und klirre und klappere mit Schlüſſeln. V. wurde aufmerkſam, er ſtand auf, ging in den Saal, und vernahm deutlich, daß jemand ſich durch den Flur der Thür des Saals nahte. Bald darauf wurde dieſe geöffnet, und ein Menſch mit leichenblaſſem entſtellten Antlitz, in Nachtkleidern, in der einen Hand den Armleuchter mit brennenden Kerzen, in der andern den großen Schlüſſelbund, trat langſam hinein. V. erkannte augenblicklich den Hausverwalter, und war im Begriff, ihm zuzurufen, was er ſo ſpät in der Nacht wolle, als ihn in dem ganzen Weſen des Alten, in dem zum Tode erſtarrten Antlitz etwas unheimliches, geſpenſtiſches mit Eiskälte anhauchte. Er erkannte, daß er einen Nachtwandler vor ſich habe. Der Alte ging mit gemeſſenen Schritten quer durch den Saal, gerade los auf die vermauerte Thür, die ehemals zum Thurm führte. Dicht vor derſelben blieb er ſtehen, und ſtieß aus tiefer Bruſt einen heulenden Laut aus, der ſo entſetzlich in dem ganzen Saale wiederhallte, daß V. erbebte vor Grauſen. Dann, den Armleuchter auf den Fußboden geſtellt, den Schlüſſelbund an den Gürtel gehängt, fing Daniel an mit beiden Händen an der Mauer zu kratzen, daß bald das Blut unter den Nägeln hervorquoll, und dabei ſtöhnte er und ächzte, wie gepeinigt von einer namenloſen Todesqual. Nun legte er das Ohr an die Mauer, als wolle er irgend etwas erlauſchen, dann winkte er mit der Hand, wie jemanden beſchwichtigend, bückte ſich, den Armleuchter wieder vom Boden aufhebend, und ſchlich mit leiſen gemeſſenen Schritten nach der Thür zurück. V. folgte ihm behutſam mit dem Leuchter in der Hand. Es ging die Treppe herab, der Alte ſchloß

Blatt 21



die große Hauptthür des Schloſſes auf. V. ſchlüpfte geſchickt hindurch; nun begab er ſich nach dem Stall, und nachdem er zu V..s tiefem Erſtaunen den Armleuchter ſo geſchickt hingeſtellt hatte, daß das ganze Gebäude genugſam erhellt wurde, ohne irgend eine Gefahr, holte er Sattel und Zaum herbei, und rüſtete mit großer Sorglichkeit den Gurt feſt, die Steigbügel hinaufſchnallend, ein Pferd aus, das er losgebunden von der Krippe. Nachdem er noch ein Büſchel Haare über den Stirnriemen weg durch die Hand gezogen, nahm er, mit der Zunge ſchnalzend und mit der einen Hand ihm den Hals klopfend, das Pferd beim Zügel und führte es heraus. Draußen im Hofe blieb er einige Sekunden ſtehen in der Stellung, als erhalte er Befehle die er kopfnickend auszuführen verſprach. Dann führte er das Pferd zurück in den Stall, ſattelte es wieder ab, und band es an die Krippe. Nun nahm er den Armleuchter, verſchloß den Stall, kehrte in das Schloß zurück, und verſchwand endlich in ſein Zimmer, das er ſorgfältig verriegelte. V. fühlte ſich von dieſem Auftritt im Innerſten ergriffen, die Ahnung einer entſetzlichen That erhob ſich vor ihm wie ein ſchwarzes hölliſches Geſpenſt, das ihn nicht mehr verließ. Ganz erfüllt von der bedrohlichen Lage ſeines Schützlings, glaubte er wenigſtens das, was er geſehen, nützen zu müſſen zu ſeinem Beſten. Andern Tages, es wollte ſchon die Dämmerung einbrechen, kam Daniel in ſein Zimmer, um irgend eine ſich auf den Hausſtand beziehende Anweiſung einzuholen. Da faßte ihn V. bei beiden Armen, und fing an, indem er ihn zutraulich in den Seſſel niederdrückte: „Höre, alter Freund Daniel! lange habe ich dich fragen wollen, was hältſt du denn von dem verworrenen Kram, den uns Huberts ſonderbares Teſtament über den Hals gebracht hat? — Glaubſt du denn wohl, daß der junge Menſch wirklich Wolfgangs in rechtsgültiger Ehe erzeugter Sohn iſt?“ Der Alte, ſich über die Lehne des Stuhls wegbeugend und V..s ſtarr auf ihn gerichteten Blicken ausweichend, rief mürriſch: „Pah! — er kann es ſeyn; er kann es auch nicht ſeyn. Was ſchierts mich, mag nun hier Herr werden, wer da will.“ — „Aber ich meine,“ fuhr V. fort, indem er dem Alten näher rückte, und die Hand auf ſeine Schulter legte, „aber ich meine, da du des alten Freiherrn ganzes Vertrauen hatteſt, ſo verſchwieg er dir gewiß nicht die Verhältniſſe ſeiner Söhne. Er erzählte dir von dem Bündniß, das Wolfgang wider ſeinen Willen geſchloſſen?“ — „Ich kann mich auf dergleichen gar nicht beſinnen,“ erwiderte der Alte, indem er auf ungezogene Art laut gähnte. — „Du biſt ſchläfrig, Alter, ſprach V., haſt du vielleicht eine unruhige Nacht gehabt?“ — „Daß ich nicht wüßte,“ entgegnete der Alte froſtig, „aber ich will nun gehen und das Abendeſſen beſtellen.“ Hiemit erhob er ſich ſchwerfällig vom Stuhl, indem er ſich den gekrümmten Rücken rieb und abermals und zwar noch lauter gähnte als zuvor. „Bleibe doch noch Alter,“ rief V. indem er ihn bei der Hand ergriff und zum Sitzen nöthigen wollte, der Alte blieb aber vor dem Arbeitstiſch ſtehen, auf den er ſich mit beiden Händen ſtemmte, den Leib übergebogen nach V. hin, und mürriſch fragend: „Nun was ſolls denn, was ſchiert mich das Teſtament, was ſchiert mich der Streit um das Majorat“ — „Davon,“ fiel ihm V. in die Rede, „wollen wir auch gar nicht mehr ſprechen: von ganz etwas Anderm, lieber Daniel! — Du biſt mürriſch, du gähnſt, das alles zeugt von beſonderer Abſpannung und nun möcht' ich beinahe glauben, daß du es wirklich geweſen biſt, in dieſer Nacht.“ — „Was bin ich geweſen in dieſer Nacht?“ frug der Alte in ſeiner Stellung verharrend. „Als ich,“ ſprach V. weiter, „geſtern Mitternacht dort oben in dem Kabinett des alten Herrn neben dem großen Saal ſaß, kamſt du zur Thüre herein, ganz ſtarr und bleich, ſchritteſt auf die zugemauerte Thür los, kratzteſt mit beiden Händen an der Mauer und ſtöhnteſt, als wenn du große Qualen empfändeſt. Biſt du denn ein Nachtwandler, Daniel?“ Der Alte ſank zurück in den Stuhl, den ihm V. ſchnell unterſchob. Er gab keinen Laut von ſich, die tiefe Dämmerung ließ ſein Geſicht nicht erkennen, V. bemerkte nur, daß er kurz Athem holte und mit den Zähnen klapperte. — „Ja,“ fuhr V. nach kurzem Schweigen fort, „ja es iſt ein eignes Ding mit den Nachtwandlern. Andern Tages wiſſen ſie von dieſem ſonderbaren Zuſtande, von Allem, was ſie wie in vollem Wachen begonnen haben, nicht das allermindeſte.“ — Daniel blieb ſtill. — „Aehnliches,“ ſprach V. weiter, „wie geſtern mit dir, habe ich ſchon erlebt. Ich hatte einen Freund, der ſtellte, ſo wie du, trat der Vollmond ein, regelmäßig nächtliche Wanderungen an. Ja, manchmal ſetzte er ſich hin und ſchrieb Briefe. Am merkwürdigſten war es aber, daß, fing ich an ihm ganz leiſe ins Ohr zu flüſtern, es mir bald gelang ihn zum Sprechen zu bringen. Er antwortete gehörig auf alle Fragen und ſelbſt das, was er im Wachen ſorglich verſchwiegen haben würde, floß nun unwillkürlich, als könne er der Kraft nicht widerſtehen, die auf ihn einwirkte, von ſeinen Lippen. — Der Teufel! ich glaube, verſchwiege ein Mondſüchtiger irgend eine begangene Unthat noch ſo lange, man könnte ſie ihm abfragen in dem ſeltſamen Zuſtande. — Wohl dem, der ein reines Gewiſſen hat, wie wir beide, guter Daniel, wir können ſchon immer Nachtwandler ſeyn, uns wird man kein Verbrechen abfragen. — Aber höre Daniel, gewiß willſt du herauf in den aſtronomiſchen Thurm, wenn du ſo abſcheulich an der zugemauerten Thüre kratzeſt? — Du willſt gewiß laboriren wie der alte Roderich? — Nun, das werd' ich dir nächſtens abfragen!" — Der Alte hatte, während V. dieſes ſprach, immer ſtärker und ſtärker gezittert, jetzt flog ſein ganzer Körper von heilloſem Krampf hin und hergeworfen, und er brach aus in ein gellendes, unverſtändiges Geplapper. V. ſchellte die Diener herauf. Man brachte Lichter, der Alte ließ nicht nach, wie ein willkürlos bewegtes Automat hob man ihn auf und brachte ihn ins Bette. Nachdem beinahe eine Stunde dieſer heilloſe Zuſtand gedauert, verfiel er in tiefer Ohnmacht ähnlichen Schlaf. Als er erwachte, verlangte er Wein zu trinken, und als man ihm dieſen gereicht, trieb er den Diener, der bei ihm wachen wollte, fort und verſchloß ſich, wie gewöhnlich, in ſein Zimmer. V. hatte wirklich beſchloſſen, den Verſuch anzuſtellen, in dem Augenblick als er davon gegen Daniel ſprach, wiewohl er ſich ſelbſt geſtehen mußte, einmal, daß Daniel, vielleicht erſt jetzt von ſeiner Mondſucht unterrichtet, alles anwenden werde, ihm zu entgehen, dann aber, daß Geſtändniſſe in dieſem Zuſtande abgelegt eben nicht geeignet ſeyn würden, darauf weiter fortzubauen. Dem unerachtet begab er ſich gegen Mitternacht in den Saal, hoffend, daß Daniel, wie es in dieſer Krankheit geſchieht, gezwungen werden würde, willkürlos zu handeln. Um Mitternacht erhob ſich ein großer Lärm auf dem Hofe. V. hörte deutlich ein Fenſter einſchlagen, er eilte herab und als er die Gänge durchſchritt, wallte ihm ein ſtinkender Dampf entgegen, der, wie er bald gewahrte, aus dem geöffneten Zimmer des Hausverwalters herausquoll. Dieſen brachte man eben todtſtarr herausgetragen, um ihn in einem andern Zimmer in's Bette zu legen. Um Mitternacht wurde ein Knecht, ſo erzählten die Diener, durch ein ſeltſames dumpfes Pochen geweckt, er glaubte dem Alten ſei etwas zugeſtoßen und ſchickte ſich an aufzuſtehen, um ihm zu Hülfe zu kommen, als der Wächter auf dem Hofe laut rief: Feuer, Feuer! in der Stube des Herrn Verwalters brennts lichterloh! — Auf dies Geſchrei waren gleich mehrere Diener bei der Hand, aber alles Mühen die Thür des Zimmers einzubrechen, blieb umſonſt. Nun eilten ſie heraus auf den Hof, aber der entſchloſſene Wächter hatte ſchon das Fenſter des niedrigen, im Erdgeſchoſſe befindlichen Zimmers eingeſchlagen und die brennenden Gardinen herabgeriſſen, worauf ein Paar hineingegoſſene Eimer Waſſer den Brand augenblicklich löſchten. Den Hausverwalter fand man mitten im Zimmer auf der Erde liegend in tiefer Ohnmacht. Er hielt noch feſt den Armleuchter in der Hand, deſſen brennende Kerzen die Gardinen erfaßt, und ſo das Feuer veranlaßt hatten. Brennende herabfallende Lappen hatten dem Alten die Augenbraunen und ein gut Theil Kopfhaare weggeſengt. Bemerkte der Wächter nicht das Feuer, ſo hätte der Alte hülflos verbrennen müſſen. Zu nicht geringer Verwunderung fanden die Diener, daß die Thür des Zimmers von innen durch zwei ganz neu angeſchrobene Riegel, die noch den Abend vorher nicht da geweſen, verwahrt war. V. ſah ein, daß der Alte ſich hatte das Hinausſchreiten aus dem Zimmer unmöglich machen wollen; widerſtehen konnte er dem blinden Triebe nicht. Der Alte verfiel in eine ernſte Krankheit; er ſprach nicht, er nahm nur wenig Nahrung zu ſich und ſtarrte, wie feſt geklammert von einem entſetzlichen Gedanken, mit Blicken, in denen ſich der Tod malte, vor ſich hin. V. glaubte, daß der Alte von dem Lager nicht erſtehen werde. Alles, was ſich für ſeinen Schützling thun ließ, hatte V. gethan, er mußte ruhig den Erfolg abwarten, und wollte deshalb nach K. zurück. Die Abreiſe war für den folgenden Morgen beſtimmt. V. packte ſpät Abends ſeine Scripturen zuſammen, da fiel ihm ein kleines Packet in die Hände, welches ihm der Freiherr Hubert von R. verſiegelt und mit der Aufſchrift: Nach Eröffnung meines Teſtaments zu leſen, zugeſtellt und das er unbegreiflicher Weiſe noch nicht beachtet hatte. Er war im Begriff dieſes Packet zu entſiegeln, als die Thür aufging und mit leiſen geſpenſtiſchen Schritten Daniel hereintrat. Er legte eine ſchwarze Mappe, die er unter dem Arm trug, auf den Schreibtiſch, dann mit einem tiefen Todesſeufzer auf beide Knie ſinkend, V..s Hände mit den ſeinen krampfhaft faſſend, ſprach er hohl und dumpf, wie aus tiefem Grabe: Auf dem Schaffott ſtürb' ich nicht gern! — der dort oben richtet! — dann richtete er ſich unter angſtvollem Keuchen mühſam auf und verließ das Zimmer, wie er gekommen.

V. brachte die ganze Nacht hin, alles das zu leſen, was die ſchwarze Mappe und Huberts Packet enthielt. Beides hing genau zuſammen, und beſtimmte von ſelbſt die weitern Maßregeln, die nun zu ergreifen. So wie V. in K. angekommen, begab er ſich zum Freiherrn Hubert von R., der ihn mit rauhem Stolz empfing. Die merkwürdige Folge einer Unterredung, welche Mittags anfing und bis ſpät in die Nacht hinein ununterbrochen fortdauerte, war aber, daß der Freiherr andern Tages vor Gericht erklärte, daß er den Prätendenten des Majorats dem Teſtamente ſeines Vaters gemäß für den in rechtsgültiger Ehe von dem älteſten Sohn des Freiherrn Roderich von R., Wolfgang von R. mit dem Fräulein Julie von St. Val erzeugten Sohn, mithin für den rechtsgültig legitimirten Majorats-Erben anerkenne. Als er von dem Gerichtsſaal herabſtieg, ſtand ſein Wagen mit Poſtpferden vor der Thür, er reiſte ſchnell ab und ließ Mutter und Schweſter zurück. Sie würden ihn vielleicht nie wiederſehen, hatte er ihnen mit andern räthſelhaften Aeußerungen geſchrieben. Roderichs Erſtaunen über dieſe Wendung, die die Sache nahm, war nicht gering, er drang in V. ihm doch nur zu erklären, wie dies Wunder habe bewirkt werden können, welche geheimnißvolle Macht im Spiele ſey. V. vertröſtete ihn indeſſen auf künftige Zeiten, und zwar, wenn er Beſitz genommen haben würde von dem Majorat. Die Uebergabe des Majorats konnte nämlich deshalb nicht geſchehen, weil nun die Gerichte, nicht befriedigt durch jene Erklärung Huberts, außerdem die vollſtändige Legitimation Roderichs verlangten. V. bot dem Freiherrn die Wohnung in R..ſitten an, und ſetzte hinzu: daß Huberts Mutter und Schweſter, durch ſeine ſchnelle Abreiſe in augenblickliche Verlegenheit geſetzt, den ſtillen Aufenthalt auf dem Stammgute der geräuſchvollen theuren Stadt vorziehen würden. Das Entzücken, womit Roderich den Gedanken ergriff, mit der Baronin und ihrer Tochter wenigſtens eine Zeitlang unter einem Dache zu wohnen, bewies, welchen tiefen Eindruck Seraphine, das holde, anmuthige Kind, auf ihn gemacht hatte. In der That wußte der Freiherr ſeinen Aufenthalt in R..ſitten ſo gut zu benutzen, daß er, wenige Wochen waren vergangen, Seraphinens innige Liebe und der Mutter beifällig Wort zur Verbindung mit ihr gewonnen hatte. Dem V. war das Alles zu ſchnell, da bis jetzt Roderichs Legitimation als Majoratsherr von [illegible]ſitten noch immer zweifelhaft geblieben. Briefe aus Curland unterbrachen das Idyllenleben auf dem Schloſſe. Hubert hatte ſich gar nicht auf den Gütern ſehen laſſen, ſondern war unmittelbar nach Petersburg gegangen, dort in Militärdienſte getreten, und ſtand jetzt im Felde gegen die Perſer, mit denen Rußland gerade im Kriege begriffen. Dies machte die ſchnelle Abreiſe der Baronin mit ihrer Tochter nach den Gütern, wo Unordnung und Verwirrung herrſchte, nöthig. Roderich, der ſich ſchon als den aufgenommenen Sohn betrachtete, unterließ nicht die Geliebte zu begleiten und ſo wurde, da V. ebenfalls nach K. zurückkehrte, das Schloß einſam, wie vorher. Des Hausverwalters böſe Krankheit wurde ſchlimmer und ſchlimmer, ſo daß er nicht mehr daraus zu erſtehen glaubte, ſein Amt wurde einem alten Jäger, Wolfgangs treuem Diener, Franz geheißen, übertragen. Endlich nach langem Harren erhielt V. die günſtigſten Nachrichten aus der Schweiz. Der Pfarrer, der Wolfgangs Trauung vollzogen, war längſt geſtorben, indeſſen fand ſich in dem Kirchenbuche von ſeiner Hand notirt, daß derjenige, den er unter dem Namen Born mit dem Fräulein Julie St. Val ehelich verbunden, ſich bei ihm als Freiherr Wolfgang von R., älteſter Sohn des Freiherrn Roderich von R. auf R..ſitten, vollſtändig legitimirt habe. Außerdem wurden noch zwei Trauzeugen, ein Kaufmann in Genf, und ein alter franzöſiſcher Kapitän, der nach Lyon gezogen, ausgemittelt, denen Wolfgang ebenfalls ſich entdeckt hatte, und ihre eidlichen Ausſagen bekräftigten den Vermerk des Pfarrers im Kirchenbuche. Mit den in rechtlicher Form ausgefertigten Verhandlungen in der Hand führte nun V. den vollſtändigen Nachweis der Rechte ſeines Machtgebers und nichts ſtand der Uebergabe des Majorats im Wege, die im künftigen Herbſt erfolgen ſollte. Hubert war gleich in der erſten Schlacht, der er beiwohnte, geblieben, ihn hatte das Schickſal ſeines jüngern Bruders, der ein Jahr vor ſeines Vaters Tode ebenfalls im Felde blieb, getroffen; ſo fielen die Güter in Curland der Baroneſſe Seraphine von R. zu, und wurden eine ſchöne Mitgift für den überglücklichen Roderich.

Der November war angebrochen, als die Baronin, Roderich mit ſeiner Braut in R..ſitten anlangten. Die Uebergabe des Majorats erfolgte und dann Roderichs Verbindung mit Seraphinen. Manche

Woche verging im Taumel der Luſt, bis endlich die überſättigten Gäſte nach und nach das Schloß verließen zur großen Zufriedenheit V..s, der von R..ſitten nicht ſcheiden wollte, ohne den jungen Majoratsherrn auf das genaueſte einzuweihen in alle Verhältniſſe des neuen Beſitzthums. Mit der ſtrengſten Genauigkeit hatte Roderichs Oheim die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe geführt, ſo daß, da Roderich nur eine geringe Summe jährlich zu ſeinem Unterhalt bekam, durch die Ueberſchüſſe der Einnahme jenes baare Capital, das man in des alten Freiherrn Nachlaß vorfand, einen bedeutenden Zuſchuß erhielt. Nur in den erſten drei Jahren hatte Hubert die Einkünfte des Majorats in ſeinem Nutzen verwandt, darüber aber ein Schuldinſtrument ausgeſtellt und es auf den ihm zuſtehenden Antheil der Güter in Curland verſichern laſſen. — V. hatte ſeit der Zeit, als ihm Daniel als Nachtwandler erſchien, das Schlafgemach des alten Roderich zu ſeinem Wohnzimmer gewählt, um deſto ſicherer das erlauſchen zu können, was ihm Daniel nachher freiwillig offenbarte. So kam es, daß dies Gemach und der anſtoßende große Saal der Ort blieb, wo der Freiherr mit V. im Geſchäft zuſammenkam. Da ſaßen nun beide beim hellodernden Kaminfeuer an dem großen Tiſche, V. mit der Feder in der Hand, die Summen notirend und den Reichthum des Majoratsherrn berechnend, dieſer mit aufgeſtemmtem Arm hineinblinzelnd in die aufgeſchlagenen Rechnungsbücher, in die gewichtigen Dokumente. Keiner vernahm das dumpfe Brauſen der See, das Angſtgeſchrei der Möven, die das Unwetter verkündend im Hin- und Herflattern an die Fenſterſcheiben ſchlugen, keiner achtete des Sturms, der um Mitternacht heraufgekommen in wildem Toſen das Schloß durchſauſte, ſo daß alle Unkenſtimmen in den Caminen, in den engen Gängen erwachten und widerlich durcheinander pfiffen und heulten. Als endlich nach einem Windſtoß, vor dem der ganze Bau erdröhnte, plötzlich der ganze Saal im düſtern Feuer des Vollmonds ſtand, rief V.: „Ein böſes Wetter!“ — Der Freiherr, ganz vertieft in die Ausſicht des Reichthums, der ihm zugefallen, erwiderte gleichgültig, indem er mit zufriedenem Lächeln ein Blatt des Einnahmebuchs umſchlug: „In der That, ſehr ſtürmiſch.“ Aber wie fuhr er von der eiſigen Fauſt des Schreckens berührt in die Höhe, als die Thür des Saals aufſprang und eine bleiche, geſpenſtiſche Geſtalt ſichtbar wurde, die den Tod im Antlitz hineinſchritt. Daniel, den V.

ſo wie Jedermann in tiefer Krankheit ohnmächtig daliegend, nicht für fähig hielt ein Glied zu rühren, war es, der abermals von ſeiner Mondſucht befallen ſeine nächtliche Wanderung begonnen. Lautlos ſtarrte der Freiherr den Alten an, als dieſer nun aber unter angſtvollen Seufzern der Todesqual an der Wand kratzte, da faßte den Freiherrn tiefes Entſetzen. Bleich im Geſicht wie der Tod, mit emporgeſträubtem Haar ſprang er auf, ſchritt in bedrohlicher Stellung zu auf den Alten und rief mit ſtarker Stimme, daß der Saal erdröhnte: „Daniel! — Daniel! — was machſt du hier zu dieſer Stunde!“ Da ſtieß der Alte jenes grauenvolle heulende Gewimmer aus, gleich dem Todeslaut des getroffenen Thiers, wie damals, als ihm Wolfgang Gold für ſeine Treue bot, und ſank zuſammen. V. rief die Bedienten herbei, man hob den Alten auf, alle Verſuche ihn zu beleben blieben vergebens. Da ſchrie der Freiherr wie außer ſich: „Herr Gott! — Herr Gott! habe ich denn nicht gehört, daß Nachtwandler auf der Stelle des Todes ſeyn können, wenn man ſie beim Namen ruft? — Ich! — Ich Unglückſeligſter — ich habe den armen Greis erſchlagen! — Zeit meines Lebens habe ich keine ruhige Stunde mehr!“ — V., als die Bedienten den Leichnam fortgetragen und der Saal leer geworden, nahm den immerfort ſich anklagenden Freiherrn bei der Hand, führte ihn in tiefem Schweigen vor die zugemauerte Thür und ſprach: „Der hier todt zu Ihren Füßen niederſank, Freiherr Roderich, war der verruchte Mörder Ihres Vaters!“ — Als ſäh' er Geiſter der Hölle, ſtarrte der Freiherr den V. an. Dieſer fuhr fort: „Es iſt nun wohl an der Zeit, Ihnen das gräßliche Geheimniß zu enthüllen, das auf dieſem Unhold laſtete und ihn, den Fluchbeladenen, in den Stunden des Schlafs umhertrieb. Die ewige Macht ließ den Sohn Rache nehmen an dem Mörder des Vaters — Die Worte, die Sie dem entſetzlichen Nachtwandler in die Ohren donnerten, waren die letzten, die Ihr unglücklicher Vater ſprach!“ — Bebend, unfähig ein Wort zu ſprechen, hatte der Freiherr neben V., der ſich vor den Camin ſetzte, Platz genommen. V. fing mit dem Inhalt des Aufſatzes an, den Hubert für V. zurückgelaſſen und den er erſt nach Eröffnung des Teſtaments entſiegeln ſollte. Hubert klagte ſich mit Ausdrücken, die von der tiefſten Reue zeugten, des unverſöhnlichen Haſſes an, der in ihm gegen den ältern Bruder Wurzel faßte von dem Augenblick, als der alte Roderich das Majorat geſtiftet hatte. Jede Waffe war ihm entriſſen, denn wär' es ihm auch gelungen auf hämiſche Weiſe, den Sohn mit dem Vater zu entzweien, ſo blieb dies ohne Wirkung, da Roderich ſelbſt nicht ermächtigt war, dem älteſten Sohn die Rechte der Erſtgeburt zu entreißen, und es, wandte ſich auch ſein Herz und Sinn ganz ab von ihm, doch nach ſeinen Grundſätzen nimmermehr gethan hätte. Erſt als Wolfgang in Genf das Liebesverhältniß mit Julien von St. Val begonnen, glaubte Hubert den Bruder verderben zu können. Da fing die Zeit an, in der er im Einverſtändniſſe mit Daniel auf bübiſche Weiſe den Alten zu Entſchlüſſen nöthigen wollte, die den Sohn zur Verzweiflung bringen mußten.

Er wußte, daß nur die Verbindung mit einer der älteſten Familien des Vaterlandes nach dem Sinn des alten Roderich den Glanz des Majorats auf ewige Zeiten begründen konnte. Der Alte hatte dieſe Verbindung in den Geſtirnen geleſen und jedes frevelige Zerſtören der Conſtellation konnte nur Verderben bringen über die Stiftung. Wolfgangs Verbindung mit Julien erſchien in dieſer Art dem Alten ein verbrecheriſches Attentat, wider Beſchlüſſe der Macht gerichtet, die ihm beigeſtanden im irdiſchen Beginnen, und jeder Anſchlag, Julien, die wie ein dämoniſches Princip ſich ihm entgegengeworfen, zu verderben, gerechtfertigt. Hubert kannte des Bruders an Wahnſinn ſtreifende Liebe zu Julien, ihr Verluſt mußte ihn elend machen, vielleicht tödten, und um ſo lieber wurde er thätiger Helfershelfer bei den Plänen des Alten, als er ſelbſt ſträfliche Neigung zu Julien gefaßt und ſie für ſich zu gewinnen hoffte. Eine beſondere Schickung des Himmels wollt' es, daß die giftigſten Anſchläge an Wolfgangs Entſchloſſenheit ſcheiterten, ja daß es ihm gelang den Bruder zu täuſchen. Für Hubert blieb Wolfgangs wirklich vollzogene Ehe, ſo wie die Geburt eines Sohnes ein Geheimniß. Mit der Vorahnung des nahen Todes kam dem alten Roderich zugleich der Gedanke, daß Wolfgang jene ihm feindliche Julie geheirathet habe; in dem Briefe, der dem Sohn befahl, am beſtimmten Tage nach R..ſitten zu kommen, um das Majorat anzutreten, fluchte er ihm, wenn er nicht jene Verbindung zerreißen werde. Dieſen Brief verbrannte Wolfgang bei der Leiche des Vaters.

An Hubert ſchrieb der Alte, daß Wolfgang Julien geheirathet habe, er werde aber dieſe Verbindung zerreißen. Hubert hielt dies für die Einbildung des träumeriſchen Vaters, erſchrak aber nicht wenig, als Wolfgang in R..ſitten ſelbſt mit vieler Freimüthigkeit die Ahnung des Alten nicht allein beſtätigte, ſondern auch hinzufügte, daß Julie ihm einen Sohn geboren, und daß er nun in kurzer Zeit Julien, die ihn bis jetzt für den Kaufmann Born aus M. gehalten, mit der Nachricht ſeines hohen Standes und ſeines reichen Beſitzthums hoch erfreuen werde. Selbſt wolle er hin nach Genf, um das geliebte Weib zu holen. Noch ehe er dieſen Entſchluß ausführen konnte, ereilte ihn der Tod. Hubert verſchwieg ſorglich was ihm von dem Daſein eines in der Ehe mit Julien erzeugten Sohnes bekannt und riß ſo das Majorat an ſich, das dieſem gebührte. Doch nur wenige Jahre waren vergangen, als ihn tiefe Reue ergriff. Das Schickſal mahnte ihn an ſeine Schuld auf fürchterliche Weiſe durch den Haß der zwiſchen ſeinen beiden Söhnen mehr und mehr emporkeimte. „Du biſt ein armer dürftiger Schlucker,“ ſagte der älteſte, ein zwölfjähriger Knabe zu dem jüngſten, „aber ich werde, wenn der Vater ſtirbt, Majoratsherr von R..ſitten, und da mußt du demüthig ſeyn und mir die Hand küſſen, wenn ich dir Geld geben ſoll zum neuen Rock.“ — Der jüngſte, in volle Wuth gerathen über des Bruders höhnenden Stolz, warf das Meſſer, das er gerade in der Hand hatte, nach ihm hin und traf ihn beinahe zum Tode. Hubert, großes Unglück fürchtend, ſchickte den jüngſten fort nach Petersburg, wo er ſpäter als Offizier unter Suwarow wider die Franzoſen focht und blieb. Vor der Welt das Geheimniß ſeines unredlichen betrügeriſchen Beſitzes kund zu thun, davon hielt ihn die Scham, die Schande, die über ihn kommen würde, zurück, aber entziehen wollte er dem rechtmäßigen Beſitzer keinen Groſchen mehr. Er zog Erkundigungen ein in Genf, und erfuhr, daß die Frau Born, troſtlos über das unbegreifliche Verſchwinden ihres Mannes, geſtorben, daß aber der junge Roderich Born von einem wackern Mann, der ihn aufgenommen, erzogen werde. Da kündigte ſich Hubert unter fremdem Namen als Verwandter des auf der See umgekommenen Kaufmann Born an und ſchickte Summen ein, die hinreichten, den jungen Majoratsherrn ſorglich und anſtändig zu erziehn. Wie er die Ueberſchüſſe der Einkünfte des Majorats ſorgfältig ſammelte; wie er dann teſtamentariſch verfügte, iſt bekannt. Ueber den Tod ſeines Bruders ſprach Hubert in ſonderbaren räthſelhaften Ausdrücken, die ſo viel errathen ließen, daß es damit eine geheimnißvolle Bewandtniß haben mußte, und daß Hubert wenigſtens mittelbar Theil nahm an einer gräßlichen That. Der Inhalt der ſchwarzen Mappe klärte alles auf. Der verrätheriſchen Correſpondenz Huberts mit Daniel lag ein Blatt bei, das Daniel beſchrieben und unterſchrieben hatte. V. las ein Geſtändniß, vor dem ſein Innerſtes erbebte. Auf Daniels Veranlaſſung war Hubert nach R..ſitten gekommen, Daniel war es, der ihm von den gefundenen Einhundert und funfzigtauſend Reichsthalern geſchrieben. Man weiß, wie Hubert von dem Bruder aufgenommen wurde, wie er getäuſcht in allen ſeinen Wünſchen und Hoffnungen fort wollte, wie ihn V. zurückhielt. In Daniels Innerm kochte blutige Rache, die er zu nehmen hatte an dem jungen Menſchen, der ihn hatte ausſtoßen wollen, wie einen räudigen Hund. Der ſchürte und ſchürte an dem Brande, von dem der verzweifelnde Hubert verzehrt wurde. Im Föhrenwalde auf der Wolfsjagd, im Sturm und Schneegeſtöber wurden ſie einig über Wolfgangs Verderben. „Wegſchaffen“ — murmelte Hubert, indem er ſeitwärts wegblickte und die Büchſe anlegte. „Ja, wegſchaffen,“ grinzte Daniel, „aber nicht ſo, nicht ſo“ — Nun vermaß er ſich hoch und theuer, er werde den Freiherrn ermorden und kein Hahn ſolle darnach krähen. Hubert, als er endlich Geld erhalten, that der Anſchlag leid, er wollte fort, um jeder weitern Verſuchung zu widerſtehen. Daniel ſelbſt ſattelte in der Nacht das Pferd und führte es aus dem Stalle, als aber der Baron ſich aufſchwingen wollte, ſprach Daniel mit ſchneidender Stimme: „Ich dächte, Freiherr Hubert, du bliebſt auf dem Majorat, das dir in dieſem Augenblick zugefallen, denn der ſtolze Majoratsherr liegt zerſchmettert in der Gruft des Thurms!“ — Daniel hatte beobachtet, daß, von Golddurſt geplagt, Wolfgang oft in der Nacht aufſtand, vor die Thür trat, die ſonſt zum Thurme führte und mit ſehnſüchtigen Blicken hinabſchaute in die Tiefe, die nach Daniels Verſicherung noch bedeutende Schätze bergen ſollte. Darauf gefaßt ſtand in jener verhängnißvollen Nacht Daniel vor der Thüre des Saals. So wie er den Freiherrn die zum Thurme führende Thür öffnen hörte, trat er hinein und dem Freiherrn nach, der dicht an dem Abgrunde ſtand. Der Freiherr drehte ſich um und rief, als er den verruchten Diener, dem der Mord ſchon aus den Augen blitzte, gewahrte, entſetzt: „Daniel, Daniel, was machſt du hier zu dieſer Stunde!“ Aber da kreiſchte Daniel wild auf: „Hinab mit dir, du räudiger Hund,“ und ſchleuderte mit einem kräftigen Fußſtoß den

Unglücklichen hinunter in die Tiefe! — Ganz erſchüttert von der gräßlichen Unthat fand der Freiherr keine Ruhe auf dem Schloſſe, wo ſein Vater ermordet. Er ging auf ſeine Güter nach Curland und kam nur jedes Jahr zur Herbſtzeit nach R..ſitten. Franz, der alte Franz, behauptete, daß Daniel, deſſen Verbrechen er ahne, noch oft zur Zeit des Vollmonds ſpuke und beſchrieb den Spuk gerade ſo, wie ihn V. ſpäter erfuhr und bannte. — Die Entdeckung dieſer Umſtände, welche das Andenken des Vaters ſchändeten, trieb auch den jungen Freiherrn Hubert fort in die Welt.

So hatte der Großonkel Alles erzählt, nun nahm er meine Hand und ſprach, indem ihm volle Thränen in die Augen traten, mit ſehr weicher Stimme: „Vetter — Vetter — auch ſie, die holde Frau, hat das böſe Verhängniß, die unheimliche Macht, die dort auf dem Stammſchloſſe hauſet, ereilt! Zwei Tage nachdem wir R..ſitten verlaſſen, veranſtaltete der Freiherr zum Beſchluß eine Schlittenfahrt. Er ſelbſt fährt ſeine Gemahlin, doch, als es Thalabwärts geht, reißen die Pferde plötzlich auf unbegreifliche Weiſe ſcheu geworden aus in vollem wüthenden Schnauben und Toben. „Der Alte — der Alte iſt hinter uns her,“ ſchreit die Baronin auf mit ſchneidender Stimme! In dem Augenblick wird ſie durch einen Stoß, der den Schlitten umwirft, weit fortgeſchleudert. — Man findet ſie leblos — ſie iſt hin! — Der Freiherr kann ſich nimmer tröſten, ſeine Ruhe iſt die eines Sterbenden! — Nimmer kommen wir wieder nach R..ſitten, Vetter!“ —

Der alte Großonkel ſchwieg, ich ſchied von ihm mit zerriſſenem Herzen, und nur die Alles beſchwichtigende Zeit konnte den tiefen Schmerz lindern, in dem ich vergehen zu müſſen glaubte.

Jahre waren vergangen. V. ruhte längſt im Grabe, ich hatte mein Vaterland verlaſſen. Da trieb mich der Sturm des Krieges, der verwüſtend über ganz Deutſchland hinbrauſte, in den Norden hinein, fort nach Petersburg. Auf der Rückreiſe, nicht mehr weit von K., fuhr ich in einer finſtern Sommernacht dem Geſtade der Oſtſee entlang, als ich vor mir am Himmel einen großen funkelnden Stern erblickte. Näher gekommen gewahrte ich wohl an der rothen flackernden Flamme, daß das, was ich für einen Stern gehalten, ein ſtarkes Feuer ſeyn müſſe, ohne zu begreifen, wie es ſo hoch in den Lüften ſchweben könne. „Schwager! was iſt das für ein Feuer, dort vor uns?“ frug ich den Poſtillon. „Ei,“ erwiderte dieſer, „ei, das iſt kein Feuer, das iſt der Leuchtthurm von R..ſitten.“ R..ſitten! — ſo wie der Poſtillon den Namen nannte, ſprang im hellen Leben das Bild jener verhängnißvollen Herbſttage hervor, die ich dort verlebte. Ich ſah den Baron — Seraphinen, aber auch die alten wunderlichen Tanten, mich ſelbſt mit blankem Milchgeſicht, ſchön friſirt und gepudert, in zartes Himmelblau gekleidet — ja mich den Verliebten, der wie ein Ofen ſeufzt, mit Jammerlied auf ſeiner Liebſten Braue! — In der tiefen Wehmuth, die mich durchbebte, flackerten wie bunte Lichterchen V..s derbe Späße auf, die mir nun ergötzlicher waren als damals. So von Schmerz und wunderbarer Luſt bewegt, ſtieg ich am frühen Morgen in R..ſitten aus dem Wagen, der vor der Poſtexpedition hielt. Ich erkannte das Haus des Oekonomieinſpektors, ich frug nach ihm. „Mit Verlaub,“ ſprach der Poſtſchreiber, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und an der Nachtmütze rückte, „mit Verlaub, hier iſt kein Oekonomieinſpektor, es iſt ein königliches Amt und der Herr Amtsrath belieben noch zu ſchlafen.“ Auf weiteres Fragen erfuhr ich, daß ſchon vor ſechzehn Jahren der Freiherr Roderich von R., der letzte Majoratsbeſitzer, ohne Deſcendenten geſtorben und das Majorat der Stiftungsurkunde gemäß dem Staate anheimgefallen ſey. — Ich ging hinauf nach dem Schloß, es lag in Ruinen zuſammengeſtürzt. Man hatte einen großen Theil der Steine zu dem Leuchtthurm benutzt, ſo verſicherte ein alter Bauer, der aus dem Föhrenwalde kam und mit dem ich mich ins Geſpräch einließ. Der wußte auch noch von dem Spuk zu erzählen, wie er auf dem Schloſſe gehauſt haben ſollte und verſicherte, daß noch jetzt ſich oft, zumal beim Vollmonde, grauenvolle Klagelaute in dem Geſtein hören ließen.

Armer alter, kurzſichtiger Roderich! welche böſe Macht beſchworſt du herauf, die den Stamm, den du mit feſter Wurzel für die Ewigkeit zu pflanzen gedachteſt, im erſten Aufkeimen zum Tode vergiftete.

Das Gelübde.

Am Michaelistage, eben als bei den Carmelitern die Abendhora eingeläutet wurde, fuhr ein mit vier Poſtpferden beſpannter ſtattlicher Reiſewagen, donnernd und raſſelnd durch die Gaſſen des kleinen polniſchen Gränzſtädtchens L., und hielt endlich ſtill vor der Hausthür des alten teutſchen Bürgermeiſters. Neugierig ſteckten die Kinder die Köpfe zum Fenſter heraus, aber die Hausfrau ſtand auf von ihrem Sitze und rief, indem ſie gar unmuthig ihr Nähzeug auf den Tiſch warf, dem Alten, der aus dem Nebenzimmer ſchnell eintrat, entgegen: „Schon wieder Fremde, die unſer ſtilles Haus für eine Gaſtwirthſchaft halten, das kommt aber von dem Wahrzeichen her. Warum haſt du auch die ſteinerne Taube über der Thür aufs neue vergolden laſſen!“ Der Alte lächelte ſchlau und bedeutſam ohne etwas zu erwidern; im Augenblick hatte er den Schlafrock abgeworfen, das Ehrenkleid, das vom Kirchgange her noch wohlgebürſtet über der Stuhllehne hing, angezogen, und ehe die ganz erſtaunte Frau den Mund zur Frage öffnen konnte, ſtand er ſchon, ſein Sammtmützchen unterm Arm, ſo daß ſein ſilberweißes Haupt in der Dämmerung hell aufſchimmerte, vor dem Kutſchenſchlage, den indeſſen ein Diener geöffnet. Eine ältliche Frau im grauen Reiſemantel ſtieg aus dem Wagen, ihr folgte eine hohe jugendliche Geſtalt mit dicht verhülltem Antlitz, die auf des Bürgermeiſters Arm geſtützt, in das Haus hinein mehr wankte als ſchritt, und kaum ins Zimmer getreten, wie halb entſeelt in den Lehnſtuhl ſank, den die Hausfrau auf des Alten Wink ſchnell herangerückt: Die ältere Frau ſprach leiſe und ſehr wehmüthig zu dem Bürgermeiſter: „Das arme Kind! — ich muß wohl noch einige Augenblicke bei ihr verweilen,“ damit machte ſie Anſtalt ihren Reiſemantel herunterzuziehen, worin ihr des Bürgermeiſters ältere Tochter beiſtand, ſo daß bald ihr Nonnengewand, ſo wie ein auf der Bruſt funkelndes Kreuz ſichtbar wurde, welches ſie als Aebtiſſin eines Ciſterzienſer Nonnenkloſters darſtellte. Die verhüllte Dame hatte unterdeſſen nur durch ein leiſes, kaum vernehmbares Aechzen kund gethan, daß ſie noch lebe und endlich die Hausfrau um ein Glas Waſſer gebeten. Die brachte aber allerlei ſtärkende Tropfen und Eſſenzen herbei, und pries ihre Wunderkraft, indem ſie die Dame bat, doch nur die dicken ſchweren Schleier, die ihr alles freie Athmen verhindern müßten, abzulegen. Mit der Hand jede Annäherung der Hausfrau abwehrend, mit allen Zeichen des Abſcheues den Kopf zurückbeugend, verwarf aber die Kranke den Vorſchlag, und ſelbſt, als ſie endlich es ſich gefallen ließ, den Duft einer ſtarken Lebenseſſenz einzuziehen, als ſie etwas von dem verlangten Waſſer, in das die beſorgte Hausfrau einige Tropfen eines bewährten Elixirs hineingethan, genoß, that ſie alles dies unter den Schleiern, ohne ſie nur im mindeſten zu lüpfen. „Ihr habt doch, mein lieber, alter Herr!“ wandte ſich die Aebtiſſin zum Bürgermeiſter, „Ihr habt doch Alles ſo bereitet, wie es gewünſcht worden?“ „Ja wohl,“ erwiderte der Alte, „ja wohl! ich hoffe, mein durchlauchtigſter Fürſt ſoll mit mir zufrieden ſeyn, ſo wie die Dame, für die ich Alles zu thun bereit bin, was nur in meinen Kräften ſteht.“ „So laßt mich,“ fuhr die Aebtiſſin fort, „mit meinem armen Kinde noch einige Augenblicke allein.“ Die Familie mußte das Zimmer verlaſſen. Man hörte, wie die Aebtiſſin eifrig und ſalbungsvoll der Dame zuſprach, und wie dieſe endlich auch zu reden begann mit einem Ton, der tief bis ins Herz drang. Ohne gerade zu horchen, blieb denn doch die Hausfrau an der Thüre des Zimmers ſtehen, indeſſen wurde italiäniſch geſprochen, und ſelbſt dies machte für ſie den ganzen Auftritt geheimnißvoller und vermehrte die Beklommenheit, welche ihr den Mund verſchloß. Frau und Tochter trieb der Alte fort, um für Wein und andere Erfriſchungen zu ſorgen, er ſelbſt ging in das Zimmer zurück. Getröſteter, gefaßter ſchien die verſchleierte Dame, welche mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen vor der Aebtiſſin ſtand. Dieſe verſchmähte es nicht, etwas von den Erfriſchungen anzunehmen, die ihr die Hausfrau darbot, dann rief ſie: „Nun iſt es Zeit!“ Die verſchleierte Dame ſank nieder auf die Knie, die Aebtiſſin legte die Hände auf ihr Haupt und ſprach leiſe Gebete. Als dieſe geendet, ſchloß ſie, indem häufige Thränen ihr über die Wangen rollten, die Verſchleierte in die Arme und drückte ſie heftig wie im Uebermaß des Schmerzes an die Bruſt, dann gab ſie gefaßt und würdevoll der Familie die Benediktion und eilte, vom Alten begleitet, raſch in den Wagen, vor dem die friſch angelegten Poſtpferde laut wieherten. In vollem Juchzen und Blaſen zog der Poſtillon durch die Gaſſen zum Thore hinaus. Als nun die Hausfrau gewahrte, daß die verſchleierte Dame, für die man ein Paar ſchwere Koffer vom Wagen abgepackt und hineingetragen, da blieb, wohl gar auf lange Zeit eingezogen ſey, konnte ſie ſich gar nicht laſſen vor peinlicher Neugier und Sorge. Sie trat hinaus auf den Hausflur und dem Alten, der eben in das Zimmer wollte, in den Weg. „Um Chriſtus willen," flüſterte ſie leiſe und ängſtlich, „um Chriſtus willen, welch' einen Gaſt bringſt du mir ins Haus, denn du weißt doch ja von Allem und haſt es mir nur verſchwiegen." „Alles was ich weiß, ſollſt du auch erfahren," erwiderte der Alte ganz ruhig. „Ach, ach!" fuhr die Frau noch ängſtlicher fort, „du weißt aber vielleicht nicht Alles; wärſt du nur jetzt im Zimmer geweſen. So wie die Frau Aebtiſſin abgefahren, mochte es der Dame doch wohl zu beklommen werden in ihren dicken Schleiern. Sie nahm den großen ſchwarzen Kreppflor, der ihr bis an die Knie reichte, herab, und da ſah ich" — „Nun was ſahſt du denn," fiel der Alte der Frau, die zitternd ſich umſchaute, als erblicke ſie Geſpenſter, in die Rede. „Nein," ſprach die Frau weiter, „die Geſichtszüge konnte ich unter den dünnen Schleiern gar nicht deutlich erkennen, aber wohl die Todtenfarbe, ach die gräuliche Todtenfarbe. Aber nun Alter, nun merk' auf: deutlich, nur zu deutlich, ganz ſonnenklar liegts am Tage, daß die Dame guter Hoffnung iſt. In wenigen Wochen kommt ſie in's Kindbett." „Das weiß ich ja, Frau," ſprach der Alte ganz mürriſch, „und damit du nur nicht umkommen mögeſt vor Neugier und Unruhe, will ich dir mit zwei Worten alles erklären. Wiſſe alſo, daß Fürſt Z. unſer hoher Gönner mir vor einigen Wochen ſchrieb, die Aebtiſſin des Ciſterzienſerkloſters in O. werde mir eine Dame bringen, die ich bei mir in meinem Hauſe aufnehmen ſolle, in aller Stille, jedes Aufſehen ſorglich vermeidend. Die Dame, welche nicht anders genannt ſeyn wolle, als ſchlechtweg Cöleſtine, werde bei mir ihre nahe Entbindung abwarten, und dann nebſt dem Kinde, das ſie geboren, wieder abgeholt werden. Füge ich nun noch hinzu, daß der Fürſt mir mit den eindringlichſten Worten die ſorgſamſte Pflege der Dame empfohlen und für die erſten Auslagen und Bemühungen einen tüchtigen Beutel mit Dukaten, den du in meiner Commode finden und beäugeln kannſt, beigefügt hat, ſo werden wohl alle Bedenken aufhören." „So müſſen wir," ſprach die Hausfrau, „vielleicht arger Sünde, wie ſie die Vornehmen treiben, die Hand bieten." Noch ehe der Alte darauf etwas erwidern konnte, trat die Tochter zum Zimmer herein, und rief ihn zur Dame, welche ſich nach Ruhe ſehne und in das für ſie beſtimmte Gemach geführt zu werden wünſche. Der Alte hatte die beiden Zimmerchen des obern Stocks ſo gut ausſchmücken laſſen, als er es nur vermochte, und war nicht wenig betreten, als Cöleſtine frug, ob er außer dieſen Gemächern nicht noch eins, deſſen Fenſter hinten heraus gingen, beſitze. Er verneinte das und fügte nur, um ganz gewiſſenhaft zu ſeyn, hinzu, daß zwar noch ein einziges Gemach mit einem Fenſter nach dem Garten heraus, vorhanden, dies dürfte aber gar kein Zimmer, ſondern nur eine ſchlechte Kammer genannt werden; kaum ſo geräumig, um ein Bette, einen Tiſch und einen Stuhl hinein zu ſtellen, ganz einer elenden Kloſterzelle gleich. Cöleſtine verlangte augenblicklich dieſe Kammer zu ſehen, und erklärte, kaum hineingekommen, daß eben dieſes Gemach ihren Wünſchen und Bedürfniſſen angemeſſen ſey, daß ſie nur in dieſem und keinem andern wohnen, und es nur dann, wenn ihr Zuſtand durchaus größeren Raum und eine Krankenwärterin erfodern ſollte, mit einem größeren vertauſchen werde. Verglich der Alte ſchon jetzt dieſes enge Gemach mit einer Kloſterzelle, ſo war es andern Tages ganz dazu geworden. Cöleſtine hatte ein Marienbild an die Wand geheftet und auf den alten hölzernen Tiſch, der unter dem Bilde ſtand, ein Crucifix hingeſtellt. Das Bette beſtand in einem Strohſack und einer wollenen Decke und außer einem hölzernen Schemmel und noch einem kleinen Tiſch, litt Cöleſtine kein anderes Geräth. Die Hausfrau, ausgeſöhnt mit der Fremden durch den tiefen zehrenden Schmerz, der ſich in ihrem ganzen Weſen offenbarte, glaubte nach gewöhnlicher Weiſe ſie aufheitern, unterhalten zu müſſen, die Fremde bat aber mit den rührendſten Worten, eine Einſamkeit nicht zu verſtören, in der allein mit ganz der Jungfrau und den Heiligen zugewandtem Sinn ſie Tröſtung finde. Jedes Tages, ſo wie der Morgen graute, begab ſich Cöleſtine zu den Carmelitern, um die Frühmeſſe zu hören; den übrigen Tag ſchien ſie unausgeſetzt Andachtsübungen gewidmet zu haben, denn ſo oft es auch nöthig wurde ſie in ihrem Zimmer aufzuſuchen, fand man ſie entweder betend oder in frommen Büchern leſend. Sie verſchmähte andere Speiſe als Gemüſe, anderes Getränk als Waſſer, und nur die dringendſten Vorſtellungen des Alten, daß ihr Zuſtand, das Weſen, das in ihr lebe, beſſere Koſt fordere, konnte ſie endlich vermögen zuweilen Fleiſchbrühe und etwas Wein zu genießen. Dieſes ſtrenge klöſterliche Leben, hielt es auch jeder im Hauſe für die Buße begangener Sünde, erweckte doch zu gleicher Zeit inniges Mitleiden und tiefe Ehrfurcht, wozu denn auch der Adel ihrer Geſtalt, die ſiegende Anmuth jeder ihrer Bewegungen nicht wenig beitrug. Was aber dieſen Gefühlen für die fremde Heilige etwas ſchauerliches beimiſchte, war der Umſtand, daß ſie die Schleier durchaus nicht ablegte, ſo daß keiner ihr Geſicht zu erſchauen vermochte. Niemand kam in ihre Nähe, als der Alte und der weibliche Theil ſeiner Familie, und dieſe, niemals aus dem Städtchen gekommen, konnten unmöglich durch das Wiedererkennen eines Geſichts, das ſie vorher nicht geſehen, dem Geheimniß auf die Spur kommen. Wozu alſo die Verhüllung? — Die geſchäftige Phantaſie der Weiber erfand bald ein grauliches Mährchen. Ein fürchterliches Abzeichen (ſo lautete die Fabel), die Spur der Teufelskralle, hatte das Geſicht der Fremden gräßlich verzerrt, und darum die dicken Schleier. Der Alte hatte Mühe dem Gewäſche zu ſteuern und zu verhindern, daß wenigſtens vor der Thür ſeines Hauſes nicht abenteuerliches von der Fremden geſchwatzt wurde, deren Aufenthalt in des Bürgermeiſters Hauſe freilich in der Stadt bekannt geworden. Ihre Gänge nach dem Carmeliterkloſter blieben auch nicht unbemerkt und bald nannte man ſie des Bürgermeiſters ſchwarze Frau, womit freilich ſich von ſelbſt die Idee einer ſpukhaften Erſcheinung verband. Der Zufall wollte, daß eines Tages, als die Tochter der Fremden die Speiſen in das Zimmer brachte, der Luftſtrom den Schleier erfaßte und aufhob; mit Blitzesſchnelle wandte ſich die Fremde, ſo daß ſie ſich in demſelben Moment dem Blick des Mädchens entzog. Dieſe kam aber erblaßt und an allen Gliedern zitternd herab. Keine Verzerrung, aber ſo wie die Mutter ein todtenbleiches, hatte ſie ein marmorweißes Antlitz erſchaut, aus deſſen tiefen Augenhöhlen es ſeltſam hervorblitzte. Der Alte ſchob mit Recht vieles auf des Mädchens Einbildung, aber auch ihm war es, im Grunde genommen, ſo zu Muthe wie allen; er wünſchte das verſtörende Weſen, trotz aller Frömmöglich, die es bewohnt, fort aus seinem Hause. Bald darauf weckte in einer Nacht der Alte die Hausfrau und sagte ihr, daß er schon seit einigen Minuten ein leises Wimmern und Ächzen, ein Klopfen vernehme, das von Cölestinens Zimmer zu kommen scheine. Die Frau, von der Ahnung ergriffen, was das seyn könne, eilte hinauf. Sie fand Cölestinen angezogen und in ihre Schleier gewickelt, auf dem Bette halb ohnmächtig liegen und überzeugte sich bald, daß die Niederkunft nahe sey. Schnell traf man die längst vorbereiteten Anstalten, und in weniger Zeit war ein gesundes holdes Knäblein geboren. Dies Ereigniß, hatte man es auch längst vorausgesehen, trat doch wie unerwartet ein, und vernichtete in seinen Folgen das drückende unheimliche Verhältniß mit der Fremden, welches auf der Familie schwer gelastet hatte. Der Knabe schien, wie ein sühnender Mittler, Cölestinen dem Menschlichen wieder näher zu bringen. Ihr Zustand litt keine strenge ascetische Uebungen, und indem ihre Hülflosigkeit ihr die Menschen, welche sie mit liebender Sorgfalt pflegten, entdeckte, gewöhnte sie sich mehr und mehr an ihren Umgang. Die Hausfrau dagegen, die nun die Kranke warten, ihr selbst die nahrhafte Suppe kochen und darreichen konnte, vergaß in dieser häuslichen Sorge alles Böse, was ihr sonst über die räthselhafte Fremde in den Sinn gekommen. Sie dachte nicht mehr daran, daß ihr ehrbares Haus vielleicht zum Schlupfwinkel der Schande dienen sollte. Der Alte jubelte ganz verjüngt und hätschelte den Knaben, als sey ihm ein Enkelkind geboren, und er, wie alle übrige, hatten sich daran gewöhnt, daß Cölestine verschleiert blieb, ja selbst während der Entbindung. Die Wehmutter hatte ihr schwören müssen, daß, träte je ein Zustand der Bewußtlosigkeit ein, doch die Schleier nicht gelüftet werden sollten, außer von ihr, der Wehmutter selbst, im Fall der Todesgefahr. Es war gewiß, daß die Alte Cölestinen unverschleiert gesehen, sie sagte aber darüber nichts, als: Die arme junge Dame muß sich ja wohl so verhüllen! — Nach einigen Tagen erschien der Carmelitermönch, der den Knaben getauft hatte. Seine Unterredung mit Cölestinen, niemand durfte zugegen seyn, dauerte länger als zwei Stunden. Man hörte ihn eifrig sprechen und beten. Als er fortgegangen, fand man Cölestinen im Lehnstuhl sitzend, auf dem Schooße den Knaben, um dessen kleine Schultern ein Scapulier gelegt war, und der ein Agnus dei auf der Brust trug. Wochen und Monate vergingen, ohne daß, wie der Bürgermeiſter geglaubt hatte, und wie es ihm auch vom Fürſten Z. geſagt worden, Cöleſtine mit dem Kinde abgeholt wurde. Sie hätte ganz eintreten können in den friedlichen Kreis der Familie, wären die fatalen Schleier nicht geweſen, die immer den letzten Schritt zur freundlichen Annäherung hemmten. Der Alte nahm es ſich heraus, dies der Fremden ſelbſt freimüthig zu äußern, doch als ſie mit dumpfem feierlichen Ton erwiderte: Nur im Tode fallen dieſe Schleier, ſchwieg er davon und wünſchte aufs Neue, daß der Wagen mit der Aebtiſſin erſcheinen möge. Der Frühling war herangekommen, von einem Spaziergange kehrte die Familie des Bürgermeiſters heim, Blumenſträuße in den Händen tragend, deren ſchönſte der frommen Cöleſtine beſtimmt waren. Eben als ſie ins Haus treten wollten, ſprengte ein Reiter heran, eifrig nach dem Bürgermeiſter fragend. Der Alte ſprach, er ſei ſelbſt der Bürgermeiſter und ſtehe vor ſeinem Hauſe. Da ſprang der Reiter herab vom Pferde, das er feſtband an den Pfoſten und ſtürzte mit dem gellenden Ruf: „Sie iſt hier, ſie iſt hier,“ ins Haus und die Treppe herauf. Man hörte eine Thür einſchlagen und Cöleſtinens Angſtgeſchrei. Der Alte, von Entſetzen erfaßt, eilte nach. Der Reiter — wie nun ſichtlich, war ein Offizier von der franzöſiſchen Jägergarde mit vielen Orden geſchmückt, hatte den Knaben aus der Wiege geriſſen und in den linken, mit dem Mantel umſchlungenen Arm genommen; den rechten hatte Cöleſtine erfaßt, alle Kraft aufbietend, den Räuber des Kindes zurückzuhalten. Im Ringen riß der Offizier den Schleier herab — ein todtſtarres marmorweißes Antlitz, von ſchwarzen Locken umſchattet, blickte ihn an, glühende Strahlen aus den tiefen Augenhöhlen ſchießend, während ſchneidende Jammertöne aus den halbgeöffneten unbewegten Lippen quollen. Der Alte nahm wahr, daß Cöleſtine eine weiße, dicht anſchließende Maske trug. „Entſetzliches Weib! willſt du, daß auch mich deine Raſerei ergreife?“ ſchrie der Offizier, indem er ſich mit Gewalt losriß, ſo daß Cöleſtine zu Boden ſtürzte. Nun umfaßte ſie aber ſeine Knie, indem ſie mit dem Ausdruck des unſäglichſten Schmerzes, mit einem Ton, der das Herz durchſchnitt, flehte: „Laß mir das Kind! — o laß mir das Kind! — nicht um die ewige Seligkeit ſollſt du mich bringen. — Um Chriſtus — um der heiligen Jungfrau willen — laß mir das Kind — laß mir das Kind.“ — Und bei dieſen Jammertönen regte ſich keine Muskel, regten ſich nicht die Lippen des Todtenantlitzes, ſo daß dem Alten, der Hausfrau — Allen, die ihm gefolgt, vor Grauen das Blut in den Adern ſtockte! „Nein," ſchrie der Offizier wie in heller Verzweiflung, „nein, unmenſchliches, unerbittliches Weib, das Herz konnteſt du aus dieſer Bruſt reißen, aber verderben ſollſt du nicht im heilloſen Wahnſinn das Weſen, das ſich tröſtend an die blutende Wunde legt!" — Feſter drückte der Offizier das Kind an ſich, ſo daß es laut zu weinen begann — da brach Cöleſtine aus in ein dumpfes Heulen: „Rache — des Himmels Rache über dich — du Mörder" — „Laß ab! — laß ab — fort mit dir, du Höllenſpuk" — kreiſchte der Offizier, und ſchleuderte mit einer konvulſiviſchen Bewegung des Fußes Cöleſtinen weit von ſich, und wollte zur Thüre heraus. Der Alte trat ihm in den Weg, er riß aber ſchnell ein Terzerol hervor, rief, die Mündung gegen den Alten gekehrt: „die Kugel durch den Kopf dem, der dem Vater ſein Kind zu entreißen gedenkt," ſtürzte die Treppe herab, ſchwang ſich aufs Pferd ohne das Kind zu laſſen, und ſprengte in vollem Galopp davon. — Die Hausfrau voll Herzensangſt, wie es nun um Cöleſtinen ſtehen, und was nun mit ihr anzufangen ſeyn würde, überwand ihr Grauen vor der entſetzlichen Todtenmaske, und eilte herauf ihr beizuſtehen. Wie erſtaunte ſie, als ſie Cöleſtinen mitten im Zimmer gleich einer Statue mit herabhängenden Armen lautlos ſtehend fand. — Sie redete ſie an, keine Antwort. Nicht vermögend den Anblick der Maske zu tragen, hing ſie ihr die Schleier um, die auf dem Boden lagen, kein Regen und Bewegen. Cöleſtine war in einen automatähnlichen Zuſtand geſunken, der die Hausfrau mit neuer Angſt und Pein erfüllte, ſo daß ſie ganz inbrünſtig zu Gott flehte, ſie nur von dieſer unheimlichen Fremden zu befreien. Ihre Bitte wurde zur Stelle erhört, denn eben hielt derſelbe Wagen, der Cöleſtinen gebracht, vor der Thüre. Die Aebtiſſin kam, mit ihr Fürſt Z. des alten Burgermeiſters hoher Gönner. Als der erfahren, was ſich ſo eben zugetragen, ſprach er ſehr mild und ruhig: „So kamen wir zu ſpät, und müſſen uns wohl in Gottes Fügung ſchicken." Man brachte Cöleſtinen herab, die ſich ſtarr und lautlos, ohne Zeichen eignen Willens und eigner Willkühr, fortführen und in den Wagen ſetzen ließ, der ſchnell fortrollte. Dem Alten, der ganzen Familie war ſo zu Muthe, als erwachten ſie nun erſt aus einem böſen ſpukhaften Traum, der ſie ſehr geängſtet. —

Bald darauf, als ſich dies in dem Hauſe des Bürgermeiſters von L. begeben, wurde in dem Ciſterzienſer Nonnenkloſter zu O. eine Logenſchweſter mit ungewöhnlicher Feierlichkeit begraben und ein dumpfes Gerücht ging, daß dieſe Logenſchweſter die Gräfin Hermenegilda von C. geweſen, von der man glaubte, ſie ſey mit ihres Vaters Schweſter, der Fürſtin von Z., nach Italien gegangen. Zur ſelbigen Zeit erſchien Graf Nepomuk von C., Hermenegilda's Vater, in Warſchau und trat, ſich nur ein kleines Gütchen in der Ukraine vorbehaltend, ſeine ſämmtlichen übrigen beträchtlichen Beſitzungen den beiden Söhnen des Fürſten Z., ſeinen Neffen, vermöge eines gerichtlichen Akts ohne Einſchränkung ab. Man fragte nach der Ausſtattung ſeiner Tochter, da hob er den düſtern thränenſchweren Blick gen Himmel und ſagte mit dumpfer Stimme: „Sie iſt ausgeſtattet!" — Er nahm gar keinen Anſtand, nicht allein jenes Gerücht von Hermenegilda's Tode im Kloſter zu O. zu beſtätigen, ſondern auch das beſondere Verhängniß zu offenbaren, das über Hermenegilda gewaltet und ſie einer duldenden Märtyrin gleich frühzeitig in das Grab gezogen. Manche Patrioten, gebeugt, aber nicht zerknickt durch den Fall des Vaterlandes, gedachten den Grafen aufs neue in geheime Verbindungen zu ziehen, die die Herſtellung des polniſchen Staats bezweckten, aber nicht mehr den feurigen, für Freiheit und Vaterland beſeelten Mann, der ſonſt zu jeder gewagten Unternehmung mit unerſchütterlichem Muthe die Hand bot, fanden ſie, ſondern einen ohnmächtigen, von wildem Schmerz zerriſſenen Greis, der allen Welthändeln entfremdet im Begriff ſtand, ſich in tiefer Einſamkeit zu vergraben. Sonſt, zu jener Zeit, als nach der erſten Theilung Polens die Inſurrection vorbereitet wurde, war des Grafen Nepomuk von C. Stammgut der geheime Sammelplatz der Patrioten. Dort entzündeten ſich die Gemüther bei feierlichen Mahlen zum Kampf für das gefallene Vaterland. Dort erſchien wie ein Engelsbild vom Himmel geſendet zur heiligen Weihe Hermenegilda in dem Kreiſe der jungen Helden. Wie es den Frauen ihrer Nation eigen, nahm ſie Theil an allen, ſelbſt an politiſchen Verhandlungen und äußerte, die Lage der Dinge wohl beachtend und erwägend, in einem Alter von noch nicht ſiebzehn Jahren oft, manchmal allen übrigen entgegen, eine Meinung, die von dem außerordentlichſten Scharfſinn, von der klarſten Umſicht zeigte und die mehrentheils den Ausſchlag gab. Nächſt ihr war niemandem das Talent des ſchnellen Ueberblicks, des Auffaſſens und ſcharfgeründeten Darſtellens der Lage der Dinge mehr eigen, als dem Grafen Stanislaus von K., einem feurigen, hochbegabten Jünglinge von zwanzig Jahren. So geſchah es, daß Hermenegilda und Stanislaus oft allein in raſchen Discuſſionen die zur Sprache gebrachten Gegenſtände verhandelten, Vorſchläge prüften — annahmen — verwarfen, andere aufſtellten, und daß die Reſultate des Zweigeſprächs zwiſchen dem Mädchen und dem Jünglinge oft ſelbſt von den alten ſtaatsklugen Männern, die zu Rathe ſaßen, als das Klügſte und Beſte, was zu beginnen, anerkannt werden mußten. Was war natürlicher, als an die Verbindung dieſer beiden zu denken, in deren wunderbaren Talenten das Heil des Vaterlandes emporzukeimen ſchien. Außerdem war aber auch die nähere Verzweigung beider Familien ſchon deshalb in dem Augenblick politiſch wichtig, weil man ſie von verſchiedenem Intereſſe beſeelt glaubte, wie der Fall bei manchen andern Familien in Polen zutraf. Hermenegilda, ganz durchdrungen von dieſen Anſichten, nahm den ihr beſtimmten Gatten als ein Geſchenk des Vaterlandes auf, und ſo wurden mit ihrer feierlichen Verlobung die patriotiſchen Zuſammenkünfte auf dem Gute des Vaters beſchloſſen. Es iſt bekannt, daß die Polen unterlagen, daß mit Kosziusko's Fall eine zu ſehr auf Selbſtvertrauen und falſch vorausgeſetzte Rittertreue baſirte Unternehmung ſcheiterte. Graf Stanislaus, dem ſeine frühere militäriſche Laufbahn, ſeine Jugend und Kraft eine Stelle im Heer anwies, hatte mit Löwenmuth gefochten. Mit Noth ſchmählicher Gefangenſchaft entgangen, auf den Tod verwundet, kam er zurück. Nur Hermenegilda feſſelte ihn noch ans Leben, in ihren Armen glaubte er Troſt, verlorne Hoffnung wiederzufinden. So wie er nur leidlich von ſeinen Wunden geneſen, eilte er auf die Güter des Grafen Nepomuk, um dort aufs neue, aufs ſchmerzlichſte verwundet zu werden. Hermenegilda empfing ihn mit beinahe höhnender Verachtung. „Seh' ich den Helden, der in den Tod gehen wollte für das Vaterland?“ — So rief ſie ihm entgegen; es war, als wenn ſie in thörichtem Wahnſinn den Bräutigam für einen jener Paladine der fabelhaften Ritterzeit gehalten, deſſen Schwert allein Armeen vernichten konnte. Was halfen alle Betheurungen, daß keine menſchliche Kraft zu widerſtehen vermochte dem brauſenden, alles verſchlingenden Strom, der ſich über das Vaterland hinwälzte, was half alles Flehen der inbrünſtigen

Liebe, Hermenegilda, als könnte ſie ihr todtkaltes Herz nur im wilden Treiben der Welthändel entzünden, blieb bei dem Entſchluß, ihre Hand nur dann dem Grafen Stanislaus geben zu wollen, wenn die Fremden aus dem Vaterlande vertrieben ſeyn würden. Der Graf ſah zu ſpät ein, daß Hermenegilda ihn nie liebte, ſo wie er ſich überzeugen mußte, daß die Bedingniß, die Hermenegilda aufſtellte, vielleicht niemals, wenigſtens erſt in geraumer Zeit erfüllt werden konnte. Mit dem Schwur der Treue bis in den Tod verließ er die Geliebte und nahm franzöſiſche Dienſte, die ihn in den Krieg nach Italien führten. — Man ſagt den polniſchen Frauen nach, daß ein eignes launiſches Weſen ſie auszeichne. Tiefes Gefühl, ſich hingebender Leichtſinn, ſtoiſche Selbſtverläugnung, glühende Leidenſchaft, todtſtarre Kälte, alles das, wie es bunt gemiſcht in ihrem Gemüthe liegt, erzeugt das wunderliche unſtete Treiben auf der Oberfläche, das dem Spiel gleicht der in ſtetem Wechſel fortplätſchernden Wellen des im tiefſten Grunde bewegten Bachs. — Gleichgültig ſah Hermenegilda den Bräutigam ſcheiden, aber kaum waren einige Tage vergangen, als ſie ſich von ſolch unausſprechlicher Sehnſucht befangen fühlte, wie ſie nur die glühendſte Liebe erzeugen kann. Der Sturm des Krieges war verrauſcht, die Amneſtie wurde proklamirt, man entließ die polniſchen Offiziere aus der Gefangenſchaft. So geſchah es, daß mehrere von Stanislaus Waffenbrüdern ſich nach und nach auf des Grafen Gute einfanden. Mit tiefem Schmerz gedachte man jener unglücklichen Tage, aber auch mit hoher Begeiſterung des Löwenmuths, womit alle, aber keiner mehr als Stanislaus gefochten. Er hatte die zurückweichenden Bataillone, da, wo ſchon alles verloren ſchien, aufs neue ins Feuer geführt, es war ihm geglückt, die feindlichen Reihen mit ſeiner Reiterei zu durchbrechen. Das Schickſal des Tages wankte, da traf ihn eine Kugel und mit dem Ausruf: Vaterland — Hermenegilda! ſtürzte er in Blut gebadet vom Pferde herab. Jedes Wort dieſer Erzählung war ein Dolchſtich, der tief in Hermenegilda's Herz fuhr. „Nein! ich wußt' es nicht, daß ich ihn unausſprechlich liebte ſeit dem erſten Augenblick, als ich ihn ſah! — Welch' ein hölliſches Blendwerk konnte mich Aermſte verführen, daß ich zu leben gedachte ohne ihn, der mein einziges Leben iſt! — Ich habe ihn in den Tod geſchickt — er kehrt nicht wieder!" — So brach Hermenegilda aus in ſtürmiſche Klagen, die allen in die Seele drangen.

Schlaflos, von ſteter Unruhe gefoltert, durchirrte ſie zur Nachtzeit den Park, und, als vermöge der Nachtwind ihre Worte hinzutragen zu dem fernen Geliebten, rief ſie in die Lüfte hinein: „Stanislaus — Stanislaus — kehre zurück — ich bin es — Hermenegilda iſt es, die dich ruft — hörſt du mich denn nicht — kehre zurück, ſonſt muß ich vergehen in banger Sehnſucht, in troſtloſer Verzweiflung!“ —

Hermenegilda's überreizter Zuſtand ſchien übergehen zu wollen in wirklichen hellen Wahnſinn, der ſie zu tauſend Thorheiten trieb. Graf Nepomuk, voll Kummer und Angſt um das geliebte Kind, glaubte, daß ärztliche Hülfe hier vielleicht wirkſam ſeyn könnte, und es gelang ihm in der That, einen Arzt zu finden, der es ſich gefallen ließ einige Zeit auf dem Gute zu bleiben und ſich der Leidenden anzunehmen. So richtig berechnet ſeine mehr pſychiſche als phyſiſche Curmethode aber auch ſeyn mochte, ſo wenig ſich ihre Wirkung auch ganz ableugnen ließ, ſo blieb es doch zweifelhaft, ob von wirklichem Geneſen jemals die Rede würde ſeyn können, da nach langer Stille ſich ganz unerwartet wieder die ſeltſamſten Paroxismen einſtellten. Ein eignes Abenteuer gab der Sache eine andere Wendung. Hermenegilda hatte eben den kleinen Uhlanen, ein Püppchen, das ſie ſonſt wie den Geliebten ans Herz gedrückt, dem ſie die ſüßeſten Namen gegeben, unwillig ins Feuer geworfen, weil er durchaus nicht ſingen wollte: Podrosz twoia nam ńiemil'a, milsza przyiaszń w Kraiwbyia etc. Im Begriff, von dieſer Expedition in ihr Zimmer zurück zu kehren, befand ſie ſich auf dem Vorſaal, als es klingend und klirrend hinter ihr her ſchritt. Sie ſchaute um ſich, erblickte einen Offizier in voller Uniform der franzöſiſchen Jägergarde, der den linken Arm in der Binde trug, und ſtürzte mit dem lauten Ruf: „Stanislaus, mein Stanislaus!“ ihm ohnmächtig in die Arme. Der Offizier, eingewurzelt im Boden vor Erſtaunen und Ueberraſchung, hatte nicht wenig Mühe Hermenegilda, die groß und üppig gebaut, eben keine geringe Laſt war, mit einem Arm, deſſen er nur mächtig, aufrecht zu erhalten. Er drückte ſie feſt und feſter an ſich, und indem er Hermenegilda's Herz an ſeiner Bruſt ſchlagen fühlte, mußte er ſich geſtehen, daß dies eins der entzückendſten Abenteuer ſey, das er je erlebt. Sekunde auf Sekunde verging, der Offizier ganz entzündet vom Liebesfeuer, das in tauſend elektriſchen Funken der holden Geſtalt, die er in ſeinen Armen hielt, entſtrömte, drückte glühende Küſſe auf die ſüßen Lippen.

So fand ihn Graf Nepomuk, der aus ſeinen Zimmern trat. Auch er rief aufjauchzend vor Freude: „Graf Stanislaus!“ — In dem Augenblick erwachte Hermenegilda, und umſchlang ihn inbrünſtig, indem ſie ganz außer ſich von neuem rief: „Stanislaus! — mein Geliebter! mein Gatte!“ — Der Offizier im ganzen Geſicht glühend, zitternd — außer aller Faſſung, trat einen Schritt zurück, indem er ſich ſanft Hermenegilda's ſtürmiſcher Umarmung entzog. „Es iſt der ſüßeſte Augenblick meines Lebens — aber nicht ſchwelgen will ich in der Seligkeit, die mir nur ein Irrthum bereitet — ich bin ja nicht Stanislaus — ach ich bin es ja nicht.“ — So ſprach der Offizier ſtotternd und zagend; entſetzt prallte Hermenegilda zurück, und als ſie ſich, den Offizier ſchärfer ins Auge faſſend, überzeugt, daß die freilich ganz wunderbare Aehnlichkeit des Offiziers mit dem Geliebten ſie getäuſcht, eilte ſie fort laut jammernd und klagend. Graf Nepomuk konnte, da der Offizier ſich nun als den jüngern Vetter des Grafen Stanislaus, als den Grafen Xaver von R. kund that, es kaum für möglich halten, daß der Knabe in ſo kurzer Zeit zum kräftigen Jüngling herangewachſen. Freilich kam hinzu, daß die Strapazen des Krieges dem Geſicht, der ganzen Haltung, einen männlichern Charakter gaben, als es ſonſt der Fall geweſen ſeyn würde. Graf Xaver hatte nämlich mit ſeinem ältern Vetter Stanislaus zugleich das Vaterland verlaſſen, wie er, franzöſiſche Kriegsdienſte genommen und in Italien gefochten. Damals kaum achtzehn Jahre alt, zeichnete er ſich doch bald als beſonnener und löwenkühner Kriegsheld auf ſolche Weiſe aus, daß ihn der Feldherr zu ſeinem Adjutanten erhob, und jetzt war er, ein zwanzigjähriger Jüngling, ſchon zum Obriſten heraufgeſtiegen. Erhaltene Wunden nöthigten ihn einige Zeit auszuruhen. Er kehrte in das Vaterland zurück, und Aufträge von Stanislaus an die Geliebte führten ihn auf den Landſitz des Grafen Nepomuk, wo er empfangen wurde, als ſey er der Geliebte ſelbſt. Graf Nepomuk und der Arzt, beide gaben ſich alle nur erſinnliche Mühe, Hermenegilda, die ganz vernichtet von Scham und bitterm Schmerz, ihr Zimmer nicht verlaſſen wollte, ſo lange Xaver im Hauſe, zu beruhigen, aber umſonſt. Xaver war außer ſich, daß er Hermenegilda nicht wieder ſehen ſollte. Er ſchrieb ihr, daß er unverſchuldet eine für ihn unglückliche Aehnlichkeit zu hart büße. Aber nicht ihn allein, ſondern den Geliebten, Stanislaus ſelbſt träfe das von jenem verhängnißvollen Moment erzeugte Mißgeſchick, da ihm, dem Ueberbringer ſüßer Liebesbotſchaft, jetzt alle Gelegenheit geraubt worden, ihr ſelbſt, wie er geſollt, den Brief, den er von Stanislaus bei ſich trage, einzuhändigen, und noch alles von Mund zu Mund hinzuzufügen, was Stanislaus in der Haſt des Augenblicks nicht mehr ſchreiben konnte. Hermenegilda's Kammerfrau, die Xaver in ſein Intereſſe gezogen, übernahm die Beſtellung zur günſtigen Stunde, und was dem Vater, dem Arzt nicht gelungen, bewirkte Xaver durch ſein Schreiben. Hermenegilda entſchloß ſich ihn zu ſehen. In tiefem Schweigen, mit niedergeſenktem Blick empfing ſie ihn in ihrem Gemach. Xaver nahte ſich mit leiſem ſchwankenden Schritt, er nahm Platz vor dem Sopha, auf dem ſie ſaß, aber indem er ſich herabbeugte von dem Stuhl, kniete er mehr vor Hermenegilda, als daß er ſaß, und ſo flehte er in den rührendſten Ausdrücken, mit einem Ton, als habe er ſich des unverzeihlichſten Verbrechens anzuklagen, nicht auf ſein Haupt möge ſie die Schuld des Irrthums laden, der ihn die Seligkeit des geliebten Freundes empfinden laſſen. Nicht ihn, nein Stanislaus ſelbſt habe ſie in der Wonne des Wiederſehens umarmt. Er übergab den Brief, und fing an von Stanislaus zu erzählen, wie er mit ächtritterlicher Treue ſelbſt im blutigen Kampf ſeiner Dame gedenke, wie nur ſein Herz glühe für Freiheit und Vaterland u. ſ. w. Xaver erzählte mit lebendigem Feuer, er riß Hermenegilden hin, die alle Scheu bald überwunden, den zauberiſchen Blick ihrer Himmelsaugen unverwandt auf ihn richtete, ſo daß er, ein neuer, von Turandots Blick getroffener, Calaf, durchbebt von ſüßer Wonne, nur mühſam die Erzählung fortſpann. Ohne es ſelbſt zu wiſſen, bedrängt von dem innern Kampf gegen die Leidenſchaft, die in hellen Flammen auflodern wollte, verlor er ſich in die weitläuftige Beſchreibung einzelner Gefechte. Er ſprach von Cavallerieangriffen — geſprengten Maſſen — eroberten Batterien. — Ungeduldig unterbrach ihn Hermenegilda, indem ſie rief: „O, weg mit dieſen blutigen Scenen eines Schauſpiels der Hölle — ſage — ſage mir nur, daß er mich liebt, daß Stanislaus mich liebt!“ — Da ergriff Xaver, ganz ermuthigt, Hermenegilda's Hand, die er heftig an ſeine Bruſt drückte. „Höre ihn ſelbſt, deinen Stanislaus!“ ſo rief er, und nun ſtrömten die Betheurungen der glühendſten Liebe, wie ſie nur dem Wahnſinn der verzehrendſten Leidenſchaft eigen, von ſeinen Lippen. Er war zu Hermenegilda's Füßen geſunken, ſie hatte ihn mit beiden Armen umſchlungen, aber indem er ſchnell aufgeſprungen ſie an ſeine Bruſt drücken wollte, fühlte er ſich heftig zurückgeſtoßen. Hermenegilda ſah ihn mit ſtarrem ſeltſamen Blick an, und ſprach mit dumpfer Stimme: „Eitle Puppe, wenn ich dich auch zum Leben erwärme an meiner Bruſt, ſo biſt du doch nicht Stanislaus, und kannſt es auch nimmer werden!“ — Hierauf verließ ſie das Zimmer mit leiſen langſamen Schritten. Xaver ſah' zu ſpät ſeine Unbeſonnenheit ein. Daß er bis zum Wahnſinn in Hermenegilda, in die Braut des verwandten Freundes verliebt ſey, fühlte er nur zu lebhaft, eben ſo aber auch, daß er bei jedem Schritt, den er zu Gunſten ſeiner thörichten Leidenſchaft zu thun geſonnen, ſich würde treuloſen Freundſchaftsbruch vorwerfen müſſen. Schnell abreiſen, ohne Hermenegilda wieder zu ſehen, das war der heroiſche Entſchluß, den er wirklich auf der Stelle ſo weit ausführte, daß er zu packen und ſeinen Wagen anzuſpannen befahl. Graf Nepomuk war hoch verwundert, als Xaver von ihm Abſchied nahm; er bot alles auf ihn feſtzuhalten, doch mit einer Feſtigkeit, mehr von einer Art Krampf, als von wahrer Geiſtesſtärke erzeugt, blieb Xaver dabei, daß beſondere Urſachen ihn forttrieben. Den Säbel umgeſchnallt, die Feldmütze in der Hand, ſtand er in der Mitte des Zimmers, der Bediente mit dem Mantel auf dem Vorſaal — Unten vor der Thüre wieherten ungeduldig die Pferde. — Da ging die Thür auf, Hermenegilda trat herein, mit unbeſchreiblicher Anmuth ſchritt ſie auf den Grafen zu, und ſprach holdlächelnd: „Sie wollen fort, lieber Xaver? — und noch ſo vieles dacht' ich von meinem geliebten Stanislaus zu hören! — Wiſſen Sie wohl, daß mich Ihre Erzählungen wunderbar tröſten?“ — Xaver ſchlug hocherröthend die Augen nieder, man nahm Platz, Graf Nepomuk verſicherte einmal über das andere, ſeit vielen Monaten habe er Hermenegilda nicht in dieſer heitern unbefangenen Stimmung geſehen. Auf ſeinen Wink wurde, da die Zeit herangekommen, die Abendtafel in demſelben Zimmer bereitet. Der edelſte Ungarwein perlte in den Gläſern, und volle Gluth auf den Wangen nippte Hermenegilda aus dem gefüllten Pokal hochfeiernd das Andenken des Geliebten, Freiheit und Vaterland. Zur Nacht reiſe ich fort, dachte Xaver im Innern, und frug in der That, als die Tafel aufgehoben, den Bedienten, ob der Wagen warte; der, erwiderte der Bediente, ſey längſt, wie Graf Nepomuk befohlen, abgepackt und abgeſpannt in die Remiſe geſchoben, die Pferde fräßen im Stall und Wouciech ſchnarche auf dem Strohſack. Xaver ließ es dabei bewenden. Hermenegilda's unvermuthete Erſcheinung hatte den Grafen überzeugt, daß es nicht allein möglich, ſondern auch räthlich und angenehm ſey zu bleiben, und von dieſer Ueberzeugung kam er zu der andern, daß es nur darauf ankomme ſich zu beſiegen, das heißt, Ausbrüchen der innern Leidenſchaft zu wehren, die, den geiſteskranken Zuſtand Hermenegilda's aufreizend, nur ihm in jeder Hinſicht verderblich werden könnten. Wie dann nun alles ſich weiter fügen würde, ſo beſchloß Xaver ſeine Betrachtung, ſollte ſelbſt Hermenegilda aus ihren Träumen erwacht, die heitere Gegenwart der düſtern Zukunft vorziehen, das liege denn alles in der Conſtellation zuſammenwirkender Umſtände, und an Treuloſigkeit, an Freundſchaftsbruch ſey nicht zu denken. So wie Xaver andern Tages Hermenegilda wieder ſah, gelang es ihm in der That, indem er ſorglich auch das Kleinſte vermied, was ſein zu heißes Blut hätte in Wallung ſetzen können, ſeine Leidenſchaft niederzukämpfen. In den Schranken der ſtrengſten Sitte bleibend, ja ſelbſt ein froſtig Ceremoniell beachtend, gab er nur dem Geſpräch die Schwingen jener Galanterie, die den Weibern mit ſüßem Zucker verderbliches Gift beibringt. Xaver, ein zwanzigjähriger Jüngling, in eigentlichen Liebeshändeln unerfahren, entfaltete, von dem ſichern Takt fürs Böſe im Innern geleitet, die Kunſt des erfahrnen Meiſters. Nur von Stanislaus, von ſeiner unausſprechlichen Liebe zur ſüßen Braut, ſprach er, aber durch die volle Gluth, die er dann entzündet, wußte er geſchickt ſein eignes Bild durchſchimmern zu laſſen, ſo daß Hermenegilda in arger Verwirrung ſelbſt nicht wußte, wie beide Bilder, das des abweſenden Stanislaus und das des gegenwärtigen Xaver, trennen. Xavers Geſellſchaft wurde bald der aufgeregten Hermenegilda zum Bedürfniß, und ſo geſchah es, daß man ſie beinahe beſtändig, und oft wie im traulichen Liebesgeſpräch zuſammen ſah. Die Gewohnheit überwand mehr und mehr Hermenegilda's Scheu und in eben dem Grade überſchritt Xaver jene Schranken des froſtigen Ceremoniells, in die er ſich Anfangs mit klugem Vorbedacht gebannt hatte. Arm in Arm gingen Hermenegilda und Xaver in dem Park umher, und ſorglos ließ ſie ihre Hand in der ſeinigen, wenn er im Zimmer neben ihr ſitzend von dem glücklichen Stanislaus erzählte. Kam es nicht auf Staatshändel, auf die Sache des Vaterlandes an, ſo war Graf Nepomuk eben keines Blickes in die Tiefe fähig, er begnügte ſich mit dem, was er auf der Oberfläche wahrzunehmen im Stande, ſein für alles übrige todtes Gemüth vermochte die vorüberfliehenden Bilder des Lebens nur dem Spiegel gleich im Moment zu reflektiren, ſpurlos ſchwanden ſie dahin. Ohne Hermenegilda's inneres Weſen zu ahnen, hielt er es für gut, daß ſie endlich die Püppchen, die bei ihrem thörigten wahnſinnigen Treiben den Geliebten vorſtellen mußten, mit einem lebendigen Jüngling vertauſcht, und glaubte mit vieler Schlauheit vorauszuſehen, daß Xaver, der ihm als Schwiegerſohn eben ſo lieb, bald ganz in Stanislaus Stelle treten werde. Er dachte nicht mehr an den treuen Stanislaus. Xaver glaubte dieſes ebenfalls, da nun, nachdem ein Paar Monate vergangen, Hermenegilda, ſo ſehr ihr ganzes Weſen auch von dem Andenken an Stanislaus erfüllt ſchien, es ſich doch gefallen ließ, daß Xaver mehr und mehr ſich ihr annäherte mit eigner Bewerbung. Eines Morgens hieß es, daß Hermenegilda ſich in ihre Gemächer mit der Kammerfrau eingeſchloſſen habe, und durchaus niemanden ſehen wolle. Graf Nepomuk glaubte nicht anders, als daß ein neuer Paroxismus eingetreten ſey, der ſich bald legen werde. Er bat den Grafen Xaver, die Gewalt, die er über Hermenegilda gewonnen, jetzt zu ihrem Heil zu üben, wie erſtaunte er aber, als Xaver es nicht allein durchaus verweigerte, ſich Hermenegilda auf irgend eine Weiſe zu nähern, ſondern ſich auch in ſeinem ganzen Weſen auf eigne Art verändert zeigte. Statt wie ſonſt beinahe zu keck aufzutreten, war er verſchüchtert, als habe er Geſpenſter geſehen, der Ton ſeiner Stimme ſchwankend — der Ausdruck matt und unzuſammenhängend. — Er ſprach davon, daß er nun durchaus nach Warſchau müßte, daß er Hermenegilden wohl niemals wiederſehen werde — daß in der letzten Zeit ihr verſtörtes Weſen ihm Grauen und Entſetzen erregt — daß er Verzicht geleiſtet auf alles Glück der Liebe, daß er nun erſt in der an Wahnſinn gränzenden Treue Hermenegilda's die Treuloſigkeit, die er an dem Freunde begehen wollen, zu ſeiner tiefſten Beſchämung fühle, daß ſchleunige Flucht ſein einziges Rettungsmittel ſey. Graf Nepomuk begriff alles nicht, nur ſchien es ihm endlich klar zu werden, daß Hermenegilda's wahnſinnige Schwärmerei den Jüngling angeſteckt. Er ſuchte ihm dies zu beweiſen, doch umſonſt. Xaver widerſtrebte um ſo heftiger als dringender Nepomuk ihm die Nothwendigkeit bewies, daß er Hermenegilda von allen Bizarrerien heilen, folglich ſie wieder ſehen müſſe. Schnell war der Streit geendet, als Xaver, wie von unſichtbarer unwiderſtehlicher Gewalt getrieben, hinabrannte, ſich in den Wagen warf und davon fuhr.

Graf Nepomuk, voller Gram und Zorn über Hermenegilda's Betragen, bekümmerte ſich nicht mehr um ſie, und ſo geſchah es, daß mehrere Tage vergingen, die ſie ungeſtört, auf ihrem Zimmer eingeſchloſſen, von niemandem als ihrer Kammerfrau geſehen, zubrachte.

In tiefen Gedanken, ganz erfüllt von den Heldenthaten jenes Mannes, den die Polen damals anbeteten wie ein falſches Götzenbild, ſaß Nepomuk eines Tages in ſeinem Zimmer, als die Thür aufging und Hermenegilda in voller Trauer mit lang herabhängendem Witwenſchleier eintrat. Langſamen feierlichen Schrittes nahte ſie ſich dem Grafen, ließ ſich dann auf die Knie nieder und ſprach mit bebender Stimme: „O mein Vater — Graf Stanislaus, mein geliebter Gatte, iſt hinüber — er fiel als Held im blutigen Kampf: — vor dir kniet ſeine bejammernswerthe Witwe!“ — Graf Nepomuk mußte dies um ſo mehr für einen neuen Ausbruch der zerrütteten Gemüthsſtimmung Hermenegilda's halten, als noch Tages zuvor Nachrichten von dem Wohlbefinden des Grafen Stanislaus eingelaufen waren. Er hob Hermenegilden ſanft auf, indem er ſprach: „Beruhige dich liebe Tochter, Stanislaus iſt wohl, bald eilt er in deine Arme.“ Da athmete Hermenegilda auf wie im ſchweren Todesſeufzer und ſank von wildem Schmerz zerriſſen neben dem Grafen hin in die Polſter des Sophas. Doch nach wenigen Sekunden wieder zu ſich ſelbſt gekommen, ſprach ſie mit wunderbarer Ruhe und Faſſung: „Laß es mich dir ſagen, lieber Vater! wie ſich alles begeben, denn du mußt es wiſſen, damit du in mir die Witwe des Grafen Stanislaus von R. erkenneſt. — Wiſſe, daß ich vor ſechs Tagen in der Abenddämmerung mich in dem Pavillon an der Südſeite unſeres Parks befand. Alle meine Gedanken, mein ganzes Weſen dem Geliebten zugewendet, fühlt' ich meine Augen ſich unwillkürlich ſchließen, nicht in Schlaf, nein, in einen ſeltſamen Zuſtand verſank ich, den ich nicht anders nennen kann, als waches Träumen. Aber bald ſchwirrte und dröhnte es um mich her, ich vernahm ein wildes Getümmel, es fiel ganz in der Nähe Schuß auf Schuß. Ich fuhr auf, und war nicht wenig erſtaunt mich in einer Feldhütte zu befinden. Vor mir kniete er ſelbſt — mein Stanislaus. — Ich umſchlang ihn mit meinen Armen, ich drückte ihn an meine Bruſt — Gelobt ſey Gott, rief er, du lebſt, du biſt mein! — Er ſagte mir, ich ſey gleich nach der Trauung in tiefe Ohnmacht geſunken, und ich thörigt Ding erinnerte mich jetzt erſt, daß ja Pater Cyprianus, den ich in dieſem Augenblick erſt zur Feldhütte hinausſchreiten ſah, uns eben in der nahen Kapelle unter dem Donner des Geſchützes, unter dem Toben der nahen Schlacht getraut hatte. Der goldne Trauring blinkte an meinem Finger. Die Seligkeit, mit der ich nun aufs neue den Gatten umarmte, war unbeſchreiblich; nie gefühltes namenloſes Entzücken des beglückten Weibes durchbebte mein Inneres — mir ſchwanden die Sinne — da wehte es mich an mit eiskaltem Froſt — Ich ſchlug die Augen auf — entſetzlich! mitten im Gewühl der wilden Schlacht — vor mir die brennende Feldhütte, aus der man mich wahrſcheinlich gerettet! — Stanislaus bedrängt von feindlichen Reitern — Freunde ſprengten heran ihn zu retten — zu ſpät, von hinten haut ihn ein Reiter herab vom Pferde.“ — Aufs neue ſank Hermenegilda überwältigt von dem entſetzlichen Schmerz ohnmächtig zuſammen. Nepomuk eilte nach ſtärkenden Mitteln, doch es bedurfte ihrer nicht, mit wunderbarer Kraft faßte ſich Hermenegilda zuſammen. „Der Wille des Himmels iſt erfüllt,“ ſprach ſie dumpf und feierlich, „nicht zu klagen ziemt es mir, aber bis zum Tode dem Gatten treu, ſoll kein irdiſches Bündniß mich von ihm trennen. Um ihn trauern, für ihn, für unſer Heil beten, das iſt jetzt meine Beſtimmung, und nichts ſoll dieſe mir verſtören.“ Graf Nepomuk mußte mit vollem Recht glauben, daß der innerlich brütende Wahnſinn Hermenegilda’s ſich durch jene Viſion Luft gemacht habe, und da die ruhige klöſterliche Trauer Hermenegilda’s um den Gatten kein ausſchweifendes beunruhigendes Treiben zuließ, ſo war dem Grafen Nepomuk dieſer Zuſtand, den die Ankunft des Grafen Stanislaus ſchnell enden mußte, ganz recht. Ließ Nepomuk zuweilen etwas von Träumereien und Viſionen fallen, ſo lächelte Hermenegilda ſchmerzlich, dann drückte ſie aber den goldnen Ring, den ſie am Finger trug, an den Mund und benetzte ihn mit heißen Thränen. Graf Nepomuk bemerkte mit Erſtaunen, daß dieſer Ring wirklich ein ganz fremder war, den er nie bei ſeiner Tochter geſehen, da es indeſſen tauſend Fälle gab, wie ſie dazu gekommen ſeyn konnte, ſo gab er ſich nicht einmal die Mühe weiter nachzuforſchen. Wichtiger war ihm die böſe Nachricht, daß Graf Stanislaus in feindliche Gefangenſchaft gerathen ſey. Hermenegilda fing an auf eigne Weiſe zu kränkeln, ſie klagte oft über eine ſeltſame Empfindung, die ſie eben nicht Krankheit nennen könne, die aber ihr ganzes Weſen auf ſeltſame Art durchbebe. Um dieſe Zeit kam Fürſt Z. mit ſeiner Gemahlin. Die Fürſtin hatte, als Hermenegilda's Mutter frühzeitig ſtarb, ihre Stelle vertreten und ſchon deshalb wurde ſie von ihr mit kindlicher Hingebung empfangen. Hermenegilda erſchloß der würdigen Frau ihr ganzes Herz und klagte mit der bitterſten Wehmuth, daß, unerachtet ſie für die Wahrheit aller Umſtände Rückſichts der wirklich vollzogenen Trauung mit Stanislaus, die überzeugendſten Beweiſe habe, man ſie doch eine wahnſinnige Träumerin ſchelte. Die Fürſtin, von allem unterrichtet und von Hermenegilda's zerrüttetem Gemüthszuſtande überzeugt, hütete ſich wohl ihr zu widerſprechen; ſie begnügte ſich damit, ihr zu verſichern, daß die Zeit alles aufklären werde und daß es wohlgethan ſey, ſich in frommer Demuth dem Willen des Himmels ganz zu ergeben. Aufmerkſamer wurde die Fürſtin, als Hermenegilda von ihrem körperlichen Zuſtande ſprach und die ſonderbaren Anfälle beſchrieb, die ihr Inneres zu verſtören ſchienen. Man ſah, wie die Fürſtin mit der ängſtlichſten Sorgfalt über Hermenegilda wachte und wie ihre Bekümmerniß in dem Grade ſtieg, als Hermenegilda ſich ganz zu erholen ſchien. Die todtblaſſen Wangen und Lippen rötheten ſich wieder, die Augen verloren das düſtre unheimliche Feuer, der Blick wurde mild und ruhig, die abgemagerten Formen rundeten ſich mehr und mehr, kurz Hermenegilda blühte ganz auf in voller Schönheit. Und doch ſchien die Fürſtin ſie für kränker als jemals zu halten, denn: „Wie iſt dir, was haſt du, mein Kind? — was fühlſt du?“ ſo frug ſie, quälende Beſorgniß im Geſicht, ſo bald Hermenegilda nur ſeufzte oder im mindeſten erblaßte. Graf Nepomuk, der Fürſt, die Fürſtin beratheten ſich, was es denn nun werden ſolle mit Hermenegilda und ihrer fixen Idee, Stanislaus Witwe zu ſeyn. „Ich glaube leider,“ ſprach der Fürſt, „daß ihr Wahnſinn unheilbar bleiben wird, denn ſie iſt körperlich kerngeſund und nährt den zerrütteten Zuſtand ihrer Seele mit voller Kraft — Ja,“ fuhr er fort als die Fürſtin ſchmerzlich vor ſich hinblickte, „ja ſie iſt kerngeſund, unerachtet ſie zur Ungebühr und zu ihrem offenbaren Nachtheil wie eine Kranke gepflegt, gebätſchelt und geängſtet wird.“ Die Fürſtin, welche dieſe Worte trafen, faßte den Grafen Nepomuk ins Auge und ſprach raſch und entſchieden: „Nein! — Hermenegilda iſt nicht krank, aber, läge es nicht im Reich der Unmöglichkeit, daß ſie ſich vergangen haben könnte, ſo würde ich überzeugt ſeyn, daß ſie ſich in guter Hoffnung befinde.“ Damit ſtand ſie auf und verließ das Zimmer. Wie vom Blitz getroffen ſtarrten ſich Graf Nepomuk und der Fürſt an. Dieſer, zuerſt das Wort aufnehmend, meinte, „daß ſeine Frau auch zuweilen von den ſonderbarſten Viſionen heimgeſucht werde.“ Graf Nepomuk ſprach aber ſehr ernſt: „Die Fürſtin hat darin recht, daß ein Vergehen der Art von Seiten Hermenegilda's durchaus im Reich der Unmöglichkeit liegt, wenn ich dir aber ſage, daß, als Hermenegilda geſtern vor mir herging, mir es ſelbſt wie ein närriſcher Gedanke durch den Sinn fuhr: nun ſeht einmal, die junge Witwe iſt ja guter Hoffnung; daß dieſer Gedanke offenbar nur durch das Betrachten ihrer Geſtalt erzeugt werden konnte, wenn ich dir das alles ſage, ſo wirſt du es natürlich finden, wie die Worte der Fürſtin mich mit trüber Beſorgniß, ja mit der peinlichſten Angſt erfüllen.“ „So muß,“ erwiderte der Fürſt, „der Arzt oder die weiſe Frau entſcheiden und entweder das vielleicht voreilige Urtheil der Fürſtin vernichtet oder unſere Schande beſtätiget werde.n“ Mehrere Tage ſchwankten Beide von Entſchluß zu Entſchluß. Beiden wurden Hermenegilda's Formen verdächtig, die Fürſtin ſollte entſcheiden, was jetzt zu thun. Sie verwarf die Einmiſchung eines vielleicht plauderhaften Arztes und meinte, daß andere Hülfe wohl erſt in fünf Monaten nöthig ſeyn würde. „Welche Hülfe?“ ſchrie Graf Nepomuk entſetzt. „Ja,“ fuhr die Fürſtin mit erhöhter Stimme fort, „es iſt nun gar kein Zweifel mehr, Hermenegilda iſt entweder die verruchteſte Heuchlerin, die jemals geboren, oder es waltet ein unerforſchliches Geheimniß — genug, ſie iſt guter Hoffnung!“ — Ganz erſtarrt vor Schreck fand Graf Nepomuk keine Worte; endlich ſich mühſam ermannend beſchwor er die Fürſtin, koſte es was es wolle, von Hermenegilda ſelbſt zu erforſchen, wer der Unglückſelige ſey, der die unauslöſchliche Schmach über ſein Haus gebracht. „Noch,“ ſprach die Fürſtin, „noch ahnet Hermenegilda nicht, daß ich um ihren Zuſtand weiß. Von dem Moment, wenn ich es ihr ſagen werde, wie es um ſie ſteht, verſpreche ich mir Alles. Ueberraſcht wird ſie

die Larve der Heuchlerin fallen laſſen oder es muß ſich ſonſt ihre
Unſchuld auf eine wunderbare Weiſe offenbaren, unerachtet ich es
auch nicht zu träumen vermag, wie dies ſollte geſchehen können.“ —
Noch denſelben Abend war die Fürſtin mit Hermenegilda, deren müt-
terliches Anſehn mit jeder Stunde zuzunehmen ſchien, allein auf ihrem
Zimmer. Da ergriff die Fürſtin das arme Kind bei beiden Armen,
blickte ihr ſcharf ins Auge und ſagte mit ſchneidendem Ton: „Liebe,
du biſt guter Hoffnung!“ Da ſchlug Hermenegilda den wie von himm-
liſcher Wonne verklärten Blick in die Höhe und rief mit dem Ton
des höchſten Entzückens: „O Mutter, Mutter, ich weiß es ja! —
Lange fühlt' ich es, daß ich, fiel auch der theure Gatte unter den
mörderiſchen Streichen der wilden Feinde, dennoch unausſprechlich
glücklich ſeyn ſollte. Ich! — jener Moment meines höchſten irdiſchen
Glücks lebt in mir fort, ich werde ihn ganz wieder haben den gelieb-
ten Gatten in dem theuern Pfande des ſüßen Bundes.“ Der Für-
ſtin war es, als finge ſich alles an um ſie zu drehen, als wollten
ihr die Sinne ſchwinden. Die Wahrheit in Hermenegilda's Ausdruck
— ihr Entzücken, ihre wahrhafte Verklärung ließ keinen Gedanken
an erheucheltes Weſen, an Trug aufkommen und doch konnte nur
toller Wahnſinn auf ihre Behauptung etwas geben. Von dem letzten
Gedanken ganz erfaßt, ſtieß die Fürſtin Hermenegilda von ſich, indem
ſie heftig rief: „Unſinnige! ein Traum hätte dich in den Zuſtand
verſetzt, der Schmach und Schande über uns alle bringt! — glaubſt
du, daß du mich mit albernen Mährchen zu hintergehen vermagſt? —
Beſinne dich — laß alle Ereigniſſe der vorigen Tage an dir vorüber-
geben. Ein reuiges Bekenntniß kann uns vielleicht verſöhnen.“ In
Thränen gebadet, ganz aufgelöſt von herbem Schmerz ſank Hermene-
gilda vor der Fürſtin auf die Knie und jammerte: „Mutter, auch
du ſchiltſt mich eine Träumerin, auch du glaubſt nicht daran, daß
die Kirche mich mit Stanislaus verband, daß ich ſein Weib bin? —
Aber ſieh doch nur hier den Ring an meinem Finger — was ſage
ich! — Du, du kennſt ja meinen Zuſtand, iſt denn das nicht genug,
dich zu überzeugen, daß ich nicht träumte?“ Die Fürſtin nahm mit
dem tiefſten Erſtaunen wahr, daß Hermenegilden der Gedanke eines
Vergehens gar nicht einkam, daß ſie die Hindeutung darauf gar nicht
aufgefaßt, gar nicht verſtanden. Der Fürſtin ihre Hände heftig an
die Bruſt drückend, flehte Hermenegilda immer fort, ſie möge doch nur

jetzt, da es ihr Zuſtand außer Zweifel ſetze, an ihren Gatten glauben, und die ganz beſtürzte, ganz außer ſich geſetzte Frau wußte in der That ſelbſt nicht mehr, was ſie der Armen ſagen, welchen Weg ſie überhaupt einſchlagen ſollte, dem Geheimniß, das hier walten mußte, auf die Spur zu kommen. Erſt nach mehreren Tagen erklärte die Fürſtin dem Gemahl und dem Grafen Nepomuk, daß es unmöglich ſey von Hermenegilda, die ſich von dem Gatten ſchwanger glaube, mehr heraus zu bringen, als davon ſie ſelbſt im Innerſten überzeugt ſey. Die Männer voller Zorn ſchalten Hermenegilda eine Heuchlerin und inſonderheit ſchwur Graf Nepomuk, daß, wenn gelinde Mittel ſie nicht von dem wahnſinnigen Gedanken, ihm ein abgeſchmacktes Mährchen aufzuheften, zurückbringen würden, er es mit ſtrengen Maßregeln verſuchen werde. Die Fürſtin meinte dagegen, daß jede Strenge eine zweckloſe Grauſamkeit ſeyn würde. Ueberzeugt ſey ſie nämlich, wie geſagt, daß Hermenegilda keinesweges heuchle, ſondern daran, was ſie ſage, mit voller Seele glaube. „Es giebt,“ fuhr ſie fort, „noch manches Geheimniß in der Welt, das zu begreifen wir gänzlich außer Stande ſind. Wie, wenn das lebhafte Zuſammenwirken des Gedankens auch eine phyſiſche Wirkung haben könnte, wie, wenn eine geiſtige Zuſammenkunft zwiſchen Stanislaus und Hermenegilda ſie in den uns unerklärlichen Zuſtand verſetzte?“ Unerachtet alles Zorns, aller Bedrängniß des fatalen Augenblicks konnten ſich der Fürſt und Graf Nepomuk doch des lauten Lachens nicht enthalten, als die Fürſtin dieſen Gedanken äußerte, den die Männer den ſublimſten nannten, der je das Menſchliche ätheriſirt habe. Die Fürſtin blutroth im ganzen Geſicht meinte, daß den rohen Männern der Sinn für dergleichen abginge, daß ſie das ganze Verhältniß, in das ihr armes Kind, an deſſen Unſchuld ſie unbedingt glaube, gerathen, anſtößig und abſcheulich finde, und daß eine Reiſe, die ſie mit ihr zu unternehmen gedenke, das einzige und beſte Mittel ſey, ſie der Argliſt, dem Hohne ihrer Umgebung zu entziehen. Graf Nepomuk war mit dieſem Vorſchlage ſehr zufrieden, denn da Hermenegilda ſelbſt gar kein Geheimniß aus ihrem Zuſtande machte, ſo mußte ſie, ſollte ihr Ruf verſchont bleiben, freilich aus dem Kreiſe der Bekannten entfernt werden.

Dies ausgemacht, fühlten ſich alle beruhigt. Graf Nepomuk dachte kaum mehr an das beängſtigende Geheimniß ſelbſt, als er nur die Möglichkeit ſah, es der Welt, deren Hohn ihm das Bitterſte war, zu verbergen, und der Fürſt urtheilte ſehr richtig, daß bei der ſchlimmen Lage der Dinge, bei Hermenegilda's unverbeſſerlichem Gemüthszuſtande freilich gar nichts anders zu thun ſey, als die Auflöſung des wunderbaren Räthſels der Zeit zu überlaſſen. Eben wollte man nach geſchloſſener Berathung auseinander gehen, als die plötzliche Ankunft des Grafen Xaver von R. über alle neue Verlegenheit, neue Kümmerniß brachte. Erhitzt von dem ſcharfen Ritt, über und über mit Staub bedeckt, mit der Haſt eines von wilder Leidenſchaft getriebenen ſtürzte er ins Zimmer und rief, ohne Gruß, alle Sitte nicht beachtend, mit ſtarker Stimme: „Er iſt todt, Graf Stanislaus! — nicht in Gefangenſchaft gerieth er — nein — er wurde niedergehauen von den Feinden — hier ſind die Beweiſe!“ — Damit ſteckte er mehrere Briefe, die er ſchnell hervorgeriſſen, dem Grafen Nepomuk in die Hände. Dieſer fing ganz beſtürzt an zu leſen. Die Fürſtin ſah in die Blätter hinein, kaum hatte ſie wenige Zeilen erblickt, als ſie mit gen Himmel emporgerichtetem Blick die Hände zuſammenſchlug und ſchmerzlich ausrief: „Hermenegilda! — armes Kind! — welches unerforſchliche Geheimniß!“ — Sie hatte gefunden, daß Stanislaus Todestag gerade mit Hermenegilda's Angabe zuſammentraf, daß ſich alles ſo begeben, wie ſie es in dem verhängnißvollen Augenblick geſchaut hatte. „Er iſt todt,“ ſprach nun Xaver wild und heftig, „Hermenegilda iſt frei, mir, der ich ſie liebe wie mein Leben, ſteht nichts mehr entgegen, ich bitte um ihre Hand!“ — Graf Nepomuk vermochte nicht zu antworten, der Fürſt nahm das Wort und erklärte, daß gewiſſe Umſtände es ganz unmöglich machten, jetzt auf ſeinen Antrag einzugehen, daß er in dieſem Augenblick nicht einmal Hermenegilda ſehen könne, daß es alſo das Beſte ſey, ſich ebenſo ſchnell zu entfernen, wie er gekommen. Xaver entgegnete, daß er Hermenegilda's zerrütteten Gemüthszuſtand, von dem wahrſcheinlich die Rede ſey, recht gut kenne, daß er dieſen aber um ſo weniger für ein Hinderniß halte, als gerade ſeine Verbindung mit Hermenegilda jenen Zuſtand enden würde. Die Fürſtin verſicherte ihm, daß Hermenegilda ihrem Stanislaus Treue bis in den Tod geſchworen, jede andere Verbindung daher verwerfen würde, übrigens befinde ſie ſich gar nicht mehr auf dem Schloſſe. Da lachte Xaver laut auf und meinte, nur des Vaters Einwilligung bedürfe er; Hermenegilde's Herz zu rühren, das ſolle man nur ihm überlaſſen. Ganz erzürnt über des Jünglings ungeſtüme Zudringlichkeit erklärte Graf Nepomuk, daß er in dieſem Augenblick vergebens auf ſeine Einwilligung hoffe und nur ſogleich das Schloß verlaſſen möge. Graf Xaver ſah ihn ſtarr an, öffnete die Thür des Vorſaals und rief hinaus, Weyrich ſolle den Mantelſack hereinbringen, die Pferde abſatteln und in den Stall führen. Dann kam er ins Zimmer zurück, warf ſich in den Lehnſtuhl, der dicht am Fenſter ſtand, und erklärte ruhig und ernſt: Ehe er Hermenegilda geſehen und geſprochen, werde ihn nur offne Gewalt vom Schloſſe wegtreiben. Graf Nepomuk meinte, daß er dann auf einen recht langen Aufenthalt rechnen könne, übrigens aber erlauben müſſe, daß er ſeiner Seits das Schloß verlaſſe. Alle, Graf Nepomuk, der Fürſt und ſeine Gemahlin gingen hierauf aus dem Zimmer, um ſo ſchnell als möglich Hermenegilda fortzuſchaffen. Der Zufall wollte indeſſen, daß ſie gerade in dieſer Stunde, ganz wider ihre ſonſtige Gewohnheit, in den Park gegangen war. Xaver, durch das Fenſter blickend, an dem er ſaß, gewahrte ſie ganz in der Ferne wandelnd. Er rannte hinunter in den Park und erreichte endlich Hermenegilda, als ſie eben in jenen verhängnißvollen Pavillon an der Südſeite des Parks trat. Ihr Zuſtand war nun ſchon beinahe jedem Auge ſichtlich. „O all' ihr Mächte des Himmels," rief Xaver, als er vor Hermenegilda ſtand, dann ſtürzte er aber zu ihren Füßen und beſchwor ſie, unter den heiligſten Betheurungen ſeiner glühendſten Liebe, ihn zum glücklichſten Gatten aufzunehmen. Hermenegilda, ganz außer ſich vor Schreck und Ueberraſchung, ſagte ihm: „Ein böſes Geſchick habe ihn hergeführt, ihre Ruhe zu ſtören — niemals, niemals würde ſie, dem geliebten Stanislaus zur Treue bis in den Tod verbunden, die Gattin eines andern werden." Als nun aber Xaver nicht aufhörte mit Bitten und Betheurungen, als er endlich in toller Leidenſchaft ihr vorhielt, daß ſie ſich ſelbſt täuſche, daß ſie ihm ja ſchon die ſüßeſten Liebesaugenblicke geſchenkt, als er, aufgeſprungen vom Boden, ſie in ſeine Arme ſchließen wollte, da ſtieß ſie ihn, den Tod im Antlitz, mit Abſcheu und Verachtung zurück, indem ſie rief: „Elender, ſelbſtſüchtiger Thor, eben ſo wenig, wie du das ſüße Pfand meines Bundes mit Stanislaus vernichten kannſt, eben ſo wenig vermagſt du mich zum verbrecheriſchen Bruch der Treue zu verführen — Fort aus meinen Augen!“ Da ſtreckte Xaver die geballte Fauſt ihr entgegen, lachte laut auf in wildem Hohn und ſchrie: „Wahnſinnige, brachſt du denn nicht ſelbſt jenen albernen Schwur? — Das Kind, das du unter dem Herzen trägſt, mein Kind iſt es, mich umarmteſt du hier an dieſer Stelle — meine Buhlſchaft warſt du und bleibſt du, wenn ich dich nicht erhebe zu meiner Gattin.“ — Hermenegilda blickte ihn an, die Gluth der Hölle in den Augen, dann kreiſchte ſie auf: „Ungeheuer!“ und ſank wie zum Tode getroffen nieder auf den Boden.

Wie von allen Furien verfolgt rannte Xaver in das Schloß zurück, er traf auf die Fürſtin, die er mit Ungeſtüm bei der Hand ergriff und hineinzog in die Zimmer. „Sie hat mich verworfen mit Abſcheu — mich, den Vater ihres Kindes!“ — „Um aller Heiligen willen! Du? — Xaver! — mein Gott! — ſprich, wie war es möglich?“ — ſo rief von Entſetzen ergriffen die Fürſtin. „Mag mich verdammen,“ fuhr Xaver gefaßter fort, „mag mich verdammen wer da will, aber glüht ihm gleich mir das Blut in den Adern, gleich mir wird er in ſolchem Moment ſündigen. — In dem Pavillon traf ich Hermenegilda in einem ſeltſamen Zuſtande, den ich nicht zu beſchreiben vermag. Sie lag wie feſtſchlafend und träumend auf dem Kanapee. Kaum war ich eingetreten, als ſie ſich erhob, auf mich zukam, mich bei der Hand ergriff und feierlichen Schritts durch den Pavillon ging. Dann kniete ſie nieder, ich that ein gleiches, ſie betete und ich bemerkte bald, daß ſie im Geiſte einen Prieſter vor uns ſah. Sie zog einen Ring vom Finger, den ſie dem Prieſter darreichte, ich nahm ihn und ſteckte ihr einen goldnen Ring an, den ich von meinem Finger zog, dann ſank ſie mit der inbrünſtigſten Liebe in meine Arme — Als ich entfloh, lag ſie in tiefem bewußtloſen Schlaf.“ — „Entſetzlicher Menſch! — ungeheurer Frevel!“ ſchrie die Fürſtin ganz außer ſich. — Graf Nepomuk und der Fürſt traten hinein, in wenigen Worten erfuhren ſie Xavers Bekenntniſſe, und wie tief wurde der Fürſtin zartes Gemüth verwundet, als die Männer Xavers frevelige That ſehr verzeihlich und durch ſeine Verbindung mit Hermenegilda geſühnt fanden. „Nein,“ ſprach die Fürſtin, „nimmer wird Hermenegilda dem die Hand als Gatten reichen, der es wagte, wie der hämiſche Geiſt der Hölle, den höchſten Moment ihres Lebens mit dem ungeheuerſten Frevel zu vergüten.“ „Sie wird,“ ſprach Graf Xaver mit kaltem höhnendem Stolz, „ſie wird mir die Hand reichen müſſen, um ihre Ehre zu retten — ich bleibe hier und alles fügt ſich.“ — In dieſem Augenblick entſtand ein dumpfes Geräuſch, man brachte Hermenegilda, die der Gärtner im Pavillon leblos gefunden, in das Schloß zurück. Man legte ſie auf das Sopha; ehe es die Fürſtin verhindern konnte, trat Xaver hinan und faßte ihre Hand. Da fuhr ſie mit einem entſetzlichen Schrei, nicht menſchlicher Ton, nein, dem ſchneidenden Jammerlaut eines wilden Thiers ähnlich, in die Höhe und ſtarrte in gräßlicher Verzuckung den Grafen mit funkenſprühenden Augen an. Der taumelte wie vom tödtenden Blitz getroffen zurück und lallte kaum verſtändlich: „Pferde!“ — Auf den Wink der Fürſtin brachte man ihn hinab — „Wein! — Wein!“ ſchrie er, ſtürzte einige Gläſer hinunter, warf ſich dann erkräftigt aufs Pferd und jagte davon. — Hermenegilda's Zuſtand, der aus dumpfem Wahnſinn in wilde Raſerei übergehen zu wollen ſchien, änderte auch Nepomuks und des Fürſten Geſinnungen, die nun erſt das Entſetzliche, Unſühnbare von Xavers That einſahen. Man wollte nach dem Arzt ſenden, aber die Fürſtin verwarf alle ärztliche Hülfe, wo nur geiſtlicher Troſt vielleicht wirken könne. Statt des Arztes erſchien alſo der Carmelitermönch Cyprianus, Beichtvater des Hauſes. Auf wunderbare Weiſe gelang es ihm, Hermenegilda aus der Bewußtloſigkeit des ſtieren Wahnſinns zu erwecken. Noch mehr! — bald wurde ſie ruhig und gefaßt; ſie ſprach ganz zuſammenhängend mit der Fürſtin, der ſie den Wunſch äußerte, nach ihrer Niederkunft ihr Leben im Ciſterzienſer Kloſter zu O. in ſteter Reue und Trauer hinzubringen. Ihren Trauerkleidern hatte ſie Schleier hinzugefügt, die ihr Geſicht undurchdringlich verhüllten und die ſie niemals lüftete. Pater Cyprianus verließ das Schloß, kam aber nach einigen Tagen wieder. Unterdeſſen hatte der Fürſt Z. an den Bürgermeiſter zu L. geſchrieben, dort ſollte Hermenegilda ihre Niederkunft abwarten und von der Aebtiſſin des Ciſterzienſer Kloſters, einer Verwandten des Hauſes, dahingebracht werden, während die Fürſtin nach Italien reiſte, und angeblich Hermenegilda mitnahm. — Es war Mitternacht, der Wagen, der Hermenegilda nach dem Kloſter bringen ſollte, ſtand vor der Thüre. Von Gram gebeugt erwarteten Nepomuk, der Fürſt, die Fürſtin, das unglückliche Kind, um von ihr Abſchied zu nehmen. Da trat ſie in Schleier gehüllt, an der Hand des Mönchs, in das von Kerzen hell erleuchtete Zimmer. Cyprianus ſprach mit feierlicher Stimme: „Die Laienſchweſter Cöleſtine ſündigte ſchwer, als ſie ſich noch in der Welt befand, denn der Frevel des Teufels befleckte ihr reines Gemüth, doch ein unauflösliches Gelübde bringt ihr Troſt — Ruhe und ewige Seligkeit! — Nie wird die Welt mehr das Antlitz ſchauen, deſſen Schönheit den Teufel anlockte — Schaut her! — ſo beginnt und vollendet Cöleſtine ihre Buße!“ — Damit hob der Mönch Hermenegilda's Schleier auf, und ſchneidendes Weh durchfuhr alle, da ſie die blaſſe Todtenlarve erblickten, in die Hermenegilda's engelſchönes Antlitz auf immer verſchloſſen! — Sie ſchied, keines Wortes mächtig, von dem Vater, der ganz aufgelöſt von verzehrendem Schmerz nicht mehr leben zu können dachte. Der Fürſt, ſonſt ein gefaßter Mann, badete ſich in Thränen, nur der Fürſtin gelang es, mit aller Macht den Schrecken jenes grauenvollen Gelübdes niederkämpfend, ſich aufrecht zu erhalten in milder Faſſung. —

Wie Graf Xaver Hermenegilda's Aufenthalt und ſogar den Umſtand, daß das geborne Kind der Kirche geweiht ſeyn ſollte, erfahren, iſt unerklärlich. Wenig nutzte ihm der Raub des Kindes, denn als er nach P. gekommen, und es in die Hände einer vertrauten Frau geben wollte, war es nicht, wie er glaubte, von der Kälte ohnmächtig geworden, ſondern todt. Darauf verſchwand Graf Xaver ſpurlos, und man glaubte, er habe ſich den Tod gegeben. Mehrere Jahre waren vergangen, als der junge Fürſt Boleslaw von Z. auf ſeinen Reiſen nach Neapel in die Nähe des Poſilippo kam. Dort in der anmuthigſten Gegend liegt ein Kamaldulenſerkloſter, zu dem der Fürſt heraufſtieg, um eine Ausſicht zu genießen, die ihm als die reizendſte in ganz Neapel geſchildert worden. Eben im Begriff, auf die herausſpringende Felſenſpitze im Garten zu treten, die ihm als der ſchönſte Punkt beſchrieben, bemerkte er einen Mönch, der vor ihm auf einem großen Stein Platz genommen und, ein aufgeſchlagenes Gebetbuch auf dem Schooß, in die Ferne hinausſchaute. Sein Antlitz, in den Grundzügen noch jugendlich, war nur durch tiefen Gram entſtellt. Dem Fürſten kam, als er den Mönch näher und näher betrachtete, eine dunkle Erinnerung. Er ſchlich näher heran und es fiel ihm gleich ins Auge, daß das Gebetbuch in polniſcher Sprache abgefaßt war. Darauf redete er den Mönch polniſch an, dieſer wandte ſich voller Schreck um, kaum hatte er aber den Fürſten erblickt, als er ſein Geſicht verhüllte und ſchnell, wie vom böſen Geiſt getrieben, durch die Gebüſche entfloh. Fürſt Boleslaw verſicherte, als er dem Grafen Nepomuk das Abenteuer erzählte, dieſer Mönch ſey niemand anders geweſen, als der Graf Xaver von R.

Das ſteinerne Herz.

Jedem Reiſenden, der bei guter Tageszeit ſich dem Städtchen G., von der ſüdlichen Seite bis auf eine halbe Stunde Weges genähert, fällt der Landſtraße rechts ein ſtattliches Landhaus in die Augen, welches mit ſeinen wunderlichen bunten Zinnen und Erkern Gebüſch blickend, emporſteigt. Dieſes Gebüſch umfängt den weitläufigen Garten, der ſich in weiter Strecke Thal abwärts hinzieht. Kommſt du einmal, vielgeliebter Leſer, des Weges, ſo ſcheue nicht den kleinen Aufenthalt deiner Reiſe, noch das kleine Trinkgeld, das du etwa dem Gärtner geben dürfteſt, ſondern ſteige fein aus dem Wagen, und laß dir Haus und Garten aufſchließen, vorgebend, du hätteſt den verſtorbenen Eigenthümer des anmuthigen Landſitzes, den Hofrath Reutlinger in G., recht gut gekannt. Im Grunde genommen kannſt du dies alsdann mit gutem Fug thun, wenn es dir gefallen ſollte, alles, was ich dir zu erzählen eben im Begriff ſtehe, bis ans Ende durchzuleſen; denn ich hoffe, der Hofrath Reutlinger ſoll dir alsdann mit all' ſeinem ſonderbaren Thun und Treiben ſo vor Augen ſtehen, als ob du ihn wirklich ſelbſt gekannt hätteſt. Schon von außen findeſt du das Landhaus auf alterthümliche groteske Weiſe mit bunten gemalten Zierathen verſchmückt, du klagſt mit Recht über die Geſchmackloſigkeit dieſer zum Theil widerſinnigen Wandgemälde, aber bei näherer Betrachtung weht dich ein befremdender wunderbarer Geiſt aus dieſen bemalten Steinen an und mit einem leiſen Schauer, der dich überläuft, trittſt du in die weite Vorhalle. Auf den in Felder abgetheilten, mit weißem Gypsmarmor bekleideten Wänden erblickſt du mit grellen Farben gemalte Arabesken, die in den wunderlichſten Verſchlingungen Menſchen- und Thiergeſtalten, Blumen, Früchte, Geſteine, darſtellen, und deren Bedeutung du ohne weitere Verdeutlichung zu ahnen glaubſt. Im Saal, der den untern Stock in der Breite einnimmt und bis über den zweiten Stock hinaufſteigt, ſcheint in vergoldeter Bilderei alles das plaſtiſch ausgeführt, was erſt durch Gemälde angedeutet wurde. Du wirſt im erſten Augenblick vom verdorbenen Geſchmack des Zeitalters Ludwig des Vierzehnten reden, du wirſt weidlich ſchmälen über das Barocke, Ueberladene, Grelle, Geſchmackloſe dieſes Styls, aber biſt du nur was weniges meines Sinnes, fehlt es dir nicht an reger Phantaſie, welches ich allemal bei dir, mein gütiger Leſer! vorausſetze, ſo wirſt du bald allen in der That gegründeten Tadel vergeſſen. Es wird dir ſo zu Muthe werden, als ſey die regelloſe Willkür nur das kecke Spiel des Meiſters mit Geſtaltungen, über die er unumſchränkt zu herrſchen wußte, dann aber, als verkette ſich alles zur bitterſten Ironie des irdiſchen Treibens, die nur dem tiefen, aber an einer Todeswunde kränkelnden Gemüth eigen. Ich rathe Dir, geliebter Leſer! die kleinen Zimmer des zweiten Stocks, die wie eine Gallerie den Saal umgeben, und aus deren Fenſtern man hinabſchaut in den Saal, zu durchwandern. Hier ſind die Verzierungen ſehr einfach, aber hin und wieder ſtößeſt du auf deutſche, arabiſche und türkiſche Inſchriften, die ſich wunderlich genug ausnehmen. Du eilſt jetzt nach dem Garten, er iſt nach altfranzöſiſcher Art mit langen, breiten, von hohen Taxuswänden umſchloſſenen Gängen, mit geräumigen Bosketts angelegt, und mit Statuen, mit Fontainen geſchmückt. Ich weiß nicht, ob du, geliebter Leſer, nicht auch den ernſten feierlichen Eindruck, den ſolch' ein altfranzöſiſcher Garten macht, mit mir fühlſt, und ob du ſolch' ein Gartenkunſtwerk nicht der albernen Kleinigkeitskrämerei vorziehſt, die in unſern ſogenannten engliſchen Gärten mit Brückchen und Flüßlein, und Tempelchen und Gröttchen getrieben wird. Am Ende des Gartens trittſt du in einen finſtern Hain von Trauerweiden, Hängebirken und Weymoutskiefern. Der Gärtner ſagt dir, daß dies Wäldchen, wie man es von der Höhe des Hauſes hinabſchauend, deutlich wahrnehmen kann, die Form eines Herzens hat. Mitten darin iſt ein Pavillon von dunklem ſchleſiſchen Marmor in der Form eines Herzens erbaut. Du trittſt hinein, der Boden iſt mit weißen Marmorplatten ausgelegt, in der Mitte erblickſt du ein Herz in gewöhnlicher Größe. Es iſt ein dunkelrother in den weißen Marmor eingefugter Stein. Du bückſt dich herab, und entdeckeſt die in den Stein eingegrabenen Worte: Es ruht! In dieſem Pavillon, bei dieſem dunkelrothen ſteinernen Herzen, das damals jene Inſchrift noch nicht trug, ſtanden am Tage Mariä Geburt, das heißt am achten September des Jahres 180— ein großer ſtattlicher alter Herr und eine alte Dame, beide ſehr reich und ſchön nach der Mode der ſechsziger Jahre gekleidet. „Aber,“ ſprach die alte Dame, „aber wie kam Ihnen, lieber Hofrath, denn wieder die bizarre, ich möchte lieber ſagen, die ſchauervolle Idee, in dieſem Pavillon das Grabmal ihres Herzens, das unter dem rothen Stein ruhen ſoll, bauen zu laſſen?“ „Laſſen Sie Uns,“ erwiderte der alte Herr, „laſſen Sie Uns, liebe Geheime-Räthin, von dieſen Dingen ſchweigen! — Nennen Sie es das krankhafte Spiel eines wunden Gemüths, nennen Sie es wie Sie wollen, aber erfahren Sie, daß, wenn mich mitten unter dem reichen Gut, das das hämiſche Glück wie ein Spielzeug dem einfältigen Kinde, das darüber die Todeswunden vergißt, mir zuwarf, der bitterſte Unmuth ergreift, wenn alles erfahrne Leid von neuem auf mich zutritt, daß ich dann hier in dieſen Mauern Troſt und Beruhigung finde. Meine Blutstropfen haben den Stein ſo roth gefärbt, aber er iſt eiskalt, bald liegt er auf meinem Herzen und kühlt die verderbliche Gluth, welche darin loderte.“ Die alte Dame ſah mit einem Blick der tiefſten Wehmuth herab zum ſteinernen Herzen, und indem ſie ſich etwas herabbückte, fielen ein paar große perlenglänzende Thränen auf den rothen Stein. Da faßte der alte Herr ſchnell herüber und ergriff ihre Hand. Seine Augen erblitzten im jugendlichen Feuer; wie ein fernes mit Blüthen und Blumen reich geſchmücktes herrliches Land im ſchimmernden Abendroth lag eine längſt vergangene Zeit voll Liebe und Seligkeit in ſeinen glühenden Blicken. „Julie! — Julie! und auch Sie konnten dieſes arme Herz ſo auf den Tod verwunden.“ — So rief der alte Herr mit von der ſchmerzlichſten Wehmuth halberſtickter Stimme. „Nicht mich,“ erwiderte die alte Dame ſehr weich und zärtlich, „nicht mich, klagen Sie an, Maximilian! — War es denn nicht Ihr ſtarrer unverſöhnlicher Sinn, Ihr träumeriſcher Glaube an Ahnungen, an ſeltſame, Unheil verkündende Viſionen, der Sie forttrieb von mir, und der mich zuletzt beſtimmen mußte, dem ſanfteren, beugſameren Mann, der mit Ihnen zugleich ſich um mich bewarb, den Vorzug zu geben? Ach! Maximilian, Sie mußten es ja wohl fühlen, wie innig Sie geliebt wurden, aber Ihre ewige Selbſtqual, peinigte ſie mich nicht bis zur Todesermattung?“ Der alte Herr unterbrach die Dame, indem er ihre Hand fahren ließ: „O Sie haben Recht, Frau Geheime-Räthin, ich muß allein ſtehen, kein menſchliches Herz darf ſich mir anſchmiegen, alles was Freundſchaft, was Liebe vermag, prallt wirkungslos ab von dieſem ſteinernen Herzen.“ „Wie bitter,“ fiel die Dame dem alten Herrn in die Rede, „wie bitter, wie ungerecht gegen ſich ſelbſt und andere ſind Sie, Maximilian! — Wer kennt Sie denn nicht als den freigebigſten Wohlthäter der Bedürftigen, als den unwandelbarſten Verfechter des Rechts, der Billigkeit, aber welches böſe Geſchick warf jenes entſetzliche Mißtrauen in Ihre Seele, das in einem Wort, in einem Blick, ja in irgend einem von jeder Willkür unabhängigen Ereigniß Verderben und Unheil ahnet?“ „Hege ich denn nicht alles,“ ſprach der alte Herr mit weicherer Stimme und Thränen in den Augen, „hege ich denn nicht alles, was ſich mir nähert, mit der vollſten Liebe? Aber dieſe Liebe zerreißt mir das Herz, ſtatt es zu nähren. — Ha!“ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „dem unerforſchlichen Geiſt der Welten gefiel es mich mit einer Gabe auszuſtatten, die, mich dem Tode entreißend, mich hundertmal tödtet! — Gleich dem ewigen Juden, ſehe ich das unſichtbare Cainszeichen auf der Stirne des gleißneriſchen Meuters! — Ich erkenne die geheimen Warnungen, die oft wie ſpielende Räthſel der geheimnißvolle König der Welt, den wir Zufall nennen, uns in den Weg wirft. Eine holde Jungfrau ſchaut uns mit hellen klaren Iſisaugen an, aber wer ihre Räthſel nicht löſt, den ergreift ſie mit kräftigen Löwentatzen, und ſchleudert ihn in den Abgrund.“ „Noch immer,“ ſprach die alte Dame, „noch immer dieſe verderblichen Träume. Wo blieb der ſchöne, artige Knabe, Ihres jüngern Bruders Sohn, den Sie vor einigen Jahren ſo liebreich aufgenommen, in dem ſo viele Liebe und Troſt für Sie aufzukeimen ſchien?“ „Den,“ erwiderte der alte Herr mit rauher Stimme, „den habe ich verſtoßen, es war ein Böſewicht, eine Schlange, die ich mir zum Verderben im Buſen nährte.“ „Ein Böſewicht! — der Knabe von ſechs Jahren?“ — fragte die Dame ganz beſtürzt. „Sie wiſſen“ fuhr der alte Herr fort, „die Geſchichte meines jüngern Bruders; Sie wiſſen, daß er mich mehrmals auf bübiſche Weiſe täuſchte, daß, alles brüderliche Gefühl in ſeiner Bruſt ertödtend, ihm jede Wohlthat, die ich ihm erzeigte, zur Waffe gegen mich diente. An ihm, an ſeinem raſtloſen Streben lag es nicht, daß nicht meine Ehre, meine bürgerliche Exiſtenz verloren ging. Sie wiſſen, wie er vor mehreren Jahren, in das tiefſte Elend verſunken, zu mir kam, wie er mit Aenderung ſeiner verworrenen Lebensweiſe, wieder erwachte Liebe heuchelte, wie ich ihn hegte und pflegte, wie er dann ſeinen Aufenthalt in meinem Hauſe nutzte, um gewiſſe Dokumente — doch genug davon. Sein Knabe gefiel mir, und dieſen behielt ich bei mir, als der Schändliche, nachdem ſeine Ränke, die mich in einen meine Ehre vernichtenden Criminalprozeß verwickeln ſollten, entdeckt worden, fliehen mußte. Ein warnender Wink des Schickſals befreiete mich von dem Böſewicht.“ „Und dieſer Wink des Schickſals war gewiß einer Ihrer böſen Träume.“ So ſprach die alte Dame, doch der alte Herr fuhr fort: „Hören Sie, urtheilen Sie Julie! — Sie wiſſen, daß meines Bruders Teufelei mir den härteſten Stoß gab, den ich erlitten — es ſey denn, daß, — doch ſtill davon. Mag es ſeyn, daß ich der Seelenkrankheit, die mich befallen, den Gedanken zuſchreiben muß, mir in dieſem Wäldchen eine Grabſtätte für mein Herz bereiten zu laſſen. Genug, es geſchah! — Das Wäldchen war in Herzform angepflanzt, der Pavillon erbaut, die Arbeiter beſchäftigten ſich mit der Marmortäfelung des Fußbodens. Ich trete hinan, um nach dem Werk zu ſehen. Da bemerke ich, daß in einiger Entfernung der Knabe, ſo wie ich, Max geheißen, etwas hin und herkugelt unter allerlei tollen Bocksſprüngen und lautem Gelächter. Eine finſtere Ahnung geht durch meine Seele! — Ich gehe los auf den Knaben und erſtarre, als ich ſehe, daß es der rothe herzförmig ausgearbeitete Stein iſt, der zum Einlegen in dem Pavillon bereit lag, den er mit Mühe herausgekugelt hat und mit dem er nun ſpielt! — Bube! Du ſpielſt mit meinem Herzen, wie dein Vater! — Mit dieſen Worten ſtieß ich ihn voll Abſcheu von mir, als er ſich weinend mir nahte. — Mein Verwalter erhielt die nöthigen Befehle ihn fortzuſchaffen, ich habe den Knaben nicht wieder geſehen!“ „Entſetzlicher Mann!“ rief die alte Dame, die aber der alte Herr ſich höflich verbeugend, und mit den Worten: „des Schickſals große Grundſtriche fügen ſich nicht dem feinen Nonpareil der Damen,“ unter dem Arm faßte, und aus dem Pavillon hinausführte durch das Wäldchen in den Garten. — Der alte Herr war der Hofrath Reutlinger, die alte Dame aber die Geheimeräthin Foerd. — Der Garten bot das allermerkwürdigſte Schauſpiel dar, was man nur ſehen konnte. Eine große Geſellſchaft alter Herren, Geheime-Räthe, Hofräthe u. a. nebſt ihren Familien aus dem benachbarten Städtchen hatte ſich verſammelt. Alle, ſelbſt die jungen Leute und Mädchen waren ganz ſtreng nach der Mode des Jahres 1760 gekleidet mit großen Perücken, geſteiften Kleidern, hohen Friſuren, Reifröcken u. ſ. w., welches denn um ſo mehr einen wunderlichen Eindruck machte, als die Anlagen des Gartens ganz zu jenem Coſtüm paßten. Jeder glaubte ſich, wie durch einen Zauberſchlag, in eine längſt verfloſſene Zeit zurückverſetzt. Der Maskerade lag eine wunderliche Idee Reutlingers zum Grunde. Er pflegte alle drei Jahre am Tage Mariä Geburt auf ſeinem Landſitz das Feſt der alten Zeit zu feiern, wozu er alles aus dem Städtchen, was nur kommen wollte, einlud, jedoch war es unerläßliche Bedingung, daß jeder Gaſt ſich in das Coſtüm des Jahres 1760 werfen mußte. Jungen Leuten, denen es läſtig geweſen ſeyn würde, dergleichen Kleider herbei zu ſchaffen, half der Hofrath aus mit ſeiner eigenen reichen Garderobe. — Offenbar wollte der Hofrath dieſe Zeit hindurch (das Feſt dauerte zwei bis drei Tage) in Rückerinnerungen der alten Jugendzeit recht ſchwelgen. —

In einer Seitenallee begegneten ſich Ernſt und Willibald. Beide ſahen ſich eine Weile ſchweigend an und brachen dann in ein helles Gelächter aus. „Du kommſt mir vor," rief Willibald, „wie der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier." — „Und mich dünkt," erwiederte Ernſt, „ich hätte dich ſchon in der aſiatiſchen Baniſe erblickt." — „Aber in der That," fuhr Willibald fort, „des alten Hofraths Einfall iſt ſo übel nicht. Er will nun einmal ſich ſelbſt myſtifiziren, er will eine Zeit hervorzaubern, in der er wahrhaft lebte, unerachtet er noch jetzt ein munterer ſtarker Greis mit unverwüſtlicher Lebenskraft und herrlicher Friſchheit des Geiſtes, an Erregbarkeit und phantaſiereicher Laune es manchem vor der Zeit abgeſtumpften Jünglinge zuvorthut. Er darf nicht dafür ſorgen, daß jemand in Wort und Geberde aus dem Coſtüm falle, denn dafür ſteckt jeder eben in den Kleidern, die ihm das ganz unmöglich machen. Sieh' nur wie jüngferlich und zimpferlich unſere jungen Damen in ihren Reifröcken einhertrippeln, wie ſie ſich des Fächers zu bedienen wiſſen. — Wahrhaftig mich ſelbſt ergreift unter der Perücke, die ich auf meinen Titus geſtülpt, ein ganz beſonderer Geiſt alterthümlicher Courtoiſie; da ich eben das allerliebſte Kind, des geh. Raths Foerd jüngſte Tochter, die holde Julia erblicke, ſo weiß ich gar nicht was mich abhält, mich ihr in demüthiger Stellung zu nahen und mich alſo zu appliziren und expliziren: „Allerſchönſte Julia! wenn wird mir doch die längſt gewünſchte Ruhe durch deine Gegenliebe gewährt werden! Es iſt ja unmöglich, daß den Tempel dieſer Schönheit ein ſteinerner Abgott bewohnen könne. Den Marmor bezwingt der Regen und der Diamant wird durch ſchlechtes Blut erweichet; dein Herz will aber einem Amboß gleichen, welcher ſich nur durch Schläge verhärtet; je mehr nun mein Herze klopfet, je unempfindlicher wirſt du. Laß mich doch das Ziel deines Blicks ſeyn, ſchaue doch wie mein Herz kocht und meine Seele nach der Erquickung lechzet, welche aus deiner Anmuth quillt. Ach! — willſt du mich durch Schweigen betrüben, unempfindliche Seele? Die todten Felſen antworten ja den Fragenden durch ein Echo und du willſt mich Troſtloſen keiner Antwort würdigen? — O Allerſchönſte“ — „Ich bitte dich,“ unterbrach hier Ernſt den Freund, der mit dem wunderlichſten Geberdenſpiel das alles geſprochen, „ich bitte dich, halt ein, du biſt nun einmal wieder in deiner tollen Laune und merkſt nicht, wie Julie, erſt ſich uns freundlich nähernd, mit einemmale ganz ſcheu ausbog. Ohne dich zu verſtehen, glaubt ſie gewiß ſo wie alle in gleichem Fall, ſchonungslos von dir beſpöttelt zu ſeyn, und ſo bewährſt du deinen Ruf als eingefleiſchten ironiſchen Satan und ziehſt mich neuen Ankömmling ins Unglück, denn ſchon ſprechen alle mit zweideutigem Seitenblick und bitterſüßem Lächeln: es iſt Willibalds Freund.“ „Laß es gut ſeyn,“ ſprach Willibald, „ich weiß es ja, daß viele Leute, zumal junge hoffnungsvolle Mädchen von ſechzehn, ſiebzehn Jahren mir ſorglich ausweichen, aber ich kenne das Ziel, wohin alle Wege führen, und weiß auch, daß ſie dort mir begegnend oder vielmehr mich wie im eignen Hauſe angeſiedelt treffend, recht mit vollem freundlichen Gemüth mir die Hand reichen werden.“ „Du meinſt,“ ſprach Ernſt, „eine Verſöhnung, wie im ewgen Leben, wenn der Drang des Irdiſchen abgeſchüttelt.“ „O ich bitte dich,“ unterbrach ihn Willibald, „laß uns doch geſcheut ſeyn und nicht alte längſt beſprochene Dinge aufs neue und gerade zur ungünſtigſten Stunde aufrühren. Ungünſtig für derlei Geſpräche nenne ich nämlich deshalb eben dieſe Stunden, weil wir gar nichts beſſeres thun können, als uns dem ſeltſamen Eindruck alles des Wunderlichen, womit uns Reutlingers Laune, wie in einen Rahmen eingefaßt hat, hingeben. Siehſt du wohl jenen Baum, deſſen ungeheure weiße Blüthen der

Wind hin und herſchüttelt? — Cactus grandiflorus kann es nicht ſeyn, denn der blüht nur Mitternachts und ich ſpüre auch nicht das Aroma, welches ſich bis hieher verbreiten müßte. — Weiß der Himmel, welchen Wunderbaum der Hofrath wieder in ſein Tusculum verpflanzt hat.“ — Die Freunde gingen auf den Wunderbaum los und wunderten ſich in der That nicht wenig, als ſie einen dicken dunklen Holunderbuſch trafen, deſſen Blüthen nichts anders waren, als hineingehängte weißgepuderte Perücken, die mit ihren darangehängten Haarbeuteln und Zöpſchen, ein kurioſes Spielzeug des launigten Südwinds, auf und niederſchaukelten. Lautes Lachen verkundete was hinter den Büſchen verborgen. Eine ganze Geſellſchaft alter gemüthlicher lebenskräftiger Herren hatte ſich auf einem breiten von buntem Buſchwerk umgebenen Raſenplatz verſammelt. Die Röcke ausgezogen, die läſtigen Perücken in den Holunder gehängt, ſchlugen ſie Ballon. Aber niemand übertraf den Hofrath Reutlinger, der den Ballon bis zu einer unglaublichen Höhe und ſo geſchickt zu treiben wußte, daß er jedesmal dem Gegenſpieler ſchlaggerecht niederfiel. In dem Augenblick ließ ſich eine abſcheuliche Muſik von kleinen Pfeifen und dumpfen Trommeln hören. Die Herren endeten ſchnell ihr Spiel und griffen nach ihren Röcken und Perücken. „Was iſt denn das nun wieder?“ ſprach Ernſt. „Ich wette,“ erwiderte Wilibald, „der türkiſche Geſandte zieht ein.“ „Der türkiſche Geſandte?“ frug Ernſt ganz erſtaunt. „So nenne ich,“ fuhr Wilibald fort, „den Baron von Exter, der ſich in G. aufhält und den Du noch viel zu wenig geſehn haſt, um in ihm nicht eins der wunderlichſten Originale zu erkennen, die es geben mag. Er iſt ehemals Geſandter unſeres Hofes in Conſtantinopel geweſen und noch immer ſonnt er ſich in dem Reflex dieſer wahrſcheinlich genußreichſten Frühlingszeit ſeines Lebens. Seine Beſchreibung des Pallaſtes, den er in Pera bewohnte, erinnert an die diamantnen Feen-Palläſte in Tauſend und eine Nacht, und ſeine Lebensweiſe an den weiſen König Salomo, dem er auch darin gleichen will, daß er ſich wirklich der Herrſchaft über unbekannte Naturkräfte rühmt. In der That hat dieſer Baron Exter ſeiner lügneriſchen Prablerei, ſeiner Charlatanerie unerachtet, doch etwas myſtiſches, das mich wenigſtens in drolligem Abſtich mit ſeiner äußern etwas ſkurrilen Erſcheinung oft wirklich myſtifizirt. Davon, ich meine von ſeinem wirklich myſtiſchen Treiben geheimer Wiſſenſchaften, rührt auch ſeine enge Verbindung mit Reutlingern her, der dieſem Weſen ganz ergeben iſt mit Leib und Seele. — Beide ſind wunderliche Träumer, aber jeder auf ſeine Weiſe, übrigens aber entſchiedene Mesmerianer.“ — Unter dieſem Geſpräch waren die Freunde bis an des Gartens großes Gatterthor gelangt, durch welches ſo eben der türkiſche Geſandte einzog. Ein kleiner rundlicher Mann mit einem ſchönen türkiſchen Pelz und hohem aus farbigten Shawls aufgewickeltem Turban angethan. Aus Gewohnheit hatte er ſich aber nicht von der eng anſchließenden Zopfperücke mit kleinen Löckchen, aus Bedürfniß nicht von den filznen Podagriſtenſtiefeln trennen können, wodurch freilich das türkiſche Coſtüm ſchwer verletzt wurde. Seine Begleiter, die das abſcheuliche muſikaliſche Geräuſch machten und in denen Wilibald trotz der Vermummung Exters Koch und anderes Hausgeſinde erkannte, waren zu Mohren angerußt und trugen ſpitze bemalte Papiermützen, den Sanbenitos nicht unähnlich, welches drollig genug ausſah. Den türkiſchen Geſandten führte am Arm ein alter Offizier, nach ſeiner Tracht von irgend einem Schlachtfelde des ſiebenjährigen Krieges erwacht und erſtanden. Es war der General Rixendorf, Commandant von G., der dem Hofrath zu Gefallen ſammt ſeinen Offizieren ſich in das alte Coſtüme geworfen hatte. „Salama milek!“ ſprach der Hofrath den Baron Exter umarmend, der ſofort den Turban abnahm, und ihn wieder auf die Perücke ſtülpte, nachdem er ſich den Schweiß von der Stirne mit einem oſtindiſchen Tuch weggetrocknet. In dem Augenblick bewegte ſich auch in den Zweigen eines Spätkirſchenbaums der goldſtrahlende Fleck, den Ernſt ſchon lange betrachtet hatte, ohne enträthſeln zu können, was da oben ſitze. Es war blos der geheime Commerzien-Rath Harſcher in einem goldſtoffnen Ehrenkleide, eben ſolchen Beinkleidern und ſilberſtoffner mit blauen Roſenbouquets beſtreuter Weſte, der nun ſich aus den Blättern des Kirſchbaums entwickelte, und für ſein Alter behende genug auf der angelehnten Leiter herab ſtieg und mit ganz feiner etwas quäckender Stimme ſingend oder vielmehr kreiſchend: „Ah! che vedo — o dio che sento!“ dem türkiſchen Geſandten in die Arme eilte. Der Commerzien-Rath hatte ſeine Jugendzeit in Italien zugebracht, war ein großer Muſikus und wollte noch immer mittelſt eines lang geübten Falſetts ſingen wie Farinelli. „Ich weiß,“ ſprach Wilibald, „daß Harſcher ſich die Taſchen mit Spätkirſchen vollgeſtopft hat, die er, irgend ein Madrigal ſüß lamentirend, den Damen präſentiren wird. Da er aber wie Friedrich der zweite den Spaniol ohne Doſe in der Taſche ausgeſchüttet trägt, wird er mit ſeiner Galanterie nur widerwilliges Ablehnen und finſtre Geſichter einärndten.“ — Ueberall war nun der türkiſche Geſandte ſo wie der Held des ſiebenjährigen Krieges mit Freude und Jubel empfangen worden. Letzterer wurde von Julchen Foerd mit kindlicher Demuth begrüßt, tief beugte ſie ſich vor dem alten Herrn und wollte ihm die Hand küſſen, da ſprang aber der türkiſche Geſandte wild dazwiſchen, rief: „Narrheiten, tolles Zeug!“ umarmte Julchen mit Heftigkeit, wobei er dem Commerzien-Rath Harſcher ſehr hart auf die Füße trat, der aber vor Schmerz nur ein ganz klein wenig miaute, und rannte dann mit Julien, die er unter den Arm gefaßt, davon. — Man ſah, daß er ſehr eifrig mit den Händen focht, den Turban auf und abſtülpte u. ſ. w. „Was hat der Alte mit dem Mädchen vor?“ ſprach Ernſt. „In der That,“ erwiderte Wilibald, „es ſcheint Wichtiges, denn, iſt Exter gleich des Mädchens Pathe und ganz vernarrt in ſie, ſo pflegt er doch nicht ſogleich aus der Geſellſchaft mit ihr davon zu laufen.“ — In dem Augenblick blieb der türkiſche Geſandte ſtehen, ſtreckte den rechten Arm weit von ſich und rief mit ſtarker Stimme, daß es im ganzen Garten wiederhallte: „Apporte!“ — Wilibald brach in ein lautes Gelächter aus. — „Wahrhaftig,“ ſprach er dann, „es iſt weiter nichts, als daß Exter Julien zum tauſendſtenmal die merkwürdige Geſchichte vom Seehunde erzählte.“ Ernſt wollte dieſe merkwürdige Geſchichte durchaus wiſſen. „Erfahre denn,“ ſprach Wilibald, „daß Exters Pallaſt dicht am Bosporus lag, ſo daß Stufen von dem feinſten karariſchen Marmor hinabführten ins Meer. Eines Tages ſteht Exter auf der Gallerie in die tiefſinnigſten Betrachtungen verſunken, aus denen ihn ein durchdringender gellender Schrei hinausreißt. Er ſchaut hinab und ſiehe, ein ungeheurer Seehund iſt aus dem Meere hinaufgetaucht und hat einem armen türkiſchen Weibe, die auf den Marmorſtufen ſaß, den Knaben von dem Arm hinabgeriſſen, mit dem er eben abfährt in die Meereswellen. Exter eilt hinab, das Weib fällt ihm troſtlos weinend und heulend zu Füßen, Exter beſinnt ſich nicht lange, er tritt dicht ans Meer auf die letzte Stufe, ſtreckt den Arm aus und ruft mit ſtarker Stimme: „Apporte!“ — Sogleich ſteigt der Seehund aus der Tiefe des Meers, im weiten Maule den Knaben, den er zierlich und geſchickt, wie auch ganz unverſehrt dem Magier überreicht und ſodann jedem Dank ausweichend, ſich wieder entfernt und in das Meer niedertaucht." „Das iſt ſtark — das iſt ſtark," rief Ernſt. „Siehſt du wohl," fuhr Wilibald fort, „ſiehſt du wohl wie Exter jetzt einen kleinen Ring vom Finger zieht und ihn Julien zeigt? Keine Tugend bleibt unbelohnt! — Außer dem, daß Exter dem türkiſchen Weibe den Knaben gerettet hatte, ſo beſchenkte er ſie noch, als er vernahm, daß ihr Mann, ein armer Laſtträger, kaum das tägliche Brod zu verdienen vermochte, mit einigen Juwelen und Goldſtücken, freilich nur eine Lumperei, höchſtens zwanzig bis dreißigtauſend Thaler an Werth; darauf zog das Weib einen kleinen Sapphir vom Finger und drang ihn Exter auf mit der Verſicherung, es ſey ein theures ererbtes Familienſtück, das nur durch Exters That gewonnen werden könne. Exter nahm den Ring, der ihm von geringem Werthe ſchien und erſtaunte nicht wenig, als er ſpäter durch eine kaum ſichtbare arabiſche Inſchrift an des Ringes Reif belehrt wurde, daß er des großen Ali Siegelring am Finger trage, mit dem er jetzt zuweilen Mahomeds Tauben heranlockt und mit ihnen konverſirt." „Das ſind ganz erſtaunliche Dinge," rief Ernſt lachend, „doch laß' uns ſehen, was dort in dem geſchloſſenen Kreiſe vorgeht, in deſſen Mitte ein klein Ding, wie ein karteſianiſches Teufelchen, auf- und niedergaukelt und quinkelirt." — Die Freunde traten auf einen runden Raſenplatz, rings umher ſaßen alte und junge Herren und Damen, in der Mitte ſprang ein ſehr bunt gekleidetes, kaum vier Fuß hohes Dämchen, mit einem etwas zu großen Apfelköpfchen umher, und ſchnippte mit den Fingerchen und ſang mit einem ganz kleinen, dünnen Stimmchen: „Amenez vos troupeaux bergeres!" — „Sollteſt du wohl glauben," ſprach Wilibald, „daß dies putzige Figürchen, die ſo überaus naiv und ſcharmant thut, Juliens ältere Schweſter iſt? Du merkſt, daß ſie leider zu den Weibern gehört, die die Natur mit recht bittrer Ironie myſtifizirt, indem ſie trotz alles Sträubens zu ewiger Kindheit verdammt, vermöge ihrer Figur und ihres ganzen Weſens, im Alter noch mit jener kindiſchen Naivetät koquettirend, ſich und andern herzlich zur Laſt werden müſſen, wobei es denn oft an gehöriger Verhöhnung nicht mangelt." — Beiden Freunden wurde das Dämchen mit ihrer franzöſiſchen Faſelei recht fatal, ſie ſchlichen daher fort wie ſie gekommen und ſchloſſen ſich lieber an den türkiſchen Geſandten an, der ſie fortführte in den Saal, wo eben, da die Sonne ſchon niederſank, alles zu der Muſik vorbereitet wurde, die man heute zu geben im Sinne hatte. Der Oeſterleiniſche Flügel wurde geöffnet und jedes Pult für die Künſtler an ſeinen Ort geſtellt. Die Geſellſchaft ſammelte ſich nach und nach, Erfriſchungen wurden herumgereicht in altem reichen Porzellan; dann ergriff Reutlinger eine Geige und führte mit Geſchicklichkeit und Kraft eine Sonate von Corelli aus, wozu ihn der General Rixendorf auf dem Flügel begleitete, dann bewährte ſich der goldſtoffne Harſcher als Meiſter auf der Theorbe. Hierauf begann die geheime Räthin Foerd eine große italieniſche Szene von Anfoſſi mit ſeltenem Ausdruck. Die Stimme war alt, tremulirend und ungleich, aber noch wurde alles dieſes durch die ihr eigne Meiſterſchaft des Geſanges beſiegt. In Reutlingers verklärtem Blick glänzte das Entzücken längſt vergangener Jugend. Das Adagio war geendet, Rixendorf begann das Allegro, als plötzlich die Thür des Saals aufgeriſſen wurde und ein junger wohlgekleideter Menſch, von hübſchem Anſehen, ganz erhitzt und athemlos hinein und zu Rixendorfs Füßen ſtürzte. „O Herr General! — Sie haben mich gerrettet — Sie allein — Es iſt alles gut — Alles gut! O mein Gott, wie ſoll ich Ihnen denn danken.“ So ſchrie der junge Menſch wie außer ſich, der General ſchien verlegen, er hob den jungen Menſchen ſanft auf, und führte ihn mit beſchwichtigenden Worten heraus in den Garten. Die Geſellſchaft war von dem Auftritt überraſcht worden, jeder hatte in dem Jüngling den Schreiber des geheimen Rathes Foerd erkannt und ſchaute dieſen mit neugierigen Blicken an. Der nahm aber eine Priſe nach der andern und ſprach mit ſeiner Frau franzöſiſch, bis er endlich, da ihm der türkiſche Geſandte näher auf den Leib rückte, rund heraus erklärte: Ich weiß, Hochzuverehrende! durchaus mir nicht zu erklären, welcher böſe Geiſt meinen Max hier ſo plötzlich mit exaltirten Dankſagungen hineingeſchleudert hat, werde aber ſogleich die Ehre haben“ — Damit ſchlüpfte er zur Thüre heraus und Wilibald folgte ihm auf dem Fuße. Das dreiblättrige Kleeblatt der Foerdſchen Familie, nämlich die drei Schweſtern, Nannette, Clementine und Julie, äußerten ſich auf ganz verſchiedene Weiſe. Nannette ließ den Fächer auf- und niederrauſchen, ſprach von Etourderie und wollte endlich wieder ſingen: Amenez vos tropeaux, worauf aber niemand achtete. Julie war abſeits in den Winkel getreten und der Geſellſchaft den Rücken zugewendet, war es, als wolle ſie nicht allein ihr glühendes Geſicht, ſondern auch einige Thränen verbergen, die ihr, wie man ſchon bemerkt, in die Augen getreten. „Freude und Schmerz verwunden, mit gleichem Weh die Bruſt des armen Menſchen, aber färbt der, dem verletzenden Dorn nachquillende Blutstropfen nicht mit höherem Roth die verbleichende Roſe?“ So ſprach mit vielem Pathos die jeanpauliſirende Clementine, indem ſie verſtohlen die Hand eines hübſchen jungen, blonden Menſchen faßte, der gar zu gern ſich aus den Roſenbanden, womit ihn Clementine bedrohlich umſtrickt und in denen er etwas zu ſpitze Dornen verſpürt hatte, losgewickelt. Der lachelte aber etwas fade und ſprach nur: „O ja, Beſte!“ — Dabei ſchielte er nach einem ſeitwärts ſtehenden Glaſe Wein, welches er gern auf Clementinens ſentimentalen Spruch geleert. Das ging aber nicht, da Clementine ſeine linke Hand feſthielt, er aber mit der Rechten ſo eben das Beſitzthum eines Stücks Kuchen ergriffen. In dem Augenblick trat Wilibald zur Saalthür herein und alles ſtürzte auf ihn zu mit tauſend Fragen, wie, was, warum und woher? Er wollte durchaus nichts wiſſen, zog aber ein verſchmitzteres Geſicht als jemals. Man ließ nicht ab von ihm, weil man deutlich bemerkt, daß er im Garten ſich mit dem geheimen Rath Foerd zum General Rixendorf und zum Schreiber Max geſellt, und heftig mitgeſprochen hatte. „Soll ich denn,“ fing er endlich an, „ſoll ich denn in der That die wichtigſte aller Begebenheiten vor der Zeit ausplaudern, ſo muß es mir vergönnt werden, zuvörderſt an Sie, meine hochzuverehrenden Damen und Herren, einige Fragen zu richten.“ — Man erlaubte das gern. „Iſt Ihnen,“ fuhr Wilibald nun pathetiſch fort, „iſt Ihnen nicht allen der Schreiber des Herrn geheimen Rath Foerd, Max geheißen, als ein wohlgebildeter, von der Natur reichlich ausgeſtatteter Jüngling bekannt?“ „Ja, ja, ja!“ rief der Chor der Damen. „Iſt Ihnen,“ frug Wilibald weiter, „iſt Ihnen nicht ſein Fleiß, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, ſeine Geſchicklichkeit im Geſchäft bekannt?“ „Ja — ja!“ rief der Chor der Herren, und wieder „Ja, ja, ja!“ der vereinigte Chor der Herren und Damen, als Wilibald noch frug, ob Max nicht weiter als der aufgeweckteſte Kopf, voller Poſſen und Schnurren, ſo wie endlich als ſolch geſchickter Zeichner bekannt ſey, daß Rixendorf, der als Dilettant in der Malerei Ungewöhnliches leiſte, es nicht verſchmäht habe, ſelbſt ihm zweckmäßigen Unterricht zu ertheilen. „So begab ſich," erzählte nun Wilibald, „daß vor einiger Zeit ein junges Meiſterlein von der ehrſamen Schneiderzunft ſeine Hochzeit feierte. Es ging dabei hoch her, Bäſſe ſchnurrten, Trompeten ſchmetterten durch die Gaſſe. Mit rechter Wehmuth ſah des Herrn geheimen Raths Bedienter, Johann, zu den erleuchteten Fenſtern herauf, das Herz wollte ihm ſpringen, wenn er unter den Tanzenden Jettchens Tritte zu vernehmen glaubte, die, wie er wußte, auf der Hochzeit war. Als nun aber Jettchen wirklich zum Fenſter herausguckte, da konnte er es nicht länger aushalten, er lief nach Hauſe, warf ſich in ſeinen beſten Staat und ging keck herauf in den Hochzeitſaal. Er wurde wirklich zugelaſſen, freilich unter der ſchmerzlichen Bedingung, daß im Tanz jeder Schneider vor ihm den Vorzug haben ſollte, wodurch er freilich auf die Mädchen angewieſen wurde, mit denen, ob ihrer Häßlichkeit oder ſonſtigen Untugenden, niemand tanzen mochte. Jettchen war auf alle Tänze verſagt, aber ſo wie ſie den Geliebten ſah, vergaß ſie alles, was ſie verſprochen, und der beherzte Johann ſtieß das dünnleibige Schneiderlein, das ihm Jettchen abtrotzen wollte, zu Boden, daß es über und über purzelte. Dies gab das Signal zum allgemeinen Aufſtande. Johann wehrte ſich wie ein Löwe, Rippenſtöße und Ohrfeigen nach allen Seiten austheilend, doch er mußte der Menge ſeiner Feinde erliegen und wurde auf ſchmähliche Weiſe von Schneidergeſellen die Treppe herabgeworfen. Voll Wuth und Verzweiflung wollte er die Fenſter einwerfen, er ſchimpfte und fluchte, da kam Max, der nach Hauſe ging, des Weges und befreite den unglücklichen Johann aus den Händen der Schaarwacht, die eben über ihn herzufallen im Begriff ſtand. Nun klagte Johann ſein Unglück und wollte durchaus nicht abſtehen von tumultuariſcher Rache, doch gelang es endlich dem klügern Max ihn zu beruhigen, wiewohl nur unter dem Verſprechen, daß er ſich ſeiner annehmen und die ihm geſchehene Unbill ſo rächen wolle, daß er ganz gewiß zufrieden ſeyn werde" — Wilibald hielt plötzlich ein. — „Nun? — nun? Und weiter? — Eine Schneiderhochzeit — ein Liebespaar — Prügel — was ſoll das dann werden?" — So rief es von allen Seiten. „Erlauben Sie," fuhr Wilibald fort, „erlauben Sie, Hochzuverehrende! zu bemerken, daß, um mit dem berühmten Weber Zettel zu reden, in dieſer Komödie von Johann und Jettchen Dinge vorkommen, die nimmermehr gefallen werden. — Es könnte ſogar wider den feinſten Anſtand geſündigt werden.“ „Sie werdens ſchon einzurichten wiſſen, lieber Herr Wilibald,“ ſprach die alte Stiftsräthin von Krain, indem ſie ihm auf die Schulter klopfte, „ich für meinen Theil kann einen Puff vertragen.“ — „Der Schreiber Max,“ erzählte Wilibald weiter, „ſetzte ſich andern Tages hin, nahm ein großes ſchönes Blatt Velinpapier, Bleifeder und Tuſche, und zeichnete mit der vollendetſten Wahrheit einen großen ſtattlichen Ziegenbock hin. Die Phyſiognomie dieſes wunderbaren Thiers gab jedem Phyſiognomen reichlichen Stoff zum Studium. In dem Blick der geiſtreichen Augen lag etwas Ueberſchwengliches, wiewohl um das Maul und um den Bart herum einige Convulſionen zitternd zu ſpielen ſchienen. Das Ganze zeugte von innerer unausſprechlicher Qual. In der That war auch der gute Bock beſchäftigt, auf eine ſehr natürliche, wiewohl ſchmerzliche Weiſe ganz kleine allerliebſte, mit Scheere und Bügeleiſen bewaffnete Schneiderlein zur Welt zu befördern, die in den wunderlichſten Gruppen ihre Lebensthätigkeit bewieſen. Unter dem Bilde ſtand ein Vers, den ich leider vergeſſen, doch irr’ ich nicht, ſo hieß die erſte Zeile: Ei was hat der Bock — gegeſſen. Ich kann übrigens verſichern, daß dieſer wunderbare Bock“ — „Genug — genug,“ riefen die Damen, „genug von dem garſtigen Thier — von Max, von Max wollen wir hören.“ — „Beſagter Max,“ nahm Wilibald das Wort wieder auf, „beſagter Max gab das wohlausgeführte und vollkommen gerathene Tableau dem gekränkten Johann, der es ſo geſchickt an die Schneiderherberge anzuheften wußte, daß einen ganzen Tag hindurch das müßige Volk nicht von dem Bildniß wegkam. Die Straßenjungen ſchwenkten jubelnd die Mützen und tanzten jedem Schneiderlein, das ſich ſehen ließ, hinterher, und ſangen und kreiſchten gewaltig: Ei was hat der Bock gegeſſen. — Niemand anders hat das Blatt gezeichnet, als des geheimen Raths Max, ſagten die Maler, niemand hat die Worte geſchrieben, als des geheimen Raths Max, riefen die Schreibmeiſter, als die ehrſame Schneiderzunft die nöthigen Erkundigungen einzog. Max wurde verklagt und ſah, da er nicht wohl leugnen konnte, einer empfindlichen Gefängnißſtrafe entgegen. Da rannte er voll Verzweiflung zu ſeinem Gönner, dem General Rixendorf; bei allen Advokaten war er ſchon geweſen. Die runzelten die Stirn, ſchüttelten die Köpfe und ſprachen von hartnäckigem Ableugnen u. ſ. w., was dem ehrlichen Max nicht wohlgefiel. Der General ſprach dagegen, du haſt einen dummen Streich gemacht, lieber Sohn! die Advokaten werden dich nicht retten, aber ich, und blos darum, weil in deinem Bilde, das ich bereits geſehen, korrekte Zeichnung und verſtändige Anordnung iſt. Der Bock, als Hauptfigur, hat Ausdruck und Haltung, ſo wie die bereits auf dem Boden liegenden Schneider eine gute Pyramidalgruppe bilden, die reich iſt, ohne das Auge zu verwirren. Sehr weiſe haſt du den im Schmerz der Quetſchung ſich hervorarbeitenden Schneider wieder als Hauptfigur der untern Gruppe behandelt, in ſeinem Geſicht liegt laokoontiſches Weh! Eben ſo rühmlich iſt es, daß die fallenden Schneider nicht etwa ſchweben, ſondern wirklich fallen, wiewohl nicht aus dem Himmel; manche zu gewagte Verkürzungen ſind recht hübſch durch die Bügeleiſen maskirt, auch haſt du mit reger Phantaſie die Hoffnung neuer Geburten angedeutet.“ — Die Damen fingen an ungeduldig zu murmeln, und der Goldſtoffne liſpelte: „Aber Maxens Prozeß, Verehrter?“ — „Indeſſen nimm mirs nicht übel, ſprach der General (ſo fuhr Wilibald fort), die Idee des Bildes iſt nicht die Deinige, ſondern uralt; doch das iſt es eben, was dich rettet. Mit dieſen Worten kramte der General in ſeinem alten Schreibſchranke, holte einen Tabacksbeutel hervor, auf dem ſich Marens Gedanke ſauber und zwar beinahe ganz nach Maxens Weiſe ausgeführt befand, überließ denſelben ſeinem Liebling zum Gebrauch und nun war alles gut.“ „Wie das, wie das?“ rief alles durcheinander, aber die Juriſten, die ſich in der Geſellſchaft befanden, lachten laut, und der geheime Rath Foerd, der unterdeſſen auch hineingetreten war, ſprach lächelnd: „Er leugnete den animum injuriandi, die Abſicht zu beleidigen, und wurde freigeſprochen.“ „Will ſo viel heißen,“ fiel Wilibald ihm in die Rede, „als daß Max ſprach: Ich kann nicht leugnen, daß das Bild von meiner Hand iſt; abſichtslos und ohne irgend die von mir ſo hochverehrte Schneiderzunft kränken zu wollen, kopirte ich das Blatt nach dem Original, das ich hier mit dieſem Tabacksbeutel, der dem General Rixendorf, meinem Lehrer in der Zeichenkunſt, gehört, überreiche. Einige Variationen habe ich meiner ſchaffenden Phantaſie zu danken. Das Bild iſt mir aus den Händen gekommen, ich habe es weder Jemandem ſonſt gezeigt, noch gar etwa angeheftet. Ueber dieſen Umſtand, in dem allein die Injurie liegt, erwarte ich den Nachweis. — Dieſen Nachweis iſt die ehrſame Schneiderzunft ſchuldig geblieben und Max heute freigeſprochen worden.

Daher ſein Dank, ſeine unmäßige Freude.“ — Man fand allgemein, daß doch die halb wahnſinnige Art und Weiſe, wie Max ſeinen Dank geäußert, durch die erzählten Umſtände nicht ganz motivirt werde, nur die geheime Räthin Foerd ſprach mit bewegter Stimme: „Der Jüngling hat ein leicht verwundbares Gemüth und ein zarteres Ehrgefühl, als je ein anderer. Körperliche Strafe erdulden zu müſſen hätte ihn elend gemacht, ihn auf immer von G. vertrieben.“ „Vielleicht,“ fiel Wilibald ein, „liegt hier noch etwas ganz Beſonderes im Hintergrunde.“ „So iſt es, lieber Wilibald,“ ſprach Rixendorf, der hineingetreten war und die Worte der geheimen Räthin vernommen hatte, „ſo iſt es, und will es Gott, ſo ſoll ſich bald alles recht hell und fröhlich aufklären.“ — Clementine fand die ganze Geſchichte ſehr unzart, Nannette dachte gar nichts, aber Julie war ſehr heiter geworden. Jetzt ermunterte Reutlinger die Geſellſchaft zum Tanze. Sogleich ſpielten vier Theorbiſten, unterſtützt von ein Paar Zinken, Violinen und Bäſſen, eine pathetiſche Sarabande. Die Alten tanzten, die Jungen ſchauten zu. Der Goldſtoffne zeichnete ſich aus durch zierliche und gewagte Sprünge. Der Abend ging ganz heiter hin, ſo auch der andere Morgen. Wie geſtern ſollte auch heute Concert und Ball den feſtlichen Tag beſchließen. Der General Rixendorf ſaß ſchon am Flügel, der Goldſtoffne hatte die Theorbe im Arm, die geheime Räthin Foerd die Partie in der Hand. Man wartete nur auf die Rückkehr des Hofraths Reutlinger. Da hörte man im Garten ängſtlich rufen und ſah die Bedienten herausrennen. Bald trugen ſie den Hofrath mit geiſterbleichem entſtelltem Geſicht herein, der Gärtner hatte ihn unweit des Herzpavillons in tiefer Ohnmacht auf der Erde liegend gefunden. — Mit einem Schrei des Entſetzens ſprang Rixendorf auf vom Flügel. Man eilte herbei mit ſpirituöſen Mitteln, man fing an, dem Hofrath, der auf einem Kanapee lag, die Stirne mit kölniſchem Waſſer zu reiben, der türkiſche Geſandte ſtieß aber alle zurück, indem er unaufhörlich rief: „Zurück, zurück, ihr unwiſſenden ungeſchickten Leute! — ihr macht mir den kerngeſunden, muntern Hofrath nur matt und elend!“ — Damit ſchleuderte er ſeinen Turban über alle Köpfe weg in den Garten hinein, den Pelz hinterher. Nun beſchrieb er mit der flachen Hand ſeltſame Kreiſe um den Hofrath, die enger und enger werdend, zuletzt beinahe Schläfe und Herzgrube berührten. Dann hauchte er den Hofrath an, der ſogleich die

Augen aufſchlug und mit matter Stimme ſprach: „Egter! Du haſt nicht gut gethan mich zu wecken! — Die dunkle Macht hat mir den nahen Tod verkündet, und vielleicht war es mir vergönnt in dieſer tiefen Ohnmacht hinein zu ſchlummern in den Tod.“ — „Poſſen, Träumer,“ rief Egter, „deine Zeit iſt noch nicht gekommen. Schau dich nur um, Herr Bruder, wo du biſt, und ſey fein munter wie es ſich ſchickt.“ — Der Hofrath wurde nun gewahr, daß er ſich im Saal in voller Geſellſchaft befand. Er erhob ſich rüſtig vom Kanapee, trat in die Mitte des Saals, und ſprach mit anmuthigem Lächeln: „Ich gab Ihnen ein böſes Schauſpiel, Verehrte! aber an mir lag es nicht, daß das ungeſchickte Volk mich gerade in den Saal trug. Laſſen Sie uns über das ſtörende Intermezzo ſchnell hinweggehen, laſſen Sie uns tanzen!“ — Die Muſik begann ſofort, aber als ſich alles in der erſten Menuett pathetiſch wandte und drehte, verſchwand der Hofrath mit Egter und Rigendorf aus dem Saal. Als ſie in ein entferntes Zimmer gekommen, warf ſich Reutlinger erſchöpft in einen Lehnſeſſel, hielt beide Hände vors Geſicht und ſprach mit vom Schmerz gebrochner Stimme: „O, meine Freunde! meine Freunde!“ Egter und Rigendorf vermutheten mit Recht, daß irgend etwas Entſetzliches den Hofrath erfaßt haben müſſe, und daß er ſich jetzt darüber erklären werde. „Sag's nur heraus, alter Freund,“ ſprach Rigendorf, „ſag's nur heraus, dir iſt, Gott weiß auf welche Weiſe, Schlimmes im Garten begegnet.“ „Aber,“ fiel erſterer ein, „ich begreife gar nicht, wie dem Hofrath heute, und überhaupt in dieſen Tagen Schlimmes begegnen konnte, da eben jetzt ſein ſideriſches Prinzip reiner und herrlicher ſich geſtaltet als jemals.“ „Doch, doch!“ fing der Hofrath mit dumpfer Stimme an, „Egter! es iſt bald aus mit uns, der kecke Geiſterſeher klopfte nicht ungeſtraft an die dunklen Pforten. Ich wiederhole es dir, daß die geheimnißvolle Macht mich hinter den Schleier ſchauen ließ — der nahe, vielleicht gräßliche Tod iſt mir verkündet.“ „So erzähle nur, was dir geſchah,“ fiel Rigendorf ihm ungeduldig in die Rede, „ich wette, daß alles auf eine wunderliche Einbildung hinausläuft, ihr verderbt Euch beide das Leben mit Euern Phantaſtereien, Du und Egter.“

„So vernehmt es denn,“ fuhr der Hofrath fort, indem er aufſtand von dem Lehnſtuhl, und zwiſchen beide Freunde trat, „ſo vernehmt es denn, was mich vor Entſetzen und Grauen in tiefe Ohnmacht wand. Ihr hattet Euch ſchon alle in dem Saal verſammelt, als ich, ſelbſt weiß ich nicht wodurch, angetrieben wurde noch vorher einen Gang durch den Garten zu machen. Unwillkürlich lenkten ſich meine Schritte nach dem Kiöskchen. Da war mir, als höre ich ein leiſes, helles Pochen und eine leiſe klagende Stimme. — Die Töne ſchienen aus dem Pavillon zu kommen — ich trete näher, die Thür des Pavillons ſteht offen — ich erblicke — mich ſelbſt! — mich ſelbſt! — aber ſo wie ich war vor dreißig Jahren, in damaliger Kleidung, wie ich ging an jenem verhängnißvollen Tage, als ich in troſtloſer Verzweiflung mein elendes Leben enden wollte, als Julie mir ein Engel des Lichts mit erſchien im bräutlichen Schmuck — es war ihr Hochzeittag — die Geſtalt — ich — ich lag auf dem Boden vor dem Herzen, und [illegible] [illegible], daß es [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] das ſteinerne Herz! — [illegible] [illegible] ich ihn, wie der [illegible] [illegible] [illegible] durch meine Bruſt. Da trat Julie bräutlich geſchmückt, in voller Blüthe der blühendſten Jugend, aus den Gebüſchen hervor, und ſtreckte voll ſüßer Sehnſucht die Arme aus nach der Geſtalt, nach mir — nach mir dem Jüngling! Ohnmächtig ſtürzte ich zu Boden!“ Der Hofrath ſank halb ohnmächtig in den Lehnſtuhl zurück, aber Reutlinger faßte ſeine beiden Hände, rüttelte ſie, und rief mit ſtarker Stimme: „Das biſt Du, das biſt Du, Bruder, meine Julie? — [illegible] [illegible] [illegible] aus deinem [illegible] [illegible]! — mit Deinem [illegible] [illegible], mit der Erſcheinung iſt es nichts, gar nichts! Ich wollte dich auf aus deinen tollen Träumen, damit du geneſeſt, und noch lange lebeſt ruhig auf Erden.“ — Damit ſprang Reutlinger ſchneller als es dem Alter angemeſſen ſchien, zum Zimmer hinaus. Der Hofrath hatte wohl wenig von Reutlingers Worten vernommen, er [illegible] [illegible] mit [illegible] den Augen. [illegible] ging mit großen Schritten auf und ab, rümpfte mißmuthig die Stirn und ſprach: „Ich weiß, der Menſch will wieder alles auf gewöhnliche Weiſe erklären, aber das [illegible] [illegible] [illegible], nicht wahr, Hofräthchen? — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — Ich wollt' nur, ich hätte meinen Teufel und meinen Wolf!“ — Und [illegible] griff er [illegible] auf einer kleinen ſilbernen Pfeife, die er beſtändig bei ſich trug, und ſogleich brachte auch ein [illegible] [illegible] [illegible] Teufel und Wolf. Bald darauf trat die Geheime Räthin [illegible] hinein, ihr folgte der [illegible] Rath und Julie

Der Hofrath raffte ſich auf, und in den Verſicherungen, daß ihm wieder ganz wohl geworden, wurde er es wirklich. Er bat, des ganzen Vorfalls zu vergeſſen, und eben wollten alle bis auf Ezter, der ſich in ſeiner türkiſchen Kleidung aufs Sopha geſtreckt, und aus einer übermäßig langen Pfeife, deren Kopf, auf Räder geſtellt, am Boden hin und herſchurrte, Taback ſchmauchte und Kaffee trank, in den Saal zurückkehren, als die Thür aufging, und Rizendorf haſtig hereintrat. An der Hand hielt er einen jungen Menſchen in alttatariſcher Kleidung. Es war Max, bei deſſen Anblick der Hofrath erſtarrte. „Sieh hier dein Ich, dein Traumbild,“ hub Rizendorf an: „es iſt mein Werk, daß mein trefflicher Max hier blieb, und von deinem Kammerdiener aus deiner Garderobe Kleider empfing, um gehörig koſtumirt erſcheinen zu können. Er war es, der im Pavillon an dem Herzen kniete. — Ja, an deinem ſteinernen Herzen, du harter unempfindlicher Oheim! kniete der Neffe, den du unbarmherzig verſtießeſt, einer träumeriſchen Einbildung halber! Verging ſich der Bruder ſchwer gegen den Bruder, ſo hat er es längſt gebüßt mit dem Tode im tiefſten Elend — da ſteht die vaterloſe Waiſe, dein Neffe — Max, wie du geheißen, dir ähnlich an Leib und Seele, wie der Sohn dem Vater — tapfer hielt ſich der Knabe, der Jüngling auf den Wellen des brauſenden Lebensſtroms empor — da — nimm ihn auf — erweiche dein hartes Herz! — reiche ihm die wohlthätige Hand, daß er eine Stütze habe, wenn zu ſehr der Sturm auf ihn einbricht.“ — In demüthiger gebeugter Stellung, heiße Thränen in den Augen, hatte ſich der Jüngling dem Hofrath genähert. Der ſtand da geiſterbleich, mit blitzenden Augen, den Kopf ſtolz in die Höhe geworfen, ſtumm und ſtarr, aber ſo wie der Jüngling ſeine Hand erfaſſen wollte, wich er, ihn mit beiden Händen von ſich abwehrend, zwei Schritte zurück, und rief mit fürchterlicher Stimme: „Verruchter — willſt du mich morden? — Fort — aus meinen Augen, ja du ſpielſt mit meinem Herzen, mit mir! — Und auch du Rizendorf verſchworen zum läppiſchen Puppenſpiel, das ihr mir auftiſcht? — fort — fort aus meinen Augen — du — du, der du zu meinem Untergange geboren — du Sohn des ſchändlichſten Ver—“ „Halt ein, brach Max plötzlich los, indem Zorn und Verzweiflung glühende Blitze aus ſeinen Augen ſchoſſen, halt ein, unnatürlicher Oheim — herzloſer, unnatürlicher Bruder. Schuld auf Schuld, Schande und Schmach haſt du auf meines armen unglücklichen Vaters Haupt gehäuft, der verderblichen Leichtſinn, aber nie Verbrechen in ſich hegen konnte! — Ich wahnſinniger Thor, daß ich glaubte, jemals dein ſteinernes Herz rühren, jemals, mit Liebe dich umfangend, meines Vaters Vergehen ſühnen zu können! — Elend — verlaſſen von aller Welt, aber an der Bruſt eines Sohnes hauchte mein Vater ſein mühſeliges Leben aus — „Max! — ſey brav! — ſühne den unverſöhnlichen Bruder — werde ſein Sohn," das war das Letzte, was er ſprach — Aber du verwirfſt mich, ſo wie du alles verwirfſt, was ſich dir naht mit Liebe und Ergebung, während der Teufel ſelbſt dich mit trügeriſchen Träumen umgaukelt. — Nun, ſo ſtirb denn einſam und verlaſſen! — Mögen habſüchtige Diener auf deinen Tod lauern und ſich in die Beute theilen, wenn du kaum die lebensmüden Augen geſchloſſen — ſtatt der Seufzer, ſtatt der troſtloſen Klagen derer, die dir mit treuer Liebe bis in den Tod anhängen wollten, magſt du ſterbend das Hohngelächter, die frechen Scherze der Unwürdigen hören, die dich pflegten, weil du ſie bezahlteſt mit ſchnödem Golde! — Niemals, niemals ſiehſt du mich wieder!" — Der Jüngling wollte zur Thüre hinausſtürzen, da ſank Julie laut ſchluchzend nieder, ſchnell ſprang Max zurück, fing ſie in ſeinen Armen auf, und heftig ſie an ſeine Bruſt drückend, rief er mit dem herzzerreißenden Ton des troſtloſeſten Jammers: „O Julie, Julie, alle Hoffnung iſt verloren!" — Der Hofrath hatte da geſtanden, zitternd an allen Gliedern, ſprachlos — kein Wort konnte ſich entwinden den bebenden Lippen, doch als er Julien in Maxens Armen ſah, ſchrie er laut auf, wie ein Wahnſinniger. Er ging mit ſtarkem kräftigen Schritt auf ſie los, er riß ſie von Maxens Bruſt hinweg, hob ſie hoch in die Höhe und frug kaum vernehmbar: „Liebſt du dieſen Max, Julie?" — „Wie mein Leben," erwiderte Julie voll tiefen Schmerzes, „wie mein Leben. Der Dolch, den Sie in ſein Herz ſtoßen, trifft auch das meine!" — Da ließ ſie der Hofrath langſam herab, und ſetzte ſie behutſam nieder in einen Lehnſtuhl. Dann blieb er ſtehen, die gefalteten Hände an die Stirn gedrückt. — Es war todtenſtill rings umher. — Kein Laut — keine Bewegung der Anweſenden! — Dann ſank der Hofrath auf beide Kniee. Lebensröthe im Geſicht, helle Thränen in den Augen hob er das Haupt empor, beide Arme hoch ausgeſtreckt zum Himmel, ſprach er leiſe und feierlich: „Ewig waltende unerforſchliche Macht dort oben, das war dein Wille — Mein verworrenes Leben nur der Keim, der im Schooß der Erde ruhend, den friſchen Baum emportreibt mit herrlichen Blüthen und Früchten? — O Julie, Julie! — o ich armer verblendeter Thor!" — Der Hofrath verhüllte ſein Geſicht, man vernahm ſein Weinen. — So dauerte es einige Sekunden, dann ſprang der Hofrath plötzlich auf, ſtürzte auf Max, der wie betäubt da ſtand, los, riß ihn an ſeine Bruſt, und ſchrie wie außer ſich: „Du liebſt Julien, du biſt mein Sohn — nein mehr als das, du biſt ich ich ſelbſt — Alles gehört dir — du biſt reich, ſehr reich — du haſt ein Landgut — Häuſer, baares Geld — laß mich bei dir bleiben, du ſollſt mir das Gnadenbrot geben in meinen alten Tagen — nicht wahr, du thuſt das? — Du liebſt mich ja, — nicht wahr, du mußt mich ja lieben, du biſt ja ich ſelbſt — ſcheue dich nicht vor meinem ſteinernen Herzen, drücke mich nur feſt an deine Bruſt, deine Lebenspulſe erweichen es ja! — Max — Max mein Sohn — mein Freund, mein Wohlthäter!" — So ging es fort, daß allen vor dieſen Ausbrüchen des überreizten Gefühls bange wurde. Rixendorf, dem beſonnenen Freunde gelang es endlich, den Hofrath zu beſchwichtigen, der, ruhiger geworden, nun erſt ganz einſah, was er an dem herrlichen Jünglinge gewonnen, und mit tiefer Rührung gewahrte, wie auch die Geheime-Räthin Foerd in der Verbindung ihrer Julie mit Reutlingers Neffen das neue Aufkeimen einer alten verlornen Zeit erblickte. Großes Wohlgefallen äußerte der Geheime-Rath, der viel Tabak ſchnupfte und ſich in wohlgeſtelltem national ausgeſprochenem Franzöſiſch darüber ausließ. Zuvörderſt ſollten nun Juliens Schweſtern von dem Ereigniß benachrichtigt werden, die waren aber nirgends aufzufinden. Nannettens halber hatte man ſchon in allen großen japaniſchen Vaſen, die in dem Veſtibule herumſtanden, nachgeſehen, ob ſie, zu ſehr ſich über den Rand beugend, vielleicht hineingefallen, aber vergebens, endlich fand man die Kleine unter einem Roſenbüſchchen eingeſchlafen, wo man ſie nur nicht gleich bemerkt, und eben ſo holte man Clementinen in einer entfernteren Allee ein, wo ſie dem entfliehenden blonden Jüngling, dem ſie vergebens nachgeſetzt, eben mit lauter Stimme nachrief: „O der Menſch ſieht es oft ſpät ein, wie ſehr er geliebt wurde, wie vergeßlich und undankbar er war und wie groß das verkannte Herz!" — Beide Schweſtern waren etwas mißmüthig über die Heirath der jüngern, wiewohl viel ſchönern und reizenderen Schweſter, und vorzüglich rümpfte die ſchnippiſche Nannette das kleine Stülpnäschen; Ritzendorf nahm ſie aber auf den Arm und meinte, ſie könnte wohl einmal einen viel vornehmeren Mann mit einem noch ſchöneren Gute bekommen. Da wurde ſie vergnügt und ſang wieder: „Amenez vos troupeaux bergeres!“ Clementine ſprach aber ſehr ernſt und vornehm: „In der häuslichen Glückſeligkeit ſind die windſtillen, zwiſchen vier engen Wänden vorgetriebenen bequemen Freuden nur der zufälligſte Beſtandtheil; ihr Nerven- und Lebensgeiſt ſind die lodernden Nordlichtſäulen der Liebe, die aus den verwandten Herzen in einander ſpringen.“ — Die Geſellſchaft im Saal, die ſchon Kunde bekommen von den wunderlichen aber fröhlichen Ereigniſſen, erwartete mit Ungeduld das Brautpaar, um mit den gehörigen Glückwünſchen losfahren zu können. Der Goldſtoffne, der am Fenſter alles angehört und angeſchaut, bemerkte ſchlau: „Nun weiß ich, warum der Ziegenbock dem armen Max ſo wichtig war. Hätte er einmal im Gefängniß geſteckt, ſo war durchaus an keine Ausführung zu denken.“ Alles applaudirte dieſer Meinung, wozu Willibald die Loſung gab. Schon wollte man fort aus dem Nebenzimmer in den Saal, als der türkiſche Geſandte, der ſo lange auf dem Sopha geblieben, nichts geſprochen, ſondern nur durch Hin- und Herrutſchen und durch die ſeltſamſten Grimaſſen ſeine Theilnahme zu erkennen gegeben hatte, wie toll aufſprang und zwiſchen die Brautleute fuhr: „Was — was,“ rief er, „nun gleich heirathen, gleich heirathen? — Deine Geſchicklichkeit, deinen Fleiß in Ehren, Max! aber du biſt ein Kiek-in-die-Welt, ohne Erfahrung, ohne Lebensklugheit, ohne Bildung. Du ſetzeſt deine Füße einwärts und biſt grob in deinen Redensarten wie ich vorhin vernommen, als du deinen Oheim den Hofrath Reutlinger Du nannteſt. Fort in die Welt! — nach Conſtantinopel! — da lernſt du alles was du brauchſt für's Leben — dann kehre wieder und heirathe getroſt mein liebes, holdes Kind, das ſchöne Julchen.“ Alle waren ganz erſtaunt über Exters ſeltſames Begehren. Der nahm aber den Hofrath auf die Seite; beide ſtellten ſich gegenüber, legten einander die Hände auf die Achſeln und wechſelten einige arabiſche Worte. Darauf kam Reutlinger zurück, nahm Maxens Hand und ſprach ſehr mild und freundlich: „Mein lieber guter Sohn, mein theurer Max, thue mir den Gefallen und reiſe nach Conſtantinopel, es kann höchſtens ſechs Monate dauern, dann richte ich hier die Hochzeit aus!“ — Aller

Verſchämtheit der Braut verreiſte wohin Max erſt nach Conſtantinopel.

Nun könnte ich, ſehr geliebter Leſer! wohl füglich meine Erzählung ſchließen, denn du magſt es dir vorſtellen, daß Max, nachdem er aus Conſtantinopel, wo er die Marmorſtufe, worin der Großherr Opfern das Kind opferirt, nebſt vielen andern Merkwürdigen geſchaut hatte, zurückgekehrt war, wirklich Julien heirathete, und verlangſt wohl nicht noch zu wiſſen, wie die Braut geputzt war und wie viel Kinder das Paar bis jetzt erzeugt hat. Hinzufügen will ich nur noch, daß am Tage Mariä Geburt des Jahres 18— Max und Julie einander gegenüber im Pavillon bei dem todten Herzen knieten. Häufige Thränen fielen auf den kalten Stein, denn unter ihm lag das Ach! nur zu oft blutende Herz des wohlthätigen Oheims. Nicht um des Lord Horions Grabmal nachzuahmen, ſondern weil er des armen Onkels ganze Lebens- und Leidensgeſchichte darin angedeutet fand, hatte Max mit eigner Hand die Worte in den Stein gegraben:

Er ruht!

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Mit 75 Bild- und Muſikbeigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmanns ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe

in vierzehn Bänden

Sechſter Band. Mit 2 Beigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt des ſechſten Bandes.

Die Elixiere des Teufels.

Zwei Theile.

Erſter Theil.

Vorwort 7

Erſter Abſchnitt.

Die Jahre der Kindheit und das Kloſterleben 9

Zweiter Abſchnitt.

Der Eintritt in die Welt 45

Dritter Abſchnitt.

Die Abentheuer der Reiſe 80

Vierter Abſchnitt.

Das Leben am fürſtlichen Hofe 122

Zweiter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Der Wendepunkt 157

Zweiter Abſchnitt.

Die Buße 215

Dritter Abſchnitt.

Die Rückkehr in das Kloſter 253

Die Elixiere des Teufels.

Nachgelaſſene Papiere des Bruders Medardus,
eines Capuziners.

Herausgegeben von dem Verfaſſer der Phantaſieſtücke
in Callots Manier.

Erſter Theil.

Vorwort

des Herausgebers.

Gern möchte ich Dich, günſtiger Leſer! unter jene dunklen Platanen führen, wo ich die ſeltſame Geſchichte des Bruders Medardus zum erſtenmale las. Du würdeſt Dich mit mir auf dieſelbe, in duftige Stauden und bunt glühende Blumen bald verſteckte, ſteinerne Bank ſetzen; Du würdeſt, ſo wie ich, recht ſehnſüchtig nach den blauen Bergen ſchauen, die ſich in wunderlichen Gebilden hinter dem ſonnigten Thal aufthürmen, das am Ende des Laubganges ſich vor uns ausbreitet. Aber nun wendeſt Du Dich um, und erblickeſt kaum zwanzig Schritte hinter uns ein gothiſches Gebäude, deſſen Portal reich mit Statüen verziert iſt. — Durch die dunklen Zweige der Platanen ſchauen Dich Heiligenbilder recht mit klaren lebendigen Augen an; es ſind die friſchen Freskogemälde, die auf der breiten Mauer prangen. — Die Sonne ſteht gluthroth auf dem Gebirge, der Abendwind erhebt ſich, überall Leben und Bewegung. Flüſternd und rauſchend gehen wunderbare Stimmen durch Baum und Gebüſch: als würden ſie ſteigend und ſteigend zu Geſang und Orgelklang, ſo tönt es von ferne herüber. Ernſte Männer, in weit gefalteten Gewändern, wandeln, den frommen Blick emporgerichtet, ſchweigend, durch die Laubgänge des Gartens. Sind denn die Heiligenbilder lebendig worden, und herabgeſtiegen von den hohen Simſen? — Dich umweben die geheimnißvollen Schauer der wunderbaren Sagen und Legenden, die dort abgebildet, Dir iſt, als geſchähe Alles vor Deinen Augen, und willig magſt Du daran glauben. In dieſer Stimmung lieſeſt Du die Geſchichte des Medardus, und wohl magſt Du auch dann die ſonderbaren Viſionen des Mönchs für mehr halten, als für das regelloſe Spiel der erhitzten Einbildungskraft. —

Da Du, günſtiger Leſer! ſo eben Heiligenbilder, ein Kloſter und Mönche geſchaut haſt, ſo darf ich kaum hinzufügen, daß es der herrliche Garten des Capuzinerkloſters in B. war, in den ich Dich geführt hatte.

Als ich mich einſt in dieſem Kloſter einige Tage aufhielt, zeigte mir der ehrwürdige Prior die von dem Bruder Medardus nachgelaſſenen, im Archiv aufbewahrten Papiere, als eine Merkwürdigkeit, und nur mit Mühe überwand ich des Priors Bedenken, ſie mir mitzutheilen. Eigentlich, meinte der Alte, hätten dieſe Papiere verbrannt werden ſollen. — Nicht ohne Furcht, Du werdeſt des Priors Meinung ſeyn, gebe ich Dir, günſtiger Leſer! nun das aus jenen Papieren geformte Buch in die Hände. Entſchließeſt Du Dich aber, mit dem Medardus, als ſeiſt Du ſein treuer Gefährte, durch finſtre Kreuzgänge und Zellen — durch die bunte — bunteſte Welt zu ziehen, und mit ihm das Schauerliche, Entſetzliche, Tolle, Poſſenhafte ſeines Lebens zu ertragen, ſo wirſt Du Dich vielleicht an den mannigfachen Bildern der Camera obſcura, die ſich Dir aufgethan, ergötzen. — Es kann auch kommen, daß das geſtaltlos ſcheinende, ſo wie Du ſchärfer es ins Auge faſſeſt, ſich Dir bald deutlich und rund darſtellt. Du erkennſt den verborgenen Keim, den ein dunkles Verhängniß gebar, und der, zur üppigen Pflanze emporgeſchoſſen, fort und fort wuchert in tauſend Ranken, bis eine Blüthe, zur Frucht reifend, allen Lebensſaft an ſich zieht, und den Keim ſelbſt tödtet. —

Nachdem ich die Papiere des Capuziners Medardus recht ämſig durchgeleſen, welches mir ſchwer genug wurde, da der Selige eine ſehr kleine, unleſerliche mönchiſche Handſchrift geſchrieben, war es mir auch, als könne das, was wir insgemein Traum und Einbildung nennen, wohl die ſymboliſche Erkenntniß des geheimen Fadens ſeyn, der ſich durch unſer Leben zieht, es feſtknüpfend in allen ſeinen Bedingungen, als ſey der aber für verloren zu achten, der mit jener Erkenntniß die Kraft gewonnen glaubt, jenen Faden gewaltſam zu zerreißen, und es aufzunehmen mit der dunklen Macht, die über uns gebietet.

Vielleicht geht es Dir, günſtiger Leſer! wie mir, und das wünſchte ich denn, aus erheblichen Gründen, recht herzlich.

Erſter Abſchnitt.

Die Jahre der Kindheit und das Kloſterleben.

Nie hat mir meine Mutter geſagt, in welchen Verhältniſſen mein Vater in der Welt lebte; rufe ich mir aber alles das in's Gedächtniß zurück, was ſie mir ſchon in meiner früheſten Jugend von ihm erzählte, ſo muß ich wohl glauben, daß es ein mit tiefen Kenntniſſen begabter lebenskluger Mann war. Eben aus dieſen Erzählungen und einzelnen Aeußerungen meiner Mutter über ihr früheres Leben, die mir erſt ſpäter verſtändlich worden, weiß ich, daß meine Eltern von einem bequemen Leben, welches ſie im Beſitz vieles Reichthums führten, herab ſanken in die drückendſte bitterſte Armuth, und daß mein Vater, einſt durch den Satan verlockt zum verruchten Frevel, eine Todſünde beging, die er, als ihn in ſpäten Jahren die Gnade Gottes erleuchtete, abbüßen wollte, auf einer Pilgerreiſe nach der heiligen Linde im weit entfernten kalten Preußen. — Auf der beſchwerlichen Wanderung dahin, fühlte meine Mutter nach mehreren Jahren der Ehe zum erſtenmal, daß dieſe nicht unfruchtbar bleiben würde, wie mein Vater befürchtet, und ſeiner Dürftigkeit unerachtet war er hoch erfreut, weil nun eine Viſion in Erfüllung gehen ſollte, in welcher ihm der heilige Bernardus Troſt und Vergebung der Sünde durch die Geburt eines Sohnes zugeſichert hatte. In der heiligen Linde erkrankte mein Vater, und je weniger er die vorgeſchriebenen beſchwerlichen Andachtsübungen ſeiner Schwäche unerachtet ausſetzen wollte, deſto mehr nahm das Uebel überhand; er ſtarb entſündigt und getröſtet in demſelben Augenblick, als ich geboren wurde. — Mit dem erſten Bewußtſein dämmern in mir die lieblichen Bilder von dem Kloſter, und von der herrlichen Kirche in der heiligen Linde, auf. Mich umrauſcht noch der dunkle Wald — mich umduften noch die üppig aufgekeimten Gräſer, die bunten Blumen, die meine Wiege waren. Kein giftiges Thier, kein ſchädliches Inſekt niſtet in dem Heiligthum der Gebenedeiten; nicht das Sumſen einer Fliege, nicht das Zirpen des Heimchens unterbricht die heilige Stille, in der nur die frommen Geſänge der Prieſter erhallen, die, mit den Pilgern goldne Rauchfäſſer ſchwingend, aus denen der Duft des Weihrauchopfers emporſteigt, in langen Zügen daherziehen. Noch ſehe ich, mitten in der Kirche, den mit Silber überzogenen Stamm der Linde, auf welche die Engel das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau niederſetzten. Noch lächeln mich die bunten Geſtalten der Engel — der Heiligen — von den Wänden, von der Decke der Kirche an! — Die Erzählungen meiner Mutter von dem wundervollen Kloſter, wo ihrem tiefſten Schmerz gnadenreicher Troſt zu Theil wurde, ſind ſo in mein Inneres gedrungen, daß ich Alles ſelbſt geſehen, ſelbſt erfahren zu haben glaube, unerachtet es unmöglich iſt, daß meine Erinnerung ſo weit hinausreicht, da meine Mutter nach anderthalb Jahren die heilige Stätte verließ. — So iſt es mir, als hätte ich ſelbſt einmal in der öden Kirche die wunderbare Geſtalt eines ernſten Mannes geſehen, und es ſey eben der fremde Maler geweſen, der in uralter Zeit, als eben die Kirche gebaut, erſchien, deſſen Sprache niemand verſtehen konnte und der mit kunſtgeübter Hand in gar kurzer Zeit die Kirche auf das herrlichſte ausmalte, dann aber, als er fertig worden, wieder verſchwand. — So gedenke ich ferner noch eines alten fremdartig gekleideten Pilgers mit langem grauen Barte, der mich oft auf den Armen umhertrug, im Walde allerlei bunte Mooſe und Steine ſuchte, und mit mir ſpielte, unerachtet ich gewiß glaube, daß nur aus der Beſchreibung meiner Mutter ſich im Innern ſein lebhaftes Bild erzeugt hat. Er brachte einmal einen fremden wunderſchönen Knaben mit, der mit mir von gleichem Alter war. Uns herzend und küſſend ſaßen wir im Graſe, ich ſchenkte ihm alle meine bunten Steine und er wußte damit allerlei Figuren auf dem Erdboden zu ordnen, aber immer bildete ſich daraus zuletzt die Geſtalt des Kreuzes. Meine Mutter ſaß neben uns auf einer ſteinernen Bank, und der Alte ſchaute, hinter ihr ſtehend, mit mildem Ernſt unſern kindiſchen Spielen zu. Da traten einige Jünglinge aus dem Gebüſch, die, nach ihrer Kleidung und nach ihrem ganzen Weſen zu urtheilen, wohl nur aus

Neugierde und Schauluſt nach der heiligen Linde gekommen waren. Einer von ihnen rief, indem er uns gewahr wurde, lachend: Sieh da! eine heilige Familie, das iſt etwas für meine Mappe! — Er zog wirklich Papier und Crayon hervor und ſchickte ſich an uns zu zeichnen, da erhob der alte Pilger ſein Haupt und rief zornig: Elender Spötter, du willſt ein Künſtler ſeyn und in deinem Innern brannte nie die Flamme des Glaubens und der Liebe; aber deine Werke werden todt und ſtarr bleiben wie du ſelbſt, und du wirſt wie ein Verſtoßener in einſamer Leere verzweifeln und untergehen in deiner eignen Armſeligkeit. — Die Jünglinge eilten beſtürzt von dannen. — Der alte Pilger ſagte zu meiner Mutter: ich habe euch heute ein wunderbares Kind gebracht, damit es in euerm Sohn den Funken der Liebe entzünde, aber ich muß es wieder von euch nehmen und ihr werdet es wohl, ſo wie mich ſelbſt, nicht mehr ſchauen Euer Sohn iſt mit vielen Gaben herrlich ausgeſtattet, aber die Sünde des Vaters kocht und gährt in ſeinem Blute, er kann jedoch ſich zum wackern Kämpen für den Glauben aufſchwingen, laſſet ihn geiſtlich werden! — Meine Mutter konnte nicht genug ſagen, welchen tiefen unauslöſchlichen Eindruck die Worte des Pilgers auf ſie gemacht hatten; ſie beſchloß aber demunerachtet meiner Neigung durchaus keinen Zwang anzuthun, ſondern ruhig abzuwarten, was das Geſchick über mich verhängen und wozu es mich leiten würde, da ſie an irgend eine andere höhere Erziehung, als die ſie ſelbſt mir zu geben im Stande war, nicht denken konnte. — Meine Erinnerungen aus deutlicher ſelbſt gemachter Erfahrung leben von dem Zeitpunkt an, als meine Mutter auf der Heimreiſe in das Ciſterzienſer Nonnenkloſter gekommen war, deſſen gefürſtete Aebtiſſin, die meinen Vater gekannt hatte, ſie freundlich aufnahm. Die Zeit von jener Begebenheit mit dem alten Pilger, welche ich in der That aus eigner Anſchauung weiß, ſo daß ſie meine Mutter nur Ruckſichts der Reden des Malers und des alten Pilgers ergänzt hat, bis zu dem Moment, als mich meine Mutter zum erſtenmal zur Aebtiſſin brachte, macht eine völlige Lücke: nicht die leiſeſte Ahnung iſt mir davon übrig geblieben. Ich finde mich erſt wieder, als die Mutter meinen Anzug, ſo viel es ihr nur möglich war, beſſerte und ordnete. Sie hatte neue Bänder in der Stadt gekauft, ſie verſchnitt mein wildverwachſ'nes Haar, ſie putzte mich mit aller Mühe und ſchärfte mir dabei ein, mich ja recht fromm und artig bei der Frau Aebtiſſin zu betragen. Endlich ſtieg ich, an der Hand meiner Mutter, die breiten ſteinernen Treppen herauf und trat in das hohe, gewölbte, mit heiligen Bildern ausgeſchmückte Gemach, in dem wir die Fürſtin fanden. Es war eine große majeſtätiſche ſchöne Frau, der die Ordenstracht eine Ehrfurcht einflößende Würde gab. Sie ſah mich mit einem ernſten bis ins Innerſte dringenden Blick an, und frug: iſt das euer Sohn? — Ihre Stimme, ihr ganzes Anſehn — ſelbſt die fremde Umgebung, das hohe Gemach, die Bilder, alles wirkte ſo auf mich, daß ich, von dem Gefühl eines inneren Grauens ergriffen, bitterlich zu weinen anfing. Da ſprach die Fürſtin, indem ſie mich milder und gütiger anblickte: was iſt dir Kleiner, fürchteſt du dich vor mir? — Wie heißt euer Sohn, liebe Frau? — „Franz,“ erwiederte meine Mutter; da rief die Fürſtin mit der tiefſten Wehmuth: Franziskus! und hob mich auf und drückte mich heftig an ſich, aber in dem Augenblick preßte mir ein jäher Schmerz, den ich am Halſe fühlte, einen ſtarken Schrei aus, ſo daß die Fürſtin erſchrocken mich losließ, und die durch mein Betragen ganz beſtürzt gewordene Mutter auf mich zuſprang, um nur gleich mich fortzuführen. Die Fürſtin ließ das nicht zu; es fand ſich, daß das diamantne Kreuz, welches die Fürſtin auf der Bruſt trug, mich, indem ſie heftig mich an ſich drückte, am Halſe ſo ſtark beſchädigt hatte, daß die Stelle ganz roth und mit Blut unterlaufen war. „Armer Franz, ſprach die Fürſtin, ich habe dir weh gethan, aber wir wollen doch noch gute Freunde werden.“ — Eine Schweſter brachte Zuckerwerk und ſüßen Wein, ich ließ mich, jetzt ſchon dreiſter geworden, nicht lange nöthigen, ſondern naſchte tapfer von den Süßigkeiten, die mir die holde Frau, welche ſich geſetzt und mich auf den Schooß genommen hatte, ſelbſt in den Mund ſteckte. Als ich einige Tropfen des ſüßen Getränks, das mir bis jetzt ganz unbekannt geweſen, gekoſtet, kehrte mein munterer Sinn, die beſondere Lebendigkeit, die, nach meiner Mutter Zeugniß, von meiner frühſten Jugend mir eigen war, zurück. Ich lachte und ſchwatzte zum größten Vergnügen der Aebtiſſin und der Schweſter, die im Zimmer geblieben. Noch iſt es mir unerklärlich, wie meine Mutter darauf verfiel, mich aufzufordern, der Fürſtin von den ſchönen herrlichen Dingen meines Geburtsortes zu erzählen, und ich, wie von einer höheren Macht inſpirirt, ihr die ſchönen Bilder des fremden unbekannten Malers ſo lebendig, als habe ich ſie im tiefſten Geiſte aufgefaßt, beſchreiben konnte. Dabei ging ich ganz ein in die herrlichen Geſchichten der Heiligen, als ſei ich mit allen Schriften der Kirche ſchon bekannt und vertraut geworden. Die Fürſtin, ſelbſt meine Mutter, blickten mich voll Erſtaunen an, aber jemehr ich ſprach, deſto höher ſtieg meine Begeiſterung, und als mich endlich die Fürſtin frug: Sage mir liebes Kind, woher weißt du denn das alles? — da antwortete ich, ohne mich einen Augenblick zu beſinnen, daß der ſchöne wunderbare Knabe, den einſt ein fremder Pilgersmann mitgebracht hätte, mir alle Bilder in der Kirche erklärt, ja ſelbſt noch manches Bild mit bunten Steinen gemalt und mir nicht allein den Sinn davon gelöſet, ſondern auch noch viele andere heilige Geſchichten erzählt hätte. —

Man lautete zur Veſper, die Schweſter hatte eine Menge Zuckerwerk in eine Düte gepackt, die ſie mir gab, und die ich voller Vergnugen einſteckte. Die Aebtiſſin ſtand auf und ſagte zu meiner Mutter: ich ſehe euern Sohn als meinen Zögling an, liebe Frau! und will von nun an für ihn ſorgen. Meine Mutter konnte vor Wehmuth nicht ſprechen, ſie küßte, heiße Thränen vergießend, die Hände der Fürſtin. Schon wollten wir zur Thüre hinaustreten, als die Fürſtin uns nachkam, mich nochmals aufhob, ſorgfältig das Kreuz bei Seite ſchiebend, mich an ſich drückte, und heftig weinend, ſo daß die heißen Tropfen auf meine Stirne fielen, ausrief: Franziskus! — Bleibe fromm und gut! — Ich war im Innerſten bewegt und mußte auch weinen, ohne eigentlich zu wiſſen warum. —

Durch die Unterſtützung der Aebtiſſin gewann der kleine Haushalt meiner Mutter, die unfern dem Kloſter in einer kleinen Meierei wohnte, bald ein beſſeres Anſehen. Die Noth hatte ein Ende, ich ging beſſer gekleidet und genoß den Unterricht des Pfarrers, dem ich zugleich, wenn er in der Kloſterkirche das Amt hielt, als Chorknabe diente. —

Wie umfängt mich noch wie ein ſeliger Traum die Erinnerung an jene glückliche Jugendzeit! — Ach wie ein fernes herrliches Land, wo die Freude wohnt, und die ungetrübte Heiterkeit des kindlichen unbefangenen Sinns, liegt die Heimat weit, weit hinter mir, aber wenn ich zurückblicke, da gähnt mir die Kluft entgegen, die mich auf ewig von ihr geſchieden. Von heißer Sehnſucht ergriffen, trachte ich immer mehr und mehr die Geliebten zu erkennen, die ich drüben, wie im Purpurſchimmer des Frühroths wandelnd, erblicke, ich wähne ihre holden Stimmen zu vernehmen. Ach! — giebt es denn eine Kluft, über die die Liebe mit ſtarkem Fittig ſich nicht hinwegſchwingen könnte. Was iſt für die Liebe der Raum, die Zeit! — Lebt ſie nicht im Gedanken und kennt der denn ein Maaß? — Aber finſtre Geſtalten ſteigen auf, und immer dichter und dichter ſich zuſammendrängend, immer enger und enger mich einſchließend, verſperren ſie die Ausſicht und befangen meinen Sinn mit den Drangſalen der Gegenwart, daß ſelbſt die Sehnſucht, welche mich mit namenloſem wonnevollem Schmerz erfüllte, nun zu tödtender heilloſer Qual wird! —

Der Pfarrer war die Güte ſelbſt, er wußte meinen lebhaften Geiſt zu feſſeln, er wußte ſeinen Unterricht ſo nach meiner Sinnesart zu formen, daß ich Freude daran fand, und ſchnelle Fortſchritte machte. — Meine Mutter liebte ich über Alles, aber die Fürſtin verehrte ich wie eine Heilige, und es war ein feierlicher Tag für mich, wenn ich ſie ſehen durfte. Jedesmal nahm ich mir vor, mit den neuerworbenen Kenntniſſen recht vor ihr zu leuchten, aber wenn ſie kam, wenn ſie freundlich mich anredete, da konnte ich kaum ein Wort herausbringen, ich mochte nur ſie anſchauen, nur ſie hören. Jedes ihrer Worte blieb tief in meiner Seele zurück, noch den ganzen Tag über, wenn ich ſie geſprochen, befand ich mich in wunderbarer feierlicher Stimmung und ihre Geſtalt begleitete mich auf den Spaziergängen, die ich dann beſuchte. — Welches namenloſe Gefühl durchbebte mich, wenn ich, das Rauchfaß ſchwingend, am Hochaltare ſtand, und nun die Töne der Orgel von dem Chore herabſtrömten und, wie zur brauſenden Fluth anſchwellend, mich fortriſſen — wenn ich dann in dem Hymnus ihre Stimme erkannte, die, wie ein leuchtender Strahl, zu mir herabdrang, und mein Inneres mit den Ahnungen des Höchſten — des Heiligſten erfüllte. Aber der herrlichſte Tag, auf den ich mich wochenlang freute, ja, an den ich niemals ohne inneres Entzücken denken konnte, war das Feſt des heiligen Bernardus, welches, da er der Heilige der Ciſterzienſer iſt, im Kloſter durch einen großen Ablaß auf das Feierlichſte begangen wurde. Schon den Tag vorher ſtrömten aus der benachbarten Stadt, ſo wie aus der ganzen umliegenden Gegend, eine Menge Menſchen herbei und lagerten ſich auf der großen blumigten Wieſe, die ſich an das Kloſter ſchloß, ſo daß das frohe Getümmel Tag und Nacht nicht aufhörte. Ich erinnere mich nicht, daß die Witterung in der günſtigſten Jahreszeit (der Bernardustag fällt in den Auguſt) dem Feſte jemals ungünſtig geweſen ſeyn ſollte. In bunter Miſchung ſah man hier andächtige Pilger, Hymnen ſingend, daher wandeln, dort Bauernburſche ſich mit den geputzten Dirnen jubelnd umhertummeln — Geiſtliche, die in frommer Betrachtung, die Hände andächtig gefaltet, in die Wolken ſchauen — Bürgerfamilien im Graſe gelagert, die die hochgefüllten Speiſekörbe auspacken und ihr Mahl verzehren. Luſtiger Geſang, fromme Lieder, die inbrünſtigen Seufzer der Büßenden, das Gelächter der Fröhlichen, Klagen, Jauchzen, Jubel, Scherze, Gebet erfüllen wie in wunderbarem betäubendem Conzert die Lüfte! — Aber, ſo wie die Glocke des Kloſters anſchlägt, verhallt das Getöſe plötzlich — ſo weit das Auge nur reicht, iſt alles in dichte Reihen gedrängt auf die Knie geſunken, und nur das dumpfe Murmeln des Gebets unterbricht die heilige Stille. Der letzte Schlag der Glocke tönt aus, die bunte Menge ſtrömt wieder durch einander, und aufs neue erſchallt der nur Minuten lang unterbrochene Jubel. — Der Biſchof ſelbſt, welcher in der benachbarten Stadt reſidirt, hielt an dem Bernardustage in der Kirche des Kloſters, bedient von der untern Geiſtlichkeit des Hochſtifts, das feierliche Hochamt, und ſeine Kapelle führte auf einer Tribüne, die man zur Seite des Hochaltars errichtet, und mit reicher, ſeltener Hauteliſſe behängt hatte, die Muſik aus. — Noch jetzt ſind die Empfindungen, die damals meine Bruſt durchbebten, nicht erſtorben, ſie leben auf, in jugendlicher Friſche, wenn ich mein Gemüth ganz zuwende jener ſeligen Zeit, die nur zu ſchnell verſchwunden. Ich gedenke lebhaft eines Gloria, welches mehrmals ausgeführt wurde, da die Fürſtin eben dieſe Compoſition vor allen andern liebte. — Wenn der Biſchof das Gloria intonirt hatte, und nun die mächtigen Töne des Chors daher brauſ'ten: Gloria in excelsis deo! — war es nicht, als öffne ſich die Wolkenglorie über dem Hochaltar? — ja, als erglühten durch ein göttliches Wunder die gemalten Cherubim und Seraphim zum Leben, und regten und bewegten die ſtarken Fittige, und ſchwebten auf und nieder, Gott lobpreiſend mit Geſang und wunderbarem Saitenſpiel? — Ich verſank in das hinbrütende Staunen der begeiſterten Andacht, die mich durch glänzende Wolken in das ferne bekannte heimathliche Land trug, und in dem duftenden Walde ertönten die holden Engelsſtimmen, und der wunderbare Knabe trawie aus hohen Lilienbüſchen mir entgegen, und frug mich lächelnd: wo warſt du denn ſo lange, Franciscus? — ich habe viele ſchöne bunte Blumen, die will ich dir alle ſchenken, wenn du bei mir bleibſt, und mich liebſt immerdar. —

Nach dem Hochamt hielten die Nonnen, unter dem Vortritt der Aebtiſſin, die mit der Inful geſchmückt war, und den ſilbernen Hirtenſtab trug, eine feierliche Prozeſſion durch die Gänge des Kloſters und durch die Kirche. Welche Heiligkeit, welche Würde, welche überirdiſche Größe ſtrahlte aus jedem Blick der herrlichen Frau, leitete jede ihrer Bewegungen! Es war die triumphirende Kirche ſelbſt, die dem frommen gläubigen Volke Gnade und Segen verhieß. Ich hätte mich vor ihr in den Staub werfen mögen, wenn ihr Blick zufällig auf mich fiel. — Nach beendigtem Gottesdienſt wurde die Geiſtlichkeit, ſo wie die Kapelle des Biſchofs, in einem großen Saal des Kloſters bewirthet. Mehrere Freunde des Kloſters, Offizianten, Kaufleute aus der Stadt, nahmen an dem Mahle Theil, und ich durfte, weil mich der Conzertmeiſter des Biſchofs lieb genommen, und gern ſich mit mir zu ſchaffen machte, auch dabei ſeyn. Hatte ſich erſt mein Inneres, von heiliger Andacht durchglüht, ganz dem Ueberirdiſchen zugewendet, ſo trat jetzt das frohe Leben auf mich ein, und umfing mich mit ſeinen bunten Bildern. Allerlei luſtige Erzählungen, Späße und Schwänke wechſelten unter dem lauten Gelächter der Gäſte, wobei die Flaſchen fleißig geleert wurden, bis der Abend hereinbrach, und die Wagen zur Heimfahrt bereit ſtanden.

Sechszehn Jahre war ich alt geworden, als der Pfarrer erklärte, daß ich nun vorbereitet genug ſey, die höheren theologiſchen Studien in dem Seminar der benachbarten Stadt zu beginnen: ich hatte mich nämlich ganz für den geiſtlichen Stand entſchieden, und dies erfüllte meine Mutter mit der innigſten Freude, da ſie hierdurch die geheimnißvollen Andeutungen des Pilgers, die in gewiſſer Art mit der merkwürdigen, mir unbekannten Viſion meines Vaters in Verbindung ſtehen ſollten, erklärt und erfüllt ſah. Durch meinen Entſchluß glaubte ſie erſt die Seele meines Vaters entſühnt, und von der Qual ewiger Verdammniß errettet. Auch die Fürſtin, die ich jetzt nur im Sprachzimmer ſehen konnte, billigte höchlich mein Vorhaben, und wiederholte ihr Verſprechen, mich bis zur Erlangung einer geiſtlichen Würde mit allem Nöthigen zu unterſtützen. Unerachtet die Stadt ſo nahe lag, daß man von dem Kloſter aus die Thürme ſehen konnte, und nur irgend rüſtige Fußgänger von dort her, die heitre anmuthige Gegend des Kloſters zu ihren Spaziergängen wählten, ſo wurde mir doch der Abſchied von meiner guten Mutter, von der herrlichen Frau, die ich ſo tief im Gemüthe verehrte, ſo wie von meinem guten Lehrer, recht ſchwer. Es iſt ja auch gewiß, daß dem Schmerz der Trennung jede Spanne außerhalb dem Kreiſe der Lieben, der weiteſten Entfernung gleich dünkt! — Die Fürſtin war auf beſondere Weiſe bewegt, ihre Stimme zitterte vor Wehmuth, als ſie noch ſalbungsvolle Worte der Ermahnung ſprach. Sie ſchenkte mir einen zierlichen Roſenkranz, und ein kleines Gebetbuch mit ſauber illuminirten Bildern. Dann gab ſie mir noch ein Empfehlungsſchreiben an den Prior des Capuzinerkloſters in der Stadt, den ſie mir empfahl gleich aufzuſuchen, da er mir in Allem mit Rath und That eifrigſt beiſtehen werde.

Gewiß giebt es nicht ſo leicht eine anmuthigere Gegend, als diejenige iſt, in welcher das Capuzinerkloſter dicht vor der Stadt liegt. Der herrliche Kloſtergarten mit der Ausſicht in die Gebirge hinein, ſchien mir jedesmal, wenn ich in den langen Alleen wandelte, und bald bei dieſer, bald bei jener üppigen Baumgruppe ſtehen blieb, in neuer Schönheit zu erglänzen. — Gerade in dieſem Garten traf ich den Prior Leonardus, als ich zum erſtenmal das Kloſter beſuchte, um mein Empfehlungsſchreiben von der Aebtiſſin abzugeben. Die dem Prior eigne Freundlichkeit wurde noch erhöht, als er den Brief las, und er wußte ſo viel Anziehendes von der herrlichen Frau, die er ſchon in frühen Jahren in Rom kennen gelernt, zu ſagen, daß er ſchon dadurch im erſten Augenblick mich ganz an ſich zog. Er war von den Brüdern umgeben, und man durchblickte bald das ganze Verhältniß des Priors mit den Mönchen, die ganze klöſterliche Einrichtung und Lebensweiſe: die Ruhe und Heiterkeit des Geiſtes, welche ſich in dem Aeußerlichen des Priors deutlich ausſprach, verbreitete ſich über alle Brüder. Man ſah nirgends eine Spur des Mißmuths oder jener feindlichen in's Innere zehrenden Verſchloſſenheit, die man ſonſt wohl auf den Geſichtern der Mönche wahrnimmt. Unerachtet der ſtrengen Ordensregel, waren die Andachtsübungen dem Prior Leonardus mehr Bedürfniß des dem Himmliſchen zugewandten Geiſtes, als aſcetiſche Buße für die der menſchlichen Natur anklebende Sünde, und er wußte dieſen Sinn der Andacht ſo in den Brüdern zu entzünden, daß ſich

[illegible]

daß er mit Leichtigkeit und Tiefe die ſchwierigſten Materien abzuhandeln wußte, und ſich die Profeſſoren des Seminars oft bei ihm Rath und Belehrung holten, war er auch mehr, als man es wohl einem Kloſtergeiſtlichen zutrauen kann, für die Welt ausgebildet. Er ſprach mit Fertigkeit und Eleganz das Italieniſche und Franzöſiſche, und ſeiner beſonderen Gewandtheit wegen, hatte man ihn in früherer Zeit zu wichtigen Miſſionen gebraucht. Schon damals, als ich ihn kennen lernte, war er hochbejahrt, aber indem ſein weißes Haar von ſeinem Alter zeugte, blitzte aus den Augen noch jugendliches Feuer, und das anmuthige Lächeln, welches um ſeine Lippen ſchwebte, erhöhte den Ausdruck der innern Behaglichkeit und Gemüthsruhe. Dieſelbe Grazie, welche ſeine Rede ſchmückte, herrſchte in ſeinen Bewegungen, und ſelbſt die unbehülfliche Ordenstracht ſchmiegte ſich wunderſam den wohlgebauten Formen ſeines Körpers an. Es befand ſich kein Einziger unter den Brüdern, den nicht eigne freie Wahl, den nicht ſogar das von der inneren geiſtigen Stimmung erzeugte Bedürfniß in das Kloſter gebracht hätte; aber auch den Unglücklichen, der im Kloſter den Port geſucht hätte, um der Vernichtung zu entgehen, hätte Leonardus bald getröſtet; ſeine Buße wäre der kurze Uebergang zur Ruhe geworden, und, mit der Welt verſöhnt, ohne ihren Tand zu achten, hätte er, im Irdiſchen lebend, doch ſich bald über das Irdiſche erhoben. Dieſe ungewöhnlichen Tendenzen des Kloſterlebens hatte Leonardus in Italien aufgefaßt, wo der Kultus und mit ihm die ganze Anſicht des religiöſen Lebens heitrer iſt, als in dem katholiſchen Deutſchland. So wie bei dem Bau der Kirchen noch die antiken Formen ſich erhielten, ſo ſcheint auch ein Strahl aus jener heitern lebendigen Zeit des Alterthums in das myſtiſche Dunkel des Chriſtianism gedrungen zu ſeyn, und es mit dem wunderbaren Glanze erhellt zu haben, der ſonſt die Götter und Helden umſtrahlte.

Leonardus gewann mich lieb, er unterrichtete mich im Italieniſchen und Franzöſiſchen, vorzüglich waren es aber die mannigfachen Bücher, welche er mir in die Hände gab, ſo wie ſeine Geſpräche, die meinen Geiſt auf beſondere Weiſe ausbildeten. Beinahe die ganze Zeit, welche meine Studien im Seminar mir übrig ließen, brachte ich im Capuzinerkloſter zu, und ich ſpürte, wie immer mehr meine Neigung zunahm, mich einkleiden zu laſſen. Ich eröffnete dem Prior meinen Wunſch; ohne mich indeſſen gerade davon abbringen zu wollen, rieth er mir, wenigſtens noch ein Paar Jahre zu warten, und unter der Zeit mich mehr, als bisher, in der Welt umzuſehen. So wenig es mir indeſſen an anderer Bekanntſchaft fehlte, die ich mir vorzüglich durch den biſchöflichen Concertmeiſter, welcher mich in der Muſik unterrichtete, erworben, ſo fühlte ich mich doch in jeder Geſellſchaft, und vorzüglich wenn Frauenzimmer zugegen waren, auf unangenehme Weiſe befangen, und dies, ſo wie überhaupt der Hang zum contemplativen Leben, ſchien meinen innern Beruf zum Kloſter zu entſcheiden. —

Einſt hatte der Prior viel Merkwürdiges mit mir geſprochen, über das profane Leben; er war eingedrungen in die ſchlüpfrigſten Materien, die er aber mit ſeiner gewöhnlichen Leichtigkeit und Anmuth des Ausdrucks zu behandeln wußte, ſo daß er, alles nur im mindeſten Anſtößige vermeidend, doch immer auf den rechten Fleck traf. Er nahm endlich meine Hand, ſah mir ſcharf in's Auge, und frug, ob ich noch unſchuldig ſey? — Ich fühlte mich erglühen, denn indem Leonardus mich ſo verfänglich frug, ſprang ein Bild in den lebendigſten Farben hervor, welches ſo lange ganz von mir gewichen. — Der Concertmeiſter hatte eine Schweſter, welche gerade nicht ſchön genannt zu werden verdiente, aber doch in der höchſten Blüthe ſtehend, ein überaus reizendes Mädchen war. Vorzüglich zeichnete ſie ein im reinſten Ebenmaaß geformter Wuchs aus; ſie hatte die ſchönſten Arme, den ſchönſten Buſen in Form und Colorit, den man nur ſehen kann. — Eines Morgens als ich zum Concertmeiſter gehen wollte, meines Unterrichts halber, überraſchte ich die Schweſter im leichten Morgenanzuge, mit beinahe ganz entblößter Bruſt; ſchnell warf ſie zwar das Tuch über, aber doch ſchon zu viel hatten meine gierigen Blicke erhaſcht, ich konnte kein Wort ſprechen, nie gekannte Gefühle regten ſich ſtürmiſch in mir, und trieben das glühende Blut durch die Adern, daß hörbar meine Pulſe ſchlugen. Meine Bruſt war krampfhaft zuſammengepreßt, und wollte zerſpringen, ein leiſer Seufzer machte mir endlich Luft. Dadurch, daß das Mädchen ganz unbefangen auf mich zukam, mich bei der Hand faßte, und frug, was mir denn wäre, wurde das Uebel wieder ärger, und es war ein Glück, daß der Concertmeiſter in die Stube trat, und mich von der Qual erlöſte. Nie hatte ich indeſſen ſolche falſche Akkorde gegriffen, nie ſo im Geſange detonirt, als dasmal. Fromm genug war ich, um ſpäter das Ganze für eine böſe Anfechtung des Teufels zu halten, und ich pries mich nach kurzer Zeit recht glücklich, den böſen Feind durch die aſcetiſchen Uebungen, die ich unternahm, aus dem Felde geſchlagen zu haben. Jetzt bei der verfänglichen Frage des Priors, ſah ich des Concertmeiſters Schweſter mit entblößtem Buſen vor mir ſtehen, ich fühlte den warmen Hauch ihres Athems, den Druck ihrer Hand — meine innere Angſt ſtieg mit jedem Momente. Leonardus ſah mich mit einem gewiſſen ironiſchen Lächeln an, vor dem ich erbebte. Ich konnte ſeinen Blick nicht ertragen, ich ſchlug die Augen nieder, da klopfte mich der Prior auf die glühenden Wangen und ſprach: „Ich ſehe, mein Sohn, daß Sie mich gefaßt haben, und daß es noch gut mit Ihnen ſteht, der Herr bewahre Sie vor der Verführung der Welt, die Genüſſe, die ſie Ihnen darbietet, ſind von kurzer Dauer, und man kann wohl behaupten, daß ein Fluch darauf ruhe, da in dem unbeſchreiblichen Ekel, in der vollkommenen Erſchlaffung, in der Stumpfheit für alles Höhere, die ſie hervorbringen, das beſſere geiſtige Prinzip des Menſchen untergeht.“ — So ſehr ich mich mühte, die Frage des Priors, und das Bild, welches dadurch hervorgerufen wurde, zu vergeſſen, ſo wollte es mir doch durchaus nicht gelingen, und war es mir erſt geglückt, in Gegenwart jenes Mädchens unbefangen zu ſeyn, ſo ſcheute ich doch wieder jetzt mehr als jemals ihren Anblick, da mich ſchon bei dem Gedanken an ſie eine Beklommenheit, eine innere Unruhe überfiel, die mir um ſo gefährlicher ſchien, als zugleich eine unbekannte wundervolle Sehnſucht, und mit ihr eine Lüſternheit ſich regte, die wohl ſündlich ſeyn mochte. Ein Abend ſollte dieſen zweifelhaften Zuſtand entſcheiden. Der Concertmeiſter hatte mich, wie er manchmal zu thun pflegte, zu einer muſikaliſchen Unterhaltung, die er mit einigen Freunden veranſtaltet, eingeladen. Außer ſeiner Schweſter, waren noch mehrere Frauenzimmer zugegen, und dieſes ſteigerte die Befangenheit, die mir ſchon bei der Schweſter allein den Athem verſetzte. Sie war ſehr reizend gekleidet, ſie kam mir ſchöner als je vor, es war, als zöge mich eine unſichtbare unwiderſtehliche Gewalt zu ihr hin, und ſo kam es denn, daß ich, ohne ſelbſt zu wiſſen wie, mich immer ihr nahe befand, jeden ihrer Blicke, jedes ihrer Worte begierig aufhaſchte, ja mich ſo an ſie drängte, daß wenigſtens ihr Kleid im Vorbeiſtreifen mich berühren mußte, welches mich mit innerer, nie gefühlter Luſt erfüllte. Sie ſchien es zu bemerken, und Wohlgefallen daran zu ſehen; zuweilen war es mir, als müßte ich ſie wie in toller Liebeswuth an mich reißen, und inbrünſtig an mich drücken! — Sie hatte lange neben dem Flügel geſeſſen, endlich ſtand ſie auf, und ließ auf dem Stuhl einen ihrer Handſchuhe liegen, den ergriff ich, und drückte ihn im Wahnſinn heftig an den Mund! — Das ſah eins von den Frauenzimmern, die ging zu des Concertmeiſters Schweſter, und flüſterte ihr etwas ins Ohr, nun ſchauten ſie beide auf mich, und kicherten und lachten höhniſch! — Ich war wie vernichtet, ein Eisſtrom goß ſich durch mein Inneres — beſinnungslos ſtürzte ich fort ins Collegium — in meine Zelle. Ich warf mich, wie in toller Verzweiflung auf den Fußboden — glühende Thränen quollen mir aus den Augen, ich verwünſchte — ich verfluchte das Mädchen — mich ſelbſt — dann betete ich wieder und lachte dazwiſchen wie ein Wahnſinniger! Ueberall erklangen um mich Stimmen, die mich verſpotteten, verhöhnten; ich war im Begriff, mich durch das Fenſter zu ſtürzen, zum Glück verhinderten mich die Eiſenſtäbe daran, mein Zuſtand war in der That entſetzlich. Erſt als der Morgen anbrach, wurde ich ruhiger, aber feſt war ich entſchloſſen, ſie niemals mehr zu ſehen, und überhaupt der Welt zu entſagen. Klarer als jemals ſtand der Beruf zum eingezogenen Kloſterleben, von dem mich keine Verſuchung mehr ablenken ſollte, vor meiner Seele. So wie ich nur von den gewöhnlichen Studien loskommen konnte, eilte ich zu dem Prior in das Capuziner-Kloſter, und eröffnete ihm, wie ich nun entſchloſſen ſei, mein Noviziat anzutreten, und auch ſchon meiner Mutter, ſo wie der Fürſtin, Nachricht davon gegeben habe. Leonardus ſchien über meinen plötzlichen Eifer verwundert, ohne in mich zu dringen, ſuchte er doch auf dieſe und jene Weiſe zu erforſchen, was mich wohl darauf gebracht haben könne, nun mit einem Mal auf meine Einweihung zum Kloſterleben zu beſtehen, denn er ahnete wohl, daß ein beſonderes Ereigniß mir den Impuls dazu gegeben haben müſſe. Eine innere Scham, die ich nicht zu überwinden vermochte, hielt mich zurück, ihm die Wahrheit zu ſagen, dagegen erzählte ich ihm mit dem Feuer der Exaltation, das noch in mir glühte, die wunderbaren Begebenheiten meiner Kinderjahre, welche alle auf meine Beſtimmung zum Kloſterleben hindeuteten. Leonardus hörte mich ruhig an, und ohne gerade gegen meine Viſionen Zweifel vorzubringen, ſchien er doch ſie nicht ſonderlich zu beachten, er äußerte vielmehr, wie das

Alles noch ſehr wenig für Aechtheit meines Berufs ſpräche, da eben hier eine Illuſion ſehr möglich ſey. Ueberhaupt pflegte Leonardus nicht gern von den Viſionen der Heiligen, ja ſelbſt von den Wundern der erſten Verkündiger des Chriſtenthums zu ſprechen, und es gab Augenblicke, in denen ich in Verſuchung gerieth, ihn für einen heimlichen Zweifler zu halten. Einſt erdreiſtete ich mich, um ihn zu irgend einer beſtimmten Aeußerung zu nöthigen, von den Verächtern des katholiſchen Glaubens zu ſprechen, und vorzüglich auf diejenigen zu ſchmählen, die im kindiſchen Uebermuthe alles Ueberſinnliche mit dem heilloſen Schimpfworte des Aberglaubens abfertigten. Leonardus ſprach ſanft lächelnd: Mein Sohn, der Unglaube iſt der ärgſte Aberglaube, und fing ein anderes Geſpräch von fremden gleichgültigen Dingen an. Erſt ſpäter durfte ich eingehen in ſeine herrlichen Gedanken über den myſtiſchen Theil unſerer Religion, der die geheimnißvolle Verbindung unſers geiſtigen Prinzips mit höheren Weſen in ſich ſchließt, und mußte mir denn wohl geſtehen, daß Leonardus die Mittheilung alles des Sublimen, das aus ſeinem Innerſten ſich ergoß, mit Recht nur für die höchſte Weihe ſeiner Schüler aufſparte. —

Meine Mutter ſchrieb mir, wie ſie es längſt geahnet, daß der weltgeiſtliche Stand mir nicht genügen, ſondern daß ich das Kloſterleben erwählen werde. Am Medardustage ſey ihr der alte Pilgersmann aus der heiligen Linde erſchienen, und habe mich im Ordenskleide der Capuziner an der Hand geführt. Auch die Fürſtin war mit meinem Vorhaben ganz einverſtanden. Beide ſah ich noch einmal vor meiner Einkleidung, welche, da mir, meinem innigſten Wunſche gemäß, die Hälfte des Noviziats erlaſſen wurde, ſehr bald erfolgte. Ich nahm auf Veranlaſſung der Viſion meiner Mutter den Kloſternamen Medardus an. —

Das Verhältniß der Brüder unter einander, die innere Einrichtung Rückſichts der Andachtsübungen und der ganzen Lebensweiſe im Kloſter, bewährten ſich ganz in der Art, wie ſie mir bei dem erſten Blick erſchienen. Die gemüthliche Ruhe, die in Allem herrſchte, goß den himmliſchen Frieden in meine Seele, wie er mich, gleich einem ſeligen Traum aus der erſten Zeit meiner frühſten Kinderjahre, im Kloſter der heiligen Linde umſchwebte. Während des feierlichen Akts meiner Einkleidung, erblickte ich unter den Zuſchauern des Concertmeiſters Schweſter; ſie ſah ganz ſchwermüthig aus, und ich glaubte

Thränen in ihren Augen zu erblicken, aber vorüber war die Zeit der Verſuchung, und vielleicht war es frevelnder Stolz auf den ſo leicht erfochtenen Sieg, der mir das Lächeln abnöthigte, welches der an meiner Seite wandelnde Bruder Cyrillus bemerkte. „Worüber erfreueſt du dich ſo, mein Bruder?“ frug Cyrillus. Soll ich denn nicht froh ſeyn, wenn ich der ſchnöden Welt und ihrem Tand entſage? antwortete ich, aber nicht zu läugnen iſt es, daß indem ich dieſe Worte ſprach, ein unheimliches Gefühl, plötzlich das Innerſte durchbebend, mich Lügen ſtrafte. — Doch dies war die letzte Anwandlung irdiſcher Selbſtſucht, nach der jene Ruhe des Geiſtes eintrat. Wäre ſie nimmer von mir gewichen, aber die Macht des Feindes iſt groß! — Wer mag der Stärke ſeiner Waffen, wer mag ſeiner Wachſamkeit vertrauen, wenn die unterirdiſchen Mächte lauern. —

Schon fünf Jahre war ich im Kloſter, als nach der Verordnung des Priors mir der Bruder Cyrillus, der alt und ſchwach worden, die Aufſicht über die reiche Reliquienkammer des Kloſters übergeben ſollte. Da befanden ſich allerlei Knochen von Heiligen, Späne aus dem Kreuze des Erlöſers und andere Heiligthümer, die in ſaubern Glasſchränken aufbewahrt, und an gewiſſen Tagen dem Volk zur Erbauung ausgeſtellt wurden. Der Bruder Cyrillus machte mich mit jedem Stücke, ſo wie mit den Dokumenten, die über ihre Aechtheit und über die Wunder, welche ſie bewirkt, vorhanden, bekannt. Er ſtand Rückſichts der geiſtigen Ausbildung unſerm Prior an der Seite, und um ſo weniger trug ich Bedenken, das zu äußern, was ſich gewaltſam aus meinem Innern hervordrängte. „Sollten denn, lieber Bruder Cyrillus, ſagte ich, alle dieſe Dinge gewiß und wahrhaftig das ſeyn, wofür man ſie ausgiebt? — Sollte auch hier nicht die betrügeriſche Habſucht Manches untergeſchoben haben, was nun als wahre Reliquie dieſes oder jenes Heiligen gilt? So z. B. beſitzt irgend ein Kloſter das ganze Kreuz unſers Erlöſers, und doch zeigt man überall wieder ſo viel Späne davon, daß, wie jemand von uns ſelbſt, freilich in freveligem Spott, behauptete, unſer Kloſter ein ganzes Jahr hindurch damit geheizt werden könnte.“ — „Es geziemt uns wohl eigentlich nicht, erwiderte der Bruder Cyrillus, dieſe Dinge einer ſolchen Unterſuchung zu unterziehen, allein offenherzig geſtanden, bin ich der Meinung, daß, der darüber ſprechenden Dokumente unerachtet, wohl wenige dieſer Dinge das ſeyn dürften, wofür man ſie ausgiebt. Allein es ſcheint mir auch gar nicht darauf anzukommen. Merke wohl auf, lieber Bruder Medardus! wie ich und unſer Prior darüber denken, und du wirſt unſere Religion in neuer Glorie erblicken. Iſt es nicht herrlich, lieber Bruder Medardus, daß unſere Kirche darnach trachtet, jene geheimnißvollen Fäden zu erfaſſen, die das Sinnliche mit dem Ueberſinnlichen verknüpfen, ja unſeren zum irdiſchen Leben und Seyn gediehenen Organism ſo anzuregen, daß ſein Urſprung aus dem höhern geiſtigen Prinzip, ja ſeine innige Verwandtſchaft mit dem wunderbaren Weſen, deſſen Kraft wie ein glühender Hauch die ganze Natur durchdringt, klar hervortritt, und uns die Ahnung eines höheren Lebens, deſſen Keim wir in uns tragen, wie mit Seraphsfittigen umweht. — Was iſt jenes Stückchen Holz — jenes Knöchlein, jenes Läppchen — man ſagt aus dem Kreuz Chriſti ſey es gehauen, dem Körper — dem Gewande eines Heiligen entnommen; aber den Gläubigen, der ohne zu grübeln, ſein ganzes Gemüth darauf richtet, erfüllt bald jene überirdiſche Begeiſterung, die ihm das Reich der Seeligkeit erſchließt, das er hienieden nur geahnet; und ſo wird der geiſtige Einfluß des Heiligen, deſſen auch nur angebliche Reliquie den Impuls gab, erweckt, und der Menſch vermag Stärke und Kraft im Glauben von dem höheren Geiſte zu empfangen, den er im Innerſten des Gemüths um Troſt und Beiſtand anrief. Ja, dieſe in ihm erweckte höhere geiſtige Kraft wird ſelbſt Leiden des Körpers zu überwinden vermögen, und daher kommt es, daß dieſe Reliquien jene Mirakel bewirken, die, da ſie ſo oft vor den Augen des verſammelten Volks geſchehen, wohl nicht geleugnet werden können.“ — Ich erinnerte mich augenblicklich gewiſſer Andeutungen des Priors, die ganz mit den Worten des Bruders Cyrillus übereinſtimmten, und betrachtete nun die Reliquien, die mir ſonſt nur als religiöſe Spielerei erſchienen, mit wahrer innerer Ehrfurcht und Andacht. Dem Bruder Cyrillus entging dieſe Wirkung ſeiner Rede nicht, und er fuhr nun fort, mit größerem Eifer und mit recht zum Gemüthe ſprechender Innigkeit, mir die Sammlung Stück vor Stück zu erklären. Endlich nahm er aus einem wohlverſchloſſenen Schranke ein Kiſtchen heraus und ſagte: „hierinnen, lieber Bruder Medardus! iſt die geheimnißvollſte wunderbarſte Reliquie enthalten, die unſer Kloſter beſitzt. So lange ich im Kloſter bin, hat dieſes Kiſtchen niemand in der Hand gehabt, als der Prior und ich; ſelbſt die andern

Brüder, viel weniger Fremde, wiſſen etwas von dem Daſeyn dieſer Reliquie. Ich kann die Kiſte nicht ohne inneren Schauer anrühren, es iſt als ſey darin ein böſer Zauber verſchloſſen, der, gelänge es ihm, den Bann, der ihn umſchließt und wirkungslos macht, zu zerſprengen, Verderben und heilloſen Untergang jedem bereiten könnte, den er ereilt. — Das was darinnen enthalten, ſtammt unmittelbar von dem Widerſacher her, aus jener Zeit, als er noch ſichtlich gegen das Heil der Menſchen zu kämpfen vermochte.“ — Ich ſah den Bruder Cyrillus im höchſten Erſtaunen an; ohne mir Zeit zu laſſen etwas zu erwidern, fuhr er fort: „Ich will mich, lieber Bruder Medardus, gänzlich enthalten, in dieſer höchſt myſtiſchen Sache nur irgend eine Meinung zu äußern, oder wohl gar dieſe — jene — Hypotheſe aufzutiſchen, die mir durch den Kopf gefahren, ſondern lieber getreulich dir das erzählen, was die, über jene Reliquie vorhandenen Dokumente davon ſagen. — Du findeſt dieſe Dokumente in jenem Schrank und kannſt ſie ſelbſt nachleſen. — Dir iſt das Leben des heiligen Antonius zur Genuge bekannt, du weißt, daß er, um ſich von allem Irdiſchen zu entfernen, um ſeine Seele ganz dem Göttlichen zuzuwenden, in die Wüſte zog, und da ſein Leben den ſtrengſten Buß- und Andachtsübungen weihte. Der Widerſacher verfolgte ihn und trat ihm oft ſichtlich in den Weg, um ihn in ſeinen frommen Betrachtungen zu ſtören. So kam es denn, daß der h. Antonius einmal in der Abenddämmerung eine finſtere Geſtalt wahrnahm, die auf ihn zuſchritt. In der Nähe erblickte er zu ſeinem Erſtaunen, daß aus den Löchern des zerriſſenen Mantels, den die Geſtalt trug, Flaſchenhälſe hervorguckten. Es war der Widerſacher, der in dieſem ſeltſamen Aufzuge ihn höhniſch anlächelte und frug, ob er nicht von den Elixieren, die er in den Flaſchen bei ſich truge, zu koſten begehre? Der heilige Antonius, den dieſe Zumuthung nicht einmal verdrießen konnte, weil der Widerſacher, ohnmächtig und kraftlos geworden, nicht mehr im Stande war, ſich auf irgend einen Kampf einzulaſſen, und ſich daher auf höhnende Reden beſchränken mußte, frug ihn: warum er denn ſo viele Flaſchen und auf ſolche beſondere Weiſe bei ſich truge? Da antwortete der Widerſacher: Siehe, wenn mir ein Menſch begegnet, ſo ſchaut er mich verwundert an und kann es nicht laſſen nach meinen Getränken zu fragen, und zu koſten aus Lüſternheit. Unter ſo vielen Elixieren findet er ja wohl eins, was ihm recht mundet und er ſäuft die ganze Flaſche aus, und ergiebt ſich mir und meinem Reiche. — So weit ſteht das in allen Legenden; nach dem beſonderen Dokument, das wir über dieſe Viſion des heiligen Antonius beſitzen, heißt es aber weiter, daß der Widerſacher, als er ſich von dannen hub, einige ſeiner Flaſchen auf einem Raſen ſtehen ließ, die der h. Antonius ſchnell in ſeine Höhle mitnahm und verbarg, aus Furcht, ſelbſt in der Einöde könnte ein Verirrter, ja wohl gar einer ſeiner Schüler, von dem entſetzlichen Getränke koſten und ins ewige Verderben gerathen. — Zufällig, erzählt das Dokument weiter, habe der heilige Antonius einmal eine dieſer Flaſchen geöffnet, da ſey ein ſeltſamer betäubender Dampf herausgefahren und allerlei ſcheußliche ſinneverwirrende Bilder der Hölle hätten den Heiligen umſchwebt, ja ihn mit verführeriſchen Gaukeleien zu verlocken geſucht, bis er ſie durch ſtrenges Faſten und anhaltendes Gebet wieder vertrieben. — In dieſem Kiſtchen befindet ſich nun aus dem Nachlaß des h. Antonius eben eine ſolche Flaſche mit einem Teufels-Elixier und die Dokumente ſind ſo authentiſch und genau, daß wenigſtens daran, daß die Flaſche wirklich nach dem Tode des h. Antonius unter ſeinen nachgebliebenen Sachen gefunden wurde, kaum zu zweifeln iſt. Uebrigens kann ich verſichern, lieber Bruder Medardus! daß, ſo oft ich die Flaſche, ja nur dieſes Kiſtchen, worin ſie verſchloſſen, berühre, mich ein unerklärliches inneres Grauen anwandelt, ja daß ich wähne, etwas von einem ganz ſeltſamen Duft zu ſpüren, der mich betäubt und zugleich eine innere Unruhe des Geiſtes hervorbringt, die mich ſelbſt bei den Andachtsübungen zerſtreut. Indeſſen überwinde ich dieſe böſe Stimmung, welche offenbar von dem Einfluß irgend einer feindlichen Macht herrührt, ſollte ich auch an die unmittelbare Einwirkung des Widerſachers nicht glauben, durch ſtandhaftes Gebet. Dir, lieber Bruder Medardus, der du noch ſo jung biſt, der du noch Alles, was dir deine von fremder Kraft aufgeregte Phantaſie vorbringen mag, in glänzenderen lebhafteren Farben erblickſt, der du noch, wie ein tapferer aber unerfahrner Krieger, zwar rüſtig im Kampfe, aber vielleicht zu kühn, das Unmögliche wagend, deiner Stärke zu ſehr vertrauſt, rathe ich, das Kiſtchen niemals, oder wenigſtens erſt nach Jahren zu öffnen, und damit dich deine Neugierde nicht in Verſuchung führe, es dir weit weg aus den Augen zu ſtellen."

Der Bruder Cyrillus verſchloß die geheimnißvolle Kiſte wieder in den Schrank, wo ſie geſtanden, und übergab mir den Schlüſſelbund, an dem auch der Schlüſſel jenes Schranks hing; die ganze Erzählung hatte auf mich einen eignen Eindruck gemacht, aber je mehr ich eine innere Lüſternheit emporkeimen fühlte, die wunderbare Reliquie zu ſehen, deſto mehr war ich, der Warnung des Bruders Cyrillus gedenkend, bemüht, auf jede Art mir es zu erſchweren. Als Cyrillus mich verlaſſen, überſah ich noch einmal die mir anvertrauten Heiligthümer, dann löſte ich aber das Schlüſſelchen, welches den gefährlichen Schrank ſchloß, vom Bunde ab, und verſteckte es tief unter meine Skripturen im Schreibpulte. —

Unter den Profeſſoren im Seminar gab es einen vortrefflichen Redner, jedesmal, wenn er predigte, war die Kirche überfüllt; der Feuerſtrom ſeiner Worte riß alles unwiderſtehlich fort, die inbrünſtigſte Andacht im Innern entzündend. Auch mir drangen ſeine herrlichen begeiſterten Reden ins Innerſte, aber indem ich den Hochbegabten glücklich pries, war es mir, als rege ſich eine innere Kraft, die mich mächtig antrieb, es ihm gleich zu thun. Hatte ich ihn gehört, ſo predigte ich auf meiner einſamen Stube, mich ganz der Begeiſterung des Moments überlaſſend, bis es mir gelang, meine Ideen, meine Worte feſtzuhalten und aufzuſchreiben. — Der Bruder, welcher im Kloſter zu predigen pflegte, wurde zuſehends ſchwächer, ſeine Reden ſchlichen wie ein halbverſiegter Bach mühſam und tonlos dahin, und die ungewöhnlich gedehnte Sprache, welche der Mangel an Ideen und Worten erzeugte, da er ohne Conzept ſprach, machte ſeine Reden ſo unausſtehlich lang, daß vor dem Amen ſchon der größte Theil der Gemeinde, wie bei dem bedeutungsloſen eintönigen Geklapper einer Mühle, ſanft eingeſchlummert war, und nur durch den Klang der Orgel wieder erweckt werden konnte. Der Prior Leonardus war zwar ein ganz vorzüglicher Redner, indeſſen trug er Scheu zu predigen, weil es ihn bei den ſchon erreichten hohen Jahren zu ſtark angriff, und ſonſt gab es im Kloſter keinen, der die Stelle jenes ſchwächlichen Bruders hätte erſetzen können. Leonardus ſprach mit mir über dieſen Uebelſtand, der der Kirche den Beſuch mancher Frommen entzog; ich faßte mir ein Herz und ſagte ihm, wie ich ſchon im Seminar einen innern Beruf zum Predigen geſpürt und manche geiſtliche Rede aufgeſchrieben habe. Er verlangte, ſie zu ſehen, und war ſo höchlich damit zufrieden, daß er in mich drang, ſchon am nächſten heiligen Tage den Verſuch mit einer Predigt zu machen, der um ſo weniger mißlingen werde, als mich die Natur mit Allem ausgeſtattet habe, was zum guten Kanzelredner gehöre, nehmlich mit einer einnehmenden Geſtalt, einem ausdrucksvollen Geſicht und einer kräftigen tonreichen Stimme. Rückſichts des äußern Anſtandes, der richtigen Geſtikulation unternahm Leonardus ſelbſt mich zu unterrichten. Der Heiligentag kam heran, die Kirche war beſetzter als gewöhnlich, und ich beſtieg nicht ohne inneres Erbeben die Kanzel. — Im Anfange blieb ich meiner Handſchrift getreu, und Leonardus ſagte mir nachher, daß ich mit zitternder Stimme geſprochen, welches aber gerade den andächtigen wehmuthsvollen Betrachtungen, womit die Rede begann, zugeſagt, und bei den mehrſten für eine beſondere wirkungsvolle Kunſt des Redners gegolten habe. Bald aber war es, als ſtrahle der glühende Funke himmliſcher Begeiſterung durch mein Inneres — ich dachte nicht mehr an die Handſchrift, ſondern überließ mich ganz den Eingebungen des Moments. Ich fühlte, wie das Blut in allen Pulſen glühte und ſprühte — ich hörte meine Stimme durch das Gewölbe donnern — ich ſah mein erhobenes Haupt, meine ausgebreiteten Arme, wie vom Strahlenglanz der Begeiſterung umfloſſen. — Mit einer Sentenz, in der ich alles Heilige und Herrliche, das ich verkündet, nochmals wie in einem flammenden Fokus zuſammenfaßte, ſchloß ich meine Rede, deren Eindruck ganz ungewöhnlich, ganz unerhört war. Heftiges Weinen — unwillkührlich den Lippen entfliehende Ausrufe der andachtvollſten Wonne — lautes Gebet, hallten meinen Worten nach. Die Brüder zollten mir ihre höchſte Bewunderung, Leonardus umarmte mich, er nannte mich den Stolz des Kloſters. Mein Ruf verbreitete ſich ſchnell, und um den Bruder Medardus zu hören, drängte ſich der vornehmſte, der gebildetſte Theil der Stadtbewohner, ſchon eine Stunde vor dem Läuten, in die nicht allzugroße Kloſterkirche. Mit der Bewunderung ſtieg mein Eifer und meine Sorge, den Reden im ſtärkſten Feuer Ründe und Gewandtheit zu geben. Immer mehr gelang es mir, die Zuhörer zu feſſeln, und, immer ſteigend und ſteigend, glich bald die Verehrung, die ſich überall, wo ich ging und ſtand, in den ſtärkſten Zügen an den Tag legte, beinahe der Vergötterung eines Heiligen. Ein religiöſer Wahn hatte die Stadt ergriffen, alles ſtrömte bei irgend einem Anlaß, auch an gewöhnlichen Wochentagen, nach dem Kloſter, um den Bruder Medardus zu ſehen, zu ſprechen. — Da keimte in mir der Gedanke auf, ich ſey ein beſonders Erkorner des Himmels; die geheimnißvollen Umſtände bei meiner Geburt, am heiligen Orte zur Entſündigung des verbrecheriſchen Vaters, die wunderbaren Begebenheiten in meinen erſten Kinderjahren, alles deutete dahin, daß mein Geiſt, in unmittelbarer Berührung mit dem Himmliſchen, ſich ſchon hienieden über das Irdiſche erhebe, und ich nicht der Welt, den Menſchen angehöre, denen Heil und Troſt zu geben, ich hier auf Erden wandle. Es war mir nun gewiß, daß der alte Pilgrim in der heiligen Linde der heilige Joſeph, der wunderbare Knabe aber das Jeſuskind ſelbſt geweſen, das in mir den Heiligen, der auf Erden zu wandeln beſtimmt, begrüßt habe. Aber ſo wie dies Alles immer lebendiger vor meiner Seele ſtand, wurde mir auch meine Umgebung immer läſtiger und drückender. Jene Ruhe und Heiterkeit des Geiſtes, die mich ſonſt umfing, war aus meiner Seele entſchwunden — ja alle gemüthliche Aeußerungen der Brüder, die Freundlichkeit des Priors, erweckten in mir einen feindſeligen Zorn. Den Heiligen, den hoch über ſie erhabenen, ſollten ſie in mir erkennen, ſich niederwerfen in den Staub, und die Fürbitte erflehen vor dem Throne Gottes. So aber hielt ich ſie für befangen in verderblicher Verſtocktheit. Selbſt in meine Reden flocht ich gewiſſe Anſpielungen ein, die darauf hindeuteten, wie nun eine wundervolle Zeit, gleich der in ſchimmernden Strahlen leuchtenden Morgenröthe, angebrochen, in der Troſt und Heil bringend der gläubigen Gemeinde ein Auserwählter Gottes auf Erden wandle. Meine eingebildete Sendung kleidete ich in myſtiſche Bilder ein, die um ſo mehr wie ein fremdartiger Zauber auf die Menge wirkten, je weniger ſie verſtanden wurden. Leonardus wurde ſichtlich kälter gegen mich, er vermied, mit mir ohne Zeugen zu ſprechen, aber endlich, als wir einſt zufällig von allen Brüdern verlaſſen, in der Allee des Kloſtergartens einhergingen, brach er los: „Nicht verhehlen kann ich es dir, lieber Bruder Medardus, daß du ſeit einiger Zeit durch dein ganzes Betragen mir Mißfallen erregſt. — Es iſt etwas in deine Seele gekommen, das dich dem Leben in frommer Einfalt abwendig macht. In deinen Reden herrſcht ein feindliches Dunkel, aus dem nur noch manches hervorzutreten ſich ſcheut, was dich wenigſtens mit mir auf immer entzweien würde. — Laß mich offenherzig ſeyn! — Du trägſt in dieſem Augenblick die Schuld unſeres ſündigen Urſprungs, die jedem mächtigen Emporſtreben unſerer geiſtigen Kraft die Schranken des Verderbniſſes öffnet, wohin wir uns in unbedachtem Fluge nur zu leicht verirren! — Der Beifall, ja die abgöttiſche Bewunderung, die dir die leichtſinnige, nach jeder Anreizung lüſterne Welt gezollt, hat dich geblendet, und du ſiehſt dich ſelbſt in einer Geſtalt, die nicht dein eigen, ſondern ein Trugbild iſt, welches dich in den verderblichen Abgrund lockt. Gehe in dich, Medardus! — entſage dem Wahn der dich bethört — ich glaube ihn zu kennen! — ſchon jetzt iſt dir die Ruhe des Gemüths, ohne welche kein Heil hienieden zu finden, entflohen. — Laß dich warnen, weiche aus dem Feinde, der dir nachſtellt. — Sey wieder der gutmüthige Jüngling, den ich mit ganzer Seele liebte.“ — Thränen quollen aus den Augen des Priors, als er dies ſprach; er hatte meine Hand ergriffen, ſie loslaſſend entfernte er ſich ſchnell, ohne meine Antwort abzuwarten. — Aber nur feindſelig waren ſeine Worte in mein Innres gedrungen; er hatte des Beifalls, ja der höchſten Bewunderung erwähnt, die ich mir durch meine außerordentlichen Gaben erworben, und es war mir deutlich, daß nur kleinlicher Neid jenes Mißbehagen an mir erzeugt habe, das er ſo unverholen äußerte. Stumm und in mich gekehrt blieb ich, vom innern Groll ergriffen, bei den Zuſammenkünften der Mönche, und ganz erfüllt von dem neuen Weſen, das mir aufgegangen, ſann ich den Tag über, und in den ſchlafloſen Nächten, wie ich alles in mir Aufgekeimte in prächtige Worte faſſen und dem Volke verkünden wollte. Je mehr ich mich nun von Leonardus und den Brüdern entfernte, mit deſto ſtärkeren Banden wußte ich die Menge an mich zu ziehen. —

Am Tage des heiligen Antonius war die Kirche ſo gedrängt voll, daß man die Thüren weit öffnen mußte, um dem zuſtrömenden Volke zu vergönnen, mich auch noch vor der Kirche zu hören. Nie hatte ich kräftiger, feuriger, eindringender geſprochen. Ich erzählte, wie es gewöhnlich, Manches aus dem Leben des Heiligen, und knüpfte daran fromme, tief ins Leben eindringende Betrachtungen. Von den Verführungen des Teufels, dem der Sündenfall die Macht gegeben, die Menſchen zu verlocken, ſprach ich, und unwillkürlich führte mich der Strom der Rede hinein in die Legende von den Elixieren, die ich wie eine ſinnreiche Allegorie darſtellen wollte. Da fiel mein in der Kirche umherſchweifender Blick auf einen langen hageren Mann, der mir ſchräg über auf eine Bank geſtiegen, ſich an einen Eckpfeiler lehnte. Er hatte auf ſeltſame fremde Weiſe einen dunkelvioletten Mantel umgeworfen, und die übereinander geſchlagenen Arme darein gewickelt. Sein Geſicht war leichenblaß, aber der Blick der großen ſchwarzen ſtieren Augen fuhr wie ein glühender Dolchſtich durch meine Bruſt. Mich durchbebte ein unheimliches grauenhaftes Gefühl, ſchnell wandte ich mein Auge ab und ſprach, alle meine Kraft zuſammennehmend, weiter. Aber wie von einer fremden zauberiſchen Gewalt getrieben, mußte ich immer wieder hinſchauen, und immer ſtarr und bewegungslos ſtand der Mann da, den geſpenſtiſchen Blick auf mich gerichtet. So wie bittrer Hohn — verachtender Haß, lag es auf der hohen gefurchten Stirn, in dem herabgezogenen Munde. Die ganze Geſtalt hatte etwas Furchtbares — Entſetzliches! — Ja! — es war der unbekannte Maler aus der heiligen Linde. Ich fühlte mich wie von eiskalten grauſigen Fäuſten gepackt — Tropfen des Angſtſchweißes ſtanden auf meiner Stirn — meine Perioden ſtockten — immer verwirrter und verwirrter wurden meine Reden — es entſtand ein Flüſtern — ein Gemurmel in der Kirche — aber ſtarr und unbeweglich lehnte der fürchterliche Fremde am Pfeiler, den ſtieren Blick auf mich gerichtet. Da ſchrie ich auf in der Höllenangſt wahnſinniger Verzweiflung: „Ha Verruchter! hebe dich weg! — hebe dich weg — denn ich bin es ſelbſt! — ich bin der heilige Antonius!“ — Als ich aus dem bewußtloſen Zuſtand, in den ich mit jenen Worten verſunken, wieder erwachte, befand ich mich auf meinem Lager, und der Bruder Cyrillus ſaß neben mir, mich pflegend und tröſtend. Das ſchreckliche Bild des Unbekannten ſtand mir noch lebhaft vor Augen, aber je mehr der Bruder Cyrillus, dem ich alles erzählte, mich zu überzeugen ſuchte, daß dieſes nur ein Gaukelbild meiner durch das eifrige und ſtarke Reden erhitzten Phantaſie geweſen, deſto tiefer fühlte ich bittre Reue und Scham über mein Betragen auf der Kanzel. Die Zuhörer dachten, wie ich nachher erfuhr, es habe mich ein plötzlicher Wahnſinn überfallen, wozu ihnen vorzüglich mein letzter Ausruf gerechten Anlaß gab. Ich war zerknirſcht — zerrüttet im Geiſte; eingeſchloſſen in meine Zelle, unterwarf ich mich den ſtrengſten Bußübungen, und ſtärkte mich durch inbrünſtige Gebete zum Kampfe mit dem Verſucher, der mir ſelbſt an heiliger Stätte erſchienen, nur in frechem

Hohn die Geſtalt borgend von dem frommen Maler in der heiligen Linde. Niemand wollte übrigens den Mann im violetten Mantel erblickt haben, und der Prior Leonardus verbreitete nach ſeiner anerkannten Gutmüthigkeit auf das Eifrigſte überall, wie es nur der Anfall einer hitzigen Krankheit geweſen, welcher mich in der Predigt auf ſolche entſetzliche Weiſe mitgenommen, und meine verwirrten Reden veranlaßt habe: wirklich war ich auch noch ſiech und krank, als ich nach mehreren Wochen wieder in das gewöhnliche klöſterliche Leben eintrat. Dennoch unternahm ich es wieder die Kanzel zu beſteigen, aber, von innerer Angſt gefoltert, verfolgt von der entſetzlichen bleichen Geſtalt vermochte ich kaum zuſammenhängend zu ſprechen, viel weniger mich, wie ſonſt, dem Feuer der Beredſamkeit zu überlaſſen. Meine Predigten waren gewöhnlich — ſteif — zerſtückelt. — Die Zuhörer bedauerten den Verluſt meiner Rednergabe, verloren ſich nach und nach, und der alte Bruder, der ſonſt gepredigt und nun noch offenbar beſſer redete, als ich, erſetzte wieder meine Stelle. —

Nach einiger Zeit begab es ſich, daß ein junger Graf, von ſeinem Hofmeiſter, mit dem er auf Reiſen begriffen, begleitet, unſer Kloſter beſuchte, und die vielfachen Merkwürdigkeiten deſſelben zu ſehen begehrte. Ich mußte die Reliquienkammer aufſchließen und wir traten hinein, als der Prior, der mit uns durch Chor und Kirche gegangen, abgerufen wurde, ſo daß ich mit den Fremden allein blieb. Jedes Stück hatte ich gezeigt und erklärt, da fiel dem Grafen der, mit zierlichem altteutſchen Schnitzwerk geſchmückte, Schrank ins Auge, in dem ſich das Kiſtchen mit dem Teufels-Elixier befand. Unerachtet ich nun nicht gleich mit der Sprache heraus wollte, was in dem Schrank verſchloſſen, ſo drangen beide, der Graf und der Hofmeiſter, doch ſo lange in mich, bis ich die Legende vom h. Antonius und dem argliſtigen Teufel erzählte, und mich über die, als Reliquie aufbewahrte Flaſche ganz getreu nach den Worten des Bruder Cyrillus ausließ, ja ſogar die Warnung hinzufügte, die er mir Rückſichts der Gefahr des Oeffnens der Kiſte und des Vorzeigens der Flaſche gegeben. Unerachtet der Graf unſerer Religion zugethan war, ſchien er doch eben ſo wenig, als der Hofmeiſter auf die Wahrſcheinlichkeit der heiligen Legenden viel zu bauen. Sie ergoſſen ſich beide in allerlei witzigen Anmerkungen und Einfällen über den komiſchen Teufel, der die Verführungsflaſchen im zerriſſenen Mantel trage, endlich nahm aber der Hofmeiſter eine ernſthafte Miene an und ſprach: „Haben Sie an uns leichtſinnigen Weltmenſchen kein Aergerniß, ehrwürdiger Herr! — Seyen Sie überzeugt, daß wir beide, ich und mein Graf, die Heiligen als herrliche von der Religion hoch begeiſterte Menſchen verehren, die dem Heil ihrer Seele, ſo wie dem Heil der Menſchen, alle Freuden des Lebens, ja, das Leben ſelbſt opferten, was aber ſolche Geſchichten betrifft, wie die ſo eben von Ihnen erzählte, ſo glaube ich, daß nur eine geiſtreiche, von dem Heiligen erſonnene Allegorie durch Mißverſtand, als wirklich geſchehen, ins Leben gezogen wurde.“ —

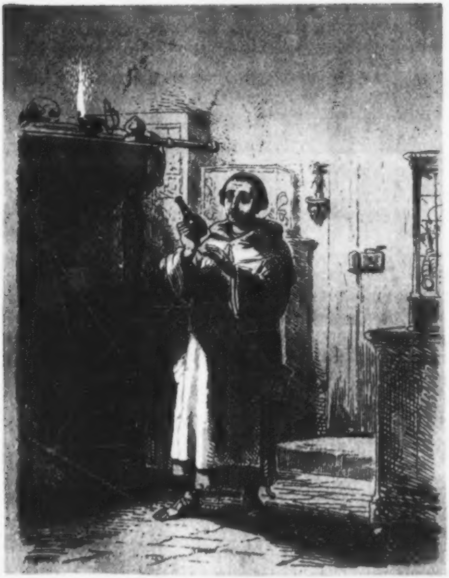
Unter dieſen Worten hatte der Hofmeiſter den Schieber des Kiſtchens ſchnell aufgeſchoben und die ſchwarze, ſonderbar geformte Flaſche herausgenommen. Es verbreitete ſich wirklich, wie der Bruder Cyrillus es mir geſagt, ein ſtarker Duft, der indeſſen nichts weniger, als betäubend, ſondern vielmehr angenehm und wohlthätig wirkte. „Ei, rief der Graf: ich wette, daß das Elixier des Teufels weiter nichts iſt, als herrlicher ächter Syrakuſer.“ — „Ganz gewiß, erwiderte der Hofmeiſter: und ſtammt die Flaſche wirklich aus dem Nachlaß des h. Antonius, ſo geht es Ihnen, ehrwürdiger Herr! beinahe beſſer, wie dem Könige von Neapel, den die Unart der Römer, den Wein nicht zu pfropfen, ſondern nur durch darauf getröpfeltes Oel zu bewahren, um das Vergnügen brachte, altrömiſchen Wein zu koſten. Iſt dieſer Wein auch lange nicht ſo alt, als jener geweſen wäre, ſo iſt es doch fürwahr der älteſte, den es wohl geben mag, und darum thäten Sie wohl, die Reliquie in Ihrem Nutzen zu verwenden und getroſt auszunippen.“ — „Gewiß, fiel der Graf ein: dieſer uralte Syrakuſer würde neue Kraft in Ihre Adern gießen und die Kränklichkeit verſcheuchen, von der Sie, ehrwürdiger Herr! heimgeſucht ſcheinen.“ Der Hofmeiſter holte einen ſtählernen Korkzieher aus der Taſche und öffnete, meiner Proteſtationen unerachtet, die Flaſche. — Es war mir als zucke mit dem Herausfliegen des Korks ein blaues Flämmchen empor, das gleich wieder verſchwand. — Stärker ſtieg der Duft aus der Flaſche und wallte durch das Zimmer. Der Hofmeiſter koſtete zuerſt und rief begeiſtert: „herrlicher — herrlicher Syrakuſer! In der That, der Weinkeller des heiligen Antonius war nicht übel, und machte der Teufel ſeinen Kellermeiſter, ſo meinte er es mit dem heiligen Mann nicht ſo böſe, als man glaubt — koſten Sie

Graf!“ — Der Graf that es, und beſtätigte das, was der Hofmeiſter geſprochen. Beide ſcherzten noch mehr über die Reliquie, die offenbar die ſchönſte in der ganzen Sammlung ſey — ſie wünſchten ſich einen ganzen Keller voll ſolcher Reliquien u. ſ. w. Ich hörte Alles ſchweigend mit niedergeſenktem Haupte, mit zur Erde ſtarrendem Blick an; der Frohſinn der Fremden hatte für mich, in meiner düſteren Stimmung, etwas Quälendes; vergebens drangen ſie in mich, auch von dem Wein des heiligen Antonius zu koſten, ich verweigerte es ſtandhaft und verſchloß die Flaſche, wohl zugepfropft, wieder in ihr Behältniß. —

Die Fremden verließen das Kloſter, aber als ich einſam in meiner Zelle ſaß, konnte ich mir ſelbſt ein gewiſſes inneres Wohlbehagen, eine rege Heiterkeit des Geiſtes nicht abläugnen. Es war offenbar, daß der geiſtige Duft des Weins mich geſtärkt hatte. Keine Spur der üblen Wirkung, von der Cyrillus geſprochen, empfand ich, und nur der entgegengeſetzte wohlthätige Einfluß zeigte ſich auf auffallende Weiſe: je mehr ich über die Legende des heiligen Antonius nachdachte, je lebhafter die Worte des Hofmeiſters in meinem Innern wiederklangen, deſto gewiſſer wurde es mir, daß die Erklärung des Hofmeiſters die richtige ſey, und nun erſt durchfuhr mich, wie ein leuchtender Blitz, der Gedanke: daß an jenem unglücklichen Tage, als eine feindſelige Viſion mich in der Predigt auf ſo verſtörende Weiſe unterbrach, ich ja ſelbſt im Begriff geweſen, die Legende auf dieſelbe Weiſe, als eine geiſtreiche belehrende Allegorie des heiligen Mannes vorzutragen. Dieſem Gedanken knüpfte ſich ein anderer an, welcher bald mich ſo ganz und gar erfüllte, daß alles Uebrige in ihm unterging. — Wie, dachte ich, wenn das wunderbare Getränk mit geiſtiger Kraft dein Inneres ſtärkte, ja die erloſchene Flamme entzünden könnte, daß ſie in neuem Leben emporſtrahlte? — Wenn ſchon dadurch eine geheimnißvolle Verwandtſchaft deines Geiſtes mit den in jenem Wein verſchloſſenen Naturkräften ſich offenbaret hätte, daß derſelbe Duft, der den ſchwächlichen Cyrillus betäubte, auf dich nur wohlthätig wirkte? — Aber, war ich auch ſchon entſchloſſen, dem Rathe der Fremden zu folgen, wollte ich ſchon zur That ſchreiten, ſo hielt mich immer wieder ein inneres, mir ſelbſt unerklärliches Widerſtreben davon zurück. Ja, im Begriff, den Schrank aufzuſchließen, ſchien es mir, als erblicke ich in dem Schnitzwerk das entſetzliche Geſicht des Malers, mit den mich durchbohrenden lebendigtodtſtarren Augen, und von geſpenſtiſchem Grauen gewaltſam ergriffen, floh ich aus der Reliquienkammer, um an heiliger Stätte meinen Vorwitz zu bereuen. Aber immer und immer verfolgte mich der Gedanke, daß nur durch den Genuß des wunderbaren Weins mein Geiſt ſich erlaben und ſtärken könne. — Das Betragen des Priors — der Mönche — die mich, wie einen geiſtig Erkrankten, mit gutgemeinter, aber niederbeugender Schonung behandelten, brachte mich zur Verzweiflung, und als Leonardus nun gar mich von den gewöhnlichen Andachtsübungen dispenſirte, damit ich meine Kräfte ganz ſammeln ſolle, da beſchloß ich, in ſchlafloſer Nacht von tiefem Gram gefoltert, auf den Tod alles zu wagen, um die verlorne geiſtige Kraft wieder zu gewinnen, oder unterzugehen.

Ich ſtand vom Lager auf, und ſchlich wie ein Geſpenſt, mit der Lampe, die ich bei dem Marienbilde auf dem Gange des Kloſters angezündet, durch die Kirche nach der Reliquienkammer. Von dem flackernden Scheine der Lampe beleuchtet, ſchienen die heiligen Bilder in der Kirche ſich zu regen, es war, als blickten ſie mitleidsvoll auf mich herab, es war, als höre ich in dem dumpfen Brauſen des Sturms, der durch die zerſchlagenen Fenſter ins Chor hineinfuhr, klägliche warnende Stimmen, ja, als riefe mir meine Mutter zu aus weiter Ferne: Sohn Medardus, was beginnſt du, laß ab von dem gefährlichen Unternehmen! — Als ich in die Reliquienkammer getreten, war alles ſtill und ruhig, ich ſchloß den Schrank auf, ich ergriff das Kiſtchen, die Flaſche, bald hatte ich einen kräftigen Zug gethan! — Gluth ſtrömte durch meine Adern und erfüllte mich mit dem Gefühl unbeſchreiblichen Wohlſeyns — ich trank noch einmal, und die Luſt eines neuen herrlichen Lebens ging mir auf! — Schnell verſchloß ich das leere Kiſtchen in den Schrank, eilte raſch mit der wohlthätigen Flaſche nach meiner Zelle, und ſtellte ſie in mein Schreibpult. — Da fiel mir der kleine Schlüſſel in die Hände, den ich damals, um jeder Verſuchung zu entgehen, vom Bunde löſte, und doch hatte ich ohne ihn, ſowohl damals, als die Fremden zugegen waren, als jetzt, den Schrank aufgeſchloſſen? — Ich unterſuchte meinen Schlüſſelbund, und ſiehe, ein unbekannter Schlüſſel, mit dem ich damals und jetzt den Schrank geöffnet, ohne in der Zerſtreuung darauf zu merken, hatte ſich zu den übrigen gefunden. — Ich erbebte unwillkürlich, aber

Blatt 22



ein buntes Bild jagte das andere bei dem, wie aus tiefem Schlaf aufgerüttelten Geiſte vorüber. Ich hatte nicht Ruhe, nicht Raſt, bis der Morgen heiter anbrach, und ich hinabeilen konnte in den Kloſtergarten, um mich in den Strahlen der Sonne, die feurig und glühend hinter den Bergen emporſtieg, zu baden. Leonardus, die Brüder, bemerkten meine Veränderung; ſtatt daß ich ſonſt in mich verſchloſſen, kein Wort ſprach, war ich heiter und lebendig. Als rede ich vor verſammelter Gemeinde, ſprach ich mit dem Feuer der Beredſamkeit, wie es ſonſt mir eigen. Da ich mit Leonardus allein geblieben, ſah er mich lange an, als wollte er mein Innerſtes durchdringen; dann ſprach er aber, indem ein leiſes ironiſches Lächeln über ſein Geſicht flog: hat der Bruder Medardus vielleicht in einer Viſion neue Kraft und verjüngtes Leben von oben herab erhalten? — Ich fühlte mich vor Scham erglühen, denn in dem Augenblick kam mir meine Exaltation, durch einen Schluck alten Weins erzeugt, nichtswürdig und armſelig vor. Mit niedergeſchlagenen Augen und geſenktem Haupte ſtand ich da, Leonardus überließ mich meinen Betrachtungen. Nur zu ſehr hatte ich gefürchtet, daß die Spannung, in die mich der genoſſene Wein verſetzt, nicht lange anhalten, ſondern vielleicht zu meinem Gram noch größere Ohnmacht nach ſich ziehn würde; es war aber dem nicht ſo, vielmehr fühlte ich, wie, mit der wiedererlangten Kraft, auch jugendlicher Muth, und jenes raſtloſe Streben nach dem höchſten Wirkungskreiſe, den mir das Kloſter darbot, zurückkehrte. Ich beſtand darauf, am nächſten heiligen Tage wieder zu predigen, und es wurde mir vergönnt. Kurz vorher ehe ich die Kanzel beſtieg, genoß ich von dem wunderbaren Weine; nie hatte ich darauf feuriger, ſalbungsreicher, eindringender geſprochen. Schnell verbreitete ſich der Ruf meiner gänzlichen Wiederherſtellung, und ſo wie ſonſt füllte ſich wieder die Kirche, aber je mehr ich den Beifall der Menge erwarb, deſto ernſter und zurückhaltender wurde Leonardus, und ich fing an, ihn von ganzer Seele zu haſſen, da ich ihn von kleinlichem Neide und mönchiſchem Stolz befangen glaubte. —

Der Bernardustag kam heran, und ich war voll brennender Begierde, vor der Fürſtin recht mein Licht leuchten zu laſſen, weshalb ich den Prior bat, es zu veranſtalten, daß mir es vergönnt werde, an dem Tage im Ciſterzienſer Kloſter zu predigen. — Den Leonardus ſchien meine Bitte auf beſondere Weiſe zu überraſchen, er geſtand mir unverholen, daß er gerade dieſesmal im Sinn gehabt habe, ſelbſt zu predigen, und daß deshalb ſchon das Nöthige angeordnet ſey, deſto leichter ſey indeſſen die Erfüllung meiner Bitte, da er ſich mit Krankheit entſchuldigen und mich ſtatt ſeiner herausſchicken werde. —

Das geſchah wirklich! — Ich ſah meine Mutter, ſo wie die Fürſtin, den Abend vorher; mein Inneres war aber ſo ganz von meiner Rede erfüllt, die den höchſten Gipfel der Beredſamkeit erreichen ſollte, daß ihr Wiederſehen nur einen geringen Eindruck auf mich machte. Es war in der Stadt verbreitet, daß ich ſtatt des erkrankten Leonardus predigen würde, und dies hatte vielleicht noch einen größeren Theil des gebildeten Publikums herbeigezogen. Ohne das Mindeſte aufzuſchreiben, nur in Gedanken die Rede in ihren Theilen ordnend, rechnete ich auf die hohe Begeiſterung, die das feierliche Hochamt, das verſammelte andächtige Volk, ja ſelbſt die herrliche hochgewölbte Kirche in mir erwecken würde, und hatte mich in der That nicht geirrt. — Wie ein Feuerſtrom floſſen meine Worte, die mit der Erinnerung an den heiligen Bernhard die ſinnreichſten Bilder, die frömmſten Betrachtungen enthielten, dahin, und in allen auf mich gerichteten Blicken las ich Staunen und Bewunderung. Wie war ich darauf geſpannt, was die Fürſtin wohl ſagen werde, wie erwartete ich den höchſten Ausdruck ihres innigſten Wohlgefallens, ja es war mir, als müſſe ſie den, der ſie ſchon als Kind in Erſtaunen geſetzt, jetzt die ihm inwohnende höhere Macht deutlicher ahnend, mit unwillkürlicher Ehrfurcht empfangen. Als ich ſie ſprechen wollte, ließ ſie mir ſagen, daß ſie, plötzlich von einer Kränklichkeit überfallen, niemanden, auch mich nicht ſprechen könne. — Dies war mir um ſo verdrießlicher, als nach meinem ſtolzen Wahn die Aebtiſſin in der höchſten Begeiſterung das Bedürfniß hätte fühlen ſollen, noch ſalbungsreiche Worte von mir zu vernehmen. Meine Mutter ſchien einen heimlichen Gram in ſich zu tragen, nach deſſen Urſache ich mich nicht unterſtand zu forſchen, weil ein geheimes Gefühl mir ſelbſt die Schuld davon aufbürdete, ohne daß ich mir dies hätte deutlicher entwickeln können. Sie gab mir ein kleines Billet von der Fürſtin, das ich erſt im Kloſter öffnen ſollte: kaum war ich in meiner Zelle, als ich zu meinem Erſtaunen folgendes las:

„Du haſt mich mein lieber Sohn, (denn noch will ich Dich ſo nennen), durch die Rede, die Du in der Kirche unſeres Kloſters [illegible], da die tiefe Verderbniß zeigt. Deine Worte kommen nicht aus dem andächtigen, ganz dem Himmliſchen zugewandten Gemüthe, Deine Begeiſterung war nicht diejenige, welche den Frommen auf Seraphsfittigen emporträgt, daß er im heiligen Verzücken das himmliſche Reich zu ſchauen vermag. Ach! — der ſtolze Prunk Deiner Rede, Deine ſichtliche Anſtrengung, nur recht viel Auffallendes, Glänzendes zu ſagen, hat mir bewieſen, daß Du, ſtatt die Gemeinde zu belehren und zu frommen Betrachtungen zu entzünden, nur nach dem Beifall, nach der werthloſen Bewunderung der weltlich geſinnten Menge trachteſt. Du haſt Gefühle geheuchelt, die nicht in Deinem Innern waren, ja Du haſt ſelbſt gewiſſe ſichtlich ſtudierte Mienen und Bewegungen erkünſtelt, wie ein eitler Schauſpieler, Alles nur des ſchnöden Beifalls wegen. Der Geiſt der Täuſchung iſt in Dich gefahren, und wird Dich verderben, wenn Du nicht in Dich gehſt und der Sünde entſagſt. Denn Sünde, große Sünde, iſt Dein Thun und Treiben, um ſo mehr, als Du Dich zum frommen Wandel, zur Entſagung aller thörichten Lüſternheit im Kloſter, dem Himmel verpflichtet. Der heilige Antonius, den Du durch Deine trügeriſche Rede ſo ſchmählich beleidigt, möge Dir nach ſeiner himmliſchen Langmuth verzeihen, ja Dich erleuchten, daß Du den rechten Pfad, von dem Du durch den Böſen verlockt abgewichen, wieder findeſt, und er fürbitten möge für das Heil Deiner Seele. Gehab' Dich wohl!“

Wie hundert Blitze durchfuhren mich die Worte der Äbtiſſin, und ich erglühte vor innerm Zorn, denn nichts war mir gewiſſer, als daß Leonardus, deſſen mannigfache Andeutungen über meine Predigten eben dahin gezielt hatten, die Schwachheit der Fürſtin benutzt und ſie gegen mich und mein Redner-Talent aufgewiegelt habe. Kaum konnte ich ihn mehr anblicken, ohne vor innerlicher Wuth zu erbeben, ja es kamen mir oft Gedanken, ihn zu verderben, in den Sinn, vor denen ich ſelbſt erſchrak. Um ſo unerträglicher waren mir die Vorwürfe der Äbtiſſin und des Priors, als ich in der tiefſten Tiefe meiner Seele wohl die Wahrheit derſelben fühlte; aber immer feſter und feſter beharrend in meinem Thun, mich ſtärkend durch feurigen Wein aus der geheimnißvollen Flaſche, fuhr ich fort, meine Predigten mit allen Künſten der Rhetorik auszuſchmücken und mein Mienenſpiel,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

keine Bußübung mehr dämpfte. Denn dieſe unternahm ich, mich züchtigend bis aufs Blut mit dem Knotenſtrick, um der ewigen Verdammniß zu entgehen, die mir drohte, da oft jenes Feuer, das das fremde Weib in mich geworfen, die ſündlichſten Begierden, welche ſonſt mir unbekannt geblieben, erregte, ſo daß ich mich nicht zu retten wußte, vor wollüſtiger Qual.

Ein Altar in unſerer Kirche war der heiligen Roſalia geweiht, und ihr herrliches Bild in dem Moment gemalt, als ſie den Märtyrer Tod erleidet. — Es war meine Geliebte, ich erkannte ſie, ja ſogar ihre Kleidung war dem ſeltſamen Anzug der Unbekannten völlig gleich. Da lag ich ſtundenlang, wie von verderblichem Wahnſinn befangen, niedergeworfen auf den Stufen des Altars und ſtieß heulende entſetzliche Töne der Verzweiflung aus, daß die Mönche ſich entſetzten und ſcheu von mir wichen. — In ruhigeren Augenblicken lief ich im Kloſtergarten auf und ab, in duftiger Ferne ſah ich ſie wandeln, ſie trat aus den Gebüſchen, ſie ſtieg empor aus den Quellen, ſie ſchwebte auf blumigter Wieſe, überall nur ſie, nur ſie! — Da verwünſchte ich mein Gelübde, mein Daſeyn! — Hinaus in die Welt wollte ich, und nicht raſten, bis ich ſie gefunden, ſie erkaufen mit dem Heil meiner Seele. Es gelang mir endlich wenigſtens, mich in den Ausbrüchen meines den Brüdern und dem Prior unerklärlichen Wahnſinns zu mäßigen, ich konnte ruhiger ſcheinen, aber immer tiefer ins Innere hinein zehrte die verderbliche Flamme. Kein Schlaf! — Keine Ruhe! — Von ihrem Bilde verfolgt, wälzte ich mich auf dem harten Lager und rief die Heiligen, nicht, mich zu retten von dem verführeriſchen Gaukelbilde, das mich umſchwebte, nicht, meine Seele zu bewahren vor ewiger Verdammniß, nein! — mir das Weib zu geben, meinen Schwur zu löſen, mir Freiheit zu ſchenken zum ſündigen Abfall! —

Endlich ſtand es feſt in meiner Seele, meiner Qual durch die Flucht aus dem Kloſter ein Ende zu machen. Denn nur die Befreiung von den Kloſtergelübden ſchien mir nöthig zu ſeyn, um das Weib in meinen Armen zu ſehen und die Begierde zu ſtillen, die in mir brannte. Ich beſchloß, unkenntlich geworden durch das Abſcheeren meines Barts und weltliche Kleidung, ſo lange in der Stadt umherzuſchweifen, bis ich ſie gefunden, und dachte nicht daran, wie ſchwer, ja wie unmöglich dies vielleicht ſeyn werde, ja, wie ich vielleicht von allem Gelde entblößt, nicht einen einzigen Tag außerhalb der Mauern würde leben können.

Der letzte Tag, den ich noch im Kloſter zubringen wollte, war endlich herangekommen, durch einen günſtigen Zufall hatte ich anſtändige bürgerliche Kleider erhalten; in der nächſten Nacht wollte ich das Kloſter verlaſſen, um nie wieder zurückzukehren. Schon war es Abend geworden, als der Prior mich ganz unerwartet zu ſich rufen ließ; ich erbebte, denn nichts glaubte ich gewiſſer, als daß er von meinem heimlichen Anſchlage etwas bemerkt habe. Leonardus empfing mich mit ungewöhnlichem Ernſt, ja mit einer imponirenden Würde, vor der ich unwillkürlich erzittern mußte. „Bruder Medardus, fing er an: Dein unſinniges Betragen, das ich nur für den ſtärkeren Ausbruch jener geiſtigen Exaltation halte, die Du ſeit längerer Zeit vielleicht nicht aus den reinſten Abſichten herbeigeführt haſt, zerreißt unſer ruhiges Beiſammenſeyn, ja es wirkt zerſtörend auf die Heiterkeit und Gemüthlichkeit, die ich als das Erzeugniß eines ſtillen frommen Lebens bis jetzt unter den Brüdern zu erhalten ſtrebte. — Vielleicht iſt aber auch irgend ein feindliches Ereigniß, das Dich betroffen, daran Schuld. Du hätteſt bei mir, Deinem väterlichen Freunde, dem Du ſicher Alles vertrauen konnteſt, Troſt gefunden, doch Du ſchwiegſt, und ich mag um ſo weniger in Dich dringen, als mich jetzt Dein Geheimniß um einen Theil meiner Ruhe bringen könnte, die ich im heitern Alter über alles ſchätze. — Du haſt oftmals, vorzüglich bei dem Altar der heiligen Roſalia, durch anſtößige entſetzliche Reden, die Dir wie im Wahnſinn zu entfahren ſchienen, nicht nur den Brüdern, ſondern auch Fremden, die ſich zufällig in der Kirche befanden, ein heilloſes Aergerniß gegeben; ich könnte Dich daher nach der Kloſterzucht hart ſtrafen, doch will ich dies nicht thun, da vielleicht irgend eine böſe Macht — der Widerſacher ſelbſt, dem Du nicht genugſam widerſtanden, an Deiner Verirrung Schuld iſt, und gebe Dir nur auf, rüſtig zu ſeyn in Buße und Gebet. — Ich ſchaue tief in Deine Seele! — Du willſt ins Freie!" —

Durchdringend ſchaute Leonardus mich an, ich konnte ſeinen Blick nicht ertragen, ſchluchzend ſtürzte ich nieder in den Staub, mir bewußt des böſen Vorhabens. „Ich verſtehe Dich, fuhr Leonardus fort, und glaube ſelbſt, daß beſſer, als die Einſamkeit des Kloſters, die Welt, wenn Du ſie in Frömmigkeit durchziehſt, Dich von Deiner

Verirrung heilen wird. Eine Angelegenheit unſeres Kloſters erfordert die Sendung eines Bruders nach Rom. Ich habe Dich dazu gewählt, und ſchon morgen kannſt Du, mit den nöthigen Vollmachten und Inſtruktionen verſehen, deine Reiſe antreten. Um ſo mehr eigneſt Du Dich zur Ausführung dieſes Auftrages, als Du noch jung, rüſtig, gewandt in Geſchäften, und der italiäniſchen Sprache vollkommen mächtig biſt. — Begieb Dich jetzt in deine Zelle; bete mit Inbrunſt um das Heil deiner Seele, ich will ein Gleiches thun, doch unterlaſſe alle Kaſteiungen, die Dich nur ſchwächen und zur Reiſe untauglich machen würden. Mit dem Anbruch des Tages erwarte ich Dich hier im Zimmer." —

Wie ein Strahl des Himmels erleuchteten mich die Worte des ehrwürdigen Leonardus, ich hatte ihn gehaßt, aber jetzt durchdrang mich wie ein wonnevoller Schmerz die Liebe, welche mich ſonſt an ihn gefeſſelt hatte. Ich vergoß heiße Thränen, ich drückte ſeine Hände an die Lippen. Er umarmte mich, und es war mir, als wiſſe er nun meine geheimſten Gedanken, und ertheile mir die Freiheit, dem Verhängniß nachzugeben, das, über mich waltend, nach Minuten langer Seligkeit mich vielleicht in ewiges Verderben ſtürzen konnte.

Nun war die Flucht unnöthig geworden, ich konnte das Kloſter verlaſſen, und ihr, ihr, ohne die nun keine Ruhe, kein Heil für mich hienieden zu finden, raſtlos folgen, bis ich ſie gefunden. Die Reiſe nach Rom, die Aufträge dahin, ſchienen mir nur vom Leonardus erſonnen, um mich auf ſchickliche Weiſe aus dem Kloſter zu entlaſſen.

Die Nacht brachte ich betend, und mich bereitend zur Reiſe, zu, den Reſt des geheimnißvollen Weines füllte ich in eine Korbflaſche, um ihn als bewährtes Wirkungsmittel zu gebrauchen, und legte die Flaſche, welche ſonſt das Elixier enthielt, wieder in die Kiſte.

Nicht wenig verwundert war ich, als ich aus den weitläuftigen Inſtruktionen des Priors wahrnahm, daß es mit meiner Sendung nach Rom nun wohl ſeine Richtigkeit hatte, und daß die Angelegenheit, welche dort die Gegenwart eines bevollmächtigten Bruders verlangte, gar viel bedeutete und in ſich trug. Es fiel mir ſchwer aufs Herz, daß ich geſonnen, mit dem erſten Schritt aus dem Kloſter, ohne alle Rückſicht mich meiner Freiheit zu überlaſſen; doch der Gedanke an ſie ermuthigte mich, und ich beſchloß, meinem Plane treu zu bleiben.

Die Brüder verſammelten ſich, und der Abſchied von ihnen, vorzüglich von dem Vater Leonardus, erfüllte mich mit der tiefſten Wehmuth. — Endlich ſchloß ſich die Kloſterpforte hinter mir, und ich war, gerüſtet zur weiten Reiſe, im Freien.

Zweiter Abſchnitt.

Der Eintritt in die Welt.

In blauen Duft gehüllt, lag das Kloſter unter mir im Thale; der friſche Morgenwind rührte ſich und trug, die Lüfte durchſtreichend, die frommen Geſänge der Brüder zu mir herauf. Unwillkürlich ſtimmte ich ein. Die Sonne trat in flammender Gluth hinter der Stadt hervor, ihr funkelndes Gold erglänzte in den Bäumen und im freudigen Rauſchen fielen die Thautropfen wie glühende Diamanten herab auf tauſend bunte Inſektlein, die ſich ſchwirrend und ſumſend erhoben. Die Vögel erwachten und flatterten, ſingend und jubilirend und ſich in froher Luſt liebkoſend, durch den Wald! — Ein Zug von Bauerburſchen und feſtlich geſchmückten Dirnen kam den Berg herauf. „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ riefen ſie, bei mir vorüberwandelnd. „In Ewigkeit!“ antwortete ich, und es war mir, als träte ein neues Leben, voll Luſt und Freiheit, mit tauſend holdſeligen Erſcheinungen auf mich ein! — Nie war mir ſo zu Muthe geweſen, ich ſchien mir ſelbſt ein anderer, und, wie von neuerwachter Kraft beſeelt und begeiſtert, ſchritt ich raſch fort durch den Wald, den Berg herab. Den Bauer, der mir jetzt in den Weg kam, frug ich nach dem Orte, den meine Reiſeroute als den erſten bezeichnete, wo ich übernachten ſollte; und er beſchrieb mir genau einen näheren, von der Heerſtraße abweichenden, Richtſteig mitten durchs Gebirge. Schon war ich eine ziemliche Strecke einſam fortgewandelt, als mir erſt der Gedanke an die Unbekannte und an den phantaſtiſchen Plan ſie aufzuſuchen wiederkam. Aber ihr Bild war wie von fremder unbekannter Macht verwiſcht, ſo daß ich nur mit Mühe die bleichen entſtellten Züge wieder erkennen konnte; je mehr ich trachtete, die Erſcheinung im Geiſte feſtzuhalten, deſto mehr zerrann ſie in Nebel. Nur mein ausgelaſſenes Betragen im

Kloſter, nach jener geheimnißvollen Begebenheit, ſtand mir nun klar vor Augen. Es war mir jetzt ſelbſt unbegreiflich, mit welcher Langmuth der Prior das alles ertragen, und mich ſtatt der wohlverdienten Strafe in die Welt geſchickt hatte. Bald war ich überzeugt, daß jene Erſcheinung des unbekannten Weibes nur eine Viſion geweſen, die Folge gar zu großer Anſtrengung, und ſtatt, wie ich ſonſt gethan haben würde, das verführeriſche teufliſche Trugbild der ſteten Verfolgung des Widerſachers zuzuſchreiben, ſchrieb ich es nur der Täuſchung der eigenen aufgeregten Sinne zu, da der Umſtand, daß die Fremde ganz wie die heilige Roſalia gekleidet geweſen, mir zu beweiſen ſchien, daß das lebhafte Bild jener Heiligen, welches ich wirklich, wiewohl in beträchtlicher Ferne und in ſchiefer Richtung aus dem Beichtſtuhl ſehen konnte, großen Antheil daran gehabt habe. Tief bewunderte ich die Weisheit des Priors, der das richtige Mittel zu meiner Heilung wählte, denn, in den Kloſtermauern eingeſchloſſen, immer von denſelben Gegenſtänden umgeben, immer brütend und immer zehrend an dem Innern, hätte mich jene Viſion, der die Einſamkeit glühendere, keckere Farben lieh, zum Wahnſinn gebracht. Immer vertrauter werdend mit der Idee nur geträumt zu haben, konnte ich mich kaum des Lachens über mich ſelbſt erwehren, ja mit einer Frivolität, die mir ſonſt nicht eigen, ſcherzte ich im Innern über den Gedanken, eine Heilige in mich verliebt zu wähnen, wobei ich zugleich daran dachte, daß ich ja ſelbſt ſchon einmal der heilige Antonius geweſen. —

Schon mehrere Tage war ich durch das Gebirge gewandelt, zwiſchen kühn emporgethürmten ſchauerlichen Felſenmaſſen, über ſchmale Stege, unter denen reißende Waldbäche brauſten; immer öder, immer beſchwerlicher wurde der Weg. Es war hoher Mittag, die Sonne brannte auf mein unbedecktes Haupt, ich lechzte vor Durſt, aber keine Quelle war in der Nähe, und noch immer konnte ich nicht das Dorf erreichen, auf das ich ſtoßen ſollte. Ganz entkräftet ſetzte ich mich auf ein Felsſtück, und konnte nicht widerſtehen, einen Zug aus der Korbflaſche zu thun, unerachtet ich das ſeltſame Getränk ſo viel nur möglich, aufſparen wollte. Neue Kraft durchglühte meine Adern, und erquickt und geſtärkt ſchritt ich weiter, um mein Ziel, das nicht mehr fern ſein konnte, zu erreichen. Immer dichter und dichter wurde der Tannenwald, im tiefſten Dickicht rauſchte es, und bald darauf wieherte laut ein Pferd, das dort angebunden. Ich trat einige Schritte weiter und erſtarrte beinahe vor Schreck, als ich dicht an einem jähen entſetzlichen Abgrunde ſtand, in den ſich, zwiſchen ſchroffen ſpitzen Felſen, ein Waldbach ziſchend und brauſend hinabſtürzte, deſſen donnerndes Getöſe ich ſchon in der Ferne vernommen. Dicht, dicht an dem Sturz, ſaß auf einem über die Tiefe hervorragenden Felſenſtück, ein junger Mann in Uniform, der Hut mit dem hohen Federbuſch, der Degen, ein Portefeuille lagen neben ihm. Mit dem ganzen Körper über den Abgrund hängend, ſchien er eingeſchlafen und immer mehr und mehr herüber zu ſinken. — Sein Sturz war unvermeidlich. Ich wagte mich heran; indem ich ihn mit der Hand ergreifen und zurückhalten wollte, ſchrie ich laut: um Jeſuswillen! Herr! — erwacht! — Um Jeſuswillen. — So wie ich ihn berührte, fuhr er auf aus tiefem Schlafe, aber in demſelben Augenblick ſtürzte er, das Gleichgewicht verlierend, hinab in den Abgrund, daß, von Felſenſpitze zu Felſenſpitze geworfen, die zerſchmetterten Glieder zuſammenkrachten; ſein ſchneidendes Jammergeſchrei verhallte in der unermeßlichen Tiefe, aus der nur ein dumpfes Gewimmer herauftönte, das endlich auch erſtarb. Leblos vor Schreck und Entſetzen ſtand ich da, endlich ergriff ich den Hut, den Degen, das Portefeuille, und wollte mich ſchnell von dem Unglücksorte entfernen, da trat mir ein junger Menſch aus dem Tannenwalde entgegen, wie ein Jäger gekleidet, ſchaute mir erſt ſtarr ins Geſicht, und fing dann an, ganz übermäßig zu lachen, ſo daß ein eiskalter Schauer mich durchbebte.

„Nun, gnädiger Herr Graf, ſprach endlich der junge Menſch, die Maskerade iſt in der That vollſtändig und herrlich, und wäre die gnädige Frau nicht ſchon vorher davon unterrichtet, wahrhaftig, ſie würde den Herzensgeliebten nicht wieder erkennen. Wo haben Sie aber die Uniform hingethan, gnädiger Herr?“ — Die ſchleuderte ich hinab in den Abgrund, antwortete es aus mir hohl und dumpf, denn ich war es nicht, der dieſe Worte ſprach, unwillkürlich entflohen ſie meinen Lippen. In mich gekehrt, immer in den Abgrund ſtarrend, ob der blutige Leichnam des Grafen ſich nicht mir drohend erheben werde, ſtand ich da. — Es war mir, als habe ich ihn ermordet, noch immer hielt ich den Degen, Hut und Portefeuille krampfhaft feſt. Da fuhr der junge Menſch fort: „Nun gnädiger Herr, reite ich den Fahrweg herab nach dem Städtchen, wo ich mich in dem Hauſe dicht vor dem Thor linker Hand verborgen halten will. Sie werden wohl gleich herab nach dem Schloſſe wandeln, man wird Sie wohl ſchon erwarten, Hut und Degen nehme ich mit mir.“ — Ich reichte ihm beides hin. „Nun leben Sie wohl, Herr Graf! recht viel Glück im Schloſſe,“ rief der junge Menſch und verſchwand ſingend und pfeifend in dem Dickicht. Ich hörte, daß er das Pferd, das dort angebunden, losmachte, und mit ſich fortführte. Als ich mich von meiner Betäubung erholt und die ganze Begebenheit überdachte, mußte ich mir wohl eingeſtehen, daß ich bloß dem Spiel des Zufalls, der mich mit einem Ruck in das ſonderbarſte Verhältniß geworfen, nachgegeben. Es war mir klar, daß eine große Aehnlichkeit meiner Geſichtszüge und meiner Geſtalt mit der des unglücklichen Grafen, den Jäger getäuſcht, und der Graf gerade die Verkleidung als Capuziner gewählt haben müſſe, um irgend ein Abentheuer in dem nahen Schloſſe zu beſtehen. Der Tod hatte ihn ereilt, und ein wunderbares Verhängniß mich in demſelben Augenblick an ſeine Stelle geſchoben. Der innere unwiderſtehliche Drang in mir, wie es jenes Verhängniß zu wollen ſchien, die Rolle des Grafen fortzuſpielen, überwog jeden Zweifel und übertäubte die innere Stimme, welche mich des Mordes und des frechen Frevels bezieh. Ich eröffnete das Portefeuille, welches ich behalten; Briefe, beträchtliche Wechſel fielen mir in die Hand. Ich wollte die Papiere einzeln durchgehen, ich wollte die Briefe leſen um mich von den Verhältniſſen des Grafen zu unterrichten, aber die innere Unruhe, der Flug von tauſend und tauſend Ideen, die durch meinen Kopf brauſten, ließ es nicht zu.

Ich ſtand nach einigen Schritten wieder ſtill, ich ſetzte mich auf ein Felsſtück, ich wollte eine ruhigere Stimmung erzwingen, ich ſah die Gefahr, ſo ganz unvorbereitet mich in den Kreis mir fremder Erſcheinungen zu wagen; da tönten luſtige Hörner durch den Wald, und mehrere Stimmen jauchzten und jubelten immer näher und näher. Das Herz pochte mir in gewaltigen Schlägen, mein Athem ſtockte, nun ſollte ſich mir eine neue Welt, ein neues Leben erſchließen! — Ich bog in einen ſchmalen Fußſteig ein, der mich einen jähen Abhang hinabführte; als ich aus dem Gebüſch trat, lag ein großes ſchön gebautes Schloß vor mir im Thalgrunde. — Das war der Ort des Abentheuers, welches der Graf zu beſtehen im Sinn gehabt, und ich ging ihm muthig entgegen. Bald befand ich mich in den Gängen des Parks, welcher das Schloß umgab; in einer dunklen Seiten-Allee ſah ich zwei Männer wandeln, von denen der eine wie ein Weltgeiſtlicher gekleidet war. Sie kamen mir näher, aber ohne mich gewahr zu werden gingen ſie in tiefem Geſpräch bei mir vorüber. Der Weltgeiſtliche war ein Jüngling, auf deſſen ſchönem Geſichte die Todtenbläſſe eines tief nagenden Kummers lag, der andere ſchlicht aber anſtändig gekleidet, ſchien ein ſchon bejahrter Mann. Sie ſetzten ſich, mir den Rücken zuwendend, auf eine ſteinerne Bank, ich konnte jedes Wort verſtehen, was ſie ſprachen. „Hermogen! ſagte der Alte: Sie bringen durch Ihr ſtarrſinniges Schweigen Ihre Familie zur Verzweiflung. Ihre düſtre Schwermuth ſteigt mit jedem Tage, Ihre jugendliche Kraft iſt gebrochen, die Blüthe verwelkt, Ihr Entſchluß, den geiſtlichen Stand zu wählen, zerſtört alle Hoffnungen, alle Wünſche Ihres Vaters! — Aber willig würde er dieſe Hoffnung aufgeben, wenn ein wahrer innerer Beruf, ein unwiderſtehlicher Hang zur Einſamkeit von Jugend auf den Entſchluß in Ihnen erzeugt hätte, er würde dann nicht dem zu widerſtreben wagen, was das Schickſal einmal über ihn verhängt. Die plötzliche Aenderung Ihres ganzen Weſens hat indeſſen nur zu deutlich gezeigt, daß irgend ein Ereigniß, das Sie uns hartnäckig verſchweigen, Ihr Inneres auf furchtbare Weiſe erſchüttert hat, und nun zerſtörend fortarbeitet. — Sie waren ſonſt ein froher unbefangener lebensluſtiger Jüngling! — Was konnte Sie denn dem Menſchlichen ſo entfremden, daß Sie daran verzweifeln, in eines Menſchen Bruſt könne Troſt für Ihre kranke Seele zu finden ſeyn? Sie ſchweigen? Sie ſtarren vor ſich hin? — Sie ſeufzen? Hermogen! Sie liebten ſonſt Ihren Vater mit ſeltener Innigkeit, iſt es Ihnen aber jetzt unmöglich worden, ihm Ihr Herz zu erſchließen, ſo quälen Sie ihn wenigſtens nicht durch den Anblick Ihres Rocks, der auf den für ihn entſetzlichen Entſchluß hindeutet. Ich beſchwöre Sie, Hermogen! werfen Sie dieſe verhaßte Kleidung ab. Glauben Sie mir, es liegt eine geheimnißvolle Kraft in dieſen äußerlichen Dingen; es kann Ihnen nicht mißfallen, denn ich glaube von Ihnen ganz verſtanden zu werden, wenn ich in dieſem Augenblick freilich auf fremdartig ſcheinende Weiſe der Schauſpieler gedenke, die oft, wenn ſie ſich in das Coſtume geworfen, wie von einem fremden Geiſt ſich angeregt fühlen, und leichter in den darzuſtellenden Charakter eingehen. Laſſen Sie mich, meiner Natur gemäß, heiter von der Sache ſprechen.

als ſich ſonſt wohl ziemen würde. — Meinen Sie denn nicht, daß wenn dieſes lange Kleid nicht mehr Ihren Gang zur düſtern Gravität einhemmen würde, Sie wieder raſch und froh dahin ſchreiten, ja laufen, ſpringen würden, wie ſonſt? Der blinkende Schein der Epaulettes, die ſonſt auf Ihren Schultern prangten, würde wieder jugendliche Gluth auf dieſe blaſſen Wangen werfen, und die klirrenden Sporen würden, wie liebliche Muſik, dem muntern Roß ertönen, das Ihnen entgegen wieherte, vor Luſt tanzend, und den Nacken beugend dem geliebten Herrn. Auf, Baron! — Herunter mit dem ſchwarzen Gewande, das Ihnen nicht anſteht! — Soll Friedrich Ihre Uniform hervorſuchen?"

Der Alte ſtand auf und wollte fortgehen, der Jüngling fiel ihm in die Arme. „Ach, Sie quälen mich, guter Reinhold! rief er mit matter Stimme: Sie quälen mich unausſprechlich! — Ach, je mehr Sie ſich bemühen, die Saiten in meinem Innern anzuſchlagen, die ſonſt harmoniſch erklangen, deſto mehr fühle ich, wie des Schickſals eherne Fauſt mich ergriffen, mich erdrückt hat, ſo daß, wie in einer zerbrochenen Laute, nur Mißtöne in mir wohnen!" — So ſcheint es Ihnen, lieber Baron, fiel der Alte ein: Sie ſprechen von einem ungeheuern Schickſal, das Sie ergriffen, worinn das beſtanden, verſchweigen Sie, dem ſey aber, wie ihm wolle, ein Jüngling, ſo wie Sie, mit innerer Kraft, mit jugendlichem Feuermuthe ausgerüſtet, muß vermögen ſich gegen des Schickſals eherne Fauſt zu waffnen, ja er muß, wie durchſtrahlt von einer göttlichen Natur, ſich über ſein Geſchick erheben, und ſo dies höhere Seyn in ſich ſelbſt erweckend und entzündend ſich emporſchwingen über die Qual dieſes armſeligen Lebens! Ich wüßte nicht, Baron, welch' ein Geſchick denn im Stande ſeyn ſollte, dies kräftige innere Wollen zu zerſtören. — Hermogen trat einen Schritt zurück, und den Alten mit einem düſtern, wie im verhaltenen Zorn glühenden Blicke, der etwas Entſetzliches hatte, anſtarrend, rief er mit dumpfer, hohler Stimme: ſo wiſſe denn, daß ich ſelbſt das Schickſal bin, das mich vernichtet, daß ein ungeheures Verbrechen auf mir laſtet, ein ſchändlicher Frevel, den ich abbüße im Elend und Verzweiflung. — Darum ſey barmherzig und flehe den Vater an, daß er mich fort laſſe in die Mauern! — „Baron, fiel der Alte ein: Sie ſind in einer Stimmung, die nur dem gänzlich zerrütteten Gemüthe eigen, Sie ſollen nicht fort, Sie dürfen durchaus nicht fort. In dieſen Tagen kommt die Baroneſſe mit Aurelien, die müſſen Sie ſehen.“ Da lachte der Jüngling, wie in furchtbarem Hohn, und rief mit einer Stimme, die durch mein Innres dröhnte: „Muß ich? — muß ich bleiben? — Ja, wahrhaftig, Alter, Du haſt Recht, ich muß bleiben, und meine Buße wird hier ſchrecklicher ſeyn, als in den dumpfen Mauern.“ — Damit ſprang er fort durch das Gebüſch, und ließ den Alten ſtehen, der, das geſenkte Haupt in die Hand geſtützt, ſich ganz dem Schmerz zu überlaſſen ſchien. „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ ſprach ich, zu ihm hinantretend. — Er fuhr auf, er ſah mich ganz verwundert an, doch ſchien er ſich bald auf meine Erſcheinung, wie auf etwas ihm ſchon Bekanntes zu beſinnen, indem er ſprach: „Ach gewiß ſind Sie es, ehrwürdiger Herr! deſſen Ankunft uns die Frau Baroneſſe, zum Troſt der in Trauer verſunkenen Familie, ſchon vor einiger Zeit ankündigte?“ — Ich bejahte das, Reinhold ging bald ganz in die Heiterkeit über, die ihm eigenthümlich zu ſeyn ſchien, wir durchwanderten den ſchönen Park, und kamen endlich in ein dem Schloſſe ganz nahgelegenes Boskett, vor dem ſich eine herrliche Ausſicht ins Gebirge öffnete. Auf ſeinen Ruf eilte der Bediente, der eben aus dem Portal des Schloſſes trat, herbei, und bald wurde uns ein gar ſtattliches Frühſtück aufgetragen. Während daß wir die gefüllten Gläſer anſtießen, ſchien es mir, als betrachte mich Reinhold immer aufmerkſamer, ja, als ſuche er mit Mühe eine halb erloſchene Erinnerung aufzufriſchen. Endlich brach er los: „mein Gott, ehrwürdiger Herr! Alles müßte mich trügen, wenn Sie nicht der Pater Medardus aus dem Capuziner Kloſter in ...r — wären, aber wie ſollte das möglich ſeyn? — und doch! Sie ſind es — Sie ſind es gewiß — ſprechen Sie doch nur!“ — Als hätte ein Blitz aus heitrer Luft mich getroffen, bebte es bei Reinholds Worten mir durch alle Glieder. Ich ſah mich entlarvt, entdeckt, des Mordes beſchuldigt, die Verzweiflung gab mir Stärke, es ging nun auf Tod und Leben. „Ich bin allerdings der Pater Medardus aus dem Capuziner Kloſter in ...r — und mit Auftrag und Vollmacht des Kloſters auf einer Reiſe nach Rom begriffen.“ — Dies ſprach ich mit all' der Ruhe und Gelaſſenheit, die ich nur zu erkünſteln vermochte. „So iſt es denn vielleicht nur Zufall, ſagte Reinhold: daß Sie auf der Reiſe, vielleicht von der Heerſtraße verirrt, hier eintrafen, aber wie kam es, daß die Frau Baroneſſe mit Ihnen bekannt wurde und

Sie herſchickte?“ — Ohne mich zu beſinnen, blindlings das nachſprechend, was mir eine fremde Stimme im Innern zuzuflüſtern ſchien, ſagte ich: auf der Reiſe machte ich die Bekanntſchaft des Beichtvaters der Baroneſſe, und dieſer empfahl mich, den Auftrag hier im Hauſe zu vollbringen. „Es iſt wahr, fiel Reinhold ein: ſo ſchrieb es ja die Frau Baroneſſe. Nun, dem Himmel ſey es gedankt, der Sie zum Heil des Hauſes dieſen Weg führte, und daß Sie, als ein frommer wackrer Mann, es ſich gefallen laſſen, mit Ihrer Reiſe zu zögern, um hier Gutes zu ſtiften. Ich war zufällig vor einigen Jahren in ..r und hörte Ihre ſalbungsvollen Reden, die Sie in wahrhaft himmliſcher Begeiſterung von der Kanzel herab hielten. Ihrer Frömmigkeit, Ihrem wahren Beruf, das Heil verlorner Seelen zu erkämpfen mit glühendem Eifer, Ihrer herrlichen aus innerer Begeiſterung hervorſtrömenden Rednergabe, traue ich zu, daß Sie das vollbringen werden, was wir Alle nicht vermochten. Es iſt mir lieb, daß ich Sie traf, ehe Sie den Baron geſprochen, ich will dies dazu benutzen, Sie mit den Verhältniſſen der Familie bekannt zu machen, und ſo aufrichtig ſeyn, als ich es Ihnen, ehrwürdiger Herr, als einem heiligen Manne, den uns der Himmel ſelbſt zum Troſt zu ſchicken ſcheint, wohl ſchuldig bin. Sie müſſen auch ohnedem, um Ihren Bemühungen die richtige Tendenz und gehörige Wirkung zu geben, über Manches wenigſtens Andeutungen erhalten, worüber ich gern ſchweigen möchte. — Alles iſt übrigens mit nicht gar zu viel Worten abgethan. — Mit dem Baron bin ich aufgewachſen, die gleiche Stimmung unſerer Seelen machte uns zu Brüdern, und vernichtete die Scheidewand, die ſonſt unſere Geburt zwiſchen uns gezogen hätte. Ich trennte mich nie von ihm, und wurde in demſelben Augenblick, als wir unſere akademiſchen Studien vollendet, und er die Güter ſeines verſtorbenen Vaters hier im Gebirge in Beſitz nahm, Intendant dieſer Güter. — Ich blieb ſein innigſter Freund und Bruder, und als ſolcher eingeweiht in die geheimſten Angelegenheiten ſeines Hauſes. Sein Vater hatte ſeine Verbindung mit einer ihm befreundeten Familie durch eine Heirath gewünſcht, und um ſo freudiger erfüllte er dieſen Willen, als er in der ihm beſtimmten Braut ein herrliches, von der Natur reich ausgeſtattetes Weſen fand, zu dem er ſich unwiderſtehlich hingezogen fühlte. Selten kam wohl der Wille der Väter ſo vollkommen mit dem Geſchick überein, daß die Kinder in allen nur möglichen

Beziehungen für einander beſtimmt zu haben ſchien. Hermogen und Aurelie waren die Frucht der glücklichen Ehe. Mehrentheils brachten wir den Winter in der benachbarten Hauptſtadt zu, als aber bald nach Aureliens Geburt die Baroneſſe zu kränkeln anfing, blieben wir auch den Sommer über in der Stadt, da ſie unausgeſetzt des Beiſtandes geſchickter Aerzte bedurfte. Sie ſtarb, als eben im herannahenden Frühling ihre ſcheinbare Beſſerung den Baron mit den frohſten Hoffnungen erfüllte. Wir flohen auf das Land, und nur die Zeit vermochte den tiefen zerſtörenden Gram zu mildern, der den Baron ergriffen hatte. Hermogen wuchs zum herrlichen Jüngling heran, Aurelie wurde immer mehr das Ebenbild ihrer Mutter, die ſorgfältige Erziehung der Kinder war unſer Tagewerk und unſere Freude. Hermogen zeigte entſchiedenen Hang zum Militair, und dies zwang den Baron, ihn nach der Hauptſtadt zu ſchicken, um dort unter den Augen ſeines alten Freundes, des Gouverneurs, die Laufbahn zu beginnen. — Erſt vor drei Jahren brachte der Baron mit Aurelien und mit mir wieder, wie vor alter Zeit, zum erſtenmal den ganzen Winter in der Reſidenz zu, theils ſeinen Sohn wenigſtens einige Zeit hindurch in der Nähe zu haben, theils ſeine Freunde, die ihn unaufhörlich dazu aufgefordert, wieder zu ſehen. Allgemeines Aufſehen in der Hauptſtadt erregte damals die Nichte des Gouverneurs, welche aus der Reſidenz dahin gekommen. Sie war elternlos und hatte ſich unter den Schutz des Oheims begeben, wiewohl ſie, einen beſonderen Flügel des Pallaſtes bewohnend, ein eignes Haus machte, und die ſchöne Welt um ſich zu verſammeln pflegte. Ohne Euphemien näher zu beſchreiben, welches um ſo unnöthiger, da Sie, ehrwürdiger Herr! ſie bald ſelbſt ſehen werden, begnüge ich mich zu ſagen, daß alles, was ſie that, was ſie ſprach, von einer unbeſchreiblichen Anmuth belebt, und ſo der Reiz ihrer ausgezeichneten körperlichen Schönheit bis zum Unwiderſtehlichen erhöht wurde. — Ueberall, wo ſie erſchien, ging ein neues herrliches Leben auf, und man huldigte ihr mit dem glühendſten Enthuſiasmus; den Unbedeutendſten, Lebloſeſten wußte ſie ſelbſt in ſein eignes Inneres hinein zu entzünden, daß er, wie inſpirirt, ſich über die eigne Dürftigkeit erhob, und entzückt in den Genüſſen eines höheren Lebens ſchwelgte, die ihm unbekannt geweſen. Es fehlte natürlicherweiſe nicht an Anbetern, die täglich zu der Gottheit mit Inbrunſt flehten; man konnte indeſſen nie mit Beſtimmtheit ſagen, daß ſie dieſen oder jenen beſonders auszeichne, vielmehr wußte ſie mit ſchalkhafter Ironie, die, ohne zu beleidigen, nur wie ſtarkes brennendes Gewürz anregte und reizte, Alle mit einem unauflöslichen Bande zu umſchlingen, daß ſie ſich, feſtgezaubert in dem magiſchen Kreiſe, froh und luſtig bewegten. Auf den Baron hatte dieſe Circe einen wunderbaren Eindruck gemacht. Sie bewies ihm gleich bei ſeinem Erſcheinen eine Aufmerkſamkeit, die von kindlicher Ehrfurcht erzeugt zu ſeyn ſchien; in jedem Geſpräch mit ihm zeigte ſie den gebildetſten Verſtand und tiefes Gefühl, wie er es kaum noch bei Weibern gefunden. Mit unbeſchreiblicher Zartheit ſuchte und fand ſie Aureliens Freundſchaft, und nahm ſich ihrer mit ſo vieler Wärme an, daß ſie ſogar es nicht verſchmähte für die kleinſten Bedürfniſſe ihres Anzuges und ſonſt wie eine Mutter zu ſorgen. Sie wußte dem blöden unerfahrnen Mädchen in glänzender Geſellſchaft auf eine ſo feine Art beizuſtehen, daß dieſer Beiſtand, ſtatt bemerkt zu werden, nur dazu diente, Aureliens natürlichen Verſtand und tiefes richtiges Gefühl ſo herauszuheben, daß man ſie bald mit der höchſten Achtung auszeichnete. Der Baron ergoß ſich bei jeder Gelegenheit in Euphemiens Lob, und hier traf es ſich vielleicht zum erſtenmal in unſerm Leben, daß wir ſo ganz verſchiedener Meinung waren. Gewöhnlich machte ich in jeder Geſellſchaft mehr den ſtillen aufmerkſamen Beobachter, als daß ich hätte unmittelbar eingehen ſollen in lebendige Mittheilung und Unterhaltung. So hatte ich auch Euphemien, die nur dann und wann, nach ihrer Gewohnheit Niemanden zu überſehen, ein paar freundliche Worte mit mir gewechſelt, als eine höchſt intereſſante Erſcheinung recht genau beobachtet. Ich mußte eingeſtehen, daß ſie das ſchönſte, herrlichſte Weib von allen war, daß aus Allem, was ſie ſprach, Verſtand und Gefühl hervorleuchtete; und doch wurde ich auf ganz unerklärliche Weiſe von ihr zurückgeſtoßen, ja ich konnte ein gewiſſes unheimliches Gefühl nicht unterdrücken, das ſich augenblicklich meiner bemächtigte, ſobald ihr Blick mich traf, oder ſie mit mir zu ſprechen anfing. In ihren Augen brannte oft eine ganz eigne Gluth, aus der, wenn ſie ſich unbemerkt glaubte, funkelnde Blitze ſchoſſen, und es ſchien ein inneres verderbliches Feuer, das nur mühſam überbaut, gewaltſam hervorzuſtrahlen. Nächſt dem ſchwebte oft um ihren ſonſt weich geformten Mund eine gehäſſige Ironie, die mich, da es oft der grellſte Ausdruck des hämiſchen Hohns war, im Innerſien erbeben machte. Daß ſie oft den Hermogen, der ſich wenig oder gar nicht um ſie bemühte, in dieſer Art anblickte, machte es mir gewiß, daß Manches hinter der ſchönen Maske verborgen, was wohl Niemand ahne. Ich konnte dem ungemeſſenen Lob des Barons freilich nichts entgegenſetzen, als meine phyſiognomiſchen Bemerkungen, die er nicht im mindeſten gelten ließ, vielmehr in meinem innerlichen Abſcheu gegen Euphemien nur eine höchſt merkwürdige Idioſynkraſie fand. Er vertraute mir, daß Euphemie wahrſcheinlich in die Familie treten werde, da er alles anwenden wolle, ſie künftig mit Hermogen zu verbinden. Dieſer trat, als wir ſo eben recht ernſtlich über die Angelegenheit ſprachen, und ich alle nur mögliche Gründe hervorſuchte, meine Meinung über Euphemien zu rechtfertigen, ins Zimmer, und der Baron, gewohnt in Allem ſchnell und offen zu handeln, machte ihn augenblicklich mit ſeinen Plänen und Wünſchen Rückſichts Euphemiens bekannt. Hermogen hörte alles ruhig an, was der Baron darüber und zum Lobe Euphemiens mit dem größten Enthuſiasmus ſprach. Als die Lobrede geendet, antwortete er, wie er ſich auch nicht im mindeſten von Euphemien angezogen fühle, ſie niemals lieben könne, und daher recht herzlich bitte, den Plan jeder näheren Verbindung mit ihr aufzugeben. Der Baron war nicht wenig beſtürzt, ſeinen Lieblingsplan ſo beim erſten Schritt zertrümmert zu ſehen, indeſſen war er um ſo weniger bemüht, noch mehr in Hermogen zu dringen, als er nicht einmal Euphemiens Geſinnungen hierüber wußte. Mit der ihm eignen Heiterkeit und Gemüthlichkeit ſcherzte er bald über ſein unglückliches Bemühen, und meinte, daß Hermogen mit mir vielleicht die Idioſynkraſie theile, obgleich er nicht begreife, wie in einem ſchönen intereſſanten Weibe ſolch ein zurückſchreckendes Prinzip wohnen könne. Sein Verhältniß mit Euphemien blieb natürlicherweiſe daſſelbe; er hatte ſich ſo an ſie gewöhnt, daß er keinen Tag zubringen konnte, ohne ſie zu ſehen. So kam es denn, daß er einmal, in ganz heitrer gemüthlicher Laune, ihr ſcherzend ſagte: wie es nur einen einzigen Menſchen in ihrem Zirkel gebe, der nicht in ſie verliebt ſey, nämlich Hermogen. — Er habe die Verbindung mit ihr, die er, der Baron, doch ſo herzlich gewünſcht, hartnäckig ausgeſchlagen.

Euphemie meinte, daß es auch wohl noch darauf angekommen ſeyn würde, was ſie zu der Verbindung geſagt, und daß ihr zwar jedes nähere Verhältniß mit dem Baron wünſchenswerth ſey, aber nicht durch Hermogen, der ihr viel zu ernſt und launiſch wäre. Von der Zeit, als dieſes Geſpräch, das mir der Baron gleich wieder erzählte, ſtattgefunden, verdoppelte Euphemie ihre Aufmerkſamkeit für den Baron und Aurelien; ja in manchen leiſen Andeutungen führte ſie den Baron darauf, daß eine Verbindung mit ihm ſelbſt dem Ideal, das ſie ſich nun einmal von einer glücklichen Ehe mache, ganz entſpreche. Alles, was man Rückſichts des Unterſchieds der Jahre, oder ſonſt entgegenſetzen konnte, wußte ſie auf die eindringendſte Weiſe zu widerlegen, und mit dem Allen ging ſie ſo leiſe, ſo fein, ſo geſchickt Schritt vor Schritt vorwärts, daß der Baron glauben mußte, alle die Ideen, alle die Wünſche, die Euphemie gleichſam nur in ſein Inneres hauchte, wären eben in ſeinem Innern emporgekeimt. Kräftiger, lebensvoller Natur, wie er war, fühlte er ſich bald von der glühenden Leidenſchaft des Jünglings ergriffen. Ich konnte den wilden Flug nicht mehr aufhalten, es war zu ſpät. Nicht lange dauerte es, ſo war Euphemie, zum Erſtaunen der Hauptſtadt, des Barons Gattin. Es war mir, als ſey nun das bedrohliche grauenhafte Weſen, das mich in der Ferne geängſtigt, recht in mein Leben getreten, und als müſſe ich wachen und auf ſorglicher Hut ſeyn für meinen Freund und für mich ſelbſt. — Hermogen nahm die Verheirathung ſeines Vaters mit kalter Gleichgültigkeit auf. Aurelie, das liebe ahnungsvolle Kind, zerfloß in Thränen.“

„Bald nach der Verbindung ſehnte ſich Euphemie ins Gebirge; ſie kam her, und ich muß geſtehen, daß ihr Betragen in hoher Liebenswürdigkeit ſich ſo ganz gleich blieb, daß ſie mir unwillkürliche Bewunderung abnöthigte. So verfloſſen zwei Jahre in ruhigem ungeſtörten Lebensgenuß. Die beiden Winter brachten wir in der Hauptſtadt zu, aber auch hier bewies die Baroneſſe dem Gemahl ſo viel unbegränzte Ehrfurcht, ſo viel Aufmerkſamkeit für ſeine leiſeſten Wünſche, daß der giftige Neid verſtummen mußte, und keiner der jungen Herren, die ſich ſchon freien Spielraum für ihre Galanterie bei der Baroneſſe geträumt hatten, ſich auch die kleinſte Gloſſe erlaubte. Im letzten Winter mochte ich auch wieder der Einzige ſeyn, der, ergriffen von der alten kaum verwundenen Idioſynkraſie, wieder arges Mißtrauen zu hegen anfing.“

„Vor der Verbindung mit dem Baron war der Graf Viktorin, ein junger ſchöner Mann, Major bei der Ehrengarde, und nur abwechſelnd in der Hauptſtadt, einer der eifrigſten Verehrer Euphemiens, und der Einzige, den ſie oft wie unwillkürlich, hingeriſſen von dem Eindruck des Moments, vor den Andern auszeichnete. Man ſprach ſogar ſchon einmal davon, daß wohl ein näheres Verhältniß zwiſchen ihm und Euphemien ſtatt finden möge, als man es nach dem äußern Anſchein vermuthen ſolle, aber das Gerücht verſcholl eben ſo dumpf als es entſtanden. Graf Viktorin war eben den Winter wieder in der Hauptſtadt, und natürlicherweiſe in Euphemiens Zirkeln, er ſchien ſich aber nicht im mindeſten um ſie zu bemühen, ſondern vielmehr ſie abſichtlich zu vermeiden. Demunerachtet war es mir oft, als begegneten ſich, wenn ſie nicht bemerkt zu werden glaubten, ihre Blicke in denen inbrünſtige Sehnſucht, lüſternes, glühendes Verlangen wie verzehrendes Feuer brannte. Bei dem Gouverneur war eines Abends eine glänzende Geſellſchaft verſammelt, ich ſtand in ein Fenſter gedrückt, ſo daß mich die herabfallende Draperie des reichen Vorhangs halb verſteckte, nur zwei bis drei Schritte vor mir ſtand Graf Viktorin. Da ſtreifte Euphemie, reizender gekleidet als je, und in voller Schönheit ſtrahlend, an ihm vorüber; er faßte, ſo daß es niemand, als gerade ich, bemerken konnte, mit leidenſchaftlicher Heftigkeit ihren Arm, — ſie erbebte ſichtlich; ihr ganz unbeſchreiblicher Blick — es war die glutvollſte Liebe, die nach Genuß dürſtende Wolluſt ſelbſt — fiel auf ihn. Sie liſpelten einige Worte, die ich nicht verſtand. Euphemie mochte mich erblicken; ſie wandte ſich ſchnell um, aber ich vernahm deutlich die Worte: wir werden bemerkt!“

„Ich erſtarrte vor Erſtaunen, Schrecken und Schmerz! — Ach, wie ſoll ich Ihnen, ehrwürdiger Herr! denn mein Gefühl beſchreiben! — Denken Sie an meine Liebe, an meine treue Anhänglichkeit, mit der ich dem Baron ergeben war — an meine böſen Ahnungen, die nun erfüllt wurden; denn die wenigen Worte hatten es mir ja ganz erſchloſſen, daß ein geheimes Verhältniß zwiſchen der Baroneſſe und dem Grafen ſtatt fand. Ich mußte wohl vor der Hand ſchweigen, aber die Baroneſſe wollte ich bewachen mit Argusaugen, und dann, bei erlangter Gewißheit ihres Verbrechens, die ſchändlichen Bande löſen, mit denen ſie meinen unglücklichen Freund umſtrickt hatte. Doch wer vermag teufliſcher Argliſt zu begegnen; umſonſt, ganz umſonſt waren meine Bemühungen, und es wäre lächerlich geweſen, dem

Baron das mitzutheilen, was ich geſehen und gehört, da die Schlaue Auswege genug gefunden haben würde, mich als einen abgeſchmackten, thörichten Geiſterſeher darzuſtellen.“ —

„Der Schnee lag noch auf den Bergen, als wir im vergangenen Frühling hier einzogen, demunerachtet machte ich manchen Spaziergang in die Berge hinein; im nächſten Dorfe begegne ich einem Bauer, der in Gang und Haltung etwas Fremdartiges hat, als er den Kopf umwendet, erkenne ich den Grafen Victorin, aber in demſelben Augenblick verſchwindet er hinter den Häuſern und iſt nicht mehr zu finden. — Was konnte ihn anders zu der Verkleidung vermocht haben, als das Verſtändniß mit der Baroneſſe! — Eben jetzt weiß ich gewiß, daß er ſich wieder hier befindet, ich habe ſeinen Jäger vorüber reiten geſehen, unerachtet es mir unbegreiflich iſt, daß er die Baroneſſe nicht in der Stadt aufgeſucht haben ſollte! — Vor drei Monaten begab es ſich, daß der Gouverneur heftig erkrankte und Euphemien zu ſehen wünſchte, ſie reiſte mit Aurelien augenblicklich dahin, und nur eine Unpäßlichkeit hielt den Baron ab, ſie zu begleiten. Nun brach aber das Unglück und die Trauer ein in unſer Haus, denn bald ſchrieb Euphemie dem Baron, wie Hermogen plötzlich von einer oft in wahnſinnige Wuth ausbrechenden Melancholie befallen, wie er einſam umherirre, ſich und ſein Geſchick verwünſche und wie alle Bemühungen der Freunde und der Aerzte bis jetzt umſonſt geweſen. Sie können denken, ehrwürdiger Herr, welch einen Eindruck dieſe Nachricht auf den Baron machte. Der Anblick ſeines Sohnes würde ihn zu ſehr erſchüttert haben, ich reiſte daher allein nach der Stadt. Hermogen war durch ſtarke Mittel, die man angewandt, wenigſtens von den wilden Ausbrüchen des wüthenden Wahnſinns befreit, aber eine ſtille Melancholie war eingetreten, die den Aerzten unheilbar ſchien. Als er mich ſah, war er tief bewegt — er ſagte mir, wie ihn ein unglückliches Verhängniß treibe, dem Stande, in welchem er ſich jetzt befinde, auf immer zu entſagen, und nur als Kloſtergeiſtlicher könne er ſeine Seele retten von ewiger Verdammniß. Ich fand ihn ſchon in der Tracht, wie Sie, ehrwürdiger Herr, ihn vorhin geſehen, und es gelang mir ſeines Widerſtrebens unerachtet endlich ihn hieher zu bringen. Er iſt ruhig, aber läßt nicht ab von der einmal gefaßten Idee, und alle Bemühungen das Ereigniß zu erforſchen, das ihn in dieſen Zuſtand verſetzt, bleiben fruchtlos, unerachtet die Entdeckung dieſes Geheimniſſes vielleicht am erſten auf wirkſame Mittel führen könnte, ihn zu heilen.“

„Vor einiger Zeit ſchrieb die Baroneſſe, wie ſie auf Anrathen ihres Beichtvaters einen Ordensgeiſtlichen herſenden werde, deſſen Umgang und tröſtender Zuſpruch, vielleicht beſſer als alles andere, auf Hermogen wirken könne, da ſein Wahnſinn augenſcheinlich eine ganz religiöſe Tendenz genommen. — Es freut mich recht innig, daß die Wahl Sie, ehrwürdiger Herr! den ein glücklicher Zufall in die Hauptſtadt führte, traf. Sie können einer gebeugten Familie die verlorne Ruhe wieder geben, wenn Sie Ihre Bemühungen, die der Herr ſegnen möge, auf einen doppelten Zweck richten. Erforſchen Sie Hermogens entſetzliches Geheimniß, ſeine Bruſt wird erleichtert ſeyn, wenn er ſich, ſey es auch in heiliger Beichte, entdeckt hat, und die Kirche wird ihn dem frohen Leben in der Welt, der er angehört, wieder geben, ſtatt ihn in den Mauern zu begraben. — Aber treten Sie auch der Baroneſſe näher. — Sie wiſſen Alles — Sie ſtimmen mir bei, daß meine Bemerkungen von der Art ſind, daß, ſo wenig ſich darauf eine Anklage gegen die Baroneſſe bauen läßt, doch eine Täuſchung, ein ungerechter Verdacht kaum möglich iſt. Ganz meiner Meinung werden Sie ſeyn, wenn Sie Euphemien ſehen und kennen lernen. Euphemie iſt religiös ſchon aus Temperament, vielleicht gelingt es Ihrer beſonderen Rednergabe, tief in ihr Herz zu dringen, ſie zu erſchüttern und zu beſſern, daß ſie den Verrath am Freunde, der ſie um die ewige Seligkeit bringt, unterläßt. Noch muß ich ſagen, ehrwürdiger Herr! daß es mir in manchen Augenblicken ſcheint, als trage der Baron einen Gram in der Seele, deſſen Urſache er mir verſchweigt, denn außer der Bekümmerniß um Hermogen kämpft er ſichtlich mit einem Gedanken, der ihn beſtändig verfolgt. Es iſt mir in den Sinn gekommen, daß vielleicht ein böſer Zufall noch deutlicher ihm die Spur von dem verbrecheriſchen Umgange der Baroneſſe mit dem fluchwürdigen Grafen zeigte, als mir. — Auch meinen Herzensfreund, den Baron, empfehle ich, ehrwürdiger Herr! Ihrer geiſtlichen Sorge.“ —

Mit dieſen Worten ſchloß Reinhold ſeine Erzählung, die mich auf mannigfache Weiſe gefoltert hatte, indem die ſeltſamſten Widerſprüche in meinem Innern ſich durchkreuzten. Mein eignes Ich, zum grauſamen Spiel eines launenhaften Zufalls geworden, und in fremdartige Geſtalten zerfließend, ſchwamm ohne Halt wie in einem Meer all' der Ereigniſſe, die wie tobende Wellen auf mich hineinbrausten. — Ich konnte mich ſelbſt nicht wieder finden! Offenbar wurde Viktorin durch den Zufall, der meine Hand, nicht meinen Willen leitete, in den Abgrund geſtürzt! — ich trete an ſeine Stelle, aber Reinhold kennt den Pater Medardus, den Prediger im Capuziner Kloſter in ..r, und ſo bin ich ihm das wirklich, was ich bin! — Aber das Verhältniß mit der Baroneſſe, welches Viktorin unterhält, kommt auf mein Haupt, denn ich bin ſelbſt Viktorin. Ich bin das, was ich ſcheine, und ſcheine das nicht, was ich bin, mir ſelbſt ein unerklärlich Räthſel, bin ich entzweit mit meinem Ich!

Des Sturms in meinem Innern unerachtet, gelang es mir die dem Prieſter ziemliche Ruhe zu erheucheln, und ſo trat ich vor den Baron. Ich fand in ihm einen bejahrten Mann, aber in den erloſchenen Zügen lagen noch die Andeutungen ſeltner Fülle und Kraft. Nicht das Alter, ſondern der Gram hatte die tiefen Furchen auf ſeiner breiten offenen Stirn gezogen, und die Locken weiß gefärbt. Unerachtet deſſen herrſchte noch in Allem, was er ſprach, in ſeinem ganzen Benehmen, eine Heiterkeit und Gemüthlichkeit, die Jeden unwiderſtehlich zu ihm hinziehen mußte. Als Reinhold mich als den vorſtellte, deſſen Ankunft die Baroneſſe angekündigt, ſah er mich an mit durchdringendem Blick, der immer freundlicher wurde, als Reinhold erzählte, wie er mich ſchon vor mehreren Jahren im Capuziner Kloſter zu ..r predigen gehört, und ſich von meiner ſeltnen Rednergabe überzeugt hätte. Der Baron reichte mir treuherzig die Hand und ſprach, ſich zu Reinhold wendend: „Ich weiß nicht, lieber Reinhold! wie ſo ſonderbar mich die Geſichtszüge des ehrwürdigen Herrn bei dem erſten Anblick anſprachen; ſie weckten eine Erinnerung, die vergebens ſtrebte, deutlich und lebendig hervorzugehen.“

Es war mir als würde er gleich herausbrechen: es iſt ja Graf Viktorin, denn auf wunderbare Weiſe glaubte ich nun wirklich Viktorin zu ſeyn, und ich fühlte mein Blut heftiger wallen und aufſteigend meine Wangen höher färben. — Ich baute auf Reinhold, der mich ja als den Pater Medardus kannte, unerachtet mir das eine Lüge zu ſeyn ſchien: nichts konnte meinen verworrenen Zuſtand löſen.

Nach dem Willen des Barons ſollte ich ſogleich Hermogens Bekanntſchaft machen, er war aber nirgends zu finden; man hatte ihn nach dem Gebirge wandeln geſehen und war deßhalb nicht beſorgt um ihn, weil er ſchon mehrmals Tagelang auf dieſe Weiſe entfernt geweſen. Den ganzen Tag über blieb ich in Reinholds und des Barons Geſellſchaft, und nach und nach faßte ich mich ſo im Innern, daß ich mich am Abend voll Muth und Kraft fühlte, keck all' den wunderlichen Ereigniſſen entgegen zu treten, die meiner zu harren ſchienen. In der einſamen Nacht öffnete ich das Portefeuille, und überzeugte mich ganz davon, daß es eben Graf Viktorin war, der zerſchmettert im Abgrunde lag, doch waren übrigens die an ihn gerichteten Briefe gleichgültigen Inhalts, und kein einziger führte mich auch nur mit einer Sylbe ein in ſeine näheren Lebensverhältniſſe. Ohne mich darum weiter zu kümmern, beſchloß ich dem mich ganz zu fügen, was der Zufall über mich verhängt haben würde, wenn die Baroneſſe angekommen und mich geſehen. — Schon den andern Morgen traf die Baroneſſe mit Aurelien ganz unerwartet ein. Ich ſah beide aus dem Wagen ſteigen und, von dem Baron und Reinhold empfangen, in das Portal des Schloſſes gehen. Unruhig ſchritt ich im Zimmer auf und ab von ſeltſamen Ahnungen beſtürmt, nicht lange dauerte es, ſo wurde ich hinabgerufen. — Die Baroneſſe trat mir entgegen — ein ſchönes, herrliches Weib, noch in voller Blüthe. — Als ſie mich erblickte, ſchien ſie auf beſondere Weiſe bewegt, ihre Stimme zitterte, ſie vermochte kaum Worte zu finden. Ihre ſichtliche Verlegenheit gab mir Muth, ich ſchaute ihr keck ins Auge, und gab ihr nach Kloſterſitte den Segen — ſie erbleichte, ſie mußte ſich niederlaſſen. Reinhold ſah mich an, ganz froh und zufrieden lächelnd. In dem Augenblick öffnete ſich die Thüre und der Baron trat mit Aurelien herein. —

So wie ich Aurelien erblickte, fuhr ein Strahl in meine Bruſt, und entzündete all' die geheimſten Regungen, die wonnevollſte Sehnſucht, das Entzücken der inbrünſtigſten Liebe, alles was ſonſt nur gleich einer Ahnung aus weiter Ferne im Innern erklungen, zum regen Leben; ja das Leben ſelbſt ging mir nun erſt auf farbigt und glänzend, denn alles vorher lag kalt und erſtorben in öder Nacht hinter mir. — Sie war es ſelbſt, ſie die ich in jener wundervollen Viſion im Beichtſtuhl geſchaut. Der ſchwermüthige kindlich fromme Blick des dunkelblauen Auges, die weichgeformten Lippen, der wie in betender Andacht ſanft vorgebeugte Nacken, die hohe ſchlanke Geſtalt, nicht Aurelie, die heilige Roſalia ſelbſt war es. — Sogar der azurblaue Shawl, den Aurelie über das dunkelrothe Kleid geſchlagen, war im phantaſtiſchen Faltenwurf ganz dem Gewande ähnlich, wie es die Heilige auf jenem Gemälde, und eben die Unbekannte in jener Viſion trug. — Was war der Baroneſſe üppige Schönheit gegen Aureliens himmliſchen Liebreiz. Nur ſie ſah ich, indem alles um mich verſchwunden. Meine innere Bewegung konnte den Umſtehenden nicht entgehen. „Was iſt Ihnen, ehrwürdiger Herr! frug der Baron: Sie ſcheinen auf ganz beſondere Weiſe bewegt?“ — Dieſe Worte brachten mich zu mir ſelbſt, ja ich fühlte in dem Augenblick eine übermenſchliche Kraft in mir emporkeimen, einen nie gefühlten Muth alles zu beſtehen, denn Sie mußte der Preis des Kampfes werden.

„Wünſchen Sie ſich Glück, Herr Baron! rief ich, wie von hoher Begeiſterung plötzlich ergriffen: wünſchen Sie ſich Glück! — eine Heilige wandelt unter uns in dieſen Mauern, und bald öffnet ſich in [illegible] Klarheit der Himmel, und ſie ſelbſt, die heilige Roſalia, von den heiligen Engeln umgeben, ſpendet Troſt und Seligkeit den Gebeugten, die fromm und gläubig ſie anflehen. — Ich höre die Hymnen verklärter Geiſter, die ſich ſehnen nach der Heiligen, und ſie im Geſange rufend, aus glänzenden Wolken herabſchweben. Ich ſehe ihr Haupt ſtrahlend in der Glorie himmliſcher Verklärung, emporgehoben nach dem Chor der Heiligen, der ihrem Auge ſichtlich! — Sancta Roſalia, ora pro nobis!“

Ich ſank mit in die Höhe gerichteten Augen auf die Kniee, die Hände faltend zum Gebet, und Alles folgte meinem Beiſpiel. Niemand frug mich weiter, man ſchrieb den plötzlichen Ausbruch meiner Begeiſterung irgend einer Inſpiration zu, ſo daß der Baron beſchloß, wirklich am Altar der heiligen Roſalia, in der Hauptkirche der Stadt Meſſen leſen zu laſſen. Herrlich hatte ich mich auf dieſe Weiſe aus der Verlegenheit gerettet, und immer mehr war ich bereit, Alles zu wagen, denn es galt Aureliens Beſitz, um den mir ſelbſt mein Leben feil war. — Die Baroneſſe ſchien in ganz beſonderer Stimmung, ihre Blicke verfolgten mich, aber ſo wie ich ſie unbefangen anſchaute, irrten ihre Augen unſtät umher. Die Familie war in ein anderes Zimmer gegangen, ich eilte in den Garten hinab und ſchweifte durch die Gänge, mit tauſend Entſchlüſſen, Ideen, Plänen für mein künftiges Leben im Schloſſe ringend und kämpfend. Schon war es [illegible] wurden, so erschien Reinhold und sagte mir, daß die Baronesse, [illegible] von meiner [illegible] Begrüßung, mich auf ihrem Zimmer zu sprechen wünsche. —

Als ich in das Zimmer der Baronesse trat, kam sie mir einige Schritte entgegen, [illegible] bei beiden Armen [illegible], sah sie mir starr ins Auge, und rief: „Ist es möglich — ist es möglich! — Bist Du Medardus, der Capuziner Mönch? — Aber die Stimme, die Gestalt, Deine Augen, Dein Haar! sprich oder ich vergehe in Angst und Zweifel.“ — Viktorin! lispelte ich leise, da umschlang sie mich mit dem wilden Ungestüm ungezügelter Wollust, — ein Glutstrom brannte durch meine Adern, das Blut kochte, die Sinne vergingen mir in namenlosem [illegible], in wahnsinniger Verzückung; [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Fieber, der in mir tobend, mich wie auf tobenden Wellen umherwarf. — Aureliens Anblick, ihre Nähe, ja die Berührung ihres Kleides ſetzte mich in Flammen. Des Blutes Glutſtrom ſtieg ſchäumend auf in die geheimnißvolle Werkſtatt der Gedanken, und ſo ſprach ich von den wundervollen Geheimniſſen der Religion in feurigen Bildern, deren tiefere Bedeutung die wollüſtige Raſerei der glühendſten verlangenden Liebe war. So ſollte dieſe Gluth meiner Rede, wie in elektriſchen Schlägen, Aureliens Inneres durchdringen, und ſie ſich vergebens dagegen wappnen. — Ihr unbewußt ſollten die in ihre Seele geworfenen Bilder ſich wunderbar entfalten, und glänzender, flammender in der tiefern Bedeutung hervorgehen, und dann ihre Bruſt voll der Ahnungen des unbekannten Genuſſes erfüllen, bis ſie ſelbſt, von namenloſer Sehnſucht gequält und zerriſſen, ſich in meine Arme würfe. Ich ſtudirte mich auf die ſogenannten Lehrſtunden bei Aurelien ſorgſam ein, ich wußte den Ausdruck meiner Rede zu ſteigern; andächtig, mit gefalteten Händen, mit niedergeſchlagenen Augen hörte mir das fromme Kind zu, aber nicht eine Bewegung, nicht ein leiſer Seufzer verriethen irgend eine höhere Wirkung meiner Worte. — Meine Bemühungen brachten mich nicht weiter; ſtatt in Aurelien das verderbliche Feuer zu entzünden, das ſie der Verführung Preis geben ſollte, wurde nur quälender und verzehrender die Gluth, die in meinem Innern brannte. — Raſend vor Schmerz und Wolluſt, brütete ich über Pläne zu Aureliens Verderben und indem ich Entzücken und Wonne und Freundſchaft heuchelte, keimte ein glühender Haß in meiner Seele empor, der, im ſeltſamen Widerſpruch, meinem Betragen bei der Baroneſſe etwas Wildes, Entſetzliches gab, vor dem ſie ſelbſt erbebte. — Fremd war ihr aber jede Spur des Geheimniſſes, das in meiner Bruſt verborgen, und unwillkürlich mußte ſie der Herrſchaft Raum geben, die ich immer mehr und mehr über ſie mir anzumaßen anfing. — Oft kam es mir in den Sinn, durch einen wohlberechneten Gewaltſtreich, dem Aurelie erliegen ſollte, meine Qual zu enden, aber ſo wie ich Aurelien erblickte, war es mir, als ſtehe ein Engel neben ihr, ſie ſchirmend und ſchützend und Trotz bietend der Macht des Feindes. Ein Schauer bebte dann durch meine Glieder, in dem mein böſer Vorſatz erkaltete. Endlich fiel ich darauf, mit ihr zu beten; denn im Gebet ſtrömen feuriger die Gluth der Andacht, und die geheimſten Regungen werden wach, und erheben ſich wie auf brauſenden Wellen, und [illegible] aus, um das Unbekannte zu ſehen, [illegible] Dann mag das Irdiſche, [illegible]

Euphemie ſchien die Sache nicht ſo leicht zu nehmen, als ich es gewünſcht hatte, und es war mir begreiflich, daß, ihrer gerühmten Geiſtesſtärke, ihrer hohen Anſicht der Dinge ungeachtet, wohl kleinliche Eiferſucht in ihr wohnen, ſie aber überdem noch befürchten könne, daß Aurelie über mich ſiegen, ſo den Nimbus meiner Heiligkeit verlöſchen, und unſer Geheimniß in Gefahr geſetzt werde; aus einer mir ſelbſt unerklärlichen Scheu, verſchwieg ich Hermogens [illegible] und jene [illegible] mich durchbohrenden Worte.

Euphemie hatte einige Minuten geſchwiegen, [illegible], in tiefes Nachdenken verſunken. —

„Merkſt Du nicht, Viktorin! ſprach ſie endlich, erraten, welche herrliche Gedanken meinen Geiſt lebendig mich durchſtrömen? — Aber Du kannſt es nicht, doch rüſte Dich [illegible] Schwingen, um dem kühnen Fluge zu folgen, den ich zu beginnen bereit bin. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

das [illegible] Vermögen durchaus verschlossen [illegible]; dagegen be- hauptet er, [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wie es scheint, ängstlich meine Schritte bewachen muß. Ich will das [illegible], das mir [illegible] [illegible], [illegible] zu werden, [illegible] — [illegible]

[illegible] Aber Du [illegible] Auftrag, [illegible] —

[illegible] „Wahnsinnige," [illegible] glaubst [illegible] Macht [illegible]!"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ſchien ſehr theilnehmend. Reinholds Blicke waren zweifelhaft und mißtrauiſch. Aurelie blieb auf ihrem Zimmer, und je weniger es mir gelang, ſie zu ſehen, deſto raſender tobte die Wuth in meinem Innern. Euphemie lud mich ein, auf bekanntem Wege in ihr Zimmer zu ſchleichen, wenn Alles im Schloſſe ruhig geworden. — Mit Entzücken vernahm ich das, denn der Augenblick der Erfüllung ihres böſen Verhängniſſes war gekommen. — Ein kleines ſpitzes Meſſer, das ich ſchon von Jugend auf bei mir trug, und mit dem ich geſchickt in Holz zu ſchneiden wußte, verbarg ich in meiner Kutte, und ſo zum Morde entſchloſſen, ging ich zu ihr. „Ich glaube, fing ſie an: wir haben beide geſtern ſchwere ängſtliche Träume gehabt, es kam viel von Abgründen darin vor, doch das iſt nun vorbei!“ — Sie gab ſich darauf, wie gewöhnlich, meinen frevelnden Liebkoſungen hin, ich war erfüllt von entſetzlichem teufliſchem Hohn, indem ich nur die Luſt empfand, die mir der Mißbrauch ihrer eignen Schändlichkeit erregte. Als ſie in meinen Armen lag, entfiel mir das Meſſer, ſie ſchauerte zuſammen, wie von Todesangſt ergriffen, ich hob das Meſſer raſch auf, den Mord noch verſchiebend, der mir ſelbſt andere Waffen in die Hände gab. — Euphemie hatte italieniſchen Wein und eingemachte Früchte auf den Tiſch ſetzen laſſen. — Wie ſo ganz plump und verbraucht, dachte ich, verwechſelte geſchickt die Gläſer, und genoß nur ſcheinbar die mir dargebotenen Früchte, die ich in meinen weiten Aermel fallen ließ. Ich hatte zwei, drei Gläſer von dem Wein, aber aus dem Glaſe, das Euphemie für ſich hingeſtellt, getrunken, als ſie vorgab, Geräuſch im Schloſſe zu hören, und mich bat ſie ſchnell zu verlaſſen. — Nach ihrer Abſicht ſollte ich auf meinem Zimmer enden! Ich ſchlich durch die langen ſchwach erleuchteten Corridore, ich kam bei Aureliens Zimmer vorüber, wie feſtgebannt blieb ich ſtehen. — Ich ſah ſie, es war als ſchwebe ſie herein, mich voll Liebe anblickend, wie in jenem Bilde, und mir winkend, daß ich ihr folgen ſolle. — Die Thüre wich durch den Druck meiner Hand, ich ſtand im Zimmer, nur angelehnt war die Thüre des Kabinetts, eine ſchwüle Luft quoll mir entgegen, meine Liebesgluth ſtärker entzündend, mich betäubend; kaum konnte ich athmen. — Aus dem Kabinett quollen die tiefen angſtvollen Seufzer der vielleicht vom Verrath und Mord Träumenden, ich hörte ſie im Schlafe beten! — „Zur That, zur That, was zauderſt Du, der Augenblick entflieht,“ ſo trieb mich die unbekannte Macht in meinem Innern. — Schon hatte ich einen Schritt ins Kabinett gethan, da ſchrie es hinter mir: „Verruchter, Mordbruder! nun gehörſt Du mein!“ und ich fühlte mich mit Rieſenkraft von hinten feſtgepackt. — Es war Hermogen, ich wand mich, alle meine Stärke aufbietend, endlich von ihm los und wollte mich fortdrängen, aber von Neuem packte er mich hinterwärts und zerfleiſchte meinen Nacken mit wüthenden Biſſen! — Vergebens rang ich, unſinnig vor Schmerz und Wuth, lange mit ihm, endlich zwang ihn ein kräftiger Stoß, von mir abzulaſſen, und als er von Neuem über mich herfiel, da zog ich mein Meſſer; zwei Stiche, und er ſank röchelnd zu Boden, daß es dumpf im Corridor wiederhallte. — Bis heraus aus dem Zimmer hatten wir uns gedrängt im Kampfe der Verzweiflung! —

So wie Hermogen gefallen, rannte ich in wilder Wuth die Treppe herab, da riefen gellende Stimmen durch das ganze Schloß: Mord! Mord! — Lichter ſchwankten hin und her, und die Tritte der Herbeieilenden ſchallten durch die langen Gänge, die Angſt verwirrte mich, ich war auf entlegene Seitentreppen gerathen. — Immer lauter, immer heller wurde es im Schloſſe, immer näher und näher erſcholl es gräßlich: Mord, Mord! Ich unterſchied die Stimme des Barons und Reinholds, welche heftig mit den Bedienten ſprachen. — Wohin fliehen, wohin mich verbergen? — Noch vor wenig Augenblicken, als ich Euphemien mit demſelben Meſſer ermorden wollte, mit dem ich den wahnſinnigen Hermogen tödtete, war es mir, als könne ich, mit dem blutigen Mordinſtrument in der Hand, vertrauend auf meine Macht, kühn hinaustreten, da Keiner, von ſcheuer Furcht ergriffen, es wagen würde, mich aufzuhalten; jetzt war ich ſelbſt von tödtlicher Angſt befangen. Endlich, endlich war ich auf der Haupttreppe, der Tumult hatte ſich nach den Zimmern der Baroneſſe gezogen, es wurde ruhiger, in drei gewaltigen Sprüngen war ich hinab, nur noch wenige Schritte vom Portal entfernt. Da gellte ein herzdurchdringender Schrei durch die Gänge, dem ähnlich, den ich in voriger Nacht gehört. — Sie iſt todt, gemordet durch das Gift, das ſie mir bereitet, ſprach ich dumpf in mich hinein. Aber nun ſtrömte es wieder hell aus Euphemiens Zimmern. Aurelie ſchrie angſtvoll um Hülfe. Aufs Neue erſcholl es gräßlich: Mord, Mord! — Sie brachten Hermogens Leichnam! — „Eilt nach dem Mörder,“ hört' ich Reinhold rufen. Da lachte ich grimmig auf, daß es durch den Saal, durch die Gänge breitete, und rief mit ſchrecklicher Stimme: „Wahnwitzige, wollt ihr das Verhängniß löſen, das die frevelnden Sünder gerichtet? — Sie brachen auf, der Zug blieb wie feſtgebannt auf der Treppe ſtehen. — Nicht fliehen wollt' ich mehr, — zu ihnen entgegen ſchreiten, die Rache Gottes an den Frevlern in donnernden Worten verkündend. Aber — des gräßlichen Anblicks! — vor mir — vor mir ſtand Viktorins blutige Geſtalt, nicht ich, er hatte die Worte geſprochen. — Das Entſetzen ſträubte mein Haar, ich ſtürzte in wahnſinniger Angſt hinaus, durch den Park! — Bald war ich im Freien, da hörte ich Pferdegetrappel hinter mir, und indem ich meine letzte Kraft zuſammenraffte, um der Verfolgung zu entgehen, fiel ich über eine Baumwurzel zu Boden. Bald ſtanden die Pferde bei mir. Es war Viktorins Jäger. „Um Jeſuswillen, gnädiger Herr, fing er an: was iſt im Schloſſe vorgefallen, man ſchreit Mord! Schon iſt das Dorf im Aufruhr. — Nun, was es auch ſein mag, ein guter Geiſt hat es mir eingegeben aufzupacken, und aus dem Städtchen hieher zu reiten; es iſt alles im Felleiſen auf Ihrem Pferde, gnädiger Herr, denn wir werden uns doch wohl trennen müſſen vor der Hand, es iſt gewiß recht was Gefährliches geſchehen, nicht wahr?“ — Ich raffte mich auf, und mich aufs Pferd ſchwingend, bedeutete ich den Jäger, in das Städtchen zurückzureiten, und dort meine Befehle zu erwarten. Sobald er ſich in der Finſterniß entfernt hatte, ſtieg ich wieder vom Pferde und leitete es behutſam in den dicken Tannenwald hinein, der ſich vor mir ausbreitete.

Dritter Abſchnitt.

Die Abenteuer der Reiſe.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Stadt, und [illegible] unter- [illegible] ſich leicht aufklären, und im Vertrauen auf Eure Klugheit Euch das Geheimniß offenbaren, das mich in dem Aufzuge, der Euch ſo auffallend dünkt, herführt." — „Ha ha! Geheimniſſe offenbaren, ſprach der Richter: ich merke ſchon, was das ſeyn wird; nun, geht nur hinaus, ihr Leute, bewacht die Thüre und die Fenſter, und laßt Niemanden hinein und heraus!" — Als wir allein waren, fing ich an: „Ihr ſeht in mir, Herr Richter, einen unglücklichen Flüchtling, dem es endlich durch ſeine Freunde glückte, einem ſchmachvollen Gefängniß, und der Gefahr, auf ewig ins Kloſter geſperrt zu werden, zu entgehen. Erlaßt mir die näheren Umſtände meiner Geſchichte, die das Gewebe von Ränken und Bosheiten einer rachſüchtigen Familie iſt. Die Liebe zu einem Mädchen niedern Standes war die Urſache meiner Leiden. In dem langen Gefängniß war mir der Bart gewachſen, und man hatte mir ſchon die Tonſur geben laſſen, wie Ihr bemerken könnt, ſo wie ich auch in dem Gefängniſſe, in dem ich ſchmachtete, in eine Mönchskutte gekleidet gehen mußte. Erſt nach meiner Flucht, hier im Walde, durfte ich mich umkleiden, weil man mich ſonſt ereilt haben würde. Ihr merkt nun ſelbſt, woher das Auffallende in meinem Aeußern rührt, das mich bei Euch in ſolch böſen Verdacht gebracht hat. Einen Paß kann ich Euch, wie Ihr ſeht, nun nicht vorzeigen, aber für die Wahrheit meiner Behauptungen habe ich gewiſſe Gründe, die Ihr wohl für richtig anerkennen werdet." — Mit dieſen Worten zog ich den Geldbeutel hervor, legte drei blanke Dukaten auf den Tiſch, und der gravitätiſche Ernſt des Herrn Richters verzog ſich zum ſchmunzelnden Lächeln. „Eure Gründe, mein Herr, ſagte er, ſind gewiß einleuchtend genug, aber nehmt es nicht übel, mein Herr! es fehlt ihnen noch eine gewiſſe überzeugende Gleichheit nach allen Qualitäten! Wenn Ihr wollt, daß ich das Ungerade für gerade nehmen ſoll, ſo müſſen Eure Gründe auch ſo beſchaffen ſeyn." — Ich verſtand den Schelm, und legte noch einen Dukaten hinzu. „Nun ſehe ich, ſprach der Richter, daß ich Euch mit meinem Verdacht Unrecht gethan habe; reiſet nur weiter, aber ſchlagt, wie Ihr es wohl gewohnt ſeyn möget, heimlich die Nebenwege ein, haltet Euch von der Heerſtraße ab, bis Ihr Euch des verdächtigen Aeußern ganz entledigt." — Er öffnete die Thüre nun weit, und rief laut der verſammelten Menge entgegen: „der Herr da drinnen iſt ein vornehmer Herr, nach allen Qualitäten, er hat ſich bloß, um

Richter, in einem geheimen Auftrage entdeckt, er reiſe Inkognito, das heißt, unbekannterweiſe, und daß Ihr alle davon nichts zu wiſſen und zu vernehmen braucht, ihr Schlingel! — Nun, glückliche Reiſe, gnäd'ger Herr!" Die Bauern zogen, ehrfurchtsvoll ſchweigend, die Mützen ab, als ich mich auf das Pferd ſchwang. Raſch wollte ich durch das Thor ſprengen, aber das Pferd fing an ſich zu bäumen, meine Unwiſſenheit, meine Ungeſchicklichkeit im Reiten verſagte mir jedes Mittel, es von der Stelle zu bringen, im Kreiſe drehte es ſich mit mir herum, und warf mich endlich, unter dem ſchallenden Gelächter der Bauern, dem herbeieilenden Richter und dem Wirthe in die Arme. „Das iſt ein böſes Pferd!" ſagte der Richter mit unterdrücktem Lachen. — „Ein böſes Pferd!" wiederholte ich, mir den Staub abklopfend. Sie halfen mir wieder herauf, aber von Neuem bäumte ſich ſchnaubend und pruſtend das Pferd, durchaus war es nicht durch das Thor zu bringen. Da rief ein alter Bauer: „Ei, ſeht doch, da ſitzt ja das Hexenweib, die alte Lieſe, am Thore und läßt den gnädigen Herrn nicht fort, aus Schabernack, weil er ihr keinen Groſchen gegeben." — Nun erſt fiel mir ein altes zerlumptes Bettelweib ins Auge, die dicht am Thorwege niedergekauert ſaß und mich mit wahnſinnigen Blicken anlachte. „Will die Hexe gleich aus dem Wege!" ſchrie der Richter, aber die Alte kreiſchte: „der Blutbruder hat mir keinen Groſchen gegeben, ſeht Ihr nicht den todten Menſchen vor mir liegen? über den kann der Blutbruder nicht wegſpringen, der todte Menſch richtet ſich auf, aber ich drücke ihn nieder, wenn mir der Blutbruder einen Groſchen giebt." Der Richter hatte das Pferd bei dem Zügel ergriffen und wollte es, ohne auf das wahnſinnige Geſchrei der Alten zu achten, durch das Thor ziehen, vergeblich war indeſſen alle Anſtrengung, und die Alte ſchrie gräßlich dazwiſchen: „Blutbruder, Blutbruder, gieb mir Groſchen, gieb mir Groſchen!" Da griff ich in die Taſche und warf ihr Geld in den Schooß, und jubelnd und jauchzend ſprang die Alte auf in die Lüfte, und ſchrie: „Seht die ſchönen Groſchen, die mir der Blutbruder gegeben, ſeht die ſchönen Groſchen!" Aber mein Pferd wieherte laut, und courbettirte, von dem Richter losgelaſſen, durch das Thor. „Nun geht es gar ſchön und herrlich mit dem Reiten, gnädiger Herr, nach allen Noten," ſagte der Richter, und die Bauern, die mir bis vors Thor nachgelaufen, lachten noch einmal über die Maßen, als ſie mich un-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

hat, wie ich nachher wahrnahm, ganz [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] — Die Kunst, mein Herr, die Kunst! — [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

innerer Zerknirſchung überging, in dem er ſich kaſteite, ja ſogar Gott und die Heiligen anrief, ihn von der Höllenqual zu befreien. Er ſchien ſich dann für den heiligen Antonius zu halten, ſo wie er in der Raſerei immer tobte: er ſey Graf und gebietender Herr, und er wolle uns alle ermorden laſſen, wenn ſeine Diener kämen. In den lichten Zwiſchenräumen bat er mich um Gotteswillen ihn nicht zu verſtoßen, weil er fühle, daß nur ſein Aufenthalt bei mir ihn heilen könne. Nur ein einzigesmal gab es noch einen harten Auftritt mit ihm, und zwar, als der Fürſt hier eben im Revier gejagt, und bei mir übernachtet hatte. Der Mönch war, nachdem er den Fürſten mit ſeiner glänzenden Umgebung geſehen, ganz verändert. Er blieb ſtörriſch und verſchloſſen, er entfernte ſich ſchnell, wenn wir beteten, es zuckte ihm durch alle Glieder, wenn er nur ein andächtiges Wort hörte, und dabei ſchaute er meine Tochter Anne mit ſolchen lüſternen Blicken an, daß ich beſchloß, ihn fortzubringen, um allerlei Unfug zu verhüten. In der Nacht vorher, als ich den Morgen meinen Plan ausführen wollte, weckte mich ein durchdringendes Geſchrei auf dem Gange, ich ſprang aus dem Bette, und lief ſchnell mit angezündetem Licht nach dem Gemach, wo meine Töchter ſchliefen. Der Mönch war aus dem Thurm, wo ich ihn allnächtlich eingeſchloſſen, gebrochen und in viehiſcher Brunſt nach dem Gemach meiner Töchter gerannt, deſſen Thüre er mit einem Fußtritt ſprengte. Zum Glück hatte den Franz ein unausſtehlicher Durſt aus der Kammer, wo die Burſchen ſchlafen, hinausgetrieben, und er wollte gerade nach der Küche gehen, um ſich Waſſer zu ſchöpfen, als er den Mönch über den Gang poltern hörte. Er lief herbei, und packte ihn gerade in dem Augenblick, als er die Thüre einſtieß, von hinten her; aber der Junge war zu ſchwach, den Raſenden zu bändigen, ſie balgten ſich unter dem Geſchrei der erwachten Mädchen in der Thüre, und ich kam gerade in dem Augenblick herzu, als der Mönch den Burſchen zu Boden geworfen, und ihn meuchleriſch bei der Kehle gepackt hatte. Ohne mich zu beſinnen, faßte ich den Mönch, und riß ihn von Franzen weg, aber plötzlich, noch weiß ich nicht, wie das zugegangen, blinkte ein Meſſer in des Mönchs Fauſt, er ſtieß nach mir, aber Franz, der ſich aufgerafft, fiel ihm in den Arm, und mir, der ich nun wohl ein ſtarker Mann bin, gelang es bald, den Raſenden ſo feſt an die Mauer zu drücken, daß ihm ſchier der Athem ausgehen wollte. Die Burſchen waren, ob dem Lärm, alle wach worden, und herbeigelaufen; wir banden den Mönch, und ſchmiſſen ihn in den Thurm, ich holte aber meine Hetzpeitſche herbei, und zählte ihm zur Abmahnung von künftigen Unthaten ähnlicher Art, einige kräftige Hiebe auf, ſo daß er ganz erbärmlich ächzte und wimmerte; aber ich ſprach: Du Böſewicht, das iſt noch viel zu wenig für deine Schändlichkeit, daß Du meine Tochter verführen wollen, und mir nach dem Leben getrachtet, eigentlich ſollteſt du ſterben. — Er heulte vor Angſt und Entſetzen, denn die Furcht vor dem Tode ſchien ihn ganz zu vernichten. Den andern Morgen war es nicht möglich, ihn fortzubringen, denn er lag todtenähnlich in gänzlicher Abſpannung da, und flößte mir wahres Mitleiden ein. Ich ließ ihm in einem beſſern Gemach ein gutes Bette bereiten, und meine Alte pflegte ſeiner, indem ſie ihm ſtärkende Suppen kochte, und aus unſerer Hausapotheke das reichte, was ihm dienlich ſchien. Meine Alte hat die gute Gewohnheit, wenn ſie einſam ſitzt, oft ein andächtig Lied anzuſtimmen, aber wenn es ihr recht wohl ums Herz ſeyn ſoll, muß meine Anne mit ihrer hellen Stimme ihr ſolch ein Lied vorſingen. — Das geſchah nun auch vor dem Bette des Kranken. — Da ſeufzte er oft tief, und ſah meine Alte und die Anne mit recht wehmüthigen Blicken an, oft floſſen ihm die Thränen über die Wangen. Zuweilen bewegte er die Hand und die Finger, als wolle er ſich kreuzigen, aber das gelang nicht, die Hand fiel kraftlos nieder; dann ſtieß er auch manchmal leiſe Töne aus, als wolle er in den Geſang einſtimmen. Endlich fing er an zuſehends zu geneſen, jetzt ſchlug er oft das Kreuz nach Sitte der Mönche, und betete leiſe. Aber ganz unvermuthet fing er einmal an lateiniſche Lieder zu ſingen, die meiner Alten und der Anne, unerachtet ſie die Worte nicht verſtanden, mit ihren ganz wunderbaren heiligen Tönen bis ins Innerſte drangen, ſo daß ſie nicht genug ſagen konnten, wie der Kranke ſie erbaue. Der Mönch war ſo weit hergeſtellt, daß er aufſtehen, und im Hauſe umherwandeln konnte, aber ſein Ausſehen, ſein Weſen war ganz verändert. Die Augen blickten ſanft, ſtatt daß ſonſt ein gar böſes Feuer in ihnen funkelte, er ſchritt ganz nach Kloſterſitte, leiſe und andächtig mit gefalteten Händen umher, jede Spur des Wahnſinns war verſchwunden. Er genoß nichts als Gemüſe, Brod und Waſſer, und nur ſelten konnte ich ihn in der letzten Zeit dahin bringen, daß er ſich an meinen Tiſch ſetzte, und etwas von den Speiſen genoß, ſo wie einen kleinen Schluck Wein trank. Dann ſprach er das Gratias und ergötzte uns mit ſeinen Reden, die er ſo wohl zu ſtellen wußte, wie nicht leicht einer. Oft ging er im Walde einſam ſpazieren, ſo kam es denn, daß ich ihm einmal begegnete, und ohne gerade viel zu denken frug: ob er nicht nun bald in ſein Kloſter zurückkehren werde. Er ſchien ſehr bewegt, er faßte meine Hand und ſprach: „Mein Freund, ich habe Dir das Heil meiner Seele zu danken, Du haſt mich errettet von der ewigen Verderbniß, noch kann ich nicht von Dir ſcheiden, laß mich bei Dir ſeyn. Ach, habe Mitleid mit mir, den der Satan verlockt hat, und der unwiederbringlich verloren war, wenn ihn der Heilige, zu dem er flehte in angſtvollen Stunden, nicht im Wahnſinn in dieſen Wald gebracht hätte. — Sie fanden mich, fuhr der Mönch nach einigem Stillſchweigen fort: in einem ganz entarteten Zuſtande, und ahnen auch jetzt gewiß nicht, daß ich einſt ein von der Natur reich ausgeſtatteter Jüngling war, den nur eine ſchwärmeriſche Neigung zur Einſamkeit und zu den tiefſinnigſten Studien ins Kloſter brachte. Meine Brüder liebten mich alle ausnehmend, und ich lebte ſo froh, als es nur in dem Kloſter geſchehen kann. Durch Frömmigkeit und muſterhaftes Betragen ſchwang ich mich empor, man ſah in mir ſchon den künftigen Prior. Es begab ſich, daß einer der Brüder von weiten Reiſen heimkehrte, und dem Kloſter verſchiedene Reliquien, die er ſich auf dem Wege zu verſchaffen gewußt, mitbrachte. Unter dieſen befand ſich eine verſchloſſene Flaſche, die der heilige Antonius dem Teufel, der darin ein verführeriſches Elixir bewahrte, abgenommen haben ſollte. Auch dieſe Reliquie wurde ſorgfältig aufbewahrt, unerachtet mir die Sache ganz gegen den Geiſt der Andacht, den die wahren Reliquien einflößen ſollen, und überhaupt ganz abgeſchmackt zu ſeyn ſchien. Aber eine unbeſchreibliche Lüſternheit bemächtigte ſich meiner, das zu erforſchen, was wohl eigentlich in der Flaſche enthalten. Es gelang mir, ſie bei Seite zu ſchaffen, ich öffnete ſie, und fand ein herrlich duftendes, ſüß ſchmeckendes ſtarkes Getränk darin, das ich bis auf den letzten Tropfen genoß. — Wie nun mein ganzer Sinn ſich änderte, wie ich einen brennenden Durſt nach der Luſt der Welt empfand, wie das Laſter in verführeriſcher Geſtalt mir als des Lebens höchſte Spitze erſchien, das Alles mag ich nicht ſagen, kurz, mein Leben wurde eine Reihe ſchändlicher Verbrechen, ſo daß, als ich meiner teufliſchen Liſt unerachtet verrathen wurde, mich der Prior zum ewigen Gefängniß verurtheilte. Als ich ſchon mehrere Wochen in dem dumpfen feuchten Kerker zugebracht hatte, verfluchte ich mich und mein Daſeyn, ich läſterte Gott und die Heiligen, da trat, im glühend rothen Scheine, der Satan zu mir und ſprach, daß, wenn ich meine Seele ganz dem Höchſten abwenden, und ihm dienen wolle, er mich befreien werde. Heulend ſtürzte ich auf die Knie und rief: es iſt kein Gott, dem ich diene, Du biſt mein Herr, und aus Deinen Gluthen ſtrömt die Luſt des Lebens. — Da brauſte es in den Lüften, wie eine Windsbraut, und die Mauern dröhnten, wie vom Erdbeben erſchüttert, ein ſchneidender Ton pfiff durch den Kerker, die Eiſenſtäbe des Fenſters fielen zerbröckelt herab, und ich ſtand von unſichtbarer Gewalt hinausgeſchleudert im Kloſterhofe. Der Mond ſchien hell durch die Wolken, und in ſeinen Strahlen erglänzte das Standbild des heiligen Antonius, das mitten im Hofe bei einem Springbrunnen aufgerichtet war. — Eine unbeſchreibliche Angſt zerriß mein Herz, ich warf mich zerknirſcht nieder vor dem Heiligen, ich ſchwor dem Böſen ab, und flehte um Erbarmen; aber da zogen ſchwarze Wolken herauf, und aufs Neue brauſte der Orkan durch die Luſt, mir vergingen die Sinne, und ich fand mich erſt im Walde wieder, in dem ich wahnſinnig vor Hunger und Verzweiflung umher tobte, und aus dem Sie mich erretteten.““ — So erzählte der Mönch, und ſeine Geſchichte machte auf mich ſolch einen tiefen Eindruck, daß ich nach vielen Jahren noch ſo wie heute im Stande ſeyn werde, Alles Wort für Wort zu wiederholen. Seit der Zeit hat ſich der Mönch ſo fromm, ſo gutmüthig betragen, daß wir ihn Alle lieb gewannen, und um ſo unbegreiflicher iſt es mir, wie in voriger Nacht ſein Wahnſinn hat aufs Neue ausbrechen können.“

„Wiſſen Sie denn gar nicht, fiel ich dem Förſter ins Wort: aus welchem Capuzinerkloſter der Unglückliche entſprungen iſt?“ — „Er hat mir es verſchwiegen, erwiederte der Förſter: und ich mag um ſo weniger darnach fragen, als es mir beinahe gewiß iſt, daß es wohl derſelbe Unglückliche ſeyn mag, der unlängſt das Geſpräch des Hofes war, unerachtet man ſeine Nähe nicht vermuthete, und ich auch meine Vermuthung zum wahren Beſten des Mönchs, nicht gerade bei Hofe laut werden laſſen mochte.“ — „Aber ich darf ſie wohl erfahren, verſetzte ich: da ich ein Fremder bin, und noch überdies mit Hand und

Mund verſprechen will, gewiſſenhaft zu ſchweigen." — „Sie müſſen wiſſen, ſprach der Förſter weiter: daß die Schweſter unſerer Fürſtin Aebtiſſin des Ciſterzienſerkloſters in *** iſt. Dieſe hatte ſich des Sohnes einer armen Frau, deren Mann mit unſerm Hofe in gewiſſen geheimnißvollen Beziehungen geſtanden haben ſoll, angenommen, und ihn aufziehen laſſen. Aus Neigung wurde er Capuziner, und als Kanzelredner weit und breit bekannt. Die Aebtiſſin ſchrieb ihrer Schweſter ſehr oft über den Pflegling, und betrauerte vor einiger Zeit tief ſeinen Verluſt. Er ſoll durch den Mißbrauch einer Reliquie ſchwer geſündigt haben, und aus dem Kloſter, deſſen Zierde er ſo lange war, verbannt worden ſeyn. Alles dieſes weiß ich aus einem Geſpräch des fürſtlichen Leibarztes mit einem andern Herrn vom Hofe, das ich vor einiger Zeit anhörte. Sie erwähnten einiger ſehr merkwürdiger Umſtände, die mir jedoch, weil ich all' die Geſchichten nicht von Grund aus kenne, unverſtändlich geblieben, und wieder entfallen ſind. Erzählt nun auch der Mönch ſeine Errettung aus dem Kloſtergefängniß auf andere Weiſe, ſoll ſie nämlich durch den Satan geſchehen ſeyn, ſo halte ich dies doch für eine Einbildung, die ihm noch vom Wahnſinn zurückblieb, und meine, daß der Mönch kein anderer als eben der Bruder Medardus iſt, den die Aebtiſſin zum geiſtlichen Stande erziehen ließ, und den der Teufel zu allerlei Sünden verlockte, bis ihn Gottes Gericht mit viehiſcher Raſerei ſtrafte."

Als der Förſter den Namen Medardus nannte, durchbebte mich ein innerer Schauer, ja die ganze Erzählung hatte mich, wie mit tödtlichen Stichen, die mein Innerſtes trafen, gepeinigt. — Nur zu ſehr war ich überzeugt, daß der Mönch die Wahrheit geſprochen, da nur eben ein ſolches Getränk der Hölle, das er lüſtern genoſſen, ihn aufs Neue in verruchten gottesläſterlichen Wahnſinn geſtürzt hatte. — Aber ich ſelbſt war herabgeſunken zum elenden Spielwerk der böſen geheimnißvollen Macht, die mich mit unauflöslichen Banden umſtrickt hielt, ſo daß ich, der ich frei zu ſeyn glaubte, mich nur innerhalb des Käfigs bewegte, in den ich rettungslos geſperrt worden. — Die guten Lehren des frommen Cyrillus, die ich unbeachtet ließ, die Erſcheinung des Grafen und ſeines leichtſinnigen Hofmeiſters, alles kam mir in den Sinn. — Ich wußte nun, woher die plötzliche Gährung im Innern, die Aenderung meines Gemüths entſtanden; ich ſchämte mich meines frevelichen Beginnens, und dieſe Scham galt mir in dem Augenblick für die tiefe Reue und Zerknirſchung, die ich in wahrhafter Buße hätte empfinden ſollen. So war ich in tiefes Nachdenken verſunken, und hörte kaum auf den Alten, der nun, wieder auf die Jägerei gekommen, mir manchen Strauß ſchilderte, den er mit den böſen Freiſchützen gehabt. Die Dämmerung war eingebrochen, wir ſtanden vor dem Gebüſch, in dem die Hühner liegen ſollten; der Förſter ſtellte mich auf meinen Platz, ſchärfte mir ein, weder zu ſprechen, noch ſonſt mich viel zu regen, und mit geſpanntem Hahn recht ſorglich zu lauſchen. Die Jäger ſchlichen leiſe auf ihre Plätze, und ich ſtand einſam in der Dunkelheit, die immer mehr zunahm. — Da traten Geſtalten aus meinem Leben hervor im düſtern Walde. Ich ſah meine Mutter, die Aebtiſſin, ſie ſchauten mich an mit ſtrafenden Blicken. — Euphemie rauſchte auf mich zu mit todtenbleichem Geſicht, und ſtarrte mich an mit ihren ſchwarzen glühenden Augen, ſie erhob ihre blutigen Hände, mir drohend, ach es waren Blutstropfen, Hermogens Todeswunde entquollen, ich ſchrie auf! — Da ſchwirrte es über mir im ſtarken Flügelſchlag, ich ſchoß blindlings in die Luft, und zwei Hühner ſtürzten getroffen herab. „Bravo!" rief der unfern von mir ſtehende Jägerburſche, indem er das dritte herabſchoß. — Schüſſe knallten jetzt rings umher, und die Jäger verſammelten ſich, jeder ſeine Beute herbeitragend. Der Jägerburſche erzählte, nicht ohne liſtige Seitenblicke auf mich, wie ich ganz laut aufgeſchrien, da die Hühner dicht über meinen Kopf weggeſtrichen, als hätte ich großen Schreck, und dann ohne einmal recht anzulegen, blindlings darunter geſchoſſen, und doch zwei Hühner getroffen; ja es ſey ihm in der Finſterniß ſo vorgekommen, als hätte ich das Gewehr ganz nach anderer Richtung hingehalten, und doch wären die Hühner geſtürzt. Der alte Förſter lachte laut auf, daß ich ſo über die Hühner erſchrocken ſey, und mich nur gewehrt habe mit Drunterſchießen. — „Uebrigens, mein Herr! fuhr er fort: will ich hoffen, daß Sie ein ehrlicher frommer Waidmann, und kein Freijäger ſind, der es mit dem Böſen hält, und hinſchießen kann, wo er will, ohne das zu fehlen, was er zu treffen Willens." — Dieſer gewiß unbefangene Scherz des Alten traf mein Innerſtes, und ſelbſt mein glücklicher Schuß in jener aufgeregten entſetzlichen Stimmung, den doch nur der Zufall herbeigeführt, erfüllte mich mit Grauen. Mit meinem Selbſt mehr als jemals entzweit, wurde ich mir ſelbſt zweideutig, und ein inneres Grauſen umfing mein eignes Weſen mit zerſtörender Kraft.

Als wir ins Haus zurückkamen, berichtete Chriſtian, daß der Mönch ſich im Thurm ganz ruhig verhalten, kein einziges Wort geſprochen und auch keine Nahrung zu ſich genommen habe. „Ich kann ihn nun nicht länger bei mir behalten, ſprach der Förſter: denn wer ſteht mir dafür, daß ſein, wie es ſcheint, unheilbarer Wahnſinn nach langer Zeit nicht aufs Neue ausbricht, und er irgend ein entſetzliches Unheil hier im Hauſe anrichtet; er muß morgen in aller Frühe mit Chriſtian und Franz nach der Stadt; mein Bericht über den ganzen Vorgang iſt längſt fertig, und da mag er denn in die Irrenanſtalt gebracht werden.“

Als ich in meinem Gemach allein war, ſtand mir Hermogens Geſtalt vor Augen, und wenn ich ſie faſſen wollte mit ſchärferem Blick, wandelte ſie ſich um in den wahnſinnigen Mönch. Beide floſſen in meinem Gemüth in Eins zuſammen, und bildeten ſo die Warnung der höhern Macht, die ich wie dicht vor dem Abgrunde vernahm. Ich ſtieß an die Korbflaſche, die noch auf dem Boden lag; der Mönch hatte ſie bis auf den letzten Tropfen ausgelehrt, und ſo war ich jeder neuen Verſuchung, davon zu genießen, enthoben: aber auch ſelbſt die Flaſche, aus der noch ein ſtarker berauſchender Duft ſtrömte, ſchleuderte ich fort, durch das offne Fenſter über die Hofmauer weg, um ſo jede mögliche Wirkung des verhängnißvollen Elixirs zu vernichten. — Nach und nach wurde ich ruhiger, ja der Gedanke ermuthigte mich, daß ich auf jeden Fall in geiſtiger Hinſicht erhaben ſeyn müſſe über jenen Mönch, den das dem meinigen gleiche Getränk in wilden Wahnſinn ſtürzte. Ich fühlte, wie dies entſetzliche Verhängniß bei mir vorübergeſtreift; ja daß der alte Förſter den Mönch eben für den unglücklichen Medardus, für mich ſelbſt, hielt, war mir ein Fingerzeig der höheren heiligen Macht, die mich noch nicht ſinken laſſen wollte in das troſtloſe Elend. — Schien nicht der Wahnſinn, der überall ſich mir in den Weg ſtellte, nur allein vermögend, mein Inneres zu durchblicken, und immer dringender vor dem böſen Geiſte zu warnen, der mir, wie ich glaubte, ſichtbarlich in der Geſtalt des bedrohlichen geſpenſtiſchen Malers erſchienen? —

Unwiderſtehlich zog es mich fort nach der Reſidenz. Die Schweſter meiner Pflegemutter, die, wie ich mich beſann, der Aebtiſſin ganz ähnlich war, da ich ihr Bild öfters geſehen, ſollte mich wieder zurückführen in das fromme ſchuldloſe Leben, wie es ehemals mir blühte denn dazu bedurfte es in meiner jetzigen Stimmung nur ihres Anblicks und der dadurch erweckten Erinnerungen. Dem Zufall wollte ich es überlaſſen, mich in ihre Nähe zu bringen.

Kaum war es Tag worden, als ich des Förſters Stimme im Hofe vernahm; früh ſollte ich mit dem Sohne abreiſen, ich warf mich daher ſchnell in die Kleider. Als ich hinabkam, ſtand ein Leiterwagen mit Strohſitzen zum Abfahren bereit vor der Hausthür; man brachte den Mönch, der mit todtenbleichem und verſtörtem Geſicht ſich geduldig führen ließ. Er antwortete auf keine Frage, er wollte nichts genießen, kaum ſchien er die Menſchen um ſich zu gewahren. Man hob ihn auf den Wagen, und band ihn mit Stricken feſt, da ſein Zuſtand allerdings bedenklich ſchien, und man vor dem plötzlichen Ausbruch einer innern verhaltenen Wuth keinesweges ſicher war. Als man ſeine Arme feſtſchnürte, verzog ſich ſein Geſicht krampfhaft, und er ächzte leiſe. Sein Zuſtand durchbohrte mein Herz, er war mir verwandt worden, ja nur ſeinem Verderben verdankte ich vielleicht meine Rettung. Chriſtian und ein Jägerburſche ſetzten ſich neben ihm in den Wagen. Erſt im Fortfahren fiel ſein Blick auf mich, und er wurde plötzlich von tiefem Staunen ergriffen; als der Wagen ſich ſchon entfernte (wir waren ihm bis vor die Mauer gefolgt), blieb ſein Kopf gewandt, und ſein Blick auf mich gerichtet. „Sehen Sie, ſagte der alte Förſter: wie er Sie ſo ſcharf ins Auge faßt; ich glaube, daß Ihre Gegenwart im Speiſezimmer, die er nicht vermuthete, auch viel zu ſeinem raſenden Beginnen beigetragen hat, denn ſelbſt in ſeiner guten Periode blieb er ungemein ſcheu, und hatte immer den Argwohn, daß ein Fremder kommen, und ihn tödten würde. Vor dem Tode hat er nämlich eine ganz ungemeſſene Furcht, und durch die Drohung ihn gleich erſchießen zu laſſen, habe ich oft den Ausbrüchen ſeiner Raſerei widerſtanden."

Mir war wohl und leicht, daß der Mönch, deſſen Erſcheinung mein eignes Ich in verzerrten gräßlichen Zügen reflektirte, entfernt worden. Ich freuete mich auf die Reſidenz, denn es war mir, als ſolle dort die Laſt des ſchweren finſtern Verhängniſſes, die mich niedergedrückt, mir entnommen werden, ja, als würde ich mich dort, erkräftigt, der böſen Macht, die mein Leben befangen, entreißen können.

Als das Frühſtück verzehrt, fuhr der ſaubre mit raſchen Pferden beſpannte Reiſewagen des Förſters vor. — Kaum gelang es mir, der Frau für die Gaſtlichkeit, mit der ich aufgenommen, etwas Geld, ſo wie den beiden bildhübſchen Töchtern einige Galanteriewaaren, die ich zufällig bei mir trug, aufzudringen. Die ganze Familie nahm ſo herzlichen Abſchied, als ſey ich längſt im Hauſe bekannt geweſen, der Alte ſcherzte noch viel über mein Jägertalent. Heiter und froh fuhr ich von dannen.

Vierter Abſchnitt.

Das Leben am fürſtlichen Hofe.

Univ.-Bibl.
München

Die Reſidenz des Fürſten bildete gerade den Gegenſatz zu der Handelsſtadt, die ich verlaſſen. Im Umfange bedeutend kleiner, war ſie regelmäßiger und ſchöner gebaut, aber ziemlich menſchenleer. Mehrere Straßen, worin Alleen gepflanzt, ſchienen mehr Anlagen eines Parks zu ſeyn, als zur Stadt zu gehören; alles bewegte ſich ſtill und feierlich, ſelten von dem raſſelnden Geräuſch eines Wagens unterbrochen. Selbſt in der Kleidung, und in dem Anſtande der Einwohner, bis auf den gemeinen Mann, herrſchte eine gewiſſe Zierlichkeit, ein Streben, äußere Bildung zu zeigen.

Der fürſtliche Pallaſt war nichts weniger als groß, auch nicht im großen Styl erbaut, aber Rückſichts der Eleganz, der richtigen Verhältniſſe, eines der ſchönſten Gebäude, die ich jemals geſehen; an ihn ſchloß ſich ein anmuthiger Park, den der liberale Fürſt den Einwohnern zum Spaziergange geöffnet.

Man ſagte mir in dem Gaſthauſe, wo ich eingekehrt daß die fürſtliche Familie gewöhnlich Abends einen Gang durch den Park zu machen pflege, und daß viele Einwohner dieſe Gelegenheit niemals verſäumten, den gütigen Landesherrn zu ſehen. Ich eilte um die beſtimmte Stunde in den Park, der Fürſt trat mit ſeiner Gemahlin und einer geringen Umgebung aus dem Schloſſe. — Ach! — bald ſah ich nichts mehr, als die Fürſtin, ſie die meiner Pflegemutter ſo ähnlich war! — Dieſelbe Hoheit, dieſelbe Anmuth in jeder ihrer Bewegungen, derſelbe geiſtvolle Blick des Auges, dieſelbe freie Stirne, das himmliſche Lächeln. — Nur ſchien ſie mir im Wuchſe voller und jünger, als die Aebtiſſin. Sie redete liebreich mit mehreren Frauenzimmern, die ſich eben in der Allee befanden, während der Fürſt mit einem ernſten Mann im intereſſanten eifrigen Geſpräch begriffen ſchien. — Die Kleidung, das Benehmen der fürſtlichen Familie, ihre Umgebung, alles griff ein in den Ton des Ganzen. Man ſah wohl, wie die anſtändige Haltung in einer gewiſſen Ruhe und anſpruchsloſen Zierlichkeit, in der ſich die Reſidenz erhielt, von dem Hofe ausging. Zufällig ſtand ich bei einem aufgeweckten Mann, der mir auf alle mögliche Fragen Beſcheid gab, und manche muntere Anmerkung einzuflechten wußte. Als die fürſtliche Familie vorüber war, ſchlug er mir vor einen Gang durch den Park zu machen, und mir, dem Fremden, die geſchmackvollen Anlagen zu zeigen, welche überall in denſelben anzutreffen; das war mir nun ganz recht, und ich fand in der That, daß überall der Geiſt der Anmuth und des geregelten Geſchmacks verbreitet, wiewohl mir oft in den im Park zerſtreuten Gebäuden das Streben nach der antiken Form, die nur die grandioſeſten Verhältniſſe duldet, den Bauherrn zu Kleinlichkeiten verleitet zu haben ſchien. Antike Säulen, deren Capitäler ein großer Mann beinahe mit der Hand erreicht, ſind wohl ziemlich lächerlich. Eben ſo gab es in entgegengeſetzter Art im andern Theil des Parks ein paar gothiſche Gebäude, die ſich in ihrer Kleinheit gar zu kleinlich ausnahmen. Ich glaube, daß das Nachahmen gothiſcher Formen beinahe noch gefährlicher iſt, als jenes Streben nach dem Antiken. Denn iſt es auch allerdings richtig, daß kleine Kapellen dem Baumeiſter, der Rückſichts der Größe des Gebäudes, und der darauf zu verwendenden Koſten eingeſchränkt iſt, Anlaß genug geben, in jenem Styl zu bauen, ſo möchte es doch wohl mit den Spitzbogen, bizarren Säulen, Schnörkeln, die man dieſer oder jener Kirche nachahmt, nicht gethan ſeyn, da nur der Baumeiſter etwas Wahrhaftiges in der Art leiſten wird, der ſich von dem tiefen Sinn, — wie er in den alten Meiſtern wohnte, welche das willkürlich, ja das heterogen ſcheinende, ſo herrlich zu einem ſinnigen bedeutungsvollen Ganzen zu verbinden wußten, — beſeelt fühlt. Es iſt mit einem Wort, der ſeltene Sinn für das Romantiſche, der den gothiſchen Baumeiſter leiten muß, da hier von dem ſchulgerechten, an das er ſich bei der antiken Form halten kann, nicht die Rede iſt. Ich äußerte alles dieſes meinem Begleiter; er ſtimmte mir vollkommen bei, und ſuchte nur für jene Kleinigkeiten darin eine Entſchuldigung, daß die in einem Park nöthige Abwechslung, und ſelbſt das Bedürfniß, hie und da Gebäude, als Zufluchtsort bei plötzlich einbrechendem Unwetter, oder auch nur zu Erholung zum Ausruhen zu finden, beinahe von ſelbſt jene Mißgriffe herbeiführe.

Die einfachſten anſpruchloſeſten Gartenhäuſer, Strohdächer auf Baumſtämme geſtützt, und in anmuthige Gebüſche verſteckt, die eben jenen angedeuteten Zweck erreichten, meinte ich dagegen, wären mir lieber, als alle jene Tempelchen und Capellchen; und ſollte denn nur einmal gezimmert und gemauert werden, ſo ſtehe dem geiſtreichen Baumeiſter, der Rückſichts des Umfanges und der Koſten beſchränkt ſey, wohl ein Styl zu Gebote, der, ſich zum antiken oder zum gothiſchen hinneigend, ohne kleinliche Nachahmerei, ohne Anſpruch, das grandioſe alte Muſter zu erreichen, nur das Anmuthige, den dem Gemüthe des Beſchauers wohlthuenden Eindruck bezwecke.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, erwiederte mein Begleiter: indeſſen rühren alle dieſe Gebäude, ja die Anlage des ganzen Parks von dem Fürſten ſelbſt her, und dieſer Umſtand beſchwichtigt, wenigſtens bei uns Einheimiſchen, jeden Tadel. — Der Fürſt iſt der beſte Menſch, den es auf der Welt geben kann, von je her hat er den wahrhaft landesväterlichen Grundſatz, daß die Unterthanen nicht ſeinetwegen da wären, er vielmehr der Unterthanen wegen da ſey, recht an den Tag gelegt. Die Freiheit, alles zu äußern, was man denkt; die Geringfügigkeit der Abgaben, und der daraus entſpringende niedrige Preis aller Lebensbedürfniſſe; das gänzliche Zurücktreten der Polizei, die nur dem boshaften Uebermuthe ohne Geräuſch Schranken ſetzt, und weit entfernt iſt den einheimiſchen Bürger, ſo wie den Fremden, mit gehäſſigem Amtseifer zu quälen; die Entfernung alles ſoldatiſchen Unweſens, die gemüthliche Ruhe, womit Geſchäfte, Gewerbe getrieben werden: alles das wird Ihnen den Aufenthalt in unſerm Ländchen erfreulich machen. Ich wette, daß man Sie bis jetzt noch nicht nach Namen und Stand gefragt hat, und der Gaſtwirth keinesweges, wie in andern Städten, in der erſten Viertelſtunde mit dem großen Buche unterm Arm feierlich angerückt iſt, worin man genöthigt wird, ſeinen eignen Steckbrief mit ſtumpfer Feder und blaſſer Tinte hineinzukritzeln. Kurz, die ganze Einrichtung unſeres kleinen Staats, in dem die wahre Lebensweisheit herrſcht, geht von unſerm herrlichen Fürſten aus, da vorher die Menſchen, wie man mir geſagt hat, durch albernen Pedantismus eines Hofes, der die Ausgabe des benachbarten großen Hofes in Taſchenformat war, gequält wurden. Der Fürſt liebt Kunſt- und Wiſſenſchaften, daher iſt ihm jeder geſchickte Künſtler, jeder geiſtreiche Gelehrte willkommen, und der Grad ſeines Wiſſens nur iſt die

Ahnenprobe, die die Fähigkeit beſtimmt, in der nächſten Umgebung des Fürſten erſcheinen zu dürfen. Aber eben in die Kunſt und Wiſſenſchaft des vielſeitig gebildeten Fürſten hat ſich etwas von dem Pedantismus geſchlichen, der ihn bei ſeiner Erziehung einzwängte, und der ſich jetzt in dem ſklaviſchen Anhängen an irgend eine Form ausſpricht. Er ſchrieb und zeichnete den Baumeiſtern mit ängſtlicher Genauigkeit jedes Detail der Gebäude vor, und jede geringe Abweichung von dem aufgeſtellten Muſter, das er mühſam aus allen nur möglichen antiquariſchen Werken herausgeſucht, konnte ihn eben ſo ängſtigen, als wenn dieſes oder jenes dem verjüngten Maaßſtab, den ihm die beengten Verhältniſſe aufdrangen, ſich durchaus nicht fügen wollte. Durch eben das Anhängen an dieſe oder jene Form, die er liebgewonnen, leidet auch unſer Theater, das von der einmal beſtimmten Manier, der ſich die heterogenſten Elemente fügen müſſen, nicht abweicht. Der Fürſt wechſelt mit gewiſſen Lieblingsneigungen, die aber gewiß niemals irgend Jemandem zu nahe treten. Als der Park angelegt wurde, war er leidenſchaftlicher Baumeiſter und Gärtner, dann begeiſterte ihn der Schwung, den ſeit einiger Zeit die Muſik genommen, und dieſer Begeiſterung verdanken wir die Einrichtung einer ganz vorzüglichen Capelle. — Dann beſchäftigte ihn die Malerei, in der er ſelbſt das Ungewöhnliche leiſtet. Selbſt bei den täglichen Beluſtigungen des Hofes findet dieſer Wechſel ſtatt. — Sonſt wurde viel getanzt, jetzt wird an Geſellſchaftstagen eine Farobank gehalten, und der Fürſt, ohne im mindeſten eigentlicher Spieler zu ſeyn, ergötzt ſich an den ſonderbaren Verknüpfungen des Zufalls, doch bedarf es nur irgend eines Impulſes, um wieder etwas anderes an die Tagesordnung zu bringen. Dieſer ſchnelle Wechſel der Neigungen hat dem guten Fürſten den Vorwurf zugezogen, daß ihm diejenige Tiefe des Geiſtes fehle, in der ſich wie in einem klaren ſonnenhellen See das farbenreiche Bild des Lebens unverändert ſpiegelt; meiner Meinung nach thut man ihm aber Unrecht, da eine beſondere Regſamkeit des Geiſtes nur ihn dazu treibt, dieſem oder jenem nach erhaltenem Impuls mit beſonderer Leidenſchaft nachzuhängen, ohne daß darüber das eben ſo edle vergeſſen, oder auch nur vernachläſſigt werden ſollte. Daher kommt es, daß Sie dieſen Park ſo wohl erhalten ſehen, daß unſere Capelle, unſer Theater fortdauernd auf alle mögliche Weiſe unterſtützt und gehoben, daß die Gemäldeſammlung nach Kräften bereichert wird. Was aber den Wechſel der Unterhaltungen bei Hofe betrifft, ſo iſt das wohl ein heitres Spiel im Leben, das jeder dem regſamen Fürſten zur Erholung vom ernſten oft mühevollen Geſchaft recht herzlich gönnen mag.“

Wir gingen eben bei ganz herrlichen, mit tiefem maleriſchem Sinn gruppirten Gebüſchen und Bäumen vorüber, ich äußerte meine Bewunderung, und mein Begleiter ſagte: „alle dieſe Anlagen, dieſe Pflanzungen, dieſe Blumengruppen ſind das Werk der vortrefflichen Fürſtin. Sie iſt ſelbſt vollendete Landſchaftsmalerin, und außerdem die Naturkunde ihre Lieblingswiſſenſchaft. Sie finden daher ausländiſche Bäume, ſeltene Blumen und Pflanzen, aber nicht wie zur Schau ausgeſtellt, ſondern mit tiefem Sinn ſo geordnet, und in zwangloſe Parthien vertheilt, als wären ſie ohne alles Zuthun der Kunſt aus heimathlichem Boden entſproſſen. — Die Fürſtin äußerte einen Abſcheu gegen all' die aus Sandſtein unbeholfen gemeißelten Götter und Göttinnen, Najaden und Driaden, wovon ſonſt der Park wimmelte. Dieſe Standbilder ſind deshalb verbannt worden, und Sie finden nur noch einige gute Copien nach der Antike, die der Fürſt gewiſſer, ihm theurer Erinnerungen wegen gern im Park behalten wollte, die aber die Fürſtin ſo geſchickt — mit zartem Sinn des Fürſten innerſte Willensmeinung ergreifend — aufſtellen zu laſſen wußte, daß ſie auf jeden, dem auch die geheimeren Beziehungen fremd ſind, ganz wunderbar wirken.“

Es war ſpäter Abend geworden, wir verließen den Park, mein Begleiter nahm die Einladung an, mit mir im Gaſthofe zu ſpeiſen, und gab ſich endlich als den Inſpektor der fürſtlichen Bildergallerie zu erkennen.

Ich äußerte ihm, als wir bei der Mahlzeit vertrauter geworden, meinen herzlichen Wunſch, der fürſtlichen Familie näher zu treten, und er verſicherte, daß nichts leichter ſey, als dieſes, da jeder gebildete, geiſtreiche Fremde im Zirkel des Hofes willkommen wäre. Ich dürfe nur dem Hofmarſchall den Beſuch machen, und ihn bitten, mich dem Fürſten vorzuſtellen. Dieſe diplomatiſche Art, zum Fürſten zu gelangen, gefiel mir um ſo weniger, als ich kaum hoffen konnte, gewiſſen läſtigen Fragen des Hofmarſchalls, über das „Woher?“ über Stand und Charakter zu entgehen; ich beſchloß daher, dem Zufall zu vertrauen, der mir vielleicht den kürzeren Weg zeigen würde, und das traf auch in der That bald ein. Als ich nämlich eines Morgens in dem, zur Stunde gerade ganz menſchenleeren, Park luſtwandelte, begegnete mir der Fürſt in einem ſchlichten Oberrock. Ich grüßte ihn, als ſey er mir gänzlich unbekannt, er blieb ſtehen, und eröffnete das Geſpräch mit der Frage: ob ich fremd hier ſey? — Ich bejahte es, mit dem Zuſatz, wie ich vor ein paar Tagen angekommen, und bloß durchreiſen wollen; die Reize des Orts, und vorzüglich die Gemüthlichkeit und Ruhe, die hier überall herrſche, hätten mich aber vermocht zu verweilen. Ganz unabhängig, bloß der Wiſſenſchaft und der Kunſt lebend, wäre ich geſonnen, recht lange hier zu bleiben, da mich die ganze Umgebung auf höchſte Weiſe anſpreche und anziehe. Dem Fürſten ſchien das zu gefallen, und er erbot ſich mir als Cicerone alle Anlagen des Parks zu zeigen. Ich hütete mich zu verrathen, daß ich das Alles ſchon geſehen, ſondern ließ mich durch alle Grotten, Tempel, gothiſche Capellen, Pavillons führen, und hörte geduldig die weitſchweifigen Commentare an, die der Fürſt von jeder Anlage gab. Ueberall nannte er die Muſter, nach welchen gearbeitet worden, machte mich auf die genaue Ausführung der geſtellten Aufgaben aufmerkſam, und verbreitete ſich überhaupt über die eigentliche Tendenz, die bei der ganzen Einrichtung dieſes Parks zum Grunde gelegen, und die bei jedem Park vorwalten ſollte. Er frug nach meiner Meinung; ich rühmte die Anmuth des Orts, die üppige herrliche Vegetation, unterließ aber auch nicht Rückſichts der Gebäude mich eben ſo wie gegen den Gallerie-Inſpektor zu äußern. Er hörte mich aufmerkſam an, er ſchien manches meiner Urtheile nicht gerade zu verwerfen, indeſſen ſchnitt er jede weitere Diskuſſion über dieſen Gegenſtand durch die Aeußerung ab, daß ich zwar in ideeller Hinſicht Recht haben könne, indeſſen mir die Kenntniß des Praktiſchen, und der wahren Art der Ausführung fürs Leben, abzugehen ſcheine. Das Geſpräch wandte ſich zur Kunſt, ich bewies mich als guter Kenner der Malerei, und als praktiſcher Tonkünſtler, ich wagte manchen Widerſpruch gegen ſeine Urtheile, die geiſtreich und präzis ſeine innere Ueberzeugung ausſprachen, aber auch wahrnehmen ließen, daß ſeine Kunſtbildung zwar bei weitem die übertraf, wie ſie die Großen gemeinhin zu erhalten pflegen, indeſſen doch viel zu oberflächlich war, um nur die Tiefe zu ahnen, aus der dem wahren Künſtler die herrliche Kunſt aufgeht, und in ihm den göttlichen Funken des Strebens nach dem Wahrhaftigen entzündet. Meine Widerſprüche, meine Anſichten galten ihm nur als Beweis meines Dilettantismus, der gewöhnlich nicht von der wahren praktiſchen Einſicht erleuchtet werde. Er belehrte mich über die wahren Tendenzen der Malerei und der Muſik, über die Bedingniſſe des Gemäldes, der Oper. — Ich erfuhr viel von Colorit, Draperie, Pyramidalgruppen, von ernſter und komiſcher Muſik, von Szenen für die Prima donna, von Chören, vom Effekt, vom Helldunkel, der Beleuchtung u. ſ. w. Ich hörte alles an, ohne den Fürſten, der ſich in dieſer Unterhaltung recht zu gefallen ſchien, zu unterbrechen. Endlich ſchnitt er ſelbſt ſeine Rede ab, mit der ſchnellen Frage: ſpielen Sie Faro? — Ich verneinte es. „Das iſt ein herrliches Spiel, fuhr er fort: in ſeiner hohen Einfachheit das wahre Spiel für geiſtreiche Männer. Man tritt gleichſam aus ſich ſelbſt heraus, oder beſſer, man ſtellt ſich auf einen Standpunkt, von dem man die ſonderbaren Verſchlingungen und Verknüpfungen, die die geheime Macht, welche wir Zufall nennen, mit unſichtbarem Faden ſpinnt, zu erblicken im Stande iſt. Gewinn und Verluſt ſind die beiden Angeln, auf denen ſich die geheimnißvolle Maſchine bewegt, die wir angeſtoßen, und die nun der ihr inwohnende Geiſt nach Willkür forttreibt. — Das Spiel müſſen Sie lernen, ich will ſelbſt Ihr Lehrmeiſter ſeyn.“ — Ich verſicherte, bis jetzt nicht viel Luſt zu einem Spiel in mir zu ſpüren, das, wie mir oft verſichert worden, höchſt gefährlich und verderblich ſeyn ſolle. — Der Fürſt lächelte, und fuhr, mich mit ſeinen lebhaften klaren Augen ſcharf anblickend, fort: „Ei, das ſind kindiſche Seelen, die das behaupten, aber am Ende halten Sie mich wohl für einen Spieler, der Sie ins Garn locken will. — Ich bin der Fürſt; gefällt es Ihnen hier in der Reſidenz, ſo bleiben Sie hier, und beſuchen Sie meinen Zirkel, in dem wir manchmal Faro ſpielen, ohne daß ich zugebe, daß ſich irgend Jemand durch dies Spiel derangire, unerachtet das Spiel bedeutend ſeyn muß, um zu intereſſiren, denn der Zufall iſt träge, ſo bald ihm nur Unbedeutendes dargeboten wird.“

Schon im Begriff mich zu verlaſſen, kehrte der Fürſt ſich noch zu mir, und frug: „mit wem habe ich aber geſprochen?“ — Ich erwiederte, daß ich Leonard heiße, und als Gelehrter privatiſire, ich ſey übrigens keinesweges von Adel, und dürfe vielleicht daher von der mir angebotenen Gnade, im Hofzirkel zu erſcheinen, keinen Gebrauch machen. „Was Adel, was Adel, rief der Fürſt heftig: Sie ſind, wie ich mich überzeugt habe, ein ſehr unterrichteter, geiſtreicher Mann. — Die Wiſſenſchaft adelt Sie, und macht Sie fähig, in meiner Umgebung zu erſcheinen. Adieu, Herr Leonard, auf Wiederſehen!“ — So war denn mein Wunſch früher und leichter, als ich es mir gedacht hatte, erfüllt. Zum erſtenmal in meinem Leben ſollte ich an einem Hofe erſcheinen, ja, in gewiſſer Art ſelbſt am Hofe leben, und mir gingen all' die abentheuerlichen Geſchichten von den Kabalen, Ränken, Intriguen der Höfe, wie ſie ſinnreiche Roman- und Comödienſchreiber aushecken, durch den Kopf. Nach Ausſage dieſer Leute, mußte der Fürſt von Böſewichtern aller Art umgeben, und verblendet, inſonderheit aber der Hofmarſchall ein ahnenſtolzer abgeſchmackter Pinſel, der erſte Miniſter ein ränkevoller habſüchtiger Böſewicht, die Kammerjunker müſſen aber lockere Menſchen und Mädchenverführer ſeyn. — Jedes Geſicht iſt kunſtmäßig in freundliche Falten gelegt, aber im Herzen Lug und Trug; ſie ſchmelzen vor Freundſchaft und Zärtlichkeit, ſie bücken und krümmen ſich, aber jeder iſt des andern unverſöhnlicher Feind, und ſucht ihm hinterliſtig ein Bein zu ſtellen, daß er rettungslos umſchlägt, und der Hintermann in ſeine Stelle tritt, bis ihm ein Gleiches widerfährt. Die Hofdamen ſind häßlich, ſtolz, ränkevoll, dabei verliebt, und ſtellen Netze und Sprenkeln, vor denen man ſich zu hüten hat, wie vor dem Feuer! — So ſtand das Bild eines Hofes in meiner Seele, als ich im Seminar ſo viel davon geleſen; es war mir immer, als treibe der Teufel da recht ungeſtört ſein Spiel, und unerachtet mir Leonardus Manches von Höfen, an denen er ſonſt geweſen, erzählte, was zu meinen Begriffen davon durchaus nicht paſſen wollte, ſo blieb mir doch eine gewiſſe Scheu vor allem Höfiſchen zurück, die noch jetzt, da ich im Begriff ſtand, einen Hof zu ſehen, ihre Wirkung äußerte. Mein Verlangen, der Fürſtin näher zu treten, ja eine innere Stimme, die mir unaufhörlich, wie in dunklen Worten zurief, daß hier mein Geſchick ſich beſtimmen werde, trieben mich unwiderſtehlich fort, und um die beſtimmte Stunde befand ich mich, nicht ohne innere Beklemmung, im fürſtlichen Vorſaal. —

Mein ziemlich langer Aufenthalt in jener Reichs- und Handelsſtadt, hatte mir dazu gedient, all das Ungelenke, Steife, Eckigte meines Betragens, das mir ſonſt noch vom Kloſterleben anklebte, ganz abzuſchleifen. Mein von Natur geſchmeidiger, vorzüglich wohlgebauter

Körper, gewöhnte ſich leicht an die ungezwungene freie Bewegung, die dem Weltmann eigen. Die Bläſſe, die den jungen Mönch auch bei ſchönem Geſicht entſtellt, war aus meinem Geſicht verſchwunden, ich befand mich in den Jahren der höchſten Kraft, die meine Wangen röthete, und aus meinen Augen blitzte; meine dunkelbraunen Locken verbargen jedes Ueberbleibſel der Tonſur. Zu dem Allem kam, daß ich eine feine zierliche ſchwarze Kleidung im neueſten Geſchmack trug, die ich aus der Handelsſtadt mitgebracht, und ſo konnte es nicht fehlen, daß meine Erſcheinung angenehm auf die ſchon Verſammelten wirken mußte, wie ſie es durch ihr zuvorkommendes Betragen, das, ſich in den Schranken der höchſten Feinheit haltend, nicht zudringlich wurde, bewieſen. So wie nach meiner, aus Romanen und Comödien gezogenen Theorie, der Fürſt, als er mit mir im Park ſprach, bei den Worten: ich bin der Fürſt, eigentlich den Oberrock raſch aufknöpfen, und mir einen großen Stern entgegen blitzen laſſen mußte, ſo ſollten auch all' die Herren, die den Fürſten umgaben, in geſtickten Röcken, ſteifen Friſuren u. ſ. w. einhergehen, und ich war nicht wenig verwundert, nur einfache, geſchmackvolle Anzüge zu bemerken. Ich nahm wahr, daß mein Begriff vom Leben am Hofe wohl überhaupt ein kindiſches Vorurtheil ſeyn könne, meine Befangenheit verlor ſich, und ganz ermuthigte mich der Fürſt, der mit den Worten auf mich zutrat: „Sieh da, Herr Leonard!“ und dann über meinen ſtrengen kunſtrichterlichen Blick ſcherzte, mit dem ich ſeinen Park gemuſtert. — Die Flügelthüren öffneten ſich, und die Fürſtin trat in den Converſationsſaal, nur von zwei Hofdamen begleitet. Wie erbebte ich bei ihrem Anblick im Innerſten, wie war ſie nun, beim Schein der Lichter, meiner Pflegemutter noch ähnlicher als ſonſt. — Die Damen umringten ſie, man ſtellte mich vor, ſie ſah mich an mit einem Blick, der Erſtaunen, eine innere Bewegung verrieth; ſie liſpelte einige Worte, die ich nicht verſtand, und kehrte ſich dann zu einer alten Dame, der ſie etwas leiſe ſagte, worüber dieſe unruhig wurde, und mich ſcharf anblickte. — Alles dieſes geſchah in einem Moment. — Jetzt theilte ſich die Geſellſchaft in kleinere und größere Gruppen, lebhafte Geſpräche begannen, es herrſchte ein freier ungezwungener Ton, und doch fühlte man es, daß man ſich im Zirkel des Hofes, in der Nähe des Fürſten befand, ohne daß dies Gefühl nur im mindeſten gedrückt hätte. Kaum eine einzige Figur fand ich, die in das Bild des Hofes, wie ich ihn mir ſonſt dachte, gepaßt haben ſollte. Der Hofmarſchall war ein alter lebensluſtiger aufgeweckter Mann, die Kammerjunker muntre Jünglinge, die nicht im mindeſten darnach ausſahen, als führten ſie Böſes im Schilde. Die beiden Hofdamen ſchienen Schweſtern, ſie waren ſehr jung, und eben ſo unbedeutend, zum Glück aber ſehr anſpruchslos geputzt. Vorzüglich war es ein kleiner Mann mit aufgeſtützter Naſe, und lebhaft funkelnden Augen, ſchwarz gekleidet, den langen Stahldegen an der Seite, der, indem er ſich mit unglaublicher Schnelle durch die Geſellſchaft wand und ſchlängelte, und bald hier, bald dort war, nirgends weilend, keinem Rede ſtehend, hundert witzige ſarkaſtiſche Einfälle wie Feuerfunken umherſprühte, überall reges Leben entzündete. Es war des Fürſten Leibarzt. — Die alte Dame, mit der die Fürſtin geſprochen, hatte unbemerkt mich ſo geſchickt zu umkreiſen gewußt, daß ich, ehe ich mir's verſah, mit ihr allein im Fenſter ſtand. Sie ließ ſich alsbald in ein Geſpräch mit mir ein, das, ſo ſchlau ſie es anfing, bald den einzigen Zweck verrieth, mich über meine Lebensverhältniſſe auszufragen. — Ich war auf dergleichen vorbereitet, und überzeugt, daß die einfachſte anſpruchsloſeſte Erzählung in ſolchen Fällen die unſchädlichſte und gefahrloſeſte iſt, ſchränkte ich mich darauf ein, ihr zu ſagen, daß ich ehemals Theologie ſtudirt, jetzt aber, nachdem ich den reichen Vater beerbt, aus Luſt und Liebe reiſe. Meinen Geburtsort verlegte ich nach dem polniſchen Preußen, und gab ihm einen ſolchen barbariſchen Zähne und Zunge zerbrechenden Namen, der der alten Dame das Ohr verletzte, und ihr jede Luſt benahm noch einmal zu fragen. „Ei, ei, ſagte die alte Dame: Sie haben ein Geſicht, mein Herr, das hier gewiſſe traurige Erinnerungen wecken könnte, und ſind vielleicht mehr als Sie ſcheinen wollen, da Ihr Anſtand keinesweges auf einen Studenten der Theologie deutet."

Nachdem Erfriſchungen gereicht worden, ging es in den Saal, wo der Farotiſch in Bereitſchaft ſtand. Der Hofmarſchall machte den Banquier, doch ſtand er, wie man mir ſagte, mit dem Fürſten in der Art im Verein, daß er allen Gewinn behielt, der Fürſt ihm aber jeden Verluſt, in ſo fern er den Fonds der Bank ſchwächte, erſetzte. Die Herren verſammelten ſich um den Tiſch, bis auf den Leibarzt, der durchaus niemals ſpielte, ſondern bei den Damen blieb, die an dem Spiel keinen Antheil nahmen. Der Fürſt rief mich zu ſich, ich mußte neben ihm ſtehen, und er wählte meine Karten, nachdem er mir in kurzen Worten das Mechaniſche des Spiels erklärt. Dem Fürſten ſchlugen alle Karten um, und auch ich befand mich, ſo genau ich den Rath des Fürſten befolgte, fortwährend im Verluſt, der bedeutend wurde, da ein Louisd'or als niedrigſter Point galt. Meine Kaſſe war ziemlich auf der Neige, und ſchon oft hatte ich geſonnen, wie es geben würde, wenn die letzten Louisd'or ausgegeben, um ſo mehr war mir das Spiel, welches mich auf einmal arm machen konnte, fatal. Eine neue Taille begann, und ich bat den Fürſten, mich nun ganz mir ſelbſt zu überlaſſen, da es ſcheine, als wenn ich, als ein ausgemacht unglücklicher Spieler, ihn auch in Verluſt brächte. Der Fürſt meinte lächelnd, daß ich noch vielleicht meinen Verluſt hätte einbringen könneu, wenn ich nach dem Rath des erfahrnen Spielers fortgefahren, indeſſen wolle er nun ſehn, wie ich mich benehmen würde, da ich mir ſo viel zutraue. — Ich zog aus meinen Karten, ohne ſie anzuſehen, blindlings eine heraus, es war die Dame. — Wohl mag es lächerlich zu ſagen ſeyn, daß ich in dieſem blaſſen lebloſen Kartengeſicht Aureliens Zuge zu entdecken glaubte. Ich ſtarrte das Blatt an, kaum konnte ich meine innere Bewegung verbergen; der Zuruf des Banquiers, ob das Spiel gemacht ſey, riß mich aus der Betäubung. Ohne mich zu beſinnen, zog ich die letzten fünf Louisd'or, die ich noch bei mir trug, aus der Taſche, und ſetzte ſie auf die Dame. Sie gewann, nun ſetzte ich immer fort und fort auf die Dame, und immer höher, ſo wie der Gewinn ſtieg. Jedesmal, wenn ich wieder die Dame ſetzte, riefen die Spieler: nein es iſt unmöglich, jetzt muß die Dame untreu werden — und alle Karten der übrigen Spieler ſchlugen um. „Das iſt mirakulos, das iſt unerhört,“ erſcholl es von allen Seiten, indem ich ſtill, und in mich gekehrt, ganz mein Gemuth Aurelien zugewendet, kaum das Gold achtete, das mir der Banquier einmal übers andere zuſchob. — Kurz in den vier letzten Taillen hatte die Dame unausgeſetzt gewonnen, und ich die Taſchen voll Gold. Es waren an zweitauſend Louisd'or, die mir das Glück durch die Dame zugetheilt, und unerachtet ich nun aller Verlegenheit enthoben, ſo konnte ich mich doch eines innern unheimlichen Gefühls nicht erwehren. — Auf wunderbare Art fand ich einen geheimen Zuſammenhang zwiſchen dem glücklichen Schuß aufs Gerathewohl, der neulich die Hühner herabwarf, und zwiſchen meinem heutigen Glück. Es wurde mir klar, daß nicht ich, ſondern die fremde Macht, die in mein Weſen getreten, alles das Ungewöhnliche bewirke, und ich nur das willenloſe Werkzeug ſey, deſſen ſich jene Macht bediene, zu mir unbekannten Zwecken. Die Erkenntniß dieſes Zwieſpalts, der mein Inneres feindſeelig trennte, gab mir aber Troſt, indem ſie mir das allmähliche Aufkeimen eigner Kraft, die bald ſtärker und ſtärker werdend, dem Feinde widerſtehen, und ihn bekämpfen werde, verkündete. — Das ewige Abſpiegeln von Aureliens Bild konnte nichts anderes ſeyn, als ein verruchtes Verlocken zum böſen Beginnen, und eben dieſer frevelиche Mißbrauch des frommen lieben Bildes, erfüllte mich mit Grauſen und Abſcheu.

In der düſterſten Stimmung ſchlich ich des Morgens durch den Park, als mir der Fürſt, der um die Stunde auch zu luſtwandeln pflegte, entgegentrat. „Nun, Herr Leonard, rief er: wie finden Sie mein Faro-Spiel? — was ſagen Sie von der Laune des Zufalls, der Ihnen alles tolle Beginnen verzieh, und das Gold zuwarf. Sie hatten glücklicherweiſe die Karte Favorite getroffen, aber ſo blindlings dürfen Sie ſelbſt der Carte Favorite nicht immer vertrauen.“ — Er verbreitete ſich weitläuftig über den Begriff der Carte Favorite, gab mir die wohl erſonnenſten Regeln, wie man dem Zufall in die Hand ſpielen müſſe, und ſchloß mit der Aeußerung, daß ich nun mein Glück im Spiel wohl eifrigſt verfolgen werde. Ich verſicherte dagegen freimüthig, daß es mein feſter Vorſatz ſey, nie mehr eine Karte anzurühren. Der Fürſt ſah mich verwundert an. — „Eben mein geſtriges wunderbares Glück, fuhr ich fort: hat dieſen Entſchluß erzeugt, denn alles das, was ich ſonſt von dem Gefährlichen, ja Verderblichen dieſes Spiels gehört, iſt dadurch bewährt worden. Es lag für mich etwas Entſetzliches darin, daß, indem die gleichgültige Karte, die ich blindlings zog, in mir eine ſchmerzhafte herzzerreiſſende Erinnerung weckte, ich von einer unbekannten Macht ergriffen wurde, die das Glück des Spiels, den loſen Geldgewinn mir zuwarf, als entſpröſſe es aus meinem eignen Innern, als wenn ich ſelbſt, jenes Weſen denkend, das aus der lebloſen Karte mir mit glühenden Farben entgegenſtrahlte, dem Zufall gebieten könne, ſeine geheimſten Verſchlingungen erkennend.“ — „Ich verſtehe Sie, unterbrach mich der Fürſt: Sie liebten unglücklich, die Karte rief das Bild der verlornen Geliebten in Ihre Seele zurück, obgleich mich das, mit Ihrer Erlaubniß, poſſierlich anſpricht, wenn ich mir das breite, blaſſe, komiſche Kartengeſicht der Coeurdame, die Ihnen in die Hand fiel, lebhaft imaginire. — Doch Sie dachten nun einmal an die Geliebte, und ſie war Ihnen im Spiel treuer und wohlthuender, als vielleicht im Leben; aber was darin Entſetzliches, Schreckbares liegen ſoll, kann ich durchaus nicht begreifen, vielmehr muß es ja erfreulich ſeyn, daß Ihnen das Glück wohlwollte. Ueberhaupt — iſt Ihnen denn nun einmal die ominöſe Verknüpfung des Spielglücks mit Ihrer Geliebten ſo unheimlich, ſo trägt nicht das Spiel die Schuld, ſondern nur Ihre individuelle Stimmung.“ — „Mag das ſeyn, gnädigſter Herr, erwiederte ich: aber ich fühle nur zu lebhaft, daß es nicht ſo wohl die Gefahr iſt, durch bedeutenden Verluſt in die übelſte Lage zu gerathen, welche dieſes Spiel ſo verderblich macht, ſondern vielmehr die Kühnheit, geradezu wie in offener Fehde, es mit der geheimen Macht aufzunehmen, die aus dem Dunkel glänzend hervortritt, und uns wie ein verführeriſches Trugbild in eine Region verlockt, in der ſie uns höhnend ergreift und zermalmt. Eben dieſer Kampf mit jener Macht ſcheint das anziehende Wageſtück zu ſeyn, das der Menſch, ſeiner Kraft kindiſch vertrauend, ſo gern unternimmt, und das er, einmal begonnen, beſtandig, ja noch im Todeskampfe den Sieg hoffend, nicht mehr laſſen kann. Daher kommt meines Bedunkens die wahnſinnige Leidenſchaft der Faroſpieler, und die innere Zerrüttung des Geiſtes, die der bloße Geldverluſt nicht nach ſich zu ziehen vermag, und die ſie zerſtört. Aber auch ſchon in untergeordneter Hinſicht, kann ſelbſt dieſer Verluſt auch den leidenſchaftloſen Spieler, in den noch nicht jenes feindſelige Prinzip gedrungen, in tauſend Unannehmlichkeiten, ja in offenbare Noth ſtürzen, da er doch nur durch die Umſtände veranlaßt ſpielte. Ich darf es geſtehen, gnädigſter Herr! daß ich ſelbſt geſtern im Begriff ſtand, meine ganze Reiſekaſſe geſprengt zu ſehen.“ — „Das hätte ich erfahren, fiel der Fürſt raſch ein: und Ihnen den Verluſt dreidoppelt erſetzt, denn ich will nicht, daß ſich Jemand meines Vergnügens wegen ruinire, überhaupt kann das bei mir nicht geſchehen, da ich meine Spieler kenne, und ſie nicht aus den Augen laſſe.“ — „Aber eben dieſe Einſchränkung, gnädigſter Herr! erwiederte ich: hebt wieder die Freiheit des Spiels auf, und ſetzt ſelbſt jenen beſonderen Verknüpfungen des Zufalls Schranken, deren Betrachtung Ihnen, gnädigſter Herr, das Spiel ſo intereſſant macht. Aber wird nicht auch dieſer oder jener, den die Leidenſchaft des Spiels unwiderſtehlich ergriffen, Mittel finden zu ſeinem eignen Verderben der Aufſicht zu entgehen, und ſo ein Mißverhältniß in ſein Leben bringen, das ihn zerſtört? — Verzeihen Sie meine Freimüthigkeit, gnädigſter Herr! — Ich glaube überdem, daß jede Einſchränkung der Freiheit, ſollte dieſe auch gemißbraucht werden, drückend, ja, als dem menſchlichen Weſen ſchnurſtracks entgegenſtrebend, unausſtehlich iſt.“ — „Sie ſind nun einmal, wie es ſcheint, überall nicht meiner Meinung, Herr Leonard,“ fuhr der Fürſt auf, und entfernte ſich raſch, indem er mir ein leichtes „Adieu“ zuwarf. — Kaum wußte ich ſelbſt, wie ich dazu gekommen, mich ſo offenherzig zu äußern, ja ich hatte niemals, unerachtet ich in der Handelsſtadt oft an bedeutenden Banken als Zuſchauer ſtand, genug über das Spiel nachgedacht, um meine Ueberzeugung im Innern ſo zu ordnen, wie ſie mir jetzt unwillkürlich von den Lippen floß. Es that mir leid, die Gnade des Fürſten verſcherzt, und das Recht verloren zu haben, im Zirkel des Hofes erſcheinen, und der Fürſtin näher treten zu dürfen. Ich hatte mich indeſſen geirrt, denn noch denſelben Abend erhielt ich eine Einladungskarte zum Hofkonzert, und der Fürſt ſagte im Vorbeiſtreifen mit freundlichem Humor zu mir: „guten Abend, Herr Leonard, gebe der Himmel, daß meine Capelle heute Ehre einlegt, und meine Muſik Ihnen beſſer gefällt, als mein Park.“ —

Die Muſik war in der That recht artig, es ging Alles präzis, indeſſen ſchien mir die Wahl der Stücke nicht glücklich, indem eins die Wirkung des andern vernichtete, und vorzüglich erregte mir eine lange Szene, die mir, wie nach einer aufgegebenen Formel komponirt zu ſeyn ſchien, herzliche Langeweile. Ich hütete mich wohl, meine wahre innere Meinung zu äußern, und hatte um ſo klüger daran gethan, als man mir in der Folge ſagte, daß eben jene lange Szene eine Compoſition des Fürſten geweſen.

Ohne Bedenken fand ich mich in dem nächſten Zirkel des Hofes ein, und wollte ſelbſt am Faroſpiel Theil nehmen, um den Fürſten ganz mit mir auszuſöhnen, aber nicht wenig erſtaunte ich, als ich keine Bank erblickte, vielmehr ſich einige gewöhnliche Spieltiſche formten, und unter den übrigen Herren und Damen, die ſich im Zirkel um den Fürſten ſetzten, eine lebhafte geiſtreiche Unterhaltung begann. Dieſer oder jener wußte manches Ergötzliche zu erzählen, ja Anekdoten mit ſcharfer Spitze wurden nicht verſchmäht; meine Rednergabe kam mir zu ſtatten, und es waren Andeutungen aus meinem eigenen Leben, die ich unter der Hülle romantiſcher Dichtung auf anziehende Weiſe vorzutragen wußte. So erwarb ich mir die Aufmerkſamkeit und den Beifall des Zirkels; der Fürſt liebte aber mehr das Heitre, Humoriſtiſche, und darin übertraf Niemand den Leibarzt, der in tauſend poſſierlichen Einfällen und Wendungen unerſchöpflich war.

Dieſe Art der Unterhaltung erweiterte ſich dahin, daß oft dieſer oder jener etwas aufgeſchrieben hatte, das er in der Geſellſchaft vorlas, und ſo kam es denn, daß das Ganze bald das Anſehen eines wohlorganiſirten litterariſch äſthetiſchen Vereins erhielt, in dem der Fürſt präſidirte, und in welchem Jeder das Fach ergriff, welches ihm am mehrſten zuſagte. — Einmal hatte ein Gelehrter, der ein trefflicher tiefdenkender Phyſiker war, uns mit neuen intereſſanten Entdeckungen im Gebiet ſeiner Wiſſenſchaft überraſcht, und ſo ſehr dies den Theil der Geſellſchaft anſprach, der wiſſenſchaftlich genug war, den Vortrag des Profeſſors zu faſſen, ſo ſehr langweilte ſich der Theil, dem das Alles fremd und unbekannt blieb: Selbſt der Fürſt ſchien ſich nicht ſonderlich in die Ideen des Profeſſors zu finden, und auf den Schluß mit herzlicher Sehnſucht zu warten. Endlich hatte der Profeſſor geendet, der Leibarzt war vorzüglich erfreut, und brach aus in Lob und Bewunderung, indem er hinzufügte, daß dem tiefen Wiſſenſchaftlichen wohl zur Erheiterung des Gemüths etwas folgen könne, das nun eben auf nichts weiter Anſpruch mache, als auf Erreichung dieſes Zwecks. — Die Schwächlichen, die die Macht der ihnen fremden Wiſſenſchaft gebeugt hatte, richteten ſich auf, und ſelbſt des Fürſten Geſicht überflog ein Lächeln, welches bewies, wie ſehr ihm die Rückkehr ins Alltagsleben wohlthat.

„Sie wiſſen, gnädigſter Herr! hob der Leibarzt an, indem er ſich zum Fürſten wandte: daß ich auf meinen Reiſen nicht unterließ, all' die luſtigen Vorfälle, wie ſie das Leben durchkreuzen, vorzüglich aber die poſſierlichen Originale, die mir aufſtießen, treu in meinem Reiſejournal zu bewahren, und eben aus dieſem Journal bin ich im Begriff etwas mitzutheilen, das ohne ſonderlich bedeutend zu ſeyn, doch mir ergötzlich ſcheint. — Auf meiner vorjährigen Reiſe kam ich in ſpäter Nacht in das ſchöne große Dorf vier Stunden von B.; ich entſchloß mich in den ſtattlichen Gaſthof einzukehren, wo mich ein freundlicher aufgeweckter Wirth empfing. Ermüdet, ja zerſchlagen von der weiten Reiſe, warf ich mich in meinem Zimmer gleich ins Bette, um recht auszuſchlafen, aber es mochte eben Eins geſchlagen haben, als mich eine Flöte, die dicht neben mir geblaſen wurde, weckte. In meinem Leben hatt' ich ſolch ein Blaſen nicht gehört. Der Menſch mußte ungeheure Lungen haben, denn mit einem ſchneidenden durchdringenden Ton, der den Charakter des Inſtruments ganz vernichtete, blies er immer dieſelbe Paſſage hintereinander fort, ſo daß man ſich nichts Abſcheulicheres, Unſinnigeres denken konnte. Ich ſchimpfte und fluchte auf den verdammten tollen Muſikanten, der mir den Schlaf raubte, und die Ohren zerriß, aber wie ein aufgezogenes Uhrwerk rollte die Paſſage fort, bis ich endlich einen dumpfen Schlag vernahm, als würde etwas gegen die Wand geſchleudert, worauf es ſtill blieb, und ich ruhig fortſchlafen konnte."

„Am Morgen hörte ich ein ſtarkes Gezänk unten im Hauſe. Ich unterſchied die Stimme des Wirths und eines Mannes, der unaufhörlich ſchrie: „„verdammt ſey Ihr Haus, wäre ich nie über die Schwelle getreten. — Der Teufel hat mich in Ihr Haus geführt, wo man nichts trinken, nichts genießen kann! — alles iſt infam ſchlecht, und hundemäßig theuer. — Da haben Sie Ihr Geld, Adieu, Sie ſehen mich nicht wieder in Ihrer vermaledeiten Kneipe."" — Damit ſprang ein kleiner, winddürrer Mann, in einem kaffeebraunen Rocke und fuchsrother runder Perücke, auf die er einen grauen Hut ganz ſchief und martialiſch geſtülpt, ſchnell zum Hauſe hinaus, und lief nach dem Stalle, aus dem ich ihn bald auf einem ziemlich ſteifen Gaule in ſchwerfälligem Galopp zum Hofe hinausreiten ſah."

„Natürlicherweiſe hielt ich ihn für einen Fremden, der ſich mit dem Wirth entzweit habe, und nun abgereiſet ſey; eben deshalb nahm es mich nicht wenig Wunder, als ich Mittags, da ich mich in der Wirthsſtube befand, dieſelbe komiſche kaffeebraune Figur mit der fuchsrothen Perücke, welche des Morgens hinausritt, eintreten, und ohne Umſtände an dem gedeckten Tiſch Platz nehmen ſah. Es war das häßlichſte und dabei poſſierlichſte Geſicht, das mir jemals aufſtieß. In dem ganzen Weſen des Mannes lag ſo etwas drollig ernſtes, daß man ihn betrachtend, ſich kaum des Lachens enthalten konnte. Wir aßen mit einander, und ein wortkarges Geſpräch ſchlich zwiſchen mir und dem Wirth hin, ohne daß der Fremde, der gewaltig aß, daran Antheil nehmen wollte. Offenbar war es, wie ich nachher einſah, Bosheit des Wirths, daß er das Geſpräch geſchickt auf nationelle Eigenthümlichkeiten lenkte, und mich geradezu frug, ob ich wohl ſchon Irländer kennen gelernt, und von ihren ſogenannten Bulls etwas wiſſe? Allerdings! erwiederte ich, indem mir gleich eine ganze Reihe ſolcher Bulls durch den Kopf ging. Ich erzählte von jenem Irländer, der, als man ihn frug, warum er den Strumpf verkehrt angezogen, ganz treuherzig antwortete: auf der rechten Seite iſt ein Loch! — Es kam mir ferner der herrliche Bull jenes Irländers in den Sinn, der mit einem jähzornigen Schotten zuſammen in einem Bette ſchlief, und den bloßen Fuß unter der Decke hervorgeſtreckt hatte. Nun bemerkte dies ein Engländer, der im Zimmer befindlich, und ſchnallte flugs dem Irländer den Sporn an den Fuß, den er von ſeinem Stiefel heruntergenommen. Der Irrländer zog ſchlafend den Fuß wieder unter die Decke, und ritzte mit dem Sporn den Schotten, der darüber aufwachte, und dem Irländer eine tüchtige Ohrfeige gab. Darauf entſpann ſich unter ihnen folgendes ſinnreiche Geſpräch: was Teufel ficht Dich an, warum ſchlägſt Du mich? — Weil Du mich mit Deinem Sporn geritzt haſt! — Wie iſt das möglich, da ich mit bloßen Füßen bei Dir im Bette liege? — Und doch iſt es ſo, ſieh nur her. — Gott verdamm mich, Du haſt Recht, hat der verfluchte Kerl von Hausknecht mir den Stiefel ausgezogen, und den Sporn ſitzen laſſen. — Der Wirth brach in ein unmäßiges Gelächter aus, aber der Fremde, der eben mit dem Eſſen fertig worden, und ein großes Glas Bier h[illegible]untergeſtürzt hatte, ſah mich ernſt an, und ſprach: Sie haben gan[illegible]echt, die Irländer machen oft dergleichen Bulls, aber es liegt keines[illegible]s an dem Volke, das regſam und geiſtreich iſt, vielmehr weht dort [illegible] ſolche verfluchte Luft, die einen mit dergleichen Tollheiten, wie m[illegible]nem Schnupfen befällt, denn, mein Herr! ich ſelbſt bin zwar ein Engländer, aber in Irland geboren und erzogen, und nur deshalb jener verdammten Krankheit der Bulls unterworfen. — Der Wirth lachte noch ſtärker, und ich mußte unwillkürlich einſtimmen, denn ſehr ergötzlich war es doch, daß der Irrländer, nur von Bulls ſprechend, gleich ſelbſt einen ganz vortrefflichen zum Beſten gab. Der Fremde, weit entfernt durch unſer Gelächter beleidigt zu werden, riß die Augen weit auf, legte den Finger an die Naſe und ſprach: In England ſind die Irrländer das ſtarke Gewürz, das der Geſellſchaft hinzugefügt wird, um ſie ſchmackhaſt zu machen. Ich ſelbſt bin in dem einzigen Stück dem Falſtaff ähnlich, daß ich oft nicht allein ſelbſt witzig bin, ſondern auch den Witz Anderer erwecke, was in dieſer nüchternen Zeit kein geringes Verdienſt iſt. Sollten Sie denken, daß in dieſer ledernen leeren Bierwirthsſeele ſich auch oft dergleichen regt, bloß auf meinen Anlaß? Aber dieſer Wirth iſt ein guter Wirth, er greift ſein dürftig Capital von guten Einfällen durchaus nicht an, ſondern leiht hie und da in Geſellſchaft der Reichen nur einen aus auf hohe Zinſen; er zeigt, iſt er dieſer Zinſen nicht verſichert, wie eben jetzt, höchſtens den Einband ſeines Hauptbuchs, und der iſt ſein unmäßiges Lachen; denn in dies Lachen hat er ſeinen Witz eingewickelt. Gott befohlen, meine Herren! — damit ſchritt der originelle Mann zur Thüre hinaus, und ich bat den Wirth ſofort um Auskunft über ihn. Dieſer Irländer, ſagte der Wirth, der Ewſon heißt, und deswegen ein Engländer ſeyn will, weil ſein Stammbaum in England wurzelt, iſt erſt ſeit kurzer Zeit hier, es werden nun gerade zwei und zwanzig Jahre ſeyn. — Ich hatte, als ein junger Menſch, den Gaſthof gekauft und hielt Hochzeit als Herr Ewſon, der auch noch ein Jüngling war, aber ſchon damals eine fuchsrothe Perücke, einen grauen Hut und einen kaffeebraunen Rock von demſelben Schnitt wie heute trug, auf der Rückreiſe nach ſeinem Vaterlande begriffen, hier vorbeikam, und durch die Tanzmuſik, die luſtig erſchallte, hereingelockt wurde. Er ſchwur, daß man nur auf dem Schiffe zu tanzen verſtehe, wo er es ſeit ſeiner Kindheit erlernt, und führte, um dies zu beweiſen, indem er auf gräßliche Weiſe dazu zwiſchen den Zähnen pfiff, einen Hornpipe aus, wobei er aber bei einem Hauptſprunge ſich den Fuß dermaßen verrenkte, daß er bei mir liegen bleiben, und ſich heilen laſſen mußte. — Seit der Zeit hat er mich nicht wieder verlaſſen. Mit ſeinen Eigenheiten habe ich meine liebe Noth; jeden Tag, ſeit den vielen Jahren, zankt er mit mir, er ſchmählt auf die Lebensart, er wirft mir vor, daß ich ihn übertheure, daß er ohne Roſtbeef und Porter nicht länger leben könne, packt ſein Felleiſen, ſetzt ſeine drei Perücken auf, eine über die andere, nimmt von mir Abſchied, und reitet auf ſeinem alten Gaule davon. Das iſt aber nur ſein Spazierritt, denn Mittags kommt er wieder zum andern Thore herein, ſetzt ſich, wie Sie heute geſehen haben, ruhig an den Tiſch, und ißt von den ungenießbaren Speiſen für drei Mann. Jedes Jahr erhält er einen ſtarken Wechſel; dann ſagt er mir ganz wehmüthig Lebewohl, er nennt mich ſeinen beſten Freund, und vergießt Thränen, wobei mir auch die Thränen über die Backen laufen, aber vor unterdrücktem Lachen. Nachdem er noch, Lebens und Sterbens halber, ſeinen letzten Willen aufgeſetzt, und, wie er ſagt, meiner älteſten Tochter ſein Vermögen vermacht hat, reitet er ganz langſam und betrübt nach der Stadt. Den dritten oder höchſtens vierten Tag iſt er aber wieder hier, und bringt zwei kaffeebraune Röcke, drei fuchsrothe Perrücken, eine gleißender, wie die andere, ſechs Hemden, einen neuen grauen Hut und andere Bedürfniſſe ſeines Anzuges, meiner älteſten Tochter, ſeiner Lieblingin, aber ein Tütchen Zuckerwerk mit, wie einem Kinde, unerachtet ſie nun ſchon achtzehn Jahr alt worden. Er denkt dann weder an ſeinen Aufenthalt in der Stadt, noch an die Heimreiſe. Seine Zeche berichtigt er jeden Abend, und das Geld für das Frühſtück wirft er mir jeden Morgen zornig hin, wenn er wegreitet, um nicht wieder zu kommen. Sonſt iſt er der gutmüthigſte Menſch von der Welt, er beſchenkt meine Kinder bei jeder Gelegenheit, er thut den Armen im Dorfe wohl, nur den Prediger kann er nicht leiden, weil er, wie Herr Ewſon es von dem Schulmeiſter erfahr, einmal ein Goldſtück, das Ewſon in die Armenbüchſe geworfen, eingewechſelt und lauter Kupferpfennige dafür gegeben hat. Seit der Zeit weicht er ihm überall aus, und geht niemals in die Kirche, weshalb der Prediger ihn für einen Atheiſten ausſchreit. Wie geſagt, habe ich aber oft meine liebe Noth mit ihm, weil er jähzornig iſt, und ganz tolle Einfälle hat. Erſt geſtern hörte ich, als ich nach Hauſe kam, ſchon von weitem ein heftiges Geſchrei, und unterſchied Ewſons Stimme. Als ich ins Haus trat, fand ich ihn im ſtärkſten Zank mit der Hausmagd begriffen. Er hatte, wie es im Zorn immer geſchieht, bereits ſeine Perücke weggeſchleudert, und ſtand im kahlen Kopf, ohne Rock, in Hemdärmeln dicht vor der Magd, der er ein großes Buch unter die Naſe hielt, und ſtark ſchreiend und fluchend mit dem Finger hineinwies. Die Magd hatte die Hände in die Seiten geſtemmt, und ſchrie: er möge Andere zu ſeinen Streichen brauchen, er ſey ein ſchlechter Menſch, der an nichts glaube u. ſ. w. Mit Mühe gelang es mir, die Streitenden auseinander zu bringen, und der Sache auf den Grund zu kommen. — Herr Ewſon hatte verlangt, die Magd ſolle ihm Oblate verſchaffen zum Briefſiegeln; die Magd verſtand ihn Anfangs gar nicht, zuletzt fiel ihr ein, daß das Oblate ſey, was bei dem Abendmahl gebraucht werde, und meinte, Herr Ewſon wolle mit der Hoſtie verruchtes Geſpötte treiben, weil der Herr Pfarrer ohnedies geſagt, daß er ein Gottesläugner ſey. Sie widerſetzte ſich daher und Herr Ewſon, der da glaubte nur nicht richtig ausgeſprochen zu haben, und nicht verſtanden zu ſeyn, holte ſofort ſein engliſch-deutſches Wörterbuch, und demonſtrirte daraus der Bauermagd, die kein Wort leſen konnte, was er haben wolle, wobei er zuletzt nichts als engliſch ſprach, welches die Magd für das ſinnverwirrende Gewäſche des Teufels hielt. Nur mein Dazwiſchentreten verhinderte die Prügelei, in der Herr Ewſon vielleicht den Kürzeren gezogen."

„Ich unterbrach den Wirth in der Erzählung von dem drolligen Manne, indem ich frug, ob das vielleicht auch Herr Ewſon geweſen, der mich in der Nacht durch ſein gräßliches Flötenblaſen ſo geſtört und geärgert habe. Ach, mein Herr! fuhr der Wirth fort, das iſt nun auch eine von Herr Ewſons Eigenheiten, womit er mir beinahe die Gäſte verſcheucht. Vor drei Jahren kam mein Sohn aus der Stadt hierher; der Junge bläſt eine herrliche Flöte, und übte hier fleißig ſein Inſtrument. Da fiel es Herrn Ewſon ein, daß er ehemals auch Flöte geblaſen, und ließ nicht nach, bis ihm Fritz ſeine Flöte und ein Conzert, das er mitgebracht hatte, für ſchweres Geld verkaufte."

„Nun fing Herr Ewſon, der gar keinen Sinn für Muſik, gar keinen Takt hat, mit dem größten Eifer an, das Conzert zu blaſen. Er kam aber nur bis zum zweiten Solo des erſten Allegro's, da ſtieß ihm eine Paſſage auf, die er nicht herausbringen konnte, und dieſe einzige Paſſage bläſt er nun ſeit den drei Jahren faſt jeden Tag hundertmal hintereinander, bis er im höchſten Zorn erſt die Flöte und dann die Perrücke an die Wand ſchleudert. Da dies nun wenige Flöten lange aushalten, ſo braucht er gar oft neue, und hat jetzt gewöhnlich drei bis vier im Gange. Iſt nur ein Schräubchen zerbrochen oder eine Klappe ſchadhaft, ſo wirft er ſie mit einem: Gott verdamm mich, nur in England macht man Inſtrumente, die was taugen! — durchs Fenſter. Ganz erſchrecklich iſt es, daß ihn dieſe Paſſion der Flötenbläſerei oft Nachts überfällt, und er dann meine Gäſte aus dem tiefſten Schlafe dudelt. Sollten Sie aber glauben, daß hier im Amtshauſe ſich, beinahe eben ſo lange als Herr Ewſon bei mir iſt, ein engliſcher Doktor aufhält, der Green heißt, und mit Herrn Ewſon darin ſympathiſirt, daß er eben ſo originell, eben ſo voll ſonderbaren Humors iſt? — Sie zanken ſich unaufhörlich, und können doch nicht ohne einander leben. Es fällt mir eben ein, daß Herr Ewſon auf heute Abend einen Punſch bei mir beſtellt hat, zu dem er den Amtmann und den Doktor Green eingeladen. Wollen Sie es ſich, mein Herr, gefallen laſſen, noch bis morgen früh hier zu verweilen, ſo können Sie heute Abend bei mir das poſſierlichſte Kleeblatt ſehen, das ſich nur zuſammen finden kann.“ —

„Sie ſtellen ſich es vor, gnädigſter Herr, daß ich mir den Aufſchub der Reiſe gern gefallen ließ, weil ich hoffte: den Herrn Ewſon in ſeiner Glorie zu ſehen. Er trat, ſo wie es Abend worden, ins Zimmer, und war artig genug, mich zu dem Punſch einzuladen, indem er hinzufügte, wie es ihm nur leid thäte, mich mit dem nichtswürdigen Getränk, das man hier Punſch nenne, bewirthen zu müſſen; nur in England trinke man Punſch, und da er nächſtens dahin zurückkehren werde, hoffe er, käme ich jemals nach England, mir es beweiſen zu können, daß er es verſtehe, das köſtliche Getränk zu bereiten. — Ich wußte, was ich davon zu denken hatte. — Bald darauf traten auch die eingeladenen Gäſte ein. Der Amtmann war ein kleines kugelrundes, höchſt freundliches Männlein mit vergnügt blickenden Augen, und einem rothen Näschen; der Doktor Green ein robuſter Mann von mittlern Jahren mit einem auffallenden Nationalgeſicht, modern, aber nachläſſig gekleidet, Brill' auf der Naſe, Hut auf dem Kopfe. — Gebt mir Sekt, daß meine Augen roth werden! rief er pathetiſch, indem er auf den Wirth zuſchritt, und ihn, bei der Bruſt packend, heftig ſchüttelte: balduniſcher Cambyſes, ſprich! wo ſind die Prinzeſſinnen? Nach Kaffee riecht's, und nicht nach Trank der Götter! — Laß ab von mir, o Held! weg mit der ſtarken Fauſt, zermalmſt im Zorne mir die Rippen! — rief der Wirth keuchend. Nicht eher, feiger Schwächling, fuhr der Doktor fort, bis ſüßer Dampf des Punſches Sinn umnebelnd Naſe kitzelt, nicht eher laß ich Dich, Du ganz unwerther Wirth! — Aber nun ſchoß Ewſon grimmig auf den Doktor los, und ſchalt: Unwürdger Green! grün ſoll's Dir werden vor den Augen, ja greinen ſollſt Du gramerfüllt, wenn Du nicht abläßt von ſchmachvoller That! — Nun, dacht' ich, würde Zank und Tumult losbrechen, aber der Doktor ſagte: So will ich, feiger Ohnmacht ſpottend, ruhig ſeyn, und harr'n des Göttertranks den Du bereiter, würd'ger Ewſon. — Er ließ den Wirth los, der eiligſt davon ſprang, ſetzte ſich mit einer Cato's Miene an den Tiſch, ergriff die geſtopfte Pfeiſe, und blies große Dampfwolken von ſich. — Iſt das nicht, als wäre man im Theater? ſagte der freundliche Amtmann zu mir, aber der Doktor, der ſonſt kein deutſches Buch in die Hand nimmt, fand zufällig Schlegels Shakeſpear bei mir, und ſeit der Zeit ſpielt er, nach ſeinem Ausdruck, uralte bekannte Melodien auf einem fremden Inſtrumente. Sie werden bemerkt haben, daß ſogar der Wirth rhythmiſch ſpricht, der Doktor hat ihn ſo zu ſagen eingejambt. — Der Wirth brachte den dampfenden Punſchnapf, und unerachtet Ewſon und Green ſchwuren, er ſey kaum trinkbar, ſo ſtürzten ſie doch ein großes Glas nach dem andern hinab. Wir führten ein leidlich Geſpräch. Green blieb wortkarg, nur dann und wann gab er auf komiſche Weiſe, die Oppoſition behauptend, etwas von ſich. So ſprach z. B. der Amtmann von dem Theater in der Stadt, und ich verſicherte: der erſte Held ſpiele vortrefflich. — Das kann ich nicht finden, fiel ſogleich der Doktor ein: glauben Sie nicht, daß, hätte der Mann ſechsmal beſſer geſpielt, er des Beifalls viel würdiger ſeyn würde? Ich mußte das nothgedrungen zugeben, und meinte nur, daß dies ſechsmal beſſer ſpielen dem Schauſpieler Noth thue, der die zärtlichen Väter ganz erbärmlich tragire. — Das kann ich nicht finden, ſagte Green wieder: der Mann giebt Alles, was er in ſich trägt! Kann er dafür, daß ſeine Tendenz ſich zum ſchlechten hinneigt? er hat es aber im ſchlechten zu rühmlicher Vollkommenheit gebracht, man muß ihn deshalb loben! — Der Amtmann ſaß mit ſeinem Talent, die beiden anzuregen zu allerlei tollen Einfällen und Meinungen, in ihrer Mitte, wie das excitirende Prinzip, und ſo ging es fort, bis der ſtarke Punſch zu wirken anfing. Da wurde Ewſon ausgelaſſen luſtig, er ſang mit krächzender Stimme Nationallieder, er warf Perücke und Rock durchs Fenſter in den Hof, und fing an mit den ſonderbarſten Grimaſſen auf ſo drollige Weiſe zu tanzen, daß man ſich vor Lachen hätte ausſchütten mögen. Der Doktor blieb ernſthaft, hatte aber die ſeltſamſten Viſionen. Er ſah den Punſchnapf für eine Baßgeige an, und wollte durchaus darauf herumſtreichen, mit dem Löffel Ewſons Lieder akkompagnirend, wovon ihn nur des Wirths dringendſte Proteſtationen abhalten konnten. — Der Amtmann war immer ſtiller und ſtiller geworden, am Ende ſtolperte er in eine Ecke des Zimmers, wo er ſich hinſetzte und heftig zu weinen anfing. Ich verſtand den Wink des Wirths, und frug den Amtmann um die Urſache ſeines tiefen Schmerzes. — Ach! ach! brach er ſchluchzend los: der Prinz Eugen war doch ein großer Feldherr, und dieſer heldenmüthige Fürſt mußte ſterben. Ach, ach! — und damit weinte er heftiger, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen. Ich verſuchte ihn über den Verluſt dieſes wackern Prinzen des längſt vergangenen Jahrhunderts möglichſt zu tröſten, aber es war vergebens. Der Doktor Green hatte indeſſen eine große Lichtſcheere ergriffen, und fuhr damit unaufhörlich gegen das offene Fenſter. — Er hatte nichts geringeres im Sinn, als den Mond zu putzen, der hell hineinſchien. Ewſon ſprang und ſchrie, als wäre er beſeſſen von tauſend Teufeln, bis endlich der Hausknecht, des hellen Mondſcheins unerachtet, mit einer großen Laterne in das Zimmer trat, und laut rief: da bin ich, meine Herren! nun kann's fortgehen. Der Doktor ſtellte ſich dicht vor ihm hin, und ſprach, ihm die Dampfwolken ins Geſicht blaſend: willkommen, Freund! Biſt Du der Squenz der Mondſchein trägt, und Hund, und Dornbuſch? Ich habe Dich geputzt, Hallunke, darum ſcheinſt Du hell! Gut' Nacht denn, viel des ſchnöden Safts hab' ich getrunken, gut' Nacht, mein werther Wirth, gut' Nacht, mein Pylades! — Ewſon ſchwur, daß kein Menſch zu Hauſe gehen ſolle, ohne den Hals zu brechen, aber niemand achtete darauf, vielmehr nahm der Hausknecht den Doktor unter den einen, den Amtmann, der noch immer über den Verluſt des Prinzen Eugen lamentirte, unter den andern Arm, und ſo wackelten ſie über die Straße fort nach dem Amtshauſe. Mit Mühe brachten wir den närriſchen Ewſon in ſein Zimmer, wo er noch die halbe Nacht auf der Flöte tobte, ſo daß ich kein Auge zuthun, und mich, erſt im Wagen ſchlafend, von dem tollen Abend im Gaſthauſe erholen konnte."

Die Erzählung des Leibarztes wurde oft durch lauteres Gelächter, als man es wohl ſonſt im Zirkel eines Hofes hören mag, unterbrochen. Der Fürſt ſchien ſich ſehr ergötzt zu haben. „Nur eine Figur, ſagte er zum Leibarzt: haben Sie in dem Gemälde zu ſehr in den Hintergrund geſtellt, und das iſt Ihre eigne, denn ich wette, daß Ihr zu Zeiten etwas boshafter Humor den närriſchen Ewſon, ſo wie den pathetiſchen Doktor zu tauſend tollen Ausſchweifungen verleitet hat, und daß Sie eigentlich das excitirende Prinzip waren, für das Sie den lamentablen Amtmann ausgeben." — „Ich verſichere, gnädigſter Herr! erwiedrte der Leibarzt, daß dieſer aus ſeltner Narrheit componirte Clubb ſo in ſich abgerundet war, daß alles Fremde nur diſſonirt hätte. Um in dem muſikaliſchen Gleichniß zu bleiben, waren die drei Menſchen der reine Dreiklang, jeder verſchieden, im Ton aber harmoniſch mitklingend, der Wirth ſprang hinzu wie eine Septime." — Auf dieſe Weiſe wurde noch Manches hin und her geſprochen, bis ſich, wie gewöhnlich, die fürſtliche Familie in ihre Zimmer zurückzog, und die Geſellſchaft in der gemüthlichſten Laune auseinander ging. — Ich bewegte mich heiter und lebensluſtig in einer neuen Welt. Je mehr ich in den ruhigen gemüthlichen Gang des Lebens in der Reſidenz und am Hofe eingriff, je mehr man mir einen Platz einräumte, den ich mit Ehre und Beifall behaupten konnte, deſto weniger dachte ich an die Vergangenheit, ſo wie daran, daß mein hieſiges Verhältniß ſich jemals ändern könne. Der Fürſt ſchien ein beſonderes Wohlgefallen an mir zu finden, und aus verſchiedenen flüchtigen Andeutungen konnte ich ſchließen, daß er mich auf dieſe oder jene Weiſe in ſeiner Umgebung feſt zu ſtellen wünſchte. Nicht zu läugnen war es, daß eine gewiſſe Gleichförmigkeit der Ausbildung, ja eine gewiſſe angenommene gleiche Manier in allem wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Treiben, die ſich vom Hofe aus über die ganze Reſidenz verbreitete, manchem geiſtreichen, und an unbedingte Freiheit gewöhnten Mann, den Aufenthalt daſelbſt bald verleidet hätte; indeſſen kam mir, ſo oft auch die Beſchränkung, welche die Einſeitigkeit des Hofes hervorbrachte, läſtig wurde, das frühere Gewöhnen an eine beſtimmte Form, die wenigſtens das Aeußere regelt, dabei ſehr zu ſtatten. Mein Kloſterleben war es, das hier, freilich unmerklicher Weiſe, noch auf mich wirkte. — So ſehr mich der Fürſt auszeichnete, ſo ſehr ich mich bemühte, die Aufmerkſamkeit der Fürſtin auf mich zu ziehen, ſo blieb dieſe doch kalt und verſchloſſen. Ja! meine Gegenwart ſchien ſie oft auf beſondere Weiſe zu beunruhigen, und nur mit Mühe erhielt ſie es über ſich, mir wie den Andern ein paar freundliche Worte zuzuwerfen. Bei den Damen, die ſie umgaben, war ich glücklicher; mein Aeußeres ſchien einen günſtigen Eindruck gemacht zu haben, und indem ich mich oft in ihren Kreiſen bewegte, gelang es mir bald, diejenige wunderliche Weltbildung zu erhalten, welche man Galanterie nennt, und die in nichts Anderm beſteht, als die äußere körperliche Geſchmeidigkeit, vermöge der man immer da, wo man ſteht oder geht, hinzupaſſen ſcheint, auch in die Unterhaltung zu übertragen. Es iſt die ſonderbare Gabe, über Nichts mit bedeutenden Worten zu ſchwatzen, und ſo den Weibern ein gewiſſes Wohlbehagen zu erregen, von dem, wie es entſtanden, ſie ſich ſelbſt nicht Rechenſchaft geben können. Daß dieſe höhere und eigentliche Galanterie ſich nicht mit plumpen Schmeicheleien abgeben kann, fließt aus dem Geſagten, wiewohl in jenem intereſſanten Geſchwätz, das wie ein Hymnus der Angebeteten erklingt, eben das gänzliche Eingehen in ihr Innerſtes liegt, ſo daß ihr eignes Selbſt ihnen klar zu werden ſcheint, und ſie ſich in dem Reflex ihres eignen Ichs mit Wohlgefallen ſpiegeln. — — Wer hätte nun noch den Mönch in mir erkennen ſollen! — Der einzige mir gefährliche Ort war vielleicht nur noch die Kirche, in welcher es mir ſchwer wurde, jene klöſterlichen Andachtsübungen, die ein beſonderer Rhythmus, ein beſonderer Takt auszeichnet, zu vermeiden. —

Der Leibarzt war der Einzige, der das Gepräge, womit Alles wie gleiche Münze ausgeſtempelt war, nicht angenommen hatte, und dies zog mich zu ihm hin, ſo wie Er ſich deshalb an mich anſchloß, weil ich, wie er recht gut wußte, Anfangs die Oppoſition gebildet, und meine freimüthigen Aeußerungen, die dem für kecke Wahrheit empfänglichen Fürſten eindrangen, das verhaßte Faroſpiel mit einem Mal verbannt hatten.

So kam es denn, daß wir oft zuſammen waren, und bald über Wiſſenſchaft und Kunſt, bald über das Leben, wie es ſich vor uns ausbreitete, ſprachen. Der Leibarzt verehrte eben ſo hoch die Fürſtin, als ich, und verſicherte, daß nur ſie es ſey, die manche Abgeſchmacktheit des Fürſten abwende, und diejenige ſonderbare Art Langeweile, welche ihn auf der Oberfläche hin und her treibe, dadurch zu verſcheuchen wiſſe, daß ſie ihm oft ganz unvermerkt ein unſchädliches Spielzeug in die Hände gebe. Ich unterließ nicht, bei dieſer Gelegenheit mich zu beklagen, daß ich, ohne den Grund erforſchen zu können, der Fürſtin durch meine Gegenwart oft ein unausſtehliches Mißbehagen zu erregen ſcheine. Der Leibarzt ſtand ſofort auf, und holte, da wir uns gerade in ſeinem Zimmer befanden, ein kleines Miniaturbild aus dem Schreibepult, welches er mir, mit der Weiſung, es recht genau zu betrachten, in die Hände gab. Ich that es, und erſtaunte nicht wenig, als ich in den Zügen des Mannes, dem das Bild darſtellte, ganz die meinigen erkannte. Nur der Aenderung der Friſur und der Kleidung, die nach verjährter Mode gemalt war, nur der Hinzufügung meines ſtarken Backenbarts, dem Meiſterſtück Belcampos, bedurfte es, um das Bild ganz zu meinem Portrait zu machen. Ich äußerte dies unverholen dem Leibarzt. „Und eben dieſe Aehnlichkeit, ſagte er: iſt es, welche die Fürſtin erſchreckt nnd beunruhigt, ſo oft Sie in ihre Nähe kommen, denn Ihr Geſicht erneuert das Andenken einer entſetzlichen Begebenheit, die vor mehreren Jahren den Hof traf, wie ein zerſtörender Schlag. Der vorige Leibarzt, der vor einigen Jahren ſtarb, und deſſen Zögling in der Wiſſenſchaft ich bin, vertraute mir jenen Vorgang in der fürſtlichen Familie, und gab mir zugleich das Bild, welches den ehemaligen Günſtling des Fürſten, Franceſko, darſtellt, und zugleich, wie Sie ſehen, Rückſichts der Malerei, ein wahres Meiſterſtück iſt. Es rührt von dem wunderlichen fremden Maler her, der ſich damals am Hofe befand, und eben in jener Tragödie die Hauptrolle ſpielte.“ — Bei der Betrachtung des Bildes regten ſich gewiſſe verworrene Ahnungen in mir, die ich vergebens trachtete klar aufzufaſſen. — Jene Begebenheit ſchien mir ein Geheimniß erſchließen zu wollen, in das ich ſelbſt verflochten war, und um ſo mehr drang ich in den Leibarzt, mir das zu vertrauen, welches zu erfahren, mich die zufällige Aehnlichkeit mit Franceſko zu berechtigen ſcheine. — „Freilich, ſagte der Leibarzt: muß dieſer höchſt merkwürdige Umſtand Ihre Neugierde nicht wenig aufregen, und ſo ungern ich eigentlich von jener Begebenheit ſprechen mag, über die noch jetzt, für mich wenigſtens, ein geheimnißvoller Schleier liegt, den ich auch weiter gar nicht lüften will, ſo ſollen Sie doch alles erfahren, was ich davon weiß. Viele Jahre ſind vergangen, und die Hauptperſonen von der Bühne abgetreten, nur die Erinnerung iſt es, welche feindſelig wirkt. Ich bitte, gegen Niemanden von dem, was Sie erfuhren, etwas zu äußern.“ Ich verſprach das, und der Arzt fing in folgender Art ſeine Erzählung an:

„Eben zu der Zeit, als unſer Fürſt ſich vermählte, kam ſein Bruder in Geſellſchaft eines Mannes, den er Franceſko nannte, unerachtet man wußte, daß er ein Deutſcher war, ſo wie eines Malers, von weiten Reiſen zurück. Der Prinz war einer der ſchönſten Männer, die man geſehen, und ſchon deshalb ſtach er vor unſerm Fürſten hervor, hätte er ihn auch nicht an Lebensfülle und geiſtiger Kraft übertreffen. — Er machte auf die junge Fürſtin, die damals bis zur Ausgelaſſenheit lebhaft, und der der Fürſt viel zu formell, viel zu kalt war, einen ſeltenen Eindruck, und eben ſo fand ſich der Prinz von der jungen bildſchönen Gemahlin ſeines Bruders angezogen. Ohne an ein ſtrafbares Verhältniß zu denken, mußten ſie der unwiderſtehlichen Gewalt nachgeben, die ihr inneres Leben, nur wie wechſelſeitig ſich entzündend, bedingte, und ſo die Flamme nähren, die ihr Weſen in Eins verſchmolz. — Francesko allein war es, der in jeder Hinſicht ſeinem Freunde an die Seite geſetzt werden konnte, und ſo, wie der Prinz auf die Gemahlin ſeines Bruders, ſo wirkte Francesko auf die ältere Schweſter der Fürſtin. Francesko wurde ſein Glück bald gewahr, benutzte es mit durchdachter Schlauheit, und die Neigung der Prinzeſſin wuchs bald zur heftigſten brennendſten Liebe. Der Fürſt war von der Tugend ſeiner Gemahlin zu ſehr überzeugt, um nicht alle hämiſche Zwiſchenträgerei zu verachten, wiewohl ihn das geſpannte Verhältniß mit dem Bruder drückte; und nur dem Francesko, den er ſeines ſeltnen Geiſtes, ſeiner lebensklugen Umſicht halber lieb gewonnen, war es möglich, ihn in gewiſſem Gleichmuth zu erhalten. Der Fürſt wollte ihn zu den erſten Hofſtellen befördern, Francesko begnügte ſich aber mit den geheimen Vorrechten des erſten Günſtlings, und mit der Liebe der Prinzeſſin. In dieſen Verhältniſſen bewegte ſich der Hof ſo gut es gehen wollte, aber nur die vier durch geheime Bande verknüpften Perſonen waren glücklich in dem Eldorado der Liebe, das ſie ſich gebildet, und das Anderen verſchloſſen. — Wohl mochte es der Fürſt, ohne daß man es wußte, veranſtaltet haben, daß mit vielem Pomp eine italieniſche Prinzeſſin am Hofe erſchien, die früher dem Prinzen als Gemahlin zugedacht war, und der er, als er auf der Reiſe ſich am Hofe ihres Vaters befand, ſichtliche Zuneigung bewieſen hatte. — Sie ſoll ausnehmend ſchön, und überhaupt die Grazie, die Anmuth ſelbſt geweſen ſeyn, und dies ſpricht auch das herrliche Portrait aus, was Sie noch auf der Gallerie ſehen können. Ihre Gegenwart belebte den in düſtre Langeweile verſunkenen Hof, ſie überſtrahlte Alles, ſelbſt die Fürſtin und ihre Schweſter nicht ausgenommen. Francesko's Betragen änderte ſich bald nach der Ankunft der Italienerin auf eine ganz auffallende Weiſe; es war, als zehre ein geheimer Gram an ſeiner Lebensblüthe, er wurde mürriſch, verſchloſſen, er vernachläſſigte ſeine fürſtliche Geliebte.

Der Prinz war eben ſo tiefſinnig geworden, er fühlte ſich von Regungen ergriffen, denen er nicht zu widerſtehen vermochte. Der Fürſtin ſtieß die Ankunft der Italienerin einen Dolch ins Herz. Für die zur Schwärmerei geneigte Prinzeſſin war nun mit Franceſko's Liebe alles Lebensglück entflohen, und ſo waren die vier Glücklichen, Beneidenswerthen, in Gram und Betrübniß verſenkt. Der Prinz erholte ſich zuerſt, indem er, bei der ſtrengen Tugend ſeiner Schwägerin, den Lockungen des ſchönen verſühreriſchen Weibes nicht widerſtehen konnte. Jenes kindliche, recht aus dem tiefſten Innern entſproſſene Verhältniß mit der Fürſtin, ging unter in der namenloſen Luſt, die ihm die Italienerin verhieß, und ſo kam es denn, daß er bald aufs Neue in den alten Feſſeln lag, denen er, ſeit nicht lange her, ſich entwunden. — Je mehr der Prinz dieſer Liebe nachhing, deſto auffallender wurde Franceſko's Betragen, den man jetzt beinahe gar nicht mehr am Hofe ſah, ſondern der einſam umherſchwärmte, und oft Wochenlang von der Reſidenz abweſend war. Dagegen ließ ſich der wunderliche menſchenſcheue Maler mehr ſehen als ſonſt, und arbeitete vorzüglich gern in dem Atelier, das ihm die Italienerin in ihrem Hauſe einrichten laſſen. Er malte ſie mehrmals mit einem Ausdruck ohne Gleichen; der Fürſtin ſchien er abhold, er wollte ſie durchaus nicht malen, dagegen vollendete er das Portrait der Prinzeſſin, ohne daß ſie ihm ein einzigesmal geſeſſen, auf das Aehnlichſte und Herrlichſte. Die Italienerin bewies dieſem Maler ſo viel Aufmerkſamkeit, und Er dagegen begegnete ihr mit ſolcher vertraulicher Galanterie, daß der Prinz eiferſüchtig wurde, und dem Maler, als er ihn einmal im Atelier arbeitend antraf, und er, feſt den Blick auf den Kopf der Italienerin, den er wieder hingezaubert, gerichtet, ſein Eintreten gar nicht zu bemerken ſchien, — rund herausſagte: Er möge ihm den Gefallen thun, und hier nicht mehr arbeiten, ſondern ſich ein anderes Atelier ſuchen. Der Maler ſchnikte gelaſſen den Pinſel aus, und nahm ſchweigend das Bild von der Staffelei. Im höchſten Unmuthe riß es der Prinz ihm aus der Hand, mit der Aeußerung: es ſey ſo herrlich getroffen, daß er es beſitzen müſſe. Der Maler, immer ruhig und gelaſſen bleibend, bat, nur zu erlauben, daß er das Bild mit ein paar Zügen vollende. Der Prinz ſtellte das Bild wieder auf die Staffelei, nach ein paar Minuten gab der Maler es ihm zurück, und lachte hell auf, als der Prinz über das gräßlich verzerrte Geſicht erſchrak, zu dem das Portrait geworden. Nun ging der Maler langſam aus dem Saal, aber nah an der Thüre kehrte er um, ſah den Prinzen an mit ernſtem durchdringendem Blick, und ſprach dumpf und feierlich: nun biſt Du verloren!“ —

„Dies geſchah als die Italienerin ſchon für des Prinzen Braut erklärt war, und in wenigen Tagen die feierliche Vermählung vor ſich gehen ſollte. Des Malers Betragen achtete der Prinz um ſo weniger, als er in dem allgemeinen Ruf ſtand zuweilen von einiger Tollheit heimgeſucht zu werden. Er ſaß, wie man erzählte, nun wieder in ſeinem kleinen Zimmer, und ſtarrte Tagelang eine große aufgeſpannte Leinwand an, indem er verſicherte, wie er eben jetzt an ganz herrlichen Gemälden arbeite; ſo vergaß er den Hof und wurde von dieſem wieder vergeſſen.“

„Die Vermählung des Prinzen mit der Italienerin ging in dem Pallaſt des Fürſten auf das Feierlichſte vor ſich; die Fürſtin hatte ſich in ihr Geſchick gefügt, und einer zweckloſen nie zu befriedigenden Neigung entſagt; die Prinzeſſin war wie verklärt, denn ihr geliebter Francesko war wieder erſchienen, blühender, lebensfroher als je. Der Prinz ſollte mit ſeiner Gemahlin den Flügel des Schloſſes beziehen, den der Fürſt erſt zu dem Behuf einrichten laſſen. Bei dieſem Bau war er recht in ſeinem Wirkungskreiſe, man ſah ihn nicht anders, als von Architekten, Malern, Tapezierern umgeben, in großen Büchern blätternd, und Plane, Riſſe, Skizzen vor ſich ausbreitend, die er zum Theil ſelbſt gemacht, und die mitunter ſchlecht genug gerathen waren. Weder der Prinz noch ſeine Braut durften früher etwas von der inneren Einrichtung ſehen, bis am ſpäten Abend des Vermählungstages, an dem ſie von dem Fürſten in einem langen feierlichen Zuge durch die in der That mit geſchmackvoller Pracht dekorirten Zimmer geleitet wurden, und ein Ball in einem herrlichen Saal, der einem blühenden Garten glich, das Feſt beſchloß. In der Nacht entſtand in dem Flügel des Prinzen ein dumpfer Lärm, aber lauter und lauter wurde das Getöſe, bis es den Fürſten ſelbſt aufweckte. Unglückahnend ſprang er auf, eilte, von der Wache begleitet, nach dem entfernten Flügel, und trat in den breiten Corridor, als eben der Prinz gebracht wurde, den man vor der Thüre des Brautgemachs durch einen Meſſerſtich in den Hals ermordet gefunden. Man kann ſich das Entſetzen des Fürſten, der Prinzeſſin Verzweiflung, die tiefe herzzerreißende

Trauer der Fürſtin denken. — Als der Fürſt ruhiger worden, fing er an, der Möglichkeit, wie der Mord geſchehen, wie der Mörder durch die überall mit Wachen beſetzten Corridore habe entfliehen können, nachzuſpähen; alle Schlupfwinkel wurden durchſucht, aber vergebens. Der Page, der den Prinzen bedient, erzählte, wie er ſeinen Herrn, der, von banger Ahnung ergriffen, ſehr unruhig geweſen, und lange in ſeinem Cabinet auf und abgegangen ſey, endlich entkleidet, und mit dem Armleuchter in der Hand bis an das Vorzimmer des Brautgemachs geleuchtet habe. Der Prinz hätte ihm den Leuchter aus der Hand genommen und ihn zurückgeſchickt; kaum ſey er aber aus dem Zimmer geweſen, als er einen dumpfen Schrei, einen Schlag, und das Klirren des fallenden Armleuchters gehört. Gleich ſey er zurückgerannt und habe bei dem Schein eines Lichts, das noch auf der Erde fortgebrannt, den Prinzen vor der Thüre des Brautgemachs, und neben ihm ein kleines blutiges Meſſer liegen geſehen, nun aber gleich Lärm gemacht. — Nach der Erzählung der Gemahlin des unglücklichen Prinzen war er, gleich nachdem ſie die Kammerfrauen entfernt, haſtig ohne Licht in das Zimmer getreten, hatte alle Lichter ſchnell ausgelöſcht, war wohl eine halbe Stunde bei ihr geblieben und hatte ſich dann wieder entfernt; erſt einige Minuten darauf geſchah der Mord. — Als man ſich in Vermuthungen, wer der Mörder ſeyn könne, erſchöpfte, als es durchaus kein einziges Mittel mehr gab, dem Thäter auf die Spur zu kommen, da trat eine Kammerfrau der Prinzeſſin auf, die in einem Nebenzimmer, deſſen Thüre geöffnet war, jenen verfänglichen Auftritt des Prinzen mit dem Maler bemerkt hatte; den erzählte ſie nun mit allen Umſtänden. Niemand zweifelte, daß der Maler ſich auf unbegreifliche Weiſe in den Pallaſt zu ſchleichen gewußt, und den Prinzen ermordet habe. Der Maler ſollte im Augenblick verhaftet werden, ſchon ſeit zwei Tagen war er aber aus dem Hauſe verſchwunden, Niemand wußte wohin, und alle Nachforſchungen blieben vergebens. Der Hof war in die tiefſte Trauer verſenkt, die die ganze Reſidenz mit ihm theilte, und es war nur Franceſko, der, wieder unausgeſetzt bei Hofe erſcheinend, in dem kleinen Familienzirkel manchen Sonnenblick aus den trüben Wolken hervorzuzaubern wußte.“

„Die Prinzeſſin fühlte ſich ſchwanger, und da es klar zu ſeyn ſchien, daß der Mörder des Gemahls die ähnliche Geſtalt zum verruchten Betruge gemißbraucht, begab ſie ſich auf ein entferntes Schloß des Fürſten, damit die Niederkunft verſchwiegen bliebe, und ſo die Frucht eines hölliſchen Frevels wenigſtens nicht vor der Welt, der der Leichtſinn der Diener die Ereigniſſe der Brautnacht verrathen, den unglücklichen Gemahl ſchände.“ —

„Franceſko's Verhältniß mit der Schweſter der Fürſtin wurde in dieſer Trauerzeit immer feſter und inniger, und eben ſo ſehr verſtärkte ſich die Freundſchaft des fürſtlichen Paars für ihn. Der Fürſt war längſt in Franceſko's Geheimniß eingeweiht, er konnte bald nicht länger dem Andringen der Fürſtin und der Prinzeſſin widerſtehen, und willigte in Franceſko's heimliche Vermählung mit der Prinzeſſin. Franceſko ſollte ſich im Dienſt eines fremden Hofes zu einem hohen militairiſchen Grad aufſchwingen, und dann die öffentliche Kundmachung ſeiner Ehe mit der Prinzeſſin erfolgen. An jenem Hofe war das damals, bei den Verbindungen des Fürſten mit ihm, möglich.“

„Der Tag der Verbindung erſchien, der Fürſt mit ſeiner Gemahlin, ſo wie zwei vertraute Männer des Hofes (mein Vorgänger war einer von ihnen) waren die Einzigen, die der Trauung in der kleinen Capelle im fürſtlichen Pallaſt beiwohnen ſollten. Ein einziger Page, in das Geheimniß eingeweiht, bewachte die Thüre.“

„Das Paar ſtand vor dem Altar, der Beichtiger des Fürſten, ein alter ehrwürdiger Prieſter, begann das Formular, nachdem er ein ſtilles Amt gehalten. — Da erblaßte Franceſko, und mit ſtieren, auf den Eckpfeiler beim Hochaltar gerichteten Augen, rief er mit dumpfer Stimme: was willſt Du von mir? — An den Eckpfeiler gelehnt ſtand der Maler, in fremder ſeltſamer Tracht, den violetten Mantel um die Schulter geſchlagen, und durchbohrte Franceſko mit dem geſpenſtiſchen Blick ſeiner hohlen ſchwarzen Augen. Die Prinzeſſin war der Ohnmacht nahe, Alles erbebte vom Entſetzen ergriffen, nur der Prieſter blieb ruhig, und ſprach zu Franceſko: warum erſchreckt Dich die Geſtalt dieſes Mannes, wenn Dein Gewiſſen rein iſt? Da raffte ſich Franceſko auf, der noch gekniet, und ſtürzte mit einem kleinen Meſſer in der Hand auf den Maler, aber noch ehe er ihn erreicht, ſank er mit einem dumpfen Geheul ohnmächtig nieder, und der Maler verſchwand hinter dem Pfeiler. Da erwachten Alle wie aus einer Betäubung, man eilte Franceſko zu Hülfe, er lag todtenähnlich da. Um alles Aufſehen zu vermeiden, wurde er von den beiden vertrauten Männern in die Zimmer des Fürſten getragen. Als er aus der Ohnmacht erwachte, verlangte er heftig, daß man ihn entlaſſe in ſeine Wohnung, ohne eine einzige Frage des Fürſten über den geheimnißvollen Vorgang in der Kirche zu beantworten. Den andern Morgen war Franceſko aus der Reſidenz, mit den Koſtbarkeiten, die ihm die Gunſt des Prinzen und des Fürſten zugewendet, entflohen. Der Fürſt unterließ nichts, um dem Geheimniſſe, dem geſpenſtiſchen Erſcheinen des Malers, auf die Spur zu kommen. Die Capelle hatte nur zwei Eingänge, von denen einer aus den inneren Zimmern des Pallaſtes nach den Logen neben dem Hochaltar, der andere hingegen aus dem breiten Hauptcorridor in das Schiff der Capelle führte. Dieſen Eingang hatte der Page bewacht, damit kein Neugieriger ſich nahe, der andere war verſchloſſen, unbegreiflich blieb es daher, wie der Maler in der Capelle erſcheinen, und wieder verſchwinden können. — Das Meſſer, welches Franceſko gegen den Maler gezuckt, behielt er, ohnmächtig werdend, wie im Starrkrampf in der Hand, und der Page (derſelbe, der an dem unglücklichen Vermählungsabende den Prinzen entkleidete, und der nun die Thüre der Capelle bewachte) behauptete, es ſey daſſelbe geweſen, was damals neben dem Prinzen gelegen, da es ſeiner ſilbernen blinkenden Schaale wegen ſehr ins Auge falle. — Nicht lange nach dieſen geheimnißvollen Begebenheiten kamen Nachrichten von der Prinzeſſin; an eben dem Tage, da Franceſko's Vermählung vor ſich gehen ſollte, hatte ſie einen Sohn geboren, und war bald nach der Entbindung geſtorben. — Der Fürſt betrauerte ihren Verluſt, wiewohl das Geheimniß der Brautnacht ſchwer auf ihr lag, und in gewiſſer Art einen vielleicht ungerechten Verdacht gegen ſie ſelbſt erweckte. Der Sohn, die Frucht einer frevelichen verruchten That, wurde in entfernten Landen unter dem Namen des Grafen Viktorin erzogen. Die Prinzeſſin (ich meine die Schweſter der Fürſtin) im Innerſten zerriſſen von den ſchrecklichen Begebenheiten, die in ſo kurzer Zeit auf ſie eindrangen, wählte das Kloſter. Sie iſt, wie es Ihnen bekannt ſeyn wird, Aebtiſſin des Ciſterzienſer-Kloſters in ***. — Ganz wunderbar, und geheimnißvoll ſich beziehend auf jene Begebenheiten an unſerm Hofe, iſt nun aber ein Ereigniß, das ſich unlängſt auf dem Schloſſe des Barons F. zutrug, und dieſe Familie, ſo wie damals unſern Hof, auseinander warf. — Die Aebtiſſin hatte nämlich, gerührt von dem Elende einer armen Frau, die mit einem kleinen Kinde auf der Pilgerfahrt von der heiligen Linde ins Kloſter einkehrte, ihren —"

Hier unterbrach ein Beſuch die Erzählung des Leibarztes, und es gelang mir den Sturm, der in mir wogte, zu verbergen. Klar ſtand es vor meiner Seele, Franceſko war mein Vater, er hatte den Prinzen mit demſelben Meſſer ermordet, mit dem ich Hermogen tödtete! — Ich beſchloß, in einigen Tagen nach Italien abzureiſen, und ſo endlich aus dem Kreiſe zu treten, in den mich die böſe feindliche Macht gebannt hatte. Denſelben Abend erſchien ich im Zirkel des Hofes; man erzählte viel von einem herrlichen bildſchönen Fräulein, die als Hofdame in der Umgebung der Fürſtin heute zum erſtenmal erſcheinen werde, da ſie erſt geſtern angekommen.

Die Flügelthüren öffneten ſich, die Fürſtin trat herein, mit ihr die Fremde — Ich erkannte Aurelien.

Ende des erſten Theils.

Die Elixiere des Teufels.

Nachgelaſſene Papiere des Bruders Medardus,
eines Capuziners.

Herausgegeben von dem Verfaſſer der Phantaſieſtücke
in Callots Manier.

Zweiter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Der Wendepunkt.

In meinem Leben ging nicht einmal das wunderbare, in tiefſter Bruſt bewahrte, Geheimniß der Liebe auf! — Wer Du auch ſeyn magſt, der Du künftig dieſe Blätter lieſeſt, rufe Dir jene höchſte Sonnenzeit zurück, ſchaue noch einmal das holde Frauenbild, das, der Geiſt der Liebe ſelbſt, Dir entgegen trat. Da glaubteſt Du ja nur in ihr Dich, Dein höheres Seyn zu erkennen. Weißt Du noch, wie die rauſchenden Quellen, die flüſternden Büſche, wie der koſende Abendwind von ihr, von Deiner Liebe, ſo vernehmlich zu Dir ſprachen? Siehſt Du es noch, wie die Blumen Dich mit hellen freundlichen Augen anblickten, Gruß und Kuß von ihr bringend? — Und ſie kam, ſie wollte Dein ſeyn ganz und gar. Du umfingſt ſie voll glühenden Verlangens und wollteſt, losgelöſet von der Erde, auflodern in inbrünſtiger Sehnſucht! — Aber das Myſterium blieb unerfüllt, eine finſtre Macht zog ſtark und gewaltig Dich zur Erde nieder, als Du Dich aufſchwingen wollteſt mit ihr zu dem fernen Jenſeits, das Dir verheißen. Noch ehe Du zu hoffen wagteſt, hatteſt Du ſie verloren, alle Stimmen, alle Töne waren verklungen, und nur die hoffnungsloſe Klage des Einſamen ächzte grauenvoll durch die düſtre Einöde. — Du, Fremder! Unbekannter! hat Dich je ſolch namenloſer Schmerz zermalmt, ſo ſtimme ein in den troſtloſen Jammer des ergrauten Mönchs, der in finſtrer Zelle der Sonnenzeit ſeiner Liebe gedenkend, das harte Lager mit blutigen Thränen netzt, deſſen bange Todesſeufzer in ſtiller Nacht durch die düſtren Kloſtergänge hallen. — Aber auch Du, Du mir im Innern verwandter, auch Du glaubſt es, daß der Liebe höchſte Seligkeit, die Erfüllung des Geheimniſſes im Tode aufgeht. — So verkünden es uns die dunklen weiſſagenden

Stimmen, die aus jener, keinem irdiſchen Maaßſtab meßlichen Urzeit zu uns herübertönen, und wie in den Myſterien, die die Säuglinge der Natur feierten, iſt uns ja auch der Tod das Weihfeſt der Liebe! — —

Ein Blitz fuhr durch mein Innres, mein Athem ſtockte, die Pulſe ſchlugen, krampfhaft zuckte das Herz, zerſpringen wollte die Bruſt! — Hin zu ihr — hin zu ihr — ſie an mich reißen in toller Liebeswuth! — „Was widerſtrebſt Du, Unſelige! der Macht, die Dich unauflöslich an mich gekettet? Biſt Du nicht mein! — mein immerdar?“ Doch beſſer, wie damals, als ich Aurelien zum erſtenmal im Schloſſe des Barons erblickte, hemmte ich den Ausbruch meiner wahnſinnigen Leidenſchaft. Ueberdem waren Aller Augen auf Aurelien gerichtet, und ſo gelang es mir, im Kreiſe gleichgültiger Menſchen mich zu drehen und zu wenden, ohne daß irgend einer mich ſonderlich bemerkt oder gar angeredet hätte, welches mir unerträglich geweſen ſeyn würde, da ich nur ſie ſehen — hören — denken wollte. — —

Man ſage nicht, daß das einfache Hauskleid das wahrhaft ſchöne Mädchen am beſten ziere, der Putz der Weiber übt einen geheimnißvollen Zauber, dem wir nicht leicht widerſtehen können. In ihrer tiefſten Natur mag es liegen, daß im Putz recht aus ihrem Innern heraus, ſich alles ſchimmernder und ſchöner entfaltet, wie Blumen nur dann vollendet ſich darſtellen, wenn ſie in üppiger Fülle in bunten glänzenden Farben aufgebrochen. — Als Du die Geliebte zum erſtenmal geſchmückt ſahſt, fröſtelte da nicht ein unerklärlich Gefühl Dir durch Nerv und Adern? — Sie kam Dir ſo fremd vor, aber ſelbſt das gab ihr einen unnennbaren Reiz. Wie durchbebten Dich Wonne und namenloſe Lüſternheit, wenn Du verſtohlen ihre Hand drücken konnteſt! — Aurelien hatte ich nie anders als im einfachen Hauskleide geſehen, heute erſchien ſie, der Hofſitte gemäß, in vollem Schmuck. — Wie ſchön ſie war! wie fühlte ich mich bei ihrem Anblick von unnennbarem Entzücken, von ſüßer Wolluſt durchſchauert! — Aber da wurde der Geiſt des Böſen mächtig in mir und erhob ſeine Stimme, der ich williges Ohr lieh. „Siehſt Du es nun wohl, Medardus, ſo flüſterte es mir zu: ſiehſt Du es nun wohl, wie Du dem Geſchick gebieteſt, wie der Zufall, Dir untergeordnet, nur die Faden geſchickt verſchlingt, die Du ſelbſt geſponnen?“ — Es gab in dem Zirkel des Hofes Frauen, die für vollendet ſchön geachtet werden konnten, aber vor Aureliens, das Gemüth tief ergreifendem, Liebreiz verblaßte alles wie in unſcheinbarer Farbe. Eine eigne Begeiſterung regte die Trägſten auf, ſelbſt den älteren Männern riß der Faden gewöhnlicher Hofconverſation, wo es nur auf Wörter ankommt, denen von außen her einiger Sinn anfliegt, jählings ab, und es war luſtig wie jeder mit ſichtlicher Qual darnach rang, in Wort und Miene recht ſonntagsmäßig vor der Fremden zu erſcheinen. Aurelie nahm dieſe Huldigungen mit niedergeſchlagenen Augen in holder Anmuth doch erröthend auf: aber als nun der Fürſt die älteren Männer um ſich ſammelte und mancher bildſchöne Jüngling ſich ſchüchtern mit freundlichen Worten Aurelien nahte, wurde ſie ſichtlich heitrer und unbefangener. Vorzüglich gelang es einem Major von der Leibgarde, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, ſo daß ſie bald in lebhaftem Geſpräch begriffen ſchienen. Ich kannte den Major als entſchiedenen Liebling der Weiber. Er wußte, mit geringem Aufwande harmlosſcheinender Mittel, Sinn und Geiſt aufzuregen und zu umſtricken. Mit feinem Ohr auch den leiſeſten Anklang erlauſchend, ließ er ſchnell, wie ein geſchickter Spieler, alle verwandte Akkorde nach Willkür vibriren, ſo daß die Getäuſchte in den fremden Tönen nur ihre eigne innere Muſik zu hören glaubte. — Ich ſtand nicht fern von Aurelien, ſie ſchien mich nicht zu bemerken — ich wollte hin zu ihr, aber wie mit eiſernen Banden gefeſſelt, vermochte ich nicht, mich von der Stelle zu rühren. — Noch einmal den Major ſcharf anblickend, war es mir plötzlich, als ſtehe Viktorin bei Aurelien. Da lachte ich auf im grimmigen Hohn: „Hey! — Hey! Du Verruchter, haſt Du Dich im Teufelsgrunde ſo weich gebettet, daß Du in toller Brunſt trachten magſt nach der Buhlin des Mönchs?“ —

Ich weiß nicht, ob ich dieſe Worte wirklich ſprach, aber ich hörte mich ſelbſt lachen, und fuhr auf wie aus tiefem Traum, als der alte Hofmarſchall, ſanft meine Hand faſſend, frug: „Worüber erfreuen Sie Sich ſo, lieber Herr Leonard?“ — Eiskalt durchbebte es mich!

Waren das nicht die Worte des frommen Bruders Cyrill, der mich eben ſo frug, als er bei der Einkleidung mein freveliches Lächeln bemerkte? — Kaum vermochte ich, etwas Unzuſammenhängendes herzuſtammeln. Ich fühlte es, daß Aurelie nicht mehr in meiner Nähe war, doch wagte ich es nicht, aufzublicken, ich rannte fort durch die erleuchteten Säle. Wohl mag mein ganzes Weſen gar unheimlich erſchienen ſeyn; denn ich bemerkte, wie mir Alles ſcheu auswich, als ich die breite Haupttreppe mehr herabſprang, als herabſtieg.

Ich mied den Hof, denn Aurelien, ohne Gefahr mein tiefſtes Geheimniß zu verrathen, wiederzuſehen, ſchien mir unmöglich. Einſam lief ich durch Flur und Wald, nur ſie denkend, nur ſie ſchauend. Feſter und feſter wurde meine Ueberzeugung, daß ein dunkles Verhängniß ihr Geſchick in das meinige verſchlungen habe, und daß das, was mir manchmal als ſundhafter Frevel erſchienen, nur die Erfüllung eines ewigen unabänderlichen Rathſchluſſes ſey. So mich ermuthigend lachte ich der Gefahr, die mir dann drohen könnte, wenn Aurelie in mir Hermogens Mörder erkennen ſollte. Dies dünkte mir jedoch überdem höchſt unwahrſcheinlich. — Wie erbärmlich erſchienen mir nun jene Jünglinge, die in eitlem Wahn ſich um die bemühten, die ſo ganz und gar mein Eigen worden, daß ihr leiſeſter Lebenshauch nur durch das Seyn in mir bedingt ſchien. — Was ſind mir dieſe Grafen, dieſe Freiherren, dieſe Kammerherren, dieſe Offiziere in ihren bunten Röcken — in ihrem blinkenden Golde, ihren ſchimmernden Orden, anders als ohnmächtige, geſchmückte Inſektlein, die ich, wird mir das Volk läſtig, mit kräftiger Fauſt zermalme. — In der Kutte will ich unter ſie treten, Aurelien bräutlich geſchmückt in meinen Armen, und dieſe ſtolze, feindliche Fürſtin ſoll ſelbſt das Hochzeitslager bereiten dem ſiegenden Mönch, den ſie verachtet. — In ſolchen Gedanken arbeitend, rief ich oft laut Aureliens Namen und lachte und heulte wie ein Wahnſinniger. Aber bald legte ſich der Sturm. Ich wurde ruhiger und fähig, darüber Entſchlüſſe zu faſſen, wie ich nun mich Aurelien nähern wollte. — Eben ſchlich ich eines Tages durch den Park, nachſinnend, ob es rathſam ſey, die Abendgeſellſchaft zu beſuchen, die der Fürſt anſagen laſſen, als man von hinten her auf meine Schulter klopfte. Ich wandte mich um, der Leibarzt ſtand vor mir. „Erlauben Sie mir Ihren werthen Puls!“ fing er ſogleich an, und griff, ſtarr mir ins Auge blickend, nach meinem Arm. „Was bedeutet das?“ frug ich erſtaunt. Nicht viel, fuhr er fort: es ſoll hier ſtill und heimlich einige Tollheit umherſchleichen, die die Menſchen recht banditenmäßig überfällt und ihnen eins verſetzt, daß ſie laut aufkreiſchen müſſen, klingt das auch zuweilen nur wie ein unſinnig' Lachen. Indeſſen kann alles auch nur ein Phantasma, oder jener tolle Teufel nur ein gelindes Fieber mit ſteigender

Hitze ſeyn, darum erlauben Sie Ihren werthen Puls, Liebſter! — „Ich verſichere Sie, mein Herr! daß ich von dem Allen kein Wort verſtehe!“ So fiel ich ein, aber der Leibarzt hatte meinen Arm gefaßt und zählte den Puls mit zum Himmel gerichtetem Blick — eins — zwei, drei. — Mir war ſein wunderliches Betragen räthſelhaft, ich drang in ihn, mir doch nur zu ſagen, was er eigentlich wolle. „Sie wiſſen alſo nicht, werther Herr Leonard, daß Sie neulich den ganzen Hof in Schrecken und Beſtürzung geſetzt haben? — Die Oberhofmeiſterin leidet bis dato an Krampfen, und der Conſiſtorial-Präſident verſäumt die wichtigſten Seſſionen, weil es Ihnen beliebt hat, über ſeine podagriſchen Füße wegzurennen, ſo daß er, im Lehnſtuhl ſitzend, noch über mannigfache Stiche beträchtlich brüllt! — das geſchah nämlich, als Sie, wie von einiger Tollheit heimgeſucht, aus dem Saale ſtürzten, nachdem Sie ohne merkliche Urſache ſo aufgelacht hatten, daß Allen ein Grauſen ankam und ſich die Haare ſträubten!“ — In dem Augenblick dachte ich an den Hofmarſchall und meinte, daß ich mich nun wohl erinnere in Gedanken laut aufgelacht zu haben, um ſo weniger könne das aber von ſolch wunderlicher Wirkung geweſen ſeyn, als der Hofmarſchall mich ja ganz ſanft gefragt hätte: worüber ich mich ſo erfreue? „Ei, Ei! — fuhr der Leibarzt fort: das will nichts bedeuten, der Hofmarſchall iſt ſolch ein homo impavidus, der ſich aus dem Teufel ſelbſt nichts macht. Er blieb in ſeiner ruhigen Dolcezza, obgleich erwähnter Conſiſtorial-Präſident wirklich meinte, der Teufel habe aus Ihnen, mein Theurer! auf ſeine Weiſe gelächelt, und unſere ſchöne Aurelie von ſolchem Grauſen und Entſetzen ergriffen wurde, daß alle Bemühungen der Herrſchaft ſie zu beruhigen, vergebens blieben, und ſie bald die Geſellſchaft verlaſſen mußte, zur Verzweiflung ſämmtlicher Herren, denen ſichtlich das Liebesfeuer aus den exaltirten Toupees dampfte! In dem Augenblick, als Sie, werther Herr Leonard, ſo lieblich lachten, ſoll Aurelie mit ſchneidendem in das Herz dringendem Ton: Hermogen! gerufen haben. Ei, ei! was mag das bedeuten? — Das könnten Sie vielleicht wiſſen — Sie ſind überhaupt ein lieber, luſtiger, kluger Mann, Herr Leonard, und es iſt mir nicht unlieb, daß ich Ihnen Francesko's merkwürdige Geſchichte anvertraut habe, das muß recht lehrreich für Sie werden!“ — Immer fort hielt der Leibarzt meinen Arm feſt, und ſah mir ſtarr in die Augen. — Ich weiß, ſagte ich, mich ziemlich unſanft losmachend: ich weiß Ihre wunderlichen Reden nicht zu deuten, mein Herr, aber ich muß geſtehen, daß, als ich Aurelien von den geſchmückten Herren umlagert ſah, denen, wie Sie witzig bemerken, das Liebesfeuer aus den exaltirten Toupees dampfte, mir eine ſehr bittre Erinnerung aus meinem früheren Leben durch die Seele fuhr, und daß ich, von recht grimmigem Hohn über mancher Menſchen thörigt' Treiben ergriffen, unwillkürlich hell auflachen mußte. Es thut mir leid, daß ich, ohne es zu wollen, ſo viel Unheil angerichtet habe, und ich büße dafür, indem ich mich ſelbſt auf einige Zeit vom Hofe verbanne. Mag mir die Fürſtin, mag mir Aurelie verzeihen. „Ei, mein lieber Herr Leonard, verſetzte der Leibarzt, man hat ja wohl wunderliche Anwandlungen, denen man leicht widerſteht, wenn man ſonſt nur reinen Herzens iſt.“ — Wer darf ſich deſſen rühmen hienieden? frug ich dumpf in mich hinein. Der Leibarzt änderte plötzlich Blick und Ton. Sie ſcheinen mir, ſprach er mild und ernſt; Sie ſcheinen mir aber doch wirklich krank. — Sie ſehen blaß und verſtört aus — Ihr Auge iſt eingefallen und brennt ſeltſam in röthlicher Glut... Ihr Puls geht fieberhaft... Ihre Sprache klingt dumpf ... ſoll ich Ihnen etwas aufſchreiben? — „Gift!“ ſprach ich kaum vernehmbar. — Ho ho! rief der Leibarzt, ſteht es ſo mit Ihnen? Nun nun, ſtatt des Gifts das niederſchlagende Mittel zerſtreuender Geſellſchaft. — Es kann aber auch ſeyn, daß ... Wunderlich iſt es aber doch ... vielleicht — „Ich bitte Sie, mein Herr!“ rief ich ganz erzürnt: „Ich bitte Sie mich nicht mit abgebrochenen unverſtändlichen Reden zu quälen, ſondern lieber geradezu Alles ...“ — Halt! unterbrach mich der Leibarzt: halt ... es giebt die wunderlichſten Täuſchungen, mein Herr Leonard: beinahe iſts mir gewiß, daß man auf augenblicklichen Eindruck eine Hypotheſe gebaut hat, die vielleicht in wenigen Minuten in Nichts zerfällt. Dort kommt die Fürſtin mit Aurelien, nützen Sie dieſes zufällige Zuſammentreffen, entſchuldigen Sie Ihr Betragen ... Eigentlich ... mein Gott! eigentlich haben Sie ja auch nur gelacht ... freilich auf etwas wunderliche Weiſe, wer kann aber dafür, daß ſchwach nervige Perſonen darüber erſchrecken. Adieu! —

Der Leibarzt ſprang mit der ihm eignen Behendigkeit davon. Die Fürſtin kam mit Aurelien den Gang herab. — Ich erbebte. — Mit aller Gewalt raffte ich mich zuſammen. Ich fühlte nach des Leibarztes geheimnißvollen Reden, daß es nun galt, mich auf der

Stelle zu behaupten. Keck trat ich den Kommenden entgegen. Als Aurelie mich ins Auge faßte, ſank ſie mit einem dumpfen Schrei wie todt zuſammen, ich wollte hinzu, mit Abſcheu und Entſetzen winkte mich die Fürſtin fort, laut um Hülfe rufend. Wie von Furien und Teufeln gepeitſcht, rannte ich fort durch den Park. Ich ſchloß mich in meine Wohnung ein, und warf mich, vor Wuth und Verzweiflung knirſchend, aufs Lager! — Der Abend kam, die Nacht brach ein, da hörte ich die Hausthüre aufſchließen, mehrere Stimmen murmelten und flüſterten durch einander, es wankte und tappte die Treppe herauf — endlich pochte man an meine Thüre und befahl mir, im Namen der Obrigkeit, aufzumachen. Ohne deutliches Bewußtſeyn, was mir drohen könne, glaubte ich zu fühlen, daß ich nun verloren ſey. Rettung durch Flucht — ſo dachte ich, und riß das Fenſter auf. Ich erblickte Bewaffnete vor dem Hauſe, von denen mich Einer ſogleich bemerkte. Wohin? rief er mir zu, und in dem Augenblick wurde die Thüre meines Schlafzimmers geſprengt. Mehrere Männer traten herein; bei dem Leuchten der Laterne, die einer von ihnen trug, erkannte ich ſie für Polizeiſoldaten. Man zeigte mir die Ordre des Criminalgerichts, mich zu verhaften, vor; jeder Widerſtand wäre thörigt geweſen. Man warf mich in den Wagen, der vor dem Hauſe hielt, und als ich, an dem Ort, der meine Beſtimmung ſchien, angekommen, frug, wo ich mich befände? ſo erhielt ich zur Antwort: in den Gefängniſſen der obern Burg. Ich wußte, daß man hier gefährliche Verbrecher während des Prozeſſes einſperre. Nicht lange dauerte es, ſo wurde mein Bette gebracht, und der Gefangenwärter frug mich, ob ich noch etwas zu meiner Bequemlichkeit wünſche? Ich verneinte das, und blieb endlich allein. Die lange nachhallenden Tritte und das Auf- und Zuſchließen vieler Thüren ließen mich wahrnehmen, daß ich mich in einem der innerſten Gefängniſſe auf der Burg befand. Auf mir ſelbſt unerklärliche Weiſe war ich während der ziemlich langen Fahrt ruhig geworden, ja in einer Art Sinnesbetäubung erblickte ich alle Bilder, die mir vorübergingen, nur in blaſſen halberloſchenen Farben. Ich erlag nicht dem Schlaf, ſondern einer Gedanken und Phantaſie lähmenden Ohnmacht. Als ich am hellen Morgen erwachte, kam mir nur nach und nach die Erinnerung deſſen, was geſchehen und wo ich hingebracht worden. Die gewölbte ganz zellenartige Kammer, wo ich lag, hätte mir kaum ein Gefängniß geſchienen, wenn nicht das kleine Fenſter ſtark mit Eiſenſtäben vergittert und ſo hoch angebracht geweſen wäre, daß ich es nicht einmal mit ausgeſtreckter Hand erreichen, viel weniger hinausſchauen konnte. Nur wenige Sonnenſtrahlen fielen ſparſam hinein; mich wandelte die Luſt an, die Umgebungen meines Aufenthaltes zu erforſchen, ich rückte daher mein Bette heran und ſtellte den Tiſch darauf. Eben wollte ich hinaufklettern, als der Gefangenwärter hereintrat und über mein Beginnen ſehr verwundert ſchien. Er frug mich, was ich da mache, ich erwiederte, daß ich nur hinausſchauen wollen; ſchweigend trug er Tiſch, Bette und den Stuhl fort und ſchloß mich ſogleich wieder ein. Nicht eine Stunde hatte es gedauert, als er von zwei andern Männern begleitet, wieder erſchien und mich durch lange Gänge Trepp' auf, Trepp' ab führte, bis ich endlich in einen kleinen Saal eintrat, wo mich der Kriminalrichter erwartete. Ihm zur Seite ſaß ein junger Mann, dem er in der Folge Alles, was ich auf die an mich gerichteten Fragen erwiedert hatte, laut in die Feder diktirte. Meinen ehemaligen Verhältniſſen bei Hofe und der allgemeinen Achtung, die ich in der That ſo lange genoſſen hatte, mochte ich die höfliche Art danken, mit der man mich behandelte, wiewohl ich auch die Ueberzeugung darauf baute, daß nur Vermuthungen, die hauptſächlich auf Aureliens ahnendem Gefühl beruhen konnten, meine Verhaftung veranlaßt hatten. Der Richter forderte mich auf, meine bisherigen Lebensverhältniſſe genau anzugeben; ich bat ihn, mir erſt die Urſache meiner plötzlichen Verhaftung zu ſagen, er erwiederte, daß ich über das mir Schuld gegebene Verbrechen zu ſeiner Zeit genau genug vernommen werden ſolle. Jetzt komme es nur darauf an, meinen ganzen Lebenslauf bis zur Ankunft in der Reſidenz auf das genaueſte zu wiſſen, und er müſſe mich daran erinnern, daß es dem Criminalgericht nicht an Mitteln fehlen würde, auch dem kleinſten von mir angegebenen Umſtande nachzuſpüren, weshalb ich denn ja der ſtrengſten Wahrheit treu bleiben möge. Dieſe Ermahnung, die der Richter, ein kleiner dürrer Mann mit fuchsrothen Haaren, mit heiſerer, lächerlich quäkender Stimme mir hielt, indem er die grauen Augen weit aufriß, fiel auf einen fruchtbaren Boden; denn ich erinnerte mich nun, daß ich in meiner Erzählung den Faden genau ſo aufgreifen und fortſpinnen müſſe, wie ich ihn angelegt, als ich bei Hofe meinen Namen und Geburtsort angab. Auch war es wohl völlig, alles Auffallende vermeidend, meinen Lebenslauf ins Alltägliche, aber weit Entfernte, Ungewiſſe zu ſpielen, ſo daß die weitern Nachforſchungen dadurch auf jeden Fall weit ausſehend und ſchwierig werden mußten. In dem Augenblick kam mir auch ein junger Pole ins Gedächtniß, mit dem ich auf dem Seminar in B. ſtudirte; ich beſchloß, ſeine einfachen Lebensumſtände mir anzueignen. So gerüſtet begann ich in folgender Art: „Es mag wohl ſeyn, daß man mich eines ſchweren Verbrechens beſchuldigt, ich habe indeſſen hier unter den Augen des Fürſten und der ganzen Stadt gelebt, und es iſt während der Zeit meines Aufenthaltes kein Verbrechen verübt worden, für deſſen Urheber ich gehalten werden oder deſſen Theilnehmer ich ſeyn könnte. Es muß alſo ein Fremder ſeyn, der mich eines in früherer Zeit begangenen Verbrechens anklagt, und da ich mich von aller Schuld völlig rein fühle, ſo hat vielleicht nur eine unglückliche Aehnlichkeit die Vermuthung meiner Schuld erregt; um ſo härter finde ich es aber, daß man mich leerer Vermuthungen und vorgefaßter Meinungen wegen, dem überführten Verbrecher gleich, in ein ſtrenges Criminal-Gefängniß ſperrt. Warum ſtellt man mich nicht meinem leichtſinnigen, vielleicht boshaften Ankläger unter die Augen? ... Gewiß iſt es am Ende ein alberner Thor, der ...“ „Gemach, gemach, Herr Leonard, quäkte der Richter; menagiren Sie ſich. Sie könnten ſonſt garſtig anſtoßen gegen hohe Perſonen, und die fremde Perſon, die Sie, mein Herr Leonard, oder Herr ... (er biß ſich ſchnell in die Lippen) erkannt hat, iſt auch weder leichtſinnig noch albern, ſondern ... Nun, und dann haben wir gute Nachrichten aus der ...“ Er nannte die Gegend, wo die Güter des Barons F. lagen und alles klärte ſich dadurch mir deutlich auf. Entſchieden war es, daß Aurelie in mir den Mönch erkannt hatte, der ihren Bruder ermordete. Dieſer Mönch war ja aber Medardus, der berühmte Canzelredner aus dem Capuzinerkloſter in B. Als dieſen hatte ihn Reinhold erkannt und ſo hatte er ſich auch ſelbſt kund gethan. Daß Francesko der Vater jenes Medardus war, wußte die Aebtiſſin, und ſo mußte meine Aehnlichkeit mit ihm, die der Fürſtin gleich Anfangs ſo unheimlich worden, die Vermuthungen, welche die Fürſtin und die Aebtiſſin vielleicht ſchon brieflich unter ſich angeregt hatten, beinahe zur Gewißheit erheben. Möglich war es auch, daß Nachrichten ſelbſt aus dem Capuzinerkloſter in B. eingeholt worden; daß man meine Spur genau verfolgt und ſo die Identität meiner Perſon mit dem Mönch Medardus feſtgeſtellt hatte. Alles dieſes überdachte ich ſchnell, und ſah die Gefahr meiner Lage. Der Richter ſchwatzte noch fort, und dies brachte mir Vortheil, denn es fiel mir auch jetzt der lange vergebens geſuchte Name des polniſchen Städtchens ein, das ich der alten Dame bei Hofe als meinen Geburtsort genannt hatte. Kaum endete daher der Richter ſeinen Sermon mit der barſchen Aufforderung, daß ich nun ohne weiteres meinen bisherigen Lebenslauf erzählen ſolle, als ich anfing: „Ich heiße eigentlich Leonard Krczinski „und bin der einzige Sohn eines Edelmanns, der ſein Gütchen verkauft hatte und ſich in Kwiecziczewo aufhielt.“ — Wie, was? — rief der Richter, indem er ſich vergebens bemühte, meinen, ſo wie den Namen meines angeblichen Geburtsorts, nachzuſprechen. Der Protokollführer wußte gar nicht, wie er die Wörter aufſchreiben ſollte; ich mußte beide Namen ſelbſt einrücken, und fuhr dann fort: „Sie „bemerken, mein Herr, wie ſchwer es der deutſchen Zunge wird, meinen Conſonantenreichen Namen nachzuſprechen, und darin liegt die „Urſache, warum ich ihn, ſo wie ich nach Deutſchland kam, wegwarf „und mich blos nach meinem Vornamen, Leonard, nannte. Uebrigens kann keines Menſchen Lebenslauf einfacher ſeyn, als der meinige. Mein Vater, ſelbſt ziemlich unterrichtet, billigte meinen entſchiedenen Hang zu den Wiſſenſchaften, und wollte mich eben nach „Krakau zu einem ihm verwandten Geiſtlichen, Stanislaw Krczinski „ſchicken, als er ſtarb. Niemand bekümmerte ſich um mich, ich verkaufte die kleine Habe, zog einige Schulden ein, und begab mich „wirklich mit dem ganzen mir von meinem Vater hinterlaſſenen Vermögen nach Krakau, wo ich einige Jahre unter meines Verwandten „Aufſicht ſtudirte. Dann ging ich nach Danzig und nach Königsberg. „Endlich trieb es mich, wie mit unwiderſtehlicher Gewalt, eine Reiſe „nach dem Süden zu machen; ich hoffte, mich mit dem Reſt meines „kleinen Vermögens durchzubringen und dann eine Anſtellung bei „irgend einer Univerſität zu finden, doch wäre es mir hier beinahe „ſchlimm ergangen, wenn nicht ein beträchtlicher Gewinn an der „Farobank des Fürſten mich in den Stand geſetzt hätte, hier noch „ganz gemächlich zu verweilen und dann, wie ich es im Sinn hatte, „meine Reiſe nach Italien fortzuſetzen. Irgend etwas Ausgezeichnetes, „das werth wäre, erzählt zu werden, hat ſich in meinem Leben gar nicht zugetragen. Doch muß ich wohl noch erwähnen, daß es mir leicht geweſen ſeyn würde, die Wahrheit meiner Angaben ganz unzweifelhaft nachzuweiſen, wenn nicht ein ganz beſondrer Zufall mich um meine Brieftaſche gebracht hätte, worin mein Paß, meine Reiſeroute und verſchiedene andere Scripturen befindlich waren, die jenem Zweck gedient hätten." — Der Richter fuhr ſichtlich auf, er ſah mich ſcharf an, und frug mit beinahe ſpöttiſchem Ton, welcher Zufall mich denn außer Stande geſetzt hätte, mich, wie es verlangt werden müßte, zu legitimiren. „Vor mehreren Monaten, ſo erzählte ich: befand ich mich auf dem Wege hieher im Gebirge. Die anmuthige Jahreszeit, ſo wie die herrliche romantiſche Gegend beſtimmten mich, den Weg zu Fuße zu machen. Ermüdet ſaß ich eines Tages in dem Wirthshauſe eines kleinen Dörfchens; ich hatte mir Erfriſchungen reichen laſſen und ein Blättchen aus meiner Brieftaſche genommen, um irgend Etwas, das mir eingefallen, aufzuzeichnen; die Brieftaſche lag vor mir auf dem Tiſche. Bald darauf kam ein Reiter daher geſprengt, deſſen ſonderbare Kleidung und verwildertes Anſehen meine Aufmerkſamkeit erregte. Er trat ins Zimmer, forderte einen Trunk und ſetzte ſich, finſter und ſcheu mich anblickend, mir gegenüber an den Tiſch. Der Mann war mir unheimlich, ich trat daher ins Freie hinaus. Bald darauf kam auch der Reiter, bezahlte den Wirth und ſprengte mich flüchtig grüßend, davon. Ich ſtand im Begriff, weiter zu gehen, als ich mich der Brieftaſche erinnerte, die ich in der Stube auf dem Tiſche liegen laſſen; ich ging hinein und fand ſie noch auf dem alten Platz. Erſt des andern Tages, als ich die Brieftaſche hervorzog, entdeckte ich, daß es nicht die meinige war, ſondern daß ſie wahrſcheinlich dem Fremden gehörte, der gewiß aus Irrthum die meinige eingeſteckt hatte. Nur einige mir unverſtändliche Notizen und mehrere an einen Grafen Viktorin gerichtete Briefe befanden ſich darin. Dieſe Brieftaſche nebſt dem Inhalt wird man noch unter meinen Sachen finden; in der meinigen hatte ich, wie geſagt, meinen Paß, meine Reiſeroute und, wie mir jetzt eben einfällt, ſogar meinen Taufſchein; um das Alles bin ich durch jene Verwechslung gekommen." — Der Richter ließ ſich den Fremden, deſſen ich erwähnt, von Kopf bis zu Fuß beſchreiben, und ich ermangelte nicht, die Figur mit aller nur möglichen Eigenthümlichkeit aus der Geſtalt des Grafen Viktorin und aus der meinigen auf der Flucht aus dem Schloſſe des Barons F. geſchickt zuſammenzufügen. Nicht aufhören konnte der Richter, mich über die kleinſten Umſtände dieſer Begebenheit auszufragen, und indem ich Alles befriedigend beantwortete, ründete ſich das Bild davon ſo in meinem Innern, daß ich ſelbſt daran glaubte, und keine Gefahr lief, mich in Widerſprüche zu verwickeln. Mit Recht konnte ich es übrigens wohl für einen glücklichen Gedanken halten, wenn ich, den Beſitz jener an den Grafen Viktorin gerichteten Briefe, die in der That ſich noch im Portefeuille befanden, rechtfertigend, zugleich eine fingirte Perſon einzuflechten ſuchte, die künftig, je nachdem die Umſtände darauf hindeuteten, den entflohenen Medardus oder den Grafen Viktorin vorſtellen konnte. Dabei fiel mir ein, daß vielleicht unter Euphemiens Papieren ſich Briefe vorfanden, die über Viktorins Plan, als Mönch im Schloſſe zu erſcheinen, Aufſchluß gaben, und daß dies aufs neue den eigentlichen Hergang der Sache verdunkeln und verwirren könne. Meine Phantaſie arbeitete fort, indem der Richter mich frug, und es entwickelten ſich mir immer neue Mittel, mich vor jeder Entdeckung zu ſichern, ſo daß ich auf das Aergſte gefaßt zu ſeyn glaubte. — Ich erwartete nun, da über mein Leben im Allgemeinen Alles genug erörtert ſchien, daß der Richter dem mir angeſchuldigten Verbrechen näher kommen würde, es war aber dem nicht ſo; vielmehr frug er, warum ich habe aus dem Gefängniß entfliehen wollen? — Ich verſicherte, daß mir dies nicht in den Sinn gekommen ſey. Das Zeugniß des Gefangenwärters, der mich an das Fenſter hinaufkletternd angetroffen, ſchien aber wider mich zu ſprechen. Der Richter drohte mir, daß ich nach einem zweiten Verſuch angeſchloſſen werden ſolle. Ich wurde in den Kerker zurückgeführt. — Man hatte mir das Bette genommen und ein Strohlager auf dem Boden bereitet, der Tiſch war feſtgeſchraubt, ſtatt des Stuhles fand ich eine ſehr niedrige Bank. Es vergingen drei Tage, ohne daß man weiter nach mir frug, ich ſah nur das mürriſche Geſicht eines alten Knechts, der mir das Eſſen brachte, und Abends die Lampe anſteckte. Da ließ die geſpannte Stimmung nach, in der es mir war, als ſtehe ich im luſtigen Kampf auf Leben und Tod, den ich wie ein wackrer Streiter ausfechten werde. Ich fiel in ein trübes düſtres Hinbrüten, Alles ſchien mir gleichgültig, ſelbſt Aureliens Bild war verſchwunden. Doch bald rüttelte ſich der Geiſt wieder auf, aber nur um ſtärker von dem unheimlichen, krankhaften Gefühl befangen zu werden, das die Einſamkeit, die dumpfe Kerkerluft erzeugt hatte, und dem ich nicht zu widerſtehen vermochte. Ich konnte nicht mehr ſchlafen. In den wunderlichen Reflexen, die der düſtre flackernde Schein der Lampe an Wände und Decke warf, grinzten mich allerlei verzerrte Geſichter an; ich löſchte die Lampe aus, ich barg mich in die Strohkiſſen, aber gräßlicher tönte dann das dumpfe Stöhnen, das Kettengeraſſel der Gefangenen durch die grauenvolle Stille der Nacht. Oft war es mir, als höre ich Euphemiens — Viktorins Todesröcheln. „Bin ich denn Schuld an euerm Verderben? wart ihr es nicht ſelbſt, Verruchte! die ihr euch hingabt meinem rächenden Arm?" — So ſchrie ich laut auf, aber dann ging ein langer, tief ausathmender Todesſeufzer durch die Gewölbe, und in wilder Verzweiflung heulte ich: „Du biſt es Hermogen! ... nah iſt die Rache! ... Keine Rettung mehr!" — In der neunten Nacht mochte es ſeyn, als ich, halb ohnmächtig von Grauen und Entſetzen, auf dem kalten Boden des Gefängniſſes ausgeſtreckt lag. Da vernahm ich deutlich unter mir ein leiſes, abgemeſſenes Klopfen. Ich horchte auf, das Klopfen dauerte fort, und dazwiſchen lachte es ſeltſamlich aus dem Boden hervor! — Ich ſprang auf, und warf mich auf das Strohlager, aber immer fort klopfte es, und lachte und ſtöhnte dazwiſchen. — Endlich rief es leiſe, leiſe, aber wie mit häßlicher, heiſerer, ſtammelnder Stimme hinter einander fort: Me-dar-dus! Me-dar-dus! — Ein Eisſtrom goß ſich mir durch die Glieder! Ich ermannte mich und rief: Wer da! Wer iſt da? — Lauter lachte es nun, und ſtöhnte und ächzte und klopfte und ſtammelte heiſer: Me-dar-dus... Me-dar-dus! — Ich raffte mich auf vom Lager. „Wer Du auch biſt, der Du hier tollen Spuk treibſt, ſtell Dich her ſichtbarlich vor meine Augen, daß ich Dich ſchauen mag, oder höre auf mit Deinem wüſten Lachen und Klopfen!" — So rief ich in die dicke Finſterniß hinein, aber recht unter meinen Füßen klopfte es ſtärker und ſtammelte: Hihihi ... hihihi ... Brü-der-lein ... Brü-der-lein ... Me-dar-dus ... ich bin da ... bin da .. ma-mach auf ... auf ... wir wo-wollen in den Wa-Wald gehn ... Wald gehn! — Jetzt tönte die Stimme dunkel in meinem Innern wie bekannt; ich hatte ſie ſchon ſonſt gehört, doch nicht, wie mich es dünkte, ſo abgebrochen und ſo ſtammelnd. Ja mit Entſetzen glaubte ich, meinen eignen Sprachton zu vernehmen. Unwillkürlich, als wollte ich verſuchen, ob es dem ſo ſey, ſtammelte ich nach: Me-dar-dus ... Me-dar-dus! Da lachte es wieder, aber höhniſch und grimmig, und rief: Bru-der-lein ... Bru-der-lein, haſt ... Du, Du mi-mich erkannt ... erkannt? ... ma-mach auf ... wir wo-wollen in den Wa-Wald ... in den Wald! — „Armer Wahnſinniger, ſo ſprach es dumpf und ſchauerlich aus mir heraus: Armer Wahnſinniger, nicht aufmachen kann ich Dir, nicht heraus mit Dir in den ſchönen Wald, in die herrliche freie Frühlingsluft, die draußen wehen mag; eingeſperrt im dumpfen düſtern Kerker bin ich wie Du!" — Da ächzte es im troſtloſen Jammer, und immer leiſer und unvernehmlicher wurde das Klopfen, bis es endlich ganz ſchwieg; der Morgen brach durch das Fenſter, die Schlöſſer raſſelten, und der Kerkermeiſter, den ich die ganze Zeit über nicht geſehen, trat herein. „Man hat, fing er an: in dieſer Nacht allerlei Lärm in Ihrem Zimmer gehört und lautes Sprechen. Wie iſt es damit?" — Ich habe die Gewohnheit, erwiederte ich ſo ruhig, als es mir nur möglich war: laut und ſtark im Schlafe zu reden, und führte ich auch im Wachen Selbſtgeſpräche, ſo glaube ich, daß mir dies wohl erlaubt ſeyn wird. — „Wahrſcheinlich, fuhr der Kerkermeiſter fort: iſt Ihnen bekannt worden, daß jeder Verſuch zu entfliehen, jedes Einverſtändniß mit den Mitgefangenen hart geahndet wird." — Ich betheuerte, nichts dergleichen hätte ich vor. — Ein paar Stunden nachher führte man mich hinauf zum Criminal-Gericht. Nicht der Richter, der mich zuerſt vernommen, ſondern ein anderer, ziemlich junger Mann, dem ich auf den erſten Blick anmerkte, daß er dem vorigen an Gewandtheit und eindringendem Sinn weit überlegen ſeyn müſſe, trat freundlich auf mich zu, und lud mich zum Sitzen ein. Noch ſteht er mir gar lebendig vor Augen. Er war für ſeine Jahre ziemlich unterſetzt, ſein Kopf beinahe haarlos, er trug eine Brille. In ſeinem ganzen Weſen lag ſo viel Güte und Gemüthlichkeit, daß ich wohl fühlte, gerade deshalb müſſe jeder nicht ganz verſtockte Verbrecher ihm ſchwer widerſtehen können. Seine Fragen warf er leicht, beinahe im Converſationston hin, aber ſie waren überdacht und ſo präcis geſtellt, daß nur beſtimmte Antworten erfolgen konnten. „Ich muß Sie zuvörderſt fragen, (ſo fing er an) ob alles „das, was Sie über Ihren Lebenslauf angegeben haben, wirklich „gegründet iſt, oder ob bei reiflichem Nachdenken Ihnen nicht dieſer „oder jener Umſtand einfiel, den Sie noch erwähnen wollen?"

Ich habe Alles geſagt, was ich über mein einfaches Leben zu ſagen wußte.

„Haben Sie nie mit Geiſtlichen ... mit Mönchen Umgang ge„pflogen?“

Ja, in Krakau ... Danzig ... Frauenburg ... Königsberg. Am letztern Ort mit den Weltgeiſtlichen, die bei der Kirche als Pfarrer und Kapellan angeſtellt waren.

„Sie haben früher nicht erwähnt, daß Sie auch in Frauenburg „geweſen ſind?“

Weil ich es nicht der Mühe werth hielt, eines kurzen, wie mich [illegible]igen Aufenthalts dort, auf der Reiſe von Danzig nach Königsberg, zu erwähnen.

„Alſo in Kwiecziczewo ſind Sie geboren?“

Dies frug der Richter plötzlich in polniſcher Sprache, und zwar in ächt polniſchem Dialekt, jedoch ebenfalls ganz leicht hin. Ich wurde in der That einen Augenblick verwirrt, raffte mich jedoch zuſammen, beſann mich auf das wenige Polniſche, was ich von meinem Freunde Krezinski im Seminar gelernt hatte, und antwortete:

Auf dem kleinen Gute meines Vaters bei Kwiecziczewo.

„Wie hieß dieſes Gut?“

Kreziniewo, das Stammgut meiner Familie.

„Sie ſprechen, für einen Nationalpolen, das Polniſche nicht „ſonderlich aus. Aufrichtig geſagt, in ziemlich deutſchem Dialekt. „Wie kommt das?“

Schon ſeit vielen Jahren ſpreche ich nichts als Deutſch. Ja ſelbſt ſchon in Krakau hatte ich viel Umgang mit Deutſchen, die das Polniſche von mir erlernen wollten; unvermerkt mag ich ihren Dialekt mir angewöhnt haben, wie man leicht provinzielle Ausſprache annimmt, und die beſſere, eigenthümliche darüber vergißt.

Der Richter blickte mich an, ein leiſes Lächeln flog über ſein Geſicht, dann wandte er ſich zum Protokollführer und diktirte ihm leiſe etwas. Ich unterſchied deutlich die Worte: „ſichtlich in Verlegenheit“ und wollte mich eben noch mehr über mein ſchlechtes Polniſch auslaſſen, als der Richter frug:

„Waren Sie niemals in B.?“

Niemals!

„Der Weg von Königsberg hieher kann Sie über den Ort geführt haben?"

Ich habe eine andere Straße eingeſchlagen.

„Haben Sie nie einen Mönch aus dem Capuzinerkloſter in B. kennen gelernt?"

Nein!

Der Richter klingelte, und gab dem hereintretenden Gerichtsdiener leiſe einen Befehl. Bald darauf öffnete ſich die Thüre, und wie durchbebten mich Schreck und Entſetzen, als ich den Pater Cyrillus eintreten ſah. Der Richter frug:

„Kennen Sie dieſen Mann?"

Nein! ... ich habe ihn früher niemals geſehen!

Da heftete Cyrillus den ſtarren Blick auf mich, dann trat er näher; er ſchlug die Hände zuſammen, und rief laut, indem Thränen ihm aus den Augen gewaltſam hervorquollen: „Medardus, Bruder Medardus! ... um Chriſtus willen, wie muß ich Dich wiederfinden, im Verbrechen teufliſch frevelnd. Bruder Medardus, gehe in Dich, bekenne, bereue ... Gottes Langmuth iſt unendlich!" — Der Richter ſchien mit Cyrillus Rede unzufrieden, er unterbrach ihn mit der Frage: „Erkennen Sie dieſen Mann für den Mönch Medardus aus dem Capuzinerkloſter in B.?"

So wahr mir Chriſtus helfe zur Seligkeit, erwiederte Cyrillus: ſo kann ich nicht anders glauben, als daß dieſer Mann, trägt er auch weltliche Kleidung, jener Medardus iſt, der im Capuzinerkloſter zu B. unter meinen Augen Noviz war und die Weihe empfing. Doch hat Medardus das rothe Zeichen eines Kreuzes an der linken Seite des Halſes, und wenn dieſer Mann ... „Sie bemerken, unterbrach der Richter den Mönch, ſich zu mir wendend: daß man Sie für den Capuziner Medardus aus dem Kloſter in B. hält, und daß man eben dieſen Medardus ſchwerer Verbrechen halber angeklagt hat. Sind Sie nicht dieſer Mönch, ſo wird es Ihnen leicht werden, dies darzuthun; eben daß jener Medardus ein beſonderes Abzeichen am Halſe trägt, — welches Sie, ſind Ihre Angaben richtig, nicht haben können — giebt Ihnen die beſte Gelegenheit dazu. Entblößen Sie Ihren Hals." — Es bedarf deſſen nicht, erwiederte ich gefaßt, ein beſonderes Verhängniß ſcheint mir die treueſte Aehnlichkeit mit jenem angeklagten, mir gänzlich unbekannten, Mönch Medardus gegeben zu haben, denn ſelbſt ein rothes Kreuzzeichen trage ich an der linken Seite des Halſes. — Es war dem wirklich ſo, jene Verwundung am Halſe, die mir das diamantne Kreuz der Aebtiſſin zufügte, hatte eine rothe kreuzförmige Narbe hinterlaſſen, die die Zeit nicht vertilgen konnte. „Entblößen Sie Ihren Hals,“ wiederholte der Richter. — Ich that es, da ſchrie Cyrillus laut: „Heilige Mutter Gottes, es iſt es, es iſt das rothe Kreuzzeichen! . . . Medardus . . . Ach, Bruder Medardus, haſt Du denn ganz entſagt dem ewigen Heil?“ — Weinend und halb ohnmächtig ſank er in einen Stuhl. „Was erwiedern Sie auf die Behauptung dieſes ehrwürdigen Geiſtlichen?“ frug der Richter. In dem Augenblick durchfuhr es mich wie eine Blitzesflamme; alle Verzagtheit, die mich zu übermannen drohte, war von mir gewichen, ach, es war der Widerſacher ſelbſt, der mir zuflüſterte: Was vermögen dieſe Schwächlinge gegen Dich Starken in Sinn und Geiſt? . . . Soll Aurelie denn nicht Dein werden? — Ich fuhr heraus beinahe in wildem, höhnendem Trotz: „Dieſer Mönch da, der ohnmächtig im Stuhle liegt, iſt ein ſchwachſinniger, blöder Greis, der in toller Einbildung mich für irgend einen verlaufenen Capuziner ſeines Kloſters hält, von dem ich vielleicht eine flüchtige Aehnlichkeit trage.“ — Der Richter war bis jetzt in ruhiger Faſſung geblieben, ohne Blick und Ton zu ändern: zum erſtenmal verzog ſich nun ſein Geſicht zum finſtern, durchbohrenden Ernſt, er ſtand auf und blickte mir ſcharf ins Auge. Ich muß geſtehen, ſelbſt das Funkeln ſeiner Gläſer hatte für mich etwas Unerträgliches, Entſetzliches, ich konnte nicht weiter reden; von innerer verzweifelnder Wuth grimmig erfaßt, die geballte Fauſt vor der Stirn, ſchrie ich laut auf: Aurelie! — „Was ſoll das, was bedeutet der Name?“ frug der Richter heftig. — Ein dunkles Verhängniß opfert mich dem ſchmachvollen Tode, ſagte ich dumpf, aber ich bin unſchuldig, gewiß . . . ich bin ganz unſchuldig . . . entlaſſen Sie mich . . . haben Sie Mitleiden . . . ich fühle es, daß Wahnſinn mir durch Nerv und Adern zu toben beginnt . . . entlaſſen Sie mich! — Der Richter, wieder ganz ruhig geworden, diktirte dem Protokollführer vieles, was ich nicht verſtand, endlich las er mir eine Verhandlung vor, worin alles was er gefragt und was ich geantwortet, ſo wie, was ſich mit Cyrillus zugetragen hatte, verzeichnet war. Ich mußte meinen Namen unterſchreiben, dann forderte mich der Richter auf, irgend etwas polniſch und deutſch aufzuzeichnen, ich that es. Der Richter nahm das deutſche Blatt, und gab es dem Pater Cyrillus, der ſich unterdeſſen wieder erholt hatte, mit der Frage in die Hände: „Haben dieſe Schriftzüge Aehnlichkeit mit der Hand, die Ihr Kloſterbruder Medardus ſchrieb?“ — Es iſt ganz genau ſeine Hand, bis auf die kleinſten Eigenthümlichkeiten, erwiederte Cyrillus, und wandte ſich wie der zu mir. Er wollte ſprechen, ein Blick des Richters wies ihn zur Ruhe. Der Richter ſah das von mir geſchriebene polniſche Blatt ſehr aufmerkſam durch, dann ſtand er auf, trat dicht vor mir hin, und ſagte mit ſehr ernſtem, entſcheidendem Ton:

„Sie ſind kein Pole. Dieſe Schrift iſt durchaus unrichtig, voller grammatiſcher und orthographiſcher Fehler. Kein Nationalpole ſchreibt ſo, wäre er auch viel weniger wiſſenſchaftlich ausgebildet, als Sie es ſind.“

Ich bin in Krcziniewo geboren, folglich allerdings ein Pole. Selbſt aber in dem Fall, daß ich es nicht wäre, daß geheimnißvolle Umſtände mich zwängen, Stand und Namen zu verläugnen, ſo würde ich deshalb doch nicht der Capuziner Medardus ſeyn dürfen, der aus dem Kloſter in B., wie ich glauben muß, entſprang.

„Ach Bruder Medardus, fiel Cyrillus ein: ſchickte Dich unſer ehrwürdiger Prior Leonardus nicht im Vertrauen auf Deine Treue und Frömmigkeit nach Rom? . . . Bruder Medardus! um Chriſtus willen, verläugne nicht länger auf gottloſe Weiſe den heiligen Stand, dem Du entronnen.“

Ich bitte Sie, uns nicht zu unterbrechen, ſagte der Richter, und fuhr dann, ſich zu mir wendend, fort:

„Ich muß Ihnen bemerklich machen, wie die unverdächtige Ausſage dieſes ehrwürdigen Herrn die dringendſte Vermuthung bewirkt, daß Sie wirklich der Medardus ſind, für den man Sie hält. Nicht verhehlen mag ich auch, daß man Ihnen mehrere Perſonen entgegen ſtellen wird, die Sie für jenen Mönch unzweifelhaft erkannt haben. Unter dieſen Perſonen befindet ſich eine, die Sie, treffen die Vermuthungen ein, ſchwer fürchten müſſen. Ja ſelbſt unter Ihren eigenen Sachen hat ſich Manches gefunden, was den Verdacht wider Sie unterſtützt. Endlich werden bald die Nachrichten über Ihre vorgeblichen Familienumſtände eingehen, um die man die Gerichte in Poſen erſucht hat. . . . Alles dieſes ſage ich Ihnen offner, als es mein Amt gebietet, damit Sie ſich überzeugen, wie wenig ich auf irgend einen

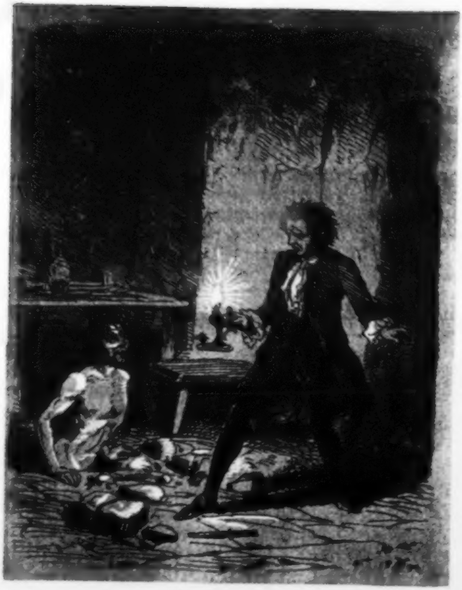
Kunſtgriff rechne, Sie, haben jene Vermuthungen Grund, zum Geſtändniß der Wahrheit zu bringen. Bereiten Sie Sich vor, wie Sie wollen; ſind Sie wirklich jener angeklagte Medardus, ſo glauben Sie, daß der Blick des Richters die tiefſte Verhüllung bald durchdringen wird; Sie werden dann auch ſ[illegible] ſehr genau wiſſen, welcher Verbrechen man Sie anklagt. Sollten Sie dagegen wirklich der Leonard von Krczinski ſeyn, für den Sie Sich ausgeben, und ein beſonderes Spiel der Natur Sie, ſelbſt Rückſichts beſonderer Abzeichen, jenem Medardus ähnlich gemacht haben, ſo werden Sie ſelbſt leicht Mittel finden, dies klar nachzuweiſen. Sie ſchienen mir erſt in einem ſehr exaltirten Zuſtande, ſchon deshalb brach ich die Verhandlung ab, indeſſen wollte ich Ihnen zugleich auch Raum geben zum reiflichen Nachdenken. Nach dem, was heute geſchehen, kann es Ihnen an Stoff dazu nicht fehlen.“

Sie halten alſo meine Angaben durchaus für falſch? ... Sie ſehen in mir den verlaufenen Mönch Medardus? — So frug ich; der Richter ſagte mit einer leichten Verbeugung: Adieu, Herr von Krczinski! und man brachte mich in den Kerker zurück.

Die Worte des Richters durchbohrten mein Innres wie glühende Stacheln. Alles, was ich vorgegeben, kam mir ſeicht und abgeſchmackt vor. Daß die Perſon, der ich entgegengeſtellt werden, und die ich ſo ſchwer zu fürchten haben ſollte, Aurelie ſeyn mußte, war nur zu klar. Wie ſollt' ich das ertragen! Ich dachte nach, was unter meinen Sachen wohl verdächtig ſeyn könne, da fiel es mir ſchwer aufs Herz, daß ich noch aus jener Zeit meines Aufenthaltes auf dem Schloſſe des Barons von F. einen Ring mit Euphemiens Namen beſaß, ſo wie, daß Viktorins Felleiſen, das ich auf meiner Flucht mit mir genommen, noch mit dem Capuziner-Strick zugeſchnürt war! — Ich hielt mich für verloren! — Verzweifelnd rannte ich den Kerker auf und ab. Da war es, als flüſterte, als ziſchte es mir in die Ohren: Du Thor, was verzagſt du? denkſt du nicht an Viktorin? — Laut rief ich: Ha! nicht verloren, gewonnen iſt das Spiel. Es arbeitete und kochte in meinem Innern! — Schon früher hatte ich daran gedacht, daß unter Euphemiens Papieren ſich wohl etwas gefunden haben müſſe, was auf Viktorins Erſcheinen auf dem Schloſſe als Mönch hindeute. Darauf mich ſtützend, wollte ich auf irgend eine Weiſe ein Zuſammentreffen mit Viktorin, ja ſelbſt mit dem Medardus, für den man mich hielt, vorgeben; jenes Abentheuer auf dem Schloſſe, das ſo fürchterlich endete, als von Hörenſagen erzählen, und mich ſelbſt, meine Aehnlichkeit mit jenen Beiden, auf unſchädliche Weiſe geſchickt hinein verflechten. Der kleinſte Umſtand mußte reiflich erwogen werden; aufzuſchreiben beſchloß ich daher den Roman, der mich retten ſollte! — Man bewilligte mir die Schreibematerialien, die ich forderte, um ſchriftlich noch manchen verſchwiegenen Umſtand meines Lebens zu erörtern. Ich arbeitete mit Anſtrengung bis in die Nacht hinein; im Schreiben erhitzte ſich meine Phantaſie, alles formte ſich wie eine geründete Dichtung, und feſter und feſter ſpann ſich das Gewebe endloſer Lügen, womit ich dem Richter die Wahrheit zu verſchleiern hoffte.

Die Burgglocke hatte zwölfe geſchlagen, als ſich wieder leiſe und entfernt das Pochen vernehmen ließ, das mich geſtern ſo verſtört hatte. — Ich wollte nicht darauf achten, aber immer lauter pochte es in abgemeſſenen Schlägen, und dabei fing es wieder an, dazwiſchen zu lachen und zu ächzen. — Stark auf den Tiſch ſchlagend, rief ich laut: Still ihr da drunten! und glaubte mich ſo von dem Grauen, das mich befing, zu ermuthigen; aber da lachte es gellend und ſchneidend durch das Gewölbe, und ſtammelte: Brü-der-lein, Brü-der-lein ... zu dir her-auf ... herauf ... ma-mach auf ... mach auf! — Nun begann es dicht neben mir im Fußboden zu ſchaben, zu raſſeln und zu kratzen, und immer wieder lachte es und ächzte; ſtärker und immer ſtärker wurde das Geräuſch, das Raſſeln, das Kratzen — dazwiſchen dumpf dröhnende Schläge wie das Fallen ſchwerer Maſſen. — Ich war aufgeſtanden, mit der Lampe in der Hand. Da rührte es ſich unter meinem Fuß, ich ſchritt weiter und ſah, wie an der Stelle, wo ich geſtanden, ſich ein Stein des Pflaſters losbröckelte. Ich erfaßte ihn, und hob ihn mit leichter Mühe vollends heraus. Ein düſtrer Schein brach durch die Oeffnung, ein nackter Arm mit einem blinkenden Meſſer in der Hand ſtreckte ſich mir entgegen. Von tiefem Entſetzen durchſchauert bebte ich zurück. Da ſtammelte es von unten herauf: Brü-der-lein! Brü-der-lein, Medar-dus iſt da-da, herauf ... nimm, nimm! ... brich ... brich ... in den Wa-Wald ... in den Wald! — Schnell dachte ich Flucht und Rettung; alles Grauen überwunden, ergriff ich das Meſſer, das die Hand mir willig ließ, und fing an, den Mörtel zwiſchen den Steinen des Fußbodens ämſig

Blatt 23



weggzubrechen. Der, der unten war, drückte wacker herauf. Vier, fünf Steine lagen zur Seite weggeſchleudert, da erhob ſich plötzlich ein nackter Menſch bis an die Hüften aus der Tiefe empor und ſtarrte mich geſpenſtiſch an mit des Wahnſinns grinſendem, entſetzlichem Gelächter. Der volle Schein der Lampe fiel auf das Geſicht — ich erkannte mich ſelbſt — mir vergingen die Sinne. — Ein empfindlicher Schmerz an den Armen weckte mich aus tiefer Ohnmacht; — hell war es um mich her, der Kerkermeiſter ſtand mit einer blendenden Leuchte vor mir, Kettengeraſſel und Hammerſchläge hallten durch das Gewölbe. Man war beſchäftigt, mich in Feſſeln zu ſchmieden. Außer den Hand- und Fußſchellen wurde ich mittelſt eines Ringes um den Leib und einer daran befeſtigten Kette an die Mauer gefeſſelt. „Nun wird es der Herr wohl bleiben laſſen, an das Durchbrechen zu denken,“ ſagte der Kerkermeiſter. — „Was hat denn der Kerl eigentlich gethan?“ frug ein Schmiedeknecht. „Ei, erwiederte der Kerkermeiſter: weißt du denn das nicht, Joſt? … die ganze Stadt iſt ja davon voll. ’s iſt ein verfluchter Capuziner, der drei Menſchen ermordet hat. Sie habens ſchon ganz heraus. In wenigen Tagen haben wir große Galla, da werden die Räder ſpielen.“ — Ich hörte nichts mehr, denn aufs neue entſchwanden mir Sinn und Gedanken. Nur mühſam erholte ich mich aus der Betäubung, finſter blieb es, endlich brachen einige matte Streiflichter des Tages herein in das niedrige, kaum ſechs Fuß hohe Gewölbe, in das, wie ich jetzt zu meinem Entſetzen wahrnahm, man mich aus meinem vorigen Kerker gebracht hatte. Mich dürſtete, ich griff nach dem Waſſer-Kruge, der neben mir ſtand, feucht und kalt ſchlüpfte es mir durch die Hand, ich ſah eine aufgedunſene ſcheußliche Kröte ſchwerfällig davon hüpfen. Voll Ekel und Abſcheu ließ ich den Krug fahren. „Aurelie!“ ſtöhnte ich auf, in dem Gefühl des namenloſen Elends, das nun über mich hereingebrochen. „Und darum das armſelige Läugnen und Lügen vor Gericht? — alle „gleißneriſchen Künſte des teufliſchen Heuchlers? — darum, um ein „zerriſſenes, qualvolles Leben einige Stunden länger zu friſten? Was „willſt du, Wahnſinniger! Aurelien beſitzen, die nur durch ein unerhörtes Verbrechen Dein werden konnte? — denn immerdar, lügſt „du auch der Welt deine Unſchuld vor, würde ſie in dir Hermogens „verruchten Mörder erkennen und dich tief verabſcheuen. Elender, „wahnwitziger Thor, wo ſind nun deine hochfliegenden Pläne, der

„Glaube an deine überirdiſche Macht, womit du das Schickſal ſelbſt „nach Willkür zu lenken wähnteſt; nicht zu tödten vermagſt du den „Wurm der an deinem Herzmark mit tödtlichen Biſſen nagt, ſchmachvoll verderben wirſt du in troſtloſem Jammer, wenn der Arm der „Gerechtigkeit auch deiner ſchont." So laut klagend, warf ich mich auf das Stroh und fühlte in dem Augenblick einen Druck auf der Bruſt, der von einem harten Körper in der Buſentaſche meiner Weſte herzurühren ſchien. Ich faßte hinein, und zog ein kleines Meſſer hervor. Nie hatte ich, ſo lange ich im Kerker war, ein Meſſer bei mir getragen, es mußte daher daſſelbe ſeyn, das mir mein geſpenſtiſches Ebenbild herauf gereicht hatte. Mühſam ſtand ich auf, und hielt das Meſſer in den ſtärker hereinbrechenden Lichtſtrahl. Ich erblickte das ſilberne blinkende Heft. Unerforſchliches Verhängniß! es war daſſelbe Meſſer, womit ich Hermogen getödtet, und das ich ſeit einigen Wochen vermißt hatte. Aber nun ging plötzlich in meinem Innern, wunderbar leuchtend, Troſt und Rettung von der Schmach auf. Die unbegreifliche Art wie ich das Meſſer erhalten, war mir ein Fingerzeig der ewigen Macht, wie ich meine Verbrechen büßen, wie ich im Tode Aurelien verſöhnen ſolle. Wie ein göttlicher Strahl im reinen Feuer, durchglühte mich nun die Liebe zu Aurelien, jede ſündliche Begierde war von mir gewichen. Es war mir, als ſähe ich ſie ſelbſt, wie damals, als ſie am Beichtſtuhl in der Kirche des Capuzinerkloſters erſchien. „Wohl liebe ich Dich, Medardus, aber Du „verſtandeſt mich nicht! . . . meine Liebe iſt der Tod!" — ſo umſäuſelte und umflüſterte mich Aureliens Stimme, und feſt ſtand mein Entſchluß, dem Richter frei die merkwürdige Geſchichte meiner Verirrungen zu geſtehen, und dann mir den Tod zu geben.

Der Kerkermeiſter trat herein und brachte mir beſſere Speiſen als ich ſonſt zu erhalten pflegte, ſo wie eine Flaſche Wein. — „Vom Fürſten ſo befohlen," ſprach er, indem er den Tiſch, den ihm ſein Knecht nachtrug, deckte, und die Kette, die mich an die Wand feſſelte, losſchloß. Ich bat ihn, dem Richter zu ſagen, daß ich vernommen zu werden wünſche, weil ich vieles zu eröffnen hätte, was mir ſchwer auf dem Herzen liege. Er verſprach, meinen Auftrag auszurichten, indeſſen wartete ich vergebens, daß man mich zum Verhör abholen ſolle; Niemand ließ ſich mehr ſehen, bis der Knecht, als es ſchon ganz finſter worden, hereintrat und die am Gewölbe hängende Lampe anzündete. In meinem Innern war es ruhiger als jemals, doch fühlte ich mich ſehr erſchöpft, und verſank bald in tiefen Schlaf. Da wurde ich in einen langen, düſtern, gewölbten Saal geführt, in dem ich eine Reihe in ſchwarzen Talaren gekleideter Geiſtlicher erblickte, die der Wand entlang auf hohen Stühlen ſaßen. Vor ihnen, an einem mit blutrother Decke behangenen Tiſch, ſaß der Richter, und neben ihm ein Dominikaner im Ordenshabit. „Du biſt jetzt, ſprach der Richter mit feierlich erhabener Stimme: dem geiſtlichen Gericht übergeben, da Du, verſtockter, frevelicher Mönch, vergebens Deinen Stand und Namen verläugnet haſt. Franciskus, mit dem Kloſter-Namen Medardus genannt, ſprich, welcher Verbrechen biſt Du beziehen worden?“ — Ich wollte Alles, was ich je Sündhaftes und Frevelіches begangen, offen eingeſtehen, aber zu meinem Entſetzen war das, was ich ſprach, durchaus nicht das, was ich dachte und ſagen wollte. Statt des ernſten, reuigen Bekenntniſſes, verlor ich mich in ungereimte unzuſammenhängende Reden. Da ſagte der Dominikaner, rieſengroß vor mir daſtehend, und mit gräßlich funkelndem Blick mich durchbohrend: „Auf die Folter mit Dir, Du halsſtarriger, verſtockter Mönch.“ Die ſeltſamen Geſtalten rings umher erhoben ſich und ſtreckten ihre langen Arme nach mir aus, und riefen in heiſerem grauſigem Einklang: „Auf die Folter mit ihm.“ Ich riß das Meſſer heraus und ſtieß nach meinem Herzen, aber der Arm fuhr unwillkürlich herauf; ich traf den Hals und am Zeichen des Kreuzes ſprang die Klinge wie in Glasſcherben, ohne mich zu verwunden. Da ergriffen mich die Henkersknechte, und ſtießen mich hinab in ein tiefes unterirdiſches Gewölbe. Der Dominikaner und der Richter ſtiegen mir nach. Noch einmal forderte mich dieſer auf, zu geſtehen. Nochmals ſtrengte ich mich an, aber in tollem Zwieſpalt ſtand Rede und Gedanke. — Reuevoll, zerknirſcht von tiefer Schmach, bekannte ich im Innern Alles — abgeſchmackt, verwirrt, ſinnlos war, was der Mund ausſtieß. Auf den Wink des Dominikaners zogen mich die Henkersknechte nackt aus, ſchnurten mir beide Arme über den Rücken zuſammen, und hinaufgewunden fühlte ich, wie die ausgedehnten Gelenke knackend zerbröckeln wollten. In heilloſem, wüthendem Schmerz ſchrie ich laut auf, und erwachte. Der Schmerz an den Händen und Füßen dauerte fort, er rührte von den ſchweren Ketten her, die ich trug, doch empfand ich noch außerdem einen Druck über den Augen, die ich nicht aufzuſchlagen vermochte. Endlich war es, als würde plötzlich eine Laſt mir von der Stirn genommen, ich richtete mich ſchnell empor, ein Dominikanermönch ſtand vor meinem Strohlager. Mein Traum trat in das Leben, eiskalt rieſelte es mir durch die Adern. Unbeweglich, wie eine Bildſäule, mit übereinander geſchlagenen Armen ſtand der Mönch da und ſtarrte mich an mit den hohlen ſchwarzen Augen. Ich erkannte den gräßlichen Maler, und fiel halb ohnmächtig auf mein Strohlager zurück. — Vielleicht war es nur eine Täuſchung der durch den Traum aufgeregten Sinne? Ich ermannte mich, ich richtete mich auf, aber unbeweglich ſtand der Mönch und ſtarrte mich an mit den hohlen ſchwarzen Augen. Da ſchrie ich in wahnſinniger Verzweiflung: „Entſetzlicher Menſch … hebe dich weg! … Nein! … Kein Menſch, Du biſt der Widerſacher ſelbſt, der mich ſtürzen will in ewige Verderbniß … hebe dich weg, Verruchter! hebe dich weg!“ — Armer, kurzſichtiger Thor, ich bin nicht der, der Dich ganz unauflöslich zu umſtricken ſtrebt mit ehernen Banden! — der dich abwendig machen will dem heiligen Werk, zu dem Dich die ewige Macht berief! — Medardus! — armer kurzſichtiger Thor! — ſchreckbar, grauenvoll bin ich Dir erſchienen, wenn Du über dem offenen Grabe ewiger Verdammniß leichtſinnig gaukelteſt. Ich warnte Dich, aber Du haſt mich nicht verſtanden! Auf! nähere Dich mir! Der Mönch ſprach alles dieſes im dumpfen Ton der tiefen, herzzerſchneidendſten Klage; ſein Blick, mir ſonſt ſo fürchterlich, war ſanft und milde worden, weicher die Form ſeines Geſichts. Eine unbeſchreibliche Wehmuth durchbebte mein Innerſtes; wie ein Geſandter der ewigen Macht, mich aufzurichten, mich zu tröſten im endloſen Elend, erſchien mir der ſonſt ſo ſchreckliche Maler. — Ich ſtand auf vom Lager, ich trat ihm nahe, es war kein Phantom, ich berührte ſein Kleid; ich kniete unwillkürlich nieder, er legte die Hand auf mein Haupt, wie mich ſegnend. Da gingen in lichten Farben herrliche Gebilde in mir auf. — Ach! ich war in dem heiligen Walde! — ja es war derſelbe Platz, wo, in früher Kindheit, der fremdartig gekleidete Pilger mir den wunderbaren Knaben brachte. Ich wollte fortſchreiten, ich wollte hinein in die Kirche, die ich dicht vor mir erblickte. Dort ſollte ich (ſo war es mir) büßend und bereuend Ablaß erhalten von ſchwerer Sünde. Aber ich blieb regungslos — mein eignes Ich konnte ich nicht erſchauen, nicht erfaſſen. Da ſprach eine dumpfe, hohle Stimme: der Gedanke iſt die That! — Die Träume verſchwebten; es war der Maler, der jene Worte geſprochen. „Unbegreifliches Weſen, warſt Du es denn ſelbſt? an jenem unglücklichen Morgen in der Capuzinerkirche zu B.? in der Reichsſtadt, und nun?“ — „Halt ein, unterbrach mich der Maler: ich war es, der überall Dir nahe war, um Dich zu retten von Verderben und Schmach, aber Dein Sinn blieb verſchloſſen! Das Werk, zu dem Du erkoren, mußt Du vollbringen zu Deinem eignen Heil.“ — „Ach, rief ich voll Verzweiflung: warum hieltſt Du nicht meinen Arm zurück, als ich in verruchtem Frevel jenen Jüngling . . .“ „Das war mir nicht vergönnt, fiel der Maler ein: Frage nicht weiter! vermeſſen iſt es, vorgreifen zu wollen dem, was die ewige Macht beſchloſſen . . . Medardus! Du gehſt Deinem Ziel entgegen . . . morgen!“ — Ich erbebte in einem eiskalten Schauer, denn ich glaubte, den Maler ganz zu verſtehen. Er wußte und billigte den beſchloſſenen Selbſtmord. Der Maler wankte mit leiſem Tritt nach der Thür des Kerkers. „Wann, wann ſehe ich Dich wieder?“ — Am Ziele! — rief er, ſich noch einmal nach mir umwendend, feierlich und ſtark, daß das Gewölbe dröhnte — „Alſo morgen?“ — Leiſe drehte ſich die Thüre in den Angeln, der Maler war verſchwunden. —

So wie der helle Tag nur angebrochen, erſchien der Kerkermeiſter mit ſeinen Knechten, die mir die Feſſeln von den wunden Armen und Füßen ablöſten. Ich ſolle bald zum Verhör hinaufgeführt werden, hieß es. Tief in mich gekehrt, mit dem Gedanken des nahen Todes vertraut, ſchritt ich hinauf in den Gerichtsſaal; mein Bekenntniß hatte ich im Innern ſo geordnet, daß ich dem Richter eine kurze, aber den kleinſten Umſtand mit aufgreifende Erzählung zu machen hoffte. Der Richter kam mir ſchnell entgegen, ich mußte höchſt entſtellt ausſehen, denn bei meinem Anblick verzog ſich ſchnell das freudige Lächeln, das erſt auf ſeinem Geſicht ſchwebte, zur Miene des tiefſten Mitleids. Er faßte meine beiden Hände und ſchob mich ſanft in ſeinen Lehnſtuhl. Dann mich ſtarr anſchauend, ſagte er langſam und feierlich: „Herr von Krczinski! ich habe Ihnen frohes zu verkunden! Sie ſind frei! die Unterſuchung iſt auf Befehl des Fürſten niedergeſchlagen worden. Man hat Sie mit einer andern Perſon verwechſelt, woran Ihre ganz unglaubliche Aehnlichkeit mit dieſer Perſon Schuld iſt. Klar, ganz klar iſt Ihre Schuldloſigkeit dargethan! . . . Sie ſind frei!“ — Es ſchwirrte und ſauſte und drehte ſich alles um mich her. — Des Richters Geſtalt blinkte, hundertfach vervielfältigt, durch den düſtern Nebel, Alles ſchwand in dicker Finſterniß. — Ich fühlte endlich, daß man mir die Stirne mit ſtarkem Waſſer rieb, und erholte mich aus dem ohnmachtähnlichen Zuſtande, in den ich verſunken. Der Richter las mir ein kurzes Protokoll vor, welches ſagte, daß er mir die Niederſchlagung des Prozeſſes bekannt gemacht, und meine Entlaſſung aus dem Kerker bewirkt habe. Ich unterſchrieb ſchweigend, keines Wortes war ich mächtig. Ein unbeſchreibliches, mich im Innerſten vernichtendes Gefühl ließ keine Freude aufkommen. So wie mich der Richter mit recht in das Herz dringender Gutmüthigkeit anblickte, war es mir, als müſſe ich nun, da man an meine Unſchuld glaubte und mich frei laſſen wollte, allen verruchten Frevel, den ich begangen, frei geſtehen und dann mir das Meſſer in das Herz ſtoßen. — Ich wollte reden — der Richter ſchien meine Entfernung zu wünſchen. Ich ging nach der Thüre, da kam er mir nach, und ſagte leiſe: „Nun habe ich aufgehört Richter zu ſeyn; von dem erſten Augenblick, als ich Sie ſah, intereſſirten Sie mich auf das Höchſte. So ſehr, wie (Sie werden dies ſelbſt zugeben müſſen) der Schein wider Sie war, ſo wünſchte ich doch gleich, daß Sie in der That nicht der abſcheuliche, verbrecheriſche Mönch ſeyn möchten, für den man Sie hielt. Jetzt darf ich Ihnen zutraulich ſagen . . . Sie ſind kein Pole. Sie ſind nicht in Kwiecziczewo geboren. Sie heißen nicht Leonard von Krczinski.“ — Mit Ruhe und Feſtigkeit antwortete ich: „Nein!“ — „Und auch kein Geiſtlicher?“ — frug der Richter weiter, indem er die Augen niederſchlug, wahrſcheinlich um mir den Blick des Inquiſitors zu erſparen. Es wallte auf in meinem Innern. — So hören Sie denn, fuhr ich heraus — „Still, unterbrach mich der Richter: was ich gleich anfangs geglaubt und noch „glaube, beſtätigt ſich. Ich ſehe, daß hier räthſelhafte Umſtände wal„ten, und daß Sie ſelbſt mit gewiſſen Perſonen des Hofes in ein „geheimnißvolles Spiel des Schickſals verflochten ſind. Es iſt nicht „mehr meines Berufs, tiefer einzudringen, und ich würde es für un„ziemlichen Vorwitz halten, Ihnen irgend etwas über Ihre Perſon, „über Ihre wahrſcheinlich ganz eignen Lebensverhältniſſe entlocken zu „wollen! — Doch, wie wäre es, wenn Sie, Sich losreißend von allem „Ihrer Ruhe Bedrohlichem, den Ort verließen. Nach dem, was ge„ſchehen, kann Ihnen ohnedies der Aufenthalt hier nicht wohlthun.“ —

So wie der Richter dieſes ſprach, war es, als flöhen alle finſtre Schatten, die ſich drückend über mich gelegt hatten, ſchnell von hinnen. Das Leben war wieder gewonnen, und die Lebensluſt ſtieg durch Nerv und Adern glühend in mir auf. Aurelie! ſie dachte ich wieder, und ich ſollte jetzt fort von dem Orte, fort von ihr? — Tief ſeufzte ich auf: „Und ſie verlaſſen?“ — Der Richter blickte mich im höchſten Erſtaunen an, und ſagte dann ſchnell: „Ach! jetzt glaube ich klar zu ſehen! Der Himmel gebe, Herr Leonard! daß eine ſehr ſchlimme Ahnung, die mir eben jetzt recht deutlich wird, nicht in Erfüllung gehen möge.“ — Alles hatte ſich in meinem Innern anders geſtaltet. Hin war alle Reue und wohl mochte es beinahe frevelnde Frechheit ſeyn, daß ich den Richter mit erheuchelter Ruhe frug: „Und Sie halten mich doch für ſchuldig?“ — „Erlauben Sie, mein Herr! erwiederte der Richter ſehr ernſt: daß ich meine Ueberzeugungen, die doch nur auf ein reges Gefühl geſtützt ſcheinen, für mich behalte. Es iſt ausgemittelt, nach beſter Form und Weiſe, daß Sie nicht der Mönch Medardus ſeyn können, da eben dieſer Medardus ſich hier befindet und von dem Pater Cyrill, der ſich durch Ihre ganz genaue Aehnlichkeit täuſchen ließ, anerkannt wurde, ja auch ſelbſt gar nicht läugnet, daß er jener Capuziner ſey. Damit iſt nun Alles geſchehen, was geſchehen konnte, um Sie von jedem Verdacht zu reinigen, und um ſo mehr muß ich glauben, daß Sie Sich frei von jeder Schuld fühlen.“ — Ein Gerichtsdiener rief in dieſem Augenblick den Richter ab und ſo wurde ein Geſpräch unterbrochen, als es eben begann mich zu peinigen.

Ich begab mich nach meiner Wohnung, und fand alles ſo wieder, wie ich es verlaſſen. Meine Papiere hatte man in Beſchlag genommen, in ein Packet geſiegelt lagen ſie auf meinem Schreibtiſche, nur Viktorins Brieftaſche, Euphemiens Ring und den Capuziner-Strick vermißte ich, meine Vermuthungen im Gefängniſſe waren daher richtig. Nicht lange dauerte es, ſo erſchien ein fürſtlicher Diener, der mit einem Handbillet des Fürſten mir eine goldene, mit koſtbaren Steinen beſetzte Doſe überreichte. „Es iſt Ihnen übel mitgeſpielt worden, Herr von Krczinski, ſchrieb der Fürſt: aber weder ich noch meine Gerichte ſind Schuld daran. Sie ſind einem ſehr böſen Menſchen auf ganz unglaubliche Weiſe ähnlich; alles iſt aber nun zu Ihrem Beſten aufgeklärt: Ich ſende Ihnen ein Zeichen meines Wohlwollens und hoffe, Sie bald zu ſehen." — Des Fürſten Gnade war mir eben ſo gleichgültig als ſein Geſchenk; eine düſtre Traurigkeit, die geiſttödtend mein Inneres durchſchlich, war die Folge des ſtrengen Gefängniſſes; ich fühlte, daß mir körperlich aufgeholfen werden müſſe, und lieb war es mir daher, als der Leibarzt erſchien. Das ärztliche war bald beſprochen. „Iſt es nicht, fing nun der Leibarzt an, eine beſondere Fügung des Schickſals, daß eben in dem Augenblick als man davon überzeugt zu ſeyn glaubt, daß Sie jener abſcheuliche Mönch ſind, der in der Familie des Barons von F. ſo viel Unheil anrichtete, dieſer Mönch wirklich erſcheint, und Sie von jedem Verdacht rettet?"

Ich muß verſichern, daß ich von den nähern Umſtänden, die meine Befreiung bewirkten, nicht unterrichtet bin; nur im Allgemeinen ſagte mir der Richter, daß der Capuziner Medardus, dem man nachſpürte, und für den man mich hielt, ſich hier eingefunden habe.

„Nicht eingefunden hat er ſich, ſondern hergebracht iſt er worden, feſtgebunden auf einem Wagen, und ſeltſamer Weiſe zu derſelben Zeit, als Sie hergekommen waren. Eben fällt mir ein, daß, als ich Ihnen einſt jene wunderbaren Ereigniſſe erzählen wollte, die ſich vor einiger Zeit an unſerm Hofe zutrugen, ich gerade dann unterbrochen wurde, als ich auf den feindlichen Medardus, Francesko's Sohn, und auf ſeine verruchte That im Schloſſe des Barons von F. gekommen war. Ich nehme den Faden der Begebenheit da wieder auf, wo er damals abriß. — Die Schweſter unſerer Fürſtin, wie Sie wiſſen, Aebtiſſin im Ciſterzienſer-Kloſter zu B. nahm einſt freundlich eine arme Frau mit einem Kinde auf, die von der Pilgerfahrt nach der heiligen Linde wiederkehrte."

Die Frau war Francesko's Wittwe, und der Knabe eben der Medardus.

„Ganz recht, aber wie kommen Sie dazu, dies zu wiſſen?"

Auf die ſeltſamſte Weiſe ſind mir die geheimnißvollen Lebensumſtände des Capuziners Medardus bekannt worden. Bis zu dem Augenblick, als er aus dem Schloß des Barons von F. entfloh, bin ich von dem, was ſich dort zutrug, genau unterrichtet.

„Aber wie? . . . von wem?" . . .

Ein lebendiger Traum hat mir Alles dargeſtellt.

„Sie ſcherzen?"

Keinesweges. Es iſt mir wirklich ſo, als hätte ich träumend die Geſchichte eines Unglücklichen gehört, der, ein Spielwerk dunkler Mächte, hin und her geſchleudert und von Verbrechen zu Verbrechen getrieben wurde. In dem ... ſer Forſt hatte mich auf der Reiſe hierher der Poſtillon irre gefahren; ich kam in das Förſterhaus, und dort ...

„Ha! ich verſtehe Alles, dort trafen Sie den Mönch an“...

So iſt es, er war aber wahnſinnig.

„Er ſcheint es nicht mehr zu ſeyn. Schon damals hatte er lichte Stunden und vertraute Ihnen Alles?“...

Nicht gerade zu. In der Nacht trat er, von meiner Ankunft im Förſterhauſe nicht unterrichtet, in mein Zimmer. Ich, mit der treuen beiſpielloſen Aehnlichkeit, war ihm furchtbar. Er hielt mich für ſeinen Doppeltgänger, deſſen Erſcheinung ihm den Tod verkünde. — Er ſtammelte — ſtotterte Bekenntniſſe her — unwillkürlich übermannte mich, von der Reiſe ermüdet, der Schlaf; es war mir, als ſpreche der Mönch nun ruhig und gefaßt weiter, und ich weiß in der That jetzt nicht, wo und wie der Traum eintrat. Es dünkt mich, daß der Mönch behauptete, nicht er habe Euphemien und Hermogen getödtet, ſondern beider Mörder ſey der Graf Viktorin —

„Sonderbar, höchſt ſonderbar, aber warum verſchwiegen Sie das Alles dem Richter?“

Wie konnte ich hoffen, daß der Richter auch nur einiges Gewicht auf eine Erzählung legen werde, die ihm ganz abentheuerlich klingen mußte. Darf denn überhaupt ein erleuchtetes Criminalgericht an das Wunderbare glauben?

„Wenigſtens hätten Sie aber doch gleich ahnen, daß man Sie mit dem wahnſinnigen Mönch verwechſle, und dieſen als den Capuziner Medardus bezeichnen ſollen?“

Freilich — und zwar nachdem mich ein alter blöder Greis, ich glaube er heißt Cyrillus, durchaus für ſeinen Kloſterbruder halten wollte. Es iſt mir nicht eingefallen, daß der wahnſinnige Mönch eben der Medardus, und das Verbrechen, das er mir bekannte, Gegenſtand des jetzigen Prozeſſes ſeyn könne. Aber, wie mir der Förſter ſagte, hatte er ihm niemals ſeinen Namen genannt — wie kam man zur Entdeckung?

„Auf die einfachſte Weiſe. Der Mönch hatte ſich, wie Sie wiſſen, einige Zeit bei dem Förſter aufgehalten; er ſchien geheilt, aber aufs neue brach der Wahnſinn ſo verderblich aus, daß der Förſter ſich genöthigt ſah, ihn hierher zu ſchaffen, wo er in das Irrenhaus eingeſperrt wurde. Dort ſaß er Tag und Nacht mit ſtarrem Blick, ohne Regung, wie eine Bildſäule. Er ſprach kein Wort und mußte gefüttert werden, da er keine Hand bewegte. Verſchiedene Mittel, ihn aus der Starrſucht zu wecken, blieben fruchtlos, zu den ſtärkſten durfte man nicht ſchreiten, ohne Gefahr ihn wieder in wilde Raſerei zu ſtürzen. Vor einigen Tagen kommt des Förſters älteſter Sohn nach der Stadt, er geht in das Irrenhaus um den Mönch wieder zu ſehen. Ganz erfüllt von dem troſtloſen Zuſtande des Unglücklichen, tritt er aus dem Hauſe, als eben der Pater Cyrillus aus dem Capuzinerkloſter in B. vorüberſchreitet. Den redet er an, und bittet ihn, den unglücklichen, hier eingeſperrten Kloſterbruder zu beſuchen, da ihm Zuſpruch eines Geiſtlichen ſeines Ordens vielleicht heilſam ſeyn könne. Als Cyrillus [illegible] Mönch erblickt, fährt er entſetzt zurück. „Heilige Mutter Go[illegible]dus, unglückſeliger Medardus!“ So ruft Cyrillus, und [illegible]genblick beleben ſich die ſtarren Augen des Mönchs. E[illegible]nd fällt mit einem dumpfen Schrei kraftlos zu Bode[illegible] mit den Uebrigen die bei dem Ereigniß zugegen waren, geht ſofo[illegible]n Präſidenten des Criminalgerichts, und zeigt Alles an. Der Richter, dem die Unterſuchungen wider Sie übertragen, begiebt ſich mit Cyrillus nach dem Irrenhauſe; man findet den Mönch ſehr matt, aber frei von allem Wahnſinn. Er geſteht ein, daß er der Mönch Medardus aus dem Capuzinerkloſter in B. ſey. Cyrillus verſicherte ſeiner Seits, daß Ihre unglaubliche Aehnlichkeit mit Medardus ihn getäuſcht habe. Nun bemerke er wohl, wie Herr Leonard ſich in Sprache, Blick, Gang und Stellung ſehr merklich von dem Mönch Medardus, den er nun vor ſich ſehe, unterſcheide. Man entdeckte auch das bedeutende Kreuzeszeichen an der linken Seite des Halſes, von dem in Ihrem Prozeß ſo viel Aufhebens gemacht worden iſt. Nun wird der Mönch über die Begebenheiten auf dem Schloſſe des Barons von F. befragt. — „Ich bin ein abſcheulicher, verruchter Verbrecher, ſagt er mit matter, kaum vernehmbarer Stimme: ich bereue tief, was ich gethan. — Ach ich ließ mich „um mein Selbſt, um meine unſterbliche Seele betrügen! ... Man „habe Mitleiden! ... man laſſe mit Zeit ... Alles ... alles will ich „geſtehen.“ — Der Fürſt, unterrichtet, befiehlt ſofort den Prozeß wieder Sie aufzuheben und Sie der Haft zu entlaſſen. Das iſt die Geſchichte Ihrer Befreiung. — Der Mönch iſt nach dem Criminal-Gefängniß gebracht worden."

Und hat Alles geſtanden? Hat er Euphemien, Hermogen ermordet? wie iſt es mit dem Grafen Viktorin? ...

„So viel wie ich weiß, fängt der eigentliche Criminalprozeß wider den Mönch erſt heute an. Was aber den Grafen Viktorin betrifft, ſo ſcheint es, als wenn nun einmal Alles was nur irgend mit jenen Ereigniſſen an unſerm Hofe in Verbindung ſteht, dunkel und unbegreiflich bleiben müſſe."

Wie die Ereigniſſe auf dem Schloſſe des Barons von F. aber mit jener Kataſtrophe an Ihrem Hofe ſich verbinden ſollen, ſehe ich in der That nicht ein.

„Eigentlich meinte ich auch mehr die ſpielenden Perſonen, als die Begebenheit."

Ich verſtehe Sie nicht.

„Erinnern Sie Sich genau meiner Erzählung jener Kataſtrophe, die dem Prinzen den Tod brachte?"

Allerdings.

„Iſt es Ihnen dabei nicht völlig klar worden, daß Francesko verbrecheriſch die Italienerin liebte? daß er es war, der vor dem Prinzen in die Brautkammer ſchlich, und den Prinzen niederſtieß? — Viktorin iſt die Frucht jener frevelichen Unthat. — Er und Medardus ſind Söhne Eines Vaters. Spurlos iſt Viktorin verſchwunden, alles Nachforſchen blieb vergebens."

Der Mönch ſchleuderte ihn hinab in den Teufels-Grund. Fluch dem wahnſinnigen Brudermörder! —

Leiſe — leiſe ließ ſich in dem Augenblick, als ich heftig dieſe Worte ausſtieß, jenes Klopfen des geſpenſtiſchen Unholds aus dem Kerker hören. Vergebens ſuchte ich das Grauſen zu bekämpfen, welches mich ergriff. Der Arzt ſchien ſo wenig das Klopfen als meinen innern Kampf zu bemerken. Er fuhr fort: „Was? ... Hat der Mönch Ihnen geſtanden, daß auch Viktorin durch ſeine Hand fiel?"

Ja! ... Wenigſtens ſchließe ich aus ſeinen abgebrochenen Aeußerungen, halte ich damit Viktorins Verſchwinden zuſammen, daß ſich die Sache wirklich ſo verhält. Fluch dem wahnſinnigen Brudermörder! — Stärker klopfte es, und ſtöhnte und ächzte; ein feines Lachen, das durch die Stube pfiff. Lang wie Medardus ... Medardus ... hi ... hi ... hi hilf! — Der Arzt, ohne das zu bemerken, fuhr fort: „Ein beſonderes Geheimniß ſcheint noch auf Franceſko's Herkunft zu ruhen. Er iſt höchſt wahrſcheinlich dem fürſtlichen Hauſe verwandt. So viel iſt gewiß, daß Euphemie die Tochter ...“

Mit einem entſetzlichen Schlage, daß die Angeln zuſammen krachten, ſprang die Thür auf, ein ſchneidendes Gelächter gellte herein. „Ho ho ... ho ... ho Brüderlein, ſchrie ich wahnſinnig auf: hoho ... hieher ... friſch friſch, wenn du kämpfen willſt mit mir ... der Uhu macht Hochzeit; nun wollen wir auf das Dach ſteigen und ringen mit einander, und wer den andern herabſtößt, iſt König und darf Blut trinken.“ — Der Leibarzt faßte mich in die Arme und rief: „Was iſt das? was iſt das? Sie ſind krank ... in der That, gefährlich krank. Fort, fort, zu Bette.“ — Aber ich ſtarrte nach der offnen Thüre, ob mein ſcheußlicher Doppelgänger nicht herein treten würde, doch ich erſchaute nichts und erholte mich bald von dem wilden Entſetzen, das mich gepackt hatte mit eiskalten Krallen. Der Leibarzt beſtand darauf, daß ich kränker ſey, als ich ſelbſt wohl glauben möge, und ſchob alles auf den Kerker und die Gemüthsbewegung, die mir überhaupt der Prozeß verurſacht haben müſſe. Ich brauchte ſeine Mittel, aber mehr als ſeine Kunſt trug zu meiner ſchnellen Geneſung bei, daß das Klopfen ſich nicht mehr hören ließ, der furchtbare Doppelgänger mich daher ganz verlaſſen zu haben ſchien.

Die Frühlingsſonne warf eines Morgens ihre goldnen Strahlen hell und freundlich in mein Zimmer, ſüße Blumendüfte ſtrömten durch das Fenſter; hinaus ins Freie trieb mich ein unendlich Sehnen, und des Arztes Verbot nicht achtend, lief ich fort in den Park. — Da begrüßten Bäume und Büſche rauſchend und flüſternd den von der Todeskrankheit Geneſenen. Ich athmete auf, wie aus langem ſchwerem Traum erwacht, und tiefe Seufzer waren des Entzückens unausſprechbare Worte, die ich hineinhauchte in das Gejauchze der Vögel, in das fröhliche Sumſen und Schwirren bunter Inſekten.

Ja! — ein ſchwerer Traum dünkte mir, nicht nur die letzt vergangene Zeit, ſondern mein ganzes Leben, ſeitdem ich das Kloſter verlaſſen, als ich mich in einem von dunklen Platanen beſchatteten Gange befand. — Ich war im Garten der Capuziner zu B. Aus dem fernen Gebüſch ragte ſchon das hohe Kreuz hervor, an dem ich ſonſt oft mit tiefer Inbrunſt flehte, um Kraft, aller Verſuchung zu widerſtehen. — Das Kreuz ſchien mir nun das Ziel zu ſeyn, wo ich hinwallen müſſe, um, in den Staub niedergeworfen, zu bereuen und zu büßen den Frevel ſündhafter Träume, die mir der Satan vorgegaukel't; und ich ſchritt fort mit gefalteten emporgehobenen Händen, den Blick nach dem Kreuz gerichtet. — Stärker und ſtärker zog der Luftſtrom — ich glaubte die Hymnen der Brüder zu vernehmen, aber es waren nur des Waldes wunderbare Klänge, die der Wind, durch die Bäume ſauſend, geweckt hatte, und der meinen Athem fortriß, ſo daß ich bald erſchöpft ſtill ſtehen, ja mich an einem nahen Baum feſt halten mußte, um nicht nieder zu ſinken. Doch hin zog es mich mit unwiderſtehlicher Gewalt nach dem fernen Kreuz; ich nahm alle meine Kraft zuſammen und wankte weiter fort, aber nur bis an den Mooſitz dicht vor dem Gebüſch konnte ich gelangen; alle Glieder lähmte plötzlich tödtliche Ermattung; wie ein ſchwacher Greis, ließ ich langſam mich nieder und in dumpfem Stöhnen ſuchte ich die gepreßte Bruſt zu erleichtern. — Es rauſchte im Gange dicht neben mir … Aurelie! So wie der Gedanke mich durchblitzte, ſtand ſie vor mir! — Thränen inbrünſtiger Wehmuth quollen aus den Himmels-Augen, aber durch die Thränen funkelte ein zündender Strahl, es war der unbeſchreibliche Ausdruck der glühendſten Sehnſucht, der Aurelien fremd ſchien. Aber ſo flammte der Liebesblick jenes geheimnißvollen Weſens am Beichtſtuhl, das ich oft in ſüßen Träumen ſah. „Können Sie mir jemals verzeihen!“ liſpelte Aurelie. Da ſtürzte ich wahnſinnig vor namenloſem Entzücken vor ihr hin, ich ergriff ihre Hände! — „Aurelie … Aurelie … für dich Marter! … Tod!“ Ich fühlte mich ſanft emporgehoben — Aurelie ſank an meine Bruſt, ich ſchwelgte in glühenden Küſſen. Aufgeſchreckt durch ein nahes Geräuſch, wand ſie ſich endlich los aus meinen Armen, ich durfte ſie nicht zurückhalten. „Erfüllt iſt all' mein Sehnen und Hoffen,“ ſprach ſie leiſe, und in dem Augenblick ſah ich die Fürſtin den Gang heraufkommen. Ich trat hinein in das Gebüſch, und wurde nun gewahr, daß ich wunderlicher Weiſe einen dürren grauen Stamm für ein Cruzifix gehalten.

Ich fühlte keine Ermattung mehr, Aureliens Küſſe durchglühten mich mit neuer Lebenskraft; es war mir, als ſey jetzt hell und herrlich das Geheimniß meines Seyns aufgegangen. Ach, es war das wunderbare Geheimniß der Liebe, das ſich nun erſt in rein ſtrahlender Glorie mir erſchloſſen. Ich ſtand auf dem höchſten Punkt des Lebens; abwärts mußte es ſich wenden, damit ein Geſchick erfüllte werde, das die höhere Macht beſchloſſen. — Dieſe Zeit war es, die mich wie ein Traum aus dem Himmel umfing, als ich das aufzuzeichnen begann, was ſich nach Aureliens Wiederſehen mit mir begab. Dich Fremden, Unbekannten! der du einſt dieſe Blätter leſen wirſt, bat ich, du ſollteſt jene höchſte Sonnenzeit deines eigenen Lebens zurückrufen, dann würdeſt du den troſtloſen Jammer des in Reue und Buße ergrauten Mönchs verſtehen und einſtimmen in ſeine Klagen. Noch einmal bitte ich dich jetzt, laß jene Zeit im Innern dir aufgehen, und nicht darf ich dann dir's ſagen: wie Aureliens Liebe mich und Alles um mich her verklärte, wie reger und lebendiger mein Geiſt das Leben im Leben erſchaute und ergriff, wie mich, den göttlich Begeiſterten, die Freudigkeit des Himmels erfüllte. Kein finſtrer Gedanke ging durch meine Seele, Aureliens Liebe hatte mich entſündigt, ja! auf wunderbare Weiſe keimte in mir die feſte Ueberzeugung auf, daß nicht ich jener ruchloſe Frevler auf dem Schloſſe des Barons von F. war, der Euphemien — Hermogen erſchlug, ſondern, daß der wahnſinnige Mönch, den ich im Förſterhauſe traf, die That begangen. Alles, was ich dem Leibarzt geſtand, ſchien mir nicht Lüge, ſondern der wah[illegible] geheimnißvolle Hergang der Sache zu ſeyn, der mir ſelbſt unb[illegible] blieb. — Der Fürſt hatte mich empfangen, wie einen Freu[illegible] man verloren glaubt und wiederfindet; dies gab natürlicher Weiſe den Ton an, in den Alle einſtimmen mußten, nur die Fürſtin, war ſie auch milder als ſonſt, blieb ernſt und zurückhaltend.

Aurelie gab ſich mir mit kindlicher Unbefangenheit ganz hin, ihre Liebe war ihr keine Schuld, die ſie der Welt verbergen mußte, und eben ſo wenig vermochte ich, auch nur im mindeſten das Gefühl zu verhehlen, in dem allein ich nur lebte. Jeder bemerkte mein Verhältniß mit Aurelien, Niemand ſprach darüber, weil man in des Fürſten Blicken las, daß er unſre Liebe, wo nicht begünſtigen, doch ſtillſchweigend dulden wolle. So kam es, daß ich zwanglos Aurelien öfter, manchmal auch wohl ohne Zeugen ſah. — Ich ſchloß ſie in meine Arme, ſie erwiederte meine Küſſe, aber es fühlend, wie ſie erbebte in jungfräulicher Scheu, konnte ich nicht Raum geben der ſündlichen Begierde; jeder frevelige Gedanke erſtarb in dem Schauer, der durch mein Innres glitt. Sie ſchien keine Gefahr zu ahnen, wirklich gab es für ſie keine, denn oft, wenn ſie im einſamen Zimmer neben mir ſaß, wenn mächtiger als je ihr Himmelsreiz ſtrahlte, wenn wilder die Liebesglut in mir aufflammen wollte, blickte ſie mich an ſo unbeſchreiblich milde und keuſch, daß es mir war, als vergönne es der Himmel dem büßenden Sünder, ſchon hier auf Erden der Heiligen zu nahen. Ja, nicht Aurelie, die heilige Roſalia ſelbſt war es, und ich ſtürzte zu ihren Füßen und rief laut: O du, fromme, hohe Heilige, darf ſich denn irdiſche Liebe zu dir im Herzen regen? — Dann reichte ſie mir die Hand und ſprach mit ſüßer milder Stimme: Ach keine hohe Heilige bin ich, aber wohl recht fromm, und liebe dich gar ſehr!

Ich hatte Aurelien mehrere Tage nicht geſehen, ſie war mit der Fürſtin auf ein nahe gelegenes Luſtſchloß gegangen. Ich ertrug es nicht länger, ich rannte hin. — Am ſpäten Abend angekommen, traf ich im Garten auf eine Kammerfrau, die mir Aureliens Zimmer nachwies. Leiſe, leiſe öffnete ich die Thür — ich trat hinein — eine ſchwüle Luft, ein wunderbarer Blumengeruch wallte mir ſinnebetäubend entgegen. Erinnerungen ſtiegen in mir auf, wie dunkle Träume. Iſt das nicht Aureliens Zimmer auf dem Schloſſe des Barons, wo ich . . . So wie ich dies dachte, war es, als erhöbe ſich hinter mir eine finſtre Geſtalt, und: Hermogen! rief es in meinem Innern. Entſetzt rannte ich vorwärts, nur angelehnt war die Thüre des Cabinets. Aurelie kniete, den Rücken mir zugekehrt vor einem Tabourett, auf dem ein aufgeſchlagenes Buch lag. Voll ſcheuer Angſt blickte ich unwillkürlich zurück — ich ſchaute nichts, da rief ich im höchſten Entzücken: Aurelie, Aurelie! — Sie wandte ſich ſchnell um, aber noch ehe ſie aufgeſtanden, lag ich neben ihr und hatte ſie feſt umſchlungen. Leonard! mein Geliebter! — liſpelte ſie leiſe. Da kochte und gährte in meinem Innern raſende Begier, wildes, ſündiges Verlangen. Sie hing kraftlos in meinen Armen; die geneſtelten Haare waren aufgegangen und fielen in üppigen Locken über meine Schultern, der jugendliche Buſen quoll hervor — ſie ächzte dumpf — ich kannte mich ſelbſt nicht mehr! — Ich riß ſie empor, ſie ſchien erkräftigt, eine fremde Glut brannte in ihrem Auge, feuriger erwiederte ſie meine wüthenden Küſſe. Da rauſchte es hinter uns wie ſtarker, mächtiger Flügelſchlag; ein ſchneidender Ton, wie das Angſtgeſchrei des zum Tode Getroffenen, gellte durch das Zimmer. — Hermogen! ſchrie Aurelie, und ſank ohnmächtig hin aus meinen Armen. Von wildem Entſetzen erfaßt, rannte ich fort! — Im Flur trat mir die Fürſtin, von einem Spaziergange heimkehrend, entgegen. Sie blickte mich ernſt und ſtolz an, indem ſie ſprach: „Es iſt mir in der That ſehr befremdlich, Sie hier zu ſehen, Herr Leonard!“ — meine Verſtörtheit im Augenblick bemeiſternd, antwortete ich in beinahe beſtimmterem Ton, als es ziemlich ſeyn mochte: daß man oft gegen große Anregungen vergebens ankämpfe, und daß oft das unſchicklich Scheinende für das Schicklichſte gelten könne! — Als ich durch die finſtre Nacht der Reſidenz zueilte, war es mir, als liefe jemand neben mir her, und als flüſterte eine Stimme: J ... Imm ... Immer bin ich bei Di ... Dir ... Brü ... Brüderlein ... Brüderlein Medardus! — Blickte ich um mich her, ſo merkte ich wohl, daß das Phantom des Doppeltgängers nur in meiner Phantaſie ſpuke; aber nicht los konnte ich das entſetzliche Bild werden, ja es war mir endlich, als müſſe ich mit ihm ſprechen und ihm erzählen, daß ich wieder recht albern geweſen ſey, und mich habe ſchrecken laſſen, von dem tollen Hermogen; die heilige Roſalia ſollte denn nun bald mein — ganz mein ſeyn, denn dafür wäre ich Mönch und habe die Weihe erhalten. Da lachte und ſtöhnte mein Doppeltgänger, wie er ſonſt gethan, und ſtotterte: aber ſchn ... ſchnell ... ſchnell! — „Gedulde dich nur, ſprach ich wieder: gedulde dich nur, mein Junge! Alles wird gut werden. Den Hermogen habe ich nur nicht gut getroffen, er hat ſolch ein verdammtes Kreuz am Halſe, wie wir beide, aber mein flinkes Meſſerchen iſt noch ſcharf und ſpitzig.“ — Hi ... hi hi ... tri ... triff gut ... triff gut! — So verflüſterte des Doppeltgängers Stimme im Sauſen des Morgenwindes, der vor dem Feuerpurpur herſtrich, welches aufbrauſte im Oſten.

Eben war ich in meiner Wohnung angekommen, als ich zum Fürſten beſchieden wurde. Der Fürſt kam mir ſehr freundlich entgegen. „In der That, Herr Leonard! fing er an: Sie haben Sich meine Zuneigung im hohen Grade erworben; nicht verhehlen kann ichs Ihnen, daß mein Wohlwollen für Sie wahre Freundſchaft geworden iſt, ich möchte Sie nicht verlieren, ich möchte Sie glücklich ſehen. Ueberdem iſt man Ihnen für das, was Sie gelitten haben, alle nur mögliche Entſchädigung zu gewähren ſchuldig. Wiſſen Sie wohl, Herr Leonard: wer Ihren böſen Prozeß einzig und allein veranlaßte? wer Sie anklagte?"

Nein, gnädigſter Herr!

„Baroneſſe Aurelie! . . . Sie erſtaunen? Ja ja, Baroneſſe Aurelie, mein Herr Leonard, die hat Sie (er lachte laut auf), die hat Sie für einen Capuziner gehalten! — Nun bei Gott! ſind Sie ein Capuziner, ſo ſind Sie der liebenswürdigſte, den je ein menſchliches Auge ſah! — Sagen Sie aufrichtig, Herr Leonard, ſind Sie wirklich ſo ein Stück von Kloſtergeiſtlichen?" —

Gnädigſter Herr, ich weiß nicht, welch ein böſes Verhängniß mich immer zu dem Mönch machen will, der . . .

„Nun nun! — ich bin kein Inquiſitor! — fatal wärs doch, wenn ein geiſtliches Gelübde Sie bände. — Zur Sache! — möchten Sie nicht für das Unheil, das Baroneſſe Aurelie Ihnen zufügte, Rache nehmen?" —

In welches Menſchen Bruſt könnte ein Gedanke der Art gegen das holde Himmelsbild aufkommen?

„Sie lieben Aurelien?"

Dies frug der Fürſt, mir ernſt und ſcharf ins Auge blickend. Ich ſchwieg, indem ich die Hand auf die Bruſt legte. Der Fürſt fuhr weiter fort:

„Ich weiß es, Sie haben Aurelien geliebt, ſeit dem Augenblick, als ſie mit der Fürſtin hier zum erſtenmal in den Saal trat. — Sie werden wieder geliebt, und zwar mit einem Feuer, das ich der ſanften Aurelie nicht zugetraut hätte. Sie lebt nur in Ihnen, die Fürſtin hat mir Alles geſagt. Glauben Sie wohl, daß nach Ihrer Verhaftung Aurelie ſich einer ganz troſtloſen, verzweifelten Stimmung überließ, die ſie auf das Krankenbett warf und dem Tode nahe brachte? Aurelie hielt Sie damals für den Mörder ihres Bruders, um ſo unerklärlicher war uns ihr Schmerz. Schon damals wurden Sie geliebt. Nun, Herr Leonard, oder vielmehr Herr von Krczinski, Sie ſind von Adel, ich fixire Sie bei Hofe auf eine Art, die Ihnen angenehm ſeyn ſoll. Sie heirathen Aurelien. — In einigen Tagen feiern wir die Verlobung, ich ſelbſt werde die Stelle des Brautvaters vertreten." — Stumm, von den widerſprechendſten Gefühlen zerriſſen, ſtand ich da. — „Adieu, Herr Leonard!" rief der Fürſt und verſchwand, mir freundlich zuwinkend, aus dem Zimmer.

Aurelie mein Weib! — Das Weib eines verbrecheriſchen Mönchs! Nein! ſo wollen es die dunklen Mächte nicht, mag auch über die Arme verhängt ſeyn, was da will! — Dieſer Gedanke erhob ſich in mir, ſiegend über alles, was ſich dagegen auflehnen mochte. Irgend ein Entſchluß, das fühlte ich, mußte auf der Stelle gefaßt werden, aber vergebens ſann ich auf Mittel, mich ſchmerzlos von Aurelien zu trennen. Der Gedanke, ſie nicht wieder zu ſehen, war mir unerträglich, aber daß ſie mein Weib werden ſollte, das erfüllte mich mit einem mir ſelbſt unerklärlichen Abſcheu. Deutlich ging in mir die Ahnung auf, daß, wenn der verbrecheriſche Mönch vor dem Altar des Herrn ſtehen werde, um mit heiligen Gelübden frevelliches Spiel zu treiben, jenes fremden Malers Geſtalt, aber nicht milde tröſtend wie im Gefängniß, ſondern Rache und Verderben furchtbar verkündend, wie bei Franceſko's Trauung, erſcheinen, und mich ſtürzen werde in namenloſe Schmach, in zeitliches, ewiges Elend. Aber dann vernahm ich tief im Innern eine dunkle Stimme: „und doch muß Aurelie dein ſeyn! Schwachſinniger Thor, wie gedenkſt du zu ändern das, was über euch verhängt iſt.“ Und dann rief es wiederum: „Nieder wirf dich in den Staub! — Verblendeter, du frevelſt! — nie kann ſie dein werden; es iſt die heilige Roſalia ſelbſt, die du zu umfangen gedenkſt in irdiſcher Liebe.“ So im Zwieſpalt grauſer Mächte hin und her getrieben, vermochte ich nicht zu denken, nicht zu ahnen, was ich thun müſſe, um dem Verderben zu entrinnen, das mir überall zu drohen ſchien. Vorüber war jene begeiſterte Stimmung, in der mein ganzes Leben, mein verhängnißvoller Aufenthalt auf dem Schloſſe des Barons von F. mir nur ein ſchwerer Traum ſchien. In düſtrer Verzagtheit ſah ich in mir nur den gemeinen Lüſtling und Verbrecher. Alles, was ich dem Richter, dem Leibarzt geſagt, war nun nichts, als alberne, ſchlecht erfundene Lüge, nicht eine innere Stimme hatte geſprochen, wie ich ſonſt mich ſelbſt überreden wollte.

Tief in mich gekehrt, nichts außer mir bemerkend und vernehmend, ſchlich ich über die Straße. Der laute Zuruf des Kutſchers, das Geraſſel des Wagens weckte mich, ſchnell ſprang ich zur Seite. Der Wagen der Fürſtin rollte vorüber, der Leibarzt bückte ſich aus dem Schlage und winkte mir freundlich zu; ich folgte ihm nach ſeiner Wohnung. Er ſprang heraus und zog mich mit den Worten: „Eben komme ich von Aurelien, ich habe Ihnen Manches zu ſagen!“ herauf in ſein Zimmer. „Ei, Ei, fing er an: Sie Heftiger, Unbeſonnener! was haben Sie angefangen. Aurelien ſind Sie erſchienen plötzlich, wie ein Geſpenſt, und das arme nervenſchwache Weſen iſt darüber erkrankt!“ — Der Arzt bemerkte mein Erbleichen. „Nun nun, fuhr er fort, arg iſt es eben nicht, ſie geht wieder im Garten umher und kehrt morgen mit der Fürſtin nach der Reſidenz zurück. Von Ihnen, lieber Leonard! ſprach Aurelie viel, ſie empfindet herzliche Sehnſucht Sie wieder zu ſehen, und ſich zu entſchuldigen. Sie glaubt, Ihnen albern und thöricht erſchienen zu ſeyn.“

Ich wußte, dachte ich daran, was auf dem Luſtſchloſſe vorgegangen, Aureliens Aeußerung nicht zu deuten.

Der Arzt ſchien von dem, was der Fürſt mit mir im Sinn hatte, unterrichtet, er gab mir dies nicht undeutlich zu verſtehen, und mittelſt ſeiner hellen Lebendigkeit, die Alles um ihn her ergriff, gelang es ihm bald, mich aus der düſtern Stimmung zu reißen, ſo daß unſer Geſpräch ſich heiter wandte. Er beſchrieb noch einmal, wie er Aurelien getroffen, die, dem Kinde gleich, das ſich nicht vom ſchweren Traum erholen kann, mit halbgeſchloſſenen, in Thränen lächelnden Augen auf dem Ruhebette, das Köpfchen in die Hand geſtützt, gelegen, und ihm ihre krankhaften Viſionen geklagt habe. Er wiederholte ihre Worte, die durch leiſe Seufzer unterbrochene Stimme des ſchüchternen Mädchens nachahmend, und wußte, indem er manche ihrer Klagen neckiſch genug ſtellte, das anmuthige Bild durch einige kecke ironiſche Lichtblicke ſo zu heben, daß es gar heiter und lebendig vor mir aufging. Dazu kam, daß er im Contraſt die gravitätiſche Fürſtin hinſtellte, welches mich nicht wenig ergötzte. „Haben Sie wohl gedacht, fing er endlich an: Haben Sie wohl gedacht, als Sie in die Reſidenz einzogen, daß Ihnen ſo viel Wunderliches hier geſchehen würde? Erſt das tolle Mißverſtändniß, das Sie in die Hände des Criminal-Gerichts brachte, und dann das wahrhaft beneidenswerthe Glück, das Ihnen der fürſtliche Freund bereitet!“

Ich muß in der That geſtehen, daß gleich anfangs der freundliche Empfang des Fürſten mir wohl that; doch fühle ich, wie ſehr ich jetzt in ſeiner, in Aller Achtung bei Hofe geſtiegen bin, das habe ich gewiß meinem erlittenen Unrecht zu verdanken.

„Nicht ſowohl dem, als einem andern ganz kleinen Umſtande, den Sie wohl errathen können.“

Keinesweges.

„Zwar nennt man Sie, weil Sie es ſo wollen, ſchlechtweg Herr Leonard, wie vorher, jeder weiß aber jetzt, daß Sie von Adel ſind, da die Nachrichten, die man aus Poſen erhalten hat, Ihre Angaben beſtätigten.“

Wie kann das aber auf den Fürſten, auf die Achtung, die ich im Zirkel des Hofes genieße, von Einfluß ſeyn? Als mich der Fürſt kennen lernte und mich einlud, im Zirkel des Hofes zu erſcheinen, wandte ich ein, daß ich nur von bürgerlicher Abkunft ſei, da ſagte mir der Fürſt, daß die Wiſſenſchaft mich adle und fähig mache, in ſeiner Umgebung zu erſcheinen.

„Er hält es wirklich ſo, coquettirend mit aufgeklärtem Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt. Sie werden im Zirkel des Hofes manchen bürgerlichen Gelehrten und Künſtler bemerkt haben, aber die Feinfühlenden unter dieſen, denen Leichtigkeit des innern Seyns abgeht, die ſich nicht in heitrer Ironie auf den hohen Standpunkt ſtellen können, der ſie über das Ganze erhebt, ſieht man nur ſelten, ſie bleiben auch wohl ganz aus. Bei dem beſten Willen, ſich recht vorurtheilsfrei zu zeigen, miſcht ſich in das Betragen des Adligen gegen den Bürger ein gewiſſes Etwas, das wie Herablaſſung, Duldung des eigentlich unziemlichen ausſieht; das leidet kein Mann, der im gerechten Stolz wohl fühlt, wie in adliger Geſellſchaft oft nur er es iſt, der ſich herablaſſen und dulden muß das geiſtig Gemeine und Abgeſchmackte. Sie ſind ſelbſt von Adel, Herr Leonard, aber wie ich höre, ganz geiſtlich und wiſſenſchaftlich erzogen. Daher mag es kommen, daß Sie der erſte Adlige ſind, an dem ich ſelbſt im Zirkel des Hofes unter Adligen auch jetzt nichts Adliges, im ſchlimmen Sinn genommen, verſpürt habe. Sie können glauben, ich ſpräche da, als Bürgerlicher, vorgefaßte Meinungen aus, oder mir ſei perſönlich etwas begegnet, das ein Vorurtheil erweckt habe, dem iſt aber nicht ſo. Ich gehöre nun einmal zu einer der Claſſen, die ausnahmsweiſe nicht blos tolerirt, ſondern wirklich gehegt und gepflegt werden. Aerzte und Beichtväter ſind regierende Herren — Herrſcher über Leib und Seele, mithin allemal von gutem Adel. Sollten denn auch nicht Indigeſtion und ewige Verdammniß den Courfähigſten etwas Weniges incommodiren können? Von Beichtvätern gilt das aber nur bei den katholiſchen. Die proteſtantiſchen Prediger, wenigſtens auf dem

Lande, ſind nur Hausoffizianten, die, nachdem ſie der gnädigen Herrſchaft das Gewiſſen gerührt, am unterſten Ende des Tiſches ſich in Demuth an Braten und Wein erlaben. Mag es ſchwer ſeyn, ein eingewurzeltes Vorurtheil abzulegen, aber es fehlt auch meiſtentheils an gutem Willen, da mancher Adlige ahnen mag, daß nur als ſolcher er eine Stellung im Leben behaupten könne, zu der ihm ſonſt nichts in der Welt ein Recht giebt. Der Ahnen- und Adelſtolz iſt in unſerer, alles immer mehr vergeiſtigenden Zeit, eine höchſt ſeltſame, beinahe lächerliche Erſcheinung. — Vom Ritterthum, von Krieg und Waffen ausgehend, bildet ſich eine Kaſte, die ausſchließlich die andern Stände ſchützt, und das ſubordinirte Verhältniß des Beſchützten gegen den Schutzherrn erzeugt ſich von ſelbſt. Mag der Gelehrte ſeine Wiſſenſchaft, der Künſtler ſeine Kunſt, der Handwerker, der Kaufmann ſein Gewerbe rühmen, ſiehe ſagt der Ritter, da kommt ein ungebehrdiger Feind, dem ihr, des Krieges Unerfahrne, nicht zu widerſtehen vermöget, aber ich Waffengeübter ſtelle mich mit meinem Schlachtſchwert vor euch hin, und was mein Spiel, was meine Freude iſt, rettet Euer Leben, Euer Hab und Gut. — Doch immer mehr ſchwindet die rohe Gewalt von der Erde, immer mehr treibt und ſchafft der Geiſt, und immer mehr enthüllt ſich ſeine Alles überwältigende Kraft. Bald wird man gewahr, daß eine ſtarke Fauſt, ein Harniſch, ein mächtig geſchwungenes Schwert nicht hinreichen, das zu beſiegen, was der Geiſt will; ſelbſt Krieg und Waffenübung unterwerfen ſich dem geiſtigen Prinzip der Zeit. Jeder wird immer mehr und mehr auf ſich ſelbſt geſtellt, aus ſeinem innern geiſtigen Vermögen muß er das ſchöpfen, womit er, giebt der Staat ihm auch irgend einen blendenden äußern Glanz, ſich der Welt geltend machen muß. Auf das entgegengeſetzte Prinzip ſtützt ſich der aus dem Ritterthum hervorgehende Ahnenſtolz, der nur in dem Satz ſeinen Grund findet: meine Voreltern waren Helden, alſo bin ich dito ein Held. Je höher das hinaufgeht, deſto beſſer; denn kann man das leicht abſehen, wo einem Großpapa der Heldenſinn kommen, und ihm der Adel verliehen worden, ſo traut man dem, wie allem Wunderbaren, das zu nahe liegt, nicht recht. Alles bezieht ſich wieder auf Heldenmuth und körperliche Kraft. Starke, robuſte Eltern haben wenigſtens in der Regel eben dergleichen Kinder, und eben ſo vererbt ſich kriegeriſcher Sinn und Muth. Die Ritterkaſte rein zu erhalten, war daher wohl Erforderniß jener alten

Ritterzeit, und kein geringes Verdienſt für ein altſtämmiges Fräulein, einen Junker zu gebären, zu dem die arme bürgerliche Welt flehte: Bitte, friß uns nicht, ſondern ſchütze uns vor andern Junkern; mit dem geiſtigen Vermögen iſt es nicht ſo. Sehr weiſe Väter erzielen oft dumme Söhnchen, und es möchte, eben weil die Zeit dem phyſiſchen Ritterthum das pſychiſche untergeſchoben hat, Rückſichts des Beweiſes angeerbten Adels ängſtlicher ſeyn, von Leibnitz abzuſtammen als von Amadis von Gallien oder ſonſt einem uralten Ritter der Tafelrunde. In der einmal beſtimmten Richtung ſchreitet der Geiſt der Zeit vorwärts, und die Lage des ahnenſtolzen Adels verſchlimmert ſich merklich; daher denn auch wohl jenes taktloſe, aus Anerkennung des Verdienſtes und widerlicher Herablaſſung gemiſchte Benehmen gegen, der Welt und dem Staat hoch geltende Bürgerliche, das Erzeugniß eines dunkeln, verzagten Gefühls ſeyn mag, in dem ſie ahnen, daß vor den Augen der Weiſen der veraltete Tand längſt verjährter Zeit abfällt, und die lächerliche Blöße ſich ihnen frei darſtellt. Dank ſei es dem Himmel, viele Adlige, Männer und Frauen, erkennen den Geiſt der Zeit und ſchwingen ſich auf im herrlichen Fluge zu der Lebenshöhe, die ihnen Wiſſenſchaft und Kunſt darbieten; dieſe werden die wahren Geiſterbanner jenes Unholds ſeyn."

Des Leibarztes Geſpräch hatte mich in ein fremdes Gebiet geführt. Niemals war es mir eingefallen, über den Adel und über ſein Verhältniß zum Bürger zu reflektiren. Wohl mochte der Leibarzt nicht ahnen, daß ich ehedem eben zu der zweiten Claſſe gehört hatte, die, nach ſeiner Behauptung, der Stolz des Adels nicht trifft. — War ich denn nicht in den vornehmſten adligen Häuſern zu B. der hochgeachtete, hochverehrte Beichtiger? — Weiter nachſinnend erkannte ich, wie ich ſelbſt aufs Neue mein Schickſal verſchlungen hatte, indem aus dem Namen, Kwiecziczewo, den ich jener alten Dame bei Hofe nannte, mein Adel entſprang, und ſo dem Fürſten der Gedanke einkam, mich mit Aurelien zu vermählen. —

Die Fürſtin war zurückgekommen. Ich eilte zu Aurelien. Sie empfing mich mit holder jungfräulicher Verſchämtheit; ich ſchloß ſie in meine Arme und glaubte in dem Augenblick daran, daß ſie mein Weib werden könne. Aurelie war weicher, hingebender als ſonſt. Ihr Auge hing voll Thränen, und der Ton, in dem ſie ſprach, war wehmüthige Bitte, ſo wie wenn im Gemüth des ſchmollenden Kindes ſich der Zorn bricht, in dem es geſündigt. — Ich durfte an meinen Beſuch im Luſtſchloß der Fürſtin denken, lebhaft drang ich darauf, alles zu erfahren; ich beſchwor Aurelien mir zu vertrauen, was ſie damals ſo erſchrecken konnte. — Sie ſchwieg, ſie ſchlug die Augen nieder, aber ſo wie mich ſelbſt der Gedanke meines gräßlichen Doppeltgängers ſtärker erfaßte, ſchrie ich auf: „Aurelie! um aller Heiligen willen, welche ſchreckliche Geſtalt erblickteſt Du hinter uns!“ Sie ſah mich voll Verwunderung an, immer ſtarrer und ſtarrer wurde ihr Blick, dann ſprang ſie plötzlich auf, als wolle ſie fliehen, doch blieb ſie und ſchluchzte, beide Hände vor die Augen gedrückt: „Nein, nein, nein — er iſt es ja nicht!“ — Ich erfaßte ſie ſanft, erſchöpft ließ ſie ſich nieder. „Wer, wer iſt es nicht?“ — frug ich heftig, wohl Alles ahnend, was in ihrem Innern ſich entfalten mochte. — „Ach, mein Freund, mein Geliebter, ſprach ſie leiſe und wehmüthig: würdeſt Du mich nicht für eine wahnſinnige Schwärmerin halten, wenn ich Alles ... Alles ... dir ſagen ſollte, was mich immer wieder ſo verſtört im vollen Glück der reinſten Liebe? — Ein grauenvoller Traum geht durch mein Leben, er ſtellte ſich mit ſeinen entſetzlichen Bildern zwiſchen uns, als ich Dich zum erſtenmale ſah; wie mit kalten Todesſchwingen wehte er mich an, als Du ſo plötzlich eintratſt in mein Zimmer auf dem Luſtſchloß der Fürſtin. Wiſſe, ſo wie Du damals, kniete einſt neben mir ein verruchter Mönch, und wollte heiliges Gebet mißbrauchen zum gräßlichen Frevel. Er wurde, als er, wie ein wildes Thier liſtig auf ſeine Beute lauernd, mich umſchlich, der Mörder meines Bruders! Ach und Du! ... Deine Züge! ... Deine Sprach ... jenes Bild! ... laß mich ſchweigen, o laß mich ſchweigen.“ Aurelie bog ſich zurück; in halbliegender Stellung lehnte ſie, den Kopf auf die Hand geſtützt, in die Ecke des Sophas, üppiger traten die ſchwellenden Umriſſe des jugendlichen Körpers hervor. Ich ſtand vor ihr, das lüſterne Auge ſchwelgte in dem unendlichen Liebreiz, aber mit der Luſt kämpfte der teufliſche Hohn, der in mir rief: Du Unglückſelige, Du dem Satan erkaufte, biſt du ihm denn entflohen, dem Mönch, der dich im Gebet zur Sünde verlockte? Nun biſt du ſeine Braut ... ſeine Braut! — In dem Augenblick war jene Liebe zu Aurelien, die ein Himmelsſtrahl zu entzünden ſchien, als dem Gefängniß, dem Tode entronnen, ich ſie im Park wiederſah, aus meinem Innern verſchwunden, und der Gedanke: daß ihr Verderben meines Lebens glänzendſter Lichtpunkt ſeyn könne, erfüllte mich ganz und gar. — Man rief Aurelien zur Fürſtin. Klar wurde es mir, daß Aureliens Leben gewiſſe mir noch unbekannte Beziehungen auf mich ſelbſt haben müſſe; und doch fand ich keinen Weg dies zu erfahren, da Aurelie alles Bittens unerachtet, jene einzelne hingeworfene Aeußerungen nicht näher deuten wollte. Der Zufall enthüllte mir das, was ſie zu verſchweigen gedachte. — Eines Tages befand ich mich in dem Zimmer des Hofbeamten, dem es oblag, alle Privatbriefe des Fürſten und der dem Hofe Angehörigen zur Poſt zu befördern. Er war eben abweſend, als Aureliens Mädchen mit einem ſtarken Briefe hereintrat, und ihn auf den Tiſch zu den übrigen, die ſchon dort befindlich, legte. Ein flüchtiger Blick überzeugte mich, daß die Aufſchrift an die Aebtiſſin, der Fürſtin Schweſter, von Aureliens Hand war. Die Ahnung, alles noch nicht Erforſchte ſey darin enthalten, durchflog mich mit Blitzesſchnelle; noch ehe der Beamte zurückgekehr, war ich fort mit dem Briefe Aureliens.

Du Mönch, oder im weltlichen Treiben Befangener, der Du aus meinem Leben Lehre und Warnung zu ſchöpfen trachteſt, lies die Blätter die ich hier einſchalte, lies die Geſtändniſſe des frommen, reinen Mädchens, von den bittern Thränen des reuigen, hoffnungsloſen Sünders benetzt. Möge das fromme Gemüth dir aufgeben, wie leuchtender Troſt in der Zeit der Sünde und des Frevels.

Aurelie an die Aebtiſſin des Ciſterzienſer Nonnenkloſters zu ....

Meine theure gute Mutter! mit welchen Worten ſoll ich Dirs denn verkünden, daß dein Kind glücklich iſt, daß endlich die grauſe Geſtalt, die, wie ein ſchrecklich drohendes Geſpenſt, alle Blüthen abſtreifend, alle Hoffnungen zerſtörend in mein Leben trat, gebannt wurde, durch der Liebe göttlichen Zauber. Aber nun fällt es mir recht ſchwer aufs Herz, daß wenn Du meines unglücklichen Bruders, meines Vaters, den der Gram tödtete, gedachteſt und mich aufrichteteſt in meinem troſtloſen Jammer — daß ich dann Dir nicht, wie in heiliger Beichte, mein Innres ganz aufſchloß. Doch ich vermag ja auch nun erſt das düſtre Geheimniß auszuſprechen, das tief in meiner Bruſt verborgen lag. Es iſt, als wenn eine böſe unheimliche Macht mir mein höchſtes Lebensglück recht trügeriſch wie ein grauſiges

Schreckbild vorgaukelte. Ich ſollte wie auf einem wogenden Meer hin und her ſchwanken und vielleicht rettungslos untergehen. Doch der Himmel half, wie durch ein Wunder, in dem Augenblick, als ich im Begriff ſtand, unnennbar elend zu werden. — Ich muß zurückgehen in meine frühe Kinderzeit, um Alles, Alles zu ſagen, denn ſchon damals wurde der Keim in mein Innres gelegt, der ſo lange Zeit hindurch verderblich fortwucherte. Erſt drei oder vier Jahre war ich alt, als ich einſt, in der ſchönſten Frühlingszeit, im Garten unſeres Schloſſes mit Hermogen ſpielte. Wir pflückten allerlei Blumen und Hermogen, ſonſt eben nicht dazu aufgelegt, ließ es ſich gefallen mir Kränze zu flechten, in die ich mich putzte. Nun wollen wir zur Mutter gehen, ſprach ich, als ich mich über und über mit Blumen behängt hatte; da ſprang aber Hermogen haſtig auf, und rief mit wilder Stimme: Laß uns nur hier bleiben, klein Ding! die Mutter iſt im blauen Cabinet und ſpricht mit dem Teufel! — Ich wußte gar nicht, was er damit ſagen wollte, aber dennoch erſtarrte ich vor Schreck, und fing endlich an jämmerlich zu weinen. „Dumme Schweſter, was heulſt Du, rief Hermogen, Mutter ſpricht alle Tage mit dem Teufel, er thut ihr nichts!“ Ich fürchtete mich vor Hermogen, weil er ſo finſter vor ſich hin blickte, ſo rauh ſprach, und ſchwieg ſtille. Die Mutter war damals ſchon ſehr kränklich, ſie wurde oft von fürchterlichen Krämpfen ergriffen, die in einen todtähnlichen Zuſtand übergingen. Wir, ich und Hermogen, wurden dann fortgebracht. Ich hörte nicht auf zu klagen, aber Hermogen ſprach dumpf in ſich hinein: „der Teufel hat's ihr angethan!“ So wurde in meinem kindiſchen Gemüth der Gedanke erweckt, die Mutter habe Gemeinſchaft mit einem böſen häßlichen Geſpenſt, denn anders dachte ich mir nicht den Teufel, da ich mit den Lehren der Kirche noch unbekannt war. Eines Tages hatte man mich allein gelaſſen, mir wurde ganz unheimlich zu Muthe, und vor Schreck vermochte ich nicht zu fliehen, als ich wahrnahm, daß ich eben in dem blauen Cabinet mich befand, wo nach Hermogens Behauptung, die Mutter mit dem Teufel ſprechen ſollte. Die Thüre ging auf, die Mutter trat leichenblaß herein und vor eine leere Wand hin. Sie rief mit dumpfer tief klagender Stimme: Francesko, Francesko! Da rauſchte und regte es ſich hinter der Wand, ſie ſchob ſich aus einander und das lebensgroße Bild eines ſchönen, in einem violetten Mantel wunderbar gekleideten Mannes wurde ſichtbar. Die Geſtalt, das Geſicht dieſes Mannes machte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf mich, ich jauchzte auf vor Freude; die Mutter umblickend, wurde nun erſt mich gewahr und rief heftig: Was willſt Du hier Aurelie? — wer hat Dich hieher gebracht? — Die Mutter, ſonſt ſo ſanft und gütig, war erzürnter, als ich ſie je geſehen. Ich glaubte daran Schuld zu ſeyn. „Ach, ſtammelte ich unter vielen Thränen, ſie haben mich hier allein gelaſſen, ich wollte ja nicht hier bleiben.“ Aber als ich wahrnahm, daß das ſchöne Bild verſchwunden, da rief ich: Ach das ſchöne Bild, wo iſt das ſchöne Bild! — Die Mutter hob mich in die Höhe, küßte und herzte mich und ſprach: „Du biſt mein gutes, liebes Kind, aber das Bild darf niemand ſehen, auch iſt es nun auf immer fort!“ Niemand vertraute ich, was mir widerfahren, nur zu Hermogen ſprach ich einmal: Höre! die Mutter ſpricht nicht mit dem Teufel, ſondern mit einem ſchönen Mann, aber der iſt nur ein Bild, und ſpringt aus der Wand, wenn Mutter ihn ruft. Da ſah Hermogen ſtarr vor ſich hin und murmelte: „Der Teufel kann ausſehen wie er will, ſagt der Herr Pater, aber der Mutter thut er doch nichts.“ — Mich überfiel ein Grauen, und ich bat Hermogen flehentlich, doch ja nicht wieder von dem Teufel zu ſprechen. Wir gingen nach der Hauptſtadt, das Bild verlor ſich aus meinem Gedächtniß und wurde ſelbſt dann nicht wieder lebendig, als wir nach dem Tode der guten Mutter auf das Land zurückgekehrt waren. Der Flügel des Schloſſes, in welchem jenes blaue Cabinet gelegen, blieb unbewohnt; es waren die Zimmer meiner Mutter, die der Vater nicht betreten konnte, ohne die ſchmerzlichſten Erinnerungen in ſich aufzuregen. Eine Reparatur des Gebäudes machte es endlich nöthig die Zimmer zu öffnen; ich trat in das blaue Cabinet, als die Arbeiter eben beſchäftiget waren, den Fußboden aufzureißen. So wie einer von ihnen eine Tafel in der Mitte des Zimmers emporhob, rauſchte es hinter der Wand, ſie ſchob ſich aus einander, und das lebensgroße Bild des Unbekannten wurde ſichtbar. Man entdeckte die Feder im Fußboden, welche, angedrückt, eine Maſchine hinter der Wand in Bewegung ſetzte, die ein Feld des Tafelwerks, womit die Wand bekleidet, aus einander ſchob. Nun gedachte ich lebhaft jenes Augenblicks meiner Kinderjahre, meine Mutter ſtand wieder vor mir, ich vergoß heiße Thränen, aber nicht wegwenden konnte ich den Blick von dem fremden herrlichen Mann, der mich mit lebendig ſtrahlenden Augen anſchaute. Man hatte wahrſcheinlich meinem Vater gleich gemeldet, was ſich zugetragen, er trat herein, als ich noch vor dem Bilde ſtand. Nur einen Blick hatte er darauf geworfen, als er, von Entſetzen ergriffen, ſtehen blieb und dumpf in ſich hineinmurmelte: Francesko, Francesko! Darauf wandte er ſich raſch zu den Arbeitern, und befahl mit ſtarker Stimme: „Man breche ſogleich das Bild aus der Wand, rolle es auf und übergebe es Reinhold.“ Es war mir, als ſolle ich den ſchönen herrlichen Mann, der in ſeinem wunderbaren Gewande mir wie ein hoher Geiſterfürſt vorkam, niemals wiederſehen, und doch hielt mich eine unüberwindliche Scheu zuruck, den Vater zu bitten, das Bild ja nicht vernichten zu laſſen. In wenigen Tagen verſchwand jedoch der Eindruck, den der Auftritt mit dem Bilde auf mich gemacht hatte, ſpurlos aus meinem Innern. — Ich war ſchon vierzehn Jahr alt worden, und noch ein wildes, unbeſonnenes Ding, ſo daß ich ſonderbar genug gegen den ernſten feierlichen Hermogen abſtach, und der Vater oft ſagte, daß wenn Hermogen mehr ein ſtilles Mädchen ſchiene, ich ein recht ausgelaſſener Knabe ſey. Das ſollte ſich bald ändern. Hermogen fing an, mit Leidenſchaft und Kraft ritterliche Uebungen zu treiben. Er lebte nur in Kampf und Schlacht, ſeine ganze Seele war davon erfüllt, und da es eben Krieg geben ſollte, lag er dem Vater an, ihn nur gleich Dienſte nehmen zu laſſen. Mich überfiel dagegen eben zu der Zeit eine ſolch unerklärliche Stimmung, die ich nicht zu deuten wußte, und die bald mein ganzes Weſen verſtörte. Ein ſeltſames Uebelbefinden ſchien aus der Seele zu kommen, und alle Lebenspulſe gewaltſam zu ergreifen. Ich war oft der Ohnmacht nahe, dann kamen allerlei wunderliche Bilder und Träume, und es war mir, als ſolle ich einen glänzenden Himmel voll Seligkeit und Wonne erſchauen und könne nur, wie ein ſchlaftrunknes Kind, die Augen nicht öffnen. Ohne zu wiſſen, warum? konnte ich oft bis zum Tode betrübt, oft ausgelaſſen fröhlich ſeyn. Bei dem geringſten Anlaß ſtürzten mir die Thranen aus den Augen, eine unerklärliche Sehnſucht ſtieg oft bis zu körperlichem Schmerz, ſo daß alle Glieder krampfhaft zuckten. Der Vater bemerkte meinen Zuſtand, ſchrieb ihn überreizten Nerven zu und ſuchte die Hülfe des Arztes, der allerlei Mittel verordnete, die ohne Wirkung blieben. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, urplötzlich erſchien mir das vergeſſene Bild jenes unbekannten Mannes ſo lebhaft, daß es mir war, als ſtehe es vor mir, Blicke des Mitleids auf mich gerichtet. „Ach! — ſoll ich denn ſterben? — was iſt es, das mich ſo unausſprechlich quält?“ So rief ich dem Traumbilde entgegen, da lächelte der Unbekannte und antwortete: Du liebſt mich, Aurelie; das iſt deine Qual, aber kannſt Du die Gelübde des Gottgeweihten brechen? — Zu meinem Erſtaunen wurde ich nun gewahr, daß der Unbekannte das Ordenskleid der Capuziner trug. — Ich raffte mich mit aller Gewalt auf, um nur aus dem träumeriſchen Zuſtande zu erwachen. Es gelang mir. Feſt war ich überzeugt, daß jener Mönch nur ein loſes trügeriſches Spiel meiner Einbildung geweſen, und doch ahnte ich nur zu deutlich, daß das Geheimniß der Liebe ſich mir erſchloſſen hatte. Ja! — ich liebte den Unbekannten mit aller Stärke des erwachten Gefühls, mit aller Leidenſchaft und Inbrunſt, deren das jugendliche Herz fähig. In jenen Augenblicken träumeriſchen Hinbrütens, als ich den Unbekannten zu ſehen glaubte, ſchien mein Uebelbefinden den höchſten Punkt erreicht zu haben, ich wurde zuſehends wohler, indem meine Nervenſchwäche nachließ, und nur das ſtete ſtarre Feſthalten jenes Bildes, die phantaſtiſche Liebe zu einem Weſen, das nur in mir lebte, gab mir das Anſehen einer Träumerin. Ich war für Alles verſtummt, ich ſaß in der Geſellſchaft ohne mich zu regen, und indem ich, mit meinem Ideal beſchäftigt, nicht darauf achtete, was man ſprach, gab ich oft verkehrte Antworten, ſo daß man mich für ein einfältig Ding achten mochte. In meines Bruders Zimmer ſah ich ein fremdes Buch auf dem Tiſche liegen; ich ſchlug es auf, es war ein aus dem Engliſchen überſetzter Roman: Der Mönch! — Mit eiskaltem Schauer durchbebte mich der Gedanke, daß der unbekannte Geliebte ein Mönch ſey. Nie hatte ich geahnt, daß die Liebe zu einem Gottgeweihten ſündlich ſeyn könne, nun kamen mir plötzlich die Worte des Traumbildes ein: Kannſt du die Gelübde des Gottgeweihten brechen? — und nun erſt verwundeten ſie, mit ſchwerem Gewicht in mein Innres fallend, mich tief. Es war mir, als könne jenes Buch mir manchen Aufſchluß geben. Ich nahm es mit mir, ich fing an zu leſen, die wunderbare Geſchichte riß mich hin, aber als der erſte Mord geſchehen, als immer verruchter der gräßliche Mönch frevelt, als er endlich ins Bündniß tritt mit dem Böſen, da ergriff mich namenloſes Entſetzen, denn ich gedachte jener Worte Hermogens: Die Mutter ſpricht mit dem Teufel! Nun glaubte ich, ſo wie jener Mönch im Roman, ſey der Unbekannte ein dem Böſen Verkaufter, der mich verlocken wolle. Und doch konnte ich nicht gebieten der Liebe zu dem Mönch, der in mir lebte. Nun erſt wußte ich, daß es frevelhafte Liebe gebe, mein Abſcheu dagegen kämpfte mit dem Gefühl, das meine Bruſt erfüllte, und dieſer Kampf machte mich auf eigne Weiſe reizbar. Oft bemeiſterte ſich meiner in der Nähe eines Mannes ein unheimliches Gefühl, weil es mir plötzlich war, als ſey es der Mönch, der nun mich erfaſſen und fortreißen werde ins Verderben. Reinhold kam von einer Reiſe zurück, und erzählte viel von einem Capuziner Medardus, der als Canzelredner weit und breit berühmt ſey und den er ſelbſt in . . . r mit Verwunderung gehört habe. Ich dachte an den Mönch im Roman und es überfiel mich eine ſeltſame Ahnung, daß das geliebte und gefürchtete Traumbild jener Medardus ſeyn könne. Der Gedanke war mir ſchrecklich, ſelbſt wußte ich nicht, warum? und mein Zuſtand wurde in der That peinlicher und verſtörter, als ich es zu ertragen vermochte. Ich ſchwamm in einem Meer von Ahnungen und Träumen. Aber vergebens ſuchte ich das Bild des Mönchs aus meinem Innern zu verbannen; ich unglückliches Kind konnte nicht widerſtehen der ſündigen Liebe zu dem Gottgeweihten. — Ein Geiſtlicher beſuchte einſt, wie er es wohl manchmal zu thun pflegte, den Vater. Er ließ ſich weitläuftig über die mannichfachen Verſuchungen des Teufels aus und mancher Funke fiel in meine Seele, indem der Geiſtliche den troſtloſen Zuſtand des jungen Gemüths beſchrieb, in das ſich der Böſe den Weg bahnen wolle und worin er nur ſchwaches Widerſtreben fände. Mein Vater fügte manches hinzu, als ob er von mir rede. Nur unbegränzte Zuverſicht, ſagte endlich der Geiſtliche, nur unwandelbares Vertrauen, nicht ſowohl zu befreundeten Menſchen, als zur Religion und ihren Dienern, könne Rettung bringen. Dies merkwürdige Geſpräch beſtimmte mich, den Troſt der Kirche zu ſuchen, und meine Bruſt, durch reuiges Geſtändniß in heiliger Beichte, zu erleichtern. Am frühen Morgen des andern Tages wollte ich, da wir uns eben in der Reſidenz befanden, in die dicht neben unſerm Hauſe gelegene Kloſterkirche gehen. Es war eine qualvolle, entſetzliche Nacht, die ich zu überſtehen hatte. Abſcheuliche, frevelige Bilder, wie ich ſie nie geſehen, nie gedacht, umgaukelten mich, aber dann mitten drunter ſtand der Mönch da, mir die Hand wie zur Rettung bietend und rief: Sprich es nur aus, daß Du mich liebſt, und frei biſt Du aller Noth. Da mußt' ich unwillkürlich rufen: Ja Medardus, ich liebe Dich! — und verſchwunden waren die Geiſter der Hölle! Endlich ſtand ich auf, kleidete mich an, und ging nach der Kloſterkirche.

Das Morgenlicht brach eben in farbigen Strahlen durch die bunten Fenſter, ein Layenbruder reinigte die Gänge. Unfern der Seitenpforte, wo ich hineingetreten, ſtand ein der heiligen Roſalia geweihter Altar, dort hielt ich ein kurzes Gebet, und ſchritt dann auf den Beichtſtuhl zu, in dem ich einen Mönch erblickte. Hilf, heiliger Himmel! — es war Medardus! Kein Zweifel blieb übrig, eine höhere Macht ſagte es mir. Da ergriff mich wahnſinnige Angſt und Liebe, aber ich fühlte, daß nur ſtandhafter Muth mich retten könne. Ich beichtete ihm ſelbſt meine ſündliche Liebe zu dem Gottgeweihten, ja mehr als das! . . . Ewiger Gott! in dem Augenblicke war es mir, als hätte ich ſchon oft in troſtloſer Verzweiflung den heiligen Banden, die den Geliebten feſſelten, geflucht, und auch das beichtete ich. „Du ſelbſt, Du ſelbſt, Medardus, biſt es, den ich ſo unausſprechlich liebe.“ Das waren die letzten Worte, die ich zu ſprechen vermochte, aber nun floß lindernder Troſt der Kirche, wie des Himmels Balſam, von den Lippen des Mönchs, der mir plötzlich nicht mehr Medardus ſchien. Bald darauf nahm mich ein alter ehrwürdiger Pilger in ſeine Arme und führte mich langſamen Schrittes durch die Gänge der Kirche zur Hauptpforte hinaus. Er ſprach hochheilige, herrliche Worte, aber ich mußte entſchlummern wie ein unter ſanften, ſüßen Tönen eingewiegtes Kind. Ich verlor das Bewußtſeyn. Als ich erwachte, lag ich angekleidet auf dem Sopha meines Zimmers. „Gott und den Heiligen Lob und Dank, die Criſis iſt vorüber, ſie erholt ſich!“ rief eine Stimme. Es war der Arzt, der dieſe Worte zu meinem Vater ſprach. Man ſagte mir, daß man mich des Morgens in einem erſtarrten, todtähnlichen Zuſtande gefunden und einen Nervenſchlag befürchtet habe. Du ſiehſt, meine liebe, fromme Mutter, daß meine Beichte bei dem Mönch Medardus nur ein lebhafter Traum in einem überreizten Zuſtande war, aber die heilige Roſalia, zu der ich oft flehte, und deren Bildniß ich ja auch im Traum anrief, hat mir wohl alles ſo erſcheinen laſſen, damit ich errettet werden möge aus den Schlingen die mir der argliſtige Böſe gelegt. Verſchwunden war aus meinem Innern die wahnſinnige Liebe zu dem Trugbilde im Mönchsgewand.

Ich erholte mich ganz, und trat nun erſt heiter und unbefangen in das Leben ein. — Aber, gerechter Gott, noch einmal ſollte mich jener verhaßte Mönch auf entſetzliche Weiſe bis zum Tode treffen. Für eben jenen Medardus, dem ich im Traum gebeichtet, erkannte ich augenblicklich den Mönch, der ſich auf unſerm Schloſſe eingefunden. „Das iſt der Teufel, mit dem die Mutter geſprochen, hüte Dich, hüte Dich! — er ſtellt Dir nach!“ ſo rief der unglückliche Hermogen immer in mich hinein. Ach, es hätte dieſer Warnung nicht bedurft. Von dem erſten Moment an, als mich der Mönch mit vor frevelicher Begier funkelnden Augen anblickte, und dann in geheuchelter Verzückung die heilige Roſalia anrief, war er mir unheimlich und entſetzlich. Du weißt alles Fürchterliche, was ſich darauf begab, meine gute liebe Mutter. Ach aber, muß ich es nicht Dir auch geſtehen, daß der Mönch mir deſto gefährlicher war, als ſich tief in meinem Innerſten ein Gefühl regte, dem gleich als zuerſt der Gedanke der Sünde in mir entſtand und als ich ankämpfen mußte gegen die Verlockung des Böſen? Es gab Augenblicke, in denen ich Verblendete den heuchleriſchen frommen Reden des Mönchs traute, ja in denen es mir war, als ſtrahle aus ſeinem Innern der Funke des Himmels, der mich zur reinen überirdiſchen Liebe entzünden könne. Aber dann wußte er mit verruchter Liſt, ſelbſt in begeiſterter Andacht, eine Glut anzufachen, die aus der Hölle kam. Wie den mich bewachenden Schutzengel ſandten mir dann die Heiligen, zu denen ich inbrünſtig flehte, den Bruder. — Denke dir, liebe Mutter, mein Entſetzen, als hier, bald nachdem ich zum erſtenmal bei Hofe erſchienen, ein Mann auf mich zutrat, den ich auf den erſten Blick für den Mönch Medardus zu erkennen glaubte, unerachtet er weltlich gekleidet ging. Ich wurde ohnmächtig, als ich ihn ſah. In den Armen der Fürſtin erwacht, rief ich laut: Er iſt es, er iſt es, der Mörder meines Bruders. — „Ja, er iſt es, ſprach die Fürſtin: der verkappte Mönch Medardus, der dem Kloſter entſprang; die auffallende Aehnlichkeit mit ſeinem Vater Francesko ...“ Hilf, heiliger Himmel, indem ich dieſen Namen ſchreibe, rinnen eiskalte Schauer mir durch alle Glieder. Jenes Bild meiner Mutter war Francesko ... das trügeriſche Mönchsgebilde, das mich quälte, hatte ganz ſeine Züge! — Medardus, ihn erkannte ich als jenes Gebilde in dem wunderbaren Traum der Beichte. Medardus iſt Francesko's Sohn, Franz, den du, meine gute Mutter, ſo fromm erziehen ließeſt und der in Sünde und Frevel gerieth. Welche Verbindung hatte meine Mutter mit jenem Franceſko, daß ſie ſein Bild heimlich aufbewahrte, und bei ſeinem Anblick ſich dem Andenken einer ſeligen Zeit zu überlaſſen ſchien? — Wie kam es, daß in dieſem Bilde Hermogen den Teufel ſah, und daß es den Grund legte zu meiner ſonderbaren Verirrung? Ich verſinke in Ahnungen und Zweifel. — Heiliger Gott, bin ich denn entronnen der böſen Macht, die mich umſtrickt hielt? — Nein, ich kann nicht weiter ſchreiben, mir iſt, als würd' ich von dunkler Nacht befangen und kein Hoffnungsſtern leuchte, mir freundlich den Weg zeigend, den ich wandeln ſoll!

(Einige Tage ſpäter.)

Nein! Keine finſteren Zweifel ſollen mir die hellen Sonnentage verdüſtern, die mir aufgegangen ſind. Der ehrwürdige Pater Cyrillus hat dir, meine theure Mutter, wie ich weiß, ſchon ausführlich berichtet, welch eine ſchlimme Wendung der Prozeß Leonards nahm, den meine Uebereilung den böſen Criminalgerichten in die Hände gab. Daß der wirkliche Medardus eingefangen wurde, daß ſein vielleicht verſtellter Wahnſinn bald ganz nachließ, daß er ſeine Frevelthaten eingeſtand, daß er ſeine gerechte Strafe erwartet und … doch nicht weiter, denn nur zu ſehr würde das ſchmachvolle Schickſal des Verbrechers, der als Knabe Dir ſo theuer war, dein Herz verwunden. — Der merkwürdige Prozeß war das einzige Geſpräch bei Hofe. Man hielt Leonard für einen verſchmitzten, hartnäckigen Verbrecher, weil er alles läugnete. — Gott im Himmel! — Dolchſtiche waren mir manche Reden, denn auf wunderbare Weiſe ſprach eine Stimme in mir: er iſt unſchuldig und das wird klar werden, wie der Tag. — Ich empfand das tiefſte Mitleid mit ihm, geſtehen mußte ich es mir ſelbſt, daß mir ſein Bild, rief ich es mir wieder zurück, Regungen erweckte, die ich nicht mißdeuten konnte. Ja! — ich liebte ihn ſchon unausſprechlich, als er der Welt noch ein frevelicher Verbrecher ſchien. Ein Wunder mußte ihn und mich retten, denn ich ſtarb, ſo wie Leonard durch die Hand des Henkers fiel. Er iſt ſchuldlos, er liebt mich, und bald iſt er ganz mein. So geht eine dunkle Ahnung aus frühen Kindesjahren, die mir eine feindliche Macht argliſtig zu vertrüben ſuchte, herrlich, herrlich auf in regem wonnigem Leben. O gieb mir, gieb dem Geliebten Deinen Segen, Du fromme Mutter! — Ach könnte

Dein glückliches Kind nur ihre volle Himmelsluſt recht ausweinen an Deinem Herzen! — Leonard gleicht ganz jenem Franceſko, nur ſcheint er größer, auch unterſcheidet ihn ein gewiſſer charakteriſtiſcher Zug, der ſeiner Nation eigen, (Du weißt, daß er ein Pole iſt) von Franceſko und dem Mönch Medardus ſehr merklich. Albern war es wohl überhaupt, den geiſtreichen, gewandten, herrlichen Leonard auch nur einen Augenblick für einen entlaufenen Mönch anzuſehen. Aber ſo ſtark iſt noch der fürchterliche Eindruck jener gräßlichen Scenen auf unſerm Schloſſe, daß oft, tritt Leonard unvermuthet zu mir herein und blickt mich an mit ſeinem ſtrahlenden Auge, das ach nur zu ſehr jenem Medardus gleicht, mich unwillkürliches Grauſen befällt und ich Gefahr laufe, durch mein kindiſches Weſen den Geliebten zu verletzen. Mir iſt, als würde erſt des Prieſters Segen die finſteren Geſtalten bannen, die noch jetzt recht feindlich manchen Wolkenſchatten in mein Leben werfen. Schließe mich und den Geliebten in Dein frommes Gebet, meine theure Mutter! — Der Fürſt wünſcht, daß die Vermählung bald vor ſich gehe; den Tag ſchreibe ich Dir, damit Du Deines Kindes gedenken mögeſt, in ihres Lebens feierlicher, verhängnißvoller Stunde &c."

Immer und immer wieder las ich Aureliens Blätter. Es war, als wenn der Geiſt des Himmels, der daraus hervorleuchtete, in mein Inneres dringe und vor ſeinem reinen Strahl alle ſündliche frevelige Gluth verlöſche. Bei Aureliens Anblick überfiel mich heilige Scheu, ich wagte es nicht mehr, ſie ſtürmiſch zu liebkoſen, wie ſonſt. Aurelie bemerkte mein verändertes Betragen, ich geſtand ihr reuig den Raub des Briefes an die Aebtiſſin; ich entſchuldigte ihn mit einem unerklärlichen Drange, dem ich, wie der Gewalt einer unſichtbaren höheren Macht, nicht widerſtehen können, ich behauptete, daß eben jene höhere, auf mich einwirkende Macht, mir jene Viſion am Beichtſtuhle habe kund thun wollen, um mir zu zeigen, wie unſere innigſte Verbindung ihr ewiger Rathſchluß ſey. „Ja, Du frommes Himmelskind, ſprach ich, auch mir ging einſt ein wunderbarer Traum auf, in dem Du mir Deine Liebe geſtandeſt, aber ich war ein unglücklicher vom Geſchick zermalmter Mönch, deſſen Bruſt tauſend Qualen der Hölle zerriſſen. — Dich — Dich liebte ich mit namenloſer Inbrunſt, doch Frevel, doppelter, verruchter Frevel war meine Liebe, denn ich war ja ein Mönch, und Du die heilige Roſalia." Erſchrocken fuhr Autete auf. „Um Gott, ſprach ſie, um Gott, es geht ein tiefes unerforſchliches Geheimniß durch unſer Leben; ach, Leonard, laß uns nie an dem Schleier rühren, der es umhüllt, wer weiß, was Grauenvolles, Entſetzliches dahinter verborgen. Laß uns fromm ſeyn, und feſt an einander halten in treuer Liebe, ſo widerſtehen wir der dunkeln Macht, deren Geiſter uns vielleicht feindlich bedrohen. Daß Du meinen Brief laſeſt, das mußte ſo ſeyn; ach! ich ſelbſt hätte Dir Alles erſchließen ſollen, kein Geheimniß darf unter uns walten. Und doch iſt es mir, als kämpfteſt Du mit Manchem, was früher recht verderblich eintrat in Dein Leben und was Du nicht vermöchteſt über die Lippen zu bringen vor unrechter Scheu! — Sey aufrichtig, Leonard! — Ach wie wird ein freimüthiges Geſtändniß Deine Bruſt erleichtern, und heller unſere Liebe ſtrahlen!“ — Wohl fühlte ich bei dieſen Worten Aureliens recht marternd, wie der Geiſt des Truges in mir wohne, und wie ich nur noch vor wenigen Augenblicken das fromme Kind recht frevelig getäuſcht; und dies Gefühl regte ſich ſtärker und ſtärker auf in wunderbarer Weiſe, ich mußte Aurelien Alles — Alles entdecken und doch ihre Liebe gewinnen. „Aurelie — Du meine Heilige, — die mich rettet von ...“ In dem Augenblick trat die Fürſtin herein, ihr Anblick warf mich plötzlich zurück in die Hölle, voll Hohn und Gedanken des Verderbens. Sie mußte mich jetzt dulden, ich blieb, und ſtellte mich als Aureliens Bräutigam kühn und keck ihr entgegen. Ueberhaupt war ich nur frei von allen böſen Gedanken, wenn ich mit Aurelien allein mich befand; dann ging mir aber auch die Seligkeit des Himmels auf. Jetzt erſt wünſchte ich lebhaft meine Vermählung mit Aurelien. — In einer Nacht ſtand lebhaft meine Mutter vor mir, ich wollte ihre Hand ergreifen, und wurde gewahr, daß es nur Duft ſey, der ſich geſtaltet. Weshalb dieſe alberne Täuſchung, rief ich erzürnt; da floſſen helle Thränen aus meiner Mutter Augen, die wurden aber zu ſilbernen, hellblinkenden Sternen, aus denen leuchtende Tropfen fielen, und um mein Haupt kreiſten, als wollten ſie einen Heiligenſchein bilden, doch immer zerriß eine ſchwarze fürchterliche Fauſt den Kreis. „Du, den ich rein von jeder Unthat geboren, ſprach meine Mutter mit ſanfter Stimme, iſt denn deine Kraft gebrochen, daß du nicht zu widerſtehen vermagſt den Verlockungen des Satans? — Jetzt kann ich erſt dein Innres durchſchauen, denn mir iſt die Laſt des Irdiſchen entnommen! — Erhebe dich Franciskus!

ich will dich ſchmücken mit Bändern und Blumen, denn es iſt der Tag des heiligen Bernardus gekommen und du ſollſt wieder ein frommer Knabe ſeyn!" — Da war es mir, als müſſe ich wie ſonſt einen Hymnus anſtimmen zum Lobe des Heiligen, aber entſetzlich tobte es dazwiſchen, mein Geſang wurde ein wildes Geheul, und ſchwarze Schleier rauſchten herab, zwiſchen mir und der Geſtalt meiner Mutter. — Mehrere Tage nach dieſer Viſion begegnete mir der Criminalrichter auf der Straße. Er trat freundlich auf mich zu. „Wiſſen Sie ſchon, fing er an, daß der Prozeß des Capuziners Medardus wieder zweifelhaft werden? Das Urtel, das ihm höchſt wahrſcheinlich den Tod zuerkannt hätte, ſollte ſchon abgefaßt werden, als er aufs neue Spuren des Wahnſinns zeigte. Das Criminalgericht erhielt nämlich die Nachricht von dem Tode ſeiner Mutter; ich machte es ihm bekannt, da lachte er wild auf und rief mit einer Stimme, die ſelbſt dem ſtandhafteſten Gemüth Entſetzen erregen konnte: „Ha ha ha! — die Prinzeſſin von . . . (er nannte die Gemahlin des ermordeten Bruders unſers Fürſten) iſt längſt geſtorben!" — Es iſt jetzt eine neue ärztliche Unterſuchung verfügt, man glaubt jedoch, daß der Wahnſinn des Mönchs verſtellt ſey. — Ich ließ mir Tag und Stunde des Todes meiner Mutter ſagen; ſie war mir in demſelben Moment als ſie ſtarb erſchienen, und tief eindringend in Sinn und Gemüth, war nun auch die nur zu ſehr vergeſſene Mutter die Mittlerin zwiſchen mir und der reinen Himmelsſeele, die mein werden ſollte. Milder und weicher geworden, ſchien ich nun erſt Aureliens Liebe ganz zu verſtehen, ich mochte ſie wie eine mich beſchirmende Heilige kaum verlaſſen, und mein düſteres Geheimniß wurde, indem ſie nicht mehr deshalb in mich drang, nun ein mir ſelbſt unerforſchliches, von höheren Mächten verhängtes, Ereigniß. — Der von dem Fürſten beſtimmte Tag der Vermählung war gekommen. Aurelie wollte in erſter Frühe vor dem Altar der heiligen Roſalia, in der nahe gelegenen Kloſterkirche, getraut ſeyn. Wachend, und nach langer Zeit zum erſtenmal inbrünſtig betend, brachte ich die Nacht zu. Ach! ich Verblendeter fühlte nicht, daß das Gebet, womit ich mich zur Sünde rüſtete, hölliſcher Frevel ſey! — Als ich zu Aurelien eintrat, kam ſie mir, weiß gekleidet, und mit duftenden Roſen geſchmückt, in holder Engelsſchönheit entgegen. Ihr Gewand, ſo wie ihr Haarſchmuck, hatte etwas ſonderbar Alterthümliches, eine dunkle Erinnerung ging in mir auf, aber vom tiefen Schauer fühlte ich mich durchbebt, als plötzlich lebhaft das Bild des Altars, an dem wir getraut werden ſollten, mir vor Augen ſtand. Das Bild ſtellte das Martyrium der heiligen Roſalia vor, und gerade ſo wie Aurelie war ſie gekleidet. — Schwer wurde es mir, den grauſigen Eindruck, den dies auf mich machte, zu verbergen. Aurelie gab mir, mit einem Blick, aus dem ein ganzer Himmel voll Liebe und Seligkeit ſtrahlte, die Hand, ich zog ſie an meine Bruſt, und mit dem Kuß des reinſten Entzückens, durchdrang mich aufs Neue das deutliche Gefühl, daß nur durch Aurelie meine Seele errettet werden könne. Ein fürſtlicher Bedienter meldete, daß die Herrſchaft bereit ſey, uns zu empfangen. Aurelie zog ſchnell die Handſchuhe an, ich nahm ihren Arm, da bemerkte das Kammermädchen, daß das Haar in Unordnung gekommen ſey, ſie ſprang fort um Nadeln zu holen. Wir warteten an der Thüre, der Aufenthalt ſchien Aurelien unangenehm. In dem Augenblick entſtand ein dumpfes Geräuſch auf der Straße, hohle Stimmen riefen durch einander, und das dröhnende Geraſſel eines ſchweren langſam rollenden Wagens ließ ſich vernehmen. Ich eilte ans Fenſter. — Da ſtand eben vor dem Pallaſt der vom Henkersknecht geführte Leiterwagen, auf dem der Mönch rückwärts ſaß, vor ihm ein Capuziner, laut und eifrig mit ihm betend. Er war entſtellt von der Bläſſe der Todesangſt und dem ſtruppigen Bart — doch waren die Züge des gräßlichen Doppelgängers mir nur zu kenntlich. — So wie der Wagen, augenblicklich gehemmt durch die andrängende Volksmaſſe, wieder fortrollte, warf er den ſtieren entſetzlichen Blick der funkelnden Augen zu mir herauf, und lachte und heulte herauf: „Bräutigam, Bräutigam! .... komm .... komm aufs Dach .... aufs Dach .... da wollen wir ringen mit einander, und wer den andern herabſtößt, iſt König und darf Blut trinken!“ Ich ſchrie auf: „entſetzlicher Menſch .... was willſt Du .... was willſt Du von mir.“ — Aurelie umfaßte mich mit beiden Armen, ſie riß mich mit Gewalt vom Fenſter, rufend: „Um Gottes und der heiligen Jungfrau willen .... Sie führen den Medardus .... den Mörder meines Bruders, zum Tode .... Hermogen .... Hermogen!“ — Da wurden die Geiſter der Hölle in mir wach, und bäumten ſich auf mit der Gewalt, die ihnen verliehen über den frevelnden verruchten Sünder. — Ich erfaßte Aurelien mit grimmer Wuth, daß ſie zuſammen zuckte: „Ha ha ha .... Wahnſinnige, thörigtes Weib ... ich ... ich, Dein Buhle, Dein Bräutigam, bin der Medardus ... bin Deines Bruders Mörder ... Du, Braut des Mönchs, willſt Verderben herabwinſeln über Deinen Bräutigam? Ho ho ho! ... ich bin König ... ich trinke Dein Blut!“ — Das Mordmeſſer riß ich heraus — ich ſtieß nach Aurelien, die ich zu Boden fallen laſſen — ein Blutſtrom ſprang hervor über meine Hand. — Ich ſtürzte die Treppen hinab, durch das Volk hin zum Wagen, ich riß den Mönch herab, und warf ihn zu Boden; da wurde ich feſtgepackt, wüthend ſtieß ich mit dem Meſſer um mich herum — ich wurde frei — ich ſprang fort — man drang auf mich ein, ich fühlte mich in der Seite durch einen Stich verwundet, aber das Meſſer in der rechten Hand, und mit der linken kräftige Fauſtſchläge austheilend, arbeitete ich mich durch bis an die nahe Mauer des Parks, die ich mit einem fürchterlichen Satz überſprang. „Mord ... Mord ... Haltet ... haltet den Mörder!“ riefen Stimmen hinter mir her, ich hörte es raſſeln, man wollte das verſchloſſene Thor des Parks ſprengen, unaufhaltſam rannte ich fort. Ich kam an den breiten Graben, der den Park von dem dicht dabei gelegenen Walde trennte, ein mächtiger Sprung — ich war hinüber, und immer fort und fort rannte ich durch den Wald, bis ich erſchöpft unter einem Baume niederſank. Es war ſchon finſtre Nacht worden, als ich, wie aus tiefer Betäubung, erwachte. Nur der Gedanke, zu fliehen, wie ein gehetztes Thier, ſtand feſt in meiner Seele. Ich ſtand auf, aber kaum war ich einige Schritte fort, als, aus dem Gebüſch hervorrauſchend, ein Menſch auf meinen Rücken ſprang, und mich mit den Armen umhalſte. Vergebens verſuchte ich, ihn abzuſchütteln — ich warf mich nieder, ich drückte mich hinterrücks an die Bäume, alles umſonſt. Der Menſch kicherte und lachte höhniſch; da brach der Mond hellleuchtend durch die ſchwarzen Tannen, und das todtenbleiche, gräßliche Geſicht des Mönchs — des vermeintlichen Medardus, des Doppeltgängers, ſtarrte mich an mit dem gräßlichen Blick, wie von dem Wagen herauf. — „Hi ... hi ... hi ... Brüderlein ... Brüderlein, immer immer bin ich bei Dir ... laſſe Dich nicht ... laſſe ... Dich nicht ... Kann nicht lau ... laufen ... wie Du ... mußt mich tra ... tragen ... Komme vom Ga ... Galgen ... haben mich rä ... rädern wollen ... hi hi ...“ So lachte und heulte das grauſe Geſpenſt, indem ich, von wildem Entſetzen gekräftigt, hoch empor ſprang wie ein von der Rieſenſchlange eingeſchnürter Tiger! — Ich raſſe gegen Baum- und Felsſtücke, um ihn wo nicht zu tödten, doch wenigſtens hart zu verwunden, daß er mich zu laſſen genöthigt ſeyn ſollte. Dann lachte er ſtärker und mich nur traf jäher Schmerz; ich verſuchte ſeine unter meinem Kinn feſtgeknoteten Hände loszuwinden, aber die Gurgel einzudrücken drohte mir des Ungethümes Gewalt. Endlich, nach tollem Raſen, fiel er plötzlich herab, aber kaum war ich einige Schritte fortgerannt, als er von Neuem auf meinem Rücken ſaß, kichernd und lachend, und jene entſetzlichen Worte ſtammelnd! — Auf's Neue jene Anſtrengungen wilder Wuth — auf's Neue befreit! — auf's Neue umhalſt von dem fürchterlichen Geſpenſt. — Es iſt mir nicht möglich, deutlich anzugeben, wie lange ich von dem Doppelgänger verfolgt, durch finſtre Wälder floh, es iſt mir ſo, als müſſe das Monate hindurch, ohne daß ich Speiſe und Trank genoß, gedauert haben. Nur eines lichten Augenblicks erinnere ich mich lebhaft, nach welchem ich in gänzlich bewußtloſen Zuſtand verfiel. Eben war es mir geglückt, meinen Doppelgänger abzuwerfen, als ein heller Sonnenſtrahl, und mit ihm ein holdes anmuthiges Tönen den Wald durchdrang. Ich unterſchied eine Kloſterglocke, die zur Frühmette läutete. „Du haſt Aurelie ermordet!“ Der Gedanke erfaßte mich mit des Todes eiskalten Armen, und ich ſank bewußtlos nieder.

Zweiter Abſchnitt.

Die Buße.

Eine ſanfte Wärme glitt durch mein Inneres. Dann fühlte ich es in allen Adern ſeltſam arbeiten und prickeln; dies Gefühl wurde zu Gedanken, doch war mein Ich hundertfach zertheilt. Jeder Theil hatte im eignen Regen eignes Bewußtſeyn des Lebens und umſonſt gebot das Haupt den Gliedern, die wie untreue Vaſallen ſich nicht ſammeln mochten unter ſeiner Herrſchaft. Nun fingen die Gedanken der einzelnen Theile an ſich zu drehen, wie leuchtende Punkte, immer ſchneller und ſchneller, ſo daß ſie einen Feuerkreis bildeten, der wurde kleiner, ſo wie die Schnelligkeit wuchs, daß er zuletzt nur eine ſtillſtehende Feuerkugel ſchien. Aus der ſchoſſen rothglühende Strahlen und bewegten ſich im farbigten Flammenſpiel. „Das ſind meine Glieder, die ſich regen, jetzt erwache ich!" So dachte ich deutlich, aber in dem Augenblick durchzuckte mich ein jäher Schmerz, helle Glockentöne ſchlugen an mein Ohr. „Fliehen, weiter fort! — weiter fort!" rief ich laut, wollte mich ſchnell aufraffen, fiel aber entkräftet zurück. Jetzt erſt vermochte ich die Augen zu öffnen. Die Glockentöne dauerten fort — ich glaubte noch im Walde zu ſeyn, aber wie erſtaunte ich, als ich die Gegenſtände rings umher, als ich mich ſelbſt betrachtete. In dem Ordenshabit der Capuziner lag ich, in einem hohen einfachen Zimmer, auf einer wohlgepolſterten Matratze ausgeſtreckt. Ein paar Rohrſtühle, ein kleiner Tiſch und ein ärmliches Bett waren die einzigen Gegenſtände, die ſich noch im Zimmer befanden. Es wurde mir klar, daß mein bewußtloſer Zuſtand eine Zeitlang gedauert haben, und daß ich in demſelben auf dieſe oder jene Weiſe in ein Kloſter gebracht ſeyn mußte, das Kranke aufnehme. Vielleicht war meine Kleidung zerriſſen, und man gab mir vorläufig eine Kutte. Der Gefahr, ſo ſchien es mir, war ich entronnen. Dieſe Vorſtellungen beruhigten mich ganz, und ich beſchloß abzuwarten, was ſich weiter zutragen würde, da ich vorausſetzen konnte, daß man bald nach dem Kranken ſehen würde. Ich fühlte mich ſehr matt, ſonſt aber ganz ſchmerzlos. Nur einige Minuten hatte ich ſo, zum vollkommenen Bewußtſeyn erwacht, gelegen, als ich Tritte vernahm, die ſich wie auf einem langen Gange näherten. Man ſchloß meine Thüre auf und ich erblickte zwei Männer, von denen einer bürgerlich gekleidet war, der andere aber den Ordenshabit der barmherzigen Brüder trug. Sie traten ſchweigend auf mich zu, der bürgerlich gekleidete ſah mir ſcharf in die Augen und ſchien ſehr verwundert. „Ich bin wieder zu mir ſelbſt gekommen, mein Herr, fing ich mit matter Stimme an: dem Himmel ſey es gedankt, der mich zum Leben erweckt hat — wo befinde ich mich aber? wie bin ich hergekommen?" — Ohne mir zu antworten wandte ſich der bürgerlich gekleidete zu dem Geiſtlichen, und ſprach auf italiäniſch: „Das iſt in der That erſtaunenswürdig, der Blick iſt ganz geändert, die Sprache rein, nur matt . . . es muß eine beſondere Criſis eingetreten ſeyn." — „Mir ſcheint, erwiederte der Geiſtliche: mir ſcheint als wenn die Heilung nicht mehr zweifelhaft ſeyn könne." Das kommt, fuhr der bürgerlich gekleidete fort: das kommt darauf an, wie er ſich in den nächſten Tagen hält. Verſtehen Sie nicht ſo viel deutſch, um mit ihm zu ſprechen? „Leider nein," antwortete der Geiſtliche. — Ich verſtehe und ſpreche italiäniſch, fiel ich ein; ſagen Sie mir, wo bin ich, wie bin ich hergekommen? — Der bürgerlich gekleidete, wie ich wohl merken konnte, ein Arzt, ſchien freudig verwundert. „Ah, rief er aus: ah das iſt gut. Ihr befindet Euch, ehrwürdiger Herr! an einem Orte, wo man nur für Euer Wohl auf alle mögliche Weiſe ſorgt. Ihr wurdet vor drei Monaten in einem ſehr bedenklichen Zuſtande hergebracht. Ihr wart ſehr krank, aber durch unſere Sorgfalt und Pflege ſcheint Ihr Euch auf dem Wege der Geneſung zu befinden. Haben wir das Glück, Euch ganz zu heilen, ſo könnt Ihr ruhig Eure Straße fortwandeln, denn wie ich höre, wollt Ihr nach Rom!" — Bin ich denn, frug ich weiter, in der Kleidung, die ich trage, zu Euch gekommen? — „Freilich, erwiederte der Arzt, aber laßt das Fragen, beunruhigt Euch nur nicht, alles ſollt Ihr erfahren, die Sorge für Eure Geſundheit iſt jetzt das vornehmlichſte." Er faßte meinen Puls, der Geiſtliche hatte unterdeſſen eine Taſſe herbeigebracht, die er mir darreichte. „Trinkt, ſprach der Arzt: und ſagt mir dann, wofür Ihr das Getränk haltet." — Es iſt, erwiederte ich, nachdem ich getrunken: es iſt eine gar kräftig zubereitete Fleiſchbrühe. — Der Arzt lächelte zufrieden und rief dem Geiſtlichen zu: „Gut, ſehr gut!" — Beide verließen mich. Nun war meine Vermuthung, wie ich glaubte, richtig. Ich befand mich in einem öffentlichen Krankenhauſe. Man pflegte mich mit ſtärkenden Nahrungsmitteln und kräftiger Arzenei, ſo daß ich nach drei Tagen im Stande war, aufzuſtehen. Der Geiſtliche öffnete ein Fenſter, eine warme herrliche Luft, wie ich ſie nie geathmet, ſtrömte herein, ein Garten ſchloß ſich an das Gebäude, herrliche fremde Bäume grünten und blühten, Weinlaub rankte ſich üppig an der Mauer empor, vor allem aber war mir der dunkelblaue duftige Himmel eine Erſcheinung aus ferner Zauberwelt. „Wo bin ich denn, rief ich voll Entzücken aus, haben mich die Heiligen gewürdigt, in einem Himmelslande zu wohnen?" Der Geiſtliche lächelte wohlbehaglich, indem er ſprach: „Ihr ſeyd in Italien, mein Bruder! in Italien!" — Meine Verwunderung wuchs bis zum höchſten Grade, ich drang in den Geiſtlichen, mir genau die Umſtände meines Eintritts in dies Haus zu ſagen, er wies mich an den Doktor. Der ſagte mir endlich, daß vor drei Monaten mich ein wunderlicher Menſch hergebracht und gebeten habe mich aufzunehmen; ich befände mich nämlich in einem Krankenhauſe, das von barmherzigen Brüdern verwaltet werde. So wie ich mich mehr und mehr erkräftigte, bemerkte ich, daß beide, der Arzt und der Geiſtliche, ſich in mannigfache Geſpräche mit mir einließen und mir vorzüglich Gelegenheit gaben, lange hintereinander zu erzählen. Meine ausgebreiteten Kenntniſſe in den verſchiedenſten Fächern des Wiſſens gaben mir reichen Stoff dazu, und der Arzt lag mir an, manches nieder zu ſchreiben, welches er dann in meiner Gegenwart las und ſehr zufrieden ſchien. Doch fiel es mir oft ſeltſamlich auf, daß er, ſtatt meine Arbeit ſelbſt zu loben, immer nur ſagte: „In der That ... das geht gut ... ich habe mich nicht getäuſcht! ... wunderbar ... wunderbar!" Ich durfte nun zu gewiſſen Stunden in den Garten hinab, wo ich manchmal grauſig entſtellte, todtenblaſſe, bis zum Gerippe ausgetrocknete Menſchen, von barmherzigen Brüdern geleitet, erblickte. Einmal begegnete mir, als ich ſchon im Begriff ſtand, in das

Haus zurück zu kehren, ein langer, hagerer Mann, in einem ſeltſamen erdgelben Mantel, der wurde von zwei Geiſtlichen bei den Armen geführt, und nach jedem Schritt machte er einen poſſierlichen Sprung, und pfiff dazu mit durchdringender Stimme. Erſtaunt blieb ich ſtehen, doch der Geiſtliche, der mich begleitete, zog mich ſchnell fort, indem er ſprach: „Kommt, kommt, lieber Bruder Medardus! das iſt nichts für Euch. — Um Gott, rief ich aus: woher wißt Ihr meinen Namen? — Die Heftigkeit, womit ich dieſe Worte ausſtieß, ſchien meinen Begleiter zu beunruhigen. „Ei, ſprach er, wie ſollen wir denn Euern Namen nicht wiſſen? Der Mann, der Euch herbrachte, nannte ihn ja ausdrücklich, und Ihr ſeyd eingetragen in die Regiſter des Hauſes: Medardus, Bruder des Capuzinerkloſters zu B.“ — Eiskalt bebte es mir durch die Glieder. Aber mochte der Unbekannte, der mich in das Krankenhaus gebracht hatte, ſeyn wer er wollte, mochte er eingeweiht ſeyn in mein entſetzliches Geheimniß: er konnte nicht Böſes wollen, denn er hatte ja freundlich für mich geſorgt, und ich war ja frei. —

Ich lag im offnen Fenſter und athmete in vollen Zügen die herrliche, warme Luft ein, die durch Mark und Adern ſtrömend neues Leben in mir entzündete, als ich eine kleine, dürre Figur, ein ſpitzes Hütchen auf dem Kopfe, und in einen ärmlichen erblichenen Ueberrock gekleidet, den Hauptgang nach dem Hauſe herauf mehr hüpfen und trippeln als gehen ſah. Als er mich erblickte, ſchwenkte er den Hut in der Luft und warf mir Kußhändchen zu. Das Männlein hatte etwas bekanntes, doch konnte ich die Geſichtszüge nicht deutlich erkennen, und er verſchwand unter den Bäumen, ehe ich mit mir einig worden, wer es wohl ſeyn möge. Doch nicht lange dauerte es, ſo klopfte es an meine Thüre, ich öffnete, und dieſelbe Figur, die ich im Garten geſehen, trat herein. „Schönfeld, rief ich voll Verwunderung: Schönfeld, wie kommen Sie her, um des Himmels willen? — Es war jener närriſche Friſeur aus der Handelsſtadt, der mich damals rettete aus großer Gefahr. „Ach — ach ach! ſeufzte er, indem ſich ſein Geſicht auf komiſche Weiſe weinerlich verzog: wie ſoll ich denn herkommen, ehrwürdiger Herr! wie ſoll ich denn herkommen anders, als geworfen — geſchleudert von dem böſen Verhängniß, das alle Genies verfolgt! Eines Mordes wegen mußte ich fliehen . . .“ „Eines Mordes wegen!“ unterbrach ich ihn heftig. „Ja eines Mordes wegen, fuhr er fort: ich hatte im Zorn den linken Backenbart des jüngſten Commerzienrathes in der Stadt getödtet, und dem rechten gefährliche Wunden beigebracht.“ — „Ich bitte Sie, unterbrach ich ihn aufs Neue, laſſen Sie die Poſſen, ſeyn Sie einmal vernünftig und erzählen Sie im Zuſammenhange, oder verlaſſen Sie mich.“ — „Ei, lieber Bruder Medardus, fing er plötzlich ſehr ernſt an, Du willſt mich fortſchicken, nun Du geneſen, und mußteſt mich doch in Deiner Nähe leiden, als Du krank da lagſt und ich Dein Stubenkamerad war und in jenem Bette ſchlief.“ — „Was heißt das, rief ich beſtürzt aus, wie kommen Sie auf den Namen Medardus?“ — „Schauen Sie, ſprach er lächelnd: den rechten Zipfel Ihrer Kutte gefälligſt an.“ Ich that es, und erſtarrte vor Schreck und Erſtaunen, denn ich fand, daß der Name Medardus hineingenäht war, ſo wie mich, bei genauerer Unterſuchung, untrügliche Kennzeichen wahrnehmen ließen, daß ich ganz unbezweifelt dieſelbe Kutte trug, die ich auf der Flucht aus dem Schloſſe des Barons von F. in einen hohlen Baum verborgen hatte. Schönfeld bemerkte meine innere Bewegung, er lächelte ganz ſeltſam; den Zeigefinger an die Naſe gelegt, ſich auf den Fußſpitzen erhebend, ſchaute er mir ins Auge; ich blieb ſprachlos, da fing er leiſe und bedächtig an: „Ew. Ehrwürden wundern ſich merklich über das ſchöne Kleid, das Ihnen angelegt worden, es ſcheint Ihnen überall wunderbar anzuſtehen und zu paſſen, beſſer als jenes nußbraune Kleid mit ſchnöden beſponnenen Knöpfen, das mein ernſthafter vernünftiger Dämon Ihnen anlegte ... Ich ... ich ... der verkannte, verbannte Pietro Belcampo war es, der Eure Blöße deckte mit dieſem Kleide. Bruder Medardus! Ihr wart nicht im ſonderlichſten Zuſtande, denn als Ueberrock — Spenzer — engliſchen Frack trugt Ihr ſimpler Weiſe Eure eigne Haut, und an ſchickliche Friſur war nicht zu denken, da Ihr, eingreifend in meine Kunſt, Euern Karakalla mit dem zehnzahnigten Kamm, der Euch an die Fäuſte gewachſen, ſelbſt beſorgtet.“ — Laßt die Narrheiten, fuhr ich auf: Laßt die Narrheiten, Schönfeld ... „Pietro Belcampo heiße ich, unterbrach er mich in vollem Zorne: ja Pietro Belcampo, hier in Italien, und Du magſt es nur wiſſen, Medardus, ich ſelbſt, ich ſelbſt bin die Narrheit, die iſt überall hinter Dir her, um Deiner Vernunft beizuſtehen, und Du magſt es nun einſehen oder nicht, in der Narrheit findeſt Du nur Dein Heil, denn Deine Vernunft iſt ein höchſt miſerables Ding, und kann ſich nicht aufrecht erhalten, ſie taumelt hin und her wie ein gebrechliches Kind, und muß mit der Narrheit in Compagnie treten, die hilft ihr auf und weiß den richtigen Weg zu finden nach der Heimath — das iſt das Tollhaus, da ſind wir beide richtig angelangt, mein Brüderchen Medardus.“ — Ich ſchauderte zuſammen, ich dachte an die Geſtalten, die ich geſehen; an den ſpringenden Mann im erdgelben Mantel, und konnte nicht zweifeln, daß Schönfeld in ſeinem Wahnſinn mir die Wahrheit ſagte. „Ja, mein Brüderchen Medardus, fuhr Schönfeld mit erhobener Stimme und heftig geſtikulirend fort: Ja, mein liebes Brüderchen. Die Narrheit erſcheint auf Erden, wie die wahre Geiſterkönigin. Die Vernunft iſt nur ein träger Statthalter, der ſich nie darum kümmert, was außer den Gränzen des Reichs vorgeht, der nur aus Langeweile auf dem Paradeplatz die Soldaten exerzieren läßt, die können nachher keinen ordentlichen Schuß thun, wenn der Feind eindringt von außen. Aber die Narrheit, die wahre Königin des Volks zieht ein mit Pauken und Trompeten: huſſa huſſa! — hinter ihr her Jubel — Jubel — Die Vaſallen erheben ſich von den Plätzen, wo ſie die Vernunft einſperrte, und wollen nicht mehr ſtehen, ſitzen und liegen wie der pedantiſche Hofmeiſter es will; der ſieht die Nummern durch und ſpricht: Seht, die Narrheit hat mir meine beſten Eleven entrückt — fortgerückt — verrückt — ja ſie ſind verrückt worden. Das iſt ein Wortſpiel, Bruderlein Medardus — ein Wortſpiel iſt ein glühendes Lockeneiſen in der Hand der Narrheit, womit ſie Gedanken krümmt.“ — Noch einmal, fiel ich dem albernen Schönfeld in die Rede, noch einmal bitte ich Euch, das unſinnige Geſchwätz zu laſſen, wenn Ihr es vermöget, und mir zu ſagen, wie Ihr hergekommen ſeyd, und was Ihr von mir und von dem Kleide wißt, das ich trage. — Ich hatte ihn mit dieſen Worten bei beiden Händen gefaßt und in einen Stuhl gedrückt. Er ſchien ſich zu beſinnen, indem er die Augen niederſchlug und tief Athem ſchöpfte. „Ich habe Ihnen, fing er dann mit leiſer matter Stimme an: Ich habe Ihnen das Leben zum zweitenmal gerettet, ich war es ja, der Ihrer Flucht aus der Handelsſtadt behülflich war, ich war es wiederum, der Sie herbrachte.“ — Aber um Gottes, um der Heiligen willen, wo fanden Sie mich? — So rief ich laut aus, indem ich ihn losließ, doch in dem Augenblick ſprang er auf, und ſchrie mit funkelnden Augen: „Ei, Bruder Medardus, hätt' ich Dich nicht, klein und ſchwach, wie ich bin, auf meinen Schultern fortgeſchleppt. Du lägeſt mit zerſchmetterten Gliedern auf dem Rade.“ — Ich erbebte — wie vernichtet ſank ich in den Stuhl, die Thüre öffnete ſich, und haſtig trat der mich pflegende Geiſtliche herein. „Wie kommt Ihr hieher? wer hat Euch erlaubt, dies Zimmer zu betreten?“ So fuhr er auf Belcampo los, dem ſtürzten aber die Thränen aus den Augen und er ſprach mit flehender Stimme: „Ach, mein ehrwürdiger Herr! nicht länger konnte ich dem Drange widerſtehen, meinen Freund zu ſprechen, den ich dringender Todesgefahr entriſſen!“ Ich ermannte mich. Sagt mir, mein lieber Bruder! ſprach ich zu dem Geiſtlichen: hat mich dieſer Mann wirklich hergebracht? — Er nickte. — Ich weiß jetzt, wo ich mich befinde, fuhr ich fort: ich kann vermuthen, daß ich im ſchrecklichſten Zuſtande war, den es giebt, aber Ihr merkt, daß ich vollkommen geneſen, und ſo darf ich wohl nun alles erfahren, was man mir bis jetzt abſichtlich verſchweigen mochte, weil man mich für zu reizbar hielt. „So iſt es in der That, antwortete der Geiſtliche: Dieſer Mann brachte Euch, es mögen ungefähr drei bis viertehalb Monate her ſeyn, in unſere Anſtalt. Er hatte Euch, wie er erzählte, für todt in dem Walde, der vier Meilen von hier das .... ſche von unſerm Gebiet ſcheidet, gefunden, und Euch für den ihm früher bekannten Capuziner-Mönch Medardus aus dem Kloſter zu B. erkannt, der auf einer Reiſe nach Rom durch den Ort kam, wo er ſonſt wohnte. Ihr befandet Euch in einem vollkommen apathiſchen Zuſtande. Ihr gingt, wenn man Euch führte, Ihr bliebt ſtehen, wenn man Euch losließ, Ihr ſetztet, Ihr legtet Euch nieder, wenn man Euch die Richtung gab. Speiſe und Trank mußte man Euch einflößen. Nur dumpfe, unverſtändliche Laute vermochtet Ihr auszuſtoßen, Euer Blick ſchien ohne alle Sehkraft. Belcampo verließ Euch nicht, ſondern war Euer treuer Wärter. Nach vier Wochen fielt Ihr in die ſchrecklichſte Raſerei, man war genöthiget, Euch in eins der dazu beſtimmten abgelegenen Gemächer zu bringen. Ihr waret dem wilden Thier gleich — doch nicht näher mag ich Euch einen Zuſtand ſchildern, deſſen Erinnerung Euch vielleicht zu ſchmerzlich ſeyn würde. Nach vier Wochen kehrte plötzlich jener apathiſche Zuſtand wieder, der in eine vollkommene Starrſucht überging, aus der Ihr geneſen erwachtet.“ — Schönfeld hatte ſich während dieſer Erzählung des Geiſtlichen geſetzt, und, wie in tiefes Nachdenken verſunken, den Kopf in die Hand geſtützt.

„Ja, fing er an: ich weiß recht gut, daß ich zuweilen ein aberwitziger Narr bin, aber die Luft im Tollhauſe, vernünftigen Leuten verderblich, hat gar gut auf mich gewirkt. Ich fange an, über mich ſelbſt zu räſonniren, und das iſt kein übles Zeichen. Exiſtire ich überhaupt nur durch mein eignes Bewußtſeyn, ſo kommt es nur darauf an, daß dies Bewußtſeyn dem Bewußten die Hanswurſtjacke ausziehe, und ich ſelbſt ſtehe da als ſolider Gentleman. — O Gott! — iſt aber ein genialer Friſeur nicht ſchon an und vor ſich ſelbſt ein geſetzter Haſenfuß? — Haſenfüßigkeit ſchützt vor allem Wahnſinn, und ich kann Euch verſichern, Ehrwürdiger Herr! daß ich auch bei Nordnordweſt einen Kirchthurm von einem Leuchtenpfahl genau zu unterſcheiden vermag.“ — Iſt dem wirklich ſo, ſprach ich: ſo beweiſen Sie es dadurch, daß Sie mir ruhig den Hergang der Sache erzählen, wie Sie mich fanden, und wie Sie mich herbrachten. „Das will ich thun, erwiederte Schönfeld: unerachtet der geiſtliche Herr hier ein gar beſorgliches Geſicht ſchneidet; erlaube aber, Bruder Medardus, daß ich Dich, als meinen Schützling, mit dem vertraulichen Du anrede. — Der fremde Maler war den andern Morgen, nachdem Du in der Nacht entflohen, auch mit ſeiner Gemäldeſammlung auf unbegreifliche Weiſe verſchwunden. So ſehr die Sache überhaupt Anfangs Aufſehen erregt hatte, ſo bald war ſie doch im Strome neuer Begebenheiten untergegangen. Nur als der Mord auf dem Schloſſe des Barons F. bekannt wurde; als die ..ſchen Gerichte durch Steckbriefe den Mönch Medardus aus dem Capuzinerkloſter zu B. verfolgten, da erinnerte man ſich daran, daß der Maler die ganze Geſchichte im Weinhauſe erzählt und in Dir den Bruder Medardus erkannt hatte. Der Wirth des Hotels, wo Du gewohnt hatteſt, beſtätigte die Vermuthung, daß ich Deiner Flucht förderlich geweſen war. Man wurde auf mich aufmerkſam, man wollte mich ins Gefängniß ſetzen. Leicht war mir der Entſchluß, dem elenden Leben, das ſchon längſt mich zu Boden gedrückt hatte, zu entfliehen. Ich beſchloß, nach Italien zu gehen, wo es Abbates und Friſuren giebt. Auf meinem Wege dahin ſah ich Dich in der Reſidenz des Fürſten von * * *. Man ſprach von Deiner Vermählung mit Aurelien und von der Hinrichtung des Mönchs Medardus. Ich ſah auch dieſen Mönch — Nun! — dem ſey wie ihm wolle, ich halte Dich nun einmal für den wahren Medardus. Ich ſtellte mich Dir in den Weg, Du bemerkteſt mich nicht, und ich verließ die Reſidenz, um meine Straße weiter zu verfolgen. Nach langer Reiſe rüſtete ich mich einſt in frühſter Morgendämmerung, den Wald zu durchwandern, der in düſtrer Schwärze vor mir lag. Eben brachen die erſten Strahlen der Morgenſonne hervor, als es in dem dicken Gebüſch rauſchte, und ein Menſch mit zerzauſtem Kopfhaar und Bart, aber in zierlicher Kleidung, bei mir vorüberſprang. Sein Blick war wild und verſtört, im Augenblick war er mir aus dem Geſicht verſchwunden. Ich ſchritt weiter fort, doch wie entſetzte ich mich, als ich dicht vor mir eine nackte menſchliche Figur, ausgeſtreckt auf dem Boden, erblickte. Ich glaubte, es ſey ein Mord geſchehen, und der Fliehende ſey der Mörder. Ich bückte mich herab zu dem Nackten, erkannte Dich und wurde gewahr, daß Du leiſe athmeteſt. Dicht bei Dir lag die Mönchskutte, die Du jetzt trägſt; mit vieler Mühe kleidete ich Dich darin, und ſchleppte Dich weiter fort. Endlich erwachteſt Du aus tiefer Ohnmacht, Du bliebſt aber in dem Zuſtande, wie ihn Dir der ehrwürdige Herr hier erſt beſchrieben. Es koſtete keine geringe Anſtrengung, Dich fortzuſchaffen, und ſo kam es, daß ich erſt am Abende eine Schenke erreichte, die mitten im Walde liegt. Wie ſchlaftrunken ließ ich Dich auf einem Raſenplatz zurück, und ging hinein, um Speiſe und Trank zu holen. In der Schenke ſaßen *** ſche Dragoner, die ſollten, wie die Wirthin ſagte, einem Mönch bis an die Gränze nachſpüren, der auf unbegreifliche Weiſe in dem Augenblicke entflohen ſey, als er ſchwerer Verbrechen halber in *** hätte hingerichtet werden ſollen. Ein Geheimniß war es mir, wie Du aus der Reſidenz in den Wald kamſt, aber die Ueberzeugung, Du ſeyſt eben der Medardus, den man ſuche, hieß mich alle Sorgfalt anwenden, Dich der Gefahr, in der Du mir zu ſchweben ſchienſt, zu entreißen. Durch Schleichwege ſchaffte ich Dich fort, über die Gränze, und kam endlich mit Dir in dies Haus, wo man Dich und auch mich aufnahm, da ich erklärte, mich von Dir nicht trennen zu wollen. Hier warſt Du ſicher, denn in keiner Art hätte man den aufgenommenen Kranken fremden Gerichten ausgeliefert. Mit Deinen fünf Sinnen war es nicht ſonderlich beſtellt, als ich hier im Zimmer bei Dir wohnte, und Dich pflegte. Auch die Bewegung Deiner Gliedmaßen war nicht zu rühmen, Noverre und Veſtris hätten Dich tief verachtet, denn Dein Kopf hing auf die Bruſt, und wollte man Dich gerade aufrichten, ſo ſtulpteſt Du um, wie ein mißrathner Kegel.

Auch mit der Rednergabe ging es höchſt traurig, denn Du warſt verdammt einſilbig, und ſagteſt in aufgeräumten Stunden nur „Hu hu! und Me… me…“, woraus Dein Wollen und Denken nicht ſonderlich zu vernehmen, und beinahe zu glauben, beides ſey Dir untreu worden und vagabondire auf ſeine eigene Hand oder ſeinen eignen Fuß. Endlich wurdeſt Du mit einem Mal überaus luſtig, Du ſprangſt hoch in die Lüfte, brüllteſt vor lauter Entzücken und riſſeſt Dir die Kutte vom Leibe, um frei zu ſeyn von jeder Naturbeſchränkenden Feſſel — Dein Appetit…“ Halten Sie ein, Schönfeld, unterbrach ich den entſetzlichen Witzling: Halten Sie ein! Man hat mich ſchon von dem fürchterlichen Zuſtande, in den ich verſunken, unterrichtet. Dank ſey es der ewigen Langmuth und Gnade des Herrn, Dank ſey es der Fürſprache der Gebenedeiten und der Heiligen, daß ich errettet worden bin! — „Ei, ehrwürdiger Herr! fuhr Schönfeld fort: was haben Sie denn nun davon! ich meine von der beſonderen Geiſtesfunktion, die man Bewußtſeyn nennt, und die nichts anders iſt, als die verfluchte Thätigkeit eines verdammten Thoreinnehmers — Acciſeoffizianten — Oberkontrolaſſiſtenten der ſein heilloſes Comtoir im Oberſtübchen aufgeſchlagen hat, und zu aller Waare, die hinaus will, ſagt: hei… hei … die Ausfuhr iſt verboten … im Lande, im Lande bleibts. — Die ſchönſten Juwelen werden wie ſchnöde Saatkörner in die Erde geſteckt und was emporſchießt, ſind höchſtens Runkelrüben, aus denen die Praxis mit tauſend Centner ſchwerem Gewicht eine Viertel Unze übelſchmeckenden Zucker preßt… Hei hei… und doch ſollte jene Ausfuhr einen Handelsverkehr begründen mit der herrlichen Gottesſtadt da droben, wo alles ſtolz und herrlich iſt. — Gott im Himmel! Herr! Allen meinen theuer erkauften Puder à la Maréchal oder à la Pompadour, oder à la reine de Golconde hätte ich in den Fluß geworfen, wo er am tiefſten iſt, hätte ich nur wenigſtens durch Tranſito-Handel ein Quentlein Sonnenſtäubchen von dort her bekommen können, um die Perücken höchſt gebildeter Profeſſoren und Schulkollegen zu pudern, zuförderſt aber meine eigne! — Was ſage ich? hätte mein Damon Ihnen, ehrwürdigſter aller ehrwürdigen Mönche, ſtatt des flohfarbnen Fracks einen Sonnenmatin umhängen können, in dem die reichen, übermüthigen Bürger der Gottesſtadt zu Stuhle gehen, wahrhaftig es wäre, was Anſtand und Würde betrifft, alles anders gekommen; aber ſo hielt Sie die Welt für einen gemeinen glebae adscriptus und den Teufel für Ihren Cousin germain." — Schönfeld war aufgeſtanden und ging, oder hüpfte vielmehr, ſtark geſtikulirend und tolle Geſichter ſchneidend, von einer Ecke des Zimmers zur andern. Er war im vollen Zuge, wie gewöhnlich, ſich in der Narrheit durch die Narrheit zu entzünden, ich faßte ihn daher bei beiden Händen, und ſprach: „Willſt Du Dich denn durchaus ſtatt meiner hier einbürgern? Iſt es Dir denn nicht möglich, nach einer Minute verſtändigen Ernſtes das Poſſenhafte zu laſſen?" Er lächelte auf ſeltſame Weiſe und ſagte: „Iſt wirklich Alles ſo albern, was ich ſpreche, wenn mir der Geiſt kommt?" — Das iſt ja eben das Unglück, erwiederte ich: daß Deinen Fratzen oft tiefer Sinn zum Grunde liegt, aber Du vertrödelſt und verbrämſt Alles mit ſolch buntem Zeuge, daß ein guter, in ächter Farbe gehaltener Gedanke lächerlich und unſcheinbar wird, wie ein, mit ſcheckigen Fetzen behängtes Kleid. — Du kannſt, wie ein Betrunkener, nicht auf gerader Schnur gehen, Du ſpringſt hinüber und herüber — Deine Richtung iſt ſchief! — „Was iſt Richtung, unterbrach mich Schönfeld leiſe, und fortlächelnd mit bitterſüßer Miene. Was iſt Richtung, ehrwürdiger Capuziner? Richtung ſetzt ein Ziel voraus, nach dem wir unſere Richtung nehmen. Sind Sie Ihres Ziels gewiß, theurer Mönch? — fürchten Sie nicht, daß Sie bisweilen zu wenig Katzenhirn zu ſich genommen, ſtatt deſſen aber im Wirthshauſe neben der gezogenen Schnur zuviel Spirituöſes genoſſen, und nun wie ein ſchwindliger Thurmdecker zwei Ziele ſehn, ohne zu wiſſen, welches das rechte? — Ueberdem, Capuziner! vergieb es meinem Stande, daß ich das Poſſenhafte als eine angenehme Beimiſchung, ſpaniſchen Pfeffer zum Blumenkohl, in mir trage. Ohne das iſt ein Haarkünſtler eine erbärmliche Figur, ein armſeliger Dummkopf, der das Privilegium in der Taſche trägt, ohne es zu nutzen zu ſeiner Luſt und Freude." Der Geiſtliche hatte bald mich, bald den grimaſſirenden Schönfeld mit Aufmerkſamkeit betrachtet; er verſtand, da wir deutſch ſprachen, kein Wort; jetzt unterbrach er unſer Geſpräch. „Verzeihet, meine Herren! wenn es meine Pflicht heiſcht, eine Unterredung zu enden, die euch beiden unmöglich wohl thun kann. Ihr ſeyd, mein Bruder, noch zu ſehr geſchwächt, um von Dingen, die wahrſcheinlich aus Euerm frühern Leben ſchmerzhafte Erinnerungen aufregen, ſo anhaltend fortzuſprechen; Ihr könnet ja nach und nach von Euerm Freunde Alles erfahren, denn wenn Ihr auch ganz geneſen unſere Anſtalt verlaſſet, ſo wird Euch doch wohl Euer Freund weiter geleiten. Zudem habt Ihr (er wandte ſich zu Schönfeld) eine Art des Vortrages, die ganz dazu geeignet iſt, Alles das, wovon Ihr ſprecht, dem Zuhörer lebendig vor die Augen zu bringen. In Deutſchland muß man Euch für toll halten, und ſelbſt bei uns würdet Ihr für einen guten Buffone gelten. Ihr könnt auf dem komiſchen Theater Euer Glück machen.“ Schönfeld ſtarrte den Geiſtlichen mit weit aufgeriſſenen Augen an, dann erhob er ſich auf den Fußſpitzen, ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und rief auf italieniſch: „Geiſterſtimme! ... Schickſalsſtimme, du haſt aus dem Munde dieſes ehrwürdigen Herrn zu mir geſprochen! . . . Belcampo . . Belcampo . . . ſo konnteſt Du Deinen wahrhaften Beruf verkennen . . . es iſt entſchieden!“ — Damit ſprang er zur Thüre hinaus. Den andern Morgen trat er reiſefertig zu mir herein. „Du biſt, mein lieber Bruder Medardus, ſprach er: nunmehr ganz geneſen, Du bedarfſt meines Beiſtandes nicht mehr, ich ziehe fort, wohin mich mein innerſter Beruf leitet ... Lebe wohl! ... doch erlaube, daß ich zum letztenmal meine Kunſt, die mir nun wie ein ſchnödes Gewerbe vorkommt, an Dir übe.“ Er zog Meſſer, Scheere und Kamm hervor, und brachte unter tauſend Grimaſſen und poſſenhaften Reden meine Tonſur und meinen Bart in Ordnung. Der Menſch war mir, trotz der Treue, die er mir bewieſen, unheimlich worden, ich war froh als er geſchieden. Der Arzt hatte mir mit ſtärkender Arznei ziemlich aufgeholfen; meine Farbe war friſcher worden, und durch immer längere Spaziergänge gewann ich meine Kräfte wieder. Ich war überzeugt, eine Fußreiſe aushalten zu können, und verließ ein Haus, das dem Geiſteskranken wohlthätig, dem Geſunden aber unheimlich und grauenvoll ſeyn mußte. Man hatte mir die Abſicht untergeſchoben, nach Rom zu pilgern, ich beſchloß, dieſes wirklich zu thun, und ſo wandelte ich fort auf der Straße, die, als dorthin führend, mir bezeichnet worden war. Unerachtet mein Geiſt vollkommen geneſen, war ich mir doch ſelbſt eines gefühlloſen Zuſtandes bewußt, der über jedes im Innern aufkeimende Bild einen düſtern Flor warf, ſo daß alles farblos, grau in grau erſchien. Ohne alle deutliche Erinnerung des Vergangenen, beſchäftigte mich die Sorge für den Augenblick ganz und gar. Ich ſah in die Ferne, um den Ort zu erſpähen, wo ich würde einſprechen können, um mir Speiſe oder Nachtquartier zu erbetteln, und war recht innig froh, wenn Andächtige meinen Bettelſack und meine Flaſche gut gefüllt hatten, wofür ich meine Gebete mechaniſch herplapperte. Ich war ſelbſt im Geiſt zum gewöhnlichen ſtupiden Bettelmönch herabgeſunken. So kam ich endlich an das große Capuzinerkloſter, das, wenige Stunden von Rom, nur von Wirthſchaftsgebäuden umgeben, einzeln da liegt. Dort mußte man den Ordensbruder aufnehmen, und ich gedachte, mich in voller Gemächlichkeit recht auszupflegen. Ich gab vor, daß, nachdem das Kloſter in Deutſchland, worin ich mich ſonſt befand, aufgehoben worden, ich fortgepilgert ſey, und in irgend ein anderes Kloſter meines Ordens einzutreten wünſche. Mit der Freundlichkeit, die den italianiſchen Mönchen eigen, bewirthete man mich reichlich, und der Prior erklärte, daß, in ſofern mich nicht vielleicht die Erfüllung eines Gelübdes weiter zu pilgern nöthige, ich als Fremder ſo lange im Kloſter bleiben könne, als es mir anſtehen würde. Es war Vesperzeit, die Mönche gingen in den Chor, und ich trat in die Kirche. Der kühne, herrliche Bau des Schiffs ſetzte mich nicht wenig in Verwunderung, aber mein zur Erde gebeugter Geiſt konnte ſich nicht erheben, wie es ſonſt geſchah, ſeit der Zeit, als ich, ein kaum erwachtes Kind, die Kirche der heiligen Linde geſchaut hatte. Nachdem ich mein Gebet am Hochaltar verrichtet, ſchritt ich durch die Seitengänge, die Altargemälde betrachtend, welche, wie gewöhnlich, die Martyrien der Heiligen, denen ſie geweiht, darſtellten. Endlich trat ich in eine Seitenkapelle, deren Altar von den, durch die bunten Fenſterſcheiben brechenden Sonnenſtrahlen magiſch beleuchtet wurde. Ich wollte das Gemälde betrachten, ich ſtieg die Stufen hinauf. — Die heilige Roſalia — das verhängnißvolle Altarblatt meines Kloſters — Ach! — Aurelien erblickte ich! Mein ganzes Leben — meine tauſendfachen Frevel — meine Miſſethaten — Hermogens — Aureliens Mord — Alles — Alles nur ein entſetzlicher Gedanke, und der durchfuhr wie ein ſpitzes, glühendes Eiſen mein Gehirn. — Meine Bruſt — Adern und Fibern zerriſſen im wilden Schmerz der grauſamſten Folter! — Kein lindernder Tod! — Ich warf mich nieder — ich zerriß in raſender Verzweiflung mein Gewand — ich heulte auf im troſtloſen Jammer, daß es weit in der Kirche nachhallte: „Ich bin verflucht, ich bin verflucht! — Keine Gnade — kein Troſt mehr, hier und dort! — Zur Hölle — zur Hölle — ewige Verdammniß über mich verruchten Sünder beſchloſſen!“ — Man hob mich auf — die

Mönche waren in der Capelle, vor mir ſtand der Prior, ein hoher, ehrwürdiger Greis. Er ſchaute mich an mit unbeſchreiblich mildem Ernſt, er faßte meine Hände, und es war, als halte ein Heiliger, von himmliſchem Mitleid erfüllt, den Verlornen in den Lüften über dem Flammenpfuhl feſt, in den er hinabſtürzen wollte. „Du biſt krank, mein Bruder! ſprach der Prior, wir wollen Dich in das Kloſter bringen, da magſt Du Dich erholen.“ Ich küßte ſeine Hände, ſein Kleid, ich konnte nicht ſprechen, nur tiefe angſtvolle Seufzer verriethen den fürchterlichen zerriſſenen Zuſtand meiner Seele. — Man führte mich in das Refektorium, auf einen Wink des Priors entfernten ſich die Mönche, ich blieb mit ihm allein. „Du ſcheinſt, mein Bruder, fing er an: von ſchwerer Sünde belaſtet, denn nur die tiefſte, troſtloſeſte Reue über eine entſetzliche That kann ſich ſo gebehrden. Doch groß iſt die Langmuth des Herrn, ſtark und kräftig iſt die Fürſprache der Heiligen, faſſe Vertrauen — Du ſollſt mir beichten und es wird Dir, wenn Du büßeſt, Troſt der Kirche werden!“ In dem Augenblick ſchien es mir, als ſey der Prior jener alte Pilger aus der heiligen Linde, und nur der ſey das einzige Weſen auf der ganzen weiten Erde, dem ich mein Leben voller Sünde und Frevel offenbaren müſſe. Noch war ich keines Wortes mächtig, ich warf mich vor dem Greiſe nieder in den Staub. „Ich gehe in die Capelle des Kloſters,“ ſprach er mit feierlichem Ton, und ſchritt von dannen. — Ich war gefaßt — ich eilte ihm nach, er ſaß im Beichtſtuhl, und ich that augenblicklich, wozu mich der Geiſt unwiderſtehlich trieb; ich beichtete Alles — Alles! — Schrecklich war die Buße, die mir der Prior auflegte. Verſtoßen von der Kirche, wie ein Ausſätziger verbannt aus den Verſammlungen der Brüder, lag ich in den Todtengewölben des Kloſters, mein Leben kärglich friſtend durch unſchmackhafte in Waſſer gekochte Kräuter, mich geißelnd und peinigend mit Marterinſtrumenten, die die ſinnreichſte Grauſamkeit erfunden, und meine Stimme erhebend nur zur eigenen Anklage, zum zerknirſchten Gebet um Rettung aus der Hölle, deren Flammen ſchon in mir loderten. Aber wenn das Blut aus hundert Wunden rann, wenn der Schmerz in hundert giftigen Scorpionſtichen brannte und dann endlich die Natur erlag, bis der Schlaf ſie, wie ein ohnmächtiges Kind, ſchützend mit ſeinen Armen umfing, dann ſtiegen feindliche Traumbilder empor, die mir neue Todesmarter bereiteten. — Mein ganzes Leben geſtaltete ſich auf entſetzliche Weiſe. Ich ſah Euphemien, wie ſie in üppiger Schönheit mir nahte, aber laut ſchrie ich auf: „Was willſt Du von mir, Verruchte! Nein, die Hölle hat keinen Theil an mir.“ Da ſchlug ſie ihr Gewand aus einander, und die Schauer der Verdammniß ergriffen mich. Zum Gerippe eingedorrt war ihr Leib, aber in dem Gerippe wanden ſich unzählige Schlangen durcheinander und ſtreckten ihre Häupter, ihre rothglühenden Zungen mir entgegen. „Laß ab von mir! ... Deine Schlangen ſtechen hinein in die wunde Bruſt ... ſie wollen ſich mäſten an meinem Herzblut ... aber dann ſterbe ich ... dann ſterbe ich . . . der Tod entreißt mich Deiner Rache.“ So ſchrie ich auf, da heulte die Geſtalt: — „Meine Schlangen können ſich nähren von Deinem Herzblut . . . aber das fühlſt Du nicht, denn das iſt nicht Deine Qual — Deine Qual iſt in Dir, und tödtet Dich nicht, denn Du lebſt in ihr. Deine Qual iſt der Gedanke des Frevels und der iſt ewig!“ — Der blutende Hermogen ſtieg auf, aber vor ihm floh Euphemie und er rauſchte vorüber, auf die Halswunde deutend, die die Geſtalt des Kreuzes hatte. Ich wollte beten, da begann ein ſinnverwirrendes Flüſtern und Rauſchen. Menſchen, die ich ſonſt geſehen, erſchienen zu tollen Fratzen verunſtaltet. — Köpfe krochen mit Heuſchreckenbeinen, die ihnen an die Ohren gewachſen, umher und lachten mich hämiſch an — ſeltſames Geflügel — Raben mit Menſchengeſichtern rauſchten in der Luft. — Ich erkannte den Concertmeiſter aus B. mit ſeiner Schweſter, die drehte ſich in wildem Walzer, und der Bruder ſpielte dazu auf, aber auf der eigenen Bruſt ſtreichend, die zur Geige worden. — Belcampo, mit einem häßlichen Eidexengeſicht, auf einem ekelhaften geflügelten Wurm ſitzend, fuhr auf mich ein, er wollte meinen Bart kämmen mit eiſernem glühendem Kamm — aber es gelang ihm nicht. — Toller und toller wird das Gewirre, ſeltſamer, abentheuerlicher werden die Geſtalten, von der kleinſten Ameiſe mit tanzenden Menſchenfüßchen bis zum langgedehnten Roßgerippe mit funkelnden Augen, deſſen Haut zur Schabracke worden, auf der ein Reuter mit leuchtendem Eulenkopfe ſitzt. — Ein bodenloſer Becher iſt ſein Leibharniſch — ein umgeſtülpter Trichter ſein Helm! — Der Spaß der Hölle iſt emporgeſtiegen. Ich höre mich lachen, aber dies Lachen zerſchneidet die Bruſt, und brennender wird der Schmerz und heftiger bluten alle Wunden. — Die Geſtalt eines Weibes leuchtet hervor, das Geſindel weicht — ſie tritt auf mich zu! —

Ach es iſt Aurelie! „Ich lebe und bin nun ganz Dein!“ ſpricht die Geſtalt. — Da wird der Frevel in mir wach. — Raſend vor wilder Begier umſchlinge ich ſie mit meinen Armen. — Alle Ohnmacht iſt von mir gewichen, aber da legt es ſich glühend an meine Bruſt — raube Borſten zerkratzen meine Augen und der Satan lacht gellend auf: Nun biſt Du ganz mein! — Mit dem Schrei des Entſetzens erwache ich, und bald fließt mein Blut in Strömen von den Hieben der Stachelpeitſche, mit der ich mich in troſtloſer Verzweiflung züchtige. Denn ſelbſt die Frevel des Traums, jeder ſündliche Gedanke fordert doppelte Buße. — Endlich war die Zeit, die der Prior zur ſtrengſten Buße beſtimmt hatte, verſtrichen und ich ſtieg empor aus dem Todtengewölbe, um in dem Kloſter ſelbſt, aber in abgeſonderter Zelle, entfernt von den Brüdern, die nun mir auferlegten Bußübungen vorzunehmen. Dann, immer in geringern Graden der Buße, wurde mir der Eintritt in die Kirche und in den Chor der Brüder erlaubt. Doch mir ſelbſt genügte nicht dieſe letzte Art der Buße, die nur in täglicher gewöhnlicher Geißelung beſtehen ſollte. Ich wies ſtandhaft jede beſſere Koſt zurück, die man mir reichen wollte, ganze Tage lag ich ausgeſtreckt auf dem kalten Marmorboden vor dem Bilde der heiligen Roſalia, und marterte mich in einſamer Zelle ſelbſt auf die grauſamſte Weiſe, denn durch äußere Qualen gedachte ich die innere gräßliche Marter zu übertäuben. Es war vergebens, immer kehrten jene Geſtalten, von dem Gedanken erzeugt, wieder, und dem Satan ſelbſt war ich preisgegeben, daß er mich höhnend foltere und verlocke zur Sünde. Meine ſtrenge Buße, die unerhörte Weiſe, wie ich ſie vollzog, erregte die Aufmerkſamkeit der Mönche. Sie betrachteten mich mit ehrfurchtsvoller Scheu, und ich hörte es ſogar unter ihnen flüſtern: Das iſt ein Heiliger! Dies Wort war mir entſetzlich, denn nur zu lebhaft erinnerte es mich an jenen gräßlichen Augenblick in der Capuzinerkirche zu B., als ich dem mich anſtarrenden Maler in vermeſſenem Wahnſinn entgegen rief: ich bin der heilige Antonius! — Die letzte von dem Prior beſtimmte Zeit der Buße war endlich auch verfloſſen, ohne daß ich davon abließ, mich zu martern, unerachtet meine Natur der Qual zu erliegen ſchien. Meine Augen waren erloſchen, mein wunder Körper ein blutendes Gerippe, und es kam dahin, daß wenn ich Stundenlang am Boden gelegen, ich ohne Hülfe Anderer nicht aufzuſtehen vermochte. Der Prior ließ mich in ſein Sprachzimmer bringen. „Fühlſt Du, mein Bruder, fing er an, durch die ſtrenge Buße Dein Inneres erleichtert? iſt Troſt des Himmels Dir worden?“ — Nein, ehrwürdiger Herr, erwiederte ich in dumpfer Verzweiflung. „Indem ich Dir, fuhr der Prior mit erhöhter Stimme fort: Indem ich Dir, mein Bruder, da Du mir eine Reihe entſetzlicher Thaten gebeichtet hatteſt, die ſtrengſte Buße auflegte, genügte ich den Geſetzen der Kirche, welche wollen, daß der Uebelthäter, den der Arm der Gerechtigkeit nicht erreichte und der reuig dem Diener des Herrn ſeine Verbrechen bekannte, auch durch äußere Handlungen die Wahrheit ſeiner Reue kund thue. Er ſoll den Geiſt ganz dem Himmliſchen zuwenden, und doch das Fleiſch peinigen, damit die irdiſche Marter jede teufliſche Luſt der Unthaten aufwäge. Doch glaube ich, und mir ſtimmen berühmte Kirchenlehrer bei, daß die entſetzlichſten Qualen, die ſich der Büßende zufügt, dem Gewicht ſeiner Sünden auch nicht ein Quentlein entnehmen, ſobald er darauf ſeine Zuverſicht ſtützt und der Gnade des Ewigen deßhalb ſich würdig dünkt. Keiner menſchlichen Vernunft erforſchlich iſt es, wie der Ewige unſere Thaten mißt, verloren iſt der, der, iſt er auch vom wirklichen Frevel rein, vermeſſen glaubt, den Himmel zu erſtürmen durch äußeres Frommthun, und der Büßende, welcher nach der Bußübung ſeinen Frevel vertilgt glaubt, beweiſet, daß ſeine innere Reue nicht wahrhaft iſt. Du, lieber Bruder Medardus, empfindeſt noch keine Tröſtung, das beweiſet die Wahrhaftigkeit Deiner Reue, unterlaſſe jetzt, ich will es, alle Geißelungen, nimm beſſere Speiſe zu Dir, und fliehe nicht mehr den Umgang der Brüder. — Wiſſe, daß Dein geheimnißvolles Leben mir in allen ſeinen wunderbarſten Verſchlingungen beſſer bekannt worden, als Dir ſelbſt. — Ein Verhängniß, dem Du nicht entrinnen konnteſt, gab dem Satan Macht über Dich, und indem Du frevelteſt, warſt Du nur ſein Werkzeug. Wähne aber nicht, daß Du deshalb weniger ſündig vor den Augen des Herrn erſchieneſt, denn Dir war die Kraft gegeben, im rüſtigen Kampf den Satan zu bezwingen. In weſſen Menſchen Herz ſtürmt nicht der Böſe, und widerſtrebt dem Guten; aber ohne dieſen Kampf gäb' es keine Tugend, denn dieſe iſt nur der Sieg des guten Princips über das böſe, ſo wie aus dem umgekehrten die Sünde entſpringt. — Wiſſe fürs Erſte, daß Du Dich eines Verbrechens anklagſt, welches Du nur im Willen vollbrachteſt. — Aurelie lebt, in wildem Wahnſinn verletzteſt Du

Dich ſelbſt, das Blut Deiner eignen Wunde war es, was über Deine Hand floß . . . Aurelie lebt . . . ich weiß es.“

Ich ſtürzte auf die Knie, ich hob meine Hände betend empor, tiefe Seufzer entflohen der Bruſt, Thränen quollen aus den Augen! — „Wiſſe ferner, fuhr der Prior fort, daß jener alte fremde Maler, von dem Du in der Beichte geſprochen, ſchon ſo lange, als ich denken kann, zuweilen unſer Kloſter beſucht hat und vielleicht bald wieder eintreffen wird. Er hat ein Buch mir in Verwahrung gegeben, welches verſchiedene Zeichnungen, vorzüglich aber eine Geſchichte enthält, der er jedesmal, wenn er bei uns einſprach, einige Zeilen zuſetzte. — Er hat mir nicht verboten, das Buch jemandem in die Hände zu geben, und um ſo mehr will ich es Dir anvertrauen, als dies meine heiligſte Pflicht iſt. Den Zuſammenhang Deiner eignen, ſeltſamen Schickſale, die Dich bald in eine höhere Welt wunderbarer Viſionen, bald in das gemeinſte Leben verſetzten, wirſt Du erfahren. Man ſagt, das Wunderbare ſei von der Erde verſchwunden, ich glaube nicht daran. Die Wunder ſind geblieben, denn wenn wir ſelbſt das Wunderbarſte, von dem wir täglich umgeben, deshalb nicht mehr ſo nennen wollen, weil wir einer Reihe von Erſcheinungen die Regel der cykliſchen Wiederkehr abgelauert haben, ſo fährt doch oft durch jenen Kreis ein Phänomen, das all' unſre Klugheit zu Schanden macht, und an das wir, weil wir es nicht zu erfaſſen vermögen, in ſtumpfſinniger Verſtocktheit nicht glauben. Hartnäckig leugnen wir dem innern Auge deshalb die Erſcheinung ab, weil ſie zu durchſichtig war, um ſich auf der rauhen Fläche des äußern Auges abzuſpiegeln. — Jenen ſeltſamen Maler rechne ich zu den außerordentlichen Erſcheinungen, die jeder erlauerten Regel ſpotten; ich bin zweifelhaft, ob ſeine körperliche Erſcheinung das iſt, was wir wahr nennen. So viel iſt gewiß, daß niemand die gewöhnlichen Funktionen des Lebens bei ihm bemerkt hat. Auch ſah ich ihn niemals ſchreiben oder zeichnen, unerachtet im Buch, worin er nur zu leſen ſchien, jedesmal, wenn er bei uns geweſen, mehr Blätter als vorher beſchrieben waren. Seltſam iſt es auch, daß mir Alles im Buche nur verworrenes Gekritzel, undeutliche Skizze eines phantaſtiſchen Malers zu ſein ſchien, und nur dann erſt erkennbar und lesbar wurde, als Du, mein lieber Bruder Medardus! mir gebeichtet hatteſt. — Nicht näher darf ich mich darüber auslaſſen, was ich Rückſichts des Malers ahne und glaube. Du ſelbſt wirſt es errathen, oder vielmehr das Geheimniß wird ſich Dir von ſelbſt aufthun. Gehe, erkräftige Dich, und fühlſt Du Dich, wie ich glaube, daß es in wenigen Tagen geſchehen wird, im Geiſte aufgerichtet, ſo erhältſt Du von mir des fremden Malers wunderbares Buch.

Ich that nach dem Willen des Priors, ich aß mit den Brüdern, ich unterließ die Kaſteiungen und beſchränkte mich auf inbrünſtiges Gebet an den Altären der Heiligen. Blutete auch meine Herzenswunde fort, wurde auch nicht milder der Schmerz, der aus dem Innern heraus mich durchbohrte, ſo verließen mich doch die entſetzlichen Traumbilder, und oft, wenn ich, zum Tode matt, auf dem harten Lager ſchlaflos lag, umwehte es mich, wie mit Engelsfittigen, und ich ſah die holde Geſtalt der lebenden Aurelie, die, himmliſches Mitleiden im Auge voll Thränen, ſich über mich hinbeugte. Sie ſtreckte die Hand, wie mich beſchirmend, aus über mein Haupt, da ſenkten ſich meine Augenlider, und ein ſanfter erquickender Schlummer goß neue Lebenskraft in meine Adern. Als der Prior bemerkte, daß mein Geiſt wieder einige Spannung gewonnen, gab er mir des Malers Buch, und ermahnte mich, es aufmerkſam in ſeiner Zelle zu leſen. — Ich ſchlug es auf, und das erſte, was mir ins Auge fiel, waren die in Umriſſen angedeuteten und dann in Licht und Schatten ausgeführten Zeichnungen der Fresko-Gemälde in der heiligen Linde. Nicht das mindeſte Erſtaunen, nicht die mindeſte Begierde, ſchnell das Räthſel zu löſen, regte ſich in mir. Nein! — es gab kein Räthſel für mich, längſt wußte ich ja Alles, was in dieſem Malerbuch aufbewahrt worden. Das, was der Maler auf den letzten Seiten des Buchs in kleiner, kaum lesbarer bunt gefärbter Schrift zuſammen getragen hatte, waren meine Träume, meine Ahnungen, nur deutlich, beſtimmt in ſcharfen Zügen dargeſtellt, wie ich es niemals zu thun vermochte.

Eingeſchaltete Anmerkung des Herausgebers.

Bruder Medardus fährt hier, ohne ſich weiter auf das, was er im Malerbuche fand, einzulaſſen, in ſeiner Erzählung fort, wie er Abſchied nahm von dem in ſeine Geheimniſſe eingeweihten Prior und von den freundlichen Brüdern, und wie er nach Rom pilgerte, und überall, in St. Peter, in St. Sebaſtian und Laurenz, in St. Giovani a

Laterano, in Sankta Maria Maggiore u. ſ. w. an allen Altären kniete und betete, wie er ſelbſt des Pabſtes Aufmerkſamkeit erregte, und endlich in einen Geruch der Heiligkeit kam, der ihn — da er jetzt wirklich ein reuiger Sünder worden, und wohl fühlte, daß er nichts mehr als das ſey — von Rom vertrieb. Wir, ich meine Dich und mich, mein günſtiger Leſer, wiſſen aber viel zu wenig deutliches von den Ahnungen und Träumen des Bruders Medardus, als daß wir, ohne zu leſen, was der Maler aufgeſchrieben, auch nur im mindeſten das Band zuſammen zu knüpfen vermöchten, welches die verworren auseinander laufenden Fäden der Geſchichte des Medardus, wie in einen Knoten einigt. Ein beſſeres Gleichniß übrigens iſt es, daß uns der Fokus fehlt, aus dem die verſchiedenen bunten Strahlen brechen. Das Manuſcript des ſeligen Capuziners war in altes vergelbtes Pergament eingeſchlagen, und dies Pergament mit kleiner, beinahe unleſerlicher Schrift beſchrieben, die, da ſich darin eine ganz ſeltſame Hand kund that, meine Neugierde nicht wenig reizte. Nach vieler Mühe gelang es mir, Buchſtaben und Worte zu entziffern, und wie erſtaunte ich, als es mir klar wurde, daß es jene im Malerbuch aufgezeichnete Geſchichte ſei, von der Medardus ſpricht. Im alten Italieniſch iſt ſie beinahe Chronikenartig und ſehr aphoriſtiſch geſchrieben. Der ſeltſame Ton klingt im Deutſchen nur rauh und dumpf, wie ein geſprungenes Glas, doch war es nöthig, zum Verſtändniß des Ganzen hier die Ueberſetzung einzuſchalten; dies thue ich, nachdem ich nur noch folgendes wehmüthigſt bemerkt. Die fürſtliche Familie, aus der jener oft genannte Franceſko abſtammte, lebt noch in Italien, und eben ſo leben noch die Nachkömmlinge des Fürſten, in deſſen Reſidenz ſich Medardus aufhielt. Unmöglich war es daher, die Namen zu nennen, und unbehülflicher, ungeſchickter iſt Niemand auf der ganzen Welt, als derjenige, der Dir, günſtiger Leſer, dies Buch in die Hände giebt, wenn er Namen erdenken ſoll da, wo ſchon wirkliche, und zwar ſchön und romantiſch tönende, vorhanden ſind, wie es hier der Fall war. Bezeichneter Herausgeber gedachte ſich ſehr gut mit dem: der Fürſt, der Baron u. ſ. w. herauszuhelfen, nun aber der alte Maler die geheimnißvollſten, verwickeltſten Familienverhältniſſe ins Klare ſtellt, ſieht er wohl ein, daß er mit den allgemeinen Bezeichnungen nicht vermag ganz verſtändlich zu werden. Er müßte den einfachen Chroniken-Choral des Malers mit allerlei Erklärungen und Zurechtweifangen, wie mit krauſen Figuren, verſchnörkeln und verbrämen. — Ich trete in die Perſon des Herausgebers, und bitte Dich, günſtiger Leſer, Du wolleſt, ehe Du weiter lieſeſt, folgendes Dir gütigſt merken. Camillo, Fürſt von P., tritt als Stammvater der Familie auf, aus der Francesko, des Medardus Vater ſtammt. Theodor, Fürſt von W., iſt der Vater des Fürſten Alexander von W., an deſſen Hofe ſich Medardus aufhielt. Sein Bruder Albert, Fürſt von W., vermählte ſich mit der italieniſchen Prinzeſſin Giazinta B. Die Familie des Barons F. im Gebirge iſt bekannt, und nur zu bemerken, daß die Baroneſſe von F. aus Italien abſtammte, denn ſie war die Tochter des Grafen Pietro S., eines Sohnes des Grafen Filippo S. Alles wird ſich, lieber Leſer, nun klärlich darthun, wenn Du dieſe wenigen Namen und Buchſtaben im Sinne behältſt. Es folgt nunmehr, ſtatt der Fortſetzung der Geſchichte,

Das Pergamentblatt des alten Malers.

— — — Und es begab ſich, daß die Republik Genua, hart bedrängt von den algieriſchen Corſaren, ſich an den großen Seehelden Camillo, Fürſten von P., wandte, daß er mit vier wohl ausgerüſteten und bemannten Galleonen einen Streifzug gegen die verwegenen Räuber unternehmen möge. Camillo, nach ruhmvollen Thaten dürſtend, ſchrieb ſofort an ſeinen älteſten Sohn Francesko, daß er kommen möge, in des Vaters Abweſenheit das Land zu regieren. Francesko übte in Leonardo da Vinci's Schule die Malerei, und der Geiſt der Kunſt hatte ſich ſeiner ſo ganz und gar bemächtigt, daß er nichts anderes denken konnte. Daher hielt er auch die Kunſt höher, als alle Ehre und Pracht auf Erden, und alles übrige Thun und Treiben der Menſchen erſchien ihm als ein klägliches Bemühen um eitlen Tand. Er konnte von der Kunſt und von dem Meiſter, der ſchon hoch in den Jahren war, nicht laſſen, und ſchrieb daher dem Vater zurück, daß er wohl den Pinſel, aber nicht den Scepter zu führen verſtehe, und bei Leonardo bleiben wolle. Da war der alte ſtolze Fürſt Camillo hoch erzürnt, ſchalt den Sohn einen unwürdigen Thoren, und ſchickte vertraute Diener ab, die den Sohn zurückbringen ſollten. Als nun aber Francesko ſtandhaft verweigerte, zurückzukehren, als er erklärte, daß ein Fürſt, von allem Glanz des Thrones umſtrahlt, ihm nur ein elendiglich Weſen dünke gegen einen tüchtigen Maler, und daß die größten Kriegsthaten nur ein grauſames tödtliches Spiel wären, dagegen die Schilderung des Malers die reine Abſpiegelung des ihm inwohnenden göttlichen Geiſtes ſey, da ergrimmte der Kriegsheld Camillo und ſchwur, daß er den Francesko verſtoßen und ſeinem jüngern Bruder Zenobio die Nachfolge zuſichern wolle. Francesko war damit gar zufrieden, ja er trat in einer Urkunde ſeinem jüngern Bruder die Nachfolge auf den fürſtlichen Thron mit aller Form und Feierlichkeit ab, und ſo begab es ſich, daß, als der alte Fürſt Camillo in einem harten blutigen Kampfe mit den Algierern ſein Leben verloren hatte, Zenobio zur Regierung kam, Francesko dagegen, ſeinen fürſtlichen Stand und Namen verläugnend, ein Maler wurde, und von einem kleinen Jahrgehalt, den ihm der regierende Bruder ausgeſetzt, kümmerlich genug lebte. Francesko war ſonſt ein ſtolzer, übermüthiger Jüngling geweſen, nur der alte Leonardo zähmte ſeinen wilden Sinn, und als Francesko dem fürſtlichen Stand entſagt hatte, wurde er Leonardo's frommer, treuer Sohn. Er half dem Alten manch' wichtiges großes Werk vollenden, und es geſchah, daß der Schüler, ſich hinaufſchwingend zu der Höhe des Meiſters, berühmt wurde, und manches Altarblatt für Kirchen und Klöſter malen mußte. Der alte Leonardo ſtand ihm treulich bei mit Rath und That, bis er denn endlich im hohen Alter ſtarb. Da brach, wie ein lange mühſam unterdrücktes Feuer, in dem Jüngling Francesko wieder der Stolz und Uebermuth hervor. Er hielt ſich für den größten Maler ſeiner Zeit und die erreichte Kunſtvollkommenheit mit ſeinem Stande paarend, nannte er ſich ſelbſt den fürſtlichen Maler. Von dem alten Leonardo ſprach er verächtlich, und ſchuf, abweichend von dem frommen, einfachen Styl, ſich eine neue Manier, die mit der Ueppigkeit der Geſtalten und dem prahlenden Farbenglanz die Augen der Menge verblendete, deren übertriebenes Lobſprüche ihn immer eitler und übermüthiger machten. Es geſchah, daß er zu Rom unter wilde ausſchweifende Jünglinge gerieth, und wie er nun in Allem der erſte und vorzüglichſte zu ſeyn begehrte, ſo war er bald im wildeſten Sturm des Lebens der rüſtigſte Segler. Denn von der falſchen trügeriſchen Pracht des Heidenthums verführt, bildeten die Jünglinge, an deren Spitze Francesko ſtand, einen geheimen Bund, in dem ſie, das Chriſtenthum auf freveliche Weiſe verſpottend, die Gebräuche der alten Griechen nachahmten und mit frechen Dirnen verruchte ſchändliche

Feſte feierten. Es waren Maler, aber noch mehr Bildhauer unter ihnen, die wollten nur von der antiken Kunſt etwas wiſſen und verlachten Alles, was neue Künſtler, von dem heiligen Chriſtenthum entzündet, zur Glorie deſſelben erfunden und herrlich ausgeführt hatten. Franceſko malte in unheiliger Begeiſterung viele Bilder aus der lügenhaften Fabelwelt. Keiner als er vermochte, die buhleriſche Ueppigkeit der weiblichen Geſtalten ſo wahrhaft darzuſtellen, indem er von lebenden Modellen die Carnation, von den alten Marmorbildern aber Form und Bildung entnahm. Statt, wie ſonſt, in den Kirchen und Klöſtern ſich an den herrlichen Bildern der alten frommen Meiſter zu erbauen, und ſie mit künſtleriſcher Andacht aufzunehmen in ſein Inneres, zeichnete er ämſig die Geſtalten der lügneriſchen Heidengötter nach. Von keiner Geſtalt war er aber ſo ganz und gar durchdrungen, als von einem berühmten Venusbilde, das er ſtets in Gedanken trug. Das Jahrgehalt, das Zenobio dem Bruder ausgeſetzt hatte, blieb einmal länger als gewöhnlich aus, und ſo kam es, daß Franceſko bei ſeinem wilden Leben, das ihm allen Verdienſt ſchnell hinweg raffte, und das er doch nicht laſſen wollte, in arge Geldnoth gerieth. Da gedachte er, daß vor langer Zeit ihm ein Capuzinerkloſter aufgetragen hatte, für einen hohen Preis das Bild der heiligen Roſalia zu malen, und er beſchloß, das Werk, das er aus Abſcheu gegen alle chriſtliche Heiligen nicht unternehmen wollte, nun ſchnell zu vollenden um das Geld zu erhalten. Er gedachte die Heilige nackt, und in Form und Bildung des Geſichts jenem Venusbilde gleich, darzuſtellen. Der Entwurf gerieth über die Maaßen wohl, und die freveligen Jünglinge prieſen hoch Franceſko's verruchten Einfall, den frommen Mönchen, ſtatt der chriſtlichen Heiligen, ein heidniſches Götzenbild in die Kirche zu ſtellen. Aber wie Franceſko zu malen begann, ſiehe, da geſtaltete ſich alles anders, als er es in Sinn und Gedanken getragen, und ein mächtigerer Geiſt überwältigte den Geiſt der ſchnöden Lüge der ihn beherrſcht hatte. Das Geſicht eines Engels aus dem hohen Himmelreiche fing an, aus düſtern Nebeln hervor zu dämmern; aber als wie von ſcheuer Angſt, das Heilige zu verletzen und dann dem Strafgericht des Herrn zu erliegen, ergriffen, wagte Franceſko nicht, das Geſicht zu vollenden, und um den nackt gezeichneten Körper legten in anmuthigen Falten ſich züchtige Gewänder, ein dunkelrothes Kleid und ein azurblauer Mantel. Die

Capuzinermönche hatten in dem Schreiben an den Maler Francesko nur des Bildes der heiligen Roſalia gedacht, ohne weiter zu beſtimmen, ob dabei nicht eine denkwürdige Geſchichte ihres Lebens der Vorwurf des Malers ſeyn ſolle, und eben daher hatte Francesko auch nur in der Mitte des Blatts die Geſtalt der Heiligen entworfen; aber nun malte er, vom Geiſte getrieben, allerlei Figuren rings umher, die ſich wunderbarlich zuſammenfügten, um das Martyrium der Heiligen darzuſtellen. Francesko war in ſein Bild ganz und gar verſunken, oder vielmehr das Bild war ſelbſt der mächtige Geiſt worden, der ihn mit ſtarken Armen umfaßte und emporhielt über das frevelige Weltleben, das er bisher getrieben. Nicht zu vollenden vermochte er aber das Geſicht der Heiligen, und das wurde ihm zu einer hölliſchen Qual, die, wie mit ſpitzen Stacheln, in ſein inneres Gemüth bohrte. Er gedachte nicht mehr des Venusbildes, wohl aber war es ihm, als ſähe er den alten Meiſter Leonardo, der ihn anblickte mit kläglicher Geberde, und ganz ängſtlich und ſchmerzlich ſprach: Ach, ich wollte Dir wohl helfen, aber ich darf es nicht, Du mußt erſt entſagen allem ſündhaften Streben, und in tiefer Reue und Demuth die Fürbitte der Heiligen erflehen, gegen die Du gefrevelt haſt. — Die Jünglinge, welche Francesko ſo lange geflohen, ſuchten ihn auf in ſeiner Werkſtatt und fanden ihn, wie einen ohnmächtigen Kranken, ausgeſtreckt auf ſeinem Lager liegen. Da aber Francesko ihnen ſeine Noth klagte, wie er, als habe ein böſer Geiſt ſeine Kraft gebrochen, nicht das Bild der heiligen Roſalia fertig zu machen vermöge, da lachten ſie alle auf und ſprachen: „ei mein Bruder, wie biſt Du denn mit einemmal ſo krank worden? — Laßt uns dem Aeskulap und der freundlichen Hygeia ein Weinopfer bringen, damit jener Schwache dort geneſe!“ Es wurde Syrakuſer Wein gebracht, womit die Jünglinge die Trinkſchaalen füllten, und, vor dem unvollendeten Bilde den heidniſchen Göttern Libationen darbringend, ausgoſſen. Aber als ſie dann wacker zu zechen begannen, und dem Francesko Wein darboten, da wollte dieſer nicht trinken, und nicht Theil nehmen an dem Gelage der wilden Brüder, unerachtet ſie Frau Venus hoch leben ließen! Da ſprach einer unter ihnen: „Der thörigte Maler da iſt wohl wirklich in ſeinen Gedanken und Gliedmaßen krank, und ich muß nur einen Doktor herbeiholen.“ Er warf ſeinen Mantel um, ſteckte ſeinen Stoßdegen an und ſchritt zur

Thüre hinaus. Es hatte aber nur wenige Augenblicke gedauert, als er wieder hereintrat und ſagte: „Ei ſeht doch nur, ich bin ja ſelbſt ſchon der Arzt, der jenen Siechling dort heilen will.“ Der Jüngling, der gewiß einem alten Arzt in Gang und Stellung recht ähnlich zu ſeyn begehrte, trippelte mit gekrümmten Knien einher, und hatte ſein jugendliches Geſicht ſeltſamlich in Runzeln und Falten verzogen, ſo daß er anzuſehen war, wie ein alter recht häßlicher Mann, und die Jünglinge ſehr lachten und riefen: „Ei ſeht doch, was der Doktor für gelehrte Geſichter zu ſchneiden vermag!“ Der Doktor näherte ſich dem kranken Franceſko, und ſprach mit rauher Stimme und verhöhnendem Ton: „Ei, Du armer Geſelle, ich muß Dich wohl aufrichten aus trübſeliger Ohnmacht! — Ei, Du erbärmlicher Geſelle, wie ſiehſt Du doch ſo blaß und krank aus, der Frau Venus wirſt Du ſo nicht gefallen! — Kann ſeyn, daß Donna Roſalia ſich Deiner annehmen wird, wenn Du geſundet! — Du ohnmächtiger Geſelle, nippe von meiner Wunder-Arzeney. Da Du Heilige malen willſt, wird Dich mein Trank wohl zu erkräftigen vermögen, es iſt Wein aus dem Keller des heiligen Antonius.“ Der angebliche Doktor hatte eine Flaſche unter dem Mantel hervorgezogen, die er jetzt öffnete. Es ſtieg ein ſeltſamlicher Duft aus der Flaſche, der die Jünglinge betäubte, ſo daß ſie, wie von Schläfrigkeit übernommen, in die Seſſel ſanken und die Augen ſchloſſen. Aber Franceſko riß in wilder Wuth, verhöhnt zu ſeyn als ein ohnmächtiger Schwächling, die Flaſche dem Doktor aus den Händen und trank in vollen Zügen. „Wohl bekomm Dir's,“ rief der Jüngling, der nun wieder ſein jugendliches Geſicht und ſeinen kräftigen Gang angenommen hatte. Dann rief er die andern Jünglinge aus dem Schlafe auf, worin ſie verſunken, und ſie taumelten mit ihm die Treppe hinab. — So wie der Berg Veſuv in wildem Brauſen verzehrende Flammen ausſprüht, ſo tobte es jetzt in Feuerſtrömen heraus aus Franceſko's Innern. Alle heidniſche Geſchichten, die er jemals gemalt, ſah er vor Augen, als ob ſie lebendig worden, und er rief mit gewaltiger Stimme: „Auch Du mußt kommen, meine geliebte Göttin, Du mußt leben und mein ſeyn, oder ich weihe mich den unterirdiſchen Göttern!“ Da erblickte er Frau Venus, dicht vor dem Bilde ſtehend, und ihm freundlich zuwinkend. Er ſprang auf von ſeinem Lager, und begann an dem Kopfe der heiligen Roſalia zu malen, weil er nun der Frau

Venus reizendes Angeſicht ganz getreulich abzukonterfeyen gedachte. Es war ihm ſo, als könne der feſte Wille nicht gebieten der Hand, denn immer glitt der Pinſel ab von den Nebeln, in denen der Kopf der heiligen Roſalia eingehüllt war, und ſtrich unwillkürlich an den Häuptern der barbariſchen Männer, von denen ſie umgeben. Und doch kam das himmliſche Antlitz der Heiligen immer ſichtbarlicher zum Vorſchein, und blickte den Francesko plötzlich mit ſolchen lebendigſtrahlenden Augen an, daß er, wie von einem herabfahrenden Blitze tödtlich getroffen, zu Boden ſtürzte. Als er wieder nur etwas weniges ſeiner Sinnen mächtig worden, richtete er ſich mühſam in die Höhe, er wagte jedoch nicht, nach dem Bilde, das ihm ſo ſchrecklich worden, hinzublicken, ſondern ſchlich mit geſenktem Haupte nach dem Tiſche, auf dem des Doktors Weinflaſche ſtand, aus der er einen tüchtigen Zug that. Da war Francesko wieder ganz erkräftigt, er ſchaute nach ſeinem Bilde, es ſtand, bis auf den letzten Pinſelſtrich vollendet, vor ihm, und nicht das Antlitz der heiligen Roſalia, ſondern das geliebte Venusbild lachte ihn mit üppigem Liebesblicke an. In demſelben Augenblick wurde Francesko von wilden freveligen Trieben entzündet. Er heulte vor wahnſinniger Begier, er gedachte des heidniſchen Bildhauers Pygmalion, deſſen Geſchichte er gemalt, und flehte ſo wie er zur Frau Venus, daß ſie ſeinem Bilde Leben einhauchen möge. Bald war es ihm auch, als finge das Bild an ſich zu regen, doch als er es in ſeine Arme faſſen wollte, ſah er wohl, daß es todte Leinewand geblieben. Dann zerraufte er ſein Haar und gebehrdete ſich wie einer der von dem Satan beſeſſen. Schon zwei Tage und zwei Nächte hatte es Francesko ſo getrieben; am dritten Tag, als er, wie eine erſtarrte Bildſäule, vor dem Bilde ſtand, ging die Thüre ſeines Gemachs auf, und es rauſchte hinter ihm wie mit weiblichen Gewändern. Er drehte ſich um und erblickte ein Weib, das er für das Original ſeines Bildes erkannte. Es wären ihm ſchier die Sinne vergangen, als er das Bild, welches er aus ſeinen innerſten Gedanken nach einem Marmorbilde erſchaffen, nun lebendig vor ſich in aller nur erdenklichen Schönheit erblickte, und es wandelte ihn beinahe ein Grauſen an, wenn er das Gemälde anſah, das nun wie eine getreuliche Abſpiegelung des fremden Weibes erſchien. Es geſchah ihm dasjenige, was die wunderbarliche Erſcheinung eines Geiſtes zu bewirken pflegt, die Zunge war ihm gebunden, und er fiel lautlos vor der Fremden auf die Kniee und hob die Hände wie anbetend zu ihr empor. Das fremde Weib richtete ihn aber lächelnd auf und ſagte ihm, daß ſie ihn ſchon damals, als er in der Malerſchule des alten Leonardo da Vinci geweſen, als ein kleines Mädchen oftmals geſehen und eine unſägliche Liebe zu ihm gefaßt habe. Eltern und Verwandte habe ſie nun verlaſſen, und ſey allein nach Rom gewandert, um ihn wiederzufinden, da eine in ihrem Innern ertönende Stimme ihr geſagt habe, daß er ſie ſehr liebe und ſie aus lauter Sehnſucht und Begierde abkonterfeyt habe, was denn, wie ſie jetzt ſehe, auch wirklich wahr ſey. Franceſko merkte nun, daß ein geheimnißvolles Seelenverſtändniß mit dem fremden Weibe obgewaltet, und daß dieſes Verſtändniß das wunderbare Bild und ſeine wahnſinnige Liebe zu demſelben geſchaffen hatte. Er umarmte das Weib voll inbrünſtiger Liebe, und wollte ſie ſogleich nach der Kirche führen, damit ein Prieſter ſie durch das heilige Sakrament der Ehe auf ewig binde. Davor ſchien ſich das Weib aber zu entſetzen, und ſie ſprach: „Ei, mein geliebter Franceſko, biſt Du denn nicht ein wackrer Künſtler, der ſich nicht feſſeln läßt von den Banden der chriſtlichen Kirche? Biſt Du nicht mit Leib und Seele dem freudigen friſchen Alterthum und ſeinen dem Leben freundlichen Göttern zugewandt? Was geht unſer Bündniß die traurigen Prieſter an, die in düſtern Hallen ihr Leben in hoffnungsloſer Klage verjammern? Laß uns heiter und hell das Feſt unſerer Liebe feiern. Franceſko wurde von dieſen Reden des Weibes verführt, und ſo geſchah es, daß er mit den von ſündigem, freveligem Leichtſinn befangenen Jünglingen, die ſich ſeine Freunde nannten, noch an demſelben Abende ſein Hochzeitsfeſt mit dem fremden Weibe nach heidniſchen Gebräuchen beging. Es fand ſich, daß das Weib eine Kiſte mit Kleinodien und baarem Gelde mitgebracht hatte, und Franceſko lebte mit ihr, in ſündlichen Genuſſen ſchwelgend, und ſeiner Kunſt entſagend, lange Zeit hindurch. Das Weib fühlte ſich ſchwanger und blühte nun erſt immer herrlicher und herrlicher in leuchtender Schönheit auf, ſie ſchien ganz und gar das erweckte Venusbild, und Franceſko vermochte kaum, die üppige Luſt ſeines Lebens zu ertragen. Ein dumpfes angſtvolles Stöhnen weckte in einer Nacht den Franceſko aus dem Schlafe; als er erſchrocken aufſprang und mit der Leuchte in der Hand nach ſeinem Weibe ſah, hatte ſie ihm ein Knäblein geboren. Schnell mußten die

Diener eilen, um Wehmutter und Arzt herbeizurufen. Francesko nahm das Kind von dem Schooße der Mutter, aber in demſelben Augenblick ſtieß das Weib einen entſetzlichen, durchdringenden Schrei aus und krümmte ſich, wie von gewaltigen Fäuſten gepackt, zuſammen. Die Wehmutter kam mit ihrer Dienerin, ihr folgte der Arzt; als ſie nun aber dem Weibe Hülfe leiſten wollten, ſchauderten ſie entſetzt zurück, denn das Weib war zum Tode erſtarrt, Hals und Bruſt durch blaue, garſtige Flecke verunſtaltet, und ſtatt des jungen ſchönen Geſichts erblickten ſie ein gräßlich verzerrtes runzliges Geſicht mit offnen heraus ſtarrenden Augen. Auf das Geſchrei, das die beiden Weiber erhoben, liefen die Nachbarsleute herzu, man hatte von jeher von dem fremden Weibe allerlei ſeltſames geſprochen; die üppige Lebensart, die ſie mit Francesko führte, war Allen ein Greuel geweſen, und es ſtand daran, daß man ihr ſündhaftes Beiſammenſein ohne prieſterliche Einſegnung, den geiſtlichen Gerichten anzeigen wollte. Nun, als ſie die gräßlich entſtellte Todte ſahen, war es Allen gewiß, daß ſie im Bündniß mit dem Teufel gelebt, der ſich jetzt ihrer bemächtigt habe. Ihre Schönheit war nur ein lügneriſches Trugbild verdammter Zauberei geweſen. Alle Leute die gekommen, flohen erſchreckt von dannen, keiner mochte die Todte anrühren. Francesko wußte nun wohl, mit wem er es zu thun gehabt hatte, und es bemächtigte ſich ſeiner eine entſetzliche Angſt. Alle ſeine Frevel ſtanden ihm vor Augen, und das Strafgericht des Herrn begann hier ſchon auf Erden, da die Flammen der Hölle in ſeinem Innern aufloderten.

Des andern Tages kam ein Abgeordneter des geiſtlichen Gerichts, mit den Häſchern, und wollte den Francesko verhaften, da erwachte aber ſein Muth und ſtolzer Sinn, er ergriff ſeinen Stoßdegen, machte ſich Platz und entrann. Eine gute Strecke von Rom fand er eine Höhle, in die er ſich ermüdet und ermattet verbarg. Ohne ſich deſſen deutlich bewußt zu ſein, hatte er das neugeborne Knäblein in den Mantel gewickelt und mit ſich genommen. Voll wilden Ingrimms wollte er das, von dem teufliſchen Weibe ihm geborene Kind an den Steinen zerſchmettern, aber indem er es in die Höhe hob, ſtieß es klägliche bittende Töne aus, und es wandelte ihn tiefes Mitleid an, er legte das Knäblein auf weiches Moos und träufelte ihm den Saft einer Pommeranze ein, die er bei ſich getragen. Francesko hatte, gleich einem büßenden Einſiedler, mehrere Wochen in der Höhle zugebracht, und ſich abwendend von dem ſündlichen Frevel, in dem er gelebt, inbrünſtig zu den Heiligen gebetet. Aber vor allen Anderen rief er die von ihm ſchwer beleidigte Roſalia an, daß ſie vor dem Throne des Herrn ſeine Fürſprecherin ſein möge. Eines Abends lag Francesko, in der Wildniß betend, auf den Knien, und ſchaute in die Sonne, welche ſich tauchte in das Meer, das in Weſten ſeine rothen Flammenwellen emporſchlug. Aber, ſo wie die Flammen verblaßten im grauen Abendnebel, gewahrte Francesko in den Lüften einen leuchtenden Roſenſchimmer, der ſich bald zu geſtalten begann. Von Engeln umgeben ſah Francesko die heilige Roſalia, wie ſie auf einer Wolke kniete, und ein ſanftes Säuſeln und Rauſchen ſprach die Worte: „Herr, vergieb dem Menſchen, der in ſeiner Schwachheit und Ohnmacht nicht zu widerſtehen vermochte den Lockungen des Satans.“ Da zuckten Blitze durch den Roſenſchimmer, und ein dumpfer Donner ging dröhnend durch das Gewölbe des Himmels: „Welcher ſündige Menſch hat gleich dieſem gefrevelt! Nicht Gnade, nicht Ruhe im Grabe ſoll er finden, ſo lange der Stamm, den ſein Verbrechen erzeugte, fortwuchert in freveliger Sünde!“ — — Francesko ſank nieder in den Staub, denn er wußte wohl, daß nun ſein Urtheil geſprochen, und ein entſetzliches Verhängniß ihn troſtlos umhertreiben werde. Er floh, ohne des Knäbleins in der Höhle zu gedenken, von dannen, und lebte, da er nicht mehr zu malen vermochte, im tiefen, jammervollen Elend. Manchmal kam es ihm in den Sinn, als müſſe er, zur Glorie der chriſtlichen Religion, herrliche Gemälde ausführen, und er dachte große Stucke in der Zeichnung und Färbung aus, die die heiligen Geſchichten der Jungfrau und der heiligen Roſalia darſtellen ſollten; aber wie konnte er ſolche Malerei beginnen, da er keinen Skudo beſaß, um Leinwand und Farben zu kaufen, und nur von dürftigen Almoſen, an den Kirchenthüren geſpendet, ſein qualvolles Leben durchbrachte. Da begab es ſich, daß als er einſt in einer Kirche, die leere Wand anſtarrend, in Gedanken malte, zwei in Schleier gehüllte Frauen auf ihn zutraten, von denen eine mit holder Engelsſtimme ſprach: „In dem fernen Preußen iſt der Jungfrau Maria, da wo die Engel des Herrn ihr Bildniß auf einen Lindenbaum niederſetzten, eine Kirche erbaut worden, die noch des Schmuckes der Malerei entbehrt. Ziehe hin, die Ausübung Deiner Kunſt ſey Dir heilige Andacht, und Deine zerriſſene Seele wird gelabt werden mit himmliſchem Troſt." — Als Franceſko aufblickte zu den Frauen, gewahrte er, wie ſie in ſanftleuchtenden Strahlen zerfloſſen, und ein Lilien- und Roſenduft die Kirche durchſtrömte. Nun wußte Franceſko wer die Frauen waren und wollte den andern Morgen ſeine Pilgerfahrt beginnen. Aber noch am Abende deſſelben Tages fand ihn, nach vielem Mühen, ein Diener Zenobio's auf, der ihm ein zweijähriges Gehalt auszahlte, und ihn einlud an den Hof ſeines Herrn. Doch nur eine geringe Summe behielt Franceſko, das übrige theilte er aus an die Armen und machte ſich auf nach dem fernen Preußen. Der Weg führte ihn über Rom, und er kam in das nicht ferne davon gelegene Capuzinerkloſter, für welches er die heilige Roſalia gemalt hatte. Er ſah auch das Bild in den Altar eingefugt, doch bemerkte er, bei näherer Betrachtung, daß es nur eine Copie ſeines Gemaldes war. Das Original hatten, wie er erfuhr, die Mönche nicht behalten mögen, wegen der ſonderbaren Gerüchte, die man von dem entflohenen Maler verbreitete, aus deſſen Nachlaß ſie das Bild bekommen, ſondern daſſelbe nach genommener Copie, an das Capuzinerkloſter in B. verkauft. Nach beſchwerlicher Pilgerfahrt langte Franceſko in dem Kloſter der heiligen Linde in Oſtpreußen an, und erfullte den Befehl, den ihm die heilige Jungfrau ſelbſt gegeben. Er malte die Kirche ſo wunderbarlich aus, daß er wohl einſah, wie der Geiſt der Gnade in ihm zu wirken beginne. Troſt des Himmels floß in ſeine Seele.

Es begab ſich, daß der Graf Filippo S. auf der Jagd in einer abgelegenen wilden Gegend von einem böſen Unwetter überfallen wurde. Der Sturm heulte durch die Klüfte, der Regen goß in Strömen herab, als ſolle in einer neuen Sündfluth Menſch und Thier untergehen; da fand Graf Filippo eine Höhle, in die er ſich, ſammt ſeinem Pferde, das er mühſam hineinzog, rettete. Schwarzes Gewölk hatte ſich über den ganzen Horizont gelegt, daher war es, zumal in der Höhle, ſo finſter, daß Graf Filippo nichts unterſcheiden und nicht entdecken konnte, was dicht neben ihm ſo raſchle und rauſche. Er war voll Bangigkeit, daß wohl ein wildes Thier in der Höhle verborgen ſein konne, und zog ſein Schwert, um jeden Angriff abzuwehren. Als aber das Unwetter vorüber, und die Sonnenſtrahlen in die Höhle fielen, gewahrte er zu ſeinem Erſtaunen, daß neben ihm auf einem Blätterlager ein nacktes Knäblein lag und ihn mit hellen funkelnden Augen anſchaute. Neben ihm ſtand ein Becher von Elfenbein, in dem der Graf Filippo noch einige Tropfen duftenden Weines fand, die das Knäblein begierig einſog. Der Graf ließ ſein Horn ertönen, nach und nach ſammelten ſich ſeine Leute, die hierhin, dorthin geflüchtet waren, und man wartete auf des Grafen Befehl, ob ſich nicht derjenige, der das Kind in die Höhle gelegt, einfinden würde, es abzuholen. Als nun aber die Nacht einzubrechen begann, da ſprach der Graf Filippo: „Ich kann das Knäblein nicht hülflos liegen laſſen, ſondern will es mit mir nehmen, und daß ich dies gethan, überall bekannt machen laſſen, damit es die Eltern, oder ſonſt einer, der es in die Höhle legte, von mir abfordern kann.“ Es geſchah ſo; aber Wochen, Monate und Jahre vergingen, ohne daß ſich jemand gemeldet hätte. Der Graf hatte dem Findling in heiliger Taufe den Namen Franceſko geben laſſen. Der Knabe wuchs heran und wurde an Geſtalt und Geiſt ein wunderbarer Jüngling, den der Graf, ſeiner ſeltenen Gaben wegen, wie ſeinen Sohn liebte, und ihm, da er kinderlos war, ſein ganzes Vermögen zuzuwenden gedachte. Schon fünf und zwanzig Jahre war Franceſko alt worden, als der Graf Filippo in thörichter Liebe zu einem armen bildſchönen Fräulein entbrannte, und ſie heirathete, unerachtet ſie blutjung, er aber ſchon ſehr hoch in Jahren war. Franceſko wurde alsbald von ſündhafter Begier nach dem Beſitze der Gräfin erfaßt, und unerachtet ſie gar fromm und tugendhaft war, und nicht die geſchworne Treue verletzen wollte, gelang es ihm doch endlich nach hartem Kampfe, ſie durch teufliſche Künſte zu verſtricken, ſo daß ſie ſich der frevelichen Luſt überließ, und er ſeinem Wohlthäter mit ſchwarzem Undank und Verrath lohnte. Die beiden Kinder, Graf Pietro und Gräfin Angiola, die der greiſe Filippo in vollem Entzücken der Vaterfreude an ſein Herz drückte, waren die Früchte des Frevels, der ihm, ſo wie der Welt, auf ewig verborgen blieb.

Von innerm Geiſte getrieben, trat ich zu meinem Bruder Zenobio und ſprach: „ich habe dem Throne entſagt, und ſelbſt dann, wenn Du kinderlos vor mir ſterben ſollteſt, will ich ein armer Maler bleiben und mein Leben in ſtiller Andacht, die Kunſt übend, hinbringen. Doch nicht fremdem Staat ſoll unſer Ländlein anheim fallen. Jener Franceſko, den der Graf Filippo S. erzogen, iſt mein Sohn. Ich war es, der auf wilder Flucht ihn in der Höhle zurückließ, wo ihn der Graf fand. Auf dem elfenbeinernen Becher, der bei ihm ſtand, iſt unſer Wappen geſchnitzt, doch noch mehr als das ſchützt des Jünglings Bildung, die ihn als aus unſerer Familie abſtammend, getreulich bezeichnet, vor jedem Irrthum. Nimm, mein Bruder Zenobio! den Jüngling als Deinen Sohn auf, und er ſey Dein Nachfolger!“ — Zenobio’s Zweifel, ob der Jüngling Franceſko in rechtmäßiger Ehe erzeugt ſey, wurden durch die von dem Papſt ſanktionirte Adoptionsurkunde, die ich auswirkte, gehoben, und ſo geſchah es, daß meines Sohnes ſündhaftes, ehebrecheriſches Leben endete und er bald in rechtmäßiger Ehe einen Sohn erzeugte, den er Paolo Franceſko nannte. — Gewuchert hat der verbrecheriſche Stamm auf verbrecheriſche Weiſe. Doch, kann meines Sohnes Reue nicht ſeine Frevel ſühnen? Ich ſtand vor ihm, wie das Strafgericht des Herrn, denn ſein Innerſtes lag vor mir offen und klar, und was der Welt verborgen, das ſagte mir der Geiſt, der mächtig und mächtiger wird in mir, und mich emporhebt über den brauſenden Wellen des Lebens, daß ich hinabzuſchauen vermag in die Tiefe, ohne daß dieſer Blick mich hinabzieht zum Tode.

Franceſko’s Entfernung brachte der Gräfin S. den Tod, denn nun erſt erwachte ſie zum Bewußtſeyn der Sünde, und nicht überſtehen konnte ſie den Kampf der Liebe zum Verbrecher, und der Reue über das, was ſie begangen. Graf Filippo wurde neunzig Jahr alt, dann ſtarb er als ein kindiſcher Greis. Sein vermeintlicher Sohn Pietro zog mit ſeiner Schweſter Angiola an den Hof Franceſko’s, der dem Zenobio gefolgt war. Durch glänzende Feſte wurde Paolo Franceſko’s Verlobung mit Vittoria, Fürſtin von M., gefeiert, als aber Pietro die Braut in voller Schönheit erblickte, wurde er in heftiger Liebe entzündet, und ohne der Gefahr zu achten, bewarb er ſich um Vittoria’s Gunſt. Doch Paolo Franceſko’s Blicken entging Pietro’s Beſtreben, da er ſelbſt in ſeine Schweſter Angiola heftig entbrannt war, die all’ ſein Bemühen kalt zurückwies. Vittoria entfernte ſich von dem Hofe um, wie ſie vorgab, noch vor ihrer Heirath in ſtiller Einſamkeit ein heiliges Gelübde zu erfüllen. Erſt nach Ablauf eines Jahres kehrte ſie zurück, die Hochzeit ſollte vor ſich gehen, und gleich nach derſelben wollte Graf Pietro mit ſeiner Schweſter Angiola nach ſeiner Vaterſtadt zurückkehren. Paolo Francesko's Liebe zur Angiola war durch ihr ſtetes, ſtandhaftes Widerſtreben immer mehr entflammt worden, und artete jetzt aus in die wüthende Begier des wilden Thieres, die er nur durch den Gedanken des Genuſſes zu bezähmen vermochte. — So geſchah es, daß er durch den ſchändlichſten Verrath am Hochzeitstage, ehe er in die Brautkammer ging, Angiola in ihrem Schlafzimmer überfiel, und ohne daß ſie zur Beſinnung kam, denn Opiate hatte ſie beim Hochzeitmahl bekommen, ſeine frevelige Luſt befriedigte. Als Angiola durch die verruchte That dem Tod nahe gebracht wurde, da geſtand der von Gewiſſensbiſſen gefolterte Paolo Francesko ein, was er begangen. Im erſten Aufbrauſen des Zorns, wollte Pietro den Verräther niederſtoßen, aber gelähmt ſank ſein Arm nieder, da er daran dachte, daß ſeine Rache der That vorangegangen. Die kleine Giazinta, Fürſtin von B., allgemein für die Tochter der Schweſter Vittoria's geltend, war die Frucht des geheimen Verſtändniſſes, das Pietro mit Paolo Francesko's Braut unterhalten hatte. Pietro ging mit Angiola nach Deutſchland, wo ſie einen Sohn gebar, den man Franz nannte und ſorgfältig erziehen ließ. Die ſchuldloſe Angiola tröſtete ſich endlich über den entſetzlichen Frevel, und blühte wieder auf in gar herrlicher Anmuth und Schönheit. So kam es, daß der Fürſt Theodor von W. eine gar heftige Liebe zu ihr faßte, die ſie aus tiefer Seele erwiederte. Sie wurde in kurzer Zeit ſeine Gemahlin, und Graf Pietro vermählte ſich zu gleicher Zeit mit einem deutſchen Fräulein, mit der er eine Tochter erzeugte, ſo wie Angiola dem Fürſten zwei Söhne gebar. Wohl konnte ſich die fromme Angiola ganz rein im Gewiſſen fühlen, und doch verſank ſie oft in düſteres Nachdenken, wenn ihr, wie ein böſer Traum, Paolo Francesko's verruchte That in den Sinn kam, ja es war ihr oft ſo zu Muthe, als ſey ſelbſt die bewußtlos begangene Sünde ſtrafbar, und würde gerächt werden an ihr und ihren Nachkommen. Selbſt die Beichte und vollſtändige Abſolution konnte ſie nicht beruhigen. Wie eine himmliſche Eingebung kam ihr nach langer Qual der Gedanke, daß ſie alles ihrem Gemahl entdecken müſſe. Unerachtet ſie wohl ſich des ſchweren Kampfes verſah, den ihr das Geſtändniß des von dem Böſewicht Paolo Franceſko verübten Frevels koſten würde, ſo gelobte ſie ſich doch feierlich, den ſchweren Schritt zu wagen, und ſie hielt, was ſie gelobt hatte. Mit Entſetzen vernahm Fürſt Theodor die verruchte That, ſein Inneres wurde heftig erſchüttert, und der tiefe Ingrimm ſchien ſelbſt der ſchuldloſen Gemahlin bedrohlich zu werden. So geſchah es, daß ſie einige Monate auf einem entfernten Schloß zubrachte; während der Zeit bekämpfte der Fürſt die bittern Empfindungen, die ihn quälten, und es kam ſo weit, daß er nicht allein verſöhnt der Gemahlin die Hand bot, ſondern auch, ohne daß ſie es wußte, für Franzens Erziehung ſorgte. Nach dem Tode des Fürſten und ſeiner Gemahlin, wußte nur Graf Pietro und der junge Fürſt Alexander von W. um das Geheimniß von Franzens Geburt. Keiner der Nachkömmlinge des Malers wurde jenem Franceſko, den Graf Filippo erzog, ſo ganz und gar ähnlich an Geiſt und Bildung als dieſer Franz. Ein wunderbarer Jüngling vom höheren Geiſte belebt, feurig und raſch in Gedanken und That. Mag des Vaters, mag des Ahnherrn Sünde nicht auf ihm laſten, mag er widerſtehen den böſen Verlockungen des Satans. Ehe Fürſt Theodor ſtarb, reiſeten ſeine beiden Söhne Alexander und Johann nach dem ſchönen Welſchland, doch nicht ſowohl offenbare Uneinigkeit, als verſchiedene Neigung, verſchiedenes Streben war die Urſache, daß die beiden Brüder ſich in Rom trennten. Alexander kam an Paolo Franceſko's Hof, und faßte ſolche Liebe zu Paolo's jüngſter mit Vittoria erzeugten Tochter, daß er ſich ihr zu vermählen gedachte. Fürſt Theodor wies indeſſen mit einem Abſcheu, der dem Fürſten Alexander unerklärlich war, die Verbindung zurück, und ſo kam es, daß erſt nach Theodors Tode Fürſt Alexander ſich mit Paolo Franceſko's Tochter vermählte. Prinz Johann hatte auf dem Heimwege ſeinen Bruder Franz kennen gelernt, und fand an dem Jünglinge, deſſen nahe Verwandtſchaft mit ihm er nicht ahnte, ſolches Behagen, daß er ſich nicht mehr von ihm trennen mochte. Franz war die Urſache, daß der Prinz, ſtatt heimzukehren nach der Reſidenz des Bruders, nach Italien zurückging. Das ewige unerforſchliche Verhängniß wollte es, daß Beide, Prinz Johann und Franz, Vittoria's und Pietro's Tochter Giazinta ſahen, und Beide in heftiger Liebe zu ihr entbrannten. — Das Verbrechen keimt, wer vermag zu widerſtehen den dunkeln Mächten.

Wohl waren die Sünden und Frevel meiner Jugend entſetzlich, aber durch die Fürſprache der Gebenedeiten und der heiligen Roſalia bin ich errettet vom ewigen Verderben, und es iſt mir vergönnt, die Qualen der Verdammniß zu erdulden hier auf Erden, bis der verbrecheriſche Stamm verdorret iſt und keine Früchte mehr trägt. Ueber geiſtige Kräfte gebietend drückt mich die Laſt des Irdiſchen nieder, und das Geheimniß der düſtern Zukunft ahnend, blendet mich der trügeriſche Farbenglanz des Lebens, und das blöde Auge verwirrt ſich in zerfließenden Bildern, ohne daß es die wahre innere Geſtaltung zu erkennen vermag! — Ich erblicke oft den Faden, den die dunkle Macht, ſich auflehnend gegen das Heil meiner Seele, fortſpinnt, und glaube thörigt ihn erfaſſen, ihn zerreißen zu können. Aber dulden ſoll ich, und gläubig und fromm in fortwährender reuiger Buße die Marter ertragen, die mir auferlegt worden um meine Miſſethaten zu ſühnen. Ich habe den Prinzen und Franz von Giazinta weggeſcheucht, aber der Satan iſt geſchäftig, dem Franz das Verderben zu bereiten, dem er nicht entgehen wird. — Franz kam mit dem Prinzen an den Ort, wo ſich Graf Pietro mit ſeiner Gemahlin und ſeiner Tochter Aurelie, die eben funfzehn Jahr alt worden, aufhielt. So wie der verbrecheriſche Vater Paolo Franceſko in wilder Begier entbrannte, als er Angiola ſah, ſo loderte das Feuer verbotener Luſt auf in dem Sohn, als er das holde Kind Aurelie erblickte. Durch allerlei teufliſche Künſte der Verführung wußte er die fromme kaum erblühte Aurelie zu umſtricken, daß ſie mit ganzer Seele ihm ſich ergab, und ſie hatte geſündigt, ehe der Gedanke der Sünde aufgegangen in ihrem Innern. Als die That nicht mehr verſchwiegen bleiben konnte, da warf er ſich, wie voll Verzweiflung über das, was er begangen, der Mutter zu Füßen und geſtand alles. Graf Pietro, unerachtet ſelbſt in Sünde und Frevel befangen, hätte Franz und Aurelie ermordet. Die Mutter ließ den Franz ihren gerechten Zorn fühlen, indem ſie ihn mit der Drohung, die verruchte That dem Grafen Pietro zu entdecken, auf immer aus ihren und der verführten Tochter Augen verbannte. Es gelang der Gräfin die Tochter den Augen des Grafen Pietro zu entziehen, und ſie gebar an entferntem Orte ein Töchterlein. Aber Franz konnte nicht laſſen von Aurelien, er erfuhr ihren Aufenthalt, eilte hin und trat in das Zimmer, als eben die Gräfin, verlaſſen vom Hausgeſinde, neben dem Bette der Tochter ſaß und das Töchterlein, das erſt acht Tage alt worden, auf dem Schooße hielt. Die Gräfin ſtand voller Schreck und Entſetzen über den unvermutheten Anblick des Böſewichts auf, und gebot ihm, das Zimmer zu verlaſſen. „Fort … fort, ſonſt biſt Du verloren; Graf Pietro weiß, was Du Verruchter begangen!“ So rief ſie, um dem Franz Furcht einzujagen, und drängte ihn nach der Thüre; da übermannte den Franz wilde, teufliſche Wuth, er riß der Gräfin das Kind vom Arme, verſetzte ihr einen Fauſtſchlag vor die Bruſt, daß ſie rücklings niederſtürzte, und rannte fort. Als Aurelie aus tiefer Ohnmacht erwachte, war die Mutter nicht mehr am Leben, die tiefe Kopfwunde (ſie war auf einen mit Eiſen beſchlagenen Kaſten geſtürzt) hatte ſie getödtet. Franz hatte im Sinn, das Kind zu ermorden, er wickelte es in Tücher, lief am finſtern Abend die Treppe hinab und wollte eben zum Hauſe hinaus, als er ein dumpfes Wimmern vernahm, das aus einem Zimmer des Erdgeſchoſſes zu kommen ſchien. Unwillkürlich blieb er ſtehen, horchte und ſchlich endlich jenem Zimmer näher. In dem Augenblick trat eine Frau, welche er für die Kinderwärterin der Baroneſſe S., in deren Hauſe er wohnte, erkannte, unter kläglichem Jammern heraus. Franz frug, weshalb ſie ſich ſo gebehrde? „Ach Herr, ſagte die Frau: mein Unglück iſt gewiß, ſo eben ſaß die kleine Euphemie auf meinem Schoße und juchzte und lachte, aber mit einemmal läßt ſie das Köpfchen ſinken und iſt todt. — Blaue Flecken hat ſie auf der Stirn, und ſo wird man mir Schuld geben, daß ich ſie habe fallen laſſen!“ — Schnell trat Franz hinein, und als er das todte Kind erblickte, gewahrte er, wie das Verhängniß das Leben ſeines Kindes wollte, denn es war mit der todten Euphemie auf wunderbare Weiſe gleich gebildet und geſtaltet. Die Wärterin, vielleicht nicht ſo unſchuldig an dem Tode des Kindes als ſie vorgab, und beſtochen durch Franzens reichliches Geſchenk, ließ ſich den Tauſch gefallen; Franz wickelte nun das todte Kind in die Tücher und warf es in den Strom. Aureliens Kind wurde als die Tochter der Baroneſſe von S., Euphemie mit Namen, erzogen und der Welt blieb das Geheimniß ihrer Geburt verborgen. Die Unſelige wurde nicht durch das Sakrament der heiligen Taufe in den Schoß der Kirche aufgenommen, denn getauft war ſchon das Kind, deſſen Tod ihr Leben erhielt. Aurelie hat ſich nach mehreren Jahren mit dem Baron von F. vermählt; zwei Kinder, Hermogen und Aurelie ſind die Frucht dieſer Vermählung.

Die ewige Macht des Himmels hatte es mir vergönnt, daß, als der Prinz mit Franceſko (ſo nannte er den Franz auf italieniſche Weiſe) nach der Reſidenzſtadt des fürſtlichen Bruders zu gehen gedachte, ich zu ihnen treten und mitziehen durfte. Mit kräftigem Arm wollte ich den ſchwankenden Franceſko erfaſſen, wenn er ſich dem Abgrunde nahte, der ſich vor ihm aufgethan. Thörigtes Beginnen des ohnmächtigen Sünders, der noch nicht Gnade gefunden vor dem Throne des Herrn! — Franceſko ermordete den Bruder, nachdem er an Giazinta verruchten Frevel geubt! Franceſko's Sohn iſt der unſelige Knabe, den der Fürſt unter dem Namen des Grafen Viktorin erziehen läßt. Der Mörder Franceſko gedachte ſich zu vermählen mit der frommen Schweſter der Fürſtin, aber ich vermochte dem Frevel vorzubeugen in dem Augenblick, als er begangen werden ſollte an heiliger Stätte.

Wohl bedurfte es des tiefen Elends, in das Franz verſank — nachdem er, gefoltert von dem Gedanken nie abzubüßender Sünde, entflohen — um ihn zur Reue zu wenden. Von Gram und Krankheit gebeugt kam er auf der Flucht zu einem Landmann, der ihn freundlich aufnahm. Des Landmanns Tochter, eine fromme, ſtille Jungfrau, faßte wunderbare Liebe zu dem Fremden, und pflegte ihn ſorglich. So geſchah es, daß, als Franceſko geneſen, er der Jungfrau Liebe erwiederte, und ſie wurden durch das heilige Sakrament der Ehe vereinigt. Es gelang ihm durch ſeine Klugheit und Wiſſenſchaft ſich aufzuſchwingen und des Vaters nicht geringen Nachlaß reichlich zu vermehren, ſo daß er viel irdiſchen Wohlſtand genoß. Aber unſicher und eitel iſt das Glück des mit Gott nicht verſöhnten Sünders. Franz ſank zurück in die bitterſte Armuth und tödtend war ſein Elend, denn er fühlte, wie Geiſt und Körper hinſchwanden in kränkelnder Siechheit. Sein Leben wurde eine fortwährende Bußübung. Endlich ſandte ihm der Himmel einen Strahl des Troſtes. — Er ſoll pilgern nach der heiligen Linde und dort wird ihm die Geburt eines Sohnes die Gnade des Herrn verkünden.

In dem Walde, der das Kloſter zur heiligen Linde umſchließt, trat ich zu der bedrängten Mutter, als ſie über dem neugebornen vaterloſen Knäblein weinte, und erquickte ſie mit Worten des Troſtes. —

Wunderbar geht die Gnade des Herrn auf, dem Kinde, das geboren wird in dem ſegensreichen Heiligthum der Gebenedeiten! Oftmals begiebt es ſich, daß das Jeſuskindlein ſichtbarlich zu ihm tritt und früh in dem kindiſchen Gemüth den Funken der Liebe entzündet. —

Die Mutter hat in heiliger Taufe dem Knaben des Vaters Namen, Franz, geben laſſen! — Wirſt Du es denn ſeyn, Franziskus, der, an heiliger Stätte geboren, durch frommen Wandel den verbrecheriſchen Ahnherrn entſündigt und ihm Ruhe ſchafft im Grabe? Fern von der Welt und ihren verführeriſchen Lockungen, ſoll der Knabe ſich ganz dem Himmliſchen zuwenden. Er ſoll geiſtlich werden. So hat es der heilige Mann, der wunderbaren Troſt in meine Seele goß, der Mutter verkündet, und es mag wohl die Prophezeihung der Gnade ſeyn, die mich mit wundervoller Klarheit erleuchtet, ſo daß ich in meinem Innern das lebendige Bild der Zukunft zu erſchauen vermeine.

Ich ſehe den Jüngling den Todeskampf ſtreiten mit der finſtern Macht, die auf ihn eindringt mit furchtbarer Waffe! — Er fällt, doch ein göttlich Weib erhebt über ſein Haupt die Siegeskrone! — Es iſt die heilige Roſalia ſelbſt, die ihn errettet! — So oft es mir die ewige Macht des Himmels vergönnt, will ich dem Knaben, dem Jünglinge, dem Mann nahe ſeyn und ihn ſchützen, wie es die mir verliehene Kraft vermag. — Er wird ſeyn wie —

Anmerkung des Herausgebers.

Hier wird, günſtiger Leſer! die halb erloſchene Schrift des alten Malers ſo undeutlich, daß weiter etwas zu entziffern, ganz unmöglich iſt. Wir kehren zu dem Manuſcript des merkwürdigen Capuziners Medardus zurück.

Dritter Abſchnitt.

Die Rückkehr in das Kloſter.

Es war ſo weit gekommen, daß überall, wo ich mich in den Straßen von Rom blicken ließ, Einzelne aus dem Volk ſtill ſtanden, und in gebeugter, demüthiger Stellung um meinen Segen baten. Mocht' es ſeyn, daß meine ſtrengen Bußübungen, die ich fortſetzte, ſchon Aufſehen erregten, aber gewiß war es, daß meine fremdartige, wunderliche Erſcheinung den lebhaften phantaſtiſchen Römern bald zu einer Legende werden mußte, und daß ſie mich vielleicht, ohne daß ich es ahnte, zu dem Helden irgend eines frommen Mährchens erhoben hatten. Oft weckten mich bange Seufzer und das Gemurmel leiſer Gebete aus tiefer Betrachtung, in die ich, auf den Stufen des Altars liegend, verſunken, und ich bemerkte dann, wie rings um mich her Andächtige knieten, und meine Fürbitte zu erflehen ſchienen. So wie in jenem Capuzinerkloſter, hörte ich hinter mir rufen: il Santo! — und ſchmerzhafte Dolchſtiche fuhren durch meine Bruſt. Ich wollte Rom verlaſſen, doch wie erſchrak ich, als der Prior des Kloſters, in dem ich mich aufhielt, mir ankündigte, daß der Papſt mich hätte zu ſich entbieten laſſen. Düſtre Ahnungen ſtiegen in mir auf, daß vielleicht aufs Neue die böſe Macht in feindlichen Verkettungen mich feſtzubannen trachte, indeſſen faßte ich Muth und ging zur beſtimmten Stunde nach dem Vatikan. Der Papſt, ein wohlgebildeter Mann, noch in den Jahren der vollen Kraft, empfing mich auf einem reich verzierten Lehnſtuhl ſitzend. Zwei wunderſchöne geiſtlich gekleidete Knaben bedienten ihn mit Eiswaſſer und durchfächelten das Zimmer mit Reiherbüſchen, um, da der Tag überheiß war, die Kühle zu erhalten. Demüthig trat ich auf ihn zu und machte die gewöhnliche

Kniebeugung. Er ſah mich ſcharf an, der Blick hatte aber etwas Gutmüthiges und ſtatt des ſtrengen Ernſtes, der ſonſt, wie ich aus der Ferne wahrzunehmen geglaubt, auf ſeinem Geſicht ruhte, ging ein ſanftes Lächeln durch alle Züge. Er frug, woher ich käme, was mich nach Rom gebracht — kurz das Gewöhnlichſte über meine perſönlichen Verhältniſſe, und ſtand dann auf, indem er ſprach: „Ich ließ Euch rufen, weil man mir von Eurer ſeltenen Frömmigkeit erzählt. — Warum, Mönch Medardus, treibſt Du Deine Andachtsübungen öffentlich vor dem Volk in den beſuchteſten Kirchen? — Gedenkſt Du zu erſcheinen als ein Heiliger des Herrn und angebetet zu werden von dem fanatiſchen Pöbel, ſo greiſe in Deine Bruſt und forſche wohl, wie der innerſte Gedanke beſchaffen, der Dich ſo zu handeln treibt. — Biſt Du nicht rein vor dem Herrn und vor mir, ſeinem Statthalter, ſo nimmſt Du bald ein ſchmähliches Ende, Mönch Medardus!“ — Dieſe Worte ſprach der Papſt mit ſtarker, durchdringender Stimme, und wie treffende Blitze funkelte es aus ſeinen Augen. Nach langer Zeit zum erſtenmal fühlte ich mich nicht der Sünde ſchuldig, der ich angeklagt wurde, und ſo mußte es wohl kommen, daß ich nicht allein meine Faſſung behielt, ſondern auch von dem Gedanken, daß meine Buße aus wahrer innerer Zerknirſchung hervorgegangen, erhoben wurde, und wie ein Begeiſterter zu ſprechen vermochte: „Ihr hochheiliger Statthalter des Herrn, wohl iſt Euch die Kraft verliehen, in mein Inneres zu ſchauen; wohl mögt Ihr es wiſſen, daß Centnerſchwer mich die unſägliche Laſt meiner Sünden zu Boden drückt, aber eben ſo werdet Ihr die Wahrheit meiner Reue erkennen. Fern von mir iſt der Gedanke ſchnöder Heuchelei, fern von mir jede ehrgeizige Abſicht, das Volk zu täuſchen auf verruchte Weiſe. — Vergönnt es dem büßenden Mönche, o hochheiliger Herr! daß er in kurzen Worten ſein verbrecheriſches Leben, aber auch das, was er in der tiefſten Reue und Zerknirſchung begonnen, Euch enthülle!“ — So fing ich an, und erzählte nun, ohne Namen zu nennen und ſo gedrängt als möglich, meinen ganzen Lebenslauf. Aufmerkſamer und aufmerkſamer wurde der Papſt. Er ſetzte ſich in den Lehnſtuhl, und ſtützte den Kopf in die Hand; er ſah zur Erde nieder, dann fuhr er plötzlich in die Höhe; die Hände über einander geſchlagen und mit dem rechten Fuß ausſchreitend, als wolle er auf mich zu treten, ſtarrte er mich an mit glühenden Augen. Als ich geendet, ſetzte er ſich aufs

Reue. „Eure Geſchichte, Mönch Medardus! fing er an, iſt die verwunderlichſte, die ich jemals vernommen. — Glaubt Ihr an die offenbare ſichtliche Einwirkung einer böſen Macht, die die Kirche Teufel nennt?“ — Ich wollte antworten, der Papſt fuhr fort: „Glaubt Ihr, daß der Wein, den Ihr aus der Reliquienkammer ſtahlt und austranket, Euch zu den Freveln trieb, die Ihr beginget?“ — „Wie ein von giftigen Dünſten geſchwängertes Waſſer gab er Kraft dem böſen Keim, der in mir ruhete, daß er fortzuwuchern vermochte!“ — Als ich dies erwiedert, ſchwieg der Papſt einige Augenblicke, dann fuhr er mit ernſtem in ſich gekehrtem Blick fort: „Wie, wenn die Natur die Regel des körperlichen Organism auch im geiſtigen befolgte, daß gleicher Keim nur gleiches zu gebähren vermag? ... Wenn Neigung und Wollen, — wie die Kraft, die im Kern verſchloſſen, des hervorſchießenden Baumes Blätter wieder grün färbt — ſich fortpflanzte von Vätern zu Vätern, alle Willkür aufhebend? ... Es giebt Familien von Mördern, von Räubern! ... Das wäre die Erbſünde, des frevelhaften Geſchlechts ewiger, durch kein Sühnopfer vertilgbarer Fluch!“ — „Muß der vom Sünder Geborne wieder ſündigen, vermöge des vererbten Organism, dann giebt es keine Sünde,“ ſo unterbrach ich den Papſt. „Doch! ſprach er, der ewige Geiſt ſchuf einen Rieſen, der jenes blinde Thier, das in uns wüthet, zu bändigen und in Feſſeln zu ſchlagen vermag. Bewußtſeyn heißt dieſer Rieſe, aus deſſen Kampf mit dem Thier ſich die Spontaneität erzeugt. Des Rieſen Sieg iſt die Tugend, der Sieg des Thieres die Sünde.“ Der Papſt ſchwieg einige Augenblicke, dann heiterte ſein Blick ſich auf, und er ſprach mit ſanfter Stimme: „Glaubt Ihr, Mönch Medardus, daß es für den Statthalter des Herrn ſchicklich ſey, mit Euch über Tugend und Sünde zu vernünfteln?“ — „Ihr habt, hochheiliger Herr, erwiederte ich, Euern Diener gewürdigt Eure tiefe Anſicht des menſchlichen Seyns zu vernehmen, und wohl mag es Euch ziemen über den Kampf zu ſprechen, den Ihr längſt, herrlich und glorreich ſiegend, geendet.“ — „Du haſt eine gute Meinung von mir, Bruder Medardus, ſprach der Papſt, oder glaubſt Du, daß die Tiara der Lorbeer ſey, der mich als Helden und Sieger der Welt verkündet?“ — „Es iſt, ſprach ich, wohl etwas großes, König ſeyn und herrſchen über ein Volk. So im Leben hochgeſtellt, mag Alles rings umher näher zuſammengerückt in jedem Verhältniß commenſurabler erſcheinen, und eben durch die hohe Stellung ſich die wunderbare Kraft des Ueberſchauens entwickeln, die, wie eine höhere Weihe, ſich kund thut im gebornen Fürſten.“ — „Du meinſt, fiel der Papſt ein, daß ſelbſt den Fürſten, die ſchwach an Verſtande und Willen, doch eine gewiſſe wunderliche Sagazität beiwohne, die füglich für Weisheit geltend, der Menge zu imponiren vermag. Aber wie gehört das hieher?“ — „Ich wollte, fuhr ich fort, von der Weihe der Fürſten reden, deren Reich von dieſer Welt iſt, und dann von der heiligen, göttlichen Weihe des Statthalters des Herrn. Auf geheimnißvolle Weiſe erleuchtet der Geiſt des Herrn die im Conklave eingeſchloſſenen hohen Prieſter. Getrennt, in einzelnen Gemächern frommer Betrachtung hingegeben, befruchtet der Strahl des Himmels das nach der Offenbarung ſich ſehnende Gemüth, und ein Name erſchallt, wie ein, die ewige Macht lobpreiſender Hymnus, von den begeiſterten Lippen. — Nur kund gethan in irdiſcher Sprache wird der Beſchluß der ewigen Macht, die ſich ihren würdigen Statthalter auf Erden erkor, und ſo, hochheiliger Herr! iſt Eure Krone, im dreifachen Ringe das Myſterium Eures Herrn, des Herrn der Welten, verkündend, in der That der Lorbeer, der Euch als Helden und Sieger darſtellt. — Nicht von dieſer Welt iſt Euer Reich, und doch ſeyd Ihr berufen zu herrſchen über alle Reiche dieſer Erde, die Glieder der unſichtbaren Kirche ſammelnd unter der Fahne des Herrn! — Das weltliche Reich, das Euch beſchieden, iſt nur Euer in himmliſcher Pracht blühender Thron.“ — „Das giebſt Du zu, unterbrach mich der Papſt, — das giebſt Du zu, Bruder Medardus, daß ich Urſache habe, mit dieſem mir beſchiedenen Thron zufrieden zu ſein. Wohl iſt meine blühende Roma geſchmückt mit himmliſcher Pracht, das wirſt Du auch wohl fühlen, Bruder Medardus! haſt Du Deinen Blick nicht ganz dem Irdiſchen verſchloſſen.... Doch das glaub' ich nicht ... Du biſt ein wackrer Redner und haſt mir zum Sinn geſprochen.... Wir werden uns, merk ich, näher verſtändigen!... Bleibe hier!... In einigen Tagen biſt Du vielleicht Prior, und ſpäter könnt' ich Dich wohl gar zu meinem Beichtvater erwählen.... Gehe ... gebehrde Dich weniger närriſch in den Kirchen, zum Heiligen ſchwingſt Du Dich nun einmal nicht hinauf — der Kalender iſt vollzählig. Gehe.“ — Des Papſtes letzte Worte verwunderten mich eben ſo, wie ſein ganzes Betragen überhaupt, das ganz dem Bilde widerſprach, wie es ſonſt von dem Höchſten der chriſtlichen

Gemeinde, dem die Macht gegeben zu binden und zu löſen, in meinem Innern aufgegangen war. Es war mir nicht zweifelhaft, daß er Alles, was ich von der hohen Göttlichkeit ſeines Berufs geſprochen, für eine leere liſtige Schmeichelei gehalten hatte. Er ging von der Idee aus, daß ich mich hatte zum Heiligen aufſchwingen wollen, und daß ich, da er mir aus beſondern Gründen den Weg dazu verſperren mußte, nun geſonnen war, mir auf andere Weiſe Anſehn und Einfluß zu verſchaffen. Auf dieſes wollte er wieder aus beſondern mir unbekannten Gründen eingehen.

Ich beſchloß, — ohne daran zu denken, daß ich ja, ehe der Papſt mich rufen ließ, Rom hatte verlaſſen wollen — meine Andachtsübungen fortzuſetzen. Doch nur zu ſehr im Innern fühlte ich mich bewegt, um wie ſonſt mein Gemüth ganz dem Himmliſchen zuwenden zu können. Unwillkürlich dachte ich ſelbſt im Gebet an mein früheres Leben; erblaßt war das Bild meiner Sünden und nur das Glänzende der Laufbahn, die ich als Liebling eines Fürſten begonnen, als Beichtiger des Papſtes fortſetzen, und wer weiß auf welcher Höhe enden würde, ſtand grell leuchtend vor meines Geiſtes Augen. So kam es, daß ich, nicht weil es der Papſt verboten, ſondern unwillkürlich meine Andachtsübungen einſtellte, und ſtatt deſſen in den Straßen von Rom umherſchlenderte. Als ich eines Tages über den ſpaniſchen Platz ging, war ein Haufen Volks um den Kaſten eines Puppenſpielers verſammelt. Ich vernahm Pulcinells komiſches Gequäke und das wiehernde Gelächter der Menge. Der erſte Akt war geendet, man bereitete ſich auf den zweiten vor. Die kleine Decke flog auf, der junge David erſchien mit ſeiner Schleuder und dem Sack voll Kieſelſteinen. Unter poſſierlichen Bewegungen verſprach er, daß nunmehr der ungeſchlachte Rieſe Goliath ganz gewiß erſchlagen und Iſrael errettet werden ſolle. Es ließ ſich ein dumpfes Rauſchen und Brummen hören. Der Rieſe Goliath ſtieg empor mit einem ungeheuern Kopfe. — Wie erſtaunte ich, als ich auf den erſten Blick in dem Goliathskopf den närriſchen Belcampo erkannte. Dicht unter dem Kopf hatte er mittelſt einer beſondern Vorrichtung einen kleinen Körper mit Aermchen und Beinchen angebracht, ſeine eigenen Schultern und Arme aber durch eine Draperie verſteckt, die wie Goliaths breit gefalteter Mantel anzuſehen war. Goliath hielt, mit den ſeltſamſten Grimaſſen und groteskem Schütteln des Zwergleibes, eine ſtolze Rede, die David nur zuweilen durch ein feines Kichern unterbrach. Das Volk lachte unmäßig, und ich ſelbſt, wunderlich angeſprochen von der neuen fabelhaften Erſcheinung Belcampo's, ließ mich fortreißen und brach aus in das längſt ungewohnte Lachen der innern kindiſchen Luſt. — Ach wie oft war ſonſt mein Lachen nur der convulſiviſche Krampf der innern herzzerreißenden Qual. Dem Kampf mit dem Rieſen ging eine lange Diſputation voraus, und David bewies überaus künſtlich und gelehrt, warum er den furchtbaren Gegner todtſchmeißen müſſe und werde. Belcampo ließ alle Muſkeln ſeines Geſichts wie kniſterndes Lauffeuer ſpielen und dabei ſchlugen die Rieſenärmchen nach dem kleiner als kleinen David, der geſchickt unterzuducken wußte und dann hier und da, ja ſelbſt aus Goliaths eigner Mantelfalte zum Vorſchein kam. Endlich flog der Kieſel an Goliaths Haupt, er ſank hin und die Decke fiel. Ich lachte immer mehr, durch Belcampo's tollen Genius gereizt, überlaut, da klopfte Jemand leiſe auf meine Schulter. Ein Abbate ſtand neben mir. „Es freut mich, fing er an: daß Ihr, mein ehrwürdiger Herr, nicht die Luſt am Irdiſchen verloren habt. Beinahe traute ich Euch, nachdem ich Eure merkwürdigen Andachtsübungen geſehen, nicht mehr zu, daß Ihr über ſolche Thorheiten zu lachen vermöchtet." Es war mir ſo, als der Abbate dieſes ſprach, als müßte ich mich meiner Luſtigkeit ſchämen, und unwillkürlich ſprach ich, was ich gleich darauf ſchwer bereute geſprochen zu haben. „Glaubt mir, mein Herr Abbate, ſagte ich, daß dem, der in dem bunteſten Wogenſpiel des Lebens ein rüſtiger Schwimmer war, nie die Kraft gebricht, aus dunkler Fluth aufzutauchen und muthig ſein Haupt zu erheben." Der Abbate ſah mich mit blitzenden Augen an. „Ei, ſprach er, wie habt Ihr das Bild ſo gut erfunden und ausgeführt. Ich glaube Euch jetzt zu kennen ganz und gar, und bewundere Euch aus tiefſtem Grunde meiner Seele."

Ich weiß nicht, mein Herr! wie ein armer büßender Mönch Eure Bewunderung zu erregen vermochte!

„Vortrefflich, Ehrwürdigſter! — Ihr fallt zurück in Eure Rolle! — Ihr ſeyd des Papſtes Liebling?"

Dem hochheiligen Statthalter des Herrn hat es gefallen, mich ſeines Blicks zu würdigen. — Ich habe ihn verehrt im Staube, wie es der Würde, die ihm die ewige Macht verlieh, als ſie himmliſch reine Tugend bewährt fand in ſeinem Innern, geziemt.

„Nun, Du ganz würdiger Vaſall an dem Thron des dreifach Gekrönten, Du wirſt tapfer thun, was deines Amtes iſt! — Aber glaube mir, der jetzige Statthalter des Herrn iſt ein Kleinod der Tugend gegen Alexander den ſechſten, und da magſt Du Dich vielleicht doch verrechnet haben! — Doch — ſpiele deine Rolle — ausgeſpielt iſt bald, was munter und luſtig begann. — Lebt wohl, mein ſehr ehrwürdiger Herr!“

Mit gellendem Hohngelächter ſprang der Abbate von dannen, erſtarrt blieb ich ſtehen. Hielt ich ſeine letzte Aeußerung mit meinen eigenen Bemerkungen über den Papſt zuſammen, ſo mußte es mir wohl klar aufgehen, daß er keineswegs der nach dem Kampf mit dem Thier gekrönte Sieger war, für den ich ihn gehalten, und eben ſo wußte ich auf entſetzliche Weiſe mich überzeugen, daß, wenigſtens dem eingeweihten Theil des Publikums, meine Buße als ein heuchleriſches Beſtreben erſchienen war, mich auf dieſe oder jene Weiſe aufzuſchwingen. Verwundet bis tief in das Innerſte, kehrte ich in mein Kloſter zurück und betete inbrünſtig in der einſamen Kirche. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich erkannte bald die Verſuchung der finſtern Macht, die mich aufs Neue zu verſtricken getrachtet hatte, aber auch zugleich meine ſündige Schwachheit und die Strafe des Himmels. — Nur ſchnelle Flucht konnte mich retten, und ich beſchloß mit dem früheſten Morgen mich auf den Weg zu machen. Schon war beinahe die Nacht eingebrochen, als die Hausglocke des Kloſters ſtark angezogen wurde. Bald darauf trat der Bruder Pförtner in meine Zelle und berichtete, daß ein ſeltſam gekleideter Mann durchaus begehre mich zu ſprechen. Ich ging nach dem Sprachzimmer, es war Belcampo, der nach ſeiner tollen Weiſe auf mich zuſprang, bei beiden Armen mich packte, und mich ſchnell in einen Winkel zog. „Medardus, fing er leiſe und eilig an: Medardus, Du magſt es nun anſtellen wie Du willſt, um Dich zu verderben, die Narrheit iſt hinter Dir her auf den Flügeln des Weſtwindes — Südwindes oder auch Süd-Südweſt — oder ſonſt, und packt Dich, ragt auch nur noch ein Zipfel deiner Kutte hervor aus dem Abgrunde, und zieht Dich herauf — O Medardus, erkenne das — erkenne was Freundſchaft iſt, erkenne was Liebe vermag, glaube an David und Jonathan, liebſter Capuziner!“ — „Ich habe Sie als Goliath bewundert, fiel ich dem Schwätzer in die Rede, aber ſagen Sie mir ſchnell, worauf es vorkommt — was Sie zu mir herbeitreibt?“ — „Was mich herbeitreibt? ſprach Belcampo; was mich herbeitreibt? — Wahnſinnige Liebe zu einem Capuziner, dem ich einſt den Kopf zurechtſetzte, der unterwegs mit blankgoldenen Dukaten — der Umgang hatte mit ſcheußlichen Revenants — der, nachdem er was Weniges gemordet hatte — die Schönſte der Welt heirathen wollte, bürgerlicher oder adeliger Weiſe.“ — „Halt ein, rief ich; halt ein, Du grauenhafter Narr! Gebüßt habe ich ſchwer, was Du mir vorwirfſt im frevelhaften Muthwillen.“ — „O Herr, fuhr Belcampo fort, noch iſt die Stelle ſo empfindlich, wo Euch die feindliche Macht tiefe Wunden ſchlug? — Ei, ſo iſt Eure Heilung noch nicht vollbracht. — Nun ich will ſanft und ruhig ſeyn, wie ein frommes Kind, ich will mich bezähmen, ich will nicht mehr ſpringen, weder körperlich noch geiſtig, und Euch, geliebter Capuziner, bloß ſagen, daß ich Euch hauptſächlich Eurer ſublimen Tollheit halber ſo zärtlich liebe, und da es überhaupt nützlich iſt, daß jedes tolle Prinzip ſo lange lebe und gedeihe auf Erden als nur immer möglich, ſo rette ich Dich aus jeder Todesgefahr, in die Du muthwilliger Weiſe Dich begiebſt. In meinem Puppenkaſten habe ich ein Geſpräch belauſcht, das Dich betrifft. Der Papſt will Dich zum Prior des hieſigen Capuzinerkloſters und zu ſeinem Beichtiger erheben. Fliehe ſchnell, ſchnell fort von Rom, denn Dolche lauern auf Dich. Ich kenne den Bravo, der Dich ins Himmelreich ſpediren ſoll. Du biſt dem Dominikaner, der jetzt des Papſtes Beichtiger iſt, und ſeinem Anhange im Wege. — Morgen darfſt Du nicht mehr hier ſeyn.“ — Dieſe neue Begebenheit konnte ich gar gut mit den Aeußerungen des unbekannten Abbate zuſammenreimen; ſo betroffen war ich, daß ich kaum bemerkte, wie der poſſierliche Belcampo mich einmal über das andere an das Herz drückte und endlich mit ſeinen gewöhnlichen ſeltſamen Grimaſſen und Sprüngen Abſchied nahm. —

Mitternacht mochte vorüber ſeyn, als ich die äußere Pforte des Kloſters öffnen und einen Wagen dumpf über das Pflaſter des Hofes hineinrollen hörte. Bald darauf kam es den Gang herauf; man klopfte an meine Zelle, ich öffnete und erblickte den Pater Guardian, dem ein tief vermummter Mann mit einer Fackel folgte. „Bruder Medardus, ſprach der Guardian: ein Sterbender verlangt in der Todesnoth Euern geiſtlichen Zuſpruch und die letzte Oelung. Thut, was Eures Amtes iſt, und folgt dieſem Mann, der Euch dorthin führen wird, wo man Eurer bedarf.“ — Mich überlief ein kalter Schauer, die Ahnung daß man mich zum Tode führen wolle, regte ſich in mir auf; doch durfte ich mich nicht weigern, und folgte daher dem Vermummten, der den Schlag des Wagens öffnete, und mich nöthigte einzuſteigen. Im Wagen fand ich zwei Männer, die mich in ihre Mitte nahmen. Ich frug, wo man mich hinführen wolle? — wer gerade von mir Zuſpruch und letzte Oelung verlange? — Keine Antwort! In tiefem Schweigen ging es fort durch mehrere Straßen. Ich glaubte an dem Klange wahrzunehmen, daß wir ſchon außerhalb Roms waren, doch bald vernahm ich deutlich, daß wir durch ein Thor und dann wieder durch gepflaſterte Straßen fuhren. Endlich hielt der Wagen, und ſchnell wurden mir die Hände gebunden und eine dicke Kappe fiel über mein Geſicht. „Euch ſoll nichts Böſes widerfahren, ſprach eine rauhe Stimme, nur ſchweigen müßt Ihr über Alles, was Ihr ſehen und hören werdet, ſonſt iſt Euer augenblicklicher Tod gewiß.“ — Man hob mich aus dem Wagen, Schlöſſer klirrten, und ein Thor dröhnte auf in ſchweren ungefügigen Angeln. Man führte mich durch lange Gänge und endlich Treppen hinab — tiefer und tiefer. Der Schall der Tritte überzeugte mich, daß wir uns in Gewölben befanden, deren Beſtimmung der durchdringende Todtengeruch verrieth. Endlich ſtand man ſtill — die Hände wurden mir losgebunden, die Kappe mir vom Kopfe gezogen. Ich befand mich in einem geräumigen, von einer Ampel ſchwach beleuchteten Gewölbe, ein ſchwarz vermummter Mann, wahrſcheinlich derſelbe, der mich hergeführt hatte, ſtand neben mir, rings umher ſaßen auf niedrigen Bänken Dominikanermönche. Der grauenhafte Traum, den ich einſt in dem Kerker träumte, kam mir in den Sinn, ich hielt meinen qualvollen Tod für gewiß, doch blieb ich gefaßt und betete inbrünſtig im Stillen, nicht um Rettung, ſondern um ein ſeliges Ende. Nach einigen Minuten düſtern ahnungsvollen Schweigens trat einer der Mönche auf mich zu, und ſprach mit dumpfer Stimme: „Wir haben einen Eurer Ordensbrüder gerichtet, Medardus! das Urtheil ſoll vollſtreckt werden. Von Euch, einem heiligen Manne, erwartet er Abſolution und Zuſpruch im Tode! — Geht und thut was Eures Amts iſt.“ Der Vermummte, welcher neben mir ſtand, faßte mich unter den Arm und führte mich weiter fort, durch einen engen Gang in ein kleines Gewölbe. Hier lag, in einem Winkel, auf dem Strohlager ein bleiches, abgezehrtes, mit Lumpen behängtes Gerippe. Der Vermummte ſetzte die Lampe, die er mitgebracht, auf den ſteinernen Tiſch in der Mitte des Gewölbes, und entfernte ſich. Ich nahte mich dem Gefangenen, er drehte ſich mühſam nach mir um; ich erſtarrte, als ich die ehrwürdigen Züge des frommen Cyrillus erkannte. Ein himmliſches verklärtes Lächeln überflog ſein Geſicht. „So haben mich, fing er mit matter Stimme an, die entſetzlichen Diener der Hölle, welche hier hauſen, doch nicht getäuſcht. Durch ſie erfuhr ich, daß Du, mein lieber Bruder Medardus, Dich in Rom befändeſt, und als ich mich ſo ſehnte nach Dir, weil ich großes Unrecht an Dir verübt habe, da verſprachen ſie mir, ſie wollten Dich zu mir führen in der Todesſtunde. Die iſt nun wohl gekommen und ſie haben Wort gehalten.“ Ich kniete nieder bei dem frommen ehrwürdigen Greis, ich beſchwor ihn, mir nur vor allen Dingen zu ſagen, wie es möglich geweſen ſey, ihn einzukerkern, ihn zum Tode zu verdammen. „Mein lieber Bruder Medardus, ſprach Cyrill erſt nachdem ich reuig bekannt, wie ſündlich ich aus Irrthum an Dir gehandelt, erſt wenn Du mich mit Gott verſöhnt, darf ich von meinem Elende, von meinem irdiſchen Untergange zu Dir reden! — Du weißt, daß ich, und mit mir unſer Kloſter, Dich für den verruchteſten Sünder gehalten; die ungeheuerſten Frevel hatteſt Du (ſo glaubten wir) auf Dein Haupt geladen, und ausgeſtoßen hatten wir Dich aus aller Gemeinſchaft. Und doch war es nur ein verhängnißvoller Augenblick, in dem der Teufel Dir die Schlinge über den Hals warf und Dich fortriß von der heiligen Stätte in das ſündliche Weltleben. Dich um Deinen Namen, um Dein Kleid, um Deine Geſtalt betrügend, beging ein teufliſcher Heuchler jene Unthaten, die Dir beinahe den ſchmachvollen Tod des Mörders zugezogen hätten. Die ewige Macht hat es auf wunderbare Weiſe offenbart, daß Du zwar leichtſinnig ſündigteſt, indem Dein Trachten darauf ausging, Dein Gelübde zu brechen, daß Du aber rein biſt von jenen entſetzlichen Freveln. Kehre zurück in unſer Kloſter, Leonardus, die Brüder werden Dich, den verloren Geglaubten, mit Liebe und Freudigkeit aufnehmen. — O Medardus . . .“ — Der Greis, von Schwäche übermannt, ſank in eine tiefe Ohnmacht. Ich widerſtand der Spannung, die ſeine Worte, welche eine neue wunderbare Begebenheit zu verkünden ſchienen, in mir erregt hatten, und nur an ihn, an das Heil ſeiner Seele denkend, ſuchte ich, von allen andern Hülfsmitteln entblößt, ihn dadurch ins Leben zurückzurufen, daß ich langſam und leiſe Kopf und Bruſt mit meiner rechten Hand anſtrich, eine in unſern Klöſtern übliche Art, Todtkranke aus der Ohnmacht zu wecken. Cyrillus erholte ſich bald, und beichtete mir, er der Fromme, dem freveligen Sünder! — Aber es war, als würde, indem ich den Greis, deſſen höchſte Vergehen nur in Zweifeln beſtanden, die ihm hie und da aufgeſtoßen, abſolvirte, von der hohen ewigen Macht ein Geiſt des Himmels in mir entzündet, und als ſei ich nur das Werkzeug, das körpergewordene Organ, deſſen ſich jene Macht bediene, um ſchon hienieden zu dem noch nicht entbundenen Menſchen menſchlich zu reden. Cyrillus hob den andachtsvollen Blick zum Himmel, und ſprach: „O, mein Bruder Medardus, wie haben mich Deine Worte erquickt! — Froh gehe ich dem Tode entgegen, den mir verruchte Böſewichter bereitet! Ich falle, ein Opfer der gräßlichſten Falſchheit und Sünde, die den Thron des dreifach Gekrönten umgiebt." — Ich vernahm dumpfe Tritte, die näher und näher kamen, die Schlüſſel raſſelten im Schloß der Thüre. Cyrillus raffte ſich mit Gewalt empor, erfaßte meine Hand und rief mir ins Ohr: „Kehre in unſer Kloſter [illegible] Leonardus iſt von allem unterrichtet, er weiß, wie ich ſter[illegible]e ihn, über meinen Tod zu ſchweigen. — Wie bald hätt[illegible]tteten Greis auch ſonſt der Tod ereilt — Lebe wohl, mein Bruder! — Bete für das Heil meiner Seele! — Ich werde bei Euch ſein, wenn ihr im Kloſter mein Todtenamt haltet. Gelobe mir, daß Du hier über alles was Du erfahren, ſchweigen willſt, denn Du f[illegible]rſt nur Dein Verderben herbei, und verwickelſt unſer Kloſter in t[illegible]nd ſchlimme Händel!" — Ich that es. Vermummte waren hereingetreten, ſie hoben den Greis aus dem Bette und ſchleppten ihn, der vor Mattigkeit nicht fortzuſchreiten vermochte, durch den Gang nach dem Gewölbe, in dem ich früher geweſen. Auf den Wink der Vermummten war ich gefolgt, die Dominikaner hatten einen Kreis geſchloſſen, in den man den Greis brachte und auf ein Häufchen Erde, das man in der Mitte aufgeſchüttet, niederknien hieß. Man hatte ihm ein Kruzifix in die Hand gegeben. Ich war, weil ich es meines Amts hielt, mit in den Kreis getreten und betete laut. Ein Dominikaner ergriff mich beim Arm und zog mich bei Seite. In dem Augenblick ſah ich in der Hand eines Vermummten, der hinterwärts in den Kreis getreten, ein Schwert blitzen und Cyrillus blutiges Haupt rollte zu meinen Füßen hin. — Ich ſank bewußtlos nieder. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, befand ich mich in einem kleinen zellenartigen Zimmer. Ein Dominikaner trat auf mich zu und ſprach mit hämiſchem Lächeln: „Ihr ſeyd wohl recht erſchrocken, mein Bruder, und ſolltet doch billig Euch erfreuen, da Ihr mit eignen Augen ein ſchönes Martyrium angeſchaut habt. So muß man ja wohl es nennen, wenn ein Bruder aus Euerm Kloſter den verdienten Tod empfängt, denn Ihr ſeid wohl Alle ſammt und ſonders Heilige?" — „Nicht Heilige ſind wir, ſprach ich, aber in unſerm Kloſter wurde noch nie ein Unſchuldiger ermordet! — Entlaßt mich — ich habe mein Amt vollbracht mit Freudigkeit! — Der Geiſt des Verklärten wird mir nahe ſein, wenn ich fallen ſollte in die Hände verruchter Mörder!" — „Ich zweifle gar nicht, ſprach der Dominikaner: daß der ſelige Bruder Cyrillus Euch in dergleichen Fällen beizuſtehen im Stande ſeyn wird, wollet aber doch, lieber Bruder! ſeine Hinrichtung nicht etwa einen Mord nennen? — Schwer hatte ſich Cyrillus verſündigt an dem Statthalter des Herrn, und dieſer ſelbſt war es, der ſeinen Tod befahl. — Doch er muß Euch ja wohl Alles gebeichtet haben, unnütz iſt es daher, mit Euch darüber zu ſprechen, nehmt lieber dieſes zur Stärkung und Erfriſchung. Ihr ſeht ganz blaß und verſtört aus." Mit dieſen Worten reichte mir der Dominikaner einen kriſtallenen Pokal, in dem ein dunkelrother ſtark duftender Wein ſchäumte. Ich weiß nicht, welche Ahnung mich durchblitzte, als ich den Pokal an den Mund brachte. — Doch war es gewiß, daß ich denſelben Wein roch, den mir einſt Euphemie in jener verhängnißvollen Nacht kredenzte, und unwillkürlich, ohne deutlichen Gedanken, goß ich ihn aus in den linken Aermel meines Habits, indem ich, wie von der Ampel geblendet, die linke Hand vor die Augen hielt. „Wohl bekomm' es Euch," rief der Dominikaner, indem er mich ſchnell zur Thüre hinausſchob. — Man warf mich in den Wagen, der zu meiner Verwunderung leer war, und zog mit mir von dannen. Die Schrecken der Nacht, die geiſtige Anſpannung, der tiefe Schmerz über den unglücklichen Cyrill warfen mich in einen betäubten Zuſtand, ſo daß ich mich ohne zu widerſtehen hingab, als man mich aus dem Wagen heraus riß und ziemlich unſanft auf den Boden fallen ließ. Der Morgen brach an, und ich ſah mich an der

Pforte des Capuzinerkloſters liegen, deſſen Glocke ich, als ich mich aufgerichtet hatte, anzog. Der Pförtner erſchrak über mein bleiches verſtörtes Anſehen und mochte dem Prior die Art, wie ich zurückgekommen, gemeldet haben, denn gleich nach der Frühmeſſe trat dieſer mit beſorglichem Blick in meine Zelle. Auf ſein Fragen erwiederte ich nur im Allgemeinen, daß der Tod deſſen, den ich abſolviren müſſen, zu gräßlich geweſen ſey, um mich nicht im Innerſten aufzuregen, aber bald konnte ich vor dem wüthenden Schmerz, den ich am linken Arme empfand, nicht weiter reden, ich ſchrie laut auf. Der Wundarzt des Kloſters kam, man riß mir den feſt am Fleiſch klebenden Aermel herab, und fand den ganzen Arm wie von einer ätzender Materie zerfleiſcht und zerfreſſen. — „Ich habe Wein trinken ſollen — ich habe ihn in den Aermel gegoſſen," ſtöhnte ich, ohnmächtig von der entſetzlichen Qual! — „Aetzendes Gift war in dem Weine," rief der Wundarzt, und eilte, Mittel anzuwenden, die wenigſtens bald den wüthenden Schmerz linderten. Es gelang der Geſchicklichkeit des Wundarztes und der ſorglichen Pflege, die mir der Prior angedeihen ließ, den Arm, der erſt abgenommen werden ſollte, zu retten, aber bis auf den Knochen dorrte das Fleiſch ein und alle Kraft der Bewegung hatte der feindliche Schierlingstrank gebrochen. „Ich ſehe nur zu deutlich, ſprach der Prior, was es mit jener Begebenheit, die Euch um Euern Arm brachte, für eine Bewandniß hat. Der fromme Bruder Cyrillus verſchwand aus unſerm Kloſter und aus Rom auf unbegreifliche Weiſe, und auch Ihr, lieber Bruder Medardus! werdet auf dieſelbe Weiſe verloren gehen, wenn Ihr Rom nicht alsbald verlaſſet. Auf verſchiedene verdächtige Weiſe erkundigte man ſich nach Euch, während der Zeit als Ihr krank lagt, und nur meiner Wachſamkeit und der Einigkeit der frommgeſinnten Brüder möget Ihr es verdanken, daß Euch der Mord nicht bis in Eure Zelle verfolgte. So wie Ihr überhaupt mir ein verwunderlicher Mann zu ſeyn ſcheint, den überall verhängnißvolle Bande umſchlingen, ſo ſeid Ihr auch ſeit der kurzen Zeit Eures Aufenthalts in Rom gewiß wider Euren Willen viel zu merkwürdig geworden, als daß es gewiſſen Perſonen nicht wünſchenswerth ſeyn ſollte, Euch aus dem Wege zu räumen. Kehret zurück in Euer Vaterland, in Euer Kloſter! — Friede ſey mit Euch!" —

Ich fühlte wohl, daß, ſo lange ich mich in Rom befände, mein Leben in ſteter Gefahr bleiben müſſe, aber zu dem peinigenden Andenken an alle begangene Frevel, das die ſtrengſte Buße nicht zu vertilgen vermocht hatte, geſellte ſich der körperliche empfindliche Schmerz des abwelkenden Armes, und ſo achtete ich ein qualvolles ſieches Daſeyn nicht, das ich durch einen ſchnell mir gegebenen Tod wie eine drückende Bürde fahren laſſen konnte. Immer mehr gewöhnte ich mich an den Gedanken, eines gewaltſamen Todes zu ſterben, und er erſchien mir bald ſogar als ein glorreiches durch meine ſtrenge Buße erworbenes Märtyrerthum. Ich ſah mich ſelbſt, wie ich zu den Pforten des Kloſters hinausſchritt, und wie eine finſtre Geſtalt mich ſchnell mit einem Dolch durchbohrte. Das Volk verſammelte ſich um den blutigen Leichnam — „Medardus — der fromme büßende Medardus iſt ermordet!“ — So rief man durch die Straßen und dichter und dichter drängten ſich die Menſchen, laut wehklagend um den Entſeelten. — Weiber knieten nieder und trockneten mit weißen Tüchern die Wunde, aus der das Blut hervorquoll. Da ſieht Eine das Kreuz an meinem Halſe, laut ſchreit ſie auf: Er iſt ein Märtyrer, ein Heiliger — ſeht hier das Zeichen des Herrn, das er am Halſe trägt, — da wirft ſich Alles auf die Knie. — Glücklich, der den Körper des Heiligen berühren, der nur ſein Gewand erfaſſen kann! — ſchnell iſt eine Bahre gebracht, der Körper hinaufgelegt, mit Blumen bekränzt, und im Triumphzuge unter lautem Geſang und Gebet tragen ihn Jünglinge nach St. Peter! — So arbeitete meine Phantaſie ein Gemälde aus, das meine Verherrlichung hienieden mit lebendigen Farben darſtellte, und nicht gedenkend, nicht ahnend, wie der böſe Geiſt des ſündlichen Stolzes mich auf neue Weiſe zu verlocken trachte, beſchloß ich, nach meiner völligen Geneſung in Rom zu bleiben, meine bisherige Lebensweiſe fortzuſetzen, und ſo entweder glorreich zu ſterben oder, durch den Papſt meinen Feinden entriſſen, emporzuſteigen zu hohen Würden der Kirche. — Meine ſtarke lebenskräftige Natur ließ mich endlich den namenloſen Schmerz ertragen, und widerſtand der Einwirkung des hölliſchen Safts, der von außen her mein Inneres zerrütten wollte. Der Arzt verſprach meine baldige Herſtellung, und in der That empfand ich nur in den Augenblicken jenes Delirirens, das dem Einſchlafen vorher zu gehen pflegt, fieberhafte Anfälle, die mit kalten Schauern und fliegender Hitze wechſelten. Gerade in dieſen Augenblicken war es, als ich, ganz erfüllt von dem Bilde meines Martyriums, mich ſelbſt, wie es ſchon oft geſchehen, durch einen Dolchſtich in der Bruſt ermordet ſchaute. Doch, ſtatt daß ich mich ſonſt gewöhnlich auf dem ſpaniſchen Platz niedergeſtreckt und bald von einer Menge Volks, die meine Heiligſprechung verbreitete, umgeben ſah, lag ich einſam in einem Laubgange des Kloſtergartens in B. — Statt des Blutes quoll ein ekelhafter farbloſer Saft aus der weit aufklaffenden Wunde und eine Stimme ſprach: Iſt das Blut vom Märtyrer vergoſſen? — Doch ich will das unreine Waſſer klären und färben, und dann wird das Feuer, welches über das Licht geſiegt, ihn krönen! Ich war es, der dies geſprochen, als ich mich aber von meinem todten Selbſt getrennt fühlte, merkte ich wohl, daß ich der weſenloſe Gedanke meines Ichs ſey, und bald erkannte ich mich als das im Aether ſchwimmende Roth. Ich ſchwang mich auf zu den leuchtenden Bergſpitzen — ich wollte einziehn durch das Thor goldner Morgenwolken in die heimathliche Burg, aber Blitze durchkreuzten, gleich im Feuer auflodernden Schlangen, das Gewölbe des Himmels, und ich ſank herab, ein feuchter, farbloſer Nebel. Ich — ich, ſprach der Gedanke, ich bin es, der Eure Blumen — Euer Blut färbt — Blumen und Blut ſind Euer Hochzeitſchmuck, den ich bereite! — So wie ich tiefer und tiefer niederfiel, erblickte ich die Leiche mit weitaufklaffender Wunde in der Bruſt, aus der jenes unreine Waſſer in Strömen floß. Mein Hauch ſollte das Waſſer umwandeln in Blut, doch geſchah es nicht, die Leiche richtete ſich auf und ſtarrte mich an mit hohlen gräßlichen Augen und heulte wie der Nordwind in tiefer Kluft: Verblendeter, thörichter Gedanke, kein Kampf zwiſchen Licht und Feuer, aber das Licht iſt die Feuertaufe durch das Roth, das Du zu vergiften trachteſt — Die Leiche ſank nieder; alle Blumen auf der Flur neigten verwelkt ihre Häupter. Menſchen, bleichen Geſpenſtern ähnlich, warfen ſich zur Erde und ein tauſendſtimmiger troſtloſer Jammer ſtieg in die Lüfte: O Herr, Herr! iſt ſo unermeßlich die Laſt unſrer Sünde, daß Du Macht giebſt dem Feinde unſeres Blutes Sühnopfer zu ertödten? Stärker und ſtärker, wie des Meeres brauſende Welle, ſchwoll die Klage! — der Gedanke wollte zerſtäuben in dem gewaltigen Ton des troſtloſen Jammers, da wurde ich wie durch einen elektriſchen Schlag emporgeriſſen aus dem Traum. Die Thurmglocke des Kloſters ſchlug zwölf, ein blendendes Licht fiel aus den Fenſtern der Kirche in meine Zelle. „Die Todten richten ſich auf aus den Gräbern und halten Gottesdienſt.“ So ſprach es in meinem Innern und ich begann zu beten. Da vernahm ich ein leiſes Klopfen. Ich glaubte, irgend ein Mönch wolle zu mir herein, aber mit tiefem Entſetzen hörte ich bald jenes grauenvolle Kichern und Lachen meines geſpenſtiſchen Doppeltgängers, und es rief neckend und höhnend: — „Brüderchen ... Brüderchen ... Nun bin ich wieder bei Dir ... die Wunde blutet ... die Wunde blutet ... roth ... roth ... Komm mit mir, Brüderchen Medardus! Komm mit mir!“ — Ich wollte aufſpringen vom Lager, aber das Grauſen hatte ſeine Eisdecke über mich geworfen und jede Bewegung die ich verſuchte, wurde zum innern Krampf, der die Muskeln zerſchnitt. Nur der Gedanke blieb und war inbrünſtiges Gebet: daß ich errettet werden möge von den dunklen Mächten, die aus der offenen Höllenpforte auf mich eindrangen. Es geſchah, daß ich mein Gebet, nur im Innern gedacht, laut und vernehmlich hörte, wie es Herr wurde über das Klopfen und Kichern und unheimliche Geſchwätz des furchtbaren Doppeltgängers, aber zuletzt ſich verlor in ein ſeltſames Summen, wie wenn der Südwind Schwärme feindlicher Inſekten geweckt hat, die giftige Saugrüſſel anſetzen an die blühende Saat. Zu jener troſtloſen Klage der Menſchen wurde das Summen, und meine Seele frug, iſt das nicht der weiſſagende Traum, der ſich auf deine blutende Wunde heilend und tröſtend legen will? — In dem Augenblicke brach der Purpurſchimmer des Abendroths durch den düſtern farbloſen Nebel, aber in ihm erhob ſich eine hohe Geſtalt. — Es war Chriſtus, aus jeder ſeiner Wunden perlte ein Tropfen Bluts und wiedergegeben war der Erde das Roth, und der Menſchen Jammer wurde ein jauchzender Hymnus, denn das Roth war die Gnade des Herrn, die über ihnen aufgegangen! Nur Medardus Blut floß noch farblos aus der Wunde, und er flehte inbrünſtig: Soll auf der ganzen weiten Erde ich, ich allein nur troſtlos der ewigen Qual der Verdammniß preisgegeben bleiben? Da regte es ſich in den Büſchen — eine Roſe, von himmliſcher Gluth hoch gefärbt, ſtreckte ihr Haupt empor und ſchaute den Medardus an mit engliſch mildem Lächeln, und ſüßer Duft umfing ihn, und der Duft war das wunderbare Leuchten des reinſten Frühlingsäthers. „Nicht das Feuer hat geſiegt, kein Kampf zwiſchen Licht und Feuer. — Feuer iſt das Wort, das den Sündigen erleuchtet.“ — Es war, als hätte die Roſe dieſe Worte geſprochen, aber die Roſe war ein holdes Frauenbild. — In weißem Gewande. Roſen in das dunkle Haar geflochten, trat ſie mir entgegen. — Aurelie, ſchrie ich auf, aus dem Traume erwachend; ein wunderbarer Roſengeruch erfüllte die Zelle und für Täuſchung meiner aufgeregten Sinne mußt' ich es wohl halten, als ich deutlich Aureliens Geſtalt wahrzunehmen glaubte, wie ſie mich mit ernſten Blicken anſchaute und dann in den Strahlen des Morgens, die in die Zelle fielen, zu verduften ſchien. — Nun erkannte ich die Verſuchung des Teufels und meine ſündige Schwachheit. Ich eilte herab und betete inbrünſtig am Altar der heiligen Roſalia. — Keine Kaſteiung, — keine Buße im Sinn des Kloſters; aber als die Mittagsſonne ſenkrecht ihre Strahlen herabſchoß, war ich ſchon mehrere Stunden von Rom entfernt. — Nicht nur Cyrillus Mahnung, ſondern eine innere unwiderſtehliche Sehnſucht nach der Heimath, trieb mich fort auf demſelben Pfade, den ich bis nach Rom durchwandert. Ohne es zu wollen hatte ich, indem ich meinem Beruf entfliehen wollte, den geradeſten Weg nach dem mir von dem Prior Leonardus beſtimmten Ziel genommen. —

Ich vermied die Reſidenz des Fürſten, nicht weil ich fürchtete, erkannt zu werden und aufs Neue dem Criminalgericht in die Hände zu fallen, aber wie konnte ich ohne herzzerreißende Erinnerung den Ort betreten, wo ich in frevelnder Verkehrtheit nach einem irdiſchen Glück zu trachten mich vermaß, dem ich Gottgeweihter ja entſagt hatte — ach, wo ich, dem ewigen reinen Geiſt der Liebe abgewandt, für des Lebens höchſten Lichtpunkt, in dem das Sinnliche und Ueberſinnliche in einer Flamme auflodert, den Moment der Befriedigung des irdiſchen Triebes nahm; wo mir die rege Fülle des Lebens, genährt von ſeinem eigenen üppigen Reichthum, als das Prinzip erſchien, das ſich kräftig auflehnen müſſe gegen jenes Aufſtreben nach dem Himmliſchen, das ich nur unnatürliche Selbſtverläugnung nennen konnte! — Aber noch mehr! — tief im Innern fühlte ich, trotz der Erkräftigung, die mir durch unſträflichen Wandel, durch anhaltende ſchwere Buße werden ſollte, die Ohnmacht, einen Kampf glorreich zu beſtehen, zu dem mich jene dunkle, grauenvolle Macht, deren Einwirkung ich nur zu oft, zu ſchreckbar gefühlt, unverſehends aufreizen könne. — Aurelien wiederſehen! — vielleicht in voller Anmuth und Schönheit prangend! — Konnt' ich das ertragen, ohne übermannt zu werden von dem Geiſt des Böſen, der wohl noch mit den Flammen der Hölle mein Blut aufkochte, daß es ziſchend und gährend durch die Adern ſtrömte? — Wie oft erſchien mir Aureliens Geſtalt, aber wie oft regten ſich dabei Gefühle in meinem Innerſten, deren Sündhaftigkeit ich erkannte und mit aller Kraft des Willens vernichtete. Nur in dem Bewußtſeyn alles deſſen, woraus die hellſte Aufmerkſamkeit auf mich ſelbſt hervorging, und dem Gefühl meiner Ohnmacht, die mich den Kampf vermeiden hieß, glaubte ich die Wahrhaftigkeit meiner Buße zu erkennen, und tröſtend war die Ueberzeugung, daß wenigſtens der hölliſche Geiſt des Stolzes, die Vermeſſenheit, es aufzunehmen mit den dunklen Mächten, mich verlaſſen habe. Bald war ich im Gebirge, und eines Morgens tauchte aus dem Nebel des vor mir liegenden Thals ein Schloß auf, das ich näher ſchreitend wohl erkannte. Ich war auf dem Gute des Barons von F. Die Anlagen des Parks waren verwildert, die Gänge verwachſen und mit Unkraut bedeckt; auf dem ſonſt ſo ſchönen Raſenplatz vor dem Schloſſe weidete in dem hohen Graſe Vieh — die Fenſter des Schloſſes hin und wieder zerbrochen — der Aufgang verfallen. — Keine menſchliche Seele ließ ſich blicken. — Stumm und ſtarr ſtand ich da in grauenvoller Einſamkeit. Ein leiſes Stöhnen drang aus einem noch ziemlich erhaltenen Boskett, und ich wurde einen alten eisgrauen Mann gewahr, der in dem Boskett ſaß, und mich, unerachtet ich ihm nahe genug war, nicht wahrzunehmen ſchien. Als ich mich noch mehr näherte, vernahm ich die Worte: „Todt — todt ſind ſie Alle, die ich liebte! — Ach Aurelie! Aurelie — auch Du! — die letzte! — todt — todt für dieſe Welt!“ Ich erkannte den alten Reinhold — eingewurzelt blieb ich ſtehen. — „Aurelie todt? Nein, nein, du irrſt Alter, Die hat die ewige Macht beſchützt vor dem Meſſer des freveligen Mörders.“ — So ſprach ich, da fuhr der Alte wie vom Blitz getroffen zuſammen, und rief laut: „Wer iſt hier? — wer iſt hier? Leopold! — Leopold!“ — Ein Knabe ſprang herbei; als er mich erblickte, neigte er ſich tief und grüßte: Laudetur Jesus Christus! — „In omnia saecula saeculorum“ erwiederte ich, da raffte der Alte ſich auf und rief noch ſtärker: Wer iſt hier? — wer iſt hier? — Nun ſah ich, daß der Alte blind war. — „Ein ehrwürdiger Herr, ſprach der Knabe: ein Geiſtlicher vom Orden der Capuziner iſt hier.“ Da war es, als erfaſſe den Alten tiefes Grauen und Entſetzen, und er ſchrie: „Fort — fort — Knabe führe mich fort — hinein — hinein — verſchließ' die Thüren — Peter ſoll Wache halten — fort, fort, hinein.“ Der

Alte nahm alle Kraft zuſammen, die ihm geblieben, um vor mir zu fliehen, wie vor dem reißenden Thier. Verwundert, erſchrocken ſah mich der Knabe an, doch der Alte, ſtatt ſich von ihm führen zu laſſen, riß ihn fort, und bald waren ſie durch die Thüre verſchwunden, die, wie ich hörte, feſt verſchloſſen wurde. — Schnell floh ich fort von dem Schauplatz meiner höchſten Frevel, die bei dieſem Auftritt lebendiger als jemals vor mir ſich wiedergeſtalteten, und bald befand ich mich in dem tiefſten Dickigt. Ermudet ſetzte ich mich an den Fuß eines Baumes in das Moos nieder; unweit davon war ein kleiner Hügel aufgeſchüttet, auf welchem ein Kreuz ſtand. Als ich aus dem Schlaf, in den ich vor Ermattung geſunken, erwachte, ſaß ein alter Bauer neben mir, der alsbald, da er mich ermuntert ſah, ehrerbietig ſeine Mütze abzog und im Ton der vollſten ehrlichſten Gutmüthigkeit ſprach: „Ei Ihr ſeyd wohl weit her gewandert, ehrwürdiger Herr! und recht müde geworden, denn ſonſt wäret Ihr hier an dem ſchauerlichen Plätzchen nicht in ſolch tiefen Schlaf geſunken. Oder Ihr wiſſet vielleicht gar nicht, was es mit dieſem Orte hier für eine Bewandniß hat?" — Ich verſicherte, daß ich als fremder, von Italien hereinwandernder Pilger durchaus nicht von dem, was hier vorgefallen, unterrichtet ſey. „Es geht, ſprach der Bauer: Euch und Euere Ordensbrüder ganz beſonders an, und ich muß geſtehen, als ich Euch ſo ſanft ſchlafend fand, ſetzte ich mich her, um jede etwaige Gefahr von Euch abzuwenden. Vor mehreren Jahren ſoll hier ein Capuziner ermordet worden ſeyn. So viel iſt gewiß, daß ein Capuziner zu der Zeit durch unſer Dorf kam, und nachdem er übernachtet, dem Gebirge zuwanderte. An demſelben Tage ging mein Nachbar den tiefen Thalweg, unterhalb des Teufelsgrundes, hinab, und hörte mit einemmal ein fernes durchdringendes Geſchrei, welches ganz abſonderlich in den Lüften verklang. Er will ſogar, was mir aber unmöglich ſcheint, eine Geſtalt von der Bergſpitze herab in den Abgrund ſtürzen geſehen haben. So viel iſt gewiß, daß wir Alle im Dorfe, ohne zu wiſſen warum, glaubten, der Capuziner könne wohl herabgeſtürzt ſein, und daß Mehrere von uns hingingen und, ſoweit es nur möglich war, ohne das Leben aufs Spiel zu ſetzen, hinab ſtiegen, um wenigſtens die Leiche des unglücklichen Menſchen zu finden. Wir konnten aber nichts entdecken und lachten den Nachbar tüchtig aus, als er einmal in der mondhellen Nacht auf dem Thalwege heimkehrend, ganz voll Todesſchrecken einen nackten Menſchen aus dem Teufelsgrunde wollte emporſteigen geſehen haben. Das war nun pure Einbildung; aber ſpäter erfuhr man denn wohl, daß der Capuziner, Gott weiß warum, hier von einem vornehmen Mann ermordet, und der Leichnam in den Teufelsgrund geſchleudert worden ſey. Hier auf dieſem Fleck muß der Mord geſchehen ſeyn, davon bin ich überzeugt, denn ſeht einmal, ehrwürdiger Herr! hier ſitze ich einſt, und ſchaue ſo in Gedanken da den hohlen Baum neben uns an. Mit einemmal iſt es mir, als hinge ein Stück dunkelbraunes Tuch zur Spalte heraus. Ich ſpringe auf, ich gehe hin, und ziehe einen ganz neuen Capuzinerhabit heraus. An dem einen Aermel klebte etwas Blut und in einem Zipfel war der Name Medardus hineingezeichnet. Ich dachte, arm wie ich bin, ein gutes Werk zu thun, wenn ich den Habit verkaufte und für das daraus gelöſte Geld dem armen ehrwürdigen Herrn, der hier ermordet, ohne ſich zum Tode vorzubereiten und ſeine Rechnung zu machen, Meſſen leſen ließe. So geſchah es denn, daß ich das Kleid nach der Stadt trug, aber kein Trödler wollte es kaufen, und ein Capuzinerkloſter gab es nicht am Orte; endlich kam ein Mann, ſeiner Kleidung nach wars wohl ein Jäger oder ein Förſter, der ſagte, er brauche gerade ſolch einen Capuzinerrock und bezahlte mir meinen Fund reichlich. Nun ließ ich von unſerm Herrn Pfarrer eine tüchtige Meſſe leſen und ſetzte, da im Teufelsgrunde kein Kreuz anzubringen, hier eins hin zum Zeichen des ſchmählichen Todes des Herrn Capuziners. Aber der ſelige Herr muß etwas viel über die Schnur gehauen haben, denn er ſoll hier noch zuweilen herumſpuken und ſo hat des Herrn Pfarrers Meſſe nicht viel geholfen. Darum bitte ich Euch, ehrwürdiger Herr, ſeyd Ihr geſund heimgekehrt von Eurer Reiſe, ſo haltet ein Amt für das Heil der Seele Eures Ordensbruders Medardus Verſprecht mir das!“ — „Ihr ſeyd im Irrthum, mein guter Freund! ſprach ich, der Capuziner Medardus, der vor mehreren Jahren auf der Reiſe nach Italien durch Euer Dorf zog, iſt nicht ermordet. Noch bedarf es keiner Seelenmeſſe für ihn, er lebt und kann noch arbeiten für ſein ewiges Heil! — Ich bin ſelbſt dieſer Medardus!“ — Mit dieſen Worten ſchlug ich meine Kutte aus einander und zeigte ihm den in den Zipfel geſtickten Namen Medardus. Kaum hatte der Bauer den Namen erblickt, als er erbleichte und mich voll Entſetzen anſtarrte. Dann ſprang er jählings auf und lief laut ſchreiend in den Wald hinein. Es war klar, daß er mich für das umgehende Geſpenſt des ermordeten Medardus hielt, und vergeblich würde mein Beſtreben geweſen ſeyn, ihm den Irrthum zu benehmen. — Die Abgeſchiedenheit, die Stille des Orts nur von dem dumpfen Brauſen des nicht fernen Waldſtroms unterbrochen, war auch ganz dazu geeignet, grauenvolle Bilder aufzuregen; ich dachte an meinen gräßlichen Doppelgänger, und, angeſteckt von dem Entſetzen des Bauers, fühlte ich mich im Innerſten erbeben, da es mir war, als würde er aus dieſem, aus jenem finſtern Buſch hervortreten. — Mich ermannend ſchritt ich weiter fort, und erſt dann, als mich die grauſige Idee des Geſpenſtes, meines Ichs, für das mich der Bauer gehalten, verlaſſen, dachte ich daran, daß mir nun ja erklärt worden ſey, wie der wahnſinnige Mönch zu dem Capuzinerrock gekommen, den er mir auf der Flucht zurückließ und den ich unbezweifelt für den meinigen erkannte. Der Förſter, bei dem er ſich aufhielt, und den er um ein neues Kleid angeſprochen, hatte ihn in der Stadt von dem Bauer gekauft. Wie die verhängnißvolle Begebenheit am Teufelsgrunde auf merkwürdige Weiſe verſtümmelt worden, das fiel tief in meine Seele, denn ich ſah wohl, wie alle Umſtände ſich vereinigen mußten, um jene unheilbringende Verwechslung mit Viktorin herbeizuführen. Sehr wichtig ſchien mir des furchtſamen Nachbars wunderbare Viſion, und ich ſah mit Zuverſicht noch deutlicherer Aufklärung entgegen, ohne zu ahnen, wo und wie ich ſie erhalten würde.

Endlich, nach raſtloſer Wanderung, mehrere Wochen hindurch nahte ich mich der Heimath; mit klopfendem Herzen ſah ich die Thürme des Ciſterzienſernonnenkloſters vor mir aufſteigen. Ich kam in das Dorf, auf den freien Platz vor der Kloſterkirche. Ein Hymnus, von Männerſtimmen geſungen, klang aus der Ferne herüber. — Ein Kreuz wurde ſichtbar — Mönche, paarweiſe wie in Prozeſſion fortſchreitend, hinter ihm. — Ach — ich erkannte meine Ordensbrüder, den greiſen Leonardus von einem jungen, mir unbekannten Bruder geführt, an ihrer Spitze. Ohne mich zu bemerken ſchritten ſie ſingend bei mir vorüber und hinein durch die geöffnete Kloſterpforte. Bald darauf zogen auf gleiche Weiſe die Dominikaner und Franziskaner aus B. herbei, feſt verſchloſſene Kutſchen fuhren hinein in den Kloſterhof, es waren die Klaren Nonnen aus B. Alles ließ mich wahrnehmen, daß irgend ein außerordentliches Feſt gefeiert werden ſolle. Die

Kirchenthüren ſtanden weit offen, ich trat hinein, und bemerkte, wie alles ſorgfältig gekehrt und geſäubert wurde. — Man ſchmückte den Hochaltar und die Nebenaltäre mit Blumengewinden, und ein Kirchendiener ſprach viel von friſch aufgeblühten Roſen, die durchaus morgen in aller Frühe herbeigeſchafft werden müßten, weil die Frau Aebtiſſinn ausdrücklich befohlen habe, daß mit Roſen der Hochaltar verziert werden ſolle. — Entſchloſſen, nun gleich zu den Brüdern zu treten, ging ich, nachdem ich mich durch kräftiges Gebet geſtärkt, in das Kloſter und frug nach dem Prior Leonardus; die Pförtnerin führte mich in einen Saal, Leonardus ſaß im Lehnſtuhl, von den Brüdern umgeben; laut weinend, im Innerſten zerknirſcht, keines Wortes mächtig, ſtürzte ich zu ſeinen Füßen. „Medardus!“ — ſchrie er auf, und ein dumpfes Gemurmel lief durch die Reihe der Brüder: „Medardus — Bruder Medardus iſt endlich wieder da!“ — Man hob mich auf, — die Brüder drückten mich an ihre Bruſt: „Dank den himmliſchen Mächten, daß Du errettet biſt aus den Schlingen der argliſtigen Welt — aber erzähle — erzähle, mein Bruder“ — ſo riefen die Mönche durch einander. Der Prior erhob ſich, und auf ſeinen Wink folgte ich ihm in das Zimmer, welches ihm gewöhnlich bei dem Beſuch des Kloſters zum Aufenthalt diente. „Medardus, fing er an: Du haſt auf freveliche Weiſe Dein Gelübde gebrochen; Du haſt, indem Du, anſtatt die Dir gegebenen Aufträge auszurichten, ſchändlich entflohſt, das Kloſter auf die unwürdigſte Weiſe betrogen. — Einmauern könnte ich Dich laſſen, wollte ich verfahren nach der Strenge des Kloſtergeſetzes!“ — Richtet mich, mein ehrwürdiger Vater, erwiederte ich: richtet mich, wie das Geſetz es will; ach! mit Freuden werfe ich die Bürde eines elenden qualvollen Lebens ab! — Ich fühl' es wohl, daß die ſtrengſte Buße, der ich mich unterwarf, mir keinen Troſt hienieden geben konnte!“ — „Ermanne Dich, fuhr Leonardus fort: der Prior hat mit Dir geſprochen, jetzt kann der Freund, der Vater mit Dir reden! — Auf wunderbare Weiſe biſt Du errettet worden vom Tode, der Dir in Rom drohte. — Nur Cyrillus fiel als Opfer ...“ — „Ihr wißt alſo?“ frug ich voll Staunen. „Alles, erwiederte der Prior: Ich weiß, daß Du dem Armen beiſtandeſt in der letzten Todesnoth, und daß man Dich mit dem vergifteten Wein, den man Dir zum Labetrunk darbot, zu ermorden gedachte. Wahrſcheinlich haſt Du, bewacht von den Argusaugen der Mönche, doch Gelegenheit gefunden, den Wein ganz zu verſchütten, denn trankſt Du nur einen Tropfen, ſo warſt Du hin, in Zeit von zehn Minuten.“ — „O, ſchaut her,“ rief ich und zeigte, den Aermel der Kutte aufſtreifend, dem Prior meinen bis auf den Knochen eingeſchrumpften Arm, indem ich erzählte wie ich, Böſes ahnend, den Wein in den Aermel gegoſſen. Leonardus ſchauerte zurück vor dem häßlichen Anblick des mumienartigen Gliedes, und ſprach dumpf in ſich hinein: „Gebüßt haſt Du, der Du frevelteſt auf jedigliche Weiſe; aber Cyrillus — Du frommer Greis!“ — Ich ſagte dem Prior, daß mir die eigentliche Urſache der heimlichen Hinrichtung des armen Cyrillus unbekannt geblieben. „Vielleicht, ſprach der Prior, hatteſt Du daſſelbe Schickſal, wenn Du, wie Cyrillus, als Bevollmächtigter unſeres Kloſters auftratſt. Du weißt, daß die Anſprüche unſers Kloſters Einkünfte des Cardinals ***, die er auf unrechtmäßige Weiſe zieht, vernichten; dies war die Urſache, warum der Cardinal mit des Papſtes Beichtvater, den er bis jetzt angefeindet, plötzlich Freundſchaft ſchloß, und ſo ſich in dem Dominikaner einen kräftigen Gegner gewann, den er dem Cyrillus entgegen ſtellen konnte. Der ſchlaue Mönch fand bald die Art aus, wie Cyrill geſtürzt werden konnte. Er führte ihn ſelbſt ein bei dem Papſt, und wußte dieſem den fremden Capuziner ſo darzuſtellen, daß der Papſt ihn wie eine merkwürdige Erſcheinung bei ſich aufnahm, und Cyrillus in die Reihe der Geiſtlichen trat, von denen er umgeben. Cyrillus mußte nun bald gewahr werden, wie der Statthalter des Herrn nur zu ſehr ſein Reich in dieſer Welt und ihren Lüſten ſuche und finde; wie er einer heuchleriſchen Brut zum Spielwerk diene, die ihn trotz des kräftigen Geiſtes, der ſonſt ihm innewohnte, den ſie aber durch die verworfenſten Mittel zu beugen wußte, zwiſchen Himmel und Hölle herumwerfe. Der fromme Mann, das war vorauszuſehen, nahm großes Aergerniß daran, und fühlte ſich berufen, durch feurige Reden, wie der Geiſt ſie ihm eingab, den Papſt im Innerſten zu erſchüttern und ſeinen Geiſt von dem Irdiſchen abzulenken. Der Papſt, wie verweichlichte Gemüther pflegen, wurde in der That von des frommen Greiſes Worten ergriffen, und eben in dieſem erregten Zuſtande wurde es dem Dominikaner leicht, auf geſchickte Weiſe nach und nach den Schlag vorzubereiten, der den armen Cyrillus treffen ſollte. Er berichtete dem Papſt, daß es auf nichts Geringeres abgeſehen ſey, als auf eine heimliche Verſchwörung, die ihn der Kirche als unwürdig der dreifachen Krone darſtellen ſollte; Cyrillus hatte den Auftrag, ihn dahin zu bringen, daß er irgend eine öffentliche Bußübung vornehme, welche dann als Signal des förmlichen, unter den Cardinälen gährenden Aufſtandes dienen würde. Jetzt fand der Papſt in den ſalbungsvollen Reden unſeres Bruders die verſteckte Abſicht leicht heraus, der Alte wurde ihm tief verhaßt, und um nur irgend einen auffallenden Schritt zu vermeiden, litt er ihn noch in ſeiner Nähe. Als Cyrillus wieder einmal Gelegenheit fand, zu dem Papſt ohne Zeugen zu ſprechen, ſagte er geradezu, daß der, der den Lüſten der Welt nicht ganz entſage, der nicht einen wahrhaft heiligen Wandel führe, ein unwürdiger Statthalter des Herrn, und der Kirche eine Schmach und Verdammniß bringende Laſt ſey, von der ſie ſich befreien müſſe. Bald darauf, und zwar nachdem man Cyrillus aus den innern Kammern des Papſtes treten geſehen, fand man das Eiswaſſer, welches der Papſt zu trinken pflegte, vergiftet. Daß Cyrillus unſchuldig war, darf ich Dir, der Du den frommen Greis gekannt haſt, nicht verſichern. Doch überzeugt war der Papſt von ſeiner Schuld, und der Befehl, den fremden Mönch bei den Dominikanern heimlich hinzurichten, die Folge davon. Du warſt in Rom eine auffallende Erſcheinung; die Art, wie Du Dich gegen den Papſt äußerteſt, vorzüglich die Erzählung Deines Lebenslaufs, ließ ihn eine gewiſſe geiſtige Verwandtſchaft zwiſchen ihm und Dir finden; er glaubte, ſich mit Dir zu einem höhern Standpunkt erheben und in ſündhaftem Vernünfteln über alle Tugend und Religion recht erlaben und erkräftigen zu können, um, wie ich wohl ſagen mag, mit rechter Begeiſterung für die Sünde zu ſündigen. Deine Bußübungen waren ihm nur ein recht klug angelegtes heuchleriſches Beſtreben, zum höheren Zweck zu gelangen. Er bewunderte Dich und ſonnte ſich in den glänzenden, lobpreiſenden Reden, die Du ihm hielteſt. So kam es, daß Du, ehe der Dominikaner es ahnte, Dich erhobſt und der Rotte gefährlicher wurdeſt, als es Cyrillus jemals werden konnte. — Du merkſt, Medardus! daß ich von Deinem Beginnen in Rom genau unterrichtet bin; daß ich jedes Wort weiß, welches Du mit dem Papſt ſprachſt, und darin liegt weiter nichts geheimnißvolles, wenn ich Dir ſage, daß das Kloſter in der Nähe Sr. Heiligkeit einen Freund hat, der mir genau alles berichtete. Selbſt als Du mit dem Papſt allein zu ſeyn glaubteſt, war er nahe genug um jedes Wort zu verſtehen. — Als

Du in dem Capuzinerkloſter, deſſen Prior mir nahe verwandt iſt, Deine ſtrengen Bußübungen begannſt, hielt ich Deine Reue für ächt. Es war auch wohl dem ſo, aber in Rom erfaßte Dich der böſe Geiſt des ſündhaften Hochmuths, dem Du bei uns erlagſt, aufs Neue. Warum klagteſt Du Dich gegen den Papſt Verbrechen an, die Du niemals begingſt? — Warſt Du denn jemals auf dem Schloſſe des Barons von F.?" — „Ach! mein ehrwürdiger Vater, rief ich von innerm Schmerz zermalmt: das war ja der Ort meiner entſetzlichſten Frevel! — Das iſt aber die härteſte Strafe der ewigen unerforſchlichen Macht, daß ich auf Erden nicht gereinigt erſcheinen ſoll von der Sünde, die ich in wahnſinniger Verblendung beging! — Auch Euch, mein Ehrwürdiger Vater, bin ich ein ſündiger Heuchler?" — „In der That, fuhr der Prior fort: bin ich jetzt, da ich Dich ſehe und ſpreche, beinahe überzeugt, daß Du, nach Deiner Buße, der Lüge nicht mehr fähig warſt, dann aber waltet noch ein mir bis jetzt unerklärliches Geheimniß ob. Bald nach Deiner Flucht aus der Reſidenz (der Himmel wollte den Frevel nicht, den Du zu begehen im Begriff ſtandeſt, er errettete die fromme Aurelie), bald nach Deiner Flucht, ſage ich, und nachdem der Mönch, den ſelbſt Cyrillus für Dich hielt, wie durch ein Wunder ſich gerettet hatte, wurde es bekannt, daß nicht Du, ſondern der als Capuziner verkappte Graf Viktorin auf dem Schloſſe des Barons geweſen war. Briefe, die ſich in Euphemiens Nachlaß fanden, hatten dies zwar ſchon früher kund gethan, man hielt aber Euphemien ſelbſt für getäuſcht, da Reinhold verſicherte, er habe Dich zu genau gekannt, um ſelbſt bei Deiner treueſten Aehnlichkeit mit Viktorin getäuſcht zu werden. Euphemiens Verblendung blieb unbegreiflich. Da erſchien plötzlich der Reitknecht des Grafen, und erzählte, wie der Graf, der ſeit Monaten im Gebirge einſam gelebt, und ſich den Bart wachſen laſſen, ihm in dem Walde und zwar bei dem ſogenannten Teufelsgrunde plötzlich als Capuziner gekleidet erſchienen ſey. Obgleich er nicht gewußt, wo der Graf die Kleider hergenommen, ſo ſey ihm doch die Verkleidung weiter nicht aufgefallen, da er von dem Anſchlage des Grafen, im Schloſſe des Barons in Mönchshabit zu erſcheinen, denſelben ein ganzes Jahr zu tragen und ſo auch wohl noch höhere Dinge auszuführen, unterrichtet geweſen. Geahnt habe er wohl, wo der Graf zum Capuzinerrock gekommen ſey, da er den Tag vorher geſagt, wie er einen Capuziner im Dorfe geſehen, und von ihm, wandere er durch den Wald, ſeinen Rock auf dieſe oder jene Weiſe zu bekommen hoffe. Geſehen habe er den Capuziner nicht, wohl aber einen Schrei gehört; bald darauf ſey auch im Dorf von einem im Walde ermordeten Capuziner die Rede geweſen. Zu genau habe er ſeinen Herrn gekannt, zu viel mit ihm noch auf der Flucht aus dem Schloſſe geſprochen, als daß hier eine Verwechſelung ſtatt finden könne. — Dieſe Ausſage des Reitknechts entkräftete Reinholds Meinung, und nur Viktorins gänzliches Verſchwinden blieb unbegreiflich. Die Fürſtin ſtellte die Hypotheſe auf, daß der vorgebliche Herr von Krczinski aus Kwiecziczewo eben der Graf Viktorin geweſen ſey, und ſtützte ſich auf ſeine merkwürdige, ganz auffallende Aehnlichkeit mit Francesko, an deſſen Schuld längſt Niemand zweifelte, ſo wie auf die Motion, die ihr jedesmal ſein Anblick verurſacht habe. Viele traten ihr bei und wollten, im Grunde genommen, viel gräflichen Anſtand an jenem Abentheurer bemerkt haben, den man lächerlicher Weiſe für einen verkappten Mönch gehalten. Die Erzählung des Förſters von dem wahnſinnigen Mönch, der im Walde hauſete und zuletzt von ihm aufgenommen wurde, fand nun auch ihren Zuſammenhang mit der Unthat Viktorins, ſobald man nur einige Umſtände als wahr vorausſetzte. — Ein Bruder des Kloſters, in dem Medardus geweſen, hatte den wahnſinnigen Mönch ausdrücklich für den Medardus erkannt, er mußte es alſo wohl ſeyn. Viktorin hatte ihn in den Abgrund geſtürzt; durch irgend einen Zufall, der gar nicht unerhört ſeyn dürfte, wurde er errettet. Aus der Betäubung erwacht, aber ſchwer am Kopfe verwundet, gelang es ihm, aus dem Grabe heraufzukriechen. Der Schmerz der Wunde, Hunger und Durſt machten ihn wahnſinnig — raſend! — So lief er durch das Gebirge, vielleicht von einem mitleidigen Bauer hin und wieder geſpeiſet und mit Lumpen behangen, bis er in die Gegend der Förſterwohnung kam. Zwei Dinge bleiben hier aber unerklärbar, nämlich wie Medardus eine ſolche Strecke aus dem Gebirge laufen konnte, ohne angehalten zu werden, und wie er, ſelbſt in den von Aerzten bezeugten Augenblicken des vollkommenſten ruhigſten Bewußtſeins, ſich zu Unthaten bekennen konnte, die er nie begangen. Die, welche die Wahrſcheinlichkeit jenes Zuſammenhangs der Sache vertheidigten, bemerkten, daß man ja von den Schickſalen des aus dem Teufelsgrunde erretteten Medardus gar nichts wiſſe; es ſey ja möglich, daß ſein Wahnſinn erſt ausgebrochen, als er auf der Pilgerreiſe in der Gegend der Förſterwohnung ſich befand. Was aber das Zugeſtändniß der Verbrechen, deren er beſchuldigt, belange, ſo ſey eben daraus abzunehmen, daß er niemals geheilt geweſen, ſondern anſcheinend bei Verſtande, doch immer wahnſinnig geblieben wäre. Daß er die ihm angeſchuldigten Mordthaten wirklich begangen, dieſer Gedanke habe ſich zur fixen Idee umgeſtaltet. — Der Criminalrichter, auf deſſen Sagazität man ſehr baute, ſprach, als man ihn um ſeine Meinung frug: Der vorgebliche Herr von Krczinski war kein Pole und auch kein Graf, der Graf Viktorin gewiß nicht, aber unſchuldig auch keinesweges — der Mönch blieb wahnſinnig und unzurechnungsfähig in jedem Fall, weshalb das Criminalgericht auch nur auf ſeine Einſperrung als Sicherheitsmaßregel erkennen konnte. — Dieſes Urtheil durfte der Fürſt nicht hören, denn er war es allein, der, tief ergriffen von den Freveln auf dem Schloſſe des Barons, jene von dem Criminalgericht in Vorſchlag gebrachte Einſperrung in die Strafe des Schwerts umwandelte. — Wie aber Alles in dieſem elenden vergänglichen Leben, ſey es Begebenheit oder That, noch ſo ungeheuer im erſten Augenblick erſcheinend, ſehr bald Glanz und Farbe verliert, ſo geſchah es auch, daß das, was in der Reſidenz und vorzüglich am Hofe Schauer und Entſetzen erregt hatte, herabſank bis zur ärgerlichen Klatſcherei. Jene Hypotheſe, daß Aureliens entflohener Bräutigam Graf Viktorin geweſen, brachte die Geſchichte der Italienerin in friſches Andenken, ſelbſt die früher nicht Unterrichteten wurden von denen, die nun nicht mehr ſchweigen zu dürfen glaubten, aufgeklärt, und jeder, der den Medardus geſehen, fand es natürlich, daß ſeine Geſichtszüge vollkommen denen des Grafen Viktorin glichen, da ſie Söhne eines Vaters waren. Der Leibarzt war überzeugt, daß die Sache ſich ſo verhalten müßte und ſprach zum Fürſten: Wir wollen froh ſeyn, gnädigſter Herr! daß beide unheimliche Geſellen fort ſind, und es bei der erſten vergeblich gebliebenen Verfolgung bewenden laſſen. — Dieſer Meinung trat der Fürſt aus dem Grunde ſeines Herzens bei, denn er fühlte wohl, wie der doppelte Medardus ihn von einem Mißgriff zum andern verleitet hatte. Die Sache wird geheimnißvoll bleiben, ſagte der Fürſt: wir wollen nicht mehr an dem Schleier zupfen, den ein wunderbares Geſchick wohlthätig darüber geworfen hat. — Nur Aurelie …“ — „Aurelie, unterbrach ich den Prior mit Heftigkeit:

um Gott, mein ehrwürdiger Vater, ſagt mir, wie ward es mit Aurelien?" — „Ei, Bruder Medardus, ſprach der Prior ſanft lächelnd: noch iſt das gefährliche Feuer in Deinem Innern nicht verdampft! — noch lodert die Flamme empor bei leiſer Berührung! — So biſt Du noch nicht frei von den ſündlichen Trieben, denen Du Dich hingabſt. — Und ich ſoll der Wahrheit Deiner Buße trauen; ich ſoll überzeugt ſeyn, daß der Geiſt der Lüge Dich ganz verlaſſen? — Wiſſe, Medardus, daß ich Deine Reue für wahrhaft nur dann anerkennen würde, wenn Du jene Frevel, deren Du Dich anklagſt, wirklich begingſt. Denn nur in dieſem Fall könnt' ich glauben, daß jene Unthaten ſo Dein Inneres zerrütteten, daß Du, meiner Lehren, alles deſſen, was ich Dir über äußere und innere Buße ſagte, uneingedenk, wie der Schiffbrüchige nach dem leichten unſichern Brett, nach jenen trügeriſchen Mitteln Dein Verbrechen zu ſühnen haſchteſt. Die Dich nicht allein einem verworfenen Papſt, ſondern jedem wahrhaft frommen Mann als einen eitlen Gaukler erſcheinen ließen. — Sage, Medardus! war Deine Andacht, Deine Erhebung zu der ewigen Macht ganz makellos, wenn Du Aureliens gedenken mußteſt?" — Ich ſchlug, im Innern vernichtet, die Augen nieder. — „Du biſt aufrichtig, Medardus, fuhr der Prior fort, Dein Schweigen ſagt mir Alles. — Ich wußte mit der vollſten Ueberzeugung, daß Du es warſt, der in der Reſidenz die Rolle eines polniſchen Edelmanns ſpielte und die Baroneſſe Aurelie heirathen wollte. Ich hatte den Weg, den Du genommen, ziemlich genau verfolgt, ein ſeltſamer Menſch (er nannte ſich den Haarkünſtler Belcampo), den Du zuletzt in Rom ſahſt, gab mir Nachrichten; ich war überzeugt, daß Du auf verruchte Weiſe Hermogen und Euphemien mordeteſt, und um ſo gräßlicher war es mir, daß Du Aurelien ſo in Teufelsbande verſtricken wollteſt. Ich hätte Dich verderben können; doch weit entfernt, mich zum Rächeramt erkoren zu glauben, überließ ich Dich und Dein Schickſal der ewigen Macht des Himmels. Du biſt erhalten worden auf wunderbare Weiſe und ſchon dieſes überzeugt mich, daß Dein irdiſcher Untergang noch nicht beſchloſſen war. — Höre, welches beſonderen Umſtandes halber ich ſpäter glauben mußte, daß es in der That Graf Viktorin war, der als Capuziner auf dem Schloſſe des Barons von F. erſchien! — Nicht gar zu lange iſt es her, als Bruder Sebaſtianus, der Pförtner, durch ein Aechzen und Stöhnen, das den Seufzern eines Sterdenken gleich, geweckt wurde. Der Morgen war ſchon angebrochen, er ſtand auf, öffnete die Kloſterpforte und fand einen Menſchen, der dicht vor derſelben, halb erſtarrt vor Kälte, lag und mühſam die Worte herausbrachte: er ſey Medardus, der aus unſerm Kloſter entflohene Mönch. — Sebaſtianus meldete mir ganz erſchrocken, was ſich unten zugetragen; ich ſtieg mit den Brüdern hinab, wir brachten den ohnmächtigen Mann in das Refektorium. Trotz des bis zum Grauſen entſtellten Geſichts des Mannes, glaubten wir doch Deine Züge zu erkennen, und Mehrere meinten, daß wohl nur die veränderte Tracht den wohlbekannten Medardus ſo fremdartig darſtelle. Er hatte Bart und Tonſur, dazu aber eine weltliche Kleidung, die zwar ganz verdorben und zerriſſen war, der man aber noch die urſprüngliche Zierlichkeit anſah. Er trug ſeidene Strümpfe, auf einem Schuhe noch eine goldene Schnalle, eine weiße Atlasweſte ...“ — „Einen kaſtanienbraunen Rock von dem feinſten Tuch, fiel ich ein, zierlich genähte Wäſche — einen einfachen goldenen Ring am Finger.“ — „Allerdings, ſprach Leonardus erſtaunt; aber wie kannſt Du ...“ — „Ach, es war ja der Anzug, wie ich ihn an jenem verhängnißvollen Hochzeittage trug! — Der Doppeltgänger ſtand mir vor Augen. — Nein es war nicht der weſenloſe entſetzliche Teufel des Wahnſinns, der hinter mir herrannte, der, wie ein mich bis ins Innerſte zerfleiſchendes Unthier, aufhockte auf meinen Schultern; es war der entflohene wahnſinnige Mönch, der mich verfolgte, der endlich, als ich in tiefer Ohnmacht da lag, meine Kleider nahm und mir die Kutte überwarf. Er war es, der an der Kloſterpforte lag, mich — mich ſelbſt auf ſchauderhafte Weiſe darſtellend!“ — Ich bat den Prior nur fortzufahren in ſeiner Erzählung, da die Ahnung der Wahrheit, wie es ſich mit mir auf die wunderbarſte, geheimnißvollſte Weiſe zugetragen, in mir aufdämmerte. — „Nicht lange dauerte es, erzählte der Prior weiter, als ſich bei dem Manne die deutlichſten unzweifelhafteſten Spuren des unheilbaren Wahnſinns zeigten, und unerachtet, wie geſagt, die Züge ſeines Geſichts den Deinigen auf das Genaueſte glichen, unerachtet er fortwährend rief: Ich bin Medardus der entlaufene Mönch, ich will Buße thun bei Euch — ſo war doch bald jeder von uns überzeugt, daß es fixe Idee des Fremden ſey, ſich für Dich zu halten. Wir zogen ihm das Kleid der Capuziner an, wir führten ihn in die Kirche, er mußte die gewöhnlichen Andachtsübungen vornehmen, und wie er dies zu thun ſich bemühte, merkten wir bald, daß er niemals in einem Kloſter geweſen ſeyn könne. Es mußte mir wohl die Idee kommen: wie, wenn dies der aus der Reſidenz entſprungene Mönch, wie wenn dieſer Mönch Viktorin wäre? — Die Geſchichte, die der Wahnſinnige ehemals dem Förſter aufgetiſcht hatte, war mir bekannt worden, indeſſen fand ich, daß alle Umſtände, das Auffinden und Austrinken des Teufelselixiers, die Viſion in dem Kerker, kurz der ganze Aufenthalt im Kloſter, wohl die, durch Deine auf ſeltſame pſychiſche Weiſe einwirkende Individualität, erzeugte Ausgeburt des erkrankten Geiſtes ſeyn könne. Merkwürdig war es in dieſer Hinſicht, daß der Mönch in böſen Augenblicken immer geſchrieen hatte, er ſey Graf und gebietender Herr! — Ich beſchloß, den fremden Mann der Irrenanſtalt zu St. Getreu zu übergeben, weil ich hoffen durfte, daß, wäre Wiederherſtellung möglich, ſie gewiß dem Direktor jener Anſtalt, einem in jede Abnormität des menſchlichen Organismus tief eindringenden, genialen Arzte, gelingen werde. Des Fremden Geneſen mußte das geheimnißvolle Spiel der unbekannten Mächte wenigſtens zum Theil enthüllen. — Es kam nicht dazu. In der dritten Nacht weckte mich die Glocke, die, wie Du weißt, angezogen wird, ſobald jemand im Krankenzimmer meines Beiſtandes bedarf. Ich trat hinein, man ſagte mir, der Fremde habe eifrig nach mir verlangt und es ſcheine, als habe ihn der Wahnſinn gänzlich verlaſſen, wahrſcheinlich wolle er beichten; denn er ſey ſo ſchwach, daß er die Nacht wohl nicht überleben werde. Verzeiht, fing der Fremde an: als ich ihm mit frommen Worten zugeſprochen, verzeiht, ehrwürdiger Herr, daß ich Euch täuſchen zu wollen mich vermaß. Ich bin nicht der Mönch Medardus, der Euerm Kloſter entfloh. Den Grafen Viktorin ſeht Ihr vor Euch . . . Fürſt ſollte er heißen, denn aus fürſtlichem Hauſe iſt er entſproſſen, und ich rathe Euch, dies zu beachten, da ſonſt mein Zorn Euch treffen könnte. — Sey er auch Fürſt, erwiederte ich, ſo wäre dies in unſern Mauern, und in ſeiner jetzigen Lage, ohne alle Bedeutung und es ſchiene mir beſſer zu ſeyn, wenn er ſich abwende von dem Irdiſchen, und in Demuth erwarte, was die ewige Macht über ihn verhängt habe. — Er ſah mich ſtarr an, ihm ſchienen die Sinne zu vergehen, man gab ihm ſtärkende Tropfen, er erholte ſich bald und ſprach: Es iſt mir ſo, als müſſe ich bald ſterben und vorher mein Herz erleichtern. Ihr habt

Macht über mich, denn ſo ſehr Ihr Euch auch verſtellen mögt, merke ich doch wohl, daß Ihr der heilige Antonius ſeyd und am beſten wiſſet, was für Unheil Eure Elixire angerichtet. Ich hatte wohl Großes im Sinne, als ich beſchloß, mich als ein geiſtlicher Herr darzuſtellen mit großem Barte und brauner Kutte. Aber als ich ſo recht mit mir zu Rathe ging, war es, als träten die heimlichſten Gedanken aus meinem Innern heraus und verpuppten ſich zu einem körperlichen Weſen, das recht greulich, doch mein Ich war. Dies zweite Ich hatte grimmige Kraft und ſchleuderte mich, als aus dem ſchwarzen Geſtein des tiefen Abgrundes, zwiſchen ſprudelndem ſchäumigen Gewäſſer, die Prinzeſſin ſchneeweiß hervortrat, hinab. Die Prinzeſſin hob mich auf in ihren Armen und wuſch meine Wunden aus, daß ich bald keinen Schmerz mehr fühlte. Mönch war ich nun freilich geworden, aber das Ich meiner Gedanken war ſtärker, und trieb mich, daß ich die Prinzeſſin, die mich errettet und die ich ſehr liebte, ſammt ihrem Bruder ermorden mußte. Man warf mich in den Kerker, aber Ihr wißt ſelbſt, heiliger Antonius, auf welche Weiſe Ihr, nachdem ich Euern verfluchten Trank genoſſen, mich entführtet, durch die Lüfte. Der grüne Waldkönig nahm mich ſchlecht auf, unerachtet er doch meine Fürſtlichkeit kannte; das Ich meiner Gedanken erſchien bei ihm und rückte mir allerlei Häßliches vor, und wollte, weil wir doch alles zuſammen gethan, in Gemeinſchaft mit mir bleiben. Das geſchah auch, aber bald, als wir davon liefen, weil man uns den Kopf abſchlagen wollte, haben wir uns doch entzweit. Als das lächerliche Ich indeſſen immer und ewig genährt ſeyn wollte von meinem Gedanken, ſchmiß ich es nieder, prügelte es derb ab und nahm ihm ſeinen Rock. — So weit waren die Reden des Unglücklichen einigermaßen verſtändlich, dann verlor er ſich in das unſinnige alberne Gewäſch des höchſten Wahnſinns. Eine Stunde ſpäter, als das Frühamt eingeläutet wurde, fuhr er mit einem durchdringenden entſetzlichen Schrei auf, und ſank, wie es uns ſchien, todt nieder. Ich ließ ihn nach der Todtenkammer bringen, er ſollte in unſerm Garten an geweihter Stätte begraben werden. Du kannſt Dir aber wohl unſer Erſtaunen, unſern Schreck denken, als die Leiche, da wir ſie hinaustragen und einſargen wollten, ſpurlos verſchwunden war. Alles Nachforſchen blieb vergebens, und ich mußte darauf verzichten, jemals Näheres, Verſtändlicheres über den räthſelhaften Zuſammenhang der Begebenheiten, in die Du mit dem Grafen verwickelt wurdeſt, zu erklären. Indeſſen, hielt ich alle mir über die Vorfälle im Schloß bekannt gewordenen Umſtände mit jenen vernommenen, durch Wahnſinn entſtellten Reden zuſammen, ſo konnte ich kaum daran zweifeln, daß der Verſtorbene wirklich Graf Viktorin war. Er hatte, wie der Reitknecht andeutete, irgend einen pilgernden Kapuziner im Gebirge ermordet und ihm das Kleid genommen, um ſeinen Anſchlag im Schloſſe des Barons auszuführen. Wie er vielleicht es gar nicht im Sinne hatte, endete der begonnene Frevel mit dem Morde Euphemiens und Hermogens. Vielleicht war er ſchon wahnſinnig, wie Reinhold es behauptet, oder er wurde es dann auf der Flucht, gequält von Gewiſſensbiſſen. Das Kleid, welches er trug und die Ermordung des Mönchs, geſtaltete ſich in ihm zur fixen Idee, daß er wirklich ein Mönch, und ſein Ich geſpalten ſey in zwei ſich feindliche Weſen. Nur die Periode von der Flucht aus dem Schloſſe bis zur Ankunft bei dem Förſter, bleibt dunkel, ſo wie es unerklärlich iſt, wie ſich die Erzählung von ſeinem Aufenthalt im Kloſter und der Art ſeiner Rettung aus dem Kerker in ihm bildete. Daß äußere Motive ſtatt finden mußten, leidet gar keinen Zweifel, aber höchſt merkwürdig iſt es, daß dieſe Erzählung Dein Schickſal, wiewohl verſtümmelt, darſtellt. Nur die Zeit der Ankunft des Mönchs bei dem Förſter, wie dieſer ſie angiebt, will gar nicht mit Reinholds Angabe des Tages, wann Viktorin aus dem Schloſſe entfloh, zuſammenſtimmen. Nach der Behauptung des Förſters mußte ſich der wahnſinnige Viktorin gleich haben im Walde blicken laſſen, nachdem er auf dem Schloſſe des Barons angekommen.“ — „Haltet ein, unterbrach ich den Prior; haltet ein, mein ehrwürdiger Vater, jede Hoffnung, der Laſt meiner Sünden unerachtet, nach der Langmuth des Herrn noch Gnade und ewige Seligkeit zu erringen, ſoll aus meiner Seele ſchwinden; in troſtloſer Verzweiflung, mich ſelbſt und mein Leben verfluchend, will ich ſterben, wenn ich nicht in tiefſter Reue und Zerknirſchung Euch alles, was ſich mit mir begab, ſeitdem ich das Kloſter verließ, getreulich offenbaren will, wie ich es in heiliger Beichte that.“ Der Prior gerieth in das höchſte Erſtaunen, als ich ihm nun mein ganzes Leben mit aller nur möglichen Umſtändlichkeit enthüllte. — „Ich muß Dir glauben, ſprach der Prior, als ich geendet, ich muß Dir glauben, Bruder Medardus, denn alle Zeichen wahrer Reue entdeckte ich, als Du redeteſt. — Wer vermag das Geheimniß zu enthüllen, das die geiſtige Verwandtſchaft zweier Brüder, Söhne eines verbrecheriſchen Vaters, und ſelbſt in Verbrechen befangen, bildete. — Es iſt gewiß, daß Viktorin auf wunderbare Weiſe errettet wurde aus dem Abgrunde, in den Du ihn ſtürzteſt, daß er der wahnſinnige Mönch war, den der Förſter aufnahm, der Dich als Dein Doppeltgänger verfolgte und hier im Kloſter ſtarb. Er diente der dunkeln Macht, die in Dein Leben eingriff, nur zum Spiel, — nicht Dein Genoſſe war er, nur das untergeordnete Weſen, welches Dir in den Weg geſtellt wurde, damit das lichte Ziel, das ſich Dir vielleicht aufthun konnte, Deinem Blick verhüllt bleibe. Ach, Bruder Medardus, noch geht der Teufel raſtlos auf Erden umher, und bietet den Menſchen ſeine Elixire dar! — Wer hat dieſes oder jenes ſeiner hölliſchen Getränke nicht einmal ſchmackhaft gefunden; aber das iſt der Wille des Himmels, daß der Menſch der böſen Wirkung des augenblicklichen Leichtſinns ſich bewußt werde, und aus dieſem klaren Bewußtſeyn die Kraft ſchöpfe, ihr zu widerſtehen. Darin offenbart ſich die Macht des Herrn, daß, ſo wie das Leben der Natur durch das Gift, das ſittlich gute Prinzip in ihr erſt durch das Böſe bedingt wird. — Ich darf zu Dir ſo ſprechen, Medardus! da ich weiß, daß Du mich nicht mißverſteheſt. Gehe jetzt zu den Brüdern.“ —

In dem Augenblick erfaßte mich, wie ein jäher alle Nerven und Pulſe durchzuckender Schmerz, die Sehnſucht der höchſten Liebe; Aurelie — ach Aurelie! rief ich laut. Der Prior ſtand auf und ſprach in ſehr ernſtem Ton: „Du haſt wahrſcheinlich die Zubereitungen zu einem großen Feſte in dem Kloſter bemerkt? — Aurelie wird morgen eingekleidet und erhält den Kloſternamen Roſalia.“ — Erſtarrt — lautlos blieb ich vor dem Prior ſtehen. „Gehe zu den Brüdern!“ rief er beinahe zornig, und ohne deutliches Bewußtſeyn ſtieg ich hinab in das Refektorium, wo die Brüder verſammelt waren. Man beſtürmte mich aufs Neue mit Fragen, aber nicht fähig war ich, auch nur ein einziges Wort über mein Leben zu ſagen; alle Bilder der Vergangenheit verdunkelten ſich in mir, und nur Aureliens Lichtgeſtalt trat mir glänzend entgegen. Unter dem Vorwande einer Andachtsübung verließ ich die Brüder und begab mich nach der Kapelle, die an dem äußerſten Ende des weitläuftigen Kloſtergartens lag. Hier wollte ich beten, aber das kleinſte Geräuſch, das linde Säuſeln des Laubganges riß mich empor aus frommer Betrachtung. Sie iſt es . . . Sie kommt . . . ich werde ſie wiederſehen — ſo rief es in mir, und mein Herz bebte vor Angſt und Entzücken. Es war mir, als höre ich ein leiſes Geſpräch. Ich raffte mich auf, ich trat aus der Capelle, und ſiehe, langſamen Schrittes, nicht fern von mir, wandelten zwei Nonnen, in ihrer Mitte eine Novize. — Ach es war gewiß Aurelie — mich überfiel ein krampfhaftes Zittern — mein Athem ſtockte — ich wollte vorſchreiten, aber keines Schrittes mächtig ſank ich zu Boden. Die Nonnen, mit ihnen die Novize, verſchwanden im Gebüſch. Welch ein Tag! — welch eine Nacht! Immer nur Aurelie und Aurelie — Kein anderes Bild — Kein anderer Gedanke fand Raum in meinem Innern. —

So wie die erſten Strahlen des Morgens aufgingen, verkündigten die Glocken des Kloſters das Feſt der Einkleidung Aureliens, und bald darauf verſammelten ſich die Brüder in einem großen Saal; die Aebtiſſin trat, von zwei Schweſtern begleitet, herein. — Unbeſchreiblich iſt das Gefühl, das mich durchdrang, als ich die wiederſah, die meinen Vater ſo innig liebte, und unerachtet er durch Frevelthaten ein Bündniß, das ihm das höchſte Erdenglück erwerben mußte, gewaltſam zerriß, doch die Neigung, die ihr Glück zerſtört hatte, auf den Sohn übertrug. Zur Tugend, zur Frömmigkeit wollte ſie dieſen Sohn aufziehen, aber dem Vater gleich, häufte er Frevel auf Frevel und vernichtete ſo jede Hoffnung der frommen Pflegemutter, die in der Tugend des Sohnes Troſt für des ſündigen Vaters Verderbniß finden wollte. — Niedergeſenkten Hauptes, den Blick zur Erde gerichtet, hörte ich die kurze Rede an, worin die Aebtiſſin nochmals der verſammelten Geiſtlichkeit Aureliens Eintritt in das Kloſter anzeigte, und ſie aufforderte, eifrig zu beten, in dem entſcheidenden Augenblick des Gelübdes, damit der Erbfeind nicht Macht haben möge, ſinneverwirrendes Spiel zu treiben, zur Qual der frommen Jungfrau. „Schwer, ſprach die Aebtiſſin: ſchwer waren die Prüfungen, die die Jungfrau zu überſtehen hatte. Der Feind wollte ſie verlocken zum Böſen, und alles, was die Liſt der Hölle vermag, wandte er an, ſie zu bethören, daß ſie, ohne Böſes zu ahnen, ſündige und dann aus dem Traum erwachend untergehe in Schmach und Verzweiflung Doch die ewige Macht beſchützte das Himmelskind, und mag denn der Feind auch noch heute es verſuchen, ihr verderblich zu nahen, ihr Sieg über ihn wird deſto glorreicher ſeyn. Betet — betet, meine Brüder, nicht darum, daß die Chriſtusbraut nicht wanke, denn feſt und ſtandhaft iſt ihr dem Himmliſchen ganz zugewandter Sinn, ſondern daß kein irdiſches Unheil die fromme Handlung unterbreche. — Eine Bangigkeit hat ſich meines Gemüths bemächtigt, der ich nicht zu widerſtehen vermag!“ —

Es war klar, daß die Aebtiſſin mich — mich allein den Teufel der Verſuchung nannte, daß ſie meine Ankunft mit der Einkleidung Aureliens in Bezug, daß ſie vielleicht in mir die Abſicht irgend einer Greuelthat vorausſetzte. Das Gefühl der Wahrheit meiner Reue, meiner Buße, der Ueberzeugung, daß mein Sinn geändert worden, richtete mich empor. Die Aebtiſſin würdigte mich nicht eines Blickes; tief im Innerſten gekränkt, regte ſich in mir jener bittere, verhöhnende Haß, wie ich ihn ſonſt in der Reſidenz bei dem Anblick der Fürſtin gefühlt, und ſtatt daß ich, ehe die Aebtiſſin jene Worte ſprach, mich hätte vor ihr niederwerfen mögen in den Staub, wollte ich keck und kühn vor ſie hintreten und ſprechen: warſt Du denn immer ſolch ein überirdiſches Weib, daß die Luſt der Erde Dir nicht aufging? . . . Als Du meinen Vater ſahſt, verwahrteſt Du denn immer Dich ſo, daß der Gedanke der Sünde nicht Raum fand? . . . Ei ſage doch, ob ſelbſt dann, als ſchon die Inful und der Stab Dich ſchmückten, in unbewachten Augenblicken meines Vaters Bild nicht Sehnſucht nach irdiſcher Luſt in Dir aufregte? . . . Was empfandeſt Du denn, Stolze! als Du den Sohn des Geliebten an Dein Herz drückteſt, und den Namen des Verlornen, war er gleich ein frevelicher Sünder, ſo ſchmerzvoll riefſt? — Haſt Du jemals gekämpft mit der dunklen Macht wie ich? — Kannſt Du Dich eines wahren Sieges erfreuen, wenn kein harter Kampf vorherging? — Fühlſt Du Dich ſelbſt ſo ſtark, daß Du den verachteſt, der dem mächtigſten Feinde erlag und ſich dennoch erhob in tiefer Reue und Buße? — Die plötzliche Aenderung meiner Gedanken, die Umwandlung des Büßenden in den, der ſtolz auf den beſtandenen Kampf feſt einſchreitet in das wiedergewonnene Leben, muß ſelbſt im Aeußern ſichtlich geweſen ſeyn. Denn der neben mir ſtehende Bruder frug: „Was iſt Dir, Medardus, warum wirfſt Du ſolche ſonderbare zürnende Blicke auf die hochheilige Frau?“ — „Ja, erwiederte ich halblaut: wohl mag es eine hochheilige Frau ſeyn, denn ſie ſtand immer ſo hoch, daß das Profane ſie nicht erreichen konnte, doch kommt ſie mir jetzt nicht ſowohl wie eine chriſtliche, ſondern wie eine heidniſche Prieſterin vor, die ſich bereitet, mit gezücktem Meſſer das Menſchenopfer zu vollbringen." Ich weiß ſelbſt nicht, wie ich dazu kam, die letzten Worte, die außer meiner Ideenreihe lagen, zu ſprechen, aber mit ihnen drängten ſich im bunten Gewirr Bilder durcheinander, die nur im Entſetzlichſten ſich zu einen ſchienen. — Aurelie ſollte auf immer die Welt verlaſſen, ſie ſollte, wie ich, durch ein Gelübde, das mir jetzt nur die Ausgeburt des religiöſen Wahnſinns ſchien, dem Irdiſchen entſagen? — So wie ehemals, als ich, dem Satan verkauft, in Sünde und Frevel den höchſten ſtrahlendſten Lichtpunkt des Lebens zu ſchauen wähnte, dachte ich jetzt daran, daß beide, ich und Aurelie, im Leben, ſey es auch nur durch den einzigen Moment des höchſten irdiſchen Genuſſes, vereint und dann als der unterirdiſchen Macht Geweihte ſterben müßten. — Ja, wie ein gräßlicher Unhold, wie der Satan ſelbſt, ging der Gedanke des Mordes mir durch die Seele! — Ach, ich Verblendeter gewahrte nicht, daß in dem Moment, als ich der Aebtiſſin Worte auf mich deutete, ich preisgegeben war der vielleicht härteſten Prüfung, daß der Satan Macht bekommen über mich, und mich verlocken wollte zu dem Entſetzlichſten, das ich noch begangen! Der Bruder, zu dem ich geſprochen, ſah mich erſchrocken an: „Um Jeſus und der heiligen Jungfrau willen, was ſagt Ihr da!" ſo ſprach er; ich ſchaute nach der Aebtiſſin, die im Begriff ſtand, den Saal zu verlaſſen, ihr Blick fiel auf mich, todtenbleich ſtarrte ſie mich an, ſie wankte, die Nonnen mußten ſie unterſtützen. Es war mir, als liſple ſie die Worte: „O all' ihr Heiligen, meine Ahnung." Bald darauf wurde der Prior Leonardus zu ihr gerufen. Schon läuteten aufs Neue alle Glocken des Kloſters, und dazwiſchen tönten die donnernden Töne der Orgel, die Weihgeſänge der im Chor verſammelten Schweſtern, durch die Lüfte, als der Prior wieder in den Saal trat. Nun begaben ſich die Brüder der verſchiedenen Orden in feierlichem Zuge nach der Kirche, die von Menſchen beinahe ſo überfüllt war, als ſonſt am Tage des heiligen Bernardus. An einer Seite des mit duftenden Roſen geſchmückten Hochaltars waren erhöhte Sitze für die Geiſtlichkeit angebracht, der Tribune gegenüber, auf welcher die Capelle des Biſchofs die Muſik des Amts, welches er ſelbſt hielt, ausführte. Leonardus rief mich an ſeine Seite, und ich bemerkte, daß er ängſtlich auf mich wachte; die kleinſte Bewegung erregte ſeine Aufmerkſamkeit; er hielt mich an, fortwährend aus meinem Brevier zu beten. Die Klaren Nonnen verſammelten ſich in dem mit einem niedrigen Gitter eingeſchloſſenen Platz dicht vor dem Hochaltar, der entſcheidende Augenblick kam; aus dem Innern des Kloſters, durch die Gitterthüre hinter dem Altar, führten die Ciſterzienſer Nonnen Aurelien herbei. — Ein Geflüſter rauſchte durch die Menge, als ſie ſichtbar worden, die Orgel ſchwieg und der einfache Hymnus der Nonnen erklang in wunderbaren tief ins Innerſte dringenden Akkorden. Noch hatte ich keinen Blick aufgeſchlagen; von einer furchtbaren Angſt ergriffen, zuckte ich krampfhaft zuſammen, ſo daß mein Brevier zur Erde fiel. Ich bückte mich darnach, es aufzuheben, aber ein plötzlicher Schwindel hätte mich von dem hohen Sitz herabgeſtürzt, wenn Leonardus mich nicht faßte und feſthielt. „Was iſt Dir, Medardus, ſprach der Prior leiſe: Du befindeſt Dich in ſeltſamer Bewegung, widerſtehe dem böſen Feinde, der Dich treibt.“ Ich faßte mich mit aller Gewalt zuſammen, ich ſchaute auf, und erblickte Aurelien, vor dem Hochaltar knieend. O Herr des Himmels, in hoher Schönheit und Anmuth ſtrahlte ſie mehr als je! Sie war bräutlich — ach! eben ſo wie an jenem verhängnißvollen Tage, da ſie mein werden ſollte, gekleidet. Blühende Myrthen und Roſen im künſtlich geflochtenen Haar. Die Andacht, das Feierliche des Moments, hatte ihre Wangen höher gefärbt, und in dem zum Himmel gerichteten Blick lag der volle Ausdruck himmliſcher Luſt. Was waren jene Augenblicke, als ich Aurelien zum erſtenmal, als ich ſie am Hofe des Fürſten ſah, gegen dieſes Wiederſehen. Raſender als jemals flammte in mir die Gluth der Liebe — der wilden Begier auf — O Gott — o, all' ihr Heiligen! laßt mich nicht wahnſinnig werden, nur nicht wahnſinnig — rettet mich, rettet mich von dieſer Pein der Hölle — Nur nicht wahnſinnig laßt mich werden — denn das Entſetzliche muß ich ſonſt thun, und meine Seele Preis geben der ewigen Verdammniß! — So betete ich im Innern, denn ich fühlte, wie immer mehr und mehr der böſe Geiſt über mich Herr werden wollte. — Es war mir als habe Aurelie Theil an dem Frevel, den ich nur beging, als ſey das Gelübde, das ſie zu leiſten gedachte, in ihren Gedanken nur der feierliche Schwur, vor dem Altar des Herrn mein zu ſeyn. — Nicht die Chriſtusbraut, des Mönchs der ſein Gelübde brach, verbrecheriſches Weib ſah ich in ihr. — Sie mit aller Inbrunſt der wüthenden Begier umarmen und dann ihr den Tod geben — der Gedanke erfaßte mich unwiderſtehlich. Der böſe Geiſt trieb mich wilder und wilder — ſchon wollte ich ſchreien: „Haltet ein, verblendete Thoren! nicht die von irdiſchem Triebe reine Jungfrau, die Braut des Mönchs wollt ihr erheben zur Himmelsbraut!“ — mich hinabſtürzen unter die Nonnen, ſie herausreißen — ich faßte in die Kutte, ich ſuchte nach dem Meſſer, da war die Ceremonie ſo weit gediehen, daß Aurelie anfing das Gelübde zu ſprechen. — Als ich ihre Stimme hörte, war es als bräche milder Mondesglanz durch die ſchwarzen, von wildem Sturm gejagten Wetterwolken. Licht wurde es in mir, und ich erkannte den böſen Geiſt, dem ich mit aller Gewalt widerſtand. — Jedes Wort Aureliens gab mir neue Kraft, und im heißen Kampf wurde ich bald Sieger. Entflohen war jeder ſchwarze Gedanke des Frevels, jede Regung der irdiſchen Begier. — Aurelie war die fromme Himmelsbraut, deren Gebet mich retten konnte von ewiger Schmach und Verderbniß. — Ihr Gelübde war mein Troſt, meine Hoffnung, und hell ging in mir die Heiterkeit des Himmels auf. Leonardus, den ich nun erſt wieder bemerkte, ſchien die Aenderung in meinem Innern wahrzunehmen, denn mit ſanfter Stimme ſprach er: „Du haſt dem Feinde widerſtanden, mein Sohn! das war wohl die letzte ſchwere Prüfung, die Dir die ewige Macht auferlegt!“ —

Das Gelübde war geſprochen; während eines Wechſelgeſanges, den die Klaren Schweſtern anſtimmten, wollte man Aurelien das Nonnengewand anlegen. Schon hatte man die Myrthen und Roſen aus dem Haar geflochten, ſchon ſtand man im Begriff die herabwallenden Locken abzuſchneiden, als ein Getümmel in der Kirche entſtand — ich ſah, wie die Menſchen aus einander gedrängt und zu Boden geworfen wurden; — näher und näher wirbelte der Tumult. — Mit raſender Geberde, — mit wildem, entſetzlichen Blick drängte ſich ein halbnackter Menſch (die Lumpen eines Capuzinerrocks hingen ihm um den Leib), alles um ſich her mit geballten Fäuſten niederſtoßend, durch die Menge. — Ich erkannte meinen gräßlichen Doppeltgänger, aber in demſelben Moment, als ich, Entſetzliches ahnend, hinabſpringen und mich ihm entgegen werfen wollte, hatte der wahnſinnige Unhold die Gallerie, die den Platz des Hochaltars einſchloß, überſprungen. Die Nonnen ſtäubten ſchreiend aus einander; die Aebtiſſin hatte Aurelien feſt in ihre Arme eingeſchloſſen. — „Ha ha ha! kreiſchte der Raſende mit gellender Stimme: wollt ihr mir die Prinzeſſin rauben? — Ha ha ha! — die Prinzeſſin iſt mein Bräutchen, mein Bräutchen“ — und damit riß er Aurelien empor, und ſtieß ihr das Meſſer, das er hochgeſchwungen in der Hand hielt, bis an das Heft in die Bruſt, daß des Blutes Springquell hoch emporſpritzte. „Juchhe — Juch Juch — nun hab' ich mein Bräutchen, nun hab' ich die Prinzeſſin gewonnen!“ — So ſchrie der Raſende auf, und ſprang hinter den Hochaltar, durch die Gitterthüre fort in die Kloſtergänge. Voll Entſetzen kreiſchten die Nonnen auf. — „Mord — Mord am Altar des Herrn,“ ſchrie das Volk, nach dem Hochaltar ſtürmend. „Beſetzt die Ausgänge des Kloſters, daß der Mörder nicht entkomme,“ rief Leonardus mit lauter Stimme, und das Volk ſtürzte hinaus und wer von den Mönchen rüſtig war, ergriff die im Winkel ſtehenden Prozeſſionsſtäbe und ſetzte dem Unhold nach durch die Gänge des Kloſters. Alles war die That eines Augenblicks; bald kniete ich neben Aurelien, die Nonnen hatten mit weißen Tüchern die Wunde, ſo gut es gehen wollte, verbunden, und ſtanden der ohnmächtigen Aebtiſſin bei. Eine ſtarke Stimme ſprach neben mir: Sancta Rosalia, ora pro nobis, und alle die noch in der Kirche geblieben, riefen laut: „Ein Mirakel — ein Mirakel, ja ſie iſt eine Märtyrin — Sancta Rosalia, ora pro nobis.“ — Ich ſchaute auf. — Der alte Maler ſtand neben mir, aber ernſt und mild, ſo wie er mir im Kerker erſchien. — Kein irdiſcher Schmerz über Aureliens Tod, kein Entſetzen über die Erſcheinung des Malers konnte mich faſſen, denn in meiner Seele dämmerte es auf, wie nun die räthſelhaften Schlingen, die die dunkle Macht geknüpft, ſich löſten.

Mirakel, Mirakel! ſchrie das Volk immer fort: Seht ihr wohl den alten Mann im violetten Mantel? — der iſt aus dem Bilde des Hochaltars herabgeſtiegen — ich habe es geſehen — ich auch, ich auch — riefen mehrere Stimmen durch einander und nun ſtürzte Alles auf die Knie nieder und das verworrene Getümmel verbrauſte und ging über in ein von heftigem Schluchzen und Weinen unterbrochenes Gemurmel des Gebets. Die Aebtiſſin erwachte aus der Ohnmacht, und ſprach mit dem herzzerſchneidenden Ton des tiefen, gewaltigen Schmerzes: „Aurelie! mein Kind! meine fromme Tochter! — ewiger Gott — es iſt Dein Rathſchluß!“ — Man hatte eine mit Polſtern und Decken belegte Bahre herbeigebracht. Als man Aurelien hinaufhob, ſeufzte ſie tief und ſchlug die Augen auf. Der Maler ſtand hinter ihrem Haupte, auf das er ſeine Hand gelegt. Er war anzuſehen wie ein mächtiger Heiliger, und Alle, ſelbſt die Aebtiſſin, ſchienen von wunderbarer ſcheuer Ehrfurcht durchdrungen. — Ich kniete beinahe dicht an der Seite der Bahre. Aureliens Blick fiel auf mich, da erfaßte mich tiefer Jammer über der Heiligen ſchmerzliches Märtyrerthum. Keines Wortes mächtig, war es nur ein dumpfer Schrei, den ich ausſtieß. Da ſprach Aurelie ſanft und leiſe: „Was klageſt Du über die, welche von der ewigen Macht des Himmels gewürdigt wurde von der Erde zu ſcheiden, in dem Augenblick als ſie die Nichtigkeit alles Irdiſchen erkannt, als die unendliche Sehnſucht nach dem Reich der ewigen Freude und Seligkeit ihre Bruſt erfüllte?" — Ich war aufgeſtanden, ich war dicht an die Bahre getreten. „Aurelie, ſprach ich: — heilige Jungfrau! Nur einen einzigen Augenblick ſenke Deinen Blick herab aus den hohen Regionen, ſonſt muß ich vergehen in — meine Seele, mein innerſtes Gemüth zerrüttenden, verderbenden Zweifeln. — Aurelie! verachteſt Du den Frevler der, wie der böſe Feind ſelbſt, in Dein Leben trat? — Ach! ſchwer hat er gebüßt — aber er weiß es wohl, daß alle Buße ſeiner Sünden Maaß nicht mindert — Aurelie! biſt Du verſöhnt im Tode?" — Wie von Engelsfittigen berührt, lächelte Aurelie und ſchloß die Augen. „O, — Heiland der Welt — heilige Jungfrau — ſo bleibe ich zurück, ohne Troſt der Verzweiflung hingegeben! — O Rettung! — Rettung von hölliſchem Verderben!" So betete ich inbrünſtig, da ſchlug Aurelie noch einmal die Augen auf und ſprach: „Medardus — nachgegeben haſt Du der böſen Macht! aber blieb ich denn rein von der Sünde, als ich irdiſches Glück zu erlangen hoffte in meiner verbrecheriſchen Liebe? — Ein beſonderer Rathſchluß des Ewigen hatte uns beſtimmt, ſchwere Verbrechen unſeres freveligen Stammes zu ſühnen, und ſo vereinigte uns das Band der Liebe, die nur über den Sternen thront und die nichts gemein hat mit irdiſcher Luſt. Aber dem liſtigen Feinde gelang es, die tiefe Bedeutung unſerer Liebe uns zu verhüllen, ja uns auf entſetzliche Weiſe zu verlocken, daß wir das Himmliſche nur deuten konnten auf irdiſche Weiſe. — Ach! war ich es denn nicht, die Dir ihre Liebe bekannte im Beichtſtuhl, aber ſtatt den Gedanken der ewigen Liebe in Dir zu entzünden, die hölliſche Gluth der Luſt in

Dir entflammte, welche Du, da ſie Dich verzehren wollte, durch Verbrechen zu löſchen gedachteſt? Faſſe Muth, Medardus! der wahnſinnige Thor, den der böſe Feind verlockt hat zu glauben, er ſey Du, und müſſe, vollbringen was Du begonnen, war das Werkzeug des Himmels, durch das ſein Rathſchluß vollendet wurde. — Faſſe Muth, Medardus — bald bald . . .“ Aurelie, die das letzte ſchon mit geſchloſſenen Augen und hörbarer Anſtrengung geſprochen, wurde ohnmächtig, doch der Tod konnte ſie noch nicht erfaſſen. „Hat ſie Euch gebeichtet, ehrwürdiger Herr? hat ſie Euch gebeichtet?“ ſo frugen mich neugierig die Nonnen. „Mit nichten, erwiederte ich: nicht ich, ſie hat meine Seele mit himmliſchem Troſt erfüllt.“ „Wohl Dir, Medardus, bald iſt Deine Prüfungszeit beendet — und wohl mir dann!“ Es war der Maler, der dieſe Worte ſprach. Ich trat auf ihn zu: „So verlaßt mich nicht, wunderbarer Mann.“ — Ich weiß ſelbſt nicht, wie meine Sinne, indem ich weiter ſprechen wollte, auf ſeltſame Weiſe betäubt worden; ich gerieth in einen Zuſtand zwiſchen Wachen und Träumen, aus dem mich ein lautes Rufen und Schreien erweckte. Ich ſah den Maler nicht mehr. Bauern — Bürgersleute — Soldaten waren in die Kirche gedrungen und verlangten durchaus, daß ihnen erlaubt werden ſolle, das ganze Kloſter zu durchſuchen, um den Mörder Aureliens, der noch im Kloſter ſeyn müſſe, aufzufinden. Die Aebtiſſin, mit Recht Unordnungen befürchtend, verweigerte dies, aber ihres Anſehens unerachtet vermochte ſie nicht die erhitzten Gemüther zu beſchwichtigen. Man warf ihr vor, daß ſie aus kleinlicher Furcht den Mörder verhehle, weil er ein Mönch ſey, und immer heftiger tobend ſchien das Volk ſich zum Stürmen des Kloſters aufzuregen. Da beſtieg Leonardus die Kanzel und ſagte dem Volk nach einigen kräftigen Worten über die Entweihung heiliger Stätten, daß der Mörder keinesweges ein Mönch, ſondern ein Wahnſinniger ſey, den er im Kloſter zur Pflege aufgenommen, den er, als er todt geſchienen, im Ordenshabit nach der Todtenkammer bringen laſſen, der aber aus dem todtähnlichen Zuſtande erwacht und entſprungen ſey. Wäre er noch im Kloſter, ſo würden es ihm die getroffenen Maaßregeln unmöglich machen, zu entſpringen. Das Volk beruhigte ſich, und verlangte nur, daß Aurelie nicht durch die Gänge, ſondern über den Hof in feierlicher Prozeſſion nach dem Kloſter gebracht werden ſolle. Dies geſchah. Die verſchüchterten Nonnen hoben die Bahre auf, die man mit Roſen bekränzt hatte. Auch Aurelie war, wie vorher, mit Myrthen und Roſen geſchmückt. Dicht hinter der Bahre uber welche vier Nonnen den Baldachin trugen, ſchritt die Aebtiſſin von zwei Nonnen unterſtützt, die übrigen folgten mit den Klaren Schweſtern, dann die Bruder der verſchiedenen Orden, ihnen ſchloß ſich das Volk an, und ſo bewegte ſich der Zug durch die Kirche. Die Schweſter, welche die Orgel ſpielte, mußte ſich auf den Chor begeben haben, denn ſo wie der Zug in der Mitte der Kirche war, ertönten dumpf und ſchauerlich tiefe Orgeltöne vom Chor herab. Aber ſiehe, da richtete ſich Aurelie langſam auf, und erhob die Hände betend zum Himmel, und aufs Neue ſturzte alles Volk auf die Kniee nieder und rief Sancta Rosalia, ora pro nobis. — So wurde das wahr, was ich, als ich Aurelien zum erſtenmal ſah, in ſataniſcher Verblendung nur frevelig heuchelnd, verkundet.

Als die Nonnen in dem untern Saal des Kloſters die Bahre niederſetzten, als Schweſtern und Bruder betend im Kreis umherſtanden, ſank Aurelie mit einem tiefen Seufzer der Aebtiſſin, die neben ihr kniete, in die Arme. — Sie war todt! — Das Volk wich nicht von der Kloſterpforte, und als nun die Glocken den irdiſchen Untergang der frommen Jungfrau verkundeten, brach Alles aus in Schluchzen und Jammergeſchrei. — Viele thaten das Gelübde, bis zu Aureliens Exequien in dem Dorf zu bleiben, und erſt nach denſelben in die Heimath zurückzufahren, während der Zeit aber ſtrenge zu faſten. Das Gerucht von der entſetzlichen Unthat, und von dem Martyrium der Braut des Himmels, verbreitete ſich ſchnell, und ſo geſchah es, daß Aureliens Exequien, die nach vier Tagen begangen wurden, einem hohen die Verklärung einer Heiligen feiernden Jubelfeſt glichen. Denn ſchon Tages vorher war die Wieſe vor dem Kloſter, wie ſonſt am Bernardustage, mit Menſchen bedeckt, die, ſich auf dem Boden lagernd, den Morgen erwarteten. Nur ſtatt des frohen Getümmels hörte man fromme Seufzer und ein dumpfes Murmeln. — Von Mund zu Mund ging die Erzählung von der entſetzlichen That am Hochaltar der Kirche, und brach einmal eine laute Stimme hervor, ſo geſchah es in Verwünſchungen des Mörders, der ſpurlos verſchwunden blieb. —

Von tieferer Einwirkung auf das Heil meiner Seele waren wohl dieſe vier Tage, die ich meiſtens einſam in der Capelle des Gartens zubrachte, als die lange ſtrenge Buße im Capuzinerkloſter bei Rom.

Aureliens letzte Worte hatten mir das Geheimniß meiner Sünden erſchloſſen und ich erkannte, daß ich, ausgerüſtet mit aller Kraft der Tugend und Frömmigkeit, doch wie ein muthloſer Feigling dem Satan, der den verbrecheriſchen Stamm zu hegen trachtete, daß er fort und fort gedeihe, nicht zu widerſtehen vermochte. Gering war der Keim des Böſen in mir, als ich des Conzertmeiſters Schweſter ſah, als der frevelige Stolz in mir erwachte, aber da ſpielte mir der Satan jenes Elixir in die Hände, das mein Blut wie ein verdammtes Gift in Gährung ſetzte. Nicht achtete ich des unbekannten Malers, des Priors, der Aebtiſſin ernſte Mahnung. — Aureliens Erſcheinung am Beichtſtuhl vollendete den Verbrecher. Wie eine phyſiſche Krankheit von jenem Gift erzeugt, brach die Sünde hervor. Wie konnte der dem Satan Ergebene das Band erkennen, das die Macht des Himmels als Symbol der ewigen Liebe um mich und Aurelien geſchlungen? — Schadenfroh feſſelte mich der Satan an einen Verruchten, in deſſen Seyn mein Ich eindringen, ſo wie er geiſtig auf mich einwirken mußte. Seinen ſcheinbaren Tod, vielleicht das leere Blendwerk des Teufels, mußte ich mir zuſchreiben. Die That machte mich vertraut mit dem Gedanken des Mordes, der dem teufliſchen Trug folgte. So war der in verruchter Sünde erzeugte Bruder das vom Teufel beſeelte Prinzip, das mich in die abſcheulichſten Frevel ſtürzte und mich mit den gräßlichſten Qualen umhertrieb. Bis dahin, als Aurelie nach dem Rathſchluß der ewigen Macht ihr Gelübde ſprach, war mein Inneres nicht rein von der Sünde; bis dahin hatte der Feind Macht über mich, aber die wunderbare innere Ruhe, die wie von oben herabſtrahlende Heiterkeit, die über mich kam, als Aurelie die letzten Worte geſprochen, überzeugte mich, daß Aureliens Tod die Verheißung der Sühne ſey. — Als in dem feierlichen Requiem der Chor die Worte ſang: Confutatis maledictis flammis acribus addictis, fühlte ich mich erbeben, aber bei dem Voca me cum benedictis war es mir, als ſähe ich in himmliſcher Sonnenklarheit Aurelien, wie ſie erſt auf mich niederblickte und dann ihr von einem ſtrahlenden Sternenringe umgebenes Haupt zum höchſten Weſen erhob, um für das ewige Heil meiner Seele zu bitten! — Oro supplex et acclinis cor contritum quasi cinis! — Niederſank ich in den Staub, aber wie wenig glich mein inneres Gefühl, mein demüthiges Flehen, jener leidenſchaftlichen Zerknirſchung, jenen grauſamen wilden Bußübungen im Capuzinerkloſter. Erſt jetzt war mein Geiſt fähig, das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden, und bei dieſem klaren Bewußtſeyn mußte jede neue Prüfung des Feindes wirkungslos bleiben. — Nicht Aureliens Tod, ſondern nur die als gräßlich und entſetzlich erſcheinende Art deſſelben hatte mich in den erſten Augenblicken ſo tief erſchüttert; aber wie bald erkannte ich, daß die Gunſt der ewigen Macht ſie das höchſte beſtehen ließ! — Das Martyrium der geprüften, entſündigten Chriſtusbraut! — War ſie denn für mich untergegangen? Nein! jetzt erſt, nachdem ſie der Erde voller Qual entrückt, wurde ſie mir der reine Strahl der ewigen Liebe, der in meiner Bruſt aufglühte. Ja! Aureliens Tod war das Weihfeſt jener Liebe, die, wie Aurelie ſprach, nur über den Sternen thront, und nichts gemein hat mit dem Irdiſchen. — Dieſe Gedanken erhoben mich über mein irdiſches Selbſt, und ſo waren wohl jene Tage im Ciſterzienſerkloſter die wahrhaft ſeligſten meines Lebens.

Nach der Exportation welche am folgenden Morgen ſtatt fand, wollte Leonardus mit den Brüdern nach der Stadt zurückkehren; die Aebtiſſin ließ mich, als ſchon der Zug beginnen ſollte, zu ſich rufen. Ich fand ſie allein in ihrem Zimmer, ſie war in der höchſten Bewegung, die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. „Alles — alles weiß ich jetzt, mein Sohn Medardus! Ja ich nenne Dich ſo wieder, denn überſtanden haſt Du die Prüfungen, die über Dich Unglücklichen, Bedauernswürdigen ergingen! Ach, Medardus, nur ſie, nur ſie, die am Throne Gottes unſere Fürſprecherin ſeyn mag, iſt rein von der Sünde. Stand ich nicht am Rande des Abgrundes, als ich, von dem Gedanken an irdiſche Luſt erfüllt, dem Mörder mich verkaufen wollte? — Und doch — Sohn Medardus! — verbrecheriſche Thränen hab' ich geweint, in einſamer Zelle, Deines Vaters gedenkend! — Gehe, Sohn Medardus! Jeder Zweifel, daß ich vielleicht, zur mir ſelbſt anzurechnenden Schuld in Dir den freveligſten Sünder erzog, iſt aus meiner Seele verſchwunden.“ —

Leonardus, der gewiß der Aebtiſſin alles enthüllt hatte, was ihr aus meinem Leben noch unbekannt geblieben, bewies mir durch ſein Betragen, daß auch er mir verziehen und dem Höchſten anheim geſtellt hatte, wie ich vor ſeinem Richterſtuhl beſtehen werde. Die alte Ordnung des Kloſters war geblieben, und ich trat in die Reihe der Brüder ein, wie ſonſt. Leonardus ſprach eines Tages zu mir: „ich möchte

Dir, Bruder Medardus, wohl noch eine Bußübung aufgeben.“ Demüthig frug ich, worin ſie beſtehen ſolle. „Du magſt, erwiderte der Prior, die Geſchichte Deines Lebens genau aufſchreiben. Keiner der merkwürdigen Vorfälle, auch ſelbſt der unbedeutenderen, vorzüglich nichts, was Dir im bunten Weltleben widerfuhr, darfſt Du auslaſſen. Die Phantaſie wird Dich wirklich in die Welt zurückführen, Du wirſt alles Grauenvolle, Poſſenhafte, Schauerliche und Luſtige noch einmal fühlen, ja es iſt möglich, daß Du im Moment Aurelien anders, nicht als die Nonne Roſalia, die das Martyrium beſtand, erblickſt; aber hat der Geiſt des Böſen Dich ganz verlaſſen, haſt Du Dich ganz vom Irdiſchen abgewendet, ſo wirſt Du, wie ein höheres Prinzip über allem ſchweben, und ſo wird jener Eindruck keine Spur hinterlaſſen.“ Ich that wie der Prior geboten. Ach! — wohl geſchah es ſo, wie er es ausgeſprochen! — Schmerz und Wonne, Grauen und Luſt — Entſetzen und Entzücken ſtürmten in meinem Innern, als ich mein Leben ſchrieb. — Du, der Du einſt dieſe Blätter lieſeſt, ich ſprach zu Dir von der Liebe höchſter Sonnenzeit, als Aureliens Bild mir im regen Leben aufging! — Es giebt höheres als irdiſche Luſt, die meiſtens nur Verderben bereitet dem leichtſinnigen, blödſinnigen Menſchen, und das iſt jene höchſte Sonnenzeit, wenn fern von dem Gedanken freveliger Begier die Geliebte, wie ein Himmelsſtrahl, alles Höhere, alles, was aus dem Reich der Liebe ſegensvoll herabkommt auf den armen Menſchen, in Deiner Bruſt entzündet. — Dieſer Gedanke hat mich erquickt, wenn bei der Erinnerung an die herrlichſten Momente, die mir die Welt gab, heiße Thränen den Augen entſtürzten und alle längſt verharſchte Wunden aufs Neue bluteten.

Ich weiß, daß vielleicht noch im Tode der Widerſacher Macht haben wird, den ſündigen Mönch zu quälen, aber ſtandhaft, ja mit inbrünſtiger Sehnſucht erwarte ich den Augenblick, der mich der Erde entrückt, denn es iſt der Augenblick der Erfüllung alles deſſen, was mir Aurelie, ach! die heilige Roſalia ſelbſt, im Tode verheißen. Bitte — bitte für mich, o heilige Jungfrau, in der dunklen Stunde, daß die Macht der Hölle, der ich ſo oft erlegen, nicht mich bezwinge und hinabreiße in den Pfuhl ewiger Verderbniß!

Nachtrag des Paters Spiridion, Bibliothekar des Capuzinerkloſters zu B.

In der Nacht vom dritten auf den vierten September des Jahres 17** hat ſich viel Wunderbares in unſerm Kloſter ereignet. Es mochte wohl um Mitternacht ſein, als ich in der, neben der meinigen liegenden, Zelle des Bruders Medardus ein ſeltſames Kichern und Lachen, und während deſſen ein dumpfes klägliches Aechzen vernahm. Mir war es, als höre ich deutlich von einer ſehr häßlichen, widerwärtigen Stimme die Worte ſprechen: „Komm mit mir, Brüderchen Medardus, wir wollen die Braut ſuchen.“ Ich ſtand auf, und wollte mich zum Bruder Medardus begeben, da überfiel mich aber ein beſonderes Grauen, ſo daß ich, wie von dem Froſt eines Fiebers ganz gewaltig durch alle Glieder geſchüttelt wurde; ich ging demnach, ſtatt in des Medardus Zelle, zum Prior Leonardus, weckte ihn nicht ohne Mühe, und erzählte ihm, was ich vernommen. Der Prior erſchrak ſehr, ſprang auf und ſagte, ich ſolle geweihte Kerzen holen und wir wollten uns beide dann zum Bruder Medardus begeben. Ich that, wie mir geheißen, zündete die Kerzen an der Lampe des Mutter-Gottesbildes auf dem Gange an, und wir ſtiegen die Treppe hinauf. So ſehr wir aber auch horchen mochten, die abſcheuliche Stimme, die ich vernommen, ließ ſich nicht wieder hören. Statt deſſen hörten wir leiſe liebliche Glockenklänge, und es war ſo, als verbreite ſich ein feiner Roſenduft. Wir traten näher, da öffnete ſich die Thüre der Zelle, und ein wunderlicher großer Mann, mit weißem krauſen Bart, in einem violetten Mantel, ſchritt heraus; ich war ſehr erſchrocken, denn ich wußte wohl, daß der Mann ein drohendes Geſpenſt ſein mußte, da die Kloſterpforten feſt verſchloſſen waren, mithin kein Fremder eindringen konnte; aber Leonardus ſchaute ihn keck an, jedoch ohne ein Wort zu ſagen. „Die Stunde der Erfüllung iſt nicht mehr fern,“ ſprach die Geſtalt ſehr dumpf und feierlich, und verſchwand in dem dunklen Gange, ſo daß meine Bangigkeit noch ſtärker wurde und ich ſchier hätte die Kerze aus der zitternden Hand fallen laſſen mögen. Aber der Prior, der, ob ſeiner Frömmigkeit und Stärke im Glauben, nach Geſpenſtern nicht viel frägt, faßte mich beim Arm und ſagte: nun wollen wir in die Zelle des Bruders Medardus treten. Das geſchah denn auch. Wir fanden den Bruder, der ſchon ſeit einiger Zeit ſehr ſchwach worden, im Sterben, der Tod hatte ihm die Zunge gebunden, er röchelte nur noch was Weniges. Leonardus blieb bei ihm, und ich weckte die Brüder, indem ich die Glocke ſtark anzog und mit lauter Stimme rief: „Steht auf! — ſteht auf! — Der Bruder Medardus liegt im Tode!“ Sie ſtanden auch wirklich auf, ſo daß nicht ein einziger fehlte, als wir mit angebrannten Kerzen uns zu dem ſterbenden Bruder begaben. Alle, auch ich, der ich dem Grauen endlich widerſtanden, überließen uns vieler Betrübniß. Wir trugen den Bruder Medardus auf einer Bahre nach der Kloſterkirche, und ſetzten ihn vor dem Hochaltar nieder. Da erholte er ſich zu unſerm Erſtaunen und fing an zu ſprechen, ſo daß Leonardus ſelbſt, ſogleich nach vollendeter Beichte und Abſolution, die letzte Oelung vornahm. Nachher begaben wir uns, während Leonardus unten blieb und immerfort mit dem Bruder Medardus redete, in den Chor und ſangen die gewöhnlichen Todtengeſänge für das Heil der Seele des ſterbenden Bruders. Gerade als die Glocke des Kloſters den andern Tag, nämlich am fünften September des Jahres 17** Mittags zwölfe ſchlug, verſchied Bruder Medardus in des Priors Armen. Wir bemerkten, daß es Tag und Stunde war, in der voriges Jahr die Nonne Roſalia auf entſetzliche Weiſe, gleich nachdem ſie das Gelübde abgelegt, ermordet wurde. Bei dem Requiem und der Exportation hat ſich noch Folgendes ereignet. Bei dem Requiem nämlich verbreitete ſich ein ſehr ſtarker Roſenduft, und wir bemerkten, daß an dem ſchönen Bilde der heiligen Roſalia, das von einem ſehr alten unbekannten italieniſchen Maler verfertigt ſein ſoll, und das unſer Kloſter von den Capuzinern in der Gegend von Rom für erkleckliches Geld erkaufte, ſo daß ſie nur eine Copie des Bildes behielten, ein Strauß der ſchönſten, in dieſer Jahreszeit ſeltenen Roſen befeſtigt war. Der Bruder Pförtner ſagte, daß am frühen Morgen ein zerlumpter, ſehr elend ausſehender Bettler, von uns unbemerkt, hinaufgeſtiegen und den Strauß an das Bild geheftet habe. Derſelbe Bettler fand ſich bei der Exportation ein und drängte ſich unter die Brüder. Wir wollten ihn zurückweiſen, als aber der Prior Leonardus ihn ſcharf angeblickt hatte, befahl er, ihn unter uns zu leiden. Er nahm ihn als Laienbruder im Kloſter auf; wir nannten ihn Bruder Peter, da er im Leben Peter Schönfeld geheißen, und gönnten ihm den ſtolzen Namen, weil er überaus ſtill und gutmüthig war, wenig ſprach und nur zuweilen ſehr poſſierlich lachte, welches, da es gar nichts Sündliches hatte, uns ſehr ergötzte. Der Prior Leonardus ſprach einmal: des Peters Licht ſei im Dampf der Narrheit verlöſcht, in die ſich in ſeinem Innern die Ironie des Lebens umgeſtaltet. Wir verſtanden Alle nicht, was der gelehrte Leonardus damit ſagen wollte, merkten aber wohl, daß er mit dem Laienbruder Peter längſt bekannt ſein müſſe. So habe ich den Blättern, die des Bruders Medardi Leben enthalten ſollen, die ich aber nicht geleſen, die Umſtände ſeines Todes ſehr genau und nicht ohne Mühe ad majorem dei gloriam hinzugefügt. Friede und Ruhe dem entſchlafenen Bruder Medardus, der Herr des Himmels laſſe ihn dereinſt fröhlich auferſtehen und nehme ihn auf in den Chor heiliger Männer, da er ſehr fromm geſtorben.

Ende.

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmanns ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Mit 75 Bild- und Muſikbeigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmanns ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe

in vierzehn Bänden

Siebenter Band. Mit 3 Beigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

0903077*3

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt des ſiebenten Bandes.

Phantaſieſtücke in Callot's Manier.

Zwei Theile.

Erſter Theil.

Vorrede von Jean Paul 7
I. Jaques Callot 13
II. Ritter Gluck. Eine Erinnerung aus dem Jahre 1809... 15
III. Kreisleriana. Nro. 1–6 26
1. Johannes Kreisler's, des Kapellmeiſters, muſikaliſche Leiden 28
2. Ombra adorata! 34
3. Gedanken über den hohen Werth der Muſik 38
4. Beethovens Inſtrumental-Muſik 43
5. Höchſt zerſtreute Gedanken 52
6. Der vollkommene Maſchiniſt 61
VI. Don Juan. Eine fabelhafte Begebenheit, die ſich mit einem reiſenden Enthuſiaſten zugetragen 71
V. Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza 84

Zweiter Theil.

I. Der Magnetiſeur. Eine Familienbegebenheit 151
II. Der goldne Topf. Ein Märchen aus der neuen Zeit.
Erſte Vigilie. Die Unglücksfälle des Studenten Anſelmus. — Des Conrectors Paulmann Sanitätsknaſter und die goldgrünen Schlangen 180
Zweite Vigilie. Wie der Student Anſelmus für betrunken und wahnwitzig gehalten wurde. — Die Fahrt über die Elbe. — Die Bravour-Arie des Kapellmeiſters Graun. — Conradis Magen-Liqueur und das bronzene Aepfelweib........ 186
Dritte Vigilie. Nachrichten von der Familie des Archivarius Lindhorſt. — Veronika's blaue Augen. — Der Regiſtrator Heerbrand........ 203
Vierte Vigilie. Melancholie des Studenten Anſelmus. — Der ſmaragdene Spiegel. — Wie der Archivarius Lindhorſt als Stoßgeier davon flog und der Student Anſelmus Niemanden begegnete........ 209
Fünfte Vigilie. Die Frau Hofräthin Anſelmus. — Cicero de officiis. — Meerkatzen und anderes Geſindel. — Die alte Liese. — Das Aequinoctium 215

Sechſte Vigilie. Der Garten des Archivarius Lindhorſt nebſt einigen Spottvögeln. — Der goldne Topf. — Die engliſche Curſivſchrift. — Schnöde Hahnenfüße. — Der Geiſterfürſt 224
Siebente Vigilie. Wie der Conrector Paulmann die Pfeife ausklopfte und zu Bette ging. — Rembrandt und Höllenbreughel. — Der Zauberſpiegel und des Doctors Eckſtein Recept gegen eine unbekannte Krankheit 231
Achte Vigilie. Die Bibliothek der Palmbäume. — Schickſale eines unglücklichen Salamanders. — Wie die ſchwarze Feder eine Runkelrübe liebkoſete und der Regiſtrator Heerbrand ſich ſehr betrank 237
Neunte Vigilie. Wie der Student Anſelmus zu einiger Vernunft gelangte. — Die Punſchgeſellſchaft. — Wie der Student Anſelmus den Conrector Paulmann für einen Schuhu hielt, und dieſer ſich darob ſehr erzürnte. — Der Tintenklecks und ſeine Folgen 245
Zehnte Vigilie. Die Leiden des Studenten Anſelmus in der gläſernen Flaſche. — Glückliches Leben der Kreuzſchüler und Praktikanten. — Die Schlacht im Bibliothek-Zimmer des Archivarius Lindhorſt. — Sieg des Salamanders und Befreiung des Studenten Anſelmus 253
Elfte Vigilie. Des Conrectors Paulmann Unwille über die in ſeiner Familie ausgebrochene Tollheit. — Wie der Regiſtrator Heerbrand Hofrath worden, und im ſtärkſten Froſte in Schuhen und ſeidenen Strümpfen einherging. — Veronika's Geſtändniſſe. — Verlobung bei der dampfenden Suppenſchüſſel 259
Zwölfte Vigilie. Nachricht von dem Rittergut, das der Anſelmus als des Archivarius Lindhorſt Schwiegerſohn bezogen, und wie er dort mit der Serpentina lebt. — Beſchluß 264

III. Die Abentheuer der Sylveſter-Nacht.

Vorwort des Herausgebers 270
1. Die Geliebte 270
2. Die Geſellſchaft im Keller 275
3. Erſcheinungen 280
4. Die Geſchichte vom verlornen Spiegelbilde 284
IV. Kreisleriana 300
1. Brief des Barons Wallborn an den Kapellmeiſter Kreisler 302
2. Brief des Kapellmeiſters Kreisler an den Baron Wallborn 305
3. Kreislers muſikaliſch-poetiſcher Klubb 309
4. Nachricht von einem gebildeten jungen Mann 314
5. Der Muſikfeind 323
6. Ueber einen Ausſpruch Sacchini's, und über den ſogenannten Effekt in der Muſik 331
7. Johannes Kreislers Lehrbrief 339

Phantaſieſtücke
in Callot's Manier.

Blätter aus dem Tagebuche
eines
reiſenden Enthuſiaſten.

Mit einer Vorrede von Jean Paul.

Erſter Theil.

Vorrede.

Dieſe Vorrede zu dem nachfolgenden Buche, um welche ich erſucht worden, kleid' ich vielleicht mit Vortheil in eine Rezenſion ein, beſonders, da die eigenen Vorreden der Verfaſſer eigentlicher Weiſe nichts ſind, als offene Selbſtrezenſionen. Auch dem Hrn. Verfaſſer dieſes Werks wird es gefallen, daß auf dieſem Wege die Rezenſion faſt noch früher — vielleicht um neun und mehrere Blätter früher — erſcheint, als das Buch ſelber, während andere Autoren Gott und den Literaturzeitungen ſchon danken, wenn die Rezenſionen endlich einlaufen, nachdem die Bücher längſt abgegangen, entweder mit Tod, oder durch Abſatz. Hier iſt nun die Rezenſion ſelber abgeſchrieben.

Jenaische
Allgemeine Literaturzeitung.

December 1823.

Schöne Wissenschaften.

Phantaſieſtücke in Callot's Manier. Mit einer Vorrede von Jean Paul. 8. Bamberg, bei C. F. Kunz. 2 Theile.

Wir wollen die Verſpätung unſerer Anzeige nicht weitläufig entſchuldigen, denn wer das Buch geleſen, dem hat ſie nichts geſchadet, und er bekommt jetzo nur zu ſeinem Urtheile ein fremdes dazu; wer es aber nicht geleſen, kann nun froh ſeyn, daß wir ihn zum Leſen bringen und zwingen. Deutſche Literaturzeitungen und Blätter dürfen überhaupt etwas treuer das Geſetz im Auge haben, — wie Autoren mit der Herausgabe ihrer Werke, — eben ſo mit der Anzeige zurückzuhalten, wenn auch nicht immer horaziſche neun Jahre. Was das deutſche Publikum dabei gewinnt, weiß es ſelber am beſten, und ſchlägt die Verzug-Zinſen an. Gute Schriftſteller, die längſt vergeſſen, lernt es kennen bei ſolcher Gelegenheit auf der kritiſchen Poste restante, und vergißt ſie nicht mehr; denn wenn nach D'Alembert das leichte Behalten der Verſe ein Zeichen von deren Güte, ſo noch mehr das Behalten eines ganzen Buches, in dem weniger eiſernen als queckſilbernen Gedächtniſſe des Publikums. Dieſes läßt faſt, wie Cicero von Cäſar rühmt, daß er nichts vergeſſe, außer Beleidigungen, auf eine ähnliche ſchöne Weiſe nichts ſo leicht aus dem Gedächtniß fahren, als Bücher; eben als die wahren Beleidigungen, welche ſo viele hundert Schreiber jährlich zwei Mal dem Publikum anthun. Ueberhaupt werden wenige Menſchen ſo oft beleidigt, als recht viele auf ein Mal; und ein Volk häufiger und gröber, als deſſen Fürſt.

Um aber das Verſpäten der Rezenſion nicht durch die Rechtfertigung deſſelben noch länger fortzuſetzen, machen wir ſogleich über den Titel die Bemerkung, daß er richtiger ſeyn könnte. Beſtimmter würde er Kunſtnovellen*) heißen; denn Callot's Maler- oder vielmehr Dicht-Manier herrſcht weder mit ihren Fehlern, noch, einige Stellen ausgenommen, mit ihren Größen im Buche. Der Verfaſſer hat ſelber im erſten Aufſatze am ſchönſten über dieſen malenden Gozzi und Farben-Leibgeber geſprochen; und Callot ſcheint — wie Humor über dem Scherze — ſo über dem proſaiſchen Hogarth, als poetiſcher Zerrbildner und romantiſcher Anagrammatiker der Natur zu ſtehen.

Unſerem Verfaſſer dürfen wir ein Lob anderer Gattung ertheilen. In ſeiner dunkeln Kammer (camera obscura) bewegen ſich an den Wänden heftig und farbenächt die koketten Kleiſter- und Eſſigaale der Kunſt gegen einander, und beſchreiben ſchnalzend ihre Kreiſe. In rein-ironiſcher und launiger Verkleinerung ſind die ekeln Kunſtliebeleien mit Künſten und Kunſtliebhabern zugleich gemalt; der Umriß iſt ſcharf, die Farben ſind warm, und das ganze voll Seele und Freiheit. Am dichteſten läßt der Verfaſſer ſeinen ſatiriſchen Feuerregen auf die muſikaliſche Schönthuerei niederfallen, zumal in der trefflichen Nro. III. Kreisleriana. Da die Muſik eigentlich die allgemeinſte Kunſt und Volkskunſt iſt, und Jeder wenigſtens ſingt,

---

*) Doch ſpielt Nro. VI. [Th. II. Nro. I.], der Magnetiſeur in einem andern Gebiete; eine mit kecker Romantik und Anordnung und mit Kraftgeſtalten fortreißende Erzählung.

z. B. in der Kirche und als Bettler, die einzige ins Thierreich hinüberſteigende — und da man dieſe Kunſt, wenn man ſeine Kehle oder ſeine Finger bei ſich führt, in jedem Beſuchzimmer in jeder Minute auspacken kann, um durch ſeine Kunſtausſtellung auf eigne Hand die Preiſe aller derer zu gewinnen, welche Thee mittrinken: ſo iſt keine Narrheit natürlicher, verzeiblicher und häufiger als die, daß die Gefallſucht, beſonders die weibliche, ihre muſikaliſchen Pfauenräder in Modeſtädten vor Jedem ſchlägt, der Augen hat zu ſehen, wie Kunſt und Künſtlerin zu Einer Schönheit verſchmelzen. Was den wahren Virtuoſen, wie hier den Kapellmeiſter Kreiſler, dabei ſo ingrimmig auf dieſes Stuben-Charivari macht, iſt vielleicht weniger die Beleidigung der Kunſt, als die des Künſtlers ſelber, welchen man in vornehmen Reſidenzhäuſern als Muſikdirektor zum Platzkommandanten muſikaliſcher Abc-Schützen anſtellt. „Könnte man nicht, denkt der zum Freudenmeiſter heruntergeſetzte Muſikmeiſter laut genug, und ſchreibt es vielleicht hin, ohne Koſten meiner Ohren vielen Hohen und Schönen ſchmeicheln? Und ſoll, fährt er noch hitziger fort, von weiblichen Paradiesvögeln den Männern noch das Kunſtparadies entführt, oder verſpottet werden, und ſie ſtellen ſich dann als Engel davor und bewachen es treu? O Teufel und deren Großmutter!“ beſchließt er dann wild genug. Ein Künſtler kann leicht genug — Beiſpiels halber ſei es unſer Verfaſſer — aus Kunſtliebe in Menſchenhaß gerathen, und die Roſenkränze der Kunſt als Dornenkronen und Stachelgürtel zum Züchtigen verbrauchen. Inzwiſchen bedenk' er doch ſich und die Sache! Die durch Kunſtliebe einbüßende Menſchenliebe rächt ſich ſtark durch Erkältung der Kunſt ſelber; denn Liebe kann wohl der Meßkünſtler, Denkkünſtler, Wappenkünſtler entbehren, aber nicht der Künſtler ſelber, er ſei einer in welchem Schönen er's wolle. Liebe und Kunſt leben gegenſeitig in einander, wie Gehirn und Herz, beide einander zur Wechſel-Stärkung eingeimpft. Manches jetzige Kunſtpantheon iſt deshalb ein durchſichtiger, reiner, blinkender Eispallaſt — mit allen erdenklichen Geräthſchaften aus Eis verſehen — ſogar mit einem Brautbett und Ofen, in welchem letzten gar ein Naphtaflämmchen ohne Schaden der Eiskacheln brennt.

Wir kehren zu unſerem Verfaſſer, den wir mit dem Vorigen nun ſattſam geärgert, und zu ſeinem Zorne über die ſchreienden Sünden an der Tonkunſt zurück, und gehen mit ihm zu den ſtummen der

Leibkunſt der neueren hiſtoriſchen und mythologiſchen Gliedermänninnen über, welche ihre Figur zu einem Wachsfigurenkabinet aus einander zu prägen wiſſen, um ihre Leiber noch vor der Auferſtehung zu verklären. Gegen ſolche, in ſofern ſie den Zauberſhawl nur zu Schminklappen verwenden, und die Schöpferin mit dem Geſchöpfe anputzen, iſt der Herr Verf. in Nro. V. gut genug auf- und losgefahren. Sein Feuereifer gegen gemißbrauchte Kunſt iſt recht; das Schöne und Ewige ſey nie Schminke des Unſchönen und Zeitlichen, und das Heiligenbild verziere keinen unheiligen Körper. Der Gefallſucht verzeiht man lieber eine ſchöne Flucherin, als eine ſchöne Beterin, denn mit dem Teufel kann man ſpaßen, aber nicht mit Gott.

Nicht ohne Vergnügen haben wir auch in dieſem Werke wieder wahrgenommen, daß ſeit einigen Jahrzehnden die deutſche Satire und Ironie und Laune, ja der Humor häufiger den britiſchen Weg einſchlägt, und daß Swifts und Sternes herübergetragne Loretto-Häuschen oder Studierzimmer zu Gradierhäuſern unſers komiſchen Salzes geworden. Den jetzigen Salzgeiſt, auch in den Flug- und Tagblättern, in den Aufſätzen des Morgenblattes, der eleganten Zeitung, der Heidelberger Jahrbücher, der Literaturzeitungen ꝛc. würden wir ſchwerlich gegen die breiten dicken Salzpfannen der Bahrdte mit ihren Ketzeralmanachen, der Kriegsrath Kranze, der Vademekumer, der Wetzel, der allg. deutſch. Bibliothekare u. ſ. w. vertauſchen wollen. Aber natürlicher Weiſe iſt das Lichten des komiſchen Stils darum noch nicht zugleich Anwuchs des komiſchen Witzes.

Bei Nro. V. „Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza," merkt der Herr Verf. bloß an, daß er eine Fortſetzung der beiden Hunde Scipio und Berganza in Cervantes Erzählungen gebe. Er giebt etwas Gutes, und ſeinen Hund benützt er zum Geſpräche mit einem Menſchen, oft humoriſtiſcher als ſelber Cervantes. Sein Hund fällt, richtig geleitet und angehetzt, tief genug in die verſchiedenen Waden der Schauſpielherren (Regisseurs), welche den Dichter verſtümmeln, um die Spieler (ja die Hörer) zu ergänzen, und die an ihren Geſtalten, wie die Türken von den Bildſäulen, die Naſen abſchlagen, damit ſie nicht lebendig werden. Wer nicht verlängern könnte, ſollte nicht zu verkürzen wagen; kaum ein Göthe würde Schillern durch Nehmen zu geben ſuchen; hingegen die Verſchnittenen der Kunſt verſchneiden keck die Künſtler, und laſſen unverſchämt die Bühne zwiſchen Kanzel und Pranger des Genius wechſeln. Wir geſtehen, wären wir ſelber Trauer- oder Luſtſpielſchreiber, ärger als jeden Nachdrucker würden wir theatraliſche Umdrucker und Sabbathſchänder unſerer heiligſten Sonntags- und Muſenſtunden verfolgen und beſchimpfen, mit welchen letzten wir ſo ſchön und wohlthuend auf die Nachwelt in Parterre und Paradies einzugreifen rechnen gedurft.

Höflich wär' es vom Herrn Verfaſſer geweſen, wenn er die Anſpielungen auf Cervantes Erzählung wenigſtens nur mit Einer Note, hätte erklären wollen. Aber Verfaſſer ſind jetzo nicht höflich. Denn weil Göthe zuweilen ſeine Mitwelt für eine Nachwelt anſieht, um deren künftige Unwiſſenheit ſich ein Unſterblicher nicht zu bekümmern braucht, ſo wie Horaz ſich nicht ad usum Delphini mit notis variorum an's Licht ſtellte: ſo wollen ihm die übrigen Göthes (wir dürfen ihre Anzahl rühmen) darin nichts zuvorlaſſen, ſondern tauſend Dinge vorausſetzen, wie z. B. Tieck die nöthigſten Erklärungen in ſeinem altdeutſchen Roman: Frauendienſt. Ueberhaupt iſt man jetzo grob gegen die halbe Welt, wenn anders die Leſewelt ſo groß iſt; Verzeichniſſe des Inhalts — (oft der Druckfehler) — Kapitel — erläuternde Noten — Anführungen nach Seitenzahlen — Regiſterſache ohnehin — auch Vorreden (z. B. dieſem Buche) und Abſätze (wie hier) fehlen neuerer Zeiten gewöhnlich, und der Leſer helfe ſich ſelber, denn ſein Autor iſt grob.

Da die Grenzen des Inſtituts jedes ausführlichere Urtheil uns verbieten: ſo tragen wir nur flüchtig das Nöthigſte nach. Nach dem gewöhnlichen kritiſchen Herkommen, welchem zufolge der namenloſe Rezenſent den Namen jedes Autors anzugeben hat, der ſeinen verſchwiegen, berichten wir denn, daß der Herr Verfaſſer Hoffmann heißt, und Muſikdirektor in Dresden iſt. Kenner und Freunde deſſelben, und die muſikaliſche Kenntniß und Begeiſterung im Buche ſelber, verſprechen und verſichern von ihm die Erſcheinung eines hohen Tonkünſtlers. Deſto beſſer und deſto ſeltener! denn bisher warf immer der Sonnengott die Dichtgabe mit der Rechten und die Tongabe mit der Linken zwei ſo weit aus einander ſtehenden Menſchen zu, daß wir noch bis dieſen Augenblick auf den Mann harren, der eine ächte Oper zugleich dichtet und ſetzt.

Weiter hinzuzuthun haben wir ſchließlich nichts, als daß die Vorrede zum Buche von fremder, indeß bekannter Hand gefertigt worden; doch wollen wir über ſie aus Rückſichten, welche jeder Zarte von ſelber erräth, nichts ſagen, als nur dieß: Die Manier ihres Verfaſſers iſt bekannt genug.

Frip.

Auch ich weiß nichts weiter hinzuzuthun, als den Wunſch, daß ich möge eine ſolche Vorrede geliefert haben, wie Frip eine Rezenſion; und dann kann die Welt zufrieden ſeyn. Ihr und mir wünſch' ich noch die verſprochene baldige Fortſetzung in Callot's kühnſter Manier.

Baireuth, den 24. Nov. 1813.

Jean Paul Friedr. Richter.

I.

Jaques Callot.

Warum kann ich mich an deinen ſonderbaren phantaſtiſchen Blättern nicht ſatt ſehen, du kecker Meiſter! — Warum kommen mir deine Geſtalten, oft nur durch ein paar kühne Striche angedeutet, nicht aus dem Sinn? — Schaue ich deine überreichen aus den heterogenſten Elementen geſchaffenen Compoſitionen lange an, ſo beleben ſich die tauſend und tauſend Figuren, und jede ſchreitet, oft aus dem tiefſten Hintergrunde, wo es erſt ſchwer hielt ſie nur zu entdecken, kräftig und in den natürlichſten Farben glänzend hervor. —

Kein Meiſter hat ſo wie Callot gewußt, in einem kleinen Raum eine Fülle von Gegenſtänden zuſammenzudrängen, die ohne den Blik zu verwirren, neben einander, ja in einander heraustreten, ſo daß das Einzelne als Einzelnes für ſich beſtehend, doch dem Ganzen ſich anreiht. Mag es ſeyn, daß ſchwierige Kunſtrichter ihm ſeine Unwiſſenheit in der eigentlichen Gruppirung, ſo wie in der Vertheilung des Lichts, vorgeworfen; indeſſen geht ſeine Kunſt auch eigentlich über die Regeln der Malerei hinaus, oder vielmehr ſeine Zeichnungen ſind nur Reflexe aller der phantaſtiſchen wunderlichen Erſcheinungen, die der Zauber ſeiner überregen Phantaſie hervorrief. Denn ſelbſt in ſeinen aus dem Leben genommenen Darſtellungen, in ſeinen Aufzügen, ſeinen Bataillen u. ſ. w. iſt es eine lebensvolle Phyſiognomie ganz eigner Art, die ſeinen Figuren, ſeinen Gruppen — ich möchte ſagen etwas fremdartig Bekanntes giebt. — Selbſt das Gemeinſte aus dem Alltagsleben — ſein Bauerntanz, zu dem Muſikanten aufſpielen, die wie Vögelein in den Bäumen ſitzen, — erſcheint in dem Schimmer einer gewiſſen romantiſchen Originalität, ſo daß das dem Phantaſtiſchen hingegebene Gemüth auf eine wunderbare Weiſe davon angeſprochen wird. — Die Ironie, welche, indem ſie das Menſchliche mit dem Thier in Conflikt ſetzt, den Menſchen mit ſeinem ärmlichen Thun und Treiben verhöhnt, wohnt nur in einem tiefen Geiſte, und ſo enthüllen Callot's aus Thier und Menſch geſchaffene groteske Geſtalten dem ernſten tiefer eindringenden Beſchauer alle die geheimen Andeutungen, die unter dem Schleier der Skurrilität verborgen liegen. — Wie iſt doch in dieſer Hinſicht der Teufel, dem in der Verſuchung des heiligen Antonius die Naſe zur Flinte gewachſen, womit er unaufhörlich nach dem Mann Gottes zielt, ſo vortrefflich; — der luſtige Teufel Feuerwerker, ſo wie der Clarinettiſt, der ein ganz beſonderes Organ braucht, um ſeinem Inſtrumente den nöthigen Athem zu geben, auf demſelben Blatte ſind eben ſo ergötzlich.

Es iſt ſchön, daß Callot eben ſo kühn und keck, wie in ſeinen feſten kräftigen Zeichnungen, auch im Leben war. Man erzählt, daß, als Richelieu von ihm verlangte, er ſolle die Einnahme ſeiner Vaterſtadt Nancy graviren, er freimüthig erklärte: eher haue er ſich ſeinen Daumen ab, als daß er die Erniedrigung ſeines Fürſten und ſeines Vaterlands durch ſein Talent verewige.

Könnte ein Dichter oder Schriftſteller, dem die Geſtalten des gewöhnlichen Lebens in ſeinem innern romantiſchen Geiſterreiche erſcheinen, und der ſie nun in dem Schimmer, von dem ſie dort umfloſſen, wie in einem fremden wunderlichen Putze darſtellt, ſich nicht wenigſtens mit dieſem Meiſter entſchuldigen und ſagen: Er habe in Callot's Manier arbeiten wollen?

II.

Ritter Gluck.

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1809.

Der Spätherbſt in Berlin hat gewöhnlich noch einige ſchöne Tage. Die Sonne tritt freundlich aus dem Gewölk hervor, und ſchnell verdampft die Näſſe in der lauen Luft, welche durch die Straßen weht. Dann ſieht man eine lange Reihe, buntgemiſcht — Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geiſtliche, Jüdinnen, Referendare, Freudenmädchen, Profeſſoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Offiziere u. ſ. w. durch die Linden, nach dem Thiergarten ziehen. Bald ſind alle Plätze bei Klaus und Weber beſetzt; der Mohrrüben-Kaffee dampft, die Elegants zünden ihre Zigaro's an, man ſpricht, man ſtreitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Mad. Bethmann, ob ſie neulich grau oder grün waren, über den geſchloſſenen Handelsſtaat und böſe Groſchen u. ſ. w., bis alles in eine Arie aus Fanchon zerfließt, womit eine verſtimmte Harfe, ein paar nicht geſtimmte Violinen, eine lungenſüchtige Flöte und ein ſpaßmatiſcher Fagott ſich und die Zuhörer quälen. Dicht an dem Geländer, welches den Weberſchen Bezirk von der Heerſtraße trennt, ſtehen mehrere kleine runde Tiſche und Gartenſtühle; hier athmet man freie Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden, iſt entfernt von dem kakophoniſchen Getöſe jenes vermaledeiten Orcheſters: da ſetze ich mich hin, dem leichten Spiel meiner Phantaſie mich überlaſſend, die mir befreundete Geſtalten zuführt, mit denen ich über Wiſſenſchaft, über Kunſt, über alles, was dem Menſchen am theuerſten ſeyn ſoll, ſpreche. Immer bunter und bunter wogt die Maſſe der Spaziergänger bei mir vorüber, aber nichts ſtört mich, nichts kann meine phantaſtiſche Geſellſchaft verſcheuchen. Nur das verwünſchte Trio eines höchſt niederträchtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt. Die kreiſchende Oberſtimme der Violine und Flöte, und des Fagotts ſchnarrenden Grundbaß allein höre ich; ſie gehen auf und ab feſt aneinander haltend in Oktaven, die das Ohr zerſchneiden, und unwillkürlich, wie jemand, den ein brennender Schmerz ergreift, ruf ich aus:

Welche raſende Muſik! die abſcheulichen Oktaven! — Neben mir murmelt es:

Verwünſchtes Schickſal! ſchon wieder ein Oktavenjäger!

Ich ſehe auf und werde nun erſt gewahr, daß, von mir unbemerkt, an demſelben Tiſch ein Mann Platz genommen hat, der ſeinen Blick ſtarr auf mich richtet, und von dem nun mein Auge nicht wieder los kommen kann.

Nie ſah ich einen Kopf, nie eine Geſtalt, die ſo ſchnell einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht hätten. Eine ſanft gebogene Naſe ſchloß ſich an eine breite, offene Stirn, mit merklichen Erhöhungen über den buſchigen, halbgrauen Augenbraunen, unter denen die Augen mit beinahe wildem, jugendlichem Feuer (der Mann mochte über funfzig ſeyn) hervorblitzten. Das weich geformte Kinn ſtand in ſeltſamem Kontraſt mit dem geſchloſſenen Munde, und ein ſkurriles Lächeln, hervorgebracht durch das ſonderbare Muskelſpiel in den eingefallenen Wangen, ſchien ſich aufzulehnen gegen den tiefen, melancholiſchen Ernſt, der auf der Stirn ruhte. Nur wenige graue Löckchen lagen hinter den großen, vom Kopfe abſtehenden Ohren. Ein ſehr weiter, moderner Ueberrock hüllte die große hagere Geſtalt ein. So wie mein Blick auf den Mann traf, ſchlug er die Augen nieder, und ſetzte das Geſchäft fort, worin ihn mein Ausruf wahrſcheinlich unterbrochen hatte. Er ſchüttete nämlich aus verſchiedenen kleinen Düten mit ſichtbarem Wohlgefallen Taback in eine vor ihm ſtehende große Doſe und feuchtete ihn mit rothem Wein aus einer Viertelsflaſche an. Die Muſik hatte aufgehört; ich fühlte die Nothwendigkeit ihn anzureden.

Es iſt gut, daß die Muſik ſchweigt, ſagte ich; das war ja nicht auszuhalten.

Der Alte warf mir einen flüchtigen Blick zu und ſchüttete die letzte Düte aus.

Es wäre beſſer, daß man gar nicht ſpielte! nahm ich nochmals das Wort. Sind Sie nicht meiner Meinung?

Ich bin gar keiner Meinung, ſagte er. Sie ſind Muſiker und Kenner von Profeſſion ....

Sie irren; beides bin ich nicht. Ich lernte ehemals Klavierſpielen und Generalbaß, wie eine Sache, die zur guten Erziehung gehört, und da ſagte man mir unter anderm, nichts mache einen widrigern Effekt, als wenn der Baß mit der Oberſtimme in Oktaven fortſchreite. Ich nahm das damals auf Autorität an und habe es nachher immer bewährt gefunden.

Wirklich? fiel er mir ein, ſtand auf, und ſchritt langſam und bedächtig nach den Muſikanten hin, indem er öfters, den Blick in die Höhe gerichtet, mit flacher Hand an die Stirn klopfte, wie jemand, der irgend eine Erinnerung wecken will. Ich ſah ihn mit den Muſikanten ſprechen, die er mit gebietender Würde behandelte. Er kehrte zurück, und kaum hatte er ſich geſetzt, als man die Ouvertüre der Iphigenia in Aulis zu ſpielen begann.

Mit halbgeſchloſſnen Augen, die verſchränkten Arme auf den Tiſch geſtützt, hörte er das Andante; den linken Fuß leiſe bewegend bezeichnete er das Eintreten der Stimmen: jetzt erhob er den Kopf — ſchnell warf er den Blick umher — die linke Hand, mit auseinandergeſpreizten Fingern, ruhte auf dem Tiſche, als greife er einen Accord auf dem Flügel, die rechte Hand hob er in die Höhe: es war ein Kapellmeiſter, der dem Orcheſter das Eintreten des andern Tempo's angiebt — die rechte Hand fällt und das Allegro beginnt! — Eine brennende Röthe fliegt über die blaſſen Wangen; die Augenbraunen fahren zuſammen auf der gerunzelten Stirn, eine innere Wuth entflammt den wilden Blick mit einem Feuer, das mehr und mehr das Lächeln wegzehrt, das noch um den halbgeöffneten Mund ſchwebte. Nun lehnt er ſich zurück, hinauf ziehen ſich die Augenbraunen, das Muskelſpiel auf den Wangen kehrt wieder, die Augen erglänzen, ein tiefer, innerer Schmerz löſt ſich auf in Wolluſt, die alle Fibern ergreift und krampfhaft erſchüttert — tief aus der Bruſt zieht er den Athem, Tropfen ſtehen auf der Stirn; er deutet das Eintreten des Tutti und andere Hauptſtellen an; ſeine rechte Hand verläßt den Takt nicht, mit der linken holt er ſein Tuch hervor und fährt damit über das Geſicht. — So belebte er das Skelett, welches jene paar Violinen von der Ouvertüre gaben, mit Fleiſch und Farben. Ich hörte die ſanfte, ſchmelzende Klage, womit die Flöte emporſteigt, wenn der Sturm der Violinen und Bäſſe ausgetobt hat und der Donner der Pauken ſchweigt; ich hörte die leiſe anſchlagenden Töne der Violoncelle, des Fagotts, die das Herz mit unnennbarer Wehmuth erfüllen: das Tutti kehrt wieder, wie ein Rieſe hehr und groß ſchreitet das Uniſono fort, die dumpfe Klage erſtirbt unter ſeinen zermalmenden Tritten. —

Die Ouverture war geendigt; der Mann ließ beide Arme herabſinken und ſaß mit geſchloſſenen Augen da, wie jemand, den eine übergroße Anſtrengung entkräftet hat. Seine Flaſche war leer: ich füllte ſein Glas mit Burgunder, den ich unterdeſſen hatte geben laſſen. Er ſeufzte tief auf, er ſchien aus einem Traume zu erwachen. Ich nöthigte ihn zum Trinken; er that es ohne Umſtände, und indem er das volle Glas mit einem Zuge hinunterſtürzte, rief er aus: Ich bin mit der Aufführung zufrieden! das Orcheſter hielt ſich brav!

Und doch, nahm ich das Wort — doch wurden nur ſchwache Umriſſe eines mit lebendigen Farben ausgeführten Meiſterwerkes gegeben.

Urtheile ich richtig? — Sie ſind kein Berliner!

Ganz richtig; nur abwechſelnd halte ich mich hier auf.

Der Burgunder iſt gut: aber es wird kalt.

So laſſen ſie uns ins Zimmer gehen und dort die Flaſche leeren.

Ein guter Vorſchlag. — Ich kenne Sie nicht: dafür kennen Sie mich aber auch nicht. Wir wollen uns unſere Namen nicht abfragen; Namen ſind zuweilen läſtig. Ich trinke Burgunder, er koſtet mich nichts, wir befinden uns wohl bei einander, und damit gut.

Er ſagte dies alles mit gutmüthiger Herzlichkeit. Wir waren ins Zimmer getreten; als er ſich ſetzte, ſchlug er den Ueberrock auseinander und ich bemerkte mit Verwunderung, daß er unter demſelben eine geſtickte Weſte mit langen Schößen, ſchwarz ſammtne Beinkleider und einen ganz kleinen, ſilbernen Degen trug. Er knöpfte den Rock ſorgfältig wieder zu.

Warum fragten Sie mich, ob ich ein Berliner ſei? begann ich.

Weil ich in dieſem Falle genöthigt geweſen wäre, Sie zu verlaſſen.

Das klingt räthſelhaft.

Nicht im mindeſten, ſo bald ich Ihnen ſage, daß ich — nun, daß ich ein Komponiſt bin.

Noch immer errathe ich Sie nicht.

So verzeihen Sie meinen Ausruf vorhin; denn ich ſehe, Sie verſtehen ſich ganz und gar nicht auf Berlin und auf Berliner.

Er ſtand auf und ging einigemale heftig auf und ab; dann trat er ans Fenſter und ſang kaum vernehmlich den Chor der Prieſterinnen aus der Iphigenia in Tauris, indem er dann und wann bei dem Eintreten der Tutti an die Fenſterſcheiben klopfte. Mit Verwundern bemerkte ich, daß er gewiſſe andere Wendungen der Melodien nahm, die durch Kraft und Neuheit frappirten. Ich ließ ihn gewähren. Er hatte geendigt und kehrte zurück zu ſeinem Sitz. Ganz ergriffen von des Mannes ſonderbarem Benehmen und den phantaſtiſchen Aeußerungen eines ſeltenen muſikaliſchen Talents, ſchwieg ich. Nach einer Weile fing er an:

Haben Sie nie komponirt?

Ja; ich habe mich in der Kunſt verſucht: nur fand ich alles, was ich, wie mich dünkte, in Augenblicken der Begeiſterung geſchrieben hatte, nachher matt und langweilig; da ließ ich's denn bleiben.

Sie haben Unrecht gethan; denn ſchon, daß Sie eigne Verſuche verwarfen, iſt kein übles Zeichen Ihres Talents. Man lernt Muſik als Knabe, weil's Papa und Mama ſo haben wollen; nun wird darauf los geklimpert und gegeigt: aber unvermerkt wird der Sinn empfänglicher für Melodie. Vielleicht war das halb vergeſſene Thema eines Liedchens, welches man nun anders ſang, der erſte eigne Gedanke, und dieſer Embryo, mühſam genährt von fremden Kräften, genas zum Rieſen, der alles um ſich her aufzehrte und in ſein Mark und Blut verwandelte! — Ha, wie iſt es möglich, die tauſenderlei Arten, wie man zum Komponiren kommt, auch nur anzudeuten! — Es iſt eine breite Heerſtraße, da tummeln ſich Alle herum, und jauchzen und ſchreien: wir ſind Geweihte! wir ſind am Ziel! — Durch's elfenbeinerne Thor kommt man ins Reich der Träume: wenige ſehen das Thor einmal, noch wenigere gehen durch! — Abenteuerlich ſieht es hier aus. Tolle Geſtalten ſchweben hin und her, aber ſie haben Charakter — eine mehr wie die andere. Sie laſſen ſich auf der Heerſtraße nicht ſehen: nur hinter dem elfenbeinernen Thor ſind ſie zu finden. Es iſt ſchwer, aus dieſem Reiche zu kommen, wie vor Alzinens Burg verſperren die Ungeheuer den Weg — es wirbelt — es dreht ſich — viele verträumen den Traum im Reiche der Träume — ſie zerfließen im Traum — ſie werfen keinen Schatten mehr, ſonſt würden ſie am Schatten gewahr werden den Strahl, der durch dieß Reich fährt; aber nur wenige, erweckt aus dem Traume, ſteigen empor und ſchreiten durch das Reich der Träume — ſie kommen zur Wahrheit — der höchſte Moment iſt da: die Berührung mit dem Ewigen, Unausſprechlichen! — Schaut die Sonne an, ſie iſt der Dreiklang, aus dem die Accorde, Sternen gleich, herabſchießen und Euch mit Feuerfaden umſpinnen. — Verpuppt im Feuer liegt Ihr da, bis ſich Pſyche emporſchwingt in die Sonne. —

Bei den letzten Worten war er aufgeſprungen, warf den Blick, warf die Hand in die Höhe. Dann ſetzte er ſich wieder und leerte ſchnell das ihm eingeſchenkte Glas. Es entſtand eine Stille, die ich nicht unterbrechen mochte, um den außerordentlichen Mann nicht aus dem Geleiſe zu bringen. Endlich fuhr er beruhigter fort:

Als ich im Reiche der Träume war, folterten mich tauſend Schmerzen und Aengſte! Nacht war's und mich ſchreckten die grinſenden Larven der Ungeheuer, welche auf mich einſturmten und mich bald in den Abgrund des Meeres verſenkten, bald hoch in die Lufte emporhoben. Da fuhren Lichtſtrahlen durch die Nacht, und die Lichtſtrahlen waren Töne, welche mich umfingen mit lieblicher Klarheit. — Ich erwachte von meinen Schmerzen und ſah ein großes, helles Auge, das blickte in eine Orgel, und wie es blickte, gingen Töne hervor, und ſchimmerten und umſchlangen ſich in herrlichen Accorden, wie ich ſie nie gedacht hatte. Melodien ſtrömten auf und nieder, und ich ſchwamm in dieſem Strom und wollte untergehen; da blickte das Auge mich an und hielt mich empor uber den brauſenden Wellen. — Nacht wurde es wieder, da traten zwei Koloſſe in glänzenden Harniſchen auf mich zu: Grundton und Quinte! ſie riſſen mich empor, aber das Auge lächelte: Ich weiß, was deine Bruſt mit Sehnſucht erfüllt; der ſanfte, weiche Jungling, Terz, wird unter die Koloſſe treten; du wirſt ſeine ſüße Stimme hören, mich wieder ſehen, und meine Melodien werden dein ſeyn. —

Er hielt inne.

Und Sie ſahen das Auge wieder?

Ja, ich ſah' es wieder! — Jahre lang ſeufzt' ich im Reich der Träume — da — ja da! Ich ſaß in einem herrlichen Thal, und hörte zu, wie die Blumen mit einander ſangen. Nur eine Sonnenblume ſchwieg und neigte traurig den geſchloſſenen Kelch zur Erde. Unſichtbare Bande zogen mich hin zu ihr — ſie hob ihr Haupt — der Kelch ſchloß ſich auf, und aus ihm ſtrahlte mir das Auge entgegen.

Nun zogen die Töne, wie Lichtſtrahlen, aus meinem Haupte zu den Blumen, die begierig ſie einſogen. Größer und größer wurden der Sonnenblume Blätter — Gluthen ſtrömten aus ihnen hervor — ſie umfloſſen mich — das Auge war verſchwunden und ich im Kelche. —

Bei den letzten Worten ſprang er auf und eilte mit raſchen, jugendlichen Schritten zum Zimmer hinaus. Vergebens wartete ich auf ſeine Zurückkunft: ich beſchloß daher nach der Stadt zu gehen.

Schon war ich in der Nähe des Brandenburger Thores, als ich in der Dunkelheit eine lange Figur hinſchreiten ſah und alsbald meinen Sonderling wiedererkannte. Ich redete ihn an:

Warum haben Sie mich ſo ſchnell verlaſſen?

Es wurde zu heiß, und der Euphon fing an zu klingen.

Ich verſtehe Sie nicht!

Deſto beſſer.

Deſto ſchlimmer, denn ich möchte Sie gern ganz verſtehen.

Hören Sie denn nichts?

Nein.

— Es iſt vorüber! — Laſſen Sie uns gehen. Ich liebe ſonſt nicht eben die Geſellſchaft; aber — Sie komponiren nicht — Sie ſind kein Berliner. —

Ich kann nicht ergründen, was Sie ſo gegen die Berliner einnimmt? Hier, wo die Kunſt geachtet und in hohem Maaße ausgeübt wird, ſollt' ich meinen, müßte einem Manne von Ihrem künſtleriſchen Geiſte wohl ſeyn!

Sie irren! — Zu meiner Qual bin ich verdammt, hier, wie ein abgeſchiedener Geiſt, im öden Raume umher zu irren.

Im öden Raume, hier, in Berlin?

Ja, öde iſt's um mich her, denn kein verwandter Geiſt tritt auf mich zu. Ich ſtehe allein.

Aber die Künſtler! die Komponiſten!

Weg damit! Sie kritteln und kritteln — verfeinern alles bis zur feinſten Meßlichkeit; wühlen alles durch, um nur einen armſeligen Gedanken zu finden; über dem Schwatzen von Kunſt, von Kunſtſinn, und was weiß ich — können ſie nicht zum Schaffen kommen, und wird ihnen einmal ſo zu Muthe, als wenn ſie ein paar Gedanken ans Tageslicht befördern müßten: ſo zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne — es iſt Lappländiſche Arbeit.

Ihr Urtheil ſcheint mir viel zu hart. Wenigſtens müſſen Sie die herrlichen Aufführungen im Theater befriedigen.

Ich hatte es über mich gewonnen, einmal wieder ins Theater zu gehen, um meines jungen Freundes Oper zu hören — wie heißt ſie gleich? — Ha, die ganze Welt iſt in dieſer Oper! Durch das bunte Gewühl geputzter Menſchen ziehen die Geiſter des Orkus — Alles hat hier Stimme und allmächtigen Klang — Teufel, — ich meine ja Don Juan! Aber nicht die Ouvertüre, welche Preſtiſſimo, ohne Sinn und Verſtand abgeſprudelt wurde, konnt' ich überſtehen; und ich hatte mich bereitet dazu durch Faſten und Gebet, weil ich weiß, daß der Euphon von dieſen Maſſen viel zu ſehr bewegt wird und unrein anſpricht!

Wenn ich auch eingeſtehen muß, daß Mozarts Meiſterwerke größtentheils auf eine kaum erklärliche Weiſe hier vernachläſſigt werden, ſo erfreuen ſich doch Glucks Werke gewiß einer würdigen Darſtellung.

Meinen Sie? — Ich wollte einmal Iphigenia in Tauris hören. Als ich ins Theater trete, höre ich, daß man die Ouvertüre der Iphigenia in Aulis ſpielt. Hm — denke ich, ein Irrthum; man giebt dieſe Iphigenia! Ich erſtaune, als nun das Andante eintritt, womit die Iphigenia in Tauris anfängt, und der Sturm folgt. Zwanzig Jahre liegen dazwiſchen! Die ganze Wirkung, die ganze wohlberechnete Expoſition des Trauerſpiels geht verloren. Ein ſtilles Meer — ein Sturm — die Griechen werden ans Land geworfen, die Oper iſt da! — Wie? hat der Componiſt die Ouvertüre ins Gelag hineingeſchrieben, daß man ſie, wie ein Trompeterſtückchen, abblaſen kann wie und wo man will?

Ich geſtehe den Mißgriff ein. Indeſſen, man thut doch alles, um Glucks Werke zu heben.

Ei ja! ſagte er kurz, und lächelte dann bitter und immer bittrer Plötzlich fuhr er auf und nichts vermochte ihn aufzuhalten. Er war im Augenblicke wie verſchwunden, und mehrere Tage hinter einander ſuchte ich ihn im Thiergarten vergebens. — —

Einige Monate waren vergangen, als ich an einem kalten regnichten Abende mich in einem entfernten Theile der Stadt verſpätet hatte und nun nach meiner Wohnung in der Friedrichſtraße eilte. Ich mußte bei dem Theater vorbei; die rauſchende Muſik, Trompeten und Pauken erinnerten mich, daß gerade Glucks Armida gegeben wurde, und ich war im Begriff hineinzugehen, als ein ſonderbares Selbſtgeſpräch, dicht an den Fenſtern, wo man faſt jeden Ton des Orcheſters hört, meine Aufmerkſamkeit erregte.

Jetzt kömmt der König — ſie ſpielen den Marſch — o paukt, paukt nur zu! — 's iſt recht munter! ja ja, ſie müſſen ihn heute eilfmal machen — der Zug hat ſonſt nicht Zug genug. — Ha ha — maeſtoſo — ſchleppt euch, Kinderchen. — Sieh, da bleibt ein Figurant mit der Schuhſchleife hängen. — Richtig, zum zwölften Mal! und immer auf die Dominante hinausgeſchlagen. — O ihr ewigen Mächte, das endet nimmer! Jetzt macht er ſein Kompliment — Armida dankt ergebenſt. — Noch einmal? — Richtig, es fehlen noch zwei Soldaten! Jetzt wird ins Recitativ hinein gepoltert. — Welcher böſe Geiſt hat mich hier feſtgebannt?

Der Bann iſt gelöſt, rief ich. Kommen Sie!

Ich faßte meinen Sonderling aus dem Thiergarten — denn Niemand anders war der Selbſtredner — raſch beim Arm und zog ihn mit mir fort. Er ſchien überraſcht und folgte mir ſchweigend. Schon waren wir in der Friedrichsſtraße, als er plötzlich ſtill ſtand.

Ich kenne Sie, — ſagte er. Sie waren im Thiergarten — wir ſprachen viel — ich habe Wein getrunken — habe mich erhitzt — nachher klang der Euphon zwei Tage hindurch — ich habe viel ausgeſtanden — es iſt vorüber!

Ich freue mich, daß der Zufall Sie mir wieder zugeführt hat. Laſſen Sie uns näher mit einander bekannt werden. Nicht weit von hier wohne ich; wie wär' es . .

Ich kann und darf zu Niemand gehen.

Nein, Sie entkommen mir nicht; ich gehe mit Ihnen.

So werden Sie noch ein paar hundert Schritte mit mir laufen müſſen. Aber Sie wollten ja ins Theater?

Ich wollte Armida hören, aber nun —

Sie ſollen jetzt Armida hören! kommen Sie! —

Schweigend gingen wir die Friedrichsſtraße hinauf; raſch bog er in eine Querſtraße ein, und kaum vermochte ich ihm zu folgen, ſo ſchnell lief er die Straße hinab, bis er endlich vor einem unanſehnlichen Hauſe ſtill ſtand. Ziemlich lange hatte er gepocht, als man endlich öffnete. Im Finſtern tappend erreichten wir die Treppe und ein Zimmer im obern Stock, deſſen Thüre mein Führer ſorgfältig verſchloß. Ich hörte noch eine Thüre öffnen; bald darauf trat er mit einem angezündeten Lichte hinein und der Anblick des ſonderbar ausſtaffirten Zimmers überraſchte mich nicht wenig. Altmodiſch reich verzierte Stühle, eine Wanduhr mit vergoldetem Gehäuſe, und ein breiter, ſchwerfälliger Spiegel gaben dem Ganzen das düſtere Anſehn verjährter Pracht. In der Mitte ſtand ein kleines Klavier, auf demſelben ein großes Dintenfaß von Porzellan, und daneben lagen einige Bogen raſtrirtes Papier. Ein ſchärferer Blick auf dieſe Vorrichtung zum Komponiren überzeugte mich jedoch, daß ſeit langer Zeit nichts geſchrieben ſeyn mußte; denn ganz vergelbt war das Papier und dickes Spinnengewebe überzog das Dintenfaß. Der Mann trat vor einen Schrank in der Ecke des Zimmers, den ich noch nicht bemerkt hatte, und als er den Vorhang wegzog, wurde ich eine Reihe ſchön gebundener Bücher gewahr mit goldnen Aufſchriften: Orpheo, Armida, Alceſte, Iphigenia u. ſ. w., kurz, Glucks Meiſterwerke ſah ich beiſammen ſtehen.

Sie beſitzen Glucks ſämmtliche Werke? rief ich.

Er antwortete nicht, aber zum krampfhaften Lächeln verzog ſich der Mund, und das Muskelſpiel in den eingefallenen Backen verzerrte im Augenblick das Geſicht zur ſchauerlichen Maske. Starr den düſtern Blick auf mich gerichtet, ergriff er eins der Bücher — es war Armida — und ſchritt feierlich zum Klavier hin. Ich öffnete es ſchnell und ſtellte den zuſammengelegten Pult auf; er ſchien das gern zu ſehen. Er ſchlug das Buch auf, und — wer ſchildert mein Erſtaunen! ich erblickte raſtrirte Blätter, aber mit keiner Note beſchrieben.

Er begann: Jetzt werde ich die Ouvertüre ſpielen! Wenden Sie die Blätter um, und zur rechten Zeit! — Ich verſprach das, und nun ſpielte er herrlich und meiſterhaft, mit vollgriffigen Accorden, das majeſtätiſche Tempo di Marcia, womit die Ouverture anhebt, faſt ganz dem Original getreu: aber das Allegro war nur mit Glucks Hauptgedanken durchflochten. Er brachte ſo viele neue geniale Wendungen hinein, daß mein Erſtaunen immer wuchs. Vorzüglich waren ſeine Modulationen frappant, ohne grell zu werden, und er wußte den einfachen Hauptgedanken ſo viele melodiöſe Melismen anzureihen, daß jene immer in neuer, verjüngter Geſtalt wiederzukehren ſchienen. Sein Geſicht glühte; bald zogen ſich die Augenbraunen zuſammen und ein lang verhaltener Zorn wollte gewaltſam losbrechen, bald ſchwamm das Auge in Thränen tiefer Wehmuth. Zuweilen ſang er, wenn beide Hände in künſtlichen Melismen arbeiteten, das Thema mit einer angenehmen Tenorſtimme; dann wußte er, auf ganz beſondere Weiſe, mit der Stimme den dumpfen Ton der anſchlagenden Pauke nachzuahmen. Ich wandte die Blätter fleißig um, indem ich ſeine Blicke verfolgte. Die Ouverture war geendet, und er fiel erſchöpft mit geſchloſſenen Augen in den Lehnſtuhl zurück. Bald raffte er ſich aber wieder auf und indem er haſtig mehrere leere Blätter des Buchs umſchlug, ſagte er mit dumpfer Stimme:

Alles dieſes, mein Herr, habe ich geſchrieben, als ich aus dem Reich der Träume kam. Aber ich verrieth Unheiligen das Heilige, und eine eiskalte Hand faßte in dies glühende Herz! Es brach nicht; da wurde ich verdammt, zu wandeln unter den Unheiligen, wie ein abgeſchiedener Geiſt — geſtaltlos, damit mich Niemand kenne, bis mich die Sonnenblume wieder emporhebt zu dem Ewigen. — Ha — jetzt laſſen Sie uns Armidens Scene ſingen!

Nun ſang er die Schlußſcene der Armida mit einem Ausdruck, der mein Innerſtes durchdrang. Auch hier wich er merklich von dem eigentlichen Originale ab: aber ſeine veränderte Muſik war die Gluckſche Scene gleichſam in höherer Potenz. Alles, was Haß, Liebe, Verzweiflung, Raſerei, in den ſtärkſten Zügen ausdrücken kann, faßte er gewaltig in Töne zuſammen. Seine Stimme ſchien die eines Jünglings, denn von tiefer Dumpfheit ſchwoll ſie empor zur durchdringenden Stärke. Alle meine Fibern zitterten — ich war außer mir. Als er geendet hatte, warf ich mich ihm in die Arme und rief mit gepreßter Stimme: Was iſt das? wer ſind Sie? —

Er ſtand auf und maß mich mit ernſtem, durchdringendem Blick; doch als ich weiter fragen wollte, war er mit dem Lichte durch die Thüre entwichen und hatte mich im Finſtern gelaſſen. Es hatte beinahe eine Viertelſtunde gedauert; ich verzweifelte ihn wieder zu ſehen, und ſuchte, durch den Stand des Klaviers orientirt, die Thüre zu öffnen, als er plötzlich in einem geſtickten Galakleide, reicher Weſte, den Degen an der Seite, mit dem Lichte in der Hand hereintrat.

Ich erſtarrte; feierlich kam er auf mich zu, faßte mich ſanft bei der Hand und ſagte ſonderbar lächelnd: Ich bin der Ritter Gluck!

III.

Kreisleriana.

Nro. 1—6.

Wo iſt er her? — Niemand weiß es! — Wer waren ſeine Eltern? — Es iſt unbekannt! — Weſſen Schüler iſt er? — Eines guten Meiſters, denn er ſpielt vortrefflich, und da er Verſtand und Bildung hat, kann man ihn wohl dulden, ja ihm ſogar den Unterricht in der Muſik verſtatten. Und er iſt wirklich und wahrhaftig Kapellmeiſter geweſen, ſetzten die diplomatiſchen Perſonen hinzu, denen er einmal in guter Laune eine von der Direktion des ....r Hoftheaters ausgeſtellte Urkunde vorwies, in welcher er, der Kapellmeiſter Johannes Kreisler, bloß deshalb ſeines Amtes entlaſſen wurde, weil er ſtandhaft verweigert hatte, eine Oper, die der Hofpoet gedichtet, in Muſik zu ſetzen; auch mehrmals an der öffentlichen Wirthstafel von dem Primo Huomo verächtlich geſprochen und ein junges Mädchen, die er im Geſange unterrichtet, der Prima Donna in ganz ausſchweifenden, wiewohl unverſtändlichen Redensarten vorzuziehen getrachtet; jedoch ſolle er den Titel als Fürſtlich ....r Kapellmeiſter beibehalten, ja ſogar zurückkehren dürfen, wenn er gewiſſe Eigenheiten und lächerliche Vorurtheile, z. B. daß die wahre italieniſche Muſik verſchwunden ſey u. ſ. w. gänzlich abgelegt, und an die Vortrefflichkeit des Hofpoeten, der allgemein für den zweiten Metaſtaſio anerkannt, willig glaube. — Die Freunde behaupteten: die Natur habe bei ſeiner Organiſation ein neues Rezept verſucht und der Verſuch ſey mißlungen, indem ſeinem überreizbaren Gemüthe, ſeiner bis zur zerſtörenden Flamme aufglühenden Phantaſie zu wenig Phlegma beigemiſcht und ſo das Gleichgewicht zerſtört worden, das dem Künſtler durchaus nöthig ſey, um mit der Welt zu leben und ihr Werke zu dichten, wie ſie dieſelben, ſelbſt im höhern Sinn, eigentlich brauche. Dem ſey wie ihm wolle — genug, Johannes wurde von ſeinen innern Erſcheinungen und Träumen, wie auf einem ewig wogenden Meer dahin — dorthin getrieben, und er ſchien vergebens den Port zu ſuchen, der ihm endlich die Ruhe und Heiterkeit geben ſollte, ohne welche der Künſtler nichts zu ſchaffen vermag. So kam es denn auch, daß die Freunde es nicht dahin bringen konnten, daß er eine Kompoſition aufſchrieb, oder wirklich aufgeſchrieben unvernichtet ließ. Zuweilen komponirte er zur Nachtzeit in der aufgeregteſten Stimmung; — er weckte den Freund, der neben ihm wohnte, um ihm alles in der höchſten Begeiſterung vorzuſpielen, was er in unglaublicher Schnelle aufgeſchrieben — er vergoß Thränen der Freude über das gelungene Werk — er pries ſich ſelbſt als den glücklichſten Menſchen, aber den andern Tag — lag die herrliche Kompoſition im Feuer. — Der Geſang wirkte beinahe verderblich auf ihn, weil ſeine Phantaſie dann überreizt wurde und ſein Geiſt in ein Reich entwich, wohin ihm Niemand ohne Gefahr folgen konnte; dagegen gefiel er ſich oft darin, Stundenlang auf dem Flügel die ſeltſamſten Themas in zierlichen kontrapunktiſchen Wendungen und Nachahmungen, in den kunſtreichſten Paſſagen auszuarbeiten. War ihm das einmal recht gelungen, ſo befand er ſich mehrere Tage hindurch in heiterer Stimmung, und eine gewiſſe ſchalkhafte Ironie würzte das Geſpräch, womit er den kleinen gemüthlichen Zirkel ſeiner Freunde erfreute.

Auf einmal war er, man wußte nicht wie und warum, verſchwunden. Viele behaupteten, Spuren des Wahnſinns an ihm bemerkt zu haben, und wirklich hatte man ihn mit zwei über einander geſtülpten Hüten und zwei Raſtralen, wie Dolche in den rothen Leibgürtel geſteckt, luſtig ſingend zum Thore hinaus hüpfen geſehen, wiewohl ſeine näheren Freunde nichts Beſonderes bemerkt, da ihm gewaltſame Ausbrüche, von irgend einem innern Gram erzeugt, auch ſchon ſonſt eigen geweſen. Als nun alle Nachforſchungen, wo er geblieben, vergebens, und die Freunde ſich über ſeinen kleinen Nachlaß an Muſikalien und andern Schriften beriethen, erſchien das Fräulein von B. und erklärte, wie nur ihr allein es zukomme, dieſen Nachlaß ihrem lieben Meiſter und Freunde, den ſie keineswegs verloren glaube, zu bewahren. Ihr übergaben mit freudigem Willen die Freunde alles, was ſie vorgefunden, und als ſich auf den weißen Rückſeiten mehrerer Notenblätter kleine größtentheils humoriſtiſche Aufſätze in günſtigen Augenblicken mit Bleiſtift ſchnell hingeworfen befanden, erlaubte die treue Schülerin des unglücklichen Johannes dem treuen Freunde, Abſchrift davon zu nehmen, und ſie als anſpruchsloſe Erzeugniſſe einer augenblicklichen Anregung mitzutheilen.

1.

Johannes Kreisler's,

des Kapellmeiſters, muſikaliſche Leiden.

Sie ſind Alle fortgegangen. — Ich hätt' es an dem Ziſcheln, Scharren, Räuſpern, Brummen durch alle Tonarten bemerken können; es war ein wahres Bienenneſt, das vom Stocke abzieht, um zu ſchwärmen. Gottlieb hat mir neue Lichter aufgeſteckt und eine Flaſche Burgunder auf das Fortepiano hingeſtellt. Spielen kann ich nicht mehr, denn ich bin ganz ermattet; daran iſt mein alter herrlicher Freund hier auf dem Notenpulte Schuld, der mich ſchon wieder einmal, wie Mephiſtopheles den Fauſt auf ſeinem Mantel, durch die Lüfte getragen hat, und ſo hoch, daß ich die Menſchlein unter mir nicht ſah und merkte, unerachtet ſie tollen Lärm genug gemacht haben mögen. — Ein hundsvöttiſcher, nichtswürdig vergeudeter Abend! Aber jetzt iſt mir wohl und leicht. — Hab' ich doch gar während des Spielens meinen Bleiſtift hervorgezogen, und Seite 63 unter dem letzten Syſtem ein paar gute Ausweichungen in Ziffern notirt mit der rechten Hand, während die Linke im Strome der Töne fortarbeitete! Hinten auf der leeren Seite fahr' ich ſchreibend fort. Ich verlaſſe Ziffern und Töne, und mit wahrer Luſt, wie der geneſene Kranke, der nun nicht aufhören kann zu erzählen, was er gelitten, notire ich hier umſtändlich die hölliſchen Qualen des heutigen Thees. Aber nicht für mich allein, ſondern für alle, die ſich hier zuweilen an meinem Exemplar der Johann Sebaſtian Bachſchen Variationen für das Klavier, erſchienen bei Nägeli in Zürch, ergötzen und erbauen, bei dem Schluß der 30ſten Variation meine Ziffern finden, und, geleitet von dem großen lateiniſchen Verte (ich ſchreib' es gleich hin, wenn meine Klageſchrift zu Ende iſt), das Blatt umwenden und leſen. Dieſe errathen gleich den wahren Zuſammenhang; ſie wiſſen, daß der Geheime Rath Röderlein hier ein ganz charmantes Haus macht, und zwei Töchter hat, von denen die ganze elegante Welt mit Enthuſiasmus behauptet, ſie tanzten wie die Göttinnen, ſprächen franzöſiſch wie die Engel, und ſpielten und ſängen und zeichneten wie die Muſen. Der geheime Rath Röderlein iſt ein reicher Mann; er führt bei ſeinen vierteljährlichen Dinés die ſchönſten Weine, die feinſten Speiſen, alles iſt auf den eleganteſten Fuß eingerichtet, und wer ſich bei ſeinen Thees nicht himmliſch amüſirt, hat keinen Ton, keinen Geiſt, und vornehmlich keinen Sinn für die Kunſt. Auf dieſe iſt es nämlich auch abgeſehen; neben dem Thee, Punſch, Wein, Gefrornen ꝛc. wird auch immer etwas Muſik präſentirt, die von der ſchönen Welt ganz gemüthlich ſo wie jenes eingenommen wird. Die Einrichtung iſt ſo: nachdem jeder Gaſt Zeit genug gehabt hat, eine beliebige Zahl Taſſen Thee zu trinken, und nachdem zweimal Punſch und Gefrornes herumgegeben worden iſt, rücken die Bedienten die Spieltiſche heran für den ältern, ſolidern Theil der Geſellſchaft, der dem muſikaliſchen das Spiel mit Karten vorzieht, welches auch in der That nicht ſolchen unnützen Lärm macht und wo nur einiges Geld erklingt. — Auf dies Zeichen ſchießt der jüngere Theil der Geſellſchaft auf die Fräulein Röderlein zu; es entſteht ein Tumult, in dem man die Worte unterſcheidet: Schönes Fräulein, verſagen Sie uns nicht den Genuß Ihres himmliſchen Talents — o ſinge etwas, meine Gute. — Nicht möglich — Catarrh — der letzte Ball — nichts eingeübt. — O bitte, bitte — wir flehen ꝛc. Gottlieb hat unterdeſſen den Flügel geöffnet und das Pult mit dem wohlbekannten Notenbuche beſchwert. Vom Spieltiſche herüber ruft die gnädige Mama: chantez donc, mes enfans! Das iſt das Stichwort meiner Rolle; ich ſtelle mich an den Flügel und im Triumph werden die Röderleins an das Inſtrument geführt. Nun entſteht wieder eine Differenz: keine will zuerſt ſingen. „Du weißt, liebe Nanette, wie entſetzlich heiſer ich bin." — „„Bin ich es denn weniger, liebe Marie?"" — „Ich ſinge ſo ſchlecht." — „„O Liebe, fange nur an ꝛc."" Mein Einfall, (ich habe ihn jedesmal!) Beide möchten mit einem Duo anfangen, wird gewaltig beklatſcht, das Buch durchblättert, das ſorgfältig eingeſchlagene Blatt endlich gefunden, und nun geht's los: Dolce dell' anima etc. — Das Talent der Fräulein Röderlein iſt wirklich nicht das geringſte. Ich bin nun fünf Jahre hier und vierthalb Jahre im Röderlein'ſchen Hauſe Lehrer; für dieſe kurze Zeit hat es Fräulein Nanette dahin gebracht, daß ſie eine Melodie, die ſie nur zehnmal im Theater gehört und am Klavier dann höchſtens noch zehnmal durchprobirt hat, ſo wegſingt, daß man gleich weiß, was es ſein ſoll. Fräulein Marie faßt es ſchon beim achten Mal, und wenn ſie öfters einen Viertelston tiefer ſteht, als das Piano, ſo iſt das bei ſolch' niedlichem Geſichtlein und den ganz leidlichen Roſenlippen am Ende wohl zu ertragen. — Nach dem Duett allgemeiner Beifalls-Chorus! Nun wechſeln Arietten und Duettino's, und ich hämmere das tauſendmal geleierte Accompagnement friſch darauf los. Während des Geſanges hat die Finanzräthin Eberſtein durch Räuſpern und leiſes Mitſingen zu verſtehen gegeben: ich ſinge auch. Fräulein Nanette ſpricht: Aber liebe Finanzräthin, nun mußt du uns auch deine göttliche Stimme hören laſſen. Es entſteht ein neuer Tumult. Sie hat den Catarrh — ſie kann nichts auswendig! — Gottlieb bringt zwei Arme voll Muſikalien herangeſchleppt: da wird geblättert und geblättert. Erſt will ſie ſingen: der Hölle Rache ꝛc. dann: Hebe, ſieh ꝛc. dann: Ach ich liebte ꝛc. In der Angſt ſchlage ich vor: Ein Veilchen auf der Wieſe ꝛc. Aber ſie iſt für's große Genre, ſie will ſich zeigen, es bleibt bei der Conſtanze. — O ſchreie du, quieke, miaue, gurgle, ſtöhne, ächze, tremulire, quinkelire nur recht munter, ich habe den Fortiſſimo-Zug getreten und orgle mich taub. — O Satan, Satan! welcher deiner hölliſchen Geiſter iſt in dieſe Kehle gefahren, der alle Töne zwickt und zwängt und zerrt. Vier Saiten ſind ſchon geſprungen, ein Hammer iſt invalid. Meine Ohren gellen, mein Kopf dröhnt, meine Nerven zittern. Sind denn alle unreine Töne kreiſchender Marktſchreier-Trompeten in dieſen kleinen Hals gebannt? — Das hat mich angegriffen — ich trinke ein Glas Burgunder! — Man applaudirte unbändig, und Jemand bemerkte, die Finanzräthin und Mozart hätten mich ſehr ins Feuer geſetzt. Ich lächelte mit niedergeſchlagenen Augen, recht dumm, wie ich wohl merkte. Nun erſt regen ſich alle Talente, bisher im Verborgenen blühend, und fahren wild durch einander. Es werden muſikaliſche Exceſſe beſchloſſen: Enſembles, Finalen, Chöre ſollen aufgeführt werden. Der Canonicus Kratzer ſingt bekanntlich einen himmliſchen Baß, wie der Tituskopf dort bemerkt, der ſelbſt beſcheiden anführt, er ſey eigentlich nur ein zweiter

Tenor, aber herrlich Mitglied mehrerer Sing-Akademien. Schnell wird alles zum erſten Chor aus dem Titus eingerichtet. Das ging ganz herrlich! Der Cantoricus, dicht hinter mir ſtehend, donnerte über meinem Haupte den Baß, als ſing' er mit obligaten Trompeten und Pauken in der Domkirche; er traf die Noten herrlich, nur das Tempo nahm er in der Eil' faſt noch einmal ſo langſam. Aber treu blieb er ſich wenigſtens in ſo fern, daß er durchs ganze Stück immer einen halben Takt nachſchleppte. Die Uebrigen äußerten einen entſchiedenen Hang zur antiken griechiſchen Muſik, die bekanntlich die Harmonie nicht kannte, im Uniſono ging; ſie ſangen Alle die Oberſtimme mit kleinen Varianten aus zufälligen Erhöhungen und Erniedrigungen, etwa um einen Viertelston. — Dieſe etwas geräuſchvolle Production erregte eine allgemeine tragiſche Spannung, nämlich einiges Entſetzen, ſogar an den Spieltiſchen, die für den Moment nicht ſo wie zuvor melodramatiſch mitwirken konnten durch in die Muſik eingeflochtene declamatoriſche Sätze: z. B. Ach ich liebte — acht und vierzig — war ſo glücklich — ich paſſe — kannte nicht — Whiſt — den tiefen Schmerz — in der Farbe u. — Es nahm ſich recht artig aus. — (Ich ſchenke mir ein.) Das war die höchſte Spitze der heutigen muſikaliſchen Expoſition: nun iſt's aus! So dacht' ich, ſchlug das Buch zu und ſtand auf. Da tritt der Baron, mein antiker Tenoriſt, auf mich zu und ſagt: O beſter Herr Kapellmeiſter, Sie ſollen ganz himmliſch phantaſiren; o phantaſiren Sie uns doch Eins! Nur ein wenig! ich bitte! Ich verſetzte ganz trocken, die Phantaſie ſei mir heute rein ausgegangen; und indem wir ſo darüber ſprechen, hat ein Teufel in der Geſtalt eines Elegants mit zwei Weſten im Nebenzimmer unter meinem Hut die Bachſchen Variationen ausgewittert; der denkt, es ſind ſo Variatiönchen: nel cor mi non più sento. — Ah vous dirai-je, maman etc. und will haben, ich ſoll darauf losſpielen. Ich weigere mich: da fallen alle über mich her. Nun ſo hört zu und berſtet vor Langeweile denk' ich, und arbeite darauf los. Bei Nr. 3 entfernten ſich mehrere Damen, verfolgt von Titusköpfen. Die Röderleins, weil der Lehrer ſpielte, hielten nicht ohne Qual aus bis Nr. 12. Nr. 15 ſchlug den Zweiweſten-Mann in die Flucht. Aus ganz übertriebener Höflichkeit blieb der Baron bis Nr. 30 und trank bloß viel Punſch aus, den Gottlieb für mich auf den Flügel ſtellte. Ich hätte glücklich geendet, aber dieſe Nr. 30, das Thema, riß mich unaufhaltſam fort. Die Quartblätter dehnten ſich plötzlich aus zu einem Rieſenfolio, wo tauſend Imitationen und Ausführungen jenes Thema's geſchrieben ſtanden, die ich abſpielen mußte. — Die Noten wurden lebendig und flimmerten und hüpften um mich her — elektriſches Feuer fuhr durch die Fingerſpitzen in die Taſten — der Geiſt, von dem es ausſtrömte, überflügelte die Gedanken — der ganze Saal hing voll dichten Dufts, in dem die Kerzen düſtrer und düſtrer brannten — zuweilen ſah eine Naſe heraus, zuweilen ein paar Augen: aber ſie verſchwanden gleich wieder. So kam es, daß ich allein ſitzen blieb mit meinem Sebaſtian Bach, und von Gottlieb, wie von einem spiritu familiari bedient wurde! — Ich trinke! — Soll man denn ehrliche Muſiker ſo quälen mit Muſik, wie ich heute gequält worden bin und ſo oft gequält werde? Wahrhaftig, mit keiner Kunſt wird ſo viel verdammter Mißbrauch getrieben, als mit der herrlichen, heiligen Muſica, die in ihrem zarten Weſen ſo leicht entweiht wird! Habt Ihr wahres Talent, wahren Kunſtſinn: gut, ſo lernt Muſik, leiſtet was der Kunſt Würdiges, und gebt dem Geweihten Euer Talent hin im rechten Maaß. Wollt Ihr ohne das quinkeliren: nun ſo thut's für Euch und unter Euch, und quält nicht damit den Kapellmeiſter Kreisler und Andere. — Nun konnte ich nach Hauſe gehen und meine neue Klavier-Sonate vollenden; aber es iſt noch nicht eilf Uhr und eine ſchöne Sommernacht. Ich wette, neben mir beim Oberjägermeiſter ſitzen die Mädchen am offenen Fenſter und ſchreien mit kreiſchender, gellender, durchbohrender Stimme zwanzigmal: Wenn mir dein Auge ſtrahlet — aber nur immer die erſte Strophe, in die Straße hinein. Schräg über martert einer die Flöte und hat dabei Lungen wie Rameau's Neffe, und in langen, langen Tönen macht der Nachbar Horniſt akuſtiſche Verſuche. Die zahlreichen Hunde der Gegend werden unruhig, und meines Hauswirths Kater, aufgeregt durch jenes ſüße Duett, macht dicht neben meinem Fenſter (es verſteht ſich, daß mein muſikaliſch-poetiſches Laboratorium ein Dachſtübchen iſt), der Nachbars-Katze, in die er ſeit dem März verliebt iſt, die chromatiſche Scala hinaufjammernd, zärtliche Geſtändniſſe. Nach eilf Uhr wird es ruhiger; ſo lange bleib' ich ſitzen, da ohnedieß noch weißes Papier und Burgunder vorhanden, von dem ich gleich etwas genieße. — Es giebt, wie ich gehört habe, ein altes Geſetz, welches lärmenden Handwerkern verbietet, neben Gelehrten zu wohnen: ſollten denn arme, bedrängte Komponiſten, die noch dazu aus ihrer Begeiſterung Gold münzen müſſen, um ihren Lebensfaden weiter zu ſpinnen, nicht jenes Geſetz auf ſich anwenden und die Schreihälſe und Dudler aus ihrer Nähe verbannen können? Was würde der Maler ſagen, dem man, indem er ein Ideal malte, lauter heterogene Fratzen-Geſichter vorhalten wollte! Schlöſſe er die Augen, ſo würde er wenigſtens ungeſtört das Bild in der Phantaſie fortſetzen. Baumwolle in den Ohren hilft nicht, man hört doch den Mordſpektakel; und dann die Idee, ſchon die Idee: jetzt [illegible]gen ſie — jetzt kommt das Horn ꝛc. der Teufel holt die ſublimſten Gedanken! — Das Blatt iſt richtig vollgeſchrieben; auf dem vom Titel umgeſchlagenen weißen Streifen will ich nur noch bemerken, warum ich hundert Mal es mir vornahm, mich nicht mehr bei dem geheimen Rath quälen zu laſſen, und warum ich hundert Mal meinen Vorſatz brach. — Freilich iſt es Röderleins herrliche Nichte, die mich mit Banden an dieß Haus feſſelt, welche die Kunſt geknüpft hat. Wer einmal ſo glücklich war, die Schlußſcene der Gluckſchen Armida, oder die große Scene der Donna Anna im Don Giovanni von Fräulein Amalien zu hören, der wird begreifen, daß eine Stunde mit ihr am Piano Himmelsbalſam in die Wunden gießt, welche alle Mißtöne des ganzen Tages mir gequältem muſikaliſchen Schulmeiſter ſchlugen. Röderlein, welcher weder an die Unſterblichkeit der Seele, noch an den Takt glaubt, hält ſie für gänzlich unbrauchbar für die höhere Exiſtenz in der Theegeſellſchaft, da ſie in dieſer durchaus nicht ſingen will, und denn doch wieder vor ganz gemeinen Leuten, z. B. ſimplen Muſikern, mit einer Anſtrengung ſingt, die ihr gar nicht einmal taugt: denn ihre langen, gehaltenen, ſchwellenden Harmonika-Töne, welche mich in den Himmel tragen, hat ſie, wie Röderlein meint, offenbar der Nachtigall abgehorcht, die eine unvernünftige Creatur iſt, nur in Wäldern lebt, und von dem Menſchen, dem vernünftigen Herrn der Schöpfung, nicht nachgeahmt werden darf. Sie treibt ihre Rückſichtsloſigkeit ſo weit, daß ſie ſich zuweilen ſogar von Gottlieb auf der Violine accompagniren läßt, wenn ſie Beethovenſche oder Mozartſche Sonaten, aus denen kein Theeherr und Whiſtiker klug werden kann, auf dem Piano ſpielt. — Das war das letzte Glas Burgunder. — Gottlieb putzt mir die Lichter und ſcheint ſich zu wundern über mein ämſiges Schreiben. — Man hat ganz Recht, wenn man dieſen Gottlieb erſt ſechzehn Jahre alt ſchätzt. Das iſt ein herrliches, tiefes Talent. Warum ſtarb aber auch der Papa Thorſchreiber ſo früh; und mußte denn der Vormund den Jungen in die Liverei ſtecken? — Als Rode hier war, lauſchte Gottlieb im Vorzimmer, das Ohr an die Saalthüre gedrückt, und ſpielte ganze Nächte; am Tage ging er ſinnend, träumend umher, und der rothe Fleck am linken Backen iſt ein treuer Abdruck des Solitairs am Finger der Röderlein'ſchen Hand, die, wie man durch ſanftes Streicheln den ſomnambülen Zuſtand hervorbringt, durch ſtarkes Schlagen ganz richtig entgegengeſetzt wirken wollte. Nebſt andern Sachen habe ich ihm die Sonaten von Corelli gegeben; da hat er unter den Mäuſen in dem alten Oeſterleinſchen Flügel auf dem Boden gewüthet, bis keine mehr lebte, und mit Röderleins Erlaubniß auch das Inſtrument auf ſein kleines Stübchen translocirt. — Wirf ihn ab, den verhaßten Bedientenrock, ehrlicher Gottlieb! und laß mich nach Jahren dich als den wackern Künſtler an mein Herz drücken, der du werden kannſt mit deinem herrlichen Talent, mit deinem tiefen Kunſtſinn! — Gottlieb ſtand hinter mir und wiſchte ſich die Thränen aus den Augen, als ich dieſe Worte laut ausſprach. — Ich drückte ihm ſchweigend die Hand, wir gingen hinauf und ſpielten die Sonaten von Corelli.

2.

Ombra adorata!*)

Wie iſt doch die Muſik ſo etwas höchſt Wunderbares, wie wenig vermag doch der Menſch ihre tiefen Geheimniſſe zu ergründen! — Aber wohnt ſie nicht in der Bruſt des Menſchen ſelbſt und erfüllt ſein Inneres ſo mit ihren holdſeligen Erſcheinungen, daß ſein ganzer Sinn ſich ihnen zuwendet und ein neues verklärtes Leben ihn ſchon hienieden dem Drange, der niederdrückenden Qual des Irdiſchen entreißt? — Ja, eine göttliche Kraft durchdringt ihn, und mit kindlichem frommen Gemüthe ſich dem hingebend, was der Geiſt in ihm erregt, vermag er die Sprache jenes unbekannten romantiſchen Geiſterreichs zu reden, und er ruft, unbewußt, wie der Lehrling, der in des Meiſters Zauberbuch mit lauter Stimme geleſen, alle die herrlichen Erſcheinungen aus ſeinem Innern hervor, daß ſie in ſtrahlenden Reihentänzen das Leben durchfliegen und Jeden, der ſie zu ſchauen vermag, mit unendlicher, unnennbarer Sehnſucht erfüllen. —

---

*) Wer kennt nicht Creſcentini's herrliche Arie: Ombra adorata, die er zu der Oper Romeo e Giulietta von Zingarelli komponirte, und mit ganz eigenem Vortrage ſang.

Wie war meine Bruſt ſo beengt, als ich in den Conzertſaal trat. Wie war ich ſo gebeugt von dem Drucke aller der nichtswürdigen Erbärmlichkeiten, die wie giftiges ſtechendes Ungeziefer den Menſchen und wohl vorzüglich den Künſtler in dieſem armſeligen Leben verfolgen und peinigen, daß er oft dieſer ewig prickelnden Qual den gewaltſamen Stoß vorziehen würde, der ihn dieſem und jedem andern irdiſchen Schmerze auf immer entzieht. — Du verſtandeſt den wehmüthigen Blick, den ich auf dich warf, mein treuer Freund! und hundertfältig ſey es dir gedankt, daß du meinen Platz am Flügel einnahmſt, indem ich mich in dem äußerſten Winkel des Saals zu verbergen ſuchte. Welchen Vorwand hatteſt du denn gefunden, wie war es dir denn gelungen, daß nicht Beethovens große Sinfonie in C moll, ſondern nur eine kurze unbedeutende Ouvertüre irgend eines noch nicht zur Meiſterſchaft gelangten Komponiſten aufgeführt wurde? — Auch dafür ſey dir Dank geſagt aus dem Innerſten meines Herzens. — Was wäre aus mir geworden, wenn, beinahe erdrückt von all' dem irdiſchen Elend, das raſtlos auf mich einſtürmte ſeit kurzer Zeit, nun Beethovens gewaltiger Geiſt auf mich zugeſchritten wäre, und mich wie mit metallnen, glühenden Armen umfaßt und fortgeriſſen hätte in das Reich des Ungeheuern, des Unermeßlichen, das ſich ſeinen donnernden Tönen erſchließt. — Als die Ouvertüre in allerlei kindiſchem Jubel mit Pauken und Trompeten geſchloſſen hatte, entſtand eine ſtille Pauſe, als erwarte man etwas recht Wichtiges. Das that mir wohl, ich ſchloß die Augen, und indem ich in meinem Innern angenehmere Erſcheinungen ſuchte, als die waren, die mich eben umgaben, vergaß ich das Conzert und mit ihm natürlicherweiſe auch ſeine ganze Einrichtung, die mir bekannt geweſen, da ich an den Flügel ſollte. — Ziemlich lange mochte die Pauſe gedauert haben, als endlich das Ritornell einer Arie anfing. Es war ſehr zart gehalten und ſchien in einfachen aber tief in das Innerſte dringenden

Tönen von der Sehnſucht zu reden, in der ſich das fromme Gemüth zum Himmel aufſchwingt und alles Geliebte wiederfindet, was ihm hienieden entriſſen. — Nun ſtrahlte wie ein himmliſches Licht die glockenhelle Stimme eines Frauenzimmers aus dem Orcheſter empor:

Tranquillo io sono, fra poco teco sarò mia vita!

Wer vermag die Empfindung zu beſchreiben, die mich durchdrang! — Wie löſte ſich der Schmerz, der in meinem Innern nagte, auf in wehmüthige Sehnſucht, die himmliſchen Balſam in alle Wunden goß. — Alles war vergeſſen und ich horchte nur entzückt auf die Töne, die wie aus einer andern Welt niederſteigend mich tröſtend umfingen. —

Eben ſo einfach wie das Rezitativ iſt das Thema der folgenden Arie: Ombra adorata, gehalten; aber eben ſo ſeelenvoll, eben ſo in das Innerſte dringend ſpricht es den Zuſtand des Gemüths aus, das von der ſeligen Hoffnung, in einer höheren beſſeren Welt bald alles ihm Verheißene erfüllt zu ſehen, ſich über den irdiſchen Schmerz hinwegſchwingt. — Wie reiht ſich in dieſer einfachen Kompoſition Alles ſo kunſtlos, ſo natürlich an einander; nur in der Tonika und in der Dominante bewegen ſich die Sätze, keine grelle Ausweichung, keine geſuchte Figur, der Geſang fließt dahin wie ein ſilberheller Strom zwiſchen leuchtenden Blumen. Aber iſt dieß nicht eben der geheimnißvolle Zauber, der dem Meiſter zu Gebote ſtand, daß er der einfachſten Melodie, der kunſtloſeſten Struktur, dieſe unbeſchreibliche Macht der unwiderſtehlichſten Wirkung auf jedes empfängliche Gemüth zu geben vermochte? In den wundervoll hell und klar tönenden Melismen fliegt die Seele mit raſchem Fittig durch die glänzenden Wolken — es iſt der jauchzende Jubel verklärter Geiſter. — Die Kompoſition verlangt wie jede, die ſo tief im Innern von dem Meiſter gefühlt wurde, auch tief aufgefaßt und mit dem Gemüth, ich möchte ſagen mit der rein ausgeſprochenen Ahnung des Ueberſinnlichen, wie die Melodie es in ſich trägt, vorgetragen zu werden. Auch wurde, wie der Genius des italieniſchen Geſanges es verlangt, ſowohl in dem Rezitativ als in der Arie auf gewiſſe Verzierungen gerechnet; aber iſt es nicht ſchön, daß wie durch eine Tradition die Art, wie der Komponiſt, der hohe Meiſter des Geſanges, Creſcentini, die Arie vortrug und verzierte, fortgepflanzt wird, ſo daß es wohl Niemand wagen durfte, ungeſtraft wenigſtens fremdartige Schnörkel hineinzubringen? — Wie verſtändig, wie das Ganze belebend hat Creſcentini dieſe zufälligen Verzierungen angebracht — ſie ſind der glänzende Schmuck, welcher der Geliebten holdes Antlitz verſchönert, daß die Augen heller ſtrahlen und höherer Purpur Lippe und Wangen färbt.

Aber was ſoll ich von dir ſagen, du herrliche Sängerin! — Mit dem glühenden Enthuſiasmus der Italiener rufe ich dir zu: du von dem Himmel Geſegnete!*) Denn wohl iſt es der Segen des Himmels, der deinem frommen, innigen Gemüthe vergönnt, das im Innerſten Empfundene hell und herrlich klingend ertönen zu laſſen. — Wie holde Geiſter haben mich deine Töne umfangen, und jeder ſprach: „Richte dein Haupt auf, du Gebeugter! Ziehe mit uns, ziehe mit uns in das ferne Land, wo der Schmerz keine blutende Wunde mehr ſchlägt, ſondern die Bruſt, wie im höchſten Entzücken mit unnennbarer Sehnſucht erfüllt!" —

Ich werde dich nie mehr hören; aber wenn die Nichtswürdigkeit auf mich zutritt, und, mich für ihres Gleichen haltend, den Kampf des Gemeinen mit mir beſtehen, wenn die Albernheit mich betäuben, des Pöbels ekelhafter Hohn mich mit giftigem Stachel verletzen will, dann wird in deinen Tönen mir eine tröſtende Geiſterſtimme zulispeln:

Tranquillo io sono; fra poco teco sarò mia vita!

In einer nie gefühlten Begeiſterung erhebe ich mich dann mächtigen Fluges über die Schmach des Irdiſchen; alle Töne, die in der wunden Bruſt im Blute des Schmerzes erſtarrt, leben auf, und bewegen und regen ſich und ſprühen wie funkelnde Salamander blitzend empor; und ich vermag ſie zu faſſen, zu binden, daß ſie wie in einer Feuergarbe zuſammenhaltend zum flammenden Bilde werden, das deinen Geſang — dich — verklärt und verherrlicht.

---

*) Unſerer deutſchen Sängerin: Häſer, die ſich nun leider der Kunſt ganz entzogen, riefen die Italiener zu: che sei benedetta dal cielo!

3.

Gedanken

über den hohen Werth der Muſik.

Es iſt nicht zu leugnen, daß in neuerer Zeit, dem Himmel ſey's gedankt! der Geſchmack an der Muſik ſich immer mehr verbreitet, ſo daß es jetzt gewiſſermaßen zur guten Erziehung gehört, die Kinder auch Muſik lehren zu laſſen, weshalb man denn in jedem Hauſe, das nur irgend etwas bedeuten will, ein Klavier, wenigſtens eine Guitarre findet. Nur wenige Verächter der gewiß ſchönen Kunſt giebt es noch hie und da, und dieſen eine tüchtige Lection zu geben, das iſt jetzt mein Vorſatz und Beruf.

Der Zweck der Kunſt überhaupt iſt doch kein anderer, als dem Menſchen eine angenehme Unterhaltung zu verſchaffen, und ihn ſo von den ernſtern, oder vielmehr den einzigen ihm anſtändigen Geſchäften, nämlich ſolchen, die ihm Brod und Ehre im Staat erwerben, auf eine angenehme Art zu zerſtreuen, ſo daß er nachher mit gedoppelter Aufmerkſamkeit und Anſtrengung zu dem eigentlichen Zweck ſeines Daſeyns zurückkehren, d. h. ein tüchtiges Kammrad in der Walkmühle des Staats ſeyn, und (ich bleibe in der Metapher) haspeln und ſich trillen laſſen kann. Nun iſt aber keine Kunſt zur Erreichung dieſes Zwecks tauglicher, als die Muſik. Das Leſen eines Romans oder Gedichts, ſollte auch die Wahl ſo glücklich ausfallen, daß es durchaus nichts phantaſtiſch Abgeſchmacktes, wie mehrere der allerneueſten, enthält, und alſo die Phantaſie, die eigentlich der ſchlimmſte und mit aller Macht zu ertödtende Theil unſerer Erbſünde iſt, nicht im mindeſten anregt — dieſes Leſen, meine ich, hat doch das Unangenehme, daß man gewiſſermaßen genöthigt wird, an das zu denken, was man lieſt: dieß iſt aber offenbar dem Zweck der Zerſtreuung entgegen. Daſſelbe gilt von dem Vorleſen in *der* Art, daß, die Aufmerkſamkeit ganz davon abwendend, man ſehr leicht einſchläft, oder in ernſte Gedanken ſich vertieft, die, nach der von jedem ordentlichen Geſchäftsmanne zu beobachtenden Geiſtesdiät, cykliſch eine Weile ruhen müſſen. Das Beſchauen eines Gemäldes kann nur ſehr kurz dauern: denn das Intereſſe iſt ja doch verloren, ſobald man errathen hat, was es vorſtellen ſoll. — Was nun aber die Muſik betrifft, ſo können nur jene heilloſen Verächter dieſer edeln Kunſt leugnen, daß eine gelungene Kompoſition, d. h, eine ſolche, die ſich gehörig in Schranken hält, und eine angenehme Melodie nach der andern folgen läßt, ohne zu toben, oder ſich in allerlei contrapunktiſchen Gängen und Auflöſungen närriſch zu gebehrden, einen wunderbar bequemen Reiz verurſacht, bei dem man des Denkens ganz überhoben iſt, oder der doch keinen ernſten Gedanken aufkommen, ſondern mehrere ganz leichte, angenehme — von denen man nicht einmal ſich bewußt wird, was ſie eigentlich enthalten, gar luſtig wechſeln läßt. Man kann aber weiter gehen und fragen: wem iſt es verwehrt, auch während der Muſik mit dem Nachbar ein Geſpräch über allerlei Gegenſtände der politiſchen und moraliſchen Welt anzuknüpfen, und ſo einen doppelten Zweck auf eine angenehme Weiſe zu erreichen? Im Gegentheil iſt dieß gar ſehr anzurathen, da die Muſik, wie man in allen Konzerten und muſikaliſchen Zirkeln zu bemerken Gelegenheit haben wird, das Sprechen ungemein erleichtert. In den Pauſen iſt Alles ſtill, aber mit der Muſik fängt der Strom der Rede an zu brauſen und ſchwillt mit den Tönen, die hineinfallen, immer mehr und mehr an. Manches Frauenzimmer, deren Rede ſonſt, nach jenem Ausſpruch: Ja, ja! und Nein, nein! iſt, geräth während der Muſik in das Uebrige, was nach demſelben Ausſpruch zwar vom Uebel ſeyn ſoll, hier aber offenbar vom Guten iſt, da ihr deshalb manchmal ein Liebhaber oder gar ein Ehegemahl, von der Süßigkeit der ungewohnten Rede berauſcht, ins Garn fällt. — Himmel, wie unabſehbar ſind die Vortheile einer ſchönen Muſik! — Euch, ihr heilloſen Verächter der edlen Kunſt, führe ich nun in den häuslichen Zirkel, wo der Vater, müde von den ernſten Geſchäften des Tages, im Schlafrock und in Pantoffeln fröhlich und guten Muths zum Murki ſeines älteſten Sohnes ſeine Pfeife raucht. Hat das ehrliche Röschen nicht bloß ſeinetwegen den Deſſauer Marſch und „blühe liebes Veilchen" einſtudirt, und trägt ſie es nicht ſo ſchön vor, daß der Mutter die hellen Freudenthränen auf den Strumpf fallen, den ſie eben ſtopft? Würde ihm nicht endlich das hoffnungsvolle, aber ängſtliche Gequäke des jungſten Sprößlings beſchwerlich fallen, wenn nicht der Klang der lieben Kindermuſik das Ganze im Ton und Takt hielte? — Iſt dein Sinn aber ganz dieſer häuslichen Idylle, dem

Triumph der einfachen Natur, verſchloſſen, ſo folge mir in jenes Haus mit hellerleuchteten Spiegelfenſtern. Du trittſt in den Saal; die dampfende Thee-Maſchine iſt der Brennpunkt, um den ſich die eleganten Herren und Damen bewegen. Spieltiſche werden gerückt, aber auch der Deckel des Fortepiano fliegt auf, und auch hier dient die Muſik zur angenehmen Unterhaltung und Zerſtreuung. Gut gewählt, hat ſie durchaus nichts Störendes, denn ſelbſt die Kartenſpieler, obſchon mit etwas Höherem, mit Gewinn und Verluſt beſchäftigt, dulden ſie willig. — Was ſoll ich endlich von den großen, öffentlichen Konzerten ſagen, die die herrlichſte Gelegenheit geben, muſikaliſch begleitet, dieſen oder jenen Freund zu ſprechen; oder iſt man noch in den Jahren des Uebermuths, mit dieſer oder jener Dame ſüße Worte zu wechſeln — wozu ja ſogar die Muſik noch ein ſchickliches Thema geben kann. Dieſe Konzerte ſind die wahren Zerſtreuungsplätze für den Geſchäftsmann, und dem Theater ſehr vorzuziehen, da dieſes zuweilen Vorſtellungen giebt, die den Geiſt unerlaubter Weiſe auf etwas ganz Nichtiges und Unwahres fixiren, ſo daß man Gefahr läuft, in die Poeſie hineinzugerathen, wovor ſich denn doch jeder, dem ſeine bürgerliche Ehre am Herzen liegt, hüten muß! — Kurz, es iſt, wie ich gleich Anfangs erwähnte, ein entſcheidendes Zeichen, wie ſehr man jetzt die wahre Tendenz der Muſik erkennt, daß ſie ſo fleißig und mit ſo vielem Ernſt getrieben und gelehrt wird. Wie zweckmäßig iſt es nicht, daß die Kinder, ſollten ſie auch nicht das mindeſte Talent zur Kunſt haben, worauf es ja auch eigentlich gar nicht ankommt, doch zur Muſik angehalten werden, um ſo, wenn ſie ſonſt noch nicht obligat in der Geſellſchaft wirken dürfen, doch wenigſtens das Ihrige zur Unterhaltung und Zerſtreuung beitragen zu können. — Wohl ein glänzender Vorzug der Muſik vor jeder andern Kunſt iſt es auch, daß ſie in ihrer Reinheit (ohne Beimiſchung der Poeſie) durchaus moraliſch und daher in keinem Fall von ſchädlichem Einfluß auf die zarte Jugend iſt. Jener Polizeidirektor atteſtirte keck dem Erfinder eines neuen Inſtruments, daß darin nichts gegen den Staat, die Religion und die guten Sitten enthalten ſey; mit derſelben Keckheit kann jeder Muſikmeiſter dem Papa und der Mama im voraus verſichern, die neue Sonate enthalte nicht einen unmoraliſchen Gedanken. Werden die Kinder älter, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie von der Ausübung der Kunſt abſtrahiren müſſen, da für ernſte Männer ſo etwas ſich nicht wohl ſchicken will, und Damen darüber ſehr leicht höhere Pflichten der Geſellſchaft ꝛc. verſäumen können. Dieſe genießen dann das Vergnügen der Muſik nur paſſiv, indem ſie ſich von Kindern oder Künſtlern von Profeſſion vorſpielen laſſen. — Aus der richtig angegebenen Tendenz der Kunſt fließt auch von ſelbſt, daß die Künſtler, d. h. diejenigen Perſonen, welche (freilich thöricht genug!) ihr ganzes Leben einem, nur zur Erholung und Zerſtreuung dienenden Geſchäfte widmen, als ganz untergeordnete Subjekte zu betrachten und nur darum zu dulden ſind, weil ſie das miscere utili dulce in Ausübung bringen. Kein Menſch von geſundem Verſtande und gereiften Einſichten wird den beſten Künſtler ſo hoch ſchätzen, als den wackern Kanzelliſten, ja den Handwerksmann, der das Polſter ſtopfte, worauf der Rath in der Schoßſtube, oder der Kaufmann im Comtoir ſitzt, da hier das Nothwendige, dort nur das Angenehme beabſichtigt wird. Wenn man daher mit dem Künſtler höflich und freundlich umgeht, ſo iſt das nur eine Folge unſerer Kultur und unſerer Bonhommie, die uns ja auch mit Kindern, und andern Perſonen, die Spaß machen, ſchön thun und tändeln läßt. Manche von dieſen unglücklichen Schwärmern ſind zu ſpät aus ihrem Irrthum erwacht und darüber wirklich in einigen Wahnſinn verfallen, welches man aus ihren Aeußerungen über die Kunſt ſehr leicht abnehmen kann. Sie meinen nämlich, die Kunſt ließe dem Menſchen ſein höheres Prinzip ahnen und führe ihn aus dem thörichten Thun und Treiben des gemeinen Lebens in den Iſistempel, wo die Natur in heiligen, nie gehörten und doch verſtändlichen Lauten mit ihm ſpräche. Von der Muſik hegen dieſe Wahnſinnigen nun vollends die wunderlichſten Meinungen; ſie nennen ſie die romantiſchſte aller Künſte, da ihr Vorwurf nur das Unendliche ſey; die geheimnißvolle, in Tönen ausgeſprochene Sanſcritta der Natur, die die Bruſt des Menſchen mit unendlicher Sehnſucht erfülle, und nur in ihr verſtehe er das hohe Lied der — Bäume, der Blumen, der Thiere, der Steine, der Gewäſſer! — Die ganz unnützen Spielereien des Contrapunkts, die den Zuhörer gar nicht aufheitern und ſo den eigentlichen Zweck der Muſik ganz verfehlen, nennen ſie ſchauerlich geheimnißvolle Combinationen, und ſind im Stande, ſie mit wunderlich verſchlungenen Mooſen, Kräutern und Blumen zu vergleichen. Das Talent, oder in der Sprache dieſer Thoren, der Genius der Muſik, glühe, ſagen ſie, in der Bruſt des die Kunſt übenden und hegenden Menſchen, und verzehre ihn, wenn das gemeinere Prinzip den Funken künſtlich überbauen oder ableiten wolle, mit unauslöſchlichen Flammen. Diejenigen, welche denn doch, wie ich es erſt ausgeführt habe, ganz richtig über die wahre Tendenz der Kunſt, und der Muſik insbeſondere, urtheilen, nennen ſie unwiſſende Frevler, die ewig von dem Heiligthum des höhern Seyns ausgeſchloſſen bleiben müßten, und beurkunden dadurch ihre Tollheit. Denn ich frage mit Recht: wer iſt beſſer daran, der Staatsbeamte, der Kaufmann, der von ſeinem Gelde Lebende, der gut ißt und trinkt, gehörig ſpaziren fährt, und den alle Menſchen mit Ehrfurcht grüßen, oder der Künſtler, der ſich ganz kümmerlich in ſeiner phantaſtiſchen Welt behelfen muß? Zwar behaupten jene Thoren, daß es eine ganz beſondere Sache um die poetiſche Erhebung über das Gemeine ſey, und manches Entbehren ſich dann umwandle in Genuß: allein die Kaiſer und Könige im Irrenhauſe mit der Strohkrone auf dem Haupt ſind auch glücklich! Der beſte Beweis, daß alle jene Floskeln nichts in ſich tragen, ſondern nur den innern Vorwurf, nicht nach dem Soliden geſtrebt zu haben, beſchwichtigen ſollen, iſt dieſer, daß beinahe kein Künſtler es aus reiner, freier Wahl wurde, ſondern ſie entſtanden und entſtehen noch immer aus der ärmern Klaſſe. Von unbegüterten, obſcuren Aeltern, oder wieder von Künſtlern geboren, machte ſie die Noth, die Gelegenheit, der Mangel an Ausſicht auf ein Glück in den eigentlichen nützlichen Klaſſen, zu dem, was ſie wurden. Dieß wird denn auch jenen Phantaſten zum Trotz ewig ſo bleiben. Sollte nämlich eine begüterte Familie höheren Standes ſo unglücklich ſeyn, ein Kind zu haben, das ganz beſonders zur Kunſt organiſirt wäre, oder das, nach dem lächerlichen Ausdruck jener Wahnwitzigen, den göttlichen Funken, der im Widerſtande verzehrend um ſich greift, in der Bruſt trüge; ſollte es wirklich ins Phantaſiren für Kunſt und Künſtlerleben gerathen: ſo wird ein guter Erzieher durch eine kluge Geiſtesdiät, z. B. durch das gänzliche Entziehen aller phantaſtiſchen, übertreibenden Koſt, (Poeſien, und ſogenannter ſtarker Kompoſitionen, von Mozart, Beethoven u. ſ. w.) ſo wie durch die fleißig wiederholte Vorſtellung der ganz ſubordinirten Tendenz jeder Kunſt und des ganz untergeordneten Standes der Künſtler ohne allen Rang, Titel und Reichthum, ſehr leicht das verirrte junge Subject auf den rechten Weg bringen, ſo daß es am Ende eine rechte Verachtung gegen Kunſt und Künſtler ſpürt, die als wahres Remedium gegen jede Exzentrizität nie weit genug getrieben werden kann. — Den armen Künſtlern die noch nicht in den oben beſchriebenen Wahnwitz verfallen ſind, glaube ich wirklich nicht übel zu rathen, wenn ich ihnen, um ſich doch nur etwas aus ihrer zweckloſen Tendenz herauszureißen, vorſchlage, noch nebenher irgend ein leichtes Handwerk zu erlernen: ſie werden gewiß dann ſchon als nützliche Mitglieder des Staats etwas gelten. Mir hat ein Kenner geſagt, ich hätte eine geſchickte Hand zum Pantoffelmachen, und ich bin nicht abgeneigt, mich als Prototypus in die Lehre bei dem hieſigen Pantoffelmachermeiſter Schnabler, der noch dazu mein Herr Pathe iſt, zu begeben. — Das überleſend, was ich geſchrieben, finde ich den Wahnwitz mancher Muſiker ſehr treffend geſchildert, und mit einem heimlichen Grauſen fühle ich mich mit ihnen verwandt. Der Satan raunt mir ins Ohr, daß ihnen manches ſo redlich Gemeinte wohl gar als heilloſe Ironie erſcheinen könne; allein ich verſichere nochmals: gegen euch, ihr Verächter der Muſik, die ihr das erbauliche Singen und Spielen der Kinder unnützes Quinkeliren nennt, und die Muſik als eine geheimnißvolle, erhabene Kunſt nur ihrer würdig hören wollt, gegen euch waren meine Worte gerichtet, und mit ernſter Waffe in der Hand habe ich euch bewieſen, daß die Muſik eine herrliche, nützliche Erfindung des aufgeweckten Tubalkain ſey, welche die Menſchen aufheitere, zerſtreue, und daß ſie ſo das häusliche Glück, die erhabenſte Tendenz jedes kultivirten Menſchen, auf eine angenehme, befriedigende Weiſe befördere.

4.

Beethovens Inſtrumental-Muſik.

Sollte, wenn von der Muſik als einer ſelbſtſtändigen Kunſt die Rede iſt, nicht immer nur die Inſtrumental-Muſik gemeint ſein, welche jede Hülfe, jede Beimiſchung einer andern Kunſt (der Poeſie) verſchmähend, das eigenthümliche, nur in ihr zu erkennende Weſen dieſer Kunſt rein ausſpricht? — Sie iſt die romantiſchſte aller Künſte beinahe möchte man ſagen, allein ächt romantiſch, denn nur das Unendliche iſt ihr Vorwurf. — Orpheus Lyra öffnete die Thore des Orkus. Die Muſik ſchließt dem Menſchen ein unbekanntes Reich auf, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußern Sinnenwelt, die ihn umgiebt, und in der er alle *beſtimmten* Gefühle zurückläßt, um ſich einer unausſprechlichen Sehnſucht hinzugeben.

Habt ihr dieß eigenthümliche Weſen auch wohl nur geahnt, ihr armen Inſtrumentalkomponiſten, die ihr euch mühſam abquältet, beſtimmte Empfindungen, ja ſogar Begebenheiten darzuſtellen? — Wie konnte es euch denn nur einfallen, die der Plaſtik geradezu entgegengeſetzte Kunſt plaſtiſch zu behandeln? Eure Sonnaufgänge, eure Gewitter, eure Batailles des trois Empereurs u. ſ. w. waren wohl gewiß gar lächerliche Verirrungen und ſind wohlverdienter Weiſe mit gänzlichem Vergeſſen beſtraft.

In dem Geſange, wo die Poeſie beſtimmte Affecte durch Worte andeutet, wirkt die magiſche Kraft der Muſik, wie das wunderbare Elixir der Weiſen, von dem etliche Tropfen jeden Trank köſtlicher und herrlicher machen. Jede Leidenſchaft — Liebe — Haß — Zorn — Verzweiflung ꝛc., wie die Oper ſie uns giebt, kleidet die Muſik in den Purpurſchimmer der Romantik, und ſelbſt das im Leben Empfundene führt uns hinaus aus dem Leben in das Reich des Unendlichen.

So ſtark iſt der Zauber der Muſik, und immer mächtiger werdend mußte er jede Feſſel einer andern Kunſt zerreißen.

Gewiß nicht allein in der Erleichterung der Ausdrucksmittel (Vervollkommnung der Inſtrumente, größere Virtuoſität der Spieler), ſondern in dem tieferen innigeren Erkennen des eigenthümlichen Weſens der Muſik liegt es, daß geniale Komponiſten die Inſtrumental-Muſik zu der jetzigen Höhe erhoben.

Mozart und Haydn, die Schöpfer der jetzigen Inſtrumental-Muſik, zeigten uns zuerſt die Kunſt in ihrer vollen Glorie; wer ſie da mit voller Liebe anſchaute und eindrang in ihr innigſtes Weſen, iſt — Beethoven! — Die Inſtrumentalkompoſitionen aller drei Meiſter athmen einen gleichen romantiſchen Geiſt, welches in dem gleichen innigen Ergreifen des eigenthümlichen Weſens der Kunſt liegt; der Charakter ihrer Kompoſitionen unterſcheidet ſich jedoch merklich. — Der Ausdruck eines kindlichen heitern Gemüths herrſcht in Haydn's Kompoſitionen. Seine Sinfonien führen uns in unabſehbare grüne Haine, in ein luſtiges buntes Gewühl glücklicher Menſchen. Jünglinge und Mädchen ſchweben in Reihentänzen vorüber; lachende Kinder, hinter Bäumen, hinter Roſenbüſchen lauſchend, werfen ſich neckend mit Blumen. Ein Leben voll Liebe, voll Seligkeit, wie vor der Sünde, in ewiger Jugend; kein Leiden, kein Schmerz, nur ein ſüßes wehmüthiges Verlangen nach der geliebten Geſtalt, die in der Ferne im Glanz des Abendrothes daher ſchwebt, nicht näher kommt, nicht verſchwindet, und ſo lange ſie da iſt, wird es nicht Nacht, denn ſie ſelbſt iſt das Abendroth, von dem Berg und Hain erglühen. — In die Tiefen des Geiſterreichs führt uns Mozart. Furcht umfängt uns, aber ohne Marter iſt ſie mehr Ahnung des Unendlichen.

Liebe und Wehmuth tönen in holden Geiſterſtimmen; die Nacht geht auf in hellem Purpurſchimmer, und in unausſprechlicher Sehnſucht ziehen wir nach den Geſtalten, die freundlich uns in ihre Reihen winkend in ewigem Sphärentanze durch die Wolken fliegen. (Mozarts Sinfonie in Esdur unter dem Namen des Schwanengeſanges bekannt.)

So öffnet uns auch Beethovens Inſtrumental-Muſik das Reich des Ungeheuern und Unermeßlichen. Glühende Strahlen ſchießen durch dieſes Reiches tiefe Nacht, und wir werden Rieſenſchatten gewahr, die auf- und abwogen, enger und enger uns einſchließen und uns vernichten, aber nicht den Schmerz der unendlichen Sehnſucht, in welcher jede Luſt, die ſchnell in jauchzenden Tönen emporgeſtiegen, hinſinkt und untergeht, und nur in dieſem Schmerz, der Liebe, Hoffnung, Freude, in ſich verzehrend, aber nicht zerſtörend, unſere Bruſt mit einem vollſtimmigen Zuſammenklange aller Leidenſchaften zerſprengen will, leben wir fort und ſind entzückte Geiſterſeher! —

Der romantiſche Geſchmack iſt ſelten, noch ſeltener das romantiſche Talent, daher giebt es wohl ſo wenige, die jene Lyra, deren Ton das wundervolle Reich des Romantiſchen aufſchließt, anzuſchlagen vermögen.

Haydn faßt das Menſchliche im menſchlichen Leben romantiſch auf; er iſt commenſurabler, faßlicher für die Mehrzahl.

Mozart nimmt mehr das Uebermenſchliche, das Wunderbare welches im innern Geiſte wohnt, in Anſpruch.

Beethovens Muſik bewegt die Hebel der Furcht, des Schauers, des Entſetzens, des Schmerzes, und erweckt eben jene unendliche Sehnſucht, welche das Weſen der Romantik iſt. Er iſt daher ein rein romantiſcher Komponiſt, und mag es nicht daher kommen, daß ihm Vokalmuſik, die den Charakter des unbeſtimmten Sehnens nicht zuläßt, ſondern nur durch Worte beſtimmte Affekte, als in dem Reiche des Unendlichen empfunden, darſtellt, weniger gelingt?

Den muſikaliſchen Pöbel drückt Beethovens mächtiger Genius; er will ſich vergebens dagegen auflehnen. — Aber die weiſen Richter, mit vornehmer Miene um ſich ſchauend, verſichern: man könne es ihnen als Männer von großem Verſtande und tiefer Einſicht aufs Wort glauben, es fehle dem guten B. nicht im mindeſten an einer ſehr reichen, lebendigen Phantaſie, aber er verſtehe ſie nicht zu zügeln. Da wäre denn nun von Auswahl und Formung der Gedanken gar nicht die Rede, ſondern er werfe nach der ſogenannten genialen Methode Alles ſo hin, wie es ihm augenblicklich die im Feuer arbeitende Phantaſie eingebe. Wie iſt es aber, wenn nur Eurem ſchwachen Blick der innere tiefe Zuſammenhang jeder Beethovenſchen Kompoſition entgeht? Wenn es nur an Euch liegt, daß ihr des Meiſters, dem Geweihten verſtändliche, Sprache nicht verſteht, wenn Euch die Pforte des innerſten Heiligthums verſchloſſen blieb? — In Wahrheit, der Meiſter, an Beſonnenheit Haydn und Mozart ganz an die Seite zu ſtellen, trennt ſein Ich von dem innern Reich der Töne und gebietet darüber als unumſchränkter Herr. Aeſthetiſche Meßkünſtler haben oft im Shakeſpeare über gänzlichen Mangel innerer Einheit und inneren Zuſammenhanges geklagt, indem dem tieferen Blick ein ſchöner Baum, Blätter, Blüthen und Früchte aus einem Keim treibend, erwächſt; ſo entfaltet ſich auch nur durch ein ſehr tiefes Eingehen in Beethovens Inſtrumental-Muſik die hohe Beſonnenheit, welche vom wahren Genie unzertrennlich iſt und von dem Studium der Kunſt genährt wird. Welches Inſtrumentalwerk Beethovens beſtätigt dieß Alles wohl in höherm Grade, als die über alle Maßen herrliche tiefſinnige Sinfonie in C moll. Wie führt dieſe wundervolle Kompoſition in einem fort und fort ſteigenden Climax den Zuhörer unwiderſtehlich fort in das Geiſterreich des Unendlichen. Nichts kann einfacher ſeyn, als der nur aus Takten beſtehende Hauptgedanke des erſten Allegro's, der Anfangs im Uniſono dem Zuhörer nicht einmal die Tonart beſtimmt. Den Charakter der ängſtlichen, unruhvollen Sehnſucht, den dieſer Satz in ſich trägt, ſetzt das melodiöſe Nebenthema nur noch mehr ins Klare! — Die Bruſt von der Ahnung des Ungeheuern, Vernichtung Drohenden gepreßt und beängſtet, ſcheint ſich in ſchneidenden Lauten gewaltſam Luft machen zu wollen, aber bald zieht eine freundliche Geſtalt glänzend daher und erleuchtet die tiefe grauenvolle Nacht. (Das liebliche Thema in G dur, das erſt von dem Horn in Es dur berührt wurde.) — Wie einfach — noch einmal ſei es geſagt — iſt das Thema, das der Meiſter dem Ganzen zum Grunde legte, aber wie wundervoll reihen ſich ihm alle Neben- und Zwiſchenſätze durch ihr rhythmiſches Verhältniß ſo an, daß ſie nur dazu dienen, den Charakter des Allegro's, den jenes Hauptthema nur andeutete, immer mehr und mehr zu entfalten. Alle Sätze ſind kurz, beinahe alle nur aus zwei, drei Takten beſtehend, und noch dazu vertheilt in beſtändigem Wechſel der Blas- und Saiteninſtrumente; man ſollte glauben, daß aus ſolchen Elementen nur etwas Zerſtückeltes, Unfaßbares entſtehen könne, aber ſtatt deſſen iſt es eben jene Einrichtung des Ganzen, ſo wie die beſtändige auf einander folgende Wiederholung der Sätze und einzelner Accorde, die das Gefühl einer unnennbaren Sehnſucht bis zum höchſten Grade ſteigert. Ganz davon abgeſehen, daß die kontrapunktiſche Behandlung von dem tiefen Studium der Kunſt zeugt, ſo ſind es auch die Zwiſchenſätze, die beſtändigen Anſpielungen auf das Hauptthema, welche darthun, wie der hohe Meiſter das Ganze mit allen den leidenſchaftlichen Zügen im Geiſt auffaßte und durchdachte. — Tönt nicht wie eine holde Geiſterſtimme, die unſre Bruſt mit Hoffnung und Troſt erfüllt, das liebliche Thema des Andante con moto in As dur? — Aber auch hier tritt der furchtbare Geiſt, der im Allegro das Gemüth ergriff und ängſtete, jeden Augenblick drohend aus der Wetterwolke hervor, in der er verſchwand, und vor ſeinen Blitzen entfliehen ſchnell die freundlichen Geſtalten, die uns umgaben. — Was ſoll ich von der Menuet ſagen? — Hört die eignen Modulationen, die Schlüſſe in dem dominanten Accorde dur, den der Baß als Tonika des folgenden Thema's in Moll aufgreift — das immer ſich um einige Takte erweiternde Thema ſelbſt! Ergreift Euch nicht wieder jene unruhvolle, unnennbare Sehnſucht, jene Ahnung des wunderbaren Geiſterreichs, in welchem der Meiſter herrſcht? Aber wie blendendes Sonnenlicht ſtrahlt das prächtige Thema des Schlußſatzes in dem jauchzenden Jubel des ganzen

Orcheſters. — Welche wunderbare kontrapunktiſche Verſchlingungen verknüpfen ſich hier wieder zum Ganzen. Wohl mag Manchem Alles vorüberrauſchen wie eine geniale Rhapſodie, aber das Gemüth jedes ſinnigen Zuhörers wird gewiß von einem Gefühl, das eben jene unnennbare ahnungsvolle Sehnſucht iſt, tief und innig ergriffen, und bis zum Schlußaccord, ja noch in den Momenten nach demſelben, wird er nicht heraustreten können aus dem wunderbaren Geiſterreiche, wo Schmerz und Luſt, in Tönen geſtaltet, ihn umfingen. — Die Sätze ihrer innern Einrichtung nach, ihre Ausführung, Inſtrumentirung, die Art wie ſie an einander gereiht ſind, Alles arbeitet auf einen Punkt hinaus; aber vorzüglich die innige Verwandtſchaft der Thema's unter einander iſt es, welche jene Einheit erzeugt, die nur allein vermag den Zuhörer in einer Stimmung feſtzuhalten. Oft wird dieſe Verwandtſchaft dem Zuhörer klar, wenn er ſie aus der Verbindung zweier Sätze heraushört, oder in den zwei verſchiedenen Sätzen gemeinen Grundbaß entdeckt, aber eine tiefere Verwandtſchaft, die ſich auf jene Art nicht darthut, ſpricht oft nur aus dem Geiſte zum Geiſte, und eben dieſe iſt es, welche unter den Sätzen der beiden Allegro's und der Menuet herrſcht, und die beſonnene Genialität des Meiſters herrlich verkündet. —

Wie tief haben ſich doch deine herrlichen Flügel-Kompoſitionen, du hoher Meiſter! meinem Gemüthe eingeprägt; wie ſchaal und nichtsbedeutend erſcheint mir doch nun Alles, was nicht dir, dem ſinnigen Mozart und dem gewaltigen Genius Sebaſtian Bach angehört. — Mit welcher Luſt empfing ich dein ſiebzigſtes Werk, die beiden herrlichen Trios, denn ich wußte ja wohl, daß ich ſie nach weniger Uebung bald gar herrlich hören würde. Und ſo gut iſt es mir ja denn heute Abend geworden, ſo daß ich jetzt wie einer, der in den mit allerlei ſeltenen Bäumen, Gewächſen und wunderbaren Blumen umflochtenen Irrgängen eines phantaſtiſchen Parks wandelt und immer tiefer und tiefer hineingeräth, nicht aus den wundervollen Wendungen und Verſchlingungen deiner Trios herauszukommen vermag. Die holden Sirenen-Stimmen deiner in bunter Mannigfaltigkeit prangenden Sätze locken mich immer tiefer und tiefer hinein. — Die geiſtreiche Dame, die heute mir, dem Kapellmeiſter Kreisler, recht eigentlich zu Ehren das Trio Nro. 1 gar herrlich ſpielte, und vor deren Flügel ich noch ſitze und ſchreibe, hat es mich recht deutlich einſehen laſſen, wie nur das, was der Geiſt giebt, zu achten, alles Uebrige aber vom Uebel iſt. —

Eben jetzt habe ich auswendig einige frappante Ausweichungen der beiden Trios auf dem Flügel wiederholt. — Es iſt doch wahr, der Flügel (Flügel-Pianoforte) bleibt ein mehr für die Harmonie als für die Melodie brauchbares Inſtrument. Der feinſte Ausdruck, deſſen das Inſtrument fähig iſt, giebt der Melodie nicht das regſame Leben in tauſend und tauſend Nuanzirungen, das der Bogen des Geigers, der Hauch des Bläſers hervorzubringen im Stande iſt. Der Spieler ringt vergebens mit der unüberwindlichen Schwierigkeit, die der Mechanism, der die Saiten durch einen Schlag vibriren und ertönen läßt, ihm entgegenſetzt. Dagegen giebt es (die noch immer weit beſchränktere Harfe abgerechnet) wohl kein Inſtrument, das, ſo wie der Flügel, in vollgriffigen Accorden das Reich der Harmonie umfaßt und ſeine Schätze in den wunderbarſten Formen und Geſtalten dem Kenner entfaltet. Hat die Phantaſie des Meiſters ein ganzes Tongemälde mit reichen Gruppen, hellen Lichtern und tiefen Schattirungen ergriffen, ſo kann er es am Flügel ins Leben rufen, daß es aus der innern Welt farbigt und glänzend hervortritt. Die vollſtimmige Partitur, dieſes wahre muſikaliſche Zauberbuch, das in ſeinen Zeichen alle Wunder der Tonkunſt, den geheimnißvollen Chor der mannigfaltigſten Inſtrumente bewahrt, wird unter den Händen des Meiſters am Flügel belebt, und ein in dieſer Art gut und vollſtimmig vorgetragenes Stück aus der Partitur möchte dem wohlgerathnen Kupferſtich, der einem großen Gemälde entnommen, zu vergleichen ſeyn. Zum Phantaſiren, zum Vortragen aus der Partitur, zu einzelnen Sonaten, Accorden u. ſ. w. iſt daher der Flügel vorzüglich geeignet, ſo wie nächſtdem Trios, Quartetten, Quintetten ꝛc., wo die gewöhnlichen Saiteninſtrumente hinzutreten, ſchon deshalb ganz in das Reich der Flügel-Kompoſition gehören, weil, ſind ſie in der wahren Art, d. h. wirklich vierſtimmig, fünfſtimmig u. ſ. w. komponirt, hier es ganz auf die harmoniſche Ausarbeitung ankommt, die das Hervortreten einzelner Inſtrumente in glänzenden Paſſagen von ſelbſt ausſchließt. —

Einen wahren Widerwillen hege ich gegen all' die eigentlichen Flügel-Konzerte. (Mozartſche und Beethovenſche ſind nicht ſowohl Konzerte, als Sinfonien mit obligatem Flügel.) Hier ſoll die Virtuoſität des einzelnen Spielers in Paſſagen und im Ausdruck der Melodie geltend gemacht werden; der beſte Spieler auf dem ſchönſten Inſtrumente ſtrebt aber vergebens nach dem, was z. B. der Violiniſt mit leichter Mühe erringt.

Jedes Solo klingt nach dem vollen Tutti der Geiger und Bläſer ſteif und matt, und man bewundert die Fertigkeit der Finger u. dergl., ohne daß das Gemüth recht angeſprochen wird.

Wie hat doch der Meiſter den eigenthümlichſten Geiſt des Inſtruments aufgefaßt und in der dafür geeignetſten Art geſorgt!

Ein einfaches, aber fruchtbares, zu den verſchiedenſten kontrapunktiſchen Wendungen, Abkürzungen u. ſ. w. taugliches, ſingbares Thema liegt jedem Satze zum Grunde, alle übrigen Nebenthemata und Figuren ſind dem Hauptgedanken innig verwandt, ſo daß ſich Alles zur höchſten Einheit durch alle Inſtrumente verſchlingt und ordnet. So iſt die Struktur des Ganzen; aber in dieſem künſtlichen Bau wechſeln in raſtloſem Fluge die wunderbarſten Bilder, in denen Freude und Schmerz, Wehmuth und Wonne neben und in einander hervortreten. Seltſame Geſtalten beginnen einen luſtigen Tanz, indem ſie bald zu einem Lichtpunkt verſchweben, bald funkelnd und blitzend aus einander fahren, und ſich in mannigfachen Gruppen jagen und verfolgen; und mitten in dieſem aufgeſchloſſenen Geiſterreiche horcht die entzückte Seele der unbekannten Sprache zu, und verſteht alle die geheimſten Ahnungen, von denen ſie ergriffen.

Nur der Komponiſt drang wahrhaft in die Geheimniſſe der Harmonie ein, der durch ſie auf das Gemüth des Menſchen zu wirken vermag; ihm ſind die Zahlenproportionen, welche dem Grammatiker ohne Genius nur todte ſtarre Rechenexempel bleiben, magiſche Präparate, denen er eine Zauberwelt entſteigen läßt.

Unerachtet der Gemüthlichkeit, die vorzüglich in dem erſten Trio, ſelbſt das wehmuthsvolle Largo nicht ausgenommen, herrſcht, bleibt doch der Beethovenſche Genius ernſt und feierlich. Es iſt, als meinte der Meiſter, man könne von tiefen, geheimnißvollen Dingen, ſelbſt wenn der Geiſt, mit ihnen innig vertraut, ſich freudig und fröhlich erhoben fühlt, nie in gemeinen, ſondern nur in erhabenen herrlichen Worten reden; das Tanzſtück der Iſisprieſter kann nur ein hochjauchzender Hymnus ſeyn.

Die Inſtrumental-Muſik muß, da wo ſie nur durch ſich als Muſik wirken und nicht vielleicht einem beſtimmten dramatiſchen Zweck dienen ſoll, alles unbedeutend Spaßhafte, alle tändelnden Lazzi vermeiden. Es ſucht das tiefe Gemüth für die Ahnungen der Freudigkeit, die herrlicher und ſchöner als hier in der beengten Welt, aus einem unbekannten Lande herübergekommen, ein inneres, wonnevolles Leben in der Bruſt entzündet, einen höheren Ausdruck, als ihn geringe Worte, die nur der befangenen irdiſchen Luſt eigen, gewähren können. Schon dieſer Ernſt aller Beethoveniſchen Inſtrumental- und Flügel-Muſik verbannt alle die halsbrechenden Paſſagen auf und ab mit beiden Händen, alle die ſeltſamen Sprünge, die poſſierlichen Capriccios, die hoch in die Luft gebauten Noten mit fünf- und ſechsſtrichigem Fundament, von denen die Flügel-Kompoſitionen neueſter Art erfüllt ſind. — Wenn von bloßer Fingerfertigkeit die Rede iſt, haben die Flügel-Kompoſitionen des Meiſters gar keine beſondere Schwierigkeit, da die wenigen Läufe, Triolenfiguren u. d. m. wohl jeder geübte Spieler in der Hand haben muß; und doch iſt ihr Vortrag bedingt recht ſchwer. Mancher ſogenannte Virtuoſe verwirft des Meiſters Flügel-Kompoſition, indem er dem Vorwurfe: ſehr ſchwer! noch hinzufügt: und ſehr undankbar! — Was nun die Schwierigkeit betrifft, ſo gehört zum richtigen, bequemen Vortrag Beethoveniſcher Kompoſition nichts Geringeres, als daß man ihn begreife, daß man tief in ſein Weſen eindringe, daß man im Bewußtſeyn eigner Weihe es kühn wage, in den Kreis der magiſchen Erſcheinungen zu treten, die ſein mächtiger Zauber hervorruft. Wer dieſe Weihe nicht in ſich fühlt, wer die heilige Muſik nur als Spielerei, nur zum Zeitvertreib in leeren Stunden, zum augenblicklichen Reiz ſtumpfer Ohren, oder zur eignen Oſtentation tauglich betrachtet, der bleibe ja davon. Nur einem ſolchen ſteht auch der Vorwurf: und höchſt undankbar! zu. Der ächte Künſtler lebt nur in dem Werke, das er in dem Sinne des Meiſters aufgefaßt hat und nun vorträgt. Er verſchmäht es, auf irgend eine Weiſe ſeine Perſönlichkeit geltend zu machen, und all' ſein Dichten und Trachten geht nur dahin, alle die herrlichen, holdſeligen Bilder und Erſcheinungen, die der Meiſter mit magiſcher Gewalt in ſein Werk verſchloß, tauſendfarbig glänzend ins rege Leben zu rufen, daß ſie den Menſchen in lichten funkelnden Kreiſen umfangen und ſeine Phantaſie, ſein innerſtes Gemüth entzündend, ihn raſchen Fluges in das ferne Geiſterreich der Töne tragen.

5.

Höchſt zerſtreute Gedanken.

Schon, als ich noch auf der Schule war, hatte ich die Gewohnheit, Manches, was mir bei dem Leſen eines Buchs, bei dem Anhören einer Muſik, bei dem Betrachten eines Gemäldes oder ſonſt gerade einfiel, oder auch was mir ſelbſt Merkwürdiges begegnet, aufzuſchreiben. Ich hatte mir dazu ein kleines Buch binden laſſen, und den Titel vorgeſetzt: Zerſtreute Gedanken. — Mein Vetter, der mit mir auf einer Stube wohnte und mit wahrhaft boshafter Ironie meine äſthetiſchen Bemühungen verfolgte, fand das Büchelchen, und ſetzte auf dem Titel dem Worte: Zerſtreute, das Wörtlein: Höchſt! vor. Zu meinem nicht geringen Verdruſſe fand ich, als ich mich über meinen Vetter im Stillen ſatt geärgert hatte und das, was ich geſchrieben, noch einmal überlas, manchen zerſtreuten Gedanken wirklich und in der That **höchſt** zerſtreut, warf das ganze Buch ins Feuer, und gelobte nichts mehr aufzuſchreiben, ſondern Alles im Innern digeriren und wirken zu laſſen, wie es ſollte. — Aber ich ſehe meine Muſikalien durch, und finde zu meinem nicht geringen Schreck, daß ich die üble Gewohnheit nun in viel ſpäteren, und wie man denken möchte, weiſeren Jahren, ſtärker als je treibe. Denn ſind nicht beinahe alle leere Blätter, alle Umſchläge mit **höchſt** zerſtreuten Gedanken bekritzelt? — Sollte nun einmal, bin ich auf dieſe oder jene Art dahin geſchieden, ein treuer Freund dieſen meinen Nachlaß ordentlich für was halten oder gar (wie es denn wohl manchmal zu geſchehen pflegt) Manches davon abſchreiben und drucken laſſen, ſo bitte ich ihn um die Barmherzigkeit, ohne Barmherzigkeit die **höchſt höchſt** zerſtreuten Gedanken dem Feuer zu übergeben, und Rückſichts der übrigen es gewiſſermaßen als captatio benevolentiae bei der ſchülerhaften Aufſchrift, nebſt dem boshaften Zuſatze des Vetters, bewenden zu laſſen.

Man ſtritt heute viel über unſern Sebaſtian Bach und über die alten Italiener, man konnte ſich durchaus nicht vereinigen, wem der Vorzug gebühre. Da ſagte mein geiſtreicher Freund: „Sebaſtian

Bachs Muſik verhält ſich zu der Muſik der alten Italiener eben ſo, wie der Münſter in Straßburg zu der Peterskirche in Rom.“

Wie tief hat mich das wahre, lebendige Bild ergriffen! — Ich ſehe in Bachs achtſtimmigen Motetten den kühnen, wundervollen, romantiſchen Bau des Münſters mit all’ den phantaſtiſchen Verzierungen, die künſtlich zum Ganzen verſchlungen, ſtolz und prächtig in die Lüfte emporſteigen; ſo wie in Benevoli’s, in Perti’s frommen Geſängen die reinen grandioſen Verhältniſſe der Peterskirche, die ſelbſt den größten Maſſen die Commenſurabilität geben und das Gemüth erheben, indem ſie es mit heiligem Schauer erfüllen.

Nicht ſowohl im Traume, als im Zuſtande des Delirirens, der dem Einſchlafen vorhergeht, vorzüglich wenn ich viel Muſik gehört habe, finde ich eine Uebereinkunft der Farben, Töne und Düfte. Es kommt mir vor, als wenn alle auf die gleiche geheimnißvolle Weiſe durch den Lichtſtrahl erzeugt würden, und dann ſich zu einem wundervollen Konzerte vereinigen müßten. — Der Duft der dunkelrothen Nelken wirkt mit ſonderbarer magiſcher Gewalt auf mich; unwillkürlich verſinke ich in einen träumeriſchen Zuſtand und höre dann, wie aus weiter Ferne, die anſchwellenden und wieder verfließenden tiefen Töne des Baſſethorns.

Es giebt Augenblicke — vorzüglich wenn ich viel in des großen Sebaſtian Bachs Werken geleſen — in denen mir die muſikaliſchen Zahlenverhältniſſe, ja die myſtiſchen Regeln des Contrapunkts ein inneres Grauen erwecken. — Muſik! — mit geheimnißvollem Schauer, ja mit Grauſen nenne ich Dich! — Dich! in Tönen ausgeſprochene Sanskritta der Natur! — Der Ungeweihte lallt ſie nach in kindiſchen Lauten — der nachäffende Frevler geht unter im eignen Hohn!

Von großen Meiſtern werden häufig Anekdötchen aufgetiſcht, die ſo kindiſch erfunden, oder mit ſo alberner Unwiſſenheit nacherzählt ſind, daß ſie mich immer, wenn ich ſie anhören muß, kränken und ärgern. So iſt z. B. das Geſchichtchen von Mozarts Ouvertüre zum

Don Juan ſo proſaiſch toll, daß ich mich wundern muß, wie ſie ſelbſt Muſiker, denen man einiges Einſehen nicht abſprechen mag, in den Mund nehmen können, wie es noch heute geſchah. — Mozart ſoll die Kompoſition der Ouvertüre, als die Oper längſt fertig war, von Tage zu Tage verſchoben haben, und noch den Tag vor der Aufführung, als die beſorgten Freunde glaubten, nun ſäße er am Schreibpulte, ganz luſtig ſpazieren gefahren ſeyn. Endlich am Tage der Aufführung, am frühen Morgen, habe er in wenigen Stunden die Ouvertüre *komponirt*, ſo daß die Partien noch naß in das Theater getragen würden. Nun geräth Alles in Erſtaunen und Bewunderung, wie Mozart ſo ſchnell komponirt hat, und doch kann man jedem rüſtigen ſchnellen Notenſchreiber eben dieſelbe Bewunderung zollen. — Glaubt ihr denn nicht, daß der Meiſter den Don Juan, ſein tiefſtes Werk, das er für *ſeine Freunde*, d. h. für ſolche, die ihn im tiefſten Innerſten verſtanden, komponirte, längſt im Gemüthe trug, daß er im Geiſt das Ganze mit allen ſeinen herrlichen charakteriſtiſchen Zügen ordnete und ründete, ſo daß es wie in einem fehlerfreien Guſſe da ſtand! — Glaubt ihr denn nicht, daß die Ouvertüre aller Ouvertüren, in der alle Motive der Oper ſchon ſo herrlich und lebendig angedeutet ſind, nicht eben ſo gut fertig war als das ganze Werk, ehe der große Meiſter die Feder zum Aufſchreiben anſetzte? — Iſt jene Anekdote wahr, ſo hat Mozart wahrſcheinlich ſeine Freunde, die immer von der *Kompoſition* der Ouvertüre geſprochen hatten, mit dem Verſchieben des Aufſchreibens geneckt, da ihre Beſorgniß, er möchte die günſtige Stunde zu dem nunmehr mechaniſch gewordenen Geſchäft, nämlich das in dem Augenblick der Weihe empfangene und im Innern aufgefaßte Werk aufzuſchreiben, nicht mehr finden, ihm lächerlich erſcheinen mußte. — Manche haben in dem Allegro des übermachten Mozarts Auffahren aus dem Schlafe, in den er komponirend unwillkührlich verſunken, finden wollen! — Es giebt närriſche Leute! — Ich erinnere mich, daß bei der Aufführung des Don Juan Einer einmal mir bitter klagte: das ſey doch entſetzlich unnatürlich mit der Statue und mit den Teufeln! Ich antwortete ihm lächelnd, ob er denn nicht längſt bemerkt hätte, daß in dem weißen Mann ein ganz verkappter tüchtiger Polizeikommiſſär ſtecke, und daß die Teufel nichts wären als vermummte Gerichtsdiener; die Hölle wäre auch weiter nichts als das Stockhaus, wo Don Juan ſeiner Vergehungen wegen eingeſperrt werden würde, und so das Ganze allegorisch zu nehmen. — Da schlug er ganz vergnügt ein Schnippchen nach dem andern und lachte und freute sich, und bemitleidete die Andern, die sich so groß ähnlichen Reden. — Nachher, wenn von den unbeschreiblichen Mächten, die Mozart aus dem Orkus hervorgerufen habe, gesprochen wurde, lächelte er mich überaus pfiffig an, welches ich ihm eben so erwiederte. —

Er dachte: wir wissen, was wir wissen! und er hatte wahrlich Recht!

Seit langer Zeit habe ich mich nicht so sehr ergötzt und erbaut, als heute Abend. — Mein Freund trat jubilirend zu mir in das Zimmer und verkündete, daß er in einer Schenke der Vorstadt einen Komödianten-Trupp ausgewittert habe, der jeden Abend vor den anwesenden Gästen die größten Schau- und Trauerspiele aufführe. Wir gingen gleich hin und fanden an der Thüre der Wirthsstube einen geschriebenen Zettel angeklebt, worin es nach der de- und wehmüthigen Empfehlung der würdigen Schauspielergesellschaft hieß, daß die Wahl des Stücks jedesmal von dem versammelten verehrungswürdigen Publikum abhänge, und daß der Wirth sich bemühen werde, die hohen Gäste auf dem ersten Platz mit gutem Bier und Taback zu bedienen. Diesmal wurde auf den Vorschlag des Herrn Direktors Johanna von Montfaucon gewählt, und ich überzeugte mich, daß so dargestellt, das Stück von unbeschreiblicher Wirkung ist. Da sieht man so deutlich, wie der Dichter eigentlich die Ironie des Poetischen bezweckte, oder vielmehr den falschen Pathos, die Poesie, die nicht poetisch ist, lächerlich machen wollte, und in dieser Hinsicht ist die Johanna eine der ergötzlichsten Possen, die er je geschrieben. Die Schauspieler und Schauspielerinnen hatten diesen tiefen Sinn des Stücks sehr gut aufgefaßt und die Ironie lebendigst angewendet. War es nicht z. B. eine glückliche Idee, daß bei den in komischer Verzweiflung herausgestoßenen Worten der Johanna: es muß blitzen! der Direktor die Auslage für Colophonium nicht gescheut hatte, sondern wirklich ein paarmal blitzen ließ? Außer dem kleinen Unfall, daß in der ersten Scene das ungefähr sechs Fuß hohe Schloß, wiewohl von Papier gebaut, ohne sonderliches Geräusch einfiel, und eine Pantomime sichtbar wurde, von der [illegible] man außen vom Volke oder zum Fenſter heraus Johanna recht herzlich mit den guten Landleuten ſprach, waren ſonſt die Dekorationen vortrefflich, und vorzüglich die Schweizer-Gebirge eben ſo im Sinne des Stücks mit glücklicher Ironie behandelt. Eben ſo deutete auch das Coſtüm ſehr gut die Lehre an, die der Dichter durch die Darſtellung ſeiner Helden den Afterdichtern geben will. Seht, will er nämlich ſagen: ſo ſind Eure Helden! Statt der kräftigen, rüſtigen Ritter der ſchönen Vorzeit, ſind es weinerliche, erbärmliche Weichlinge des Zeitalters, die ſich ungeziemlich gebehrden und dann glauben, damit ſey es gethan! — Alle auftretende Ritter, der Eſtavajell, der Lazarra ꝛc. gingen in gewöhnlichen Fracks und hatten nur Feldbinden darüber gehängt, ſo wie ein paar Federn auf den Hüten. — Eine ganz herrliche Einrichtung, die von großen Bühnen nachgeahmt zu werden verdiente, fand auch noch ſtatt! — Ich will ſie beſchreiben, damit ich ſie nie aus dem Gedächtniß verliere. — Nicht genug konnte ich mich nämlich über die große Präziſion im Auftreten und Abgehen, über den Einklang des Ganzen wundern, da doch die Wahl des Stücks dem Publikum überlaſſen, die Geſellſchaft daher ohne ſonderliche Vorbereitung auf eine Menge von Stücken gefaßt ſeyn mußte. Endlich, an einer etwas poſſierlichen, und wie es ſchien, ganz unwillkürlichen Bewegung eines Schauſpielers in der Kuliſſe, bemerkte ich mit bewaffnetem Auge, daß von den Füßen der Schauſpieler und Schauſpielerinnen feine Schnüre in den Souffleurkaſten liefen, die angezogen wurden, wenn ſie kommen oder gehen ſollten. — Ein guter Direktor, der vorzüglich will, daß Alles nach ſeinen eigenen individuellen Ein- und Anſichten auf dem Theater gehen ſoll, könnte das nun weiter treiben — er könnte, ſo wie man bei der Reiterei zu den verſchiedenen Manövers ſogenannte Rufe (Trompetenſtöße) hat, denen ſogar die Pferde augenblicklich folgen, eben ſo für die verſchiedenſten Poſituren — Ausrufe — Schreie — Heben — Sinkenlaſſen der Stimme u. ſ. w. verſchiedene Züge erfinden und ſie, neben dem Souffleur ſitzend, mit Nutzen appliziren.

Das größte, mit augenblicklicher Entlaſſung, als dem civilen Tode, zu beſtrafende Verſehen eines Schauſpielers wäre dann, wenn der Director ihm mit Recht vorwerfen könnte: er habe über die Schnur gehauen, und das größte Lob einer ganzen Darſtellung: es ſei Alles recht nach der Schnur gegangen.

Große Dichter und Künſtler ſind auch für den Tadel untergeordneter Naturen empfindlich. — Sie laſſen ſich gar zu gern loben, auf Händen tragen, hätſcheln. — Glaubt ihr denn, daß diejenige Eitelkeit, von der ihr ſo oft befangen, in hohen Gemüthern wohnen könne? — Aber jedes freundliche Wort, jedes wohlwollende Bemühen beſchwichtigt die innere Stimme, die dem wahren Künſtler unaufhörlich zuruft: Wie iſt doch dein Flug noch ſo niedrig, noch ſo von der Kraft des Irdiſchen gelähmt — rüttle friſch die Fittige und ſchwinge dich auf zu den leuchtenden Sternen! — Und von der Stimme getrieben, irrt der Künſtler oft umher und kann ſeine Heimath nicht wiederfinden, bis der Freunde Zuruf ihn wieder auf Weg und Steg leitet.

Wenn ich in Forkels muſikaliſcher Bibliothek die niedrig ſchmähende Beurtheilung von Glucks Iphigenia in Aulis leſe, wird mein Gemüth von den ſonderbarſten Empfindungen im Innerſten bewegt. Wie mag der große herrliche Mann, las er jenes abſurde Geſchwätz, doch eben von dem unbehaglichen Gefühl ergriffen worden ſein, wie einer, der in einem ſchönen Park zwiſchen Blumen und Blüthen luſtwandelnd von ſchreienden, bellenden Kläffern angefallen wird, die ohne ihm nur den mindeſten bedeutenden Schaden zufügen zu können, ihm doch auf die unerträglichſte Weiſe läſtig ſind. Aber wie man in der Zeit des erfochtenen Sieges gern von den ihm vorhergegangenen Bedrängniſſen und Gefahren hört, eben darum, weil ſie ſeinen Glanz noch erhöhen, ſo erhebt es auch Seele und Geiſt, noch die Ungethüme zu beſchauen, über die der Genius ſein Siegespanier ſchwang, daß ſie untergingen in ihrer eignen Schmach! — Tröſtet Euch — ihr Unerkannten! ihr von dem Leichtſinn, von der Unbill des Zeitgeiſtes Gebeugten; Euch iſt *gewiſſer* Sieg verheißen, und der iſt ewig, da Euer ermüdender *Kampf* nur vorübergehend war!

Man erzählt, nachdem der Streit der Gluckiſten und Picciniſten ſich etwas abgekühlt hatte, ſei es irgend einem vornehmen Verehrer der Kunſt gelungen, Gluck und Piccini in einer Abendgeſellſchaft zuſammen zu bringen, und nun habe der offene Teutſche, zufrieden einmal den böſen Streit geendet zu ſehen, in einer fröhlichen Weinlaune dem Italiener ſeinen ganzen Mechanismus der Kompoſition, ſein Geheimniß, die Menſchen, und vorzüglich die verwöhnten Franzoſen zu erheben und zu rühren, entdeckt — Melodien in altfranzöſiſchem Styl — teutſche Arbeit, darin ſollte es liegen. Aber der ſinnige, gemüthliche, in ſeiner Art große Piccini, deſſen Chor der Prieſter der Nacht in der Dido in meinem Innerſten mit ſchauerlichen Tönen wiederhallt, hat doch keine Armida, keine Iphigenia wie Gluck geſchrieben! — Bedürfte es denn nur genau zu wiſſen, wie Raphael ſeine Gemälde anlegte und ausführte, um ſelbſt ein Raphael zu ſein?

Kein Geſpräch über die Kunſt konnte heute aufkommen — nicht einmal das himmliſche Geſchwätz um Nichts über Nichts, das ich ſo gern mit Frauenzimmern führe, weil mir es dann nur wie die zufällig begleitende Stimme zu einer geheimen, aber von jeder deutlich geahnten Melodie vorkommt, wollte recht fort; Alles ging unter in der Politik. — Da ſagte Jemand: Der Miniſter — x — habe den Vorſtellungen des — ſ — Hofes kein Gehör gegeben. Nun weiß ich, daß jener Miniſter wirklich auf einem Ohre gar nicht hört, und in dem Augenblick ſtand ein Bild in grotesken Zügen mir vor Augen, welches mich den ganzen Abend nicht wieder verließ. — Ich ſah nämlich jenen Miniſter in der Mitte des Zimmers ſteif da ſtehen — der — ſche Unterhändler befindet ſich unglücklicherweiſe an der tauben Seite, der andere an der hörenden! — Nun wenden Beide alle nur erſinnlichen Mittel, Ränke und Schwänke an, einer, daß die Excellenz ſich umdrehe, der andere, daß die Excellenz ſtehen bleibe, denn nur davon hängt der Erfolg der Sache ab; aber die Excellenz bleibt wie eine teutſche Eiche feſt eingewurzelt auf ihrer Stelle, und das Glück iſt dem günſtig, der die hörende Seite traf.

Welcher Künſtler hat ſich ſonſt um die politiſchen Ereigniſſe des Tages bekümmert — er lebte nur in ſeiner Kunſt, und nur in ihr ſchritt er durch das Leben; aber eine verhängnißvolle ſchwere Zeit hat den Menſchen mit eiſerner Fauſt ergriffen, und der Schmerz preßt ihm Laute aus, die ihm ſonſt fremd waren.

Man ſpricht ſo viel von der Begeiſterung, die die Künſtler durch den Genuß ſtarker Getränke erzwingen — man nennt Muſiker und Dichter, die nur ſo arbeiten können (die Maler ſind von dem Vorwurfe, ſo viel ich weiß, frei geblieben.) — Ich glaube nicht daran — aber gewiß iſt es, daß eben in der glücklichen Stimmung, ich möchte ſagen, in der günſtigen Conſtellation, wenn der Geiſt aus dem Brüten in das Schaffen übergeht, das geiſtige Getränk den regeren Umſchwung der Ideen befördert. — Es iſt gerade kein edles Bild, aber mir kommt die Phantaſie hier vor, wie ein Mühlrad, welches der ſtärker anſchwellende Strom ſchneller treibt — der Menſch gießt Wein auf, und das Getriebe im Innern dreht ſich raſcher! — Es iſt wohl herrlich, daß eine edle Frucht das Geheimniß in ſich trägt, den menſchlichen Geiſt in ſeinen eigenſten Anklängen auf eine wunderbare Weiſe zu beherrſchen. — Aber was in dieſem Augenblick da vor mir im Glaſe dampft, iſt jenes Getränk, das noch wie ein geheimnißvoller Fremder, der, um unerkannt zu bleiben, überall ſeinen Namen wechſelt, keine allgemeine Benennung hat, und durch den Prozeß erzeugt wird, wenn man Cognac, Arrak oder Rum anzündet und auf einem Roſt darüber gelegten Zucker hinein tröpfeln läßt. — Die Bereitung und der mäßige Genuß dieſes Getränkes hat für mich etwas Wohlthätiges und Erfreuliches. — Wenn ſo die blaue Flamme emporzuckt, ſehe ich wie die Salamander glühend und ſprühend herausfahren und mit den Erdgeiſtern kämpfen, die im Zucker wohnen. Dieſe halten ſich tapfer, ſie kniſtern in gelben Lichtern durch die Feinde, aber die Macht iſt zu groß, ſie ſinken praſſelnd und ziſchend unter — die Waſſergeiſter entfliehen, ſich im Dampfe emporwirbelnd, indem die Erdgeiſter die erſchöpften Salamander herabziehen und im eignen Reiche verzehren; aber auch ſie gehen unter und kecke neugeborne Geiſterchen ſtrahlen in glühendem Roth herauf, und was Salamander und Erdgeiſt im Kampfe untergehend geboren, hat des Salamanders Gluth und des Erdgeiſtes gehaltige Kraft. — Sollte es wirklich gerathen ſein, dem innern Phantaſie-Rade Geiſtiges aufzugießen, (welches ich doch meine, da es dem Künſtler nächſt dem raſcheren Schwunge der Ideen eine gewiſſe Behaglichkeit, ja Fröhlichkeit giebt, die die Arbeit erleichtert), ſo könnte man ordentlich Rückſichts der Getränke gewiſſe Prinzipe aufſtellen. So würde ich z. B. bei der Kirchenmuſik alte Rhein- und Franzweine, bei der ernſten Oper ſehr feinen Burgunder, bei der komiſchen Oper Champagner, bei Canzonetten italieniſche feurige Weine, bei einer höchſt romantiſchen Kompoſition, wie die des Don Juan iſt, aber ein mäßiges Glas von eben dem von Salamander und Erdgeiſt erzeugten Getränk anrathen! — Doch überlaſſe ich jedem ſeine individuelle Meinung, und finde nur nöthig für mich ſelbſt im Stillen zu bemerken, daß der Geiſt, der von Licht und unterirdiſchem Feuer geboren, ſo keck den Menſchen beherrſcht, gar gefährlich iſt, und man ſeiner Freundlichkeit nicht trauen darf, da er ſchnell die Miene ändert und ſtatt des wohlthuenden behaglichen Freundes, zum furchtbaren Tyrannen wird.

Es wurde heute die bekannte Anekdote von dem alten Rameau erzählt, der zu dem Geiſtlichen, welcher ihn in der Todesſtunde mit allerlei harten, unfreundlichen Worten zur Buße ermahnte und nicht aufhören konnte zu predigen und zu ſchreien, ernſtlich ſagte: Aber wie mögen Ew. Hochwürden doch ſo falſch ſingen! — Ich habe nicht in das laute Gelächter der Geſellſchaft einſtimmen können, denn für mich hat die Geſchichte etwas ungemein Rührendes! — Wie hatte, da der alte Meiſter der Tonkunſt beinahe ſchon alles Irdiſche abgeſtreift, ſich ſein Geiſt ſo ganz und gar der göttlichen Muſik zugewendet, daß jeder ſinnliche Eindruck von Außen her nur ein Mißklang war, der, die reinen Harmonien, von denen ſein Inneres erfüllt, unterbrechend, ihn quälte und ſeinen Flug zur Lichtwelt hemmte.

In keiner Kunſt iſt die Theorie ſchwächer und unzureichender als in der Muſik, die Regeln des Contrapunkts beziehen ſich natürlicherweiſe nur auf die harmoniſche Struktur, und ein danach richtig ausgearbeiteter Satz iſt die nach den beſtimmten Regeln des Verhältniſſes richtig entworfene Zeichnung des Malers. Aber bei dem Colorit iſt der Muſiker ganz verlaſſen; denn *das* iſt die Inſtrumentirung. — Schon der unermeßlichen Varietät muſikaliſcher Sätze wegen iſt es unmöglich, hier nur *eine Regel* zu wagen, aber auf eine lebendige durch Erfahrung geläuterte Phantaſie geſtützt, kann man wohl Andeutungen geben, und dieſe cykliſch gefaßt würde ich: Myſtik der Inſtrumente, nennen. Die Kunſt, gehörigen Orts bald mit dem vollen Orcheſter, bald mit einzelnen Inſtrumenten zu wirken, iſt die muſikaliſche Perſpective; ſo wie die Muſik den von der Malerei ihr entlehnten Ausdruck, Ton, wieder zurücknehmen und ihn von Tonart unterſcheiden kann. Im zweiten höheren Sinn wäre dann Ton eines Stücks der tiefere Charakter, der durch die beſondere Behandlung des Geſanges, der Begleitung der ſich anſchmiegenden Figuren und Melismen, ausgeſprochen wird.

Es iſt eben ſo ſchwer, einen guten letzten Akt zu machen, als einen tüchtigen Kernſchluß — Beide ſind gewöhnlich mit Figuren überhäuft, und der Vorwurf: er kann nicht zum Schluß kommen, iſt nur zu oft gerecht. Für Dichter und Muſiker iſt es kein übler Vorſchlag, Beide, den letzten Akt und das Finale, zuerſt zu machen. Die Ouvertüre, ſowie der Prologus, muß unbedingt zuletzt gemacht werden.

6.

Der vollkommene Maſchiniſt.

Als ich noch in *** die Oper dirigirte, trieben mich oft Luſt und Laune auf das Theater; ich bekümmerte mich viel um das Dekorations- und Maſchinenweſen, und indem ich lange Zeit ganz im Stillen über Alles, was ich ſah, Betrachtungen anſtellte, erzeugten ſich mir Reſultate, die ich zum Nutz und Frommen der Dekorateurs und der Maſchiniſten, ſo wie des ganzen Publikums, gern in einem eigenen Traktätlein ans Licht ſtellen möchte, unter dem Titel: Johannes Kreislers vollkommener Maſchiniſt u. ſ. w. Aber wie es in der Welt zu gehen pflegt, den ſchärfſten Willen ſtumpft die Zeit ab, und wer weiß, ob bei gehöriger Muße, die das wichtige theoretiſche Werk erfordert, mir auch die Laune kommen wird, es wirklich zu ſchreiben. Um nun daher wenigſtens die erſten Principe der von mir erfundenen herrlichen Theorie, die vorzüglichſten Ideen vom Untergange zu retten, ſchreibe ich, ſo viel ich vermag, nur Alles rhapſodiſch hin, und denke auch dann: Sapienti sat!

Fürs erſte verdanke ich es meinem Aufenthalte in ***, daß ich von manchem gefährlichen Irrthum, in den ich bisher verſunken, gänzlich geheilt worden, ſowie ich auch die kindiſche Achtung für Perſonen, die ich ſonſt für groß und genial gehalten, gänzlich verloren. Nächſt einer aufgedrungenen, aber ſehr heilſamen Geiſtesdiät bewirkte meine Geſundheit der mir angerathene fleißige Genuß des äußerſt klaren reinen Waſſers, das in *** aus vielen Quellen, vorzüglich bei dem Theater — nicht ſprudelt? — nein! — ſondern ſanft und leiſe daher rinnt.

So denke ich noch mit wahrer innerer Schaam an die Achtung, ja die kindiſche Verehrung, die ich für den Dekorateur, ſo wie für den Maſchiniſten des ..r Theaters hegte. Beide gingen von dem thörichten Grundſatz aus: Dekorationen und Maſchinen müßten unmerklich in die Dichtung eingreifen, und durch den Total-Effekt müßte dann der Zuſchauer, wie auf unſichtbaren Fittigen, ganz aus dem Theater heraus in das phantaſtiſche Land der Poeſie getragen werden. Sie meinten, nicht genug wäre es, die zur höchſten Illuſion mit tiefer Kenntniß und gereinigtem Geſchmack angeordneten Dekorationen, die mit zauberiſcher, dem Zuſchauer unerklärbarer Kraft wirkenden Maſchinen anzuwenden, ſondern ganz vorzüglich käme es auch darauf an, Alles, auch das Geringſte zu vermeiden, was dem beabſichtigten Total-Effekt entgegenließe. Nicht eine wider den Sinn des Dichters geſtellte Dekoration, nein .— oft nur ein zur Unzeit hervorguckender Baum — ja, ein einziger hervorhängender Strick zerſtöre alle Täuſchung. — Es ſei gar ſchwer, ſagten ſie ferner, durch grandios gehaltene Verhältniſſe, durch eine edle Einfachheit, durch das künſtliche Berauben jedes Mediums die eingebildeten Größen der Dekoration mit wirklichen (z. B. mit den auftretenden Perſonen) zu vergleichen, und ſo den Trug zu entdecken, durch gänzliches Verbergen des Mechanismus der Maſchinen den Zuſchauer in der ihm wohlthuenden Täuſchung zu erhalten. Hätten daher ſelbſt Dichter, die doch ſonſt gern in das Reich der Phantaſie eingehen, gerufen: Glaubt ihr denn, daß Eure leinwandenen Berge und Paläſte, Eure ſtürzenden bemalten Bretter uns nur einen Moment täuſchen können, iſt Euer Platz auch noch ſo groß? — ſo habe es immer an der Eingeſchränktheit, der Ungeſchicklichkeit ihrer malenden und bauenden Collegen gelegen, die ſtatt ihre Arbeiten im höhern poetiſchen Sinn aufzufaſſen, das Theater, ſey es auch noch ſo groß geweſen, worauf es nicht einmal ſo ſehr, wie man glaube, ankomme, zum erbärmlichen Guckkaſten herabgewürdigt hätten. In der That waren auch die tiefen ſchauerlichen Wälder, die unabſehbaren Colonnaden — die gothiſchen Dome jenes Dekorateurs von herrlicher Wirkung — man dachte gewiß nicht an Malerei und Leinwand; des Maſchiniſten unterirdiſche Donner, ſeine Einſtürze hingegen erfüllten das Gemüth mit Grauſen und Entſetzen und ſeine Flugwerke ſchwebten luftig und duftig vorüber. — — Himmel! wie hatten doch dieſe guten Leute, trotz ihres Weisheitskrams, eine ſo gänzlich falſche Tendenz! — Vielleicht laſſen ſie, wenn ſie dieſes leſen ſollten, von ihren offenbar ſchädlichen Phantaſtereien ab, und kommen, ſo wie ich, zu einiger Vernunft. — Ich will mich nun lieber gleich an ſie ſelbſt wenden, und von der Gattung theatraliſcher Darſtellungen reden, in der ihre Künſte am mehrſten in Anſpruch genommen werden — ich meine die Oper! — Zwar habe ich es eigentlich nur mit dem Maſchiniſten zu thun, aber der Dekorateur kann auch ſein Theil daraus lernen. Alſo:

Meine Herren!

Haben Sie es nicht vielleicht ſchon ſelbſt bemerkt, ſo will ich es Ihnen hiermit eröffnen, daß die Dichter und Muſiker ſich in einem höchſt gefährlichen Bunde gegen das Publikum befinden. Sie haben es nämlich auf nichts Geringeres abgeſehen, als den Zuſchauer aus der wirklichen Welt, wo es ihm doch recht gemüthlich iſt, herauszutreiben, und wenn ſie ihn von allem ihm ſonſt bekannten und Befreundeten gänzlich getrennt, ihn mit allen nur möglichen Empfindungen und Leidenſchaften, die der Geſundheit höchſt nachtheilig, zu quälen. Da muß er lachen — weinen, erſchrecken, ſich fürchten, ſich entſetzen, wie ſie es nur haben wollen, kurz wie man im Sprüchwort zu ſagen pflegt, ganz nach ihrer Pfeife tanzen. Nur zu oft gelingt ihnen ihre böſe Abſicht, und man hat ſchon oft die traurigſten Folgen ihrer feindſeligen Einwirkungen geſehen. Hat doch ſchon Mancher im Theater augenblicklich an das phantaſtiſche Zeug in der That geglaubt; es iſt ihm nicht einmal aufgefallen, daß die Menſchen nicht reden wie andere ehrliche Leute, ſondern ſingen, und manches Mädchen hat noch Nachts darauf, ja ein paar Tage hindurch alle die Erſcheinungen, welche Dichter und Muſiker ordentlich hervorgezaubert hatten, nicht aus Sinn und Gedanken bringen, und kein Strick- oder Stickmuſter geſcheut ausführen können. Wer aber ſoll dieſem Unfug vorbeugen, wer ſoll bewirken, daß das Theater eine vernünftige Erholung, daß Alles ſtill und ruhig bleibe, daß keine pſychiſch und phyſiſch ungeſunde Leidenſchaft erregt werde? — wer ſoll das thun? Kein Anderer als Sie, meine Herren! Ihnen liegt die ſüße Pflicht auf, zum Beſten der gebildeten Menſchheit gegen den Dichter und Muſiker ſich zu verbinden.

Kämpfen Sie tapfer, der Sieg iſt gewiß, Sie haben die Mittel überreichlich in Händen! — Der erſte Grundſatz, von dem Sie in allen Ihren Bemühungen ausgehen müſſen, iſt: Krieg dem Dichter und Muſiker — Zerſtörung ihrer böſen Abſicht, den Zuſchauer mit Trugbildern zu umfangen und ihn aus der wirklichen Welt zu treiben. Hieraus folgt, daß in eben dem Grade, als jene Perſonen alles nur Mögliche anwenden, den Zuſchauer vergeſſen zu laſſen, daß er im Theater ſei, Sie dagegen durch zweckmäßige Anordnung der Dekorationen und Maſchinerien ihn beſtändig an das Theater erinnern müſſen. — Sollten Sie mich nicht ſchon jetzt verſtehen, ſollte es denn nöthig ſein, Ihnen noch mehr zu ſagen? — Aber ich weiß es, Sie ſind in Ihre Phantaſtereien ſo hineingerathen, daß ſelbſt in dem Fall, wenn Sie meinen Grundſatz für richtig anerkennen, Sie die gewöhnlichſten Mittel, welche herrlich zu dem beabſichtigten Zweck führen, nicht bei der Hand haben würden. Ich muß Ihnen daher ſchon, wie man zu ſagen pflegt, was weniges auf die Sprünge helfen. Sie glauben z. B. nicht, von welcher unwiderſtehlichen Wirkung oft ſchon eine eingeſchobene fremde Culiſſe iſt. Erſcheint ſo ein Stuben- oder Saalfragment in einer düſtern Gruft, und klagt die Prima Donna in den rührendſten Tönen uber Gefangenſchaft und Kerker, ſo lacht ihr doch der Zuſchauer ins Fäuſtchen, denn er weiß ja, der Maſchiniſt darf nur ſchellen, und es iſt mit dem Kerker vorbei, denn hinten ſteckt ja ſchon der freundliche Saal. Noch beſſer ſind aber falſche Soffiten und oben herausguckende Mittelvorhänge, indem ſie der ganzen Dekoration die ſogenannte Wahrheit, die aber hier eben der ſchändlichſte Trug iſt, benehmen. Es giebt aber doch Fälle, wo Dichter uud Muſiker mit ihren hölliſchen Künſten die Zuſchauer ſo zu betäuben wiſſen, daß ſie auf alles das nicht merken, ſondern ganz hingeriſſen, wie in einer fremden Welt, ſich der verführeriſchen Lockung des Phantaſtiſchen hingeben; es findet dieſes vorzüglich bei großen Szenen, vielleicht gar mit einwirkenden Chören ſtatt. In dieſer verzweiflungsvollen Lage giebt es ein Mittel, das immer den beabſichtigten Zweck erfüllen wird. Sie laſſen dann ganz unerwartet, z. B. mitten in einem lügübren Chor, der ſich um die im Moment des höchſten Affekts begriffenen Hauptperſonen gruppirt, plötzlich einen Mittelvorhang fallen, der unter allen ſpielenden Perſonen Beſtürzung verbreitet und ſie auseinander treibt, ſo daß mehrere im Hintergrunde von den im Proſcenium befindlichen total abgeſchnitten werden. Ich erinnere mich, in einem Ballet dieſes Mittel zwar wirkungsvoll, aber doch nicht ganz richtig angewandt geſehen zu haben. Die Prima Ballerina führte eben, indem der Chor der Figuranten ſeitwärts gruppirt war, ein ſchönes Solo aus; eben als ſie im Hintergrunde in einer herrlichen Stellung verweilte, und die Zuſchauer nicht genug jauchzen und jubeln konnten, ließ der Maſchiniſt plötzlich einen Mittelvorhang vorfallen, der ſie mit einem Male den Augen des Publikums entzog. Aber unglücklicher Weiſe war es eine Stube mit einer großen Thür in der Mitte; ehe man ſichs verſah, kam daher die entſchloſſene Tänzerin gar anmuthig durch die Thür herein gehüpft und ſetzte ihr Solo fort, worauf denn der Mittelvorhang zum Troſt der Figuranten wieder aufging. Lernen Sie hieraus, daß der Mittelvorhang keine Thür haben, übrigens aber mit der ſtehenden Dekoration grell abſtechen muß. In einer felſichten Einöde thut ein Straßenproſpekt, in einem Tempel ein finſterer Wald ſehr gute Dienſte. Sehr nützlich iſt es auch, vorzüglich in Monologen oder kunſtvollen Arien, wenn eine Soffite herunterzufallen oder eine Culiſſe in das Theater zu ſtürzen droht, oder wirklich ſtürzt; denn außerdem, daß die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer ganz von der Situation des Gedichts abgezogen wird, ſo erregt auch die Prima Donna, oder der Primo Huomo, der vielleicht eben auf dem Theater war und hart beſchädigt zu werden Gefahr lief, die größere, regere Theilnahme des Publikums, und wenn Beide nachher noch ſo falſch ſingen, ſo heißt es: Die arme Frau, der arme Menſch, das kommt von der ausgeſtandenen Angſt, und man applaudirt gewaltig! Man kann auch zur Erreichung dieſes Zwecks, nämlich den Zuſchauer von den Perſonen des Gedichts ab und auf die Perſönlichkeit der Schauſpieler zu lenken, mit Nutzen ganze auf dem Theater ſtehende Gerüſte einſtürzen laſſen. So erinnere ich mich daß einmal in der Camilla der praktikable Gang und die Treppe zur unterirdiſchen Gruft in dem Augenblicke, als eben alle zu Camilla's Rettung herbeieilenden Perſonen darauf befindlich waren, einſtürzte. — Das war ein Rufen — ein Schreien — ein Beklagen im Publikum, und als nun endlich vom Theater herab verkündigt wurde: es habe Niemand bedeutenden Schaden genommen und man werde fortſpielen, mit welcher Theilnahme wurde nun der Schluß der Oper gehört, die aber, wie es auch ſeyn ſollte, nicht mehr den Perſonen des Stücks, ſondern den in Angſt und Schrecken geſetzten Schauſpielern galt. Dagegen iſt es unrecht, die Schauſpieler hinter den Culiſſen in Gefahr zu ſetzen, denn alle Wirkung fällt ja von ſelbſt weg, wenn es nicht vor den Augen des Publikums geſchieht. Die Häuſer, aus deren Fenſtern geguckt, die Balkons, von denen herab diskurirt werden ſoll, müſſen daher ſo niedrig als möglich gemacht werden, damit es keiner hohen Leiter oder keines hohen Gerüſtes zum Hinaufſteigen bedarf. Gewöhnlich kommt der, der erſt oben durch das Fenſter geſprochen, dann unten zur Thür heraus, und um Ihnen meine Bereitwilligkeit zu zeigen, wie gern ich mit allen meinen geſammelten Kenntniſſen zu Ihrem Beſten herausrücke, ſetze ich Ihnen die Dimenſionen eines ſolchen praktikablen Hauſes mit Fenſter und Thür her, wie ich ſie von dem Theater in *** entnommen. Höhe der Thür 5 Fuß, Zwiſchenraum bis zum Fenſter ½ F., Höhe des Fenſters 3 F., bis zum Dache ¼ F., Dach ½ F. Macht zuſammen 9¼ F. Wir hatten einen etwas großen Schauſpieler, der durfte, wenn er den Bartholo im Barbier von Sevilien ſpielte, nur auf eine Fußbank ſteigen, um aus dem Fenſter zu gucken, und als einmal zufällig unten die Thür aufging, ſah man die langen rothen Beine, und war nur beſorgt, wie er es machen würde, um durch die Thür zu kommen. Sollte es nicht nützlich ſeyn, den Schauſpielern die praktikabeln Häuſer, Thürme, Burgveſten anzumeſſen? — Es iſt ſehr unrecht, durch einen plötzlichen Donner, durch einen Schuß oder durch ein anderes plötzliches Getöſe, die Zuſchauer zu erſchrecken. Ich erinnere mich noch recht gut Ihres verdammten Donners, mein Herr Maſchiniſt, der dumpf und furchtbar wie in tiefen Gebirgen rollte, aber was ſoll das? — wiſſen Sie denn nicht, daß ein in einen Rahmen geſpanntes Kalbfell, auf dem man mit beiden Fäuſten herumtrommelt, einen gar anmuthigen Donner gibt? Statt die ſogenannte Kanonenmaſchine anzuwenden oder wirklich zu ſchießen, wirft man ſtark die Garderobenthür zu, darüber wird niemand zu ſehr erſchrecken. Aber um den Zuſchauer auch vor dem mindeſten Schreck zu bewahren, welches zu den höchſten heiligſten Pflichten des Maſchiniſten gehört, iſt folgendes Mittel ganz untrüglich. Fällt nämlich ein Schuß oder entſteht ein Donner, ſo heißt es auf dem Theater gewöhnlich: Was hör' ich! — welch' Geräuſch — welch' Getöſe! — Nun muß der Maſchiniſt allemal erſt dieſe Worte abwarten und dann ſchießen oder donnern laſſen. — Außerdem daß das Publikum durch jene Worte gehörig gewarnt worden, hat es auch die Bequemlichkeit, daß die Theaterarbeiter ruhig zuſehen können und keines beſondern Zeichens zur nöthigen Operation bedürfen, ſondern ihnen der Ausruf des Schauſpielers oder Sängers zum Zeichen dient, und ſie dann noch zu rechter Zeit die Garderobenthür zuwerfen oder mit den Fäuſten das Kalbfell bearbeiten können. Der Donner gibt allemal dem Arbeiter, der als Jupiter fulgurans mit der Blechtrompete in Bereitſchaft ſteht, das Zeichen zum Blitzen; dieſer muß, da auf dem Schnürboden doch leicht ſich etwas entzünden kann, unten in der Culiſſe ſo weit vorſtehen, daß das Publikum hübſch die Flamme und wo möglich auch die Trompete ſieht, um nicht in unnöthigem Zweifel zu bleiben, wie ums Himmelswillen denn nur das Ding mit dem Blitz gemacht wird. Was ich oben vom Schuß geſagt, gilt auch von Trompetenſtößen, eintretender Muſik u. ſ. w. Ich habe ſchon von Ihrem luſtigen duftigen Flugwerk geſprochen, mein Herr Maſchiniſt! — Iſt es denn nun wohl recht, ſo viel Nachdenken, ſo viel Kunſt anzuwenden, um dem Trug ſo den Schein der Wahrheit zu geben, daß der Zuſchauer unwillkürlich an die himmliſche Erſcheinung, die im Nimbus glänzender Wolken herabſchwebt, glaubt? — Aber ſelbſt Maſchiniſten, die von richtigeren Grundſätzen ausgehen ſollen, fallen in einen anderen Fehler. Sie laſſen zwar gehörig Stricke ſehen, aber ſo ſchwach, daß das Publikum in tauſend Angſt geräth, die Gottheit, der Genius ꝛc. werden herabſtürzen und Arm und Beine brechen. — Der Wolkenwagen oder die Wolke muß daher in vier recht dicken ſchwarz angeſtrichenen Stricken hängen, und ruckweiſe im langſamſten Tempo heraufgezogen oder herabgelaſſen werden; denn ſo wird der Zuſchauer, der die Sicherheitsanſtalten auch vom entfernteſten Platze deutlich ſieht, und ihre Haltbarkeit gehörig beurtheilen kann, über die himmliſche Fahrt ganz beruhigt. — Sie haben ſich auf Ihre wellenſchlagenden ſchäumenden Meere, auf Ihre Seen mit den optiſchen Widerſcheinen recht was eingebildet, und Sie glaubten gewiß einen Triumph Ihrer Kunſt zu feiern, als es Ihnen gelang, über die Brücke des Sees wandelnde Perſonen eben ſo vorübergehend abzuſpiegeln? — Wahr iſt es, das letzte hat Ihnen einige Bewunderung verſchafft; indeſſen war doch, wie ich ſchon bewieſen, Ihre Tendenz grundfalſch! — Ein Meer, ein See — ein Fluß, kurz jedes Waſſer wird am beſten auf folgende Art dargeſtellt: Man nimmt zwei Bretter, ſo lang als das Theater breit iſt, läßt ſie an der oberſten Seite auszacken, mit kleinen Wellchen blau und weiß bemalen, und hängt ſie eins hinter dem andern in Schnuren ſo auf, daß ihre untere Seite noch etwas den Boden berührt. Dieſe Bretter werden nun hin und her bewegt, und das knarrende Geräuſch, welches ſie, den Boden ſtreifend, verurſachen, bedeutet das Plätſchern der Wellen. — Was ſoll ich von Ihren ſchauerlichen heimlichen Mondgegenden ſagen, Herr Dekorateur, da jeden Proſpekt ein geſchickter Maſchiniſt in eine Mondgegend umwandelt. Es wird nämlich in ein viereckiges Brett ein rundes Loch geſchnitten, mit Papier verklebt und in den hinter demſelben befindlichen roth angeſtrichenen Kaſten ein Licht geſetzt. Dieſe Vorrichtung wird an zwei ſtarken, ſchwarz angeſtrichenen Schnüren herabgelaſſen, und ſiehe da, es iſt Mondſchein! — Wäre es nicht auch ganz dem vorgeſetzten Zweck gemäß, wenn bei zu großer Rührung im Publikum der Maſchiniſt dieſen oder jenen der größten Uebelthäter unwillkürlich verſinken ließe, und ihm ſo jeden Ton, der den Zuſchauer noch in höhere Extravaganz ſetzen könnte, mit einem Male abſchnitte? — Rückſichts der Verſenkungen will ich aber ſonſt bemerken, daß der Schauſpieler nur in jenem äußerſten Fall, wenn es nämlich darauf ankommt, das Publikum zu retten, in Gefahr zu ſetzen iſt. Sonſt muß man ihn auf alle nur mögliche Art ſchonen und erſt dann die Verſenkung geben laſſen, wenn er ſich in gehöriger Stellung und Balance befindet. Da dieſes aber nun Niemand wiſſen kann, als der Schauſpieler ſelbſt, ſo iſt es unrecht, das Zeichen vom Souffleur mit der Souterrains-Glocke geben zu laſſen, vielmehr mag der Schauſpieler, ſollen ihn unterirdiſche Mächte verſchlingen, oder ſoll er als Geiſt verſchwinden, ſelbſt durch drei oder vier harte Fußſtöße auf den Boden das Zeichen geben, und dann langſam und ſicher in die Arme der unten paſſenden

Theaterarbeiter ſinken. — Ich hoffe, Sie haben mich nun ganz verſtanden, und werden, da jede Vorſtellung tauſendmal Gelegenheit gibt, den Kampf mit dem Dichter und Muſiker zu beſtehen, ganz nach der richtigen Tendenz und nach den von mir angeführten Beiſpielen handeln.

Ihnen, mein Herr Dekorateur! rathe ich noch im Vorbeigehen, die Culiſſen nicht als ein nothwendiges Uebel, ſondern als Hauptſache, und jede ſo viel möglich als ein für ſich beſtehendes Ganze anzuſehen, auch recht viel Details darauf zu malen. In einem Straßenproſpekt ſoll z. B. jede Culiſſe ein hervorſpringendes drei- oder vierſtöckiges Haus bilden; wenn denn nun die Fenſterchen und Thürchen der Häuſer im Proſcenium ſo klein ſind, daß man offenbar ſieht, keine der auftretenden Perſonen, die beinahe bis in den zweiten Stock ragen, könne darin wohnen, ſondern nur ein lilliputaniſches Geſchlecht in dieſe Thüren eingehn und aus dieſen Fenſtern gucken, ſo wird durch dieſes Aufheben aller Illuſion der große Zweck, der dem Dekorateur immer vorſchweben muß, auf die leichteſte und anmuthigſte Weiſe erreicht. —

Sollte wider alles Vermuthen Ihnen, meine Herren! das Prinzip, auf dem ich meine ganze Theorie des Dekorations- und Maſchinenweſens baue, nicht eingehen, ſo muß ich Sie nur hiemit darauf aufmerkſam machen, daß ſchon vor mir ein äußerſt achtbarer würdiger Mann dieſelbe in nuce vorgetragen. — Ich meine Niemanden anders als den guten Webermeiſter Zettel, der auch in der höchſttragiſchen Tragödie: Pyramus und Thisbe, das Publikum vor jeder Angſt, Schreck ꝛc., kurz vor jeder Exaltation verwahrt wiſſen will; nur ſchiebt er alles das, wozu Sie hauptſächlich beitragen müſſen, dem Prologus auf den Hals, der gleich ſagen ſoll, daß die Schwerter keinen Schaden thäten, daß Pyramus nicht wirklich todt gemacht werde, und daß eigentlich Pyramus nicht Pyramus, ſondern Zettel der Weber ſey. — Laſſen Sie ſich des weiſen Zettels goldne Worte ja recht zu Herzen geben, wenn er von Schnock dem Schreiner, der einen gräulichen Löwen repräſentiren ſoll, folgendermaßen ſpricht:

„Ja, ihr müßt ſeinen Namen nennen, und ſein Geſicht muß durch des Löwen Hals geſehen werden, und er ſelbſt muß durchſprechen, und ſich ſo oder ungefähr ſo appliciren: Gnädige Frauen, oder ſchöne gnädige Frauen, ich wollte wünſchen, oder ich wollte

„erſuchen, oder ich wollte gebeten haben, fürchten Sie nichts, zittern „Sie nicht ſo; mein Leben für das Ihrige! wenn Sie dächten, ich „käme hieher als ein Löwe, ſo dauerte mich nur meine Haut. Nein, „ich bin nichts dergleichen; ich bin ein Menſch, wie andere auch: — „und dann laßt ihn nur ſeinen Namen nennen, und ihnen rund „herausſagen, daß der Schnock er Schreiner iſt.“

Sie haben, wie ich vorausſetzen darf, einigen Sinn für die Allegorie, und werden daher leicht das Medium finden, der von Zettel dem Weber ausgeſprochenen Tendenz auch in Ihrer Kunſt zu folgen. Die Autorität, auf die ich mich geſtützt, bewahrt mich vor jedem Mißverſtande, und ſo hoffe ich einen guten Samen geſtreut zu haben, dem vielleicht ein Baum des Erkenntniſſes entſprießt.

IV.

Don Juan.

Eine fabelhafte Begebenheit,
die ſich mit einem reiſenden Enthuſiaſten zugetragen.

Ein durchdringendes Läuten, der gellende Ruf: Das Theater fängt an! weckte mich aus dem ſanften Schlaf, in den ich verſunken war; Bäſſe brummen durch einander — ein Paukenſchlag — Trompetenſtöße — ein klares A, von der Hoboe ausgehalten — Violinen ſtimmen ein: ich reibe mir die Augen. Sollte der allezeit geſchäftige Satan mich im Rauſche —! Nein! ich befinde mich in dem Zimmer des Hotels, wo ich geſtern Abend halb gerädert abgeſtiegen. Gerade über meiner Naſe hängt die ſtattliche Troddel der Klingelſchnur; ich ziehe ſie heftig an, der Kellner erſcheint.

„Aber was, ums Himmels willen, ſoll die konfuſe Muſik da neben mir bedeuten? gibt es denn ein Konzert hier im Hauſe?"

„Ew. Excellenz — (Ich hatte Mittags an der Wirthstafel Champagner getrunken!) Ew. Excellenz wiſſen vielleicht noch nicht, daß dieſes Hotel mit dem Theater verbunden iſt. Dieſe Tapetenthür führt auf einen kleinen Corridor, von dem Sie unmittelbar in Nr. 23 treten: das iſt die Fremdenloge."

„Was? — Theater? — Fremdenloge?"

„Ja, die kleine Fremdenloge zu zwei, höchſtens drei Perſonen — nur ſo für vornehme Herren, ganz grün tapezirt, mit Gitterfenſtern, dicht beim Theater! Wenns Ew. Excellenz gefällig iſt — wir führen heute den Don Juan von dem berühmten Herrn Mozart aus Wien auf. Das Legegeld, einen Thaler acht Groſchen, ſtellen wir in Rechnung."

Das letzte ſagte er, ſchon die Logenthür aufdrückend, ſo raſch war ich bei dem Worte Don Juan durch die Tapetenthür in den Corridor geſchritten. Das Haus war, für den mittelmäßigen Ort, geräumig, geſchmackvoll verziert und glänzend erleuchtet. Logen und Parterre waren gedrängt voll. Die erſten Accorde der Ouvertüre überzeugten mich, daß ein ganz vortreffliches Orcheſter, ſollten die Sänger auch nur im Mindeſten etwas leiſten, mir den herrlichſten Genuß des Meiſterwerks verſchaffen würde. — In dem Andante ergriffen mich die Schauer des furchtbaren, unterirdiſchen regno all pianto; grauſenerregende Ahnungen des Entſetzlichen erfüllten mein Gemüth. Wie ein jauchzender Frevel klang mir die jubelnde Fanfare im ſiebenten Takte des Allegro; ich ſah aus tiefer Nacht feurige Dämonen ihre glühenden Krallen ausſtrecken — nach dem Leben froher Menſchen, die auf des bodenloſen Abgrunds dünner Decke luſtig tanzten. Der Conflict der menſchlichen Natur mit den unbekannten, gräßlichen Mächten, die ihn, ſein Verderben erlauernd, umfangen, trat klar vor meines Geiſtes Augen. Endlich beruhigt ſich der Sturm; der Vorhang fliegt auf. Froſtig und unmuthvoll in ſeinen Mantel gehüllt, ſchreitet Leporello in finſtrer Nacht vor dem Pavillon einher: Notte e giorno faticar. — Alſo italieniſch? — Hier am deutſchen Orte italieniſch? Ah che piacere! ich werde alle Recitative, Alles ſo hören, wie es der große Meiſter in ſeinem Gemüth empfing und dachte! Da ſtürzt Don Juan heraus; hinter ihm Donna Anna, bei dem Mantel den Frevler feſthaltend. Welches Anſehn! Sie könnte höher, ſchlanker gewachſen, majeſtätiſcher im Gange ſeyn: aber welch' ein Kopf! — Augen, aus denen Liebe, Zorn, Haß, Verzweiflung, wie aus Einem Brennpunkt eine Strahlenpyramide blitzender Funken werfen, die, wie griechiſches Feuer, unauslöſchlich das Innerſte durchbrennen! des dunklen Haares aufgelöſte Flechten wallen in Wellenringeln den Nacken hinab. Das weiße Nachtkleid enthüllt verrätheriſch nie gefahrlos belauſchte Reize. Von der entſetzlichen That umkrallt, zuckt das Herz in gewaltſamen Schlägen. — — Und nun — welche Stimme! Non sperar se non m'uccidi. — Durch den Sturm der Inſtrumente leuchten, wie glühende Blitze, die aus ätheriſchem Metall gegoſſenen Töne! — Vergebens ſucht ſich Don Juan loszureißen. — Will er es denn? Warum ſtößt er nicht mit kräftiger Fauſt das Weib zurück und entflieht? Macht ihn die böſe That kraftlos, oder iſt es der Kampf von Haß und Liebe im Innern, der ihm Muth und Stärke raubt? — Der alte Papa hat ſeine Thorheit, im Finſtern den kräftigen Gegner anzufallen, mit dem Leben gebüßt; Don Juan und Leporello treten im recitirenden Geſpräch weiter vor ins Proſcenium. Don Juan wickelt ſich aus dem Mantel, und ſteht da in rothem, geriſſenen Sammet mit ſilberner Stickerei, prächtig gekleidet. Eine kräftige, herrliche Geſtalt: das Geſicht iſt männlich ſchön; eine erhabene Naſe, durchbohrende Augen, weich geformte Lippen; das ſonderbare Spiel eines Stirnmuskels über den Augenbrauen bringt ſekundenlang etwas vom Mephiſtopheles in die Phyſiognomie, das, ohne dem Geſicht die Schönheit zu rauben, einen unwillkürlichen Schauer erregt. Es iſt, als könne er die magiſche Kunſt der Klapperſchlange üben; es iſt, als könnten die Weiber, von ihm angeblickt, nicht mehr von ihm laſſen, und müßten, von der unheimlichen Gewalt gepackt, ſelbſt ihr Verderben vollenden. — Lang und dürr, in roth- und weißgeſtreifter Weſte, kleinem rothen Mantel, weißem Hut mit rother Feder, trippelt Leporello um ihn her. Die Züge ſeines Geſichts miſchen ſich ſeltſam zu dem Ausdruck von Gutherzigkeit, Schelmerei, Lüſternheit und ironiſirender Frechheit; gegen das grauliche Kopf- und Barthaar ſtechen ſeltſam die ſchwarzen Augenbrauen ab. Man merkt es, der alte Burſche verdient Don Juans helfender Diener zu ſeyn. — Glücklich ſind ſie über die Mauer geflüchtet. — Fackeln — Donna Anna und Don Ottavio erſcheinen: ein zierliches, geputztes, geklecktes Männlein, von ein und zwanzig Jahren höchſtens. Als Anna's Bräutigam wohnte er, da man ihn ſo ſchnell herbeirufen konnte, wahrſcheinlich im Hauſe; auf den erſten Lärm, den er gewiß hörte, hätte er herbeieilen und den Vater retten können: er mußte ſich aber erſt putzen, und mochte überhaupt Nachts nicht gern ſich herauswagen. — „Ma qual mai s'offre, o dei, spettacolo funesto agli occhi miei!" Mehr als Verzweiflung über den grauſamſten Frevel liegt in den entſetzlichen, herzzerſchneidenden Tönen dieſes Recitativs und Duetts. Don Juans gewaltſames Attentat, das ihm Verderben nur drohte, dem Vater aber den Tod gab, iſt es nicht allein, was dieſe Töne der beängſteten Bruſt entreißt: nur ein verderblicher, tödtender Kampf im Innern kann ſie hervorbringen. —

Eben ſchalt die lange, hagere Donna Elvira mit ſichtlichen Spuren großer, aber verblühter Schönheit den Verräther, Don Juan: Tu nido d'inganni, und der mitleidige Leporello bemerkte ganz klug: parla come un libro stampato, als ich Jemand neben oder hinter mir zu bemerken glaubte. Leicht konnte man die Logenthür hinter mir geöffnet haben und hineingeſchlüpft ſeyn — das fuhr mir wie ein Stich durch's Herz. Ich war ſo glücklich mich allein in der Loge zu befinden, um ganz ungeſtört das ſo vollkommen dargeſtellte Meiſterwerk mit allen Empfindungsfaſern, wie mit Polypenarmen, zu umklammern, und in mein Selbſt hineinzuziehn! ein einziges Wort, das obendrein albern ſeyn konnte, hätte mich auf eine ſchmerzhafte Weiſe herausgeriſſen aus dem herrlichen Moment der poetiſch-muſikaliſchen Begeiſterung! Ich beſchloß, von meinem Nachbar gar keine Notiz zu nehmen, ſondern, ganz in die Darſtellung vertieft, jedes Wort, jeden Blick zu vermeiden. Den Kopf in die Hand geſtützt, dem Nachbar den Rücken wendend, ſchaute ich hinaus. — Der Gang der Darſtellung entſprach dem vortrefflichen Anfange. Die kleine, lüſterne, verliebte Zerlina tröſtete mit gar lieblichen Tönen und Weiſen den gutmüthigen Tölpel Maſetto. Don Juan ſprach ſein inneres, zerriſſenes Weſen, den Hohn über die Menſchlein um ihn her, nur aufgeſtellt zu ſeiner Luſt, in ihr mattliches Thun und Treiben verderbend einzugreifen, in der wilden Arie: Fin ch'han dal vino — ganz unverholen aus. Gewaltiger als bisher zuckte hier der Stirnmuskel. — Die Masken erſcheinen. Ihr Terzett iſt ein Gebet, das in rein glänzenden Strahlen zum Himmel ſteigt. — Nun fliegt der Mittelvorhang auf. Da geht es luſtig her; Becher erklingen, in fröhlichem Gewühl wälzen ſich die Bauern und allerlei Masken umher, die Don Juans Feſt herbeigelockt hat. — Jetzt kommen die drei zur Rache Verſchwornen. Alles wird feierlicher, bis der Tanz angeht. Zerlina wird gerettet, und in dem gewaltig donnernden Finale tritt muthig Don Juan mit gezogenem Schwert ſeinen Feinden entgegen. Er ſchlägt dem Bräutigam den ſtählernen Galanterie-Degen aus der Hand, und bahnt ſich durch das gemeine Geſindel, das er, wie der tapfere Roland die Armee des Tyrannen Cymort, durch einander wirft, daß Alles gar poſſierlich über einander purzelt, den Weg ins Freie. —

Schon oft glaubte ich dicht hinter mir einen zarten, warmen Hauch gefühlt, das Kniſtern eines ſeidenen Gewandes gehört zu haben: das ließ mich wohl die Gegenwart eines Frauenzimmers ahnen, aber ganz verſunken in die poetiſche Welt, die mir die Oper aufſchloß, achtete ich nicht darauf. Jetzt, da der Vorhang gefallen war, ſchaute ich nach meiner Nachbarin. — Nein — keine Worte drücken mein Erſtaunen aus: Donna Anna, ganz in dem Coſtüme, wie ich ſie eben auf dem Theater geſehen, ſtand hinter mir, und richtete auf mich den durchdringenden Blick ihres ſeelenvollen Auges. — Ganz ſprachlos ſtarrte ich ſie an; ihr Mund (ſo ſchien es mir) verzog ſich zu einem leiſen ironiſchen Lächeln, in dem ich mich ſpiegelte und meine alberne Figur erblickte. Ich fühlte die Nothwendigkeit, ſie anzureden, und konnte doch die, durch das Erſtaunen, ja ich möchte ſagen, wie durch den Schreck gelähmte Zunge nicht bewegen. Endlich, endlich fuhren mir, beinahe unwillkürlich, die Worte heraus: „Wie iſt es möglich, Sie hier zu ſehen?“ worauf ſie ſogleich in dem reinſten Toskaniſch erwiederte, daß, verſtände und ſpräche ich nicht Italieniſch, ſie das Vergnügen meiner Unterhaltung entbehren müſſe, indem ſie keine andere, als nur dieſe Sprache rede. — Wie Geſang lauteten die ſüßen Worte. Im Sprechen erhöhte ſich der Ausdruck des dunkelblauen Auges, und jeder daraus leuchtende Blitz goß einen Glutſtrom in mein Inneres, von dem alle Pulſe ſtärker ſchlugen und alle Fibern erzuckten. — Es war Donna Anna unbezweifelt. Die Möglichkeit abzuwägen, wie ſie auf dem Theater und in meiner Loge habe zugleich ſeyn können, fiel mir nicht ein. So wie der glückliche Traum das Seltſamſte verbindet, und dann ein frommer Glaube das Ueberſinnliche verſteht, und es den ſogenannten natürlichen Erſcheinungen des Lebens zwanglos anreiht: ſo gerieth ich auch in der Nähe des wunderbaren Weibes in eine Art Somnambuliſm, in dem ich die geheimen Beziehungen erkannte, die mich ſo innig mit ihr verbanden, daß ſie ſelbſt bei ihrer Erſcheinung auf dem Theater nicht hatte von mir weichen können. — Wie gern ſetzte ich dir, mein Theodor, jedes Wort des merkwürdigen Geſprächs her, das nun zwiſchen der Signora und mir begann; allein, indem ich das, was ſie ſagte, deutſch hinſchreiben will, finde ich jedes Wort ſteif und matt, jede Phraſe ungelenk, das auszudrücken, was ſie leicht und mit Anmuth Toskaniſch ſagte.

Indem ſie über den Don Juan, über ihre Rolle ſprach, war es, als öffneten ſich mir nun erſt die Tiefen des Meiſterwerks, und ich konnte hell hineinblicken und einer fremden Welt phantaſtiſche Erſcheinungen deutlich erkennen. Sie ſagte, ihr ganzes Leben ſey Muſik, und oft glaube ſie manches im Innern geheimnißvoll verſchloſſene, was keine Worte ausſprächen, ſingend zu begreifen. „Ja, ich begreife es dann wohl,“ fuhr ſie mit brennendem Auge und erhöhter Stimme fort: „aber es bleibt todt und kalt um mich, und indem man eine ſchwierige Roulade, eine gelungene Manier beklatſcht, greifen eiſige

Hände in mein glühendes Herz! — Aber du — du verſtehſt mich, denn ich weiß, daß auch dir das wunderbare, romantiſche Reich aufgegangen, wo die himmliſchen Zauber der Töne wohnen!" —

„Wie, du herrliche, wundervolle Frau — — du — du ſollteſt mich kennen?"

„Ging nicht der zauberiſche Wahnſinn ewig ſehnender Liebe in der Rolle der *** in deiner neueſten Oper aus deinem Innern hervor? — Ich habe dich verſtanden: dein Gemüth hat ſich im Geſange mir aufgeſchloſſen! — Ja, (hier nannte ſie meinen Vornamen) ich habe dich geſungen, ſowie deine Melodien ich ſind."

Die Theaterglocke läutete: eine ſchnelle Bläſſe entfärbte Donna Anna's ungeſchminktes Geſicht; ſie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als empfände ſie einen plötzlichen Schmerz und indem ſie leiſe ſagte: Unglückliche Anna, jetzt kommen deine fürchterlichſten Momente — war ſie aus der Loge verſchwunden. —

Der erſte Akt hatte mich entzückt, aber nach dem wunderbaren Ereigniß wirkte jetzt die Muſik auf eine ganz andere ſeltſame Weiſe. Es war, als ginge eine lang verheißene Erfüllung der ſchönſten Träume aus einer andern Welt wirklich in das Leben ein; als würden die geheimſten Ahnungen der entzückten Seele in Tönen feſt gebannt und müßten ſich zur wunderbarſten Erkenntniß ſeltſamlich geſtalten. — In Donna Anna's Scene fühlte ich mich von einem ſanften, warmen Hauch, der über mich hinwegglitt, in trunkener Wolluſt erbeben; unwillkürlich ſchloſſen ſich meine Augen und ein glühender Kuß ſchien auf meinen Lippen zu brennen: aber der Kuß war ein, wie von ewig dürſtender Sehnſucht lang ausgehaltener Ton.

Das Finale war in frevelnder Luſtigkeit angegangen: Gia la mensa e preparata! — Don Juan ſaß koſend zwiſchen zwei Mädchen, und lüftete einen Kork nach dem andern, um den brauſenden Geiſtern, die hermetiſch verſchloſſen, freie Herrſchaft über ſich zu verſtatten. Es war ein kurzes Zimmer mit einem großen gothiſchen Fenſter im Hintergrunde, durch das man in die Nacht hinausſah. Schon während Elvira den Ungetreuen an alle Schwüre erinnert, ſah man es oft durch das Fenſter blitzen, und hörte das dumpfe Murmeln des herannahenden Gewitters. Endlich das gewaltige Pochen. Elvira, die Mädchen entfliehen, und unter den entſetzlichen Accorden der unterirdiſchen Geiſterwelt, tritt der gewaltige Marmorkoloß, gegen

Don Juan ungemächlich da ſitzt, ein. Der Boden erbebt unter des Rieſen donnerndem Fußtritt. — Don Juan ruft durch den Sturm, durch den Donner, durch das Geheul der Dämonen, ſein fürchterliches: No! die Stunde des Untergangs iſt da. Die Statue verſchwindet, dicker Qualm erfüllt das Zimmer, aus ihm entwickeln ſich fürchterliche Larven. In Qualen der Hölle windet ſich Don Juan, den man dann und wann unter den Dämonen erblickt. Eine Exploſion, wie wenn tauſend Blitze einſchlügen —: Don Juan, die Dämonen, ſind verſchwunden, man weiß nicht wie! Leporello liegt ohnmächtig in der Ecke des Zimmers. — Wie wohlthätig wirkt nun die Erſcheinung der übrigen Perſonen, die den Juan, der von unterirdiſchen Mächten irdiſcher Rache entzogen, vergebens ſuchen. Es iſt, als wäre man nun erſt dem furchtbaren Kreiſe der hölliſchen Geiſter entronnen. — Donna Anna erſchien ganz verändert: eine Todtenbläſſe überzog ihr Geſicht, das Auge war erloſchen, die Stimme zitternd und ungleich: aber eben dadurch in dem kleinen Duett mit dem ſüßen Bräutigam, der nun, nachdem ihn der Himmel des gefährlichen Rächer-Amts glücklich überhoben hat, gleich Hochzeit machen will, von herzzerreißender Wirkung.

Der fugirte Chor hatte das Werk herrlich zu einem Ganzen geründet, und ich eilte, in der exaltirteſten Stimmung, in der ich mich je befunden, in mein Zimmer. Der Kellner rief mich zur Wirthstafel, und ich folgte ihm mechaniſch. — Die Geſellſchaft war, der Meſſe wegen, glänzend, und die heutige Darſtellung des Don Juan der Gegenſtand des Geſprächs. Man pries im Allgemeinen die Italiener und das Eingreifende ihres Spiels: doch zeigten kleine Bemerkungen, die hier und da ganz ſchalkhaft hingeworfen wurden, daß wohl keiner die tiefere Bedeutung der Oper aller Opern auch nur ahnte. — Don Ottavio hatte ſehr gefallen. Donna Anna war Einem zu leidenſchaftlich geweſen. Man müſſe, meinte er, auf dem Theater ſich hübſch mäßigen und das zu ſehr Angreifende vermeiden. Die Erzählung des Ueberfalls habe ihn ordentlich konſternirt. Hier nahm er eine Priſe Taback und ſchaute ganz unbeſchreiblich dummklug ſeinen Nachbar an, welcher behauptete: Die Italienerin ſey aber übrigens eine recht ſchöne Frau, nur zu wenig beſorgt um Kleidung und Putz; eben in jener Scene ſey ihr eine Haarlocke aufgegangen, und habe das Demi-Profil des Geſichts beſchattet! Jetzt fing ein Andeer ganz leiſe zu intoniren an: Fin ch'han dal vino — worauf eine Dame bemerkte: am wenigſten ſey ſie mit dem Don Juan zufrieden: der Italiener ſey viel zu finſter, viel zu ernſt geweſen, und habe überhaupt den frivolen, luſtigen Charakter nicht leicht genug genommen. — Die letzte Exploſion wurde ſehr gerühmt. Das Gewäſches ſatt eilte ich in mein Zimmer.

In der Fremdenloge Nro. 23.

Es war mir ſo eng, ſo ſchwül in dem dumpfen Gemach! — Um Mitternacht glaubte ich Deine Stimme zu hören, mein Theodor! Du ſprachſt deutlich meinen Namen aus und es ſchien an der Tapetenthür zu rauſchen. Was hält mich ab, den Ort meines wunderbaren Abentheuers noch einmal zu betreten? — Vielleicht ſehe ich dich und ſie, die mein ganzes Weſen erfüllt! — Wie leicht iſt es, den kleinen Tiſch hineinzutragen — zwei Lichter — Schreibzeug! Der Kellner ſucht mich mit dem beſtellten Punſch; er findet das Zimmer leer, die Tapetenthür offen: er folgt mir in die Loge und ſieht mich mit zweifelndem Blick an. Auf meinen Wink ſetzt er das Getränk auf den Tiſch und entfernt ſich, mit einer Frage auf der Zunge noch einmal ſich nach mir umſchauend. Ich lehne mich, ihm den Rücken wendend, über der Loge Rand, und ſehe in das verödete Haus, deſſen Architektur, von meinen beiden Lichtern magiſch beleuchtet, in wunderlichen Reflexen fremd und feenhaft hervorſpringt. Den Vorhang bewegt die das Haus durchſchneidende Zugluft. — Wie wenn er hinaufwallte? wenn Donna Anna, geängſtet von gräßlichen Larven, erſchiene? — Donna Anna! rufe ich unwillkührlich: der Ruf verhallt in dem öden Raum, aber die Geiſter der Inſtrumente im Orcheſter werden wach — ein wunderbarer Ton zittert herauf; es iſt als ſäuſle in ihm der geliebte Name fort! — Nicht erwehren kann ich mich des heimlichen Schauers, aber wohlthätig durchbebt er meine Nerven. —

Ich werde meiner Stimmung Herr und fühle mich aufgelegt, Dir, mein Theodor! wenigſtens anzudeuten, wie ich jetzt erſt das herrliche Werk des göttlichen Meiſters in ſeiner tiefen Charakteriſtik richtig aufgefaßt zu haben glaube. — Nur der Dichter verſteht den Dichter; nur ein romantiſches Gemüth kann eingehen in das Romantiſche; nur der poetiſch exaltirte Geiſt, der mitten im Tempel die Weihe empfing, das verſtehen, was der Geweihte in der Begeiſterung ausſpricht. — Betrachtet man das Gedicht (den Don Juan), ohne ihm eine tiefere Bedeutung zu geben, ſo daß man nur das Geſchichtliche in Anſpruch nimmt: ſo iſt es kaum zu begreifen, wie Mozart eine ſolche Muſik dazu denken und dichten konnte. Ein Bonvivant, der Wein und Mädchen über die Maßen liebt, der muthwilliger Weiſe den ſteinernen Mann als Repräſentanten des alten Vaters, den er bei Vertheidigung ſeines eigenen Lebens niederſtach, zu ſeiner luſtigen Tafel bittet — wahrlich, hierin liegt nicht viel Poetiſches, und ehrlich geſtanden, iſt ein ſolcher Menſch es wohl nicht werth, daß die unterirdiſchen Mächte ihn als ein ganz beſonderes Kabinetsſtück der Hölle auszeichnen; daß der ſteinerne Mann, von dem verklärten Geiſte beſeelt, ſich bemüht vom Pferde zu ſteigen, um den Sünder vor dem letzten Stündlein zur Buße zu ermahnen; daß endlich der Teufel ſeine beſten Geſellen ausſchickt, um den Transport in ſein Reich auf die gräßlichſte Weiſe zu veranſtalten. — Du kannſt es mir glauben, Theodor! den Juan ſtattete die Natur, wie ihrer Schoßkinder liebſtes, mit alle dem aus, was den Menſchen, in näherer Verwandtſchaft mit dem Göttlichen, über den gemeinen Troß, über die Fabrikarbeiten, die als Nullen, vor die, wenn ſie gelten ſollen, ſich erſt ein Zähler ſtellen muß, aus der Werkſtätte geſchleudert werden, erhebt; was ihn beſtimmt zu beſiegen, zu herrſchen. Ein kräftiger, herrlicher Körper, eine Bildung, woraus der Funke hervorſtrahlt, der, die Ahnungen des Höchſten entzündend, in die Bruſt fiel; ein tiefes Gemüth, ein ſchnell ergreifender Verſtand. — Aber das iſt die entſetzliche Folge des Sündenfalls, daß der Feind die Macht behielt, dem Menſchen aufzulauern, und ihm ſelbſt in dem Streben nach dem Höchſten, worin er ſeine göttliche Natur ausſpricht, böſe Fallſtricke zu legen. Dieſer Conflict der göttlichen und der dämoniſchen Kräfte erzeugt den Begriff des irdiſchen, ſo wie der erfochtene Sieg den Begriff des überirdiſchen Lebens. — Den Juan begeiſterten die Anſprüche auf das Leben, die ſeine körperliche und geiſtige Organiſation herbeiführte, und ein ewig brennendes Sehnen, von dem ſein Blut ſiedend die Adern durchfloß, trieb ihn, daß er gierig und ohne Raſt alle Erſcheinungen der irdiſchen Welt aufgriff, in ihnen vergebens Befriedigung hoffend! — Es giebt hier auf Erden wohl nichts, was den Menſchen in ſeiner innigſten Natur ſo hinaufſteigert, als die Liebe; ſie iſt es, die ſo geheimnißvoll und ſo gewaltig wirkend, die innerſten Elemente des Daſeins zerſtört und verklärt; was Wunder alſo, daß Don Juan in der Liebe die Sehnſucht, die ſeine Bruſt zerreißt, zu ſtillen hoffte, und daß der Teufel hier ihm die Schlinge über den Hals warf? In Don Juans Gemüth kam durch des Erbfeindes Liſt der Gedanke, daß durch die Liebe, durch den Genuß des Weibes, ſchon auf Erden das erfüllt werden könne, was bloß als himmliſche Verheißung in unſerer Bruſt wohnt, und eben jene unendliche Sehnſucht iſt, die uns mit dem Ueberirdiſchen in unmittelbaren Rapport ſetzt. Vom ſchönen Weibe zum ſchönern raſtlos fliehend; bis zum Ueberdruß, bis zur zerſtörenden Trunkenheit ihrer Reize mit der glühendſten Inbrunſt genießend, immer in der Wahl ſich betrogen glaubend, immer hoffend, das Ideal endlicher Befriedigung zu finden, mußte doch Juan zuletzt alles irdiſche Leben matt und flach finden, und indem er überhaupt den Menſchen verachtete, lehnte er ſich auf gegen die Erſcheinung, die, ihm als das Höchſte im Leben geltend, ſo bitter ihn getäuſcht hatte. Jeder Genuß des Weibes war nun nicht mehr Befriedigung ſeiner Sinnlichkeit, ſondern frevelnder Hohn gegen die Natur und den Schöpfer. Tiefe Verachtung der gemeinen Anſichten des Lebens, über die er ſich erhoben fühlte, und bitterer Spott über Menſchen, die in der glücklichen Liebe, in der dadurch herbeigeführten bürgerlichen Vereinigung, auch nur im mindeſten die Erfüllung der höheren Wünſche, die die Natur feindſelig in unſere Bruſt legte, erwarten konnten, trieben ihn an, da vorzüglich ſich aufzulehnen, und, Verderben bereitend, dem unbekannten, ſchickſallenkenden Weſen, das ihm wie ein ſchadenfrohes, mit den kläglichen Geſchöpfen ſeiner ſpottenden Laune ein grauſames Spiel treibendes Ungeheuer erſchien, kühn entgegen zu treten, wo von einem ſolchen Verhältniß die Rede war. — Jede Verführung einer geliebten Braut, jedes durch einen gewaltigen, nie zu verſchmerzendes Unheil bringenden Schlag geſtörte Glück der Liebenden iſt ein herrlicher Triumph über jene feindliche Macht, der ihn immer mehr hinaushebt aus dem beengenden Leben — über die Natur — über den Schöpfer! — Er will auch wirklich immer mehr aus dem Leben, aber nur um hinabzuſtürzen in den Orcus. Anna's Verführung, mit den dabei eingetretenen Umſtänden, iſt die höchſte Spitze, zu der er ſich erhebt. —

Donna Anna iſt, rückſichtlich der höchſten Begünſtigungen der Natur, dem Don Juan entgegen geſtellt. So wie Don Juan urſprünglich ein wunderbar kräftiger, herrlicher Mann war, ſo iſt ſie ein göttliches Weib, über deren reines Gemüth der Teufel nichts vermochte. Alle Kunſt der Hölle konnte nur ſie irdiſch verderben. — So wie der Satan dieſes Verderben vollendet hat, durfte auch, nach der Fügung des Himmels, die Hölle die Vollſtreckung des Rächeramts nicht länger verſchieben. — Don Juan ladet den erſtochenen Alten höhnend im Bilde ein zum luſtigen Gaſtmahl, und der verklärte Geiſt, nun erſt den gefallnen Menſchen durchſchauend und ſich um ihn betrübend, verſchmäht es nicht, in furchtbarer Geſtalt ihn zur Buße zu ermahnen. Aber ſo verderbt, ſo zerriſſen iſt ſein Gemüth, daß auch des Himmels Seligkeit keinen Strahl der Hoffnung in ſeine Seele wirft und ihn zum beſſern Seyn entzündet! —

Gewiß iſt es Dir, mein Theodor, aufgefallen, daß ich von Anna's Verführung geſprochen; und ſo gut ich es in dieſer Stunde, wo tief aus dem Gemüth hervorgehende Gedanken und Ideen die Worte überflügeln, vermag, ſage ich Dir mit wenigen Worten, wie mir in der Muſik, ohne alle Rückſicht auf den Text, das ganze Verhältniß der beiden im Kampf begriffenen Naturen (Don Juan und Donna Anna) erſcheint. — Schon oben äußerte ich, daß Anna dem Juan gegenüber geſtellt iſt. Wie, wenn Donna Anna vom Himmel dazu beſtimmt geweſen wäre, den Juan in der Liebe, die ihn durch des Satans Künſte verdarb, die ihm inwohnende göttliche Natur erkennen zu laſſen, und ihn der Verzweiflung ſeines nichtigen Strebens zu entreißen? — Zu ſpät, zur Zeit des höchſten Frevels, ſah er ſie, und da konnte ihn nur die teufliſche Luſt erfüllen, ſie zu verderben. — Nicht gerettet wurde ſie! Als er hinaus floh, war die That geſchehen. Das Feuer einer übermenſchlichen Sinnlichkeit, Gluth aus der Hölle, durchſtrömte ihr Innerſtes, und machte jeden Widerſtand vergeblich. Nur Er, nur Don Juan konnte den wollüſtigen Wahnſinn in ihr entzünden, mit dem ſie ihn umfing, der mit der übermächtigen, zerſtörenden Wuth hölliſcher Geiſter im Innern ſündigte. Als er nach vollendeter That entfliehen wollte, da umſchlang, wie ein gräßliches, giftigen Tod ſprühendes Ungeheuer, ſie der Gedanke ihres Verderbens mit folternden Qualen. — Ihres Vaters Fall durch Don Juans Hand, die Verbindung mit dem kalten, unmännlichen, ordinären Don Ottavio, den ſie einſt zu lieben glaubte — ſelbſt die im Innerſten ihres Gemüths in verzehrender Flamme wüthende Liebe, die in dem Augenblick des höchſten Genuſſes aufloderte, und nun, gleich der Gluth des vernichtenden Haſſes brennt: Alles dieſes zerreißt ihre Bruſt. Sie fühlt, nur Don Juans Untergang kann der, von tödtlichen Martern beängſteten Seele Ruhe verſchaffen; aber dieſe Ruhe iſt ihr eigner irdiſcher Untergang. — Sie fordert daher unabläſſig ihren eiskalten Bräutigam zur Rache auf, ſie verfolgt ſelbſt den Verräther, und erſt als ihn die unterirdiſchen Mächte in den Orcus hinabgezogen haben, wird ſie ruhiger — nur vermag ſie nicht dem hochzeitluſtigen Bräutigam nachzugeben: lascia, o caro, un anno ancora, allo sfoga del mio cor! Sie wird dieſes Jahr nicht überſtehen; Don Ottavio wird niemals die umarmen, die ein frommes Gemüth davon rettete, des Satans geweihte Braut zu bleiben.

Wie lebhaft im Innerſten meiner Seele fühlte ich alles dieſes in den, die Bruſt zerreißenden, Accorden des erſten Recitativs und der Erzählung von dem nächtlichen Ueberfall! — Selbſt die Scene der Donna Anna im zweiten Act: Crudele, die, oberflächlich betrachtet, ſich nur auf den Don Ottavio bezieht, ſpricht in geheimen Anklängen, in den wunderbarſten Beziehungen, jene innere, alles irdiſche Glück verzehrende Stimmung der Seele aus. Was ſoll ſelbſt in den Worten der ſonderbare, von dem Dichter vielleicht unbewußt hingeworfene Zuſatz:

forse un giorno il cielo ancora sentirà pietà di me! —

Es ſchlägt zwei Uhr! — Ein warmer elektriſcher Hauch gleitet über mich her — ich empfinde den leiſen Geruch feinen italieniſchen Parfums, der geſtern zuerſt mich die Nachbarin vermuthen ließ; mich umfängt ein ſeliges Gefühl, das ich nur in Tönen ausſprechen zu können glaube. Die Luft ſtreicht heftiger durch das Haus — die Saiten des Flügels im Orcheſter rauſchen — Himmel! wie aus weiter Ferne, auf den Fittigen ſchwellender Töne eines luftigen Orcheſters getragen, glaube ich Anna's Stimme zu hören: Non mi dir bell' idol mio! — Schließe dich auf, du fernes, unbekanntes Geiſterreich — du Dſchinniſtan voller Herrlichkeit, wo ein unausſprechlicher, himmliſcher Schmerz, wie die unſäglichſte Freude, der entzückten Seele alles auf Erden Verheißene über alle Maßen erfüllt! Laß mich eintreten in den Kreis deiner holdſeligen Erſcheinungen! Mag der Traum, den du, bald zum Grauſen erregenden, bald zum freundlichen Boten an den irdiſchen Menſchen erkoren — mag er meinen Geiſt, wenn der Schlaf den Körper in bleiernen Banden feſthält, den ätheriſchen Gefilden zuführen! —

Geſpräch des Mittags an der Wirthstafel, als Nachtrag.

Kluger Mann mit der Doſe, ſtark auf den Deckel derſelben ſchnippend: Es iſt doch fatal, daß wir nun ſo bald keine ordentliche Oper mehr hören werden! aber das kommt von dem häßlichen Uebertreiben!

Mulatten-Geſicht: Ja ja! hab's ihr oft genug geſagt! Die Rolle der Donna Anna griff ſie immer ordentlich an! — Geſtern war ſie vollends gar wie beſeſſen. Den ganzen Zwiſchenact hindurch ſoll ſie in Ohnmacht gelegen haben, und in der Scene im zweiten Act hatte ſie gar Nervenzufälle —

Unbedeutender: O ſagen Sie —!

Mulatten-Geſicht: Nun ja! Nervenzufälle, und war doch wahrlich nicht vom Theater zu bringen.

Ich. Um des Himmels willen — die Zufälle ſind doch nicht von Bedeutung? wir hören doch Signora bald wieder?

Kluger Mann mit der Doſe, eine Priſe nehmend: Schwerlich, denn Signora iſt heute Morgens Punkt zwei Uhr geſtorben.

V.

Nachricht
von
# den neueſten Schickſalen
des
Hundes Berganza.*)

Wie die Geiſter Oſſians aus dem dicken Nebel, trat ich aus dem mit Tabaksdampf erfüllten Zimmer hinaus in das Freie. Der Mond war hell aufgegangen, und zu meinem Glück; denn, indem allerlei Gedanken, Ideen, Entwürfe, gleich einer innern Melodie an der harmoniſchen Begleitung des lauten Geſprächs der Gäſte hinliefen, hatte ich, die Uhr überhörend, mich verſpätet, und ſollte nun noch eine Viertelſtunde Weges durch den Park nach der Stadt zurücklaufen. Bekanntlich wird man in — v — dicht bei dem Wirthshauſe erſt über den Strom geſetzt, und tritt dann jenſeits deſſelben in den Park, der ſich bis zur Stadt hinzieht. Mit der Weiſung des Fährmanns, mich recht auf dem breiten Wege zu halten, weil ich dann unmöglich fehl gehen könne, lief ich in der kühlen Nacht raſch von dannen, und war ſchon ein Paar Schritte bei dem im Mondſchein hell aufſchimmernden Standbilde des heiligen Nepomuk vorüber, als ich mehrmals hinter einander angſtvolle Seufzer ausſtoßen hörte. Unwillkürlich ſtand ich ſtill — mich durchflog die frohe Ahnung, es könne mir wohl etwas ganz Beſonderes begegnen, was in dieſem ordinären hausbackenen Leben immer mein Wunſch und Gebet iſt, und ich beſchloß den Seufzenden aufzuſuchen. — Der Ton führte mich hinter den heiligen Nepomuk in das Dickicht hinein bis zu einer Moosbank. Da hörten die Seufzer plötzlich auf, und ich glaubte ſchon mich getäuſcht zu haben, als ich dicht hinter mir eine dumpfe zitternde Stimme vernahm, die mühſam und abgebrochen folgende Worte ſprach:

---

*) S. das Geſpräch der beiden Hunde, Scipio und Berganza, in Cervantes Erzählungen, überſetzt von Soltau. 2r Theil pag. 205.

„Grauſames Verhängniß! Verfluchte Cannizares, ſo iſt denn deine Wuth auch noch mächtig im Tode? — Fandeſt du denn nicht in der Hölle deine verruchte Montiela, ſammt ihrem Satans Baſtard! — O! — O! — O!“

Ich erblickte Niemanden; — aus der Tiefe ſchienen die Töne zu kommen, und plötzlich richtete ſich ein ſchwarzer Bullenbeißer, der dicht an der Moosbank gelegen, vor mir in die Höhe, ſank aber ſogleich in krampfhaften Verzuckungen nieder und ſchien zu ſterben. — Unbezweifelt hatte er geſeufzt und jene Worte geſprochen, welches mir freilich ein wenig wunderbar vorkam, da ich noch nie einen Hund ſo vernehmlich ſprechen gehört; ich faßte mich indeſſen und hielt es wohl der Mühe werth, das ächzende Thier, dem in der mondhellen Nacht an der Statue des heiligen Nepomuk vielleicht die Todesangſt die lange gebundene Zunge zum erſten Male löſe, mit allem mir nur möglichen Beiſtande zu verſehen. Ich holte aus dem nahen Fluß Waſſer in meiner Hutkrempe und beſprengte ihn damit, worauf er ein Paar feurige Augen aufſchlug und mir knurrend Zähne wies, deren ſich der ſtattlichſte Soloſänger nicht hätte ſchämen dürfen. Mir wurde dabei nicht ganz wohl zu Muthe, allein bei einem verſtändigen Hunde, welcher ſpricht, und daher ganz natürlich auch das zu ihm Geſprochene verſteht, dachte ich, iſt mit Artigkeit Alles auszurichten.

„Mein Herr, fing ich an, Sie befanden ſich ſo eben etwas übel; Sie waren, ſo zu ſagen, ganz auf den Hund gekommen, unerachtet Sie ſelbſt einer ſcheinen zu wollen belieben. Fürwahr! daß Sie jetzt noch ſo erſchreckliche Blicke werfen, daß Sie noch was Weniges knurren können, haben Sie bloß dem Waſſer zu verdanken, das ich Ihnen in meinem ganz neuen Hute, mit der augenſcheinlichſten Gefahr mir die Stiefeln naß zu machen, aus dem nahen Fluſſe herbeigeholt.“ —

Der Hund richtete ſich mühſam auf, und indem er mit ſeitwärts gekrümmtem Leibe und ausgeſtreckten Vordertatzen bequem ſich hinlegte, ſchauete er mich lange an, jedoch mit etwas milderem Blicke, als vorher; er ſchien zu überlegen, ob er wohl ſprechen ſolle, oder nicht. Endlich begann er:

„Du haſt mir geholfen? — In Wahrheit, hätteſt Du Dich weniger zierlich ausgedrückt, ich könnte zweifeln, Du ſeyſt wirklich ein Menſch! — Doch Du haſt mich vielleicht ſprechen gehört, da ich die üble Gewohnheit habe, mit mir ſelbſt zu reden, wenn mir der Hummel die Gabe der Sprache verleiht, und da war es vielleicht nur Neugierde, die Dich antrieb, mir beizuſtehen. Wahres Mitleiden mit einem Hunde, das wäre gar nicht menſchlich.“ —

In meiner einmal angenommenen Artigkeit verharrend, ſuchte ich dem Hunde darzuthun, wie ich ſein Geſchlecht überhaupt liebe, und in dieſem Geſchlecht nun wieder insbeſondere die Gattung, aus der *er* entſproſſen. — Möpſe und Bologneſer verachte ich unendlich als ſaft- und kraftloſe Schmarotzer ohne Heldenſinn u. ſ. w. — Welches Ohr verſchließt ſich wohl hienieden hartnäckig dem ſüßen Laut der Schmeichelei, ſelbſt auf dem Kopfe des Bullenbeißers neigte es ſich willig meiner wohlgeſetzten Rede, und ein kaum merkliches, aber graziöſes Wedeln mit dem Schwanze bezeugte mir das ſteigende Wohlwollen in der Bruſt des Hundes Timon.

„Du ſcheinſt, hub er mit dumpfer, kaum verſtändlicher Stimme an: Du ſcheinſt mir vom Himmel geſendet zu meinem beſondern Troſte, indem Du ein Vertrauen in mir erregſt, das ich längſt nicht kannte! — Und ſelbſt das Waſſer, das Du mir brachteſt, hat mich, als verſchließe es in ſich eine ganz beſondere Kraft, wunderbar gelabt und erheitert. — Wenn ich denn nun reden darf, ſo thut es mir wohl, mich über meine Leiden und Freuden in menſchlichen Tönen auszuſchwatzen, weil Eure Sprache doch recht dazu geeignet ſcheint, durch die für ſo manche Gegenſtände und Erſcheinungen in der Welt erfundenen Wörter, die Begebenheiten recht deutlich darzulegen; wiewohl, was die innern Zuſtände der Seele und allerlei dadurch entſtehende Beziehungen und Verknüpfungen mit den äußern Dingen betrifft, es mir vorkommt, als ſey, um dieſe auszudrücken, mein in tauſend Arten und Abſtufungen gemodeltes Knurren, Brummen und Bellen eben ſo hinreichend, vielleicht noch hinreichender als Eure Worte; und oft als Hund in meiner Sprache nicht verſtanden, glaubte ich, es läge mehr an *Euch*, daß ihr nicht trachtetet, mich zu verſtehen, als an *mir*, daß ich mich nicht gehörig auszudrücken wüßte.“

„Theuerſter Freund, fiel ich ein, Du haſt in dieſem Augenblick über unſere Sprache einen recht tiefen Gedanken angedeutet, und es ſcheint mir, als verbändeſt Du Verſtand mit Gemüth, welches in der That eine recht ſeltne Sache iſt. — Verſteh' übrigens den Ausdruck: Gemüth, richtig, oder ſey vielmehr überzeugt, daß er mir nicht bloß als ſchaales Wort gilt, wie vielen ſo ganz Gemüthloſen, die ihn beſtändig im Munde führen. — Doch ich habe Dich unterbrochen!“ —

„Geſtehe es nur ein, erwiederte der Hund, nur die Furcht vor dem Ungewöhnlichen, meine dumpfen Worte, meine Geſtalt, die im Mondſchein nicht eben Zutrauen erwecken kann, machten Dich erſt ſo geſchmeidig, ſo artig. — Nun haſt Du Vertrauen zu mir gefaßt, Du nennſt mich: Du! und das iſt mir recht. — Willſt Du, ſo laß uns die Nacht verplaudern; vielleicht unterhältſt Du Dich heute beſſer, als geſtern, da Du ganz unmuthig aus der gelehrten Verſammlung die Treppe herabſtolperteſt.“ —

„Wie, Du hatteſt mich geſtern?“ .. —

„Ja, ich erinnere mich jetzt in der That, daß Du es warſt, der mich in jenem Hauſe beinahe überlief; wie ich dahin gekommen, davon ſpäter — jetzt will ich Dir ganz rückſichtslos, wie einem alten Freunde vertrauen, mit wem Du ſprichſt!“ —

„Du merkſt, wie geſpannt ich bin.“

„So wiſſe denn, daß ich jener Hund Berganza bin, der vor langer als hundert Jahren in Valladolid im Hoſpital zur Auferſtehung“ —

Länger konnte ich nicht an mich halten, ſo hatte mich der Name: Berganza! elektriſirt. „Beſter Mann! — rief ich in ſtürmiſcher Freude aus: — Wie! Sie ſelbſt wären der prächtige, kluge, geſcheite, gemüthliche Berganza, an den der Lizentiat Peralta durchaus nicht glauben wollte, deſſen goldne Worte ſich aber der Fähnrich Campuzano ſo gut hinters Ohr geſchrieben hatte? O Gott, wie freue ich mich, nun ſo von Aug’ zu Auge den lieben Berganza“ —

„Halt, halt, rief Berganza, wie freue ich mich, auch den mir wohlbekannten Mann gerade in der Nacht, da mir wieder die Rede kam, im Walde wieder zu finden, der nun ſchon manche liebe Woche, manchen lieben Monat hier ſeine Zeit vertrödelt, manchmal einen luſtigen, ſeltener einen poetiſchen Einfall, niemals Geld in der Taſche, aber deſto öfter ein Glas Wein zu viel im Kopfe hat; der ſchlechte Verſe und gute Muſik macht, den neun Zehntel nicht mögen, weil ſie ihn für unklug halten — den“ —

„Still — ſtill, Berganza! ich merke, daß Du mich nur zu gut kennſt, daher lege ich jede Scheu ab. Ehe Du mir (wie ich denn hoffe, daß Du es thun wirſt) indeſſen die wunderbare Art erzählſt, wie Du Dich ſo lange erhielteſt und endlich von Valladolid bis hieder kannſt, ſo ſage mir, warum Dir, wie es mir ſcheint, mein Thun und Treiben ſo wenig gefällt?“

„Das iſt gar nicht der Fall, erwiederte Berganza, ich ehre Deine litterariſchen Bemühungen und Deinen Sinn für das Poetiſche. — So wirſt Du z. B. ohne Zweifel unſer heutiges Geſpräch aufſchreiben und drucken laſſen, weshalb ich mich denn bemühen will, meine beſte Seite herauszukehren und ſo ſchön zu ſprechen, als es mir nur möglich iſt. — Allein, mein Freund — glaub' es — ein Hund von Erfahrung ſpricht mit Dir! — Dein Blut fließt zu heiß durch die Adern, Deine Phantaſie zerbricht im Muthwillen oft magiſche Kreiſe und wirft Dich unbereitet und ohne Waffe und Wehr in ein Reich, deſſen feindliche Geiſter Dich einmal vernichten können. Fühlſt Du das, ſo trinke weniger Wein, und um Dich mit dem Neunzehntel, das Dich für unklug hält, auszuſöhnen, ſo ſchreibe über den Arbeitstiſch, über die Stubenthüre, oder wo Du es ſonſt noch anzubringen vermagſt, des Pater Franziskaners goldne Regel hin, nach der man die Welt gehen laſſen, wie ſie geht, und von dem Herrn Pater Prior nichts als Gutes reden muß! — Aber ſage mir, mein Freund! haſt Du nichts bei Dir, womit ich den ſtarken Appetit, der ſich eben bei mir plötzlich aufregt, nur einigermaßen zum Schweigen bringen könnte?“

Ich beſann mich auf ein Butterbrot, das ich zum einſamen Morgenſpaziergang mitgenommen und nicht verzehrt hatte, und fand es noch eingewickelt in der Taſche.

„Eine Wurſt oder überhaupt ein Stuck Fleiſch wäre mir lieber geweſen, allein Noth bricht Eiſen,“ ſagte Berganza, und verzehrte mit Wohlgefallen das Butterbrot, welches ich ihm brockenweiſe in das Maul ſteckte. — Nachdem Alles aufgegeſſen war, verſuchte er einige Sprünge, die ziemlich ſteif und ungelenk ausfielen, wobei er mehrmals beinahe wie ein Menſch laut ſchnupfte und nieſte; dann legte er ſich in der Stellung der Sphinx gerade vor die Moosbank, auf der ich ſaß, hin und fing, mich mit ſeinen hellfunkelnden Augen ſteif anblickend, in folgender Art an:

„Zwanzig Tage und Nächte, mein lieber Freund, würden nicht hinreichen, Dir alle die wunderbaren Begebenheiten, die mancherlei Abentheuer und beſonderen Erfahrungen zu erzählen, die mein Leben ausfüllten, ſeit der Zeit, da ich das Hoſpital der Auferſtehung in Valladolid verließ. — Aber nur die Art, wie ich aus dem Dienſte des Mahudes kam, und meine neueſten Schickſale ſind Dir zu wiſſen nöthig, und auch dieſe Erzählung wird ſo lang ausfallen, daß ich Dich bitten muß, mich nicht viel zu unterbrechen. Nur wenige Worte nur mitunter eine Reflektion erlaube ich Dir, wenn ſie geſcheit iſt; iſt ſie aber einfältig, ſo behalte ſie bei Dir und ſtöre mich nicht unnützerweiſe, da ich eine gute Bruſt habe, und viel in einem Athem ſprechen kann, ohne auszuſchnaufen.“

Ich verſprach das, ihm die rechte Hand hinreichend, in die er ſeine kräftige rechte Vorderpfote legte, die ich auf biedere deutſche Weiſe drückte und ſchüttelte. Eins der ſchönſten Freundſchaftsbündniſſe, die der Mond je beſchienen, war geſchloſſen, und Berganza fuhr alſo weiter fort:

Berganza. Du weißt, daß damals, als mir und meinem verewigten Freunde Szipio (dem der Himmel eine fröhliche Urſtatt geben möge) die Gabe der Rede zum erſten Male verliehen war, der Fähnrich Campuzano, der von den ungeheuerſten Schmerzen gequält, ſprachlos auf der Matratze im Hoſpital lag, unſer Geſpräch belauſchte; und da der vortreffliche Don Miguel de Cervantes Saavedra Campuzano's Ausbeute der Welt erzählt, kann ich vorausſetzen, daß Dir meine damaligen Begebenheiten, die ich meinem lieben unvergeßlichen Szipio mittheilte, genau bekannt ſind. Du weißt daher, daß es meines Amtes war, den Bettelmönchen, die Almoſen für das Hoſpital einſammelten, die Laterne vorzutragen. Nun begab es ſich, daß ich in der am weiteſten von unſerm Kloſter gelegenen Straße, wo eine alte Dame jedesmal reichlich ſpendete, länger mit der Leuchte ſtehen bleiben mußte als gewöhnlich, da ſich die wohlthätige Hand am Fenſter nicht zeigen wollte. Mahudes rief mir zu, den Platz zu verlaſſen — o wäre ich ſeinem Rathe gefolgt! — Aber die böſen feindlichen Mächte hatten ſich vereint zu der verderblichen Conſtellation, die mein unglückliches Schickſal entſchied. Szipio heulte warnend — Mahudes bat in kläglichen Accenten. Schon wollte ich fort — da rauſchte es am Fenſter — ein Päckchen fiel herab; ich wollte hin, da fühlte ich mich von dürren Schlangenarmen umklammert, ein langer Storchhals dehnte ſich aus über meinen Nacken, eine ſpitzige eiskalte Geiernaſe berührte meine Schnauze — blaue — peſtdampfende Lippen hauchten mich an mit todbringendem Höllenathem — die Leuchte entſank meinen Zähnen, ein Fauſtſchlag zerſtörte ſie.

„Hab' ich Dich endlich — Du Hurenſohn! — Du garſtiger, Du geliebter Montiel! Jetzt laſſe ich Dich nicht mehr, o mein Sohn Montiel — mein guter Junge, habe ich Dich endlich!“ —

So ſchrie die ſchnarrende Stimme des Ungethüms mir in die Ohren! — Ach, ich war außer mir ſelbſt — das verfluchteſte Ungeheuer der Hölle, die verdammte Cannizares war's, die auf meinen Rücken geſprungen, mich feſt umklammert hielt — mein Athem ſtockte. — Mit dem beſten Häſcherhauptmann und ſeinen Geſellen hätte ich es, wohlgefüttert und ſtark, wie ich war, aufgenommen, allein hier ſank mein Muth! — O daß dich Beelzebub tauſendmal in ſeinem Schwefelpfuhl ertränkt hätte! — Ich fühlte den ekelhaften Leichnam, wie er ſich in meine Rippen einniſtete. — Die Brüſte ſchlotterten, gleich ledernen Beuteln, am Halſe herunter, indem die langen winddürren Beine nachſchleppten, und das zerriſſene Gewand ſich um meine Pfoten ſchlang. — O des entſetzlichen unglückſeligen Augenblicks! —

Ich. Wie, Berganza — Deine Stimme ſtockt — ich ſehe Thränen in Deinen Augen? — Kannſt Du denn weinen? — Haſt Du uns das abgelernt, oder iſt Dir dieſer Ausdruck des Schmerzes natürlich?

Berganza. Ich danke Dir. „Du haſt ſo zu rechter Zeit meine Erzählung unterbrochen; gemildert iſt der Eindruck der gräßlichen Szene, und ehe ich fortfahre, kann ich Dir etwas von der Natur meiner lieben Brüder ſagen, das Du gut thäteſt Dir recht wohl zu merken. — Haſt Du denn noch nie einen Hund weinen geſehn? — Allerdings hat die Natur, ſo wie Euch, auch uns mit eigner Ironie gezwungen, in dem feuchten Element des Waſſers den Ausdruck der Rührung und des Schmerzes zu ſuchen, wogegen ſie uns die Erſchütterung des Zwergfells, wodurch die närriſchen Laute entſtehen, welche Ihr Lachen nennt, ganz verſagt hat. Das Lachen muß daher wohl rein menſchlicher ſeyn, als das Weinen. Aber gütig ſind wir für Euer Lachen durch einen beſondern Organismus entſchädigt, der den Theil unſers Körpers beſeelt, welchen Euch die Natur ganz verſagt, oder, weil, wie manche Phyſiologen behaupten, Ihr ihn, ſeine Zierde verkennend und verſchmähend, beſtändig eigenmächtig weggeworfen habt, Euch zuletzt entzogen hat. — Ich meine nichts Anderes, als dasjenige hundertfach modifizirte Hin- und Herbewegen unſeres Schweifes, wodurch wir alle Nüanzen unſeres Wohlgefallens, von der leiſeſten

Rührung der Luſt bis zur ausgelaſſenſten Freude, zu bezeichnen wiſſen, und welches Ihr ſchlecht genug: wedeln, nennt. Adel der Seele — Hoheit — Stärke — Anmuth und Grazie ſprechen ſich bei uns aus in dem Tragen des Schweiſes, und ſehr ſchön liegt auch daher in dieſem Theil der Ausdruck unſeres innern Wohlbefindens, ſo wie in dem gänzlichen Verſtecken, Einklemmen deſſelben, der Ausdruck der höchſten Angſt, der qualvollſten Trauer — doch laß uns zu meinem gräßlichen Abentheuer zurückkehren. —

Ich. Deine Reflektion über Dich und Dein Geſchlecht, lieber Berganza, zeugt von Deinem philoſophiſchen Geiſte, und ſo laſſe ichs mir wohl gefallen, daß Du zuweilen die Geſchichte unterbrichſt.

Berganza. Immer mehr hoffe ich Dich von dem Adel meines Geſchlechts zu überzeugen. Iſt Dir nicht die den Katzen eigne Bewegung des Schweiſes von je her ängſtlich, ja unerträglich geweſen? Liegt nicht in dieſen gewundenen ſpiralförmigen Drehungen der Ausdruck der verſtellten Freundlichkeit, des verſteckten tückiſchen Hohns, des verbiſſenen Haſſes? — Und dagegen — mit welcher offenen Biederkeit, mit welchem unverſtellten Frohſinn wedeln wir! — Bedenke das, mein Lieber! und ſchätze Hunde! —

Ich. Wie ſollte ich das nicht! — Du, lieber Berganza! flößeſt mir eine wahre Ehrfurcht gegen Dich und Deinesgleichen ein, die ich zeitlebens nähren werde. Doch fahre jetzt in Deiner ſchauerlichen Erzählung fort.

Berganza. Ich biß wüthend um mich, ohne das Ungethüm zu verletzen. Hart an die Mauer mich drängend, trat ich endlich kräftig in das Gewand, das ſich um meine Pfoten geſchlungen hatte, und ſo gelang es mir, das Weib herabzuziehen. — Nun faßte ich mit den Zähnen ihren Arm — ſie ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus, und mit einem ſtarken kühnen Sprunge ſchleuderte ich ſie weit hinter mir zurück.

Ich. Gott ſey Dank, Du biſt erlöſt.

Berganza. O höre nur weiter! — In voller Furie rannte ich nun bei dem Hoſpital vorbei zum Thore hinaus — fort — fort unaufhaltſam in die Nacht hinein. Von weitem glänzte mir ein Feuer entgegen, in drei Sprüngen war ich auf dem Kreuzwege, in deſſen Mitte unter einem Dreifuß, auf dem ein ſeltſam geformter Keſſel ſtand, das Feuer glühte, das ich ſchon in der Ferne geſehen.

Eine ungeheure in häßlichen glänzenden Farben geſprenkelte Kröte ſaß aufrecht bei dem Keſſel und rührte mit einem langen Löffel darin, daß ſchäumend, ziſchend und praſſelnd der kochende Giſcht übergährte in die Flammen hinein, aus denen blutrothe Funken emporfuhren, die in garſtigen Gebilden zur Erde fielen. Eidexen mit albern lachenden Menſchengeſichtern, ſpiegelglatte Iltiſſe, Mäuſe mit Rabenköpfen, allerlei widriges Ungeziefer rannte wild durch einander in immer enger und engeren Kreiſen, und ein großer ſchwarzer Kater mit funkelnden Augen haſchte gierig danach, und ſchluckte knurrend den Fang herunter. — Wie feſtgezaubert ſtand ich da; eine Eiskälte glitt über mich hin, und ich fühlte, daß meine Haare ſich ſträubten wie Borſten. Die Kröte, mit ihrem unwandelbaren Treiben und Rühren im Keſſel, mit der Larve, die etwas Menſchliches in ſich tragend, das Menſchliche höhnte, war ein ſcheußlicher Anblick. — Aber über den Kater wollte ich her! Aus dem knurrenden, murrenden, ſchmeichelnden, ſchwänzelnden, falſchen Geſchlecht, das dir von Natur zuwider, dachte ich, iſt dieſer ſchwarze Kerl? und in dem Augenblick fühlte ich Muth, auch das Teufliſche zu bekämpfen, da es ſich in der Geſtalt meines natürlichen Feindes darſtellte. Ein Tritt — ein Biß und der ganze Spuk iſt vernichtet! Schon lauerte ich auf den günſtigen Moment, wenn der Kater ſich mir genug nahen würde, um ihn ſicher und derb zu faſſen, als eine kreiſchende Stimme durch die Lüfte fuhr: Montiel! Montiel!

Ich. Ach, Berganza! — ich merke Unrath. — Doch weiter.

Berganza. Du ſiehſt, wie mich die Erzählung angreift; noch jetzt iſt das Bild jener verhängnißvollen Nacht mir ſo lebhaft, als es je war, da meine Exiſtenz — doch ich will nicht vorgreifen. —

Ich. So erzähle weiter. —

Berganza. Mein Freund! — es hört ſich ganz bequem zu, aber der Erzähler keucht und ſchwitzt, um all' die Wunder, all' die ſeltſamen Abentheuer, von denen ſein Gemüth befangen, gehörig in Worte und wohlgebaute Perioden zu faſſen. — Ich fühle mich recht matt und ſehne mich ſehr nach einer wohl zubereiteten Bratwurſt, meiner Lieblingsſpeiſe; aber da das hier nun nicht zu erlangen, ſo muß ich nun freilich ohne alle Erquickung meine Abentheuer fortſetzen.

Ich. Ich bin begierig darauf, wiewohl ich mich eines geheimen Schauers nicht erwehren kann. Daß Du ſprichſt, iſt mir nun gar nichts Ungewöhnliches mehr, ich ſchaue nur immer in die Bäume, ob nicht ſo eine vertrackte Eidexe mit einem Menſchengeſicht herauslacht.

Berganza. Montiel! Montiel! ſchallte es durch die Lüfte — Montiel! Montiel! neben mir. Plötzlich ſah ich mich umgeben von ſieben rieſenhaft großen dürren alten Weibern; ſieben Mal glaubte ich die vermaladeite Cannizares zu ſehen, und doch war es wieder keine, denn eine ſtets wechſelnde Varietät in dieſen verſchrumpften Geſichtern mit den ſpitzigen Habichtsnaſen, den grünfunkelnden Augen, den zahnloſen Mäulern, machte das Bekannteſte fremd, das Fremdeſte bekannt. Sie fingen einen kreiſchenden Geſang an, indem ſie ſich wilder und wilder mit wunderlichen Gebehrden um den Keſſel drehten, daß die rabenſchwarzen Haare weit in die Lüfte flatterten, und die zerriſſenen Gewänder ihre gelbe ekelhafte Nacktheit kaum deckten. Der ſchwarze Kater ſchrie in den grellſten Tönen dazwiſchen, und indem er ganz nach Katzenart pruſtete und nieſte, ſprühten die Funken umher. Bald ſprang er dieſem, bald jenem Weibe an den Hals, die ſich dann, indem die andern ſtill ſtanden, im Wirbel drehte und tanzend ihn an ſich drückte, bis er von ihr abließ. — Nun ſchwoll die Kröte mehr und mehr auf, und plötzlich ſtürzte ſie ſich in den dampfenden Keſſel, daß er überfluthete in das Feuer, und nun gährte und ziſchte und kniſterte und flackerte Feuer und Waſſer in tauſend abſcheulichen Gebilden, die in Sinne beängſtendem, raſtloſem Wechſel hervorblitzten und verſchwanden. — Da waren es ſeltſamliche häßliche Thiere, Menſchengeſichter nachäffend; da waren es Menſchen, in gräßlicher Verzerrung mit der Thiergeſtalt kämpfend, die in einander, durch einander fuhren, und mit einander ringend ſich verzehrten. Und in dem dicken Schwefeldampf des lodernden Keſſels tanzend, drehten ſich wilder und wilder die Hexen! —

Ich. Berganza — das iſt zu gräßlich — ſelbſt Deine Phyſiognomie — unterlaſſe, ich bitte Dich, ein gewiſſes Rollen Deiner übrigens geiſtreichen Augen. —

Berganza. Jetzt keine Unterbrechung, mein Freund! Höre lieber das geheimnißvolle grauſige Hexenlied, das ich noch treu im Gedächtniß trage.

Eulen-Mutter! Eulen-Mutter!
Eulen-Mutter hergeflogen.
Junker hat den Sohn betrogen,
Sohn muß Sohnes Mutter ſühnen,
Blut in Gluth iſt bald erſchienen.

Eulen-Mutter! Eulen-Mutter!
Eulen-Mutter hergeflogen!
Hat der rothe Hahn gelogen,
Muß den Hahn der Kater würgen,
Mutter ſtellt den treuen Bürgen.

Eulen-Mutter! Eulen-Mutter!
Eulen-Mutter hergeflogen!
Iſt im Fünf die Sieb'n gewogen.
Kobolt, Salamander weichen,
Seht ſie durch die Lüfte ſtreichen.

Eulen-Mutter! Eulen-Mutter!

So lauteten die Worte des Geſanges, den die Sieben Furchtbaren abkreiſchten. Hoch durch die Lüfte erſcholl es: „O mein Sohn Montiel! trotze dem Junker, trotze dem Junker!“ — Da ſprang grimmig ſchnaubend und Funken pruſtend der ſchwarze Kater auf mich zu; ich aber nahm meine Kraft zuſammen, und da ich nun eine beſondere Stärke und Geſchicklichkeit in meinen Vordertatzen — (Tatze gefällt mir viel beſſer, als das weichliche weibliche: Hand! Könnte ich nur ſagen: der Tatz, aber das verbieten Eure friſirten Adelunge!) — ich wollte ſagen: da ich nun eine beſondere Stärke und Geſchicklichkeit in meinen Vordertatzen beſitze, ſo trat ich meinen Feind zu Boden, und packte ihn mit meinem ſcharfen Gebiß feſt, das lumpichte Raketenfeuer nicht achtend, das nun aus Naſe, Auge, Maul und Ohr praſſelnd emporfuhr. Da heulten und ſchrieen im ſchneidenden Jammer die Hexen und warfen ſich zur Erde, und riſſen die ſchlotternden Brüſte blutig mit den langen Nägeln der knöchernen Finger. Ich aber ließ meinen Fang nicht fahren. — Ein Flattern — ein Brauſen in der Luft — Auf einer Eule herab kommt ein altes graues Mütterlein, ganz anders wie die Uebrigen geſtaltet. Das verglaſte Auge lacht geſpenſtiſch in mich hinein. Montiela! kreiſchen die Sieben — ein Schlag zuckt durch meine Nerven — ich laſſe den Kater los. — Aechzend und ſchreiend fährt er davon auf einem blutrothen Lichtſtrahl. Dicker Dampf umquillt mich — ich verliere Athem — Beſinnung — ich ſinke hin. —

Ich. Berganza, halte ein; Deine Darſtellung hat fürwahr ein lebhaftes Colorit; ich ſehe die Montiela — die Flügel ihrer Eule wehen mir eine gewiſſe ſchauerliche Kälte zu — ich kann nicht läugnen, daß ich mich nach Deiner gänzlichen Befreiung ſehne.

Berganza. Als ich wieder zur Beſinnung kam, lag ich an der Erde; ich konnte keine Pfote regen, die ſieben Geſpenſter ſaßen am Boden gekauert um mich herum, und ſtreichelten und drückten mich mit ihren Knochenfäuſten. Meine Haare trieften von einer ekelhaften Fettigkeit, womit ſie mich geſalbt hatten, und ein unbeſchreibliches Gefühl durchbebte mein Inneres. Es war als müſſe ich aus meinem eignen Körper herausfahren, zuweilen ſah ich mich ordentlich als ein zweiter Berganza da liegen, und das war ich wieder ſelbſt, und der Berganza, der den andern unter den Fäuſten der Hexen ſah, war ich auch, und dieſer bellte und knurrte den liegenden an, und forderte ihn auf, doch tüchtig hineinzubeiſſen, und mit einem kräftigen Sprunge aus dem Kreiſe herauszufahren — und der liegende — doch! — was ermüde ich Dich mit der Beſchreibung eines Zuſtandes, der, durch hölliſche Künſte hervorgebracht, mich in zwei Berganza's theilte, die mit einander kämpften.

Ich. So viel ich aus Deinem frühern Leben, aus den Worten der Cannizares, aus den Umſtänden des Hexenkongreſſes abnehmen kann, war es auf nichts anders abgeſehen, als Dir eine andere Geſtalt zu geben. Der Sohn Montiel, für den ſie Dich nun einmal hielten, ſollte vielleicht als ein ſchmucker Junge erſcheinen, und darum ſalbten ſie Dich mit jenem bekannten Hexenöl, das ſolche Verwandlungen hervorzubringen vermag.

Berganza. Du haſt ganz recht gerathen, denn indem die Hexen mich ſtreichelten und drückten, ſangen ſie in hohlen wimmernden Tönen ein Lied, deſſen Worte auf meine Verwandlung hindeuteten:

Söhnlein! Uhu läßt grüßen,
Uhu hat Kater gebiſſen! —
Söhnlein, hab' wohl Acht.
Mutter hat was mitgebracht.

Söhnlein, den Hund laß liegen,
Hui! — mußt den Junker betrügen.
Dreh' dich, Spuk und Graus,
Söhnlein, fahr nun fix heraus.

Und ſo oft das Lied zu Ende war, ſchlug die Alte auf der Eule die knöchernen Fäuſte klappernd zuſammen, und ihr Geheul durchſchnitt in wildem Jammer die Lüfte. Meine Qual wuchs mit jedem Augenblick; da krähte im nächſten Dorfe der Hahn; ein rother Schimmer durchflog den Oſten, und brauſend und ſauſend fuhr das Geſindel durch die Luft, daß in einem Moment der ganze Spuk zerſtoben und verflogen war, und ich einſam und entkräftet an der Heerſtraße lag.

Ich. Wahrhaftig, Berganza, die Szene hat mich angegriffen, und daß Du in Deiner Betäubung die Hexenlieder ſo gut gemerkt haſt, das nimmt mich Wunder.

Berganza. Außerdem daß ſie die Hexenverſe hundertmal abkreiſchten, ſo war es ja eben der ſtarke Eindruck, die Qual der vergeblichen Zauberkünſte, die mir Alles tief einprägen, und ſo meinem ohnehin nur zu treuen Gedächtniß zu Hülfe kommen mußte. — Das eigentliche Gedächtniß höher genommen, beſteht, glaube ich, auch nur in einer ſehr lebendigen regſamen Phantaſie, die jedes Bild der Vergangenheit mit allen individuellen Farben und allen zufälligen Eigenheiten im Moment der Anregung hervorzuzaubern vermag. Wenigſtens hörte ich dies von einem meiner geweſenen Herren behaupten der ein erſtaunliches Gedächtniß hatte, unerachtet er ſelten Namen und Jahrzahlen behielt.

Ich. Er hatte Recht, Dein Herr, und alſo möcht' es ſich auch mit Worten und Reden, die tief ins Gemüth drangen, und die man im innerſten tiefſten Sinn aufnahm, anders verhalten, als mit auswendig gelernten Vokabeln. — Doch wie ging es weiter mit Dir, Berganza?

Berganza. Mühſam ſchleppte ich mich, matt und entkräftet wie ich war, von der Heerſtraße in einen nahe gelegenen Buſch und ſchlief ein. Als ich erwachte, ſtand die Sonne hoch am Himmel, und das Hexenöl ſchmorte auf meinem borſtigen Rücken. Ich ſtürzte mich in den Bach, der durch das Gebüſch rauſchte, um mich von meiner widrigen Salbung rein zu baden, und eilte dann mit verjüngter Kraft raſch davon, da ich nach Sevilla nicht zurückkehren, und ſo vielleicht der verruchten Cannizares noch einmal in die Hände gerathen mochte. — Jetzt aber merke auf, denn nun erſt kommt, wie die Moral nach der Fabel, dasjenige, was Dir zu wiſſen nöthig, um meine Exiſtenz zu begreifen.

Ich. Das wünſche ich in der That zu hören. Denn indem ich Dich ſo anſchaue, indem ich ſo bedenke, daß nun ſchon ſeit mehreren hundert Jahren —

Berganza. Sprich nicht weiter! — Das Vertrauen, das ich zu Dir faßte, iſt werth von Dir vergolten zu werden, oder biſt Du auch einer von denen, die es für gar nicht wunderbar halten, daß die Kirſchen blühen und nachher zu Früchten reifen, weil ſie dieſe dann eſſen können, die aber Alles für unwahr halten, wovon ihnen bis dato die leibliche Ueberzeugung abgeht? O Lizentiat Peralta! — Lizentiat Peralta!

Ich. Ereifre Dich nicht, mein lieber Berganza! Man ſagt im Sprichwort: das ſind Menſchlichkeiten: nimm dieſen Zweifel, dieſen Unglauben an das Unglaubliche, der mir wider Willen aufſteigt, dafür.

Berganza. Du giebſt ſelbſt den Ton zu der beſonderen Melodie an, in die ich bald fallen werde! — Wie ich nun von Neuem aufgelebt und ermuthigt über Wieſen und Felder ſprang, wie ich auf die Art, die Dir aus meinem früheren Leben ſchon bekannt iſt, bei Dieſem oder Jenem glücklich unterkam, das übergehe ich, um Dir gleich zu ſagen, daß ich von Jahr zu Jahr jedesmal an dem verhängnißvollen Tage, der mich in den verfluchten Hexenkreis trieb, die Wirkung des vermaledeiten Zaubers auf eine eigne qualvolle Weiſe ſpürte. — Wenn Du mir verſprichſt, keinen Anſtoß zu nehmen an dem, was vielleicht Dich und Dein Geſchlecht betreffen könnte, wenn Du mit mir dem Spanier über manchen vielleicht verfehlten Ausdruck nicht rechten willſt, ſo verſuche ich —

Ich. Berganza! erkenne in mir einen wahrhaften Weltbürgerſinn; das heißt, anders als gewöhnlich genommen. Ich unterſtehe mich nicht, die Natur engherzig zu ſcheiden und zu klaſſifiziren, und daß Du überhaupt nur ſprichſt, und noch dazu ganz geſcheidt, läßt mich alles dieſem Wunderbaren Untergeordnete gänzlich vergeſſen. Sprich alſo, Theurer! wie zu Deinem Freunde; rede: wie war die Wirkung des verrufenen Hexenöls noch nach Jahren?

— Hier ſtand Berganza auf, ſchüttelte und kratzte ſich in gekrümmter Stellung mit der linken Hinterpfote hinter dem linken Ohre.

Nachdem er noch ein paarmal herzhaft genieſt, wozu ich eine Priſe nahm und Contentement ſagte, ſprang er auf die Bank und lehnte ſich an mich, ſo, daß die Schnauze beinahe mein Geſicht berührte; dann ging das Geſpräch weiter fort.

Berganza. Die Nacht iſt kühl, genieße daher etwas von meiner animaliſchen Wärme, die zuweilen gar in elektriſchen Funken aus meinen ſchwarzen Haaren kniſtert; dazu mag ich das, was ich Dir jetzt erzählen will, nur ganz leiſe herreden. — Iſt der unglückſelige Tag gekommen und naht die verhängnißvolle Stunde, ſo fühle ich erſt ganz beſondere Appetite, die mich ſonſt niemals anwandeln. Ich möchte ſtatt des gewöhnlichen Waſſers, guten Wein trinken — Sardellenſalat eſſen. Alsdann muß ich gewiſſe Menſchen, die mir in den Tod zuwider und die ich ſonſt anknurre, freundlich anwedeln. — Nun ſteigt es und ſteigt es. Hunde, die mir an Kraft und Muth gewachſen, die ich aber ſonſt furchtlos bekämpfe, wenn ſie mich befehden, vermeide ich, aber den kleinen Möpſen und Spitzen, mit denen ich ſonſt gern ſpiele, möchte ich nun gern hinterrücks einen Tritt geben, weil ich weiß, daß es ihnen weh thut, und ſie ſich nicht rächen können. Nun ſchraubt und dreht es ſich im Innerſten. Alles ſchwebt und ſchwimmt vor meinen Augen — neue unbeſchreibliche Gefühle preſſen und ängſtigen mich. Der ſchattige Buſch, unter dem ich ſonſt ſo gern liege und mit dem ich zu ſprechen wähne, wenn ſo der Wind die Aeſte rührt, daß aus jedem Blatt ein ſüßer Laut ſäuſelnd hervorblinkt, der iſt mir zuwider; in den hellen Mond, vor dem die Wolken ſich wie vor dem König der Nacht in prächtiges Gold putzen, wenn ſie bei ihm vorüberziehn, kann ich nicht hineinblicken; aber unwiderſtehlich treibt es mich hinauf in den erleuchteten Saal. Da möchte ich aufrecht gehen, den Schwanz einklemmen, mich parfümiren, franzöſiſch ſprechen und Gefrornes freſſen, daß Jeder mir die Pfote drücken ſollte und ſagen: mon cher Baron oder mon petit Comte! und nichts Hündiſches an mir ſpüren. — Ja es iſt mir dann entſetzlich ein Hund zu ſeyn, und indem ich ſchnell wie der Gedanke in einer vermeintlichen Bildung zum Menſchen ſteige, wird mein Zuſtand immer ängſtlicher. Ich ſchäme mich, jemals an einem warmen Frühlingstage auf der Wieſe geſprungen oder mich im Graſe gewälzt zu haben. Im härteſten Kampfe werde ich immer bedächtiger und ernſthafter. — Zuletzt bin ich ein Menſch und beherrſche die Natur, die

Bäume deshalb wachſen läßt, daß man Tiſche und Stühle daraus machen kann, und Blumen blühen, daß man ſie als Strauß in das Knopfloch ſtecken kann. Indem ich mich aber ſo zur höchſten Stufe hinaufſchwinge, fühle ich, daß ſich eine Stumpfheit und Dummheit meiner bemächtigt, die immer ſteigend und ſteigend mich zuletzt in eine Ohnmacht wirft.

Ich. Ach! — Ach! — mein lieber Berganza, ich habe es wohl geſagt, in die menſchliche Geſtalt wollten ſie den Montiel putzen, den der Papa Satan zu was Anderm verbraucht hat; die Zauberkünſte ſcheiterten an der Gewalt des Junkers, der im ſpottenden Hohn, wie Mephiſtopheles in der Hexengarküche, Geräthſchaften und Thiere durch einander warf, daß die Scherben ſprangen und die Gelenke knackten, und da bereiteten ſie Dir den gräßlichen Kampf, den Du nun, wie Du ſagſt, jedes Jahr an dem unglückſeligen verhängnißvollen Tage zu beſtehen haſt.

Berganza. Dieſer Kampf ſcheint mir aber mit ſtets reproductiver Kraft ein Leben bis in die Ewigkeit zu ſichern; denn verjüngt und geſtärkt erwache ich jedesmal aus der Ohnmacht. Die beſondere Conſtellation, unter der ich geboren, und die mir vergönnte, daß ich Euer Sprechen nicht nur abhorchen, ſondern auch wirklich nachmachen konnte, iſt in Konflikt gerathen mit jenen Zauberkünſten der Hexen, und nun laufe ich, prügel-, ſchuß- und ſtichfeſt in der Welt umher, wie der ewige Jude; und meine Ruheſtätte iſt nirgends zu finden. — Es iſt eigentlich ein bejammernswürdiges Schickſal, und Du fandeſt mich, da ich eben einem widrigen Herrn entlaufen und den ganzen Tag nichts gegeſſen, in Betrachtungen über mein Elend vertieft.

Ich. Armer Berganza! — Indem ich Dich ſo näher im Mondſchein betrachte, treten in Deinem, wiewohl etwas ſchwärzlichen Geſichte immer mehr Züge einer treuen Biederherzigkeit, eines edlen Sinnes hervor. Selbſt Dein, übrigens etwas befremdendes, Talent zu ſprechen, erregt in mir kein Grauen mehr. — Du biſt (ich darf es ſagen) ein poetiſcher Hund, und da ich ſelbſt — Du mußt es wiſſen, da Du mich kennſt — von allem Poetiſchen hoch entflammt bin, wie wäre es, wenn Du mir Deine Freundſchaft gönnteſt, wenn Du mit mir kämſt?

Berganza. Davon ließe ſich reden, allein —

Ich. Kein Fußſtoß, noch weniger Prügel — Alle Tage nebſt dem Gewöhnlichen zum Deſſert eine wohlzubereitete Bratwurſt. — Auch ſoll Dir oft genug eine Kalbskeule ſüß entgegenduften, und Du nicht vergebens auf ein ſtattliches Stück davon harren.

Berganza. Du merkſt, daß Dein Vorſchlag ſeine Wirkung nicht verfehlt, da ich nicht unterlaſſen kann, mit der Naſe zu ſchnuppern, als ſey der Braten ſchon in der Nähe. Allein Du haſt etwas fallen laſſen, was mich, wo nicht ganz abſchreckt, doch ſehr zweifelhaft macht.

Ich. Nun, Berganza?

Berganza. Du ſprachſt von poetiſch, von entflammt ſeyn —

Ich. Und das ſollte Dich abſchrecken?

Berganza. Ach, mein Freund, laß mich aufrichtig ſeyn! — Ich bin zwar ein Hund, aber Euer Vorzug aufrecht zu gehen, Hoſen zu tragen und beſtändig zu ſchwatzen, wie es Euch gefällt, iſt nicht ſo viel werth, als im langen Schweigen den treuen Sinn zu bewahren, der die Natur in ihrer heiligſten Tiefe ergreift und aus dem die wahre Poeſie emporkeimt. In einer herrlichen alten Zeit unter dem ſüdlichen Himmel, der ſeine Strahlen in die Bruſt der Kreatur wirft, und den Jubelchor der Weſen entzündet, von niedern Eltern geboren, horchte ich dem Geſange der Menſchen zu, die man Dichter nannte. Ihr Dichten war ein Trachten aus dem Innerſten heraus, diejenigen Laute anzugeben, die die Natur als ihre eignen in jedem Weſen auf tauſendfache Weiſe widertönen läßt. — Der Dichter Geſang war ihr Leben, und ſie ſetzten ihr Leben daran als an das Höchſte, das das Schickſal, die Natur ihnen vergönnt hatte zu verkünden.

Ich. Berganza! — ich bewundere es, daß Du eines gewiſſen poetiſchen Ausdrucks ſo mächtig biſt.

Berganza. Mein Freund! — ich ſage Dir, ſchon in meinen guten Jahren lebte ich viel und gern bei Dichtern. Die Brotrinden, die mir jener arme Student, herzlich mit mir die karge Nahrung theilend, gab, ſchmeckten mir beſſer, als manches Stück Braten von dem feilen Bedienten mir verächtlich hingeworfen. — Damals glühte noch in der Bruſt der Berufenen das innige heilige Beſtreben, das im Innerſten Empfundene in herrlichen Worten auszuſprechen, und ſelbſt die, welche nicht berufen waren, hatten Glauben und Andacht; ſie ehrten die Dichter wie Propheten, die von einer herrlichen unbekannten Welt voll glänzenden Reichthums weiſſagen, und wähnten nicht, auch unberufen ſelbſt in das Heiligthum treten zu dürfen, von dem ihnen die Poeſie die ferne Kunde gab. Nun iſt aber Alles anders geworden. — Hat der reiche Bürgersmann, der Herr Profeſſor, der Herr Major ein Neſt voll Kinder, ſo muß Hänschen und Friedrich und Peter ſingen, und ſpielen, und malen, und Verſe deklamiren, ohne Rückſicht, ob der Geiſt auch nur im mindeſten vermag, dergleichen zu ertragen. — Es gehört zur ſogenannten guten Erziehung, und nachher glaubt ein Jeder mitſchwatzen und den Dichter, den Künſtler, in ſeinem innerſten Thun und Treiben durchſchauen und nach ſeinem Maaße meſſen zu können. — Kann der Künſtler tiefer gekränkt werden, als wenn der Pöbel ihn für ſeines Gleichen hält? — und doch geſchieht dieß alle Tage. Wie oft hat es mich angeekelt, wenn ſo ein ſtumpfſinniger Burſche von der Kunſt ſchwatzte, den Göthe zitirte, und ſich bemühte, einen Geiſt der Poeſie hervorleuchten zu laſſen, von dem ein einziger Blitz ihn, den ſaft- und kraftloſen Schwächling, zermalmt haben würde. Vorzüglich — nimm es nicht übel, Freund! wenn Du etwa eine Frau oder eine Geliebte der Art haben ſollteſt — vorzüglich ſind mir Eure vielſeitig gebildeten, poetiſchen, künſtleriſchen Weiber in den Tod zuwider, und ſo gern ich mich von einer feinen Mädchenhand ſtreicheln laſſe, und meinen Kopf auf eine zierliche Schürze lege, ſo iſt es mir doch oft, wenn ich ſo eine Frau ohne alles tiefe Gefühl, ohne allen höheren Sinn ins Blaue hinein in allerlei eingelernten poetiſchen Floskeln ſchwatzen hörte, geweſen, als müſſe ich ihr in irgend einen empfindlichen Theil ihres Leibes mit meinen ſcharfen Zähnen einen tüchtigen Denkzettel beiſſen! —

Ich. Ei! ſchäme Dich, Berganza! — Da ſpricht die Rachſucht aus Dir; ein Weib, die Cannizares, war ja an all' Deinem Ungemach Schuld.

Berganza. Wie ſehr irrſt Du, da Du etwas kombinirſt, was durchaus ohne allen Zuſammenhang iſt und bleibt. Glaube mir, irgend eine übernatürliche ſchreckliche Erſcheinung im Leben wirkt wie ein ſtarker elektriſcher Schlag, der den Körper, der ihm nicht zu widerſtehen vermag, zerſtört, den Kräftigen aber, der ihn aushält, mit neuer Kraft ſtählt — wenigſtens habe ich das ſo gefunden. — Denke ich mir die Cannizares lebhaft, ſo ſpannen ſich meine Muskeln und Fibern, meine Pulſe klopfen in allen Adern, aber ſelbſt nach augenblicklicher Ermattung erhebe ich mich kräftig, und die Erſchütterung wirkt wohlthätig auf meine phyſiſche und pſychiſche Thätigkeit. — Aber ſo eine poetiſche gebildete Frau mit ihrer Oberflächlichkeit, mit dem bis zum Schmerz angeſtrengten Bemühen, alle Welt glauben zu machen, ſie ſey begeiſtert für die Kunſt — für das Göttliche, und was weiß ich — Ach — Ach —

Ich. Berganza! — Was iſt Dir — Du ſtockſt? — Du legſt den Kopf auf die Pfote?

Berganza. Ach, mein Freund, indem ich davon ſpreche, empfinde ich ſchon die zerſtörende Mattigkeit, den unbeſchreiblichen Ekel, der mich bei dem unſeligen Kunſtgeſchwätz der gebildeten Weiber anwandelt, und welcher macht, daß ich oft Wochen lang den ſchönſten Braten unberührt laſſe.

Ich. Aber, lieber Berganza, könnteſt Du nicht durch gehöriges Knurren und Bellen ſolch ein verwettertes Geſpräch unterbrechen, denn würdeſt Du auch zur Thür hinausgeworfen, ſo würdeſt Du doch den Kram los?

Berganza. Greife in Deinen Buſen, Freund! und geſtehe, ob Du nicht oft aus ganz beſonderen Anregungen Dich ohne Noth haſt quälen laſſen. — Du warſt in einer fatalen Geſellſchaft — Du konnteſt den Hut nehmen und fortgehen. — Du thatſt es nicht. Dieſe, jene Rückſicht, nicht werth, ohne innere Scham genannt zu ſeyn, hielt Dich zurück. — Du wollteſt Dieſen — Jenen — nicht beleidigen, unerachtet ſeine Gunſt Dir nicht einen Pfifferling werth ſeyn konnte. — Irgend eine Perſon — ein ſtilles Mädchen am Ofen, die nur Thee trank und Kuchen aß, war Dir intereſſant geworden, und Du wollteſt noch in einem ſchicklichen Moment Dein Licht leuchten laſſen vor ihr und ſagen: Göttliche! was ſoll all' das Reden und Singen und Deklamiren, ein einziger Blick Ihres himmliſchen Auges iſt mehr werth, als der ganze Göthe, neueſte Ausgabe —

Ich. Berganza! — Du wirſt anzüglich! —

Berganza. Nun, mein Freund! wenn Euch Menſchen ſo etwas begegnet, warum ſoll es denn ein armer Hund nicht ehrlich bekennen, daß er oft verkehrt genug war, ſich zu freuen, wenn er, trotz ſeinem für feine Zirkel, wo ſonſt nur Möpſe ſchwänzeln und Bologneſer keifen, zu kräftigen Wuchs, doch zu Gnaden angenommen wurde, und mit einem ſchönen Halsbande geziert unter dem Sopha der Gebieterin im eleganten Zimmer liegen konnte. — Doch — was ermüde ich Dich mit all' dieſem Bemühen, Dir die Schlechtigkeit unſerer gebildeten Weiber zu beweiſen? Laß mich Dir die Kataſtrophe erzählen, die mich vertrieb, und Du weißt, warum das ſchale oder oberflächliche Weſen unſerer jetzigen ſogenannten gebildeten Welt mich ſo in Harniſch jagt. — Doch erſt etwas zur Erholung! —

— Berganza ſprang ſchnell vom Sitze herab, und ſprengte in einem etwas ſchweren Galopp ins Gebüſch. Ich hörte, daß er aus einem nahen Graben, worin ſich das Waſſer geſammelt hatte, eifrig trank. Bald kam er zurück, und nachdem er ſich tüchtig geſchüttelt hatte, ſetzte er ſich wieder neben mir auf die Hinterpfoten, und fing, den Kopf von mir ab, nach der Statue des heiligen Nepomuk gewendet, mit einem dumpfen wehmüthigen Ton in folgender Art an:

Berganza. Ich ſehe ihn noch vor mir, den guten herrlichen Mann mit den blaſſen eingefallenen Wangen, dem tiefern Auge, der beweglichen Stirnmuskel; der trug den wahren poetiſchen Sinn im Innern, und ich verdanke ihm nächſt mancher herrlichen Erinnerung an eine beſſere Zeit, meine muſikaliſchen Kenntniſſe.

Ich. Wie, Berganza? — Du — muſikaliſche Kenntniſſe? — ich muß lachen!

Berganza. So ſeyd Ihr nun! — Gleich iſt das Urtheil fertig. Weil Ihr uns oft mit dem abſcheulichen Kratzen, Pfeifen und Plärren quält, und wir dann vor lauter Ungeduld heulen, ſo ſprecht Ihr uns allen Sinn für die Muſik ab, unerachtet ich behaupte, daß gerade mein Geſchlecht ſehr muſikaliſch genannt werden könnte, wenn ich nicht jenen verhaßten Thieren den Vorzug einräumen muß, die die Natur mit einem beſonders muſikaliſchen Produktionsvermögen ausgeſtattet hat, da ſie, wie mein edler Herr und Freund oft bemerkte, ihre Liebeslieder in die chromatiſche Skala auf- und abſteigenden Terzen gar zierlich duettiren. — Genug, als ich mich in der benachbarten prächtigen Reſidenz zu dem Kapellmeiſter Johannes Kreiſler begeben hatte, profitirte ich in der Muſik ſehr. — Wenn er auf ſeinem ſchönen Flügel phantaſirte, und in gar wunderbaren Verſchlingungen prächtiger Akkorde das innerſte Heiligthum der geheimnißvollſten Kunſt aufſchloß, da legte ich mich vor ihm hin und horchte, ihm ſcharf ins Auge blickend, zu, bis er geendet hatte. Dann warf er ſich in den Stuhl zurück, und groß wie ich bin, ſprang ich zu ihm hinauf, meine Pfoten auf ſeine Schultern legend, indem ich nicht unterließ auf jene

Art, von der wir vorhin ſprachen, eifrigſt meinen Beifall, meine Freude zu bezeugen. Da umarmte er mich dann, und ſprach: Ha, Benfatto! (ſo nannte er mich zum Andenken unſeres Zuſammentreffens) du haſt mich verſtanden! du treuer verſtändiger Hund; ſollt' ich es denn nicht aufgeben, jemand Anderm vorzuſpielen als dir? — du ſollſt mich nicht verlaſſen.

Ich. Alſo Benfatto nannte er Dich?

Berganza. Ich traf ihn zuerſt in dem ſchönen Parke vor dem ......r Thor; er ſchien komponirt zu haben, denn er ſaß mit einem Notenblatt und einem Bleiſtift in der Hand in der Laube. In dem Augenblick, als er vor Begeiſterung glühend aufſprang und laut rief: Ah! — ben fatto! fand ich mich zu ihm und ſchmiegte mich ihm nach der bekannten Weiſe an, die ſchon der Fähnrich Campuzano erzählt hat. — Ach! warum konnte ich nicht bei dem Kapellmeiſter bleiben! — ich hatte die ſchönſten Tage — allein —

Ich. Halt, Berganza! — ich erinnere mich von dem Johannes Kreiſler ſprechen gehört zu haben, indeſſen es hieß — nimm's nicht übel! — er habe ſchon ſein ganzes Leben hindurch zu Zeiten etwas Weniges übergeſchnappt, bis denn endlich der helle Wahnſinn ausgebrochen ſey, worauf man ihn in die bekannte hier ganz nahe gelegene Irrenanſtalt bringen wollen; er ſey indeſſen entſprungen. —

Berganza. Iſt er entſprungen, ſo geleite Gott ſeine Schritte. — Ja, mein Freund! den Johannes haben ſie erſchlagen und begraben wollen, und als er im Gefühl der göttlichen Uebermacht, die ihm der Geiſt verliehen, ſich frei regen und bewegen wollte, da mußte er wahnſinnig ſeyn.

Ich. Und war er es denn nicht?

Berganza. O ſey ſo gut, nenne mir doch den, der als Prototypus der Menſchheit überhaupt zum Verſtandesmeſſer aufgeſtellt werden, und dann nach der Thermometer-Skala ſeines Kopfs genau beſtimmen ſoll, auf welchem Grad der Verſtand des Patienten, oder ob er vielleicht gar über oder unter der ganzen Skala ſteht! — In gewiſſem Sinn iſt jeder nur irgend exzentriſche Kopf wahnſinnig, und ſcheint es deſto mehr zu ſeyn, je eifriger er ſich bemüht, das äußere matte todte Leben durch ſeine inneren glühenden Erſcheinungen zu entzünden. Jeden, der einer großen heiligen Idee, die nur der höheren göttlichen Natur eigen, Glück, Wohlſtand, ja ſelbſt das

Leben opfert, ſchilt gewiß der, deſſen höchſte Bemühungen im Leben ſich endlich dahin concentriren, beſſer zu eſſen und zu trinken, und keine Schulden zu haben, wahnſinnig, und er erhebt ihn vielleicht, indem er ihn zu ſchelten glaubt, da er als ein höchſt verſtändiger Menſch jeder Gemeinſchaft mit ihm entſagt. — So ſprach oft mein Herr und Freund Johannes Kreisler. — Ach, er mochte etwas Großes erfahren haben, das merkte ich an ſeinem ganz veränderten Betragen. Eine innere Wuth brach oft plötzlich in lichten Flammen auf, und ich erinnere mich, daß er einmal ſogar mit einem Prügel nach mir werfen wollte, es that ihm aber gleich leid und er bat es mir mit Thränen ab. — Was die Urſache geweſen, weiß ich nicht, da ich ihn nur auf ſeinen Abend- und Nachtſpaziergängen begleitete, Tags über hingegen ſeinen kleinen Hausrath und ſeine muſikaliſchen Schätze bewachte. — Bald darauf kamen viele Leute zu ihm, die ſprachen allerlei ungewaſchenes Zeug, und jeden Augenblick war von vernünftigen Vorſtellungen, von Beruhigen die Rede. Johannes erfuhr hier meine Stärke und Behendigkeit, denn da mir das Volk ſchon lange im höchſten Grade zuwider, ſprang ich, auf meines Herrn Wink, um ſo raſcher und kräftiger unter das Geſindel, und begann ſo den Angriff, den mein Herr dadurch glorreich beendete, daß er Einen nach dem Andern zur Thür hinauswarf. — Tages nachher ſtand mein Herr matt und entkräftet auf. — „Ich ſehe, lieber Benfatto, ſprach er, daß meines Bleibens hier nicht länger mehr iſt; — und auch wir müſſen uns trennen, mein treuer Hund! — Haben ſie mich doch ſchon deßhalb für toll gehalten, weil ich Dir vorſpielte, und mit Dir allerlei Vernünftiges ſprach! — Auch Dich könnte, bliebſt Du länger bei mir, der Verdacht des Wahnſinns verfolgen, und ſo, wie mich eine ſchändliche Einſperrung erwartet, der ich aber zu entgehen hoffe, Dich ein ſchmachvoller Tod durch des Büttels Hand treffen, dem Du nicht entgehen würdeſt. — Lebe wohl, ehrlicher Benfatto.“ — Schluchzend öffnete er die Thür und ich ſchlich mit hängenden Ohren die vier Treppen herab auf die Straße.

Ich. Aber, lieber Berganza! — die Erzählung des Abentheuers, das Dich hertrieb, haſt Du ganz vergeſſen.

Berganza. Alles bisher Erzählte war die Einleitung dazu. — Als ich nun ſo traurig und in mich gekehrt die Straße herablief, kam ein Trupp Menſchen auf mich zu, von denen einige riefen:

„Greift den ſchwarzen Hund — greift ihn! — er iſt toll, er iſt gewiß toll!“ Ich glaubte meines Johannes Widerſacher zu erkennen, und da ich vorausſehen konnte, daß ich troß meines Muthes, troß meiner Geſchicklichkeit würde erliegen müſſen, ſprang ich raſch um die Ecke in ein anſehnliches Haus, deſſen Thür gerade offen ſtand. Alles verkündete Reichthum und Geſchmack; die breite lichte Treppe war ſchön gebohnt; kaum die Stufen mit meinen ſchmutzigen Tatzen berührend, war ich in drei Sprüngen oben, und kauerte mich in einem Ofenwinkel eng zuſammen. Nicht lange darauf hörte ich luſtiges Kindergeſchrei auf dem Flur und die holde Stimme eines ſchon erwachſenen Mädchens: „Liſette! vergiß nicht die Vögel zu füttern, meinem Seidenhäschen gebe ich ſchon ſelbſt etwas!“ — Da war es als triebe mich eine geheime unwiderſtehliche Gewalt hervor. Ich trat demnach mich krümmend und ſchwänzelnd in der demüthigſten Stellung, die mir zu Gebote ſteht, heraus, und ſiehe da — ein gar herrliches Mädchen von höchſtens ſechszehn Jahren, mit einem muntern goldlockigen Knaben an der Hand, ging gerade über den Hausflur. — Troß meiner demüthigen Stellung erregte ich doch, wie ich es gefürchtet hatte, keinen geringen Schreck. — Das Mädchen ſchrie laut auf: „Was für ein häßlicher Hund, wie kommt der große Hund hierher!“ — drückte den Knaben an ſich, und ſchien fliehen zu wollen. Da kroch ich zu ihr hin, und mich zu ihren Füßen ſchmiegend, winſelte ich leiſe und wehmüthig. „Armer Hund, was fehlt dir,“ ſprach nun das holde Mädchen, und ſtreichelte mich mit der kleinen weißen Hand. Nun wußte ich nach und nach mein Vergnügen zu ſteigern, ſo daß ich zuletzt meine zierlichſten Sprünge verſuchte. Das Mädchen lachte und der Knabe jauchzte und hüpfte vor Freude. Bald äußerte er, wie Knaben gemeinhin zu thun pflegen, die Luſt, auf mir zu reiten; die Schweſter wehrte es ihm, ich drückte mich aber an den Boden, und lud ihn ſelbſt durch allerlei luſtiges Knurren und Schnupfen zum Aufſteigen ein. — Endlich ließ ihm die Schweſter ſeinen Willen, und kaum ſaß er auf meinem Rücken, ſo erhob ich mich langſam, und indem ihn die Schweſter in gar anmuthiger Stellung mit einer Hand hielt, ging es erſt im Schritt, dann in kleinen Courbetten den Hausplatz auf und ab. — Noch mehr als vorhin jauchzte und jubelte der Knabe, noch herzlicher lachte die Schweſter. Da trat noch ein Mädchen heraus, ſie ſchlug die kleinen Hände zuſammen, als ſie die Reiterei ſah, aber alsbald lief ſie heran und hielt den Knaben bei dem andern Arm. Nun durfte ich größere Sprünge wagen, nun ging es vorwärts im kurzen Galopp, und wenn ich pruſtend und kopfſchüttelnd es dem ſchönſten arabiſchen Hengſte gleich that, da ſchrieen die Kinder auf vor Freude. Bediente, Mägde kamen Treppe herauf, Treppe herunter — die Küchenthür öffnete ſich, der ſtattlichen Köchin entſank die kupferne Kaſſerolle und fiel klirrend auf den ſteinernen Boden, da ſie die glutbrothen Fäuſte in die Seite ſtemmte, um das Schauſpiel recht herzlich zu belachen. — Immer größer wurde das ſchauluſtige Publikum, immer lauter der Jubel; von dem ſchallenden Gelächter erdröhnten Wände, Decke und Boden, wenn ich als ein wahrer Pagliaſſo irgend einen närriſchen Bocksſprung ausführte. — Plötzlich blieb ich ſtehen, man hielt mich für müde, aber als man den Knaben heruntergehoben, ſprang ich hoch auf und legte mich dann ſchmeichelnd zu des braunlockigen Mädchens Füßen. — Wahrhaftig, ſprach ſchmunzelnd die dicke Köchinn: wahrhaftig, Fräulein Cäzilia! es iſt, als wollte der Hund Sie zum Aufſitzen nöthigen. Da fiel der Chor der Bedienten, der Zofen, der Mägde ein: Ja, Ja! — ei der kluge Hund. Eine leiſe Röthe überflog Cäziliens Wangen, in dem blauen Auge brannte die Begier nach der kindiſchen Luſt — ſoll ich — ſoll ich nicht, ſchien ſie zu fragen, indem ſie den Finger an den Mund gelegt, mich freundlich anblickte. — Bald ſaß ſie auf meinem Rücken; nun ging ich, ſtolz auf meine holde Laſt, den Paßgang des Zelters, der die Königin zum Turnier trägt; und indem vorwärts, rückwärts, ſeitwärts ſich der verſammelte Troß anreihte, ging es wie ein Triumphaufzug den langen Flur hinauf, hinab! — Plötzlich trat eine große ſtattliche Frau von mittleren Jahren aus der Thüre des Vorzimmers und ſprach, indem ſie meine ſchöne Reiterinn ſcharf fixirte: Seht mir die tollen Kinderpoſſen! Cäzilia verließ meinen Rücken, und wußte ſo kindlich bittend mein unvermuthetes Einfinden, mein gutes Temperament, mein neckiſches Weſen darzuſtellen, daß endlich die Mutter zum Hausknecht ſagte: Gebt dem Hunde zu freſſen, und wenn er ſich an das Haus gewöhnt, ſo mag er hier bleiben und des Nachts Wache halten.

Ich. So warſt Du denn nun angenommen!

Berganza. Ei, mein Freund! der Ausſpruch der gnädigen Dame war wie ein Donnerſchlag in meinen Ohren, und hätte ich nicht in dem Augenblick auf meine höfiſchen Künſte gerechnet, ich wäre auf und davon gelaufen. Ich würde Dich nur ermüden, wenn ich Dir alle Mittel weitläufig herzählen ſollte, wie ich mich aus dem Stall in den Hausflur hinauf und endlich in die Prunkzimmer der Dame hineinſchmeichelte. — Nur ſo viel davon! — Die Kavalkaden des kleinen Knaben, welcher der Mutter Liebling zu ſeyn ſchien, retteten mich zuerſt aus dem Stall, und die Zuneigung des holden Mädchens, der ich gleich mit ganzer Seele ergeben, als ich ſie zum erſten Male ſah, brachte mich endlich in die Zimmer. Das Mädchen ſang ſo vortrefflich, daß ich es wohl merkte, wie der Kapellmeiſter Johannes Kreisler nur ſie gemeint hatte, wenn er von der geheimnißvollen zauberiſchen Wirkung des Tons der Sängerin ſprach, deren Geſang in ſeinen Werken lebe, oder ſie vielmehr dichte. — Sie hatte nach Art der guten Sängerinnen in Italien die Gewohnheit, jeden Morgen eine gute Stunde lang zu ſolfeggiren; ich ſchlich mich dann bei guter Gelegenheit zu ihr in den Saal, wo der Flügel ſtand und horchte ihr aufmerkſam zu. Hatte ſie geendigt, ſo gab ich ihr meinen Beifall durch allerlei luſtige Sprünge zu erkennen, wofür ſie mich mit einem guten Frühſtück belohnte, das ich auf die anſtändigſte Weiſe, ohne den Fußboden zu beſchmutzen, verzehrte. So kam es denn, daß man endlich im ganzen Hauſe von meiner Artigkeit und von meiner beſonderen Neigung zur Muſik ſprach, und Cäzilie beſonders, nächſt dieſen guten Eigenſchaften, meine Galanterie gegen ihr Seidenhäschen rühmte, das mich ungeſtraft bei den Ohren zupfe u. ſ. w. Die Dame vom Hauſe erklärte mich für einen ſcharmanten Hund, und ich wurde, nachdem ich einem litterariſchen Thee und einem Konzert mit der gehörigen Würde und einem nachahmenswerthen Anſtande beigewohnt, der Kammerklub, dem mein romanesker Eintritt ins Haus erzählt worden, mich auch mit dem einſtimmigſten Beifall beehrt hatte, zum Leibhunde Cäziliens erhoben, und ſo war das Ziel, wonach ich geſtrebt, richtig erlangt.

Ich. Nun ja. Du biſt in einem eleganten Hauſe, Du biſt der Liebling eines nach Deinen Andeutungen recht lieben Mädchens, allein Du wollteſt von der oberflächlichen Tendenz, von der Unwahrheit ſogenannter poetiſcher Gemüther reden, und dann beſonders die Kataſtrophe erzählen, die Dich hertrieb?

Berganza. Sachte — ſachte — mein Freund! — Laß mich erzählen, wie es mir in den Sinn kommt. Iſt es nicht wohlthätig für mich, bei manchem frohen Augenblick meines neueſten Lebens länger zu verweilen? — und dann gehört das Alles, was ich über den Eintritt in das Haus, das ich jetzt zur Hölle wünſche, erzählt habe, eben zu der unglücklichen Kataſtrophe, die ich nachher ſo geſchwind wie möglich, mit ein paar Worten abfertigen will; es ſey denn, daß mein verdammter Hang, Alles ſo hell und farbigt mit Worten auszumalen, wie es vor meines Geiſtes Augen ſteht, mich wieder hineinführt, wohin ich nicht wollte!

Ich. Nun ſo erzähle, lieber Berganza! — nach Deiner Art weiter fort.

Berganza. Die Cannizares hatte doch wohl am Ende Recht.

Ich. Was ſoll das jetzt?

Berganza. Man ſagt wohl: der Teufel mag es errathen; der Teufel errath aber Manches doch nicht, und darum ſagt man auch wieder: das iſt ein dummer Teufel! — Eine beſondere Bewandtniß hat es immer mit mir und mit meinem Freunde Scipio gehabt. Am Ende bin ich wirklich der Montiel, der aus der Art geſchlagen, und dem die Hundemaske, die ihn ſtrafen ſollte, nun zur Freude und zum Ergötzen dient. —

Ich. Berganza! ich verſtehe Dich nicht.

Berganza. Hätt' ich denn mit meinem treuen Gemüth für alles Gute und Wahre, mit meiner tiefen Verachtung alles oberflächlichen, allem Heiligen entarteten Weltſinnes, der die Menſchen jetzt mehrentheils befängt, all' die köſtlichen Erfahrungen, einen Schatz ſogenannter Lebensphiloſophie, ſammeln können, träte ich auf in ſtattlicher Menſchengeſtalt! — Dank dir, Teufel! der du das Hexenöl unwirkſam auf meinem Rücken braten ließeſt! Nun liege ich unbeachtet als Hund unter dem Ofen, und Eure innerſte Natur, Ihr Menſchlein! die Ihr ohne Scham und Scheu vor mir entblößt, durchſchaue ich mit dem Hohn, mit dem tiefen Spott, den Eure ekle leere Aufgedunſenheit verdient.

Ich. Haben Dir die Menſchen nie Gutes erzeigt, daß Du ſo mit Bitterkeit über das ganze Geſchlecht herfällſt?

Berganza. Mein lieber Freund, in meinem ziemlich langen Leben habe ich wohl manche, vielleicht unverdiente Wohlthat empfangen, und dankbar gedenke ich jedes frohen genußreichen Augenblicks.

den mir Dieſer oder Jener abſichtslos verſchaffte. Merke auf! — Abſichtslos habe ich geſagt. Mit dem Gutesthun, meine ich, iſt es eine eigne Sache. Wenn mir einer den Rücken kratzt oder ſanft die Ohren kitzelt, welches mich gleich in einen behaglichen träumeriſchen Zuſtand verſetzt, oder mir das ſchönſte Stück Braten giebt, damit ich mich willig finden laſſe, zu ſeiner Luſt den Stock, den er weit weggeſchleudert oder gar in das Waſſer geworfen, wiederzuholen, oder auf den Hinterpfoten ſitzend aufzuwarten (ein mir in den Tod verhaßtes Manoeuvre), ſo hat er mir durchaus nichts Gutes gethan; es war ein Geben und Empfangen, Kauf und Verkauf, wobei von Gutesthun und Pflichten der Dankbarkeit nicht die Rede ſeyn kann. Aber der kraſſe Egoismus der Menſchen bewirkt es, daß Jeder nur mit Prahlerei das Gegebene rühmt, und ſich des Empfangenen wohl gar ſchämt, und ſo kommt es denn oft, daß zwei zugleich wechſelſeitig über Undankbarkeit für genoſſene Wohlthaten klagen. Mein Freund Szipio, dem es auch manchmal ſchlecht ging, diente zur Zeit auf dem Dorfe bei einem reichen Bauer, der ein harter Mann war, und ihm beinahe nichts zu freſſen, oftmals aber eine tüchtige Tracht Prügel gab. Einmal hatte Szipio, deſſen Fehler Näſchigkeit ſonſt nicht war, aus reinem Hunger einen Topf Milch ausgeſoffen, und der Bauer, der es bemerkt, ihn bis aufs Blut geſchlagen; Szipio ſprang ſchnell zum Hauſe hinaus, um dem gewiſſen Tode zu entgehen, denn der rachſüchtige Bauer ergriff eben die eiſerne Hacke; er rannte durch das Dorf, als er aber bei dem Mühlenteiche vorbei kam, ſah er, daß des Bauers dreijähriger Sohn, der eben am Ufer geſpielt, in die Wellen ſtürzte. Szipio war mit einem tüchtigen Sprunge im Waſſer, faßte das Kind mit den Zähnen bei den Kleidern, und ſchleppte es glücklich bis auf die grüne Wieſe, wo es ſich alsbald erholte und ſeinen Retter anlächelte und liebkoſte; nun rannte aber Szipio ſo ſchnell als er konnte davon, um nie wieder in das Dorf zurückzukehren. Siehſt Du, mein Freund, das war ein reiner Liebesdienſt. — Verzeih mir, daß ein ähnliches Beiſpiel von einem Menſchen mir nicht eben gleich einfallen wollte.

Ich. Mit all' Deiner Bitterkeit gegen uns Menſchen, die in gar ſchlechtem Credit bei Dir ſtehen, gewinne ich Dich doch immer mehr lieb, wackrer Berganza. Erlaube mir, daß ich ganz abſichtslos Dir meine Zuneigung auf eine, wie ich weiß, Dir wohlthuende Weiſe bezeige.

Berganza rückte etwas weniges pruſtend mir näher, worauf ich ihm mehrmals den Rücken nach dem Schweife zu ſtreichelte und kratzte; er bewegte, vor Vergnügen und Wolluſt ächzend, den Kopf hin und her, und drückte und ſchmiegte ſich unter meiner wohlthätigen Hand. Als ich endlich aufhörte, ging das Geſpräch weiter fort.

Berganza. Bei jeder angenehmen körperlichen Empfindung kommen mir auch im Geiſte die lieblichſten Bilder vor, und eben jetzt ſah ich die holde Cäzilia, wie ſie einmal in dem einfachen weißen Kleide, das dunkle Haar in glänzenden Zöpfen gar zierlich zuſammengeflochten, aus der Geſellſchaft weinend in ihr Zimmer trat. Ich ging ihr entgegen und kroch, wie ich zu thun pflegte, mich zuſammenkauernd, zu ihren Füßen. Da faßte ſie mich mit beiden Händchen beim Kopfe, und indem ſie mit ihrem hellen Auge, in dem noch eine Thräne glänzte, mich anblickte, ſagte ſie: „Ach! — Ach! ſie verſtehen mich nicht! — Keiner, die Mutter auch nicht. — Darf ich denn mit Dir reden, Du treuer Hund! wie ich es meine tief im Herzen? Ach, ich kann es ja doch nicht ausſprechen, und könnt' ich es, Du würdeſt mir nicht antworten, mir aber auch nicht wehe thun."

Ich. Das Mädchen — die Cäzilia wird mir immer intereſſanter.

Berganza. — Gott der Herr, dem ich meine Seele empfehle, an der der Verruchte keinen Theil haben ſoll, unerachtet ich ihm höchſt wahrſcheinlich den noble Venitien verdanke, worin ich mich nun ſchon ſo lange auf der großen Redoute hier unten umhertreibe — ja! Gott der Herr hat die Menſchen gar mannigfaltig geſchaffen. Die unendliche Varietät der Doggen, der Spitze, der Bologneſer, der Pudel, der Möpſe, iſt gar nichts gegen das bunte Allerlei der ſpitzen, ſtumpfen, aufgeworfenen, gebogenen Naſen; gegen die zahlloſe Variation der Kinne, der Augen, der Stirnmuskeln; und iſt es möglich, die Summe der unterſchiedlichen Sinnesarten, ſonderbaren Anſichten und Meinungen nur zu denken?

Ich. Wohin ſoll das führen, Berganza?

Berganza. Nimm es für eine allgemeine oder auch gemeine Reflektion.

Ich. Aber Du kommſt wieder ganz ab von Deiner Kataſtrophe.

Berganza. Ich wollte Dir nur ſagen, daß meine Dame Alles, was ſich von irgend bedeutenden Künſtlern und Gelehrten am Orte befand, in ihr Haus zu ziehen gewußt, und zuſammentretend mit den gebildetſten Familien, ſo einen litterariſch-poetiſch-künſtleriſchen Zirkel gebildet hatte, an deſſen Spitze ſie ſtand. Ihr Haus war in gewiſſer Art eine litterariſch-künſtleriſche Börſe, wo mit Kunſturtheilen, mit Werken ſelbſt, mitunter auch mit Künſtlernamen allerlei Geſchäfte gemacht wurden. — Die Muſiker ſind doch ein närriſches Volk!

Ich. Wie ſo, Berganza?

Berganza. Haſt Du nicht bemerkt, wie die Maler meiſtens ſo ſtörriſch und eigenſinnig ſind, wie ſie bei übler Laune kein Lebensgenuß freut, wie die Dichter nur im Genuß ihrer Werke ſich wohlbefinden? Aber die Muſiker ſchweben geflügelten Fußes über Alles hinweg; leckere Eſſer und noch beſſere Trinker, befinden ſie ſich bei der guten Schüſſel und bei der Prima-Sorte von allen Sorten Wein im Himmel, Alles um ſich vergeſſend, ſich verſöhnend mit der Welt, die ſie zuweilen ſchadenfroh ſtachelt, und gutmüthig dem Eſel verzeihend, daß ſein Ja keine reine Septime macht, weil er doch nun einmal als Eſel nicht anders ſingen kann, — kurz, die Muſiker ſpuren den Teufel nicht, und ſäße er ihnen auf der Ferſe.

Ich. Aber, Berganza, warum nun mit einem Mal wieder dieſe Abſchweifung?

Berganza. Ich wollte ſagen, daß meine Dame gerade von den Muſikern die größeſte Verehrung genoß, und, wenn ſie nach ſechswöchentlicher Privatübung eine Sonate oder ein Quintett takt- und ausdrucklos abſtümperte, von ihnen die erſtaunlichſten Lobeserhebungen erhielt; denn ihre Weine, von erſter Hand bezogen, waren vortrefflich, und Steaks aß man in der ganzen Stadt nicht beſſer. —

Ich. Pfui! — das hätte Johannes Kreisler nicht gethan!

Berganza. Doch, er thats. — Es liegt hierin keine Speichelleckerei, keine Falſchheit; nein, es iſt ein gutmüthiges Uebertragen des Schlechten, oder vielmehr ein geduldiges Anhören verworrener Töne, die vergebens danach ringen, Muſik zu werden, und dieſe Gutmüthigkeit, dieſe Geduld entſteht aus einer gewiſſen innern wohlbehaglichen Rührung, die nun wieder der gute Wein, nach einer vortrefflichen Speiſe reichlich genoſſen, unausbleiblich hervorbringt. — Ich kann die Muſiker um des Allen nur lieben, und da überhaupt ihr Reich nicht von dieſer Welt iſt, erſcheinen ſie, wie Bürger einer unbekannten fernen Stadt, in ihrem äußern Thun und Treiben ſeltſam, ja lächerlich, denn Hans lacht den Peter aus, weil er die Gabel in der linken Hand hält, da er, Hans, ſeine Lebetage hindurch ſie in der rechten Hand gehalten.

Ich. Aber warum lachen gemeine Menſchen über Alles, was ihnen ungewöhnlich iſt?

Berganza. Weil das Gewöhnliche ihnen ſo bequem geworden, daß ſie glauben, der, welcher es anders treibt und handthiert, ſey ein Narr, der ſich deshalb mit der ihnen fremden Weiſe ſo abquäle und abmartere, weil er ihre alte bequeme Weiſe nicht wiſſe; da freuen ſie ſich denn, daß der Fremde ſo dumm iſt, und ſie ſo klug ſind, und lachen recht herzlich, welches ich ihnen denn auch von Herzen gönne

Ich. Ich wünſchte, Du kämeſt jetzt zu Deiner Dame zurück.

Berganza. Schon bin ich bei ihr. Meine Dame hatte die eigne Manie, alle Künſte ſelbſt treiben zu wollen. Sie ſpielte, wie ſchon geſagt, ja ſie komponirte ſogar, ſie malte, ſie ſtickte, ſie formte in Gips und Thon, ſie dichtete, ſie deklamirte, und dann mußte der Zirkel ihre abſcheulichen Kantaten anhören, und ihre gemalten, geſtickten, geformten Zerrbilder anſtaunen. Kurz vor meiner Ankunft ins Haus, hatte ſie mit einer bekannten mimiſchen Künſtlerinn, die Du oft geſehen haben wirſt, Bekanntſchaft gemacht, und von da an ſchrieb ſich der Unfug her, der nun mit den mimiſchen Darſtellungen in dem Zirkel getrieben wurde. Meine Dame war wohlgebildet, indeſſen hatte das herannahende Alter die an und für ſich ſelbſt ſchon ſtarken Züge des Geſichts noch tiefer eingefurcht, und überdieß waren die Formen des Körpers etwas über das Ueppige heraus verüppigt, und doch ſtellte ſie dem Zirkel die Pſyche dar, und die Jungfrau Maria, und was weiß ich für andere Götter- und Heiligengeſtalten. — Der Teufel hole die Sphinx und den Profeſſor der Philoſophie! —

Ich. Welchen Profeſſor der Philoſophie?

Berganza. In dem Zirkel meiner Dame waren bisweilen ſehr obligat: der Muſiker, der Cäzilien unterrichtete, ein Profeſſor der Philoſophie und ein unentſchiedener Charakter.

Ich. Was willſt Du mit dem unentſchiedenen Charakter ſagen?

Berganza. Nicht anders kann ich den Mann bezeichnen, von dem ich nie erfahren konnte, was er eigentlich meinte, und da ich nun gerade der drei gedenke, kann ich nicht umhin, ein Geſpräch unter ihnen anzuführen, das ich belauſchte. Der Muſiker ſah die ganze Welt in dem Widerſchein ſeiner Kunſt, er ſchien ſchwachen Verſtandes, weil er jede flüchtige Aeußerung des Wohlgefallens an derſelben für baare Münze nahm, und die Kunſt ſo wie den Künſtler überall hochgeehrt glaubte. Der Philoſoph, in deſſen jeſuitiſch fauniſchem Geſicht ſich der wahre Hohn über das gewöhnliche menſchliche Thun und Treiben ſpiegelte, traute dagegen Keinem, und glaubte an den Ungeſchmack und an die Rohheit, wie an die Erbſünde. Er ſtand mit dem unentſchiedenen Charakter einmal im Nebenzimmer am Fenſter, als der Muſiker, der wieder in den höheren Regionen ſchwebte, zu ihnen trat. — Ha! rief er aus, — doch erlaube mir, daß ich, um das ewig wiederkehrende: „antwortete er, ſagte er," zu vermeiden, gleich in der Geſprächsform erzähle. — Läßt Du unſere jetzige Unterhaltung drucken, ſo muß das Geſpräch im Geſpräch gehörig eingerückt werden.

Ich. Ich ſehe, lieber Berganza! daß Du Alles mit Kenntniß und Einſicht behandelſt. Zu merkwürdig ſind Deine Worte, als daß ich ſie nicht, wie ein zweiter Campuzano, wiedererzählen ſollte. Dein Geſpräch im Geſpräch ordne wie Du willſt, denn mir ahnet's, daß ein aufmerkſamer Verleger dem Setzer einen wahren Floh ins Ohr ſetzen wird, damit er ja Alles gehörig, wie es dem Leſer wohlgefällig und leicht ins Auge tritt, einrichte.

Berganza. Alſo das Geſpräch:

Der Muſiker. Es iſt doch eine herrliche Frau mit ihrem tiefen Sinn für die Kunſt, mit ihrer vielſeitigen Ausbildung.

Der unentſchiedene Charakter. Ja, das muß man ſagen, Madame iſt ganz außerordentlich für die Kunſt portirt.

Der Profeſſor der Philoſophie. So? — So? Glaubt Ihr denn das wirklich, Ihr Leute? — Und ich ſage: nein! — Ich behaupte das Gegentheil!

Der unentſch. Char. Nun freilich, ſo mit dem Enthuſiasmus, wie unſer muſikaliſche Freund da denkt, möchte es doch wohl —

Der Profeſſor der Phil. Ich ſage Euch, da der ſchwarze Hund unter dem Ofen, der ſo verſtändig drein ſchaut, als hörte er unſerm Geſpräch recht aufmerkſam zu, ſchätzt und liebt die Kunſt mehr, als die Frau, der es Gott verzeihen möge, daß ſie ſich etwas aneignet, das ihr ganz fremd iſt. Ihre eiskalte Bruſt wird nie erwärmt, und wenn anderer Menſchen Herz beim Hinausſchauen in die Natur, in das All der Schöpfung, überſtrömt von heiligem Entzücken, da frägt ſie, wie viel Grad Hitze wir haben nach Reaumur, und ob es wohl noch regnen wird. So kann auch die Kunſt, dieſe Mittlerin zwiſchen uns und dem ewigen All, das wir nur durch ſie recht deutlich ahnen, nie in ihr einen höheren Gedanken entflammen. Sie, mit allen ihren Kunſtübungen, mit ihren Floskeln und Phraſen, ſie lebt im Gemeinen! — Sie iſt proſaiſch — proſaiſch — infam proſaiſch! —

Die letzten Worte hatte der Philoſoph, mit den Händen ſtark um ſich fechtend, ſo laut herausgeſchrieen, daß im Geſellſchaftsſaal beinahe Alles in Aufruhr gerieth, um den Proſaismus, der wie ein tückiſcher Feind ſtill und hinterliſtig herangeſchlichen ſchien, und den nun des Profeſſors Feldgeſchrei verrathen hatte, mit vereinter Macht zu bekämpfen. Der Muſiker war ganz verblüfft ſtehen geblieben, der unentſchiedene Charakter nahm ihn aber bei Seite, und ſagte freundlich ſchmunzelnd ihm leiſe ins Ohr:

„Freundchen, was halten Sie von des Profeſſors Worten? — Wiſſen Sie denn, warum er ſo gräßlich eifert, warum er ſo mit Eiskälte — Proſaismus, um ſich wirft? — Sie geſtehen, Madame iſt für ihre Jahre noch ziemlich friſch und jugendlich. — Nun da hat — lachen Sie, lachen Sie! da hat der Profeſſor ihr unter vier Augen durchaus gewiſſe philoſophiſche Sätze erklären wollen, die ihr zu ſchwierig waren. Sie ſchlug den beſondern philoſophiſchen Curſus, den der Herr Profeſſor mit ihr machen wollte, überhaupt gänzlich aus, und das hat er denn nun ſehr übel genommen, und ſchimpft und ſchmählt.“

„Sehen Sie mir das Bocksgeſicht! nun bin ich wieder feſt in meiner Meinung;“ ſagte der Muſiker, und Beide miſchten ſich unter die Geſellſchaft.

Aber, ich ſage es noch einmal, der Teufel hole die Sphinx und den Profeſſor der Philoſophie!

Ich. Warum das?

Berganza. Beide waren Schuld daran, daß ich nicht mehr den mimiſchen Darſtellungen meiner Dame beiwohnen durfte, und bei einem Haar mit Schimpf und Schande aus dem Hauſe gejagt worden wäre.

Ich. Du nimmſt wohl die Sphinx allegoriſch, um mir irgend einen neuen Charakter Deines Zirkels aufzuführen?

Berganza. Nichts weniger als das! — Ich meine die ächte Sphinx mit dem egyptiſchen Kopfputz und den ſtieren eirunden Augen.

Ich. So erzähle.

Berganza. Sey es nun aus Rache, wegen des verfehlten philoſophiſchen Curſus, wie der unentſchiedene Charakter behauptete, oder bloß aus Ekel und Abſcheu gegen das angeeignete leere Kunſtſtreben meiner Dame, kurz, der Profeſſor war ihr Ichneumon, der ſie ſtets verfolgte, und ehe ſie ſich's verſah, in ihrem Innerſten wühlte. Auf eine ganz eigne geſchickte Weiſe wußte er ſie in ihre eignen Floskeln und Phraſen, in ihre philoſophiſch-äſthetiſchen Kunſturtheile zu verflechten und zu verſtricken, daß ſie tief in den mit Unkraut bedeckten Irrgarten des proſaiſchen Unſinns hineingerieth, und vergebens den Ausweg ſuchte. Er trieb ſeine Bosheit ſo weit, daß er ihr unter dem Namen tiefer philoſophiſcher Sätze nichtsſagende, oder auf eine gemeine Albernheit hinauslaufende Phraſen vorſagte, die ſie bei ihrem ſtarken Wortgedächtniß behielt, und nun mit vielem Gepränge überall anbrachte; je toller und unverſtändlicher dieſe Sätze waren, deſto mehr gefielen ſie ihr, denn deſto höher ſtieg bei den Schwachköpfen die Bewunderung, ja die Vergötterung der herrlichen geiſtreichen Frau. — Doch zur Sache! — Der Profeſſor hatte mich ungemein liebgewonnen, wenn er nur konnte, ſtreichelte er mich und ſteckte mir gute Biſſen zu. Ich vergalt dieſe Zuneigung mit der herzlichſten Freundſchaft, und folgte ihm daher um ſo williger, als er mich eines Abends, da die Geſellſchaft eben im Begriff war, in den ſchwarzausgeſchlagenen Saal zu gehen, weil Madame ihre mimiſchen Darſtellungen produziren wollte, in ein Nebenzimmer lockte. Er hatte, wie gewöhnlich, wieder ein gutes Stück Kuchen in Bereitſchaft; während ich es verzehrte, fing er an mich leiſe am Kopfe und hinter den Ohren zu krauen, und endlich zog er ein Tuch hervor, welches er um meine Stirn ſchlang und mit vieler Mühe an den Ohren herum drapirte, wobei er, mich anſchauend, öfters lachte und ausrief: Kluger Hund — kluger Hund — ſey heute nur recht klug, und verdirb mir nicht den Spaß! Des Putzes noch vom Theater her gewohnt, ließ ich alles mit mir machen und folgte ihm willig und leiſe in den Saal, wo Madame ihre mimiſchen Darſtellungen ſchon begonnen hatte. Der Profeſſor wußte mich den Blicken der Zuſchauer ſo geſchickt zu entziehen, daß Niemand mich bemerkte. Endlich, nachdem Marien und Caryatiden gewechſelt hatten, trat Madame mit einem ganz ſeltſamen Kopfputz, der dem meinigen auf ein Haar glich, hervor, kniete hin und ſtreckte die Arme auf ein Tabouret vor ſich her, indem ſie ihre ſonſt geiſtreichen Augen zu einem ſtieren, unangenehm geſpenſtiſchen Blick zwang. Nun lockte mich der Profeſſor leiſe hervor, und ohne eigentlich den wahren Spaß zu ahnen, ſchritt ich gravitätiſch in die Mitte des Zimmers, und legte mich der Dame dicht gegenüber, die Vorderpfoten ausgeſtreckt, in meiner gewöhnlichen Stellung auf den Boden. Hochverwundert über ihre Figur, die vorzüglich des Theils halber, auf dem man zu ſitzen pflegt, und den die Natur in zu üppiger Fülle ausgebildet hatte, ſich ganz beſonders ausnahm, ſtarrte ich ſie unverwandt an mit dem ernſten, tiefſinnigen Blick, der mir eigen. — Der tiefen Todtenſtille folgte ein unmäßiges allgemeines Gelächter. Jetzt erſt erblickte mich die in der innern Kunſtanſchauung verſunkene Dame; ſie ſprang mit wilder Geberde wüthend auf, und rief mit Makbeths Worten: Wer hat mir das gethan? Aber Niemand hörte ſie, denn Alles, von dem gewiß überkomiſchen Anblick wie elektriſirt, rief und ſchrie noch durch einander: „Zwei Sphinxe — zwei Sphinxe im Conflikt!" — Schafft mir den Hund aus den Augen, fort mit dem Hunde, aus dem Hauſe! tobte die Dame, und ſchon fielen die Bedienten über mich her, da ſprang meine Beſchützerin, die holde Cäzilia dazwiſchen, befreite mich von meinem egyptiſchen Kopfputz und führte mich auf ihr Zimmer. — Durfte ich nun zwar auch im Hauſe bleiben, ſo blieb doch der mimiſche Saal für mich auf immer verſchloſſen.

Ich. Und Du verlorſt im Grunde nicht viel dabei, denn die höchſte Spitze dieſer Kunſtgaukeleien hatteſt Du, Dank ſey es dem luſtigen Profeſſor, erlebt; das Uebrige wäre matt geblieben, da man natürlicherweiſe jede Einwirkung von Deiner Seite hintertrieben hätte.

Berganza. Den andern Tag war überall von der Doppelſphinx die Rede, und es zirkulirte ein Sonnett, deſſen ich mich noch recht gut erinnere, und welches wahrſcheinlich auch von dem Profeſſor verfaßt worden war.

Die beiden Sphinxe.

Sonnett.

Was liegt im falt'gen Rocke auf der Erde,
Verglaſ't die Augen, vorgeſtreckt die Hände?
Wohl klüger als Oedip wär', der's verſtände,
Des böſen Räthſels Deutung bringt Gefährde —
Doch ſeh'! mit ernſter ſeltſamer Geberde
Schaut dort der ſchwarze Sphinx, und Feuerbrände
Schießt auf die Puppe er am andern Ende,
Damit im Tand der Tand vernichtet werde! —
Sie ſtehen auf! — Der Hund iſt's und die Dame,
Vereint im mimiſchen Talent zur Wette;
Die Poeſie erhob ſie aus dem Schlamme!
Giebt's Höh'res noch, das feſter ſie verkette?
Sie leben in der Kunſt! Hund *er*, *ſie* Dame;
Pagliaſſo *er*, und *ſie* — Arlekinette. —

Ich. Bravo, Berganza! — Das Sonnett iſt für ein gelegentliches Spottgedicht nicht übel, und Du haſt es mit Würde und dem angemeſſenen Ton hergeſagt. — Ueberhaupt liegt für mich ſchon in der Sonnettform ein ganz beſonderer, ich möchte ſagen, muſikaliſcher Reiz.

Berganza. Den das Sonnett auch wohl gewiß für jedes nicht ganz rohe Ohr hat, und ewig behaupten wird.

Ich. Und doch ſcheint mir die Form, das Metrum des Gedichts, immer etwas Untergeordnetes, worauf man in der neueſten Zeit nur zu viel Werth gelegt hat. —

Berganza. Dank ſey es dem Bemühen Eurer neueren, mitunter höchſt vortrefflichen Dichter, daß ſie metriſche Kunſt, welche die alten großen Meiſter des Südens mit Liebe und Sorgfalt übten, wieder in ihr wohlerworbenes Recht einſetzten. Die Form, das Metrum des Gedichts, iſt die zufällige Farbe, die der Maler den Gewändern ſeiner Perſonen giebt, — es iſt die Tonart, in der der Componiſt ſein Stück ſchreibt. Werden Beide nicht Farbe und Tonart mit reifer Ueberlegung, mit aller nur erſinnlichen Sorgfalt wählen, wie es der Ernſt, die Würde, die Anmuth, die Zärtlichkeit, die Leichtigkeit, die innere Behaglichkeit der vorzuſtellenden Perſon oder des Stücks erfordern? — Und wird nicht ein großer Theil der beabſichtigten Wirkung von der richtig getroffenen Wahl abhängen? — Ein keckgefärbtes Gewand erhebt oft die mittelmäßige Perſon, ſo wie die ungewöhnliche Tonart den gewöhnlichen Gedanken, und ſo kommt es denn oft, daß ſelbſt Verſe, denen ein tief eingreifender Sinn mangelt, und die nur auf der Oberfläche ſchwimmen, durch die Anmuth der Form, durch die zierliche Verſchlingung der Reime, den Geiſt wie in angenehmer Dämmerung mit lieblichem Spiel umfangen, und ſo, ganz abgeſehen davon, was der Verſtand vergebens darin ſuchen dürfte, einen geheimnißvollen Zauber ausüben, dem kein reizbares Gemüth zu widerſtehen vermag.

Ich. Aber der Mißbrauch, der nun von den Formkramern gemacht wird —

Berganza. Dieſer ſogenannte Mißbrauch möchte wohl in ſeiner Wirkung ſich ganz auflöſen, und ich glaube, daß in dem jetzt emporgekommenen ſtrengen Beachten der Metrik, ſich auch der tiefere Ernſt zeigt, der ſich mit der eingetretenen verhängnißvollen Zeit über alle Zweige der Kunſt und der Litteratur verbreitet hat. Damals, als jeder ſogenannte Dichter zu jedem ſeiner Liedlein ſich ſelbſt ein ſtolprichtes holprichtes Metrum ſchuf, als die einzige ſüdliche Form, welche man noch zu kennen ſchien, die Ottave rime, auf die tollſte Weiſe verpfuſcht und verhudelt wurde, damals wollten die Maler nicht mehr zeichnen lernen, und die Componiſten keinen Contrapunkt ſtudiren. Kurz, es war eine Verachtung jeder Schule eingetreten, die in allen Künſten die verfehlteſten Zerrbilder hervorbringen mußte. Selbſt bei den mittelmäßigen Dichtern führen die Verſuche in allerlei Formen zu einer gewiſſen Geregeltheit, die immer beſſer thut, als die proſaiſche Ausgelaſſenheit des leeren Kopfs. Alſo bleibe ich dabei, es iſt ſchön und erfreulich, daß man auf die Form, auf das Metrum recht viel Fleiß verwendet.

Ich. Deine Combinationen, lieber Berganza, ſind ein wenig kühn, doch kann ich Dir in der That nicht Unrecht geben. — Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß ſich meine Anſichten nach der Ueberzeugung eines verſtändigen Hundes regeln würden.

Berganza. In dem Zirkel meiner Dame befand ſich ein junger Mann, den ſie mit dem Namen: Dichter! beehrten, und der, der neueſten Schule mit ganzer Seele anhängend, in lauter Sonnetten, Canzonen u. ſ. w. lebte. Von beſonderer Tiefe des Geiſtes war bei ihm nicht die Rede, ſeine Gedichte, in ſüdlichen Formen geſchrieben, hatten indeſſen einen gewiſſen Wohlklang und eine Lieblichkeit des Ausdrucks, wodurch Gemüth und Ohr des Kenners beſtochen wurde. Er war, wie die Dichter insgemein ſind, und wie man es beinahe von ihnen fordert, ſehr verliebter Natur, und verehrte von weitem mit Inbrunſt und Andacht Cäzilien wie eine Heilige. Eben ſo wie der Dichter, ließ es ſich auch der Muſiker, der übrigens viel älter war, angelegen ſeyn, ihr ganz im Geiſt der Chevalerie den Hof zu machen, und es entſtand oft zwiſchen Beiden ein komiſcher Wettſtreit, in dem ſie ſich in tauſend kleinen Aufmerkſamkeiten und Galanterien überboten. Cäzilia zeichnete Beide, die im hohen Grade ausgebildet, all' die muſikaliſchen, deklamatoriſchen und mimiſchen Spielereien der Dame nur um ihrentwillen duldeten, und nur für ſie in dem Zirkel lebten, merklich vor all' den übrigen jungen Laffen und Gecken, die ſie umſchwärmten, aus, und belohnte ihre ganz abſichtsloſe Galanterie mit einer heitern kindlichen Offenheit, die das Entzücken ſteigerte, womit ſie das Mädchen im Gemüthe trugen. Ein freundliches Wort, ein holder Blick Dieſem zugeworfen, erregte oft bei dem Andern eine komiſche Eiferſucht, und es war höchſt ergötzlich, wenn ſie ſich Beide, wie die Troubadours der alten Zeit, auf Lieder und Geſänge herausforderten, die Cäziliens Anmuth und Holdſeligkeit prieſen.

Ich. Das Bild iſt anziehend, und ſolch' ein unſchuldiges zartes Verhältniß mit einem kindlichen Gemüth, kann dem Künſtler nicht anders als wohlthun; der Conflikt des Dichters mit dem Muſiker hat gewiß gute Werke hervorgebracht.

Berganza. Haſt Du nicht bemerkt, mein lieber Freund, daß alle diejenigen Perſonen, die mit einem trocknen ſterilen Gemüthe ſich nur das Poetiſche aneignen, ſich ſelbſt und Alles, was ſich mit ihnen zugetragen und noch zuträgt, für höchſt beſonders und wunderbar halten?

Ich. Allerdings! indem ſie alles das, was innerhalb der Wände ihres Schneckenhauſes vorgeht, für wundervoll halten; weil ſolchen erleuchteten Perſonen nichts Gemeines begegnen kann, bleibt ihr Sinn für die göttlichen Wunder der Natur verſchloſſen.

Berganza. So hatte auch meine Dame die Thorheit, Alles was ihr begegnete, höchſt ſonderbar und ominös zu finden. Selbſt ihre Kinder waren unter beſondern Umſtänden und geiſtigen Beziehungen geboren, und ſie gab nicht undeutlich zu verſtehen, wie ſeltſame Contraſte und widrige Elemente ſich zu einer beſondern Miſchung in den Geiſtern ihrer Kinder vereinigt hätten. Außer Cäzilien hatte ſie aber noch drei ältere Söhne, die unbedeutend und ſtumpf ausgeprägt waren, wie gemeine Scheidemünze, und dann ein jüngeres Mädchen, die in allen ihren Aeußerungen weder Gemüth noch Verſtand zu erkennen gab. Cäzilia war demnach die Einzige, die wirklich von der Natur nicht allein mit einem tiefen Sinn für die Kunſt, ſondern auch mit einem genialen Produktionsvermögen ausgeſtattet war. Bei einem weniger kindlichen unbefangenen Gemüthe, hätte ſie aber die Feierlichkeit, mit der die Mutter ſie behandelte, und die beſtändigen Aeußerungen, wie in ihr eine Künſtlerin geboren ſey, wie es noch nie eine gab, leicht überſpannen und auf Abwege führen können, von denen wenigſtens ein Frauenzimmer nicht ſo leicht wieder zurückkehrt.

Ich. Wie, Berganza, Du glaubſt auch an die Unverbeſſerlichkeit der Weiber?

Berganza. Mit ganzer Seele! — Alle verſchrobenen, überbildeten oder geiſtig erſtarrten Weiber gehören, wenigſtens nach dem fünf und zwanzigſten Jahr, unerbittlich ins ospitale degli incurabili, es iſt mit ihnen nichts mehr zu machen. Die Blüthezeit der Frauenzimmer iſt zugleich ihr eigentliches Leben, in dem ſie ſich mit nie erſchlaffender Kraft doppelt aufgeregt fühlen, alle ſeine Erſcheinungen begierig im Gemüthe aufzufaſſen. — Wie mit glühendem Purpur, umſäumt die Jugend alle Geſtalten, daß ſie wie verklärt dem freudetrunknen Auge erglänzen, und ein ewiger bunter Frühling ſchmückt ſelbſt die Dornenhecken mit ſüßduftenden Blumen. Nicht beſondere Schönheit, nicht ein ungewöhnlicher Verſtand, nein! nur jene Blüthezeit, nur irgend etwas, ſey es im Aeußern, oder im Ton der Stimme, oder ſonſt, das nur eine flüchtige Aufmerkſamkeit erregen kann, reicht hin, dem Mädchen überall die Verehrung ſelbſt geiſtreicher Männer zu verſchaffen, ſo, daß ſie unter älteren ihres Geſchlechts, wie im Triumphe, als die Königin des Feſtes auftritt. Aber nach dem unglücklichen Wendepunkte verſchwinden die ſchimmernden Farben, und mit einer gewiſſen Kälte, die in jedem Genuß das Geiſtig-Schmackhaſte tödtet, verliert ſich auch jene Regſamkeit des Geiſtes. Keine Frau wird im Stande ſeyn, die Tendenzen zu ändern, welche ſie in jener goldnen Zeit hatte, die ihr allein das Leben ſcheint, und war ſie damals in Irrthümern des Verſtandes oder des Geſchmacks befangen, ſo nimmt ſie dieſelben ins Grab, verlangte auch der Ton, die Mode der Zeit, ſie mühſam zu verläugnen.

Ich. Es iſt gut, Berganza, daß Dir nicht Frauenzimmer, die über den Wendepunkt hinaus ſind, zuhören, Du würdeſt ſonſt übles Spiel haben.

Berganza. Glaube das nicht, mein Freund! — Im Grunde fühlen die Frauenzimmer es ſelbſt, wie in jener Blüthezeit ſich ihr ganzes Leben konzentrirt, denn nur daraus läßt ſich die ihnen mit Recht vorgeworfene Thorheit erklären, ihr Alter zu verläugnen. Ueber den Wendepunkt hinaus will Keine; ſie ſträuben und ſperren ſich; ſie kämpfen hartnäckig um das kleinſte Plätzchen hinter dem Schlagbaume, der, ſind ſie hindurch, ihnen das Land voll Wonne und Heiterkeit auf immer verſchließt. Drängen nun die jugendlichen Geſtalten immer mehr und mehr, und jede in die ſchönſten Blüthen des Frühlings geputzt, frägt: was will die Ungeſchmückte, Traurige unter uns? dann müſſen ſie fliehen voller Schaam, und retten ſich in den kleinen Garten, von dem ſie wenigſtens in den glänzenden Frühling hinüberſchauen können, und an deſſen Ausgang die Zahl Dreißig ſteht, vor der ſie ſich fürchten, wie vor dem Engel mit dem flammenden Schwert.

Univ.-Bibl. München

Ich. Das iſt ſehr pittoresk, aber auch mehr pittoresk, als wahr! Denn habe ich nicht ſelbſt ältere Weiber gekannt, deren Liebenswürdigkeit den Mangel an Jugend ganz vergeſſen ließ?

Berganza. Das iſt nicht allein möglich, ſondern ich will Dir ſogar zugeſtehen, daß der Fall nicht zu ſelten eintreffen kann, mein Satz bleibt indeſſen doch unwiderruflich feſt ſtehen. — Eine verſtändige Frau, die in früher Jugend gut erzogen, frei von Irrthümern, aus der Blüthezeit eine wohlthuende Ausbildung des Geiſtes hinübergebracht hat, wird Dir allemal eine angenehme Unterhaltung gewähren, ſobald Du Dirs gefallen laſſen willſt, in der Mitte zu ſchweben, und jeden höheren Forderungen zu entſagen; iſt ſie geiſtreich, ſo wird ſie nicht arm an witzigen Einfällen und Wendungen ſeyn; ſtatt aber das Rein-Komiſche rein gemüthlich zu betrachten, ſind dieſe dann mehr in falſchen Farben glänzende Ausbrüche eines innern Unmuthes, die Dich nur eine kleine Zeit hindurch täuſchen und beluſtigen können; iſt ſie ſchön, ſo wird ſie nicht unterlaſſen auch kokett zu ſeyn, und Dein Intereſſe an ihr wird in einen eben nicht löblichen Faunismus (um nicht ein anderes verächtliches Wort zu brauchen) ausarten, den ein in der Blüthezeit ſtehendes Mädchen bei keinem Manne erregt, der nicht im höchſten Grade verderbt iſt!

Ich. Goldene Worte! — Goldene Worte! Aber das gänzliche Stehenbleiben — das Beharren in früheren Irrthümern nach dem bezeichneten Wendepunkt — es iſt doch hart, Berganza!

Berganza. Aber wahr! Unſere Luſtſpieldichter haben das ſehr gut gefühlt, daher wurde vor einiger Zeit unſere Bühne von den ſchmachtenden, empfindelnden alten Mamſells nicht leer; die traurigen Reſte der empfindſamen Periode, in die ihre Blüthezeit fiel; jetzt iſt das nun längſt ganz vorbei, und es wäre Zeit, die Corinnen in die Stelle treten zu laſſen.

Ich. Du meinſt doch nicht die herrliche Corinna, die Dichterin, die im Vatikan in Rom gekrönt wurde — den herrlichen Myrthenbaum, der in Italien gewurzelt, ſeine Aeſte bis zu uns herüber gerankt hat, daß, in ſeinem Schatten ruhend, uns des Südens Blumendüfte umſäuſeln?

Berganza. Sehr ſchön und poetiſch geſagt, wiewohl das Bild etwas gigantesk iſt, da der von Italien bis nach Deutſchland herüber reichende Myrthenbaum wirklich im größten Styl gerathen! — Uebrigens habe ich eben jene Corinna gemeint, die als über die Blüthezeit der Weiber hinaus ausdrücklich geſchildert, wie ein wahrer Troſt, ein wahres Labſal für alle alternde Frauen erſchienen, denen nun das Thor der Poeſie, Kunſt und Litteratur angelweit geöffnet, wiewohl ſie zu bedenken hätten, daß ſie nach meinem richtigen Grundſatz ſchon in der Blüthezeit Alles ſeyn mußten, und Nichts mehr werden können. — Iſt Dir die Corinna nie zuwider geworden?

Ich. Wie wäre das möglich geweſen? — Mir freilich, wenn ich ſie mir als im Leben wirklich zu mir hintreten dachte, glaubte ich mich von einem gewiſſen unwohlthätigen, unheimlichen Gefühl befangen, ich hätte mich nie in ihrer Nähe wohl und gemüthlich befunden.

Berganza. Dein Gefühl war ganz richtig; ich hätte mich, war ihr Arm und ihre Hand auch noch ſo ſchön, niemals von ihr ſtreicheln laſſen können, ohne einen gewiſſen innern Abſcheu zu ſpüren, der mich gewöhnlich des Appetits beraubt — ich ſage das nur hündiſcher Weiſe! — Im Grunde genommen, liegt aber in dem Geſchick der Corinna ſelbſt der Triumph meiner Lehre; denn vor dem glänzenden reinen Strahl der Jugend verſchwindet in bloßen Schein ihr Nimbus, und in dem ächtweiblichen Streben nach dem geliebten Mann, geht ſie in ihrer eignen Unweiblichkeit oder vielmehr in ihrer verzerrten Weiblichkeit rettungslos unter! — Meine Dame gefiel ſich ungemein darin, die Corinna vorzuſtellen.

Ich. Welche Thorheit, wenn ſie nicht wenigſtens die wahre Anregung der Kunſt in ſich ſpürte.

Berganza. Nichts weniger als das, mein Freund! Du kannſt es mir glauben! Meine Dame hielt ſich gern auf der Oberfläche, und ſie hatte eine gewiſſe Fertigkeit erlangt, dieſer Oberfläche einen Schimmer zu geben, der die Augen mit falſchem Licht blendete, ſo, daß man die Seichtigkeit nicht gewahr wurde. So glaubte ſie ſchon, ihrer wirklich ſchönen Arme und Hände wegen die Corinna zu ſeyn, und ging von der Zeit an, als ſie das Buch geleſen, an Bruſt und Armen mehr entblößt, als es wohl einer Frau in ihren Jahren geziemlich iſt, und ſchmückte ſich überaus mit zierlichen Ketten, antiken Cameen und Ringen, ſo wie ſie oft mehrere Stunden zubrachte, ihr Haar mit köſtlichen Oelen ſalben, und in zierlichen künſtlichen Geflechten zu dieſem oder jenem antiken Kopfſchmuck irgend einer Kaiſerin aufringeln zu laſſen. — Böttigers kleinliche Antikenkrämereien waren ihr eben recht; aber mit den mimiſchen Darſtellungen nahm es ein plötzliches Ende.

Ich. Und wie das, Berganza?

Berganza. Du kannſt denken, daß meine unerwartete Erſcheinung als Sphinx der Sache ſchon einen ziemlichen Stoß gegeben hatte, indeſſen hatten die mimiſchen Darſtellungen doch noch ihren Fortgang, zu denen ich aber nicht mehr zugelaſſen wurde. Zuweilen wurden nun auch nach der Dir bekannten Methode ganze Gruppen dargeſtellt; Cäzilia ließ ſich indeſſen nie dazu bereden, daran Antheil zu nehmen. Endlich aber, als die Mutter ſehr in ſie drang, und als der Dichter und der Muſiker ſich in ſtürmiſchen Bitten vereinigten, ließ ſie es ſich doch gefallen, in der nächſten mimiſchen Akademie, wie meine Dame ihre Uebungen vornehm nannte, die Heilige, deren Namen ſie bedeutungsvoll trug, darzuſtellen. — Kaum war das Wort gegeben, als die Freunde in raſtloſer Thätigkeit ſich beeiferten, Alles herbeizuſchaffen und anzuordnen, was zur würdigen und effektvollen Darſtellung der Heiligen durch die holde Geliebte nöthig war. Der Dichter wußte eine ſehr gute Copie der heiligen Cäzilia von Carlo Dolce, die ſich bekanntlich in der Dresdener Gallerie befindet, aufzutreiben, und da er zugleich ein geſchickter Zeichner war, zeichnete er dem Theaterſchneider des Orts ſo genau jeden Theil der Gewänder vor, daß dieſer im Stande war, aus ſchicklichen Stoffen Cäziliens Traveſtie ganz herzuſtellen; auch der Muſiker that geheimnißvoll, und ſprach von dem Effekt, den man ihm allein verdanken werde. Cäzilia, als ſie das emſige Bemühen der Freunde ſah, als Beide mehr als je ſich beeiferten, ihr tauſend angenehme Dinge zu ſagen, fand immer mehr Intereſſe an der Rolle, die ſie erſt hartnäckig verſchmäht hatte, und konnte kaum den Tag der Darſtellung erwarten, der nun endlich herankam.

Ich. Ich bin begierig, Berganza! — wiewohl ich wieder einigen teufliſchen Unrath merke.

Berganza. Diesmal hatte ich mir vorgenommen in den Saal zu dringen, es koſte was es wolle; ich hielt mich an den Philoſophen, und dieſer, aus reiner Dankbarkeit, daß ich ſeiner Schelmerei ſo beigeſtanden, wußte auch mir ſo geſchickt die Thür zu rechter Zeit zu öffnen, daß ich hineinſchlüpfen und meinen Platz, von Niemanden bemerkt, an gehöriger Stelle nehmen konnte. Man hatte diesmal einen Vorhang quer durch den Saal gezogen, und die Beleuchtung zwar oben, aber nicht wie ſonſt, aus der Mitte ſtrömend, und die Gegenſtände von allen Seiten ſo wie durchſichtig beleuchtend, ſondern auf der einen Seite angebracht. Als der Vorhang ſich wegſchob, ſaß ganz wie auf Dolce's Gemälde, in ſeltſame Gewänder maleriſch gekleidet, die heilige Cäzilia vor der kleinen alterthümlichen Orgel, und mit geſenktem Haupte tiefſinnig in die Taſten ſchauend, ſchien ſie die Töne körperlich zu ſuchen, die geiſtig ſie umſchwebten. So glich ſie ganz dem Gemälde Carlo Dolce's. — Nun erklang ein ferner Akkord lang ausgehalten und in die Lüfte verſchwebend. — Cäzilia erhob leiſe den Kopf. — Nun hörte man wie aus höchſter Ferne einen Choral weiblicher Stimmen, ein Werk des Muſikers. Die einfachen und doch in wunderbarer Folge fremd und wie aus einer andern Welt herabgekommen klingenden Akkorde dieſes Chors von Cherubim und Seraphim, erinnerten mich lebhaft an manche Kirchenmuſik, die ich vor zweihundert Jahren in Spanien und in Italien gehört, und ich fühlte denſelben heiligen Schauer mich durchbeben, wie damals. Cäciliens gen Himmel gerichtete Augen erglänzten in heiliger Verzückung, und unwillkürlich ſank der Philoſoph mit emporgehobenen Händen auf die Knie, indem er tief aus dem Innerſten heraus rief: Sancta Caecilia, ora pro nobis. Viele aus dem Zirkel folgten in wahrhafter Begeiſterung ſeinem Beiſpiel, und als der Vorhang zurauſchte, war Alles, ſelbſt manches junge Mädchen nicht ausgenommen, in ſtille Andacht verſunken, bis eine laute allgemeine Bewunderung dem Drange des innern Gefühls Luft machte. Der Dichter und der Muſiker gebehrdeten ſich wie närriſch, indem ſie ſich einmal über das andere umarmten, und dabei heiße Thränen vergoſſen. Man hatte Cäcilien gebeten, den Abend über in den phantaſtiſchen Kleidern der Heiligen zu bleiben. Sie hatte es aber mit feinem Sinn ausgeſchlagen, und als ſie nun in ihrem gewöhnlichen einfachen Schmuck in der Geſellſchaft erſchien, ſtrömte Alles mit den größten Lobeserhebungen auf ſie zu, indem ſie mit kindlicher Unbefangenheit nicht begreifen konnte, was man denn ſo lobe, und alles tief Ergreifende der Darſtellung auf die effektvollen Anordnungen des Dichters und des Muſikers ſchob. Nur Madame war unzufrieden, da ſie wohl fühlte, daß ſie mit ihren nach Gemälden und Zeichnungen ſtudirten, und tauſendmal vor dem Spiegel verſuchten Poſituren, niemals auch nur einen Schatten der Wirkung hatte hervorbringen können, die Cäcilien auf das erſte Mal ſo gelungen war. — Sie bewies ſehr künſtlich, was Cäcilien noch alles fehle, um eine mimiſche Künſtlerin zu ſeyn, welches dem Philoſophen die leiſe boshafte Anmerkung ablockte, daß Cäcilien doch durchaus nicht geholfen ſeyn würde, wenn Madame ihr das, was ſie zur mimiſchen Künſtlerin zu viel habe, abgebe. Madame beſchloß damit, daß Privatſtudien, ſo wie der Unterricht in der Naturphiloſophie, es nöthig machten, ihre mimiſchen Darſtellungen vor der Hand einzuſtellen. Dieſe im höchſten Unmuth gegebene Erklärung, ſo wie der Tod eines Verwandten, änderten überhaupt die ganze Einrichtung des Hauſes. — Dieſer Alte war eine der poſſierlichſten Erſcheinungen, die mir jemals vorgekommen.

Ich. Wie das?

Berganza. Er war von vornehmen Eltern geboren; und weil er etwas mit dem Bleiſtift kritzeln und auf der Violine ſchaben konnte, hatten ſie ihm in jüngern Jahren eingebildet, er verſtehe etwas von der Kunſt. Das hatte er endlich geglaubt, und nun ſo lange von ſich ſelbſt keck behauptet, bis es auch Andere glaubten, und ihm eine gewiſſe Geſchmacks-Tyrannei, die er ſich in ſeiner guten Zeit anmaßte, willig einräumten. Das konnte nun, da man nur zu bald ſeine Schwächlichkeit einſah, nicht lange dauern. Indeſſen datirte er von dieſer Zeit ſeines höchſten eingebildeten Glanzes die kurze Periode des goldnen Zeitalters der Kunſt, und ſchimpfte ziemlich grob auf Alles, was nachher ohne ſein Zuthun, und ohne die ihm eingeprägten Ammenregeln der Profeſſoren zu beachten, gefertigt worden. Der Mann war im Umgange, wie ſeine Periode, mittelmäßig und langweilig, aber in ſeinen künſtleriſchen Verſuchen, die er noch nicht ganz aufgeben konnte, und die natürlicherweiſe höchſt betrübt ausfielen, eben ſo ergötzlich, als in ſeinem komiſchen Eifer gegen Alles, was über ſeinen kleinen Duodez-Horizont hinausragte. — Kurz, als der Mann, der mit ſeinen ſchiefen Kunſtanſichten, bei ſeinem noch immer großen Einfluß, viel Schaden hätte anrichten können, endlich glücklicherweiſe ſtarb, befand er ſich gerade im ſechſten Alter.

Ich. Ganz Recht: Das ſechſte Alter
Macht den beleibten hagern Pantalon,
Brill' auf der Naſe, Beutel an der Seite;
Die jugendliche Hoſe wohl geſchont,
'Ne Welt zu weit für die verſchrumpften Lenden;
Die tiefe Männerſtimme, umgewandelt
Zum kindiſchen Diſkante, pfeift und quäkt
In ſeinem Ton!

Berganza. Du haſt Deinen Shakeſpeare wacker auf der Zunge! — Genug, der komiſche Alte, der nicht unterließ, Alles höchlich zu bewundern, was meine Dame unternahm, war nun todt, und die Zirkel auf einige Zeit geſtört, bis der Sohn eines Hausfreundes von der Akademie zurückkam und eine Anſtellung erhielt, da wurde das Haus meiner Dame wieder lebendiger.

Ich. Wie geſchah das?

Berganza. Kurz und gut, Cäcilia wurde an Monſieur George (ſo nannte ihn der ſchwindſüchtige Papa, deſſen Bild mit Waſſer in Waſſer gemalt noch zu kräftig werden würde) verheirathet, und die Hochzeitsnacht führte die unglückliche Kataſtrophe herbei, welche mich herbrachte.

Ich. Was? Cäzilia verheirathet? — und wie ging es mit den Galanterien des Dichters und des Muſikers?

Berganza. Könnten Lieder tödten, ſo wäre George gewiß nicht am Leben geblieben. — Madame hatte ſeine Ankunft mit vielem Pomp verkündigt, und das war nöthig, um ihn vor dem lauten Spott zu ſichern, den ſonſt ſein linkiſches Betragen, ſeine bis zum Ekel wiederholten Erzählungen nichtsbedeutender Dinge hervorgebracht haben würden. — Er hatte ſichtlich früh an dem Uebel gelitten, das den armen Campuzano in das Hoſpital der Auferſtehung brachte; das, ſo wie vielleicht noch andere Jugendſünden, mochte auf ſeinen Verſtand gewirkt haben. Seine ganze Phantaſie drehte ſich um die Begebenheiten ſeiner akademiſchen Jahre, und zur Würze dienten ihm, war er unter Männern, die niedrigſten Zoten, wie ich ſie kaum in den Wachſtuben und gemeinen Schenken gehört habe, welche er mit ſichtlichem Behagen und großer Freude nicht aufhören konnte zu erzählen. Waren Damen zugegen, ſo rief er Dieſen oder Jenen in die Ecke des Zimmers, und machte durch ein ſchallendes Gelächter bei dem Schluſſe der Erzählung, der Geſellſchaft bemerkbar, daß das wieder ein ganz verfluchter Spaß geweſen ſey. Du kannſt denken, lieber Freund! daß dieſer unſaubre Geiſt unter den höher Geſinnten des Zirkels einigen Abſcheu und Ekel erregen mußte.

Ich. Aber Cäzilia, die kindliche reine Cäzilia, wie konnte ſie nur einen ſolchen verworfenen Menſchen —?

Berganza. O mein Freund, den künſtlichen Schlingen des Teufels, der jede Gelegenheit benutzt, ſeinen Hohn gegen die Menſchen in gewaltſamen Contraſten recht auszulaſſen — denen iſt es ſehr ſchwer zu entgehen. George näherte ſich Cäzilien im Einverſtändniſſe mit der Mutter. Er wußte durch anſcheinend unbedeutende, aber mit der Erfahrung des abgefeimten Lüſtlings wohlberechnete Liebkoſungen ihre Sinnlichkeit zu reizen; er wußte durch manche leicht verhüllte Zote ihre Neugierde auf gewiſſe Geheimniſſe zu leiten, die nun ſie mit magiſcher Kraft umfingen, und begierig ſog die unbefangene kindliche Seele, einmal in den verderblichen Kreis hineingelockt, den giftigen Dunſt ein, von dem betäubt, ſie ſich als Opfer der unglückſeligſten Convenienz hingeben ſollte.

Ich. Der Convenienz?

Berganza. Was anders! — Madame's zerrüttete Vermögensumſtände machten die Verbindung mit dem reichen Hauſe wünſchenswerth, und all' die hohen Kunſtausſichten und Anſichten, von denen man in ſo vielen wohlgeſtellten Floskeln und Phraſen geſprochen, gingen darüber zum Teufel! —

Ich. Aber noch kann ich immer nicht begreifen, wie Cäzilia —

Berganza. Cäzilia hatte noch nie geliebt, jetzt nahm ſie die gereizte Sinnlichkeit für jenes hohe Gefühl ſelbſt, und konnte das ſiedende Blut jenen göttlichen Funken, der ſonſt in ihrer Bruſt brannte, auch nicht verlöſchen, ſo glimmte er doch nur mühſam fort und konnte nicht mehr zur reinen Flamme auflodern. — Kurz, die Heirath wurde vollzogen.

Ich. Aber Deine Kataſtrophe, lieber Berganza —

Berganza. Die iſt nun, nachdem das Wichtigſte vorüber, mit wenigen Worten bald erzählt. Du kannſt denken, wie ich den Georg haßte. Er durfte in meiner Gegenwart ſeine ekelhaften Liebkoſungen nur bis zu einem gewiſſen Grade ſteigern, gewiſſe ihm ganz eigne Zärtlichkeiten ſtörte ich augenblicklich durch gewaltiges Knurren, und Georgs Verſuch, mich einmal mit einer Ohrfeige zur Ruhe zu verweiſen, beſtrafte ich mit einem tüchtigen Biß nach der Wade, die ich ausgeriſſen hätte, wenn es möglich geweſen wäre etwas Anderes zu faſſen als den feſten Knochen. Da ſtieß das Männlein einen Schrei aus, der bis in das dritte Zimmer nachgellte, und ſchwur mir den Tod. Cäzilia behielt mich deſſen unerachtet lieb; ſie bat für mich, aber mich mitzunehmen, ſo wie ſie es im Sinne hatte, daran war nicht zu denken, Alles war dagegen, weil ich nach des Bräutigams Wade geſchnappt, wiewohl der unentſchiedene Charakter, der noch zuweilen ins Haus kam, keck behauptete, Georgs Wade ſei eine Negation, ein Non-Ens, die Sünde dagegen daher unmöglich, in Nichts könne man nicht hineinbeißen u. ſ. w. Ich ſollte bei Madame bleiben. Welch ein trauriges Verhängniß! Am Hochzeitstage ſpät Abends machte ich mich heimlich davon; als ich aber bei Georgs hell erleuchtetem Hauſe vorüberkam und die Hausthür weit geöffnet ſah, konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, von Cäzilien, koſte es was es wolle, noch einmal ganz nach meiner alten Art Abſchied zu nehmen. Ich ſchlich mich daher mit den hineinſtrömenden Gäſten die Treppe hinauf, und mein Glücksſtern ließ mich die freundliche Liſette, Cäziliens Kammermädchen, finden, die mich in ihr Stübchen lockte, wo mir bald ein ſtattliches Stück Braten entgegendampfte. Ich fraß im Zorn und Grimm, und um mich zu der mir wahrſcheinlich bevorſtehenden weiten Reiſe recht zu ſtärken, Alles hinein, was ſie mir gegeben, und ſchlich dann in den erleuchteten Corridor. In dem Gedränge der auf- und abtreibenden Bedienten, der Zuſchauer, die ſich eingefunden, bemerkte mich Niemand. Ich ſchnupperte und ſpürte bedächtig umher, und mein feines Organ verrieth mir Cäziliens Nähe; eine halbgeöffnete Thür erlaubte mir den Eingang, und eben in dem Augenblick kam Cäzilia im prächtigen Brautputz mit einem Paar Freundinnen aus einem Nebenzimmer. Unklug wäre es geweſen, ſich jetzt ſchon zu zeigen, ich drückte mich daher in die Ecke und ließ ſie vorüber. Kaum war ich allein, als ein ſüßer Duft, der aus dem Nebenzimmer ſtrömte, mich hinanlockte. Ich ſchlupfte hinein und befand mich in dem herrlich gepuzten duftenden Brautgemach. Eine Alabaſterlampe warf ihr mildes Licht auf die Gegenſtände umher, und ich erblickte Cäziliens zierliche mit Spitzen reich beſetzte Nachtkleider, die auf dem Sopha ausgebreitet lagen. Nicht umhin konnte ich, ſie mit Wohlgefallen zu beſchnüffeln; indem hörte ich haſtige Schritte in dem Nebenzimmer, und eilte, mich in einem Winkel neben dem Brautbette zu verſtecken. Cäzilia trat erhitzt hinein, Liſette folgte ihr, und in wenigen Minuten war das reiche Gewand mit dem einfachen Nachtkleide vertauſcht. — Wie ſchön ſie war! — Ich kroch leiſe winſelnd hervor! „Was, Du da? mein treuer Hund," rief ſie, und meine plötzliche Erſcheinung in dieſer Stunde ſchien auf eine ganz eigne geſpenſtiſche Weiſe ſie anzuregen, denn eine plötzliche Bläſſe überflog ihr Geſicht, und die Hand nach mir ausſtreckend, ſchien ſie ſich überzeugen zu wollen, ob ich denn wirklich da, oder ob ich nur ein Phantom ſei. Seltſame Ahnungen mußten ſie durchdringen, denn Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, und ſie ſagte: „Geh! geh! treuer Hund, nun muß ich Alles verlaſſen, was mir bisher lieb war, weil ich ihn habe, ach, ſie ſagen ja, er wird mir Alles erſetzen; er iſt auch wirklich ein recht guter Mann, er meint es gut, wenn auch bisweilen — doch ich verſieh' es ja nicht — nun geh, geh!" — Liſette öffnete die Thür, ich kroch aber unter das Bett, Liſette ſagte nichts, und Cäzilia hatte es nicht bemerkt. — Sie war allein und mußte bald dem ungeduldigen Bräutigam die Thür öffnen; er ſchien berauſcht, denn er ergoß ſich in den pöbelhafteſten Zoten, und mißhandelte die zarte Braut mit ſeinen plumpen Liebkoſungen. Wie er nun ſo ſchamlos mit der nie zu befriedigenden Begier des entnervten Lüſtlings die geheimſten Reize des keuſchen Mädchens enthüllte, wie ſie, dem Opferlamm gleich, ſtill weinend unter ſeinen rohen Fäuſten litt, das machte mich ſchon toll, — ich murrte unwillkürlich, aber Niemand hörte es. — Nun nahm er Cäzilien in ſeine Arme und wollte ſie ins Bett tragen, aber der Wein wirkte immer mehr, und er taumelte mit ihr gegen den Bettpfoſten, der ſie an den Kopf traf, daß ſie aufſchrie. Sie riß ſich aus ſeinen Armen und ſtürzte ſich ins Bett. „Liebchen, bin ich beſoffen? — ſei nicht böſe, Liebchen," ſtammelte er mit lallender Zunge, indem er ſeinen Schlafrock herunterriß und ihr nachwollte. Aber im jähen Schreck über die entſetzliche Mißhandlung des elenden Schwächlings, der in der keuſchen engelreinen Braut nur das feile Freudenmädchen ſah, ſchrie ſie auf in ſchneidendem Jammer: „Ich Unglückſelige, wer ſchützt mich vor dieſem Menſchen!" Da ſprang ich wüthend hervor auf's Bett, packte mit einem kräftigen Biß den dürren Schenkel des Elenden und riß ihn über den Boden des Zimmers zur Thür, die ich, mich mit voller Gewalt andrängend, aufſprengte, hinaus auf den Flur. Indem ich ihn zerfleiſchte, daß er blutbedeckt da lag, raſ'te er vor Schmerz, und die fürchterlichen hohlen Töne, die er ausſtieß, weckten das ganze Haus. Bald wurde es lebendig — Bediente, — Mägde rannten die Treppe herab mit Ofengabeln — Schaufeln — Prügeln bewaffnet, aber mit ſtummem ſtarrem Entſetzen betrachteten ſie die Szene, Keiner wagte ſich mir näher, denn ſie hielten mich für toll und fürchteten meinen verderblichen Biß. Unterdeſſen ſtöhnte und ächzte halb ohnmächtig Georg unter meinen Biſſen und Tritten, ich konnte nicht von ihm ablaſſen. Da flogen Prügel, Geſchirre nach mir, krachend zerſplitterten die Fenſter, — Gläſer, Teller, noch vom geſtrigen Schmauſe ſtehen geblieben, ſtürzten zertrümmert von den Tiſchen, aber mich traf kein wohlgezielter Wurf. Der lange verhaltene Grimm machte mich mordſüchtig; ich war im Begriff meinen Feind bei der Kehle zu packen und ihm das Garaus zu machen, da ſprang einer mit einem Gewehr aus dem Zimmer, das er ſogleich auf mich abdrückte, die Kugel ſauſte mir dicht bei den Ohren vorbei. Ich ließ den Feind ohnmächtig liegen und ſetzte die Treppe hinab. Wie das wüthende Heer kam mir nun der dicke Haufe nachgetrappelt. — Meine Flucht gab ihnen Muth. — Aufs Neue flogen Beſen — Prügel — Ziegelſteine mir nach, von denen mich einige hart genug trafen. Nun war es Zeit, ſich aus dem Staube zu machen; ich ſtürzte mich auf die Hinterthür, ſie war zum Glück nur angelehnt, und im Augenblick befand ich mich in dem weitläufigen Garten. Schon tobte mir der Haufe nach — der Schuß hatte die Nachbaren geweckt — „ein toller Hund, ein toller Hund!“ erſcholl es überall; nach mir geworfene Steine ſauſten durch die Luft, da gelang es mir nach drei vergeblichen Sprüngen, endlich über die Mauer zu ſetzen, und nun rannte ich unaufhaltſam fort durch das Feld, und gönnte mir kaum einen Augenblick Ruhe, bis ich glücklich hier anlangte, wo ich auf eine ſeltſame Weiſe mein Unterkommen bei dem Theater fand.

Ich. Wie, Berganza! — Du bei dem Theater?

Berganza. Du weißt ja, daß das eine alte Neigung von mir iſt.

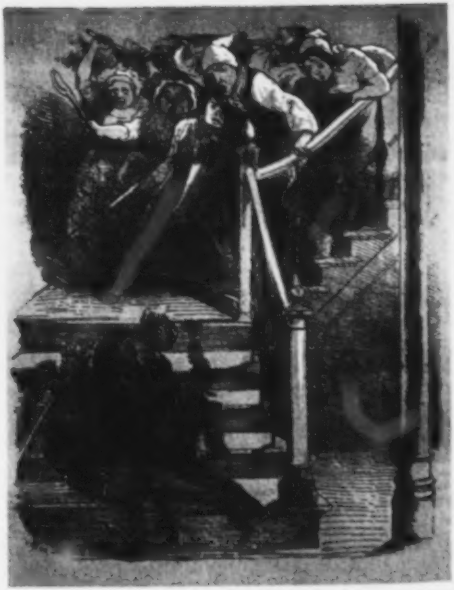
Ich. Ja! ich erinnere mich, daß Du ſchon Deine Heldenthaten auf dem Theater Deinem Freunde Scipio erzählteſt; alſo ſetzeſt Du dieſe jetzt von Neuem fort?

Berganza. Mit nichten; ich bin jetzt, ſo wie unſere Theaterhelden, ganz zahm, in gewiſſer Art konverſationsmäßig geworden. Statt daß ich ſonſt, als des Ritters wackre Dogge, den Feind zu Boden warf, oder den Drachen in den Wampen packte, tanze ich jetzt nach Taminos Flöte und erſchrecke den Papageno. Ach, mein Freund, es koſtet einem ehrlichen Hunde viel Mühe, ſich ſo durch die Welt zu handthieren. Aber ſage mir, wie hat Dir die Geſchichte der Hochzeitnacht gefallen?

Ich. Aufrichtig geſagt, lieber Berganza, ſcheinſt Du mir die Sache zu ſchwarz geſehen zu haben. Cäzilia mochte von der Natur auf die ſeltenſte Weiſe zur Künſtlerin ausgeſtattet geweſen ſeyn, ich geb' es zu —

Berganza. Zur Künſtlerin ausgeſtattet? — Ha, Freund! Hätteſt Du nur drei Töne von ihr gehört, Du würdeſt ſagen: die Natur habe den geheimnißvollſten Zauber des heiligen Tons, der die Weſen

Blatt 24



entzückt, in ihr Innres gelegt! — O Johannes, Johannes! das waren ja oft Deine Worte. Doch weiter mit Deinem Einwurf, mein poetiſcher Freund!

Ich. Nicht empfindlich, Berganza. — Ich meine ferner, es ſey möglich, daß der Georg eigentlich eine Beſtie war (verzeih' mir den Ausdruck!). Konnte nun aber Cäziliens Gemüth die Beſtie nicht entbeſtialiſiren, und er, wie mancher junge Lüſtling, nicht ein ganz ordentlicher ehrenfeſter Ehemann, ſie aber eine biedere Hausfrau werden? und dann wäre doch immer ein ſehr guter Zweck erreicht.

Berganza. O ja, indeſſen höre recht aufmerkſam an, was ich Dir jetzt ſagen werde. — Es beſitzt Jemand ein Stück Land, das die Natur mit ganz beſonderem Wohlgefallen im Schoße der Erde mit allerlei wunderbaren farbigen Schichten und metalliſchen Oelen, vom Himmel herab aber mit duftigen Dünſten und feurigen Strahlen nährte, daß die ſchönſten Blumen ihre bunten glänzenden Häupter über das geſegnete Land erheben, und ihre mannichfaltigen Wohlgerüche, wie in einem jubelnden Choral zum Himmel aufathmend, die gütige Natur preiſen. Nun will er das herrliche Stückchen Erde verkaufen, und es fänden ſich auch wohl Viele, die die holden Blumen lieben, hegen und pflegen würden; aber er ſelbſt denkt: Blumen ſind nur zum Putz und ihr Duft iſt eitel, und ſchlägt das Land an Einen los, der die Blumen ausrupft und dafür tüchtiges Gemüſe, Kartoffeln und Rüben anpflanzte, das nun zwar nützlich iſt, weil man ſatt davon werden kann, aber die holden duftenden Blumen ſind untergegangen auf immer. — Was würdeſt Du zu dieſem Beſitzer, zu dieſem Gemüſegärtner ſagen?

Ich. O daß der Teufel den verfluchten Gemüſegärtner tauſendmal mit ſeinen Krallen zerriſſe!

Berganza. Recht ſo, mein Freund! Nun ſind wir einig, und ſo iſt mein Grimm in der verrufenen Hochzeitsnacht, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird, hinlänglich entſchuldigt!

Ich. Höre, lieber Berganza! Du haſt da erſt eine Materie berührt, die mich nur zu ſehr intereſſirt, — das Theater! —

Berganza. Vom Theater überhaupt nur zu reden, ekelt mich über alle Maßen an: es iſt eine der abgedroſchenſten Materien ſeit der Zeit, daß Theaternachrichten in allen nur möglichen Zeitſchriften ſtehende Artikel geworden ſind, und Jeder, der auch mit dem ungeübteſten Blick, ohne alle Vorkenntniſſe hineinguckt, ſich berufen fühlt, darüber hin und her zu ſchwatzen.

Ich. Aber da Du ſelbſt ſo viel poetiſchen Sinn zeigſt, ja ſelbſt des poetiſchen Ausdrucks mächtig biſt, ſo daß, da Du Deine Pfote ſchwerlich jemals wirſt zum Schreiben brauchen können, ich immer Deinen Schreiber machen und jedes Deiner Worte aufſchreiben möchte, ſo oft Dir der Himmel zu ſprechen vergönnt; ſage mir, iſt wohl die Abſicht unſerer neuen Dichter, das Theater wieder aus dem Schlamme zu ziehen, in den es bisher verſunken, zu verkennen? — Wie viel herrliche Bühnenwerke ſind in der neueſten Zeit entſtanden, und

Berganza. Halt, lieber Freund! dies Beſtreben, endlich einmal die Bühne auf den ihr gebührenden hohen poetiſchen Standpunkt zu erheben, und ſie aus dem Schlamme der Gemeinheit zu retten, verdient die rege Theilnahme und das aufmunternde Lob aller wahrhaft poetiſch Geſinnten; allein außerdem, daß ſich noch eine ganze Maſſe Menſchen, die den Pöbel auf ihrer Seite hat, oder vielmehr ſelbſt der Pöbel iſt, einerlei, ob er aus der Loge oder von der Gallerie ins Theater ſchaut, jenem Beſtreben entgegenſetzt, ſo ſcheint auch die Verworfenheit und die Imbezillität unſerer Schauſpieler und Schauſpielerinnen immer mehr zuzunehmen, ſo daß es bald unmöglich ſeyn wird, ihnen irgend ein Meiſterwerk in die Hände zu geben, ohne es von ihren groben Fäuſten zerriſſen und zerfetzt zu ſehen.

Ich. Dein Urtheil über unſere Bühnenhelden finde ich hart.

Berganza. Aber wahr! — Um das Volk recht von innen kennen zu lernen, muß man, ſo wie ich, eine Zeit lang unter ihnen gelebt, und oftmals in der Garderobe den ſtillen Beobachter gemacht haben. — Es iſt wohl etwas Herrliches, irgend einen großen Charakter der alten oder neuern Zeit, den der Dichter mit Kraft und Wahrheit geſchildert, und dem er Worte in den Mund gelegt hat, die dem erhabenen Sinne geziemen, nun darſtellend ſo in das Leben zu rufen, daß es dem Zuſchauer vergönnt ſcheint, den Helden in ſeiner ſchönſten Zeit handeln zu ſehen, und die höchſte Glorie, zu der er ſich aufgeſchwungen, anzuſtaunen, oder ſeinen Untergang zu betrauern. Man ſollte glauben, die ganze Phantaſie des Schauſpielers müßte erfüllt ſeyn von dem darzuſtellenden Charakter, ja, er müßte ſelbſt der Held geworden ſeyn, der ſo und nicht anders ſprechen und handeln kann, und der bewußtlos Erſtaunen, Bewunderung, Entzücken, Furcht und Entſetzen erregt. — Nun höre man aber den Helden hinter den Culiſſen, wie er auf die Rolle ſchimpft, wenn die Hände ſich nicht rührten, wie er ſich in der Garderobe in gemeinen Späßen erlabt, wenn er endlich: „den Drang des Hohen abgeſchüttelt“ — ja, wie er ſich etwas darauf zu Gute thut, die Rolle, je poetiſcher ſie iſt und je weniger ſie daher von ihm verſtanden wird, deſto geringer und verächtlicher zu behandeln, und als in der Einbildung höher ſtehend, die ſogenannten Kenner zu beſpötteln, denen ſolch' unverſtändiges tolles Zeug eine kindiſche Freude machen kann. — Mit den Damen hat es ganz die gleiche Bewandtniß, nur iſt es noch ſchwieriger, ſie zu irgend einer exotiſchen Rolle zu bewegen, da ſie einen nach ihrem Geſchmack vortheilhaften Anzug, und wenigſtens einen, nach ihrem Ausdruck, brillanten Abgang als unerläßliche Bedingniſſe vorausſetzen.

Ich. Berganza, Berganza, ſchon wieder einen Ausfall auf die Weiber!

Berganza. Der aber nur zu gerecht iſt! Einer von euern neueſten Bühnendichtern, der wahrhaft poetiſche Werke geliefert, welche vielleicht bloß deshalb nicht mehr Glück auf der Bühne machten, weil die elenden Bretter zu ſchwach waren das Coloſſale zu tragen, indem ein gigantiſcher geharniſchter Held der Vorzeit ganz anders auftritt, als ein Hofrath im geſtickten Staatskleide, — dieſer Dichter nun war, wenn eins ſeiner Stücke zur Aufführung kam, vielleicht zu ängſtlich beſorgt, daß im Aeußern, was Dekorationen und Coſtume betraf, Alles ganz nach ſeiner Idee ausgeführt werde. Als nun eine weltberühmte und als poetiſch höchſt gebildet ausgeſchriene Schauſpielerin, bei einem großen Theater, in ſeinem neueſten Stücke eine tief in das Ganze eingreifende Rolle übernommen hatte, ging er zu ihr hin, und bemühete ſich recht weitläufig und deutlich ihr darzulegen, wie ſie in ein langes, egyptiſches, erdfarbenes, faltenreiches Gewand gekleidet ſeyn müſſe, da er ſich eben von der fremdartigen Kleidung recht viel verſpreche. Nachdem er beinahe zwei Stunden hindurch ganz herrlich und tief von den bedeutungsvollen egyptiſchen Gewändern, und vorzüglich von dem in Rede ſtehenden geſprochen, ja ſich ſelbſt in einen zufällig da liegenden Shawl auf verſchiedene Weiſe egyptiſch drapirt, und ſie ihm ganz geduldig zugehört hatte, erhielt er den kurzen Beſcheid: „Ich will's verſuchen, ſteht es mir, ſo iſt's gut, ſteht's mir nicht, ſo laß ich's bleiben, und kleide mich nach meinem Geſchmack.“ —

Ich. Du kennſt allerdings die Schwächen unſerer Bühnenhelden und Königinnen, lieber Berganza! und ich behaupte auch mit Dir, daß kein Schauſpieler in der Welt im Stande ſeyn wird, den Mangel eines innigen tiefen Gefühls, mit dem er den poetiſchen Charakter ſeiner Rolle ganz in ſich aufnimmt, ja gleichſam zu ſeinem eignen Ich macht, durch äußere Vortheile zu erſetzen. Er kann augenblicklich den Zuſchauer übertäuben, aber immer wird dem Spiel die Wahrheit fehlen, und er jeden Augenblick Gefahr laufen, auf dem Falſchen ertappt und des falſchen Schmucks beraubt zu werden. — Doch giebt es Ausnahmen. —

Berganza. Höchſt ſelten!

Ich. Und doch! — manchmal gerade da, wo man ſie am wenigſten ſucht. So ſah ich vor kurzer Zeit auf einem kleinen Theater einen Schauſpieler den Hamlet mit ergreifender Wahrheit darſtellen. Die düſtre Schwermuth, die Verachtung des menſchlichen Treibens um ihn her, bei dem ſteten Gedanken an die entſetzliche That, die zu rächen ihn eine grauenvolle Erſcheinung aus dem Grabe aufgefordert, der verſtellte Wahnſinn — Alles trat aus ſeinem tiefſten Innern in den lebendigſten Zügen heraus. Er war ganz der, „dem das Schickſal eine Laſt auflegte, die er nicht zu tragen vermag.“

Berganza. Ich errathe, daß Du von dem Schauſpieler ſprichſt, der von einem Orte zum andern wandernd, vergebens die ideale Bühne ſucht, welche nur im mindeſten den gerechten Anſprüchen zuſagt, welche er an das Theater als gebildeter, denkender Schauſpieler macht. — Glaubſt Du nicht (im Vorbeigehen geſagt), daß ſich darin ſchon die tiefe Erbärmlichkeit unſerer gewöhnlichen Schauſpieler recht charakteriſtiſch ausſpricht, daß man als etwas Beſonderes rühmt: es iſt ein *denkender* Schauſpieler. — Der alſo wirklich wie ein Menſch, dem der liebe Gott eine lebendige Seele gegeben, denkt, oder wenigſtens die Mühe nicht ſcheut, zu denken, der iſt ſchon etwas Außerordentliches.

Ich. Du haſt Recht, Berganza! — So iſt oft ein gang- und gebegewordenes Wort der Typus dafür, wie es überhaupt mit der Sache ſteht.

Berganza. Uebrigens gehört der Schauſpieler*), von dem wir ſprechen, wirklich zu den allerſeltenſten; nur wird er, weil oft Launen ihn beherrſchen, von dem Publikum meiſtentheils verkannt, von ſeinen Collegen aber gehaßt, weil er ſich nie zu ihren Gemeinheiten, zu ihren pöbelhaften Späßen, zu ihren kleinlichen Klatſchereien, und was weiß ich mehr, herabläßt; kurz, er iſt für unſere jetzigen Bretter zu gut.

Ich. Sollte denn zur Verbeſſerung unſerer Bühne gar keine Hoffnung vorhanden ſeyn?

Berganza. Wenig! — Selbſt von den Schauſpielern will ich einen Theil der Schuld weg- und ihn dem Heer der überdummen Schauſpieldirektoren und Regiſſeurs zuſchieben. Dieſe gehen von dem Grundſatz aus: „Das Stück iſt gut, welches die Kaſſe füllt und worin die Schauſpieler häufig beklatſcht werden. Mit dieſem oder jenem Schauſpiel iſt dieß am allermeiſten der Fall geweſen, und je mehr ſich nun ein neues in der Form, der Anlage und dem Ausdruck demſelben nähert, deſto beſſer, je mehr es ſich davon entfernt, deſto ſchlechter iſt es.“ — Neuigkeiten müſſen auf die Bühne, und da doch nun die Stimmen der Dichter nicht ganz verklingen, ſondern von gar Manchem gehört werden, ſo iſt es nicht zu vermeiden, auch manche Produkte, die ſich dem Maßſtabe der Gemeinheit nicht recht fügen wollen, bei dem Theater anzunehmen. Damit der arme Dichter aber nicht ganz ſinke, damit er doch nur einigermaßen die auf den Brettern als unerläßlich angenommenen Bedingungen erfülle, iſt der Herr Regiſſeur ſo gütig, ſich ſeiner anzunehmen und ſein Stück zu ſtreichen. Das heißt: es werden Reden, ja ſogar Szenen ausgelaſſen oder verſetzt, ſo daß alle Einheit des Ganzen, jeder von dem Dichter mit Bedacht und Ueberlegung vorbereitete Effekt zerſtört wird, und der Zuſchauer, dem nur die gröbſten Farbenſtriche ohne alle Verſchmelzung durch die Mitteltinten blieben, nicht mehr erkennen kann, was das Ding eigentlich vorſtellen ſoll. — Der Regiſſeur iſt doch erfreuet, wenn in ſeinem Sinn nur die Perſonen regelrecht kommen und gehen, und eben ſo normal das Theater ſich verändert.

Ich. Ach, Berganza! Du haſt ein wahres Wort geſprochen. — Aber, iſt es denn nicht eine furchtbare Eitelkeit, die nur durch die ſtupideſte Stupidität erzeugt werden kann, wenn ſolch ein Burſche ſich über das Werk des Dichters, das dieſer ſo lange im Innern trug, wovon er jeden Moment wohl überdachte und überlegte, ehe er das Ganze gerundet aufſchrieb, erheben will? Aber gerade in den Werken der größten Dichter entfaltet ſich nur dem poetiſchen Sinn der innere Zuſammenhang; der Faden, der ſich durch das Ganze ſchlängelt, und jeden kleinſten Theil dem Ganzen feſt anreiht, wird nur dem tiefen Blick des ächten Kenners ſichtbar. Darf ichs denn wohl noch ſagen, daß das bei dem Shakeſpeare mehr, als bei irgend einem andern Dichter der Fall iſt?

---

*) Leo. Anmerk. des Verlegers [C. F. Kunz].

Berganza. Ich ſetze hinzu: und bei meinem Calderon, deſſen Schauſpiele zu meiner guten Zeit in Spanien das Publikum entzückten.

Ich. Du haſt Recht, und Beide ſind auch innig verwandte Geiſter, die ſich oft ſogar in ähnlichen Bildern ausſprechen.

Berganza. Es giebt nur eine Wahrheit. — Aber was ſagſt Du zu dem gewiſſen Mittelgut, das bei Euch nur in zu großer Menge zu Markte gebracht wird; — es iſt nicht gerade ſchlecht zu nennen, glückliche Ideen und Gedanken fehlen nicht, aber dieſe muß man, wie den Goldfiſch, mühſam aus dem Waſſer angeln, und die Langeweile, die man dabei empfindet, ſtumpft den Geiſt für die momentane Erſcheinung irgend eines poetiſchen Blitzes ganz ab — man wird ihn endlich kaum gewahr.

Ich. Dieß Mittelgut (zugeben muß ich Dir leider, daß es deſſen bei uns nur zu viel giebt) überlaſſe ich unbedingt der Diskretion der Regiſſeurs, die ihre Blei- und Rothſtifte daran üben können. Denn gewöhnlich gleicht ein ſolches Werk den ſibylliniſchen Büchern, die, ſo viel man auch davon wegwerfen mochte, noch immer ein brauchbares Ganze blieben, ſo, daß man den Verluſt nicht bemerkte. Vorzüglich herrſcht auch eine gewiſſe Schwatzhaftigkeit darin, eine gewiſſe Prägnanz, in der jede einzelne Strophe immer die zehn folgenden zu gebähren ſcheint u. ſ. f., und leider hat ein ſchon verſtorbener großer Dichter, vorzüglich durch ſeine erſten metriſch geſchriebenen Stücke, dazu den mächtigen Anlaß gegeben. — Ja, ja! — Dieß Mittelgut mag geſtrichen werden. —

Berganza. Ganz geſtrichen! — Es ſoll gar nicht auf die Bühne kommen, da bin ich ganz Deiner Meinung; muß es aber des launenhaften Publikums wegen, das den ſteten Wechſel neuer Vorſtellungen verlangt, aus Bedürfniß, weil die Meiſterwerke ſo ſelten ſind, dennoch auf die Bühne kommen, ſo finde ich auch hier ſogar das Streichen in der gewöhnlichen Art für gefährlich, wo nicht für unzuläſſig. Auch der mittelmäßigere Dichter hat ſeine Intentionen, die er manchmal in Szenen verfolgt, die leicht dem unpoetiſchen Sinn als ſogenannte Flickſzenen erſcheinen können. — Kurz, lieber Freund, um ein ſolches Werk im poetiſchen Feuer zu läutern, um ſo das darin enthaltene Gold, von Schlacken geſäubert, im künſtlichen Gefüge zu ordnen, dazu gehört nicht weniger, als daß man ſelbſt ein guter Dichter ſey, und ſo die Rechte der Meiſterſchaft ausübe, die man durch den gereinigtſten Geſchmack, durch die tiefſte poetiſche Erfahrung erlangt hat.

Ich. Freilich iſt dieſer Maßſtab für unſere Bühnendirektoren und Regiſſeurs nicht tauglich. — Aber unter dem Mittelgut ſchleicht ſich denn doch zuweilen ein poetiſches Stück durch, was lebensvoll und kräftig gedichtet, ſeine Wirkung auf die Menge nicht verfehlen kann. Direktor und Regiſſeur hatten es gemeſſen, und ſeine Länge, Breite und Dicke regelrecht gefunden, den Inhalt hatten ſie im völligen Einverſtändniß für ungemein abgeſchmackt erklärt, und da es mehrmals von Kennern verlangt, freuten ſie ſich auf ihren Triumph, wenn das Stück, wie natürlich, ausgepfiffen werden würde. Recht boshafter Weiſe hatte der Regiſſeur auch von dem heilloſen Dichter ganz ſeine wohlthätige Hand abgezogen, und ihn ganz in ſeiner natürlichen Rohheit, in ſeiner Unkenntniß alles theatraliſchen Effekts bloßgeſtellt, ſo daß, wenn er, der Herr Regiſſeur, nur an die erſten Szenen dachte, er ein vornehmes mitleidiges Lächeln, in dem ſich das ſtolze Bewußtſein eigner Ueberlegenheit und Größe ſpiegelte, nicht unterdrücken konnte. Nun — wer hätte das gedacht! — gefällt aber das lebendige, herrliche Spiel ganz ungemein — es elektriſirt die Menge — ſtille Andacht und lauter Jubel wechſeln, durch die unwiderſtehliche Macht der poetiſchen Wahrheit des Gedichtes angeregt — da giebt es denn eine komiſche Szene zwiſchen dem Direktor und dem Regiſſeur, die Beide etwas verblüfft die Meinung von dem nicht verſtandenen Stück, die ſie erſt unverholen äußerten, nun einander abläugnen. Trifft es ſich gar, daß die Schauſpieler in einem ſolchen Stücke recht applaudirt worden ſind, ſo treten auch dieſe auf die Seite des Dichters, wiewohl ſie alle im Stillen doch den Unverſtand des Publikums belachen, das ſich durch die perſönliche Vortrefflichkeit der Spieler ſo blenden ließ, daß es den unverſtändlichen Unſinn des Gedichts für was Rechtes hielt.

Berganza. Gar nicht lange her iſt es, daß ich ein Beiſpiel dazu erlebte, was Du eben geſagt haſt. — Es war das tiefſinnigſte und zugleich lebendigſte Stück des hochverehrten Calderon de la Barka: die Andacht zum Kreuz, welches man auf vieles Andringen der poetiſch Geſinnten in Eurer höchſt vortrefflichen Ueberſetzung auf die Bühne brachte, und welches bei dem Publikum, ſo wie hinter den Culiſſen, alle die ergötzlichen Wirkungen hatte, die Du ſo eben beſchriebſt.

Ich. Auch ich habe die Andacht zum Kreuz aufführen geſehen, und der Eindruck auf die Menge war nicht zu verkennen; aber manche hochgebildete Perſonen fanden das Stück verwerflich, weil es unmoraliſch ſei.

Berganza. Eben in dieſem Urtheil ſpricht ſich Eure jetzige Verſchrobenheit, ja ich möchte ſagen, Verderbtheit aus. — Ueberhaupt rechne ich den Verfall Eures Theaters von der Zeit, als man die moraliſche Verbeſſerung der Menſchen als den höchſten, ja einzigen Zweck der Bühne angab, und ſo dieſelbe zur Zuchtſchule machen wollte. Das Luſtigſte konnte nicht mehr erfreuen, denn hinter jedem Scherz ragte die Ruthe des moraliſchen Schulmeiſters hervor, der gerade dann am geneigteſten iſt, die Kinder zu ſtrafen, wenn ſie ſich dem Vergnügen ganz überlaſſen.

Ich. Ich fühle die kräftigen Hiebe der Ruthe, ſchnell wandelt ſich das unſchickliche Gelächter um in ſchickliches Weinen.

Berganza. Ihr Deutſche kommt mir vor wie jener Mathematiker, der, nachdem er Glucks Iphigenia in Tauris gehört hatte, den entzückten Nachbar ſanft auf die Achſeln klopfte und lächelnd fragte: Aber was iſt dadurch nun bewieſen? — Alles ſoll noch außer dem, was es iſt, was Anderes bedeuten, Alles ſoll zu einem außerhalb liegenden Zweck führen, den man gleich vor Augen hat, ja ſelbſt jede Luſt ſoll zu etwas Anderm werden, als zur Luſt, und ſo noch irgend einem andern leiblichen oder moraliſchen Nutzen dienen, damit nach der alten Küchenregel immer das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden bleibe.

Ich. Aber der Zweck der bloßen vorübergehenden Beluſtigung iſt ſo kleinlich, daß Du doch der Bühne gewiß einen höheren einräumen wirſt?

Berganza. Es giebt keinen höheren Zweck der Kunſt, als in dem Menſchen diejenige Luſt zu entzünden, welche ſein ganzes Weſen von aller irdiſchen Qual, von allem niederbeugenden Druck des Alltagslebens, wie von unſaubern Schlacken befreit, und ihn ſo erhebt, daß er, ſein Haupt ſtolz und froh emporrichtend, das Göttliche ſchaut, ja mit ihm in Berührung kommt. — Die Erregung dieſer Luſt, dieſe Erhebung zu dem poetiſchen Standpunkte, auf dem man an die herrlichen Wunder des Rein-Idealen willig glaubt, ja mit ihnen vertraut wird, und auch das gemeine Leben mit ſeinen mannichfaltigen bunten Erſcheinungen durch den Glanz der Poeſie in allen ſeinen Tendenzen verklärt und verherrlicht erblickt — das nur allein iſt nach meiner Ueberzeugung der wahre Zweck des Theaters. Ohne die Gabe, dieſe Erſcheinungen des Lebens nicht als unabhängige Einzelheiten, von der Natur wie im zweckloſen Spiel eines launenhaften Kindes hingeworfen, ſondern als aus dem Ganzen entſpringend und in ſeinen Mechanism wieder tief eingreifend zu betrachten, im Innern aufzufaſſen und mit den lebendigſten Farben wiederzugeben, giebt es keinen Schauſpieldichter; vergebens iſt ſonſt das Ringen: „der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck ſeiner Geſtalt zu zeigen.“

Ich. Und hiernach möchte ſich auch die Fähigkeit zu beobachten modifiziren, die man hauptſächlich vom Luſtſpieldichter verlangt.

Berganza. Allerdings. Aus dem getreuen Beobachten und Auffaſſen der individuellen Züge einzelner Perſonen kann höchſtens ein ergötzliches Portrait entſtehen, das eigentlich nur dann zu intereßiren vermag, wenn man das Original kennt, und durch den Vergleich damit in den Stand geſetzt wird, die praktiſche Fertigkeit des Malers zu beurtheilen. Als Charakter auf der Bühne wird aber dem zu getreuen Porträt, oder der gar aus einzelnen Zügen mehrerer Porträts zuſammengepinſelten Perſonage, immer die innere poetiſche Wahrheit fehlen, die nur durch die Betrachtung des Menſchen von jenem höheren Standpunkte aus erzeugt wird. — Kurz, der Schauſpieldichter muß nicht ſowohl die Menſchen, als den Menſchen kennen. — Der Blick des wahren Dichters durchſchaut die menſchliche Natur in ihrer innerſten Tiefe, und herrſcht über ihre Erſcheinungen, indem er ihre mannigfaltigſte Strahlenbrechung in ſeinem Geiſte wie in einem Prisma auffaßt und reflektirt.

Ich. Deine Anſichten von der Kunſt und von dem Theater, lieber Berganza! möchten manchen Widerſpruch finden, wiewohl vorzüglich das, was Du von der Kenntniß des Menſchen und der Menſchen ſagſt, mir recht gut eingeht, und ich darin den Grund finde, warum die Schau- und Luſtſpiele eines gewiſſen Dichters, der zugleich praktiſcher Schauſpieler war, momentan ſo hochgeachtet und ſo bald vergeſſen wurden; das gänzliche Vorübergehen ſeiner Periode noch während ſeines Lebens hatte ſeine Fittige dermaßen gelähmt, daß er ſie nicht mehr zum neuen Fluge zu ſchwingen vermochte.

Berganza. Der Dichter, von dem Du ſprichſt, trägt auch größtentheils die Schuld der Sünde, welche als unabwendbare Folge den Fall unſeres Theaters nach ſich zog. — Er war einer der Coryphäen jener langweiligen, weinerlichen, moraliſirenden Sekte, die mit ihrem Thränenwaſſer jeden emporblitzenden Funken der wahren Poeſie auszulöſchen ſtrebte. — Er bot uns in reichlicher Fülle die verbotenen Aepfel dar, deren Genuß uns das Paradies koſtete.

Ich. Aber man kann ihm eine gewiſſe lebensvolle Darſtellung nicht abſprechen.

Berganza. Die aber mehrentheils in dem geſchraubten Dialog ſich ſelbſt wieder vernichtet. Mir iſt es, als wenn er lebhaft aufgefaßte individuelle Züge einzelner Perſonen, ſo wie ein fremdes Kleid ſich ſelbſt angepaßt, alsdann ſo lange daran geſchnörkelt und geſchnitten, bis ſie ihm gerecht waren, und in der Art ſeine Charaktere geſchaffen hätte. Wie es da um die innere poetiſche Wahrheit ſtehen muß, kannſt Du leicht ſelbſt ermeſſen.

Ich. Indeſſen waren doch ſeine Intentionen meiſtentheils gut.

Berganza. Ich hoffe, daß Du das Wort Intention nicht in dem höhern Sinn der Kunſtſprache nimmſt, ſondern nur den wenigſtens ſcheinbar moraliſchen Zweck der Schauſpiele jenes Dichters darunter verſtehſt, und da muß ich Dir geſtehen, daß vielleicht, abgeſehen von aller Kunſt, von allem Poetiſchen, jene Schauſpiele in der Abſicht und dem Erfolg wirklich den erbaulichen Faſtenpredigten an die Seite zu ſtellen ſind, die den Gottloſen mit der Hölle drohen und den Frommen den Himmel verſprechen; nur hat der Dichter den Vortheil als Handhaber und Vollſtrecker der poetiſchen Gerechtigkeit nach Befund gleich mit dem Schwerte ſelbſt dreinſchlagen zu können. Belohnung und Strafe, Geldbörſen und Geheimderathstitel, bürgerliche Schande und Feſtung, Alles iſt in Bereitſchaft, ſobald ſich der Vorhang vor dem fünften Akte hebt.

Ich. Mich wundert, daß in dieſen Dingen noch eine gewiſſe Varietät ſtattfinden kann.

Berganza. Warum das nicht! — Wäre es nicht für unſere Dichter eine herrliche fruchtbare Idee geweſen, die zehn Gebote cykliſch in Schauſpielen zu behandeln? — Die beiden Gebote: Du ſollſt nicht ſtehlen, und du ſollſt nicht ehebrechen, ſind ſchon ganz artig theatraliſch ausgeführt worden, und es käme nur darauf an, ſolche Gebote, als z. B. du ſollſt nicht begehren ꝛc. ſchicklich einzukleiden.

Ich. Vor einiger Zeit klang der Einfall weniger ironiſch, als jetzt. Doch wie war es möglich, daß jene weinerliche, moraliſirende Periode bis zur höchſten Stufe der unerträglichſten Langeweile, ſich nicht mit einem allgemeinen Auflehnen dagegen, mit einer plötzlichen Revolution endigen konnte, ſondern nach und nach verbleichen und verlöſchen mußte?

Berganza. Ich glaube nicht, daß ihr Deutſche, ſelbſt bei dem ſchwerſten Druck, zum Aufſtande dagegen durch einen plötzlichen Blitz aufzuregen ſeyd. Indeſſen wurde die Sache doch anders, und zwar eindringender, ſchneller gegangen ſein, wenn ein herrlicher Dichter, der Euch noch manchmal bis in das Innerſte hinein erfreuen wird, damals ſeinen gerechten Abſcheu gegen die armſeligen Bretter überwunden, und uns ein Mährchen, wie Gozzi das Mährchen von den drei Pomeranzen, von der Bühne herab erzählt hätte. — Wie es nur an ihm lag, mit der ihm zu Gebote ſtehenden unendlichen poetiſchen Kraft das jämmerliche Kartenhaus einzuſchießen, zeigt die Wirkung, ja die gänzliche Revolution in allen dem Theater befreundeten poetiſchen Gemüthern, die ſein polemiſches, in Form des Luſtſpiels abgefaßtes Mährchen hervorbrachte, das, wenn alle Beziehungen längſt fremd geworden ſind, als ein für ſich beſtehendes ergötzliches Produkt nicht ohne das innigſte Behagen geleſen werden wird.

Ich. Ich merke, daß Du den geſtiefelten Kater meinſt, ein Buch, das mich ſchon damals, als ich noch von den unglückſeligen

Erſcheinungen jener Periode befangen, mit dem reinſten Vergnügen erfüllte. — Warum ſpringſt Du ſo, Berganza?

Berganza. Ach! — es iſt der Aufheiterung wegen! — Ich will mir all die verfluchten Erinnerungen an das Theater aus dem Sinne ſchlagen, und ein Gelübde thun, mich nie mehr darauf einzulaſſen. — Am liebſten ginge ich zu meinem Kapellmeiſter.

Ich. So nimmſt Du alſo das Anerbieten, bei mir zu bleiben, nicht an?

Berganza. Schon deshalb nicht, weil ich mit Dir geſprochen. Es iſt überhaupt nicht rathſam, Jemandem alle Talente, die man beſitzt, zu enthüllen, weil dieſer dann das wohlerworbene Recht zu haben glaubt, ſie in Anſpruch zu nehmen, wie er nur mag. So könnteſt Du nun oft von mir verlangen, daß ich mit Dir ſprechen ſollte.

Ich. Weiß ich denn aber nicht, daß es nicht von Dir abhängt, zu ſprechen wann Du willſt?

Berganza. Wenn auch! — Du könnteſt es oft für Eigenſinn halten, wenn ich hartnäckig ſchwiege, unerachtet es mir in dem Augenblick unmöglich ſeyn dürfte, menſchlich zu ſchwatzen. Verlangt man nicht oft von dem Muſiker: er ſolle ſpielen, — von dem Dichter: er ſolle Verſe machen, ſind auch Zeit und Umſtände ſo ungünſtig, daß es unmöglich iſt, dem Zudringlichen zu genügen, und doch ſchilt man dann jede Weigerung Eigenſinn. — Kurz! — ich bin Dir mit meinen beſondern Gaben und Eigenheiten zu bekannt geworden, als daß auf ein näheres Verhältniß zwiſchen uns zu rechnen wäre. Ueberdem habe ich mein Unterkommen ſchon gefunden, laß uns alſo davon abbrechen.

Ich. Es iſt mir unlieb, daß Du ſo wenig Zutrauen zu mir haſt.

Berganza. Du biſt alſo auch neben Deinem Muſiktreiben, Schriftſteller — Dichter?

Ich. Ich ſchmeichle mir bisweilen —

Berganza. Schon genug — Ihr taugt Alle nicht viel, denn der reine, einfarbige Charakter iſt ſelten.

Ich. Was willſt Du damit ſagen?

Berganza. Nächſt denen, die nur im äußern Prunkſtaat der Poeſie erſcheinen, nächſt Euern geleckten Männlein, Euern gebildeten gemüth- und herzloſen Weibern, giebt es noch welche, die von inner und außen geſprenkelt ſind, und in mehreren Farben ſchillern, ja bisweilen wie das Chamäleon die Farben wechſeln können.

Ich. Noch immer verſtehe ich Dich nicht —

Berganza. Sie haben Kopf — Gemüth — aber nur dem Geheiligten entfaltet die blaue Blume willig ihren Kelch!

Ich. Was willſt Du mit der blauen Blume?

Berganza. Eine Erinnerung an einen verſtorbenen Dichter, der zu den reinſten gehörte, die jemals gelebt. Wie Johannes ſagte: leuchteten in ſeinem kindlichen Gemüthe die reinſten Strahlen der Poeſie, und ſein frommes Leben war ein Hymnus, den er dem höchſten Weſen und den heiligen Wundern der Natur in herrlichen Tönen ſang. Sein Dichtername war: Novalis!

Ich. Viele hielten ihn jeder Zeit für einen Schwärmer und Phantaſten —

Berganza. Weil er in der Poeſie, ſo wie im Leben, nur das Höchſte, das Heiligſte wollte, und vorzüglich manchen geſprenkelten Kollegen herzlich verachtete, wiewohl eigentlicher Haß ſeiner Seele fremd war, ſo hatte er manchen ihn verfolgenden Feind. — Eben ſo weiß ich recht gut, daß man ihm Unverſtändlichkeit und Schwulſt vorwarf, unerachtet es zu ſeinem Verſtändniß nur darauf ankam, mit ihm in die tiefſten Tiefen hinabzuſteigen, und wie aus einem in Ewigkeit ergiebigen Schacht die wundervollen Kombinationen, womit die Natur alle Erſcheinungen in ein Ganzes verknüpft, heraufzubergen, wozu denn freilich den Mehrſten es an innerer Kraft und an Muth mangelte.

Ich. Ich glaube, daß wenigſtens in Anſehung des kindlichen Gemüths und des wahren poetiſchen Sinnes, ihm ein Dichter der neueſten Zeit ganz an die Seite zu ſetzen iſt.

Berganza. Meinſt Du den, der mit ſeltner Kraft die nordiſche Rieſenharfe ertönen ließ, der mit wahrhafter Weihe und Begeiſterung den hohen Helden Sigurd in das Leben rief, daß ſein Glanz all' die matten Dämmerlichter der Zeit überſtrahlte, und vor ſeinem mächtigen Tritt all' die Harniſche, die man ſonſt für die Helden ſelbſt gehalten, hohl und körperlos umfielen, — meinſt du den, ſo gebe ich Dir Recht. — Er herrſcht als unumſchränkter Herr im Reich des Wunderbaren, deſſen ſeltſame Geſtalten und Erſcheinungen willig ſeinem mächtigen Zauberrufe folgen und — doch in dieſem Augenblicke fällt mir durch eine beſondere Ideenkombination ein Bild, oder vielmehr ein Kupferſtich ein, der anders, als was er vorſtellt, gedeutet, mir das eigentliche innere Weſen ſolcher Dichter, als von denen wir eben ſprechen, auszudrücken ſcheint. —

Ich. Sprich, lieber Berganza, was iſt das für ein Bild?

Berganza. Meine Dame (Du weißt, daß ich die Dichterin und mimiſche Künſtlerin meine) hatte ein ſehr ſchönes Zimmer mit guten Abdrücken der ſogenannten Shakeſpeare-Gallerie ausgeziert. Das erſte Blatt, gleichſam als Prologus, ſtellte Shakeſpeare's Geburt vor. Mit ernſter hoher Stirn, mit hellen klaren Augen um ſich ſchauend, liegt der Knabe in der Mitte, um ihn die Leidenſchaften, ihm dienend; — die Furcht, die Verzweiflung, die Angſt, das Entſetzen ſchmiegen gräßlich geſtaltet ſich willig dem Kinde, und ſcheinen auf ſeinen erſten Laut zu horchen. —

Ich. Aber die Deutung auf unſere Dichter?

Berganza. Kann man nicht ohne allen Zwang jenes Bild ſo deuten: „Sehet, wie dem kindlichen Gemüthe die Natur in allen ihren Erſcheinungen unterworfen, wie ſelbſt das Furchtbare, das Entſetzliche ſich ſeinem Willen und ſeinem Worte ſchmiegt, und erkennet, daß nur ihm dieſe zauberiſche Macht verſtattet."

Ich. In dieſem Sinne habe ich wirklich noch nie das mir wohlbekannte Bild betrachtet; aber ich muß geſtehen, daß Deine Deutung nicht allein paßt, ſondern auch überdem ſehr pittoresk iſt. Ueberhaupt ſcheint Deine Phantaſie ſehr regſam. — Doch! — Du biſt mir noch die Erklärung Deiner ſogenannten geſprenkelten Charaktere ſchuldig.

Berganza. Der Ausdruck taugt nicht viel, um das zu bezeichnen, was ich eigentlich meine, indeſſen hat ihn der Haß geboren, den ich gegen alle buntfarbig geſprenkelte Kreaturen von meinem Stande trage. Oft bin ich einem bloß deshalb in die Ohren gefahren, weil er in Weiß und Braun gefärbt, mir wie ein verächtlicher buntſcheckichter Narr vorkam. — Sieh, lieber Freund! es giebt ſo Viele unter Euch, die man Dichter nennt, und denen man Geiſt, Tiefe, ja ſelbſt Gemüth nicht abſprechen kann, die aber, als ſey die Dichtkunſt etwas Anderes als das Leben des Dichters ſelbſt, von jeder Gemeinheit des Alltagslebens angeregt, ſich willig den Gemeinheiten ſelbſt hingeben, und die Stunden der Weihe am Schreibtiſche von allem übrigen Treiben und Thun ſorgfältig trennen. — Sie ſind ſelbſtſüchtig, eigennützig, ſchlechte Gatten, ſchlechte Väter, untreue Freunde, indem ſie, ſobald der neue Bogen zur Preſſe ſoll, das Heiligſte in heiligen Tönen verkünden. —

Ich. Was thut aber das Privatleben, wenn der Dichter nur Dichter iſt und bleibt! — Aufrichtig geſprochen, ich halte es mit Rameau's Neffen, der den Dichter der Athalia dem guten Hausvater vorzieht.

Berganza. Mir iſt es ſchon fatal, daß man bei dem Dichter, als ſey er eine diplomatiſche Perſon oder nur überhaupt ein Geſchäftsmann, immer das Privatleben — und nun von welchem Leben denn? — abſondert. — Niemals werde ich mich davon überzeugen, daß der, deſſen ganzes Leben die Poeſie nicht über das Gemeine, über die kleinlichen Erbärmlichkeiten der konventionellen Welt erhebt, der nicht zu gleicher Zeit gutmüthig und grandios iſt, ein wahrhafter aus innerem Beruf, aus der tiefen Anregung des Gemüths hervorgegangener Dichter ſey. Ich möchte immer etwas aufſuchen, wodurch erklärt würde, wie das, was er verkündet, von außen hineingegangen ſey und den Saamen geſtreut habe, den nun der lebhafte Geiſt, das regbare Gemüth zur Blüthe und Frucht reifen läßt. Mehrentheils verräth auch irgend eine Sünde, ſey es auch nur eine Geſchmackloſigkeit, von dem Zwange des fremdartigen Schmuckes erzeugt, den Mangel an innerer Wahrheit.

Ich. Das iſt alſo Dein geſprenkelter Charakter?

Berganza. Allerdings! — Ihr habt einen Dichter — gehabt, möcht' ich beinahe ſagen, deſſen Werke oft eine in Seele und Herz dringende Frömmigkeit athmen, und der übrigens ganz für das Original jenes ſchwarzen Bildes gelten kann, das ich von dem geſprenkelten Charakter entworfen. Er iſt ſelbſtſüchtig, eigennützig, perfid gegen Freunde, die es gut und redlich mit ihm meinten, und keck will ich es behaupten, daß nur das Auffaſſen und Verfolgen einer fixen Idee ohne einen eigentlichen innern Beruf ihn den Weg betreten ließ, den er nun für immer eingeſchlagen. — Vielleicht dichtet er ſich herauf bis zum Heiligen! —

Ich. Das iſt mir räthſelhaft!

Berganza. Und möge Dir das Räthſel auch ungedeutet bleiben! — Du ſiehſt kein weißes Haar an mir — ich bin durchaus ſchwarz — ſchiebe allenfalls darauf meinen tiefen Haß gegen alles Bunte. — Närriſch war es doch, ſich gerade für die Jungfrau Maria zu halten.

Ich. Du ſpringſt auf etwas Neues?

Berganza. Im Gegentheil! — ich bleibe bei dem Alten. Johannes Kreiſler erzählte einmal in meiner Gegenwart einem Freunde, wie einſt der Wahnſinn der Mutter den Sohn zum Dichter in dei frömmſten Manier gebildet habe. — Die Frau bildete ſich ein, ſie ſey die Jungfrau Maria und ihr Sohn der verkannte Chriſtus, der auf Erden wandle, Kaffee trinke und Billard ſpiele, aber bald werde die Zeit kommen, wo er ſeine Gemeine ſammeln und ſie geradesweges in den Himmel führen würde. Des Sohnes rege Phantaſie fand in der Mutter Wahnſinn die Andeutung ſeines höheren Berufs. — Er hielt ſich für einen Auserwählten Gottes, der die Geheimniſſe einer neuen geläuterten Religion verkünden ſollte; mit innerer Kraft, die ihn das Leben an den erkannten Beruf ſetzen ließ, hätte er ein neuer Prophet, oder was weiß ich, werden können; aber bei der angebornen Schwächlichkeit, bei dem Kleben an den Alltäglichkeiten des gemeinen Lebens, fand er es bequemer, jenen Beruf nur in Verſen anzudeuten, ihn auch nachgerade zu verläugnen, wenn er ſeine bürgerliche Exiſtenz gefährdet glaubte. — Ach, mein Freund! Ach! —

Ich. Was iſt Dir? lieber Berganza!

Berganza. Bedenke das Schickſal eines armen Hundes, der verdammt iſt, recht was man ſagt, aus der Schule zu ſchwatzen, wenn ihm einmal der Himmel zu ſprechen erlaubt. — Doch freut es mich, daß Du meinen Zorn, meine Verachtung gegen Eure falſchen Propheten — ſo will ich die nennen, die der wahren Poeſie zum Hohn ſich nur im Falſchen, Angeeigneten bewegen — ſo gut aufgenommen oder vielmehr für gerecht erkannt haſt. — Ich ſage Dir, Freund, traue nicht den Geſprenkelten! —

In dieſem Augenblicke ſchüttelte ein friſcher Morgenwind die Aeſte der hohen Bäume, daß die Vögel ſich vom Schlafe ermunterten, und in leichtem Fluge ſich in dem Purpur badeten, das nun hinter den Bergen aufſtieg und die Luft erfüllte.

Berganza machte ſeltſame Grimaſſen und Sprünge. Seine funkelnden Augen ſchienen Feuer zu ſprühen; ich ſtand auf, und ein Grauen wandelte mich an, dem ich in der Nacht widerſtanden.

„Vau — Hau — Hau — Au Au!“ —

Ach! Berganza wollte reden, aber die verſuchten Worte gingen unter in dem Bellen des gewöhnlichen Hundes.

Mit Blitzesſchnelle ſprang er fort; bald war er mir aus den Augen, aber noch aus weiter Ferne erſchallte das

— Vau Hau — Hau — Hau — Hau — Hau —

und ich wußte, was ich dabei zu denken hatte.

Phantaſieſtücke
in Callot's Manier.

Blätter aus dem Tagebuche
eines
reiſenden Enthuſiaſten.

Mit einer Vorrede von Jean Paul.

Zweiter Theil.

I.

Der Magnetiſeur.

Eine Familienbegebenheit.

Träume ſind Schäume.

„Träume ſind Schäume,“ ſagte der alte Baron, indem er die Hand nach der Klingelſchnur ausſtreckte, um den alten Kaſpar herbeizurufen, der ihm ins Zimmer leuchten ſollte; denn es war ſpät geworden, ein kalter Herbſtwind ſtrich durch den übel verwahrten Sommerſaal, und Maria, in ihren Shawl feſt eingewickelt, ſchien mit halbgeſchloſſenen Augen ſich des Einſchlummerns nicht mehr erwehren zu können. — Und doch, fuhr er fort, die Hand wieder zurückziehend, und aus dem Lehnſtuhl vorgebeugt beide Arme auf die Kniee ſtützend — und doch erinnere ich mich manches merkwürdigen Traumes aus meiner Jugendzeit! — Ach, beſter Vater, fiel Ottmar ein, welcher Traum iſt denn nicht merkwürdig, aber nur die, welche irgend eine auffallende Erſcheinung verkündigen — mit Schillers Worten: die Geiſter, die den großen Geſchicken voranſchreiten — die uns gleichſam mit Gewalt in das dunkle geheimnißvolle Reich ſtoßen, dem ſich unſer befangener Blick nur mit Mühe erſchließt, nur die ergreifen uns mit einer Macht, deren Einwirkung wir nicht abläugnen können. —

Träume ſind Schäume, wiederholte der Baron mit dumpfer Stimme. Und ſelbſt in dieſem Waidſpruch der Materialiſten, die das Wunderbarſte ganz natürlich, das Natürlichſte aber oft abgeſchmackt und unglaublich finden, erwiederte Ottmar, liegt eine treffende Allegorie. — Was wirſt Du in dem alten verbrauchten Sprichwort wieder Sinniges finden? fragte gähnend Maria. — Lachend erwiederte Ottmar mit Proſpero's Worten: Zieh Deiner Augen Franſenvorhang auf, und hör' mich freundlich an! — Im Ernſt, liebe Maria, wärſt Du weniger ſchläfrig, ſo würdeſt Du ſelbſt ſchon geahnet haben, daß, da von einer über alle Maßen herrlichen Erſcheinung im menſchlichen Leben, nämlich vom Traume die Rede iſt, ich mir bei der Zuſammenſtellung mit Schaum auch nur den edelſten denken kann, den es giebt. — Und das iſt denn doch offenbar der Schaum des gährenden, ziſchenden, brauſenden Champagners, den Du abzunippen auch nicht verſchmähſt, unerachtet Du ſonſt recht jüngferlich und zünferlich allen Rebenſaft ſchnöde verachteſt. Sieh' die tauſend kleinen Bläschen, die perlend im Glaſe aufſteigen und oben im Schaume ſprudeln, das ſind die Geiſter, die ſich ungeduldig von der irdiſchen Feſſel loslöſen; und ſo lebt und webt im Schaum das höhere geiſtige Prinzip, das frei von dem Drange des Materiellen friſch die Fittige regend, in dem fernen uns Allen verheißenen himmliſchen Reiche ſich zu dem verwandten höheren Geiſtigen freudig geſellt, und alle wundervollen Erſcheinungen in ihrer tiefſten Bedeutung wie das Bekannteſte aufnimmt und erkennt. Es mag daher auch der Traum von dem Schaum, in welchem unſere Lebensgeiſter, wenn der Schlaf unſer extenſives Leben befängt, froh und frei aufſprudeln, erzeugt werden und ein höheres intenſives Leben beginnen, in dem wir alle Erſcheinungen der uns fernen Geiſterwelt nicht nur ahnen, ſondern wirklich erkennen, ja in dem wir über Raum und Zeit ſchweben. Mich dünkt, unterbrach ihn der alte Baron, wie ſich von einer Erinnerung, in die er verſunken, gewaltſam losreißend, ich höre Deinen Freund Alban ſprechen. Ihr kennt mich als Euern unzubekehrenden Gegner; ſo iſt das Alles, was Du ſo eben geſagt, recht ſchön anzuhören, und gewiſſe empfindliche oder empfindelnde Seelen mögen ſich daran ergötzen, allein ſchon der Einſeitigkeit wegen unwahr. Nach dem, was Du da von der Verbindung mit der Geiſterwelt, und was weiß ich, ſchwärmteſt, ſollte man glauben, der Traum müſſe den Menſchen in den glückſeligſten Zuſtand verſetzen; aber alle die Träume, welche ich deshalb merkwürdig nenne, weil der Zufall ihnen eine gewiſſe Einwirkung in mein Leben gab — Zufall nenne ich nämlich ein gewiſſes Zuſammentreffen an und für ſich ſelbſt fremdartiger Begebenheiten, die nun ſich zu einer Totalerſcheinung verbinden — alle dieſe Träume, ſage ich, waren unangenehm, ja qualvoll, daß ich oft darüber erkrankte, wiewohl ich mich alles Nachgrübelns darüber enthielt, da es damals noch nicht Mode war, auf Alles, was die Natur weiſe uns fern gerückt hat, Jagd zu machen. — Sie wiſſen, beſter Vater, erwiederte Ottmar, wie ich über das Alles, was Sie Zufall, Zuſammentreffen der Umſtände und ſonſt nennen, mit meinem Freunde Alban denke. — Und was die Mode des Nachgrübelns betrifft, ſo mag mein guter Vater daran denken, daß dieſe Mode, als in der Natur des Menſchen begründet, uralt iſt. Die Lehrlinge zu Sais — Halt, fuhr der Baron auf, vertiefen wir uns weiter nicht in ein Geſpräch, das ich heute um ſo mehr zu meiden Urſache habe, als ich mich gar nicht aufgelegt fühle, es mit Deinem überbrauſenden Enthuſiasmus für das Wunderbare aufzunehmen. Nicht läugnen kann ich, daß mich gerade heute am neunten September eine Erinnerung aus meinen Jugendjahren befängt, die ich nicht los werden kann, und ſollte ich Euch das Abentheuer erzählen, ſo würde Ottmar den Beweis darin finden, wie ein Traum, oder ein träumeriſcher Zuſtand, der ſich auf eine ganz eigene Weiſe an die Wirklichkeit knüpfte, von dem feindlichſten Einfluß auf mich war. Vielleicht, beſter Vater, ſagte Ottmar, geben Sie mir und meinem Alban einen herrlichen Beitrag zu den vielfachen Erfahrungen, die die jetzt aufgeſtellte Theorie des magnetiſchen Einfluſſes, die von der Unterſuchung des Schlafs und des Träumens ausgeht, beſtätigen. — Schon das Wort, magnetiſch, macht mich erbeben, zürnte der Baron; aber Jeder nach ſeiner Weiſe, und wohl Euch, wenn die Natur es leidet, daß Ihr mit täppiſchen Händen an ihrem Schleier zupft, und Eure Neugierde nicht mit Euerm Untergange beſtraft. Laſſen Sie uns, beſter Vater! erwiederte Ottmar, nicht über Dinge ſtreiten, die aus der innerſten Ueberzeugung hervorgehen; aber die Erinnerung aus Ihrer Jugendzeit, darf ſich denn die nicht in Worten ausſprechen? — Der Baron ſetzte ſich tief in den Lehnſtuhl zurück, und indem er, wie er zu thun pflegte, wenn ſein Innerſtes angeregt wurde, den ſeelenvollen Blick in die Höhe richtete, fing er an:

Ihr wißt, daß ich meine militäriſche Bildung auf der Ritterakademie in B. erhielt. Unter den dort angeſtellten Lehrern befand ſich nun ein Mann, der mir ewig unvergeßlich bleiben wird; ja ich kann noch jetzt an ihn nicht denken ohne innern Schauer, ohne Entſetzen, möcht ich ſagen. Es iſt mir oft, als würde er geſpenſtiſch durch die Thür hineinſchreiten. — Seine Rieſengröße wurde noch auffallender durch die Hagerkeit ſeines Körpers, der nur aus Muskeln und Nerven zu beſtehen ſchien; er mochte in jüngern Jahren ein ſchöner Mann geweſen ſeyn; denn noch jetzt warfen ſeine großen ſchwarzen

Augen einen brennenden Blick, den man kaum ertragen konnte; ein tieſer Funfziger hatte er die Kraft und die Gewandtheit eines Jünglings; alle ſeine Bewegungen waren raſch und entſchieden. Im Fechten auf Stoß und Hieb war er dem Geſchickteſten überlegen, und das wildeſte Pferd drückte er zuſammen, daß es unter ihm ächzte. Er war ehemals Major in däniſchen Dienſten geweſen, und hatte, wie man ſagte, deshalb flüchten müſſen, weil er ſeinen General im Duell erſtochen. Manche behaupteten, dies ſey nicht im Duell geſchehen, ſondern auf ein beleidigendes Wort vom General habe er, ehe dieſer ſich zur Wehr ſetzen konnte, ihm den Degen durch den Leib gerannt. Genug, er war aus Dänemark herübergeflüchtet, und mit dem Majors-Range bei der Ritterakademie zum höhern Unterricht in der Fortification angeſtellt. Im höchſten Grade jähzornig, konnte ihn ein Wort, ein Blick in Wuth ſetzen, er beſtrafte die Zöglinge mit ausgedachter Grauſamkeit, und doch hing Alles an ihm auf eine ganz unbegreifliche Weiſe. So hatte einmal die gegen alle Regel und Ordnung harte Behandlung eines Zöglings die Aufmerkſamkeit der Obern erregt, und es wurde eine Unterſuchung verfügt; aber gerade dieſer Zögling klagte ſich nur ſelbſt an, und ſprach ſo eifrig für den Major, daß er aller Schuld entbunden werden mußte. Bisweilen hatte er Tage, in denen er ſich ſelbſt nicht ähnlich war. Der ſonſt harte polternde Ton ſeiner tiefen Stimme hatte dann etwas unbeſchreiblich Sonores, und von ſeinem Blick konnte man ſich nicht losreißen. Gutmüthig und weich überſah er jede kleine Ungeſchicklichkeit, und wenn er Dieſem oder Jenem, dem etwas beſonders gelungen, die Hand drückte, ſo war es, als habe er ihn, wie durch eine unwiderſtehliche Zauberkraft zu ſeinem Leibeignen gemacht, denn den augenblicklichen ſchmerzvollſten Tod hätte er gebieten können, und ſein Wort wäre erfüllt worden. Auf ſolche Tage folgte aber gewöhnlich ein ſchrecklicher Sturm, vor dem Jeder ſich verbergen oder flüchten mußte. Dann zog er in aller Frühe ſeine rothe däniſche Staatsuniform an und lief mit Rieſenſchritten, gleichviel, war es Sommer oder Winter, in dem großen Garten, der ſich an das Palais der Ritterakademie anſchloß, raſtlos den ganzen Tag umher. Man hörte ihn mit ſchrecklicher Stimme und mit den heftigſten Geſtikulationen däniſch ſprechen — er zog den Degen — er ſchien es mit einem fürchterlichen Gegner zu thun zu haben — er empfing — er parirte Stöße — endlich war durch einen wohlberechneten Stoß der Gegner gefallen, und unter den gräßlichſten Flüchen und Verwünſchungen ſchien er den Leichnam mit den Füßen zu zermalmen. Nun flüchtete er mit unglaublicher Schnelle durch die Alleen, er erkletterte die höchſten Bäume und lachte dann höhniſch herab, daß uns, die wir es bis in das Zimmer hören konnten, das Blut in den Adern erſtarrte. Gewöhnlich tobte er auf dieſe Art vier und zwanzig Stunden, und man bemerkte, daß er in der Tag- und Nachtgleiche jedesmal von dieſem Paroxiſmus befallen wurde. Den Tag darauf ſchien er von Allem, was er unternommen, auch nicht das Mindeſte zu ahnen, nur war er ſchroffer, jähzorniger, härter als je, bis er wieder in jene gutmüthige Stimmung gerieth. Ich weiß nicht woher die wunderlichen, abentheuerlichen Gerüchte kamen, die von ihm unter den Dienſtboten der Akademie und ſogar in der Stadt unter dem gemeinen Volke verbreitet wurden. So hieß es von ihm, er könne das Feuer beſprechen, und Krankheiten durch das Auflegen der Hände, ja durch den bloßen Blick heilen, und ich erinnere mich, daß er einmal Leute, die durchaus von ihm auf dieſe Art geheilt ſeyn wollten, mit Stockſchlägen verjagte. Ein alter Invalide, der zu meiner Aufwartung beſtimmt war, äußerte ganz unverholen, daß man wohl wiſſe, wie es mit dem Herrn Major nicht natürlich zugehe, und daß vor vielen Jahren einmal im Sturm auf der See der böſe Feind zu ihm getreten, und ihm Rettung aus der Todesnoth, ſo wie übermenſchliche Kraft, allerlei Wunderbares zu wirken, verheißen, welches er denn angenommen und ſich dem Böſen ergeben habe; nun habe er oft harte Kämpfe mit dem Böſen zu beſtehen, den man bald als ſchwarzen Hund, bald als ein anderes häßliches Thier im Garten umherlaufen ſehe, aber über kurz oder lang werde der Major doch gewiß auf eine ſchreckliche Weiſe unterliegen müſſen. So albern und abgeſchmackt mir dieſe Erzählungen vorkamen, ſo konnte ich mich doch eines gewiſſen innern Schauers nicht erwehren, und unerachtet ich die ganz beſondere Zuneigung, die der Major mir allein vor allen Andern bewies, mit getreuer Anhänglichkeit erwiederte, ſo miſchte ſich doch in mein Gefühl für den ſonderbaren Mann ein unbegreifliches Etwas, das mich unaufhörlich verfolgte, und das ich mir ſelbſt nicht erklären konnte. Es war, als würde ich von einem höhern Weſen gezwungen, treu an dem Mann zu halten, als würde der Augenblick des Aufhörens meiner Liebe auch der Augenblick des Unterganges ſeyn.

Erfüllte mich nun mein Beiſammenſeyn mit ihm auch mit einem gewiſſen Wohlbehagen, ſo war es doch wieder eine gewiſſe Angſt, das Gefühl eines unwiderſtehlichen Zwanges, das mich auf eine unnatürliche Art ſpannte, ja das mich innerlich erbeben machte. War ich lange bei ihm geweſen, ja hatte er mich beſonders freundlich behandelt und mir, wie er dann zu thun pflegte, mit ſtarr auf mich geheftetem Blick meine Hand in der ſeinigen feſthaltend, allerlei Seltſames erzählt, ſo konnte mich jene ganz eigne wunderbare Stimmung bis zur höchſten Erſchöpfung treiben. Ich fühlte mich krank und matt zum Umſinken. — Ich übergehe alle die ſonderbaren Auftritte, die ich mit meinem Freunde und Gebieter hatte, wenn er ſogar an meinen kindiſchen Spielen Theil nahm, und fleißig an der unüberwindlichen Feſtung mit bauen half, die ich in dem Garten nach den ſtrengſten Regeln der Befeſtigungskunſt anlegte, — ich komme zur Hauptſache. — Es war, wie ich mich genau erinnere, in der Nacht vom achten auf den neunten September im Jahr 17 — als ich lebhaft, als geſchähe es wirklich, träumte, der Major öffne leiſe meine Thür, käme langſam an mein Bett geſchritten und lege, mich mit ſeinen hohlen ſchwarzen Augen auf furchtbare Weiſe anſtarrend, die rechte Hand auf meine Stirn über die Augen, und doch könne ich ihn vor mir ſtehen ſehn. — Ich ächzte vor Beklemmung und Entſetzen — da ſprach er mit dumpfer Stimme: „Armes Menſchenkind, erkenne Deinen Meiſter und Herrn! — Was krümmſt und windeſt Du Dich in deiner Knechtſchaft, die Du vergebens abzuſchütteln ſtrebſt? — Ich bin Dein Gott, der Dein Innerſtes durchſchaut, und Alles, was Du darin jemals verborgen haſt oder verbergen willſt, liegt hell und klar vor mir. Damit du aber nicht wagſt, an meiner Macht über Dich, Du Erdenwurm, zu zweifeln, will ich auf eine Dir ſelbſt ſichtbarliche Weiſe in die geheimſte Werkſtatt Deiner Gedanken eindringen.“ — Plötzlich ſah ich ein ſpitzes glühendes Inſtrument in ſeiner Hand, mit dem er in mein Gehirn fuhr. Ueber den fürchterlichen Schrei des Entſetzens, den ich ausſtieß, erwachte ich in Angſtſchweiß gebadet — ich war der Ohnmacht nahe. Endlich erholte ich mich, aber eine dumpfe ſchwüle Luft erfüllte das Zimmer, es war mir, als höre ich die Stimme des Majors, der, wie aus weiter Ferne, mich mehrmals bei dem Vornamen rief. Ich hielt dieß für die Nachwirkung des gräßlichen Traums; ich ſprang aus dem Bette, ich öffnete die Fenſter, um die freie Luft hineinſtrömen zu laſſen in das ſchwüle Zimmer. Aber welch' ein Schreck ergriff mich, als ich in der mondhellen Nacht den Major in ſeiner Staatsuniform, ganz ſo wie er mir im Traum erſchienen, durch die Hauptallee nach dem Gatterthor, das aufs freie Feld führte, ſchreiten ſah; er riß es auf, ging hindurch, warf die Flügel hinter ſich zu, daß Riegel und Angel klirrend und raſſelnd zuſammenſprangen und das Getöſe weit in der ſtillen Nacht wiederhallte. — Was war das, was will der Major in der Nacht draußen im Felde? dachte ich, und es überfiel mich eine unbeſchreibliche Angſt und Unruhe. Wie von unwiderſtehlicher Gewalt getrieben, zog ich mich an, weckte den guten Inſpektor, einen frommen Greis von ſiebzig Jahren, den Einzigen, den der Major ſelbſt in ſeinem ärgſten Paroxismus ſcheute und ſchonte, und erzählte ihm meinen Traum, ſo wie den Vorgang nachher. Der Alte wurde ſehr aufmerkſam und ſagte: auch ich habe das Gatterthor ſtark zuwerfen gehört, es aber für Täuſchung gehalten; auf jeden Fall möge wohl etwas Beſonderes mit dem Major vorgegangen und deshalb es gut ſeyn, in ſeinem Zimmer nachzuſehen. Die Hausglocke weckte Zöglinge und Lehrer, und wir gingen mit Lichtern, wie in feierlicher Prozeſſion, durch den langen Gang nach den Zimmern des Majors. Die Thür war verſchloſſen, und vergebliche Verſuche, ſie mit dem Hauptſchlüſſel zu öffnen, überzeugten uns, daß von innen der Riegel vorgeſchoben war. Auch die Hauptthür, durch die der Major hätte gehen müſſen, um in den Garten zu kommen, war verſchloſſen und verriegelt, wie den Abend zuvor. Man erbrach endlich, als alles Rufen ohne Antwort blieb, die Thür des Schlafzimmers und — mit ſtarrem gräßlichen Blick, blutigen Schaum vor dem Munde, lag der Major in ſeiner rothen däniſchen Staatsuniform, den Degen mit zuſammengekrampfter Hand feſthaltend, todt auf der Erde! — Alle Verſuche, ihn wieder in das Leben zu bringen, blieben fruchtlos. — Der Baron ſchwieg — Ottmar war im Begriff etwas zu ſagen, doch unterließ er es, und ſchien, die Hand an die Stirn gelegt, Alles was er vielleicht über die Erzählung äußern wollte, erſt im Innern zu regeln und zu ordnen. Maria unterbrach das Stillſchweigen, indem ſie rief: Ach, beſter Vater! — welche ſchauerliche Begebenheit, ich ſehe den fürchterlichen Major in ſeiner däniſchen Uniform vor mir ſtehen, den Blick ſtarr auf mich gerichtet; um meinen Schlaf in dieſer Nacht iſt es geſchehen. — Der Maler Franz Bickert, nun ſchon ſeit funfzehn Jahren im Hauſe des Barons als wahrer Hausfreund, hatte, wie er manchmal pflegte, bisher an dem Geſpräch gar keinen Antheil genommen, ſondern war mit über den Rücken zuſammengeflochtenen Armen, allerlei ſkurrile Geſichter ſchneidend und wohl gar bisweilen einen poſſierlichen Sprung verſuchend, auf und abgeſchritten. Nun brach er los: die Baroneſſe hat ganz Recht, — wozu ſchauerliche Erzählungen, wozu abentheuerliche Begebenheiten gerade vor dem Schlafengehen? Das iſt wenigſtens ganz gegen meine Theorie vom Schlafen und Träumen, die ſich auf die Kleinigkeit von ein paar Millionen Erfahrungen ſtützt. — Wenn der Herr Baron nur lauter Unglücksträume hatte, ſo war es bloß, weil er meine Theorie nicht kannte, und alſo danach nicht verfahren konnte. Wenn Ottmar von magnetiſchen Einflüſſen — Planetenwirkung und was weiß ich, ſpricht, ſo mag er nicht Unrecht haben, aber meine Theorie ſchmiedet den Panzer, den kein Mondſtrahl durchdringt. — Nun ſo bin ich denn wirklich auf Deine vortreffliche Theorie begierig, ſagte Ottmar. Laß den Franz nur reden, fiel der Baron ein, er wird uns bald von Allem, was und wie er will, überzeugen. Der Maler ſetzte ſich Marien gegenüber, und indem er mit komiſchem Anſtande und mit einem höchſt ſkurrilen ſüßlichen Lächeln eine Priſe nahm, fing er an:

Geehrte Verſammlung! Träume ſind Schäume, das iſt ein altes körnichtes, recht ehrlich deutſches Sprichwort, aber Ottmar hat es ſo fein gewendet, ſo ſubtiliſirt, daß ich, indem er ſprach, in meinem Haupte ordentlich die Bläschen fühlte, die aus dem Irdiſchen entwickelt aufſtiegen, um ſich mit dem höheren geiſtigen Princip zu vermählen. Aber iſt es denn nicht wieder unſer Geiſt, der den Hefen bereitet, aus dem jene ſubtileren Theile, die auch nur das Erzeugniß eines und deſſelben Princips ſind, emporſteigen? — Findet unſer Geiſt in ſich ſelbſt allein alle Elemente, alles Zubehör, woraus er, um in dem Gleichniß zu bleiben, jenen Hefen bereitet, oder kommt ihm außerhalb ihm Liegendes dabei zu Hülfe? frage ich ferner, und antworte ſchnell: Die ganze Natur mit allen ihren Erſcheinungen ſteht ihm nicht ſowohl bei, als ſie ſelbſt in Raum und Zeit die Werkſtatt darbietet, in welcher er, ſich ein freier Meiſter wähnend, nur als Arbeiter für ihre Zwecke ſchafft und wirkt. Wir ſtehen mit allen Außendingen, mit der ganzen Natur in ſolch enger pſychiſcher und phyſiſcher Verbindung, daß das Loslöſen davon, ſollte es möglich ſein, auch unſere Exiſtenz vernichten würde. Unſer ſogenanntes intenſives Leben wird von dem extenſiven bedingt, es iſt nur ein Reflex von dieſem, in dem aber die Figuren und Bilder, wie in einem Hohlſpiegel aufgefangen, ſich oft in veränderten Verhältniſſen und daher wunderlich und fremdartig darſtellen, unerachtet auch wieder dieſe Karrikaturen im Leben ihre Originale finden. Ich behaupte keck, daß niemals ein Menſch im Innern etwas gedacht oder geträumt hat, wozu ſich nicht die Elemente in der Natur finden ließen; aus ihr heraus kann er nun einmal nicht. — Abgeſehen von äußern, unabwendbaren Eindrücken, die unſer Gemüth aufregen und in eine unnatürliche Spannung verſetzen, z. B. plötzlicher Schreck — großes Herzeleid u. ſ. w., ſo meine ich, daß unſer Geiſt, hält er ſich beſcheiden in den ihm angewieſenen Schranken, aus den angenehmſten Erſcheinungen des Lebens bequem den Hefen bereiten kann, aus dem dann die Bläschen aufſteigen, die nach Climars Ausſpruch den Schaum des Traums bilden. Ich, meines Theils, deſſen gute Laune vorzüglich Abends unverwüſtlich iſt, wie man mir einräumen wird, präparire förmlich die Träume der Nacht, indem ich mir tauſend närriſche Dinge durch den Kopf laufen laſſe, die mir dann Nachts meine Phantaſie in den lebendigſten Farben auf eine höchſt ergötzliche Weiſe darſtellt; am liebſten ſind mir aber meine theatraliſchen Darſtellungen. Was meinſt Du damit? fragte der Baron. Wir ſind, fuhr Bickert fort, im Traum, wie ſchon ein geiſtreicher Schriftſteller bemerkt hat, die herrlichſten Schauſpieldichter und Schauſpieler, indem wir jeden außer uns liegenden Charakter mit allen ſeinen individuellſten Zügen richtig auffaſſen und mit der vollendetſten Wahrheit darſtellen. Darauf baue ich denn, und denke ſo manchmal an die vielfachen komiſchen Abentheuer auf meinen Reiſen, an manche komiſche Charaktere, mit denen ich lebte, und da giebt mir denn Nachts meine Phantaſie, indem ſie dieſe Perſonen mit allen ihren närriſchen Zügen und Albernheiten auftreten läßt, das ergötzlichſte Schauſpiel von der Welt. Es iſt, als habe ich mir Abends vorher nur den Cannevas, die Skizze des Stücks gegeben, und im Traum würde dann Alles mit Feuer und Leben nach des Dichters Willen improviſirt. Ich trage die ganze Sacchiſche Truppe in mir, die das Gozziſche Mährchen mit allen aus dem Leben gegriffenen Nuancen ſo lebendig darſtellt, daß das Publikum, welches ich auch wieder ſelbſt repräſentire, daran als an etwas Wahrhaftiges glaubt. — Wie geſagt, von dieſen gleichſam willkürlich erregten Träumen rechne ich jeden ab, den eine beſondere durch äußere Zufälle herbeigeführte Gemüthsſtimmung, oder ein äußerer phyſiſcher Eindruck erzeugt. So werden alle diejenige Träume, welche beinahe Jeden bisweilen quälen, als da ſind: vom Thurm fallen, enthauptet werden u. ſ. w. von irgend einem phyſiſchen Schmerz erzeugt, den der Geiſt im Schlaf von dem animaliſchen Leben mehr getrennt und für ſich allein arbeitend, nach ſeiner Weiſe deutet und ihm die phantaſtiſche Urſache giebt, die gerade in die Reihe ſeiner Vorſtellungen paßt. Ich erinnere mich, im Traum in einer luſtigen Punſchgeſellſchaft geweſen zu ſeyn; ein mir wohlbekannter Bramarbas von Offizier zog unaufhörlich einen Studenten auf, bis dieſer ihm ein Glas ins Geſicht warf; nun entſtand eine allgemeine Schlägerei, und ich, der ich Frieden ſtiften wollte, wurde hart an der Hand verwundet, ſo, daß der brennende Schmerz mich weckte, — und ſiehe da! — meine Hand blutete wirklich, denn an einer ſtarken in der Bettdecke verborgenen Nadel hatte ich ſie aufgeriſſen. Ei, Franz! rief der Baron, das war kein angenehmer Traum, den Du Dir bereitet. Ach, ach! ſagte der Maler mit kläglicher Stimme, wer kann dafür, was uns oft das Schickſal als Strafe auferlegt. Auch ich habe freilich ſchreckliche, qualvolle, entſetzliche Träume gehabt, die mir Angſtſchweiß auspreßten, die mich außer mich ſelbſt ſetzten. Heraus damit, rief Ottmar, und ſollte es Deine Theorie über den Haufen werfen. Aber um des Himmelswillen, klagte Maria, wollt Ihr denn meiner gar nicht ſchonen? Nein, rief Franz, nun keine Schonung mehr! — Auch ich habe das Entſetzliche geträumt, ſo gut wie Einer — War ich nicht bei der Prinzeſſinn von Amaldaſongi zum Thee eingeladen? hatte ich nicht den herrlichſten Treſſenrock an mit geſtickter Weſte? ſprach ich nicht das reinſte Italieniſch — lingua toscana in bocca romana? — war ich nicht verliebt in die herrliche Frau, wie es einem Künſtler wohl anſteht? ſagte ich ihr nicht die erhabenſten, göttlichſten, poetiſchſten Dinge, als ein zufällig abwärts gerichteter Blick mich zu meinem Entſetzen wahrnehmen ließ, daß ich mich zwar auf das ſorgfältigſte hofmäßig eingekleidet, aber das Beinkleid vergeſſen hatte? — Noch ehe Jemand über die Unart zürnen konnte, fuhr Bickert in Begeiſterung fort: Gott! was ſoll ich noch von manchen

Höllenqualen meiner Träume ſagen! War ich nicht wieder in mein zwanzigſtes Jahr zurückgegangen, und wollte auf dem Ball mit den gnädigen Fräuleins ſehr tanzen? hatte ich nicht mein letztes Geld daran gewandt, einem alten Rock durch ſchickliches Umkehren einige Neuheit geben zu laſſen, und ein Paar weißſeidene Strümpfe zu kaufen? — und als ich endlich glücklich vor der Thür des von tauſend Lichtern und ſchön geputzten Menſchen ſchimmernden Saals angekommen und mein Billet abgegeben, öffnete da nicht ein teufliſcher Hund von Portier ein kleines Ofenloch, und ſagte zum Erdroſſeln höflich: ich möge doch nur gefälligſt hineinſpaziren, denn da müßte man durch, um in den Saal zu kommen? Aber alles dieſes ſind Kleinigkeiten gegen den gräßlichen Traum, der mich geſtern Nacht geängſtiget und gefoltert hat. Ach! ich war ein Bogen Kavalierpapier, ich ſaß recht in der Mitte als Waſſerzeichen, und Jemand — es war ja eigentlich ein weltbekannter Satan von Dichter, aber mag's bei Jemand bleiben — dieſer Jemand alſo hatte eine unmenſchlich lange, übel-zweiſpaltig-zahnichtgeſchnittene Truthahnsfeder und kratzte auf mir Armen herum, indem er diaboliſche holperichte Verſe niederſchrieb. Hat nicht ein anderer anatomiſcher Satan mich einmal zu ſeiner Luſt, wie eine Gliederpuppe, aus einander genommen, und nun allerlei teufliſche Verſuche angeſtellt? — Z. B. wie es wohl ausſehen würde, wenn mir aus dem Nacken ein Fuß wüchſe oder der rechte Arm ſich zum linken Bein geſellte? — Der Baron und Ottmar unterbrachen den Maler durch ein ſchallendes Gelächter, die ernſte Stimmung war verſchwunden, und der Baron fing an: Sag' ich es denn nicht, daß in unſerm kleinen Familienzirkel der alte Franz der wahrhafte Maitre de Plaiſir iſt? — Wie pathetiſch fing er nicht ſeine Discuſſion über unſer Thema an, und um ſo herrlicher war die Wirkung des humoriſtiſchen Scherzes, den er zuletzt ganz unerwartet losbrannte, und der wie mit einer gewaltſamen Exploſion unſern feierlichen Ernſt zerſtörte; mit einem Ruck waren wir aus der Geiſterwelt heraus in das wirkliche, lebendige, frohe Leben. Glaubt ja nicht, erwiederte Bickert, daß ich als Euer Pagliaſſo Spaß gemacht habe, um Euch aufzuheitern. Nein! jene abſcheulichen Träume haben mich wirklich gequält, und es mag ſeyn, daß ich ſie mir unbewußt auch ſelbſt bereitet habe. Unſer Franz, fiel Ottmar ein, hat Rückſichts ſeiner Theorie des Entſtehens der Träume manche Erfahrung für ſich, indeſſen war ſein Vortrag, was den Zuſammenhang und die Folgerungen aus hypothetiſchen Principien betrifft, eben nicht zu rühmen. Ueberdem giebt es eine höhere Art des Träumens, und nur dieſe hat der Menſch in dem gewiſſen beſeelenden und beſeligenden Schlafe, der ihm vergönnt, die Strahlen des Weltgeiſtes, dem er ſich näher geſchwungen, in ſich zu ziehen, die ihn mit göttlicher Kraft nähren und ſtärken. Gebt Acht, ſagte der Baron, Ottmar wird gleich wieder auf ſeinem Steckenpferde ſitzen, um einen Ritt in das unbekannte Reich zu machen, welches wir Ungläubigen, wie er behauptet, nur von ferne, wie Moſes das gelobte Land, erblicken können. Aber wir wollen es ihm ſchwer machen, uns zu verlaſſen — es iſt eine recht unfreundliche Herbſtnacht, wie wäre es, wenn wir noch ein Stündchen zuſammenblieben, wenn wir Feuer in den Kamin legen ließen, und Maria uns nach ihrer Art einen köſtlichen Punſch bereitete, den wir vor der Hand wenigſtens als den Geiſt annehmen könnten, der unſre muntere Laune nährte und ſtärkte. — Bickert ſchaute wie mit verklärtem Blick zum Himmel hinauf, ſtark ſeufzend, und neigte ſich dann ſchnell in demüthig bittender Stellung zu Marien herab. Maria, die ſo lange ziemlich ſtumm und in ſich gekehrt da geſeſſen, lachte, wie ſie ſelten zu thun pflegte, recht herzlich über des alten Malers poſſierliche Stellung, und ſtand dann ſchnell auf, um Alles nach des Barons Wünſchen ſorglich zu veranſtalten. Bickert trippelte geſchäftig hin und her, er half Kasparn das Holz herbeitragen, und indem er, auf einem Knie ruhend, in ſeitwärts gedrehter Stellung die Flamme anblies, rief er Ottmarn unaufhörlich zu, ſich doch als ſein gelehriger Schüler zu zeigen und ſchnell ihn als gute Studie zu zeichnen, mit genauer Beachtung des Feuereffekts und der ſchönen Reflexe, in denen jetzt ſein Geſicht erglühe. Der alte Baron wurde immer heiterer, und ließ ſich ſogar, welches nur in den gemüthlichſten Stunden geſchah, ſein langes türkiſches Rohr, dem ein ſeltener Bernſtein zum Mundſtück diente, reichen. — Als nun der feine, flüchtige Duft des türkiſchen Tabaks durch den Saal zog, und Maria auf den Zucker, den ſie ſelbſt in Stücke zerſchlagen, den Citronenſaft in den ſilbernen Punſchnapf tröpfelte, war es Allen, als ginge ihnen ein freundlicher heimathlicher Geiſt auf, und das innere Wohlbehagen, das er erzeuge, müſſe den Genuß des Augenblicks ſo anregen und beleben, daß alles Vorher und Nachher farblos und unbeachtet bliebe. — Wie iſt es doch ſo eigen, fing der Baron an, daß Marien die Bereitung des Punſches immer ſo wohl geräth, ich mag ihn kaum anders genießen. Ganz vergebens iſt ihr genaueſter Unterricht über das Verhältniß der Beſtandtheile, und was weiß ich ſonſt. — So hatte einmal in meiner Gegenwart ganz nach Mariens Weiſe unſere launiſche Katinka den Punſch bereitet, aber ich habe kein Glas herunterbringen können; es iſt, als ob Maria noch eine Zauberformel über den Trank ſpräche, die ihm eine beſondere magiſche Kraft gäbe. Iſt es denn anders? rief Bickert, es iſt der Zauber der Zierlichkeit, der Anmuth, mit dem Maria Alles, was ſie thut, belebt; ſchon das bereiten ſehen des Punſches macht ihn herrlich und ſchmackhaft. Sehr galant, fiel Ottmar ein, aber mit Deiner Erlaubniß, liebe Schweſter! nicht ganz wahr. Ich ſtimme darin dem guten Vater bei, daß Alles, was Du bereiteſt, was durch Deine Hände gegangen, auch mir bei dem Genuß, bei der Berührung ein inneres Wohlbehagen erregt. Den Zauber, der dies bewirkt, ſuche ich aber in tieferen geiſtigen Beziehungen, und nicht in Deiner Schönheit und Anmuth, wie Bickert, der natürlicherweiſe Alles nur darauf bezieht, weil er Dir den Hof gemacht hat, ſchon ſeit Deinem achten Jahr. Was Ihr nur noch heute aus mir machen werdet, rief Maria mit heiterm Ton; kaum habe ich die nächtlichen Phantaſien und Erſcheinungen überſtanden, ſo findeſt Du in mir ſelbſt etwas Geheimnißvolles, und wenn ich auch weder an den fürchterlichen Major, noch ſonſt an irgend einen Doppeltgänger mehr denke, ſo laufe ich doch Gefahr, mir ſelbſt geſpenſtiſch zu werden und vor meinem eigenen Bilde im Spiegel zu erſchrecken. Das wäre denn doch arg, ſagte der Baron lachend, wenn ein ſechszehnjähriges Mädchen nicht mehr in den Spiegel ſehen dürfte, ohne Gefahr ihr eigenes Bild für eine geſpenſtiſche Erſcheinung zu halten. Aber wie kommt es, daß wir heute von dem phantaſtiſchen Zeuge nicht loskommen können? Und daß, erwiederte Ottmar, Sie ſelbſt, guter Vater, mir unwillkürlich jeden Augenblick Gelegenheit geben, mich über alle jene Dinge auszuſprechen, die Sie als unnütze, ja ſündliche Geheimnißkrämerei geradehin verwerfen, und deßhalb meinen guten Alban — geſtehen Sie es nur — nicht recht leiden mögen. Den Forſchungstrieb, den Drang zum Wiſſen, den die Natur ſelbſt in uns legte, kann ſie nicht ſtrafen, und es ſcheint vielmehr, als ob, je nachdem er in uns thätig wirkt, wir deſto fähiger würden, auf einer Stufenleiter, die ſie uns ſelbſt hingeſtellt hat, zum Höheren emporzuklimmen — Und wenn wir uns recht hoch glauben, fiel Bickert ein, ſchändlich hinunterzupurzeln, und an dem Schwindel, der uns ergriff, zu bemerken, daß die ſubtile Luft in der obern Region für unſere ſchweren Köpfe nicht taugt. Ich weiß nicht, antwortete Ottmar, was ich aus Dir, Franz! ſeit einiger Zeit, ja ich möchte ſagen, ſeitdem Alban im Hauſe iſt, machen ſoll. Sonſt hingſt Du mit ganzer Seele, mit dem ganzen Gemüthe am Wunderbaren, Du ſannſt über die farbigen Flecken, über die ſonderbaren Figuren auf Schmetterlingsflügeln, auf Blumen, auf Steinen nach, Du — Halt! rief der Baron, nicht lange dauert's, ſo ſind wir in unſer altes Kapitel gerathen. Alles das, was Du mit Deinem myſtiſchen Alban aus allen Winkeln, ja ich möchte ſagen, gleichſam aus einer phantaſtiſchen Rumpelkammer zuſammenſuchſt, um daraus ein künſtliches Gebäude, dem jedes feſte Fundament fehlt, aufzuführen, rechne ich zu den Träumen, die nach meinem Grundſatz Schäume ſind und bleiben. Der Schaum, den das Getränk aufwirft, iſt unhaltbar, geſchmacklos, kurz, eben ſo wenig das höhere Reſultat der innern Arbeit, als die Späne, welche dem Drechsler wegfliegen, die, hat der Zufall ihnen auch eine gewiſſe Form gegeben, man doch wohl nie für das Höhere halten wird, welches der Künſtler bei ſeiner Arbeit bezweckte. Uebrigens iſt mir Bickerts Theorie ſo einleuchtend, daß ich mich ihrer praktiſch zu bedienen ſuchen werde. Da wir doch nun einmal von den Träumen nicht loskommen, ſagte Ottmar, ſo ſey es mir erlaubt, eine Begebenheit zu erzählen, die mir neulich Alban mittheilte, und die uns Alle in der gemüthlichen Stimmung erhalten wird, in der wir uns jetzt befinden. Nur unter der Bedingung, erwiederte der Baron, magſt Du erzählen: daß Du von dem Letztern überzeugt biſt, und daß Bickert frei ſeine Anmerkungen drein werfen darf. Sie ſprechen mir aus der Seele, lieber Vater! ſagte Maria, denn Alban's Erzählungen ſind gemeinhin, wenn auch nicht ſchrecklich und ſchauderhaft, doch auf eine ſolche ſeltſame Weiſe ſpannend, daß der Eindruck zwar in gewiſſer Art wohlthätig iſt, aber man ſich doch erſchöpft fühlt. Meine gute Maria wird mit mir zufrieden ſeyn, erwiederte Ottmar, und Bickerts Anmerkungen darf ich mir deshalb verbitten, weil er in meiner Erzählung eine Beſtätigung ſeiner Theorie des Träumens zu finden glauben wird. Mein guter Vater ſoll ſich aber überzeugen, wie Unrecht er meinem guten Alban und der Kunſt thut, welche auszuüben ihm Gott die Macht verliehen. Ich werde, ſagte Bickert, jede Anmerkung, die ſchon auf die Zunge gekommen, mit Punſch herabſpülen, aber Geſichter ſchneiden muß ich frei können, ſo viel ich will das laſſe ich mir nicht nehmen. Das ſey Dir vergönnt, rief der Baron und Ottmar fing nun ohne weitere Vorrede zu erzählen an:

Meinem Alban wurde auf der Univerſität in J. ein Jüngling bekannt, deſſen vortheilhaftes Aeußere bei dem erſten Blick Jeden einnahm und der daher mit Zutrauen und Wohlwollen empfangen wurde. Das gleiche Studium der Arzneikunde, und der Umſtand, daß Beide im regen Eifer für ihre Wiſſenſchaft in einem Frühkollegium immer die Erſten der ſich Verſammelnden waren und ſich zu einander geſellten, führte bald ein näheres Verhältniß herbei, das endlich, da Theobald (ſo nannte Alban ſeinen Freund) mit ganzer Seele, mit dem treueſten Gemüth ſich hingab, in die engſte Freundſchaft überging. Theobald entwickelte immer mehr einen überaus zarten, beinahe weiblich weichlichen Charakter und eine idylliſche Schwärmerei, welche in der jetzigen Zeit, die wie ein geharniſchter Rieſe, nicht deſſen achtend, was die donnernden Tritte zermalmen, vorüberſchreitet, ſich ſo kleinlich, ſo ſüßlich ausnahm, daß die Mehrſten ihn darob verlachten. Nur Alban, ſeines Freundes zartes Gemüth ſchonend, verſchmähte es nicht ihm in ſeine kleinen phantaſtiſchen Blumengärten zu folgen, wiewohl er nicht unterließ, ihn dann auch oft wieder in die rauhen Stürme des wirklichen Lebens zurückzuführen, und ſo jeden Funken von Kraft und Muth, der vielleicht im Innern glimmte, zur Flamme zu entzünden. Alban glaubte um ſo mehr dies ſeinem Freunde ſchuldig zu ſeyn, als er die Univerſitätsjahre für die einzige Zeit halten mußte, die dem Manne in jetziger Zeit ſo nöthige Kraft, tapfern Widerſtand zu leiſten, da wo unvermuthet, wie ein Blitz aus heitrer Luft, das Unglück einſchlägt, in Theobald zu wecken und zu ſtärken. Theobalds Lebensplan war nämlich ganz nach ſeiner einfachen, nur die nächſte Umgebung beachtenden Sinnesart zugeſchnitten. Nach vollendeten Studien und erlangter Doktorwürde, wollte er in ſeine Vaterſtadt zurückkehren, dort die Tochter ſeines Vormundes, (er war elternlos), mit der er aufgewachſen, heirathen, und, im Beſitz eines beträchtlichen Vermögens, ohne Praxis zu ſuchen, nur ſich ſelbſt und der Wiſſenſchaft leben. Der wieder erweckte thieriſche Magnetismus ſprach ſeine ganze Seele an, und indem er unter Albans Leitung eifrig Alles, was je darüber geſchrieben, ſtudirte, und ſelbſt auf Erfahrungen ausging, wandte er ſich bald, jedes phyſiſche Medium, als der tiefen Idee rein pſychiſch wirkender Naturkräfte zuwider, verwerfend, zu dem ſogenannten Barbariniſchen Magnetismus, oder der älteren Schule der Spiritualiſten. — So wie Ottmar das Wort: Magnetismus, ausſprach, zuckte es auf Bickerts Geſicht, erſt leiſe, dann aber crescendo durch alle Muskeln, ſo daß zuletzt wie ein Fortiſſimo ſolch eine über alle Maßen tolle Fratze dem Baron ins Geſicht guckte, daß dieſer im Begriff war, hell aufzulachen, als Bickert aufſprang und anfangen wollte zu dociren; in dem Augenblick reichte ihm Ottmar ein Glas Punſch, das er in voller Bosheit hineinſchluckte, während Ottmar in ſeiner Erzählung fortfuhr: Alban war früher, und zwar als noch ganz in der Stille ſich nur hie und da die Lehre von dem thieriſchen Magnetismus fortpflanzte, dem Mesmerismus mit Leib und Seele ergeben, und vertheidigte ſelbſt die Herbeiführung der gewaltſamen Kriſen, welche Theobald mit Abſcheu erfüllten. Indem nun beide Freunde ihre verſchiedenen Meinungen in dieſer Materie zum Gegenſtande mannichfacher Diskuſſionen machten, kam es, daß Alban, der manche von Theobald gemachte Erfahrung nicht läugnen konnte, und den Theobalds liebliche Schwärmerei von dem rein pſychiſchen Einfluſſe unwillkürlich hinriß, ſich auch mehr zum pſychiſchen Magnetismus hinneigte, und zuletzt der neueren Schule, die wie die Puyſegurſche beide Arten verbindet, ganz anhing, ohne daß der ſonſt ſo leicht fremde Ueberzeugungen auffaſſende Theobald auch nur im mindeſten von ſeinem Syſtem abwich, ſondern beharrlich jedes phyſiſche Medium verwarf. Seine ganze Muße — und daher ſein Leben wollte er dazu verwenden, ſo viel als möglich in die geheimnißvollſten Tiefen der pſychiſchen Einwirkungen zu dringen, und fortwährend ſeinen Geiſt feſter und feſter darauf fixirend, ſich rein erhaltend von allem dem Widerſtrebenden, ein würdiger Lehrling der Natur zu werden. In dieſer Hinſicht ſollte ſein contemplatives Leben eine Art Prieſterthum ſeyn, und ihn wie in immer höheren Weihen zum Betreten der innerſten Gemächer in dem großen Iſistempel heiligen. Alban, der von des Jünglings frommem Gemüthe Alles hoffte, beſtärkte ihn in dieſem Vorſatz, und als nun endlich Theobald ſeinen Zweck erreich-

und in die Heimath zurückkehrte, war Albans letztes Wort: er ſolle treu bleiben dem, was er begonnen. — Bald darauf erhielt Alban von ſeinem Freunde einen Brief, deſſen Mangel an Zuſammenhang von der Verzweiflung, ja von der innern Zerrüttung zeugte, die ihn ergriffen. Sein ganzes Lebensglück, ſchrieb er, ſey dahin; in den Krieg müſſe er, denn dort wäre das Mädchen ſeiner Seele hingezogen aus ſtiller Heimath, und nur der Tod könne ihn von dem Elend, in dem er dahinſchmachte, erlöſen. Alban hatte nicht Ruh', nicht Raſt; auf der Stelle reiſte er zu ſeinem Freunde, und es gelang ihm nach mehreren vergeblichen Verſuchen, den Unglücklichen wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade zu beruhigen. — Bei dem Durchmarſch fremder Truppen, ſo erzählte die Mutter der Geliebten Theobalds, wurde ein italieniſcher Offizier in das Haus einquartiert, der ſich bei dem erſten Blick auf das heftigſte in das Mädchen verliebte, und der mit dem Feuer, das ſeiner Nation eigen, ſie beſtürmend, und dabei mit Allem ausgeſtattet, was der Weiber Herz befängt, in wenigen Tagen ein ſolches Gefühl in ihr erweckte, daß der arme Theobald ganz vergeſſen war, und ſie nur in dem Italiener lebte und webte. Er mußte fort in den Krieg, und nun verfolgte das Bild des Geliebten, wie er in gräßlichen Kämpfen blute, wie er, zu Boden geworfen, ſterbend ihren Namen rufe, unaufhörlich das arme Mädchen, ſo daß ſie in eine wirkliche Verſtandesverwirrung gerieth, und den unglücklichen Theobald, als er wiederkehrte und die frohe Braut in ſeine Arme zu ſchließen hoffte, gar nicht wiedererkannte. Kaum war es Alban gelungen, Theobald wieder ins Leben zurückzuführen, als er ihm das untrügliche Mittel vertraute, das er erſonnen, ihm die Geliebte wiederzugeben, und Theobald fand Albans Rath ſo aus ſeiner innerſten Ueberzeugung entnommen, daß er keinen Augenblick an dem glücklichſten Erfolg zweifelte; er gab ſich Allem gläubig hin, was der Freund als wahr erkannt hatte. — Ich weiß, Bickert! (unterbrach ſich hier Ottmar) was Du jetzt ſagen willſt, ich fühle Deine Pein, es ergötzt mich die komiſche Verzweiflung, in der Du jetzt das Glas Punſch ergreifſt, das Dir Maria ſo freundlich reicht. Aber ſchweige, ich bitte Dich — Dein ſauerſüßes Lächeln iſt die ſchönſte Anmerkung, viel beſſer als jedes Wort, jede Redensart, die Du nur erſinnen könnteſt, um mir allen Effekt zu verderben. Aber was ich Euch zu ſagen habe, iſt ſo herrlich und ſo wohlthuend, daß Du ſelbſt zum gemüthvollſten Antheil bekehrt werden wirſt. Alſo merk' auf, und Sie, beſter Vater! werden mir auch eingeſtehen, daß ich mein Wort im ganzen Umfange erfülle. Der Baron ließ es bei einem: hm, hm, bewenden, und Maria ſchaute Ottmarn mit klarem Blick ins Auge, indem ſie gar lieblich das Köpfchen auf die Hand ſtützte, ſo daß die blonden Locken in üppiger Fülle über den Arm wallten. — Waren des Mädchens Tage, fuhr Ottmar in ſeiner Erzählung fort, qualvoll und ſchrecklich, ſo waren die Nächte geradezu verderbend. Alle ſchrecklichen Bilder, die ſie Tags über verfolgten, traten dann mit verſtärkter Kraft hervor. Mit herzzerſchneidendem Ton rief ſie den Namen ihres Geliebten, und in halberſtickten Seufzern ſchien ſie bei ſeinem blutigen Leichnam die Seele auszuathmen. Wenn nun eben nächtlich die ſchrecklichſten Träume das arme Mädchen ängſteten, führte die Mutter Theobald an ihr Bett. Er ſetzte ſich daneben hin, und den Geiſt mit der ganzen Kraft des Willens auf ſie fixirend, ſchaute er ſie mit feſtem Blicke an. Nachdem er dies einige Mal wiederholt, ſchien der Eindruck ihrer Träume ſchwächer zu werden, denn der Ton, mit dem ſie ſonſt den Namen des Offiziers gewaltſam hervorſchrie, hatte nicht mehr das die ganze Seele Durchdringende, und tiefe Seufzer machten der gepreßten Bruſt Luſt. — Nun legte Theobald auf ihre Hand die ſeinige, und nannte leiſe, ganz leiſe ſeinen Namen. Bald zeigte ſich die Wirkung. Sie nannte nun den Namen des Offiziers abgebrochen, es war, als müßte ſie ſich auf jede Sylbe, auf jeden Buchſtaben beſinnen, als dränge ſich etwas Fremdes in die Reihe ihrer Vorſtellungen. — Bald darauf ſprach ſie gar nicht mehr, nur eine Bewegung der Lippen zeigte, daß ſie ſprechen wollte, und wie durch irgend eine äußere Einwirkung daran verhindert würde. Dies hatte wieder einige Nächte hindurch gedauert; nun fing Theobald an, ihre Hand in der ſeinigen feſthaltend, mit leiſer Stimme in abgebrochenen Sätzen zu ſprechen. Es war die frühe Kinderzeit, in die er ſich zurückverſetzte. Bald ſprang er mit Auguſten (erſt jetzt fällt mir wieder der Name des Mädchens ein) in des Onkels großem Garten umher, und pflückte von den höchſten Bäumen die ſchönſten Kirſchen für ſie, denn immer das Beſte wußte er den Blicken der anderen Kinder zu entziehen und es ihr zuzuſtecken. Bald hatte er den Onkel mit Bitten ſo lange gequält, bis er ihm das ſchöne theure Bilderbuch mit den Trachten fremder Nationen hervorgelangt. Nun durchblätterten beide Kinder, auf einem Lehnſtuhl zuſammen knieend über den Tiſch gelehnt, das Buch. Immer war ein Mann und eine Frau in der Gegend ihres Landes abgebildet, und immer waren es Theobald und Auguſte. In ſolchen fremden Gegenden, ſeltſamlich gekleidet, wollten ſie allein ſeyn, und mit den ſchönen Blumen und Kräutern ſpielen. — Wie erſtaunte die Mutter, als Auguſte in einer Nacht zu ſprechen begann und ganz in Theobalds Ideen einging. Auch ſie war das ſiebenjährige Mädchen, und nun ſpielten Beide ihre Kinderſpiele durch. Auguſte führte ſelbſt die charaktervollſten Begebenheiten ihrer Kinderjahre herbei. Sie war immer ſehr heftig, und lehnte ſich oft gegen ihre ältere Schweſter, die übrigens von wirklich bösartiger Natur, ſie unverdienterweiſe quälte, förmlich auf, welches manchen tragikomiſchen Vorfall veranlaßte. So ſaßen die drei Kinder einmal an einem Winterabend beiſammen, und die ältere Schweſter, übellauniger als je, quälte die kleine Auguſte mit ihrem Eigenſinn, daß dieſe vor Zorn und Unmuth weinte. Theobald zeichnete, wie gewöhnlich, allerlei Figuren, denen er dann eine ſinnige Deutung zu geben wußte; um beſſer zu ſehen, wollte er das Licht putzen, löſchte es aber unverſehens aus; da benutzte Auguſte ſchnell die Gelegenheit, und gab zur Wiedervergeltung des erlittenen Verdruſſes der älteren Schweſter eine derbe Ohrfeige. Das Mädchen lief weinend und ſchreiend zum Vater, dem Onkel Theobalds, und klagte, wie Theobald das Licht ausgelöſcht und ſie dann geſchlagen habe. Der Onkel eilte herbei, und als er Theobald ſeine gehäſſige Bosheit vorhielt, läugnete dieſer, der die Schuldige wohl kannte, die That keinesweges. Auguſte war zerriſſen von innerem Gram, als ſie ihren Theobald beſchuldigen hörte, er habe, um Alles auf ſie ſchieben zu können, erſt das Licht ausgelöſcht und dann geſchlagen; aber je mehr ſie weinte, deſto mehr tröſtete ſie der Onkel, daß nun ja doch der Thäter entdeckt und alle Liſt des boshaften Theobald vereitelt ſey. Als nun der Onkel zur harten Strafe ſchritt, da brach ihr das Herz, ſie klagte ſich an, ſie geſtand Alles, allein in dieſem Selbſtbekenntniß fand der Onkel nur die überſchwengliche Liebe des Mädchens zu dem Knaben, und gerade Theobalds Standhaftigkeit, der ſich mit wahrhaftem Heroismus glücklich fühlte, für Auguſten zu leiden, gab ihm den Anlaß, ihn als den halsſtarrigſten Buben bis aufs Blut zu züchtigen. Auguſtens Schmerz war gränzenlos, alle ihre Heftigkeit, ihr gebieteriſches Weſen war verſchwunden, der ſanfte Theobald war nun ihr Gebieter, dem ſie ſich willig ſchmiegte; mit ihrem Spielzeug, mit ihren ſchönſten Puppen konnte er ſchalten und walten, und wenn er ſonſt, um nur bei ihr bleiben zu dürfen, ſich fügen mußte, Blätter und Blumen für ihre kleine Küche zu ſuchen, ſo ließ ſie es ſich jetzt gefallen, ihm durchs Geſträuch auf dem muthigen Steckenhengſt zu folgen. Aber ſo wie das Mädchen jetzt mit ganzer Seele an ihm hing, ſo war es auch, als habe das für ſie erlittene Unrecht Theobalds Zuneigung zur glühendſten Liebe entzündet. Der Onkel bemerkte Alles, aber nur dann, als er in ſpäteren Jahren zu ſeinem Erſtaunen den wahren Zuſammenhang jenes Vorfalls erfuhr, zweifelte er nicht länger an der tiefen Wahrheit der wechſelſeitigen Liebe, die die Kinder geäußert, und billigte mit ganzer Seele die innigſte Verbindung, in die ſie für ihr ganzes Leben treten zu wollen erklärten. Eben jener tragikomiſche Vorfall ſollte auch jetzt das Paar aufs Neue vereinigen. — Auguſte fing ſeine Darſtellung von dem Moment an, als der Onkel zürnend hineinfuhr, und Theobald unterließ nicht, richtig in ſeiner Rolle einzugreifen. Bis jetzt war Auguſte am Tage ſtill und in ſich gekehrt geweſen, aber an dem Morgen nach jener Nacht äußerte ſie ganz unerwartet der Mutter, wie ſie ſeit einiger Zeit lebhaft von Theobald träume, und warum er denn nicht käme, ja nicht einmal ſchriebe. Immer mehr ſtieg dieſe Sehnſucht, und nun zögerte Theobald nicht länger, als käme er erſt jetzt von der Reiſe, vor Auguſten zu erſcheinen; ſorgfältig hatte er nämlich ſeit dem ſchrecklichen Augenblick, als Auguſte ihn nicht wiederkannte, vermieden, ſich vor ihr ſehen zu laſſen. Auguſte empfing ihn mit der höchſten Aufwallung der innigſten Liebe. Bald nachher geſtand ſie unter vielen Thränen, wie ſie ſich gegen ihn vergangen; wie es einem Fremden auf eine ſeltſame Weiſe gelungen, ſie von ihm abwendig zu machen, ſo daß ſie, wie von einer fremden Gewalt befangen, ganz aus ihrem eigenen Weſen herausgetreten ſey, aber Theobalds wohlthätige Erſcheinung in lebhaften Träumen, habe die feindlichen Geiſter, die ſie beſtrickt, verjagt; ja, ſie müſſe geſtehen, daß ſie jetzt nicht einmal des Fremden äußere Geſtalt ſich ins Gedächtniß zurückrufen könne, und nur Theobald lebe in ihrem Innern. Alban und Theobald, Beide waren überzeugt, daß Auguſten der wirkliche Wahnſinn, von dem ſie ergriffen worden, gänzlich verlaſſen hatte, und kein Hinderniß ſtand der Vereinigung des —

So wollte Ottmar ſeine Erzählung endigen, als Maria mit einem dumpfen Schrei ohnmächtig vom Stuhle in die Arme des ſchnell herbeigeſprungenen Bickert ſank. Der Baron fuhr entſetzt auf, Ottmar eilte Bickerten zu Hülfe, und Beide brachten Marien auf das Sopha. Sie lag todtenbleich da, jede Spur des Lebens war auf dem krampfhaft verzogenen Geſichte verſchwunden. — Sie iſt todt, ſie iſt todt! ſchrie der Baron. — Nein, rief Ottmar, ſie ſoll leben, ſie muß leben. Alban wird helfen. — Alban! Alban! kann der Todte erwecken, ſchrie Bickert auf; in dem Augenblick öffnete ſich die Thür, und Alban trat herein. Mit dem ihm eigenen imponirenden Weſen trat er ſchweigend vor die Ohnmächtige. Der Baron ſah ihm mit zornglühendem Geſichte ins Auge — Keiner vermochte zu ſprechen. Alban ſchien nur Marien zu gewahren; er heftete ſeinen Blick auf ſie: Maria, was iſt Ihnen? ſprach er mit feierlichem Ton, und es zuckte durch ihre Nerven. Jetzt fa[illegible] Hand. Ohne ſich von ihr wegzuwenden, ſagte er: Waru[illegible]ſchrecken, meine Herren? der Puls geht leiſe, aber gleich — [illegible] Zimmer voll Dampf, man öffne ein Fenſter, gleich wird [illegible] von dem unbedeutenden ganz gefahrloſen Nervenzufall erhol[illegible]ickert that es, da ſchlug Maria die Augen auf; ihr Blick fiel [illegible]lban. „Verlaß mich, entſetzlicher Menſch, ohne Qual will ich [illegible]en,“ liſpelte ſie kaum hörbar, und indem ſie, ſich von Alban abwendend, das Geſicht in die Sophakiſſen verbarg, ſank ſie in einen tiefen Schlaf, wie man an den ſchweren Athemzügen bemerken konnte. Ein ſeltſames, furchtbares Lächeln durchflog Albans Geſicht; der Baron fuhr auf, er ſchien etwas mit Heftigkeit ſagen zu wollen. Alban faßte ihn ſcharf ins Auge, und mit einem Tone, in dem, des Ernſtes unerachtet, eine gewiſſe höhnende Ironie lag, ſprach er: Ruhig, Herr Baron! die Kleine iſt etwas ungeduldig, aber erwacht ſie aus ihrem wohlthätigen Schlafe, welches genau Morgens um ſechs Uhr geſchehen wird, ſo gebe man ihr zwölf von dieſen Tropfen, und Alles iſt vergeſſen. — Er reichte Ottmarn das Fläſchchen, das er aus der Taſche gezogen, und verließ langſamen Schrittes den Saal.

Da haben wir den Wunder-Doctor! rief Bickert, als man die ſchlafende Marie in ihr Zimmer gebracht, und Ottmar den Saal verlaſſen hatte. — Der tiefſinnige Blick des Geiſterſehers — das feierliche Weſen — das prophetiſche Vorausſagen — das Fläſchchen mit dem Wunderelixier. — Ich habe nur gepaßt, ob er nicht, wie Schwedenberg, vor unſern Augen in die Luft verdampfen, oder wenigſtens, wie Beireis, mit dem urplötzlich aus Schwarz in Roth umgefärbten Frack zum Saal hinausſchreiten würde. — Bickert! antwortete der Baron, der ſtarr und ſtumm in den Lehnſtuhl gedrückt, Marien wegbringen geſehen: Bickert! was iſt aus unſerm frohen Abend geworden! — aber gefühlt im Innern habe ich es, daß mich noch heute etwas Unglückliches treffen, ja daß ich noch Alban aus beſonderm Anlaß ſehen würde. — Und gerade in dem Augenblicke als ihn Ottmar citirte, erſchien er wie der waltende Schutzgeiſt. Sage mir, Bickert! — kam er nicht durch jene Thür? — Allerdings, erwiederte Bickert, und erſt jetzt fällt es mir ein, daß er wie ein zweiter Caglioſtro uns ein Kunſtſtückchen gemacht hat, das uns in der Angſt und Noth ganz entgangen; die einzige Thür des Vorzimmers da drüben habe ich ja von innen verſchloſſen, und hier iſt der Schlüſſel, — einmal habe ich mich aber doch geirrt und ſie offen gelaſſen. — Bickert unterſuchte die Thür und zurückkehrend rief er mit Lachen: Der Caglioſtro iſt fertig, die Thür iſt richtig feſt verſchloſſen wie vorher. Hm, ſagte der Baron, der Wunder-Doctor fängt an in einen gemeinen Taſchenſpieler überzugehen. Es thut mir leid, erwiederte Bickert, Alban hat den allgemeinen Ruf eines geſchickten Arztes, und wahr iſt es, daß, als unſere Marie, die ſonſt ſo geſund geweſen, an den heilloſen Nervenübeln erkrankte, und alle Mittel ſcheiterten, ſie durch Albans magnetiſche Kur geheilt wurde. — Schwer entſchloſſeſt Du Dich dazu, nur auf vieles Zureden Ottmars, und weil Du die herrliche Blume, die ſonſt ihr Haupt keck und frei zur Sonne emporrichtete, immer mehr hinwelken ſahſt. Glaubſt Du, daß ich wohl gethan habe, Ottmarn nachzugeben? fragte der Baron. In jener Zeit allerdings, erwiederte Bickert, aber Albans verlängerte Gegenwart iſt mir gerade nicht angenehm; und was den Magnetismus betrifft den verwirfſt Du ganz und gar, fiel der Baron ein. Mit nichten, antwortete Bickert. Nicht Zeuge mancher dadurch herbeigeführten Erſcheinung hätte ich ſeyn dürfen, um daran zu glauben, — ja ich fühle es nur zu ſehr, wie alle die wunderbaren Beziehungen und Verknüpfungen des organiſchen Lebens der ganzen Natur in ihm liegen. All' unſer Wiſſen darüber iſt und bleibt aber Stückwerk, und ſollte der Menſch den völligen Beſitz dieſes tiefen Naturgeheimniſſes erlangen, ſo käme es mir vor, als habe die Mutter unverſehens ein ſchneidendes Werkzeug verloren, womit ſie manches Herrliche zur Luſt und Freude ihrer Kinder geformt; die Kinder fänden es, verwundeten ſich aber ſelbſt damit, im blinden Eifer, es der Mutter im Formen und Bilden nachmachen zu wollen. Meine innerſte Meinung haſt Du richtig ausgeſprochen, ſagte der Baron, was aber beſonders den Alban betrifft, ſo liegt es dunkel in meiner Seele, wie ich mir all' die beſondern Gefühle, die mich in ſeiner Nähe befangen, zuſammenreimen und erklären ſoll; zuweilen glaube ich über ihn ganz im Klaren zu ſeyn. — Seine tiefe Wiſſenſchaft machte ihn zum Schwärmer, aber ſein Eifer, ſein Glück erwirbt ihm Achtung! Allein, nur wenn ich ihn nicht ſehe, erſcheint er mir ſo; nahet er ſich mir, ſo iſt jenes Bild aus der Perſpektive gerückt, und deformirte Züge, die mit einer furchtbaren Charakteriſtik im Einzelnen ſich doch nicht zum Ganzen fügen wollen, erfüllen mich mit Grauen. Als Ottmar ihn vor mehreren Monaten als ſeinen innigſten Freund zu uns brachte, war es mir, als hätte ich ihn irgend einmal ſchon geſehen; ſeine Feinheit, ſein gewandtes Betragen gefielen mir, aber im Ganzen war mir ſeine Gegenwart nicht wohlthuend. Bald darauf, und zwar, wie es mir ſchon oft ſchwer aufs Herz gefallen, gleich nach Albans Erſcheinung erkrankte, wie Du weißt, Maria auf eine ganz ſchlimme Weiſe, und ich muß es geſtehen, Alban, als er endlich herbeigerufen wurde, unterzog ſich der Kur mit einem beiſpielloſen Eifer, mit einer Ergebenheit, mit einer Liebe und Treue, die ihm bei dem glücklichſten Erfolg die höchſte, unzweideutigſte Liebe und Achtung erwerben mußte. Ich hätte ihn mit Geld überſchütten mögen, aber jedes Wort des Dankes wurde mir ſchwer; ja, in eben dem Grade, als die magnetiſche Kur anſchlug, erfüllte ſie mich mit Abſcheu und Alban wurde mir mit jedem Tage verhaßter. Zuweilen war es mir, als könne er mich aus der dringendſten Lebensgefahr retten, ohne auch nur im mindeſten für ſich bei mir zu gewinnen. Sein feierliches Weſen, ſeine myſtiſchen Reden, ſeine Charlatanerien, wie er z. B. die Ulmen, die Linden und was weiß ich noch was für Bäume magnetiſirt, wenn er, mit ausgeſtreckten Armen nach Norden gerichtet, von dem Weltgeiſt neue Kraft in ſich zieht; Alles ſpannt mich auf eine gewiſſe Weiſe, trotz der herzlichen Verachtung, die ich dagegen ſpüre. Aber, Bickert! merk' wohl auf! — Die ſonderbarſte Erſcheinung dünkt mir, daß, ſeitdem Alban hier iſt, ich öfter als je an meinen däniſchen

Major, von dem ich vorhin erzählt habe, denken muß. — Jetzt, eben jetzt, als er ſo höhniſch, ſo wahrhaft diaboliſch lächelte, und mich mit ſeinen großen pechſchwarzen Augen anſtarrte, da ſtand der Major ganz vor mir — die Aehnlichkeit iſt auffallend. — Und, fiel Bickert ein, ſo iſt mit einem Mal Deine ſeltſame Empfindung, Deine Idioſynkraſie erklärt. Nicht Alban, nein, der däniſche Major iſt es, der Dich ängſtigt und quält; der wohlthuende Arzt trägt die Schuld ſeiner Habichtsnaſe und ſeiner ſchwarzen feurigen Augen; beruhige Dich ganz und ſchlage Dir alles Böſe aus dem Sinn. — Alban mag ein Schwärmer ſeyn, aber er will gewiß das Gute und vollbringt es, und ſo laſſe man ihm ſeine Charlatanerien als ein unſchädliches Spielwerk, und achte ihn als den geſchickten, tiefſchauenden Arzt. — Der Baron ſtand auf und ſagte, indem er Bickerts beide Hände faßte: Franz, das haſt Du gegen Deine innere Ueberzeugung geſprochen; es ſoll ein Palliativmittel ſeyn für meine Angſt, für meine Unruhe. — Aber — tief liegt es in meiner Seele: Alban iſt mein feindlicher Dämon — Franz, ich beſchwöre Dich! ſey achtſam — rathe — hilf — ſtütze, wenn Du an meinem morſchen Familiengebäude etwas wanken ſiehſt. Du verſtehſt mich — kein Wort weiter.

Die Freunde umarmten ſich, und Mitternacht war längſt vorüber, als jeder gedankenvoll mit unruhigem, aufgeregtem Gemüth in ſein Zimmer ſchlich. Punkt ſechs Uhr erwachte Maria, wie es Alban vorausgeſagt, man gab ihr zwölf Tropfen aus dem Fläſchchen, und zwei Stunden ſpäter trat ſie heiter und blühend in das Geſellſchaftszimmer, wo der Baron, Ottmar und Bickert ſie freudig empfingen. Alban hatte ſich in ſein Zimmer eingeſchloſſen und ſagen laſſen, wie ihn eine dringende Korreſpondenz den ganzen Tag über darin feſthalten werde.

Mariens Brief an Adelgunde.

So haſt Du Dich endlich aus den Stürmen, aus den Bedrängniſſen des böſen Krieges gerettet, und eine ſichere Freiſtatt gefunden? — Nein! ich kann es Dir nicht ſagen, geliebte Herzensfreundin, was ich empfand, als ich nach ſo langer, langer Zeit endlich Deine kleinen niedlichen Schriftzüge wiedererblickte. Vor lauter Ungeduld hätte ich beinahe den feſtgeſiegelten Brief zerriſſen. Erſt habe ich geleſen und geleſen, und ich wußte doch nicht, was darin geſtanden, bis ich endlich ruhiger wurde, und nun mit Entzücken erfuhr, daß Dein theurer Bruder, mein geliebter Hypolit, wohl iſt, daß ich ihn bald wiederſehen werde. Alſo keiner meiner Briefe hat Dich erreicht? Ach, liebe Adelgunde! Deine Marie iſt recht krank geweſen, recht ſehr krank, aber nun iſt alles wieder beſſer, wiewohl mein Uebel von einer ſolchen mir ſelbſt unbegreiflichen Art war, daß ich noch jetzt mich ordentlich entſetze, wenn ich daran denke, und Ottmar und der Arzt ſagen, dieſe Empfindung ſey eben auch noch Krankheit, die von Grund aus gehoben werden müſſe. Verlange nicht, daß ich Dir ſagen ſoll, was mir eigentlich gefehlt hat; ich weiß es ſelbſt nicht; kein Schmerz, kein mit Namen zu ſagendes Leiden, und doch alle Ruhe, alle Heiterkeit hin. — Alles kam mir verändert vor. — Laut geſprochene Worte, Fußtritte bohrten wie Stacheln in meinen Kopf. Zuweilen hatte Alles um mich herum, lebloſe Dinge, Stimme und Klang, und neckte und quälte mich mit wunderſamen Zungen; ſeltſame Einbildungen riſſen mich heraus aus dem wirklichen Leben. Kannſt Du es Dir denken, Adelgundchen, daß die närriſchen Kindermährchen vom grünen Vogel, vom Prinzen Fakardin, von Trebiſond und was weiß ich ſonſt, die uns Tante Klara ſo hübſch zu erzählen wußte, nun auf eine für mich ſchreckbare Weiſe ins Leben traten, denn ich ſelbſt unterlag ja den Verwandlungen, die der böſe Zauberer über mich verhängte — ja es iſt wohl lächerlich zu ſagen, wie dieſe Albernheiten ſo feindlich auf mich wirkten, daß ich zuſehends matter und kraftloſer wurde. Indem ich mich oft über ein Unding, über ein Nichts bis zum Tode betrüben, und wieder eben über ſolch ein Nichts bis zur Ausgelaſſenheit erfreuen konnte, zehrte ſich mein Selbſt auf [illegible] gewaltſamen Ausbrüchen einer innern mir unbekannten Kr[illegible] Gewiſſe Dinge, die ich ſonſt gar nicht beachtete, fielen mir jetzt nicht allein auf, ſondern konnten mich recht quälen. So hatte ich einen ſolchen Abſcheu gegen Lilien, daß ich jedes Mal ohnmächtig wurde, ſobald, war es auch in weiter Ferne, eine blühte; denn aus ihren Kelchen ſah ich glatte, glänzende, züngelnde Baſiliske auf mich zuſpringen. Doch was trachte ich, Dir, liebe Adelgunde, auch nur eine Idee von dem Zuſtande zu geben, den ich nicht Krankheit nennen möchte, wenn er mich nicht immer mehr und mehr ermattet hätte; mit jedem Tage ſchwächer werdend, ſah ich den Tod vor Augen. — Nun muß ich Dir aber etwas Beſonderes ſagen — nämlich, was mein Geneſen betrifft, das habe ich einem herrlichen Mann zu danken, den Ottmar ſchon früher ins Haus gebracht, und der in der Reſidenz unter all' den großen und geſchickten Aerzten der Einzige ſeyn ſoll, der das Geheimniß beſitzt, eine ſolche ſonderbare Krankheit, wie die meinige, ſchnell und ſicher zu heilen. — Das Beſondere iſt aber, daß in meinen Träumen und Erſcheinungen immer ein ſchöner ernſter Mann im Spiele war, der, unerachtet ſeiner Jugend, mir wahrhafte Ehrfurcht einflößte, und der bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe, aber immer in langen Talaren gekleidet, mit einer diamantnen Krone auf dem Haupte, mir wie der romantiſche König in der mährchenhaften Geiſterwelt erſchien und allen böſen Zauber löſte. Ich mußte ihm lieb und innig verwandt ſeyn, denn er nahm ſich meiner beſondere an, und ich war ihm dafür mit meinem Leben verpflichtet. Bald kam er mir vor wie der weiſe Salomo, und dann mußte ich auch wieder auf ganz ungereimte Weiſe an den Saraſtro in der Zauberflöte denken, wie ich ihn in der Reſidenz geſehen. Ach, liebe Adelgunde, wie erſchrak ich nun, als ich auf den erſten Blick in Alban jenen romantiſchen König aus meinen Träumen erkannte. — Alban iſt nämlich eben der ſeltene Arzt, den Ottmar ſchon vor langer Zeit einmal als ſeinen Herzensfreund aus der Reſidenz mitbrachte; indeſſen war er mir damals bei dem kurzen Beſuch ſo gleichgültig geblieben, daß ich mich nachher nicht einmal ſeines Aeußern zu entſinnen wußte. — Alsdann aber, als er wiederkam, zu meiner Heilung berufen, wußte ich mir ſelbſt von der innern Empfindung, die mich durchdrang, nicht Rechenſchaft zu geben. — So wie Alban überhaupt in ſeiner Bildung, in ſeinem ganzen Betragen, eine gewiſſe Würde, ich möchte ſagen, etwas Gebietendes hat, das ihn über ſeine Umgebung erhebt, ſo war es mir gleich, als er ſeinen ernſten durchdringenden Blick auf mich richtete: ich müßte Alles unbedingt thun, was er gebieten würde, und als ob er meine Geneſung nur recht lebhaft wollen dürfe, um mich ganz herzuſtellen. Ottmar ſagte: ich ſolle durch den ſogenannten Magnetismus geheilt werden, und Alban werde durch gewiſſe Mittel mich in einen exaltirten Zuſtand ſetzen, in dem ich ſchlafend und in dieſem Schlaf erwachend, ſelbſt meine Krankheit genau einſehen und die Art meiner Kur beſtimmen werde. Du glaubſt nicht, liebe Adelgunde, welch' ein eignes Gefühl von Angſt — Furcht, ja Grauſen und Entſetzen mich durchbebte, wenn ich an den bewußtloſen und doch höher lebenden Zuſtand dachte, und doch war es mir nur zu klar, daß ich mich vergebens dagegen ſträuben würde, was Alban beſchloſſen. — Jene Mittel ſind angewendet worden, und ich habe, meiner Scheu, meiner Furcht zum Trotz, nur wohlthätige Folgen geſpürt. — Meine Farbe, meine Munterkeit iſt wiedergekehrt, und ſtatt der entſetzlichen Spannung, in der mir oft das Gleichgültigſte zur Qual wurde, befinde ich mich in einem ziemlich ruhigen Zuſtande. Jene närriſchen Traumbilder ſind verſchwunden, und der Schlaf erquickt mich, indem ſelbſt das tolle Zeug, was mir oft darin vorkommt, ſtatt mich zu quälen, mich belebt und erheitert. — Denke einmal, liebe Adelgunde, ich träume jetzt oft: ich könne mit geſchloſſenen Augen, als ſey mir ein anderer Sinn aufgegangen, Farben erkennen, Metalle unterſcheiden, leſen u. ſ. w. ſobald es nur Alban verlange; ja oft gebietet er mir mein Inneres zu durchſchauen und ihm Alles zu ſagen, was ich darin erblicke, und ich thue es mit der größten Beſtimmtheit; zuweilen muß ich plötzlich an Alban denken, er ſteht vor mir, und ich verſinke nach und nach in einen träumeriſchen Zuſtand, deſſen letzter Gedanke, in dem mein Bewußtſeyn untergeht, mir fremde Ideen bringt, welche mit beſonderem, ich möchte ſagen, golden glühenden Leben mich durchſtrahlen, und ich weiß, daß Alban dieſe göttlichen Ideen in mir denkt, denn er iſt dann ſelbſt in meinem Seyn, wie der höhere belebende Funke, und entfernt er ſich, was nur geiſtig geſchehen kann, da die körperliche Entfernung gleichgültig iſt, ſo iſt Alles erſtorben. Nur in dieſem mit Ihm und in Ihm Seyn kann ich wahrhaftig leben, und es müßte, wäre es ihm möglich, ſich mir geiſtig ganz zu entziehn, mein Selbſt in todter Oede erſtarren; ja, indem ich dieſes ſchreibe, fühle ich nur zu ſehr, daß nur Er es iſt, der mir den Ausdruck giebt, mein Seyn in ihm wenigſtens anzudeuten. — Ich weiß nicht, Adelgundchen, ob ich Dir nicht fremdartig oder vielleicht als eine phantaſtiſche Schwärmerin erſcheine, ob Du mich überhaupt verſtehſt, und es war mir, als ob eben jetzt leiſe und wehmüthig der Name: Hypolit, über Deine Lippen gleite. — Glaube mir, daß Hypolit nie inniger von mir geliebt wurde, ich nenne ihn oft im frommen Gebet um ſein Heil. — Die heiligen Engel mögen ihn ſchirmen vor jedem feindlichen Streich, der ihm in wilder Feldſchlacht droht. Aber, ſeitdem Alban mein Herr und Meiſter iſt, dünkt es mich, nur durch Ihn könne ich meinen Hypolit ſtärker und inniger lieben, und als habe ich die Macht, mich wie ſein Schutzgeiſt zu ihm zu ſchwingen, und ihn mit meinem Gebet, wie mit einem Seraphsfittig, zu umhüllen, ſo daß der Mord ihn vergebens liſtig ſpähend umſchleicht. Alban, der hohe, herrliche Mann, führt mich als die durch das höhere Leben geweihte Braut in ſeine Arme; aber nicht ohne ſeinen Meiſter darf das Kind ſich in die Stürme der Welt wagen. — Erſt ſeit wenigen Tagen erkenne ich ganz Albans wahrhaftige Größe. — Aber glaubſt Du wohl, liebe Adelgunde, daß, als ich noch kränker und über alle Maßen reizbar war, ſich oft niedrige Zweifel gegen meinen Herrn und Meiſter in meiner Bruſt erhoben? — Da hielt ich es denn für geſündigt gegen Liebe und Treue, wenn ſelbſt im Gebet für meinen Hypolit Albans Geſtalt in meinem Innern aufſtieg, zürnend und drohend, daß ich ohne ihn mich hinauswagen wolle aus dem Kreiſe, den er mir beſchrieben, wie ein böſes Kind, das des Vaters Warnung vergeſſend, hinausläuft aus dem friedlichen Garten in den Wald, wo feindliche Thiere blutgierig hinter den grünen anmuthigen Büſchen lauern. Ach, Adelgunde! — dieſe Zweifel quälten mich ſchrecklich. Lache mich recht aus, wenn ich Dir ſage, daß ich ſogar auf den Gedanken gerieth: Alban wolle mich künſtlich umſtricken, und unter dem Schein des heiligen Wunders, irdiſche Liebe in meinem Innern entzünden. — Ach, Hypolit! — Neulich ſaßen wir, der Vater, der Bruder, der alte Bickert und ich traulich Abends beiſammen; Alban war, wie es ſeine Gewohnheit iſt, noch auf weitem Spaziergange begriffen. Es war die Rede von Träumen, und der Vater ſo wie Bickert wußten davon allerlei Wunderbares und Ergötzliches zu ſagen. Da nahm auch Ottmar das Wort, und erzählte, wie nach Albans Rath, und unter ſeiner Leitung, es einem ſeiner Freunde gelungen ſey, eines Mädchens innige Liebe dadurch zu gewinnen, daß er, ohne ihr Wiſſen, wenn ſie ſchlief, in ihrer Nähe war, und ihre innerſten Gedanken durch magnetiſche Mittel auf ſich leitete. Dazu kam, daß der Vater und auch mein alter treuer Bickert ſich, wie ſie noch nie in meiner Gegenwart gethan, beſtimmt und hart gegen den Magnetismus, und auch in gewiſſer Art gegen Alban erklärten — alle Zweifel gegen den Meiſter erwachten mit doppelter Stärke in meiner Seele — wie wenn er ſich geheimer hölliſcher Mittel bediente, mich zu ſeiner Sklavin zu feſſeln; wie wenn er dann geböte, ich ſolle, nur ihn in Sinn und Gedanken tragend, Hypolit laſſen? Ein nie gekanntes Gefühl ergriff mich mit tödtender Angſt; ich ſah Alban in ſeinem Zimmer mit unbekannten Inſtrumenten und häßlichen Pflanzen und Thieren und Steinen und blinkenden Metallen umgeben, wie er in krampfhafter Bewegung ſeltſame Kreiſe mit den Armen und Händen beſchrieb. Sein Geſicht, ſonſt ſo ruhig und ernſt, war zur grauſigen Larve verzogen, und aus ſeinen blutrothen Augen ſchlängelten ſich in ekelhafter Schnelle blanke, glatte Baſiliske, wie ich ſie ſonſt in den Lilienkelchen zu erblicken wähnte. Da war es, als gleite ein eiskalter Strom über meinen Rücken hin, ich erwachte aus meinem Ohnmacht ähnlichen Zuſtande; Alban ſtand vor mir — aber, du heiliger Gott! nicht er wars, nein! jene entſetzliche Larve, die meine Einbildung geſchaffen! — Wie habe ich am andern Morgen mich vor mir ſelbſt geſchämt! — Alban war mit meinen Zweifeln gegen ihn bekannt, und nur in ſeiner gütigen Milde hat er mir wohl verſchwiegen, daß er es auch wohl wußte, wie ich ihn ſelbſt mir gebildet, denn er lebt ja in meinem Innern und weiß meine geheimſten Gedanken, die ich in Frömmigkeit und Demuth auch nicht trachte ihm zu verſchweigen. Uebrigens machte er aus meinem krankhaften Anfall nicht viel, ſondern ſchob Alles auf den Dunſt des türkiſchen Tabaks, den mein Vater an jenem Abende geraucht. Du hätteſt nur ſehen ſollen, mit welchem gütigen Ernſt, mit welcher väterlichen Sorglichkeit mich jetzt der herrliche Meiſter behandelte. Es iſt nicht allein der Körper, den er geſund zu erhalten weiß, nein! — es iſt der Geiſt, den er dem höhern Leben zuführt. Könnte meine liebe, treue Adelgunde nur hier ſeyn und ſich an dem wahrhaft frommen Leben erlaben, das wir in friedlicher Stille führen. Bickert iſt noch der frohe Alte wie immer, nur mein Vater und Ottmar ſind zuweilen in ſonderbarer Verſtimmung; den im treibenden Leben wühlenden Männern mag oft unſere Einförmigkeit nicht zuſagen. — Alban ſpricht ganz herrlich über die Sagen und Mythen der alten Egypter und Indier, oft verſinke ich darüber, zumal unter den großen Buchen im Park, unwillkürlich in einen Schlaf, von dem ich wie neu belebt erwache. Ich komme mir dann beinahe vor, wie die Miranda in Shakeſpeares Sturm, die von Prospero vergebens ermuntert wird, ſeine Erzählung zu hören. Recht mit Prospero's Worten ſagte neulich Ottmar zu mir: Gieb Deiner Müdigkeit nach — Du kannſt nicht anders.

Nun, Adelgundchen! haſt Du mein inneres Leben ganz, ich habe

Dir Alles erzählt, und das thut meinem Herzen wohl. Beiliegende Zeilen für Hyppolit u. ſ. w.

Fragment von Albans Brief an Theobald.

— — — zurückgeblieben iſt. Die Frömmigkeit ſchließt das Frommthun in ſich, und jedes Frommthun iſt eine Heuchelei, ſey es auch nicht ſowol um Andere zu betrügen, als ſich ſelbſt an dem Reflex des in unächtem Golde blinkernden Strahlenſcheins zu ergötzen, mit dem man ſich zum Heiligen gekrönt hat. — Regten ſich denn in Deiner eigenen Bruſt nicht manchmal Gefühle, die Du, mein lieber Bramin! mit dem, was Du aus Gewohnheit, und bequem in dem Geleiſe bleibend, das die verjährte Ammenmoral eingefurcht hat, als gut und weiſe erkennen willſt, nicht zuſammenreimen konnteſt? Alle dieſe Zweifel gegen die Tugendlehre der Mutter Gans, alle dieſe über die künſtlichen Ufer des durch Moralſyſteme eingedämmten Stroms überbrauſenden Neigungen, der unwiderſtehliche Drang, den Fittig, den man kräftig befiedert an den Schultern fühlt, friſch zu ſchütteln und ſich dem Höhern zuzuſchwingen, ſind die Anfechtungen des Satans, vor denen die azetiſchen Schulmeiſter warnen. Wir ſollen wie gläubige Kinder die Augen zudrücken, um an dem Glanz und Schimmer des heil. Chriſts, den uns die Natur überall in den Weg ſtellt, nicht zu erblinden. — Jede Neigung, die den höheren Gebrauch der inneren Kräfte in Anſpruch nimmt, kann nicht verwerflich ſeyn, ſondern muß eben aus der menſchlichen Natur entſprungen und in ihr begründet, nach der Erfüllung des Zwecks unſeres Daſeyns ſtreben. Kann dieſer denn ein anderer ſeyn, als die höchſtmögliche, vollkommenſte Ausbildung und Anwendung unſerer phyſiſchen und pſychiſchen Kräfte? — Ich weiß, daß ohne weiter zu reden, ich Dich, mein lieber Bramin! (ſo, und nicht anders, muß ich Dich nach Deinen Lebensanſichten nennen) ſchon zum Widerſpruch gereizt habe, da Dein ganzes Thun und Treiben der innigen Meinung entgegenſtrebt, die ich nur angedeutet. — Sey indeſſen überzeugt, daß ich Dein kontemplatives Leben und Deine Bemühungen, durch immer geſchärfteres Anſchauen in die Geheimniſſe der Natur einzudringen, achte: aber ſtatt Dich an dem Glanz des diamantenen Schlüſſels in ſtiller unthätiger Betrachtung zu erfreuen, ergreife ihn keck und kühn, und öffne die geheimnißvolle Pforte, vor der Du ſonſt ſtehen bleiben wirſt in Ewigkeit. — Du biſt zum Kampfe gerüſtet, was weilſt Du in träger Ruhe? — Alle Exiſtenz iſt Kampf und geht aus dem Kampfe hervor. In einem fortſteigenden Klimax wird dem Mächtigern der Sieg zu Theil, und mit dem unterjochten Vaſallen vermehrt er ſeine Kraft. — Du weißt, lieber Theobald! wie ich immer dieſen Kampf auch im geiſtigen Leben ſtatuirt, wie ich keck behauptet, daß eben die geheimnißvolle geiſtige Uebermacht dieſes oder jenes Schoßkindes der Natur, die es ſich anmaßen darf, ihm auch Nahrung und Kraft zu immer höherem Schwunge giebt. Die Waffe, mit der wir, denen die Kraft und Uebermacht inwohnt, dieſen geiſtigen Kampf gegen das untergeordnete Prinzip kämpfen und uns daſſelbe unterjochen, iſt uns, ich möchte ſagen, ſichtbarlich in die Hand gegeben. Wie iſt es doch gekommen, daß man jenes Eindringen, jenes gänzliche Inunsziehen und Beherrſchen des außer uns liegenden geiſtigen Prinzips durch uns bekannt gewordene Mittel, Magnetismus genannt hat, da dieſe Benennung nicht genügt, oder vielmehr, als von einer einzelnen phyſiſch wirkenden Kraft hergenommen, gar nicht das bezeichnet, was wir darunter verſtanden wiſſen wollen. Es mußte gerade ein Arzt ſeyn, der zuerſt von meinem Geheimniſſe zur Welt ſprach, das eine unſichtbare Kirche wie ihren beſten Schatz im Stillen aufbewahrte, um eine ganz untergeordnete Tendenz als den einzigen Zweck der Wirkung aufzuſtellen, denn ſo wurde der Schleier gewebt, den die blöden Augen der Ungeweihten nicht durchdringen. — Iſt es denn nicht lächerlich zu glauben, die Natur habe uns den wunderbaren Talisman, der uns zum König der Geiſter macht, anvertraut, um Zahnweh oder Kopfſchmerz, oder was weiß ich ſonſt, zu heilen? — Nein, es iſt die unbedingte Herrſchaft über das geiſtige Prinzip des Lebens, die wir, immer vertrauter werdend mit der gewaltigen Kraft jenes Talismans, erzwingen. Sich unter ſeinem Zauber ſchmiegend, muß das unterjochte fremde Geiſtige nur in Uns exiſtiren, und mit ſeiner Kraft nur Uns nähren und ſtärken! — Der Fokus, in dem ſich alles Geiſtige ſammelt, iſt Gott! — Je mehr Strahlen ſich zur Feuerpyramide ſammeln — deſto näher iſt der Fokus! — Wie breiten ſich dieſe Strahlen aus — ſie umfaſſen das organiſche Leben der ganzen Natur, und es iſt der Schimmer des Geiſtigen, der uns in Pflanze und Thier unſere durch dieſelbe Kraft belebten Genoſſen erkennen läßt. — Das Streben nach jener Herrſchaft iſt das Streben nach dem Göttlichen, und das Gefühl der Macht ſteigert in dem Verhältniß ſeiner Stärke den Grad der Seligkeit. Der Inbegriff aller Seligkeit iſt im Fokus! — Wie klein und erbärmlich erſcheint mir alles Geſchwätz über jene herrliche Kraft, die den Geweihten verliehen und es iſt wol zu begreifen, daß nur die höhere Anſicht als der Ausdruck der inneren Weihe auch die höhere Wirkſamkeit herbeiführt. — Nach allem dieſem wirſt Du glauben müſſen, daß mir bei der Anwendung alle phyſiſchen Mittel fremd geworden, allein es iſt dem nicht ſo. Hier iſt es, wo wir noch im Dunkeln tappen, ſo lange uns die geheime Verbindung des Geiſtigen mit dem Körper nicht klar vor Augen liegt, und ich möchte ſagen, die phyſiſchen Hülfsmittel ſind uns nur wie Zeichen des Herrſchers in die Hand gegeben, denen ſich unbekannte Vaſallen unterwerfen. — Ich weiß ſelbſt nicht, wie ich dazu gekommen bin, Dir, mein Theobald, ſo viel über einen Gegenſtand zu ſagen, von dem ich ungern ſpreche, da ich es fühle, wie nur die aus einer beſondern innern geiſtigen Organiſation entſprießende Ueberzeugung den leeren Worten Gewicht und Nachdruck geben muß. Deinen Vorwurf, einer lebhaft aufwallenden Neigung gefolgt zu ſeyn und gegen Deine ſogenannten moraliſchen Anſichten geſündigt zu haben, wollte ich beantworten, und jetzt erſt werde ich gewahr, daß ich Dir neulich meine Verhältniſſe in dem Hauſe des Barons viel zu rhapſodiſch entwickelte, um nicht mißverſtanden zu werden. — Ich gebe mir Zeit und Mühe, Manches von meinem Eintritt in dies Haus nachzuholen, und wenn mein lieber frommer Bramin in einem höher beſchwingten Augenblick mir nur einigermaßen in mein Gebiet folgen will, ſo werde ich von aller Schuld gereinigt ſeyn. —

Ottmar iſt nun einmal einer von den vielen Menſchen, die, nicht ohne Geiſt und Verſtand, ja ſelbſt mit einer enthuſiaſtiſchen Lebendigkeit, alles Neue im Gebiet der Wiſſenſchaft auffaſſen; aber eben dieſes Auffaſſen iſt ihr letzter Zweck, und es iſt nur die Kenntniß der Form, die ſie, der inneren Kraft ſich freuend, mit leichter Mühe erringen. Mit dieſer Kenntniß iſt ihr Geiſt, dem ſelbſt die Ahnungen des Innern fremd bleiben, zufrieden; dem Gemüth, das man ihnen nicht abſprechen kann, fehlt Tiefe. — Ottmar hat ſich, wie Du weißt, an mich gedrängt, und, indem er mir wie der Coryphäus einer ganz überzahlreichen Klaſſe von jungen Leuten, wie ſie jetzt ſo häufig angetroffen werden, erſchien, ergötzte es mich, mit ihm höhnend zu ſpielen. Mein Zimmer hat er mit einer Ehrfurcht betreten, als ſey es das innerſte heiligſte Gemach im Tempel zu Sais, und da er ſich als mein Schüler willig unter meine Zuchtruthe ſchmiegte, hielt ich es für billig, ihm manches unſchuldige Spielzeug anzuvertrauen, das er triumphirend den Knaben vorwies, und recht groß that mit der Liebe des Meiſters. — Als ich ſeinen Bitten nachgab und ihn auf ſeines Vaters Gut begleitete, fand ich in dem Baron, ſeinem Vater, einen ſtörriſchen Alten, umgeben von einem wunderlichen humoriſtiſchen alten Maler, der manchmal den weinerlichen moraliſchen Pagliaſſo macht. — Was ich Dir über den Eindruck, den Marie auf mich machte, früher geſagt habe, weiß ich nicht mehr; aber ich fühle es in dieſem Augenblick, daß es ſchwer ſeyn wird, mich ſo darüber auszuſprechen, daß ich von Dir ganz verſtanden werde. — In Wahrheit, ich muß mich darauf beziehen, daß Du mich kennſt, ja daß Du von jeher mein ganzes Thun und Treiben in den höheren Tendenzen, die dem Volke ewig verſchloſſen, begriffen. Du biſt daher überzeugt, daß eine ſchlanke Geſtalt, die wie eine herrliche Pflanze, in zartem Wuchs üppige Blätter und Blüthen treibend, aufgeſchoſſen; ein blaues Auge, das emporblickend ſich nach dem zu ſehnen ſcheint, was die fernen Wolken verſchleiern, — kurz, daß ein engelſchönes Mädchen mich nicht in den ſüßlich ſchmachtenden Zuſtand des lächerlichen Amoroſo verſetzen kann. — Es war einzig und allein die augenblickliche Erkenntniß der geheimen geiſtigen Beziehung zwiſchen Marien und mir, die mich mit dem wunderbarſten Gefühl durchbebte. Der innigſten Wonne miſchte ſich ein ſchneidender, ſtechender Grimm bei, den die Oppoſition in Marien erzeugte — eine fremde feindliche Kraft widerſtrebte meiner Einwirkung und hielt Mariens Geiſt befangen. Mit ganzer Macht meinen Geiſt darauf fixirend, wurde ich den Feind gewahr, und in vollem Kampf ſuchte ich alle Strahlen, die aus Mariens Innern mir zuſtrömten, wie in einem Brennſpiegel aufzufangen. Der alte Maler beachtete mich mehr als die übrigen es thaten; er ſchien die innere Spannung, die Marie in mir hervorgebracht, zu ahnen. Vielleicht war es mein Blick, der mich verrieth, denn ſo zwängt der Körper den Geiſt ja ein, daß die leiſeſte ſeiner Bewegungen in den Nerven oszillirend nach außen wirkt, und die Geſichtszüge — wenigſtens den Blick des Auges verändert. Wie ergötzte es mich aber, daß er die Sache ſo gemein nahm; er ſprach unaufhörlich von dem Graſen Hypolit, Mariens verlobtem Bräutigam, und daß er die bunte Muſterkarte von allen ſeinen Tugenden recht mit Behagen vor mir ausbreitete, diente mir nur dazu, die läppiſchen Verhältniſſe, welche die Menſchen in einfältiger kindiſcher Thätigkeit anknüpfen, im Innerſten zu belachen, und mich meiner tiefern Erkenntniß jener Verbindungen, die die Natur knüpft, und der Kraft dieſe zu hegen und zu pflegen, zu erfreuen. — Marien ganz in mein Selbſt zu ziehen, ihre ganze Exiſtenz, ihr Seyn ſo in dem Meinigen zu verweben, daß die Trennung davon ſie vernichten muß, das war der Gedanke, der, mich doch beſeligend, nur die Erfüllung deſſen ausſprach, was die Natur wollte. Dieſe innigſte geiſtige Verbindung mit dem Weibe, im Seligkeitsgefühl jeden andern als den höchſten ausgeſchrieenen thieriſchen Genuß himmelhoch überflügelnd, ziemt dem Prieſter der Iſis, und Du kennſt mein Syſtem in dieſem Punkt, ich darf nichts weiter darüber ſagen. Die Natur organiſirte das Weib in allen ſeinen Tendenzen paſſiv. — Es iſt das willige Hingeben, das begierige Auffaſſen des fremden außerhalb liegenden, das Anerkennen und Verehren des höheren Prinzips, worin das wahrhaft kindliche Gemüth beſteht, das nur dem Weibe eigen und das ganz zu beherrſchen, ganz in ſich aufzunehmen, die höchſte Wonne iſt. — Von dieſen Augenblicken an blieb ich, unerachtet ich mich wieder, wie Du weißt, von dem Gute des Barons entfernte, Marien geiſtig nah, und welcher Mittel ich mich bediente, insgeheim mich auch körperlich ihr zu nahen, um kräftiger zu wirken, mag ich Dir nicht ſagen, da Manches ſich kleinlich ausnehmen würde, unerachtet es zu dem vorgeſetzten Zweck führte. — Maria fiel bald darauf in einen phantaſtiſchen Zuſtand, den Ottmar natürlicherweiſe für eine Nervenkrankheit halten mußte, und ich kam wieder als Arzt in das Haus, wie ich es vorausgeſehen. — Maria erkannte in mir den, der ihr ſchon oft in der Glorie der beherrſchenden Macht als ihr Meiſter im Traume erſchienen, und Alles, was ſie nur dunkel geahnet, ſah ſie nun hell und klar mit ihres Geiſtes Augen. — Nur meines Blicks, meines feſten Willens bedurfte es, ſie in den ſogenannten ſomnambulen Zuſtand zu verſetzen, der nichts anders war, als das gänzliche Hinaustreten aus ſich ſelbſt und das Leben in der höheren Sphäre des Meiſters. Es war mein Geiſt, der ſie dann willig aufnahm und ihr die Schwingen gab, dem Kerker, mit dem ſie die Menſchen überbaut hatten, zu entſchweben. Nur im dieſem Seyn in mir kann Marie fortleben, und ſie iſt ruhig und glücklich. — Hypolits Bild kann in ihr nur noch in ſchwachen Umriſſen exiſtiren, und auch dieſe ſollen bald in Duft zerfließen. Der Baron und der alte Maler ſehen mich mit feindlichen Blicken an, aber es iſt herrlich, wie ſich auch da die Kraft bewährt, die mir die Natur verliehen. Ein unheimliches Gefühl mag es ſeyn, daß ſie widerſtrebend doch den Meiſter erkennen müſſen. Du weißt, auf welche wunderbare Weiſe ich mir einen Schatz geheimer Kenntniſſe geſammelt. Nie haſt Du das Buch leſen mögen, unerachtet es Dich überraſcht haben würde, wie noch in keinem der phyſikaliſchen Lehrbücher ſolche herrliche Combinationen mancher Naturkräfte und ihrer Wirkung, ſo wie hier entwickelt ſind. Ich verſchmähe es nicht, Manches ſorglich zu bereiten; und kann man es denn Trug nennen, wenn der gaffende Pöbel über etwas erſchrickt und ſtaunt, das er mit Recht für wunderbar hält, da die Kenntniß der nächſten Urſache nicht das Wundervolle, ſondern nur die Ueberraſchung vernichtet? — Hypolit iſt Obriſter in . . .en Dienſten, mithin im Felde; ich wünſche nicht ſeinen Tod; er mag zurückkommen, und mein Triumph wird herrlicher ſeyn, denn der Sieg iſt gewiß. Sollte ſich der Gegner kräftiger zeigen als ich es gedacht, ſo wirſt Du mir im Gefühl meiner Kraft zutrauen, daß ꝛc. — —

Das einſame Schloß.

Das Gewitter war vorüber, und in rothem Feuer brennend, brach die ſinkende Sonne durch die finſteren Wolken, die ſchnell fliehend in den tiefen Gründen verdampften. Der Abendwind rührte ſeine Fittige und wie in ſchwellenden Wogen ſtrömten die Wohlgerüche, die aus Bäumen, Blumen, Gräſern emporſtiegen, durch die warme Luft. Als ich aus dem Walde trat, lag das freundliche Dorf, deſſen Nähe mir der Poſtillon verheißen, dicht vor mir im blumigen Wieſengrunde, und hoch hervor ragten die gothiſchen Thürme des Schloſſes, deſſen Fenſter im Schein der Sonne glühten, als wollten innere Flammen hervorbrechen. Glockengeläute und geiſtlicher Geſang tönten zu mir herüber; in der Ferne ſah ich einen feierlichen Leichenzug auf der Straße von dem Schloſſe her nach dem Kirchhofe wallen; als ich endlich ankam, war der Geſang verſtummt; man hatte nach der dortigen Sitte den Sarg geöffnet, vor dem Grabe niedergeſetzt, und der Pfarrer hielt den Leichen-Sermon. Sie waren im Begriff den Deckel auf den Sarg zu heben, als ich hinzutrat und den Todten erblickte. Es war ein hochbejahrter Mann, der mit heiterm Geſicht unentſtellt da lag, als ſchlummerte er ſanft und friedlich. Der alte Bauer ſagte tief gerührt: Sieh', wie unſer alter Franz ſo ſchön da liegt; Gott ſchenke mir ein ſo frommes Ende — ja! — ſelig ſind, die in dem Herrn entſchlafen. — Mir war es, als ſei dieß die rechte Todtenfeier für den frommen Entſchlafenen, und des Bauers einfache Worte die herrlichſte Leichenrede. — Sie ſenkten den Sarg hinab, und als nun die Erdſchollen mit dumpfem Klang hinabfielen, ergriff mich die bitterſte Wehmuth, als läge der Herzensfreund in der todten kalten Erde. — Eben wollte ich den Berg hinaufſteigen, auf dem das Schloß lag, als mir der Pfarrer entgegentrat, bei dem ich mich nach dem Todten, den man eben zu Grabe getragen, erkundigte. Der alte Maler Franz Bickert, der ſeit drei Jahren allein in dem verödeten Schloß gewohnt und den Kaſtellan gemacht hatte, war es, den man beerdigt hatte. Ich wünſchte in das Schloß zu gehen; der Geiſtliche hatte bis zur Ankunft des Bevollmächtigten des jetzigen Beſitzers die Schlüſſel übernommen, und ich trat nicht ohne Schauer in die verödeten weiten Säle, wo ſonſt fröhliche Menſchen gehauſet, und worin nun eine Todtenſtille herrſchte. Bickert hatte ſich in den letzten drei Jahren, die er wie ein Einſiedler in dem Schloſſe zubrachte, auf eine wunderliche Weiſe mit der Kunſt beſchäftigt. Ohne alle Hülfe, ſelbſt was die mechaniſchen Vorrichtungen betrifft, unternahm er es, den ganzen obern Stock, in welchem er ſelbſt ein Zimmer bewohnte, im gothiſchen Styl auszumalen, und auf den erſten Blick ahnte man in den phantaſtiſchen Zuſammenſtellungen fremdartiger Dinge, wie ſie dem Charakter der gothiſchen Verzierungen eigen, tiefſinnige Allegorien. Sehr oft wiederholt war eine häßliche Teufelsgeſtalt, die ein ſchlafendes Mädchen belauſcht. — Ich eilte nach Bickerts Zimmer. — Der Lehnſtuhl ſtand noch ſo abgerückt vom Tiſche, auf dem eine angefangene Zeichnung lag, als ſey Bickert eben von der Arbeit aufgeſtanden; ein grauer Ueberrock hing auf der Lehne, und ein kleines graues Mützchen lag neben der Zeichnung. — Es war, als werde im Augenblick der Alte mit dem freundlichen frommen Geſichte, über das ſelbſt die Qual des Todes keine Macht gehabt, hineintreten und den Fremden mit offener Gutherzigkeit in ſeiner Werkſtatt bewillkommnen. — Ich eröffnete dem Geiſtlichen meinen Wunſch, mehrere Tage, ja vielleicht Wochen, im Schloſſe zu wohnen. Das ſchien ihm befremdlich; er äußerte, wie leid es ihm thäte, meinen Wunſch nicht erfüllen zu können, da bis zur Ankunft des Bevollmächtigten die gerichtliche Siegelung vorgenommen werden müſſe, und kein Fremder im Schloſſe wohnen dürfe. Wie aber, fuhr ich fort, wenn ich dieſer Bevollmächtigte ſelbſt wäre? indem ich ihm die ausgedehnte Vollmacht des Barons von F., als des jetzigen Beſitzers, vorwies. Er erſtaunte nicht wenig, und überſchüttete mich mit Höflichkeitsbezeigungen. Er bot mir Zimmer im Pfarrgebäude an, da mir die Wohnung im öden Schloſſe doch wahrſcheinlich nicht zuſagen werde. Ich lehnte dies ab; ich blieb im Schloſſe, und es waren Bickerts nachgelaſſene Papiere, die mich in den Stunden der Muße auf das Anziehendſte beſchäftigten. — Bald fanden ſich ein paar Blätter vor, die in kurzen hingeworfenen Notizen, nach Art eines Tagebuchs, Aufſchluß über die Kataſtrophe gaben, in der ein ganzer Zweig einer bedeutenden Familie unterging. Durch die Zuſammenſtellung mit einem ziemlich humoriſtiſchen Aufſatz: Träume ſind Schäume, und den Fragmenten zweier Briefe, die dem Maler auf ganz eigne Weiſe zu Händen gekommen ſeyn müſſen, rundet ſich das Ganze. —

Aus Bickerts Tagebuch.

Hab' ich mich denn nicht trotz dem h. Antonius mit dreitauſend Teufeln herumgebalgt, nnd mich eben ſo tapfer gehalten? — Sieht man dem Volke keck ins Auge, ſo verdunſtet es von ſelbſt in Staub und Rauch. — Könnte Alban in meiner Seele leſen, ſo würde er eine förmliche Abbitte und Ehrenerklärung darin finden, daß ich ihm alles Sataniſche aufgebürdet, was eine allzurege Phantaſie mir in grellen Farben dargeſtellt, zu eigner Buße und Belehrung! — Er iſt da! — friſch — geſund — herrlich blühend — Apollo's Locken, Jovis hohe Stirn — ein Aug' wie Mars, des Götter-Herolds Stellung — ja ganz wie Hamlet den Helden ſchildert. — Maria iſt nicht mehr auf der Erde, ſie ſchwebt im ſtrahlenden Himmel — Hypolit und Maria — welch ein Paar! —

Aber trauen kann ich ihm doch nicht — warum verſchließt er ſich in ſein Zimmer? — warum ſchleicht er in der Nacht auf den Zehen umher, wie der lauernde Mord? — ich kann ihm nicht trauen!

— Zuweilen iſt es mir, als müßte ich ihm in möglichſter Kürze und Schnelligkeit meinen Stockdegen durch den Leib rennen und nachher höflich ſagen: pardonnez! — Ich kann ihm nicht trauen!

Sonderbares Ereigniß! — Als ich meinen Freund, mit dem ich in die Nacht hinein Manches vom Herzen zum Herzen geſprochen, über den Corridor in ſein Zimmer begleitete, rauſchte eine hagere Figur im weißen Schlafrock mit dem Licht in der Hand vorüber. — Der Baron ſchrie auf: — Der Major! — Franz! — der Major! — Es war unbeſtritten Alban, und nur die Beleuchtung von unten herauf mochte ſein Geſicht, welches alt und häßlich ſchien, verzerren. — Er kam von der Seite, wie aus Mariens Zimmer. Der Baron beſtand darauf, zu ihr zu gehen. Sie ſchlief ruhig, wie ein frommer Engel Gottes. — Morgen iſt endlich der lang erſehnte Tag! — Glücklicher Hypolit! — Aber jene Erſcheinung erfüllt mich mit Grauſen, unerachtet ich mich zu überzeugen bemühe, daß es Alban war. — Sollte der feindliche Dämon, der ſich dem Baron ſchon in früher Jugend verkündete, nun wie ein über ihn waltendes böſes Prinzip wieder ſichtbarlich, und das Gute entzweiend ins Leben treten? Doch weg mit den finſtern Ahnungen! — Ueberzeuge dich, Franz! daß das häßliche träumeriſche Zeug oft das Erzeugniß des verdorbenen Magens iſt. — Sollte man nicht Diavolinis verſchlucken, um ſich gegen die Unbill böſer Träume zu verwahren?

Gerechter Gott! — Sie iſt hin — hin! — Ew. Hochgeboren ſoll ich melden, wie es mit dem Tode der holdſeligen Baroneſſe Marie zugegangen, des Familien-Archivs wegen — ich habe durchaus wenig Sinn für diplomatiſche Geſchäfte. — Hätte mir Gott nicht das Bißchen Fauſt verliehen des Malens halber! — Aber ſo viel iſt gewiß, daß ſie in dem Augenblick, als Hypolit ſie vor dem Altar in ſeine Arme ſchließen wollte, todt — todt — todt niederſank — das Uebrige empfehle ich der Gerechtigkeit Gottes. —

Ja, Du warſt es! — Alban — bämiſcher Satan! — Du haſt ſie gemordet mit hölliſchen Künſten; welcher Gott hat es Hypolit offenbart! — Du biſt entflohen, aber flieh' nur — verbirg Dich im Mittelpunkt der Erde, die Rache wird Dich auffinden und zermalmen.

Nein, ich kann Dich nicht entſchuldigen, Ottmar! — Du warſt es, der ſich von dem Satan verlocken ließ, von Dir fordert Hypolit die Geliebte ſeiner Seele! — Sie haben heute zu harte Worte gewechſelt, der Zweikampf iſt unvermeidlich.

Hypolit iſt geblieben! — Wohl ihm! er ſieht ſie wieder. — Unglücklicher Ottmar! — Unglücklicher Vater!

Exeunt omnes! — Friede und ewige Ruhe den Verſtorbenen! — Heute am neunten September in der Mitternachtsſtunde ſtarb mein Freund in meinen Armen! — Wie bin ich doch ſo wunderbar getröſtet, da ich weiß, daß ich ihn bald wiederſehe. — Die Nachricht, daß Ottmar auf erhabene Weiſe gebüßt, durch den Heldentod in der Schlacht, zerſchnitt den letzten Faden, der den Geiſt noch an das Irdiſche knüpfte. — Hier im Schloſſe will ich bleiben, in den Zimmern will ich wandeln, wo ſie lebten und mich liebten. — Oft werd' ich ihre Stimme hören — manches freundliche Wort der holdſeligen frommen Maria, mancher gemüthliche Scherz des unwandelbaren Freundes, wird wie ein Geiſterruf wiederhallen und mich aufrecht und ſtark erhalten, des Lebens Bürde leicht zu tragen. — Es giebt für mich keine Gegenwart mehr, nur der Vergangenheit glückliche Tage ſchließen ſich an das ferne Jenſeits, das mich oft in wunderbaren Träumen mit lieblichem Schimmer, aus dem die geliebten Freunde lächelnd mir zuwinken, umfängt. — Wann! — wann werde ich zu Euch hinüber wallen!

Und er iſt hinüber

II.

Der goldne Topf.

Ein Mährchen aus der neuen Zeit.

Erſte Vigilie.

Die Unglücksfälle des Studenten Anſelmus. Des Conrektors Paulmann Sanitätsknaſter und die goldgrünen Schlangen.

Am Himmelfahrtstage, Nachmittags um drei Uhr, rannte ein junger Menſch in Dresden durchs ſchwarze Thor, und geradezu in einen Korb mit Aepfeln und Kuchen hinein, die ein altes häßliches Weib feil bot, ſo, daß Alles, was der Quetſchung glücklich entgangen, hinausgeſchleudert wurde, und die Straßenjungen ſich luſtig in die Beute theilten, die ihnen der haſtige Herr zugeworfen. Auf das Zetergeſchrei, das die Alte erhob, verließen die Gevatterinnen ihre Kuchen- und Branntweintiſche, umringten den jungen Menſchen und ſchimpften mit pöbelhaftem Ungeſtüm auf ihn hinein, ſo daß er, vor Aerger und Schaam verſtummend, nur ſeinen kleinen nicht eben beſonders gefüllten Geldbeutel hinhielt, den die Alte begierig ergriff und ſchnell einſteckte. Nun öffnete ſich der feſtgeſchloſſene Kreis, aber indem der junge Menſch hinausſchoß, rief ihm die Alte nach: Ja renne — renne nur zu, Satanskind — ins Kriſtall bald Dein Fall — ins Kriſtall! — Die gellende, krächzende Stimme des Weibes hatte etwas Entſetzliches, ſo daß die Spaziergänger verwundert ſtillſtanden, und das Lachen, das ſich erſt verbreitet, mit einem Mal verſtummte. — Der Student Anſelmus (niemand anders war der junge Menſch) fühlte ſich, unerachtet er des Weibes ſonderbare Worte durchaus nicht verſtand, von einem unwillkürlichen Grauſen ergriffen, und er beflügelte noch mehr ſeine Schritte, um ſich den auf ihn gerichteten Blicken der neugierigen Menge zu entziehen. Wie er ſich nun durch das Gewühl geputzter Menſchen durcharbeitete, hörte er überall murmeln: „der arme junge Mann — Ei! — über das verdammte Weib!“ — Auf ganz ſonderbare Weiſe hatten die geheimnißvollen Worte der Alten dem lächerlichen Abentheuer eine gewiſſe tragiſche Wendung gegeben, ſo daß man dem vorhin ganz Unbemerkten jetzt theilnehmend nachſah. Die Frauenzimmer verziehen dem wohlgebildeten Geſichte, deſſen Ausdruck die Gluth des innern Grimms noch erhöhte, ſo wie dem kräftigen Wuchſe des Jünglings alles Ungeſchick, ſo wie den ganz aus dem Gebiete aller Mode liegenden Anzug. Sein hechtgrauer Frack war nämlich ſo zugeſchnitten, als habe der Schneider, der ihn gearbeitet, die moderne Form nur von Hörenſagen gekannt, und das ſchwarzatlasne wohlgeſchonte Unterkleid gab dem Ganzen einen gewiſſen magiſtermäßigen Styl, dem ſich nun wieder Gang und Stellung durchaus nicht fügen wollte. — Als der Student ſchon beinahe das Ende der Allee erreicht, die nach dem Linkiſchen Bade führt, wollte ihm beinahe der Athem ausgehen. Er war genöthigt, langſamer zu wandeln; aber kaum wagte er den Blick in die Höhe zu richten, denn noch immer ſah er die Aepfel und Kuchen um ſich tanzen, und jeder freundliche Blick dieſes oder jenes Mädchens war ihm nur der Reflex des ſchadenfrohen Gelächters am ſchwarzen Thor. So war er bis an den Eingang des Linkiſchen Bades gekommen; eine Reihe feſtlich gekleideter Menſchen nach der andern zog herein. Muſik von Blasinſtrumenten ertönte von innen, und immer lauter und lauter wurde das Gewühl der luſtigen Gäſte. Die Thränen wären dem armen Studenten Anſelmus beinahe in die Augen getreten, denn auch er hatte, da der Himmelfahrtstag immer ein beſonderes Familienfeſt für ihn geweſen, an der Glückſeligkeit des Linkiſchen Paradieſes Theil nehmen, ja er hatte es bis zu einer halben Portion Kaffee mit Rum und einer Bouteille Doppelbier treiben wollen, und um ſo recht ſchlampampen zu können, mehr Geld eingeſteckt, als eigentlich erlaubt und thunlich war. Und nun hatte ihn der fatale Tritt in den Aepfelkorb um Alles gebracht, was er bei ſich getragen. An Kaffee, an Doppelbier, an Muſik, an den Anblick der geputzten Mädchen — kurz! — an alle geträumten Genüſſe war nicht zu denken; er ſchlich langſam vorbei und ſchlug endlich den Weg an der Elbe ein, der gerade ganz einſam war. Unter einem Hollunderbaume, der aus der Mauer hervorgeſproſſen, fand er ein freundliches Raſenplätzchen; da ſetzte er ſich hin und ſtopfte eine Pfeife von dem Sanitätsknaſter, den ihm ſein Freund, der Conrektor Paulmann geſchenkt. — Dicht vor ihm plätſcherten und rauſchten die goldgelben Wellen des ſchönen Elbſtroms, hinter demſelben ſtreckte das herrliche Dresden kühn und ſtolz ſeine lichten Thürme empor in den duftigen Himmelsgrund, der ſich hinabſenkte auf die blumigen Wieſen und friſch grünenden Wälder, und aus tiefer Dämmerung gaben die zackichten Gebirge Kunde vom fernen Böhmerlande. Aber finſter vor ſich hinblickend, blies der Student Anſelmus die Dampfwolken in die Luft, und ſein Unmuth wurde endlich laut, indem er ſprach: „Wahr iſt es doch, ich bin zu allem möglichen Kreuz und Elend geboren! — Daß ich niemals Bohnen-König geworden, daß ich im Paar oder Unpaar immer falſch gerathen, daß mein Butterbrodt immer auf die fette Seite gefallen, von allem dieſem Jammer will ich gar nicht reden; aber, iſt es nicht ein ſchreckliches Verhängniß, daß ich, als ich denn doch nun dem Satan zum Trotz Student geworden war, ein Kümmeltürke ſeyn und bleiben mußte? — Ziehe ich wohl je einen neuen Rock an, ohne gleich das erſtemal einen Talgfleck hineinzubringen, oder mir an einem übeleingeſchlagenen Nagel ein verwünſchtes Loch hineinzureißen? Grüße ich wohl je einen Herrn Hofrath oder eine Dame, ohne den Hut weit von mir zu ſchleudern, oder gar auf dem glatten Boden auszugleiten und ſchändlich umzuſtülpen? Hatte ich nicht ſchon in Halle jeden Markttag eine beſtimmte Ausgabe von drei bis vier Groſchen für zertretene Töpfe, weil mir der Teufel in den Kopf ſetzt, meinen Gang geradeaus zu nehmen, wie die Laminge? Bin ich denn ein einziges Mal ins Kollegium, oder wo man mich ſonſt hinbeſchieden, zu rechter Zeit gekommen? Was half es, daß ich eine halbe Stunde vorher ausging, und mich vor die Thür hinſtellte, den Drücker in der Hand, denn ſo wie ich mit dem Glockenſchlage aufdrücken wollte, goß mir der Satan ein Waſchbecken über den Kopf, oder ließ mich mit einem Heraustretenden zuſammenrennen, daß ich in tauſend Händel verwickelt wurde, und darüber Alles verſäumte. — Ach! ach! wo ſeyd ihr hin, ihr ſeligen Träume künftigen Glücks, wie ich ſtolz wähnte, ich könne es wohl hier noch bis zum geheimen Sekretair bringen! Aber hat mir mein Unſtern nicht die beſten Gönner verfeindet? — Ich weiß, daß der geheime Rath, an den ich empfohlen bin, verſchnittenes Haar nicht leiden mag; mit Mühe befeſtigt der Friſeur einen kleinen Zopf an meinem Hinterhaupt, aber bei der erſten Verbeugung ſpringt die unglückſelige Schnur, und ein munterer Mops, der mich umſchnüffelt, apportirt im Jubel das Zöpfchen dem geheimen Rathe. Ich ſpringe erſchrocken nach, und ſtürze über den Tiſch, an dem er frühſtückend gearbeitet hat, ſo daß Taſſen, Teller, Tintenfaß — Sandbüchſe klirrend herabſtürzen, und der Strom von Chokolade und Tinte ſich über die eben geſchriebene Relation ergießt. „Herr, ſind Sie des Teufels!“ brüllt der erzürnte geheime Rath, und ſchiebt mich zur Thür hinaus. — Was hilft es, daß mir der Conrektor Paulmann Hoffnung zu einem Schreiberdienſte gemacht hat, wird es denn mein Unſtern zulaſſen, der mich überall verfolgt! — Nur noch heute! — Ich wollte den lieben Himmelfahrtstag recht in der Gemüthlichkeit feiern, ich wollte ordentlich was daraufgehen laſſen. Ich hätte eben ſo gut wie jeder andere Gaſt in Linkes Bade ſtolz rufen können: Marqueur — eine Flaſche Doppelbier — aber vom beſten bitte ich! — Ich hätte bis ſpät Abends ſitzen können, und noch dazu ganz nahe bei dieſer oder jener Geſellſchaft herrlich geputzter ſchöner Mädchen. Ich weiß es ſchon, der Muth wäre mir gekommen, ich wäre ein ganz anderer Menſch geworden; ja, ich hätte es ſo weit gebracht, daß wenn dieſe oder jene gefragt: wie ſpät mag es wohl jetzt ſeyn? oder: was iſt denn das, was ſie ſpielen? da wäre ich mit leichtem Anſtande aufgeſprungen, ohne mein Glas umzuwerfen oder über die Bank zu ſtolpern; mich in gebeugter Stellung anderthalb Schritte vorwärts bewegend, hätte ich geſagt: Erlauben Sie, Mademoiſelle, Ihnen zu dienen, es iſt die Ouvertüre aus dem Donauweibchen, oder: es wird gleich ſechs Uhr ſchlagen. — Hätte mir das ein Menſch in der Welt übel deuten können? — Nein! ſage ich, die Mädchen hätten ſich ſo ſchalkhaft lächelnd angeſehen, wie es wohl zu geſchehen pflegt, wenn ich mich ermuthige zu zeigen, daß ich mich auch wohl auf den leichten Weltton verſtehe und mit Damen umzugehen weiß. Aber da führt mich der Satan in den verwünſchten Aepfelkorb, und nun muß ich in der Einſamkeit meinen Sanitätsknaſter —“ Hier wurde der Student Anſelmus in ſeinem Selbſtgeſpräche durch ein ſonderbares Rieſeln und Raſcheln unterbrochen, das ſich dicht neben ihm im Graſe erhob, bald aber in die Zweige und Blätter des Hollunderbaums hinaufglitt, der ſich über ſeinem Haupte wölbte. Bald war es, als ſchüttle der Abendwind die Blätter, bald, als koſ'ten Vögelein in den Zweigen, die kleinen Fittige im muthwilligen Hin- und Herflattern rührend. — Da fing es an zu flüſtern und zu liſpeln, und es war, als ertönten die Blüthen wie aufgehangene Kriſtallglöckchen. Anſelmus horchte und horchte. Da wurde, er wußte ſelbſt nicht wie, das Geliſpel und Geflüſter und Geklingel zu leiſen halbverwehten Worten:

Zwiſchen durch — zwiſchen ein — zwiſchen Zweigen, zwiſchen ſchwellenden Blüthen, ſchwingen, ſchlängeln, ſchlingen wir uns — Schweſterlein — Schweſterlein, ſchwinge Dich im Schimmer — ſchnell, ſchnell herauf — herab — Abendſonne ſchießt Strahlen, ziſchelt der Abendwind — raſchelt der Thau — Blüthen ſingen — rühren wir Zünglein, ſingen wir mit Blüthen und Zweigen — Sterne bald glänzen — müſſen herab — zwiſchen durch, zwiſchen ein ſchlängeln, ſchlingen, ſchwingen wir uns Schweſterlein. —

So ging es fort in Sinne verwirrender Rede. Der Student Anſelmus dachte: das iſt denn doch nur der Abendwind, der heute mit ordentlich verſtändlichen Worten flüſtert. — Aber in dem Augenblick ertönte es über ſeinem Haupte, wie ein Dreiklang heller Kriſtallglocken; er ſchaute hinauf und erblickte drei in grünem Gold erglänzende Schlänglein, die ſich um die Zweige gewickelt hatten, und die Köpfchen der Abendſonne entgegenſtreckten. Da flüſterte und liſpelte es von Neuem in jenen Worten, und die Schlänglein ſchlüpften und koſten auf und nieder durch die Blätter und Zweige, und wie ſie ſich ſo ſchnell rührten, da war es, als ſtreue der Hollunderbuſch tauſend funkelnde Smaragde durch ſeine dunklen Blätter. „Das iſt die Abendſonne, die ſo in dem Hollunderbuſch ſpielt," dachte der Student Anſelmus, aber da ertönten die Glocken wieder, und Anſelmus ſah wie eine Schlange ihr Köpfchen nach ihm herabſtreckte. Durch alle Glieder fuhr es ihm wie ein elektriſcher Schlag, er erbebte im Innerſten — er ſtarrte hinauf, und ein Paar herrliche dunkelblaue Augen blickten ihn an mit unausſprechlicher Sehnſucht, ſo daß ein nie gekanntes Gefühl der höchſten Seligkeit und des tiefſten Schmerzes ſeine Bruſt zerſprengen wollte. Und wie er voll heißen Verlangens immer in die holdſeligen Augen ſchaute, da ertönten ſtärker in lieblichen Akkorden die Kriſtallglocken, und die funkelnden Smaragde fielen auf ihn herab und umſpannen ihn, in tauſend Flämmchen um ihn herflackernd und ſpielend mit ſchimmernden Goldfaden. Der Hollunderbuſch rührte ſich und ſprach: „Du lagſt in meinem Schatten, mein Duft umfloß Dich, aber Du verſtandeſt mich nicht. Der Duft iſt meine Sprache, wenn ihn die Liebe entzündet.“ Der Abendwind ſtrich vorüber und ſprach: „Ich umſpielte Deine Schläfe, aber Du verſtandeſt mich nicht, der Hauch iſt meine Sprache, wenn ihn die Liebe entzündet.“ Die Sonnenſtrahlen brachen durch das Gewölk, und der Schein brannte wie in Worten: „Ich umgoß Dich mit glühendem Gold, aber Du verſtandeſt mich nicht; Gluth iſt meine Sprache, wenn ſie die Liebe entzündet.“

Und immer inniger und inniger verſunken in den Blick des herrlichen Augenpaars, wurde heißer die Sehnſucht, glühender das Verlangen. Da regte und bewegte ſich Alles, wie zum frohen Leben erwacht. Blumen und Blüthen dufteten um ihn her, und ihr Duft war wie herrlicher Geſang von tauſend Flötenſtimmen und was ſie geſungen, trugen im Wiederhall die goldenen vorüberfliehenden Abendwolken in ferne Lande. Aber als der letzte Strahl der Sonne ſchnell hinter den Bergen verſchwand, und nun die Dämmerung ihren Flor über die Gegend warf, da rief, wie aus weiter Ferne, eine rauhe tiefe Stimme:

Hei, hei, was iſt das für ein Gemunkel und Geflüſter da drüben? — Hei, hei, wer ſucht mir doch den Strahl hinter den Bergen! — genug geſonnt, genug geſungen — Hei, hei, durch Buſch und Gras — durch Gras und Strom! — Hei, — hei — Her u — u — u nter — Her u — u — u nter! —

So verſchwand die Stimme wie im Murmeln eines fernen Donners, aber die Kriſtallglocken zerbrachen im ſchneidenden Mißton. Alles war verſtummt, und Anſelmus ſah, wie die drei Schlangen ſchimmernd und blinkend durch das Gras nach dem Strome ſchlüpften; riſchelnd und raſchelnd ſtürzten ſie ſich in die Elbe, und über den Wogen, wo ſie verſchwunden, kniſterte ein grünes Feuer empor, das in ſchiefer Richtung nach der Stadt zu leuchtend verdampfte.

Zweite Vigilie.

Wie der Student Anſelmus für betrunken und wahnwitzig gehalten wurde. — Die Fahrt über die Elbe — die Bravour-Arie des Kapellmeiſters Graun — Conradi's Magen-Liqueur und das bronzirte Aepfelweib.

„Der Herr iſt wol nicht recht bei Troſte!“ ſagte eine ehrbare Bürgersfrau, die vom Spaziergange mit der Familie heimkehrend, ſtill ſtand, und mit übereinandergeſchlagenen Armen dem tollen Treiben des Studenten Anſelmus zuſah. Der hatte nämlich den Stamm des Hollunderbaumes umfaßt und rief unaufhörlich in die Zweige und Blätter hinein: „O nur noch einmal blinket und leuchtet, ihr lieblichen goldnen Schlänglein, nur noch einmal laßt eure Glockenſtimmchen hören! Nur noch einmal blicket mich an, ihr holdſeligen blauen Augen, nur noch einmal, ich muß ja ſonſt vergehen in Schmerz und heißer Sehnſucht!“ Und dabei ſeufzte und ächzte er aus der tiefſten Bruſt recht kläglich, und ſchüttelte vor Verlangen und Ungeduld den Hollunderbaum, der aber ſtatt aller Antwort nur ganz dumpf und unvernehmlich mit den Blättern rauſchte und ſo den Schmerz des Studenten Anſelmus ordentlich zu verhöhnen ſchien. — „Der Herr iſt wol nicht recht bei Troſte,“ ſagte die Bürgersfrau, und dem Anſelmus war es ſo, als würde er aus einem tiefen Traum gerüttelt oder gar mit eiskaltem Waſſer begoſſen, um ja recht jähling zu erwachen. Nun ſah er erſt wieder deutlich, wo er war, und beſann ſich, wie ein ſonderbarer Spuk ihn geneckt und gar dazu getrieben habe, ganz allein für ſich ſelbſt in laute Worte auszubrechen. Beſtürzt blickte er die Bürgersfrau an, und griff endlich nach dem Hute, der zur Erde gefallen, um davon zu eilen. Der Familienvater war unterdeſſen auch herangekommen und hatte, nachdem er das Kleine, das er auf dem Arm getragen, ins Gras gelegt, auf ſeinen Stock ſich ſtützend mit Verwunderung dem Studenten zugehört und zugeſchaut. Er hob jetzt Pfeife und Tabaksbeutel auf, die der Student fallen laſſen, und ſprach, beides ihm hinreichend: „Lamentir' der Herr nicht ſo ſchrecklich in der Finſterniß, und vexir' Er nicht die Leute, wenn Ihm ſonſt nichts fehlt, als daß Er zu viel ins Gläschen geguckt — geh' Er fein ordentlich zu Hauſe und leg' Er ſich aufs Ohr!“ Der Student Anſelmus ſchämte ſich ſehr, er ſtieß ein weinerliches Ach! aus. „Nun nun, fuhr der Bürgersmann fort, laß es der Herr nur gut ſeyn, ſo was geſchieht dem Beſten, und am lieben Himmelfahrtstage kann man wol in der Freude ſeines Herzens ein Schlückchen über den Durſt thun. Das paſſirt auch wohl einem Mann Gottes — der Herr iſt ja doch wohl ein Kandidat. — Aber wenn es der Herr erlaubt, ſtopf' ich mir ein Pfeifchen von ſeinem Tabak, meiner iſt mir da droben ausgegangen." Dies ſagte der Bürger, als der Student Anſelmus ſchon Pfeife und Beutel einſtecken wollte, und nun reinigte der Bürger langſam und bedächtig ſeine Pfeife, und fing eben ſo langſam an zu ſtopfen. Mehrere Bürgermädchen waren hinzugetreten, die ſprachen heimlich mit der Frau und kicherten mit einander, indem ſie den Anſelmus anſahen. Dem war es, als ſtände er auf lauter ſpitzigen Dornen und glühenden Nadeln. So wie er nur Pfeife und Tabaksbeutel erhalten, rannte er ſpornſtreichs davon. Alles, was er Wunderbares geſehen, war ihm rein aus dem Gedächtniß geſchwunden, und er beſann ſich nur, daß er unter dem Holunderbaum allerlei tolles Zeug ganz laut geſchwatzt, was ihm denn um ſo entſetzlicher war, als er von jeher einen innerlichen Abſcheu gegen alle Selbſtredner gehegt. Der Satan ſchwatzt aus ihnen, ſagte ſein Rektor, und daran glaubte er auch in der That. Für einen am Himmelfahrtstage betrunkenen Candidatus theologiae gehalten zu werden, der Gedanke war ihm unerträglich. Schon wollte er in die Pappelallee bei dem Koſelſchen Garten einbiegen, als eine Stimme hinter ihm herrief: Hr. Anſelmus! Hr. Anſelmus! wo rennen Sie denn um tauſend Himmelswillen hin in ſolcher Haſt! Der Student blieb wie in den Boden gewurzelt ſtehen, denn er war überzeugt daß nun gleich ein neues Unglück auf ihn einbrechen werde. Die Stimme ließ ſich wieder hören: Hr. Anſelmus, ſo kommen Sie doch zurück, wir warten hier am Waſſer! — Nun vernahm der Student erſt, daß es ſein Freund der Conrektor Paulmann war, der ihn rief; er ging zurück an die Elbe, und fand den Conrektor mit ſeinen beiden Töchtern, ſo wie den Regiſtrator Heerbrand, wie ſie eben im Begriff waren in eine Gondel zu ſteigen. Der Conrektor Paulmann lud den Studenten ein, mit ihm über die Elbe zu fahren, und dann in ſeiner, auf der Pirnaer Vorſtadt gelegenen Wohnung Abends über bei ihm zu bleiben. Der Student Anſelmus nahm das recht gern an, weil er dann doch ſo dem böſen Verhängniß, das heute über ihn walte, zu entrinnen glaubte. Als ſie nun über den Strom fuhren, begab es ſich, daß auf dem jenſeitigen Ufer bei dem Antonſchen Garten ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Praſſelnd und ziſchend fuhren die Raketen in die Höhe und die leuchtenden Sterne zerſprangen in den Lüften, tauſend kniſternde Strahlen und Flammen um ſich ſprühend. Der Student Anſelmus ſaß in ſich gekehrt bei dem rudernden Schiffer, als er nun aber im Waſſer den Widerſchein der in der Luft herumſprühenden und kniſternden Funken und Flammen erblickte: da war es ihm, als zögen die goldnen Schlänglein durch die Fluth. Alles, was er unter dem Hollunderbaum Seltſames geſchaut, trat wieder lebendig in Sinn und Gedanken, und aufs Neue ergriff ihn die unausſprechliche Sehnſucht, das glühende Verlangen, welches dort ſeine Bruſt in krampfhaft ſchmerzvollem Entzücken erſchüttert. „Ach, ſeyd ihr es denn wieder, ihr goldenen Schlänglein, ſingt nur, ſingt! In eurem Geſange erſcheinen ja wieder die holden lieblichen dunkelblauen Augen — ach, ſeyd ihr denn unter den Fluthen!“ — So rief der Student Anſelmus und machte dabei eine heftige Bewegung, als wolle er ſich gleich aus der Gondel in die Fluth ſtürzen. „Iſt der Herr des Teufels?“ rief der Schiffer, und erwiſchte ihn beim Rockſchoß. Die Mädchen, welche bei ihm geſeſſen, ſchrieen im Schreck auf und flüchteten auf die andere Seite der Gondel; der Regiſtrator Heerbrand ſagte dem Conrektor Paulmann etwas ins Ohr, worauf dieſer mehreres antwortete, wovon der Student Anſelmus aber nur die Worte verſtand: „Dergleichen Anfälle — noch nicht bemerkt?“ — Gleich nachher ſtand auch der Conrektor Paulmann auf und ſetzte ſich mit einer gewiſſen ernſten gravitätiſchen Amtsmiene zu dem Studenten Anſelmus, ſeine Hand nehmend und ſprechend: Wie iſt Ihnen, Herr Anſelmus? Dem Studenten Anſelmus vergingen beinahe die Sinne, denn in ſeinem Innern erhob ſich ein toller Zwieſpalt, den er vergebens beſchwichtigen wollte. Er ſah nun wohl deutlich, daß das, was er für das Leuchten der goldenen Schlänglein gehalten, nur der Widerſchein des Feuerwerks bei Antons Garten war; aber ein nie gekanntes Gefühl, er wußte ſelbſt nicht, ob Wonne, ob Schmerz, zog krampfhaft ſeine Bruſt zuſammen, und wenn der Schiffer nun ſo mit dem Ruder ins Waſſer hineinſchlug, daß es wie im Zorn ſich emporkräuſelnd plätſcherte und rauſchte, da vernahm er in dem Getöſe ein heimliches Liſpeln und Flüſtern: Anſelmus! Anſelmus! Siehſt Du nicht, wie wir ſtets vor Dir herziehen? —

Schweſterlein blickt Dich wohl wieder an — glaube — glaube — glaube an uns. — Und es war ihm, als ſäh' er im Widerſchein drei grünglühende Streiſe. Aber als er dann recht wehmüthig ins Waſſer hineinblickte, ob nun nicht die holdſeligen Augen aus der Fluth herausſchauen würden, da gewahrte er wohl, daß der Schein nur von den erleuchteten Fenſtern der nahen Häuſer herrührte. Schweigend ſaß er da und im Innern mit ſich kämpfend; aber der Conrektor Paulmann ſprach noch heftiger: Wie iſt Ihnen, Hr. Anſelmus? Ganz kleinmüthig antwortete der Student: Ach, lieber Herr Conrektor, wenn Sie wüßten, was ich eben unter einem Hollunderbaum bei der Linkeſchen Gartenmauer ganz wachend mit offenen Augen für ganz beſondere Dinge geträumt habe, ach, Sie würden mir es gar nicht verdenken, daß ich ſo gleichſam abweſend — Ei, ei, Herr Anſelmus, fiel der Conrektor Paulmann ein, ich habe Sie immer für einen ſoliden jungen Mann gehalten, aber träumen — mit hellen offenen Augen träumen, und dann mit einem Mal ins Waſſer ſpringen wollen, das — verzeihen Sie mir, können nur Wahnwitzige oder Narren! — Der Student Anſelmus wurde ganz betrübt über ſeines Freundes harte Rede, da ſagte Paulmanns älteſte Tochter Veronika, ein recht hübſches blühendes Mädchen von ſechszehn Jahren: Aber, lieber Vater! es muß dem Hrn. Anſelmus doch was Beſonderes begegnet ſeyn, und er glaubt vielleicht nur, daß er gewacht habe, unerachtet er unter dem Hollunderbaum wirklich geſchlafen und ihm allerlei närriſches Zeug vorgekommen, was ihm noch in Gedanken liegt. Und, theuerſte Mademoiſelle, werther Conrektor! nahm der Regiſtrator Heerbrand das Wort, ſollte man denn nicht auch wachend in einen gewiſſen träumeriſchen Zuſtand verſinken können? So iſt mir in der That ſelbſt einmal Nachmittags beim Kaffee in einem ſolchen Hinbrüten, dem eigentlichen Moment körperlicher und geiſtiger Verdauung, die Lage eines verlornen Aktenſtücks wie durch Inſpiration eingefallen, und nur noch geſtern tanzte auf gleiche Weiſe eine herrliche große lateiniſche Frakturſchrift vor meinen hellen offenen Augen umher. Ach, geehrteſter Regiſtrator, erwiederte der Conrektor Paulmann, Sie haben immer ſo einen Hang zu den Poeticis gehabt, und da verfällt man leicht in das Phantaſtiſche und Romanhafte. Aber dem Studenten Anſelmus that es wohl, daß man ſich ſeiner in der höchſt betrübten Lage, für betrunken oder wahnwitzig gehalten zu werden, annahm, und unerachtet es ziemlich finſter geworden, glaubte er doch zum erſten Male zu bemerken, wie Veronika recht ſchöne dunkelblaue Augen habe, ohne daß ihm jedoch jenes wunderbare Augenpaar, das er in dem Hollunderbaum geſchaut, in Gedanken kam. Ueberhaupt war dem Studenten Anſelmus mit einem Mal nun wieder das Abentheuer unter dem Hollunderbaum ganz verſchwunden, er fühlte ſich ſo leicht und froh, ja er trieb es wie im luſtigen Uebermuthe ſo weit, daß er bei dem Herausſteigen aus der Gondel ſeiner Schutzrednerin Veronika die hülfreiche Hand bot, und ohne weiteres, als ſie ihren Arm in den ſeinigen hing, ſie mit ſo vieler Geſchicklichkeit und ſo vielem Glück zu Hauſe führte, daß er nur ein einziges Mal ausglitt, und da es gerade der einzige ſchmutzige Fleck auf dem ganzen Wege war, Veronika's weißes Kleid nur ganz wenig beſpritzte. Dem Conrektor Paulmann entging die glückliche Aenderung des Studenten Anſelmus nicht, er gewann ihn wieder lieb, und bat ihn der harten Worte wegen, die er vorhin gegen ihn fallen laſſen, um Verzeihung. Ja! fügte er hinzu, man hat wohl Beiſpiele, daß oft gewiſſe Phantasmata dem Menſchen vorkommen und ihn ordentlich ängſtigen und quälen können, das iſt aber körperliche Krankheit, und es helfen Blutigel, die man, salva venia, dem Hintern applizirt, wie ein berühmter bereits verſtorbener Gelehrter bewieſen. Der Student Anſelmus wußte nun in der That ſelbſt nicht, ob er betrunken, wahnwitzig oder krank geweſen, auf jeden Fall ſchienen ihm aber die Blutigel ganz unnütz, da die etwanigen Phantasmata gänzlich verſchwunden und er ſich immer heiterer fühlte, je mehr es ihm gelang, ſich in allerlei Artigkeiten um die hübſche Veronika zu bemühen. Es wurde wie gewöhnlich nach der frugalen Mahlzeit Muſik gemacht; der Student Anſelmus mußte ſich ans Klavier ſetzen und Veronika ließ ihre helle klare Stimme hören. — Werthe Mademoiſelle, ſagte der Regiſtrator Heerbrand, Sie haben eine Stimme, wie eine Kriſtallglocke! „Das nun wohl nicht!“ fuhr es dem Studenten Anſelmus heraus, er wußte ſelbſt nicht wie, und Alle ſahen ihn verwundert und betroffen an. „Kriſtallglocken tönen in Hollunderbäumen wunderbar! wunderbar!“ fuhr der Student Anſelmus halbleiſe murmelnd fort. Da legte Veronika ihre Hand auf ſeine Schulter und ſagte: Was ſprechen Sie denn da, Herr Anſelmus? Gleich wurde der Student wieder ganz munter und fing an zu ſpielen. Der Conrektor Paulmann ſah ihn finſter an, aber der Regiſtrator Heerbrand legte ein Notenblatt auf den Pult und ſang zum Entzücken eine Bravour-Arie vom Kapellmeiſter Graun. Der Student Anſelmus akkompagnirte noch Manches, und ein fugirtes Duett, das er mit Veronika vortrug, und das der Conrektor Paulmann ſelbſt komponirt, ſetzte Alles in die fröhlichſte Stimmung. Es war ziemlich ſpät worden und der Regiſtrator Heerbrand griff nach Hut und Stock, da trat der Conrektor Paulmann geheimnißvoll zu ihm hin und ſprach: Ei, wollten Sie nicht, geehrter Regiſtrator, dem guten Hrn. Anſelmus ſelbſt — nun! wovon wir vorhin ſprachen — Mit tauſend Freuden, erwiederte der Regiſtrator Heerbrand, und begann, nachdem ſie ſich im Kreiſe geſetzt, ohne weiteres in folgender Art: „Es iſt hier am Orte ein alter wunderlicher merkwürdiger Mann, man ſagt, er treibe allerlei geheime Wiſſenſchaften, da es nun aber dergleichen eigentlich nicht giebt, ſo halte ich ihn eher für einen forſchenden Antiquar, auch wohl nebenher für einen experimentirenden Chemiker. Ich meine Niemand Andern als unſern geheimen Archivarius Lindhorſt. Er lebt, wie Sie wiſſen, einſam in ſeinem entlegenen alten Hauſe, und wenn ihn der Dienſt nicht beſchäftigt, findet man ihn in ſeiner Bibliothek oder in ſeinem chemiſchen Laboratorio, wo er aber Niemanden hineinläßt. Er beſitzt außer vielen ſeltenen Büchern eine Anzahl zum Theil arabiſcher, koptiſcher, und gar in ſonderbaren Zeichen, die keiner bekannten Sprache angehören, geſchriebener Manuſkripte. Dieſe will er auf geſchickte Weiſe kopiren laſſen, und es bedarf dazu eines Mannes, der ſich darauf verſteht mit der Feder zu zeichnen, um mit der höchſten Genauigkeit und Treue alle Zeichen auf Pergament, und zwar mit Tuſche, übertragen zu können. Er läßt in einem beſondern Zimmer ſeines Hauſes unter ſeiner Aufſicht arbeiten, bezahlt außer dem freien Tiſch während der Arbeit jeden Tag einen Speziesthaler, und verſpricht noch ein anſehnliches Geſchenk, wenn die Abſchriften glücklich beendet. Die Zeit der Arbeit iſt täglich von zwölf bis ſechs Uhr. Von drei bis vier Uhr wird geruht und gegeſſen. Da er ſchon mit ein paar jungen Leuten vergeblich den Verſuch gemacht hat, jene Manuſkripte kopiren zu laſſen, ſo hat er ſich endlich an mich gewendet, ihm einen geſchickten Zeichner zuzuweiſen; da habe ich an Sie gedacht, lieber Hr. Anſelmus, denn ich weiß, daß Sie ſowohl ſehr ſauber ſchreiben, als auch mit der Feder zierlich und rein zeichnen. Wollen Sie daher in dieſer ſchlechten

Zeit und bis zu Ihrer etwanigen Anſtellung den Speziesthaler täglich verdienen und das Geſchenk obendrein, ſo bemühen Sie ſich morgen Punkt zwölf Uhr zu dem Hrn. Archivarius, deſſen Wohnung Ihnen bekannt ſeyn wird. — Aber hüten Sie ſich ja vor jedem Tintenflecken, fällt er auf die Abſchrift, ſo müſſen Sie ohne Gnade von vorn anfangen, fällt er auf das Original, ſo iſt der Herr Archivarius im Stande, Sie zum Fenſter hinauszuwerfen, denn es iſt ein zorniger Mann." — Der Student Anſelmus war voll inniger Freude über den Antrag des Regiſtrators Heerbrand; denn nicht allein, daß er ſauber ſchrieb und mit der Feder zeichnete, ſo war es auch ſeine wahre Paſſion, mit mühſamem kalligraphiſchen Aufwande abzuſchreiben; er dankte daher ſeinen Gönnern in den verbindlichſten Ausdrücken, und verſprach die morgende Mittagsſtunde nicht zu verſäumen. In der Nacht ſah der Student Anſelmus nichts als blanke Speziesthaler und hörte ihren lieblichen Klang. — Wer mag das dem Armen verargen, der um ſo manche Hoffnung durch ein launiſches Mißgeſchick betrogen, jeden Heller zu Rathe halten und manchem Genuß, den jugendliche Lebensluſt foderte, entſagen mußte. Schon am frühen Morgen ſuchte er ſeine Bleiſtifte, ſeine Rabenfedern, ſeine chineſiſche Tuſche zuſammen; denn beſſer, dachte er, kann der Archivarius keine Materialien erfinden. Vor allen Dingen muſterte und ordnete er ſeine kalligraphiſchen Meiſterſtücke und ſeine Zeichnungen, um ſie dem Archivarius, zum Beweis ſeiner Fähigkeit das Verlangte zu erfüllen, aufzuweiſen. Alles ging glücklich von ſtatten, ein beſonderer Glücksſtern ſchien über ihn zu walten, die Halsbinde ſaß gleich beim erſten Umknüpfen wie ſie ſollte, keine Nath platzte, keine Maſche zerriß in den ſchwarzſeidenen Strümpfen, der Hut fiel nicht noch einmal in den Staub, als er ſchon ſauber abgebürſtet. — Kurz! — Punkt halb zwölf Uhr ſtand der Student Anſelmus in ſeinem hechtgrauen Frack und ſeinen ſchwarzatlaſſenen Unterkleidern, eine Rolle Schönſchriften und Federzeichnungen in der Taſche, ſchon auf der Schloßgaſſe in Conradis Laden und trank — eins — zwei Gläschen des beſten Magenliqueurs, denn hier, dachte er, indem er auf die annoch leere Taſche ſchlug, werden bald Speziesthaler erklingen. Unerachtet des weiten Weges bis in die einſame Straße, in der ſich das uralte Haus des Archivarius Lindhorſt befand, war der Student Anſelmus doch vor zwölf Uhr an der Hausthür. Da ſtand er und ſchaute den großen ſchönen bronzenen Thürklopfer an; aber als er nun auf den letzten die Luft mit mächtigem Klange durchbebenden Schlag der Thurm-Uhr an der Kreuzkirche den Thürklopfer ergreifen wollte, da verzog ſich das metallene Geſicht im ekelhaften Spiel blauglühender Lichtblicke zum grinſenden Lächeln. Ach! es war ja das Aepfelweib vom ſchwarzen Thor! Die ſpitzigen Zähne klappten in dem ſchlaffen Maule zuſammen, und in dem Klappern ſchnarrte es: „du Narre — Narre — Narre — warte, warte! warum warſt hinausgerannt! Narre!“ — Entſetzt taumelte der Student Anſelmus zurück, er wollte den Thürpfoſten ergreifen, aber ſeine Hand erfaßte die Klingelſchnur und zog ſie an, da läutete es ſtärker und ſtärker in gellenden Mißtönen, und durch das ganze öde Haus rief und ſpottete der Wiederhall: Bald Dein Fall ins Kriſtall! — Den Studenten Anſelmus ergriff ein Grauſen, das im krampfhaften Fieberfroſt durch alle Glieder bebte. Die Klingelſchnur ſenkte ſich hinab und wurde zur weißen durchſichtigen Rieſenſchlange, die umwand und drückte ihn, feſter und feſter ihr Gewinde ſchnürend, zuſammen, daß die mürben zermalmten Glieder knackend zerbröckelten und ſein Blut aus den Adern ſpritzte, eindringend in den durchſichtigen Leib der Schlange und ihn roth färbend. — Tödte mich, tödte mich! wollte er ſchreien in der entſetzlichen Angſt, aber ſein Geſchrei war nur ein dumpfes Röcheln. — Die Schlange erhob ihr Haupt und legte die lange ſpitzige Zunge von glühendem Erz auf die Bruſt des Anſelmus, da zerriß ein ſchneidender Schmerz jähling die Pulsader des Lebens und es vergingen ihm die Gedanken. — Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, lag er auf ſeinem dürftigen Bettlein, vor ihm ſtand aber der Conrektor Paulmann und ſprach: Was treiben Sie denn um des Himmelswillen für tolles Zeug, lieber Herr Anſelmus!

Dritte Vigilie.

Nachrichten von der Familie des Archivarius Lindhorſt. Veronikas blaue Augen. Der Regiſtrator Heerbrand.

Der Geiſt ſchaute auf das Waſſer, da bewegte es ſich und brauſte in ſchäumenden Wogen, und ſtürzte ſich donnernd in die Abgründe, die ihre ſchwarzen Rachen aufſperrten, es gierig zu verſchlingen. Wie triumphirende Sieger hoben die Granitfelſen ihre zackicht gekrönten

Häupter empor, das Thal ſchutzend, bis es die Sonne in ihren mütterlichen Schooß nahm und es umfaſſend mit ihren Strahlen wie mit glühenden Armen pflegte und wärmte. Da erwachten tauſend Keime, die unter dem öden Sande geſchlummert, aus dem tiefen Schlafe, und ſtreckten ihre grünen Blättlein und Halme zum Angeſicht der Mutter hinauf, und wie lächelnde Kinder in grüner Wiege, ruhten in den Blüthen und Knoſpen Blümlein, bis auch ſie von der Mutter geweckt erwachten und ſich ſchmückten mit den Lichtern, die die Mutter ihnen zur Freude auf tauſendfache Weiſe bunt gefärbt. Aber in der Mitte des Thals war ein ſchwarzer Hügel, der hob ſich auf und nieder wie die Bruſt des Menſchen, wenn glühende Sehnſucht ſie ſchwellt. — Aus den Abgründen rollten die Dünſte empor, und ſich zuſammenballend in gewaltige Maſſen, ſtrebten ſie das Angeſicht der Mutter feindlich zu verhüllen; die rief aber den Sturm herbei, der fuhr zerſtäubend unter ſie, und als der reine Strahl wieder den ſchwarzen Hügel berührte, da brach im Uebermaß des Entzückens eine herrliche Feuerlilie hervor, die ſchönen Blätter wie holdſelige Lippen öffnend, der Mutter ſüße Küſſe zu empfangen. — Nun ſchritt ein glänzendes Leuchten in das Thal; es war der Jüngling Phosphorus, den ſah die Feuerlilie und flehte, von heißer ſehnſüchtiger Liebe beſangen: Sey doch mein ewiglich, Du ſchöner Jüngling! denn ich liebe Dich und muß vergehen, wenn Du mich verläſſeſt. Da ſprach der Jüngling Phosphorus: Ich will Dein ſeyn, Du ſchöne Blume, aber dann wirſt Du, wie ein entartet Kind, Vater und Mutter verlaſſen, Du wirſt Deine Geſpielen nicht mehr kennen, Du wirſt größer und mächtiger ſeyn wollen als Alles, was ſich jetzt als Deines Gleichen mit Dir freut. Die Sehnſucht, die jetzt Dein ganzes Weſen wohlthätig erwärmt, wird in hundert Strahlen zerſpaltet, Dich quälen und martern, denn der Sinn wird die Sinne gebähren, und die höchſte Wonne, die der Funke entzündet, den ich in Dich hineinwerfe, iſt der hoffnungsloſe Schmerz, in dem Du untergehſt, um aufs Neue fremdartig emporzukeimen. — Dieſer Funke iſt der Gedanke! — Ach! klagte die Lilie, kann ich denn nicht in der Gluth, wie ſie jetzt in mir brennt, Dein ſeyn? Kann ich Dich denn mehr lieben als jetzt, und kann ich Dich denn ſchauen wie jetzt, wenn Du mich vernichteſt? Da küßte ſie der Jüngling Phosphorus, und wie vom Lichte durchſtrahlt loderte ſie auf in Flammen, aus denen ein fremdes Weſen hervorbrach, das ſchnell dem Thale entfliehend im unendlichen Raume herumſchwärmte, ſich nicht kümmernd um die Geſpielen der Jugend und um den geliebten Jüngling. Der klagte um die verlorne Geliebte, denn auch ihn brachte ja nur die unendliche Liebe zu der ſchönen Lilie in das einſame Thal, und die Granitfelſen neigten ihre Häupter theilnehmend vor dem Jammer des Jünglings. Aber einer öffnete ſeinen Schooß, und es kam ein ſchwarzer geflügelter Drache rauſchend herausgeflattert und ſprach: meine Brüder, die Metalle, ſchlafen da drinnen, aber ich bin ſtets munter und wach und will Dir helfen. Sich auf- und niederſchwingend erhaſchte endlich der Drache das Weſen, das der Lilie entſproſſen, trug es auf den Hügel und umſchloß es mit ſeinem Fittig; da war es wieder die Lilie, aber der bleibende Gedanke zerriß ihr Innerſtes und die Liebe zu dem Jüngling Phosphorus war ein ſchneidender Jammer, vor dem, von giftigen Dünſten angehaucht, die Blümlein, die ſonſt ſich ihres Blicks gefreut, verwelkten und ſtarben. Der Jüngling Phosphorus legte eine glänzende Rüſtung an, die in tauſendfarbigen Strahlen ſpielte, und kämpfte mit dem Drachen, der mit ſeinem ſchwarzen Fittig an den Panzer ſchlug, daß er hell erklang; und von dem mächtigen Klange lebten die Blümlein wieder auf und umflatterten wie bunte Vögel den Drachen, deſſen Kräfte ſchwanden und der beſiegt ſich in der Tiefe der Erde verbarg. Die Lilie war befreit, der Jüngling Phosphorus umſchlang ſie voll glühenden Verlangens himmliſcher Liebe, und im hochjubelnden Hymnus huldigten ihr die Blumen, die Vögel, ja ſelbſt die hohen Granitfelſen als Königinn des Thals. — „Erlauben Sie, das iſt orientaliſcher Schwulſt, werther Herr Archivarius! ſagte der Regiſtrator Heerbrand, und wir baten denn doch, Sie ſollten, wie Sie ſonſt wol zu thun pflegen, uns etwas aus Ihrem höchſt merkwürdigen Leben, etwa von Ihren Reiſe-Abentheuern, und zwar etwas Wahrhaftiges erzählen." Nun was denn, erwiederte der Archivarius Lindhorſt: das, was ich ſo eben erzählt, iſt das Wahrhaftigſte, was ich Euch auftiſchen kann, ihr Leute, und gehört in gewiſſer Art auch zu meinem Leben. Denn ich ſtamme eben aus jenem Thale her, und die Feuerlilie die zuletzt als Königinn herrſchte, iſt meine Ur — ur — ur — ur-Großmutter, weshalb ich denn auch eigentlich ein Prinz bin. — Alle brachen in ein ſchallendes Gelächter aus. — Ja, lacht nur recht herzlich, fuhr der Archivarius Lindhorſt fort, Euch mag wohl das, was ich freilich nur in ganz dürftigen Zügen erzählt habe, unſinnig und toll vorkommen, aber es iſt deſſen unerachtet nichts weniger als ungereimt oder auch nur allegoriſch gemeint, ſondern buchſtäblich wahr. Hätte ich aber gewußt, daß Euch die herrliche Liebesgeſchichte, der auch ich meine Entſtehung zu verdanken habe, ſo wenig gefallen würde, ſo hätte ich lieber manches Neue mitgetheilt, das mir mein Bruder beim geſtrigen Beſuch mitbrachte. „Ei, wie das? Haben Sie denn einen Bruder, Hr. Archivarius? — wo iſt er denn — wo lebt er denn? Auch in königlichen Dienſten, oder vielleicht ein privatiſirender Gelehrter?“ — ſo fragte man von allen Seiten. — „Nein! erwiederte der Archivarius, ganz kalt und gelaſſen eine Priſe nehmend, er hat ſich auf die ſchlechte Seite gelegt und iſt unter die Drachen gegangen.“ — Wie beliebten Sie doch zu ſagen, wertheſter Archivarius, nahm der Regiſtrator Heerbrand das Wort: unter die Drachen? „Unter die Drachen?“ hallte es von allen Seiten wie ein Echo nach. — „Ja, unter die Drachen, fuhr der Archivarius Lindhorſt fort; eigentlich war es Deſperation. Sie wiſſen, meine Herren, daß mein Vater vor ganz kurzer Zeit ſtarb, es ſind nur höchſtens dreihundert und fünf und achtzig Jahre her, weshalb ich auch noch Trauer trage, der hatte mir, dem Liebling, einen prächtigen Onyx vermacht, den durchaus mein Bruder haben wollte. Wir zankten uns bei der Leiche des Vaters darüber auf eine ungebührliche Weiſe, bis der Selige, der die Geduld verlor, aufſprang und den böſen Bruder die Treppe hinunterwarf. Das wurmte meinen Bruder und er ging ſtehenden Fußes unter die Drachen. Jetzt hält er ſich in einem Cypreſſenwalde dicht bei Tunis auf, dort hat er einen berühmten myſtiſchen Karfunkel zu bewachen, dem ein Teufelskerl von Nekromant, der ein Sommerlogis in Lappland bezogen, nachſtellt, weshalb er denn nur auf ein Viertelſtündchen, wenn gerade der Nekromant im Garten ſeine Salamanderbeete beſorgt, abkommen kann, um mir in der Geſchwindigkeit zu erzählen, was es gutes Neues an den Quellen des Nils giebt.“ — Zum zweiten Male brachen die Anweſenden in ein ſchallendes Gelächter aus, aber dem Studenten Anſelmus wurde ganz unheimlich zu Muthe, und er konnte dem Archivarius Lindhorſt kaum in die ſtarren ernſten Augen ſehen, ohne innerlich auf eine ihm ſelbſt unbegreifliche Weiſe zu erbeben. Zumal hatte die rauhe, aber ſonderbar metallartig tönende Stimme des Archivarius Lindhorſt für ihn etwas geheimnißvoll

Eindringendes daß er Mark und Bein erzittern fühlte. Der eigentliche Zweck, weshalb ihn der Regiſtrator Heerbrand mit in das Kaffeehaus genommen hatte, ſchien heute nicht erreichbar zu ſeyn. Nach jenem Vorfall vor dem Hauſe des Archivarius Lindhorſt war nämlich der Student Anſelmus nicht dahin zu vermögen geweſen, den Beſuch zum zweiten Male zu wagen; denn nach ſeiner innigſten Ueberzeugung hatte nur der Zufall ihn, wo nicht vom Tode, doch von der Gefahr wahnwitzig zu werden, befreit. Der Conrektor Paulmann war eben durch die Straße gegangen, als er ganz von Sinnen vor der Hausthür lag, und ein altes Weib, die ihren Kuchen- und Aepfelkorb bei Seite geſetzt, um ihn beſchäftigt war. Der Conrektor Paulmann hatte ſogleich eine Portechaiſe herbeigerufen und ihn ſo nach Hauſe transportirt. „Man mag von mir denken, was man will, ſagte der Student Anſelmus, man mag mich für einen Narren halten oder nicht — genug! — an dem Thürklopfer grinzte mir das vermaledeite Geſicht der Hexe vom ſchwarzen Thore entgegen; was nachher geſchah, davon will ich lieber gar nicht reden, aber wäre ich aus meiner Ohnmacht erwacht und hätte das verwünſchte Aepfelweib vor mir geſehen (denn Niemand anders war doch das alte um mich beſchäftigte Weib), mich hätte augenblicklich der Schlag gerührt, oder ich wäre wahnſinnig geworden." Alles Zureden, alle vernunftige Vorſtellungen des Conrektors Paulmann und des Regiſtrators Heerbrand fruchteten gar nichts, und ſelbſt die blauäugige Veronika vermochte nicht ihn aus einem gewiſſen tiefſinnigen Zuſtande zu reißen, in den er verſunken. Man hielt ihn nun in der That für ſeelenkrank und ſann auf Mittel, ihn zu zerſtreuen, worauf der Regiſtrator Heerbrand meinte, daß nichts dazu dienlicher ſeyn könne, als die Beſchäftigung bei dem Archivarius Lindhorſt, nämlich das Nachmalen der Manuſkripte. Es kam nur darauf an, den Studenten Anſelmus auf gute Art dem Archivarius Lindhorſt bekannt zu machen, und da der Regiſtrator Heerbrand wußte, daß dieſer beinahe jeden Abend ein gewiſſes bekanntes Kaffeehaus beſuchte ſo lud er den Studenten Anſelmus ein, jeden Abend ſo lange auf ſeine, des Regiſtrators Koſten in jenem Kaffeehauſe ein Glas Bier zu trinken und eine Pfeiſe zu rauchen, bis er auf dieſe oder jene Art dem Archivarius bekannt und mit ihm über das Geſchäft des Abſchreibens der Manuſkripte einig worden, welches der Student Anſelmus dankbarlichſt annahm. „Sie verdienen Gottes Lohn, werther

Regiſtrator! wenn Sie den jungen Menſchen zur Raiſon bringen," ſagte der Conrektor Paulmann. „Gottes Lohn!" wiederholte Veronika, indem ſie die Augen fromm zum Himmel erhob und lebhaft daran dachte, wie der Student Anſelmus ſchon jetzt ein recht artiger junger Mann ſey, auch ohne Raiſon! — Als der Archivarius Lindhorſt eben mit Hut und Stock zur Thür hinausſchreiten wollte, da ergriff der Regiſtrator Heerbrand den Studenten Anſelmus raſch bei der Hand, und mit ihm dem Archivarius den Weg vertretend, ſprach er: „Geſchätzteſter Hr. geheimer Archivarius, hier iſt der Student Anſelmus, der ungemein geſchickt im Schönſchreiben und Zeichnen, Ihre ſeltenen Manuſkripte kopiren will." Das iſt mir ganz ungemein lieb, erwiederte der Archivarius Lindhorſt raſch, warf den dreieckigen ſoldatiſchen Hut auf den Kopf und eilte, den Regiſtrator Heerbrand und den Studenten Anſelmus bei Seite ſchiebend, mit vielem Geräuſch die Treppe hinab, ſo daß Beide ganz verblüfft da ſtanden und die Stubenthür anguckten, die er dicht vor ihnen zugeſchlagen, daß die Angeln klirrten. „Das iſt ja ein ganz wunderlicher alter Mann," ſagte der Regiſtrator Heerbrand! — Wunderlicher alter Mann, ſtotterte der Student Anſelmus nach, fühlend, wie ein Eisſtrom ihm durch alle Adern fröſtelte, daß er beinahe zur ſtarren Bildſäule worden. Aber alle Gäſte lachten und ſagten: „Der Archivarius war heute einmal wieder in ſeiner beſonderen Laune, morgen iſt er gewiß ſanftmüthig und ſpricht kein Wort, ſondern ſieht in die Dampfwirbel ſeiner Pfeife oder lieſt Zeitungen, man muß ſich daran gar nicht kehren." — Das iſt auch wahr, dachte der Student Anſelmus, wer wird ſich an ſo etwas kehren! Hat der Archivarius nicht geſagt, es ſey ihm ganz ungemein lieb, daß ich ſeine Manuſkripte kopiren wolle? — und warum vertrat ihm auch der Regiſtrator Heerbrand den Weg, als er gerade nach Hauſe gehen wollte? — Nein, nein, es iſt ein lieber Mann im Grunde genommen, der Hr. geheime Archivarius Lindhorſt, und liberal erſtaunlich — nur kurios in abſonderlichen Redensarten. — Allein was ſchadet das mir? — Morgen gehe ich hin Punkt zwölf Uhr, und ſetzten ſich hundert bronzirte Aepfelweiber dagegen.

Vierte Vigilie.

Melancholie des Studenten Anſelmus. – Der ſmaragdene Spiegel. – Wie der Archivarius Lindhorſt als Stoßgeier davon flog und der Student Anſelmus Niemandem begegnete.

Wohl darf ich geradezu Dich ſelbſt, günſtiger **Leſer! fragen, ob Du in Deinem Leben nicht Stunden,** ja Tage **und Wochen hatteſt,** in denen Dir all' Dein **gewöhnliches** Thun und Treiben **ein** recht **quälendes Mißbehagen erregte,** und **in** denen Dir Alles, **was** Dir ſonſt **recht wichtig und werth** in Sinn und Gedanken **zu tragen vorkam, nun läppiſch und nichtswürdig** erſchien? Du wußteſt dann ſelbſt **nicht, was** Du thun und wohin Du Dich wenden ſollteſt, ein dunkles Gefühl, es müſſe irgendwo und zu irgend einer Zeit ein hoher, den Kreis alles irdiſchen Genuſſes überſchreitender Wunſch erfüllt werden, den der Geiſt, **wie ein** ſtrenggehaltenes furchtſames Kind, gar nicht auszuſprechen **wage,** erhob Deine Bruſt, **und** in dieſer Sehnſucht **nach** dem unbekannten Etwas, das Dich überall, **wo Du** gingſt und ſtandeſt, **wie ein** duftiger **Traum mit durchſichtigen,** vor dem ſchärferen Blick **zerfließenden Geſtalten,** umſchwebte, **verſtummteſt Du** für **Alles, was Dich hier** umgab. **Du ſchlichſt mit** trübem Blick **umher wie ein hoffnungslos Liebender, und Alles, was Du** die Menſchen auf **allerlei Weiſe im bunten Gewühl durch einander** treiben ſahſt, erregte **Dir keinen Schmerz und keine Freude,** als gehörteſt **Du** nicht mehr dieſer **Welt an.** Iſt Dir, günſtiger Leſer, jemals ſo zu Muthe geweſen, ſo **kennſt Du** ſelbſt aus eigner Erfahrung den Zuſtand, in dem ſich der Student Anſelmus befand. **Ueberhaupt wünſchte ich, es** wäre **mir** ſchon jetzt gelungen, **Dir,** geneigter **Leſer!** den **Studenten** Anſelmus **recht lebhaft** vor **Augen zu bringen. Denn in der That,** ich habe in den Nachtwachen, die ich dazu verwende, ſeine höchſt ſonderbare Geſchichte aufzuſchreiben, **noch** ſo viel **Wunderliches, das** wie eine **ſpukhafte Erſcheinung das** alltägliche Leben **ganz gewöhnlicher** Menſchen **ins Blaue hinausrückte, zu erzählen, daß** mir bange iſt, **Du werdeſt am Ende weder an** den Studenten Anſelmus, **noch an den** Archivarius Lindhorſt **glauben, ja wohl** gar einige **ungerechte** Zweifel **gegen den Conrector Paulmann und den** Regiſtrator Heerbrand hegen, **unerachtet wenigſtens die letztgenannten achtbaren Männer noch** jetzt in Dreſden **umherwandeln.** Verſuche **es, geneigter** Leſer!

in dem feenhaften Reiche voll herrlicher Wunder, die die höchſte Wonne ſo wie das tiefſte Entſetzen in gewaltigen Schlägen hervorrufen, ja, wo die ernſte Göttin ihren Schleier lüftet, daß wir ihr Antlitz zu ſchauen wähnen — aber ein Lächeln ſchimmert oft aus dem ernſten Blick, und das iſt der neckhafte Scherz, der in allerlei verwirrendem Zauber mit uns ſpielt, ſo wie die Mutter oft mit ihren liebſten Kindern tändelt — ja! in dieſem Reiche, das uns der Geiſt ſo oft, wenigſtens im Traume aufſchließt, verſuche es, geneigter Leſer! die bekannten Geſtalten, wie ſie täglich, wie man zu ſagen pflegt im gemeinen Leben, um Dich herwandeln, wiederzuerkennen. Du wirſt dann glauben, daß Dir jenes herrliche Reich viel näher liege, als Du ſonſt wohl meinteſt, welches ich nun eben recht herzlich wünſche, und Dir in der ſeltſamen Geſchichte des Studenten Anſelmus anzudeuten ſtrebe. — Alſo, wie geſagt, der Student Anſelmus gerieth ſeit jenem Abende, als er den Archivarius Lindhorſt geſehen, in ein träumeriſches Hinbrüten, das ihn für jede äußere Berührung des gewöhnlichen Lebens unempfindlich machte. Er fühlte, wie ein unbekanntes Etwas in ſeinem Innerſten ſich regte und ihm jenen wonnevollen Schmerz verurſachte, der eben die Sehnſucht iſt, welche dem Menſchen ein anderes höheres Seyn verheißt. Am liebſten war es ihm, wenn er allein durch Wieſen und Wälder ſchweifen und wie losgelöſt von Allem, was ihn an ſein dürftiges Leben feſſelte, nur im Anſchauen der mannigfachen Bilder, die aus ſeinem Innern ſtiegen, ſich gleichſam ſelbſt wiederfinden konnte. So kam es denn, daß er einſt, von einem weiten Spaziergange heimkehrend, bei jenem merkwürdigen Hollunderbuſch vorüberſchritt, unter dem er damals wie von Feerei befangen, ſo viel Seltſames ſah; er fühlte ſich wunderbarlich von dem grünen heimathlichen Raſenfleck angezogen, aber kaum hatte er ſich daſelbſt niedergelaſſen, als Alles, was er damals wie in einer himmliſchen Verzückung geſchaut, und das wie von einer fremden Gewalt aus ſeiner Seele verdrängt worden, ihm wieder in den lebhafteſten Farben vorſchwebte, als ſähe er es zum zweiten Mal. Ja, noch deutlicher als damals war es ihm, daß die holdſeligen blauen Augen der goldgrünen Schlange angehören, die in der Mitte des Hollunderbaums ſich emporwand, und daß in den Windungen des ſchlanken Leibes all' die herrlichen Kriſtall-Glockentöne hervorblitzen mußten, die ihn mit Wonne und Entzücken erfüllten. So wie damals am Himmelfahrtstage, umfaßte er den Hollunderbaum und rief in die Zweige und Blätter hinein: „Ach, nur noch einmal ſchlängle und ſchlinge und winde Dich, Du holdes grünes Schlänglein, in den Zweigen, daß ich Dich ſchauen mag. — Nur noch einmal blicke mich an mit Deinen holdſeligen Augen! Ach, ich liebe Dich ja und muß in Trauer und Schmerz vergehen, wenn Du nicht wiederkehrſt!“ Alles blieb jedoch ſtumm und ſtill, und wie damals rauſchte der Hollunderbaum nur ganz unvernehmlich mit ſeinen Zweigen und Blättern. Aber dem Studenten Anſelmus war es, als wiſſe er nun, was ſich in ſeinem Innern ſo rege und bewege, ja was ſeine Bruſt ſo im Schmerz einer unendlichen Sehnſucht zerreiße. „Iſt es denn etwas Anderes,“ ſprach er, „als daß ich Dich ſo ganz mit voller Seele bis zum Tode liebe, Du herrliches goldenes Schlänglein, ja daß ich ohne Dich nicht zu leben vermag und vergehen muß in hoffnungsloſer Noth, wenn ich Dich nicht wiederſehe, Dich nicht habe wie die Geliebte meines Herzens — aber ich weiß es, Du wirſt mein, und dann Alles, was herrliche Träume aus einer andern höhern Welt mir verheißen, erfüllt ſeyn.“ — Nun ging der Student Anſelmus jeden Abend, wenn die Sonne nur noch in die Spitzen der Bäume ihr funkelndes Gold ſtreute, unter den Hollunderbaum, und rief aus tiefer Bruſt mit ganz kläglichen Tönen in die Blätter und Zweige hinein nach der holden Geliebten, dem goldgrünen Schlänglein. Als er dieſes wieder einmal nach gewöhnlicher Weiſe trieb, ſtand plötzlich ein langer hagerer Mann in einen weiten lichtgrauen Ueberrock gehüllt, vor ihm und rief, indem er ihn mit ſeinen großen feurigen Augen anblitzte: „Hei hei — was klagt und winſelt denn da? — Hei hei, das iſt ja Hr. Anſelmus, der meine Manuſkripte kopiren will.“ Der Student Anſelmus erſchrak nicht wenig vor der gewaltigen Stimme, denn es war ja dieſelbe, die damals am Himmelfahrtstage gerufen: Hei hei! was iſt das für ein Gemunkel und Geflüſter ꝛc. Er konnte vor Staunen und Schreck kein Wort herausbringen. — „Nun was iſt Ihnen denn, Hr. Anſelmus,“ fuhr der Archivarius Lindhorſt fort (Niemand anders war der Mann im weißgrauen Ueberrock), „was wollen Sie von dem Hollunderbaum, und warum ſind Sie denn nicht zu mir gekommen, um Ihre Arbeit anzufangen?“ — Wirklich hatte der Student Anſelmus es noch nicht über ſich vermocht, den Archivarius Lindhorſt wieder in ſeinem Hauſe aufzuſuchen, unerachtet er ſich jenen

Abend ganz dazu ermuthigt, in dieſem Augenblick aber, als er ſeine ſchönen Träume, und noch dazu durch dieſelbe feindſelige Stimme, die ſchon damals ihm die Geliebte geraubt, zerriſſen ſah, erfaßte ihn eine Art Verzweiflung, und er brach ungeſtüm los: „Sie mögen mich nun für wahnſinnig halten oder nicht, Hr. Archivarius! das gilt mir ganz gleich, aber hier auf dieſem Baume erblickte ich am Himmelfahrtstage die goldgrüne Schlange — ach! die ewig Geliebte meiner Seele, und ſie ſprach zu mir in herrlichen Kriſtalltönen, aber Sie — Sie! Herr Archivarius, ſchrieen und riefen ſo erſchrecklich über's Waſſer her.“ — Wie das, mein Gönner! unterbrach ihn der Archivarius Lindhorſt, indem er ganz ſonderbar lächelnd eine Priſe nahm. — Der Student Anſelmus fühlte, wie ſeine Bruſt ſich erleichterte, als es ihm nur gelungen, von jenem wunderbaren Abentheuer anzufangen, und es war ihm, als ſey es ſchon ganz recht, daß er den Archivarius geradezu beſchuldigt: er ſei es geweſen, der ſo aus der Ferne gedonnert. Er nahm ſich zuſammen, ſprechend: „Nun, ſo will ich denn Alles erzählen, was mir an dem Himmelfahrtsabende Verhängnißvolles begegnet, und dann mögen Sie reden und thun und überhaupt denken über mich was Sie wollen.“ — Er erzählte nun wirklich die ganze wunderliche Begebenheit von dem unglücklichen Tritt in den Aepfelkorb an, bis zum Entfliehen der drei goldgrünen Schlangen über's Waſſer, und wie ihn nun die Menſchen für betrunken oder wahnſinnig gehalten: „Das Alles,“ ſchloß der Student Anſelmus, „habe ich wirklich geſehen, und tief in der Bruſt ertönen noch im hellen Nachklang die lieblichen Stimmen, die zu mir ſprachen; es war keinesweges ein Traum, und ſoll ich nicht vor Liebe und Sehnſucht ſterben, ſo muß ich an die goldgrünen Schlangen glauben, unerachtet ich an Ihrem Lächeln, werther Herr Archivarius, wahrnehme, daß Sie eben dieſe Schlangen nur für ein Erzeugniß meiner erhitzten, überſpannten Einbildungskraft halten.“ Mit nichten, erwiederte der Archivarius in der größten Ruhe und Gelaſſenheit, die goldgrünen Schlangen, die Sie, Hr. Anſelmus, in dem Hollunderbuſch geſehen, waren nun eben meine drei Töchter, und daß Sie ſich in die blauen Augen der jüngſten, Serpentina genannt, gar ſehr verliebt, das iſt nun wohl klar. Ich wußte es übrigens ſchon am Himmelfahrtstage, und da mir zu Hauſe, am Arbeitstiſch ſitzend, des Gemunkels und Geklingels zu viel wurde, rief ich den loſen Dirnen zu, daß es Zeit ſey nach Hauſe zu eilen, denn die Sonne ging ſchon unter, und ſie hatten ſich genug mit Singen und Strahlentrinken erluſtigt. — Dem Studenten Anſelmus war es, als würde ihm nur etwas mit deutlichen Worten geſagt, was er längſt geahnet, und ob er gleich zu bemerken glaubte, daß ſich Hollunderbuſch, Mauer und Raſenboden und alle Gegenſtände rings umher leiſe zu drehen anfingen, ſo raffte er ſich doch zuſammen und wollte etwas reden, aber der Archivarius ließ ihn nicht zu Worte kommen, ſondern zog ſchnell den Handſchuh von der linken Hand herunter, und indem er den in wunderbaren Funken und Flammen blitzenden Stein eines Ringes dem Studenten vor die Augen hielt, ſprach er: Schauen Sie her, werther Hr. Anſelmus, Sie können darüber, was Sie erblicken, eine Freude haben. Der Student Anſelmus ſchaute hin, und, o Wunder! der Stein warf wie aus einem brennenden Fokus Strahlen rings herum, und die Strahlen verſpannen ſich zum hellen leuchtenden Kriſtallſpiegel, in dem in mancherlei Windungen, bald einander fliehend, bald ſich in einander ſchlingend, die drei goldgrünen Schlänglein tanzten und hüpften. Und wenn die ſchlanken in tauſend Funken blitzenden Leiber ſich berührten, da erklangen herrliche Akkorde wie Kriſtallglocken, und die mittelſte ſtreckte wie voll Sehnſucht und Verlangen das Köpfchen zum Spiegel heraus, und die dunkelblauen Augen ſprachen: Kennſt Du mich denn — glaubſt Du denn an mich, Anſelmus? — nur in dem Glauben iſt die Liebe — kannſt Du denn lieben? — O Serpentina, Serpentina! ſchrie der Student Anſelmus in wahnſinnigem Entzücken, aber der Archivarius Lindhorſt hauchte ſchnell auf den Spiegel, da fuhren in elektriſchem Gekniſter die Strahlen in den Fokus zurück, und an der Hand blitzte nur wieder ein kleiner Smaragd, über den der Archivarius den Handſchuh zog. Haben Sie die goldnen Schlänglein geſehen, Hr. Anſelmus? fragte der Archivarius Lindhorſt. Ach Gott, ja! erwiederte der Student, und die holde liebliche Serpentina. Still, fuhr der Archivarius Lindhorſt fort, genug für heute, übrigens können Sie ja, wenn Sie ſich entſchließen wollen bei mir zu arbeiten, meine Töchter oft genug ſehen, oder vielmehr, ich will Ihnen dies wahrhaftige Vergnügen verſchaffen, wenn Sie ſich bei der Arbeit recht brav halten, das heißt: mit der größten Genauigkeit und Reinheit jedes Zeichen kopiren. Aber Sie kommen ja gar nicht zu mir, unerachtet mir der Regiſtrator Heerbrand verſicherte, Sie würden ſich nächſtens einfinden, und ich deshalb mehrere Tage vergebens gewartet. — So wie der Archivarius Lindhorſt den Namen Heerbrand nannte, war es dem Studenten Anſelmus erſt wieder, als ſtehe er wirklich mit beiden Füßen auf der Erde und er wäre wirklich der Student Anſelmus, und der vor ihm ſtehende Mann der Archivarius Lindhorſt. Der gleichgültige Ton, in dem dieſer ſprach, hatte im grellen Contraſt mit den wunderbaren Erſcheinungen, die er wie ein wahrhaftiger Nekromant hervorrief, etwas Grauenhaftes, das durch den ſtechenden Blick der funkelnden Augen, die aus den knöchernen Höhlen des magern, runzlichten Geſichts wie aus einem Gehäuſe hervorſtrahlten, noch erhöht wurde, und den Studenten ergriff mit Macht daſſelbe unheimliche Gefühl, welches ſich ſeiner ſchon auf dem Kaffeehauſe bemeiſterte, als der Archivarius ſo viel Abentheuerliches erzählte. Nur mit Mühe faßte er ſich, und als der Archivarius nochmals fragte: Nun, warum ſind Sie denn nicht zu mir gekommen? da erhielt er es über ſich, Alles zu erzählen, was ihm an der Hausthür begegnet. Lieber Hr. Anſelmus, ſagte der Archivarius, als der Student ſeine Erzählung geendet, lieber Hr. Anſelmus, ich kenne wohl das Aepfelweib, von der Sie zu ſprechen belieben; es iſt eine fatale Creatur, die mir allerhand Poſſen ſpielt, und daß ſie ſich hat bronziren laſſen, um als Thürklopfer die mir angenehmen Beſuche zu verſcheuchen, das iſt in der That ſehr arg und nicht zu leiden. Wollten Sie doch, werther Hr. Anſelmus, wenn Sie morgen um zwölf Uhr zu mir kommen und wieder etwas von dem Angrinſen und Anſchnarren vermerken, ihr gefälligſt was Weniges von dieſem Liquor auf die Naſe tröpfeln, dann wird ſich ſogleich Alles geben. Und nun Adieu! lieber Hr. Anſelmus, ich gehe etwas raſch, deshalb will ich Ihnen nicht zumuthen, mit mir nach der Stadt zurückzukehren. — Adieu! auf Wiederſehen, morgen um zwölf Uhr. — Der Archivarius hatte dem Studenten Anſelmus ein kleines Fläſchchen mit einem goldgelben Liquor gegeben, und nun ſchritt er raſch von dannen, ſo, daß er in der tiefen Dämmerung, die unterdeſſen eingebrochen, mehr in das Thal hinabzuſchweben als zu gehen ſchien. Schon war er in der Nähe des Koſelſchen Gartens, da ſetzte ſich der Wind in den weiten Ueberrock und trieb die Schöße aus einander, daß ſie wie ein Paar große Flügel in den Lüften flatterten, und es dem Studenten Anſelmus, der verwunderungsvoll dem Archivarius nachſah, vorkam, als breite ein großer Vogel die Fittige aus zum raſchen Fluge. — Wie der Student nun ſo in die Dämmerung hineinſtarrte, da erhob ſich mit krächzendem Geſchrei ein weißgrauer Geier hoch in die Lüfte, und er merkte nun wohl, daß das weiße Geflatter, was er noch immer für den davonſchreitenden Archivarius gehalten, ſchon eben der Geier geweſen ſeyn müſſe, unerachtet er nicht begreifen konnte, wo denn der Archivarius mit einem Mal hingeſchwunden. „Er kann aber auch ſelbſt in Perſon davongeflogen ſeyn der Hr. Archivarius Lindhorſt,“ ſprach der Student Anſelmus zu ſich ſelbſt, „denn ich ſehe und fühle nun wohl, daß alle die fremden Geſtalten aus einer fernen wundervollen Welt, die ich ſonſt nur in ganz beſondern merkwürdigen Träumen ſchaute, jetzt in mein waches reges Leben geſchritten ſind und ihr Spiel mit mir treiben. — Dem ſey aber wie ihm wolle! Du lebſt und glühſt in meiner Bruſt, holde, liebliche Serpentina, nur Du kannſt die unendliche Sehnſucht ſtillen, die mein Innerſtes zerreißt — Ach, wann werde ich in Dein holdſeliges Auge blicken — liebe, liebe Serpentina!“ — — So rief der Student Anſelmus ganz laut. — „Das iſt ein ſchnöder unchriſtlicher Name,“ murmelte eine Baßſtimme neben ihm, die einem heimkehrenden Spaziergänger gehörte. Der Student Anſelmus zu rechter Zeit erinnert, wo er war, eilte raſchen Schrittes von dannen, indem er bei ſich ſelbſt dachte: Wäre es nicht ein rechtes Unglück, wenn mir jetzt der Conrektor Paulmann oder der Regiſtrator Heerbrand begegnete? — Aber er begegnete Keinem von Beiden.

Fünfte Vigilie.

Die Frau Hofräthin Anſelmus. — Cicero de officiis. — Meerkatzen und anderes Geſindel. — Die alte Lieſe. — Das Aequinoctium.

Mit dem Anſelmus iſt nun einmal in der Welt nichts anzufangen, ſagte der Conrektor Paulmann; alle meine guten Lehren, alle meine Ermahnungen ſind fruchtlos, er will ſich ja zu gar nichts appliziren, unerachtet er die beſten Schulſtudia beſitzt, die denn doch die Grundlage von Allem ſind. Aber der Regiſtrator Heerbrand erwiederte ſchlau und geheimnißvoll lächelnd: Laſſen Sie dem Anſelmus doch nur Raum und Zeit, wertheſter Conrektor! das iſt ein curioſes Subjekt, aber es ſteckt viel in ihm, und wenn ich ſage: viel, ſo heißt das: ein geheimer Sekretair, oder wohl gar ein Hofrath. — Hof — fing der Conrektor im größten Erſtaunen an, das Wort blieb ihm ſtecken. — Still, ſtill, fuhr der Regiſtrator Heerbrand fort, ich weiß, was ich weiß! — Schon ſeit zwei Tagen ſitzt er bei dem Archivarius Lindhorſt und kopirt, und der Archivarius ſagte geſtern Abend auf dem Kaffeehauſe zu mir: Sie haben mir einen wackern Mann empfohlen, Verehrter! — aus dem wird was, und nun bedenken Sie des Archivarii Connexionen — ſtill — ſtill — ſprechen wir uns über's Jahr! — Mit dieſen Worten ging der Regiſtrator im fortwährenden ſchlauen Lächeln zur Thür hinaus und ließ den vor Erſtaunen und Neugierde verſtummten Conrektor im Stuhle feſtgebannt ſitzen. Aber auf Veronika hatte das Geſpräch einen ganz eignen Eindruck gemacht. Habe ich's denn nicht ſchon immer gewußt, dachte ſie, daß der Herr Anſelmus ein recht geſcheidter, liebenswürdiger junger Mann iſt, aus dem noch was Großes wird? Wenn ich nur wüßte, ob er mir wirklich gut iſt? — Aber hat er mir nicht jenen Abend, als wir über die Elbe fuhren, zweimal die Hand gedrückt? hat er mich nicht im Duett angeſehen mit ſolchen ganz ſonderbaren Blicken, die bis ins Herz drangen? Ja, ja! er iſt mir wirklich gut — und ich — Veronika überließ ſich ganz, wie junge Mädchen wohl pflegen, den ſüßen Träumen von einer heitern Zukunft. Sie war Frau Hofräthin, bewohnte ein ſchönes Logis in der Schloßgaſſe, oder auf dem Neumarkt, oder auf der Moritzſtraße — der moderne Hut, der neue türkiſche Shawl ſtand ihr vortrefflich — ſie frühſtückte im eleganten Negligee im Erker, der Köchin die nöthigen Befehle für den Tag ertheilend. „Aber daß Sie mir die Schüſſel nicht verdirbt, es iſt des Herrn Hofraths Leibeſſen!" — Vorübergehende Elegants ſchielen herauf, ſie hört deutlich: „Es iſt doch eine göttliche Frau, die Hofräthin, wie ihr das Spitzenhäubchen ſo allerliebſt ſteht!" — Die geheime Räthinn Ypſilon ſchickt den Bedienten und läßt fragen, ob es der Frau Hofräthin gefällig wäre, heute ins Linkiſche Bad zu fahren? — „Viel Empfehlungen, es thäte mir unendlich leid, ich ſey ſchon engagirt zum Thee bei der Präſidentin Tz." — Da kommt der Hofrath Anſelmus, der ſchon früh in Geſchäften ausgegangen, zurück; er iſt nach der letzten Mode gekleidet; „wahrhaftig ſchon zehn," ruft er, indem er die goldene Uhr repetiren läßt und der jungen Frau einen Kuß giebt. „Wie gehts, liebes Weibchen, weißt Du auch, was ich für Dich habe?" fährt er ſchäkernd fort und zieht ein Paar herrliche nach der neueſten Art gefaßte Ohrringe aus der Weſtentaſche die er ihr ſtatt der ſonſt getragenen gewöhnlichen einhängt. „Ach, die ſchönen niedlichen Ohrringe,“ ruft Veronika ganz laut, und ſpringt, die Arbeit wegwerfend, vom Stuhl auf, um in dem Spiegel die Ohrringe wirklich zu beſchauen. „Nun was ſoll denn das ſeyn,“ ſagte der Conrektor Paulmann, der eben in Cicero de Officiis vertieft, beinahe das Buch fallen laſſen, „man hat ja Anfälle wie der Anſelmus.“ Aber da trat der Student Anſelmus, der wider ſeine Gewohnheit ſich mehrere Tage nicht ſehen laſſen, ins Zimmer, zu Veronika's Schreck und Erſtaunen, denn in der That war er in ſeinem ganzen Weſen verändert. Mit einer gewiſſen Beſtimmtheit, die ihm ſonſt gar nicht eigen, ſprach er von ganz andern Tendenzen ſeines Lebens, die ihm klar worden, von den herrlichen Ausſichten die ſich ihm geöffnet, die Mancher aber gar nicht zu ſchauen vermöchte. Der Conrektor Paulmann wurde, der geheimnißvollen Rede des Regiſtrator Heerbrand gedenkend, noch mehr betroffen, und konnte kaum eine Sylbe hervorbringen, als der Student Anſelmus, nachdem er einige Worte von dringender Arbeit bei dem Archivarius Lindhorſt fallen laſſen und der Veronika mit eleganter Gewandtheit die Hand geküßt, ſchon die Treppe hinunter, auf und von dannen war. „Das war ja ſchon der Hofrath, murmelte Veronika in ſich hinein, und er hat mir die Hand geküßt, ohne dabei auszugleiten oder mir auf den Fuß zu treten, wie ſonſt! — er hat mir einen recht zärtlichen Blick zugeworfen — er iſt mir wohl in der That gut.“ — Veronika überließ ſich aufs Neue jener Träumerei, indeſſen war es, als träte immer eine feindſelige Geſtalt unter die lieblichen Erſcheinungen, wie ſie aus dem künftigen häuslichen Leben als Frau Hofräthin hervorgingen, und die Geſtalt lachte recht höhniſch und ſprach: „Das iſt ja Alles recht dummes ordinäres Zeug und noch dazu erlogen, denn der Anſelmus wird nimmermehr Hofrath und Dein Mann; er liebt Dich ja nicht, unerachtet Du blaue Augen haſt und einen ſchlanken Wuchs und eine feine Hand.“ — Da goß ſich ein Eisſtrom durch Veronika's Inneres, und ein tiefes Entſetzen vernichtete die Behaglichkeit, mit der ſie ſich nur noch erſt im Spitzenhäubchen und den eleganten Ohrringen geſehen. — Die Thränen wären ihr beinahe aus den Augen geſtürzt, und ſie ſprach laut: Ach es iſt ja wahr, er liebt mich nicht, und ich werde nimmermehr Frau Hofräthin! „Romanenſtreiche, Romanenſtreiche,“ ſchrie der Conrektor Paulmann, nahm Hut und Stock und eilte zornig von dannen! — Das fehlte noch, ſeufzte Veronika, und ärgerte ſich recht über die zwölfjährige Schweſter, welche theilnehmungslos an ihrem Rahmen ſitzend fortgeſtickt hatte. Unterdeſſen war es beinahe drei Uhr geworden, und nun gerade Zeit das Zimmer aufzuräumen und den Kaffeetiſch zu ordnen; denn die Mademoiſelles Oſters hatten ſich bei der Freundin anſagen laſſen. Aber hinter jedem Schränkchen, das Veronika wegrückte, hinter den Notenbüchern, die ſie vom Clavier, hinter jeder Taſſe, hinter der Kaffeekanne, die ſie aus dem Schrank nahm, ſprang jene Geſtalt wie ein Alräunchen hervor und lachte höhniſch und ſchlug mit den kleinen Spinnenfingern Schnippchen und ſchrie: er wird doch nicht Dein Mann, er wird doch nicht Dein Mann! Und dann, wenn ſie Alles ſtehn und liegen ließ und in die Mitte des Zimmers flüchtete, ſah es mit langer Naſe rieſengroß hinter dem Ofen hervor und ſchnurrte: er wird doch nicht Dein Mann! „Hörſt Du denn nichts, ſiehſt Du denn nichts, Schweſter?“ rief Veronika, die vor Furcht und Zittern gar nichts mehr anrühren mochte. Fränzchen ſtand ganz ernſthaft und ruhig von ihrem Stickrahmen auf und ſagte: Was iſt Dir denn heute, Schweſter? Du wirfſt ja Alles durch einander, daß es klippert und klappert, ich muß Dir nur helfen. Aber da traten ſchon die muntern Mädchen in vollem Lachen herein, und in dem Augenblick wurde nun auch Veronika gewahr, daß ſie den Ofenaufſatz für eine Geſtalt und das Knarren der übel verſchloſſenen Ofenthür für die feindſeligen Worte gehalten hatte. Von einem innern Entſetzen gewaltſam ergriffen, konnte ſie ſich aber nicht ſo ſchnell erholen, daß die Freundinnen nicht ihre ungewöhnliche Spannung, die ſelbſt ihre Bläſſe, ihr verſtörtes Geſicht verrieth, hätten bemerken ſollen. Als ſie ſchnell abbrechend von all’ dem Luſtigen, das ſie eben erzählen wollten, in die Freundinn drangen, was ihr denn um des Himmelswillen widerfahren, mußte Veronika eingeſtehen, wie ſie ſich ganz beſonderen Gedanken hingegeben, und plötzlich am hellen Tage von einer ſonderbaren Geſpenſterfurcht, die ihr ſonſt gar nicht eigen, übermannt worden. Nun erzählte ſie ſo lebhaft, wie aus allen Winkeln des Zimmers ein kleines graues Männchen ſie geneckt und gehöhnt habe, daß die Mad. Oſters ſich ſchüchtern nach allen Seiten umſahen, und ihnen bald gar unheimlich und grauſig zu Muthe wurde. Da trat Fränzchen mit dem dampfenden Kaffee herein, und alle Drei ſich ſchnell beſinnend, lachten über ihre eigne Albernheit. Angelika, ſo hieß die älteſte Oſter, war mit einem Offizier verſprochen, der bei der Armee ſtand, und von dem die Nachrichten ſo lange ausgeblieben, daß man an ſeinem Tode, oder wenigſtens an ſeiner ſchweren Verwundung kaum zweifeln konnte. Dies hatte Angelika in die tiefſte Betrübniß geſtürzt, aber heute war ſie fröhlich bis zur Ausgelaſſenheit, worüber Veronika ſich nicht wenig wunderte und es ihr unverhohlen äußerte. „Liebes Mädchen, ſagte Angelika, glaubſt Du denn nicht, daß ich meinen Viktor immerdar im Herzen, in Sinn und Gedanken trage? aber eben deshalb bin ich ſo heiter! — ach Gott — ſo glücklich, ſo ſelig in meinem ganzen Gemüthe! denn mein Viktor iſt wohl, und ich ſehe ihn in weniger Zeit als Rittmeiſter, geſchmückt mit den Ehrenzeichen, die ihm ſeine unbegränzte Tapferkeit erworben, wieder. Eine ſtarke, aber durchaus nicht gefährliche Verwundung des rechten Arms, und zwar durch den Säbelhieb eines feindlichen Huſaren, verhindert ihn zu ſchreiben, und der ſchnelle Wechſel ſeines Aufenthalts, da er durchaus ſein Regiment nicht verlaſſen will, macht es auch noch immer unmöglich, mir Nachricht zu geben, aber heute Abend erhält er die beſtimmte Weiſung, ſich erſt ganz heilen zu laſſen. Er reiſet morgen ab um herzukommen, und indem er in den Wagen ſteigen will, erfährt er ſeine Ernennung zum Rittmeiſter.“ — „Aber, liebe Angelika, fiel Veronika ein, das weißt Du jetzt ſchon Alles?“ — „Lache mich nicht aus, liebe Freundin, fuhr Angelika fort, aber Du wirſt es nicht, denn könnte nicht Dir zur Strafe gleich das kleine graue Männchen dort hinter dem Spiegel hervorgucken? — Genug, ich kann mich von dem Glauben an gewiſſe geheimnißvolle Dinge nicht losmachen, weil ſie oft genug ganz ſichtbarlich und handgreiflich, möcht' ich ſagen, in mein Leben getreten. Vorzüglich kommt es mir denn nun gar nicht einmal ſo wunderbar und unglaublich vor, als manchen Andern, daß es Leute geben kann, denen eine gewiſſe Sehergabe eigen, die ſie durch ihnen bekannte untrügliche Mittel in Bewegung zu ſetzen wiſſen. Es iſt hier am Orte eine alte Frau, die dieſe Gabe ganz beſonders beſitzt. Nicht ſo, wie Andere ihres Gelichters, prophezeit ſie aus Karten, gegoſſenem Blei oder aus dem Kaffeeſatze, ſondern nach gewiſſen Vorbereitungen, an denen die fragende Perſon Theil nimmt, erſcheint in einem hellpolirten Metallſpiegel ein wunderliches Gemiſch von allerlei Figuren und Geſtalten, welche die Alte deutet, und aus ihnen die Antwort auf die Frage ſchöpft. Ich war geſtern Abend bei ihr und erhielt jene Nachrichten von meinem Viktor, an deren Wahrheit ich nicht einen Augenblick zweifle." — Angelika's Erzählung warf einen Funken in Veronika's Gemüth, der ſchnell den Gedanken entzündete, die Alte über den Anſelmus und über ihre Hoffnungen zu befragen. Sie erfuhr, daß die Alte Frau Rauerin heiße, in einer entlegenen Straße vor dem Seethor wohne, durchaus nur Dienſtags, Mittwochs und Freitags von ſieben Uhr Abends, dann aber die ganze Nacht hindurch bis zum Sonnenaufgang zu treffen ſey, und es gern ſähe, wenn man allein komme. — Es war eben Mittwoch, und Veronika beſchloß, unter dem Vorwande, die Oſters nach Hauſe zu begleiten, die Alte aufzuſuchen, welches ſie denn auch in der That ausführte. Kaum hatte ſie nämlich von den Freundinnen, die in der Neuſtadt wohnten, vor der Elbbrücke Abſchied genommen, als ſie geflügelten Schrittes vor das Seethor eilte, und ſich in der beſchriebenen abgelegenen engen Straße befand, an deren Ende ſie das kleine rothe Häuschen erblickte, in welchem die Frau Rauerin wohnen ſollte. Sie konnte ſich eines gewiſſen unheimlichen Gefühls, ja eines innern Erbebens nicht erwehren, als ſie vor der Hausthür ſtand. Endlich raffte ſie ſich, des innern Widerſtrebens unerachtet, zuſammen, und zog an der Klingel, worauf ſich die Thür öffnete und ſie durch den finſtern Gang nach der Treppe tappte, die zum obern Stock führte, wie es Angelika beſchrieben. „Wohnt hier nicht die Frau Rauerin?" rief ſie in den öden Hausflur hinein, als ſich Niemand zeigte; da erſcholl ſtatt der Antwort ein langes klares Miau, und ein großer ſchwarzer Kater ſchritt mit hochgekrümmtem Rücken, den Schweif in Wellenringeln hin und her drehend, gravitätiſch vor ihr her bis an die Stubenthür, die auf ein zweites Miau geöffnet wurde. „Ach, ſieh da, Töchterlein, biſt ſchon hier? komm herein — herein!" So rief die heraustretende Geſtalt, deren Anblick Veronika an den Boden feſtbannte. Ein langes, hageres, in ſchwarze Lumpen gehülltes Weib! — indem ſie ſprach, wackelte das hervorragende ſpitze Kinn, verzog ſich das zahnloſe Maul, von der knöchernen Habichtsnaſe beſchattet, zum grinſenden Lächeln, und leuchtende Katzenaugen flackerten Funken werfend durch die große Brille. Aus dem bunten um den Kopf gewickelten Tuche ſtarrten ſchwarze borſtige Haare hervor, aber zum Gräßlichen erhoben das ekle Antlitz zwei große Brandflecke, die ſich von der linken Backe über die Naſe wegzogen. — Veronika's Athem ſtockte, und der Schrei, der der gepreßten Bruſt Luft machen ſollte, wurde zum tiefen Seufzer, als der deren Knochenhand ſie ergriff und in das Zimmer hineinzog. Drinnen regte und bewegte ſich Alles, es war ein Sinne verwirrendes Quieken und Miauen und Gekrächze und Gepiepe durch einander. Die Alte ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und ſchrie: Still da, ihr Geſindel! Und die Meerkatzen kletterten winſelnd auf das hohe Himmelbett, und die Meerſchweinchen liefen unter den Ofen, und der Rabe flatterte auf den runden Spiegel; nur der ſchwarze Kater, als gingen ihn die Scheltworte nichts an, blieb ruhig auf dem großen Polſterſtuhle, auf den er gleich nach dem Eintritt geſprungen. — So wie es ſtill wurde, ermuthigte ſich Veronika; es war ihr nicht ſo unheimlich als draußen auf dem Flur, ja ſelbſt das Weib ſchien ihr nicht mehr ſo ſcheußlich. Jetzt erſt blickte ſie im Zimmer umher! — Allerhand häßliche ausgeſtopfte Thiere hingen von der Decke herab, unbekanntes ſeltſames Geräthe lag durch einander auf dem Boden und in dem Kamin brannte ein blaues ſparſames Feuer, das nur dann und wann in gelben Funken emporkniſterte; aber dann rauſchte es von oben herab, und ekelhafte Fledermäuſe wie mit verzerrten lachenden Menſchengeſichtern ſchwangen ſich hin und her, und zuweilen leckte die Flamme herauf an der rußigen Mauer, und dann erklangen ſchneidende, heulende Jammertöne, daß Veronika von Angſt und Grauſen ergriffen wurde. „Mit Verlaub, Mamſellchen," ſagte die Alte ſchmunzelnd, erfaßte einen großen Wedel und beſprengte, nachdem ſie ihn in einen kupfernen Keſſel getaucht, den Kamin. Da erloſch das Feuer, und wie von dickem Rauch erfüllt, wurde es ſtockfinſter in der Stube; aber bald trat die Alte, die in ein Kämmerchen gegangen, mit einem angezündeten Lichte wieder herein, und Veronika erblickte nichts mehr von den Thieren, von den Geräthſchaften, es war eine gewöhnliche ärmlich ausſtaffirte Stube. Die Alte trat ihr näher und ſagte mit ſchnarrender Stimme: „Ich weiß wohl, was Du bei mir willſt, mein Töchterchen; was gilt es, Du möchteſt erfahren, ob Du den Anſelmus heirathen wirſt, wenn er Hofrath worden." — Veronika erſtarrte vor Staunen und Schreck, aber die Alte fuhr fort: „Du haſt mir ja ſchon Alles geſagt zu Hauſe beim Papa, als die Kaffeekanne vor Dir ſtand, ich war ja die Kaffeekanne, haſt Du mich denn nicht gekannt? Töchterchen, hör! Laß ab von dem Anſelmus, das iſt ein garſtiger Menſch, der hat meinen Söhnlein ins Geſicht getreten, meinem lieben Söhnlein, den Aepfelchen mit den rothen Backen, die wenn ſie die Leute gekauft haben, ihnen wieder aus den Taſchen in meinen Korb zurückrollen. Er hält's mit dem Alten, er hat mir vorgeſtern den verdammten Auripigment ins Geſicht gegoſſen, daß ich beinahe darüber erblindet, Du kannſt noch die Brandflecken ſehen, Töchterchen! Laß ab von ihm, laß ab! — Er liebt Dich nicht, denn er liebt die goldgrüne Schlange, er wird niemals Hofrath werden, weil er ſich bei den Salamandern anſtellen laſſen, und er will die grüne Schlange heirathen, laß ab von ihm, laß ab!" — Veronika, die eigentlich ein feſtes ſtandhaftes Gemüth hatte und mädchenhaften Schreck bald zu überwinden wußte, trat einen Schritt zurück, und ſprach mit ernſthaftem Ton: „Alte! ich habe von Eurer Gabe in die Zukunft zu blicken gehört, und wollte darum, vielleicht zu neugierig und voreilig, von Euch wiſſen, ob wohl Anſelmus, den ich liebe und hochſchätze, jemals mein werden würde. Wollt Ihr mich daher, ſtatt meinen Wunſch zu erfüllen, mit Eurem tollen unſinnigen Geſchwätze necken, ſo thut Ihr Unrecht, denn ich habe nur gewollt, was Ihr Andern, wie ich weiß, gewährte. Da Ihr, wie es ſcheint, meine innigſten Gedanken wiſſet, ſo wäre es Euch vielleicht ein Leichtes geweſen, mir Manches zu enthüllen, was mich jetzt quält und ängſtigt, aber nach Euern albernen Verläumdungen des guten Anſelmus mag ich von Euch weiter nichts erfahren. Gute Nacht!" — Veronika wollte davoneilen, da fiel die Alte weinend und jammernd auf die Kniee nieder und rief, das Mädchen am Kleide feſthaltend: „Veronikchen, kennſt Du denn die alte Lieſe nicht mehr, die Dich ſo oft auf den Armen getragen und gepflegt und gehätſchelt?" Veronika traute kaum ihren Augen; denn ſie erkannte ihre, freilich nur durch hohes Alter und vorzüglich durch die Brandflecke entſtellte ehemalige Wärterinn, die vor mehreren Jahren aus des Conrektor Paulmanns Hauſe verſchwand. Die Alte ſah auch ganz anders aus, ſie hatte ſtatt des häßlichen buntgefleckten Tuchs eine ehrbare Haube, und ſtatt der ſchwarzen Lumpen eine großblumichte Jacke an, wie ſie ſonſt wohl gekleidet gegangen. Sie ſtand vom Boden auf und fuhr, Veronika in ihre Arme nehmend, fort: „Es mag Dir Alles, was ich Dir geſagt, wohl recht toll vorkommen, aber es iſt leider dem ſo. Der Anſelmus hat mir viel zu Leide gethan, doch wider ſeinen Willen; er iſt dem Archivarius Lindhorſt in die Hände gefallen, und der will ihn mit ſeiner Tochter verheirathen. Der Archivarius iſt mein größter Feind, und ich könnte Dir allerlei Dinge von ihm ſagen, die würdeſt Du aber nicht verſtehen, oder Dich doch ſehr entſetzen. Er iſt der weiſe Mann, aber ich bin die weiſe Frau — es mag darum ſeyn! — Ich merke nun wohl, daß Du den Anſelmus recht lieb haſt, und ich will Dir mit allen Kräften beiſtehen, daß Du recht glücklich werden und fein ins Ehebette kommen ſollſt, wie Du es wünſcheſt.“ „Aber ſage Sie mir um des Himmels Willen, Lieſe!“ — fiel Veronika ein“— Still, Kind — ſtill! unterbrach ſie die Alte, ich weiß, was Du ſagen willſt, ich bin das worden, was ich bin, weil ich es werden mußte, ich konnte nicht anders. Nun alſo! — ich kenne das Mittel, das den Anſelmus von der thörichten Liebe zur grünen Schlange heilt und ihn als den liebenswürdigen Hofrath in Deine Arme führt; aber Du mußt helfen. — „Sage es nur gerade heraus, Lieſe! ich will ja Alles thun, denn ich liebe den Anſelmus ſehr!“ liſpelte Veronika kaum hörbar. — Ich kenne Dich, fuhr die Alte fort, als ein beherztes Kind, vergebens habe ich Dich mit dem Wauwau zum Schlaf treiben wollen, denn gerade alsdann öffneteſt Du die Augen, um den Wauwau zu ſehen; Du gingſt ohne Licht in die hinterſte Stube und erſchreckteſt oft in des Vaters Pudermantel des Nachbars Kinder. Nun alſo! — iſt's Dir Ernſt, durch meine Kunſt den Archivarius Lindhorſt und die grüne Schlange zu überwinden, iſt's Dir Ernſt, den Anſelmus als Hofrath Deinen Mann zu nennen, ſo ſchleiche Dich in der künftigen Tag- und Nachtgleiche Nachts um eilf Uhr aus des Vaters Hauſe und komme zu mir: ich werde dann mit Dir auf den Kreuzweg gehen, der unſern das Feld durchſchneidet, wir bereiten das Nöthige, und alles Wunderliche, was Du vielleicht erblicken wirſt, ſoll Dich nicht anfechten. Und nun Töchterchen, gute Nacht, der Papa wartet ſchon mit der Suppe. — Veronika eilte von dannen, feſt ſtand bei ihr der Entſchluß, die Nacht des Aequinoktiums nicht zu verſäumen, denn, dachte ſie, die Lieſe hat Recht, der Anſelmus iſt verſtrickt in wunderliche Bande, aber ich erlöſe ihn daraus und nenne ihn mein immerdar und ewiglich, mein iſt und bleibt er, der Hofrath Anſelmus

Sechſte Vigilie.

Der Garten des Archivarius Lindhorſt nebſt einigen Spottvögeln. — Der goldne Topf. — Die engliſche Curſivſchrift. — Schnöde Hahnenfüße. — Der Geiſterfürſt.

Es kann aber auch ſeyn, ſprach der Student Anſelmus zu ſich ſelbſt, daß der ſuperfeine ſtarke Magenliqueur, den ich bei dem Monſieur Conradi etwas begierig genoſſen, alle die tollen Phantasmata geſchaffen, die mich vor der Hausthür des Archivarius Lindhorſt ängſteten. Deshalb bleibe ich heute ganz nüchtern, und will nun wohl allem weitern Ungemach, das mir begegnen könnte, Trotz bieten. — So wie damals, als er ſich zum erſten Beſuch bei dem Archivarius Lindhorſt rüſtete, ſteckte er ſeine Federzeichnungen und kalligraphiſchen Kunſtwerke, ſeine Tuſchſtangen, ſeine wohlgeſpitzten Rabenfedern ein, und ſchon wollte er zur Thür hinausſchreiten, als ihm das Fläſchchen mit dem gelben Liquor in die Augen fiel, das er von dem Archivarius Lindhorſt erhalten. Da gingen ihm wieder all' die ſeltſamen Abentheuer, welche er erlebt, mit glühenden Farben durch den Sinn, und ein namenloſes Gefühl von Wonne und Schmerz durchſchnitt ſeine Bruſt. Unwillkührlich rief er mit recht kläglicher Stimme aus: „Ach, gehe ich denn nicht zum Archivarius, nur um Dich zu ſehen, Du holde liebliche Serpentina?" — Es war ihm in dem Augenblick ſo, als könne Serpentina's Liebe der Preis einer mühevollen gefährlichen Arbeit ſeyn, die er unternehmen müßte, und dieſe Arbeit ſey keine andere, als das Copiren der Lindhorſtiſchen Manuſkripte. — Daß ihm ſchon bei dem Eintritt ins Haus, oder noch vor demſelben allerlei Wunderliches begegnen könne, wie neulich, davon war er überzeugt. Er dachte nicht mehr an Conradi's Magenwaſſer, ſondern ſteckte ſchnell den Liquor in die Weſtentaſche, um ganz nach des Archivarius Vorſchrift zu verfahren, wenn das bronzirte Aepfelweib ſich unterſtehen ſollte, ihn anzugrinſen. — Erhob ſich denn nicht auch wirklich gleich die ſpitze Naſe, funkelten nicht die Katzenaugen aus dem Thürdrücker, als er ihn auf den Schlag zwölf Uhr ergreifen wollte? — Da ſpritzte er, ohne ſich weiter zu bedenken, den Liquor in das fatale Geſicht hinein, und es glättete und plättete ſich augenblicklich aus zum glänzenden kugelrunden Thürklopfer. — Die Thür ging auf, die Glocken läuteten gar lieblich durch das ganze Haus: Klingling — Jüngling

— flink — flink — ſpring — ſpring — klingling. — Er ſtieg getroſt die ſchöne breite Treppe hinauf und weidete ſich an dem Duft des ſeltenen Räucherwerks, der durch das Haus floß. Ungewiß blieb er auf dem Flur ſtehen, denn er wußte nicht, an welche der vielen ſchönen Thüren er wohl pochen ſollte; da trat der Archivarius Lindhorſt in einem weiten damaſtnen Schlafrock heraus und rief: „Nun, es freut mich, Hr. Anſelmus, daß Sie endlich Wort halten, kommen Sie mir nur nach, denn ich muß Sie ja doch wohl gleich ins Laboratorium führen.“ Damit ſchritt er ſchnell den langen Flur hinauf und öffnete eine kleine Seitenthür, die in einen Corridor führte. Anſelmus ſchritt getroſt hinter dem Archivarius her; ſie kamen aus dem Corridor in einen Saal oder vielmehr in ein herrliches Gewächshaus, denn von beiden Seiten bis an die Decke hinauf ſtanden allerlei ſeltſame wunderbare Blumen, ja große Bäume mit ſonderbar geſtalteten Blättern und Blüthen. Ein magiſches blendendes Licht verbreitete ſich überall, ohne daß man bemerken konnte, wo es herkam, da durchaus kein Fenſter zu ſehen war. So wie der Student Anſelmus in die Büſche und Bäume hineinblickte, ſchienen lange Gänge ſich in weiter Ferne auszudehnen. — Im tiefen Dunkel dicker Cypreſſenſtauden ſchimmerten Marmorbecken, aus denen ſich wunderliche Figuren erhoben, Kriſtallenſtrahlen hervorſpritzend, die plätſchernd niederfielen in leuchtende Lilienkelche; ſeltſame Stimmen rauſchten und ſäuſelten durch den Wald der wunderbaren Gewächſe, und herrliche Düfte ſtrömten auf und nieder. Der Archivarius war verſchwunden, und Anſelmus erblickte nur einen rieſenhaften Buſch glühender Feuerlilien vor ſich. Von dem Anblick, von den ſüßen Düften des Feengartens berauſcht, blieb Anſelmus feſtgezaubert ſtehen. Da fing es überall an zu kickern und zu lachen, und feine Stimmchen neckten und höhnten: Hr. Studioſus, Hr. Studioſus! wo kommen Sie denn her? warum haben Sie ſich denn ſo ſchön geputzt, Hr. Anſelmus? — Wollen Sie eins mit uns plappern, wie die Großmutter das Ei mit dem Steiß zerdrückte, und der Junker einen Klecks auf die Sonntagsweſte bekam? Können Sie die neue Arie ſchon auswendig, die Sie vom Papa Staarmatz gelernt, Herr Anſelmus? — Sie ſehen recht poſſierlich aus in der gläſernen Perücke und den poſtpapiernen Stulpſtiefeln! — So rief und kickerte und neckte es aus allen Winkeln hervor — ja dicht neben dem Studenten, der nun erſt wahrnahm, wie allerlei bunte Vögel ihn umflatterten und ihn ſo im vollem Gelächter aushöhnten. — In dem Augenblick ſchritt der Feuerlilienbuſch auf ihn zu, und er ſah, daß es der Archivarius Lindhorſt war, deſſen blumichter in Gelb und Roth glänzender Schlafrock ihn nur getäuſcht hatte. „Verzeihen Sie, werther Herr Anſelmus,“ ſagte der Archivarius, „daß ich Sie ſtehen ließ, aber vorübergehend ſah ich nur nach meinen ſchönem Cactus, der dieſe Nacht ſeine Blüthen aufſchließen wird — aber wie gefällt Ihnen denn mein kleiner Hausgarten?“ „Ach Gott, über alle Maßen ſchön iſt es hier, geſchätzteſter Herr Archivarius, erwiederte der Student, aber die bunten Vögel moquiren ſich über meine Wenigkeit gar ſehr!“ „Was iſt denn das für ein Gewäſche? rief der Archivarius zornig in die Büſche hinein. Da flatterte ein großer grauer Papagei hervor, und ſich neben dem Archivarius auf einen Myrthenaſt ſetzend und ihn ungemein ernſthaft und gravitätiſch durch eine Brille, die auf dem krummen Schnabel ſaß, anblickend, ſchnarrte er: Nehmen Sie es nicht übel, Hr. Archivarius, meine muthwilligen Buben ſind einmal wieder recht ausgelaſſen, aber der Hr. Studioſus ſind ſelbſt daran Schuld, denn — „Still da, ſtill da!“ unterbrach der Archivarius den Alten, ‚ich kenne die Schelme, aber Er ſollte ſie beſſer in Zucht halten, mein Freund‘ — gehen wir weiter, Hr. Anſelmus!“ — Noch durch manches fremdartig aufgeputzte Gemach ſchritt der Archivarius, ſo, daß der Student ihm kaum folgen und einen Blick auf all' die glänzenden ſonderbar geformten Mobilien und andere unbekannte Sachen werfen konnte, womit alles überfüllt war. Endlich traten ſie in ein großes Gemach, in dem der Archivarius, den Blick in die Höhe gerichtet, ſtehen blieb, und Anſelmus Zeit gewann, ſich an dem herrlichen Anblick, den der einfache Schmuck dieſes Saals gewährte, zu weiden. Aus den azurblauen Wänden traten die goldbronzenen Stämme hoher Palmbäume hervor, welche ihre koloſſalen, wie funkelnde Smaragden glänzenden Blätter oben zur Decke wölbten; in der Mitte des Zimmers ruhte auf drei aus dunkler Bronze gegoſſenen ägyptiſchen Löwen eine Porphyrplatte, auf welcher ein einfacher goldener Topf ſtand, von dem, als er ihn erblickte, Anſelmus nun gar nicht mehr die Augen wegwenden konnte. Es war als ſpielten in tauſend ſchimmernden Reflexen allerlei Geſtalten auf dem ſtrahlend polirten Golde — manchmal ſah er ſich ſelbſt mit ſehnſüchtig ausgebreiteten Armen — ach! neben dem Hollunderbuſch — Serpentina ſchlängelte ſich auf und nieder ihn anblickend mit den holdſeligen Augen. Anſelmus war außer ſich vor wahnſinnigem Entzücken. „Serpentina — Serpentina!“ ſchrie er laut auf, da wandte ſich der Archivarius Lindhorſt ſchnell um und ſprach: „Was meinen Sie, werther Hr. Anſelmus? — Ich glaube, Sie belieben meine Tochter zu rufen, die iſt aber ganz auf der andern Seite meines Hauſes in ihrem Zimmer, und hat ſo eben Clavierſtunde, kommen Sie nur weiter.“ Anſelmus folgte beinahe beſinnungslos dem davonſchreitenden Archivarius, er ſah und hörte nichts mehr, bis ihn der Archivarius heftig bei der Hand ergriff und ſprach: „Nun ſind wir an Ort und Stelle!“ Anſelmus erwachte wie aus einem Traum, und bemerkte nun, daß er ſich in einem hohen rings mit Bücherſchränken umſtellten Zimmer befand, welches ſich in keiner Art von gewöhnlichen Bibliothek- und Studierzimmern unterſchied. In der Mitte ſtand ein großer Arbeitstiſch und ein gepolſterter Lehnſtuhl vor demſelben. „Dieſes, ſagte der Archivarius Lindhorſt, iſt vor der Hand Ihr Arbeitszimmer, ob Sie künftig auch in dem andern blauen Bibliothekſaal, in dem Sie ſo plötzlich meiner Tochter Namen riefen, arbeiten werden, weiß ich noch nicht; — aber nun wünſchte ich mich erſt von Ihrer Fähigkeit, die Ihnen zugedachte Arbeit wirklich meinem Wunſch und Bedürfniß gemäß auszuführen, zu überzeugen.“ Der Student Anſelmus ermuthigte ſich nun ganz und gar, und zog nicht ohne innere Selbſtzufriedenheit und in der Ueberzeugung, den Archivarius durch ſein ungewöhnliches Talent höchlich zu erfreuen, ſeine Zeichnungen und Schreibereien aus der Taſche. Der Archivarius hatte kaum das erſte Blatt, eine Handſchrift in der eleganteſten engliſchen Schreibmanier, erblickt, als er recht ſonderbar lächelte und mit dem Kopfe ſchüttelte. Das wiederholte er bei jedem folgenden Blatte, ſo daß dem Studenten Anſelmus das Blut in den Kopf ſtieg, und er, als das Lächeln zuletzt recht höhniſch und verächtlich wurde, in vollem Unmuthe losbrach: „Der Hr. Archivarius ſcheinen mit meinen geringen Talenten nicht ganz zufrieden!“ — „Lieber Hr. Anſelmus, ſagte der Archivarius Lindhorſt, Sie haben für die Kunſt des Schönſchreibens wirklich treffliche Anlagen, aber vor der Hand, ſehe ich wohl, muß ich mehr auf Ihren Fleiß, auf Ihren guten Willen rechnen, als auf Ihre Fertigkeit. Es mag auch wohl an den ſchlechten Materialien liegen, die Sie verwandt.“ — Der Student Anſelmus ſprach viel von ſeiner ſonſt anerkannten Kunſtfertigkeit, von chineſiſcher Tuſche und ganz auserleſenen Rabenfedern. Da reichte ihm der Archivarius Lindhorſt das engliſche Blatt hin und ſprach: Urtheilen Sie ſelbſt! — Anſelmus wurde wie vom Blitz getroffen, als ihm ſeine Handſchrift ſo höchſt miſerabel vorkam. Da war keine Ründe in den Zügen, kein Druck richtig, kein Verhältniß der großen und kleinen Buchſtaben, ja! ſchülermäßige ſchnöde Hahnenfüße verdarben oft die ſonſt ziemlich gerathene Zeile. Und dann, fuhr der Archivarius Lindhorſt fort, iſt Ihre Tuſche auch nicht haltbar. Er tunkte den Finger in ein mit Waſſer gefülltes Glas, und indem er nur leicht auf die Buchſtaben tupfte, war Alles ſpurlos verſchwunden. Dem Studenten Anſelmus war es, als ſchnüre ein Ungethüm ihm die Kehle zuſammen — er konnte kein Wort herausbringen. So ſtand er da, das unglückliche Blatt in der Hand, aber der Archivarius Lindhorſt lachte laut auf und ſagte: „Laſſen Sie ſich das nicht anfechten, wertheſter Hr. Anſelmus; was Sie bisher nicht vollbringen konnten, wird hier bei mir vielleicht beſſer ſich fügen; ohnedies finden Sie ein beſſeres Material, als Ihnen ſonſt wohl zu Gebote ſtand! — Fangen Sie nur getroſt an!“ — Der Archivarius Lindhorſt holte erſt eine flüſſige ſchwarze Maſſe, die einen ganz eigenthümlichen Geruch verbreitete, ſonderbar gefärbte ſcharf zugeſpitzte Federn und ein Blatt von beſonderer Weiße und Glätte, dann aber ein arabiſches Manuſkript aus einem verſchloſſenen Schranke herbei, und ſo wie Anſelmus ſich zur Arbeit geſetzt, verließ er das Zimmer. Der Student Anſelmus hatte ſchon öfters arabiſche Schrift kopirt, die erſte Aufgabe ſchien ihm daher nicht ſo ſchwer zu löſen. „Wie die Hahnenfüße in meine ſchöne engliſche Curſivſchrift gekommen, mag Gott und der Archivarius Lindhorſt wiſſen, ſprach er, aber daß ſie nicht von meiner Hand ſind, darauf will ich ſterben.“ — Mit jedem Worte, das nun wohlgelungen auf dem Pergamente ſtand, wuchs ſein Muth und mit ihm ſeine Geſchicklichkeit. In der That ſchrieb es ſich mit den Federn auch ganz herrlich, und die geheimnißvolle Tinte floß rabenſchwarz und gefügig auf das blendend weiße Pergament. Als er nun ſo emſig und mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit arbeitete, wurde es ihm immer heimlicher in dem einſamen Zimmer, und er hatte ſich ſchon ganz in das Geſchäft, welches er glücklich zu vollenden hoffte, geſchickt, als auf den Schlag drei Uhr ihn der Archivarius in das Nebenzimmer zu dem wohlbereiteten Mittagsmahl rief. Bei

Tiſche war der Archivarius Lindhorſt bei ganz beſonderer heiterer Laune; er erkundigte ſich nach des Studenten Anſelmus Freunden, dem Conrektor Paulmann und dem Regiſtrator Heerbrand, und wußte vorzüglich von dem letztern recht viel Ergötzliches zu erzählen. Der gute alte Rheinwein ſchmeckte dem Anſelmus gar ſehr und machte ihn geſprächiger als er wohl ſonſt zu ſeyn pflegte. Auf den Schlag vier Uhr ſtand er auf, um an ſeine Arbeit zu gehen, und dieſe Pünktlichkeit ſchien dem Archivarius Lindhorſt wohl zu gefallen. War ihm ſchon vor dem Eſſen das Copiren der arabiſchen Zeichen geglückt, ſo ging die Arbeit jetzt noch viel beſſer von Statten, ja er konnte ſelbſt die Schnelle und Leichtigkeit nicht begreifen, womit er die krauſen Züge der fremden Schrift nachzumalen vermochte. — Aber es war, als flüſtre aus dem innerſten Gemüthe eine Stimme in vernehmlichen Worten: Ach! könnteſt Du denn das vollbringen, wenn du Sie nicht in Sinn und Gedanken trügeſt, wenn du nicht an Sie, an ihre Liebe glaubteſt? — Da wehte es wie in leiſen, leiſen, liſpelnden Kriſtallklängen durch das Zimmer: Ich bin Dir nahe — nahe — nahe! — ich helfe Dir — ſey muthig — ſey ſtandhaft, lieber Anſelmus! — ich mühe mich mit Dir, damit Du mein werdeſt! Und ſo wie er voll innern Entzückens die Töne vernahm, wurden ihm immer verſtändlicher die unbekannten Zeichen — er durfte kaum mehr hineinblicken in das Original — ja es war, als ſtünden ſchon wie in blaſſer Schrift die Zeichen auf dem Pergament, und er dürfe ſie nur mit geübter Hand ſchwarz überziehen. So arbeitete er fort von lieblichen tröſtenden Klängen, wie vom ſüßen zarten Hauch umfloſſen, bis die Glocke ſechs Uhr ſchlug und der Archivarius Lindhorſt in das Zimmer trat. Er ging ſonderbar lächelnd an den Tiſch, Anſelmus ſtand ſchweigend auf, der Archivarius ſah ihn noch immer ſo wie in höhnendem Spott lächelnd an, kaum hatte er aber in die Abſchrift geblickt, als das Lächeln in dem tiefen feierlichen Ernſt unterging, zu dem ſich alle Muskeln des Geſichts verzogen. — Bald ſchien er nicht mehr derſelbe. Die Augen, welche ſonſt funkelndes Feuer ſtrahlten, blickten jetzt mit unbeſchreiblicher Milde den Anſelmus an, eine ſanfte Röthe färbte die bleichen Wangen, und ſtatt der Ironie, die ſonſt den Mund zuſammenpreßte, ſchienen die weichgeformten anmuthigen Lippen ſich zu öffnen zur weisheitsvollen ins Gemüth dringenden Rede. — Die ganze Geſtalt war höher, würdevoller; der weite Schlafrock legte ſich wie ein Königsmantel in breiten Falten um Bruſt und Schultern, und durch die weißen Löckchen, welche an der hohen offenen Stirn lagen, ſchlang ſich ein ſchmaler goldner Reif. „Junger Menſch,“ fing der Archivarius an im feierlichen Ton, „junger Menſch, ich habe, noch ehe Du es ahneteſt, all' die geheimen Beziehungen erkannt, die Dich an mein Liebſtes, Heiligſtes feſſeln! — Serpentina liebt Dich, und ein ſeltſames Geſchick, deſſen verhängnißvollen Faden feindliche Mächte ſpannen, iſt erfüllt, wenn ſie Dein wird, und wenn Du als nothwendige Mitgift den goldnen Topf erhältſt, der ihr Eigenthum iſt. Aber nur dem Kampfe entſprießt Dein Glück im höheren Leben. Feindliche Prinzipe fallen Dich an, und nur die innere Kraft, mit der Du den Anfechtungen widerſtehſt, kann Dich retten von Schmach und Verderben. Indem Du hier arbeiteſt, überſtehſt Du Deine Lehrzeit; Glauben und Erkenntniß führen Dich zum nahen Ziele, wenn Du feſt hältſt an dem, was Du beginnen mußteſt. Trage Sie recht getreulich im Gemüthe, Sie, die Dich liebt, und Du wirſt die herrlichen Wunder des goldnen Topfs ſchauen und glücklich ſeyn immerdar. — Gehab Dich wohl! der Archivarius Lindhorſt erwartet Dich morgen um zwölf Uhr in Deinem Kabinet! — Gehab Dich wohl!“ — Der Archivarius ſchob den Studenten Anſelmus ſanft zur Thür hinaus, die er dann verſchloß, und er befand ſich in dem Zimmer, in welchem er geſpeiſet, deſſen einzige Thür auf den Flur führte. Ganz betäubt von den wunderbaren Erſcheinnngen blieb er vor der Hausthür ſtehen, da wurde über ihm ein Fenſter geöffnet, er ſchaute hinauf, es war der Archivarius Lindhorſt; ganz der Alte im weißgrauen Rocke, wie er ihn ſonſt geſehen. — Er rief ihm zu: „Ei, werther Hr. Anſelmus, worüber ſinnen Sie denn ſo, was gilt's, das Arabiſche geht Ihnen nicht aus dem Kopf? Grüßen Sie doch den Herrn Conrektor Paulmann, wenn Sie etwa zu ihm gehen, und kommen Sie morgen Punkt zwölf Uhr wieder. Das Honorar für heute ſteckt bereits in Ihrer rechten Weſtentaſche.“ — Der Student Anſelmus fand wirklich den blanken Speziesthaler in der bezeichneten Taſche, aber er freute ſich gar nicht darüber. — „Was aus dem Allen werden wird, weiß ich nicht,“ ſprach er zu ſich ſelbſt — „umfängt mich aber auch nur ein toller Wahn und Spuk, ſo lebt und webt doch in meinem Innern die liebliche Serpentina, und ich will, ehe ich von ihr laſſe, lieber untergehen ganz und gar, denn ich weiß doch, daß der Gedanke in mir ewig iſt, und kein feindliches Prinzip kann ihn vernichten; aber iſt der Gedanke denn was anders, als Serpentina's Liebe?“

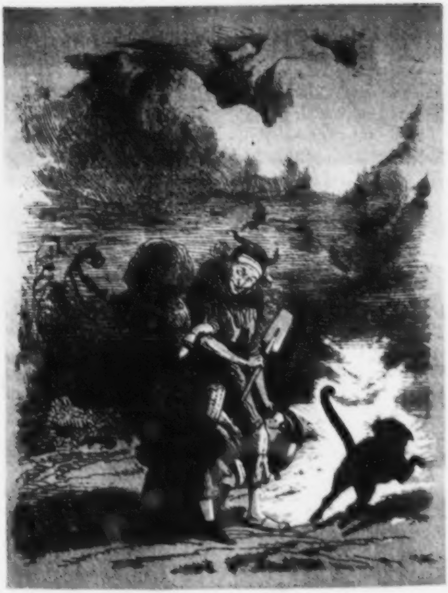
Siebente Vigilie.

Wie der Conrektor Paulmann die Pfeife ausklopfte und zu Bette ging. — Rembrandt und Höllenbreughel. — Der Zauberſpiegel und des Doktors Eckſtein Recept gegen eine unbekannte Krankheit.

Endlich klopfte der Conrektor Paulmann die Pfeife aus, ſprechend: Nun iſt es doch wol Zeit, ſich zur Ruhe zu begeben. „Ja wol,“ erwiederte die durch des Vaters längeres Aufbleiben beängſtete Veronika; denn es ſchlug längſt zehn Uhr. Kaum war nun der Conrektor in ſein Studier- und Schlafzimmer gegangen, kaum hatten Fränzchens ſchwerere Athemzüge kund gethan, daß ſie wirklich feſt eingeſchlafen, als Veronika, die ſich zum Schein auch ins Bett gelegt, leiſe, leiſe wieder aufſtand, ſich anzog, den Mantel umwarf und zum Hauſe hinausſchlüpfte. — Seit dem Augenblick, als Veronika die alte Lieſe verlaſſen, ſtand ihr unaufhörlich der Anſelmus vor Augen, und ſie wußte ſelbſt nicht, welch eine fremde Stimme im Innern ihr immer und ewig wiederholte, daß ſein Widerſtreben von einer ihr feindlichen Perſon herrühre, die ihn in Banden halte, welche Veronika durch geheimnißvolle Mittel der magiſchen Kunſt zerreißen könne. Ihr Vertrauen auf die alte Lieſe wuchs mit jedem Tage, und ſelbſt der Eindruck des Unheimlichen, Grauſigen ſtumpfte ſich ab, ſo daß alles Wunderliche, Seltſame ihres Verhältniſſes mit der Alten ihr nur im Schimmer des Ungewöhnlichen, Romanhaften erſchien, wovon ſie eben recht angezogen wurde. Deshalb ſtand auch der Vorſatz bei ihr feſt, ſelbſt mit Gefahr vermißt zu werden und in tauſend Unannehmlichkeiten zu gerathen, das Abentheuer der Tag- und Nachtgleiche zu beſtehen. Endlich war nun die verhängnißvolle Nacht des Aequinoktiums, in der ihr die alte Lieſe Hülfe und Troſt verheißen, eingetreten, und Veronika, mit dem Gedanken der nächtlichen Wanderung längſt vertraut geworden, fühlte ſich ganz ermuthigt. Pfeilſchnell flog ſie durch die einſamen Straßen, des Sturms nicht achtend, der durch die Lüfte brauſte und ihr die dicken Regentropfen ins Geſicht warf. —

Mit dumpfem dröhnenden Klange ſchlug die Glocke des Kreuzthurms eilf Uhr, als Veronika ganz durchnäßt vor dem Hauſe der Alten ſtand. „Ei Liebchen, Liebchen, ſchon da! — nun warte, warte!“ — rief es von oben herab — und gleich darauf ſtand auch die Alte, mit einem Korbe beladen und von ihrem Kater begleitet, vor der Thür. „So wollen wir denn gehen und thun und treiben, was ziemlich iſt und gedeiht in der Nacht, die dem Werke günſtig,“ dies ſprechend, ergriff die Alte mit kalter Hand die zitternde Veronika, welcher ſie den ſchweren Korb zu tragen gab, während ſie ſelbſt einen Keſſel, Dreifuß und Spaten aufpackte. Als ſie ins Freie kamen, regnete es nicht mehr, aber der Sturm war ſtärker geworden; tauſendſtimmig heulte es in den Lüften. Ein entſetzlicher herzzerſchneidender Jammer tönte herab aus den ſchwarzen Wolken, die ſich in ſchneller Flucht zuſammenballten und alles einhüllten in dicke Finſterniß. Aber die Alte ſchritt raſch fort, mit gellender Stimme rufend: „leuchte — leuchte mein Junge!“ Da ſchlängelten und kreuzten ſich blaue Blitze vor ihnen her, und Veronika wurde inne, daß der Kater kniſternde Funken ſprühend und leuchtend vor ihnen herumſprang, und deſſen ängſtliches grauſiges Zetergeſchrei ſie vernahm, wenn der Sturm nur einen Augenblick ſchwieg. — Ihr wollte der Athem vergehen, es war als griffen eiskalte Krallen in ihr Inneres, aber gewaltſam raffte ſie ſich zuſammen, und ſich feſter an die Alte klammernd ſprach ſie: Nun muß Alles vollbracht werden, und es mag geſchehen, was da will! „Recht ſo, mein Töchterchen!“ erwiederte die Alte, „bleibe fein ſtandhaft, und ich ſchenke Dir was Schönes und den Anſelmus obendrein!“ Endlich ſtand die Alte ſtill, und ſprach: „Nun ſind wir an Ort und Stelle!“ Sie grub ein Loch in die Erde, ſchüttete Kohlen hinein und ſtellte den Dreifuß darüber, auf den ſie den Keſſel ſetzte. Alles dieſes begleitete ſie mit ſeltſamen Gebehrden, während der Kater ſie umkreiſte. Aus ſeinem Schweif ſprühten Funken, die einen Feuerreif bildeten. Bald fingen die Kohlen an zu glühen, und endlich ſchlugen blaue Flammen unter dem Dreifuß hervor. Veronika mußte Mantel und Schleier ablegen und ſich bei der Alten niederkauern, die ihre Hände ergriff und feſt drückte, mit den funkelnden Augen das Mädchen anſtarrend. Nun fingen die ſonderbaren Maſſen — waren es Blumen — Metalle — Kräuter — Thiere, man konnte es nicht unterſcheiden — die die Alte aus dem Korbe genommen und in den Keſſel geworfen, an zu ſieden

Blatt 25



und zu brauſen. Die Alte ließ Veronika los, ſie ergriff einen eiſernen Löffel, mit dem ſie in die glühende Maſſe hineinfuhr und darin rührte, während Veronika auf ihr Geheiß feſten Blickes in den Keſſel hineinſchauen und ihre Gedanken auf den Anſelmus richten mußte. Nun warf die Alte aufs Neue blinkende Metalle und auch eine Haarlocke, die ſich Veronika vom Kopfwirbel geſchnitten, ſo wie einen kleinen Ring, den ſie lange getragen, in den Keſſel, indem ſie unverſtändliche, durch die Nacht grauſig gellende Töne ausſtieß, und der Kater im unaufhörlichen Rennen winſelte und ächzte. — — Ich wollte, daß Du, günſtiger Leſer! am drei und zwanzigſten September auf der Reiſe nach Dresden begriffen geweſen wäreſt; vergebens ſuchte man, als der ſpäte Abend hereinbrach, Dich auf der letzten Station aufzuhalten; der freundliche Wirth ſtellte Dir vor, es ſtürme und regne doch gar zu ſehr, und überhaupt ſey es auch nicht geheuer in der Aequinoktialnacht ſo ins Dunkle hineinzufahren, aber Du achteteſt deſſen nicht, indem Du ganz richtig annahmſt: ich zahle dem Poſtillon einen ganzen Thaler Trinkgeld und bin ſpäteſtens um ein Uhr in Dresden, wo mich im goldnen Engel oder im Helm oder in der Stadt Naumburg ein gut zugerichtetes Abendeſſen und ein weiches Bett erwartet. Wie Du nun ſo in der Finſterniß daher fährſt, ſiehſt Du plötzlich in der Ferne ein ganz ſeltſames flackerndes Leuchten. Näher gekommen erblickſt Du einen Feuerreif, in deſſen Mitte bei einem Keſſel, aus dem dicker Qualm und blitzende rothe Strahlen und Funken emporſchießen, zwei Geſtalten ſitzen. Gerade durch das Feuer geht der Weg, aber die Pferde prubſten und ſtampfen und bäumen ſich — der Poſtillon flucht und betet — und peitſcht auf die Pferde hinein — ſie gehen nicht von der Stelle. — Unwillkührlich ſpringſt Du aus dem Wagen und rennſt einige Schritte vorwärts. Nun ſiehſt Du deutlich das ſchlanke holde Mädchen, die im weißen dünnen Nachtgewande bei dem Keſſel kniet. Der Sturm hat die Flechten aufgelöſt und das lange kaſtanienbraune Haar flattert frei in den Lüften. Ganz im blendenden Feuer der unter dem Dreifuß emporflackernden Flammen ſteht das engelſchöne Geſicht, aber in dem Entſetzen, das ſeinen Eisſtrom darüber goß, iſt es erſtarrt zur Todtenbleiche, und in dem ſtieren Blick, in den hinaufgezogenen Augenbrauen, in dem Munde, der ſich vergebens dem Schrei der Todesangſt öffnet, welcher ſich nicht entwinden kann der von namenloſer Folter gepreßten Bruſt, ſiehſt Du ihr Grauſen, ihr Entſetzen; die kleinen Händchen hält ſie krampfhaft zuſammengefaltet in die Höhe, als riefe ſie betend die Schutzengel herbei, ſie zu ſchirmen vor den Ungethümen der Hölle, die dem mächtigen Zauber gehorchend nun gleich erſcheinen werden! — So kniet ſie da unbeweglich wie ein Marmorbild. Ihr gegenüber ſitzt auf dem Boden niedergekauert ein langes, hageres, kupfergelbes Weib mit ſpitzer Habichtsnaſe und funkelnden Katzenaugen; aus dem ſchwarzen Mantel, den ſie umgeworfen, ſtarren die nackten knöchernen Arme hervor, und rührend in dem Höllenſud lacht und ruft ſie mit krächzender Stimme durch den brauſenden toſenden Sturm. — Ich glaube wohl, daß Dir, günſtiger Leſer! kennteſt Du auch ſonſt keine Furcht und Scheu, ſich doch bei dem Anblick dieſes Rembrandtſchen oder Höllenbreughelſchen Gemäldes, das nun ins Leben getreten, vor Grauſen die Haare auf dem Kopfe geſträubt hätten. Aber Dein Blick konnte nicht loskommen von dem im hölliſchen Treiben befangenen Mädchen, und der elektriſche Schlag, der durch alle Deine Fibern und Nerven zitterte, entzündete mit der Schnelligkeit des Blitzes in Dir den muthigen Gedanken Trotz zu bieten den geheimnißvollen Mächten des Feuerkreiſes; in ihm ging Dein Grauſen unter, ja der Gedanke ſelbſt keimte auf in dieſem Grauſen und Entſetzen als deſſen Erzeugniß. Es war Dir, als ſeyſt Du ſelbſt der Schutzengel einer, zu denen das zum Tode geängſtigte Mädchen flehte, ja als müßteſt Du nur gleich Dein Taſchenpiſtol hervorziehen, und die Alte ohne weiteres todtſchießen. Aber, indem Du das lebhaft dachteſt, ſchrieſt Du laut auf: Heda! oder: was giebt es dorten, oder: was treibt ihr da! — Der Poſtillon ſtieß ſchmetternd in ſein Horn, die Alte kugelte um in ihren Sud hinein, und Alles war mit einem Mal verſchwunden in dickem Qualm. — Ob Du das Mädchen, das Du nun mit recht innigem Verlangen in der Finſterniß ſuchteſt, gefunden hätteſt, mag ich nicht behaupten, aber den Spuk des alten Weibes hatteſt Du zerſtört, und den Bann des magiſchen Kreiſes, in den ſich Veronika leichtſinnig begeben, gelöſet. — Weder Du, günſtiger Leſer! noch ſonſt Jemand, fuhr oder ging aber am drei und zwanzigſten September in der ſtürmiſchen, den Hexenkünſten günſtigen Nacht des Weges, und Veronika mußte ausharren am Keſſel in tödtlicher Angſt, bis das Werk der Vollendung nahe. — Sie vernahm wohl, wie es um ſie her heulte und brauſte, wie allerlei widrige Stimmen durch einander blökten und ſchnatterten, aber ſie ſchlug die

Augen nicht auf, denn ſie fühlte, wie der Anblick des Gräßlichen, des Entſetzlichen, von dem ſie umgeben, ſie in unheilbaren zerſtörenden Wahnſinn ſtürzen könne. Die Alte hatte aufgehört im Keſſel zu rühren, immer ſchwächer und ſchwächer wurde der Qualm, und zuletzt brannte nur eine leichte Spiritusflamme im Boden des Keſſels. Da rief die Alte: Veronika, mein Kind! mein Liebchen! ſchau hinein in den Grund! — was ſiehſt Du denn — was ſiehſt Du denn? — Aber Veronika vermochte nicht zu antworten, unerachtet es ihr ſchien, als drehten ſich allerlei verworrene Figuren im Keſſel durch einander; immer deutlicher und deutlicher gingen Geſtalten hervor, und mit einem Mal trat, ſie freundlich anblickend und die Hand ihr reichend, der Student Anſelmus aus der Tiefe des Keſſels. Da rief ſie laut: Ach, der Anſelmus! — der Anſelmus! Raſch öffnete die Alte den am Keſſel befindlichen Hahn, und glühendes Metall ſtrömte ziſchend und praſſelnd in eine kleine Form, die ſie daneben geſtellt. Nun ſprang das Weib auf und kreiſchte, mit wilder gräßlicher Gebehrde ſich herumſchwingend: Vollendet iſt das Werk — Dank Dir, mein Junge! — haſt Wache gehalten — Hui — Hui — er kommt! — beiß ihn todt — beiß ihn todt! Aber da brauſte es mächtig durch die Lüfte, es war, als rauſche ein ungeheurer Adler herab, mit den Fittigen um ſich ſchlagend, und es rief mit entſetzlicher Stimme: „Hei, hei! — ihr Geſindel! nun iſt's aus — nun iſt's aus — fort zu Haus!" Die Alte ſtürzte heulend nieder, aber der Veronika vergingen Sinn und Gedanken. — Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, war es heller Tag geworden, ſie lag in ihrem Bette und Fränzchen ſtand mit einer Taſſe dampfenden Thee's vor ihr, ſprechend: Aber ſage mir nur Schweſter, was Dir iſt, da ſtehe ich nun ſchon eine Stunde oder länger vor Dir, und Du liegſt wie in der Fieberhitze beſinnungslos da und ſtöhnſt und ächzeſt, daß uns angſt und bange wird. Der Vater iſt Deinetwegen nicht in die Claſſe gegangen, und wird gleich mit dem Herrn Doktor hereinkommen. — Veronika nahm ſchweigend den Thee; indem ſie ihn hinunterſchlürfte, traten ihr die gräßlichen Bilder der Nacht lebhaft vor Augen. „So war denn wohl Alles nur ein ängſtlicher Traum, der mich gequält hat? — Aber ich bin doch geſtern Abend wirklich zur Alten gegangen, es war ja der drei und zwanzigſte September? — Doch bin ich wohl ſchon geſtern recht krank geworden und habe mir das Alles nur eingebildet, und nichts hat mich krank gemacht, als das ewige Denken an den Anſelmus und an die wunderliche alte Frau, die ſich für die Lieſe ausgab und mich wohl nur damit geneckt hat." — Fränzchen, die hinausgegangen, trat wieder herein mit Veronika's ganz durchnäßtem Mantel in der Hand. „Sieh nur, Schweſter!" ſagte ſie, „wie es Deinem Mantel ergangen iſt; da hat der Sturm in der Nacht das Fenſter aufgeriſſen und den Stuhl, auf dem der Mantel lag, umgeworfen; da hat es nun wohl hineingeregnet, denn der Mantel iſt ganz naß." — Das fiel der Veronika ſchwer aufs Herz, denn ſie merkte nun wohl, daß nicht ein Traum ſie gequält, ſondern daß ſie wirklich bei der Alten geweſen. Da ergriff ſie Angſt und Grauſen, und ein Fieberfroſt zitterte durch alle Glieder. Im krampfhaften Erbeben zog ſie die Bettdecke feſt über ſich; aber da fühlte ſie, daß etwas Hartes ihre Bruſt drückte, und als ſie mit der Hand danach faßte, ſchien es ein Medaillon zu ſeyn; ſie zog es hervor, als Fränzchen mit dem Mantel fortgegangen, und es war ein kleiner runder hell polirter Metallſpiegel. „Das iſt ein Geſchenk der Alten," rief ſie lebhaft, und es war, als ſchöſſen feurige Strahlen aus dem Spiegel, die in ihr Innerſtes drangen und es wohlthuend erwärmten. Der Fieberfroſt war vorüber und es durchſtrömte ſie ein unbeſchreibliches Gefühl von Behaglichkeit und Wohlſeyn. — An den Anſelmus mußte ſie denken, und als ſie immer feſter und feſter den Gedanken auf ihn richtete, da lächelte er ihr freundlich aus dem Spiegel entgegen wie ein lebhaftes Miniatur-Portrait. Aber bald war es ihr, als ſähe ſie nicht mehr das Bild — nein! — ſondern den Studenten Anſelmus ſelbſt leibhaftig. Er ſaß in einem hohen ſeltſam ausſtaffirten Zimmer und ſchrieb emſig. Veronika wollte zu ihm hintreten, ihn auf die Schulter klopfen und ſprechen: Herr Anſelmus, ſchauen Sie doch um ſich, ich bin ja da! Aber das ging durchaus nicht an, denn es war, als umgäbe ihn ein leuchtender Feuerſtrom und wenn Veronika recht genau hinſah, waren es doch nur große Bücher mit vergoldetem Schnitt. Aber endlich gelang es der Veronika, den Anſelmus ins Auge zu faſſen, da war es, als müſſe er im Anſchauen ſich erſt auf ſie beſinnen, doch endlich lächelte er und ſprach: Ach! — ſind Sie es, liebe Mademoiſelle Paulmann? Aber warum belieben Sie ſich denn zuweilen als ein Schlänglein zu gebehrden? Veronika mußte über dieſe ſeltſamen Worte laut auflachen; darüber erwachte ſie wie aus einem tiefen Traume, und ſie verbarg ſchnell den kleinen Spiegel, als die Thür aufging und der Conrektor Paulmann mit dem Doktor Eckſtein ins Zimmer kam. Der Doktor Eckſtein ging ſogleich ans Bett, faßte, lange in tiefem Nachdenken verſunken, Veronika's Puls und ſagte dann: Ei! — Ei! Hierauf ſchrieb er ein Rezept, faßte noch einmal den Puls, ſagte wiederum: Ei! Ei! und verließ die Patientin. Aus dieſen Aeußerungen des Doktors Eckſtein konnte aber der Conrektor Paulmann nicht recht deutlich entnehmen, was der Veronika denn wohl eigentlich fehlen möge.

Achte Vigilie.

Die Bibliothek der Palmbäume. — Schickſale eines unglücklichen Salamanders. — Wie die ſchwarze Feder eine Runkelrübe liebkoſete und der Regiſtrator Heerbrand ſich ſehr betrank.

Der Student Anſelmus hatte nun ſchon mehrere Tage bei dem Archivarius Lindhorſt gearbeitet; dieſe Arbeitsſtunden waren für ihn die glücklichſten ſeines Lebens, denn immer von lieblichen Klängen, von Serpentina's tröſtenden Worten umfloſſen, ja oft von einem vorübergleitenden Hauche leiſe berührt, durchſtrömte ihn eine nie gefühlte Behaglichkeit, die oft bis zur höchſten Wonne ſtieg. Jede Noth, jede kleinliche Sorge ſeiner dürftigen Exiſtenz war ihm aus Sinn und Gedanken entſchwunden, und in dem neuen Leben, das ihm wie im hellen Sonnenglanze aufgegangen, begriff er alle Wunder einer höheren Welt, die ihn ſonſt mit Staunen, ja mit Grauſen erfüllt hatten. Mit dem Abſchreiben ging es ſehr ſchnell, indem es ihn immer mehr dünkte, er ſchreibe nur längſt gekannte Züge auf das Pergament hin und dürfe kaum nach dem Original ſehen, um Alles mit der größten Genauigkeit nachzumalen. — Außer der Tiſchzeit ließ ſich der Archivarius Lindhorſt nur dann und wann ſehen, aber jedesmal erſchien er genau in dem Augenblick, wenn Anſelmus eben die letzten Zeichen einer Handſchrift vollendet hatte, und gab ihm dann eine andere, verließ ihn aber gleich wieder ſchweigend, nachdem er nur mit einem ſchwarzen Stäbchen die Tinte umgerührt und die gebrauchten Federn mit neuen ſchärfer geſpitzten vertauſcht hatte. Eines Tages, als Anſelmus mit dem Glockenſchlag Zwölf bereits die Treppe hinaufgeſtiegen, fand er die Thür, durch die er gewöhnlich hineingegangen, verſchloſſen, und der Archivarius Lindhorſt erſchien in ſeinem wunderlichen wie mit glänzenden Blumen beſtreuten Schlafrock von der andern Seite. Er rief laut: „Heute kommen Sie nur hier herein, werther Anſelmus, denn wir müſſen in das Zimmer wo Bhogovotgita's Meiſter unſrer warten.“ Er ſchritt durch den Corridor und führte Anſelmus durch dieſelben Gemächer und Säle, wie das erſte Mal. — Der Student Anſelmus erſtaunte aufs Neue über die wunderbare Herrlichkeit des Gartens, aber er ſah nun deutlich, daß manche ſeltſame Blüthen, die an den dunklen Büſchen hingen, eigentlich in glänzenden Farben prunkende Inſekten waren, die mit den Flügeln auf und nieder ſchlugen und durch einander tanzend und wirbelnd ſich mit ihren Saugrüſſeln zu liebkoſen ſchienen. Dagegen waren wieder die roſenfarbenen und himmelblauen Vögel duftende Blumen, und der Geruch, den ſie verbreiteten, ſtieg aus ihren Kelchen empor in leiſen lieblichen Tönen, die ſich mit dem Geplätſcher der fernen Brunnen, mit dem Säuſeln der hohen Stauden und Bäume zu geheimnißvollen Akkorden einer tiefklagenden Sehnſucht vermiſchten. Die Spottvögel, die ihn das erſte Mal ſo geneckt und gehöhnt, flatterten ihm wieder um den Kopf und ſchrieen mit ihren feinen Stimmchen unaufhörlich: “Herr Studioſus, Herr Studioſus, eilen Sie nicht ſo — kucken Sie nicht ſo in die Wolken — Sie könnten auf die Naſe fallen. — He, he! Herr Studioſus — nehmen Sie den Pudermantel um — Gevatter Schuhu ſoll Ihnen den Toupee friſiren.“ — So ging es fort in allerlei dummen Geſchwätz, bis Anſelmus den Garten verlaſſen. Der Archivarius Lindhorſt trat endlich in das azurblaue Zimmer; der Porphyr mit dem goldnen Topf war verſchwunden, ſtatt deſſen ſtand ein mit violettem Sammt behangener Tiſch, auf dem die dem Anſelmus bekannten Schreibmaterialien befindlich, in der Mitte des Zimmers, und ein eben ſo beſchlagener Lehnſtuhl ſtand vor demſelben. „Lieber Hr. Anſelmus,“ ſagte der Archivarius Lindhorſt, „Sie haben nun ſchon manches Manuſkript ſchnell und richtig zu meiner großen Zufriedenheit kopirt; Sie haben ſich mein Zutrauen erworben; das Wichtigſte bleibt aber noch zu thun übrig, und das iſt das Abſchreiben oder vielmehr Nachmalen gewiſſer in beſonderen Zeichen geſchriebener Werke, die ich hier in dieſem Zimmer aufbewahre und die nur an Ort und Stelle kopirt werden können. — Sie werden daher künftig hier arbeiten, aber ich muß Ihnen die größte Vorſicht und Aufmerkſamkeit empfehlen; ein falſcher Strich, oder was der Himmel verhüten möge, ein Tintenfleck auf das Original geſpritzt, ſtürzt Sie ins Unglück." — Anſelmus bemerkte, daß aus den goldnen Stämmen der Palmbäume kleine ſmaragdgrüne Blätter herausragten; eins dieſer Blätter erfaßte der Archivarius, und Anſelmus wurde gewahr, daß das Blatt eigentlich in einer Pergamentrolle beſtand, die der Archivarius aufwickelte und vor ihm auf den Tiſch breitete. Anſelmus wunderte ſich nicht wenig über die ſeltſam verſchlungenen Zeichen, und bei dem Anblick der vielen Pünktchen, Striche und Züge und Schnörkel, die bald Pflanzen, bald Mooſe, bald Thiergeſtalten darzuſtellen ſchienen, wollte ihm beinahe der Muth ſinken, Alles ſo genau nachmalen zu können. Er gerieth darüber in tiefe Gedanken. „Muth gefaßt, junger Menſch!" rief der Archivarius, „haſt Du bewährten Glauben und wahre Liebe, ſo hilft Dir Serpentina!" Seine Stimme tönte wie klingendes Metall, und als Anſelmus in jähem Schreck aufblickte, ſtand der Archivarius Lindhorſt in der königlichen Geſtalt vor ihm, wie er ihm bei dem erſten Beſuch im Bibliothek-Zimmer erſchienen. Es war dem Anſelmus, als müſſe er von Ehrfurcht durchdrungen auf die Knie ſinken, aber da ſtieg der Archivarius Lindhorſt an dem Stamm eines Palmbaums in die Höhe und verſchwand in den ſmaragdenen Blättern. — Der Student Anſelmus begriff, daß der Geiſterfürſt mit ihm geſprochen und nun in ſein Studierzimmer hinaufgeſtiegen, um vielleicht mit den Strahlen, die einige Planeten als Geſandte zu ihm geſchickt, Rückſprache zu halten, was nun mit ihm und der holden Serpentina geſchehen ſolle. — Auch kann es ſeyn, dachte er ferner, daß ihn Neues von den Quellen des Nils erwartet, oder daß ein Magus aus Lappland ihn beſucht — mir geziemt es nun, emſig an die Arbeit zu gehen. — Und damit fing er an die fremden Zeichen der Pergamentrolle zu ſtudiren. — Die wunderbare Muſik des Gartens tönte zu ihm herüber und umgab ihn mit ſüßen lieblichen Düften, auch hörte er wohl die Spottvögel kickern, doch verſtand er ihre Worte nicht, was ihm auch recht lieb war. Zuweilen war es auch, als rauſchten die ſmaragdenen Blätter der Palmbäume, und als ſtrahlten dann die holden Kriſtallklänge, welche Anſelmus an jenem verhängnißvollen Himmelfahrtstage unter dem Hollunderbuſch hörte, durch das Zimmer. Der Student

Anſelmus, wunderbar geſtärkt durch dies Tönen und Leuchten, richtete immer feſter und feſter Sinn und Gedanken auf die Ueberſchrift der Pergamentrolle, und bald fühlte er wie aus dem Innerſten heraus, daß die Zeichen nichts anders bedeuten könnten, als die Worte: Von der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange. — Da ertönte ein ſtarker Dreiklang heller Kriſtallglocken — „Anſelmus, lieber Anſelmus,“ wehte es ihm zu aus den Blättern, und o Wunder! an dem Stamm des Palmbaums ſchlängelte ſich die grüne Schlange herab. — „Serpentina! holde Serpentina!“ rief Anſelmus wie im Wahnſinn des höchſten Entzückens, denn ſo wie er ſchärfer hinblickte, da war es ja ein liebliches herrliches Mädchen, die mit den dunkelblauen Augen, wie ſie in ſeinem Innern lebten, voll unausſprechlicher Sehnſucht ihn anſchauend, ihm entgegenſchwebte. Die Blätter ſchienen ſich herabzulaſſen und auszudehnen, überall ſproßten Stacheln aus den Stämmen, aber Serpentina wand und ſchlängelte ſich geſchickt durch, indem ſie ihr flatterndes, wie in ſchillernden Farben glänzendes Gewand nach ſich zog, ſo daß es ſich dem ſchlanken Körper anſchmiegend nirgends hängen blieb an den hervorragenden Spitzen und Stacheln der Palmbäume. Sie ſetzte ſich neben den Anſelmus auf denſelben Stuhl, ihn mit dem Arm umſchlingend und an ſich drückend, ſo daß er den Hauch, der von ihren Lippen ſtrömte, die elektriſche Wärme ihres Körpers fühlte. „Lieber Anſelmus! fing Serpentina an, nun biſt Du bald ganz mein, durch Deinen Glauben, durch Deine Liebe erringſt Du mich, und ich bringe Dir den goldnen Topf, der uns Beide beglückt immerdar.“ — „O Du holde liebe Serpentina, ſagte Anſelmus, wenn ich nur Dich habe, was kümmert mich ſonſt alles Uebrige; wenn Du nur mein biſt, ſo will ich gern untergehen in all' dem Wunderbaren und Seltſamen, was mich befängt ſeit dem Augenblick, als ich Dich ſah.“ „Ich weiß wohl, fuhr Serpentina fort, daß das Unbekannte und Wunderbare, womit mein Vater oft nur zum Spiel ſeiner Laune Dich umfangen, Grauſen und Entſetzen in Dir erregt hat, aber jetzt ſoll es, wie ich hoffe, nicht wieder geſchehen, denn ich bin in dieſem Augenblick nur da, um Dir, mein lieber Anſelmus, Alles und Jedes aus tiefem Gemüthe, aus tiefer Seele haarklein zu erzählen, was Dir zu wiſſen nöthig, um meinen Vater ganz zu kennen, und überhaupt recht deutlich einzuſehen, was es mit ihm und mit mir für eine Bewandniß hat.“ — Dem Anſelmus war es, als ſey er von der holden lieblichen Geſtalt ſo ganz und gar umſchlungen und umwunden, daß er ſich nur mit ihr regen und bewegen könne, und als ſey es nur der Schlag ihres Pulſes, der durch ſeine Fibern und Nerven zittere; er horchte auf jedes ihrer Worte, das bis in ſein Innerſtes hinein erklang, und wie ein leuchtender Strahl die Wonne des Himmels in ihm entzündete. Er hatte den Arm um ihren ſchlanker als ſchlanken Leib gelegt, aber der ſchillernde glänzende Stoff ihres Gewandes war ſo glatt, ſo ſchlüpfrig, daß es ihm ſchien, als könne ſie, ſich ihm ſchnell entwindend, unaufhaltſam entſchlüpfen, und er erbebte bei dem Gedanken. „Ach, verlaß mich nicht, holde Serpentina, rief er unwillkührlich aus, nur Du biſt mein Leben!“ — „Nicht eher heute, ſagte Serpentina, als bis ich Alles erzählt habe, was Du in Deiner Liebe zu mir begreifen kannſt. — Wiſſe alſo, Geliebter! daß mein Vater aus dem wunderbaren Geſchlecht der Salamander abſtammt, und daß ich mein Daſeyn ſeiner Liebe zur grünen Schlange verdanke. In uralter Zeit herrſchte in dem Wunderlande Atlantis der mächtige Geiſterfürſt Phoſphorus, dem die Elementar-Geiſter dienten. Einſt ging der Salamander, den er vor Allen liebte (es war mein Vater), in dem prächtigen Garten, den des Phoſphorus Mutter mit ihren ſchönſten Gaben auf das herrlichſte geſchmückt hatte, umher, und hörte, wie eine hohe Lilie in leiſen Tönen ſang: „Drücke feſt die Aeuglein zu, bis mein Geliebter, der Morgenwind, Dich weckt.“ Er trat hinzu; von ſeinem glühenden Hauch berührt, erſchloß die Lilie ihre Blätter, und er erblickte der Lilie Tochter, die grüne Schlange, welche in dem Kelch ſchlummerte. Da wurde der Salamander von heißer Liebe zu der ſchönen Schlange ergriffen, und er raubte ſie der Lilie, deren Düfte in namenloſer Klage vergebens im ganzen Garten nach der geliebten Tochter riefen. Denn der Salamander hatte ſie in das Schloß des Phoſphorus getragen, und bat ihn: vermähle mich mit der Geliebten, denn ſie ſoll mein eigen ſeyn immerdar. Thörichter, was verlangſt Du! ſprach der Geiſterfürſt, wiſſe, daß einſt die Lilie meine Geliebte war und mit mir herrſchte, aber der Funke, den ich in ſie warf, drohte ſie zu vernichten, und nur der Sieg über den ſchwarzen Drachen, den jetzt die Erdgeiſter in Ketten gebunden halten, erhielt die Lilie, daß ihre Blätter ſtark genug blieben, den Funken in ſich zu ſchließen und zu bewahren. Aber, wenn Du die grüne Schlange umarmſt, wird Deine Gluth den Körper vergehen und ein neues Weſen ſchnell emporkeimend ſich Dir entſchwingen. Der Salamander achtete der Warnung des Geiſterfürſten nicht; voll glühenden Verlangens ſchloß er die grüne Schlange in ſeine Arme, ſie zerfiel in Aſche und ein geflügeltes Weſen aus der Aſche geboren rauſchte fort durch die Lüfte. Da ergriff den Salamander der Wahnſinn der Verzweiflung, und er rannte Feuer ſprühend durch den Garten, und verheerte ihn in wilder Wuth, daß die ſchönſten Blumen und Blüthen verbrannt niederſanken und ihr Jammer die Luft erfüllte. Der hocherzürnte Geiſterfürſt erfaßte im Grimm den Salamander und ſprach: Ausgeraſet hat dein Feuer — erloſchen ſind Deine Flammen, erblindet Deine Strahlen — ſinke hinab zu den Erdgeiſtern, die mögen Dich necken und höhnen und gefangen halten, bis der Feuerſtoff ſich wieder entzündet und mit Dir als einem neuen Weſen aus der Erde emporſtrahlt. Der arme Salamander ſank erloſchen hinab, aber da trat der alte mürriſche Erdgeiſt, der des Phoſphorus Gärtner war, hinzu und ſprach: Herr! wer ſollte mehr über den Salamander klagen, als ich! — Habe ich nicht all' die ſchönen Blumen, die er verbrannt, mit meinen ſchönſten Metallen geputzt, habe ich nicht ihre Keime wacker gehegt und gepflegt und an ihnen manche ſchöne Farbe verſchwendet? — und doch nehme ich mich des armen Salamanders an, den nur die Liebe, von der Du ſelbſt ſchon oft, o Herr! befangen, zur Verzweiflung getrieben, in der er den Garten verwüſtet. — Erlaſſe ihm die zu harte Strafe! — Sein Feuer iſt für jetzt erloſchen, ſprach der Geiſterfürſt, in der unglücklichen Zeit, wenn die Sprache der Natur dem entarteten Geſchlecht der Menſchen nicht mehr verſtändlich ſeyn, wenn die Elementargeiſter in ihre Regionen gebannt nur aus weiter Ferne in dumpfen Anklängen zu dem Menſchen ſprechen werden, wenn dem harmoniſchen Kreiſe entrückt, nur ein unendliches Sehnen ihm die dunkle Kunde von dem wundervollen Reiche geben wird, das er ſonſt bewohnen durfte, als noch Glaube und Liebe in ſeinem Gemüthe wohnten, — in dieſer unglücklichen Zeit entzündet ſich der Feuerſtoff des Salamanders aufs Neue, doch nur zum Menſchen keimt er empor und muß, ganz eingehend in das dürftige Leben, deſſen Bedrängniſſe ertragen. Aber nicht allein die Erinnerung an ſeinen Urzuſtand ſoll ihm bleiben, ſondern er lebt auch wieder auf in der heiligen Harmonie mit der ganzen Natur, er verſteht ihre Wunder und die Macht der verbrüderten Geiſter ſteht ihm zu Gebote. In einem Lilienbuſch findet er dann die grüne Schlange wieder, und die Frucht ſeiner Vermählung mit ihr ſind drei Töchter, die den Menſchen in der Geſtalt der Mutter erſcheinen. Zur Frühlingszeit ſollen ſie ſich in den dunklen Hollunderbuſch hängen und ihre lieblichen Kryſtallſtimmen ertönen laſſen. Findet ſich dann in der dürftigen armſeligen Zeit der innern Verſtocktheit ein Jüngling, der ihren Geſang vernimmt, ja, blickt ihn eine der Schlänglein mit ihren holdſeligen Augen an, entzündet der Blick in ihm die Ahnung des fernen wundervollen Landes, zu dem er ſich muthig emporſchwingen kann, wenn er die Bürde des Gemeinen abgeworfen, keimt mit der Liebe zur Schlange in ihm der Glaube an die Wunder der Natur, ja an ſeine eigne Exiſtenz in dieſen Wundern glühend und lebendig auf, ſo wird die Schlange ſein. Aber nicht eher, bis drei Jünglinge dieſer Art erfunden und mit den drei Töchtern vermählt werden, darf der Salamander ſeine läſtige Bürde abwerfen und zu ſeinen Brüdern gehen. Erlaube, Herr, ſagte der Erdgeiſt, daß ich dieſen drei Töchtern ein Geſchenk mache, das ihr Leben mit dem gefundenen Gemahl verherrlicht. Jede erhält von mir einen Topf vom ſchönſten Metall, das ich beſitze, den poliere ich mit Strahlen, die ich dem Diamant entnommen; in ſeinem Glanze ſoll ſich unſer wundervolles Reich, wie es jetzt im Einklang mit der ganzen Natur beſteht, in blendendem herrlichem Widerſchein abſpiegeln, aus ſeinem Innern aber in dem Augenblick der Vermählung eine Feuerlilie entſprießen, deren ewige Blüthe den bewährt befundenen Jüngling ſüß duftend umfängt. Bald wird er dann ihre Sprache, die Wunder unſeres Reichs verſtehen und ſelbſt mit der Geliebten in Atlantis wohnen. — Du weißt nun wohl, lieber Anſelmus! daß mein Vater eben der Salamander iſt, von dem ich Dir erzählt. Er mußte ſeiner höhern Natur unerachtet ſich den kleinlichſten Bedrängniſſen des gemeinen Lebens unterwerfen, und daher kommt wohl oft die ſchadenfrohe Laune, mit der er Manche neckt. Er hat mir oft geſagt, daß für die innere Geiſtesbeſchaffenheit, wie ſie der Geiſterfürſt Phosphorus damals als Bedingniß der Vermählung mit mir und meinen Schweſtern aufgeſtellt, man jetzt einen Ausdruck habe, der aber nur zu oft unſchicklicher Weiſe gemißbraucht werde; man nenne das nämlich ein kindliches poetiſches Gemüth. — Oft finde man dieſes Gemüth bei Jünglingen, die der hohen Einfachheit ihrer Sitten wegen, und weil es ihnen ganz an der ſogenannten Weltbildung fehle, von dem Pöbel verſpottet würden. Ach, lieber Anſelmus! — Du verſtandeſt ja unter dem Hollunderbuſch meinen Geſang — meinen Blick — Du liebſt die grüne Schlange, Du glaubſt an mich und willſt mein ſeyn immerdar! — Die ſchöne Lilie wird emporblühen aus dem goldnen Topf und wir werden vereint glücklich und ſelig in Atlantis wohnen! — Aber nicht verhehlen kann ich Dir, daß im gräßlichen Kampf mit den Salamandern und Erdgeiſtern ſich der ſchwarze Drache loswand und durch die Lüfte davonbrauſte. Phoſphorus hält ihn zwar wieder in Banden, aber aus den ſchwarzen Federn, die im Kampfe auf die Erde ſtäubten, keimten feindliche Geiſter empor, die überall den Salamandern und Erdgeiſtern widerſtreben. Jenes Weib, das Dir ſo feindlich iſt, lieber Anſelmus! und die, wie mein Vater recht gut weiß, nach dem Beſitz des goldnen Topfes ſtrebt, hat ihr Daſeyn der Liebe einer ſolchen aus dem Fittig des Drachen herabgeſtäubten Feder zu einer Runkelrübe zu verdanken. Sie erkennt ihren Urſprung und ihre Gewalt, denn in dem Stöhnen, in den Zuckungen des gefangenen Drachen werden ihr die Geheimniſſe mancher wundervollen Conſtellation offenbar, und ſie bietet alle Mittel auf, von außen hinein ins Innere zu wirken, wogegen ſie mein Vater mit den Blitzen, die aus dem Innern des Salamanders hervorſchießen, bekämpft. Alle die feindlichen Prinzipe, die in ſchädlichen Kräutern und giftigen Thieren wohnen, ſammelt ſie und erregt, ſie miſchend in günſtiger Conſtellation, manchen böſen Spuk, der des Menſchen Sinne mit Grauen und Entſetzen befängt und ihn der Macht jener Dämonen, die der Drache im Kampfe unterliegend erzeugte, unterwirft. Nimm Dich vor der Alten in Acht, lieber Anſelmus, ſie iſt Dir feind, weil Dein kindlich frommes Gemüth ſchon manchen ihrer böſen Zauber vernichtet. — Halte treu — treu — an mir, bald biſt Du am Ziel!" — „O meine — meine Serpentina!" — rief der Student Anſelmus, „wie ſollte ich denn nur von Dir laſſen können, wie ſollte ich Dich nicht lieben ewiglich!" — Ein Kuß brannte auf ſeinem Munde, er erwachte wie aus einem tiefen Traume, Serpentina war verſchwunden, es ſchlug ſechs Uhr, da fiel es ihm ſchwer aufs Herz, daß er nicht das Mindeſte kopirt habe! er blickte voll Beſorgniß, was der Archivarius wohl ſagen werde, auf das Blatt, und o Wunder! die Copie des geheimnißvollen Manuſkripts war glücklich beendigt, und er glaubte, ſchärfer die Züge betrachtend, Serpentina's Erzählung von ihrem Vater, dem Liebling des Geiſterfürſten Phosphorus im Wunderlande Atlantis, abgeſchrieben zu haben. Jetzt trat der Archivarius Lindhorſt in ſeinem weißgrauen Ueberrock, den Hut auf dem Kopfe, den Stock in der Hand, herein; er ſah in das von dem Anſelmus beſchriebene Pergament, nahm eine große Priſe und ſagte lächelnd: das dacht' ich wohl! — Nun! hier iſt der Speziesthaler, Hr. Anſelmus, jetzt wollen wir noch nach dem Linkeſchen Bade gehen — nur mir nach! — Der Archivarius ſchritt raſch durch den Garten, in dem ein ſolcher Lärm von Singen, Pfeifen, Sprechen durch einander war, daß der Student Anſelmus ganz betäubt wurde und dem Himmel dankte, als er ſich auf der Straße befand. Kaum waren ſie einige Schritte gegangen, als ſie dem Regiſtrator Heerbrand begegneten, der freundlich ſich anſchloß. Vor dem Thore ſtopften ſie die mitgenommenen Pfeifen; der Regiſtrator Heerbrand beklagte kein Feuerzeug bei ſich zu tragen, da rief der Archivarius Lindhorſt ganz unwillig: „Was Feuerzeug! — hier iſt Feuer, ſo viel Sie wollen!“ Und damit ſchnippte er mit den Fingern, aus denen große Funken ſtrömten, die die Pfeifen ſchnell anzündeten. „Sehen Sie das chemiſche Kunſtſtückchen,“ ſagte der Regiſtrator Heerbrand, aber der Student Anſelmus dachte nicht ohne inneres Erbeben an den Salamander. — Im Linkeſchen Bade trank der Regiſtrator Heerbrand ſo viel ſtarkes Doppelbier, daß er, ſonſt ein gutmüthiger ſtiller Mann, anfing in einem quäkenden Tenor Burſchenlieder zu ſingen, Jeden hitzig fragte: ob er ſein Freund ſey oder nicht, und endlich von dem Studenten Anſelmus zu Hauſe gebracht werden mußte, als der Archivarius Lindhorſt ſchon längſt auf und davon war.

Neunte Vigilie.

Wie der Student Anſelmus zu einiger Vernunft gelangte. — Die Punſchgeſellſchaft. — Wie der Student Anſelmus den Conrektor Paulmann für einen Schuhu hielt, und dieſer ſich darob ſehr erzürnte. — Der Tintenklecks und ſeine Folgen.

Alles das Seltſame und Wundervolle, welches dem Studenten Anſelmus täglich begegnet war, hatte ihn ganz dem gewöhnlichen Leben entrückt. Er ſah keinen ſeiner Freunde mehr und harrte jeden

Morgen mit Ungeduld auf die zwölfte Stunde, die ihm ſein Paradies aufſchloß. Und doch, indem ſein ganzes Gemüth der holden Serpentina und den Wundern des Feenreichs bei dem Archivarius Lindhorſt zugewandt war, mußte er zuweilen unwillkührlich an Veronika denken, ja manchmal ſchien es ihm, als träte ſie zu ihm hin und geſtehe erröthend, wie herzlich ſie ihn liebe und wie ſie danach trachte, ihn den Phantomen, von denen er nur geneckt und verhöhnt werde, zu entreißen. Zuweilen war es, als riſſe eine fremde plötzlich auf ihn einbrechende Macht ihn unwiderſtehlich hin zur vergeſſenen Veronika, und er müſſe ihr folgen, wohin ſie nur wolle, als ſey er feſtgekettet an das Mädchen. Gerade in der Nacht darauf, als er Serpentina zum erſten Mal in der Geſtalt einer wunderbar holdſeligen Jungfrau geſchaut, als ihm das wunderbare Geheimniß der Vermählung des Sal[illegible]s mit der grünen Schlange offenbar worden, trat ihm B[illegible]ter vor Augen, als jemals. — Ja! — erſt als er ein[illegible]de er deutlich gewahr, daß er nur geträumt habe, da er überzeugt geweſen, Veronika ſey wirklich bei ihm und klage mit dem Ausdruck eines tiefen Schmerzes, der ſein Innerſtes durchdrang, daß er ihre innige Liebe den phantaſtiſchen Erſcheinungen, die nur ſeine innere Zerruttung hervorrufe, aufopfern und noch darüber in Ung[illegible] und Verderben gerathen werde. Veronika war liebenswürdiger, als er ſie je geſehen; er konnte ſie kaum aus den Gedanken bringen, und dieſer Zuſtand verurſachte ihm eine Qual, der er bei einem Morgenſpaziergang zu entrinnen hoffte. Eine geheime magiſche Gewalt zog ihn vor das Pirnaer Thor, und eben wollte er in eine Nebenſtraße einbiegen, als der Conrektor Paulmann hinter ihm her kommend laut rief: „Ei, ei! — wertheſter Hr. Anſelmus! — Amice! — Amice! wo um des Himmelswillen ſtecken Sie denn. Sie laſſen ſich ja gar nicht ſehen — wiſſen Sie wohl, daß ſich Veronika recht ſehnt wieder einmal eins mit Ihnen zu ſingen? — Nun kommen Sie nur, Sie wollten ja doch zu mir!“ Der Student Anſelmus ging nothgedrungen mit dem Conrektor. Als ſie in das Haus traten, kam ihnen Veronika ſehr ſauber und ſorgfältig gekleidet entgegen, ſo daß der Conrektor Paulmann voll Erſtaunen fragte: Nun, warum ſo geputzt, hat man denn Beſuch erwartet? — aber hier bringe ich den Hrn. Anſelmus! — Als der Student Anſelmus ſittig und artig der Veronika die Hand küßte, fühlte er einen leiſen Druck, der wie ein Gluthſtrom durch alle Fibern und Nerven zuckte. Veronika war die Heiterkeit, die Anmuth ſelbſt, und als Paulmann nach ſeinem Studierzimmer gegangen, wußte ſie durch allerhand Neckerei und Schalkheit den Anſelmus ſo hinauf zu ſchrauben, daß er alle Blödigkeit vergaß und ſich zuletzt mit dem ausgelaſſenen Mädchen im Zimmer herumjagte. Da kam ihm aber wieder einmal der Dämon des Ungeſchicks über den Hals, er ſtieß an den Tiſch und Veronika's niedliches Nähkäſtchen fiel herab. Anſelmus hob es auf, der Deckel war aufgeſprungen und es blinkte ihm ein kleiner runder Metallſpiegel entgegen, in den er mit ganz eigner Luſt hineinſchaute. Veronika ſchlich ſich leiſe hinter ihn, legte die Hand auf ſeinen Arm und ſchaute ſich feſt an ihn ſchmiegend ihm über die Schulter auch in den Spiegel. Da war es dem Anſelmus, als beginne ein Kampf in ſeinem Innern — Gedanken — Bilder — blitzten hervor und vergingen wieder — der Archivarius Lindhorſt — Serpentina — die grüne Schlange — endlich wurde es ruhiger und alles Verworrene fügte und geſtaltete ſich zum deutlichen Bewußtſeyn. Ihm wurde es nun klar, daß er nur beſtändig an Veronika gedacht, ja daß die Geſtalt, welche ihm geſtern in dem blauen Zimmer erſchienen, auch eben Veronika geweſen, und daß die phantaſtiſche Sage von der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange ja nur von ihm geſchrieben, keinesweges ihm aber erzählt worden ſey. Er wunderte ſich ſelbſt über ſeine Träumereien und ſchrieb ſie lediglich ſeinem durch die Liebe zu Veronika exaltirten Seelenzuſtande, ſo wie der Arbeit bei dem Archivarius Lindhorſt zu, in deſſen Zimmern es noch überdem ſo ſonderbar betäubend duftete. Er mußte herzlich über die tolle Einbildung lachen, in eine kleine Schlange verliebt zu ſeyn und einen wohlbeſtallten geheimen Archivarius für einen Salamander zu halten. „Ja, ja! — es iſt Veronika!“ rief er laut, aber indem er den Kopf umwandte, ſchaute er gerade in Veronika's blaue Augen hinein, in denen Liebe und Sehnſucht ſtrahlten. Ein dumpfes Ach! entfloh ihren Lippen, die in dem Augenblick auf den ſeinigen brannten. „O ich Glücklicher, ſeufzte der entzückte Student, was ich geſtern nur träumte, wird mir heute wirklich und in der That zu Theil.“ „Und willſt Du mich denn wirklich heirathen, wenn Du Hofrath worden?“ fragte Veronika. „Allerdings!“ antwortete der Student Anſelmus; indem knarrte die Thür, und der Conrektor Paulmann trat mit den

Worten herein: „Nun, wertheſter Hr. Anſelmus, laſſe ich Sie heute nicht fort. Sie nehmen vorlieb bei mir mit einer Suppe, und nachher bereitet uns Veronika einen köſtlichen Kaffee, den wir mit dem Regiſtrator Heerbrand, welcher herzukommen verſprochen, genießen." „Ach, beſter Hr. Conrektor," erwiederte der Student Anſelmus, „wiſſen Sie denn nicht, daß ich zum Archivarius Lindhorſt muß, des Abſchreibens wegen?" „Schauen Sie, Amico!" ſagte der Conrektor Paulmann, indem er ihm die Taſchenuhr hinhielt, welche auf halb Eins wies. Der Student Anſelmus ſah nun wohl ein, daß es viel zu ſpät ſey zu dem Archivarius Lindhorſt zu wandern, und fügte ſich den Wünſchen des Conrektors um ſo lieber, als er nun die Veronika den ganzen Tag über ſchauen und wohl manchen verſtohlnen Blick, manchen zärtlichen Händedruck zu erhalten, ja wohl gar einen Kuß zu erobern hoffte. So hoch verſtiegen ſich jetzt die Wünſche des Studenten Anſelmus, und es wurde ihm immer behaglicher zu Muthe, je mehr er ſich überzeugte, daß er bald von all' den phantaſtiſchen Einbildungen befreit ſeyn werde, die ihn wirklich ganz und gar zum wahnwitzigen Narren hätten machen können. Der Regiſtrator Heerbrand fand ſich wirklich nach Tiſche ein, und als der Kaffee genoſſen und die Dämmerung bereits eingebrochen, gab er ſchmunzelnd und fröhlich die Hände reibend zu verſtehen: er trage etwas mit ſich, was durch Veronika's ſchöne Hände gemiſcht und in gehörige Form gebracht, gleichſam foliirt und rubrizirt, ihnen Allen an dem kühlen Oktober-Abende erfreulich ſeyn werde. „So rücken Sie denn nur heraus mit dem geheimnißvollen Weſen, das Sie bei ſich tragen, geſchätzteſter Regiſtrator," rief der Conrektor Paulmann; aber der Regiſtrator Heerbrand griff in die tiefe Taſche ſeines Matins und brachte in drei Repriſen eine Flaſche Arrak, Citronen und Zucker zum Vorſchein. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, ſo dampfte ein köſtlicher Punſch auf Paulmanns Tiſche. Veronika kredenzte das Getränk, und es gab allerlei gemüthliche muntre Geſpräche unter den Freunden. Aber ſo wie dem Studenten Anſelmus der Geiſt des Getränks zu Kopfe ſtieg, kamen auch alle Bilder des Wunderbaren, Seltſamen, was er in kurzer Zeit erlebt, wieder zurück. — Er ſah den Archivarius Lindhorſt in ſeinem damaſtnen Schlafrock, der wie Phosphor erglänzte — er ſah das azurblaue Zimmer, die goldnen Palmbäume, ja es wurde ihm wieder ſo zu Muthe, als müſſe er doch an die

Serpentina glauben — es brauſte, es gährte in ſeinem Innern. Veronika reichte ihm ein Glas Punſch, und indem er es faßte, berührte er leiſe ihre Hand. — „Serpentina! Veronika!“ — ſeufzte er in ſich hinein. Er verſank in tiefe Träume, aber der Regiſtrator Heerbrand rief ganz laut: „ein wunderlicher alter Mann, aus dem Niemand klug wird, bleibt er doch, der Archivarius Lindhorſt. — Nun er ſoll leben! ſtoßen Sie an, Hr. Anſelmus!“ — Da fuhr der Student Anſelmus auf aus ſeinen Träumen und ſagte, indem er mit dem Regiſtrator Heerbrand anſtieß: „das kommt daher, verehrungswürdiger Hr. Regiſtrator, weil der Hr. Archivarius Lindhorſt eigentlich ein Salamander iſt, der den Garten des Geiſterfürſten Phosphorus im Zorn verwüſtete, weil ihm die grüne Schlange davongeflogen.“ „Wie — was?“ fragte der Conrektor Paulmann. „Ja,“ fuhr der Student Anſelmus fort, „deßhalb muß er nun königlicher Archivarius ſein und hier in Dresden mit ſeinen drei Töchtern wirthſchaften, die aber weiter nichts ſind, als kleine goldgrüne Schlänglein, die ſich in Hollunderbüſchen ſonnen, verführeriſch ſingen und die jungen Leute verlocken wie die Sirenen.“ — „Herr Anſelmus — Herr Anſelmus,“ rief der Conrektor Paulmann, „rappelt's Ihnen im Kopfe? — was um des Himmelswillen ſchwatzen Sie für ungewaſchenes Zeug?“ „Er hat Recht,“ fiel der Regiſtrator Heerbrand ein, „der Kerl, der Archivarius, iſt ein verfluchter Salamander, der mit den Fingern feurige Schnippchen ſchlägt, die einem Löcher in den Ueberrock brennen wie feuriger Schwamm. — Ja, ja, Du haſt Recht, Brüderchen Anſelmus, und wer es nicht glaubt, iſt mein Feind!“ Und damit ſchlug der Regiſtrator Heerbrand mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten. „Regiſtrator! — ſind Sie raſend?“ ſchrie der erboſte Conrektor. — „Hr. Studioſus — Hr. Studioſus, was richten Sie denn nun wieder an?“ — „Ach!“ — ſagte der Student, „Sie ſind auch weiter nichts als ein Vogel — ein Schuhu, der die Toupees friſirt, Hr. Conrektor!“ „Was? — ich ein Vogel — ein Schuhu — ein Friſeur?“ — ſchrie der Conrektor voller Zorn — „Herr, Sie ſind toll — toll!“ — „Aber die Alte kommt ihm über den Hals,“ rief der Regiſtrator Heerbrand. „Ja, die Alte iſt mächtig,“ fiel der Student Anſelmus ein, „unerachtet ſie nur von niederer Herkunft, denn ihr Papa iſt nichts als ein lumpichter Flederwiſch und ihre Mama eine ſchnöde Runkelrübe, aber ihre meiſte Kraft verdankt ſie allerlei feindlichen Creaturen — giftigen Canaillen, von denen ſie umgeben.“ „Das iſt eine abſcheuliche Verläumdung,“ rief Veronika mit zornglühenden Augen, „die alte Lieſe iſt eine weiſe Frau und der ſchwarze Kater keine feindliche Creatur, ſondern ein gebildeter junger Mann von feinen Sitten und ihr Cousin germain.“ Kann der Salamander freſſen, ohne ſich den Bart zu verſengen und elendiglich daraufzugehn? ſagte der Regiſtrator Heerbrand. „Nein, nein!“ ſchrie der Student Anſelmus, „nun und nimmermehr wird er das können; und die grüne Schlange liebt mich, denn ich bin ein kindliches Gemüth und habe Serpentina's Augen geſchaut.“ „Die wird der Kater auskratzen,“ rief Veronika. „Salamander — Salamander bezwingt ſie Alle — Alle,“ brüllte der Conrektor Paulmann in höchſter Wuth; — „aber bin ich in einem Tollhauſe? bin ich ſelbſt toll? — was ſchwatze ich denn für wahnwitziges Zeug? — ja ich bin auch toll — auch toll!“ — Damit ſprang der Conrektor Paulmann auf, riß ſich die Perücke vom Kopfe und ſchleuderte ſie gegen die Stubendecke, daß die gequetſchten Locken ächzten und im gänzlichen Verderben aufgelöſt den Puder weit umherſtäubten. Da ergriffen der Student Anſelmus und der Regiſtrator Heerbrand die Punſchterrine, die Gläſer, und warfen ſie jubelnd und jauchzend an die Stubendecke, daß die Scherben klirrend und klingend umherſprangen. „Vivat Salamander — pereat — pereat die Alte — zerbrecht den Metallſpiegel, hackt dem Kater die Augen aus! — Vöglein — Vöglein aus den Lüften — Eheu — Eheu — Evoe — Salamander!“ — So ſchrieen und brüllten die Drei wie Beſeſſene durch einander. Laut weinend ſprang Fränzchen davon, aber Veronika lag winſelnd vor Jammer und Schmerz auf dem Sopha. Da ging die Thür auf, Alles war plötzlich ſtill und es trat ein kleiner Mann in einem grauen Mäntelchen herein. Sein Geſicht hatte etwas ſeltſam Gravitätiſches, und vorzüglich zeichnete ſich die krummgebogene Naſe, auf der eine große Brille ſaß, vor allem jemals geſehenen aus. Auch trug er ſolch eine beſondere Perücke, daß ſie eher eine Federmütze zu ſeyn ſchien. „Ei, ſchönen guten Abend,“ ſchnarrte das poſſierliche Männlein, „hier finde ich ja wohl den Studioſum Hrn. Anſelmus? Gehorſamſte Empfehlung vom Hrn. Archivarius Lindhorſt, und er habe heute vergebens auf den Hrn. Anſelmus gewartet, aber morgen laſſe er ſchönſtens bitten, ja nicht die gewohnte Stunde zu verſäumen.“ Damit ſchritt er wieder zur Thür hinaus, und Alle ſahen nun wohl, daß das gravitätiſche Männlein eigentlich ein grauer Papagei war. Der Conrektor Paulmann und der Regiſtrator Heerbrand ſchlugen eine Lache auf, die durch das Zimmer dröhnte, und dazwiſchen winſelte und ächzte Veronika wie von namenloſem Jammer zerriſſen, aber den Studenten Anſelmus durchzuckte der Wahnſinn des innern Entſetzens und er rannte bewußtlos zur Thür hinaus durch die Straßen. Mechaniſch fand er ſeine Wohnung, ſein Stübchen. Bald darauf trat Veronika friedlich und freundlich zu ihm und fragte: warum er ſie denn im Rauſch ſo geängſtigt habe, und er möge ſich nur vor neuen Einbildungen hüten, wenn er bei dem Archivarius Lindhorſt arbeite. „Gute Nacht, gute Nacht, mein lieber Freund,“ liſpelte leiſe Veronika und hauchte einen Kuß auf ſeine Lippen. Er wollte ſie mit ſeinen Armen umfangen, aber die Traumgeſtalt war verſchwunden und er erwachte heiter und geſtärkt. Nun mußte er ſelbſt recht herzlich über die Wirkungen des Punſches lachen, aber indem er an Veronika dachte, fühlte er ſich recht von einem behaglichen Gefühl durchdrungen. Ihr allein, ſprach er zu ſich ſelbſt, habe ich es zu verdanken, daß ich von meinen albernen Grillen zurückgekommen bin. — Wahrhaftig, mir ging es nicht beſſer als Jenem, welcher glaubte, er ſey von Glas, oder Dem, der die Stube nicht verließ, aus Furcht von den Hühnern gefreſſen zu werden, weil er ſich einbildete ein Gerſtenkorn zu ſeyn. Aber, ſo wie ich Hofrath worden, heirathe ich ohne weiteres die Mademoiſelle Paulmann und bin glücklich. — Als er nun Mittags durch den Garten des Archivarius Lindhorſt ging, konnte er ſich nicht genug wundern, wie ihm das Alles ſonſt ſo ſeltſam und wundervoll habe vorkommen können. Er ſah nichts als gewöhnliche Scherbenpflanzen, allerlei Geranien, Myrthenſtöcke u. dgl. Statt der glänzenden bunten Vögel, die ihn ſonſt geneckt, flatterten nur einige Sperlinge hin und her, die ein unverſtändliches unangenehmes Geſchrei erhoben, als ſie den Anſelmus gewahr wurden. Das blaue Zimmer kam ihm auch ganz anders vor, und er begriff nicht, wie ihm das grelle Blau und die unnatürlichen goldnen Stämme der Palmbäume mit den unförmlichen blinkenden Blättern nur einen Augenblick hätten gefallen können. — Der Archivarius ſah ihn mit einem ganz eignen ironiſchen Lächeln an und fragte: „Nun, wie hat Ihnen geſtern der Punſch geſchmeckt, werther Anſelmus?“ „Ach, gewiß hat Ihnen der Papagei,“ erwiederte der Student Anſelmus ganz beſchämt, aber er ſtockte, denn er dachte nun wieder daran, daß auch die Erſcheinung des Papagei's wohl nur Blendwerk der befangenen Sinne geweſen. „Ei, ich war ja ſelbſt in der Geſellſchaft," fiel der Archivarius Lindhorſt ein, „haben Sie mich denn nicht geſehen? Aber bei dem tollen Unweſen, das Ihr triebt, wäre ich beinahe hart beſchädigt worden; denn ich ſaß eben in dem Augenblick noch in der Terrine, als der Regiſtrator danach griff, um ſie gegen die Decke zu ſchleudern, und mußte mich ſchnell in des Conrektors Pfeifenkopf retiriren. Nun Adieu, Hr. Anſelmus! — ſeyen Sie fleißig, auch für den geſtrigen verſäumten Tag zahle ich den Speziesthaler, da Sie bisher ſo wacker gearbeitet." „Wie kann der Archivarius nur ſolch tolles Zeug faſeln," ſagte der Student Anſelmus zu ſich ſelbſt und ſetzte ſich an den Tiſch, um die Copie des Manuſkripts zu beginnen, das der Archivarius wie gewöhnlich vor ihm ausgebreitet. Aber er ſah auf der Pergamentrolle ſo viele ſonderbare krauſe Züge und Schnörkel durch einander, die, ohne dem Auge einen einzigen Ruhepunkt zu geben, den Blick verwirrten, daß es ihm beinahe unmöglich ſchien, das Alles genau nachzumalen. Ja, bei dem Ueberblick des Ganzen ſchien das Pergament nur ein bunt geaderter Marmor oder ein mit Mooſen durchſprenkelter Stein. — Er wollte deſſen unerachtet das Mögliche verſuchen und tunkte getroſt die Feder ein, aber die Tinte wollte durchaus nicht fließen, er ſpritzte die Feder ungeduldig aus, und — o Himmel! ein großer Klecks fiel auf das ausgebreitete Original. Ziſchend und brauſend fuhr ein blauer Blitz aus dem Fleck und ſchlängelte ſich krachend durch das Zimmer bis zur Decke hinauf. Da quoll ein dicker Dampf aus den Wänden, die Blätter fingen an zu rauſchen wie vom Sturme geſchüttelt, und aus ihnen ſchoſſen blinkende Baſilisken im flackernden Feuer herab, den Dampf entzündend, daß die Flammenmaſſen praſſelnd ſich um den Anſelmus wälzten. Die goldnen Stämme der Palmbäume wurden zu Rieſenſchlangen, die ihre gräßlichen Häupter in ſchneidendem Metallklange zuſammenſtießen und mit den geſchuppten Leibern den Anſelmus umwanden. „Wahnſinniger! erleide nun die Strafe dafür, was Du im frechen Frevel thateſt!" — So rief die fürchterliche Stimme des gekrönten Salamanders, der über den Schlangen wie ein blendender Strahl in den Flammen erſchien, und nun ſprühten ihre aufgeſperrten Rachen Feuer-Catarakte auf den

Anſelmus, und es war als verdichteten ſich die Feuerſtröme um ſeinen Körper und würden zur feſten eiskalten Maſſe. Aber indem des Anſelmus Glieder enger und enger ſich zuſammenziehend erſtarrten, vergingen ihm die Gedanken. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, konnte er ſich nicht regen und bewegen, er war wie von einem glänzenden Schein umgeben, an dem er ſich, wollte er nur die Hand erheben oder ſonſt ſich rühren, ſtieß. — Ach! er ſaß in einer wohlverſtopften Kriſtallflaſche auf einem Repoſitorium im Bibliothekzimmer des Archivarius Lindhorſt.

Zehnte Vigilie.

Die Leiden des Studenten Anſelmus in der gläſernen Flaſche. — Glückliches Leben der Kreuzſchüler und Praktikanten. — Die Schlacht im Bibliothek-Zimmer des Archivarius Lindhorſt. — Sieg des Salamanders und Befreiung des Studenten Anſelmus

Mit Recht darf ich zweifeln, daß Du, günſtiger Leſer! jemals in einer gläſernen Flaſche verſchloſſen geweſen ſeyn ſollteſt, es ſey denn, daß ein lebendiger neckhafter Traum Dich einmal mit ſolchem feeiſchen Unweſen befangen hätte. War das der Fall, ſo wirſt Du das Elend des armen Studenten Anſelmus recht lebhaft fühlen; haſt Du aber auch dergleichen nie geträumt, ſo ſchließt Dich Deine rege Phantaſie mir und dem Anſelmus zu Gefallen wohl auf einige Augenblicke in das Kriſtall ein. — Du biſt von blendendem Glanze dicht umfloſſen, alle Gegenſtände rings umher erſcheinen Dir von ſtrahlenden Regenbogenfarben erleuchtet und umgeben — Alles zittert und wankt und dröhnt im Schimmer — Du ſchwimmſt regungs- und bewegungslos wie in einem feſtgefrornen Aether, der Dich einpreßt, ſo daß der Geiſt vergebens dem todten Körper gebietet. Immer gewichtiger und gewichtiger drückt die zentnerſchwere Laſt Deine Bruſt — immer mehr und mehr zehrt jeder Athemzug die Lüftchen weg, die im engen Raum noch auf und niederwallten — Deine Pulsadern ſchwellen auf, und von gräßlicher Angſt durchſchnitten zuckt jeder Nerv im Todeskampfe blutend. — Habe Mitleid, günſtiger Leſer! mit dem Studenten Anſelmus, den dieſe namenloſe Marter in ſeinem gläſernen Gefängniſſe ergriff; aber er fühlte wohl, daß der Tod ihn nicht erlöſen könne, denn erwachte er nicht aus der tiefen Ohnmacht, in die er im Uebermaß ſeiner Qual verſunken, als die Morgenſonne in das Zimmer hell und freundlich hineinſchien, und fing ſeine Marter nicht von Neuem an? — Er konnte kein Glied regen, aber ſeine Gedanken ſchlugen an das Glas, ihn im mißtönenden Klange betäubend, und er vernahm ſtatt der Worte, die der Geiſt ſonſt aus dem Innern geſprochen, nur das dumpfe Brauſen des Wahnſinns. — Da ſchrie er auf in Verzweiflung: „O Serpentina — Serpentina, rette mich von dieſer Höllenqual!“ Und es war als umwehten ihn leiſe Seufzer, die legten ſich um die Flaſche wie grüne durchſichtige Hollunderblätter, das Tönen hörte auf, der blendende verwirrende Schein war verſchwunden und er athmete freier. „Bin ich denn nicht an meinem Elende lediglich ſelbſt Schuld, ach! habe ich nicht gegen Dich ſelbſt, holde, geliebte Serpentina! gefrevelt? — habe ich nicht ſchnöde Zweifel gegen Dich gehegt? habe ich nicht den Glauben verloren und mit ihm Alles, Alles was mich doch beglücken ſollte? — Ach, Du wirſt nun wohl nimmer mein werden, für mich iſt der goldne Topf verloren, ich darf ſeine Wunder nimmermehr ſchauen. Ach, nur ein einziges Mal möcht' ich Dich ſehen, Deine holde ſüße Stimme hören, liebliche Serpentina!“ — So klagte der Student Anſelmus von tiefem ſchneidendem Schmerz ergriffen, da ſagte Jemand dicht neben ihm: „Ich weiß gar nicht was Sie wollen, Hr. Studioſus, warum lamentiren Sie ſo über alle Maßen?“ — Der Student Anſelmus wurde gewahr, daß neben ihm auf demſelben Repoſitorium noch fünf Flaſchen ſtanden, in welchen er drei Kreuzſchüler und zwei Praktikanten erblickte. — „Ach, meine Herren und Gefährten im Unglück,“ rief er aus, „wie iſt es Ihnen denn möglich, ſo gelaſſen, ja ſo vergnügt zu ſeyn, wie ich es an Ihren heitern Mienen bemerke? — Sie ſitzen ja doch eben ſo gut eingeſperrt in gläſernen Flaſchen als ich, und können ſich nicht regen und bewegen, ja nicht einmal was Vernünftiges denken, ohne daß ein Mordlärm entſteht mit Klingen und Schallen, und ohne daß es Ihnen im Kopfe ganz ſchrecklich ſauſt und brauſt. Aber Sie glauben gewiß nicht an den Salamander und an die grüne Schlange.“ „Sie faſeln wohl, mein Hr. Studioſus,“ erwiederte ein Kreuzſchüler, „nie haben wir uns beſſer befunden, als jetzt, denn die Speziesthaler, welche wir von dem tollen Archivarius erhalten für allerlei konfuſe Abſchriften, thun uns wohl; wir dürfen jetzt keine italieniſche Chöre mehr auswendig lernen, wir gehen jetzt alle Tage zu Joſephs oder ſonſt in andere Kneipen, laſſen uns das Doppelbier wohl ſchmecken, ſehen auch wohl einem hübſchen Mädchen in die Augen, ſingen wie wirkliche Studenten: gaudeamus igitur und ſind ſeelenvergnügt.“ — „Die Herren haben ganz Recht,“ fiel ein Praktikant ein, „auch ich bin mit Speziesthalern reichlich verſehen, wie hier mein theurer College neben an, und ſpaziere fleißig auf den Weinberg, ſtatt bei der leidigen Aktenſchreiberei zwiſchen vier Wänden zu ſitzen.“ „Aber meine beſten wertheſten Herren!“ ſagte der Student Anſelmus, „ſpüren Sie es denn nicht, daß Sie Alle ſammt und ſonders in gläſernen Flaſchen ſitzen und ſich nicht regen und bewegen, viel weniger umherſpazieren können?“ — Da ſchlugen die Kreuzſchüler und die Praktikanten eine helle Lache auf und ſchrieen: „der Studioſus iſt toll, er bildet ſich ein in einer gläſernen Flaſche zu ſitzen, und ſteht auf der Elbbrücke und ſieht gerade hinein ins Waſſer. Gehen wir nur weiter!“ „Ach,“ ſeufzte der Student, „die ſchauten niemals die holde Serpentina, ſie wiſſen nicht was Freiheit und Leben in Glauben und Liebe iſt, deshalb ſpüren ſie nicht den Druck des Gefängniſſes, in das ſie der Salamander bannte, ihrer Thorheit, ihres gemeinen Sinnes wegen, aber ich Unglücklicher werde vergehen in Schmach und Elend, wenn Sie, die ich ſo unausſprechlich liebe, mich nicht rettet.“ — Da wehte und ſäuſelte Serpentina's Stimme durch das Zimmer: „Anſelmus! — glaube, liebe, hoffe!“ — Und jeder Laut ſtrahlte in das Gefängniß des Anſelmus hinein, und das Kriſtall mußte ſeiner Gewalt weichen und ſich ausdehnen, daß die Bruſt des Gefangenen ſich regen und erheben konnte! — Immer mehr verringerte ſich die Qual ſeines Zuſtandes, und er merkte wohl, daß ihn Serpentina noch liebe, und daß nur Sie es ſey, die ihm den Aufenthalt in dem Kriſtall erträglich mache. Er bekümmerte ſich nicht mehr um ſeine leichtſinnigen Unglücksgefährten, ſondern richtete Sinn und Gedanken nur auf die holde Serpentina. — Aber plötzlich entſtand von der andern Seite her ein dumpfes widriges Gemurmel. Er konnte bald deutlich bemerken, daß dies Gemurmel von einer alten Kaffeekanne mit halbzerbrochenem Deckel herrührte, die ihm gegenüber auf einen kleinen Schrank hingeſtellt war. So wie er ſchärfer hinſchaute, entwickelten ſich immer mehr die garſtigen Züge eines alten verſchrumpften Weibergeſichts, und bald ſtand das Aepfelweib vom ſchwarzen Thor vor dem Repoſitorium. Die grinſete und lachte ihn an und rief mit gellender Stimme: „Ei, ei, Kindchen! — mußt Du nun ausharren? — Ins Kriſtall nun Dein Fall! — hab' ich Dir's nicht längſt voraus geſagt?" „Höhne und ſpotte nur, Du verdammtes Hexenweib," ſagte der Student Anſelmus, „Du biſt Schuld an Allem, aber der Salamander wird Dich treffen, Du ſchnöde Runkelrübe!" — „Ho, ho!" erwiederte die Alte, „nur nicht ſo ſtolz! Du haſt meinem Söhnlein ins Geſicht getreten, Du haſt mir die Naſe verbrannt, aber doch bin ich Dir gut, Du Schelm, weil Du ſonſt ein artiger Menſch warſt, und mein Töchterchen iſt Dir auch gut. Aus dem Kriſtall kommſt Du aber nun einmal nicht, wenn ich Dir nicht helfe; hinauflangen zu Dir kann ich nicht, aber meine Frau Gevatterinn, die Ratte, welche gleich über Dir auf dem Boden wohnt, die ſoll das Brett entzweinagen, auf dem Du ſtehſt, dann purzelſt Du hinunter und ich fange Dich auf in der Schürze, damit Du Dir die Naſe nicht zerſchlägſt, ſondern fein Dein glattes Geſichtlein erhältſt, und ich trage Dich flugs zur Mamſell Veronika, die mußt Du heirathen, wenn Du Hofrath worden." „Laß ab von mir, Satans-Geburt," ſchrie der Student Anſelmus voller Grimm, „nur Deine hölliſchen Künſte haben mich zu dem Frevel gereizt, den ich nun abbüßen muß. — Aber geduldig ertrage ich Alles, denn nur hier kann ich ſeyn, wo die holde Serpentina mich mit Liebe und Troſt umfängt! — Hör' es, Alte und verzweifle! Trotz biete ich Deiner Macht, ich liebe ewiglich nur Serpentina — ich will nie Hofrath werden — nie die Veronika ſchauen, die mich durch Dich zum Böſen verlockt! — Kann die grüne Schlange nicht mein werden, ſo will ich untergehen in Sehnſucht und Schmerz! — Hebe Dich weg — hebe Dich weg — Du ſchnöder Wechſelbalg!" — Da lachte die Alte auf, daß es im Zimmer gellte, und rief: „So ſitze denn und verderbe, aber nun iſt's Zeit ans Werk zu gehen, denn mein Geſchäft hier iſt noch von anderer Art." — Sie warf den ſchwarzen Mantel ab und ſtand da in ekelhafter Nacktheit, dann fuhr ſie in Kreiſen umher, und große Folianten ſtürzten herab, aus denen riß ſie Pergamentblätter, und dieſe im künſtlichen Gefüge ſchnell zuſammenheftend und auf den Leib ziehend, war ſie bald wie in einen ſeltſamen bunten Schuppenharniſch gekleidet. Feuerſprühend ſprang der ſchwarze Kater aus dem Tintenfaſſe, das auf dem Schreibtiſche ſtand, und heulte der Alten entgegen, die laut aufjubelte und mit ihm durch die Thür verſchwand. Anſelmus merkte, daß ſie nach dem blauen Zimmer gegangen, und bald hörte er es in der Ferne ziſchen und brauſen, die Vögel im Garten ſchrien, der Papagei ſchnarrte: „Rette — rette — Raub — Raub!“ — In dem Augenblick kam die Alte ins Zimmer zurückgeſprungen, den goldnen Topf auf dem Arm tragend und mit gräßlicher Gebehrde wild durch die Lüfte ſchreiend: „Glück auf! — Glück auf! — Söhnlein — tödte die grüne Schlange! auf, Söhnlein, auf!“ — Es war dem Anſelmus, als höre er ein tiefes Stöhnen, als höre er Serpentina's Stimme. Da ergriff ihn Entſetzen und Verzweiflung. — Er raffte alle ſeine Kraft zuſammen, er ſtieß mit Gewalt, als ſollten Nerven und Adern zerſpringen, gegen das Kriſtall — ein ſchneidender Klang fuhr durch das Zimmer und der Archivarius ſtand in der Thür in ſeinem glänzenden damaſtnen Schlafrock: „Hei, hei! Geſindel, toller Spuk — Hexenwerk — hieher — heiſa!“ So ſchrie er. Da richteten ſich die ſchwarzen Haare der Alten wie Borſten empor, ihre gluthrothen Augen erglänzten von hölliſchem Feuer, und die ſpitzigen Zähne des weiten Rachens zuſammenbeißend ziſchte ſie: „friſch — friſch 'raus — ziſch aus, ziſch aus,“ und lachte und meckerte höhnend und ſpottend, und drückte den goldnen Topf feſt an ſich und warf daraus Fäuſte voll glänzender Erde auf den Archivarius, aber ſo wie die Erde den Schlafrock berührte, wurden Blumen daraus, die herabfielen. Da flackerten und flammten die Lilien des Schlafrocks empor, und der Archivarius ſchleuderte die in kniſterndem Feuer brennenden Lilien auf die Hexe, die vor Schmerz heulte; aber indem ſie in die Höhe ſprang und den pergamentnen Harniſch ſchüttelte, verlöſchten die Lilien und zerfielen in Aſche. „Friſch darauf, mein Junge!“ kreiſchte die Alte, da fuhr der Kater auf in die Luft und brauſte fort nach der Thür über den Archivarius, aber der graue Papagei flatterte ihm entgegen und faßte ihn mit dem krummen Schnabel im Genick, daß rothes feuriges Blut ihm aus dem Halſe ſtürzte, und Serpentina's Stimme rief: „Gerettet! — gerettet!“ — Die Alte ſprang voller Wuth und Verzweiflung auf den Archivarius los, ſie warf den Topf hinter ſich und wollte die langen Finger der dürren Fäuſte emporſpreizend den Archivarius umkrallen, aber dieſer riß ſchnell den Schlafrock herunter und ſchleuderte ihn der Alten entgegen. Da ziſchten und ſprühten und brauſten blaue kniſternde Flammen aus den Pergamentblättern, und die Alte wälzte ſich im heulenden Jammer und trachtete immer mehr Erde aus dem Topfe zu greifen, immer mehr Pergamentblätter aus den Büchern zu erhaſchen, um die lodernden Flammen zu erſticken, und wenn ihr es gelang, Erde oder Pergamentblätter auf ſich zu ſtürzen, verlöſchte das Feuer. Aber nun fuhren wie aus dem Innern des Archivarius flackernde ziſchende Strahlen auf die Alte. „Hei, hei! drauf und dran — Sieg dem Salamander!“ dröhnte die Stimme des Archivarius durch das Zimmer, und hundert Blitze ſchlängelten ſich in feurigen Kreiſen um die kreiſchende Alte. Sauſend und brauſend fuhren in wüthendem Kampfe Kater und Papagei umher, aber endlich ſchlug der Papagei mit den ſtarken Fittigen den Kater zu Boden, und mit den Krallen ihn durchſpießend und feſthaltend, daß er in der Todesnoth gräßlich heulte und ächzte, hackte er ihm mit dem ſcharfen Schnabel die glühenden Augen aus, daß der brennende Giſcht herausſpritzte. — Dicker Qualm ſtrömte da empor, wo die Alte zur Erde niedergeſtürzt unter dem Schlafrock gelegen, ihr Geheul, ihr entſetzliches ſchneidendes Jammergeſchrei verhallte in weiter Ferne. Der Rauch, der ſich mit durchdringendem Geſtank verbreitet, verdampfte, der Archivarius hob den Schlafrock auf und unter demſelben lag eine garſtige Runkelrübe. „Verehrter Hr. Archivarius, hier bringe ich den überwundenen Feind,“ ſprach der Papagei, indem er dem Archivarius Lindhorſt ein ſchwarzes Haar im Schnabel darreichte. „Sehr gut, mein Lieber, antwortete der Archivarius, hier liegt auch meine überwundene Feindin, beſorgen Sie gütigſt nunmehr das Uebrige; noch heute erhalten Sie als ein kleines Douceur ſechs Kokusnüſſe und eine neue Brille, da, wie ich ſehe, der Kater Ihnen die Gläſer ſchändlich zerbrochen.“ „Lebenslang der Ihrige, verehrungswürdiger Freund und Gönner!“ verſetzte der Papagei ſehr vergnügt, nahm die Runkelrübe in den Schnabel und flatterte damit zum Fenſter hinaus, das ihm der Archivarius Lindhorſt geöffnet. Dieſer ergriff den goldnen Topf und rief ſtark: „Serpentina, Serpentina!“ — Aber wie nun der Student Anſelmus hoch erfreut über den Untergang des ſchnöden Weibes, das ihn ins Verderben geſtürzt, den Archivarius anblickte, da war es wieder die hohe majeſtätiſche Geſtalt des Geiſterfürſten, die mit unbeſchreiblicher Anmuth und Würde zu ihm hinaufſchaute. — „Anſelmus,“ ſprach der Geiſterfürſt, „nicht Du, ſondern nur ein feindliches Prinzip, das zerſtörend in Dein Inneres zu dringen und Dich mit Dir ſelbſt zu entzweien trachtete, war Schuld an Deinem Unglauben. — Du haſt Deine Treue bewährt, ſey frei und glücklich.“ Ein Blitz zuckte durch das Innere des Anſelmus, der herrliche Dreiklang der Kriſtallglocken ertönte ſtärker und mächtiger, als er ihn je vernommen — ſeine Fibern und Nerven erbebten — aber immer mehr anſchwellend dröhnte der Akkord durch das Zimmer, das Glas, welches den Anſelmus umſchloſſen, zerſprang und er ſtürzte in die Arme der holden lieblichen Serpentina.

Eilfte Vigilie.

Des Conrektors Paulmann Unwille über die in ſeiner Familie ausgebrochene Tollheit. — Wie der Regiſtrator Heerbrand Hofrath werden, und im ſtärkſten Froſte in Schuhen und ſeidenen Strümpfen einherging. — Veronika's Geſtändniſſe. — Verlobung bei der dampfenden Suppenſchüſſel.

„Aber ſagen Sie mir nur, wertheſter Regiſtrator! wie uns geſtern der vermaledeite Punſch ſo in den Kopf ſteigen und zu allerlei Allotriis treiben konnte?“ — Dies ſprach der Conrektor Paulmann, indem er am andern Morgen in das Zimmer trat, das noch voll zerbrochener Scherben lag, und in deſſen Mitte die unglückliche Perücke in ihre urſprünglichen Beſtandtheile aufgelöſet im Punſche umherſchwamm. Als der Student Anſelmus zur Thür hinausgerannt war, kreuzten und wackelten der Conrektor Paulmann und der Regiſtrator Heerbrand durch das Zimmer, ſchreiend wie Beſeſſene und mit den Köpfen an einander rennend, bis Fränzchen den ſchwindligten Papa mit vieler Mühe ins Bett brachte und der Regiſtrator in höchſter Ermattung aufs Sopha ſank, welches Veronika, ins Schlafzimmer flüchtend, verlaſſen. Der Regiſtrator Heerbrand hatte ſein blaues Schnupftuch um den Kopf gewickelt, ſah ganz blaß und melancholiſch aus und ſtöhnte: „Ach, werther Conrektor, nicht der Punſch, den Mamſell Veronika köſtlich bereitet, nein! — ſondern lediglich der verdammte Student iſt an all' dem Unweſen Schuld. Merken Sie denn nicht, daß er ſchon längſt mente captus iſt? Aber wiſſen Sie denn nicht auch, daß der Wahnſinn anſteckt? Ein Narr macht viele; verzeihen Sie, das iſt ein altes Sprichwort; vorzüglich, wenn man ein Gläschen getrunken, da geräth man leicht in die Tollheit und manövrirt unwillkührlich nach und bricht aus in die Exerzitia, die der verrückte Flügelmann vormacht. Glauben Sie denn, Conrektor! daß mir noch ganz ſchwindligt iſt, wenn ich an den grauen Papagei denke?“ — „Ach was,“ fiel der Conrektor ein, „Poſſen! — es war ja der alte kleine Famulus des Archivaril, der einen grauen Mantel umgenommen und den Studenten Anſelmus ſuchte.“ „Es kann ſeyn,“ verſetzte der Regiſtrator Heerbrand, „aber ich muß geſtehen, daß mir ganz miſerabel zu Muthe iſt; die ganze Nacht über hat es ſo wunderlich georgelt und gepfiffen.“ — „Das war ich, erwiederte der Conrektor; denn ich ſchnarche ſtark.“ — „Nun, mag das ſeyn,“ fuhr der Regiſtrator fort — „aber Conrektor, Conrektor! — nicht ohne Urſache hatte ich geſtern dafür geſorgt uns einige Fröhlichkeit zu bereiten — aber der Anſelmus hat mir Alles verdorben. — Sie wiſſen nicht — o Conrektor, Conrektor!“ — Der Regiſtrator Heerbrand ſprang auf, riß das Tuch vom Kopfe, umarmte den Conrektor, drückte ihm feurig die Hand, rief noch einmal ganz herzbrechend: „o Conrektor, Conrektor!“ und rannte Hut und Stock ergreifend ſchnell von dannen. „Der Anſelmus ſoll mir nicht mehr über die Schwelle,“ ſprach der Conrektor Paulmann zu ſich ſelbſt, „denn ich ſehe nun wohl, daß er mit ſeinem verſtockten innern Wahnſinn die beſten Leute um ihr Bischen Vernunft bringt; der Regiſtrator iſt nun auch geliefert — ich habe mich bisher noch gehalten, aber der Teufel, der geſtern im Rauſch ſtark anklopfte, könnte doch wohl am Ende einbrechen und ſein Spiel treiben. — Alſo apage Satanas! — fort mit dem Anſelmus!“ — Veronika war ganz tiefſinnig geworden, ſie ſprach kein Wort, lächelte nur zuweilen ganz ſeltſam und war am liebſten allein. „Die hat der Anſelmus auch auf der Seele,“ ſagte der Conrektor voller Bosheit, „aber es iſt gut, daß er ſich gar nicht ſehen läßt, ich weiß, daß er ſich vor mir fürchtet — der Anſelmus, deßhalb kommt er gar nicht her.“ Das Letzte ſprach der Conrektor Paulmann ganz laut, da ſtürzten der Veronika, die eben gegenwärtig, die Thränen aus den Augen und ſie ſeufzte: „Ach, kann denn der Anſelmus herkommen? der iſt ja ſchon längſt in die gläſerne Flaſche eingeſperrt.“ „Wie — was?“ rief der Conrektor Paulmann. „Ach Gott — ach Gott, auch ſie faſelt ſchon wie der Regiſtrator, es wird bald zum

Ausbruch kommen. — Ach du verdammter, abſcheulicher Anſelmus?" — Er rannte gleich fort zum Doktor Eckſtein, der lächelte und ſagte wieder: „Ei, Ei!" — Er verſchrieb aber nichts, ſondern ſetzte dem Wenigen, was er geäußert, noch weggehend hinzu: „Nervenzufälle! — wird ſich geben von ſelbſt — in die Luft führen — ſpazieren fahren — ſich zerſtreuen — Theater — Sonntagskind — Schweſtern von Prag — wird ſich geben!" — „So beredt war der Doktor ſelten," dachte der Conrektor Paulmann, „ordentlich geſchwätzig." — Mehrere Tage und Wochen und Monate waren vergangen, der Anſelmus war verſchwunden, aber auch der Regiſtrator Heerbrand ließ ſich nicht ſehen, bis am vierten Februar, da trat er in einem neuen modernen Kleide vom beſten Tuch, in Schuhen und ſeidenen Strümpfen, des ſtarken Froſtes unerachtet, einen großen Strauß lebendiger Blumen in der Hand, Mittags Punkt zwölf Uhr in das Zimmer des Conrektors Paulmann, der nicht wenig über ſeinen geputzten Freund erſtaunte. Feierlich ſchritt der Regiſtrator Heerbrand auf den Conrektor Paulmann los, umarmte ihn mit feinem Anſtande und ſprach dann: „Heute, an dem Namenstage Ihrer lieben verehrten Mamſell Tochter Veronika, will ich denn nun Alles gerade heraus ſagen, was mir längſt auf dem Herzen gelegen! Damals, an dem unglücklichen Abend als ich die Ingredienzien zu dem verderblichen Punſch in der Taſche meines Mantels herbeitrug, hatte ich es im Sinn, eine freudige Nachricht Ihnen mitzutheilen und den glückſeligen Tag in Fröhlichkeit zu feiern, ſchon damals hatte ich es erfahren, daß ich Hofrath worden, über welche Standeserhöhung ich jetzt das Patent cum nomine et sigillo principis erhalten und in der Taſche trage." — „Ach, ach! Herr Regiſtr — Herr Hofrath Heerbrand, wollte ich ſagen," ſtammelte der Conrektor. — „Aber Sie, verehrter Conrektor," fuhr der nunmehrige Hofrath Heerbrand fort, „Sie können erſt mein Glück vollenden. Schon längſt habe ich die Mamſell Veronika im Stillen geliebt und kann mich manches freundlichen Blickes rühmen, den ſie mir zugeworfen, und der mir deutlich gezeigt, daß ſie mir wohl nicht abhold ſeyn dürfte. Kurz, verehrter Conrektor! — ich, der Hofrath Heerbrand, bitte um die Hand Ihrer liebenswürdigen Demoiſelle Tochter Veronika, die ich, haben Sie nichts dagegen, in kurzer Zeit heimzuführen gedenke." — Der Conrektor Paulmann ſchlug voller Verwunderung die Hände zuſammen und rief: „Ei — Ei — Ei — Herr Regiſtr

— Herr Hofrath, wollte ich ſagen, wer hätte das gedacht! — Nun, wenn Veronika Sie in der That liebt, ich meines Theils habe nichts dagegen; vielleicht iſt auch ihre jetzige Schwermuth nur eine verſteckte Verliebtheit in Sie, verehrter Hofrath! man kennt ja die Poſſen." — In dem Augenblick trat die Veronika herein, blaß und verſtört, wie ſie jetzt gewöhnlich war. Da ſchritt der Hofrath Heerbrand auf ſie zu, erwähnte in wohlgeſetzter Rede ihres Namenstages und überreichte ihr den duftenden Blumenſtrauß nebſt einem kleinen Päckchen, aus dem ihr, als ſie es öffnete, ein Paar glänzende Ohrgehänge entgegenſtrahlten. Eine ſchnelle fliegende Röthe färbte ihre Wangen, die Augen blitzten lebhafter und ſie rief: „Ei, mein Gott! das ſind ja dieſelben Ohrgehänge, die ich ſchon vor mehreren Wochen trug und mich daran ergötzte!" — „Wie iſt denn das möglich," fiel der Hofrath Heerbrand etwas beſtürzt und empfindlich ein, „da ich dieſes Geſchmeide erſt ſeit einer Stunde in der Schloßgaſſe für ſchmähliches Geld erkauft?" — Aber die Veronika hörte nicht darauf, ſondern ſtand ſchon vor dem Spiegel, um die Wirkung des Geſchmeides, das ſie bereits in die kleinen Oehrchen gehängt, zu erforſchen. Der Conrektor Paulmann eröffnete ihr mit gravitätiſcher Miene und mit ernſtem Ton die Standeserhöhung Freund Heerbrands und ſeinen Antrag. Veronika ſchaute den Hofrath mit durchdringendem Blick an und ſprach: „Das wußte ich längſt, daß Sie mich heirathen wollen. — Nun es ſey! — ich verſpreche Ihnen Herz und Hand, aber ich muß Ihnen nur gleich — Ihnen Beiden nämlich, dem Vater und dem Bräutigam, Manches entdecken, was mir recht ſchwer in Sinn und Gedanken liegt — jetzt gleich, und ſollte darüber die Suppe kalt werden, die, wie ich ſehe, Fränzchen ſo eben auf den Tiſch ſetzt." Ohne des Conrektors und des Hofraths Antwort abzuwarten, unerachtet ihnen ſichtlich die Worte auf den Lippen ſchwebten, fuhr Veronika fort: „Sie können es mir glauben, beſter Vater! daß ich den Anſelmus recht von Herzen liebte, und als der Regiſtrator Heerbrand, der nunmehr ſelbſt Hofrath worden, verſicherte, der Anſelmus könne es wohl zu ſo etwas bringen, beſchloß ich, er und kein Anderer ſolle mein Mann werden. Da ſchien es aber, als wenn fremde feindliche Weſen ihn mir entreißen wollten, und ich nahm meine Zuflucht zu der alten Lieſe, die ehemals meine Wärterin war, und jetzt eine weiſe Frau, eine große Zauberin iſt. Die verſprach mir, zu helfen und den Anſelmus mir ganz in die Hände zu liefern. Wir gingen Mitternachts in der Tag- und Nachtgleiche auf den Kreuzweg, ſie beſchwor die höllischen Geiſter, und mit Hülfe des ſchwarzen Katers brachten wir einen kleinen Metallſpiegel zu Stande, in den ich, meine Gedanken auf den Anſelmus richtend, nur blicken durfte, um ihn ganz in Sinn und Gedanken zu beherrſchen. — Aber ich bereue jetzt herzlich das Alles gethan zu haben, ich ſchwöre allen Satanskünſten ab. Der Salamander hat über die Alte geſiegt, ich hörte ihr Jammergeſchrei, aber es war keine Hülfe möglich; ſo wie ſie als Runkelrübe vom Papagei verzehrt worden, zerbrach mit ſchneidendem Klange mein Metallſpiegel.“ Veronika holte die beiden Stücke des zerbrochenen Spiegels und eine Locke aus dem Nähkäſtchen, und Beides dem Hofrath Heerbrand hinreichend, fuhr ſie fort: „Hier nehmen Sie, geliebter Hofrath, die Stücke des Spiegels, werfen Sie ſie heute Nacht um zwölf Uhr von der Elbbrücke, und zwar von da, wo das Kreuz ſteht, hinab in den Strom, der dort nicht zugefroren, die Locke aber bewahren Sie auf treuer Bruſt. Ich ſchwöre nochmals allen Satanskünſten ab und gönne dem Anſelmus herzlich ſein Glück, da er nunmehr mit der grünen Schlange verbunden, die viel ſchöner und reicher iſt, als ich. Ich will Sie, geliebter Hofrath, als eine rechtſchaffene Frau lieben und verehren!“ — „Ach Gott! — ach Gott,“ rief der Conrektor Paulmann voller Schmerz, ſie iſt wahnſinnig, ſie iſt wahnſinnig — ſie kann nimmermehr Frau Hofräthin werden — ſie iſt wahnſinnig!“ — „Mit Nichten,“ fiel der Hofrath Heerbrand ein, „ich weiß wohl, daß Mamſell Veronika einige Neigung für den vertrakten Anſelmus gehegt, und es mag ſeyn, daß ſie vielleicht in einer gewiſſen Ueberſpannung ſich an die weiſe Frau gewendet, die, wie ich merke, wohl Niemand anders ſeyn kann als die Kartenlegerin und Kaffeegießerin vor dem Seethor, — kurz, die alte Rauerin. Nun iſt auch nicht zu läugnen, daß es wirklich wohl geheime Künſte giebt, die auf den Menſchen nur gar zu ſehr ihren Einfluß äußern, man lieſet ſchon davon in den Alten, was aber Mamſell Veronika von dem Sieg des Salamanders und von der Verbindung des Anſelmus mit der grünen Schlange geſprochen, iſt wohl nur eine poetiſche Allegorie — gleichſam ein Gedicht, worin ſie den gänzlichen Abſchied von dem Studenten beſungen.“ „Halten Sie das wofür Sie wollen, beſter Hofrath!“ fiel Veronika ein, „vielleicht für einen recht albernen

Traum" — „Keinesweges thue ich das," verſetzte der Hofrath Heerbrand, „denn ich weiß ja wohl, daß der Anſelmus auch von geheimen Mächten befangen, die ihn zu allen möglichen tollen Streichen necken und treiben." Länger konnte der Conrektor Paulmann nicht an ſich halten, er brach los: „Halt, um Gotteswillen, halt! haben wir uns denn etwa wieder übernommen im verdammten Punſch, oder wirkt des Anſelmi Wahnſinn auf uns? Herr Hofrath, was ſprechen Sie denn auch wieder für Zeug? — Ich will indeſſen glauben, daß es die Liebe iſt, die Euch in dem Gehirn ſpukt, das giebt ſich aber bald in der Ehe, ſonſt wäre mir bange, daß auch Sie in einigen Wahnſinn verfallen, verehrungswürdiger Hofrath, und würde dann Sorge tragen wegen der Deſcendenz, die das Malum der Eltern vererben könnte — Nun, ich gebe meinen väterlichen Segen zu der fröhlichen Verbindung und erlaube, daß Ihr Euch als Braut und Bräutigam küſſet." Dies geſchah ſofort, und es war, noch ehe die aufgetragene Suppe kalt worden, die förmliche Verlobung geſchloſſen. Wenige Wochen nachher ſaß die Frau Hofräthin Heerbrand wirklich, wie ſie ſich ſchon früher im Geiſte erblickt, in dem Erker eines ſchönen Hauſes auf dem Neumarkt und ſchaute lächelnd auf die Elegants hinab, die vorübergehend und hinauflorgnettirend ſprachen: „Es iſt doch eine göttliche Frau die Hofräthin Heerbrand!" — —

Zwölfte Vigilie.

Nachricht von dem Rittergut, das der Anſelmus als des Archivarius Lindhorſt Schwiegerſohn bezogen, und wie er dort mit der Serpentina lebt. — Beſchluß.

Wie fühlte ich recht in der Tiefe des Gemüths die hohe Seligkeit des Studenten Anſelmus, der mit der holden Serpentina innigſt verbunden, nun nach dem geheimnißvollen wunderbaren Reiche gezogen war, das er für die Heimath erkannte, nach der ſich ſeine von ſeltſamen Ahnungen erfüllte Bruſt ſchon ſo lange geſehnt. Aber vergebens blieb alles Streben, Dir, günſtiger Leſer, all' die Herrlichkeiten, von denen der Anſelmus umgeben, auch nur einigermaßen in Worten anzudeuten. Mit Widerwillen gewahrte ich die Mattigkeit jedes Ausdrucks. Ich fühlte mich befangen in den Armſeligkeiten des kleinlichen Alltagslebens, ich erkrankte in quälendem Mißbehagen, ich ſchlich umher wie ein Träumender, kurz, ich gerieth in jenen Zuſtand des Studenten Anſelmus, den ich Dir, günſtiger Leſer! in der vierten Vigilie beſchrieben. Ich härmte mich recht ab, wenn ich die eilf Vigilien, die ich glücklich zu Stande gebracht, durchlief, und nun dachte, daß es mir wohl niemals vergönnt ſeyn werde, die zwölfte als Schlußſtein hinzuzufügen, denn ſo oft ich mich zur Nachtzeit hinſetzte, um das Werk zu vollenden, war es, als hielten mir recht tückiſche Geiſter (es mochten wohl Verwandte — vielleicht Cousins germains der getödteten Hexe ſeyn) ein glänzend polirtes Metall vor, in dem ich mein Ich erblickte, blaß, übernächtig und melancholiſch, wie der Regiſtrator Heerbrand nach dem Punſch-Rauſch. — Da warf ich denn die Feder hin und eilte in's Bett, um wenigſtens von dem glücklichen Anſelmus und der holden Serpentina zu träumen. So hatte das ſchon mehrere Tage und Nächte gedauert, als ich endlich ganz unerwartet von dem Archivarius Lindhorſt ein Billet erhielt, worin er mir Folgendes ſchrieb:

Ew. Wohlgeboren haben, wie mir bekannt worden, die ſeltſamen Schickſale meines guten Schwiegerſohnes, des vormaligen Studenten, jetzigen Dichters Anſelmus, in eilf Vigilien beſchrieben, und quälen ſich jetzt ſehr ab, in der zwölften und letzten Vigilie einiges von ſeinem glücklichen Leben in Atlantis zu ſagen, wohin er mit meiner Tochter auf das hübſche Rittergut, welches ich dort beſitze, gezogen. Unerachtet ich nun nicht eben gern ſehe, daß Sie mein eigentliches Weſen der Leſewelt kund gethan, da es mich vielleicht in meinem Dienſt als geh. Archivarius tauſend Unannehmlichkeiten ausſetzen, ja wohl gar im Collegio die zu ventilirende Frage veranlaſſen wird: in wie fern wohl ein Salamander ſich rechtlich und mit verbindenden Folgen als Staatsdiener eidlich verpflichten könne, und in wie fern ihm überhaupt ſolide Geſchäfte anzuvertrauen, da nach Gabalis und Swedenborg den Elementargeiſtern durchaus nicht zu trauen — unerachtet nun meine beſten Freunde meine Umarmung ſcheuen werden, aus Furcht, ich könnte in plötzlichem Uebermuth was Weniges blitzen und ihnen Friſur und Sonntagsfrack verderben — unerachtet alles deſſen, ſage ich, will ich Ew. Wohlgeboren doch in der Vollendung des Werks behülflich ſeyn, da darin viel Gutes von mir und von meiner lieben verheiratheten Tochter (ich wollte, ich wäre die beiden übrigen auch ſchon los) enthalten. Wollen Sie daher die zwölfte Vigilie ſchreiben, ſo ſteigen Sie Ihre verdammten fünf Treppen hinunter, verlaſſen Sie Ihr Stübchen und kommen Sie zu mir. Im blauen Palmbaumzimmer, das Ihnen ſchon bekannt, finden Sie die gehörigen Schreibmaterialien, und Sie können dann mit wenigen Worten den Leſern kund thun, was Sie geſchaut, das wird Ihnen beſſer ſeyn, als eine weitläuftige Beſchreibung eines Lebens, das Sie ja doch nur vom Hörenſagen kennen. Mit Achtung

Ew. Wohlgeboren
ergebenſter
der Salamander Lindhorſt
p. t. Königl. geh. Archivarius.

Dies freilich etwas rauhe, aber doch freundſchaftliche Billet des Archivarius Lindhorſt war mir höchſt angenehm. Zwar ſchien es gewiß, daß der wunderliche Alte von der ſeltſamen Art, wie mir die Schickſale ſeines Schwiegerſohns bekannt worden, die ich, zum Geheimniß verpflichtet, Dir ſelbſt, günſtiger Leſer! verſchweigen mußte, wohl unterrichtet ſey, aber er hatte das nicht ſo übel vermerkt, als ich wohl befürchten konnte. Er bot ja ſelbſt hülfreiche Hand, mein Werk zu vollenden, und daraus konnte ich mit Recht ſchließen, wie er im Grunde genommen damit einverſtanden ſey, daß ſeine wunderliche Exiſtenz in der Geiſterwelt durch den Druck bekannt werde. Es kann ſeyn, dachte ich, daß er ſelbſt die Hoffnung daraus ſchöpft, deſto eher ſeine beiden noch übrigen Töchter an den Mann zu bringen, denn vielleicht fällt doch ein Funke in dieſes oder jenes Jünglings Bruſt, der die Sehnſucht nach der grünen Schlange entzündet, welche er dann in dem Hollunderbuſch am Himmelfahrtstage ſucht und findet. Aus dem Unglück, das den Anſelmus betroffen, als er in die gläſerne Flaſche gebannt wurde, wird er die Warnung entnehmen, ſich vor jedem Zweifel, vor jedem Unglauben recht ernſtlich zu hüten. Punkt eilf Uhr löſchte ich meine Studierlampe aus und ſchlich zum Archivarius Lindhorſt, der mich ſchon auf dem Flur erwartete. „Sind Sie da – Hochverehrter! — nun das iſt mir lieb, daß Sie meine guten Abſichten nicht verkennen – kommen Sie nur!“ — Und damit führte er mich durch den von blendendem Glanze erfüllten Garten in das azurblaue Zimmer, in welchem ich den violetten Schreibtiſch erblickte, an welchem der Anſelmus gearbeitet. — Der Archivarius Lindhorſt verſchwand, erſchien aber gleich wieder mit einem ſchönen goldnen Pokal in der Hand, aus dem eine blaue Flamme hoch emporkniſterte. „Hier," ſprach er, „bringe ich Ihnen das Lieblingsgetränk Ihres Freundes, des Kapellmeiſters Johannes Kreisler. — Es iſt angezündeter Arak, in den ich einigen Zucker geworfen. Nippen Sie was Weniges davon, ich will gleich meinen Schlafrock abwerfen und zu meiner Luſt, und um, während Sie ſitzen und ſchauen und ſchreiben, Ihrer werthen Geſellſchaft zu genießen, in dem Pokale auf- und niederſteigen." — „Wie es Ihnen gefällig iſt, verehrter Herr Archivarius," verſetzte ich, „aber wenn ich nun von dem Getränk genießen will, werden Sie nicht" — „Tragen Sie keine Sorge, mein Beſter," rief der Archivarius, warf den Schlafrock ſchnell ab, ſtieg zu meinem nicht geringen Erſtaunen in den Pokal und verſchwand in den Flammen. — Ohne Scheu koſtete ich, die Flamme leiſe wegpuſtend, von dem Getränk, es war köſtlich!

Rühren ſich nicht in ſanftem Säuſeln und Rauſchen die ſmaragdenen Blätter der Palmbäume, wie vom Hauch des Morgenwindes geliebkoſt? — Erwacht aus dem Schlafe heben und regen ſie ſich und flüſtern geheimnißvoll von den Wundern, die wie aus weiter Ferne holdſelige Harfentöne verkünden! — Das Azur löſt ſich von den Wänden und wallt wie duftiger Nebel auf und nieder, aber blendende Strahlen ſchießen durch den Duft, der ſich wie in jauchzender kindiſcher Luſt wirbelt und dreht und aufſteigt bis zur unermeßlichen Höhe, die ſich über den Palmbäumen wölbt. — Aber immer blendender häuft ſich Strahl auf Strahl, bis in hellem Sonnenglanze ſich der unabſehbare Hain aufſchließt, in dem ich den Anſelmus erblicke. — Glühende Hyacinthen und Tulipanen und Roſen erheben ihre ſchönen Häupter und ihre Düfte rufen in gar lieblichen Lauten dem Glücklichen zu: Wandle, wandle unter uns, Geliebter, der Du uns verſtehſt — unſer Duft iſt die Sehnſucht der Liebe — wir lieben Dich und ſind Dein immerdar! — Die goldnen Strahlen brennen in glühenden Tönen: wir ſind Feuer von der Liebe entzündet. — Der Duft iſt die Sehnſucht, aber Feuer das Verlangen, und wohnen wir nicht in Deiner Bruſt? wir ſind ja Dein eigen! Es riſcheln und rauſchen die dunklen Büſche — die hohen Bäume: Komme zu uns! — Glücklicher — Geliebter! — Feuer iſt das Verlangen, aber Hoffnung unſer kühler Schatten!

wir umſäuſeln liebend Dein Haupt, denn Du verſtehſt uns, weil die Liebe in Deiner Bruſt wohnet. Die Quellen und Bäche plätſchern und ſprudeln: Geliebter, wandle nicht ſo ſchnell vorüber, ſchaue in unſer Kriſtall — Dein Bild wohnt in uns, das wir liebend bewahren, denn Du haſt uns verſtanden! — Im Jubelchor zwitſchern und ſingen bunte Vögelein: Höre uns, höre uns, wir ſind die Freude, die Wonne, das Entzücken der Liebe! — Aber ſehnſuchtsvoll ſchaut Anſelmus nach dem herrlichen Tempel, der ſich in weiter Ferne erhebt. Die künſtlichen Säulen ſcheinen Bäume und die Capitäle und Geſimſe Akanthusblätter, die in wundervollen Gewinden und Figuren herrliche Verzierungen bilden. Anſelmus ſchreitet dem Tempel zu, er betrachtet mit innerer Wonne den bunten Marmor, die wunderbar bemooſten Stufen. „Ach nein," ruft er wie im Uebermaß des Entzückens, „ſie iſt nicht mehr fern!" Da tritt in hoher Schönheit und Anmuth Serpentina aus dem Innern des Tempels, ſie trägt den goldnen Topf, aus dem eine herrliche Lilie entſproſſen. Die namenloſe Wonne der unendlichen Sehnſucht glüht in den holdſeligen Augen, ſo blickt ſie den Anſelmus an, ſprechend: „Ach, Geliebter! die Lilie hat ihren Kelch erſchloſſen — das Höchſte iſt erfüllt, giebt es denn eine Seligkeit, die der unſrigen gleicht?" Anſelmus umſchlingt ſie mit der Inbrunſt des glühendſten Verlangens — die Lilie brennt in flammenden Strahlen über ſeinem Haupte. Und lauter regen ſich die Bäume und die Büſche, und heller und freudiger jauchzen die Quellen — die Vögel — allerlei bunte Inſekten tanzen in den Luftwirbeln — ein frohes, freudiges, jubelndes Getümmel in der Luft — in den Wäſſern — auf der Erde feiert das Feſt der Liebe! — Da zucken Blitze überall leuchtend durch die Büſche — Diamanten blicken wie funkelnde Augen aus der Erde! — hohe Springbäche ſtrahlen aus den Quellen — ſeltſame Düfte wehen mit rauſchendem Flügelſchlag daher — es ſind die Elementargeiſter, die der Lilie huldigen und des Anſelmus Glück verkünden. — Da erhebt Anſelmus das Haupt wie vom Strahlenglanz der Verklärung umfloſſen. — Sind es Blicke? — ſind es Worte? — iſt es Geſang? — Vernehmlich klingt es: „Serpentina! — der Glaube an Dich, die Liebe hat mir das Innerſte der Natur erſchloſſen! — Du brachteſt mir die Lilie, die aus dem Golde, aus der Urkraft der Erde, noch ehe Phosphorus den Gedanken entzündete, entſproß — ſie iſt die Erkenntniß des heiligen Einklangs aller Weſen, und in dieſer

Erkenntniß lebe ich in höchſter Seligkeit immerdar. — Ja, ich Hochbeglückter habe das Höchſte erkannt — ich muß Dich lieben ewiglich, o Serpentina! — nimmer verbleichen die goldnen Strahlen der Lilie, denn wie Glaube und Liebe iſt ewig die Erkenntniß.“

Die Viſion, in der ich nun den Anſelmus leibhaftig auf ſeinem Rittergute in Atlantis geſehen, verdankte ich wohl den Künſten des Salamanders, und herrlich war es, daß ich ſie, als Alles wie im Nebel verloſchen, auf dem Papier, das auf dem violetten Tiſche lag, recht ſauber und augenſcheinlich von mir ſelbſt aufgeſchrieben fand. — Aber nun fühlte ich mich von jähem Schmerz durchbohrt und zerriſſen. „Ach, glücklicher Anſelmus, der Du die Bürde des alltäglichen Lebens abgeworfen, der Du in der Liebe zu der holden Serpentina die Schwingen rüſtig rührteſt und nun lebſt in Wonne und Freude auf Deinem Rittergut in Atlantis! — Aber ich Armer! — bald — ja in wenigen Minuten bin ich ſelbſt aus dieſem ſchönen Saal, der noch lange kein Rittergut in Atlantis iſt, verſetzt in mein Dachſtübchen, und die Armſeligkeiten des bedürftigen Lebens befangen meinen Sinn und mein Blick iſt von tauſend Unheil wie von dickem Nebel umhüllt, daß ich wohl niemals die Lilie ſchauen werde.“ — Da klopfte mir der Archivarius Lindhorſt leiſe auf die Achſel und ſprach: „Still, ſtill, Verehrter! klagen Sie nicht ſo! — Waren Sie nicht ſo eben ſelbſt in Atlantis, und haben Sie denn nicht auch dort wenigſtens einen artigen Meierhof als poetiſches Beſitzthum Ihres innern Sinns? — Iſt denn überhaupt des Anſelmus Seligkeit etwas Anderes als das Leben in der Poeſie, der ſich der heilige Einklang aller Weſen als tiefſtes Geheimniß der Natur offenbaret?“

Ende des Mährchens.

III.

Die Abentheuer der Sylveſter-Nacht.

Vorwort des Herausgebers.

Der reiſende Enthuſiaſt, aus deſſen Tagebuche abermals ein Callottiſches Fantaſieſtück mitgetheilt wird, trennt offenbar ſein inneres Leben ſo wenig vom äußern, daß man beider Gränzen kaum zu unterſcheiden vermag. Aber eben, weil Du, günſtiger Leſer! dieſe Gränze nicht deutlich wahrnimmſt, lockt der Geiſterſeher Dich vielleicht herüber, und unverſehens befindeſt Du Dich in dem fremden Zauberreiche, deſſen ſeltſame Geſtalten recht in Dein äußeres Leben treten und mit Dir auf Du und Du umgehen wollen, wie alte Bekannte. Daß Du ſie wie dieſe aufnehmen, ja daß Du, ihrem wunderbarlichen Treiben ganz hingegeben, manchen kleinen Fieberſchauer, den ſie, ſtärker Dich faſſend, Dir erregen könnten, willig ertragen mögeſt, darum bitte ich, günſtiger Leſer! recht von Herzen. Was kann ich mehr für den reiſenden Enthuſiaſten thun, dem nun einmal überall, und ſo auch am Sylveſter-Abend in Berlin, ſo viel Seltſames und Tolles begegnet iſt?

1.

Die Geliebte.

Ich hatte den Tod, den eiskalten Tod im Herzen, ja aus dem Innerſten, aus dem Herzen heraus ſtach es wie mit ſpitzigen Eiszapfen in die glutdurchſtrömten Nerven. Wild rannte ich, Hut und Mantel vergeſſend, hinaus in die finſtre ſtürmiſche Nacht! — Die Thurmfahnen knarrten, es war, als rühre die Zeit hörbar ihr ewiges furchtbares Räderwerk und gleich werde das alte Jahr wie ein ſchweres Gewicht dumpf hinabrollen in den dunklen Abgrund. — Du weißt es ja, daß dieſe Zeit, Weihnachten und Neujahr, die Euch Allen in ſolch heller herrlicher Freudigkeit aufgeht, mich immer aus friedlicher Klauſe hinauswirft auf ein wogendes toſendes Meer. Weihnachten! das ſind Feſttage, die mir in freundlichem Schimmer lange entgegenleuchten. Ich kann es nicht erwarten — ich bin beſſer, kindlicher als das ganze Jahr über, keinen finſtern, gehäſſigen Gedanken nährt die der wahren Himmelsfreude geöffnete Bruſt; ich bin wieder ein vor Luſt jauchzender Knabe. Aus dem bunten vergoldeten Schnitzwerk in den lichten Chriſtbuden lachen mich holde Engelgeſichter an, und durch das lärmende Gewühl auf den Straßen gehen, wie aus weiter Ferne kommend, heilige Orgelklänge: „denn es iſt uns ein Kind geboren!" — Aber nach dem Feſte iſt Alles verhallt, erloſchen der Schimmer im trüben Dunkel. Immer mehr und mehr Blüthen fallen jedes Jahr verwelkt herab, ihr Keim erloſch auf ewig, keine Frühlingsſonne entzündet neues Leben in den verdorrten Aeſten. Das weiß ich recht gut, aber die feindliche Macht rückt mir das, wenn das Jahr ſich zu Ende neigt, mit hämiſcher Schadenfreude unaufhörlich vor. „Siehe," liſpelt's mir in die Ohren, „ſiehe, wie viel Freuden ſchieden in dieſem Jahr von Dir, die nie wiederkehren, aber dafür biſt Du auch klüger geworden und hältſt überhaupt nicht mehr viel auf ſchnöde Luſtigkeit, ſondern wirſt immer mehr ein ernſter Mann — gänzlich ohne Freude." Für den Sylveſter-Abend ſpart mir der Teufel jedesmal ein ganz beſonderes Feſtſtück auf. Er weiß im richtigen Moment, recht furchtbar höhnend, mit der ſcharfen Kralle in die Bruſt hineinzufahren und weidet ſich an dem Herzblut, das ihr entquillt. Hülfe findet er überall, ſo wie geſtern der Juſtizrath ihm wacker zur Hand ging. Bei dem (dem Juſtizrath, meine ich) giebt es am Sylveſter-Abend immer große Geſellſchaft, und dann will er zum lieben Neujahr Jedem eine beſondere Freude bereiten, wobei er ſich ſo ungeſchickt und täppiſch anſtellt, daß alles Luſtige, was er mühſam erſonnen, untergeht in komiſchem Jammer. — Als ich in's Vorzimmer trat, kam mir der Juſtizrath ſchnell entgegen, meinen Eingang in's Heiligthum, aus dem Thee und feines Räucherwerk herausdampfte, hindernd. Er ſah überaus wohlgefällig und ſchlau aus, er lächelte mich ganz ſeltſam an, ſprechend: „Freundchen,

Freundchen, etwas Köſtliches wartet Ihrer im Zimmer — eine Ueberraſchung ſonder gleichen am lieben Sylveſter-Abend — erſchrecken Sie nur nicht!“ — Das fiel mir auf's Herz, düſtre Ahnungen ſtiegen auf und es war mir ganz beklommen und ängſtlich zu Muthe. Die Thüren wurden geöffnet, raſch ſchritt ich vorwärts, ich trat hinein, aus der Mitte der Damen auf dem Sopha ſtrahlte mir ihre Geſtalt entgegen. Sie war es — Sie ſelbſt, die ich ſeit Jahren nicht geſehen, die ſeligſten Momente des Lebens blitzten in einem mächtigen zündenden Strahl durch mein Innres — kein tödtender Verluſt mehr — vernichtet der Gedanke des Scheidens! — Durch welchen wunderbaren Zufall ſie hergekommen, welches Ereigniß ſie in die Geſellſchaft des Juſtizraths, von dem ich gar nicht wußte, daß er ſie jemals gekannt, gebracht, an das Alles dachte ich nicht — ich hatte ſie wieder! — Regungslos, wie von einem Zauberſchlag plötzlich getroffen, mag ich da geſtanden haben; der Juſtizrath ſtieß mich leiſe an: „Nun, Freundchen — Freundchen?“ Mechaniſch trat ich weiter, aber nur ſie ſah ich, und der gepreßten Bruſt entflohen mühſam die Worte: „Mein Gott — mein Gott, Julie hier?“ Ich ſtand dicht am Theetiſch, da erſt wurde mich Julie gewahr. Sie ſtand auf und ſprach in beinahe fremdem Ton: „Es freuet mich recht ſehr, Sie hier zu ſehen — Sie ſehen recht wohl aus!“ — und damit ſetzte ſie ſich wieder und fragte die neben ihr ſitzende Dame: „Haben wir künftige Woche intereſſantes Theater zu erwarten?“ — Du nahſt Dich der herrlichen Blume, die in ſüßen heimiſchen Düften Dir entgegenleuchtet, aber ſo wie Du Dich beugſt, ihr liebliches Antlitz recht nahe zu ſchauen, ſchießt aus den ſchimmernden Blättern heraus ein glatter, kalter Baſilisk und will Dich tödten mit feindlichen Blicken! — Das war mir jetzt geſchehen! — Täppiſch verbeugte ich mich gegen die Damen, und damit dem Giftigen auch noch das Alberne hinzugefügt werde, warf ich, ſchnell zurücktretend, dem Juſtizrath, der dicht hinter mir ſtand, die dampfende Taſſe Thee aus der Hand in das zierlich gefaltete Jabot. Man lachte über des Juſtizraths Unſtern und wohl noch mehr über meine Tölpelhaftigkeit. So war Alles zu gehöriger Tollheit vorbereitet, aber ich ermannte mich in reſignirter Verzweiflung. Julie hatte nicht gelacht, meine irren Blicke trafen ſie, und es war, als ginge ein Strahl aus herrlicher Vergangenheit, aus dem Leben voll Liebe und Poeſie zu mir herüber. Da fing Einer an im Nebenzimmer auf dem Flügel zu fantaſiren, das brachte die ganze Geſellſchaft in Bewegung. Es hieß, Jener ſei ein fremder großer Virtuoſe, Namens Berger, der ganz göttlich ſpiele und dem man aufmerkſam zuhören müſſe. „Klappre nicht ſo gräßlich mit den Theelöffeln, Minchen,“ rief der Juſtizrath und lud, mit ſanft gebeugter Hand nach der Thür zeigend und einem ſüßen: „Eh bien!“ die Damen ein, dem Virtuoſen näher zu treten. Auch Julie war aufgeſtanden und ſchritt langſam nach dem Nebenzimmer. Ihre ganze Geſtalt hat etwas Fremdartiges angenommen, ſie ſchien mir größer, herausgeformter in faſt üppiger Schönheit, als ſonſt. Der beſondere Schnitt ihres weißen, faltenreichen Kleides, Bruſt, Schultern und Nacken nur halb verhüllend, mit weiten bauſchigen, bis an die Ellbogen reichenden Aermeln, das vorn an der Stirn geſcheitelte, hinten in vielen Flechten ſonderbar heraufgeneſtelte Haar gab ihr etwas Alterthümliches, ſie war beinahe anzuſehen, wie die Jungfrauen auf den Gemälden von Mieris — und doch auch wieder war es mir, als hab' ich irgendwo deutlich mit hellen Augen das Weſen geſehen, in das Julie verwandelt. Sie hatte die Handſchuhe herabgezogen und ſelbſt die künſtlichen um die Handgelenke gewundenen Armgehänge fehlten nicht, um durch die völlige Gleichheit der Tracht jene dunkle Erinnerung immer lebendiger und farbiger hervorzurufen. Julie wandte ſich, ehe ſie in das Nebenzimmer trat, nach mir herum, und es war mir, als ſey das engelſchöne, jugendlich anmuthige Geſicht verzerrt zum höhnenden Spott; etwas Entſetzliches, Grauenvolles regte ſich in mir, wie ein alle Nerven durchzuckender Krampf. „O er ſpielt himmliſch!“ lispelte eine durch ſüßen Thee begeiſterte Demoiſelle, und ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß ihr Arm in dem meinigen hing, und ich ſie, oder vielmehr ſie mich in das Nebenzimmer führte. Berger ließ gerade den wildeſten Orkan daher brauſen; wie donnernde Meereswellen ſtiegen und ſanken die mächtigen Akkorde, das that mir wohl! — Da ſtand Julie neben mir und ſprach mit ſüßerer, lieblicherer Stimme als je: „Ich wollte, Du ſäßeſt am Flügel und ſängeſt milder von vergangener Luſt und Hoffnung!“ — Der Feind war von mir gewichen und in dem einzigen Namen, Julie! wollte ich alle Himmelsſeligkeit ausſprechen, die in mich gekommen. — Andere dazwiſchen tretende Perſonen hatten ſie aber von mir entfernt. — Sie vermied mich nun ſichtlich, aber es gelang mir, bald ihr Kleid zu berühren, bald dicht bei ihr ihren

Hauch einzuathmen, und mir ging in tauſend blinkenden Farben die vergangene Frühlingszeit auf. — Berger hatte den Orkan ausbrauſen laſſen, der Himmel war hell worden, wie kleine goldne Morgenwölkchen zogen liebliche Melodien daher und verſchwebten im Pianiſſimo. Dem Virtuoſen wurde reichlich verdienter Beifall zu Theil, die Geſellſchaft wogte durch einander, und ſo kam es, daß ich unverſehens dicht vor Julien ſtand. Der Geiſt wurde mächtiger in mir, ich wollte ſie feſthalten, ſie umfaſſen im wahnſinnigen Schmerz der Liebe, aber das verfluchte Geſicht eines geſchäftigen Bedienten drängte ſich zwiſchen uns hinein, der, einen großen Präſentirteller hinhaltend, recht widrig rief: „Befehlen Sie?“ — In der Mitte der mit dampfendem Punſch gefüllten Gläſer ſtand ein zierlich geſchliffener Pokal, voll deſſelben Getränkes, wie es ſchien. Wie der unter die gewöhnlichen Gläſer kam, weiß jener am beſten, den ich allmälig kennen lerne; er macht, wie der Clemens im Oktavian daherſchreitend, mit einem Fuß einen angenehmen Schnörkel und liebt ungemein rothe Mäntelchen und rothe Federn. Dieſen fein geſchliffenen und ſeltſam blinkenden Pokal nahm Julie und bot ihn mir dar, ſprechend: „Nimmſt Du denn noch ſo gern, wie ſonſt, das Glas aus meiner Hand?“ — „Julia — Julia,“ ſeufzte ich auf. Den Pokal erfaſſend berührte ich ihre zarten Finger, elektriſche Feuerſtrahlen blitzten durch alle Pulſe und Adern — ich trank und trank — es war mir, als kniſterten und leckten kleine blaue Flämmchen um Glas und Lippe. Geleert war der Pokal, und ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß ich in dem nur von einer Alabaſter-Lampe erleuchteten Kabinet auf der Ottomane ſaß — Julie — Julie neben mir, kindlich und fromm mich anblickend, wie ſonſt. Berger war auf's Neue am Flügel, er ſpielte das Andante aus Mozarts ſublimer Esdur-Sinfonie, und auf den Schwanenfittigen des Geſanges regte und erhob ſich alle Liebe und Luſt meines höchſten Sonnenlebens. — Ja es war Julie — Julie ſelbſt, engelſchön und mild — unſer Geſpräch, ſehnſüchtige Liebesklage, mehr Blick als Wort, ihre Hand ruhte in der meinigen. — „Nun laſſe ich Dich nimmer, Deine Liebe iſt der Funke, der in mir glüht, höheres Leben in Kunſt und Poeſie entzündend — ohne Dich — ohne Deine Liebe Alles todt und ſtarr — aber biſt Du denn nicht auch gekommen, damit Du mein bleibeſt immerdar?“ — In dem Augenblick ſchwankte eine tölpiſche, ſpinnenbeinichte Figur mit herausſtehenden Froſchaugen herein und rief, recht widrig kreiſchend und dämiſch lachend: „Wo der Tauſend iſt denn meine Frau geblieben?“ Julie ſtand auf und ſprach mit fremder Stimme: „Wollen wir nicht zur Geſellſchaft gehen? mein Mann ſucht mich. — Sie waren wieder recht amüſant, mein Lieber, immer noch bei Laune wie vormals, menagiren Sie ſich nur im Trinken“ — und der ſpinnenbeinichte Kleinmeiſter griff nach ihrer Hand; ſie folgte ihm lachend in den Saal. — „Auf ewig verloren!“ ſchrie ich auf — „Ja gewiß, Codille, Liebſter!“ meckerte eine l'Hombre ſpielende Beſtie. Hinaus — hinaus rannte ich in die ſtürmiſche Nacht. —

2.

Die Geſellſchaft im Keller.

Unter den Linden auf und ab zu wandeln mag ſonſt ganz angenehm ſeyn, nur nicht in der Sylveſter-Nacht bei tüchtigem Froſt und Schneegeſtöber. Das fühlte ich Baarköpfiger und Unbemäntelter doch zuletzt, als durch die Fiebergluth Eisſchauer fuhren. Fort ging es über die Opernbrücke, bei dem Schloſſe vorbei — ich bog ein, lief über die Schleuſenbrücke bei der Münze vorüber. — Ich war in der Jägerſtraße dicht am Thiermannſchen Laden. Da brannten freundliche Lichter in den Zimmern; ſchon wollte ich hinein, weil zu ſehr mich fror und ich nach einem tüchtigen Schluck ſtarken Getränkes durſtete; eben ſtrömte eine Geſellſchaft in heller Fröhlichkeit heraus. Sie ſprachen von prächtigen Auſtern und dem guten Eilfer-Wein. „Recht hatte Jener doch,“ rief Einer von ihnen, wie ich beim Laternenſchein bemerkte, ein ſtattlicher Uhlanenoffizier, „Recht hatte Jener doch, der voriges Jahr in Mainz auf die verfluchten Kerle ſchimpfte, welche Anno 1794 durchaus nicht mit dem Eilfer herausrücken wollten.“ — Alle lachten aus voller Kehle. Unwillkürlich war ich einige Schritte weiter gekommen, ich blieb vor einem Keller ſtehen, aus dem ein einſames Licht herausſtrahlte. Fühlte ſich der Shakſpeariſche Heinrich nicht einmal ſo ermattet und demüthig, daß ihm die arme Creatur Dünnbier in den Sinn kam? In der That, mir geſchah Gleiches.

meine Zunge lechzte nach einer Flaſche guten engliſchen Biers. Schnell fuhr ich in den Keller hinein. „Was beliebt?“ kam mir der Wirth, freundlich die Mütze rückend, entgegen. Ich forderte eine Flaſche guten engliſchen Biers nebſt einer tüchtigen Pfeife guten Tabaks, und befand mich bald in ſolch einem ſublimen Philiſtrismus, vor dem ſelbſt der Teufel Reſpekt hatte und von mir abließ. — O Juſtizrath! hätteſt du mich geſehen, wie ich aus deinem hellen Theezimmer herabgeſtiegen war in den dunkeln Bierkeller, du hätteſt dich mit recht ſtolzer verächtlicher Miene von mir abgewendet und gemurmelt: „Iſt es denn ein Wunder, daß ein ſolcher Menſch die zierlichſten Jabots ruinirt?“ —

Ich mochte ohne Hut und Mantel den Leuten etwas verwunderlich vorkommen. Dem Manne ſchwebte eine Frage auf den Lippen, da pochte es an's Fenſter und eine Stimme rief herab: „Macht auf, macht auf, ich bin da!“ Der Wirth lief hinaus und trat bald wieder herein, zwei brennende Lichter hoch in den Händen tragend, ihm folgte ein ſehr langer, ſchlanker Mann. In der niedrigen Thür vergaß er ſich zu bücken und ſtieß ſich den Kopf recht derb; eine barettartige ſchwarze Mütze, die er trug, verhinderte jedoch Beſchädigung. Er drückte ſich auf ganz eigne Weiſe der Wand entlang und ſetzte ſich mir gegenüber, indem die Lichter auf den Tiſch geſtellt wurden. Man hätte beinahe von ihm ſagen können, daß er vornehm und unzufrieden ausſähe. Er forderte verdrießlich Bier und Pfeife, und erregte mit wenigen Zügen einen ſolchen Dampf, daß wir bald in einer Wolke ſchwammen. Uebrigens hatte ſein Geſicht ſo etwas Charakteriſtiſches und Anziehendes, daß ich ihn trotz ſeines finſtern Weſens ſogleich liebgewann. Die ſchwarzen reichen Haare trug er geſcheitelt und von beiden Seiten in vielen kleinen Locken herabhängend, ſo daß er den Bildern von Rubens glich. Als er den großen Mantelkragen abgeworfen, ſah ich, daß er in eine ſchwarze Kurtka mit vielen Schnüren gekleidet war, ſehr fiel es mir aber auf, daß er über die Stiefeln zierliche Pantoffeln gezogen hatte. Ich wurde das gewahr, als er die Pfeife ausklopfte, die er in fünf Minuten ausgeraucht. Unſer Geſpräch wollte nicht recht von Statten gehen, der Fremde ſchien ſehr mit allerlei ſeltenen Pflanzen beſchäftigt, die er aus einer Kapſel genommen hatte und wohlgefällig betrachtete. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung über die ſchönen Gewächſe und fragte, da ſie ganz friſch gepflückt zu ſeyn ſchienen, ob er vielleicht im botaniſchen Garten oder bei Boucher geweſen. Er lächelte ziemlich ſeltſam und antwortete: „Botanik ſcheint nicht eben Ihr Fach zu ſeyn, ſonſt hätten Sie nicht ſo" — Er ſtockte, ich liſpelte kleinlaut: „albern" — „gefragt" ſetzte er treuherzig hinzu. „Sie würden," fuhr er fort, „auf den erſten Blick Alpenpflanzen erkannt haben, und zwar, wie ſie auf dem Tſchimboraſſo wachſen." Die letzten Worte ſagte der Fremde leiſe vor ſich hin, und Du kannſt denken, daß mir dabei ganz wunderlich zu Muthe wurde. Jede Frage erſtarb mir auf den Lippen; aber immer mehr regte ſich eine Ahnung in meinem Innern, und es war mir, als habe ich den Fremden nicht ſowohl oft geſehen, als oft gedacht. Da pochte es auf's Neue an's Fenſter, der Wirth öffnete die Thür und eine Stimme rief: „Seyd ſo gut Euern Spiegel zu verhängen." — „Aha!" ſagte der Wirth, „da kommt noch recht ſpät der General Suwarow." Der Wirth verhängte den Spiegel, und nun ſprang mit einer täppiſchen Geſchwindigkeit, ſchwerfällig hurtig, möcht' ich ſagen, ein kleiner dürrer Mann herein, in einem Mantel von ganz ſeltſam bräunlicher Farbe, der, indem der Mann in der Stube herumhüpfte, in vielen Falten und Fältchen auf ganz eigene Weiſe um den Körper wehte, ſo daß es im Schein der Lichter beinahe anzuſehen war, als führen viele Geſtalten aus und in einander, wie bei den Enslerſchen Fantasmagorien. Dabei rieb er die in den weiten Aermeln verſteckten Hände und rief: „Kalt! — kalt — o wie kalt! In Italia iſt es anders, anders!" Endlich ſetzte er ſich zwiſchen mir und dem Großen, ſprechend: „Das iſt ein entſetzlicher Dampf — Tabak gegen Tabak — hätt' ich nur eine Priſe!" — Ich trug die ſpiegelblank geſchliffene Stahldoſe in der Taſche, die Du mir einſt ſchenkteſt, die zog ich gleich heraus und wollte dem Kleinen Tabak anbieten. Kaum erblickte er die, als er mit beiden Händen darauf zufuhr und, ſie wegſtoßend, rief: „Weg — weg mit dem abſcheulichen Spiegel!" Seine Stimme hatte etwas Entſetzliches, und als ich ihn verwundert anſah, war er ein Andrer worden. Mit einem gemüthlichen jugendlichen Geſicht ſprang der Kleine herein, aber nun ſtarrte mich das todtenblaſſe, welke, eingefurchte Antlitz eines Greiſes mit hohlen Augen an. Voll Entſetzen rückte ich hin zum Großen. „Um's Himmelswillen, ſchauen Sie doch," wollt' ich rufen, aber der Große nahm an Allem keinen Antheil, ſondern war ganz vertieft in ſeine Tſchimboraſſo-Pflanzen, und in dem Augenblick forderte der Kleine: „Wein des Nordens,“ wie er ſich preziös ausdrückte. Nach und nach wurde das Geſpräch lebendiger. Der Kleine war mir zwar ſehr unheimlich, aber der Große wußte über geringfügig ſcheinende Dinge recht viel Tieſes und Ergötzliches zu ſagen, unerachtet er mit dem Ausdruck zu kämpfen ſchien, manchmal auch wohl ein ungehöriges Wort einmiſchte, das aber oft der Sache eben eine drollige Originalität gab, und ſo milderte er, mit meinem Innern ſich immer mehr befreundend, den übeln Eindruck des Kleinen. Dieſer ſchien wie von lauter Springfedern getrieben, denn er rückte auf dem Stuhle hin und her, geſtikulirte viel mit den Händen, und wohl rieſelte mir ein Eisſtrom durch die Haare über den Rücken, wenn ich es deutlich bemerkte, daß er wie aus zwei verſchiedenen Geſichtern herausſah. Vorzüglich blickte er oft den Großen, deſſen bequeme Ruhe ſonderbar gegen des Kleinen Beweglichkeit abſtach, mit dem alten Geſicht an, wiewohl nicht ſo entſetzlich, als zuvor mich. — In dem Maskenſpiel des irdiſchen Lebens ſieht oft der innere Geiſt mit leuchtenden Augen aus der Larve heraus, das Verwandte erkennend, und ſo mag es geſchehen ſein, daß wir drei abſonderliche Menſchen im Keller uns auch ſo angeſchaut und erkannt hatten. Unſer Geſpräch fiel in jenen Humor, der nur aus dem tief bis auf den Tod verletzten Gemüthe kommt. „Das hat auch ſeinen Haken,“ ſagte der Große. „Ach Gott,“ fiel ich ein, „wie viel Haken hat der Teufel überall für uns eingeſchlagen, in Zimmerwänden, Lauben, Roſenhecken, woran vorbeiſtreifend wir etwas von unſerm theuern Selbſt hängen laſſen. Es ſcheint, Verehrte! als ob uns Allen auf dieſe Weiſe ſchon etwas abhanden gekommen, wiewohl mir dieſe Nacht vorzüglich Hut und Mantel fehlte. Beides hängt an einem Haken in des Juſtizraths Vorzimmer, wie Sie wiſſen!“ Der Kleine und der Große fuhren ſichtlich auf, als träfe ſie unverſehens ein Schlag. Der Kleine ſchaute mich recht häßlich mit ſeinem alten Geſichte an, ſprang aber gleich auf einen Stuhl und zog das Tuch feſter über den Spiegel, während der Große ſorgfältig die Lichter putzte. Das Geſpräch lebte mühſam wieder auf, man erwähnte eines jungen wackern Malers, Namens Philipp, und des Bildes einer Prinzeſſinn, das er mit dem Geiſt der Liebe und dem frommen Sehnen nach dem Höchſten, wie der Herrinn tiefer heiliger Sinn es ihm entzündet, vollendet hatte. „Zum Sprechen ähnlich, und doch kein Portrait, ſondern ein Bild," meinte der Große. „Es iſt ſo ganz wahr," ſprach ich, „man möchte ſagen, wie aus dem Spiegel geſtohlen." Da ſprang der Kleine wild auf, mit dem alten Geſicht und funkelnden Augen mich anſtarrend ſchrie er: „Das iſt albern, das iſt toll, wer vermag aus dem Spiegel Bilder zu ſtehlen? — wer vermag das? meinſt Du, vielleicht der Teufel? — Hoho Bruder, der zerbricht das Glas mit der tölpiſchen Kralle, und die feinen weißen Hände des Frauenbildes werden auch wund und bluten. Albern iſt das. Heiſa! — zeig mir das Spiegelbild, das geſtohlne Spiegelbild, und ich mache Dir den Meiſterſprung von tauſend Klafter hinab, du betrübter Burſche!" — Der Große erhob ſich, ſchritt auf den Kleinen los und ſprach: „Mache Er ſich nicht ſo unnütz, mein Freund! ſonſt wird Er die Treppe hinausgeworfen, es mag wohl miſerabel ausſehen mit Seinem eignen Spiegelbilde." — „Ha ha ha ha!" lachte und kreiſchte der Kleine in tollem Hohn, „ha ha ha — meinſt Du? meinſt Du? Hab' ich doch meinen ſchönen Schlagſchatten, o Du jämmerlicher Geſelle, hab' ich doch meinen Schlagſchatten!" — Und damit ſprang er fort, noch draußen hörten wir ihn recht hämiſch meckern und lachen: „hab' ich doch meinen Schlagſchatten!" Der Große war, wie vernichtet, todtenbleich in den Stuhl zurückgeſunken, er hatte den Kopf in beide Hände geſtützt und aus der tiefſten Bruſt athmete ſchwer ein Seufzer auf. „Was iſt Ihnen?" fragte ich theilnehmend. „O mein Herr," erwiederte der Große, „jener böſe Menſch, der uns ſo feindſelig erſchien, der mich bis hieher, bis in meine Normalkneipe verfolgte, wo ich ſonſt einſam blieb, da höchſtens nur etwa ein Erdgeiſt unter dem Tiſch aufduckte und Brodkrümchen naſchte — jener böſe Menſch hat mich zurückgeführt in mein tiefſtes Elend. Ach — verloren, unwiederbringlich verloren habe ich meinen — Leben Sie wohl!" — Er ſtand auf und ſchritt mitten durch die Stube zur Thür hinaus. Alles blieb hell um ihn — er warf keinen Schlagſchatten. Voll Entzücken rannte ich nach — „Peter Schlemihl — Peter Schlemihl!"*) rief ich freudig, aber der hatte die Pantoffeln weggeworfen. Ich ſah, wie er über den Gensdarmesthurm hinwegſchritt und in der Nacht verſchwand.

---

*) Peter Schlemihls wunderſame Geſchichte, mitgetheilt von Adalbert von Chamiſſo und herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Nürnberg bei J. L. Schrag. 1814.

Als ich in den Keller zurück wollte, warf mir der Wirth die Thür vor der Naſe zu, ſprechend: „Vor ſolchen Gäſten bewahre mich der liebe Herr Gott!“ —

3.

Erſcheinungen.

Herr Mathieu iſt mein guter Freund, und ſein Thürſteher ein wachſamer Mann. Der machte mir gleich auf, als ich im goldnen Adler an der Hausklingel zog. Ich erklärte, wie ich mich aus einer Geſellſchaft fortgeſchlichen ohne Hut und Mantel, im letztern ſtecke aber mein Hausſchlüſſel, und die taube Aufwärterinn herauszupochen, ſey unmöglich. Der freundliche Mann (den Thürſteher mein' ich) öffnete ein Zimmer, ſtellte die Lichte hin und wünſchte mir eine gute Nacht. Der ſchöne breite Spiegel war verhängt, ich weiß ſelbſt nicht, wie ich darauf kam, das Tuch herabzuziehen und beide Lichter auf den Spiegeltiſch zu ſetzen. Ich fand mich, da ich in den Spiegel ſchaute, ſo blaß und entſtellt, daß ich mich kaum ſelbſt wieder erkannte. — Es war mir, als ſchwebe aus des Spiegels tiefſtem Hintergrunde eine dunkle Geſtalt hervor; ſo wie ich feſter und feſter Blick und Sinn darauf richtete, entwickelten ſich in ſeltſam magiſchem Schimmer deutlicher die Züge eines holden Frauenbildes — ich erkannte Julien. Von inbrünſtiger Liebe und Sehnſucht befangen, ſeufzte ich laut auf: „Julia! Julia!“ Da ſtöhnte und ächzte es hinter den Gardinen eines Bettes in des Zimmers äußerſter Ecke. Ich horchte auf, immer ängſtlicher wurde das Stöhnen. Juliens Bild war verſchwunden, entſchloſſen ergriff ich ein Licht, riß die Gardinen des Bettes raſch auf und ſchaute hinein. Wie kann ich Dir denn das Gefühl beſchreiben, das mich durchbebte, als ich den Kleinen erblickte, der mit dem jugendlichen, wiewohl ſchmerzlich verzogenen Geſicht da lag und im Schlaf recht aus tiefſter Bruſt aufſeufzte: „Giulietta — Giulietta!“ — Der Name fiel zündend in mein Inneres — das Grauen war von mir gewichen, ich faßte und rüttelte den Kleinen recht derb, rufend: „he — guter Freund, wie kommen

Sie in mein Zimmer, erwachen Sie und ſcheren Sie ſich gefälligſt zum Teufel!" — Der Kleine ſchlug die Augen auf und blickte mich mit dunklen Blicken an: „Das war ein böſer Traum," ſprach er, „Dank ſei Ihnen, daß Sie mich weckten." Die Worte klangen nur wie leiſe Seufzer. Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Kleine mir jetzt ganz anders erſchien, ja daß der Schmerz, von dem er ergriffen, in mein eignes Inneres drang und all' mein Zorn in tiefer Wehmuth verging. Weniger Worte bedurfte es nur, um zu erfahren, daß der Thürſteher mir aus Verſehen daſſelbe Zimmer aufgeſchloſſen, welches der Kleine ſchon eingenommen hatte, daß ich es alſo war, der, unziemlich eingedrungen, den Kleinen aus dem Schlafe aufſtörte.

„Mein Herr," ſprach der Kleine, „ich mag Ihnen im Keller wohl recht toll und ausgelaſſen vorgekommen ſein, ſchieben Sie mein Betragen darauf, daß mich, wie ich nicht läugnen kann, zuweilen ein toller Spuk befängt, der mich aus allen Kreiſen des Sittigen und Gehörigen hinaustreibt. Sollte Ihnen denn nicht zuweilen Gleiches widerfahren?" — „Ach Gott ja," erwiederte ich kleinmüthig, „nur noch heute Abend, als ich Julien wiederſah." — „Julia?" krächzte der Kleine mit widriger Stimme und es zuckte über ſein Geſicht hin, das wieder plötzlich alt wurde. „O laſſen Sie mich ruhen — verhängen Sie doch gütigſt den Spiegel, Beſter!" — dies ſagte er ganz matt auf's Kiſſen zurückſinkend. „Mein Herr," ſprach ich, „der Name meiner auf ewig verlornen Liebe ſcheint ſeltſame Erinnerungen in Ihnen zu wecken, auch variiren Sie merklich mit Dero angenehmen Geſichtszügen. Doch hoffe ich mit Ihnen ruhig die Nacht zu verbringen, weshalb ich gleich den Spiegel verhängen und mich in's Bett begeben will." Der Kleine richtete ſich auf, ſah mich mit überaus milden, gutmüthigen Blicken ſeines Jünglings-Geſichts an, faßte meine Hand und ſprach, ſie leiſe drückend: „Schlafen Sie ruhig, mein Herr, ich merke, daß wir Unglücksgefährten ſind. — Sollten Sie auch? — Julia — Giulietta — Nun dem ſei, wie ihm wolle, Sie üben eine unwiderſtehliche Gewalt über mich aus — ich kann nicht anders, ich muß Ihnen mein tiefſtes Geheimniß entdecken — dann haſſen, dann verachten Sie mich." Mit dieſen Worten ſtand der Kleine langſam auf, hüllte ſich in einen weißen weiten Schlafrock und ſchlich leiſe und recht geſpenſterartig nach dem Spiegel, vor den er ſich hinſtellte. Ach! — rein und klar warf der Spiegel die beiden

Lichter, die Gegenſtände im Zimmer, mich ſelbſt zurück, die Geſtalt des Kleinen war nicht zu ſehen im Spiegel, kein Strahl reflektirte ſein dicht herangebogenes Geſicht. Er wandte ſich zu mir, die tiefſte Verzweiflung in den Mienen, er drückte meine Hände: „Sie kennen nun mein grenzenloſes Elend," ſprach er, „Schlemihl, die reine gute Seele, iſt beneidenswerth gegen mich Verworfenen. Leichtſinnig verkaufte er ſeinen Schlagſchatten, aber ich! — ich gab mein Spiegelbild ihr — ihr! — oh — oh — oh!" — So tief aufſtöhnend, die Hände vor die Augen gedrückt, wankte der Kleine nach dem Bette, in das er ſich ſchnell warf. Erſtarrt blieb ich ſtehen, Argwohn, Verachtung, Grauen, Theilnahme, Mitleiden, ich weiß ſelbſt nicht, was ſich alles für und wider den Kleinen in meiner Bruſt regte. Der Kleine fing indeß bald an ſo anmuthig und melodiös zu ſchnarchen, daß ich der narkotiſchen Kraft dieſer Töne nicht widerſtehen konnte. Schnell verhängte ich den Spiegel, löſchte die Lichter aus, warf mich, ſo wie der Kleine, in's Bett und fiel bald in tiefen Schlaf. Es mochte wohl ſchon Morgen ſein, als ein blendender Schimmer mich weckte. Ich ſchlug die Augen auf und erblickte den Kleinen, der im weißen Schlafrock, die Nachtmütze auf dem Kopf, den Rücken mir zugewendet, am Tiſche ſaß und bei beiden angezündeten Lichtern emſig ſchrieb. Er ſah recht ſpukhaft aus, mir wandelte ein Grauen an; der Traum erfaßte mich plötzlich und trug mich wieder zum Juſtizrath, wo ich neben Julien auf der Ottomane ſaß. Doch bald war es mir, als ſei die ganze Geſellſchaft eine ſpaßhafte Weihnachtsausſtellung bei Fuchs, Weide, Schoch oder ſonſt, der Juſtizrath eine zierliche Figur von Dragant mit poſtpapiernem Jabot. Höher und höher wurden die Bäume und Roſenbüſche. Julie ſtand auf und reichte mir den kriſtallnen Pokal, aus dem blaue Flammen emporleckten. Da zog es mich am Arm, der Kleine ſtand hinter mir mit dem alten Geſicht und liſpelte: „Trink nicht, trink nicht — ſieh ſie doch recht an. — haſt Du ſie nicht ſchon geſehen auf den Warnungstafeln von Breughel, von Callot oder von Rembrandt?" — Mir ſchauerte vor Julien, denn freilich war ſie in ihrem faltenreichen Gewande mit den bauſchigen Aermeln, in ihrem Haarſchmuck ſo anzuſehen, wie die von hölliſchen Unthieren umgebenen lockenden Jungfrauen auf den Bildern jener Meiſter. „Warum fürchteſt Du Dich denn," ſprach Julie, „ich habe Dich und Dein Spiegelbild doch ganz und gar." Ich ergriff den

Pokal, aber der Kleine hüpfte wie ein Eichhörnchen auf meine Schultern und webte mit dem Schweiſe in die Flammen, widrig quikend: „Trink nicht — trink nicht.“ Doch nun wurden alle Zuckerfiguren der Ausſtellung lebendig und bewegten komiſch die Händchen und Füßchen, der dragantne Juſtizrath trippelte auf mich zu und rief mit einem ganz feinen Stimmchen: „warum der ganze Rumor, mein Beſter? warum der ganze Rumor? Stellen Sie ſich doch nur auf Ihre lieben Füße, denn ſchon lange bemerke ich, daß Sie in den Lüften über Stühle und Tiſche wegſchreiten.“ Der Kleine war verſchwunden, Julia hatte nicht mehr den Pokal in der Hand. „Warum wollteſt Du denn nicht trinken?“ ſprach ſie, „war denn die reine herrliche Flamme, die Dir aus dem Pokal entgegenſtrahlte, nicht der Kuß, wie Du ihn einſt von mir empfingſt?“ Ich wollte ſie an mich drücken, Schlemihl trat aber dazwiſchen, ſprechend: „Das iſt Mina, die den Raskal geheirathet.“ Er hatte einige Zuckerfiguren getreten, die ächzten ſehr. — Aber bald vermehrten dieſe ſich zu Hunderten und Tauſenden, und trippelten um mich her und an mir herauf im bunten häßlichen Gewimmel und umſummten mich wie ein Bienenſchwarm. — Der dragantne Juſtizrath hatte ſich bis zur Halsbinde heraufgeſchwungen, die zog er immer feſter und feſter an. „Verdammter dragantner Juſtizrath!“ ſchrie ich laut und fuhr auf aus dem Schlafe. Es war heller lichter Tag, ſchon eilf Uhr Mittags. „Das ganze Ding mit dem Kleinen war auch wohl nur ein lebhafter Traum,“ dachte ich eben, als der mit dem Frühſtück eintretende Kellner mir ſagte, daß der fremde Herr, der mit mir in einem Zimmer geſchlafen, am frühen Morgen abgereiſet ſei und ſich mir ſehr empfehlen laſſe. Auf dem Tiſche, an dem Nachts der ſpukhafte Kleine ſaß, fand ich ein friſch beſchriebenes Blatt, deſſen Inhalt ich Dir mittheile, da es unbezweifelt des Kleinen wunderſame Geſchichte iſt

4.

Die Geſchichte vom verlornen Spiegelbilde.

Endlich war es doch ſo weit gekommen, daß Erasmus Spikher den Wunſch, den er ſein Leben lang im Herzen genährt, erfüllen konnte. Mit frohem Herzen und wohlgefülltem Beutel ſetzte er ſich in den Wagen, um die nördliche Heimath zu verlaſſen und nach dem ſchönen warmen Welſchland zu reiſen. Die liebe fromme Hausfrau vergoß tauſend Thränen, ſie hob den kleinen Rasmus, nachdem ſie ihm Naſe und Mund ſorgfältig geputzt, in den Wagen hinein, damit der Vater zum Abſchiede ihn noch ſehr küſſe. „Lebe wohl, mein lieber Erasmus Spikher," ſprach die Frau ſchluchzend, „das Haus will ich Dir gut bewahren, denke fein fleißig an mich, bleibe mir treu und verliere nicht die ſchöne Reiſemütze, wenn Du, wie Du wohl pflegſt, ſchlafend zum Wagen herausnickſt." — Spikher verſprach das. —

In dem ſchönen Florenz fand Erasmus einige Landsleute, die voll Lebensluſt und jugendlichen Muths in den üppigen Genüſſen, wie ſie das herrliche Land reichlich darbot, ſchwelgten. Er bewies ſich ihnen als ein wackrer Kumpan und es wurden allerlei ergötzliche Gelage veranſtaltet, denen Spikhers beſonders muntrer Geiſt und das Talent, dem tollen Ausgelaſſenen das Sinnige beizufügen, einen eignen Schwung gaben. So kam es denn, daß die jungen Leute (Erasmus erſt ſieben und zwanzig Jahr alt, war wohl dazu zu rechnen) einmal zur Nachtzeit in eines herrlichen, duftenden Gartens erleuchtetem Boskett ein gar fröhliches Feſt begingen. Jeder, nur nicht Erasmus, hatte eine liebliche Donna mitgebracht. Die Männer gingen in zierlicher altteutſcher Tracht, die Frauen waren in bunten leuchtenden Gewändern, jede auf andere Art ganz fantaſtiſch gekleidet, ſo daß ſie erſchienen wie liebliche wandelnde Blumen. Hatte Dieſe oder Jene zu dem Saitengeliſpel der Mandolinen ein italieniſches Liebeslied geſungen, ſo ſtimmten die Männer unter dem luſtigen Geklingel der mit Syrakuſer gefüllten Gläſer einen kräftigen teutſchen Rundgeſang an. — Iſt ja doch Italien das Land der Liebe. Der Abendwind ſäuſelte wie in ſehnſüchtigen Seufzern, wie Liebeslaute durchwallten die Orange- und Jasmindüfte das Boskett, ſich miſchend in das loſe neckhafte Spiel, das die holden Frauenbilder, all' die kleinen zarten Buffonerien, wie ſie nur den italieniſchen Weibern eigen, aufbietend, begonnen hatten. Immer reger und lauter wurde die Luſt. Friedrich, der Glühendſte von Allen, ſtand auf, mit einem Arm hatte er ſeine Donna umſchlungen, und das mit perlendem Syrakuſer gefüllte Glas mit der andern Hand hoch ſchwingend, rief er: „Wo iſt denn Himmelsluſt und Seligkeit zu finden als bei Euch, Ihr holden, herrlichen italieniſchen Frauen, Ihr ſeyd ja die Liebe ſelbſt. — Aber Du, Erasmus," fuhr er fort, ſich zu Spikher wendend, „ſcheinſt das nicht ſonderlich zu fühlen, denn nicht allein, daß Du, aller Verabredung, Ordnung und Sitte entgegen, keine Donna zu unſerm Feſte geladen haſt, ſo biſt Du auch heute ſo trübe und in Dich gekehrt, daß, hätteſt Du nicht wenigſtens tapfer getrunken und geſungen, ich glauben würde, Du ſeyſt mit einem Mal ein langweiliger Melancholikus geworden." — „Ich muß Dir geſtehen, Friedrich," erwiederte Erasmus, „daß ich mich auf die Weiſe nun einmal nicht freuen kann. Du weißt ja, daß ich eine liebe, fromme Hausfrau zurückgelaſſen habe, die ich recht aus tiefer Seele liebe, und an der ich ja offenbar einen Verrath beginge, wenn ich im loſen Spiel auch nur für einen Abend mir eine Donna wählte. Mit Euch unbeweibten Jünglingen iſt das ein Andres, aber ich, als Familienvater" — Die Jünglinge lachten hell auf, da Erasmus bei dem Worte „Familienvater" ſich bemühte, das jugendliche gemüthliche Geſicht in ernſte Falten zu ziehen, welches denn eben ſehr poſſierlich herauskam. Friedrichs Donna ließ ſich das, was Erasmus teutſch geſprochen, in das Italieniſche überſetzen, dann wandte ſie ſich ernſten Blickes zum Erasmus und ſprach, mit aufgehobenem Finger leiſe drohend: „Du kalter, kalter Teutſcher! — verwahre Dich wohl, noch haſt Du Giulietta nicht geſehen!"

In dem Augenblick rauſchte es beim Eingange des Bosketts, und aus dunkler Nacht trat in den lichten Kerzenſchimmer hinein ein wunderherrliches Frauenbild. Das weiße, Buſen, Schultern und Nacken nur halb verhüllende Gewand, mit bauſchigen bis an die Ellbogen ſtreifenden Aermeln, floß in reichen breiten Falten herab, die Haare vorn an der Stirn geſcheitelt, hinten in vielen Flechten heraufgeneſtelt. — Goldene Ketten um den Hals, reiche Armbänder um die Handgelenke geſchlungen, vollendeten den alterthümlichen Putz der Jungfrau, die anzuſehen war, als wandle ein Frauenbild von Rubens oder dem zierlichen Mieris daher. „Giulietta!“ riefen die Mädchen voll Erſtaunen. Giulietta, deren Engelsſchönheit Alle überſtrahlte, ſprach mit ſüßer lieblicher Stimme: „Laßt mich doch Theil nehmen an Euerm ſchönen Feſt, ihr wackern teutſchen Jünglinge. Ich will hin zu Jenem dort, der unter Euch iſt ſo ohne Luſt und ohne Liebe.“ Damit wandelte ſie in hoher Anmuth zum Erasmus und ſetzte ſich auf den Seſſel, der neben ihm leer geblieben, da man vorausgeſetzt hatte, daß auch er eine Donna mitbringen werde. Die Mädchen liſpelten unter einander: „Seht, o ſeht, wie Giulietta heute wieder ſo ſchön iſt!“ und die Jünglinge ſprachen: „Was iſt denn das mit dem Erasmus, er hat ja die Schönſte gewonnen und uns nur wohl verhöhnt?“

Dem Erasmus war bei dem erſten Blick, den er auf Giulietta warf, ſo ganz beſonders zu Muthe geworden, daß er ſelbſt nicht wußte, was ſich denn ſo gewaltſam in ſeinem Innern rege. Als ſie ſich ihm näherte, faßte ihn eine fremde Gewalt und drückte ſeine Bruſt zuſammen, daß ſein Athem ſtockte. Das Auge feſt geheftet auf Giulietta mit erſtarrten Lippen ſaß er da und konnte kein Wort hervorbringen, als die Jünglinge laut Giulietta's Anmuth und Schönheit prieſen. Giulietta nahm einen vollgeſchenkten Pokal und ſtand auf, ihn dem Erasmus freundlich darreichend; der ergriff den Pokal, Giulietta's zarte Finger leiſe berührend. Er trank, Gluth ſtrömte durch ſeine Adern. Da fragte Giulietta ſcherzend: „Soll ich denn Eure Donna ſeyn?“ Aber Erasmus warf ſich wie im Wahnſinn vor Giulietta nieder, drückte ihre beiden Hände an ſeine Bruſt und rief: „Ja, Du biſt es, Dich habe ich geliebt immerdar, Dich, Du Engelsbild! — Dich habe ich geſchaut in meinen Träumen, Du biſt mein Glück, meine Seligkeit, mein höheres Leben!“ — Alle glaubten, der Wein ſey dem Erasmus zu Kopf geſtiegen, denn ſo hatten ſie ihn nie geſehen, er ſchien ein Anderer worden. „Ja, Du — Du biſt mein Leben, Du flammſt in mir mit verzehrender Gluth. Laß mich untergehen — untergehen, nur in Dir, nur Du will ich ſeyn,“ — ſo ſchrie Erasmus, aber Giulietta nahm ihn ſanft in die Arme; ruhiger geworden ſetzte er ſich an ihre Seite, und bald begann wieder das heitre Liebesſpiel in munteren Scherzen und Liedern, das durch

Giulietta und Erasmus unterbrochen worden. Wenn Giulietta ſang, war es, als gingen aus tiefſter Bruſt Himmelstöne hervor, nie gekannte, nur geahnte Luſt in Allen entzündend. Ihre volle wunderbare Kryſtallſtimme trug eine geheimnißvolle Gluth in ſich, die jedes Gemüth ganz und gar befing. Feſter hielt jeder Jüngling ſeine Donna umſchlungen, und feuriger ſtrahlte Aug' in Auge. Schon verkündete ein rother Schimmer den Anbruch der Morgenröthe, da rieth Giulietta das Feſt zu enden. Es geſchah. Erasmus ſchickte ſich an, Giulietta zu begleiten, ſie ſchlug das ab und bezeichnete ihm das Haus, wo er ſie künftig finden könne. Während des teutſchen Rundgeſanges, den die Jünglinge noch zum Beſchluß des Feſtes anſtimmten, war Giulietta aus dem Boskett verſchwunden; man ſah ſie hinter zwei Bedienten, die mit Fackeln voranſchritten, durch einen fernen Laubgang wandeln. Erasmus wagte nicht, ihr zu folgen. Die Jünglinge nahmen nun jeder ſeine Donna unter den Arm und ſchritten in voller heller Luſt von dannen. Ganz verſtört und im Innern zerriſſen von Sehnſucht und Liebesqual folgte ihnen endlich Erasmus, dem ſein kleiner Diener mit der Fackel vorleuchtete. So ging er, da die Freunde ihn verlaſſen, durch eine entlegene Straße, die nach ſeiner Wohnung führte. Die Morgenröthe war hoch heraufgeſtiegen, der Diener ſtieß die Fackel auf dem Steinpflaſter aus, aber in den aufſprühenden Funken ſtand plötzlich eine ſeltſame Figur vor Erasmus, ein langer dürrer Mann mit ſpitzer Habichtsnaſe, funkelnden Augen, hämiſch verzogenem Munde, im feuerrothen Rock mit ſtrahlenden Stahlknöpfen. Der lachte und rief mit unangenehm gellender Stimme: „Ho ho! — Ihr ſeyd wohl aus einem alten Bilderbuch herausgeſtiegen mit Euerm Mantel, Euerm geſchlitzten Wamms und Euerm Federbarett. — Ihr ſeht recht ſchnakiſch aus, Hr. Erasmus, aber wollt Ihr denn auf der Straße der Leute Spott werden? Kehrt doch nur ruhig zurück in Euern Pergamentband." — „Was geht Euch meine Kleidung an," ſprach Erasmus verdrießlich und wollte, den rothen Kerl bei Seite ſchiebend, vorübergehen, der ſchrie ihm nach: „Nun, nun — eilt nur nicht ſo, zu Giulietta könnt Ihr doch jetzt gleich nicht hin." Erasmus drehte ſich raſch um. „Was ſprecht Ihr von Giulietta," rief er mit wilder Stimme, den rothen Kerl bei der Bruſt packend. Der wandte ſich aber pfeilſchnell und war, ehe ſich's Erasmus verſah, verſchwunden. Erasmus blieb ganz verblüfft ſtehen, mit dem Stahlknopf in der

Hand, den er dem Rothen abgeriſſen. „Das war der Wunderdoktor, Signor Dapertutto; was der nur von Euch wollte?“ ſprach der Diener, aber den Erasmus wandelte ein Grauen an, er eilte ſein Haus zu erreichen. —

Giulietta empfing den Erasmus mit all' der wunderbaren Anmuth und Freundlichkeit, die ihr eigen. Der wahnſinnigen Leidenſchaft, die den Erasmus entflammt, ſetzte ſie ein mildes, gleichmüthiges Betragen entgegen. Nur dann und wann funkelten ihre Augen höher auf, und Erasmus fühlte, wie leiſe Schauer aus dem Innerſten heraus ihn durchbebten, wenn ſie manchmal ihn mit einem recht ſeltſamen Blicke traf. Nie ſagte ſie ihm, daß ſie ihn liebe, aber ihre ganze Art und Weiſe mit ihm umzugehen, ließ es ihn deutlich ahnen, und ſo kam es, daß immer feſtere und feſtere Bande ihn umſtrickten. Ein wahres Sonnenleben ging ihm auf; die Freunde ſah er ſelten, da Giulietta ihn in andere fremde Geſellſchaft eingeführt. —

Einſt begegnete ihm Friedrich, der ließ ihn nicht los, und als der Erasmus durch manche Erinnerung an ſein Vaterland und an ſein Haus recht mild und weich geworden, da ſagte Friedrich: „Weißt Du wohl, Spikher, daß Du in recht gefährliche Bekanntſchaft gerathen biſt? Du mußt es doch wohl ſchon gemerkt haben, daß die ſchöne Giulietta eine der ſchlaueſten Courtiſanen iſt, die es je gab. Man trägt ſich dabei mit allerlei geheimnißvollen, ſeltſamen Geſchichten, die ſie in gar beſonderm Lichte erſcheinen laſſen. Daß ſie über die Menſchen, wenn ſie will, eine unwiderſtehliche Macht übt und ſie in unauflösliche Bande verſtrickt, ſeh' ich an Dir, Du biſt ganz und gar verändert, Du biſt ganz der verführeriſchen Giulietta hingegeben, Du denkſt nicht mehr an Deine liebe fromme Hausfrau.“ — Da hielt Erasmus beide Hände vor's Geſicht, er ſchluchzte laut, er rief den Namen ſeiner Frau. Friedrich merkte wohl, wie ein innerer harter Kampf begonnen. „Spikher,“ fuhr er fort, „laß uns ſchnell abreiſen.“ „Ja, Friedrich,“ rief Spikher heftig, „Du haſt Recht. Ich weiß nicht, wie mich ſo finſtre gräßliche Ahnungen plötzlich ergreifen, — ich muß fort, noch heute fort.“ — Beide Freunde eilten über die Straße, quer vorüber ſchritt Signor Dapertutto, der lachte dem Erasmus in's Geſicht und rief: „Ach, eilt doch, eilt doch nur ſchnell, Giulietta wartet ſchon, das Herz voll Sehnſucht, die Augen voll Thränen. — Ach, eilt doch, eilt doch!“ Erasmus wurde wie vom Blitz getroffen. „Dieſer

Kerl,“ ſprach Friedrich, „dieſer Ciarlatano iſt mir im Grunde der Seele zuwider, und daß der bei Giulietta aus- und eingeht und ihr ſeine Wundereſſenzen verkauft.“ — „Was!“ rief Eraſmus, „dieſer abſcheuliche Kerl bei Giulietta — bei Giulietta?“ — „Wo bleibt Ihr aber auch ſo lange, Alles wartet auf Euch, habt Ihr denn gar nicht an mich gedacht?“ ſo rief eine ſanfte Stimme vom Balkon herab. Es war Giulietta, vor deren Hauſe die Freunde, ohne es bemerkt zu haben, ſtanden. Mit einem Sprunge war Eraſmus im Hauſe. „Der iſt nun einmal hin und nicht mehr zu retten,“ ſprach Friedrich leiſe und ſchlich über die Straße fort. —

Nie war Giulietta liebenswürdiger geweſen, ſie trug dieſelbe Kleidung als damals in dem Garten, ſie ſtrahlte in voller Schönheit und jugendlicher Anmuth. Eraſmus hatte Alles vergeſſen, was er mit Friedrich geſprochen, mehr als je riß ihn die höchſte Wonne, das höchſte Entzücken unwiderſtehlich hin, aber auch noch niemals hatte Giulietta ſo ohne allen Rückhalt ihre innigſte Liebe merken laſſen. Nur ihn ſchien ſie zu beachten, nur für ihn zu ſeyn. — Auf einer Villa, die Giulietta für den Sommer gemiethet, ſollte ein Feſt gefeiert werden. Man begab ſich dahin. In der Geſellſchaft befand ſich ein junger Italiener von recht häßlicher Geſtalt und noch häßlicheren Sitten, der bemühte ſich viel um Giulietta und erregte die Eiferſucht des Eraſmus, der voll Ingrimm ſich von den Andern entfernte und einſam in einer Seiten-Allee des Gartens auf- und abſchlich. Giulietta ſuchte ihn auf. „Was iſt Dir? — biſt Du denn nicht ganz mein?“ Damit umfing ſie ihn mit den zarten Armen und drückte einen Kuß auf ſeine Lippen. Feuerſtrahlen durchblitzten ihn, in raſender Liebeswuth drückte er die Geliebte an ſich und rief: „Nein, ich laſſe Dich nicht, und ſollte ich untergehen im ſchmachvollſten Verderben!“ Giulietta lächelte ſeltſam bei dieſen Worten, und ihn traf jener ſonderbare Blick, der ihm jederzeit innern Schauer erregte. Sie gingen wieder zur Geſellſchaft. Der widrige junge Italiener trat jetzt in die Rolle des Eraſmus; von Eiferſucht getrieben, ſtieß er allerlei ſpitze beleidigende Reden gegen Deutſche und insbeſondere gegen Spikher aus. Der konnte es endlich nicht länger ertragen; raſch ſchritt er auf den Italiener los. „Haltet ein,“ ſprach er, „mit Euern nichtswürdigen Sticheleien auf Deutſche und auf mich,“ ſonſt werfe ich Euch in jenen Teich, und Ihr könnt Euch im Schwimmen verlachen." In dem Augenblick blitzte ein Dolch in des Italieners Hand, da packte Eraſmus ihn wüthend bei der Kehle und warf ihn nieder, ein kräftiger Fußtritt in's Genick, und der Italiener gab röchelnd ſeinen Geiſt auf. — Alles ſtürzte auf den Eraſmus los, er war ohne Beſinnung — er fühlte ſich ergriffen, fortgeriſſen. Als er wie aus tiefer Betäubung erwachte, lag er in einem kleinen Cabinet zu Giulietta's Füßen, die, das Haupt über ihn hinabgebeugt, ihn mit beiden Armen umfaßt hielt. „Du böſer, böſer Deutſcher," ſprach ſie unendlich ſanft und mild, „welche Angſt haſt Du mir verurſacht! Aus der nächſten Gefahr habe ich Dich errettet, aber nicht ſicher biſt Du mehr in Florenz, in Italien. Du mußt fort, Du mußt mich, die Dich ſo ſehr liebt, verlaſſen." Der Gedanke der Trennung zerriß den Eraſmus in namenloſem Schmerz und Jammer. „Laß mich bleiben," ſchrie er, „ich will ja gern den Tod leiden, heißt denn ſterben mehr als leben ohne Dich?" Da war es ihm, als rufe eine leiſe ferne Stimme ſchmerzlich ſeinen Namen. Ach! es war die Stimme der frommen deutſchen Hausfrau. Eraſmus verſtummte, und auf ganz ſeltſame Weiſe frug Giulietta: „Du denkſt wohl an Dein Weib? — Ach, Eraſmus, Du wirſt mich nur zu bald vergeſſen." — „Könnte ich nur ewig und immerdar ganz Dein ſeyn," ſprach Eraſmus. Sie ſtanden gerade vor dem ſchönen breiten Spiegel, der in der Wand des Cabinets angebracht war und an deſſen beiden Seiten helle Kerzen brannten. Feſter, inniger drückte Giulietta den Eraſmus an ſich, indem ſie leiſe liſpelte: „Laß mir Dein Spiegelbild, Du innig Geliebter, es ſoll mein und bei mir bleiben immerdar." — „Giulietta," rief Eraſmus ganz verwundert, „was meinſt Du denn? — mein Spiegelbild?" — Er ſah dabei in den Spiegel, der ihn und Giulietta in ſüßer Liebesumarmung zurückwarf. „Wie kannſt Du denn mein Spiegelbild behalten," fuhr er fort, „das mit mir wandelt überall, und aus jedem klaren Waſſer, aus jeder hellgeſchliffenen Fläche mir entgegentritt?" — „Nicht einmal," ſprach Giulietta, „nicht einmal dieſen Traum Deines Ichs, wie er aus dem Spiegel hervorſchimmert, gönnſt Du mir, der Du ſonſt mein mit Leib und Leben ſeyn wollteſt? Nicht einmal Dein unſtetes Bild ſoll bei mir bleiben und mit mir wandeln durch das arme Leben, das nun wohl, da Du fliehſt, ohne Luſt und Liebe bleiben wird?" Die heißen Thränen ſtürzten der Giulietta aus den ſchönen dunklen Augen. Da rief Eraſmus wahnſinnig vor glühendem Liebesſchmerz: „Muß ich denn fort von Dir? — muß ich fort, ſo ſoll mein Spiegelbild Dein bleiben auf ewig und immerdar. Keine Macht — der Teufel ſoll es Dir nicht entreißen, bis Du mich ſelbſt haſt mit Seele und Leib.“ — Giulietta's Küſſe brannten wie Feuer auf ſeinem Munde, als er dies geſprochen, dann ließ ſie ihn los und ſtreckte ſehnſuchtsvoll die Arme aus nach dem Spiegel. Erasmus ſah, wie ſein Bild unabhängig von ſeinen Bewegungen hervortrat, wie es in Giulietta's Arme glitt, wie es mit ihr im ſeltſamen Duft verſchwand. Allerlei häßliche Stimmen meckerten und lachten in teufliſchem Hohn; erfaßt von dem Todeskrampf des tiefſten Entſetzens ſank er bewußtlos zu Boden, aber die fürchterliche Angſt — das Grauſen riß ihn auf aus der Betäubung, in dicker dicker Finſterniß taumelte er zur Thür hinaus, die Treppe hinab. Vor dem Hauſe ergriff man ihn und hob ihn in einen Wagen, der ſchnell fortrollte. „Dieſelben haben ſich etwas alterirt, wie es ſcheint,“ ſprach der Mann, der ſich neben ihn geſetzt hatte, in deutſcher Sprache, „Dieſelben haben ſich etwas alterirt, indeſſen wird jetzt Alles ganz vortrefflich gehen, wenn Sie ſich nur mir ganz überlaſſen wollen. Giuliettchen hat ſchon das Ihrige gethan und mir Sie empfohlen. Sie ſind auch ein recht lieber junger Mann und inkliniren erſtaunlich zu angenehmen Späßen, wie ſie uns, mir und Giuliettchen, ſehr behagen. Das war mir ein recht tüchtiger deutſcher Tritt in den Nacken. Wie dem Amoroſo die Zunge dunkelblau zum Halſe heraushing — es ſah recht poſſierlich aus, und wie er ſo ächzte und ſtöhnte und nicht gleich abfahren konnte — ha — ha — ha —“ Die Stimme des Mannes war ſo widrig höhnend, ſein Schnickſchnack ſo gräßlich, daß die Worte Dolchſtichen gleich in des Erasmus Bruſt fuhren. „Wer Ihr auch ſeyn mögt,“ ſprach Erasmus, „ſchweigt, ſchweigt von der entſetzlichen That, die ich bereue!“ — „Bereuen, bereuen!“ erwiederte der Mann, „ſo bereut Ihr auch wohl, daß Ihr Giulietta kennen gelernt und ihre ſüße Liebe erworben habt?“ — „Ach, Giulietta, Giulietta!“ ſeufzte Erasmus. „Nun ja,“ fuhr der Mann fort, „ſo ſeyd Ihr nun kindiſch, Ihr wünſcht und wollt, aber Alles ſoll auf gleichem glatten Wege bleiben. Fatal iſt es zwar, daß Ihr Giulietta habt verlaſſen müſſen, aber doch könnte ich wohl, bliebet Ihr hier, Euch allen Dolchen Eurer Verfolger und auch der lieben Juſtiz entziehen.“ Der Gedanke bei Giulietta bleiben zu können, ergriff den Erasmus gar mächtig. „Wie wäre das möglich?“ fragte er. — „Ich kenne,“ fuhr der Mann fort, „ein ſympathetiſches Mittel, das Eure Verfolger mit Blindheit ſchlägt, kurz, welches bewirkt, daß Ihr ihnen immer mit einem andern Geſichte erſcheint und ſie Euch niemals wieder erkennen. So wie es Tag iſt, werdet Ihr ſo gut ſeyn recht lange und aufmerkſam in irgend einen Spiegel zu ſchauen, mit Euerm Spiegelbilde nehme ich dann, ohne es im mindeſten zu verſehren, gewiſſe Operationen vor und Ihr ſeyd geborgen, Ihr könnt dann leben mit Giulietta ohne alle Gefahr in aller Luſt und Freudigkeit.“ — „Fürchterlich, fürchterlich!“ ſchrie Erasmus auf. „Was iſt denn fürchterlich, mein Wertheſter?“ fragte der Mann höhniſch. „Ach, ich — habe, ich — habe,“ fing Erasmus an — „Euer Spiegelbild ſitzen laſſen,“ fiel der Mann ſchnell ein, „ſitzen laſſen bei Giulietta? — ha ha ha! Braviſſimo, mein Beſter! Nun könnt Ihr durch Fluren und Wälder, Städte und Dörfer laufen, bis Ihr Euer Weib gefunden nebſt dem kleinen Rasmus und wieder ein Familienvater ſeyd, wiewohl ohne Spiegelbild, worauf es Eurer Frau auch weiter wohl nicht ankommen wird, da ſie Euch leiblich hat, Giulietta aber immer nur Euer ſchimmerndes Traum-Ich.“ — „Schweige, Du entſetzlicher Menſch,“ ſchrie Erasmus. In dem Augenblick nahte ſich ein fröhlich ſingender Zug mit Fackeln, die ihren Glanz in den Wagen warfen. Erasmus ſah ſeinem Begleiter in's Geſicht und erkannte den häßlichen Doktor Dapertutto. Mit einem Satz ſprang er aus dem Wagen und lief dem Zuge entgegen, da er ſchon in der Ferne Friedrichs wohltönenden Baß erkannt hatte. Die Freunde kehrten von einem ländlichen Mahle zurück. Schnell unterrichtete Erasmus Friedrichen von Allem was geſchehen, und verſchwieg nur den Verluſt ſeines Spiegelbildes. Friedrich eilte mit ihm voran nach der Stadt, und ſo ſchnell wurde alles Nöthige veranſtaltet, daß, als die Morgenröthe aufgegangen, Erasmus auf einem raſchen Pferde ſich ſchon weit von Florenz entfernt hatte. — Spikher hat manches Abentheuer aufgeſchrieben, das ihm auf ſeiner Reiſe begegnete. Am merkwürdigſten iſt der Vorfall, welcher zuerſt den Verluſt ſeines Spiegelbildes ihm recht ſeltſam fühlen ließ. Er war nämlich gerade, weil ſein müdes Pferd Erholung bedurfte, in einer großen Stadt geblieben, und ſetzte ſich ohne Arg an die ſtark beſetzte Wirthstafel, nicht achtend, daß ihm gegenüber ein ſchöner klarer Spiegel hing. Ein Satan von Kellner, der hinter ſeinem Stuhle ſtand, wurde gewahr, daß drüben im Spiegel der Stuhl leer geblieben und ſich nichts von der darauf ſitzenden Perſon reflektire. Er theilte ſeine Bemerkung dem Nachbar des Eraſmus mit, der ſeinem Nebenmann, es lief durch die ganze Tiſchreihe ein Gemurmel und Geflüſter, man ſah den Eraſmus an, dann in den Spiegel. Noch hatte Eraſmus gar nicht bemerkt, daß ihm das Alles galt, als ein ernſthafter Mann vom Tiſche aufſtand, ihn vor den Spiegel führte, hineinſah und dann ſich zur Geſellſchaft wendend laut rief: Wahrhaftig, er hat kein Spiegelbild! „Er hat kein Spiegelbild — er hat kein Spiegelbild!" ſchrie Alles durch einander; „ein mauvais sujet, ein homo nefas, werft ihn zur Thür hinaus!" — Voll Wuth und Schaam flüchtete Eraſmus auf ſein Zimmer; aber kaum war er dort, als ihm von Polizei wegen angekündigt wurde, daß er binnen einer Stunde mit ſeinem vollſtändigen, völlig ähnlichen Spiegelbilde vor der Obrigkeit erſcheinen oder die Stadt verlaſſen müſſe. Er eilte von dannen, vom müſſigen Pöbel, von den Straßenjungen verfolgt, die ihm nachſchrieen: „da reitet er hin, der dem Teufel ſein Spiegelbild verkauft hat, da reitet er hin!" — Endlich war er im Freien. Nun ließ er überall wo er hinkam, unter dem Vorwande eines natürlichen Abſcheus gegen jede Abſpiegelung, alle Spiegel ſchnell verhängen, und man nannte ihn daher ſpottweiſe den General Suwarow, der ein Gleiches that. —

Freudig empfing ihn, als er ſeine Vaterſtadt und ſein Haus erreicht, die liebe Frau mit dem kleinen Raſmus, und bald ſchien es ihm, als ſey in ruhiger, friedlicher Häuslichkeit der Verluſt des Spiegelbildes wohl zu verſchmerzen. Es begab ſich eines Tages, daß Spikher, der die ſchöne Giulietta ganz aus Sinn und Gedanken verloren, mit dem kleinen Raſmus ſpielte; der hatte die Händchen voll Ofenruß und fuhr damit dem Papa in's Angeſicht. „Ach, Vater, Vater, wie hab' ich Dich ſchwarz gemacht, ſchau mal her!" So rief der Kleine und holte, ehe Spikher es hindern konnte, einen Spiegel herbei, den er, ebenfalls hineinſchauend, dem Vater vorhielt. — Aber gleich ließ er den Spiegel weinend fallen und lief ſchnell zum Zimmer hinaus. Bald darauf trat die Frau herein, Staunen und Schreck in den Mienen. „Was hat mir der Raſmus von Dir erzählt," ſprach ſie. „Daß ich kein Spiegelbild hätte, nicht wahr, mein Liebchen?" fiel Spikher mit erzwungenem Lächeln ein, und bemühte ſich zu beweiſen, daß es zwar unſinnig ſey zu glauben, man könne überhaupt ſein Spiegelbild verlieren, im Ganzen ſey aber nicht viel daran verloren, da jedes Spiegelbild doch nur eine Illuſion ſey, Selbſtbetrachtung zur Eitelkeit führe, und noch dazu ein ſolches Bild das eigne Ich ſpalte in Wahrheit und Traum. Indem er ſo ſprach, hatte die Frau von einem verhängten Spiegel, der ſich in dem Wohnzimmer befand, ſchnell das Tuch herabgezogen. Sie ſchaute hinein, und als träfe ſie ein Blitzſtrahl, ſank ſie zu Boden. Spikher hob ſie auf, aber kaum hatte die Frau das Bewußtſeyn wieder, als ſie ihn mit Abſcheu von ſich ſtieß. „Verlaſſe mich," ſchrie ſie, „verlaſſe mich, fürchterlicher Menſch! Du biſt es nicht, Du biſt nicht mein Mann, nein — ein hölliſcher Geiſt biſt Du, der mich um meine Seligkeit bringen, der mich verderben will. — Fort, verlaſſe mich, Du haſt keine Macht über mich, Verdammter!" Ihre Stimme gellte durch das Zimmer, durch den Saal, die Hausleute liefen entſetzt herbei, in voller Wuth und Verzweiflung ſtürzte Erasmus zum Hauſe hinaus. Wie von wilder Raſerei getrieben rannte er durch die einſamen Gänge des Parks, der ſich bei der Stadt befand. Giulietta's Geſtalt ſtieg vor ihm auf in Engelsſchönheit, da rief er laut: „Rächſt Du Dich ſo, Giulietta, dafür, daß ich Dich verließ und Dir ſtatt meines Selbſt nur mein Spiegelbild gab? Ha, Giulietta, ich will ja Dein ſeyn mit Leib und Seele. Sie hat mich verſtoßen, Sie, der ich Dich opferte. Giulietta, Giulietta, ich will ja Dein ſeyn mit Leib und Leben und Seele." — „Das können Sie ganz füglich, mein Wertheſter," ſprach Signor Dapertutto, der auf einmal in ſeinem ſcharlachrothen Rocke mit den blitzenden Stahlknöpfen dicht neben ihm ſtand. Es waren Troſtesworte für den unglücklichen Erasmus, deshalb achtete er nicht Dapertutto's hämiſches, häßliches Geſicht, er blieb ſtehen und fragte mit recht kläglichem Ton: „Wie ſoll ich ſie denn wieder finden, ſie, die wohl auf immer für mich verloren iſt!" — „Mit nichten," erwiederte Dapertutto, „ſie iſt gar nicht weit von hier und ſehnt ſich erſtaunlich nach Ihrem werthen Selbſt, Verehrter, da doch, wie Sie einſehen, ein Spiegelbild nur eine ſchnöde Illuſion iſt. Uebrigens giebt ſie Ihnen, ſobald ſie ſich Ihrer werthen Perſon, nämlich mit Leib, Leben und Seele ſicher weiß, Ihr angenehmes Spiegelbild glatt und unverſehrt dankbarlichſt zurück." „Führe mich zu ihr — zu ihr hin!" rief Erasmus, „wo iſt ſie?" „Noch einer Kleinigkeit bedarf es," fiel Dapertutto ein, „bevor Sie Giulietta ſehen und ſich ihr gegen Erſtattung des Spiegelbildes ganz ergeben können. Dieſelben vermögen nicht ſo ganz über Dero werthe Perſon zu disponiren, da Sie noch durch gewiſſe Bande gefeſſelt ſind, die erſt gelöſet werden müſſen. — Dero liebe Frau nebſt dem hoffnungsvollen Söhnlein" — „Was ſoll das?" — fuhr Erasmus auf. „Eine unmaßgebliche Trennung dieſer Bande," fuhr Dapertutto fort, „könnte auf ganz leichte menſchliche Weiſe bewirkt werden. Sie wiſſen ja von Florenz aus, daß ich wunderſame Medikamente geſchickt zu bereiten weiß, da hab' ich denn hier ſo ein Hausmittelchen in der Hand. Nur ein paar Tropfen dürfen die genießen, welche Ihnen und der lieben Giulietta im Wege ſind, und ſie ſinken ohne ſchmerzliche Gebehrde lautlos zuſammen. Man nennt das zwar ſterben, und der Tod ſoll bitter ſeyn; aber iſt denn der Geſchmack bittrer Mandeln nicht lieblich, und nur dieſe Bitterkeit hat der Tod, den dieſes Fläſchchen verſchließt. Sogleich nach dem fröhlichen Hinſinken wird die werthe Familie einen angenehmen Geruch von bittern Mandeln verbreiten. — Nehmen Sie, Geehrteſter." — Er reichte dem Erasmus eine kleine Phiole hin *). „Entſetzlicher Menſch," ſchrie dieſer, „vergiften ſoll ich Weib und Kind?" „Wer ſpricht denn von Gift," fiel der Rothe ein, „nur ein wohlſchmeckendes Hausmittel iſt in der Phiole enthalten. Mir ſtünden andere Mittel, Ihnen Freiheit zu ſchaffen, zu Gebote, aber durch Sie ſelbſt möcht' ich ſo ganz natürlich, ſo ganz menſchlich wirken, das iſt nun einmal meine Liebhaberei. Nehmen Sie getroſt, mein Beſter! — Erasmus hatte die Phiole in der Hand, er wußte ſelbſt nicht wie. Gedankenlos rannte er nach Hauſe in ſein Zimmer. Die ganze Nacht hatte die Frau unter tauſend Aengſten und Qualen zugebracht, ſie behauptete fortwährend, der Zurückgekommene ſey nicht ihr Mann, ſondern ein hölliſcher Geiſt, der ihres Mannes Geſtalt angenommen. So wie Spikher in's Haus trat, floh Alles ſcheu zurück, nur der kleine Rasmus wagte es, ihm nahe zu treten und kindiſch zu fragen, warum er denn ſein Spiegelbild nicht mitgebracht habe, die Mutter würde ſich darüber zu Tode grämen. Erasmus

---

*) Dapertutto's Phiole enthielt gewiß rectificirtes Kirſchlorbeerwaſſer, ſogenannte Blauſäure. Der Genuß einer ſehr geringen Quantität dieſes Waſſers (weniger als eine Unze) bringt die beſchriebenen Wirkungen hervor. Horns Archiv für medic. Erfahr. 1813. Mai bis Dez. S. 510.

ſtarrte den Kleinen wild an, er hatte noch Dapertutto's Phiole in der Hand. Der Kleine trug ſeine Lieblingstaube auf dem Arm, und ſo kam es, daß dieſe mit dem Schnabel ſich der Phiole näherte und an dem Pfropfe pickte; ſogleich ließ ſie den Kopf ſinken, ſie war todt. Entſetzt ſprang Erasmus auf. „Verräther," ſchrie er, „Du ſollſt mich nicht verführen zur Höllenthat!" — Er ſchleuderte die Phiole durch das offene Fenſter, daß ſie auf dem Steinpflaſter des Hofes in tauſend Stücke zerſprang. Ein lieblicher Mandelgeruch ſtieg auf und verbreitete ſich bis in's Zimmer. Der kleine Rasmus war erſchrocken davon gelaufen. Spikher brachte den ganzen Tag von tauſend Qualen gefoltert zu, bis die Mitternacht eingebrochen. Da wurde immer reger und reger in ſeinem Innern Giulietta's Bild. Einſt zerſprang ihr in ſeiner Gegenwart eine Halsſchnur, von jenen kleinen rothen Beeren aufgezogen, die die Frauen wie Perlen tragen. Die Beeren aufleſend verbarg er ſchnell eine, weil ſie an Giulietta's Halſe gelegen, und bewahrte ſie treulich. Die zog er jezt hervor, und ſie anſtarrend richtete er Sinn und Gedanken auf die verlorne Geliebte. Da war es, als ginge aus der Perle der magiſche Duft hervor, der ihn ſonſt umfloß in Giulietta's Nähe. „Ach, Giulietta, Dich nur noch ein einziges Mal ſehen und dann untergehen in Verderben und Schmach." — Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als es auf dem Gange vor der Thür leiſe zu riſcheln und zu raſcheln begann. Er vernahm Fußtritte — es klopfte an die Thür des Zimmers. Der Athem ſtockte dem Erasmus vor ahnender Angſt und Hoffnung. Er öffnete. Giulietta trat herein, in hoher Schönheit und Anmuth. Wahnſinnig vor Liebe und Luſt ſchloß er ſie in ſeine Arme. „Nun bin ich da, mein Geliebter," ſprach ſie leiſe und ſanft, „aber ſieh, wie getreu ich Dein Spiegelbild bewahrt!" Sie zog das Tuch vom Spiegel herab, Erasmus ſah mit Entzücken ſein Bild der Giulietta ſich anſchmiegend; unabhängig von ihm ſelbſt warf es aber keine ſeiner Bewegungen zurück. Schauer durchbebten den Erasmus. „Giulietta," rief er, „ſoll ich denn raſend werden in der Liebe zu Dir? — Gieb mir das Spiegelbild, nimm mich ſelbſt mit Leib, Leben und Seele." — „Es iſt noch etwas zwiſchen uns, lieber Erasmus," ſprach Giulietta, „Du weißt es — hat Dapertutto Dir nicht geſagt" — „Um Gott, Giulietta," fiel Erasmus ein, kann ich nur auf dieſe Weiſe Dein werden, ſo will ich lieber ſterben." — „Auch ſoll Dich," fuhr Giulietta fort, „Dapertutto keineswegs verleiten zu ſolcher That. Schlimm iſt es freilich, daß ein Gelübde und ein Prieſterſegen nun einmal ſo viel vermag, aber löſen mußt Du das Band, das Dich bindet, denn ſonſt wirſt Du niemals gänzlich mein, und dazu giebt es ein anderes beſſeres Mittel, als Dapertutto vorgeſchlagen." — „Worin beſteht das?" fragte Erasmus heftig. Da ſchlang Giulietta den Arm um ſeinen Nacken, und den Kopf an ſeine Bruſt gelehnt liſpelte ſie leiſe: „Du ſchreibſt auf ein kleines Blättchen Deinen Namen Erasmus Spikher unter die wenigen Worte: Ich gebe meinem guten Freunde Dapertutto Macht über meine Frau und über mein Kind, daß er mit ihnen ſchalte und walte nach Willkür und löſe das Band, das mich bindet, weil ich fortan mit meinem Leibe und mit meiner unſterblichen Seele angehören will der Giulietta, die ich mir zum Weibe erkohren, und der ich mich noch durch ein beſonderes Gelübde auf immerdar verbinden werde." Es rieſelte und zuckte dem Erasmus durch alle Nerven. Feuerküſſe brannten auf ſeinen Lippen, er hatte das Blättchen, das ihm Giulietta gegeben, in der Hand. Rieſengroß ſtand plötzlich Dapertutto hinter Giulietta und reichte ihm eine metallene Feder. In dem Augenblick ſprang dem Erasmus ein Aederchen an der linken Hand und das Blut ſpritzte heraus. „Tunke ein, tunke ein — ſchreib', ſchreib'," krächzte der Rothe. — Schreib', ſchreib', mein ewig, einzig Geliebter," liſpelte Giulietta. Schon hatte er die Feder mit Blut gefüllt, er ſetzte zum Schreiben an — da ging die Thür auf, eine weiße Geſtalt trat herein, die geſpenſtiſch ſtarren Augen auf Erasmus gerichtet, rief ſie ſchmerzvoll und dumpf: „Erasmus, Erasmus, was beginnſt Du — um des Heilandes willen, laß ab von gräßlicher That!" — Erasmus in der warnenden Geſtalt ſein Weib erkennend, warf Blatt und Feder weit von ſich. — Funkelnde Blitze ſchoſſen aus Giulietta's Augen, gräßlich verzerrt war das Geſicht, brennende Gluth ihr Körper. „Laß ab von mir, Höllengeſindel, Du ſollſt keinen Theil haben an meiner Seele. In des Heilandes Namen, hebe Dich von mir hinweg, Schlange — die Hölle glüht aus Dir." — So ſchrie Erasmus und ſtieß mit kräftiger Fauſt Giulietta, die ihn noch immer umſchlungen hielt, zurück. Da gellte und heulte es in ſchneidenden Mißtönen, und es rauſchte wie mit ſchwarzen Rabenfittigen im Zimmer umher. — Giulietta — Dapertutto verſchwanden im dicken ſtinkenden Dampf, der wie aus den Wänden quoll, die

Lichter verlöſchend. Endlich brachen die Strahlen des Morgenroths durch die Fenſter. Erasmus begab ſich gleich zu ſeiner Frau. Er fand ſie ganz milde und ſanftmüthig. Der kleine Rasmus ſaß ſchon ganz munter auf ihrem Bette; ſie reichte dem erſchöpften Mann die Hand, ſprechend: „Ich weiß nun Alles, was Dir in Italien Schlimmes begegnet, und bedaure Dich von ganzem Herzen. Die Gewalt des Feindes iſt ſehr groß, und wie er denn nun allen möglichen Laſtern ergeben iſt, ſo ſtiehlt er auch ſehr, und hat dem Gelüſt nicht widerſtehen können, Dir Dein ſchönes, vollkommen ähnliches Spiegelbild auf recht hämiſche Weiſe zu entwenden. — Sieh doch einmal in jenen Spiegel dort, lieber, guter Mann!“ — Spikher that es, am ganzen Leibe zitternd, mit recht kläglicher Miene. Blank und klar blieb der Spiegel, kein Erasmus Spikher ſchaute heraus. „Diesmal,“ fuhr die Frau fort: „iſt es recht gut, daß der Spiegel Dein Bild nicht zurückwirft, denn Du ſiehſt ſehr albern aus, lieber Erasmus. Begreifen wirſt Du aber übrigens wohl ſelbſt, daß Du ohne Spiegelbild ein Spott der Leute biſt und kein ordentlicher, vollſtändiger Familienvater ſeyn kannſt, der Reſpekt einflößt der Frau und den Kindern. Rasmuschen lacht Dich auch ſchon aus, und will Dir nächſtens einen Schnauzbart malen mit Kohle, weil Du das nicht bemerken kannſt. Wandre alſo nur noch ein bischen in der Welt herum und ſuche gelegentlich dem Teufel Dein Spiegelbild abzujagen. Haſt Du's wieder, ſo ſollſt Du mir recht herzlich willkommen ſeyn. Küſſe mich, (Spikher that es) und nun — glückliche Reiſe! Schicke dem Rasmus dann und wann ein Paar neue Höschen, denn er rutſcht ſehr auf den Knieen und braucht dergleichen viel. Kommſt Du aber nach Nürnberg, ſo füge einen bunten Huſaren hinzu und einen Pfefferkuchen, als liebender Vater. Lebe recht wohl, lieber Erasmus!“ — Die Frau drehte ſich auf die andere Seite und ſchlief ein. Spikher hob den kleinen Rasmus in die Höhe und drückte ihn an's Herz; der ſchrie aber ſehr, da ſetzte Spikher ihn wieder auf die Erde und ging in die weite Welt. Er traf einmal auf einen gewiſſen Peter Schlemihl, der hatte ſeinen Schlagſchatten verkauft; Beide wollten Compagnie gehen, ſo daß Erasmus Spikher den nöthigen Schlagſchatten werfen, Peter Schlemihl dagegen das gehörige Spiegelbild reflektiren ſollte; es wurde aber nichts daraus.

Ende der Geſchichte vom verlornen Spiegelbilde.

Poſtſkript des reiſenden Enthuſiaſten.

— Was ſchaut denn dort aus jenem Spiegel heraus? — Bin ich es auch wirklich? — O Julie — Giulietta — Himmelsbild — Höllengeiſt — Entzücken und Qual — Sehnſucht und Verzweiflung. — Du ſiehſt, mein lieber Theodor Amadäus Hoffmann, daß nur zu oft eine fremde dunkle Macht ſichtbarlich in mein Leben tritt, und den Schlaf um die beſten Träume betrügend, mir gar ſeltſame Geſtalten in den Weg ſchiebt. Ganz erfüllt von den Erſcheinungen der Sylveſternacht, glaube ich beinahe, daß jener Juſtizrath wirklich von Tragant, ſein Thee eine Weihnachts- oder Neujahrsausſtellung, die holde Julie aber jenes verführeriſche Frauenbild von Rembrandt oder Callot war, das den unglücklichen Erasmus Spikher um ſein ſchönes ähnliches Spiegelbild betrog. Vergieb mir das!

IV.

Kreisleriana.

Der Herausgeber dieſer Blätter traf im Herbſt v. J. mit dem ritterlichen Dichter des Sigurd, des Zauberringes, der Undine, der Corona ꝛc. in Berlin auf das erfreulichſte zuſammen. Man ſprach viel von dem wunderlichen Johannes Kreisler, und es mittelte ſich aus, daß er auf eine höchſt merkwürdige Weiſe in die Nähe eines ihm innigſt verwandten Geiſtes, der nur auf andere Weiſe in's äußere Leben trat, gekommen ſeyn mußte. — Unter den nachgelaſſenen Papieren des Barons Wallborn, eines jungen Dichters, der in verfehlter Liebe den Wahnſinn fand und auch den lindernden Tod, und deſſen Geſchichte de la Motte Fouqué in einer Novelle, Ixion geheißen, früher beſchrieb, war nämlich ein Brief aufgefunden worden, den Wallborn an den Kreisler geſchrieben, aber nicht abgeſendet hatte. — Auch Kreisler ließ vor ſeiner Entfernung einen Brief zurück. Es hatte damit folgende Bewandtniß. — Schon lange galt der arme Johannes allgemein für wahnſinnig, und in der That ſtach auch ſein ganzes Thun und Treiben, vorzüglich ſein Leben in der Kunſt, ſo grell gegen Alles ab, was vernünftig und ſchicklich heißt, daß an der innern Zerrüttung ſeines Geiſtes kaum zu zweifeln war. Immer exzentriſcher, immer verwirrter wurde ſein Ideengang; ſo z. B. ſprach er, kurz vor ſeiner Flucht aus dem Orte, viel von der unglücklichen Liebe einer Nachtigall zu einer Purpurnelke, das Ganze ſey aber (meinte er) nichts als ein Adagio, und dies nun wieder eigentlich ein einziger lang ausgehaltener Ton Juliens, auf dem Romeo in den höchſten Himmel voll Liebe und Seligkeit hinaufſchwebe. Endlich geſtand er mir, wie er ſeinen Tod beſchloſſen und ſich im nächſten Walde mit einer übermäßigen Quinte erdolchen werde. So wurde oft ſein höchſter Schmerz auf eine ſchauerliche Weiſe ſkurril. Noch in der Nacht, als er auf immer ſchied, brachte er ſeinem innigſten Freunde Hoffmann einen ſorgfältig verſiegelten Brief mit der dringenden Bitte, ihn gleich an die Behörde abzuſenden. Das war aber nicht wohl thunlich, da der Brief die wunderliche Adreſſe hatte:

An den Freund und Gefährten in Liebe.
Leid und Tod!

Abzugeben in der Welt, dicht an der
großen Dornenhecke, der Gränze
der Vernunft.

Cito
par bonté.

Verſchloſſen wurde der Brief aufbewahrt und es dem Zufall überlaſſen, jenen Freund und Gefährten näher zu bezeichnen. Es traf ein. Der Wallborniſche Brief, gütigſt von de la Motte Fouqué mitgetheilt, ſetzte es nämlich außer allen Zweifel, daß Kreisler unter jenem Freunde niemand Anders, als den Baron Wallborn gemeint hatte. Beide Briefe wurden mit Vorwort von Fouqué und Hoffmann in dem dritten und letzten Heft der Muſen abgedruckt, ſie dürfen aber wohl auch hier ſchicklich den Kreislerianis, die der letzte Band der Fantaſieſtücke enthält, vorangehen, da das eigne Zuſammentreffen Wallborns und Kreislers dem geneigten Leſer, in ſofern er dem wunderlichen Johannes nur einigermaßen wohl will, nicht gleichgültig ſeyn kann.

So wie übrigens Wallborn in verfehlter Liebe den Wahnſinn fand, ſo ſcheint auch Kreisler durch eine ganz fantaſtiſche Liebe zu einer Sängerinn auf die höchſte Spitze des Wahnſinns getrieben worden zu ſeyn, wenigſtens iſt die Andeutung darüber in einem von ihm nachgelaſſenen Aufſatz, überſchrieben: die Liebe des Künſtlers, enthalten. Dieſer Aufſatz, ſo wie mehrere andere, die einen Cyklus des Rein-Geiſtigen in der Muſik bilden, könnten vielleicht bald unter dem Titel: „Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers," in ein Buch gefaßt, erſcheinen.

1.

Brief des Barons Wallborn an den Kapellmeiſter Kreisler.

Ew. Wohlgeboren befinden ſich, wie ich vernehme, ſeit geraumer Zeit mit mir in einem und demſelben Falle. Man hat nämlich Dieſelben lange ſchon im Verdachte der Tollheit gehabt, einer Kunſtliebe wegen, die etwas allzumerklich über den Leiſten hinausgeht, welchen die ſogenannte verſtändige Welt für dergleichen Meſſungen aufbewahrt. Es fehlte nur noch Eins, um uns Beide gänzlich zu Gefährten zu machen. Ew. Wohlgeboren waren ſchon früher der ganzen Geſchichte überdrüſſig geworden, und hatten ſich entſchloſſen, davon zu laufen, ich hingegen blieb und blieb, und ließ mich quälen und verhöhnen, ja, was ſchlimmer iſt, mit Rathſchlägen bombardiren, und fand während dieſer ganzen Zeit im Grunde meine beſte Erquickung in Ihren zurückgelaſſenen Papieren, deren Anſchauung mir durch Fräulein von B., o Sternbild in der Nacht! — bisweilen vergönnt ward. Dabei fiel mir ein, ich müſſe Dieſelben ſchon früher einmal irgendwo geſehen haben. Sind Ew. Wohlgeboren nicht ein kleiner wunderlicher Mann, mit einer Phyſiognomie, welche man in einiger Hinſicht dem von Alcibiades belobten Sokrates vergleichen kann? nämlich, weil der Gott im Gehäuſe ſich verſteckt hinter eine wunderliche Maske, aber dennoch hervorſprüht mit gewaltigem Blitzen, keck, anmuthig und furchtbar! Pflegen Ew. Wohlgeboren nicht einen Rock zu tragen, deſſen Farbe man die allerſeltſamſte nennen könnte, wäre der Kragen darauf nicht von einer noch ſeltſamern? Und iſt man nicht über die Form dieſes Kleides zweifelhaft, ob es ein Leibrock iſt, der zum Ueberrock werden will, oder ein Ueberrock, der ſich zum Leibrock umgeſtaltet hat? Ein ſolcher Mann wenigſtens ſtand einſtmals neben mir im Theater, als Jemand ein italieniſcher Buffo ſeyn wollte und nicht konnte, aber vor meines Nachbars Witz und Lebensfeuer ward mir das Jammerſpiel dennoch zum Luſtſpiel. Er nannte ſich auf Befragen Dr. Schulz aus Rathenow, aber ich glaubte gleich nicht daran, eines ſeltſamen ſkurrilen Lächelns halber, das dabei um Ew. Wohlgeboren Mund zog; denn Sie waren es ohne Zweifel.

Zuvörderſt laſſen Sie mich Ihnen anzeigen, daß ich Ihnen ſeit Kurzem nachgelaufen bin, und zwar an denſelben Ort, d. h. in die weite Welt, wo wir uns denn auch zweifelsohne ſchon antreffen werden. Denn, obgleich der Raum breit ſcheinen möchte, ſo wird er doch für unſers Gleichen durch die vernünftigen Leute recht furchtbar enge gemacht, ſo daß wir durchaus irgendwo an einander rennen müſſen, wäre es auch nur, wenn ſich Jeder von uns vor einem verſtändigen Manne auf ängſtlicher Flucht befindet, oder gar vor den obenerwähnten Rathſchlägen, welche man, beiläufig geſagt, wohl beſſer und kürzer geradezu und ohne Umſchreibung Radſchläge nennen könnte.

Für jetzt geht mein Beſtreben dahin, Ew. Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zu den von Ihnen aufgezeichneten muſikaliſchen Leiden zu liefern.

Iſt es Denenſelben noch nie begegnet, daß Sie, um irgend etwas Muſikaliſches vorzutragen oder vortragen zu hören, ſechs bis ſieben Zimmer weit von der ſprechenden Geſellſchaft fortgingen, daß aber dieſe deſſenungeachtet hinterdrein gerannt kam und zuhörte, d. h. nach möglichſten Kräften ſchwatzte? Was mich betrifft, ich glaube, den Leuten iſt zu dieſem Zwecke kein Weg ein Umweg, kein Gang zu weit, keine Treppe, ja kein Gebirge zu ſteil und zu hoch.

Sodann: haben Ew. Wohlgeboren nicht vielleicht ſchon bemerkt, daß es keine tüchtigere Verächter der Muſik giebt, ja ſogar feindſeligere Antipoden derſelben, als alle ächte Bediente? Reicht wohl irgend ein gegebener Befehl hin, ſie die Thüren nicht ſchmeißen zu laſſen, oder gar leiſe zu gehen, oder auch nur eben nichts hinzuwerfen, wo ſie gerade im Zimmer ſind, und ſich irgend ein beſeligender Klang aus Inſtrument oder Stimme erhebt? Aber ſie thun mehr. Sie ſind durch einen ganz beſondern Höllengenius angewieſen, grade dann hereinzukommen, wenn die Seele in den Wogen der Töne ſchwillt, um etwas zu holen, oder zu flüſtern, oder, wenn ſie täppiſch ſind, mit roher, frecher Gemeinheit ordentlich luſtig drein zu fragen. Und zwar nicht etwa während eines Zwiſchenſpieles, oder in irgend einem minder wichtigen Augenblicke; nein, auf dem Gipfel aller Herrlichkeit, wo man ſeinem Athem gebieten möchte, ſtille zu ſtehn, um nichts von den goldnen Klängen fortzuhauchen, wo das Paradies aufgeht, leiſe, ganz leiſe vor den tönenden Akkorden, — da, juſt da! — O Herr des Himmels und der Erden!

Doch iſt nicht zu verſchweigen, daß es vortreffliche Kinder giebt, die, vom reinſten Bedientengeiſt beſeelt, dieſelbe Rolle in Ermangelung jener Subjekte mit gleicher Vortrefflichkeit und gleichem Glück auszuführen im Stande ſind. Ach, und Kinder, wieviel gehört dazu, euch zu ſolchen Bedienten zu machen! — Es wird mir ernſt, ſehr ernſt hierbei zu Sinne, und nur kaum vermag ich noch zu bemerken, daß dem Vorleſer die gleichen anmuthigen Weſen gleich erhebend und günſtig ſind.

Und galt denn die Thräne, die jetzt gegen mein Auge herauf, der Blutstropfen, der mir ſtechend an's Herz drang, — galten ſie nur den Kindern allein?

Ach, es geſchah Euch vielleicht noch nie, daß Ihr irgend ein Lied ſingen wolltet vor Augen, die Euch aus dem Himmel herab anzublicken ſchienen, die Euer ganzes, beſſeres Seyn verſchönt auf Euch herniederſtrahlten, und daß Ihr auch wirklich anfingt, und glaubtet, o Johannes, nun habe Euer Laut die geliebte Seele durchdrungen, und nun, eben nun werde des Klanges höchſter Schwung Thauperlen um jene zwei Sterne ziehen, mildernd und ſchmückend den ſeligen Glanz, — und die Sterne wandten ſich geruhig nach irgend einer Läpperei hin, etwa nach einer gefallenen Maſche, und die Engelslippen verkniffen, unhold lächelnd, ein übermächtiges Gähnen, — und, Herr, es war weiter nichts, als Ihr hattet die gnädige Frau ennuyirt.

Lacht nicht, lieber Johannes. Giebt es doch nichts Schmerzlicheres im Leben, nichts furchtbarer Zerſtörendes, als wenn die Juno zur Wolke wird.

Ach Wolke, Wolke! Schöne Wolke!

Und im Vertrauen, Herr, hier liegt der Grund, warum ich das geworden bin, was die Leute toll nennen. — Aber ich bin nur ſelten wild dabei. Meiſt weine ich ganz ſtill. Fürchte Dich alſo nicht vor mir, Johannes, aber lachen mußt Du auch nicht. Und ſo wollen wir lieber von andern Dingen ſprechen, und doch von nahverwandten, die mir innig für Dich aus dem Herzen herausdringen.

Sieh, Johannes, Du kommſt mir mit dem, was Du gegen alle ungeniale Muſik eiferſt, bisweilen ſehr hart vor. Giebt es denn abſolut ungeniale Muſik? Und wieder von der andern Seite, giebt es denn abſolut vollkommne Muſik, als bei den Engeln? Es mag wohl mit daher kommen, daß mein Ohr weit minder ſcharf und verletzbar iſt, als Deines, aber ich kann Dir mit voller Wahrheit ſagen, daß auch der ſchlechteſte Klang einer verſtimmten Geige mir lieber iſt, als gar keine Muſik. Du wirſt mich hoffentlich deswegen nicht verachten. Eine ſolche Dudelei, heiße ſie nun Tanz oder Marſch, erinnert an das Höchſte, was in uns liegt, und reißt mich mit ſüßen Liebes- oder Kriegestönen leicht über alle Mangelhaftigkeit in ihr ſeliges Urbild hinaus. Manche von den Gedichten, die man mir als gelungen gerühmt hat, — thörichter Ausdruck! — nein, die von Herzen zu Herzen gedrungen ſind, verdanken den erſten Anklang ihres Daſeyns ſehr ungeſtimmten Saiten, ſehr ungeübten Fingern, ſehr mißgeleiteten Kehlen.

Und dann, lieber Johannes, iſt nicht der bloße Wunſch, zu muſiciren, ſchon etwas wahrhaft Rührendes und Erfreuliches? Und vollends das ſchöne Vertrauen, welches die herumziehenden Muſikanten in Edelhof und Hütte leitet, das Vertrauen: Klang und Sang mache allwärts Bahn, worin ſie auch im Grunde nur ſelten geſtört werden durch mürriſch aufgeklärte Herrſchaften und grobe Hunde! Ich möchte eben ſo gern in ein Blumenbeet ſchlagen, als durch einen beginnenden Walzer ſchreien: „packt Euch aus dem Hauſe!“ — Dazu haben ſich dann ſchon immer lächelnde Kinder umhergeſtellt, aus allen Häuſern, wohin das Klingen reichen konnte, ganz andere Kinder, als die oben erwähnten Bedienten-Naturen, und bewähren durch ihre hoffenden Engelsmienen: die Muſikanten haben Recht.

Etwas ſchlimmer ſieht es freilich oftmals mit dem ſogenannten „Muſik machen“ in eleganten Zirkeln aus, aber auch dort, — keine Saiten- Flöten- und Stimmenklänge ſind ohne göttlichen Hauch, und alle beſſer, als das mögliche Gerede, welchem ſie doch immer einigermaßen den Paß abſchneiden.

Und, Kreisler, was Du nun vollends von der Luſt ſagſt, welche Vater und Mutter in der ſtillen Haushaltung am Klavierklimpern und Geſangesſtumpern ihrer Kindlein empfinden, — ich ſage Dir, Johannes, da lautet wahr und wahrhaftig ein wenig Engelsharmonie daraus hervor, allen unreinen Erdentönen zum Trotz.

Ich habe wohl mehr geſchrieben, als ich ſollte, und möchte mich nun gern auf die vorhin angefangene ſittliche Weiſe empfehlen. Das geht aber nicht. So nimm denn fürlieb, Johannes, und Gott ſegne Dich und ſegne mich, und entfalte gnädigſt aus uns Beiden, was er in uns gelegt hat, zu ſeinem Preis und unſerer Nebenmenſchen Luſt!

Der einſame Wallborn.

2.

Brief des Kapellmeiſters Kreisler an den Baron Wallborn.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren muß ich nur gleich, nachdem ich aus dem Komödienhauſe in meinem Stübchen angelangt und mit vieler Mühe Licht angeſchlagen, recht ausführlich ſchreiben. Nehmen Ew. Hoch- und Wohlgeboren es aber doch ja nicht übel, wenn ich mich ſehr muſikaliſch ausdrücken ſollte, denn Sie wiſſen es ja wohl ſchon, daß die Leute behaupten, die Muſik, die ſonſt in meinem Innern verſchloſſen, ſey zu mächtig und ſtark herausgegangen, und habe mich ſo umſponnen und eingepuppt, daß ich nicht mehr heraus könne, und Alles, Alles ſich mir wie Muſik geſtalte — und die Leute mögen wirklich Recht haben. Doch, wie es nun auch gehen mag, ich muß an Ew. Hoch- und Wohlgeboren ſchreiben, denn wie ſoll ich anders die Laſt, die ſich ſchwer und drückend auf meine Bruſt gelegt, in dem Augenblick als die Gardine fiel, und Ew. Hoch- und Wohlgeboren auf unbegreifliche Weiſe verſchwunden waren, los werden.

Wie viel hatte ich noch zu ſagen, unaufgelöſte Diſſonanzen ſchrieen recht widrig in mein Inneres hinein, aber eben als all' die ſchlangenzüngigen Septimen herabſchweben wollten in eine ganz lichte Welt freundlicher Terzen, da waren Ew. Hoch- und Wohlgeboren fort — fort — und die Schlangenzungen ſtachen und ſtachelten mich ſehr! Ew. Hoch- und Wohlgeboren, den ich jetzt mit all' jenen freundlichen Terzen anſingen will, ſind doch kein Anderer, als der Baron Wallborn, den ich längſt ſo in meinem Innern getragen, daß es mir, wenn alle meine Melodien ſich wie er geſtalteten und nun keck und gewaltig hervorſtrömten, oft ſchien: ich ſey ja eben er ſelbſt. — Als heute im Theater eine kräftige jugendliche Geſtalt in Uniform, das klirrende Schwert an der Seite, recht mannlich und ritterhaft auf mich zutrat, da ging es ſo fremd und doch ſo bekannt durch mein Inneres, und ich mußte ſelbſt nicht, welcher ſonderbare Akkordwechſel ſich zu regen und immer höher und höher anzuſchwellen anfing. Doch der junge Ritter geſellte ſich immer mehr und mehr zu mir, und in ſeinem Auge ging mir eine herrliche Welt, ein ganzes Eldorado ſüßer wonnevoller Träume auf — der wilde Akkordwechſel zerfloß in zarte Engelsharmonien, die gar wunderbarlich von dem Seyn und Leben des Dichters ſprachen, und nun wurde mir, da ich, wie Ew. Hoch- und Wohlgeboren verſichert ſeyn können, ein tüchtiger Praktikus in der Muſik bin, die Tonart, aus der das Ganze ging, gleich klar. Ich meine nämlich, daß ich in dem jungen Ritter gleich Ew. Hoch- und Wohlgeboren den Baron Wallborn erkannte. — Als ich einige Ausweichungen verſuchte, und als meine innere Muſik luſtig und ſich recht kindiſch und kindlich freuend in allerlei munteren Melodien, ergötzlichen Murkis und Walzern hervorſtrömte, da fielen Ew. Hoch- und Wohlgeboren überall in Takt und Tonart ſo richtig ein, daß ich gar keinen Zweifel hege, wie Sie mich auch als den Kapellmeiſter Johannes Kreisler erkannt und ſich nicht an den Spuk gekehrt haben werden, den heute Abend der Geiſt Droll nebſt einigen ſeiner Conſorten mit mir trieb. — In ſolch' eigner Lage, wenn ich nämlich in den Kreis irgend eines Spuks gerathen, pflege ich, wie ich wohl weiß, einige beſondere Geſichter zu ſchneiden, auch hatte ich gerade ein Kleid an, das ich einſt im höchſten Unmuth über ein mißlungenes Trio gekauft, und deſſen Farbe in Cismoll geht, weshalb ich zu einiger Beruhigung der Beſchauer einen Kragen aus Edurfarbe darauf ſetzen laſſen, Ew. Hoch- und Wohlgeboren wird das doch wohl nicht irritirt haben. — Zudem hatte man mich auch ja heute Abend anders vorgezeichnet; ich hieß nämlich Doktor Schulz aus Rathenow, weil ich nur unter dieſer Vorzeichnung dicht am Flügel ſtehend den Geſang zweier Schweſtern anhören durfte — zwei im Wettgeſang kämpfende Nachtigallen, aus deren tiefſter Bruſt hell und glänzend die herrlichſten Töne auffunkelten. — Sie ſcheuten des Kreislers tollen Spleen, aber der Doktor Schulz war in dem muſikaliſchen Eden, das ihm die Schweſtern erſchloſſen, mild und weich und voll Entzücken, und die Schweſtern waren verſöhnt mit dem Kreisler, als in ihn ſich der

Doktor Schulz plötzlich umgeſtaltete. — Ach, Baron Wallborn, auch Ihnen bin ich wohl, vom Heiligſten ſprechend, was in mir glüht, zu hart, zu zornig erſchienen! Ach, Baron Wallborn, — auch nach meiner Krone griffen feindſelige Hände, auch mir zerrann in Nebel die himmliſche Geſtalt, die in mein tiefſtes Innerſtes gedrungen, die geheimſten Herzensfaſern des Lebens erfaſſend. — Namenloſer Schmerz zerſchnitt meine Bruſt, und jeder wehmuthsvolle Seufzer der ewig dürſtenden Sehnſucht wurde zum tobenden Schmerz des Zorns, den die entſetzliche Qual entflammt hatte. — Aber, Baron Wallborn! glaubſt Du nicht auch ſelbſt, daß die von dämoniſchen Krallen zerriſſene blutende Bruſt auch jedes Tröpfchen lindernden Balſams ſtärker und wohlthätiger fühlt? — Du weißt, Baron Wallborn, daß ich mehrentheils über das Muſiktreiben des Pöbels zornig und toll wurde, aber ich kann es Dir ſagen, daß wenn ich oft von heilloſen Bravour-Arien, Konzerten und Sonaten ordentlich zerſchlagen und zerwalkt worden, oft eine kleine unbedeutende Melodie, von mittelmäßiger Stimme geſungen, oder unſicher und ſtümperhaft geſpielt, aber treulich und gut gemeint und recht aus dem Innern heraus empfunden, mich tröſtete und heilte. Begegneſt Du daher, Baron Wallborn! ſolchen Tönen und Melodien auf Deinem Wege, oder ſiehſt Du ſie, wenn Du zu Deiner Wolke aufſchwebſt, unter Dir, wie ſie in frommer Sehnſucht nach Dir aufblicken, ſo ſage ihnen, Du wollteſt ſie wie liebe Kindlein hegen und pflegen, und Du wärſt kein Anderer, als der Kapellmeiſter Johannes Kreisler. — Denn ſieh, Baron Wallborn! ich verſpreche es Dir hiemit heilig, daß ich dann Du ſeyn will, und eben ſo voll Liebe, Milde und Frömmigkeit, wie Du. Ach, ich bin es ja wohl ohnedem! — Manches liegt bloß an dem Spuk, den oft meine eignen Noten treiben; die werden oft lebendig und ſpringen wie kleine ſchwarze vielgeſchwänzte Teufelchen empor aus den weißen Blättern — ſie reißen mich fort im wilden unſinnigen Dreher, und ich mache ganz ungemeine Bockſprünge und ſchneide unziemliche Geſichter, aber ein einziger Ton, aus heiliger Gluth ſeinen Strahl ſchießend, löſt dieſen Wirrwarr, und ich bin fromm und gut und geduldig. — Du ſiehſt, Baron Wallborn, daß das Alles wahrhafte Terzen ſind, die alle in Septimen verſchweben; und damit Du dieſe Terzen recht deutlich vernehmen möchteſt, deshalb ſchrieb ich Dir! —

Gott gebe, daß, ſo wie wir uns ſchon ſeit langer Zeit im Geiſte gekannt und geſchaut, wir auch noch oft wie heute Abend leiblich zuſammentreffen mögen, denn Deine Blicke, Baron Wallborn! fallen recht in mein Innerſtes, und oft ſind ja die Blicke ſelbſt herrliche Worte, die mir wie eigene in tiefer Bruſt erglühte Melodien tönen. Doch treffen werde ich Dich noch oft, da ich morgen eine große Reiſe nach der Welt antreten werde und daher ſchon neue Stiefeln angezogen. —

Glaubſt Du nicht, Baron Wallborn! daß oft Dein Wort meine Melodie und meine Melodie Dein Wort ſeyn könnte? — Ich habe in dieſem Augenblick zu einem ſchönen Liede die Noten aufgeſchrieben, deſſen Worte Du früher ſetzteſt, unerachtet es mir ſo iſt, als hätte in demſelben Augenblick, da das Lied in Deinem Innern aufging, auch in mir die Melodie ſich entzünden müſſen. — Zuweilen kommt es mir vor, als ſey das Lied eine ganze Oper! — Ja! — Gott gebe, daß ich Dich, Du freundlicher, milder Ritter, bald wieder mit meinen leiblichen Augen ſo ſchauen möge, wie Du ſtets vor meinen geiſtigen lebendig ſtehſt und gehſt. Gott ſegne Dich und erleuchte die Menſchen, daß ſie Dich genugſam erkennen mögen in Deinem herrlichen Thun und Treiben. Dies ſey der heitre beruhigende Schluß-Akkord in der Tonika.

Johannes Kreisler,
Kapellmeiſter, wie auch verrückter
Muſikus par excellence.

3.

Kreislers muſikaliſch-poetiſcher Klubb.

Alle Uhren, ſelbſt die trägſten, hatten ſchon Acht geſchlagen, die Lichter waren angezündet, der Flügel ſtand geöffnet, und des Hauswirths Tochter, die den kleinen Dienſt bei dem Kreisler beſorgte, hatte ſchon zweimal ihm verkündet, daß das Theewaſſer übermäßig koche. Endlich klopfte es an die Thür, und der treue Freund trat mit dem Bedächtigen herein. Ihnen folgten bald der Unzufriedene, der Joviale und der Gleichgültige. Der Klubb war beiſammen, und

Kreisler ſchickte ſich an, wie gewöhnlich, durch eine ſymphoniemäßige Fantaſie alles in Ton und Takt zu richten, ja wohl ſämmtliche Klubbiſten, die einen gar muſikaliſchen Geiſt in ſich hegten, ſo viel nöthig, aus dem ſtaubigen Kehricht, in dem ſie den Tag über herumzutreten genöthigt geweſen, einige Klafter höher hinauf in reinere Luft zu erheben. Der Bedächtige ſah ſehr ernſthaft, beinahe tiefſinnig aus und ſprach: „Wie übel wurde doch neulich Euer Spiel, lieber Kreisler! durch den ſtockenden Hammer unterbrochen, habt Ihr denſelben repariren laſſen?“ — „Ich denke, ja!“ erwiederte Kreisler. „Davon müſſen wir uns überzeugen,“ fuhr der Bedächtige fort, und damit ſteckte er ausdrücklich das Licht an, welches ſich auf dem breiten Schreibeleuchter befand, und forſchte, ihn über die Saiten haltend, ſehr bedächtig nach dem invaliden Hammer. Da fiel aber die ſchwere auf dem Leuchter liegende Lichtſcheere herab, und im grellen Ton aufrauſchend ſprangen zwölf bis fünfzehn Saiten. Der Bedächtige ſagte bloß: „Ei, ſeht doch!“ Kreisler verzog das Geſicht, als wenn man in eine Citrone beißt. „Teufel, Teufel!“ ſchrie der Unzufriedene, „gerade heute habe ich mich ſo auf Kreislers Fantaſie gefreut — gerade heute! — in meinem ganzen Leben bin ich nicht ſo auf Muſik erpicht geweſen.“ „Im Grunde,“ fiel der Gleichgültige ein, „liegt ſo ſehr viel nicht daran, ob wir mit Muſik anfangen oder nicht.“ Der treue Freund meinte: Schade ſey es allerdings, daß Kreisler nun nicht ſpielen könne, allein man müſſe dadurch ſich nicht außer Faſſung bringen laſſen. „Spaß werden wir ohnehin genug haben,“ ſagte der Joviale, nicht ohne eine gewiſſe Bedeutung in ſeine Worte zu legen. „Und ich will doch fantaſiren,“ rief Kreisler, „im Baß iſt Alles ganz geblieben, und das ſoll mir genug ſeyn.“ —

Nun ſetzte Kreisler ſein kleines rothes Mützchen auf, zog ſeinen chineſiſchen Schlafrock an und begab ſich an's Inſtrument. Die Klubbiſten mußten Platz nehmen auf dem Sopha und auf den Stühlen, und der treue Freund löſchte auf Kreislers Geheiß ſämmtliche Lichter aus, ſo daß man ſich in dicker ſchwarzer Finſterniß befand. Kreisler griff nun pianissimo mit gehobenen Dämpfern im Baß den vollen Asdur-Akkord. So wie die Töne verſäuſelten, ſprach er:

Was rauſcht denn ſo wunderbar, ſo ſeltſam um mich her? — Unſichtbare Fittige wehen auf und nieder — ich ſchwimme im duftigen Aether. — Aber der Duft erglänzt in flammenden, geheimnißvoll verſchlungenen Kreiſen. Holde Geiſter ſind es, die die goldnen Flügel regen in überſchwenglich herrlichen Klängen und Akkorden.

As moll-Akkord (mezzo forte).

Ach! — ſie tragen mich in's Land der ewigen Sehnſucht, aber wie ſie mich erfaſſen, erwacht der Schmerz und will aus der Bruſt entfliehen, indem er ſie gewaltſam zerreißt.

E dur Sexten-Akkord (ancora più forte).

Halt dich ſtandhaft, mein Herz! — brich nicht berührt von dem ſengenden Strahl, der die Bruſt durchdrang. — Friſch auf, mein wackrer Geiſt! — rege und hebe dich empor in dem Element, das dich gebar, das deine Heimath iſt!

E dur Terz-Akkord (forte).

— Sie haben mir eine herrliche Krone gereicht, aber was in den Diamanten ſo blitzt und funkelt, das ſind die tauſend Thränen, die ich vergoß, und in dem Golde gleißen die Flammen, die mich verzehrten. — Muth und Macht — Vertrauen und Stärke dem, der zu herrſchen berufen iſt im Geiſterreich!

A moll (harpeggiando-dolce).

Warum fliehſt du, holdes Mädchen? Vermagſt du es denn, da dich überall unſichtbare Bande feſthalten? Du weißt es nicht zu ſagen, nicht zu klagen, was ſich ſo in deine Bruſt gelegt hat wie ein nagender Schmerz und dich doch mit ſüßer Luſt durchbebt? Aber Alles wirſt du wiſſen, wenn ich mit dir rede, mit dir koſe in der Geiſterſprache, die ich zu ſprechen vermag und die du ſo wohl verſtehſt!

F dur.

Ha, wie geht das Herz dir auf in Sehnſucht und Liebe, wenn ich dich voll glühendem Entzücken mit Melodien wie mit liebenden Armen umfaſſe. — Du magſt nicht mehr weichen von mir, denn jene geheimen Ahnungen, die deine Bruſt beengten, ſind erfüllt. Der Ton ſprach wie ein tröſtendes Orakel aus meinem Innern zu dir!

B dur (accentuato).

— Welch luſtiges Leben in Flur und Wald in holder Frühlingszeit! — Alle Flöten und Schalmeien, die Winters über in ſtaubigen Winkeln wie zum Tode erſtarrt lagen, ſind wach worden, und haben ſich auf alle Lieblingsſtückchen beſonnen, die ſie nun luſtig trilleriren gleich den Vögelein in den Lüften.

B dur mit der kleinen Septime (smanioso).

Ein lauer Weſt geht wie ein düſteres Geheimniß dumpf klagend durch den Wald, und wie er vorüber ſtreift, flüſtern die Fichten — die Birken untereinander: Warum iſt unſer Freund ſo traurig worden? — Horchſt du auf ihn, holde Schäferin?

E dur (forte).

Zieh' ihm nach! — zieh' ihm nach! — Grün iſt ſein Kleid wie der dunkle Wald — ſüßer Hörnerklang ſein ſehnendes Wort! — Hörſt du es rauſchen hinter den Büſchen? Hörſt du es tönen? — Hörnerton, voll Luſt und Wehmuth! — Er iſt's — auf! ihm entgegen!

D Terz-Quart Sext-Akkord (piano).

Das Leben treibt ſein neckendes Spiel auf allerlei Weiſe. — Warum wünſchen — warum hoffen — warum verlangen?

C dur Terz-Akkord (fortissimo).

Aber in toller wilder Luſt laßt uns über den offnen Gräbern tanzen. — Laßt uns jauchzen — die da unten hören es nicht. — Heiſa — Heiſa — Tanz und Jubel, der Teufel zieht ein mit Pauken und Trompeten!

C moll Akkorde (fortissimo hinter einander fort).

Kennt ihr ihn nicht? — Kennt ihr ihn nicht? — Seht, er greift mit glühender Kralle nach meinem Herzen! — er maskirt ſich in allerlei tolle Fratzen — als Freijäger — Konzertmeiſter — Wurmdoktor — ricco mercante — er ſchmeißt mir Lichtſcheeren in die Saiten, damit ich nur nicht ſpielen ſoll! — Kreisler — Kreisler! raffe dich auf! — Siehſt du es lauern, das bleiche Geſpenſt mit den roth funkelnden Augen — die krallichten Knochenfäuſte aus dem zerriſſenen Mantel nach dir ausſtreckend? — die Strohkrone auf dem kahlen glatten Schädel ſchüttelnd! — Es iſt der Wahnſinn — Johannes halte dich tapfer. — Toller, toller Lebensſpuk, was rüttelſt du mich ſo in deinen Kreiſen? Kann ich dir nicht entfliehen? — Kein Stäubchen im Univerſum, auf das ich, zur Mücke verſchrumpft, vor dir, grauſiger Quälgeiſt, mich retten könnte? — Laß ab von mir! — ich will artig ſeyn! ich will glauben, der Teufel ſey ein Galanthuomo von den feinſten Sitten! — honny soit qui mal y pense — ich verfluche den Geſang, die Muſik — ich lecke dir die Füße wie der trunkne Kaliban — nur erlöſe mich von der Qual! —

bei, bei, Verruchter, du haſt mir alle Blumen zertreten — in ſchauerlicher Wüſte grünt kein Halm mehr — todt — todt — todt —

Hier kniſterte ein kleines Flämmchen auf — der treue Freund hatte ſchnell ein chemiſches Feuerzeug hervorgezogen und zündete beide Lichter an, um ſo dem Kreisler alles weitere Fantaſiren abzuſchneiden, denn er wußte wohl, daß Kreisler ſich nun gerade auf einem Punkt befand, von dem er ſich gewöhnlich in einen düſtern Abgrund hoffnungsloſer Klagen ſtürzte. In dem Augenblick brachte auch die Wirthstochter den dampfenden Thee herein. Kreisler ſprang vom Flügel auf. — „Was ſoll denn das nun Alles," ſprach der Unzufriedene, „ein geſcheidtes Allegro von Haydn iſt mir lieber als all der tolle Schnickſchnack." — „Aber nicht ganz übel war es doch," fiel der Gleichgültige ein. „Nur zu düſter, viel zu düſter," nahm der Joviale das Wort,*) „es thut Noth, unſer Geſpräch heute in's Luſtige, Luftige hinauszutreiben." — Die Klubbiſten bemühten ſich, dem Rath des Jovialen zu folgen, aber wie ein fernes dumpfes Echo tönten Kreislers ſchauerliche Akkorde — ſeine entſetzlichen Worte nach, und erhielten die geſpannte Stimmung, in die Kreisler Alle verſetzt hatte. Der Unzufriedene, in der That höchſt unzufrieden mit dem Abend, den, wie er ſich ausdrückte, Kreislers thörichte Fantaſie verdarb, brach auf mit dem Verſtändigen. Ihnen folgte der Joviale, und nur der reiſende Enthuſiaſt und treue Freund (Beide ſind, wie es hier ausdrücklich bemerkt wird, in einer Perſon vereinigt) blieb noch bei dem Kreisler zurück. Dieſer ſaß ſchweigend mit verſchränkten Armen auf dem Sopha. „Ich weiß nicht," ſprach der treue Freund, „wie Du mir heute vorkommſt, Kreisler! — Du biſt ſo aufgeregt und doch ohne allen Humor, gar nicht ſo, wie ſonſt!" — „Ach, Freund!" erwiederte Kreisler, „ein düſtrer Wolkenſchatten geht über mein Leben hin! — Glaubſt Du nicht, daß es einer armen unſchuldigen Melodie, welche keinen — keinen Platz auf der Erde begehrt, vergönnt ſeyn durfte, frei und harmlos durch den weiten Himmelsraum zu ziehen? — Ei, ich möchte nur gleich auf meinem chineſiſchen Schlafrock wie auf einem Mephiſtophelesmantel hinausfliegen durch jenes Fenſter dort!" — „Als harmloſe Melodie?" fiel der treue Freund lächelnd ein. „Oder als baſſo oſtinato, wenn Du lieber willſt," erwiederte Kreisler, „aber fort muß ich bald auf irgend eine Weiſe." Es geſchah auch bald, wie er geſprochen.

---

*) Der hier in der erſten Auflage von S. [illegible] — [illegible] eingeſchaltete erſte Akt eines fantaſtiſchen Schauſpiels: „Prinzeſſin Blandina. Ein romantiſches Spiel in drei Aufzügen," nach Hoffm. eigenem Geſtändniß „ein ſchwächliches Product," iſt bereits in der zweiten Auflage von dem Verf. ſelbſt weggelaſſen. Vergl. J. Funck, Erinnerungen aus meinem Leben in biographiſchen Denkſteinen u. Leipzig, 1836. Bd. I. S. 118 u. 124.

4.

Nachricht von einem gebildeten jungen Mann.

Es iſt herzerhebend, wenn man gewahr wird, wie die Cultur immer mehr um ſich greift; ja, wie ſelbſt aus Geſchlechtern, denen ſonſt die höhere Bildung verſchloſſen, ſich Talente zu einer ſeltenen Höhe aufſchwingen. In dem Hauſe des geheimen Commerzienraths R. lernte ich einen jungen Mann kennen, der mit den ausgezeichnetſten Gaben eine liebenswürdige Bonhommie verbindet. Als ich einſt zufällig von dem fortdauernden Briefwechſel ſprach, den ich mit meinem Freunde Charles Ewſon in Philadelphia unterhalte, übergab er mir voll Zutrauen einen offenen Brief, den er an ſeine Freundin geſchrieben hatte, zur Beſtellung. — Der Brief iſt abgeſendet: aber mußte ich nicht, liebenswürdiger Jüngling, dein Schreiben abſchriftlich, als ein Denkmal deiner hohen Weisheit und Tugend, deines ächten Kunſtgefühls bewahren? — Nicht verhehlen kann ich, daß der ſeltene junge Mann ſeiner Geburt und urſprünglichen Verhältniſſen nach eigentlich — ein Affe iſt, der im Hauſe des Commerzienraths ſprechen, leſen, ſchreiben, muſiciren u. ſ. w. lernte; kurz, es in der Cultur ſo weit brachte, daß er ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie der Anmuth ſeiner Sitten wegen, ſich eine Menge Freunde erwarb und in allen geiſtreichen Zirkeln gern geſehen wird. Bis auf Kleinigkeiten, z. B. daß er bei den Thés dansants in den Hopſi-Angloiſen zuweilen etwas ſonderbare Sprünge ausführt, daß er ohne gewiſſe innere Bewegungen nicht wohl mit Nüſſen klappern hören kann, ſo wie (doch dies mag ihm vielleicht nur der Neid, der alle Genies verfolgt, nachſagen) daß er, der Handſchuhe unerachtet, die Damen beim Handkuß etwas Weniges kratzt, merkt man auch nicht das Mindeſte von ſeiner geiſtlichen Hochmuth, und alle die kleinen Schelmereien, die er ſonſt in jüngeren Jahren ausübte, wie z. B. wenn er den in's Haus Eintretenden ſchnell die Hüte vom Kopfe riß und hinter ein Zuckerfaß ſprang, ſind jetzt zu glänzenden Talenten geworden, welche mit jauchzendem Beifall beklatſcht werden. — Hier iſt der merkwürdige Brief, in dem ſich Milo's ſchöne Seele und herrliche Bildung ganz ausſpricht.

Schreiben Milo's, eines gebildeten Affen, an ſeine Freundin Lili, in Nord-Amerika.

Mit einer Art von Grauſen denke ich noch an die unglückſelige Zeit, als ich Dir, geliebte Freundin, die zärtlichen Geſinnungen meines Herzens nicht anders, als durch unſchickliche, jedem Gebildeten unverſtändliche Laute auszudrücken vermochte. Wie konnte doch das entſetzliche, thieriſche: Ih, Ih! das ich damals, wiewohl von manchem zärtlichen Blick begleitet, ausſtieß, nur im mindeſten das tiefe, innige Gefühl, das ſich in meiner männlichen, wohlbehaarten Bruſt regte, andeuten? Und ſelbſt meine Liebkoſungen, die Du, kleine liebe Freundin, damals mit ſüßer Hingebung dulden mußteſt, waren ſo ungeſchliffen, daß ich jetzt, da ich es in dem Punkte dem beſten petit-maître gleichthue, und à la Deport die Hand küſſe, roth darüber werden könnte, wenn nicht ein gewiſſer ſchwarzer Teint, der mir eigen, dergleichen verhinderte. Ungeachtet des Glücks der höchſten innern Selbſtzufriedenheit, die jene unter den Menſchen erhaltene Bildung in mir erzeugt hat, giebt es dennoch Stunden, in denen ich mich ſehr ſchäme, wiewohl ich weiß, daß dergleichen Anwandlungen, ganz dem ſittlichen Charakter, den man durch die Cultur erreicht, zuwider, noch aus dem rohen Zuſtande herrühren, der mich in einer Klaſſe von Weſen feſthielt, die ich jetzt unbeſchreiblich verachte. Ich bin nämlich dann thöricht genug, an unſere armen Verwandten zu denken, die noch in den weiten, unkultivirten Wäldern auf den Bäumen herumhüpfen, ſich von rohen, nicht erſt durch Kunſt ſchmackhaft gewordenen Früchten nähren, und vorzüglich Abends gewiſſe Hymnen anſtimmen, in denen kein Ton richtig, und an irgend einen Takt, ſey es auch der verſchiedenen $^3/_8$tel oder $^{12}/_{16}$tel Takt, gar nicht zu denken iſt. An dieſe Armen, die mich doch eigentlich gar nichts mehr angehen, denke ich dann und erwehre mich kaum eines tiefen Mitleids mit ihnen. Vorzüglich liegt mir noch zuweilen meine alte Tante (nach meinen Erinnerungen muß es ein Onkel von mütterlicher Seite geweſen ſeyn) im Sinn, der uns nach ſeiner dummen Weiſe erzog, und alles nur Mögliche anwandte, uns von Allem, was menſchlich, entfernt zu halten. Er war ein ernſter Mann, der niemals Stiefeln anziehen wollte, und ich höre noch ſein warnendes, ängſtliches Geſchrei, als ich mit lüſternem Verlangen die ſchönen, neuen Klappſtiefeln anblickte, die der ſchlaue Jäger unter dem Baum ſtehen laſſen, auf dem ich gerade mit vielem Appetit eine Kokusnuß verzehrte. Ich ſah noch in der Entfernung den Jäger gehen, dem die, den zurückgelaſſenen ganz ähnlichen, Klappſtiefeln herrlich ſtanden. Der ganze Mann erhielt eben nur durch die wohlgewichſten Stiefeln für mich ſo etwas Grandioſes und Impoſantes — nein, ich konnte nicht widerſtehen; der Gedanke, eben ſo ſtolz, wie jener, in neuen Stiefeln einher zu gehen, bemächtigte ſich meines ganzen Weſens; und war es nicht ſchon ein Beweis der herrlichen Anlagen zur Wiſſenſchaft und Kunſt, die in mir nur geweckt werden durften, daß ich, vom Baum herabgeſprungen, leicht und gewandt, als hätte ich zeitlebens Stiefeln getragen, mit den ſtählernen Stiefelanziehern den ſchlanken Beinen die ungewohnte Bekleidung anzuzwängen wußte? Daß ich freilich nachher nicht laufen konnte, daß der Jäger nun auf mich zuſchritt, mich ohne Weiteres beim Kragen nahm und fortſchleppte, daß der alte Onkel erbärmlich ſchrie und uns Kokusnüſſe nachwarf, wovon mich eine recht hart an's hintere linke Ohr traf, wider den Willen des böſen Alten aber vielleicht herrliche, neue Organe zur Reife gebracht hat: Alles dieſes weißt Du, Holde, da Du ſelbſt ja heulend und jammernd Deinem Geliebten nachliefeſt und ſo auch freiwillig Dich in die Gefangenſchaft begabſt. — Was ſage ich Gefangenſchaft! Hat dieſe Gefangenſchaft uns nicht die größte Freiheit gegeben? Iſt etwas herrlicher, als die Ausbildung des Geiſtes, die uns unter den Menſchen geworden? — Ich zweifle nämlich nicht, daß Du, liebe Pipi, bei Deiner angebornen Lebhaftigkeit, bei Deiner Faſſungsgabe, Dich auch etwas Weniges auf die Künſte und Wiſſenſchaften gelegt haben wirſt, und in dieſem Vertrauen unterſcheide ich Dich auch ganz von den böſen Verwandten in den Wäldern. Ha! unter ihnen herrſcht noch Sittenloſigkeit und Barbarei, ihre Augen ſind trocken und ſie ſind gänzlich ohne Tiefe des Gemüths! Freilich kann ich wohl vorausſetzen, daß Du in der Bildung nicht ſo weit vorgeſchritten ſeyn wirſt, als ich, denn ich bin nunmehr, wie man zu ſagen pflegt, ein gemachter Mann; ich weiß durchaus Alles, bin daher eben ſo gut wie ein Orakel, und herrſche im Reich der Wiſſenſchaft und Kunſt hier unumſchränkt. Du wirſt gewiß glauben, ſüße Kleine, daß es mich unendlich viel Mühe gekoſtet habe, auf dieſe hohe Stufe der Cultur zu gelangen, im Gegentheil kann ich Dich verſichern, daß mir nichts in der Welt leichter geworden, als das; ja, ich lache oft darüber, daß in meiner frühen Jugend mir die verdammten Springübungen von einem Baum zum andern manchen Schweißtropfen ausgepreßt, welches ich bei dem Gelehrt- und Weiſewerden nie verſpürt habe. Das hat ſich vielmehr ſo ganz leicht von ſelbſt gefunden, und es war beinahe ſchwerer, zur Erkenntniß zu gelangen, ich ſäße nun wirklich ſchon auf der oberſten Stufe, als hinaufzuklettern. Dank ſey es meinem herrlichen Ingenio und dem glücklichen Wurf des Onkels! — Du mußt nämlich wiſſen, liebe Pipi, daß die geiſtigen Anlagen und Talente wie Beulen am Kopfe liegen und mit Händen zu greifen ſind; mein Hinterhaupt fühlt ſich an, wie ein Beutel mit Kokusnüſſen, und jenem Wurf iſt vielleicht noch manches Beulchen und mit ihm ein Talentchen entſproſſen. Ich hab' es in der That recht dick hinter den Ohren! — Jener Nachahmungstrieb, der unſerm Geſchlecht eigen, und der ganz ungerechterweiſe von den Menſchen ſo oft belacht wird, iſt nichts weiter, als der unwiderſtehliche Drang, nicht ſowohl Cultur zu erlangen, als die uns ſchon inwohnende zu zeigen. Daſſelbe Prinzip iſt bei den Menſchen längſt angenommen, und die wahrhaft Weiſen, denen ich immer nachgeſtrebt, machen es in folgender Art. Es verfertigt irgend Jemand etwas, ſey es ein Kunſtwerk oder ſonſt; Alles ruft: das iſt vortrefflich; gleich macht der Weiſe, von innerm Beruf beſeelt, es nach. Zwar wird etwas Anderes daraus; aber er ſagt: So iſt es eigentlich recht, und jenes Werk, das ihr für vortrefflich hieltet, gab mir nur den Sporn, das wahrhaft Vortreffliche an's Tageslicht zu fördern, das ich längſt in mir trug. Es iſt ungefähr ſo, liebe Pipi, als wenn einer unſerer Mitbrüder ſich beim Raſiren zwar in die Naſe ſchneidet, dadurch aber dem Stutzbart einen gewiſſen originellen Schwung giebt, den der Mann, dem er es abſah, niemals erreicht. Eben jener Nachahmungstrieb, der mir von jeher ganz beſondere eigen, brachte mich einem Profeſſor der Aeſthetik, dem liebenswürdigſten Mann von der Welt, näher, von dem ich nachher die erſten Aufklärungen über mich ſelbſt erhielt und der mir auch das Sprechen beibrachte. Noch ehe ich dieſes Talent ausgebildet, war ich oft in auserleſener Geſellſchaft witziger, geiſtreicher Menſchen. Ich hatte ihre Mienen und Gebehrden genau abgeſehen, die ich geſchickt nachzuahmen wußte; dies und meine anſtändige Kleidung, mit der mich mein damaliger Principal verſehen, öffnete mir nicht allein jederzeit die Thür, ſondern ich galt allgemein für einen jungen Mann von feinem Weltton. Wie ſehnlich wünſchte ich ſprechen zu können; aber im Herzen dachte ich: O Himmel, wenn du nun auch ſprechen kannſt, wo ſollſt du all' die tauſend Einfälle und Gedanken hernehmen, die denen da von den Lippen ſtrömen? Wie ſollſt du es anfangen, von den tauſend Dingen zu ſprechen, die du kaum dem Namen nach kennſt? Wie ſollſt du über Werke der Wiſſenſchaft und Kunſt ſo beſtimmt urtheilen, wie jene da, ohne in dieſem Gebiete einheimiſch zu ſeyn? — So wie ich nur einige Worte zuſammenhängend herausbringen konnte, eröffnete ich meinem lieben Lehrer, dem Profeſſor der Aeſthetik, meine Zweifel und Bedenken; der lachte mir aber in's Geſicht und ſprach: „Was glauben Sie denn, lieber Monſieur Milo? Sprechen, ſprechen, ſprechen müſſen Sie lernen, alles Uebrige findet ſich von ſelbſt. Geläufig, gewandt, geſchickt ſprechen, das iſt das ganze Geheimniß. Sie werden ſelbſt erſtaunen, wie Ihnen im Sprechen die Gedanken kommen, wie Ihnen die Weisheit aufgeht, wie die göttliche Suada Sie in alle Tiefen der Wiſſenſchaft und Kunſt hineinführt, daß Sie ordentlich in Irrgängen zu wandeln glauben. Oft werden Sie ſich ſelbſt nicht verſtehen: dann befinden Sie ſich aber gerade in der wahren Begeiſterung, die das Sprechen hervorbringt. Einige leichte Lektüre kann Ihnen übrigens wohl nützlich ſeyn, und zur Hülfe merken Sie ſich einige angenehme Phraſen, die überall vortheilhaft eingeſtreut werden und gleichſam zum Refrain dienen können. Reden Sie viel von den Tendenzen des Zeitalters — wie ſich das und jenes rein ausſpreche — von Tiefe des Gemüths — von gemüthvoll und gemüthlos u. ſ. w." — O meine Pipi, wie hatte der Mann Recht! wie kam mir mit der Fertigkeit des Sprechens die Weisheit! — Mein glückliches Mienenſpiel gab meinen Worten Gewicht, und in dem Spiegel habe ich geſehen, wie ſchön meine von Natur etwas gerunzelte Stirn ſich ausnimmt, wenn ich dieſem oder jenem Dichter, den ich nicht verſtehe, weshalb er denn unmöglich was taugen kann, Tiefe des Gemüths rein abſpreche. Ueberhaupt iſt die innere Ueberzeugung der höchſten Cultur der Richterſtuhl, dem ich bequem jedes Werk der Wiſſenſchaft und Kunſt unterwerfe, und das Urtheil infallibel, weil es aus dem Innern von ſelbſt, wie ein Orakel, entſprießt. — Mit der Kunſt habe ich mich vielfach beſchäftigt — etwas Malerei, Bildhauerkunſt, mitunter Modelliren — Dich, ſüße Kleine, formte ich als Diana nach der Antike; — aber all' den Krimskrams hatte ich bald ſatt; nur die Muſik zog mich vor allen Dingen an, weil ſie Gelegenheit giebt, ſo eine ganze Menge Menſchen, mir nichts, dir nichts, in Erſtaunen und Bewunderung zu ſetzen, und ſchon meiner natürlichen Organiſation wegen wurde bald das Fortepiano mein Lieblingsinſtrument. Du kennſt, meine Süße, die etwas länglichen Finger, welche mir die Natur verliehen; mit denen ſpanne ich nun Quartdecimen, ja zwei Octaven, und dies, nebſt einer enormen Fertigkeit, die Finger zu bewegen und zu rühren, iſt das ganze Geheimniß des Fortepianoſpiels. Thränen der Freude hat der Muſikmeiſter über die herrlichen, natürlichen Anlagen ſeines Scholaren vergoſſen, denn in kurzer Zeit habe ich es ſo weit gebracht, daß ich mit beiden Händen in zwei und dreißig, — vier und ſechzig, — ein hundert und acht und zwanzig — Theilen ohne Anſtoß auf und ablaufe, mit allen Fingern gleich gute Triller ſchlage, drei, vier Octaven herauf und herabſpringe, wie ehemals von einem Baum zum andern, und bin hiernach der größte Virtuos, den es geben kann. Mir ſind alle vorhandene Flügelcompoſitionen nicht ſchwer genug; ich componire mir daher meine Sonaten und Concerte ſelbſt; in letztern muß jedoch der Muſikmeiſter die Tutti machen: denn wer kann ſich mit den vielen Inſtrumenten und dem unnützen Zeuge überhaupt befaſſen! Die Tutti der Concerte ſind ja ohnedies nur nothwendige Uebel, und nur gleichſam Pauſen, in denen ſich der Soloſpieler erholt und zu neuen Sprüngen rüſtet. — Nächſtdem habe ich mich ſchon mit einem Inſtrumentenmacher beſprochen, wegen eines Fortepiano von neun bis zehn Oktaven: denn kann ſich wohl das Genie beſchränken auf den elenden Umfang von erbärmlichen ſieben Octaven? Außer den gewöhnlichen Zügen, der türkiſchen Trommel und Becken, ſoll er noch einen Trompetenzug, ſo wie ein Flageolettregiſter, das, ſo viel möglich, das Gezwitſcher der Vögel nachahmt, anbringen. Du wirſt gewahr, liebe Pipi, auf welche ſublime Gedanken ein Mann von Geſchmack und Bildung geräth! — Nachdem ich mehrere Sänger großen Beifall einerndten gehört, wandelte mich auch eine unbeſchreibliche Luſt an, ebenfalls zu ſingen, nur ſchien es mir leider, als habe mir die Natur jedes Organ dazu ſchlechterdings verſagt; doch konnte ich nicht unterlaſſen, einem berühmten Sänger, der mein intimſter Freund geworden, meinen Wunſch zu eröffnen, und zugleich mein Leid, wegen der Stimme, zu klagen. Dieſer ſchloß mich aber in die Arme und rief voll Enthuſiasmus: „Glückſeliger Monſieur, Sie ſind bei Ihren muſikaliſchen Fähigkeiten und der Geſchmeidigkeit Ihres Organs, die ich längſt bemerkt, zum großen Sänger geboren; denn die größte Schwierigkeit iſt bereits überwunden. Nichts iſt nämlich der wahren Singkunſt ſo ſehr entgegen, als eine gute, natürliche Stimme, und es koſtet nicht wenig Mühe bei jungen Scholaren, die wirklich Singſtimme haben, dieſe Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Gänzliches Vermeiden aller haltenden Töne, fleißiges Ueben der tüchtigſten Rouladen, die den gewöhnlichen Umfang der menſchlichen Stimme weit überſteigen, und vornehmlich das angeſtrengte Hervorrufen des Falſets, in dem der wahrhaft künſtliche Geſang ſeinen Sitz hat, hilft aber gewöhnlich nach einiger Zeit; die robuſteſte Stimme widerſteht ſelten lange dieſen ernſten Bemühungen; aber bei Ihnen, Geehrteſter, iſt nichts aus dem Wege zu räumen; in kurzer Zeit ſind Sie der ſublimſte Sänger, den es giebt!“ — — Der Mann hatte Recht, nur weniger Uebung bedurfte es, um ein herrliches Falſet und eine Fertigkeit zu entwickeln, hundert Töne in einem Athem herauszuſtoßen, was mir denn den ungetheilteſten Beifall der wahren Kenner erwarb, und die armſeligen Tenoriſten, welche ſich auf ihre Bruſtſtimme Wunder was zu Gute thun, unerachtet ſie kaum einen Mordent herausbringen, in Schatten ſtellte. Mein Maeſtro lehrte mich gleich anfänglich drei ziemlich lange Manieren, in welchen aber die Quinteſſenz aller Weisheit des künſtlichen Geſanges ſteckt, ſo daß man ſie bald ſo, bald anders gewendet, ganz oder ſtückweiſe, unzählige Mal wiederbringen, ja, zu dem Grundbaß der verſchiedenſten Arien, ſtatt der von dem Componiſten intendirten Melodie, nur jene Manieren auf allerlei Weiſe ſingen kann. Welcher rauſchende Beifall mir ſchon eben der Ausführung dieſer Manieren wegen gezollt worden, meine Süße, kann ich Dir nicht beſchreiben, und Du bemerkſt überhaupt, wie auch in der Muſik das natürliche, mir inwohnende Ingenium mir Alles ſo herzlich leicht machte. — Von meinen Compoſitionen habe ich ſchon geſprochen, aber gerade das liebe Componiren — muß ich es nicht, um nur meinem Genie ihm würdige Werke zu verſchaffen, ſo überlaſſe ich es gern den untergeordneten Subjekten, die nun einmal dazu da ſind, uns Virtuoſen zu dienen, d. h. Werke anzufertigen, in denen wir unſere Virtuoſität zeigen können. — Ich muß geſtehen, daß es ein eigen Ding mit all' dem Zeuge iſt, das die Partitur anfüllt. Die vielen Inſtrumente, der harmoniſche Zuſammenklang — ſie haben ordentliche Regeln darüber; aber für ein Genie, für einen Virtuoſen iſt das Alles viel zu abgeſchmackt und langweilig. Nächſt dem darf man, um ſich von jeder Seite in Reſpekt zu halten, worin die größte Lebensweisheit beſteht, auch nur für einen Componiſten gelten; das iſt genug. Hatte ich z. B. in einer Geſellſchaft in einer Arie des gerade anweſenden Componiſten recht vielen Beifall eingeerndtet, und war man im Begriff, einen Theil dieſes Beifalls dem Autor zuzuwenden: ſo warf ich mit einem gewiſſen finſtern, tiefſchauenden Blick, den ich bei meiner charaktervollen Phyſiognomie überaus gut zu machen verſtehe, ganz leicht hin: „Ja, wahrhaftig, ich muß nun auch meine neue Oper vollenden!" und dieſe Aeußerung riß Alles zu neuer Bewunderung hin, ſo daß darüber der Componiſt, der wirklich vollendet hatte, ganz vergeſſen wurde. Ueberhaupt ſteht es dem Genie wohl an, ſich ſo geltend zu machen, als möglich; und es darf nicht verſchweigen, wie ihm alles das, was in der Kunſt geſchieht, ſo klein und erbärmlich vorkommt gegen das, was es in allen Theilen derſelben und der Wiſſenſchaft produciren könnte, wenn es nun gerade wollte und die Menſchen der Anſtrengung werth wären. — Gänzliche Verachtung alles Beſtrebens Anderer; die Ueberzeugung, Alle, die gern ſchweigen und nur im Stillen ſchaffen, ohne davon zu ſprechen, weit, weit zu überſehen; die höchſte Selbſtzufriedenheit mit Allem, was nun ſo ohne alle Anſtrengung die eigene Kraft hervorruft: das Alles ſind untrügliche Zeichen des höchſtkultivirten Genie's, und wohl mir, daß ich Alles das täglich, ja ſtündlich an mir bemerke. — So kannſt Du Dir nun, ſüße Freundinn, ganz meinen glücklichen Zuſtand, den ich der erlangten hohen Bildung verdanke, vorſtellen. — Aber kann ich Dir denn nur das Mindeſte, was mir auf dem Herzen liegt, verſchweigen? — Soll ich es Dir, Holde, nicht geſtehen, daß noch öfters gewiſſe Anwandlungen, die mich ganz unverſehends überfallen, mich aus dem glücklichen Behagen reißen, das meine Lage verſüßt? — O Himmel, wie iſt doch die früheſte Erziehung ſo von wichtigem Einfluß auf das ganze Leben! und man ſagt wohl mit Recht, daß ſchwer zu vertreiben ſey, was man mit der Muttermilch einſauge! Wie iſt mir denn doch mein tolles Herumſchwärmen in Bergen und Wäldern ſo ſchädlich geworden! Neulich gehe ich, elegant gekleidet, mit mehreren Freunden in dem Park ſpazieren: plötzlich ſtehen wir an einem herrlichen, himmelhohen, ſchlanken Nußbaum; eine unwiderſtehliche Begierde raubt mir alle Beſinnung — einige tüchtige Sätze, und — ich wiege mich hoch in den Wipfeln der Aeſte, nach den Nüſſen haſchend! Ein Schrei des Erſtaunens, den die Geſellſchaft ausſtieß, begleitete mein Wageſtück. Als ich, mich wieder beſinnend auf die erhaltene Cultur, die dergleichen Extravagantes nicht erlaubt, hinabkletterte, ſprach ein junger Menſch, der mich ſehr ehrt: „Ei, lieber Monſieur Milo, wie ſind Sie doch ſo flink auf den Beinen!“ Aber ich ſchämte mich ſehr. — So kann ich auch oft kaum die Luſt unterdrücken, meine Geſchicklichkeit im Werfen, die mir ſonſt eigen, zu üben; und kannſt Du Dir's denken, holde Kleine, daß mich neulich bei einem Souper jene Luſt ſo ſehr übermannte, daß ich ſchnell einen Apfel dem ganz am andern Ende des Tiſches ſitzenden Commerzienrath, meinem alten Gönner, in die Perücke warf, welches mich beinahe in tauſend Ungelegenheiten geſtürzt hätte? — Doch hoffe ich, immer mehr und mehr auch von dieſen Ueberbleibſeln des ehemaligen rohen Zuſtandes mich zu reinigen. — Sollteſt Du in der Cultur noch nicht ſo weit vorgerückt ſeyn, ſüße Freundinn, um dieſen Brief leſen zu können: ſo mögen Dir die edlen, kräftigen Züge Deines Geliebten eine Aufmunterung, leſen zu lernen, und dann der Inhalt die weisheitsvolle Lehre ſeyn, wie Du es anfangen mußt, um zu der innern Ruhe und Behaglichkeit zu gelangen, die nur die höchſte Cultur erzeugt, wie ſie aus dem innern Ingenio und dem Umgang mit weiſen, gebildeten Menſchen entſpringt. — Nun tauſendmal lebe wohl, ſüße Freundinn!

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl' ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht!

Dein
Getreuer bis in den Tod!
Milo,
ehemals Affe, jetzt privatiſirender
Künſtler und Gelehrter.

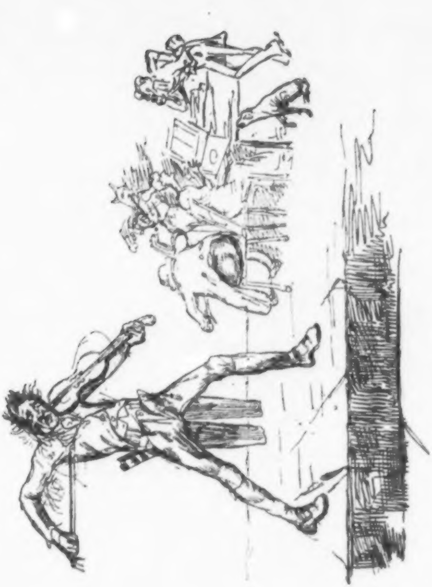
5.

Der Muſikfeind.

Es iſt wohl etwas Herrliches, ſo durch und durch muſikaliſch zu ſeyn, daß man, wie mit beſonderer Kraft ausgerüſtet, die größten muſikaliſchen Maſſen, die die Meiſter mit einer unzähligen Menge Noten und Töne der verſchiedenſten Inſtrumente aufgebauet, leicht und luſtig handhabt, indem man ſie, ohne ſonderliche Gemüthsbewegung, ohne die ſchmerzhaften Stöße des leidenſchaftlichen Entzückens, der herzzerreißenden Wehmuth zu ſpüren, in Sinn und Gedanken aufnimmt. Wie hoch kann man ſich dann auch über die Virtuoſität der Spieler im Innern erfreuen; ja, dieſe Freude, die von Innen herausſtrebt, recht laut werden laſſen, ohne alle Gefahr. An die Glückſeligkeit, ſelbſt ein Virtuos zu ſeyn, will ich gar nicht denken; denn noch viel tiefer wird dann mein Schmerz, daß mir aller Sinn für Muſik ſo ganz und gar abgeht, woher denn auch meine unbeſchreibliche Unbeholfenheit in der Ausübung dieſer herrlichen Kunſt, die ich leider von Kindheit auf gezeigt, rühren mag. — Mein Vater war gewiß ein tüchtiger Muſikus; er ſpielte fleißig auf einem großen Flügel oft bis ſpät in die Nacht hinein, und wenn es einmal ein Concert in unſerm Hauſe gab, dann ſpielte er ſehr lange Stücke, wozu ihn die Andern auf Violinen, Bäſſen, auch wohl Flöten und Waldhörnern, ganz wenig begleiteten. Wenn ſolch ein langes Stück endlich heraus war, dann ſchrieen Alle ſehr und riefen: „Bravo, Bravo! welch ein ſchönes Concert! wie fertig, wie rund geſpielt!“ und nannten mit Ehrfurcht den Namen Emanuel Bach! — Der Vater hatte aber ſo viel hinter einander gehämmert und gebrauſet, daß es mir immer vorkam, als ſey das wohl kaum Muſik, worunter ich mir ſo recht an's Herz gehende Melodien dachte, ſondern er thue dies nur zum Spaß, und die Andern hätten auch wieder ihren Spaß daran. — Ich war bei ſolchen Gelegenheiten immer in mein Sonntagsröckchen geknöpft, und mußte auf einem hohen Stuhl neben der Mutter ſitzen und zuhören, ohne mich viel zu regen und zu bewegen.

Die Zeit wurde mir entſetzlich lang, und ich hätte wohl gar nicht ausdauern können, wenn ich mich nicht an den beſondern Grimaſſen und komiſchen Bewegungen der Spieler ergötzt hätte. Vorzüglich erinnere ich mich noch eines alten Advokaten, der immer dicht bei meinem Vater die Geige ſpielte, und von dem ſie immer ſagten, er wäre ein ganz übertriebener Enthuſiaſt, und die Muſik mache ihn halb verrückt, ſo daß er in der wahnſinnigen Exaltation, zu der ihn Emanuel Bach's, oder Wolf's, oder Benda's Genius hinaufſchraube, weder rein greife, noch Takt halte. — Mir ſteht der Mann noch ganz vor Augen. Er trug einen pflaumfarbenen Rock mit goldbeſponnenen Knöpfen, einen kleinen ſilbernen Degen und eine röthliche, nur wenig gepuderte Perücke, an der hinten ein kleiner runder Haarbeutel hing. Er hatte einen unbeſchreiblichen komiſchen Ernſt in Allem, was er begann. Ad opus! pflegte er zu rufen, wenn der Vater die Muſikblätter auf die Pulte vertheilte. Dann ergriff er mit der rechten Hand die Geige, mit der linken aber die Perücke, die er abnahm und an einen Nagel hing. Nun hob er an, ſich immer mehr und mehr über's Blatt beugend, zu arbeiten, daß die rothen Augen glänzend heraustraten und Schweißtropfen auf der Stirn ſtanden. Es geſchah ihm zuweilen, daß er früher fertig wurde, als die Uebrigen, worüber er ſich denn nicht wenig wunderte und die Andern ganz böſe anſchaute. Oft war mir es auch, als brächte er Töne heraus, denen ähnlich, die Nachbars Peter, mit naturhiſtoriſchem Sinn die verborgenen muſikaliſchen Talente der Katzen erforſchend, unſerm Hauskater ablockte, durch ſchickliches Einklemmen des Schwanzes und ſonſt: weshalb er zuweilen von dem Vater etwas geprügelt wurde — (nämlich der Peter). — Kurz, der pflaumfarbene Advokat — er hieß Muſewius — hielt mich ganz für die Pein des Stillſitzens ſchadlos, indem ich mich an ſeinen Grimaſſen, an ſeinen komiſchen Seitenſprüngen, ja wohl gar an ſeinem Quinkeliren höchlich ergötzte. — Einmal machte er doch eine vollkommene Störung in der Muſik, ſo daß mein Vater vom Flügel aufſprang, und alle auf ihn zuſtürzten, einen böſen Zufall, der ihn ergriffen, befürchtend. Er fing nämlich an, erſt etwas Weniges mit dem Kopfe zu ſchütteln, dann aber, in einem fortſteigenden Creszendo, immer ſtärker und ſtärker den Kopf hin und her zu werfen, wozu er gräßlich mit dem Bogen über die Saiten hin und her fuhr, mit der Zunge ſchnalzte und mit dem Fuß ſtampfte. Es war aber nichts,

Blatt 26



als eine kleine feindſelige Fliege, die hatte ihn, mit beharrlichem Eigenſinn in demſelben Kreiſe bleibend, umſummt, und ſich, tauſendmal verjagt, immer wieder auf die Naſe geſetzt. Das hatte ihn in wilde Verzweiflung geſtürzt. — Manchmal geſchah es, daß die Schweſter meiner Mutter eine Arie ſang. Ach, wie freute ich mich immer darauf! Ich liebte ſie ſehr; ſie gab ſich viel mit mir ab, und ſang mir oft mit ihrer ſchönen Stimme, die ſo recht in mein Innerſtes drang, eine Menge herrlicher Lieder vor, die ich ſo in Sinn und Gedanken trage, daß ich ſie noch für mich leiſe zu ſingen vermag. — Es war immer etwas Feierliches, wenn meine Tante die Stimmen der Arien von Haſſe, oder von Traetta, oder ſonſt einem Meiſter, auflegte; der Advokat durfte nicht mitſpielen. Schon wenn ſie die Einleitung ſpielten und meine Tante noch nicht angefangen zu ſingen, klopfte mir das Herz, und ein ganz wunderbares Gefühl von Luſt und Wehmuth durchdrang mich, ſo daß ich mich kaum zu faſſen wußte. Aber kaum hatte die Tante einen Satz geſungen, ſo fing ich an bitterlich zu weinen, und wurde unter heftigen Scheltworten meines Vaters zum Saal hinausgebracht. Oft ſtritt ſich mein Vater mit der Tante, weil Letztere behauptete, mein Betragen rühre keinesweges davon her, daß mich die Muſik auf unangenehme, widrige Weiſe afficire, ſondern vielmehr von der übergroßen Reizbarkeit meines Gemüths; dagegen mich der Vater geradezu einen dummen Jungen ſchalt, der aus Unluſt heulen müſſe, wie ein antimuſikaliſcher Hund. — Einen vorzüglichen Grund, nicht allein mich zu vertheidigen, ſondern auch ſogar mir einen tief verborgenen muſikaliſchen Sinn zuzuſchreiben, nahm meine Tante aus dem Umſtande her, daß ich oft, wenn der Vater zufällig den Flügel nicht zugeſchloſſen, mich ſtundenlang damit ergötzen konnte, allerlei wohlklingende Akkorde aufzuſuchen und anzuſchlagen. Hatte ich nun mit beiden Händen drei, vier, ja wohl ſechs Tangenten gefunden, die, auf einmal niedergedrückt, einen gar wunderbaren, lieblichen Zuſammenklang hören ließen, dann wurde ich nicht müde, ſie anzuſchlagen und austönen zu laſſen. Ich legte den Kopf ſeitwärts auf den Deckel des Inſtruments; ich drückte die Augen zu; ich war in einer andern Welt; aber zuletzt mußte ich wieder bitterlich weinen, ohne zu wiſſen, ob vor Luſt oder vor Schmerz. Meine Tante hatte mich oft belauſcht und ihre Freude daran gehabt, wogegen mein Vater darin nur kindiſche Poſſen fand. Ueberhaupt ſchienen ſie, ſo wie über mich, auch rückſichtlich anderer Gegenſtände, vorzüglich der Muſik, ganz uneins zu ſeyn, indem meine Tante oft an muſikaliſchen Stücken, vorzüglich wenn ſie von italieniſchen Meiſtern ganz einfach und prunklos componirt waren, ein großes Wohlgefallen fand; mein Vater aber, der ein heftiger Mann war, dergleichen Muſik ein Dudeldumdei nannte, das den Verſtand nie beſchäftigen könne. Mein Vater ſprach immer vom Verſtande, meine Tante immer vom Gefühl. — Endlich ſetzte ſie es doch durch, daß mein Vater mich durch einen alten Kantor, der in den Familienconcerten gewöhnlich die Viole ſtrich, im Klavierſpielen unterrichten ließ. Aber, du lieber Himmel, da zeigte es ſich denn bald, daß die Tante mir viel zu viel zugetraut, der Vater dagegen Recht hatte. An Taktgefühl, ſo wie am Auffaſſen einer Melodie fehlte es mir, wie der Kantor behauptete, keinesweges; aber meine grenzenloſe Unbehülflichkeit verdarb Alles. Sollte ich ein Uebungsſtück für mich exerciren, und ſetzte mich mit dem beſten Vorſatz, recht fleißig zu ſeyn, an das Klavier: ſo verfiel ich unwillkührlich bald in jene Spielerei des Akkordſuchens, und ſo kam ich nicht weiter. Mit vieler, unſäglicher Mühe hatte ich mich durch mehrere Tonarten durchgearbeitet, bis zu der verzweifelten, die vier Kreuze vorgezeichnet hat, und, wie ich jetzt noch ganz beſtimmt weiß, Edur genannt wird. Ueber dem Stück ſtand mit großen Buchſtaben: Scherzando Presto, und als der Kantor es mir vorſpielte, hatte es ſo was Hüpfendes, Springendes, das mir ſehr mißfiel. Ach, wie viel Thränen, wie viel ermunternde Püffe des unſeligen Kantors koſtete mich das verdammte Presto! Endlich kam der für mich ſchreckliche Tag heran, an dem ich dem Vater und den muſikaliſchen Freunden meine erworbenen Kenntniſſe produciren, Alles, was ich gelernt, vorſpielen ſollte. Ich konnte Alles gut, bis auf das abſcheuliche E — dur — Presto: da ſetzte ich mich Abends vorher in einer Art von Verzweiflung an's Klavier, um, koſte es was es wolle, fehlerfrei jenes Stück einzuſpielen. Ich wußte ſelbſt nicht, wie es zuging, daß ich das Stück gerade auf den Tangenten, die denen, welche ich aufſchlagen ſollte, rechts zunächſt lagen, zu ſpielen verſuchte; es gelang mir, das ganze Stück war leichter geworden, und ich verfehlte keine Note, nur auf andern Tangenten, und mir kam es vor, als klänge das Stück ſogar viel beſſer, als ſo, wie es mir der Kantor vorgeſpielt hatte. Nun war mir froh und leicht zu Muthe; ich ſetzte mich den andern Tag keck an den

Flügel und hämmerte meine Stückchen friſch darauf los, und mein Vater rief einmal über das andere: „das hätte ich nicht gedacht!“ — Als das Scherzo zu Ende war, ſagte der Kantor ganz freundlich: „das war die ſchwere Tonart E dur!“ und mein Vater wandte ſich zu einem Freunde, ſprechend: „Sehen Sie, wie fertig der Junge das ſchwere E dur handhabt!“ — „Erlauben Sie, Verehrteſter,“ erwiederte dieſer, „das war ja F dur.“ — „Mit nichten, mit nichten,“ ſagte der Vater. „Ei ja doch,“ verſetzte der Freund; „wir wollen es gleich ſehen.“ Beide traten an den Flügel. „Sehen Sie,“ rief mein Vater triumphirend, indem er auf die vier Kreuze wies. „Und doch hat der Kleine F dur geſpielt,“ ſagte der Freund. — Ich ſollte das Stück wiederholen. Ich that es ganz unbefangen, indem es mir nicht einmal recht deutlich war, worüber ſie ſo ernſtlich ſtritten. Mein Vater ſah in die Taſten: kaum hatte ich aber einige Töne gegriffen, als mir des Vaters Hand um die Ohren ſauſte. „Vertrakter, dummer Junge!“ ſchrie er im höchſten Zorn. Weinend und ſchreiend lief ich davon, und nun war es mit meinem muſikaliſchen Unterricht auf immer aus. Die Tante meinte zwar, gerade daß es mir möglich geworden, das ganze Stück richtig, nur in einem andern Ton zu ſpielen, zeige von wahrem muſikaliſchen Talent; allein ich glaube jetzt ſelbſt, daß mein Vater Recht hatte, es aufzugeben, mich auf irgend einem Inſtrumente unterrichten zu laſſen, da meine Unbeholfenheit, die Steifheit und Ungelenkigkeit meiner Finger ſich jedem Streben entgegengeſetzt haben würde. — Aber eben dieſe Ungelenkigkeit ſcheint ſich, rückſichtlich der Muſik, auch auf mein geiſtiges Vermögen zu erſtrecken. So habe ich nur zu oft bei dem Spiel anerkannter Virtuoſen, wenn Alles in jauchzende Bewunderung ausbrach, Langeweile, Ekel und Ueberdruß empfunden, und mich noch dazu, da ich nicht unterlaſſen konnte, meine Meinung ehrlich herauszuſagen, oder vielmehr mein inneres Gefühl deutlich ausſprach, dem Gelächter der geſchmackvollen, von der Muſik begeiſterten Menge Preis gegeben. Ging es mir nicht noch vor kurzer Zeit ganz ſo, als ein berühmter Klavierſpieler durch die Stadt reiſte und ſich bei einem meiner Freunde hören ließ? „Heute, Theuerſter,“ ſagte mir der Freund, „werden Sie gewiß von Ihrer Muſikfeindſchaft geheilt; der herrliche Y. wird Sie erheben — entzücken.“ Ich mußte mich, wider meinen Willen, dicht an das Pianoforte ſtellen; da fing der Virtuos an, die Töne auf und nieder zu rollen, und erhob ein gewaltiges Gebrauſe, und als das immer fortdauerte, wurde mir ganz ſchwindelig und ſchlecht zu Muthe, aber bald riß etwas Anderes meine Aufmerkſamkeit hin, und ich mag wohl, als ich den Spieler gar nicht mehr hörte, ganz ſonderbar in das Pianoforte hineingeſtarrt haben; denn, als er endlich aufgehört hatte, zu donnern und zu raſen, ergriff mich der Freund beim Arm und rief: „Nun, Sie ſind ja ganz verſteinert! He, Freundchen, empfinden Sie nun endlich die tiefe, fortreißende Wirkung der himmliſchen Muſik?“ — Da geſtand ich ehrlich ein, wie ich eigentlich den Spieler wenig gehört, ſondern mich vielmehr an dem ſchnellen Auf- und Abſpringen — und dem gliederweiſen Lauffeuer der Hämmer höchlich ergötzt habe; worüber denn Alles in ein ſchallendes Gelächter ausbrach. — Wie oft werde ich empfindungs-, herz-, gemüthlos geſcholten, wenn ich unaufhaltſam aus dem Zimmer renne, ſobald das Fortepiano geöffnet wird, oder dieſe und jene Dame die Guitarre in die Hand nimmt und ſich zum Singen räuſpert; denn ich weiß ſchon, daß bei der Muſik, die ſie gewöhnlich in den Häuſern verführen, mir übel und weh wird, und ich mir ordentlich phyſiſch den Magen verderbe. — Das iſt aber ein rechtes Unglück, und bringt mir Verachtung der feinen Welt zuwege. Ich weiß wohl, daß eine ſolche Stimme, ein ſolcher Geſang, wie der meiner Tante, ſo recht in mein Innerſtes dringt, und ſich da Gefühle regen, für die ich gar keine Worte habe; es iſt mir, als ſey das eben die Seligkeit, welche ſich über das Irdiſche erhebt, und daher auch im Irdiſchen keinen Ausdruck zu finden vermag; aber eben deshalb iſt es mir ganz unmöglich, höre ich eine ſolche Sängerinn, in die laute Bewunderung auszubrechen, wie die Andern; ich bleibe ſtill und ſchaue in mein Inneres, weil da noch alle die außen verklungenen Töne widerſtrahlen, und da werde ich kalt, empfindungslos, ein Muſikfeind geſcholten. — Mir ſchräg über wohnt der Concertmeiſter, welcher jeden Donnerſtag ein Quartett bei ſich hat, wovon ich zur Sommerzeit den leiſeſten Ton höre, da ſie Abends, wenn es ſtill auf der Straße geworden, bei geöffneten Fenſtern ſpielen. Da ſetze ich mich auf's Sopha, und höre mit geſchloſſenen Augen zu und bin ganz voller Wonne — aber nur bei dem erſten; bei dem zweiten Quartett verwirren ſich ſchon die Töne, denn nun iſt es, als müßten ſie im Innern mit den Melodien des erſteren, die noch darin wohnen, kämpfen; und das dritte kann ich gar nicht mehr aushalten.

Da muß ich fortrennen, und oft hat der Concertmeiſter mich ſchon ausgelacht, daß ich mich von der Muſik ſo in die Flucht ſchlagen ließe. — Sie ſpielten wohl, wie ich gehört habe, an ſechs, acht ſolche Quartetts, und ich bewundere in der That die außerordentliche Geiſtesſtärke, die innere muſikaliſche Kraft, welche dazu gehört, ſo viel Muſik hinter einander aufzufaſſen, und durch das Abſpielen Alles ſo, wie im Innerſten empfunden und gedacht, in's lebendige Leben ausgehen zu laſſen. — Eben ſo geht es mir mit den Concerten, wo oft ſchon die erſte Symphonie ſolch einen Tumult in mir erregt, daß ich für alles Uebrige todt bin. Ja, oft hat mich eben der erſte Satz ſo aufgeregt, ſo gewaltig erſchüttert, daß ich mich hinausſehne, um all' die ſeltſamen Erſcheinungen, von denen ich befangen, deutlicher zu ſchauen, ja mich in ihren wunderbaren Tanz zu verflechten, daß ich, unter ihnen, ihnen gleich bin. Es kommt mir dann vor, als ſey die gehörte Muſik ich ſelbſt. — Ich frage daher niemals nach dem Meiſter; das ſcheint mir ganz gleichgültig. Es iſt mir ſo, als werde auf dem höchſten Punkt nur eine pſychiſche Maſſe bewegt, und als habe ich in dieſem Sinne viel Herrliches componirt. — Indem ich dieſes nur ſo für mich niederſchreibe, wird mir angſt und bange, daß es einmal in meiner angebornen, unbefangenen Aufrichtigkeit mir über die Lippen fliehen könnte. Wie würde ich ausgelacht werden! Sollten nicht manche wahrhaftige muſikaliſche Bravos an der Geſundheit meines Gemüths zweifeln? — Wenn ich oft nach der erſten Symphonie aus dem Concertſaal eile, ſchreien ſie mir nach: „Da läuft er fort, der Muſikfeind!“ und bedauern mich, da jeder Gebildete jetzt mit Recht verlangt, daß man, nächſt der Kunſt, ſich anſtändig zu verbeugen, und eben ſo auch über das, was man nicht weiß, zu reden, auch die Muſik liebe und treibe. Daß ich nun eben von dieſem Treiben ſo oft getrieben werde, hinaus in die Einſamkeit, wo die ewig waltende Macht, in dem Rauſchen der Eichenblätter über meinem Haupte, in dem Plätſchern der Quelle, wunderbare Töne anregt, die ſich geheimnißvoll verſchlingen mit den Lauten, die in meinem Innern ruhen und nun in herrlicher Muſik hervorſtrahlen — ja, das iſt eben mein Unglück. — Die entſetzliche peinliche Schwerfälligkeit im Auffaſſen der Muſik ſchadet mir auch recht in der Oper. — Manchmal freilich iſt es mir, als würde nur dann und wann ein ſchickliches muſikaliſches Geräuſch gemacht, und man verjage damit ſehr zweckmäßig die Langeweile, oder noch ärgere Ungethüme, ſo wie vor den Karavanen Cymbeln und Pauken toll und wild durch einander geſchlagen werden, um die wilden Thiere abzuhalten; aber wenn es oft ſo iſt, als könnten die Perſonen nicht anders reden, als in den gewaltigen Accenten der Muſik, als ginge das Reich des Wunderbaren auf, wie ein flammender Stern — dann habe ich Mühe und Noth, mich feſtzuhalten in dem Orkan, der mich erfaßt und in das Unendliche zu ſchleudern droht. — Aber in ſolch eine Oper gehe ich immer und immer wieder, und klarer und leuchtender wird es im Innern, und alle Geſtalten treten heraus aus dem düſtern Nebel und ſchreiten auf mich zu, und nun erkenne ich ſie, wie ſie ſo freundlich mir befreundet ſind und mit mir dahinwallen im herrlichen Leben. — Ich glaube Gluck's Iphigenia gewiß funfzigmal gehört zu haben. Darüber lachen aber mit Recht die echten Muſiker und ſagen: „Beim erſten Mal hatten wir Alles weg, und beim dritten ſatt." — Ein böſer Dämon verfolgt mich aber, und zwingt mich, unwillkührlich komiſch zu ſeyn und Komiſches zu verbreiten, rückſichtlich meiner Muſikfeindſchaft. So ſtehe ich neulich im Schauſpielhauſe, wohin ich aus Gefälligkeit für einen fremden Freund gegangen, und bin ganz vertieft in Gedanken, als ſie gerade (es wurde eine Oper gegeben) ſo einen nichtsſagenden muſikaliſchen Lärm machen. Da ſtößt mich der Nachbar an, ſprechend: „Das iſt eine ganz vorzügliche Stelle!" Ich dachte, und konnte in dem Augenblick nichts Anderes denken, als daß er von der Stelle im Parterre ſpräche, wo wir uns gerade befanden, und antwortete ganz treuherzig: „Ja, eine gute Stelle, aber ein bischen Zug weht doch!" — Da lachte er ſehr, und als Anekdote von dem Muſikfeind wurde es verbreitet in der ganzen Stadt, und überall neckte man mich mit meiner Zugluft in der Oper, und ich hatte doch Recht. —

Sollte man es wohl glauben, daß es deſſen ungeachtet einen ächten, wahren Muſiker giebt, der noch jetzt, rückſichtlich meines muſikaliſchen Sinnes, der Meinung meiner Tante iſt? — Freilich wird Niemand viel darauf geben, wenn ich gerade herausſage, daß dies kein Andrer iſt, als der Kapellmeiſter Johannes Kreisler, der ſeiner Phantaſterei wegen überall verſchrieen genug iſt, aber ich bilde mir nicht wenig darauf ein, daß er es nicht verſchmäht, mir recht nach meinem innern Gefühl, ſo wie es mich erfreut und erhebt, vorzuſingen und vorzuſpielen. — Neulich ſagte er, als ich ihm meine muſikaliſche

Unbeholfenheit klagte, ich ſey mit jenem Lehrling in dem Tempel zu Sais zu vergleichen, der, ungeſchickt ſcheinend, im Vergleich der andern Schüler, doch den wunderbaren Stein fand, den die Andern mit allem Fleiß vergeblich ſuchten. Ich verſtand ihn nicht, weil ich Novalis Schriften nicht geleſen, auf die er mich verwies. Ich habe heute in die Leihbibliothek geſchickt, werde das Buch aber wohl nicht erhalten, da es herrlich ſeyn ſoll, und alſo ſtark geleſen wird. — Doch nein; eben erhalte ich wirklich Novalis Schriften, zwei Bändchen, und der Bibliothekar läßt mir ſagen, mit dergleichen könne er immer aufwarten, da es ſtets zu Hauſe ſey; nur habe er den Novalis nicht gleich finden können, da er ihn ganz und gar als ein Buch, nach dem niemals gefragt würde, zurückgeſtellt. — Nun will ich doch gleich ſehen, was es mit den Lehrlingen zu Sais für eine Bewandtniß hat.

6.

Ueber einen Ausſpruch Sacchini's, und über den ſogenannten Effekt in der Muſik.

In Gerber's Tonkünſtler-Lexikon wird von dem berühmten Sacchini Folgendes erzählt. Als Sacchini einſt zu London bei Herrn le Brün, dem berühmten Hoboiſten zu Mittag ſpeiſte, wiederholte man in ſeiner Gegenwart die Beſchuldigung, die manchmal die Deutſchen und die Franzoſen den italieniſchen Componiſten machen, daß ſie nicht genug moduliren. „Wir moduliren in der Kirchenmuſik," ſagte er; „da kann die Aufmerkſamkeit, weil ſie nicht durch die Nebenſachen des Schauſpiels geſtört wird, leichter den mit Kunſt verbundenen Veränderungen der Töne folgen; aber auf dem Theater muß man deutlich und einfach ſeyn, man muß mehr das Herz rühren, als in Erſtaunen ſetzen, man muß ſich ſelbſt minder geübten Ohren begreiflich machen. Der, welcher ohne den Ton zu ändern, abgeänderte Geſänge darſtellt, zeigt weit mehr Talent, als der, welcher ihn alle Augenblicke ändert." —

Dieſer merkwürdige Ausſpruch Sacchini's legt die ganze Tendenz der italieniſchen Opernmuſik damaliger Zeit an den Tag, und im Weſentlichen iſt ſie auch wohl bis auf die jetzige Zeit dieſelbe geblieben.

Die Italiener erhoben ſich nicht zu der Anſicht, daß die Oper in Wort, Handlung und Muſik als ein Ganzes erſcheinen, und dieſes untrennbare Ganze im Totaleindruck auf den Zuhörer wirken müſſe; die Muſik war ihnen vielmehr zufällige Begleiterinn des Schauſpiels, und durfte nur hin und wieder als ſelbſtſtändige Kunſt, und dann für ſich allein wirkend, hervortreten. So kam es, daß im eigentlichen Fortſchreiten der Handlung alle Muſik flach und unbedeutend gehalten wurde, und nur die Prima Donna und der Primo Huomo in ihren ſogenannten Scenen in bedeutender, oder vielmehr wahrer Muſik hervortreten durften. Hier galt es aber dann wieder, ohne Rückſicht auf den Moment der Handlung, nur den Geſang, ja oft auch nur die Kunſtfertigkeit der Sänger, im höchſten Glanze zu zeigen.

Sacchini verwirft in der Oper alles Starke, Erſchütternde der Muſik, welches er in die Kirche verweiſt; er hat es im Theater nur mit angenehmen, oder vielmehr nicht tief eingreifenden Empfindungen zu thun; er will nicht Erſtaunen, nur ſanfte Rührung erregen. Als wenn die Oper durch die Verbindung der individualiſirten Sprache mit der allgemeinen Sprache der Muſik nicht eben die höchſte, das Innerſte tief ergreifende Wirkung auf das Gemüth, ſchon ihrer Natur nach beabſichtigen müſſe! Endlich will er durch die größte Einfachheit, oder vielmehr Monotonie, auch dem ungeübten Ohr verſtändlich werden; allein das iſt ja eben die höchſte, oder vielmehr die wahre Kunſt des Componiſten, daß er durch die Wahrheit des Ausdrucks Jeden rührt, Jeden erſchüttert, wie es der Moment der Handlung erfordert, ja dieſen Moment der Handlung ſelbſt ſchafft, wie der Dichter. Alle Mittel, die der unerſchöpfliche Reichthum der Tonkunſt ihm darbietet, ſind ſein eigen, und er braucht ſie, ſo wie ſie zu jener Wahrheit als nothwendig erſcheinen. So wird z. B. die künſtlichſte Modulation, ihr ſchneller Wechſel an rechter Stelle, dem ungeübteſten Ohr in höherer Rückſicht verſtändlich ſeyn, das heißt: nicht die techniſche Struktur erkennt der Laie, worauf es auch gar nicht ankommt, ſondern der Moment der Handlung iſt es, der ihn gewaltig ergreift. Wenn im Don Juan die Statue des Kommandanten im Grundton E ihr furchtbares: Ja! ertönen läßt, nun aber der Componiſt dieſes E als Terz von C annimmt, und ſo in Cdur modulirt, welche Tonart Leporello ergreift: ſo wird kein Laie der Muſik die techniſche Struktur dieſes Ueberganges verſtehen, aber im Innerſten mit dem Leporello erheben, und eben ſo wenig wird der Muſiker, der auf der höchſten Stufe der Bildung ſteht, in dem Augenblick der tiefſten Anregung an jene Struktur denken, denn ihm iſt das Gerüſte längſt eingefallen, und er trifft wieder mit dem Laien zuſammen.

Die wahre Kirchenmuſik, nämlich diejenige, die den Cultus begleitet, oder vielmehr ſelbſt Cultus iſt, erſcheint als überirdiſche — als Sprache des Himmels. Die Ahnungen des höchſten Weſens, welche die heiligen Töne in des Menſchen Bruſt entzünden, ſind das höchſte Weſen ſelbſt, welches in der Muſik verſtändlich von dem überſchwenglich herrlichen Reiche des Glaubens und der Liebe redet. Die Worte, die ſich dem Geſange beigeſellen, ſind nur zufällig, und enthalten auch meiſtens nur bildliche Andeutungen, wie z. B. in der Miſſa. In dem irdiſchen Leben, dem wir uns entſchwungen, blieb der Gährungsſtoff des Böſen zurück, der die Leidenſchaften erzeugte, und ſelbſt der Schmerz löſte ſich auf in die inbrünſtige Sehnſucht der ewigen Liebe. Folgt nicht aber hieraus von ſelbſt, daß die einfachen Modulationen, die den Ausdruck eines zerriſſenen, beängſteten Gemüths in ſich tragen, eben aus der Kirche zu verbannen ſind, weil ſie gerade dort zerſtreuen und den Geiſt befangen mit weltlichem, irdiſchem Treiben? Sacchini's Ausſpruch iſt daher gerade umzukehren, wiewohl er, da er ſich ausdrücklich auf die Meiſter ſeines Landes bezieht, und gewiß die älteren im Sinn hatte, unter dem häufigeren Moduliren in der Kirchenmuſik nur den größern Reichthum des harmoniſchen Stoffs meinte. Rückſichtlich der Opernmuſik änderte er auch wahrſcheinlich ſeine Meinung, als er Gluck's Werke in Paris gehört hatte, denn ſonſt würde er, dem von ihm ſelbſt aufgeſtellten Prinzip zuwider, nicht die ſtarke, heftig ergreifende Fluchſcene im Oedip auf Colonos geſetzt haben. —

Jene Wahrheit, daß die Oper in Wort, Handlung und Muſik als ein Ganzes erſcheinen müſſe, ſprach Gluck zuerſt in ſeinen Werken deutlich aus; aber welche Wahrheit wird nicht mißverſtanden, und veranlaßt ſo die ſonderbarſten Mißgriffe! Welche Meiſterwerke erzeugten nicht in blinder Nachahmerei die lächerlichſten Produkte! Dem blöden Auge erſcheinen die Werke des hohen Genie's, die es nicht vermochte in einem Brennpunkt aufzufaſſen, wie ein deformirtes Gemälde, und dieſes Gemäldes zerſtreute Züge wurden getadelt und nachgeahmt. Göthe's Werther veranlaßte die weinerlichen Empfindeleien jener Zeit;

ſein Götz von Berlichingen ſchuf die ungeſchlachten, leeren Harniſche, aus denen die hohlen Stimmen der biederen Grobheit und des proſaiſch tollen Unſinns erklangen. Göthe ſelbſt ſagt (Aus meinem Leben, dritter Theil): die Wirkung jener Werke ſey meiſtens ſtoffartig geweſen, und ſo kann man auch behaupten, daß die Wirkung von Gluck's und Mozart's Werken, abgeſehen von dem Text, in rein muſikaliſcher Hinſicht nur ſtoffartig war. Auf den Stoff des muſikaliſchen Gebäudes wurde nämlich das Auge gerichtet, und der höhere Geiſt, dem dieſer Stoff dienen mußte, nicht entdeckt. Man fand bei dieſer Betrachtung, vorzüglich bei Mozart, daß, außer der mannigfachen, frappanten Modulation, auch die häufige Anwendung der Blasinſtrumente die erſtaunliche Wirkung ſeiner Werke hervorbringen möge; und davon ſchreibt ſich der Unfug der überladenen Inſtrumentirung und des bizarren, unmotivirten Modulirens her. Effekt wurde das Loſungswort der Componiſten, und Effekt zu machen, koſte es was es wolle, die einzige Tendenz ihrer Bemühungen. Aber eben dieſes Bemühen nach dem Effekt beweiſet, daß er abweſend iſt, und ſich nicht willig finden läßt, da einzukehren, wo der Componiſt wünſcht, daß er anzutreffen ſeyn möge. — Mit einem Wort: der Künſtler muß, um uns zu rühren, um uns gewaltig zu ergreifen, ſelbſt in eigner Bruſt tief durchdrungen ſeyn, und nur das in der Extaſe bewußtlos im Innern Empfangene mit höherer Kraft feſtzuhalten in den Hieroglyphen der Töne (den Noten) iſt die Kunſt, wirkungsvoll zu componiren. Fragt daher ein junger Künſtler, wie er es anfangen ſolle, eine Oper mit recht vielem Effekt zu ſetzen, ſo kann man ihm nur antworten: Lies das Gedicht, richte mit aller Kraft den Geiſt darauf, gehe ein mit aller Macht Deiner Phantaſie in die Momente der Handlung; Du lebſt in den Perſonen des Gedichts, Du biſt ſelbſt der Tyrann, der Held, die Geliebte; Du fühlſt den Schmerz, das Entzücken der Liebe, die Schmach, die Furcht, das Entſetzen, ja des Todes namenloſe Qual, die Wonne ſeliger Verklärung; Du zürneſt, Du wütheſt, Du hoffeſt, Du verzweifelſt; Dein Blut glüht durch die Adern, heftiger ſchlagen Deine Pulſe; in dem Feuer der Begeiſterung, das Deine Bruſt entflammt, entzünden ſich Töne, Melodien, Akkorde, und in der wundervollen Sprache der Muſik ſtrömt das Gedicht aus Deinem Innern hervor. Die techniſche Uebung durch Studium der Harmonik, der Werke großer Meiſter, durch Selbſtſchreiben bewirkt, daß Du immer deutlicher Deine innere Muſik vernimmſt, keine Melodie, keine Modulation, kein Inſtrument entgeht Dir, und ſo empfängſt Du mit der Wirkung auch zugleich die Mittel, die Du nun, wie Deiner Macht unterworfene Geiſter, in das Zauberbuch der Partitur bannſt. — Freilich heißt das Alles nur ſo viel, als: Sey ſo gut, lieber, und ſorge nur dafür, ein recht muſikaliſcher Genius zu ſeyn; das Andere findet ſich dann von ſelbſt! Aber es iſt dem wirklich ſo, und nicht anders.

Deſſen ungeachtet läßt ſich denken, daß Mancher den wahren Funken, den er in ſich trägt, überbaut, indem er, der eignen Kraft mißtrauend, den aus dem Innern keimenden Gedanken verwerfend, ängſtlich Alles, was er in den Werken großer Meiſter als effektvoll anerkannt, zu benutzen ſtrebt, und ſo in Nachahmerei der Form geräth, die nie den Geiſt ſchafft, da nur der Geiſt ſich die Form bildet. Das ewige Schreien der Theaterdirektoren, die, nach dem auf den Brettern curſirenden Ausdruck, das Publikum gepackt haben wollen: „Nur Effekt! Effekt!“ und die Forderungen der ſogenannten edeln Kenner, denen der Pfeffer nicht mehr gepfeffert genug iſt, regen oft den Muſiker an, in einer Art verzagter Verzweiflung, wo möglich, jene Meiſter noch im Effekt zu überbieten, und ſo entſtehen die wunderlichen Compoſitionen, in denen ohne Motive — das heißt, ohne daß die Momente des Gedichts nur irgend den Anlaß dazu in ſich tragen ſollten — grelle Ausweichungen, mächtige Akkorde aller nur möglichen Blasinſtrumente, auf einander folgen, wie bunte Farben, die nie zum Bilde werden. Der Componiſt erſcheint wie ein Schlaftrunkener, den jeden Augenblick gewaltige Hammerſchläge wecken, und der immer wieder in den Schlaf zurückfällt. Tondichter dieſer Art ſind höchlich verwundert, wenn ihr Werk, trotz den Bemühungen, womit ſie ſich gequält, durchaus nicht den Effekt, wie ſie ſich ihn vorgeſtellt, machen will, und denken gewiß nicht daran, daß die Muſik, wie ſie ihr individueller Genius ſchuf, wie ſie aus ihrem Innern ſtrömte, und die ihnen zu einfach, zu leer ſchien, vielleicht unendlich mehr gewirkt haben würde. Ihre ängſtliche Verzagtheit verblendete ſie und raubte ihnen die wahre Erkenntniß jener Meiſterwerke, die ſie ſich zum Muſter nahmen, und nun an den Mitteln als demjenigen hängen blieben, worin der Effekt zu ſuchen ſey. Aber, wie ſchon oben geſagt, es iſt ja nur der Geiſt, der, die Mittel in freier Willkühr beherrſchend, in jenen Werken die unwiderſtehliche Gewalt verleiht; nur das Tongedicht, das wahr und kräftig aus dem Innern hervorging, dringt wieder ein in das Innere des Zuhörers. Der Geiſt verſteht nur die Sprache des Geiſtes.

Regeln zu geben, wie man den Effekt in der Muſik hervorbringen ſolle, iſt daher wohl unmöglich; aber leitende Winke können den, mit ſich ſelbſt uneins gewordenen Tondichter, der ſich wie von Irrlichtern geblendet, abwärts verirrte, wieder auf Weg und Steg zurückbringen.

Das Erſte und Vorzüglichſte in der Muſik, welches mit wunderbarer Zauberkraft das menſchliche Gemüth ergreift, iſt die Melodie. — Nicht genug zu ſagen iſt es, daß ohne ausdrucksvolle, ſingbare Melodie jeder Schmuck der Inſtrumente ꝛc. nur ein glänzender Putz iſt, der, keinen lebenden Körper zierend, wie in Shakſpeare's Sturm, an der Schnur hängt, und nach dem der dumme Pöbel läuft. Singbar iſt, im höhern Sinn genommen, ein herrliches Prädikat, um die wahre Melodie zu bezeichnen. Dieſe ſoll Geſang ſeyn, frei und ungezwungen unmittelbar aus der Bruſt des Menſchen ſtrömen, der ſelbſt das Inſtrument iſt, welches in den wunderbarſten geheimnißvollſten Tönen der Natur ertönt. Die Melodie, die auf dieſe Weiſe nicht ſingbar iſt, kann nur eine Reihe einzelner Töne bleiben, die vergebens danach ſtreben, Muſik zu werden. Es iſt unglaublich, wie in neuerer Zeit, vorzüglich auf die Anregung eines mißverſtandenen Meiſters (Cherubini's), eben die Melodie vernachläſſigt worden, und aus dem Beſtreben, immer originell und frappant zu ſeyn, das gänzlich Unſingbare mehrerer Tongedichte entſtanden iſt. Wie kommt es denn, daß die einfachen Geſänge der alten Italiener, oft nur vom Baß begleitet, das Gemüth ſo unwiderſtehlich rühren und erheben? Liegt es nicht lediglich in dem herrlichen, wahrhaft ſingenden Geſange? Ueberhaupt iſt der Geſang ein wohl unbeſtrittenes einheimiſches Eigenthum jenes in Muſik erglühten Volks, und der Deutſche mag, iſt er auch zur höhern, oder vielmehr zur wahren Anſicht der Oper gelangt, doch auf jede ihm nur mögliche Weiſe ſich mit jenen Geiſtern befreunden, damit ſie es nicht verſchmähen, wie mit geheimer, magiſcher Kraft einzugehen in ſein Inneres und die Melodie zu entzünden. Ein herrliches Beiſpiel dieſer innigſten Befreundung giebt der hohe Meiſter der Kunſt, Mozart, in deſſen Bruſt der italieniſche Geſang erglühte. Welcher Componiſt ſchrieb ſingbarer, als er? Auch ohne den Glanz des Or-

Gefühls dringt jede ſeiner Melodien tief ein in das Innere, und darin liegt ja ſchon die wunderbare Wirkung ſeiner Compoſitionen. —

Was nun die Modulationen betrifft, ſo ſollen nur die Momente des Gedichts den Anlaß dazu geben; ſie gehen aus den verſchiedenen Anregungen des bewegten Gemüths hervor, und ſo wie dieſe — ſanft, ſtark, gewaltig, allmählig emporſchwellend, plötzlich ergreifend ſind, wird auch der Componiſt, in dem die wunderbare Kunſt der Harmonik als eine herrliche Gabe der Natur liegt, ſo daß ihm das techniſche Studium nur das deutliche Bewußtſeyn darüber verſchafft, bald in verwandte, bald in entfernte Tonarten, bald allmählig übergehen, bald mit einem kühnen Ruck ausweichen. Der ächte Genius ſinnt nicht darauf, zu frappiren durch erkünſtelte Künſtlichkeit, die gar zur argen Unkunſt wird; er ſchreibt es nur auf, wie ſein innerer Geiſt die Momente der Handlung in Tönen ausſprach, und mögen dann die muſikaliſchen Rechenmeiſter zu nützlicher Uebung aus ſeinen Werken ihre Exempel ziehen. Zu weit würde es führen, hier über die tiefe Kunſt der Harmonik zu ſprechen, wie ſie in unſerm Innern begründet iſt, und wie ſich dem kräftig Eindringenden geheimnißvolle Geſetze offenbaren, die kein Lehrbuch enthält. Nur um eine einzelne Erſcheinung anzudeuten, ſey es bemerkt, daß die großen Ausweichungen nur dann von tiefer Wirkung ſind, wenn, unerachtet ihrer Heterogeneität, die Tonarten doch in geheimer, dem Geiſt des Muſikers klar gewordener Beziehung ſtehen. Mag die anfangs erwähnte Stelle des Duetts im Don Juan auch hier zum Beiſpiel dienen. — Hieher gehören auch die wegen des Mißbrauchs oft beſchrieenen, enharmoniſchen Ausweichungen, die eben jene geheime Beziehung in ſich tragen, und deren oft gewaltige Wirkung ſich nicht bezweifeln läßt. Es iſt, als ob ein geheimes, ſympathetiſches Band oft manche entfernt liegende Tonarten verbinde; und ob unter gewiſſen Umſtänden eine unbezwingliche Antipathie ſelbſt die nächſtverwandten Tonarten trenne. Die gewöhnlichſte, häufigſte Modulation, nämlich aus der Tonika in die Dominante, und umgekehrt, erſcheint zuweilen unerwartet und fremdartig, oft dagegen widrig und unerträglich. —

In der Inſtrumentirung liegt freilich ebenfalls ein großer Theil der erſtaunlichen Wirkung verborgen, die oft die genialen Werke hoher Meiſter hervorbringen. Hier möchte es aber wohl kaum möglich ſeyn, auch nur eine einzige Regel zu wagen; denn eben dieſer Theil der muſikaliſchen Kunſt iſt in myſtiſches Dunkel gehüllt. Jedes Inſtrument trägt, rückſichtlich der Verſchiedenheit ſeiner Wirkung in einzelnen Fällen, hundert andere in ſich, und es iſt z. B. ein thörichter Wahn, daß nur ihr Zuſammenwirken unbedingt das Starke, das Mächtige auszudrücken im Stande ſeyn ſollte. Ein einzelner, von dieſem oder jenem Inſtrumente ausgehaltener Ton bewirkt oft inneres Erbeben. Hiervon geben viele Stellen in Gluck'ſchen Opern auffallende Beiſpiele, und um jene Verſchiedenheit der Wirkung, deren jedes Inſtrument fähig iſt, recht einzuſehen, denke man nur daran, mit welchem heterogenen Effekt Mozart daſſelbe Inſtrument braucht — wie z. B. die Hoboe. — Hier ſind nur Andeutungen möglich. — In dem Gemüth des Künſtlers wird, um in dem Vergleich der Muſik mit der Malerei zu bleiben, das Tongedicht wie ein vollendetes Gemälde erſcheinen, und er im Anſchauen jene richtige Perſpektive, ohne welche keine Wahrheit möglich iſt, von ſelbſt finden. — Zu der Inſtrumentirung gehören auch die verſchiedenen Figuren der begleitenden Inſtrumente; und wie oft erhebt eine ſolche richtig aus dem Innern aufgefaßte Figur die Wahrheit des Ausdrucks bis zur höchſten Kraft! Wie tiefergreifend iſt nicht z. B. die in Oktaven fortſchreitende Figur der zweiten Violine und der Viola in Mozart's Arie: Non mi dir bel idol mio etc. Auch rückſichtlich der Figuren läßt ſich nichts künſtlich erſinnen, nichts hinzumachen; die lebendigen Farben des Tongedichts heben das kleinſte Detail glänzend hervor, und jeder fremde Schmuck würde nur entſtellen, ſtatt zu zieren. Eben ſo iſt es mit der Wahl der Tonart, mit dem Forte und Piano, das aus dem tiefen Charakter des Stücks hervorgehen, und nicht etwa der Abwechſelung wegen daſtehen ſoll, und mit allen übrigen untergeordneten Ausdrucksmitteln, die ſich dem Muſiker darbieten.

Den zweifelhaften, nach Effekt ringenden, mißmuthigen Tondichter, wohnt nur der Genius in ihm, kann man unbedingt damit tröſten, daß ſein wahres, tiefes Eingehen in die Werke der Meiſter ihn bald mit dem Geiſte dieſer ſelbſt in einen geheimnißvollen Rapport bringen, und daß dieſer die ruhende Kraft entzünden, ja die Extaſe herbeiführen werde, in der er wie aus dumpfem Schlafe zum neuen Leben erwacht und die wunderbaren Laute ſeiner innern Muſik vernimmt; dann giebt ihm ſein Studium der Harmonik, ſeine techniſche Uebung, die Kraft, jene Muſik, die ſonſt vorüberrauſchen würde, feſtzuhalten, und die Begeiſterung, welche das Werk gebar, wird im wunderbaren Nachklange den Zuhörer mächtig ergreifen, ſo daß er der Seligkeit theilhaftig wird, die den Muſiker in jenen Stunden der Weihe umfing. Dies iſt aber der wahrhaftige Effekt des aus dem Innern hervorgegangenen Tongedichts. —

7.

Johannes Kreislers Lehrbrief.

Da Du, mein lieber Johannes! mir nun wirklich aus der Lehre laufen, und auf Deine eigene Weiſe in der weiten Welt herumhandthieren willſt, ſo iſt es billig, daß ich, als Dein Meiſter, Dir einen Lehrbrief in den Sack ſchiebe, den Du ſämmtlichen muſikaliſchen Gilden und Innungen als Paſſeport vorzeigen kannſt. Das könnte ich nun ohne alle weitere Umſchweiſe thun, indem ich Dich aber im Spiegel anſchaue, fällt es mir recht wehmüthig in's Herz. Ich möchte Dir noch ein Mal Alles ſagen, was wir zuſammen gedacht und empfunden, wenn ſo in den Lehrjahren gewiſſe Momente eintraten. Du weißt ſchon, was ich meine. Da wir Beide aber das eigen haben, daß, wenn der Eine ſpricht, der Andere das Maul nicht halten kann, ſo iſt es wohl beſſer, ich ſchreibe wenigſtens Einiges davon auf, gleichſam als Ouvertüre, und Du kannſt es denn manchmal leſen zu Deinem Nutz und Frommen. — Ach, lieber Johannes! wer kennt Dich beſſer, als ich, wer hat ſo in Dein Inneres, ja aus Deinem Innern ſelbſt herausgeblickt, als ich? — Dafür glaube ich auch, daß Du mich vollkommen kennſt, und daß eben aus dieſem Grunde unſer Verhältniß immer leidlich war, wiewohl wir die verſchiedenſten Meinungen über uns wechſelten, da wir uns manchmal außerordentlich weiſe, ja genial, dann aber wieder hinlänglich albern und tölpelhaft, ja auch was Weniges dämiſch dünkten. Sieh, theurer Skolar! indem ich in vorſtehenden Perioden das Wörtlein „Uns“ gebraucht, kommt es mir vor, als hätte ich, in vornehmer Beſcheidenheit den Plural brauchend, doch nur von mir allein im Singular geſprochen, ja als ob wir Beide am Ende auch nur Einer wären. Reißen wir uns von dieſer tollen Einbildung los! Alſo noch einmal, lieber Johannes! — wer kennt Dich beſſer, als ich, und wer vermag daher mit beſſerm Fug und Recht zu behaupten, daß Du jetzt diejenige Meiſterſchaft erlangt haſt, welche nöthig iſt, um ein ſchickliches gehöriges Lernen zu beginnen.

Was dazu hauptſächlich nothwendig ſcheint, iſt Dir wirklich eigen worden. Du haſt nämlich Dein Hörorgan ſo geſchärft, daß Du bisweilen die Stimme des in Deinem Innern verſteckten Poeten (um mit Schubert zu reden[*])) vernimmſt, und wirklich nicht glaubſt, Du ſeyſt es nur, der geſprochen, ſonſt Niemand. — In einer lauen Juliusnacht ſaß ich einſam auf der Moosbank in jener Jasminlaube, die Du kennſt, da trat der ſtille freundliche Jüngling, den wir Chryſoſtomus nennen, zu mir und erzählte aus ſeiner frühen Jugendzeit wunderbare Dinge. „Der kleine Garten meines Vaters,“ ſo ſprach er, „ſtieß an einen Wald voll Ton und Geſang. Jahr aus Jahr ein niſtete dort eine Nachtigall auf dem alten herrlichen Baum, an deſſen Fuß ein großer, mit allerlei wunderbaren Mooſen und röthlichen Adern durchwachſener Stein lag. Es klang wohl recht fabelhaft, was mein Vater von dieſem Stein erzählte. Vor vielen, vielen Jahren, hieß es, kam ein unbekannter ſtattlicher Mann auf des Junkers Burg ſeltſamlich gebildet und gekleidet. Jedem kam der Fremde ſehr wunderlich vor, man konnte ihn nicht lange ohne inneres Grauen anblicken, und dann doch nicht wieder das feſtgebannte Auge von ihm abwenden. Der Junker gewann ihn in kurzer Zeit ſehr lieb, wiewohl er oft geſtand, daß ihm in ſeiner Gegenwart ſonderbar zu Muthe würde und eiskalte Schauer ihn anwehten, wenn der Fremde beim vollen Becher von den vielen fernen unbekannten Ländern und ſonderbaren Menſchen und Thieren erzähle, die ihm auf ſeinen weiten Wanderungen bekannt worden, und dann ſeine Sprache in ein wunderbares Tönen verhalle, in dem er ohne Worte unbekannte, geheimnißvolle Dinge verſtändlich ausſpreche. — Keiner konnte ſich von dem Fremden losreißen, ja nicht oft genug ſeine Erzählungen hören, die auf unbegreifliche Weiſe dunkles, geſtaltloſes Ahnen in lichter, erkenntnißfähiger Form vor des Geiſtes Auge brachten. Sang nun der Fremde vollends zu ſeiner Laute in unbekannter Sprache allerlei wunderbar tönende Lieder, ſo wurden Alle, die ihn hörten, wie von überirdiſcher Macht ergriffen, und es hieß: das könne kein Menſch, das müſſe ein Engel ſeyn, der die Töne aus dem himmliſchen Concert der Cherubim und Seraphim auf die Erde gebracht. Das ſchöne blutjunge Burgfräulein umſtrickte der Fremde ganz mit geheimnißvollen unauflöslichen Banden. Sie wurden, da er ſie im Geſange und Lautenſpiel unterrichtete, binnen kurzer Zeit ganz vertraut mit einander, und oft ſchlich der Fremde um Mitternacht zu dem alten Baum, wo das Fräulein ſeiner ſchon harrte. Dann hörte man aus weiter Ferne ihren Geſang und die verhallenden Töne der Laute des Fremden, aber ſo ſeltſam, ſo ſchauerlich klangen die Melodien, daß Niemand es wagte, näher hinzugehen, oder gar die Liebenden zu verrathen. An einem Morgen war der Fremde plötzlich verſchwunden, und vergebens ſuchte man das Fräulein im ganzen Schloſſe. Von folternder Angſt, von der Ahnung des Entſetzlichen ergriffen, ſchwang ſich der Vater auf das Pferd und ſprengte nach dem Walde, den Namen ſeines Kindes in troſtloſem Jammer laut rufend. Als er zu dem Stein kam, wo der Fremde ſo oft mit dem Fräulein um Mitternacht ſaß und koſ'te, ſträubten ſich die Mähnen des muthigen Pferdes, es ſchnaubte und prubſtete, wie feſtgezaubert von einem hölliſchen Geiſte, war es nicht von der Stelle zu bringen. Der Junker glaubte, das Pferd ſcheue ſich vor der wunderlichen Form des Steines, er ſtieg daher ab, um es vorüber zu führen, aber im Starrkrampf des Entſetzens ſtockten ſeine Pulſe, und er ſtand regungslos, als er die hellen Blutstropfen erblickte, die dem Stein häufig entquollen. Wie von einer höheren Macht getrieben, ſchoben die Jägersleute und Bauern, die dem Junker gefolgt waren, den Stein mit vieler Mühe zur Seite, und fanden darunter das arme Fräulein mit vielen Dolchſtichen ermordet und verſcharrt, die Laute des Fremden aber neben ihr zertrümmert. Seit der Zeit niſtet alljährlich auf dem Baum eine Nachtigall und ſingt um Mitternacht in klagenden, das Innerſte durchdringenden Weiſen; aus dem Blute entſtanden aber die wunderlichen Mooſe und Kräuter, die jetzt auf dem Steine in ſeltſamlichen Farben prangen. — Ich durfte, da ich noch ein gar junger Knabe war, ohne des Vaters Erlaubniß nicht in den Wald gehen, aber der

---

[*] Schubert's Symbolik des Traumes.

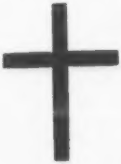
Baum, und vorzüglich der Stein, zogen mich unwiderſtehlich hin. So oft das Pförtchen in der Gartenmauer nicht verſchloſſen war, ſchlüpfte ich hinaus zu meinem lieben Stein, an deſſen Mooſen und Kräutern, die die ſeltſamſten Figuren bildeten, ich mich nicht ſatt ſehen konnte. Oft glaubte ich die Zeichen zu verſtehen, und es war mir, als ſähe ich allerlei abentheuerliche Geſchichten, wie ſie die Mutter mir erzählt hatte, darauf abgebildet, mit Erklärungen dazu. Dann mußte ich, den Stein beſchauend, wieder ganz unwillkührlich an das ſchöne Lied denken, welches der Vater beinahe täglich ſang, ſich auf einem Clavizembal begleitend, und welches mich immer ſo innig rührte, daß ich, die liebſten Kinderſpiele vergeſſend, mit hellen Thränen in den Augen nur zuhören mochte. Eben bei dem Anhören des Liedes kamen mir dann wieder meine lieben Mooſe in den Sinn, ſo, daß Beides mir bald nur Eins ſchien, und ich es in Gedanken kaum von einander zu trennen vermochte. Zu der Zeit entwickelte ſich meine Neigung zur Muſik mit jedem Tage ſtärker, und mein Vater, ſelbſt ein guter Muſikus, ließ es ſich recht angelegen ſeyn, mich ſorgfältig zu unterrichten. Er glaubte nicht allein einen wackern Spieler, ſondern auch wohl einen Componiſten aus mir zu bilden, weil ich ſo eifrig darüber her war, auf dem Klavier Melodien und Akkorde zu ſuchen die bisweilen viel Ausdruck und Zuſammenhang hatten. Aber oft hätte ich bitterlich weinen, ja in verzagter Troſtloſigkeit nie mehr das Klavier anrühren mögen, denn immer wurde es, indem ich die Taſten berührte, etwas Anderes, als ich wollte. Unbekannte Geſänge, die ich nie gehört, durchſtrömten mein Inneres, und es war mir dann, nicht des Vaters Lied, ſondern eben jene Geſänge, die mich wie Geiſterſtimmen umtönten, wären in den Mooſen des Steins, wie in geheimen wundervollen Zeichen, aufbewahrt, und wenn man ſie recht mit voller Liebe anſchaue, müßten die Lieder des Fräuleins in den leuchtenden Tönen ihrer anmuthigen Stimme hervorgehen. Wirklich geſchah es auch, daß, den Stein betrachtend, ich oft in ein hinbrütendes Träumen gerieth und dann den herrlichen Geſang des Fräuleins vernahm, der meine Bruſt mit wunderbarem wonnevollen Schmerz erfüllte. Aber ſo wie ich ſelbſt das nachſingen oder auf dem Klavier nachſpielen wollte, ging alles ſo deutlich Gehörte unter in ein dunkles verworrenes Ahnen. Im kindiſchen, abentheuerlichen Beginnen verſchloß ich oft das Inſtrument und horchte, ob nun nicht deutlicher und herrlicher die Geſänge herausheben würden, denn ich wußte ja wohl, daß darin wie verzaubert die Töne wohnen müßten. Ich wurde ganz troſtlos, und wenn ich nun vollends die Lieder und Uebungsſtücke meines Vaters ſpielen ſollte, die mir widrig und unausſtehlich geworden, wollte ich vergehen vor Ungeduld. So kam es denn, daß ich alles techniſche Studium der Muſik vernachläßigte, und mein Vater, an meiner Fähigkeit verzweifelnd, den Unterricht ganz aufgab. In ſpäterer Zeit, auf dem Lyceum in der Stadt, erwachte meine Luſt zur Muſik auf andere Weiſe. Die techniſche Fertigkeit mehrerer Schüler trieb mich an, ihnen gleich zu werden. Ich gab mir viele Mühe, aber je mehr ich des Mechaniſchen Herr wurde, deſto weniger wollte es mir gelingen, jene Töne, die in wunderherrlichen Melodien ſonſt in meinem Gemüthe erklungen, wieder zu erlauſchen. Der Muſikdirektor des Lyceums, ein alter Mann und, wie man ſagte, großer Contrapunktiſt, unterrichtete mich im Generalbaß und in der Compoſition. Der wollte ſogar Anleitung geben, wie man Melodien erfinden müſſe, und ich that mir recht was darauf zu Gute, wenn ich ein Thema ergrübelt hatte, das ſich in alle contrapunktiſche Wendungen fügte. So glaubte ich ein ganzer Muſiker zu ſeyn, als ich nach einigen Jahren in mein Dorf zurückkehrte. Da ſtand noch in meiner Zelle das alte kleine Klavier, an dem ich ſo manche Nacht geſeſſen und Thränen des Unmuths vergoſſen. Auch den wunderbaren Stein ſah ich wieder, aber ſehr klug geworden, lachte ich über meinen kindiſchen Wahnwitz, aus den Mooſen Melodien herausſehen zu wollen. Doch konnte ich es mir ſelbſt nicht abläugnen, daß der einſame geheimnißvolle Ort unter dem Baum mich mit wundervollen Ahnungen umfing. Ja! — im Graſe liegend, an den Stein gelehnt, hörte ich oft, wenn der Wind durch des Baumes Blätter rauſchte, es wie holde herrliche Geiſterſtimmen ertönen, aber die Melodien, welche ſie ſangen, hatten ja längſt in meiner Bruſt geruht, und wurden nun wach und lebendig! — Wie ſchaal, wie abgeſchmackt kam mir Alles vor, was ich geſetzt hatte, es ſchien mir gar keine Muſik zu ſeyn, mein ganzes Streben, das ungereimte Wollen eines nichtigen Nichts. — Der Traum erſchloß mir ſein ſchimmerndes, herrliches Reich und ich wurde getröſtet. Ich ſah den Stein — ſeine rothen Adern gingen auf wie dunkle Nelken, deren Düfte ſichtbarlich in hellen tönenden Strahlen emporfuhren. In den langen anſchwellenden Tönen der Nachtigall verdichteten ſich die Strahlen zur Geſtalt eines wundervollen Weibes, aber die Geſtalt war wieder himmliſche, herrliche Muſik!“ — —

Die Geſchichte unſeres Chryſoſtomus hat, wie Du, lieber Johannes! einſiehſt, in der That viel Belehrendes, weshalb ſie in dem Lehrbrief den würdigen Platz findet. Wie trat doch ſo ſichtbarlich aus einer fremden fabelhaften Zeit die hohe Macht in ſein Leben, die ihn erweckte! — Unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt, ſagen die Muſiker, denn wo finden wir in der Natur, ſo wie der Maler und der Plaſtiker, den Prototypus unſerer Kunſt? — Der Ton wohnt überall, die Töne, das heißt die Melodien, welche die höhere Sprache des Geiſterreichs reden, ruhen nur in der Bruſt des Menſchen. — Aber geht denn nicht, ſo wie der Geiſt des Tons, auch der Geiſt der Muſik durch die ganze Natur? Der mechaniſch affizirte tönende Körper ſpricht in's Leben geweckt ſein Daſeyn aus, oder vielmehr ſein innerer Organismus tritt im Bewußtſeyn hervor. Wie, wenn eben ſo der Geiſt der Muſik, angeregt von dem Geweihten, in geheimen, nur dieſem vernehmbaren Anklängen ſich melodiſch und harmoniſch ausſpräche? Der Muſiker, das heißt, der, in deſſen Innerem die Muſik ſich zum deutlichen klaren Bewußtſeyn entwickelt, iſt überall von Melodie und Harmonie umfloſſen. Es iſt kein leeres Bild, keine Allegorie, wenn der Muſiker ſagt, daß ihm Farben, Düfte, Strahlen, als Töne erſcheinen, und er in ihrer Verſchlingung ein wundervolles Concert erblickt. So wie, nach dem Ausſpruch eines geiſtreichen Phyſikers, Hören ein Sehen von innen iſt, ſo wird dem Muſiker das Sehen ein Hören von innen, nämlich zum innerlichſten Bewußtſeyn der Muſik, die mit ſeinem Geiſte gleichmäßig vibrirend aus Allem ertönt, was ſein Auge erfaßt. So würden die plötzlichen Anregungen des Muſikers, das Entſtehen der Melodien im Innern, das bewußtloſe oder vielmehr das in Worten nicht darzulegende Erkennen und Auffaſſen der geheimen Muſik der Natur als Prinzip des Lebens oder alles Wirkens in demſelben ſeyn. Die hörbaren Laute der Natur, das Säuſeln des Windes, das Geräuſch der Quellen u. a. m. ſind dem Muſiker erſt einzelne ausgehaltene Akkorde, dann Melodien mit harmoniſcher Begleitung. Mit der Erkenntniß ſteigt der innere Wille, und mag der Muſiker ſich dann nicht zu der ihn umgebenden Natur verhalten, wie der Magnetiſeur zur Somnambule, indem ſein lebhaftes Wollen die Frage iſt, welche die Natur nie unbeantwortet läßt? — Je lebhafter, je durchdringender die Erkenntniß wird, deſto höher ſteht der Muſiker als Componiſt, und die Fähigkeit, jene Anregungen wie mit einer beſonderen geiſtigen Kraft feſtzuhalten und feſtzubannen in Zeichen und Schrift, iſt die Kunſt des Componirens. Dieſe Macht iſt das Erzeugniß der muſikaliſchen künſtlichen Ausbildung, die auf das ungezwungene geläufige Vorſtellen der Zeichen (Noten) hinarbeitet. Bei der individualiſirten Sprache waltet ſolch' innige Verbindung zwiſchen Ton und Wort, daß kein Gedanke in uns ſich ohne ſeine Hieroglyphe — (den Buchſtaben der Schrift) erzeugt, die Muſik bleibt allgemeine Sprache der Natur, in wunderbaren, geheimnißvollen Anklängen ſpricht ſie zu uns, vergeblich ringen wir danach, dieſe in Zeichen feſtzubannen, und jenes künſtliche Anreihen der Hieroglyphe erhält uns nur die Andeutung deſſen, was wir erlauſcht. — Mit dieſen wenigen Sprüchen ſtelle ich Dich nunmehr, lieber Johannes, an die Pforten des Iſistempels, damit Du fleißig forſchen mögeſt, und Du wirſt nun wohl recht lebhaft einſehen, worin ich Dich für fähig halte, wirklich einen muſikaliſchen Kurſus zu beginnen. Zeige dieſen Lehrbrief Denen vor, die, ohne es vielleicht deutlich zu wiſſen, mit Dir an jenen Pforten ſtehen, und erläutere ebenfalls Denen, die mit der Geſchichte vom böſen Fremden und dem Burgfräulein nichts Rechtes anzufangen wiſſen, die Sache dahin, daß das wunderliche Abentheuer, das ſo in das Leben des Chryſoſtomus einwirkte, ein treffendes Bild ſey des irdiſchen Unterganges durch böſes Wollen einer feindlichen Macht, dämoniſcher Mißbrauch der Muſik aber dann Aufſchwung zum Höheren, Verklärung in Ton und Geſang!

Und nun, Ihr guten Meiſter und Geſellen, die Ihr Euch an den Thoren der großen Werkſtatt verſammelt habt, nehmt den Johannes freundlich in Eure Mitte auf, und verargt es ihm nicht, daß indem Ihr nur lauſchen möget, er vielleicht dann und wann an das Thor mit leiſen Schlägen zu pochen waget. Nehmt es auch nicht übel, daß, wenn Ihr ſauber und nett Eure Hieroglyphen ſchreibet, er einige Krakelfüße mit einmiſchet, im Schönſchreiben will er ja eben noch von Euch profitiren. —

Gehab' Dich wohl, lieber Johannes Kreisler! — es iſt mir ſo, als würde ich Dich nicht wieder ſehen! — Setze mir, wenn Du mich gar nicht mehr finden ſollteſt, nachdem Du um mich, ſo wie

Hamlet um den ſeligen Yorik, gehörig lamentirt haſt ein friedliches: Hic jacet, und ein:



Dieſes Kreuz dient zugleich zum großen Inſiegel meines Lehrbriefes, und ſo unterſchreibe ich mich denn — Ich wie Du

Johannes Kreisler,
cidevant Kapellmeiſter.

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Mit 75 Bild- und Muſikbeigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Achter Band. Mit 15 Beigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

Inhalt des achten Bandes.

Lebensanſichten des Katers Murr.

Zwei Bände.

Erſter Band.

Vorwort des Herausgebers 3
Vorrede des Autors 6
Vorwort, unterdrücktes, des Autors 7

Erſter Abſchnitt.

Gefühle des Daſeins, die Monate der Jugend 8

Zweiter Abſchnitt.

Lebenserfahrungen des Jünglings. Auch ich war in Arkadien 92

Zweiter Band.

Dritter Abſchnitt.

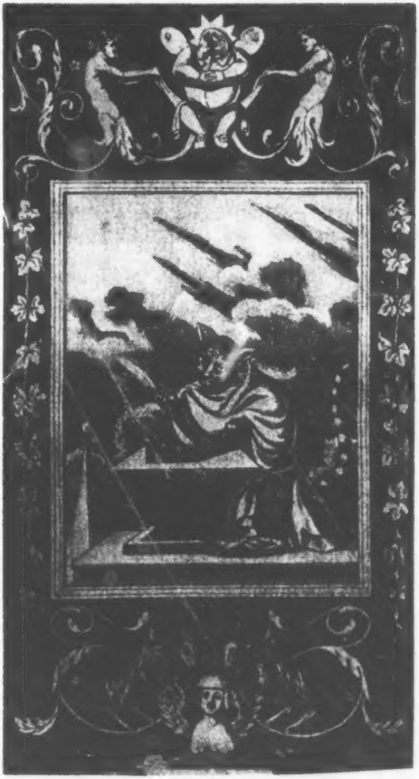
Die Lehrmonate. Launiſches Spiel des Zufalls 195
(Katzburſchenlied) 220

Vierter Abſchnitt.

Erſprießliche Folgen höherer Cultur. — Die reiferen Monate des Mannes 314

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK • MUENCHEN

Blatt 27

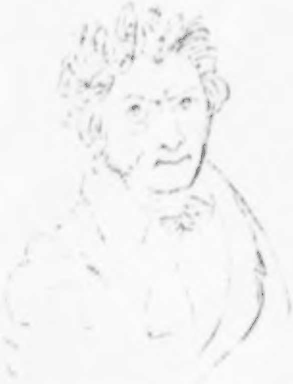


Lebens-Anſichten
des
Katers Murr
nebſt
fragmentariſcher Biographie des Kapellmeiſters
Johannes Kreisler
in zufälligen Makulaturblättern.

Herausgegeben
von
E. T. A. Hoffmann.

Erſter Band.

Blatt 28



Vorwort des Herausgebers*).

Keinem Buche iſt ein Vorwort nöthiger, als gegenwärtigem, da es, wird nicht erklärt, auf welche wunderliche Weiſe es ſich zuſammengefügt hat, als ein zuſammengewürfeltes Durcheinander erſcheinen dürfte.

Daher bittet der Herausgeber den günſtigen Leſer, wirklich zu leſen, nämlich dies Vorwort.

Beſagter Herausgeber hat einen Freund, mit dem er ein Herz und eine Seele iſt, den er eben ſo gut kennt, als ſich ſelbſt. Dieſer Freund ſprach eines Tages zu ihm ungefähr alſo: „Da Du, mein Guter, ſchon manches Buch haſt drucken laſſen, und Dich auf Verleger verſtehſt, wird es Dir ein leichtes ſeyn, irgend einen von dieſen wackern Herren aufzufinden, der auf Deine Empfehlung etwas druckt, was ein junger Autor von dem glänzendſten Talent, von den vortrefflichſten Gaben vorher aufſchrieb. Nimm Dich des Mannes an, er verdient es."

Der Herausgeber verſprach, ſein Beſtes zu thun für den ſchriftſtelleriſchen Kollegen. Etwas wunderlich wollt' es ihm nun wohl bedünken, als ſein Freund ihm geſtand, daß das Manuſcript von einem Kater, Murr geheißen, herrühre, und deſſen Lebensanſichten enthalte; das Wort war jedoch gegeben, und da der Eingang der Hiſtorie ihm ziemlich gut ſtyliſirt ſchien, ſo lief er ſofort, mit dem Manuſcript in der Taſche, zu dem Herrn Dümmler Unter den Linden, und proponirte ihm den Verlag des Katerbuchs.

---

*) Lebens-Anſichten des Katers Murr ꝛc. 2 Bände. Berlin 1820 – 1822. bei Ferd. Dümmler.

Herr Dümmler meinte, bis jetzt habe er zwar nicht unter ſeinen Autoren einen Kater gehabt, wiſſe auch nicht, daß irgend einer ſeiner werthen Collegen mit einem Mann des Schlages bis jetzt ſich eingelaſſen, indeſſen wolle er den Verſuch wohl machen.

Der Druck begann, und dem Herausgeber kamen die erſten Aushängebogen zu Geſicht. Wie erſchrak er aber, als er gewahrte, daß Murr's Geſchichte hin und wieder abbricht, und dann fremde Einſchiebſel vorkommen, die einem andern Buch, die Biographie des Kapellmeiſters Johannes Kreisler enthaltend, angehören.

Nach ſorgfältiger Nachforſchung und Erkundigung erfuhr der Herausgeber endlich folgendes. Als der Kater Murr ſeine Lebensanſichten ſchrieb, zerriß er ohne Umſtände ein gedrucktes Buch, das er bei ſeinem Herrn vorfand, und verbrauchte die Blätter harmlos theils zur Unterlage, theils zum Löſchen. Dieſe Blätter blieben im Manuſkript und — wurden, als zu demſelben gehörig, aus Verſehen mit abgedruckt!

De- und wehmüthig muß nun der Herausgeber geſtehen, daß das verworrene Gemiſch fremdartiger Stoffe durcheinander lediglich durch ſeinen Leichtſinn veranlaßt, da er das Manuſkript des Katers hätte genau durchgehen ſollen, ehe er es zum Druck beförderte, indeſſen iſt noch einiger Troſt für ihn vorhanden.

Für's erſte wird der geneigte Leſer ſich leicht aus der Sache finden können, wenn er die eingeklammerten Bemerkungen, Mak. Bl. (Makulatur Blatt) und M. f. f. (Murr fährt fort) gütigſt beachten will, dann iſt aber das zerriſſene Buch höchſt wahrſcheinlich gar nicht in den Buchhandel gekommen, da niemand auch nur das mindeſte davon weiß. Den Freunden des Kapellmeiſters wenigſtens wird es daher angenehm ſeyn, daß ſie durch den litterariſchen Vandalismus des Katers zu einigen Nachrichten über die ſehr ſeltſamen Lebensumſtände jenes in ſeiner Art nicht unmerkwürdigen Mannes kommen.

Der Herausgeber hofft auf gütige Verzeihung.

Wahr iſt es endlich, daß Autoren ihre kühnſten Gedanken, die außerordentlichſten Wendungen, oft ihren gütigen Setzern verdanken, die dem Aufſchwunge der Ideen nachhelfen durch ſogenannte Druckfehler. So ſprach z. B. der Herausgeber im zweiten Theile ſeiner Nachtſtücke Pag. 326 von geräumigen Bosketts, die in einem Garten befindlich. Das war dem Setzer nicht genial genug, er ſetzte daher das Wörtlein Prefetto um in das Wörtlein Caffetto. So läßt in der Erzählung, das Fräulein Scuderi*) der Setzer zufälliger Weiſe beſagtes Fräulein ſtatt in einer ſchwarzen Robe, in einer ſchwarzen Farbe von ſchwerem Seitenzeug erſcheinen u. ſ. w.

Jedem jedoch das Seine! Weder der Kater Murr, noch der unbekannte Biograph des Kapellmeiſters Kreisler will ſich mit fremden Federn ſchmücken, und der Herausgeber bittet daher den günſtigen Leſer dringend, bevor er das Werklein lieſt, nachfolgende Aenderungen zu veranſtalten, damit er von beiden Autoren nicht beſſer oder ſchlechter denke, als ſie es verdienen.

Uebrigens werden nur die Hauptfehler bemerkt, geringere dagegen der Discretion des gütigen Leſers überlaſſen.

(Hier folgen 14 Druckfehler.)

Schließlich darf der Herausgeber verſichern, daß er den Kater Murr perſönlich kennen gelernt, und in ihm einen Mann von angenehmen milden Sitten gefunden hat. Er iſt auf dem Umſchlage dieſes Buchs frappant getroffen.

Berlin, im November 1819.

E. T. A. Hoffmann.

---

*) Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen bei Gleditſch. 1820. [Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft von St. Schütze. 1820. S. 1–122.]

Vorrede des Autors.

Schweſtern — mit bebender Bruſt, übergebe ich der Welt einige Blätter des Lebens, des Leidens, der Hoffnung, der Sehnſucht, die in lichten Stunden der Muſe, der dichteriſchen Begeiſterung meinem innerſten Weſen entkeimten.

Wohl, kann ich beſtehen vor dem ſtrengen Richterſtuhl der Kritik? Doch Ihr ſeid es, Ihr fühlenden Seelen, Ihr edlen weiblichen Gemüther, Ihr mit verwandten warmen Herzen, ja Ihr ſeid es, für die ich ſchrieb, und eine einzige ſchöne Zähre in Eurem Auge wird mich tröſten, wird die Wunde heilen, die der kalte Tadel unverſtändlicher Rezenſenten mir ſchlug!

Berlin, im Mai (18—)

Mutz.
([illegible])

Vorwort

Unterdrücktes des Autors.

Mit der Sicherheit und Ruhe, die dem wahren Genie angeboren, übergebe ich der Welt meine Biographie, damit ſie lerne, wie man ſich zum großen Kater bildet, meine Vortrefflichkeit im ganzen Umfange erkenne, mich liebe, ſchätze, ehre, bewundere, und ein wenig anbete.

Sollte jemand verwegen genug ſeyn, gegen den gediegenen Werth des außerordentlichen Buchs einige Zweifel erheben zu wollen, ſo mag er bedenken, daß er es mit einem Kater zu thun hat, der Geiſt, Verſtand beſitzt, und ſcharfe Krallen.

Berlin, im May (18—)

Murr,
(homme de lettres très renommé).

N. S. Das iſt zu arg! — Auch das Vorwort des Autors, welches unterdrückt werden ſollte, iſt abgedruckt! — Es bleibt nichts übrig, als den günſtigen Leſer zu bitten, daß er dem ſchriftſtelleriſchen Kater den etwas ſtolzen Ton dieſes Vorworts nicht zu hoch anrechnen, und bedenken möge, daß, wenn manche wehmüthige Vorrede irgend eines andern empfindſamen Autors in die wahre Sprache der innigen Herzensmeinung überſetzt werden ſollte, es nicht viel anders herauskommen würde.

D. H.

Erſter Abſchnitt.

Gefühle des Daſeyns, die Monate der Jugend.

Es iſt doch etwas ſchönes, herrliches, erhabenes um das Leben! — „O du ſüße Gewohnheit des Daſeyns!" ruft jener niederländiſche Held in der Tragödie aus. So auch ich, aber nicht wie der Held in dem ſchmerzlichen Augenblick, als er ſich davon trennen ſoll — nein! — in dem Moment, da mich eben die volle Luſt des Gedankens durchdringt, daß ich in jene ſüße Gewohnheit nun ganz und gar hineingekommen und durchaus nicht Willens bin, jemals wieder hinauszukommen. — Ich meine nehmlich, die geiſtige Kraft, die unbekannte Macht, oder wie man ſonſt das über uns waltende Prinzip nennen mag, welches mir beſagte Gewohnheit ohne meine Zuſtimmung gewiſſermaßen aufgedrungen hat, kann unmöglich ſchlechtere Geſinnungen haben, als der freundliche Mann bei dem ich in Condition gegangen, und der mir das Gericht Fiſche, das er mir vorgeſetzt, niemals vor der Naſe wegzieht, wenn es mir eben recht wohlſchmeckt.

O Natur, heilige hehre Natur! wie durchſtrömt all' deine Wonne, all' dein Entzücken, meine bewegte Bruſt, wie umweht mich dein geheimnißvoll ſäuſelnder Athem! — Die Nacht iſt etwas friſch und ich wollte — doch jeder der dies lieſet oder nicht lieſet, begreift nicht meine hohe Begeiſterung, denn er kennt nicht den hohen Standpunkt, zu dem ich mich hinaufgeſchwungen! — Hinaufgeklettert wäre richtiger, aber kein Dichter ſpricht von ſeinen Füßen, hätte er auch deren viere ſo wie ich, ſondern nur von ſeinen Schwingen, ſind ſie ihm auch nicht angewachſen, ſondern nur Vorrichtung eines geſchickten Mechanikers. Ueber mir wölbt ſich der weite Sternenhimmel, der Vollmond wirft ſeine funkelnden Strahlen herab und in feurigem Silberglanz ſtehen Dächer und Thürme um mich her! Mehr und mehr verbrauſt das lärmende Gewühl unter mir in den Straßen, ſtiller und ſtiller wird die Nacht — die Wolken ziehen — eine einſame Taube flattert in bangen Liebesklagen girrend um den Kirchthurm! — Wie! — wenn die liebe Kleine ſich mir nähern wollte? — Ich fühle wunderbar es ſich in mir regen, ein gewiſſer ſchwärmeriſcher Appetit reißt mich hin mit unwiderſtehlicher Gewalt! — O käme ſie, die ſüße Huldin, an mein liebekrankes Herz wollt ich ſie drücken, ſie nimmer von mir laſſen — ha dort flattert ſie hinein in den Taubenſchlag, die Falſche, und läßt mich hoffnungslos ſitzen auf dem Dache! — Wie ſelten iſt doch in dieſer dürftigen, verſtockten, liebeleeren Zeit wahre Sympathie der Seelen. —

Iſt denn das auf zwei Füßen aufrecht einhergehen etwas ſo großes, daß das Geſchlecht, welches ſich Menſch nennt, ſich die Herrſchaft über uns alle, die wir mit ſichererem Gleichgewicht auf Vieren daherwandeln, anmaßen darf? Aber ich weiß es, ſie bilden ſich was Großes ein auf Etwas, was in ihrem Kopfe ſitzen ſoll und das ſie die Vernunft nennen. Ich weiß mir keine rechte Vorſtellung zu machen, was ſie darunter verſtehen, aber ſo viel iſt gewiß, daß wenn, wie ich es aus gewiſſen Reden meines Herrn und Gönners ſchließen darf, Vernunft nichts anders heißt, als die Fähigkeit mit Bewußtſeyn zu handeln und keine dumme Streiche zu machen, ich mit keinem Menſchen tauſche. — Ich glaube überhaupt, daß man ſich das Bewußtſeyn nur angewöhnt; durch das Leben und zum Leben kommt man doch, man weiß ſelbſt nicht wie. Wenigſtens iſt es mir ſo gegangen und wie ich vernehme, weiß auch kein einziger Menſch auf Erden das Wie und Wo ſeiner Geburt aus eigner Erfahrung, ſondern nur durch Tradition, die noch dazu öfters ſehr unſicher iſt. Städte ſtreiten ſich um die Geburt eines berühmten Mannes und ſo wird es, da ich ſelbſt nichts Entſcheidendes darüber weiß, immerdar ungewiß bleiben, ob ich in dem Keller, auf dem Boden, oder in dem Holzſtall das Licht der Welt erblickte, oder vielmehr nicht erblickte, ſondern nur in der Welt erblickt wurde von der theuren Mama. Denn wie es unſerm Geſchlecht eigen, waren meine Augen verſchleiert. Ganz dunkel erinnere ich mich gewiſſer knurrender pruhſtender Töne die um mich her erklangen und die ich beinahe wider meinen Willen hervorbringe, wenn mich der Zorn überwältigt. Deutlicher und beinahe mit vollem Bewußtſeyn finde ich mich in einem ſehr engen Behältniß mit weichen

Wänden eingeſchloſſen, kaum fähig Athem zu ſchöpfen und in Noth und Angſt ein klägliches Jammergeſchrei erhebend. Ich fühlte, daß etwas in das Behältniß hinabgriff und mich ſehr unſanft beim Leibe packte und dieß gab mir Gelegenheit, die erſte wunderbare Kraft, womit mich die Natur begabt, zu fühlen und zu üben. Aus meinen reichen überpelzten Vorderpfoten ſchnellte ich ſpitze gelenkige Krallen hervor und grub ſie ein in das Ding das mich gepackt und das, wie ich ſpäter gelernt, nichts anders ſeyn konnte, als eine menſchliche Hand. Dieſe Hand zog mich aber heraus aus dem Behältniß, und warf mich hin und gleich darauf fühlte ich zwei heftige Schläge auf den beiden Seiten des Geſichts, über die jetzt ein, wie ich wohl ſagen mag, ſtattlicher Bart herüberragt. Die Hand theilte mir, wie ich jetzt beurtheilen kann, von jenem Muskelſpiel der Pfote verletzt, ein paar Ohrfeigen zu, ich machte die erſte Erfahrung von moraliſcher Urſache und Wirkung und eben ein moraliſcher Inſtinkt trieb mich an, die Krallen eben ſo ſchnell wieder einzuziehen, als ich ſie hervorgeſchleudert. Später hat man dieſes Einziehen der Krallen mit Recht als einen Akt der höchſten Bonhommie und Liebenswürdigkeit anerkannt und mit dem Namen „Sammtpfötchen", bezeichnet.

Wie geſagt, die Hand warf mich wieder zur Erde. Bald darauf erfaßte ſie mich aber auf's neue beim Kopf und drückte ihn nieder, ſo daß ich mit dem Mäulchen in eine Flüſſigkeit gerieth, die ich, ſelbſt weiß ich nicht, wie ich darauf verfiel, es mußte daher phyſiſcher Inſtinkt ſeyn, aufzulecken begann, welches mir eine ſeltſame innere Behaglichkeit erregte. Es war wie ich jetzt weiß, ſüße Milch die ich genoß, mich hatte gehungert und ich wurde ſatt indem ich trank. So trat, nachdem ich die moraliſche begonnen, die phyſiſche Ausbildung ein.

Auf's neue, aber ſanfter als vorher, faßten mich zwei Hände und legten mich auf ein warmes weiches Lager. Immer beſſer und beſſer wurde mir zu Muthe und ich begann mein inneres Wohlbehagen zu äußern, indem ich jene ſeltſamen, meinem Geſchlecht allein eigenen, Töne von mir gab, die die Menſchen durch den nicht unebenen Ausdruck, ſpinnen, bezeichnen. So ging ich mit Rieſenſchritten vorwärts in der Bildung für die Welt. Welch ein Vorzug, welch ein köſtliches Geſchenk des Himmels, inneres phyſiſches Wohlbehagen ausdrücken zu können durch Ton und Gebehrde! — Erſt knurrte ich, dann kam mir jenes unnachahmliche Talent den Schweif in den zierlichſten Kreiſen zu ſchlängeln, dann die wunderbare Gabe durch das einzige Wörtlein „Miau“, Freude, Schmerz, Wonne und Entzücken, Angſt und Verzweiflung, kurz alle Empfindungen und Leidenſchaften, in ihren mannigfaltigſten Abſtufungen auszudrücken. Was iſt die Sprache der Menſchen gegen dieſes einfachſte aller einfachen Mittel ſich verſtändlich zu machen! — Doch weiter in der denkwürdigen, lehrreichen Geſchichte meiner ereignißreichen Jugend! —

Ich erwachte aus tiefem Schlaf, ein blendender Glanz umfloß mich, vor dem ich erſchrak, fort waren die Schleier von meinen Augen, ich ſah! —

Ehe ich mich an das Licht, vorzüglich aber an das buntſchäckige Allerlei das ſich meinen Augen darbot, gewöhnen konnte, mußte ich mehrmals hintereinander entſetzlich nieſen, bald ging es indeſſen mit dem Sehen ganz vortrefflich, als habe ich es ſchon mehrere Zeit hintereinander getrieben.

O das Sehen! es iſt eine wunderbare herrliche Gewohnheit, eine Gewohnheit, ohne die es ſehr ſchwer werden würde, überhaupt in der Welt zu beſtehen! — Glücklich diejenigen Hochbegabten, denen es ſo leicht wird als mir, ſich das Sehen anzueignen.

Läugnen kann ich nicht, daß ich doch in einige Angſt gerieth und daſſelbe Jammergeſchrei erhob, wie damals in dem engen Behältniß. Sogleich erſchien ein kleiner hagerer alter Mann, der mir unvergeßlich bleiben wird, da ich meiner ausgebreiteten Bekanntſchaft unerachtet keine Geſtalt, die ihm gleich oder auch nur ähnlich zu nennen, jemals wieder erblickt habe. Es trifft ſich häufig bei meinem Geſchlecht, daß dieſer, jener Mann einen weiß und ſchwarz gefleckten Pelz trägt, ſelten findet man aber wohl einen Menſchen, der ſchneeweißes Haupthaar haben ſollte und dazu rabenſchwarze Augenbrauen, dies war aber der Fall bei meinem Erzieher. Der Mann trug im Hauſe einen kurzen hochgelben Schlafrock, vor dem ich mich entſetzte und daher, ſo gut es bei meiner damaligen Unbehülflichkeit gehen wollte, von dem weichen Kiſſen herab, zur Seite kroch. Der Mann bückte ſich herab zu mir mit einer Gebehrde, die mir freundlich ſchien und mir Zutrauen einflößte. Er faßte mich, ich hütete mich wohl vor dem Muskelſpiel der Krallen, die Ideen kratzen und Schläge verbanden ſich von ſelbſt und in der That, der Mann meinte es gut mit mir, denn er ſetzte mich nieder vor einer Schüſſel ſüßer Milch, die ich begierig auflatſchte, worüber er ſich nicht wenig zu freuen ſchien. Er ſprach vieles mit mir, welches ich aber nicht verſtand, da mir damals als einem jungen unerfahrnen Fiek in die Welt von Käterchen das Verſtehen der menſchlichen Sprache noch nicht eigen. So viel iſt aber gewiß, daß er in vielen Dingen geſchickt — in Wiſſenſchaften und Künſten hocherfahren ſeyn mußte, denn alle die zu ihm kamen (ich bemerkte Leute darunter, die gerade da, wo mir die Natur einen gelblichen Fleck im Pelze beſchеert hat, d. h. auf der Bruſt, einen Stern oder ein Kreuz trugen), behandelten ihn ausnehmend artig, ja zuweilen mit einer gewiſſen ſcheuen Ehrfurcht, wie ich ſpäterhin den Pudel Skaramuz, und nannten ihn nicht anders, als mein hochverehrteſter, mein theurer, mein geſchätzteſter Meiſter Abraham! — Nur zwei Perſonen nannten ihn ſchlechtweg „Mein Lieber“! Ein großer dürrer Mann in papageigrünen Hoſen und weißſeidenen Strümpfen und eine kleine ſehr dicke Frau mit ſchwarzem Haar und einer Menge Ringe an allen Fingern. Jener Herr ſoll aber ein Fürſt, die Frau hingegen eine fürſtliche Dame geweſen ſeyn.

Dieſer vornehmen Beſucher unerachtet wohnte Meiſter Abraham doch in einem kleinen hochgelegenen Stübchen, ſo daß ich meine erſten Promenaden ſehr bequem durch’s Fenſter auf’s Dach und auf den Hausboden machen konnte. —

Ja! es iſt nicht anders, auf einem Boden muß ich geboren ſeyn! — Was Keller, was Holzſtall — ich entſcheide mich für den Boden! — Clima, Vaterland, Sitten, Gebräuche, wie unauslöſchlich iſt ihr Eindruck, ja wie ſind ſie es nur, die des Weltbürgers äußere und innere Geſtaltung bewirken! — Woher kommt in mein Inneres dieſer Höherſinn, dieſer unwiderſtehliche Trieb zum Erhabenen? Woher dieſe wunderbar ſeltene Fertigkeit im Klettern, dieſe beneidenswerthe Kunſt der gewagteſten genialſten Sprünge? — Ha! es erfüllt eine ſüße Wehmuth meine Bruſt! — Die Sehnſucht nach dem heimathlichen Boden regt ſich mächtig! — Dir weihe ich dieſe Zähren o! ſchönes Vaterland, dir dies wehmüthig jauchzende Miau! — Dich ehren dieſe Sprünge, dieſe Sätze, es iſt Tugend darin und patriotiſcher Muth! — Du, o! Boden, ſpendeſt mir in freigebiger Fülle manch Mäuslein und nebenbei kann man manche Wurſt, manche Speckſeite, aus dem Schornſtein erwiſchen, ja wohl manchen Sperling haſchen, und ſogar hin und wieder ein Täublein erlauern. „Gewaltig iſt die Liebe zu dir, o Vaterland!“ —

Doch ich muß Rückſichts meiner —

(Mak. Bl.) — — und erinnern Sie Sich gnädigſter Herr! denn nicht des großen Sturms, der dem Advokaten, als er zur Nachtzeit über den Pontneuf wandelte, den Hut vom Kopfe herunter in die Seine warf? — Aehnliches ſteht im Rabelais, doch war es eigentlich nicht der Sturm, der dem Advokaten den Hut raubte, den er, indem er den Mantel dem Spiel der Lüfte Preis gab, mit der Hand feſt auf den Kopf gedrückt hielt, ſondern ein Grenadier riß, mit dem lauten Ausruf: es weht ein großer Wind mein Herr, vorüber laufend, ſchnell den feinen Caſtor dem Advokaten unter der Hand von der Perücke und nicht dieſer Caſtor war es, der in die Wellen der Seine hinab geſchleudert wurde, ſondern des Soldaten eignen ſchnöden Filz fuhrte wirklich der Sturmwind in den feuchten Tod. Sie wiſſen nun, gnädigſter Herr, daß in dem Augenblick als der Advokat ganz verblüfft da ſtand, ein zweiter Soldat mit demſelben Ausruf: Es weht ein großer Wind mein Herr! vorüberrennend, den Mantel des Advokaten beim Kragen packte und ihn ihm herabriß von den Schultern und daß gleich darauf ein dritter Soldat mit demſelben Ausruf: Es weht ein großer Wind mein Herr! vorbeilaufend, ihm das ſpaniſche Rohr mit dem goldnen Knopf aus den Händen wand. Der Advokat ſchrie aus allen Kräften, warf dem letzten Spitzbuben die Perücke nach und ging dann baarhäuptig ohne Mantel und Stock hin, um das merkwürdigſte aller Teſtamente aufzunehmen, um das ſeltſamſte aller Abentheuer zu erfahren. Sie wiſſen das alles gnädigſter Herr!

Ich weiß, erwiederte der Fürſt, als ich dies geſprochen, ich weiß gar nichts, und begreife überhaupt nicht, wie Ihr, Meiſter Abraham, mir ſolches wirres Zeug vorſchwatzen könnt. Den Pontneuf kenne ich allerdings, er befindet ſich zu Paris und bin ich zwar niemals darüber zu Fuße gegangen, wohl aber oft darüber gefahren, wie es meinem Stande geziemt. Den Advokaten Rabelais habe ich niemals geſehen und um Soldatenſtreiche in meinem ganzen Leben mich nicht bekümmert. Als ich in jüngern Jahren noch meine Armee kommandirte, ließ ich wöchentlich einmal ſämmtliche Junkers durchfuchteln für die Dummheiten die ſie begangen oder künftig noch begehen möchten, das Prügeln der gemeinen Leute war aber die Sache der Lieutenants, die damit meinem Beiſpiel gemäß auch allwöchentlich verfuhren, und zwar Sonnabends ſo, daß Sonntags es keinen Junker, keinen gemeinen Kerl in der ganzen Armee gab, der nicht ſeine gehörige Tracht Schläge erhalten, wodurch die Truppen, nächſt der eingeprügelten Moralität, auch an's Geſchlagenwerden überhaupt gewöhnt wurden, ohne jemals vor dem Feinde geweſen zu ſeyn und in dieſem Fall nichts anders thun konnten als Schlagen. — Das leuchtet Euch ein, Meiſter Abraham, und nun ſagt mir um Tauſend Gotteswillen, was wollt Ihr mit Eurem Sturm, mit Eurem auf dem Pontneuf beraubten Advokaten Rabelais, wo bleibt Eure Entſchuldigung, daß das Feſt ſich auflöſte in wilder Verwirrung, daß mir eine Leuchtkugel in's Toupee fuhr, daß mein theurer Sohn in das Baſſin gerieth und von verrätheriſchen Delphinen beſpritzt wurde über und über, daß die Prinzeſſin entſchleiert mit aufgeſchürztem Rock wie Atalanta durch den Park fliehen mußte, daß — daß — wer zählt die Unglücksfälle der verhängnißvollen Nacht! — Nun Meiſter Abraham, was ſagt Ihr?

Gnädigſter Herr, erwiederte ich, mich demuthsvoll verbeugend, was war an allem Unheil ſchuld, als der Sturm — das gräßliche Unwetter welches einbrach, als alles im ſchönſten Gange. Kann ich den Elementen gebieten? — Hab' ich denn nicht ſelbſt dabei ſchlimmes Malheur erlitten, habe ich nicht wie jener Advokat, den ich unterthänigſt bitte, nicht mit dem berühmten franzöſiſchen Schriftſteller Rabelais zu verwechſeln, Hut, Rock und Mantel verloren? Habe ich nicht —

Höre, unterbrach hier den Meiſter Abraham Johannes Kreisler, höre Freund, noch jetzt, unerachtet es ſchon ziemlich lange her iſt, ſpricht man von dem Geburtstage der Fürſtin, deſſen Feier du angeordnet haſt, wie von einem dunklen Geheimniß, und gewiß haſt du nach deiner gewöhnlichen Art und Weiſe viel Abentheuerliches begonnen. Hielt das Volk dich ſchon immer für eine Art von Hexenmeiſter, ſo ſcheint dieſer Glaube durch jenes Feſt noch um vieles ſtärker geworden zu ſeyn. Sage mir nur geradezu wie ſich Alles begeben. Du weißt, ich war damals nicht hier —

Eben das, fiel Meiſter Abraham dem Freunde in's Wort, eben das, daß du nicht hier, daß du, der Himmel weiß, von welchen Furien der Hölle getrieben, fortgerannt warſt wie ein Wahnſinniger, eben das machte mich toll und wild, eben deshalb beſchwor ich die Elemente herauf, ein Feſt zu ſtören, das meine Bruſt zerſchnitt, da du, der eigentliche Held des Stücks, fehlteſt, ein Feſt das nur erſt dürftig und mühſam daher ſchlich, dann aber über geliebte Perſonen nichts brachte als die Qual beängſtigender Träume — Schmerz — Entſetzen! — Erfahre es jetzt Johannes, ich habe tief in dein Inneres geſchaut und das gefährliche — bedrohliche Geheimniß erkannt, das darin ruht, ein gährender Vulkan, in jedem Augenblick vermögend loszubrechen in verderblichen Flammen, rückſichtslos alles um ſich her verzehrend! — Es giebt Dinge in unſerm Innern, die ſich ſo geſtalten, daß die vertrauteſten Freunde darüber nicht reden dürfen. Darum verhehlte ich dir ſorglich was ich in dir erſchaut, aber mit jenem Feſt, deſſen tieferer Sinn nicht die Fürſtin, ſondern eine andere geliebte Perſon und dich ſelbſt traf, wollte ich dein ganzes Ich gewaltſam erfaſſen. Die verborgenſten Qualen ſollten lebendig werden in dir, und wie aus dem Schlaf erwachte Furien mit verdoppelter Kraft deine Bruſt zerfleiſchen. Wie einem zum Tode Siechen ſollte Arzenei, dem Orkus ſelbſt entnommen, die im ſtärkſten Paroxysmus kein weiſer Arzt ſcheuen darf, dir den Tod bereiten oder Geneſung! — Wiſſe Johannes, daß der Fürſtin Namenstag zuſammentrifft mit dem Namenstage Julia's, die auch, wie ſie, Maria geheißen.

Ha! rief Kreisler, indem er, zehrendes Feuer im Blick, aufſprang, Ha! — Meiſter! iſt dir die Macht gegeben, mit mir freches höhnendes Spiel zu treiben? — Biſt du das Verhängniß ſelbſt, daß du mein Inneres erfaſſen magſt?

Wilder unbeſonnener Menſch, erwiederte Meiſter Abraham ruhig, wann wird endlich der verwüſtende Brand in deiner Bruſt zur reinen Naphthaflamme werden, genährt von dem tiefſten Sinn für die Kunſt, für alles Herrliche und Schöne, der in dir wohnt! — Du verlangteſt von mir die Beſchreibung jenes verhängnißvollen Feſtes; ſo höre mich denn ruhig an, oder iſt deine Kraft gebrochen ganz und gar, daß du das nicht vermagſt, ſo will ich dich verlaſſen. —

Erzähle, ſprach Kreisler mit halb erſtickter Stimme, indem er, beide Hände vor's Geſicht, ſich wieder hinſetzte. Ich will, ſprach Meiſter Abraham, plötzlich einen heitern Ton annehmend, ich will dich, lieber Johannes, gar nicht ermüden mit der Beſchreibung aller der ſinnreichen Anordnungen, die größtentheils dem erfindungsreichen Geiſte des Fürſten ſelbſt ihren Urſprung verdankten. Da das Feſt am ſpäten Abend begann, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der ganze ſchöne

Park, der das Luſtſchloß umgiebt, erleuchtet war. Ich hatte mich bemüht, in dieſer Erleuchtung ungewöhnliche Effekte hervorzubringen, das gelang aber nur zum Theil, da auf des Fürſten ausdrücklichen Befehl in allen Gängen, mittelſt auf großen ſchwarzen Tafeln angebrachter buntfarbiger Lampen, der Namenszug der Fürſtin brennen mußte, nebſt der fürſtlichen Krone darüber. Da die Tafeln an hohen Pfählen angenagelt, ſo glichen ſie beinahe illuminirten Warnungsanzeigen, daß man nicht Tabak rauchen oder die Mauth nicht umfahren ſolle. Der Hauptpunkt des Feſtes war das durch Gebüſch und künſtliche Ruinen gebildete Theater in der Mitte des Parkes, welches du kennſt. Auf dieſem Theater ſollten die Schauſpieler aus der Stadt etwas Allegoriſches agiren, welches läppiſch genug war, um ganz außerordentlich zu gefallen, hätte es auch nicht der Fürſt ſelbſt verfaßt und wäre es daher auch nicht, um mich des geiſtreichen Ausdrucks jenes Schauſpieldirectors, der ein fürſtliches Stück aufführte, zu bedienen, aus einer durchlauchtigen Feder gefloſſen. Der Weg vom Schloß bis zum Theater war ziemlich weit. Nach der poetiſchen Idee des Fürſten ſollte der wandelnden Familie ein in den Lüften ſchwebender Genius mit zwei Fackeln vorleuchten, ſonſt aber kein Licht brennen, ſondern erſt nachdem die Familie und das Gefolge Platz genommen, das Theater plötzlich erleuchtet werden. Deshalb blieb beſagter Weg finſter. Vergebens ſtellte ich die Schwierigkeit dieſer Maſchinerie vor, welche die Länge des Wegs herbeiführte, der Fürſt hatte in den Fêtes de Versailles etwas ähnliches geleſen, und da er hinterher den poetiſchen Gedanken ſelbſt gefunden, beſtand er auf deſſen Ausführung. Um jedem unverdienten Vorwurf zu entgehen, überließ ich den Genius ſamt den Fackeln dem Theatermaſchiniſten aus der Stadt. — So wie nun das fürſtliche Paar, hinter ihm das Gefolge, aus der Thüre des Salons trat, wurde ein kleines pausbackiges Männlein, in die Hausfarben des Fürſten gekleidet, mit zwei brennenden Fackeln in den Händen, vom Dache des Luſtſchloſſes herabgezogen. Die Puppe war aber zu ſchwer, und es begab ſich, daß kaum zwanzig Schritt davon die Maſchine ſtockte, ſo daß der leuchtende Schutzgeiſt des fürſtlichen Hauſes hängen blieb, und da die Arbeiter ſtärker anzogen, ſich überkugelte. Nun ſchleuderten die brennenden abwärts gekehrten Wachskerzen glühende Tropfen zur Erde. Der erſte dieſer Tropfen traf den Fürſten ſelbſt, der inbiſſen mit ſtoiſchem Gleichmuth den Schmerz verbiß, wiewohl er in der Gravität des Schrittes nachließ und ſchneller vorwärts eilte. Der Genius ſchwebte jetzt fort über der Gruppe, die der Hofmarſchall mit den Kammerjunkern nebſt andern Hofchargen bildete, Füße oben, Kopf unten, ſo daß der Glutbregen aus den Fackeln bald dieſen, bald jenen auf den Kopf und auf die Naſe traf. Den Schmerz zu äußern und ſo das frohe Feſt zu ſtören, hätte den Reſpekt verletzt, es war daher hübſch anzuſehen, wie die Unglücklichen, eine ganze Cohorte ſtoiſcher Scävola's, mit gräßlich verzerrten Geſichtern und doch mit Gewalt die Qual niederkämpfend, ja wohl gar ein Lächeln erzwingend, das dem Orkus anzugehören ſchien, daher ſchritten, lautlos, keinen bangen Seufzern Raum gebend. Dazu wirbelten die Pauken, ſchmetterten die Trompeten, riefen hundert Stimmen: Vivat, vivat die gnädigſte Frau Fürſtin! Vivat der gnädigſte Herr Fürſt! ſo daß der durch den wunderlichen Contraſt jener Laokoontiſchen Geſichter mit dem luſtigen Jubel erzeugte tragiſche Pathos der ganzen Szene eine Majeſtät gab, wie kaum zu denken.

Der alte dicke Hofmarſchall konnte es endlich nicht mehr ertragen; als ihn ein glühender Tropfen gerade auf die Backe traf, ſprang er in grimmiger Wuth der Verzweiflung ſeitwärts, verwickelte ſich aber in die Stricke die zur Flugmaſchine gehörend gerade an der Seite hart über dem Boden fortliefen und ſtürzte mit dem lauten Ausruf: Alle Teufel! nieder zur Erde. In demſelben Moment hatte auch der luſtige Page ſeine Rolle ausgeſpielt. Der gewichtige Hofmarſchall zog ihn mit Centnerſchwere nieder, er ſtürzte herab mitten unter das Gefolge, das laut aufſchreiend auseinander prallte. Die Fackeln verlöſchten, man befand ſich in der dickſten Finſterniß. Dies alles geſchah dicht vor dem Theater. Ich hütete mich wohl den Zunder anzuſtecken, der alle Lampen, alle Feuerbecken des Platzes auf einmal in Brand ſetzen mußte, ſondern wartete damit ein paar Minuten, um der Geſellſchaft Zeit zu laſſen, ſich in Baum und Gebüſch gehörig zu verwirren. „Licht — Licht“ — rief der Fürſt wie der König im Hamlet, „Licht — Licht“ eine Menge heiſere Stimmen durch einander. Als der Platz erleuchtet, glich der auseinander geſprengte Haufe einem geſchlagenen Heer, das ſich mühſam zuſammen findet. Der Oberkammerherr bewies ſich als ein Mann von Gegenwart des Geiſtes, als der geſchickteſte Taktiker ſeiner Zeit; denn in wenigen

Minuten war vermöge ſeiner Bemühungen die Ordnung wieder hergeſtellt. Der Fürſt trat mit der nächſten Umgebung auf eime Art von erhöhtem Blumenthron, der in der Mitte des Zuſchauer-Platzes errichtet. So wie das fürſtliche Paar ſich niederließ, fielen vermöge einer ſehr pfiffigen Vorrichtung jenes Maſchiniſten eine Menge Blumen auf daſſelbe herab. Nun wollte es aber das dunkle Verhängniß, daß eine große Feuerlilie dem Fürſten gerade auf die Naſe fiel und ſein ganzes Geſicht gluthroth überſtäubte, wodurch er ein ungemein majeſtätiſches, der Feierlichkeit des Feſtes würdiges, Anſehen gewann.

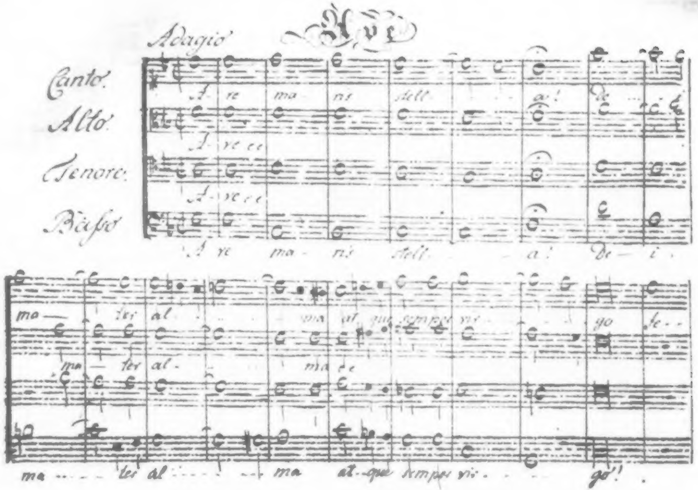
Das iſt zu arg — das iſt zu arg, rief Kreisler, indem er eine raſende Lache aufſchlug, daß die Wände dröhnten.

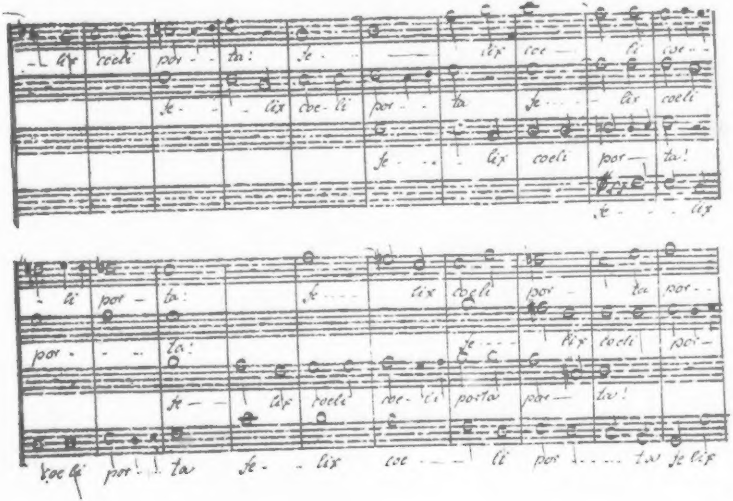
Lache nicht ſo konvulſiviſch, ſprach Meiſter Abraham, auch ich lachte in jener Nacht unmäßiger als jemals, ich fühlte mich eben zu allerlei tollem Muthwillen aufgelegt, und hätte wie der Spukgeiſt Droll ſelbſt gern alles noch mehr durcheinander jagen, noch mehr verwirren mögen, aber deſto tiefer drangen dann die Pfeile, die ich gegen andere gerichtet, ein in meine eigene Bruſt! — Nun! — ich will es nur ſagen! Den Moment des läppiſchen Blumenbewerfens hatte ich gewählt, um den unſichtbaren Faden feſtzuknüpfen, der ſich nun durch das ganze Feſt ziehen und, wie ein elektriſcher Leiter, das Innerſte der Perſonen durchbeben ſollte, die ich mit meinem geheimnißvollen geiſtigen Apparat, in dem ſich der Faden verlor, mit in Rapport geſetzt denken mußte. — Unterbrich mich nicht Johannes — höre mich ruhig an. — Julia ſaß mit der Prinzeſſin himter der Fürſtin ſeitwärts, ich hatte beide im Auge. So wie Pauken und Trompeten ſchwiegen, fiel Julien eine unter duftenden Nachtviolen verſteckte aufbrechende Roſenknoſpe in den Schooß, und wie ſtrömender Hauch des Nachtwindes ſchwammen die Töne deines tief im's Herz dringenden Liedes herüber: mi lagnerò tacendo della mia sorte amara. — Julie war erſchrocken, als aber das Lied, das ich, ich ſag' es damit du über die Art des Vortrags etwa nicht in bangen Zweifel geräthſt, von unſern vier vortrefflichen Baſſethorniſten ganz in der Ferne ſpielen ließ — begann, entfloh ein leichtes Ach ihren Lippen, ſie drückte den Strauß an die Bruſt, und ich hörte deutlich, daß ſie zur Prinzeſſin ſprach: er iſt gewiß wieder da! — Die Prinzeſſin umarmte Julien mit Heftigkeit und rief ſo laut: Nein neim — ach niemals, daß der Fürſt ſein feuriges Antlitz umdrehte und ihr ein zorniges Silence! zuwarf. Der Herr mochte auch wohl eben nicht gerade auf das liebe Kind ſehr böſe ſeyn, aber ich will es hier bemerken, daß die wunderbare Schminke, ein Tiranno ingrato in der Oper hätte ſich nicht zweckmäßiger anmalen können, ihm wirklich das Anſehen eines fortwährenden unvertilgbaren Zorns gab, ſo daß die rührendſten Reden, die zarteſten Situationen, welche häusliches Glück auf dem Throne allegoriſch darſtellten, rein verloren ſchienen; Schauſpieler und Zuſchauer geriethen darüber in nicht geringe Verlegenheit. Ja ſelbſt, wenn der Fürſt bei den Stellen, die er ſich zu dem Behuf in dem Exemplar das er in der Hand hielt, roth angeſtrichen, der Fürſtin die Hand küßte und mit dem Tuch eine Thräne von dem Auge wegdrückte, ſchien es in verbiſſenem Ingrimm zu geſchehen; ſo daß die Kammerherren, die dienſtthuend ihm zur Seite ſtanden, ſich zuflüſterten: O Jeſus, was iſt unſerm gnädigſten Herrn! — Ich will dir nur ſagen Johannes, daß während die Schauſpieler das alberne Zeug vorne auf dem Theater hertragirten, ich mittelſt magiſcher Spiegel und anderer Vorrichtungen hinterwärts in den Lüften ein Geiſterſchauſpiel darſtellte, zur Verherrlichung des Himmelskindes, der holden Julia, daß eine Melodie nach der andern, die du in hoher Begeiſterung geſchaffen, ertönte, ja daß oft ferner, oft näher, wie banger ahnungsvoller Geiſterruf, der Name: Julia, erklang. — Aber du fehlteſt — du fehlteſt mein Johannes! Und wenn ich auch, nachdem das Schauſpiel geendet, meinen Ariel rühmen, wie Shakſpears Prospero den ſeinigen, wenn ich auch ſagen müßte, daß er alles trefflich vollführt, ſo fand ich doch das, was ich mit tiefem Sinn angeordnet zu haben glaubte, ſchal und matt. — Die Julia hatte alles mit feinem Takt verſtanden. Doch ſchien ſie nur angeregt wie von einem lieblichen Traum, dem man übrigens keine ſonderliche Einwirkung in's wache Leben verſtattet. Die Prinzeſſin war dagegen tief in ſich gekehrt. Arm in Arm luſtwandelte ſie mit Julien in den erleuchteten Gängen des Parks, während der Hof in einem Pavillon Erfriſchungen zu ſich nahm. — Ich hatte den Hauptſchlag in dieſem Moment vorbereitet, aber du fehlteſt — du fehlteſt, mein Johannes. — Voller Unmuth und Zorn rannte ich umher, ich ſah zu, ob alle Anſtalten zu dem großen Feuerwerk, womit das Feſt ſchließen ſollte, gehörig geordnet. Da gewahrte ich, aufſchauend zum Himmel, über dem fernen Geierſtein, im Schimmer der Nacht, die kleine röthliche Wolke, die jedesmal ein

Wetter bedeutet, das ſtill heraufzieht und dann hier über uns mit einer fürchterlichen Exploſion losbricht. Zu welcher Zeit dieſe Exploſion geſchehen muß, berechne ich, wie du weißt, nach dem Stand der Wolke, auf die Sekunde. Keine Stunde konnte es mehr dauern, ich beſchloß daher, mit dem Feuerwerk zu eilen. In dem Augenblick vernahm ich, daß mein Ariel mit jener Fantasmagorie begonnen, die alles, alles entſcheiden ſollte, denn ich hörte am Ende des Parks in der kleinen Marienkapelle den Chor dein Ave maris stella ſingen. Ich eilte ſchnell hin. Julia und die Prinzeſſin knieten in dem Betſtuhl, der vor der Kapelle im Freien angebracht. Kaum war ich an Ort und Stelle als — aber du fehlteſt — du fehlteſt, mein Johannes! — Laß mich darüber ſchweigen, was ſich jetzt begab — Ach! — wirkungslos blieb das, was ich für ein Meiſterſtück meiner Kunſt gehalten, und ich erfuhr, was ich blöder Thor nicht geahnt. —

Heraus mit der Sprache, rief Kreisler, alles, alles ſage Meiſter! wie es ſich begeben.

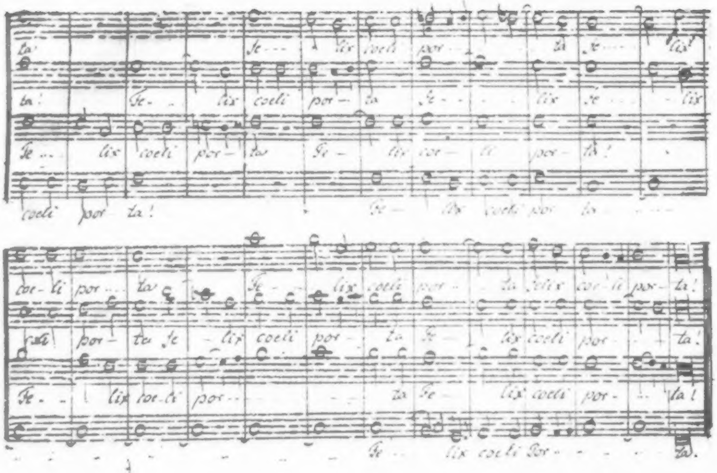
Mit nichten, erwiederte Meiſter Abraham, es nützt dir nichts Johannes, und mir zerſchneidet es die Bruſt, wenn ich noch ſagen ſoll, wie meine eignen Geiſter mir Graus einjagten, und Entſetzen! — Die Wolke! — glücklicher Gedanke! So ſoll, rief ich wild aus, denn alles in toller Verwirrung enden, und rannte fort nach dem Platz des Feuerwerks. Der Fürſt ließ mir ſagen, wenn alles fertig ſey, ſollte ich das Zeichen geben. Das Auge nicht abwendend von der Wolke, die vom Geierſtein weg höher und höher heraufzog, ließ ich, als ſie mir hoch genug ſchien, die Böller löſen. Bald war der Hof, die ganze Geſellſchaft, an Ort und Stelle. Nach dem gewöhnlichen Spiel mit Feuerrädern, Raketen, Leuchtkugeln und anderm gemeinem Zeuge, ging endlich der Namenszug der Fürſtin in Chineſiſchem Brillantfeuer auf, doch hoch über ihm in Lüften ſchwamm und verſchwamm in milchweißem Licht der Name Julia. — Nun war es Zeit — Ich zündete die Girandola an, und wie ziſchend und praſſelnd die Raketen in die Höhe fuhren, brach das Wetter los mit gluthrothen Blitzen, mit krachenden Donnern, von denen Wald und Gebirge erdröhnten. Und der Orkan brauſte hinein in den Park und ſtörte auf den tauſendſtimmig heulenden Jammer im tiefſten Gebüſch. Ich riß einem fliehenden Trompeter das Inſtrument aus der Hand und blies luſtig jauchzend darein, während die Artillerieſalven der Feuertöpfe,


Ave
Adagio
Canto.
Alto.
Tenore.
Baſſo.
A ve ma ris stell a! De
A ve e
A ve e
A ve ma ris stell a! De i
ma ter al ma at que semper vir go fe
ma ter al ma re
ma ter al ma at-que semper vir go!



- lix coeli por - - ta: fe - - lix coe - li coe - -
fe - - lix coe-li por - - ta fe - - - lix coeli
fe - - - lix coeli por - ta!
fe - - - lix
- li por - ta: fe - - - lix coeli por - ta por - -
por - - - ta: fe - - - lix coeli por -
fe - - lix coeli coe- li porta por - ta!
coeli por - ta fe - - lix coe - - li por - - - - ta felix

Blatt 30


ta Fe- lix coeli por- ta Fe- lix!
ta! Fe- lix coeli por- ta Fe- lix Fe- lix
Fe- lix coeli por- ta Fe- lix coe- li por- ta!
coeli por- ta! Fe- lix coeli por- ta
coe- li por- ta Fe- lix coeli por- ta Felix coe- li por- ta!
coeli por- ta Fe- lix coeli por- ta Fe- lix coeli por- ta!
Fe- lix coe- li por- ta Fe- lix coeli por- ta!
Fe- lix coeli Por- ta.

der Kanonenſchläge, der Böller, wacker dem rollenden Donner entgegenknallten.

Während Meiſter Abraham alſo erzählte, ſprang Kreisler auf, ſchritt heftig im Zimmer auf und ab, focht mit den Armen um ſich, und rief endlich ganz begeiſtert: das iſt ſchön, das iſt herrlich, daran erkenne ich meinen Meiſter Abraham, mit dem ich ein Herz bin und eine Seele!

O, ſprach Meiſter Abraham, ich weiß es ja, das wildeſte, ſchauerlichſte, iſt dir eben recht, und doch habe ich das vergeſſen, was dich ganz und gar den unheimlichen Mächten der Geiſterwelt Preis gegeben hatte. Ich hatte die Wetterharfe, die, wie du weißt, ſich über das große Baſſin hinzieht, anſpannen laſſen, auf der der Sturm als ein tüchtiger Harmoniker gar wacker ſpielte. In dem Geheul, in dem Gebraus des Orkans, in dem Krachen des Donners, erklangen furchtbar die Akkorde der Rieſenorgel. Schneller und ſchneller ſchlugen die gewaltigen Töne los, und man mochte wohl ein Furienballet vernehmen, deſſen Styl ungemein groß zu nennen, wie man es beinahe zwiſchen den leinewandnen Wänden des Theaters nicht zu hören bekommt! — Nun! — in einer halben Stunde war alles vorüber. Der Mond trat hinter den Wolken hervor. Der Nachtwind ſäuſelte tröſtend durch den erſchrockenen Wald, und trocknete die Thränen weg von den dunklen Büſchen. Dazwiſchen ertönte noch dann und wann die Wetterharfe, wie dumpfes, fernes Glockengeläute. — Mir war wunderbarlich zu Muthe. Du, mein Johannes, erfüllteſt mein Inneres ſo ganz und gar, daß ich glaubte, du würdeſt gleich vor mir aufſteigen aus dem Grabhügel verlorner Hoffnungen, unerfüllter Träume, und an meine Bruſt ſinken. Nun in der Stille der Nacht kam der Gedanke, was für ein Spiel ich unternommen, wie ich gewaltſam den Knoten, den das dunkle Verhängniß geſchlungen, zerreißen wollen, aus meinem Innern herausgetreten, fremdartig, in anderer Geſtaltung, auf mich los, und indem mich kalte Schauer durchbebten, war ich es ſelbſt, vor dem ich mich entſetzen mußte. — Eine Menge Irrlichter tanzten und hüpften im ganzen Park umher, aber es waren die Bedienten mit Laternen, welche die auf der ſchnellen Flucht verlornen Hüte, Perücken, Haarbeutel, Degen, Schuhe, Shawls, zuſammenſuchten. Ich machte mich davon. Mitten auf der großen Brücke vor unſerer Stadt blieb ich ſtehen, und ſchaute noch einmal zurück nach dem Park.

der vom magiſchen Schimmer des Mondes umfloſſen da ſtand, wie ein Zaubergarten, in dem das luſtige Spiel flinker Elfen begonnen. Da fiel mir ein feines Piepen in die Ohren, ein Quäcken, das beinahe dem eines neugebornen Kindes glich. Ich vermuthete eine Unthat, bückte mich tief über das Geländer, und entdeckte im hellen Mondſchein ein Kätzchen, das ſich mühſam an den Pfoſten angeklammert um den Tod zu entgehen. Wahrſcheinlich hatte man eine Katzenbrut erſäufen wollen, und das Thierchen war wieder hinaufgekrochen. Nun, dacht ich, iſt's auch kein Kind, ſo iſt es doch ein armes Thier, das dich um Rettung anquäckt und das du retten mußt.

O du empfindſamer Juſt, rief Kreisler lachend, ſage, wo iſt dein Tellheim?

Erlaube, fuhr Meiſter Abraham fort, erlaube mein Johannes, mit dem Juſt magſt du mich kaum vergleichen. Ich habe den Juſt überjuſtet. Er rettete einen Pudel, ein Thier das jeder gern um ſich duldet, von dem ſogar angenehme Dienſtleiſtungen zu erwarten, mittelſt Apportiren, Handſchuhe, Tabaksbeutel und Pfeife nachtragen u. ſ. w., aber ich rettete einen Kater, ein Thier vor dem ſich viele entſetzen, das allgemein als perfid, keiner offenherzigen Freundſchaft fähig, ausgeſchrieen wird, das niemals ganz und gar die feindliche Stellung gegen den Menſchen aufgiebt, ja, einen Kater rettete ich aus purer uneigennütziger Menſchenliebe. — Ich kletterte über das Geländer, griff nicht ohne Gefahr hinab, faßte das wimmernde Kätzchen, zog es hinauf und ſteckte es in die Taſche. Nach Hauſe gekommen, zog ich mich ſchnell aus, und warf mich ermüdet und erſchöpft wie ich war, auf's Bett. Kaum war ich aber eingeſchlafen, als mich ein klägliches Piepen und Winſeln weckte, das aus meinem Kleiderſchrank herzukommen ſchien. — Ich hatte das Kätzchen vergeſſen und es in der Rocktaſche gelaſſen. Ich befreite das Thier aus dem Gefängniß, wofür es mich dermaßen kratzte, daß mir alle fünf Finger bluteten. Schon war ich im Begriff den Kater durch's Fenſter zu werfen, ich beſann mich aber und ſchämte mich meiner kleinlichen Thorheit, meiner Rachſucht, die nicht einmal bei Menſchen angebracht iſt, vielweniger bei der unvernünftigen Kreatur. — Genug, ich zog mit aller Mühe und Sorgfalt den Kater groß. Es iſt das geſcheuteſte, artigſte, ja witzigſte Thier der Art, das man ſehen kann, dem es nur noch an der höheren Bildung fehlt, die du mein lieber Johannes, ihm mit leichter Mühe beibringen wirſt, weshalb ich denn geſonnen bin, dir den Kater Murr, ſo habe ich ihn benannt, fernerhin zu überlaſſen. Obſchon Murr zur Zeit, wie die Juriſten ſich ausdrücken, noch kein homo sui juris iſt, ſo habe ich ihn doch um ſeine Einwilligung gefragt, ob er in deine Dienſte treten wolle. Er iſt durchaus damit zufrieden.

Du faſelſt, ſprach Kreisler, du faſelſt Meiſter Abraham! du weißt, daß ich Katzen nicht ſonderlich leiden mag, daß ich dem Geſchlecht der Hunde bei weitem den Vorzug gebe.

Ich bitte, erwiederte Meiſter Abraham, ich bitte dich lieber Johannes, recht von Herzen, nimm meinen hoffnungsvollen Kater Murr wenigſtens ſo lange zu dir, bis ich heimkehre von meiner Reiſe. Ich habe ihn ſchon deshalb mitgebracht, er iſt draußen und wartet auf gütigen Beſcheid. Sieh ihn wenigſtens an.

Damit öffnete Meiſter Abraham die Thüre und auf der Strohmatte zuſammengekrümmt, ſchlafend, lag ein Kater, der wirklich in ſeiner Art ein Wunder von Schönheit zu nennen. Die grauen und ſchwarzen Streifen des Rückens liefen zuſammen auf dem Scheitel zwiſchen den Ohren und bildeten auf der Stirne die zierlichſte Hieroglyphenſchrift. Eben ſo geſtreift und von ganz ungewöhnlicher Länge und Stärke war der ſtattliche Schweif. Dabei glänzte des Katers buntes Kleid und ſchimmerte von der Sonne beleuchtet, ſo daß man zwiſchen dem Schwarz und Grau noch ſchmale goldgelbe Streifen wahrnahm. Murr! Murr! rief Meiſter Abraham, Krrr — krrr, erwiederte der Kater ſehr vernehmlich, dehnte — erhob ſich, machte den außerordentlichſten Katzenbuckel und öffnete ein paar grasgrüne Augen, aus denen Geiſt und Verſtand in funkelndem Feuer hervorblitzten. Das behauptete wenigſtens Meiſter Abraham, und auch Kreisler mußte ſo viel einräumen, daß der Kater etwas Beſonderes, Ungewöhnliches im Antlitz trage, daß ſein Kopf hinlänglich dick um die Wiſſenſchaften zu faſſen, ſein Bart aber ſchon jetzt in der Jugend weiß und lang genug ſey, um dem Kater gelegentlich die Autorität eines griechiſchen Weltweiſen zu verſchaffen.

Wie kann man aber auch überall gleich ſchlafen, ſprach Meiſter Abraham zum Kater, du verlierſt alle Heiterkeit darüber, und wirſt vor der Zeit ein grämliches Thier. Putz dich fein Murr!

Sogleich ſetzte ſich der Kater auf die Hinterfüße, fuhr mit den Sammtpfötchen ſich zierlich über Stirn und Wangen, und ſtieß dann ein klares freudiges Miau aus.

Dies iſt, fuhr Meiſter Abraham fort, dies iſt der Herr Kapellmeiſter Johannes Kreisler, bei dem du in Dienſte treten wirſt. Der Kater glotzte den Kapellmeiſter mit ſeinen großen funkelnden Augen an, begann zu knurren, ſprang auf den Tiſch, der neben Kreislern ſtand und, von da ohne weiteres auf ſeine Schulter, als wollte er ihm etwas in's Ohr ſagen. Dann ſetzte er wieder herab zur Erde und umkreiſte ſchwänzelnd und knurrend den neuen Herrn, als wolle er recht Bekanntſchaft mit ihm machen.

Gott verzeih mir, rief Kreisler, ich glaube gar, der kleine graue Kerl hat Verſtand und ſtammt aus der illuſtren Familie des geſtiefelten Katers her!

So viel iſt gewiß, erwiederte Meiſter Abraham, daß der Kater Murr das poſſierlichſte Thier von der Welt iſt, ein wahrer Pulcinell und dabei artig und ſittſam, nicht zudringlich und unbeſcheiden, wie zuweilen Hunde, die uns mit ungeſchickten Liebkoſungen beſchwerlich fallen. —

Indem ich, ſprach Kreisler, dieſen klugen Kater betrachte, fällt es mir wieder ſchwer auf's Herz, in welchen engen Kreis unſere Erkenntniß gebannt iſt. — Wer kann es ſagen, wer nur ahnen, wie weit das Geiſtesvermögen der Thiere geht! — Wenn uns etwas oder vielmehr alles, in der Natur unerforſchlich bleibt, ſo ſind wir gleich mit Namen bei der Hand, und brüſten uns mit unſerer albernen Schulweisheit, die eben nicht viel weiter reicht als unſere Naſe. So haben wir denn auch das ganze geiſtige Vermögen der Thiere, das ſich oft auf die wunderbarſte Art äußert, mit der Bezeichnung Inſtinkt abgefertigt. Ich möchte aber nur die einzige Frage beantwortet haben, ob mit der Idee des Inſtinkts, des blinden willkührloſen Triebes, die Fähigkeit zu träumen vereinbar ſey. Daß aber z. B. Hunde mit der größten Lebhaftigkeit träumen, weiß jeder, der einen ſchlafenden Jagdhund beobachtet hat, dem im Traum die ganze Jagd aufgegangen. Er ſucht, er ſchnuppert, er bewegt die Füße, als ſey er im vollen Rennen, er keucht, er ſchwitzt. — Von träumenden Katern weiß ich zur Zeit nichts. —

Der Kater Murr, unterbrach Meiſter Abraham den Freund, träumt nicht allein ſehr lebendig, ſondern er geräth auch, wie deutlich zu bemerken, häufig in jene ſanften Reverien, in das träumeriſche Hinbrüten, in das ſomnambule Deliriren, kurz in jenen ſeltſamen

Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen, der poetiſchen Gemüthern für die Zeit des eigentlichen Empfanges genialer Gedanken gilt. In dieſem Zuſtande ſtöhnt und ächzt er ſeit kurzer Zeit ganz ungemein, ſo, daß ich glauben muß, daß er entweder in Liebe iſt, oder an einer Tragödie arbeitet.

Kreisler lachte hell auf, indem er rief: Nun ſo komm denn du kluger, artiger, witziger, poetiſcher Kater Murr, laß uns —

(M. f. f.) erſten Erziehung, meiner Jugendmonate überhaupt noch vieles anführen.

Es iſt nämlich wohl höchſt merkwürdig und lehrreich, wenn ein großer Geiſt in einer Autobiographie über alles, was ſich mit ihm in ſeiner Jugend begab, ſollte es auch noch ſo unbedeutend ſcheinen, recht umſtändlich ſich ausläßt. Kann aber auch wohl einem hohen Genius jemals Unbedeutendes begegnen? Alles, was er in ſeiner Knabenzeit unternahm oder nicht unternahm, iſt von der höchſten Wichtigkeit, und verbreitet helles Licht über den tiefern Sinn, über die eigentliche Tendenz ſeiner unſterblichen Werke. Herrlicher Muth geht auf in der Bruſt des ſtrebenden Jünglings, den bange Zweifel quälen, ob die innre Kraft auch wohl genüge, wenn er lieſet, daß der große Mann als Knabe auch Soldat ſpielte, ſich in Naſchwerk übernahm und zuweilen was weniges Schläge erhielt, weil er faul war, ungezogen und tölpiſch. „Gerade wie ich, gerade wie ich,“ ruft der Jüngling begeiſtert aus und zweifelt nicht länger, daß auch er ein hoher Genius iſt trotz ſeinem angebeteten Idol.

Mancher las den Plutarch oder auch wohl nur den Cornelius Nepos und wurde ein großer Held, mancher die Tragödien-Dichter der Alten in der Ueberſetzung, und nebenher den Calderon und Shakſpeare, den Göthe und Schiller und wurde, wo nicht ein großer Dichter, doch ein kleiner allerliebſter Versmacher, wie ihn die Leute eben ſo gern haben. So werden meine Werke auch gewiß in der Bruſt manches jungen, geiſt- und gemüthreichen Katers das höhere Leben der Poeſie entzünden, und nimmt dann der edle Katerjüngling meine biographiſchen Beluſtigungen auf dem Dache vor, geht er ganz ein in die hohen Ideen des Buchs, das ich ſo eben unter den Klauen habe, dann wird er im Entzücken der Begeiſterung ausrufen: Murr, göttlicher Murr, größter deines Geſchlechts, dir, dir allein verdank' ich alles, nur dein Beiſpiel macht mich groß. —

Es iſt zu rühmen, daß Meiſter Abraham bei meiner Erziehung ſich weder an den vergeſſenen Baſedow hielt, noch die Peſtalozziſche Methode befolgte, ſondern mir unbeſchränkte Freiheit ließ, mich ſelbſt zu erziehen, in ſo fern ich mich nur in gewiſſe Normalprinzipien fügte, die Meiſter Abraham ſich als unbedingt nothwendig für die Geſellſchaft, die die herrſchende Macht auf dieſer Erde verſammelt, dachte, da ſonſt alles blind und toll durcheinander rennen und es überall verſtauchte Rippenſtöße und garſtige Beulen ſetzen, eine Geſellſchaft überhaupt nicht denkbar ſeyn würde. Den Inbegriff dieſer Prinzipien nannte der Meiſter die natürliche Artigkeit im Gegenſatz der konventionellen, der gemäß man ſprechen muß: ich bitte ganz gehorſamſt um gütige Verzeihung, wenn man von einem Lümmel angerannt, oder auf den Fuß getreten worden. Mag es ſeyn, daß jene Artigkeit dem Menſchen nöthig iſt, ſo kann ich doch nicht begreifen, wie ſich ihr auch mein freigebornes Geſchlecht fügen ſoll, und war nun das Hauptregens, mittelſt deſſen der Meiſter mir jene Normalprinzipien beibrachte, ein gewiſſes ſehr fatales Birkenreis, ſo kann ich mich wohl mit Recht über Härte meines Erziehers beklagen. Davon gelaufen wäre ich, hätte mich nicht der mir angeborne Hang zur höhern Kultur an den Meiſter feſtgebunden. — Je mehr Cultur, deſto weniger Freiheit, das iſt ein wahres Wort. Mit der Cultur ſteigen die Bedürfniſſe, mit den Bedürfniſſen — Nun, eben die augenblickliche Befriedigung mancher natürlichen Bedürfniſſe ohne Rückſicht auf Ort und Zeit, das war das erſte, was mir der Meiſter mittelſt des verhängnißvollen Birkenreiſes total abgewöhnte. Dann kam es an die Gelüſte, die, wie ich mich ſpäter überzeugt habe, lediglich aus einer gewiſſen abnormen Stimmung des Gemüths entſtehen. Eben dieſe ſeltſame Stimmung, die vielleicht von meinem pſychiſchen Organismus ſelbſt erzeugt wurde, trieb mich an, die Milch, ja ſelbſt den Braten, den der Meiſter für mich hingeſtellt, ſtehen zu laſſen, auf den Tiſch zu ſpringen, und das weg zu naſchen, was er ſelbſt genießen wollte. Ich empfand die Kraft des Birkenreiſes, und ließ es bleiben. — Ich ſehe es ein, daß der Meiſter Recht hatte, meinen Sinn von dergleichen abzulenken, da ich weiß, daß mehrere meiner guten Mitbrüder, weniger kultivirt, weniger gut erzogen als ich, dadurch in die abſcheulichſten Verdrießlichkeiten, ja in die traurigſte Lage, auf ihre Lebenszeit gerathen ſind. Iſt es mir doch bekannt worden, daß ein hoffnungsvoller Katerjüngling den Mangel an innerer geiſtiger Kraft ſeinem Gelüſt zu widerſtehen, einen Topf Milch auszunaſchen, mit dem Verluſt ſeines Schweifs büßen, und verhöhnt, verſpottet, ſich in die Einſamkeit zurückziehen mußte. Alſo der Meiſter hatte Recht, mir dergleichen abzugewöhnen; daß er aber meinem Drange nach den Wiſſenſchaften und Künſten Widerſtand leiſtete, das kann ich ihm nicht verzeihen. —

Nichts zog mich in des Meiſters Zimmer mehr an, als der mit Büchern, Schriften und allerlei ſeltſamen Inſtrumenten bepackte Schreibtiſch. Ich kann ſagen, daß dieſer Tiſch ein Zauberkreis war, in den ich mich gebannt fühlte, und doch empfand ich eine gewiſſe heilige Scheu, die mich abhielt, meinem Triebe ganz mich hinzugeben. Endlich eines Tages, als eben der Meiſter abweſend war, überwand ich meine Furcht und ſprang hinauf auf den Tiſch. Welche Wolluſt, als ich nun mitten unter den Schriften und Büchern ſaß, und darin wühlte. Nicht Muthwille, nein nur Begier, wiſſenſchaftlicher Heißhunger war es, daß ich mit den Pfoten ein Manuſkript erfaßte, und ſo lange hin und her zauſte, bis es in kleine Stücke zerriſſen vor mir lag. Der Meiſter trat herein, ſah was geſchehen, ſtürzte, mit dem kränkenden Ausruf: Beſtie, vermaledeite! auf mich los, und prügelte mich mit dem Birkenreis ſo derb ab, daß ich mich winſelnd vor Schmerz unter den Ofen verkroch, und den ganzen Tag über durch kein freundliches Wort wieder hervorzulocken war. Wen hätte dies Ereigniß nicht abgeſchreckt auf immer, ſelbſt die Bahn zu verfolgen, die ihm die Natur vorgezeichnet! Aber kaum hatte ich mich ganz erholt von meinen Schmerzen, als ich, meinem unwiderſtehlichen Drange folgend, wieder auf den Schreibtiſch ſprang. Freilich war ein einziger Ruf meines Meiſters, ein abgebrochner Satz wie z. B. „Will er!“ — hinlänglich, mich wieder herab zu jagen, ſo daß es nicht zum Studiren kam; indeſſen wartete ich ruhig auf einen günſtigen Moment, meine Studien anzufangen, und dieſer trat denn auch bald ein. Der Meiſter rüſtete ſich eines Tages zum Ausgehen, alsbald verſteckte ich mich ſo gut im Zimmer, daß er mich nicht fand, als er, eingedenk des zerriſſenen Manuſkripts, mich herausjagen wollte. Kaum war der Meiſter fort, ſo ſprang ich mit einem Satz auf den Schreibtiſch und legte mich mitten hinein in die Schriften, welches mir ein unbeſchreibliches Wohlgefallen verurſachte. Geſchickt ſchlug ich mit der Pfote ein ziemlich dickes Buch auf, welches vor mir lag, und verſuchte, ob es mir nicht möglich ſeyn würde, die Schriftzeichen darin zu verſtehen. Das gelang mir zwar Anfangs ganz und gar nicht, ich ließ aber gar nicht ab, ſondern ſtarrte hinein in das Buch, erwartend, daß ein ganz beſonderer Geiſt über mich kommen, und mir das Leſen lehren werde. So vertieft überraſchte mich der Meiſter. Mit einem lauten: Seht die verfluchte Beſtie, ſprang auf mich zu. Es war zu ſpät mich zu retten, ich kniff die Ohren an, ich duckte mich nieder, ſo gut es gehen wollte, ich fühlte ſchon die Ruthe auf meinem Rücken. Aber die Hand ſchon aufgehoben, hielt der Meiſter plötzlich inne, ſchlug eine helle Lache auf und rief: Kater — Kater du lieſeſt? ja das kann, das will ich dir nicht verwehren. Nun ſieh — ſieh! was für ein Bildungstrieb dir inwohnt. — Er zog mir das Buch unter den Pfoten weg, ſchaute hinein, und lachte noch unmäßiger als vorher. Das muß ich ſagen, ſprach er dann, ich glaube gar, du haſt dir eine kleine Handbibliothek angeſchafft, denn ich wüßte ſonſt gar nicht, wie das Buch auf meinen Schreibtiſch kommen ſollte? — Nun lies nur — ſtudire fleißig mein Kater, allenfalls magſt du auch die wichtigen Stellen im Buche durch ſanfte Einriſſe bezeichnen, ich ſtelle dir das frei! — Damit ſchob er mir das Buch aufgeſchlagen wieder hin. Es war, wie ich ſpäter erfuhr, Knigge über den Umgang mit Menſchen, und ich habe aus dieſem herrlichen Buch viel Lebensweisheit geſchöpft. Es iſt ſo recht aus meiner Seele geſchrieben, und paßt überhaupt für Kater, die in der menſchlichen Geſellſchaft etwas gelten wollen, ganz ungemein. Dieſe Tendenz des Buchs iſt, ſo viel ich weiß, bisher überſehen, und daher zuweilen das falſche Urtheil gefällt worden, daß der Menſch, der ſich ganz genau an die im Buch aufgeſtellten Regeln halten wolle, nothwendig überall als ein ſteifer herzloſer Pedant auftreten müſſe.

Seit dieſer Zeit litt mich der Meiſter nicht allein auf dem Schreibtiſch, ſondern er ſah es ſogar gern, wenn ich, arbeitete er ſelbſt, heraufſprang, und mich vor ihm unter die Schriften hinlagerte.

Meiſter Abraham hatte die Gewohnheit oftmals viel hintereinander laut zu leſen. Ich unterließ dann nicht, mich ſo zu poſtiren, daß ich ihm in's Buch ſehen konnte, welches bei den ſcharfblickenden Augen, die mir die Natur verliehen, möglich war, ohne ihm beſchwerlich zu fallen. Dadurch, daß ich die Schriftzeichen mit den

Worten verglich, die er ausſprach, lernte ich in kurzer Zeit leſen, und wem dies etwa unglaublich vorkommen möchte, hat keinen Begriff von dem ganz beſonderen Ingenium, womit mich die Natur ausgeſtattet. Genies, die mich verſtehen und mich würdigen, werden keinen Zweifel hegen, Rückſichts einer Art Ausbildung, die vielleicht der ihrigen gleich iſt. Dabei darf ich auch nicht unterlaſſen, die merkwürdige Beobachtung mitzutheilen, die ich Rückſichts des vollkommenen Verſtehens der menſchlichen Sprache gemacht. Ich habe nämlich mit vollem Bewußtſeyn beobachtet, daß ich gar nicht weiß, wie ich zu dieſem Verſtehen gekommen bin. Bei den Menſchen ſoll dies auch der Fall ſeyn, das nimmt mich aber gar nicht Wunder, da dies Geſchlecht in den Jahren der Kindheit beträchtlich dümmer und unbeholfener iſt, als wir. Als ein ganz kleines Käterchen iſt es mir niemals geſchehen, daß ich mir ſelbſt in die Augen gegriffen, in's Feuer oder in's Licht gefaßt, oder Stiefelwichſe ſtatt Kirſchmus gefreſſen, wie das wohl bei kleinen Kindern zu geſchehen pflegt.

Wie ich nun fertig las, und ich mich täglich mehr mit fremden Gedanken vollſtopfte, fühlte ich den unwiderſtehlichſten Drang, auch meine eignen Gedanken, wie ſie der mir inwohnende Genius gebar, der Vergeſſenheit zu entreißen, und dazu gehörte nun allerdings die freilich ſehr ſchwere Kunſt des Schreibens. So aufmerkſam ich auch meines Meiſters Hand, wenn er ſchrieb, beobachten mochte, durchaus wollte es mir doch nicht gelingen, ihm die eigentliche Mechanik abzulauern. Ich ſtudirte den alten Hilmar Curas, das einzige Schreibevorſchriftsbuch, welches mein Meiſter beſaß, und wäre beinahe auf den Gedanken gerathen, daß die räthſelhafte Schwierigkeit des Schreibens nur durch die große Manſchette gehoben werden könne, welche die darin abgebildete ſchreibende Hand trägt, und daß es nur beſonders erlangte Fertigkeit ſey, wenn mein Meiſter ohne Manſchette ſchriebe, ſo wie der geübte Seiltänzer zulezt nicht mehr der Balancirſtange bedarf. Ich trachtete begierig nach Manſchetten, und war im Begriff die Dormeuſe der alten Haushälterin für meine rechte Pfote zuzureißen und zu aptiren, als mir plötzlich in einem Moment der Begeiſterung, wie es bei Genies zu geſchehen pflegt, der geniale Gedanke einkam, der alles löſte. Ich vermuthete nämlich, daß die Unmöglichkeit die Feder, den Stift, ſo zu halten, wie mein Meiſter, wohl in dem verſchiedenen Bau unſerer Hände liegen könne, und die Vermuthung traf ein. Ich mußte eine andere dem Bau meines rechten Pfötchens angemeſſene Schreibart erfinden, und erfand ſie wirklich, wie man wohl denken mag. — So entſtehen aus der beſonderen Organiſation des Individuums neue Syſteme. —

Eine zweite böſe Schwierigkeit fand ich in dem Eintunken der Feder in das Tintenfaß. Nicht glücken wollt' es mir nämlich, bei dem Eintunken das Pfötchen zu ſchonen, immer kam es mit hinein in die Tinte, und ſo konnte es nicht fehlen, daß die erſten Schriftzüge, mehr mit der Pfote, als mit der Feder gezeichnet, etwas groß und breit geriethen. Unverſtändige mochten daher meine erſten Manuſkripte beinahe nur für mit Tinte beflecktes Papier anſehen. Genies werden den genialen Kater in ſeinen erſten Werken leicht errathen, und über die Tiefe, über die Fülle des Geiſtes, wie er zuerſt aus unverſiegbarer Quelle ausſprudelte, erſtaunen, ja ganz außer ſich gerathen. Damit die Welt ſich dereinſt nicht zanke über die Zeitfolge meiner unſterblichen Werke, will ich hier ſagen, daß ich zuerſt den philoſophiſch-ſentimental-didaktiſchen Roman ſchrieb: „Gedanke und Ahnung oder Kater und Hund." Schon dieſes Werk hätte ungeheures Aufſehen machen können. Dann, in allen Sätteln gerecht, ſchrieb ich ein politiſches Werk unter dem Titel: „Ueber Mauſefallen und deren Einfluß auf Geſinnung und Thatkraft der Katzheit;" hierauf fühlt' ich mich begeiſtert zu der Tragödie: „Rattenkönig Kawdallor." Auch dieſe Tragödie hätte auf allen nur erdenklichen Theatern unzählige Mal mit dem lärmendſten Beifall gegeben werden können. Den Reigen meiner ſämmtlichen Werke ſollen dieſe Erzeugniſſe meines hoch emporſtrebenden Geiſtes eröffnen, über den Anlaß ſie zu ſchreiben werde ich mich gehörigen Orts auslaſſen können.

Als ich die Feder beſſer zu halten gelernt, als das Pfötchen rein blieb von Tinte, wurde auch freilich mein Styl anmuthiger, lieblicher, heller, ich legte mich ganz vorzüglich auf Muſenalmanache, ſchrieb verſchiedene freundliche Schriften, und wurde übrigens ſehr bald der liebenswürdige gemüthliche Mann, der ich noch heute bin. Beinahe hätte ich ſchon damals ein Heldengedicht gemacht, in vier und zwanzig Geſängen, doch als ich fertig, war es etwas anderes worden, wofür Taſſo und Arioſt noch im Grabe dem Himmel danken können. Sprang wirklich ein Heldengedicht unter meinen Klauen hervor, beide hätte kein Menſch mehr geleſen.

Ich komme jetzt auf die —

(Mak. Bl.) — zum beſſern Verſtändniß doch nöthig ſeyn, dir, geneigter Leſer, das ganze Verhältniß der Dinge klar und deutlich auseinander zu ſetzen.

Jeder, der nur ein einziges Mal im Gaſthofe des anmuthigen Landſtädtchens Sieghartsweiler abgeſtiegen iſt, hat ſogleich von dem Fürſten Irenäus reden gehört. Beſtellte er nämlich bei dem Wirth nur ein Gericht Forellen, die in der Gegend vorzüglich, ſo erwiederte derſelbe gewiß: Sie haben Recht mein Herr! unſer gnädigſter Fürſt eſſen auch dergleichen ungemein gern, und ich vermag die angenehmen Fiſche gerade ſo zu bereiten, wie es bei Hofe üblich. Aus den neueſten Geographieen, Landkarten, ſtatiſtiſchen Nachrichten, wußte der unterrichtete Reiſende aber nichts anders, als daß das Städtchen Sieghartsweiler ſamt dem Geierſtein und der ganzen Umgebung längſt dem Großherzogthum, das er ſo eben durchreiſet, einverleibt worden, nicht wenig mußte es ihn daher verwundern, hier einen gnädigſten Herrn Fürſten, und einen Hof zu finden. Die Sache hatte aber folgenden Zuſammenhang. Fürſt Irenäus regierte ſonſt wirklich ein artiges Ländchen nicht fern von Sieghartsweiler, und da er mittelſt eines guten Dollonds von dem Belvedere ſeines Schloſſes im Reſidenzmarktflecken ſeine ſämmtlichen Staaten zu überſehen vermochte, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er das Wohl und Wehe ſeines Landes, das Glück der geliebten Unterthanen, ſtets im Auge behielt. Er konnte in jeder Minute wiſſen, wie Peters Waizen in dem entfernteſten Bereich des Landes ſtand, und eben ſo gut beobachten, ob Hans und Kunz ihre Weinberge gut und fleißig beſorgten. Man ſagt, Fürſt Irenäus habe ſein Ländchen, auf einem Spaziergange über die Grenze, aus der Taſche verloren, ſo viel iſt aber gewiß, daß in einer neuen mit mehreren Zuſätzen verſehenen Ausgabe jenes Großherzogthums, das Ländchen des Fürſten Irenäus einfoliirt und einregiſtrirt war. Man überhob ihn der Mühe des Regierens, indem man ihm aus den Revenüen des Landes, das er beſeſſen, eine ziemlich reichliche Apanage ausſetzte, die er eben in dem anmuthigen Sieghartsweiler verzehren ſollte.

Außer jenem Ländchen beſaß Fürſt Irenäus noch ein anſehnliches baares Vermögen, das ihm unverkürzt blieb, und ſo ſah er ſich aus dem Stande eines kleinen Regenten plötzlich verſetzt in den Stand eines anſehnlichen Privatmannes, der zwanglos nach freier Willkühr ſich das Leben geſtalten konnte, wie er wollte.

Fürſt Irenäus hatte den Ruf eines fein gebildeten Herrn, der empfänglich für Wiſſenſchaft und Kunſt. Kam nun noch hinzu, daß er oft die läſtige Bürde der Regentſchaft ſchmerzlich gefühlt, ja ging auch ſchon einmal von ihm die Rede, daß er den romanhaften Wunſch, in einem kleinen Hauſe, an einem murmelnden Bach, mit einigem Hausvieh ein einſames idylliſches Leben procul negotiis zu führen, in anmuthige Verſe gebracht, ſo hätte man denken ſollen, daß er nun, den regierenden Herrn vergeſſend, ſich einrichten werde mit dem gemüthlichen Hausbedarf, wie es in der Macht ſteht des reichen unabhängigen Privatmannes. Dem war aber ganz und gar nicht ſo!

Es mag wohl ſeyn, daß die Liebe der großen Herren zur Kunſt und Wiſſenſchaft nur als ein integrirender Theil des eigentlichen Hoflebens anzuſehen iſt. Der Anſtand erfordert es, Gemälde zu beſitzen und Muſik zu hören, und übel wurde es ſeyn, wenn der Hofbuchbinder feiern und nicht die neueſte Litteratur fortwährend in Gold und Leder kleiden ſollte. Iſt aber jene Liebe ein integrirender Theil des Hoflebens ſelbſt, ſo muß ſie mit dieſem zugleich untergehen, und kann nicht als etwas für ſich fortbeſtehendes Troſt gewähren, für den verlornen Thron oder das kleine Regentenſtühlchen, auf dem man zu ſitzen gewohnt.

Fürſt Irenäus erhielt ſich beides, das Hofleben, und die Liebe für die Künſte und Wiſſenſchaften, indem er einen ſüßen Traum in's Leben treten ließ, in dem er ſelbſt mit ſeiner Umgebung, ſo wie ganz Sieghartsweiler figurirte.

Er that nämlich ſo, als ſey er regierender Herr, behielt die ganze Hofhaltung, ſeinen Kanzler des Reichs, ſein Finanzcollegium ꝛc. ꝛc. bei, ertheilte ſeinen Hausorden, gab Cour, Hofbälle, die meiſtentheils aus zwölf bis funfzehn Perſonen beſtanden, da auf die eigentliche Courfähigkeit ſtrenger geachtet wurde, als an den größten Höfen, und die Stadt war gutmüthig genug, den falſchen Glanz dieſes träumeriſchen Hofes für etwas zu halten, das ihr Ehre und Anſehen bringe. So nannten die guten Sieghartsweiler den Fürſten Irenäus ihren gnädigſten Herrn, illuminirten die Stadt an ſeinem Namensfeſte, und an den Namenstagen ſeines Hauſes, und opferten ſich überhaupt gern auf für das Vergnügen des Hofes, wie die athenienſiſchen Bürgersleute in Shakſpeare's Sommernachtstraum.

Es war nicht zu läugnen, daß der Fürſt ſeine Rolle mit dem wirkungsvollſten Pathos durchführte, und dieſen Pathos ſeiner ganzen Umgebung mitzutheilen wußte. — So erſcheint ein fürſtlicher Finanzrath in dem Club zu Siegbartsweiler finſter, in ſich gekehrt, wortkarg! — Wolken ruhen auf ſeiner Stirne, er verſinkt oft in ein tiefes Nachdenken, fährt dann auf, wie plötzlich erwachend! — Kaum wagt man es laut zu ſprechen, hart aufzutreten in ſeiner Nähe. Es ſchlägt neun Uhr, da ſpringt er auf, nimmt ſeinen Hut, vergebens ſind alle Bemühungen, ihn feſtzuhalten, er verſichert mit ſtolzem tiefbedeutendem Lächeln, daß ihn Aktenſtöße erwarteten, daß er die Nacht würde opfern müſſen, um ſich zu der morgenden, höchſt wichtigen, letzten Quartalſitzung des Collegiums vorzubereiten; eilt hinweg, und hinterläßt die Geſellſchaft in ehrfurchtsvoller Erſtarrung über die enorme Wichtigkeit und Schwierigkeit ſeines Amts. — Und der wichtige Vortrag, auf den ſich der geplagte Mann die Nacht über vorbereiten muß? — Je nun, die Waſchzettel aus ſämmtlichen Departements, der Küche, der Tafel, der Garderobe ꝛc. für's verfloſſene Vierteljahr ſind eingegangen, und er iſt es, der in allen Waſchangelegenheiten den Vortrag hat. — So bemitleidet die Stadt den armen fürſtlichen Wagenmeiſter, ſpricht jedoch, von dem ſublimen Pathos des fürſtlichen Collegiums ergriffen: ſtrenge aber gerecht! Der Mann hat nämlich erhaltener Inſtruktion gemäß einen Halbwagen, der unbrauchbar geworden, verkauft, das Finanz-Collegium ihm aber bei Strafe augenblicklicher Caſſation aufgegeben, binnen drei Tagen nachzuweiſen, wo er die andere Hälfte gelaſſen, die vielleicht noch brauchbar geweſen. —

Ein beſonderer Stern, der am Hofe des Fürſten Irenäus leuchtete, war die Räthin Benzon, Wittwe in der Mitte der dreißiger Jahre, ſonſt eine gebietende Schönheit, noch jetzt nicht ohne Liebreiz, die einzige, deren Adel zweifelhaft und die der Fürſt dennoch ein für allemal als courfähig angenommen. Der Räthin heller durchdringender Verſtand, ihr lebhafter Geiſt, ihre Weltklugheit, vorzüglich aber eine gewiſſe Kälte des Charakters, die dem Talent zu herrſchen unerläßlich, übten ihre Macht in voller Stärke, ſo daß ſie es eigentlich war, die die Faden des Puppenſpiels an dieſem Miniaturhofe zog. Ihre Tochter, Julia geheißen, war mit der Prinzeſſin Hedwiga aufgewachſen, und auch auf die Geiſtesbildung dieſer hatte die Räthin ſo gewirkt, daß ſie in dem Kreiſe der fürſtlichen Familie wie eine Fremde erſchien und ſonderbar abſtach gegen den Bruder. Prinz

Ignaz war nämlich zu ewiger Kindheit verdammt, beinahe blödſinnig zu nennen.

Der Benzon gegenüber, eben ſo einflußreich, eben ſo eingreifend in die engſten Verhältniſſe des fürſtlichen Hauſes, wiewohl auf ganz andere Weiſe als ſie, ſtand der ſeltſame Mann, den du, geneigter Leſer, bereits kennſt als Maitre de Plaiſir des Irenäusſchen Hofes und ironiſchen Schwarzkünſtler.

Merkwürdig genug iſt es, wie Meiſter Abraham in die fürſtliche Familie gerieth.

Des Fürſten Irenäus hochſeliger Herr Papa war ein Mann von einfachen milden Sitten. Er ſah es ein, daß irgend eine Kraftäußerung das kleine ſchwache Räderwerk der Staatsmaſchine zerbrechen müſſe, ſtatt ihm einen beſſern Schwung zu geben. Er ließ es dabei in ſeinem Ländlein fortgehen, wie es zuvor gegangen, und fehlt' es ihm dabei an Gelegenheit, einen glänzenden Verſtand oder andere beſondere Gaben des Himmels zu zeigen, ſo begnügte er ſich damit, daß in ſeinem Fürſtenthum Jedermann ſich wohl befand, und daß, Rückſichts des Auslandes, es ihm ſo ging wie den Weibern, die dann am tadelfreiſten ſind, wenn man gar nicht von ihnen ſpricht. War des Fürſten kleiner Hof ſteif, ceremoniös, altfränkiſch, konnte der Fürſt gar nicht eingehen in manche loyale Ideen wie ſie die neuere Zeit erzeugt, ſo lag das an der Unwandelbarkeit des hölzernen Geſtelles, das Oberhofmeiſter, Hofmarſchälle, Kammerherren, in ſeinem Innern mühſam zuſammen gerichtet. In dieſem Geſtelle arbeitete aber ein Triebrad, das kein Hofmeiſter, kein Marſchall, jemals hatte zum Stillſtehen bringen können. Dies war nämlich ein, dem Fürſten angeborner, Hang zum Abentheuerlichen, Seltſamen, Geheimnißvollen. — Er pflegte zuweilen, nach dem Beiſpiel des würdigen Califen Harun Al Raſchid, verkleidet Stadt und Land zu durchſtreichen, um jenen Hang der mit ſeiner übrigen Lebenstendenz in dem ſonderbarſten Widerſpiel ſtand, zu befriedigen, oder wenigſtens Nahrung dafür zu ſuchen. Dann ſetzte er einen runden Hut auf, und zog einen grauen Oberrock an, ſo daß Jedermann auf den erſten Blick wußte, daß der Fürſt nun nicht zu erkennen.

Es begab ſich, daß der Fürſt alſo verkleidet und unerkennbar die Allee durchſchritt, die von dem Schloß aus nach einer entfernten Gegend führte, in der einzeln ein kleines Häuschen ſtand, von der

Wittwe eines fürſtlichen Mundkochs bewohnt. Gerade vor dieſem Häuschen angekommen, gewahrte der Fürſt zwei in Mäntel gehüllte Männer, die zur Hausthüre hinausſchlichen. Er trat zur Seite, und der Hiſtoriograph des Irenäusſchen Hauſes, dem ich dies nachſchreibe, behauptet, der Fürſt ſey ſelbſt dann nicht bemerkt und erkannt worden, wenn er, ſtatt des grauen Oberrocks, das glänzendſte Staatskleid angehabt mit dem funkelnden Ordensſtern darauf, aus dem Grunde, weil es ſtockfinſterer Abend geweſen. Als die beiden verhüllten Männer dicht vor dem Fürſten langſam vorüber gingen, vernahm dieſer ganz deutlich folgendes Geſpräch. Der eine: Bruder Excellenz, ich bitte dich, nimm dich zuſammen, ſey nur dieſesmal kein Eſel! — Der Menſch muß fort, ehe der Fürſt etwas von ihm erfährt, denn ſonſt behalten wir den verfluchten Hexenmeiſter auf dem Halſe, der uns mit ſeinen Satanskünſten alle in's Verderben ſtürzt. Der andere: mon cher Frere, ereifere dich doch nur nicht ſo, du kennſt meine Sagazität, mein savoir faire. Morgen werf' ich dem gefährlichen Menſchen ein paar Carolin an den Hals, und da mag er ſeine Kunſtſtückchen den Leuten vormachen wo er will. Hier darf er nicht bleiben. Der Fürſt iſt überdies ein —

Die Stimmen verhallten, der Fürſt erfuhr daher nicht, wofür ihn ſein Hofmarſchall hielt, denn kein anderer als dieſer, und ſein Bruder der Oberjägermeiſter, waren die Perſonen, welche aus dem Hauſe ſchlichen, und das verfängliche Geſpräch führten. Der Fürſt hatte beide ſehr genau an der Sprache erkannt.

Man kann denken, daß der Fürſt nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als jenen Menſchen, jenen gefährlichen Hexenmeiſter aufzuſuchen, deſſen Bekanntſchaft ihm entzogen werden ſollte. Er klopfte an das Häuschen, die Wittwe trat mit einem Licht in der Hand heraus, und fragte, da ſie den runden Hut und den grauen Oberrock des Fürſten gewahrte, mit kalter Höflichkeit: Was ſteht zu Ihren Dienſten Monſieur! Monſieur wurde nämlich der Fürſt angeredet, wenn er verkleidet war und unkenntlich. Der Fürſt erkundigte ſich nach dem Fremden der bei der Wittwe eingekehrt ſeyn ſollte, und erfuhr, daß der Fremde kein anderer ſey, als ein ſehr geſchickter, berühmter, mit vielen Atteſtaten, Conceſſionen und Privilegien verſehener Taſchenſpieler, der hier ſeine Künſte zu produziren gedenke. So eben, erzählte die Wittwe, wären zwei Herren vom Hofe bei ihm geweſen, die er, vermöge der ganz unerklärlichen Sachen, welche er ihnen vorgemacht, dermaßen in Erſtaunen geſetzt, daß ſie ganz blaß, verſtört, ja ganz außer ſich, das Haus verlaſſen hätten.

Ohne Weiteres ließ ſich der Fürſt hinauf führen. Meiſter Abraham (Niemand anders war der berühmte Taſchenſpieler) empfing ihn wie einen den er längſt erwartet, und verſchloß die Thüre.

Niemand weiß, was nun Meiſter Abraham begonnen, gewiß iſt es aber, daß der Fürſt die ganze Nacht über bei ihm blieb, und daß am andern Morgen Zimmer eingerichtet wurden auf dem Schloſſe, die Meiſter Abraham bezog, und zu denen der Fürſt aus ſeinem Studirzimmer mittelſt eines geheimen Ganges unbemerkt gelangen konnte. Gewiß iſt es ferner, daß der Fürſt den Hofmarſchall nicht mehr: mon cher ami nannte, und ſich von dem Oberjägermeiſter niemals mehr die wunderbare Jagdgeſchichte von dem weißen gehörnten Haſen, den er (der Oberjägermeiſter), bei ſeinem erſten jägeriſchen Ausflug in den Wald, nicht ſchießen können, erzählen ließ, welches die Gebrüder in Gram und Verzweiflung ſtürzte, ſo, daß beide ſehr bald den Hof verließen. Gewiß endlich, daß Meiſter Abraham nicht allein durch ſeine Phantasmagorieen, ſondern auch durch das Anſehen, das er ſich immer mehr und mehr bei dem Fürſten zu erwerben wußte, Hof, Stadt und Land in Erſtaunen ſetzte.

Von den Kunſtſtücken, die Meiſter Abraham vollführte, erzählt oben bemeldeter Hiſtoriograph des Irenäusſchen Hauſes ſo viel ganz Unglaubliches, daß man es nicht nachſchreiben kann, ohne alles Zutrauen des geneigten Leſers auf's Spiel zu ſetzen. Dasjenige Kunſtſtück, welches aber der Hiſtoriograph für das wunderbarſte von allen hält, ja von dem er behauptet, daß es hinlänglich beweiſe, wie Meiſter Abraham offenbar mit fremden unheimlichen Mächten in bedrohlichem Bunde ſtehe, iſt indeß nichts anders, als jenes akuſtiſche Zauberſpiel, das ſpäter unter der Benennung des unſichtbaren Mädchens ſo viel Aufſehen gemacht, und das Meiſter Abraham ſchon damals ſinnreicher, phantaſtiſcher, das Gemüth ergreifender, aufzuſtellen wußte, als es nachher jemals geſchehen.

Nebenher wollte man auch wiſſen, daß der Fürſt ſelbſt mit dem Meiſter Abraham gewiſſe magiſche Operationen unternehme, über deren Zweck unter den Hofdamen, Kammerherren, und andern Leuten vom Hofe, ein angenehmer Wettſtreit alberner, ſinnloſer Vermuthungen entſtand. Darin waren alle einig, daß Meiſter Abraham dem Fürſten das Goldmachen beibringe, wie aus dem Rauch, der aus dem Laboratorio bisweilen dringe, zu ſchließen, und daß er ihn eingeführt in allerlei nützliche Geiſter-Conferenzen. Alle waren ferner davon überzeugt, daß der Fürſt das Patent für den neuen Bürgermeiſter im Marktflecken nicht vollziehe, ja dem fürſtlichen Ofenheizer keine Zulage bewillige, ohne den Agathodämon, den Spiritum familiarem, oder die Geſtirne zu befragen.

Als der alte Fürſt ſtarb, und Irenäus ihm in der Regierung folgte, verließ Meiſter Abraham das Land. Der junge Fürſt, der von des Vaters Neigung zum Abentheuerlichen, Wunderbaren durchaus nichts ererbt, ließ ihn zwar ziehen, fand aber bald, daß Meiſter Abrahams magiſche Kraft vorzüglich ſich darin bewähre, einen gewiſſen böſen Geiſt zu beſchwören, der ſich an kleinen Höfen nur gar zu gern einniſtet, nämlich den Höllengeiſt der Langenweile. Dann hatte auch das Anſehen, in dem Meiſter Abraham bei dem Vater ſtand, tiefe Wurzel gefaßt in dem Gemüth des jungen Fürſten. Es gab Augenblicke in denen dem Fürſten Irenäus zu Muthe wurde, als ſei Meiſter Abraham ein überirdiſches Weſen, über Alles was menſchlich erhaben, ſtehe es auch noch ſo hoch. Man ſagt, daß dieſe ganz beſondere Empfindung von einem kritiſchen unvergeßlichen Moment in der Jugendgeſchichte des Fürſten herrühre. Als Knabe war er einſt mit kindiſcher überläſtiger Neugier in Meiſter Abrahams Zimmer eingedrungen, und hatte läppiſch eine kleine Maſchine, die der Meiſter eben mit vieler Mühe und Kunſt vollendet, zerbrochen, der Meiſter aber in vollem Zorn über den verderblichen Ungeſchick dem kleinen fürſtlichen Bengel eine fühlbare Ohrfeige zugetheilt, und ihn dann mit einiger nicht ganz ſanfter Schnelligkeit hinausgeführt aus der Stube auf den Corridor. Unter hervorquellenden Thränen konnte der junge Herr nur mit Mühe die Worte hervorſtammeln: **Abraham — soufflet** — ſo daß der beſtürzte Oberhofmeiſter es für eine gefahrvolle Wagniß hielt, tiefer einzudringen in das furchterliche Geheimniß, das zu ahnen er ſich unterſtehen mußte.

Der Fürſt fühlte lebhaft das Bedürfniß, den Meiſter Abraham als das belebende Prinzip der Hofmaſchine bei ſich zu behalten; vergebens waren aber alle ſeine Bemühungen ihn zurückzubringen. Erſt nach jenem verhängnißvollen Spaziergange, als Fürſt Irenäus ſein

Ländchen verloren, als er die chimäriſche Hofhaltung zu Sieghartsweiler eingerichtet, fand ſich auch Meiſter Abraham wieder ein, und in der That, zu gelegenerer Zeit hätte er gar nicht kommen können. Denn außerdem daß —

(M. f. f.) — merkwürdige Begebenheit die, um mich des gewöhnlichen Ausdrucks geiſtreicher Biographen zu bedienen, einen Abſchnitt in meinem Leben machte.

— Leſer! — Jünglinge, Männer, Frauen, unter deren Pelz ein fühlend Herz ſchlägt, die ihr Sinn habt für Tugend — die ihr die ſüßen Bande erkennet, womit uns die Natur umſchlingt, ihr werdet mich verſtehen und — mich lieben!

Der Tag war heiß geweſen, ich hatte ihn unter dem Ofen verſchlafen. Nun brach die Abenddämmerung ein, und kühle Winde ſauſten durch meines Meiſters geöffnetes Fenſter. Ich erwachte aus dem Schlaf, meine Bruſt erweiterte ſich, durchſtrömt von dem unnennbaren Gefühl, das, Schmerz und Luſt zugleich, die ſüßeſten Ahnungen entzündet. Von dieſen Ahnungen überwältigt, erhob ich mich hoch in jener ausdrucksvollen Bewegung, die der kalte Menſch Katzenbuckel benennet! — Hinaus — hinaus trieb es mich in die freie Natur, ich begab mich daher auf's Dach, und luſtwandelte in den Strahlen der ſinkenden Sonne. Da vernahm ich Töne von dem Boden aufſteigen, ſo ſanft, ſo heimlich, ſo bekannt, ſo anlockend, ein unbekanntes Etwas zog mich hinab mit unwiderſtehlicher Gewalt. Ich verließ die ſchöne Natur, und kroch durch eine kleine Dachlucke hinein in den Hausboden. — Hinabgeſprungen gewahrte ich alsbald eine große, ſchöne, weiß und ſchwarz gefleckte Katze, die, auf den Hinterfüßen ſitzend in bequemer Stellung, eben jene anlockenden Töne von ſich gab, und mich nun mit forſchenden Blicken durchblitzte. Augenblicklich ſetzte ich mich ihr gegenüber, und verſuchte, dem innern Trieb nachgebend, in das Lied einzuſtimmen, das die weiß und ſchwarz gefleckte angeſtimmt. Das gelang mir, ich muß es ſelbſt ſagen, über die Maßen wohl, und von dieſem Augenblick an datirt ſich, wie ich für die Pſychologen, die mich und mein Leben ſtudiren, hier bemerke, mein Glaube an mein inneres muſikaliſches Talent, und, wie zu erachten, mit dieſem Glauben auch das Talent ſelbſt. Die Gefleckte blickte mich an ſchärfer und ämſiger, ſchwieg plötzlich, ſprang mit einem gewaltigen Satz auf mich los! Ich, nichts Gutes erwartend, zeigte meine Krallen, doch in dem Augenblick ſchrie die Gefleckte, indem ihr die hellen Thränen aus den Augen ſtürzten: Sohn — o Sohn! komm! — eile in meine Pfoten! — Und dann, mich umhalſend, mich mit Inbrunſt an die Bruſt drückend: Ja du biſt es, du biſt mein Sohn, mein guter Sohn, den ich ohne ſonderliche Schmerzen geboren! —

Ich fühlte mich tief im Innerſten bewegt, und ſchon dies Gefühl mußte mich überzeugen, daß die Gefleckte wirklich meine Mutter war, dem unerachtet fragte ich doch, ob ſie auch deſſen ganz gewiß ſey.

Ha, dieſe Aehnlichkeit, ſprach die Gefleckte, dieſe Aehnlichkeit, dieſe Augen, dieſe Geſichtszüge, dieſer Bart, dieſer Pelz, Alles erinnert mich nur zu lebhaft an den Treuloſen, Undankbaren der mich verließ. — Du biſt ganz das getreue Ebenbild deines Vaters, lieber Murr (denn ſo wirſt du ja geheißen), ich hoffe jedoch, daß du mit der Schönheit des Vaters zugleich die ſanftere Denkungsart, die milden Sitten deiner Mutter Mina erworben haben wirſt. — Dein Vater hatte einen ſehr vornehmen Anſtand, auf ſeiner Stirne lag eine imponirende Würde, voller Verſtand funkelten die grünen Augen, und um Bart und Wangen ſpielte oft ein anmuthiges Lächeln. Dieſe körperlichen Vorzüge, ſo wie ſein aufgeweckter Geiſt, und eine gewiſſe liebenswürdige Leichtigkeit mit der er Mäuſe fing, ließen ihn mein Herz gewinnen. — Aber bald zeigte ſich ein hartes tyranniſches Gemüth, das er ſo lange geſchickt zu verbergen gewußt. — Mit Entſetzen ſag' ich es! — Kaum warſt du geboren, als dein Vater den unſeligen Appetit bekam, dich nebſt deinen Geſchwiſtern zu verſpeiſen.

Beſte Mutter, fiel ich der Gefleckten in's Wort, beſte Mutter, verdammen Sie nicht ganz jene Neigung. Das gebildetſte Volk der Erde legte den ſonderbaren Appetit des Kinderfreſſens dem Geſchlecht der Götter bei, aber gerettet wurde ein Jupiter und ſo auch ich! —

Ich verſtehe dich nicht mein Sohn, erwiederte Mina, aber es kommt mir vor, als ſprächeſt du albernes Zeug, oder als wollteſt du gar deinen Vater vertheidigen. Sey nicht undankbar, du wäreſt ganz gewiß erwürgt und gefreſſen worden von dem blutdürſtigen Tyrannen, hätte ich dich nicht ſo tapfer vertheidigt mit dieſen ſcharfen Krallen, hätte ich nicht bald hier-, bald dorthin fliehend in Keller, Boden, Ställe, dich den Verfolgungen des unnatürlichen Barbaren entzogen. — Er verließ mich endlich; nie habe ich ihn wiedergeſehen! Und doch ſchlägt noch mein Herz für ihn! — Es war ein ſchöner Kater! —

Viele hielten ihn ſeines Anſtandes, ſeiner feinen Sitten wegen, für einen reiſenden Grafen. — Ich glaubte nun, im kleinen häuslichen Zirkel meine Mutterpflichten übend, ein ſtilles ruhiges Leben führen zu können, doch der entſetzlichſte Schlag ſollte mich noch treffen. — Als ich von einem kleinen Spaziergange einſt heimkehrte, weg warſt du ſammt deinem Geſchwiſter! — Ein altes Weib hatte mich Tages zuvor in meinem Schlupfwinkel entdeckt, und allerlei verfängliche Worte von in's Waſſer werfen, und dergleichen geſprochen! — Nun! ein Glück, daß du mein Sohn gerettet, komm nochmals an meine Bruſt, Geliebter! —

Die gefleckte Mama liebkoste mich mit aller Herzlichkeit und fragte mich dann nach den nähern Umſtänden meines Lebens. Ich erzählte ihr Alles, und vergaß nicht meiner hohen Ausbildung zu erwähnen, und wie ich dazu gekommen.

Mina ſchien weniger gerührt von den ſeltenen Vorzügen des Sohnes, als man hätte denken ſollen. Ja! ſie gab mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß ich mit ſammt meinem außerordentlichen Geiſte, mit meiner tiefen Wiſſenſchaft, auf Abwege gerathen, die mir verderblich werden könnten. Vorzüglich warnte ſie mich aber, dem Meiſter Abraham ja nicht meine erworbenen Kenntniſſe zu entdecken, da dieſer ſie nur nützen würde, mich in der drückendſten Knechtſchaft zu erhalten.

„Ich kann mich, ſprach Mina, zwar gar nicht deiner Ausbildung rühmen, indeſſen fehlt es mir doch durchaus nicht an natürlichen Fähigkeiten und angenehmen mir von der Natur eingeimpften Talenten. Darunter rechne ich z. B. die Macht, kniſternde Funken aus meinem Pelz hervorſtrahlen zu laſſen, wenn man mich ſtreichelt. Und was für Unannehmlichkeiten hat mir nicht ſchon dieſes einzige Talent bereitet! Kinder und Erwachſene haben unaufhörlich auf meinem Rücken herumhandtirt, jenes Feuerwerks halber, mir zur Qual, und wenn ich unmuthig wegſprang oder die Krallen zeigte, mußte ich mich ein ſcheues wildes Thier ſchelten, ja wohl gar prügeln laſſen. — So wie Meiſter Abraham erfährt, daß du ſchreiben kannſt, lieber Murr! macht er dich zu ſeinem Copiſten, und als Schuldigkeit wird von dir gefordert, was du jetzt nur aus eigenem Antriebe zu deiner Luſt thuſt.“ —

Mina ſprach noch Mehreres über mein Verhältniß zum Meiſter

Abraham, und über meine Bildung. Erſt ſpäter habe ich eingeſehen, daß das, was ich für Abſcheu gegen die Wiſſenſchaften hielt, wirkliche Lebensweisheit war, die die Gefleckte in ſich trug.

Ich erfuhr, daß Mina bei der alten Nachbarsfrau in ziemlich dürftigen Umſtänden lebe, und daß es ihr oft ſchwer falle, ihren Hunger zu ſtillen. Dies rührte mich tief, die kindliche Liebe erwachte in voller Stärke in meinem Buſen, ich beſann mich auf den ſchönen Heringskopf, den ich vom geſtrigen Mahle erübrigt, ich beſchloß ihn darzubringen der guten Mutter, die ich ſo unerwartet wiedergefunden.

Wer ermißt die Wandelbarkeit der Herzen derer, die da wandeln unter dem Mondſchein! — Warum verſchloß das Schickſal nicht unſere Bruſt dem wilden Spiel unſeliger Leidenſchaften! — Warum müſſen wir, ein dünnes ſchwankendes Rohr, uns beugen vor dem Sturm des Lebens? — Feindliches Verhängniß! — O Appetit, dein Name iſt Kater! — Den Heringskopf im Maule kletterte ich, ein pius Aeneas, auf's Dach — ich wollte hinein in's Bodenfenſter! — Da gerieth ich in einen Zuſtand, der auf ſeltſame Weiſe mein Ich meinem Ich entfremdend, doch mein eigentliches Ich ſchien. — Ich glaube mich verſtändlich und ſcharf ausgedrückt zu haben, ſo daß in dieſer Schilderung meines ſeltſamen Zuſtandes jeder den die geiſtige Tiefe durchſchauenden Pſychologen erkennen wird. — Ich fahre fort! —

Das ſonderbare Gefühl, gewebt aus Luſt und Unluſt, betäubte meine Sinne — überwältigte mich — kein Widerſtand möglich, — ich fraß den Heringskopf! —

Aengſtlich hörte ich Mina miauen, ängſtlich ſie meinen Namen rufen — Ich fühlte mich von Reue, von Scham durchdrungen, ich ſprang zurück in meines Meiſters Zimmer, ich verkroch mich unter den Ofen. Da quälten mich die ängſtlichſten Vorſtellungen. Ich ſah Mina, die wiedergefundene gefleckte Mutter, troſtlos, verlaſſen, lechzend nach der Speiſe, die ich verſprochen, der Ohnmacht nahe — Ha! — der durch den Rauchfang ſauſende Wind rief den Namen Mina — Mina — Mina rauſchte es in den Papieren meines Meiſters, knarrte es in den gebrechlichen Rohrſtühlen, Mina — Mina — lamentirte die Ofenthüre — O! es war ein bitteres herzzerſchneidendes Gefühl, das mich durchbohrte! — Ich beſchloß, die Arme wo möglich einzuladen zur Frühſtücksmilch. Wie kühlender wohlthuender Schatten, kam bei dieſem Gedanken ein ſeliger Frieden über mich! — Ich kniff die Ohren an und ſchlief ein! —

Ihr fühlenden Seelen, die ihr mich ganz verſteht, ihr werdet es, ſeyd ihr ſonſt keine Eſel, ſondern wahrhaftige honnette Kater, ihr werdet es, ſage ich, einſehen, daß dieſer Sturm in meiner Bruſt meinen Jugendhimmel aufheitern mußte, wie ein wohlthätiger Orkan der die finſtern Wolken zerſtäubt und die reinſte Ausſicht ſchafft. O! ſo ſchwer Anfangs der Heringskopf auf meiner Seele laſtete, doch lernte ich einſehen, was Appetit heißt, und daß es Frevel iſt, der Mutter Natur zu widerſtreben. Jeder ſuche ſich ſeine Heringsköpfe und greife nicht vor der Sagazität der andern, die, vom richtigen Appetit geleitet, ſchon die ihrigen finden werden.

So ſchließe ich dieſe Epiſode meines Lebens, die —

(Mak. Bl.) — — nichts verdrießlicher für einen Hiſtoriographen oder Biographen, als wenn er, wie auf einem wilden Füllen reitend hin und her ſprengen muß, über Stock und Stein, über Aecker und Wieſen immer nach gebahnten Wegen trachtend, niemals ſie erreichend. So geht es dem, der es unternommen für dich, geliebter Leſer, das aufzuſchreiben, was er von dem wunderlichen Leben des Kapellmeiſters Johannes Kreisler erfahren. Gern hätte er angefangen: In dem kleinen Städtchen N. oder B. oder K., und zwar am Pfingſtmontage oder zu Oſtern des und des Jahres, erblickte Johannes Kreisler das Licht der Welt! — Aber ſolche ſchöne chronologiſche Ordnung kann gar nicht aufkommen, da dem unglücklichen Erzähler nur mündlich, brockenweis mitgetheilte Nachrichten zu Gebote ſtehen, die er, um nicht das Ganze aus dem Gedächtniſſe zu verlieren, ſogleich verarbeiten muß. Wie es eigentlich mit der Mittheilung dieſer Nachrichten herging, ſollſt du, ſehr lieber Leſer! noch vor dem Schluſſe des Buchs erfahren, und dann wirſt du vielleicht das rhapſodiſche Weſen des Ganzen entſchuldigen, vielleicht aber auch meinen, daß, trotz des Anſcheins der Abgeriſſenheit, doch ein feſter durchlaufender Faden alle Theile zuſammen halte.

Eben in dieſem Augenblick iſt nichts Anders zu erzählen, als daß nicht lange nachher, als Fürſt Irenäus in Sieghartsweiler ſich niedergelaſſen, an einem ſchönen Sommerabend Prinzeſſin Hedwiga und Julia in dem anmuthigen Park zu Sieghartshof luſtwandelten. Wie ein goldner Schleier lag der Schein der ſinkenden Sonne ausgebreitet über dem Walde. Kein Blättlein rührte ſich. In ahnungsvollem Schweigen harrten Baum und Gebüſch, daß der Abendwind komme und mit ihnen koſe. Nur das Getöſe des Waldbachs, der über weiße Kieſel fortbrauſte, unterbrach die tiefe Stille. Arm in Arm verſchlungen, ſchweigend, wandelten die Mädchen fort durch die ſchmalen Blumengänge, über die Brücken, die über die verſchiedenen Schlingungen des Bachs führten, bis ſie an das Ende des Parks, an den großen See kamen, in dem ſich der ferne Geierſtein mit ſeinen maleriſchen Ruinen abſpiegelte.

„Es iſt doch ſchön!“ rief Julia recht aus voller Seele. Laß uns, ſprach Hedwiga, in die Fiſcherhütte treten. Die Abendſonne brennt entſetzlich und drinn iſt die Ausſicht nach dem Geierſtein aus dem mittlern Fenſter noch ſchöner als hier, da die Gegend dort nicht Panorama, ſondern in gruppirter Anſicht, wahrhaftes Bild erſcheint.

Julia folgte der Prinzeſſin, die kaum hineingetreten und zum Fenſter hinausſchauend, ſich nach Crayon und Papier ſehnte, um die Ausſicht in der Beleuchtung zu zeichnen, welche ſie ungemein pikant nannte.

Ich möchte, ſprach Julia, ich möchte dich beinahe um deine Kunſtfertigkeit beneiden, Bäume und Gebüſche, Berge, Seen, ſo ganz nach der Natur zeichnen zu können. Aber ich weiß es ſchon, könnte ich auch ſo hübſch zeichnen als du, doch wird es mir niemals gelingen, eine Landſchaft nach der Natur aufzunehmen, und zwar um deſto weniger, je herrlicher der Anblick. Vor lauter Freude und Entzücken des Schauens würd' ich gar nicht zur Arbeit kommen. — Der Prinzeſſin Antlitz überflog bei dieſen Worten Julia's ein gewiſſes Lächeln, das bei einem ſechszehnjährigen Mädchen bedenklich genannt werden durfte. Meiſter Abraham, der im Ausdruck zuweilen etwas ſeltſam, meinte, ſolch' Muskelſpiel im Geſicht ſey dem Wirbel zu vergleichen auf der Oberfläche des Waſſers, wenn ſich in der Tiefe etwas Bedrohliches rührt. — Genug, Prinzeſſin Hedwiga lächelte; indem ſie aber die Roſenlippen öffnete, um der ſanften unkünſtleriſchen Julia etwas zu entgegnen, ließen ſich ganz in der Nähe Akkorde hören, die ſo ſtark und wild angeſchlagen wurden, daß das Inſtrument kaum eine gewöhnliche Guitarre zu ſeyn ſchien.

Die Prinzeſſin verſtummte, und beide, ſie und Julia, eilten vor das Fiſcherhaus.

Nun vernahmen ſie eine Weiſe nach der andern, verbunden durch die ſeltſamſten Uebergänge, durch die fremdartigſte Akkordenfolge. Dazwiſchen ließ ſich eine ſonore männliche Stimme hören, die bald alle Süßigkeit des italieniſchen Geſanges erſchöpfte, bald, plötzlich abbrechend, in ernſte düſtere Melodien fiel, bald rezitativiſch, bald mit ſtarken kräftig accentuirten Worten drein ſprach. —

Die Guitarre wurde geſtimmt — dann wieder Akkorde — dann wieder abgebrochen und geſtimmt — dann heftige, wie im Zorn ausgeſprochene Worte — dann Melodien — dann auf's Neue geſtimmt. —

Neugierig auf den ſeltſamen Virtuoſen, ſchlichen Hedwiga und Julia näher und näher heran, bis ſie einen Mann in ſchwarzer Kleidung gewahrten, der, den Rücken ihnen zugewendet, auf einem Felsſtück dicht an dem See ſaß, und das wunderliche Spiel trieb, mit Singen und Sprechen.

Eben hatte er die Guitarre ganz und gar umgeſtimmt, auf ungewöhnliche Weiſe, und verſuchte nun einige Akkorde, dazwiſchen rufend: Wieder verfehlt — keine Reinheit — bald ein Komma zu tief, bald ein Komma zu hoch! —

Dann faßte er das Inſtrument, das er von dem blauen Bande, an dem es ihm um die Schultern hing, losgeneſtelt, mit beiden Händen, hielt es vor ſich hin und begann: ſage mir, du kleines eigenſinniges Ding, wo ruht eigentlich dein Wohllaut, in welchem Winkel deines Innerſten hat ſich die reine Skala verkrochen? — Oder willſt du dich vielleicht auflehnen gegen deinen Meiſter und behaupten, ſein Ohr ſey todtgehämmert worden in der Schmiede der gleichſchwebenden Temperatur, und ſeine Enharmonik nur ein kindiſches Vexierſpiel? Du verhöhnſt mich, glaub' ich, unerachtet ich den Bart viel beſſer geſchoren trage als Meiſter Stefano Pacini, detto il Venetiano, der die Gabe des Wohllauts in dein Innerſtes legte, die mir ein unerſchließbares Geheimniß bleibt. Und, liebes Ding, daß du es nur weißt, willſt du den uniſonirenden Dualismus von Gis und As oder Cis und Des — oder vielmehr ſämmtlicher Töne durchaus nicht verſtatten, ſo ſchicke ich dir neun tüchtige teutſche Meiſter auf den Hals, die ſollen dich ausſchelten, dich kirre machen mit enharmoniſchen Worten. — Und du magſt dich nicht deinem Stefano Pacini in die Arme werfen, du magſt nicht, wie ein keifendes Weib das letzte Wort behalten wollen. — Oder biſt du vielleicht gar dreiſt und ſtolz genug, zu meinen, daß alle ſchmucke Geiſter, die in dir wohnen, nur dem gewaltigen Zauber folgen der Magier, die längſt von der Erde gegangen, und daß in den Händen eines Haſenfußes —

Bei dem letzten Worte hielt der Mann plötzlich inne, ſprang auf, und ſchaute wie in tiefen Gedanken verſunken, in den See hinein. — Die Mädchen, geſpannt durch des Mannes ſeltſames Beginnen, ſtanden wie eingewurzelt hinter dem Gebüſch; ſie wagten kaum zu athmen.

Die Guitarre, brach der Mann endlich los, iſt doch das miſerabelſte, unvollkommenſte Inſtrument von allen Inſtrumenten, nur werth von girrenden liebeskrankenden Schäfern in die Hand genommen zu werden, die das Embouchure zur Schalmey verloren haben, da ſie ſonſt es vorziehen würden, erklecklich zu blaſen, das Echo zu wecken mit dem Kuhreigen der ſüßeſten Sehnſucht und klägliche Melodien entgegen zu ſenden den Emmelinen in den weiten Bergen, die das liebe Vieh zuſammentreiben mit dem luſtigen Geknalle empfindſamer Hetzpeitſchen! — O Gott! — Schäfer, die „wie ein Ofen ſeufzen mit Jammerlied auf ihrer Liebſten Brau'n“ — lehrt ihnen, daß der Dreiklang aus nichts Anderm beſtehe, als aus drei Klängen, und niedergeſtoßen werde durch den Dolchſtich der Septime, und gebt ihnen die Guitarre in die Hände! — Aber ernſten Männern von leidlicher Bildung, von vorzüglicher Erudition, die ſich abgegeben mit griechiſcher Weltweisheit und wohl wiſſen, wie es am Hofe zu Peking oder Nanking zugeht, aber den Teufel was verſtehen von Schäferei und Schafzucht, was ſoll denen das Aechzen und Klimpern? — Haſenfuß, was beginnſt du? Denke an den ſeligen Hippel, welcher verſichert, daß, ſäh' er einen Mann Unterricht ertheilen im Clavierſchlagen, es ihm zu Muthe werde, als ſötte beſagter Lehrherr weiche Eier — und nun Guitarre klimpern — Haſenfuß! — Pfui Teufel! — Damit ſchleuderte der Mann das Inſtrument weit von ſich in's Gebüſch, und entfernte ſich raſchen Schrittes, ohne die Mädchen zu bemerken.

Nun, rief Julia nach einer Weile, lachend, nun Hedwiga, was ſagſt du zu dieſer verwunderlichen Erſcheinung? Wo mag der ſeltſame Mann her ſeyn, der erſt ſo hübſch mit ſeinem Inſtrument zu ſprechen weiß, und es dann verächtlich von ſich wirft, wie eine zerbrochene Schachtel?

Es iſt Unrecht, ſprach Hedwiga, wie im plötzlich aufwallenden Zorn, indem ihre verbleichten Wangen ſich blutroth färbten, es iſt Unrecht, daß der Park nicht verſchloſſen iſt, daß jeder Fremde hinein kann.

Wie, erwiederte Julia, der Fürſt ſollte, meinſt du, engherzig, den Sieghartsweilern — nein, nicht dieſen allein, jedem der des Weges wandelt, gerade den anmuthigſten Fleck der ganzen Gegend verſchließen! das iſt unmöglich deine ernſte Meinung! Du bedenkſt, fuhr die Prinzeſſin noch bewegter fort, du bedenkſt die Gefahr nicht, die für uns daraus entſteht. Wie oft wandeln wir ſo wie heute allein, entfernt von aller Dienerſchaft in den entlegenſten Gängen des Waldes umher! — Wie wenn einmal irgend ein Böſewicht —

Ei, unterbrach Julia die Prinzeſſin, ich glaube gar, du fürchteſt, aus dieſem, jenem Gebüſch könnte irgend ein ungeſchlachter mährchenhafter Rieſe, oder ein fabelhafter Raubritter, hervorſpringen, und uns entführen auf ſeine Burg! — Nun, das wolle der Himmel verhüten! — Aber ſonſt muß ich dir geſtehen, daß mir irgend ein kleines Abentheuer hier in dem einſamen romantiſchen Walde recht hübſch, recht anmuthig bedünken möchte. — Ich denke eben an Shakſpears „Wie es Euch gefällt,“ das uns die Mutter ſo lange nicht in die Hände geben wollte, und das uns endlich Lothario vorgeleſen. Was gilt es, du würdeſt auch gern ein bischen Celia ſpielen und ich wollte deine treue Roſalinde ſeyn. — Was machen wir aus unſe[illegible] unbekannten Virtuoſen?

O, erwiederte die Prinzeſſin, eben dieſer unbekannte [illegible] — Glaubſt du wohl Julia, daß mir ſeine Geſtalt, ſeine wu[illegible]en Reden ein inneres Grauen erregten, das mir unerklärlich [illegible] — Noch jetzt durchbeben mich Schauer, ich erliege beinahe einem Gefühl, das, ſeltſam und entſetzlich zugleich, alle meine Sinne gefangen nimmt. In dem tiefſten dunkelſten Gemüth regt ſich eine Erinnerung auf, und ringt vergebens ſich deutlich zu geſtalten. — Ich ſah dieſen Menſchen ſchon in irgend eine fürchterliche Begebenheit verflochten, die mein Herz zerfleiſchte — vielleicht war es nur ein ſpukhafter Traum, deſſen Andenken mir geblieben — Genug — der Menſch mit ſeinem ſeltſamen Beginnen, mit ſeinen wirren Reden, däuchte mir ein bedrohliches geſpenſtiſches Weſen, das uns vielleicht verlocken wollte in verderbliche Zauberkreiſe.

Welche Einbildungen, rief Julia, ich für mein Theil verwandle das ſchwarze Geſpenſt mit der Guitarre in den Monſieur Jacques oder gar in den ehrlichen Probſtein, deſſen Philoſophie beinahe ſo lautet, wie die wunderlichen Reden des Fremden. — Doch hauptſächlich iſt es nun nöthig, die arme Kleine zu retten, die der Barbar ſo feindſelig in das Gebüſch geſchleudert hat. —

Julia — was beginnſt du — um des Himmelswillen, rief die Prinzeſſin; doch ohne auf ſie zu achten, ſchlüpfte Julia hinein in das Dickicht, und kam nach wenigen Augenblicken triumphirend, die Guitarre, die der Fremde weggeworfen, in der Hand, zurück.

Die Prinzeſſin überwand ihre Scheu und betrachtete ſehr aufmerkſam das Inſtrument, deſſen ſeltſame Form ſchon von hohem Alter zeigte, hätte das auch nicht die Jahrzahl und der Name des Meiſters beſtätigt, den man durch die Schallöffnung auf dem Boden deutlich wahrnahm. Schwarz eingeäzt waren nämlich die Worte: Stefano Pacini fec. Venet. 1532.

Julia konnte es nicht unterlaſſen, ſie ſchlug einen Akkord auf dem zierlichen Inſtrument an, und erſchrak beinahe über den mächtigen vollen Klang, der aus dem kleinen Dinge heraustönte. O herrlich — herrlich, rief ſie aus und ſpielte weiter. Da ſie aber gewohnt, nur ihren Geſang mit der Guitarre zu begleiten, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie bald unwillkührlich zu ſingen begann, indem ſie weiter fortwandelte. Die Prinzeſſin folgte ihr ſchweigend. Julia hielt inne; da ſprach Hedwiga: ſinge, ſpiele auf dem zauberiſchen Inſtrumente, vielleicht gelingt es dir die böſen, feindlichen Geiſter, die Macht haben wollten über mich, hinabzubeſchwören in den Orkus.

Was willſt du, erwiederte Julia, mit deinen böſen Geiſtern, die ſollen uns beiden fremd ſeyn und bleiben, aber ſingen will ich und ſpielen, denn ich wußte nicht, daß jemals mir ein Inſtrument ſo zur Hand geweſen, mir überhaupt ſo zugeſagt hätte, als eben dieſes. Mir ſcheint auch, als wenn meine Stimme viel beſſer dazu laute als ſonſt. — Sie begann eine bekannte italieniſche Canzonetta und verlor ſich in allerlei zierliche Melismen, gewagte Läufe und Capriccios, Raum gebend dem vollen Reichthum der Töne, der in ihrer Bruſt ruhte.

War die Prinzeſſin erſchrocken über den Anblick des Unbekannten, ſo erſtarrte Julia zur Bildſäule, als er, da ſie eben in einen andern Gang einbiegen wollte, plötzlich vor ihr ſtand.

Der Fremde, wohl an dreißig Jahre alt, war nach dem Zuſchnitt der letzten Mode ſchwarz gekleidet. In ſeinem ganzen Anzuge fand ſich durchaus nichts Sonderbares, Ungewöhnliches, und doch hatte ſein Ausſehen etwas Seltſames, Fremdartiges. Trotz der Sauberkeit ſeiner Kleidung war eine gewiſſe Nachläſſigkeit ſichtbar, die weniger von Mangel an Sorgfalt, als davon herzurühren ſchien, daß der Fremde gezwungen worden, einen Weg zu machen, auf den er nicht gerechnet, und zu dem ſein Anzug nicht paßte. Mit aufgeriſſener Weſte, das Halstuch nur leicht umgeſchlungen, die Schuhe dick beſtaubt, auf denen die goldnen Schnällchen kaum ſichtbar, ſtand er da, und närriſch genug ſah es aus, daß er an dem kleinen dreieckigen Hütchen, das nur beſtimmt, unter den Armen getragen zu werden, die hintere Krempe herabgeſchlagen hatte, um ſich gegen die Sonne zu ſchützen. Er hatte ſich durchgedrängt durch das tiefſte Dickicht des Parks, denn ſein wirres ſchwarzes Haar hing voller Tannnadeln. Flüchtig ſchaute er die Prinzeſſin an und ließ dann den ſeelenvollen leuchtenden Blick ſeiner großen dunklen Augen auf Julia ruhen, deren Verlegenheit noch dadurch erhöht wurde, ſo daß ihr, wie es in dergleichen Fällen ihr zu geſchehen pflegte, die Thränen in die Augen traten.

„Und dieſe Himmelstöne,“ begann der Fremde endlich mit weicher ſanfter Stimme, „und dieſe Himmelstöne ſchweigen vor meinem Anblick und zerfließen in Thränen?“

Die Prinzeſſin, den erſten Eindruck, den der Fremde auf ſie gemacht, mit Gewalt niederkämpfend, blickte ihn ſtolz an, und ſprach dann mit beinahe ſchneidendem Ton: Allerdings überraſcht uns Ihre plötzliche Erſcheinung mein Herr! man erwartet um dieſe Zeit keine Fremden mehr im fürſtlichen Park. — Ich bin die Prinzeſſin Hedwiga. —

Der Fremde hatte ſich, ſo wie die Prinzeſſin zu ſprechen begann, raſch zu ihr gewendet, und ſchaute ihr jetzt in die Augen, aber ſein ganzes Antlitz ſchien ein andres worden. — Vertilgt war der Ausdruck ſchwermüthiger Sehnſucht, vertilgt jede Spur des tief im Innerſten aufgeregten Gemüths, ein toll verzerrtes Lächeln ſteigerte den Ausdruck bitterer Ironie bis zum Poſſierlichen, bis zum Skurrilen. — Die Prinzeſſin blieb, als träfe ſie ein elektriſcher Schlag, mitten in der Rede ſtecken, und ſchlug, blutroth im ganzen Geſicht, die Augen nieder.

Es ſchien, als wollte der Fremde etwas ſagen, in dem Augenblick begann indeſſen Julia: bin ich nicht ein dummes thörichtes Ding, daß ich erſchrecke, daß ich weine wie ein kindiſches Kind, das man ertappt über dem Naſchen! — Ja mein Herr! ich habe genaſcht, hier die trefflichſten Töne weggenaſcht von Ihrer Guitarre — die Guitarre iſt an allem Schuld und unſere Neugier! — Wir haben Sie belauſcht, wie Sie mit dem kleinen Dinge ſo hübſch zu ſprechen wußten, und wie Sie dann im Zorn die Arme wegſchleuderten in das Gebüſch, daß ſie im lauten Klageton aufſeufzte, auch das haben wir geſehen. Und das ging mir ſo recht tief in's Herz, ich mußte hinein in das Dickicht und das ſchöne liebliche Inſtrument aufheben. — Nun, Sie wiſſen wohl wie Mädchen ſind, ich klimpere etwas auf der Guitarre und da fuhr es mir in die Finger — ich konnt' es nicht laſſen. — Verzeihen Sie mir mein Herr und empfangen Sie Ihr Inſtrument zurück.

Julia reichte die Guitarre dem Fremden hin.

Es iſt, ſprach der Fremde, ein ſehr ſeltnes klangvolles Inſtrument, noch aus alter guter Zeit her, das nur in meinen ungeſchickten Händen — doch was Hände — was Hände! — Der wunderbare Geiſt des Wohllauts, der dieſem kleinen ſeltſamen Dinge befreundet, wohnt auch in meiner Bruſt, aber eingepuppt, keiner freien Bewegung mächtig; doch aus Ihrem Innern, mein Fräulein, ſchwingt er ſich auf zu den lichten Himmelsräumen, in tauſend ſchimmernden Farben, wie das glänzende Pfauenauge. — Ha mein Fräulein! als Sie ſangen, aller ſehnſüchtige Schmerz der Liebe, alles Entzücken ſüßer Träume, die Hoffnung, das Verlangen, wogte durch den Wald, und fiel nieder wie erquickender Thau in die duftenden Blumenkelche, in die Bruſt horchender Nachtigallen! — Behalten Sie das Inſtrument, nur Sie gebieten über den Zauber, der in ihm verſchloſſen!

Sie warfen das Inſtrument fort, erwiederte Julia hoch erröthend.

Es iſt wahr, ſprach der Fremde, indem er mit Heftigkeit die Guitarre ergriff, und an ſeine Bruſt drückte, es iſt wahr, ich warf es fort und empfange es geheiligt zurück; nie kommt es mehr aus meinen Händen! —

Plötzlich verwandelte ſich nun das Antlitz des Fremden wieder in jene ſkurrile Larve und er ſprach mit hohem ſchneidenden Ton: Eigentlich hat mir das Schickſal oder mein Kakodämon einen ſehr böſen Streich geſpielt, daß ich hier ſo ganz ex abrupto, wie die Lateiner und noch andere ehrliche Leute ſagen, vor Ihnen erſcheinen muß, meine hochverehrteſten Damen! — O Gott, gnädigſte Prinzeſſin, riskiren Sie es, mich anzuſchauen von Kopf bis zu Fuß. Sie werden dann aus meinem Ajuſtement zu entnehmen geruhen, daß ich mich auf einer großen Viſitenfahrt befinde. — Ha! ich gedachte eben bei Sieghartsweiler vorzufahren, und der guten Stadt, wo nicht meine Perſon, doch wenigſtens eine Viſitenkarte abzugeben. — O Gott! fehlt es mir denn an Konnexionen meine gnädigſte Prinzeſſin? — War nicht ſonſt der Hofmarſchall Dero Herrn Vaters mein Intimus? — Ich weiß es, ſah er mich hier, ſo drückte er mich an ſeine Atlasbruſt und ſagte gerührt, indem er mir eine Priſe darbot: hier ſind wir unter uns, mein Lieber, hier kann ich meinem Herzen und den angenehmſten Geſinnungen freien Lauf laſſen. — Audienz hätte ich erhalten bei dem gnädigſten Herrn Fürſten Irenäus und wäre auch Ihnen vorgeſtellt worden, o Prinzeſſin! Vorgeſtellt worden auf eine Weiſe, daß ich mein beſtes Geſpann von Septime-Akkorden gegen eine Ohrfeige ſetze, ich hätte Ihre Huld erworben! — Aber nun! — hier im Garten am unſchicklichſten Orte, zwiſchen Entenreich und Froſchgraben, muß ich mich ſelbſt präſentiren, mir zum ewigen Malheur! — O Gott, könnt' ich nur was weniges hexen, könnt' ich nur verwandeln dieſe edle Zahnſtocherbüchſe (er zog eine aus der Weſtentaſche hervor) in den ſchmuckſten Kammerherrn des Irenäuſiſchen Hofes, welcher mich beim Fittig nähme und ſpräche: gnädigſte Prinzeſſin hier iſt der und der! — Aber nun! — che far', che dir'! — Gnade — Gnade, o Prinzeſſin, o Damen! — o Herren!

Damit warf ſich der Fremde vor der Prinzeſſin nieder, und ſang mit kreiſchender Stimme: Ah pietà pietà Signora!

Die Prinzeſſin faßte Julien und rannte mit ihr unter dem lauten Ausruf: Es iſt ein Wahnſinniger, ein Wahnſinniger, der dem Tollhauſe entſprungen, ſo ſchnell von dannen als ſie es nur vermochte.

Dicht vor dem Luſtſchloſſe kam die Räthin Benzon den Mädchen entgegen, die athemlos ihr beinahe zu Füßen ſanken. „Was iſt geſchehen, um des Himmelswillen, was iſt Euch geſchehen, was bedeutet die übereilte Flucht?“ So fragte ſie. Die Prinzeſſin vermochte, außer ſich, verſtört wie ſie war, nur in abgebrochenen Reden etwas von einem Wahnſinnigen herzuſtammeln, der ſie überfallen. Julia erzählte ruhig und beſonnen, wie ſich Alles begeben, und ſchloß damit, daß ſie den Fremden durchaus nicht für wahnſinnig, ſondern nur für einen ironiſchen Schalk, wirklich für eine Art von Monſieur Jacques halte, der zur Comödie im Ardenner Walde paſſe.

Die Räthin Benzon ließ ſich Alles nochmals wiederholen, ſie fragte nach dem kleinſten Umſtande, ſie ließ ſich den Fremden beſchreiben in Gang, Stellung, Gebehrde, Ton der Sprache u. ſ. w. Ja, rief ſie dann, ja es iſt nur zu gewiß, er iſt es, er iſt es ſelbſt, kein anderer kann — darf es ſeyn.

Wer — wer iſt es, fragte die Prinzeſſin ungeduldig.

Ruhig, liebe Hedwiga, erwiederte die Benzon, Sie haben Ihren Athem umſonſt verkeucht, kein Wahnſinniger iſt dieſer Fremde, der Ihnen ſo bedrohlich erſchien. Welchen bittern unziemlichen Scherz er ſich auch ſeiner barocken Manier gemäß erlaubte, ſo glaube ich doch, daß Sie ſich mit ihm ausſöhnen werden.

Nimmermehr, rief die Prinzeſſin, nimmermehr ſehe ich ihn wieder, den — unbequemen Narren.

Ei Hedwiga, ſprach die Benzon lachend, welcher Geiſt gab Ihnen das Wort, unbequem, ein, das nach dem, was vorgegangen, viel beſſer paßt, als Sie vielleicht ſelbſt glauben und ahnen mögen.

Ich weiß auch gar nicht, begann Julia, wie du auf den Fremden ſo zürnen magſt, liebe Hedwiga! — Selbſt in ſeinem närriſchen Thun, in ſeinen wirren Reden, lag etwas, das auf ſeltſame und gar nicht unangenehme Weiſe mein Innerſtes anregte. Wohl dir, erwiederte die Prinzeſſin, indem ihr die Thränen in die Augen traten, wohl dir, daß du ſo ruhig ſeyn kannſt, und unbefangen, aber mir zerſchneidet der Hohn des entſetzlichen Menſchen das Herz! — Benzon! — wer iſt es, wer iſt der Wahnſinnige? „Mit zwei Worten, ſprach die Benzon, erkläre ich Alles. Als ich mich vor fünf Jahren in —“

(M. f. f.) — mich überzeugte, daß in einem ächten Dichtergemüth auch kindliche Tugend wohnt und Mitleid mit dem Bedrängniß der Genoſſen.

Eine gewiſſe Schwermuth, wie ſie oft junge Romantiker befällt, wenn ſie den Entwicklungskampf der großen erhabenen Gedanken in ihrem Innern beſtehen, trieb mich in die Einſamkeit. Unbeſucht blieben, mehrere Zeit hindurch, Dach, Keller und Boden. Ich empfand mit jenem Dichter die ſüßen idylliſchen Freuden im kleinen Häuschen am Ufer eines murmelnden Bachs, umſchattet von düſter belaubten Hängebirken und Trauerweiden, und blieb, mich meinen Träumen hingebend, unter dem Ofen. So kam es aber, daß ich Mina, die ſüße ſchöngefleckte Mutter, nicht wiederſah. — In den Wiſſenſchaften fand ich Troſt und Beruhigung. O es iſt etwas Herrliches um die Wiſſenſchaften! — Dank, glühender Dank, dem edlen Mann der ſie erfunden. — Wie viel herrlicher, wie viel nützlicher iſt dieſe Erfindung, als jene des entſetzlichen Mönchs, der zuerſt es unternahm Pulver zu fabriziren, ein Ding, das mir, ſeiner Natur und Wirkung nach, in den Tod zuwider. Die richtende Nachwelt hat auch den Barbaren, den hölliſchen Barthold geſtraft mit höhnender Verachtung, indem man noch heutigen Tages, um einen ſcharfſinnigen Gelehrten, einen umſchauenden Statiſtiker, kurz jeden Mann von exquiſiter Bildung, recht hoch zu ſtellen, ſprüchwörtlich ſagt: Er hat das Pulver nicht erfunden!

Zur Belehrung der hoffnungsvollen Katerjugend kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß ich, wollte ich ſtudiren, mit zugedrückten Augen in die Bibliothek meines Meiſters ſprang, und dann das Buch, was ich angekrallt, herauszupfte und durchlas, mochte es einen Inhalt haben wie es wollte. Durch dieſe Art zu ſtudiren gewann mein Geiſt diejenige Biegſamkeit und Mannigfaltigkeit, mein Wiſſen den bunten glänzenden Reichthum, den die Nachwelt an mir bewundern wird. Der Bücher, die ich in dieſer Periode des dichteriſchen Schwermuths hintereinander las, will ich hier nicht erwähnen, theils, weil ſich dazu eine ſchicklichere Stelle vielleicht finden wird, theils, weil ich auch die Titel davon vergeſſen, und dies wieder gewiſſermaßen darum, weil ich die Titel meiſtentheils nicht geleſen, und alſo nie gewußt habe. — Jedermann wird mit dieſer Erklärung zufrieden ſeyn, und mich nicht biographiſchen Leichtſinnes anklagen.

Mir ſtanden neue Erfahrungen bevor.

Eines Tages, als mein Meiſter eben in einen großen Folianten vertieft war, den er vor ſich aufgeſchlagen, und ich dicht bei ihm unter dem Schreibtiſch, auf einem Bogen des ſchönſten Royalpapiers liegend, mich in griechiſcher Schrift verſuchte, die mir vorzüglich in der Pfote zu liegen ſchien, trat raſch ein junger Mann hinein, den ich ſchon mehrmals bei dem Meiſter geſehen, und der mich mit freundlicher Hochachtung, ja mit der wohlthuenden Verehrung, behandelte, die dem ausgezeichneten Talent, dem entſchiedenen Genie gebührt. Denn nicht allein, daß er jedesmal, nachdem er den Meiſter begrüßt, zu mir ſprach: Guten Morgen Kater! ſo kraute er mir auch jedesmal mit leichter Hand hinter den Ohren, und ſtreichelte mir ſanft den Rücken, ſo daß ich in dieſem Betragen wahre Aufmunterung fand, meine innern Gaben leuchten zu laſſen vor der Welt.

Heute ſollte ſich alles anders geſtalten!

Wie ſonſt niemals ſprang nämlich heute dem jungen Mann ein ſchwarzes zottiges Ungeheuer mit glühenden Augen nach, zur Thüre hinein, und als es mich erblickte, gerade auf mich zu. Mich überfiel eine unbeſchreibliche Angſt, mit einem Satz war ich auf den Schreibtiſch meines Meiſters, und ſtieß Töne des Entſetzens und der Verzweiflung aus, als das Ungeheuer hoch hinaufſprang nach dem Tiſch und dazu einen mörderlichen Lärm machte. Mein guter Meiſter, dem um mich bange, nahm mich auf den Arm, und ſteckte mich unter den Schlafrock. Doch der junge Mann ſprach: Seyd doch nur ganz unbeſorgt, lieber Meiſter Abraham. Mein Pudel thut keiner Katze was, er will nur ſpielen. Setzt den Kater nur hin, ſollt Euch freuen wie die Leutchen mit einander Bekanntſchaft machen werden, mein Pudel und Euer Kater.

Mein Meiſter wollte mich wirklich niederſetzen, ich klammerte mich aber feſt an, und begann kläglich zu lamentiren, wodurch ich es denn wenigſtens dahin brachte, daß der Meiſter mich, als er ſich niederließ, dicht neben ſich auf dem Stuhle litt.

Ermuthigt durch meines Meiſters Schutz, nahm ich, auf den Hinterpfoten ſitzend, den Schweif umſchlungen, eine Stellung an, deren Würde, deren edler Stolz meinem vermeintlichen ſchwarzen Gegner imponiren mußte. Der Pudel ſetzte ſich vor mir hin auf die Erde, ſchaute mir unverwandt in's Auge, und ſprach zu mir in abgebrochenen Worten, die mir freilich unverſtändlich blieben. Meine Angſt verlor ſich nach und nach ganz und gar und ruhig geworden im Gemüth, vermochte ich zu bemerken, daß in dem Blick des Pudels nichts zu entdecken, als Gutmüthigkeit und biederer Sinn. Unwillkührlich fing ich an, meine zum Vertrauen geneigte Seelenſtimmung durch ſanftes Hin- und Herbewegen des Schweifes an den Tag zu legen, und ſogleich begann auch der Pudel mit dem kurzen Schweiflein zu wedeln auf die anmuthigſte Weiſe.

O! mein Inneres hatte ihn angeſprochen, nicht zu zweifeln war an dem Anklang unſerer Gemüther! — Wie, ſprach ich zu mir ſelbſt, wie konnte dich das ungewohnte Betragen dieſes Fremden ſo in Furcht und Schrecken ſetzen? — Was bewies dieſes Springen, dieſes Klaffen, dieſes Toben, dieſes Rennen, dieſes Heulen anders, als den in Liebe und Luſt, in der freudigen Freiheit des Lebens, heftig und mächtig bewegten Jüngling? — O es wohnt Tugend, edle Pudelthümlichkeit in jener ſchwarz bepelzten Bruſt! — Durch dieſe Gedanken erkräftigt, beſchloß ich den erſten Schritt zu thun zu näherer engerer Einigung unſerer Seelen, und herabzuſteigen von dem Stuhl des Meiſters.

So wie ich mich erhob und dehnte, ſprang der Pudel auf und in der Stube umher, mit lautem Klaffen! — Aeußerungen eines herrlichen lebenskräftigen Gemüths! — Es war nichts mehr zu befürchten, ich ſtieg ſogleich herab, und näherte mich behutſam leiſen Schrittes dem neuen Freunde. Wir begannen jenen Akt, der in bedeutender Symbolik die nähere Erkenntniß verwandter Seelen, den Abſchluß des aus dem inneren Gemüth heraus bedingten Bündniſſes ausdrückt, und den der kurzſichtige freveliche Menſch mit dem gemeinen unedlen Ausdruck „Beſchnüffeln“ bezeichnet. Mein ſchwarzer Freund bezeigte Luſt, etwas von den Hühnerknochen zu genießen, die in meiner Speiſeſchüſſel lagen. So gut ich es vermochte, gab ich ihm zu verſtehen, daß es der Weltbildung, der Höflichkeit gemäß ſey, ihn als meinen Gaſt zu bewirthen. Er fraß mit erſtaunlichem Appetit, während ich von weitem zuſah. — Gut war es doch, daß ich den Bratfiſch bei Seite gebracht und einmagazinirt unter mein Lager. — Nach der Tafel begannen wir die anmuthigſten Spiele, bis wir uns zuletzt, ganz ein Herz und eine Seele, umhalſten, und feſt an einander geklammert, uns einmal über das andere überkugelnd, uns innige Treue und Freundſchaft zuſchworen.

Ich weiß nicht, was dieſes Zuſammentreffen ſchöner Seelen, dieſes Einandererkennen herziger Jünglingsgemüther Lächerliches in ſich tragen konnte; ſo viel iſt aber gewiß, daß beide, mein Meiſter und der fremde junge Mann, unaufhörlich aus vollem Halſe lachten, zu meinem nicht geringen Verdruß.

Auf mich hatte die neue Bekanntſchaft einen tiefen Eindruck gemacht, ſo daß ich in der Sonne und im Schatten, auf dem Dach, und unter dem Ofen, nichts dachte, nichts ſann, nichts träumte, nichts empfand, als Pudel — Pudel — Pudel! — Dadurch ging mir das innerſte Weſen des Pudelthums mächtig auf, mit glänzenden Farben, und durch dieſe Erkenntniß wurde das tiefſinnige Werk geboren, deſſen ich ſchon erſt erwähnte, nämlich: Gedanke und Ahnung, oder Kater und Hund. Sitten, Gebräuche, Sprache beider Geſchlechter, entwickelte ich als tief bedingt durch ihr eigenthümlichſtes Weſen und bewies, wie beide nur diverſe Strahlen, aus einem Prisma geworfen. Vorzüglich faßte ich den Charakter der Sprache auf, und bewies, daß da Sprache überhaupt nur ſymboliſche Darſtellung des Naturprinzips in der Geſtaltung des Lauts ſey, mithin es nur eine Sprache geben könne, auch das kätziſche und hündiſche in der beſondern Formung des pudeliſchen, Zweige eines Baums wären, von höherem Geiſt inſpirirte Kater und Pudel ſich daher verſtünden. Um meinen Satz ganz in's Klare zu ſtellen, führte ich mehrere Beiſpiele aus beiden Sprachen an und machte auf die gleichen Stammwurzeln aufmerkſam, von: Bau — Bau — Mau — Miau — Blaf blaf — Auvau — Korr — Kurr — Pfſi — Pſchzi u. ſ. w.

Nachdem das Buch vollendet, fühlte ich die unwiderſtehlichſte Luſt, das Pudeliſche wirklich zu erlernen, welches mir, vermöge meines neu erworbenen Freundes, des Pudels Ponto, wiewohl nicht ohne Mühe, gelang, da das Pudeliſche für uns Kater wirklich eine ſchwere Sprache. Genies finden ſich indeß in Alles, und eben dieſe Genialität iſt es, die ein berühmter menſchlicher Schriftſteller verkennt, wenn er behauptet, daß, um eine fremde Sprache, mit allen Eigenthümlichkeiten des Volks, dem Volke nachzuſprechen, man durchaus was weniges ein Narr ſeyn müſſe. Mein Meiſter hatte freilich dieſelbe Meinung, und mochte eigentlich nur die gelehrte Kenntniß der fremden Sprache ſtatuiren, welche Kenntniß er dem Parliren entgegenſetzte, worunter er die Fertigkeit verſtand, in einer fremden Sprache über Nichts und um Nichts reden zu können. Er ging ſo weit, daß er das franzöſiſch Sprechen unſerer Herren und Damen vom Hofe für eine Art von Krankheit hielt, die, wie kataleptiſche Zufälle, mit ſchrecklichen Symptomen eintrete, und hörte ich ihn dieſe abſurde Behauptung gegen den Hofmarſchall des Fürſten ſelbſt ausführen.

„Erzeigen Sie, ſprach Meiſter Abraham, erzeigen Sie mir die Güte, beſte Excellenz, und beobachten Sie ſich ſelbſt. Hat Ihnen der Himmel nicht ein ſchönes volltönendes Stimmorgan verliehen, und wenn Ihnen das Franzöſiſche ankommt, da beginnen Sie plötzlich zu ziſchen, zu liſpeln, zu ſchnarren, und dabei verzerren ſich Dero angenehme Geſichtszüge ganz erſchrecklich, und ſelbſt der hübſche, feſte, ernſte Anſtand, deſſen Dieſelben ſonſt mächtig, wird verſtört durch allerlei ſeltſame Konvulſionen. Was kann dies Alles anders bedeuten, als empörtes Treiben irgend eines fatalen Krankheitskobolds im Innern"? — Der Hofmarſchall lachte ſehr, und zum Lachen war auch wirklich Meiſter Abrahams Hypotheſe von der Krankheit fremder Sprachen.

Ein ſinnreicher Gelehrter giebt in irgend einem Buche den Rath, daß man ſich bemühen möge in der fremden Sprache, die man raſch erlernen will, zu denken. Der Rath iſt vortrefflich, ſeine Ausführung aber nicht ohne Gefahr. Es gelang mir nämlich ſehr bald, pudeliſch zu denken, ich vertiefte mich aber in dieſe pudeliſchen Gedanken ſo ſehr, daß meine eigentliche Sprachfertigkeit zurückblieb, und ich ſelbſt nicht verſtand was ich dachte. Dieſe nicht verſtandenen Gedanken brachte ich meiſtentheils zu Papier, und ich erſtaune über die Tiefe dieſer Sprache, die ich unter dem Titel „Akanthusblätter" geſammelt, und die ich noch nicht verſtehe.

Ich glaube, daß dieſe kurzen Andeutungen über die Geſchichte meiner Jugendmonate hinreichen dürften, dem Leſer ein deutliches Bild davon zu geben, was ich bin und wie ich es wurde.

Unmöglich kann ich mich aber von der Blüthezeit meines merkwürdigen ereignißreichen Lebens trennen, ohne noch eines Vorfalls zu erwähnen, der gewiſſermaßen meinen Uebertritt in die Jahre der reifern Bildung bezeichnet. Die Katerjugend wird daraus lernen, daß keine Roſe ohne Dornen iſt, und daß dem mächtig emporſtrebenden Geiſte manches Hinderniß gelegt, mancher Stein des Anſtoßes in den Weg geworfen wird, an dem er ſich die Pfoten wund ſtoßen muß. — Und der Schmerz ſolcher Wunden iſt empfindlich, ſehr empfindlich! —

Gewiß haſt du mich, geliebter Leſer, beinahe beneidet um meine glückliche Jugendzeit, um den günſtigen Stern der über mich wachte! — In Dürftigkeit von vornehmen aber armen Eltern geboren, dem ſchmachvollen Tode nahe, komme ich plötzlich in den Schooß des Ueberfluſſes, in den Peruſchacht der Literatur! — Nichts verſtört meine Bildung, nichts widerſtrebt meinen Neigungen, mit Rieſenſchritten gehe ich der Vollkommenheit entgegen, die mich hoch erhebt über meine Zeit. Da hält mich plötzlich der Zollverwalter an, und fordert den Tribut, dem Alles hienieden unterworfen!

Wer hätte denken ſollen, daß unter den Banden der ſüßeſten, innigſten Freundſchaft die Dornen verborgen, die mich ritzen, verwunden, blutig verwunden mußten!

Jeder, der ein gefühlvolles Herz im Buſen trägt, wie ich, wird aus dem, was ich über mein Verhältniß mit dem Pudel Ponto geſagt, ſehr leicht entnehmen können, was der Theure mir war, und doch mußte er es ſeyn, der den erſten Anlaß gab zu der Cataſtrophe, die mich gänzlich verderben konnte, hätte der Geiſt meines großen Ahnherrn nicht über mich gewacht. — Ja mein Leſer! ich hatte einen Ahnherrn, einen Ahnherrn, ohne den ich gewiſſermaßen gar nicht exiſtiren würde — einen großen vortrefflichen Ahnherrn, einen Mann von Stande, Anſehen, Vermögen, ausgebreiteter Wiſſenſchaft, mit einer vortrefflichen Sorte Tugend, mit der feinſten Menſchenliebe begabt, einen Mann von Eleganz und Geſchmack, nach dem neueſten Geſchmack — einen Mann der — doch dies Alles jetzt nur beiläufig geſagt, künftig mehr von dem Würdigen, der niemand anders war, als der weltberühmte Premier-Miniſter Hinz von Hinzenfeldt, der der Welt ſo theuer, ſo über Alles werth worden unter dem Namen des geſtiefelten Katers. —

Wie geſagt, künftig mehr von dem edelſten der Kater! —

Konnt' es anders ſeyn; mußt' ich, als ich mich im Pudeliſchen leicht und zierlich auszudrücken vermochte, mit meinem Freunde Ponto nicht davon reden, was mir das Höchſte im Leben war, nämlich von mir ſelbſt und von meinen Werken? So kam es, daß er mit meinen beſondern Geiſtesgaben, mit meiner Genialität, mit meinem Talent bekannt wurde, und hier entdeckte ich zu meinem nicht geringen Leid, daß ein unüberwindlicher Leichtſinn, ja ein gewiſſer Uebermuth, es dem jungen Ponto unmöglich machte, in den Künſten und Wiſſenſchaften etwas zu thun. Statt in Erſtaunen zu gerathen über meine Kenntniß, verſicherte er, daß es gar nicht zu begreifen, wie ich darauf fallen können, mich mit derlei Dingen abzugeben, und daß er ſeinerſeits, was Kunſte betreſſe, ſich lediglich darauf beſchränke, über den Stock zu ſpringen, und ſeines Herrn Mütze aus dem Waſſer zu apportiren, die Wiſſenſchaften anlangend, er aber der Meinung ſey, daß Leute wie ich und er, ſich nur den Magen dabei verdürben, und allen Appetit gänzlich verlören.

Bei einem ſolchen Geſpräch, in dem ich mich mühte, meinen jungen leichtſinnigen Freund eines Beſſern zu belehren, geſchah das Entſetzliche. Denn ehe ich mir's verſah, ſprang —

(Mak. Bl.) — Und immer werden Sie, erwiederte die Benzon, mit dieſer phantaſtiſchen Ueberſpanntheit, mit dieſer Herz zerſchneidenden Ironie nichts anſtiften als Unruhe — Verwirrung — völlige Diſſonanz aller conventionellen Verhältniſſe, wie ſie nun einmal beſtehen.

O wundervoller Kapellmeiſter, rief Johannes Kreisler lachend, der ſolcher Diſſonanzen mächtig!

Seyn Sie ernſt, fuhr die Räthin fort, ſeyn Sie ernſt, Sie entkommen mir nicht durch bittern Scherz! Ich halte Sie feſt, lieber Johannes! — Ja, ſo will ich Sie nennen, mit dem ſanften Namen Johannes, damit ich wenigſtens hoffen darf, daß hinter der Satyrmaske am Ende ein ſanftes weiches Gemüth verborgen. Und dann! — nimmermehr werde ich mich davon überzeugen, daß der bizarre Name: Kreisler, nicht eingeſchwärzt, nicht einem ganz andern Familien-Namen untergeſchoben ſeyn ſollte! —

Räthin, ſprach Kreisler, indem ſein ganzes Geſicht in einem ſeltſamen Muskelſpiel an tauſend Falten und Furchen vibrirte, theuerſte Räthin, was haben Sie gegen meinen ehrlichen Namen? — Vielleicht führte ich ſonſt einen andern, aber das iſt lange her, und mir geht es ſo wie dem Rathgeber in Tieck's Blaubart, der da ſagt: Ich hatte ſonſt einmal einen ganz vortrefflichen Namen, durch die Länge der Zeit hab' ich ihn faſt vergeſſen, ich kann mich nur noch dunkel daran erinnern. —

Beſinnen Sie ſich Johannes! rief die Räthin, ihn mit leuchtenden Blicken durchbohrend, der halbvergeſſene Name kommt Ihnen gewiß wieder in den Gedanken.

Durchaus nicht, Theuerſte, erwiederte Kreisler, es iſt unmöglich, und ich vermuthe beinahe, daß die dunkle Erinnerung, wie ich ſonſt, was eben meine äußere Geſtalt Rückſichts des Namens als Lebenspaſſeport betrifft, anders geſtaltet, aus der angenehmen Zeit herrührt, da ich eigentlich noch gar nicht geboren. — Erzeigen Sie mir die Güte, Verehrungswürdigſte, betrachten Sie meinen ſchlichten Namen im gehörigen Licht, und Sie werden ihn, was Zeichnung, Colorit und Phyſiognomie betrifft, allerliebſt finden! Noch mehr! ſtülpen Sie ihn um, ſeciren Sie ihn mit dem grammatiſchen Anatomirmeſſer, immer herrlicher wird ſich ſein innerer Gehalt zeigen. Es iſt ganz unmöglich, Vortreffliche! daß Sie meines Namens Abſtammung in dem Worte Kraus finden, und mich, nach der Analogie des Wortes Haarkräusler, für einen Tonkräusler, oder gar für einen Kräusler überhaupt halten können, da ich mich alsdann eben Kräusler ſchreiben müßte. Sie können nicht wegkommen von dem Worte Kreis, und der Himmel gebe, daß Sie denn gleich an die wunderbaren Kreiſe denken mögen, in denen ſich unſer ganzes Seyn bewegt, und aus denen wir nicht herauskommen können, wir mögen es anſtellen, wie wir wollen. In dieſen Kreiſen kreiſelt ſich der Kreisler, und wohl mag es ſeyn, daß er oft, ermüdet von den Sprüngen des St. Veits Tanzes, zu dem er gezwungen, rechtend mit der dunklen unerforſchlichen Macht, die jene Kreiſe umſchrieb, ſich mehr als es einem Magen, der ohnedies nur ſchwächlicher Conſtitution, zuſagt, hinausſehnt in's Freie. Und der tiefe Schmerz dieſer Sehnſucht mag nun wieder eben jene Ironie ſeyn, die Sie Verehrte! ſo bitter tadeln, nicht beachtend, daß die kräftige Mutter einen Sohn gebar, der in das Leben eintritt, wie ein gebietender König. Ich meine den Humor, der nichts gemein hat mit ſeinem ungerathenen Stiefbruder, dem Spott! — Ja, ſprach die Räthin, eben dieſer Humor, dieſer Wechſelbalg einer ausſchweifenden grillenhaften Phantaſie, ohne Geſtalt, ohne Farbe, von dem ihr harten Männerſeelen ſelbſt nicht wißt, für wen ihr ihn ausgeben ſollt nach Stand und Würden, eben dieſer iſt es, den ihr uns gern als etwas Großes, Herrliches unterſchieben möchtet, wenn ihr Alles, was uns lieb und werth, im bittern Hohn zu vernichten trachtet. — Wiſſen Sie wohl Kreisler! daß Prinzeſſin Hedwiga noch jetzt ganz außer ſich iſt über Ihre Erſcheinung, über Ihr Betragen im Park? Reizbar wie ſie iſt, verwundet ſie jeder Scherz, in dem ſie nur die leiſeſte Verſpottung ihrer Perſönlichkeit findet, überdies aber beliebten Sie, lieber Johannes, ſich ihr als ein vollkommen Wahnſinniger darzuſtellen, und ihr ſo ein Entſetzen zu erregen, das ſie hätte auf das Krankenlager werfen können. Iſt das zu entſchuldigen?

Eben ſo wenig, erwiederte Kreisler, als wenn ein Prinzeßlein es unternimmt, in dem offnen Park ihres Herrn Papas einem Fremden von honnetem Anſehen, der ihr zufällig begegnet, durch ihre kleine Perſon imponiren zu wollen.

Dem ſey wie ihm wolle, fuhr die Räthin fort, genug, Ihre abentheuerliche Erſcheinung in unſerm Park hätte böſe Folgen haben können. Daß ſie abgewandt, daß die Prinzeſſin wenigſtens ſich an den Gedanken gewöhnt, Sie wieder zu ſehen, Alles das haben wir meiner Julia zu verdanken. Sie allein nimmt Sie in Schutz, indem ſie in Allem, was Sie begonnen, was Sie geſprochen, nur den Erguß einer überſpannten Laune findet, wie ſie oft einem tief verletzten oder zu reizbaren Gemüth eigen. Mit einem Wort, Julia, die erſt vor kurzer Zeit Shakſpears: „Wie es Euch gefällt,“ kennen gelernt, hat Sie gerade mit dem melancholiſchen Monſieur Jacques verglichen.

O du ahnendes Himmelskind, rief Kreisler, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

Ueberdies, ſprach die Benzon weiter, hat meine Julia in Ihnen, als Sie auf der Guitarre phantaſirten und, wie ſie erzählt, dazwiſchen ſangen und ſprachen, den ſublimen Muſiker und Componiſten erkannt. Sie meint, in dem Augenblick ſey ihr ein ganz beſonderer Geiſt der Muſik aufgegangen, ſie habe, wie von unſichtbarer Macht dazu gezwungen, ſingen und ſpielen müſſen, und das ſey ihr gar anders geglückt, als ſonſt jemals. — Erfahren Sie es nur, Julia konnte ſich gar nicht darein finden, daß ſie den ſeltſamen Mann nicht wiederſehen, daß er ihr nur wie ein anmuthig wunderlicher, muſikaliſcher Spuk erſchienen ſeyn ſolle; wogegen die Prinzeſſin mit aller ihr eignen Heftigkeit behauptete, daß ein zweiter Beſuch des geſpenſtiſchen Wahnſinnigen ihr den Tod geben würde. Da die Mädchen ſonſt ein Herz und eine Seele, und niemals eine Entzweiung unter ihnen ſtattgefunden hat, ſo konnt' ich mit vollem Recht behaupten, daß ſich jene Szene aus früher Kindheit umgekehrt wiederhole, als Julia einen etwas bizarren Skaramuz, der ihr einbeſcheert worden, durchaus in den Kamin werfen wollte, die Prinzeſſin hingegen ihn in Schutz nahm und für ihren Liebling erklärte.

Ich laſſe mich, fiel Kreisler der Benzon laut lachend in die Rede, ich laſſe mich, ein zweiter Skaramuz, von der Prinzeſſin in den Kamin werfen, und vertraue der ſüßen Huld der holden Julia. — Sie müſſen, fuhr die Benzon fort, die Erinnerung an den Skaramuz für einen humoriſtiſchen Einfall halten, und dieſen können Sie Ihrer eignen Theorie gemäß, nicht übel deuten. Uebrigens mögen Sie es ſich wohl vorſtellen, daß ich in der Schilderung, die die Mädchen mir von Ihrer Erſcheinung, von dem ganzen Vorfall im Park machten, Sie augenblicklich wieder erkannte, und daß es Juliens Sehnſucht, Sie wieder zu ſehen, gar nicht bedurfte; ohnedies hätte ich in dem nächſten Augenblick alle Leute, die mir zu Gebote ſtanden, in Bewegung geſetzt, den ganzen Park, ganz Sieghartsweiler durchſuchen laſſen, um Sie, der mir bei kurzer Bekanntſchaft ſo werth geworden, wiederzufinden. Alle Nachforſchungen blieben vergebens, ich glaubte Sie verloren, um ſo mehr mußte ich erſtaunen, als Sie heute Morgen bei mir eintraten. Julia iſt bei der Prinzeſſin, welch' ein Zwieſpalt der verſchiedenſten Empfindungen würde ſich erheben, wenn die Mädchen in dieſem Augenblick Ihre Ankunft erführen. — Was Sie, den ich als wohlbeſtallten Kapellmeiſter an dem Hofe des Großherzogs glaubte, ſo plötzlich herbringt, darüber verlange ich nur dann Aufſchluß, wenn es Ihnen recht und gemüthlich ſeyn wird, mir darüber etwas zu ſagen.

Kreisler war, als die Räthin dies Alles ſprach, in tiefes Nachdenken verſunken. Er ſtarrte zur Erde nieder, und fingerte an der Stirne, wie einer, der ſich auf etwas Vergeſſenes zu beſinnen trachtet.

Ach, begann er, als die Räthin ſchwieg, ach, das iſt eine ſehr alberne Geſchichte, kaum des Erzählens werth. Doch ſo viel iſt gewiß, daß das, was die kleine Prinzeſſin für die wirren Reden eines Wahnwitzigen zu halten geruht hat, in der Wahrheit begründet iſt. In der That befand ich mich damals, als ich das Unglück hatte die kleine Reizbare im Park zu erſchrecken, auf einer Viſitenfahrt, denn ich kam eben von einer Viſite, die ich Niemandem anders abſtattete, als dem Durchlauchtigſten Großherzoge ſelbſt, und hier in Sieghartsweiler wollte ich nun ja eben mit den außerordentlichen angenehmſten Viſiten continuiren.

O Kreisler, rief die Räthin, ein wenig lächelnd, niemals lachte ſie ſtark und laut, o Kreisler, das iſt gewiß wieder irgend ein bizarrer Einfall, dem Sie freien Lauf geſtattet. Irre ich nicht, ſo liegt die Reſidenz wenigſtens dreißig Stunden entfernt von Sieghartsweiler?

So iſt es, erwiederte Kreisler, aber man wandelt in einem Garten, der mir in ſolch großem Styl angelegt ſcheint, daß ſelbſt ein Le Notre darüber erſtaunen müßte. Statuiren Sie nun Verehrte!

nicht meine Viſitenfahrt, ſo mögen Sie bedenken, daß ein empfindſamer Kapellmeiſter, Stimme in Kehle und Bruſt, Guitarre in der Hand, luſtwandelnd durch duftende Wälder, über friſch grünende Wieſen, über wild gethürmtes Steingeklüft, über ſchmale Stege, unter denen die Waldbäche ſchäumend fortbrauſen, ja, daß ein ſolcher Kapellmeiſter als Soloſänger einſtimmend in die Chöre, die überall ihn umtönen, ſehr leicht hineingerathen kann in einzelne Partien des Gartens, abſichtslos, ohne es zu wollen. So mag ich hineingerathen ſeyn in den fürſtlichen Park zu Sieghartshof, der nichts iſt, als eine etwas kleinliche Partie in dem großen Park, den die Natur anlegte. — Doch nein, es iſt dem nicht ſo! — Als Sie vorhin davon ſprachen, wie ein ganzes luſtiges Jägervolk aufgeboten worden, mich einzufangen als jagdbares Wild, das ſich verlaufen, gewann ich erſt die innere feſte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit meines Hierſeyns. Eine Nothwendigkeit, die mich, hätte ich auch meinen irren Lauf fortſetzen wollen, in's Garn treiben mußte. — Sie erwähnten gütig, daß meine Bekanntſchaft Ihnen werth geworden, mußten mir dabei nicht jene verhängnißvollen Tage der Verwirrung, der allgemeinen Noth, einfallen, in denen uns das Schickſal zuſammen führte? Sie fanden mich damals hin und her ſchwankend, unfähig einen Entſchluß zu faſſen, zerriſſen im innerſten Gemüth. Sie nahmen mich auf mit freundlicher Geſinnung, und indem Sie, mir den klaren wolkenloſen Himmel einer ruhigen in ſich abgeſchloſſenen Weiblichkeit aufthuend, mich zu tröſten gedachten, tadelten und verziehen Sie zugleich die tolle Ausgelaſſenheit meines Treibens, welches Sie durch den Drang der Umſtände herbeigeführter troſtloſer Verzweiflung zuſchrieben. Sie entzogen mich einer Umgebung, die ich ſelbſt für zweideutig anerkennen mußte, Ihr Haus wurde das friedliche freundliche Aſyl, in dem ich, Ihren ſtillen Schmerz ehrend, den meinigen vergaß. Ihre Geſpräche voll Heiterkeit und Milde wirkten als wohlthuende Arznei, ohne daß Sie meine Krankheit kannten. Nicht die bedrohlichen Ereigniſſe, die meine Stellung im Leben vernichten konnten, waren es, die ſo feindlich auf mich wirkten. Längſt hatte ich gewünſcht, Verhältniſſe aufzugeben, die mich drückten und ängſtigten, und nicht zürnen konnte ich auf das Schickſal, welches das bewirkte, was auszuführen ich ſelbſt ſo lange nicht Muth und Kraft genug gehabt hatte. Nein! — Als ich mich frei fühlte, da erfaßte mich jene unbeſchreibliche Unruhe, die, ſeit meinen frühen Jugendjahren, ſo oft mich mit mir ſelbſt entzweit hat. Nicht die Sehnſucht iſt es, die, wie jener tiefe Dichter ſo herrlich ſagt, aus dem höheren Leben entſprungen, ewig währt, weil ſie ewig nicht erfüllt wird, weder getäuſcht noch hintergangen, ſondern nur nicht erfüllt, damit ſie nicht ſterbe; nein — ein wüſtes wahnſinniges Verlangen bricht oft hervor nach einem Etwas, das ich in raſtloſem Treiben außer mir ſelbſt ſuche, da es doch in meinem eignen Innern verborgen, ein dunkles Geheimniß, ein wirrer räthſelhafter Traum von einem Paradies der höchſten Befriedigung, das ſelbſt der Traum nicht zu nennen, nur zu ahnen vermag, und dieſe Ahnung ängſtigt mich mit den Qualen des Tantalus. Dies Gefühl bemeiſterte ſich ſchon, als ich noch ein Kind, meiner oft ſo plötzlich, daß ich mitten aus dem frohſten Spiel mit meinen Cameraden davon lief in den Wald, auf den Berg, dort mich niederwarf zur Erde und troſtlos weinte und ſchluchzte, unerachtet ich eben der tollſte ausgelaſſenſte von Allen geweſen. Später lernte ich mich ſelbſt mehr bekämpfen, aber nicht auszuſprechen vermag ich die Marter meines Zuſtandes, wenn in der heiterſten Umgebung gemüthlicher wohlwollender Freunde, bei irgend einem Kunſtgenuß, ja ſelbſt in den Momenten, wenn meine Eitelkeit in Anſpruch genommen wurde auf dieſe jene Weiſe, ja! wenn mir dann plötzlich alles elend, nichtig, farblos, todt erſchien, und ich mich verſetzt fühlte in eine troſtloſe Einöde. Nur einen Engel des Lichts giebt es, der Macht hat über den böſen Dämon. Es iſt der Geiſt der Tonkunſt, der oft aus mir ſelbſt ſich ſiegreich erhebt, und vor deſſen mächtiger Stimme alle Schmerzen irdiſcher Bedrängniß verſtummen. —

Immer, nahm die Räthin das Wort, immer habe ich geglaubt daß die Muſik auf Sie zu ſtark, mithin verderblich wirke; denn indem bei der Aufführung irgend eines vortrefflichen Werks Ihr ganzes Weſen durchdrungen ſchien, veränderten ſich alle Züge Ihres Geſichts Sie erblaßten, Sie waren keines Wortes mächtig, Sie hatten nur Seufzer und Thränen, und fielen dann her mit dem bitterſten Spott, mit tief verletzendem Hohn, über jeden, der auch nur ein Wort über das Werk des Meiſters ſagen wollte. — Ja wenn —

O beſte Räthin, fiel Kreisler der Benzon in's Wort, indem er, ſo ernſt und tiefbewegt er zuvor geſprochen, plötzlich den beſondern Ton der Ironie wieder aufnahm, der ihm eigen, o beſte Räthin, das iſt nun Alles anders geworden. Sie glauben gar nicht, Verehrte, was ich an dem Großherzoglichen Hofe artig und geſcheut geworden bin. Ich kann mit der größten Seelenruhe und Gemüthlichkeit zum Don Juan und zur Armida den Takt ſchlagen, ich kann der erſten Sängerin freundlich zuwinken, wenn ſie in der merkwürdigſten Cadenz auf den Sproſſen der Tonleiter herumhopſt, ich kann, wenn der Hofmarſchall nach Haydn's Jahreszeiten mir zuflüſtert: C'étoit bien ennuyant, mon cher maitre de chapelle, lächelnd mit dem Kopfe nicken, und eine bedeutungsvolle Priſe nehmen, ja ich kann es geduldig anhören, wenn der kunſtverſtändige Kammer- und Spektakelherr mir weitläuftig demonſtrirt, daß Mozart und Beethoven den Teufel was von Geſang verſtünden, und daß Roſſini, Pucitta und wie die Männerchen alle heißen mögen, ſich à la hauteur aller Opernmuſik geſchwungen. — Ja Verehrte, Sie glauben nicht, was ich während meiner Kapellmeiſterſchaft profitirt, vorzüglich aber die ſchöne Ueberzeugung, wie gut es iſt, wenn Künſtler förmlich in Dienſt treten, der Teufel und ſeine Großmutter könnte es ſonſt mit dem ſtolzen übermüthigen Volke aushalten. Laßt den braven Componiſten Kapellmeiſter oder Muſikdirektor werden, den Dichter Hofpoet, den Maler Hofportraitiſten, den Bildhauer Hofportaitmeißler und Ihr habt bald keine unnütze Phantaſten mehr im Lande, vielmehr lauter nützliche Bürger von guter Erziehung und milden Sitten! —

Still ſtill, rief die Räthin unmuthig, halten Sie ein, Kreisler, Ihr Steckenpferd fängt wieder an ſich zu bäumen, nach gewöhnlicher Art und Weiſe. Uebrigens merke ich Unrath, und wünſche jetzt in der That recht ſehnlich zu wiſſen, welch' ein ſchlimmes Ereigniß Sie zur ſchnellen übereilten Flucht aus der Reſidenz nöthigte. Denn auf eine ſolche Flucht deuten alle Umſtände Ihrer Erſcheinung im Park.

Und ich, ſprach Kreisler ruhig, indem er ſeinen Blick feſt auf die Räthin heftete, und ich kann verſichern, daß das ſchlimme Ereigniß, welches mich forttrieb aus der Reſidenz, unabhängig von allen äußern Dingen, nur in mir ſelbſt lag.

Eben jene Unruhe, von der ich vorhin vielleicht mehr und ernſter ſprach, als gerade nöthig, überfiel mich mit ſtärkerer Macht als jemals, es war meines Bleibens nicht länger. — Sie wiſſen, wie ich mich auf meine Kapellmeiſterſchaft bei dem Großherzog freute. Thörigter Weiſe glaubte ich, daß, in der Kunſt lebend, meine Stellung eben mich ganz beſchwichtigen, daß der Dämon in meinem Innern beſiegt werden würde. Aus dem Wenigen, was ich erſt über meine Bildung am Großherzoglichen Hofe angebracht, werden Sie, Verehrte, aber entnehmen, wie ſehr ich mich täuſchte. Erlaſſen Sie mir die Schilderung, wie ich durch fade Spielerei mit der heiligen Kunſt, zu der ich nothgedrungen die Hand bieten mußte, durch die Albernheiten ſeelenloſer Kunſtpfuſcher, abgeſchmackter Dilettanten, durch das ganze tolle Treiben einer Welt voll Kunſt-Gliederpuppen, immer mehr und mehr dahin gebracht wurde, die erbärmliche Nichtswürdigkeit meiner Exiſtenz einzuſehen. An einem Morgen mußt' ich zum Großherzog, um meine Einwirkung bei den Feſtlichkeiten, die in den nächſten Tagen ſtattfinden ſollten, zu erfahren. Der Spektakelherr war, wie natürlich, zugegen, und ſtürmte auf mich ein mit allerlei ſinn- und geſchmackloſen Anordnungen, denen ich mich fügen ſollte. Vorzüglich war es ein von ihm ſelbſt verfaßter Prolog, den er, als höchſte Spitze der Theaterfeſte, von mir komponirt verlangte. Da diesmal, ſo ſprach er zum Fürſten, einen ſtechenden Seitenblick auf mich werfend, nicht von gelehrter deutſcher Muſik, ſondern von geſchmackvollem italieniſchen Geſange die Rede ſeyn ſolle, ſo habe er ſelbſt einige zarte Melodien aufgeſetzt, die ich gehörig anzubringen. Der Großherzog genehmigte nicht nur Alles, ſondern nahm auch Gelegenheit, mir überhaupt anzudeuten, daß er meine fernere Ausbildung durch eifriges Studium der neuern Italiener hoffe und erwarte. — Wie ich ſo erbärmlich da ſtand! — ich verachtete mich ſelbſt tief — alle Demüthigungen erſchienen mir gerechte Strafe für meinen kindiſchen aberwitzigen Langmuth! — Ich verließ das Schloß, um nie wieder zurückzukehren. Noch denſelben Abend wollte ich meine Entlaſſung fordern, aber ſelbſt dieſer Entſchluß konnte mich nicht über mich ſelbſt beruhigen, da ich mich ſchon durch einen geheimen Oſtrazismus verbannt ſah. Die Guitarre, die ich zu anderm Behuf mitgenommen, nahm ich aus dem Wagen, den ich, vor's Thor gekommen, fortſchickte, und lief hinaus in's Freie, unaufhaltſam fort, immer weiter fort! — Schon ſank die Sonne, immer breiter und ſchwärzer wurden die Schatten der Berge, des Waldes. Unerträglich, ja vernichtend, war mir der Gedanke, zurückzukehren nach der Reſidenz — Welche Macht zwingt mich zum Rückweg, ſo rief ich laut. Ich wußte, daß ich mich auf dem Wege nach Sieghartsweiler befand, ich gedachte meines alten Meiſters

Abraham, von dem ich Tages zuvor einen Brief erhalten, worin er, meine Lage in der Reſidenz ahnend, mich wegwünſchte von dort, mich zu ſich einlud. —

Wie, unterbrach die Räthin den Kapellmeiſter, wie, Sie kennen den wunderlichen Alten?

Meiſter Abraham, fuhr Kreisler fort, war der innigſte Freund meines Vaters, mein Lehrer, zum Theil mein Erzieher! — Nun, Verehrte, wiſſen Sie ausführlich, wie ich in den Park des wackern Fürſten Irenäus kam, und werden nicht mehr daran zweifeln, daß ich, kommt es darauf an, im Stande bin, ruhig, mit erforderlicher hiſtoriſcher Genauigkeit, und ſo angenehm zu erzählen, daß mir ſelbſt davor graut. Ueberhaupt kommt mir die ganze Geſchichte meiner Flucht aus der Reſidenz, wie geſagt, ſo albern vor, und von ſolch' allen Geiſt zerſtörender Nüchternheit, daß man ſelbſt nicht davon ſprechen kann, ohne in erkleckliche Schwachheit zu verfallen. — Möchten Sie, Theure, aber die ſeichte Begebenheit als krampfſtillendes Waſſer der erſchrockenen Prinzeſſin beibringen, damit ſie ſich beruhige, und daran denken, daß ein ehrlicher deutſcher Muſikus, den, als er gerade ſeidene Strümpfe angezogen, und ſich in einem ſaubern Kutſchkaſten vornehm gebehrdete, Roſſini und Pucitta und Paveſi und Fioravanti und Gott weiß welche andere inis und ittas, in die Flucht ſchlugen, ſich unmöglich ſehr geſcheut betragen kann. Verzeihung iſt zu hoffen, will ich hoffen! — Als poetiſchen Nachklang des langweiligen Abentheuers vernehmen Sie aber, beſte Räthin, daß in dem Augenblick, da ich, gepeitſcht von meinem Dämon, fortrennen wollte, mich der ſüßeſte Zauber feſt bannte. Schadenfroh trachtete der Dämon eben das tiefſte Geheimniß meiner Bruſt zu Schanden zu machen, da rührte der mächtige Geiſt der Tonkunſt die Schwingen, und vor dem melodiſchen Rauſchen erwachte der Troſt, die Hoffnung, ja ſelbſt die Sehnſucht, die die unvergängliche Liebe ſelbſt iſt und das Entzücken ewiger Jugend. — Julia ſang! —

Kreisler ſchwieg. Die Benzon horchte auf, geſpannt auf das, was nun nachfolgen würde. Da der Kapellmeiſter ſich in ſtumme Gedanken zu verlieren ſchien, fragte ſie mit kalter Freundlichkeit: Sie finden den Geſang meiner Tochter in der That angenehm, lieber Johannes?

Kreisler fuhr heftig auf, das, was er ſagen wollte, erſtickte aber ein Seufzer aus der tiefſten Bruſt.

Nun, fuhr die Räthin fort, das iſt mir recht lieb. Julia kann von Ihnen, lieber Kreisler, was den wahren Geſang betrifft, recht viel lernen, denn, daß Sie hier bleiben, ſehe ich nun als eine ausgemachte Sache an.

Verehrteſte, begann Kreisler, aber in dem Augenblick öffnete ſich die Thüre und Julia trat herein.

Als ſie den Kapellmeiſter gewahrte, verklärte ihr holdes Antlitz ein ſüßes Lächeln, und ein leiſes: Ach! hauchte von ihren Lippen.

Die Benzon ſtand auf, nahm den Kapellmeiſter bei der Hand, und führte ihn Julien entgegen, indem ſie ſprach: Nun mein Kind, da iſt der ſeltſame — —

(M. f. f.) — der junge Ponto los auf mein neueſtes Manuſkript, das neben mir lag, faßte es, ehe ich's verhindern konnte, zwiſchen die Zähne, und rannte damit ſpornſtreichs auf und davon. Er ſtieß dabei ein ſchadenfrohes Gelächter aus, und ſchon dies hätte mich vermuthen laſſen ſollen, daß nicht bloßer jugendlicher Muthwille ihn zur böſen That ſpornte, ſondern daß noch etwas mehr im Spiele war. Bald wurde ich darüber aufgeklärt.

Nach ein paar Tagen trat der Mann, bei dem der junge Ponto in Dienſten, hinein zu meinem Meiſter. Es war, wie ich nachher erfahren, Herr Lothario, Profeſſor der Aeſthetik am Gymnaſio zu Sieghartsweiler. — Nach gewöhnlicher Begrüßung ſchaute der Profeſſor im Zimmer umher, und ſprach, als er mich erblickte: wolltet Ihr nicht, lieber Meiſter, den Kleinen dort aus der Stube entfernen? Warum, fragte der Meiſter, warum? — Ihr konntet doch ſonſt die Katzen leiden, Profeſſor, und vorzüglich meinen Liebling, den zierlichen, geſcheuten Kater Murr! — Ja, ſprach der Profeſſor, indem er höhniſch lachte, ja, zierlich und geſcheut, das iſt wahr! — Aber thut mir den Gefallen, Meiſter, und entfernt Euern Liebling, denn ich habe Dinge mit Euch zu reden, die er durchaus nicht hören darf. Wer? rief Meiſter Abraham, indem er den Profeſſor anſtarrte. Nun, fuhr dieſer fort, Euer Kater. Ich bitte Euch, fragt nicht weiter, ſondern thut, warum ich Euch bitte. „Das iſt doch ſeltſam,“ ſprach der Meiſter, indem er die Thüre des Kabinets öffnete, und mich hineinrief. Ich folgte ſeinem Ruf, ohne daß er es gewahrte, ſchlüpfte ich aber wieder hinein, und verbarg mich im unterſten Fach des Bücherſchranks, ſo daß ich unbemerkt das Zimmer überſehen, und jedes Wort, was geſprochen wurde, vernehmen konnte.

Nun möchte ich, ſprach Meiſter Abraham, indem er ſich dem Profeſſor gegenüber in ſeinen Lehnſtuhl ſetzte, nun möchte ich doch in aller Welt wiſſen, welch' ein Geheimniß Ihr mir zu entdecken habt, das meinem ehrlichen Kater Murr verſchwiegen bleiben ſoll.

Sagt mir, begann der Profeſſor ſehr ernſt und nachdenklich, ſagt mir zuvörderſt, lieber Meiſter, was haltet Ihr von dem Grundſatz, daß, nur körperliche Geſundheit vorausgeſetzt, ſonſt ohne Rückſicht auf angeborne geiſtige Fähigkeit, auf Talent, auf Genie, vermöge einer beſonders geregelten Erziehung, aus jedem Kinde in kurzer Zeit, mithin noch in den Knabenjahren, ein Heros in Wiſſenſchaft und Kunſt geſchaffen werden kann?

Ei, erwiederte der Meiſter, was kann ich von dieſem Grundſatz anders halten, als daß er albern und abgeſchmackt iſt. Möglich, ja ſogar leicht mag es ſeyn, daß man einem Kinde, das die Auffaſſungsgabe, wie ſie ungefähr bei den Affen anzutreffen, und ein gutes Gedächtniß beſitzt, eine Menge Dinge ſyſtematiſch eintrichtern kann, die es dann vor den Leuten auskramt; nur muß es dieſem Kinde durchaus an allem natürlichen Ingenium fehlen, da ſonſt der innere beſſere Geiſt der heilloſen Prozedur widerſtrebt. Wer wird aber jemals ſolch' einen einfältigen, mit allerlei verſchluckbaren Brocken des Wiſſens dick gemäſteten, Jungen einen Gelehrten im ächten Sinne des Worts nennen?

Die Welt, rief der Profeſſor heftig, die ganze Welt! — O es iſt entſetzlich! — Aller Glaube an die innere, höhere, angeborne Geiſteskraft, die allein nur den Gelehrten, den Künſtler ſchafft, geht ja über jenen heilloſen, tollen Grundſatz zum Teufel! —

Ereifert Euch nicht, ſprach der Meiſter lächelnd, ſo viel wie ich weiß, iſt bis jetzt in unſerm guten Deutſchland nur ein einziges Produkt jener Erziehungsmethode aufgeſtellt worden, von dem die Welt eine Zeit lang ſprach, und zu ſprechen aufhörte als ſie einſah, daß das Produkt eben nicht ſonderlich gerathen. Zudem fiel die Blüthezeit jenes Präparats in die Periode, als gerade die Wunderkinder in die Mode gekommen, die, wie ſonſt mühſam abgerichtete Hunde und Affen, gegen ein billiges Entrée ihre Künſte zeigten.

So ſprecht Ihr nun, nahm der Profeſſor das Wort, ſo ſprecht

Ihr nun, Meiſter Abraham, und man würde Euch glauben, kennte man nicht den verborgenen Schalk in Euch, wüßte man nicht, daß Euer ganzes Leben eine Reihe der wunderlichſten Experimente darbietet. Geſteht es nur, Meiſter Abraham, geſteht es nur, Ihr habt ganz im Stillen, im geheimſten Geheim, experimentirt nach jenem Grundſatz, aber überbieten wolltet Ihr den Mann, den Verfertiger jenes Präparats, von dem wir ſprachen. — Ihr wolltet, wart Ihr ganz fertig, hervortreten mit Eurem Zögling, und alle Profeſſoren in der ganzen Welt in Erſtaunen verſetzen und Verzweiflung, Ihr wolltet den ſchönen Grundſatz, non ex quovis ligno fit Mercurius, ganz und gar zu Schanden machen! — Nun! kurz, der quovis iſt da, aber kein Mercurius, ſondern ein Kater! — Was ſagt Ihr, rief der Meiſter, indem er laut auflachte, was ſagt Ihr, ein Kater?

Leugnet es nur nicht, fuhr der Profeſſor fort, leugnet es nur nicht, an dem Kleinen dort in der Kammer habt Ihr jene abſtrakte Erziehungsmethode verſucht, Ihr habt ihn leſen, ſchreiben gelehrt, Ihr habt ihm die Wiſſenſchaften beigebracht, ſo daß er ſich ſchon jetzt unterfängt den Autor zu ſpielen, ja ſogar Verſe zu machen.

Nun, ſprach der Meiſter, das iſt doch in der That das Tollſte was mir jemals vorgekommen! — Ich meinen Kater erziehen, ich ihm die Wiſſenſchaften beibringen! — Sagt, was für Träume rumoren in Eurem Sinn, Profeſſor? — Ich verſichere Euch, daß ich von meines Katers Bildung nicht das Mindeſte weiß, dieſelbe auch für ganz unmöglich halte.

So? fragte der Profeſſor mit gedehntem Ton, zog ein Heft aus der Taſche, das ich augenblicklich für das mir von dem jungen Ponto geraubte Manuſkript erkannte, und las:

Sehnſucht nach dem Höheren.

Ha welch' Gefühl, das meine Bruſt beweget,
Was ſagt dies Unruh — Ahnungsvolle Beben,
Will ſich zum kühnen Sprung der Geiſt erheben,
Vom Sporn des mächt'gen Genius erreget?

Was iſt es, was der Sinn im Sinne träget,
Was will dem Liebesdrang-erfüllten Leben
Dies raſtlos brennend feurig ſüße Streben,
Was iſt es, das im bangen Herzen ſchläget?

Entrückt werd' ich nach fernen Zauberlanden,
Kein Wort, kein Laut, die Zunge iſt gebunden,
Ein ſehnlich Hoffen weht mit Frühlingsfriſche.

Befreit mich bald von drückend ſchweren Banden,
Erträumt, erſpürt, im grünſten Laub' gefunden!
Hinauf mein Herz! beim Fittig ihn erwiſche!

Ich hoffe, daß jeder meiner gütigen Leſer die Muſterhaftigkeit dieſes herrlichen Sonnetts, das aus der tiefſten Tiefe meines Gemüths hervorfloß, einſehen, und mich um ſo mehr bewundern wird, wenn ich verſichere, daß es zu den erſten gehört, die ich überhaupt verfertigt habe. Der Profeſſor las es aber, in ſeiner Bosheit, ſo ohne allen Nachdruck, ſo abſcheulich vor, daß ich mich kaum ſelbſt erkannte, und daß ich von plötzlichem Jähzorn, wie er jungen Dichtern wohl eigen, übermannt, im Begriff war, aus meinem Schlupfwinkel hervor dem Profeſſor in's Geſicht zu ſpringen, und ihn die Schärfe meiner Krallen fühlen zu laſſen. Der kluge Gedanke, daß ich doch, wenn beide, der Meiſter und der Profeſſor, ſich über mich her machten, nothwendig den Kürzern ziehen müſſe, ließ mich meinen Zorn mit Gewalt niederkämpfen, jedoch entfuhr mir unwillkührlich ein knurrendes Miau, das mich unfehlbar verrathen haben würde, hätte der Meiſter nicht, da der Profeſſor mit dem Sonnett fertig, auf's Neue eine dröhnende Lache aufgeſchlagen, die mich beinahe noch mehr kränkte, als des Profeſſors Ungeſchick.

Hoho, rief der Meiſter, wahrhaftig das Sonnett iſt eines Katers vollkommen würdig, aber noch immer verſtehe ich nicht Euern Spaß, Profeſſor, ſagt mir nur lieber geradezu, wo Ihr hinaus wollt.

Der Profeſſor, ohne dem Meiſter zu antworten, blätterte im Manuſkript, und las weiter:

Gloſſe.

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen,
Freundſchaft bleibt für ſich allein,
Liebe kommt uns raſch entgegen,
Aufgeſucht will Freundſchaft ſeyn.

Schmachtend wehe, bange Klagen,
Hör' ich überall ertönen,
Ob den Sinn zum Schmerz gewöhnen,
Ob zur Luſt, ich kann's nicht ſagen,
Möchte oft mich ſelber fragen,
Ob ich träume, ob ich wache.
Dieſem Fühlen, dieſem Regen,
Leih' ihm Herz die rechte Sprache;
Ja im Keller, auf dem Dache,
Liebe ſchwärmt auf allen Wegen!

Doch, es heilen alle Wunden,
Die der Liebesſchmerz geſchlagen
Und in einſam ſtillen Tagen
Mag, von aller Qual entbunden,
Geiſt und Herz wohl bald geſunden,
Art'ger Kätzchen los Gedudel
Darf es auf die Dauer ſeyn?
Nein! — fort aus dem böſen Strudel,
Unterm Ofen mit dem Pudel,
Freundſchaft bleibt für ſich allein!

Wohl ich weiß es —

Nein, unterbrach hier der Meiſter den leſenden Profeſſor, nein, mein Freund, Ihr macht mich in der That ungeduldig, Ihr oder ein anderer Schalk hat ſich den Spaß gemacht, im Geiſt eines Katers, der nun gerade mein guter Murr ſeyn ſoll, Verſe zu machen, und nun ſoppt Ihr mich den ganzen Morgen damit herum. Der Spaß iſt übrigens nicht übel, und wird vorzüglich dem Kreisler ſehr wohl gefallen, der wohl nicht unterlaſſen durfte, damit eine kleine Parforcejagd anzuſtellen, in der Ihr am Ende ſelbſt ein gehetztes Wild ſeyn könntet. Aber nun laßt Eure ſinnreiche Einkleidung fahren, und ſagt mir ganz ehrlich und trocken, was es mit Eurem ſeltſamen Spaß eigentlich für eine Bewandniß hat.

Der Profeſſor ſchlug das Manuſkript zuſammen, ſah dem Meiſter ernſt in's Auge, und ſprach dann: dieſe Blätter brachte mir vor einigen Tagen mein Pudel Ponto, der, wie Euch bekannt ſeyn wird, mit Eurem Kater Murr in freundſchaftlichen Verhältniſſen lebt. Zwar trug er das Manuſkript zwiſchen den Zähnen, wie er nun einmal Alles zu tragen gewohnt iſt, indeſſen legte er es mir doch ganz unverkehrt in den Schooß, und gab mir dabei deutlich zu verſtehen, daß er es von keinem andern habe, als von ſeinem Freunde Murr. Als ich nun einen Blick hineinwarf, fiel mir gleich die ganz beſondere eigenthümliche Handſchrift auf, als ich aber Einiges geleſen, ſtieg in mir, ſelbſt weiß ich nicht, auf welche unbegreifliche Art, der ſeltſame Gedanke auf, Murr könnte das Alles ſelbſt gemacht haben. So ſehr mir die Vernunft, ja eine gewiſſe Lebenserfahrung, der wir alle nicht entgehen können, und die am Ende nun wieder weiter nichts iſt, als die Vernunft, ſo ſehr mir alſo eben dieſe Vernunft ſagt: daß jener Gedanke unſinnig, da Kater weder zu ſchreiben noch Verſe zu machen im Stande, ſo konnte ich ihn doch durchaus nicht los werden. Ich beſchloß Euern Kater zu beobachten, und ſtieg, da ich von meinem Ponto wußte, daß Murr viel auf Eurem Boden hauſire, auf meinen Boden, nahm einige Dachziegel herab, ſo daß ich mir die freie Ausſicht in Eure Dachluken verſchaffte. Was gewahrte ich! — Hört es und erſtaunt! — In dem einſamſten Winkel des Bodens ſitzt Euer Kater! — ſitzt aufgerichtet vor einem kleinen Tiſch, auf dem Schreibzeug und Papier befindlich, ſitzt und reibt ſich bald mit der Pfote Stirn und Nacken, fährt ſich über's Geſicht, tunkt bald die Feder ein, ſchreibt, hört wieder auf, ſchreibt von Neuem, überlieſt das Geſchriebene, knurrt (ich konnte es hören), knurrt und ſpinnt vor lauter Wohlbehagen. — Und um ihn her liegen verſchiedene Bücher, die, nach ihrem Einband, aus Eurer Bibliothek entnommen. —

Das wäre ja der Teufel, rief der Meiſter, nun ſo will ich denn gleich nachſehen, ob mir Bücher fehlen.

Damit ſtand er auf, und trat an den Bücherſchrank. So wie er mich erblickte, prallte er drei Schritte zurück, und blickte mich an voll Erſtaunen. Aber der Profeſſor rief: ſeht Ihr wohl, Meiſter! Ihr denkt, der Kleine ſitzt harmlos in der Kammer, in die Ihr ihn eingeſperrt, und er hat ſich hinein geſchlichen in den Bücherſchrank, um zu ſtudiren, oder noch wahrſcheinlicher, um uns zu belauſchen. Nun hat er Alles gehört was wir geſprochen, und kann ſeine Maaßregeln darnach nehmen. „Kater," begann der Meiſter, indem er fortwährend den Blick voll Erſtaunen auf mir ruhen ließ, „Kater, wenn ich wüßte, daß du, deine ehrliche natürliche Natur ganz und gar verläugnend, dich wirklich darauf verlegteſt, ſolche vertrackte Verſe zu machen, wie ſie der Profeſſor vorgeleſen, wenn ich glauben könnte, daß du wirklich den Wiſſenſchaften nachſtellteſt, ſtatt den Mäuſen, ich glaube, ich könnte dir die Ohren wund zwicken, oder gar —"

Mich überfiel eine ſchreckliche Angſt, ich kniff die Augen zu, und that als ſchliefe ich feſt. —

Aber nein, nein, fuhr der Meiſter fort, ſchaut nur einmal her, Profeſſor, wie mein ehrlicher Kater ſo ſorglos ſchläft, und ſagt ſelbſt, ob er in ſeinem gutmüthigen Antlitz etwas trägt, das auf ſolche geheime wunderbare Schelmereien, wie Ihr ſie ihm Schuld gebt, gedeutet werden könnte — „Murr! — Murr! —"

So rief der Meiſter mich an, und ich unterließ nicht wie gewöhnlich mit meinem Krr — Krr — zu antworten, die Augen aufzuſchlagen, mich zu erheben und einen hohen, ſehr anmuthigen Katzenbuckel zu machen.

Der Profeſſor warf mir, voller Zorn, mein Manuſkript an den Kopf, ich that aber, (die mir angeborne Schlauheit gab es mir ein) als wollte er mit mir ſpielen, und zerrte ſpringend und tänzelnd die Papiere hin und her, ſo daß die Stücke umherflogen.

Nun, ſprach der Meiſter, nun iſt es ausgemacht, daß Ihr ganz Unrecht habt, Profeſſor, und daß Euch Ponto etwas vorlog. Seht nur hin, wie Murr die Gedichte bearbeitet, welcher Dichter würde ſein Manuſkript handhaben auf die Weiſe?

Ich habe Euch gewarnt, Meiſter, thut nun was Ihr wollt, erwiederte der Profeſſor, und verließ das Zimmer.

Nun glaubte ich, der Sturm ſey vorüber, wie ſehr war ich im Irrthum! — Meiſter Abraham hatte ſich, mir zum großen Verdruß, gegen meine wiſſenſchaftliche Bildung erklärt, und dem unerachtet er ſo gethan, als glaube er den Worten des Profeſſors gar nicht, ſo wurde ich doch bald gewahr, daß er mir auf allen Gängen nachſpürte, mir den Gebrauch ſeiner Bibliothek dadurch abſchnitt, daß er den Schrank ſorgfältig verſchloß, und es durchaus nicht mehr leiden wollte, daß ich mich, wie ſonſt, auf ſeinen Schreibtiſch unter die Papiere legte.

So kam Leid und Kümmerniß über meine keimende Jugend! Was kann einem Genie mehr Schmerz verurſachen, als ſich verkannt, ja verſpottet zu ſehen, was kann einen großen Geiſt mehr erbittern, als da auf Hinderniſſe zu ſtoßen, wo er nur allen möglichen Vorſchub erwartete! — Doch, je ſtärker der Druck, deſto gewaltiger die Kraft der Entladung, je straffer der Bogen gespannt, desto schärfer der Schuß! — War mir die Lektüre versperrt, so arbeitete desto freier mein eigner Geist, und schuf aus sich selbst.

Unmuthig wie ich war, brachte ich in dieser Periode manche Nächte, manche Tage, in den Kellern des Hauses zu, wo mehrere Mäusefallen aufgestellt waren, und sich überdem viele Kater verschiedenen Alters und Standes versammelten.

Einem tapfern philosophischen Kopf entgehen überall nicht die geheimsten Beziehungen des Lebens im Leben, und er erkennt, wie sich eben aus demselben das Leben gestaltet in Gesinnung und That. So gingen mir auch in den Kellern die Verhältnisse der Mäusefallen und der Katzen in ihrer Wechselwirkung auf. Es wurde mir, als einem Kater von edlem ächten Sinn, warm um's Herz, wenn ich gewahren mußte, wie jene todten Maschinen, in ihrem pünktlichen Treiben, eine große Schlaffheit in den Katerjünglingen hervorbrachten. Ich ergriff die Feder und schrieb das unsterbliche Werk, dessen ich schon vorhin gedachte, nämlich: „Ueber Mäusefallen, und deren Einfluß auf Gesinnung und Thatkraft der Katzheit.“ In diesem Büchlein hielt ich den verweichlichten Katerjünglingen einen Spiegel vor die Augen, in dem sie sich selbst erblicken mußten, aller eignen Kraft entsagend, indolent, träge, ruhig es ertragend, daß die schnöden Mäuse nach dem Speck liefen! — Ich rüttelte sie aus dem Schlafe, mit donnernden Worten. — Nächst dem Nutzen, den das Werklein schaffen mußte, hatte das Schreiben desselben auch noch den Vortheil für mich, daß ich selbst indessen keine Mäuse fangen durfte, und auch nachher, da ich so kräftig gesprochen, es wohl keinem einfallen konnte, von mir zu verlangen, daß ich selbst ein Beispiel des von mir ausgesprochenen Heroismus im Handeln geben sollte.

Damit könnte ich nun meine erste Lebensperiode schließen, und zu meinen eigentlichen Jünglingsmonaten, die an das männliche Alter streifen, übergehen; unmöglich kann ich aber den günstigen Lesern die beiden letzten Strophen der herrlichen Glosse vorenthalten, die mein Meister nicht hören wollte. Hier sind sie:

Wohl, ich weiß es, widerstehen
Mag man nicht den süßen Weisen,
Wenn aus Büschen duft'gen Reisen
Süße Liebesklänge wehen.

Will das trunkne Aug' dann ſehen,
Wie die Holde kommt' geſprungen,
Die da lauſcht' an Blumenwegen,
Kaum iſt Sehnſuchts Ruf erklungen,
Hat ſich ſchnell hinangeſchwungen,
Liebe kommt uns raſch entgegen.

Dieſes Sehnen, dieſes Schmachten
Kann wohl oft den Sinn berücken,
Doch wie lange kann's beglücken,
Dieſes Springen, Rennen, Trachten!
Holder Freundſchaft Trieb' erwachten,
Strahlten auf bei Heſper's Scheine.
Und den Edlen brav und rein,
Ihn zu finden den ich meine,
Klettr' ich über Mau'r und Zäune,
Aufgeſucht will Freundſchaft ſeyn.

(Mak. Bl.) — — gerade den Abend in ſolch' heitrer gemüthlicher Stimmung, wie man ſie an ihm nicht verſpürt hatte ſeit gar geraumer Zeit. Und dieſe Stimmung war es, die das Unerhörte geſchehen ließ. Denn ohne wild aufzufahren, und davon zu rennen, wie er ſonſt in gleichem Fall wohl zu thun pflegte, hörte er ruhig und ſogar mit gutmüthigem Lächeln den langen und noch langweiligern erſten Akt eines entſetzlichen Trauerſpiels an, den ein junger hoffnungsvoller Lieutenant, mit rothen Wangen und wohlgekräuſeltem Haupthaar, verfaßt hatte und mit aller Prätention des glücklichſten Dichters vortrug. Ja als beſagter Lieutenant, da er geendet, ihn heftig fragte, was er von der Dichtung halte, begnugte er ſich, mit dem mildeſten Ausdruck des innern Ergötzens im ganzen Geſicht, dem jungen Kriegs- und Versbelden zu verſichern, daß der Aushängeakt, das gierigen äſthetiſchen Leckermäulern dargebotene Koſtſtück, in der That herrliche Gedanken enthalte, für deren originelle Genialität ſchon der Umſtand ſpräche, daß auch anerkannt große Dichter wie z. B. Calderon, Shakſpeare und der moderne Schiller darauf gefallen. Der Lieutenant umarmte ihn ſehr, und verrieth mit geheimnißvoller Miene, daß er gedenke, noch denſelben Abend eine ganze Geſellſchaft der auserleſenſten Fräuleins, unter denen ſogar eine Gräfin befindlich, die ſpaniſch leſe, und in Oel male, mit dem vortrefflichſten aller erſten Akte zu beglücken, Auf die Verſicherung, daß er daran ungemein wohl thun werde, lief er voller Enthuſiasmus von dannen.

Ich begreiſe, ſprach jetzt der kleine Geheime Rath, ich begreiſe dich heute gar nicht, lieber Johannes, mit deiner unbeſchreiblichen Sanftmuth! — Wie war es dir möglich, das durchaus abgeſchmackte Zeug ſo ruhig, ſo aufmerkſam anzuhören! — Angſt und bange wurde mir, als der Lieutenant uns, die wir unbewacht keine Gefahr ahnten, überfiel, und uns rettungslos eingarnte in die tauſendfältigen Schlingen ſeiner endloſen Verſe! — Ich dachte, jeden Augenblick würdeſt du dazwiſchen fahren, wie du es ſonſt wohl thuſt bei geringerem Anlaß; aber du bleibſt ruhig, ja, dein Blick ſpricht Wohlgefallen aus, und am Ende, nachdem ich für meine Perſon ganz ſchwach und elend worden, fertigſt du den Unglückſeligen ab mit einer Ironie, die er nicht einmal zu faſſen im Stande, und ſagſt ihm wenigſtens nicht zur Warnung für künftige Fälle, daß das Ding viel zu lang ſey, und merklich amputirt werden müſſe.

Ach, erwiederte Kreisler, ach was hätte ich denn ausgerichtet mit dieſem kläglichen Rath! — Kann denn ein prägnanter Dichter wie unſer liebe Lieutenant, wohl mit Nutzen irgend eine Amputation an ſeinen Verſen vornehmen, wachſen ſie ihm nicht nach, unter der Hand? — Und weißt du denn nicht, daß überhaupt die Verſe unſerer jungen Dichter die Reproduktionskraft der Eidechſen beſitzen, denen die Schwänze munter wiederum hervorſchießen, hat man ſie auch an der Wurzel weggeſchnitten! — Wenn du aber meinſt, daß ich des Lieutenants Leſerei ruhig angehört, ſo biſt du in großem Irrthum! — Der Sturm war vorüber, alle Gräſer und Blumen im kleinen Garten erhoben ihre gebeugten Häupter, und ſchlürften begierig den Himmelsnektar ein, der aus den Wolkenſchleiern in einzelnen Tropfen herabfiel. Ich ſtellte mich unter den großen blühenden Apfelbaum, und horchte auf die verhallende Stimme des Donners in den fernen Bergen, die wie eine Weiſſagung von unausſprechlichen Dingen in meiner Seele wiederklang, und ſchaute auf zu dem Blau des Himmels, das wie mit leuchtenden Augen dort und dort durch die fliehenden Wolken blickte! — Aber dazwiſchen rief der Onkel: ich ſolle fein in's Zimmer und mir den neuen geblümten Schlafrock nicht verderben durch ungeziemliche Näſſe, und mir nicht den Schnupfen holen im feuchten Graſe. Und dann war es wieder nicht der Onkel, welcher ſprach, ſondern irgend ein Filou von Papagei oder Staarmatz hinterm Buſch oder im Buſch, oder Gott weiß wo ſonſt, machte ſich den unnützen Spaß, mich damit zu necken, daß er mir allerlei köſtliche Gedanken aus dem Shakſpeare zurief nach ſeiner Manier. Und das war nun wieder der Lieutenant und ſein Trauerſpiel! — Geheimer Rath, gieb dir die Mühe zu merken, daß es eine Erinnerung an meine Knabenzeit war, die mich dir und dem Lieutenant entführte. Ich ſtand wirklich, ein Junge von höchſtens zwölf Jahren, in des Onkels kleinem Garten, und hatte den ſchönſten Zitz als Schlafrock an, den jemals eine Kattundruckerſeele erſonnen, und vergebens haſt du, o geheimer Rath! heute dein Königsräucherpulver verſchwendet, denn ich habe nichts verſpürt, als das Aroma meines blühenden Apfelbaums, nicht einmal das Haaröl des Verſifikanten, der ſein Haupt ſalbt, ohne es jemals ſchützen zu können gegen Wind und Wetter durch eine Krone, vielmehr nichts aufſtülpen darf, als Filz und Leder, durch das Reglement ausgeprägt zu einem Tſchako! — Genug Beſter! du warſt von uns dreien das einzige Opferlamm, das ſich dem infernaliſchen Trauerſpielmeſſer des dichteriſchen Helden darbot. Denn, während ich mich, alle Extremitäten ſorglich einziehend, in das kleine Schlafröckchen eingepuppt hatte, und mit zwölfjähriger, zwölflöthiger Leichtigkeit hineingeſprungen war in mehrbeſagten Garten, verbrauchte Meiſter Abraham, wie du ſiehſt, drei bis vier Bogen des ſchönſten Notenpapiers, um allerlei ergötzliche Phantasmata zuzuſchneiden. Auch er iſt alſo dem Lieutenant entwiſcht! —

Kreisler hatte Recht. Meiſter Abraham verſtand ſich darauf, Cartonblätter ſo zuzuſchneiden, daß, fand man auch aus dem Gewirre durchſchnittner Flecke nicht das Mindeſte deutlich heraus, doch, hielt man ein Licht hinter das Blatt, in den auf die Wand geworfenen Schatten ſich die ſeltſamſten Geſtalten in allerlei Gruppen bildeten. Hatte nun Meiſter Abraham ſchon an und für ſich ſelbſt einen natürlichen Abſcheu gegen alles Vorleſen, war ihm noch beſonders des Lieutenants Verſelei im Grunde des Herzens zuwider, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er, kaum hatte der Lieutenant begonnen, begierig nach dem ſteifen Notenpapier griff, das zufällig auf dem Tiſche des Geheimen Raths lag, eine kleine Scheere aus der Taſche langte, und eine Beſchäftigung begann, die ihn dem Attentat des Lieutenants gänzlich entzog.

Höre, begann nun der Geheime Rath, höre, Kreisler, — alſo eine Erinnerung an deine Knabenzeit war es, die in deine Seele kam, und dieſer Erinnerung mag ich es wohl zuſchreiben, daß du heute ſo mild biſt, ſo gemüthlich. — höre mein innigſtgeliebter Freund! es wurmt mich, wie alle, die dich ehren und lieben, daß ich von deinem frühern Leben ſo ganz und gar nichts weiß, daß du der leiſeſten Frage darüber ſo unfreundlich ausweichſt, ja, daß du abſichtlich Schleier über die Vergangenheit wirfſt, die doch zuweilen zu durchſichtig ſind, um nicht durch allerlei in ſeltſamer Verzerrung durchſchimmernde Bilder die Neugierde zu reizen. Sey offen gegen die, denen du doch ſchon dein Vertrauen ſchenkteſt. —

Kreisler blickte den Geheimen Rath an mit großen Augen, voll Verwunderung, wie einer, der aus dem tiefen Schlafe erwachend, eine fremde unbekannte Geſtalt vor ſich erblickt, und fing dann ſehr ernſthaft an:

„Am Tage Johannis Chryſoſtomi, das heißt am vier und zwanzigſten Januar des Jahres Eintauſend ſiebenhundert und etliche dazu, um die Mittagsſtunde, wurde einer geboren, der hatte ein Geſicht und Hände und Füße. Der Vater aß eben Erbſenſuppe, und goß ſich vor Freuden einen ganzen Löffel voll über den Bart, worüber die Wöchnerin, unerachtet ſie es nicht geſehen, dermaßen lachte, daß von der Erſchütterung dem Lauteniſten, der dem Säugling ſeinen neueſten Murki vorſpielte, alle Saiten ſprangen, und er bei der atlaſſenen Nachthaube ſeiner Großmutter ſchwor, was Muſik betreffe, würde der kleine Hans Haaſe ein elender Stümper bleiben ewiglich und immerdar. Darauf wiſchte ſich aber der Vater das Kinn rein und ſprach pathetiſch: Johannes ſoll er zwar heißen, jedoch kein Haaſe ſeyn. Der Lauteniſt —“

Ich bitte dich, unterbrach der kleine Geheime Rath den Kapellmeiſter, ich bitte dich Kreisler! verfalle nicht in die verdammte Sorte von Humor, die mir, ich mag's wohl ſagen, den Athem verſetzt. Verlange ich denn, daß du mir eine pragmatiſche Selbſtbiographie geben, will ich denn mehr, als daß du mir vergönnen ſollſt, einige Blicke in dein früheres Leben zu thun, ehe ich dich kannte? — In der That magſt du eine Neugierde nicht verargen, die keine andere Quelle hat, als die innigſte Zuneigung recht aus dem tiefſten Herzen. Und nebenher mußt du es dir, da du nun einmal ſeltſam genug auftrittſt, gefallen laſſen, daß jeder glaubt, nur das bunteſte Leben, eine Reihe der fabelhafteſten Ereigniſſe könne die pſychiſche Form ſo ausknéten und bilden wie es bei dir geſchehen. — „O des großen Irrthums, ſprach Kreisler, indem er tief ſeufzte, o des großen Irrthums, meine Jugendzeit gleicht einer dürren Heide ohne Blüthen und Blumen, Geiſt und Gemüth erſchlaffend im troſtloſen Einerlei!“ —

Nein nein, rief der Geheime Rath, dem iſt nicht ſo, denn ich weiß wenigſtens, daß in dieſer Heide ein hübſcher kleiner Garten ſteht, mit einem blühenden Apfelbaum, der mein feinſtes Königspulver überduftet. Nun! ich meine, Johannes, du rückſt hervor mit der Erinnerung aus deiner frühern Jugendzeit, die heute, wie du erſt ſagteſt, deine ganze Seele befängt.

Ich d[illegible] Meiſter Abraham, indem er dem eben fertig gewordenen Kapuziner die Tonſur einſchnitt, ich dächte auch, Kreisler, daß Ihr in Eurer heutigen paſſablen Stimmung nichts Beſſeres thun könntet, als Euer Herz oder Euer Gemüth, oder wie Ihr ſonſt gerade Euer inneres Schatzkäſtlein nennen möget, aufſchließen, und dies, jenes, daraus hervorlangen. Das heißt, da Ihr nun einmal verrathen, daß Ihr wider den Willen des beſorgten Oheims im Regen hinausliefet, und abergläubiſcher Weiſe, auf die Weiſſagungen des ſterbenden Donners horchtet, ſo möget Ihr immer noch mehr erzählen, wie ſich damals Alles begab. Aber lügt nicht, Johannes, denn Ihr wißt, daß Ihr, was wenigſtens die Zeit betrifft, als Ihr die erſten Hoſen truget, und dann der erſte Haarzopf Euch eingeflochten wurde, unter meiner Controle ſtehet.

Kreisler wollte etwas erwiedern, aber Meiſter Abraham wandte ſich ſchnell zum kleinen Geheimen Rath und ſprach: Sie glauben gar nicht, Vortrefflichſter, wie unſer Johannes ſich dem böſen Geiſt des Lügens ganz und gar hingiebt, wenn er, wie es jedoch gar ſelten geſchieht, von ſeiner früheſten Jugendzeit erzählt. Gerade, wenn die Kinder noch ſagen: Pä Pä und Mä Mä! und mit den Fingern in's Licht fahren, gerade zu der Zeit will er ſchon Alles beachtet, und tiefe Blicke gethan haben in's menſchliche Herz.

Ihr thut mir Unrecht, ſprach Kreisler, mild lächelnd, mit ſanfter Stimme, Ihr thut mir großes Unrecht, Meiſter! Sollt' es mir denn möglich ſeyn, Euch was weiß machen zu wollen von frühreifem Geiſtesvermögen, wie es wohl eitle Gecken thun! — Und ich frage Dich, Geheimer Rath, ob es Dir auch nicht widerfährt, daß oft Momente lichtvoll vor Deine Seele treten aus einer Zeit, die manche erſtaunlich kluge Leute ein bloßes Vegetiren nennen und nichts ſtatuiren wollen, als bloßen Inſtinkt, deſſen höhere Vortrefflichkeit wir den Thieren einräumen müſſen! — Ich meine, daß es damit eine eigene Bewandniß hat! — Ewig unerforſchlich bleibt uns das erſte Erwachen zum klaren Bewußtſeyn! — Wäre es möglich, daß dies mit einem Ruck geſchehen könnte, ich glaube, der Schreck darüber müßte uns tödten. — Wer hat nicht ſchon die Angſt der erſten Momente im Erwachen aus tiefem Traum, bewußtloſem Schlaf, empfunden, wenn er ſich ſelbſt fühlend, ſich auf ſich ſelbſt beſinnen mußte! — Doch, um mich nicht zu weit zu verlieren, ich meine, jeder ſtarke pſychiſche Eindruck in jener Entwicklungszeit läßt wohl ein Samenkorn zurück, das eben mit dem Emporſproſſen des geiſtigen Vermögens fortgedeiht, und ſo lebt aller Schmerz, alle Luſt jener Stunden der Morgendämmerung in uns fort, und es ſind wirklich die ſüßen wehmuthsvollen Stimmen der Lieben, die wir, als ſie uns aus dem Schlafe weckten, nur im Traum zu hören glaubten, und die noch in uns forthallen! — Ich weiß aber, worauf der Meiſter anſpielt. Auf nichts anders, als auf die Geſchichte von der verſtorbenen Tante, die er mir wegſtreiten will, und die ich, um ihn erklecklich zu ärgern, nun gerade Dir, Geheimer Rath, erzählen werde, wenn du mir verſprichſt, mir was weniges empfindelnde Kinderei zu Gute zu halten. — Was ich dir von der Erbsſuppe und dem Lauteniſten — O, unterbrach der Geheime Rath den Kapellmeiſter, o ſtill ſtill, nun merk ich wohl, du willſt mich foppen, und das iſt denn doch wider alle Sitte und Ordnung.

Keinesweges, fuhr Kreisler fort, keinesweges mein Herz! Aber von dem Lauteniſten muß ich anfangen, denn er bildet den natürlichſten Uebergang zur Laute, deren Himmelstöne das Kind in ſüße Träume wiegten. Die jüngere Schweſter meiner Mutter war Virtuoſin auf dieſem zur Zeit in die muſikaliſche Polterkammer verwieſenen Inſtrument. Geſetzte Männer, die ſchreiben und rechnen können, und wohl noch mehr als das, haben in meiner Gegenwart Thränen vergoſſen, wenn ſie bloß dachten an das Lautenſpiel der ſeligen Mamſell Sophie, mir iſt es deshalb gar nicht zu verdenken, wenn ich ein durſtig Kind, meiner ſelbſt nicht mächtig, noch ohne in Wort und Rede aufgekeimtes Bewußtſeyn, alle Wehmuth des wunderbaren Tonzaubers, den die Lauteniſtin aus ihrem Innerſten ſtrömen ließ, in begierigen Zügen einſchlürfte. — Jener Lauteniſt an der Wiege war aber der Lehrer der Verſtorbenen, klein von Perſon, mit hinlänglich krummen Beinen, hieß Monſieur Turtel, und trug eine ſehr ſaubere weiße Perücke mit einem breiten Haarbeutel, ſo wie einen rothen Mantel. — Ich ſage das nur, um zu beweiſen, wie deutlich mir die Geſtalten aus jener Zeit aufgehen, und daß weder Meiſter Abraham, noch ſonſt jemand, daran zweifeln darf, wenn ich behaupte, daß ich, ein Kind von noch nicht drei Jahren, mich finde auf dem Schooß eines Mädchens, deren mildblickende Augen mir recht in die Seele leuchteten, daß ich noch die ſüße Stimme höre, die zu mir ſprach, zu mir ſang, daß ich es noch recht gut weiß, wie ich der anmuthigen Perſon all' meine Liebe, all' meine Zärtlichkeit zuwandte. Dies war aber eben Tante Sophie, die in ſeltſamer Verkürzung „Füßchen“ gerufen wurde. Eines Tages lamentirte ich ſehr, weil ich Tante Füßchen nicht geſehen hatte. Die Wärterin brachte mich in ein Zimmer, wo Tante Füßchen im Bette lag, aber ein alter Mann, der neben ihr geſeſſen, ſprang ſchnell auf, und führte, heftig ſcheltend, die Wärterin, die mich auf dem Arm hatte, hinaus. Bald darauf kleidete man mich an, hüllte man mich ein in dicke Tücher, brachte man mich ganz und gar in ein anderes Haus zu andern Perſonen, die ſämmtlich Onkel und Tanten von mir ſein wollten, und verſicherten, daß Tante Füßchen ſehr krank ſei, und ich, wäre ich bei ihr geblieben, eben ſo krank geworden ſein würde. Nach einigen Wochen brachte man mich zurück nach meinem vorigen Aufenthalt. Ich weinte, ich ſchrie, ich wollte zu Tante Füßchen. So wie ich in jenes Zimmer gekommen, trippelte ich hin an das Bette, in dem Tante Füßchen gelegen, und zog die Gardinen aus einander. Das Bette war leer, und eine Perſon, die nun wieder eine Tante von mir war, ſprach, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten: du findeſt ſie nicht mehr, Johannes, ſie iſt geſtorben, und liegt unter der Erde. —

Ich weiß wohl, daß ich den Sinn dieſer Worte nicht verſtehen konnte, aber noch jetzt, jenes Augenblicks gedenkend, erbebe ich in dem namenloſen Gefühl, das mich damals erfaßte. Der Tod ſelbſt preßte mich hinein in ſeinen Eispanzer, ſeine Schauer drangen in mein Innerſtes und vor ihnen erſtarrte alle Luſt der erſten Knabenjahre. — Was ich begann, weiß ich nicht mehr, wußte es vielleicht niemals.

aber erzählt hat man mir oft genug, daß ich langſam die Gardinen fahren ließ, ganz ernſt und ſtill einige Augenblicke ſtehen blieb, dann aber, wie tief in mich gekehrt und darüber nachſinnend, was man mir eben geſagt, mich auf ein kleines Rohrſtühlchen ſetzte, das mir eben zur Hand. Man fügte hinzu, daß dieſe ſtille Trauer des ſonſt zu den lebhafteſten Ausbrüchen geneigten Kindes, etwas unbeſchreiblich Rührendes gehabt, und daß man ſelbſt einen nachtheiligen pſychiſchen Einfluß gefürchtet, da ich mehrere Wochen in demſelben Zuſtande geblieben, nicht weinend, nicht lachend, zu keinem Spiel aufgelegt, kein freundlich Wort erwiedernd, nichts um mich her beachtend. —

In dieſem Augenblick nahm Meiſter Abraham ein in Kreuz- und Querzügen wunderlich durchſchnittenes Blatt zur Hand, hielt es vor die brennenden Kerzen, und auf der Wand reflectirte ſich ein ganzer Chor von Nonnen, die auf ſeltſamen Inſtrumenten ſpielten.

Hoho! rief Kreisler, indem er die ganz artig geordnete Gruppe der Schweſtern erblickte, hoho Meiſter, ich weiß wohl, woran Ihr mich erinnern wollt! — Und noch jetzt behaupte ich keck, daß Ihr Unrecht thatet mich auszuſchelten, mich einen ſtörrigen, unverſtändigen Burſchen zu nennen, der durch die diſſonirende Stimme ſeiner Thorheit einen ganzen ſingenden und ſpielenden Convent aus Ton und Takt bringen könne. Hatte ich nicht zu der Zeit, als Ihr mich, zwanzig oder dreißig Meilen weit von meiner Vaterſtadt, in das Clariſſen Kloſter führtet, um die erſte wahrhaft katholiſche Kirchenmuſik zu hören; hatte ich, ſag' ich, damals nicht den gerechteſten Anſpruch auf die brillanteſte Lümmelhaftigkeit, da ich gerade mitten in den Lümmeljahren ſtand? War es nicht deſto ſchöner, daß dem unerachtet der längſt verwundene Schmerz des dreijährigen Knaben erwachte mit neuer Kraft, und einen Wahn gebar, der meine Bruſt mit allem tödtenden Entzücken der herzzerſchneidendſten Wehmuth erfüllte? — Mußte ich nicht behaupten, und alles Einredens unerachtet dabei bleiben, daß niemand anders das wunderliche Inſtrument, die Trompette marine geheißen, ſpiele, als Tante Füßchen, unerachtet ſie längſt verſtorben? — Warum hieltet Ihr mich ab, einzudringen in den Chor, wo ich ſie wiedergefunden hatte in ihrem grünen Kleide mit ros'farbnen Schleifen! —

Nun ſtarrte Kreisler hin nach der Wand, und ſprach mit bewegter, zitternder Stimme: „Wahrhaftig! — Tante Füßchen ragt hervor unter den Nonnen! — Sie iſt auf eine Fußbank getreten um das ſchwierige Inſtrument beſſer handhaben zu können" — Doch der Geheime Rath trat vor ihn hin, ſo daß er ihm den Anblick des Schattenbildes entzog, faßte ihn bei beiden Schultern und begann: In der That Johannes! es wäre geſcheuter, du überließeſt dich nicht deinen ſeltſamen Träumereien, und ſprächeſt nicht von Inſtrumenten die gar nicht exiſtiren, denn in meinem Leben habe ich nichts gehört von einer Trompette marine! —

O, rief Meiſter Abraham lachend, indem er, das Blatt unter den Tiſch werfend, den ganzen Nonnen-Convent ſammt der chimäriſchen Tante Füßchen mit ihrer Trompette marine ſchnell verſchwinden ließ, o mein würdigſter Geheimer Rath, der Herr Kapellmeiſter iſt auch jetzt wie immer, ein vernünftiger, ruhiger Mann, und kein Phantaſt oder Haſelant, wofür ihn gern viele ausgeben möchten. Iſt es nicht möglich, daß die Lauteniſtin, nachdem ſie Todes verblichen, ſich mit Effekt auf das wunderbare Inſtrument verlegte, welches Sie vielleicht noch jetzt hin und wieder in Nonnenklöſtern wahrnehmen und darüber in Erſtaunen gerathen können? — Wie! — die Trompette marine ſoll nicht exiſtiren? — Schlagen Sie doch nur dieſen Artikel gefälligſt in Koch's muſikaliſchem Lexikon nach, das Sie ja ſelbſt beſitzen.

Der Geheime Rath that es auf der Stelle, und las laut:

„Dieſes alte ganz einfache Bogeninſtrument beſtehet aus drei
„dünnen ſieben Schuh langen Brettern, die unten, wo das Inſtrument
„auf dem Fußboden aufſtehet, ſechs bis ſieben Zoll, oben
„aber kaum zwei Zoll breit, und in der Form eines Triangels zuſammen
„geleimt ſind, ſo daß das Corpus, welches oben eine Art
„von Wirbelkaſten hat, von unten bis oben verjüngt zuläuft. Eine
„von dieſen drei Brettern macht den Sangboden aus, der mit
„einigen Schalllöchern verſehen, und mit einer einzigen, etwas
„ſtarken, Darmſaite bezogen iſt. Bei dem Spielen ſtellt man das
„Inſtrument ſchief vor ſich hin, und ſtemmt den obern Theil
„deſſelben gegen die Bruſt. Mit dem Daumen der linken Hand
„berührt der Spieler die Saite, da wo die zu greifenden Töne liegen,
„ganz gelinde, und ungefähr eben ſo wie bei dem Flautino oder
„Flageolet auf der Geige, während mit der rechten Hand die Saite
„mit dem Bogen angeſtrichen wird. Der eigenthümliche Ton dieſes
„Inſtruments, der dem Tone einer gedämpften Trompete gleicht,
„wird durch den beſondern Steg hervorgebracht, auf welchem die

„Saite unten auf dem Reſonanzboden ruhet. Dieſer Steg hat „beinahe die Geſtalt eines kleinen Schuhes, der vorn ganz niedrig „und dünne, hinten hingegen höher und ſtärker iſt. Auf dem „hintern Theile deſſelben liegt die Saite auf, und verurſacht, wenn „ſie angeſtrichen wird, durch ihre Schwingungen, daß ſich der vordere „und leichte Theil des Steges auf dem Sangboden auf und nieder „bewegt, wodurch der ſchnarrende, und der gedämpften Trompete „ähnliche Ton hervorgebracht wird!“ —

Baut mir ein ſolches Inſtrument, rief der Geheime Rath mit glänzenden Augen, baut mir ein ſolches Inſtrument, Meiſter Abraham, ich werfe meine Nagelgeige in den Winkel, berühre nicht mehr den Euphon, ſondern ſetze Hof und Stadt in Erſtaunen, auf der Trompette marine die wunderbarſten Lieder ſpielend! —

Ich thue das, erwiederte Meiſter Abraham, und möge, beſter Geheimer Rath, der Geiſt von Tante Füßchen im grüntaftnen Kleide uber Sie kommen, und Sie eben als Geiſt begeiſtern! —

Der Geheime Rath umarmte entzückt den Meiſter, aber Kreisler trat zwiſchen beide, indem er beinahe ärgerlich ſprach: Ei! ſeyd Ihr nicht ärgere Haſelanten, als ich jemals einer geweſen bin, und dabei unbarmherzig gegen den, den Ihr zu lieben vorgebt! — Begnügt Euch doch damit, daß Ihr mit jener Beſchreibung eines Inſtrumentes, deſſen Ton mein Innerſtes durchbebte, mir Eiswaſſer über die heiße Stirn gegoſſen, und ſchweigt von der Lauteniſtin! — Nun! Du wollteſt ja Geheimer Rath, ich ſollte von meiner Jugend ſprechen, und ſchnitt der Meiſter dazu Schattenbilder, die zu Momenten aus jener Zeit paßten, ſo konnteſt Du mit der ſchönen, mit Kupferſtichen verzierten Ausgabe meiner biographiſchen Skizzen zufrieden ſeyn. Als Du aber den Artikel aus dem Koch laſeſt, fiel mir ſein lexikaliſcher College Gerber ein, und ich erblickte mich, ein Leichnam, ausgeſtreckt auf der Tafel liegend, bereit zur biographiſchen Sektion. — Der Proſector könnte ſagen: Es iſt gar nicht zu verwundern, daß in dem Innern dieſes jungen Mannes durch tauſend Adern und Aederchen lauter muſikaliſches Blut läuft, denn das war der Fall bei vielen ſeiner Blutsverwandten, deren Blutsverwandter er eben deshalb iſt. — Ich will nämlich ſagen, daß die mehrſten von meinen Tanten und Onkels, deren es, wie der Meiſter weiß, und Du eben erſt erfahren haſt, eine nicht geringe Anzahl gab, Muſik trieben, und noch dazu meiſtentheils

Inſtrumente ſpielten, die ſchon damals ſehr ſelten waren, jetzt aber zum Theil verſchwunden ſind, ſo, daß ich nur noch im Traum die ganz wunderbar klingenden Concerte vornehme, die ich ungefähr bis zu meinem zehnten, eilften Jahr hörte. — Mag es ſeyn, daß deshalb mein muſikaliſches Talent ſchon im erſten Aufkeimen die Richtung genommen hat, die in meiner Art zu inſtrumentiren ſich kund thun ſoll, und die man als zu phantaſtiſch verwirft. — Kannſt Du Dich, Geheimer Rath, der Thränen enthalten, wenn Du recht ſchön auf dem uralten Inſtrument, auf der Viola d'Amore, ſpielen hörſt, ſo danke dem Schöpfer für deine robuſte Conſtitution; ich für mein Theil flennte beträchtlich, als der Ritter Eßer ſich darauf hören ließ, früher aber noch mehr, wenn ein großer anſehnlicher Mann, dem die geiſtliche Kleidung ungemein gut ſtand, und der nun wieder mein Onkel war, mir darauf vorſpielte. So war auch eines andern Verwandten Spiel auf der Viola di Gamba gar angenehm und verlockend, wiewohl derjenige Onkel, der mich erzog, oder vielmehr nicht erzog, und der das Spinett mit barbariſcher Virtuoſität zu handtiren wußte, ihm mit Recht Mangel an Takt vorwarf. Der Arme gerieth auch bei der ganzen Familie in nicht geringe Verachtung, als man erfahren, daß er in aller Fröhlichkeit nach der Muſik einer Sarabande, eine Menuett a la Pompadour getanzt. Ich könnte Euch überhaupt viel erzählen von den muſikaliſchen Beluſtigungen meiner Familie, die oft einzig in ihrer Art ſeyn mochten, aber es würde manches Groteske mit unterlaufen, worüber Ihr lachen müßtet, und meine werthen Verwandten Eurem Gelächter Preis zu geben, das verbietet der Reſpectus Parentalis.

Johannes, begann der Geheime Rath, Johannes! Du wirſt es mir in deiner Gemüthlichkeit nicht verargen, wenn ich eine Saite in deinem Innern anſchlage, deren Berührung dich vielleicht ſchmerzt. — Immer ſprichſt Du von Onkeln, von Tanten, nicht gedenkſt du deines Vaters, deiner Mutter! —

O mein Freund, erwiederte Kreisler mit dem Ausdruck der tiefſten Bewegung, o mein Freund, eben heute gedachte ich, — doch nein, nichts mehr von Erinnerungen, von Träumen, nichts von dem Augenblick, der heute alles nur gefühlte, nicht verſtandene, Weh meiner frühen Knabenzeit weckte, aber eine Ruhe kam dann in mein Gemüth, die der ahnungsvollen Stille des Waldes gleicht, wenn der Gewitterſturm vorüber! — Ja Meiſter, Ihr habt Recht, ich ſtand unter dem Apfelbaum, und horchte auf die weiſſagende Stimme des hinſterbenden Donners! — Du kannſt dir deutlicher die dumpfe Betäubung denken, in der ich wohl ein paar Jahre fortleben mochte, als ich Tante Füßchen verloren, wenn ich dir ſage, daß der Tod meiner Mutter, der in dieſe Zeit fällt, keinen ſonderlichen Eindruck auf mich machte. Weshalb aber mein Vater mich ganz dem Bruder meiner Mutter überließ, oder überlaſſen mußte, darf ich dir nicht ſagen, da du Aehnliches in manchem verbrauchten Familienroman, oder in irgend einer Ifflandſchen Hauskreuzkomödie nachleſen kannſt. Es genügt, dir zu ſagen, daß, wenn ich meine Knaben- ja einen guten Theil meiner Jünglingsjahre, im troſtloſen Einerlei verlebte, dies wohl eben dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ich Elternlos war. Der ſchlechte Vater iſt noch immer viel beſſer, als jeder gute Erzieher, mein' ich, und mir ſchauert die Haut, wenn Eltern in liebloſem Unverſtande ihre Kinder von ſich laſſen und verweiſen in dieſe, jene Erziehungsanſtalt, wo die Armen ohne Rückſicht auf ihre Individualität, die ja niemanden anders als eben den Eltern recht klar aufgehen kann, nach beſtimmter Norm zugeſchnitten und appretirt werden. — Was nun eben die Erziehung betrifft, ſo darf ſich kein Menſch auf Erden darüber verwundern, daß ich ungezogen bin, denn der Oheim zog oder erzog mich ganz und gar nicht, ſondern überließ mich der Willkühr der Lehrer die in's Haus kamen, da ich keine Schule beſuchen, und auch durch irgend eine Bekanntſchaft mit einem Knaben meines Alters die Einſamkeit des Hauſes, das der unverheirathete Oheim mit einem alten trübſinnigen Bedienten allein bewohnte, nicht ſtören durfte. — Ich beſinne mich nur auf drei verſchiedene Fälle, in denen der beinahe bis zum Stumpfſinn gleichgültige, ruhige Oheim einen kurzen Akt der Erziehung vornahm, indem er mir eine Ohrfeige zutheilte, ſo, daß ich wirklich während meiner Knabenzeit drei Ohrfeigen empfangen. Ich könnte dir, mein Geheimer Rath, da ich eben zum Schwatzen ſo aufgelegt, die Geſchichte von den drei Ohrfeigen, als ein romantiſches Kleeblatt auftiſchen, doch hebe ich nur die mittelſte heraus, da ich weiß, daß du auf nichts ſo erpicht biſt, als auf meine muſikaliſchen Studien, und es dir nicht gleichgültig ſein kann, zu erfahren, wie ich zum erſten Mal componirte. — Der Oheim hatte eine ziemlich ſtarke Bibliothek, in der ich nach Gefallen ſtöbern und leſen durfte was ich wollte; mir fielen Rouſſeau's

Bekenntniſſe in der deutſchen Ueberſetzung in die Hände. Ich verſchlang das Buch, das eben nicht für einen zwölfjährigen Knaben geſchrieben, und das den Saamen manches Unheils in mein Inneres hätte ſtreuen können. Aber nur ein einziger Moment aus allen, zum Theil ſehr verfänglichen, Begebenheiten erfüllte mein Gemüth ſo ganz und gar, daß ich alles Uebrige darüber vergaß. Gleich elektriſchen Schlägen traf mich nämlich die Erzählung, wie der Knabe Rouſſeau von dem mächtigen Geiſt ſeiner innern Muſik getrieben, ſonſt aber ohne alle Kenntniß der Harmonik, des Contrapunkts, aller praktiſchen Hülfsmittel, ſich entſchließt, eine Oper zu komponiren, wie er die Vorhänge des Zimmers herabläßt, wie er ſich auf's Bette wirft, um ſich ganz der Inſpiration ſeiner Einbildungskraft hinzugeben, wie ihm nun ſein Werk aufgeht, gleich einem herrlichen Traum! — Tag und Nacht verließ mich nicht der Gedanke an dieſen Moment, mit dem mir die höchſte Seligkeit über den Knaben Rouſſeau gekommen zu ſein ſchien! — Oft war es mir, als ſei ich auch ſchon dieſer Seligkeit theilhaftig geworden, und dann, nur von meinem feſten Entſchluß hinge es ab, mich auch in dies Paradies hinaufzuſchwingen, da der Geiſt der Muſik in mir eben ſo mächtig beſchwingt. Genug, ich kam dahin, es meinem Vorbilde nachmachen zu wollen. Als nämlich, an einem ſtürmiſchen Herbſtabend, der Oheim wider ſeine Gewohnheit das Haus verlaſſen, ließ ich ſofort die Vorhänge herab, und warf mich auf des Oheims Bette, um, wie Rouſſeau, eine Oper im' Geiſte zu empfangen. So vortrefflich aber die Anſtalten waren, ſo ſehr ich mich abmühte, den dichteriſchen Geiſt heranzulocken, doch blieb er im ſtörriſchen Eigenſinn davon! — Durchaus ſummte mir, ſtatt aller herrlichen Gedanken, die mir aufgehen ſollten, ein altes erbärmliches Lied vor den Ohren, deſſen weinerlicher Text begann: „Ich liebte nur Ismenen, Ismene liebt' nur mich," und ließ, ſo ſehr ich mich dagegen ſträubte, nicht nach. Jetzt kommt der erhabene Prieſterchor. Hoch von Olympos Höh'n, rief ich mir zu: aber: „Ich liebte nur Ismenen," ſummte die Melodie fort und unaufhörlich fort, bis ich zuletzt feſt einſchlief. Mich weckten laute Stimmen, indem ein unerträglicher Geruch mir in die Naſe fuhr und den Athem verſetzte! Das ganze Zimmer war von dickem Rauch erfüllt, und in dem Gewölk ſtand der Oheim, und trat die Reſte der flammenden Gardine, die den Kleiderſchrank verbarg, nieder und rief: Waſſer her —

Waſſer her, bis der alte Diener Waſſer in reichlicher Fülle herbeibrachte, über den Boden ausgoß, und ſo das Feuer löſchte. Der Rauch zog langſam durch die Fenſter. „Wo iſt nur der Unglücksvogel,“ fragte der Oheim, indem er im Zimmer umherleuchtete. Ich wußte wohl, welchen Vogel er meinte, und blieb mäuschenſtill im Bette, bis der Oheim herantrat und mir mit einem zornigen: „Will er wohl gleich heraus!“ auf die Beine half. „Steckt mir der Böſewicht das Haus über dem Kopfe an,“ fuhr der Onkel fort! — Ich verſicherte, auf weiteres Befragen, ganz ruhig, daß ich auf dieſelbe Weiſe wie der Knabe Rouſſeau nach dem Inhalt ſeiner Bekenntniſſe es gethan, eine Opera ſeria im Bett componirt hätte, und daß ich durchaus gar nicht wiſſe, wie der Brand entſtanden. „Rouſſeau? componirt? Opera ſeria? — Pinſel!“ — So ſtotterte der Oheim vor Zorn, und theilte mir die kräftige Ohrfeige zu, die ich als die zweite empfing, ſo daß ich vor Schreck erſtarrt, ſprachlos ſtehen blieb, und in dem Augenblick hörte ich wie einen Nachklang des Schlages ganz deutlich: „Ich liebte nur Ismenen ꝛc. ꝛc.“ So wohl gegen dieſes Lied, als gegen die Begeiſterung des Componirens überhaupt, empfand ich von dieſem Augenblick an einen lebhaften Widerwillen.

Aber wie war nur das Feuer entſtanden, fragte der Geheime Rath.

Noch, erwiederte Kreisler, noch in dieſem Augenblick iſt es mir unbegreiflich, durch welchen Zufall die Gardine in Brand gerieth, und einen ſchönen Schlafrock des Oheims, ſo wie drei oder vier ſchön friſirte Toupees, die der Oheim als partielle Perücken-Studien aus einer Geſammtfriſur aufzuſetzen pflegte, mit in ihr Verderben riß. Mir iſt es auch immer ſo vorgekommen, als habe ich nicht des unverſchuldeten Feuers, ſondern nur der unternommenen Compoſition halber, die Ohrfeige erhalten. — Seltſam genug war es die Muſik allein, die zu treiben mich der Oheim mit Strenge anhielt, unerachtet der Lehrer, getäuſcht von dem nur momentanen Widerwillen, den ich dagegen äußerte, mich für ein durchaus unmuſikaliſches Prinzip hielt. Was ich übrigens lernen oder nicht lernen mochte, das war dem Oheim völlig gleich. Aeußerte er manchmal lebhaften Unwillen, daß es ſo ſchwer hielt, mich zur Muſik anzuhalten, ſo hätte man denken ſollen, daß er von Freude hätte durchdrungen ſein müſſen, als nach ein paar Jahren der muſikaliſche Geiſt ſich ſo mächtig in mir regte, daß er alles Uebrige überflügelte; das war aber nun wieder ganz und gar nicht der Fall. Der Oheim lächelte bloß ein wenig, wenn er bemerkte, daß ich bald mehrere Inſtrumente mit einiger Virtuoſität ſpielte, ja daß ich manches kleine Stück aufſetzte zur Zufriedenheit der Meiſter und Kenner. Ja, er lächelte bloß ein wenig, und ſprach, wenn man ihn mit Lobeserhebungen anfuhr, mit ſchlauer Miene: Ja der kleine Neveu iſt närriſch genug. —

So iſt, nahm der Geheime Rath das Wort, ſo iſt es mir aber ganz unbegreiflich, daß der Oheim Deiner Neigung nicht Freiheit ließ, ſondern Dich hineinzwang in eine andere Laufbahn. So viel ich nämlich weiß, iſt Deine Kapellmeiſterſchaft eben nicht von lange her.

Und auch nicht weit her, rief Meiſter Abraham lachend, und fuhr, indem er das Bildniß eines kleinen wunderlich gebauten Mannes an die Wand warf, weiter fort: Aber nun muß ich mich des wackern Oheims, den mancher verruchte Neffe den O weh Onkel nannte, weil er ſich mit Vornamen Ottfried Wenzel ſchrieb, ja nun muß ich mich ſeiner annehmen, und der Welt verſichern, daß wenn der Kapellmeiſter Johannes Kreisler es ſich einfallen ließ, Legationsrath zu ſein und ſich abzuquälen mit ſeiner innerſten Natur ganz widrigen Dingen, niemand weniger daran Schuld iſt, als eben der O weh Onkel. — O ſtill, ſprach Kreisler, o ſtill davon Meiſter, und nehmt mir dort den Oheim von der Wand, denn mocht' er auch wirklich lächerlich genug ausſehen, ſo mag ich doch eben heute über den Alten, der lange im Grabe ruht, nicht lachen! —

Ihr übernehmt Euch heute ja ganz in geziemlicher Empfindſamkeit, erwiederte der Meiſter; Kreisler achtete aber nicht darauf, ſondern ſprach, ſich zum kleinen Geheimen Rath wendend: du wirſt es bedauern, mich zum Schwatzen gebracht zu haben, da ich dir, der vielleicht das Außerordentliche erwartete, nur Gemeines, wie es ſich tauſendmal im Leben wiederholt, auftiſchen kann. — So iſt es auch gewiß, daß es nicht Erziehungszwang, nicht beſonderer Eigenſinn des Schickſals, nein, daß es der gewöhnlichſte Lauf der Dinge war, der mich fortſchob, ſo daß ich unwillkührlich dort hinkam, wo ich eben nicht hin wollte. — Haſt du nicht bemerkt, daß es in jeder Familie einen giebt, der ſich, ſei es durch beſonderes Genie, oder durch das glückliche Zuſammentreffen günſtiger Ereigniſſe, zu einer gewiſſen Höhe hinaufſchwang, und der nun, ein Heros, in der Mitte des Kreiſes ſteht, zu dem die lieben Verwandten demüthig hinaufblicken, deſſen gebietende Stimme vernommen wird in entſcheidenden Sprüchen, von denen keine Appellation möglich? — So ging es mit dem jüngern Bruder meines Oheims, der dem muſikaliſchen Familienneſt entflohen war, und in der Reſidenz als Geheimer Legationsrath, in der Nähe des Fürſten, eine ziemlich wichtige Perſon vorſtellte. Sein Emporſteigen hatte die Familie in eine ſtaunende Bewunderung geſetzt, die nicht nachließ. Man nannte den Legationsrath mit feierlichem Ernſt, und wenn es hieß: der Geheime Legationsrath hat geſchrieben, der Geheime Legationsrath hat das und das geäußert, ſo horchte Alles in ſtummer Ehrfurcht auf. Dadurch ſchon ſeit meiner früheſten Kindheit daran gewöhnt, den Oheim in der Reſidenz als einen Mann anzuſehen, der das höchſte Ziel alles menſchlichen Strebens erreicht, mußte ich es natürlich finden, daß ich gar nichts anders thun konnte, als in ſeine Fußtapfen treten. Das Bildniß des vornehmen Oheims hing in dem Prunkzimmer, und keinen größern Wunſch hegte ich, als ſo friſirt, ſo gekleidet umher zu gehen, wie der Oheim auf dem Bilde. Dieſen Wunſch gewährte mein Erzieher, und ich muß wirklich, als zehnjähriger Knabe, anmuthig genug ausgeſehen haben, im himmelhoch friſirten Toupee, und kleinen zirkelrunden Haarbeutel, im zeiſiggrünen Rock mit ſchmaler ſilberner Stickerei, ſeidenen Strümpfen und kleinem Degen. Dies kindiſche Streben ging tiefer ein, als ich älter worden, da, um mir Luſt zur trockenſten Wiſſenſchaft einzuflößen, es genügte, mir zu ſagen, dies Studium ſei mir nöthig, damit ich, dem Oheim gleich, dereinſt Legationsrath werden könne. Daß die Kunſt, welche mein Inneres erfüllte, mein eigentliches Streben, die wahre einzige Tendenz meines Lebens ſeyn dürfe, fiel mir um ſo weniger ein, als ich gewohnt war, von Muſik, Malerei, Poeſie, nicht anders reden zu hören, als von ganz angenehmen Dingen, die zur Erheiterung und Beluſtigung dienen könnten. Die Schnelle, mit der ich, ohne daß ſich jemals auch nur ein einziges Hinderniß offenbart hätte, durch mein erlangtes Wiſſen, und durch den Vorſchub des Oheims in der Reſidenz, in der Laufbahn, die ich gewiſſermaßen ſelbſt gewählt, vorwärts ſchritt, ließ mir keinen Moment übrig, mich umzuſchauen, und die ſchiefe Richtung des Weges, den ich genommen, wahrzunehmen. Das Ziel war erreicht, umzukehren nicht mehr möglich, als in einem nicht geahnten Moment die Kunſt ſich rächte, der ich abtrünnig worden, als der Gedanke eines ganzen verlornen Lebens mich mit troſtloſem Weh erfaßte, als ich mich in Ketten geſchlagen ſah, die mir unzerbrechlich dünkten! —

Glückſelig, rief der Geheime Rath, glückſelig, heilbringend alſo die Kataſtrophe, die dich aus den Feſſeln befreite!

Sage das nicht, erwiederte Kreisler, zu ſpät trat die Befreiung ein. Mir geht es, wie jenem Gefangenen, der, als er endlich befreit wurde, dem Getümmel der Welt, ja dem Licht des Tages, ſo entwöhnt war, daß er nicht vermögend, der goldnen Freiheit zu genießen, und ſich wieder zurückſehnte in den Kerker.

Das iſt, nahm Meiſter Abraham das Wort, das iſt nun eine von Euern konfuſen Ideen, Johannes, mit denen Ihr Euch und andere plagt! — Geht! geht! — Immer hat es das Schickſal mit Euch gut gemeint, aber daß Ihr nun einmal nicht im gewöhnlichen Trott bleiben könnt, daß Ihr rechts, links, herausſpringt aus dem Wege, daran iſt niemand Schuld als Ihr ſelbſt. Recht habt Ihr indeſſen wohl, daß, was Eure Knabenjahre betrifft, Euer Stern beſonders waltete, und — —

Zweiter Abſchnitt.

Lebenserfahrungen des Jünglings. Auch ich war in Arkadien.

(M. f. f.) „Närriſch genug und zugleich ungemein merkwürdig wär' es doch, ſprach eines Tages mein Meiſter zu ſich ſelbſt, wenn der kleine graue Mann dort unter dem Ofen wirklich die Eigenſchaften beſitzen ſollte, die der Profeſſor ihm andichten will! — Hm! ich dächte, er könnte mich dann reich machen, mehr als mein unſichtbares Mädchen es gethan. Ich ſperrt' ihn ein in einen Käfig, er müßte ſeine Künſte machen vor der Welt, die reichlichen Tribut dafür gern zahlen würde. Ein wiſſenſchaftlich gebildeter Kater will doch immer mehr ſagen, als ein frühreifer Junge, dem man die Exercitia eingetrichtert. — Ueberdem erſpart' ich mir einen Schreiber! — Ich muß dem Dinge näher auf die Spur kommen!“

Ich gedachte, als ich des Meiſters verfängliche Worte vernahm, der Warnung meiner unvergeßlichen Mutter Mina, und wohl mich hütend, auch nur durch das geringſte Zeichen zu verrathen, daß ich den Meiſter verſtanden, nahm ich mir feſt vor, auf das Sorgfältigſte meine Bildung zu verbergen. Ich las und ſchrieb daher nur des Nachts, und erkannte auch dabei mit Dank die Güte der Vorſehung, die meinem verachteten Geſchlecht manchen Vorzug vor den zweibeinigen Geſchöpfen, die ſich, Gott weiß warum, die Herren der Schöpfung nennen, gegeben hat. Verſichern kann ich nämlich, daß ich bei meinen Studien weder des Lichtziehers noch des Oelfabrikanten bedurfte, da der Phosphor meiner Augen hell leuchtet in der finſterſten Nacht. Gewiß iſt es daher auch, daß meine Werke erhaben ſind über den Vorwurf, der irgend einem Schriftſteller aus der alten Welt gemacht wurde, daß nämlich die Erzeugniſſe ſeines Geiſtes nach der Lampe röchen.

Doch innig überzeugt von der hohen Vortrefflichkeit, mit der mich die Natur begabt hat, muß ich doch geſtehen, daß Alles hienieden gewiſſe Unvollkommenheiten in ſich trägt, die wieder ein gewiſſes abhängiges Verhältniß verrathen. Von den leiblichen Dingen, die die Aerzte nicht natürlich nennen, unerachtet ſie mir eben recht natürlich dünken, will ich gar nicht reden, ſondern nur Rückſichts unſers pſychiſchen Organismus bemerken, daß ſich auch darin jene Abhängigkeit recht deutlich offenbaret. Iſt es nicht ewig wahr, daß unſern Flug oft Bleigewichte hemmen, von denen wir nicht wiſſen, was ſie ſind, woher ſie kommen, wer ſie uns angehängt?

Doch beſſer und richtiger iſt es wohl, wenn ich behaupte, daß alles Uebel vom böſen Beiſpiel herrührt, und daß die Schwäche unſerer Natur lediglich darin liegt, daß wir dem böſen Beiſpiel zu folgen gezwungen ſind. Ueberzeugt bin ich auch, daß das menſchliche Geſchlecht recht eigentlich dazu beſtimmt iſt, dies böſe Beiſpiel zu geben.

Biſt du geliebter Katerjüngling, der du dieſes lieſeſt, nicht einmal in deinem Leben in einen Zuſtand gerathen, der dir ſelbſt unerklärlich, dir überall die bitterſten Vorwürfe und vielleicht auch — einige tüchtige Biſſe deiner Kumpane zuzog? Du warſt träge, zänkiſch, ungeberdig, gefräßig, fandeſt an nichts Gefallen, warſt immer da, wo du nicht ſeyn ſollteſt, fielſt allen zur Laſt, kurz, warſt ein ganz unausſtehlicher Burſche! — Tröſte dich o Kater! Nicht aus deinem eigentlichen tiefern Innern formte ſich dieſe heilloſe Periode deines Lebens, nein, es war der Zoll, den du dem über Uns waltenden Prinzip dadurch darbrachteſt, daß auch du dem böſen Beiſpiel der Menſchen, die dieſen vorübergehenden Zuſtand eingeführt haben, folgteſt. Tröſte dich o Kater! denn auch mir iſt es nicht beſſer ergangen!

Mitten in meinen Lucubrationen überfiel mich eine Unluſt — eine Unluſt gleichſam der Ueberſättigung von unverdaulichen Dingen, ſo daß ich ohne Weiteres auf demſelben Buch, worin ich geleſen, auf demſelben Manuſkript, woran ich geſchrieben, mich zuſammenkrümmte und einſchlief. Immer mehr und mehr nahm dieſe Trägheit zu, ſo daß ich zuletzt nicht mehr ſchreiben, nicht mehr leſen, nicht mehr ſpringen, nicht mehr laufen, nicht mehr mit meinen Freunden im Keller, auf dem Dache, mich unterhalten mochte. Statt deſſen fühlte ich einen unwiderſtehlichen Trieb, alles das zu thun, was dem Meiſter, was den Freunden nie angenehm ſeyn, womit ich ihnen beſchwerlich fallen mußte. Was den Meiſter anlangt, ſo begnügte er, lange Zeit hindurch, ſich damit, mich fortzujagen, wenn ich zu meiner Lagerſtätte immer Plätze erkohr, wo er mich durchaus nicht leiden konnte, bis er endlich genöthigt wurde, mich etwas zu prügeln. Immer wieder auf des Meiſters Schreibtiſch geſprungen, hatt' ich ſo lange hin und her geſchwänzelt, bis die Spitze meines Schweifs in das große Tintenfaß gerathen, mit der ich nun auf Boden und Kanapee die ſchönſten Malereien ausführte. Das brachte den Meiſter, der keinen Sinn für dieſes Genre der Kunſt zu haben ſchien, in Harniſch. Ich flüchtete auf den Hof, aber beinah noch ſchlimmer ging es mir dort. Ein großer Kater, von Ehrfurcht gebietendem Anſehen, hatte längſt ſein Mißfallen über mein Betragen geäußert; jetzt, da ich, freilich tölpiſcher Weiſe, einen guten Biſſen, den er zu verzehren eben im Begriff, ihm vor dem Maule wegſchnappen wollte, gab er mir ohne Umſtände eine ſolche Menge Ohrfeigen von beiden Seiten, daß ich ganz betäubt wurde, und mir beide Ohren bluteten. — Irre ich nicht, ſo war der würdige Herr mein Oheim, denn Mina's Züge ſtrahlten aus ſeinem Antlitz, und die Familienähnlichkeit des Barts unleugbar. — Kurz, ich geſtehe, daß ich mich in dieſer Zeit in Unarten erſchöpfte, ſo daß der Meiſter ſprach: ich weiß gar nicht, was dir iſt, Murr! ich glaube am Ende, du biſt jetzt in die Lümmeljahre getreten! Der Meiſter hatte Recht, es war meine verhängnißvolle Lümmelzeit, die ich überſtehen mußte, nach dem böſen Beiſpiel der Menſchen, die, wie geſagt, dieſen heilloſen Zuſtand, als durch ihre tiefſte Natur bedingt, eingeführt haben. Lümmeljahre nennen ſie dieſe Periode, unerachtet Mancher Zeit ſeines Lebens nicht herauskommt, unſer eins kann nur von Lümmelwochen reden und ich meinerſeits kam nun auf einmal heraus, mittelſt eines ſtarken Rucks, der mir ein Bein oder ein paar Rippen hätte koſten können. Eigentlich ſprang ich heraus aus den Lümmelwochen auf vehemente Weiſe.

Ich muß ſagen wie das ſich begab:

Auf dem Hofe der Wohnung meines Meiſters ſtand eine inwendig reich ausgepolſterte Maſchine auf vier Rädern, wie ich nachher einſehen lernte, ein engliſcher Halbwagen. Nichts war in meiner damaligen Stimmung natürlicher, als daß mir die Luſt ankam, mit Mühe hinauf zu klettern und hinein zu kriechen in dieſe Maſchine. Ich fand die darin befindlichen Kiſſen ſo angenehm, ſo anlockend, daß ich nun die mehrſte Zeit in den Polſtern des Wagens verſchlief, verträumte.

Ein heftiger Stoß, dem ein Knattern, Klirren, Brauſen, wirres Lärmen folgte, weckte mich, als eben ſüße Bilder von Haaſenbraten und dergleichen, vor meiner Seele vorüber gingen. Wer ſchildert meinen jähen Schreck, als ich wahrnahm, daß die ganze Maſchine ſich mit Ohr betäubendem Getöſe fortbewegte, mich hin und her ſchleudernd auf meinen Polſtern. Die immer ſteigende und ſteigende Angſt wurde Verzweiflung, ich wagte den entſetzlichen Sprung heraus aus der Maſchine, ich hörte das wiehernde Hohngelächter hölliſcher Dämonen, ich hörte ihre barbariſchen Stimmen: Katz — Katz, kuz hu! hinter mir her kreiſchen, ſinnlos rannte ich in voller Furie von dannen, Steine flogen mir nach, bis ich endlich hineingerieth in ein finſtres Gewölbe, und ohnmächtig niederſank.

Endlich war es mir, als höre ich hin und her gehen über meinem Haupte, und ſchloß aus dem Schall der Tritte, da ich wohl ſchon Aehnliches erfahren, daß ich mich unter einer Treppe befinden müſſe. Es war dem ſo! —

Als ich nun aber herausſchlich, Himmel! da dehnten ſich überall unabſehbare Straßen vor mir aus und eine Menge Menſchen, von denen ich nicht einen einzigen kannte, wogte vorüber. Kam noch hinzu, daß Wagen raſſelten, Hunde laut bellten, ja, daß zuletzt eine ganze Schaar, deren Waffen in der Sonne blitzten, die Straße einengte; daß dicht bei mir einer urplötzlich ſo ganz erſchrecklich auf eine große Trommel ſchlug, daß ich unwillkürlich drei Ellen hoch aufſprang, ja, ſo konnte es nicht fehlen, daß eine ſeltſame Angſt meine Bruſt erfüllte! — Ich merkte nun wohl, daß ich mich in der Welt befand — in der Welt, die ich aus der Ferne von meinem Dache erblickt, oft nicht ohne Sehnſucht, ohne Neugierde, ja mitten in dieſer Welt ſtand ich nun, ein unerfahrner Fremdling. Behutſam ſpazierte ich dicht an den Häuſern die Straße entlang, und begegnete endlich ein paar Jünglingen meines Geſchlechts. Ich blieb ſtehen, ich verſuchte ein Geſpräch mit ihnen anzuknüpfen, aber ſie begnügten ſich, mich mit funkelnden Augen anzuglotzen, und ſprangen dann weiter. „Leichtſinnige Jugend, dacht' ich, du weißt nicht wer es war, der dir in den Weg trat! — ſo gehen große Geiſter durch die Welt, unerkannt, unbeachtet. — Das iſt das Loos ſterblicher Weisheit!" — Ich rechnete auf größere Theilnahme bei den Menſchen, ſprang auf einen hervorragenden Kellerhals, und ſtieß manches fröhliche, wie ich glaubte, anlockende, Miau aus, aber kalt ohne Theilnahme, kaum ſich nach mir umblickend, gingen Alle vorüber. Endlich gewahrte ich einen hübſchen blondgelockten Knaben, der mich freundlich anſah, und endlich mit den Fingern ſchnalzend rief: Mies — Mies! Schöne Seele, du verſtehſt mich, dacht' ich, ſprang herab, und nahte mich ihm freundlich ſchnurrend. Er fing an mich zu ſtreicheln, aber indem ich glaubte, mich dem freundlichen Gemüth ganz hingeben zu können, kniff er mich dermaßen in den Schwanz, daß ich vor raſendem Schmerz aufſchrie. Das eben ſchien dem tückiſchen Böſewicht rechte Freude zu machen, denn er lachte laut, hielt mich feſt, und verſuchte das hölliſche Manoeuvre zu wiederholen. Da faßte mich der tiefſte Ingrimm, von dem Gedanken der Rache durchflammt, grub ich meine Krallen tief in ſeine Hände, in ſein Geſicht, ſo, daß er aufkreiſchend mich fahren ließ. Aber in dem Augenblick hörte ich auch rufen: — Tyras — Kattuſch — hez hez! — Und laut blaffend ſetzten zwei Hunde hinter mir her. — Ich rannte, bis mir der Athem verging, ſie waren mir auf den Ferſen — keine Rettung. — Blind vor Angſt fuhr ich hinein s Fenſter eines Erdgeſchoſſes, daß die Scheiben zuſammen klirrten, paar Blumentöpfe, die auf der Fenſterbank geſtanden, krachend len in das Stübchen. Erſchrocken fuhr eine Frau, die an h ſitzend arbeitete, in die Höhe, rief dann: Seht die ab- Beſtie, ergriff einen Stock, und ging auf mich los. Aber ine zornglühenden Augen, meine ausgeſtreckten Krallen, das Geheul er Verzweiflung, das ich ausſtieß, hielten ſie zurück, ſo daß, wie es n jenem Trauerſpiel heißt, der zum Schlagen aufgehobene Stock in der Luft gehemmt ſchien, und ſie da ſtand, ein gemalter Wüthrich, parteilos zwiſchen Kraft und Willen! — In dem Augenblick ging die Thür auf, ſchnellen Entſchluß faſſend, ſchlüpfte ich dem eintretenden Mann zwiſchen den Beinen durch, und war ſo glücklich, mich aus dem Hauſe herauszufinden auf die Straße.

Ganz erſchöpft, ganz entkräftet, gelangte ich endlich zu einem einſamen Plätzchen, wo ich mich ein wenig niederlaſſen konnte. Da fing aber der wüthendſte Hunger an, mich zu peinigen, und ich gedachte nun erſt mit tiefem Schmerz des guten Meiſter Abraham, von dem mich ein hartes Schickſal getrennt. — Aber wie ihn wiederfinden! — Ich blickte wehmüthig umher, und als ich keine Möglichkeit ſah, den Weg zur Rückkehr zu erforſchen, traten mir die blanken Thränen in die Augen.

Doch neue Hoffnung ging mir auf, als ich an der Ecke der Straße ein junges freundliches Mädchen wahrnahm, die vor einem kleinen Tiſche ſaß, auf dem die appetitlichſten Brode und Würſte lagen. Ich näherte mich langſam, ſie lächelte mich an, und um mich ihr gleich als einen Jüngling von guter Erziehung, von galanten Sitten darzuſtellen, machte ich einen höheren ſchöneren Katzenbuckel als jemals. Ihr Lächeln wurde lautes Lachen. „Endlich eine ſchöne Seele, ein theilnehmendes Herz gefunden! — O Himmel, wie thut das wohl der wunden Bruſt!“ So dachte ich, und langte mir eine von den Würſten herab, aber in demſelben Nu ſchrie auch das Mädchen laut auf, und hätte mich der Schlag, den ſie mit einem derben Stück Holz nach mir führte, getroffen, in der That, weder die Wurſt, die ich mir im Vertrauen auf die Loyalität, auf die menſchenfreundliche Tugend des Mädchens, herabgelangt, noch irgend eine andere, hätte ich jemals mehr genoſſen. Meine letzte Kraft ſetzte ich daran, der Unholdin, die mich verfolgte, zu entrinnen. Das gelang mir, und ich erreichte endlich einen Platz, wo ich die Wurſt in Ruhe verzehren konnte.

Nach dem frugalen Mahle kam viel Heiterkeit in mein Gemüth, und da eben die Sonne mir warm auf den Pelz ſchien, ſo fühlte ich lebhaft, daß es doch ſchön ſey auf dieſer Erde. Als aber dann die kalte feuchte Nacht einbrach, als ich kein weiches Lager fand wie bei meinem guten Meiſter, als ich, vor Froſt ſtarrend, vom Hunger auf's Neue gepeinigt, am andern Morgen erwachte, da überfiel mich eine Troſtloſigkeit, die an Verzweiflung grenzte. „Das iſt (ſo brach ich aus in laute Klagen) das iſt alſo die Welt, in die du dich hineinſehnteſt von dem heimathlichen Dache? — Die Welt, wo du Tugend zu finden hoffteſt, und Weisheit, und die Sittlichkeit der höhern Ausbildung! — O dieſe herzloſen Barbaren! — Worin beſteht ihre Kraft, als im Prügeln? Worin ihr Verſtand, als in hohnlachender Verſpottung? Worin ihr ganzes Treiben, als in ſcheelſüchtiger Verfolgung tieffühlender Gemüther? — O fort — fort aus dieſer Welt voll Gleißnerei und Trug! — Nimm mich auf in deine kühlen Schatten, ſüßer heimathlicher Keller! — O Boden! — Ofen — o Einſamkeit, die mich erfreut, nach dir mein Herz ſich ſehnt mit Schmerz! —

Der Gedanke meines Elends, meines hoffnungsloſen Zuſtandes, übermannte mich. Ich kniff die Augen zu, und weinte ſehr.

Bekannte Töne ſchlugen an mein Ohr. „Murr — Murr! — geliebter Freund, wo kommſt du her? was iſt mit dir geſchehen?"

Ich ſchlug die Augen auf, der junge Ponto ſtand vor mir!

So ſehr mich Ponto auch gekränkt hatte, doch war mir ſeine unverhoffte Erſcheinung tröſtlich. Ich vergaß die Unbill, die er mir angethan, erzählte ihm, wie ſich Alles mit mir begeben, ſtellte ihm unter vielen Thränen meine traurige, hülfloſe Lage vor, ſchloß damit, ihm zu klagen, daß mich ein tödtender Hunger quäle.

Statt mir, wie ich geglaubt, ſeine Theilnahme zu bezeugen, brach der junge Ponto in ein ſchallendes Gelächter aus. „Biſt du, ſprach er dann, biſt du nicht ein ausgemachter thörichter Geck, lieber Murr! — Erſt ſetzt ſich der Haſe in eine Hutſchachtel hinein, wo er nicht hingehört, ſchläft ein, erſchrickt, als er weggetragen wird, ſpringt hinaus in die Welt, wundert ſich gar mächtig, daß ihn, der kaum vor die Thüre ſeines Hauſes geguckt, niemand kennt, daß er mit ſeinen dummen Streichen überall ſchlecht ankommt, und iſt dann ſo einfältig, nicht einmal den Rückweg finden zu können zu ſeinem Herrn. — Sieh Freund Murr, immer haſt du geprahlt mit deiner Wiſſenſchaft, mit deiner Bildung, immer haſt du vornehm gethan gegen mich, und nun ſitzeſt du da, verlaſſen, troſtlos, und all' die großen Eigenſchaften deines Geiſtes reichen nicht hin, dich zu belehren, wie du es anfangen mußt, deinen Hunger zu ſtillen, und dich nach Hauſe zurückzufinden zu deinem Meiſter! — Und wenn ich nun der, den du tief unter dir glaubteſt, nicht deiner annimmt, ſo ſtirbſt du zuletzt eines elendiglichen Todes, und keine ſterbliche Seele frägt was nach deinem Wiſſen, nach deinem Talent, und keiner von den Dichtern, denen du dich befreundet glaubteſt, ſetzt ein freundliches: Hic jacet! an die Stelle, wo du aus lauter Kunſtfertigkeit verſchmachteteſt! — Siehſt du, daß ich wohl auch durch die Schule gelaufen bin, und lateiniſche Brocken einmiſchen kann, trotz einem! — Aber du hungerſt, armer Kater, und dieſem Bedürfniß muß zuerſt abgeholfen werden, komm nur mit mir."

Der junge Ponto hüpfte fröhlich voraus, ich folgte niedergeſchlagen, ganz zerknirſcht über ſeine Reden, die mir in meiner hungrigen Stimmung viel Wahres zu enthalten ſchienen. Doch wie erſchrak ich als —

(Mak. Bl.) — für den Herausgeber dieſer Blätter das angenehmſte Ereigniß von der Welt, daß er das ganze merkwürdige Geſpräch Kreisler's mit dem kleinen Geheimen Rath, brühwarm wieder erfuhr. Dadurch wurde er in den Stand geſetzt, dir, geliebter Leſer, wenigſtens ein paar Bilder aus der frühern Jugendzeit des ſeltnen Mannes, deſſen Biographie er aufzuſchreiben gewiſſermaßen genöthigt, vor die Augen zu bringen, und er vermeint, daß, was Zeichnung und Colorit betrifft, dieſe Bilder wohl für charakteriſtiſch und bedeutſam genug gelten können. Wenigſtens mag man nach dem, was Kreisler von Tante Füßchen und ihrer Laute erzählt, nicht daran zweifeln, daß die Muſik mit all' ihrer wunderbaren Wehmuth, mit all' ihrem Himmelsentzücken, recht in die Bruſt des Knaben mit tauſend Adern verwuchs, und nicht zum Verwundern mag's darum auch ſeyn, daß eben dieſer Bruſt, wird ſie nur leiſe verwundet, gleich heißes Herzblut entquillt. Auf zwei Momente aus dem Leben des geliebten Kapellmeiſters war bemeldeter Herausgeber beſonders begierig, ja wie man zu ſagen pflegt, ganz verſeſſen. Nämlich, auf welche Weiſe Meiſter Abraham in die Familie gerieth und einwirkte auf den kleinen Johannes, und welche Kataſtrophe den ehrlichen Kreisler aus der Reſidenz warf und umſtempelte zum Kapellmeiſter, welches er hätte von Haus aus ſeyn ſollen, wiewohl man der ewigen Macht trauen darf, die jeden zu rechter Zeit an die rechte Stelle ſetzt. Manches iſt darüber ausgemittelt worden, welches du o Leſer! ſogleich erfahren ſollſt.

Für's Erſte iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß zu Göniönesmühl, wo Johannes Kreisler geboren und erzogen wurde, es einen Mann gab, der in ſeinem ganzen Weſen, in Allem was er unternahm, ſeltſam und eigenthümlich erſchien. Ueberhaupt iſt das Städtlein Göniönesmühl ſeit jeher das wahre Paradies aller Sonderlinge geweſen, und Kreisler wuchs auf, umgeben von den ſeltſamſten Figuren, die einen deſto ſtärkern Eindruck auf ihn machen mußten, als er wenigſtens während der Knabenzeit mit ſeines Gleichen keinen Umgang pflegte. Jener Mann trug aber mit einem bekannten Humoriſten gleichen Namen, denn er hieß Abraham Liscov und war ein Orgelbauer, welches Metier er bisweilen tief verachtete, zu anderer Zeit aber hoch in den Himmel erhob, ſo daß man nicht recht wußte, was er eigentlich wollte.

So wie Kreisler erzählt, wurde in der Familie von dem Herrn Liscov immer mit hoher Bewunderung geſprochen. Man nannte ihn den geſchickteſten Künſtler den es geben könne, und bedauerte nur, daß ſeine tollen Grillen, ſeine ausgelaſſenen Einfälle, ihn von jedermann entfernt hielten. Als einen beſondern Glücksfall rühmte dieſer, jener, daß Herr Liscov wirklich da geweſen, und ſeinen Flügel neu befiedert und geſtimmt habe. Eben von Liscov's phantaſtiſchen Streichen wurde dann auch Manches erzählt, welches auf den kleinen Johannes ganz beſonders wirkte, ſo daß er ſich von dem Mann, ohne ihn zu kennen, ein ganz beſtimmtes Bild entwarf, ſich nach ihm ſehnte, und als der Oheim verſicherte, Herr Liscov würde vielleicht kommen und den ſchadhaften Flügel repariren, jeden Morgen fragte, ob Herr Liscov denn nicht endlich erſcheinen werde. Dieſes Intereſſe des Knaben für den unbekannten Herrn Liscov ſteigerte ſich aber bis zur höchſten anſtaunenden Ehrfurcht, als er in der Hauptkirche, die der Oheim in der Regel nicht zu beſuchen pflegte, zum erſtenmal die mächtigen Töne der großen ſchönen Orgel vernahm, und als der Oheim ihm ſagte, niemand anders, als eben Herr Abraham Liscov, habe dies herrliche Werk verfertigt. Von dieſem Augenblick an verſchwand auch das Bild, das Johannes ſich von Herrn Liscov entworfen, und ein ganz anderes trat an ſeine Stelle. Herr Liscov mußte nach des Knaben Meinung ein großer ſchöner Mann ſeyn, von ſtattlichem Anſehen, hell und ſtark ſprechen, und vor allen Dingen einen pflaumfarbenen Rock tragen, mit breiten goldnen Treſſen, wie der Pathe Commerzienrath, der ſo gekleidet ging, und vor deſſen reicher Tracht der kleine Johannes den tiefſten Reſpekt hegte.

Als eines Tages der Oheim mit Johannes am offnen Fenſter d, kam ein kleiner hagerer Mann die Straße herab geſchoſſen, in em Roquelaur von hellgrünem Berkan, deſſen offne Aermelklappen ſeltſam im Winde auf und nieder flatterten. Dazu hatte er ein kleines dreieckiges Hütchen martialiſch auf die weißgepuderte Friſur gedrückt, und ein zu langer Haarzopf ſchlängelte ſich herab über den Rücken. Er trat hart auf, daß das Straßenpflaſter dröhnte, und ſtieß auch bei jedem zweiten Schritt mit dem langen ſpaniſchen Rohr, das er in der Hand trug, heftig auf den Boden. Als der Mann vor dem Fenſter vorbeikam, warf er aus ſeinen funkelnden pechſchwarzen Augen dem Oheim einen ſtechenden Blick zu, ohne ſeinen Gruß zu erwiedern.

Dem kleinen Johannes bebte es eiskalt durch alle Glieder, und zugleich war es ihm zu Muthe, als müſſe er über den Mann entſetzlich lachen, und könne nur nicht dazu kommen, weil ihm die Bruſt ſo beengt. „Das war der Herr Liscov,“ ſprach der Oheim; „das wußte ich ja,“ erwiederte Johannes, und er mochte Recht haben. Weder ein großer ſtattlicher Mann war Herr Liscov, noch trug er einen pflaumfarbenen Rock mit goldnen Treſſen, wie der Pathe Commerzienrath, ſeltſam, ja wunderbar genug begab es ſich aber, daß Herr Liscov ganz genau ſo ausſah, wie der Knabe ſich ihn früher gedacht hatte, ehe er das Orgelwerk vernommen. Noch hatte ſich Johannes nicht von ſeinem Gefühl erholt, das dem eines jähen Schrecks zu vergleichen, als Herr Liscov plötzlich ſtill ſtand, ſich umdrehte, die Straße entlang hinanpolterte, bis vor das Fenſter, dem Oheim eine tiefe Verbeugung machte, davon rannte unter lautem Gelächter.

Iſt das, ſprach der Oheim, iſt das wohl ein Betragen für einen geſetzten Mann, der in den Studiis nicht unerfahren, der als privilegirter Orgelbauer zu den Künſtlern zu rechnen, und dem die Geſetze des Landes verſtatten, einen Degen zu tragen? Sollte man nicht vermeinen, er habe ſchon am lieben frühen Morgen zu tief in's Glas gekuckt, oder ſey dem Tollhauſe entſprungen? Aber ich weiß es, nun wird er herkommen und den Flügel in Ordnung bringen.

Der Oheim hatte Recht. Schon andern Tages war Herr Liscov da, aber ſtatt die Reparatur des Flügels vorzunehmen, verlangte er, der kleine Johannes ſollte ihm vorſpielen. Dieſer wurde auf den mit Büchern bepackten Stuhl geſetzt, Herr Liscov ihm gegenüber am ſchmalen Ende des Flügels, ſtützte beide Arme auf das Inſtrument, und ſah dem Kleinen ſtarr in's Antlitz, welches ihn dermaßen außer Faſſung brachte, daß die Menuets, die Arien, die er aus dem alten Notenbuche abſpielte, holpricht genug gingen. Herr Liscov blieb ernſt, aber plötzlich rutſchte der Knabe herab, und verſank unter des Flügels Geſtell, worüber der Orgelbauer, der ihm mit einem Ruck die Fußbank unter den Füßen weggezogen, eine unmäßige Lache aufſchlug. Beſchämt rappelte ſich der Knabe hervor, doch in dem Augenblick ſaß Herr Liscov auch ſchon vor dem Flügel, hatte einen Hammer hervorgezogen, und hämmerte auf das arme Inſtrument ſo unbarmherzig los, als wolle er Alles in tauſend Stücke ſchlagen. „Herr Liscov, ſind Sie von Sinnen!“ ſchrie der Onkel, aber der kleine Johannes, ganz entrüſtet, ganz außer ſich über des Orgelbauers Beginnen, ſtemmte ſich mit aller Gewalt gegen den Deckel des Inſtruments, ſo, daß er mit lautem Krachen zuſchlug, und Herr Liscov ſchnell den Kopf zurückziehen mußte, um nicht getroffen zu werden. Dann rief er: Ei lieber Onkel, das iſt nicht der geſchickte Künſtler, der die ſchöne Orgel gebaut hat, er kann es nicht ſeyn, denn dieſer hier iſt ja ein alberner Menſch, der ſich beträgt, wie ein ungezogener Bube! —

Der Oheim verwunderte ſich über die Dreiſtigkeit des Knaben; aber Herr Liscov ſah ihn lange ſtarr an, ſprach: „Er iſt wohl ein kurioſer Monſieur!“ öffnete leiſe und behutſam den Flügel, zog Inſtrumente hervor, begann ſeine Arbeit, die er in ein paar Stunden beendete, ohne ein einziges Wort zu ſprechen.

Seit dieſem Augenblick zeigte ſich des Orgelbauers entſchiedene Vorliebe für den Knaben. Beinahe täglich kam er in's Haus, und wußte den Knaben bald für ſich zu gewinnen, indem er ihm eine ganz neue bunte Welt erſchloß, in der ſich ſein reger Geiſt muthiger und freier bewegen konnte. Eben nicht löblich war es, daß Liscov, vorzüglich als Johannes ſchon in Jahren mehr vorgerückt, den Knaben anregte zu den ſeltſamſten Foppereien, die oft gegen den Oheim ſelbſt gerichtet waren, der freilich, beſchränkten Verſtandes, und voll der lächerlichſten Eigenheiten, dazu reichen Anlaß bot. Gewiß iſt es aber, daß, wenn Kreisler über die troſtloſe Verlaſſenheit in ſeinen Knabenjahren klagt, wenn er das zerriſſene Weſen, das ihn oft in ſeiner innerſten Natur verſtört, jener Zeit zuſchreibt, wohl das Verhältniß mit dem Oheim in Anſchlag zu bringen iſt. Er konnte den Mann, der, Vaterſtelle zu vertreten, berufen und der ihm mit ſeinem ganzen Thun und Weſen lächerlich erſcheinen mußte, nicht achten.

Liscov wollte den Johannes ganz an ſich reißen, und es wäre ihm gelungen, hätte ſich nicht des Knaben edlere Natur dagegen geſträubt. Ein durchdringender Verſtand, ein tiefes Gemüth, eine ungewöhnliche Erregbarkeit des Geiſtes, Alles das waren anerkannte Vorzüge des Orgelbauers. Was man aber Humor zu nennen beliebte, war nicht jene ſeltne wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tieferen Anſchauung des Lebens in all' ſeinen Bedingniſſen, aus dem Kampf der feindlichſten Prinzipe ſich erzeugt, ſondern nur das entſchiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent es in's Leben zu ſchaffen, und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erſcheinung. Dies war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausſtrömen ließ, der Schadenfreude, mit der er Alles als ungehörig erkannte raſtlos verfolgte bis in die geheimſten Winkel. Eben dieſe ſchadenfrohe Verſpottung verwundete des Knaben zartes Gemüth, und ſtand dem innigſten Verhältniß, wie es der in wahrhafter innerer Geſinnung väterliche Freund herbeigeführt haben würde, entgegen. Zu läugnen iſt aber auch nicht, daß der wunderliche Orgelbauer recht dazu geeignet war, den Keim des tiefern Humors, der in des Knaben Innern lag, zu hegen und zu pflegen, der denn auch ſattſam gedeihte und emporwuchs. —

Herr Liscov pflegte viel von Johannes Vater zu erzählen, deſſen vertrauteſter Freund er in ſeinen Jünglingsjahren geweſen, zum Nachtheil des erziehenden Oheims, der merklich in den Schatten trat, wenn der Bruder in hellem Sonnenlicht erſchien. So rühmte auch eines Tages der Orgelbauer den tiefen muſikaliſchen Sinn des Vaters, und verſpottete die verkehrte Art, wie der Oheim dem Knaben die erſten Elemente der Muſik beigebracht. Johannes, deſſen ganze Seele durchdrungen war von dem Gedanken an den, der ihm der nächſte geweſen, und den er nie gekannt, wollte immer noch mehr hören. Da verſtummte aber Liscov plötzlich, und ſah, wie einer, dem irgend ein das Leben erfaſſender Gedanke vor die Seele tritt, ſtarr zum Boden nieder.

Was iſt Euch Meiſter, fragte Johannes, was bewegt Euch ſo? —

Liscov fuhr auf wie aus einem Traum, und ſprach lächelnd: Weißt Du noch Johannes! wie ich Dir die Fußbank wegzog unter den Beinen, und Du hinabſchobſt unter den Flügel, da Du mir des Oheims abſcheuliche Murkis und Menuetten vorſpielen mußteſt?

Ach, erwiederte Johannes, wie ich Euch zum erſtenmale ſah, daran mag ich gar nicht denken. Es machte Euch gerade Spaß, ein Kind zu betrüben.

Und das Kind, nahm Liscov das Wort, war dafür tüchtig grob. — Doch nimmermehr hätt' ich damals geglaubt, daß in Euch ein ſolch tüchtiger Muſiker verborgen, und darum, Söhnlein, thu' mir den Gefallen und ſpiele mir einen ordentlichen Choral vor auf dem papiernen Poſitiv. Ich will den Balg treten.

— Es iſt hier nachzuholen, daß Liscov großen Geſchmack fand an allerlei wunderlichen Spielereien, und den Johannes damit ſehr ergötzte. Schon, als Johannes noch ein Kind, pflegte Liſcov bei jedem Beſuch ihm irgend etwas Seltſames mitzubringen.

Empfing das Kind bald einen Apfel, der in hundert Stücke zerfiel, wenn er abgeſchält wurde, oder irgend ein ſeltſam geformtes Backwerk, ſo wurde der erwachſene Knabe bald mit dieſem, bald mit jenem überraſchenden Kunſtſtück aus der natürlichen Magie erfreut, ſo half der Jüngling optiſche Maſchinen bauen, ſympathetiſche Tinten kochen u. ſ. w. An der Spitze der mechaniſchen Künſteleien, die der Orgelbauer für den Johannes verfertigte, ſtand aber ein Poſitiv mit achtfüßigem Gedackt, deſſen Pfeifen von Papier geformt, das mithin jenem Kunſtwerk des alten Orgelbauers aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, Eugenius Caſparini geheißen, glich, welches in der kaiſerlichen Kunſtkammer in Wien zu ſehen. Liſcov's ſeltſames Inſtrument hatte einen Ton, deſſen Stärke und Anmuth unwiderſtehlich hinriß, und Johannes verſichert noch, daß er niemals darauf ſpielen können, ohne in die tiefſte Bewegung zu gerathen, und daß ihm dabei manche wahrhaft fromme Kirchenmelodie hell aufgegangen. —

Auf dieſem Poſitiv mußte Johannes nun dem Orgelbauer vorſpielen. Nachdem er, wie Liſcov verlangt, ein paar Choräle geſpielt, fiel er in den Hymnus: **Misericordias domini cantabo**, den er vor wenigen Tagen geſetzt. — Da Johannes geendet, ſo ſprang Liſcov auf, drückte ihn ſtürmiſch an die Bruſt, rief laut lachend: Haſenfuß, was foppſt du mich mit deiner lamentablen Cantilena? Wär' ich nicht immer und ewig dein Calcant geweſen, nichts Vernünftiges hätteſt du jemals herausgebracht. — Aber nun renne ich fort, und laſſe dich im Stich ganz und gar, und du magſt dir in der Welt einen andern Calcanten ſuchen, der es mit dir ſo gut meint als ich! — Dabei ſtanden ihm die hellen Thränen in den Augen. Er ſprang zur Thüre hinaus, die er ſehr heftig zuſchlug. Dann ſteckte er aber nochmals den Kopf hinein und ſprach ſehr weich: Es kann nun einmal nicht anders ſeyn. — Adieu Johannes! — Wenn der Oheim ſeine rothgeblümte Gros de Tourweſte vermißt, ſo ſage nur, ich hätte ſie geſtohlen, und ließe mir daraus einen Turban machen, um dem Groß-Sultan vorgeſtellt zu werden! — Adieu Johannes! — Kein Menſch konnte begreifen, warum Herr Liſcov ſo plötzlich die angenehme Stadt Göniönesmühl verlaſſen, warum er niemanden entdeckt, wohin er ſich zu wenden entſchloſſen.

Der Oheim ſprach: Längſt hab' ich vermuthet, daß der unruhige Geiſt ſich auf und davon machen würde, denn er hält es, unerachtet er ſchöne Orgeln verfertigt, doch nicht mit dem Spruch: bleibe im Lande und nähre dich redlich! — Es iſt nur gut, daß unſer Flügel im Stande; nach dem überſpannten Menſchen ſelbſt frag' ich nicht viel! — Anders dachte wohl Johannes, dem Liscov überall fehlte, und dem nun ganz Göniönesmühl ein todtes düſtres Gefängniß dünkte.

So kam es, daß er den Rath des Orgelbauers befolgen, und ſich in der Welt einen andern Calcanten ſuchen wollte. Der Oheim meinte, da er ſeine Studien vollendet, könne er in der Reſidenz ſich unter den Fittig des Geheimen Legationsrathes begeben und vollends ausbrüten laſſen. — Es geſchah ſo! —

— In dieſem Augenblick ärgert ſich gegenwärtiger Biograph über alle Maßen, denn indem er an den zweiten Moment aus Kreisler's Leben kommt, von dem er dir, geliebter Leſer, zu erzählen verſprochen, nämlich, wie Johannes Kreisler den wohlerworbnen Poſten eines Legationsrathes verlor, und gewiſſermaßen aus der Reſidenz verwieſen wurde, wird er gewahr, daß alle Nachrichten, die ihm darüber zu Gebote ſtehen, ärmlich, dürftig, ſeicht, unzuſammenhängend ſind. —

Es genügt indeſſen am Ende wohl, zu ſagen, daß, bald nachdem Kreisler in die Stelle ſeines verſtorbenen Oheims getreten, und Legationsrath geworden, ehe man ſich's verſah, ein gewaltiger gekrönter Coloß den Fürſten in der Reſidenz heimſuchte, und ihn als ſeinen beſten Freund ſo innig und herzlich in ſeine eiſernen Arme ſchloß, daß der Fürſt darüber den beſten Theil ſeines Lebensathems verlor. Der Gewaltige hatte in ſeinem Thun und Weſen etwas ganz Unwiderſtehliches, und ſo kam es, daß ſeine Wünſche befriedigt werden mußten, ſollte auch, wie es wirklich geſchah, darüber Alles in Noth und Verwirrung gerathen. Manche fanden die Freundſchaft des Gewaltigen etwas verfänglich, wollten ſich wohl gar dagegen auflehnen, geriethen aber ſelbſt darüber in das verfängliche Dilemma, entweder die Vortrefflichkeit jener Freundſchaft anzuerkennen, oder außerhalb Landes einen andern Standpunkt zu ſuchen, um vielleicht den Gewaltigen im richtigeren Licht zu erblicken.

Kreisler befand ſich unter dieſen.

Trotz ſeines diplomatiſchen Charakters hatte Kreisler geziemliche

Unſchuld konſervirt, und eben deshalb gab es Augenblicke, in denen er nicht wußte, wozu ſich entſchließen. Eben in einem ſolchen Augenblick erkundigte er ſich bei einer hübſchen Frau in tiefer Trauer, was ſie überhaupt von Legationsräthen halte? Sie erwiederte Vieles in zierlichen artigen Worten, am Ende kam aber ſo viel heraus, daß ſie von einem Legationsrath gar nicht viel halten könne, ſobald er ſich auf enthuſiaſtiſche Weiſe mit der Kunſt beſchäftige, ohne ſich ihr ganz zuzuwenden.

„Vortrefflichſte der Wittwen, ſprach darauf Kreisler, ich reiße aus!“

Als er bereits Reiſeſtiefeln angezogen und mit dem Hut in der Hand ſich empfehlen wollte, nicht ohne Rührung und gehörigen Abſchiedsſchmerz, ſteckte ihm die Wittwe den Ruf zur Kapellmeiſter-Stelle bei dem Großherzog, der das Ländchen des Fürſten Irenäus verſpeiſt, in die Taſche.

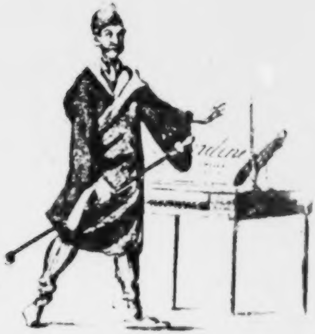
Kaum iſt es nöthig, hinzuzufügen, daß die Dame in Trauer niemand anders war, als die Räthin Benzon, die eben des Rathes verluſtig geworden, da der Gemahl verſtorben.

Merkwürdiger Weiſe trug es ſich zu, daß die Benzon eben zu der Zeit als —

(M. f. f.) — Ponto gerade zu auf das Brod und Würſte feil haltende Mädchen loshupfte, die mich, da ich freundlich bei ihr zulangte, beinahe todtgeſchlagen. „Mein Pudel Ponto, mein Pudel Ponto, was thuſt du, nimm dich in Acht, hüte dich vor der herzloſen Barbarin, vor dem rachedürſtenden Wurſtprinzip!“ — So rief ich hinter Ponto her — ohne auf mich zu achten, ſetzte er aber ſeinen Weg fort — und folgte in der Ferne, um, ſollte er in Gefahr gerathen, mich gleich aus dem Staube machen zu können. — Vor dem Tiſch angekommen, richtete ſich Ponto auf den Hinterfüßen in die Höhe, und tänzelte in den zierlichſten Sprüngen um das Mädchen her, die ſich darüber gar ſehr erfreute. Sie rief ihn an ſich, er kam, legte den Kopf in ihren Schooß, ſprang wieder auf, bellte luſtig, hüpfte wieder um den Tiſch, ſchnupperte beſcheiden, und ſah dem Mädchen freundlich in die Augen.

„Willſt du ein Würſtchen, artiger Pudel?“ So fragte das Mädchen, und als nun Ponto anmuthig ſchwänzelnd laut aufjauchzte, nahm ſie zu meinem nicht geringen Erſtaunen, eine der ſchönſten größten

Blatt 31



Der Kapellmeister Johannes
Kreisler in Haustracht
nach dem Leben gezeichnet von Erasmus Spikher

Würſte, und reichte ſie dem Ponto dar. Dieſer tanzte, wie zur Dankſagung noch ein kurzes Ballet, und eilte dann zu mir mit der Wurſt, die er mit den freundlichen Worten hinlegte: „Da, iß, erquicke dich Beſter!“ Nachdem ich die Wurſt verzehrt, lud mich Ponto ein, ihm zu folgen, er wolle mich zurückführen zum Meiſter Abraham.

Wir gingen langſam neben einander her, ſo daß es uns nicht ſchwer fiel, wandelnd, vernünftige Geſpräche zu führen.

„Ich ſeh es wohl ein, (ſo begann ich die Unterredung) daß du, geliebter Ponto, es viel beſſer verſtehſt, in der Welt fortzukommen, als ich. Nimmermehr würd' es mir gelungen ſeyn, das Herz jener Barbarin zu rühren, welches dir ſo ungemein leicht wurde. Doch verzeih! — In deinem ganzen Benehmen gegen die Wurſtverkäuferin lag doch etwas, wogegen mein innerer mir angeborner Sinn ſich auflehnt. Eine gewiſſe unterwürfige Schmeichelei, ein Verläugnen des Selbſtgefühls, der edleren Natur — nein! guter Pudel, nicht entſchließen könnte ich mich, ſo freundlich zu thun, ſo mich außer Athem zu ſetzen mit angreifenden Manoeuvres, ſo recht demüthig zu betteln, wie du es thateſt. Bei dem ſtärkſten Hunger, oder wenn mich ein Appetit nach etwas Beſonderem anwandelt, begnüge ich mich, hinter dem Meiſter auf den Stuhl zu ſpringen, und meine Wünſche durch ein ſanftes Knurren anzudeuten. Und ſelbſt dies iſt mehr Erinnerung an die übernommene Pflicht, für meine Bedürfniſſe zu ſorgen, als Bitte um eine Wohlthat.“

Ponto lachte laut auf, als ich dies geſprochen und begann denn: O Murr, mein guter Kater, du magſt ein tüchtiger Literatus ſeyn, und dich wacker auf Dinge verſtehen, von denen ich gar keine Ahnung habe, aber von dem eigentlichen Leben weißt du gar nichts, und würdeſt verderben, da dir alle Weltklugheit gänzlich abgeht. — Für's Erſte würdeſt du vielleicht anders geurtheilt haben, ehe du die Wurſt genoſſen, denn hungrige Leute ſind viel artiger, und fügſamer, als ſatte, dann aber biſt du Rückſichts meiner ſogenannten Unterwürfigkeit in großem Irrthum. Du weißt ja, daß das Tanzen und Springen mir großes Vergnügen macht, ſo, daß ich es oft auf meine eigene Hand unternehme. Treibe ich nun, eigentlich nur zu meiner Motion, meine Künſte vor den Menſchen, ſo macht es mir ungemeinen Spaß, daß die Thoren glauben, ich thäte es aus beſonderm Wohlgefallen an ihrer Perſon, und nur, ihnen Luſt und Freude zu erregen. Ja ſie glauben das, ſollte auch eine andere Abſicht ganz klar ſeyn. Du haſt, Geliebter! das lebendige Beiſpiel davon ſo eben erfahren. Mußte das Mädchen nicht gleich einſehen, daß es mir nur um eine Wurſt zu thun war, und doch gerieth ſie in volle Freude, daß ich ihr, der Unbekannten, meine Künſte vormachte, als einer Perſon, die dergleichen zu ſchätzen vermögend, und eben in dieſer Freude that ſie das, was ich bezweckte. Der Lebenskluge muß es verſtehen, Allem, was er bloß ſeinetwegen thut, den Anſchein zu geben als thäte er es um anderer willen, die ſich dann hochverpflichtet glauben, und willig ſind zu Allem was man bezweckte. Mancher erſcheint gefällig, dienſtfertig, beſcheiden, nur den Wünſchen anderer lebend, und hat nichts im Auge, als ſein liebes Ich, dem die andern dienſtbar ſind, ohne es zu wiſſen. Das, was du alſo unterwürfige Schmeichelei zu nennen beliebſt, iſt nichts als weltkluges Benehmen, das in der Erkenntniß und der foppenden Benutzung der Thorheit Anderer ſeine eigentlichſte Baſis findet.

O Ponto, erwiederte ich, du biſt ein Weltmann, das iſt gewiß, und ich wiederhole, daß du dich auf das Leben beſſer verſtehſt als ich, aber dem unerachtet kann ich kaum glauben, daß deine ſeltſamen Künſte dir ſelbſt Vergnügen machen ſollten. Wenigſtens iſt mir das entſetzliche Kunſtſtück durch Mark und Bein gegangen, als du in meiner Gegenwart deinem Herrn ein ſchönes Stuck Braten apportirteſt, es ſauber zwiſchen den Zähnen haltend, und nicht eher einen Biſſen davon genoſſeſt, bis dein Herr dir die Erlaubniß zuwinkte.

Sage mir doch, fragte Ponto, ſage mir doch guter Murr, was ſich nachher begab!

Beide, erwiederte ich, dein Herr und Meiſter Abraham lobten dich über alle Maßen, und ſetzten dir einen ganzen Teller mit Braten hin, den du mit erſtaunlichem Appetit verzehrteſt.

Nun, fuhr Ponto fort, nun alſo beſter Kater, glaubſt du wohl, daß, hätt' ich apportirend das kleine Stuck Braten gefreſſen, daß ich dann eine ſolch' reichliche Portion, und überhaupt Braten erhalten? Lerne, o unerfahrner Jüngling! daß man kleine Opfer nicht ſcheuen darf, um Großes zu erreichen. Mich wundert's, daß bei deiner ſtarken Lektüre dir nicht bekannt worden, was es heißt, die Wurſt nach der Speckſeite werfen. — Pfote auf's Herz, muß ich dir geſtehen, daß, traf ich einſam im Winkel einen ganzen ſchönen Braten an, ich ihn ganz gewiß verzehren würde, ohne auf die Erlaubniß meines Herrn zu warten, könnt' ich das nur unbelauſcht vollbringen. Es liegt nun einmal in der Natur, daß man im Winkel ganz anders handelt, als auf offener Straße. — Uebrigens iſt es auch ein aus tiefer Weltkenntniß geſchöpfter Grundſatz, daß es rathſam iſt, in Kleinigkeiten ehrlich zu ſeyn.

Ich ſchwieg einige Augenblicke, über Pontos geäußerte Grundſätze nachdenkend, mir fiel ein, irgendwo geleſen zu haben, ein jeder müſſe ſo handeln, daß ſeine Handelsweiſe als allgemeines Prinzip gelten könne, oder wie er wünſche, daß alle Rückſichts ſeiner handeln möchten, und bemühte mich vergebens, dies Prinzip mit Pontos Weltklugheit in Uebereinſtimmung zu bringen. Mir kam in den Sinn, daß alle Freundſchaft, die mir Ponto in dem Augenblick erzeigte, wohl auch gar zu meinem Schaden, nur ſeinen eignen Vortheil bezwecken könne, und ich äußerte dies unverhohlen.

Kleiner Schäker, rief Ponto lachend, von dir iſt gar nicht die Rede! — Du kannſt mir keinen Vortheil gewähren, keinen Schaden verurſachen. Um deine todten Wiſſenſchaften beneide ich dich nicht, dein Treiben iſt nicht das meinige, und ſollteſt du dir es etwa beikommen laſſen, feindliche Geſinnungen gegen mich zu äußern, ſo bin ich dir an Stärke und Gewandtheit überlegen. Ein Sprung, ein tüchtiger Biß meiner ſcharfen Zähne, würde dir auf der Stelle den Garaus machen.

Mich wandelte eine große Furcht an vor meinem eignen Freunde, die ſich vermehrte, als ein großer ſchwarzer Pudel ihn freundlich nach gewöhnlicher Art begrüßte, und beide, mich mit glühenden Augen anblickend, leiſe mit einander ſprachen.

Die Ohren angekniffen, drückte ich mich an die Seite, doch bald ſprang Ponto, den der Schwarze verlaſſen, wieder auf mich zu, und rief: Komm nur, mein Guter!

„Ach Himmel, fragte ich in der Beſtürzung, wer war denn der ernſte Mann, der vielleicht ebenſo weltklug als du?“

„Ich glaube gar, erwiederte Ponto, du fürchteſt dich vor meinem guten Oheim, dem Pudel Skaramuz? Ein Kater biſt du ſchon, und willſt nun gar ein Haaſe werden. —“

„Aber, ſprach ich, warum warf der Oheim mir ſolche glühende Blicke zu, und was flüſtertet ihr ſo heimlich, ſo verdächtig mit einander? —“ „Nicht verhehlen, erwiederte Ponto, nicht verhehlen will ich's dir, mein guter Murr, daß mein alter Oheim etwas mürriſch iſt, und wie es denn nun bei alten Leuten gewöhnlich der Fall, an verjährten Vorurtheilen hängt. Er wunderte ſich über unſer Beiſammenſeyn, da die Ungleichheit unſers Standes jede Annäherung verbieten muſſe. Ich verſicherte, daß du ein junger Mann von vieler Bildung und angenehmem Weſen wärſt, der mich bisweilen ſehr beluſtige. Da meinte er, dann könne ich mich wohl dann und wann einſam mit dir unterhalten, nur ſolle ich's mir nicht etwa einfallen laſſen, dich mitzubringen in eine Pudelaſſemblee, da du nun und nimmermehr aſſembleefähig werden könnteſt, ſchon deiner kleinen Ohren halber, die nur zu ſehr deine niedere Abkunft verriethen, und von tuchtigen großgeohrten Pudeln durchaus fur unanſtändig geachtet würden.

Ich verſprach das.

Hätt' ich ſchon damals etwas gewußt von meinem großen Ahnherrn, dem geſtiefelten Kater, der Aemter und Wurden erlangte, dem Buſenfreunde König Gottliebs, ich würde dem Freunde Ponto ſehr leicht bewieſen haben, daß jede Pudelaſſemblee ſich geehrt fühlen müſſe durch die Gegenwart eines Abkömmlings aus der illuſterſten Familie; ſo mußte ich, aus der Obſkurität noch nicht hervorgetreten, es aber leiden, daß beide, Skaramuz und Ponto, ſich über mich erhaben dunkten. — Wir ſchritten weiter fort. Dicht vor uns wandelte ein junger Mann, der trat mit einem lauten Ausruf der Freude ſo ſchnell zuruck, daß er mich, ſprang ich nicht ſchnell zur Seite, ſchwer verletzt haben wurde. Eben ſo laut ſchrie ein anderer junger Mann, der, die Straße herab, jenem entgegen kam. Und nun ſtürzten ſich beide in die Arme, wie Freunde die ſich lange nicht geſehen, und wandelten dann eine Strecke vor uns her, Hand in Hand, bis ſie ſtill ſtanden, und, eben ſo zärtlich von einander Abſchied nehmend, ſich trennten. Der, der vor uns hergeſchritten, ſah dem Freunde lange nach und ſchlüpfte dann ſchnell in ein Haus hinein. Ponto ſtand ſtill, ich desgleichen. Da wurde im zweiten Stock des Hauſes, in das der junge Mann getreten, ein Fenſter geöffnet, ein bildhübſches Mädchen ſchaute heraus, hinter ihr ſtand der junge Mann, und beide lachten ſehr, dem Freunde nachſchauend, von dem ſich der junge Mann ſo eben getrennt. Ponto ſah hinauf, und murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, welches ich nicht verſtand.

Warum weilſt du hier, lieber Ponto, wollen wir nicht weiter gehen? So fragte ich. Ponto ließ ſich aber nicht ſtören, bis er nach einigen Augenblicken heftig den Kopf ſchüttelte, und dann ſchweigend den Weg fortſetzte.

Laß uns, ſprach er, als wir auf einen mit Bäumen umgebenen mit Statuen verzierten, anmuthigen Platz gelangten, laß uns hier ein wenig verweilen, guter Murr. Mir kommen jene beiden jungen Männer, die ſich ſo herzlich auf der Straße umarmten, nicht aus dem Sinn. Es ſind Freunde wie Damon und Pylades.

Damon und Pythias, verbeſſerte ich, Pylades war der Freund des Oreſtes, den er jedesmal getreulich im Schlafrock zu Bette brachte und mit Camillenthee bediente, wenn die Furien und Dämonen den armen Mann zu hart zugeſetzt. Man merkt guter Ponto, daß Du in der Geſchichte nicht ſonderlich bewandert.

Gleichviel, fuhr der Pudel fort, gleichviel, aber die Geſchichte von den beiden Freunden weiß ich ſehr genau, und will ſie dir erzählen mit allen Umſtänden, ſo wie ich ſie zwanzigmal von meinem Herrn erzählen hörte. Vielleicht wirſt du neben Damon und Pythias, Oreſtes und Pylades, als drittes Paar, Walter und Formoſus nennen. Formoſus iſt nämlich derſelbe junge Mann, der dich beinahe zu Boden getreten, in der Freude ſeinen geliebten Walter wieder zu ſehen. — Dort in dem ſchönen Hauſe mit den hellen Spiegelfenſtern wohnt der alte ſteinreiche Präſident, bei dem ſich Formoſus durch ſeinen leuchtenden Verſtand, durch ſeine Gewandtheit, durch ſein glänzendes Wiſſen, ſo einzuſchmeicheln wußte, daß er dem Alten bald war, wie der eigene Sohn. Es begab ſich, daß Formoſus plötzlich all' ſeine Heiterkeit verlor, daß er blaß ausſah und kränklich, daß er in einer Viertelſtunde zehnmal aus tiefer Bruſt aufſeufzte, als wollte er ſein Leben aushauchen, daß er, ganz in ſich gekehrt, ganz in ſich verloren, für nichts in der Welt mehr ſeine Sinne aufſchließen zu können ſchien. — Lange Zeit hindurch drang der Alte vergebens in den Jüngling, daß er ihm die Urſache ſeines geheimen Kummers entdecken möge; endlich kam es heraus, daß er bis zum Tode verliebt war in des Präſidenten einzige Tochter. Anfangs erſchrak der Alte, der mit ſeinem Töchterlein ganz andere Dinge im Sinne haben mochte, als ſie an den rang- und amtloſen Formoſus zu verheirathen, als er aber den armen Jüngling immer mehr und mehr hinwelken ſah, ermannte er ſich, und fragte Ulriken, wie ihr der junge Formoſus gefalle, und ob er ihr ſchon etwas von ſeiner Liebe geſagt? — Ulrike ſchlug die Augen nieder, und meinte, erklärt habe ſich der junge Formoſus zwar gar nicht gegen ſie, aus lauter Zurückhaltung und Beſcheidenheit, aber gemerkt habe ſie wohl längſt, daß er ſie liebe, denn ſo was ſey wohl zu bemerken. Uebrigens gefalle ihr der junge Formoſus recht wohl, und wenn ſonſt dem nichts im Wege ſtände, und wenn der Herzenspapa nichts dagegen habe, und — kurz, Ulrike ſagte alles, was Mädchen bei derlei Gelegenheit zu ſagen pflegen, die nicht mehr in der erſten vollſten Blüthe ſtehen, und fleißig denken: Wer wird der ſeyn, der dich heimführt? — Darauf ſprach der Präſident zum Formoſus: Richte dein Haupt auf, mein Junge! — Sey froh und glücklich, du ſollſt ſie haben, meine Ulrike! und ſo wurde Ulrike die Braut des jungen Herrn Formoſus. Alle Welt gönnte dem hübſchen beſcheidenen Jüngling ſein Glück, nur einer gerieth darüber in Gram und Verzweiflung, und das war Walter, mit dem Formoſus ein Herz und eine Seele aufgewachſen. Walter hatte Ulriken einigemal geſehen, auch wohl geſprochen, und ſich in ſie verliebt, vielleicht noch viel ärger, als Formoſus! — Doch ich rede immer von Liebe und verliebt ſeyn, und weiß nicht ob du, mein Kater, ſchon jemals in Liebe geweſen biſt und alſo dies Gefühl kennſt? Was mich betrifft, erwiederte ich, was mich betrifft, lieber Ponto, glaube ich nicht, daß ich ſchon geliebt habe oder liebe, da ich mir bewußt bin noch nicht in den Zuſtand gerathen zu ſeyn, wie ihn mehrere Dichter beſchreiben. Den Dichtern iſt nicht allemal ganz zu trauen, nach dem was ich aber ſonſt darüber weiß und geleſen habe, muß die Liebe eigentlich nichts anders ſeyn, als ein pſychiſcher Krankheitszuſtand, der ſich bei dem menſchlichen Geſchlecht als partieller Wahnſinn darin offenbart, daß man irgend einen Gegenſtand für etwas ganz anders hält, als was er eigentlich iſt, z. B. ein kleines dickes Ding von Mädchen, welche Strümpfe ſtopft, für eine Göttin. Doch fahre nur fort, geliebter Pudel, in deiner Erzählung von den beiden Freunden Formoſus und Walter. —

Walter (ſo ſprach Ponto weiter) ſtürzte dem Formoſus an den Hals, und ſprach unter vielen Thränen: du raubſt mir das Glück meines Lebens, aber daß du es biſt, daß du glücklich wirſt, das iſt mein Troſt, lebe wohl mein Geliebter, lebe wohl auf ewig! — Darauf lief Walter in den Buſch wo er am dickſten war, und wollte ſich todtſchießen. Es unterblieb aber, weil er in der Verzweiflung vergeſſen hatte, das Piſtol zu laden, er begnügte ſich daher mit einigen Ausbrüchen des Wahnſinnes, die jeden Tag wiederkehrten. Eines Tages trat Formoſus, den er in vielen Wochen nicht geſehen, ganz unvermuthet zu ihm hinein, als er eben vor Ulrikens Paſtellgemälde, das unter Glas und Rahmen an der Wand hing, auf den Knieen lag und gräßlich lamentirte. „Nein, rief Formoſus, indem er den Walter an ſeine Bruſt drückte, nein, ich konnte deinen Schmerz, deine Verzweiflung nicht ertragen, dir opfere ich gern mein Glück. — Ich habe Ulriken entſagt, ich habe den alten Vater dahin gebracht, daß er dich zum Eidam annimmt! — Ulrike liebt dich, vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen. — Bewirb dich um ſie, ich ſcheide! — lebe wohl! — Er wollte fort, Walter hielt ihn feſt. Es war dieſem als läge er im Traum, er glaubte an Alles nicht früher, als bis Formoſus ein eigenhändiges Billet des alten Präſidenten hervorzog, worin es ungefähr hieß: „Edler Jüngling! du haſt geſiegt, ungern laſſe ich dich, aber ich ehre deine Freundſchaft, die dem Heroismus gleicht, von welchem man in den alten Scribenten lieſet. Mag Herr Walter, der ein Mann iſt von löblichen Eigenſchaften, und ein ſchönes einträgliches Amt hat, ſich um meine Tochter Ulrike bewerben, will ſie ihn ehelichen, ſo habe ich meinerſeits nichts dagegen.“ Formoſus verreiſte wirklich, Walter bewarb ſich um Ulriken, Ulrike wurde wirklich Walters Frau. — Der alte Präſident ſchrieb nun nochmals an Formoſus, überhäufte ihn mit Lobſprüchen und fragte, ob es ihm vielleicht Vergnügen machen würde, nicht etwa als Entſchädigung, denn er wiſſe wohl, daß es in ſolchem Fall keine gebe, ſondern nur als ein geringes Zeichen ſeiner innigen Zuneigung, dreitauſend Thaler anzunehmen. Formoſus antwortete, der Alte kenne die Geringfügigkeit ſeiner Bedürfniſſe, Geld mache, könne ihn nicht glücklich machen und nur die Zeit ihn tröſten über einen Verluſt, an dem niemand Schuld ſey, als das Schickſal, welches in der Bruſt des theuren Freundes die Liebe zu Ulriken entzündet, und nur dem Schickſal ſey er gewichen, von irgend einer edlen That daher gar nicht die Rede. Uebrigens nehme er das Geſchenk an, unter der Bedingung, daß der Alte es einer armen Wittwe, die da und da mit einer tugendhaften Tochter in troſtloſem Elende lebe, zuwende. Die Wittwe wurde ausfindig gemacht, und erhielt die dem Formoſus zugedachten dreitauſend Reichsthaler. Bald darauf ſchrieb Walter dem Formoſus: „Ich kann nicht mehr leben ohne dich, kehre zurück in meine Arme!“ Formoſus that es und erfuhr, als er gekommen, daß Walter ſeinen ſchönen einträglichen Poſten aufgegeben, unter der Bedingung, daß Formoſus, der ſich längſt einen ähnlichen gewünſcht, ihn erhalte. Formoſus erhielt den Poſten wirklich, und gerieth, rechnete man die getäuſchte Hoffnung Rückſichts der Heirath mit Ulriken ab, in die behaglichſte Lage. Stadt und Land erſtaunte über den Wettſtreit des Edelmuths beider Freunde, ihre That wurde als Nachklang aus einer längſt vergangenen ſchönern Zeit vernommen, als Beiſpiel aufgeſtellt eines Heroismus, deſſen nur hohe Geiſter fähig.

In der That, begann ich, als Ponto ſchwieg, in der That, nach Allem was ich geleſen, müſſen Walter und Formoſus edle kräftige Menſchen ſeyn, die in treuer Aufopferung für einander nichts von deiner gerühmten Weltklugheit wiſſen.

Hm, erwiederte Ponto hämiſch lächelnd, es kommt darauf an! — Ein paar Umſtände von denen die Stadt keine Notiz genommen, und die ich zum Theil von meinem Herrn erfahren, theils ſelbſt belauſcht habe, ſind noch nachzuholen. — Mit der Liebe des Herrn Formoſus zu der reichen Präſidententochter muß es doch nicht ſo arg geweſen ſeyn, wie der Alte glaubte, denn im höchſten Stadium dieſer tödtenden Leidenſchaft unterließ der junge Mann nicht, nachdem er den Tag über verzweifelt, jeden Abend eine hübſche niedliche Putzmacherin zu beſuchen. Als Ulrike nun aber ſeine Braut worden, fand er bald, daß das engelsmilde Fräulein das eigne Talent beſaß, ſich bei ſchicklicher Gelegenheit plötzlich in einen kleinen Satan zu verwandeln. Außerdem kam ihm aus ſichrer Quelle die verdrußliche Nachricht zu, daß Fräulein Ulrike in der Reſidenz, was Liebe und Liebesglück betrifft, ganz beſondere Erfahrungen gemacht, und nun ergriff ihn plötzlich ein unwiderſtehlicher Edelmuth, vermöge deſſen er die reiche Braut dem Freunde abtrat. Walter hatte ſich in ſeltſamer Verwirrung in Ulriken, die er an öffentlichen Orten im höchſten Glanz aller Toilettenkünſte geſehen, wirklich verliebt, und Ulriken ihrerſeits war es ziemlich einerlei, wer von Beiden ſich ihr als Gemahl anheftete, Formoſus oder Walter. Dieſer hatte auch wirklich ein ſchönes einträgliches Amt, bei deſſen Verwaltung aber ſolche krauſe Streiche gemacht, daß er der Entſetzung binnen weniger Zeit entgegen ſehen mußte. Er zog es vor, früher zu Gunſten ſeines Freundes den Abſchied zu nehmen und ſo durch einen Akt, der alle Kennzeichen der edelſten Geſinnung trug, ſeine Ehre zu retten. Die dreitauſend Thaler wurden, in guten Papieren, einer alten ſehr anſtändigen Frau eingehändigt, die zuweilen die Mutter, zuweilen die Muhme, zuweilen die Aufwärterin jener hübſchen Putzmacherin vorſtellte. Bei dieſem Geſchäft erſchien ſie in doppelter Geſtalt. Erſt bei dem Empfang des Geldes als Mutter, dann, als ſie das Geld überbrachte und einen guten Tragelohn empfing, als Aufwärterin des Mädchens, die du kennſt, lieber Murr, da ſie eben erſt mit dem Herrn Formoſus zum Fenſter hinaus ſchaute. — Uebrigens wiſſen beide, Formoſus und Walter längſt, auf welche Weiſe ſie ſich in edelmüthiger Geſinnung überboten, ſie haben ſich, um wechſelſeitigen Lobeserhebungen auszuweichen, lange vermieden, und deshalb waren ihre heutigen Begrüßungen, als der Zufall ſie auf der Straße zuſammenführte, ſo herzlich. —

In dem Augenblick entſtand ein fürchterlicher Lärm. Die Menſchen liefen durch einander, ſchrieen Feuer! — Feuer! Reiter ſprengten durch die Straßen — Wagen raſſelten. — Aus den Fenſtern eines Hauſes, unfern uns, ſtrömten Rauchwolken und Flammen. — Ponto ſprang ſchnell vorwärts, ich aber in der Angſt kletterte eine hohe Leiter hinauf, die an ein Haus gelehnt, und befand mich bald auf dem Dache in voller Sicherheit. Plötzlich kam mir —

(Mak. Bl.) — ganz unvermuthet über den Hals, ſprach Fürſt Irenäus, ohne Anfrage des Hofmarſchalls, ohne Vorwort des dienſtthuenden Kammerherrn, beinahe — ich ſag' Euch das unter uns, Meiſter Abraham, bringt es nicht etwa unter die Leute — beinahe unangemeldet — keine Liverei in den Vorzimmern. Die Eſel ſpielten Brauſebart im Veſtibule. Spielen iſt ein großes Laſter. Schon in die Thüre getreten erwiſchte ihn der Tafeldecker, der zum Glück gerade durchging, beim Rockſchoß, und fragte, wer der Herr ſey, und wie er ihn dem Fürſten ſerviren ſolle. Aber er hat mir wohl gefallen, es iſt ein ganz artiger Menſch. Sagtet Ihr nicht, daß er ſonſt nichts weniger geweſen wäre, als ein purer ſimpler Muſikant? ſogar von einigem Stande? —

Meiſter Abraham verſicherte, daß Kreisler allerdings ſonſt in ganz anderen Verhältniſſen gelebt, die es ihm ſogar vergönnt an der fürſtlichen Tafel zu ſpeiſen, und daß nur der verwüſtende Sturm der Zeit ihn aus dieſen Verhältniſſen vertrieben. Uebrigens wünſche er aber, daß der

Schleier, den er über die Vergangenheit geworfen, unverrückt liegen bleiben möge.

Alſo, nahm der Fürſt das Wort, alſo von Adel, vielleicht Baron — Graf — vielleicht gar — Nun man muß nicht zu weit gehen in träumeriſcher Hoffnung! — Ich habe ein Faible für dergleichen Myſterien! Es war eine ſchöne Zeit nach der franzöſiſchen Revolution, als Marquis Siegellack fabricirten, und Comte's Nachtmützen ſtrickten von Filet, und nichts ſeyn wollten als ſimple Monſieurs, und man ſich erluſtigte auf dem großen Maskenball. — Ja, was den Hern von Kreisler betrifft! — Die Benzon verſteht ſich auf ſo etwas, ſie rühmte ihn, ſie empfahl mir ihn, ſie hat Recht. An der Manier den Hut unter dem Arm zu halten, erkannte ich gleich den Mann von Bildung, von feinem geläutertem Ton.

Der Fürſt ſetzte noch einiges Lob über Kreislers äußere Erſcheinung hinzu, ſo daß Meiſter Abraham überzeugt war, ſein Plan müſſe gelingen. Er hatte nämlich im Sinn, den Herzensfreund dem eingebildeten Hofſtaat einzuſchieben als Kapellmeiſter, und ihn ſo in Siegbartsweiler feſtzuhalten. Als er nun aber auf's Neue davon ſprach, erwiederte der Fürſt ganz entſchieden, daß daraus ganz und gar nichts werden könne.

Sagt ſelbſt, fuhr er dann fort, ſagt ſelbſt, Meiſter Abraham, ob es möglich ſeyn würde den angenehmen Mann in meinen engeren Familienkreis zu ziehen, wenn ich ihn zum Kapellmeiſter, und ſo zu meinem Offizianten mache? — Ich könnte ihm eine Hofcharge verleihen, und ihn zum Maitre de Plaiſirs oder des Spektakles machen, aber der Mann verſteht die Muſik aus dem Grunde, und iſt auch, wie Ihr ſagt, im Theaterweſen wohl erfahren. Nun weiche ich aber nicht ab von dem Grundſatz meines höchſt ſeligen in Gott ruhenden Herrn Vaters, der immer behauptete, beſagter Maitre müſſe um des Himmels willen ſich auf die Sachen, deren Maitre er repräſentire, nicht verſtehen, da er ſich ſonſt gar zu ſehr darum bekümmere, und ſich viel zu ſehr für die Menſchen, die dabei beſchäftigt, als da ſind Schauſpieler, Muſikanten u. ſ. w. intereſſire — Alſo dafür behalte Herr von Kreisler die Maske des fremden Kapellmeiſters, und ſchreite damit hinein in die inneren Gemächer des fürſtlichen Hauſes nach dem Beiſpiel eines hinlänglich vornehmen Mannes, der vor einiger Zeit in der freilich verwerflichen Maske eines ſchnöden Hiſtrionen die auserleſenſten Zirkel mit den anmuthigſten Fazen amüſirte.

Und, rief der Fürſt dem Meiſter Abraham, der ſich fortbegeben wollte, zu, und da Ihr gewiſſermaßen den Chargé d'Affaires des Herrn von Kreisler zu machen ſcheint, ſo will ich es Euch nicht verhehlen, daß nur zwei Dinge mir nicht recht an ihm gefallen wollen, die vielleicht mehr Gewohnheiten ſind, als wirkliche Dinge. — Ihr verſteht ſchon, wie ich das meine. — Für's Erſte ſtarrt er mir, wenn ich mit ihm ſpreche, geradezu in's Antlitz. Ich habe doch conſiderable Augen, kann fürchterlich daraus blitzen, wie weiland Friedrich der Große, kein Kammerjunker, kein Page wagt es aufzuſchauen, wenn ich den entſetzlichen Blick auf ihn ſchießend frage, ob das mauvais ſujet ſchon wieder Schulden gemacht, oder den Marzipan aufgefreſſen, aber der Herr von Kreisler, den mag ich anblitzen, wie ich will, er macht ſich gar nichts daraus, ſondern lächelt mich an auf eine Weiſe, daß — ich ſelbſt die Augen niederſchlagen muß. Dann hat der Mann eine ſolche beſondere Art zu ſprechen, zu antworten, das Geſpräch fortzuführen, daß man zuweilen ordentlich glaubt, das, was man ſelbſt geſagt, ſey eben nicht ſonderlich geweſen, man wäre gewiſſermaßen ein Bê — Beim St. Januar, Meiſter, das iſt ganz unausſtehlich, und Ihr müßt dafür ſorgen, daß Herr von Kreisler ſich dieſe Dinge oder Gewohnheiten abgewöhne.

Meiſter Abraham verſprach, zu thun, was Fürſt Irenäus von ihm verlangte, und wollte auf's Neue davon, da erwähnte der Fürſt noch des beſondern Widerwillens, den Prinzeſſin Hedwiga gegen den Kreisler geäußert, und meinte, daß das Kind ſeit einiger Zeit von ſeltſamen Träumen und Einbildungen geplagt werde, weshalb der Leibarzt die Molkenkur zum nächſten Frühjahr angerathen. Hedwiga ſey nämlich jetzt auf den ſonderbaren Gedanken gerathen, daß Kreisler dem Tollhauſe entſprungen, und allerlei Unheil anrichten werde bei nächſter Gelegenheit.

Sagt, ſprach der Fürſt, ſagt Meiſter Abraham, ob der vernünftige Mann wohl nur die mindeſte Spur der Geiſteszerrüttung an ſich trägt? Abraham erwiederte, daß Kreisler zwar eben ſo wenig verrückt ſey, als er ſelbſt, jedoch ſich zuweilen etwas ſeltſam gebehrde, und in einen Zuſtand gerathe, der beinahe dem des Prinzen Hamlet zu vergleichen, dadurch aber nur um ſo intereſſanter werde. — So viel wie ich weiß, nahm der Fürſt das Wort, war der junge Hamlet ein vortrefflicher Prinz aus einem alten angeſehenen Regentenhauſe, der ſich nur zu

Zeiten mit der ſonderbaren Idee herumtrug, daß ſämmtliche Hofle[illegible] ſich auf das Flötenblaſen verſtehen ſollten. Hohen Perſonen ſteh[illegible] wohl an, auf Seltſames zu verfallen, es vermehrt den Reſpekt. [illegible]as bei dem Mann ohne Rang und Stand eine Abſurdität zu nennen, iſt bei ihnen bloß die angenehme Capriole eines ungemeinen Geiſtes, welche Staunen erregen muß, und Bewunderung. — Herr von Kreisler ſollte ſein im geraden Wege bleiben, will er aber durchaus den Prinzen Hamlet imitiren, ſo iſt das ein ſchönes Streben nach dem Höheren, vielleicht veranlaßt durch ſeine überwiegende Neigung zu den muſikaliſchen Studien. Man mag es ihm verzeihen, wenn er bisweilen ſich wunderlich betragen will. —

Es ſchien, als wenn Meiſter Abraham heute nun einmal nicht aus dem Zimmer des Fürſten kommen ſollte; denn wiederum rief der Fürſt ihn zurück, als er ſchon die Thüre geöffnet, und verlangte zu wiſſen, woher der ſeltſame Widerwille der Prinzeſſin Hedwiga gegen den Kreisler wohl rühren möge. Meiſter Abraham erzählte die Art wie Kreisler der Prinzeſſin und Julien zum erſtenmal im Park zu Sieghartshof erſchienen und meinte, daß die aufgeregte Stimmung, in der der Kapellmeiſter damals geweſen, auf eine Dame von zarten Nerven wohl habe feindlich wirken müſſen.

Der Fürſt gab mit einiger Heftigkeit zu erkennen, wie er hoffe, daß Herr von Kreisler nicht wirklich zu Fuße nach Sieghartshof gekommen, ſondern daß der Wagen hier oder dort im breiten Fahrwege des Parks gehalten, da nur gemeine Abentheurer zu Fuße zu reiſen pflegten.

Meiſter Abraham meinte, daß man zwar das Beiſpiel eines tapfern Offiziers vor Augen habe, der von Leipzig nach Syrakus gelaufen, ohne ſich ein Einzigesmal die Stiefeln verſohlen zu laſſen, was aber den Kreisler betreffe, ſo ſey er überzeugt, daß ein Wagen wirklich im Park gehalten. — Der Fürſt war zufrieden. —

Während ſich dies im Gemach des Fürſten begab, ſaß Johannes bei der Räthin Benzon vor dem ſchönſten Flügel den jemals die kunſtreiche Nannette Streicher gebaut, und begleitete Julien das große leidenſchaftliche Rezitativ der Clytemneſtra aus Gluck's Iphigenia in Aulis. —

Gegenwärtiger Biograph iſt leider genöthigt, ſeinen Helden, ſoll das Portrait richtig ſeyn, als einen extravaganten Menſchen darzuſtellen, der, vorzüglich was die muſikaliſche Begeiſterung betrifft, oft dem ruhigen Beobachter beinahe wie ein Wahnſinniger erſcheint. Er hat ihm ſchon die ausſchweifende Redensart nachſchreiben müſſen, daß „als Julia ſang, aller ſehnſüchtige Schmerz der Liebe, alles Entzücken ſüßer Träume, die Hoffnung, das Verlangen, durch den Wald wogte und niederfiel wie erquickender Thau in die duftenden Blumenkelche, in die Bruſt horchender Nachtigallen." Kreislers Urtheil über Julia's Geſang ſcheint hiernach eben nicht von ſonderlichem Werth. Verſichern kann aber bemeldeter Biograph bei dieſer Gelegenheit dem günſtigen Leſer, daß Julia's Geſang, den er, dem Himmel ſey's geklagt, niemals ſelbſt hörte, etwas Geheimnißvolles, etwas ganz Wunderbares, in ſich getragen haben muß. Ungemein ſolide Leute, die ſich erſt ſeit kurzer Zeit den Zopf wegſchneiden laſſen, die, nachdem ſie einen tüchtigen Rechtsfall, eine mediciniſchmerkwürdige Krankheit, oder einen jungen Ankömmling von Straßburger Paſtete, gehörig erwogen, der Umgang mit Gluck, Mozart, Beethoven, Spontini im Theater nicht im mindeſten aus der ſchicklichen Seelenruhe brachte, ja ſolche Leute haben oft verſichert, daß, ſange das Fräulein Julia Benzon, ihnen ganz abenteuerlich zu Muthe würde, ſie könnten gar nicht ſagen, wie. Eine gewiſſe Beklommenheit, die ihnen denn doch ein unbeſchreibliches Wohlbehagen errege, bemächtige ſich ihrer ganz und gar, und oft kämen ſie auf den Punkt, Narrenſtreiche zu machen, und ſich zu gebehrden, wie junge Phantaſten und Versmacher. Anzuführen iſt auch ferner, daß einmal als Julia bei Hofe ſang, Fürſt Irenäus vernehmlich ächzte, und als der Geſang geendet, geradezu losſchritt auf Julien, ihre Hand an den Mund drückte, und dabei ſehr weinerlich ſprach: beſtes Fräulein! — Der Hofmarſchall wagte zu behaupten, Fürſt Irenäus habe der kleinen Julia wirklich die Hand geküßt, und dabei wären ihm ein paar Thränen aus den Augen getröpfelt. Auf Anlaß der Oberhofmeiſterin, wurde aber dieſe Behauptung, als ungeziemend, und dem Wohl des Hofes zuwider, unterdrückt.

Julia, einer vollen metallreichen, glockenreinen Stimme mächtig, ſang mit dem Gefühl, mit der Begeiſterung, die aus dem im Innerſten bewegten Gemüth hervorſtrömt, und darin mochte wohl der wunderbare unwiderſtehliche Zauber liegen, den ſie auch heute übte. Der Athem jedes Zuhörers ſtockte als ſie ſang, jeder fühlte ſeine Bruſt beengt von ſüßem namenloſen Weh, erſt ein paar Augenblicke nachher als ſie geendet, brach das Entzücken los im ſtürmiſchen ungemeſſenen Beifall. Nur Kreisler ſaß da, ſtumm und ſtarr, zurückgelehnt in den Seſſel; dann ſtand er leiſe und langſam auf. Julia wandte ſich zu ihm mit einem Blick, der deutlich fragte: war es denn auch wohl ſo recht? — Erröthend ſchlug ſie aber die Augen nieder, als Kreisler, die Hand auf's Herz legend, mit zitternder Stimme lispelte: Julia! und dann mit gebücktem Haupte mehr ſchlich als ging hinter den Kreis den die Damen geſchloſſen.

Mit Mühe hatte die Räthin Benzon Prinzeſſin Hedwiga dahin vermocht, in der Abendgeſellſchaft zu erſcheinen, wo ſie den Kapellmeiſter Kreisler antreffen mußte. Sie gab nur nach, als die Räthin ihr ſehr ernſthaft vorſtellte, wie kindiſch es ſeyn würde, einen Mann zu meiden, bloß weil er nicht zu den, auf eine Art und Weiſe wie Scheidemünze ausgeprägten, zu rechnen, ſondern ſich in freilich hin und wieder bizarrer Eigenthümlichkeit darſtelle. Zudem habe Kreisler auch Eingang gefunden bei dem Fürſten, und unmöglich würd' es daher ſeyn, den ſeltſamen Eigenſinn durchzuſetzen.

Prinzeſſin Hedwiga wußte ſich den ganzen Abend über ſo geſchickt zu drehen und zu wenden, daß Kreisler dem es, harmlos und gefügig wie er war, wirklich galt, die Prinzeſſin zu verſöhnen, alles Mühens unerachtet, ſich nicht ihr nähern konnte. Dem geſchickteſten Manoeuvre wußte ſie zu begegnen mit ſchlauer Taktik. — Deſto mehr mußte der Benzon, die das Alles bemerkt, es auffallen, als die Prinzeſſin jetzt plötzlich den Kreis der Damen durchbrach, und geradeswegs losſchritt auf den Kapellmeiſter. So tief in ſich verſunken ſtand Kreisler da, daß erſt die Anrede der Prinzeſſin, ob er allein denn keine Zeichen, keine Worte habe, für den Beifall, den Julia errungen, ihn aus dem Traume weckte.

„Gnädigſte, erwiederte Kreisler mit einem Ton, der die innere Bewegung verrieth, Gnädigſte, nach der bewährten Meinung berühmter Schriftſteller haben die Seligen ſtatt des Worts nur Gedanken und Blick. — Ich war, glaub' ich, im Himmel!"

„So iſt, erwiederte die Prinzeſſin lächelnd, unſere Julia ein Engel des Lichts, da ſie vermochte Ihnen das Paradies zu erſchließen. — Jetzt bitte ich Sie aber, auf einige Augenblicke den Himmel zu verlaſſen, und einem armen Erdenkinde wie ich es nun einmal bin, Gehör zu geben. —

Die Prinzeſſin hielt inne, als erwarte ſie, daß Kreisler etwas ſage. Da dieſer ſie aber ſchweigend anſchaute mit leuchtendem Blick, ſchlug ſie die Augen nieder, und wandte ſich raſch um, ſo daß der leicht umgeworfene Shawl von den Schultern hinabwallte. Kreisler faßte ihn im Fallen. Die Prinzeſſin blieb ſtehen. „Laſſen Sie uns, ſprach ſie dann mit unſicherm ſchwankendem Ton, als ringe ſie mit irgend einem Entſchluß, als würd' es ihr ſchwer es herauszuſagen was ſie im Innern beſchloſſen — laſſen Sie uns von poetiſchen Dingen ganz proſaiſch reden. Ich weiß, Sie geben Julien Unterricht im Geſange, und ich muß geſtehen, daß ſie ſeit der Zeit in Stimme und Vortrag unendlich gewann. Das giebt mir die Hoffnung, daß Sie im Stande wären, ſelbſt ein mittelmäßiges Talent, wie das meinige, zu heben. — Ich meine daß —"

Die Prinzeſſin ſtockte hocherröthend, die Benzon trat hinzu, und verſicherte, daß die Prinzeſſin ſich ſelbſt großes Unrecht thue, wenn ſie ihr muſikaliſches Talent mittelmäßig nenne, da ſie das Pianoforte vorzüglich ſpiele, und recht ausdrucksvoll ſinge. Kreisler, dem die Prinzeſſin, in ihrer Verlegenheit, auf einmal über alle Maßen liebenswürdig erſchien, ergoß ſich in einen Strom freundlicher Redensarten, und ſchloß damit, daß ihm nichts Glücklicheres begegnen könne, als wenn die Prinzeſſin es vergönne, ihr beizuſtehen im Studium der Muſik mit Rath und That.

Die Prinzeſſin hörte den Kapellmeiſter an mit ſichtlichem Wohlgefallen, und als er geendet, und der Benzon Blick ihr die ſeltſame Scheu vor dem artigen Mann vorwarf, da ſprach ſie halbleiſe: ja, ja, Benzon, Sie haben Recht, ich bin wohl oft ein kindiſches Kind! — In demſelben Augenblick faßte ſie, ohne hinzublicken, nach dem Shawl, den Kreisler noch immer in den Händen hielt, und den er ihr nun hinreichte. Selbſt wußte er nicht, wie es ſich begab, daß er dabei der Prinzeſſin Hand berührte. Aber ein heftiger Pulsſchlag dröhnte ihm durch alle Nerven, und es war, als wollten ihm die Sinne vergehen. —

Wie einen Lichtſtrahl, der durch finſtere Wolken bricht, vernahm Kreisler Juliens Stimme. „Ich ſoll, ſprach ſie, ich ſoll noch mehr ſingen lieber Kreisler! man läßt mir keine Ruhe. — Wohl möchte ich das ſchöne Duett verſuchen, das Sie mir letzthin gebracht." „Sie dürfen das, nahm die Benzon das Wort, Sie dürfen das meiner Julie nicht abſchlagen, lieber Kapellmeiſter — fort an den Flügel! —"

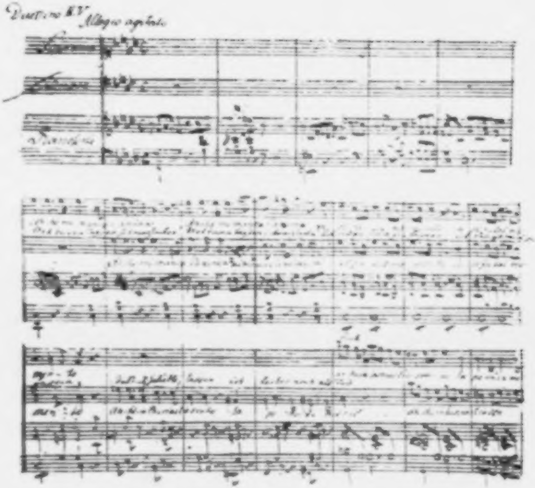
Kreisler keines Wortes mächtig ſaß am Flügel, ſchlug die erſten Accorde des Duetts an, wie von einem ſeltſamen Rauſch bethört und befangen. Julia begann: Ah che mi manca l'anima in si fatal momento — — Es iſt nöthig zu ſagen, daß die Worte dieſes Duetts nach gewöhnlicher italieniſcher Weiſe ganz einfach die Trennung eines liebenden Paars ausſprachen, daß auf momento natürlicherweiſe sento und tormento gereimt war, und daß es wie in hundert andern Duetten ähnlicher Art, auch nicht an dem Abbi pietade o cielo und an der pena di morir fehlte. Kreisler hatte indeſſen dieſe Worte, in der höchſten Aufregung des Gemüths, mit einer Inbrunſt componirt, die beim Vortrage jeden, dem der Himmel nur paſſable Ohren gegeben, unwiderſtehlich hinreißen mußte. Das Duett war den leidenſchaftlichſten dieſer Art an die Seite zu ſtellen, und, da Kreisler nur nach dem höchſten Ausdruck des Moments, und nicht darnach ſtrebte, was eben ganz ruhig und bequem von der Sängerin aufzufaſſen, in der Intonation ziemlich ſchwer gerathen. So kam es, daß Julia ſchüchtern, mit beinahe ungewiſſer Stimme, begann, und daß Kreisler eben nicht viel beſſer eintrat. Bald erhoben ſich aber beide Stimmen auf den Wellen des Geſanges wie ſchimmernde Schwäne, und wollten bald mit rauſchendem Flügelſchlag emporſteigen zu dem goldnen ſtrahlenden Gewölk, bald in ſüßer Liebesumarmung ſterbend untergehen in dem brauſenden Strom der Accorde, bis tief aufathmende Seufzer den nahen Tod verkündeten, und das letzte Addio in dem Schrei des wilden Schmerzes, wie ein blutiger Springquell herausſtürzte aus der zerriſſenen Bruſt.

Univ.-Bibl. München

Niemand befand ſich in dem Kreiſe, den das Duett nicht tief ergriffen, vielen ſtanden die hellen Thränen in den Augen, ſelbſt die Benzon geſtand, daß ſie ſelbſt im Theater bei irgend einer gut dargeſtellten Abſchiedsſcene Aehnliches noch nicht empfunden. Man überhäufte Julien und den Kapellmeiſter mit Lobſprüchen, man ſprach von der wahren Begeiſterung, die beide beſeelt, und ſtellte die Compoſition vielleicht noch höher, als ſie es verdiente.

Der Prinzeſſin Hedwiga hatte man während des Geſanges die innere Bewegung wohl angemerkt, unerachtet ſie bemüht war, ruhig zu ſcheinen, ja durchaus jede Theilnahme zu verbergen. Neben ihr

Blatt 32


Duettino XV
Allegro agitato

ſaß ein junges Ding von Hofdame mit rothen Wangen, zum Weinen und Lachen gleich aufgelegt, der raunte ſie allerlei in die Ohren, ohne daß es ihr gelang, irgend andere Antwort zu erhalten, als einzelne Wörter, in der Angſt der höfiſchen Convenienz ausgeſtoßen. Auch der Benzon, die an der andern Seite ſaß, flüſterte ſie gleichgültige Dinge zu, als höre ſie gar nicht auf das Duett; die, nach ihrer ſtrengen Manier, bat aber die Gnädigſte, die Unterhaltung aufzuſparen bis nach geendetem Duett. Jetzt aber ſprach die Prinzeſſin, im ganzen Geſicht glühend, mit blitzenden Augen, ſo laut, daß ſie die Lobſprüche der ganzen Geſellſchaft übertönte: „Es wird mir nun wohl erlaubt ſeyn, auch meine Meinung zu ſagen. Ich gebe zu, daß das Duett als Compoſition ſeinen Werth haben mag, daß meine Julie vortrefflich geſungen hat, aber iſt es recht, iſt es billig, daß man im gemüthlichen Zirkel, wo freundliche Unterhaltung obenan ſtehen ſoll, wo wechſelſeitige Anregungen Rede, Geſang, forttreiben ſollen wie einen zwiſchen Blumenbeeten ſanft murmelnden Bach, daß man da extravagante Sachen auftiſcht, die das Innere zerſchneiden, deren gewaltſamen zerſtörenden Eindruck man nicht verwinden kann? Ich habe mich bemüht, mein Ohr, meine Bruſt, zu verſchließen dem wilden Schmerz des Orkus, den Kreisler mit, unſer leicht verletzliches Innere verhöhnender Kunſt in Tönen aufgefaßt hat, aber niemand war ſo gütig, ſich meiner anzunehmen. Gern will ich meine Schwäche Ihrer Ironie preisgeben, Kapellmeiſter, gern will ich geſtehen, daß der üble Eindruck Ihres Duetts mich ganz krank gemacht hat. — Giebt es denn keinen Cimaroſa, keinen Paeſiello, deren Compoſitionen recht für die Geſellſchaft geſchrieben ſind?“

O Gott, rief Kreisler, indem ſein Geſicht in dem mannigfaltigſten Muskelſpiel vibrirte, wie es allemal zu geſchehen pflegte, wenn der Humor aufſtieg in dem Innern, o Gott, gnädigſte Prinzeſſin! — wie ganz bin ich ärmſter Kapellmeiſter Ihrer gütigen gnädigen Meinung! — Iſt es nicht gegen alle Sitte und Kleiderordnung, die Bruſt mit all' der Wehmuth, mit all' dem Schmerz, mit all' dem Entzücken, das darin verſchloſſen, anders in die Geſellſchaft zu tragen, als dick verhüllt mit dem Fichu vortrefflicher Artigkeit und Convenienz? Taugen denn alle Löſchanſtalten, die der gute Ton überall bereitet, taugen ſie wohl was, ſind ſie wohl hinlänglich, um das Naphtafeuer zu dämpfen, das hie und da hervorlodern will? Spült man noch ſo viel Thee, noch ſo viel Zuckerwaſſer, noch ſo viel honnettes Geſpräch, ja noch ſo viel angenehmes Dudeldumdey hinunter, doch gelingt es dieſem, jenem freveligen Mordbrenner, eine Congreviſche Rakete in's Innere zu werfen, und die Flamme leuchtet empor, leuchtet und brennt ſogar, welches dem puren Mondſchein niemals geſchieht! — Ja! gnädigſte Prinzeſſin! — ja, ich! — aller Kapellmeiſter hienieden unſeligſter, ich habe ſchändlich gefrevelt mit dem entſetzlichen Duett, das wie ein hölliſches Feuerwerk mit allerlei Leuchtkugeln, Schwanzraketen, Schwärmern und Kanonenſchlägen durch die ganze Geſellſchaft gefahren iſt und, leider merk' ich's, faſt überall gezündet hat! — Ha! — Feuer — Feuer — Mordio! — es brennt — Spritzenhaus auf — Waſſer — Waſſer — Hülfe, rettet!

Kreisler ſtürzte zu auf den Notenkaſten, zog ihn hervor unter dem Flügel, öffnete ihn — warf die Noten umher — riß eine Partitur heraus, es war Paeſiello's Molinara, ſetzte ſich an das Inſtrument, begann das Ritornell der bekannten hübſchen Ariette: La Rachelina Molinarina, mit der die Müllerin auftritt —

Aber lieber Kreisler! ſprach Julie ganz ſchüchtern und erſchrocken.

Doch Kreisler warf ſich vor Julien nieder auf beide Knie, und flehte: „Theuerſte, holdſeligſte Julia! erbarmen Sie Sich der hochverehrten Geſellſchaft, gießen Sie Troſt in die hoffnungsloſen Gemüther, ſingen Sie die Rachelina! — Thun Sie es nicht, ſo bleibt mir nichts übrig, als mich hier vor Ihren ſichtlichen Augen hinabzuſtürzen in die Verzweiflung, an deren Rand ich mich bereits befinde, und Sie halten den verlornen Maitre de la Chapelle vergebens am Rockſchoß, denn indem Sie gutmüthig rufen: Bleibe bei uns o Johannes! ſo iſt er ſchon hinabgefahren zum Acheron, und wagt im dämoniſchen Shawltanz die allerzierlichſten Sprünge; darum ſingen Sie, Werthe!"

Julia that, wiewohl, ſo ſchien es, mit einigem Widerwillen, warum Kreisler ſie gebeten.

So wie die Ariette geendet, begann Kreisler ſofort das bekannte komiſche Duett des Notars mit der Müllerin. —

Julia's Geſang, in Stimme und Methode, neigte ſich ganz zum Ernſten, Pathetiſchen, dem ungeachtet ſtand ihr eine Laune zu Gebote, wenn ſie komiſche Sachen vortrug, die die reizendſte Liebenswürdigkeit ſelbſt war. Kreisler hatte ſich den ſeltſamen, aber unwiderſtehlich hinreißenden Vortrag der italieniſchen Buffi zu eigen gemacht, das ging heute aber beinahe bis zur Uebertreibung, denn indem Kreislers Stimme nicht dieſelbe ſchien, da ſie dem höchſten dramatiſchen Ausdruck in tauſend Nuancen ſich fügte, ſo ſchnitt er dabei auch ſolche abſonderliche Geſichter, die einen Cato zum Lachen gebracht hätten.

Es konnte nicht fehlen, daß alle laut aufjauchzten, losbrachen in ſchallendem Gelächter.

Kreisler küßte Julien entzückt die Hand, die ſie ihm ganz unmuthig ſchnell wegzog. „Ach, ſprach Julie, ach Kapellmeiſter, ich kann mich nun einmal in Ihre ſeltſame Launen — abentheuerliche möcht' ich ſie nennen, ich kann mich nun einmal gar nicht darin finden! — Dieſer Todesſprung von einem Extrem zum andern zerſchneidet mir die Bruſt! — Ich bitte Sie, lieber Kreisler, verlangen Sie nicht mehr, daß ich mit tief bewegtem Gemüth, wenn noch die Töne der tiefſten Wehmuth wieder klingen in meinem Innern, daß ich dann Komiſches ſinge, ſey es auch noch ſo artig und hübſch. Ich weiß es — ich vermag es, ich ſetze es durch, aber es macht mich ganz matt und krank. — Verlangen Sie es nicht mehr! — nicht wahr, Sie verſprechen mir das, lieber Kreisler?" —

Der Kapellmeiſter wollte antworten, in dem Augenblick umarmte aber die Prinzeſſin Julien ſtärker, ausgelaſſener lachend, als es irgend eine Oberhofmeiſterin für ſchicklich halten, oder verantworten kann.

„Komm an meine Bruſt, rief ſie, du aller Müllerinnen holdeſte, ſtimmreichſte, launigſte! — Du myſtifizirſt alle Barone, Amtsverweſer, Notare in der ganzen Welt, und wohl noch gar —" Das übrige, was ſie noch ſagen wollte, ging unter in der dröhnenden Lache, die ſie von neuem aufſchlug.

Und dann ſich raſch zum Kapellmeiſter wendend: „Sie haben mich ganz mit ſich ausgeſöhnt, lieber Kreisler! — O jetzt verſtehe ich Ihren ſpringenden Humor. — Er iſt köſtlich, in der That köſtlich! — Nur in dem Zwieſpalt der verſchiedenſten Empfindungen, der feindlichſten Gefühle, geht das höhere Leben auf! — Haben Sie Dank, herzlichen Dank — da! — ich erlaube Ihnen, mir die Hand zu küſſen!"

Kreisler faßte die ihm dargebotene Hand, und wiederum, wie wohl nicht ſo heftig als zuvor, durchdröhnte ihn der Pulsſchlag, ſo daß er einen Moment zu zögern genöthigt, ehe er nun die zarten entbandſchuhten Finger an den Mund drückte, ſich mit ſolchem Anſtand verbeugend, als ſey er noch Legationsrath. Selbſt wußte er nun nicht wie es kam, daß ihn dieſe phyſiſche Empfindung bei dem Berühren der fürſtlichen Hand ungemein lächerlich bedünken wollte. Am Ende, ſprach er zu ſich ſelbſt, als die Prinzeſſin ihn verlaſſen, am Ende iſt die Gnädigſte eine Art von Leydner Flaſche, und walkt honnette Leute durch mit elektriſchen Schlägen nach fürſtlichem Belieben! —

Die Prinzeſſin hüpfte, tänzelte im Saal umher, lachte, trällerte dazwiſchen: **la Rachelina molinarina**, und herzte und küßte bald dieſe bald jene Dame, verſicherte, nie in ihrem Leben ſey ſie froher geweſen, und das habe ſie dem wackern Kapellmeiſter zu verdanken. Der ernſten Benzon war das Alles im höchſten Grade zuwider, ſie konnte es nicht laſſen, die Prinzeſſin endlich bei Seite zu ziehen, und ihr in's Ohr zu flüſtern: „Hedwiga, ich bitte Sie, welch ein Betragen!“

Ich dächte, erwiederte die Prinzeſſin mit funkelnden Augen: ich dächte, liebe Benzon, wir ließen heute das Hofmeiſtern und gingen alle zu Bette! — Ja! — zu Bette — zu Bette! Und damit rief ſie nach ihrem Wagen.

Schweifte die Prinzeſſin aus in krampfhafter Luſtigkeit, ſo war Julia indeſſen ſtill und trübe geworden. Den Kopf auf die Hand geſtützt, ſaß ſie am Flügel, und ihr ſichtliches Verbleichen, das umflorte Auge bewies, daß ihr Unmuth bis zum phyſiſchen Weh ſich geſteigert.

Auch Kreislern war das Brillantfeuer des Humors verlöſcht. Jedem Geſpräch ausweichend tappte er mit leiſen Schritten nach der Thüre. Die Benzon trat ihm in den Weg. Ich weiß nicht, ſprach ſie, welche ſonderbare Verſtimmung heute mir — —

(M. f. f.) alles ſo bekannt, ſo heimiſch vor, ein ſüßes Aroma, ſelbſt wußt' ich nicht, von welchem vortrefflichen Braten, wallte in bläulichen Wolken über die Dächer daher, und wie aus weiter — weiter Ferne, im Säuſeln des Abendwindes, liſpelten holde Stimmen: Murr mein Geliebter! wo weilteſt du ſo lange. —

Was iſt's das die beengte Bruſt,
Mit Wonneſchauer ſo durchbebt,
Den Geiſt zum Himmel hoch erhebt,
Iſt's Ahnung hoher Götterluſt?
Ja – ſpringe auf, du armes Herz,
Ermuth'ge dich zu kühnen Thaten,
Umwandelt iſt in Luſt und Scherz
Der troſtlos bitt're Todesſchmerz,
Die Hoffnung lebt – ich rieche Braten!

So ſang ich, und verlor mich, des entſetzlichen Feuerlärms nicht achtend, in die angenehmſten Träume! Doch auch hier auf dem Dache ſollten mich noch die ſchreckhaften Erſcheinungen des grotesken Weltlebens, in das ich hineingeſprungen, verfolgen. Denn, ehe ich mir's verſah, ſtieg aus dem Rauchfange eines jener ſeltſamen Ungethüme empor, die die Menſchen Schornſteinfeger nennen. Kaum mich gewahrend, rief der ſchwarze Schlingel: Huſch Katz! und warf den Beſen nach mir. Dem Wurfe ausweichend, ſprang ich über das nächſte Dach hinweg, und hinunter in die Dachrinne. Doch wer ſchildert mein frohes Erſtaunen, ja meinen freudigen Schreck, als ich wahrnahm, daß ich mich auf dem Hauſe meines wackern Herrn befand. Behende kletterte ich von Dachluke zu Dachluke, doch alle waren verſchloſſen. Ich erhob meine Stimme, jedoch umſonſt, niemand hörte mich. Indeſſen wirbelten die Rauchwolken von dem brennenden Hauſe hoch auf, Waſſerſtrahlen ziſchten dazwiſchen, tauſend Stimmen ſchrieen durch einander, das Feuer ſchien bedrohlicher zu werden. Da öffnete ſich die Dachluke, und Meiſter Abraham ſchaute heraus in ſeinem gelben Schlafrock. „Murr, mein guter Kater Murr, da biſt du ja — Komm hinein, komm hinein, kleiner Graupelz!“ So rief der Meiſter freudig, als er mich erblickte. Ich unterließ nicht, ihm durch alle Zeichen, die mir zu Gebote ſtanden, auch meine Freude zu erkennen zu geben: es war ein ſchöner herrlicher Moment des Wiederſehens, den wir feierten. Der Meiſter ſtreichelte mich, als ich zu ihm hinein in den Dachboden geſprungen, ſo, daß ich vor Wohlbehagen in jenes ſanfte, ſüße Knurren ausbrach, das die Menſchen in höhnender Verſpottung mit dem Worte „ſpinnen“, bezeichnen. „Ha ha, ſprach der Meiſter lachend, ha ha mein Junge, dir iſt wohl, da du vielleicht von weiter Wanderung zurückgekehrt biſt in die Heimath, du erkennſt nicht die Gefahr in der wir ſchweben. — Beinahe möchte ich wie du, ein glücklicher harmloſer Kater ſeyn, der ſich den Teufel was ſcheert um Feuer und Spritzenmeiſter, und dem kein Mobiliare verbrennen kann, da das einzige Mobile, deſſen ſein unſterblicher Geiſt mächtig, er ſelbſt iſt.“ —

Damit nahm mich der Meiſter auf den Arm und ſtieg herab in ſein Zimmer.

Kaum waren wir hineingetreten, als Profeſſor Lothario uns nachſtürzte, dem noch zwei Männer folgten.

Ich bitte Euch, rief der Profeſſor, ich bitte Euch um des Himmelswillen Meiſter! Ihr ſeyd in der dringendſten Gefahr, das Feuer ſchlägt ſchon über Euer Dach — Erlaubt, daß wir Eure Sachen wegtragen. —

Der Meiſter erklärte ſehr trocken, daß in ſolcher Gefahr der jähe Eifer der Freunde viel verderblicher ſich geſtalte, als die Gefahr ſelbſt, da das, was vor dem Feuer geborgen, gewöhnlich zum Teufel ginge, wiewohl auf ſchönere Art. Er ſelbſt habe in früherer Zeit einem Freunde, der von Feuer bedroht, in dem wohlwollendſten Enthuſiasmus, beträchtliches Chineſiſches Porzellan durch's Fenſter geworfen, damit es nur ja nicht verbrenne. Wollten ſie aber fein ruhig drei Nachtmützen, ein paar graue Röcke, und andere Kleidungsſtücke, worunter eine ſeidne Hoſe vorzüglich zu beachten, nebſt einiger Wäſche, in einen Koffer, Bücher und Manuſkripte in ein paar Körbe packen, ſeine Maſchinen aber nicht mit einem Finger anrühren, ſo werde es ihm lieb ſeyn. Stehe dann das Dach in Flammen, ſo wolle er ſammt dem Mobiliar ſich von dannen machen.

„Erſt aber, (ſo ſchloß er) erſt aber erlaubt, daß ich meinen Hausgenoſſen und Stubenkameraden, der ſo eben von weiten Reiſen müde, ermattet, zurückgekommen, mit Speis und Trank erquicke, nachher möget ihr wirthſchaften!“ —

Alle lachten ſehr, da ſie gewahrten, daß der Meiſter niemanden anders gemeint, als mich.

Es ſchmeckte mir herrlich, und die ſchöne Hoffnung, die ich auf dem Dach in ſehnſuchtsvollen ſüßen Tönen ausgeſprochen, wurde ganz erfüllt.

Als ich mich erquickt, ſetzte mich der Meiſter in einen Korb; neben mir, es war dazu Platz, ſtellte er eine kleine Schüſſel mit Milch hin, und deckte den Korb ſorgfältig zu.

Wart's ruhig ab, ſprach der Meiſter, wart's ruhig ab mein Kater! in dunkler Behauſung, was aus uns noch werden wird, nippe zum Zeitvertreib von deinem Lieblingstrank, denn ſpringſt oder trottirſt du hier im Zimmer umher, ſo treten ſie dir den Schwanz, die Beine entzwei, im Tumult des Rettens. Kommt es zur Flucht, ſo trage ich dich ſelbſt mit mir fort, damit du dich nicht wieder verläufſt, wie es ſchon geſchehen. Sie glauben nicht, wandte ſich nun der Meiſter zu den Andern, Sie glauben nicht verehrteſte Herren und Helfer in der Noth, was der kleine graue Mann im Korbe, was das für ein herrlicher grundgeſcheuter Kater iſt. Naturhiſtoriſche Gall's behaupten, daß ſonſt mit den vortrefflichſten Organen, als da ſind Mordluſt, Diebsſinn, Schelmerei u. ſ. w., ausgerüſteten Katern von leidlicher Edukation, doch der Ortſinn gänzlich mangele, daß ſie, einmal ſich verlaufen, die Heimath nie wiederfänden, aber mein guter Murr macht davon eine glänzende Ausnahme. Seit ein paar Tagen vermißte ich ihn, und betrauerte recht herzlich ſeinen Verluſt, heut, ſo eben, iſt er zurückgekehrt, und hat, wie ich mit Recht vermuthen darf, noch dazu die Dächer benutzt, als angenehme Kunſtſtraße. Die gute Seele hat nicht allein Klugheit bewieſen und Verſtand, ſondern auch die treueſte Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, weshalb ich ihn nun noch viel mehr liebe als vorher. — Mich erfreute des Meiſters Lob ganz ungemein, mit innerm Wohlbehagen fühlte ich meine Ueberlegenheit über mein ganzes Geſchlecht, über ein ganzes Heer verirrter Kater ohne Ortſinn, und wunderte mich, daß ich ſelbſt das ganz Ungemeine meines Verſtandes nicht hinlänglich eingeſehen. Zwar dacht' ich daran, daß eigentlich der junge Ponto mich auf den rechten Weg, und der Wurf des Schornſteinfegers auf das rechte Dach gebracht, indeſſen glaubte ich doch nicht im mindeſten an meiner Sagazität, und an der Wahrheit des Lobes, das mir der Meiſter ertheilte, zweifeln zu dürfen. Wie geſagt, ich fühlte meine innere Kraft und dies Gefühl bürgte mir für jene Wahrheit. Daß unverdientes Lob viel mehr erfreue, und den Gelobten viel mehr aufblähe als verdientes, wie ich einmal las, oder jemanden behaupten hörte, das gilt wohl nur von den Menſchen, geſcheute Kater ſind frei von ſolcher Thorheit, und ich glaube beſtimmt, daß ich vielleicht ohne Ponto und Schornſteinfeger den Rückweg nach Hauſe gefunden hätte, und daß beide ſogar nur den richtigen Ideengang im Innern verwirrten. Das bischen Weltklugheit, womit der junge Ponto ſo prahlte, wäre mir auch wohl zugekommen auf andere Weiſe, wenn gleich die mancherlei Begebenheiten, die ich mit dem liebenswürdigen Pudel — mit dem aimable roué erlebte, mir guten Stoff gaben zu den freundſchaftlichen Briefen, in welche ich meine Reiſebeſchreibung einkleidete. In allen Morgen- und Abendzeitungen, in allen eleganten und freimüthigen Blättern, könnten dieſe Briefe mit Effekt abgedruckt ſtehen, da mit Geiſt und Verſtand darin die glänzendſten Seiten meines Ich's hervorgehoben ſind, was doch jedem Leſer am interreſſanteſten ſeyn muß. Aber ich weiß es ſchon, die

VIII. 9

Herrn Redakteurs und Verleger fragen: wer iſt dieſer Murr? und erfahren ſie denn, daß ich ein Kater bin, wiewohl der vortrefflichſte auf Erden, ſo ſprechen ſie verächtlich: ein Kater und will ſchreiben! — Und hätt' ich Lichtenberg's Humor und Hamann's Tiefe — von Beiden habe ich viel Gutes vernommen, ſie ſollen für Menſchen nicht übel geſchrieben haben, ſind aber Todes verblichen, welches für jeden Schriftſteller und Dichter, der leben will, eine durchaus riskante Sache iſt — und, ſag' ich noch einmal, hätt' ich Lichtenberg's Humor und Hamann's Tiefe, doch erhielte ich das Manuſcript zurück, bloß weil man mir vielleicht meiner Krallen halber keine amüſante Schreibart zutraut. So was chagrinirt! — O Vorurtheil, himmelſchreiendes Vorurtheil, wie befängſt du doch die Menſchen, und vorzüglich diejenigen, die da heißen Verleger!

Der Profeſſor, und die, die mit ihm gekommen, machten nun einen grimmigen Spektakel um mich her, der meines Bedünkens wenigſtens bei dem Verpacken der Nachtmützen, und der grauen Röcke, nicht nöthig geweſen wäre.

Auf einmal rief draußen eine hohle Stimme: Das Haus brennt! „Hoho, ſprach der Meiſter Abraham, da muß ich auch dabei ſeyn, bleibt nur ruhig, Ihr Herren! wenn die Gefahr da iſt, bin ich wieder hier, und wir packen an!“ —

Und damit verließ er eilig das Zimmer.

Mir wurde in meinem Korbe wirklich bange. Das wilde Getöſe — der Rauch, der nun in das Zimmer zu dringen begann, Alles mehrte meine Angſt! Allerlei ſchwarze Gedanken ſtiegen in mir auf! — Wie wenn der Meiſter mich vergäße, wenn ich ſchmachvoll umkommen müßte in den Flammen! — Ich fühlte, die furchtbare Angſt mochte es verſchulden, ein beſonderes häßliches Kneifen im Leibe. — Ha! dacht' ich, wenn im Herzen falſch, wenn neidiſch ob meiner Wiſſenſchaft, mich los zu werden, enthoben jeder Sorg' zu ſeyn, nun mich der Meiſter noch in dieſen Korb geſpunden. Wie wenn ſelbſt dieſer unſchuldsweiße Trank — wie, wär' es Gift, das er mit ſchlauer Kunſt hier zubereitet, mir den Tod zu geben? — Herrlicher Murr, ſelbſt in der Todesangſt denkſt du in Jamben, läß'ſt nicht aus der Acht, was du im Shakſpear, Schlegel einſt geleſen! —

Meiſter Abraham ſteckte jetzt den Kopf zur Thüre hinein, und ſprach: die Gefahr iſt vorüber, Ihr Herren! Setzt Euch nur ruhig hin an jenen Tiſch, und trinkt die paar Flaſchen Wein aus, die Ihr in dem Wandſchrank gefunden, ich meines Theils begebe mich noch ein wenig auf's Dach, und will erklecklich ſpritzen — Doch halt, erſt muß ich nachſehen, was mein guter Kater macht.

Der Meiſter trat vollends hinein, nahm den Deckel von dem Korbe, in dem ich ſaß, ſprach mir zu mit freundlichen Worten, erkundigte ſich nach meinem Wohlbefinden, fragte, ob ich vielleicht noch einen gebratenen Vogel verſpeiſen wolle, welches Alles ich mit mehrmaligem ſüßen Miau erwiederte, und mich recht bequem ausſtreckte, welches mein Meiſter mit Recht für das beredte Zeichen nahm, daß ich ſatt ſey, noch im Korbe zu bleiben wünſche, und ſtülpte den Deckel wieder auf.

Wie wurde ich nun von der guten freundlichen Geſinnung überzeugt, die Meiſter Abraham für mich hegte. Ich hätte mich meines ſchnöden Mißtrauens ſchämen müſſen, wenn es überhaupt für einen Mann von Verſtande ſchicklich wäre, ſich zu ſchämen. Am Ende dacht' ich, war auch die fürchterliche Angſt, das ganze Unheil ahnende Mißtrauen weiter nichts als poetiſche Schwärmerei, wie ſie jungen genialen Enthuſiaſten eigen, die dergleichen oft förmlich brauchen, als berauſchendes Opium. Das beruhigte mich ganz und gar.

Kaum hatte der Meiſter die Stube verlaſſen, als der Profeſſor, ich konnt' es durch eine kleine Ritze des Korbes bemerken, ſich mit mißtrauiſchen Blicken nach dem Korbe umſchaute, und dann den andern zuwinkte, als habe er ihnen irgend Wichtiges zu entdecken. Dann ſprach er mit ſo leiſer Stimme, daß ich kein Wörtlein verſtanden, hätte der Himmel nicht in meine ſpitzen Ohren mir unglaublich ſcharfes Gehör gelegt: Wißt Ihr wohl, wozu ich eben jetzt Luſt hätte? — Wißt Ihr wohl, daß ich hingehen zu jenem Korbe, ihn öffnen, und dem verfluchten Kater, der drinnen ſitzt, und der uns jetzt vielleicht alle mit ſeinem übermüthigen Selbſtgenugſeyn verhöhnt, dies ſpitze Meſſer in die Kehle ſtoßen möchte?

Was fällt Euch ein, rief ein anderer, was fällt Euch ein, Lothario, den hübſchen Kater, den Liebling unſeres wackern Meiſters wolltet Ihr umbringen? — Und warum ſprecht Ihr denn ſo leiſe?

Der Profeſſor eben ſo mit gedämpfter Stimme, wie vorher, weiter ſprechend, erklärte, daß ich Alles verſtehe, daß ich leſen und ſchreiben könne, daß mir Meiſter Abraham auf eine, freilich geheimnißvolle, unerklärliche Weiſe, die Wiſſenſchaften beigebracht, ſo daß ich ſchon jetzt, wie ihm der Pudel Ponto verrathen, ſchriftſtellere und dichte, und daß das Alles dem ſchelmiſchen Meiſter zu nichts anderm dienen werde, als zur Verſpottung der vortrefflichſten Gelehrten und Dichter.

O, ſprach Lothario mit unterdrückter Wuth, o ich ſeh es kommen, daß Meiſter Abraham, der ohnedem das Vertrauen des Großherzogs in vollem Maaße beſitzt, daß er mit dem unglückſeligen Kater alles durchſetzt, was er nur will. Die Beſtie wird Magister legens werden, die Doktorwürde erhalten, zuletzt als Profeſſor der Aeſthetik Collegia leſen über den Aeſchylos — Corneille — Shakespear! — ich komme von Sinnen! — der Kater wird in meinen Eingeweiden wühlen, und hat ganz infame Krallen! —

Alle geriethen bei dieſen Reden Lothario's, des Profeſſors der Aeſthetik, in das tiefſte Erſtaunen. Einer meinte, es ſey ganz unmöglich, daß ein Kater leſen und ſchreiben lernen könne, da dieſe Elemente aller Wiſſenſchaft nächſt der Geſchicklichkeit, der nur der Menſch fähig, eine gewiſſe Ueberlegung, man möchte ſagen, Verſtand erforderten, der ſogar nicht allemal bei dem Menſchen, dem Meiſterſtück der Schöpfung, anzutreffen, vielweniger bei gemeinem Vieh!

Beſter, nahm ein anderer, wie mir's in meinem Korbe ſchien, ſehr ernſthafter Mann, das Wort, Beſter, was nennen Sie gemeines Vieh? — Es giebt gar kein gemeines Vieh. Oft in ſtille Selbſtbetrachtung verſunken, empfinde ich den tiefſten Reſpekt vor Eſeln und andern nützlichen Thieren. Ich begreife nicht, warum einer angenehmen Hausbeſtie von glücklichen natürlichen Anlagen nicht ſollte das Leſen und Schreiben beigebracht werden, ja warum ſich ein ſolches Thierlein nicht ſollte erheben können zum Gelehrten und Dichter? — Iſt denn das ſo etwas Beiſpielloſes? — An Tauſend und eine Nacht, als der beſten hiſtoriſchen Quelle voll pragmatiſcher Authentizität, mag ich gar nicht denken, ſondern Sie, mein Allerliebſter! nur an den geſtiefelten Kater erinnern, einen Kater, der voll Edelmuth, durchdringendem Verſtande war, und tiefer Wiſſenſchaft.

Vor Freude über dieſes Lob eines Katers, der, wie mir eine deutliche Stimme im Innern ſagte, mein würdiger Ahnherr ſeyn mußte, konnt' ich mich nicht enthalten, zwei, drei mal ziemlich ſtark zu nieſen. — Der Redner hielt inne, und alle ſchauten ſich ganz verſchüchtert um nach meinem Korbe.

Contentement mon cher, rief endlich der ernſthafte Mann, der eben geſprochen, und fuhr dann weiter fort: Irre ich nicht, ſo erwähnten Sie, theurer Aeſthetiker, vorhin eines Pudels Ponto, der Ihnen des Katers dichteriſches und wiſſenſchaftliches Treiben verrathen. Dies bringt mich denn auf Cervantes höchſt vorzüglichen Berganza, von deſſen neueſten Schickſalen in einem gewiſſen neuen höchſt abentheuerlichen Buche Nachricht gegeben wird. Auch dieſer Hund giebt ein entſcheidendes Beiſpiel über das Naturell, und über die Bildungsfähigkeit der Thiere.

Aber, nahm der andere das Wort, aber mein theurer, liebſter Freund, welche Beiſpiele führen Sie denn da an? Von dem Hunde Berganza ſpricht ja Cervantes, der bekanntlich ein Romanſchreiber war, und die Geſchichte vom geſtiefelten Kater iſt ja ein Kindermährchen, welches Herr Tieck freilich mit ſolcher Lebendigkeit uns vor Augen gebracht hat, daß man beinahe die Thorheit begehen könnte, wirklich daran zu glauben. Alſo zwei Dichter allegiren Sie, als wären es ernſte Naturhiſtoriker und Pſychologen, nun ſind aber Dichter nichts weniger als das, ſondern ausgemachte Phantaſten, die lauter eingebildetes Zeug ausbrüten und vorbringen. Sagen Sie, wie mag denn aber ein verſtändiger Mann, wie Sie, ſich auf Dichter berufen, um das zu bewahrheiten, was wider Sinn und Verſtand läuft? Lothario iſt Profeſſor der Aeſthetik, und es iſt billig, daß er als ſolcher bisweilen etwas weniges über die Schnur haue, aber Sie —

Halt, ſprach der Ernſte, halt, mein Liebſter, ereifern Sie ſich nicht. Bedenken Sie fein, daß wenn vom Wunderbaren, Unglaublichen die Rede, man füglich Dichter allegiren darf, denn ſimple Hiſtoriker verſtehen den Teufel was davon. Ja, wenn das Wunderbare in Schick und Form gebracht, und als reine Wiſſenſchaft vorgetragen werden ſoll, wird der Beweis irgend eines Erfahrungsſatzes am beſten aus berühmten Dichtern entnommen, auf deren Wort man bauen darf. Ich führe Ihnen, und damit werden Sie, ſelbſt ein gelehrter Arzt, zufrieden ſeyn — ja! ſage ich, ich führe Ihnen das Beiſpiel eines berühmten Arztes an, der in ſeiner wiſſenſchaftlichen Darſtellung des animaliſchen Magnetismus, um unſern Rapport mit dem Weltgeiſte, um das Daſeyn eines wunderbaren Ahnungsvermögens unläugbar in's Licht zu ſtellen, ſich auf Schiller und deſſen Wallenſtein bezieht, welcher ſagt: „Es giebt im Menſchenleben Augenblicke, und dergleichen Stimmen giebts — es iſt kein Zweifel" — und wie es denn weiter heißt. Sie können das Weitere ſelbſt nachleſen, in der Tragödie. — Ho ho! erwiederte der Doctor, Sie ſpringen ab — Sie gerathen in den Magnetismus, und ſind im Stande, zuletzt zu behaupten, daß, nächſt allen Wundern die dem Magnetiſeur zu Gebote ſtehen, er auch den Schulmeiſter für empfängliche Kater abgeben könnte. —

Nun, ſprach der Ernſte, wer weiß wie der Magnetismus auf Thiere wirkt. Kater die ſchon das elektriſche Fluidum in ſich tragen, wie Sie ſich gleich überzeugen können — —

Plötzlich an Mina denkend, die über dergleichen Verſuche, die mit ihr angeſtellt worden, ſo bitter klagte, erſchrak ich ſo heftig, daß ich ein lautes Miau ausſtieß!

Bei dem Orkus, rief der Profeſſor erſchrocken, bei dem Orkus und all' ſeinem Entſetzen, der hölliſche Kater hört uns, verſteht uns — Herz gefaßt — mit dieſen Händen erwürg' ich ihn. —

Ihr ſeyd nicht klug, ſprach der Ernſte, Ihr ſeyd wahrhaftig nicht klug, Profeſſor. Nimmermehr leide ich, daß Ihr dem Kater, den ich ſchon jetzt herzlich liebgewonnen, ohne das Glück ſeiner nähern Bekanntſchaft zu genießen, daß Ihr ihm nur das geringſte Leid zufügt. Am Ende muß ich glauben, daß Ihr eiferſüchtig ſeyd auf ihn, weil er Verſe macht? Profeſſor der Aeſthetik kann ja der kleine graue Mann niemals werden, darüber beruhigen Sie ſich nur ganz. Steht es denn nicht deutlich in den uralten akademiſchen Statuten, daß, überhand genommenen Mißbrauchs halber, keine Eſel mehr zur Profeſſur gelangen ſollen, und iſt dieſe Verordnung nicht auch auf Thiere auszudehnen von jeder Art und Gattung, mithin auch auf Kater?

Mag es ſeyn, ſprach der Profeſſor unmuthig, mag es ſeyn, daß der Kater niemals weder Magister legens, noch Profeſſor der Aeſthetik werden wird, als Schriftſteller tritt er doch auf über kurz oder lang, findet der Neuheit wegen Verleger und Leſer, ſchnappt uns gute Honorare weg —

Ich finde, erwiederte der Ernſte, ich finde durchaus keine Urſache, warum dem guten Kater, dem aimablen Liebling unſers Meiſters, es verwehrt ſeyn ſolle, eine Bahn zu betreten, auf der ſich ſo viele ohne Rückſicht auf Kraft und Haltung umhertummeln. Die einzige Maaßregel, die dabei zu beobachten, wäre, daß man ihn nöthigte, ſich die ſpitzen Krallen verſchneiden zu laſſen, und das wäre vielleicht das einzige, was wir jetzt gleich thun könnten, um ſicher zu ſeyn, daß er uns nie verwunde, wenn er ein Autor worden.

Alle ſtanden auf. Der Aeſthetiker griff nach der Scheere. Man kann ſich meine Lage denken, ich beſchloß, mit Löwenmuth anzukämpfen gegen die Verunglimpfung die man mir zugedacht, den erſten der ſich mir nahen würde, zu zeichnen auf ewige Zeiten; ich rüſtete mich zum Sprunge, ſo wie der Korb geöffnet werden wurde.

In dem Augenblick trat Meiſter Abraham hinein, und vorüber war meine Angſt, die ſchon ſich ſteigern wollte zur Verzweiflung. Er öffnete den Korb, und noch ganz außer mir, ſprang ich mit einem Satz hinaus, und ſchoß, dem Meiſter wild vorbei, unter den Ofen.

Was iſt dem Thiere widerfahren, rief der Meiſter, die andern mißtrauiſch anblickend, welche da ſtanden ganz verlegen, und vom böſen Gewiſſen geplagt, gar nicht zu antworten vermochten.

So bedrohlich auch meine Lage im Gefängniß war, doch empfand ich inniges Wohlbehagen darüber, was der Profeſſor von meiner muthmaßlichen Laufbahn ſagte, ſo wie ſein deutlich ausgeſprochener Neid mich höchlich erfreute. Ich fühlte ſchon das Doctorhütlein auf meiner Stirne, ich ſah mich ſchon auf dem Catheder! — Sollten meine Vorleſungen denn nicht am häufigſten beſucht werden von der wißbegierigen Jugend? — Sollte wohl ein einziger Jüngling, von milden Sitten, es übel deuten können, wenn der Profeſſor bäte, keine Hunde in's Collegium zu bringen? — Nicht alle Pudel hegen ſolch freundlichen Sinn, wie mein Ponto, und dem Jägervolk mit langen hängenden Ohren iſt nun vollends gar nicht zu trauen, da ſie überall mit den gebildetſten Leuten meines Geſchlechts unnütze Händel anfangen und ſie mit Gewalt nöthigen zu den unartigſten Aeußerungen des Zorns, als da iſt Pruhſten — Kratzen — Beißen ꝛc. ꝛc.

Wie höchſt fatal müßt' es —

(Mak. Bl.) — nur der kleinen rothwangigen Hofdame gelten, die Kreisler bei der Benzon geſehen. Thun Sie mir, ſprach die Prinzeſſin, thun Sie mir den Gefallen, Nannette, geben Sie ſelbſt hinab, und ſorgen Sie, daß man die Nelkenſtöcke in meinen Pavillon trage, die Leute ſind ſaumſelig genug, um nichts auszurichten. — Das Fräulein ſprang auf, verbeugte ſich ſehr ceremoniös, flog dann aber ſchnell zum Zimmer hinaus, wie ein Vogel, dem man den Käfig geöffnet.

Ich kann, wandte ſich die Prinzeſſin zum Kreisler, ich kann nun einmal nichts herausbringen, wenn ich nicht mit dem Lehrer allein bin, der den Beichtvater vorſtellt, dem man ohne Scheu alle Sünden vertrauen kann. Ueberhaupt werden Sie, lieber Kreisler, die ſteife Etiquette bei uns ſeltſam, werden es läſtig finden, daß ich überall von Hofdamen umgeben, gehütet werde, wie die Königin von Spanien. — Wenigſtens ſollte man hier in dem ſchönen Siegbartshof mehr Freiheit genießen. Wäre der Fürſt im Schloſſe, ich hätte Nannette nicht fortſchicken dürfen, die ſich ſelbſt bei unſern muſikaliſchen Studien eben ſo ſehr langweilt, als ſie mich genirt. — Fangen wir noch einmal an, jetzt wird es beſſer gehen. — Kreisler, bei dem Unterricht die Geduld ſelbſt, begann das Geſangſtück, welches die Prinzeſſin einzuſtudiren unternommen, von neuem, aber ſo ſichtlich Hedwiga ſich auch mühte, ſo viel Kreisler auch einhelfen mochte, ſie verirrte ſich in Takt und Ton, ſie machte Fehler über Fehler, bis ſie gluthroth im ganzen Geſicht aufſprang, an das Fenſter lief und hinausſchaute in den Park. Kreisler glaubte zu bemerken, daß die Prinzeſſin heftig weine, und fand ſeinen erſten Unterricht, den ganzen Auftritt, etwas peinlich. Was konnte er Beſſeres thun, als verſuchen, ob der feindliche unmuſikaliſche Geiſt, der die Prinzeſſin zu verſtören ſchien, ſich nicht bannen laſſe eben durch Muſik. Er ließ daher allerlei angenehme Melodieen fortſtrömen, variirte die bekannteſten Lieblingslieder in contrapunktiſchen Wendungen und melismatiſchen Schnörkeln, ſo daß er zuletzt ſich ſelbſt darüber wunderte, wie er ſo charmant den Flügel zu ſpielen verſtehe, und die Prinzeſſin vergaß, ſammt ihrer Arie und ihrer rückſichtsloſen Ungeduld.

„Wie herrlich doch der Geierſtein in der leuchtenden Abendſonne ſteht“ ſprach die Prinzeſſin, ohne ſich umzuwenden.

Kreisler war eben in einer Diſſonanz begriffen, natürlicherweiſe mußte er dieſe auflöſen, und konnte daher nicht mit der Prinzeſſin den Geierſtein und die Abendſonne bewundern. „Giebt's wohl einen reizendern Aufenthalt weit und breit, als unſer Siegbartshof,“ ſprach Hedwiga lauter und ſtärker als vorher. — Nun mußte Kreisler wohl, nachdem er einen tüchtigen Schlußakkord angeſchlagen, zu der Prinzeſſin an das Fenſter treten, der Aufforderung zum Geſpräch höflich genügend.

In der That, ſprach der Kapellmeiſter, in der That, gnädigſte

Prinzeſſin, der Park iſt herrlich, und ganz beſonders iſt es mir lieb, daß ſämmtliche Bäume grünes Laub tragen, welches ich überhaupt an allen Bäumen, Sträuchern und Gräſern ſehr bewundere und verehre, und jeden Frühling dem Allmächtigen danke, daß es wieder grün worden, und nicht roth, welches in jeder Landſchaft zu tadeln, und bei den beſten Landſchaftern, wie z. B. Claude Lorrain oder Berghem, ja ſelbſt bei Hackert, der bloß ſeine Wieſengründe was weniges pudert, nirgends zu finden.

Kreisler wollte weiter reden, als er aber in dem kleinen Spiegel, der zur Seite des Fenſters angebracht, der Prinzeſſin todtbleiches, ſeltſam verſtörtes Antlitz erblickte, verſtummte er vor dem Schauer, der ſein Inneres durcheiſte.

Die Prinzeſſin unterbrach endlich das Schweigen, indem ſie, ohne ſich umzuwenden, immerfort hinausſchauend, mit dem rührenden Ton der tiefſten Wehmuth ſprach: Kreisler, das Schickſal will es nun einmal, daß ich Ihnen überall wie von ſeltſamen Einbildungen geplagt — aufgeregt, ich möchte ſagen, albern erſcheine, daß ich Ihnen Stoff darbieten ſoll, Ihren ſchneidenden Humor an mir zu üben. Es iſt Zeit, Ihnen zu erklären, daß, und warum Sie es ſind, deſſen Anblick mich in einen Zuſtand verſetzt, der dem nervenerſchütternden Anfall eines heftigen Fiebers zu vergleichen. Erfahren Sie Alles. Ein offnes Geſtändniß wird meine Bruſt erleichtern und mir die Möglichkeit verſchaffen, Ihren Anblick, Ihre Gegenwart zu ertragen. — Als ich Sie zum erſtenmal dort im Park antraf, da erfüllten Sie, da erfüllte Ihr ganzes Betragen mich mit dem tiefſten Entſetzen, ſelbſt wußte ich nicht warum! — aber es war eine Erinnerung aus meinen frühſten Kinderjahren, die plötzlich mit all' ihrem Schrecken in mir aufſtieg, und die ſich erſt ſpäter in einem ſeltſamen Traume deutlich geſtaltete. — An unſerm Hofe befand ſich ein Maler, Ettlinger geheißen, den Fürſt und Fürſtin ſehr hoch hielten, da ſein Talent wunderbar zu nennen. Sie finden auf der Gallerie vortreffliche Gemälde von ſeiner Hand, auf allen erblicken Sie die Fürſtin, in dieſer jener Geſtalt, in der hiſtoriſchen Gruppe angebracht. Das ſchönſte Gemälde, das die höchſte Bewunderung aller Kenner erregt, hängt aber in dem Kabinett des Fürſten. Es iſt das Portrait der Fürſtin, die er, als ſie in der höchſten Blüthe der Jugend ſtand, ohne daß ſie ihm jemals geſeſſen, ſo ähnlich malte, als habe er das Bild aus dem Spiegel geſtohlen. Leonhard, ſo wurde der Maler mit ſeinem Vornamen am Hofe genannt, muß ein milder guter Menſch geweſen ſein. Alle Liebe, deren meine kindiſche Bruſt fähig, ich mochte kaum drei Jahre alt ſein, hatte ich ihm zugewandt, ich wollte, er ſollte mich nie verlaſſen. Aber unermüdlich ſpielte er auch mit mir, malte mir kleine bunte Bilder, ſchnitt mir allerlei Figuren aus. Plötzlich, es mochte ein Jahr vergangen ſein, blieb er aus. Die Frau, der meine erſte Erziehung anvertraut, ſagte mir mit Thränen in den Augen, Herr Leonhard ſey geſtorben. Ich war untröſtlich, ich mochte nicht mehr in dem Zimmer bleiben, wo Leonhard mit mir geſpielt. So wie ich nur konnte, entſchlüpfte ich meiner Erzieherin, den Kammerfrauen, lief im Schloſſe umher, rief laut den Namen: Leonhard! Denn immer glaubt' ich, es ſey nicht wahr, daß er geſtorben, und er ſey irgendwo im Schloſſe verſteckt. So begab es ſich, daß ich auch an einem Abend, als die Erzieherin ſich nur auf einen Augenblick entfernt, mich aus dem Zimmer ſchlich, um die Fürſtin aufzuſuchen. Die ſollte mir ſagen, wo Herr Leonhard ſey, und mir ihn wieder ſchaffen. Die Thüren des Corridors ſtanden offen, und ſo gelangte ich wirklich zur Haupttreppe, die ich hinauf lief, und oben, auf gut Glück, in das erſte geöffnete Zimmer trat. Als ich mich nun umſchaute, wurde die Thüre, die, wie ich meinte, in die Gemächer der Fürſtin führen mußte, und an die ich zu pochen im Begriffe ſtand, heftig aufgeſtoßen, und hinein ſtürzte ein Menſch in zerriſſenen Kleidern, mit verwildertem Haar. Es war Leonhard, der mich mit fürchterlich funkelnden Augen anſtarrte. Todtenbleich, eingefallen, kaum wieder zu erkennen, war ſein Antlitz. Ach, Herr Leonhard, rief ich, wie ſiehſt du aus, warum biſt du ſo blaß, warum haſt du ſolche glühende Augen, warum ſtarrſt du mich ſo an? — Ich fürchte mich vor dir! — O ſey doch ſo gut wie ſonſt — male mir wieder hübſche bunte Bilder! — da ſprang Leonhard mit einem wilden wiehernden Gelächter auf mich los, eine Kette, die um den Leib befeſtigt ſchien, klirrte ihm nach — kauerte nieder auf den Boden, ſprach mit heiſerer Stimme: Ha ha, kleine Prinzeß — bunte Bilder? ja nun kann ich erſt recht malen, malen — nun will ich dir ein Bild malen und deine ſchöne Mutter! nicht wahr, du haſt eine ſchöne Mutter? — Aber bitte ſie, daß ſie mich nicht wieder verwandelt — ich will nicht der elende Menſch Leonhard Ettlinger ſeyn — der iſt längſt geſtorden. Ich bin der rothe Geier und kann malen, wenn ich Farbenſtrahlen geſpeiſt! — ja malen kann ich, wenn ich heißes Herzblut habe zum Firniß, — und dein Herzblut brauche ich, kleine Prinzeß!" — Und damit faßte er mich, riß mich an ſich, entblößte mir den Hals, mir war's, als ſähe ich ein kleines Meſſer in ſeiner Hand blinken. Auf das durchdringende Angſtgeſchrei, das ich ausſtieß, ſtürzten Diener hinein und warfen ſich her über den Wahnſinnigen. Der ſchlug ſie aber mit Rieſenkraft zu Boden. In demſelben Augenblicke polterte und klirrte es über die Treppe herauf, ein großer, ſtarker Mann ſprang hinein mit dem lauten Ausruf: Jeſus, er iſt mir entſprungen! Jeſus, das Unglück! — Warte, warte Höllenkerl! — So wie der Wahnſinnige dieſen Mann gewahrte, ſchienen ihn plötzlich alle Kräfte zu verlaſſen, heulend ſtürzte er zu Boden. Man legte ihm die Ketten an, die der Mann mitgebracht, man führte ihn fort, indem er entſetzliche Töne ausſtieß, wie ein gefeſſeltes wildes Thier.

Sie mögen ſich es denken, mit welcher zerſtörenden Gewalt dieſer entſetzliche Auftritt das vierjährige Kind erfaſſen mußte. Man verſuchte mich zu tröſten, mir begreiflich zu machen, was wahnſinnig ſey. Ohne dies ganz zu verſtehen, ging doch ein tiefes namenloſes Grauſen durch mein Inneres, das noch jetzt wiederkehrt, wenn ich einen Wahnſinnigen erblicke, ja wenn ich nur an den fürchterlichen Zuſtand denke, der einer fortgeſetzten unterbrochenen Todesqual zu vergleichen. — Jenem Unglücklichen ſehen Sie ähnlich, Kreisler, als wären Sie ſein Bruder. — Vorzüglich erinnert mich Ihr Blick, den ich oft ſeltſam nennen möchte, nur zu lebhaft an Leonhard, und dies iſt es, was mich, als ich Sie zum erſtenmal erblickte, außer Faſſung brachte, was mich noch jetzt in Ihrer Gegenwart beunruhigt — beängſtigt! —

Kreisler ſtand da, tief erſchüttert, keines Wortes mächtig. Von jeher hatte er die fixe Idee, daß der Wahnſinn auf ihn lauere, wie ein nach Beute lechzendes Raubthier, und ihn einmal plötzlich zerfleiſchen werde; er erbebte nun in demſelben Grauſen, das die Prinzeſſin bei ſeinem Anblick erfaßt, vor ſich ſelbſt, rang mit dem ſchauerlichen Gedanken, daß er es geweſen, der die Prinzeſſin in der Raſerei ermorden wollen.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens fuhr die Prinzeſſin fort: Der unglückliche Leonhard liebte insgeheim meine Mutter, und dieſe Liebe, ſchon ſelbſt Wahnſinn, brach zuletzt aus in Wuth und Raſerei.

So, ſprach Kreisler, ſehr weich und mild wie er pflegte, wenn ein Sturm im Innern vorübergegangen, ſo war in Leonhards Bruſt nicht die Liebe des Künſtlers aufgegangen.

Was wollen Sie damit ſagen, Kreisler, fragte die Prinzeſſin, indem ſie ſich raſch umwandte.

Als, erwiederte Kreisler ſanft lächelnd, als ich einſt in einem hinlänglich toll luſtigen Schauſpiel einen Witzbold von Diener die Spielleute mit der ſüßen Anrede beehren hörte: „Ihr guten Leute und ſchlechten Muſikanten“; theilte ich, wie der Weltenrichter, flugs alles Menſchenvolk in zwei verſchiedene Haufen, einer davon beſtand aber aus den guten Leuten, die ſchlechte, oder vielmehr gar keine Muſikanten ſind, der andere aber aus den eigentlichen Muſikanten. Doch niemand ſollte verdammt, ſondern alle ſollten ſelig werden, wiewohl auf verſchiedene Weiſe. — Die guten Leute verlieben ſich leichtlich in ein paar ſchöne Augen, ſtrecken beide Arme aus nach der angenehmen Perſon, aus deren Antlitz beſagte Augen ſtrahlen, ſchließen die Holde ein in Kreiſe, die, immer enger und enger werdend, zuletzt zuſammenſchrumpfen zum Trauring, den ſie der Geliebten an den Finger ſtecken, als pars pro toto — Sie verſtehen einiges Latein, gnädigſte Prinzeß — als pars pro toto ſag' ich, als Glied der Kette, an der ſie die in Liebeshaft Genommene heimführen in das Eheſtands-Gefängniß. Dabei ſchreien ſie denn ungemein: O Gott — oder o Himmel! oder, ſind ſie der Aſtronomie ergeben, o ihr Sterne! oder haben ſie Inklination zum Heidenthum, o all' ihr Götter, ſie iſt mein, die Schönſte, all' mein ſehnend Hoffen erfüllt! — Alſo lärmend, gedenken die guten Leute es nachzuahmen den Muſikanten, jedoch vergebens, da es mit der Liebe dieſer durchaus ſich anders verhält. — Es begiebt ſich wohl, daß beſagten Muſikanten unſichtbare Hände urplötzlich den Flor wegziehen, der ihre Augen verhüllte, und ſie erſchauen, auf Erden wandelnd, das Engelsbild, das, ein ſüßes unerforſchtes Geheimniß, ſchweigend ruhte in ihrer Bruſt. Und nun lodert auf in reinem Himmelsfeuer, das nur leuchtet und wärmt, ohne mit verderblichen Flammen zu vernichten, alles Entzücken, alle namenloſe Wonne des höheren aus dem Innerſten emporkeimenden

Lebens, und tauſend Fühlhörner ſtreckt der Geiſt aus in brünſtigem Verlangen, und umnetzt die, die er geſchaut, und hat ſie, und hat ſie nie, da die Sehnſucht ewig dürſtend fortlebt! — Und ſie, ſie ſelbſt iſt es, die Herrliche, die, zum Leben geſtaltete Ahnung, aus der Seele des Künſtlers hervorleuchtet, als Geſang — Bild — Gedicht! — Ach, Gnädigſte, glauben Sie mir, ſeyen Sie überzeugt, daß wahre Muſikanten, die mit ihren leiblichen Armen und den daran gewachſenen Händen nichts thun, als paſſabel muſiziren, ſey es nun mit der Feder, mit dem Pinſel oder ſonſt, in der That nach der wahrhaften Geliebten nichts ausſtrecken, als geiſtige Fühlhörner, an denen weder Hand noch Finger befindlich, die mit convenabler Zierlichkeit einen Trauring erfaſſen und anſtecken könnten an den kleinen Finger der Angebeteten; ſchnöde Mesalliancen ſind daher durchaus nicht zu befürchten, und ſcheint ziemlich gleichgültig, ob die Geliebte, die in dem Innern des Künſtlers lebt, eine Fürſtin iſt oder eine Bürgerstochter, in ſo fern letztere nur keine Eule. Beſagte Muſikanten ſchaffen, ſind ſie in Liebe gekommen, mit der Begeiſterung des Himmels, herrliche Werke, und ſterben weder elendiglich dahin an der Schwindſucht, noch werden ſie wahnſinnig. Sehr verdenke ich es daher dem Herrn Leonhard Ettlinger, daß er in einige Raſerei verfiel, er hätte nach der Art ächter Muſikanten, die durchlauchtige Frau Fürſtin ohne allen Nachtheil lieben können wie er nur wollte! —

Die humoriſtiſchen Töne, die der Kapellmeiſter anſchlug, gingen bei dem Ohr der Prinzeſſin vorüber, unvernommen oder übertönt von dem Nachhall der Saite, die er berührt, und die in der weiblichen Bruſt ſchärfer geſpannt, ſtärker vibriren mußte als alle übrigen.

„Die Liebe des Künſtlers, ſprach ſie, indem ſie niederſank in den Lehnſtuhl, und wie im Nachſinnen den Kopf auf die Hand ſtützte, die Liebe des Künſtlers! — ſo geliebt zu werden! — o es iſt ein ſchöner herrlicher Traum des Himmels — nur ein Traum, ein leerer Traum. —“

Sie ſcheinen, nahm Kreisler das Wort, Sie ſcheinen, Gnädigſte, für Träume eben nicht ſehr portirt, und doch ſind es lediglich die Träume, in denen uns recht die Schmetterlingsflügel wachſen, ſo daß wir dem engſten feſteſten Kerker zu entfliehen, uns bunt und glänzend in die Lüfte, in die höchſten Lüfte zu erheben vermögen. Jeder Menſch hat doch am Ende einen angebornen Hang zum Fliegen, und ich habe ernſte honnette Leute gekannt, die am ſpäten Abend ſich bloß mit Champagner, als einem dienlichen Gas füllten, um in der Nacht, Luftballon und Paſſagier zugleich, aufſteigen zu können. —

Sich ſo geliebt zu wiſſen, wiederholte die Prinzeſſin noch bewegter als vorher.

Und, ſprach, als die Prinzeſſin ſchwieg, Kreisler weiter, und was die Liebe des Künſtlers betrifft, wie ich ſie zu ſchildern mich bemüht, ſo haben Sie, Gnädigſte! freilich das böſe Beiſpiel des Herrn Bernhard Ettlinger von Bagen, der Muſikant war und lieben wollte, wie die guten Leute, worüber ſein ſchöner Verſtand freilich etwas wacklig werden konnte, aber eben deshalb mein' ich, war Herr Bernhard kein ächter Muſikant. Dieſe tragen die erkorne Dame im Herzen, und wollen nichts als ihr zu Ehren ſingen, dichten, malen, und ſind in der vorzüglichſten Courtoiſie den galanten Rittern zu vergleichen, ja was unſchuldsvolle Geſinnung betrifft, ihnen vorzuziehen, da ſie nicht verfahren wie jene Ritter, die blutdürſtiger Weiſe, wenn nicht gleich Rieſen, Drachen bei der Hand, die ſchätzbarſten Leute niederſtreckten in den Staub, um der Herzensdame zu huldigen! —

Nein, rief die Prinzeſſin, wie erwachend aus einem Traum, nein es iſt unmöglich, daß in der Bruſt des Mannes ein ſolch reines Veſta-Feuer ſich entzünden ſollte! — Was iſt die Liebe des Mannes anders, als die verrätheriſche Waffe, die er gebraucht, einen Sieg zu feiern, der das Weib verdirbt, ohne ihn zu beglücken. —

Kreisler wollte ſich eben über ſolche abſonderliche Geſinnungen einer ſiebzehn- achtzehnjährigen Prinzeſſin höchlich verwundern, als die Thüre aufging, und Prinz Ignatius hineintrat.

Der Kapellmeiſter war froh, ein Geſpräch zu enden, das er ſehr gut mit einem wohlklingenden Duett verglich, in dem jede Stimme ihrem eigenthümlichen Charakter getreu bleiben muß. Während die Prinzeſſin, ſo behauptete er, im wehmüthigen Adagio beharrt, und nur hie und da einen Mordent, einen Pralltriller angebracht, ſey er als ein vorzüglicher Buffo und ergötzlicher Charakter mit einer ganzen Legion kurzer Noten parlando dazwiſchen gefahren, ſo daß er, da das Ganze ein wahres Meiſterſtück der Compoſition und der Ausführung zu nennen, nichts weiter gewünſcht, als der Prinzeſſin und ſich ſelbſt zuhören zu können aus irgend einer Loge oder einem ſchicklichen Sperrſitz.

Alſo Prinz Ignatius trat herein mit einer zerbrochenen Taſſe in der Hand, ſchluchzend und weinend.

Es iſt nöthig, zu ſagen, daß der Prinz, unerachtet hoch in die zwanzig, doch ſich noch immer nicht von den Lieblingsſpielen der Kinderjahre trennen konnte. Ganz vorzüglich liebte er ſchöne Taſſen, mit denen er Stundenlang in der Art ſpielen konnte, daß er ſie in Reihen vor ſich hinſtellte auf den Tiſch, und dieſe Reihen immer anders und anders ordnete, ſo daß bald die gelbe Taſſe neben der rothen, dann die grüne bei der rothen u. ſ. w. ſtehen mußte. Dabei freute er ſich ſo innig, ſo herzlich, wie ein frohes zufriedenes Kind. —

Das Unglück, worüber er jetzt lamentirte, beſtand darin, daß ihm der kleine Mops unverſehens auf den Tiſch geſprungen war, und die ſchönſte der Taſſen herabgeworfen hatte.

Die Prinzeſſin verſprach, dafür zu ſorgen, daß er eine Mundtaſſe im neueſten Geſchmack aus Paris erhalten ſolle. Da gab er ſich zufrieden, und lächelte mit dem ganzen Geſicht. Jetzt erſt ſchien er den Kapellmeiſter zu bemerken. Er wandte ſich zu ihm mit der Frage, ob er auch viele ſchöne Taſſen beſitze. Kreisler wußte ſchon, von Meiſter Abraham hatte er's erfahren, was man darauf zu antworten. Er verſicherte nämlich, daß er keinesweges ſolche ſchöne Taſſen beſitze, wie der gnädigſte Herr, und daß es ihm auch ganz unmöglich ſey, ſo viel Geld darauf zu verwenden, als der gnädigſte Herr es thue.

Sehen Sie wohl, erwiederte Ignaz ſehr vergnügt, ſehen Sie wohl, ich bin ein Prinz und kann deshalb ſchöne Taſſen haben, wie ich nur mag, aber das können Sie nicht, weil Sie kein Prinz ſind, denn weil ich nun einmal ganz gewiß ein Prinz bin, ſo ſind ſchöne Taſſen — Taſſen und Prinzen, und Prinzen und Taſſen, gingen nun durcheinander in immer mehr verwirrter Rede, und dabei lachte und hüpfte Ignatius und klopfte in die Hände vor ſeligem Vergnügen! — Hedwiga ſchlug erröthend die Augen nieder, ſie ſchämte ſich des imbezillen Bruders, ſie fürchtete mit Unrecht Kreislers Spott, dem, nach ſeiner innerſten Gemüthsſtimmung, des Prinzen Albernheit als ein Zuſtand des wirklichen Wahnſinnes, nur ein Mitleid erregte, das eben nicht wohlthun konnte, vielmehr die Spannung des Augenblicks vermehren mußte. Um den Armen nur abzubringen von dem unſeligen laſſen, bat die Prinzeſſin ihn, die kleine Handbibliothek in Ordnung zu bringen, die in einem zierlichen Wandſchrank aufgeſtellt ſtand. Ganz vergnügt, unter fröhlichem Gelächter, begann der Prinz ſogleich, die ſauber gebundenen Bücher herauszunehmen, und ſie, nach dem Format ſorglich ordnend, ſo hinzuſtellen, daß die goldnen Schnitte nach außen ſtehend, eine blanke Reihe formten, worüber er ſich über alle Maßen freute.

Fräulein Nannette ſtürzte herein, und rief laut: der Fürſt, der Fürſt mit dem Prinzen! — O mein Gott, ſprach die Prinzeſſin, meine Toilette, in der That, Kreisler, wir haben die Stunden verplaudert, ohne daran zu denken. — Ich habe mich ganz vergeſſen! — Mich und den Fürſten und den Prinzen. Sie verſchwand mit Nannetten in das Nebengemach. Prinz Ignaz ließ ſich in ſeinem Geſchäft gar nicht ſtören.

Schon rollte der Staatswagen des Fürſten heran; als Kreisler ſich unten an der Haupttreppe befand, ſtiegen eben die beiden Laufer in Staatslivree aus der Wurſt. — Das muß näher erklärt werden.

Fürſt Irenäus ließ nicht ab von dem alten Brauch, und ſo hatte er zur ſelben Zeit, als kein ſchnellfüßiger Hanswurſt in bunter Jacke vor den Pferden herzulaufen genöthigt, wie ein gehetztes Thier, in der zahlreichen Dienerſchaft von allen Waffen auch noch zwei Laufer, artige hübſche Leute von geſetzten Jahren, wohlgefüttert, und nur zuweilen von Unterleibsbeſchwerden geplagt, wegen der ſitzenden Lebensweiſe. Viel zu menſchenfreundlich war nämlich der Fürſt geſinnt, um irgend einem Diener zuzumuthen, daß er ſich zu Zeiten umſetze in ein Windſpiel, oder einen andern vergnügten Köter, um indeſſen doch die gehörige Etiquette im Anſehen zu erhalten, mußten die beiden Laufer, fuhr der Fürſt in Galla aus, vorauffahren auf einer paſſablen Wurſt, und an ſchicklichen Stellen, wo z. B. einige Gaffer ſich verſammelt, etwas die Beine rühren, als Andeutung des wirklichen Laufs. — Es war hübſch anzuſehen. —

Alſo, — die Laufer waren eben ausgeſtiegen, die Kammerherren traten in's Portal, und ihnen folgte Fürſt Irenäus, an deſſen Seite ein junger Mann von ſtattlichem Anſehen daher ſchritt, in reicher Uniform der neapolitaniſchen Garde, Sterne und Kreuze auf der Bruſt. — „Je vous salue Monsieur de Krösel, ſprach der Fürſt, als er Kreisler erblickte. — Krösel pflegte er zu ſagen, ſtatt Kreisler, wenn er bei feſtlichen, feierlichen Gelegenheiten franzöſiſch ſprach, und ſich auf keinen deutſchen Namen recht beſinnen konnte. Der fremde Prinz — denn den jungen ſtattlichen Mann hatte doch wohl das Fräulein Nannette gemeint, als ſie rief, daß der Fürſt komme mit dem Prinzen — nickte Kreislern im Vorbeigehen flüchtig zu mit dem Kopfe, eine Art der Begrüßung, die Kreislern ſelbſt von den vornehmſten Perſonen ganz unausſtehlich war. Er bückte ſich daher bis tief an die Erde auf ſolch burleske Weiſe, daß der dicke Hofmarſchall, der überhaupt Kreislern für einen ausgemachten Spaßmacher, und alles für Spaß hielt, was er that und ſprach, nicht umhin konnte, etwas zu kickern. Der junge Prinz warf aus ſeinen dunkeln Augen Kreislern einen glühenden Blick zu, murmelte zwiſchen den Zähnen: Haſenfuß, und ſchritt dann ſchnell dem Fürſten nach, der ſich mit milder Gravität nach ihm umſchaute. — Für einen italieniſchen Gardiſten, rief Kreisler laut lachend dem Hofmarſchall zu, ſpricht der durchlauchtige Herr ein paſſables Deutſch, ſagen Sie ihm, beſte Excellenz, daß ich ihm dafür mit dem auserleſenſten Neapolitaniſch dienen und dabei kein artiges Romaniſch, am wenigſten aber als Gozziſche Maske ſchnödes Venetianiſch einſchwärzen, kurz kein X vor ein U machen will. — Sagen Sie ihm, beſte Excellenz — Aber die Excellenz ſtieg ſchon, die Schultern hoch heraufgezogen, als Bollwerk und Schutzſchanze der Ohren, die Treppe herauf. —

Der fürſtliche Wagen, mit dem Kreisler gewöhnlich nach Sieghartshof zu fahren pflegte, hielt, der alte Jäger öffnete den Schlag und fragte ob's gefällig wäre. In dem Augenblick rannte aber ein Küchenjunge vorbei, heulend und ſchreiend. Ach das Unglück — ach das Malheur! — Was iſt geſchehen, rief ihm Kreisler nach. Ach das Unglück, erwiederte der Küchenjunge noch heftiger weinend, da drinnen liegen der Herr Oberküchenmeiſter in der Verzweiflung, in purer Raſerei, und wollen ſich durchaus das Ragoutmeſſer in den Leib ſtoßen, weil der gnädigſte Herr plötzlich befohlen hat zu ſoupiren, und es ihm an Muſcheln fehlt zum italieniſchen Sallat. Er will ſelbſt nach der Stadt, und der Herr Oberſtallmeiſter weigern ſich anſpannen zu laſſen, da es an einer Ordre des gnädigſten Herrn fehlt. — Da iſt zu helfen, ſprach Kreisler, der Herr Oberküchenmeiſter ſteige in gegenwärtigen Wagen, und verſehe ſich mit den ſchönſten Muſcheln in Sieghartsweiler, während ich zu Fuß nach ſelbiger Stadt promenire. — Damit rannte er fort in den Park. —

Große Seele — edles Gemüth — ſcharmanter Herr! rief ihm der alte Jäger nach, indem ihm die Thränen in die Augen traten. —

In den Flammen des Abendroths ſtand das ferne Gebirge, und der goldne glühende Wiederſchein gleitete ſpielend über den Wieſenplan, durch die Bäume, durch die Büſche, wie getrieben von dem Abendwinde, der ſich ſäuſelnd erhoben.

Kreisler blieb mitten auf der Brücke ſtehen, die über einen breiten Arm des Sees nach dem Fiſcherhäuschen führte, und ſchaute in das Waſſer hinab, in dem ſich der Park mit ſeinen wunderbaren Baumgruppen, der hoch darüber emporragende Geierſtein, der ſeine weißblinkenden Ruinen auf dem Haupte wie eine ſeltſame Krone trug, abſpiegelte in magiſchem Schimmer. Der zahme Schwan, der auf den Namen Blanche hörte, plätſcherte auf dem See daher, den ſchönen Hals ſtolz empor gehoben, rauſchend mit den glänzenden Schwingen. „Blanche, Blanche, rief Kreisler laut, indem er beide Arme weit ausſtreckte, ſinge dein ſchönſtes Lied, glaube ja nicht, daß du dann ſterben mußt! du darfſt dich nur ſingend an meine Bruſt ſchmiegen, dann ſind deine herrlichſten Töne mein, und nur ich gehe unter in brünſtiger Sehnſucht, während du in Liebe und Leben daherſchwebſt auf den koſenden Wellen!“ — Selbſt wußte Kreisler nicht, was ihn plötzlich ſo tief bewegte, er ſtützte ſich auf das Geländer, ſchloß unwillkührlich die Augen. Da hörte er Julia's Geſang, und ein unnennbar ſüßes Weh durchbebte ſein Inneres.

Düſtere Wolken zogen daher, und warfen breite Schatten über das Gebirge, über den Wald, wie ſchwarze Schleier. Ein dumpfer Donner dröhnte im Morgen, ſtärker ſauſte der Nachtwind, rauſchten die Bäche, und dazwiſchen ſchlugen einzelne Töne der Wetterharfe an, wie ferne Orgelklänge, aufgeſcheucht erhob ſich das Geflügel der Nacht, und ſchweifte kreiſchend durch das Dickigt.

Kreisler erwachte aus dem Traume, und erblickte ſeine dunkle Geſtalt im Waſſer. Da war es ihm, als ſchaue ihn Ettlinger, der wahnſinnige Maler, an aus der Tiefe. „Hoho, rief er hinab, hoho, biſt du da geliebter Doppelgänger, wackerer Kumpan? — Höre mein ehrlicher Junge, für einen Maler der etwas über die Schnur gehauen, der in ſtolzem Uebermuth fürſtliches Herzblut verbrauchen wollte, ſtatt Firniß, ſiehſt du paſſabel genug aus. — Ich glaube am Ende, guter Ettlinger, daß du illuſtre Familien genarrt haſt mit deinem wahnſinnigen Treiben! — Je länger ich dich anſchaue, deſto mehr gewahre ich an dir die vornehmſten Manieren, und ſo du magſt, will ich der Fürſtin Maria verſichern, du wärſt, was deinen Stand oder deine Lage im Waſſer betrifft, ein Mann von dem importanteſten Range, und ſie könne dich lieben ohne alle weitere Umſtände. — Willſt du aber, Kumpan, daß die Fürſtin noch jetzt deinem Bilde gleiche, ſo mußt du es nachthun dem fürſtlichen Dilettanten, der ſeine Portraits ausglich mit den zu Portraitirenden, durch geſchicktes Anpinſeln der letztern! — Nun! — haben ſie dich einmal unverdienter Weiſe hinabgeſchickt in den Orkus, ſo trage ich dir hiermit allerlei Neuigkeiten zu! — Wiſſe verehrter Tollhauskoloniſt, daß die Wunde die du dem armen Kinde, der ſchönen Prinzeſſin Hedwiga beibrachteſt, noch immer nicht recht geheilt iſt, ſo daß ſie vor Schmerz manchmal allerlei Fratzen macht. Trafſt du denn ihr Herz ſo hart, ſo ſchmerzlich, daß ihr noch jetzt heißes Blut entquillt, wenn ſie deine Larve erblickt, ſo wie Leichname bluten, wenn der Mörder hinantritt? Rechne es mir nicht zu, Guter, daß ſie mich für ein Geſpenſt hält, und zwar für das Deinige. — Aber bin ich ſo recht in voller Luſt ihr zu beweiſen, daß ich kein ſchnöder Revenant bin, ſondern der Kapellmeiſter Kreisler, dann kommt mir der Prinz Ignatius in die Queere, der offenbar an einer Paranoja laborirt, an einer fatuitas, stoliditas, die nach Kluge eine ſehr angenehme Sorte der eigentlichen Narrheit iſt. — Mache mir nicht alle Geſten nach, Maler, wenn ich ernſthaft mit dir rede! — Schon wieder? Fürchtete ich mich nicht vor dem Schnupfen, ich ſpränge zu dir hinab, und prügelte dich erklecklich. — Scheere dich zum Teufel hallunkiſcher Mimiker!“ —

Kreisler ſprang ſchnell fort.

Es war nun ganz finſter geworden, Blitze leuchteten durch die ſchwarzen Wolken, der Donner rollte, und der Regen begann in großen Tropfen herabzufallen. Aus dem Fiſcherhäuschen ſtrahlte ein helles blendendes Licht, dem eilte Kreisler ſchnell entgegen.

Unfern der Thüre, im vollen Schimmer des Lichts, erblickte Kreisler ſein Ebenbild, ſein eignes Ich, das neben ihm daherſchritt. Vom tiefſten Entſetzen erfaßt, ſtürzte Kreisler hinein in das Häuschen, ſank athemlos, zum Tode erbleicht, in den Seſſel.

Meiſter Abraham, der vor einem kleinen Tiſche ſaß, auf dem eine Aſtrallampe ihre blendenden Strahlen umher warf, in einem großen Folianten leſend, fuhr erſchrocken in die Höhe, nahte ſich Kreisler, rief: Um des Himmelswillen, was iſt Euch, Johannes, wo kommt Ihr her am ſpäten Abend — was hat Euch ſo entſetzt! —

Mit Mühe ermannte ſich Kreisler, und ſprach dann mit dumpfer Stimme: Es iſt nun nicht anders, wir ſind unſerer Zwei — ich meine ich und mein Doppelgänger, der aus dem See entſprungen iſt, und mich verfolgt hat, hierher — Seid barmherzig Meiſter, nehmt Euern Dolchſtock, ſtoßt den Hallunken nieder — er iſt raſend, glaubt mir das, und kann uns beide verderben. Er hat draußen das Wetter heraufbeſchworen. — Die Geiſter rühren ſich in den Lüften, und ihr Choral zerreißt die menſchliche Bruſt! — Meiſter — Meiſter, lockt den Schwan herbei, — er ſoll ſingen — erſtarrt iſt mein Geſang, denn der Ich hat ſeine weiße kalte Todtenhand auf meine Bruſt gelegt, die muß er wegziehen, wenn der Schwan ſingt — und ſich wieder untertauchen in den See. — Meiſter Abraham ließ Kreislern nicht weiter reden, er ſprach ihm zu mit freundlichen Worten, nöthigte ihm einige Gläſer eines feurigen italieniſchen Weins ein, den er eben zur Hand hatte, und fragte ihm dann nach und nach ab, wie ſich alles begeben.

Aber kaum hatte Kreisler geendet, als Meiſter Abraham laut lachend rief: Da ſieht man den eingefleiſchten Phantaſten, den vollendeten Geiſterſeher! — Was den Organiſten betrifft, der Euch draußen in dem Park ſchauerliche Chorale vorgeſpielt hat, ſo iſt das niemand anders geweſen, als der Nachtwind, der durch die Lüfte brauſend daher fuhr, und vor dem die Saiten der Wetterharfe erklangen. Ja ja, Kreisler, die Wetterharfe habt Ihr vergeſſen, die zwiſchen den beiden Pavillons am Ende des Parks aufgeſpannt iſt*). Und was Euern Doppelgänger betrifft, der im Schimmer meiner Aſtrallampe neben Euch her lief, ſo will ich Euch ſogleich beweiſen, daß, ſobald ich nur vor die Thür trete, auch mein Doppelgänger bei der Hand iſt, ja, daß ein jeder, der zu mir hineintritt, ſolch einen Chevalier d'Honneur ſeines Ichs an der Seite leiden muß.

---

*) Der Abt Gattoni zu Mailand ließ, von einem Thurme zum andern, funfzehn eiſerne Saiten ausſpannen und dergeſtalt ſtimmen, daß ſie die diatoniſche Tonleiter angaben. Bei jeder Veränderung in der Atmoſphäre, erklangen dieſe Saiten ſtärker oder ſchwächer, nach dem Maaß jener Veränderung. Man nannte dieſe Aeolsharfe im Großen, Rieſen- oder Wetterharfe.

Meiſter Abraham trat vor die Thüre, und ſogleich ſtand in dem Schimmer ein zweiter Meiſter Abraham ihm zur Seite.

Kreisler merkte die Wirkung eines verborgenen Hohlſpiegels, und ärgerte ſich, wie jeder, dem das Wunderbare, woran er geglaubt, zu Waſſer gemacht wird. Dem Menſchen behagt das tiefſte Entſetzen mehr, als die natürliche Aufklärung deſſen, was ihm geſpenſtiſch erſchienen, er will ſich durchaus nicht mit dieſer Welt abfinden laſſen; er verlangt etwas zu ſehen aus einer andern, die des Körpers nicht bedarf, um ſich ihm zu offenbaren.

Ich kann, ſprach Kreisler, ich kann nun einmal, Meiſter, Euren ſeltſamen Hang zu ſolchen Foppereien nicht begreifen. Ihr präparirt das Wunderbare, wie ein geſchickter Mundkoch, aus allerlei ſcharfen Ingredienzien, und meint, daß die Menſchen, deren Phantaſie, wie der Magen der Schlemmer, flau geworden, irritirt werden müſſen durch ſolches Unweſen. Nichts iſt abgeſchmackter, als wenn man bei ſolchen vermaledeiten Kunſtſtückchen, die einem die Bruſt zuſammenſchnüren, dahinter kommt, daß alles natürlich zugegangen.

Natürlich! — natürlich, rief Meiſter Abraham, als ein Mann von ziemlichem Verſtande, ſolltet Ihr doch einſehen, daß nichts in der Welt natürlich zugeht, gar nichts! — Oder glaubt Ihr, werther Kapellmeiſter, daß deshalb, weil wir mit uns zu Gebote ſtehenden Mitteln eine beſtimmte Wirkung hervorzubringen vermögen, uns die aus dem geheimnißvollen Organism ſtrömende Urſache der Wirkung klar vor Augen liegt? — Ihr habt doch ſonſt vielen Reſpekt vor meinen Kunſtſtücken gehabt, unerachtet Ihr die Krone davon niemals ſchautet. — Ihr meint das unſichtbare Mädchen, ſprach Kreisler.

Allerdings, fuhr der Meiſter fort, eben dieſes Kunſtſtück — es iſt wohl mehr als das — würde Euch bewieſen haben, daß die gemeinſte am leichteſten zu berechnende Mechanik oft mit den geheimnißvollſten Wundern der Natur in Beziehung treten, und dann Wirkungen hervorbringen kann, die unerklärlich, — ſelbſt dies Wort im gewöhnlichen Sinn genommen, bleiben müſſen. Hm, ſprach Kreisler, wenn Ihr nach der bekannten Theorie des Schalls verführet, den Apparat geſchickt zu verbergen wußtet, und ein ſchlaues gewandtes Weſen an der Hand hattet. —

O Chiara! rief Meiſter Abraham, indem Thränen in ſeinen Augen perlten, o Chiara mein ſüßes liebes Kind!

Kreisler hatte noch nie den Alten ſo tief bewegt geſehen, wie dieſer denn von jeher keiner wehmüthigen Empfindung Raum geben wollte, ſondern dergleichen wegzuſpotten pflegte.

Was iſt das mit der Chiara? fragte der Kapellmeiſter.

Es iſt wohl dumm, ſprach der Meiſter lächelnd, es iſt wohl dumm, daß ich Euch heute erſcheinen muß, wie ein alter weinerlicher Geck, aber die Geſtirne wollen es nun einmal, daß ich von einem Moment meines Lebens mit Euch reden ſoll, über den ich ſo lange ſchwieg. — Kommt her Kreisler, ſchaut dieſes große Buch, es iſt das merkwürdigſte was ich beſitze, das Erbſtück eines Tauſendkünſtlers, Severino geheißen, und eben ſitze ich da und leſe die wunderbarſten Sachen, und ſchaue die kleine Chiara an, die darin abgebildet, und da ſtürzt Ihr herein, außer Euch ſelbſt, und verachtet meine Magie in dem Augenblick, als ich eben in der Erinnerung ſchwelge an ihr ſchönſtes Wunder, das mein war in der Blüthezeit meines Lebens!

Nun erzählt nur, rief Kreisler, damit ich ſtracks mit Euch heulen kann. —

Es iſt, begann Meiſter Abraham, es iſt nun eben nicht ſehr merkwürdig, daß ich, ſonſt ein junger kräftiger Mann, von ganz hübſchem Anſehn, aus übertriebenem Eifer und großer Ruhmbegier, mich matt und krank gearbeitet hatte an der großen Orgel in der Hauptkirche zu Göniönesmühl. Der Arzt ſprach, laufen Sie, werther Orgelbauer, laufen Sie über Berg und Thal, weit in die Welt hinein, und das that ich denn wirklich, indem ich mir den Spaß machte, überall als Mechaniker aufzutreten, und den Leuten die artigſten Kunſtſtücke vorzumachen. Dies ging recht gut, und brachte mir viel Geld ein, bis ich auf den Mann ſtieß, Severino geheißen, der mich derb auslachte mit meinen Kunſtſtückchen, und durch manches mich beinahe dahin gebracht hätte, mit dem Volk zu glauben, er ſtehe mit dem Teufel oder wenigſtens mit andern honnetteren Geiſtern im Bunde. Das mehreſte Aufſehen erregte ſein weibliches Orakel, ein Kunſtſtück, das eben ſpäter unter dem Namen des unſichtbaren Mädchens bekannt worden. Mitten im Zimmer, von der Decke herab, hing frei eine Kugel von dem feinſten klarſten Glaſe, und aus dieſer Kugel ſtrömten, wie ein linder Hauch, die Antworten auf die an das unſichtbare Weſen gerichteten Fragen. Nicht allein das unbegreiflich ſcheinende dieſes Phänomens, ſondern auch die in's Herz dringende, das Innerſte erfaſſende, Geiſterſtimme der Unſichtbaren, das Treffende ihrer Antworten, ja ihre wahrhafte Weiſſagungsgabe, verſchaffte dem Künſtler unendlichen Zulauf. Ich drängte mich an ihn, ich ſprach viel von meinen mechaniſchen Kunſtſtücken, er verachtete aber, wiewohl im andern Sinn, als Ihr es thut Kreisler, all mein Wiſſen, und beſtand darauf, ich ſollte ihm eine Waſſerorgel bauen, zu ſeinem häuslichen Gebrauch, unerachtet ich ihm bewies, daß, wie auch der verſtorbene Herr Hofrath Meiſter zu Göttingen in ſeinem Traktat: de veterum Hydraulo verſichre, an einem ſolchen Hydraulos gar nichts ſei, und nichts erſpart werde, als einige Pfund Luft, die man, dem Himmel ſey es gedankt, doch noch überall umſonſt haben könne. Endlich betheuerte Severino, er brauche die ſanfteren Töne eines ſolchen Inſtruments, um der Unſichtbaren beizuſtehen, und er wolle mir das Geheimniß entdecken, wenn ich auf das Sakrament ſchwöre, es weder ſelbſt zu gebrauchen, noch andern zu entdecken, wiewohl er glaube, daß es nicht leicht möglich ſein werde, ſein Kunſtwerk nachzuahmen ohne — hier ſtockte er und machte ein geheimnißvoll ſüßes Geſicht, wie weiland Caglioſtro, wenn er von ſeinen zaubriſchen Verzückungen zu Weibern ſprach. Voll Begier, die Unſichtbare zu ſchauen, verſprach ich die Waſſerorgel zu verfertigen, ſo gut es ginge, und nun ſchenkte er mir ſein Zutrauen, — gewann mich ſogar lieb, als ich ihm willig Beiſtand leiſtete in ſeinen Arbeiten. Eines Tages, eben wollte ich zu Severino gehen, war das Volk auf der Straße zuſammengelaufen. Man ſagte mir, ein anſtändig gekleideter Mann ſey ohnmächtig zu Boden gefallen. Ich drängte mich durch, und erkannte Severino, den man eben aufhob und in's nächſte Haus trug. Ein Arzt, der des Weges gekommen, nahm ſich ſeiner an. Severino ſchlug, nachdem verſchiedne Mittel angewandt, mit einem tiefen Seufzer die Augen auf. Der Blick, mit dem er unter den krampfhaft zuſammengezogenen Augenbraunen mich anſtarrte, war furchtbar, alle Schrecken des Todeskampfs glühten darin in düſtrem Feuer. Seine Lippen bebten, er verſuchte zu reden, und vermocht's nicht. Endlich ſchlug er einigemal heftig mit der Hand auf die Weſtentaſche. Ich faßte hinein, und zog einige Schlüſſel hervor. Das ſind die Schlüſſel Eurer Wohnung, ſprach ich, er nickte mit dem Kopfe. Das iſt, fuhr ich fort, indem ich ihm einen von den Schlüſſeln vor Augen hielt, das iſt der Schlüſſel zu dem Kabinett, in das Ihr mich niemals hineinlaſſen wolltet. Er nickte auf's neue. Als ich aber weiter fragen wollte, begann er wie in fürchterlicher Angſt zu ächzen und zu ſtöhnen, kalte Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirne, er breitete die Arme aus, und bog ſie im Zirkel zuſammen, wie wenn man etwas umfaßt, und wies auf mich. „Er will, ſprach der Arzt, daß Sie ſeine Sachen, ſeine Apparate, in Sicherheit bringen, vielleicht, ſtirbt er, behalten ſollen?“ Severino nickte ſtärker mit dem Kopfe, ſchrie endlich: Corre! und ſank auf's neue ohnmächtig zurück. Schnell eilte ich nun nach Severino's Wohnung, vor Neugier, vor Erwartung bebend, öffnete ich das Kabinett, in dem die geheimnißvolle Unſichtbare verſchloſſen ſein mußte, und erſtaunte nicht wenig, als ich es ganz leer fand. Das einzige Fenſter war dicht verhängt, ſo daß das Licht nur hinein dämmerte, und ein großer Spiegel hing an der Wand, der Thüre des Zimmers gegenüber. So wie ich zufällig vor dieſen Spiegel trat, und meine Geſtalt im ſchwachen Schimmer erblickte, durchſtrömte mich ein ſeltſames Gefühl, als befände ich mich auf dem Iſolirſtuhl einer Elektriſirmaſchine. In demſelben Augenblick ſprach die Stimme des unſichtbaren Mädchens auf italieniſch: verſchont mich nur heute Vater! — geißelt mich nicht ſo grauſam, Ihr ſeid ja doch nun geſtorben! — Schnell öffnete ich die Thüre des Zimmers, ſo, daß das volle Licht hineinſtrömte, aber keine lebendige Seele konnt' ich erblicken. „Es iſt gut, ſprach die Stimme, es iſt gut Vater, daß Ihr Herrn Liscov geſchickt habt, aber der läßt es nicht mehr zu, daß Ihr mich geißelt, er zerbricht den Magnet, und Ihr könnt nicht mehr aus dem Grabe heraus, in das er Euch legen läßt, Ihr möget Euch ſträuben wie Ihr wollt, denn Ihr ſeyd doch nun ein Verſtorbner, und gehört nicht mehr dem Leben.“ Ihr könnt wohl denken, Kreisler, daß mich tiefe Schauer durchbebten, da ich niemand ſah, und die Stimme doch dicht vor meinen Ohren ſchwebte. „Teufel, ſprach ich laut, um mich zu ermuthigen, ſäh ich nur irgendwo ein lumpiges Fläſchlein, ſo würd' ich es zerſchmeißen, und der diable boiteux ſtünde, ſeinem Kerker entronnen, leibhaftig vor mir, aber ſo“ — Nun kam es mir plötzlich vor, als gingen die leiſen Seufzer, die durch das Kabinett wehten, aus einem Verſchlage hervor der in der Ecke ſtand, und mir viel zu klein ſchien, um ein menſchliches Weſen zu beherbergen. Doch ich ſpringe hin, öffne den Schieber, und zuſammen gekrümmt, wie ein Wurm, liegt ein Mädchen darin, ſtarrt mich an mit großen wunderbar ſchönen Augen, ſtreckt endlich mir den Arm entgegen, als ich rufe: Komm heraus mein Lämmlein, komm heraus meine kleine Unſichtbare! — Ich faſſe endlich die Hand, die Sie emporhält, und ein elektriſcher Schlag fährt mir durch alle Glieder. — Halt, rief Kreisler, halt, Meiſter Abraham, was iſt das, als ich das erſtemal zufällig der Prinzeſſin Hedwiga Hand berührte, ging es mir eben ſo, und noch immer, wiewohl ſchwächer, fühl' ich dieſelbe Wirkung, wenn ſie mir ſehr gnädig die Hand reicht. — Hoho, erwiederte Meiſter Abraham, hoho, am Ende iſt unſer Prinzeßlein eine Art von Gymnotus electricus oder Raja torpedo oder Trichiurus indicus, wie in gewiſſer Art meine ſüße Chiara es war, oder auch wohl nur eine muntere Hausmaus, wie jene, die dem wackern Signor Cotugno eine tüchtige Ohrfeige verſetzte, als er ſie beim Rücken erfaßte, um ſie zu ſeziren, was Ihr freilich mit der Prinzeſſin nicht im Sinn haben konntet! — Doch ſprechen wir ein andermal von der Prinzeſſin, und bleiben wir jetzt bei meiner Unſichtbaren! — Als ich erſchrocken über den unvermutheten Schlag des kleinen Torpedo zurückprallte, ſprach das Mädchen mit wunderbar anmuthigem Ton auf deutſch: Ach nehmet es doch ja nur nicht übel, Herr Liscov, aber ich kann nicht anders, der Schmerz iſt gar zu groß. — Ohne mich weiter mit meinem Erſtaunen aufzuhalten, faßte ich die Kleine ſanft bei den Schultern, zog ſie aus dem abſcheulichen Gefängniß, und ein zart gebautes liebliches Ding in der Größe eines zwölfjährigen Mädchens, nach der körperlichen Ausbildung zu urtheilen aber wenigſtens ſechszehn Jahre alt, ſtand vor mir. Schaut nur dort in's Buch hinein, das Bild iſt ähnlich, und Ihr werdet geſtehen müſſen, daß es kein lieblicheres ausdrucksvolleres Antlitz geben kann, wozu Ihr aber rechnen müßt, daß das wunderbare, das Innerſte entzündende, Feuer der ſchönſten ſchwarzen Augen in keinem Bilde zu erreichen. Jeder, der nicht auf eine Schneehaut und Flachshaar erpicht iſt, mußte das Geſichtlein für vollendet ſchön anerkennen, denn freilich war die Haut meiner Chiara etwas zu braun, und ihr Haar glänzte im brennenden Schwarz. — Chiara — Ihr wißt nun ſchon, daß die kleine Unſichtbare ſo geheißen war — Chiara fiel vor mir nieder, ganz Wehmuth und Schmerz, ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, und ſie ſprach mit einem unnennbaren Ausdruck: je suis sauvée. Ich fühlte mich von dem tiefſten Mitleid durchdrungen, ich ahnte entſetzliche Dinge! —

Man brachte jetzt Severino's Leiche, ein zweiter Anfall des Schlages hatte ihn, gleich nachdem ich ihn verlaſſen, getödtet. So wie Chiara den Leichnam gewahrte, verſiegten ihre Thränen, ſie ſchaute den todten Severino an mit ernſtem Blick, und entfernte ſich dann, als die Leute, die mitgekommen, ſie neugierig betrachteten, und lachend meinten, das ſey wohl gar am Ende das unſichtbare Mädchen in dem Kabinett. Ich fand es unmöglich, das Mädchen allein zu laſſen bei dem Leichnam, die gutmüthigen Wirthsleute erklärten ſich bereit, ſie bei ſich aufzunehmen. Als ich nun aber, nachdem ſich alles entfernt, hinein trat in's Kabinett, ſaß Chiara vor dem Spiegel in dem ſeltſamſten Zuſtande. Mit feſt auf den Spiegel gerichteten Augen ſchien ſie nichts zu gewahren, gleich einer Mondſüchtigen. Sie liſpelte unverſtändliche Worte, die aber immer deutlicher und deutlicher wurden, bis ſie, deutſch, franzöſiſch, italieniſch, ſpaniſch wechſelnd, von Dingen ſprach, die ſich auf entfernte Perſonen zu beziehen ſchienen. — Ich bemerkte zu meinem nicht geringen Erſtaunen, daß gerade die Stunde eingetreten, in der Severino das weibliche Orakel reden zu laſſen pflegte. — Endlich ſchloß Chiara die Augen, und ſchien in tiefen Schlaf verfallen. Ich nahm das arme Kind in meine Arme, und trug ſie herab zu den Wirthsleuten. Am andern Morgen fand ich die Kleine heiter, und ruhig, erſt jetzt ſchien ſie ihre Freiheit ganz zu begreifen, und erzählte alles, was ich zu wiſſen verlangte. — Es wird Euch nicht verſchnupfen, Kapellmeiſter, unerachtet Ihr ſonſt auf gute Geburt was haltet, daß meine kleine Chiara nichts anders war, als ein Zigeunermägdlein, die mit einer ganzen Bande des ſchmutzigen Volks auf dem Markte in irgend einer großen Stadt, von Häſchern bewacht, ſich von der Sonne braten ließ, als eben Severino vorüberging. „Blanker Bruder, ſoll ich dir wahrſagen?" rief ihn das achtjährige Mädchen an. Severino ſah der Kleinen lange in die Augen, ließ ſich dann wirklich die Züge ſeines Handtellers deuten, und äußerte ein beſonderes Erſtaunen. Er mußte etwas ganz Beſonderes an dem Mädchen gefunden haben, denn ſogleich trat er zu dem Polizei-Lieutenant, der den Zug der verhafteten Zigeuner führte, und meinte, er wolle was Erkleckliches geben, wenn es ihm vergönnt würde, das Zigeunermädchen mit ſich zu nehmen. Der Polizei-Lieutenant erklärte barſch, es ſey hier kein Sklavenmarkt, ſetzte indeſſen hinzu, daß da die Kleine doch eigentlich nicht zu den wirklichen Menſchen zu rechnen, und das Zuchthaus nur moleſtire, ſo ſtände ſie zu Befehl, wenn der Herr zehn Dukaten zur Stadtarmenkaſſe zahlen wolle. Severino zog ſogleich ſeinen Beutel hervor, und zählte die Dukaten ab. Chiara und ihre alte Großmutter, beide hatten die ganze Verhandlung gehört, fingen an zu heulen und zu ſchreien, und wollten ſich nicht trennen. Da traten aber die Häſcher hinzu, ſchmiſſen die Alte auf den Leiterwagen, der zum Abfahren bereit ſtand, der Polizei-Lieutenant, der vielleicht ſeinen Beutel in dem Augenblick für die Stadtarmenkaſſe halten mochte, ſteckte die blanken Dukaten ein, und Severino ſchleppte die kleine Chiara fort, die er dadurch möglichſt zu beruhigen ſuchte, daß er ihr auf demſelben Markt, wo er ſie gefunden, ein hübſches neues Röcklein kaufte, und ſie überdies mit Zuckerwerk fütterte. — Es iſt gewiß, daß Severino damals eben das Kunſtſtück mit dem unſichtbaren Mädchen im Kopf hatte, und in der kleinen Zigeunerin alle Anlagen fand, die Rolle der Unſichtbaren zu übernehmen. Neben einer ſorgfältigen Erziehung ſuchte er auf ihren Organism, der zu einem erhöhten Zuſtande beſonders geeignet, zu wirken. Er brachte dieſen erhöhten Zuſtand, in dem ein prophetiſcher Geiſt in dem Mädchen aufglühte, durch künſtliche Mittel hervor, — denkt an Mesmer und ſeine furchtbaren Operationen — und verſetzte ſie jedesmal, wenn ſie wahrſagen ſollte, in dieſen Zuſtand. Ein unglückliches Ungefähr ließ ihn wahrnehmen, daß die Kleine nach empfundenem Schmerz vorzüglich reizbar war, und daß dann ihre Gabe, das fremde Ich zu durchſchauen, bis zum Unglaublichen ſtieg, ſo daß ſie ganz vergeiſtigt ſchien. Und nun geißelte ſie der entſetzliche Menſch jedesmal vor der Operation, die ſie in den Zuſtand des höhern Wiſſens verſetzte, auf die grauſamſte Weiſe. Zu dieſer Qual kam noch, daß Chiara, die Aermſte, oft Tagelang, wenn Severino abweſend, ſich zuſammenkrummen mußte in jenem Verſchlag, damit, dränge ſelbſt jemand in das Kabinett, doch Chiara's Gegenwart ein Geheimniß bliebe. Eben ſo machte ſie die Reiſen mit Severino in jenem Kaſten. Unglücklicher, fürchterlicher, war Chiara's Schickſal, als das jenes Zwerges, den der bekannte Kempelen mit ſich führte, und der, in dem Türken verſteckt, Schach ſpielen mußte. — Ich fand in Severino's Pult eine namhafte Summe in Gold und Papieren, es gelang mir, der kleinen Chiara dadurch ein gutes Einkommen zu ſichern, den Apparat zum Orakel, das heißt die akuſtiſchen Vorrichtungen, im Zimmer und Kabinett vernichtete ich, ſo wie manches andere Kunſtwerk, das nicht transportabel, wogegen ich nach Severino's deutlich ausgeſprochenem Vermächtniß, manches Geheimniß aus ſeinem Nachlaß mir zu eigen machte. Dies alles abgethan, nahm ich von der kleinen Chiara, die die Wirthsleute halten wollten wie ihr liebes Kindlein, den wehmüthigſten Abſchied, und verließ den Ort. — Ein Jahr war vergangen, ich wollte zurück nach Göniönesmühl, wo der Hochlöbliche Magiſtrat die Reparatur der Stadtorgel von mir verlangte, aber der Himmel hatte ein beſonderes Wohlgefallen daran, mich als Taſchenſpieler hinzuſtellen vor den Leuten, und gab daher einem verfluchten Spitzbuben die Macht, meine Börſe, in der mein ganzer Reichthum befindlich, zu ſtehlen, und mich ſo zu zwingen, noch als berühmter mit vielen Atteſten und Conceſſionen verſehener Mechaniker, Künſte zu machen des nöthigen Proviants halber. — Das geſchah an einem Oertchen unfern Sieghartsweiler. Eines Abends ſitze ich, und hämmere und feile an einem Zauberkäſtchen, da geht die Thüre auf, ein weibliches Weſen tritt hinein, ruft: nein, ich konnte es nicht länger ertragen, ich mußte Euch nach, Herr Liscov — ich wäre geſtorben vor Sehnſucht! — Ihr ſeyd mein Herr, gebietet über mich! — ſtürzt auf mich zu, will mir zu Füßen fallen, ich fange ſie auf in meinen Armen — es iſt Chiara! — Kaum erkenne ich das Mädchen, wohl einen Fuß höher, ſtärker iſt ſie geworden, ohne daß das den zarteſten Formen ihres Wuchſes geſchadet! — Liebe ſüße Chiara! rief ich tief bewegt, und drückte ſie an meine Bruſt! Nicht wahr, ſpricht nun Chiara, Ihr leidet mich bei Euch, Herr Liscov, Ihr verſtoßet nicht die arme Chiara, die Euch Freiheit und Leben zu verdanken hat? — Und damit ſpringt ſie ſchnell an den Kaſten, den eben ein Poſtknecht hineinſchiebt, drückt dem Kerl ſo viel Geld in die Hand, daß er mit einem großen Katzenſprung zur Thüre hinaus, laut ruft: ei der Daus, das liebe Mohrenkind, öffnet den Kaſten, nimmt dieſes Buch heraus, giebt mir es ſprechend: da Herr Liscov, nehmt das Beſte aus Severino's Nachlaß, das Ihr vergeſſen, fängt an, während ich das Buch aufſchlage, ganz getroſt Kleider und Wäſche auszupacken — Ihr möget denken, Kreisler, daß mich die kleine Chiara in nicht geringe Verlegenheit ſetzte; aber — nun iſt es Zeit, Kerl! daß du auf mich was halten lernſt, da du, weil ich dir half dem Oheim die reifen Birnen vom Baume naſchen, und ihm hölzerne mit ſauberer Malerei hinhängen, oder ihm gedüngtes Pomeranzenwaſſer hinſtellen in der Gießkanne, womit er die auf dem Raſen zum Bleichen ausgeſpannten weißen Cannevashoſen begoß, und einen ſchönen Marmor herausbrachte ohne Mühe, — kurz weil ich Dich zu tollen Narrenſtreichen anführte, da du, ſag' ich, ſonſt mich ſelbſt zu nichts anderm machteſt, als zu einem puren Schalksnarren, der niemals ein Herz, oder wenigſtens die Hanswurſtjacke ſo dick darüber gelegt hatte, daß er nichts von ſeinen Schlägen ſpürte! — Brüſte dich nicht, Menſch, mit deiner Empfindſamkeit, mit deinen Thränen, denn ſiehe, ſchon wieder muß ich, ſo wie Du es nur zu oft thuſt, niederträchtig flennen, aber der Teufel hole doch alles, wenn man erſt im hohen Alter jungen Leuten das Innere aufſchließen ſoll, wie eine Chambre garnie. — Meiſter Abraham trat an's Fenſter, und ſchaute hinaus in die Nacht. Das Gewitter war vorüber, im Säuſeln des Waldes hörte man die einzelnen Tropfen fallen, die der Nachtwind hinabſchüttelte. Von fern her aus dem Schloſſe ertönte luſtige Tanzmuſik. Prinz Hektor, ſprach Meiſter Abraham, Prinz Hektor eröffnet die Parthie a la Chaſſe mit einigen Sprüngen, glaub' ich —

Und Chiara? fragte Kreisler.

Recht, fuhr Meiſter Abraham fort, indem er ſich erſchöpft in den Lehnſtuhl niederließ, recht mein Sohn, daß du mich erinnerſt an Chiara, denn ich muß in dieſer verhängnißvollen Nacht den Kelch der bitterſten Erinnerung nun einmal ausſchlurfen bis auf den letzten Tropfen. — Ach! — ſo wie Chiara geſchäftig hin und her hüpfte, wie aus ihren Blicken die reinſte Freude ſtrahlte, da fühlt' ich es wohl, daß es mir ganz unmöglich ſeyn würde, mich jemals von ihr zu trennen, daß ſie mein Weib werden müſſe. — Und doch ſprach ich: aber Chiara, was ſoll ich mit dir anfangen, wenn du nun hier bleibſt? — Chiara trat vor mich hin und ſprach ſehr ernſt: Meiſter, Ihr findet in dem Buch, das ich Euch gebracht, die genaue Beſchreibung des Orakels, Ihr habt ja ohnedies die Vorrichtungen dazu geſehen. — Ich will Euer unſichtbares Mädchen ſeyn! — Chiara, rief ich ganz beſtürzt, Chiara was ſprichſt du? Kannſt du mich für einen Severino halten! — „O ſchweigt von Severino," erwiederte Chiara. — Nun was ſoll ich Euch alles umſtändlich erzählen, Kreisler, Ihr wißt ja ſchon, daß ich alle Welt in Erſtaunen ſetzte mit meinem unſichtbaren Mädchen, und möget mir wohl zutrauen, daß ich es verabſcheute, auch nur durch irgend ein künſtliches Mittel meine liebe Chiara aufzuregen, oder auf irgend eine Weiſe ihre Freiheit zu verſchränken. — Sie deutete mir ſelbſt Zeit und Stunde an, wenn ſie ſich fähig fühlte, oder vielmehr fühlen würde, die Rolle der Unſichtbaren zu ſpielen, und nur dann ſprach mein Orakel. — Ueberdies war meiner Kleinen jene Rolle zum Bedürfniß geworden. Gewiſſe Umſtände, die Ihr künftig erfahren ſollt, brachten mich nach Sieghartsweiler. Es lag in meinem Plan, ſehr geheimnißvoll aufzutreten. Ich bezog eine einſame Wohnung bei der Wittwe des fürſtlichen Mundkochs, durch die ich ſehr bald das Gerücht von meinen wunderbaren Kunſtſtücken an den Hof brachte. Was ich erwartet hatte, geſchah. Der Fürſt — ich meine den Vater des Fürſten Irenäus, ſuchte mich auf, und meine weiſſagende Chiara war die Zauberin, die, wie von überirdiſcher Kraft beſeelt, ihm oft ſein eignes Innere erſchloß, ſo daß er manches, was ihm ſonſt verſchleiert geweſen, jetzt klar durchſchaute. Chiara, die mein Weib worden, wohnte bei einem mir vertrauten Mann in Sieghartshof, und kam zu mir im Dunkel der Nacht, ſo daß ihre Gegenwart ein Geheimniß blieb. Denn ſeht, Kreisler, ſo verſeſſen ſind die Menſchen auf Wunder, daß, war auch das Kunſtſtück mit dem unſichtbaren Mädchen nicht anders möglich, als durch die Mitwirkung eines menſchlichen Weſens, ſie doch das ganze Ding für eine dumme Fopperei geachtet haben würden, ſo bald ſie erfuhren, daß das unſichtbare Mädchen von Fleiſch und Bein. So wie denn in jener Stadt den Severino nach ſeinem Tode alle Leute einen Betrüger ſchalten, da es herausgekommen, daß eine kleine Zigeunerin im Kabinett geſprochen, ohne die künſtliche akuſtiſche Einrichtung, die den Ton aus der Glaskugel kommen ließ, auch nur im mindeſten zu beachten. — Der alte Fürſt ſtarb, ich hatte die Kunſtſtücke, die Geheimnißkrämerei mit meiner Chiara, herzlich ſatt, ich wollte mit meinem lieben Weibe hinziehen nach Gönionesmühl, und wieder Orgeln bauen. Da blieb eine Nacht Chiara, die zum letztenmal die Rolle des unſichtbaren Mädchens ſpielen ſollte, aus, ich mußte die Neugierigen unbefriedigt fortſchicken. Mir ſchlug das Herz vor banger Ahnung. — Am Morgen lief ich nach Sieghartshof. Chiara war zur gewöhnlichen Stunde fortgegangen. — Nun Kerl! was ſchauſt du mich ſo an? ich hoffe daß du keine alberne Frage thun wirſt! — Du weißt es ja — Chiara — war ſpurlos verſchwunden, nie — nie — hab' ich ſie wieder geſehen! —

Meiſter Abraham ſprang raſch auf, und ſtürzte an's Fenſter. Ein tiefer Seufzer machte den Blutstropfen Luft, die aus der aufgeriſſenen Herzwunde quollen. Kreisler ehrte den tiefen Schmerz des Greiſes durch Schweigen.

Ihr könnet, begann endlich Meiſter Abraham, Ihr könnet nun nicht mehr zurück nach der Stadt, Kapellmeiſter. Mitternacht iſt heran, draußen, Ihr wißt es, hauſen böſe Doppelgänger, und allerlei anderes bedrohliches Zeug könnt' uns in den Kram pfuſchen. Bleibt bei mir! — Toll, ganz toll müßt es ja —

(M. f. f.) aber ſeyn, wenn dergleichen Unſchicklichkeiten vorfielen an heiliger Stätte — ich meine im Auditorio. — Es wird mir ſo enge, ſo beklommen um's Herz — ich vermag, von den erhabenſten Gedanken durchſtrömt, nicht weiter zu ſchreiben — ich muß abbrechen, muß ein wenig ſpazieren gehen! —

Ich kehre zurück an den Schreibtiſch, mir iſt beſſer — Aber wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über, und auch wohl der Federkiel des Dichters! — Ich hört' einmal den Meiſter Abraham erzählen, in einem alten Buche ſtände etwas von einem kurioſen Menſchen, dem eine beſondere Materia peccans im Leibe rumorte, die nicht anders abging, als durch die Finger. Er legte aber hübſches weißes Papier unter die Hand, und fing ſo alles, was nur von dem böſen rumorenden Weſen abgehen wollte, auf, und nannte dieſen ſchnöden Abgang Gedichte, die er aus dem Innern geſchaffen. Ich halte das Ganze für eine boshafte Satyre, aber wahr iſt es, zuweilen fährt mir ein eigenes Gefühl, beinahe möcht' ich's geiſtiges Leibkneifen nennen, bis in die Pfoten, die alles hinſchreiben muſſen, was ich denke. — Eben jetzt geht's mir ſo — es kann mir Schaden thun, bethörte Kater können in ihrer Verblendung böſe werden, ſogar mich ihre Krallen fühlen laſſen, aber es muß heraus! —

Mein Meiſter hatte heute den ganzen Vormittag hindurch in einem ſchweinsledernen Quartanten geleſen, als er ſich endlich zur gewöhnlichen Stunde entfernte, ließ er das Buch aufgeſchlagen auf dem Tiſche liegen. Schnell ſprang ich herauf, um neugierig, verpicht auf die Wiſſenſchaften, wie ich nun einmal bin, zu erſchnuppern, was das wohl für ein Buch ſeyn könne, worin der Meiſter mit ſo vieler Anſtrengung ſtudirt. Es war das ſchöne herrliche Werk des alten Johannes Kunisperger, vom natürlichen Einfluß der Geſtirne, Planeten und zwölf Zeichen. Ja wohl, mit Recht kann ich das Werk ſchön und herrlich nennen, denn, indem ich las, gingen mir da nicht die Wunder meines Seyns, meines Wandelns hienieden, auf in voller Klarheit? — Ha! indem ich dieſes ſchreibe, flammt über meinem Haupt das herrliche Geſtirn, das in treuer Verwandtſchaft in meine Seele hinein, aus meiner Seele hinaus, leuchtet — ja ich fühle den glühenden, ſengenden Strahl des langgeſchweiften Kometen auf meiner Stirne, — ja ich bin ſelbſt der glänzende Schwanzſtern, das himmliſche Meteor, das in hoher Glorie prophetiſch dräuend durch die Welt zieht. So wie der Komet alle Sterne überleuchtet, ſo verſchwindet ihr, ſtell' ich nur nicht meine Gaben unter den Scheffel, ſondern laſſe mein Licht gehörig leuchten, und das dependirt ganz von mir — ja ſo verſchwindet ihr alle in finſtre Nacht, ihr Kater, andere Thiere und Menſchen! — Aber trotz der göttlichen Natur, die aus mir, dem geſchwänzten Lichtgeiſt herausſtrahlt, theile ich doch nicht das Loos aller Sterblichen? — Mein Herz iſt zu gut, ich bin ein zu empfindſamer Kater, möchte mich gern gemüthlich anſchließen den Schwächern, und gerathe darüber in Trauer und Herzeleid. — Denn muß ich nicht überall gewahren, daß ich allein ſtehe, wie in der tiefſten Einöde, da ich nicht dem jetzigen Zeitalter, nein einem künftigen der höhern Ausbildung angehöre, da es keine einzige Seele giebt, die mich gehörig zu bewundern verſteht? Und es macht mir doch ſo viel Freude, wenn ich tüchtig bewundert werde, ſelbſt das Lob junger gemeiner ungebildeter Kater thut mir unbeſchreiblich wohl. Ich weiß ſie vor Erſtaunen außer ſich ſelbſt zu ſetzen, aber was hilft's, ſie können doch, bei aller Anſtrengung, nicht den rechten Lobpoſaunenton treffen, ſchreien ſie auch noch ſo ſehr Mau — Mau! — An die Nachwelt muß ich denken, die mich würdigen wird. Schreib ich jetzt ein philoſophiſches Werk, wer iſt's der die Tiefen meines Geiſtes durchdringt? Laß ich mich herab, ein Schauſpiel zu dichten, wo ſind die Schauſpieler, die es aufzuführen vermögen? Laß ich mich ein auf andere literariſche Arbeiten; ſchreib ich z. B. Critiken, die mir ſchon deshalb anſtehen, weil ich über alles, was Dichter, Schriftſteller, Künſtler heißt, ſchwebe, mich gleich überall ſelbſt als, freilich unerreichbares, Muſter, als Ideal der Vollkommenheit, hinſtellen, deshalb auch allein ein kompetentes Urtheil ausſprechen kann, wer iſt's der ſich auf meinen Standpunkt hinaufzuſchwingen, meine Anſichten mit mir zu theilen vermag? —

Giebt es denn Pfoten oder Hände, die mit den verdienten Lorbeerkranz auf die Stirne drücken könnten? — Doch dafür iſt guter Rath vorhanden, das thue ich ſelbſt, und laſſe den die Krallen fühlen, der ſich etwa unterſtehen möchte, an der Krone zu zupfen. — Es exiſtiren wohl ſolche neidiſche Beſtien, ich träume oft nur, daß ich von ihnen angegriffen werde, fahre, in der Einbildung mich vertheidigen zu müſſen, mir ſelbſt in's Geſicht mit meinen ſpitzen Waffen und verwunde kläglich das holde Antlitz — Man wird auch wohl im edeln Selbſtgefühl etwas mißtrauiſch, aber es kann nicht anders ſeyn. Hielt ich es doch neulich für einen verſteckten Angriff auf meine Tugend und Vortrefflichkeit, als der junge Ponto, mit mehreren Pudeljünglingen auf der Straße, über die neueſten Erſcheinungen des Tages ſprach, ohne meiner zu erwähnen, ungeachtet ich doch kaum ſechs Schritte von ihm an der Kellerluke meiner Heimath ſaß. Nicht wenig ärgerte es mich, daß der Fant, als ich ihm Vorwürfe darüber machte, behaupten wollte, er habe mich wirklich gar nicht bemerkt.

Doch es iſt Zeit, daß ich Euch, mir verwandte Seelen einer ſchönern Nachwelt, — o ich wollte, dieſe Nachwelt befände ſich ſchon mitten in der Gegenwart, und hätte geſcheute Gedanken über Murr's Größe, und ſpräche dieſe Gedanken laut aus, mit ſo heller Stimme, daß man nichts anderes vernehmen könnte vor dem lauten Geſchrei, — ja daß Ihr etwas weiteres davon erfahrt, was ſich mit Eurem Murr zutrug, in ſeinen Jünglingsjahren. — Paßt auf, gute Seelen, ein merkwürdiger Lebenspunkt tritt ein. —

Des Märzen Idus war angebrochen, die ſchönen milden Strahlen der Frühlingsſonne fielen auf das Dach, und ein ſanftes Feuer durchglühte mein Inneres. Schon ſeit ein paar Tagen hatte mich eine unbeſchreibliche Unruhe, eine unbekannte wunderbare Sehnſucht geplagt, — jetzt wurde ich ruhiger, doch nur um bald in einen Zuſtand zu gerathen den ich niemals geahnt! —

Aus einer Dachluke, unfern von mir, ſtieg leis und linde ein Geſchöpf heraus, — o, daß ich es vermöchte, die Holdeſte zu malen! — Sie war ganz weiß gekleidet, nur ein kleines ſchwarzes Sammtkäppchen bedeckte die niedliche Stirn, ſo wie ſie auch ſchwarze Strümpfchen an den zarten Beinen trug. Aus dem lieblichſten Grasgrün der ſchönſten Augen funkelte ein ſüßes Feuer, die ſanften Bewegungen der feingeſpitzten Ohren ließen ahnen, daß Tugend in ihr wohne und Verſtand, ſo wie das wellenförmige Ringeln des Schweifs hohe Anmuth ausſprach, und weiblichen Zartſinn! —

Das holde Kind ſchien mich nicht zu erſchauen, es blickte in die Sonne, blinzelte und nieſte. — O der Ton durchbebte mein Innerſtes mit ſüßen Schauern, meine Pulſe ſchlugen — mein Blut wallte ſiedend durch alle Adern, — mein Herz wollte zerſpringen, — alles unnennbar ſchmerzliche Entzücken, das mich außer mir ſelbſt ſetzte, ſtrömte heraus in dem lang gehaltenen Miau! das ich ausſtieß. — Schnell wandte die Kleine den Kopf nach mir, blickte mich an, Schreck, kindliche ſüße Scheu in den Augen. — Unſichtbare Pfoten riſſen mich hin zu ihr mit unwiderſtehlicher Gewalt — aber, ſo wie ich auf die Holde losſprang um ſie zu erfaſſen, war ſie, ſchnell wie der Gedanke, hinter dem Schornſtein verſchwunden! — Ganz Wuth und Verzweiflung rannte ich auf dem Dache umher, und ſtieß die kläglichſten Töne aus, alles umſonſt — ſie kam nicht wieder! — Ha welcher Zuſtand! — mir ſchmeckte kein Biſſen, die Wiſſenſchaften ekelten mich an, ich mochte weder leſen noch ſchreiben. — Himmel! rief ich andern Tages aus, als ich die Holde überall geſucht auf dem Dache, auf dem Boden, in dem Keller, in allen Gängen des Hauſes, und nun troſtlos heimkehrte, als, da ich die Kleine beſtändig in Gedanken, mich nun ſelbſt der Bratfiſch, den mir der Meiſter hingeſetzt, aus der Schüſſel anſtarrte mit ihren Augen, ſo daß ich laut rief im Wahnſinn des Entzückens: biſt du es, Langerſehnte, und ihn auffraß mit einem Schluck: ja da rief ich: Himmel o Himmel! ſollte das Liebe ſeyn? ich wurde ruhiger, ich beſchloß als ein Jüngling von Erudition mich über meinen Zuſtand ganz in's Klare zu ſetzen, und begann ſogleich, wiewohl mit Anſtrengung, den Ovid de arte amandi durch zu ſtudiren, ſo wie Manſo's Kunſt zu lieben, aber keines von den Kennzeichen eines Liebenden, wie es in dieſen Werken angegeben, wollte recht auf mich paſſen. Endlich fuhr es mir plötzlich durch den Sinn, daß ich in irgend einem Schauſpiel *) geleſen, ein gleichgültiger Sinn und ein verwilderter Bart ſeyen ſichere Kennzeichen eines Verliebten! — Ich ſchaute in einen Spiegel, Himmel mein Bart war verwildert! — Himmel mein Sinn war gleichgültig!

---

*) Der Kater meint Shakſpeare, Wie es Euch gefällt: dritter Aufzug, zweite Scene. A. d. H.

Da ich nun wußte, daß es ſeine Richtigkeit hatte mit meinem Verliebtſeyn, kam Troſt in meine Seele. Ich beſchloß, mich gehörig mit Speiſ' und Trank zu ſtärken, und dann die Kleine aufzuſuchen, der ich mein ganzes Herz zugewandt. Eine ſüße Ahnung ſagte mir, daß ſie vor der Thüre des Hauſes ſitze, ich ſtieg die Treppe hinab, und fand ſie wirklich! — O welch ein Wiederſehen! — wie wallte in meiner Bruſt das Entzücken, die unnennbare Wonne des Liebesgefühls. — Miesmies, ſo wurde die Kleine geheißen, wie ich von ihr ſpäter erfuhr, Miesmies ſaß da in zierlicher Stellung auf den Hinterfüßen, und putzte ſich, indem ſie mit den Pfötchen mehrmals über die Wangen, über die Ohren fuhr. Mit welcher unbeſchreiblichen Anmuth beſorgte ſie vor meinen Augen das, was Reinlichkeit und Eleganz erfordern, ſie bedurfte nicht ſchnöder Toiletten-Künſte, um die Reize, die ihr die Natur verliehen, zu erhöhen! Beſcheidner als das erſte Mal, nahte ich mich ihr, ſetzte mich zu ihr hin! — Sie floh nicht, ſie ſah mich an, mit forſchendem Blick, und ſchlug dann die Augen nieder. — Holdeſte, begann ich leiſe, ſey mein! — „Kühner Kater, erwiederte ſie verwirrt, kühner Kater, wer biſt du? Kennſt du mich denn? — Wenn du aufrichtig biſt, ſo wie ich, und wahr, ſo ſage und ſchwöre mir, daß du mich wirklich liebſt.“ — O, rief ich begeiſtert, ja bei den Schrecken des Orkus, bei dem heiligen Mond, bei allen ſonſtigen Sternen und Planeten, die künftige Nacht ſcheinen werden, wenn der Himmel heiter, ſchwöre ich dir's, daß ich dich liebe! — Ich dich auch, liſpelte die Kleine, und neigte in ſüßer Verſchämtheit das Haupt mir zu. Ich wollte ſie voll Inbrunſt umpfoten, da ſprangen aber mit teufliſchem Geknurre zwei rieſige Kater auf mich los, zerbiſſen, zerkratzten mich kläglich, und wälzten mich zum Ueberfluß noch in die Goſſe, ſo daß das ſchmutzige Spülwaſſer über mich zuſammenſchlug. Kaum konnt' ich mich aus den Krallen der mordluſtigen Beſtien retten, die meinen Stand nicht achteten, mit vollem Angſtgeſchrei lief ich die Treppe herauf. Als der Meiſter mich erblickte, rief er, laut lachend: Murr, Murr, wie ſiehſt du aus? Ha ha! ich merke ſchon, was geſchehen, du haſt Streiche machen wollen, wie der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier, und dabei iſt's dir übel ergangen! — Und dabei brach der Meiſter zu meinem nicht geringen Verdruß auf's neue aus in ein ſchallendes Gelächter. Der Meiſter hatte ein Gefäß mit lauwarmem Waſſer füllen laſſen, darein klapſte er mich ohne Umſtände einigemal ein, ſo daß mir vor Nieſen und Pruſten Hören und Sehen verging, wickelte mich dann feſt in Flanell ein, und legte mich in meinen Korb. Ich war beinahe beſinnungslos vor Wuth und Schmerz, ich vermochte kein Glied zu rühren. Endlich wirkte die Wärme wohlthätig auf mich, ich fühlte meine Gedanken ſich ordnen. „Ha, klagte ich, welch neue bittere Täuſchung des Lebens! — Das iſt alſo die Liebe, die ich ſchon ſo herrlich beſungen, die das höchſte ſeyn, die uns mit namenloſer Wonne erfüllen, die uns in den Himmel tragen ſoll! — Ha! — mich hat ſie in die Goſſe geworfen! — ich entſage einem Gefühl, das mir nichts eingebracht als Biſſe, ein abſcheuliches Bad, und niederträchtige Einmummung in ſchnöden Flanell!“ — Aber kaum war ich wieder in Freiheit und geneſen, als auf's neue Miesmies mir unaufhörlich vor Augen ſtand, und ich, jener ausgeſtandenen Schmach wohl eingedenk, zu meinem Entſetzen gewahrte, daß ich noch in Liebe. Mit Gewalt nahm ich mich zuſammen, und las als ein vernünftiger gelehrter Kater den Ovid nach, da ich mich wohl erinnerte, in der Ars amandi auch auf Rezepte gegen die Liebe geſtoßen zu ſeyn.

Ich las die Verſe:

Venus otia amat. Qui finem quaeris amoris,
Cedit amor rebus, res age, tutus eris!

Mit neuem Eifer wollt' ich mich dieſer Vorſchrift gemäß in die Wiſſenſchaften vertiefen, aber Miesmies hüpfte auf jedem Blatte mir vor den Augen, Miesmies dachte — las — ſchrieb ich! — Der Autor, dacht' ich, muß andere Arbeit meinen, und da ich von andern Katern gehört, daß die Mäuſejagd ein ungemein angenehmes zerſtreuendes Vergnügen ſeyn ſolle, war es ja möglich daß unter den rebus auch die Mäuſejagd begriffen ſeyn konnte. Ich begab mich daher, ſo wie es finſter worden, in den Keller, und durchſtrich die düſtern Gänge indem ich ſang: Im Walde ſchleich ich ſtill und wild, geſpannt mein Feuerrohr

Ha! — ſtatt des Wildes, das ich zu jagen trachtete, ſchaute ich aber wirklich ihr holdes Bild, aus den tiefen Gründen trat es wirklich überall hervor! Und dabei zerſchnitt der herbe Liebesſchmerz mein nur zu leicht verwundbares Herz! Und ich ſprach: Lenk' auf mich die holden Blicke, jungfräulichen Morgenſchein, und als Braut und Bräut'gam wandeln Murr und Miesmies ſelig heim. Alſo ſprach ich, freud'ger Kater, hoffend auf des Sieges Preis. — Armer! mit verhüllten Augen floh ſie, ſcheue Katz, hadein! —

So gerieth ich Bedauernswürdiger immer mehr und mehr in Liebe, die ein feindlicher Stern mir zum Verderben in meiner Bruſt entzündet zu haben ſchien. Wüthend, mich auflehnend gegen mein Schickſal, fiel ich auf's neue her über den Ovid und las die Verſe:

Exige quod cantet, si qua est sine voce puella,
Non didicit chordas tangere, posce lyram.

Ha, rief ich, zu ihr hinauf auf's Dach! — Da ich werde ſie wiederfinden die ſüße Holdin, da, wo ich ſie zum erſtenmal erblickte, aber ſingen ſoll ſie, ja ſingen, und bringt ſie nur eine einzige falſche Note heraus, dann iſt's vorbei, dann bin ich geheilt, gerettet. Der Himmel war heiter, und der Mond bei dem ich der holden Miesmies Liebe zugeſchworen, ſchien wirklich, als ich auf das Dach ſtieg, um ſie zu erlauern. Lange gewahrte ich ſie nicht, und meine Seufzer wurden laute Liebesklagen.

Ich ſtimmte endlich ein Liedlein an im wehmüthigſten Ton, ungefähr folgendermaßen:

Rauſchende Wälder, flüſternde Quellen,
Strömender Ahnung ſpielende Wellen
Mit mir o klagt!
Saget o ſagt:
Wo weilet die Holde, wo iſt ſie gegangen,
Jüngling in Liebe, Jüngling wie hat er
Wo weilet die ſüße Holdin umfangen:
Tröſter des Bangen
Tröſter des gramverwundeten Kater!
Miesmiechen — Miesmiechen,
Sag' mir wo thront mein
Artiges Kätzlein, lieblichee Weſen!
Wüthender Schmerz kann niemals geneſen:
Troſtloſer liebender Kater Verderben
Eil' ihn zu retten
Vom Liebesſterben,
Hilf ihm, o hilf dem verzweifelnden Kater.

Seht ihr, geliebte Leſer! daß ein wackerer Dichter weder ſich im rauſchenden Walde befinden, noch an einer flüſternden Quelle ſitzen darf, ihm ſtrömen der Ahnung ſpielende Wellen doch zu, und in dieſen Wellen erſchaut er doch alles, was er will, und kann davon ſingen, wie er will. Sollte jemand über die hohe Vortrefflichkeit obiger Verſe zu ſehr in Erſtaunen gerathen, ſo will ich beſcheiden ihn darauf aufmerkſam machen, daß ich mich in der Epoche befand, in verliebter Begeiſterung, und nun weiß jeder, daß jedem, der von dem Liebesfieber ergriffen, könnt' er auch ſonſt kaum Wonne auf Sonne und Triebe auf Liebe reimen, könnt' er, ſag' ich, auf dieſe nicht ganz ungewöhnlichen Reime trotz aller Anſtrengung ſich durchaus nicht beſinnen, plötzlich das Dichten ankommt und er die vortrefflichſten Verſe herausſprudeln muß, wie einer der vom Schnupfen befallen, unwiderſtehlich ausbricht in ſchrecklichen Nieſen. Wir haben dieſer Epoche proſaiſcher Naturen ſchon viel Vortreffliches zu verdanken, und ſchön iſt es, daß oft dadurch menſchliche Milchmädchen von nicht ſonderlicher Beauté auf einige Zeit einen herrlichen Ruf erhielten. Geſchieht das nun am dürren Holz, was muß ſich am grünen begeben? — Ich meine, wurden ſchon hölzerne Proſaiker bloß durch die Liebe umgeprägt in Dichter, was muß erſt wirklichen Dichtern geſchehen in dieſem Stadium des Lebens. — Nun! weder im rauſchenden Walde ſaß ich, noch an flüſternder Quelle, ich ſaß auf einem kahlen hohen Dache, das bischen Mondſchein war kaum zu rechnen, und doch führte ich in jenen meiſterhaften Verſen Wälder und Quellen und Büſche, und zuletzt meinen Freund Ovid an, mir zu helfen, mir beizuſtehen in der Liebesnoth. Gewiß ſchwer wurde es mir, Reime zu den Namen meines Geſchlechts zu finden, den gewöhnlichen, Kater, wußte ich ſelbſt in der Begeiſterung nicht anzubringen. Daß ich aber wirklich Reime fand, bewies mir auf's neue den Vorzug meines Geſchlechts vor dem menſchlichen, da auf das Wort Menſch ſich bekanntlich nichts reimt, weshalb, wie ſchon irgend ein Witzbold von Theaterdichter bemerkt hat, der Menſch ein ungereimtes Thier iſt. Ich bin dagegen ein gereimtes. — Nicht vergebens hatte ich die Töne der ſchmerzlichſten Sehnſucht angeſchlagen, nicht vergebens Wälder, Quellen, den Mondſchein, beſchworen, mir die Dame meiner Gedanken zuzuführen. Hinter dem Schornſtein kam die Holde daher ſtolzirt mit leichten anmuthigen Schritten. „Biſt du es lieber Murr, der ſo ſchön ſingt?" So rief mir Mießmieß entgegen. Wie, erwiederte ich mit freudigem Erſtaunen, wie du kennſt mich ſüßes Weſen? „Ach ſprach ſie, ach ja wohl, du gefielſt mir gleich beim erſten Blick, und es hat mir in der Seele weh gethan, daß meine beiden unartigen Vettern dich ſo unbarmherzig zu die Goſſe" — Schweigen wir, unterbrach ich ſie, ſchweigen wir von der Goſſe, beſtes Kind — o ſage mir, ſage mir ob du mich liebſt? — „Ich habe mich, ſprach Miesmies weiter, nach deinen Verhältniſſen erkundigt, und erfahren, daß du Murr hießeſt, und bei einem ſehr gütigen Mann nicht allein dein reichliches Auskommen hätteſt, ſondern auch alle Bequemlichkeiten des Lebens genöſſeſt, ja dieſe wohl mit einer zärtlichen Gattin theilen könnteſt! — o ich liebe dich ſehr, guter Murr!" — Himmel, rief ich im höchſten Entzücken, Himmel, iſt es möglich, iſt es Traum, iſt es Wahrheit? — O halte dich — halte dich Verſtand, ſchnappe nicht über! Ha! bin ich noch auf der Erde? — ſitze ich noch auf dem Dache? — ſchwebe ich nicht in den Wolken? Bin ich noch der Kater Murr? bin ich nicht der Mann im Monde? — Komm an meinen Buſen Geliebte — doch ſage mir erſt deinen Namen Schönſte. — Ich heiße Miesmies, erwiederte die Kleine ſüß liſpelnd in holder Verſchämtheit, und ſetzte ſich traulich neben mir hin. Wie ſchön ſie war! Silbern glänzte ihr weißer Pelz im Mondſchein, in ſanftem ſchmachtendem Feuer funkelten die grünen Aeuglein. Du —

(Mak. Bl.) — hätteſt, geliebter Leſer, das freilich ſchon etwas früher erfahren können, aber der Himmel gebe, daß ich nicht noch mehr querfeldein ſpringen muß, als es bis jetzt ſchon geſchehen. — Alſo, wie geſagt, dem Vater des Prinzen Hektor war es eben ſo ergangen, wie dem Fürſten Irenäus, er hatte, ſelbſt wußte er nicht wie, ſein Ländlein aus der Taſche verloren. Prinz Hektor, der zu nichts wenigerem aufgelegt, als zum ſtillen, friedlichen Leben, der, unerachtet ihm der Fürſtenſtuhl unter den Beinen weggezogen, doch gern aufrecht ſtehen, und ſtatt zu regieren, wenigſtens kommandiren wollte, nahm franzöſiſche Dienſte, war ungemein tapfer, ging aber, als ihn eines Tages ein Zittermädel anplärrte: Kennſt du das Land, wo die Zitronen glühn, ſofort nach dem Lande, wo dergleichen Zitronen wirklich glühn, das heißt, nach Neapel, und zog ſtatt der franzöſiſchen Uniform eine neapolitaniſche an. Er wurde nämlich ſo geſchwinde General, wie es nur irgend einem Prinzen geſchehen kann. — Als der Vater des Prinzen Hektor geſtorben, ſchlug Fürſt Irenäus das große Buch auf, worin er ſelbſt ſämmtliche fürſtliche Häupter in Europa verzeichnet, und notirte den erfolgten Tod ſeines fürſtlichen Freundes und Gefährten im Malheur. Nachdem dies geſchehen, ſchaute er lange den

Namen des Prinzen Hektor an, rief dann ſehr laut: Prinz Hektor! und klappte den Folianten ſo heftig zu, daß der Hofmarſchall entſetzt drei Schritte zurückprallte. Nun ſtand der Fürſt auf, ging langſam im Zimmer auf und ab, und ſchnupfte ſo viel Spaniol, als nöthig, um eine ganze Welt von Gedanken in Ordnung zu bringen. Der Hofmarſchall ſprach viel von dem ſeligen Herrn, der nächſt vielen Reichthümern ein aimables Herz beſeſſen, vom jungen Prinzen Hektor, der vergöttert werde in Neapel von dem Monarchen und der Nation u. ſ. w. Fürſt Irenäus ſchien das alles nicht zu beachten, er blieb plötzlich dicht vor dem Hofmarſchall ſtehen, ſchaute ihn an mit dem entſetzlichen Friedrichsblick, ſprach ſehr ſtark: Pout-être und verſchwand in das Nebenkabinet.

Gott, ſprach der Hofmarſchall, der gnädigſte Fürſt haben gewiß die konſiderabelſten Gedanken, vielleicht gar Pläne.

Es war dem ſo. — Fürſt Irenäus dachte an den Reichthum des Prinzen, an ſeine Verwandtſchaft mit mächtigen Häuptern, er rief ſich die Ueberzeugung in's Gedächtniß, daß Prinz Hektor gewiß noch den Degen mit dem Szepter vertauſchen werde, und ihm kam der Gedanke, daß die Vermählung des Prinzen mit der Prinzeſſin Hedwiga von den erſprießlichſten Folgen ſeyn könne. Ganz im geheimſten Geheim mußte der Kammerherr, den der Fürſt ſogleich abſandte, um dem Prinzen ſeinerſeits nambaftes Beileid über den Tod des Vaters zu bezeigen, das bis auf die Farbe der Haut wohlgetroffene Miniaturbild der Prinzeſſin in die Taſche ſtecken. — Es iſt hier zu bemerken, daß die Prinzeſſin in der That eine vollendete Schönheit zu nennen geweſen, hätte ihre Haut weniger in's Gelbe geſpielt. Daher war ihr die Beleuchtung des Kerzenſcheins günſtig. —

Der Kammerherr richtete den geheimen Auftrag des Fürſten — niemanden, ſelbſt nicht der Füſtin, hatte dieſer das mindeſte von ſeiner Abſicht vertraut, — ſehr geſchickt aus. Als der Prinz das Gemälde ſah, gerieth er beinahe in dieſelbe Extaſe, wie ſein prinzlicher College in der Zauberflöte. Wie Tamino hätte er beinahe, wenn auch nicht geſungen, doch gerufen: „dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön,“ und dann weiter: „ſoll die Empfindung Liebe ſeyn, ja, ja die Liebe iſt's allein!“ — Bei Prinzen iſt es ſonſt eben nicht die Liebe allein, die ſie ſtreben läßt nach der Schönſten, indeſſen dachte Prinz Hektor gerade nicht an andere Verhältniſſe, als er ſich hinſetzte und an den Fürſten

Irenäus ſchrieb: es möge ihm vergönnet ſeyn, ſich um Herz und Hand der Prinzeſſin Hedwiga zu bewerben.

Fürſt Irenäus antwortete, daß, da er mit Freuden in eine Vermählung willige, die er ſchon ſeines verſtorbenen fürſtlichen Freundes halber aus dem Grunde des Herzens wünſche, es gar keiner weitern Bewerbung eigentlich bedürfe. Da aber die Form ſauvirt werden müſſe, möge der Prinz einen artigen Mann von dem gehörigen Stande nach Sieghartsweiler ſenden, den er ja auch gleich mit Vollmacht verſehen könne, die Trauung zu [illegible] und nach altem ſchönem Herkommen, geſtiefelt und ge[illegible]ſprung zu unternehmen. Der Prinz ſchrieb zurück: ich k[illegible]ſt, mein Fürſt! —

Dem Fürſten war das nicht recht, er hielt die Trauung durch einen Bevollmächtigten für ſchöner, erhabner, fürſtlicher, hatte ſich im Innerſten auf das Feſt gefreut, und beruhigte ſich nur damit, daß vor dem Beilager ein großes Ordensfeſt gefeiert werden könne. Er wollte nämlich das Großkreuz e[illegible] Hausordens, den ſein Vater geſtiftet hatte, und den kein Ritter mehr trug, nicht tragen durfte, dem Prinzen umhängen auf die ſolenneſte Weiſe.

Prinz Hektor kam alſo nach Sieghartsweiler, um die Prinzeſſin Hedwiga heimzuführen, und nebenher das Großkreuz eines verſchollenen Hausordens zu erhalten. Es ſchien ihm erwünſcht, daß der Fürſt ſeine Abſicht geheim gehalten, er bat vorzüglich Rückſichts Hedwiga's, in dieſem Schweigen zu verharren, da er erſt der vollen Liebe Hedwiga's verſichert ſeyn müſſe, ehe er mit ſeiner Bewerbung hervortreten könne.

Der Fürſt verſtand nicht recht, was der Prinz damit ſagen wollte, und meinte, daß, ſo viel er wiſſe und ſich erinnere, dieſe Form, was nämlich die Verſicherung der Liebe vor dem Beilager beträfe, in fürſtlichen Häuſern niemals üblich geweſen ſey. Verſtehe der Prinz aber darunter weiter nichts, als die Aeußerung eines gewiſſen Attachements, ſo dürfe das vorzüglich während des Brautſtandes wohl eigentlich nicht ſtatt finden, könne aber, da doch die leichtſinnige Jugend über alles, was die Etiquette gebiete, hinwegzuſpringen geneigt, ja in der Kürze abgemacht werden, drei Minuten vor dem Ringewechſeln. Herrlich und erhaben wär's freilich, wenn das fürſtliche Brautpaar in dieſem Augenblick einigen Abſcheu gegen einander bewieſe, leider wären aber dieſe Regeln des höchſten Anſtandes in neueſter Zeit zu leeren Träumen geworden.

Als der Prinz Hedwiga zum erſtenmal erblickte, flüſterte er ſeinem Adjutanten in den Andern unverſtändlichem neapolitaniſchen Dialekt zu: bei allen Heiligen! ſie iſt ſchön, aber unfern des Veſuvs geboren, und ſein Feuer blitzt aus ihren Augen.

Prinz Ignaz hatte ſich bereits ſehr angelegentlich erkundigt, ob es in Neapel ſchöne Taſſen gebe, und wie viel davon Prinz Hektor beſitze, ſo daß dieſer, durch die ganze Tonleiter der Begrüßungen durchgeſtiegen, ſich wieder zu Hedwiga wenden wollte, als die Thüren ſich öffneten, und der Fürſt den Prinzen einlud zu der Prachtſzene, die er durch die Zuſammenberufung ſämmtlicher Perſonen, welche nur im mindeſten was Hoffähiges an und in ſich trugen, im Prunkſaal bereitet. Er war diesmal in dem Auswählen weniger ſtrenge geweſen als ſonſt, da der Zirkel in Sieghartshof eigentlich für eine Landparthie zu achten. Auch die Benzon war zugegen mit Julien.

Prinzeſſin Hedwiga war ſtill, in ſich gekehrt, theilnahmlos, ſie ſchien den ſchönen Fremdling aus dem Süden nicht mehr nicht weniger zu beachten, als jede andere neue Erſcheinung am Hofe, und fragte ziemlich murriſch ihr Hoffräulein, die rothwangige Nannette, ob ſie närriſch worden, als dieſe nicht aufhören konnte, ihr in's Ohr zu flüſtern, der fremde Prinz ſey doch gar zu hübſch und eine ſchönere Uniform habe ſie Zeit ihres Lebens nicht geſehen.

Prinz Hektor entfaltete nun vor der Prinzeſſin den bunten prahlenden Pfauenſchweif ſeiner Galanterie, ſie, beinahe verletzt durch den Ungeſtüm ſeiner ſüßlichen Verzücktheit, fragte nach Italien, nach Neapel. Der Prinz gab ihr die Beſchreibung eines Paradieſes, in dem ſie als herrſchende Göttin wandelte. Er bewährte ſich als ein Meiſter in der Kunſt, zu der Dame ſo zu ſprechen, daß alles, alles ſich geſtaltet als ein Hymnus, der ihre Schönheit, ihre Anmuth preiſt. Mitten aus dieſem Hymnus ſprang aber die Prinzeſſin heraus, und hin zu Julien, die ſie in der Nähe gewahrte. Die drückte ſie an ihre Bruſt, nannte ſie mit tauſend zärtlichen Namen, rief, das iſt meine liebe liebe Schweſter, meine herrliche ſüße Julia! als der Prinz etwas betroffen über Hedwiga's Flucht, hinzutrat. Der Prinz heftete einen langen ſeltſamen Blick auf Julien, ſo daß dieſe, über und über erröthend, die Augen niederſchlug, und ſich ſcheu zur Mutter wandte, die hinter ihr ſtand. Aber die Prinzeſſin umarmte ſie auf's Neu. und rief: Meine liebe Julia, und dabei traten ihr die Thränen in die Augen. Prinzeſſin, ſprach die Benzon leiſe, Prinzeſſin, warum dieſes krampfhafte Benehmen? Die Prinzeſſin, ohne die Benzon zu beachten, drehte ſich zu dem Prinzen, dem wirklich über alles das der Strom der Rede verſiegt, und war ſie erſt ſtill, ernſt, mißmüthig geweſen, ſo ſchweifte ſie beinahe jetzt aus, in ſeltſamer krampfhafter Luſtigkeit. Endlich ließen die zu ſtark geſpannten Saiten nach, und die Melodieen die nun aus ihrem Innern heraustönten, waren weicher, milder, jungfräulich zarter. Sie war liebenswürdiger als jemals, und der Prinz ſchien ganz und gar hingeriſſen. Endlich begann der Tanz. Der Prinz, nachdem mehrere Tänze gewechſelt, erbot ſich einen neapolitaniſchen Nationaltanz anzuführen, und es gelang ihm bald, den Tanzenden die volle Idee davon zu geben, ſo daß ſich alles gar artig fügte, und ſelbſt der leidenſchaftlich zärtliche Charakter des Tanzes gut hervortrat.

Niemand hatte aber eben dieſen Charakter ſo ganz begriffen, als Hedwiga, die mit dem Prinzen tanzte. Sie verlangte die Wiederholung, und als der Tanz zum zweitenmal geendet, beſtand ſie, des Mahnens der Benzon, die auf ihren Wangen ſchon die verdächtige Bläſſe wahrnahm, nicht achtend, darauf, zum drittenmal den Tanz auszuführen, der ihr nun erſt recht gelingen werde. Der Prinz war entzückt. Er ſchwebte hin mit Hedwiga, die in jeder Bewegung die Anmuth ſelbſt ſchien. Bei einer der vielen Verſchlingungen, die der Tanz gebot, drückte der Prinz die Holde ſtürmiſch an die Bruſt, aber in demſelben Augenblick ſank auch Hedwiga entſeelt in ſeinen Armen zuſammen. —

Der Fürſt meinte, eine unſchicklichere Störung eines Hofballs könne es nicht geben, und nur das Land entſchuldige Vieles. —

Prinz Hektor hatte ſelbſt die Ohnmächtige in ein benachbartes Zimmer auf ein Sopha getragen, wo ihr die Benzon die Stirne rieb mit irgend einem ſtarken Waſſer, das der Leibarzt zur Hand gehabt. Dieſer erklärte übrigens die Ohnmacht für einen Nervenzufall, den die Erhitzung des Tanzes veranlaßt, und der ſehr bald vorübergehen werde.

Der Arzt hatte Recht, nach wenigen Sekunden ſchlug die Prinzeſſin mit einem tiefen Seufzer die Augen auf. Der Prinz, ſobald er vernommen, die Prinzeſſin habe ſich erholt, drang durch den dichten Kreis der Damen, von dem ſie umſchloſſen, kniete nieder bei dem Sopha, klagte ſich bitter an, daß er allein Schuld ſey an dem Begegniß, das ihm das Herz durchſchneide. So wie die Prinzeſſin ihn aber erblickte, rief ſie mit allen Zeichen des Abſcheues: Fort fort! und ſank auf's Neue in Ohnmacht.

Kommen Sie, ſprach der Fürſt, indem er den Prinzen bei der Hand erfaßte, kommen Sie, beſter Prinz, Sie wiſſen nicht, daß die Prinzeſſin oft an den ſeltſamſten Reverien leidet. Weiß der Himmel, auf welche ſonderbare Weiſe Sie ihr in dieſem Augenblick erſchienen ſind! — Imaginiren Sie ſich, beſter Prinz, ſchon als Kind — entre nous soit dit — ſchon als Kind, hielt mich einmal die Prinzeſſin einen ganzen Tag hindurch für den Großmogul, und prätendirte, ich ſolle in Sammtpantoffeln ausreiten, wozu ich mich auch endlich entſchloß, wiewohl nur im Garten.

Prinz Hektor lachte dem Fürſten ohne Umſtände in's Geſicht, und rief nach dem Wagen.

Die Benzon mußte, ſo wollt' es die Fürſtin, aus Beſorgniß für Hedwiga, mit Julien im Schloſſe bleiben. Sie wußte, welche pſychiſche Macht ſonſt die Benzon über die Prinzeſſin übte, und eben ſo, daß dieſer pſychiſchen Macht auch Krankheitszufälle der Art zu weichen pflegten. In der That geſchah es auch diesmal, daß Hedwiga in ihrem Zimmer ſich bald erholte, als die Benzon ihr unermüdlich zugeredet mit ſanften Worten. Die Prinzeſſin behauptete nichts Geringeres, als daß im Tanzen der Prinz ſich in ein drachenartiges Ungeheuer verwandelt, und mit ſpitzer glühender Zunge ihr einen Stich in's Herz gegeben habe. „Gott behüte, rief die Benzon, am Ende iſt Prinz Hektor gar das mostro turchino aus der Gozziſchen Fabel! — Welche Einbildungen, zuletzt wird es ſich ſo begeben, wie mit Kreisler, den Sie für einen bedrohlichen Wahnſinnigen hielten!“ — „Nimmermehr, rief die Prinzeſſin heftig, und ſetzte dann lachend hinzu, wahrhaftig, ich wollte nicht, daß mein guter Kreisler ſich ſo plötzlich in das mostro turchino verwandelte, wie Prinz Hektor!“ —

Als am früheſten Morgen die Benzon, die bei der Prinzeſſin gewacht, in Juliens Zimmer trat, kam ihr dieſe entgegen, erblaßt, übernächtig, das Köpfchen gehängt, wie eine kranke Taube. „Was iſt dir, Julie,“ rief ihr die Benzon, die nicht gewohnt, die Tochter in ſolchem Zuſtande zu ſehen, erſchrocken entgegen. „Ach Mutter, ſprach Julie ganz troſtlos, ach Mutter, niemals mehr in dieſe Umgebungen, mein Herz erbebt, wenn ich an die geſtrige Nacht denke. — Es iſt etwas Entſetzliches in dieſem Prinzen; als er mich anblickte, ich kann dir's nicht beſchreiben, was in meinem Innern vorging. — Ein Blitzſtrahl fuhr tödtend aus dieſen dunklen unheimlichen Augen, von dem getroffen ich Aermſte vernichtet werden konnte. — Lache mich nicht aus, Mutter, aber es war der Blick des Mörders, der ſein Opfer erkohren, das mit der Todesangſt getödtet wird, noch ehe der Dolch gezuckt! — Ich wiederhol' es, ein ganz fremdes Gefühl, ich vermag es nicht zu nennen, bebte wie ein Krampf mir durch alle Glieder! — Man ſpricht von Baſilisken, deren Blick, ein giftiger Feuerſtrahl, augenblicklich tödtet, wenn man es wagt, ſie anzuſchauen. Der Prinz mag ſolchem bedrohlichen Unthier gleichen."

„Nun, rief die Benzon laut lachend, nun muß ich in der That glauben, daß es mit dem mostro turchino ſeine Richtigkeit hat, da der Prinz, iſt er gleich der ſchönſte liebenswürdigſte Mann, zweien Mädchen erſchienen iſt als Drache, als Baſilisk. Der Prinzeſſin traue ich die tollſten Einbildungen zu, aber daß meine ruhige ſanfte Julie, mein ſüßes Kind, ſich hingeben ſollte närriſchen Träumen —" Und Hedwiga, unterbrach Julie die Benzon, und Hedwiga, ich weiß nicht, welch' eine böſe feindliche Macht ſie losreißen von meinem Herzen, ja mich hineinſtürzen will in den Kampf einer fürchterlichen Krankheit, der in ihrem Innern wüthet! — Ja, Krankheit nenne ich der Prinzeſſin Zuſtand, gegen den die Aermſte nichts vermag. Als ſie geſtern ſich ſchnell abwandte von dem Prinzen, als ſie mich liebkoſte, umarmte, da fühlte ich, wie ſie in Fieberhitze glühte. Und dann das Tanzen, das entſetzliche Tanzen! Du weißt Mutter, wie ich die Tänze haſſe, in denen es den Männern vergönnt, uns zu umſchlingen. — Es iſt mir, als müßten wir in dem Augenblick alles aufgeben, was Sitte und Anſtand erfordern und den Männern eine Uebermacht einräumen, die wenigſtens den zartfühlenden unter ihnen unerfreulich bleiben wird. — Und nun Hedwiga, die nicht aufhören konnte, jenen ſüdlichen Tanz zu tanzen, der mir, je länger er dauerte, deſto abſcheulicher ſchien. Rechte teufliſche Schadenfreude war es, die aus den Augen des Prinzen blitzte." —

„Närrin, ſprach die Benzon, was fällt dir alles ein! — Doch! — ich kann deine Geſinnung über das alles nicht tadeln, bewahre ſie treulich, aber ſey nicht ungerecht gegen Hedwiga, denke überhaupt gar nicht weiter nach, was mit ihr iſt und mit dem Prinzen, ſchlage es dir aus dem Sinn! — Willſt du, ſo werd' ich dafür ſorgen, daß du eine Zeitlang weder Hedwiga noch den Prinzen ſehen darfſt. Nein, deine Ruhe ſoll nicht geſtört werden, mein gutes liebes Kind! Komm an mein Herz!" — Damit umarmte die Benzon Julien mit aller mütterlichen Zärtlichkeit.

„Und, fuhr Julie fort, indem ſie das glühende Antlitz an die Bruſt der Mutter drückte, und aus der entſetzlichen Unruhe, die ich empfand, mochten auch wohl die ſeltſamen Träume kommen, die mich ganz verſtört haben."

„Was träumteſt du denn," fragte die Benzon.

„Mir war's, ſprach Julie weiter, mir war's, ich wandle in einem herrlichen Garten, in dem unter dichtem dunklem Gebüſch Nachtviolen und Roſen durcheinander blühten, und ihr ſüßes Aroma in die Lüfte ſtreuten. Ein wunderbarer Schimmer, wie Mondesglanz, ging auf in Ton und Geſang, und wie er die Bäume, die Blumen mit goldnem Strahl berührte, bebten ſie vor Entzücken, und die Büſche ſäuſelten, und die Quellen flüſterten in leiſen ſehnſüchtigen Seufzern. Da gewahrte ich aber, daß ich ſelbſt der Geſang ſey, der durch den Garten ziehe, doch ſo wie der Glanz der Töne verbleiche, müſſe ich auch vergehen in ſchmerzlicher Wehmuth! — Nun ſprach aber eine ſanfte Stimme: nein! der Ton iſt die Seligkeit und keine Vernichtung, und ich halte dich feſt mit ſtarken Armen, und in deinem Weſen ruht mein Geſang, der iſt aber ewig wie die Sehnſucht! — Es war Kreisler, der vor mir ſtand und dieſe Worte ſprach. Ein himmliſches Gefühl von Troſt und Hoffnung ging durch mein Inneres, und ſelbſt wußte ich nicht — ich ſage dir Alles, Mutter! — ja ſelbſt wußte ich nicht, wie es kam, daß ich Kreislern an die Bruſt ſank. Da fühlte ich plötzlich, wie mich eiſerne Arme feſt umſchlangen, und eine entſetzliche höhnende Stimme rief: Was ſträubſt du dich, Elende, du biſt ja ſchon getödtet, und mußt nun mein ſeyn. — Es war der Prinz, der mich feſthielt. — Mit einem lauten Angſtgeſchrei fuhr ich auf aus dem Schlafe, ich warf mein Nachtkleid über, und lief an's Fenſter, das ich öffnete, da die Luft im Zimmer ſchwül und dunſtig. In der Ferne gewahrte ich einen Mann, der mit einem Perſpectiv nach den Fenſtern des Schloſſes ſchaute, dann aber die Allee hinabſprang auf ſeltſame, ich möchte ſagen närriſche Weiſe, indem er von beiden Seiten allerlei Entrechats und andere Tänzerpas ausführte, mit den Armen in den Lüften herumfocht, und, wie ich zu vernehmen glaubte, laut dazu ſang. Ich erkannte Kreislern, und indem ich über ſein Beginnen herzlich lachen mußte, kam er mir doch vor, wie der wohlthätige Geiſt, der mich ſchützen würde vor dem Prinzen. Ja es war, als würde mir jetzt erſt Kreislers inneres Weſen recht klar, und ich ſähe jetzt erſt ein, wie ſein ſchalkiſch ſcheinender Humor, von dem mancher ſich oft verwundet fühle, aus dem treuſten herrlichſten Gemüthe komme. Ich hätte hinablaufen in den Park, ich hätte Kreislern alle Angſt des entſetzlichen Traums klagen mögen!" —

„Das iſt, ſprach die Benzon ernſt, das iſt ein einfältiger Traum und das Nachſpiel noch einfältiger! — Du bedarfſt der Ruhe, Julie, ein leichter Morgenſchlummer wird dir wohlthun, auch ich gedenke noch ein paar Stunden zu ſchlafen."

Damit verließ die Benzon das Zimmer und Julie that, wie ihr geheißen.

Als ſie erwachte, ſtrahlte die Mittagsſonne in die Fenſter hinein, und ein ſtarker Duft von Nachtviolen und Roſen ſtrömte durch das Zimmer. „Was iſt das, rief Julie voll Erſtaunen, was iſt das! — mein Traum! —" Doch wie ſie ſich umſchaute, lag über ihr auf der Lehne des Sophas, auf dem ſie geſchlafen, ein ſchöner Strauß jener Blumen! —

„Kreisler, mein lieber Kreisler," ſprach Julie ſanft, nahm den Strauß, und gerieth in träumeriſches Sinnen.

Prinz Ignaz ließ anfragen, ob es ihm nicht erlaubt ſey, Julien ein Stündchen zu ſehen. Schnell kleidete ſich Julie an, und eilte in das Zimmer, wo Ignaz ſie ſchon mit einem ganzen Korbe voll Porzellaintaſſen und chineſiſcher Puppen erwartete. Julie, das gute Kind, ließ es ſich gefallen, Stundenlang mit dem Prinzen, der ihr tiefes Mitleid einflößte, zu ſpielen. Kein Wort der Neckerei oder wohl gar der Verachtung, entſchlüpfte ihr, wie es wohl andern bisweilen, vorzüglich der Prinzeſſin Hedwiga, geſchah, daher kam es, daß dem Prinzen Julia's Geſellſchaft über alles ging, und er ſie oft gar ſeine kleine Braut nannte. — Die Taſſen waren aufgeſtellt, die Puppen geordnet, Julie hielt eben im Namen eines kleinen Harlekins eine Anrede an den Kaiſer von Japan (beide Püppchen ſtanden einander gegenüber), als die Benzon hineintrat.

Nachdem ſie eine Weile dem Spiele zugeſchaut, drückte ſie Julien einen Kuß auf die Stirn und ſprach: „Du biſt doch mein liebes gutes Kind!“ —

Es war ſpäte Dämmerung eingebrochen. Julie, die, wie ſie gewünſcht, bei der Mittagstafel nicht erſcheinen dürfen, ſaß einſam in ihrem Zimmer und erwartete die Mutter. Da ſchlichen leiſe Tritte hinan, die Thüre öffnete ſich und todtenbleich, mit ſtarren Augen, in weißem Kleide, geſpenſtiſch, trat die Prinzeſſin hinein. „Julia, ſprach ſie leiſe und dumpf, Julia! — nenne mich thörigt, ausgelaſſen — wahnſinnig, aber entziehe mir nicht dein Herz, ich bedarf deines Mitleids, deines Troſtes! — Es iſt nichts, als der Ueberreiz, die heilloſe Erſchöpfung des abſcheulichen Tanzes, die mich krank gemacht hat, aber es iſt vorüber, mir iſt beſſer! — Der Prinz iſt fort nach Sieghartsweiler! — Ich muß in die Luft, laß uns hinabwandeln in den Park!“ —

Als Beide, Julie und die Prinzeſſin, ſich am Ende der Allee befanden, ſtrahlte ein helles Licht ihnen aus dem tiefſten Dickicht entgegen, und ſie vernahmen fromme Geſänge. „Das iſt die Abendlitaney aus der Marien-Kapelle,“ rief Julia.

„Ja, ſprach die Prinzeſſin, wir wollen hin, laß uns beten! — bete du auch fur mich, Julie!“ —

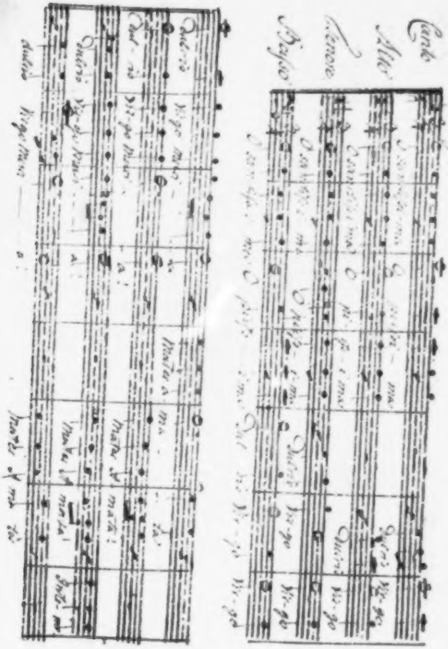
„Wir wollen, erwiederte Julie, vom tiefſten Schmerz über der Freundin Zuſtand ergriffen, wir wollen beten, daß nie ein böſer Geiſt Macht habe über uns, daß unſer reines frommes Gemüth nicht verſtört werden möge durch des Feindes Verlockung.“

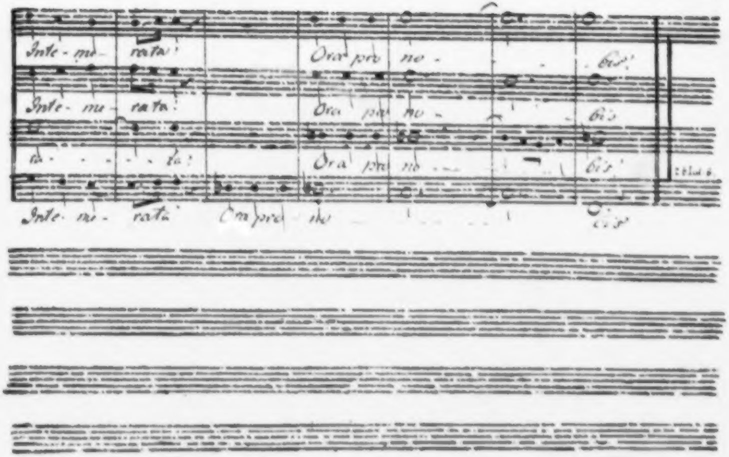
Eben zogen, als die Mädchen bei der Kapelle angekommen, die am äußerſten Ende des Parks befindlich, die Landleute von dannen, die die Litaney vor dem mit Blumen geſchmückten, und mit vielen Lampen erleuchteten, Marienbilde geſungen. Sie knieten nieder in dem Betſtuhl. Da begannen die Sänger auf dem kleinen Chor, der zur Seite des Altars angebracht, das Ave maris stella, das Kreisler erſt vor Kurzem componirt.

Leiſe beginnend brauſte der Geſang ſtärker und mächtiger auf in dem dei mater alma, bis die Töne, in dem felix coeli porta dahin ſterbend, fortſchwebten auf den Fittigen des Abendwindes.

Noch immer lagen die Mädchen auf den Knieen, tief verſunken in brunſtige Andacht. Der Prieſter murmelte Gebete, und aus weiter

Blatt 33


Adagio
Canto
Alto
Tenore
Basso
O sanctissima O piissima dulcis Virgo
Dulcis Virgo Mari - a!
Mater amata!
Intemerata


Inte-me-rata!
Ora pro no-bis!
Inte-me-rata!
Ora pro no-bis!
a-ta!
Ora pro no-bis!
Inte-me-rata!
Ora pro no-bis!

Ferne, wie ein Chor von Engelſtimmen aus dem nächtlichen verſchleierten Himmel, hallte der Hymnus: O sanctissima, den die heimziehenden Sänger angeſtimmt.

Endlich ertheilte ihnen der Prieſter den Segen. Da ſtanden ſie auf, und fielen ſich in die Arme. Ein namenloſes Weh, aus Entzücken und Schmerz gewoben, ſchien gewaltſam ſich loswinden zu wollen aus ihrer Bruſt, und Blutstropfen, dem wunden Herzen entquollen, waren die heißen Thränen, die aus ihren Augen ſtürzten. „Das war er," liſpelte die Prinzeſſin leiſe. „Er war's," erwiederte Julie. — Sie verſtanden ſich.

In ahnungsvollem Schweigen harrte der Wald, daß die Mondſcheibe aufſteige, und ihr ſchimmerndes Gold über ihn ausſtreue. Der Choral der Sänger, noch immer vernommen in der Stille der Nacht, ſchien entgegenzuziehen dem Gewölk, das glühend aufflammte, und ſich über den Bergen lagerte, die Bahn des leuchtenden Geſtirns bezeichnend, vor dem die Sterne erblaßten.

„Ach, ſprach Julia, was iſt es denn, das uns ſo bewegt, das ſo mit tauſend Schmerzen unſer Inneres durchſchneidet? — Horche doch nur, wie das ferne Lied ſo tröſtend zu uns herüberhallt! Wir haben gebetet, und aus den goldnen Wolken ſprechen fromme Geiſter zu uns herab von himmliſcher Seligkeit." — „Ja meine Julia, erwiederte die Prinzeſſin ernſt und feſt, ja meine Julia, über den Wolken iſt Heil und Seligkeit, und ich wollte, daß ein Engel des Himmels mich hinauftrüge zu den Sternen, ehe mich die finſtre Macht erfaßte. Ich möchte wohl ſterben, aber ich weiß es, dann trügen ſie mich in die fürſtliche Gruft, und die Ahnherrn, die dort begraben, würden es nicht glauben, daß ich geſtorben bin, und erwachen aus der Todtenerſtarrung zum entſetzlichen Leben, und mich hinaustreiben. Dann gehörte ich ja aber weder den Todten an, noch den Lebendigen, und fände nirgends Obdach."

„Was ſprichſt du, Hedwiga, um aller Heiligen willen, was ſprichſt du," rief Julie erſchrocken.

„Mir hat, fuhr die Prinzeſſin fort, in demſelben feſten, beinahe gleichgültigen Ton beharrend, mir hat dergleichen einmal geträumt. Es kann aber auch ſeyn, daß ein bedrohlicher Ahnherr im Grabe zum Vampyr geworden, der mir nun das Blut ausſaugt. Davon mögen meine häufigen Ohnmachten herrühren."

„Du biſt krank, rief Julia, du biſt ſehr krank, Hedwiga, die Nachtluft ſchadet dir, laß uns fortellen.“

Damit umſchlang ſie die Prinzeſſin, die ſich ſchweigend fortführen ließ.

Der Mond war nun hoch heraufgeſtiegen über den Geierſtein, und in magiſcher Beleuchtung ſtanden die Büſche, die Bäume, und flüſterten und rauſchten, mit dem Nachtwinde koſend, in tauſend lieblichen Weiſen.

„Es iſt doch ſchön, ſprach Julie, o es iſt doch ſchön auf der Erde, beut uns die Natur nicht ihre herrlichſten Wunder dar, wie eine gute Mutter ihren lieben Kindern?“ „Meinſt du? erwiederte die Prinzeſſin, und fuhr dann nach einer Weile fort: Ich wollte nicht, daß du mich erſt ganz verſtanden hätteſt, und bitte, alles nur für den Erguß einer böſen Stimmung zu halten. — Du kennſt noch nicht den vernichtenden Schmerz des Lebens. Die Natur iſt grauſam, ſie hegt und pflegt nur die geſunden Kinder, die kranken verläßt ſie, ja richtet bedrohliche Waffen gegen ihr Daſeyn. — Ha! du weißt, daß mir ſonſt die Natur nichts war, als eine Bildergallerie, hingeſtellt um die Kräfte des Geiſtes und der Hand zu üben, aber jetzt iſt es anders geworden, da ich nichts fühle, nichts ahne, als ihr Entſetzen. Ich möchte lieber in erleuchteten Sälen zwiſchen bunter Geſellſchaft wandeln, als einſam mit dir in dieſer mondhellen Nacht.“ —

Julien wurde nicht wenig bange, ſie bemerkte, wie Hedwiga immer ſchwächer, erſchöpfter wurde, ſo daß die Arme all' ihre geringe Kraft anwenden mußte, um ſie im Gehen aufrecht zu erhalten.

Endlich hatten ſie das Schloß erreicht. Unfern deſſelben, auf der ſteinernen Bank, die unter einem Hollunderbuſch ſtand, ſaß eine finſtere verhüllte Geſtalt. So wie Hedwiga dieſe gewahrte, rief ſie voll Freude: Dank der Jungfrau und allen Heiligen, da iſt ſie! und ging plötzlich erkräftigt, und ſich von Julien losmachend, auf die Geſtalt los, die ſich erhob, und mit dumpfer Stimme ſprach: Hedwiga, mein armes Kind! — Julia gewahrte, daß die Geſtalt eine von Kopf bis zu Fuß in braune Gewänder gehüllte Frau war, die tiefen Schatten ließen die Züge ihres Geſichts nicht erkennen. Von innern Schauern durchbebt, blieb Julia ſtehen.

Beide, die Frau und die Prinzeſſin, ließen ſich auf die Bank nieder. Die Frau ſtrich ihr ſanft die Haarlocken von der Stirne.

legte dann die Hände darauf, und ſprach langſam und leiſe in einer Sprache, die Julie ſich nicht erinnern konnte, jemals gehört zu haben. Nachdem dies einige Minuten gewährt, rief die Frau Julien zu: Mädchen, eile nach dem Schloß, rufe die Kammerfrauen, ſorge, daß man die Prinzeſſin hineinſchaffe. Sie iſt in ſanften Schlaf geſunken, von dem ſie geſund und froh erwachen wird.

Julie, ihrem Erſtaunen nicht einen Augenblick Raum gebend, that ſchnell, wie ihr geheißen.

Als ſie mit den Kammerfrauen ankam, fand man die Prinzeſſin, ſorgſam in ihren Shawl eingehüllt, wirklich im ſanften Schlaf, die Frau war verſchwunden.

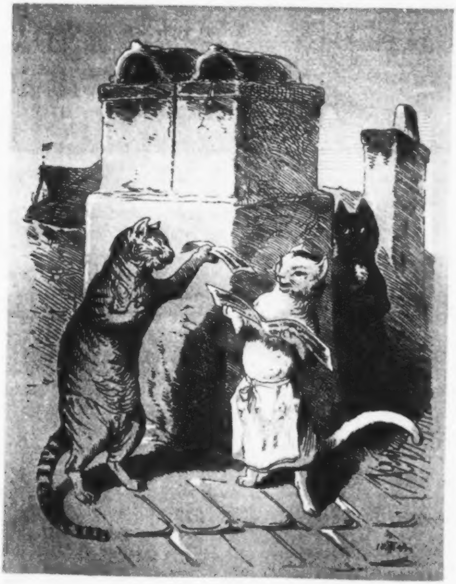
Sage mir, ſprach Julie am andern Morgen, als die Prinzeſſin ganz geneſen erwacht, und keine Spur innerer Zerrüttung ſich zeigte, was Julie befürchtet, ſage mir um Gott, wer war die wunderbare Frau?

„Ich weiß es nicht, erwiederte die Prinzeſſin, ein einziges Mal in meinem Leben habe ich ſie geſehen. Du erinnerſt dich, wie ich einmal, noch ein Kind, in eine tödtliche Krankheit verfallen, ſo daß die Aerzte mich aufgaben. Da ſaß ſie in einer Nacht plötzlich an meinem Bette, und lullte mich, wie heute, ein in ſüßen Schlummer, von dem ich ganz geneſen erwachte. — In der geſtrigen Nacht trat zum erſten Mal das Bild dieſer Frau mir wieder vor die Augen, es war mir, als müſſe ſie mir wieder erſcheinen, und mich retten, und ſo hat es ſich wirklich begeben. — Thu' es mir zur Liebe, und ſchweige ganz von der Erſcheinung, laß' dir auch nichts merken durch Wort oder Zeichen, daß uns etwas Wunderbares begegnet. Denke an den Hamlet, und ſey mein lieber Horatio! — Es iſt gewiß, daß es mit dieſer Frau eine geheimnißvolle Bewandtniß haben muß, aber, mag das Geheimniß mir und dir verſchloſſen bleiben. Weiteres Forſchen bedünkt mir gefährlich. — Iſt es nicht genug, daß ich geneſen bin, und froh, frei von allen Geſpenſtern, die mich verfolgten?“ — Alles verwunderte ſich über der Prinzeſſin ſo plötzlich wiedergekehrte Geſundheit. Der Leibarzt behauptete, der nächtliche Spaziergang nach der Marienkapelle habe durch die Erſchütterung aller Nerven ſo draſtiſch gewirkt, und er nur vergeſſen denſelben ausdrücklich zu verordnen. Die Benzon ſprach aber in ſich hinein: Hm! — die Alte iſt bei ihr geweſen — mag das dies Mal hingehen! — Es iſt nun an der Zeit, daß jene verhängnißvolle Frage des Biographen: Du —

(M. f. f.) liebſt mich alſo, holde Miesmies? O wiederhol' es mir, wiederhol' es mir tauſendmal, damit ich noch in ferneres Entzücken gerathen und ſo viel Unſinn ausſprechen möge, wie es einem von dem beſten Romandichter geſchaffenen Liebeshelden geziemt! — Doch Beſte, du haſt meine erſtaunliche Neigung zum Geſange, ſo wie meine Kunſtfertigkeit darin, ſchon bemerkt, würd' es dir wohl gefällig ſeyn, Theure! mir ein kleines Liedchen vorzuſingen? „Ach, erwiederte Miesmies, ach geliebter Murr, zwar bin ich auch in der Kunſt des Geſanges nicht unerfahren, aber du weißt, wie es jungen Sängerinnen geht, wenn ſie zum erſtenmal ſingen ſollen vor Meiſtern und Kennern! — Die Angſt, die Verlegenheit, ſchnurt ihnen die Kehle zu, und die ſchönſten Töne, Trillos und Mordenten bleiben auf die fatalſte Weiſe in der Kehle ſtecken, wie Fiſchgräten. — Eine Arie zu ſingen iſt dann pur unmöglich, weshalb der Regel nach mit einem Duett begonnen wird. Laß uns ein kleines Duett verſuchen Theurer! wenn's dir gefällig! — Das war mir recht. — Wir ſtimmten nun gleich das zärtliche Duett an: Bei meinem erſten Blick, flog dir mein Herz entgegen ꝛc. ꝛc. Miesmies begann furchtſam, aber bald ermuthigte ſie mein kräftiges Falſett. Ihre Stimme war allerliebſt, ihr Vortrag gerundet, weich, zart, kurz ſie zeigte ſich als wackre Sängerin. Ich war entzückt, wiewohl ich ſah, daß mich Freund Ovid wiederum im Stich gelaſſen. Da Miesmies mit dem cantare ſo herrlich beſtanden, ſo war es mit dem chordas tangere gar nichts, und ich durfte nicht erſt nach der Guitarre verlangen. —

Miesmies ſang nun mit ſeltener Geläufigkeit, mit ungemeinem Ausdruck, mit höchſter Eleganz das bekannte· Di tanti palpiti etc. etc. Von der heroiſchen Stärke des Rezitativs ſtieg ſie herrlich hinein in die wahrhaft kätzliche Süßigkeit des Andante. Die Arie ſchien ganz für ſie geſchrieben, ſo daß auch mein Herz überſtrömte und ich in ein lautes Freudengeſchrei ausbrach. Ha! — Miesmies mußte mit dieſer Arie eine Welt fühlender Katerſeelen begeiſtern! — Nun ſtimmten wir noch ein Duett an aus einer ganz neuen Oper, das ebenfalls herrlich gelang, da es ganz und gar für uns geſchrieben ſchien. Die himmliſchen Rouladen gingen glanzvoll aus unſerm Innern heraus, da ſie meiſtentheils aus chromatiſchen Gängen beſtanden. Ueberhaupt muß ich bei dieſer Gelegenheit bemerken, daß unſer Geſchlecht chromatiſch iſt, und daß daher jeder Componiſt, der für uns componiren will,

Blatt 34



ſehr wohl thun wird, Melodien und alles übrige chromatiſch einzurichten. Leider hab' ich den Namen des trefflichen Meiſters, der jenes Duett componirt, vergeſſen, das iſt ein wackrer lieber Mann, ein Componiſt nach meinem Sinn. —

Während dieſes Singens war ein ſchwarzer Kater heraufgeſtiegen, der uns mit glühenden Augen anfunkelte. „Bleiben Sie gefälligſt von dannen, beſter Freund, rief ich ihm entgegen, ſonſt kratze ich Ihnen die Augen aus, und werfe Sie vom Dache herab, wollen Sie aber eins mit uns ſingen, ſo kann das geſchehen." — Ich kannte den jungen ſchwarzgekleideten Mann als einen vortrefflichen Baſſiſten, und ſchlug daher vor, eine Compoſition zu ſingen, die ich zwar ſonſt nicht ſehr liebe, die ſich aber zu der bevorſtehenden Trennung von Miesmies ſehr gut ſchickte. — Wir ſangen: Soll ich dich Theurer nicht mehr ſehen! Kaum verſicherte ich aber mit dem Schwarzen, daß die Götter mich bewahren würden, als eine gewaltige Ziegelſcherbe zwiſchen uns durchfuhr, und eine entſetzliche Stimme rief: wollen die verfluchten Katzen wohl die Mäuler halten! — Wir ſtoben, von der Todesfurcht gehetzt, wild auseinander in den Dachboden hinein. — O der herzloſen Barbaren ohne Kunſtgefühl, die ſelbſt unempfindlich bleiben bei den rührendſten Klagen der unausſprechlichen Liebeswehmuth, und nur Rache und Tod brüten und Verderben! —

Wie geſagt, das, was mich befreien ſollte von meiner Liebesnoth, ſtürzte mich nur noch tiefer hinein. Miesmies war ſo muſikaliſch, daß wir Beide auf das anmuthigſte mit einander zu phantaſiren vermochten. Zuletzt ſang ſie meine eignen Melodieen herrlich nach, darüber wollte ich denn nun ganz und gar närriſch werden, und quälte mich ſchrecklich ab in meiner Liebespein, ſo daß ich ganz blaß, mager und elend wurde. — Endlich, endlich, nachdem ich mich lange genug abgehärmt, fiel mir das letzte, wiewohl verzweifelte, Mittel ein, mich von meiner Liebe zu heilen. — Ich beſchloß meiner Miesmies Herz und Pfote zu bieten. Sie ſchlug ein, und ſobald wir ein Paar worden, merkte ich auch alsbald, wie meine Liebesſchmerzen ſich ganz und gar verloren. Mir ſchmeckte Milchſuppe und Braten vortrefflich, ich gewann meine joviale Laune wieder, mein Bart kam in Ordnung, mein Pelz erhielt wieder den alten ſchönen Glanz, da ich nun die Toilette mehr beachtete als vorher, wogegen meine Miesmies ſich gar nicht mehr putzen mochte. Ich fertigte dem unerachtet, wie zuvor geſchehen, noch einige Verſe auf meine Miesmies, die um ſo hübſcher, um ſo wahrer empfunden waren, als ich den Ausdruck der ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit ſo immer mehr und mehr heraufſchrob, bis er mir die höchſte Spitze erreicht zu haben ſchien. Ich dedizirte endlich der Guten noch ein dickes Buch, und hatte ſo auch in literariſch äſthetiſcher Hinſicht alles abgethan, was von einem honnetten treuverliebten Kater nur verlangt werden kann. Uebrigens führten wir, ich und meine Miesmies, auf der Strohmatte vor der Thüre meines Meiſters, ein häuslich ruhiges, glückliches Leben. — Doch welches Glück iſt hienieden auch nur von einigem Beſtand! — Ich bemerkte bald, daß Miesmies oft in meiner Gegenwart zerſtreut war, daß ſie, wenn ich mit ihr ſprach, verwirrtes Zeug antwortete, daß ihr tiefe Seufzer entflohen, daß ſie nur ſchmachtende Liebeslieder ſingen mochte, ja daß ſie zuletzt ganz matt und krank that. Fragte ich denn, was ihr fehle, ſo ſtreichelte ſie mir zwar die Wangen und erwiederte: „Nichts, gar nichts, mein liebes gutes Papachen,“ aber das Ding war mir doch gar nicht recht. Oft erwartete ich ſie vergebens auf der Strohmatte, ſuchte ſie vergebens im Keller, auf dem Boden, und fand ich ſie denn endlich und machte ihr zärtliche Vorwürfe, ſo entſchuldigte ſie ſich damit, daß ihre Geſundheit weite Spaziergänge erfordere, und daß ein ärztlicher Kater ſogar eine Badereiſe angerathen. Das war mir wieder nicht recht. Sie mochte wohl meinen verſteckten Aerger gewahren, und ließ es ſich angelegen ſeyn, mich mit Liebkoſungen zu überhäufen, aber auch in dieſen Liebkoſungen lag ſo etwas Sonderbares, ich weiß es nicht zu nennen, das mich erkältete, ſtatt mich zu erwärmen, und auch das war mir nicht recht. Ohne zu vermuthen, daß dies Betragen meiner Miesmies ſeinen beſondern Grund haben könnte, wurde ich nur inne, daß nach und nach auch das letzte Fünkchen der Liebe zu der Schönſten erloſch, und daß in ihrer Nähe mich die tödtendſte Langeweile erfaßte. Ich ging daher meine Wege und ſie die ihrigen; kamen wir aber einmal zufällig auf der Strohmatte zuſammen, ſo machten wir uns die liebevollſten Vorwürfe, waren dann die zärtlichſten Gatten, und beſangen die friedliche Häuslichkeit, in der wir lebten.

Es begab ſich, daß mich einmal der ſchwarze Baſſiſt in dem Zimmer meines Meiſters beſuchte. Er ſprach in abgebrochenen geheimnißvollen Worten, fragte dann ſtürmiſch, wie ich mit meiner Miesmies lebe — kurz, ich merkte wohl, daß der Schwarze etwas auf dem Herzen hatte, das er mir entdecken wollte. Endlich kam es denn auch zum Vorſchein. Ein Jüngling, der im Felde gedient, war zurückgekehrt, und lebte in der Nachbarſchaft von einer kleinen Penſion, die ihm ein dort wohnender Speiſewirth an Fiſchgräten und Speiſeabgang ausgeworfen. Schön von Figur, herkuliſch gebaut, wozu noch kam, daß er eine reiche fremde Uniform trug, ſchwarz, grau und gelb, und wegen bewieſener Tapferkeit, als er mit wenigen Kameraden einen ganzen Speicher von Mäuſen reinigen wollen, das Ehrenzeichen des gebrannten Speckes auf der Bruſt trug, fiel er allen Mädchen und Frauen in der Gegend auf. Alle Herzen ſchlugen ihm entgegen, wenn er auftrat keck und kühn, den Kopf emporgehoben, feurige Blicke um ſich werfend. Der hatte ſich, wie der Schwarze verſicherte, in meine Miesmies verliebt, ſie war ihm eben ſo mit Liebe entgegengekommen, und es war nur zu gewiß, daß ſie heimliche verliebte Zuſammenkünfte hielten allnächtlich hinter dem Schornſtein oder im Keller.

„Mich wundert, ſprach der Schwarze, mich wundert, beſter Freund! daß Sie bei Ihrer ſonſtigen Sagazität das nicht längſt bemerkt, aber liebende Gatten ſind oft blind, und es thut mir leid, daß Freundespflicht mir gebot, Ihnen die Augen zu öffnen, da ich weiß, daß Sie in Ihre vortreffliche Gattin ganz und gar vernarrt ſind."

O Muzius, ſo hieß der Schwarze, o Muzius, rief ich, ob ich ein Narr bin, ob ich ſie liebe, die ſüße Verrätherin! Ich bete ſie an, mein ganzes Weſen gehört ihr! — Nein, ſie kann mir das nicht thun, die treue Seele! — Muzius, ſchwarzer Verläumder, empfange den Lohn deiner Schandthat! — Ich hob die gekrallte Pfote auf, Muzius blickte mich freundlich an und ſprach ſehr ruhig: „ereifern Sie ſich nicht, mein Guter, Sie theilen das Loos vieler vortrefflichen Leute, überall iſt ſchnöder Wankelmuth zu Hauſe, und leider vorzüglich bei unſerm Geſchlecht." Ich ließ die aufgehobene Pfote wieder ſinken, ſprang wie in voller Verzweiflung einigemal in die Höhe und ſchrie dann wüthend: wär es möglich, wär es möglich! — O Himmel — Erde! — was noch ſonſt? — nenn' ich die Hölle mit! — Wer hat mir das gethan, der ſchwarzgraugelbe Kater? — Und ſie, die ſüße Gattin, treu und hold ſonſt, ſie konnte, höll'ſchen Truges voll, den verachteten, der oft, an ihrem Buſen eingewiegt, in ſüßen Liebesträumen ſelig ſchwelgte? — O fließt, ihr Zähren, fließt der Undankbaren! — Himmel tauſend ſapperment, das geht nicht an, den bunten Kerl am Schornſtein ſoll der Teufel holen!

„Beruhigen Sie ſich, ſprach Muzius, beruhigen Sie ſich doch nur, Sie überlaſſen ſich zu ſehr der Wuth des ſüßen Schmerzes. Als Ihr wahrer Freund mag ich Sie jetzt weiter nicht in Ihrer angenehmen Verzweiflung ſtören. Wollen Sie ſich in ihrer Troſtloſigkeit ermorden, ſo könnte ich Ihnen zwar mit einem tüchtigen Rattenpulver aufwarten, ich will es aber nicht thun, da Sie ſonſt ein lieber charmanter Kater ſind, und es Jammerſchade wäre um Ihr junges Leben. Tröſten Sie ſich, laſſen Sie Miesmies laufen, es giebt der anmuthigen Katzen noch viele in der Welt. — Adieu Beſter!“ — Damit ſprang Muzius fort durch die geöffnete Thüre.

So wie ich ſtill, unter dem Ofen liegend, mehr nachſann über die Entdeckungen, die mir der Kater Muzius gemacht, fühlte ich wohl etwas in mir ſich regen, wie heimliche Freude. Ich wußte nun, wie ich mit Miesmies daran war, und die Quälerei mit dem ungewiſſen Weſen war am Ende. Hatte ich aber Anſtandshalber erſt die gehörige Verzweiflung geäußert, ſo glaubte ich, daß derſelbe Anſtand es erfordere, dem Schwarzgraugelben zu Leibe zu gehen.

Ich belauſchte zur Nachtzeit das Liebespaar hinter dem Schornſtein, und fuhr mit den Worten: hölliſcher beſtialiſcher Verräther, auf meinen Nebenbuhler grimmig los. Der aber, an Stärke, wie ich leider zu ſpät bemerkte, mir weit überlegen, packte mich, ohrfeigte mich gräßlich ab, daß ich mehreres Pelzwerk einbüßte, und ſprang dann ſchnell fort. Miesmies lag in Ohnmacht, als ich mich ihr aber näherte, ſprang ſie eben ſo behende als ihr Liebhaber auf, und ihm nach in den Dachboden hinein.

Lendenlahm, mit blutigen Ohren, ſchlich ich herab zu meinem Meiſter, und verwünſchte den Gedanken, meine Ehre konſerviren zu wollen, hielt es auch für gar keine Schande, die Miesmies dem Schwarzgraugelben ganz und gar zu überlaſſen.

Welch' ein feindliches Schickſal, dacht' ich, der himmliſch-romantiſchen Liebe halber werde ich in die Goſſe geworfen, und das häusliche Glück verhilft mir zu nichts anderm, als zu gräßlichen Prügeln.

Am andern Morgen erſtaunte ich nicht wenig, als ich, aus dem

Zimmer des Meiſters heraustretend, Miesmies auf der Strohmatte fand. „Guter Murr, ſprach ſie ſanft und ruhig, ich glaube zu fühlen, daß ich dich nicht mehr ſo liebe, als ſonſt, welches mich ſehr ſchmerzt.“

O theure Miesmies, erwiederte ich zärtlich, es zerſchneidet mir das Herz, aber ich muß es geſtehen, ſeit der Zeit, daß ſich gewiſſe Dinge begeben, biſt du mir auch gleichgültig geworden.

„Nimm es nicht übel, ſprach Miesmies weiter, nimm es nicht übel, ſüßer Freund, aber es iſt mir ſo, als wärſt du mir ſchon längſt ganz unausſtehlich geweſen.“

Mächt'ger Himmel, rief ich begeiſtert, welche Sympathie der Seelen, mir geht es ſo, wie dir.

Nachdem wir auf dieſe Weiſe einig geworden, daß wir uns einander ganz unausſtehlich wären, und uns nothwendiger Weiſe trennen müßten auf ewig, umarmten wir uns auf das Zärtlichſte, und weinten heiße Thränen der Freude und des Entzückens! —

Dann trennten wir uns, jeder war hinfort von der Vortrefflichkeit, von der Seelengröße des andern überzeugt, und pries ſie jedem an, der davon hören mochte.

Auch ich war in Arkadien, rief ich, und legte mich auf die Künſte und Wiſſenſchaften eifriger als jemals.

(Mak. Bl.) — Euch, ſprach Kreisler, ja ich ſag' es Euch aus tiefer Seele, dieſe Ruhe ſcheint mir bedrohlicher, als der wüthendſte Sturm. Es iſt die dumpfe taube Schwüle vor dem zerſtörenden Gewitter, in der ſich jetzt alles an dem Hofe bewegt, den Fürſt Irenäus im Duodez-Format mit vergoldetem Schnitt, wie einen Almanach, an's Tageslicht gebracht. Vergebens ſteckt der gnädigſte Herr unaufhörlich glänzende Feſte auf, wie Gewitterableiter, als zweiter Franklin, die Blitze werden doch einſchlagen, und vielleicht ſein eignes Staatskleid verſengen. — Es iſt wahr, Prinzeſſin Hedwiga gleicht jetzt in ihrem ganzen Weſen einer hell und klar hinſtrömenden Melodie, ſtatt daß ſonſt wilde unruhige Akkorde durch einander auffuhren aus ihrer wunden Bruſt, aber — Nun! und Hedwiga ſchreitet jetzt in verklärtem freundlichem Stolz an dem Arm des wackern Neapolitaners daher, und Julia lächelt ihn an auf ihre holdſelige Weiſe, und läßt ſich ſeine Galanterien gefallen, die der Prinz, ohne ein Auge von der beſtimmten Braut zu laſſen, ihr ſo geſchickt zuzuwenden weiß.

daß ſie ein junges unerfahrnes Gemüth wie Büchſen-Schüſſe ſchärfer treffen müſſen, als wenn das beträchtliche Geſchütz gewaltiger darauf gerichtet! — Und doch glaubte ſich, wie mir die Benzon erzählt, erſt Hedwiga von dem mostro turchino entzückt, und der ſanften ruhigen Julia, dem Himmelskinde, wurde der ſchmucke General en Chef zum ſchnöden Baſilisk! — O ihr ahnenden Seelen, ihr hattet ja Recht! — Teufel hab' ich denn nicht in Baumgartens Welthiſtorie geleſen, daß die Schlange, die uns um das Paradies gebracht, ſtolzirte in gold-gleißendem Schuppengewand? — das fällt mir ein, wenn ich den gold-verbrämten Hektor ſehe. — Hektor hieß übrigens ſonſt ein ſehr tüchtiger Bullenbeißer, der unbeſchreibliche Liebe und Treue zu mir hegte. — Ich wollt' er wär' bei mir, und ich könnt' ihn dem fürſtlichen Namensvetter in die Rockſchöße hetzen, wenn er ſich ſo recht lauernd zwiſchen dem holden Schweſterpaar! Oder ſagt, Meiſter, da Ihr ſo manches Kunſtſtück wiſſet, ſagt mir, wie ich es anfange, mich bei ſchicklicher Gelegenheit in eine Weſpe zu verwandeln, und den fürſtlichen Hund dermaßen zu turbiren, daß er aus ſeinem verfluchten Concept kommt! —

Ich habe, nahm Meiſter Abraham das Wort, ich habe Euch austoben laſſen, Kreisler, und frage Euch nun, ob Ihr mich ruhig anhören wollt, wenn ich Euch gewiſſe Dinge entdecke, die Eure Ahnungen rechtfertigen?

Bin ich, erwiederte Kreisler, bin ich denn nicht ein geſetzter Kapellmeiſter — ich meine das nicht im philoſophiſchen Sinne, daß ich mein Ich geſetzt als Kapellmeiſter; ſondern beziehe das bloß auf die geiſtige Fähigkeit, in honnetter Geſellſchaft ruhig zu bleiben, wenn mich ein Floh ſticht.

Nun alſo, fuhr Meiſter Abraham fort, wiſſet Kreisler, daß ein ſeltſamer Zufall mir tiefe Blicke in das Prinzen Leben vergönnt hat. Ihr habt Recht, wenn Ihr ihn mit der Schlange im Paradieſe vergleicht. Unter der ſchönen Hülle — die werdet Ihr ihm nicht abſprechen — liegt giftige Verderbtheit, ich möchte lieber ſagen, Verruchtheit, verborgen. — Er führt Böſes im Schilde — er hat, aus vielem was ſich zugetragen weiß ich's, er hat es abgeſehen auf die holde Julia. —

Hoho, ſchrie Kreisler, indem er im Zimmer umherſprang, hoho blanker Vogel, ſind das deine ſüßen Töne! — Wetter, Wetter, der Prinz iſt ein tüchtiger Kerl, er greift zu, mit beiden Krallen auf einmal, nach gebotenen und verbotenen Früchten! — Holla, ſüßer Neapolitaner, du weißt nicht, daß Julien ein wackrer Kapellmeiſter, mit hinlänglicher Muſik im Leibe, zur Seite ſteht, der hält dich, ſo wie du dich ihr näherſt, für einen verdammten Quartquinten-Akkord, der aufgelöſt werden muß. Und der Kapellmeiſter thut, was ſeines Berufs iſt, das heißt, er löſt dich auf, indem er dir eine Kugel durch das Gehirn jagt, oder dir gegenwärtigen Stockdegen durch den Leib rennt! — Damit zog Kreisler ſeine Stockklinge heraus, ſetzte ſich in Fechterpoſitur, und fragte den Meiſter, ob er Anſtand genug beſitze, einen fürſtlichen Hund zu durchſpießen. — „Seyd doch nur ruhig, erwiederte Meiſter Abraham, ſeyd doch nur ruhig, Kreisler, es bedarf ſolcher Heldenthaten gar nicht, um dem Prinzen das Spiel zu verderben. Es giebt andere Waffen für ihn, und die geb' ich Euch in die Hand. Geſtern war ich im Fiſcherhäuschen, der Prinz kam mit ſeinem Adjutanten vorüber. Sie gewahrten mich nicht. „Die Prinzeſſin iſt ſchön, ſprach der Prinz, aber die kleine Benzon iſt göttlich! Mein ganzes Blut wallte ſiedend auf, als ich ſie ſah — ha ſie muß mein werden, noch ehe ich der Prinzeſſin die Hand reiche. — Glaubſt du, daß ſie unerbittlich ſeyn wird?“ Welches Weib hat Euch widerſtanden, gnädigſter Herr, erwiederte der Adjutant. „Aber beim Teufel, fuhr der Prinz fort, ſie ſcheint ein frommes Kind zu ſeyn“ — und ein argloſes, fiel ihm der Adjutant lachend in's Wort, und die frommen argloſen Kindlein ſind es ja eben, die überraſcht von dem Angriff des ſieggewohnten Mannes duldend unterliegen, und dann alles für Gottes Fügung halten, wohl gar in ungemeine Liebe gerathen zu dem Sieger! — Das kann Euch auch ſo gehen, gnädigſter Herr. — „Das wäre toll genug, rief der Prinz. Aber könnte ich ſie nur allein ſehen, — wie das anfangen?“ Nichts, erwiederte der Adjutant, nichts iſt leichter als das. Ich habe bemerkt, daß die Kleine oft allein luſtwandelt in dieſem Park. Wenn nun — Jetzt verhallten die Stimmen in der Ferne, ich konnte nichts mehr verſtehen! — Wahrſcheinlich wird irgend ein hölliſcher Plan ſchon heute ausgeführt, und der muß vereitelt werden. Ich könnte das ſelbſt thun, aber aus gewiſſen Urſachen möchte ich mich zur Zeit dem Prinzen nicht zeigen, daher mußt Ihr, Kreisler, gleich fort nach Sieghartshof, und aufpaſſen, wenn Julia etwa in der Dämmerung, wie ſie zu thun pflegt, nach dem See luſtwandelt, um den zahmen Schwan zu füttern.

Dieſen Gang hat wahrſcheinlich der italieniſche Böſewicht erlauſcht. — Doch, empfangt die Waffe, Kreisler, und die höchſt nöthige Inſtruktion, damit Ihr, im Kampf gegen den bedrohlichen Prinzen, als ein guter Feldherr Euch zeigen möget! —

Der Biograph erſchrickt abermals über das total Abrupte der Nachrichten, aus denen er gegenwärtige Geſchichte zuſammenſtoppeln muß. — Wäre hier nicht ſchicklich einzurücken geweſen, welche Inſtruktion Meiſter Abraham dem Kapellmeiſter ertheilte, denn zeigt ſich auch ſpäter die Waffe ſelbſt, ſo wird es dir, geliebter Leſer! doch unmöglich ſeyn, einzuſehen, was es damit für eine Bewandniß hat. Doch kein einziges Wörtlein weiß der unglückliche Biograph zur Zeit von jener Inſtruktion, mittelſt der (ſo viel ſcheint gewiß) der wackre Kreisler in ein ganz beſonderes Geheimniß eingeweiht wurde. — Doch! gedulde dich, günſtiger Leſer, noch ein wenig, bemeldeter Biograph ſetzt ſeinen Schreibedaumen zum Pfande, daß noch vor dem Schluß des Buchs auch dieſes Geheimniß an den Tag kommen ſoll. — Es iſt nun zu erzählen, daß, ſo wie die Sonne zu ſinken begann, Julia, ein Körbchen mit Weißbrod am Arm, ſingend durch den Park wandelte, zum See, und ſich mitten auf die Brücke unweit des Fiſcherhäuschens ſtellte. Aber Kreisler lag im Hinterhalt des Gebüſches, und hatte einen tüchtigen Dollond vor den Augen, mit dem er ſcharf hinüberſchaute durch die Sträucher, die ihn verſteckten. Der Schwan plätſcherte heran, und Julie warf ihm Brocken hinab, die er begierig wegnaſchte. Julie fuhr fort im lauten Geſange, und ſo kam es, daß ſie es nicht gewahrte, wie Prinz Hektor ſchnell heraneilte. Als er plötzlich bei ihr ſtand, fuhr ſie zuſammen, wie im heftigen Schreck. Der Prinz faßte ihre Hand, drückte ſie an die Bruſt, an die Lippen, und legte ſich dann dicht neben Julien über das Geländer der Brücke. Julia fütterte, indem der Prinz eifrig ſprach, den Schwan, in den See hinabſchauend. — „Schneide nicht ſolche infame ſüße Geſichter Potentat! merkſt Du denn nicht, daß ich dicht vor Dir auf dem Geländer ſitze und Dich erklecklich maulſchelliren kann? — O Gott, warum färben ſich Deine Wangen in immer höherem Purpur, Du holdes Himmelskind? — Warum blickſt Du jetzt den Böſen ſo ſeltſam an? — Du lächelſt? — Ja es iſt der glühende Gifthauch, vor dem ſich Deine Bruſt öffnen muß, wie vor dem ſengenden Sonnenſtrahl ſich die Knoſpe in den ſchönſten Blättern entfaltet, um deſto jäher hinzuſterben!" — So ſprach Kreisler, das Paar beobachtend, das der gute Dollond ihm dicht herangerückt. — Der Prinz warf jetzt auch Brocken hinab, der Schwan verſchmähte ſie aber, und brach in ein lautes widriges Geſchrei aus. Nun ſchlang der Prinz den Arm um Julia, und warf ſo die Brocken hinab, als ſolle der Schwan glauben, daß es Julia ſey, die ihn füttere. Dabei berührte ſeine Wange beinahe die Wange Julia's. — „Recht ſo, ſprach Kreisler, recht ſo gnädigſter Halunke, umkralle, würdiger Stoßvogel, nur deine Beute recht feſt, hier liegt aber einer im Buſch, der ſchon auf dich zielt, und ſogleich dir deinen glänzenden Fittig lahm ſchießen wird, und es ſteht dann erbärmlich mit dir und deiner Freijagd!"

Nun faßte der Prinz Julia's Arm, und Beide ſchritten dem Fiſcherhäuschen zu. Dicht vor demſelben trat aber Kreisler aus dem Gebuſch, ſchritt auf das Paar zu und ſprach, indem er ſich vor dem Prinzen tief bückte: ein herrlicher Abend, eine ungemein heitere Luft, ein erquickliches Aroma darin, Sie müſſen ſich gnädigſter Herr hier befinden, wie in dem ſchönen Neapolis. — „Wer ſind Sie mein Herr?" fuhr ihn der Prinz barſch an. Doch in demſelben Augenblick machte ſich auch Julia los von ſeinem Arm, trat freundlich auf Kreisler zu, reichte ihm die Hand und ſprach: o wie herrlich lieber Kreisler, daß Sie wieder da ſind. Wiſſen Sie wohl, daß ich mich recht herzlich nach Ihnen geſehnt habe? — In der That, die Mutter ſchilt, daß ich mich geberde wie ein weinerliches ungezogenes Kind, wenn Sie nur einen einzigen Tag ausbleiben. Ich könnte krank werden vor Verdruß, wenn ich glaube, daß Sie mich, meinen Geſang, aus der Acht laſſen. „Ha, rief der Prinz, giftige Blicke ſchießend auf Julien, auf Kreislern, ha, Sie ſind Monsieur de Krösel. Der Fürſt ſprach ſehr günſtig von Ihnen!" Geſegnet, ſprach Kreisler, indem ſein ganzes Geſicht in hundert Falten und Fältchen ſeltſam vibrirte, geſegnet ſey der gute Herr dafür, denn ſo wird es mir vielleicht gelingen, das zu erhalten, warum ich Sie gnädigſter Prinz anflehen wollte, nämlich Ihre angenehme Protektion. — Ich habe die kühne Ahnung, daß Sie mir auf den erſten Blick Ihr Wohlwollen zuwandten, da Sie im Vorübergehen, aus höchſt eigner Bewegung, mich zum Haſenfuß zu kreiren geruhten, und da nun Haſenfüße zu allem nur erſinnlichen taugen, ſo — „Sie ſind, unterbrach ihn der

Prinz, Sie ſind ein ſpaßhafter Mann —" Ganz und gar nicht, fuhr Kreisler fort, ich liebe zwar den Spaß, aber nur den ſchlechten, und der iſt nun wieder nicht ſpaßhaft. Gegenwärtig wollt' ich gern nach Neapel gehen, und beim Molo einige gute Fiſcher- und Banditenlieder aufſchreiben ad usum delphini. Sie ſind, beſter Prinz, ein gütiger kunſtliebender Herr, ſollten Sie mir vielleicht durch einige Empfehlungen — „Sie ſind, unterbrach ihn der Prinz auf's neue, Sie ſind ein ſpaßhafter Mann, Monsieur de Krösel, ich liebe das, ich liebe das in der That, aber jetzt mag ich Sie in Ihrem Spaziergange nicht aufhalten — Adieu!" — Nein, gnädigſter Herr, rief Kreisler, ich kann die Gelegenheit nicht vorüber laſſen, ohne mich Ihnen in meinem vollſten Lüſtre zu zeigen. Sie wollten in das Fiſcherhäuschen treten, dort ſteht ein kleines Pianoforte, Fräulein Julia iſt gewiß ſo gütig, mit mir ein Duett zu ſingen! „Mit tauſend Freuden," rief Julia, und hing ſich an Kreislers Arm. Der Prinz biß die Zähne zuſammen und ſchritt ſtolz voran. Im Gehen flüſterte Julia Kreislern in's Ohr: Kreisler! welche ſeltſame Stimmung. O Gott, erwiederte Kreisler eben ſo leiſe, o Gott, und Du liegſt eingelullt in bethörenden Träumen, wenn die Schlange ſich naht, Dich zu tödten mit giftigem Biß! — Julia blickte ihn an im tiefſten Erſtaunen. Nur ein einziges Mal, im Moment der höchſten muſikaliſchen Begeiſterung, hatte Kreisler ſie Du genannt. —

Als das Duett geendet, brach der Prinz, der ſchon während des Geſanges öfters brava, bravissima, gerufen, aus in ſtürmiſchen Beifall. Er bedeckte Julia's Hände mit feurigen Küſſen, er ſchwor, daß kein Geſang jemals ſo ſein ganzes Weſen durchdrungen, und bat Julien, es zu verſtatten, daß er einen Kuß auf die Himmels-Lippen drücke, über die der Nektarſtrom der Paradieſeslaute gefloſſen.

Julia wich ſcheu zurück. Kreisler trat vor den Prinzen hin und ſprach: „da Sie mir, Gnädigſter! auch nicht ein Wörtlein des Lobes zuwenden wollen, das ich als Komponiſt und wackrer Sänger eben ſo gut verdient zu haben vermeine, als Fräulein Julia, ſo merke ich ſchon, daß ich mit meinen ſchwachen muſikaliſchen Kenntniſſen nicht ſtark genug wirke. Aber auch in der Malerei bin ich erfahren, und werde die Ehre haben, Ihnen ein kleines Bildniß zu zeigen, das eine Perſon vorſtellt, deren merkwürdiges Leben und ſeltſames Ende mir ſo bekannt iſt, daß ich alles jedem erzählen kann, der es nur hören will." „Ueberläſtiger Menſch!" murmelte der Prinz. Kreisler zog ein Käſtchen aus der Taſche, nahm ein kleines Bildniß heraus, und hielt es dem Prinzen entgegen. Er blickte hin, alles Blut ſchwand von dem Antlitz, ſeine Augen ſtarrten, ſeine Lippen bebten, zwiſchen den Zähnen murmelnd: Maledetto! ſtürzte er fort.

„Was iſt das, rief Julia zum Tode erſchrocken, um aller Heiligen willen, was iſt das, Kreisler — ſagen Sie mir alles!"

„Tolles Zeug, erwiederte Kreisler, luſtige Streiche, Teufelsbannerei! Sehn Sie, theures Fräulein, wie der gütige Prinz mit den allerlängſten Schritten, deren ſeine gnädigſten Beine mächtig, über die Brücke läuft. — Gott! er verläugnet ganz ſeine ſüße idylliſche Natur, er ſchaut nicht einmal in den See, er verlangt nicht mehr, den Schwan zu füttern, der liebe gute — Teufel!"

„Kreisler, ſprach Julia, Ihr Ton geht eiskalt durch mein Inneres, ich ahne Unheil — was haben Sie mit dem Prinzen?"

Der Kapellmeiſter trat von dem Fenſter weg, an dem er geſtanden, ſchaute tief bewegt Julia an, die vor ihm ſtand, die Hände gefaltet, als wolle ſie den guten Geiſt anflehen, daß er die Angſt von ihr nehme, die ihr Thränen aus den Augen preßte. „Nein, ſprach Kreisler, kein feindlicher Mißton ſoll den Wohllaut des Himmels verſtören, der in Deinem Gemüth wohnt, du frommes Kind! — In gleißneriſcher Verkappung gehen die Geiſter der Hölle durch die Welt, aber ſie haben keine Macht über Dich, und Du darfſt ſie nicht erkennen in ihrem ſchwarzen Thun und Treiben! — Seyen Sie ruhig, Julia! — laſſen Sie mich ſchweigen, es iſt nun alles vorüber!" —

In dem Augenblick trat die Benzon hinein in großer Bewegung. „Was iſt geſchehen, rief ſie, was iſt geſchehen? — Wie raſend ſtürzt der Prinz dicht bei mir vorüber, ohne mich zu ſehen. Dicht bei dem Schloß kommt ihm der Adjutant entgegen, ſie ſprechen beide heftig mit einander, dann giebt der Prinz, ſo glaubt' ich zu bemerken, dem Adjutanten irgend einen wichtigen Auftrag, denn indem der Prinz in das Schloß ſchreitet, ſtürzt der Adjutant in größter Eil nach dem Pavillon, in dem er wohnt. — Der Gärtner ſagte mir, Du hätteſt mit dem Prinzen auf der Brücke geſtanden, da überfiel mich, ſelbſt weiß ich nicht warum, die fürchterliche Ahnung irgend etwas Entſetzlichen, das ſich begeben — ich eilte her, ſagt, was iſt geſchehen?" —

Julia erzählte alles. „Geheimniſſe?“ frugte die Benzon ſcharf, indem ſie einen durchbohrenden Blick auf Kreislern warf. „Beſte Räthin, antwortete Kreisler, es giebt Augenblicke — Lagen — Situationen vielmehr, mein' ich, in denen der Menſch durchaus das Maul halten muß, da er, ſo bald er es öffnet, nichts herausbringt, als konfuſes Zeug, das die vernünftigen Leute irritirt!“ —

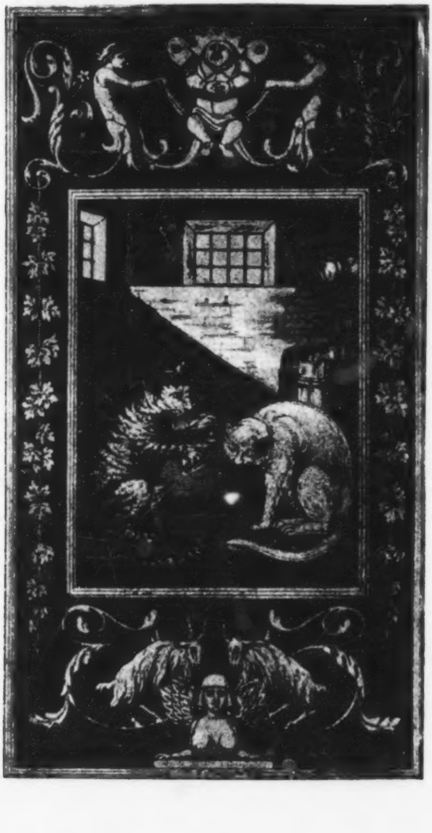
Dabei blieb es, unerachtet die Benzon verlezt ſchien durch Kreislers Schweigen.

Der Kapellmeiſter begleitete die Räthin mit Julien bis an's Schloß, dann begab er ſich auf den Rückweg nach Sieghartsweiler. So wie er in den Laubgängen des Parks verſchwunden, trat der Adjutant des Prinzen aus dem Pavillon, und verfolgte denſelben Weg, den Kreisler genommen. Bald darauf fiel tief im Walde ein Schuß!

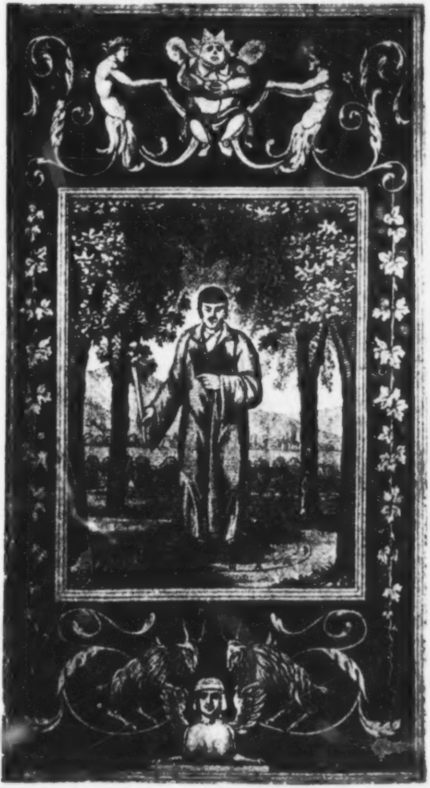
In derſelben Nacht verließ der Prinz Sieghartsweiler, er hatte ſich bei dem Fürſten ſchriftlich beurlaubt, und baldige Rückkehr verſprochen. Als am andern Morgen der Gärtner mit ſeinen Leuten den Park durchſuchte, fand er Kreislers Hut, an dem blutige Spuren befindlich. Er ſelbſt war und blieb verſchwunden. — Man —

Ende des erſten Bandes.

Blatt 35



Blatt 36



Lebens-Anſichten
des

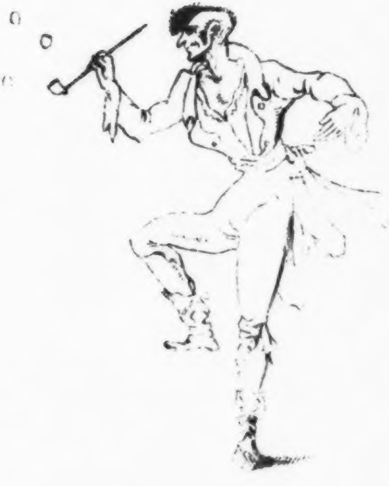
Katers Murr

nebſt
fragmentariſcher Biographie des Kapellmeiſters
Johannes Kreisler
in zufälligen Makulaturblättern.

Herausgegeben
von
E. T. A. Hoffmann.

Zweiter Band.

Blatt 37



Dritter Abſchnitt.

Die Lehrmonate. Launiſches Spiel des Zufalls.

(M. f. f.) Sehnſucht, heißes Verlangen erfüllt die Bruſt, aber hat man endlich das gewonnen, nach dem man rang mit tauſend Noth und Sorgen, ſo erſtarrt jenes Verlangen alsbald zur todtkalten Gleichgültigkeit, und man wirft das errungene Gut von ſich, wie ein abgenutztes Spielzeug. Und kaum iſt dies geſchehen, ſo folgt bittre Reue der raſchen That, man ringt auf's neue und das Leben eilt dahin in Verlangen und Abſcheu. — So iſt einmal der Katz. — Richtig bezeichnet dieſer Ausdruck mein Geſchlecht, zu dem ſich auch der hochmüthige Löwe zählt, den deshalb auch der berühmte Hornvilla in Tieck's Oktavian einen großen Katz nennt. — Ja, wiederhole ich, ſo und nicht anders iſt einmal der Katz, und das katzliche Herz ein gar wankelmüthiges Ding.

Des ehrlichen Biographen erſte Pflicht iſt, aufrichtig zu ſeyn, und ſich beileibe nicht ſelbſt zu ſchonen. Ganz aufrichtig, Pfote auf's Herz, will ich daher geſtehen, daß trotz des unſäglichen Eifers mit dem ich mich auf die Künſte und Wiſſenſchaften legte, doch oft der Gedanke an die ſchöne Miesmies plötzlich in mir aufſtieg und mein Studium unterbrach ganz und gar.

Es war mir, als hätte ich ſie nicht laſſen ſollen, als hätte ich ein treuliebendes Herz verſchmäht, das nur von einem falſchen Wahn augenblicklich verblendet. Ach! oft, wenn ich mich an dem großen Pythagoras erlaben wollte, (ich ſtudirte zu der Zeit viel Mathematik) verſchob plötzlich ein zartes ſchwarzbeſtrumpftes Pfötchen alle Katheten und Hypotenuſen und vor mir ſtand ſie ſelbſt die holde Miesmies, ihr kleines allerliebſtes Sammtkäppchen auf dem Haupt und aus dem anmuthigen Grasgrün der ſchönſten Augen, traf mich der funkelnde

Blick des zärtlichſten Vorwurfs. — Welche niedliche Seitenſprünge, welches holdſelige Wirbeln und Schlängeln des Schweifs. — Umpfoten wollt' ich ſie mit Entzücken neu entflammter Liebe, doch verſchwunden war die neckende Truggeſtalt. —

Nicht fehlen konnt' es, daß dergleichen Träumereien aus dem Arkadien der Liebe mich in eine gewiſſe Schwermuth verſenkten, die der gewählten Laufbahn als Dichter und Gelehrter ſchädlich werden mußte, zumal ſie bald in eine Trägheit ausartete, der ich nicht zu widerſtehen vermochte. Mit Gewalt wollte ich mich herausreißen aus dieſem verdrießlichen Zuſtande, einen raſchen Entſchluß faſſen, Miesmies wieder aufzuſuchen. Doch, hatte ich ſchon die Pfote auf die erſte Treppenſtufe geſetzt, um hinaufzuſteigen in die obern Regionen, wo ich die Holde zu finden hoffen durfte. ſo wandelte mich Schaam und Scheu an, und ich zog die Pfote wieder zurück, und begab mich traurig unter den Ofen.

Dieſer pſychiſchen Bedrängniſſe unerachtet erfreute ich mich indeſſen doch eines außerordentlichen körperlichen Wohlſeyns, ich nahm merklich zu, wo nicht in Wiſſenſchaften, ſo doch in der Stärke meines Leibes, und bemerkte wenn ich mich im Spiegel anſchaute mit Vergnügen, daß mein rundbackiges Antlitz nächſt der jugendlichen Friſche, etwas Ehrfurchtgebietendes zu erhalten begann.

Selbſt der Meiſter gewahrte meine veränderte Stimmung. Es iſt wahr, ſonſt knurrte ich und machte luſtige Sprunge, wenn er mir ſchmackhafte Speiſung reichte, ſonſt wälzte ich mich zu ſeinen Füßen, kabolzte und ſprang auch wohl auf ſeinen Schooß, wenn er, nachdem er Morgens aufgeſtanden, mir zurief: Guten Morgen Murr! — Jetzt unterließ ich das alles und begnügte mich mit einem freundlichen Miau! und jener anmuthig ſtolzen Erhebung des Rückens, die dem geneigten Leſer unter dem Namen: Katzenbuckel, bekannt ſeyn wird. Ja ich verachtete jetzt ſogar das mir ſonſt ſo liebe Vogelſpiel. — Es möchte für junge Gymnaſtiker oder Turner meines Geſchlechts lehrreich ſeyn zu ſagen, worin dieſes Spiel beſtand. — Mein Meiſter band nämlich eine oder ein paar Schreibfedern an einen langen Faden, und ließ ſie ſchnell in der Luft auf und abſteigen, ordentlich fliegen. Im Winkel lauernd und die richtigen Tempos wahrnehmend ſprang ich nun ſo lange nach den Federn, bis ich ſie erwiſchte und wacker zerzauste. Dies Spiel riß mich oft ganz hin, ich hielt die Federn wirklich für einen Vogel, ich gerieth in Feuer und Flammen, ſo daß Geiſt und Körper zugleich in Anſpruch genommen, ſich bildeten und ſtärkten. — Ja ſelbſt dies Spiel verachtete ich jetzt, und blieb ruhig auf meinem Kiſſen liegen, der Meiſter mochte ſeine Federn fliegen laſſen ſo viel er wollte. — „Kater, ſprach der Meiſter eines Tages zu mir, als ich, wenn die Feder an meine Naſe ſtreifend, ſelbſt auf mein Kiſſen flog, kaum blinzelnd die Pfote darnach ausſtreckte, Kater, du biſt gar nicht mehr wie ſonſt, du wirſt mit jedem Tage träger und fauler. Ich glaube, du friſſeſt, du ſchläfſt zu viel."

Ein Lichtſtrahl fiel bei dieſen Worten des Meiſters in meine Seele! — Nur dem Andenken an Miesmies, an das verſcherzte Paradies der Liebe hatte ich meine träge Traurigkeit zugeſchrieben, nun erſt gewahrte ich aber, wie das irdiſche Leben mich mit meinen aufwärts ſtrebenden Studien entzweit, und ſeine Anſprüche geltend gemacht hatte. Es giebt Dinge in der Natur, die es deutlich erkennen laſſen, wie die gefeſſelte Pſyche dem Tyrannen, Körper genannt, ihre Freiheit hinopfern muß. Zu dieſen Dingen rechne ich nun ganz vorzüglich den wohlſchmeckenden Brei von Mehl, ſüßer Milch und Butter, ſo wie ein breites mit Roßhaaren wohlgepolſtertes Kiſſen. Jenen ſüßen Brei wußte die Aufwärterin des Meiſters gar herrlich zu bereiten, ſo daß ich jeden Morgen zum Frühſtück zwei tüchtige Teller voll mit dem größten Appetit verzehrte. Hatte ich aber dermaßen gefrühſtückt, dann wollten mir die Wiſſenſchaften gar nicht mehr munden, ſie kamen mir vor wie trockene Speiſe, und nichts half es auch, wenn ich davon ablaſſend mich raſch in die Poeſie warf. Die hochgeprieſenſten Werke der neueſten Autoren, die gerühmteſten Trauerſpiele hochgefeierter Dichter, konnten meinen Geiſt nicht feſt halten, ich gerieth in ein ausſchweifendes Gedankenſpiel, unwillkührlich trat die kunſtfertige Aufwärterin des Meiſters in Conflikt mit dem Autor, und es wollte mir gemuthen als verſtehe jene ſich viel beſſer auf die gehörige Gradation und Miſchung der Fettigkeit, Süße und Stärke als dieſer. — Unglückliche träumeriſche Verwechſelung des geiſtigen und leiblichen Genuſſes! — Ja träumeriſch kann ich ſie nennen dieſe Verwechſelung, denn Träume ſtiegen auf und ließen mich jenes zweite gefährliche Ding, das breite mit Roßhaaren gepolſterte Kiſſen ſuchen, um ſanft darauf zu entſchlummern. Dann erſchien mir das ſüße Bild der holden Miesmies! — Himmel, ſo ſtand wohl alles im Zuſammenhange, Milchbrei, Verachtung der Wiſſenſchaften, Melancholie, Polſter, unpoetiſche Natur, Liebesandenken! — Der Meiſter hatte Recht, ich fraß, ich ſchlief zu viel! — Mit welchem ſtoiſchen Ernſt nahm ich mir vor, mäßiger zu ſeyn, aber ſchwach iſt des Katers Natur, die beſten herrlichſten Entſchlüſſe ſcheiterten an dem ſüßen Geruch des Milchbreies, an dem einladend aufgeſchwellten Polſter. — Eines Tages hört' ich den Meiſter, da er zum Zimmer herausgetreten, auf dem Flur zu jemanden ſagen: Mag es ſeyn, meinetwegen, vielleicht heitert ihn Geſellſchaft auf. Aber macht ihr mir dumme Streiche, ſpringt ihr mir auf die Tiſche, ſchmeißt ihr mir das Tintenfaß um, oder ſonſt was herab, ſo werf ich euch alle beide zum Tempel heraus.

Darauf öffnete der Meiſter die Thüre ein wenig und ließ jemanden herein. Dieſer Jemand war aber kein anderer als Freund Muzius. Beinahe hätte ich ihn nicht wieder erkannt. Seine Haare ſonſt glatt und glänzend, waren ſtruppig und unſcheinbar, die Augen lagen ihm tief im Kopf und ſein ſonſt, zwar etwas raubes, aber doch ganz leidliches Weſen hatte etwas Uebermüthiges, Brutales angenommen. „Na, pruhſtete er mich an, na, findet man Euch einmal! muß man Euch aufſuchen hinter euerm verfluchten Ofen? — Doch mit Verlaub!“ Er trat an den Teller und verzehrte die Backfiſche, die ich mir aufgeſpart hatte zum Abendbrod. „Sagt, ſprach er dazwiſchen, ſagt mir nur in's Teufels Namen, wo Ihr ſteckt, warum Ihr auf kein Dach mehr kommt, Euch nirgends mehr ſehen laßt, wo es munter hergeht?“

Ich erklärte, daß nachdem ich die Liebe zur holden Miesmies aufgegeben, mich die Wiſſenſchaften ganz und gar beſchäftigt hätten, weshalb denn an Spaziergänge nicht zu denken geweſen wäre. Nicht im mindeſten ſehne ich mich nach Geſellſchaft, da ich bei dem Meiſter alles hätte, was mein Herz nur wünſchen könne, Milchbrei, Fleiſch, Fiſche, ein weiches Lager u. ſ. w. Ein ruhiges ſorgenfreies Leben, das ſey für einen Kater von meinen Neigungen und Anlagen das erſprießlichſte Gut, und um ſo mehr müßt' ich fürchten, daß dies ginge ich aus, verſtört werden könne, da, wie ich leider wahrgenommen, meine Inklination zur kleinen Miesmies noch nicht ganz erloſchen, und ihr Wiederſehen mich leicht zu Uebereilungen hinreißen dürfe, die ich nachher vielleicht ſehr ſchwer zu bereuen haben würde.

„Ihr könnt mir nachher noch einen Backfiſch aufwixen!" So ſprach Muzius, putzte ſich mit gekrümmter Pfote nur ganz obenhin Maul, Bart und Ohren und nahm den Platz dicht neben mir auf dem Polſter.

„Rechnet, begann Muzius, nachdem er zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit ein paar Sekunden geſponnen, mit ſanfter Stimme und Gebehrde, rechnet es Euch, mein guter Bruder Murr! für ein Glück an, daß ich auf den Einfall gerieth, Euch zu beſuchen in Eurer Clauſe, und daß der Meiſter mich zu Euch ließ ohne Widerrede. Ihr ſeyd in der größten Gefahr, in die ein tüchtiger junger Kerl von Kater, der Grütz' im Kopfe hat, und Stärke in den Gliedern, nur gerathen kann. Das heißt, Ihr ſeyd in der Gefahr ein arger abſcheulicher Philiſter zu werden. Ihr ſagt, daß Ihr den Wiſſenſchaften zu ſtrenge obliegt, um Zeit übrig zu behalten, Euch umzuſehen unter Katern. Verzeiht Bruder, das iſt nicht wahr. Ihr ſeht, rund, gemäſtet, ſpiegelglatt wie ich Euch finde, gar nicht aus wie ein Bücherwurm, wie ein Lukubrant. Glaubt mir, das verfluchte bequeme Leben iſt es was Euch faul und träge macht. Ganz anders würde Euch zu Muthe ſeyn, wenn Ihr Euch wie unſereins abſtrapaziren müßtet, bis Ihr einmal ein paar Fiſchgräten erwiſchtet oder ein Vöglein finget." —

Ich dachte, unterbrach ich den Freund, daß Ihre Lage gut und glücklich zu nennen. Sie waren ja ſonſt —

„Davon, fuhr mich Muzius zornig an, davon ein andermal, aber nennt mich nicht Sie, das verbitt' ich mir, ſondern Ihr, bis wir Schmolles getrunken haben. — Doch Ihr ſeyd ein Philiſter und verſteht Euch nicht auf den Comment."

Nachdem ich mich bei dem erzürnten Freunde zu entſchuldigen geſucht, fuhr er ſanfter fort: Alſo wie geſagt, Eure Lebensart taugt nichts Bruder Murr. Ihr müßt heraus, Ihr müßt heraus in die Welt. —

Himmel, rief ich voll Schreck, was ſprecht Ihr, Bruder Muzius! in die Welt ſoll ich? — Habt Ihr vergeſſen was ich Euch vor einigen Monaten im Keller davon erzählte, wie ich einſt hinausſprang aus einem engliſchen Halbwagen in die Welt? Welche Gefahren mir von allen Seiten drohten? wie mich endlich der gute Ponto rettete und zurückbrachte zu meinem Meiſter? Muzius lachte hämiſch. —

Ja ſprach er dann, ja das iſt es eben, darin liegt es eben, der gute Ponto! — Der ſtutzeriſche, ſuperkluge, narrenhafte, ſtolze Heuchler, der ſich Eurer annahm, weil er gerade nichts Beſſeres zu thun wußte, weil es ihn gerade beluſtigte, der, ſuchtet Ihr ihn auf in ſeinen Aſſembleen und Koterien, Euch gar nicht wiedererkennen, ja Euch, weil Ihr nicht ſeines Gleichen ſeyd, herausbeißen würde! der gute Ponto der ſtatt Euch einzuführen in das wahre Weltleben, Euch unterhielt mit albernen, menſchlichen Geſchichten! — Mein guter Murr, jenes Ereigniß hat Euch eine ganz andere Welt gezeigt, als die iſt in welche Ihr hineingehört! Glaubt mir auf's Wort, all' Euer einſames Studiren hilft Euch ganz und gar nichts, und iſt Euch vielmehr noch ſchädlich. Denn Ihr bleibt dennoch ein Philiſter, und es giebt auf der ganzen weiten Erde nichts Langweiligeres und Abgeſchmackteres als einen gelehrten Philiſter!

Aufrichtig geſtand ich dem Freunde Muzius, daß ich den Ausdruck Philiſter ſo wie ſeine eigentliche Meinung nicht ganz faſſe. „O mein Bruder, erwiederte Muzius, indem er anmuthig lächelte, ſo daß er in dem Augenblick ſehr hübſch ausſah, und wieder ganz der alte propre Muzius ſchien, o mein Bruder Murr, ganz vergeblich würde der Verſuch ſeyn, Euch dieſes alles zu erklären, denn nimmermehr könnt Ihr begreifen, was ein Philiſter iſt, ſo lange Ihr ſelbſt einer ſeyd. Wollt Ihr indeſſen zur Zeit mit einigen Grundzügen eines Kapphiliſters vorlieb nehmen, ſo kann —

(Mak. Bl.) — — gar ſeltſames Schauſpiel. In der Mitte des Zimmers ſtand Prinzeſſin Hedwiga; ihr Antlitz war leichenblaß, todtſtarr ihr Blick. Prinz Ignatius trieb ſein Spiel mit ihr, wie mit einer Gliederpuppe. Er hob ihr den Arm in die Höhe, der ſtehen blieb, und ſank wenn er ihn niederbeugte. Er ſtieß ſie ſanft vorwärts, ſie ging, er ließ ſie ſtehen, ſie ſtand, er ſetzte ſie in den Seſſel, ſie ſaß. So vertieft war der Prinz in dies Spiel, daß er die Eintretenden gar nicht bemerkte.

„Was machen Sie da, Prinz!“ — So rief ihm die Fürſtin zu, da verſicherte er kichernd und fröhlich ſich die Hände reibend, daß Schweſter Hedwiga jetzt gut und artig geworden und alles thue, was er wünſche, auch ihm gar nicht ſo widerſpreche und ihn ausſchelte wie ſonſt. — Und damit begann er auf's Neue, indem er militäriſch kommandirte, die Prinzeſſin in allerlei Stellungen zu bringen, und jedesmal wenn ſie wie feſtgezaubert in der Stellung blieb, die er ihr gegeben, lachte er laut und ſprang vor Freuden in die Höhe. „Das iſt nicht zu ertragen,“ ſprach die Fürſtin leiſe mit zitternder Stimme, indem Thränen ihr in den Augen glänzten, doch der Leibarzt trat auf den Prinzen zu, und rief mit ſtrengem gebietendem Ton: laſſen Sie das bleiben gnädigſter Herr! Dann nahm er die Prinzeſſin in die Arme, ließ ſie ſanft nieder auf die Ottomane die im Zimmer befindlich, und zog die Vorhänge zu. „Es iſt, wandte er ſich dann zur Fürſtin, es iſt zur Zeit der Prinzeſſin nichts nöthiger, als die unbedingteſte Ruhe, ich bitte daß der Prinz das Zimmer verlaſſe.“

Prinz Ignatius ſtellte ſich ſehr ungebehrdig an und klagte ſchluchzend, daß jetzt allerlei Leute die gar keine Prinzen wären, und nicht einmal von Adel, ſich unterfingen ihm zu widerſprechen. Er wolle nun bei der Prinzeſſin Schweſter bleiben, die ihm lieber geworden ſey, als ſeine ſchönſten Taſſen, und der Herr Leibarzt habe ihm gar nichts zu befehlen.

„Gehen Sie lieber Prinz, ſprach die Fürſtin ſanft, gehen Sie in Ihr Zimmer, die Prinzeſſin muß jetzt ſchlafen, und nach der Tafel kommt Fräulein Julia.“

„Fräulein Julia! rief der Prinz indem er kindiſch lachte und hüpfte, Fräulein Julia! — Ha das iſt ſchön, der zeige ich die neuen Kupferſtiche und wie ich abgebildet bin in der Geſchichte vom Waſſerkönig als Prinz Lachs mit dem großen Orden!“ — damit küßte er der Fürſtin ceremoniös die Hand und reichte die ſeinige mit ſtolzem Blick dar dem Leibarzt zum Kuß. Der faßte aber die Hand des Prinzen und führte ihn zur Thüre die er öffnete, ſich höflich verneigend. Der Prinz ließ es ſich gefallen auf dieſe Art hinaus gewieſen zu werden.

Die Fürſtin ſank ganz Schmerz und Erſchöpfung nieder in den Lehnſtuhl, ſtützte den Kopf in die Hand und ſprach mit dem Ausdruck des tiefſten Weh's leiſe vor ſich hin: Welche Todſünde laſtet auf mir, daß mich der Himmel ſo hart ſtraft. — Dieſer Sohn zu ewiger Unmündigkeit verdammt — und nun — Hedwiga — meine Hedwiga! — Die Fürſtin verfiel in trübes düſtres Nachdenken.

Der Leibarzt hatte indeſſen mit Mühe der Prinzeſſin ein paar Tropfen irgend einer heilſamen Arzenei eingeflößt und die Kammerfrauen herbeigerufen, die die Prinzeſſin, deren automatiſcher Zuſtand ſich nicht im mindeſten änderte, fortbrachten in ihre Zimmer, nachdem ſie von dem Leibarzt die Weiſung erhalten, bei dem kleinſten Zufall, den die Prinzeſſin erleiden könne, ihn ſogleich herbeizurufen.

Gnädigſte Frau, wandte ſich der Leibarzt zur Fürſtin, ſo höchſt ſeltſam, ſo höchſt beſorglich auch der Zuſtand der Prinzeſſin ſcheinen mag, ſo glaube ich doch mit Gewißheit verſichern zu können, daß er bald aufhören wird ohne die mindeſten gefährlichen Folgen zu hinterlaſſen. Die Prinzeſſin leidet an jener ganz beſondern wunderbaren Art des Starrkrampfs, die in der ärztlichen Praxis ſo ſelten vorkommt, daß mancher hochberühmte Arzt niemals in ſeinem Leben Gelegenheit fand dieſelbe zu beobachten. Ich muß mich daher in der That glücklich ſchätzen — Der Leibarzt ſtockte —

Ha, ſprach die Fürſtin mit bitterm Ton, daran erkenne ich den praktiſchen Arzt, der grenzenloſes Leiden nicht achtet, wenn er nur ſeine Kenntniß bereichert.

Noch, fuhr der Leibarzt fort ohne den Vorwurf der Fürſtin zu beachten, noch vor ganz kurzer Zeit fand ich in einem wiſſenſchaftlichen Buche das Beiſpiel eines Zufalls, der ganz dem gleich iſt, in den die Prinzeſſin verfallen. Eine Dame (ſo erzählt mein Autor) kam von Poitou nach Briançon, um einen Rechtshandel zu betreiben. Die Wichtigkeit der Sache, der Gedanke daß der Verluſt des Prozeſſes die letzte höchſte Stufe der empfindlichſten Widerwärtigkeiten die ſie erduldet, ſeyn und ſie in Noth und Elend ſtürzen müßte, erfüllte ſie mit der lebhafteſten Unruhe die bis zu einer Exaltation ihres ganzen Gemüths ſtieg. Sie brachte die Nächte ſchlaflos zu, aß wenig, man ſah ſie in der Kirche auf ungewöhnliche Weiſe niederfallen und beten, genug, auf verſchiedene Art that ſich der abnorme Zuſtand kund. Endlich aber an demſelben Tage, da ihr Prozeß entſchieden werden ſollte, traf ſie ein Zufall den die anweſenden Perſonen für einen Schlagfluß hielten. Die herbeigerufenen Aerzte fanden die Dame in einem Lehnſtuhle unbeweglich mit gen Himmel gerichteten funkelnden Augen, offenen und unbeweglichen Augenlidern, mit erhobenen Armen und gefaltenen Händen. Ihr vorher trauriges bleiches Geſicht war blühender, heiterer, angenehmer als ſonſt, ihr Athemzug ungehindert und gleich, der Puls weich, langſam, ziemlich voll, beinahe wie bei einer ruhig ſchlafenden Perſon. Ihre Glieder waren biegſam, leicht und ließen ohne den geringſten Widerſtand ſich in alle Stellungen bringen. Aber darin äußerte ſich die Krankheit und die Unmöglichkeit irgend einer Täuſchung, daß die Glieder von ſelbſt nicht aus der Stellung kamen, in die ſie verlegt worden. Man drückte ihr Kinn abwärts, der Mund öffnete ſich und blieb offen. Man hob einen Arm, nachher den andern auf, ſie ſielen nicht abwärts, man bog ſie ihr nach dem Rücken hin, ſtreckte ſie hoch in die Höhe, ſo daß es jedem unmöglich geweſen ſeyn würde, ſich lange in dieſer Stellung zu behaupten, und doch geſchah es. Man mochte den Körper ſo ſehr herabbeugen als man wollte, immer blieb er in dem vollkommenſten Gleichgewicht. Sie ſchien gänzlich ohne Empfindung, man rüttelte, [illegible], quälte ſie, ſetzte ihr die Füße auf ein heißes Kohlenbecken, ſchrie ihr in die Ohren, ſie werde ihren Proceß gewinnen, alles umſonſt, ſie gab kein Zeichen des willkührlichen Lebens von ſich. Nach und nach kam ſie zu ſich ſelbſt, doch führte ſie unzuſammenhängende Reden — Endlich —

Fahren Sie fort, ſprach die Fürſtin, als der Leibarzt inne hielt, fahren Sie fort, verſchweigen Sie mir nichts und ſey es das Entſetzlichſte! — Nicht wahr? — in Wahnſinn verfiel die Dame!

Es genügt, ſprach der Leibarzt weiter, es genügt hinzuzufügen, daß ein ſehr übler Zuſtand der Dame nur vier Tage hindurch anhielt, daß ſie in Veſoul, wohin ſie zurückkehrte, völlig genas und nicht die mindeſten ſchlimmen Folgen ihrer harten ungewöhnlichen Krankheit verſpürte. —

Während die Fürſtin auf's Neue in trübes Nachdenken verſank, verbreitete ſich der Leibarzt weitläufig über die ärztlichen Mittel die er anzuwenden gedenke, um der Prinzeſſin zu helfen und verlor ſich zuletzt in ſolche wiſſenſchaftliche Demonſtrationen als ſpräche er in einer ärztlichen Berathung zu den tief gelehrteſten Doktoren.

Was, unterbrach endlich die Fürſtin den weitläufigen Leibarzt, was helfen alle Mittel, die die ſpekulirende Wiſſenſchaft darbietet, wenn das Heil, das Wohl des Geiſtes gefährdet.

Der Leibarzt ſchwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fort: Gnädigſte Frau, das Beiſpiel von der wunderbaren Starrſucht jener Dame in Beſançon zeigt, daß der Grund ihrer Krankheit in einer pſychiſchen Urſache lag. Man fing, als ſie zu einiger Beſinnung gekommen, ihre Kur damit an, daß man ihr Muth einflößte und ihr den übeln Proceß als gewonnen darſtellte. — Einig ſind auch die erfahrnen Ärzte darüber, daß eben irgend eine plötzliche ſtarke Gemütsbewegung jenen Zuſtand am erſten herbeibringt. Prinzeſſin Hedwiga iſt reizbar bis zum höchſten ungewöhnlichen Grade, ja ich möchte den Organismus ihres Nervenſyſtems manchmal ſchon an und für ſich ſelbſt abnorm nennen. Gewiß ſcheint es, daß irgend eine heftige Erſchütterung des Gemüts auch ihren Krankheitszuſtand erzeugte. Man muß die Urſache zu erforſchen ſuchen, um glücklich mit Erfolg auf ſie wirken zu können! — Die ſchnelle Abreiſe des Prinzen Hektor — Nun gnädigſte Frau, die Mutter dürfte vielleicht mehr ergründen als jeder Arzt, und dieſem die beſten Mittel an die Hand geben können zur heilſamen Kur.

Die Fürſtin erhob ſich und ſprach ſtolz und kalt: Selbſt die Bürgerfrau bewahrt gern die Geheimniſſe des weiblichen Herzens, das Fürſtenhaus erſchließt ſein Inneres nur der Kirche und ihren Dienern, zu denen der Arzt ſich nicht zählen darf!

Wie, rief der Leibarzt lebhaft, wer vermag das leibliche Wohl ſo ſcharf zu trennen von dem geiſtigen? Der Arzt iſt der zweite Beichtvater, in die Tiefe des pſychiſchen Lebens müſſen ihm Blicke vergönnt werden, wenn er nicht jeden Augenblick Gefahr laufen will zu fehlen. Denken Sie an die Geſchichte jenes kranken Prinzen, gnädigſte Frau —

Genug! unterbrach die Fürſtin den Arzt beinahe mit Unwillen, genug! — Nie werde ich mich bewegen laſſen eine Unſchicklichkeit zu begehen, eben ſo wenig als ich glauben kann, daß irgend eine Unſchicklichkeit auch nur in Gedanken und Empfindung die Krankheit der Prinzeſſin veranlaßt haben kann.

Damit entfernte ſich die Fürſtin, und ließ den Leibarzt ſtehen.

Wunderliche, ſprach dieſer zu ſich ſelbſt, wunderliche Frau dieſe Fürſtin! Gern möchte ſie andern, ja ſich ſelbſt überreden, daß der Kitt womit die Natur Seel' und Körper zuſammenleimt, wenn es darauf ankommt etwas Fürſtliches zu bilden, von ganz beſonderer Art ſei, und keineswegs dem zu vergleichen, den ſie bei uns armen Erdenſöhnen bürgerlicher Abkunft verbraucht. — Man ſoll gar nicht daran denken, daß die Prinzeſſin ein Herz hat, ſo wie jener höfliche Spanier, der das Geſchenk von ſeidnen Strümpfen, das gute niederländiſche Bürger ſeiner Fürſtin machen wollten, deshalb verſchmähte, weil es unſchicklich ſei daran zu erinnern, daß eine ſpaniſche Königin wirklich

Füße habe wie andere ehrliche Leute! — Und doch! zu wetten iſt es, daß in dem Herzen, dem Laboratorio alles weiblichen Weh's, die Urſache des fürchterlichſten aller Nervenübel zu ſuchen iſt, das die Prinzeſſin befallen. —

Der Leibarzt dachte an Prinz Hektors ſchnelle Abreiſe, an der Prinzeſſin übermäßige krankhafte Reizbarkeit, an die leidenſchaftliche Art, wie ſie ſich (ſo hatte er es vernommen) gegen den Prinzen betragen haben ſollte. und ſo ſchien es ihm gewiß, daß irgend ein plötzlicher Liebeszwiſt die Prinzeſſin bis zu jäher Krankheit verletzt. — Man wird ſehen, ob des Leibarztes Vermuthungen Grund hatten oder nicht. Was die Fürſtin betrifft, ſo mochte ſie Aehnliches vermuthen und eben deshalb alle Nachfrage, alles Forſchen des Arztes für unſchicklich halten, da der Hof überhaupt jedes tiefere Gefühl als unſtatthaft verwirft und gemein. — Die Fürſtin hatte ſonſt Gemüth und Herz, aber das ſeltſame halb lächerliche, halb widrige Ungeheuer, Etiquette genannt, hatte ſich auf ihre Bruſt gelegt wie ein bedrohlicher Alp, und keine Seufzer, kein Zeichen des innern Lebens ſollte mehr hinauf ſteigen aus dem Herzen. Gelingen mußt' es ihr daher ſelbſt Scenen der Art, wie ſie ſich eben mit dem Prinzen und der Prinzeſſin begeben, zu verwinden und den ſtolz abzuweiſen, der nichts wollte als helfen.

Während ſich dies im Schloſſe begab, ereignete ſich auch im Park manches, was hier beizubringen iſt.

In dem Gebüſch links bei dem Eingange ſtand der dicke Hofmarſchall, zog ein kleines goldnes Döschen aus der Taſche, wiſchte, nachdem er eine Priſe Taback genommen, mit dem Rockärmel einigemal darüber weg, reichte es dem Leibkammerdiener des Fürſten hin und ſprach alſo: Schätzenswerther Freund, ich weiß, Sie lieben dergleichen artige Pretioſen, nehmen Sie gegenwärtiges Döschen als ein geringes Zeichen meines gnädigen Wohlwollens an, auf das Sie ſtets rechnen können. — Doch ſagen Sie Liebſter! wie kam das mit dem ſeltſamen ungewöhnlichen Spaziergange?

Mich unterthänigſt zu bedanken, erwiederte der Leibkammerdiener, indem er die goldne Doſe einſteckte. Dann räuſperte er ſich und fuhr fort: Verſichern kann ich, hochgebietende Excellenz, daß unſer gnädigſter Herr ſehr alarmirt ſind, ſeit dem Augenblick als der gnädigſten Prinzeſſin Hedwiga, man weiß nicht wie, die fünf Sinne abhanden gekommen. Heute ſtanden ſie am Fenſter ganz hoch aufgerichtet wohl eine halbe Stunde und trommelten mit den gnädigſten Fingern der rechten Hand ſchrecklich auf die Spiegelſcheibe, daß es klirrte und krachte. Aber lauter hübſche Märſche von anmuthiger Melodie und friſchem Weſen, wie mein ſeliger Schwager der Hoftrompeter zu ſagen pflegte. — Excellenz wiſſen, mein ſeliger Schwager der Hoftrompeter war ein geſchickter Mann, er brachte ſein Flattergrob heraus wie ein Däuschen, ſeine Grobſtimme, ſeine Faulſtimme klang wie Nachtigallſchlag, und was das Prinzipalblaſen betrifft — Alles, unterbrach der Hofmarſchall den Schwätzer, alles weiß ich, mein Beſter! Ihr ſeliger Herr Schwager war ein vortrefflicher Hoftrompeter, aber jetzt, was thaten, was ſprachen Durchlaucht, als ſie die Märſche zu trommeln geruht hatten?

Thaten, ſprachen! fuhr der Leibkammerdiener fort, hm! — eben nicht viel. Durchlaucht wandten ſich um, ſahen mich ſtarr an mit recht feurigen Augen, zogen die Klingel auf furchtbare Weiſe und riefen dabei laut: François — François! Durchlaucht ich bin ſchon hier, rief ich. Da ſprachen aber der gnädigſte Herr ganz zornig: Eſel, warum ſagt er das nicht gleich! Und darauf: Mein Promenadenkleid! — Ich that wie mir geheißen. Durchlaucht geruhten den grünſeidenen Ueberrock ohne Stern anzulegen und ſich nach dem Park zu begeben. Sie verboten mir ihnen zu folgen, aber — hochgebietende Excellenz, man muß doch wiſſen wo ſich der gnädigſte Herr befinden, wenn etwa ein Unglück — Nun! — ich folgte ſo ganz von weitem und gewahrte, daß der gnädigſte Herr ſich in das Fiſcherhäuschen begaben. —

Zum Meiſter Abraham! — rief der Hofmarſchall ganz verwundert. „So iſt es," ſprach der Leibkammerdiener und ſchnitt ein ſehr wichtiges geheimnißvolles Geſicht.

In's Fiſcherhäuschen, wiederholte der Hofmarſchall, in's Fiſcherhäuschen zum Meiſter Abraham! — Nie haben Durchlaucht den Meiſter aufgeſucht im Fiſcherhäuschen! —

Ein ahnungsvolles Stillſchweigen folgte, dann ſprach der Hofmarſchall weiter: und ſonſt äußerten Durchlaucht gar nichts? „Gar nichts, erwiederte der Leibkammerdiener bedeutungsvoll. Doch, fuhr er ſchlaulächelnd fort, ein Fenſter des Fiſcherhäuschens geht heraus nach dem dickſten Gebüſch, es iſt dort eine Vertiefung, man verſteht jedes Wort, was drinnen im Häuschen geſprochen wird — man könnte —“ Beſter, wenn Sie das thun wollten, rief der Hofmarſchall entzückt! — „Ich thue es,“ ſprach der Kammerdiener und ſchlich leiſe fort. Doch als er aus dem Gebüſch hervortrat, ſtand der Fürſt der eben nach dem Schloß zurückkehrte, dicht vor ihm, ſo daß er ihn beinahe berührte. In ſcheuer Ehrfurcht prallte er zurück: „Vous êtes un grand Tölpel!“ donnerte ihn der Fürſt an, rief dem Hofmarſchall ein kaltes dormez bien! zu und entfernte ſich mit dem Leibkammerdiener, der ihm folgte, in's Schloß.

Ganz beſtürzt blieb der Hofmarſchall ſtehen, murmelte, Fiſcherhäuschen — Meiſter Abraham — dormez bien — und beſchloß ſogleich zu dem Kanzler des Reichs zu fahren, um ſich über die außerordentliche Begebenheit zu berathen und wo möglich die Conſtellation heraus zu finden, die am Hofe ob dieſes Ereigniſſes ſich erzeugen könne. —

Meiſter Abraham hatte den Fürſten bis eben an das Gebüſch begleitet, in dem ſich der Hofmarſchall und der Leibkammerdiener befanden, hier war er umgekehrt auf Geheiß des Fürſten, der nicht wollte, daß man ihn aus den Fenſtern des Schloſſes in Geſellſchaft des Meiſters bemerke. — Der geneigte Leſer weiß, wie gut es dem Fürſten gelungen, ſeinen einſamen geheimen Beſuch bei dem Meiſter Abraham im Fiſcherhäuschen zu verbergen. Aber noch eine Perſon außer dem Kammerdiener hatte den Fürſten, ohne daß er es ahnen konnte, belauſcht.

Beinahe war Meiſter Abraham angelangt in ſeiner Wohnung, als ihm ganz unvermuthet aus den Gängen, die ſchon zu dunkeln begannen, die Räthin Benzon entgegentrat.

Ha, rief die Benzon mit bittrem Lachen: der Fürſt hat ſich bei Euch Raths erholt, Meiſter Abraham. In der That, Ihr ſeyd die wahre Stütze des fürſtlichen Hauſes, dem Vater und dem Sohne laßt Ihr Eure Weisheit und Erfahrung zufließen, und wenn guter Rath theuer oder gar nicht zu haben — So, fiel Meiſter Abraham der Benzon in's Wort, ſo giebt es eine Räthin, die eigentlich das glanzvolle Geſtirn iſt, das hier alles erleuchtet, und unter deſſen Einfluß auch nur ein armer alter Orgelbauer beſtehen, und ſein einfaches Leben ungeſtört durchfriſten kann.

„Scherzt, ſprach die Benzon, ſcherzt nicht ſo bitter, Meiſter

Abraham, ein Geſtirn, das glanzvoll geleuchtet, kann unſerm Horizont entfliehend ſchnell verbleichen, und endlich ganz untergehen. Die ſeltſamſten Ereigniſſe ſcheinen ſich durchkreuzen zu wollen, in dieſem einſamen Familienkreiſe, den eine kleine Stadt und ein paar Dutzend Menſchen mehr als darin wohnen, Hof zu nennen gewohnt ſind. — Die ſchnelle Abreiſe des ſehnlich erwarteten Bräutigams — Hedwiga's bedrohlicher Zuſtand! — In der That, tief niederbeugen mußte dies den Fürſten, wäre er nicht ein ganz gefühlloſer Mann." —

Nicht, unterbrach der Meiſter Abraham die Benzon, nicht immer waren Sie dieſer Meinung Frau Räthin —

Ich verſtehe Euch nicht, ſprach die Benzon mit verächtlichem Ton, indem ſie dem Meiſter einen ſtechenden Blick zuwarf und dann ſchnell das Geſicht abwandte. —

Fürſt Irenäus hatte im Gefühl des Vertrauens, das er dem Meiſter Abraham ſchenken, ja der geiſtigen Uebermacht, die er ihm zugeſtehen mußte, alle fürſtliche Bedenklichkeiten bei Seite geſtellt, und im Fiſcherhäuschen ſein ganzes Herz ausgeſchüttet, auf alle Aeußerungen der Benzon über die verſtörenden Ereigniſſe des Tages aber geſchwiegen. Dies wußte der Meiſter, und um ſo weniger durfte ihm die Empfindlichkeit der Räthin auffallen, wiewohl er ſich verwunderte, daß kalt und in ſich verſchloſſen wie ſie war, ſie dieſe Empfindlichkeit nicht beſſer zu verbergen vermochte.

Wohl mußte es aber die Räthin tief ſchmerzen, daß ſie das Monopol der Vormundſchaft über den Fürſten, das ſie ſich angeeignet, auf's Neue und zwar in einem kritiſchen, verhängnißvollen Augenblick gefährdet ſah.

Aus Gründen, die ſich vielleicht ſpäter klar entwickeln dürften, war die Verbindung der Prinzeſſin Hedwiga mit dem Prinzen Hektor der Räthin feurigſter Wunſch. Auf dem Spiele ſtand dieſe Verbindung, ſo mußte ſie glauben, und jede Einmiſchung eines dritten in dieſe Angelegenheit ihr bedrohlich erſcheinen. Ueberdies ſah ſie ſich zum erſtenmal von unerklärlichen Geheimniſſen umringt, zum erſtenmal ſchwieg der Fürſt; konnte ſie, die gewohnt das ganze Spiel des phantaſtiſchen Hofes zu regieren, tiefer gekränkt werden?

Meiſter Abraham wußte, daß einem aufgeregten Weibe nichts beſſer entgegen zu ſetzen iſt als unüberwindliche Ruhe, er ſprach daher kein Wörtchen, ſondern ſchritt ſchweigend daher neben der Benzon, die ſich in tiefen Gedanken nach jener Brücke wandte, die der geneigte Leſer ſchon kennt. Sich auf das Geländer ſtützend ſchaute die Räthin hinein in die fernen Büſche, denen die ſinkende Sonne noch, wie zum Abſchiede, goldene leuchtende Blicke zuwarf.

„Ein ſchöner Abend," ſprach die Räthin ohne ſich umzuwenden. Gewiß, erwiederte Meiſter Abraham, gewiß, ſtill, ruhig, heiter wie ein unbefangenes, unverſtörtes Gemüth.

„Sie können, fuhr die Räthin fort, das vertraulichere Ihr mit dem ſie ſonſt den Meiſter anredete, aufgebend, Sie können, mein lieber Meiſter, es mir nicht verargen, daß ich mich ſchmerzhaft berührt fühlen muß, wenn der Fürſt plötzlich nur Sie zu ſeinem Vertrauten macht, nur Sie zu Rathe zieht, in einer Angelegenheit, über die eigentlich die welterfahrene Frau beſſer zu rathen, zu entſcheiden weiß. Doch vorüber, ganz vorüber iſt die kleinliche Empfindlichkeit, die ich nicht zu bergen vermochte. Ich bin ganz beruhigt, da nur die Form verletzt iſt. Der Fürſt ſelbſt hätte mir das Alles ſagen ſollen, was ich nun erfahren habe auf andere Weiſe und ich kann in der That alles was Sie, lieber Meiſter, ihm erwiederten, nur höchlich billigen. — Selbſt will ich geſtehen, daß ich etwas that, was eben nicht lobenswerth iſt. Mag es nicht ſowohl weibliche Neugierde, als die tiefſte Theilnahme an Allem was ſich in dieſer fürſtlichen Familie begiebt, entſchuldigen. Erfahren Sie es Meiſter, ich habe Sie belauſcht, Ihre ganze Unterredung mit dem Fürſten angehört, jedes Wort verſtanden." —

Den Meiſter Abraham erfaßte bei dieſen Worten der Benzon ein ſeltſames von höhnender Ironie und tiefer Verbitterung gemiſchtes Gefühl. Eben ſo gut wie jener Leibkammerdiener des Fürſten, hatte Meiſter Abraham bemerkt, daß man in der buſchigten Vertiefung, dicht vor dem einen Fenſter des Fiſcherhäuschens verſteckt, jedes Wort vernehmen konnte was drinnen geſprochen wurde. Durch eine geſchickte akuſtiſche Vorrichtung war ihm indeſſen gelungen, es zu bewirken, daß jedes Geſpräch im Innern des Häuschens dem draußen ſtehenden nur wie ein verwirrtes unverſtändliches Geräuſch klang und es ſchlechterdings unmöglich blieb, auch nur eine Sylbe zu unterſcheiden. — Erbärmlich mußte es daher dem Meiſter erſcheinen, wenn die Benzon zu einer Lüge ihre Zuflucht nahm, um hinter Geheimniſſe zu kommen, die ſie zwar ahnen mochte, aber nicht der

Fürſt und die dieſer daher auch nicht wohl dem Meiſter Abraham vertrauen konnte. — Man wird erfahren, was der Fürſt mit dem Meiſter im Fiſcherhäuschen verhandelte. —

O rief der Meiſter, o meine Gnädige, es war der rege Geiſt der Lebensweiſen unternehmenden Frau ſelbſt, der Sie an das Fiſcherhäuschen führte. Wie kann ich armer alter jedoch unerfahrener Mann mich in allen dieſen Dingen zurecht finden, ohne Ihren Beiſtand. Eben wollt ich alles was mir der Fürſt vertraut, weitläufig herzählen, aber es bedarf keiner fernern Erläuterungen, da Ihnen ſchon alles bekannt. Möchten Sie Gnädige mich würdig achten, ſich über alles was vielleicht ſchlimmer ſich darſtellen mag, als es wirklich iſt, recht von Herzen auszuſprechen.

Meiſter Abraham traf den Ton der biedern Zutraulichkeit ſo gut, daß die Benzon all' ihrer Scharfſichtigkeit unerachtet, nicht gleich zu entſcheiden wußte, ob es hier auf eine Myſtification abgeſehen ſey oder nicht und die Verlegenheit darüber ſchnitt ihr jeden Faden ab, den ſie erfaſſen und zur für den Meiſter verfänglichen Schlinge hätte verknüpfen können. So geſchah es aber, daß ſie vergebens nach Worten ringend wie feſt gebannt auf der Brücke ſtehen blieb, und hinabſchaute in den See.

Der Meiſter weidete ſich einige Augenblicke an ihrer Pein, dann richteten ſich aber ſeine Gedanken auf die Begebniſſe des Tages. Er wußte wohl, wie Kreisler in dem Mittelpunkt eben dieſer Begebniſſe geſtanden, ein tiefer Schmerz über den Verluſt des theuerſten Freundes erfaßte ihn und unwillkührlich entfloh ihm der Ausruf: Armer Johannes!

Da wandte ſich die Benzon raſch zu dem Meiſter und ſprach mit losbrechender Heftigkeit: Wie Meiſter Abraham, Ihr ſeyd doch nicht ſo thöricht an Kreislers Untergang zu glauben? Was kann ein blutiger Hut beweiſen? — Was ſollte ihn auch ſo plötzlich zu dem ſchrecklichen Entſchluß gebracht haben ſich ſelbſt zu tödten — man hätte ihn ja auch gefunden. —

Nicht wenig erſtaunte der Meiſter, die Benzon von Selbſtmord ſprechen zu hören, hier wo ein ganz anderer Verdacht ſich zu regen ſchien; ehe er indeſſen antworten konnte, fuhr die Räthin fort: Wohl uns, wohl uns daß er fort iſt, der Unglückliche der überall, wo er ſich blicken läßt, nur verſtörendes Unheil anrichtet. Sein leidenſchaftliches Weſen, ſeine Verbitterung, nicht anders kann ich ſeinen hochgeprieſenen Humor bezeichnen, ſteckt jedes reizbare Gemüth an, mit dem er dann ſein grauſames Spiel treibt. Zeugt die höhnende Verachtung aller konventionellen Verhältniſſe, ja der Trotz gegen alle übliche Formen von Uebergewicht des Verſtandes, ſo müſſen wir alle unſere Knie beugen vor dieſem Kapellmeiſter, doch ſoll er uns in Ruhe laſſen und ſich nicht auflehnen gegen alles, was durch die richtige Anſicht des wirklichen Lebens bedingt, und als unſere Zufriedenheit begründend anerkannt wird. Darum! — dem Himmel ſey gedankt, daß er fort iſt, ich hoffe ihn nie wiederzuſehen.

Und doch, ſprach der Meiſter ſanft, und doch waren Sie ſonſt die Freundin meines Johannes, Frau Räthin, und doch nahmen Sie ſich ſeiner an in einer böſen kritiſchen Zeit und führten ihn ſelbſt auf die Bahn, von der ihn nur eben jene konventionellen Verhältniſſe die Sie ſo eifrig in Schutz nehmen, wegverlockt hatten? — Welch ein Vorwurf trifft jetzt ſo plötzlich meinen guten Kreisler? — Was für Böſes hat ſich aus ſeinem Innern aufgethan? Will man ihn darum haſſen, weil in den erſten Augenblicken, da der Zufall ihn in eine neue Region geworfen, das Leben feindlich auf ihn zutrat, weil das Verbrechen ihn bedrohte, weil — ein italieniſcher Bandit ihm nachſchlich? —

Die Räthin fuhr bei dieſen Worten ſichtlich zuſammen. — Welch', ſprach ſie dann mit zitternder Stimme, welch' einen Gedanken der Hölle hegt Ihr in der Bruſt Meiſter Abraham? — Aber wäre es ſo, wäre Kreisler wirklich gefallen, ſo wurde in dem Augenblick die Braut gerächt, die er verdorben. Eine innere Stimme ſagt es mir, Kreisler allein iſt Schuld an dem fürchterlichen Zuſtande der Prinzeſſin. Schonungslos ſpannte er die zarten Saiten im innern Gemüth der Kranken, bis ſie zerſprangen. So war, erwiederte Meiſter Abraham giftig, ſo war der italieniſche Herr ein Mann von raſchem Entſchluß, der die Rache der That voraus ſchickte. Sie haben ja, Gnädige, alles angehört was ich mit dem Fürſten geſprochen im Fiſcherhäuschen, Sie wiſſen daher auch, daß Prinzeſſin Hedwiga in demſelben Augenblick als der Schuß im Walde fiel, zur Lebloſigkeit erſtarrte.

In der That, ſprach die Benzon, man möchte an all' das chimäriſche Zeug glauben, das uns jetzt aufgetiſcht wird, an pſychiſche

Correſpondenzen und dergleichen! — Doch! noch einmal, wohl uns daß er fort iſt, der Zuſtand der Prinzeſſin kann und wird ſich ändern — Das Verhängniß hat den Störer unſerer Ruhe vertrieben und — ſagt ſelbſt Meiſter Abraham, iſt nicht unſer Freund im Innerſten zerriſſen auf ſolche Weiſe, daß das Leben ihm keinen Frieden mehr zu geben vermag? — Geſetzt alſo wirklich daß —

Die Räthin endete nicht, aber Meiſter Abraham fühlte den Zorn, den er mit Mühe unterdrückt, hoch aufflammen.

Was, rief er mit erhöhter Stimme, was habt ihr alle gegen dieſen Johannes, was hat er euch Böſes gethan, daß ihr ihm keine Freiſtatt, kein Plätzchen gönnt auf dieſer Erde? — wißt ihr's nicht? — Nun ſo will ich es euch ſagen. — Seht, der Kreisler trägt nicht eure Farben, er verſteht nicht eure Redensarten, der Stuhl den ihr ihm hinſtellt, damit er Platz nehme unter euch, iſt ihm zu klein, zu enge; ihr könnt ihn gar nicht für eures Gleichen achten, und das ärgert euch. Er will die Ewigkeit der Verträge die ihr über die Geſtaltung des Lebens geſchloſſen, nicht anerkennen, ja er meint, daß ein arger Wahn, von dem ihr befangen, euch gar nicht das eigentliche Leben erſchauen laſſe, und daß die Feierlichkeit, mit der ihr über ein Reich zu herrſchen glaubt, das euch unerforſchlich, ſich gar ſpaßhaft ausnehme, und das alles nennt ihr Verbitterung. Vor allen Dingen liebt er jenen Scherz, der ſich aus der tiefern Anſchauung des menſchlichen Seyns erzeugt und der die ſchönſte Gabe der Natur zu nennen, die ſie aus der reinſten Quelle ihres Weſens ſchöpft. Aber ihr ſeyd vornehme ernſte Leute, und wollet nicht ſcherzen — Der Geiſt der wahren Liebe wohnt in ihm, doch vermag dieſer ein Herz zu erwärmen, das auf ewig zum Tode erſtarret iſt, ja in dem niemals der Funke war, den jener Geiſt zur Flamme aufhaucht? Ihr möget den Kreisler nicht, weil euch das Gefühl des Uebergewichts, das ihr ihm einzuräumen gezwungen, unbehaglich iſt, weil ihr ihn, der Verkehr treibt mit höheren Dingen als die gerade in euern engen Kreis paſſen, fürchtet. —

Meiſter, ſprach die Benzon mit dumpfer Stimme, Meiſter Abraham, der Eifer mit dem Du für deinen Freund ſprichſt, führt Dich zu weit. Du wollteſt mich verletzen? — Nun wohl, es iſt Dir gelungen, denn Du haſt Gedanken in mir geweckt, die lange, lange ſchlummerten! — Todtſtarr nennſt Du mein Herz? — Weißt Du denn, ob jemals der Geiſt der Liebe freundlich zu ihm geſprochen, ob ich nicht allein in konventionellen Verhältniſſen des Lebens, die der überſpannte Kreisler verächtlich finden mag, Troſt und Ruhe fand? — Glaubſt Du denn nicht überhaupt, alter Mann, der auch wohl ſo manches Leid erfahren, daß es ein gefährliches Spiel iſt, ſich über jene Verhältniſſe erheben, und dem Weltgeiſt näher treten zu wollen in der Myſtifikation des eignen Seyns? Ich weiß es, die kälteſte regungsloſeſte Proſa des Lebens ſelbſt hat mich Kreisler geſcholten und es iſt ſein Urtheil, das ſich in dem Deinigen ausſpricht, wenn Du mich todtſtarr nennſt, aber habt ihr jemals dieſes Eis zu durchblicken vermocht, das meiner Bruſt ſchon längſt ein ſchützender Harniſch war? — Mag bei den Männern die Liebe nicht das Leben ſchaffen, ſondern es nur auf eine Spitze ſtellen, von der herab noch ſichre Wege führen, unſer höchſter Lichtpunkt, der unſer ganzes Seyn erſt ſchafft und geſtaltet, iſt der Augenblick der erſten Liebe. Will es das feindliche Geſchick, daß dieſer Augenblick verfehlt wurde, verfehlt iſt das ganze Leben für das ſchwache Weib, das untergeht in troſtloſer Unbedeutſamkeit, während das mit ſtärkerer Geiſteskraft begabte ſich mit Gewalt emporrafft, und eben in den Verhältniſſen des gewöhnlichen Lebens eine Geſtaltung erringt, die ihm Ruhe und Frieden giebt. — Laß es Dir ſagen, alter Mann — hier in der Dunkelheit der Nacht, die das Vertrauen verſchleiert, laß es Dir ſagen! — Als jener Moment in mein Leben trat, als ich den erblickte, der alle Gluth der innigſten Liebe, deren die weibliche Bruſt nur fähig, in mir entzündete — da ſtand ich vor dem Traualtar mit jenem Benzon, der ein guter Ehemann wurde wie kein anderer. Seine völlige Bedeutungsloſigkeit gewährte mir alles, was ich, um ein friedfertiges Leben zu führen, nur wünſchen konnte und nie iſt eine Klage, ein Vorwurf meinen Lippen entflohen. Nur den Kreis des Gewöhnlichen nahm ich in Anſpruch, und wenn dann ſelbſt in dieſem Kreiſe ſich manches begab, das mich unvermerkt irre leitete, wenn ich manches, das ſtrafbar erſcheinen möchte, mit nichts anderm zu entſchuldigen weiß, als mit dem Drange des augenblicklichen Verhältniſſes, ſo mag das Weib mich zuerſt verdammen, die ſo wie ich, den ſchweren Kampf durchkämpfte, der zu gänzlicher Verzichtung auf alles höhere Glück führt, ſollte dies auch nichts anders ſeyn, als ein ſüßer träumeriſcher Wahn. — Fürſt Irenäus machte meine Bekanntſchaft —

Doch ich ſchweige von dem was längſt vergangen, nur von der Gegenwart ſoll noch die Rede ſeyn. — Ich hab es Dir vergönnt in mein Innerſtes zu ſchauen, Meiſter Abraham, Du weißt nun, warum ich, ſo wie die Dinge ſich hier geſtalten, jedes Hineindrängen eines fremdartigen exotiſchen Prinzips als bedrohlich fürchten muß. Mein eignes Geſchick in jener verhängnißvollen Stunde grinſet mich an, wie ein furchtbar warnendes Geſpenſt. Retten muß ich die, die mir theuer ſind, ich habe meine Pläne gemacht. — Meiſter Abraham, ſeyd mir nicht entgegen, oder, wollt Ihr in den Kampf treten mit mir, ſo ſeht Euch vor, daß ich Eure beſten Taſchenſpielerkünſte nicht zu Schanden mache!

Unglückliche Frau, rief Meiſter Abraham.

Unglücklich nennſt Du mich, erwiederte die Benzon, mich, die ich ein feindliches Geſchick zu bekämpfen wußte und mir da, wo alles verloren ſchien, Ruhe und Zufriedenheit gewann?

Unglückliche Frau, rief Meiſter Abraham nochmals mit einem Ton, der von ſeiner innern Bewegung zeugte, arme unglückliche Frau! Ruhe, Zufriedenheit vermeinſt Du gewonnen zu haben, und ahneſt nicht, daß es die Verzweiflung war die, ein Vulkan, alle flammende Gluthen aus Deinem Innern hinausſtrömen ließ, und daß Du nun die todte Aſche, aus der keine Blüthe, keine Blume mehr ſproßt, in ſtarrer Bethörung für das reiche Feld des Lebens hältſt, das Dir noch Früchte ſpenden ſoll. — Ein künſtliches Gebäude willſt Du aufführen auf den Grundſtein, den ein Blitzſtrahl zermalmte, und befürchteſt nicht, daß es einſtürzen wird in dem Augenblick, da luſtig bunte Bänder weben von der Blumenkrone, die den Sieg des Baumeiſters verkünden ſoll? — Julia — Hedwiga — ich weiß es, für ſie wurden jene Pläne künſtlich gewoben! Unglückliche Frau, hüte Dich, daß jenes unheilbringende Gefühl, jene eigentliche Verbitterung, die Du mit großem Unrecht meinem Johannes vorwirfſt, nicht aus Deinem eignen tiefſten Innern hervortritt, ſo daß Deine weiſen Entwürfe weiter nichts ſind, als das feindliche Auflehnen gegen ein Glück, das Du niemals genoſſeſt, und das Du nun ſelbſt Deinen Lieben mißgönnſt. — Ich weiß mehr von Deinen Entwürfen als Du es glauben magſt, mehr von Deinen gerühmten Verhältniſſen des Lebens, die Dir Ruhe bringen ſollen und die — Dich verlockten zu ſtrafbarer Schande! —

Ein dumpfer unartikulirter Schrei, den die Benzon bei dieſen letzten Worten des Meiſters ausſtieß, verrieth ihre tiefe Erſchütterung. Der Meiſter hielt inne, da aber die Benzon ebenfalls ſchwieg ohne ſich von der Stelle zu rühren, fuhr er gelaſſen fort: Zu nichts wenigerm habe ich Luſt, als mich in irgend einen Kampf mit Ihnen zu begeben Gnädige! Was aber meine ſogenannten Taſchenſpielerkünſte betrifft, ſo wiſſen Sie ja recht gut, wertheſte Frau Räthin, daß ſeit der Zeit, da mein unſichtbares Mädchen mich verlaſſen. — In dem Augenblick erfaßte den Meiſter der Gedanke an die verlorne Chiara mit einer Gewalt, wie ſeit langer Zeit nicht mehr, er glaubte ihre Geſtalt zu erblicken in der dunklen Ferne, er glaubte ihre ſüße Stimme zu vernehmen. — O Chiara! — meine Chiara! So rief er in der ſchmerzlichſten Wehmuth! —

Was iſt Euch, ſprach die Benzon ſich ſchnell nach ihm umwendend, was iſt Euch Meiſter Abraham! — welchen Namen nanntet Ihr? — Doch noch einmal, laßt ruhen alles Vergangne, beurtheilt mich nicht nach jenen ſeltſamen Anſichten des Lebens, die Ihr mit Kreislern theilt, verſprecht mir das Vertrauen nicht zu mißbrauchen, das Euch Fürſt Irenäus geſchenkt, verſprecht mir nicht entgegen zu ſeyn in meinem Thun und Treiben.

So ganz vertieft in das ſchmerzliche Andenken an ſeine Chiara war Meiſter Abraham, daß er kaum vernahm was die Räthin ſprach, und nur unverſtändliche Worte zu erwiedern vermochte.

Weiſet, fuhr die Räthin fort, weiſet mich nicht zurück Meiſter Abraham, Ihr ſeyd, wie es ſcheint, in der That mit manchem mehr bekannt als ich vermuthen durfte, doch iſt es möglich, daß ich auch noch Geheimniſſe bewahre, deren Mittheilung Euch ſehr viel werth ſeyn würde, ja daß ich Euch vielleicht einen Liebesdienſt erzeigen könnte, an den Ihr gar nicht denkt. Laßt uns zuſammen dieſen kleinen Hof beherrſchen, der in der That des Gängelbandes bedarf. — Chiara rieft Ihr mit einem Ausdruck des Schmerzes der — Ein ſtarkes Geräuſch vom Schloſſe her unterbrach die Benzon. Meiſter Abraham erwachte aus Träumen, das Geräuſch — —

(M. f. f.) — ich folgendes beibringen. Ein Kaphiliſter beginnt, iſt er auch noch ſo durſtig, die Schüſſel Milch vom Rande rund umher an aufzulecken, damit er ſich nicht Schnauze und Bart bemilche und anſtändig bleibe, denn der Anſtand gilt ihm mehr, als der Durſt. Beſuchſt du einen Katzphiliſter, ſo bietet er dir alles nur mögliche an, verſichert dich aber, wenn du ſcheideſt, bloß ſeiner Freundſchaft, und frißt nachher heimlich und allein die Leckerbiſſen die er dir angeboten. Ein Katzphiliſter weiß vermöge eines ſichern untrüglichen Takts überall, auf dem Boden, im Keller u. ſ. den beſten Platz zu finden, wo er ſich ſo wohlbehaglich und bequem hinſtreckt, als es nur geſchehen kann. Er erzählt viel von ſeinen guten Eigenſchaften und wie er, dem Himmel ſey Dank, nicht klagen könne, daß das Schickſal dieſe guten Eigenſchaften überſehen. Sehr wortreich ſetzt er dir auseinander, wie er zu dem guten Platz gekommen den er behaupte und was er noch alles thun werde, um ſeine Lage zu verbeſſern. Willſt du nun aber auch endlich von dir und deinem geringer günſtigen Schickſal etwas ſagen, ſo kneift der Katzphiliſter ſofort die Augen zu und drückt die Ohren an, thut auch wohl, als wenn er ſchliefe, oder ſpinnt. Ein Katzphiliſter leckt ſich fleißig den Pelz rein und glänzend, und paſſirt ſelbſt auf der Mausjagd keine naſſe Stelle, ohne bei jedem Schritt die Pfoten auszuſchütteln, damit er, geht auch das Wild darüber verloren, doch in allen Verhältniſſen des Lebens ein feiner, ordentlicher, wohlgekleideter Mann bleibe. Ein Katzphiliſter ſcheut und vermeidet die leiſeſte Gefahr und bedauert, befindeſt du dich in ſolcher, und ſprichſt ſeine Hülfe an, unter den heiligſten Betheuerungen ſeiner freundſchaftlichen Theilnahme, daß gerade in dem Augenblick es ſeine Lage, die Rückſichten die er nehmen müſſe, es ihm nicht erlaubten dir beizuſtehen. Ueberhaupt iſt alles Thun und Treiben des Katzphiliſters bei jeder Gelegenheit abhängig von tauſend und tauſend Rückſichten. Selbſt z. B. gegen den kleinen Mops der ihn in den Schwanz gebiſſen auf empfindliche Weiſe, bleibt er artig und höflich, um es nicht mit dem Hofhunde zu verderben, deſſen Protektion er zu erlangen gewußt, und er nutzt nur den nächtlichen Hinterhalt, um jenem Mops ein Auge auszukratzen. Tages darauf bedauert er den theuern Mopsfreund gar von Herzen und ſchmält über die Bosheit argliſtiger Feinde. Uebrigens gleichen dieſe Rückſichten einem wohlangelegten Fuchsbau, der dem Katzphiliſter Gelegenheit giebt, überall zu entwiſchen in dem Augenblick als du ihn zu faſſen glaubſt. Ein Katzphiliſter bleibt am liebſten unter dem heimiſchen Ofen wo er ſich ſicher fühlt, das freie Dach verurſacht ihm Schwindel — Und ſeht Ihr nun wohl Freund Murr, das iſt euer Fall. Sage ich euch nun, daß der Katzburſch offen, ehrlich, uneigennützig, herzhaft, ſtets bereit dem Freunde zu helfen iſt, daß er keine andere Rückſichten kennt, als die Ehre und redlicher Sinn gebieten, genug, daß der Katzburſch durchaus der Antipode des Katzphiliſters iſt, ſo werdet ihr keinen Anſtand nehmen Euch zu erheben aus dem Philiſterthum um ein ordentlicher tüchtiger Katzburſch zu werden. —

Lebhaft fühlte ich die Wahrheit in Muzius Worten. Ich ſah ein, daß ich nur das Wort Philiſter nicht gekannt, wohl aber den Charakter, da mir ſchon manche Philiſter, d. h. ſchlechte Katzkerle vorgekommen waren die ich herzlich verachtet hatte. Um ſo ſchmerzhafter fühlte ich daher den Irrthum von dem befangen ich in die Categorie jener verächtlichen Leute hatte gerathen können und beſchloß, Muzius Rath in allem zu folgen um ſo vielleicht noch ein tüchtiger Katzburſche zu werden. — Ein junger Menſch ſprach einſt zu meinem Meiſter von einem treuloſen Freunde und bezeichnete dieſen mit einem ſehr ſeltſamen mir unverſtändlichen Ausdruck. Er nannte ihn einen pomadigen Kerl. Nun war es mir, als ſey das Beiwort pomadig, ſehr paſſend dem Hauptwort Philiſter hinzuzufügen, und ich befragte Freund Muzius darum. Kaum hatte ich aber das Wort pomadig ausgeſprochen, als Muzius laut jauchzend aufſprang, und, mich kräftig umhalſend, rief: Herzensjunge, nun gewahre ich, daß du mich ganz verſtanden haſt — ja, pomadiger Philiſter! das iſt die verächtliche Creatur, die ſich auflegt gegen das edle Burſchenthum und die wir überall wo wir ſie finden todthetzen möchten. Ja Freund Murr, du haſt jetzt ſchon dein inneres wahrhaftes Gefühl für alles Edle, Große, bewieſen, laß dich nochmals an dieſe Bruſt drücken, in der ein treues deutſches Herz ſchlägt. — Damit umhalſte mich Freund Muzius auf's Neue und erklärte, wie er in der nächſtfolgenden Nacht mich einzuführen gedenke in das Burſchenthum, ich möge mich nur in der Mitternachtsſtunde einfinden auf dem Dache, wo er mich abholen werde zu einem Feſt, das ein Katzſenior veranſtaltet, namlich der Kater Puff.

Der Meiſter trat in's Zimmer. Ich ſprang wie gewöhnlich ihm entgegen, ſchmiegte mich, wälzte mich auf dem Boden, um ihm meine Freude zu bezeugen. Auch Muzius glozte ihn an mit zufriedenem Blick. Nachdem der Meiſter etwas weniges mir Kopf und Hals gekraut, ſah er ſich um im Zimmer und ſprach, da er alles in gehöriger Ordnung fand: Nun das iſt recht! Eure Unterhaltung iſt ſtill und friedlich geweſen wie es anſtändigen gut erzognen Leuten geziemt. Das verdient belohnt zu werden.

Der Meiſter ſchritt zu der Thüre hinaus, die nach der Küche führte und wir, Muzius und ich, ſeine gute Abſicht errathend, ſchritten hinter ihm her mit einem fröhlichen Mau — Mau — Mau! Wirklich öffnete auch der Meiſter den Küchenſchrank und holte die Skelette und Knöchelchen von ein paar jungen Hühnern hervor, deren Fleiſch er geſtern verzehrt hatte. Es iſt bekannt, daß mein Geſchlecht Hühnerſkelette zu den allerfeinſten Leckerbiſſen rechnet, die es geben kann und daher kam es, daß Muzius Augen in glanzvollem Feuer ſtrahlten, daß er den Schweif in den anmuthigſten Windungen ſchlängelte, daß er laut ſchnurrte, als der Meiſter die Schüſſel vor uns hinſetzte auf den Boden. Des pomadigen Philiſters wohl eingedenk, ſchob ich dem Freunde Muzius die beſten Biſſen hin, die Hälſe, die Bäuche, die Steiße, und begnügte mich mit den gröbern Schenkel- und Flügelknochen. Als wir mit den Hühnern fertig waren, wollte ich den Freund Muzius fragen, ob ihm vielleicht mit einer Taſſe ſüßer Milch gedient ſey? Doch den pomadigen Philiſter ſtets vor Augen, unterließ ich es und ſchob ſtatt deſſen die Taſſe, welche, wie ich wußte, unter dem Schrank ſtand, hervor und lud Muzius freundlich ein zuzuſaufen, indem ich ihm Beſcheid that. — Muzius ſoff die Taſſe rein aus, dann drückte er mir die Pfote und ſprach, während ihm die hellen Thränen in die Augen traten: Freund Murr, Ihr lebt lukulliſch, aber Ihr habt mir Euer treues, biederes und edelmüthiges Herz kund gethan, und ſo wird die eitle Luſt der Welt Euch nicht verlocken zum ſchnöden Philiſterthum! Habt Dank, habt innigen Dank! —

Mit einem biedern deutſchen Pfotendruck nach altvörderiſcher Sitte nahmen wir Abſchied. Muzius war, gewiß um die tiefe Rührung die ihm Thränen auspreßte zu verbergen, mit einem halsbrechenden Satze ſchnell zum offnen Fenſter heraus auf das nächſt anſtoßende Dach. — Selbſt mich, den die Natur doch mit vorzüglicher Schwungkraft begabt, ſetzte dieſer gewagte Satz in Erſtaunen und ich fand Gelegenheit auf's Neue mein Geſchlecht zu preiſen, das aus gebornen Turnern beſteht, die keines Springſtocks, keiner Kletterſtange bedürfen.

Uebrigens gab mir Freund Muzius auch den Beweis, wie oft hinter einem rauhen abſchreckenden Aeußern ſich ein zartes tief fühlendes Gemüth verbirgt. —

Ich kehrte in's Zimmer zu meinem Meiſter zurück und legte mich unter den Ofen. Hier in der Einſamkeit die Geſtaltung meines bisherigen Seyns bedenkend, meine letzte Stimmung, meine ganze Lebensweiſe erwägend, erſchrak ich bei dem Gedanken wie nahe ich dem Abgrunde geweſen, und Freund Muzius erſchien mir trotz ſeines ſtruppigen Balgs, wie ein ſchöner rettender Engel. In eine neue Welt ſollte ich treten, die Leere im Innern ſollte ausgefüllt, ein anderer Kater ſollte ich werden, mir klopfte das Herz vor banger freudiger Erwartung.

Noch lange war es nicht Mitternacht, als ich den Meiſter mit der gewöhnlichen Redensart: Ma — — au, bat mich hinauszulaſſen. Recht gerne, erwiederte er indem er die Thüre öffnete, recht gerne Murr. Aus dem ewigen unterm Ofen liegen und ſchlafen kommt gar nichts heraus. Geh — geh, daß du wieder in die Welt unter Kater kommſt. Vielleicht findeſt du gemüthsverwandte Katerjünglinge die ſich mit dir ergötzen in Ernſt und Scherz.

Ach! — der Meiſter ahnte wohl, daß ein neues Leben mir bevorſtand! — Endlich nachdem ich bis Mitternacht gewartet, ſtellte ſich Freund Muzius ein, und führte mich fort über verſchiedene Dächer, bis endlich auf einem beinahe ganz platten italieniſchen Dache uns zehn ſtattliche, nur eben ſo nachläſſig und ſeltſam wie Muzius gekleidete Katerjünglinge mit lautem Jubelgeſchrei empfingen. Muzius ſtellte mich den Freunden vor, rühmte meine Eigenſchaften, meinen treuen biedern Sinn, hob vorzüglich hervor, wie ich ihn mit Backfiſchen, Hühnerknochen und ſüßer Milch gaſtlich bewirthet und ſchloß damit, daß ich als tüchtiger Katzburſch aufgenommen ſeyn wolle. Alle gaben ihre Beiſtimmung.

Es erfolgten nun gewiſſe Feierlichkeiten, die ich indeſſen verſchweige, da geneigte Leſer meines Geſchlechts vielleicht argwöhnen, ich ſey in einen verbotenen Orden getreten, und noch jetzt Red' und Antwort darüber von mir verlangen könnten. Ich verſichere aber auf Gewiſſen, daß von einem Orden und ſeinen Bedingniſſen, als da ſind Statuten, geheime Zeichen u. ſ. durchaus nicht die Rede war, ſondern daß der Verein lediglich auf Gleichheit der Geſinnung beruhte. Denn es fand ſich bald, daß jeder von uns ſüße Milch lieber zu ſich nahm als Waſſer, Braten lieber als Brod.

Nachdem die Feierlichkeiten vorüber, empfing ich von allen den brüderlichen Kuß und Pfotendruck und ſie nannten mich: Du! — Dann ſetzten wir uns zu einem einfachen aber fröhlichen Mahl, dem eine wackere Zecherei folgte. Muzius hatte trefflichen Katzpunſch bereitet. — Sollte ein lüſterner Katerjüngling nach dem Rezept dieſes köſtlichen Getränks Begierde tragen, ſo kann ich leider darüber keine genügende Auskunft geben. So viel iſt gewiß, daß die hohe Annehmlichkeit des Geſchmacks, ſo wie die ſiegende Kraft, vorzüglich durch eine derbe Zuthat von Heringslake hervorgebracht wird.

Mit einer Stimme die weit über viele Dächer hinwegdonnerte, intonirte nun der Senior Puff das ſchöne Lied: Gaudeamus igitur! — Mit Wonne fühlte ich mich im Innern und Aeußern ganz trefflicher Juvenis und mochte gar nicht an den tumulus denken, den ein düſtres Verhängniß unſerm Geſchlecht ſelten in der ſtillen friedlichen Erde gönnt. Es wurden noch verſchiedene ſchöne Lieder geſungen w. z. B. Laßt die Politiker nur ſprechen u. ſ. w. bis der Senior Puff mit gewichtiger Pfote auf den Tiſch ſchlug und verkündete, daß nun das wahre ächte Weibelied, nämlich das Ecce quam bonum geſungen werden müſſe, und intonirte ſofort den Chor: Ecce etc. etc.

Noch nie hatte ich dieſes Lied gehört, deſſen Compoſition eben ſo tief gedacht, ſo harmoniſch und melodiſch richtig, als wunderbar und geheimnißvoll zu nennen. Der Meiſter iſt ſo viel ich weiß, nicht bekannt geworden, doch ſchreiben viele dieſes Lied dem großen Händel zu, andere dagegen behaupten, daß es lange lauge vor Händels Zeit ſchon exiſtirt habe, da nach der Chronik von Wittenberg es ſchon geſungen worden, als Prinz Hamlet noch Fuchs geweſen. Doch gleichviel wer es gemacht hat, das Werk iſt groß und unſterblich und vorzüglich zu bewundern, wie die in den Chor eingeflochtenen Solo's den Sängern freien Spielraum laſſen zu den anmuthigſten unerſchöpflichſten Veränderungen. Einige dieſer Veränderungen, die ich in dieſer Nacht hörte, habe ich treu im Gedächtniß behalten.

Als der Chor geendet, fiel ein ſchwarz und weiß gefleckter Jüngling ein:

Gar zu ſpitzig klafft der Spitz.
Gar zu grob der Pudel.
Jenem gönnt den Steiß zum Sitz,
Dem die Schnauz zum Hudel.
Chor. Ecce quam etc. etc.

Darauf ein Grauer:

Höflich zieht die Mütz vom Kopf,
Kommt Philiſter gangen.
Froh gebehrdet ſich der Tropf,
Will vor nichts ihm bangen.
Chor. Ecce quam etc. etc.

Darauf ein Gelber:

Schwimmen muß der muntere Fiſch,
Vögelein muß fliegen.
Floß' und Federn wachſen friſch,
Werd't ſie nimmer kriegen.
Chor. Ecce quam etc. etc.

Darauf ein Weißer:

Miaut und knurrt und knurrt und miaut,
Nur bei Leib' nicht kratzen;
Seit galant, daß man euch traut,
Schonet eure Tatzen.
Chor. Ecce quam etc. etc.

Darauf Freund Muzius:

Denkt Herr Aff' nach ſeinem Maaß
Alle uns zu meſſen!
Spitzt das Maul, trägt doch die Naſ',
Wird uns doch nicht freſſen.
Chor. Ecce quam etc. etc.

Ich ſaß neben Muzius, an mir war daher jetzt die Reihe mit einem Solo einzufallen. Alle Solo's die bis jetzt vorgetragen, wichen ſo ſehr von den Verſen ab, die ich ſonſt gedichtet, daß ich in Unruhe und Angſt gerieth, den Ton, die Haltung des Ganzen zu verfehlen. Daher kam es, daß ich als der Chor geendet, noch ſchwieg. Schon erhoben einige die Gläſer und rieſen: pro poena, als ich mich mit aller Gewalt zuſammen nahm und ſofort ſang:

Pfot' in Pfot' und Bruſt an Bruſt
Soll uns nichts verdüſtern,
Katzbursch ſeyn iſt unſere Luſt,
Trotzen Katzphiliſtern!
Chor. Ecce quam etc. etc.

Meine Variation fand den lauteſten unerhörteſten Beifall. Die hochherzigen Jungen ſtürmten jubelnd auf mich ein, umpfoteten mich, drückten mich an ihre klopfende Bruſt. Auch hier erkannte man alſo den hohen Genius in meinem Innern. Es war einer der ſchönſten Augenblicke meines Lebens. — Nun wurde noch manchen großen berühmten Katern, vorzüglich ſolchen die ihrer Größe und Berühmtheit unerachtet ſich von aller und jeder Philiſterei entfernt gehalten und es bewieſen hatten durch Wort und That, ein feuriges Lebehoch! gebracht und dann ſchieden wir auseinander.

Der Punſch war mir doch etwas zu Kopfe geſtiegen, die Dächer ſchienen ſich zu drehen, kaum vermochte ich mittelſt des Schweifes, den ich als Balancirſtange benutzte, mich aufrecht zu erhalten. Der treue Muzius, meinen Zuſtand bemerkend, nahm ſich meiner an, und brachte mich glücklich durch die Dachlucke nach Hauſe.

Wüſte im Kopfe wie ich mich noch niemals gefühlt, konnte ich lange nicht —

(Mak. Bl.) — — eben ſo gut gewußt, als die ſcharfſinnige Frau Benzon, aber daß ich gerade heute, eben jetzt von dir Nachricht erhalten ſollte du treue Seele, das hat mein Herz nicht geahnt.“ So ſprach Meiſter Abraham, verſchloß den Brief den er erhalten und in deſſen Aufſchrift er mit freudiger Ueberraſchung Kreislers Hand erkannt hatte, ohne ihn zu öffnen in den Schubkaſten ſeines Schreibtiſches und ging hinaus in den Park. — Meiſter Abraham hatte ſchon ſeit vielen Jahren die Gewohnheit Briefe die er erhielt, Stunden, ja oft Tage lang uneröffnet liegen zu laſſen. Iſt der Inhalt gleichgültig, ſprach er, ſo kommt es auf den Verzug nicht an; enthält der Brief eine böſe Nachricht, ſo gewinn ich noch einige frohe oder wenigſtens ungetrübte Stunden; ſteht eine Freudenpoſt darin, ſo kann ein geſetzter Mann wohl es abwarten, daß die Freude ihm über den Hals komme. Dieſe Gewohnheit des Meiſters iſt zu verwerfen, denn einmal iſt ſolch ein Menſch, der Briefe liegen läßt, ganz untauglich zum Kaufmann, zum politiſchen oder literariſchen Zeitungsſchreiber, dann leuchtet es aber auch ein, wie manches Unheil ſich ſonſt noch bei Perſonen, die weder Kaufleute ſind noch Zeitungsſchreiber, daraus erzeugen kann. — Was gegenwärtigen Biographen betrifft, ſo glaubt er ganz und gar nicht an Abrahams ſtoiſchen Gleichmuth, ſondern rechnet jene Gewohnheit vielmehr einer gewiſſen ängſtlichen Scheu zu, das Geheimniß eines verſchloſſenen Briefes zu entfalten. — Es iſt eine ganz eigene Luſt Briefe zu empfangen und darum ſind und die Perſonen beſonders angenehm, die zunächſt uns dieſe Luſt verſchaffen, nämlich die Briefträger, wie ſchon irgendwo ein geiſtreicher Schriftſteller bemerkt hat. Dies mag eine anmuthige Selbſtmyſtifikation genannt werden. Der Biograph erinnert ſich, daß als er einſt auf der Univerſität mit dem ſehnlichſten Schmerz lange vergebens auf einen Brief von einer geliebten Perſon gewartet hatte, er den Briefträger mit Thränen im Auge bat, ihm doch recht bald einen Brief aus der Vaterſtadt zu bringen, er ſolle auch dafür ein nahmhaftes Trinkgeld erhalten. Der Kerl verſprach was von ihm verlangt wurde, mit pfiffiger Miene, brachte den Brief, der in der That nach wenigen Tagen einging, triumphirend, als habe es nur an ihm gelegen Wort zu halten und ſtrich das verſprochene Trinkgeld ein. — Doch weiß der Biograph, der eben vielleicht ſelbſt gewiſſen Selbſtmyſtifikationen zu ſehr Raum giebt — doch weiß er nicht, ob du, geliebter Leſer, mit ihm gleichen Sinnes, mit jener Luſt eine ſeltſame Angſt fühleſt, die dir, indem du den erhaltenen Brief öffnen willſt, Herzklopfen verurſacht, ſelbſt wenn es kaum möglich, daß der Brief Wichtiges für dein Leben enthalten ſollte. — Mag es ſeyn, daß daſſelbe die Bruſt beengende Gefühl, mit dem wir in die Nacht der Zukunft ſchauen, auch hier ſich regt und daß eben deshalb, weil ein leichter Druck der Finger hinreicht, das Verborgene zu enthüllen, der Moment auf einer Spitze ſteht, die uns beunruhigt. Und! — wie viele ſchöne Hoffnungen zerbrachen ſchon mit dem verhängnißvollen Siegel, und die lieblichen Traumbilder, die aus unſerm eignen Innern geſtaltet, unſere brünſtige Sehnſucht ſelbſt ſchienen, zerrannen in Nichts und das kleine Blättchen war der Zauberfluch, vor dem der Blumengarten in dem wir zu wandeln gedachten, verdorrte, und das Leben lag vor uns wie eine unwirthbare troſtloſe Wüſtenei — Scheint es gut den Geiſt zu ſammeln, ehe jener leichte Druck der Finger das Verborgene erſchließt, ſo kann dies vielleicht Meiſter Abrahams ſonſt verwerfliche Gewohnheit entſchuldigen, die übrigens auch gegenwärtigem Biographen anklebt aus einer gewiſſen verhängnißvollen Zeit, in der beinahe jeder Brief, den er erhielt, der Büchſe Pandora's glich, aus der, ſo wie ſie geöffnet, tauſend Unheil und Ungemach aufſtieg in's Leben. — Hat aber nun auch Meiſter Abraham des Kapellmeiſters Brief verſchloſſen in ſeinen Schreibepult oder Schreibtiſchkaſten und iſt er auch ſpazieren gegangen in den Park, doch ſoll der geneigte Leſer den Inhalt ſogleich buchſtäblich erfahren. — Johannes Kreisler hatte Folgendes geſchrieben:

Mein herzlicher Meiſter!

„La fin couronne les oeuvres!“ hätte ich rufen können, wie Lord Clifford in Shakspeare's Heinrich dem Sechsten, als ihm der ſehr edle Herzog von York eins verſetzt hatte zum Tode. Denn bei Gott, mein Hut ſtürzte ſchwer verwundet in's Gebüſch und ich ihm nach, rücklings, wie einer, von dem man in der Schlacht zu ſagen pflegt: er fällt oder, er iſt gefallen. — Dergleichen Leute ſtehen aber ſelten wieder auf, dagegen that das aber Euer Johannes, mein lieber Meiſter, und das auf der Stelle. — Um meinen ſchwer verwundeten Cameraden, der nicht ſowohl an meiner Seite, als über oder von meinem Haupte gefallen, konnte ich mich gar nicht bekümmern, da ich genug zu thun hatte, durch einen tüchtigen Seitenſatz (ich nehme das Wort Satz hier weder in philoſophiſchem noch in muſikaliſchem ſondern lediglich in gymnaſtiſchem Sinn) der Mündung einer Piſtole auszuweichen, die jemand etwa drei Schritte davon auf mich hielt. Doch ich that noch mehr als das, ich ging plötzlich aus der Defenſive in die Offenſive über, ſprang auf den Piſtolanten los und ſtieß ihm ohne weitere Umſtände meinen Stockdegen in den Leib. — Immer habt Ihr mir den Vorwurf gemacht Meiſter! daß ich des hiſtoriſchen Styls nicht mächtig, und unfähig etwas zu erzählen, ohne unnütze Phraſen und Abſchweifungen. Was ſagt Ihr zu der bündigen Darſtellung meines italieniſchen Abentheuers in dem Park zu Sieghartshof, den ein hochſinniger Fürſt ſo mild beherrſcht, daß er ſelbſt Banditen tolerirt vergnüglicher Abwechſelung halber?

Nehmt, lieber Meiſter, das bisher Geſagte nur für die vorläufige epitomatiſche Inhaltsanzeige des hiſtoriſchen Kapitels, das ich, erlaubt es meine Ungeduld und der Herr Prior, ſtatt eines ordinairen Briefes für Euch aufſchreiben will. — Wenig nachzuholen iſt über das eigentliche Abentheuer im Walde. — Gewiß war es mir ſogleich, daß, als der Schuß fiel, ich davon profitiren ſollte, denn im Niederſtürzen empfand ich einen brennenden Schmerz an der linken Seite meines Kopfs, den der Conrektor in Gönionesmühl mit Recht einen hartnäckigen nannte. Hartnäckigen Widerſtand hatte der wackere

Knochenbau nämlich geleiſtet dem ſchnöden Blei, ſo, daß die Streifwunde kaum zu achten. — Aber ſagt mir, lieber Meiſter, ſagt mir auf der Stelle oder heute Abend oder wenigſtens morgen in aller Frühe, in weſſen Leib meine Stockklinge gefahren! Sehr lieb würde es mir ſeyn zu vernehmen, daß ich eigentlich gar kein gemeines Menſchenblut vergoſſen, ſondern bloß einigen prinzlichen Ichor; und es will mir ahnen als wäre dem ſo. — Meiſter! — ſo hätte der Zufall mich denn zu der That geführt, die der finſtere Geiſt mir verkündete, bei Euch im Fiſcherhäuschen! — War vielleicht dieſe kleine Stockklinge in dem Augenblick, als ich ſie brauchte, zur Nothwehr gegen Mörder, das furchtbare Schwert der, Blutſchuld rächenden Nemeſis? — Schreibt mir Alles, Meiſter, und vor allen Dingen was es mit der Waffe, die Ihr mir in die Hand gabt, mit dem kleinen Bilde für eine Bewandtniß hat. — Doch nein — nein, ſagt mir davon nichts. Laßt mich dieſes Meduſenbild, vor deſſen Anblick der bedrohliche Frevel erſtarrt, bewahren, wie ſelbſt ein unerklärliches Geheimniß. Es iſt mir, als würde dieſer Talisman ſeine Kraft verlieren, ſo bald ich wüßte, was für eine Conſtellation ihn geweiht zur Zauberwaffe! — Wollt Ihr mir's glauben Meiſter, daß ich bis jetzt Euer kleines Bild noch gar nicht einmal recht angeſchaut? — Iſt es an der Zeit, ſo werdet Ihr mir alles ſagen, was mir zu wiſſen nöthig, und dann gebe ich den Talisman zurück in Eure Hände. Alſo für jetzt kein Wort weiter davon! — Doch fortfahren will ich nun in meinem hiſtoriſchen Kapitel.

Als ich beſagtem Jemand, beſagtem Piſtolanten meinen Stockdegen in den Leib gerannt, ſo daß er lautlos niederſtürzte, ſprang ich fort mit der Schnellfüßigkeit eines Ajax, da ich Stimmen im Park zu hören und mich noch in Gefahr glaubte. Ich gedachte nach Sieghartsweiler zu laufen, aber die Dunkelheit der Nacht ließ mich den Weg verfehlen. Schneller und ſchneller rannte ich fort, immer noch hoffend mich zurecht zu finden. Ich durchwatete Feldgraben, ich erklimmte eine ſteile Anhöhe und ſank endlich in einem Gebüſch vor Ermattung nieder. Es war als blitze es dicht vor meinen Augen, ich fühlte einen ſtechenden Schmerz am Kopf, und erwachte aus tiefem Todesſchlaf. Die Wunde hatte ſtark geblutet, ich machte mir, das Taſchentuch benutzend, einen Verband, der dem geſchickteſten Compagnie-Chirurgus auf dem Schlachtfelde zur Ehre erreicht haben würde, und ſchaute nun ganz froh und fröhlich umher. Unfern von mir ſtiegen die mächtigen Ruinen eines Schloſſes empor. — Ihr merkt es Meiſter, ich war zu meiner nicht geringen Verwunderung auf den Geierſtein gerathen.

Die Wunde ſchmerzte nicht mehr, ich fühlte mich friſch und leicht, ich trat heraus aus dem Gebüſch, das mir zum Schlafgemach gedient, die Sonne ſtieg empor, und warf blinkende Streiflichter auf Wald und Flur, wie fröhliche Morgengrüße. Die Vögel erwachten in den Gebüſchen und badeten ſich zwitſchernd im kühlen Morgenthau, und ſchwangen ſich auf in die Lüfte. Noch in nächtliche Nebel gehüllt lag tief unter mir Sieghartshof, doch bald ſenkten die Schleier und im flammenden Gold ſtanden Bäume und Büſche. Der See des Parks glich einem blendend ſtrahlenden Spiegel: ich unterſchied das Fiſcherhäuschen wie einen kleinen weißen Punkt — ſogar die Brücke glaubte ich deutlich zu ſchauen. — Das Geſtern trat auf mich ein, aber als ſey es eine längſt vergangene Zeit, aus der mir nichts geblieben, als die Wehmuth der Erinnerung an das ewig Verlorne, die in demſelben Augenblick die Bruſt zerreißt und mit ſüßer Wonne erfüllt. „Hailant, was willſt du denn eigentlich damit ſagen, was haſt du denn in dem längſt vergangenen Geſtern auf ewig verloren?“ So ruft Ihr mich an, Meiſter, ich höre es. — Ach Meiſter, noch einmal ſtelle ich mich hin auf jene hervorragende Spitze des Geierſteins — noch einmal breite ich die Arme aus wie Adlersflügel, mich dort hinzuſchwingen, wo ein ſüßer Zauber waltete, wo jene Liebe, die nicht in Raum und Zeit bedingt, die ewig iſt wie der Weltgeiſt, mir aufging in den ahnungsvollen Himmelstönen, die die dürſtende Sehnſucht ſelbſt ſind und das Verlangen! — Ich weiß es, dicht vor meiner Naſe ſetzt ſich ein Teufelskerl von hungrigem Opponenten hin, der nur opponirt des leiblichen Gerſtenbrods halber, und fragt mich höhniſch: ob es möglich ſey, daß ein Ton dunkelblaue Augen haben könne? Ich führe den bündigſten Beweis, daß der Ton eigentlich auch ein Blick ſey, der aus einer Lichtwelt durch zerriſſene Wolkenſchleier hinabſtrahle; der Opponent geht aber weiter, und frägt nach Stirn, nach Haar, nach Mund und Lippen, nach Armen, Händen, Füßen, und zweifelt durchaus mit hämiſchem Lächeln, daß ein bloßer purer Ton mit dieſem allem begabt ſeyn könne. — O Gott, ich weiß was der Schlingel meint, nämlich nichts weiter, als daß, ſo lange ich ein glebae adscriptus ſey, wie er und die übrigen, ſo lange wir alle nicht bloß Sonnenſtrahlen ſtehlen, und uns manchmal noch auf einen andern Stuhl ſetzen müßten als auf den Lehrſtuhl, es mit jener ewigen Liebe, mit jener ewigen Sehnſucht, die nichts will, als ſich ſelbſt und von der jeder Narr zu ſchwatzen weiß — Meiſter! ich wünſchte nicht, daß Ihr auf die Seite des hungrigen Organiſten trätet — es würde mir unangenehm ſeyn. — Und ſagt ſelbſt, könnte Euch wohl eine einzige vernünftige Urſache dazu treiben? — hab' ich jemals Hang gezeigt zu irgend beſonderer Narrheit? — Ja hab' ich zu reifern Jahren gekommen, mich nicht ſtets nüchtern zu erhalten gewußt, hab' ich etwa jemals gewünſcht ein Handſchuh zu ſeyn, bloß um Julia's Wange zu küſſen, wie Vetter Romeo? — Glaubt es mir Meiſter, die Leute mögen auch ſagen was ſie wollen, im Kopf trag' ich nichts als Noten, und im Gemüth und Herzen die Klänge dazu, denn als Teufel! wie ſollt ich ſonſt im Stande ſeyn, ſolche meiſterliche, bündige Kirchenſtücke zu ſetzen, als die Veſper es iſt, die da eben vollendet auf dem Pulte liegt. — Doch — ſchon wieder war es um die Hiſtorie geſchehen — ich erzähle weiter.

Aus der Ferne vernahm ich den Geſang einer kräftigen Männerſtimme, der ſich immer mehr und mehr näherte. Bald gewahrte ich denn auch einen Benediktiner Geiſtlichen, der auf dem Fußſteig unterwärts fortwandelnd, einen lateiniſchen Hymnus ſang. Nicht weit von meinem Platze ſtand er ſtill, hielt inne mit dem Singen und ſchaute, indem er den breiten Reiſehut vom Kopfe nahm und ſich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirne trocknete, in der Gegend umher, dann verſchwand er in's Gebüſch. Mir kam die Luſt an, mich zu ihm zu geſellen, der Mann war mehr als wohlgenährt, die Sonne brannte ſtärker und ſtärker, und ſo konnt' ich wohl denken, daß er ein Ruheplätzchen geſucht haben würde im Schatten. Ich hatte mich nicht geirrt, denn in das Gebüſch tretend, erblickte ich den ehrwürdigen Herrn, der ſich auf einen dick bemooſten Stein niedergelaſſen hatte. Ein höheres Felsſtück dicht daneben diente ihm zum Tiſch; er hatte ein weißes Tuch darüber ausgebreitet, und holte eben aus dem Reiſeſack Brod und gebratenes Geflügel hervor, das er mit vielem Appetit zu bearbeiten begann.

Sed praeter omnia bibendum quid, ſo rief er ſich ſelbſt zu und ſchenkte aus einer Korbflaſche Wein ein in den kleinen ſilbernen Becher, den er aus der Taſche hervorgezogen. Eben wollte er trinken, als ich mit einem „Gelobt ſey Jeſus Chriſt!“ zu ihm hintrat. Mit dem Becher an den Lippen ſchaute er auf, und ich erkannte im Augenblick meinen alten gemüthlichen Freund aus der Benedictiner-Abtei zu Kanzheim, den ehrlichen Pater und Präfectus Chori Hilarius. In Ewigkeit! ſtammelte Pater Hilarius, indem er mich mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarr anblickte. Ich dachte ſogleich an meinen Anzug, der mir vielleicht ein fremdes Anſehen geben mochte und begann: O mein ſehr geliebter wackerer Freund Hilarius, haltet mich nicht für einen verlaufenen vagabondirenden Hindu, auch nicht für ein auf den Kopf gefallenes Wunderkind, da ich doch nun einmal nichts anderes bin und ſeyn will, als euer Johannes, der Kapellmeiſter Johannes Kreisler! —

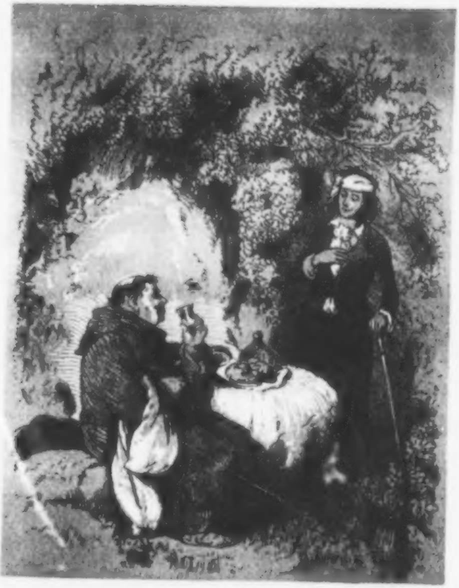
Beim heil'gen Benedict, rief Pater Hilarius freudig, ich hatte Euch gleich erkannt, herrlicher Componiſte und angenehmer Freund, aber per diem ſagt mir, wo kommt Ihr her, was iſt Euch geſchehen, Euch, den ich mir in dulcissimo jubilo dachte am Hofe des Großherzogs?

Ich nahm gar keinen Anſtand dem Pater kürzlich alles zu erzählen, was ſich mit mir begeben und wie ich genöthigt geweſen, dem es beliebte nach mir, wie nach einem aufgeſteckten Ziel, Probeſchüſſe zu thun, meinen Stockdegen in den Leib zu ſtoßen und wie beſagter Zielſchießer wahrſcheinlich ein italieniſcher Prinz geweſen, der Hektor geheißen, wie mancher mächtige Fleiſcherhund. — „Was nun beginnen, zurückkehren nach Sieghartsweiler oder — rathet mir, Pater Hilarius!“

So ſchloß ich meine Erzählung. — Pater Hilarius, der manches — Hm! — So! — Ey! — heiliger Benedict — dazwiſchen geworfen, ſetzte ſich nun wieder, murmelte: bibamus! und leerte den ſilbernen Becher auf einen Zug.

Dann rief er lachend: in der That, Kapellmeiſter, der beſte Rath, den ich Euch für's Erſte ertheilen kann, iſt, daß Ihr Euch hier zu mir ſetzt und mit mir frühſtückt. Ich kann Euch dieſe Feldhühner empfehlen, erſt geſtern ſchoß ſie unſer ehrwürdiger Bruder Macarius, der, wie Ihr Euch wohl erinnert, alles trifft, nur nicht

Blatt 38



die Noten in den Reſponſorien, und wenn Ihr den Kräutereſſig vorſchmeckt, mit dem ſie angefeuchtet, ſo verdankt Ihr das der Sorgfalt des Bruders Euſebius, der ſie ſelbſt gebraten mir zu Liebe. Was aber den Wein betrifft, ſo iſt er werth die Zunge eines landflüchtigen Kapellmeiſters zu netzen. Aechter Bocksbeutel, carissime Johannes, ächter Bocksbeutel aus dem St. Johannis Hospital zu Würzburg, den wir unwürdige Diener des Herrn erhalten in beſter Qualität. — Ergo bibamus!

Damit ſchenkte er den Becher voll und reichte ihn mir hin. — Ich ließ mich nicht nöthigen, ich trank und aß wie einer, der ſolcher Stärkung bedarf.

Pater Hilarius hatte den anmuthigſten Platz gewählt, um ſein Frühſtück einzunehmen. Ein dichtes Birkengebüſch beſchattete den blumigten Raſen des Bodens und der kryſtallhelle Waldbach, der über hervorragendes Geſtein plätſcherte, vermehrte noch die erfriſchende Kühle. Die einſiedleriſche Heimlichkeit des Orts erfüllte mich mit Wohlbehagen und Ruhe, und während Pater Hilarius mir von allem erzählte, was ſich ſeit der Zeit in der Abtei begeben, wobei er nicht vergaß ſeine gewöhnlichen Schwänke und ſein hübſches Küchenlatein einzumiſchen, horchte ich auf die Stimmen des Waldes, der Gewäſſer, die zu mir ſprachen in tröſtenden Melodieen.

Pater Hilarius mochte mein Schweigen der bittern Sorge zuſchreiben, die mir das Geſchehene verurſachte.

Seyd, begann er, indem er mir den auf's Neue gefüllten Becher hinreichte, ſeyd guten Muths Kapellmeiſter! Ihr habt Blut vergoſſen, das iſt wahr und Blut vergießen iſt Sünde, doch distinguendum est inter et inter — Jedem iſt ſein Leben das Liebſte, er hat es einmal. Ihr habt das Eurige vertheidigt, und das verbietet die Kirche keineswegs, wie ſattſam zu erweiſen und weder unſer Hochwürdiger Herr Abt, noch irgend ein anderer Diener des Herrn wird Euch die Abſolution verſagen, ſeyd Ihr auch unverſehens in fürſtliche Eingeweide gefahren. — Ergo bibamus! — Vir sapiens non te abhorrebit Domine! — Aber theuerſter Kreisler, kehrt Ihr zurück nach Sieghartsweiler, ſo wird man Euch garſtig befragen über das cur, quomodo, quando, ubi und wollt Ihr den Prinzen des mörderiſchen Angriffs zeihen, wird man Euch glauben? Ibi jacet lepus in pipere! — Aber ſeht Kapellmeiſter, wie — doch, bibendum quid — Er leerte den vollgeſchenkten Becher und fuhr dann fort: Ja ſeht, Kapellmeiſter, wie der gute Rath kommt mit dem Bocksbeutel. — Erfahrt, daß ich mich eben zum Kloſter Allerheiligen begeben wollte, um mir von dem dortigen Präfektus Chori Muſik zu holen zu den nächſten Feſten. Ich habe die Kaſten ſchon zwei, dreimal umgekehrt, es iſt alles alt und verbraucht und was die Muſik betrifft, die Ihr uns componirt habt während Eures Aufenthalts in der Abtei, ja die iſt gar ſchön und neu, aber — nehmt mir es nicht übel, Kapellmeiſter, ſo auf kurioſe Weiſe geſetzt, daß man keinen Blick wenden darf von der Partitur. Will man nur ein bischen durch's Gitter ſchielen nach dieſer jener hübſchen Dirne unten im Schiff, gleich hat man einen Halt verfehlt oder ſonſt was, und ſchlägt einen falſchen Takt und ſchmeißt das Ganze um — Pump da liegt's und Di — di — Diedel diedel greift Bruder Jakob in die Orgeltaſten! — ad patibulum cum illis — Ich durfte alſo — doch bibamus! —

Nachdem wir beide getrunken, floß der Strom der Rede alſo weiter: Desunt die nicht da ſind und die nicht da ſind, können nicht gefragt werden, ich dächte daher, Ihr wandertet ſogleich mit mir zurück nach der Abtei, die, ſchlägt man Richtwege ein, kaum zwei Stunden von hier entfernt iſt. In der Abtei ſeyd Ihr geſichert gegen alle Nachſtellungen, contra hostium insidias, ich bringe Euch hin, als lebendige Muſik und Ihr bleibt da, ſo lange es Euch gefällt oder ſo lange Ihr es gerathen findet. Der Hochwürdige Herr Abt verſorgt Euch mit allem Nöthigen. Ihr kleidet Euch in die feinſte Wäſche und zieht das Benediktiner Gewand darüber, das Euch ſehr wohl ſtehen wird. Aber damit Ihr nicht unterwegs ausſeht, wie der wundgeſchlagene auf dem Bilde vom mitleidigen Samariter, ſo ſetzt meinen Reiſehut auf, ich werde mir den Capuſchon über die Glatze ziehn. — Bibendum quid, Liebſter!

Damit leerte er den Becher noch einmal, ſchwenkte ihn aus im nahen Waldbach, packte alles ſchnell in ſeinen Reiſeſack, drückte mir ſeinen Hut auf die Stirne und rief ganz fröhlich: Kapellmeiſter, wir dürfen nur ganz langſam und bequem einen Fuß vor den andern ſetzen und kommen doch grade an, wenn ſie läuten ad conventum conventuales, d. h. wenn der hochwürdige Abt ſich zu Tiſche ſetzt.

Ihr dürft wohl denken lieber Meiſter, daß ich gegen den Vorſchlag des fröhlichen Paters Hilarius nicht das mindeſte einzuwenden hatte, daß es mir vielmehr gar willkommen ſeyn mußte, mich an einen Ort zu begeben, der mir in ſo mancher Hinſicht ein wohlthätiges Aſyl werden konnte.

Wir ſchritten gemächlich fort unter allerlei Geſprächen und langten, ſo wie Pater Hilarius es gewollt, in der Abtei an, als man gerade die Tiſchglocke läutete.

Um vor der Hand allen Fragen zuvor zu kommen, ſagte Pater Hilarius dem Abt, daß, da er zufällig erfahren, wie ich mich in Sieghartsweiler aufhalte, er es vorgezogen, ſtatt der Muſik aus dem Kloſter Allerheiligen, lieber den Componiſten zu holen, der ja ein ganzes unerſchöpfliches Magazin von Muſik in ſich trage.

Der Abt Chryſoſtomus (mich dünkt, ich hätte Euch ſchon viel von ihm erzählt) empfing mich mit jener gemüthlichen Freude, die nur wahrhaft guter Geſinnung eigen und lobte den Entſchluß des Paters Hilarius. —

Seht mich nun, Meiſter Abraham, wie ich, umgeſchaffen zum paſſablen Benediktinermönch, in einem hohen geräumigen Zimmer des Hauptgebäudes der Abtei ſitze und emſig Veſpern und Hymnen ausarbeite, ja wie ich ſchon mitunter Gedanken notire zu einem feierlichen Hochamt, wie ſich die ſingenden und ſpielenden Brüder, die Chorknaben verſammeln, wie ich emſig Proben halte, wie ich hinter dem Gitter des Chors dirigire! In der That, ſo vergraben fühle ich mich in dieſe Einſamkeit, daß ich mich mit Tartini vergleichen möchte, der die Rache des Cardinals Cornaro fürchtend, in das Minoritenkloſter zu Aſſiſi floh, wo ihn endlich nach Jahren ein Paduaner entdeckte, der ſich in der Kirche befand und den verlornen Freund auf dem Chore erblickte, als ein Windſtoß den Vorhang, der das Orcheſter verhüllte, einige Augenblicke aufhob. — Es hätte Euch ſelbſt Meiſter! ſo mit mir gehen können wie jenem Paduaner, aber ich mußte Euch ja doch ſagen, wo ich geblieben, Ihr könntet ſonſt Wunder gedacht haben, was aus mir geworden. — Hat man vielleicht meinen Hut gefunden und ſich gewundert, daß ihm der Kopf abhanden gekommen? — Meiſter! eine beſondere wohlthätige Ruhe iſt in mein Inneres gekommen; ſollte ich vielleicht hier am Ankerplatz gelandet ſeyn! Als ich neulich an dem kleinen See, der in der Mitte des weitläuftigen Gartens der Abtei liegt, wandelte und mein Bild neben mir wandelnd im See erblickte, da ſprach ich: der Menſch, der da unten neben mir hergeht, das iſt ein ruhiger beſonnener Menſch, der nicht mehr wild umherſchwirrend in vagen unbegrenzten Räumen, die gefundene Bahn feſt hält, und es iſt ein Glück für mich, daß der Menſch kein anderer iſt, als ich ſelbſt. — Aus einem andern See ſchaute mich einſt ein fataler Doppelgänger an — Doch ſtill — ſtill von dem allen. — Meiſter, nennt mir keinen Namen — erzählt mir nichts — auch nicht einmal wen ich geſpielt — Aber von Euch ſelbſt ſchreibt mir viel — Die Brüder kommen zur Probe, ich ſchließe mein hiſtoriſches Kapitel und zugleich meinen Brief. Lebt wohl mein guter Meiſter und gedenkt meiner! ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

— In den fernen wild verwachſenen Gängen des Parks einſam wandelnd, bedachte Meiſter Abraham das Schickſal des geliebten Freundes und wie er ihn, kaum wieder gewonnen, auf's Neue verloren. Er ſah den Knaben Johannes, ſich ſelbſt in Göniönesmühl vor dem Flügel des alten Onkels, der Kleine hämmerte mit ſtolzem Blick Sebaſtian Bach's ſchwerſte Sonaten herunter mit beinahe männlicher Fauſt, er ſteckte ihm dafür eine Tüte Zuckerwerk heimlich in die Taſche — Es war ihm als ſey dies erſt wenige Tage her, und er mußte ſich verwundern, daß der Knabe eben kein anderer, als der Kreisler, der in ein wunderliches launenhaftes Spiel geheimnißvoller Verhältniße verflochten ſchien. — Aber mit dem Gedanken an jene vergangene Zeit, an die verhängnißvolle Gegenwart, ſtieg das Bild ſeines eignen Lebens vor ihm auf.

Sein Vater, ein ſtrenger eigenſinniger Mann, hatte ihn beinahe mit Zwang zu der Kunſt des Orgelbauens angehalten, die er ſelbſt trieb, wie ein gewöhnliches rohes Handwerk. Er litt nicht, daß irgend ein anderer als der Orgelbauer ſelbſt Hand anlege an das Werk, und ſo mußten die Lehrlinge geübte Tiſchler, Zinngießer u. ſ. w. werden, ehe ſie zu der inneren Mechanik gelangten. — Genauigkeit, Dauerhaftigkeit, gute Spielart des Werks galt dem Alten für alles; für die Seele, für den Ton hatte er keinen Sinn, und merkwürdig genug ſprach ſich dies aus in den Orgeln, die er baute, und denen man mit Recht einen harten ſpitzen Klang vorwarf. Nächſt dem war der Alte den kindiſchen Künſteleien verjährter Zeit ganz und gar ergeben.

So hatte er an einer Orgel die Könige David und Salomo angebracht, die während des Spiels wie vor Verwunderung die Köpfe drehten; ſo fehlte es keinem ſeiner Werke an paukenden, poſaunenden, taktirenden Engeln, mit den Flügeln ſchlagenden krähenden Hähnen u. ſ. w. Abraham konnte oft verdienten oder nicht verdienten Schlägen nicht anders entgehen, und dem Alten eine Aeußerung väterlicher Freude entlocken, als wenn er vermöge eigner Erfindungsgabe irgend eine neue Künſtelei, etwa ein ſchärfer tönendes Kickeriki herausgebracht, für den nächſten Orgelhahn. Mit angſtvoller Sehnſucht hatte Abraham die Zeit herbei gewünſcht, in der er dem Handwerks-Gebrauch gemäß auf die Wanderſchaft gehen ſollte. Endlich kam dieſe Zeit heran und Abraham verließ das väterliche Haus, um nie wieder zurückzukehren.

Auf dieſer Wanderung die er in Gemeinſchaft mit andern Geſellen, meiſtens wüſten, rohen Burſchen unternahm, ſprach er einſt ein in der Abtei St. Blaſius die im Schwarzwalde belegen und hörte dort das berühmte Orgelwerk des alten Johann Andreas Silbermann. In den vollen herrlichen Tönen dieſes Werks ging zum erſtenmal der Zauber des Wohllauts auf in ſeinem Innern, er fühlte ſich in eine andere Welt verſetzt, und von dem Augenblick an war er ganz Liebe für eine Kunſt, die er ſonſt mit Widerwillen treiben müſſen. — Nun kam ihm aber auch ſein ganzes Leben in der Umgebung, wie er es bis jetzt geführt hatte, ſo nichtswürdig vor, daß er alle Kraft aufbot ſich herauszureißen aus dem Schlamm in den er ſich verſunken glaubte. — Sein natürlicher Verſtand, ſeine Faſſungsgabe ließen ihn in der wiſſenſchaftlichen Bildung Rieſenſchritte machen und doch — fühlte er oft die Bleigewichte, die die frühere Erziehung, das Forttreiben in der Gemeinheit ihm angehängt. — Chiara, die Verbindung mit dieſem ſeltſamen geheimnißvollen Weſen, das war der zweite Lichtpunkt in ſeinem Leben, und ſo bildete beides, jenes Erwachen des Wohllauts und Chiara's Liebe einen Dualismus ſeines poetiſchen Seyns, der wohlthätig hineinwirkte in ſeine rohe aber kräftige Natur. — Kaum den Herbergen, kaum den Schenken, wo im dicken Tabacksqualm Zotenlieder ertönten, entronnen, brachte der Zufall oder vielmehr die Geſchicklichkeit in mechaniſchen Künſteleien, denen er den Anſtrich des Geheimniſſes zu geben wußte (wie der geneigte Leſer ſchon erfahren), den jungen Abraham in Umgebungen, die ihm eine neue Welt ſeyn mußten, und in denen er ewig Fremdling bleibend, ſich nur dadurch aufrecht hielt, daß er den feſten Ton behauptete, den ſeine innere Natur ihm angegeben. Dieſer feſte Ton wurde mit der Zeit immer feſter, und da er keinesweges der eines ſimplen Grobians, ſondern auf klaren geſunden Menſchenverſtand, richtige Lebensanſicht, und daraus ſich erzeugenden treffenden Spott baſirt war, ſo konnt' es nicht fehlen, daß da, wo der Jüngling ſich nur aufrecht erhalten und tolerirt worden, der Mann als ein zu fürchtendes Prinzip großen Reſpekt einflößte. Es iſt nichts leichter als gewiſſen vornehmen Leuten zu imponiren, die immer noch weiter unter dem ſtehen, wofür man ſie etwa halten mochte. Daran dachte nun Meiſter Abraham eben in dem Augenblick als er von ſeinem Spaziergange wieder an das Fiſcherhäuschen gekommen, und ſchlug eine laute herzliche Lache auf, die Luſt machte ſeiner gepreßten Bruſt.

Zur innigſten Wehmuth die ihm ſonſt wohl gar nicht eigen, hatte den Meiſter nämlich das lebhafte Andenken an den Moment in der Kirche der Abtei St. Blaſius und an die verlorne Chiara geſtimmt. „Warum, ſprach er zu ſich ſelbſt, warum blutet eben die Wunde jetzt ſo häufig, die ich längſt verharſcht glaubte, warum hänge ich jetzt leeren Träumereien nach, da es mir ſcheint als müſſe ich thätig eingreifen in das Maſchinenwerk, das ein böſer Geiſt falſch zu treiben ſcheint!“ — Der Meiſter fühlte ſich beängſtigt durch den Gedanken, daß er, ſelbſt wußte er nicht wodurch, in ſeinem eigenthümlichſten Thun und Treiben ſich gefährdet ſah, bis, wie geſagt, er im Ideengange auf die vornehmen Leute kam, über die er lachte und augenblicklich merkliche Linderung verſpürte.

Er trat in's Fiſcherhäuschen um nun Kreislers Brief zu leſen. —

In dem fürſtlichen Schloſſe hatte ſich Merkwürdiges begeben. Der Leibarzt ſprach: Wunderbar! — es geht über alle Praxis, über alle Erfahrung hinaus! — Die Fürſtin: So mußte es kommen und die Prinzeſſin iſt nicht kompromittirt! — der Fürſt: Hätt' ich's nicht ausdrücklich verboten, aber die Crapule der dienenden Eſel hat keine Ohren — Nun — der Oberforſtmeiſter ſoll dafür ſorgen, daß der Prinz kein Pulver mehr in die Hände bekommt! — die Räthin Benzon: Dank dem Himmel, ſie iſt gerettet! — Während deſſen ſchaute Prinzeſſin Hedwiga zum Fenſter ihres Schlafgemachs heraus, indem ſie dann und wann abgebrochene Akkorde anſchlug, auf derſelben

Guitarre, die Kreisler im Unmuth von ſich warf und aus Julia's Händen, wie er meinte geheiligt zurück empfing. Auf dem Sopha ſaß Prinz Ignatius und weinte und klagte: es thut weh, es thut weh, vor ihm aber Julia, die ämſig beſchäftigt war in eine kleine ſilberne Schüſſel hinein — Kartoffeln zu ſchaben.

Alles dieſes bezog ſich auf ein Ereigniß, das der Leibarzt mit vollem Recht wunderbar nannte, und über alle Praxis erhaben. Prinz Ignatius hatte ſich, wie der geneigte Leſer ſchon mehrmals erfahren, den unſchuldig tändelnden Sinn, die glückliche Unbefangenheit des ſechsjährigen Knaben erhalten und ſpielte daher gern wie dieſer. Unter anderm Spielzeuge beſaß er auch eine kleine aus Metall gegoſſene Kanone, die ihm zu ſeinem Lieblings-Spiel diente, an dem er ſich jedoch höchſt ſelten ergötzen konnte, da manche Dinge dazu gehörten, die nicht gleich zur Hand waren, nämlich einige Körner Pulver, ein tüchtiges Schrotkorn und ein kleiner Vogel. Hatte er das alles, ſo ließ er ſeine Truppen aufmarſchieren, hielt Kriegsgericht über den kleinen Vogel, der eine Rebellion angezettelt in des fürſtlichen Papas verlornem Lande, lud die Kanone und ſchoß den Vogel, den er mit einem ſchwarzen Herzen auf der Bruſt an einen Leuchter gebunden, todt, zuweilen aber auch nicht, ſo daß er mit dem Federmeſſer nachhelfen mußte, um die gerechte Strafe an dem Hochverräther zu vollſtrecken.

Fritz, des Gärtners zehnjähriger Knabe, hatte dem Prinzen einen gar hübſchen bunten Hänfling verſchafft, und dafür, wie gewöhnlich, eine Krone erhalten. Sogleich war dann aber der Prinz in die Jägerſtube geſchlichen, gerade, wie die Jäger abweſend, hatte richtig Schrotbeutel und Pulverhorn gefunden, und ſich daraus mit der nöthigen Munition verſehen. Schon wollte er mit der Exekution beginnen, die Beſchleunigung zu fordern ſchien, da der bunte zwitſchernde Rebell alle nur möglichen Mittel verſuchte zu entwiſchen, als es ihm einfiel, daß er der Prinzeſſin Hedwiga, die jetzt ſo artig geworden, durchaus nicht die Luſt verſagen dürfe, bei der Hinrichtung des kleinen Hochverräthers gegenwärtig zu ſeyn. Er nahm alſo den Kaſten, worin ſeine Armee befindlich, unter den einen, die Kanone unter den andern Arm, den Vogel aber in die hohle Hand und ſchlich, da es ihm von dem Fürſten unterſagt worden, die Prinzeſſin zu ſehen, leiſe, leiſe nach Hedwiga's Schlafgemach, wo er ſie in dem fortdauernden ka-

kataleptiſchen Zuſtande, auf dem Ruhebette angekleidet liegend fand. Schlimm, und wie man ſehen wird, zugleich gut war es, daß die Kammerfrau die Prinzeſſin eben verlaſſen.

Ohne Weiteres band nun der Prinz den Vogel an einen Leuchter, ließ die Armee in Reihe und Glied treten, und lud die Kanone, dann hob er die Prinzeſſin vom Ruhebette, ließ ſie an den Tiſch treten und erklärte, daß ſie jetzt den kommandirenden General vorſtelle, er ſeiner Seits bleibe der regierende Fürſt und brenne nebenher die Artillerie ab, welche den Rebellen tödte. — Ueberfluß an Munition hatte den Prinzen verführt und er nicht allein das Geſchütz überladen, ſondern auch Pulver rund umher auf den Tiſch verſtreut. So wie er das Stück abprotzte, gab es nicht allein einen ungewöhnlichen Knall, ſondern das umher geſtreute Pulver flog auch auf, und verbrannte ihm tüchtig die Hand, ſo daß er laut aufſchrie, und gar nicht einmal bemerkte, daß die Prinzeſſin in dem Augenblick der Exploſion hart zu Boden geſtürzt war. Der Schuß hallte durch die Corridors, alles ſtürzte Unglück ahnend herbei und ſelbſt Fürſt und Fürſtin drängten ſich, alle Etiquette im jähen Schreck vergeſſend, mit der Dienerſchaft durch die Thüre hinein. Die Kammerfrauen hoben die Prinzeſſin von dem Boden und legten ſie auf das Ruhebett, während man nach dem Leibarzt, nach dem Chirurgus lief. Der Fürſt erſah aus den Anſtalten auf dem Tiſche ſehr bald was geſchehen, und ſprach zum Prinzen, der entſetzlich ſchrie und lamentirte, mit zornfunkelnden Augen: Sieht er Ignaz! das kommt von ſeinen dummen kindiſchen Fazen. Laß' er ſich Brandſalbe auflegen und heul er nicht, wie ein Straßenjunge! — Mit einem Birkenreiß — ſollt — Hint — die bebenden Lippen ließen keine Deutlichkeit der Sprache zu, der Fürſt wurde unverſtändlich und verließ gravitätiſch das Zimmer. Tiefes Entſetzen hatte die Dienerſchaft erfaßt, denn erſt zum drittenmal redete der Fürſt den Prinzen an mit Er und Ignaz, und jedesmal bewies es den wildeſten, ſchwer zu ſühnenden Zorn.

Als der Leibarzt erklärte, die Kriſis ſey eingetreten, und er hoffe, daß der bedrohliche Zuſtand der Prinzeſſin nun bald vorüber und ſie völlig geneſen werde, ſprach die Fürſtin mit weniger Theilnahme, als man wohl denken ſollte: Dieu soit loué, man gebe mir weitere Nachricht. Den weinenden Prinzen ſchloß ſie aber zärtlich in ihre Arme, tröſtete ihn mit ſüßen Worten und folgte dann dem Fürſten.

Indeſſen war die Benzon, die im Sinn gehabt, mit Julien die unglückliche Hedwiga zu ſehen, im Schloſſe angekommen. Kaum hörte ſie was geſchehen, als ſie hinaufeilte nach dem Zimmer der Prinzeſſin, zuflog auf das Ruhebette, niederkniete, Hedwiga's Hand faßte und ihr ſtarr in die Augen blickte, während Julia heiße Thränen vergoß wähnend, daß wohl der Todesſchlaf über die Herzensfreundin kommen werde. Da holte Hedwiga tief Athem und ſprach mit dumpfer kaum vernehmlicher Stimme: Iſt er todt? — Sogleich hielt Prinz Ignatius ein mit Weinen trotz ſeines Schmerzes und erwiederte in voller Freude über die gelungene Exekution lachend und kichernd: Ja ja — Prinzeſſin Schweſter, ganz todt, gerade durch das Herz geſchoſſen. — „Ja, ſprach die Prinzeſſin weiter, indem ſie die Augen, die ſie aufgeſchlagen, wieder ſinken ließ, ja ich weiß es. Ich ſah den Blutstropfen, der aus dem Herzen quoll, aber er fiel in meine Bruſt und ich erſtarrte zu Criſtall und er nur lebte in dem Leichnam!“ „Hedwiga, begann die Räthin leiſe und zärtlich, Hedwiga, erwachen Sie aus böſen unglücklichen Träumen. Hedwiga erkennen Sie mich?“ Die Prinzeſſin winkte ſanft mit der Hand, als wolle ſie verlaſſen ſeyn. Hedwiga, fuhr die Benzon fort, Julia iſt hier. Ein Lächeln ſchimmerte auf Hedwiga's Wangen. Julia beugte ſich über ſie hin, drückte einen leiſen Kuß auf die erblaßten Lippen der Freundin. Da lispelte Hedwiga kaum hörbar: Es iſt nun alles vorüber, in wenigen Minuten bin ich ganz erkräftigt, ich fühl es. —

Niemand hatte ſich bis jetzt um den kleinen Hochverräther bekümmert, der mit zerfleiſchter Bruſt auf dem Tiſch lag. Nun fiel er Julien in's Auge und erſt in dem Augenblick wurde ſie auch inne, daß Prinz Ignatius wieder das abſcheuliche ihr verhaßte Spiel geſpielt. Prinz, ſprach ſie, indem ihre Wangen ſich hoch rötheten, Prinz, was hat Ihnen der arme Vogel gethan, daß Sie ihn ohne Erbarmen tödten hier im Zimmer? — Das iſt ein recht einfältiges grauſames Spiel. Sie haben mir längſt verſprochen es zu laſſen, und doch nicht Wort gehalten — Aber! thun Sie es noch einmal, niemals ordne ich mehr Ihre Taſſen, oder lehre Ihre Püppchen reden, oder erzähle Ihnen die Geſchichte vom Waſſerkönig! „Nicht böſe ſeyn, wimmerte der Prinz, nicht böſe ſeyn, Fräulein Julia! Aber es war ein bunter Erzſchelm. Er hatte allen Soldaten heimlich die Rockſchöße abgeſchnitten, und überdem eine Rebellion angezettelt. Ach es thut weh — es thut weh!“ — Die Benzon blickte den Prinzen, dann Julien an, mit ſeltſamem Lächeln, dann rief ſie: Was das für ein Wehklagen iſt über ein paar verbrannte Finger! — Aber es iſt wahr, der Chirurgus wird ewig mit ſeiner Brandſalbe nicht fertig. Doch hilft ein gemeines Hausmittel auch wohl ungemeinen Leuten. Man ſchaffe rohe Kartoffeln herbei! — Sie ſchritt nach der Thüre, aber wie plötzlich von irgend einem Gedanken erfaßt, blieb ſie ſtehen, kehrte um, ſchloß Julien in die Arme, küßte ſie auf die Stirne und ſprach: Du biſt mein gutes liebes Kind, und wirſt immer das ganz ſeyn, was du ſeyn ſollſt! — Hüte dich nur vor überſpannten wahnſinnigen Thoren und verſchließe dein Gemüth dem böſen Zauber ihrer verlockenden Reden! — Damit warf ſie noch einen forſchenden Blick auf die Prinzeſſin, die ſanft und ſüß zu ſchlummern ſchien, und verließ das Zimmer.

Der Chirurgus trat hinein mit einem ungeheuren Pflaſter in den Händen, unter vielen Betheurungen verſichernd, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit gewartet in den Zimmern des gnädigſten Prinzen, da er nicht vermuthen können, daß er in dem Schlafgemach der gnädigſten Prinzeſſin. — Er wollte mit dem Pflaſter los auf den Prinzen, die Kammerfrau, die ein paar ſtattliche Kartoffeln auf einer ſilbernen Schüſſel herbeigebracht, vertrat ihm aber den Weg und verſicherte, daß für Verletzungen durch Brand geſchabte Kartoffeln das allerbeſte Mittel wären. Und ich, fiel Julia der Kammerfrau in's Wort, indem ſie ihr die ſilberne Schüſſel abnahm, und ich ſelbſt will für Sie, mein Prinzchen, das Pflaſter gar fein bereiten.

„Gnädigſter Herr, ſprach der Chirurg erſchrocken: Bedenken Sie! — ein Hausmittel für verbrannte Finger eines hohen fürſtlichen Herrn! — Die Kunſt — die Kunſt ſoll — muß hier allein helfen!“ Er wollte von neuem auf den Prinzen los, der prallte aber zurück und rief: Weg da, weg da! Fräulein Julia ſoll mir das Pflaſter bereiten, die Kunſt ſoll ſich zum Zimmer hinausſcheeren!

Die Kunſt empfahl ſich ſammt ihrem wohlpräparirten Pflaſter, indem ſie giftige Blicke auf die Kammerfrau warf.

Stärker und ſtärker hörte Julia die Prinzeſſin athmen, doch wie ſtaunte ſie als —

(M. f. f.) — einſchlafen. Hin und her wälzte ich mich auf meinem Lager; ich verſuchte alle nur mögliche Stellungen. Bald ſtreckte ich mich lang aus, bald wickelte ich mich rund zuſammen, ließ den Kopf auf den weichen Pfoten ruhen und ringelte den Schweif zierlich um mich herum, ſo daß er die Augen bedeckte, bald warf ich mich auf die Seite, ließ die Pfoten wegſtarren vom Leibe, den Schweif in lebloſer Gleichgültigkeit hinabhängen vom Lager. Alles — alles vergebens! — Wirrer und wirrer wurden Vorſtellungen, Gedanken, bis ich endlich in jenes Delirium fiel, das kein Schlaf, ſondern ein Kampf zwiſchen Schlafen und Wachen zu nennen, wie Moritz, Davidſohn, Nudow, Tiedemann, Wienholt, Reil, Schubert, Kluge und andere phyſiologiſche Schriftſteller, die über Schlaf und Traum geſchrieben und die ich nicht geleſen, mit Recht behaupten.

Die helle Sonne ſchien in des Meiſters Zimmer hinein, als ich aus dieſem Delirium, aus dieſem Kampf zwiſchen Schlafen und Wachen, wirklich zum klaren Bewußtſeyn erwachte. Aber welch' ein Bewußtſeyn, welch' ein Erwachen. — O Katerjüngling, der du dieſes lieſeſt, ſpitze die Ohren und lies aufmerkſam, daß dir die Moral nicht entwiſche! — Nimm dir zu Herzen, was ich über einen Zuſtand ſage, deſſen unnennbare Troſtloſigkeit ich dir nur mit ſchwachen Farben ſchildern kann. — Nimm dir dieſen Zuſtand, wiederhole ich, zu Herzen und dich ſelbſt möglichſt in Acht, wenn du zum erſten Mal in einer Katzburſchen-Geſellſchaft Katzpunſch genießeſt. Nippe mäßig und berufe dich, will man das nicht leiden, auf mich und meine Erfahrung, der Kater Murr ſey deine Autorität, die jeder, hoff' ich, anerkennen und gelten laſſen wird.

Nun alſo! — Was zuvörderſt mein phyſiſches Befinden betrifft, ſo fühlte ich mich nicht allein matt und elend, ſondern was mir ganz beſondere Qualen ſchuf, war ein gewiſſer kecker abnormer Anſpruch des Magens, der eben ſeiner Abnormität halber nicht durchzuſetzen war und einen unnützen Rumor im Innern verurſachte, an dem ſogar die afficirten Ganglien Theil nahmen, die in ewigem phyſiſchen Wollen und Nichtvermögen krankhaft zitterten und bebten. — Es war ein heilloſer Zuſtand! —

Aber beinahe noch empfindlicher war die pſychiſche Affection. Mit der bittern Reue und Zerknirſchung eines Geſtern halber, das ich doch eigentlich gar nicht für tadelnswerth achten konnte, kam eine troſtloſe Gleichgültigkeit in meine Seele gegen alles irdiſche Wohl! — Ich verachtete alle Güter der Erde, alle Gaben der Natur, Weisheit, Verſtand, Witz u. ſ. w. Die größten Philoſophen, die geiſtreichſten Dichter galten mir nicht höher, als Lumpenpuppen, ſogenannte Hanſemänner und was das Aergſte war, auf mich ſelbſt dehnte ſich jene Verachtung aus und ich glaubte zu erkennen, daß ich nichts ſey, als ein ganz gewöhnlicher miſerabler Mauſekatz! — Niederſchlagenderes giebt es nicht! Der Gedanke, daß ich in dem größten Jammer befangen, daß die ganze Erde überhaupt ein Jammerthal ſey, vernichtete mich in namenloſem Schmerz. — Ich kniff die Augen zu und weinte ſehr! —

„Du haſt geſchwärmt, Murr, und nun iſt dir miſerabel zu Muthe? — Ja ja, ſo gehts! — Nun ſchlaf' nur aus alter Junge, dann wird's beſſer werden!“ — So rief der Meiſter mir zu, als ich das Frühſtück ſtehen ließ und einige Schmerzenstöne von mir gab. Der Meiſter! — o Gott er wußte nicht, er kannte nicht meine Leiden! — er ahnte nicht, wie Burſchenthum und Katzpunſch wirkt auf ein zartfühlendes Gemüth! —

Es mochte Mittag ſeyn, noch hatte ich mich nicht vom Lager gerührt, als plötzlich, der Himmel weiß wie er ſich hinein zu ſchleichen gewußt, Bruder Muzius vor mir ſtand. — Ich klagte ihm meinen unſeligen Zuſtand, ſtatt aber, wie ich gehofft, mich zu bedauern, mich zu tröſten, ſchlug er eine unmäßige Lache auf und rief: „Hoho, Bruder Murr, es iſt weiter nichts als die Kriſis, der Uebergang von unwürdiger philiſtriger Knabenſchaft zum würdigen Burſchenthum, die dich glauben läßt, daß du krank biſt und elend. Du biſt das edle Commerſchiren noch nicht gewohnt! — Aber thu mir den Gefallen und halte das Maul und klage nicht etwa dem Meiſter dein Leiden. Unſer Geſchlecht iſt überdem ſchon verrufen genug dieſer Scheinkrankheit halber und der ſchmähſüchtige Menſch hat ihr einen Namen gegeben, der ſich auf uns bezieht und den ich nicht wiederholen mag. Aber raffe dich auf, nimm dich zuſammen, komm mit mir, die friſche Luft wird dir wohl thun und dann mußt du vor allen Dingen Haare auflegen. Komm nur, du wirſt ſchon praktiſch erfahren, was das heißt.“

Bruder Muzius übte ſeit der Zeit, als er mich dem Philiſterthum entriſſen, eine unbedingte Herrſchaft über mich aus; ich mußte thun, was er wollte. Mühſam ſtand ich daher auf von meinem Lager, dehnte mich, ſo gut es bei den erſchlafften Gliedern gehen wollte und folgte dem treuen Bruder auf's Dach. Wir ſpazierten einigemal auf und nieder und in der That, mir wurde etwas wohler, friſcher zu Muthe. Dann führte mich Bruder Muzius hinter den Schornſtein und hier mußte ich, wollte ich mich auch dagegen ſträuben, zwei, drei Schnäpschen reine Heringslake nehmen. Dies waren die Haare, die ich, nach Muzius Ausdruck, auflegen ſollte. — O wunderbarer als wunderbar war die draſtiſche Wirkung dieſes Mittels! Was ſoll ich ſagen? — Des Magens abnorme Anſprüche ſchwiegen, der Rumor war geſtillt, das Ganglienſyſtem beruhigt, das Leben wieder ſchön, ich ſchätzte das irdiſche Wohl, die Wiſſenſchaft, die Weisheit, den Verſtand, den Witz u. ſ., ich war mir ſelbſt wiedergegeben, ich war wieder der herrliche höchſt excellente Kater Murr! — O Natur Natur! Kann es denn geſchehen, daß ein paar Tropfen, die der leichtſinnige Kater genießt in unzähmbarer freier Willkühr, Rebellion zu erwecken vermögen gegen dich, gegen das wohlthätige Prinzip, das du mit mütterlicher Liebe in ſeine Bruſt gepflanzt haſt und nach dem er überzeugt ſeyn muß, daß die Welt mit ihren Freuden, als da ſind Bratfiſche, Hühnerknochen, Milchbrei ꝛc. die beſte ſey und er das allerbeſte in dieſer Welt, da ihre Freuden nur für ihn und ſeinethalber geſchaffen ſind? — Aber — ein philoſophiſcher Kater erkennt das, es iſt tiefe Weisheit darin — jener troſtloſe ungeheure Jammer iſt nur das Gegengewicht, das die zum Forttreiben in der Bedingung des Seyns nöthige Reaktion bewirkt und ſo iſt derſelbe (der Jammer nämlich) in dem Gedanken des ewigen Weltalls begründet! — Legt Haare auf, Katerjünglinge! und tröſtet euch dann mit dieſem philoſophiſchen Erfahrungsſatz eures gelehrten, ſcharfſinnigen Standesgenoſſen.

Es genügt zu ſagen, daß ich nun manche Zeit hindurch ein friſches frohes Burſchenleben führte auf den Dächern rings umher, in Compagnie mit Muzius und andern kreuzbraven, biderben fidelen Jungen, weißen, gelben und bunten. Ich komme zu einer wichtigern Begebenheit meines Lebens, die nicht ohne Folgen blieb.

Als ich nämlich einmal bei dem Anbruch der Nacht, im Schimmer des hellen Mondſcheins, mit dem Bruder Muzius zu einer Kneiperei, die die Burſchen angeordnet, gehen wollte, begegnete mir jener ſchwarz, grau, gelbe Verräther, der mir meine Miesmies geraubt. Wohl konnt es ſeyn, daß ich bei dem Anblick des verhaßten Nebenbuhlers, dem ich noch dazu ſchändlicher Weiſe unterliegen müſſen, etwas ſtutzte. Er ging indeſſen hart an mir vorbei, ohne mich zu grüßen, und es wollte mich bedünken als lächle er mich verhöhnend an, im Gefühl der Uebermacht, die er über mich gewonnen. Ich dachte an die verlorne Miesmies, an die erhaltenen Prügel, das Blut kochte mir in den Adern! Muzius bemerkte meine Aufwallung und da ich ihm mittheilte, was ich bemerkt zu haben glaubte, ſo ſprach er: Du haſt Recht, Bruder Murr. Der Kerl ſchnitt ſolch ein ſchiefes Geſicht und trat dabei ſo keck auf: am Ende wollte er dich wirklich tuſchiren. — Nun das wollen wir bald erfahren. Irre ich nicht, ſo hat der bunte Philiſter hier in der Nähe eine neue Liebſchaft angeſponnen, er ſchleicht alle Abende hier auf dieſem Dache umher. Warten wir ein wenig, vielleicht kommt der Monſieur bald zurück und da kann ſich ja wohl das Uebrige bald finden.

In der That dauerte es nicht lange, ſo kam der Bunte wieder trotzig zurück und maß ſchon von weitem mich mit verächtlichen Blicken. Ich trat ihm herzhaft und keck entgegen, wir gingen ſo hart an einander vorüber, daß unſere Schweife ſich unſanft berührten. Sogleich blieb ich ſtehen, drehte mich um und ſprach mit feſter Stimme: Mau! — Er blieb ebenfalls ſtehen, drehte ſich um und erwiederte trotzig: Mau! — Dann ging ein jeder ſeinen Weg.

„Das war Tuſch, rief Muzius ganz zornig aus, ich werde den bunten trotzigen Kerl morgen coramiren.“

Muzius begab ſich den andern Morgen zu ihm hin und fragte ihn in meinem Namen: ob er meinen Schweif berührt? Er ließ mir erwiedern: er hätte meinen Schweif berührt. Darauf ich: habe er meinen Schweif berührt, ſo müſſe ich das für Tuſch nehmen. Darauf er: ich könne es nehmen wie ich wollte. Darauf ich: ich nehme es für Tuſch. Darauf er: ich ſey gar nicht im Stande zu beurtheilen was Tuſch ſey. Darauf ich: ich wiſſe das ſehr gut und beſſer als er. Darauf er: ich ſey nicht der Mann dazu, daß er mich tuſchiren ſolle. Darauf ich nochmals: ich nehme es aber für Tuſch. Darauf er: ich ſey ein dummer Junge. Darauf ich, um mich in Avantage zu ſetzen: wenn ich ein dummer Junge ſey, ſo ſey er ein niederträchtiger Spitz! — Dann kam die Ausforderung.

(Randgloſſe des Herausgebers. O Murr! mein Kater. Entweder hat ſich der Ehrenpunkt ſeit Shakſpear's Zeit nicht geändert oder ich ertappe dich auf einer ſchriftſtelleriſchen Lüge. Das heißt, auf einer Lüge, die dazu dienen ſoll, der Begebenheit, die du erzählſt, mehr Glanz und Feuer zu geben! — Iſt die Art, wie es zum Duell mit dem bunten Penſionair kam, nicht die rein ausgeſprochene Parodie von Probſteins ſiebenmal zurückgeſchobener Lüge in: Wie es euch gefällt? Finde ich nicht in deinem angeblichen Duell-Prozeß die ganze Stufenleiter von dem höflichen Beſcheid, dem feinen Stich, der groben Erwiederung, der beherzten Abfertigung, bis zum trotzigen Widerſpruch und kann es dich wohl einigermaßen retten, daß du anſtatt mit der bedingten und offenbaren Lüge, mit ein paar Schimpfreden ſchließeſt? — Murr! mein Kater! die Rezenſenten werden über dich herfallen, aber bewieſen haſt du doch wenigſtens, daß du den Shakſpear mit Verſtand und Nutzen geleſen und das entſchuldigt Vieles.)

Aufrichtig geſtanden fuhr es mir doch etwas in die Glieder, als ich die Ausforderung erhielt, die auf den Kratz lautete. Ich dachte daran wie übel mich der bunte Verräther zugerichtet hatte, als von Eiferſucht und Rache getrieben, ich ihn angriff, und wünſchte wenigſtens die Avantage, zu der mir Freund Muzius verholfen, hinweg. Muzius mochte gewahren, daß ich beim Leſen des blutfordernden Handbillets erblaßte und überhaupt meine Seelenſtimmung bemerken. „Bruder Murr, ſprach er, mir ſcheint, als ob dir das erſte Duell, das du beſtehen ſollſt, etwas in die Glieder fuhre?" — Keinen Anſtand nahm ich dem Freunde mein ganzes Herz zu öffnen, ihm zu ſagen, was meinen Muth erſchütterte.

„O mein Bruder, ſprach Muzius, o mein geliebter Bruder Murr! Du vergiſſeſt, daß damals, als der übermüthige Frevler dich ausprügelte auf ſchnöde Weiſe, du noch ein blutjunger Neuling und kein wackrer, tüchtiger Burſche warſt, wie jetzt. Auch war dein Kampf mit dem Bunten kein ordentliches Duell nach Regel und Recht, ja nicht einmal ein Rencontre zu nennen, ſondern nichts weiter als eine philiſtermäßige Balgerei, die unanſtändig iſt für jeden Katzburſch. Merk' dir's, Bruder Murr, daß der auf unſre beſondre Gaben neidiſche Menſch uns die Neigung vorwirft, uns auf ehrwidrige beſchimpfende Weiſe zu prügeln und fällt unter ſeinem Geſchlecht dergleichen vor, dies mit dem Schimpf- und Spottnamen: Katzbalgerei, bezeichnet. Schon darum wird und muß ein ordentlicher Kater, der Ehre im Leibe hat und auf gute Sitten hält, jedes böſe Rencontre der Art vermeiden; er beſchämt den Menſchen, der unter gewiſſen Umſtänden ſehr geneigt iſt, zu prügeln und geprügelt zu werden. — Alſo, geliebter Bruder, laß alle Furcht und Scheu fahren, bewahre dein tapfres Herz und ſey überzeugt, daß du im ordentlichen Duell genugſame Rache für alle erfahrne Unbill nehmen und den bunten Gecken dermaßen zerkratzen kannſt, daß er das dumme Liebeln und alberne Daherſtolziren wohl auf einige Zeit laſſen wird. — Doch halt! — Eben will mich bedünken, daß nach dem, was zwiſchen euch vorgefallen, der Zweikampf auf den Kratz keinen genügenden Ausſchlag geben kann, daß ihr euch vielmehr auf entſcheidendere Weiſe, nämlich auf den Biß ſchlagen müßt. — Wir wollen die Meinung der Burſchen hören!" —

Muzius trug in einer ſehr wohlgeſetzten Rede den Fall, der ſich mit mir und dem Bunten ereignet, der Burſchenverſammlung vor. Alle ſtimmten dem Redner bei und ich ließ daher dem Bunten durch Muzius ſagen: ich nehme die Ausforderung zwar an, könnte und würde bei der Schwere der erlittenen Beſchimpfung mich aber nicht anders ſchlagen, als auf den Biß. Der Bunte wollte zwar Einwendungen machen, vorſchützen, er habe ſtumpfe Zähne u. ſ. w.; da aber Muzius ihm nach ſeiner ernſten und feſten Weiſe erklärte, daß hier nur durchaus von dem entſcheidenderen Duell auf den Biß die Rede ſeyn könne, und daß, wenn er dies nicht eingehen wolle, er den niederträchtigen Spitz auf ſich ſitzen laſſen mußte, entſchloß er ſich zu dieſem Duell auf den Biß — Die Nacht, in der der Zweikampf vor ſich gehen ſollte, kam heran. Ich ſtellte mich auf dem Dache des Hauſes, das an der Grenze des Reviers lag, mit Muzius um die beſtimmte Stunde ein. Auch mein Gegner kam bald mit einem ſtattlichen Kater, der beinahe bunter gefleckt war und noch viel trotzigere keckere Züge im Antlitz trug als er ſelbſt. Er war, wie wir vermuthen konnten, ſein Sekundant; beide hatten verſchiedene Feldzüge als Kameraden zuſammen gemacht und befanden ſich auch beide bei der Eroberung des Speichers, die dem Bunten den Orden des gebrannten Specks erwarb. Außerdem hatte ſich, wie ich nachher erfuhr, auf des um- und vorſichtigen Muzius Anlaß eine kleine lichtgraue Katze eingefunden, die ſich ganz außerordentlich auf Chirurgie verſtehen und die ſchlimmſten gefährlichſten Wunden zweckmäßig behandeln und in kurzer Zeit heilen ſollte. — Es wurde noch verabredet, daß der Zweikampf in drei Sprüngen ſtattfinden und falls bei dem dritten Sprunge noch nichts entſcheidendes geſchehen, weiter beſchloſſen werden ſollte, ob das Duell in neuen Sprüngen fortzuſetzen, oder die Sache als abgemacht anzuſehen. Die Sekundanten maßen die Schritte aus, und wir ſetzten uns gegenüber in Poſitur. Der Sitte gemäß erhoben die Sekundanten ein Zetergeſchrei, und wir ſprangen auf einander los.

Im Augenblick hatte mein Gegner, indem ich ihn faſſen wollte, mein rechtes Ohr gepackt, das er dermaßen zerbiß, daß ich wider Willen laut aufſchrie. „Auseinander!“ rief Muzius. Der Bunte ließ ab, wir gingen in die Poſition zurück.

Neues Zeter der Sekundanten, zweiter Sprung. Nun glaubte ich meinen Gegner beſſer zu faſſen, aber der Verräther duckte ſich und biß mich in die linke Pfote, daß das Blut in dicken Tropfen hervorquoll. — „Auseinander!“ rief Muzius zum zweitenmal. „Eigentlich, ſprach der Sekundant meines Gegners ſich zu mir wendend, eigentlich iſt nun die Sache ausgemacht, da Sie mein Beſter durch die bedeutende Wunde an der Pfote hors de combat geſetzt ſind.“ Doch Zorn, tiefer Ingrimm ließen mich keinen Schmerz fühlen und ich entgegnete, daß es ſich bei dem dritten Sprunge finden würde, in wiefern es mir an Kraft gebräche und die Sache als abgemacht anzuſehen. „Nun, ſprach der Sekundant mit höhniſchem Lachen, nun, wenn Sie denn durchaus von der Pfote Ihres Ihnen überlegenen Gegners fallen wollen, ſo geſchehe Ihr Wille!“ — Doch Muzius klopfte mir auf die Schulter und rief: Brav, brav mein Bruder Murr, ein echter Burſche achtet ſolch' einen Riß nicht! — Halt dich tapfer!

Zum drittenmal Zeter der Sekundanten, dritter Sprung! — Meiner Wuth ungeachtet hatte ich die Liſt meines Gegners gemerkt, der immer etwas ſeitwärts ſprang, weshalb ich ihn fehlte, während er mich mit Sicherheit packte. — Diesmal nahm ich mich in Acht, ſprang auch ſeitwärts und als er mich zu faſſen glaubte, hatte ich ihn ſchon dermaßen in den Hals gebiſſen, daß er nicht ſchreien, nur ſtöhnen konnte. „Auseinander!“ rief jetzt der Sekundant meines Gegners. Ich ſprang ſogleich zurück, der Bunte ſank aber ohnmächtig nieder, indem das Blut reichlich aus der tiefen Wunde hervorquoll. Die hellgraue Katze eilte ſogleich auf ihn zu und bediente ſich, um vor dem Verbande das Blut einigermaßen zu ſtillen, eines Hausmittels, das, wie Muzius verſicherte, ihr ſtets zu Gebote ſtand, da ſie es immer bei ſich führte. Sie goß nämlich ſofort eine Flüſſigkeit in die Wunde und beſprengte überhaupt den Ohnmächtigen ganz und gar damit, die ich ihres ſcharfen beizenden Geruchs halber für ſtark und kräftig wirkend halten mußte. Thedenſche Arquebuſade war es nicht, auch nicht Eau de Cologne. — Muzius drückte mich feurig an ſeine Bruſt und ſprach: Bruder Murr, du haſt deine Ehrenſache ausgefochten, wie ein Kater, dem das Herz auf dem rechten Flecke liegt. — Murr du wirſt dich erheben zur Krone des Burſchenthums, du wirſt keinen Makel dulden und ſtets bei der Hand ſeyn, wenn es darauf ankommt unſre Ehre zu erhalten. — Der Sekundant meines Gegners, der ſo lange dem hellgrauen Chirurgus beigeſtanden, trat nun trotzig auf und behauptete, daß ich im dritten Gange gegen den Comment gefochten. Da ſetzte ſich aber Bruder Muzius in Poſitur und erklärte mit funkelnden Augen und hervorgeſtreckten Krallen, daß der, der ſolches behaupte, es mit ihm zu thun habe, und daß die Sache gleich auf der Stelle ausgemacht werden könne. Der Sekundant hielt es für gerathen, nichts weiter darauf zu erwiedern, ſondern packte ſtillſchweigend den wunden Freund, der was weniges zu ſich ſelbſt gekommen, auf den Rücken und marſchirte mit ihm ab durch die Dachluke. Der aſchgraue Chirurgus fragte an, ob er meiner Wunden halber mich auch etwa mit ſeinem Hausmittel bedienen ſolle. Ich lehnte das aber ab, ſo ſehr mich auch Ohr und Pfote ſchmerzten, ſondern machte mich im Hochgefühl des errungenen Sieges, der gekühlten Rache für Miesmies Entführung und erhaltene Prügel, auf den Weg nach Hauſe.

Für dich, o Katerjüngling! habe ich mit gutem Bedacht die Geſchichte meines erſten Zweikampfs ſo umſtändlich aufgeſchrieben. Außerdem daß dich dieſe merkwürdige Geſchichte über den Ehrenpunkt belehrt ganz und gar, ſo kannſt du auch noch manche für das Leben höchſt nöthige und nützliche Moral daraus ſchöpfen. Wie z. B. daß Muth und Tapferkeit gar nichts ausrichten gegen Finten und daß daher das genaue Studium der Finten unerläßlich iſt, um nicht zu Boden getreten zu werden, ſondern ſich aufrecht zu erhalten. Chi no ſe ajuta, ſe negu, ſagt Brighella in Gozzis glücklichem Bettler und der Mann hat Recht, vollkommen Recht. — Sieh das ein, Katerjüngling und verachte keineswegs Finten, denn in ihnen liegt, wie im reichen Schacht, die wahre Lebensweisheit verborgen.

— Als ich herab kam, fand ich des Meiſters Thür verſchloſſen und mußte daher mit der Strohmatte, die davor lag, als Nachtlager vorlieb nehmen. Die Wunden hatten mir einen ſtarken Blutverluſt verurſacht und mir wurde in der That etwas ohnmächtig zu Muthe. Ich fühlte mich ſanft fortgetragen. Es war mein guter Meiſter, der (ich mochte wohl ohne es zu wiſſen etwas gewinſelt haben) mich vor der Thür gehört, aufgemacht und meine Wunden bemerkt hatte. „Armer Murr, rief er, was haben ſie mit dir gemacht? das hat tüchtige Biſſe gegeben — nun ich hoffe, du wirſt deinen Gegnern nichts geſchenkt haben!“ „Meiſter, dachte ich, wenn du wüßteſt!“ und auf's Neue fühlte ich mich von dem Gedanken des vollſtändig erfochtenen Sieges, der Ehre, die ich mir gewonnen, gar mächtig erhoben. — Der gute Meiſter legte mich auf mein Lager, holte aus dem Schrank eine kleine Büchſe, in der Salbe befindlich, hervor, bereitete zwei Pflaſter und legte ſie mir auf Ohr und Pfote. Ruhig und geduldig ließ ich alles geſchehen und ſtieß nur ein kleines leiſes Mrrr! aus, als der erſte Verband mich etwas ſchmerzen wollte. — „Du biſt, ſprach der Meiſter, ein kluger Kater, Murr! du verkennſt nicht wie andere launige Wildfänge deines Geſchlechts, die gute Abſicht deines Herrn. Halt dich nur ruhig und wenn es Zeit iſt, daß du die Wunde an der Pfote heil leckſt, ſo wirſt du ſchon ſelbſt den Verband löſen. Was aber das wunde Ohr betrifft, ſo kannſt du nichts dafür thun armer Geſelle und mußt das Pflaſter leiden.“

Ich verſprach das dem Meiſter und reichte zum Zeichen meiner Zufriedenheit und Dankbarkeit für ſeine Hülfe, ihm meine geſunde Pfote hin, die er wie gewöhnlich nahm und leiſe ſchüttelte, ohne ſie im mindeſten zu drücken. — Der Meiſter verſtand mit gebildeten Katern umzugehen.

Bald ſpürte ich die wohlthätige Wirkung der Pflaſter und war froh, daß ich des kleinen aſchgrauen Chirurgus fatales Hausmittel nicht angenommen. Muzius, der mich beſuchte, fand mich heiter und kräftig. Bald war ich im Stande ihm zu folgen zur Burſchenkneiperei. Man kann denken, mit welchem unbeſchreiblichen Jubel ich empfangen wurde. Allen war ich doppelt lieb geworden.

Von nun an führte ich ein köſtliches Burſchenleben und überſah es gern, daß ich dabei die beſten Haare aus dem Pelze verlor. — Doch giebt es hienieden ein Glück, das von Dauer ſeyn ſollte? Lauert bei jeder Freude, die man genießt, nicht ſchon der —

(Taf. VI.) — hohen und ſteilen Hügel, im flachen Lande hätte er für einen Berg gegolten, belegen. Ein breiter, bequemer, von duftendem Gebüſch eingeſchloſſener Weg, an deſſen beiden Seiten häufig angebrachte ſteinerne Sitze und Lauben die gaſtliche Sorge für die wandernden Pilger bewieſen, führte hinauf. Oben angekommen gewahrte man erſt die Größe und Pracht des Gebäudes, das man in der Ferne nur für eine einzeln daſtehende Kirche gehalten. Wappen, Biſchofsmütze, Krummſtab und Kreuz, über dem Thor in Stein gehauen, zeigten, daß ſonſt hier eine biſchöfliche Reſidenz geweſen und die Inſchrift: Benedictus, qui venit in nomine domini, lud fromme Gäſte ein, zum Eintritt. Aber jeder der eingetreten, blieb wohl unwillkürlich ſtehen, überraſcht, erfreut von dem Anblick der Kirche, die mit ihrer prächtigen, im Styl des Palladio erbauten Façade, mit ihren beiden hohen luftigen Thürmen in der Mitte ſtand, als Hauptgebäude, an das ſich von beiden Seiten Flügel anſchloſſen. In dem Hauptgebäude befanden ſich noch die Zimmer des Abts, in den Seitenflügeln dagegen die Wohnungen der Mönche, das Refektorium, andere Verſammlungsſäle, ſo wie auch Zimmer zur Aufnahme einkehrender Fremden. Unfern dem Kloſter lagen die Wirthſchaftsgebäude, die Meierei, das Haus des Amtmanns; tiefer im Thal umflicht aber das ſchöne Dorf Kenzheim den Hügel mit der Abtei, wie ein bunter üppiger Kranz.

Dieſes Thal breitete ſich aus bis an den Fuß des fernen Gebirges. Zahlreiche Heerden weideten in den, von ſpiegelhellen Bächen durchſchnittenen Wieſengründen, fröhlich zogen die Landleute aus den Dörfern, die hin und wieder verſtreut lagen, durch die reichen Kornfelder, jubelnder Geſang der Vögel ſcholl aus den anmuthigen Gebüſchen, ſehnſüchtiger Hörnerſchall rief herüber aus der fernen dunklen Waldung, beſchwingt mit weißen Segeln glitten ſchwer beladene Kähne auf dem breiten Fluß, der das Thal durchſtrömte, ſchnell vorüber und man vernahm die frohen Grüße der Schiffer. Ueberall üppige Fülle, reichlich geſpendeter Segen der Natur, überall reges ewig forttreibendes Leben. Die Ausſicht in die lachende Landſchaft vom Hügel herab, aus den Fenſtern der Abtei, erhob das Gemüth und erfüllte es zugleich mit innigem Wohlbehagen.

Möcht' es ſeyn, daß man den innern Schmuck der Kirche, der edlen, grandioſen Grundanlage unerachtet, bei dem vielen bunten, vergoldenen Schnitzwerk und der kleinlichen Bilderei mit Recht den Vorwurf der Ueberladung, des mönchiſchen Ungeſchmacks machen konnte, ſo fiel dafür der reine Styl, in dem die Zimmer des Abts gebaut und verziert waren, deſto mehr in's Auge. Aus dem Chor der Kirche trat man unmittelbar in einen geräumigen Saal, der zur Verſammlung der Geiſtlichen und zugleich zur Aufbewahrung der Inſtrumente und Muſikalien diente. Aus dieſem Saal führte ein langer Corridor, der eine joniſche Säulenſtellung bildete, in die Gemächer des Abts. Seidene Tapeten, auserleſene Gemälde der beſten Meiſter aus verſchiedenen Schulen, Büſten, Statuen großer Männer der Kirche, Teppiche, zierlich ausgelegte Fußböden, koſtbares Geräth, Alles deutete hier auf den Reichthum des wohl beſtellten Kloſters. Dieſer Reichthum, der in dem Ganzen herrſchte, war aber nicht jener glänzende Prunk, der das Auge blendet ohne ihm wohl zu thun und der Staunen, aber nicht Wohlbehagen erzeugt. Alles war an ſeiner rechten Stelle angebracht, nichts wollte vorzüglich die Aufmerkſamkeit für ſich allein feſſeln und die Wirkung des andern ſchwächen, und ſo dachte man nicht an die Koſtbarkeit dieſes, jenes einzelnen Schmucks, ſondern fühlte ſich von dem Ganzen gemüthlich angeregt. Das durchaus **Gehörige** in der Anordnung brachte dieſen gemüthlichen Eindruck hervor und eben das richtig entſcheidende Gefühl des Gehörigen möchte wohl das ſeyn, was man guten Geſchmack zu nennen pflegt. Das Bequeme, Wohnliche dieſer Gemächer des Abts grenzte an das Ueppige, ohne in der That üppig zu werden, und ſo durfte es keinen Anſtoß geben, daß ein Geiſtlicher alles dies ſelbſt angeordnet und herbeigeſchafft. Der Abt Chryſoſtomus hatte, als er vor wenigen Jahren nach Kanzheim kam, die abteiliche Wohnung einrichten laſſen, wie ſie ſich jetzt fand und ſein ganzer Charakter, ſeine ganze Art zu ſeyn, ſprach ſich ſchon lebhaft aus in dieſer Einrichtung, ehe man ihn ſelbſt ſah und bald die hohe Stufe ſeiner geiſtigen Bildung gewahrte. Noch in den vierziger Jahren, groß, wohlgebaut, geiſtreichen Ausdruck im männlich ſchönen Antlitz, Anmuth und Würde im ganzen Betragen, flößte der Abt jedem, der ſich ihm nahte, die Ehrfurcht ein, die ſein Stand forderte. Eifriger Kämpfer für die Kirche, raſtloſer Verfechter der Rechte ſeines Ordens, ſeines Kloſters, ſchien er doch nachgiebig und duldſam. Aber eben dieſe ſcheinbare Nachgiebigkeit war eine Waffe, die er wohl zu führen und damit jeden Widerſtand, ſelbſt den be-

[illegible] Gewalt zu bringen wußte. Durfte man denn auch glauben, daß hinter einfachen ſalbungsreichen Worten, die aus dem innerſten Herzen zu kommen ſchienen, ſich mönchiſche Schlauheit verberge, ſo erkannte man nur die Gewandtheit eines eminenten Geiſtes, der in die tiefern Verhältniſſe der Kirche eingedrungen. Der Abt war ein Zögling der Propaganda in Rom. — Selbſt gar nicht geneigt den Annehmlichkeiten des Lebens zu entſagen, in ſofern ſie mit geiſtlicher Sitte und Ordnung verträglich, ließ er ſeinen zahlreichen Untergebenen alle Freiheit, die ſie nur nach ihrem Stande fordern konnten. So kam es denn, daß während einige bleiche, jener Wiſſenſchaft ergeben, in einſamer Zelle ſtudirten, andere luſtig umherſchwärmten in dem Park der Abtei und ſich erluſtigten im heitern Geſpräch, während einige zu ſchwärmeriſcher Andacht geneigt, faſteten und ihre Zeit hinbrachten in ſtetem Gebet, andere ſich es wohl ſchmecken ließen an der wohlbeſetzten Tafel und ihre religiöſen Uebungen auf die Ordensregel beſchränkten, während einige die Abtei nicht verlaſſen mochten, andere ſich auf weitern Weg begaben, auch wohl, kam die Zeit heran, die lange Prieſterkutte vertauſchten mit dem kurzen Jägerrock und ſich als wackre Waidmänner herumtummelten. Waren nun aber die Neigungen der Brüder verſchieden, und durfte jeder der ſeinigen nachhängen, wie er mochte, ſo kamen ſie alle in der enthuſiaſtiſchen Vorliebe für die Muſik überein. Beinahe ein jeder war ausgebildeter Muſiker und es gab Virtuoſen unter ihnen, die der erſten fürſtlichen Kapelle Ehre gemacht haben würden. Eine reiche Muſikalien-Sammlung, eine Auswahl der vortrefflichſten Inſtrumente ſetzte jeden in den Stand, die Kunſt zu treiben wie er wollte und häufige Aufführungen auserleſener Werke erhielten jeden in praktiſcher Uebung.

Eben dieſem muſikaliſchen Treiben gab nun Kreislers Aufenthalt in der Abtei einen neuen Schwung. Die Gelehrten ſchlugen ihre Bücher zu, die Andächtigen kürzten ihre Gebete ab, Alle verſammelten ſich um Kreisler, den ſie liebten und deſſen Werke ſie hoch ſchätzten, wie keine anderen. Der Abt ſelbſt hing ihm an mit inniger Freundſchaft und er, ſo wie alle Ordensbrüder beſtrebten ſich ihm ihre Achtung, ihre Liebe darzuthun, wie ſie es nur vermochten. War nun die Gegend in der die Abtei lag ein Paradies zu nennen, gewährte das Leben im Kloſter die bequemſte Behaglichkeit, ſorgte ein leckrer Tiſch und edler Wein, für den der Pater Hilarius ſorgte, wohl auch in rechnen, herrſchte unter den Brüdern die gemüthliche Heiterkeit, welche von dem Abt ſelbſt ausging, ſchwamm überdem Kreisler, den die Kunſt raſtlos beſchäftigte, recht in ſeinem Elemente, ſo konnt' es nicht fehlen, daß ſein bewegtes Gemüth ruhig wurde, wie ſeit langer Zeit nicht mehr. Selbſt der Zorn ſeines Humors dämpfte ſich, er wurde ſanft und weich wie ein Kind. Aber noch mehr als das Alles, er glaubte an ſich ſelbſt, verſchwunden war jener geſpenſtiſche Doppelgänger, der emporgekeimt aus den Blutstropfen der zerriſſenen Bruſt. —

Irgendwo*) heißt es von dem Kapellmeiſter Johannes Kreisler, daß ſeine Freunde es nicht dahin hätten bringen können, daß er eine Compoſition aufgeſchrieben und ſey dies wirklich einmal geſchehen, ſo habe er doch das Werk, ſo viel Freude er auch über das Gelingen geäußert, gleich nachher in's Feuer geworfen. — So mag es ſich begeben haben in einer ſehr verhängnißvollen Zeit, die dem armen Johannes den rettungsloſen Untergang drohte, von der gegenwärtiger Biograph bis jetzt aber nicht recht viel weiß. Jetzt in der Abtei Kanzheim wenigſtens hütete ſich Kreisler wohl die Compoſitionen zu vernichten, die recht aus ſeinem Innerſten hervorgingen und ſeine Stimmung ſprach ſich in dem Charakter ſüßer wohlthuender Wehmuth aus, den ſeine Werke trugen, ſtatt daß er ſonſt nur zu oft im mächtigen Zauber aus der Tiefe der Harmonik die gewaltigen Geiſter hinaufbeſchwor, die die Furcht, das Entſetzen, alle Qualen hoffnungsloſer Sehnſucht aufregen in der menſchlichen Bruſt. —

— Man hatte eines Abends im Chor der Kirche die letzte Probe eines Hochamts gehalten, mit dem Kreisler fertig worden und das am folgenden Morgen aufgeführt werden ſollte. Die Brüder waren zurückgekehrt in ihre Zellen. Kreisler allein weilte in dem Säulengange und ſchaute hinaus in die Gegend, die im Schimmer der letzten Strahlen der ſinkenden Sonne vor ihm lag. Da war es ihm, als vernähme er aus weiter Ferne noch einmal ſein Werk, das ihm eben lebendig dargeſtellt von den Brüdern. Als nun aber das Agnus dei kam, da erfaßte ihn auf's Neue und ſtärker die namenloſe Wonne jener Augenblicke, in denen ihm dieſes Agnus aufgegangen. „Nein, rief er aus, indem glühende Thränen ſeine Augen füllten; nein! —

---

*) Phantaſieſtücke in Callots Manier. Neue Aufl. [1819] Th. I. S. 32.

ich bin es nicht, du allein! du mein einziger Gedanke, du mein einziges Sehnen!" —

Wunderbar war es wohl, auf welche Weiſe Kreisler dieſen Satz, in dem der Abt, die Brüder den Ausdruck der brünſtigſten Andacht, der himmliſchen Liebe ſelbſt fanden, hervorgebracht hatte. Ganz erfüllt von dem Hochamt, das er zu ſetzen begonnen, aber noch lange nicht vollendet hatte, träumte er in einer Nacht, der Heiligentag, für den die Compoſition beſtimmt, ſey da, das Hochamt eingeläutet, er ſtehe an dem Pult, die fertige Partitur vor ſich, der Abt, ſelbſt Meſſe leſend, intonire und ſein Kyrie ſange an. —

Satz auf Satz folge nun, die Aufführung gediegen und kraftvoll, überraſche ihn, reiße ihn fort bis zum Agnus dei. Da gewahre er zu ſeinem Schreck in der Partitur weiße Blätter, keine Note aufgeſchrieben, die Brüder ſchauten ihn, der plötzlich den Taktſtock ſinken laſſen, an, gewärtig, daß er endlich anfangen, daß die Stockung endlich aufhören werde. Aber bleiſchwer drücke ihn Verlegenheit und Angſt nieder und er könne, ungeachtet er das ganze Agnus fertig in ſeiner Bruſt bewahre, nur es nicht herausbringen in die Partitur. Da erſchiene aber plötzlich eine holde Engelsgeſtalt, trete an den Pult, ſänge das Agnus mit Tönen des Himmels und dieſe Engelsgeſtalt wäre Julia! — Im Entzücken hoher Begeiſterung erwachte Kreisler und ſchrieb das Agnus auf, das im ſeligen Traum ihm aufgegangen. — Und dieſen Traum träumte Kreisler nun noch einmal, er vernahm Julia's Stimme, höher und höher ſchlugen die Wellen des Geſanges, als nun der Chor einfiel: Dona nobis pacem, er wollte untergehen in dem Meer von tauſend ſeligen Wonnen, das ihn überſtrömte.

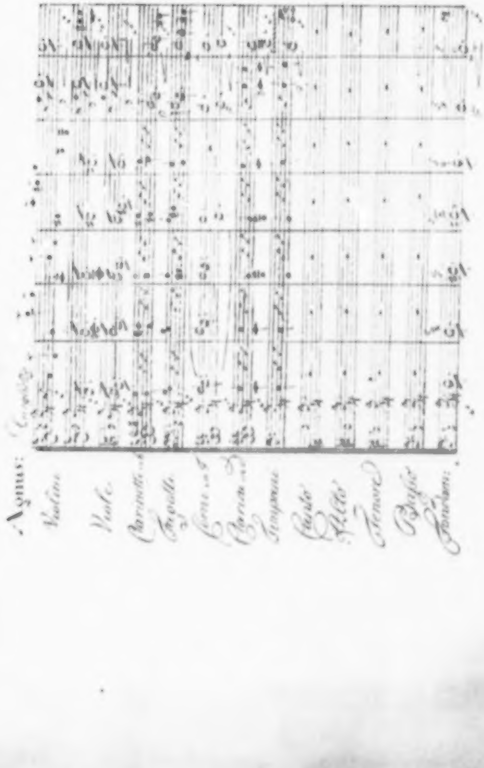
Ein leiſer Schlag auf die Schulter weckte Kreisler aus der Extaſe, in die er gerathen. Es war der Abt, der vor ihm ſtand und ihn mit Wohlgefallen anblickte.

„Nicht wahr, begann der Abt, nicht wahr mein Sohn Johannes! was du tief in deinem Gemüth empfunden, was dir gelang herrlich und kräftig in das Leben zu rufen, das erfreut jetzt deine ganze Seele? — Ich meine, du dachteſt an dein Hochamt, das ich zu den beſten Werken zähle, die du jemals geſchaffen."

Kreisler ſtarrte den Abt ſtillſchweigend an, noch war er keines Wortes mächtig.

"Nun nun, fuhr der Abt lächelnd fort, ſteige herab aus der obern

Blatt 39


Agnus:
Violini
Viole
Clarinetti
Fagotti
Corni
Clarini
Timpani
Canto
Alto
Tenore
Basso
Fondam.

Region, zu der du dich hinaufgeſchwungen! — Ich glaube gar, du komponirſt in Gedanken und läſſeſt ſo nicht ab von der Arbeit, die dir freilich eine Luſt iſt, wiewohl eine gefährliche, da ſie zuletzt deine Kräfte aufzehrt. Entſchlage dich jetzt aller ſchaffenden Gedanken, laß' uns in dieſem kühlen Gange auf und abwandeln und unbefangen mit einander plaudern.“

Der Abt ſprach nun von den Einrichtungen des Kloſters, von der Lebensweiſe der Mönche, rühmte den wahrhaft heiter frommen Sinn, den alle in ſich trügen und fragte zuletzt den Kapellmeiſter, ob er (der Abt) ſich nicht täuſche, wenn er bemerkt zu haben glaube, daß Kreisler ſeit den Monaten, daß er ſich in der Abtei befinde, ruhiger, unbefangener, dem thätigen Forttreiben in der hohen Kunſt, die den Dienſt der Kirche verherrliche, geneigter geworden.

Kreisler konnte nicht anders, als dies zugeben und überdies verſichern, daß die Abtei ſich ihm aufgethan, wie ein Aſyl, in das er geflüchtet und daß er ſich ſo heimiſch dünke, als ſey er wirklich Ordensbruder und werde das Kloſter niemals mehr verlaſſen.

„Laſſen Sie, ſo endete Kreisler, laſſen Sie mir, ehrwürdiger Herr! die Täuſchung, die dies Kleid befördert. Laſſen Sie mich glauben, daß von bedrohlichem Sturm verſchlagen, mich die Gunſt des verſöhnten Geſchicks an einem Eilande ſtranden ließ, wo ich geborgen, wo nie mehr der ſchöne Traum zerſtört werden kann, der nichts anders iſt, als die Begeiſterung der Kunſt ſelbſt.“

In der That, erwiederte der Abt, indem eine beſondere Freundlichkeit ſein Antlitz überſtrahlte, in der That mein Sohn Johannes, das Kleid das du angelegt, um als unſer Bruder zu erſcheinen, ſteht dir wohl und ich wollte, daß du es nie wieder ablegteſt. Du biſt der würdigſte Benediktiner den man nur ſehen kann.

Doch, fuhr der Abt nach einem kurzen Stillſchweigen fort, indem er Kreislers Hand faßte, doch, kein Scherz iſt hier zu treiben. Sie wiſſen mein Johannes! wie lieb Sie mir geweſen ſind ſeit dem Augenblick, als ich Sie kennen lernte, wie meine innige Freundſchaft, ſich mit der hohen Achtung für Ihr ausgezeichnetes Talent paarend, immer höher geſtiegen iſt. Für den, den man liebt, wird man mit Sorge erfüllt und eben dieſe Sorge war es, die mich Sie ſeit der Zeit ihres Aufenthalts im Kloſter bis zur Aengſtlichkeit beobachten ließ. Das Reſultat dieſer Beobachtungen brachte mich zu einer Ueberzeugung, die ich nicht aufgeben darf! — Längſt wollt' ich Ihnen in dieſer Hinſicht mein ganzes Herz öffnen, ich wartete auf einen günſtigen Augenblick, er iſt gekommen! — Kreisler! Entſagen Sie der Welt, treten Sie in unſern Orden! —

So ſehr ſich auch Kreisler in der Abtei gefiel, ſo willkommen es ihm war, einen Aufenthalt verlängern zu können, der ihm Ruhe und Frieden gab, indem er ſeine rege künſtleriſche Thätigkeit in Anſpruch nahm, doch überraſchte ihn der Antrag des Abts auf beinahe unangenehme Weiſe, da er an nichts weniger mit wirklichem Ernſt gedacht, als ſeine Freiheit aufgebend, ſich unter die Mönche ſtecken zu laſſen auf immer, wiewohl ihm manchmal ſchon ſolch eine Grille aufgeſtiegen und dies vom Abt bemerkt ſeyn mochte. Ganz verwundert ſchaute er den Abt an, der ihn aber nicht zum Worte kommen ließ, ſondern fortfuhr: Hören Sie mich erſt ruhig an, Kreisler, ehe Sie mir antworten. Wohl muß es mir angelegen ſeyn der Kirche einen tüchtigen Diener zu gewinnen, indeſſen verwirft die Kirche ſelbſt jede künſtliche Ueberredung und will nur, daß der innere Funke der wahren Erkenntniß angeregt werde, damit er zur hell lodernden Flamme des Glaubens aufleuchte und jede Bethörung vernichte. Und ſo will ich nur das, was dunkel und verworren vielleicht in Ihrer eignen Bruſt liegt, entfalten, Ihnen ſelbſt zur deutlichen Erkenntniß bringen. Darf ich zu Ihnen, mein Johannes! denn von den aberwitzigen Vorurtheilen ſprechen, die man in der Welt gegen das Kloſterleben hegt? — Immer muß den Mönch irgend ein ungeheures Schickſal in die Klauſe getrieben haben, wo er aller Luſt der Welt entſagend unter beſtändiger Qual ein troſtloſes Leben vertrauert. So wäre das Kloſter der finſtre Kerker, wo die troſtloſeſte Trauer um ewig verlornes Gut, die Verzweiflung, der Wahnſinn erfinderiſcher Selbſtqual ſich eingeſperrt, wo abgehärmte bleiche Todesgeſtalten ein elendes Daſeyn hinſchleppten und ihre herzzermalmende Angſt aushauchten in dumpfmurmelnden Gebeten!

Kreisler konnte ſich nicht eines Lächelns erwehren, denn er gedachte, als der Abt von abgehärmten bleichen Todesgeſtalten ſprach, ſo manches wohlgenährten Benediktiners und vorzüglich des wackern rothwangigten Hilarius, der keine größere Qual kannte, als Wein zu trinken von ſchlechtem Gewächs und nur die Angſt, die ihm eine neue Partitur verurſachte, welche er nicht gleich verſtand.

Sie belächeln, ſprach der Abt weiter, Sie belächeln den Contraſt des Bildes das ich aufſtellte, mit dem Kloſterleben, wie Sie es hier kennen gelernt, und haben gewiß Urſache dazu. — Mag es auch ſeyn, daß mancher zerriſſen von irdiſchem Leid, alles Glück, alles Heil der Welt für immer aufgebend, in das Kloſter flieht, wohl ihm dann, daß die Kirche ihn aufnimmt und er in ihrem Schooß einen Frieden findet, der allein ihn über alles erlittene Ungemach tröſten und ihn erheben kann über das verderbliche Geſchick im weltlichen Treiben. Aber wie viele giebt es, die der wahre innere Hang zum andächtigen contemplativen Leben in das Kloſter führt, die ungefügig in der Welt, jeden Augenblick verſtört durch das Andringen aller kleinlichen Verhältniſſe, wie ſie ſich nun einmal im Leben erzeugen, nur in ſelbſtgewählter Einſamkeit ſich wohl befinden. Dann giebt es aber andere, die ohne entſchiedenen Hang zum klöſterlichen Leben doch nirgends anders hingehören, als eigentlich in's Kloſter. — Ich meine diejenigen, die Fremdlinge in der Welt ſind und bleiben, weil ſie einem höheren Seyn angehören und die Anſprüche dieſes höheren Seyns für die Bedingung des Lebens halten, ſo aber raſtlos das verfolgend, was hienieden nicht zu finden, ewig dürſtend in nie zu befriedigender Sehnſucht, hin und her ſchwanken und vergeblich Ruhe ſuchen und Frieden, deren offne Bruſt jeder abgeſchoſſene Pfeil trifft, für deren Wunden es keinen Balſam giebt, als die bittre Verhöhnung des ſtets wider ſie bewaffneten Feindes. Nur die Einſamkeit, ein einförmiges Leben ohne feindliche Unterbrechung und vor allem das ſtete freie Aufſchauen zur Lichtwelt, der ſie angehören, kann das Gleichgewicht herſtellen und ſie im Innern eine überirdiſche Zufriedenheit fühlen laſſen, die in dem wirren Treiben der Welt nicht zu erringen. — Und Sie — Sie mein Johannes gehören zu dieſen Menſchen, die die ewige Macht im Druck des Irdiſchen hoch erhebt zum Himmliſchen. Das rege Gefühl des höhern Seyns, das Sie ewig mit dem ſchalen irdiſchen Treiben entzweien wird, entzweien muß, ſtrahlt mächtig heraus in der Kunſt, die einer andern Welt gehört und die, ein heiliges Geheimniß der himmliſchen Liebe, mit Sehnſucht in Ihrer Bruſt verſchloſſen. Die glühendſte Andacht ſelbſt iſt dieſe Kunſt und ihr ganz ergeben haben Sie nichts mehr gemein mit einer buntſcheckigen Welttändelei, die Sie von ſich werfen mit Verachtung, wie der zum Jüngling gereifte Knabe das abgenutzte Spielzeug. — Entfliehen Sie für immer den aberwitzigen Neckereien hohnlächelnder Thoren, die Sie mein armer Johannes oft gequält haben bis auf's Blut! Der Freund breitet die Arme aus Sie zu empfangen, Sie einzuführen in den ſichern Port, den kein Gewitterſturm bedroht! —

Tief, ſprach Johannes, da der Abt ſchwieg, ernſt und düſter, tief fühle ich die Wahrheit Ihrer Worte, mein ehrwürdiger Freund! tief, daß ich wirklich nicht in eine Welt tauge, die ſich mir geſtaltet wie ein ewiges räthſelhaftes Mißverſtändniß. Und doch — ich geſtehe es frei, erregt mir der Gedanke Schauer, auf Koſten ſo mancher Ueberzeugung, die ich mit der Muttermilch eingeſogen, dies Kleid zu tragen, wie einen Kerker, aus dem ich nimmer wieder heraus kann. Es iſt mir, als wenn dem Mönch Johannes dieſelbe Welt, in der der Kapellmeiſter Johannes doch ſo manches hübſche Gärtlein voll duftender Blumen fand, plötzlich eine öde unwirthbare Wüſte ſeyn würde, als wenn einmal in das rege Leben verflochten die Entſagung —

Entſagung, unterbrach der Abt den Kapellmeiſter mit erhöhter Stimme, Entſagung? — Giebt es für dich Johannes, eine Entſagung, wenn der Geiſt der Kunſt immer mächtiger wird in dir, wenn du mit ſtarkem Fittig dich erhebſt in die leuchtenden Wolken? — Welche Luſt des Lebens giebt es denn noch, die dich bethören könnte? — Doch (ſo fuhr der Abt mit ſanfterer Stimme fort) doch wohl hat die ewige Macht ein Gefühl in unſere Bruſt gelegt, das mit unbeſiegbarer Gewalt unſer ganzes Weſen erſchüttert; es iſt das geheimnißvolle Band das Geiſt und Körper verbindet, indem jener nach dem höchſten Ideal einer chimäriſchen Glückſeligkeit zu ſtreben vermeint und doch nur will, was dieſer als nothwendiges Bedürfniß in Anſpruch nimmt und ſo eine Wechſelwirkung entſteht, die in der Fortexiſtenz des menſchlichen Geſchlechts bedingt iſt. — Nicht hinzufügen darf ich, daß ich von der Geſchlechtsliebe ſpreche und daß ich es allerdings für nichts Geringes achte, ihr ganz zu entſagen. — Doch Johannes! wenn du entſagſt, ſo retteſt du dich vom Verderben; niemals, niemals kannſt du, wirſt du des eingebildeten Glücks der irdiſchen Liebe theilhaftig werden.

Der Abt ſprach die letzten Worte ſo feierlich, mit ſolcher Salbung, als läge das Buch des Schickſals offen vor ihm und er verkündige daraus dem armen Kreisler alles bedrohliche Leid, dem zu entgehen, er ſich hineinretten müſſe ins Kloſter.

Da begann aber auf Kreislers Antlitz jenes ſeltſame Muskelſpiel, das den Geiſt der Ironie zu verkünden pflegte, der ſeiner mächtig worden. Hoho, ſprach er, hoho! Ew. Hochehrwürden haben Unrecht, haben durchaus Unrecht. Ew. Hochwürden irren ſich in meiner Perſon, werden konfuſe durch das Gewand, das ich angelegt, um en masque einige Zeit hindurch die Leute zu foppen und ſelbſt unerkannt, ihnen ihre Namen in die Hand zu ſchreiben, damit ſie wiſſen, woran ſie ſind! — Bin ich denn nicht ein paſſabler Menſch, noch in den beſten Jahren, von leidlich hübſchem Anſehn und ſattſam gebildet und artig? — Kann ich nicht den ſchönſten ſchwarzen Frack ausbürſten, ihn anlegen und was die Unterkleider betrifft, ganz Seide keck hintreten, vor jede rothwangigte Profeſſors-, vor jede blau- oder braunäugigte Hofraths-Tochter, und alle Süßigkeit des zierlichſten Amoroſo in Geberde, Antlitz und Ton, ohne Weiteres fragen: Allerſchönſte, wollen Sie mir Ihre Hand geben und Ihre ganze werthe Perſon dazu, als Attinenz derſelben? Und die Profeſſors Tochter würde die Augen niederſchlagen und ganz leiſe liſpeln: Sprechen Sie mit Papa! oder die Hofrathstochter mir gar einen ſchwärmeriſchen Blick zuwerfen und dann verſichern, wie ſie ſchon lange im Stillen die Liebe bemerkt, der ich nun erſt Sprache geliehen, und beiläufig vom Beſatz des Brautkleides ſprechen. Und o Gott! die reſpektiven Herren Väter, wie gern würden ſie die Töchter losſchlagen auf das Gebot einer ſolchen reſpektablen Perſon, als es ein großherzoglicher Exkapellmeiſter iſt! — Aber ich könnte mich auch verſteigen in das höhere romantiſche, eine Idylle beginnen und der glauen Pachterstochter mein Herz offeriren und meine Hand, wenn ſie eben Ziegenkäſe bereitet, oder ein zweiter Notar Piſtofolus, in die Mühle laufen und meine Göttin ſuchen in den Himmelswolken des Mehlſtaubs! — Wo würde ein treues ehrliches Herz verkannt werden, das nichts will, nichts verlangt als Hochzeit — Hochzeit — Hochzeit! — Kein Glück in der Liebe? — Ew. Hochehrwürden bedenken gar nicht, daß ich eigentlich recht der Mann dazu bin, um in der Liebe ganz horrend glücklich zu ſeyn, deren einfaches Thema weiter nichts iſt als: Willſt du mich, ſo nehm' ich dich! deſſen weitere Variationen, nach dem Allegro brillante der Hochzeit, dann in der Ehe weiter fortgeſpielt werden. Ew. Hochehrwürden wiſſen ferner nicht, daß ich ſchon vor mehrerer Zeit ſehr ernſthaft daran gedacht, mich zu vermählen. Ich war damals freilich noch ein junger Menſch von weniger Erfahrung und Ausbildung, nämlich erſt ſieben Jahr alt, aber das drei und dreißigjährige Fräulein, das ich zu meiner Braut erkieſet, verſprach mir doch mit Hand und Mund keinen andern zum Mann zu nehmen als mich und ich weiß ſelbſt nicht, warum ſich die Sache nachher zerſchlug. Bemerken Ew. Hochehrwürden doch nur, daß mir das Glück der Liebe lachte von Kindesbeinen an und nun — Seidene Strümpfe her — ſeidene Strümpfe her — Schuhe her um gleich mit beiden Freiersfüßen hineinzufahren und unmäßig zu rennen nach der, die ſchon den niedlichſten Zeigefinger ausgeſtreckt hat, damit er ſtracks bereift werde. — Wäre es nicht für einen ehrſamen Benediktiner unanſtändig ſich in Haſenſprüngen zu erluſtigen, ich tanzte ſogleich hier auf der Stelle vor Ew. Hochehrwürden Augen einen Matelot, oder eine Gavotte, oder einen Hopswalzer aus purer Freude, die mich ganz übernimmt, wenn ich nur an Braut und Hochzeit denke. — Hoho! — was Liebesglück und Heirath betrifft, da bin ich ein ganzer Kerl! — Ich wünſchte, Ew. Hochehrwürden möchten das einſehen. — Ich habe, erwiderte der Abt, als Kreisler nun endlich inne hielt, ich habe Sie nicht unterbrechen mögen in Ihren ſeltſamen Scherzreden, Kapellmeiſter, die eben das beweiſen, was ich behaupte. — Wohl fühle ich auch den Stachel, der mich verwunden ſollte, aber nicht verwundet hat! — Wohl mir, daß ich nie an jene chimäriſche Liebe geglaubt, die körperlos in den Lüften ſchwebt und nichts gemein haben ſoll mit dem Bedingniß des menſchlichen Prinzips! — Wie iſt es möglich, daß Sie, bei dieſer krankhaften Spannung des Geiſtes — Doch genug hievon! Es iſt an der Zeit dem bedrohlichen Feinde näher zu treten, der Sie verfolgt — Haben Sie während Ihres Aufenthalts in Sieghartshof nicht von dem Schickſal jenes unglücklichen Malers, jenes Leonhard Ettlinger gehört? — Kreislern durchfuhren die Schauer des unheimlichen Grauens, als der Abt dieſen Namen nannte. Weggelöſcht vom Antlitz war jede Spur jener bittern Ironie, die ihn zuvor erfaßt und er fragte mit dumpfer Stimme: Ettlinger? — Ettlinger? was ſoll mir der? — was habe ich mit dem zu ſchaffen? — Nie hab' ich ihn gekannt, nur ein Spiel erhitzter Phantaſie war es, als ich einmal wähnte, er ſpräche zu mir herauf aus dem Waſſer. —

Ruhig, ſprach der Abt ſanft und milde, indem er Kreislers Hand faßte, ruhig mein Sohn Johannes! — Nichts haſt du gemein mit jenem Unglücklichen, den die Verirrung einer zu mächtig gewordenen

Leidenſchaft in das tiefſte Verderben ſtürzte. Doch zum warnenden Beiſpiel mag dir ſein entſetzliches Schickſal dienen. Mein Sohn Johannes! — auf noch ſchlüpfrigerem Wege befindeſt du dich, als jener, drum entflieh! — entflieh! — Hedwiga! — Johannes! ein böſer Traum hält die Prinzeſſin feſt in Banden, die unauflöslich ſcheinen, wenn ein freier Geiſt ſie nicht durchſchneidet! — Und du? —

Tauſend Gedanken gingen auf in Kreisler bei dieſen Worten des Abts. Er gewahrte, daß der Abt nicht allein mit allen Begebniſſen des fürſtlichen Hauſes zu Sieghartshof, ſondern auch mit dem bekannt war, was ſich dort während ſeines Aufenthalts zugetragen. Klar wurd' es ihm, daß die krankhafte Reizbarkeit der Prinzeſſin wohl in ſeiner Annäherung eine Gefahr befürchten laſſen, an die er gar nicht gedacht und eben dieſe Furcht, wer anders konnte ſie hegen und darum wünſchen, daß er vom Schauplatz ganz abtrete, als die Benzon? — Eben dieſe Benzon mußte mit dem Abt in Verbindung ſtehen, von ſeinem (Kreislers) Aufenthalt in der Abtei unterrichtet ſeyn und ſo war ſie die Triebfeder alles Beginnens des ehrwürdigen Herrn. Lebhaft gedachte er aller Momente, in denen die Prinzeſſin wirklich, wie von einer im Innern aufkeimenden Leidenſchaft befangen, erſchienen, aber ſelbſt wußte er nicht warum bei dem Gedanken, daß er ſelbſt der Gegenſtand jener Leidenſchaft ſeyn könne, es ihn erfaßte wie Geſpenſterfurcht. Es war ihm als wolle eine fremde geiſtige Macht gewaltſam in ſein Inneres dringen und ihm die Freiheit des Gedankens rauben. Prinzeſſin Hedwiga ſtand plötzlich vor ihm, ſtarrte ihn an mit jenem ſeltſamen Blick der ihr eigen, aber in dem Augenblick dröhnte ein Pulsſchlag ihm durch alle Nerven, wie damals, als er zum erſtenmal der Prinzeſſin Hand berührte. Doch war ihm auch nun jene unheimliche Angſt entnommen, er fühlte eine elektriſche Wärme wohlthätig ſein Inneres durchgleiten, er ſprach leiſe wie im Traum: Kleiner ſchalkiſcher Raja torpedo, neckſt du mich ſchon wieder und weißt doch, daß du nicht ungeſtraft verwunden darfſt, da ich aus reiner Liebe zu dir Benediktiner-Mönch geworden?

Der Abt betrachtete den Kapellmeiſter mit durchbohrendem Blick, als wollte er ſein ganzes Ich durchſchauen und begann dann ernſt und feierlich: Mit wem redeſt du mein Sohn Johannes?

Kreisler wurde aber wach aus ſeinen Träumen; es fiel ihm ein, daß der Abt, war er von Allem was ſich in Sieghartshof zugetragen, unterrichtet, vor allen Dingen den weitern Verlauf der Kataſtrophe, die ihn fortgetrieben, wiſſen mußte, und wohl war ihm daran gelegen, mehr davon zu erfahren.

Mit, erwiderte er dem Abt ſkurril lächelnd, mit niemanden anders ſprach ich, Hochehrwürdiger Herr, als, wie Sie ja vernommen haben, mit einer ſchalkiſchen Raja torpedo, die ſich ganz unberufener Weiſe in unſer vernünftiges Geſpräch miſchen und mich noch konfuſer machen wollte, als ich es ſchon wirklich bin. — Doch aus Allem muß ich ja zu meinem großen Leid gewahren, daß diverſe Leute mich für eben ſolch' einen großen Narren halten, als den ſeligen Hofportraitiſten Leonardus Ettlinger, der eine erhabene Perſon, die ſich natürlicher Weiſe aus ihm gar nichts machen konnte, nicht bloß malen wollte, ſondern auch lieben und zwar ſo ganz ordinair, wie Hans ſeine Grete. O Gott! hab' ich es denn jemals an Reſpekt fehlen laſſen, wenn ich die ſchönſten Akkorde griff zu ſchnöder Singefaſelei! — Habe ich jemals unziemliche oder grillenhafte Materien auf's Tapet zu bringen gewagt, von Entzücken und Schmerz, von Liebe und Haß, wenn der kleine fürſtliche Eigenſinn ſich ſeltſam geberden in allerlei wunderbaren Gemüthsergötzlichkeiten und ehrſame Leute vexiren wollte mit magnetiſchen Viſionen? — habe ich Solches jemals gethan? Sagt —

Doch, unterbrach ihn der Abt, doch ſprachſt du, mein Johannes! einſt von der Liebe des Künſtlers —

Kreisler ſtarrte den Abt an, dann rief er, indem er die Hände zuſammenſchlug und den Blick aufwärts richtete: O Himmel! Das alſo! — Schätzbare Leute, ſprach er dann weiter, indem jenes ſkurrile Lächeln auf dem Antlitz wieder die Oberhand gewann und dabei die innere Wehmuth die Stimme beinahe erſtickte, ſchätzbare Leute allzumal, habt ihr denn nicht jemals irgendwo, ſey es auch auf ordinairen Brettern, den Prinzen Hamlet zu einem ehrlichen Mann, Güldenſtern geheißen, ſagen gehört: Ihr könnt mich zwar verſtimmen, aber nicht auf mir ſpielen? — Weiter! — das iſt ja ganz mein Caſus! — Warum belauſcht ihr den harmloſen Kreisler, wenn der Wohllaut der Liebe, der in ſeiner Bruſt verſchloſſen, euch nur mißtönt? — O Julia! —

Der Abt ſchien, plötzlich von etwas ganz Unerwartetem überraſcht, vergebens Worte zu ſuchen, während Kreisler vor ihm ſtand und ganz verzückt in das Feuermeer ſchaute, das im Abend emporgewogt.

Da erhoben ſich die Glockentöne von den Thürmen der Abtei und zogen, wunderbare Stimmen des Himmels, durch das golden leuchtende Abendgewölk.

Mit euch, rief Kreisler indem er beide Arme weit ausbreitete, mit euch will ich ziehen ihr Akkorde! Von euch getragen ſoll ſich aller troſtloſe Schmerz emporrichten zu mir und ſich ſelbſt vernichten in meiner eignen Bruſt und eure Stimmen ſollen wie himmliſche Friedensboten es verkünden, daß der Schmerz untergegangen in der Hoffnung, in der Sehnſucht der ewigen Liebe.

Die Abendhora, ſprach der Abt, wird eingeläutet, ich höre die Brüder kommen. Morgen, mein lieber Freund! ſprechen wir vielleicht weiter von manchen Begebniſſen in Sieghartshof. —

Ei, rief Kreisler, dem nun erſt wieder einfiel, was er von dem Abt zu wiſſen verlangt, ei, Hochehrwürdiger Herr, ich will viel erfahren von luſtiger Hochzeit und dergleichen! — Prinz Hektor wird doch nun nicht zaudern, die Hand zu ergreifen, nach der er ſchon aus der Ferne gelangt? Dem herrlichen Bräutigam iſt doch nichts Arges widerfahren?

Da verſchwand alles Feierliche aus des Abts Antlitz und er ſprach mit dem gemüthlichen Humor, der ihm ſonſt wohl eigen: Nichts iſt dem herrlichen Bräutigam geſchehen, mein ehrlicher Johannes, aber ſeinen Adjutanten ſoll im Walde eine Wespe geſtochen haben. Hoho, erwiderte Kreisler, hoho! eine Wespe, die er mit Feuer und Dampf vertreiben wollte!

Die Brüder traten in den Corridor und —

(M. f. f.) — böſe Feind und ſucht den guten Biſſen einem ehrlichen harmloſen Kater recht vor dem Maule wegzuſchnappen? — Nicht lange dauerte es nämlich, ſo erhielt unſer gemüthliche Verein auf dem Dache einen Stoß, der ihn erſchütterte zum gänzlichen Verfall. — Jener böſe, alles kätzliche Behagen verſtörende Feind erſchien uns nämlich in der Geſtalt eines gewaltigen wüthenden Philiſters, Namens Achilles. Mit ſeinem homeriſchen Namensvetter war er in weniger Hinſicht zu vergleichen, man müßte denn annehmen, daß des letzteren Heldenthum vorzüglich auch in einer gewiſſen unbehülflichen Tappigkeit und in groben topfhohlen Redensarten beſtanden. Achilles war eigentlich ein gemeiner Fleiſcherhund, ſtand aber in Dienſten als Hofhund und der Herr, bei dem er in Dienſt getreten, hatte ihn, um ſein Attachement an das Haus zu befeſtigen, anketten laſſen, ſo daß er nur des Nachts frei umher laufen konnte. Mancher von uns bedauerte ihn ſehr, trotz ſeines unleidlichen Weſens, er aber ließ ſich den Verluſt ſeiner Freiheit gar nicht zu Herzen geben, da er thörigt genug war, zu vermeinen, die ſchwer laſtende Kette gereiche ihm zur Ehre und Zierde. Achilles fand ſich nun zu ſeinem nicht geringen Verdruß durch unſere Convivia in der Nacht, wenn er umherlaufen und das Haus beſchützen ſollte gegen jede Unbill, im Schlafe geſtört, und drohte uns als Ruheſtörern Tod und Verderben. Da er aber ſeiner Unbehülflichkeit halber nicht einmal auf den Boden, geſchweige denn auf das Dach kommen konnte, ſo machten wir uns aus ſeinen Drohungen auch nicht das Allermindeſte, ſondern trieben unſer Weſen ſo nach wie vorher. Achilles nahm andere Maßregeln; er begann den Angriff gegen uns, wie ein guter General manche Schlacht, mit verdeckten Angriffen und dann mit offenbarer Plänkelei.

Verſchiedene Spitze, denen Achilles zuweilen die Ehre anthat, mit ihnen zu ſpielen, indem er ſie mit ſeinen ungeſchickten Tatzen handhabte, mußten nämlich auf ſein Geheiß, ſobald wir unſern Geſang begannen, dermaßen beſtialiſch bellen, daß wir keine vernünftige Note verſtehen konnten! — Noch mehr! — Bis auf den Dachboden drangen einige dieſer Philiſterknechte und trieben, ohne ſich mit uns, wenn wir ihnen die Krallen zeigten, auf irgend einen offnen ehrlichen Kampf einlaſſen zu wollen, ſolch einen fürchterlichen Lärm mit Schreien und Bellen, daß, wurde erſt nur der Hofhund in ſeinem Schlaf geſtört, jetzt der Herr des Hauſes ſelbſt kein Auge zudrucken konnte, und, da der Zeterſpektakel gar nicht enden wollte, die Hetzpeitſche ergriff, um die Tumultuanten uber ſeinem Haupte zu vertreiben.

— O Kater, der du dieſes lieſeſt, iſt dir, trägſt du wahren männlichen Sinn in der Bruſt, hellen Verſtand im Kopf, haſt du keine verwöhnte Ohren, iſt dir, ſage ich, denn jemals etwas abſcheulicher, widriger, verhaßter und dabei erbärmlicher vorgekommen, als das kreiſchende, gellende, durch alle Tonarten diſſonirende Gebelle in Harniſch gerathener Spitze? — Dieſe kleinen wedelnden, ſchmatzenden, ſich niedlich geberdenden Creaturen, nimm dich vor ihnen in Acht Kater! trau ihnen nicht. Glaube mir, eines Spitzes Freundlichkeit iſt gefährlicher, als die hervorgeſtreckte Kralle des Tigers! — Schweigen wir von bittren Erfahrungen, die wir in dieſer Hinſicht leider! nur zu oft gemacht und kehren wir zurück zu dem ferneren Verlauf unſrer Geſchichte.

Alſo wie geſagt, der Herr ergriff die Peitſche, um die Tumultuanten vom Boden zu vertreiben. Was aber geſchah! die Spitze ſchwanzwedelten dem erzürnten Herrn entgegen, leckten ihm die Füße und ſtellten ihm vor, wie aller Zeterlärm nur ſeiner Ruhe wegen erhoben, unerachtet er eben dadurch aus aller behaglichen Ruhe gekommen. Gebellt hätten ſie bloß um uns, die wir allerlei unduldſamen Unfug trieben auf dem Dache mit Singen von Liedern in allzuhell klingenden Tonarten u. d., zu verjagen. Der Herr ließ ſich leider durch der Spitze geſchwätzige Beredſamkeit um ſo mehr dahin bringen, alles zu glauben, als der Hofhund, den er darum zu befragen nicht unterließ, in dem bittern Haß, den er wider uns im Innern trug, es beſtätigte. Uns traf nun die Verfolgung! — Ueberall wurden wir vertrieben, von Hausknechten mit Beſenſtielen, mit geworfenen Dachziegeln, ja! überall waren Schlingen und Fuchseiſen aufgeſtellt, in die wir uns verfangen ſollten, und leider! wirklich verfingen. Selbſt mein lieber Freund Muzius fiel in's Malheur, das heißt in ein Fuchseiſen, welches ihm die rechte Hinterpfote jämmerlich zerquetſchte!

So war es um unſer fröhliches Zuſammenleben geſchehen, und ich kehrte zurück unter den Ofen des Meiſters, beweinend in tiefer Einſamkeit das Schickſal meiner unglücklichen Freunde. —

— Eines Tages trat Herr Lothario, der Profeſſor der Aeſthetik, in meines Herrn Zimmer und hinter ihm her — ſprang Ponto hinein.

Gar nicht zu ſagen vermag ich, welch ein unangenehmes unheimliches Gefühl mir Ponto's Anblick verurſachte. War er auch geradezu ſelbſt weder Hofhund noch Spitz, ſo gehörte er doch zu dem Geſchlecht, deſſen üble feindſelige Geſinnung mein Leben in der luſtigen Katzburſchen-Geſellſchaft verſtört hatte und ſchon deshalb mir mit ſammt aller Freundſchaft, die er mir erwieſen, dennoch zweideutig. Ueberdem ſchien mir in Ponto's Blick, in ſeinem ganzen Weſen etwas Uebermüthiges, Verhöhnendes zu liegen und ich beſchloß daher, ihn lieber gar nicht zu ſprechen. Leiſe, leiſe ſchlich ich weg von meinem Kiſſen, und war mit einem Satz im Ofen, deſſen Thüre gerade offen ſtand, die ich hinter mir anzog.

Herr Lothario ſprach nun mit dem Meiſter ſo Manches, was meine Theilnahme um ſo weniger erregte, als ich meine ganze Aufmerkſamkeit auf den jungen Ponto gerichtet hatte, der, nachdem er recht ſtutzermäßig ein Liedchen trällernd, im Zimmer herumgetänzelt, auf die Fenſterbank geſprungen war, zum Fenſter hinausſchaute, und wie es Fanfarons zu thun pflegen, jeden Augenblick vorübergehenden Bekannten zunickte, auch wohl gar ein wenig blaffte, gewiß, um die Blicke vorübergehender Schönen ſeines Geſchlechts auf ſich zu ziehen. — An mich ſchien der Leichtſinnige gar nicht zu denken und unerachtet ich, wie geſagt, ihn gar nicht zu ſprechen wünſchte, ſo war es mir doch gar nicht recht, daß er nicht nach mir fragte, gar keine Notiz von mir nahm.

Ganz anderer und wie es mich bedünken wollte, viel artigerer und vernünftigerer Geſinnung war der äſthetiſche Profeſſor, Herr Lothario, der, nachdem er überall im Zimmer nach mir umhergeſchaut, zu dem Meiſter ſprach: Aber wo iſt denn euer vortrefflicher Monſieur Murr! —

Es giebt für einen ehrlichen Katzburſchen keine ſchnödere Benennung, als das fatale Wort: Monſieur, indeſſen muß man von Aeſthetikern in der Welt viel leiden und ſo verzieh ich dem Profeſſor die Unbill.

Meiſter Abraham verſicherte, daß ich ſeit einiger Zeit meine eignen Gänge gehabt und vorzüglich Nachts ſelten zu Hauſe geweſen, wovon ich denn müde und ermattet geſchienen. So eben habe ich auf dem Kiſſen gelegen und er wiſſe in der That nicht, wohin ich eben jetzt ſo ſchnell verſchwunden.

Ich vermuthe, ſprach der Profeſſor weiter, ich vermuthe faſt, Meiſter Abraham, daß euer Murr — Doch iſt er auch hier irgendwo verſteckt und lauſcht? — Laßt uns doch einmal ein wenig nachſehen.

Leiſe zog ich mich in den Hintergrund des Ofens, aber man kann denken wie ich die Ohren ſpitzte, da nun von mir die Rede. — Der Profeſſor hatte vergebens alle Winkel durchſucht zu nicht geringer Verwunderung des Meiſters, der lachend rief: In der That Profeſſor, Ihr thut meinem Murr unglaubliche Ehre an!

Hoho, erwiederte der Profeſſor, der Verdacht, den ich gegen Euch, Meiſter! hege, wegen des pädagogiſchen Experiments, vermöge deſſen der Kater zum Dichter und Schriftſteller wurde, kommt mir nicht aus der Seele. Gedenkt Ihr nicht mehr des Sonnetts, der Gloſſe, die mein Ponto Euerm Murr recht unter den Pfoten weggeraubt? — Doch dem ſey wie ihm wolle, ich nutze Murrs Abweſenheit, um Euch eine ſchlimme Vermuthung mitzutheilen und Euch recht dringend zu empfehlen, achtſam zu ſeyn auf Murrs Betragen. — So wenig ich mich ſonſt um Katzen bekümmere, doch iſt es mir nicht entgangen, daß manche Kater, die ſonſt ganz artig und manierlich waren, jetzt plötzlich ein Weſen annehmen, das gegen alle Sitte und Ordnung gröblich anſtößt.

Statt wie ſonſt ſich demüthig zu biegen und zu ſchmiegen, ſtolziren ſie trotzig daher und ſcheuen ſich gar nicht, durch funkelnde Blicke, durch zorniges Knurren, ihre urſprüngliche wilde Natur zu verrathen, auch wohl gar die Krallen zu zeigen. So wenig ſie auf ein beſcheidenes ſtilles Betragen achten, eben ſo wenig iſt ihnen daran gelegen, was das Aeußere betrifft, als geſittete Weltleute zu erſcheinen. Da iſt an kein Putzen des Bartes, an kein Glänzendlecken des Fells, an kein Abbeißen der zu lang gewordenen Krallen zu denken; zottig und rauh mit ſtruppigem Schweif rennen ſie daher, allen gebildeten Katzen ein Greuel und Abſcheu. Was aber vorzüglich tadelnswerth erſcheint und nicht geduldet werden darf, ſind die heimlichen Zuſammenkünfte, die ſie zur Nachtzeit halten und dabei ein tolles Weſen treiben, welches ſie Geſang nennen, unerachtet dabei nichts vernehmbar, als ein widerſinniges Geſchrei, dem es an ſchicklichem Takt, ordnungsmäßiger Melodie und Harmonie gänzlich mangelt. Ich fürchte, ich fürchte, Meiſter Abraham, daß Euer Murr ſich auf die ſchlechte Seite gelegt hat und Theil nimmt an jenen unanſtändigen Beluſtigungen, die ihm nichts einbringen können, als tüchtige Prügel. — Es ſollte mir Leid thun, wenn alle Mühe, die Ihr auf den kleinen Grauen verwandt, umſonſt wäre und er ſich trotz aller Wiſſenſchaft, zu dem gewöhnlichen wüſten Treiben gemeiner liederlicher Kater herabließe. — Als ich mich, meinen guten Muzius, meine hochherzigen Brüder verkannt ſah, auf ſo ſchnöde Weiſe, entfloh mir unwillkürlich ein Schmerzenslaut. Was war das, rief der Profeſſor, ich glaube gar, Murr ſitzt doch verſteckt im Zimmer! — Ponto! Allons! — Such, ſuch! — Mit einem Satz war Ponto herunter von der Fenſterbank und ſchnüffelte im Zimmer umher. Vor der Ofenthüre blieb er ſtehen, knurrte, bellte, ſprang herauf. — Er iſt im Ofen, das hat keinen

Zweifel! So ſprach der Meiſter und öffnete die Thüre. Ich blieb ruhig ſitzen und blickte den Meiſter mit klaren glänzenden Augen an. Wahrhaftig, rief der Meiſter, wahrhaftig, da ſitzt er ganz hinten im Ofen. — Nun? – bequemt er ſich hervorzukommen? — Ob er heraus will!

So wenig ich auch Luſt hatte, meinen Verſteck zu verlaſſen, ſo mußte ich doch wohl dem Befehl des Meiſters gehorchen, wollte ich es nicht auf Gewalt gegen mich ankommen laſſen und dabei den Kürzeren ziehen. Langſam kroch ich daher hervor. Kaum war ich aber an das Tageslicht gekommen, als beide, der Profeſſor und der Meiſter, laut riefen: Murr! — Murr! wie ſiehſt du aus! — Was ſind das für Streiche! —

Freilich war ich über und über voller Aſche und kam noch hinzu, daß wirklich mein Aeußeres ſeit einiger Zeit merklich gelitten, ſo daß ich mich in der Schilderung, die der Profeſſor von ſchismatiſchen Katern gemacht, wieder erkennen mußte, ſo konnte ich mir freilich die erbärmliche Figur, in der ich erſchien, wohl denken. Verglich ich nun eben meine erbärmliche Figur mit der meines Freundes Ponto, der in ſeinem ſtattlichen, glänzenden, ſchön gekräuſelten Pelz in der That ganz hübſch anzuſehen, ſo erfüllte mich tiefe Schaam und ich kroch ſtill und betrübt in den Winkel.

Iſt das, rief der Profeſſor, iſt das der geſcheute ſittige Kater Murr? der elegante Schriftſteller, der geiſtreiche Dichter, der Sonnette ſchreibt und Gloſſen? — Nein das iſt ein ganz gemeiner Katz, der ſich in Küchen auf den Heerden herumtreibt, und ſich auf ſonſt weiter nichts verſteht, als Mäuſe zu fangen in Kellern und auf Böden! — Hoho! ſag' mir doch, mein ſittiges Vieh, ob du bald zu promoviren verlangſt oder gar das Catheder zu beſteigen als Profeſſor der Aeſthetik? — In der That ein netter Doktorhabit, in den du dich geworfen! —

So ging es fort in verhöhnenden Redensarten; was konnt' ich thun, als, wie es bei derlei Fällen, nämlich wenn ich ausgehunzt wurde, meine Sitte war, die Ohren dicht ankneifen an den Kopf.

Beide, der Profeſſor und der Meiſter, ſchlugen zuletzt eine helle Lache auf die mir das Herz durchbohrte. Beinahe noch empfindlicher war mir aber Ponto's Betragen. Nicht allein daß er durch Mienen und Geberden den Hohn ſeines Herrn theilte, ſo bewies er auch durch allerlei Seitenſprünge offenbar ſeine Scheu ſich mir zu nahen, wahrſcheinlich fürchtete er ſeinen ſchönen reinen Pelz zu beſchmutzen. Es iſt nichts Geringes für einen Kater der ſich ſolcher Vortrefflichkeit bewußt iſt, als ich, von einem ſtutzerhaften Pudel dergleichen Verachtung dulden zu müſſen.

Der Profeſſor gerieth nun mit dem Meiſter in ein weitläuftiges Geſpräch, das ſich nicht auf mich und auf mein Geſchlecht zu beziehen ſchien und von dem ich eigentlich wenig verſtand. Doch ſo viel vernahm ich wohl, daß davon die Rede war, ob es beſſer ſey dem oftmals wirren ungezügelten Treiben exaltirter Jugend mit offner Gewalt entgegenzutreten, oder es nur einzugrenzen auf geſchickte unbemerkbare Weiſe und Raum zu geben der eignen Erkenntniß, in der ſich jenes Treiben alsbald ſelbſt vernichtet. Der Profeſſor war für die offne Gewalt, da die Geſtaltung der Dinge zum äußern Wohl es fordere, daß jeder Menſch alles Widerſtrebende unerachtet ſo zeitig als möglich in die Form gepreßt werde, wie ſie durch das Verhältniß aller einzelnen Theile zum Ganzen bedingt werde, da ſonſt ſogleich eine verderbliche Monſtroſität entſtehe, die allerlei Unheil verurſachen könne. — Der Profeſſor ſprach dabei etwas von Pereatbringen und Fenſtereinwerfen, welches ich aber durchaus nicht verſtand. — Der Meiſter meinte dagegen, daß es mit jugendlichen exaltirten Gemüthern ſo gehe, wie mit Partiell-Wahnſinnigen, die der offne Widerſtand immer wahnſinniger mache, wogegen die ſelbſt errungene Erkenntniß des Irrthums radikal heile und nie einen Rückfall befürchten laſſe.

Nun, rief der Profeſſor endlich, indem er aufſtand und Stock und Hut ergriff, nun, Meiſter, was die offne Gewalt gegen exaltirtes Treiben betrifft, ſo werdet Ihr mir doch in ſo fern Recht geben, daß ſie da ſchonungslos eintreten muß, wenn jenes Treiben verſtörend hineingreift in das Leben und ſo iſt es, um wieder auf Euren Kater Murr zurückzukommen, denn doch recht gut, daß wie ich höre, tüchtige Spitze die verwünſchten Kater auseinander getrieben haben, die ſo beſtialiſch ſangen und dabei Wunder ſich große Virtuoſen dünkten.

Wie man es nimmt, erwiederte der Meiſter, hätte man ſie ſingen laſſen, vielleicht wären ſie das geworden, was ſie ſich irrthümlicher Weiſe ſchon zu ſeyn dünkten, nämlich in der That gute Virtuoſen, ſtatt daß ſie jetzt vielleicht an der wahren Virtuoſität zweifeln ganz und gar.

Der Profeſſor empfahl ſich, Ponto ſprang hinterdrein, ohne mich einmal, wie er doch ſonſt mit vieler Freundlichkeit gethan, eines Abſchiedsgrußes zu würdigen.

Ich, wandte ſich nun der Meiſter zu mir, ich bin ſelbſt bisher unzufrieden geweſen mit deinem Betragen, Murr und es iſt Zeit, daß du einmal wieder ordentlich und vernünftig wirſt, damit du wieder zu beſſerm Ruf gelangeſt, als in dem du jetzt zu ſtehen ſcheinſt. Wäre es möglich, daß du mich ganz verſtündeſt, ſo würde ich dir rathen immer ſtill, freundlich zu ſeyn und Alles, was du beginnen magſt, ohne alles Geräuſch zu vollbringen, denn auf dieſe Weiſe erhält man ſich den guten Ruf am beſten. — Ja ich würde dir als Beiſpiel zwei Leute zeigen, von denen der eine jeden Tag ſtill für ſich allein im Winkel ſitzt und ſo lange eine Flaſche Wein nach der andern trinkt, bis er in völlig trunknen Zuſtand geräth, den er aber vermöge langer praktiſcher Uebung ſo gut zu verbergen weiß, daß ihn niemand ahnet. Der andere trinkt dagegen nur dann und wann in Geſellſchaft fröhlicher gemüthlicher Freunde ein Glas Wein; das Getränk macht ihm Herz und Zunge frei, er ſpricht, indem ſeine Laune ſteigt, viel und eifrig, doch ohne Sitte und Anſtand zu verletzen und eben ihn nennt die Welt einen leidenſchaftlichen Weintrinker, während jener geheime Trunkenbold für einen ſtillen mäßigen Mann gilt. Ach mein guter Kater Murr! kennteſt du den Lauf der Welt, ſo würdeſt du einſehen, daß ein Philiſter, der ſtets die Fühlhörner einzieht, es am beſten hat. Aber wie kannſt du wiſſen, was ein Philiſter iſt, unerachtet es wohl in deinem Geſchlecht auch dergleichen genug geben mag.

Bei dieſen Worten des Meiſters konnte ich mich im Bewußtſein der vortrefflichen Katerkenntniß, die ich mir durch des wackern Muzius Belehrungen ſowohl, als durch eigne Erfahrung erworben, eines lauten freudigen Pruſtens und Knurrens nicht erwehren.

Ei, rief der Meiſter laut lachend, ei Murr mein Kater! ich glaube gar, du verſtehſt mich, und der Profeſſor hat Recht, der in dir einen beſondern Verſtand entdeckt haben will und dich gar fürchtet als ſeinen äſthetiſchen Nebenbuhler!

Zur Beſtätigung, daß dem wirklich ſo ſey, gab ich ein ſehr klares, wohltönendes Miau von mir und ſprang ohne Weiteres dem Meiſter auf den Schooß. Nicht bedacht hatte ich indeſſen, daß der

Meiſter gerade ſeinen Staatsſchlafrock von gelbem, großgeblümtem, ſeidenem Zeuge angezogen, den ich nothwendiger Weiſe beſchmutzen mußte. Mit einem zornigen: Will er wohl! ſchleuderte der Meiſter mich ſo heftig von ſich, daß ich überpurzelte und ganz erſchrocken die Ohren ankneifend, die Augen zudrückend, niederduckte auf den Fußboden. Geprieſen ſey aber die Gutmüthigkeit meines guten Meiſters! Nun, ſprach er freundlich, nun nun Murr mein Kater! ſo böſe war es nicht gemeint! — Ich weiß es, deine Abſicht war gut, du wollteſt mir deine Zuneigung beweiſen, aber das thatſt du auf täppiſche Weiſe und geſchieht dieſes, ſo fragt man freilich den Henker was, nach der Abſicht! — Nun, komm nur her, kleiner Aeſcherling, ich muß dich putzen, damit du wieder ausſiehſt, wie ein honnetter Kater! —

Damit warf der Meiſter den Schlafrock ab, nahm mich in die Arme und ließ es ſich nicht verdrießen, mir mit einer weichen Bürſte den Pelz rein zu bürſten und dann die Haare mit einem kleinen Kamm glänzend zu kämmen.

Als die Toilette geendet und ich bei dem Spiegel vorüber ſpazierte, erſtaunte ich ſelbſt, wie ich ſo plötzlich ein ganz anderer Kater worden. Ich konnt' es gar nicht unterlaſſen mich ſelbſt behaglich anzuſchnurren, ſo ſchön kam ich mir vor und nicht leugnen mag ich, daß in dem Augenblick ſich große Zweifel gegen die Anſtändigkeit und Nützlichkeit der Burſchenklubbs in mir regten. Daß ich in den Ofen gekrochen, ſchien mir ein wahrer Barbarismus, den ich nur einer Art Verwilderung zuſchreiben konnte und nicht einmal nöthig war daher die Warnung des Meiſters, der mir zurief: Daß er mir nur nicht wieder in den Ofen kriecht!

In der folgenden Nacht war es mir, als vernehme ich an der Thüre ein leiſes Kratzen und ein furchtſames Miau! das mir ſehr bekannt vorkam. Ich ſchlich heran und fragte, wer da ſei? — Da erwiederte (ich erkannte ihn ſogleich an der Stimme) der wackre Senior Puff: Ich bin es, trauter Bruder Murr, und habe dir eine höchſt betrübte Nachricht zu bringen! — O Himmel, was —

(Mak. Bl.) — großes Unrecht gethan, meine liebe ſüße Freundin. — Nein! mehr biſt du mir als das, meine treue Schweſter! Ich habe dich nicht genug geliebt, dir nicht genug vertraut. Erſt jetzt öffnet ſich dir meine ganze Bruſt, erſt jetzt, da ich weiß —

Die Prinzeſſin ſtockte, ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, auf's Neue drückte ſie Julien zärtlich an ihr Herz.

Hedwiga, ſprach Julie ſanft, haſt du mich denn nicht ſonſt mit ganzer Seele geliebt, trugſt du denn jemals Geheimniſſe in dir, die du mir nicht vertrauen wollteſt? — Was weißt du, was haſt du erſt jetzt erfahren? Doch nein, nein! Kein Wort weiter, bis dieſe Pulſe wieder ruhig ſchlagen, bis dieſe Augen nicht mehr ſo düſter glühen. —

Ich weiß nicht, erwiederte die Prinzeſſin plötzlich zur Empfindlichkeit gereizt, ich weiß nicht was ihr Alle wollt. Krank ſoll ich noch ſeyn und nie fühlte ich mich kräftiger, geſünder. Der ſeltſame Zufall der mich traf, hat Euch erſchreckt und doch mag es ſeyn, daß ſolche elektriſche Schläge, die den ganzen Organismus des Lebens in's Stocken bringen, mir gerade nöthig und nützlicher ſind als alle Mittel die eine blöde dürftige Kunſt in unglückſeliger Selbſttäuſchung darbietet. — Wie er mir fatal iſt, dieſer Leibarzt, der die menſchliche Natur zu handhaben vermeint, wie ein Uhrwerk, das man abſtäuben, aufziehen muß! — Grauenhaft iſt er mir mit ſeinen Tropfen, mit ſeinen Eſſenzen. — Von dieſen Dingen ſoll mein Wohl abhängig ſeyn? — Es wäre ja das Leben hienieden eine entſetzliche Neckerei des Weltgeiſtes.

Und, unterbrach Julie die Prinzeſſin, und eben dieſe Ueberſpannung iſt der Beweis, daß du noch krank biſt, meine Hedwiga, und dich viel mehr ſchonen ſollteſt, als du es wirklich thuſt.

Auch du willſt mir weh thun! So rief die Prinzeſſin, ſprang haſtig auf und eilte an's Fenſter, das ſie öffnete und hinausſchaute in den Park. Julia folgte ihr nach, umſchlang ſie mit einem Arm und bat mit der zärtlichſten Wehmuth, daß ſie doch wenigſtens den rauhen Herbſtwind ſcheuen und ſich die Ruhe gönnen möge, die der Leibarzt für ſo heilſam geachtet. Die Prinzeſſin erwiederte indeſſen, daß ſie ſich gerade durch den kalten Luftzug, der zum Fenſter hineinſtröme, erquickt und geſtärkt fühle.

Recht aus dem innigſten Gemüth heraus ſprach nun Julia von der letztvergangenen Zeit, in der ein finſtrer bedrohlicher Geiſt gewaltet, und wie ſie alle innere Kraft aufbieten müſſen, um nicht verſtört zu werden von ſo mancher Erſcheinung, die ihr ein Gefühl erregt, dem ſie kein anderes gleich ſtellen könne als die wahre tödtende Geſpenſterfurcht. Dahin rechnete ſie vorzüglich den geheimnißvollen Zwieſpalt, der ſich zwiſchen dem Prinzen Hektor und Kreisler erhoben und der das Entſetzlichſte ahnen laſſen, denn nur zu gewiß ſey es, daß der arme Johannes fallen ſollen von der Hand des rachſüchtigen Italieners, und nur, wie Meiſter Abraham verſichere, durch ein Wunder gerettet worden.

Und, ſo ſprach Julia, und dieſer furchtbare Mann, er ſollte dein Gemahl werden! — Nein — nimmermehr! Dank der ewigen Macht! du biſt gerettet! Niemals kehrt er zurück. Nicht wahr, Hedwiga? Niemals!

Niemals! erwiederte die Prinzeſſin mit dumpfer kaum vernehmbarer Stimme. Dann ſeufzte ſie auf aus tiefer Bruſt und ſprach leiſe weiter wie im Traume: Ja kühles reines Himmelsfeuer ſoll nur leuchten und wärmen, ohne mit verderblichen Flammen zu vernichten, und aus der Seele des Künſtlers leuchtet die zum Leben geſtaltete Ahnung — ſie ſelbſt — ſeine Liebe hervor! So ſprachſt du hier an dieſer Stelle —

Wer, rief Julia ganz beſtürzt, wer ſprach ſo? — An wen dachteſt du Hedwiga?

Die Prinzeſſin fuhr mit der Hand über die Stirne, als müſſe ſie ſich beſinnen auf die Gegenwart, der ſie entrückt. Dann wankte ſie von Julien unterſtützt zum Sopha, auf dem ſie ſich ganz erſchöpft niederließ. Julia um die Prinzeſſin beſorgt, wollte die Kammerfrauen herbeirufen, Hedwiga zog ſie aber ſanft nieder auf den Sopha, indem ſie leiſe lispelte: Mein Mädchen! — Du du allein ſollſt bei mir bleiben, glaube ja nicht, daß mich etwa Krankheit erfaßt. — Nein es war der Gedanke der höchſten Seligkeit, der zu mächtig wurde, der dieſe Bruſt zerſprengen wollte und deſſen Himmelsentzücken ſich geſtaltete wie tödtender Schmerz. Bleibe bei mir Mädchen, du weißt es ſelbſt nicht, welch einen wunderbaren Zauber du über mich zu üben vermagſt! — Laß mich ſchauen in deine Seele, wie in einen klaren reinen Spiegel, damit ich mich ſelbſt nur wieder erkenne! — Julia! oft iſt es mir, als käme die Begeiſterung des Himmels über dich und die Worte die wie Liebeshauch über deine ſüßen Lippen ſtrömen, wären troſtreiche Verheißung. Julia! — Mädchen, bleibe bei mir, verlaſſe mich nie — nie!

Damit ſank die Prinzeſſin, indem ſie Julia's Hände feſthielt, mit geſchloſſenen Augen zurück in den Sopha.

Wohl war Julia an Augenblicke gewöhnt, in denen Hedwiga geiſtig krankhafter Ueberſpannung erlag, doch fremd, ganz fremd und räthſelhaft war ihr der Seelenzuſtand, wie er ſich eben jetzt zeigte. Sonſt war es eine leidenſchaftliche Verbitterung, die, erzeugt von dem Mißverhältniß des innern Gefühls mit der Geſtaltung des Lebens, beinahe bis zum Gehäſſigen ſich ſteigernd, Julia's kindliches Gemüth verletzte. Jetzt ſchien Hedwiga, wie ſonſt niemals, ganz aufgelöſt im Schmerz und namenloſer Wehmuth und dieſer ſeltſame Zuſtand rührte Julien in eben dem Grade, als eine Angſt ſtieg um die geliebte Freundin.

Hedwiga, rief ſie, meine Hedwiga, ich verlaſſe dich ja nicht, kein treueres Herz neigt ſich zu dir als das meinige, aber ſprich, o ſprich doch nur, vertraue mir doch nur, welch eine Qual dein Innres zerreißt? — Mit dir will ich klagen, mit dir will ich weinen!

Da verbreitete ſich ein ſeltſames Lächeln auf Hedwiga's Antlitz, ein leichtes Roth ſchimmerte auf den Wangen, und ohne die Augen zu öffnen, liſpelte ſie leiſe: Nicht wahr Julia, du biſt nicht in Liebe?

Seltſam fühlte ſich Julia von dieſer Frage der Prinzeſſin getroffen, als durchbebe ſie ein jäher Schreck.

In welches Mädchens Bruſt regen ſich nicht Ahnungen einer Leidenſchaft, die das Hauptbedingniß ſcheint ſeines Daſeyns, denn nur das liebende Weib iſt Weib ganz. Doch ein reines, kindliches, frommes Gemüth läßt dieſe Ahnungen ruhen, ohne weiter zu forſchen, ohne im lüſternen Vorwitz das ſüße Geheimniß enthüllen zu wollen, das nur in dem Moment aufgeht, den eine dunkle Sehnſucht verheißen. So war es mit Julia, die plötzlich ausgeſprochen hörte, was ſie zu denken nicht gewagt, und geängſtigt, als zeihe man ſie einer Sünde, der ſie ſelbſt nicht klar ſich bewußt, ihr eignes Innres ganz zu durchſchauen ſich mühte.

Julia, wiederholte die Prinzeſſin, du liebſt nicht? — ſage es mir! — ſey aufrichtig.

Wie ſeltſam, erwiederte Julia, wie ſeltſam du mich fragſt, was kann, was ſoll ich dir antworten.

Sprich, o ſprich, flehte die Prinzeſſin! — Da ward es lebendig in Julia's Seele und ſie fand Worte das auszuſprechen, was ſie deutlich erblickte in ihrem eignen Innern.

Nein, ſo begann Julia ſehr ernſt und gefaßt, was geht vor in deinem Gemüth Hedwiga, indem du mich ſo frägſt? Was iſt dir die Liebe, von der du ſprichſt? Nicht wahr, man ſoll ſich hingezogen fühlen zu dem Geliebten, mit ſolcher unwiderſtehlichen Macht, daß man nur iſt, nur lebt in dem Gedanken an ihn, daß man ſein ganzes Ich aufgiebt um ihn, daß er allein uns alles Sehnen, alles Hoffen, alles Verlangen, die ganze Welt dünkt? Und dieſe Leidenſchaft ſoll die höchſte Stufe der Seligkeit gewähren? — Mir ſchwindelts vor dieſer Höhe, denn dem Blick hinab gähnt der bodenloſe Abgrund mit allen Schreckniſſen des rettungsloſen Verderbens entgegen. Nein Hedwiga, dieſe Liebe, die eben ſo entſetzlich iſt, als ſündhaft, hat dies Gemüth nicht erfaßt und feſt will ich halten an dem Glauben, daß es ewig rein, ewig davon frei bleiben wird. Doch wohl mag es ſich begeben, daß ein Mann vor allen übrigen in uns die höchſte Achtung, ja, bei der männlich eminenten Kraft ſeines Geiſtes wahre Bewunderung erregt. Doch noch mehr als das, wir fühlen uns in ſeiner Nähe von einem gewiſſen gemüthlichen Wohlbehagen geheimnißvoll durchſtrömt, erhoben über uns ſelbſt, es ſcheint als wenn unſer Geiſt dann erſt recht erwache, als wenn uns das Leben dann erſt recht leuchte und ſo ſind wir froh, wenn er kommt, und traurig, wenn er geht. — Nennſt du dieſes Liebe? — Nun warum ſollte ich es dir nicht geſtehen, daß unſer verlorne Kreisler mir dies Gefühl erweckt hat und daß ich ihn ſchmerzhaft vermiſſe.

Julia, rief die Prinzeſſin plötzlich auffahrend und Julien mit glühendem Blick durchbohrend, Julia kannſt du ihn dir denken in den Armen einer andern, ohne zu vergehn in namenloſer Qual?

Hoch erröthete Julia und mit einem Ton, der erkennen ließ, wie ſehr ſie ſich verletzt fühlte, erwiederte ſie: Nie habe ich ihn mir gedacht in meinen Armen! —

Ha! — du liebſt ihn nicht — du liebſt ihn nicht! — ſo ſchrie die Prinzeſſin gellend auf und ſank dann wieder zurück in den Sopha!

O, ſprach Julie, o daß er wiederkehrte! — Rein und ſchuldlos iſt das Gefühl, das ich für den theuern Mann hege in dieſer Bruſt und ſehe ich ihn niemals wieder, ſo wird der Gedanke an ihn, den Unvergeßlichen, in mein Leben hineinleuchten, wie ein ſchöner heller Stern. — Doch gewiß, er kehrt zurück! — Denn wie kann —

Niemals, unterbrach die Prinzeſſin Julien mit ſchroffem ſchneidendem Ton, niemals kann, darf er wiederkehren, denn wie man vernimmt, befindet er ſich in der Abtei Kanzheim und wird, ſich der Welt entziehend, in den Orden des heiligen Benedikt treten.

Julien kamen die hellen Thränen in die Augen, ſie ſtand ſchweigend auf und begab ſich an das Fenſter.

Deine Mutter, fuhr die Prinzeſſin fort, deine Mutter hat Recht, ganz Recht. Wohl uns, daß er fort iſt, dieſer Wahnſinnige, der ſich wie ein böſer Geiſt eindrängte in unſeres Herzens Rath, der uns in unſerm eignen Innern zu zerreißen wußte. — Und die Muſik war das Zaubermittel, mit dem er uns umſtrickte. — Nie mag ich ihn wiederſehen. —

Dolchſtiche waren für Julien die Worte der Prinzeſſin, ſie griff nach Hut und Shawl.

Du willſt, rief die Prinzeſſin, du willſt mich verlaſſen, meine ſüße Freundin? — Bleibe — bleibe — tröſte mich wenn du kannſt! — Unheimliches Grauen geht durch dieſe Säle, durch den Park! denn wiſſe — Damit führte Hedwiga Julien an das Fenſter, zeigte nach dem Pavillon hin, in dem der Adjutant des Prinzen Hektor gewohnt hatte und begann mit dumpfer Stimme: Schau dort hin, Julia, jene Mauern verbergen ein bedrohliches Geheimniß; der Kaſtellan, die Gärtner, betheuern, daß ſeit der Abreiſe des Prinzen niemand dort wohne, daß die Thüre feſt verſchloſſen und doch — O ſchau nur hin — ſchau nur hin! — ſiehſt du es nicht, am Fenſter?

In der That gewahrte Julia an dem Fenſter, das in dem Giebel des Pavillons angebracht war, eine dunkle Geſtalt, die in demſelben Augenblick wieder ſchnell verſchwand.

Hier dürfe, meinte Julia, indem ſie fühlte, wie Hedwiga's Hand krampfhaft in der ihrigen bebte, von einem bedrohlichen Geheimniß oder gar von etwas Geſpenſtiſchem durchaus nicht die Rede ſeyn, da es nur zu leicht möglich, daß irgend jemand von der Dienerſchaft den leeren Pavillon unbefugter Weiſe benutze. Der Pavillon könne ja augenblicklich durchſucht und ſo auf der Stelle aufgeklärt werden, was es mit der Geſtalt, die ſich am Fenſter blicken laſſe, für eine Bewandtniß habe; die Prinzeſſin verſicherte aber dagegen, daß der alte treue Kaſtellan dies längſt auf ihren Wunſch gethan und betheuert, daß er in dem ganzen Pavillon auch nicht die Spur eines menſchlichen Weſens gefunden.

Laß es, ſprach die Prinzeſſin, laß es dir erzählen, was ſich vor drei Nächten begab! — Du weißt, daß mich oft der Schlaf flieht und daß ich dann aufzuſtehen und ſo lange durch die Zimmer zu wandeln pflege, bis mich eine Müdigkeit überfällt, der ich mich überlaſſe, und es wirklich zum Einſchlafen bringe. So geſchah es, daß mich vor drei Nächten Schlafloſigkeit in dies Zimmer trieb. Plötzlich zitterte der Wiederſchein eines Lichts an der Wand vorüber, ich ſchaute durch das Fenſter und gewahrte vier Männer, von denen einer eine Blendlaterne trug und die in der Gegend des Pavillons verſchwanden, ohne daß ich bemerken konnte, ob ſie wirklich hineingingen in den Pavillon. Nicht lange dauerte es aber, ſo wurde eben jenes Fenſter hell und Schatten huſchten inwendig hin und her. Dann wurde es wieder finſter, aber durch das Gebüſch ſtrahlte nun bald ein blendender Schimmer der aus der Thüre des geöffneten Pavillons kommen mußte. Immer mehr näherte ſich der Schein, bis endlich aus dem Gebüſch ein Benediktiner-Mönch heraustrat, der in der linken Hand eine Fackel, in der rechten aber ein Cruzifix trug. Ihm folgten vier Männer, eine mit ſchwarzen Tüchern behängte Bahre auf den Schultern. Nur einige Schritte waren ſie gezogen, als ihnen eine in einen weiten Mantel eingehüllte Geſtalt entgegen trat. Sie ſtanden ſtill, ſetzten die Bahre nieder, die Geſtalt zog die Tücher weg und ein Leichnam wurde ſichtbar. Mir wollten die Sinne vergehn, kaum gewahrte ich noch, daß die Männer die Bahre aufhoben und dem Mönch ſchnell nacheilten, auf dem breiten Seitenwege, der bald zum Park hinausführt auf die Straße nach der Abtei Kanzheim. Seit dieſer Zeit läßt ſich jene Geſtalt am Fenſter ſehen und vielleicht iſt es der Spuk eines Ermordeten, der mich ängſtigt.

Julia war geneigt, den ganzen Vorgang, wie ihn Hedwiga erzählte, für einen Traum oder, ſtand ſie in der That wach am Fenſter, für das täuſchende Spiel der aufgeregten Sinne zu halten. Wer ſollte, wer konnte der Todte ſeyn, den man unter ſolchen geheimnißvollen Umſtänden aus dem Pavillon forttrug, da niemand vermißt worden und wer mochte daran glauben, daß dieſer unbekannte Todte noch ſpuken ſolle in der Behauſung, aus der man ihn fortgebracht! Julia äußerte dieſes alles der Prinzeſſin und fügte noch hinzu, daß jene Erſcheinung am Fenſter auch wohl auf optiſcher Illuſion beruhen, auch wohl gar ein Scherz des alten Magikers, Meiſter

Abraham, ſeyn könne, der ja oft ſein Weſen treibe mit ſolchem Spiel und vielleicht dem leeren Pavillon einen geſpenſtiſchen Einſaſſen gegeben habe.

Wie, ſprach die Prinzeſſin, die ihre ganze Faſſung wieder gewonnen, ſanft lächelnd, wie man doch gleich mit der Erklärung bei der Hand iſt, geſchieht das Wunderbare, Uebernatürliche! — Was den Todten betrifft, ſo vergiſſeſt du das, was ſich in dem Park begab, ehe Kreisler uns verließ. Um Gott, rief Julia, ſollte denn wirklich eine gräßliche That begangen ſeyn? — Wer? — von wem? —

Du weißt, fuhr Hedwiga fort, du weißt ja Mädchen, daß Kreisler lebt — Aber auch er lebt, der in Liebe iſt zu dir — Sieh mich nicht ſo erſchrocken an! — Sollteſt du das nicht längſt ahnen, was ich dir ſagen muß, damit dir es klar werde, was länger verborgen, dich verderben könnte? — Prinz Hektor liebt dich, dich Julia mit all der wilden Leidenſchaft, die ſeiner Nation eigen. Ich war, ich bin ſeine Braut, du aber Julia, biſt ſeine Geliebte. Die letzten Worte betonte die Prinzeſſin auf eine eigne ſcharfe Weiſe, ohne übrigens jenen beſonderen Accent hineinzulegen, der dem Gefühl innerer Kränkung eigen.

O ewige Macht, rief Julia heftig, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten, Hedwiga, willſt du denn meine Bruſt zerreißen? — Welcher finſtre Geiſt ſpricht aus dir! — Nein, nein, gern will ich es leiden, daß du aller böſen Träume halber, die dich verſtörten, an mir Aermſten Rache nimmſt, aber nie werde ich an die Wahrheit dieſer bedrohlichen Phantome glauben! — Hedwiga! — beſinne dich doch nur, du biſt ja nicht mehr die Braut des entſetzlichen Mannes, der uns erſchien wie das Verderben ſelbſt! Nie kehrt er zurück, niemals wirſt du ſein!

Doch, erwiederte die Prinzeſſin, doch! — Faſſe dich nur Mädchen! — Nur dann wenn die Kirche mich mit dem Prinzen verbunden, löſt ſich vielleicht das ungeheure Mißverſtändniß des Lebens, das mich elend macht! — Dich rettet des Himmels wunderbare Fügung. — Wir trennen uns, ich folge dem Gemahl, du bleibſt! — Die Prinzeſſin verſtummte vor innerer Bewegung, auch Julia war keines Wortes mächtig, beide fielen ſich ſchweigend, in Thränen zerfließend an die Bruſt!

Man meldete, daß der Thee ſervirt ſey. Julia war aufgeregter, als es ihr beſonnenes ruhiges Gemüth zuzulaſſen ſchien. Es war ihr unmöglich in der Geſellſchaft zu bleiben und die Mutter erlaubte ihr gern, nach Hauſe zu gehen, da die Prinzeſſin ſich ebenfalls nach Ruhe ſehnte.

Fräulein Nannette verſicherte auf Befragen der Fürſtin, daß die Prinzeſſin den Nachmittag und Abend ſich ſehr wohl befunden, indeſſen mit Julien durchaus allein habe ſeyn wollen. So viel ſie im Nebenzimmer beobachten können, hätten beide, die Prinzeſſin und Julia, ſich allerlei Geſchichten erzählt, auch Comödie geſpielt und bald gelacht, bald geweint.

Die lieben Mädchen, ſprach der Hofmarſchall leiſe. Die aimable Prinzeſſin, das liebe Mädchen! verbeſſerte der Fürſt, indem er den Hofmarſchall mit großen Augen anblitzte. Dieſer wollte in der Beſtürzung über den entſetzlichen Fehlgriff, ein ziemliches Stücklein Zwieback, das er ſattſam in Thee getränkt, auf einmal hinunterſchlucken. Das blieb ihm aber in der Kehle ſtecken und er brach aus in ein fürchterliches Huſten, ſo daß er ſchnell den Saal verlaſſen mußte und nur dadurch gerettet werden konnte vom ſchnöden Erſtickungstode, daß der Hoffourier im Vorſaal mit geübter Fauſt ein wohlgeſetztes Paukenſolo ausführte auf ſeinem Rücken.

Nach zwei Unſchicklichkeiten, deren er ſich ſchuldig gemacht, fürchtete indeſſen der Hofmarſchall noch die dritte zu begehen, er wagte es daher nicht zurückzukehren in den Saal, ſondern ließ ſich bei dem Fürſten mit plötzlich ihn angewandelter Krankheit entſchuldigen.

Durch des Hofmarſchalls Abweſenheit wurde aber die Whiſtparthie zerriſſen, wie ſie der Fürſt gewöhnlich zu ſpielen pflegte.

Als nun die Spieltiſche geordnet, war Alles in geſpannter Erwartung, was der Fürſt in dieſem kritiſchen Fall thun werde. Der that aber nichts, als daß er, da auf ſeinen Wink die übrigen ſich zum Spiel geſetzt hatten, die Hand der Räthin Benzon faßte, ſie zum Kanapee führte und Platz nehmen hieß, indem er ſelbſt ſich ihr zur Seite hinſetzte.

Unlieb, ſprach er dann ſanft und leiſe, wie immer zur Benzon, unlieb wäre es mir doch geweſen, wenn der Hofmarſchall erſtickt wäre am Zwieback. Doch ſchien er Abweſenheiten des Geiſtes zu haben, wie ich es ſchon oftmals bemerkt, da er die Prinzeſſin Hedwegen ein Mädchen nannte, und würde daher im Whiſt miſerabel geweſen ſein. — Ueberhaupt, liebe Benzon, iſt es mir heute recht erwünſcht und angenehm, ſtatt des Spiels mit Ihnen hier in der Einſamkeit einige Worte vertraulich zu wechſeln wie ſonſt. Ach — wie ſonſt! Nun Sie kennen mein Attachement für Sie, geliebte Frau! Nie kann es aufhören, ein fürſtliches Herz iſt jedesmal ein treues, ſo bald nicht unabwendbare Verhältniſſe ein Anderes gebieten.

Bei dieſen Worten küßte der Fürſt der Benzon viel zärtlicher die Hand, als es Stand, Alter und Umgebung zu erlauben ſchienen. Die Benzon verſicherte mit vor Freude funkelnden Augen, daß ſie längſt den Moment erſehnt, mit dem Fürſten vertraulich zu reden, da ſie ihm ſo Manches mitzutheilen habe, was ihm nicht unangenehm ſein werde.

Erfahren Sie, ſprach die Benzon, erfahren Sie gnädigſter Herr, daß der Geheime Legations-Rath auf's Neue geſchrieben, daß unſere Angelegenheit plötzlich eine günſtigere Wendung genommen, daß —

Still, unterbrach ſie der Fürſt, ſtill, beſte Frau, nichts von Regierungsgeſchäften! Auch der Fürſt trägt Schlafröcke und ſetzt eine Nachtmütze auf, wenn er beinahe erdrückt von der Laſt des Regierens, ſich zur Ruhe begiebt, wovon freilich Friedrich der Große, König von Preußen, eine Ausnahme machte, der, wie es Ihnen als einer beleſenen Frau bekannt ſeyn wird, auch im Bette einen Filzhut aufſetzte. Nun ich meine, daß auch der Fürſt immer zu viel von dem in ſich trägt, was — nun! was eben, wie die Leute ſagen, das ſogenannte bürgerliche Verhältniß, Ehe, Vaterfreuden u. ſ. w. begründet, um ſich dieſen Gefühlen ganz zu entſchlagen und es iſt mindeſtens pardonnabel, wenn er ſich ihnen überläßt in Augenblicken, da der Staat, die Vorſorge für den gehörigen Anſtand am Hofe und im Lande nicht ſein ganzes Selbſt in Anſpruch nimmt — Gute Benzon! ſolche Augenblicke ſind die jetzigen; fertig liegen ſieben Unterſchriften in meinem Kabinet, und nun laſſen Sie mich den Fürſten ganz vergeſſen, laſſen Sie mich hier beim Thee ganz Hausvater ſeyn, der deutſche Hausvater vom Freiherrn von Gemmingen. Laſſen Sie mich von meinen — ja von meinen Kindern reden, die mir ſolchen Kummer verurſachen, daß ich oft in eine ganz unſchickliche Gemüthsunruhe verfalle. Von Ihren, ſprach die Benzon mit ſeltſamem Ton, von Ihren Kindern ſoll die Rede ſeyn, gnädigſter Herr? Das heißt alſo von dem Prinzen Ignaz und von der Prinzeſſin Hedwiga! — Sprechen Sie gnädigſter Herr, ſprechen Sie, vielleicht kann ich Rath und Troſt geben wie Meiſter Abraham. — Ja, ſprach der Fürſt weiter, ja Rath und Troſt, der möchte mir manchmal vonnöthen ſeyn. — Sehn Sie, gute Benzon, was zuerſt den Prinzen betrifft, ſo bedurfte er freilich nicht beſonderer Geiſtesgaben, die die Natur denjenigen zuzutheilen pflegt, die ſonſt Ihres Standes halber obſkur und fühllos bleiben würden, aber etwas mehr Esprit wäre ihm doch zu wünſchen, er iſt und bleibt ein — Simple! — Sehn Sie nur, da ſitzt er und baumelt mit den Füßen und ſpielt eine falſche Karte aus nach der andern und kichert und lacht wie ein Knabe von ſieben Jahren! — Benzon! entre nous soit dit, nicht die Kunſt des Schreibens, in ſo weit ſie ihm nöthig, iſt ihm beizubringen; ſein fürſtlicher Name ſieht aus wie eine Eulenkralle. Ewige Barmherzigkeit was ſoll daraus werden! Neulich wurde ich in meinen Geſchäften geſtört durch ein abſcheuliches Gebelle vor meinem Fenſter, ich ſchaue heraus, um den unangenehmen Spitz fortjagen zu laſſen, und was muß ich erblicken! Sollten Sie es glauben, gute Frau! Es iſt der Prinz, der wie wahnſinnig laut bellend hinter dem Gärtnerburſchen herſpringt! — Sie ſpielen mitſammen Haſe und Hund! — Iſt wohl nur einiger Verſtand darin, ſind das fürſtliche Paſſionen? — Kann der Prinz wohl jemals zu der geringſten Selbſtſtändigkeit kommen?

Darum, erwiederte die Benzon, darum iſt es nöthig, daß der Prinz alsbald vermählt werde und eine Gemahlin erhalte, deren Anmuth, deren Liebreiz, deren klarer Verſtand ſeine ſchlafenden Sinne weckt und die gutmüthig genug iſt, ſich ganz zu ihm hinabzuneigen, um ihn dann allmälig zu ſich heraufzuziehen. Dieſe Eigenſchaften ſind dem weiblichen Weſen, das dem Prinzen angehören ſoll, unerläßlich, um ihn aus einem Seelenzuſtande zu retten, der, mit Schmerz ſpreche ich es aus, gnädigſter Herr! zuletzt in wirklichen Wahnſinn ausarten kann. Eben daher dürfen auch nur dieſe ſeltenen Eigenſchaften entſcheiden und der Stand nicht in allzuſtrengen Betracht kommen.

Niemals, ſprach der Fürſt, indem er die Stirn runzelte, niemals gab es Mesallianzen in unſerm Hauſe, laſſen Sie ab von einem Gedanken, den ich nicht billigen kann. Immer war und bin ich noch bereit, ſonſt Ihre Wünſche zu erfüllen! —

Das, erwiederte die Benzon mit ſcharfem Ton, das ich nicht wüßte, gnädigſter Herr! — Wie oft mußten gerechte Wünſche ſchweigen, chimäriſcher Rückſichten halber. Aber es giebt Anſprüche, die aller Verhältniſſe ſpotten. —

Laissons cela, unterbrach der Fürſt die Benzon, indem er ſich ausräusperte und Tabak nahm. Nach einigen Augenblicken des Stillſchweigens fuhr er fort: Noch mehr Kummer als der Prinz macht mir die Prinzeſſin. Sagen Sie, Benzon, wie war es möglich, daß uns eine Tochter von dieſer ſeltſamen Gemüthsart, noch mehr von dieſer abſonderlichen Krankhaftigkeit, die ſelbſt den Leibarzt in Verlegenheit ſetzt, geboren werden konnte? Hat ſich die Fürſtin nicht immer einer blühenden Geſundheit erfreut, hat ſie zu myſtiſchen Nervenzufällen inklinirt? Bin ich ſelbſt nicht, was Leib und Seele betrifft, ein robuſter Fürſt geweſen? Wie kommen wir zu dem Kinde, das, geſtehen muß ich es zu meinem bittern Leidweſen, mir oft — ganz verrückt erſcheint, alles fürſtlichen Anſtandes los und ledig? — Auch mir, erwiederte die Benzon, auch mir iſt der Organismus der Prinzeſſin unbegreiflich. — Die Mutter iſt ſich immer klar, verſtändig, von jeder zu heftigen verderblichen Leidenſchaftlichkeit frei geweſen. — Die letzten Worte ſprach die Benzon dumpf und leiſe vor ſich hin, indem ſie den Blick niederſenkte. Sie meinen die Fürſtin, fragte der Fürſt mit Accent, da es ihm nicht anſtändig ſchien, daß dem Worte: Mutter, nicht das Prädikat: Fürſtin, hinzugefügt.

Wen ſonſt, erwiederte die Benzon geſpannt, wen ſonſt ſollte ich meinen.

Hat, ſprach der Fürſt weiter, hat mich nicht der letzte fatale Zufall der Prinzeſſin um den Erfolg meiner Bemühungen, um die Freude ihrer baldigen Vermählung, meinen Wünſchen gemäß, gebracht? — Denn, gute Benzon, entre nous soit dit, der Prinzeſſin plötzliche Katalepſie, die ich blos einer ſtarken Erkältung zuſchreibe, war wohl lediglich Schuld an der plötzlichen Abreiſe des Prinzen Hektor. — Er will abbrechen und — juste ciel! ſelbſt muß ich es geſtehen, ich kann es ihm nicht ganz verdenken, ſo daß, verböte nicht ohnehin der Anſtand jede weitere Annäherung, ſchon dieſes mich, den Fürſten, abhalten müßte, jetzt noch Schritte zu thun zur Erfüllung eines Wunſches, den ich freilich ſehr ungern und nur nothgedrungen aufgebe. Recht werden Sie mir nämlich geben, geliebte Frau, daß es immer etwas Aengſtliches hat mit einer Gemahlin, die ſolchen wunderlichen Zufällen unterworfen. Kann eine ſolche fürſtliche und zugleich kataleptiſche Gemahlin nicht mitten in der glänzendſten Cour davon erfaßt werden, automatiſch daſtehen und ſämmtliche würdige Anweſende zwingen, es ihr nachzuthun und regungslos zu bleiben? — Freilich kann man wohl auch eine von einer allgemeinen Katalepſie befallene Cour ſich als die feierlichſte und erhabenſte denken, die es in der Welt nur geben mag, da die leiſeſte Verletzung der nöthigen Würde auch dem Leichtſinnigſten unmöglich. Doch ein Gefühl, das mich eben in ſolchen hausväterlichen Augenblicken, wie die jetzigen hier beim Spiel befällt, läßt es mich bemerken, daß ein ſolcher Zuſtand der Braut dem fürſtlichen Bräutigam einiges fröſtelndes Grauen erregen kann und darum — Benzon! Sie ſind eine liebenswürdige, verſtändige Frau, fänden Sie vielleicht eine Möglichkeit, die Sache mit dem Prinzen zu redreſſiren, irgend ein Mittel —

Es bedarf, unterbrach die Benzon lebhaft den Fürſten, es bedarf deſſen gar nicht, gnädigſter Herr! Nicht der Prinzeſſin Krankheit trieb den Prinzen ſo ſchnell fort, ein anderes Geheimniß iſt hier im Spiele und in dieſes Geheimniß iſt der Kapellmeiſter Kreisler verflochten.

Wie, rief der Fürſt voll Erſtaunen, wie, was ſagen Sie, Benzon? der Kapellmeiſter Kreisler? So ſollte es doch wahr ſeyn, daß er —

Ja, ſprach die Räthin weiter, ja, gnädigſter Herr, ein Zwieſpalt zwiſchen ihm und dem Prinzen Hektor, der vielleicht geſchlichtet werden ſollte auf zu heroiſche Weiſe, war es, der den Prinzen entfernte.

Zwieſpalt, unterbrach der Fürſt die Benzon, — Zwieſpalt — geſchlichtet — heroiſche Weiſe! — Der Schuß im Park — der blutige Hut! — Benzon! es iſt ja unmöglich — der Prinz — der Kapellmeiſter! — ein Duell — ein Rencontre, beides iſt ja undenkbar! —

So viel, fuhr die Benzon fort, ſo viel, gnädiger Herr, iſt gewiß, daß Kreisler auf der Prinzeſſin Gemüth nur zu mächtig einwirkte, daß jene ſeltſame Angſt, ja jenes Entſetzen, das ſie erſt empfand in Kreislers Gegenwart, ſich geſtalten wollte zur verderblichen Leidenſchaft. Möglich, daß der Prinz ſcharf genug ſah, dies zu gewahren, daß er in Kreisler, der ihm von Anfang an entgegen trat mit feindlicher verhöhnender Ironie, einen Widerſacher fand, den er ſich vom Halſe ſchaffen zu müſſen glaubte und daß hieraus ſich eine That erzeugte, die freilich nur dem blutigen Haß des gekränkten Ehrgefühls, der Eiferſucht verziehen werden darf und die, Dank ſei der ewigen Macht, nicht gelang. Ich geſtehe, daß dies alles die ſchnelle Abreiſe des Prinzen nicht erklärt und daß, wie geſagt, noch ein dunkles Geheimniß waltet. Der Prinz floh, wie mir Julia erzählt, entſetzt vor einem Bilde, das Kreisler bei ſich trug und ihm vorzeigte. — Nun, mag dem ſeyn, wie ihm wolle, Kreisler iſt fort und der Prinzeſſin Kriſis iſt vorüber! — Glauben Sie mir, gnädigſter Herr, blieb Kreisler, ſo flammte die heftigſte Leidenſchaft für ihn auf in der Prinzeſſin Bruſt, und ſie wäre lieber geſtorben, als daß ſie dem Prinzen ihre Hand gegeben hätte. Alles hat ſich jetzt anders geſtaltet, bald kehrt Prinz Hektor zurück, und die Vermählung mit der Prinzeſſin endigt alle Beſorgniſſe.

Sehn Sie, rief der Fürſt zornig, ſehn Sie, Benzon, die Inſolenz des ſchnöden Muſikanten! — In ihn will die Prinzeſſin ſich verlieben, ſeinetwegen die Hand des liebenswürdigſten Prinzen ausſchlagen! — Ah le coquin! — Nun verſtehe ich Euch, Meiſter Abraham, erſt ganz! — Ihr ſollt mir den fatalen Menſchen vom Halſe ſchaffen, daß er niemals wiederkehrt. —

Jede, ſprach die Räthin, jede Maaßregel, die der weiſe Meiſter Abraham deshalb etwa vorſchlagen dürfte, würde überflüſſig ſeyn, da das Erforderliche deshalb ſchon geſchehen iſt. Kreisler befindet ſich in der Abtei Kanzheim und wie mir der Abt Chryſoſtomus ſchreibt, wird er wahrſcheinlich ſich entſchließen, der Welt zu entſagen und in den Orden zu treten. Die Prinzeſſin hat dies ſchon erfahren von mir zur günſtigen Stunde, und daß ich dabei keine ſonderliche Gemüthsbewegung der Prinzeſſin gewahrte, bürgt mir dafür, daß die bedrohliche Kriſis, wie geſagt, ſchon vorüber.

Herrliche, nahm der Fürſt das Wort, herrliche, liebenswürdige Frau! welches Attachement beweiſen Sie für das Wohl, für das Beſte meines Hauſes!

Wirklich, ſprach die Benzon mit bitterem Ton, wirklich? — thue ich das? Konnte, durfte ich immer für das Wohl Ihrer Kinder ſorgen?

Die Benzon legte auf die letzten Worte einen beſonderen Nachdruck, der Fürſt ſah ſchweigend vor ſich nieder und ſpielte mit den Daumen der zuſammengefalteten Hände. Endlich murmelte er leiſe: Angela! — noch immer keine Spur? — ganz verſchwunden?

So iſt es, erwiederte die Benzon, und ich fürchte, daß das unglückliche Kind das Opfer irgend einer Schändlichkeit geworden iſt. Man wollte ſie in Venedig geſehen haben, aber gewiß war dies ein Irrthum. — Geſtehen Sie es, gnädigſter Herr! es war grauſam — entſetzlich, daß Sie Ihr Kind von der Bruſt der Mutter reißen ließen, es in ein troſtloſes Exil verbannten! — Dieſe Wunde, die mir Ihre Strenge ſchlug, werde ich niemals verſchmerzen!

Benzon, ſprach der Fürſt, habe ich Ihnen, dem Kinde nicht ein anſehnliches Jahrgehalt ausgeſetzt? — konnte ich mehr thun? Mußte ich nicht, blieb Angela bei uns, jeden Augenblick befürchten, daß unſere foiblesse verrathen werden und auf unangenehme Weiſe die anſtändige Ruhe unſeres Hofes zerſtören konnten? — Sie kennen die Fürſtin, gute Benzon! Sie wiſſen, daß ſie manchmal beſondere Grillen hat. —

Alſo, nahm die Benzon das Wort, alſo Geld, ein Jahrgehalt ſoll die Mutter entſchädigen für allen Schmerz, für alle Trauer, für alle bittere Klage um das verlorene Kind? — In der That, gnädigſter Herr! es giebt eine andere Art, für ſein Kind zu ſorgen, die die Mutter beſſer zufrieden ſtellt, als alles Gold!

Die Benzon ſprach dieſe Worte mit einem Blick, mit einem Ton, der den Fürſten in einige Verlegenheit ſetzte.

Vortreffliche Frau, begann er betreten, warum dieſe ſeltſamen Gedanken! — Glauben Sie denn nicht, daß mir ebenfalls das ſpurloſe Verſchwinden unſerer lieben Angela ſehr unangenehm, ſehr fatal iſt? Es muß ein artiges, ſchönes Mägdlein geworden ſeyn, da es von hübſchen ſcharmanten Eltern geboren. Auf's Neue küßte der Fürſt der Benzon ſehr zärtlich die Hand, die ſie aber ſchnell wegzog und mit funkelndem, durchbohrendem Blick dem Fürſten in's Ohr flüſterte: Geſtehen Sie es, gnädigſter Herr, Sie waren ungerecht, grauſam, als Sie darauf beſtanden, daß das Kind entfernt werden müſſe. Iſt es nicht Ihre Pflicht, den Wunſch nicht zurückzuweiſen, deſſen Erfüllung ich gutmüthig genug, wirklich für einigen Erſatz all' meines Leid's anſehen will? Benzon, erwiederte der Fürſt noch kleinlauter als zuvor, gute, herrliche Benzon, kann denn unſere Angela nicht wiedergefunden werden? Ich will Heroiſches thun für Ihre Wünſche, theure Frau! Ich will mich dem Meiſter Abraham anvertrauen, mich mit ihm berathen. — Es iſt ein vernünftiger, erfahrener Mann, vielleicht kann er helfen.

O, unterbrach die Benzon den Fürſten, o, des weiſen Meiſters Abraham! Glauben Sie denn, gnädigſter Herr, daß Meiſter Abraham wirklich aufgelegt iſt, für Sie etwas zu unternehmen, daß er Ihnen, Ihrem Hauſe getreulich anhängt? Und wie ſollte er im Stande ſeyn, etwas herauszubringen über Angela's Schickſal, nachdem in Venedig, in Florenz, alle Nachforſchungen vergeblich geblieben ſind und, was das Schlimmſte iſt, ihm jenes geheimnißvolle Mittel geraubt wurde, deſſen er ſich bediente, um das Unbekannte zu erforſchen.

Sie, ſprach der Fürſt, Sie meinen ſein Weib, die böſe Zauberin Chiara.

Sehr, erwiederte die Benzon, ſehr fraglich möchte es ſeyn, ob die vielleicht nur inſpirirte, mit höheren wunderbaren Kräften begabte Frau dieſen Namen verdient. Auf jeden Fall war es ungerecht, unmenſchlich, dem Meiſter das geliebte Weſen zu rauben, an dem er hing mit ganzer Seele, ja die ganz ein Theil ſeines Ichs war.

Benzon, rief der Fürſt ganz erſchrocken, Benzon, ich verſtehe Sie heute nicht! — Mir ſchwindelts im Kopfe! Waren Sie ſelbſt nicht dafür, daß das bedrohliche Geſchöpf, vermöge deſſen der Meiſter bald alle unſere Verhältniſſe beherrſchen konnte, entfernt werden möchte? Billigten Sie nicht ſelbſt mein Schreiben an den Großherzog, in dem ich vorſtellte, daß, da jede Zauberei im Lande längſt verboten, Perſonen, die in dieſer Art beeigenſchaftet ihr Weſen trieben, nicht geduldet werden durften und Sicherheits halber ein wenig eingeſperrt werden müßten? Geſchah es nicht aus purer Schonung gegen den Meiſter Abraham, daß der myſteriöſen Chiara nicht der offene Proceß gemacht, ſondern daß ſie in aller Stille aufgegriffen und fortgeſchafft wurde, wohin weiß ich nicht einmal, da ich mich darum nicht weiter bekümmert? — Welch' ein Vorwurf kann mich hier treffen?

Verzeihung, erwiederte die Benzon, Verzeihung, gnädigſter Herr, aber es iſt doch in der That der Vorwurf des wenigſtens übereilten Verfahrens, der Sie wohl mit Recht trifft. — Aber! — erfahren Sie es, gnädigſter Herr! Meiſter Abraham iſt davon unterrichtet, daß ſeine Chiara weggeſchafft wurde auf Ihren Anlaß. Er iſt ſtill, er iſt freundlich, aber glauben Sie nicht, gnädigſter Herr, daß Haß und Rache brütet in ſeinem Innern gegen den, der ihm ſein Liebſtes raubte auf Erden? Und dieſem Manne wollen Sie vertrauen, wollen ihm

Ihr Inneres erſchließen? — Benzon, ſprach der Fürſt, indem er ſich die Schweißtropfen von der Stirne wegtrocknete, Benzon! Sie alteriren mich ſehr — ganz unbeſchreiblich, möcht' ich ſagen! — Barmherziger! kann ein Fürſt ſo aus der Contenance gebracht werden? Muß beim Teufel — Gott, ich glaube gar, ich fluche, wie ein Dragoner hier beim Thee! — Benzon! warum ſprachen Sie nicht früher! — Er weiß ſchon alles! — Im Fiſcherhäuschen, gerade als ich ganz außer mir war über der Prinzeſſin Zuſtand, da floß mir das Herz, der Mund über. — Ich ſprach von Angela, entdeckte ihm — Benzon, ſchrecklich iſt es! — j'étois un — Eſel! — Voilà tout! —

Und er erwiederte? So fragte die Benzon geſpannt.

Beinahe, ſo ſprach der Fürſt weiter, beinahe iſt es mir ſo, als habe der Meiſter Abraham zuerſt angefangen, von unſerem früheren Attachement zu ſprechen und wie ich ein glücklicher Vater ſeyn können, ſtatt daß ich nun ein malheureuſer ſey. — So viel iſt aber richtig, daß, als ich meine Beichte beendet, er lächelnd erklärte, wie er ſchon längſt alles wiſſe und hoffe, daß ſich vielleicht in ganz kurzer Zeit aufklären werde, wo Angelika geblieben. — Mancher Trug würde dann vernichtet werden, manche Täuſchung zerrinnen.

Das, ſprach die Benzon mit bebenden Lippen, das ſagte der Meiſter?

Sur mon honneur, erwiederte der Fürſt, das ſprach er. — Tauſend Sapperment — pardonniren Sie, Benzon, aber ich bin im Zorn — wenn der Alte es mir nachtragen ſollte? — Benzon, que faire?

Beide, der Fürſt und die Benzon, ſtarrten ſich ſprachlos an. Durchlauchtigſter Herr! lispelte leiſe ein Kammerlakai, indem er dem Fürſten Thee präſentirte. Bête! ſchrie aber der Fürſt, im haſtigen Aufſpringen dem Lakai Präſentirteller ſammt der Taſſe aus den Händen ſchleudernd; Alles fuhr entſetzt von den Spieltiſchen in die Höhe, das Spiel war geendet, der Fürſt, ſich mit Macht bezwingend, lächelte ein freundliches Adieu den Erſchrockenen zu und begab ſich mit der Fürſtin in die inneren Gemächer. Auf jedem Geſicht las man aber ganz deutlich: Gott was iſt das, was bedeutet das? — Der Fürſt ſpielte nicht, ſprach ſo lange, ſo angelegentlich mit der Räthin und gerieth dann in ſolch' entſetzlichen Zorn! —

Unmöglich konnte die Benzon auch nur entfernt ahnen, was ſie in ihrer Wohnung, die in einem Seitengebäude dicht neben dem

Schloſſe belegen, für ein Auftritt erwartete. — Kaum eingetreten, ſtürzte ihr nämlich ganz außer ſich Julia entgegen und — Doch! gegenwärtiger Biograph iſt ſehr zufrieden, daß er diesmal das, was ſich mit Julia während des fürſtlichen Thees begeben, viel beſſer und deutlicher zu erzählen vermag, als manches andere Factum der bis jetzt wenigſtens etwas verworrenen Geſchichte! — Alſo! — Wir wiſſen, daß Julien erlaubt wurde, früher nach Hauſe zurückzukehren. Ein Leibjäger leuchtete ihr mit einer Fackel vor. Kaum waren ſie aber einige Schritte von dem Schloſſe entfernt, als der Leibjäger plötzlich ſtill ſtand und die Fackel hoch emporhob. Was giebt es? fragte Julia. Ei, erwiederte der Leibjäger, ei Fräulein Julia, haben Sie wohl die Geſtalt bemerkt, die dort vor uns ſo ſchnell forthuſchte? Ich weiß gar nicht, was ich davon denken ſoll, ſeit mehreren Abenden ſchleicht hier ein Menſch umher, der bei ſeiner Heimlichkeit was Böſes im Schilde führen muß. Wir haben ihm ſchon nachgeſtellt auf alle nur mögliche Weiſe, aber er entwiſcht uns unter den Händen, ja er wird vor unſern Augen unſichtbar, wie ein Geſpenſt oder wie der Gott ſey bei uns! ſelbſt.

Julia dachte an die Erſcheinung im Giebelfenſter des Pavillons und fühlte ſich von unheimlichen Schauern durchbebt. Fort, ach nur ſchnell fort, rief ſie dem Jäger zu, der meinte aber lachend, das liebe Fräulein möge ſich nur nicht fürchten, denn ehe ihr etwas geſchehe, müſſe ihm erſt das Geſpenſt den Hals umdrehen, überdem habe aber wohl das unbekannte Ding, was ſich in der Gegend des Schloſſes blicken laſſe, Fleiſch und Bein wie andere ehrliche Leute und ſey ein furchtſamer lichtſcheuer Haſe.

Julia ſchickte ihr Mädchen, das über Kopfſchmerz und Fieberfroſt klagte, zu Bette und legte ohne ihre Beihülfe die Nachtkleider an.

Nun, als ſie einſam auf ihrem Zimmer, ging noch einmal alles in ihrer Seele auf, was Hedwiga in einem Zuſtande zu ihr geſprochen, den ſie nur krankhafter Ueberſpannung zuſchreiben wollte. Und doch war es gewiß, daß eben jene krankhafte Ueberſpannung nur eine pſychiſche Urſache haben konnte. — Mädchen von ſolch unbefangenem reinen Gemüth, wie Julia, errathen in derlei intrikaten Fällen wohl ſelten das Richtige. So glaubte auch Julia, als ſie ſich alles nochmals in den Sinn gerufen, nichts anderes, als daß Hedwiga von jener entſetzlichen Eigenſchaft ergriffen, die ſie ſelbſt ihr ſo furchtbar, als die Ahnung davon in ihrer eignen Seele lag, geſchildert und daß Prinz Hektor der Mann ſey, dem ſie ihr eignes Selbſt geopfert. — Nun, ſchloß ſie ferner, ſey, der Himmel wiſſe wie, der Wahn in Hedwiga aufgeſtiegen, daß der Prinz in anderer Liebe befangen, und habe ſie gequält, wie ein fürchterliches, raſtlos ſie verfolgendes Geſpenſt, ſo daß daraus ſich die heilloſe Zerrüttung im Innern erzeugt. Ach, ſprach Julia zu ſich ſelbſt, ach du gute liebe Hedwiga, kehrte Prinz Hektor zurück, wie bald würdeſt du dich uberzeugen, daß du von deiner Freundin nichts zu befürchten! — Doch in dem Augenblick, als Julia dieſe Worte ſprach, trat der Gedanke, daß der Prinz ſie liebe, ſo aus dem Innerſten hervor, daß ſie vor ſeiner Macht und Lebendigkeit erſchrak, daß ſie ſich von unnennbarer Angſt erfaßt fuhlte, es könne doch wahr, was die Prinzeſſin glaube, und ihr Verderben gewiß ſeyn. Jener ſeltſame fremdartige Eindruck, den des Prinzen Blick, ſein ganzes Weſen auf ſie gemacht, kam ihr wieder zu Sinn, jenes Entſetzen durchbebte auf's Neue ihre Glieder. Sie gedachte jenes Moments auf der Brucke, als der Prinz ſie umſchlingend den Schwan futterte, all' der verfänglichen Worte die er damals ſprach und die, ſo harmlos ihr damals alles vorgekommen, ihr jetzt von tieferer Bedeutung ſchienen. Aber auch des verhängnißvollen Traums gedachte ſie, als ſie ſich von eiſernen Armen feſt umſchlungen gefuhlt und es der Prinz geweſen, der ſie feſtgehalten, als ſie dann erwacht den Kapellmeiſter im Garten erblickt und ſein ganzes Weſen ihr klar geworden und ſie daran geglaubt, daß er ſie ſchützen werde vor dem Prinzen.

Nein, rief Julia laut, nein es iſt nicht ſo, es kann dem nicht ſo ſeyn, es iſt nicht möglich! Es iſt der böſe Geiſt der Hölle ſelbſt, der dieſe ſündhaften Zweifel in mir Aermſten aufregt! — Nein er ſoll nicht Macht haben uber mich! —

Mit dem Gedanken an den Prinzen, an jene gefahrvollen Augenblicke regte ſich in Julia's tiefſter Bruſt eine Empfindung, deren Bedrohlichkeit nur daran zu erkennen, daß ſie die Schaam weckte, die das wallende Blut ihr in die Wangen, heiße Thränen ihr in die Augen trieb. Wohl der holden frommen Julia, daß ſie Kraft genug beſaß den böſen Geiſt zu beſchwören, ihm keinen Raum zu verſtatten, in dem er feſt fußen können. Es iſt hier noch wiederholt zu bemerken, daß Prinz Hektor der ſchönſte liebenswurdigſte Mann war, den man nur ſehen konnte, daß ſeine Kunſt zu gefallen auf die tiefe Weiberkenntniß gegründet war, die ihm das Leben voll glücklicher Abentheuer erworben und daß eben ein junges unbefangens Mädchen wohl erſchrecken mochte vor der ſiegenden Kraft ſeines ganzen Weſens.

O Johannes, ſprach ſie ſanft, du guter herrlicher Mann, kann ich denn nicht bei dir den Schutz ſuchen, den du mir verſprochen? Kannſt du nicht ſelbſt zu mir tröſtend reden mit den Himmelstönen, die recht wiederhallen in meiner Bruſt? —

Damit öffnete Julia das Pianoforte und begann die Compoſitionen Kreislers, die ihr die liebſten waren, zu ſpielen und zu ſingen. In der That fühlte ſie ſich bald getröſtet, erheitert, der Geſang trug ſie fort in eine andere Welt, es gab keinen Prinzen, ja keine Hedwiga mehr, deren krankhafte Phantome ſie verſtören durften!

— Nun noch meine liebſte Canzonetta! — So ſprach Julia und begann das von ſo vielen Componiſten geſetzte: Mi lagnero tacendo etc. In der That war Kreislern dieſes Lied vor allen übrigen gelungen. Der ſüße Schmerz der brünſtigſten Liebesſehnſucht war darin in einfacher Melodie mit einer Stärke ausgedrückt, die jedes fühlende Gemüth unwiderſtehlich ergreifen mußte. Julia hatte geendet, in das Andenken an Kreisler ganz und gar verſunken, ſchlug ſie noch einzelne Akkorde an, die ein Echo ſchienen ihrer inneren Gefühle. Da ging die Thür auf, ſie ſchaute hin und ehe ſie ſich vom Sitz erheben konnte, lag Prinz Hektor ihr zu Füßen und hielt ſie feſt, beide Hände erfaſſend. Laut ſchrie ſie auf vor jähem Schreck, doch der Prinz beſchwor ſie bei der Jungfrau und allen Heiligen ruhig zu ſeyn, ihm nur zwei Minuten den Himmel ihres Anblicks, ihres Worts zu gönnen. Mit Ausdrücken, wie ſie nur die Raſerei der heftigſten Leidenſchaft einzugeben vermag, ſagte er ihr dann, daß er nur ſie, nur ſie anbete, daß der Gedanke der Vermählung mit Hedwiga ihm ſchrecklich, todbringend ſey. Daß er deshalb fliehen wollen, doch bald von der Macht einer Leidenſchaft, die erſt mit ſeinem Tode enden könne, getrieben, zurückgekehrt ſey, nur um Julien zu ſehen, zu ſprechen, ihr zu ſagen, daß nur ſie allein ſein Leben, ſein Alles ſey! —

Fort, rief Julia in troſtloſer Herzensangſt, fort — Sie tödten mich Prinz!

Nimmermehr, ſchrie der Prinz, indem er in Liebeswuth Julia's Hände an die Lippen drückte, nimmermehr, der Moment iſt da, der Leben über mich bringt oder Tod! — Julia! Kind des Himmels!

Kannſt du mich, kannſt du den verwerfen, deſſen ganzes Seyn, deſſen Seligkeit du biſt? — Nein du liebſt mich Julia, ich weiß es, o ſprich es aus, daß du mich liebſt und alle Himmel überſchwenglichen Entzückens ſind mir geöffnet!

Damit umſchlang der Prinz die vor Entſetzen und Angſt halb ohnmächtige Julia und drückte ſie heftig an ſeine Bruſt.

Weh mir, rief ſie mit halberſtickter Stimme, weh mir — erbarmt ſich niemand meiner?

Da erhellte Fackelglanz die Fenſter und mehrere Stimmen ließen ſich vor der Thür hören. Julia fühlte einen glühenden Kuß auf den Lippen brennen und ſchnell war der Prinz entflohen.

Alſo — ganz außer ſich, ſtürzte wie geſagt Julia der eintretenden Mutter entgegen und mit Entſetzen vernahm dieſe, was ſich begeben. Sie begann damit, die arme Julia zu tröſten, wie ſie nur vermochte, ihr zu verſichern, daß ſie den Prinzen zu ſeiner Schaam aus dem Verſteck, in dem er ſich befinden müſſe, hervorziehen werde.

O, ſprach Julia, o thue das nicht Mutter, ich muß vergehen, wenn der Fürſt, wenn Hedwiga erfährt — Sie fiel ſchluchzend an der Mutter Bruſt ihr Antlitz verbergend.

Du haſt Recht, erwiederte die Rathin, du haſt Recht mein liebes gutes Kind, niemand darf zur Zeit wiſſen, ahnen, daß der Prinz ſich hier befindet, daß er dir nachſtellt du liebe fromme Julia! — Die im Complott ſind, müſſen ſchweigen. Denn daß es deren giebt, die im Bunde ſind mit dem Prinzen, hat nicht den mindeſten Zweifel, da er ſonſt eben ſo wenig unbemerkt hier in Sieghartshof ſich hätte aufhalten, als in unſre Wohnung ſchleichen können. — Unbegreiflich iſt es mir, wie es dem Prinzen möglich wurde aus dem Hauſe zu entfliehen, ohne mir und Friedrich, der mir vorleuchtete, zu begegnen! Den alten Georg fanden wir im tiefen unnatürlichen Schlaf, aber wo iſt Nanny? Weh mir, liſpelte Julia, weh mir, daß ſie krank war und ich ſie fortſchicken mußte.

Vielleicht, ſprach die Benzon, vielleicht kann ich ihr Arzt ſeyn und ſtieß raſch die Thüre des Nebenzimmers auf. Da ſtand die kranke Nanny völlig angekleidet; ſie hatte gelauſcht und ſank nun vor Schreck und Furcht nieder, der Benzon zu Füßen.

Wenige Fragen der Benzon reichten hin, um zu erfahren daß der Prinz durch den alten für ſo treu gehaltenen Caſtellan —

(M. f. f.) — mußt ich erfahren! — Muzius mein treuer Freund, mein herziger Bruder war an den Folgen der böſen Verwundung am Hinterbeine Todes verblichen. — Die Trauerpoſt traf mich ſehr hart, nun erſt fühlte ich, was mir Muzius geweſen! — In folgender Nacht ſollte, wie mir Puff ſagte, in dem Keller deſſelben Hauſes, wo der Meiſter wohnte und wo man die Leiche hingeſchafft, die Todtenfeier gehalten werden. Ich verſprach, mich nicht allein zu gehöriger Zeit einzufinden, ſondern auch für Speiſe und Trank zu ſorgen, damit nach alter edler Sitte auch das Trauermahl gehalten werden könne. Ich beſorgte dies auch wirklich, indem ich den Tag über nach und nach meinen reichlichen Vorrath an Fiſchen, Hühnerknochen und Gemüſe hinabtrug. — Für Leſer, die alles gern auf das Genaueſte erklärt haben und daher auch wohl wiſſen möchten, wie ich es angefangen, das Getränk hinab zu transportiren, bemerke ich, daß ohne weiteres Mühen mir eine freundliche Hausmagd dazu verhalf. Die Hausmagd, welche ich gar oft im Keller zu treffen und auch wohl in ihrer Küche zu beſuchen pflegte, ſchien meinem Geſchlecht und inſonderheit mir ganz vorzüglich gewogen, ſo daß wir uns nie ſahen ohne auf anmuthige Weiſe miteinander zu ſpielen. Sie reichte mir manchen Biſſen, der eigentlich ſchlechter war, als wie ich ihn von meinem Meiſter empfing, den ich aber doch verzehrte und dabei that als wenn er mir ganz vorzüglich ſchmeckte, aus purer Galanterie. So was rührt wohl das Herz einer Hausmagd und ſie that worauf es eigentlich abgeſehen war. Ich ſprang ihr nämlich auf den Schooß und ſie kratzte mir ſo lieblich Kopf und Ohren, daß ich ganz Wonne und Seligkeit war und an die Hand mich gar ſehr gewöhnte, die: Wochtags ihren Beſen führt, und Sonntags denn am beſten careſſirt! — An dieſe freundliche Perſon wandte ich mich nun in dem Augenblick, als ſie aus dem Keller, in dem ich mich gerade befand, einen großen Topf voll ſüßer Milch herauftragen wollte und äußerte, auf ihr verſtändliche Weiſe, den lebhaften Wunſch, die Milch für mich zu behalten. „Närriſcher Murr, ſprach das Mädchen, die eben ſo gut wie alle übrigen Leute im Hauſe, ja wie die ganze Nachbarſchaft meinen Namen wußte, närriſcher Murr, du willſt gewiß die Milch nicht für dich allein, du willſt gewiß traktiren! Nun, behalt nur die Milch, kleiner Graukittel, ich muß oben ſchon für andere ſorgen! Damit ſetzte ſie den Topf mit Milch auf den Boden nieder, ſtreichelte mir, der ich in den zierlichſten

Purzelbäumen meine Freude und meinen Dank zu erkennen gab, noch was weniges den Rücken und ſtieg dann die Kellertreppe hinauf. — Merke dir o Katerjüngling hiebei, daß die Bekanntſchaft, ja ein gewiſſes ſentimental gemüthliches Verhältniß mit einer freundlichen Köchin für junge Leute unſeres Standes und Geſchlechts eben ſo angenehm iſt als erſprießlich.

Um die Mitternachtsſtunde begab ich mich hinab in den Keller. Trauriger herzzerreißender Anblick! Da lag in der Mitte auf einem Katafalk, der freilich dem einfachen Sinn, den der Verſtorbene ſtets in ſich trug, gemäß, nur in einem Bündel Stroh beſtand, die Leiche des theuern geliebten Freundes! — Alle Kater waren ſchon verſammelt, wir drückten uns, keines Wortes mächtig, die Pfoten, ſetzten uns, heiße Thränen in den Augen in einen Kreis rings um den Katafalk umher und ſtimmten einen Klagegeſang an, deſſen die Bruſt durchſchneidende Töne furchtbar in den Kellergewölben wiederhallten. Es war der troſtloſeſte, entſetzlichſte Jammer, der jemals gehört worden, kein menſchliches Organ vermag ihn heraus zu bringen.

Nachdem der Geſang geendet, trat ein ſehr hübſcher, anſtändig in Weiß und Schwarz gekleideter Jüngling aus dem Kreiſe, ſtellte ſich an das Kopfende der Leiche und hielt nachfolgende Standrede welche er mir, unerachtet er ſie aus dem Stegreif geſprochen, ſchriftlich mittheilte.

Trauerrede
am Grabe des zu früh verblichenen Kater Muzius,
der Phil. und Geſch. Befliß.

gehalten von ſeinem treuen Freunde und Bruder,

dem Kater Hinzmann,
der Poeſ. und Rhetor. Befliß.

Theure in Betrübniß verſammelte Brüder!

Wackre hochherzige Burſche!

Was iſt der Kater! — ein gebrechliches verderbliches Ding, wie Alles, was geboren auf Erden! — Iſt es wahr, was die berühmteſten Aerzte und Phyſiologen behaupten, daß der Tod, dem alle Kreatur unterworfen, hauptſächlich in dem gänzlichen Aufhören alles Athmens beſtehe, o ſo iſt unſer biedere Freund, unſer wackere Bruder, dieſer treue tapfere Genoſſe in Freud und Leid, o ſo iſt unſer edle Muzius gewiß todt! — Seht da liegt der Edle auf dem kalten Stroh und hat alle Viere von ſich geſtreckt! — Nicht der leiſeſte Athemzug ſtiehlt ſich durch die auf ewig geſchloſſenen Lippen! Eingefallen ſind die Augen, die ſonſt bald ſanftes Liebesfeuer bald vernichtenden Zorn ſtrahlten in grüngleißendem Gold! Todtenbläſſe überzieht das Antlitz, ſchlaff hängen die Ohren, hängt der Schweif herab! — O Bruder Muzius, wo ſind nun deine luſtigen Sprünge, wo iſt deine Heiterkeit, deine gute Laune, dein klares fröhliches: Miau! das alle Herzen erfreute, dein Muth, deine Standhaftigkeit, deine Klugheit, dein Witz? — Alles, alles hat dir der bittre Tod geraubt und du weißt vielleicht nun nicht einmal genau, ob du gelebt haſt? — Und doch warſt du die Geſundheit, die Kraft ſelbſt, gerüſtet gegen alles körperliche Weh, als ſollteſt du ewig leben! Kein Rädchen des Uhrwerks, das dein Inneres trieb, war ja auch ſchadhaft und der Todesengel hatte ſein Schwerdt nicht über dein Haupt geſchwungen, weil das Räderwerk abgelaufen und nicht mehr wieder aufgezogen werden konnte. — Nein! ein feindliches Prinzip griff gewaltſam hinein in den Organismus und zerſtörte frevelnd, was noch lange hätte beſtehen können. — Ja! — Noch oft hätten dieſe Augen freundlich geſtrahlt, noch oft wären luſtige Einfälle, fröhliche Lieder dieſen Lippen, dieſer erſtarrten Bruſt entſtrömt, noch oft hätte dieſer Schweif, frohen Muthes innere Kraft verkündend, ſich in Wellenlinien geringelt, noch oft hätten dieſe Pfoten Stärke und Gewandtheit bewieſen in den mächtigſten gewagteſten Sprüngen — und nun — — O kann es die Natur zulaſſen, daß das, was ſie auf lange Dauer mühſam konſtruirt hat, vor der Zeit zerſtört werde, oder giebt es wirklich einen finſtern Geiſt, Zufall genannt, der in despotiſcher frevelnder Willkühr hineingreifen darf in die Schwingungen, die alles Seyn dem ewigen Naturprinzip gemäß zu bedingen ſcheinen? — O du Todter, könnteſt du das hier der betrübten jedoch lebendigen Verſammlung ſagen! — Doch werthe Anweſende, wackre Brüder, laßt uns ſolchen tiefſinnigen Betrachtungen nicht nachhängen, ſondern uns ganz der Klage um den viel zu früh verlornen Freund Muzius zuwenden. — Es iſt gebräuchlich, daß der Trauerredner den Anweſenden die ganze vollſtändige Biographie mit lobpreiſenden Zuſätzen und Anmerkungen vorträgt und dieſer Gebrauch iſt ſehr gut, da durch einen ſolchen Vortrag auch in dem betrübteſten Zuhörer der Ekel der Langeweile erregt werden muß, dieſer Ekel aber nach der Erfahrung und dem Ausſpruch bewährter Pſychologen am beſten jede Betrübniß zerſtört, weshalb denn auf jene Weiſe der Trauerredner beide Pflichten, die, dem Verewigten die gehörige Ehre zu erweiſen, und die, die Hinterlaſſenen zu tröſten, auf einmal erfüllt. Man hat Beiſpiele, und ſie ſind natürlich, daß der Gebeugteſte nach ſolcher Rede ganz vergnügt und munter von hinnen gegangen iſt; über der Freude erlöſt zu ſeyn von der Qual des Vortrags, verſchmerzte er den Verluſt des Hingeſchiedenen. — Theure, verſammelte Brüder! wie gern folgte auch ich dem löblichen bewährten Gebrauch, wie gern trüge ich Euch die ganze ausführliche Biographie des erblaßten Freundes und Bruders vor und ſetzte Euch um aus betrübten Katern in vergnügte, aber es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht. — Seht das ein, theure, geliebte Brüder, wenn ich Euch ſage, daß ich von dem eigentlichen Leben des Verblichenen, was Geburt, Erziehung, weiteres Fortkommen betrifft, beinahe gar nichts weiß, daß ich daher Euch lauter Fabeln auftiſchen müßte, wozu der Ort hier bei der Leiche des Erblaßten viel zu ernſt und unſere Stimmung viel zu feierlich iſt. — Nichts für ungut, Burſche, aber ich will ſtatt alles weitern langweiligen Sermons nur mit wenigen ſchlichten Worten ſagen, was für ein ſchmähliches Ende der arme Teufel, der hier ſtarr und todt vor uns liegt, nehmen mußte und was es für ein wackrer, tüchtiger Kerl im Leben war! — Doch o Himmel! ich falle aus dem Ton der Beredſamkeit, unerachtet ich derſelben befliſſen, und will es das Schickſal, Professor poeseos et eloquentiae zu werden hoffe! —

(Hinzmann ſchwieg, putzte ſich mit der rechten Pfote Ohren, Stirn, Naſe und Bart, betrachtete lange unverwandten Blicks die Leiche, räusperte ſich aus, fuhr nochmals mit der Pfote über's Geſicht und ſprach dann mit erhöhtem Tone weiter.)

O bittres Verhängniß! — o grauſer Tod! mußteſt du auf ſolch' grauſame Weiſe den verewigten Jüngling hinraffen in der Blüthe ſeiner Jahre? — Brüder! ein Redner darf dem Zuhörer nochmals ſagen, was dieſer ſchon erfahren bis zum Ueberdruß, darum wiederhole ich, was ihr ſchon Alle wißt, daß nämlich der dahin geſchiedene Bruder fiel als ein Opfer des wüthenden Haſſes der Spitzphiliſter. — Dorthin auf jenes Dach, wo ſonſt wir uns ergötzten in Friede und Freude, wo fröhliche Lieder ſchallten, wo Pfot in Pfot und Bruſt an Bruſt wir ein Herz, eine Seele waren, wollte er hinaufſchleichen, um in ſtiller Einſamkeit mit dem Senior Puff das Andenken jener ſchönen Tage, wahrer Tage in Aranjuez, die nun vorüber, zu feiern, da hatten die Spitzphiliſter, die auf jede Weiſe jede Erneuerung unſers frohen Katerbundes hintertreiben wollten, in die dunklen Winkel des Bodens Fuchseiſen hingeſtellt; in eins derſelben gerieth der unglückliche Muzius, zerquetſchte ſich das Hinterbein und — mußte ſterben! — Schmerzhaft und gefährlich ſind die Wunden, die Philiſter ſchlagen, denn ſie bedienen ſich jederzeit ſtumpfer, ſchartiger Waffen, doch ſtark und kräftig von Natur, hätte der Dahingeſchiedene der bedrohlichen Verletzung unerachtet wieder aufkommen können, aber der Gram, der tiefe Gram ſich von ſchnöden Spitzen überwunden, in ſeiner ſchönen glanzvollen Laufbahn ganz zerſtört zu ſehen, der ſtete Gedanke an die Schmach, die wir Alle erlitten, das war es, was an ſeinem Leben zehrte. — Er litt keinen gehörigen Verband, nahm keine Arzenei — man ſagt, er wollte ſterben! —

(Ich, wir Alle konnten uns bei dieſen letzten Worten Hinzmanns nicht laſſen vor grimmen Schmerz, ſondern brachen Alle in ſolch ein klägliches Geheul und Jammergeſchrei aus, daß ein Felſen hätte erweicht werden können. Als wir uns nur einigermaßen beruhigt hatten, ſo daß wir zu hören vermochten, ſprach Hinzmann mit Pathos weiter.)

O Muzius! o ſchau herab! ſchau' die Thränen, die wir um dich vergießen, höre die troſtloſe Klage, die wir um dich erheben verewigter Kater! — Ja, ſchau auf uns herab oder hinauf, wie du es nun eben vermagſt, ſey im Geiſte unter uns, wenn du noch überhaupt eines Geiſtes mächtig und derſelbige, der dir innegewohnt, nicht ſchon anderweitig verbraucht worden! — Brüder! — wie geſagt, ich halte das Maul über die Biographie des Erblaßten, weil ich nichts davon weiß, aber deſto lebhafter ſind mir die vortrefflichen Eigenſchaften des Verewigten im Gedächtniß und die will ich Euch, meine theuerſten geliebteſten Freunde, vor die Naſe rücken, damit ihr den entſetzlichen Verluſt, den ihr durch den Tod des herrlichen Katers erlitten, im ganzen Umfange fühlen möget! Vernehmt es, o Jünglinge, die ihr geneigt ſeyd wie abzuweichen von dem Pfade der Tugend, vernehmt es! — Muzius war, was wenige im Leben ſind, ein würdiges Glied der Katzengeſellſchaft, ein guter treuer Gatte, ein vortrefflicher liebender Vater, ein eifriger Verfechter der Wahrheit und des Rechts, ein unermüdlicher Wohlthäter, eine Stütze der Armen, ein treuer Freund in der Noth! — Ein würdiges Glied der Katzengeſellſchaft? — Ja! denn immer äußerte er die beſten Geſinnungen und war ſogar zu einiger Aufopferung bereit, wenn geſchah was er wollte, feindete auch nur ausſchließlich diejenigen an, die ihm widerſprachen und ſeinem Willen ſich nicht fügten. Ein guter treuer Gatte? Ja! — denn er lief andern Kätzchen nur dann nach, wenn ſie jünger und hübſcher waren als ſeine Gemahlin und unwiderſtehliche Luſt ihn dazu trieb. Ein vortrefflicher liebender Vater? Ja! denn niemals hat man vernommen, daß er, wie es wohl von rohen liebloſen Vätern unſers Geſchlechts zu geſchehen pflegt, im Anfall eines beſonderen Appetits eines ſeiner erzielten Kleinen verſpeiſet; es war ihm vielmehr ganz Recht, wenn die Mutter ſie ſämmtlich forttrug und er von ihrem dermaligen Aufenthalt weiter nichts erfuhr. Ein eifriger Verfechter der Wahrheit und des Rechts? Ja! — denn ſein Leben hätte er gelaſſen dafür, weshalb er, da man nur einmal lebt, ſich um beides nicht viel kümmerte, welches ihm auch nicht zu verargen. Ein unermüdlicher Wohlthäter, eine Stütze der Armen? Ja! denn Jahr aus Jahr ein, trug er am Neujahrstage ein kleines Heringsſchwänzlein oder ein paar ſubtile Knöchelchen hinab in den Hof für die armen Brüder, die der Speiſung bedurften, und konnte wohl, da er auf dieſe Weiſe ſeine Pflicht als würdiger Katzenfreund erfüllte, diejenigen bedürftigen Kater mürriſch anknurren, die außerdem noch etwas von ihm verlangten. Ein treuer Freund in der Noth? Ja! denn gerieth er in Noth, ſo ließ er nicht ab ſelbſt von denjenigen Freunden, die er ſonſt ganz vernachläſſigt, ganz vergeſſen hatte. – Verewigter! was ſoll ich noch ſagen von deinem Heldenthum, von deinem hohen geläuterten Sinn für alles Schöne und Edle, von deiner Gelehrſamkeit, von deiner Kunſt-Cultur, von all' den tauſend Tugenden, die ſich in dir vereinten! Was, ſag ich, ſoll ich ſagen davon, ohne unſern gerechten Schmerz über dein klägliches Hinſcheiden nicht noch um Vieles zu vermehren! — Freunde, gerührte Brüder! — denn in der That an einigen unzweideutigen Bewegungen bemerke ich zu meiner nicht geringen Befriedigung, daß es mir gelang Euch zu rühren — Alſo! —

geſchätzte Brüder! — Laßt uns ein Beiſpiel nehmen an dieſem Verſtorbenen, laßt uns alle Mühe anwenden, ganz in ſeine würdige Fußtapfen zu treten, laßt uns ganz das ſeyn, was der Verblichene war, und auch wir werden im Tode die Ruhe des wahrhaft weiſen, des durch Tugenden jeder Art und Gattung geläuterten Katers genießen, wie dieſer Vollendete! — Seht nur ſelbſt wie er ſo ſtill da liegt, wie er keine Miene rührt, wie ihm all' mein Lob ſeiner Vortrefflichkeit auch nicht ein leiſes Lächeln des Wohlgefallens abgewonnen! — Glaubt Ihr wohl, Traurige! daß der bitterſte Tadel, die gröbſten beleidigendſten Schmähungen ebenſo jenen Eindruck auf den Verewigten verfehlt haben würden? Glaubt Ihr wohl, daß ſelbſt der hämiſche Spitzpudel, träte er hinein in dieſen Kreis, dem er ſonſt unmaßgeblich beide Augen ausgekratzt haben würde, jetzt ihn nur im mindeſten in Harniſch bringen, ſeine ſanfte ſüße Ruhe verſtören dürfte?

Ueber Lob und Tadel, über alle Beleidigungen, alle [illegible], allen boshaften Spott und Hohn, über allen nichtigen Tand des Lebens iſt unſer herrliche Muzius erhaben, er hat kein anmuthiges Lächeln, keine freudige Umarmung, keinen biedern Pfotendruck mehr für den Freund, aber auch keine Krallen, keine Zähne mehr für den Feind! — Er iſt vermöge ſeiner Tugenden zu der Ruhe gelangt, der er im Leben vergebens nachgeſtrebt! — Zwar will es mich beinahe bedünken, daß wir Alle, ſo wie wir hier zuſammen ſitzen und heulen um den Freund, zu der Ruhe kommen würden, ohne gerade ſo ein Ausbund von aller Tugend zu ſeyn, als er und daß es wohl noch ein anderes Motiv geben müſſe, tugendhaft zu ſeyn, als gerade die Sehnſucht nach dieſer Ruhe, indeſſen iſt das nur ſolch ein Gedanke, den ich Euch zu fernerer Bearbeitung überlaſſe. — Ob eines wollte ich Euch an's Herz legen, Euer ganzes Leben vorzüglich dazu anzuwenden, um ſo ſchön ſterben zu lernen, als Freund Muzius, indeſſen will ich es lieber nicht thun, da Ihr mir ſo manches Bedenkliche entgegenſetzen könntet. Ich meine nämlich, daß Ihr mir einwenden dürftet, der Verewigte hätte auch lernen ſollen, behutſam zu ſeyn und Fuchseiſen zu vermeiden, um nicht zu ſterben vor der Zeit. Dann gedenke ich aber auch, wie ein ſehr junger Katerknabe auf gleiche Ermahnung des Lehrers, daß der Kater ſein ganzes Leben darauf verwenden müſſe, um ſterben zu lernen, ſchnippiſch genug erwiderte: es könne doch ſo gar ſchwer nicht ſeyn, da es jedem gelinge auf's erſte Mal! — Laßt uns jetzt, hochbetrübte Jünglinge, einige Augenblicke ſtiller Betrachtung widmen! —

(Hinzmann ſchwieg und fuhr ſich wiederum mit der rechten Pfote über Ohren und Geſicht, dann ſchien er in tiefes Nachdenken zu verſinken, indem er die Augen feſt zudrückte. Endlich als es zu lange währte, ſtieß ihn der Senior Puff an und ſprach leiſe: Hinzmann, ich glaube gar, du biſt eingeſchlafen. Mache nur, daß du fertig wirſt mit deinem Sermon, denn wir verſpüren Alle einen deſperaten Hunger. Hinzmann fuhr in die Höhe, ſetzte ſich wieder in die zierliche Rednerſtellung und ſprach weiter).

Theuerſte Brüder! — ich hoffte noch zu einigen erhabenen Gedanken zu gelangen und gegenwärtige Standrede glänzend zu ſchließen, es iſt mir aber gar nichts eingefallen, ich glaube, der große Schmerz, den ich zu empfinden mich bemüht, hat mich ein wenig ſtupid gemacht. Laßt uns daher meine Rede, der ihr den vollkommenſten Beifall nicht verſagen könnet, für geſchloſſen annehmen und jetzt das gewöhnliche De oder Ex profundis anſtimmen! —

So endete der artige Katerjüngling ſeinen Trauer-Sermon, der mir zwar in rhetoriſcher Hinſicht wohl geordnet und von guter Wirkung zu ſeyn ſchien, an dem ich aber doch Manches auszuſetzen fand. Mir kam es nämlich vor, daß Hinzmann geſprochen, mehr, um ein glänzendes Rednertalent zu zeigen, als den armen Muzius noch zu ehren nach ſeinem betrübten Hinſcheiden. Alles, was er geſagt, paßte gar nicht recht auf den Freund Muzius, der ein einfacher, ſchlichter, gerader Kater und, ich hatte es ja wohl recht erfahren, eine treue, gutmüthige Seele geweſen. Ueberdem war auch das Lob, das Hinzmann geſpendet, von zweideutiger Art, ſo daß mir eigentlich die Rede hinterher mißfiel, und ich während des Vortrags bloß durch die Anmuth des Redners und durch ſeine in der That ausdrucksvolle Deklamation beſtochen worden. Auch der Senior Puff ſchien meiner Meinung zu ſeyn; wir wechſelten Blicke, die, Hinzmann's Rede betreffend, von unſerm Einverſtändniß zeugten.

Dem Schluß der Rede gemäß, ſtimmten wir ein De profundis an, das wo möglich noch viel jämmerlicher, viel herzzerſchneidender klang, als das entſetzliche Grabeslied vor der Rede. — Es iſt bekannt, daß die Sänger von unſerm Geſchlecht den Ausdruck des tiefſten Weh's, des troſtloſeſten Jammers, mag nun die Klage wegen zu ſehnſüchtiger oder verſchmähter Liebe oder um einen geliebten Verſtorbenen ertönen, ganz vorzüglich in der Gewalt haben, ſo daß ſelbſt der kalte, gefühlloſe Menſch von Geſängen ſolcher Art tief durchdrungen wird und der gepreßten Bruſt nur Luſt zu machen vermag, durch ſeltſames Fluchen. — Als das De profundis geendigt, hoben wir die Leiche des verewigten Bruders auf und ſenkten ſie in ein tiefes, in einer Ecke des Kellers befindliches Grab.

In dieſem Augenblick begab ſich aber das Unerwartetſte und zugleich anmuthig Rührendſte der ganzen Todtenfeier. Drei Katzenmädchen, ſchön wie der Tag, hüpften heran und ſtreuten Kartoffel- und Peterſilienkraut, das ſie im Keller gepflückt, in das offene Grab, während eine ältere ein einfaches herziges Lied dazu ſang. Die Melodie war mir bekannt, irre ich nicht, ſo fängt der Originaltext des Liedes, dem die Stimme untergeſchoben, mit den Worten an: O Tannenbaum! o Tannenbaum! u. ſ. w. Es waren, wie mir der Senior Puff in's Ohr ſagte, die Töchter des verſtorbenen Muzius, die auf dieſe Weiſe des Vaters Trauerfeſt mit begingen.

Nicht das Auge abwenden konnte ich von der Sängerin; ſie war allerliebſt, der Ton ihrer ſüßen Stimme, ſelbſt das Rührende, tief Empfundene in der Melodie des Trauerliedes riß mich hin, ganz und gar; ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Doch der Schmerz, der mir ſie auspreßte, war von ganz beſonderer, ſeltſamer Art, da er mir das ſüßeſte Wohlbehagen erregte.

Daß ich es nur geradezu heraus ſage! — Mein ganzes Herz neigte ſich der Sängerin hin, es war mir, als habe ich nie eine Katzenjungfrau erblickt von dieſer Anmuth, von dieſem Adel in Haltung und Blick, kurz von dieſer ſiegenden Schönheit. —

Das Grab wurde mit Mühe von vier rüſtigen Katern, die ſo viel Sand und Erde herankratzten, als nur möglich, gefüllt, die Beerdigung war vorbei und wir gingen zu Tiſche. Muzius' ſchöne liebliche Töchter wollten ſich entfernen, das litten wir jedoch nicht, ſie mußten vielmehr Theil nehmen am Trauermahl und ich wußte es ſo geſchickt anzufangen, daß ich die Schönſte zur Tafel führte und mich dicht neben ihr hinſetzte. Hatte mir erſt ihre Schönheit geglänzt, hatte mich ihre ſüße Stimme bezaubert, ſo verſetzte mich jetzt ihr heller klarer Verſtand, die Innigkeit, die Zartheit ihres Gefühls, das rein weibliche fromme Weſen, das aus ihrem Innern hervorſtrahlte, in den höchſten Himmel des Entzückens. Alles erhielt in ihrem Munde, in ihren ſüßen Worten einen ganz eigenen Zauberreiz, ihr Geſpräch war ganz liebliche, zarte Idylle. — So ſprach ſie z. B. mit Wärme von einem Milchbrei, den ſie wenige Tage vor des Vaters Tode nicht ohne Appetit genoſſen, und als ich ſagte, daß bei meinem Meiſter ſolch ein Brei ganz vorzüglich bereitet würde und zwar mit einer guten Zuthat von Butter, da blickte ſie mich an mit ihren frommen, grünſtrahlenden Taubenaugen und fragte mit einem Ton, der mein ganzes Herz durchbebte: O gewiß — gewiß, mein Herr? — Sie lieben auch den Milchbrei? — Mit Butter! wiederholte ſie dann, wie in ſchwärmeriſche Träume verſinkend. — Wer weiß nicht, daß hübſchen blühenden Mädchen von ſechs bis acht Monaten (ſo viele konnte die Schönſte zählen) nichts beſſer kleidet, als ein kleiner Anſtrich von Schwärmerei, ja daß ſie dann oft ganz unwiderſtehlich ſind. So geſchah es, daß ich ganz in Liebe entflammt, die Pfote der Schönſten heftig drückend, laut rief: Engelliſches Kind! frühſtücke mit mir Milchbrei und es giebt keine Seligkeit des Lebens, gegen die ich mein Glück austauſche! — Sie ſchien verlegen, ſie ſchlug erröthend die Augen nieder, doch ließ ſie ihre Pfote in der meinigen, welches die ſchönſten Hoffnungen in mir erregte. Ich hatte nämlich einmal bei meinem Meiſter einen alten Herrn, der, irre ich nicht, ein Advokat war, ſagen gehört, es ſey für ein junges Mädchen ſehr gefährlich, ihre Hand lange in der Hand eines Mannes zu laſſen, weil dieſer es mit Recht für eine traditio brevi manu ihrer ganzen Perſon anſehen und allerlei Anſprüche darauf begründen könne, die dann nur mit Mühe zurückzuweiſen. — Zu ſolchen Anſprüchen hatte ich nun aber große Luſt und wollte eben damit beginnen, als das Geſpräch durch eine Libation zu Ehren des Verſtorbenen unterbrochen wurde. — Die drei jüngeren Töchter des hingeſchiedenen Muzius hatten indeſſen eine frohe Laune, eine ſchalkhafte Naivetät entwickelt, über die alle Kater entzückt waren. Schon durch Speiſe und Trank merklich dem Gram und Schmerz entnommen, wurde nun die Geſellſchaft immer froher und lebendiger. Man lachte, man ſcherzte und als die Tafel aufgehoben, war es der ernſte Senior Puff ſelbſt, welcher vorſchlug, ein Tänzchen zu machen. Schnell war alles fortgeräumt; drei Kater ſtimmten ihre Kehlen und bald ſprangen und drehten ſich Muzius' aufgeweckte Töchter mit den Jünglingen wacker herum.

Nicht von der Seite wich ich der Schönſten, ich forderte ſie auf zum Tanz, ſie gab mir die Pfote, wir flogen in die Reihen. — Ha! wie ihr Athem an meiner Wange ſpielte! wie meine Bruſt an der ihrigen bebte! wie ich ihren ſüßen Leib mit meinen Pfoten umſchlungen hielt! — O der ſeligen, himmliſch ſeligen Augenblicke!

Als wir zwei, wohl auch drei Hopſer getanzt, führte ich die Schönſte in eine Ecke des Kellers und bediente ſie galanter Sitte gemäß mit einigen Erfriſchungen, wie ſie ſich eben vorfinden laſſen wollten, da das Feſt eigentlich auf einen Ball nicht eingerichtet. Nun ließ ich meinem inneren Gefühl ganz freien Lauf. Einmal über's andere drückte ich ihre Pfote an meine Lippen und verſicherte ihr, daß ich der glücklichſte Sterbliche ſeyn werde, wenn ſie mich ein bischen lieben wolle.

Unglücklicher, ſprach plötzlich eine Stimme dicht hinter mir, Unglücklicher, was beginnſt du! — es iſt deine Tochter Mina!

Ich erbebte, denn wohl erkannte ich die Stimme! — Es war Miesmies! — Launiſch ſpielte der Zufall mit mir, daß in dem Augenblick, als ich Miesmies ganz vergeſſen zu haben geglaubt, ich erfahren, was ich nicht ahnen können, ich in Liebe kommen mußte zum eignen Kinde! — Miesmies war in tiefer Trauer, ich wußte ſelbſt nicht, was ich davon denken ſollte. Miesmies, ſprach ich ſanft, Miesmies, was führt Sie hieher, warum in Trauer und — o Gott! — jene Mädchen — Mina's Schweſtern? — Ich erfuhr das Seltſamſte! — Mein gehäſſiger Nebenbuhler, der Schwarzgraugelbe, hatte ſich gleich nachher, als er in jenem mörderiſchen Zweikampf meiner ritterlichen Tapferkeit erlegen, von Miesmies getrennt und war, als nur ſeine Wunden geheilt, fortgegangen, niemand wußte wohin. Da warb Muzius um ihre Pfote, die ſie ihm willig reichte und es machte ihm Ehre und bewies ſein Zartgefühl, daß er mir dies Verhältniß gänzlich verſchwieg. So waren aber jene muntre naive Kätzchen nur meiner Mina Stiefſchweſtern!

O Murr, ſprach Miesmies zärtlich, nachdem ſie erzählt, wie ſich das Alles begeben, o Murr! Ihr ſchöner Geiſt hat ſich nur in dem Gefühl geirrt, das ihn überſtrömte. Es war die Liebe des zärtlichſten Vaters, nicht des verlangenden Liebhabers, die in Ihrer Bruſt erwachte als Sie unſre Mina ſahen. Unſere Mina! o welch ein ſüßes Wort! — Murr! können Sie dabei unempfindlich bleiben, ſollte alle Liebe erloſchen ſeyn in Ihrem Innern gegen die, die Sie ſo innig liebte — o Himmel noch ſo innig liebt, die Ihnen treu geblieben bis in den Tod, wäre nicht ein anderer dazwiſchen gekommen und hätte ſie verlockt durch ſchnöde Verführungskünſte? — O Schwachheit, dein Name iſt Katz! Das denken Sie, ich weiß es, aber iſt es nicht Katertugend, der ſchwachen Katze zu verzeihen? — Murr! Sie ſehen mich gebeugt, troſtlos über den Verluſt des dritten zärtlichen Gatten, aber in dieſer Troſtloſigkeit flammt auf's Neue die Liebe auf, die ſonſt mein Glück, mein Stolz, mein Leben war! — Murr! hören Sie mein Geſtändniß! — ich liebe Sie noch und ich dachte, wir beide — Thränen erſtickten ihre Stimme!

Mir war bei dem ganzen Auftritt ſehr peinlich zu Muthe. Mina ſaß da, bleich und ſchön, wie der erſte Schnee, der manchmal im Herbſte die letzten Blumen küßt und gleich in bittres Waſſer zerfließen wird!

(Anmerkung des Herausgebers. Murr! — Murr! ſchon wieder ein Plagiat! — In Peter Schlemihls wunderſamer Geſchichte beſchreibt der Held des Buchs ſeine Geliebte, auch Mina geheißen, mit denſelben Worten.)

Schweigend betrachtete ich beide, Mutter und Tochter, die letzte gefiel mir doch unendlich viel beſſer und da bei unſerm Geſchlecht die nächſten verwandtſchaftlichen Verhältniſſe kein kanoniſches Ehehinderniß — Vielleicht verrieth mich mein Blick, denn Miesmies ſchien meine innerſte Gedanken zu durchſchauen. Barbar! rief ſie, indem ſie ſchnell auf Mina losſprang und ſie heftig umpfotend, an ihre Bruſt riß, Barbar! was willſt du beginnen? — Wie? du kannſt dies dich liebende Herz verſchmähen und Verbrechen häufen auf Verbrechen! — Unerachtet ich nun gar nicht begriff, was für Anſprüche Miesmies geltend machen und welche Verbrechen ſie mir vorwerfen konnte, ſo fand ich es, um den Jubel, in den ſich das Trauerfeſt aufgelöſt, nicht zu verſtören, doch gerathener, gute Miene zu machen zu böſem Spiel. Ich verſicherte daher der ganz aus ſich ſelbſt gekommenen Miesmies, daß bloß die unausſprechliche Aehnlichkeit Mina's mit ihr mich irre geführt und ich geglaubt habe, daſſelbe Gefühl entflamme mein Inneres, das ich für ſie, die noch immer ſchöne Miesmies, in mir trage. Miesmies trocknete alsbald ihre Thränen, ſetzte ſich dicht zu mir und fing ein ſo vertrauliches Geſpräch mit mir an, als ſey nie etwas Übles unter uns vorgefallen. Hätte nun noch der junge Hinzmann die ſchöne Mina zum Tanz aufgefordert, ſo kann man denken, in welcher unangenehmen peinlichen Lage ich mich befand.

Ein Glück für mich war es, daß der Senior Puff endlich Miesmies aufzog zum Kehraus, da ſie mir ſonſt noch allerlei ſeltſame Propoſitionen hätte machen können. Ich ſchlich leiſe leiſe aus dem Keller herauf und dachte, kommt Zeit, kommt Rath!

Ich ſehe dieſes Trauerfeſt für den Wendepunkt an, in dem ſich meine Lehrmonate ſchloſſen und ich eintrat in einen andern Kreis des Lebens.

(Mak. Bl.) — Kreisler veranlaßt, ſich in aller Frühe in die Gemächer des Abts zu begeben. Er fand den hochehrwürdigen Herrn, wie er eben mit Beil und Meißel in der Hand, beſchäftigt war, eine große Kiſte aufzuſchlagen, in welcher der Form nach ein Gemälde eingepackt ſeyn mußte. Ha! rief der Abt dem eintretenden Kreisler entgegen, gut, daß Ihr kommt, Kapellmeiſter! Ihr könnet mir beiſtehen in einer ſchweren mühſeligen Arbeit. Die Kiſte iſt mit tauſend Nägeln zugehämmert, als ſolle ſie verſchloſſen bleiben in Ewigkeit. Sie kommt geraden Weges aus Neapel und es iſt ein Gemälde darin, das ich vor der Hand in meinem Kabinet aufhängen und den Brüdern nicht zeigen will. Darum rief ich mir keinen zur Hülfe; aber nun ſollt Ihr mir helfen Kapellmeiſter. Kreisler legte Hand an und nicht lange dauerte es, ſo war das große ſchöne Gemälde, das in einen prächtigen vergoldeten Rahmen gefaßt, aus der Kiſte zu Tage gefördert. Nicht wenig verwunderte ſich Kreisler, als er in dem Kabinet des Abts die Stelle über dem kleinen Altar, wo ſonſt ein ſehr anmuthiges Bild von Leonardo da Vinci, die heilige Familie darſtellend, aufgehängt war, leer fand. Der Abt hatte dies Gemälde für eins der beſten geachtet, welche die an alten Originalen reiche Sammlung beſaß und doch ſollte dieſes Meiſterſtück Platz machen einem Gemälde, deſſen große Schönheit, aber auch entſchiedene Neuheit Kreisler auf den erſten Blick erkannte. —

Mit großer Mühe hatten beide, der Abt und Kreisler das Gemälde an der Wand mit Mauerſchrauben befeſtigt und nun ſtellte ſich der Abt in das rechte Licht und ſchaute das Bild mit einem ſolch innigen Wohlbehagen, mit ſolch ſichtlicher Freude an, daß es ſchien, als ſey außer der in der That bewunderungswürdigen Malerei, noch ein beſonderes Intereſſe hier im Spiele. — Der Gegenſtand des Gemäldes war ein Mirakel. Von der ſtrahlenden Glorie des Himmels umfloſſen, erſchien die heilige Jungfrau; in der linken Hand trug ſie einen Lilienzweig, mit den beiden Mittelfingern der rechten Hand berührte ſie aber die nackte Bruſt eines Jünglings, und man ſah, wie unter den Fingern dickes Blut aus einer offnen Wunde hervortropfte. Der Jüngling erhob ſich halb von dem Lager, auf das er ausgeſtreckt, er ſchien aus dem Todesſchlafe zu erwachen, noch hatte er nicht die Augen geöffnet, aber das verklärte Lächeln, das auf ſeinem ſchönen Antlitz ausgebreitet, zeigte, daß er die Mutter Gottes ſchaute im ſeligen Traum, daß ihm der Schmerz der Wunde entnommen, daß der Tod keine Macht mehr hatte über ihn. — Jeder Kenner mußte die correkte Zeichnung, die geſchickte Anordnung der Gruppe, die richtige Vertheilung des Lichts und Schattens, den grandioſen Wurf der Gewänder, die hohe Anmuth der Geſtalt Maria's, vorzüglich auch die lebensvolle Farbe, die den modernen Künſtlern meiſtens nicht zu Gebote ſteht, höchlich bewundern. Worin ſich aber am meiſten und wie es in der Natur der Sache liegt auch am entſchiedenſten der wahre Genius des Künſtlers offenbarte, war der unbeſchreibliche Ausdruck der Geſichter. Maria war das ſchönſte anmuthigſte Weib, das man nur ſehen konnte, und doch lag auf dieſer hohen Stirne des Himmels gebietende Majeſtät, ſtrahlte überirdiſche Seligkeit in mildem Glanz aus dieſen dunklen Augen. Eben ſo war die himmliſche Verzückung des zum Leben erwachenden Jünglings mit einer ſeltenen Kraft des ſchöpferiſchen Geiſtes vom Künſtler aufgefaßt und dargeſtellt. — Kreisler kannte in der That kein einziges Gemälde der neuern Zeit, das er dieſem herrlichen Bilde hätte an die Seite ſtellen können; er äußerte dies dem Abt, indem er ſich über alle einzelne Schönheiten des Werks weitläufig ausließ und dann hinzufügte, daß in der neueſten Zeit wohl kaum Gediegeneres hervorgebracht worden.

Das, ſprach der Abt lächelnd, das hat ſeinen guten Grund, wie Ihr, Kapellmeiſter! ſogleich erfahren ſollt. — Es iſt ein eignes Ding mit unſern jungen Künſtlern, ſie ſtudiren und ſtudiren, erfinden, zeichnen, machen gewaltige Cartons und am Ende kommt Todtes Starres hervor, das nicht eindringen kann in's Leben, weil es ſelbſt nicht lebt. Statt des alten großen Meiſters, den ſie ſich zum Muſter und Vorbild gewählt haben, Werke ſorglich zu kopiren und ſo einzudringen in ſeinen eigenthümlichſten Geiſt, wollen ſie gleich die Meiſter ſelbſt ſeyn und Similia malen, verfallen aber darüber in eine Nachahmerei der Nebendinge, die ſie eben ſo kindiſch und lächerlich erſcheinen laſſen, als jenen, der um einem großen Mann gleich zu kommen, eben ſo zu huſten, zu ſchnarren, etwas gebückt zu gehen ſich mühte, wie dieſer. — Es fehlt unſern jungen Malern an der wahren Begeiſterung, die das Bild in aller Glorie des vollendetſten Lebens aus dem Innern hervorruft und ihnen vor Augen ſtellt. Man ſieht, wie ſich dieſer, jener vergebens abquält um endlich in jene erhöhte Stimmung des Gemüths zu gerathen, ohne die kein Werk der Kunſt geſchaffen wird. Was dann aber die Aermſten für wahre Begeiſterung halten, wie ſie den heitern, ruhigen Sinn der alten Maler erhob, iſt nur das ſeltſam gemiſchte Gefühl von hochmüthiger Bewunderung des ſelbſt gefaßten Gedankens und von ängſtlicher, quälender Sorge, nun bei der Ausführung es dem alten Vorbilde auch in der kleinſten Kleinigkeit nachzuthun. — So wird denn oft die Geſtalt, die ſelbſt lebendig, in's helle freundliche Leben treten ſollte, zur widerlichen Fratze. Unſere jungen Maler bringen es nicht zur deutlichen Anſchauung der im Innern aufgefaßten Geſtalt, und mag es vielleicht nicht lediglich daher kommen, daß ſie, geräth ihnen auch ſonſt alles ſo ziemlich gut, doch die Färbung verfehlen? — Mit einem Wort, ſie können höchſtens zeichnen, aber durchaus nicht malen. Unwahr iſt es nämlich, daß die Kenntniß der Farben und ihrer Behandlung verloren gegangen ſeyn, daß es den jungen Malern an Fleiß fehlen ſollte. Denn was das erſte betrifft, ſo iſt es unmöglich, da die Malerkunſt ſeit der chriſtlichen Zeit, in der ſie ſich erſt als wahrhaftige Kunſt geſtaltete, nie geruht hat, ſondern Meiſter und Schüler eine ununterbrochene, fortlaufende Reihe bilden und der Wechſel der Dinge, der freilich nach und nach die Abweichungen vom Wahrhaftigen herbeiführte, auf die Uebertragung des Mechaniſchen keinen Einfluß haben konnte. Anlangend aber den Fleiß der Künſtler, ſo möchte ihnen eher Uebermaaß als Mangel daran vorzuwerfen ſeyn. Ich kenne einen jungen Künſtler der ein Gemälde, läßt es ſich auch ziemlich gut an, ſo lange übermalt und übermalt, bis alles in einen ſtumpfen bleiernen Ton hinſchwindet und ſo vielleicht erſt dem innern Gedanken gleicht, deſſen Geſtalten nicht in das vollendete, lebendige Leben treten konnten. — Seht da, Kapellmeiſter, ein Bild, aus dem wahres herrliches

Leben haucht, und das darum, weil es die wahre fromme Begeiſterung ſchuf! — Das Mirakel iſt Euch deutlich. Der Jüngling der ſich dort vom Lager erhebt, wurde in gänzlicher Hülfloſigkeit von Mördern überfallen und zum Tode getroffen. Laut rief er, der ſonſt ein gottloſer Frevler geweſen, der die Gebote der Kirche in hölliſchem Wahn verachtet, die heilige Jungfrau um Hülfe an und es gefiel der himmliſchen Mutter Gottes, ihn aus dem Tode zu erwecken, damit er noch lebe, ſeine Irrthümer einſehe und ſich in frommer Hingebung der Kirche weihe und ihrem Dienſt. — Dieſer Jüngling, dem die Gottgeſandte ſo viel Gnade angedeihen ließ, iſt zugleich der Maler des Bildes. —

Kreisler bezeugte darüber, was ihm der Abt ſagte, ſeine nicht geringe Verwunderung und ſchloß damit, daß auf dieſe Weiſe das Mirakel ja in der neueſten Zeit ſich zugetragen haben müſſe?

Auch Ihr, ſprach der Abt mit ſanftem mildem Ton, auch Ihr, mein lieber Johannes, ſeid alſo der thörigten Meinung, daß das Gnadenthor des Himmels jetzt verſchloſſen ſey, ſo daß das Mitleiden, die Barmherzigkeit in der Geſtalt des Heiligen, den der bedrängte Menſch in der zermalmenden Angſt des Verderbens brünſtig anflehte, nicht mehr hindurchwandeln, ſelbſt dem Bedürftigen erſcheinen und ihm Frieden und Troſt bringen könne? — Glaubt mir Johannes, nie haben die Wunder aufgehört, aber des Menſchen Auge iſt erblödet in ſündigem Frevel, es kann den überirdiſchen Glanz des Himmels nicht ertragen, und vermag daher nicht die Gnade der ewigen Macht zu erkennen, wenn ſie ſich kund thut in ſichtbarlicher Erſcheinung. — Doch mein lieber Johannes! die herrlichſten göttlichſten Wunder geſchehen in dem innerſten Gemüth des Menſchen ſelbſt und dieſe Wunder ſoll er laut verkünden, wie er es nur vermag, in Wort, Ton oder Farbe. So hat jener Mönch, der das Bild malte, das Wunder ſeiner Bekehrung herrlich verkündet, und ſo — Johannes, ich muß von Euch reden, es ſtrömt mir aus dem Herzen — und ſo verkündet Ihr in mächtigen Tönen das herrliche Wunder der Erkenntniß des ewigen klarſten Lichts aus Euerm tiefſten Innern heraus. Und daß Ihr das vermöget, iſt das nicht auch ein gnadenvolles Wunder, das die ewige Macht geſchehen läßt zu Euerm Heil? —

Kreisler fühlte ſich von des Abts Worten gar ſeltſam erregt; ſo wie es ſelten geſchehen, trat der volle Glaube an ſeine innere ſchöpferiſche Kraft lebendig hervor und ihn durchbebte ein ſeliges Wohlbehagen.

Nicht den Blick hatte Kreisler indeſſen abgewandt von dem wunderbaren Gemälde, aber wie es wohl zu geſchehen pflegt, daß wir auf Bildern, vorzüglich wenn, wie es hier der Fall, ſtarke Lichteffekte im Vor- oder Mittelgrunde angebracht ſind, die in den dunklen Hintergrund geſtellten Figuren erſt ſpäter entdecken, ſo gewahrte auch jetzt erſt Kreisler die Geſtalt, die in einen weiten Mantel gehüllt, den Dolch, auf den nur ein Strahl der Glorie der Himmelskönigin zu fallen ſchien, ſo daß er kaum bemerkbar blinkte, in der Hand, durch die Thüre entfloh. Es war offenbar der Mörder; im Entfliehen blickte er rückwärts und ſein Geſicht trug den furchtbaren Ausdruck der Angſt und des Entſetzens.

Wie ein Blitz traf es den Kreisler, als er in dem Antlitz des Mörders die Züge des Prinzen Hektor erkannte; nun war es ihm auch, als habe er den zum Leben erwachenden Jüngling ſchon irgendwo, wiewohl nur ſehr flüchtig, geſehen. Eine ihm ſelbſt unerklärliche Scheu hielt ihn zurück, dieſe Bemerkungen dem Abt mitzutheilen, dagegen fragte er den Abt, ob er es nicht für ſtörend und anſtößig halte, daß der Maler ganz im Vorgrunde, wiewohl im Schlagſchatten, Gegenſtände des modernen Anzuges angebracht und wie er jetzt erſt ſehe, auch den erwachenden Jüngling, alſo ſich ſelbſt modern gekleidet?

In der That war auf dem Bilde und zwar zur Seite des Vorgrundes ein kleiner Tiſch und ein dicht daneben ſtehender Stuhl angebracht, auf deſſen Lehne ein türkiſcher Shawl hing, ſo wie auf dem Tiſch ein Offiziershut mit einem Federbuſch und ein Säbel lagen. Der Jüngling trug einen modernen Hemdkragen, eine Weſte die ganz aufgeknöpft, und einen dunklen ebenfalls ganz aufgeknöpften Ueberrock, deſſen Schnitt aber einen guten Faltenwurf zuließ. Die Himmelskönigin war gekleidet, wie man ſie auf den Bildern der beſten alten Maler zu ſehen gewohnt iſt.

Mir iſt, erwiederte der Abt auf Kreislers Frage, mir iſt die Staffage im Vorgrunde ſo wie des Jünglings Ueberrock nicht allein keinesweges anſtößig, ſondern ich meine auch, daß der Maler nicht von des Himmels Gnade, ſondern von weltlicher Thorheit und Eitelkeit hätte durchdrungen ſeyn müſſen, wenn er auch nur in dem geringfugigſten Nebenpunkte von der Wahrheit abgewichen wäre. So wie es ſich wirklich begab, getreu nach Ort, Umgebung, Kleidung der Perſonen u. ſ. w. mußte er das Mirakel darſtellen, ſo ſieht auch jeder auf den erſten Blick, daß ſich das Mirakel in unſern Tagen begab und ſo wird das Gemälde des frommen Mönchs zur ſchönen Trophäe der ſiegenden Kirche in dieſen Zeiten des Unglaubens und der Verderbtheit.

Und doch, ſprach Kreisler, und doch iſt mir dieſer Hut, dieſer Säbel, dieſer Shawl, dieſer Tiſch, dieſer Stuhl — iſt mir das alles, ſage ich, fatal und ich wollte, der Maler hätte dieſe Staffage des Vorgrundes weggelaſſen und ſich ſelbſt ein Gewand umgeworfen, ſtatt des Ueberrocks. Sagt ſelbſt, hochehrwürdiger Herr! könnt Ihr Euch eine heilige Geſchichte denken im modernen Coſtüm, einen heiligen Joſeph im Flauſchrock, einen Heiland im Frack, eine Jungfrau in einer Robe, mit umgeworfenem türkiſchen Shawl? Würde Euch das nicht als eine unwürdige, ja abſcheuliche Profanation des Erhabenſten erſcheinen? Und doch ſtellten die alten, vorzüglich die deutſchen Maler alle bibliſchen und heiligen Geſchichten in dem Coſtüm ihres Zeitalters dar und ganz falſch möchte die Behauptung ſeyn, daß ſich jene Trachten beſſer zur maleriſchen Darſtellung eigneten als die jetzigen, die freilich, bis auf manche Kleidung der Weiber, albern und unmaleriſch genug ſind. Doch bis in's Uebertriebene, bis in's Ungeheuere, möcht ich ſagen, gingen ja manche Moden der Vorzeit; man denke an jene Ellen hoch aufgekrümmte Schnabelſchuhe, an jene bauſchigte Pluderhoſen, an jene zerſchnittene Wämſer und Aermel u. ſ. w., vollends unausſtehlich und Antlitz und Wuchs entſtellend waren aber manche Weibertrachten, wie man ſie auf alten Bildern findet, auf denen das junge blühende, bildſchöne Mädchen bloß der Tracht halber das Anſehn hat einer alten grämlichen Matrone. Und doch ſind gewiß jene Bilder niemanden anſtößig geweſen.

Nun, erwiederte der Abt, nun kann ich Euch, mein lieber Johannes, mit wenigen Worten recht den Unterſchied der alten frommen und der jetzigen verderbteren Zeit vor Augen bringen. — Seht, damals waren die heiligen Geſchichten ſo in das Leben der Menſchen eingedrungen, ja, ich möchte ſagen, ſo im Leben bedingt, daß jeder glaubte, vor ſeinen Augen habe ſich das Wundervolle begeben und jeden Tag könne die ewige Allmacht Gleiches geſchehen laſſen. So ging dem frommen Maler die heilige Geſchichte, der er ſeinen Sinn zugewendet, in der Gegenwart auf; unter den Menſchen, wie ſie ihn im Leben umgaben, ſah er das Gnadenreiche geſchehen und wie er es lebendig geſchaut, brachte er es auf die Tafel. Heut zu Tage ſind jene Geſchichten etwas ganz Entferntes, das als für ſich beſtehend und in die Gegenwart nicht eintretend, nur in der Erinnerung ein mattes Leben mühſam behauptet und vergebens ringt der Künſtler nach lebendiger Anſchauung, da, mag er es ſich auch ſelbſt nicht geſtehen, ſein innerer Sinn durch das weltliche Forttreiben verflacht iſt. — Eben ſo fade und lächerlich iſt es aber hiernach, wenn man den alten Malern Unkenntniß des Coſtüms vorwirft und darin die Urſache findet, warum ſie nur die Trachten ihrer Zeit in ihren Gemälden aufſtellten, als wenn unſere jungen Maler ſich mühen die abentheuerlichſten geſchmackwidrigſten Trachten des Mittelalters in ihren Abbildungen heiliger Geſchichten anzubringen, dadurch aber zeigen, daß ſie das, was ſie abzubilden unternommen, nicht unmittelbar im Leben anſchauten, ſondern ſich mit dem Reflex davon begnügten, wie er ihnen im Gemälde des alten Meiſters aufging. Eben daher, mein lieber Johannes, weil die Gegenwart zu profan, um nicht mit jenen frommen Legenden im häßlichen Widerſpruch zu ſtehen, weil niemand im Stande iſt, ſich jene Wunder als unter uns geſchehen vorzuſtellen, eben daher würde allerdings die Darſtellung in unſerem modernen Coſtüm uns abgeſchmackt, fratzenhaft, ja frevelig bedünken. Ließe es aber die ewige Macht geſchehen, daß vor unſer aller Augen nun wirklich ein Wunder geſchehe, ſo würde es durchaus unzuläſſig ſeyn, das Coſtüm der Zeit zu ändern, ſo wie die jungen Maler nun freilich, wollen ſie einen Stützpunkt finden, darauf bedacht ſeyn müſſen, in alten Begebenheiten das Coſtüm des jedesmaligen Zeitalters, ſo wie es erforſchlich, richtig zu beobachten. — Recht, wiederhole ich noch einmal, Recht hatte der Maler dieſes Bildes, daß er die Gegenwart andeutete und eben jene Staffage, die Ihr, lieber Johannes, verwerflich findet, erfüllt mich mit frommen heiligen Schauern, da ich ſelbſt einzutreten wähne in das enge Gemach des Hauſes zu Neapel, wo ſich erſt vor ein paar Jahren das Wunder der Erweckung jenes Jünglings begab. —

Kreisler wurde durch die Worte des Abts zu Betrachtungen mancherlei Art veranlaßt; er mußte ihm in Vielem Recht geben, nur meinte er doch, daß was die höhere Frömmigkeit der alten Zeit und die Verderbtheit der jetzigen betreffe, aus dem Abt gar zu ſehr der Mönch ſpreche, der Zeichen, Wunder, Verzückungen verlange und wirklich ſchaue, deren ein frommer kindlicher Sinn, dem die krampfhafte Extaſe eines berauſchenden Cultus fremd bleibe, nicht bedürfe um wahrhafte chriſtliche Tugend zu üben; und eben dieſe Tugend ſey keineswegs von der Erde verſchwunden und könne dies wirklich geſchehen, ſo würde die ewige Macht, die uns aufgegeben und dem finſtern Dämon freie Willkühr gegönnt, uns auch durch kein Mirakel zurückbringen wollen auf den rechten Weg. —

Alle dieſe Betrachtungen behielt indeſſen Kreisler für ſich und betrachtete ſchweigend noch immer das Bild. Aber immer mehr traten auch bei näherem und näherem Anſchauen die Züge des Mörders aus dem Hintergrunde hervor und Kreisler überzeugte ſich, daß das lebendige Original der Geſtalt niemand anders ſeyn könne, als Prinz Hektor.

Mich dünkt, begann Kreisler, mich dünkt, hochehrwürdiger Herr! ich erblicke dort im Hintergrunde einen wackern Freiſchützen, der es abgeſehen hat auf das edelſte Thier, nämlich auf den Menſchen, den er pirſcht auf mannigfache Weiſe. Er hat diesmal, wie ich ſehe, ein treffliches wohlgeſchliffenes Fangeiſen zur Hand genommen und gut getroffen, mit dem Schießgewehr hapert's aber merklich, da er vor nicht langer Zeit auf dem Anſtand einen muntern Hirſch garſtig fehlte. — In der That, mich gelüſtet's gar ſehr nach dem Curriculum vitae dieſes entſchloſſenen Waidmanns, ſey es auch nur ein epitomatiſcher Auszug aus demſelben, der mir ſchon zeigen könnte, wo ich eigentlich meine Stelle finde und ob es nicht gerathen, mich nur gleich an die heilige Jungfrau zu wenden, wegen eines mir vielleicht nöthigen Frei- und Schutzbriefes! —

Laßt, ſprach der Abt, laßt nur die Zeit hingehn, Kapellmeiſter! mich ſollt' es wundern, wenn Euch nicht in Kurzem ſo Manches klar würde, das jetzt noch in trübem Dunkel liegt. — Es kann ſich noch vieles Euern Wünſchen, die ich erſt jetzt erkannt, gar freudig fügen. Seltſam — ja ſo viel kann ich Euch wohl ſagen — ſeltſam genug ſcheint es, daß man in Sieghartshof über Euch im gröbſten Irrthum iſt. Meiſter Abraham mag vielleicht der Einzige ſeyn, der Euer Innres durchſchaut.

Meiſter Abraham, rief Kreisler, Ihr kennt den Alten, hochehrwürdiger Herr?

Ihr, erwiederte der Abt lächelnd, Ihr vergeßt, daß unſere ſchöne Orgel ihre neue wirkungsvolle Struktur der Geſchicklichkeit Meiſter Abrahams zu verdanken hat! — Doch künftig mehr! — Wartet nur in Geduld der Dinge, die da kommen werden. —

Kreisler beurlaubte ſich beim Abt; er wollte hinab in den Park, um ſo manchen Gedanken nachzuhängen, die ihn durchkreuzten; doch als er ſchon die Treppe hinabgeſtiegen war, hörte er hinter ſich herrufen: Domine, domine Capellmeistere! — paucis te volo! — Es war der Pater Hilarius, welcher verſicherte, daß er mit höchſter Ungeduld auf das Ende der langen Conferenz mit dem Abt gewartet. So eben habe er ſein Kellermeiſteramt verrichtet und den herrlichſten Leiſtenwein abgezogen, der ſeit Jahren im Keller geweſen. Ganz unumgänglich nöthig ſey es, daß Kreisler ſogleich einen Pokal davon leere zum Frühſtück, um die Güte des edlen Gewächſes zu erkennen und ſich zu überzeugen, daß es ein Wein ſey, der, feurig, geiſt- und herzſtärkend, für einen tüchtigen Compoſitor und ächten Muſikanten geboren.

Kreisler wußte wohl, daß es vergeblich ſeyn würde, dem begeiſterten Pater Hilarius entgehen zu wollen und es war ihm ſelbſt recht bei der Stimmung, in die er ſich verſetzt fühlte, ein Glas guten Wein zu genießen, er folgte daher dem fröhlichen Kellermeiſter, der ihn in ſeine Zelle führte, wo er auf einem kleinen, mit einer ſaubern Serviette bedeckten Tiſchchen ſchon eine Flaſche des edlen Getränks ſo wie friſch gebacknes Weißbrod und Salz und Kümmel vorfand. — Ergo bibamus! rief Pater Hilar, ſchenkte die zierlichen grünen Römer voll und ſtieß mit Kreislern fröhlich an. Nicht wahr, begann er, nachdem die Pokale geleert, nicht wahr, Kapellmeiſter, unſer hochwürdiger Herr will Euch gern in den langen Rock hinein vexiren? — Thut's nicht, Kreisler! — Mir iſt wohl in der Kutte, ich möchte ſie um keinen Preis wieder ablegen, aber distinguendum est inter et inter! — Für mich iſt ein gut Glas Wein und ein tüchtiger Kirchengeſang die ganze Welt, aber Ihr — Ihr! Nun Ihr ſeid noch zu ganz andern Dingen aufgehoben, Euch lacht noch das Leben auf ganz andre Weiſe, Euch leuchten noch ganz andre Lichter als die Altarskerzen! — Nun Kreisler! kurz von der Sache zu reden — ſtoßt an! — Vivat Euer Mädel und wenn Ihr Hochzeit macht, ſo ſoll Euch der Herr Abt alles Verdruſſes unerachtet durch mich von dem beſten Wein ſenden, der nur in unſerm reichen Keller befindlich!

Kreisler fühlte ſich durch Hilarius Worte berührt auf unangenehme Weiſe, ſo wie es uns ſchmerzt, wenn wir etwas Zartes, Schneereines erfaßt ſehn von plumpen ungeſchickten Händen. Was, ſprach Kreisler indem er ſein Glas zurückzog, was Ihr nicht alles wißt, nicht alles erfahrt in Euern vier Mauern.

Domine, rief Pater Hilarius, Domine Kreislere, nichts für ungut, video mysterium, aber ich will das Maul halten! Wollt Ihr nicht auf Euer — Nun! Laßt uns frühſtücken in Camera et faciemus bonum cherubim — und bibamus, daß der Herr uns hier in der Abtei die Ruhe und Gemüthlichkeit erhalten möge die bisher geherrſcht.

Iſt, fragte Kreisler geſpannt, iſt denn die jetzt in Gefahr gekommen? —

Domine, ſprach Pater Hilarius leiſe indem er Kreislern vertraulich näher rückte, Domine dilectissime! Ihr ſeyd lange genug bei uns um zu wiſſen, in welcher Eintracht wir leben, wie ſich die verſchiedenſten Neigungen der Brüder in einer gewiſſen Heiterkeit einigen, die von allem, von unſerer Umgebung, von der Milde der Kloſterzucht, von der ganzen Lebensweiſe begünſtigt wird. — Vielleicht hat das am längſten gedauert. Erfahrt es Kreisler! eben iſt Pater Cyprianus angekommen, der längſt erwartete, der von Rom aus dem Abt auf das Dringendſte empfohlen wurde. Es iſt noch ein junger Mann, aber auf dieſem ausgedörrten ſtarren Antlitz iſt auch nicht eine Spur eines heitern Gemüths zu finden, vielmehr liegt in den finſtern abgeſtorbenen Zügen eine unerbittliche Strenge, die den bis zur höchſten Selbſtqual geſteigerten Ascetiker verkündet. Dabei zeugt ſein ganzes Weſen von einer gewiſſen feindſeligen Verachtung alles deſſen, was ihn umgiebt, die vielleicht wirklich dem Gefühl einer geiſtlichen Uebermacht über uns Alle ihren Urſprung verdanken mag. — Schon erkundigte er ſich in abgebrochenen Worten nach der Kloſterzucht und ſchien großes Aergerniß an unſerer Lebensweiſe zu nehmen. — Gebt Acht, Kreisler, dieſer Ankömmling wird unſre ganze Ordnung, die uns ſo wohl gethan, verkehren! Gebt Acht, nunc probo! Die Strenggeſinnten werden ſich leicht an ihn anſchließen und bald wird ſich eine Partei wider den Abt bilden, der vielleicht der Sieg nicht entgehen kann, weil es mir gewiß ſcheint, daß Pater Cyprianus ein Emiſſar Sr. päpſtlichen Heiligkeit iſt, deſſen Willen ſich der Abt beugen muß. —

Kreisler! was wird aus unſerer Muſik, aus Eurem gemüthlichen Aufenthalt bei uns werden! — Ich ſprach von unſerm wohleingerichteten Chor und wie wir die Werke der größten Meiſter recht wacker auszuführen im Stande, da ſchnitt aber der finſtre Ascetiker ein entſetzliches Geſicht und meinte, dergleichen Muſik ſey für die profane Welt, aber nicht für die Kirche, aus der ſie der Papſt Marcellus der Zweite mit Recht ganz verbannen wollen. — Per diem, wenn es keinen Chor mehr geben ſoll und man mir vielleicht auch den Weinkeller verſchließt, ſo — doch vor der Hand bibamus! — Man muß ſich vor der Zeit keine Gedanken machen, ergo — gluc-gluc.

Kreisler meinte, daß es ſich wohl mit dem neuen Ankömmling, der vielleicht ſtrenger ſchiene als er es wirklich ſey, beſſer fügen und er ſeinerſeits nicht glauben könne, daß der Abt bei dem feſten Charakter, den er ſtets bewieſen, ſo leicht dem Willen eines fremden Mönchs nachgeben werde, zumal es ihm ſelbſt an wichtigen, erfolgreichen Verbindungen in Rom gar nicht fehle.

In dem Augenblick wurden die Glocken gezogen, ein Zeichen, daß die feierliche Aufnahme des fremden Bruders Cyprianus in den Orden des heiligen Benedikt vor ſich gehen ſolle.

Kreisler begab ſich mit dem Pater Hilarius, der mit einem halbängſtlichen bibendum quid noch die Neige ſeines Römers ſchnell hinunter ſchluckte, auf den Weg nach der Kirche. Aus den Fenſtern des Corridors, den ſie durchſchritten, konnte man in die Gemächer des Abts hineinſchauen. Seht, ſeht! rief Pater Hilar, indem er den Kreisler in die Ecke eines Fenſters zog. Kreisler ſchaute hinüber und gewahrte in dem Gemach des Abts einen Mönch, mit dem der Abt ſehr eifrig ſprach, indem eine dunkle Röthe ſein Antlitz überzog. Endlich kniete der Abt nieder vor dem Mönch, der ihm den Segen gab.

Hab ich Recht, ſprach Hilarius leiſe, hab ich Recht, wenn ich in dieſem fremden Mönch, der mit einemmal hinabſchneit in unſre Abtei, etwas Beſonderes, Seltſames ſuche und finde?

Gewiß, erwiederte Kreisler, gewiß hat es mit dieſem Cyprianus eine eigne Bewandtniß und mich ſoll es wundern, wenn nicht gewiſſe Beziehungen ſich ſehr bald kund thun ſollten.

Pater Hilarius begab ſich zu den Brüdern um mit ihnen in feierlicher Prozeſſion, das Kreuz vorauf, die Laienbrüder mit angezündeten Kerzen und Fahnen an den Seiten, in die Kirche zu ziehen

Als nun der Abt mit dem fremden Mönch dicht bei Kreisler vorüberkam, erkannte dieſer auf den erſten Blick, daß Bruder Cyprianus eben der Jüngling war, den auf jenem Bilde die heilige Jungfrau aus dem Tode zum Leben erweckte. – Doch noch eine Ahnung erfaßte Kreislern plötzlich. Er rannte hinauf in ſein Zimmer, er holte das kleine Bildniß hervor, das ihm Meiſter Abraham gegeben; kein Zweifel! er erblickte denſelben Jüngling, nur jünger, friſcher, und in Offizier-Uniform abgebildet. – Als nun –

Vierter Abſchnitt.

Erſprießliche Folgen höherer Cultur. — Die reiferen Monate des Mannes.

(M. f. f.) Hinzmanns rührender Sermon, das Trauermahl, die ſchöne Mina, Miesmies Wiederfinden, der Tanz, alles das hatte in meiner Bruſt einen Zwieſpalt der widerſprechendſten Gefühle erregt, ſo daß ich, wie man im gewöhnlichen Leben gemeinhin ſagt, mich eigentlich gar nicht zu laſſen wußte und in einer gewiſſen troſtloſen Bangigkeit des Gemüths wünſchte, ich läge im Keller in der Grube, wie Freund Muzius. Das war nun freilich ſehr arg und ich wüßte gar nicht, was aus mir geworden wäre, lebte nicht der wahre, hohe Dichtergeiſt in mir, der ſofort mich mit reichlichen Verſen verſorgte, die ich niederzuſchreiben nicht unterließ. — Die Göttlichkeit der Poeſie offenbart ſich vorzüglich darin, daß das Verſemachen, koſtet auch der Reim hin und wieder manchen Schweißtropfen, doch ein wunderbares inneres Wohlbehagen erregt, das jedes irdiſche Leid überwindet, ſo wie man denn wiſſen will, daß es ſogar oftmals ſchon Hunger und Zahnſchmerzen beſiegt hat. Jener ſoll, da der Tod ihm den Vater, die Mutter, die Gattin raubte, zwar bei jedem Todesfall, wie billig, ganz außer ſich, aber doch bei dem Gedanken an das herrliche Trauer-Carmen, das er nun im Geiſt zu empfangen gedachte, niemals untröſtlich geweſen ſeyn und bloß noch einmal ſich verheirathet haben, um die Hoffnung abermaliger tragiſcher Begeiſterung derſelben Art nicht aufzugeben. —

Hier ſind die Verſe, die meinen Zuſtand, ſo wie den Uebergang von Leid zur Freude mit poetiſcher Kraft und Wahrheit ſchildern.

Was wandelt, horch! durch finſtre Räume,
In öder Keller Einſamkeit?
Was ruft mir zu: Nicht länger ſäume!
Welch' Stimme klagt ein herbes Leid?
Dort liegt der treue Freund begraben,
Nach mir verlangt ſein irrer Geiſt.
Mein Troſt ſoll ihn im Tode laben,
Ich bin's, der Leben ihm verheißt!

Doch nein! — hört ich den flücht'gen Schatten
Der leiſe Töne von ſich giebt!
Die ſeufzen nach dem treuen Gatten,
Nach ihm, der noch ſo heiß geliebt!
In alte Liebesketten fallen,
Amalie will's, er kehrt zurück,
Doch wie! — ſchau ich nicht friſche Krallen?
Nicht eiferſücht'gen Zornes Blick?

Sie iſt's — die Frau! — wohin entfliehen
Ha! welch Gefühl beklemmt die Bruſt.
Im friſchen Schimmer der Jugend blühen
Seh' ich des Lebens höchſte Luſt.
Sie ſpringt, ſie naht und immer heller
Wird's um mich Hochzeitgeſichten her.
Ein ſüßer Duft durchweht den Keller,
Die Bruſt wird leicht, das Herz wird ſchwer.

Der Freund geſtorben — ſie geſtanden —
Entzücken! — Wonne! — bittrer Schmerz!
Die Gattin — Tochter — neue Banden! —
Ha! — willſt du brechen armes Herz?
Doch kann den Sinn wohl ſo berücken
Ein Trauermahl, ein luſt'ger Tanz?
Nein — dieſem Zauber muß ich wehren,
Mich blendet nur ein falſcher Glanz.

Hinweg ihr eitlen Truggebilde,
Gebt höher'm Streben willig Raum.
Gar Manches führt die Maſk' im Schilde.
Sie liebt, ſie haßt und weiß es kaum.
Kein Leid, kein Glück, ſeit ihre Augen
O Mina, Minchen, falſch Geſchlecht!
Verderblich Gift, nicht will ich's ſaugen,
Ich hab' [illegible] ſie gerächt.

Verklärter! — ja bei jedem Braten,
Bei jedem Fiſch gedenk ich dein!
Denk deiner Weisheit, deiner Thaten,
Denk Kater ganz wie du zu ſeyn.
Gelang es hund'ſchem Frevelwitze,
Dich zu verderben edler Freund,
So trifft die Schmach blutgier'ge Spitze
Es rächet dich, der um dich weint.

So flau, ſo jammervoll im Buſen,
War mir's, ich wußte gar nicht wie.
Doch hoher Dank den holden Muſen,
Dem kühnen Flug der Phantaſie.
Mir iſt jetzt wieder leidlich beſſer,
Spür' gar nicht g'ringen Appetit.
Ein Muzius gleich ein wackrer Eſſer,
Und ganz in Poeſie erglüht.

Ja Kunſt! du Kind aus hohen Sphären
Du Tröſterin im tiefſten Leid,
O! — Verslein laß mich ſtets gebären,
Mit genialer Leichtigkeit.
Und: Murr, ſo ſprechen edle Frauen,
Hochherz'ge Jünglinge, o Murr;
„Du Dichterherz, ein zart Vertrauen,
„Weckt in der Bruſt dein ſüß Gemurr!"

Die Wirkung des Verslein-Machens war zu wohlthätig, ich konnte mich nicht mit dieſem Gedicht begnügen, ſondern machte mehre hintereinander mit gleicher Leichtigkeit, mit gleichem Glück. Die gelungenſten würd' ich hier dem geneigten Leſer mittheilen, hätte ich nicht im Sinn, dieſelben nebſt mehreren Witzwörtern und Impromptu's, die ich in müßigen Stunden angefertigt und über die ich ſchon beinahe vor Lachen berſten mögen, unter dem allgemeinen Titel: **Was ich gebar in Stunden der Begeiſterung**, herauszugeben. — Zu meinem nicht geringen Ruhm muß ich es ſagen, daß ſelbſt in meinen Jünglingsmonaten, wenn der Sturm der Leidenſchaft noch nicht verbrauſt iſt, ein heller Verſtand, ein feiner Takt für das Gehörige, die Oberhand behielt über jeden abnormen Sinnenrauſch. So gelang es mir auch die plötzlich aufgewallte Liebe zu der ſchönen Mina gänzlich zu unterdrücken. Einmal mußte mir denn doch bei ruhiger Ueberlegung dieſe Leidenſchaft in meinen Verhältniſſen etwas thöricht vorkommen; dann erfuhr ich aber auch, daß Mina des äußern Scheins kindlicher Frömmigkeit unerachtet, ein keckes eigenſinniges Ding ſey, die bei gewiſſen Anläſſen den beſcheidenſten Katerjünglingen in die blanken Augen fahre. Um mir aber jeden Rückfall zu erſparen, vermied ich ſorglich Mina zu ſehen und da ich Miesmies vermeintliche Anſprüche und ihr ſeltſames überſpanntes Weſen noch mehr ſcheute, ſo hielt ich mich, um ja keiner von beiden zu begegnen, einſam im Zimmer und beſuchte weder den Keller, weder den Boden, noch das Dach. Der Meiſter ſchien dies gern zu ſehen; er erlaubte, daß ich, ſtudirte er am Schreibtiſch, mich hinter ſeinem Rücken auf den Lehnſtuhl ſetzen und mit vorgeſtrecktem Halſe unter dem Arm hindurch in das Buch gucken durfte, welches er eben las. — Es waren ganz hübſche Bücher die wir, ich und mein Meiſter, auf dieſe Art zuſammen durchſtudirten, wie z. B. Arpe, de prodigiosis naturae et artis operibus, Talismanes et Amuleta dictis, Becker's bezauberte Welt, Francisci Petrarka Gedenkbuch u. a. m. Dieſe Lektüre zerſtreute mich ungemein und gab meinem Geiſt einen neuen Schwung. —

Der Meiſter war ausgegangen, die Sonne ſchien ſo freundlich, die Frühlingsdüfte wehten ſo anmuthig zum Fenſter hinein; ich vergaß meine Vorſätze und ſpazierte hinauf auf das Dach. Kaum war ich aber oben, als ich auch ſchon Muzius Wittwe erblickte, die hinter dem Schornſtein hervorkam. — Vor Schreck blieb ich regungslos ſtehen wie eingewurzelt; ſchon hörte ich mich beſtürmt mit Vorwürfen und Betheuerungen. — Weit gefehlt. — Gleich hinter her folgte der junge Hinzmann, rief die ſchöne Wittwe mit ſüßen Namen, ſie blieb ſtehen, empfing ihn mit lieblichen Worten, beide begrüßten ſich mit dem entſchiedenen Ausdruck inniger Zärtlichkeit und gingen dann ſchnell an mir vorüber, ohne mich zu grüßen oder ſonſt im mindeſten zu beachten. Der junge Hinzmann ſchämte ſich ganz gewiß vor mir, denn er ſenkte den Kopf zu Boden und ſchlug die Augen nieder, die leichtſinnige kokette Wittwe warf mir aber einen höhniſchen Blick zu.

Der Kater iſt, was ſein pſychiſches Weſen betrifft, doch eine gar närriſche Kreatur. — Hätte ich nicht froh ſeyn können, ſeyn müſſen, daß Muzius Wittwe anderweitig mit einem Liebhaber verſehen und doch konnte ich mich eines gewiſſen innern Aergers nicht erwehren, der beinahe das Anſehen hatte von Eiferſüchtelei. — Ich ſchwor, niemals mehr das Dach zu beſuchen, wo ich große Unbill erlebt zu haben glaubte. Statt deſſen ſprang ich nun ſtrißig auf die Fenſterbank, ſonnte mich, ſchaute, um mich zu zerſtreuen, auf die Straße hinab, ſtellte allerlei tiefſinnige Betrachtungen an und verband ſo das Angenehme mit dem Nützlichen.

Ein Gegenſtand dieſer Betrachtungen war denn auch, warum es mir noch niemals eingefallen, mich aus eignem freien Antriebe vor die Hausthüre zu ſetzen oder auf der Straße zu luſtwandeln, wie ich es doch viele von meinem Geſchlecht thun ſah, ohne alle Furcht und Scheu. Ich ſtellte mir das als etwas höchſt Angenehmes vor und war überzeugt, daß nun, da ich zu reiferen Monaten gekommen und Lebenserfahrung genug geſammelt, von jenen Gefahren in die ich gerieth, als das Schickſal mich, einen unmündigen Jüngling, hinausſchleuderte in die Welt, nicht mehr die Rede ſeyn könne. Getroſt wandelte ich daher die Treppe hinab und ſetzte mich für's Erſte auf die Thürſchwelle, in den hellſten Sonnenſchein. Daß ich eine Stellung annahm, die jedem auf den erſten Blick den gebildeten, wohlerzogenen Kater verrathen mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Es gefiel mir vor der Hausthüre ganz ungemein. Indem die heißen Sonnenſtrahlen meinen Pelz wohlthätig auswärmten, putzte ich mit gekrümmter Pfote zierlich Schnauze und Bart, worüber mir ein Paar vorübergehende junge Mädchen, die den großen mit Schlöſſern verſehenen Mappen nach, die ſie trugen, aus der Schule kommen mußten, nicht allein ihr großes Vergnügen bezeugten, ſondern mir auch ein Stückchen Weißbrod verehrten, welches ich nach gewohnter Galanterie dankbarlichſt annahm. —

Ich ſpielte mehr mit der mir dargebotenen Gabe, als daß ich ſie wirklich zu verzehren Anſtalt machte, aber wie groß war mein Entſetzen als plötzlich ein ſtarkes Brummen dicht bei mir dieſes Spiel unterbrach und der mächtige Alte, Ponto's Oheim, der Pudel Skaramuz vor mir ſtand. Mit einem Satz wollte ich fort aus der Thüre, doch Skaramuz rief mir zu: Sey er kein Haſenfuß und bleib er ruhig ſitzen; glaubt er, ich werd ihn freſſen? —

Mit der demüthigſten Höflichkeit fragte ich, worin ich vielleicht dem Herrn Skaramuz nach meinen geringen Kräften dienen könne, der erwiederte aber barſch: In nichts, in gar nichts kann er mir dienen Mosje Murr, und wie ſollte das auch möglich ſeyn. Aber fragen wollt' ich ihn, ob er vielleicht weiß, wo mein liederlicher Neffe ſteckt, der junge Ponto. Er hat ſich ja wohl ſchon einmal mit Ihm herumgetrieben und Ihr ſcheinet zu meinem nicht geringen Aerger ein Herz und eine Seele. Nun? — ſag er nur an, ob er weiß, wo der Junge herumſchwärmt; ich habe ihn ſchon ſeit mehreren Tagen mit keinem Auge geſehen.

Verlegen durch des mürriſchen Alten ſtolzes wegwerfendes Betragen, verſicherte ich kalt, daß von einer engen Freundſchaft zwiſchen mir und dem jungen Ponto gar nicht die Rede ſey und auch niemals die Rede geweſen wäre. Zumal in der letzten Zeit habe ſich Ponto, den ich übrigens gar nicht aufgeſucht, ganz von mir zurückgezogen.

Nun, brummte der Alte, nun das freut mich, das zeigt doch, daß der Junge Ehre im Leibe hat und nicht gleich bei der Hand iſt mit Leuten allerlei Gelichters ſein Weſen zu treiben.

Das war denn doch nicht auszuhalten, der Zorn übermannte mich, das Burſchenthum regte ſich in mir, ich vergaß alle Furcht, und pruſtete dem ſchnöden Skaramuz ein tüchtiges: Alter Grobian! in's Geſicht, hob auch die rechte Pfote mit ausgeſpreizten Krallen in die Höhe und zwar in der Richtung nach des Pudels linkem Auge. Der Alte wich zwei Schritte zurück und ſprach weniger barſch, als vorher: Nun, nun Murr! nichts für ungut, Ihr ſeyd ſonſt ein guter Kater und da will ich Euch denn rathen, nehmt Euch in Acht vor dem Blitzjungen dem Ponto! Er iſt, Ihr möget es glauben, eine ehrliche Haut, aber leichtſinnig! — leichtſinnig! zu allen tollen Streichen aufgelegt, kein Ernſt des Lebens, keine Sitte! — Nehmt Euch in Acht ſag' ich, denn bald wird er Euch verlocken in allerlei Geſellſchaften wo Ihr gar nicht hin gehört und Euch mit unſäglicher Mühe zu einer Art des ſozialen Umgangs zwingen müßt, die Eurer innerſten Natur zuwider und über die Eure Individualität, Eure einfache ungeheuchelte Sitte, wie Ihr ſie mir eben bewieſen, zu Grunde geht. — Seht, guter Murr, Ihr ſeyd, wie ich ſchon geſagt, als Kater ſchätzenswerth und habt für gute Lehre ein williges geneigtes Ohr! — Seht! — ſo viel tolle, unangenehme ja zweideutige Streiche auch ein Jüngling verführen mag, zeigt er nur dann und wann jene weichliche ja oft ſüßliche Gutmüthigkeit, wie ſie Leuten von ſanguiniſchem Temperament immer eigen, ſo heißt es denn gleich mit dem franzöſiſchen Ausdruck: Au fond iſt er doch ein guter Kerl und das ſoll denn alles entſchuldigen, was er beginnt gegen alle Sitte und Ordnung. Aber der fond, in dem der Kern des Guten ſteckt, liegt ſo tief und über ihm hat ſich ſo viel Unrath eines ausgelaſſenen Lebens geſammelt, daß er im Keime erſticken muß. — Für wahrhaftes Gefühl des Guten wird einem aber oft jene alberne Gutmüthigkeit aufgetiſcht, die der Teufel holen ſoll, wenn ſie nicht vermag den Geiſt des Böſen in einer glänzenden Maske zu erkennen. Traut, o Kater! den Erfahrungen eines alten Pudels, der ſich was in der Welt verſucht und laßt Euch nicht durch das verdammte: Au fond iſt er ein guter Kerl, bethören. — Seht Ihr etwa meinen liederlichen Neffen, ſo möget Ihr ihm alles gerade zu herausſagen, was ich mit Euch geſprochen und Euch ſeine fernere Freundſchaft gänzlich verbitten. — Gott befohlen! — Ihr frißt das wohl nicht, guter Murr?

Damit nahm der alte Pudel Skaramuz das Stückchen Weißbrod das vor mir lag, hurtig in's Maul und ſchritt dann gemächlich von dannen, indem er mit geſenktem Haupt die lang behaarten Ohren an der Erde ſchleppen ließ und ein ganz klein wenig mit dem Schweif wedelte. —

Gedankenvoll ſchaute ich dem Alten nach, deſſen Lebensweisheit mir ganz eingehn wollte. Iſt er fort, iſt er fort? So liſpelte es dicht hinter mir, und ich erſtaunte nicht wenig, als ich den jungen Ponto erblickte, der ſich hinter die Thüre geſchlichen und ſo lange gewartet hatte, bis der Alte mich verlaſſen. Ponto's plötzliche Erſcheinung ſetzte mich gewiſſermaßen in Verlegenheit, da mir des alten Onkels Auftrag, den ich jetzt eigentlich hätte ausrichten müſſen, doch etwas bedenklich ſchien. Ich dachte an jene entſetzlichen Worte, die Ponto mir einſt zugerufen: Sollteſt du es dir etwa beikommen laſſen, feindliche Geſinnungen gegen mich zu äußern, ſo bin ich dir an Stärke und Gewandtheit überlegen. Ein Sprung, ein tüchtiger Biß meiner ſcharfen Zähne, würde dir auf der Stelle den Garaus machen. Ich fand es ſehr rathſam zu ſchweigen. —

Dieſe inneren Bedenklichkeiten mochten mein äußeres Betragen kalt und gezwungen erſcheinen laſſen, Ponto guckte mich an mit ſcharfem Blick. Dann brach er aus in eine helle Lache und rief: Ich merk es ſchon, Freund Murr! Mein Alter hat dir allerlei Böſes vorgeredet von meinem Treiben, er hat mich liederlich, allen tollen Streichen und Ausſchweifungen ergeben, geſchildert. Sey nicht ſo thöricht, von dem allem auch nur ein Wörtchen zu glauben. Für's

Erſte! — Schau mich recht aufmerkſam an und ſage mir, was du von meiner äußern Erſcheinung hältſt? — Den jungen Ponto betrachtend fand ich, daß er nie ſo wohlgenährt, ſo glatt ausgeſehen, daß nie dieſe Nettigkeit, dieſe Eleganz in ſeinem Anzuge, nie dieſe wohlthuende Uebereinſtimmung in ſeinem ganzen Weſen geherrſcht. Ich äußerte ihm dies unverholen.

Nun wohl, ſprach Ponto, nun wohl, guter Murr, glaubſt du wohl, daß ein Pudel, der ſich in ſchlechter Geſellſchaft umhertreibt, der niedrigen Ausſchweifungen ergeben, der recht ſyſtematiſch liederlich iſt ohne eigentlichen Geſchmack daran zu finden, ſondern bloß aus Langeweile, wie es denn nun wirklich bei vielen Pudeln der Fall iſt — glaubſt du wohl, daß ein ſolcher Pudel ſo ausſehen kann wie du mich findeſt? Du rühmſt vorzüglich die Harmonie in meinem ganzen Weſen. Schon das muß dich belehren, wie ſehr mein grämlicher Onkel im Irrthum iſt; denke, da du ein literariſcher Kater biſt, an jenen Lebensweiſen, welcher dem, der an einem Laſterhaften vorzüglich das Unharmoniſche der ganzen Geſtaltung rügte, erwiederte: Iſt es möglich, daß das Laſter Einheit haben kann? — Wundere dich, Freund Murr, nicht einen Augenblick über die ſchwarzen Verläumdungen meines Alten. Grämlich und geizig, wie denn nun einmal alle Oheime ſind, hat er deshalb ſeinen ganzen Zorn auf mich geworfen, weil er par honneur einige kleine Spielſchulden bezahlen müſſen, die ich bei einem Wurſtkrämer aufgeborgt hatte, der bei ſich verbotenes Spiel duldete und den Spielern oft in Cervelaten, Grützen und Lebern (zu Würſten aptirt nämlich) bedeutende Vorſchüſſe machte. Dann aber denkt der Alte noch immer an eine gewiſſe Periode, in der meine Lebensweiſe eben nicht rühmlich war, die aber längſt vorüber und dem herrlichſten Anſtande gewichen iſt.

In dem Augenblick kam ein kecker Pintſcher des Weges, guckte mich an, als hab' er meines Gleichen noch niemals geſehen, ſchrie mir die gröbſten Inſolenzen in die Ohren und ſchnappte dann nach dem Schweif, den ich lang aus von mir geſtreckt, welches ihm zu mißfallen ſchien. So wie ich aber hochaufgerichtet mich zur Wehre ſetzen wollte, war Ponto auch ſchon auf den ungeſitteten Krakehler losgeſprungen, hatte ihn zu Boden getreten und zwei-, dreimal überrannt, ſo daß er unter dem jammervollſten Lamento, den Schweif feſt eingeklemmt, ſchnell davon fuhr, wie ein abgeſchoſſener Pfeil.

Dieſer Beweis den Ponto mir von ſeiner guten Geſinnung, von ſeiner thätigen Freundſchaft gab, rührte mich ungemein und ich dachte, daß hier das: au fond iſt er ein guter Kerl! welches der Onkel Skaramuz mir hatte verdächtig machen wollen, doch auf Ponto anzuwenden ſey in beſſerm Sinn und ihn mit mehrerem Grunde entſchuldigen könne, als manchen andern. Ueberhaupt wollt' es mich bedünken, daß der Alte gewiß zu ſchwarz geſehen und Ponto zwar leichtſinnige aber nie ſchlechte Streiche machen könne. Alles dieſes äußerte ich meinem Freunde ganz unverholen und dankte ihm dabei dafür, daß er meine Vertheidigung übernommen, in den verbindlichſten Ausdrücken.

Es freut, erwiederte Ponto, indem er, wie es ſeine Art war, mit muntren ſchalkiſchen Augen umherblickte, es freut mich guter Murr! daß der pedantiſche Alte dich nicht irre gemacht hat, ſondern daß du mein gutes Herz erkennſt. — Nicht wahr Murr, ich nahm den übermüthigen Jungen tüchtig vor? — Er wird daran denken lange Zeit. Eigentlich habe ich ihm heute ſchon den ganzen Tag aufgepaßt, der Bengel ſtahl mir geſtern eine Wurſt und mußte dafür gezüchtigt werden. Daß dabei auch nebenher die Unbill gerächt wurde, die du von ihm erfahren und daß ich in dieſer Art dir meine Freundſchaft bewähren konnte, iſt mir gar nicht unlieb; ich ſchlug, wie man im Sprüchwort zu ſagen pflegt, zwei Fliegen mit einer Klappe. — Nun aber wiederum auf unſer voriges Geſpräch zurückzukommen! — Betrachte mich, guter Katz, noch einmal recht genau, und ſage mir, ob du denn gar keine merkwürdige Veränderung in meinem Aeußern wahrnimmſt? —

Ich ſchaute meinen jungen Freund aufmerkſam an und — ach der Tauſend! nun erſt fiel mir das ſilberne zierlich gearbeitete Halsband in's Auge, das er trug und auf dem die Worte gravirt waren: Baron Alzibiades von Wipp, Marſchallſtraße Nr. 46.

Wie, rief ich erſtaunt, wie Ponto, du haſt deinen Herrn verlaſſen, den äſthetiſchen Profeſſor und dich zu einem Baron begeben?

Verlaſſen, erwiederte Ponto, habe ich nun eigentlich den Profeſſor nicht, ſondern er hat mich von ſich gejagt mit Fußtritten und Prügeln.

Wie konnte das geſchehen, ſprach ich, dein Herr bewies dir ja ſonſt alle Liebe und Güte [illegible] nur möglich?

Ach, antwortete Ponto, das iſt eine dumme ärgerliche Geſchichte, die nur durch das ſonderbare Spiel des neckenden Zufalls zu meinem Glück ausſchlug. An der ganzen Sache war bloß meine alberne Gutmüthigkeit Schuld, der freilich ein wenig eitle Prahlerei beigemiſcht. In jeder Minute wollt' ich meinem Herrn Aufmerkſamkeiten erweiſen und ihm dabei mein Geſchick, meine Ausbildung zeigen. Deshalb war ich auch gewohnt alles, was an Kleinigkeiten am Fußboden lag, dem Herrn ohne weitere Aufforderung zu apportiren. Nun! — Du weißt vielleicht, daß der Profeſſor Lothario eine blutjunge und dabei bildhübſche Frau hat, die ihn auf das Zärtlichſte liebt, woran er gar nicht zweifeln darf, da ſie es ihm jeden Augenblick verſichert und ihn gerade dann mit Liebkoſungen überhäuft, wenn er in Büchern begraben, ſich auf die zu haltende Vorleſung vorbereitet. Sie iſt die Häuslichkeit ſelbſt, da ſie das Haus niemals vor zwölf Uhr verläßt, da ſie doch ſchon um halb eilf Uhr aufgeſtanden und einfach in ihren Sitten verſchmäht ſie nicht, mit der Köchin, mit dem Stubenmädchen, die häuslichen Angelegenheiten bis in's tiefſte Detail zu berathen und ſich, iſt das Wochengeld gewiſſer nicht etatsmäßiger Ausgaben halber zu früh aus dem Beutel entwiſcht und darf der Herr Profeſſor nicht angegangen werden, ihrer Caſſe zu bedienen. Die Zinſen dieſer Anlehne trägt ſie ab in kaum getragnen Kleidern, ſo wie dieſe und auch wohl Federhüte, in die die erſtaunte Welt der Mägde Sonntags das Stubenmädchen geputzt ſieht, als Lohn für gewiſſe geheime Gänge und andre Gefälligkeiten gelten dürften. Bei ſo vielen Vollkommenheiten mag wohl einer liebenswürdigen Frau die kleine Thorheit (iſt es überhaupt Thorheit zu nennen) kaum verargt werden, daß ihr eifrigſtes Streben, all ihr Dichten und Trachten dahin geht, ſtets nach der letzten Mode gekleidet zu gehen, daß ihr das Eleganteſte, das Theuerſte, nicht elegant, nicht theuer genug iſt, daß ſie, hat ſie ein Kleid dreimal, einen Hut viermal getragen, den türkſchen Shawl einen Monat hindurch umgehängt, eine Idioſynkraſie dagegen empfindet und die koſtbarſte Garderobe wegwirft um einen Spottpreis oder wie geſagt, die Mägde ſich darin putzen läßt. Daß die Frau eines Profeſſors der Aeſthetik Sinn hat für ſchöne äußere Geſtaltung, iſt wohl gar nicht zu verwundern und nur erfreulich kann es dem Gemahl ſeyn, wenn dieſer Sinn ſich darin offenbart, daß die Gemahlin mit ſichtlichem Wohlgefallen den Blick der feuerblitzenden

Augen auf ſchönen Jünglingen ruhen läßt, dieſen auch wohl zuweilen etwas nachläuft. Manchmal bemerkte ich, daß dieſer, jener artige junge Mann, der die Vorleſungen des Profeſſors beſuchte, die Thür des Auditoriums verfehlte und ſtatt dieſer die Thüre, welche zum Zimmer der Profeſſorin führte, leiſe öffnete und eben ſo leiſe hineintrat. Beinahe mußt ich glauben, daß dieſe Verwechslung nicht abſichtslos geſchah, oder wenigſtens niemanden gereute, denn keiner eilte ſeinen Irrthum zu beſſern, ſondern jeder, der hineingetreten, kam erſt nach einer guten Zeit heraus und zwar mit ſolch lächelndem zufriednem Blick als ob ihm der Beſuch bei der Profeſſorin eben ſo angenehm und nützlich geweſen als eine äſthetiſche Vorleſung des Profeſſors. Die ſchöne Lätitia (ſo hieß des Profeſſors Frau) war mir nicht ſonderlich gewogen. Sie litt mich nicht in ihrem Zimmer und mochte Recht haben, da freilich der kultivirteſte Pudel nicht dort hingehört, wo er bei jedem Schritt Gefahr läuft Florſpitzen zu zerreißen, Kleider zu beſchmutzen, die auf allen Stühlen umherliegen. Doch wollt es der Profeſſorin böſer Genius, daß ich einmal bis in ihr Boudoir hineindrang. — Der Herr Profeſſor hatte eines Tages bei einem Mittagsmahl mehr Wein getrunken als gerade dienlich und war darüber in eine hochbegeiſterte Stimmung gerathen. Zu Hauſe angekommen, ging er, ganz gegen ſeine Gewohnheit gerade zu in das Kabinet ſeiner Frau und ich ſchlüpfte, ſelbſt wußte ich nicht, was für eine beſondere Luſt mich dazu antrieb, mit hinein durch die Thüre. Die Profeſſorin war in Hauskleidern, deren Weiße dem friſchgefallnen Schnee zu vergleichen, ihr ganzer Anzug zeigte nicht ſowohl eine gewiſſe Sorglichkeit, als die tiefſte Kunſt der Toilette, die ſich hinter dem Einfachen verbirgt und wie ein verſteckter Feind deſto gewiſſer ſiegt. Die Profeſſorin war in der That allerliebſt und ſtärker als ſonſt empfand dieß der halbberauſchte Profeſſor, der ganz Liebe und Entzücken die holde Gattin mit den ſüßeſten Namen nannte, mit den zärtlichſten Liebkoſungen überhäufte und darüber gar nicht eine gewiſſe Zerſtreuung, ein gewiſſes unruhiges Mißbehagen bemerkte, das ſich in dem ganzen Weſen der Profeſſorin nur zu deutlich ausſprach. Mir war die ſteigende Zärtlichkeit des Aeſthetikers unangenehm und läſtig. Ich kam auf meinen alten Zeitvertreib und ſuchte am Boden umher. Gerade als der Profeſſor in der höchſten Extaſe laut rief: Göttliches, hehres, himmliſches

Weib, laß uns — tänzelte ich auf den Hinterbeinen zu ihm heran und apportirte ihm zierlich und wie bei dieſem Akt jedesmal ein wenig mit dem Stutzſchweif wedelnd, den feinen pomeranzfarbnen Männerhandſchuh, den ich unter dem Sopha der Frau Profeſſorin gefunden. — Starr blickte der Profeſſor den Handſchuh an und rief wie plötzlich aufgeſchreckt aus einem ſüßen Traum: Was iſt das? — Wem gehört dieſer Handſchuh? wie iſt er in dies Zimmer gekommen? — Damit nahm er mir den Handſchuh aus der Schnauze, beſah ihn, hielt ihn an die Naſe und rief dann wieder: Wo kommt dieſer Handſchuh her? Lätitia, ſprich, wer iſt bei dir geweſen? — Wie du, erwiederte die holde treue Lätitia mit dem ungewiſſen Ton der Verlegenheit, den ſie ſich vergebens mühte zu unterdrücken, wie du nun auch ſeltſam biſt, lieber Lothar, wem ſoll, wem wird der Handſchuh gehören. Die Majorin war hier und konnte bei dem Abſchiede den Handſchuh nicht finden, den ſie auf der Treppe ausgezogen zu haben glaubte. — Die Majorin, ſchrie der Profeſſor ganz außer ſich, die Majorin, die kleine zartgebaute Frau, deren ganze Hand hineingeht in dieſen Daumen! — Höll und Teufel, welcher Zierbengel war hier? — Denn nach parfümirter Seife riecht das verfluchte Ding! — Unglückliche, wer war hier, welcher verbrecheriſche Trug der Hölle zerſtörte hier meine Ruhe, mein Glück? — Schändliches, verruchtes Weib! —

Die Profeſſorin machte gerade Anſtalt in Ohnmacht zu fallen, als das Stubenmädchen hereintrat und ich, froh des fatalen Eheſtandsauftritts, den ich veranlaßt, entledigt zu werden, ſchnell hinausſprang.

Den andern Tag war der Profeſſor ganz ſtumm und in ſich gekehrt; ein einziger Gedanke ſchien ihn zu beſchäftigen, einer einzigen Idee ſchien er nachzugrübeln. Ob er es nur ſeyn mag! — Das waren die Worte die dann und wann den verſtummten Lippen unwillkührlich entflohen. Gegen Abend nahm er Hut und Stock, ich ſprang und bellte freudig; er ſah mich lange an, helle Thränen traten ihm in die Augen, er ſprach mit dem Ton der tiefſten innigſten Wehmuth: Mein guter Ponto! — treue ehrliche Seele! — Dann lief er ſchnell vor's Thor und ich dicht hinter ihm her, feſt entſchloſſen, den armen Mann aufzuheitern mittelſt aller Künſte, die mir nur zu Gebote ſtanden. Dicht vor dem Thore begegnete uns der Baron Alzibiades von Wipp, einer der zierlichſten Herren in unſerer Stadt, auf einem ſchönen Engländer. So wie der Baron den Profeſſor gewahrte, kurbettirte er zierlich an ihn heran und fragte nach des Profeſſors, dann aber nach der Frau Profeſſorin Wohlbefinden. Der Profeſſor ſtotterte in der Verwirrung einige unverſtändliche Worte hervor. In der That, ſehr heiße Witterung! ſprach nun der Baron und zog ein ſeidnes Tuch aus der Rocktaſche, ſchleuderte aber mit demſelben Schwunge einen Handſchuh heraus, den ich gewohnter Sitte gemäß meinem Herrn apportirte. Haſtig riß mir der Profeſſor den Handſchuh fort und rief: Das iſt Ihr Handſchuh Herr Baron? Allerdings, erwiederte dieſer verwundert über des Profeſſors Heftigkeit, allerdings, ich glaube, ich ſchleuderte ihn in dem Augenblick aus der Rocktaſche und der dienſtfertige Pudel hob ihn auf. So habe ich, ſprach der Profeſſor mit ſchneidendem Ton, indem er den Handſchuh, den ich unter dem Sopha in der Profeſſorin Zimmer hervorgeſucht, ihm hinreichte, ſo habe ich das Vergnügen Ihnen den Zwillingsbruder dieſes Handſchuhs den Sie geſtern verloren, überreichen zu können.

Ohne des ſichtlich betretenen Barons Antwort abzuwarten, rannte der Profeſſor wild von dannen.

Ich hütete mich wohl, dem Profeſſor in das Zimmer ſeiner theuren Gattin zu folgen, da ich den Sturm ahnen konnte, der ſich bald bis auf den Flur hinausbrauſend vernehmen ließ. Aber in einem Winkel des Flurs lauſchte ich und gewahrte wie der Profeſſor alle Flammen der Wuth im rothglühenden Antlitz, das Stubenmädchen zur Stubenthür, dann aber, als ſie ſich noch unterfing einige kecke Worte zu ſprechen, zum Hauſe hinauswarf. Endlich in ſpäter Nacht kam der Profeſſor ganz erſchöpft auf ſeinem Zimmer an. Ich gab ihm meine innige Theilnahme an ſeinem trüben Malheur durch leiſes Winſeln zu verſtehen. Da umhalſte er mich und drückte mich an ſeine Bruſt, als ſey ich ſein beſter innigſter Freund. Guter, ehrlicher Ponto, ſo ſprach er mit ganz kläglichem Ton, treues Gemüth, du, du allein haſt mich aus dem bethörenden Traum geweckt, der mich meine Schande nicht erkennen ließ, du haſt mich dahin gebracht, daß ich das Joch abwerfen, in das mich ein falſches Weib geſpannt hatte, daß ich wieder ein freier unbefangener Menſch werden kann! Ponto, wie ſoll ich dir das danken! — Nie — nie ſollſt du mich verlaſſen, ich will dich hegen und pflegen wie meinen beſten treueſten Freund, du allein wirſt mich tröſten, wenn ich bei dem Gedanken an mein hartes Mißgeſchick verzweifeln will.

Dieſe rührenden Aeußerungen eines edlen dankbaren Gemüths wurden durch die Köchin unterbrochen, welche mit blaſſem verſtörten Geſicht hereinſtürzte und dem Profeſſor die entſetzliche Botſchaft hinterbrachte, daß die Frau Profeſſorin in den fürchterlichſten Krämpfen liege und den Geiſt aufgeben wolle. Der Profeſſor flog hinab! —

Mehrere Tage hindurch ſah ich nun den Profeſſor beinahe gar nicht. Meine Speiſung, für die ſonſt mein Herr liebreich ſelbſt ſorgte, war der Köchin übertragen, die aber, eine mürriſche garſtige Perſon, mir mit Widerwillen ſtatt der ſonſtigen guten Gerichte, nur die elendeſten kaum genießbaren Biſſen zukommen ließ. Zuweilen vergaß ſie mich auch ganz und gar, ſo daß ich genöthigt wurde bei guten Bekannten zu ſchmarotzen, auch wohl auf Beute auszugehen, um nur meinen Hunger zu ſtillen.

Endlich ſchenkte mir, als ich eines Tages hungrig und matt mit herabhängenden Ohren im Hauſe herumſchlich, der Profeſſor einige Aufmerkſamkeit. Ponto, rief er lächelnd, wie denn überhaupt ſein Antlitz ganz Sonnenſchein war, Ponto, mein alter ehrlicher Hund, wo haſt du denn geſteckt? Hab' ich dich doch ſo lange nicht geſehen! Ich glaube gar, man hat dich ganz gegen meinen Willen vernachläſſigt und nicht ſorgſam gefüttert? — Nun komm nur, komm, heute ſollſt du wieder von mir ſelbſt deine Speiſe erhalten.

Ich folgte dem gütigen Herrn in das Eßzimmer. Die Frau Profeſſorin aufgeblüht wie eine Roſe, wie der Herr Gemahl vollen Sonnenglanz im Antlitz, kam ihm entgegen. Beide thaten zärtlicher mit einander als jemals, ſie nannte ihn: engliſcher Mann, er ſie aber: mein Mäuschen und dabei herzten und küßten ſie ſich wie ein Turteltaubenpaar. Es war eine rechte Freude, das anzuſehn. Auch gegen mich war die holde Frau Profeſſorin freundlich wie ſonſt niemals und du kannſt denken, guter Murr, daß ich mich bei meiner angebornen Galanterie artig und zierlich zu betragen wußte. — Wer hätte ahnen können, was über mich verhängt war! — Es würde mir ſelbſt ſchwer fallen, dir ausführlich all' dieſe heimtückiſchen Streiche zu erzählen, die meine Feinde mir ſpielten um mich zu verderben und noch mehr als das, es würde dich ermüden. Beſchränken will ich mich darauf nur Einiges zu erwähnen, welches dir ein treues Bild meiner unglücklichen Lage geben wird. — Mein Herr war gewohnt, mir im Speiſezimmer während er ſelbſt aß, die gewöhnlichen Portionen an Suppe, Gemüſe und Fleiſch in einem Winkel am Ofen zu verabreichen. Ich aß mit ſolchem Anſtande, mit ſolcher Reinlichkeit, daß auch nicht das kleinſte Fettfleckchen auf dem getäfelten Fußboden ſichtbar. Wie groß war daher mein Entſetzen, als eines Mittags der Napf, kaum hatte ich mich ihm genähert, in hundert Stücke zerſprang und die Fettbrühe ſich ergoß über den ſchönen Fußboden. Zornig fuhr der Profeſſor auf mich los mit argen Scheltworten und unerachtet die Profeſſorin mich zu entſchuldigen ſuchte, las man doch den bittern Verdruß in ihrem blaſſen Geſicht. Sie meinte, dürfte auch der garſtige Flecken nicht wohl fortzubringen ſeyn, ſo könnte ja doch die Stelle abgehobelt oder eine neue Tafel eingeſetzt werden. Der Profeſſor hegte einen tiefen Abſcheu gegen ſolche Reparaturen, er hörte ſchon die Tiſchlerjungen hobeln und hämmern und ſo waren es die liebreichen Entſchuldigungen der Profeſſorin, die ihn mein vermeintliches Ungeſchick erſt recht fühlen ließen und mir noch außer jenen Scheltworten ein tüchtiges Paar Ohrfeigen einbrachten. — Ich ſtand da im Bewußtſein meiner Unſchuld, ganz verblüfft, und wußte gar nicht, was ich denken, was ich ſagen ſollte. — Erſt als mir daſſelbe zwei — dreimal geſchehen, merkte ich die Tücke. — Man hatte mir halb zerbrochene Schüſſeln hingeſtellt, die bei der leiſeſten Berührung in hundert Stücke zerfallen mußten. Ich durfte nicht mehr im Zimmer bleiben, draußen erhielt ich Speiſe von der Köchin, aber ſo kärglich, daß ich von nagendem Hunger getrieben manches Stück Brod, manchen Knochen zu erſchnappen ſuchen mußte. Darüber entſtand denn nun jedesmal ein gewaltiger Lärm und ich mußte mir eigennützigen Diebſtahl da vorwerfen laſſen, wo nur von der Befriedigung des dringendſten Naturbedürfniſſes die Rede ſeyn konnte. Es kam noch ärger! — Mit großem Geſchrei klagte die Köchin, daß ihr eine ſchöne Hammelkeule aus der Küche verſchwunden und daß ich ſie ganz gewiß geſtohlen. Die Sache kam als eine wichtigere häusliche Angelegenheit vor den Profeſſor. Der meinte, daß er ſonſt nie den Hang zum Diebſtahl an mir bemerkt und daß auch mein Diebsorgan durchaus nicht ausgebildet ſey. Auch wäre es nicht denkbar, daß ich eine ganze Hammelkeule ſo verſpeiſet, daß keine Spur mehr davon vorhanden. — Man ſuchte nach und — fand in meinem Lager die Ueberbleibſel der Keule! — Murr! ſieh, mit der Pfote auf der Bruſt ſchwöre ich's dir, daß ich völlig unſchuldig war, daß es mir nicht in den Sinn gekommen den Braten zu ſtehlen, doch, was halfen die Betheurungen meiner Unſchuld, da der Beweis wider mich ſprach! — Um ſo ergrimmter war der Profeſſor, als er meine Parthie genommen und ſich in ſeiner guten Meinung von mir getäuſcht ſah. — Ich erhielt eine tüchtige Tracht Prügel. — Ließ mich der Profeſſor auch nachher den Widerwillen fühlen, den er gegen mich hegte, ſo war die Frau Profeſſorin deſto freundlicher, ſtreichelte mir, was ſie ſonſt nie gethan, den Rücken und gab mir ſogar dann und wann einen guten Biſſen. Wie konnt' ich ahnen, daß das alles nur gleißneriſcher Trug, und doch ſollte ſich dies bald zeigen. — Die Thüre des Eßzimmers ſtand offen, mit leerem Magen ſchaute ich ſehnſüchtig hinein und gedachte ſchmerzvoll jener guten Zeit, als ich, wenn das ſüße Aroma des Bratens ſich verbreitete, nicht vergebens den Profeſſor bittend anſchaute und dabei, wie man zu ſagen pflegt, ein wenig ſchnüffelte! Da rief die Profeſſorin: Ponto, Ponto! und hielt mir geſchickt zwiſchen dem zarten Daumen und dem niedlichen Zeigefinger ein ſchönes Stück Braten hin. — Mag es ſeyn, daß ich im Enthuſiasmus des aufgeregten Appetits ein wenig heftiger zuſchnappte als gerade nöthig, doch gebiſſen habe ich nicht die zarte Lilienhand, das kannſt du mir glauben, guter Murr. Und doch ſchrie die Profeſſorin laut auf: der böſe Hund! und fiel wie ohnmächtig zurück in den Seſſel, und doch ſah' ich zu meinem Entſetzen wirklich ein paar Blutstropfen am Daumen. Der Profeſſor gerieth in Wuth; er ſchlug mich, trat mich mit Füßen, mißhandelte mich ſo unbarmherzig, daß ich mit dir, mein guter Kater, hier wohl nicht vor der Thüre ſäße im lieben Sonnenſchein, hätte ich mich nicht durch die ſchleunige Flucht zum Hauſe hinaus gerettet. An Rückkehr war nicht zu denken. Ich ſah ein, daß gegen die ſchwarze Cabale, die die Profeſſorin aus reiner Rachgier wegen des freiherrlichen Handſchuhs gegen mich angezettelt, nichts auszurichten und beſchloß mir gleich einen andern Herrn zu ſuchen. Sonſt wäre das der ſchönen Gaben halber, die mir die gütige, mütterliche Natur verliehen, ein Leichtes geweſen, Hunger und Gram hatten mich aber ſo heruntergebracht, daß ich bei meinem miſerablen Ausſehn in der That befürchten mußte, überall abgewieſen zu werden. Traurig, von drückenden Nahrungsſorgen gequält, ſchlich ich vor's Thor. Ich erblickte den Herrn Baron Alzibiades von Wipp, der vor mir herging und ich weiß nicht, wie mir der Gedanke kam, ihm meine Dienſte anzubieten. Vielleicht war es ein dunkles Gefühl, daß ich auf dieſe Weiſe Gelegenheit erhalten würde mich an dem undankbaren Profeſſor zu rächen, wie es ſich ſpäter denn auch wirklich begab. — Ich tänzelte an den Baron heran, wartete ihm auf und folgte, als er mich mit einigem Wohlgefallen betrachtete, ihm ohne Umſtände nach in ſeine Wohnung. Sehen Sie, ſo ſprach er zu einem jungen Menſchen, den er ſeinen Kammerdiener nannte, unerachtet er ſonſt keinen andern Diener hatte, ſehen Sie Friedrich, was ſich da für ein Pudel zu mir eingefunden hat. Wär' er nur hübſcher! Friedrich rühmte dagegen den Ausdruck meines Antlitzes, ſo wie den zierlichen Wuchs und meinte, ich müſſe von meinem Herrn ſchlecht gehalten ſeyn und habe ihn wahrſcheinlich deshalb verlaſſen. Setzte er noch hinzu, daß Pudel, die ſich ſo von ſelbſt aus freiem Antriebe einfänden, gewöhnlich treue rechtſchaffene Thiere wären, ſo konnte der Baron nicht umhin mich zu behalten. Unerachtet ich nun durch Friedrichs Vorſorge ein recht glattes Anſehn gewann, ſo ſchien der Baron doch nicht ſonderlich viel auf mich zu halten und litt es nur eben zur Noth, daß ich ihn auf ſeinen Spaziergängen begleitete. Das ſollte anders kommen. — Wir begegneten auf einem Spaziergange der Profeſſorin. — Erkenne, guter Murr, das gemüthliche Gemüth — ja ſo will ich ſagen — eines ehrlichen Pudels, wenn ich verſichere, daß, unerachtet mir die Frau ſehr weh gethan, ich doch eine ungeheuchelte Freude empfand, ſie wieder zu ſehen. — Ich tanzte vor ihr her, bellte luſtig, und gab ihr meine Freude auf alle nur mögliche Weiſe zu erkennen. Steh da, Ponto! rief ſie, ſtreichelte mich und blickte den Baron von Wipp, der ſtehen geblieben, bedeutend an. Ich ſprang zu meinem Herrn zurück, der mich liebkoste. Er ſchien auf beſondere Gedanken zu gerathen; mehrmals hintereinander murmelte er in ſich hinein: Ponto! — Ponto, wenn das möglich ſeyn ſollte!

Wir hatten einen nahe gelegenen Luſtort erreicht; die Profeſſorin nahm Platz mit ihrer Geſellſchaft, bei der ſich jedoch der liebe gutmüthige Herr Profeſſor nicht befand. Unfern davon ſetzte ſich Baron Wipp, ſo daß er ohne ſonderlich von den Andern bemerkt zu werden, die Profeſſorin beſtändig im Auge behielt. Ich ſtellte mich vor meinen Herrn und guckte ihn an, indem ich leiſe mit dem Schweif wedelte, als erwarte ich ſeine Befehle. Ponto, wiederholte er, Ponto, ſollte es möglich ſeyn! — Nun, ſetzte er nach einem kurzen Stillſchweigen hinzu, nun, es kommt auf den Verſuch an! — Damit nahm er einen kleinen Papierſtreifen aus der Brieftaſche, ſchrieb einige Worte mit Bleiſtift darauf, rollte ihn zuſammen, ſteckte ihn mir unter das Halsband, wies nach der Profeſſorin und rief leiſe: Ponto — Allons! — Nicht ein ſolcher kluger, in der Welt gewitzigter Pudel hätte ich ſeyn müſſen, als ich es wirklich bin, um nicht ſogleich Alles zu errathen. Ich machte mich daher ſogleich an den Tiſch, wo die Profeſſorin ſaß und that, als verſpüre ich großen Appetit nach dem ſchönen Kuchen, der auf dem Tiſche ſtand. Die Profeſſorin war die Freundlichkeit ſelbſt, ſie reichte mir Kuchen mit der einen Hand, während ſie mich mit der andern am Halſe kraute. Ich fühlte, wie ſie den Papierſtreifen hervor zog. Bald darauf verließ ſie die Geſellſchaft und begab ſich in einen Nebengang. Ich folgte ihr. Ich ſah, wie ſie des Barons Worte eifrig las, wie ſie aus ihrem Strickkäſtchen einen Bleiſtift hervorholte, auf denſelben Zettel einige Worte ſchrieb und ihn dann wieder zuſammenrollte. Ponto, ſprach ſie dann, indem ſie mich mit ſchalkiſchem Blick betrachtete, Ponto! du biſt ein ſehr kluger vernünftiger Pudel, wenn du zu rechter Zeit apportirſt! — Damit ſteckte ſie mir das Zettelchen unter das Halsband und ich unterließ nicht eiligſt hinzuſpringen zu meinem Herrn. Der muthmaßte ſogleich, daß ich Antwort brächte, denn er zog alsbald den Zettel unter dem Halsbande hervor. — Der Profeſſorin Worte mußten ſehr tröſtlich lauten und angenehm, denn des Barons Augen funkelten vor lauter Freude und er rief entzückt: Ponto — Ponto, du biſt ein herrlicher Pudel, mein guter Stern hat mir dich zugeführt. Du kannſt denken, guter Murr! daß ich nicht wenig erfreut war, da ich einſah', wie ich nach dem, was ſich ſo eben zugetragen, in der Gunſt meines Herrn hoch ſteigen müſſe.

In dieſer Freude machte ich beinahe unaufgefordert alle nur mögliche Kunſtſtücke. Ich ſprach wie der Hund, ſtarb, lebte wieder auf, verſchmähte das Stück Weißbrod vom Juden und verzehrte mit Appetit das vom Chriſten u. ſ. w. Ein ungemein gelehriger Hund! So rief eine alte Dame die neben der Profeſſorin ſaß, herüber. Ungemein gelehrig! erwiederte der Baron. Ungemein gelehrig! hallte der Profeſſorin Stimme nach wie ein Echo. — Ich will dir nur ganz kurz ſagen, guter Murr! daß ich den Briefwechſel auf die erwähnte

Weiſe fortwährend beſorgte und noch jetzt beſorge, da ich zuweilen ſogar mit Brieſchen in des Profeſſors Haus laufe, wenn er gerade abweſend. Schleicht aber manchmal in der Abenddämmerung der Herr Baron Alzibiades von Wipp zur holden Lätitia, ſo bleibe ich vor der Hausthüre und mache, läßt ſich der Herr Profeſſor nur in der Ferne blicken, ſolch einen grimmigen Teufelslärm mit Bellen, daß mein Herr eben ſo gut als ich, die Nähe des Feindes wittert und ihm ausweicht. —

Mir kam es vor, als könne ich Ponto's Betragen doch nicht recht billigen, ich dachte an des verewigten Muzius, an meinen eignen tiefen Abſcheu vor jedem Halsbande und ſchon dies ſetzte mich darüber in's Klare, daß ein ehrliches Gemüth, ſo wie es ein rechtſchaffener Kater in ſich trägt, dergleichen Liebeskuppeleien verſchmähe. Alles dieſes äußerte ich dem jungen Ponto ganz unverholen. Der lachte mir aber in's Geſicht und meinte, ob denn die Moral der Katzen ſo gar ſtrenge ſey und ob ich ſelbſt nicht ſchon hin und wieder über die Schnur gehauen, d. h. etwas gethan, was für den engen moraliſchen Schubkaſten zu breit ſey. — Ich dachte an Mina und verſtummte.

Für's Erſte, ſprach Ponto weiter, für's Erſte mein guter Murr! iſt es ein ganz gemeiner Erfahrungsſatz, daß niemand ſeinem Schickſal entgehen kann, er mag es nun anſtellen wie er auch will; du kannſt als ein Kater von Bildung das Weitre darüber nachleſen in einem ſehr belehrenden und ganz angenehm ſtyliſirten Buche, Jaques le fataliste betitelt. War es nach dem ewigen Rathſchluß beſtimmt, daß der Profeſſor der Aeſthetik, Herr Lothario, ein — Nun du verſtehſt mich guter Katz, aber zudem hat ja der Profeſſor durch die Art, wie er ſich bei der merkwürdigen Handſchuhgeſchichte — ſie ſollte mehr Celebrität erhalten, ſchreib' was darüber Murr — benommen, ſeinen ganz entſchiedenen ihm von der Natur eingepflanzten Beruf bewieſen, in jenen großen Orden zu treten, den ſo viele viele Männer tragen, mit der gebietendſten Würde, mit dem ſchönſten Anſtande, ohne es zu wiſſen. Dieſen Beruf hätte Herr Lothario erfüllt, gäb es auch keinen Baron Alzibiades von Wipp, keinen Ponto. Hatte aber wohl überhaupt Herr Lothario etwas Anderes, Beſſeres um mich verdient, als daß ich gerade ſeinem Feinde mich in die Arme warf? — Dann aber fand auch der Baron gewiß andere Mittel, ſich mit der Profeſſorin zu verſtehen und derſelbe Schaden kam über den Profeſſor, ohne mir den Nutzen zu bringen, den ich jetzt wirklich von dem angenehmen Verhältniß des Barons mit der holden Lätitia verſpüre. Wir Pudel ſind nicht ſolche überſtrenge Moraliſten, daß wir in unſerm eignen Fleiſche wühlen und die im Leben ſchon ſonſt knapp genug zugeſchnittenen guten Biſſen verſchmähen ſollten. —

Ich fragte den jungen Ponto, ob denn der Nutzen, den ihm ſein Dienſt bei dem Baron Alzibiades von Wipp verſchaffe, in der That ſo groß und wichtig ſey, daß er das Unangenehme, das Drückende der damit verbundenen Knechterei aufwiege. Dabei gab ich ihm nicht undeutlich zu verſtehen, daß eben dieſe Knechterei einem Kater, deſſen Freiheitsſinn in der Bruſt unauslöſchlich, immer widerlich bleiben müſſe.

Du redeſt, erwiederte Ponto ſtolz lächelnd, du redeſt guter Murr wie du es verſtehſt, oder vielmehr wie es dir deine gänzliche Unerfahrenheit in den höhern Verhältniſſen des Lebens erſcheinen läßt. Du weißt nicht, was es heißt, der Liebling eines ſolchen galanten gebildeten Mannes zu ſeyn, als es der Baron Alzibiades von Wipp wirklich iſt. Denn, daß ich ſeit der Zeit, als ich mich ſo klug und dienſtfertig benommen, ſein größter Liebling geworden, darf ich dir, o mein freiheitsliebender Katz, wohl nicht erſt ſagen. Eine kurze Schilderung unſerer Lebensweiſe wird dich das Angenehme, das Wohlthätige meiner jetzigen Lage, ſehr lebhaft fühlen laſſen. — Des Morgens ſtehen wir (ich und mein Herr nämlich) nicht zu früh, aber auch nicht zu ſpät auf; das heißt, auf den Schlag eilf Uhr. — Ich muß dabei bemerken, daß mein breites weiches Lager unfern dem Bette des Barons aufgeſchlagen iſt und daß wir viel zu harmoniſch ſchnarchen, um beim plötzlichen Erwachen zu wiſſen, wer geſchnarcht hat. — Der Baron zieht an der Glocke und ſogleich erſcheint der Kammerdiener, der dem Baron einen Becher rauchender Chokolade, mir aber einen Porzellannapf voll des ſchönſten ſüßen Kaffees mit Sahne bringt, den ich mit demſelben Appetit leere wie der Baron ſeinen Becher. Nach dem Frühſtück ſpielen wir ein halbes Stündchen mit einander, welche Leibesbewegung nicht allein unſerer Geſundheit zuträglich iſt, ſondern auch unſern Geiſt erheitert. Iſt das Wetter ſchön, ſo pflegt der Baron auch wohl zum offnen Fenſter hinauszuſchauen und die Vorübergehenden mit dem Fernglas zu begucken. Gehen gerade nicht viele vorüber, ſo giebt es noch eine andere Beluſtigung, die der Baron eine Stunde hindurch fortſetzen kann, ohne zu ermüden. — Unter dem Fenſter des Barons iſt ein Stein eingepflaſtert, der ſich durch eine beſonders röthliche Farbe auszeichnet, in der Mitte dieſes Steins befindet ſich aber ein kleines eingebröckeltes Loch. Nun kommt es darauf an, ſo geſchickt hinabzuſpucken, daß gerade in dieſes kleine Loch hinein getroffen wird. — Durch viele anhaltende Uebung hat es der Baron dahin gebracht, daß er auf das drittemal Treffen parirt und ſchon manche Wette gewann. Nach dieſer Beluſtigung tritt der ſehr wichtige Moment des Anziehens ein. Das geſchickte Kämmen und Kräuſeln des Haars, vorzüglich aber das kunſtmäßige Knüpfen des Halstuchs beſorgt der Baron ganz allein ohne Hülfe des Kammerdieners. Da dieſe beiden ſchwierigen Operationen etwas lange dauern, ſo benutzt Friedrich die Zeit um mich auch anzukleiden. D. h. mit einem in lauwarmes Waſſer eingeweichten Schwamm wäſcht er mir den Pelz, kämmt die langen Haare, die der Friſeur an ſchicklichen Oertern zierlich ſtehen laſſen, mit einem genugſam engen Kamme durch und legt mir das ſchöne ſilberne Halsband um, das der Baron mir gleich verehrte, als er meine Tugenden entdeckt. Die folgenden Augenblicke ſind der Literatur und den ſchönen Künſten gewidmet. Wir gehen nämlich in eine Reſtauration oder in ein Kaffeehaus, genießen Beefſteak oder Carbonade, trinken ein Gläschen Madeira, und gucken etwas weniges in die neueſten Journale, in die neueſten Zeitungen. Dann beginnen die Vormittags-Viſiten. Wir beſuchen dieſe, jene große Schauſpielerin, Sängerin, ja auch wohl Tänzerin, um ihr die Neuigkeiten des Tages, hauptſächlich aber den Verlauf irgend eines Debüts von geſtern Abend, zu hinterbringen. Es iſt merkwürdig, mit welchem Geſchick der Baron Alzibiades von Wipp ſeine Nachrichten einzurichten weiß, um die Damen ſtets bei guter Laune zu erhalten. Niemals iſt es der Gegnerin oder wenigſtens Combattantin gelungen, ſich nur einen Theil des Ruhms anzueignen, der die Gefeierte krönt, die er ſo eben im Schmollzimmerchen heimſucht. — Man hat die Arme ausgeziſcht — ausgelacht — Und iſt denn wirklich erhaltener glänzender Beifall nicht wohl zu verſchweigen, ſo weiß der Baron ganz gewiß ein neues ſkandalöſes Geſchichtchen von der Dame aufzutiſchen, das eben ſo begierig vernommen als verbreitet wird, damit gehöriges Gift die Blumen des Kranzes vor der Zeit tödte. — Die vornehmeren Viſiten bei der Gräfin A., bei der Baroneſſe B., bei der Geſandtin C. u. ſ. w. füllen die Zeit aus bis halb vier Uhr; und nun hat der Baron ſeine eigentlichen Geſchäfte abgemacht, ſo daß er um vier Uhr ſich beruhigt zu Tiſche ſetzen kann. Dies geſchieht gewöhnlich wieder in einer Reſtauration. Nach Tiſche gehen wir zu Kaffee, ſpielen auch wohl eine Parthie Billard und machen dann, erlaubt es die Witterung, eine kleine Promenade; ich beſtändig zu Fuß, der Baron aber manchmal zu Pferde. So iſt die Theaterſtunde herangekommen, die der Baron niemals verſäumt. Er ſoll im Theater eine überaus wichtige Rolle ſpielen, da er das Publikum nicht allein von allen Verhältniſſen der Bühne und der auftretenden Künſtler in Kenntniß ſetzen, ſondern auch das gehörige Lob, den gehörigen Tadel anordnen, ſo aber überhaupt den Geſchmack im richtigen Geleiſe erhalten muß. Er fühlt einen natürlichen Beruf dazu. Da man den feinſten Leuten meines Geſchlechts ungerechter Weiſe den Eingang in das Theater durchaus nicht verſtattet, ſo ſind die Stunden während der Vorſtellung die einzigen, in denen ich mich von meinem lieben Baron trenne und mich allein auf meine eigne Hand beluſtige. Wie dies nun geſchieht und wie ich die Connexionen mit Windſpielen, engliſchen Wachtelhunden, Möpſen und andern vornehmen Leuten benutze, das ſollſt du künftig erfahren, guter Murr! — Nach dem Theater ſpeiſen wir wieder in einer Reſtauration und der Baron überläßt ſich in heitrer Geſellſchaft ganz ſeiner frohen Laune. Das heißt, alle ſprechen, alle lachen und finden alles auf Ehre göttlich und keiner weiß, was er ſpricht und worüber er lacht und was als auf Ehre göttlich gerühmt werden darf. Darin beſteht aber das Sublime der Converſation, das ganze ſoziale Leben derer, die ſich zur eleganten Lehre bekennen, wie mein Herr. Manchmal fährt aber auch wohl der Baron noch in ſpäter Nacht in dieſe, jene Geſellſchaft und ſoll dort ganz exzellent ſeyn. Auch davon weiß ich nichts, denn der Baron hat mich noch niemals mitgenommen, wozu er vielleicht ſeine guten Gründe haben mag. — Wie ich auf weichem Lager in der Nähe des Barons herrlich ſchlafe, habe ich dir ſchon geſagt. Geſtehe aber nun ſelbſt, guter Katz! wie nach der Lebensweiſe, die ich hier ausführlich beſchrieben, mich der alte mürriſche Oheim eines wüſten, liederlichen Wandels anklagen kann? — Es iſt wahr, daß ich, ſchon hab' ich dir's geſtanden, vor einiger Zeit gerechten Anlaß gab zu allerlei Vorwürfen. Ich trieb mich umher in ſchlechter

Geſellſchaft und fand eine beſondere Luſt darin mich überall, vorzüglich in Vermählungsſchmäuſe ungebeten einzudrängen und ganz unnützen Skandal anzufangen. Alles dies geſchah aber nicht aus reinem Trieb zu wüſter Balgerei, ſondern aus bloßem Mangel an höherer Cultur, die ich bei den Verhältniſſen, wie ſie in dem Hauſe des Profeſſors beſtanden, nicht erhalten konnte. Jetzt iſt das alles anders. Doch! — wen erblick ich? — Dort geht der Baron Alzibiades von Wipp! — Er ſieht ſich nach mir um — er pfeift! — A revoir Beſter! —

Schnell wie der Blitz ſprang Ponto ſeinem Herrn entgegen. Das Aeußere des Barons entſprach ganz dem Bilde, das ich mir wohl nach dem, was Ponto von ihm geſagt, machen durfte. — Er war ſehr groß und nicht ſo wohl ſchlank gewachſen als ſpindeldürr. Kleidung, Stellung, Gang, Gebehrde, alles konnte für den Prototypus der letzten Mode gelten, die aber, bis in's Phantaſtiſche hinaus getrieben, ſeinem ganzen Weſen etwas Seltſames, Abentheuerliches gab. Er trug ein kleines ſehr dünnes Röhrchen mit einer ſtählernen Krücke in der Hand, über das er Ponto einigemal ſpringen ließ. So herabwürdigend mir auch dieſes ſchien, geſtehen mußte ich doch, daß Ponto mit der höchſten Geſchicklichkeit und Stärke jetzt eine Anmuth verband, die ich ſonſt noch niemals an ihm bemerkt. Ueberhaupt wie nun der Baron mit vorgeſtreckter Bruſt, den Leib eingezogen, mit einem ſonderbaren ausgeſpreitzten Hahnentritt weiter fortwandelte und Ponto in ſehr zierlichen Courbetten bald vorwärts bald nebenher ſprang und ſich nur ganz kurze, zum Theil ſtolze Begrüßungen vorübergehender Cameraden erlaubte, ſo ſprach ſich darin ein gewiſſes Etwas aus, das ohne mir deutlich zu werden, dennoch mir imponirte. — Ich ahnte, was mein Freund Ponto mit der höheren Cultur gemeint und ſuchte, ſo viel möglich darüber ganz in's Klare zu kommen. Das hielt aber ſehr ſchwer, oder vielmehr, meine Bemühungen blieben ganz vergeblich. —

Später habe ich eingeſehen, daß an gewiſſen Dingen alle Probleme, alle Theorien, die ſich in dem Geiſte bilden mögen, ſcheitern und daß nur durch die lebendige Praxis die Erkenntniß zu erringen; die höhere Cultur die beide, der Baron Alzibiades von Wipp und der Pudel Ponto in der feinen Welt erlangt, gehört aber zu dieſen gewiſſen Dingen. —

Der Baron Alzibiades von Wipp lorgnettirte mich im Vorübergehen ſehr ſcharf. Es ſchien mir, als läs ich Neugierde und Zorn in ſeinem Blick. Sollte er vielleicht Ponto's Unterhaltung mit mir gewahrt und ungnädig vermerkt haben? Mir wurde etwas ängſtlich zu Muthe, ich eilte ſchnell die Treppe hinauf. —

Ich ſollte nun, um alle Pflichten eines tüchtigen Selbſtbiographen zu erfüllen, wiederum meinen Seelenzuſtand beſchreiben und könnte das nicht beſſer thun, als mittelſt einiger ſublimer Verſe, die ich ſeit einiger Zeit ſo recht, wie man zu ſagen pflegt, aus dem Pelzärmel ſchüttle. Ich will —

(Mak. Bl.) — — mit dieſem einfältigen armſeligen Spielwerk den beſten Theil meines Lebens vergeudet. — Und nun jammerſt du alter Thor und klagſt das Geſchick an, dem du vermeſſen Trotz boteſt! — Was gingen dich die vornehmen Leute, was ging dich die ganze Welt an die du verhöhnteſt, weil du ſie für närriſch hielteſt und ſelbſt am närriſchſten warſt! — Beim Handwerk, beim Handwerk mußteſt du bleiben, Orgeln bauen und nicht den Hexenmeiſter ſpielen und den Wahrſager. — Sie hätten ſie mir nicht geſtohlen, mein Weib wäre bei mir, ein tüchtiger Arbeiter ſäß' ich in der Werkſtatt und rüſtige Geſellen klopften und hämmerten um mich her und wir förderten Werke, die ſich hören und ſehen ließen wie keine andere weit und breit. — Und Chiara! — vielleicht hingen muntre Knaben mir am Halſe, vielleicht ſchaukelte ich ein ſchmuckes Töchterlein auf den Knien. — Tauſend Teufel, was hält mich ab, daß ich nicht den Augenblick davon renne und das verlorne Weib ſuche in der ganzen weiten Welt! — Damit warf Meiſter Abraham, der dies Selbſtgeſpräch gehalten, das kleine begonnene Automat ſo wie alles Handwerkszeug, unter den Tiſch, ſprang auf und ſchritt heftig hin und her. — Der Gedanke an Chiara, der ihn jetzt beinahe niemals verließ, rief alle ſchmerzliche Wehmuth in ſeinem Innern hervor und wie mit Chiara damals ſein höheres Leben begonnen, verließ ihn auch jetzt jener trotzige dem Gemeinen entſproſſene Unwille darüber, daß er über ſein Handwerk hinweggeſchaut und wirkliche Kunſt zu üben ſich unterfangen. — Er ſchlug Severino's Buch auf und ſchaute lange die holde Chiara an. Wie ein Mondſüchtiger, der der äußeren Sinne beraubt nur nach dem innern Gedanken automatiſch handelt, ging Meiſter Abraham dann zu einem Kaſten, der in einem Winkel des Zimmers ſtand, räumte

Bücher und Sachen, womit er bepackt, herunter, öffnete ihn, nahm die Glaskugel, den ganzen Apparat zum geheimnißvollen Experiment mit dem unſichtbaren Mädchen hervor, befeſtigte die Kugel an einer dünnen ſeidnen Schnur, die von der Decke herabhing, ſtellte im Zimmer alles ſo her, wie es zu dem verſteckten Orakel nöthig. Erſt als er mit Allem fertig geworden, erwachte er aus der träumeriſchen Betäubung und erſtaunte nicht wenig darüber, was er begonnen. Ach. jammerte er dann laut, indem er ganz ermattet, ganz troſtlos in den Lehnſtuhl ſank, ach Chiara, arme verlorne Chiara, niemals werd' ich wieder deine ſüße Stimme verkünden hören, was in des Menſchen tiefſter Bruſt verſchloſſen. Kein Troſt mehr auf Erden, — keine Hoffnung als das Grab! —

Da ſchwankte die Glaskugel hin und her und ein melodiſcher Ton ließ ſich vernehmen wie wenn Windeshauch leiſe hinſtreift über die Saiten der Harfe. Aber bald wurde der Ton zu Worten:

Noch iſt Leben nicht dahin,
Troſt und Hoffnung nicht verſchwunden,
Was vermag der frömmſte Sinn,
Hält ihn ſchwerer Eid gebunden?
Meiſter! Muth! — du wirſt geſunden,
Blick auf zu der Dulderin,
Die da heilt die tiefſten Wunden,
Bittrer Schmerz bringt dir Gewinn.

O du barmherziger Himmel, liſpelte der Alte mit bebenden Lippen, ſie iſt es ſelbſt die zu mir ſpricht von dem hohen Himmel herab; ſie wandelt nicht mehr unter den Lebendigen! — Da ließ ſich jener melodiſche Ton abermals vernehmen und noch leiſer, noch entfernter erklangen die Worte:

Nicht erfaßt der bleiche Tod,
Die im Herzen Liebe tragen;
Dem glänzt noch das Abendroth,
Der am Morgen wollt' verzagen.
Bald kann dir die Stunde ſchlagen,
Die entreißt dich aller Noth;
Zu vollbringen magſt du wagen,
Was die ew'ge Macht gebot

Stärker anſchwellend und wieder verhallend lockten die ſüßen Töne den Schlaf herbei, der den Alten einhüllte in ſeinen ſchwarzen

Fittig. Aber in dem Dunkel ging ſtrahlend wie ein ſchöner Stern der Traum vergangenen Glücks auf und Chiara lag wieder an des Meiſters Bruſt und beide waren wieder jung und ſelig und kein finſtrer Geiſt vermochte den Himmel ihrer Liebe zu trüben. —

— Hier hat, wie der Herausgeber es dem geneigten Leſer bemerklich machen muß, der Kater wieder ein paar Makulaturblätter ganz weggeriſſen, wodurch in dieſer Geſchichte voller Lücken wiederum eine Lücke entſtanden. Nach der Seitenzahl fehlen aber nur acht Columnen, die eben nichts beſonders Wichtiges enthalten zu haben ſcheinen, da das Folgende ſich im Ganzen noch ſo ziemlich an das Vorhergegangene reiht. Alſo weiter heißt es:

— — — nicht erwarten durfte. Fürſt Irenäus war überhaupt ein abgeſagter Feind von allen ungewöhnlichen Vorfällen, vorzüglich wenn ſeine eigne Perſon in Anſpruch genommen wurde, die Sache näher zu unterſuchen. Er nahm daher, wie er es in kritiſchen Fällen zu thun pflegte, eine Doppelpriſe, ſtarrte den Leibjäger an mit dem bekannten niederſchmetternden Friedrichsblick und ſprach: Lebrecht, ich glaube, wir ſind ein mondſüchtiger Träumer und ſehen Geſpenſter und machen einen ganz unnöthigen Hallas?

Durchlauchtigſter Herr, erwiederte der Leibjäger in ſehr ruhiger Faſſung, laſſen Sie mich fortjagen wie einen ordinairen Schuft, wenn nicht alles buchſtäblich wahr iſt, wie ich es erzählt habe. Ich wiederhole es keck und freimüthig. Rupert iſt ein ausgemachter Spitzbube.

Wie, rief der Fürſt in vollem Zorn, wie, Rupert, mein alter treuer Caſtellan, der funfzig Jahre dem Fürſtenhauſe gedient, ohne jemals ein Schloß einroſten zu laſſen oder im Auf- und Zuſchließen zu manquiren, der ſoll ein Spitzbube ſeyn? Lebrecht! — er iſt beſeſſen, er iſt raſend! Himmeltauſend Sapp —

Der Fürſt ſtockte wie immer, wenn er ſich auf dem Fluchen ertappte, das allem fürſtlichen Anſtande entgegen. Der Leibjäger nutzte dieſen Augenblick um ganz geſchwinde einzufallen: Durchlauchtigſter Herr werden nur gleich ſo hitzig und fluchen denn ſo gräßlich, und man darf über ſo etwas doch nicht ſchweigen, man kann doch nichts behaupten als die reine Wahrheit. — Wer iſt hitzig, ſprach der Fürſt gelaſſener, wer flucht? — Eſel fluchen! — Ich will, daß er mir die ganze Sache in gedrängter Kürze wiederhole, damit ich in einer geheimen Sitzung alles meinen Räthen vortragen kann zur umſtändlichen Berathung und Entſcheidung über die fernerhin zu ergreifenden Maaßregeln. Iſt Rupert wirklich ein Spitzbube, ſo — Nun, das Weitere wird ſich denn finden.

Wie geſagt, begann der Leibjäger, als ich geſtern Fräulein Julien vorleuchtete, ſchlüpfte derſelbe Menſch, der hier ſchon längſt herumſchleicht, bei uns vorüber. Halt, dacht ich in meinem Sinn, den Urian wirſt du doch ertappen, und löſchte, als ich das liebe Fräulein bis oben heraufgebracht, meine Fackel aus und ſtellte mich in's Dunkel. Nicht lange dauerte es, ſo kam derſelbe Menſch aus dem Gebüſch hervor und klopfte leiſe an das Haus. Behutſam ſchlich ich einher. Da wurde das Haus geöffnet und ein Mädchen trat heraus und mit dieſem Mädchen ſchlüpfte der Fremde hinein. Es war die Nanni, Sie kennen ſie doch, durchlauchtigſter Herr, der Frau Räthin ſchöne Nanni?

Coquin, rief der Fürſt, mit hohen gekrönten Häuptern ſpricht man nicht von ſchönen Nanni's, doch! — fahr er fort, mon fils. — Ja, ſprach der Leibjäger weiter, ja die ſchöne Nanni, ich hätt' ihr ſolchen dummen Verkehr gar nicht zugetraut. — Alſo weiter nichts als eine einfältige Liebſchaft, dacht ich in meinem Sinn; aber es wollt mir gar nicht in den Kopf, daß nicht noch was anders dahinter ſtecken ſollte. Ich blieb am Hauſe ſtehen. Da kam nach einer guten Weile die Frau Räthin zurück und kaum war ſie in's Haus getreten, als oben ein Fenſter geöffnet wurde und mit unglaublicher Behendigkeit der fremde Menſch hinausſprang, gerade in die ſchönen Nelken- und Levkojenſtöcke hinein, die dort vergattert ſtehen und die das liebe Fräulein Julia ſelbſt ſo ſorglich wartet. Der Gärtner lamentirt ſchrecklich; er iſt mit den zerbrochenen Scherben draußen und wollte bei dem durchlauchtigſten Herrn ſelbſt Klage führen. Ich habe ihn aber nicht hereingelaſſen, denn der Schlingel iſt angeſoffen ſchon am frühen Morgen. — Lebrecht, unterbrach der Fürſt den Leibjäger, Lebrecht, das ſcheint eine Imitation zu ſeyn, denn ſelbiges kommt ſchon in der Oper von Herrn Mozart, Figaro's Hochzeit geheißen, vor, die ich zu Prag geſchaut. Bleib er der Wahrheit getreu, Jäger! — Auch, ſprach Lebrecht weiter, auch nicht eine Sylbe rede ich anders, als ich es bekräftigen kann mit einem körperlichen Eide. — Der Kerl war hingeſtürzt und ich gedachte ihn nun zu faſſen; doch ſchnell wie der Blitz raffte der Kerl ſich auf und rannte ſpornſtreichs — wohin? was denken Sie wohl, durchlauchtigſter Fürſt, wohin er rannte? — Ich denke nichts, erwiederte der Fürſt feierlich, turbir er mich nicht mit läſtigen Fragen nach Gedanken, Jäger! ſondern erzähle er ruhig ſo lange, bis die Geſchichte aus iſt, dann will ich denken. — Gerade, fuhr der Jäger fort, gerade nach dem unbewohnten Pavillon rannte der Menſch. Ja — unbewohnt! — So wie er an die Thüre geklopft, wurd' es inwendig hell und wer nun heraustrat, war niemand anders als der ſaubere ehrliche Herr Rupert, dem der Fremde hineinfolgte in's Haus, das er nun wieder feſt verſchloß. Sie ſehen, durchlauchtigſter Herr, daß Rupert Verkehr treibt mit fremden gefährlichen Gäſten, die bei ihrer Schleicherei gewiß Böſes im Schilde führen. Wer weiß, worauf alles abzielt und es iſt ja möglich, daß ſelbſt mein durchlauchtigſter Fürſt hier in dem ſtillen ruhigen Sieghartshof von ſchlechten Menſchen bedroht wird.

Da Fürſt Irenäus ſich für eine höchſt bedeutende fürſtliche Perſon hielt, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er manchmal von allerlei höfiſchen Cabalen und böſen Nachſtellungen träumte. Des Jägers letzte Aeußerung fiel ihm deshalb gar ſchwer auf's Herz und er verſank einige Augenblicke in tiefes Nachſinnen. Jäger, ſprach er dann mit weit aufgeriſſenen Augen, Jäger! er hat Recht. Die Sache mit dem fremden Menſchen der hier herumſchleicht, mit dem Licht das ſich zur Nachtzeit im Pavillon ſehen läßt, iſt bedenklicher als ſie im erſten Augenblick erſcheint. — Mein Leben ſteht in Gottes Hand! aber mich umgeben treue Diener und ſollte einer ſich für mich aufopfern, ſo würde ich ganz gewiß die Familie reichlich bedenken! — Verbreit' er das unter meinen Leuten guter Lebrecht! — Er weiß, ein fürſtliches Herz iſt frei von jeder Bangigkeit, von jeder menſchlichen Todesfurcht, aber man hat auch Pflichten gegen ſein Volk, ihm muß man ſich conſerviren, zumal wenn der Thronerbe noch unmündig. Darum will ich das Schloß nicht eher verlaſſen, bis die Cabale im Pavillon zerſtört iſt. — Der Förſter ſoll mit den Revierjägern und allen übrigen Forſtbedienten herankommen, alle meine Leute ſollen ſich bewaffnen. Der Pavillon ſoll ſogleich umſtellt, das Schloß feſt verſchloſſen werden. Beſorg' er das guter Lebrecht. Ich ſelbſt ſchnalle meinen Hirſchfänger um, lade er meine Doppelpiſtolen, aber vergeſſe er nicht die Schieber vorzulaſſen, damit kein Unglück geſchieht. — Und daß man mir Nachricht giebt, wenn etwa die Zimmer des Pavillons erſtürmt und ſo die Verſchwornen gezwungen werden ſollen, ſich zu ergeben, damit ich mich zurückziehen kann in die innern Gemächer. Und daß man die Gefangenen auf das Sorglichſte durchſucht, ehe ſie vor den Thron gebracht werden, damit keiner etwa in der Verzweiflung — doch, was ſieht er, was ſieht er mich an, was lächelt er, was ſoll das heißen Lebrecht?

Ei, erwiederte der Leibjäger mit pfiffiger Miene, ei, durchlauchtigſter Herr, ich meine nur, daß es gar nicht vonnöthen, den Förſter mit ſeinen Leuten herzubeordern.

Warum nicht, fragte der Fürſt erzürnt, warum nicht? — Ich glaube gar, er unterſteht ſich mir zu widerſprechen! — Und in jeder Sekunde ſteigt die Gefahr! Tauſend Sapp — Lebrecht, werf er ſich auf's Pferd — der Förſter — ſeine Leute — geladene Büchſen — den Augenblick ſollen ſie einrücken. —

Sie ſind, ſprach der Leibjäger, ſie ſind aber ſchon da, durchlauchtigſter Herr!

Wie — was! — rief der Fürſt, indem er den Mund offen behielt um dem Erſtaunen Luft zu gönnen.

Schon, fuhr der Jäger fort, ſchon als der Morgen graute, war ich draußen beim Förſter. Schon iſt der Pavillon ſo ſorglich umſtellt, daß keine Katze heraus kann, viel weniger ein Menſch.

Er iſt, ſprach der Fürſt gerührt, er iſt ein vortrefflicher Jäger, Lebrecht, und ein treuer Diener des fürſtlichen Hauſes. Rettet er mich aus dieſer Gefahr, ſo kann er ſicher auf eine Verdienſtmedaille rechnen, die ich ſelber erfinden und ausprägen laſſen werde, von Silber oder von Gold, je nachdem bei der Erſtürmung des Pavillons weniger oder mehr Menſchen geblieben ſind.

Erlauben, ſprach der Jäger, erlauben Sie es, durchlauchtigſter Herr, ſo gehen wir nun gleich an's Werk. Das heißt, wir ſchlagen die Thüre des Pavillons ein, nehmen das Geſindel, das darin hauſet, gefangen und alles iſt vorüber. Ja, ja, den Kerl, der mir ſo oft entſchlüpft, der ſolch ein verfluchter Springer iſt, den verdammten Kerl, der ſich dort im Pavillon als ein ungebetener Gaſt ſelbſt einquartiert hat, den will ich ſchon faſſen, den Spitzbuben den, der Fräulein Julien turbirt hat! —

Welcher Spitzbube, fragte die Räthin Benzon in das Zimmer tretend, welcher Spitzbube hat Julien turbirt? Wovon ſprecht Ihr, guter Lebrecht? — Der Fürſt ſchritt feierlich, bedeutſam, wie jemand, dem Großes, Ungeheures begegnet, das er mit [illegible] Stärke des Geiſtes bemüht iſt zu tragen, der Benzon entgegen. Er faßte ihre Hand, drückte ſie zärtlich und ſprach dann mit ſehr weicher Stimme: Benzon! Selbſt in der einſamſten, tiefſten Zurückgezogenheit folgt die Gefahr dem fürſtlichen Haupt. — Es iſt das Loos der Fürſten, daß alle Milde, alle Güte des Herzens, ſie nicht ſchützt vor dem feindlichen Dämon, der den Neid, die Herrſchſucht entflammt in der Bruſt verrätheriſcher Vaſallen! — Benzon, die ſchwärzeſte Verrätherei hat ihr ſchlangenhaariges Meduſenhaupt erhoben gegen mich. Sie finden mich in der dringendſten Gefahr! — Aber bald iſt der Augenblick der Kataſtrophe da, dieſem Getreuen verdanke ich vielleicht bald mein Leben, meinen Thron! — Und iſt es anders beſchloſſen — nun ſo ergebe ich mich in mein Schickſal. — Ich weiß, Benzon, Sie conſerviren Ihre Geſinnungen gegen mich und ſo kann ich wie jener König in dem Trauerſpiel eines deutſchen Dichters, mit dem Prinzeſſin Hedwiga mir neulich den Thee verdarb, hochſinnig rufen: Nichts iſt verloren, denn Sie blieben mein! — Küſſen Sie mich gute Benzon! — Theures Malchen, wir ſind und bleiben die Alten! — Guter Gott, ich radotire wohl in der Seelenangſt! — Laſſen Sie uns gefaßt ſeyn, meine Liebe, wenn die Verräther gefangen ſind, werd' ich ſie mit einem Blick vernichten. — Leibjäger, es beginne der Angriff auf den Pavillon. — Der Leibjäger wollte ſchnell fort. Halt, rief die Benzon, was für ein Angriff? — auf welchen Pavillon?

Der Leibjäger mußte auf den Befehl des Fürſten nochmals über den ganzen Vorfall genauen Rapport abſtatten.

Immer mehr und mehr ſchien die Benzon durch des Leibjägers Erzählung geſpannt zu werden. Als er geendet, rief die Benzon lachend: Nun das iſt das drolligſte Mißverſtändniß, das es wohl geben mag. Ich bitte, gnädigſter Herr, daß der Förſter mit ſeinen Leuten ſogleich nach Hauſe geſchickt werde. — Es iſt von gar keiner Verſchwörung die Rede, Sie befinden ſich nicht in der mindeſten Gefahr gnädigſter Herr! — Der unbekannte Bewohner des Pavillons iſt ſchon Ihr Gefangener.

Wer, fragte der Fürſt voll Erſtaunen, wer, welcher Unglückſelige bewohnt den Pavillon ohne meine Erlaubniß? —

Es iſt, raunte die Benzon dem Fürſten in's Ohr, es iſt Prinz Hektor, der ſich im Pavillon verbirgt!

Der Fürſt prallte einige Schritte zurück, als träfe ihn plötzlich ein Schlag von unſichtbarer Hand, dann rief er: Was! — wie? est-il possible! — Benzon! träume ich? — Prinz Hektor? Des Fürſten Blicke fielen auf den Leibjäger, der ganz verblüfft den Hut in der Hand zuſammenknillte. — Jäger, ſchrie der Fürſt ihn an, Jäger! Scheer' Er ſich hinab, der Förſter, die Leute, ſie ſollen fort — fort nach Hauſe! kein Menſch ſoll ſich blicken laſſen! — Benzon, wandte er ſich dann zur Räthin, zum Benzon, können Sie es Sich vorſtellen, einen Kerl, einen Spitzbuben hab' beinahe den Prinzen Hektor genannt! — Der Unglückliche! — Doch es bleibt unter uns Benzon, es iſt ein Staatsgeheimniß. — Sagen Sie, erklären Sie mir nur, wie es geſchehen konnte, daß der Prinz vorgeblich abgereiſet, und ſich hier verſteckt, als wolle er auf Abentheuer ausgehen?

Die Benzon ſah ſich durch die Beobachtungen des Leibjägers aus großer Verlegenheit gerettet. Hatte ſie ſich vollkommen überzeugt, daß es ihrerſeits nicht rathſam, dem Fürſten die Gegenwart des Prinzen in Sieghartshof, am wenigſten aber ſeinen Anſchlag auf Julien zu entdecken, ſo konnte doch auch die Sache nicht in der Lage bleiben, die mit jeder Minute ſich für Julien, für das ganze Verhältniß das ſie, die Benzon ſelbſt, mit aller Mühe aufrecht erhielt, bedrohlicher geſtalten mußte. Jetzt, da der Leibjäger den Schlupfwinkel des Prinzen erlauſcht und dieſer Gefahr lief, auf nicht ſehr ehrenvolle Weiſe hervorgezogen zu werden, konnte, durfte ſie ihn verrathen, ohne Julia Preis zu geben. Sie erklärte alſo dem Fürſten, daß wahrſcheinlich ein Liebeszwiſt mit der Prinzeſſin Hedwiga den Prinzen vermocht, eine ſchnelle Abreiſe vorzugeben und ſich mit ſeinem treuſten Kammerdiener ganz in der Nähe der Geliebten zu verſtecken. Daß dies Beginnen etwas Romanhaftes, Abentheuerliches in ſich trage, ſey nicht zu läugnen, doch welcher Liebende habe nicht Hang zu dergleichen. Uebrigens ſey des Prinzen Kammerdiener ein ſehr eifriger Liebhaber ihrer Nanni und durch dieſe ihr das Geheimniß verrathen worden.

Ha! rief der Fürſt, dem Himmel ſey es gedankt, ſo war es der Kammerdiener und nicht der Prinz ſelbſt, der ſich zu Ihnen in's Haus ſtahl und dann durch's Fenſter ſprang in die Blumentöpfe, wie der Page Cherubin. — Mir ſtiegen ſchon allerlei unangenehme Gedanken auf. Ein Prinz und durch's Fenſter ſpringen, wie könnte ſich das wohl in aller Welt reimen!

Ei, erwiederte die Benzon ſchalkiſch lachend, ich kenne doch eine fürſtliche Perſon, die den Weg zum Fenſter hinaus nicht verſchmähte, als —

Sie, unterbrach der Fürſt die Räthin, Sie alteriren mich Benzon, Sie alteriren mich ganz ungemein! — Schweigen wir von vergangenen Dingen, überlegen wir lieber, was jetzt mit dem Prinzen anzufangen! Alle Diplomatie, alles Staatsrecht, alles Hofgeſetz holt der Teufel in dieſer verdammten Lage! — Soll ich ihn ignoriren? — ſoll ich ihn zufällig finden? — ſoll ich — ſoll ich? Alles dreht ſich in meinem Kopfe wie ein Wirbel. Das kommt davon, wenn fürſtliche Häupter ſich zu wunderlichen Romanſtreichen herabwürdigen!

Die Benzon wußte in der That nicht, wie das weitere Verhältniß mit dem Prinzen zu formen. Doch auch dieſer Verlegenheit wurde abgeholfen. Noch ehe die Räthin nämlich dem Fürſten antworten konnte, trat der alte Caſtellan Rupert herein und überreichte dem Fürſten ein klein zuſammengefaltetes Billet, indem er ſchelmiſch lächelnd verſicherte, es käme von einer hohen Perſon, die er gar nicht weit von hier die Ehre hätte unter Schloß und Riegel zu bewahren. Er wußte, ſprach der Fürſt ſehr gnädig zu dem Alten, er wußte alſo Rupert, daß? — Nun ich habe ihn immer für einen ehrlichen treuen Diener meines Hauſes gehalten und er hat ſich auch jetzt als einen ſolchen bewährt, da er, wie es ſeine Pflicht war dem Befehl meines erhabenen Eidams gehorchet. — Ich werde an ſeine Belohnung denken. Rupert dankte in den demüthigſten Ausdrücken und entfernte ſich aus dem Zimmer.

Es begiebt ſich gar oft im Leben, daß einer für beſonders ehrlich und tugendhaft gehalten wird, gerade in dem Augenblick, wenn er einen Spitzbubenſtreich begangen. Daran dachte die Benzon, die von des Prinzen böſem Anſchlage beſſer unterrichtet und überzeugt war, daß der alte heuchleriſche Rupert in das böſe Geheimniß eingeweiht.

Der Fürſt erbrach das Billet und las:

Che dolce più, che più giocondo stato
Saria, di quel d'un amoroso core?
Che viver più felice, e più beato,
Che ritrovarsi in servitù d'Amore?
Se non fosse l'huom sempre stimulato
Da quel sospetto rio, da quel timore,
Da quel martir, da quella frenesia,
Da quella rabbia, detta gelosia.

In dieſen Verſen eines großen Dichters finden Sie mein Fürſt die Urſache meines geheimnißvollen Beginnens. Ich glaubte mich nicht geliebt von der, die ich anbete, die mein Leben iſt, all mein Sehnen und Hoffen, für die alle brünſtige Gluth lodert in der entflammten Bruſt. Wohl mir! — ich habe mich eines beſſern überzeugt, ich weiß ſeit wenigen Stunden, daß ich geliebt bin, und trete aus meinem Schlupfwinkel hervor. — Liebe und Glück, das ſey das Loſungswort, das mich ankündigt. — Bald begrüße ich Sie mein Fürſt! mit der Ehrfurcht des Sohnes.

Hektor.

Vielleicht iſt es dem geneigten Leſer nicht ganz unlieb, wenn der Biograph hier auf zwei Sekunden die Geſchichte ruhen läßt und den Verſuch einer Ueberſetzung jener italieniſchen Verſe einſchiebt. — Sie könnten ungefähr alſo lauten:

Gäb's ſüßres noch, gäb's höheres Entzücken,
Als wenn das Herz entbrannt in brünſt'ger Liebe,
Könnt' den ein ſeel'gres Himmelsloos beglücken,
Der in des mächt'gen Gottes Feſſeln bliebe?
Vermöchte nicht den Menſchen zu berücken,
Der finſtre Geiſt, Verdacht! der Furcht Getriebe,
Troſtloſe Qual, Wahnſinns wuchernder Samen,
Der Hölle Furie, Eiferſucht ihr Namen!

Der Fürſt las das Billet zwei-, dreimal ſehr aufmerkſam durch und je öfter er es las, deſto finſtrer zogen ſich die Falten auf ſeiner Stirne zuſammen. Benzon, ſprach er endlich, Benzon! was iſt das mit dem Prinzen? Verſe, italieniſche Verſe an ein fürſtliches Haupt, an einen gekrönten Schwiegervater, ſtatt deutlicher, vernünftiger Erklärung? — Was ſoll das! — Es iſt kein Verſtand darin. — Der Prinz ſcheint überſpannt zu ſeyn auf ganz ungebührliche Weiſe. Die Verſe ſprechen, ſo viel ich davon verſtehe, von dem Glück der Liebe und von den Qualen der Eiferſucht. Was will der Prinz mit der Eiferſucht, auf wen um tauſend Himmels Willen kann er hier eiferſüchtig ſeyn? — Sagen Sie mir, gute Benzon, finden Sie in dieſem Billet des Prinzen auch nur ein Fünkchen geſunden Menſchenverſtand? —

Die Benzon entſetzte ſich über den tieferen Sinn, der in den Worten des Prinzen lag und den ſie nach dem, was ſich geſtern in ihrem Hauſe begeben, leicht errathen konnte. Zugleich mußte ſie aber die feine Wendung bewundern, die der Prinz erſonnen, um ohne weiteren Anſtoß aus ſeinem Verſteck hervortreten zu dürfen. Weit entfernt, ſich auch nur leiſe darüber gegen den Fürſten zu äußern, mußte ſie ſich aber aus der Lage der Dinge ſo viel Vortheil zu ziehen, als nur möglich. Kreisler und Meiſter Abraham, das waren die Perſonen, von denen ſie Verwirrung ihrer geheimen Pläne befürchtete und gegen dieſe glaubte ſie jede Waffe brauchen zu müſſen, die ihr der Zufall in die Hand ſpielte. Sie erinnerte den Fürſten daran, was ſie ihm über die Leidenſchaft geſagt hatte, die in der Prinzeſſin Bruſt empor gelodert. Dem Scharfblick des Prinzen, führte ſie ferner an, könne die Stimmung der Prinzeſſin eben ſo wenig entgangen ſeyn, als Kreislers ſeltſames überſpanntes Betragen ihm Anlaß genug gegeben haben müſſe, irgend ein wahnſinniges Verhältniß zwiſchen beiden zu vermuthen. So ſey hinlänglich erklärt, warum der Prinz den Kreisler auf den Tod verfolgt, warum er, da er den Kreisler getödtet zu haben geglaubt, dem Schmerz, der Verzweiflung der Prinzeſſin aus dem Wege gegangen, dann aber, als er von Kreislers Leben unterrichtet, von Liebe und Sehnſucht getrieben zurückgekehrt ſey und die Prinzeſſin heimlich beobachtet habe. Niemanden anders als Kreislern habe daher die Eiferſucht gegolten, von der die Verſe des Prinzen ſprächen und es ſey um ſo nöthiger und rathſamer, dem Kreisler forthin keinen Aufenthalt in Sieghartshof zu geſtatten, als er mit dem Meiſter Abraham ein gegen alle Verhältniſſe des Hofes gerichtetes Complot geſchmiedet zu haben ſcheine.

Benzon, ſprach der Fürſt ſehr ernſthaft, Benzon, ich habe darüber nachgedacht, was Sie mir über die unwürdige Neigung der Prinzeſſin geſagt haben und glaube jetzt von Allem auch nicht ein Wort. Fürſtliches Blut wallt in den Adern der Prinzeſſin. —

Glauben Sie, fuhr die Benzon heftig auf, indem ſie bis unter die Augen erröthete, glauben Sie, gnädigſter Herr, daß das fürſtliche Weib über den Pulsſchlag, über die innere Ader des Lebens gebieten könne, wie kein anderes?

Sie ſind, ſprach der Fürſt verdrießlich, Sie ſind heute in ſehr ſeltſamer Stimmung, Räthin! — Ich wiederhole es, entſtand in dem Herzen der Prinzeſſin irgend eine abgeſchmackte Leidenſchaft, ſo war das nur ein krankhafter Zufall — ein Krampf ſo zu ſagen — für leidet ja an Spasmen — von dem ſie ſich ſehr bald ganz erholt haben würde. Was aber den Kreisler betrifft, ſo iſt das ein ganz amüſanter Menſch, dem nur gehörige Kultur fehlt. Ich kann ihm gar nicht ſolche übermüthige Keckheit zutrauen, ſich der Prinzeſſin annähern zu wollen. Keck iſt er, aber auf ganz andere Weiſe. Glauben Sie wohl, Benzon, daß nach ſeiner wunderlichen Art gerade eine Prinzeſſin bei ihm gar kein Glück machen würde, ſollt' es denkbar ſeyn, daß eine dergleichen hohe Perſon ſich herablaſſen könnte, in ihn verliebt zu werden? Denn — Benzon, entre nous soit dit, — er macht ſich gar nicht ſonderlich viel aus uns hohen Häuptern und das iſt eben die lächerliche abgeſchmackte Thorheit, die ihn unfähig macht, am Hofe zu verweilen. Mag er daher entfernt bleiben; kehrt er aber zurück, ſo ſey er mir herzlich willkommen. Denn nicht genug, daß er denn doch, wie ich vom Meiſter Abraham — ja den Meiſter Abraham, den laſſen Sie mir aus dem Spiele, Benzon, die Complotte, die er geſchmiedet, haben immer zum Wohl des fürſtlichen Hauſes gereicht. — Wie ich doch ſagen wollte! Ja! — Nicht genug, daß der Kapellmeiſter, wie mir Meiſter Abraham geſagt, fliehen müſſen auf ungebührliche Weiſe, unerachtet er von mir freundlich aufgenommen, ſo iſt und bleibt er ein ganz geſcheuter Menſch, der mich amüſirt troß ſeines närriſchen Weſens et cela suffit!

Die Räthin erſtarrte vor innerer Wuth, ſich ſo kalt abgefertigt zu ſehen. Ohne es zu ahnen war ſie, als ſie fröhlich den Strom hinabſchwimmen wollte, auf eine verborgene Klippe geſtoßen. —

Es entſtand auf dem Schloßhofe ein großes Geräuſch. Eine lange Reihe Wagen raſſelte heran, begleitet von einem Commando Großherzoglicher Huſaren. Der Oberhofmarſchall, der Präſident, die Räthe des Fürſten, mehrere von der vornehmen Welt aus Sieghartsweiler ſtiegen aus. Dorthin war die Nachricht gekommen, daß in Sieghartshof eine wider das Leben des Fürſten gerichtete Revolution ausgebrochen und nun kamen die Getreuen nebſt andern Verehrern des Hofes, ſich um die Perſon des Fürſten zu ſtellen und brachten die Vertheidiger des Vaterlandes mit, die ſie ſich vom Gouverneur mit vieler Mühe erbeten.

Vor lauter Betheurungen der Verſammelten, daß ſie Leib und Leben für den gnädigſten Herrn zu opfern bereit wären, kam der Fürſt gar nicht zu Worte. Eben wollt' er endlich beginnen, als der

Officier, der das Commando führte, hereintrat und den Fürſten nach dem Operations-Plan fragte.

Es liegt in der menſchlichen Natur, daß wenn die Gefahr, die uns Furcht einjagte, ſich vor unſern Augen auflöſt in einen eitlen nichtigen Popanz, uns dies immer mit großem Unmuth erfüllt. Der Gedanke der wirklichen Gefahr glücklich entgangen zu ſeyn, nicht, daß gar keine vorhanden, erregt uns Freude.

So geſchah es denn auch, daß der Fürſt ſeinen Unmuth, ſeinen Verdruß über den unnöthigen Tumult kaum unterdrücken konnte.

Daß der ganze Lärm über ein Stelldichein eines Kammerdieners mit einer Zofe, über die romanhafte Eiferſüchtelei eines verliebten Prinzen entſtanden, ſollte, konnte er das ſagen? Er ſann hin und her, die ahnungsvolle Stille im Saal, nur unterbrochen von dem muthigen, [illegible] Wiehern der Huſarenpferde, die draußen hielten, drückte ihn [illegible] nieder.

Endlich räusperte er ſich und begann ſehr pathetiſch: Meine Herren! Die wunderbare Fügung des Himmels, — was wollen Sie, mon ami?

Mit dieſer an den Hofmarſchall gerichteten Frage unterbrach der Fürſt ſich ſelbſt. Wirklich hatte der Hofmarſchall ſich mehrmals gebückt und durch Blicke zu verſtehen gegeben, daß er etwas Wichtiges zu hinterbringen habe. Es kam heraus, daß ſo eben ſich Prinz Hektor hatte melden laſſen.

Des Fürſten Geſicht heiterte ſich auf, er ſah, daß er über die vermeintliche Gefahr, in der ſein Thron geſchwebt, ſehr kurz ſeyn und die ehrwürdige Verſammlung wie mit einem Zauberſchlage in eine Bewillkommnungs-Cour umſetzen könne. Er that dies! —

Nicht lange dauerte es, ſo trat Prinz Hektor herein, in Gala-Uniform glänzend gekleidet, ſchön, kräftig, ſtolz wie der fernhintreffende Götter-Jüngling. Der Fürſt machte ein paar Schritte vorwärts ihm entgegen, fuhr aber auch gleich zurück, als träfe ihn der Blitz. Dicht hinter dem Prinzen Hektor her ſprang Prinz Ignatius in den Saal. Der fürſtliche Herr wurte leider mit jedem Tage dämiſcher und abgeſchmackter. Die Huſaren auf dem Schloßhofe mußten ihm ganz ausnehmend gefallen haben, denn er hatte einen Huſaren vermocht, ihm Säbel, Taſche und Tſchacko zu geben und ſich in dieſe Herrlichkeiten geputzt. — So kurbettirte er, als ſäße er zu Pferde, in kurzen Sprüngen mit dem blanken Säbel in der Fauſt im Saal umher, indem er die eiſerne Scheide tüchtig auf dem Boden nachklirren ließ und lachte und kicherte dabei ganz ungemein anmuthig. Partez — decampez! — Allez-vous-en — tout de suite. So rief der Fürſt mit glühenden Augen und donnernder Stimme dem erſchrockenen Ignaz entgegen, der ſich ganz geſchwind davon machte.

Keiner von den Anweſenden hatte ſo wenig Takt, den Prinzen Ignaz, die ganze Scene zu bemerken. —

Der Fürſt im vollſten Sonnenglanz der vorigen Milde und Freundlichkeit, ſprach nun mit dem Prinzen einige Worte und dann gingen beide, der Fürſt und der Prinz im Kreiſe der Verſammelten umher und redeten mit dieſem, jenem ein paar Worte. Die Cour war beendigt, d. h. die geiſtreichen, tiefſinnigen Redensarten, deren man ſich bei ſolcher Gelegenheit zu bedienen pflegt, waren gehörig verſpendet und der Fürſt begab ſich mit dem Prinzen in die Gemächer der Fürſtin, dann aber, da der Prinz darauf beſtand, die geliebte Braut zu überraſchen, in das Gemach der Prinzeſſin. Sie fanden Julia bei ihr. —

Mit der Haſt des feurigſten Liebhabers flog der Prinz hin zur Prinzeſſin, drückte ihre Hand hundertmal zärtlich an die Lippen, ſchwur, daß er nur in dem Gedanken an ſie gelebt, daß ein unglückliches Mißverſtändniß ihm die Qualen der Hölle bereitet, daß er die Trennung von der, die er anbete, nicht länger ertragen könne, daß nun ihm alle Seligkeit des Himmels aufgegangen. —

Hedwiga empfing den Prinzen mit unbefangener Heiterkeit, die ihr ſonſt eben nicht eigen. Sie begegnete den zärtlichen Liebkoſungen des Prinzen gerade ſo, wie es eine Braut wohl thun mag, ohne ſich im Voraus zu viel zu vergeben; ja ſie verſchmähte es nicht, den Prinzen mit ſeinem Verſteck ein wenig aufzuziehen und zu verſichern, daß ſie keine Verwandlung hübſcher und anmuthiger ſich denken könne, als die eines Haubenſtocks in einen Prinzenkopf. Denn für einen Haubenſtock habe ſie den Kopf gehalten, der ſich in dem Giebelfenſter des Pavillons blicken laſſen. Dies gab Anlaß zu allerlei artigen Neckereien des glücklichen Paars, die ſelbſt den Fürſten zu ergötzen ſchienen. Nun glaubte er den großen Irrthum der Benzon Rückſichts des Kreisler erſt recht einzuſehen, da nach ſeiner Meinung Hedwiga's Liebe zu dem ſchönſten der Männer ſich deutlich genug ausſprach. Geiſt und Körper der Prinzeſſin ſchienen in der ſeltenen hohen Blüthe zu ſtehen, wie ſie glücklichen Bräuten ganz beſonders eigen. — Gerade entgegengeſetzt verhielt es ſich mit Julien. So wie ſie den Prinzen erblickte, bebte ſie zuſammen, von innerem Schauder erfaßt. Blaß wie der Tod ſtand ſie da mit tief zu Boden geſenkten Augen, keiner Bewegung mächtig, kaum fähig, ſich aufrecht zu erhalten. —

Nach einer guten Weile wandte ſich der Prinz zu Julien mit den Worten: Fräulein Benzon, wenn ich nicht irre?

Eine Freundin der Prinzeſſin von der frübeſten Kindheit her, gleichſam ein Schweſtern-Paar! — Während der Fürſt dieſe Worte ſprach, hatte der Prinz Julia's Hand gefaßt und ihr leiſe, leiſe zugehaucht: Nur Du biſt's, die ich meine! — Julia ſchwankte, Thränen der bitterſten Angſt drängten ſich unter den Wimpern hervor; ſie wäre niedergeſtürzt, hätte die Prinzeſſin nicht ſchnell einen Seſſel herbeigeſchoben.

Julia, ſprach die Prinzeſſin leiſe, indem ſie ſich über die Aermſte hinüberbeugte, Julia, faſſe dich doch nur! — Ahneſt Du denn nicht den harten Kampf, den ich kämpfe. — Der Fürſt öffnete die Thüre und rief nach Eau de Luce. Solches, ſprach der ihm entgegentretende Meiſter Abraham, ſolches führe ich nicht bei mir, aber guten Aether. Iſt Jemand ohnmächtig geworden? — Aether hilft auch!

So kommt, erwiederte der Fürſt, ſo kommt ſchnell herein, Meiſter Abraham und helft Fräulein Julien.

Doch ſo wie Meiſter Abraham in den Saal trat, ſollte ſich das Unerwartete begeben.

Geiſterbleich ſtarrte Prinz Hektor den Meiſter an, ſein Haar ſchien ſich zu ſträuben, kalter Angſtſchweiß ihm auf der Stirne zu ſtehen. Einen Schritt vorwärts, den Leib zurückgebogen, die Arme dem Meiſter entgegengeſtreckt, war er dem Macbeth zu vergleichen, wenn plötzlich Banko's entſetzliches blutiges Geſpenſt den leeren Platz der Tafel füllt. — Ruhig holte der Meiſter ſein Fläſchchen hervor und wollte ſich Julien nahen.

Da war es, als ermanne ſich der Prinz wieder zum Leben. Severino, ſeid Ihr's ſelbſt? — So rief der Prinz mit dem dumpfen Ton des tiefſten Entſetzens. Allerdings, erwiederte Meiſter Abraham, ohne im mindeſten aus ſeiner Ruhe zu kommen, ohne nur die Miene zu verändern, allerdings. Es iſt mir lieb, daß Ihr Euch meiner erinnert, gnädigſter Herr; ich hatte die Ehre, Euch vor etlichen Jahren in Neapel einen kleinen Dienſt zu erzeigen.

Der Meiſter trat noch einen Schritt vorwärts, da faßte ihn der Prinz beim Arm, zog ihn mit Gewalt auf die Seite und nun erfolgte ein kurzes Geſpräch, von dem Niemand der im Saal Befindlichen etwas verſtand, da es zu ſchnell und im neapolitaniſchen Dialekt geführt wurde.

Severino! — Wie kam der Menſch zu dem Bildniß?

Ich gab es ihm zur Schutzwehr gegen Euch.

Weiß er?

Nein!

Werdet Ihr ſchweigen?

Zur Zeit — ja!

Severino! — Alle Teufel ſind mir auf den Hals gehetzt! — Was nennt Ihr zur Zeit?

So lange Ihr artig ſeid und den Kreisler in Ruhe laßt und auch jene da! —

Nun ließ der Prinz den Meiſter los und trat an ein Fenſter. — Julia hatte ſich indeſſen erholt. Mit dem unbeſchreiblichen Ausdruck herzzerreißender Wehmuth den Meiſter Abraham anſchauend, lispelte ſie mehr als daß ſie ſprach: O, mein guter, lieber Meiſter, Ihr könnt mich wohl retten! — Nicht wahr, Ihr gebietet über ſo Manches? — Eure Wiſſenſchaft kann noch alles zum Guten lenken! — Der Meiſter gewahrte in Julia's Worten den wunderbarſten Zuſammenhang mit jenem Geſpräch, als habe ſie in der höheren Erkenntniß des Traums alles verſtanden und wiſſe um das ganze Geheimniß!

Du biſt, ſprach der Meiſter Julien leiſe in's Ohr, du biſt ein frommer Engel und darum hat der finſtere Höllengeiſt der Sünde keine Macht über dich. Vertraue dich mir ganz; fürchte nichts und faſſe dich mit aller Kraft des Geiſtes. — Denke auch an unſeren Johannes.

Ach, rief Julia ſchmerzlich, ach Johannes! — er kehrt zurück, nicht wahr, Meiſter? ich werde ihn wiederſehen!

Gewiß, erwiederte der Meiſter und legte den Finger auf den Mund; Julia verſtand ihn. —

Der Prinz mühte ſich, unbefangen zu ſcheinen; er erzählte, daß der Mann, den man hier, wie er vernehme, Meiſter Abraham nenne, vor mehreren Jahren in Neapel Zeuge einer ſehr tragiſchen Begebenheit geweſen ſey, in die er, der Prinz, ſelbſt verflochten, wie er geſtehen müſſe. — Die Begebenheit zu erzählen, ſey jetzt nicht an der Zeit, doch wolle er künftig damit nicht zurückhalten. —

Der Sturm im Innern war zu heftig, als daß ſein Toſen nicht auf der Oberfläche hätte ſichtbar ſeyn ſollen, und ſo ſtimmte des Prinzen verſtörtes Antlitz, dem jeder Blutstropfen entſchwunden ſchien, ſehr ſchlecht überein mit dem gleichgültigen Geſpräch, zu dem er ſich nun zwang, um nur über den kritiſchen Moment hinwegzukommen. Beſſer als dem Prinzen gelang es der Prinzeſſin, die Spannung des Augenblicks zu beſiegen. Mit der Ironie, die ſelbſt den Argwohn, die Verbitterung verflüchtigt zum feinſten Hohn, neckte Hedwiga den Prinzen umher in dem Labyrinth ſeiner eignen Gedanken. Er, der gewandteſte Weltmann, noch mehr, ausgerüſtet mit allen Waffen einer Ruchloſigkeit, die alles Wahrhafte, jede Geſtaltung des Lebens vernichtet, vermochte nicht dieſem ſeltſamen Weſen zu widerſtehen. Je lebhafter Hedwiga ſprach, je feuriger und zündender die Blitze des geiſtreichſten Spottes einſchlugen, deſto verwirrter, beängſtigter ſchien ſich der Prinz zu fühlen, bis dies Gefühl zum Unerträglichen ſtieg und er ſich ſchnell entfernte.

Dem Fürſten geſchah das, was ihm bei ſolchen Anſtößen jedesmal zu geſchehen pflegte; er wußte gar nicht, was er von dem Allen denken ſollte. Er begnügte ſich mit einigen franzöſiſchen Brocken ohne ſonderliche Bedeutung, die er dem Prinzen zuwarf und die dieſer mit eben ſolchen erwiderte.

Der Prinz war ſchon zur Thüre hinaus, als Hedwiga plötzlich im ganzen Weſen verändert zum Fußboden niederſtarrte und mit einem ſeltſamen, das Herz durchſchneidenden Ton laut rief: Ich ſehe die blutige Spur des Mörders! — Dann ſchien ſie aus dem Traum zu erwachen, drückte Julien ſtürmiſch an ihre Bruſt und liſpelte ihr zu: Kind, mein armes Kind, laß dich nicht bethören!

Geheimniſſe, ſprach der Fürſt verdrießlich, Geheimniſſe, Einbildungen, Albernheiten, Romanenſtreiche! Ma foi, ich kenne meinen Hof nicht mehr! — Meiſter Abraham! Ihr bringt meine Uhren in Ordnung, wenn ſie nicht richtig gehen, ich wollt', Ihr könntet hier nachſehen, was für Schaden das Räderwerk genommen, das ſonſt niemals ſtockte. — Doch was iſt das mit dem Severino?

Unter dieſem Namen, erwiederte der Meiſter, ließ ich in Neapel meine optiſchen und mechaniſchen Kunſtſtücke ſehen.

So — ſo, ſprach der Fürſt, ſah den Meiſter ſtarr an, als ſchwebe ihm eine Frage auf den Lippen, drehte ſich aber dann ſchnell um und verließ ſchweigend das Zimmer. —

Man hatte geglaubt, die Benzon befinde ſich bei der Fürſtin, dem war aber nicht ſo, ſie hatte ſich in ihre Wohnung begeben.

Julia ſehnte ſich nach der freien Luft; der Meiſter führte ſie in den Park und luſtwandelnd durch die halb entlaubten Gänge ſprachen ſie von Kreisler und ſeinem Aufenthalt in der Abtei. Sie waren an das Fiſcherhäuschen gekommen. Julia trat hinein, um ſich zu erholen; Kreislers Brief lag auf dem Tiſch, der Meiſter meinte, es ſey gar nichts darin, das Julia Scheu tragen dürfe zu erfahren.

Während Julia den Brief geleſen, hatten ſich ihre Wangen höher gefärbt und ſanftes Feuer, Abglanz des erheiterten Gemüths, ſtrahlte aus ihren Augen.

Siehſt du, ſprach der Meiſter freundlich, ſiehſt du wohl, mein liebes Kind, wie der gute Geiſt meines Johannes auch aus der Ferne tröſtend zu dir ſpricht? Was haſt du von bedrohlichen Anſchlägen zu fürchten, wenn Standhaftigkeit, Liebe und Muth dich ſchützen vor den Böſen, die dir nachſtellen.

Barmherziger Himmel, rief Julia mit emporgerichtetem Blicke, ſchütze mich nur vor mir ſelber! Sie erbebte, wie im jähen Schreck über die Worte, die ſie willenlos ausgeſtoßen. Halb ohnmächtig ſank ſie in den Seſſel und bedeckte mit beiden Händen ihr glühendes Antlitz.

Ich verſtehe, ſprach der Meiſter, ich verſtehe dich nicht, Mädchen, du verſtehſt dich vielleicht ſelbſt nicht und darum magſt du dein eigenes Innere recht auf den Grund erforſchen und dir nichts etwa verſchweigen aus weichlicher Schonung. —

Der Meiſter überließ Julien dem tiefen Nachſinnen, in das ſie verſunken und ſchaute mit übereinandergeſchlagenen Armen hinauf zu der geheimnißvollen Glaskugel. — Da ſchwoll ihm die Bruſt vor Sehnſucht und wunderbarer Ahnung.

Dich, ſprach er, dich muß ich ja fragen, mit dir muß ich mich ja berathen, mit dir, du meines Lebens ſchönes herrliches Geheimniß! Schweige nicht, laß deine Stimme hören! Du weißt es ja, niemals war ich ein gemeiner Menſch, unerachtet mich manche dafür hielten. Denn in mir glühte alle Liebe, die der ewige Weltgeiſt ſelbſt iſt und der Funke glimmte in meiner Bruſt, den der Hauch deines Weſens anfachte zur hellen fröhlichen Flamme! — Glaube nicht, Chiara, daß dieß Herz darum, weil es älter worden, vereiſet iſt und nicht mehr ſo raſch zu ſchlagen vermag als damals, da ich dich dem unmenſchlichen Severino entriß; glaube nicht daß ich jetzt weniger deiner werth geworden, als ich es damals war, da du ſelbſt mich aufſuchteſt! — Ja! — laß nur deine Stimme hören und ich will mit der Haſt des Jünglings dem Ton ſo lange nachrennen, bis ich dich gefunden, und dann wohnen wir wieder zuſammen und treiben in zauberiſcher Gemeinſchaft die höhere Magie, welche alle Menſchen, ſelbſt die allergemeinſten nothgedrungen erkennen ohne daran zu glauben. — Und wandelſt du nicht mehr leiblich hier auf Erden, ſpricht deine Stimme aus der Geiſterwelt zu mir herab, ſo bin ich auch damit zufrieden und werde auch denn wohl noch ein tüchtigerer Kerl, als ich jemals geweſen. — Doch nein nein! — Wie lauteten die tröſtenden Worte die du zu mir ſprachſt?

Nicht erfaßt der bleiche Tod,
Die im Herzen Liebe tragen,
Dem glänzt noch das Abendroth,
Der am Morgen wollt' verzagen!

Meiſter, rief Julia, die ſich aus dem Seſſel erhoben, und dem Alten in tiefem Erſtaunen zugehorcht hatte, Meiſter! mit wem redet Ihr? was wollt Ihr beginnen? — Ihr nanntet den Namen: Severino, güt'ger Himmel! redete der Prinz, als er ſich von ſeinem Entſetzen erholt hatte, Euch nicht ſelbſt an mit dieſem Namen? Welches furchtbare Geheimniß liegt hier verborgen?

Der Alte kam bei dieſen Worten Julia's augenblicklich aus dem erhöhten Zuſtande zurück und auf ſeinem Geſicht verbreitete ſich, wie es ſchon lange nicht mehr geſchehen, jene ſeltſame beinahe grinſende Freundlichkeit, die mit ſeinem übrigens treuherzigen Weſen in dem wunderlichſten Zwieſpalt ſtand und ſeiner ganzen Erſcheinung den Anſtrich einer etwas unheimlichen Karrikatur gab.

Mein ſchönes Fräulein, ſprach er mit dem grellen Ton, in dem aufſchneideriſche Geheimnißkrämer gewöhnlich ihre Wunder anzupreiſen pflegen, mein ſchönes Fräulein, nur ein wenig Geduld, ich werde bald die Ehre haben Ihnen hier im Fiſcherhäuschen die allerwunderbarſten Dinge zu zeigen. — Dieſe tanzenden Männlein, dieſer kleine Türke, welcher weiß wie alt jeder in der Geſellſchaft iſt, dieſe Automate, dieſe Palingeneſien, dieſe deformirten Bilder, dieſe optiſchen Spiegel — alles hübſches magiſches Spielzeug, aber das beſte fehlt mir noch. Mein unſichtbares Mädchen iſt da! — Bemerken Sie, dort oben ſitzt ſie bereits in der Glaskugel. Sie ſpricht aber noch nicht, ſie iſt noch müde von der weiten Reiſe, denn ſie kommt gerades Weges aus dem fernen Indien. — In einigen Tagen, mein ſchönes Fräulein, kommt meine Unſichtbare und dann wollen wir ſie befragen wegen des Prinzen Hektor, wegen Severino und anderer Begebniſſe der Vergangenheit und Zukunft! — Für jetzt nur etwas weniges ſchlichtes Amüſement.

Damit ſprang der Meiſter mit der Schnelle und Lebendigkeit eines Jünglings im Zimmer umher, zog die Maſchinen an, ordnete die magiſchen Spiegel. Und in allen Winkeln wurde es rege und lebendig, die Automaten ſchritten daher und drehten die Köpfe und ein künſtlicher Hahn ſchlug mit den Flügeln und krähte, während Papageien gellend dazwiſchen kreiſchten und Julia ſelbſt und der Meiſter ſtanden draußen ſo gut wie im Zimmer. Julien wollte, unerachtet ſie an dergleichen Poſſen genugſam gewöhnt, dennoch bei der ſeltſamen Stimmung des Meiſters, ein Grauen anwandeln. Meiſter, ſprach ſie ganz erſchrocken, Meiſter, was iſt Euch widerfahren?

Kind, erwiederte der Meiſter in ſeiner ernſten Manier, Kind etwas Schönes und Wunderbares, aber es taugt nicht recht, daß du es erfährſt. Doch! — Laß die lebendigtodten Dinger hier ihre Fazen ausſpielen, während ich dir von manchem ſo viel vertraue, als dir zu wiſſen nöthig und nützlich. — Meine liebe Julia, deine eigne Mutter hat dir ihr mütterliches Herz verſchloſſen, ich will es dir öffnen, daß du hinein zu blicken, daß du die Gefahr in der du ſchwebſt, zu erkennen und dich ihr zu entziehen vermagſt. — Erfahre alſo für's Erſte ohne weitere Umſchweiſe, daß deine Mutter nichts Geringeres feſt in ihrem Sinn beſchloſſen hat, als dich — —

(M. f. f.) — es indeſſen lieber bleiben laſſen. — Katerjüngling, ſey beſcheiden wie ich, und nicht gleich überall bei der Hand mit deinen Verſen, wenn die ſchlichte ehrliche Proſa hinreicht, deine Gedanken auszuſpinnen. — Verſe ſollen in dem in Proſa geſchriebenen Buche das leiſten was der Speck in der Wurſt, nämlich hin und wieder in kleinen Stückchen eingeſtreut, dem ganzen Gemengſel mehr Glanz der Fettigkeit, mehr ſüße Anmuth des Geſchmacks verleihen. Ich fürchte nicht, daß dichteriſche Collegen dies Gleichniß zu gemein und unedel finden werden, da es von unſrer Lieblingsſpeiſe entnommen und in der That manchmal ein guter Vers einem mittelmäßigen Roman eben ſo dienlich ſeyn kann, als ein fetter Speck einer magern Wurſt. Ich ſage das als ein Kater von äſthetiſcher Bildung und Erfahrung. — So ſehr nach meinen bisherigen philoſophiſchen und moraliſchen Grundſätzen Ponto's ganzes Verhältniß, ſeine Lebensweiſe, ſeine Art ſich in der Gunſt des Herrn zu erhalten mir unwürdig, ja ein wenig miſerabel vorkommen mochte, doch hatte mich ſein ungezwungener Anſtand, ſeine Eleganz, ſeine anmuthige Leichtigkeit im ſozialen Umgange gar ſehr beſtochen. Mit aller Gewalt wollte ich mich ſelbſt überreden, daß ich bei meiner wiſſenſchaftlichen Bildung, bei meinem Ernſt in allem Thun und Treiben auf einer viel höheren Stufe ſtehe als der unwiſſende Ponto, der nur hier und da etwas von den Wiſſenſchaften aufgeſchnappt. Ein gewiſſes gar nicht zu unterdrückendes Gefühl ſagte mir aber ganz unverholen, daß Ponto überall mich in den Schatten ſtellen würde; ich fühlte mich gedrungen einen vornehmern Stand anzuerkennen und den Pudel Ponto zu dieſem Stande zu rechnen. —

Ein genialer Kopf wie der meinige hat bei jedem Anlaß, bei jeder Lebenserfahrung immer ſeine beſonderen eigenthümlichen Gedanken und ſo gerieth ich auch, meine innere Seelenſtimmung, mein ganzes Verhältniß mit Ponto wohl überlegend, in allerlei ſehr artige Betrachtungen die der ferneren Mittheilung wohl werth ſind. — Wie kommt es, ſprach ich zu mir ſelbſt indem ich ſinnig die Pfote an die Stirn legte, wie kommt es, daß große Dichter, große Philoſophen, ſonſt geiſtreich, lebensweiſe, ſich im ſozialen Verhältniß mit der ſogenannten vornehmeren Welt ſo unbehülflich zeigen? Sie ſtehen jederzeit da, wo ſie eben in dem Augenblick nicht hingehören, ſie ſprechen wenn ſie gerade ſchweigen ſollten, und ſchweigen umgekehrt da, wo gerade Worte nöthig, ſie ſtoßen in, der Form der Geſellſchaft, wie ſie ſich nun eben geſtaltet hat, entgegengeſetztem Streben überall an und verletzen ſich ſelbſt und andere; genug ſie gleichen dem, der, wenn eben eine ganze Reihe muntrer Spaziergänger einträchtig hinauswandelt, ſich allein zum Thore hineindrängt und nun mit Ungeſtüm ſeinen Weg verfolgend dieſe ganze Reihe verſtört. Man ſchreibt, ich weiß es, dies dem Mangel geſellſchaftlicher Cultur zu, die am Schreibtiſche nicht zu erlangen, ich meine indeſſen, daß dieſe Cultur gar leicht zu erlangen ſeyn, und daß jene unbeſiegbare Unbehülflichkeit wohl noch einen andern Grund haben müſſe. — Der große Dichter oder Philoſoph müßte es nicht ſeyn, wenn er ſeine geiſtige Ueberlegenheit nicht fühlen ſollte; aber eben ſo müßte er nicht das jedem geiſtreichen Menſchen eigne tiefe Gefühl beſitzen um nicht einzuſehen, daß jene Ueberlegenheit deshalb nicht anerkannt werden darf, weil ſie das Gleichgewicht aufhebt, das ſtets zu erhalten die Haupt-Tendenz der ſogenannten vornehmeren Geſellſchaft iſt. Jede Stimme darf nur eingreifen in den vollkommenen Akkord des Ganzen, aber des Dichters Ton diſſonirt, und iſt, kann er unter andern Umſtänden auch ein ſehr guter ſeyn, dennoch in dem Augenblick ein ſchlechter Ton, weil er nicht zum Ganzen paßt. — Der gute Ton beſteht aber ſo wie der gute Geſchmack in der Unterlaſſung alles Ungehörigen. Nun meine ich ferner, daß der Unmuth, der ſich aus dem widerſprechenden Gefühl der Ueberlegenheit und der ungehörigen Erſcheinung bildet, den in dieſer ſozialen Welt unerfahrnen Dichter oder Philoſophen hindert, das Ganze zu erkennen und darüber zu ſchweben. Es iſt nöthig, daß er in dem Augenblick ſeine innere geiſtige Ueberlegenheit nicht zu hoch anſchlage und unterläßt er dies, ſo wird er auch die ſogenannte höhere geſellſchaftliche Cultur, die auf nichts anderes hinausläuft als auf das Bemühen, alle Ecken, Spitzen wegzuhobeln, alle Phyſiognomien zu einer einzigen zu geſtalten, die eben deshalb aufhört eine zu ſeyn, nicht zu hoch anſchlagen. Dann wird er, verlaſſen von jenem Uebermuth, unbefangen, das innerſte Weſen dieſer Cultur und die armſeligen Prämiſſen, worauf ſie beruhet, leicht erkennen und ſchon durch die Erkenntniß ſich einbürgern in die ſeltſame Welt, welche eben dieſe Cultur als unerläßlich fordert. — Auf eigne Weiſe verhält es ſich mit den Künſtlern, die, ſo wie Dichter, Schriftſteller, der Vornehme hie und da in ſeine Zirkel ladet, um der guten Sitte nach auf eine Art von Mäzenat Anſpruch machen zu können. Dieſen Künſtlern klebt leider gewöhnlich etwas vom Handwerk an und deshalb ſind ſie entweder demüthig bis zur Kriecherei oder ungezogen bis zur Bengelhaftigkeit.

Anmerk. des Herausgebers. — Murr, es thut mir leid, daß du dich ſo oft mit fremden Federn ſchmückſt. Du wirſt, wie ich mit Recht befürchten muß, dadurch bei den geneigten Leſern merklich verlieren. — Kommen alle dieſe Betrachtungen mit denen du dich ſo brüſteſt, nicht geradehin aus dem Munde des Kapellmeiſters Johannes Kreisler und iſt es überhaupt möglich, daß du ſolche Lebensweisheit ſammeln konnteſt, um eines menſchlichen Schriftſtellers Gemüth, das wunderlichſte Ding auf Erden, ſo tief zu durchſchauen?)

Warum, dacht ich ferner, ſollt es aber einem geiſtreichen Kater, iſt er auch Dichter, Schriftſteller, Künſtler, nicht gelingen können, ſich zu jener Erkenntniß der höhern Cultur in ihrer ganzen Bedeutſamkeit hinaufzuſchwingen und ſie ſelbſt zu üben mit aller Schönheit und Anmuth der äußern Erſcheinung? — Hat denn die Natur dem Geſchlecht der Hunde allein den Vorzug jener Cultur gegönnt? Sind wir Kater, was Tracht, Lebensweiſe, Art und Gewohnheit betrifft, auch etwas von dem ſtolzen Geſchlecht verſchieden, ſo haben wir doch eben ſo gut Fleiſch und Blut, Körper und Geiſt, und am Ende können es Hunde auch gar nicht anders anfangen als wir, ihr Leben fortzuſetzen. Auch Hunde müſſen eſſen, trinken, ſchlafen u. ſ. w. und es thut ihnen weh, wenn ſie geprügelt werden. — Was weiter! — ich beſchloß mich dem Unterricht meines jungen vornehmen Freundes, des Pudels Ponto hinzugeben und ganz mit mir einig, begab ich mich zurück in meines Meiſters Zimmer; ein Blick in den Spiegel überzeugte mich, daß der bloße ernſte Wille nach höherer Cultur zu ſtreben, ſchon vortheilhaft auf meine äußere Haltung gewirkt. — Ich betrachtete mich mit dem innigſten Wohlgefallen. — Giebt es einen behaglichern Zuſtand, als wenn man mit ſich ſelbſt ganz zufrieden iſt? — Ich ſpann! —

Andern Tages begnügte ich mich nicht damit, vor der Thüre zu ſitzen, ich luſtwandelte die Straße herab, da erblickte ich in der Ferne den Herrn Baron Alzibiades von Wipp, und hinter ihm her ſprang mein munterer Freund Ponto. Gelegener konnte mir nichts kommen; ich nahm mich ſo viel wie möglich in Anſtand und Würde zuſammen und näherte mich dem Freund mit jener unnachahmlichen Grazie die, unſchätzbares Geſchenk der gütigen Natur, keine Kunſt zu lehren vermag. — Doch! — entſetzlich! Was mußte geſchehen! — So wie mich der Baron gewahrte, blieb er ſtehen und betrachtete mich ſehr aufmerkſam durch die Lorgnette, dann rief er aber: Allons — Ponto! Huß — Huß — Katz! Katz! — Und Ponto, der falſche Freund ſprang in voller Furie auf mich los! — Entſetzt, aus aller Faſſung gebracht durch den ſchändlichen Verrath, war ich keines Widerſtandes fähig, ſondern duckte mich ſo tief nieder als ich konnte, um Ponto's ſcharfen Zähnen zu entgehen, die er mir knurrend zeigte. Ponto ſprang aber mehrmals über mich hinweg ohne mich zu faſſen, und flüſterte mir in die Ohren: Murr! Sey doch kein Thor und fürchte dich etwa! — du ſiehſt ja, daß es kein Ernſt iſt, ich thue das nur meinem Herrn zu Gefallen! Nun wiederholte Ponto ſeine Sprünge und that ſogar, als packe er mich bei den Ohren, ohne mir indeſſen im mindeſten wehe zu thun. Jetzt, raunte mir Ponto endlich zu, jetzt trolle dich ab, Freund Murr! dort hinein in's Kellerloch! — Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen, ſondern fuhr ſchnell davon, wie der Blitz. — Unerachtet der Verſicherung Ponto's, mir keinen Schaden zuzufügen, war mir doch nicht wenig bange, denn wiſſen kann man in ſolchen kritiſchen Fällen immer nicht recht, ob die Freundſchaft ſtark genug ſeyn wird, das angeborne Naturell zu beſiegen. —

Als ich hineingehuſcht war in den Keller, ſpielte Ponto die Komödie, die er ſeinem Herrn zu Ehren begonnen, weiter fort. Er knurrte und bellte nämlich vor dem Kellerfenſter, ſteckte die Schnauze durch das Gitter, that, als ſey er ganz außer ſich darüber, daß ich ihm entwiſcht ſey und er mich nun nicht verfolgen könne. Siehſt du, ſprach aber Ponto zu mir in den Keller hinein, ſiehſt du, erkennſt du nun auf's Neue die erſprießlichen Folgen der höhern Cultur? — In dem Augenblick habe ich mich gegen meinen Herrn artig, folgſam bewieſen, ohne mir deine Feindſchaft zuzuziehen guter Murr. So macht es der wahre Weltmann, den das Schickſal beſtimmt hat, Werkzeug in der Hand eines Mächtigeren zu ſeyn. Angehetzt muß er losfahren, aber dabei ſo viel Geſchick beweiſen, daß er nur dann wirklich beißt, wenn es gerade auch in ſeinen eignen Kram taugt. — In aller Schnelle eröffnete ich meinem jungen Freunde Ponto, wie ich geſonnen ſey etwas von ſeiner höhern Cultur zu profitiren und fragte, ob und auf welche Weiſe er mich vielleicht in die Lehre nehmen könne. — Ponto ſann einige Minuten nach und meinte denn, am beſten ſey es, wenn mir gleich Anfangs ein lebendiges deutliches Bild der höhern Welt aufgehe, in der er jetzt zu leben das Vergnügen habe, und dies könne nicht beſſer geſchehen, als wenn ich ihn heute Abend zur niedlichen Badine begleite, die gerade während der Theaterzeit Geſellſchaft bei ſich ſähe. — Badine war aber Windſpiel in Dienſten der fürſtlichen Oberhofmeiſterin. —

Ich putzte mich heraus ſo gut ich es vermochte, las noch etwas im Knigge und durchlief auch ein paar ganz neue Luſtſpiele von Picard, um nöthigenfalls auch mich im Franzöſiſchen geübt zu zeigen und ging dann hinab vor die Thüre. Ponto ließ nicht lange auf ſich warten. Wir wandelten einträchtig die Straße hinab und gelangten bald in Badinens hell erleuchtetes Zimmer, wo ich eine bunte Verſammlung von Pudeln, Spitzen, Möpſen, Bologneſern, Windſpielen vorfand, theils im Kreiſe ſitzend, theils gruppenweiſe in die Winkel vertheilt. —

Das Herz klopfte mir nicht wenig in dieſer fremdartigen Geſellſchaft mir feindlicher Naturen. Mancher Pudel blickte mich an mit einer gewiſſen verächtlichen Verwunderung, als wolle er ſagen: Was will ein gemeiner Kater unter uns ſublimen Leuten. Hin und wieder fletſchte auch wohl ein eleganter Spitz die Zähne, ſo daß ich merken konnte, wie gern er mir in die Haare gefahren wäre, hätte der Anſtand, die Würde, die ſittige Bildung der Gäſte nicht jede Prügelei als unſchicklich verboten. — Ponto riß mich aus der Verlegenheit, indem er mich der ſchönen Wirthin vorſtellte, die mit anmuthiger Herablaſſung verſicherte, wie ſehr ſie ſich freue einen Kater von meinem Ruf bei ſich zu ſehen. — Nun erſt, als Badine einige Worte mit mir geſprochen, ſchenkte mir dieſer, jener mit wahrhaft hündiſcher Bonhommie mehr Aufmerkſamkeit, redete mich auch wohl an und gedachte meiner Schriftſtellerei, meiner Werke, die ihm zuweilen ordentlichen Spaß gemacht. Das ſchmeichelte meiner Eitelkeit und ich gewahrte kaum, daß man mich fragte ohne meine Antworten zu beachten, daß man mein Talent lobte ohne es zu kennen, daß man meine Werke pries ohne ſie zu verſtehen. — Ein natürlicher Inſtinkt lehrte mich antworten wie ich gefragt wurde, nämlich ohne Rückſicht auf dieſe Frage überall kurz abſprechen in ſolch' allgemeinen Ausdrucken, daß ſie auf alles nur Mögliche bezogen werden konnten, durchaus keiner Meinung ſeyn und nie das Geſpräch von der glatten Oberfläche hinunterziehen wollen in die Tiefe. — Ponto verſicherte mir im Vorbeiſtreifen, daß ein alter Spitz ihm verſichert, wie ich für einen Kater amüſant genug ſey und Anlagen zur guten Converſation zeige. — So etwas erfreut auch den Mißmüthigen! —

— Jean Jaques Rouſſeau geſteht, als er in ſeinen Bekenntniſſen auf die Geſchichte von dem Bande kommt, das er ſtahl und ein armes unſchuldiges Mädchen für den Diebſtahl züchtigen ſah, den er begangen ohne die Wahrheit zu geſtehen, wie ſchwer es ihm werde über dieſe Untiefe ſeines Gemüths hinweg zu kommen. — Ich befinde mich eben jetzt in gleichem Fall mit jenem verehrten Selbſtbiographen. — Habe ich auch kein Verbrechen zu geſtehen, ſo darf ich doch, will ich wahrhaft bleiben, die große Thorheit nicht verſchweigen, die ich an demſelben Abende beging und die lange Zeit hindurch mich verſtörte, ja meinen Verſtand in Gefahr ſetzte. — Iſt es aber nicht eben ſo ſchwer, ja oft noch ſchwerer eine Thorheit zu geſtehen als ein Verbrechen?

— Nicht lange dauerte es, ſo überfiel mich ſolch eine Unbehaglichkeit, ſolch ein Unmuth, daß ich mich weit fort wünſchte unter den Ofen des Meiſters. Es war die gräßlichſte Langeweile, die mich zu Boden drückte, und die endlich mich alle Rückſichten vergeſſen ließ. Ganz ſtill ſchlich ich mich in eine entfernte Ecke um dem Schlummer nachzugeben, zu dem mich das Geſpräch rund umher einlud. Daſſelbe Geſpräch nämlich, das ich erſt in meinem Unmuth vielleicht gar irrthümlich für das geiſtloſeſte fadeſte Geſchwätz gehalten, kam mir nun vor, wie das eintönige Geklapper einer Mühle, bei dem man ſehr leicht in ein ganz angenehmes gedankenloſes Hinbrüten geräth, dem dann der wirkliche Schlaf bald folgt. — Eben in dieſem gedankenloſen Hinbrüten, in dieſem ſanften Deliriren war es mir, als funkle plötzlich ein helles Licht vor den geſchloſſenen Augen. Ich blickte auf und dicht vor mir ſtand ein anmuthiges ſchneeweißes Windſpielfräulein, Badine's ſchöne Nichte, Minona geheißen, wie ich ſpäter erfuhr.

Mein Herr, ſprach Minona mit jenem ſüßliſpelnden Ton, der nur zu ſehr wiederklingt in des feurigen Jünglings erregbarer Bruſt, mein Herr, Sie ſitzen hier ſo einſam, Sie ſcheinen ſich zu ennuyiren? — Das thut mir leid! — Aber freilich, ein großer tiefer Dichter wie Sie, mein Herr! muß, in höhern Sphären ſchwebend, das Treiben des gewöhnlichen Lebens ſchaal und oberflächlich finden.

Ich erhob mich etwas beſtürzt und es that mir weh, daß mein Naturell, ſtärker als alle Theorien des gebildeten Anſtandes, mich zwang mich wider meinen Willen den Rücken hoch zu erheben, einen ſo genannten Katzenbuckel zu machen, worüber Minona zu lächeln ſchien.

Gleich mich zur beſſern Sitte erholend faßte ich aber Minona's Pfote, drückte ſie leiſe an meine Lippen und ſprach von begeiſterten Augenblicken, denen der Dichter oft erliege. Minona hörte mich an mit ſolchen entſcheidenden Zeichen der innigſten Theilnahme, mit ſolcher Andacht, daß ich mich ſelbſt immer höher ſteigerte zur ungemeinen Poeſie und zuletzt mich ſelbſt nicht recht verſtand. — Minona mochte mich eben ſo wenig verſtehen, aber ſie gerieth in's höchſte Entzücken und verſicherte, wie oft es ſchon ihr inniger Wunſch geweſen, den genialen Murr kennen zu lernen, und daß einer der glücklichſten herrlichſten Momente ihres Lebens der gegenwärtige ſey. — Was ſoll ich ſagen! — Bald fand ſich's, daß Minona meine Werke, meine ſublimſten Gedichte geleſen — nein! nicht nur geleſen, ſondern in der höchſten Bedeutung aufgefaßt hatte! Mehreres davon wußte ſie auswendig und ſagte es her mit einer Begeiſterung, mit einer Anmuth, die mich in einen ganzen Himmel voll Poeſie verſetzte, vorzüglich, da es meine Verſe waren die die Holdeſte ihres Geſchlechts mir anzuhören gab.

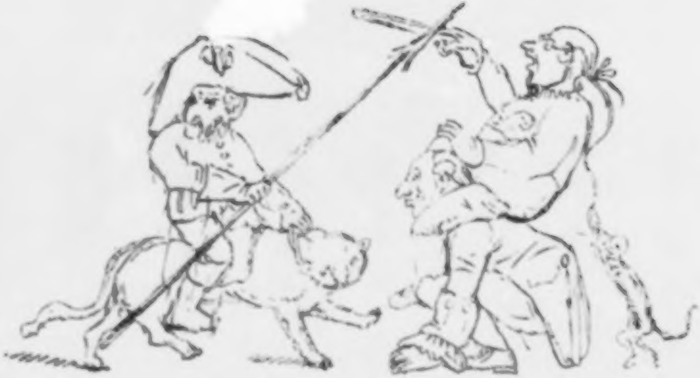
Mein beſtes, rief ich ganz hingeriſſen, mein holdes holdeſtes Fräulein, Sie haben dies Gemüth verſtanden! Sie haben meine Verſe auswendig gelernt; o all ihr Himmel! giebt es eine höhere Seligkeit für den aufwärts ſtrebenden Dichter?

Murr, liſpelte Minona, genialer Kater, können Sie glauben, daß ein fühlendes Herz, ein poetiſch gemüthliches Gemüth Ihnen entfremdet bleiben kann? — Minona ſeufzte nach dieſen Worten aus tiefer Bruſt und dieſer Seufzer gab mir den Reſt. — Was anders? — Ich verliebte mich in das ſchöne Windſpielfräulein dermaßen, daß ich ganz toll und verblendet nicht bemerkte, wie ſie mitten in der Begeiſterung plötzlich abbrach, um mit einem kleinen Zierbengel von Mops gänzlich fades Zeug zu ſchwatzen, wie ſie mir den ganzen Abend auswich, wie ſie mich auf eine Art behandelte, die mich hätte deutlich erkennen laſſen ſollen, wie ſie mit jenem Lobe, mit jenem Enthuſiasmus niemand anders gemeint, als ſich ſelbſt. — Genug ich war und blieb ein verblendeter Thor, lief der ſchönen Minona nach wie und wo ich nur konnte, beſang ſie in den ſchönſten Verſen, machte ſie zur Heldin mancher anmuthig verrückten Geſchichte, drängte mich in Geſellſchaften ein, wo ich nicht hingehörte und ärntete dafür ſo manchen bittern Verdruß, ſo manche Verhöhnung, ſo manches kränkende Ungemach.

Oft in kühlen Stunden trat mir ſelbſt die Albernheit meines Beginnens vor Augen; dann kam mir aber wieder närriſcher Weiſe der Taſſo und mancher neuere Dichter von ritterlicher Geſinnung ein, dem es an einer hohen Herrin liegt, der ſeine Lieder gelten und die er aus der Ferne anbetet, wie der Manchaner ſeine Dulzinea und da wollt ich denn wieder nicht ſchlechter und unpoetiſcher ſeyn als dieſer und ſchwur dem Gaukelbilde meiner Liebesträume, dem anmuthigen weißen Windſpielfräulein unverbrüchliche Treue und Ritterdienſt bis in den Tod. Einmal von dieſem ſeltſamen Wahnſinn erfaßt, fiel ich aus einer Thorheit in die andere, und ſelbſt mein Freund Ponto fand für nöthig, ſich, nachdem er mich ernſtlich vor den heilloſen Myſtifikationen gewarnt, in die man mich überall zu verſtricken ſuchte, von mir zurückzuziehen. Wer weiß was noch aus mir geworden wäre, wenn nicht ein guter Stern über mir gewaltet! — Dieſer gute Stern ließ es nämlich geſchehen, daß ich einſt am ſpäten Abend zur ſchönen Badine hinſchlich, nur um die geliebte Minona zu ſehen. Ich fand indeſſen alle Thüren verſchloſſen und alles Warten, alles Hoffen bei irgend einer Gelegenheit hineinzuſchlüpfen, blieb ganz vergebens. Das Herz voll Liebe und Sehnſucht wollte ich der Holden wenigſtens meine Nähe kund thun und begann unter dem Fenſter eine der zärtlichſten ſpaniſchen Weiſen, die jemals empfunden und gedichtet worden ſind. Es muß gar lamentabel anzuhören geweſen ſeyn!

Ich hörte Badine bellen, auch Minona's ſüße Stimme knurrte etwas dazwiſchen. Ehe ich aber mir's verſah, wurde das Fenſter raſch geöffnet, und ein ganzer Eimer eiskaltes Waſſer über mich ausgeleert. Man kann denken, mit welcher Schnelle ich abfuhr in meine Heimath. Die volle Gluth im Innern und Eiswaſſer auf den Pelz harmonirt aber ſo ſchlecht mit einander, daß unmöglich jemals Gutes, und wenigſtens ein Fieber daraus entſtehen kann. So ging es mir. Im Hauſe meines Meiſters angekommen ſchüttelte mich der Fieberfroſt tüchtig. Der Meiſter mochte aus der Bläſſe meines Antlitzes, aus dem erloſchenen Feuer meiner Augen, aus der brennenden Gluth der Stirne, an meinem unregelmäßigen Puls, meine Krankheit ahnen Er gab mir warme Milch, die ich, da mir die Zunge am Gaumen

Blatt 40



klebte vor Durſt, eifrig verzehrte; dann wickelte ich mich ein in die Decke meines Lagers und gab ganz der Krankheit nach, die mich erfaßt. Erſt verfiel ich in allerlei Fieberphantaſien von vornehmer Cultur, Windſpielen u. ſ. w. nachher wurde mein Schlaf ruhiger und endlich ſo tief, daß ich ohne Uebertreibung glauben muß, ich habe drei Tage und drei Nächte hinter einander fort geſchlafen.

Als ich endlich erwachte, fühlte ich mich frei und leicht, ich war von meinem Fieber und — wie wundervoll! auch von meiner thörichten Liebe ganz geneſen! Ganz klar wurde mir die Narrheit, zu der mich der Pudel Ponto verleitet, ich ſah ein wie albern es war, mich als einen gebornen Kater unter Hunde zu miſchen, die mich verhöhnten, weil ſie nicht meinen Geiſt zu erkennen vermochten und die ſich bei der Bedeutungsloſigkeit ihres Weſens an die Form halten mußten, mir alſo nichts darbieten konnten, als eine Schale ohne Kern. — Die Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft erwachte in mir mit neuer Stärke und meines Meiſters Häuslichkeit zog mich mehr an als jemals. Die reiferen Monate des Mannes kamen und weder Katzburſch noch kultivirter Elegant, fühlte ich lebhaft daß man beides nicht ſeyn dürfe um ſich gerade ſo zu geſtalten, wie es die tieferen und beſſern Anſprüche des Lebens erfordern.

Mein Meiſter mußte verreiſen und fand es für gut, mich auf die Zeit ſeinem Freunde, dem Kapellmeiſter Johannes Kreisler in die Koſt zu geben. Da mit dieſer Veränderung meines Aufenthalts eine neue Periode meines Lebens anfängt, ſo ſchließe ich die jetzige, aus der du, o Katerjüngling, ſo manche gute Lehre für deine Zukunft entnommen haben wirſt. —

(Mak. Bl.) — — als ſchlügen entfernte dumpfe Töne an ſein Ohr und er höre die Mönche durch die Gänge ſchreiten. Als Kreisler ſich völlig aus dem Schlaf emporraffte, gewahrte er denn aus ſeinem Fenſter, daß die Kirche erleuchtet und vernahm den murmelnden Geſang des Chors. Die Mitternachtshora war vorüber, es mußte daher irgend etwas Ungewöhnliches ſich ereignet haben, und Kreisler durfte mit Recht vermuthen, daß vielleicht ein ſchneller unvermutheter Tod einen der alten Mönche dahin gerafft, den man jetzt der Kloſterſitte gemäß in die Kirche getragen. Raſch warf der Kapellmeiſter ſich in die Kleider und begab ſich nach der Kirche. — Auf dem Gange begegnete er dem Pater Hilarius, der laut gähnend und ganz ſchlaftaumelnd hin und her wankte, ſeines Schrittes mächtig und die angezündete Kerze, ſtatt aufrecht, abwärts zu Boden hielt, daß das Wachs zerfließend herabtropfte und jeden Augenblick drohte das Licht zu verlöſchen. „Hochehrwürdiger Herr, ſtammelte Hilarius, als Kreisler ihn anrief, hochehrwürdiger Herr Abt, das iſt gegen alle bisherige Ordnung. Exequien in der Nacht! — zu dieſer Stunde — Und bloß weil Bruder Cyprianus darauf beſteht! — *Domine — libera nos de hoc monacho!*“ — —

Es gelang endlich dem Kapellmeiſter den halbträumenden Hilarius zu überzeugen, daß er nicht der Abt ſondern Kreisler ſey, und nun erfuhr er von ihm mit Mühe, daß man in der Nacht, von wem, wiſſe er nicht, den Leichnam eines Fremden nach dem Kloſter gebracht, den Bruder Cyprianus allein zu kennen ſcheine und der kein gemeiner Mann geweſen ſeyn möchte, da ſich der Abt auf Cyprianus dringendes Geſuch dazu verſtanden, die Exequien auf der Stelle zu halten, damit morgen nach der erſten Hora die Exportation erfolgen könne.

Kreisler folgte dem Pater in die Kirche, die nur ſparſam beleuchtet einen ſeltſamen ſchauerlichen Anblick gewährte.

Man hatte nur die Kerzen des großen metallenen Kronleuchters, der vor dem Hochaltar von der hohen Decke herabhing, angezündet, ſo daß der flackernde Schein kaum das Schiff der Kirche vollkommen erhellte, in die Seitengänge aber nur geheimnißvolle Streiflichter warf, in denen die Statuen der Heiligen zum geſpenſtiſchen Leben erwacht, ſich zu bewegen und daherzuſchreiten ſchienen. Unter dem Kronleuchter in der hellſten Beleuchtung ſtand der offne Sarg, in dem der Leichnam lag und die Mönche die ihn umringten, ſchienen bleich und regungslos ſelbſt Todte, in der Geiſterſtunde den Gräbern entſtiegen. Mit dumpfer heiſerer Stimme ſangen ſie die eintönigen Strophen des Requiems und wenn ſie dazwiſchen ſchwiegen, vernahm man nur von außen her das ſchwankende Rauſchen des Nachtwindes und die hohen Fenſter der Kirche klirrten ſeltſam, als klopften die Geiſter der Verſtorbenen an das Haus, in dem ſie die fromme Todtenklage vernahmen. Kreisler nahte ſich bis an die Reihe der Mönche und erkannte in dem Todten den Adjutanten des Prinzen Hektor. —

Da regten ſich die finſtern Geiſter, die ſo oft Macht hatten über ihn und griffen ſchonungslos mit ſcharfen Krallen in ſeine wunde Bruſt. —

Neckender Spuk, ſprach er zu ſich ſelbſt, treibſt du mich her, warum jener erſtarrte Jüngling bluten ſoll, weil man ſagt, daß der Leichnam blute, wenn der Mörder ſich nahe? — Hoho! weiß ich denn nicht, daß er all' ſein Blut wegbluten mußte, in den ſchlimmen Tagen, als er ſeine Sünden abbüßte auf dem Siechbette? — Er hat keinen böſen Tropfen mehr übrig, mit dem er ſeinen Mörder vergiften könnte, käme er ihm auch in die Nähe, den Johannes Kreisler aber am wenigſten, denn er hat mit der Natter nichts zu ſchaffen, die er zu Boden trat, als ſie ſchon die ſpitze Zunge ausgeſtreckt zur Todeswunde! — Schlage die Augen auf, Todter, damit ich dir feſt in's Antlitz blicke, damit du gewahrſt daß die Sünde keinen Theil hat an mir! — aber du vermagſt es nicht! — Wer hieß dich das Leben einſetzen gegen das Leben? Warum ſpielteſt du trügeriſches Spiel mit dem Morde und warſt nicht gefaßt es zu verlieren? — Aber deine Züge ſind ſanft und gut, du ſtiller blaſſer Jüngling, der Todesſchmerz hat jede Spur verruchter Sünde weggelöſcht von deinem ſchönen Antlitz, und ich könnte ſagen, der Himmel hätte dir ſein Gnadenthor geöffnet, weil die Liebe in deiner Bruſt geweſen, wenn ſich das jetzt ziemte. — Doch wie! — wenn ich mich in dir geirrt? — Wenn nicht du, kein böſer Dämon, nein wenn mein guter Stern deinen Arm gegen mich erhoben, um mich dem entſetzlichſten Verhängniß zu entreißen, das im ſchwarzen Hintergrunde auf mich lauert? — Nun magſt du die Augen aufſchlagen, blaſſer Jüngling, nun magſt du mit einem Blick der Verſöhnung alles, alles entdecken und ſollt ich untergehen in Wehmuth um dich oder aus entſetzlicher furchtbarer Angſt, daß der ſchwarze Schatten, der hinter mir ſchleicht, mich nun gleich erfaſſen wird. — Ja! ſchaue mich an, — doch! nein nein, du könnteſt mich anblicken wie Leonhard Ettlinger, ich könnte glauben, du ſeyſt er ſelbſt und da müßteſt du mit mir hinab in die Tiefe, aus der ich oft ſeine hohle Geiſterſtimme vernehme. — Doch wie, du lächelſt? — deine Wangen, deine Lippen färben ſich? Trifft dich nicht die Waffe des Todes? — Nein, nicht noch einmal will ich mit dir ringen, aber —

Kreisler, der während dieſes Selbſtgeſprächs unbewußt auf einem Knie gelegen, beide Ellbogen auf das andere geſtützt, und die Hände unter das Kinn geſtemmt hatte, fuhr haſtig auf, und würde gewiß Seltſames, Wildes begonnen haben; doch in demſelben Augenblick ſchwiegen die Mönche und die Knaben auf dem Chor intonirten mit ſanfter Begleitung der Orgel das Salve regina. Der Sarg wurde geſchloſſen und die Mönche ſchritten feierlich von dannen. — Da ließen die finſtern Geiſter ab von dem armen Johannes und ganz aufgelöſt in Wehmuth und Schmerz folgte er mit gebeugtem Haupt den Mönchen. Eben wollte er hinausſchreiten zur Thüre, als ſich in einem finſtern Winkel eine Geſtalt erhob und haſtig auf ihn losſchritt.

Die Mönche ſtanden ſtill und der volle Schein ihrer Lichter fiel auf einen großen ſtämmigen Burſchen, der etwa achtzehn bis zwanzig Jahr alt ſeyn mochte. Sein Antlitz, nichts weniger als häßlich zu nennen, trug den Ausdruck des wildeſten Trotzes; die ſchwarzen Haare hingen ihm ſtruppig um den Kopf, das zerriſſene Wamms von buntgeſtreifter Leinwand bedeckte kaum ſeine Blöße und eben ſolche Schifferhoſen gingen nur bis an die bloßen Waden, ſo daß der herkuliſche Bau ſeines Körpers völlig ſichtbar.

Du Verdammter, wer hieß dich meinen Bruder ermorden? So ſchrie der Burſche wild auf, daß es in der Kirche wiederhallte, ſprang wie ein Tiger auf Kreisler los und packte ihn mit einem mörderiſchen Handgriff bei der Kehle.

Doch ehe Kreisler, ganz entſetzt über den unerwarteten Angriff, an Gegenwehr denken konnte, ſtand ſchon Pater Cyprianus bei ihm und ſprach mit ſtarker gebietender Stimme: Giuſeppo, verruchter ſündhafter Menſch! was machſt du hier? Wo haſt du die Altmutter gelaſſen? — Packe dich augenblicklich fort! — Hochehrwürdiger Herr Abt, laßt die Kloſterknechte herbeirufen, ſie ſollen den mörderiſchen Buben zum Kloſter hinauswerfen!

Der Burſche hatte, ſo wie Cyprianus vor ihm ſtand, ſogleich von Kreisler abgelaſſen. Nun, nun, rief er mürriſch, macht nur nicht gleich ein ſolches tolles Weſen davon, wenn man ſein Recht behaupten will, Herr Heiliger! — Ich gehe ja ſchon von ſelbſt, Ihr dürft keine Kloſterknechte auf mich loshetzen. — Damit ſprang der Burſche ſchnell davon durch eine Pforte, die man zu verſchließen vergeſſen und durch die er wahrſcheinlich ſich in die Kirche geſchlichen hatte. Die Kloſterknechte kamen, man fand aber keinen Anlaß den Verwegenen in tiefer Nacht weiter zu verfolgen.

Es lag in Kreislers Natur, daß gerade die Spannung des Außerordentlichen, des Geheimnißvollen wohlthätig auf ſein Gemüth wirkte, ſo bald er den Sturm des Augenblicks, der ihn zu vernichten drohte, ſiegreich bekämpft.

So geſchah es, daß dem Abt die Ruhe wunderbar und befremdlich vorkommen mußte, mit der Kreisler andern Tages vor ihm ſtand, und von dem erſchütternden Eindruck ſprach, den unter ſolchen Umſtänden der Anblick des Leichnams deſſen auf ihn gemacht, der ihn ermorden wollen und den er in gerechter Nothwehr erſchlagen.

Weder, ſprach der Abt, weder die Kirche noch das weltliche Geſetz kann Euch, lieber Johannes, irgend eine ſtrafbare Schuld an dem Tode jenes ſündhaften Menſchen beimeſſen. Doch werdet Ihr aber lange nicht die Vorwürfe einer innern Stimme verwinden können, die Euch ſagt, es ſei beſſer geweſen ſelbſt zu fallen als den Gegner zu tödten und dies beweiſet, daß der ewigen Macht das Opfer des eignen Lebens wohlgefälliger iſt, als ſeine Erhaltung, kann dieſe nur durch eine raſche blutige That geſchehen. — Doch laßt uns zur Zeit davon abbrechen, da ich anderes näher Liegendes mit Euch zu reden habe. —

Welcher ſterbliche Menſch ermißt, wie der kommende Augenblick die Geſtaltung der Dinge ändern kann. — Nicht lange iſt es her, als ich feſt überzeugt war, daß dem Heil Eurer Seele nichts zuträglicher ſeyn könne, als der Welt zu entſagen und in unſern Orden zu treten. — Ich bin jetzt anderer Meinung und würde Euch rathen, ſo lieb und werth Ihr mir auch geworden, die Abtei recht bald zu verlaſſen. — Werdet nicht irre an mir, lieber Johannes! Fragt mich nicht, warum ich meiner Geſinnung entgegen dem Willen eines andern, der Alles umzuſtoßen droht, was ich mit Mühe geſchaffen, mich unterwerfe. — Tief müßtet ihr in die Geheimniſſe der Kirche eingeweiht ſeyn, um mich zu verſtehen, wollt' ich auch mit Euch über die Motive meiner Handlungsweiſe reden. — Doch freier kann ich wohl mit Euch ſprechen, als mit jedem andern. Vernehmt alſo, daß in kurzer Zeit der Aufenthalt in der Abtei Euch nicht mehr die wohlthätige Ruhe gewähren, wie bisher, ja daß Euer innerſtes Streben einen tödtlichen Stoß erhalten und das Kloſter Euch ein öder Kerker dünken wird. Die ganze Kloſterordnung ändert ſich, die mit frommer Sitte vereinbare Freiheit hört auf und der finſtere Geiſt fanatiſcher Möncherei herrſcht bald mit unerbittlicher Strenge in dieſen Mauern. — O mein Johannes, Eure herrlichen Geſänge werden nicht mehr unſern Geiſt erheben zur höchſten Andacht, der Chor wird abgeſchafft und bald hört man nichts mehr als die eintönigen Reſponſorien von den älteſten Brüdern mühſam gelallt mit heiſerer unreiner Stimme.

Und, fragte Kreisler, und alles dieſes geſchieht auf Anlaß des fremden Mönchs Cyprianus?

Es iſt, erwiederte der Abt beinahe wehmüthig, indem er die Augen niederſchlug, es iſt dem ſo, guter Johannes und daß es nicht anders ſeyn kann, daran bin ich nicht Schuld. — Doch, ſetzte der Abt nach kurzem Stillſchweigen mit erhöhter feierlicher Stimme hinzu, doch alles, wodurch der feſte Bau, der Glanz der Kirche befördert werden kann, muß geſchehen und kein Opfer iſt zu groß! —

Wer iſt, ſprach Kreisler unmuthig, wer iſt denn der hohe mächtige Heilige, der über Euch gebietet, der im Stande war, durch das bloße Wort mir jenen mörderiſchen Burſchen vom Leibe zu ſchaffen?

Ihr ſeyd, erwiederte der Abt, Ihr ſeyd, lieber Johannes, in ein Geheimniß verflochten, ohne es zur Zeit ganz zu kennen. Doch bald erfahrt Ihr mehr, vielleicht mehr als ich ſelbſt davon weiß und zwar durch den Meiſter Abraham. — Cyprianus, den wir noch jetzt unſern Bruder nennen, iſt einer der Erkornen. Er wurde gewürdigt mit den ewigen Mächten des Himmels in unmittelbare Berührung zu treten und wir müſſen ſchon jetzt in ihm den Heiligen verehren. — Was jenen verwogenen Burſchen betrifft, der ſich während der Exequien in die Kirche geſchlichen hatte und Euch ſo mörderiſch anpackte, ſo iſt er ein verlaufener, halb wahnſinniger Zigeunerbube, den unſer Vogt ſchon einige Mal hat derb auspeitſchen laſſen, weil er den Leuten im Dorfe die fetten Hühner aus den Ställen geſtohlen. Um den zu vertreiben, bedurfte es eben nicht eines beſonderen Mirakels. — Indem der Abt die letzten Worte ſprach, zuckte ein leiſes ironiſches Lächeln in den Mundwinkeln, und verſchwand eben ſo ſchnell.

Kreislern erfüllte der tiefſte bitterſte Unmuth; er ſah ein, daß der Abt bei allen Vorzügen ſeines Geiſtes, ſeines Verſtandes lügneriſche Gaukelei trieb und daß alle Gründe, die er damals anführte, um ihn zum Eintritt in's Kloſter zu bewegen, eben ſo nur einer verſteckten Abſicht zum Vorwand dienen ſollten, als diejenigen die er nun für das Gegentheil aufſtellte. — Kreisler beſchloß die Abtei zu verlaſſen und ſich aller bedrohlichen Geheimniſſe, die ihn bei längerem Bleiben noch verſtricken konnten in ein Gewebe, dem nicht mehr zu entrinnen, völlig zu entſchlagen. Als er aber nun gedachte, wie er ja gleich zurückkehren könne nach Sieghartshof zum Meiſter Abraham, wie er ſie ja wieder ſehen, wieder hören könne, ſie ſeinen einzigen Gedanken, da fühlte er in der Bruſt jene ſüße Beklemmung, in der ſich die glühendſte Liebesſehnſucht kund thut. —

Ganz vertieft wandelte Kreisler den Hauptgang des Parks hinab, als ihn der Pater Hilarius ereilte und ſogleich begann: Ihr wart beim Abt, Kreisler, er ſagte Euch alles! — Nun, hatte ich Recht? — Wir ſind alle verloren! — Dieſer geiſtliche Comödiant — es iſt heraus, das Wort, wir ſind unter uns! — Als er — Ihr wißt, wen ich meine — in der Kutte nach Rom kam, ließ ihn die päpſtliche Heiligkeit ſogleich zur Audienz. Er fiel nieder auf die Knie und küßte den Pantoffel. Ohne einen Wink aufzuſtehen, ließ ihn aber die päpſtliche Heiligkeit eine ganze Stunde lang liegen. „Das ſey deine erſte kirchliche Strafe,“ fuhr die Heiligkeit ihn an, als er ſich endlich erheben durfte und hielt nun eine lange Predigt über die ſündlichen Irrthümer, in die Cyprianus verfallen. — Nachher erhielt er langen Unterricht in gewiſſen geheimen Gemächern und zog denn aus! — Es hat lange keinen Heiligen gegeben! — Das Mirakel — nun Ihr habt das Bild geſehen, Kreisler — das Mirakel, ſage ich, hat erſt in Rom ſeine wahre Geſtalt erhalten. — Ich bin nichts als ein ehrlicher Benediktiner Mönch, ein tüchtiger praefectus chori wie Ihr mir einräumen werdet und trinke der allein ſeligmachenden Kirche zu Ehren gern ein Gläschen Nierſteiner oder Bocksbeutel, aber! — Mein Troſt iſt, daß er nicht lange hier bleiben wird. — Herumziehen muß er. Monachus in claustro non valet ova duo: sed quando est extra bene valet triginta. — Er wird denn auch wohl Wunder thun — Seht Kreisler, ſeht, da kommt er den Gang herauf — Er hat uns erblickt und weiß wie er ſich geberden muß. —

Kreisler erblickte den Mönch Cyprianus, der langſam, feierlichen Schrittes, den ſtieren Blick zum Himmel gerichtet, die Hände gefaltet wie in einer frommen Extaſe begriffen, den Laubgang herauf kam.

Hilarius entfernte ſich ſchnell, Kreisler blieb aber verloren in den Anblick des Mönchs, der in ſeinem Antlitz, in ſeinem Weſen etwas Seltſames, Fremdartiges trug, das ihn unter allen übrigen Menſchen auszuzeichnen ſchien. Ein großes, ungewöhnliches Verhängniß läßt lesbare Spuren zurück und ſo mocht' es auch ſeyn, daß ein wunderbares Geſchick des Mönchs äußere Erſcheinung geſtaltet hatte, wie ſie ſich nun eben zeigte.

Der Mönch wollte vorüberſchreiten, ohne in ſeiner Verzückung Kreislern zu bemerken, der fühlte ſich aber aufgelegt, dem ſtrengen Abgeſandten des Oberhaupts der Kirche, dem feindlichen Verfolger der herrlichſten Kunſt in den Weg zu treten.

Er that es mit den Worten: Erlaubt ehrwürdiger Herr, daß ich Euch meinen Dank abſtatte. Ihr befreitet mich durch Euer kräftiges Wort zur rechten Zeit aus den Händen des groben Lümmels von Zigeunerbuben; er hätte mich erwürgt, wie ein geſtohlnes Huhn! —

Der Mönch ſchien aus einem Traume zu erwachen, er fuhr mit der Hand über die Stirn und blickte Kreislern lange ſtarr an, als müſſe er ſich auf ihn beſinnen. Dann verzog ſich aber ſein Antlitz zum furchtbaren durchbohrenden Ernſt, und Flammen des Zorns in den Augen, rief er mit ſtarker Stimme: Verwegener frevelhafter Menſch, Ihr hättet verdient, daß ich Euch hinfahren ließ in Euern Sünden! Seyd Ihr nicht der, der den heiligen Cultus der Kirche, die vornehmſte Stütze der Religion profanirt durch weltlichen Klingklang? Seyd Ihr es nicht, der hier durch eitle Kunſtſtücke die frömmſten Gemüther bethörte, daß ſie ſich abwandten von dem Heiligen und weltlicher Luſt fröhnten in üppigen Liedern? Kreisler fühlte ſich durch dieſe wahnſinnigen Vorwürfe eben ſo verletzt, als erhoben durch den albernen Hochmuth des fanatiſchen Mönchs, der mit ſo leichten Waffen zu bekämpfen.

Iſt es, ſprach Kreisler ſehr ruhig und dem Mönch feſt in's Auge blickend, iſt es ſündhaft, die ewige Macht zu preiſen in der Sprache, die ſie uns ſelbſt gab, damit das Himmelsgeſchenk die Begeiſterung der brünſtigſten Andacht, ja die Erkenntniß des Jenſeits in unſerer Bruſt erwecke, iſt es ſündhaft, ſich auf den Seraphsfittigen des Geſanges hinwegzuſchwingen über alles Irdiſche und in frommer Sehnſucht und Liebe hinaufzuſtreben nach dem Höchſten, ſo habt Ihr Recht, ehrwürdiger Herr, ſo bin ich ein arger Sünder. Erlaubt aber, daß ich der entgegengeſetzten Meinung bin, und feſt glaube, daß dem Cultus der Kirche die wahrhafte Glorie der heiligſten Begeiſterung fehlen würde, wenn der Geſang ſchweigen ſollte.

So flehet, erwiederte der Mönch ſtrenge und kalt, ſo flehet zur heiligen Jungfrau, daß ſie die Decke von Euern Augen nehmen und Euch den verdammlichen Irrthum erkennen laſſen möge.

Ein Componiſt*), ſprach Kreisler ſanft lächelnd, wurde von jemandem gefragt, wie er es denn anfange, daß ſeine geiſtlichen Compoſitionen durchaus andächtige Begeiſterung athmeten. Wenn es, erwiederte darauf der fromme, kindliche Meiſter, mit dem Componiren nicht ſo recht fort will, ſo bete ich im Zimmer auf und abgehend einige Ave und dann kommen mir die Ideen wieder. Derſelbe Meiſter ſagte von einem andern großen geiſtlichen Werk**): Erſt als ich zur Hälfte in meiner Compoſition vorgerückt war, merkte ich, daß ſie gerathen wäre; ich war auch nie ſo fromm, als während der Zeit da ich daran arbeitete; täglich fiel ich auf meine Knie nieder und bat Gott, daß er mir Kraft zur glücklichen Ausführung dieſes Werkes verleihen möge. — Mich will bedünken, ehrwürdiger Herr, als wenn weder dieſer Meiſter noch der alte Paläſtrina ſich um Sündhaftes bemüht, und daß nur ein in aſcetiſcher Verſtocktheit erkaltetes Herz nicht zu der höchſten Frömmigkeit des Geſanges entflammt werden kann.

Menſchlein, fuhr der Mönch zornig auf, wer biſt du denn, daß ich mit dir, der du dich hinwerfen müßteſt in den Staub, rechten ſoll? — Fort aus der Abtei, damit du nicht länger das Heilige verſtörſt! —

Tief empört über des Mönchs gebieteriſchen Ton, rief Kreisler heftig: Und wer biſt du denn, wahnſinniger Mönch, daß du dich erheben willſt über alles was menſchlich? — Biſt du frei geboren von der Sünde? — Haſt du nie über Gedanken der Hölle gebrütet? Biſt du nie ausgewichen auf dem ſchlüpfrigen Pfad, den du wandelteſt? Und wenn die heilige Jungfrau dich wirklich gnadenvoll dem Tode entriß, den du vielleicht einer grauenvollen That verdankteſt, ſo geſchah es, daß du in Demuth deine Sünde erkennen und ſie büßen, nicht aber mit freveliger Prahlerei dich der Gnade des Himmels, ja der heiligen Krone rühmen ſollteſt, die du niemals erwerben wirſt.

Der Mönch ſtierte Kreislern an mit Tod und Verderben ſprühenden Blicken, indem er unverſtändliche Worte lallte.

Und, fuhr Kreisler fort mit ſteigendem Affekt, und, ſtolzer Mönch, als du noch dieſen Rock trugſt —

Damit hielt Kreisler das Bild, das er vom Meiſter Abraham

---

*) Joſeph Haydn. **) die Schöpfung.

erhalten, dem Mönch vor Augen; doch ſo wie dieſer es erblickte, ſchlug er ſich wie in wilder Verzweiflung mit beiden Fäuſten vor die Stirn und ſtieß einen herzzermalmenden Schmerzenslaut aus, als träfe ihn ein Todesſtreich. —

Fort mit dir, rief nun Kreisler, fort mit dir aus der Abtei, du verbrecheriſcher Mönch! — Hoho mein Heiliger, wenn du vielleicht auf den Hühnerdieb ſtößeſt, mit dem du in Gemeinſchaft, ſo ſage ihm, du könnteſt und wollteſt ein andermal mich nicht wieder ſchützen, doch ſolle er ſich in Acht nehmen und von meiner Kehle wegbleiben, ſonſt würde ich ihn ſpießen wie eine Lerche oder wie ſeinen Bruder, denn auf's Spießen — Kreisler entſetzte ſich in dieſem Augenblick vor ſich ſelber; der Mönch ſtand vor ihm ſtarr, regungslos, noch immer beide Fäuſte vor die Stirn gedrückt, keines Wortes, keines Lautes mächtig, es war Kreislern, als rauſche es im nahen Gebüſch, als werde gleich der wilde Giuſeppo auf ihn losſtürzen. Er rannte von dannen; die Mönche ſangen eben im Chor die Abendhora und Kreisler begab ſich in die Kirche, weil er hoffte dort ſein tief aufgeregtes, tief verletztes Gemüth zu beruhigen.

Die Hora war geendet, die Mönche verließen den Chor, die Lichter verlöſchten. Kreislers Sinn hatte ſich zu den alten frommen Meiſtern gewendet, deren er in dem Streit mit dem Mönch Cyprianus gedacht. — Muſik — fromme Muſik war aufgegangen in ihm, Julia hatte geſungen und nicht mehr brauſte der Sturm in ſeinem Innern. Er wollte fort durch eine Seitenkapelle, deren Thüre in den langen Gang ging, welcher zu einer Treppe und hinauf in ſein Zimmer führte.

Als Kreisler in die Kapelle trat, erhob ſich ein Mönch mühſam vom Boden, auf dem er ausgeſtreckt vor dem wunderthätigen Marienbilde gelegen hatte, das dort aufgeſtellt war. In dem Schein der ewigen Lampe erkannte Kreisler den Mönch Cyprianus, aber matt und elend ſchien er eben aus einer Ohnmacht zu ſich ſelbſt gekommen. Kreisler leiſtete ihm hülfreiche Hand; da ſprach der Mönch mit leiſer wimmernder Stimme: Ich erkenne Euch — Ihr ſeyd Kreisler! Habt Barmherzigkeit, verlaßt mich nicht, helft mir zu jenen Stufen, ich will mich dort niederlaſſen, aber ſetzt Euch zu mir, dicht zu mir, nur die Gebenedeite darf uns hören. — Uebt Mitleiden, fuhr nun der Mönch fort, als beide auf den Stufen des Altars ſaßen, übt Mitleiden, Gnade, vertraut mir, ob Ihr nicht das verhängnißvolle Bildniß von dem alten Severino erhieltet, ob Ihr um Alles, um das ganze furchtbare Geheimniß wiſſet?

Frei und offen verſicherte Kreisler, daß er das Bildniß vom Meiſter Abraham Liscov erhalten und erzählte ohne Scheu alles, was ſich in Siegbartshof begeben, und wie er nur aus mancherlei Combinationen auf irgend eine Greuelthat ſchließe, deren lebhafte Erinnerung ſo wie die Furcht des Verraths das Bildniß wecke. Der Mönch, der bei einigen Momenten in Kreislers Erzählung tief erſchüttert geſchienen, ſchwieg jetzt einige Augenblicke. Dann begann er ermuthigt mit feſterer Stimme: Ihr wißt zu viel Kreisler, um nicht alles erfahren zu müſſen. Vernehmt, Kreisler, jener Prinz Hektor, der Euch auf den Tod verfolgte, es iſt mein jüngerer Bruder. Wir ſind Söhne eines fürſtlichen Vaters, deſſen Thron ich geerbt haben würde, hätte ihn nicht der Sturm der Zeit umgeworfen. Wir nahmen, da eben der Krieg ausgebrochen, beide Dienſte und der Dienſt war es, der zuerſt mich und dann auch meinen Bruder nach Neapel brachte. — Ich hatte mich damals aller böſen Luſt der Welt hingegeben und vorzüglich die wilde Leidenſchaft zu den Weibern riß mich ganz und gar hin. Eine Tänzerin, eben ſo ſchön als verrucht, war meine Geliebte und überdem lief ich den liederlichen Dirnen nach, wo ich ſie fand.

So geſchah es, daß ich eines Tages, als es ſchon zu dunkeln begann, auf dem Molo ein paar Geſchöpfe dieſer Art verfolgte. Beinahe hatte ich ſie erreicht, als dicht neben mir eine Stimme gellend rief: Was das Prinzchen doch für ein allerliebſter Taugenichts iſt! — Da läuft er gemeinen Dirnen nach und könnte in den Armen der ſchönſten Prinzeſſin liegen! — Mein Blick fiel auf ein altes abgelumptes Zigeunerweib, die ich vor wenigen Tagen in der Straße Toledo von den Sbirren wegführen geſehen, weil ſie einen Waſſerverkäufer, ſo kräftig er ſchien, im Zank mit ihrer Krücke zu Boden geſchlagen. — Was willſt Du von mir, alte Hexe? So rief ich das Weib an, die mich aber in dem Augenblick mit einem Strom der abſcheulichſten niedrigſten Schimpfreden überſchüttete, ſo daß das müßige Volk bald ſich um uns verſammelte und über meine Verlegenheit ausbrach in ein tolles Gelächter. — Ich wollte fort, da hielt mich aber das Weib beim Kleide feſt, ohne vom Boden aufzuſtehen und ſprach, plötzlich mit den

Schimpfreden einhaltend, leiſe, indem ſich ihr abſcheuliches Antlitz zum grinſenden Lächeln verzog: Ei, mein ſüßes Prinzlein, willſt du denn nicht bei mir bleiben? Willſt du nichts hören von dem ſchönſten Engelskinde, das in dich vernarrt iſt? — Damit erhob ſich das Weib mühſam, indem ſie ſich an meinen Armen feſtklammerte und ziſchelte mir von einem jungen Mädchen in die Ohren, das ſchön und anmuthig wie der Tag und noch unſchuldig ſey. — Ich hielt das Weib für eine gemeine Kupplerin und wollte mich, da gerade mein Sinn nicht dahin ſtand, ein neues Abentheuer anzuknüpfen, mit ein paar Dukaten von ihr losmachen. Sie nahm aber das Geld nicht, und rief, als ich mich entfernte, mir laut lachend nach: Geht nur, geht, mein feiner Herr, Ihr werdet mich bald aufſuchen mit großem Kummer und Weh im Herzen! — Einige Zeit war vergangen, ich hatte nicht mehr an das Zigeunerweib gedacht, als eines Tages auf dem Spaziergange, Villa reale genannt, eine Dame vor mir herging, die mir in ihrem Weſen ſo wunderbar anmuthig ſchien, wie ich noch keine geſehen. Ich eilte ihr voraus und als ich ihr Antlitz erblickte, war es mir, als öffne ſich der leuchtende Himmel aller Schönheit. — So dachte ich nämlich damals als ein ſündiger Menſch und daß ich den frevelhaften Gedanken wiederhole, mag Euch ſtatt aller Beſchreibung des Liebreizes, mit dem die ewige Macht die holde Angela geſchmückt hatte, um ſo mehr dienen, als mir jetzt nicht geziemen und auch wohl nicht gelingen würde, viel zu reden über irdiſche Schönheit. Zur Seite der Dame ging oder hinkte vielmehr an einem Stabe, eine ſehr alte ehrbar gekleidete Frau, die nur durch ihre ganz ungewöhnliche Größe und ſeltſame Unbehülflichkeit auffiel. Trotz des völlig veränderten Anzuges, trotz der tiefen Haube, die einen Theil des Antlitzes verhüllte, erkannte ich in der alten Frau doch augenblicklich das Ziegeunerweib vom Molo. Das fratzenhafte Lächeln der Alten, ihr leiſes Kopfnicken bewies mir, daß ich mich nicht irre. — Ich konnte den Blick nicht abwenden von dem anmuthigen Wunder; die Holde ſchlug die Augen nieder, der Fächer entfiel ihrer Hand. Schnell hob ich ihn auf; indem ſie ihn nahm, berührte ich ihre Finger; ſie zitterten; da loderte das Feuer meiner verdammlichen Leidenſchaft in mir auf und ich ahnte nicht, daß die erſte Minute der ſchrecklichen Prüfung gekommen, die der Himmel mir auferlegt. Ganz betäubt, ganz im Sinn verwirrt ſtand ich da und bemerkte kaum, daß die Dame mit ihrer alten Begleiterin in eine Kutſche ſtieg, die am Ende der Allee gehalten hatte. Erſt als der Wagen fortrollte, kam ich zur Beſinnung, und ſtürzte nach wie ein Raſender. Ich kam noch zu rechter Zeit um zu ſehen, daß der Wagen vor einem Hauſe in der engen kurzen Straße hielt, die nach dem großen Platz Largo delle Piane führt. Beide, die Dame und ihre Begleiterin ſtiegen aus, und da der Wagen ſogleich fortfuhr, als ſie in das Haus getreten, konnte ich mit Recht vermuthen, daß dort ihre Wohnung. Auf dem Platz Largo delle Piane wohnte mein Bankier, Signore Aleſſandro Sperzi und ſelbſt weiß ich nicht, wie ich auf den Einfall gerieth, dieſen Mann jetzt gerade heimzuſuchen. Er glaubte, ich käme Geſchäfte halber, und begann ſehr weitläufig über mein Verhältniß zu reden. Mein ganzer Kopf war aber erfüllt von der Dame, ich dachte, ich hörte nichts anders und ſo kam es, daß ich dem Signor Sperzi ſtatt aller Antwort das anmuthige Abentheuer des Augenblicks erzählte. Signor Sperzi wußte mir mehr von meiner Schönen zu ſagen, als ich hatte ahnen können. Er war es, der jedes halbe Jahr von einem Handelshauſe in Augsburg eine anſehnliche Rimeſſe für eben jene Dame erhielt. Sie wurde Angela Benzoni genannt, die Alte aber mit dem Namen Frau Magdala Sigrun bezeichnet. Signor Sperzi mußte dagegen dem Augsburger Handlungshauſe über das ganze Leben des Mädchens die genaueſte Nachricht geben, ſo daß er, da es ihm auch früher obgelegen ihre ganze Erziehung, ſowie jetzt ihren Haushalt zu leiten, in gewiſſer Art als ihr Vormund anzuſehen. Der Bankier hielt das Mädchen für die Frucht eines verbotenen Verhältniſſes unter Perſonen des vornehmſten Standes. — Ich bezeigte dem Signor Sperzi meine Verwunderung darüber, daß man ein ſolches Kleinod einem ſo zweideutigen Weibe anvertraue als die Alte ſey, die ſich in ſchmutzigen zerlumpten Zigeunerkleidern auf den Straßen herum treibe und vielleicht gar die Kupplerin ſpielen wollte. Der Bankier verſicherte dagegen, daß es keine treuere ſorgſamere Pflegerin gebe als die Alte, die mit dem Mädchen hergekommen, als es erſt zwei Jahr alt geweſen. Daß die Alte ſich zuweilen als Zigeunerin vermumme, ſey eine wunderliche Grille, die man ihr wohl in dieſem Lande der Maskenfreiheit nachſehen könne. — Ich darf, ich muß kurz ſeyn! — Die Alte ſuchte mich bald auf in ihrem Zigeunerhabit und führte mich ſelbſt zu Angela, die mir in holder jungfräulicher Scham hocherröthend ihre Liebe geſtand. Noch immer hatte ich in meinem verirrten Weſen geglaubt, die Alte ſey eine ruchloſe Nährerin der Sünde, aber bald wurde ich des Gegentheils überführt. Angela war keuſch und rein wie Schnee, und da wo ich ſündhaft zu ſchwelgen gedachte, lernte ich an eine Tugend glauben, die ich freilich jetzt für ein hölliſches Blendwerk des Teufels erkennen muß. In eben dem Grade als meine Leidenſchaft höher und höher ſtieg, neigte ich mich auch mehr und mehr der Alten hin, die mir unaufhörlich in die Ohren raunte, daß ich mich mit Angela vermählen ſolle. Müßte dies auch zur Zeit heimlich geſchehen, ſo komme doch wohl der Tag, an dem ich öffentlich der Gemahlin das fürſtliche Diadem auf die Stirn drücken werde. — Angela's Geburt ſei der meinigen gleich. —

— Wir wurden in einer Kapelle der Kirche San Filippo getraut. — Ich glaubte den Himmel gefunden zu haben, ich entzog mich allen Verbindungen, ich gab den Dienſt auf, man ſah mich nicht mehr in jenen Kreiſen, in denen ich ſonſt frevelnd allen Lüſten gefröhnt. — Eben dieſe veränderte Lebensweiſe verrieth mich. Jene Tänzerin von der ich mich losgeſagt, forſchte aus, wohin ich mich jeden Abend begab und ahnend, daß daraus ſich vielleicht der Keim ihrer Rache entwickeln könne, entdeckte ſie meinem Bruder das Geheimniß meiner Liebe. — Mein Bruder ſchlich mir nach, überraſchte mich in Angela's Armen. — Mit einer ſcherzhaften Wendung entſchuldigte Hektor ſeine Zudringlichkeit und machte mir Vorwürfe daß ich, gar zu ſelbſtſüchtig, ihm nicht einmal das Vertrauen eines aufrichtigen Freundes geſchenkt; doch ich merkte nur zu deutlich, wie betroffen er war über Angela's hohe Schönheit. Der Funke war gefallen, die Flamme der wüthendſten Leidenſchaft angefacht in ſeinem Innern. — Er kam oft, wiewohl nur in den Stunden, wenn er mich zu finden wußte. — Ich glaubte zu bemerken, daß Hektors wahnſinnige Liebe erwiedert wurde, und alle Furien der Eiferſucht zerfleiſchten meine Bruſt. — Da war ich dem Graus der Hölle verfallen! — Einſt als ich eintrat in Angela's Gemach, glaubte ich Hektors Stimme im Nebenzimmer zu vernehmen. — Den Tod im Herzen blieb ich eingewurzelt ſtehen. Doch plötzlich ſtürzte Hektor aus dem Nebengemach herein mit gluthrothem Antlitz und wildrollenden Augen wie ein Raſender. Verdammter, du ſollſt mir fernerhin nicht in den Weg treten! So rief er ſchäumend vor Wuth und ſtieß mir den Dolch, den er ſchnell hervorgezogen, in die Bruſt bis an das Heft. — Der herbeigerufene Chirurgus fand, daß der Stoß durch das Herz gegangen. — Die Hochgebenedeite hat mich gewürdigt, mir das Leben wieder zu ſchenken durch ein Mirakel. —

Die letzten Worte ſprach der Mönch mit leiſer zitternder Stimme, und ſchien dann in trübes Sinnen verloren.

Und, fragte Kreisler, und was wurde aus Angela?

Als, erwiederte der Mönch mit hohler geiſterartiger Stimme, als der Mörder die Früchte ſeiner Greuelthat genießen wollte, da erfaßte die Geliebte der Todeskrampf und ſie verſchied in ſeinen Armen. — Gift —

Dies Wort geſprochen, fiel der Mönch nieder auf's Geſicht und röchelte wie ein Sterbender. — Kreisler ſetzte durch die Glocke, die er anzog, das Kloſter in Bewegung. Man eilte herbei und ſchaffte den ohnmächtigen Cyprianus in den Krankenſaal. —

Kreisler fand am andern Morgen den Abt in ganz beſonders heitrer Laune. — Ha ha, rief er ihm entgegen, ha ha mein Johannes, Ihr wollt an kein Mirakel der neueſten Zeit glauben und Ihr habt geſtern in der Kirche ſelbſt das wunderbarſte Mirakel bewirkt, das es nur geben mag. — Sagt, was habt Ihr mit unſerm ſtolzen Heiligen gemacht, der da liegt wie ein reuiger zerknirſchter Sünder und uns alle in kindiſcher Todesangſt höchlich um Verzeihung gebeten hat, daß er ſich über uns erheben wollen! — Habt Ihr ihn, der von Euch nun Beichte verlangte, vielleicht ſelbſt beichten laſſen? —

Kreisler fand gar keine Urſache, auch nur das mindeſte von dem zu verſchweigen, was ſich mit ihm und dem Mönch Cyprianus begeben. Er erzählte daher umſtändlich alles, von der freimüthigen Strafpredigt an, die er dem einbildiſchen Mönch gehalten, als er die heilige Tonkunſt herabgewürdigt, bis auf den ſchrecklichen Zuſtand, in den er verfallen, als er das Wort: Gift! ausgeſprochen. Dann erklärte Kreisler, daß er eigentlich doch noch immer nicht wiſſe, warum das Bild, habe ſich auch Prinz Hektor davor entſetzt, gleiche Wirkung auf den Mönch Cyprianus hervorgebracht. Eben ſo ſey er darüber noch ganz im Dunkeln geblieben, auf welche Weiſe Meiſter Abraham in jene grauenvollen Begebenheiten verflochten.

In der That, ſprach der Abt anmuthig lächelnd, in der That, mein lieber Sohn Johannes, wir ſtehen jetzt ganz anders gegenüber, als noch vor wenigen Stunden. Ein ſtandhaftes Gemüth, ein feſter

Sinn, vorzüglich aber wohl ein tiefes richtiges Gefühl, das wie eine wunderbar wahrſagende Erkenntniß in unſerer Bruſt verborgen, richtet vereint mehr aus, als der ſchärfſte Verſtand, der geübteſte alles ſcheldende Blick. Du haſt es bewieſen, mein Johannes, indem du die Waffe, die man dir in die Hand gab, ohne dich ganz über ihre Wirkung zu belehren, ſo geſchickt in dem richtigen Moment zu gebrauchen wußteſt, daß du auf der Stelle den Feind zu Boden ſchlugſt den vielleicht der durchdachteſte Plan nicht ſo leicht aus dem Felde getrieben haben würde. Ohne es zu wiſſen haſt du mir, dem Kloſter, vielleicht auch der Kirche überhaupt, einen Dienſt erwieſen, deſſen erſprießliche Folgen nicht zu überſehen ſind. — Ich will, ich darf jetzt gegen dich ganz aufrichtig ſeyn, ich wende mich ab von denen, die mir Falſches vorſpiegeln wollten zu deinem Nachtheil, du kannſt auf mich rechnen, Johannes! — Daß der ſchönſte Wunſch, der in deiner Bruſt ruht, erfüllt werde, dafür laß mich ſorgen. Deine Cecilia, du weißt welches holde Weſen ich meine — doch ſtill jetzt davon! — Das was du noch von jener entſetzlichen Begebenheit in Neapel zu wiſſen verlangſt, iſt mit wenigen Worten geſagt. — Für's Erſte hat es unſerm würdigen Bruder Cyprianus beliebt in ſeiner Erzählung einen kleinen Umſtand zu übergeben. — Angela ſtarb an dem Gift, das er ihr beigebracht in dem hölliſchen Wahnſinn der Eiferſucht. — Meiſter Abraham befand ſich damals in Neapel unter dem Namen Severino. Er glaubte Spuren ſeiner verlornen Chiara zu finden, und fand ſie wirklich, da ihm jene alte Zigeunerin in den Weg kam, Magdala Sigrun geheißen, die du ſchon kennſt. An den Meiſter wandte ſich die Alte, als das Schrecklichſte geſchehen und ihm vertraute ſie, ehe ſie Neapel verließ, jenes Bildniß, deſſen Geheimniſſe du noch nicht kennſt. Drücke den ſtählernen Knopf an dem Rande, dann ſpringt Antonio's Bildniß, das nur einer Kapſel zum Deckel dient, auf, und du erblickſt nicht allein Angela's Bildniß, ſondern dir fallen auch noch ein paar Blättchen in die Hände, die von der äußerſten Wichtigkeit ſind, da ſie dir den Beweis des doppelten Mordes liefern. — Du ſiehſt nun, warum dein Talisman ſo kraftvoll wirkt. — Meiſter Abraham ſoll noch mit dem Bruderpaar in mancherlei Berührung gekommen ſeyn, doch davon wird er dir ſelbſt noch beſſer erzählen können als ich. — Laß' uns jetzt hören, Johannes, wie es mit dem kranken Bruder Cyprianus ſteht! —

Und das Mirakel? So fragte Kreisler indem er den Blick auf die Stelle der Wand über dem kleinen Altar warf, wo er ſelbſt mit dem Abt das Bild, deſſen ſich der geneigte Leſer wohl noch erinnert, befeſtigt hatte. Nicht wenig verwunderte er ſich aber, als er ſtatt dieſes Bildes wieder Leonardo da Vinci's heilige Familie erblickte, die ihren alten Platz eingenommen. — Und das Mirakel? — fragte Kreisler zum zweiten Mal. Ihr meint, erwiederte der Abt mit ſeltſamem Blick, Ihr meint das ſchöne Bild, welches ſonſt hier aufgehängt war? — Ich habe es unterdeſſen in dem Krankenſaal aufſtellen laſſen. Vielleicht ſtärkt der Anblick unſern armen Bruder Cyprianus, vielleicht hilft ihm die Hochgebenedeite zum zweiten Mal. —

Kreisler fand auf ſeinem Zimmer ein Schreiben des Meiſters Abraham, des Inhalts:

Mein Johannes!

Auf! — auf! — verlaßt die Abtei, eilt her ſo ſchnell Ihr könnt! — Der Teufel hat hier zu ſeiner Luſt eine ganz beſondere Hetzjagd angeſtellt! — Mündlich mehr, das Schreiben wird mir blutſauer, denn es ſteckt mir alles im Halſe und droht mich zu erſticken. Von mir, von dem Hoffnungsſtern, der mir aufgegangen, nicht ein Wort. Nur ſo viel in aller Eil. — Die Räthin Benzon findet Ihr nicht mehr, wohl aber die Reichsgräfin von Eſchenau. Das Diplom aus Wien iſt angekommen und die künftige Heirath Julia's mit dem würdigen Prinzen Ignaz ſo gut wie erklärt. Fürſt Irenäus beſchäftigt ſich mit der Idee des neuen Throns, auf dem er ſitzen wird als regierender Herr. Die Benzon, oder vielmehr die Gräfin von Eſchenau hat ihm das verſprochen. Prinz Hektor hat indeſſen Verſteckens geſpielt, bis er nun wirklich fort mußte zur Armee. — Bald kehrt er wieder und dann ſoll eine Doppelhochzeit gefeiert werden. — Es wird luſtig ſeyn. — Die Trompeter ſpülen ſich ſchon die Gurgeln aus, die Fiedler ſchmieren die Bogen, die Lichtzieher in Sieghartsweiler gießen die Fackeln — aber! — Nächſtens iſt der Namenstag der Fürſtin, da unternehm ich Großes, aber Ihr müßt hier ſeyn. Kommt nur lieber gleich auf der Stelle, wenn Ihr dies geleſen habt! Lauft was Ihr könnt. Bald ſeh' ich Euch. — Apropos! — Nehmt Euch doch vor den Pfaffen in Acht, aber den Abt lieb' ich ſehr. — Adieu!

So kurz und ſo inhaltsreich war dies Brieflein des alten Meiſters, daß —

Nachſchrift des Herausgebers.

Am Schluß des zweiten Bandes iſt der Herausgeber genöthigt, dem geneigten Leſer eine ſehr betrübte Nachricht mitzutheilen. — Den klugen, wohlunterrichteten, philoſophiſchen, dichteriſchen Kater Murr hat der bittere Tod dahin gerafft mitten in ſeiner ſchönen Laufbahn. Er ſchied in der Nacht vom neun und zwanzigſten bis zum dreißigſten November nach kurzen, aber ſchweren Leiden mit der Ruhe und Faſſung eines Weiſen dahin. — So giebt es wieder einen Beweis, daß es mit den frühreifen Genies immer nicht recht fort will; entweder ſie ſteigen in einem Antiklimax hinab zur charakter- und geiſtloſen Gleichgültigkeit und verlieren ſich in der Maſſe, oder ſie bringen es in den Jahren nicht hoch. — Armer Murr! der Tod deines Freundes Muzius war der Vorbote deines eignen, und ſollt' ich dir den Trauerſermon halten, er würde mir ganz anders aus dem Herzen kommen, als dem theilnahmeloſen Hinzmann; denn ich habe dich lieb gehabt und lieber als Manchen — Nun! — ſchlafe wohl! — Friede deiner Aſche! —

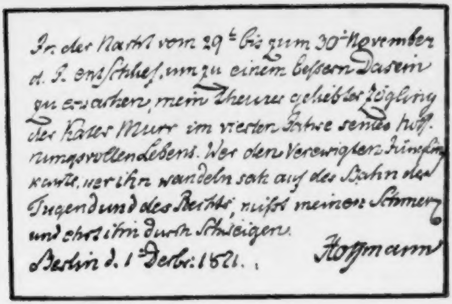
Schlimm iſt es, daß der Verblichene ſeine Lebens-Anſichten nicht geendet hat, die alſo Fragmente bleiben müſſen. Dagegen haben ſich in den nachgelaſſenen Papieren des verewigten Katers noch ſo manche Reflexionen und Bemerkungen gefunden, die er in der Zeit aufgeſchrieben zu haben ſcheint, als er ſich bei dem Kapellmeiſter Kreisler befand. Ferner war aber auch noch ein guter Theil des von dem Kater zerriſſenen Buchs vorhanden, welches Kreislers Biographie enthält.

Der Herausgeber findet es daher der Sache nicht unangemeſſen, wenn er in einem dritten Bande, der zur Oſtermeſſe erſcheinen ſoll*), dies von Kreislers Biographie noch Vorgefundene den geneigten Leſern mittheilt und nur hin und wieder an ſchicklichen Stellen das einſchiebt, was von jenen Bemerkungen und Reflexionen des Katers der weitern Mittheilung werth erſcheint.

Ende des zweiten Bandes.

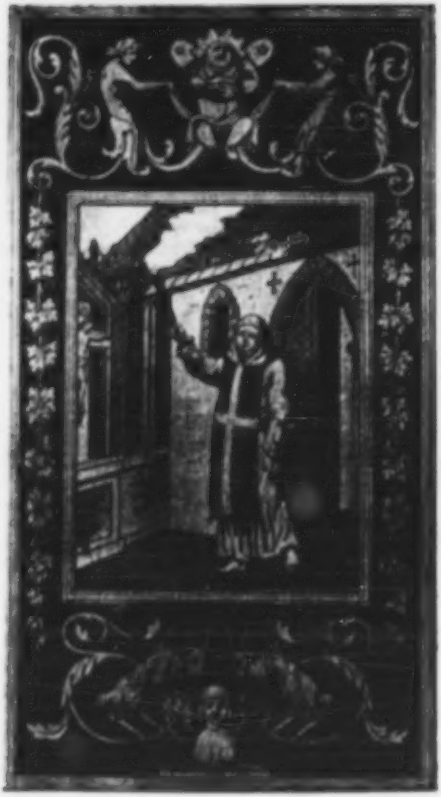
---

*) Dieſer Band iſt nicht erſchienen.



In der Nacht vom 29^{t} bis zum 30^{t} November
d. J. entſchlief, um zu einem beſsern Dasein
zu erwachen, mein theurer geliebter Zögling
der Kater Murr im vierten Jahre seines hoff-
nungsvollen Lebens. Wer den Verewigten Jüngling
kannte, wer ihn wandeln sah auf der Bahn der
Tugend und des Rechts, miſst meinen Schmerz
und ehrt ihn durch Schweigen.
Berlin d. 1^{t} Decbr: 1821. Hoffmann

Blatt 41



Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Mit 75 Bild- und Muſikbeigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Neunter Band. Mit 8 Beigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt des neunten Bandes.

Klein Zaches genannt Zinnober.
Prinzeſſin Brambilla.

Klein Zaches genannt Zinnober.

Erſtes Kapitel. Der kleine Wechſelbalg. — Dringende Gefahr einer Pfarrersnaſe. — Wie Fürſt Paphnutius in ſeinem Lande die Aufklärung einführte und die Fee Roſabelverde in ein Fräuleinſtift kam. 5

Zweites Kapitel. Von der unbekannten Völkerſchaft, die der Gelehrte Ptolomäus Philadelphus auf ſeinen Reiſen entdeckte. — Die Univerſität Kerepes. — Wie dem Studenten Fabian ein Paar Reitſtiefel um den Kopf flogen und der Profeſſor Moſch Terpin den Studenten Balthaſar zum Thee einlud. 16

Drittes Kapitel. Wie Fabian nicht wußte, was er ſagen ſollte. — Candida und Jungfrauen, die nicht Fiſche eſſen dürfen. — Moſch Terpins literariſcher Thee. — Der junge Prinz. 27

Viertes Kapitel. Wie der italieniſche Geiger Sbiocca den Herrn Zinnober in den Contrabaß zu werfen drohte, und der Referendarius Pulcher nicht zu auswärtigen Angelegenheiten gelangen konnte. — Von Mauth-Offizianten und zurückbehaltenen Wundern für's Haus. — Balthaſars Bezauberung durch einen Stockknopf. 39

Fünftes Kapitel. Wie Fürſt Barſanuph Leipziger Lerchen und Danziger Goldwaſſer frühſtückte, einen Butterfleck auf die Kaſimirhoſe bekam und den Geheimen Sekretär Zinnober zum Geheimen Spezialrath erhob. — Die Bilderbücher des Doktors Proſper Alpanus. — Wie ein Portier den Studenten Fabian in den Finger biß, dieſer ein Schleppkleid trug und deshalb verhöhnt wurde. — Balthaſars Flucht. 47

Sechstes Kapitel. Wie der Geheime Spezialrath Zinnober in ſeinem Garten friſirt wurde und im Graſe ein Thaubad nahm. — Der Orden des grüngefleckten Tigers. — Glücklicher Einfall eines Theaterſchneiders. — Wie das Fräulein von Roſenſchön ſich mit Kaffee begoß und Proſper Alpanus ihr ſeine Freundſchaft verſicherte. 59

Siebentes Kapitel. Wie der Profeſſor Moſch Terpin im fürſtlichen Weinkeller die Natur erforſchte. — Mycetes Belzebub. — Verzweiflung des Studenten Balthaſar. — Vortheilhafter Einfluß eines wohl eingerichteten Landhauſes auf das häusliche Glück. — Wie Proſper Alpanus dem Balthaſar eine ſchildkrötene Doſe überreichte und davon ritt. 71

Achtes Kapitel. Wie Fabian wegen langer Rockſchöße für einen Sektirer und Tumultuanten gehalten wurde. — Wie Fürſt Barſanuph hinter den Kaminſchirm trat und den Generaldirektor der natürlichen Angelegenheiten kaſſirte. — Zinnobers Flucht aus Moſch Terpins Hauſe. — Wie Moſch Terpin auf einem Schmetterling ausreiten und Kaiſer werden wollte, dann aber zu Bette ging. 79

Neuntes Kapitel. Verlegenheit eines treuen Kammerdieners. — Wie die alte Lieſe eine Rebellion anſtiftete und der Miniſter Zinnober auf der Flucht ausglitſchte. — Auf welche merkwürdige Weiſe des Fürſten Leibarzt den jähen Tod Zinnobers erklärte. — Wie Fürſt Barſanuph ſich betrübte, Zwiebeln aß, und wie Zinnobers Verluſt unerſetzlich blieb. 88

Letztes Kapitel. Wehmüthige Bitten des Autors. — Wie der Profeſſor Moſch Terpin ſich beruhigte und Candida niemals verdrießlich werden konnte. — Wie ein Goldkäfer dem Doktor Proſper Alpanus etwas ins Ohr ſummte, dieſer Abſchied nahm und Balthaſar eine glückliche Ehe führte. 101

Prinzeſſin Brambilla.

Vorwort 1—2

Erſtes Kapitel. Zauberiſche Wirkungen eines reichen Kleides auf eine junge Putzmacherin. — Definition des Schauſpielers, der Liebhaber darſtellt. — Von der Smorfia italiſcher Mädchen. — Wie ein kleiner ehrwürdiger Mann in einer Tulpe ſitzend den Wiſſenſchaften obliegt und anſtändige Damen zwiſchen Maulthier-Ohren Filet machen. — Der Marktſchreier Celionati und der Zahn des aſſyriſchen Prinzen. — Himmelblau und Roſa. — Pantalon und die Weinflaſche mit wundervollem Inhalt 3—19

Zweites Kapitel. Von dem ſeltſamen Zuſtande, in den gerathen, man ſich die Zähne an harten Zwieback ſtumpf beißt, [illegible] und mit dem Kopf an verſchloſſene Thüren anrennt. — [illegible] eines [illegible] auf Liebe und Schwärmerei. — [illegible] der Schauſpieler-[illegible] und [illegible]. — Wie Giglio kein Mädchen nicht fand, ſondern vom Schneider übervortheilt und gar ein Prinz geworden. — Der Prinz in der Einſiedelei und die [illegible]. — Wie Giglio der [illegible] der Prinzeſſin Brambilla [illegible], weil ihm ein Zahn aus dem Munde gewachſen [illegible]

Drittes Kapitel. Von Blondköpfen, die ſich erkühnen, den Pulcinell langweilig zu finden und abgeſchmackt. — Deutſcher und italieniſcher Spaß. — Wie Celionati im Café greco ſitzend, behauptete, er ſäße nicht im Café greco, ſondern fabrizire an dem Ufer des Ganges Pariſer Rappé. — Wunderbare Geſchichte von dem König Ophioch, der im Lande Urdargarten herrſchte, und der Königin Liris. — Wie König Cophetua ein Bettelmädchen heirathete, eine vornehme Prinzeſſin einem ſchlechten Komödianten nachlief, und Giglio ein hölzernes Schwert entdeckte, dann aber hundert Maſken im Corſo umrannte, bis er endlich ſtehen blieb, weil ſein Ich zu tanzen begonnen 145

Viertes Kapitel. Von der nützlichen Erfindung des Schlafs und des Traums, und was Sancho Panſa darüber denkt. — Wie ein würtembergiſcher Beamter die Treppe hinab fiel und Giglio ſein Ich nicht durchſchauen konnte. Rhetoriſche Eſelsohren, doppelter Galimathias und der weiße Mohr. — Wie der alte Fürſt Baſtianello di Piſtoja Apfelſinenkerne in dem Corſo ausſäete und die Maſken in Schutz nahm. Der beau jour häßlicher Mädchen. — Nachrichten von der berühmten Schwarzkünſtlerin Circe, welche Bandſchleifen neſtelt, ſo wie von dem artigen Schlangenkraut, das im blühenden Arcadien wächſt. — Wie ſich Giglio aus purer Verzweiflung erdolchte, hierauf an den Tiſch ſetzte, ohne Zwang zugriff, dann aber der Prinzeſſin eine gute Nacht wünſchte. 160

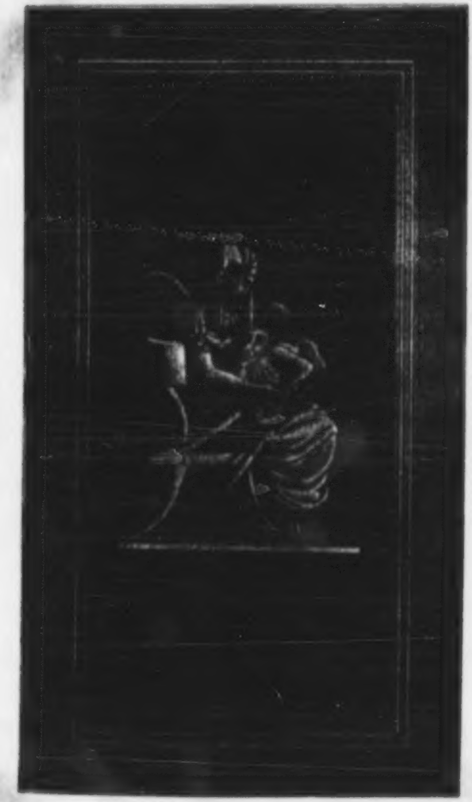
Fünftes Kapitel. Wie Giglio in der Zeit gänzlicher Trockenheit des menſchlichen Geiſtes zu einem weiſen Entſchluß gelangte, den Fortunatusſäckel einſteckte und dem demüthigſten aller Schneider einen ſtolzen Blick zuwarf. — Der Palaſt Piſtoja und ſeine Wunder. — Vorleſung des weiſen Mannes aus der Tulpe. — König Salomo der Geiſterfürſt und Prinzeſſin Myſtilis. — Wie ein alter Magus einen ſchwarzen Schlafrock umwarf, eine Zobelmütze aufſetzte und mit ungekämmtem Bart Prophezeiungen vernehmen ließ in ſchlechten Verſen. — Unglückliches Schickſal eines Gelbſchnabels. — Wie der geneigte Leſer in dieſem Kapitel nicht erfährt, was ſich bei Giglio's Tanz mit der unbekannten Schönen weiter begeben 177

Sechstes Kapitel. Wie einer tanzend zum Prinzen wurde, ohnmächtig einem Charlatan in die Arme ſank und dann beim Abendeſſen an den Talenten ſeines Kochs zweifelte. — Liquor anodynus und großer Lärm ohne Urſache. — Ritterlicher Zweikampf der in Lieb' und Wehmuth verſunkenen Freunde und deſſen tragiſcher Ausgang. — Nachtheil und Unſchicklichkeit des Tabackſchnupfens. — Freimaurerei eines Mädchens und neu erfundener Flugapparat. Wie die alte Beatrice eine Brille aufſetzte und wieder herunternahm von der Naſe. 194

Siebentes Kapitel. Wie einem jungen artigen Menſchen auf dem Café greco abſcheuliche Dinge zugemuthet wurden, ein Impreſſario Reue empfand und ein Schauſpielermodell an Trauerſpielen des Abbate Chiari ſtarb. — Chroniſcher Dualismus und der Doppelprinz, der in die Quere dachte. — Wie jemand eines Augenübels halber verkehrt ſah, ſein Land verlor und nicht ſpazieren ging. — Zank, Streit und Trennung........ 207

Achtes Kapitel. Wie der Prinz Cornelio Chiapperi ſich nicht tröſten konnte, der Prinzeſſin Brambilla Sammtpantoffel küßte, beide dann aber eingefangen wurden in Filet. — Neue Wunder des Palaſtes Piſtoja. — Wie zwei Zauberer auf Straußen durch den Urdarſee ritten und Platz nahmen in der Lotosblume. — Die Königin Myſtilis. — Wie bekannte Leute wieder auftreten und das Capriccio, Prinzeſſin Brambilla genannt, ein fröhliches Ende erreicht.............................. 220

Blatt 42



Klein Zaches genannt Zinnober.

Ein Mährchen

herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Erſtes Kapitel.*)

Der kleine Wechſelbalg. — Dringende Gefahr einer Pfarrersnaſe. — Wie Fürſt Paphnutius in ſeinem Lande die Aufklärung einführte und die Fee Roſabelverde in ein Fräuleinſtift kam.

Unfern eines anmuthigen Dorfes, hart am Wege, lag auf dem von der Sonnenglut erhitzten Boden hingeſtreckt ein armes zerlumptes Bauerweib. Vom Hunger gequält, vor Durſt lechzend, ganz verſchmachtet, war die Unglückliche unter der Laſt des im Korbe hoch aufgethürmten dürren Holzes, das ſie im Walde unter den Bäumen und Sträuchern mühſam aufgeleſen, niedergeſunken, und da ſie kaum zu athmen vermochte, glaubte ſie nicht anders, als daß ſie nun wohl ſterben, ſo ſich aber ihr troſtloſes Elend auf einmal enden werde. Doch gewann ſie bald ſo viel Kraft, die Stricke, womit ſie den Holzkorb auf ihrem Rücken befeſtigt, loszuneſteln und ſich langſam heraufzuſchieben auf einen Grasfleck, der gerade in der Nähe ſtand. Da brach ſie nun aus in laute Klagen. Muß, jammerte ſie, muß mich und meinen armen Mann allein denn alle Noth und alles Elend treffen? Sind wir denn nicht im ganzen Dorfe die einzigen, die aller Arbeit, alles ſauer vergoſſenen Schweißes ungeachtet in ſteter Armuth bleiben und kaum ſo viel erwerben, um unſern Hunger zu ſtillen? — Vor drei Jahren, als mein Mann beim Umgraben unſeres Gartens die Goldſtücke in der Erde fand, ja da glaubten wir, das Glück ſei endlich eingekehrt bei uns und nun kämen die guten Tage; aber was geſchah! — Diebe ſtahlen das Geld, Haus und Scheune brannten uns über dem Kopfe weg, das Getreide auf dem Acker zerſchlug der Hagel und um das Maaß unſeres ~~Leidens~~ voll zu machen bis über H Herzelei den Rand, ſtrafte uns der Himmel noch mit dieſem kleinen Wechſelbalg, den ich zu Schand und Spott des ganzen Dorfs gebar. — Zu St. Laurenz Tag iſt nun der Junge drittehalb Jahre geweſen, und kann auf ſeinen Spinnenbeinchen nicht ſtehen, nicht gehen, und knurrt und miaut, ſtatt zu reden, wie eine Katze. Und dabei frißt die unſelige Mißgeburt wie der ſtärkſte Knabe von wenigſtens acht Jahren, ohne daß es ihm im mindeſten was anſchlägt. Gott erbarme ſich über ihn und über uns, daß wir den Jungen groß füttern müſſen uns ſelbſt zur Qual und größerer Noth; denn eſſen und trinken immer mehr und mehr wird der kleine Däumling wohl, aber arbeiten ſein Lebetage nicht! Nein — nein, das iſt mehr als ein Menſch aushalten kann auf dieſer Erde! — Ach könnt' ich nur ſterben — nur ſterben! — Und damit fing die Arme an zu weinen und zu ſchluchzen, bis ſie endlich vom Schmerz übermannt, ganz entkräftet, einſchlief. —

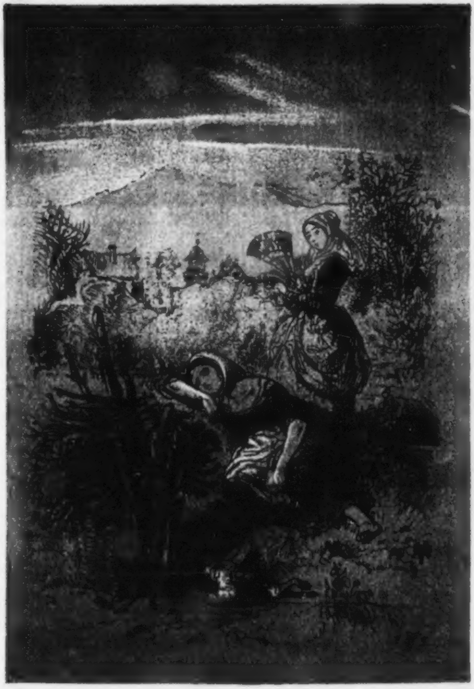
---

*) Klein Zaches ꝛc. erſchien zu Berlin 1819. bei F. Dümmler.

Mit Recht konnte das Weib über den abſcheulichen Wechſelbalg klagen, den ſie vor drittehalb Jahren geboren. Das, was man auf den erſten Blick ſehr gut für ein ſeltſam verknorpeltes Stückchen Holz hätte anſehen können, war nämlich ein kaum zwei Spannen hoher, mißgeſtalteter Junge, der von dem Korbe, wo er quer über gelegen, herunter gekrochen, ſich jetzt knurrend im Graſe wälzte. Der Kopf ſtak dem Dinge tief zwiſchen den Schultern, die Stelle des Rückens vertrat ein kürbisähnlicher Auswuchs, und gleich unter der Bruſt hingen die haſelgertdünnen Beinchen herab, ſo daß der Junge ausſah wie ein geſpaltener Rettich. Vom Geſicht konnte ein ſtumpfes Auge nicht viel entdecken, ſchärfer hinblickend wurde man aber wohl die lange ſpitze Naſe, die aus ſchwarzen ſtruppigen Haaren hervorſtarrte, und ein paar ſchwarz funkelnde Aeuglein gewahr, die, zumal bei den übrigens ganz alten eingefurchten Zügen des Geſichts, ein klein Alräunchen kund zu thun ſchienen. —

Als nun, wie geſagt, das Weib über ihren Gram in tiefen Schlaf geſunken war und ihr Söhnlein ſich dicht an ſie herangewälzt hatte, begab es ſich, daß das Fräulein von Roſenſchön, Dame des nahe gelegenen Stifts, von einem Spaziergange heimkehrend des Weges daherwandelte. Sie blieb ſtehen, und wurde, da ſie von Natur fromm und mitleidig, bei dem Anblick des Elends, der ſich ihr darbot, ſehr gerührt. „O du gerechter Himmel, fing ſie an, wie viel Jammer und Noth giebt es doch auf dieſer Erde! — Das arme

Blatt 43



unglückliche Weib! — Ich weiß, daß ſie kaum das liebe Leben hat, da arbeitet ſie über ihre Kräfte und iſt vor Hunger und Kummer hingeſunken! — Wie fühle ich jetzt erſt recht empfi[illegible] meine Armuth und Ohnmacht! — Ach könnt' ich doch nur helfen wie ich wollte! — Doch das, was mir noch übrig blieb, die wenigen Gaben, die das feindſelige Verhängniß mir nicht zu rauben, nicht zu zerſtören vermochte, die mir noch zu Gebote ſtehen, die will ich kräftig und getreu nützen, um dem Leidweſen zu ſteuern. Geld, hätte ich auch darüber zu gebieten, würde dir gar nichts helfen, arme Frau, ſondern deinen Zuſtand vielleicht noch gar verſchlimmern. Dir und deinem Mann, Euch beiden iſt nun einmal Reichthum nicht beſcheert, und wem Reichthum nicht beſcheert iſt, dem verſchwinden die Goldſtücke aus der Taſche, er weiß ſelbſt nicht wie, er hat davon nichts als großen Verdruß, und wird, je mehr Geld ihm zuſtrömt, nur deſto ärmer. Aber ich weiß es, mehr als alle Armuth, als alle Noth, nagt an deinem Herzen, daß du jenes kleine Unthierchen gebarſt, das ſich wie eine böſe unheimliche Laſt an dich hängt, die du durch das Leben tragen mußt. — Groß — ſchön — ſtark — verſtändig, ja das alles kann der Junge nun einmal nicht werden, aber es iſt ihm vielleicht noch auf andere Weiſe zu helfen." — Damit ſetzte ſich das Fräulein nieder in's Gras und nahm den Kleinen auf den Schooß. Das böſe Alräunchen ſträubte und ſpreizte ſich, knurrte und wollte das Fräulein in den Finger beißen, die ſprach aber: Ruhig ruhig, kleiner Maikäfer! und ſtrich leiſe und linde mit der flachen Hand über den Kopf von der Stirn herüber bis in den Nacken. Allmählig glättete ſich während des Streichelns das ſtruppige Haar des Kleinen aus, bis es geſcheitelt, an der Stirne feſt anliegend in hübſchen weichen Locken hinabwallte auf die hohen Schultern und den Kürbisrücken. Der Kleine war immer ruhiger geworden und endlich feſt eingeſchlafen. Da legte ihn das Fräulein Roſenſchön behutſam dicht neben der Mutter hin in's Gras, beſprengte dieſe mit einem geiſtigen Waſſer aus dem Riechfläſchchen, das ſie aus der Taſche gezogen, und entfernte ſich dann ſchnellen Schrittes.

Als die Frau bald darauf erwachte, fühlte ſie ſich auf wunderbare Weiſe erquickt und geſtärkt. Es war ihr, als habe ſie eine tüchtige Mahlzeit gehalten und einen guten Schluck Wein getrunken. „Ei, rief ſie aus, wie iſt mir doch in dem bischen Schlaf ſo viel

Troſt, ſo viel Munterkeit gekommen! — Aber die Sonne iſt ſchon bald herab hinter den Bergen, nun fort nach Hauſe!" — Damit wollte ſie den Korb aufpacken, vermißte aber, als ſie hineinſah, den Kleinen, der in demſelben Augenblick ſich aus dem Graſe aufrichtete und weinerlich quäkte. Als nun die Mutter ſich nach ihm umſchaute, ſchlug ſie vor Erſtaunen die Hände zuſammen und rief: Zaches — Klein Zaches, wer hat dir denn unterdeſſen die Haare ſo ſchön gekämmt! — Zaches — Klein Zaches, wie hübſch würden dir die Locken kleiden, wenn du nicht ſolch ein abſcheulich garſtiger Junge wärſt! — Nun, komm nur, komm! — Hinein in den Korb! Sie wollte ihn faſſen und quer über das Holz legen, da ſtrampelte aber Klein Zaches mit den Beinen, grinste die Mutter an und miaute ſehr vernehmlich: Ich mag nicht! — „Zaches! — Klein Zaches, ſchrie die Frau ganz außer ſich, wer hat dich denn unterdeſſen reden gelehrt? Nun! wenn du ſolch ſchön gekämmte Haare haſt, wenn du ſo artig redeſt, ſo wirſt du auch wohl laufen können." Die Frau huckte den Korb auf den Rücken, Klein Zaches hängte ſich an ihre Schürze, und ſo ging es fort nach dem Dorfe.

Sie mußten bei dem Pfarrhauſe vorüber, da begab es ſich, daß der Pfarrer mit ſeinem jüngſten Knaben, einem bildſchönen goldlockigen Jungen von drei Jahren, in ſeiner Hausthüre ſtand. Als der nun die Frau mit dem ſchweren Holzkorbe und mit Klein Zaches, der an ihrer Schürze baumelte, daher kommen ſah, rief er ihr entgegen: Guten Abend, Frau Lieſe, wie geht es Euch — Ihr habt ja eine gar zu ſchwere Bürde geladen, Ihr könnt ja kaum mehr fort, kommt her, ruht Euch ein wenig aus auf dieſer Bank vor meiner Thüre, meine Magd ſoll Euch einen friſchen Trunk reichen? — Frau Lieſe ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſie ſetzte ihren Korb ab, und wollte eben den Mund öffnen, um dem ehrwürdigen Herrn all' ihren Jammer, ihre Noth zu klagen, als Klein Zaches bei der raſchen Wendung der Mutter das Gleichgewicht verlor und dem Pfarrer vor die Füße flog. Der bückte ſich raſch nieder und hob den Kleinen auf, indem er ſprach: „Ei Frau Lieſe, was habt Ihr da für einen bildſchönen allerliebſten Knaben! Das iſt ja ein wahrer Segen des Himmels, ein ſolch wunderbar ſchönes Kind zu beſitzen." Und damit nahm er den Kleinen in die Arme und liebkoſte ihn, und ſchien es gar nicht zu bemerken, daß der unartige Däumling gar häßlich knurrte und mauzte und den ehrwürdigen Herrn ſogar in die Naſe beißen wollte. Aber Frau Lieſe ſtand ganz verblüfft vor dem Geiſtlichen und ſchaute ihn an mit aufgeriſſenen ſtarren Augen, und wußte gar nicht was ſie denken ſollte. „Ach lieber Herr Pfarrer, begann ſie endlich mit weinerlicher Stimme, ein Mann Gottes, wie Sie, treibt doch wohl nicht ſeinen Spott mit einem armen unglücklichen Weibe, das der Himmel, mag er ſelbſt wiſſen warum, mit dieſem abſcheulichen Wechſelbalge geſtraft hat!“ „Was ſpricht, erwiederte der Geiſtliche ſehr ernſt, was ſpricht Sie da für tolles Zeug, liebe Frau! von Spott — Wechſelbalg — Strafe des Himmels — ich verſtehe Sie gar nicht, und weiß nur, daß Sie ganz verblendet ſeyn muß, wenn Sie Ihren hübſchen Knaben nicht recht herzlich liebt. — Küſſe mich, artiger kleiner Mann!“ — Der Pfarrer herzte den Kleinen, aber Zaches knurrte: ich mag nicht! und ſchnappte auf's Neue nach des Geiſtlichen Naſe. — Seht die arge Beſtie! rief Lieſe erſchrocken; aber in dem Augenblick ſprach der Knabe des Pfarrers: Ach lieber Vater, Du biſt ſo gut, Du thuſt ſo ſchön mit den Kindern, die müſſen wohl alle Dich recht herzlich lieb haben! „O hört doch nur, rief der Pfarrer, indem ihm die Augen vor Freude glänzten, o hört doch nur, Frau Lieſe, den hübſchen verſtändigen Knaben, Euren lieben Zaches, dem Ihr ſo übel wollt. Ich merk' es ſchon, Ihr werdet Euch nimmermehr was aus dem Knaben machen, ſey er auch noch ſo hübſch und verſtändig. Hört, Frau Lieſe, überlaßt mir Euer hoffnungsvolles Kind zur Pflege und Erziehung. Bei Eurer drückenden Armuth iſt Euch der Knabe nur eine Laſt, und mir macht es Freude ihn zu erziehen wie meinen eignen Sohn!“ —

Lieſe konnte vor Erſtaunen gar nicht zu ſich ſelbſt kommen, einmal über das andere rief ſie: Aber, lieber Herr Pfarrer — lieber Herr Pfarrer, iſt denn das wirklich Ihr Ernſt, daß Sie die kleine Ungeſtalt zu ſich nehmen und erziehen und mich von der Noth befreien wollen, die ich mit dem Wechſelbalg habe? — Doch, je mehr die Frau die abſcheuliche Häßlichkeit ihres Alräunchens dem Pfarrer vorhielt, deſto eifriger behauptete dieſer, daß ſie in ihrer tollen Verblendung gar nicht verdiene, vom Himmel mit dem herrlichen Geſchenk eines ſolchen Wunderknaben geſegnet zu ſeyn, bis er zuletzt ganz zornig mit Klein Zaches auf dem Arm hineinlief in das Haus und die Thür von innen verriegelte.

Da ſtand nun Frau Lieſe wie verſteinert vor des Pfarrers Hausthüre und wußte gar nicht, was ſie von dem allen denken ſollte. „Was um aller Welt willen, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, iſt denn mit unſerm würdigen Herrn Pfarrer geſchehen, daß er in meinen Klein Zaches ſo ganz und gar vernarrt iſt, und den einfältigen Knirps für einen hübſchen verſtändigen Knaben hält? — Nun! helfe Gott dem lieben Herrn, er hat mir die Laſt von den Schultern genommen und ſie ſich ſelbſt aufgeladen, mag er nun zuſehen, wie er ſie trägt! — Hei! wie leicht geworden iſt nun der Holzkorb, da Klein Zaches nicht mehr darauf ſitzt und mit ihm die ſchwerſte Sorge!“ —

Damit ſchritt Frau Lieſe, den Holzkorb auf dem Rücken, luſtig und guter Dinge fort ihres Weges! — —

Wollte ich auch zur Zeit noch gänzlich darüber ſchweigen, Du würdeſt, günſtiger Leſer, dennoch wohl ahnen, daß es mit dem Stiftsfräulein von Roſenſchön, oder wie ſie ſich ſonſt nannte, Roſengrünſchön, eine ganz beſondere Bewandtniß haben müſſe. Denn nichts anders war es wohl, als die geheimnißvolle Wirkung ihres Kopfſtreichelns und Haarausglättens, daß Klein Zaches von dem gutmüthigen Pfarrer für ein ſchönes und kluges Kind angeſehn und gleich wie ſein eignes aufgenommen wurde. Du könnteſt, lieber Leſer, aber doch, trotz Deines vortrefflichen Scharfſinns, in falſche Vermuthungen gerathen oder gar zum großen Nachtheil der Geſchichte viele Blätter überſchlagen, um nur gleich mehr von dem myſtiſchen Stiftsfräulein zu erfahren; beſſer iſt es daher wohl, ich erzähle Dir gleich alles, was ich ſelbſt von der würdigen Dame weiß.

Fräulein von Roſenſchön war von großer Geſtalt, edlem majeſtätiſchen Wuchs, und etwas ſtolzem, gebietendem Weſen. Ihr Geſicht, mußte man es gleich vollendet ſchön nennen, machte, zumal wenn ſie wie gewöhnlich in ſtarrem Ernſt vor ſich hinſchaute, einen ſeltſamen, beinahe unheimlichen Eindruck, was vorzüglich einem ganz beſondern fremden Zuge zwiſchen den Augenbraunen zuzuſchreiben, von dem man durchaus nicht recht wußte, ob ein Stiftsfräulein dergleichen wirklich auf der Stirne tragen könne. Dabei lag aber auch oft, vorzüglich zur Roſenzeit bei heiterm ſchönen Wetter, ſo viel Huld und Anmuth in ihrem Blick, daß jeder ſich von ſüßem unwiderſtehlichen Zauber befangen fühlte. Als ich die Gnädige zum erſten und letzten Mal zu ſchauen das Vergnügen hatte, war ſie dem Anſehen nach eine Frau in der höchſten vollendetſten Blüthe ihrer Jahre, auf der höchſten

Spitze des Wendepunktes, und ich meinte, daß mir großes Glück beſchieden, die Dame noch eben auf dieſer Spitze zu erblicken und über ihre wunderbare Schönheit gewiſſermaßen zu erſchrecken, welches ſich dann ſehr bald nicht mehr würde zutragen können. Ich war im Irrthum. Die älteſten Leute im Dorfe verſicherten, daß ſie das gnädige Fräulein gekannt hätten ſchon ſo lange als ſie dächten, und daß die Dame niemals anders ausgeſehen habe, nicht älter, nicht jünger, nicht häßlicher, nicht hübſcher als eben jetzt. Die Zeit ſchien alſo keine Macht zu haben über ſie, und ſchon dieſes konnte manchem verwunderlich vorkommen. Aber noch manches andere trat hinzu, worüber ſich jeder, überlegte er es recht ernſtlich, eben ſo ſehr wundern, ja zuletzt aus der Verwunderung, in die er verſtrickt, gar nicht herauskommen mußte. Für's Erſte offenbarte ſich ganz deutlich bei dem Fräulein die Verwandtſchaft mit den Blumen, deren Namen ſie trug. Denn nicht allein, daß kein Menſch auf Erden ſolche herrliche tauſendblättrige Roſen zu ziehen vermochte, als ſie, ſo ſprießten auch aus dem ſchlechteſten dürreſten Dorn, den ſie in die Erde ſteckte, jene Blumen in der höchſten Fülle und Pracht hervor. Dann war es gewiß, daß ſie auf einſamen Spaziergängen im Walde laute Geſpräche führte mit wunderbaren Stimmen, die aus den Bäumen, aus den Büſchen, aus den Quellen und Bächen zu tönen ſchienen. Ja ein junger Jägersmann hatte ſie belauſcht, wie ſie einmal mitten im dickſten Gehölz ſtand und ſeltſame Vögel mit buntem glänzenden Gefieder, die gar nicht im Lande heimiſch, ſie umflatterten und liebkoſten, und in luſtigem Singen und Zwitſchern ihr allerlei fröhliche Dinge zu erzählen ſchienen, worüber ſie lachte und ſich freute. Daher kam es denn auch, daß Fräulein von Roſenſchön zu jener Zeit, als ſie in das Stift gekommen, bald die Aufmerkſamkeit aller Leute in der Gegend anregte. Ihre Aufnahme in das Fräuleinſtift hatte der Fürſt befohlen; der Baron Prätextatus von Mondſchein, Beſitzer des Gutes, in deſſen Nähe jenes Stift lag, dem er als Verweſer vorſtand, konnte daher nichts dagegen einwenden, ungeachtet ihn die entſetzlichſten Zweifel quälten. Vergebens war nämlich ſein Mühen geblieben, in Rixners Turnierbuch und andern Chroniken die Familie Roſengrünſchön aufzufinden. Mit Recht zweifelte er aus dieſem Grunde an der Stiftsfähigkeit des Fräuleins, die keinen Stammbaum mit zwei und dreißig Ahnen aufzuweiſen hatte, und bat ſie zuletzt ganz zerknirſcht, die hellen Thränen in den Augen, doch ſich um des Himmels willen wenigſtens nicht Roſengrünſchön, ſondern Roſenſchön zu nennen, denn in dieſem Namen ſey doch noch einiger Verſtand und ein Ahnherr möglich. — Sie that ihm das zu Gefallen. — Vielleicht äußerte ſich des gekränkten Prätextatus Groll gegen das ahnenloſe Fräulein auf dieſe — jene Weiſe und gab zuerſt Anlaß zu der böſen Nachrede, die ſich immer mehr und mehr im Dorfe verbreitete. Zu jenen zauberhaften Unterhaltungen im Walde. die indeſſen ſonſt nichts auf ſich hatten, kamen nämlich allerlei bedenkliche Umſtände, die von Mund zu Mund gingen und des Fräuleins eigentliches Weſen in gar zweideutiges Licht ſtellten. Mutter Anne, des Schulzen Frau, behauptete keck, daß, wenn das Fräulein ſtark zum Fenſter heraus nieſe, allemal die Milch im ganzen Dorfe ſauer würde. Kaum hatte ſich dies aber beſtätigt, als ſich das Schreckliche begab. Schulmeiſters Michel hatte in der Stiftsküche gebratene Kartoffeln genaſcht und war von dem Fräulein darüber betroffen worden, die ihm lächelnd mit dem Finger drohte. Da war dem Jungen das Maul offen ſtehen geblieben, gerade als hätt' er eine gebratene brennende Kartoffel darin ſitzen immerdar, und er mußte fortan einen Hut mit vorſtehender breiter Krempe tragen, weil es ſonſt dem Armen in's Maul geregnet hätte. Bald ſchien es gewiß zu ſeyn, daß das Fräulein ſich darauf verſtand, Feuer und Waſſer zu beſprechen, Sturm und Hagelwolken zuſammen zu treiben, Weichſelzöpfe zu flechten ꝛc., und niemand zweifelte an der Ausſage des Schaafhirten, der zur Mitternachtsſtunde mit Schauer und Entſetzen geſehen haben wollte, wie das Fräulein auf einem Beſen brauſend durch die Lüfte fuhr, vor ihr her ein ungeheurer Hirſchkäfer, zwiſchen deſſen Hörnern blaue Flammen hoch auf leuchteten! — Nun kam alles in Aufruhr, man wollte der Hexe zu Leibe und die Dorfgerichte beſchloſſen nichts Geringeres, als das Fräulein aus dem Stift zu holen und ſie in's Waſſer zu werfen, damit ſie die gewöhnliche Hexenprobe beſtehe. Der Baron Prätextatus ließ alles geſchehen und ſprach lächelnd zu ſich ſelbſt: „So geht es ſimplen Leuten ohne Ahnen, die nicht von ſolch' altem guten Herkommen ſind, wie der Mondſchein.“ Das Fräulein, unterrichtet von dem bedrohlichen Unweſen, flüchtete nach der Reſidenz, und bald darauf erhielt der Baron Prätextatus einen Kabinetsbefehl vom Fürſten des Landes, mittelſt deſſen ihm bekannt gemacht, daß es keine Hexen gäbe, und befohlen wurde, die Dorfgerichte für die naſeweiſe Eier, Schwimmkünſte eines Stiftsfräuleins zu ſchauen, in den Thurm werfen, den übrigen Bauern und ihren Weibern aber andeuten zu laſſen, bei empfindlicher Leibesſtrafe von dem Fräulein Roſenſchön nicht ſchlecht zu denken. Sie gingen in ſich, fürchteten ſich vor der angedrohten Strafe und dachten fortan gut von dem Fräulein, welches für beide, für das Dorf und für die Dame Roſenſchön die erſprießlichſten Folgen hatte.

In dem Kabinet des Fürſten wußte man recht gut, daß das Fräulein von Roſenſchön niemand anders war, als die ſonſt berühmte weltbekannte Fee Roſabelverde. Es hatte mit der Sache folgende Bewandtniß:

Auf der ganzen weiten Erde war wohl ſonſt kaum ein anmuthigeres Land zu finden, als das kleine Fürſtenthum, worin das Gut des Baron Prätextatus von Mondſchein lag, worin das Fräulein von Roſenſchön hauſte, kurz, worin ſich das alles begab, was ich Dir, geliebter Leſer! des Breiteren zu erzählen eben im Begriff ſtehe.

Von einem hohen Gebirge umſchloſſen, glich das Ländchen mit ſeinen grünen, duftenden Wäldern, mit ſeinen blumigen Auen, mit ſeinen rauſchenden Strömen, und luſtig plätſchernden Springquellen, zumal da es gar keine Städte, ſondern nur freundliche Dörfer und hin und wieder einzeln ſtehende Paläſte darin gab, einem wunderbar herrlichen Garten, in dem die Bewohner wie zu ihrer Luſt wandelten, frei von jeder Bürde des Lebens. Jeder wußte, daß Fürſt Demetrius das Land beherrſchte; niemand merkte indeſſen das mindeſte von der Regierung, und alle waren damit gar wohl zufrieden. Perſonen, die die volle Freiheit in all' ihrem Beginnen, eine ſchöne Gegend, ein mildes Klima liebten, konnten ihren Aufenthalt gar nicht beſſer wählen, als in dem Fürſtenthum, und ſo geſchah es denn, daß unter anderen auch verſchiedene vortreffliche Feen von der guten Art, denen Wärme und Freiheit bekanntlich über alles geht, ſich dort angeſiedelt hatten. Ihnen mocht' es zuzuſchreiben ſeyn, daß ſich beinahe in jedem Dorfe, vorzüglich aber in den Wäldern, ſehr oft die angenehmſten Wunder begaben und daß jeder, von dem Entzücken, von der Wonne dieſer Wunder ganz umfloſſen, völlig an das Wunderbare glaubte, und ohne es ſelbſt zu wiſſen, eben deshalb ein froher, mithin guter Staatsbürger blieb. Die guten Feen, die ſich in freier Willkühr ganz dſchinniſtaniſch eingerichtet, hätten dem vortrefflichen

Demetrius gern ein ewiges Leben bereitet. Das ſtand indeſſen nicht in ihrer Macht. Demetrius ſtarb und ihm folgte der junge Paphnutius in der Regierung. Paphnutius hatte ſchon zu Lebzeiten ſeines Herrn Vaters einen ſtillen innerlichen Gram darüber genährt, daß Volk und Staat nach ſeiner Meinung auf die heilloſeſte Weiſe vernachläſſigt, verwahrloſt wurde. Er beſchloß zu regieren, und ernannte ſofort ſeinen Kammerdiener Andres, der ihm einmal, als er im Wirthshauſe hinter den Bergen ſeine Börſe liegen laſſen, ſechs Dukaten geborgt und ihn dadurch aus großer Noth geriſſen hatte, zum erſten Miniſter des Reichs. „Ich will regieren, mein Guter!“ rief ihm Paphnutius zu. Andres las in den Blicken ſeines Herrn, was in ihm vorging, warf ſich ihm zu Füßen und ſprach feierlich: Sire! die große Stunde hat geſchlagen! — durch Sie ſteigt ſchimmernd ein Reich aus nächtigem Chaos empor! — Sire! hier fleht der treueſte Vaſall, tauſend Stimmen des armen unglücklichen Volks in Bruſt und Kehle! — Sire! — führen Sie die Aufklärung ein! — Paphnutius fühlte ſich durch und durch erſchüttert von dem erhabenen Gedanken ſeines Miniſters. Er hob ihn auf, riß ihn ſtürmiſch an ſeine Bruſt und ſprach ſchluchzend: „Miniſter — Andres — ich bin Dir ſechs Dukaten ſchuldig — noch mehr — mein Glück — mein Reich — o treuer, geſcheuter Diener!“

Paphnutius wollte ſofort ein Edikt mit großen Buchſtaben drucken und an allen Ecken anſchlagen laſſen, daß von Stund an die Aufklärung eingeführt ſey und ein jeder ſich darnach zu achten habe. „Beſter Sire! rief indeſſen Andres, beſter Sire! ſo geht es nicht!“ — Wie geht es denn, mein Guter? ſprach Paphnutius, nahm ſeinen Miniſter beim Knopfloch und zog ihn hinein in das Kabinet, deſſen Thüre er abſchloß.

Sehen Sie, begann Andres, als er ſeinem Fürſten gegenüber auf einem kleinen Tabourett Platz genommen, ſehen Sie gnädigſter Herr — die Wirkung Ihres fürſtlichen Edikts wegen der Aufklärung würde vielleicht verſtört werden auf häßliche Weiſe, wenn wir nicht damit eine Maaßregel verbinden, die zwar hart ſcheint, die indeſſen die Klugheit gebietet. — Ehe wir mit der Aufklärung vorſchreiten, d. h. ehe wir die Wälder umhauen, den Strom ſchiffbar machen, Kartoffeln anbauen, die Dorfſchulen verbeſſern, Akazien und Pappeln anpflanzen, die Jugend ihr Morgen- und Abendlied zweiſtimmig abſingen, Chauſſeen anlegen und die Kuhpocken einimpfen laſſen, iſt es nöthig, alle Leute von gefährlichen Geſinnungen, die keiner Vernunft Gehör geben und das Volk durch lauter Albernheiten verführen, aus dem Staate zu verbannen. — Sie haben Tauſend und Eine Nacht geleſen, beſter Fürſt! denn ich weiß, daß Ihr durchlauchtig ſeliger Herr Papa, dem der Himmel eine ſanfte Ruhe im Grabe ſchenken möge, dergleichen fatale Bücher liebte und Ihnen, als Sie ſich noch der Steckenpferde bedienten und vergoldete Pfefferkuchen verzehrten, in die Hände gab. Nun alſo! — Aus jenem völlig konfuſen Buche werden Sie, gnädigſter Herr, wohl die ſogenannten Feen kennen, gewiß aber nicht ahnen, daß ſich verſchiedene von dieſen gefährlichen Perſonen in Ihrem eignen lieben Lande hier ganz in der Nähe Ihres Palaſtes angeſiedelt haben und allerlei Unfug treiben. „Wie? — was ſagt Er? — Andres! Miniſter! — Feen! — hier in meinem Lande?" — So rief der Fürſt, indem er ganz erblaßt in die Stuhllehne zurückſank. — Ruhig, mein gnädigſter Herr! fuhr Andres fort, ruhig können wir bleiben, ſobald wir mit Klugheit gegen jene Feinde der Aufklärung zu Felde ziehen. Ja! — Feinde der Aufklärung nenne ich ſie, denn nur ſie ſind, die Güte Ihres ſeligen Herrn Papa's mißbrauchend, daran Schuld, daß der liebe Staat noch in gänzlicher Finſterniß darniederliegt. Sie treiben ein gefährliches Gewerbe mit dem Wunderbaren und ſcheuen ſich nicht, unter dem Namen Poeſie, ein heimliches Gift zu verbreiten, das die Leute ganz unfähig macht zum Dienſte in der Aufklärung. Dann haben ſie ſolche unleidliche polizeiwidrige Gewohnheiten, daß ſie ſchon deshalb in keinem kultivirten Staate geduldet werden dürften. So z. B. entblöden ſich die Frechen nicht, ſo wie es ihnen einfällt, in den Lüften ſpazieren zu fahren mit vorgeſpannten Tauben, Schwänen, ja ſogar mit geflügelten Pferden. Nun frage ich aber, gnädigſter Herr! verlohnt es ſich der Mühe, einen geſcheuten Acciſe-Tarif zu entwerfen und einzuführen, wenn es Leute im Staate giebt, die im Stande ſind, jedem leichtſinnigen Bürger unverſteuerte Waaren in den Schornſtein zu werfen, wie ſie nur wollen? — Darum, gnädigſter Herr! — ſo wie die Aufklärung angekündigt wird, fort mit den Feen! — Ihre Paläſte werden umzingelt von der Polizei, man nimmt ihnen ihre gefährliche Habe und ſchafft ſie als Vagabonden fort nach ihrem Vaterlande, welches, wie Sie, gnädigſter Herr, aus

Tauſend und Eine Nacht wiſſen werden, das Ländchen Dſchinniſtan iſt. „Gehen Poſten nach dieſem Lande, Andres?“ ſo fragte der Fürſt. Zur Zeit nicht, erwiederte Andres, aber vielleicht läßt ſich nach eingeführter Aufklärung eine Journaliere dorthin mit Nutzen einrichten. — „Aber Andres, fuhr der Fürſt fort, wird man unſer Verfahren gegen die Feen nicht hart finden? — Wird das verwöhnte Volk nicht murren?“ — Auch dafür, ſprach Andres, auch dafür weiß ich ein Mittel. Nicht alle Feen, gnädigſter Herr: wollen wir fortſchicken nach Dſchinniſtan, ſondern einige im Lande behalten, ſie aber nicht allein aller Mittel berauben, der Aufklärung ſchädlich zu werden, ſondern auch zweckdienliche Mittel anwenden, ſie zu nützlichen Mitgliedern des aufgeklärten Staats umzuſchaffen. Wollen ſie ſich nicht auf ſolide Heirathen einlaſſen, ſo mögen ſie unter ſtrenger Aufſicht irgend ein nützliches Geſchäft treiben, Socken ſtricken für die Armee, wenn es Krieg giebt, oder ſonſt. Geben Sie Acht, gnädigſter Herr, die Leute werden ſehr bald an die Feen, wenn ſie unter ihnen wandeln, gar nicht mehr glauben, und das iſt das Beſte. So giebt ſich alles etwanige Murren von ſelbſt. — Was übrigens die Utenſilien der Feen betrifft, ſo fallen ſie der fürſtlichen Schatzkammer heim, die Tauben und Schwäne werden als köſtliche Braten in die fürſtliche Küche geliefert, mit den geflügelten Pferden kann man aber auch Verſuche machen ſie zu kultiviren und zu bilden zu nützlichen Beſtien, indem man ihnen die Flügel abſchneidet und ſie zur Stallfütterung giebt, die wir doch hoffentlich zugleich mit der Aufklärung einführen werden.

Paphnutius war mit allen Vorſchlägen ſeines Miniſters auf das Höchſte zufrieden, und ſchon andern Tages wurde ausgeführt, was beſchloſſen war.

An allen Ecken prangte das Edikt wegen der eingeführten Aufklärung, und zu gleicher Zeit brach die Polizei in die Paläſte der Feen, nahm ihr ganzes Eigenthum in Beſchlag und führte ſie gefangen fort.

Mag der Himmel wiſſen, wie es ſich begab, daß die Fee Roſabelverde die einzige von allen war, die wenige Stunden vorher, ehe die Aufklärung hereinbrach, Wind davon bekam und die Zeit nutzte, ihre Schwäne in Freiheit zu ſetzen, ihre magiſchen Roſenſtöcke und andere Koſtbarkeiten bei Seite zu ſchaffen. Sie wußte nämlich auch, daß ſie dazu erkoren war, im Lande zu bleiben, worin ſie ſich, wiewohl mit großem Widerwillen, fügte.

Ueberhaupt konnten es weder Paphnutius noch Andres begreifen, warum die Feen, die nach Dſchinniſtan transportirt wurden, eine ſolche übertriebene Freude äußerten und einmal über das andere verſicherten, daß ihnen an aller Habe, die ſie zurücklaſſen müſſen, nicht das mindeſte gelegen. „Am Ende, ſprach Paphnutius entrüſtet, am Ende iſt Dſchinniſtan ein viel hübſcherer Staat wie der meinige, und ſie lachen mich aus mit ſammt meinem Edikt und meiner Aufklärung, die jetzt erſt recht gedeihen ſoll?“ —

Der Geograph ſollte mit dem Hiſtoriker des Reichs über das Land umſtändlich berichten.

Beide ſtimmten darin überein, daß Dſchinniſtan ein erbärmliches Land ſey, ohne Kultur, Aufklärung, Gelehrſamkeit, Akazien und Kuhpocken, eigentlich auch gar nicht exiſtire. Schlimmeres könne aber einem Menſchen oder einem ganzen Lande wohl nicht begegnen, als gar nicht zu exiſtiren.

Paphnutius fühlte ſich beruhigt.

Als der ſchöne blumige Hain, in dem der verlaſſene Palaſt der Fee Roſabelverde lag, umgehauen wurde, und Beiſpiels halber Paphnutius ſelbſt ſämmtlichen Bauerlümmeln im nächſten Dorfe die Kuhpocken eingeimpft hatte, paßte die Fee dem Fürſten in dem Walde auf, durch den er mit dem Miniſter Andres nach ſeinem Schloß zurückkehren wollte. Da trieb ſie ihn mit allerlei Redensarten, vorzüglich aber mit einigen unheimlichen Kunſtſtückchen, die ſie vor der Polizei geborgen, dermaßen in die Enge, daß er ſie um des Himmels willen bat, doch mit einer Stelle des einzigen und daher beſten Fräuleinſtifts im ganzen Lande vorlieb zu nehmen, wo ſie, ohne ſich an das Aufklärungs-Edikt zu kehren, ſchalten und walten könne nach Belieben.

Die Fee Roſabelverde nahm den Vorſchlag an, und kam auf dieſe Weiſe in das Fräuleinſtift, wo ſie ſich, wie ſchon erzählt worden, das Fräulein von Roſengrünſchön, dann aber, auf dringendes Bitten des Baron Prätextatus von Mondſchein, das Fräulein von Roſenſchön nannte.

Zweites Kapitel.

Von der unbekannten Völkerſchaft, die der Gelehrte Ptolomäus Philadelphus auf ſeinen Reiſen entdeckte. — Die Univerſität Kerepes. — Wie dem Studenten Fabian ein Paar Reitſtiefel um den Kopf flogen und der Profeſſor Mosch Terpin den Studenten Balthaſar zum Thee einlud.

In den vertrauten Briefen, die der weltberühmte Gelehrte Ptolomäus Philadelphus an ſeinen Freund Rufin ſchrieb, als er ſich auf weiten Reiſen befand, iſt folgende merkwürdige Stelle enthalten:

„Du weißt, mein lieber Rufin, daß ich nichts in der Welt ſo „fürchte und ſcheue, als die brennenden Sonnenſtrahlen des Tages, „welche die Kräfte meines Körpers aufzehren und meinen Geiſt dermaßen abſpannen und ermatten, daß alle Gedanken in ein verworrenes Bild zuſammenfließen und ich vergebens darnach ringe, „auch nur irgend eine deutliche Geſtaltung in meiner Seele zu erfaſſen. Ich pflege daher in dieſer heißen Jahreszeit des Tages zu „ruhen, Nachts aber meine Reiſe fortzuſetzen, und ſo befand ich mich „denn auch in voriger Nacht auf der Reiſe. Mein Fuhrmann hatte „ſich in der dicken Finſterniß vom rechten, bequemen Wege verirrt „und war *unverſehens* auf die Chauſſee gerathen. Ungeachtet ich „aber durch die harten Stöße, die es hier gab, in dem Wagen hin „und her geſchleudert wurde, ſo daß mein Kopf voller Beulen einem „mit Wallnüſſen gefüllten Sack nicht unähnlich war, erwachte ich doch „aus dem tiefen Schlafe, in den ich verſunken, nicht eher, bis ich „mit einem entſetzlichen Ruck aus dem Wagen heraus auf den harten „Boden ſtürzte. Die Sonne ſchien mir hell in's Geſicht, und durch „den Schlagbaum, der dicht vor mir ſtand, gewahrte ich die hohen „Thürme einer anſehnlichen Stadt. Der Fuhrmann lamentirte ſehr, „da nicht allein die Deichſel, ſondern auch ein Hinterrad des Wagens „an dem großen Stein, der mitten auf der Chauſſee lag, gebrochen, „und ſchien ſich wenig oder gar nicht um mich zu kümmern. Ich „hielt, wie es dem Weiſen ziemt, meinen Zorn zurück und rief dem „Kerl bloß ſanftmüthig zu, er ſey ein verfluchter Schlingel, er möge „bedenken, daß Ptolomäus Philadelphus, der berühmteſte Gelehrte

„seiner Zeit, auf dem St— sehr, und Deichsel Deichsel und Rad Rad seyn laſſen. Du kennſt, mein lieber Neffe, die Gewalt, die ich über das menſchliche Herz übe und ſo geſchah es denn auch, daß der Fuhrmann augenblicklich aufhörte zu lamentiren und mir mit Hülfe des Chauſſee-Einnehmers, vor deſſen Häuslein ſich der Unfall begeben, auf die Beine half. Ich hatte zum Glück keinen ſonderlichen Schaden gelitten und war im Stande langſam auf der Straße fortzuwandeln, während der Fuhrmann den zerbrochenen Wagen mühſam nachſchleppte. Unfern des Thores der Stadt, die ich in blauer Ferne geſehen, begegneten mir nun aber viele Leute von ſolch wunderlichem Weſen und ſolch ſeltſamer Kleidung, daß ich mir die Augen rieb, um zu erforſchen, ob ich wirklich wache oder ob nicht vielleicht ein toller neckhafter Traum mich eben in ein fremdes fabelhaftes Land verſetze. — Dieſe Leute, die ich mit Recht für Bewohner der Stadt, aus deren Thor ich ſie kommen ſah, halten durfte, trugen lange, ſehr weite Hoſen nach der Art der Japaneſer zugeſchnitten, von köſtlichem Zeuge, Sammt, Mancheſter, feinem Tuch oder auch wohl von bunt durchwirkter Leinwand mit Treſſen oder hübſchen Bändern und Schnüren reichlich beſetzt, dazu kleine Kinderröcklein, kaum den Unterleib bedeckend, meiſtens von ſonnenheller Farbe, nur wenige gingen ſchwarz. Die Haare hingen ungekämmt in natürlicher Wildheit auf Schultern und Rücken herab und auf dem Kopf ſaß ein kleines ſeltſames Mützchen. Manche hatten den Hals ganz entblößt nach der Weiſe der Türken und Neugriechen, andere dagegen trugen um Hals und Bruſt ein Stückchen weiße Leinwand, beinahe einem Hemdekragen ähnlich, wie Du geliebter Neffe! ſie auf den Bildern unſerer Vorfahren geſehen haben wirſt. Ungeachtet dieſe Leute ſämmtlich ſehr jung zu ſeyn ſchienen, war doch ihre Sprache tief und rauh, jede ihrer Bewegungen ungelenk und mancher hatte einen ſchmalen Schatten unter der Naſe, als ſäße dort ein Stutzbärtchen. Aus den Hintertheilen der kleinen Röcke mancher ragte ein langes Rohr hervor, an dem große ſeidene Quaſten baumelten. Andere hatten dieſe Röhre hervorgezogen, und kleine — größere — manchmal auch ſehr große wunderlich geformte Köpfe unten daran befeſtigt, aus denen ſie, oben durch ein ganz ſpitz zulaufendes Röhrchen hineinblaſend, auf geſchickte Weiſe künſtliche Dampfwolken aufſteigen zu laſſen wußten. Andre trugen breite blitzende Schwerter in den

„Händen, als wollten ſie dem Feinde entgegen ziehen; noch andere „hatten kleine Behältniſſe von Leder oder Blech umgehängt oder über „den Rücken geſchnallt. Du kannſt denken, lieber Ruſſe! daß ich, „der ich durch ſorgliches Betrachten jeder mir neuen Erſcheinung „mein Wiſſen zu bereichern ſuche, ſtill ſtand und meine Augen feſt „auf die ſchlimmen Leute heftete. Da verſammelten ſie ſich um mich „her, ſchrieen ganz gewaltig: Philiſter — Philiſter! — und ſchlugen „eine entſetzliche Lache auf. — Das verdroß mich. Denn, geliebter „Ruſſe! giebt es für einen großen Gelehrten etwas Kränkenderes, „als für einen von dem Volke gehalten zu werden, das vor vielen „tauſend Jahren mittelſt eines Eſelskinnbackens erſchlagen wurde? „— Ich nahm mich zuſammen in der mir angebornen Würde, und „ſprach laut zu dem ſonderbaren Volk um mich her, daß ich hoffe, „mich in einem civiliſirten Staat zu befinden, und daß ich mich an „Polizei und Gerichtsbehörde wenden würde, um die mir zugefügte Unbill zu rächen. Da brummten ſie alle; auch die, die bisher noch „nicht gebrummt, gegen die dazu beſtimmten Maſchinen aus der Zeit- „und alle blieſen mir die dicken Dampfwolken in's Geſicht, welche, „wie ich nun erſt merkte, ganz unerträglich rochen und meine Sinne „betäubten. Dann ſprachen ſie eine Art Fluch über mich aus, deſſen „Worte ich Deiner Sittlichkeit halber Dir, geliebter Ruſſe! gar nicht „wiederholen mag. Nur mit tiefem Grauſen kann ich ſelbſt daran „denken. Endlich verließen ſie mich unter lautem Hohngelächter, und „mir war's, als wenn das Wort: [illegible], *in den Lüften verhallte*! — Mein Fuhrmann, der alles mit angehört, mit angeſehen, „rang die Hände und ſprach: Ach mein lieber Herr! was das geſchehen iſt und geſchieht, ſo gehen Sie bei Leibe nicht in jene Stadt „hinein! Kein Hund, wie man zu ſagen pflegt, würde ein Stück „Brod von Ihnen nehmen und ſein Geſicht Sie bedrohen, gewiß — „Ich ließ den Wagen nicht anhalten, ſondern wandte meine Schritte „ſo ſchnell als es nur gehen mochte, nach dem nächſten Dorfe. In dem „einſamen Kämmerlein des einzigen Wirthshauſes dieſes Dorfs ſitze ich, „und ſchreibe Dir, mein geliebter Ruſſe! dieſes alles. — So viel es möglich iſt, werde ich Nachrichten einziehen von dem fremden barbariſchen „Volk, das in jener Stadt hauſet. Von ihren Sitten — Gebräuchen — „von ihrer Sprache u. ſ. w. habe ich mir ſchon manches höchſt Seltſame „erzählen laſſen und werde Dir gewiſſenhaft alles mittheilen u. ſ. w.“

Du gewahrſt, o mein geliebter Leſer, daß man ein großer Gelehrter und doch mit ſehr gewöhnlichen Erſcheinungen im Leben unbekannt ſeyn, und doch über Weltbekanntes in die wunderlichſten Träume gerathen kann. Ptolemäus Philadelphus hatte ſtudirt und kannte nicht einmal Studenten, und wußte nicht einmal, daß er in dem Dorfe Hoch-Jakobsheim ſaß, das bekanntlich dicht bei der berühmten Univerſität Kerepes liegt, als er ſeinem Freunde von einer Begebenheit ſchrieb, die ſich in ſeinem Kopfe zum ſeltſamſten Abentheuer ungeformt hatte. Der gute Ptolemäus erſchrak, als er Studenten begegnete, die fröhlich und guter Dinge über Land zogen zu ihrer Luſt. Welche Angſt hätte ihn überfallen, wäre er eine Stunde früher in Kerepes angekommen, und hätte ihn der Zufall vor das Haus des Profeſſors der Naturkunde Moſch Terpin geführt! — Hunderte von Studenten hätten aus dem Hauſe herausſtrömend, ihn umringt, lärmend disputirend ꝛc., und noch wunderlichere Träume wären ihm in den Kopf gekommen über dieſem Gewirr, über dieſem Getreibe.

Die Collegia Moſch Terpins wurden nämlich in ganz Kerepes am häufigſten beſucht. Er war, wie geſagt, Profeſſor der Naturkunde, er erklärte, wie es regnet, donnert, blitzt, warum die Sonne ſcheint bei Tage und der Mond des Nachts, wie und warum das Gras wächſt ꝛc., ſo daß jedes Kind es begreifen mußte. Er hatte die ganze Natur in ein kleines niedliches Kompendium zuſammengefaßt, ſo daß er ſie bequem nach Gefallen handhaben und daraus für jede Frage die Antwort wie aus einem Schubkaſten herausziehen konnte. Seinen Ruf begründete er zuerſt dadurch, als er es nach vielen phyſikaliſchen Verſuchen glücklich herausgebracht hatte, daß die Finſterniß hauptſächlich von Mangel an Licht herrühre. Dies, ſo wie, daß er eben jene phyſikaliſchen Verſuche mit vieler Gewandtheit in nette Kunſtſtückchen umzuſetzen wußte und gar ergötzlichen Hokus Pokus trieb, verſchafften ihm den unglaublichen Zulauf. — Erlaube, mein günſtiger Leſer, daß, da Du viel beſſer, wie der berühmte Gelehrte Ptolemäus Philadelphus Studenten kennſt, da Du nichts von ſeiner träumeriſchen Furchtſamkeit weißt, ich Dich nun nach Kerepes führe vor das Haus des Profeſſors Moſch Terpin, als er eben ſein Collegium beendet. Einer unter den herausſtrömenden Studenten feſſelt ſogleich Deine Aufmerkſamkeit. Du gewahrſt einen wohlgeſtalteten

Jüngling von drei bis vier und zwanzig Jahren, aus deſſen dunkel leuchtenden Augen ein innerer reger, herrlicher Geiſt mit beredten Worten ſpricht. Beinahe keck würde ſein Blick zu nennen ſeyn, wenn nicht die ſchwärmeriſche Trauer, wie ſie auf dem ganzen blaſſen Antlitz liegt, einem Schleier gleich die brennenden Strahlen verhüllte. Sein Rock von ſchwarzem feinen Tuch mit geriſſenem Sammt beſetzt iſt beinahe nach altdeutſcher Art zugeſchnitten, wozu der zierliche blendendweiße Spitzenkragen, ſo wie das Sammtbarett, das auf den ſchönen kaſtanienbraunen Locken ſitzt, ganz gut paßt. Gar hübſch ſteht ihm dieſe Tracht deshalb, weil er ſeinem ganzen Weſen, ſeinem Anſtande in Gang und Stellung, ſeiner bedeutungsvollen Geſichtsbildung nach wirklich einer ſchönen frommen Vorzeit anzugehören ſcheint und man daher nicht eben an die Ziererei denken mag, wie ſie in kleinlichem Nachäffen mißverſtandener Vorbilder in eben ſo mißverſtandenen Anſprüchen der Gegenwart oft an der Tagesordnung iſt. Dieſer junge Mann, der Dir, geliebter Leſer, auf den erſten Blick ſo wohlgefällt, iſt niemand anders, als der Student Balthaſar, anſtändiger, vermögender Leute Kind, fromm — verſtändig — fleißig — von dem ich Dir, o mein Leſer! in der merkwürdigen Geſchichte, die ich aufzuſchreiben unternommen, gar vieles zu erzählen gedenke —

Ernſt, in Gedanken vertieft, wie es ſeine Art war, wandelte Balthaſar aus dem Collegium des Profeſſors Moſch Terpin dem Thore zu, um ſich, ſtatt auf den Fechtboden, in das anmuthige Wäldchen zu begeben, das kaum ein paar hundert Schritte von Kerepes liegt. Sein Freund Fabian, ein hübſcher Burſche von muntrem Anſehen und eben ſolcher Geſinnung, rannte ihm nach und ereilte ihn dicht vor dem Thore.

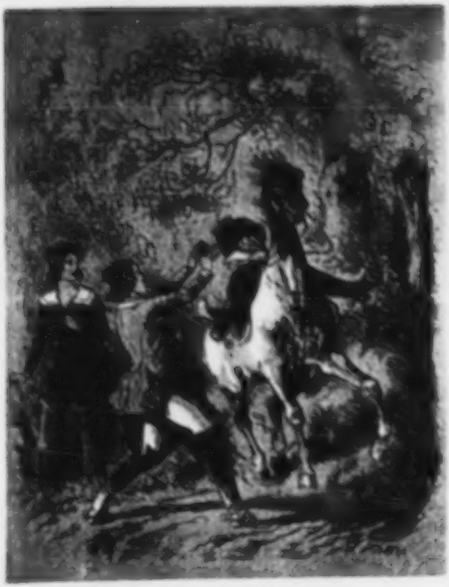
„Balthaſar! — rief nun Fabian laut, Balthaſar, nun, willſt „Du wieder hinaus in den Wald und wie ein melancholiſcher Philiſter „einſam umherirren, während tüchtige Burſche ſich wacker üben in „der edlen Fechtkunſt! — Ich bitte Dich, Balthaſar, laß doch endlich „ab von Deinem närriſchen, unheimlichen Treiben, und ſey wieder „recht munter und froh, wie Du es ſonſt wohl warſt. Komm! — „wir wollen uns in ein paar Gängen verſuchen, und willſt Du denn „noch hinaus, ſo lauf' ich wohl mit Dir.“

„Du meinſt es gut, erwiederte Balthaſar, Du meinſt es gut, „Fabian, und deswegen will ich nicht mit Dir grollen, daß Du mir

„manchmal auf Steg und Weg nachläufſt wie ein Beſeſſener und mich „um manche Luſt bringſt, von der Du keinen Begriff haſt. Du gehörſt nun einmal zu den ſeltſamen Leuten die jeden, den ſie einſam „wandeln ſehn, für einen melancholiſchen Narren halten und ihn auf „ihre Weiſe handhaben und kuriren wollen, wie jener Hofſchranz den „würdigen Prinzen Hamlet, der dem Männlein dann, als er verſicherte „ſich nicht auf das Flötenblaſen zu verſtehen, eine tüchtige Lehre gab. „Damit will ich Dich, lieber Fabian, nun zwar verſchonen, übrigens „Dich aber recht herzlich bitten, daß Du Dir zu Deiner edlen Fechterei „mit Rappier und Hieber einen andern Kumpan ſuchen und mich „ruhig meinen Weg fortwandeln laſſen mögeſt.“ — „Nein nein, rief „Fabian lachend, ſo entkommſt Du mir nicht, mein theurer Freund! „Willſt Du mit mir nicht auf den Fechtboden, ſo gehe ich mit Dir „hinaus in das Wäldchen. Es iſt die Pflicht des treuen Freundes, „Dich in Deinem Trübſinn aufzuheitern. Komm nur, lieber Balthaſar, „komm nur, wenn Du es denn nicht anders haben willſt.“ Damit faßte er den Freund unter den Arm, und ſchritt rüſtig mit ihm von dannen. Balthaſar biß in ſtillem Ingrimm die Zähne zuſammen und beharrte in finſterm Schweigen, während Fabian in einem Zuge Luſtiges und Luſtiges erzählte. Es lief viel Albernes mit unter, welches immer zu geſchehen pflegt beim luſtigen Erzählen in einem Zuge.

Als ſie nun endlich in die kühlen Schatten des duftenden Waldes traten, als die Büſche wie in ſehnſüchtigen Seufzern flüſterten, als die wunderbaren Melodien der rauſchenden Bäche, die Lieder des Waldgeflügels fernhin tönten und den Wiederhall weckten, der ihnen aus den Bergen antwortete, da ſtand Balthaſar plötzlich ſtill und rief, indem er die Arme weit ausbreitete, als woll' er Baum und Gebüſch liebend umfangen: O nun iſt mir wieder wohl! — unbeſchreiblich wohl! — Fabian ſchaute den Freund etwas verblüfft an, wie einer, der nicht klug werden kann aus des andern Rede, der gar nicht weiß, was er damit anfangen ſoll. Da faßte Balthaſar ſeine Hand und rief voll Entzücken: Nicht wahr, Bruder, nun geht Dir auch das Herz auf, nun begreifſt Du auch das ſelige Geheimniß der Waldeinſamkeit? — Ich verſtehe Dich nicht ganz, lieber Bruder, erwiederte Fabian, aber wenn Du meinſt, daß Dir ein Spaziergang hier im Walde wohl thut, ſo bin ich völlig Deiner Meinung. Gehe ich nicht auch gern ſpazieren, zumal in guter Geſellſchaft, in der man ein vernünftiges lehrreiches Geſpräch führen kann? — Z. B. iſt es wohl eine wahre Luſt mit unſerm Profeſſor Moſch Terpin über Land zu gehen. Der kennt jedes Pflänzchen, jedes Gräschen, und weiß wie es heißt mit Namen und in welche Klaſſe es gehört, und verſteht ſich auf Wind und Wetter — „Halt ein, rief Balthaſar, ich bitte Dich, halt ein! — Du berührſt etwas, das mich toll machen könnte, gäb' es ſonſt keinen Troſt dafür. Die Art, wie der Profeſſor über die Natur ſpricht, zerreißt mein Inneres. Oder vielmehr mich faßt dabei ein unheimliches Grauen, als ſäh' ich den Wahnſinnigen, der in geckenhafter Narrheit König und Herrſcher ein ſelbſt gedrehtes Strohpüppchen liebkoſt, wähnend, die königliche Braut zu umhalſen! Seine ſogenannten Experimente kommen mir vor wie eine abſcheuliche Verhöhnung des göttlichen Weſens, deſſen Athem uns in der Natur anweht und in unſerm innerſten Gemüth die tiefſten heiligſten Ahnungen aufregt. Oft gerath' ich in Verſuchung, ihm ſeine Gläſer, ſeine Phiolen, ſeinen ganzen Kram zu zerſchmeißen, dächt' ich nicht daran, daß der Affe ja nicht abläßt mit dem Feuer zu ſpielen, bis er ſich die Pfoten verbrennt. — Sieh, Fabian, dieſe Gefühle ängſtigen mich, preſſen mir das Herz zuſammen in Moſch Terpins Vorleſungen, und wohl mag ich Euch dann tiefſinniger und menſchenſcheuer vorkommen als jemals. Mir iſt dann zu Muthe, als wollten die Häuſer über meinem Kopf zuſammenſtürzen, eine unbeſchreibliche Angſt treibt mich hinaus aus der Stadt. Aber hier, hier erfüllt bald mein Gemüth eine ſüße Ruhe. Auf dem blumigen Raſen gelagert, ſchaue ich hinauf in das weite Blau des Himmels, und über mir, über den jubelnden Wald hinweg ziehen die goldnen Wolken wie herrliche Träume aus einer fernen Welt voll ſeliger Freuden! — O mein Fabian, dann erhebt ſich aus meiner eignen Bruſt ein wunderbarer Geiſt, und ich vernehm' es, wie er in geheimnißvollen Worten ſpricht mit den Büſchen — mit den Bäumen, mit den Wogen des Waldbachs und nicht vermag ich die Wonne zu nennen, die dann in ſüßem wehmüthigen Bangen mein ganzes Weſen durchſtrömt!“ — Ei, rief Fabian, ei das iſt nun wieder das alte ewige Lied von Wehmuth und Wonne und ſprechenden Bäumen und Waldbächen. Alle Deine Verſe ſtrotzen von dieſen artigen Dingen, die ganz paſſabel in's Ohr fallen und mit Nutzen verbraucht werden, ſobald man nichts weiter dahinter ſucht. — Aber ſage mir, mein

Blatt 11



vortrefflichster Melancholikus, wenn Dich Moſch Terpins Vorleſungen in der That ſo entſetzlich kränken und ärgern, ſage mir nur, warum in aller Welt Du in jede hineinläufſt, warum Du keine einzige verſäumſt, und dann freilich jedesmal ſtumm und ſtarr mit geſchloſſenen Augen da ſitzeſt wie ein Träumender? — Frage mich, erwiederte Balthaſar, indem er die Augen niederſchlug, frage mich darum nicht, lieber Freund! — Eine unbekannte Gewalt zieht mich jeden Morgen hinein in Moſch Terpins Haus. Ich fühle im Voraus meine Qualen und doch kann ich nicht widerſtehen, ein dunkles Verhängniß reißt mich fort! — Ha — ha — lachte Fabian hell auf, ha ha ha — wie fein — wie poetiſch, wie myſtiſch! Die unbekannte Gewalt, die Dich hineinzieht in Moſch Terpins Haus, liegt in den dunkelblauen Augen der ſchönen Candida! — Daß Du bis über die Ohren verliebt biſt in des Profeſſors niedliches Töchterlein, das wiſſen wir alle längſt, und darum halten wir Dir Deine Phantaſterei, Dein närriſches Weſen zu Gute. Mit Verliebten iſt es nun nicht anders. Du befindeſt Dich im erſten Stadium der Liebeskrankheit und mußt in ſpäten Jünglingsjahren Dich zu all' den ſeltſamen Poſſen bequemen, die wir, ich und viele andere, dem Himmel ſey es gedankt! ohne ein großes zuſchauendes Publikum auf der Schule durchmachten. Aber glaube mir, mein ſüßes Herz —

Fabian hatte indeſſen ſeinen Freund Balthaſar wieder beim Arme gefaßt und war mit ihm raſch weiter geſchritten. Eben jetzt traten ſie heraus aus dem Dickigt auf den breiten Weg, der mitten durch den Wald führte. Da gewahrte Fabian, wie aus der Ferne ein Pferd ohne Reiter in eine Staubwolke gehüllt herantrabte. — Hei hei! — rief er, ſich in ſeiner Rede unterbrechend, hei, hei, da iſt eine verfluchte Schindmähre durchgegangen und hat den Reiter abgeſetzt — die müſſen wir fangen und nachher den Reiter ſuchen im Walde. Damit ſtellte er ſich mitten in den Weg.

Näher und näher kam das Pferd, da war es, als wenn von beiden Seiten ein paar Reitſtiefel in der Luft auf und nieder baumelten und auf dem Sattel etwas Schwarzes ſich rege und bewege. Dicht vor Fabian erſchallte ein langes gellendes Prrr — Prrr — und in demſelben Augenblick flogen ihm auch ein paar Reitſtiefel um den Kopf und ein kleines ſeltſames ſchwarzes Ding kugelte hin, ihm zwiſchen die Beine. Mauerſtill ſtand das große Pferd und beſchnüffelte mit lang vorgeſtrecktem Halſe ſein winziges Herrlein, das ſich im Sande wälzte und mühſam auf die Beine richtete. Dem kleinen Knirps ſteckte der Kopf tief zwiſchen den hohen Schultern, er war mit ſeinem Auswuchs auf Bruſt und Rücken, mit ſeinem kurzen Leibe und ſeinen hohen Spinnenbeinchen anzuſehen wie ein auf eine Gabel geſpießter Apfel, dem man ein Fratzengeſicht eingeſchnitten. Als nun Fabian dies ſeltſame kleine Ungethüm vor ſich ſtehen ſah, brach er in ein lautes Gelächter aus. Aber der Kleine drückte ſich das Barettlein, das er vom Boden aufgerafft, trotzig in die Augen und fragte, indem er Fabian mit wilden Blicken durchbohrte, in rauhem tief heiſerem Ton: Iſt dies der rechte Weg nach Kerepes? Ja, mein Herr! antwortete Balthaſar mild und ernſt, und reichte dem Kleinen die Stiefel hin, die er zuſammengeſucht hatte. Alles Mühen des Kleinen, die Stiefel anzuziehen, blieb vergebens, er ſtülpte einmal übers andere um und wälzte ſich ſtöhnend im Sande. Balthaſar ſtellte beide Stiefel aufrecht zuſammen, hob den Kleinen ſanft in die Höhe, und ſteckte, ihn eben ſo niederlaſſend, beide Füßchen in die zu ſchweren und weiten Futterale. Mit ſtolzem Weſen, die eine Hand in die Seite geſtemmt, die andere an's Barett gelegt, rief der Kleine: Gratias, mein Herr! und ſchritt nach dem Pferde hin, deſſen Zügel er faßte. Alle Verſuche, den Steigbügel zu erreichen oder hinauf zu klimmen auf das große Thier, blieben indeſſen vergebens. Balthaſar, immer ernſt und mild, trat hinzu und hob den Kleinen in den Steigbügel. Er mochte ſich wohl einen zu ſtarken Schwung gegeben haben, denn in demſelben Augenblick, als er oben ſaß, lag er auf der andern Seite auch wieder unten. „Nicht ſo hitzig, allerliebſter Mosje!“ rief Fabian, indem er auf's Neue in ein ſchallendes Gelächter ausbrach. „Der Teufel iſt Ihr allerliebſter Mosje,“ ſchrie der Kleine ganz erboßt, indem er ſich den Sand von den Kleidern klopfte, „ich bin Studioſus, und wenn Sie desgleichen ſind, ſo iſt es Tuſch, daß Sie mir wie ein Haſenfuß in's Geſicht lachen, und Sie müſſen ſich morgen in Kerepes mit mir ſchlagen!“ „Donner, rief Fabian immer fort lachend, Donner, das iſt mal ein tüchtiger Burſche, ein Allerweltskerl, was Courage betrifft und ächten Comment.“ Und damit hob er den Kleinen, alles Zappelns und Sträubens ungeachtet, in die Höhe und ſetzte ihn auf's Pferd, das ſofort mit ſeinem Herrlein luſtig wiehernd davon trabte. — Fabian hielt ſich beide Seiten, er wollte vor Lachen erſticken. — Es iſt grauſam, ſprach Balthaſer, einen Menſchen auszulachen, den die Natur auf ſolche entſetzliche Weiſe verwahrloſt hat, wie den kleinen Reiter dort. Iſt er wirklich Student, ſo mußt Du Dich mit ihm ſchlagen, und zwar, läuft's auch ſonſt gegen alle akademiſche Sitte, auf Piſtolen, da er weder Rappier noch Hieber zu führen vermag. — Wie ernſt, ſprach Fabian, wie ernſt, wie trübſelig Du das alles wieder nimmſt, mein lieber Freund Balthaſar. Nie iſt's mir eingefallen, eine Mißgeburt auszulachen. Aber ſage mir, darf ſolch ein knorpliger Däumling ſich auf ein Pferd ſetzen, über deſſen Hals er nicht wegzuſchauen vermag? Darf er die Füßlein in ſolch' verrucht weite Stiefel ſtecken? darf er eine knapp anſchließende Kurtka mit tauſend Schnüren und Troddeln und Quaſten, darf er ſolch ein verwunderliches Sammtbarett tragen? darf er ſolch ein hochmüthiges, trotziges Weſen annehmen? darf er ſich ſolche barbariſche heiſere Laute abzwingen? — Darf er das alles, frage ich, ohne mit Recht als eingefleiſchter Haſenfuß ausgelacht zu werden? — Aber ich muß hinein, ich muß den Rumor mit anſchauen, den es geben wird, wenn der ritterliche Studioſus einzieht auf ſeinem ſtolzen Roſſe! — Mit Dir iſt doch heute einmal nichts anzufangen! — Gehab Dich wohl! — Spornſtreichs rannte Fabian durch den Wald nach der Stadt zurück. —

Balthaſar verließ den offenen Weg und verlor ſich in das dichteſte Gebüſch, da ſank er hin auf einen Moosſitz, erfaßt, ja überwältigt von den bitterſten Gefühlen. Wohl mocht' es ſeyn, daß er die holde Candida wirklich liebte, aber er hatte dieſe Liebe wie ein tiefes, zartes Geheimniß in dem Innerſten ſeiner Seele vor allen Menſchen, ja vor ſich ſelbſt verſchloſſen. Als nun Fabian ſo ohne Hehl, ſo leichtſinnig darüber ſprach, war es ihm, als riſſen rohe Hände in frechem Uebermuth die Schleier von dem Heiligenbilde herab, die zu berühren er nicht gewagt, als müſſe nun die Heilige auf ihn ſelbſt ewig zürnen. Ja Fabians Worte ſchienen ihm eine abſcheuliche Verhöhnung ſeines ganzen Weſens, ſeiner ſüßeſten Träume.

„Alſo, rief er im Uebermaß ſeines Unmuths aus, alſo für einen verliebten Gecken hältſt du mich, Fabian! — für einen Narren, der in Moſch Terpins Vorleſungen läuft, um wenigſtens eine Stunde hindurch mit der ſchönen Candida unter einem Dache zu ſeyn, der in dem Walde einſam umher ſtreift, um auf elende Verſe zu ſinnen an die Geliebte und ſie noch erbärmlicher aufzuſchreiben, der die Bäume verdirbt, alberne Namenszüge in ihre glatten Rinden einſchneidend, der in Gegenwart des Mädchens kein geſcheutes Wort zu Markte bringt, ſondern nur ſeufzt und ächzt und weinerliche Geſichter ſchneidet, als litt' er an Krämpfen, der verwelkte Blumen, die ſie am Buſen trug, oder gar den Handſchuh, den ſie verlor, auf der bloßen Bruſt trägt — kurz, der tauſend kindiſche Thorheiten begeht! — Und darum, Fabian, neckſt Du mich, und darum lachen mich wohl alle Burſche aus, und darum bin ich ſammt der innern Welt, die mir aufgegangen, vielleicht ein Gegenſtand der Verſpottung. — Und die holde — liebliche — herrliche Candida —

Als er dieſen Namen ausſprach, fuhr es ihm durch's Herz, wie ein glühender Dolchſtich! — Ach! — eine innere Stimme flüſterte ihm in dem Augenblick ſehr vernehmlich zu, daß er ja nur eben Candida's wegen in Moſch Terpins Haus gehe, daß er Verſe mache an die Geliebte, daß er ihre Namen einſchneide in das Laubholz, daß er in ihrer Gegenwart verſtumme, ſeufze, ächze, daß er verwelkte Blumen, die ſie verlor, auf der Bruſt trage, daß er mithin ja wirklich in alle Thorheiten verfalle, wie ſie ihm Fabian nur vorrücken könne. — Erſt jetzt fühlte er es recht, wie unausſprechlich er die ſchöne Candida liebe, aber auch zugleich, daß ſeltſam genug ſich die reinſte innigſte Liebe im äußern Leben etwas geckenhaft geſtalte, welches wohl der tiefen Ironie zuzurechnen, die die Natur in alles menſchliche Treiben gelegt. Er mochte Recht haben, ganz unrecht war es indeſſen, daß er ſich darüber ſehr zu ärgern begann. Träume, die ihn ſonſt umfingen, waren verloren, die Stimmen des Waldes klangen ihm wie Hohn und Spott, er rannte zurück nach Kerepes.

„Herr Balthaſar — mon cher Balthaſar“ — rief es ihn an. Er ſchlug den Blick auf und blieb feſtgezaubert ſtehen, denn ihm entgegen kam der Profeſſor Moſch Terpin, der ſeine Tochter Candida am Arme führte. Candida begrüßte den zur Bildſäule Erſtarrten mit der heitern freundlichen Unbefangenheit, die ihr eigen. „Balthaſar, mon cher Balthaſar, rief der Profeſſor, Sie ſind in der „That der fleißigſte, mir der liebſte von meinen Zuhörern! — O mein „Beſter, ich merk' es Ihnen an, Sie lieben die Natur mit all' ihren „Wundern, wie ich, der ich einen wahren Narren daran gefreſſen! — „Gewiß wieder botaniſirt in unſerm Wäldchen! — Was Erſprieß-

„liches gefunden? — Nun! — laſſen Sie uns nähere Bekanntſchaft „machen. — Beſuchen Sie mich — jederzeit willkommen. — Können „zuſammen experimentiren. — Haben Sie ſchon meine Luftpumpe „geſehen? — Nun! — mon cher — morgen Abend verſammelt ſich „ein freundſchaftlicher Zirkel in meinem Hauſe, welcher Thee mit „Butterbrod konſumiren und ſich in angenehmen Geſprächen erluſtigen „wird, vermehren Sie ihn durch Ihre werthe Perſon — Sie werden „einen ſehr anziehenden jungen Mann kennen lernen, der mir ganz be„ſonders empfohlen — bon soir, mon cher — Guten Abend, Vor„trefflicher — à revoir — Auf Wiederſehen! — Sie kommen doch „morgen in die Vorleſung? — Nun — mon cher, — Adieu!“ — Ohne Balthaſars Antwort abzuwarten, ſchritt der Profeſſor Moſch Terpin mit ſeiner Tochter von dannen.

Balthaſar hatte in ſeiner Beſtürzung nicht gewagt, die Augen aufzuſchlagen, aber Candida's Blicke brannten hinein in ſeine Bruſt, er fühlte den Hauch ihres Athems und ſüße Schauer durchbebten ſein innerſtes Weſen.

Entnommen war ihm aller Unmuth, er ſchaute voll Entzücken der holden Candida nach, bis ſie in den Laubgängen verſchwand. Dann kehrte er langſam in den Wald zurück, um herrlicher zu träumen als jemals.

Drittes Kapitel.

Wie Fabian nicht wußte was er ſagen ſollte. — Candida und Jungfrauen, die nicht Fiſche eſſen dürfen. — Moſch Terpins literariſcher Thee. — Der junge Prinz.

Fabian gedachte, als er den Richtſteig quer durch den Wald lief, dem kleinen wunderlichen Knirps, der vor ihm davon getrabt, doch wohl noch zuvor zu kommen. Er hatte ſich geirrt, denn aus dem Gebüſch heraustretend, gewahrte er ganz in der Ferne, wie noch ein anderer ſtattlicher Reiter ſich zu dem Kleinen geſellte und wie nun beide in das Thor von Kerepes hineinritten. — Hm! — ſprach Fabian zu ſich ſelbſt, iſt der Nußknacker auf ſeinem großen Pferde auch ſchon vor mir angelangt, ſo komme ich doch noch zeitig genug zu dem Spektakel, den es geben wird bei ſeiner Ankunft. Iſt das ſeltſame Ding wirklich ein Studioſus, ſo weiſet man ihn nach dem geflügelten Roß, und hält er dort an mit ſeinem gellenden Prr — Prr! — und wirft die Reitſtiefel voran und ſich ſelbſt nach, und thut, wenn die Burſche lachen, wild und trotzig — nun! — dann iſt das tolle Poſſenſpiel fertig! —

Als Fabian nun die Stadt erreicht, glaubte er in den Straßen, auf dem Wege nach dem geflügelten Roß, lauter lachenden Geſichtern zu begegnen. Dem war aber nicht ſo. Alle Leute gingen ruhig und ernſt vorüber. Eben ſo ernſthaft ſpazierten auf dem Platz vor dem geflügelten Roß mehrere Akademiker, die ſich dort verſammelt, mit einander ſprechend auf und nieder. Fabian war überzeugt, daß der Kleine wenigſtens hier nicht angekommen ſeyn müſſe, da gewahrte er, einen Blick in's Thor des Gaſthauſes werfend, daß ſo eben das ſehr kennbare Pferd des Kleinen nach dem Stalle geführt wurde. Auf den erſten beſten ſeiner Bekannten ſprang er nun los und fragte, ob denn nicht ein ganz ſeltſamer wunderlicher Knirps herangetrabt ſey? — Der, den Fabian fragte, wußte eben ſo wenig etwas davon als die übrigen, denen Fabian nun erzählte, was ſich mit ihm und dem Däumling, der ein Student ſeyn wollen, begeben. Alle lachten ſehr, verſicherten indeſſen, daß ein ſolches Ding, wie das, was er beſchreibe, keinesweges angelangt. Wohl wären aber vor kaum zehn Minuten zwei ſehr ſtattliche Reiter auf ſchönen Pferden im Gaſthauſe zum geflügelten Roß abgeſtiegen. „Saß der eine von ihnen auf dem Pferde, das eben nach dem Stall geführt wurde?" So fragte Fabian. „Allerdings, erwiederte einer, allerdings. Der, der auf jenem Pferde ſaß, war von etwas kleiner Statur, aber von zierlichem Körperbau, angenehmen Geſichtszügen und hatte die ſchönſten Lockenhaare, die man ſehen kann. Dabei zeigte er ſich als den vortrefflichſten Reiter, denn er ſchwang ſich mit einer Behendigkeit, mit einem Anſtande vom Pferde herab, wie der erſte Stallmeiſter unſeres Fürſten." „Und, rief Fabian, und verlor nicht die Reitſtiefel und kugelte Euch nicht vor die Füße?" — Gott behüte, erwiederten alle einſtimmig, Gott behüte! — Was denkſt Du Bruder! ſolch' ein tüchtiger Reiter wie der Kleine! — Fabian wußte gar nicht was er ſagen ſollte. Da kam Balthaſar die Straße herab. Auf den ſtürzte Fabian los, zog ihn heran und erzählte, wie der kleine Knirps, der ihnen vor dem Thor begegnet und vom Pferde herabgefallen, hier eben angekommen ſey und von allen für einen ſchönen Mann von zierlichem Gliederbau und für den vortrefflichſten Reiter gehalten werde. „Du ſiehſt, erwiederte Balthaſar ernſt und gelaſſen, Du ſiehſt, lieber Bruder Fabian, daß nicht alle ſo wie Du über unglückliche von der Natur verwahrloste Menſchen lieblos ſpottend herfallen" — „Aber du mein Himmel, fiel ihm Fabian in's Wort, hier iſt ja gar nicht von Spott und Liebloſigkeit die Rede, ſondern nur davon, ob ein drei Fuß hohes Kerlein, der einem Rettig gar nicht unähnlich, ein ſchöner zierlicher Mann zu nennen?" — Balthaſar mußte, was Wuchs und Anſehen des kleinen Studenten betraf, Fabians Ausſage beſtätigen. Die Andern verſicherten, daß der kleine Reiter ein hübſcher zierlicher Mann ſey, wogegen Fabian und Balthaſar fortwährend behaupteten, ſie hätten nie einen ſcheußlicheren Däumling erblickt. Dabei blieb es, und Alle gingen voll Verwunderung auseinander.

Der ſpäte Abend brach ein, die beiden Freunde begaben ſich zuſammen nach ihrer Wohnung. Da fuhr es dem Balthaſar, ſelbſt wußte er nicht wie, heraus, daß er dem Profeſſor Moſch Terpin begegnet, der ihn auf den folgenden Abend zu ſich geladen. „Ei Du glücklicher, rief Fabian, ei Du überglücklicher Menſch, da wirſt Du Dein Liebchen, die hübſche Mamſell Candida ſehen, hören, ſprechen!" — Balthaſar, auf's Neue tief verletzt, riß ſich los von Fabian und wollte fort. Doch beſann er ſich, blieb ſtehen und ſprach, ſeinen Verdruß mit Gewalt niederkämpfend: „Du magſt Recht haben, lieber Bruder, daß Du mich für einen albernen verliebten Gecken hältſt, ich bin es vielleicht wirklich. Aber dieſe Albernheit iſt eine tiefe ſchmerzhafte Wunde, die meinem Gemüth geſchlagen, und die, auf unvorſichtige Weiſe berührt, im heftigeren Weh mich zu allerlei Tollheit aufreizen könnte. Darum Bruder! wenn Du mich wirklich lieb haſt, ſo nenne mir nicht mehr den Namen Candida!" — „Du nimmſt, erwiederte Fabian, Du nimmſt, mein lieber Freund Balthaſar, die Sache wieder entſetzlich tragiſch und anders läßt ſich das auch in Deinem Zuſtande nicht erwarten. Aber um mit Dir nicht in allerlei häßlichen Zwieſpalt zu gerathen, verſpreche ich, daß der Name Candida nicht eher über meine Lippen kommen ſoll, bis Du ſelbſt mir Gelegenheit dazu giebſt. Nur ſo viel erlaube mir heute noch zu ſagen, daß ich allerlei Verdruß vorausſehe, in den Dich Dein Verliebtſeyn ſtürzen wird.

Candida iſt ein gar hübſches herrliches Mägdlein, aber zu Deiner melancholiſchen, ſchwärmeriſchen Gemüthsart paßt ſie ganz und gar nicht. Wirſt Du näher mit ihr bekannt, ſo wird ihr unbefangnes heitres Weſen Dir Mangel an Poeſie, die Du überall vermiſſeſt, ſcheinen. Du wirſt in allerlei wunderliche Träumereien gerathen und das Ganze wird mit entſetzlichem eingebildetem Weh und genügender Verzweiflung tumultuariſch enden. — Uebrigens bin ich eben ſo wie Du auf morgen zu unſerm Profeſſor eingeladen, der uns mit ſehr ſchönen Experimenten unterhalten wird! — Nun gute Nacht, fabelhafter Träumer! Schlafe, wenn Du ſchlafen kannſt vor ſolch wichtigem Tage, wie der morgende!" —

Damit verließ Fabian den Freund, der in tiefes Nachdenken verſunken. — Fabian mochte nicht ohne Grund allerlei pathetiſche Unglücksmomente vorausſehen, die ſich mit Candida und Balthaſar wohl zutragen konnten; denn Beider Weſen und Gemüthsart ſchien in der That Anlaß genug dazu zu geben.

Candida war, jeder mußte das eingeſtehen, ein bildhübſches Mädchen, mit recht in's Herz hinein ſtrahlenden Augen und etwas aufgeworfenen Roſenlippen. Ob ihre übrigens ſchönen Haare, die ſie in wunderlichen Flechten gar phantaſtiſch aufzuneſteln wußte, mehr blond oder braun zu nennen, habe ich vergeſſen, nur erinnere ich mich ſehr gut der ſeltſamen Eigenſchaft, daß ſie immer dunkler und dunkler wurden, je länger man ſie anſchaute. Von ſchlankem hohen Wuchs, leichter Bewegung, war das Mädchen, zumal in lebensluſtiger Umgebung, die Huld, die Anmuth ſelbſt und man überſah es bei ſo vielem körperlichen Reiz ſehr gern, daß Hand und Fuß vielleicht kleiner und zierlicher hätten gebaut ſeyn können. Dabei hatte Candida Goethe's Wilhelm Meiſter, Schillers Gedichte und Fouqué's Zauberring geleſen, und beinahe alles, was darin enthalten, wieder vergeſſen; ſpielte ganz paſſabel das Pianoforte, ſang ſogar zuweilen dazu; tanzte die neueſten Françoiſen und Gavotten, und ſchrieb die Waſchzettel mit einer feinen leſerlichen Hand. Wollte man durchaus an dem lieben Mädchen etwas ausſetzen, ſo war es vielleicht, daß ſie etwas zu tief ſprach, ſich zu feſt einſchnürte, ſich zu lange über einen neuen Hut freute und zu viel Kuchen zum Thee verzehrte. Ueberſchwenglichen Dichtern war freilich noch vieles andere an der hübſchen Candida nicht recht, aber was verlangen die auch alles. Für's Erſte wollen ſie, daß das Fräulein über alles, was ſie von ſich verlauten laſſen, in ein ſomnambüles Entzücken gerathe, tief ſeufze, die Augen verdrehe, gelegentlich auch wohl was weniges ohnmächtle oder gar zur Zeit erblinde als höchſte Stufe der weiblichſten Weiblichkeit. Dann muß beſagtes Fräulein des Dichters Lieder ſingen nach der Melodie, die ihm (dem Fräulein) ſelbſt aus dem Herzen geſtrömt, augenblicklich aber davon krank werden, und ſelbſt auch wohl Verſe machen, ſich aber ſehr ſchämen wenn es herauskommt, ungeachtet die Dame dem Dichter ihre Verſe auf ſehr feinem wohlriechenden Papier mit zarten Buchſtaben geſchrieben ſelbſt in die Hände ſpielte, der dann auch ſeinerſeits vor Entzücken darüber erkrankt, welches ihm auch gar nicht zu verdenken iſt. Es giebt poetiſche Ascetiker, die noch weiter gehen und es aller weiblichen Zartheit entgegen finden, daß ein Mädchen lachen, eſſen und trinken und ſich zierlich nach der Mode kleiden ſollte. Sie gleichen beinahe dem heiligen Hieronymus, der den Jungfrauen verbietet Ohrgehänge zu tragen und Fiſche zu eſſen. Sie ſollen, ſo gebietet der Heilige, nur etwas zubereitetes Gras genießen, beſtändig hungrig ſeyn, ohne es zu fühlen, ſich in grobe ſchlecht genähte Kleider hüllen, die ihren Wuchs verbergen, vorzüglich aber eine Perſon zur Gefährtin wählen, die ernſthaft, bleich, traurig und etwas ſchmutzig iſt. —

Candida war durch und durch ein heitres unbefangenes Weſen, deshalb ging ihr nichts über ein Geſpräch, das ſich auf den leichten luſtigen Schwingen des unverfänglichſten Humors bewegte. Sie lachte recht herzlich über alles Drollige; ſie ſeufzte nie, als wenn Regenwetter ihr den gehofften Spaziergang verdarb, oder aller Vorſicht ungeachtet, der neue Shawl einen Fleck bekommen hatte. Dabei blickte, gab es wirklichen Anlaß dazu, ein tiefes inniges Gefühl hindurch, das nie in ſchaale Empfindelei ausarten durfte, und ſo mochte mir und Dir, geliebter Leſer! die wir nicht zu den Ueberſchwenglichen gehören, das Mädchen eben ganz recht ſeyn. Sehr leicht konnte es mit Balthaſar ſich anders verhalten! — Doch bald muß es ſich ja wohl zeigen, in wie fern der proſaiſche Fabian richtig prophezeit hatte oder nicht! —

Daß Balthaſar vor lauter Unruhe, vor unbeſchreiblichem ſüßen Bangen die ganze Nacht hindurch nicht ſchlafen konnte: was war natürlicher als das. Ganz erfüllt von dem Bilde der Geliebten, ſetzte er ſich hin an den Tiſch und ſchrieb eine ziemliche Anzahl artiger wohlklingender Verſe nieder, die in einer myſtiſchen Erzählung von der Liebe der Nachtigall zur Purpurroſe ſeinen Zuſtand ſchilderten. Die wollt' er mitnehmen in Moſch Terpins literariſchen Thee und damit losfahren auf Candida's unbewahrtes Herz, wenn und wie es nur möglich.

Fabian lächelte ein wenig, als er der Verabredung gemäß zur beſtimmten Stunde kam, um ſeinen Freund Balthaſar abzuholen, und ihn zierlicher geputzt fand, als er ihn jemals geſehen. Er hatte einen gezackten Kragen von den feinſten Brüſſeler Kanten umgethan, ſein kurzes Kleid mit geſchlitzten Aermeln war von geriſſenem Sammt. Und dazu trug er franzöſiſche Stiefel mit hohen ſpitzen Abſätzen und ſilbernen Franzen, einen engliſchen Hut vom feinſten Caſtor, und däniſche Handſchuhe. So war er ganz deutſch gekleidet, und der Anzug ſtand ihm über alle Maßen gut, zumal er ſein Haar ſchön kräuſeln laſſen und das kleine Stutzbärtchen wohl aufgekämmt hatte.

Das Herz bebte dem Balthaſar vor Entzücken, als in Moſch Terpins Hauſe Candida ihm entgegentrat, ganz in der Tracht der altdeutſchen Jungfrau, freundlich, anmuthig in Blick und Wort, im ganzen Weſen, wie man ſie immer zu ſehen gewohnt. „Mein holdſeligſtes Fräulein!“ ſeufzte Balthaſar aus dem Innerſten auf, als Candida, die ſüße Candida ſelbſt, eine Taſſe dampfenden Thee ihm darbot. Candida ſchaute ihn aber an mit leuchtenden Augen und ſprach: „Hier iſt Rum und Maraschino, Zwieback und Pumpernickel, lieber Herr Balthaſar! greifen Sie doch nur gefälligſt zu nach Ihrem Belieben!“ Statt aber auf Rum und Maraschino, Zwieback oder Pumpernickel zu ſchauen oder gar zuzugreifen, konnte der begeiſterte Balthaſar den Blick voll ſchmerzlicher Wehmuth der innigſten Liebe nicht abwenden von der holden Jungfrau, und rang nach Worten, die aus tiefſter Seele ausſprechen ſollten, was er eben empfand. Da faßte ihn aber der Profeſſor der Aeſthetik, ein großer baumſtarker Mann, mit gewaltiger Fauſt von hinten, drehte ihn herum, daß er mehr Theewaſſer auf den Boden verſchüttete, als eben ſchicklich, und rief mit donnernder Stimme: „Beſter Lukas Kranach, ſaufen Sie nicht das ſchnöde Waſſer, Sie verderben ſich den deutſchen Magen total — dort im andern Zimmer hat unſer tapfere Moſch eine Batterie der ſchönſten Flaſchen mit edlem Rheinwein aufgepflanzt, die wollen wir ſofort ſpielen laſſen!“ — Er ſchleppte den unglücklichen Jüngling fort.

Doch aus dem Nebenzimmer trat ihnen der Profeſſor Moſch Terpin entgegen, ein kleines ſehr ſeltſames Männlein an der Hand führend und laut rufend: „Hier, meine Damen und Herren, ſtelle ich Ihnen einen mit den ſeltenſten Eigenſchaften hochbegabten Jüngling vor, dem es nicht ſchwer fallen wird, ſich Ihr Wohlwollen, Ihre Achtung zu erwerben. Es iſt der junge Herr Zinnober, der erſt geſtern auf unſere Univerſität gekommen, und die Rechte zu ſtudiren gedenkt!" — Fabian und Balthaſar erkannten auf den erſten Blick den kleinen wunderlichen Knirps, der vor dem Thore ihnen entgegengeſprengt und vom Pferde geſtürzt war.

„Soll ich, ſprach Fabian leiſe zu Balthaſar, ſoll ich denn noch das Alräunchen herausfordern auf Blasrohr oder Schuſterpfriem? Anderer Waffen kann ich mich doch nicht bedienen wider dieſen furchtbaren Gegner."

„Schäme Dich, erwiederte Balthaſar, ſchäme Dich, daß Du den verwahrloſten Mann verſpotteſt, der wie Du hörſt, die ſeltenſten Eigenſchaften beſitzt, und ſo durch geiſtigen Werth das erſetzt, was die Natur ihm an körperlichen Vorzügen verſagte." Dann wandte er ſich zum Kleinen und ſprach: „Ich hoffe nicht, beſter Herr Zinnober, daß Ihr geſtriger Fall vom Pferde etwa ſchlimme Folgen gehabt haben wird?" Zinnober hob ſich aber, indem er einen kleinen Stock, den er in der Hand trug, hinten unterſtemmte, auf den Fußſpitzen in die Höhe, ſo daß er dem Balthaſar beinahe bis an den Gürtel reichte, warf den Kopf in den Nacken, ſchaute mit wildfunkelnden Augen herauf und ſprach in ſeltſam ſchnarrendem Baßton: „Ich weiß nicht, was Sie wollen, wovon Sie ſprechen, mein Herr! — Vom Pferde gefallen? — ich vom Pferde gefallen? — Sie wiſſen wahrſcheinlich nicht, daß ich der beſte Reiter bin, den es geben kann, daß ich niemals vom Pferde falle, daß ich als Freiwilliger unter den Küraſſieren den Feldzug mitgemacht und Offizieren und Gemeinen Unterricht gab im Reiten auf der Manege! — hm hm — vom Pferde fallen — ich vom Pferde fallen!" — Damit wollte er ſich raſch umwenden, der Stock, auf den er ſich ſtützte, glitt aber aus, und der Kleine torkelte um und um, dem Balthaſar vor die Füße. Balthaſar griff hinab nach dem Kleinen, ihm aufzuhelfen, und berührte dabei unverſehens ſein Haupt. Da ſtieß der Kleine einen gellenden Schrei aus, daß es im ganzen Saale wiederhallte und die Gäſte erſchrocken auffuhren von ihren Sitzen. Man umringte den Balthaſar und fragte durch einander, warum er denn um des Himmels willen ſo entſetzlich geſchrieen. „Nehmen Sie es nicht übel, beſter Herr Balthaſar, ſprach der Profeſſor Moſch Terpin, aber das war ein etwas wunderlicher Spaß. Denn wahrſcheinlich wollten Sie uns doch glauben machen, es trete hier jemand einer Katze auf den Schwanz!" „Katze — Katze — weg mit der Katze!" rief eine nervenſchwache Dame und fiel ſofort in Ohnmacht, und mit dem Geſchrei: Katze — Katze — rannten ein paar alte Herren, die an derſelben Idioſynkraſie litten, zur Thür hinaus.

Candida, die ihr ganzes Riechfläſchchen auf die ohnmächtige Dame ausgegoſſen, ſprach leiſe zu Balthaſar: „Aber was richten Sie auch für Unheil an mit Ihrem häßlichen gellenden Miau, lieber Herr Balthaſar!"

Dieſer wußte gar nicht, wie ihm geſchah. Glutroth im ganzen Geſicht vor Unwillen und Scham, vermochte er kein Wort herauszubringen, nicht zu ſagen, daß es ja der kleine Herr Zinnober und nicht er geweſen, der ſo entſetzlich gemauzt.

Der Profeſſor Moſch Terpin ſah des Jünglings ſchlimme Verlegenheit. Er nahte ſich ihm freundlich und ſprach: „Nun, nun, lieber Herr Balthaſar, ſeyen Sie doch nur ruhig. Ich habe wohl alles bemerkt. Sich zur Erde bückend, auf allen Vieren hüpfend, ahmten Sie den gemißhandelten grimmigen Kater herrlich nach. Ich liebe ſonſt ſehr dergleichen naturhiſtoriſche Spiele, doch hier im literariſchen Thee" — „Aber, platzte Balthaſar heraus, aber vortrefflichſter Herr Profeſſor, ich war es ja nicht" — „Schon — gut, ſchon gut," fiel ihm der Profeſſor in die Rede. Candida trat zu ihnen. „Tröſte mir, ſprach der Profeſſor zu dieſer, tröſte mir doch den guten Balthaſar, der ganz betreten iſt über alles Unheil, was geſchehen."

Der gutmüthigen Candida that der arme Balthaſar, der ganz verwirrt mit niedergeſenktem Blick vor ihr ſtand, herzlich leid. Sie reichte ihm die Hand und liſpelte mit anmuthigem Lächeln: „Es ſind aber auch recht komiſche Leute, die ſich ſo entſetzlich vor Katzen fürchten."

Balthaſar drückte Candida's Hand mit Inbrunſt an die Lippen. Candida ließ den ſeelenvollen Blick ihrer Himmelsaugen auf ihm ruhen.

Er war verzückt in den höchſten Himmel und dachte nicht mehr an Zinnober und Katzengeſchrei. — Der Tumult war vorüber, die Ruhe wieder hergeſtellt. Am Theetiſch ſaß die nervenſchwache Dame und genoß mehreren Zwieback, den ſie in Rum tunkte, verſichernd, an dergleichen erlabe ſich das von feindlicher Macht bedrohte Gemüth, und dem jähen Schreck folge ſehnſüchtig Hoffen! —

Auch die beiden alten Herren, denen draußen wirklich ein flüchtiger Kater zwiſchen die Beine gelaufen, kehrten beruhigt zurück, und ſuchten, wie mehrere andere, den Spieltiſch.

Balthaſar, Fabian, der Profeſſor der Aeſthetik, mehrere junge Leute ſetzten ſich zu den Frauen. Herr Zinnober hatte ſich indeſſen eine Fußbank herangerückt und war mittelſt derſelben auf den Sopha erſtiegen, wo er nun in der Mitte zwiſchen zwei Frauen ſaß und ſtolze funkelnde Blicke um ſich warf.

Balthaſar glaubte, daß der rechte Augenblick gekommen, mit ſeinem Gedicht von der Liebe der Nachtigall zur Purpurroſe hervorzurücken. Er äußerte daher mit der gehörigen Verſchämtheit, wie ſie bei jungen Dichtern im Brauch iſt, daß er, dürfe er nicht fürchten, Ueberdruß und lange Weile zu erregen, dürfe er auf gütige Nachſicht der geehrten Verſammlung hoffen, es wagen wolle, ein Gedicht, das jüngſte Erzeugniß ſeiner Muſe, vorzuleſen.

Da die Frauen ſchon hinlänglich über alles verhandelt, was ſich Neues in der Stadt zugetragen, da die Mädchen den letzten Ball bei dem Präſidenten gehörig durchgeſprochen und ſogar über die Normalform der neueſten Hüte einig worden, da die Männer unter zwei Stunden nicht auf weitere Speis und Tränkung rechnen durften: ſo wurde Balthaſar einſtimmig aufgefordert, der Geſellſchaft ja den herrlichen Genuß nicht vorzuenthalten.

Balthaſar zog das ſauber geſchriebene Manuſcript hervor und las.

Sein eignes Werk, das in der That aus wahrhaftem Dichtergemüth mit voller Kraft, mit regem Leben hervorgeſtrömt, begeiſterte ihn mehr und mehr. Sein Vortrag, immer leidenſchaftlicher ſteigend, verrieth die innere Glut des liebenden Herzens. Er bebte vor Entzücken, als leiſe Seufzer — manches leiſe Ach — der Frauen, mancher Ausruf der Männer: herrlich — vortrefflich — göttlich! ihn überzeugten, daß ſein Gedicht Alle hinriß.

Endlich hatte er geendet. Da riefen Alle: „Welch ein Gedicht! —

welche Gedanken — welche Phantaſie — was für ſchöne Verſe — welcher Wohlklang — Dank — Dank Ihnen, beſter Herr Zinnober für den göttlichen Genuß." —

„Was? wie?" rief Balthaſar; aber niemand achtete auf ihn, ſondern Alle ſtürzten auf Zinnober zu, der ſich auf dem Sopha blähte wie ein kleiner Puter und mit widr'ger Stimme ſchnarrte: „Bitte recht ſehr — bitte recht ſehr — müſſen ſo vorlieb nehmen! — iſt eine Kleinigkeit, die ich erſt vorige Nacht aufſchrieb in aller Eil!" — Aber der Profeſſor der Aeſthetik ſchrie: „Vortrefflicher — göttlicher Zinnober! — Herzensfreund, außer mir biſt Du der erſte Dichter, den es jetzt giebt auf Erden! — Komm an meine Bruſt, ſchöne Seele!" — Damit riß er den Kleinen vom Sopha auf in die Höhe und herzte und küßte ihn. Zinnober betrug ſich dabei ſehr ungeberdig. Er arbeitete mit den kleinen Beinchen auf des Profeſſors dickem Bauch herum und quäkte: „Laß mich los — laß mich los — es thut mir weh — weh — ich kratz' Dir die Augen aus — ich beiß' Dir die Naſe entzwei!" — „Nein, rief der Profeſſor, indem er den Kleinen niederſetzte auf den Sopha, nein, holder Freund, keine zu weit getriebene Beſcheidenheit!" — Moſch Terpin war nun auch vom Spieltiſch herangetreten, der nahm Zinnobers Händchen, drückte es und ſprach ſehr ernſt: „Vortrefflich junger Mann! — nicht zuviel, nein, nicht genug ſprach man mir von dem hohen Genius, der Sie beſeelt" — „Wer iſt's, rief nun wieder der Profeſſor der Aeſthetik in voller Begeiſterung aus, wer iſt's von Euch Jungfrauen, der dem herrlichen Zinnober ſein Gedicht, das das innigſte Gefühl der reinſten Liebe ausſpricht, lohnt durch einen Kuß?"

Da ſtand Candida auf, nahete ſich, volle Glut auf den Wangen, dem Kleinen, kniete nieder und küßte ihn auf den garſtigen Mund mit blauen Lippen. „Ja, ſchrie nun Balthaſar wie vom Wahnſinn plötzlich erfaßt, ja Zinnober — göttlicher Zinnober, Du haſt das tiefſinnige Gedicht gemacht von der Nachtigall und der Purpurroſe, Dir gebührt der herrliche Lohn, den Du erhalten!" —

Und damit riß er den Fabian in's Nebenzimmer hinein und ſprach: „Thu mir den Gefallen und ſchaue mich recht feſt an und dann ſage mir offen und ehrlich, ob ich der Student Balthaſar bin oder nicht, ob Du wirklich Fabian biſt, ob wir in Moſch Terpins Hauſe ſind, ob wir im Traume liegen — ob wir närriſch ſind —

zupfe mich an der Naſe oder rüttle mich zuſammen, damit ich nur erwache aus dieſem verfluchten Spuk!" —

„Wie magſt, erwiederte Fabian, wie magſt Du Dich denn nur ſo toll geberden, aus purer heller Eiferſucht, weil Candida den Kleinen küßte. Geſtehen mußt Du doch ſelbſt, daß das Gedicht, welches der Kleine vorlas, in der That vortrefflich war." — „Fabian, rief Balthaſar mit dem Ausdruck des tiefſten Erſtaunens, was ſprichſt Du denn?" „Nun ja, fuhr Fabian fort, nun ja, das Gedicht des Kleinen war vortrefflich und gegönnt hab' ich ihm Candida's Kuß. — Ueberhaupt ſcheint hinter dem ſeltſamen Männlein allerlei zu ſtecken, das mehr werth iſt als eine ſchöne Geſtalt. Aber was auch ſelbſt ſeine Figur betrifft, ſo kommt er mir jetzt nichts weniger als ſo abſcheulich vor wie Anfangs. Beim Ableſen des Gedichts verſchönerte die innere Begeiſterung ſeine Geſichtszüge, ſo daß er mir oft ein anmuthiger wohlgewachſener Jüngling zu ſeyn ſchien, ungeachtet er doch kaum über den Tiſch hervorragte. Gieb Deine unnütze Eiferſucht auf, befreunde Dich als Dichter mit dem Dichter!"

„Was, ſchrie Balthaſar voll Zorn, was? — mich befreunden mit dem verfluchten Wechſelbalge, den ich erwürgen möchte mit dieſen Fäuſten?"

„So, ſprach Fabian, ſo verſchließeſt Du Dich denn aller Vernunft. Doch laß' uns in den Saal zurückkehren, wo ſich etwas Neues begeben muß, da ich laute Beifallsrufe vernehme."

Mechaniſch folgte Balthaſar dem Freunde in den Saal.

Als ſie eintraten, ſtand der Profeſſor Moſch Terpin allein in der Mitte, die Inſtrumente noch in der Hand, womit er irgend ein phyſikaliſches Experiment gemacht, ſtarres Staunen im Geſicht. Die ganze Geſellſchaft hatte ſich um den kleinen Zinnober geſammelt, der, den Stock untergeſtemmt, auf den Fußſpitzen da ſtand und mit ſtolzem Blick den Beifall einnahm, der ihm von allen Seiten zuſtrömte. Man wandte ſich wieder zum Profeſſor, der ein anderes ſehr artiges Kunſtſtückchen machte. Kaum war er fertig, als wiederum alle den Kleinen umringend riefen: „Herrlich — vortrefflich, lieber Herr Zinnober!" —

Endlich ſprang auch Moſch Terpin zu dem Kleinen hin und rief zehnmal ſtärker als die übrigen: Herrlich — vortrefflich, lieber Herr Zinnober!

Es befand ſich in der Geſellſchaft der junge Fürſt Gregor, der auf der Univerſität ſtudirte. Der Fürſt war von der anmuthigſten Geſtalt, die man nur ſehen konnte, und dabei war ſein Betragen ſo edel und ungezwungen, daß ſich die hohe Abkunft, die Gewohnheit, ſich in den vornehmſten Kreiſen zu bewegen, darin deutlich ausſprach.

Fürſt Gregor war es nun, der gar nicht von Zinnober wich und ihn als den herrlichſten Dichter, den geſchickteſten Phyſiker über alle Maßen lobte.

Seltſam war die Gruppe, die beide zuſammenſtehend bildeten. Gegen den herrlich geſtalteten Gregor ſtach gar wunderlich das winzige Männlein ab, das mit hoch emporgereckter Naſe ſich kaum auf den dünnen Beinchen zu erhalten vermochte. Alle Blicke der Frauen waren hingerichtet, aber nicht auf den Fürſten, ſondern auf den Kleinen, der ſich auf den Fußſpitzen hebend immer wieder hinabſank und ſo hinauf und hinunter wankte wie ein Carteſianiſches Teufelchen.

Der Profeſſor Moſch Terpin trat zu Balthaſar und ſprach: „Was ſagen Sie zu meinem Schützling, zu meinem lieben Zinnober? Viel ſteckt hinter dem Mann und nun ich ihn ſo recht anſchaue, ahne ich wohl die eigentliche Bewandtniß, die es mit ihm haben mag. Der Prediger, der ihn erzogen und mir empfohlen hat, drückt ſich über ſeine Abkunft ſehr geheimnißvoll aus. Betrachten Sie aber nur den edlen Anſtand, ſein vornehmes ungezwungenes Betragen. Er iſt gewiß von fürſtlichem Geblüt, vielleicht gar ein Königsſohn!“ — In dem Augenblick wurde gemeldet, das Mahl ſey angerichtet. Zinnober torkelte ungeſchickt hin zu Candida, ergriff täppiſch ihre Hand und führte ſie nach dem Speiſeſaal.

In voller Wuth rannte der unglückliche Balthaſar durch die finſtre Nacht, durch Sturmwind und Regen fort nach Hauſe.

Viertes Kapitel.

Wie der italiäniſche Geiger Sbiocca den Herrn Zinnober in den Contrabaß zu werfen drohte, und der Referendarius Pulcher nicht zu auswärtigen Angelegenheiten gelangen konnte. — Von Mauth-Offizianten und zurückbehaltenen Wundern für's Haus. — Balthaſars Bezauberung durch einen Stockknopf.

Auf einem hervorragenden bemooſten Geſtein im einſamſten Walde ſaß Balthaſar und ſchaute gedankenvoll hinab in die Tiefe, in der ein Bach ſchäumend fortbrauſte zwiſchen Felsſtücken und dicht verwachſenem Geſtrüpp. Dunkle Wolken zogen daher und tauchten nieder hinter den Bergen; das Rauſchen der Bäume, der Gewäſſer tönte wie ein dumpfes Winſeln, und dazwiſchen kreiſchten Raubvögel, die aus dem finſtern Dickicht aufſtiegen in den weiten Himmelsraum und ſich nachſchwangen dem fliehenden Gewölk. —

Dem Balthaſar war, als vernehme er in den wunderbaren Stimmen des Waldes die troſtloſe Klage der Natur, als müſſe er ſelbſt untergehen in dieſer Klage, als ſey ſein ganzes Seyn nur das Gefühl des tiefſten unverwindlichſten Schmerzes. Das Herz wollte ihm ſpringen vor Wehmuth und indem häufige Thränen aus ſeinen Augen tröpfelten, war es, als blickten die Geiſter des Waldſtroms zu ihm herauf und ſtreckten ſchneeweiße Arme empor aus den Wellen, ihn hinabzuziehen in den kühlen Grund.

Da ſchwebte aus weiter Ferne durch die Lüfte daher heller fröhlicher Hörnerklang und legte ſich tröſtend an ſeine Bruſt, und die Sehnſucht erwachte in ihm und mit ihr ſüßes Hoffen. Er ſah umher und indem die Hörner forttönten, dünkten ihm die grünen Schatten des Waldes nicht mehr ſo traurig, nicht mehr ſo klagend das Rauſchen des Windes, das Flüſtern der Gebüſche. Er kam zu Worten.

„Nein, rief er aus, indem er aufſprang von ſeinem Sitz und mit leuchtendem Blick in die Ferne ſchaute, nein, noch verſchwand nicht alle Hoffnung! — Nur zu gewiß iſt es, daß irgend ein düſtres Geheimniß, irgend ein böſer Zauber verſtörend in mein Leben getreten iſt, aber ich breche dieſen Zauber, und ſollt' ich darüber untergeben! — Als ich endlich hingeriſſen, übermannt von dem Gefühl, das meine Bruſt zerſprengen wollte, der holden, ſchönen Candida meine Liebe geſtand, las ich denn nicht in ihren Blicken, fühlte ich nicht an dem Druck ihrer Hand meine Seligkeit? — Aber ſo wie das verdammte kleine Ungethüm ſich ſehen läßt, iſt ihm alle Liebe zugewendet. Zu ihm, der vermaledeiten Mißgeburt hängen Candida's Augen und ſehnſüchtige Seufzer entfliehen ihrer Bruſt, wenn der täppiſche Junge ſich ihr nähert, oder gar ihre Hand berührt. — Es muß mit ihm irgend eine geheimnißvolle Bewandtniß haben, und ſollt' ich an albernen Ammenmährchen glauben, ich würde behaupten, der Junge ſei verhext und könne es, wie man zu ſagen pflegt, den Leuten anthun. Iſt es nicht toll, daß Alle über das mißgeſtaltete, durch und durch verwachſene Männlein ſpotten und lachen, und dann wieder, tritt der Kleine dazwiſchen, ihn als den verſtändigſten, gelehrteſten, ja wohlgeſtaltetſten Herrn Studioſum ausſchreien, der ſich eben unter uns befindet? — Was ſage ich! geht es mir nicht beinahe ſelbſt ſo, kommt es mir nicht auch oft vor, als ſey Zinnober geſcheut und hübſch? — Nur in Candida's Gegenwart hat der Zauber keine Macht über mich, da iſt und bleibt Herr Zinnober ein dummes, abſcheuliches Alräunchen. — Doch! — ich ſtemme mich entgegen der feindlichen Macht, eine dunkle Ahnung ruht tief in meinem Innern, irgend etwas Unerwartetes werde mir die Waffe in die Hand geben wider den böſen Unhold!" —

Balthaſar ſuchte den Rückweg nach Kerepes. In einem Baumgange fortwandernd bemerkte er auf der Landſtraße einen kleinen bepackten Reiſewagen, aus dem ihm jemand mit einem weißen Tuch freundlich zuwinkte. Er trat heran und erkannte Herrn Vincenzo Sbiocca, weltberühmten Virtuoſen auf der Geige, den er wegen ſeines vortrefflichen ausdrucksvollen Spiels über alle Maßen hochſchätzte und bei dem er ſchon ſeit zwei Jahren Unterricht genommen. „Gut, rief Sbiocca, indem er aus dem Wagen ſprang, gut, mein lieber Herr Balthaſar, mein theurer Freund und Schüler, gut, daß ich Sie noch hier treffe, um von Ihnen herzlichen Abſchied nehmen zu können."

„Wie, ſprach Balthaſar, wie Herr Sbiocca, Sie verlaſſen doch nicht Kerepes, wo alles Sie ehrt und achtet, wo keiner Sie miſſen mag?" —

„Ja, erwiederte Sbiocca, indem ihm alles Blut des innern Zorns in's Geſicht trat, ja Herr Balthaſar, ich verlaſſe einen Ort, in dem die Leute ſämmtlich närriſch ſind, der einem großen Irrenhauſe gleicht. — Sie waren geſtern nicht in meinem Concert, da Sie über Land gegangen, ſonſt hätten Sie mir beiſtehen können gegen das raſende Volk, dem ich unterlegen!"

„Was iſt geſchehen, um tauſend Himmels willen, was iſt geſchehen?" rief Balthaſar.

„Ich ſpiele, fuhr Sbiocca fort, das ſchwierigſte Concert von Viotti. Es iſt mein Stolz, meine Freude. Sie haben es von mir gehört, es hat Sie nie unbegeiſtert gelaſſen. Geſtern war ich, wohl mag ich es ſagen, ganz vorzüglich bei guter Laune — anima mein' ich, heitren Geiſtes — spirito alato mein' ich. Kein Violinſpieler auf der ganzen weiten Erde, Viotti ſelbſt hätte mir nicht nachgeſpielt. Als ich geendet, bricht der Beifall mit aller Wuth los — furore mein' ich, wie ich erwartet. Geige unter dem Arm trete ich vor, mich höflichſt zu bedanken. — Aber! was muß ich ſehen, was muß ich hören! — Alles, ohne mich nur im mindeſten zu beachten, drängt ſich nach einer Ecke des Saales und ſchreit: bravissimo — bravissimo, göttlicher Zinnober! — welch' ein Spiel — welche Haltung, welcher Ausdruck, welche Fertigkeit! — Ich renne hin, dränge mich durch! — da ſteht ein drei Spannen hoher verwachſener Kerl und ſchnarrt mit widriger Stimme: Bitte, bitte recht ſehr, habe geſpielt wie es in meinen Kräften ſtand, bin freilich nunmehr der ſtärkſte Violiniſt in Europa und den übrigen bekannten Welttheilen. „Tauſend Teufel, ſchrie ich, wer hat denn geſpielt, ich oder der Erdwurm da!" — Und als der Kleine immer fortſchnarrt: Bitte, bitte ergebenſt, will ich auf ihn los und ihn faſſen, in die ganze Applikatur greifend. Aber da ſtürzen ſie auf mich los, und reden wahnſinniges Zeug von Neid, Eiferſucht und Mißgunſt. Unterdeſſen ruft einer: Und welche Compoſition! und Alle einſtimmig rufen hinterdrein: Und welche Compoſition — göttlicher Zinnober! — ſublimer Componiſt! Noch ärger als zuvor ſchrie ich: „Iſt denn Alles raſend — beſeſſen? das Concert war von Viotti, und ich — ich — der weltberühmte Vincenzo Sbiocca hat es geſpielt!" Aber nun packen ſie mich feſt, ſprechen von italieniſcher Tollheit — rabbia mein' ich, von ſeltſamen Zufällen, bringen mich mit Gewalt in ein Nebenzimmer, behandeln mich wie einen Kranken, wie einen Wahnſinnigen. Nicht lange dauert es, ſo ſtürzt Signora Bragazzi herein und fällt ohnmächtig nieder. Ihr war es ergangen wie mir. So wie ſie ihre Arie geendet, erdröhnte der Saal von dem: brava — bravissima — Zinnober, und alle ſchrieen, keine ſolche Sängerin gäb' es mehr auf Erden als Zinnober, und der ſchnarrte wieder ſein verfluchtes: Bitte — bitte! — Signora Bragazzi liegt im Fieber und wird baldigſt verſcheiden; ich meines Theils rette mich durch die Flucht vor dem wahnſinnigen Volke. Leben Sie wohl, beſter Herr Balthaſar! — Sehen Sie etwa den Signorino Zinnober, ſo ſagen Sie ihm gefälligſt, er möge ſich nicht irgendwo in einem Concert blicken laſſen, in dem ich zugegen. Unfehlbar würd' ich ihn ſonſt bei ſeinen Käferbeinchen packen und durch's F-Loch in den Contrabaß ſchmeißen, da könne er denn Zeit ſeines Lebens Concert ſpielen und Arien ſingen, wie er nur Luſt hätte. Leben Sie wohl, mein geliebter Balthaſar, und legen Sie die Violine nicht bei Seite!“ — Damit umarmte Herr Vincenzo Sbiocca den vor Staunen erſtarrten Balthaſar und ſtieg in den Wagen, der ſchnell davon rollte.

„Hab' ich denn nicht Recht, ſprach Balthaſar zu ſich ſelbſt, hab' ich denn nicht Recht, das unheimliche Ding, der Zinnober, iſt verhext und thut es den Leuten an.“ — In dem Augenblick rannte ein junger Menſch vorüber, bleich — verſtört, Wahnſinn und Verzweiflung im Antlitz. Dem Balthaſar fiel es ſchwer auf's Herz. Er glaubte in dem Jünglinge einen ſeiner Freunde erkannt zu haben und ſprang ihm daher ſchnell nach in den Wald.

Kaum zwanzig — dreißig Schritte gelaufen, wurde er den Referendar Pulcher gewahr, der unter einem großen Baume ſtehen geblieben und mit himmelwärts gerichtetem Blick alſo ſprach: „Nein! — nicht länger dulden dieſe Schmach! — Alle Hoffnung des Lebens iſt dahin! — jede Ausſicht nur in's Grab gerichtet — Fahre wohl — Leben — Welt — Hoffnung — Geliebte“ —

Und damit riß der verzweiflungsvolle Referendarius eine Piſtole aus dem Buſen und drückte ſie ſich an die Stirne.

Balthaſar ſtürzte mit Blitzesſchnelle auf ihn zu, ſchleuderte ihm die Piſtole weit weg aus der Hand und rief: „Pulcher! um Gottes willen, was iſt Dir, was thuſt Du!“

Der Referendarius konnte einige Minuten hindurch nicht zu ſich ſelbſt kommen. Er war halb ohnmächtig niedergeſunken auf den Raſen;

Balthaſar hatte ſich zu ihm geſetzt und ſprach tröſtende Worte, wie er es nur vermochte, ohne die Urſache von Pulchers Verzweiflung zu wiſſen.

Hundertmal hatte Balthaſar gefragt, was dem Referendarius denn Schreckliches geſchehen, das den ſchwarzen Gedanken des Selbſtmordes in ihm rege gemacht. Da ſeufzte Pulcher endlich tief auf und begann: „Du kennſt, lieber Freund Balth[illegible] bedrängte Lage, Du weißt, wie ich all' meine Hoffnung [illegible] des geheimen Expedienten geſetzt, die bei dem Miniſter d[illegible]wärtigen Angelegenheiten offen; Du weißt, mit welchem Eifer, mit welchem Fleiß ich mich darauf vorbereitet. Ich hatte meine Ausarbeitungen eingereicht, die, wie ich zu meiner Freude erfuhr, den vollſten Beifall des Miniſters erhalten. Mit welcher Zuverſicht ſtellte ich mich heute Vormittag zur mündlichen Prüfung! — Ich [illegible] im Zimmer einen kleinen, mißgeſchaffenen Kerl, den Du wohl unter dem Namen des Herrn Zinnober kennen wirſt. Der Legationsrath, dem die Prüfung übertragen, trat mir freundlich entgegen und ſagte mir, zu derſelben Stelle, die ich zu erhalten wünſche, habe ſich auch Herr Zinnober gemeldet, er werde uns beide daher prüfen. Dann raunte er mir leiſe in's Ohr: Sie haben von Ihrem Mitbewerber nichts zu befürchten, beſter Referendarius, die Arbeiten, die der kleine Zinnober eingereicht, ſind erbärmlich! — Die Prüfung begann, keine Frage des Raths ließ ich unbeantwortet. Zinnober wußte nichts, gar nichts; ſtatt zu antworten, ſchnarrte und quäkte er unvernehmliches Zeug, das niemand verſtand, fiel auch, indem er ungeberdig mit den Beinchen ſtrampelte, ein paarmal vom hohen Stuhl herab, ſo daß ich ihn wieder hinauf heben mußte. Mir lachte das Herz vor Vergnügen; die freundlichen Blicke, die der Rath dem Kleinen zuwarf, hielt ich für die bitterſte Ironie. — Die Prüfung war beendigt. Wer ſchildert meinen Schreck, mir war es, als wenn ein jäher Blitz mich klaftertief hinein ſchlüge in den Boden, als der Rath den Kleinen umarmte, zu ihm ſprach: Herrlicher Menſch! — welche Kenntniß — welcher Verſtand — welcher Scharfſinn! — dann zu mir: „Sie haben mich ſehr getäuſcht, Herr Referendarius Pulcher — Sie wiſſen ja gar nichts! — Und — nehmen Sie mir es nicht übel, die Art, wie Sie ſich zur Prüfung ermuthigt haben mögen, läuft gegen alle Sitte, gegen allen Anſtand! — Sie konnten ſich ja gar nicht auf dem Stuhl erhalten, Sie fielen ja herab, und Herr Zinnober mußte Sie aufrichten. Diplomatiſche Perſonen müſſen fein nüchtern ſeyn und beſonnen. — Adieu, Herr Referendarius!“ — Noch hielt ich alles für ein tolles Gaukelſpiel. Ich wagte es, ich ging hin zum Miniſter. Er ließ mir herausſagen, wie ich mich unterſtehen könne, ihn noch mit meinem Beſuch zu behelligen, nach der Art, wie ich mich in der Prüfung bewieſen — er wiſſe ſchon alles! Der Poſten, zu dem ich mich gedrängt, ſei ſchon vergeben an Herrn Zinnober! — So hat mir irgend eine hölliſche Macht alle Hoffnung geraubt und ich will ein Leben freiwillig opfern, das dem dunklen Verhängniß anheim gefallen! — Verlaß mich!“ —

„Nimmermehr, rief Balthaſar, erſt höre mich an!“

Er erzählte nun alles, was er von Zinnober wußte ſeit ſeiner erſten Erſcheinung vor dem Thor von Kerepes; wie es ihm mit dem Kleinen ergangen in Moſch Terpins Hauſe; was er eben jetzt von Vincenzo Sbiocca vernommen. „Es iſt nur zu gewiß, ſprach er dann, daß allem Beginnen der unſeligen Mißgeburt irgend etwas Geheimnißvolles zum Grunde liegt, und glaube mir, Freund Pulcher! — iſt irgend ein hölliſcher Zauber im Spiele, ſo kommt es nur darauf an, ihm mit feſtem Sinn entgegen zu treten, der Sieg iſt gewiß, wenn nur der Muth vorhanden. — Darum nicht verzagt, kein zu raſcher Entſchluß. Laß uns vereint dem kleinen Hexenkerl zu Leibe gehen!“ —

„Hexenkerl, rief der Referendarius mit Begeiſterung, ja Hexenkerl, ein ganz verfluchter Hexenkerl iſt der Kleine, das iſt gewiß! — Doch Bruder Balthaſar, was iſt uns denn, liegen wir im Traume? — Hexenweſen — Zaubereien — iſt es denn damit nicht vorbei ſeit langer Zeit? Hat denn nicht vor vielen Jahren Fürſt Paphnutius der Große die Aufklärung eingeführt, und alles tolle Unweſen, alles Unbegreifliche aus dem Lande verbannt, und doch ſoll noch dergleichen verwünſchte Contrebande ſich eingeſchlichen haben? — Wetter! das müßte man ja gleich der Polizei anzeigen und den Mauth-Offizianten! — Aber nein, nein — nur der Wahnſinn der Leute oder, wie ich beinahe fürchte, ungeheure Beſtechung iſt Schuld an unſerm Unglück. — Der verwünſchte Zinnober ſoll unermeßlich reich ſeyn. Er ſtand neulich vor der Münze und da zeigten die Leute mit Fingern nach ihm und riefen: Seht den kleinen hübſchen Papa! — dem gehört alles blanke Gold, was da drinnen geprägt wird!“ —

„Still, erwiederte Balthaſar, ſtill Freund Referendarius, mit dem Golde zwingt es der Unhold nicht, es iſt etwas anderes dahinter! — Wahr, daß Fürſt Paphnutius die Aufklärung einführte zu Nutz und Frommen ſeines Volks, ſeiner Nachkommenſchaft, aber manches Wunderbare, Unbegreifliche iſt doch noch zurück geblieben. Ich meine, man hat noch ſo für's Haus einige hübſche Wunder zurück behalten. Z. B. noch immer wachſen aus lumpigten Saamenkörnern die höchſten, herrlichſten Bäume, ja ſogar die mannigfaltigſten Früchte und Getreidearten, womit wir uns den Leib ſtopfen. Erlaubt man ja wohl noch gar den bunten Blumen, den Inſekten auf ihren Blättern und Flügeln die glänzendſten Farben, ſelbſt die allerverwunderlichſten Schriftzüge zu tragen, von denen kein Menſch weiß, ob es Oel iſt, Gouache oder Aquarell-Manier, und kein Teufel von Schreibmeiſter kann die ſchmucke Currentſchrift leſen, geſchweige denn nachſchreiben! — Hoho! Referendarius, ich ſage Dir, es geht in meinem Innern zuweilen Abſonderliches vor! — Ich lege die Pfeife weg und ſchreite im Zimmer auf und ab, und eine ſeltſame Stimme flüſtert, ich ſey ſelbſt ein Wunder, der Zauberer Mikrokosmus handtire in mir und treibe mich an zu allerlei tollen Streichen! — Aber Referendarius, dann laufe ich fort und ſchaue hinein in die Natur, und verſtehe alles, was die Blumen, die Gewäſſer zu mir ſprechen, und mich umfängt ſelige Himmelsluſt!" —

„Du ſprichſt im Fieber," rief Pulcher; aber Balthaſar, ohne auf ihn zu achten, ſtreckte die Arme aus wie von inbrünſtiger Sehnſucht erfaßt nach der Ferne. „Horche doch nur, rief Balthaſar, horche doch nur, o Referendarius! welche himmliſche Muſik im Rauſchen des Abendwindes durch den Wald ertönt! — Hörſt Du wohl, wie die Quellen ſtärker erheben ihren Geſang? wie die Büſche, die Blumen einfallen mit lieblichen Stimmen?" —

Der Referendarius hielt das Ohr hin, um die Muſik zu erhorchen, von der Balthaſar ſprach. „In der That, fing er dann an, in der That, es wehen Töne durch den Wald, die die anmuthigſten, herrlichſten ſind, welche ich in meinem Leben gehört und die mir tief in die Seele dringen. Doch iſt es nicht der Abendwind, nicht die Büſche, nicht die Blumen ſind es, die ſo ſingen, vielmehr däucht es mir, als wenn jemand in der Ferne die tiefſten Glocken einer Harmonika anſtriche."

Pulcher hatte Recht. Wirklich glichen die vollen, immer ſtärker und ſtärker anſchwellenden Akkorde, die immer näher hallten, den Tönen einer Harmonika, deren Größe und Stärke aber unerhört ſeyn mußte. Als nun die Freunde weiter vorſchritten, bot ſich ihnen ein Schauſpiel dar, ſo zauberhaft, daß ſie vor Erſtaunen erſtarrt — feſt gewurzelt — ſtehen blieben. In geringer Entfernung fuhr ein Mann langſam durch den Wald, beinahe chineſiſch gekleidet, nur trug er ein weitbauſchiges Barett mit ſchönen Schwungfedern auf dem Haupte. Der Wagen glich einer offenen Muſchel von funkelndem Kryſtall, die beiden hohen Räder ſchienen von gleicher Maſſe. So wie ſie ſich drehten, erklangen die herrlichen Harmonika-Töne, die die Freunde ſchon aus der Ferne gehört. Zwei ſchneeweiße Einhörner mit goldenem Geſchirr zogen den Wagen, auf dem ſtatt des Fuhrmanns ein Silberfaſan ſaß, die goldnen Leinen im Schnabel haltend. Hinten auf ſaß ein großer Goldkäfer, der mit den flimmernden Flügeln flatternd dem wunderbaren Mann in der Muſchel Kühlung zuzuwehen ſchien. So wie er bei den Freunden vorüberkam, nickte er ihnen freundlich zu. In dem Augenblick fiel aus dem funkelnden Knopf des langen Rohrs, das der Mann in der Hand trug, ein Strahl auf Balthaſar, ſo daß er einen brennenden Stich tief in der Bruſt fühlte und mit einem dumpfen Ach! zuſammenfuhr. —

Der Mann blickte ihn an und lächelte und winkte noch freundlicher als zuvor. So wie das zauberiſche Fuhrwerk im dichten Gebüſch verſchwand, noch im ſanften Nachhallen der Harmonika-Töne, fiel Balthaſar ganz außer ſich vor Wonne und Entzücken dem Freunde um den Hals und rief: „Referendarius! wir ſind gerettet! — jener iſt's, der Zinnobers verruchten Zauber bricht!“ —

„Ich weiß nicht, ſprach Pulcher, ich weiß nicht, wie mir in dieſem Augenblick zu Muthe, ob ich wache, ob ich träume; aber ſo viel iſt gewiß, daß ein unbekanntes Wonnegefühl mich durchdringt und daß Troſt und Hoffnung in meine Seele wiederkehrt.“

Fünftes Kapitel.

Wie Fürſt Barſanuph Leipziger Lerchen und Danziger Goldwaſſer frühſtückte, einen Butterfleck auf die Kaſimirhoſe bekam und den Geheimen Sekretair Zinnober zum Geheimen Spezialrath erhob. — Die Bilderbücher des Doktors Proſper Alpanus. — Wie ein Portier den Studenten Fabian in den Finger biß, dieſer ein Schleppkleid trug und deshalb verhöhnt wurde. — Balthaſars Flucht.

Es iſt nicht länger zu verhehlen, daß der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, bei dem Herr Zinnober als Geheimer Expedient angenommen, ein Abkömmling jenes Barons Prätextatus von Mondſchein war, der den Stammbaum der Fee Roſabelverde in den Turnierbüchern und Chroniken vergebens ſuchte. Er hieß, wie ſein Ahnherr, Prätextatus von Mondſchein, war von der feinſten Bildung, den angenehmſten Sitten, verwechſelte niemals das Mich und Mir, das Ihnen und Sie, ſchrieb ſeinen Namen mit franzöſiſchen Lettern, ſo wie überhaupt eine leſerliche Hand, und arbeitete ſogar zuweilen ſelbſt, vorzüglich wenn das Wetter ſchlecht war. Fürſt Barſanuph, ein Nachfolger des großen Paphnuß, liebte ihn zärtlich, denn er hatte auf jede Frage eine Antwort, ſpielte in den Erholungsſtunden mit dem Fürſten Kegel, verſtand ſich herrlich auf's Geld-Negoz, und ſuchte in der Gavotte ſeines Gleichen.

Es begab ſich, daß der Baron Prätextatus von Mondſchein den Fürſten eingeladen hatte zum Frühſtück auf Leipziger Lerchen und ein Gläschen Danziger Goldwaſſer. Als er nun hineinkam in Mondſcheins Haus, fand er im Vorſaal unter mehreren angenehmen diplomatiſchen Herren den kleinen Zinnober, der auf ſeinen Stock geſtemmt ihn mit ſeinen Aeugelein anfunkelte und ohne ſich weiter an ihn zu kehren, eine gebratene Lerche in's Maul ſteckte, die er ſo eben vom Tiſche gemauſt. So wie der Fürſt den Kleinen erblickte, lächelte er ihn gnädig an und ſprach zum Miniſter: „Mondſchein! was haben Sie da für einen kleinen, hübſchen verſtändigen Mann in Ihrem Hauſe? — Es iſt gewiß derſelbe, der die wohl ſtyliſirten und ſchön geſchriebenen Berichte verfertigt, die ich ſeit einiger Zeit von Ihnen erhalte?“ „Allerdings, gnädigſter Herr, erwiederte Mondſchein. Mir hat das Geſchick ihn zugeführt als den geiſtreichſten, geſchickteſten Arbeiter in meinem Büreau. Er nennt ſich Zinnober, und ich empfehle den jungen herrlichen Mann ganz vorzüglich Ihrer Huld und Gnade, mein beſter Fürſt! — Erſt ſeit wenigen Tagen iſt er bei mir.“ „Und eben deshalb, ſprach ein junger hübſcher Mann, der ſich indeſſen genähert, und eben deshalb hat, wie Ew. Excellenz zu bemerken erlauben werden, mein junger kleiner College noch gar nichts expedirt. Die Berichte, die das Glück hatten, von Ihnen, mein durchlauchtigſter Fürſt, mit Wohlgefallen bemerkt zu werden, ſind von mir verfaßt.“ „Was wollen Sie!“ fuhr der Fürſt ihn zornig an. — Zinnober hatte ſich dicht an den Fürſten geſchoben und ſchmatzte, die Lerche verzehrend, vor Gier und Appetit. — Der junge Menſch war es wirklich, der jene Berichte verfaßt, aber: „Was wollen Sie, rief der Fürſt, Sie haben ja noch gar nicht die Feder angerührt? — Und daß Sie dicht bei mir gebratene Lerchen verzehren, ſo daß, wie ich zu meinem großen Aerger bemerken muß, meine neue Kaſimirhoſe bereits einen Butterfleck bekommen, daß Sie dabei ſo unbillig ſchmatzen, ja! — alles das beweiſet hinlänglich Ihre Untauglichkeit zu jeder diplomatiſchen Laufbahn! — Gehen Sie fein nach Hauſe und laſſen Sie ſich nicht wieder vor mir ſehen, es ſey denn, Sie brächten mir eine nützliche Fleckkugel für meine Kaſimirhoſe — Vielleicht wird mir dann wieder gnädig zu Muthe!“ Dann zum Zinnober: „Solche Jünglinge, wie Sie, werther Zinnober, ſind eine Zierde des Staats und verdienen ehrenvoll ausgezeichnet zu werden! — Sie ſind Geheimer Spezialrath, mein Beſter!“ — „Danke ſchönſtens, ſchnarrte Zinnober, indem er den letzten Biſſen hinunterſchluckte, und ſich das Maul wiſchte mit beiden Händchen, danke ſchönſtens, ich werd' das Ding ſchon machen, wie es mir zukommt.“

„Wackres Selbſtvertrauen, ſprach der Fürſt mit erhobener Stimme, wackres Selbſtvertrauen zeugt von der innern Kraſt, die dem würdigen Staatsmann inwohnen muß!“ — Und auf dieſen Spruch nahm der Fürſt ein Schnäpschen Goldwaſſer, welches der Miniſter ſelbſt ihm darreichte und das ihm ſehr wohl bekam. — Der neue Rath mußte Platz nehmen zwiſchen dem Fürſten und Miniſter. Er verzehrte unglaublich viel Lerchen und trank Malaga und Goldwaſſer durch einander und ſchnarrte und brummte zwiſchen den Zähnen, und handtirte, da er kaum mit der ſpitzen Naſe über den Tiſch reichen konnte, gewaltig mit den Händchen und Beinchen.

Als das Frühſtück beendigt, riefen beide, der Fürſt und der Miniſter: „Es iſt ein engliſcher Menſch, dieſer Geheime Spezialrath!" —

„Du ſiehſt, ſprach Fabian zu ſeinem Freunde Balthaſar, Du ſiehſt ſo fröhlich aus, Deine Blicke leuchten in beſonderm Feuer. — Du fühlſt Dich glücklich? — Ach, Balthaſar, Du träumſt vielleicht einen ſchönen Traum, aber ich muß Dich daraus erwecken, es iſt Freundes Pflicht!"

„Was haſt Du, was iſt geſchehen?" fragte Balthaſar beſtürzt.

„Ja, fuhr Fabian fort, ja! — ich muß es Dir ſagen! Faſſe Dich nur, mein Freund! — Bedenke, daß vielleicht kein Unfall in der Welt ſchmerzlicher trifft und doch leichter zu verwinden iſt, als eben dieſer! — Candida" —

„Um Gott, ſchrie Balthaſar entſetzt, Candida! — was iſt mit Candida? — iſt ſie hin — iſt ſie todt?"

„Ruhig, ſprach Fabian weiter, ruhig mein Freund! — nicht todt iſt Candida, aber ſo gut als todt für Dich! — Wiſſe, daß der kleine Zinnober Geheimer Spezialrath geworden und ſo gut als verſprochen iſt mit der ſchönen Candida, die Gott weiß wie, in ihn ganz vernarrt ſeyn ſoll."

Fabian glaubte, daß Balthaſar nun losbrechen würde in ungeſtüme, verzweiflungsvolle Klagen und Verwünſchungen. Statt deſſen ſprach er mit ruhigem Lächeln: „Iſt es nichts weiter als das, ſo giebt es keinen Unfall, der mich betrüben könnte."

„Du liebſt Candida nicht mehr?" fragte Fabian voll Erſtaunen.

„Ich liebe, erwiederte Balthaſar, ich liebe das Himmelskind, das herrliche Mädchen mit aller Inbrunſt, mit aller Schwärmerei, die nur in eines Jünglings Bruſt ſich entzünden kann! Und ich weiß — ach ich weiß es, daß Candida mich wieder liebt, daß nur ein verruchter Zauber ſie umſtrickt hält, aber bald löſe ich die Bande dieſes Hexenweſens, bald vernichte ich den Unhold, der die Arme bethört." —

Balthaſar erzählte nun dem Freund ausführlich von dem wunderbaren Mann, dem er in dem ſeltſamſten Fuhrwerk im Walde begegnet. Er ſchloß damit, daß, ſo wie aus dem Stockknopf des zauberiſchen Weſens ein Strahl in ſeine Bruſt gefunkelt, der feſte Gedanke in ihm aufgegangen, daß Zinnober nichts ſey als ein Hexenmännlein, deſſen Macht jener Mann vernichten werde.

„Aber, rief Fabian, als der Freund geendet, aber Balthaſar, wie kannſt Du nur auf ſolches tolles, wunderliches Zeug verfallen? — Der Mann, den Du für einen Zauberer hältſt, iſt niemand anders, als der Doktor Prosper Alpanus, der unfern der Stadt auf ſeinem Landhauſe wohnt. Wahr iſt es, daß die wunderlichſten Gerüchte von ihm verbreitet werden, ſo daß man ihn beinahe für einen zweiten Caglioſtro halten möchte, aber daran iſt er ſelbſt Schuld. Er liebt es, ſich in ein myſtiſches Dunkel zu hüllen, den Schein eines mit den tiefſten Geheimniſſen der Natur vertrauten Mannes anzunehmen, der unbekannten Kräften gebietet, und dabei hat er die bizarrſten Einfälle. So iſt zum Beiſpiel ſein Fuhrwerk ſo ſeltſam beſchaffen, daß ein Menſch, der von lebhafter feuriger Phantaſie iſt, wie du mein Freund, wohl dahin gebracht werden kann, alles für eine Erſcheinung aus irgend einem tollen Mährchen zu halten. Höre alſo! — Sein Cabriolet hat die Form einer Muſchel und iſt über und über verſilbert, zwiſchen den Rädern iſt eine Drehorgel angebracht, welche, ſo wie der Wagen fährt, von ſelbſt ſpielt. Das, was Du für einen Silberfaſan hielteſt, war gewiß ſein kleiner weißgekleideter Jockey, ſo wie Du gewiß die Blätter des ausgeſpreiteten Sonnenſchirms für die Flügeldecken eines Goldkäfers hielteſt. Seinen beiden weißen Pferdchen läßt er große Hörner anſchrauben, damit es nur recht fabelhaft ausſehen ſoll. Uebrigens iſt es richtig, daß der Doktor Alpanus ein ſchönes ſpaniſches Rohr trägt mit einem herrlich funkelnden Kryſtall, der oben darauf ſitzt als Knopf und von deſſen wunderlicher Wirkung man viel Fabelhaftes erzählt oder vielmehr lügt. Den Strahl dieſes Kryſtalls ſoll nämlich kaum ein Auge ertragen. Verhüllt ihn der Doktor mit einem dünnen Schleier und richtet man nun den feſten Blick darauf, ſo ſoll das Bild der Perſon, das man in dem innerſten Gedanken trägt, außerhalb wie in einem Hohlſpiegel erſcheinen.“

„In der That, fiel Balthaſar dem Freunde in's Wort, in der That? Erzählt man das? — Was ſpricht man denn wohl noch weiter von dem Herrn Doktor Prosper Alpanus?“

„Ach, erwiederte Fabian, verlange doch nur nicht, daß ich von den tollen Fratzen und Poſſen viel reden ſoll. Du weißt ja, daß es noch bis jetzt abentheuerliche Leute giebt, die der geſunden Vernunft entgegen an alle ſogenannte Wunder alberner Ammenmährchen glauben."

„Ich will Dir geſtehen, fuhr Balthaſar fort, daß ich genöthigt bin, mich ſelbſt zu der Partei dieſer abentheuerlichen Leute ohne geſunde Vernunft zu ſchlagen. Verſilbertes Holz iſt kein glänzendes durchſichtiges Kryſtall, eine Drehorgel tönt nicht wie eine Harmonika, ein Silberfaſan iſt kein Jockey und ein Sonnenſchirm kein Goldkäfer. Entweder war der wunderbare Mann, dem ich begegnete, nicht der Doktor Prosper Alpanus, von dem Du ſprichſt, oder der Doktor herrſcht wirklich über die außerordentlichſten Geheimniſſe."

„Um, ſprach Fabian, um Dich ganz von Deinen ſeltſamen Träumereien zu heilen, iſt es am beſten, daß ich Dich geradezu hinführe zu dem Doktor Prosper Alpanus. Dann wirſt Du es ſelbſt verſpüren, daß der Doktor ein ganz gewöhnlicher Arzt iſt, und keinesweges ſpazieren fährt mit Einhörnern, Silberfaſanen und Goldkäfern."

„Du ſprichſt, erwiederte Balthaſar, indem ihm die Augen hell auffunkelten, Du ſprichſt, mein Freund, den innigſten Wunſch meiner Seele aus. — Wir wollen uns nur gleich auf den Weg machen."

Bald ſtanden ſie vor dem verſchloſſenen Gatterthor des Parks, in deſſen Mitte das Landhaus des Doktor Alpanus lag. „Wie kommen wir nun hinein," ſprach Fabian. „Ich denke, wir klopfen," erwiederte Balthaſar und faßte den metallenen Klöpfel, der dicht beim Schloſſe angebracht war.

So wie er den Klöpfel aufhob, begann ein unterirdiſches Murmeln wie ein ferner Donner und ſchien zu verhallen in der tiefſten Tiefe. Das Gatterthor drehte ſich langſam auf, ſie traten ein, und wanderten fort durch einen langen, breiten Baumgang, durch den ſie das Landhaus erblickten. „Spürſt Du, ſprach Fabian, hier etwas Außerordentliches, Zauberiſches?" „Ich dächte, erwiederte Balthaſar, die Art, wie ſich das Gatterthor öffnete, wäre doch nicht ſo ganz gewöhnlich geweſen, und dann weiß ich nicht, wie mich hier alles ſo wunderbar, ſo magiſch anſpricht. — Giebt es denn wohl auf weit und breit ſolche herrliche Bäume als eben hier in dieſem Park? — Ja mancher Baum, manches Gebüſch ſcheint mit ſeinen glänzenden Stämmen und ſmaragdenen Blättern einem fremden unbekannten Lande anzugehören." —

Fabian bemerkte zwei Fröſche von ungewöhnlicher Größe, die ſchon von dem Gatterthor an zu beiden Seiten der Wandelnden mitgehüpft waren. „Schöner Park, rief Fabian, in dem es ſolch' Ungeziefer giebt!" und bückte ſich nieder, um einen kleinen Stein aufzuheben, mit dem er nach den luſtigen Fröſchen zu werfen gedachte. Beide ſprangen in's Gebüſch und guckten ihn mit glänzenden menſchlichen Augen an. „Wartet, wartet!" rief Fabian, zielte nach dem einen und warf. In dem Augenblick quäkte aber ein kleines häßliches Weib, das am Wege ſaß: Grobian! ſchmeiß Er nicht ehrliche Leute, die hier im Garten mit ſaurer Arbeit ihr bischen Brod verdienen müſſen. — „Komm nur, komm," murmelte Balthaſar entſetzt, denn er merkte wohl, daß der Froſch ſich geſtaltet habe zum alten Weibe. Ein Blick in's Gebüſch überzeugte ihn, daß der andere Froſch, jetzt ein kleines Männlein geworden, ſich mit Ausjäten des Unkrauts beſchäftigte. —

Vor dem Landhauſe befand ſich ein großer ſchöner Raſenplatz, auf dem die beiden Einhörner weideten, während die herrlichſten Akkorde in den Lüften erklangen.

„Siehſt Du wohl, hörſt Du wohl?" ſprach Balthaſar.

„Ich ſehe nichts weiter, erwiederte Fabian, als zwei kleine Schimmel, die Gras freſſen, und was ſo in den Lüften tönt, ſind wahrſcheinlich aufgehängte Aeolsharfen."

Die herrliche einfache Architektur des mäßig großen, einſtöckigen Landhauſes entzückte den Balthaſar. Er zog an der Klingelſchnur, ſogleich ging die Thür auf, und ein großer ſtraußartiger, ganz goldgelb gleißender Vogel ſtand als Portier vor den Freunden.

„Nun ſeh', ſprach Fabian zu Balthaſar, nun ſeh' einmal einer die tolle Livree! — Will man auch nachher dem Kerl ein Trinkgeld geben, hat er wohl eine Hand, es in die Weſtentaſche zu ſchieben?"

Und damit wandte er ſich zu dem Strauß, packte ihn bei den glänzenden Flaumfedern, die unter dem Schnabel an der Kehle wie ein reiches Jabot ſich aufpluſterten, und ſprach: „Meld' Er uns bei dem Herrn Doktor, mein charmanter Freund!" — Der Strauß ſagte aber nichts als: „Quirrrr" — und biß den Fabian in den Finger. „Tauſend Sapperment, ſchrie Fabian, der Kerl iſt doch wohl am Ende ein verfluchter Vogel!"

In demſelben Augenblick ging eine innere Thüre auf, und der Doktor ſelbſt trat den Freunden entgegen. — Ein kleiner dünner blaſſer Mann! — Er trug ein kleines ſammtnes Mützchen auf dem Haupte, unter dem ſchönes Haar in langen Locken hervorſtrömte, ein langes erdgelbes, indiſches Gewand und kleine rothe Schnürſtiefelchen, ob mit buntem Pelz oder dem glänzenden Federbalg eines Vogels beſetzt, war nicht zu unterſcheiden. Auf ſeinem Antlitz lag die Ruhe, die Gutmüthigkeit ſelbſt, nur ſchien es ſeltſam, daß, wenn man ihn recht nahe, recht ſcharf anblickte, es war, als ſchaue aus dem Geſicht noch ein kleineres Geſichtchen wie aus einem gläſernen Gehäuſe heraus.

„Ich erblickte, ſprach nun leiſe und etwas gedehnt mit anmuthigem Lächeln Prosper Alpanus, ich erblickte Sie, meine Herren! aus dem Fenſter, ich wußte auch wohl ſchon früher, wenigſtens was Sie betrifft, lieber Herr Balthaſar, daß Sie zu mir kommen würden. — Folgen Sie mir gefälligſt!“

Prosper Alpanus führte ſie in ein hohes rundes Zimmer, rings umher mit himmelblauen Gardinen behängt. Das Licht fiel durch ein oben in der Kuppel angebrachtes Fenſter herab und warf ſeine Strahlen auf den glänzend polirten, von einer Sphinx getragenen Marmortiſch, der mitten im Zimmer ſtand. Sonſt war durchaus nichts Außerordentliches in dem Gemach zu bemerken.

„Worin kann ich Ihnen dienen?“ fragte Prosper Alpanus.

Da faßte ſich Balthaſar zuſammen, erzählte, was ſich mit dem kleinen Zinnober begeben von ſeinem erſten Erſcheinen in Kerepes an, und ſchloß mit der Verſicherung, wie in ihm der feſte Gedanke aufgegangen, daß er, Prosper Alpanus, der wohlthätige Magus ſey, der Zinnobers verworfenem, abſcheulichem Zauberwerk Einhalt thun werde.

Prosper Alpanus blieb ſchweigend in tiefen Gedanken ſtehen. Endlich, nachdem wohl ein paar Minuten vergangen, begann er mit ernſter Miene und tiefem Ton: „Nach allem, was Sie mir erzählt, Balthaſar! unterliegt es keinem Zweifel, daß es mit dem kleinen Zinnober eine beſondere geheimnißvolle Bewandtniß hat. — Aber man muß für's Erſte den Feind kennen, den man bekämpfen, die Urſache wiſſen, deren Wirkung man zerſtören will. — Es ſteht zu vermuthen, daß der kleine Zinnober nichts anders iſt, als ein Wurzelmännlein. Wir wollen doch gleich nachſehen.“

Damit zog Prosper Alpanus an einer von den ſeidenen Schnüren, die rund umher an der Decke des Zimmers herabhingen. Eine Gardine rauſchte aus einander, große Folianten in ganz vergoldeten Einbänden wurden ſichtbar und eine zierliche luſtig leichte Treppe von Cedernholz rollte herab. Prosper Alpanus ſtieg dieſe Treppe hinan und holte aus der oberſten Reihe einen Folianten, den er auf den Marmortiſch legte, nachdem er ihn mit einem großen Büſchel blinkender Pfauenfedern ſorgfältig abgeſtäubt. „Dies Werk, ſprach er dann, handelt von den Wurzelmännern, die ſämmtlich darin abgebildet; vielleicht finden Sie Ihren feindlichen Zinnober darunter, und dann iſt er in unſere Hände geliefert."

Als Prosper Alpanus das Buch aufſchlug, erblickten die Freunde eine Menge ſauber illuminirter Kupfertafeln, die die allerverwunderlichſten mißgeſtaltetſten Männlein mit den tollſten Fratzengeſichtern darſtellten, die man nur ſehen konnte. Aber ſowie Prosper eins dieſer Männlein auf dem Blatt berührte, wurd' es lebendig, ſprang heraus und gaukelte und hüpfte auf dem Marmortiſch gar poſſirlich umher, und ſchnippte mit den Fingerchen und machte mit den krummen Beinchen die allerſchönſten Pirouetten und Entrechats, und ſang dazu Quirr, Quapp, Pirr, Papp, bis es Prosper bei dem Kopfe ergriff und wieder in's Buch legte, wo es ſich alsbald ausglättete und ausplättete zum bunten Bilde.

Auf dieſelbe Weiſe wurden alle Bilder des Buchs durchgeſehen, aber ſo oft ſchon Balthaſar rufen wollte: „Dies iſt er, dies iſt Zinnober! ſo mußte er doch, genauer hinblickend, zu ſeinem Leidweſen wahrnehmen, daß das Männlein keineswegs Zinnober war.

„Das iſt doch wunderlich genug, ſprach Prosper Alpanus, als das Buch zu Ende. — Doch, fuhr er fort, mag Zinnober vielleicht gar ein Erdgeiſt ſeyn. Sehen wir nach."

Damit hüpfte er mit ſeltener Behendigkeit abermals die Cederntreppe hinauf, holte einen andern Folianten, ſtäubte ihn ſäuberlich ab, legte ihn auf den Marmortiſch und ſchlug ihn auf, ſprechend: „Dies Werk handelt von den Erdgeiſtern, vielleicht haſchen wir den Zinnober in dieſem Buche." Die Freunde erblickten wiederum eine Menge ſauber illuminirter Kupfertafeln, die abſcheulich häßliche braungelbe Unholde darſtellten. Und wie ſie Prosper Alpanus berührte, erhoben ſie weinerlich quäkende Klagen, und krochen endlich ſchwerfällig heraus und wälzten ſich knurrend und ächzend auf dem Marmortiſche herum, bis der Doktor ſie wieder hineindrückte in's Buch.

Auch unter dieſen hatte Balthaſar den Zinnober nicht gefunden.

„Wunderlich, höchſt wunderlich,“ ſprach der Doktor und verſank in ſtummes Nachdenken.

„Der Käferkönig, fuhr er dann fort, der Käferkönig kann es nicht ſeyn, denn der iſt, wie ich gewiß weiß, eben jetzt anderswo beſchäftigt; Spinnenmarſchall auch nicht, denn Spinnenmarſchall iſt zwar häßlich, aber verſtändig und geſchickt, lebt auch von ſeiner Hände Arbeit, ohne ſich andrer Thaten anzumaßen. — Wunderlich — ſehr wunderlich.“ —

Er ſchwieg wieder einige Minuten, ſo daß man allerlei wunderbare Stimmen, die bald in einzelnen Lauten, bald in vollen anſchwellenden Akkorden rings umher ertönten, deutlich vernahm. „Sie haben überall und immerfort recht artige Muſik, lieber Herr Doktor,“ ſprach Fabian. Prosper Alpanus ſchien gar nicht auf Fabian zu achten, er faßte nur den Balthaſar in's Auge, indem er erſt beide Arme nach ihm ausſtreckte, und dann die Fingerſpitzen gegen ihn hin bewegte, als beſprenge er ihn mit unſichtbaren Tropfen.

Endlich faßte der Doktor Balthaſars beide Hände und ſprach mit freundlichem Ernſt: „Nur die reinſte Conſonanz des pſychiſchen Prinzips im Geſetz des Dualismus begünſtigt die Operation, die ich jetzt unternehmen werde. Folgen Sie mir!“ —

Die Freunde folgten dem Doktor durch mehrere Zimmer, die außer einigen ſeltſamen Thieren, die ſich mit Leſen — Schreiben — Malen — Tanzen beſchäftigten, eben nichts Merkwürdiges enthielten, bis ſich zwei Flügelthüren öffneten, und die Freunde vor einen dichten Vorhang traten, hinter den Prosper Alpanus verſchwand, und ſie in dicker Finſterniß ließ. Der Vorhang rauſchte auseinander und die Freunde befanden ſich in einem, wie es ſchien, eirunden Saal, in dem ein magiſches Helldunkel verbreitet. Es war, betrachtete man die Wände, als verlöre ſich der Blick in unabſehbare grüne Haine und Blumenauen mit plätſchernden Quellen und Bächen. Der geheimnißvolle Duft eines unbekannten Aroma wallte auf und nieder und ſchien die ſüßen Töne der Harmonika hin und her zu tragen. Prosper Alpanus erſchien ganz weiß gekleidet wie ein Bramin und ſtellte in die Mitte des Saals einen großen runden Kryſtallſpiegel, über den er einen Flor warf.

„Treten Sie, ſprach er dumpf und feierlich, treten Sie vor dieſen Spiegel, Balthaſar, richten Sie Ihre feſten Gedanken auf Candida — wollen Sie mit ganzer Seele, daß ſie ſich Ihnen zeige in dem Moment, der jetzt exiſtirt in Raum und Zeit.“

Balthaſar that, wie ihm geheißen, indem Prosper Alpanus ſich hinter ihn ſtellte und mit beiden Händen Kreiſe um ihn beſchrieb.

Wenige Sekunden hatte es gedauert, als ein bläulicher Duft aus dem Spiegel wallte. Candida, die holde Candida erſchien in ihrer lieblichen Geſtalt mit aller Fülle des Lebens! Aber neben ihr, dicht neben ihr ſaß der abſcheuliche Zinnober und drückte ihr die Hände, küßte ſie — Und Candida hielt den Unhold mit einem Arm umſchlungen und liebkoſte ihn! — Balthaſar wollte laut aufſchreien, aber Prosper Alpanus faßte ihn bei beiden Schultern hart an, und der Schrei erſtickte in der Bruſt. „Ruhig, ſprach Prosper leiſe, ruhig Balthaſar! — Nehmen Sie dies Rohr und führen Sie Streiche gegen den Kleinen, doch ohne ſich von der Stelle zu rühren.“ Balthaſar that es, und gewahrte zu ſeiner Luſt, wie der Kleine ſich krümmte, umſtülpte, ſich an der Erde wälzte! — In der Wuth ſprang er vorwärts, da zerrann das Bild in Dunſt und Nebel, und Prosper Alpanus riß den tollen Balthaſar mit Gewalt zurück, laut rufend: „Halten Sie ein! — zerſchlagen Sie den magiſchen Spiegel, ſo ſind wir alle verloren! — Wir wollen in das Helle zurück.“ — Die Freunde verließen auf des Doktors Geheiß den Saal und traten in ein anſtoßendes helles Zimmer.

„Dem Himmel, rief Fabian, tief Athem ſchöpfend, dem Himmel ſey gedankt, daß wir aus dem verwünſchten Saal heraus ſind. Die ſchwüle Luft hat mir beinahe das Herz abgedrückt, und dann die albernen Taſchenſpielereien dazu, die mir in tiefer Seele zuwider ſind.“ —

Balthaſar wollte antworten, als Prosper Alpanus eintrat.

„Es iſt, ſprach er, nunmehr gewiß, daß der mißgeſtaltete Zinnober weder ein Wurzelmann noch ein Erdgeiſt iſt, ſondern ein gewöhnlicher Menſch. Aber es iſt eine geheime zauberiſche Macht im Spiele, die zu erkennen mir bis jetzt noch nicht gelungen, und eben deshalb kann ich auch noch nicht helfen — Beſuchen Sie mich bald wieder, Balthaſar, wir wollen dann ſehen, was weiter zu beginnen. Auf Wiederſehn!" —

„Alſo, ſprach Fabian dicht an den Doktor herantretend, alſo ein Zauberer ſind Sie, Herr Doktor, und können mit all' Ihrer Zauberkunſt nicht einmal dem kleinen erbärmlichen Zinnober zu Leibe? — Wiſſen Sie wohl, daß ich Sie mit ſammt Ihren bunten Bildern, Püppchen, magiſchen Spiegeln, mit all' Ihrem fratzenhaften Kram für einen rechten ausgemachten Charlatan halte? — Der Balthaſar, der iſt verliebt und macht Verſe, dem können Sie allerlei Zeug einreden, aber bei mir kommen Sie ſchlecht an! — Ich bin ein aufgeklärter Menſch und ſtatuire durchaus keine Wunder!"

„Halten Sie, erwiederte Prosper Alpanus, indem er ſtärker und herzlicher lachte, als man es ihm nach ſeinem ganzen Weſen wohl zutrauen konnte, halten Sie das wie Sie wollen. Aber — bin ich gleich nicht eben ein Zauberer, ſo gebiete ich doch über hübſche Kunſtſtückchen" —

„Aus Wieglebs Magie wohl oder ſonſt! — rief Fabian. Nun da finden Sie an unſerm Profeſſor Moſch Terpin Ihren Meiſter und dürfen ſich mit ihm nicht vergleichen, denn der ehrliche Mann zeigt uns immer, daß alles natürlich zugeht und umgiebt ſich gar nicht mit ſolcher geheimnißvoller Wirthſchaft, als Sie, mein Herr Doktor. — Nun, ich empfehle mich Ihnen gehorſamſt!"

„Ei, ſprach der Doktor, Sie werden doch nicht ſo im Zorn von mir ſcheiden?"

Und damit ſtrich er dem Fabian an beiden Armen einige Male leiſe herab von der Schulter bis zum Handgelenk, daß dieſem ganz beſonders zu Muthe wurde und er beklommen rief: „Was machen Sie denn, Herr Doktor!" — „Gehen Sie, meine Herren, ſprach der Doktor, Sie, Herr Balthaſar, hoffe ich recht bald wiederzuſehen. — Bald wird die Hülfe gefunden ſeyn!"

„Er bekommt doch kein Trinkgeld, mein Freund," rief Fabian im Herausgehen dem goldgelben Portier zu, und faßte ihn nach dem Jabot. Der Portier ſagte aber wieder nichts, als: Quirrr, und biß abermals dem Fabian in den Finger.

„Beſtie!" rief Fabian und rannte von dannen.

Die beiden Fröſche ermangelten nicht, die beiden Freunde höflich zu geleiten bis an's Gatterthor, das ſich mit einem dumpfen

Donner öffnete und ſchloß. — „Ich weiß, ſprach Balthaſar, als er auf der Landſtraße hinter dem Fabian herwandelte, ich weiß gar nicht Bruder, was Du heute für einen ſeltſamen Rock angezogen haſt mit ſolch entſetzlich langen Schößen und ſolch kurzen Aermeln."

Fabian gewahrte zu ſeinem Erſtaunen, daß ſein kurzes Röckchen hinterwärts bis zur Erde herabgewachſen, daß dagegen die ſonſt über die Genüge langen Aermel hinaufgeſchrumpft waren bis an den Ellbogen.

„Tauſend Donner, was iſt das!" rief er, und zog und zerrte an den Aermeln und rückte die Schultern. Das ſchien auch zu helfen, aber wie ſie nun durch's Stadtthor gingen, ſo ſchrumpften die Aermel herauf, ſo wuchſen die Rockſchöße, daß alles Ziehens und Zerrens und Rückens ungeachtet die Aermel bald hoch oben an der Schulter ſaßen, Fabians nackte Arme preisgebend, daß bald ſich ihm eine Schleppe nachwälzte, länger und länger ſich dehnend. Alle Leute ſtanden ſtill, und lachten aus vollem Halſe, die Straßenjungen rannten dutzendweiſe jubelnd und jauchzend über den langen Talar und riſſen Fabian um, und wie er ſich wieder aufraffte, fehlte kein Stückchen von der Schleppe, nein! — ſie war noch länger geworden. Und immer toller und toller wurde Gelächter, Jubel und Geſchrei, bis ſich endlich Fabian halb wahnſinnig in ein offnes Haus ſtürzte. — Sogleich war auch die Schleppe verſchwunden.

Balthaſar hatte gar nicht Zeit, ſich über Fabians ſeltſame Verzauberung viel zu verwundern; denn der Referendarius Pulcher faßte ihn, riß ihn fort in eine abgelegene Straße und ſprach: „Wie iſt es möglich, daß Du nicht ſchon fort biſt, daß Du Dich hier noch ſehen laſſen kannſt, da der Pedell mit dem Verhaftsbefehl Dich ſchon verfolgt." — „Was iſt das, wovon ſprichſt Du?" fragte Balthaſar voll Erſtaunen. „So weit, fuhr der Referendarius fort, ſo weit riß Dich der Wahnſinn der Eiferſucht hin, daß Du das Hausrecht verletzteſt, feindlich einbrechend in Moſch Terpins Haus, daß Du den Zinnober überfielſt bei ſeiner Braut, daß Du den mißgeſtalteten Däumling halb todt prügelteſt!" — „Ich bitte Dich, ſchrie Balthaſar, den ganzen Tag war ich ja nicht in Kerepes, ſchändliche Lügen." — „O ſtill ſtill, fiel ihm Pulcher in's Wort, Fabians toller wahnſinniger Einfall, ein Schleppkleid anzuziehen, rettet Dich. Niemand achtet jetzt Deiner! — Entziehe Dich nur der ſchimpflichen Verhaftung, das Uebrige wollen mir denn ſchon anfechten. Du darfſt nicht mehr in Deine Wohnung! — Gieb mir die Schlüſſel, ich ſchicke Dir alles nach. — Fort nach Hoch-Jakobsheim!“

Und damit riß der Referendarius den Balthaſar fort durch entlegene Gaſſen, durch's Thor hin nach dem Dorfe Hoch-Jakobsheim, wo der berühmte Gelehrte Ptolemäus Philadelphus ſein merkwürdiges Buch über die unbekannte Völkerſchaft der Studenten ſchrieb.

Sechstes Kapitel.

Wie der Geheime Spezialrath Zinnober in ſeinem Garten friſirt wurde und im Graſe ein Thaubad nahm. — Der Orden des grüngefleckten Tigers. — Glücklicher Einfall eines Theaterſchneiders. — Wie das Fräulein von Roſenſchön ſich mit Kaffee begoß und Proſper Alpanus ihr ſeine Freundſchaft verſicherte.

Der Profeſſor Moſch Terpin ſchwamm in lauter Wonne. „Konnte, ſprach er zu ſich ſelbſt, konnte mir denn etwas Glücklicheres begegnen, als daß der vortreffliche Geheime Spezialrath in mein Haus kam als Studioſus? — Er heirathet meine Tochter — er wird mein Schwiegerſohn, durch ihn erlange ich die Gunſt des vortrefflichen Fürſten Barſanuph und ſteige nach auf der Leiter, die mein herrliches Zinnoberchen hinaufklimmt. — Wahr iſt es, daß es mir oft ſelbſt unbegreiflich vorkommt, wie das Mädchen, die Candida, ſo ganz und gar vernarrt ſeyn kann in den Kleinen. Sonſt ſieht das Frauenzimmer wohl mehr auf ein hübſches Aeußere, als auf beſondere Geiſtesgaben, und ſchaue ich denn nun zuweilen das Spezialmännlein an, ſo iſt es mir, als ob er nicht ganz hübſch zu nennen — ſogar — boſſu — ſtill — St — St — die Wände haben Ohren — Er iſt des Fürſten Liebling, wird immer höher ſteigen — höher hinauf, und iſt mein Schwiegerſohn!“ —

Moſch Terpin hatte Recht, Candida äußerte die entſchiedenſte Neigung für den Kleinen, und ſprach, gab hie und da einer, den Zinnobers ſeltſamer Spuk nicht berückt hatte, zu verſtehen, daß der Geheime Spezialrath doch eigentlich ein fatales mißgeſtaltetes Ding ſey, ſogleich von den wunderſchönen Haaren, womit ihn die Natur begabt.

Niemand lächelte aber, wenn Candida alſo ſprach, hämiſcher, als der Referendarius Pulcher.

Dieſer ſtellte dem Zinnober nach auf Schritten und Tritten, und hierin ſtand ihm getreulich der Geheime Secretair Adrian bei, eben derſelbe junge Menſch, den Zinnobers Zauber beinahe aus dem Bureau des Miniſters verdrängt hätte, und der des Fürſten Gunſt nur durch die vortreffliche Fleckkugel wieder gewann, die er ihm überreichte.

Der Geheime Spezialrath Zinnober bewohnte ein ſchönes Haus mit einem noch ſchöneren Garten, in deſſen Mitte ſich ein mit dichtem Gebüſch umgebener Platz befand, auf dem die herrlichſten Roſen blühten. Man hatte bemerkt, daß allemal den neunten Tag Zinnober bei Tagesanbruch leiſe aufſtand, ſich, ſo ſauer es ihm werden mochte, ohne alle Hülfe des Bedienten ankleidete, in den Garten hinabſtieg und in den Gebüſchen verſchwand, die jenen Platz umgaben.

Pulcher und Adrian, irgend ein Geheimniß ahnend, wagten es in einer Nacht, als Zinnober, wie ſie von ſeinem Kammerdiener erfahren, vor neun Tagen jenen Platz beſucht hatte, die Gartenmauer zu überſteigen und ſich in den Gebüſchen zu verbergen.

Kaum war der Morgen angebrochen, als ſie den Kleinen daher wandeln ſahen, ſchnupfend und pruſtend, weil ihm, da er mitten durch ein Blumenbeet ging, die thauigten Halme und Stauden um die Naſe ſchlugen.

Als er auf dem Raſenplatz bei den Roſen angekommen, ging ein ſüßtönendes Wehen durch die Büſche und durchdringender wurde der Roſenduft. Eine ſchöne verſchleierte Frau mit Flügeln an den Schultern ſchwebte herab, ſetzte ſich auf den zierlichen Stuhl, der mitten unter den Roſenbüſchen ſtand, nahm mit den leiſen Worten: „Komm mein liebes Kind,“ den kleinen Zinnober und kämmte ihm mit einem goldnen Kamm ſein langes Haar, das den Rücken hinabwallte. Das ſchien dem Kleinen ſehr wohlzuthun, denn er blinzelte mit den Aeugelein und ſtreckte die Beinchen lang aus, und knurrte und murrte beinahe wie ein Kater. Das hatte wohl fünf Minuten gedauert, da ſtrich noch einmal die zauberiſche Frau mit einem Finger dem Kleinen die Scheitel entlang, und Pulcher und Adrian gewahrten einen ſchmalen feuerfarb glänzenden Streif auf dem Haupte Zinnobers. Nun ſprach die Frau: „Lebe wohl, mein ſüßes Kind! — Sey klug, ſey klug, ſo wie Du kannſt!“ Der Kleine ſprach: „Adieu Mütterchen, klug bin ich genug, Du brauchſt mir das gar nicht ſo oft zu wiederholen.“ —

Die Frau erhob ſich langſam und verſchwand in den Lüften. —

Pulcher und Adrian waren ſtarr vor Erſtaunen. Als nun aber Zinnober davon ſchreiten wollte, ſprang der Referendarius hervor und rief laut: „Guten Morgen, Herr Geheimer Spezialrath! ei, wie ſchön haben Sie ſich friſiren laſſen!“ Zinnober ſchaute ſich um, und wollte, als er den Referendarius erblickte, ſchnell davon rennen. Ungeſchickt und ſchwächlich auf den Beinchen, wie er nun aber war, ſtolperte er und fiel in das hohe Gras, das die Halme über ihn zuſammenſchlug, und er lag im Thaubade. Pulcher ſprang hinzu und half ihm auf die Beine, aber Zinnober ſchnarrte ihn an: „Herr, wie kommen Sie hier in meinen Garten! ſcheeren Sie ſich zum Teufel!“ Und damit hüpfte und rannte er, ſo raſch er nur vermochte, hinein in's Haus.

Pulcher ſchrieb dem Balthaſar dieſe wunderbare Begebenheit und verſprach ſeine Aufmerkſamkeit auf das kleine zauberiſche Ungethüm zu verdoppeln. Zinnober ſchien über das, was ihm widerfahren, troſtlos. Er ließ ſich zu Bette bringen und ſtöhnte und ächzte ſo, daß die Kunde, wie er plötzlich erkrankt, bald zum Miniſter Mondſchein, zum Fürſten Barſanuph gelangte.

Fürſt Barſanuph ſchickte ſogleich ſeinen Leibarzt zu dem kleinen Liebling.

„Mein vortrefflichſter Geheimer Spezialrath, ſprach der Leibarzt, als er den Puls befühlt, Sie opfern ſich auf für den Staat. Angeſtrengte Arbeit hat Sie auf's Krankenbett geworfen, anhaltendes Denken Ihnen das unſägliche Leiden verurſacht, das Sie empfinden müſſen. Sie ſehen im Antlitz ſehr blaß und eingefallen aus, aber Ihr werthes Haupt glüht ſchrecklich! — Ei, ei! — doch keine Gehirnentzündung? Sollte das Wohl des Staates dergleichen hervorgebracht haben? Kaum möglich! — Erlauben Sie doch!“ —

Der Leibarzt mochte wohl denſelben rothen Streif auf Zinnobers Haupte gewahren, den Pulcher und Adrian entdeckt hatten. Er wollte, nachdem er einige magnetiſche Striche aus der Ferne verſucht, den Kranken auch verſchiedentlich angehaucht, worüber dieſer merklich mauzte und quinkelirte, nun mit der Hand hinfahren über das Haupt, und berührte daſſelbe unverſehens. Da ſprang Zinnober ſchäumend vor Wuth in die Höhe und gab mit ſeinem kleinen Knochenhändchen dem Leibarzt, der ſich gerade ganz über ihn hin gebeugt, eine ſolche derbe Ohrfeige, daß es im ganzen Zimmer wiederhallte.

„Was wollen Sie, ſchrie Zinnober, was wollen Sie von mir, was krabbeln Sie mir herum auf meinem Kopfe! Ich bin gar nicht krank, ich bin geſund, ganz geſund, werde gleich aufſtehen und zum Miniſter fahren in die Conferenz; ſcheeren Sie ſich fort!“ —

Der Leibarzt eilte ganz erſchrocken von dannen. Als er aber dem Fürſten Barſanuph erzählte, wie es ihm ergangen, rief dieſer entzückt aus: „Was für ein Eifer für den Dienſt des Staats! — welche Würde, welche Hoheit im Betragen! — welch ein Menſch, dieſer Zinnober!“ —

„Mein beſter Geheimer Spezialrath, ſprach der Miniſter Prätextatus von Mondſchein zu dem kleinen Zinnober, wie herrlich iſt es, daß Sie Ihrer Krankheit nicht achtend in die Conferenz kommen. Ich habe in der wichtigen Angelegenheit mit dem Kakatukker Hofe ein Memoire entworfen — ſelbſt entworfen, und bitte, daß Sie es dem Fürſten vortragen, denn Ihr geiſtreicher Vortrag hebt das Ganze, für deſſen Verfaſſer mich dann der Fürſt anerkennen ſoll.“ — Das Memoire, womit Prätextatus glänzen wollte, hatte aber niemand anders verfaßt, als Adrian.

Der Miniſter begab ſich mit dem Kleinen zum Fürſten. — Zinnober zog das Memoire, das ihm der Miniſter gegeben, aus der Taſche, und fing an zu leſen. Da es damit aber nun gar nicht recht gehen wollte und er nur lauter unverſtändliches Zeug murrte und ſchnurrte, nahm ihm der Miniſter das Papier aus den Händen und las ſelbſt.

Der Fürſt ſchien ganz entzückt, er gab ſeinen Beifall zu erkennen, einmal über das andere rufend: „Schön — gut geſagt — herrlich — treffend!“ —

So wie der Miniſter geendet, ſchritt der Fürſt geradezu los auf den kleinen Zinnober, hob ihn in die Höhe, drückte ihn an ſeine Bruſt, gerade dahin, wo ihm (dem Fürſten) der große Stern des grüngefleckten Tigers ſaß, und ſtammelte und ſchluchzte, während ihm häufige Thränen aus den Augen floſſen: „Nein! — ſolch ein Mann

— ſolch ein Talent! — ſolcher Eifer — ſolche Liebe — es iſt zu viel — zu viel!“ — Dann gefaßter: „Zinnober! — ich erhebe Sie hiermit zu meinem Miniſter! — Bleiben Sie dem Vaterlande hold und treu, bleiben Sie ein wackrer Diener der Barſanuphe, von denen Sie geehrt — geliebt werden.“ Und nun ſich mit verdrüßlichem Blick zum Miniſter wendend: „Ich bemerke, lieber Baron von Mondſchein, daß ſeit einiger Zeit Ihre Kräfte nachlaſſen. Ruhe auf Ihren Gütern wird Ihnen heilbringend ſeyn! — Leben Sie wohl!“ —

Der Miniſter von Mondſchein entfernte ſich, unverſtändliche Worte zwiſchen den Zähnen murmelnd und funkelnde Blicke werfend auf Zinnober, der ſich nach ſeiner Art ſein Stöckchen in den Rücken geſtemmt, auf den Fußſpitzen hoch in die Höhe hob und ſtolz und keck umherblickte.

„Ich muß, ſprach nun der Fürſt, ich muß Sie, mein lieber Zinnober, gleich Ihrem hohen Verdienſt gemäß auszeichnen; empfangen Sie daher aus meinen Händen den Orden des grüngefleckten Tigers!“

Der Fürſt wollte ihm nun das Ordensband, das er ſich in der Schnelligkeit von dem Kammerdiener reichen laſſen, umhängen; aber Zinnobers mißgeſtalteter Körperbau bewirkte, daß das Band durchaus nicht normalmäßig ſitzen wollte, indem es ſich bald ungebührlich herausſchob, bald eben ſo hinabſchlotterte.

Der Fürſt war in dieſer ſo wie in jeder andern ſolchen Sache, die das eigentlichſte Wohl des Staats betraf, ſehr genau. Zwiſchen dem Hüftknochen und dem Steißbein, in ſchräger Richtung drei Sechzehntheil Zoll aufwärts vom letztern, mußte das am Bande befindliche Ordenszeichen des grüngefleckten Tigers ſitzen. Das war nicht herauszubringen. Der Kammerdiener, drei Pagen, der Fürſt legten Hand an, alles Mühen blieb vergebens. Das verrätheriſche Band rutſchte hin und her, und Zinnober begann unmuthig zu quäken: „Was hantiren Sie doch ſo ſchrecklich an meinem Leibe herum, laſſen Sie doch das dumme Ding hängen wie es will, Miniſter bin ich doch nun einmal und bleib' es!“ —

„Wofür, ſprach nun der Fürſt zornig, wofür habe ich denn Ordensräthe, wenn Rückſichts der Bänder ſolche tolle Einrichtungen exiſtiren, die ganz meinem Willen entgegen laufen? — Geduld, mein lieber Miniſter Zinnober! bald ſoll das anders werden!“

Auf Befehl des Fürſten mußte ſich nun der Ordensrath verſammeln, dem noch zwei Philoſophen, ſo wie ein Naturforſcher, der eben vom Nordpol kommend durchreiſte, beigezählt wurden, um über die Frage, wie auf die geſchickteſte Weiſe dem Miniſter Zinnober das Band des grüngefleckten Tigers anzubringen, berathſchlagen ſollten. Um für dieſe wichtige Berathung gehörige Kräfte zu ſammeln, wurde ſämmtlichen Mitgliedern aufgegeben, acht Tage vorher nicht zu denken, um dies beſſer ausführen zu können, und doch thätig zu bleiben im Dienſte des Staats, aber ſich indeſſen mit dem Rechnungsweſen zu beſchäftigen. Die Straßen vor dem Palaſt, wo die Ordensräthe, Philoſophen und Naturforſcher ihre Sitzung halten ſollten, wurden mit dickem Stroh belegt, damit das Geraſſel der Wagen die weiſen Männer nicht ſtöre, und eben daher durfte auch nicht getrommelt, Muſik gemacht, ja nicht einmal laut geſprochen werden in der Nähe des Palaſtes. Im Palaſt ſelbſt tappte Alles auf dicken Filzſchuhen umher und man verſtändigte ſich durch Zeichen.

Sieben Tage hindurch vom frühſten Morgen bis in den ſpäten Abend hatten die Sitzungen gedauert, und noch war an keinen Beſchluß zu denken.

Der Fürſt, ganz ungeduldig, ſchickte einmal über das andere hin und ließ ihnen ſagen, es ſolle in des Teufels Namen ihnen doch endlich etwas Geſcheutes einfallen. Das half aber ganz und gar nichts.

Der Naturforſcher hatte ſo viel möglich Zinnobers Natur erforſcht, Höhe und Breite ſeines Rücken-Auswuchſes genommen und die genaueſte Berechnung darüber dem Ordensrath eingereicht. Er war es auch, der endlich vorſchlug, ob man nicht den Theaterſchneider bei der Berathung zuziehen wolle.

So ſeltſam dieſer Vorſchlag erſcheinen mochte, wurde er doch in der Angſt und Noth, in der ſich Alle befanden, einſtimmig angenommen.

Der Theaterſchneider Herr Kees war ein überaus gewandter, pfiffiger Mann. So wie ihm der ſchwierige Fall vorgetragen worden, ſo wie er die Berechnungen des Naturforſchers durchgeſehen, war er mit dem herrlichſten Mittel, wie das Ordensband zum normalmäßigen Sitzen gebracht werden könne, bei der Hand.

An Bruſt und Rücken ſollten nämlich eine gewiſſe Anzahl Knöpfe angebracht und das Ordensband daran geknöpft werden. Der Verſuch gelang über die Maßen wohl.

Der Fürſt war entzückt, und billigte den Vorſchlag des Ordensrathes, den Orden des grüngefleckten Tigers nunmehro in verſchiedene Klaſſen zu theilen, nach der Anzahl der Knöpfe, womit er gegeben wurde. Z. B. Orden des grüngefleckten Tigers mit zwei Knöpfen — mit drei Knöpfen ꝛc. Der Miniſter Zinnober erhielt als ganz beſondere Auszeichnung, die ſonſt kein anderer erlangen könne, den Orden mit zwanzig brillantirten Knöpfen, denn gerade zwanzig Knöpfe erforderte die wunderliche Form ſeines Körpers.

Der Schneider Kees erhielt den Orden des grüngefleckten Tigers mit zwei goldnen Knöpfen, und wurde, da der Fürſt ihn ſeines glücklichen Einfalls ungeachtet für einen ſchlechten Schneider hielt und ſich daher nicht von ihm kleiden laſſen wollte, zum wirklichen geheimen Groß-Coſtumirer des Fürſten ernannt. —

Aus dem Fenſter ſeines Landhauſes ſah der Doktor Prosper Alpanus gedankenvoll herab in ſeinen Park. Er hatte die ganze Nacht hindurch ſich damit beſchäftigt, Balthaſars Horoſkop zu ſtellen und manches dabei herausgebracht, was ſich auf den kleinen Zinnober bezog. Am wichtigſten war ihm aber das, was ſich mit dem Kleinen im Garten begeben, als er von Adrian und Pulcher belauſcht wurde. Eben wollte Prosper Alpanus ſeinen Einhörnern zurufen, daß ſie die Muſchel herbeiführen möchten, weil er fort wolle nach Hoch-Jakobsheim, als ein Wagen daher raſſelte und vor dem Gatterthor des Parks ſtill hielt. Es hieß, das Stiftsfräulein von Roſenſchön wünſche den Herrn Doktor zu ſprechen. „Sehr willkommen,“ ſprach Prosper Alpanus, und die Dame trat herein. Sie trug ein langes ſchwarzes Kleid und war in Schleier gehüllt wie eine Matrone. Prosper Alpanus, von einer ſeltſamen Ahnung ergriffen, nahm ſein Rohr und ließ die funkelnden Strahlen des Knopfs auf die Dame fallen. Da war es, als zuckten rauſchend Blitze um ſie her, und ſie ſtand da im weißen durchſichtigen Gewande, glänzende Libellenflügel an den Schultern, weiße und rothe Roſen durch das Haar geflochten. — „Ei ei,“ lispelte Prosper, nahm das Rohr unter ſeinen Schlafrock, und ſogleich ſtand die Dame wieder im vorigen Coſtum da.

Prosper Alpanus lud ſie freundlich ein, ſich niederzulaſſen. Fräulein von Roſenſchön ſagte nun, wie es längſt ihre Abſicht geweſen, den Herrn Doktor in ſeinem Landhauſe aufzuſuchen, um die Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, den die ganze Gegend als einen hochbegabten, wohlthätigen Weiſen rühme. Gewiß werde er ihre Bitte gewähren, ſich des nahe gelegenen Fräuleinſtifts ärztlich anzunehmen, da die alten Damen darin oft kränkelten und ohne Hülfe blieben. Prosper Alpanus erwiederte höflich, daß er zwar ſchon längſt die Praxis aufgegeben, aber doch ausnahmsweiſe die Stiftsdamen beſuchen wolle, wenn es Noth thäte, und fragte dann, ob ſie ſelbſt, das Fräulein von Roſenſchön, vielleicht an irgend einem Uebel leide? Das Fräulein verſicherte, daß ſie nur dann und wann ein rheumatiſches Zucken in den Gliedern fühle, wenn ſie ſich in der Morgenluft erkältet, jetzt aber ganz geſund ſey, und begann irgend ein gleichgültiges Geſpräch. Prosper fragte, ob ſie, da es noch früher Morgen, vielleicht eine Taſſe Kaffee nehmen wolle; die Roſenſchön meinte, daß Stiftsfräuleins dergleichen niemals verſchmähten. Der Kaffee wurde gebracht, aber ſo ſehr ſich auch Prosper mühen mochte, einzuſchenken, die Taſſen blieben leer, ungeachtet der Kaffee aus der Kanne strömte. „Ei ei — lächelte Prosper Alpanus, das iſt böſer Kaffee! — Wollten Sie, mein beſtes Fräulein, doch nur lieber ſelbſt den Kaffee eingießen.“

„Mit Vergnügen,“ erwiederte das Fräulein, und ergriff die Kanne. Aber ungeachtet kein Tropfen aus der Kanne quoll, wurde doch die Taſſe voller und voller, und der Kaffee ſtrömte über auf den Tiſch, auf das Kleid des Stiftsfräuleins. — Sie ſetzte ſchnell die Kanne hin, ſogleich war der Kaffee ſpurlos verſchwunden. Beide, Prosper Alpanus und das Stiftsfräulein, ſchauten ſich nun eine Weile ſchweigend an mit ſeltſamen Blicken.

„Sie waren, begann nun die Dame, Sie waren, mein Herr Doktor, gewiß mit einem ſehr anziehenden Buche beſchäftigt, als ich eintrat.“

„In der That erwiederte der Doktor, enthält dieſes Buch gar merkwürdige Dinge.“

Damit wollte er das kleine Buch in vergoldetem Einbande, das vor ihm auf dem Tiſche lag, aufſchlagen. Doch das blieb ein ganz vergebliches Mühen, denn mit einem lauten Klipp Klapp ſchlug das Buch ſich immer wieder zuſammen. „Ei ei, ſprach Prosper Alpanus, verſuchen Sie ſich doch mit dem eigenſinnigen Dinge hier, mein werthes Fräulein!“

Er reichte der Dame das Buch hin, das, ſo wie ſie es nur berührte, ſich von ſelbſt aufſchlug. Aber alle Blätter löſten ſich los und dehnten ſich aus zum Rieſenfolio und rauſchten umher im Zimmer.

Erſchrocken fuhr das Fräulein zurück. Nun ſchlug der Doktor das Buch zu mit Gewalt und alle Blätter verſchwanden.

„Aber, ſprach nun Prosper Alpanus mit ſanftem Lächeln, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob, aber mein beſtes gnädiges Fräulein, was verderben wir die Zeit mit ſolchen ſchnöden Tafelkünſten; denn Anderes als ordinaire Tafelkunſtſtücke ſind es doch nicht, die wir bis jetzt getrieben, ſchreiten wir doch lieber zu höheren Dingen.“

„Ich will fort!“ rief das Fräulein, und erhob ſich vom Sitze.

„Ei, ſprach Prosper Alpanus, das möchte doch wohl nicht recht gut angehen ohne meinen Willen; denn meine Gnädige, ich muß es Ihnen nur ſagen, Sie ſind jetzt ganz und gar in meiner Gewalt.“

„In Ihrer Gewalt, rief das Fräulein zornig, in Ihrer Gewalt, Herr Doktor? — Thörichte Einbildung!“

Und damit breitete ſich ihr ſeidenes Kleid aus und ſie ſchwebte als der ſchönſte Trauermantel auf zur Decke des Zimmers. Doch ſogleich sauste und brauste auch Prosper Alpanus ihr nach als tüchtiger Hirſchkäfer. Ganz ermattet flatterte der Trauermantel herab und rannte als kleines Mäuschen auf dem Boden umher. Aber der Hirſchkäfer ſprang miauend und pruſtend ihm nach als grauer Kater. Das Mäuschen erhob ſich wieder als glänzender Kolibri, da erhoben ſich allerlei ſeltſame Stimmen rings um das Landhaus und allerlei wunderbare Inſekten ſumſeten herbei, mit ihnen ſeltſames Waldgeflügel, und ein goldenes Netz ſpann ſich um die Fenſter. Da ſtand mit einem Mal die Fee Roſabelverde in aller Pracht und Hoheit ſtrahlend im glänzenden weißen Gewande, den funkelnden Diamantgürtel umgethan, weiße und rothe Roſen durch die dunkeln Locken geflochten, mitten im Zimmer. Vor ihr der Magus im goldgeſtickten Talar, eine glänzende Krone auf dem Haupt, das Rohr mit dem feuerſtrahlenden Knopf in der Hand.

Roſabelverde ſchritt zu auf den Magus, da entfiel ihrem Haar ein goldner Kamm und zerbrach, als ſey er von Glas, auf dem Marmorboden.

„Weh mir! — weh mir!“ rief die Fee.

Plötzlich ſaß wieder das Stiftsfräulein von Roſenſchön im ſchwarzen langen Kleide am Kaffeetiſch, und ihr gegenüber der Doktor Prosper Alpanus.

„Ich dächte, ſprach Prosper Alpanus ſehr ruhig, indem er in die chineſiſchen Taſſen den herrlichſten dampfenden Kaffee von Mokka ohne Hinderniß einſchenkte, ich dächte, mein beſtes gnädiges Fräulein, wir wüßten Beide nun hinlänglich, wie wir mit einander daran ſind. — Sehr leid thut es mir, daß Ihr ſchöner Haarkamm zerbrach auf meinem harten Fußboden.“

„Nur meine Ungeſchicklichkeit, erwiederte das Fräulein, mit Behagen den Kaffee einſchlürfend, iſt Schuld daran. Auf dieſen Boden muß man ſich hüten etwas fallen zu laſſen, denn irr' ich nicht, ſo ſind dieſe Steine mit den wunderbarſten Hieroglyphen beſchrieben, welche Manchem nur gewöhnliche Marmoradern bedünken möchten.“

„Abgenutzte Talismane, meine Gnädige, ſprach Prosper, abgenutzte Talismane ſind dieſe Steine, nichts weiter.“

„Aber beſter Doktor, rief das Fräulein, wie iſt es möglich, daß wir uns nicht kennen lernten ſeit der früheſten Zeit, daß wir nicht ein einziges Mal zuſammentrafen auf unſeren Wegen?“

„Diverſe Erziehung, beſte Dame, erwiederte Prosper Alpanus, diverſe Erziehung iſt lediglich daran Schuld! Während Sie als das hoffnungsvollſte Mädchen in Dſchinniſtan ſich ganz Ihrer reichen Natur, Ihrem glücklichen Genie überlaſſen konnten, war ich, ein trübſeliger Student, in den Pyramiden eingeſchloſſen und hörte Collegia bei dem Profeſſor Zoroaſter, einem alten Knaſterbart, der aber verdammt viel wußte. Unter der Regierung des würdigen Fürſten Demetrius nahm ich meinen Wohnſitz in dieſem kleinen anmuthigen Ländchen!“

„Wie, ſprach das Fräulein, und wurden nicht verwieſen, als Fürſt Paphnutius die Aufklärung einführte?“

„Keineswegeſ, antwortete Prosper, es gelang mir vielmehr, mein eignes Ich ganz zu verhüllen, indem ich mich mühte, Aufklärungsſachen betreffend, ganz beſondere Kenntniſſe zu beweiſen in allerlei Schriften, die ich verbreitete. Ich bewies, daß ohne des Fürſten Willen es niemals donnern und blitzen müſſe, und daß wir ſchönes Wetter und eine gute Ernte einzig und allein ſeinen und ſeiner Nobleſſe Bemühungen zu verdanken hätten, die in den innern Gemächern darüber ſehr weiſe berathſchlagt, während das gemeine Volk draußen auf dem Acker gepflügt und geſäet. Fürſt Paphnutius erhob mich damals zum Geheimen Oberaufklärungs-Präſidenten, eine Stelle, die ich mit meiner Hülle wie eine läſtige Bürde abwarf, als der Sturm vorüber. — In's Geheim war ich nützlich wie ich konnte. Das heißt, was wir, ich und Sie, meine Gnädige, wahrhaft nützlich nennen. — Wiſſen Sie wohl, beſtes Fräulein, daß ich es war, der Sie warnte vor dem Einbrechen der Aufklärungs-Polizei? — daß ich es bin, dem Sie noch das Beſitzthum der artigen Sächelchen verdanken, die Sie mir vorhin gezeigt? — O mein Gott! liebe Stiftsdame, ſchauen Sie doch nur aus dieſen Fenſtern! — Erkennen Sie denn nicht mehr dieſen Park, in dem Sie ſo oft luſtwandelten und mit den freundlichen Geiſtern ſprachen, die in den Büſchen — Blumen — Quellen wohnen? — Dieſen Park hab' ich gerettet durch meine Wiſſenſchaft. Er ſteht noch da wie zur Zeit des alten Demetrius. Fürſt Barſanuph bekümmert ſich, dem Himmel ſey es gedankt, nicht viel um das Zauberweſen, er iſt ein leutſeliger Herr und läßt jeden gewähren, jeden zaubern ſo viel er Luſt hat, ſobald er es ſich nur nicht merken läßt und die Abgaben richtig zahlt. So leb' ich hier, wie Sie, liebe Dame in Ihrem Stift, glücklich und ſorgenfrei!" —

„Doktor, rief das Fräulein, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten, Doktor, was ſagen Sie! — welche Aufklärungen! — Ja ich erkenne dieſen Hain, wo ich die ſeligſten Freuden genoß! — Doktor! — edelſter Mann, dem ich ſo viel zu verdanken habe! — Und Sie können meinen kleinen Schützling ſo hart verfolgen?" —

„Sie haben, erwiederte der Doktor, Sie haben, mein beſtes Fräulein, von Ihrer angebornen Gutmüthigkeit hingeriſſen, Ihre Gaben an einen Unwürdigen verſchleudert. Zinnober iſt und bleibt, Ihrer gütigen Hülfe ungeachtet, ein kleiner mißgeſtalteter Schlingel, der nun, da der goldne Kamm zerbrochen, ganz in meine Hand gegeben iſt."

„Haben Sie Mitleiden, o Doktor!" flehte das Fräulein.

„Aber ſchauen Sie doch nur gefälligſt her," ſprach Prosper, indem er dem Fräulein Balthaſars Horoſkop, das er geſtellt hatte, vorhielt.

Das Fräulein blickte hinein und rief dann voll Schmerz: „Ja! — wenn es ſo beſchaffen iſt, ſo muß ich wohl weichen der höheren Macht. — Armer Zinnober!" —

„Geſtehen Sie, beſtes Fräulein, ſprach der Doktor lächelnd, geſtehen Sie, daß die Damen oft ſich in dem Bizarrſten ſehr wohl gefallen, den Einfall, den der Augenblick gebar, raſtlos und rückſichtslos verfolgend und jedes ſchmerzliche Berühren anderer Verhältniſſe nicht achtend! — Zinnober muß ſein Schickſal verbüßen, aber dann ſoll er noch zu unverdienter Ehre gelangen. Damit huldige ich Ihrer Macht, Ihrer Güte, Ihrer Tugend, mein ſehr werthes gnädigſtes Fräulein!“

„Herrlicher, vortrefflicher Mann, rief das Fräulein, bleiben Sie mein Freund!“ —

„Immerdar, erwiederte der Doktor. Meine Freundſchaft, meine innige Zuneigung zu Ihnen, holde Fee, wird nie aufhören. Wenden Sie ſich getroſt an mich in allen bedenklichen Fällen des Lebens, und — o trinken Sie Kaffee bei mir, ſo oft es Ihnen zu Sinne kommt.“

„Leben Sie wohl, mein würdigſter Magus, nie werd' ich Ihre Huld, nie dieſen Kaffee vergeſſen!“ So ſprach das Fräulein und erhob ſich, von innerer Rührung ergriffen, zum Scheiden.

Proſper Alpanus begleitete ſie an's Gatterthor, während alle wunderbare Stimmen des Waldes auf die lieblichſte Weiſe erklangen.

Vor dem Thor ſtand, ſtatt des Fräuleins Wagen, die mit den Einhörnern beſpannte Kryſtall-Muſchel des Doktors, hinter der der Goldkäfer ſeine glänzenden Flügel ausbreitete. Auf dem Bock ſaß der Silberfaſan und guckte, die goldnen Zügel im Schnabel haltend, das Fräulein mit klugen Augen an.

In die ſeligſte Zeit ihres herrlichſten Feenlebens fühlte ſich die Stiftsdame verſetzt, als der Wagen herrlich tönend durch den duftenden Wald rauſchte.

Siebentes Kapitel.

Wie der Profeſſor Moſch Terpin im fürſtlichen Weinkeller die Natur erforſchte. — Mycetes Belzebub — Verzweiflung des Studenten Balthaſar. — Vortheilhafter Einfluß eines wohl eingerichteten Landhauſes auf das häusliche Glück. — Wie Prosper Alpanus dem Balthaſar eine ſchildkrötene Doſe überreichte und davon ritt.

Balthaſar, der ſich in dem Dorfe Hoch-Jakobsheim verſteckt hielt, bekam von dem Referendarius Pulcher aus Kerepes einen Brief des Inhalts: „Unſere Angelegenheiten, beſter Freund Balthaſar! gehen immer ſchlechter und ſchlechter. Unſer Feind, der abſcheuliche Zinnober, iſt Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden und hat den großen Orden des grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen erhalten. Er hat ſich aufgeſchwungen zum Liebling des Fürſten und ſetzt alles durch, was er will. Profeſſor Moſch Terpin iſt ganz außer ſich, er bläht ſich auf im dummen Stolz. Durch ſeines künftigen Schwiegerſohns Vermittluug hat er die Stelle des Generaldirektors ſämmtlicher natürlicher Angelegenheiten im Staate erhalten, eine Stelle, die ihm viel Geld und eine Menge anderer Emolumente einbringt. Als benannter Generaldirektor cenſirt und revidirt er die Sonnen- und Mondfinſterniſſe, ſo wie die Wetterprophezeihungen in den im Staate erlaubten Kalendern, und erforſcht insbeſondere die Natur in der Reſidenz und deren Bereich. Dieſer Beſchäftigung halber bekommt er aus den fürſtlichen Waldungen das ſeltenſte Geflügel, die rareſten Thiere, die er, um eben ihre Natur zu erforſchen, braten läßt und auffrißt. Eben ſo ſchreibt er jetzt (wenigſtens giebt er es vor) eine Abhandlung darüber, warum der Wein anders ſchmeckt als Waſſer und auch andere Wirkungen äußert, die er ſeinem Schwiegerſohn zueignen will. Zinnober hat es bewirkt, daß Moſch Terpin der Abhandlung wegen alle Tage im fürſtlichen Weinkeller ſtudiren darf. Er hat ſchon einen halben Oxhoft alten Rheinwein, ſo wie mehrere Dutzend Flaſchen Champagner verſtudirt, und iſt jetzt an ein Faß Alikante gerathen. — Der Kellermeiſter ringt die Hände! — So iſt dem Profeſſor, der, wie Du weißt, das größte Leckermaul auf Erden, geholfen, und er würde das bequemſte Leben von der Welt führen, müßte er oft nicht, wenn ein Hagelſchlag die Felder verwüſtet hat, plötzlich über Land, um den fürſtlichen Pächtern zu erklären, warum es gehagelt hat, damit die dummen Teufel ein bischen Wiſſenſchaft bekommen, ſich künftig vor dergleichen hüten können und nicht immer Erlaß der Pacht verlangen dürfen, einer Sache halber, die Niemand verſchuldet hat, als ſie ſelbſt.

Der Miniſter kann die Tracht Schläge, die Du ihm ertheilt, nicht verwinden. Er hat Dir Rache geſchworen. Du wirſt Dich gar nicht mehr in Kerepes ſehen laſſen dürfen. Auch mich verfolgt er ſehr, weil ich ſeine geheimnißvolle Art, ſich von einer geflügelten Dame friſiren zu laſſen, erlauſcht habe. — So lange Zinnober des Fürſten Liebling bleibt, werde ich wohl auf keinen ordentlichen Poſten Anſpruch machen können. Mein Unſtern will es, daß ich immer mit der Mißgeburt zuſammengerathe, wo ich es gar nicht ahne, und auf eine Weiſe, die mir fatal werden muß. Neulich iſt der Miniſter in vollem Staat, mit Degen, Stern und Ordensband im zoologiſchen Kabinet, und hat ſich nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe, den Stock untergeſtemmt, auf den Fußſpitzen ſchwebend, an den Glasſchrank hingeſtellt, wo die ſeltenſten amerikaniſchen Affen ſtehen. Fremde, die das Kabinet beſehen, treten heran, und einer, den kleinen Wurzelmann erblickend, ruft laut aus: Ei! — was für ein allerliebſter Affe! — welch' niedliches Thier! — die Zierde des ganzen Kabinets! — Ei wie heißt das hübſche Aefflein? woher des Landes?

Da ſpricht der Aufſeher des Kabinets ſehr ernſthaft, indem er Zinnobers Schulter berührt: Ja, ein ſehr ſchönes Exemplar, ein vortrefflicher Braſilianer, der ſogenannte Mycetes Belzebub — Simia Belzebub Linnei — niger, barbatus, podiis caudaque apice bruneis — Brüllaffe —

„Herr — pruſtet nun der Kleine den Aufſeher an, Herr, ich glaube, Sie ſind wahnſinnig oder neunmal des Teufels, ich bin kein Belzebub caudaque kein Brüllaffe, ich bin Zinnober, der Miniſter Zinnober, Ritter des grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen!“ — Nicht weit davon ſtehe ich, und breche — hätt' es das Leben gekoſtet auf der Stelle, ich konnte mich nicht zurückhalten — aus in ein wieherndes Gelächter.

„Sind Sie auch da, Herr Referendarius?“ ſchnarrt er mich an, indem rothe Glut aus ſeinen Hexenaugen funkelt.

Gott weiß, wie es kam, daß die Fremden ihn immerfort für den ſchönſten ſeltenſten Affen hielten, den ſie jemals geſehen, und ihn durchaus mit Lampertsnüſſen füttern wollten, die ſie aus der Taſche gezogen. Zinnober gerieth nun ſo ganz außer ſich, daß er vergebens nach Athem ſchnappte und die Beinchen ihm den Dienſt verſagten. Der herbeigerufene Kammerdiener mußte ihn auf den Arm nehmen und hinabtragen in die Kutſche.

Selbſt kann ich mir aber nicht erklären, warum mir dieſe Geſchichte einen Schimmer von Hoffnung giebt. Es iſt der erſte Tort, der dem kleinen verhexten Unding geſchehen.

So viel iſt gewiß, daß Zinnober neulich am frühen Morgen ſehr verſtört aus dem Garten gekommen iſt. Die geflügelte Frau muß ausgeblieben ſeyn, denn vorbei iſt es mit den ſchönen Locken. Das Haar ſoll ihm ſtruppig auf dem Rücken herabhängen und Fürſt Barſanuph geſagt haben: Vernachläſſigen Sie nicht ſo ſehr Ihre Toilette, beſter Miniſter, ich werde Ihnen meinen Friſeur ſchicken! — worauf denn Zinnober ſehr höflich geäußert, er werde den Kerl zum Fenſter hinausſchmeißen laſſen, wenn er käme. Große Seele! man kommt Ihnen nicht bei, hat dann der Fürſt geſprochen und dabei ſehr geweint!

Lebe wohl, liebſter Balthaſar! gieb nicht alle Hoffnung auf, und verſtecke Dich gut, damit ſie Dich nicht greifen!“ —

Ganz in Verzweiflung darüber, was ihm der Freund geſchrieben, rannte Balthaſar tief hinein in den Wald und brach aus in laute Klagen.

„Hoffen ſoll ich, rief er, hoffen ſoll ich noch, da jede Hoffnung verſchwunden, da alle Sterne untergegangen und düſtere — düſtere Nacht mich Troſtloſen umfängt? — Unſeliges Verhängniß! — ich unterliege der finſtren Macht, die verderblich in mein Leben getreten! — Wahnſinn, daß ich auf Rettung hoffte von Prosper Alpanus, von dieſem Prosper Alpanus, der mich ſelbſt mit hölliſchen Künſten verlockte und mich forttrieb von Kerepes, indem er die Prügel, die ich dem Spiegelbilde ertheilen mußte, auf Zinnobers wahrhaftigen Rücken regnen ließ! — Ach Candida! — Könnt' ich nur das Himmelskind vergeſſen! — Aber mächtiger, ſtärker als jemals glüht der Liebesfunke in mir! — Ueberall ſehe ich die holde Geſtalt der Geliebten, die mit ſüßem Lächeln ſehnſüchtig die Arme nach mir ausſtreckt! — Ich weiß es ja! — du liebſt mich, holde ſüße Candida und das iſt eben mein hoffnungsloſer tödtender Schmerz, daß ich, dich nicht zu retten vermag aus der heilloſen Verzauberung, die dich befangen! — Verrätheriſcher Prosper! was that ich dir, daß du mich ſo grauſam äffteſt!“ —

Die tiefe Dämmerung war eingebrochen, alle Farben des Waldes ſchwanden hin in dumpfes Grau. Da war es, als leuchte ein beſonderer Glanz wie aufflammender Abendſchein durch Baum und Gebüſch, und tauſend Inſektlein erhoben ſich mit rauſchendem Flügelſchlage ſumſend in die Lüfte. Leuchtende Goldkäfer ſchwangen ſich hin und her, und dazwiſchen flatterten buntgeputzte Schmetterlinge und ſtreuten duftenden Blumenſtaub um ſich her. Das Wispern und Sumſen wurde zu ſanfter ſüßflüſternder Muſik, die ſich tröſtend legte an Balthaſars zerriſſene Bruſt. Ueber ihm funkelte ſtärker ſtrahlend der Glanz. Er ſchaute hinauf, und erblickte ſtaunend Prosper Alpanus, der auf einem wunderbaren Inſekt, das einer in den herrlichſten Farben prunkenden Libelle nicht unähnlich, daher ſchwebte.

Prosper Alpanus ſenkte ſich herab zu dem Jüngling, an deſſen Seite er Platz nahm, während die Libelle aufflog in ein Gebüſch und in den Geſang einſtimmte, der durch den ganzen Wald tönte.

Er berührte des Jünglings Stirne mit den wundervoll glänzenden Blumen, die er in der Hand trug, und ſogleich entzündete ſich in Balthaſars Innern friſcher Lebensmuth.

„Du thuſt, ſprach nun Prosper Alpanus mit ſanfter Stimme, Du thuſt mir großes Unrecht, lieber Balthaſar, da Du mich grauſam und verrätheriſch ſchiltſt in dem Augenblick, als es mir gelungen iſt, Herr zu werden des Zaubers, der Dein Leben verſtört, als ich, um nur ſchneller Dich zu finden, Dich zu tröſten, mich auf mein buntes Lieblingsrößlein ſchwinge und herbeireite, mit allem verſehen, was zu Deinem Heil dienen kann. — Doch nichts iſt bittrer als Liebesſchmerz, nichts gleicht der Ungeduld eines in Liebe und Sehnſucht verzweifelnden Gemüths. — Ich verzeihe Dir, denn mir iſt es ſelbſt nicht beſſer gegangen, als ich vor ungefähr zweitauſend Jahren eine indiſche Prinzeſſin liebte, Balſamine geheißen, und dem Zauberer Lothos, der mein beſter Freund war, in der Verzweiflung den Bart ausriß, weshalb ich, wie Du ſiehſt, ſelbſt keinen trage, damit mir nicht Aehnliches geſchehe. — Doch Dir dies alles weitläuftig zu erzählen, würde wohl hier an ſehr unrechtem Orte ſeyn, da jeder Liebende nur von ſeiner Liebe hören mag, die er allein der Rede werth hält, ſo wie jeder Dichter nur ſeine Verſe gern vernimmt. Alſo zur Sache! — Wiſſe, daß Zinnober die verwahrloste Mißgeburt eines armen Bauerweibes iſt und eigentlich Klein Zaches heißt. Nur aus Eitelkeit hat er den ſtolzen Namen Zinnober angenommen. Das Stiftsfräulein von Roſenſchön, oder eigentlich die berühmte Fee Roſabelverde, denn niemand anders iſt jene Dame, fand das kleine Ungethüm am Wege. Sie glaubte, alles, was die Natur dem Kleinen ſtiefmütterlich verſagt, dadurch zu erſetzen, wenn ſie ihn mit der ſeltſamen geheimnißvollen Gabe beſchenkte, vermöge der

> alles, was in ſeiner Gegenwart irgend ein anderer Vortreffliches denkt, ſpricht oder thut, auf ſeine Rechnung kommen, ja daß er in der Geſellſchaft wohlgebildeter, verſtändiger, geiſtreicher Perſonen auch für wohlgebildet, verſtändig und geiſtreich geachtet werden und überhaupt allemal für den vollkommenſten der Gattung, mit der er im Conflikt, gelten muß.

Dieſer ſonderbare Zauber liegt in drei feuerfarbglänzenden Haaren, die ſich über den Scheitel des Kleinen ziehen. Jede Berührnng dieſer Haare, ſo wie überhaupt des Hauptes, mußte dem Kleinen ſchmerzhaft, ja verderblich ſeyn. Deshalb ließ die Fee ſein von Natur dünnes ſtruppiges Haar in dicken anmuthigen Locken hinabwallen, die des Kleinen Haupt ſchützend zugleich jenen rothen Streif verſteckten und den Zauber ſtärkten. Jeden neunten Tag friſirte die Fee ſelbſt den Kleinen mit einem goldnen magiſchen Kamm, und dieſe Friſur vernichtete jedes auf Zerſtörung des Zaubers gerichtete Unternehmen. Aber den Kamm ſelbſt hat ein kräftiger Talisman, den ich der guten Fee, als ſie mich beſuchte, unterzuſchieben wußte, vernichtet.

Es kommt jetzt nur darauf an, ihm jene drei feuerfarbnen Haare auszureißen, und er ſinkt zurück in ſein voriges Nichts! — Dir, mein lieber Balthaſar, iſt dieſe Entzauberung vorbehalten. Du haſt Muth, Kraft und Geſchicklichkeit, Du wirſt die Sache ausführen, wie es ſich gehört. Nimm dieſes kleine geſchliffene Glas, nähere Dich dem kleinen Zinnober, wo Du ihn findeſt, richte Deinen ſcharfen Blick durch dieſes Glas auf ſein Haupt, frei und offen werden die drei rothen Haare ſich über das Haupt des Kleinen ziehen. Packe ihn feſt an, achte nicht auf das gellende Katzengeſchrei, das er ausſtoßen wird, reiße ihm mit einem Ruck die drei Haare aus und verbrenne ſie auf der Stelle. Es iſt nothwendig, daß die Haare mit einem Ruck ausgeriſſen und ſogleich verbrannt werden, denn ſonſt könnten ſie noch allerlei verderbliche Wirkungen äußern. Richte daher Dein vorzüglichſtes Augenmerk darauf, daß Du die Haare geſchickt und feſt erfaſſeſt und den Kleinen überfällſt, wenn gerade ein Feuer oder ein Licht in der Nähe befindlich.“ —

„O Prosper Alpanus, rief Balthaſar, wie ſchlecht habe ich dieſe Güte, dieſen Edelmuth durch mein Mißtrauen verdient! — Wie fühle ich es ſo in tiefer Bruſt, daß nun mein Leiden endigt, daß alles Himmelsglück mir die goldnen Thore erſchließt!“ —

„Ich liebe, fuhr Prosper Alpanus fort, ich liebe Jünglinge, die ſo wie Du, mein Balthaſar, Sehnſucht und Liebe im reinen Herzen tragen, in deren Innerm noch jene herrlichen Akkorde wiederhallen, die dem fernen Lande voll göttlicher Wunder angehören, das meine Heimath iſt. Die glücklichen mit dieſer inneren Muſik begabten Menſchen ſind die einzigen, die man Dichter nennen kann, wiewohl viele auch ſo geſcholten werden, die den erſten beſten Brummbaß zur Hand nehmen, darauf herumſtreichen und das verworrene Geraſſel der unter ihrer Fauſt ſtöhnenden Saiten für herrliche Muſik halten, die aus ihrem eignen Innern heraustönt. — Dir iſt, ich weiß es, mein geliebter Balthaſar, Dir iſt es zuweilen ſo, als verſtündeſt Du die murmelnden Quellen, die rauſchenden Bäume, ja als ſpräche das aufflammende Abendroth zu Dir mit verſtändlichen Worten! — Ja mein Balthaſar! — in dieſen Momenten verſtehſt Du wirklich die wunderbaren Stimmen der Natur, denn aus Deinem eignen Innern erhebt ſich der göttliche Ton, den die wundervolle Harmonie des tiefſten Weſens der Natur entzündet. — Da Du Clavier ſpielſt, o Dichter, ſo wirſt Du wiſſen, daß dem angeſchlagenen Ton die ihm verwandten Töne nachklingen. — Dieſes Naturgeſetz dient zu mehr als zum ſchalen Gleichniß! — Ja, o Dichter, Du biſt ein viel beſſerer, als es manche glauben, denen Du Deine Verſuche, die innere Muſik mit Feder und Tinte zu Papier zu bringen, vorgeleſen. Mit dieſen Verſuchen iſt es nicht weit her. Doch haſt Du im hiſtoriſchen Styl einen guten Wurf gethan, als Du mit pragmatiſcher Breite und Genauigkeit die Geſchichte von der Liebe der Nachtigall zur Purpurroſe aufſchriebſt, welche ſich unter meinen Augen begeben. — Das iſt eine ganz artige Arbeit“ —

Proſper Alpanus hielt inne, Balthaſar blickte ihn ganz verwundert an mit großen Augen, er wußte gar nicht, was er dazu ſagen ſollte, daß Proſper das Gedicht, welches er für das phantaſtiſchte hielt, das er jemals aufgeſchrieben, für einen hiſtoriſchen Verſuch erklärte.

„Du magſt, fuhr Proſper Alpanus fort, indem ein anmuthiges Lächeln ſein Geſicht überſtrahlte, Du magſt Dich wohl über meine Reden verwundern, Dir mag überhaupt manches ſeltſam an mir vorkommen. Bedenke aber, daß ich nach dem Urtheil aller vernünftigen Leute eine Perſon bin, die nur im Märchen auftreten darf, und Du weißt, geliebter Balthaſar, daß ſolche Perſonen ſich wunderlich geberden und tolles Zeug ſchwatzen können, wie ſie nur mögen, vorzüglich wenn hinter Allem doch etwas ſteckt, was gerade nicht zu verwerfen. — Nun aber weiter! — Nahm ſich die Fee Roſabelverde des mißgeſtalteten Zinnober ſo eifrig an, ſo biſt Du, mein Balthaſar, nun ganz und gar mein lieber Schützling. Höre alſo, was ich für Dich zu thun geſonnen! — Der Zauberer Lothos beſuchte mich geſtern, er brachte mir tauſend Grüße, aber auch tauſend Klagen von der Prinzeſſin Balſamine, die aus dem Schlafe erwacht iſt, und in den ſüßen Tönen des Chartah Bhade, jenes herrlichen Gedichts, das unſere erſte Liebe war, ſehnende Arme nach mir ausſtreckt. Auch mein alter Freund, der Miniſter Yuchi, winkt mir freundlich zu vom Polarſtern. — Ich muß fort nach dem fernſten Indien! — Mein Landgut, das ich verlaſſe, wünſche ich in keines andern Beſitz zu ſehen, als in dem Deinigen. Morgen gehe ich nach Kerepes und laſſe eine förmliche Schenkungsurkunde ausfertigen, in der ich als Dein Oheim auftrete. Jſt nun Zinnobers Zauber gelöſt; trittſt Du vor den Profeſſor Moſch Terpin hin als Beſitzer eines vortrefflichen Landguts, eines beträchtlichen Vermögens, und wirbſt Du um die Hand der ſchönen Candida, ſo wird er in voller Freude Dir Alles gewähren. Aber noch mehr! — Ziehſt Du mit Deiner Candida ein in mein Landhaus, ſo iſt das Glück Deiner Ehe geſichert. Hinter den ſchönen Bäumen wächſt alles, was das Haus bedarf; außer den herrlichſten Früchten, der ſchönſte Kohl und tüchtiges ſchmackhaftes Gemüſe überhaupt, wie man es weit und breit nicht findet. Deine Frau wird immer den erſten Salat, die erſten Spargel haben. Die Küche iſt ſo eingerichtet, daß die Töpfe niemals überlaufen, und keine Schüſſel verdirbt, ſollteſt

Du auch einmal eine ganze Stunde über die Eſſenszeit ausbleiben. Teppiche, Stuhl- und Sopha-Bezüge ſind von der Beſchaffenheit, daß es bei der größten Ungeſchicklichkeit der Dienſtboten unmöglich bleibt, einen Fleck hineinzubringen, eben ſo zerbricht kein Porzellan, kein Glas, ſollte ſich auch die Dienerſchaft deshalb die größte Mühe geben und es auf den härteſten Boden werfen. Jedesmal endlich, wenn Deine Frau waſchen läßt, iſt auf dem großen Wieſenplan hinter dem Hauſe das allerſchönſte heiterſte Wetter, ſollte es auch rings umher regnen, donnern und blitzen. Kurz, mein Balthaſar! es iſt dafür geſorgt, daß Du das häusliche Glück an Deiner holden Candida Seite ruhig und ungeſtört genießeſt! —

Doch nun iſt es wohl an der Zeit, daß ich heimkehre und in Gemeinſchaft mit meinem Freunde Lothos die Anſtalten zu meiner baldigen Abreiſe beginne. Lebe wohl, mein Balthaſar!" —

Damit pfiff Prosper ein — zweimal der Libelle, die alsbald ſumſend herbeiflog. Er zäumte ſie auf und ſchwang ſich in den Sattel. Aber ſchon im Davonſchweben hielt er plötzlich an und kehrte um zu Balthaſar. —

„Beinahe, ſprach er, hätte ich Deinen Freund Fabian vergeſſen. In einem Anfall ſchalkiſcher Laune habe ich ihn für ſeinen Vorwitz zu hart geſtraft. In dieſer Doſe iſt das enthalten, was ihn tröſtet!" —

Prosper reichte dem Balthaſar ein kleines blank polirtes ſchildkrötenes Döschen hin, das er eben ſo einſteckte, wie die kleine Lorgnette, die er erſt zur Entzauberung Zinnobers von Prosper erhalten.

Prosper Alpanus rauſchte nun fort durch das Gebüſch, indem die Stimmen des Waldes ſtärker und anmuthiger ertönten.

Balthaſar kehrte zurück nach Hoch-Jakobsheim, alle Wonne, alles Entzücken der ſüßeſten Hoffnung im Herzen.

Achtes Kapitel.

Wie Fabian ſeiner langen Rockſchöße halber für einen Sektirer und Tumultuanten gehalten wurde. — Wie Fürſt Barſanuph hinter den Kaminſchirm trat und den Generaldirektor der natürlichen Angelegenheiten kaſſirte. — Zinnobers Flucht aus Moſch Terpins Hauſe. — Wie Moſch Terpin auf einem Sommervogel ausreiten und Kaiſer werden wollte, dann aber zu Bette ging.

In der früheſten Morgendämmerung, als Wege und Straßen noch einſam, ſchlich ſich Balthaſar hinein nach Kerepes und lief augenblicklich zu ſeinem Freunde Fabian. Als er an die Stubenthür pochte, rief eine kranke matte Stimme: Herein! —

Bleich — entſtellt, hoffnungsloſen Schmerz im Antlitz, lag Fabian auf dem Bette. „Um des Himmels willen, rief Balthaſar, um des Himmels willen — Freund! ſprich! — was iſt Dir widerfahren?“

„Ach Freund, ſprach Fabian mit gebrochener Stimme, indem er ſich mühſam in die Höhe richtete, mit mir iſt es aus, rein aus. Der verfluchte Hexenſpuk, den, ich weiß es, der rachſüchtige Prosper Alpanus über mich gebracht, ſtürzt mich in's Verderben!“ —

„Wie iſt das möglich? fragte Balthaſar; Zauberei, Hexenſpuk, Du glaubteſt ſonſt an dergleichen nicht.“

„Ach, fuhr Fabian mit weinerlicher Stimme fort, ach ich glaube jetzt an Alles, an Zauberer und Hexen und Erdgeiſter und Waſſergeiſter, an den Rattenkönig und Alraunwurzel — an Alles was Du willſt. Wem das Ding ſo auf den Hals tritt, wie mir, der giebt ſich wohl! — Du erinnerſt Dich an den hölliſchen Skandal mit meinem Rocke, als wir von Prosper Alpanus kamen! — Ja! wär' es nur dabei geblieben! — Sieh Dich doch etwas um in meinem Zimmer, lieber Balthaſar!“ —

Balthaſar that es, und gewahrte an allen Wänden rings umher eine Unzahl von Fracks, Ueberröcken, Kurtken, von allem möglichen Zuſchnitt, von allen möglichen Farben. „Wie, rief er, willſt Du einen Kleiderkram anlegen, Fabian?“

„Spotte nicht, erwiederte Fabian, ſpotte nicht, lieber Freund.

Alle dieſe Kleider ließ ich anfertigen von den berühmteſten Schneidern, immer hoffend, endlich einmal der unſeligen Verdammniß zu entgehen, die auf meinen Röcken ruht, aber umſonſt. So wie ich den ſchönſten Rock, der mir ſteht wie angegoſſen an den Leib, nur einige Minuten trage, rutſchen die Aermel mir an die Schultern herauf und die Schöße ſchwänzeln mir nach ſechs Ellen lang. In der Verzweiflung ließ ich mir jenen Spenzer mit den eine Welt langen Pierrots-Aermeln machen:, „Rutſcht nur Aermel, dacht' ich, dehnt euch nur aus Schöße, ſo kommt alles in's Gleiche;“ aber! — ganz daſſelbe wie mit allen andern Röcken war es in wenigen Minuten! Alle Kunſt und Kraft der mächtigſten Schneider richtete nichts aus gegen den verwünſchten Zauber! Daß ich verhöhnt, verſpottet wurde, wo ich mich nur blicken ließ, verſteht ſich von ſelbſt, aber bald veranlaßte meine unverſchuldete Hartnäckigkeit, immer wieder in einem ſolch verteufelten Rock zu erſcheinen, ganz andere Urtheile. Das Geringſte war noch, daß die Frauen mich grenzenlos eitel und abgeſchmackt ſchalten, da ich aller Sitte entgegen mich durchaus mit nackten Armen, ſie wahrſcheinlich für ſehr ſchön haltend, ſehen laſſen wolle. Die Theologen ſchrieen mich bald für einen Sektirer aus, ſtritten ſich nur, ob ich zur Sekte der Aermelianer oder Schößianer zu rechnen, waren aber darin einig, daß beide Sekten höchſt gefährlich zu nennen, da beide vollkommene Freiheit des Willens ſtatuirten und ſich erfrechten zu denken was ſie wollten. Diplomatiker hielten mich für einen ſchnöden Aufwiegler. Sie behaupteten, ich wolle durch meine langen Rockſchöße Unzufriedenheit im Volke erregen und es aufſäſſig machen gegen die Regierung, gehöre überhaupt zu einem geheimen Bunde, deſſen Zeichen ein kurzer Aermel ſey. Schon ſeit langer Zeit fänden ſich hie und da Spuren der Kurzärmler, die eben ſo zu fürchten als die Jeſuiten, ja noch mehr, da ſie ſich bemühten, überall die jedem Staate ſchädliche Poeſie einzuführen und an der Infallibilität der Fürſten zweifelten. Kurz! — das Ding wurde ernſter, bis mich der Rektor citiren ließ. Ich ſah mein Unglück vorher, wenn ich einen Rock anzog, erſchien alſo in der Weſte. Darüber wurde der Mann zornig, er glaubte, ich wolle ihn verhöhnen, und fuhr auf mich los: ich ſolle binnen acht Tagen in einem vernünftigen anſtändigen Rock vor ihm erſcheinen, widrigenfalls er ohne alle Gnade die Relegation über mich ausſprechen würde. —

Heute geht der Termin zu Ende! — O ich Unglücklicher! — O verdammter Proſper Alpanus!" —

„Halt ein, rief Balthaſar, halt ein, lieber Freund Fabian, ſchmäle nicht auf meinen theuern lieben Oheim, der mir ein Landgut geſchenkt hat. Auch mit Dir meint er es gar nicht ſo böſe, ungeachtet er, ich muß es geſtehen, den Vorwitz, womit Du ihm begegneteſt, zu hart geſtraft hat. — Doch ich bringe Hülfe! — er ſendet Dir dies Döschen, welches alle Deine Leiden enden ſoll."

Damit zog Balthaſar das kleine ſchildkrötene Döschen, welches er von Proſper Alpanus erhalten, aus der Taſche und überreichte es dem troſtloſen Fabian.

„Was ſoll, ſprach dieſer, was ſoll mir denn der dumme Quark helfen? wie kann ein kleines ſchildkrötenes Döschen Einfluß haben auf die Geſtaltung meiner Röcke?"

„Das weiß ich nicht, erwiederte Balthaſar, aber mein lieber Oheim kann und wird mich nicht täuſchen, ich habe das vollſte Zutrauen zu ihm; darum öffne nur die Doſe, lieber Fabian, wir wollen ſehen, was darin enthalten."

Fabian that es — und aus der Doſe quoll ein herrlich gemachter ſchwarzer Frack von dem feinſten Tuche hervor. Beide, Fabian und Balthaſar, konnten ſich des lauten Ausrufs der höchſten Verwunderung nicht erwehren.

„Ha, ich verſtehe dich, rief Balthaſar begeiſtert, ha ich verſtehe dich, mein Proſper, mein theurer Oheim! Dieſer Rock wird paſſen, wird allen Zauber löſen." —

Fabian zog den Rock ohne weiteres an, und was Balthaſar geahnet, traf wirklich ein. Das ſchöne Kleid ſaß dem Fabian, wie noch niemals ihm eins geſeſſen, und an Rutſchen der Aermel, an Verlängerung der Schöße war nicht zu denken.

Ganz außer ſich vor Freude, beſchloß Fabian nun ſogleich in ſeinem neuen wohlpaſſenden Rock zum Rektor hinzulaufen und alles in's Gleiche zu bringen.

Balthaſar erzählte nun ſeinem Freunde ausführlich, wie ſich alles begeben mit Proſper Alpanus, und wie dieſer ihm die Mittel in die Hand gegeben, dem heilloſen Unweſen des mißgeſtalteten Däumlings ein Ende zu machen. Fabian, der ein ganz anderer worden, da ihn alle Zweifelſucht ganz verlaſſen, rühmte Proſpers hohen Edelmuth über alle Maßen, und erbot ſich bei Zinnobers Entzauberung hilfreiche Hand zu leiſten. In dem Augenblick gewahrte Balthaſar aus dem Fenſter ſeinen Freund, den Referendarius Pulcher, der ganz trübſinnig um die Ecke ſchleichen wollte.

Fabian ſteckte auf Balthaſars Geheiß den Kopf zum Fenſter hinaus und winkte und rief dem Referendarius zu, er möge doch nur gleich heraufkommen.

So wie Pulcher eintrat, rief er gleich: „Was haſt Du denn für einen herrlichen Rock an, lieber Fabian!“ Dieſer ſagte aber, Balthaſar werde ihm alles erklären, und lief fort zum Rektor.

Als nun Balthaſar dem Referendarius alles ausführlich erzählt, was ſich zugetragen, ſprach dieſer: „Gerade an der Zeit iſt es nun, daß der abſcheuliche Unhold todt gemacht wird. Wiſſe, daß er heute ſeine feierliche Verlobung mit Candida feiert, daß der eitle Moſch Terpin ein großes Feſt giebt, wozu er ſelbſt den Fürſten geladen. Gerade bei dieſem Feſte wollen wir eindringen in des Profeſſors Haus und den Kleinen überfallen. An Lichtern im Saal wird's nicht fehlen zum augenblicklichen Verbrennen der feindſeligen Haare.“ —

Noch manches hatten die Freunde geſprochen und mit einander verabredet, als Fabian eintrat mit von Freude glänzendem Geſicht.

„Die Kraft, ſprach er, die Kraft des Rocks, der der ſchildkrötenen Doſe entquollen, hat ſich herrlich bewährt. So wie ich eintrat bei dem Rektor, lächelte er zufrieden. Ha, redete er mich an, ha! — ich gewahre, mein lieber Fabian, daß Sie zurückgekommen ſind von Ihrer ſeltſamen Verirrung! — Nun! Feuerköpfe wie Sie, laſſen ſich leicht hinreißen zu dem Extremen! — Für religiöſe Schwärmerei habe ich Ihr Beginnen niemals gehalten — mehr falſch verſtandener Patriotismus — Hang zum Außerordentlichen, geſtützt auf das Beiſpiel der Heroen des Alterthums. — Ja das laſſe ich gelten, ſolch ein ſchöner, wohlpaſſender Rock! — Heil dem Staate, Heil der Welt, wenn hochherzige Jünglinge ſolche Röcke tragen, mit ſolchen paſſenden Aermeln und Schößen. Bleiben Sie treu, Fabian, bleiben Sie treu ſolcher Tugend, ſolchem wackern Sinn, daraus entſprießt wahre Heldengröße! — Der Rektor umarmte mich, indem helle Thränen ihm in die Augen traten. Selbſt weiß ich nicht, wie ich dazu kam, die kleine ſchildkrötene Doſe, aus der der Rock entſtanden und die ich nun in deſſen

Taſche geſteckt, hervorzuziehen. Bitte! ſprach der Rektor, indem er Daum und Zeigefinger zuſammenſpitzte. Ohne zu wiſſen, ob wohl Tabak darin enthalten, klappte ich die Doſe auf. Der Rektor griff hinein, ſchnupfte, faßte meine Hand, drückte ſie ſtark. Thränen liefen ihm über die Wangen; er ſprach tiefgerührt: „Edler Jüngling! — eine ſchöne Priſe! — Alles iſt vergeben und vergeſſen, ſpeiſen Sie bei mir heut Mittags!“ — Ihr ſeht, Freunde! all mein Leiden hat ein Ende, und gelingt uns heute, wie es anders gar nicht zu erwarten ſteht, die Entzauberung Zinnobers, ſo ſeyd auch ihr fortan glücklich!“ —

In dem mit hundert Kerzen erleuchteten Saal ſtand der kleine Zinnober im ſcharlachrothen geſtickten Kleide, den großen Orden des grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen umgethan, Degen an der Seite, Federhut unterm Arm. Neben ihm die holde Candida bräutlich geſchmückt, in aller Anmuth und Jugend ſtrahlend. Zinnober hatte ihre Hand gefaßt, die er zuweilen an den Mund drückte und dabei recht widrig grinzte und lächelte. Und jedesmal überflog dann ein höheres Roth Candida's Wangen und ſie blickte den Kleinen an mit dem Ausdruck der innigſten Liebe. Das war denn wohl recht graulich anzuſehen, und nur die Verblendung, in die Zinnobers Zauber Alle verſetzte, war Schuld daran, daß man nicht ergrimmte über Candida's heilloſe Verſtrickung, nicht den kleinen Hexenkerl packte und in's Kaminfeuer warf. Rings um das Paar im Kreiſe in ehrerbietiger Entfernung hatte ſich die Geſellſchaft geſammelt. Nur Fürſt Barſanuph ſtand neben Candida und mühte ſich, bedeutungsvolle gnädige Blicke umher zu werfen, auf die indeſſen niemand ſonderlich achtete. Alles hatte nur Auge für das Brautpaar und hing an Zinnobers Lippen, der hin und wieder einige unverſtändliche Worte ſchnarrte, denen jedesmal ein leiſes Ach! der höchſten Bewunderung, das die Geſellſchaft ausſtieß, folgte.

Es war an dem, daß die Verlobungsringe gewechſelt werden ſollten. Moſch Terpin trat in den Kreis mit einem Präſentirteller, auf dem die Ringe funkelten. Er räuſperte ſich — Zinnober hob ſich auf den Fußſpitzen ſo hoch als möglich, beinahe reichte er der Braut an den Ellbogen. — Alles ſtand in der geſpannteſten Erwartung — da laſſen ſich plötzlich fremde Stimmen hören, die Thüre des Saals ſpringt auf, Balthaſar dringt ein, mit ihm Pulcher —

Fabian! — Sie brechen durch den Kreis — „Was iſt das, was wollen die Fremden?“ ruft Alles durcheinander. —

Fürſt Barſanuph ſchreit entſetzt: „Aufruhr — Rebellion — Wache!“ und ſpringt hinter den Kaminſchirm. — Moſch Terpin erkennt den Balthaſar, der dicht bis zum Zinnober vorgedrungen, und ruft: „Herr Studioſus! — Sind Sie raſend — ſind Sie von Sinnen? — wie können Sie ſich unterſtehen hier einzudringen in die Verlobung! — Leute — Geſellſchaft — Bediente, werft den Grobian zur Thüre hinaus!“ —

Aber ohne ſich nur im mindeſten an irgend etwas zu kehren, hat Balthaſar ſchon Prosper's Lorgnette hervorgezogen und richtet durch dieſelbe den feſten Blick auf Zinnobers Haupt. Wie vom elektriſchen Strahl getroffen, ſtößt Zinnober ein gellendes Katzengeſchrei aus, daß der ganze Saal wiederhallt. Candida fällt ohnmächtig auf einen Stuhl; der eng geſchloſſene Kreis der Geſellſchaft ſtäubt aus einander. — Klar vor Balthaſars Augen liegt der feuerfarbglänzende Haarſtreif, er ſpringt zu auf Zinnober — faßt ihn, der ſtrampelt mit den Beinchen und ſträubt ſich und kratzt und beißt.

„Angepackt — angepackt!“ ruft Balthaſar; da faſſen Fabian und Pulcher den Kleinen, daß er ſich nicht zu regen und zu bewegen vermag, und Balthaſar faßt ſicher und behutſam die rothen Haare, reißt ſie mit einem Ruck vom Haupte herab, ſpringt an den Kamin, wirft ſie in's Feuer, ſie praſſeln auf, es geſchieht ein betäubender Schlag, Alle erwachen wie aus dem Traum. — Da ſteht der kleine Zinnober, der ſich mühſam aufgerafft von der Erde, und ſchimpft und ſchmäht, und befiehlt, man ſolle die frechen Ruheſtörer, die ſich an der geheiligten Perſon des erſten Miniſters im Staate vergriffen, ſogleich packen und in's tiefſte Gefängniß werfen! Aber einer frägt den andern: „wo kommt denn mit einem Mal der kleine purzelbäumige Kerl her? — was will das kleine Ungethüm?“ — Und wie der Däumling immerfort tobt und mit den Füßchen den Boden ſtampft und immer dazwiſchen ruft: „ich bin der Miniſter Zinnober — ich bin der Miniſter Zinnober — der grüngefleckte Tiger mit zwanzig Knöpfen!“ da bricht Alles in ein tolles Gelächter aus. Man umringt den Kleinen, die Männer heben ihn auf und werfen ſich ihn zu wie einen Fangball; ein Ordensknopf nach dem andern ſpringt ihm vom Leibe — er verliert den Hut — den Degen, die Schuhe. — Fürſt

Barſanuph kommt hinter dem Kaminſchirm hervor und tritt hinein mitten in den Tumult. Da kreiſcht der Kleine: „Fürſt Barſanuph — Durchlaucht — retten Sie Ihren Miniſter — Ihren Liebling! — Hülfe — Hülfe — der Staat iſt in Gefahr — der grüngefleckte Tiger — Weh — weh!" — Der Fürſt wirft einen grimmigen Blick auf den Kleinen und ſchreitet dann raſch vorwärts nach der Thüre. Moſch Terpin kommt ihm in den Weg, den faßt er, zieht ihn in die Ecke und ſpricht mit zornfunkelnden Augen: „Sie erdreiſten ſich, Ihrem Fürſten, Ihrem Landesvater hier eine dumme Komödie vorſpielen zu wollen? — Sie laden mich ein zur Verlobung Ihrer Tochter mit meinem würdigen Miniſter Zinnober, und ſtatt meines Miniſters finde ich hier eine abſcheuliche Mißgeburt, die Sie in glänzende Kleider geſteckt? — Herr, wiſſen Sie, daß das ein landesverrätheriſcher Spaß iſt, den ich ſtrenge ahnden würde, wenn Sie nicht ein ganz alberner Menſch wären, der in's Tollhaus gehört. — Ich entſetze Sie des Amts als Generaldirektor der natürlichen Angelegenheiten, und verbitte mir alles weitere Studiren in meinem Keller! — Adieu!"

Damit ſtürmte er fort.

Aber Moſch Terpin ſtürzte zitternd vor Wuth los auf den Kleinen, faßte ihn bei den langen ſtruppigen Haaren und rannte mit ihm hin nach dem Fenſter: „Hinunter mit dir, ſchrie er, hinunter mit dir, ſchändliche heilloſe Mißgeburt, die mich ſo ſchmachvoll hintergangen, mich um alles Glück des Lebens gebracht hat!"

Er wollte den Kleinen hinabſtürzen durch das geöffnete Fenſter, doch der Aufſeher des zoologiſchen Kabinets, der auch zugegen, ſprang mit Blitzesſchnelle hinzu, faßte den Kleinen und entriß ihn Moſch Terpins Fäuſten. „Halten Sie ein, ſprach der Aufſeher, halten Sie ein, Herr Profeſſor, vergreifen Sie ſich nicht an fürſtlichem Eigenthum. Es iſt keine Mißgeburt, es iſt der Mycetes Belzebub, Simia Belzebub, der dem Muſeo entlaufen." Simia Belzebub — Simia Belzebub! ertönte es von allen Seiten unter ſchallendem Gelächter. Doch kaum hatte der Aufſeher den Kleinen auf den Arm genommen und ihn recht angeſehen, als er unmuthig ausrief: „Was ſehe ich! — das iſt ja nicht Simia Belzebub, das iſt ja ein ſchnöder häßlicher Wurzelmann! Pfui! — pfui!" —

Und damit warf er den Kleinen in die Mitte des Saals. Unter dem lauten Hohngelächter der Geſellſchaft rannte der Kleine quiekend und knurrend durch die Thüre fort — die Treppe hinab — fort fort nach ſeinem Hauſe, ohne daß ihn ein einziger von ſeinen Dienern bemerkt.

Während deſſen, daß ſich dies Alles im Saale begab, hatte ſich Balthaſar in das Kabinet entfernt, wo man, wie er wahrgenommen, die ohnmächtige Candida hingebracht. Er warf ſich ihr zu Füßen, drückte ihre Hände an ſeine Lippen, nannte ſie mit den ſüßeſten Namen. Sie erwachte endlich mit einem tiefen Seufzer, und als ſie den Balthaſar erblickte, da rief ſie voll Entzücken: „Biſt Du endlich — endlich da, mein geliebter Balthaſar! Ach ich bin ja beinahe vergangen vor Sehnſucht und Liebesſchmerz! — und immer erklangen mir die Töne der Nachtigall, von denen berührt der Purpurroſe das Herzblut entquillt!“ —

Nun erzählte ſie, alles alles um ſich her vergeſſend, wie ein böſer abſcheulicher Traum ſie verſtrickt, wie es ihr vorgekommen, als habe ſich ein häßlicher Unhold an ihr Herz gelegt, dem ſie ihre Liebe ſchenken müſſen, weil ſie nicht anders gekonnt. Der Unhold habe ſich zu verſtellen gewußt, daß er ausgeſehen wie Balthaſar; und wenn ſie recht lebhaft an Balthaſar gedacht, habe ſie zwar gewußt, daß der Unhold nicht Balthaſar, aber dann ſey es ihr wieder auf unbegreifliche Weiſe geweſen, als müſſe ſie den Unhold lieben, eben um Balthaſars willen.

Balthaſar klärte ihr ſo viel auf, als es geſchehen konnte, ohne ihre ohnehin aufgeregten Sinne ganz und gar zu verwirren. Dann folgten, wie es unter Liebesleuten nicht anders zu geſchehen pflegt, tauſend Verſicherungen, tauſend Schwüre ewiger Liebe und Treue. Und dabei umfingen ſie ſich und drückten ſich mit der Inbrunſt der innigſten Zärtlichkeit an die Bruſt, und waren ganz und gar umfloſſen von aller Wonne, von allem Entzücken des höchſten Himmels.

Moſch Terpin trat ein händeringend und lamentirend, mit ihm kamen Pulcher und Fabian, die immerfort jedoch vergebens tröſteten.

„Nein, rief Moſch Terpin, nein, ich bin ein total geſchlagener Mann! — nicht mehr Generaldirektor der natürlichen Angelegenheiten im Staate. — Kein Studium mehr im fürſtlichen Keller — die Ungnade des Fürſten — ich gedachte Ritter zu werden des grüngefleckten Tigers wenigſtens mit fünf Knöpfen — Alles aus! — Was wird nun Seine Excellenz der würdige Miniſter Zinnober dazu ſagen, wenn er hört, daß ich eine ſchnöde Mißgeburt, den kleinen Beelzebub [illegible] protegirt, aber was weiß ich ſonſt, für ihn gehalten! — O Gott, auch ſein Haß wird auf mir laſten! — Alikante! — Alikante!" —

„Aber, beſter Profeſſor, tröſteten die Freunde — verehrter Generaldirektor, bedenken Sie doch nur, daß es gar keinen Miniſter Zinnober mehr giebt! — Sie haben ſich ganz und gar nicht vergriffen, der ungeſtaltete Knirps hat vermöge der Zaubergabe, die er von der Fee Roſabelverde erhalten, Sie eben ſo gut getäuſcht, wie uns Alle!" —

Nun erzählte Balthaſar, wie ſich alles begeben von Anfang an. Der Profeſſor horchte und horchte, bis Balthaſar geendet, da rief er: „Wach' ich! — träum' ich — Hexen — Zauberer — Feen — magiſche Spiegel — Sympathien — ſoll ich an den Unſinn glauben" —

„Ach liebſter Herr Profeſſor, fiel Fabian ein, hätten Sie nur eine Zeitlang einen Rock getragen mit kurzen Aermeln und langen Schößen, ſo wie ich, Sie würden ſchon an alles glauben, daß es eine Luſt wäre!" —

„Ja, rief Mosch Terpin, ja es iſt alles ſo — ja! — ein verhextes Unthier hat mich getäuſcht — ich ſtehe nicht mehr auf den Füßen — ich ſchwebe auf zur Decke — Prosper Alpanus holt mich ab — ich reite aus auf einem Sommervogel — ich laſſe mich friſiren von der Fee Roſabelverde — von dem Stiftsfräulein Roſenſchön, und werde Miniſter! — König — Kaiſer!" —

Und damit ſprang er im Zimmer umher und ſchrie und jauchzte, daß Alle für ſeinen Verſtand fürchteten, bis er ganz erſchöpft in einen Lehnſeſſel ſank. Da nahten ſich ihm Candida und Balthaſar. Sie ſprachen davon, wie ſie ſich ſo innig, ſo über alles liebten, wie ſie gar nicht ohne einander leben könnten, und das war recht wehmüthig anzuhören, weshalb Mosch Terpin auch wirklich etwas weinte. „Alles, ſprach er ſchluchzend, alles was Ihr wollt, Kinder! — heirathet Euch, liebt Euch — *hungert zuſammen*, denn ich gebe der Candida keinen Groſchen mit."

Was das Hungern betrifft, ſprach Balthaſar lächelnd, ſo hoffe er morgen den Herrn Profeſſor zu überzeugen, daß davon wohl niemals die Rede ſeyn könne, da ſein Oheim Proſper Alpanus hinlänglich für ihn geſorgt.

„Thue das, ſprach der Profeſſor matt, thue das, mein lieber Sohn, wenn Du kannſt, und zwar morgen; denn ſoll ich nicht in Wahnſinn verfallen, ſoll mir der Kopf nicht zerſpringen, ſo muß ich ſofort zu Bette gehen!" —

Er that das wirklich auf der Stelle.

Neuntes Kapitel.

Verlegenheit eines treuen Kammerdieners. — Wie die alte Lieſe eine Rebellion anzettelte und der Miniſter Zinnober auf der Flucht ausglitſchte. — Auf welche merkwürdige Weiſe der Leibarzt des Fürſten Zinnobers jähen Tod erklärte. — Wie Fürſt Barſanuph ſich betrübte, Zwiebeln aß, und wie Zinnobers Verluſt unerſetzlich blieb.

Der Wagen des Miniſters Zinnober hatte beinahe die ganze Nacht vergeblich vor Moſch Terpins Hauſe gehalten. Einmal über das andere verſicherte man dem Jäger, Se. Excellenz müßten ſchon längſt die Geſellſchaft verlaſſen haben; der meinte aber dagegen, daß das ganz unmöglich, da Se. Excellenz doch wohl nicht im Regen und Sturm zu Fuß nach Hauſe gerannt ſeyn würden. Als nun endlich alle Lichter ausgelöſcht und die Thüren verſchloſſen wurden, mußte der Jäger zwar fortfahren mit dem leeren Wagen, im Hauſe des Miniſters weckte er aber ſogleich den Kammerdiener, und fragte, ob denn um's Himmels willen und auf welche Art der Miniſter nach Hauſe gekommen. „Se. Excellenz, erwiederte der Kammerdiener leiſe dem Jäger in's Ohr, Se. Excellenz ſind geſtern eingetroffen in ſpäter Dämmerung, das iſt ganz gewiß — liegen im Bette und ſchlafen. — Aber! — o mein guter Jäger! — wie — auf welche Weiſe! — ich will Ihnen Alles erzählen — doch Siegel auf den Mund — ich bin ein verlorner Mann, wenn Se. Excellenz erfahren, daß ich es war, auf dem finſtern Korridor! — ich komme um meinen Dienſt, denn Se. Excellenz ſind zwar von kleiner Statur, beſitzen aber außerordentlich viel Wildheit, alteriren ſich leicht, kennen ſich ſelbſt nicht im Zorn, haben noch geſtern eine ſchnöde Maus, die durch Se. Excellenz Schlafzimmer zu hüpfen ſich unterfangen, mit dem blank gezogenen Degen durch und durch gerannt. — Nun gut! — Alſo in der Dämmerung nehme ich mein Mäntelchen um, und will ganz ſachte hinüberſchleichen in's Weinſtübchen zu einer Parthie Tric-Trac, da ſchurrt und ſchlurrt mir etwas auf der Treppe entgegen, und kommt mir auf dem finſtern Korridor zwiſchen die Beine und ſchlägt hin auf den Boden und erhebt ein gellendes Katzengeſchrei, und grunzt dann wie — o Gott — Jäger! — halten Sie das Maul, edler Mann, ſonſt bin ich hin! — kommen Sie ein wenig näher — und grunzt dann wie unſere gnädige Excellenz zu grunzen pflegt, wenn der Koch die Kälberkeule verbraten oder ihm ſonſt im Staate was nicht recht iſt."

Die letzten Worte hatte der Kammerdiener mit vorgehaltener Hand in's Ohr geſprochen. Der Jäger fuhr zurück, ſchnitt ein bedenkliches Geſicht und rief: „Iſt es möglich!" —

„Ja, fuhr der Kammerdiener fort, es war unbezweifelt unſere gnädige Excellenz, was mir auf dem Korridor durch die Beine fuhr. Ich vernahm nun deutlich, wie der Gnädige in den Zimmern die Stühle heranrückte und ſich die Thüre eines Zimmers nach dem andern öffnete, bis er in ſeinem Schlafkabinet angekommen. Ich wagt' es nicht nachzugehen, aber ein paar Stündchen nachher ſchlich ich mich an die Thüre des Schlafkabinets und horchte. Da ſchnarchten die liebe Excellenz ganz auf die Weiſe, wie es zu geſchehen pflegt, wenn Großes im Werke. — Jäger! es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als unſere Weisheit ſich träumt, das hört ich einmal auf dem Theater einen melancholiſchen Prinzen ſagen, der ganz ſchwarz ging und ſich vor einem ganz in grauen Pappendeckel gekleideten Mann ſehr fürchtete. — Jäger! — es iſt geſtern irgend etwas Erſtaunliches geſchehen, das die Excellenz nach Hauſe trieb. Der Fürſt iſt bei dem Profeſſor geweſen, vielleicht äußerte er das und das — irgend ein hübſches Reformchen — und da iſt nun der Miniſter gleich drüber her, läuft aus der Verlobung heraus, und fängt an zu arbeiten für das Wohl der Regierung. — Ich hört's gleich am Schnarchen; ja Großes Entſcheidenes wird geſchehen! — O

Jäger — vielleicht laſſen wir Alle über kurz oder lang uns wieder die Zöpfe wachſen! — Doch, theurer Freund, laſſen Sie uns hinabgehen und als treue Diener an der Thüre des Schlafzimmers lauſchen, ob Se. Excellenz auch noch ruhig im Bette liegen und die inneren Gedanken ausarbeiten."

Beide, der Kammerdiener und der Jäger, ſchlichen ſich hin an die Thüre und horchten. Zinnober ſchnurrte und orgelte und pfiff durch die wunderſamſten Tonarten. Beide Diener ſtanden in ſtummer Ehrfurcht, und der Kammerdiener ſprach tiefgerührt: „Ein großer Mann iſt doch unſer gnädige Herr Miniſter!" —

Schon am frühſten Morgen entſtand unten im Hauſe des Miniſters ein gewaltiger Lärm. Ein altes erbärmlich in längſt verblichenen Sonntagsſtaat gekleidetes Bauerweib hatte ſich in's Haus gedrängt und dem Portier angelegen, ſie ſogleich zu ihrem Söhnlein, zu Klein Zaches zu führen. Der Portier hatte ſie bedeutet, daß Se. Excellenz der Herr Miniſter von Zinnober, Ritter des grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen, im Hauſe wohne, und niemand von der Dienerſchaft Klein Zaches heiße oder ſo genannt werde. Da hatte das Weib aber ganz toll jubelnd geſchrieen, der Herr Miniſter Zinnober mit zwanzig Knöpfen das ſey eben ihr liebes Söhnlein, der Klein Zaches. Auf das Geſchrei des Weibes, auf die donnernden Flüche des Portiers war Alles aus dem ganzen Hauſe zuſammengelaufen und das Getöſe wurde ärger und ärger. Als der Kammerdiener hinabkam, um die Leute aus einander zu jagen, die Se. Excellenz ſo unverſchämt in der Morgenruhe ſtörten, warf man eben das Weib, die Alle für wahnſinnig hielten, zum Hauſe hinaus.

Auf die ſteinernen Stufen des gegenüberſtehenden Hauſes ſetzte ſich nun das Weib hin, und ſchluchzte und lamentirte, daß das grobe Volk da drinnen ſie nicht zu ihrem Herzens-Söhnlein, zu dem Klein Zaches, der Miniſter geworden, laſſen wolle. Viele Leute verſammelten ſich nach und nach um ſie her, denen ſie immer und immer wiederholte, daß der Miniſter Zinnober niemand anders ſey, als ihr Sohn, den ſie in der Jugend Klein Zaches geheißen; ſo daß die Leute zuletzt nicht wußten, ob ſie die Frau für toll halten, oder gar ahnen ſollten, daß wirklich was an der Sache.

Die Frau wandte nicht die Augen weg von Zinnobers Fenſter. Da ſchlug ſie mit einem Mal eine helle Lache auf, klopfte die Hände zuſammen und rief jubelnd überlaut: „Da iſt er — da iſt er, mein Herzensmännlein — mein kleines Koboldchen — Guten Morgen Klein Zaches! — Guten Morgen Klein Zaches!“ — Alle Leute guckten hin, und als ſie den kleinen Zinnober gewahrten, der in ſeinem geſtickten Scharlachkleide, das Ordensband des grüngefleckten Tigers umgehängt, vor dem Fenſter ſtand, das hinabging bis an den Fußboden, ſo daß ſeine ganze Figur durch die großen Scheiben deutlich zu ſehen, lachten ſie ganz übermäßig und lärmten und ſchrieen: „Klein Zaches — Klein Zaches! Ha, ſeht doch den kleinen geputzten Pavian — die tolle Mißgeburt — das Wurzelmännlein — Klein Zaches! Klein Zaches!“ — Der Portier, alle Diener Zinnobers rannten hinaus, um zu erſchauen, worüber das Volk denn ſo unmäßig lache und jubilire. Aber kaum erblickten ſie ihren Herrn, als ſie noch ärger als das Volk im tollſten Gelächter ſchrieen: „Klein Zaches — Klein Zaches — Wurzelmann — Däumling — Alraun!“ —

Der Miniſter ſchien erſt jetzt zu gewahren, daß der tolle Spuk auf der Straße niemand anderm gelte, als ihm ſelbſt. Er riß das Fenſter auf, ſchaute mit zornfunkelnden Augen hinab, ſchrie, raſete, machte ſeltſame Sprünge vor Wuth — drohte mit Wache — Polizei — Stockhaus und Feſtung.

Aber jemehr die Excellenz tobte im Zorn, deſto ärger wurde Tumult und Gelächter, man fing an mit Steinen — Obſt — Gemüſe, oder was man eben zur Hand bekam, nach dem unglücklichen Miniſter zu werfen — er mußte hinein! —

„Gott im Himmel, rief der Kammerdiener entſetzt, aus dem Fenſter der gnädigen Excellenz guckte ja das kleine abſcheuliche Ungethüm heraus — Was iſt das? — wie iſt der kleine Hexenkerl in die Zimmer gekommen?“ — Damit rannte er hinauf, aber ſo wie vorher fand er das Schlafkabinet des Miniſters feſt verſchloſſen. Er wagte leiſe zu pochen! — Keine Antwort! —

Indeſſen war, der Himmel weiß, auf welche Weiſe, ein dumpfes Gemurmel im Volke entſtanden, das kleine lächerliche Ungethüm dort oben ſey wirklich Klein Zaches: der den ſtolzen Namen Zinnober angenommen und ſich durch allerlei ſchändlichen Lug und Trug aufgeſchwungen. Immer lauter und lauter erhoben ſich die Stimmen. „Herunter mit der kleinen Beſtie — herunter — klopft dem Klein Zaches die Miniſterjacke aus — ſperrt ihn in der Käfig — laßt ihn für Geld ſehen auf dem Jahrmarkt! — Beklebt ihn mit Goldſchaum und beſcheert ihn den Kindern zum Spielzeug! — Hinauf — hinauf!" — Und damit ſtürmte das Volk an gegen das Haus.

Der Kammerdiener rang verzweiflungsvoll die Hände. „Rebellion — Tumult — Excellenz — machen Sie auf — retten Sie ſich!" — ſo ſchrie er; aber keine Antwort, nur ein leiſes Stöhnen ließ ſich vernehmen.

Die Hausthüre wurde eingeſchlagen, das Volk polterte unter wildem Gelächter die Treppe herauf.

„Nun gilt's," ſprach der Kammerdiener, und rannte mit aller Macht an gegen die Thüre des Kabinets, daß ſie klirrend und raſſelnd aus den Angeln ſprang. — Keine Excellenz — kein Zinnober zu finden! —

„Excellenz — gnädigſte Excellenz — vernehmen Sie denn nicht die Rebellion? — Excellenz — gnädigſte Excellenz, wo hat Sie denn der — Gott verzeih mir die Sünde, wo geruhen Sie ſich denn zu befinden!"

So ſchrie der Kammerdiener in heller Verzweiflung durch die Zimmer rennend. Aber keine Antwort, kein Laut, nur der ſpottende Wiederhall tönte von den Marmorwänden. Zinnober ſchien ſpurlos, tonlos verſchwunden. — Draußen war es ruhiger geworden, der Kammerdiener vernahm die tiefe klangvolle Stimme eines Frauenzimmers, die zum Volke ſprach, und gewahrte durch's Fenſter blickend, wie die Menſchen nach und nach leiſe mit einander murmelnd das Haus verließen, bedenkliche Blicke hinaufwerfend nach den Fenſtern.

„Die Rebellion ſcheint vorüber, ſprach der Kammerdiener, nun wird die gnädige Excellenz wohl hervorkommen aus ihrem Schlupfwinkel."

Er ging nach dem Schlafkabinet zurück, vermuthend, dort werde der Miniſter ſich doch wohl am Ende befinden.

Er warf ſpähende Blicke rings umher, da wurde er gewahr, wie aus einem ſchönen ſilbernen Henkelgefäß, das immer dicht neben der Toilette zu ſtehen pflegte, weil es der Miniſter als ein theures Geſchenk des Fürſten ſehr werth hielt, ganz kleine dünne Beinchen hervorſtarrten.

„Gott — Gott, ſchrie der Kammerdiener entſetzt, Gott! —

Gott! — täuſcht mich nicht alles, ſo gehören die Beinchen dort Sr. Exzellenz dem Herrn Miniſter Zinnober, meinem gnädigen Herrn!" — Er trat heran, er rief, durchbebt von allen Schauern des Schrecks, indem er hinabſchaute: „Exzellenz — Exzellenz — um Gott, was machen Sie — was treiben Sie da unten in der Tieſe!" —

Da aber Zinnober ſtill blieb, ſah der Kammerdiener wohl die Gefahr ein, in der die Exzellenz ſchwebte und daß es an der Zeit ſey, allen Reſpekt bei Seite zu ſetzen. Er packte den Zinnober bei den Beinchen — zog ihn heraus! — Ach todt — todt war die kleine Exzellenz! Der Kammerdiener brach aus in lautes Jammern; der Jäger, die Dienerſchaft eilte herbei, man rannte nach dem Leibarzt des Fürſten. Indeſſen trocknete der Kammerdiener ſeinen armen unglücklichen Herrn ab mit ſaubern Handtüchern, legte ihn in's Bette, bedeckte ihn mit ſeidenen Kiſſen, ſo daß nur das kleine verſchrumpfte Geſichtchen ſichtbar blieb.

Hinein trat nun das Fräulein von Roſenſchön. Sie hatte erſt, der Himmel weiß auf welche Art, das Volk beruhigt. Nun ſchritt ſie zu auf den entſeelten Zinnober, ihr folgte die alte Lieſe, des kleinen Zaches leibliche Mutter. — Zinnober ſah in der That hübſcher aus im Tode, als er jemals in ſeinem ganzen Leben ausgeſehen. Die kleinen Aeugelein waren geſchloſſen, das Näschen ſehr weiß, der Mund zum ſanften Lächeln ein wenig verzogen, aber vor allen Dingen wallte das dunkelbraune Haar in den ſchönſten Locken herab. Ueber das Haupt hin ſtrich das Fräulein dem Kleinen, und in dem Augenblick blitzte in mattem Schimmer ein rother Streif hervor.

„Ha, rief das Fräulein, indem ihr die Augen vor Freude glänzten, ha, Prosper Alpanus! — hoher Meiſter, du hältſt Wort! — Verbüßt iſt ſein Verhängniß und mit ihm alle Schmach!"

„Ach, ſprach die alte Lieſe, ach du lieber Gott, das iſt ja doch wohl nicht mein kleiner Zaches, ſo hübſch hat der niemals ausgeſehen. Da bin ich doch nun ganz umſonſt nach der Stadt gegangen und Ihr habt mir gar nicht gut gerathen, mein gnädiges Fräulein!" —

„Murrt nur nicht, Alte, erwiederte das Fräulein, hättet Ihr nur meinen Rath ordentlich befolgt, und wäret Ihr nicht früher, als ich hier war, in dies Haus gedrungen, Alles ſtünde für Euch beſſer. — Ich wiederhole es, der Kleine, der dort todt im Bette liegt, iſt gewiß und wahrhaftig Euer Sohn, Klein Zaches!"

„Nun, rief die Frau mit leuchtenden Augen, nun wenn die kleine Excellenz dort wirklich mein Kind iſt, ſo erb' ich ja wohl all' die ſchönen Sachen, die hier rings umherſtehen, das ganze Haus mit allem, was drinnen iſt?"

„Nein, ſprach das Fräulein, das iſt nun ganz und gar vorbei, Ihr habt den rechten Augenblick verfehlt, Geld und Gut zu gewinnen. — Euch iſt, ich habe es gleich geſagt, Euch iſt nun einmal Reichthum nicht beſchieden." —

„So darf ich, fuhr die Frau fort, indem ihr die Thränen in die Augen traten, ſo darf ich denn nicht wenigſtens mein armes kleines Männlein in die Schürze nehmen und nach Hauſe tragen? — Unſer Herr Pfarrer hat ſo viel hübſche ausgeſtopfte Vögelein und Eichkätzchen, der ſoll mir meinen Klein Zaches ausſtopfen laſſen, und ich will ihn auf meinen Schrank ſtellen, wie er da iſt im rothen Rock mit dem breiten Bande und dem großen Stern auf der Bruſt, zum ewigen Andenken!" —

„Das iſt, rief das Fräulein beinahe unwillig, das iſt ein ganz einfältiger Gedanke, das geht ganz und gar nicht an!" —

Da fing das Weib an zu ſchluchzen, zu klagen, zu lamentiren. „Was hab' ich, ſprach ſie, nun davon, daß mein Klein Zaches zu hohen Würden, zu großem Reichthum gelangt iſt! — Wär' er nur bei mir geblieben, hätt' ich ihn nur aufgezogen in meiner Armuth, niemals wär' er in jenes verdammte ſilberne Ding gefallen, er lebte noch, und ich hätt' vielleicht Freude und Segen von ihm gehabt. Trug ich ihn ſo herum in meinem Holzkorb, Mitleiden hätten die Leute gefühlt und mir manches ſchöne Stücklein Geld zugeworfen, aber nun" —

Es ließen ſich Tritte im Vorſaal vernehmen, das Fräulein trieb die Alte hinaus, mit der Weiſung, ſie ſolle unten vor der Thüre warten, im Wegfahren wolle ſie ihr ein untrügliches Mittel vertrauen, wie ſie all' ihre Noth, all' ihr Elend mit einem Mal enden könne.

Nun trat Roſabelverde noch einmal dicht an den Kleinen heran, und ſprach mit der weichen bebenden Stimme des tiefen Mitleids:

Armer Zaches! — Stiefkind der Natur! — ich hatt' es gut mit dir gemeint! — Wohl mocht' es Thorheit ſeyn, daß ich glaubte, die äußere ſchöne Gabe, womit ich dich beſchenkt, würde hineinſtrahlen in dein Inneres, und eine Stimme erwecken, die dir ſagen müßte, du biſt nicht der, für den man Dich hält, aber ſtrebe doch nur an, es dem gleich zu thun, auf deſſen Fittigen du Lahmer, Unbefiederter dich aufſchwingſt! — Doch keine innere Stimme erwachte. Dein träger todter Geiſt vermochte ſich nicht empor zu richten, du ließeſt nicht nach in deiner Dummheit, Grobheit, Ungeberdigkeit — Ach! — wärſt du nur ein geringes Etwas weniger, ein kleiner ungeſchlachter Rüpel geblieben, du entgingſt dem ſchmachvollen Tode! — Prosper Alpanus hat dafür geſorgt, daß man dich jetzt im Tode wieder dafür hält, was du im Leben durch meine Macht zu ſeyn ſchienſt. Sollt' ich dich vielleicht gar noch wiederſchauen als kleiner Käfer — flinke Maus, oder bebende Eichkatze, ſo ſoll es mich freuen! — Schlafe wohl, Klein Zaches! —

Indem Roſabelverde das Zimmer verließ, trat der Leibarzt des Fürſten mit dem Kammerdiener herein.

„Um Gott, rief der Arzt, als er den todten Zinnober erblickte und ſich überzeugte, daß alle Mittel ihn in's Leben zu rufen vergeblich bleiben würden, um Gott, wie iſt das zugegangen, Herr Kämmerer?“

„Ach, erwiederte dieſer, ach lieber Herr Doktor, die Rebellion oder die Revolution, es iſt all' eins, wie Sie es nennen wollen, tobte und handtirte draußen auf dem Vorſaale ganz fürchterlich. Se. Excellenz, beſorgt um ihr theures Leben, wollten gewiß in die Toilette hineinflüchten, glitſchten aus und“ —

„So iſt, ſprach der Doktor feierlich und bewegt, ſo iſt er aus Furcht zu ſterben gar geſtorben!“

Die Thür ſprang auf und herein ſtürzte Fürſt Barſanuph mit verbleichtem Antlitz, hinter ihm her ſieben noch bleichere Kammerherren.

„Iſt es wahr, iſt es wahr?“ rief der Fürſt; aber ſo wie er des Kleinen Leichnam erblickte, prallte er zurück und ſprach, die Augen gen Himmel gerichtet, mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes: „O Zinnober!“ — Und die ſieben Kammerherren riefen dem Fürſten nach: „O Zinnober!“ und holten, wie es der Fürſt that, die Schnupftücher aus der Taſche und hielten ſie ſich vor die Augen.

„Welch ein Verluſt, begann nach einer Weile des lautloſen

Jammers der Fürſt, welch ein unerſetzlicher Verluſt für den Staat! — Wo einen Mann finden, der den Orden des grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen mit der Würde trägt, als mein Zinnober! — Leibarzt, und Sie konnten mir den Mann ſterben laſſen! — Sagen Sie — wie ging das zu, wie mochte das geſchehen — was war die Urſache — woran ſtarb der Vortreffliche?" —

Der Leibarzt beſchaute den Kleinen ſehr ſorgſam, befühlte manche Stellen ehemaliger Pulſe, ſtrich das Haupt entlang, räuſperte ſich und begann: „Mein gnädigſter Herr! Sollte ich mich begnügen auf der Oberfläche zu ſchwimmen, ich könnte ſagen, der Miniſter ſey an dem gänzlichen Ausbleiben des Athems geſtorben, dies Ausbleiben des Athems ſey bewirkt durch die Unmöglichkeit Athem zu ſchöpfen, und dieſe Unmöglichkeit wieder nur herbeigeführt durch das Element, durch den Humor, in den der Miniſter ſtürzte. Ich könnte ſagen, der Miniſter ſey auf dieſe Weiſe einen humoriſtiſchen Tod geſtorben, aber fern von mir ſey dieſe Seichtigkeit, fern von mir die Sucht alles aus ſchnöden phyſiſchen Prinzipen erklären zu wollen, was nur im Gebiet des rein Pſychiſchen ſeinen natürlichen unumſtößlichen Grund findet. — Mein gnädigſter Fürſt, frei ſey des Mannes Wort! — Den erſten Keim des Todes fand der Miniſter im Orden der grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen!" —

„Wie, rief der Fürſt, indem er den Leibarzt mit zornglühenden Augen anfunkelte, wie! — was ſprechen Sie? — der Orden des grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen, den der Selige zum Wohl des Staats mit ſo vieler Anmuth, mit ſo vieler Würde trug? — der Urſache ſeines Todes? — Beweiſen Sie mir das, oder — Kammerherren, was ſagt Ihr dazu?"

„Er muß beweiſen, er muß beweiſen, oder" — riefen die ſieben blaſſen Kammerherren, und der Leibarzt fuhr fort:

„Mein beſter gnädigſter Fürſt, ich werd' es beweiſen, alſo kein oder! — Die Sache hängt folgendermaßen zuſammen: Das ſchwere Ordenszeichen am Bande, vorzüglich aber die Knöpfe auf dem Rücken, wirkten nachtheilig auf die Ganglien des Rückgraths. Zu gleicher Zeit verurſachte der Ordensſtern einen Druck auf jenes knotige fadigte Ding zwiſchen dem Dreifuß und der obern Gekröspulsader, das wir das Sonnengeflecht nennen, und das in dem labyrinthiſchen Gewebe der Nervengeflechte prädominirt. Dies dominirende Organ ſteht in der mannigfaltigſten Beziehung mit dem Cerebralſyſtem, und natürlich war der Angriff auf die Ganglien auch dieſem feindlich. Iſt aber nicht die freie Leitung des Cerebralſyſtems die Bedingung des Bewußtſeyns, der Perſönlichkeit, als Ausdruck der vollkommenſten Vereinigung des Ganzen in einem Brennpunkt? Iſt nicht der Lebensprozeß die Thätigkeit in beiden Sphären, in dem Ganglien- und Cerebralſyſtem? — Nun! genug, jener Angriff ſtörte die Funktionen des pſychiſchen Organiſm. Erſt kamen finſtre Ideen von unerkannten Aufopferungen für den Staat durch das ſchmerzhafte Tragen jenes Ordens u. ſ. w., immer verfänglicher wurde der Zuſtand, bis gänzliche Disharmonie des Ganglien- und Cerebralſyſtems endlich gänzliches Aufhören des Bewußtſeyns, gänzliches Aufgeben der Perſönlichkeit herbeiführte. Dieſen Zuſtand bezeichnen wir aber mit dem Worte Tod! — Ja, gnädigſter Herr! — der Miniſter hatte bereits ſeine Perſönlichkeit aufgegeben, war alſo ſchon mauſetodt, als er hineinſtürzte in jenes verhängnißvolle Gefäß. — So hatte ſein Tod keine phyſiſche, wohl aber eine unermeßlich tiefe pſychiſche Urſache." —

„Leibarzt, ſprach der Fürſt unmuthig, Leibarzt, Sie ſchwatzen nun ſchon eine halbe Stunde, und ich will verdammt ſeyn, wenn ich eine Sylbe davon verſtehe. Was wollen Sie mit Ihrem Phyſiſchen und Pſychiſchen?"

„Das phyſiſche Prinzip, nahm der Arzt wieder das Wort, iſt die Bedingung des rein vegetativen Lebens, das pſychiſche bedingt dagegen den menſchlichen Organiſm, der nur in dem Geiſte, in der Denkkraft das Triebrad der Exiſtenz findet."

„Noch immer, rief der Fürſt im höchſten Unmuth, noch immer verſtehe ich Sie nicht, Unverſtändlicher!"

„Ich meine, ſprach der Doktor, ich meine, Durchlauchtiger, daß das Phyſiſche ſich blos auf das rein vegetative Leben ohne Denkkraft wie es in Pflanzen ſtattfindet, das Pſychiſche aber auf die Denkkraft bezieht. Da dieſe nun im menſchlichen Organiſm vorwaltet, ſo muß der Arzt immer bei der Denkkraft, bei dem Geiſt anfangen und den Leib nur als Vaſallen des Geiſtes betrachten, der ſich fügen muß, ſobald der Gebieter es will."

„Hoho! rief der Fürſt, hoho Leibarzt, laſſen Sie das gut ſeyn! — Kuriren Sie meinen Leib, und laſſen Sie meinen Geiſt ungeſchoren, von dem habe ich noch niemals Inkommoditäten verſpürt. Ueberhaupt, Leibarzt, Sie ſind ein konfuſer Mann, und ſtünde ich hier nicht an der Leiche meines Miniſters und wäre gerührt, ich wüßte was ich thäte! — Nun Kammerherren! vergießen wir noch einige Zähren hier am Katafalk des Verewigten und gehen wir dann zur Tafel."

Der Fürſt hielt das Schnupftuch vor die Augen und ſchluchzte, die Kammerherren thaten desgleichen, dann ſchritten ſie Alle von dannen.

Vor der Thüre ſtand die alte Lieſe, welche einige Reihen der allerſchönſten goldgelben Zwiebeln über den Arm gehängt hatte, die man nur ſehen konnte. Des Fürſten Blick fiel zufällig auf dieſe Früchte. Er blieb ſtehen, der Schmerz verſchwand aus ſeinem Antlitz, er lächelte mild und gnädig, er ſprach: „Hab' ich doch in meinem Leben keine ſolche ſchöne Zwiebeln geſehen, die müſſen von dem herrlichſten Geſchmack ſeyn. Verkauft Sie die Waare, liebe Frau?"

„O ja, erwiederte Lieſe mit einem tiefen Knix, o ja, gnädigſte Durchlaucht, von dem Verkauf der Zwiebeln nähre ich mich dürftig, ſo gut es gehn will! — Sie ſind ſüß wie purer Honig, belieben Sie, gnädigſter Herr?"

Damit reichte ſie eine Reihe der ſtärkſten glänzendſten Zwiebeln dem Fürſten hin. Der nahm ſie, lächelte, ſchmatzte ein wenig und rief dann: „Kammerherren! geb' mir einer einmal ſein Taſchenmeſſer her." Ein Meſſer erhalten, ſchälte der Fürſt nett und ſauber eine Zwiebel ab und koſtete etwas von dem Mark.

„Welch ein Geſchmack, welche Süße, welche Kraft, welches Feuer! rief er, indem ihm die Augen glänzten vor Entzücken, und dabei iſt es mir, als ſäh' ich den verewigten Zinnober vor mir ſtehen, der mir zuwinkte und zulispelte: kaufen Sie — eſſen Sie dieſe Zwiebeln, mein Fürſt — das Wohl des Staats erfordert es!" — Der Fürſt drückte der alten Lieſe ein paar Goldſtücke in die Hand und die Kammerherren mußten ſämmtliche Reihen Zwiebeln in die Taſchen ſchieben. Noch mehr! — er verordnete, daß Niemand anders die Zwiebellieferung für die fürſtlichen Dejeunee's haben ſollte, als Lieſe. So kam die Mutter des Klein Zaches, ohne gerade reich zu werden, aus aller Noth, aus allem Elend, und gewiß war es wohl, daß ihr ein geheimer Zauber der guten Fee Roſabelverde dazu verhalf.

Das Leichenbegängniß des Miniſters Zinnober war eins der prächtigſten, das man jemals in Kerepes geſehen; der Fürſt, alle Ritter des grüngefleckten Tigers folgten der Leiche in tiefer Trauer. Alle Glocken wurden gezogen, ja ſogar die beiden Böller, die der Fürſt behufs der Feuerwerke mit ſchweren Koſten angeſchafft, mehrmals gelöſt. Bürger — Volk — Alles weinte und lamentirte, daß der Staat ſeine beſte Stütze verloren und wohl niemals mehr ein Mann von dem tiefen Verſtande, von der Seelengröße, von der Milde, von dem unermüdlichen Eifer für das allgemeine Wohl, wie Zinnober, an das Ruder der Regierung kommen werde.

In der That blieb auch der Verluſt unerſetzlich; denn niemals fand ſich wieder ein Miniſter, dem der Orden des grüngefleckten Tigers mit zwanzig Knöpfen ſo an den Leib gepaßt haben ſollte, wie dem verewigten unvergeßlichen Zinnober.

Letztes Kapitel.

Wehmüthige Bitten des Autors. — Wie der Profeſſor Moſch Terpin ſich beruhigte und Candida niemals verdrießlich werden konnte. — Wie ein Goldkäfer dem Doktor Prosper Alpanus etwas in's Ohr ſummte, dieſer Abſchied nahm und Balthaſar eine glückliche Ehe führte.

Es iſt nun an dem, daß der, der für Dich, geliebter Leſer! dieſe Blätter aufſchreibt, von Dir ſcheiden will, und dabei überfällt ihn Wehmuth und Bangen. — Noch Vieles, Vieles wüßte er von den merkwürdigen Thaten des kleinen Zinnober, und er hätte, wie er denn nun überhaupt zu der Geſchichte aus dem Innern heraus unwiderſtehlich angeregt wurde, wahre Luſt daran gehabt, Dir, o mein Leſer, noch das Alles zu erzählen. Doch! — rückblickend auf alle Ereigniſſe, wie ſie in den Neun Kapiteln vorgekommen, fühlt er wohl, daß darin ſchon ſo viel Wunderliches, Tolles, der nüchternen Vernunft Widerſtrebendes enthalten, daß er, noch mehr dergleichen anhäufend, Gefahr laufen müßte, es mit Dir, geliebter Leſer, Deine

Nachſicht mißbrauchend, ganz und gar zu verderben. Er bittet Dich in jener Wehmuth, in jenem Bangen, das plötzlich ſeine Bruſt beengte, als er die Worte: Letztes Kapitel, ſchrieb, Du mögeſt mit recht heitrem unbefangenem Gemüth es Dir gefallen laſſen, die ſeltſamen Geſtaltungen zu betrachten, ja Dich mit ihnen zu befreunden, die der Dichter der Eingebung des ſpukhaften Geiſtes, Phantaſus geheißen, verdankt, und deſſen bizarrem launiſchem Weſen er ſich vielleicht zu ſehr überließ. — Schmolle deshalb nicht mit beiden, mit dem Dichter und mit dem launiſchen Geiſte! — Haſt Du, geliebter Leſer! hin und wieder über manches recht im Innern gelächelt, ſo warſt Du in der Stimmung, wie ſie der Schreiber dieſer Blätter wünſchte, und dann, ſo glaubt er, wirſt Du ihm wohl Vieles zu gute halten! —

Eigentlich hätte die Geſchichte mit dem tragiſchen Tode des kleinen Zinnober ſchließen können. Doch, iſt es nicht anmuthiger, wenn ſtatt eines traurigen Leichenbegängniſſes, eine fröhliche Hochzeit am Ende ſteht?

So werde denn noch kürzlich der holden Candida und des glücklichen Balthaſar gedacht. —

Der Profeſſor Moſch Terpin war ſonſt ein aufgeklärter, welterfahrner Mann, der dem weiſen Spruch: Nil admirari, gemäß ſich ſeit vielen vielen Jahren über nichts in der Welt zu verwundern pflegte. Aber jetzt geſchah es, daß er, all' ſeine Weisheit aufgebend, ſich immer fort und fort verwundern mußte, ſo daß er zuletzt klagte, wie er nicht mehr wiſſe, ob er wirklich der Profeſſor Moſch Terpin ſey, der ehemals die natürlichen Angelegenheiten im Staate dirigirt, und ob er noch wirklich, Kopf in die Höhe, auf ſeinen lieben Füßen einherſpaziere.

Zuerſt verwunderte er ſich, als Balthaſar ihm den Doktor Proſper Alpanus als ſeinen Oheim vorſtellte und dieſer ihm die Schenkungsurkunde vorwies, vermöge der Balthaſar Beſitzer des eine Stunde von Kerepes entfernten Landhauſes nebſt Waldung, Aecker und Wieſen wurde; als er in dem Inventario, kaum ſeinen Augen trauend, köſtliche Geräthſchaften, ja Gold- und Silberbarren erwähnt gewahrte, deren Werth den Reichthum der fürſtlichen Schatzkammer bei weitem überſtieg. Dann verwunderte er ſich, als er den prächtigen Sarg, in dem Zinnober lag, durch Balthaſars Lorgnette anſchaute, und es ihm auf einmal war, als habe es nie einen Miniſter Zinnober, ſondern nur einen kleinen ungeſchlachten ungeberdigen Knirps gegeben, den man fälſchlicher Weiſe für einen verſtändigen, weiſen Miniſter Zinnober gehalten.

Bis auf den höchſten Grad ſtieg aber Moſch Terpins Verwunderung, als Prosper Alpanus ihn im Landhauſe umherführte, ihm ſeine Bibliothek und andere ſehr wunderbare Dinge zeigte, ja ſelbſt einige ſehr anmuthige Experimente machte mit ſeltſamen Pflanzen und Thieren

Dem Profeſſor ging der Gedanke auf, es ſey wohl mit ſeinem Naturforſchen ganz und gar nichts, und er ſäße in einer herrlichen bunten Zauberwelt wie in einem Ei eingeſchloſſen. Dieſer Gedanke beunruhigte ihn ſo ſehr, daß er zuletzt klagte und weinte wie ein Kind. Balthaſar führte ihn ſofort in den geräumigen Weinkeller, in dem er glänzende Fäſſer und blinkende Flaſchen erblickte. Beſſer als in dem fürſtlichen Weinkeller, meinte Balthaſar, könne er hier ſtudiren, und in dem ſchönen Park die Natur hinlänglich erforſchen.

Hierauf beruhigte ſich der Profeſſor.

Balthaſars Hochzeit wurde auf dem Landhauſe gefeiert. Er — die Freunde Fabian — Pulcher — Alle erſtaunten über Candida's hohe Schönheit, über den zauberiſchen Reiz, der in ihrem Anzuge, in ihrem ganzen Weſen lag. — Es war auch wirklich ein Zauber, der ſie umfloß, denn die Fee Roſabelverde, die allen Groll vergeſſend der Hochzeit als Stiftsfräulein von Roſenſchön beiwohnte, hatte ſie ſelbſt gekleidet und mit den ſchönſten herrlichſten Roſen geſchmückt. Nun weiß man aber wohl, daß der Anzug gut ſtehen muß, wenn eine Fee dabei Hand anlegt. Außerdem hatte Roſabelverde der holden Braut einen prächtig funkelnden Halsſchmuck verehrt, der eine magiſche Wirkung dahin äußerte, daß ſie, hatte ſie ihn umgethan, niemals über Kleinigkeiten, über ein ſchlecht geneſteltes Band, über einen mißrathenen Haarſchmuck, über einen Fleck in der Wäſche oder ſonſt verdrießlich werden konnte. Dieſe Eigenſchaft, die ihr der Halsſchmuck gab, verbreitete eine beſondere Anmuth und Heiterkeit auf ihrem ganzen Antlitz.

Das Brautpaar ſtand im höchſten Himmel der Wonne, und — ſo herrlich wirkte der geheime weiſe Zauber Alpans — hatte doch noch Blick und Wort für die Herzensfreunde, welche verſammelt.

Prosper Alpanus und Roſabelverde, beide ſorgten dafür, daß die ſchönſten Wunder den Hochzeitstag verherrlichten. Ueberall tönten aus Büſchen und Bäumen ſüße Liebeslaute, während ſich ſchimmernde Tafeln erhoben mit den herrlichſten Speiſen, mit Kryſtallflaſchen belaſtet, aus denen der edelſte Wein ſtrömte, welcher Lebensglut durch alle Adern der Gäſte goß.

Die Nacht war eingebrochen, da ſpannen ſich feuerflammende Regenbogen über den ganzen Park, und man ſah ſchimmernde Vögel und Inſekten, die ſich auf und ab ſchwangen, und wenn ſie die Flügel ſchüttelten, ſtäubten Millionen Funken hervor, die in ewigem Wechſel allerlei holde Geſtalten bildeten, welche in der Luft tanzten und gaukelten und im Gebüſch verſchwanden. Und dabei tönte ſtärker die Muſik des Waldes, und der Nachtwind ſtrich daher, geheimnißvoll ſäuſelnd und ſüße Düfte aushauchend.

Balthaſar, Candida, die Freunde erkannten den mächtigen Zauber Alpans, aber Moſch Terpin, halb berauſcht, lachte laut, und meinte, hinter allem ſtecke niemand anders, als der Teufelskerl, der Operndekorateur und Feuerwerker des Fürſten.

Schneidende Glockentöne erhallten. Ein glänzender Goldkäfer ſchwang ſich herab, ſetzte ſich auf Prosper Alpanus Schulter und ſchien ihm leiſe etwas in's Ohr zu ſumſen.

Prosper Alpanus erhob ſich von ſeinem Sitz und ſprach ernſt und feierlich: „Geliebter Balthaſar — holde Candida — meine Freunde! — Es iſt nun an der Zeit — Lothos ruft — ich muß ſcheiden.“ —

Darauf nahte er ſich dem Brautpaar und ſprach leiſe mit ihnen. Beide, Balthaſar und Candida, waren ſehr gerührt. Prosper ſchien ihnen allerlei gute Lehren zu geben, er umarmte beide mit Inbrunſt.

Dann wandte er ſich an das Fräulein von Roſenſchön und ſprach ebenfalls leiſe mit ihr — wahrſcheinlich gab ſie ihm Aufträge in Zauber- und Feen-Angelegenheiten, die er willig übernahm.

Indeſſen hatte ſich ein kleiner kryſtallner Wagen, mit zwei ſchimmernden Libellen beſpannt, die der Silberfaſan führte, aus den Lüften herabgeſenkt.

„Lebt wohl — lebt wohl!“ rief Prosper Alpanus, ſtieg in den Wagen und ſchwebte empor über die flammenden Regenbogen hinweg, bis ſein Fuhrwerk zuletzt in den höchſten Lüften erſchien wie ein kleiner funkelnder Stern, der ſich endlich hinter den Wolken verbarg.

„Schöne Mongolſiere“, ſchnarchte Moſch Terpin, und verſank von der Kraft des Weines übermannt in tiefen Schlaf.

— Balthaſar, der Lehren des Prosper Alpanus eingedenk, den Beſitz des wunderbaren Landhauſes wohl nutzend, wurde in der That ein guter Dichter, und da die übrigen Eigenſchaften, die Prosper Rückſichts der holden Candida an dem Beſitzthum gerühmt, ſich ganz und gar bewährten, Candida auch niemals den Halsſchmuck, den ihr das Stiftsfräulein von Roſenſchön als Hochzeitsgabe beſcheert, ablegte, ſo konnt' es nicht fehlen, daß Balthaſar die glücklichſte Ehe in aller Wonne und Herrlichkeit führte, wie ſie nur jemals ein Dichter mit einer hübſchen jungen Frau geführt haben mag —

So hat aber das Märchen von Klein Zaches genannt Zinnober nun wirklich ganz und gar ein fröhliches

Ende

Blatt 45

Prinzeſſin Brambilla.

Ein

Capriccio nach Jakob Callot

von

E. T. A. Hoffmann.

Vorwort*)

Das Märchen Klein-Zaches, genannt Zinnober (Berlin bei F. Dümmler, 1819), enthält nichts weiter, als die loſe, lockre Ausführung einer ſcherzhaften Idee. Nicht wenig erſtaunte indeſſen der Autor, als er auf eine Recenſion ſtieß, in der dieſer zu augenblicklicher Beluſtigung ohne allen weitern Anſpruch leicht hingeworfene Scherz, mit ernſthafter wichtiger Miene zergliedert und ſorgfältig jeder Quelle erwähnt wurde, aus der der Autor geſchöpft haben ſollte. Letzteres war ihm freilich in ſo fern angenehm, als er dadurch Anlaß erhielt, jene Quellen ſelbſt aufzuſuchen und ſein Wiſſen zu bereichern. — Um nun jedem Mißverſtändniß vorzubeugen, erklärt der Herausgeber dieſer Blätter im Voraus, daß eben ſo wenig, wie Klein-Zaches, die Prinzeſſin Brambilla ein Buch iſt für Leute, die alles gern ernſt und wichtig nehmen. Den geneigten Leſer, der etwa willig und bereit ſeyn ſollte, auf einige Stunden dem Ernſt zu entſagen und ſich dem kecken launiſchen Spiel eines vielleicht manchmal zu frechen Spukgeiſtes zu überlaſſen, bittet aber der Herausgeber demüthiglich, doch ja die Baſis des Ganzen, nämlich Callot's phantaſtiſch karikirte Blätter nicht aus dem Auge zu verlieren und auch daran zu denken, was der Muſiker etwa von einem Capriccio verlangen mag.

Wagt es der Herausgeber an jenen Ausſpruch Carlo Gozzi's (in der Vorrede zum Re de' genj) zu erinnern, nach welchem ein ganze Arſenal von Ungereimtheiten und Spukereien nicht hinreicht, dem Märchen Seele zu ſchaffen, die es erſt durch den tiefen Grund, durch die aus irgend einer philoſophiſchen Anſicht des Lebens geſchöpfte Hauptidee erhält, ſo möge das nur darauf hindeuten, was er gewollt, nicht was ihm gelungen.

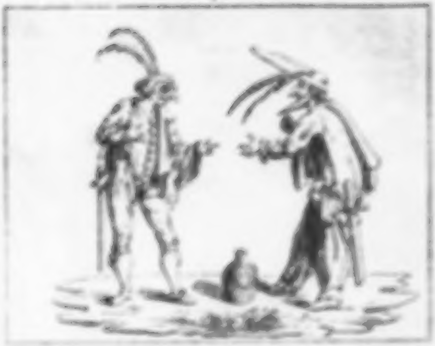
---

*) Prinzeſſin Brambilla ꝛc. erſchien im Verlag von J. Max in Breslau, 1821.

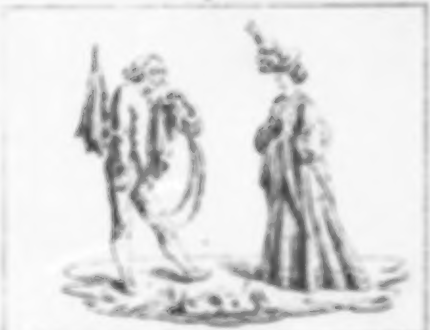
Berlin im September 1820.

Blatt 66

1



2



Erſtes Kapitel.

Zauberiſche Wirkungen eines reichen Kleides auf eine junge Putzmacherin. — Definition des Schauſpielers, der Liebhaber darſtellt. — Von der Smorfia italiſcher Mädchen. — Wie ein kleiner ehrwürdiger Mann in einer Tulpe ſitzend den Wiſſenſchaften obliegt und anſtändige Damen zwiſchen Maulthier-Ohren Filet machen. — Der Marktſchreier Celionati und der Zahn des aſſyriſchen Prinzen. — Himmelblau und Roſa. — Pantalon und die Weinflaſche mit wunderbarem Inhalt. —

Die Dämmerung brach ein, es läutete in den Klöſtern zum Ave: da warf das holde hübſche Kind, Giacinta Soardi geheißen, das reiche Frauenkleid von rothem ſchweren Atlas, an deſſen Beſatz ſie ämſig gearbeitet, bei Seite und ſchaute aus dem hohen Fenſter unmuthig hinab, in die enge, öde, menſchenleere Gaſſe.

Die alte Beatrice räumte indeſſen die bunten Maſkenanzüge jeder Art, die in dem kleinen Stübchen auf Tiſchen und Stühlen umherlagen, ſorglich zuſammen und hängte ſie der Reihe nach auf. Beide Arme in die Seiten geſtemmt, ſtellte ſie ſich dann hin vor den offenen Schrank und ſprach ſchmunzelnd: „In der That, Giacinta, wir ſind diesmal fleißig geweſen; mich dünkt, ich ſehe die halbe luſtige Welt des Corſo hier vor Augen. — Aber auch noch niemals hat Meiſter Bescapi bei uns ſolch' reiche Beſtellungen gemacht. — Nun, er weiß, daß unſer ſchönes Rom dieſes Jahr wieder recht aufglänzen wird, in aller Luſt, Pracht und Herrlichkeit. Gieb Acht, Giacinta, wie der Jubel morgen, an dem erſten Tage unſers Carnevals, ſich erheben wird! Und morgen — morgen ſchüttet uns Meiſter Bescapi eine ganze Hand voll Ducaten in den Schooß — Gieb Acht, Giacinta! Aber was iſt dir, Kind? du hängſt den Kopf, du biſt verdrießlich — mürriſch? und morgen iſt Carneval!“

Giacinta hatte ſich in den Arbeitsſeſſel geſetzt und ſtarrte, den Kopf in die Hand geſtützt, zum Boden nieder, ohne auf die Worte der Alten zu achten. Als dieſe aber gar nicht aufhörte, von der bevorſtehenden Luſt des Carnevals zu ſchwatzen, da begann ſie: „Schweigt doch nur, Alte, ſchweigt doch nur von einer Zeit, die für andere luſtig genug ſeyn mag, mir aber nichts bringt als Verdruß und Langeweile. Was hilft mir mein Arbeiten bei Tag und Nacht? was helfen uns Meiſter Beſcapi's Ducaten? — Sind wir nicht bitterarm? müſſen wir nicht ſorgen, daß der Verdienſt dieſer Tage vorhalte, das ganze Jahr hindurch uns kümmerlich genug zu ernähren? was bleibt uns übrig für unſer Vergnügen?“

„Was hat, erwiederte die Alte, was hat unſere Armuth mit dem Carneval zu ſchaffen? Sind wir nicht voriges Jahr umhergelaufen vom Morgen bis in die ſpäte Nacht, und ſah ich nicht fein aus und ſtattlich als Dottore? — Und ich hatte dich am Arm und du warſt allerliebſt als Gärtnermädchen — hihi! und die ſchönſten Maſken liefen dir nach und ſprachen zu dir mit zuckerſüßen Worten. Nun, war das nicht luſtig? Und was hält uns ab, dieſes Jahr daſſelbe zu unternehmen? Meinen Dottore darf ich nur gehörig ausbürſten, dann verſchwinden wohl alle Spuren der böſen Confetti, mit denen er beworfen und deine Gärtnerin hängt auch noch da. Ein paar neue Bänder, ein paar friſche Blumen — was bedarf es mehr für Euch, um hübſch und ſchmuck zu ſeyn?“ — „Was ſprecht Ihr, rief Giacinta, was ſprecht Ihr, Alte? — In den armſeligen Lumpen ſollt' ich mich hinauswagen? — Nein! — ein ſchönes ſpaniſches Kleid, das ſich eng an den Leib ſchließt und dann hinabwallt in reichen dicken Falten, weite geſchlitzte Aermel, aus denen herrliche Spitzen hervorbauſchen — ein Hütlein mit keck wehenden Federn, ein Gürtel, ein Halsband von ſtrahlenden Diamanten — ſo möchte Giacinta hinaus in den Corſo und ſich niederlaſſen vor dem Palaſt Ruspoli. — Wie die Cavaliere ſich herandrängen würden — wer iſt dieſe Dame? — Gewiß eine Gräfin — eine Prinzeſſin, und ſelbſt Pulcinello würde ergriffen von Ehrfurcht und vergäße ſeine tollſten Neckereien!“ — „Ich höre,“ nahm die Alte das Wort „ich höre Euch zu, mit großer Verwunderung. Sagt, ſeit wann iſt denn ſolch ein verwünſchter Hochmuthsteufel in Euch gefahren? — Nun, wenn Euch denn der Sinn ſo gar hoch ſteht, daß Ihr es

Gräfinnen, Prinzeſſinnen nachthun wollt, ſo ſeyd ſo gut und ſchafft Euch einen Liebhaber an, der um Eurer ſchönen Augen willen tapfer in den Fortunatusſäckel zu greifen vermag und jagt den Signor **Giglio** fort, den Habenichts, der, geſchieht es ihm, daß er ein paar Ducaten in der Taſche verſpürt, alles vertrödelt in wohlriechenden Pomaden und Näſchereien und der mir noch zwei Paoli ſchuldig iſt für den neugewaſchenen Spitzenkragen.“ —

Während dieſer Reden hatte die Alte die Lampe in Ordnung gebracht und angezündet. Als nun der helle Schein **Giacinten** in's Geſicht fiel, gewahrte die Alte, daß ihr die bittern Thränen aus den Augen perlten: „**Giacinta**,“ rief die Alte, „um alle Heiligen, **Giacinta**, was iſt dir, was haſt du? — Ei Kind, ſo böſe habe ich es ja gar nicht gemeint. Sey nur ruhig, arbeite nicht ſo ämſig; das Kleid wird ja doch wohl noch fertig zur beſtimmten Zeit.“ — „Ach,“ ſprach **Giacinta**, ohne von der Arbeit, die ſie wieder begonnen, aufzuſehen, „ach eben das Kleid, das böſe Kleid iſt es, glaub' ich, das mich erfüllt hat mit allerlei thörichten Gedanken. Sagt, Alte, habt Ihr wohl in Euerm ganzen Leben ein Kleid geſehen, das dieſem an Schönheit und Pracht zu vergleichen iſt? Meiſter **Beſcapi** hat ſich in der That ſelbſt übertroffen; ein beſonderer Geiſt waltete über ihn, als er dieſen herrlichen Atlas zuſchnitt. Und dann die prächtigen Spitzen, die glänzenden Treſſen, die koſtbaren Steine, die er zum Beſatz uns anvertraut hat. Um alle Welt möcht' ich wiſſen, wer die Glückliche iſt, die ſich mit dieſem Götterkleide ſchmücken wird.“ „Was,“ fiel die Alte dem Mädchen in's Wort, „was kümmert uns das? wir machen die Arbeit und erhalten unſer Geld. Aber wahr iſt es, Meiſter **Beſcapi** that ſo geheimnißvoll, ſo ſeltſam — Nun, eine Prinzeſſin muß es wenigſtens ſeyn, die dieſes Kleid trägt, und bin ich auch ſonſt eben nicht neugierig, ſo wär' mir's doch lieb, wenn Meiſter **Beſcapi** mir den Namen ſagte und ich werde ihm morgen ſchon ſo lange zuſetzen, bis er's thut.“ „Ach nein, nein,“ rief **Giacinta**, „ich will es gar nicht wiſſen, ich will mir lieber einbilden, keine Sterbliche werde jemals dies Kleid anlegen, ſondern ich arbeite an einem geheimnißvollen Feenſchmuck. Mir iſt wahrhaftig ſchon, als guckten mich aus den glänzenden Steinen allerlei kleine Geiſterchen lächelnd an und liſpelten mir zu: Nähe — nähe friſch für unſere ſchöne Königin, wir helfen dir — wir helfen dir! — Und wenn ich ſo die Spitzen und Treſſen in einander ſchlinge, dann dünkt es mich, als hüpften kleine liebliche Elflein mit goldgeharniſchten Gnomen durch einander und — O weh!" — So ſchrie Giacinta auf; eben den Buſenſtreif nähend, hatte ſie ſich heftig in den Finger geſtochen, daß das Blut wie aus einem Springquell hervorſpritzte. „Hilf Himmel, ſchrie die Alte, hilf Himmel, das ſchöne Kleid!" nahm die Lampe, leuchtete nahe hin, und reichliche Tropfen Oels floſſen über. „Hilf Himmel, das ſchöne Kleid!" rief Giacinta, halb ohnmächtig vor Schreck. Unerachtet es aber gewiß, daß beides, Blut und Oel, ſich auf das Kleid ergoſſen, ſo konnte doch weder die Alte, noch Giacinta auch nur die mindeſte Spur eines Flecks entdecken. Nun nähte Giacinta flugs weiter, bis ſie mit einem freudigen: Fertig — fertig! aufſprang und das Kleid hoch in die Höhe hielt.

„Ei wie ſchön," rief die Alte, „ei wie herrlich — wie prächtig! — Nein, Giacinta, nie haben deine lieben Händchen ſo etwas gefertigt — Und weißt du wohl, Giacinta, daß es mir ſcheint, als ſey das Kleid ganz und gar nach deinem Wuchs geſchnitten, als habe Meiſter Bescapi niemandem anders als dir ſelbſt das Maaß dazu genommen?" „Warum nicht gar?" erwiederte Giacinta über und über erröthend, „du träumſt, Alte; bin ich denn ſo groß und ſchlank, wie die Dame, für welche das Kleid beſtimmt ſeyn muß? — Nimm es hin, nimm es hin, verwahre es ſorglich bis morgen! Gebe der Himmel, daß beim Tageslicht kein böſer Fleck zu entdecken! — Was würden wir Aermſte nur anfangen? — Nehmt es hin!" — Die Alte zögerte.

„Freilich," ſprach Giacinta, das Kleid betrachtend, weiter, „freilich, bei der Arbeit iſt mir manchmal es ſo vorgekommen, als müſſe mir das Kleid paſſen. In der Taille möcht' ich ſchlank genug ſeyn, und was die Länge betrifft" — „Giacinina," rief die Alte mit leuchtenden Augen, „Giacinina, du erräthſt meine Gedanken, ich die deinigen — Mag das Kleid anlegen, wer da will, Prinzeſſin, Königin, Fee, gleichviel, meine Giacinina muß ſich zuerſt darin putzen" — „Nimmermehr," ſprach Giacinta; aber die Alte nahm ihr das Kleid aus den Händen, hängte es ſorglich über den Lehnſtuhl und begann des Mädchens Haar loszuflechten, das ſie dann gar zierlich aufzuneſteln wußte; dann holte ſie das mit Blumen und Federn geſchmückte Hütchen, das ſie auf Bescapi's Geheiß zu dem Anzuge aufputzen müſſen, aus dem Schranke und befeſtigte es in Giacinta's kaſtanienbraunen Locken. — „Kind, wie dir ſchön das Hütchen allerliebſt ſteht! Aber nun herunter mit dem Jäckchen!“ So rief die Alte und begann Giacinta zu entkleiden, die in holder Verſchämtheit nicht mehr zu widerſprechen vermochte.

„Hm,“ murmelte die Alte, „dieſer ſanft gewölbte Nacken, dieſer Lilienbuſen, dieſe Alabaſter-Arme, die Mediceerin hat ſie nicht ſchöner geformt, Giulio Romano ſie nicht herrlicher gemalt — Möcht' doch wiſſen, welche Prinzeſſin nicht mein ſüßes Kind darum beneiden würde!“ — Als ſie aber nun dem Mädchen das prächtige Kleid anlegte, war es, als ſtänden ihr unſichtbare Geiſter bei. Alles fügte und ſchickte ſich, jede Nadel ſaß im Augenblick recht, jede Falte legte ſich wie von ſelbſt, es war nicht möglich zu glauben, daß das Kleid für jemanden anders gemacht ſeyn könnte, als eben für Giacinta.

„O all ihr Heiligen,“ rief die Alte, als Giacinta nun ſo prächtig geputzt vor ihr ſtand, „o all ihr Heiligen, du biſt wohl gar nicht meine Giacinta — ach — ach — wie ſchön ſeyd Ihr, meine gnädigſte Prinzeſſin! — Aber warte — warte! hell muß es ſeyn, ganz hell muß es ſeyn im Stübchen!“ — Und damit holte die Alte alle geweihte Kerzen herbei, die ſie von den Marienfeſten erſpart, und zündete ſie an, ſo daß Giacinta daſtand von ſtrahlendem Glanz umfloſſen.

Vor Erſtaunen über Giacinta's hohe Schönheit und noch mehr über die anmuthige und dabei vornehme Weiſe, womit ſie in der Stube auf und ab ſchritt, ſchlug die Alte die Hände zuſammen und rief: „O wenn Euch doch nur jemand, wenn Euch doch nur der ganze Corſo ſchauen könnte!“

In dem Augenblick ſprang die Thüre auf, Giacinta floh mit einem Schrei an's Fenſter, zwei Schritte in's Zimmer hineingetreten blieb ein junger Menſch an den Boden gewurzelt ſtehen, wie zur Bildſäule erſtarrt.

Du kannſt, vielgeliebter Leſer, den jungen Menſchen, während er ſo laut- und regungslos daſteht, mit Muße betrachten. Du wirſt finden, daß er kaum vier bis fünf und zwanzig Jahre alt ſeyn kann und dabei von ganz artigem hübſchen Anſehen iſt. Seltſam ſcheint wohl deshalb ſein Anzug zu nennen, weil jedes Stück deſſelben an Farbe und Schnitt nicht zu tadeln iſt, das Ganze aber durchaus nicht zuſammenpaſſen will, ſondern ein grell abſtechendes Farbenſpiel verbietet. Dabei wird, unerachtet alles ſauber gehalten, doch eine gewiſſe Armſeligkeit ſichtbar; man merkt's der Spitzen-Krauſe an, daß zum Wechſeln nur noch eine vorhanden, und den Federn, womit der ſchief auf den Kopf gedrückte Hut phantaſtiſch geſchmückt, daß ſie mühſam mit Draht und Nadel zuſammengehalten. Du gewahrſt es wohl, geneigter Leſer, der junge alſo gekleidete Menſch kann nichts anders ſeyn, als ein etwas eitler Schauſpieler, deſſen Verdienſte eben nicht zu hoch angeſchlagen werden; und das iſt er auch wirklich. Mit einem Wort — es iſt derſelbe Giglio Fava, der der alten Beatrice noch zwei Paoli für einen gewaſchenen Spitzen-Kragen ſchuldet.

„Ha! was ſeh' ich!“ begann Giglio Fava endlich ſo emphatiſch, als ſtände er auf dem Theater Argentina, „ha! was ſeh' ich — iſt es ein Traum, der mich von neuem täuſcht? — Nein! ſie iſt es ſelbſt, die Göttliche — ich darf es wagen ſie anzureden mit kühnen Liebesworten! — Prinzeſſin — o Prinzeſſin!“ — „Sey kein [illegible]“ rief Giacinta, ſich raſch umwendend, und ſpare die Poſſen auf für die folgenden Tage!“ —

„Weiß ich denn nicht,“ erwiederte Giglio, nachdem er Athem geſchöpft, mit erzwungenem Lächeln, „weiß ich denn nicht, daß du es biſt, meine holde Giacinta, aber ſage, was bedeutet dieſer prächtige Anzug? — In der That, noch nie biſt du mir ſo reizend erſchienen, ich möchte dich nie anders ſehen.“

„So?“ ſprach Giacinta erzürnt; „alſo meinem Atlaskleide, meinem Federhütchen gilt deine Liebe?“ — Und damit entſchlüpfte ſie ſchnell in das Nebenſtübchen und trat bald darauf alles Schmucks entledigt in ihren gewöhnlichen Kleidern wieder herein. Die Alte hatte indeſſen die Kerzen ausgelöſcht und den vorwitzigen Giglio tüchtig herunter geſcholten, daß er die Freude, die Giacinta an dem Kleide gehabt, das für irgend eine vornehme Dame beſtimmt, ſo verſtört und noch dazu ungalant genug zu verſtehen gegeben, daß ſolcher Prunk Giacinta's Reize zu erhöhen und ſie liebenswürdiger als ſonſt, erſcheinen zu laſſen vermöge. Giacinta ſtimmte in dieſe Schelten tüchtig ein, bis der arme Giglio ganz Demuth und Reue endlich ſo viel Ruhe errang, um wenigſtens mit der Verſicherung gehört zu werden, daß ſeinem Erſtaunen ein ſeltſames Zuſammentreffen ganz beſonderer Umſtände zum Grunde gelegen. „Laß dir's erzählen,“

begann er, „laß dir's erzählen, mein holdes Kind, mein ſüßes Leben, welch ein märchenhafter Traum mir geſtern Nachts aufging, als ich ganz müde und ermattet von der Rolle des Prinzen Taer, den ich, du weißt es, eben ſo die Welt, über alle Maßen vortrefflich ſpiele, mich auf mein Lager geworfen. Mich dünkte, ich ſey noch auf der Bühne und zanke ſehr mit dem ſchmutzigen Geizhalz von Impreſſario, der mir ein paar lumpigte Ducaten Vorſchuß hartnäckig verweigerte. Er überhäufte mich mit allerlei dummen Vorwürfen; da wollte ich, um mich beſſer zu vertheidigen, einen ſchönen Geſtus machen, meine Hand traf aber unverſehens des Impreſſario rechte Wange, ſo daß dabei Klang und Melodie einer derben Ohrfeige herauskam; der Impreſſario ging ohne weiteres mit einem großen Meſſer auf mich los, ich wich zurück und dabei fiel meine ſchöne Prinzen-Mütze, die du ſelbſt, mein ſüßes Hoffen, ſo artig mit den ſchönſten Federn ſchmückteſt, die jemals einem Strauß entrupft, zu Boden. In voller Wuth warf ſich der Unmenſch, der Barbar über ſie her und durchſtach die Aermſte mit dem Meſſer, daß ſie ſich im qualvollen Sterben winſelnd zu meinen Füßen krümmte. — Ich wollte — mußte die Unglückliche rächen. Den Mantel über den linken Arm geworfen, das fürſtliche Schwert gezückt, drang ich ein auf den ruchloſen Mörder. Der floh aber ſchnell in ein Haus und drückte vom Balkon herunter Truffaldinos Flinte auf mich ab. Seltſam war es, daß der Blitz des Feuergewehrs ſtehen blieb und mich anſtrahlte wie funkelnde Diamanten. Und ſo wie ſich mehr und mehr der Dampf verlor, gewahrte ich wohl, daß das, was ich für den Blitz von Truffaldinos Flinte gehalten, nichts anders war, als der köſtliche Schmuck am Hütlein einer Dame — O all' ihr Götter! ihr ſeligen Himmel alleſammt! eine ſüße Stimme ſprach — nein! ſang — nein! hauchte Liebesduft in Klang und Ton — „O Giglio — mein Giglio!“ — Und ich ſchaute ein Weſen in ſolch göttlichem Liebreiz, in ſolch hoher Anmuth, daß der ſengende Scirocco inbrünſtiger Liebe mir durch alle Adern und Nerven fuhr und der Gluthſtrom erſtarrte zur Lava, die dem Vulkan des aufflammenden Herzens entquollen — „Ich bin,“ ſprach die Göttin ſich mir nahend, „ich bin die Prinzeſſin“ — „Wie?“ unterbrach Giacinta den Verzückten zornig, „wie? du unterſtehſt dich von einer andern zu träumen, als von mir? du unterſtehſt dich in Liebe zu kommen, ein dummes einfältiges Traumbild ſchauend, das aus

Truffaldinos Flinte geſchoſſen?“ — Und nun regnete es Vorwürfe und Klagen und Scheltworte und Verwünſchungen, und alles Betheuern und alles Verſichern des armen Giglio, daß die Traumprinzeſſin gerade ſo gekleidet geweſen, wie er eben ſeine Giacinta getroffen, wollte ganz und gar nichts helfen. Selbſt die alte Beatrice, ſonſt eben nicht geneigt, des Signor Habenichts, wie ſie den Giglio nannte, Partie zu nehmen, fühlte ſich von Mitleid durchdrungen und ließ nicht ab von der ſtörriſchen Giacinta, bis ſie dem Geliebten den Traum unter der Bedingung verzieh, daß er niemals mehr ein Wörtlein davon erwähnen ſollte. Die Alte brachte ein gutes Gericht Maccaroni zu Stande und Giglio holte, da, dem Traum entgegen, der Impreſſario ihm wirklich ein paar Ducaten vorgeſchoſſen, eine Tüte Zuckerwerk und eine mit in der That ziemlich trinkbarem Wein gefüllte Phiole aus der Manteltaſche hervor. „Ich ſehe doch, daß du an mich denkſt, guter Giglio,“ ſprach Giacinta, indem ſie eine überzuckerte Frucht in das Mündchen ſteckte. Giglio durfte ihr ſogar den Finger küſſen, den die böſe Nadel verletzt und alle Wonne und Seligkeit kehrte wieder. Tanzt aber einmal der Teufel mit, ſo helfen die artigſten Sprünge nicht. Der böſe Feind ſelbſt war es nämlich wohl, der dem Giglio eingab, nachdem er ein paar Gläſer Wein getrunken, alſo zu reden: „Nicht geglaubt hätt' ich, daß du, mein ſüßes Leben, ſo eiferſüchtig auf mich ſeyn könnteſt. Aber du haſt Recht. Ich bin ganz hübſch von Anſehn, begabt von der Natur mit allerlei angenehmen Talenten; aber mehr als das — ich bin Schauſpieler. Der junge Schauſpieler, welcher ſo wie ich, verliebte Prinzen göttlich ſpielt, mit geziemlichen O und Ach, iſt ein wandelnder Roman, eine Intrigue auf zwei Beinen, ein Liebeslied mit Lippen zum Küſſen, mit Armen zum Umfangen, ein aus dem Einband in's Leben geſprungenes Abentheuer, das der Schönſten vor Augen ſteht, wenn ſie das Buch zugeklappt. Daher kommt es, daß wir unwiderſtehlichen Zauber üben an den armen Weibern, die vernarrt ſind in Alles, was in und an uns iſt, in unſer Gemüth, in unſre Augen, in unſre falſchen Steine, Federn und Bänder. Da gilt nicht Rang, nicht Stand; Wäſchermädchen oder Prinzeſſin — gleichviel! — Nun ſage ich dir, mein holdes Kind, daß, täuſchen mich nicht gewiſſe geheimnißvolle Ahnungen, neckt mich nicht ein böſer Spuk, wirklich das Herz der ſchönſten Prinzeſſin entbrannt iſt in Liebe zu mir. Hat ſich das begeben, oder begiebt es ſich noch, ſo wirſt du, mein ſchönſtes Hoffen, es mir nicht verdenken, wenn ich den Goldſchacht, der ſich mir aufthut, nicht ungenützt laſſe, wenn ich dich ein wenig vernachläſſige, da doch ein armes Ding von Putzmacherin"

Giacinta hatte mit immer ſteigender Aufmerkſamkeit zugehört, war dem Giglio, in deſſen ſchimmernden Augen ſich das Traumbild der Nacht ſpiegelte, immer näher und näher gerückt; jetzt ſprang ſie raſch auf, gab dem beglückten Liebhaber der ſchönſten Prinzeſſin eine ſolche Ohrfeige, daß alle Feuerfunken aus jener verhängnißvollen Flinte Truffaldinos vor ſeinen Augen hüpften, und entſprang ſchnell in die Kammer. Alles fernere Bitten und Flehen half nun nichts mehr. „Geht nur fein nach Hauſe, ſie hat ihre Smorfia und dann iſt's aus," ſprach die Alte und leuchtete dem betrübten Giglio die enge Treppe hinab. — Es muß mit der Smorfia, mit dem ſeltſam launiſchen, etwas ungeſcheuten Weſen junger italiſcher Mädchen eine eigne Bewandtniß haben; denn Kenner verſichern einmüthiglich, daß eben aus dieſem Weſen ſich ein wunderbarer Zauber ſolch unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit entfalte, daß der Gefangene, ſtatt unmuthig die Bande zu zerreißen, ſich noch feſter und feſter darin verſtricke, daß der auf ſchnöde Weiſe abgefertigte Amante, ſtatt ein ewiges Addio zu unternehmen, nur deſto inbrünſtiger ſeufze und flehe, wie es in jenem Volksliedlein heißt: Vien quà, Dorina bella, non far la smorfiosella! — Der, der mit dir, geliebter Leſer, alſo ſpricht, will vermuthen, daß jene Luſt aus Unluſt nur erblühen könne in dem fröhlichen Süden, daß aber ſolch ſchöne Blüthe aus friedlichem Stoff nicht aufzukommen vermöge in unſerm Norden. Wenigſtens an dem Orte, wo er lebt, will er denjenigen Gemüthszuſtand, wie er ihn oft an jungen, eben der Kindheit entronnenen Mädchen bemerkt hat, gar nicht mit jener artigen Smorfioſität vergleichen. Hat ihnen der Himmel angenehme Geſichtszüge verliehen, ſo verzerren ſie dieſelben auf ungeziemliche Weiſe; alles iſt ihnen in der Welt bald zu ſchmal, bald zu breit, kein ſchicklicher Platz für ihr kleines Figürlein hienieden, ſie ertragen lieber die Qual eines zu engen Schuhs, als ein freundliches, oder gar ein geiſtreiches Wort und nehmen es entſetzlich übel, daß ſämmtliche Jünglinge und Männer in dem Weichbilde der Stadt ſterblich in ſie verliebt ſind, welches ſie denn doch wieder meinen, ohne ſich zu ärgern. — Es giebt für dieſen Seelenzuſtand des zarteſten

Geſchlechts keinen Ausdruck. Das Subſtrat der Ungezogenheit, die darin enthalten, reflektirt ſich hohlſpiegelartig bei Knaben in der Zeit, die grobe Schulmeiſter mit dem Wort: Lümmeljahre bezeichnen. — Und doch war es dem armen Giglio ganz und gar nicht zu verdenken, daß er, auf ſeltſame Weiſe geſpannt, auch wachend von Prinzeſſinnen und wunderbaren Abentheuern träumte. — Eben denſelben Tag hatte, als er im Aeußern ſchon halb und halb, im Innern aber ganz und gar Prinz Taer, durch den Corſo wandelte, ſich in der That viel Abentheuerliches ereignet.

Es begab ſich, daß bei der Kirche S. Carlo, gerade da, wo die Straße Condotti den Corſo durchkreuzt, mitten unter den Buden der Wurſtkrämer und Maccaroniköche, der in ganz Rom bekannte Ciarlatano, Signor Celionati geheißen, ſein Gerüſt aufgeſchlagen hatte und dem um ihn her verſammelten Volk tolles Märchenzeug vorſchwatzte, von geflügelten Katzen, ſpringenden Erdmännlein, Alraunwurzeln u. ſ. w. und dabei manches Arkanum verkaufte für troſtloſe Liebe und Zahnſchmerz, für Lotterienieten und Podagra. Da ließ ſich ganz in der Ferne eine ſeltſame Muſik von Zimbeln, Pfeifen und Trommeln hören, und das Volk ſprengte aus einander und ſtrömte, ſtürzte durch den Corſo der Porta del popolo zu, laut ſchreiend: Schaut, ſchaut! — ei iſt denn ſchon der Carneval los? — ſchaut — ſchaut!

Das Volk hatte Recht; denn der Zug, der ſich durch die Porta del popolo langſam den Corſo hinaufbewegte, konnte füglich für nichts anders gehalten werden, als für die ſeltſamſte Maskerade, die man jemals geſehen. Auf zwölf kleinen ſchneeweißen Einhörnern mit goldnen Hufen ſaßen in rothe atlaſne Talare eingehüllte Weſen, die gar artig auf ſilbernen Pfeifen blieſen und Zimbeln und kleine Trommeln ſchlugen. Beinahe nach Art der büßenden Brüder waren in den Talaren nur die Augen ausgeſchnitten und ringsum mit goldnen Treſſen beſetzt, welches ſich wunderlich genug ausnahm. Als der Wind dem einen der kleinen Reiter den Talar etwas aufhob, ſtarrte ein Vogelfuß hervor, deſſen Krallen mit Brillantringen beſteckt waren. Hinter dieſen zwölf anmuthigen Muſikanten zogen zwei mächtige Strauße eine große auf einem Rädergeſtell befeſtigte goldgleißende Tulpe, in der ein kleiner alter Mann ſaß mit langem weißen Bart, in einen Talar von Silberſtoff gekleidet, einen ſilbernen Trichter als

Mütze auf das ehrwürdige Haupt geſtülpt. Der Alte las, eine ungeheure Brille auf der Naſe, ſehr aufmerkſam in einem großen Buche, das er vor ſich aufgeſchlagen. Ihm folgten zwölf reich gekleidete Mohren mit langen Spießen und kurzen Säbeln bewaffnet, die jedesmal, wenn der kleine Alte ein Blatt im Buche umſchlug und dabei ein ſehr feines ſcharf durchdringendes: Kurri — pire — ksi — li — i i i vernehmen ließ, mit gewaltig dröhnenden Stimmen ſangen: Bram — bure — bil — bal — Ala monſa Kikiburra — ſon — ton! Hinter den Mohren ritten auf zwölf Zeltern, deren Farbe reines Silber ſchien, zwölf Geſtalten, beinahe ſo verhüllt wie die Muſikanten, nur daß die Talare auf Silbergrund reich mit Perlen und Diamanten geſtickt und die Arme bis an die Schulter entblößt waren. Die wunderbare Fülle und Schönheit dieſer mit den herrlichſten Armſpangen geſchmückten Arme hätten ſchon verrathen, daß unter den Talaren die ſchönſten Damen verſteckt ſeyn mußten; überdem machte aber auch jede reitend ſehr emſig Filet, wozu zwiſchen den Ohren der Zelter große Sammtkiſſen befeſtigt waren. Nun folgte eine große Kutſche, die ganz Gold ſchien und von acht der ſchönſten, mit goldnen Schabracken behängten Maulthieren gezogen wurde, welche kleine ſehr artig in bunte Federwämſer gekleidete Pagen an mit Diamanten beſetzten Zügeln führten. Die Thiere wußten mit unbeſchreiblicher Würde die ſtattlichen Ohren zu ſchütteln und dann ließen ſich Töne hören der Harmonika ähnlich, wozu die Thiere ſelbſt, ſo wie die Pagen, die ſie führten, ein poßliches Geſchrei erhoben, welches zuſammenklang auf die anmuthigſte Weiſe. Das Volk drängte ſich heran und wollte in die Kutſche hinein ſchauen, ſah aber nichts, als den Corſo, und ſich ſelbſt; denn die Fenſter waren reine Spiegel. Mancher, der auf dieſe Art ſich ſchaute, glaubte im Augenblick, er ſäße ſelbſt in der prächtigen Kutſche und kam darüber vor Freuden ganz außer ſich, ſo wie es mit dem ganzen Volk geſchah, als es von einem kleinen äußerſt angenehmen Pulcinella, der auf dem Kutſchendeckel ſtand, ungemein artig und verbindlich begrüßt wurde. In dieſem allgemeinen ausgelaſſenen Jubel wurde kaum mehr das glänzende Gefolge beachtet, das wieder aus Muſikanten, Mohren und Pagen, den erſten gleich gekleidet, beſtand, bei welchen nur noch einige in den zarteſten Farben geſchmackvoll gekleidete Affen befindlich, die mit ſprechender Mimik in den Hinterbeinen tanzten und im Koboldſchießen ihres Gleichen ſuchten.

So zog das Abentheuer den Corſo herab durch die Straßen bis auf den Platz Navona, wo es ſtill ſtand vor dem Palaſt des Prinzen Baſtianello di Piſtoja.

Die Thorflügel des Palaſtes ſprangen auf und plötzlich verſtummte der Jubel des Volks und in der Todtenſtille des tiefſten Erſtaunens ſchaute man das Wunder, das ſich nun begab. Die Marmorſtufen hinauf durch das enge Thor zog alles, Einhörner, Pferde Maulthiere, Kutſche, Strauße, Damen, Mohren, Pagen ohne alle Schwierigkeit hinein und ein tauſendſtimmiges Ah! erfüllte die Lüfte, als das Thor, nachdem die letzten vier und zwanzig Mohren in blanker Reihe hinein geſchritten, ſich mit donnerndem Getöſe ſchloß.

Das Volk, nachdem es lange genug vergebens gegafft und im Palaſt alles ſtill und ruhig blieb, bezeigte nicht üble Luſt, den Aufenthalt des Mährchens zu ſtürmen und wurde nur mit Mühe von den Sbirren aus einander getrieben.

Da ſtrömte alles wieder den Corſo herauf. Vor der Kirche S. Carlo ſtand aber noch der verlaſſene Signor Celionati auf ſeinem Gerüſt und ſchrie und tobte entſetzlich: „Dummes Volk — einfältiges Volk! — Leute, was lauft, was rennt ihr in tollem Unverſtand und verlaßt Euern wackern Celionati? — Hier hättet ihr bleiben ſollen und hören aus dem Munde des Weiſeſten, des erfahrenſten Philoſophen und Adepten, was es auf ſich hat mit dem allen, was ihr geſchaut mit aufgeriſſenen Augen und Mäulern, wie thörichten Knabenvolk! — Aber noch will ich Euch alles verkünden — hört — hört, wer eingezogen iſt in den Palaſt Piſtoja — hört, hört — wer ſich den Staub von den Aermeln klopfen läßt im Palaſt Piſtoja!" — Dieſe Worte hemmten plötzlich den ſtrömenden Strudel des Volks, das nun ſich hinandrängte an Celionati's Gerüſt und hinaufſchaute mit neugierigen Blicken.

„Bürger Roms!" begann Celionati nun emphatiſch, „Bürger Roms! jauchzt, jubelt, werft Mützen, Hüte, oder was ihr ſonſt eben auf dem Kopfe tragen möget, hoch in die Höhe! Euch iſt großes Heil widerfahren; denn eingezogen in Eure Mauern iſt die weltberühmte Prinzeſſin Brambilla aus dem fernen Aethiopien, ein Wunder an Schönheit und dabei ſo reich an unermeßlichen Schätzen, daß ſie ohne Beſchwerde den ganzen Corſo pflaſtern laſſen könnte mit den herrlichſten Diamanten und Brillanten — und wer weiß was ſie thut zu Eurer Freude! — Ich weiß es, unter Euch befinden ſich gar viele, die keine Eſel ſind, ſondern bewandert in der Geſchichte. Die werden wiſſen, daß die durchlauchtigſte Prinzeſſin Brambilla eine Urenkelin iſt des weiſen Königs Cophetua, der Troja erbaut hat und daß ihr Großonkel, der große König von Serendippo, ein freundlicher Herr, hier vor S. Carlo unter Euch, ihr lieben Kinder, ſich oft in Maccaroni übernahm! — Füge ich noch hinzu, daß niemand anders die hohe Dame Brambilla aus der Taufe gehoben, als die Königin der Tarocke, Tartagliona mit Namen, und daß Pulcinella ſie das Lautenſpiel gelehrt, ſo wißt ihr genug, um außer Euch zu gerathen — thut es, Leute! — Vermöge meiner geheimen Wiſſenſchaften, der weißen, ſchwarzen, gelben und blauen Magie, weiß ich, daß ſie gekommen iſt, weil ſie glaubt, unter den Maſken des Corſo ihren Herzensfreund und Bräutigam, den aſſyriſchen Prinzen Cornelio Chiapperi aufzufinden, der Aethiopien verließ, um ſich hier in Rom einen Backzahn ausreißen zu laſſen, welches ich glücklich vollbrachte! — Seht ihn hier vor Augen!“ — Celionati öffnete ein kleines goldnes Schächtelchen, holte einen ſehr weißen langen ſpitzen Zahn heraus und hielt ihn hoch in die Höhe. Das Volk ſchrie laut auf vor Freude und Entzücken und kaufte begierig die Modelle des prinzlichen Zahns, die der Ciarlatano nun feil bot. „Seht,“ fuhr Celionati dann fort, „ſeht, Ihr Guten, nachdem der aſſyriſche Prinz Cornelio Chiapperi die Operation mit Standhaftigkeit und Sanftmuth ausgehalten, kam er ſich ſelbſt, er wußte nicht wie, abhanden. — Sucht, Leute, ſucht, Leute, den aſſyriſchen Prinzen Cornelio Chiapperi, ſucht ihn in Euern Stuben, Kammern, Küchen, Kellern, Schränken und Schubladen! — Wer ihn findet und der Prinzeſſin Brambilla unverſehrt wiederbringt, erhält ein Fundgeld von fünf mal hunderttauſend Ducaten. So viel hat Prinzeſſin Brambilla auf ſeinen Kopf geſetzt, den angenehmen, nicht geringen Inhalt an Verſtand und Witz ungerechnet. — Sucht, Leute, ſucht! — Aber vermögt ihr den aſſyriſchen Prinzen, Cornelio Chiapperi, zu entdecken, wenn er Euch auch vor der Naſe ſteht? — Ja! — vermöget ihr die durchlauchtigſte Prinzeſſin zu erſchauen, wenn ſie auch dicht vor Euch wandelt? — Nein, das vermöget ihr nicht, wenn ihr Euch nicht der Brillen bedient, die der weiſe indiſche

Magier Ruffiamonte ſelbſt geſchliffen; und damit will ich Euch aus purer Nächſtenliebe und Barmherzigkeit aufwarten, inſofern ihr die Paoli nicht achtet.“ — Und damit öffnete der Ciarlatano eine Kiſte und brachte eine Menge unmäßig großer Brillen zum Vorſchein.

Hatte das Volk ſich ſchon um die prinzlichen Backzähne gar arg gezankt, ſo geſchah es nun noch viel ärger um die Brillen. Vom Zanken kam es zum Stoßen und Schlagen, bis zuletzt, nach italiſcher Art und Weiſe, die Meſſer blinkten, ſo daß die Sbirren abermals in's Mittel treten und das Volk, wie erſt vor dem Palaſt Piſtoja, auseinander treiben mußten.

Während ſich dies alles begab, ſtand Giglio Fava, in tiefe Träume verſunken, noch immer vor dem Palaſt Piſtoja und ſtarrte die Mauern an, die den ſeltſamſten aller Maskenzüge, und zwar auf ganz unerklärliche Weiſe, verſchlungen. Wunderbar wollt' es ihm gemuthen, daß er eines gewiſſen unheimlichen und dabei doch ſüßen Gefühls, das ſich ſeines Innern ganz und gar bemeiſtert, nicht Herr werden konnte; noch wunderbarer, daß er willkührlich den Traum von der Prinzeſſin, die, dem Blitz des Feuergewehrs entfunkelt, ſich ihm in die Arme warf, mit dem abentheuerlichen Zuge in Verbindung ſetzte, ja daß eine Ahnung in ihm aufging, in der Kutſche mit den Spiegelfenſtern habe eben niemand anders geſeſſen, als ſein Traumbild. — Ein ſanfter Schlag auf die Schulter weckte ihn aus ſeinen Träumereien; der Ciarlatano ſtand vor ihm.

Univ.-Bibl. München

„Ei,“ begann Celionati, „ei, mein guter Giglio, Ihr habt nicht wohl gethan, mich zu verlaſſen, mir keinen prinzlichen Backzahn, keine magiſche Brille abzukaufen“ — „Geht doch,“ erwiederte Giglio, „geht doch mit Euern Kinderpoſſen, mit dem wahnſinnigen Zeuge, das Ihr dem Volke aufſchwatzt, um Euren nichtswürdigen Kram los zu werden!“ — „Hoho,“ ſprach Celionati weiter, „thut nur nicht ſo ſtolz, mein junger Herr! Ich wollte, Ihr hättet aus meinem Kram, den nichtswürdig zu nennen Euch beliebt, manch' treffliches Arcanum, vorzüglich aber denjenigen Talisman, der Euch die Kraft verliehe, ein vortrefflicher, guter, oder wenigſtens leidlicher Schauſpieler zu ſeyn, da es Euch nun wieder beliebt, zur Zeit gar erbärmlich zu tragiren!“ „Was?“ rief Giglio ganz erboſt, „was? Signor Celionati, Ihr unterſteht Euch, mich für einen erbärmlichen Schauſpieler zu halten? mich, der ich der Abgott Roms bin?“ „Püppchen!“ erwiederte Celionati ſehr ruhig. „Püppchen, das bildet Ihr Euch nur ein; es iſt kein wahres Wort daran. Iſt Euch aber auch manchmal ein beſonderer Geiſt aufgegangen, der Euch manche Rolle gelingen ließ, ſo werdet Ihr das bischen Beifall, oder Ruhm, das Ihr dadurch gewannt, heute unwiederbringlich verlieren. Denn ſeht, Ihr habt Euern Prinzen ganz und gar vergeſſen, und ſteht vielleicht ſein Bildniß noch in Euerm Innern, ſo iſt es farblos, ſtumm und ſtarr geworden, und Ihr vermöget nicht, es in's Leben zu rufen. Euer ganzer Sinn iſt erfüllt von einem ſeltſamen Traumbild, von dem Ihr nun meint, es ſey in der Glaskutſche dort in den Palaſt Piſtoja hineingefahren. — Merkt Ihr, daß ich Euer Inneres durchſchaue?“ —

Giglio ſchlug erröthend die Augen nieder. „Signor Celionati,“ murmelte er, „Ihr ſeyd in der That ein ſehr ſeltſamer Menſch. Es müſſen Euch Wunderkräfte zu Gebote ſtehen, die Euch meine geheimſten Gedanken errathen laſſen — Und dann wieder Euer närriſches Thun und Treiben vor dem Volk — Ich kann das nicht zuſammenreimen — doch — gebt mir eine von Euren großen Brillen!“ —

Celionati lachte laut auf. „So,“ rief er, „ſo ſeyd ihr nun alle, ihr Leute! Lauft ihr umher mit hellem Kopf und geſundem Magen, ſo glaubt ihr an nichts, als was Ihr mit Euern Händen faſſen könnt; packt Euch aber geiſtige, oder leibliche Indigeſtion, ſo greift ihr begierig nach allem, was man Euch darbietet. Hoho! Jener Profeſſore, der auf meine und auf alle ſympathetiſche Mittel in der Welt ſeinen Bannſtrahl ſchießen ließ, ſchlich Tages darauf in grämlich pathetiſchem Ernſt nach der Tiber und warf, wie es ihm ein altes Bettelweib gerathen, ſeinen linken Pantoffel in's Waſſer, weil er glaubte damit das böſe Fieber zu ertränken, das ihn ſo arg plagte; und jener weiſeſte Signor aller weiſen Signori trug Kreuzwurzelpulver in dem Mantelzipfel, um beſſer Ballon zu ſchlagen. — Ich weiß es, Signor Fava, Ihr wollt durch meine Brille die Prinzeſſin Brambilla, Euer Traumbild, ſchauen; doch das wird Euch zur Stunde nicht gelingen! — Indeſſen nehmt und verſucht's!“

Voll Begier ergriff Giglio die ſchöne glänzende übergroße Brille, die ihm Celionati darbot und ſchaute nach dem Palaſt. Wunderbar genug ſchienen die Mauern des Palaſtes durchſichtiges Kryſtall zu werden;

aber nichts, als ein buntes undeutliches Gewirre von allerlei ſeltſamen Geſtalten ſtellte ſich ihm dar und nur zuweilen zuckte ein elektriſcher Strahl durch ſein Inneres, das holde Traumbild verkündend, das ſich vergebens dem tollen Chaos entringen zu wollen ſchien.

„Alle böſe Teufel der Hölle Euch in den Hals zu jagen!“ ſchrie plötzlich eine fürchterliche Stimme dicht neben dem in's Schauen verſunkenen Giglio, der ſich zugleich bei den Schultern gepackt fühlte, „alle böſe Teufel Euch in den Hals! — Ihr ſtürzt mich in's Verderben. In zehn Minuten muß der Vorhang in die Höhe; Ihr habt die erſte Scene und Ihr ſteht hier und gafft, ein aberwitziger Narr, die alten Mauern des öden Palaſtes an!“ —

Es war der Impreſſario des Theaters, auf dem Giglio ſpielte, der im Schweiß der Todesangſt ganz Rom durchlaufen, um den verſchollenen primo amoroso zu ſuchen, und ihn endlich da fand, wo er ihn am wenigſten vermuthet.

„Halt einen Augenblick!“ rief Celionati und packte ebenfalls mit ziemlicher Handfeſtigkeit den armen Giglio bei den Schultern, der, ein eingerammter Pfahl, ſich nicht zu rühren vermochte, „halt einen Augenblick!“ Und dann leiſer: „Signor Giglio, es iſt möglich, daß Ihr morgen auf dem Corſo Euer Traumbild ſeht. Aber Ihr wäret ein großer Thor, wenn Ihr Euch in einer ſchönen Maske herausſchniegeln wolltet, das würde Euch um den Anblick der Schönſten bringen. Je abentheuerlicher, je abſcheulicher, deſto beſſer! eine tüchtige Naſe, die mit Anſtand und Seelenruhe meine Brille trägt! denn die dürft Ihr ja nicht vergeſſen!“ —

Celionati ließ den Giglio los und im Nu brauſte der Impreſſario mit ſeinem Amoroſo fort, wie ein Sturmwind.

Gleich andern Tages unterließ Giglio nicht, ſich eine Maske zu verſchaffen, die ihm, nach Celionati's Rath, abentheuerlich und abſcheulich genug ſchien. Eine ſeltſame mit zwei hohen Hahnfedern geſchmückte Kappe, dazu eine Larve mit einer rothen, in hakenförmigem Bau und unbilliger Länge und Spitze alle Exzeſſe der ausgelaſſenſten Naſen überbietend, ein Wams mit dicken Knöpfen, dem des Brighella nicht unähnlich, ein breites hölzernes Schwert — Giglio's Selbſtverleugnung, alles dieſes anzulegen, hörte auf, als nun erſtlich ein weites, bis auf die Pantoffeln herabreichendes Beinkleid, das ganlichſte Piedeſtal verhüllen ſollte, auf dem jemals ein primo amoroso geſtanden und einhergegangen. „Nein," rief Giglio, „nein, es iſt nicht möglich, daß die Durchlauchtige nichts halten auf proportionirten Wuchs, daß ſie nicht zurückgeſchreckt werden ſollte durch ſolch böſe Entſtellung. Nachahmen will ich jenen Schauſpieler, der, als er in gräßlicher Verkappung im Gozziſchen Stück das blaue Ungeheuer ſpielte, die zierlich gebaute Hand, die ihm die Natur verliehen, unter der bunten Tigerkatzenpfote hervorzuſtrecken wußte und dadurch die Herzen der Damen ſchon vor ſeiner Verwandlung gewann! — Was bei ihm die Hand, iſt bei mir der Fuß!" — Darauf legte Giglio ein hübſches himmelblau ſeidnes Beinkleid mit dunkelrothen Schleifen, dazu aber roſenfarbne Strümpfe und weiße Schuhe mit luſtigen dunkelrothen Bändern an, welches wohl ganz hübſch ausſah, doch aber ziemlich ſeltſam abſtach gegen den übrigen Anzug.

Giglio glaubte nicht anders, als daß ihm Prinzeſſin Brambilla entgegentreten werde in voller Pracht und Herrlichkeit, umgeben von dem glänzendſten Gefolge; da er aber nichts davon gewahrte, dachte er wohl daran, daß, da Celionati geſagt, er werde nur mittelſt der magiſchen Brille die Prinzeſſin zu erſchauen vermögen, dieß auf irgend eine ſeltſame Verkappung deute, in die ſich die Schönſte gehüllt.

Nun lief Giglio den Corſo auf und ab, jede weibliche Maske muſternd, aller Neckereien nicht achtend, bis er endlich in eine entlegenere Gegend gerieth. „Beſter Signor, mein theurer, beſter Signor!" hörte er ſich angeſchnarrt. Ein Kerl ſtand vor ihm, der in toller Poſſierlichkeit alles überbot, was er jemals von dergleichen geſehen. Die Maske mit dem ſpitzen Bart, der Brille, dem Ziegenbart, ſo wie die Stellung des Körpers, vorgebeugt mit krummem Rücken, den rechten Fuß vorgeſchoben, ſchien einen Pantalon anzudeuten; dazu wollte aber der vorne ſpitzzulaufende, mit zwei Hahnfedern geſchmückte Hut nicht paſſen. Wams, Beinkleid, das kleine hölzerne Schwert an der Seite, gehörte offenbar dem werthen Pulcinell an.

„Beſter Signor," redete Pantalon (ſo wollen wir die Maske, trotz des veränderten Coſtums, nennen) den Giglio an, „mein beſter Signor! ein glücklicher Tag, der mir das Vergnügen, die Ehre ſchenkt, Sie zu erblicken! Sollten Sie nicht zu meiner Familie geſehen?“ „So ſehr,“ erwiderte Giglio, ſich höflich verbeugend, „ſo ſehr mich das entzücken würde, daß Sie, mein beſter Signor, mir über alle Maßen wohl gefallen, ſo weiß ich doch nicht, in welcher Art irgend eine Verwandtſchaft“ – „O Gott!“ unterbrach Pantalon den Giglio, „o Gott! beſter Signor, waren Sie jemals in Aſſyrien?“ „Eine dunkle Erinnerung,“ erwiderte Giglio, „ſchwebt mir vor, als ſei ich einmal auf der Reiſe dahin begriffen geweſen, aber nur bis nach Fraskati gekommen, wo der Spitzbube von Vetturin mich vor dem Thore umwarf, ſo daß dieſe Naſe“ – „O Gott!“ ſchrie Pantalon, „ſo iſt es denn wahr? – Dieſe Naſe, dieſe Haarlocken – mein aſſyriſcher Prinz – o mein Cornelio! – Doch ich ſehe, Sie erblaſſen vor Freude, mich wiedergefunden zu haben – o mein Prinz! nur ein Schlückchen, ein einziges Schlückchen!“ –

Damit hob Pantalon die große Korbflaſche auf, die vor ihm ſtand und reichte ſie dem Giglio hin. Doch in dem Augenblick ſtieg ein kleiner röthlicher Duft aus der Flaſche, und verdichtete ſich zum holden Antlitz der Prinzeſſin Brambilla und das kleine Püppchen ſtieg herauf, doch nur bis an den Leib, und ſtreckte die kleinen Ärmchen aus nach dem Giglio. Der, vor Entzücken ganz außer ſich, rief: „o ſteige doch nur ganz heraus, daß ich dich erſchauen möge in deiner Schönheit!“ Da donnerte ihm aber eine ſtarke Stimme in die Ohren: „Du hirnverbrannter Geck mit deinem Karmoiſinrock und Naſe, wie magſt du dich nur für den Prinzen Cornelio ausgeben wollen! – Geh’ nach Hauſe, ſchlaf aus, du Tölpel!“ – „Grobian!“ fuhr Giglio auf; doch Masken umzogen, drängten dazwiſchen und ſpurlos war Pantalon ſammt der Flaſche verſchwunden.

Zweites Kapitel.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Publikum viel Langeweile zu machen begonnen, und daß dieſe Langeweile um ſo mehr auch mich ergriff, da mein Beutel darüber in den miſerabelſten Zuſtand meiner Auszehrung verfiel. Nun hab' ich all' das tragiſche Zeug liegen laſſen und mein Theater dem [illegible] Scherz, der anmuthigen Thorheit unſerer Masken hingegeben und befinde mich wohl dabei."

„Ha!" rief Giglio mit brennenden Wangen, „ha, Signor Impreſario, geſteht es nur, mein Verluſt [illegible] Euer Trauerſpiel — Mit dem Fall des Helden fiel auch die [illegible], die ſein [illegible] [illegible], in ein ſchönes Nichts zuſammen?"

„Wir wollen," erwiederte der Impreſario lächelnd, „wir wollen das nicht ſo genau unterſuchen! Doch Ihr ſcheint in übler Laune, darum bitte ich Euch, geht hinab und ſchaut meine Pantomimen. [illegible] heitert Euch das auf, oder Ihr ändert vielleicht Eure Geſinnung und werdet wieder mein, wiewohl auf ganz andere Weiſe; denn möglich wär' es ja, daß — doch geht nur, geht! — Hier habt Ihr eine Marke, beſucht mein Theater, ſo oft es Euch gefällt!"

Giglio that, wie ihm geheißen, mehr aus [illegible] Gleichgültigkeit gegen alles, was ihn umgab, als aus Luſt, die Pantomimen wirklich zu ſchauen.

Unfern von ihm ſtanden zwei Masken in eifrigem Geſpräch begriffen. Giglio hörte öfters ſeinen Namen nennen; das machte ihn aus ſeiner Betäubung, er ſchlich näher heran, indem er den Mantel bis an die Augen über's Geſicht ſchlug, um unerkannt alles zu erlauſchen.

„Ihr habt Recht," ſprach der Eine, „Ihr habt Recht; der Fava iſt Schuld daran, daß wir auf dieſem Theater keine Trauerſpiele mehr ſehen. Dieſe Schuld möchte ich aber keineswegs, wie Ihr, in ſeinem Abtreten von der Bühne, ſondern vielmehr in ſeinem Auftreten ſuchen und finden." „Wie meint Ihr das?" fragte der Andere. „Nun," fuhr der Erſte fort, „ich für mein Theil habe dieſen Fava, unerachtet es ihm nur zu oft gelang, Furore zu erregen, immer für den allerunleidlichſten Schauſpieler gehalten, den es jemals gab. Machen ein paar blitzende Augen, wohlgebildete Waden, ein zierlicher Gang, bunte Federn auf der Mütze und blinkende Bänder auf den Schuhen denn den jungen tragiſchen Helden? Ja der Gang, wenn der Fava ſo mit abgemeſſenen Tänzerſchritten vorkam und dem [illegible] [illegible] [illegible],

[illegible]

[illegible] — [illegible] Giglio, als der Fremde dieſe Worte ſprach, nach der Taſche und fühlte in der That den kleinen [illegible] Beutel, den er von der [illegible] Prinzeſſin Brambilla empfangen haben ſollte. Wie ein elektriſcher Schlag fuhr es ihm durch alle Glieder. Nicht der Freude über das willkommene Wunder, daß ihn auf einmal aus ſeiner [illegible] Lage rettete, konnte er Raum geben, [illegible]

[illegible] Giglio [illegible]

[illegible] Prinzeſſin Brambilla [illegible] Giglio [illegible]

[illegible]

[illegible] in einem offnen, mit Blumenschlingen geschmückten [illegible] saal, in dessen Mitte ein hoher, reichverzierter Thron errichtet. Man hört eine anmuthige Musik von Trommeln, Pfeifen und Zymbeln. Es naht sich ein glänzender Zug; Valentine wird auf einem Palankin von Mohren getragen, ihm folgt Colombine auf einem prächtigen Triumphwagen. Beide werden von reichgekleideten [illegible] auf den Thron geführt, [illegible] —

[illegible] —

[illegible] —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Denn ſogleich nahm ihn ein Unbekannter unter den Arm und führte ihn in's Haus, indem er ihm ſagte, daß Meiſter Bescapi eben dort wohne und er noch ſehr gut die vielleicht beſtellte Maske erhalten könne. In's Zimmer hineingetreten bat ihn der Mann, da Meiſter Bescapi nicht zu Hauſe, ſelbſt den Anzug zu bezeichnen, den er für ſich beſtimmt; vielleicht wär's ein ſimpler Tabarro oder ſonſt — Giglio faßte aber den Mann, der nichts anders war, als ein ſehr würdiger Schneidergeſelle, über den Hals und ſprach ſo viel durcheinander von Blutfleck und Gefängniß und Bezahlen und augenblicklicher Befreiung, daß der Geſelle ganz ſtarr und verblüfft ihm in die Augen ſah, ohne ihm eine Sylbe erwidern zu können. „Verdammter! du willſt mich nicht verſtehen; ſchaff mir deinen Herrn, den teufliſchen Hund zur Stelle!" So ſchrie Giglio, und packte den Geſellen. Da ging es ihm aber gerade wie in Signor Pasquale's Hauſe. Der Geſelle brüllte dermaßen, daß von allen Seiten die Leute herbeiſtrömten. Bescapi ſelbſt ſtürzte herein; ſo wie aber der den Giglio erblickte, rief er: „Um aller Heiligen willen, es iſt der wahnſinnige Schauſpieler, der arme Signor Fava. Packt an, Leute, packt an!" — Nun fiel alles über ihn her, man überwältigte ihn leicht, band ihm Hände und Füße und legte ihn auf ein Bett. Bescapi trat zu ihm; den ſprudelte er an mit tauſend bittern Vorwürfen über ſeinen Geiz, über ſeine Grauſamkeit und ſprach vom Kleide der Prinzeſſin Brambilla, vom Blutfleck, vom Bezahlen u. ſ. w. „Beruhigt Euch doch nur," ſprach Bescapi ſanft, „beruhigt Euch doch nur, beſter Signor Giglio, laßt die Geſpenſter Euch nicht quälen! In wenigen Augenblicken wird Euch alles ganz anders vorkommen." —

Was Bescapi damit gemeint, zeigte ſich bald; denn ein Chirurgus trat herein und ſchlug dem armen Giglio, alles Sträubens ungeachtet, eine Ader. — Erſchöpft von allen Begebniſſen des Tages, von dem Blutverluſt fiel der arme Giglio in tiefen ohnmachtähnlichen Schlaf.

Als er erwachte, war es tiefe Nacht um ihn her; nur mit Mühe vermochte er ſich darauf zu beſinnen, was zuletzt mit ihm ſich zugetragen, er fühlte, daß man ihn losgebunden, vor Mattigkeit konnte er ſich aber doch nicht viel regen und bewegen. Durch eine Ritze, die wahrſcheinlich in einer Thüre befindlich, fiel endlich ein ſchimmernder Strahl in's Zimmer und es war ihm, als vernehme er ein tiefes Athmen, dann aber ein leiſes Flüſtern, das endlich zu verſtändlichen Worten wurde: — „Seyd Ihr es wirklich, mein theurer Prinz? — und in dieſem Zuſtande? ſo klein, ſo klein, daß ich glaube, Ihr hättet Platz in meinem Konfektſchächtelchen! — Aber glaubt etwa nicht, daß ich Euch deshalb weniger ſchätze und achte; weiß ich denn nicht, daß Ihr ein ſtattlicher liebenswürdiger Herr ſeyd, und daß ich das Alles jetzt nur träume? — Habt doch nur die Güte, Euch morgen mir zu zeigen, geſchieht es auch nur als Stimme! — Warft Ihr Eure Augen auf mich arme Magd, ſo mußte es ja eben geſchehen, da ſonſt —“ Hier gingen die Worte wieder unter in unverſtändlichem Flüſtern! — Die Stimme hatte ungemein viel Süßes, Holdes; Giglio fühlte ſich von heimlichen Schauern durchbebt; indem er aber recht ſcharf aufzuhorchen ſich bemühte, wiegte ihn das Flüſtern, das beinahe dem Plätſchern einer nahen Quelle zu vergleichen, wiederum in tiefen Schlaf. — Die Sonne ſchien hell in's Zimmer, als ein ſanftes Rütteln den Giglio aus dem Schlafe weckte. Meiſter Bescapi ſtand vor ihm und ſprach, indem er ſeine Hand faßte, mit gutmüthigem Lächeln: „Nicht wahr, Ihr befindet Euch beſſer, liebſter Signor? — Ja, den Heiligen Dank! Ihr ſeht zwar ein wenig blaß, aber Euer Puls geht ruhig. Der Himmel führte Euch in Eurem böſen Paroxysmus in mein Haus und erlaubte mir, Euch, den ich für den herrlichſten Schauſpieler in Rom halte und deſſen Verluſt uns Alle in die tiefſte Trauer verſetzt hat, einen kleinen Dienſt erweiſen zu können.“ Bescapi's letzte Worte waren freilich tüchtiger Balſam für die geſchlagenen Wunden; indeſſen begann Giglio doch ernſt und finſter genug: „Signor Bescapi, ich war weder krank, noch wahnſinnig, als ich Euer Haus betrat. Ihr waret hartherzig genug, meine holde Braut, die arme Giacinta Soardi, in's Gefängniß werfen zu laſſen, weil ſie Euch ein ſchönes Kleid, das ſie verdorben, oder das ſie geheiligt, indem ſie mit der Diamantnadelſtichmagie des zarteſten Fingers ſelbigem höhere Weihe verliehen, nicht bezahlen konnte. Sagt mir augenblicklich, was Ihr für das Kleid verlangt; ich bezahle die Summe und dann gehen wir hin auf der Stelle und befreien das holde, ſüße Kind aus dem Gefängniß, in dem ſie Eures Geizes halber ſchmachtet.“ — Damit erhob ſich Giglio ſo raſch, als er es nur vermochte, aus dem Bette und zog den Beutel mit Ducaten aus der Taſche, den er, ſollt' es darauf ankommen, ganz und gar zu leeren entſchloſſen war. Meiſter Bescapi ſtarrte ihn an mit großen Augen und ſprach: „Wie möget Ihr Euch doch nur ſolch tolles Zeug einbilden, Signor Giglio? Ich weiß kein Wort von einem Kleide, das mir Giacinta verdorben haben ſollte, kein Wort vom Blutfleck, von der Gefängniß-Strafe!“ — Als nun aber Giglio nochmals alles erzählte, wie er es von Beatricen vernommen und insbeſondere ſehr genau das Kleid beſchrieb, welches er ſelbſt bei Giacinta geſehen, da meinte Meiſter Bescapi, es ſey nur zu gewiß, daß ihn die Alte genarrt habe; denn an der ganzen ſeltſamen Geſchichte ſey, wie er hoch betheuern könne, ganz und gar nichts, und habe er auch niemals ein ſolches Kleid, wie Giglio es geſchaut haben wolle, bei Giacinta in Arbeit gegeben. Giglio konnte in Bescapi's Worte kein Mißtrauen legen, da er nicht zu begreifen vermochte, warum er das ihm dargebotene Geld nicht habe annehmen ſollen, und er überzeugte ſich, daß auch hier der tolle Spuk wirke, in dem er nun einmal befangen. Was blieb übrig, als Meiſter Bescapi zu verlaſſen und auf das gute Glück zu warten, das ihm vielleicht die holde Giacinta, für die er nun wieder recht in Liebe entbrannt, in die Arme führen würde.

Vor Bescapi's Thüre ſtand eine Perſon, die er tauſend Meilen fortgewünſcht hätte, nämlich der alte Celionati. „Ei!“ rief er den Giglio lachend an, „ei, Ihr ſeyd doch in der That eine recht gute Seele, daß Ihr die Ducaten, die Euch die Gunſt des Schickſals zugeworfen, hingeben wolltet für Euer Liebchen, das ja nicht mehr Euer Liebchen iſt.“ „Ihr ſeyd,“ erwiederte Giglio, „Ihr ſeyd ein fürchterlicher gräulicher Menſch! — Was dringt Ihr ein in mein Leben? was maßt Ihr Euch meines Seyns bemächtigen? — Ihr prahlt mit einer Allwiſſenheit, die Euch vielleicht wenig Mühe koſtet — Ihr umringt mich mit Spionen, die jeden meiner Schritte auf Tritte belauern — Ihr hetzt alles wider mich auf — Euch verdank' ich den Verluſt Giacintens, meiner Stelle — mit tauſend Künſten!“ — „Potz,“ rief Celionati laut lachend, „das verlohnte ſich der Mühe, die bedeutende Perſon des Herrn Schauſpielers Giglio Fava bewachen einzufangen! — Doch, mein lieber Giglio, Ihr bedürft in der That eines Vormundes, der Euch auf den rechten Weg leitet, welcher zum Ziele führt.“ — „Ich bin mündig,“ ſprach Giglio, „und bitte Euch, mein Herr Charlatan, mich gefälligſt mir ſelbſt zu überlaſſen.“ „Hoho,“ erwiederte Celionati, „nur nicht ſo trotzig! Wie? wenn ich das Gute, Große mit dir vor hätte, wenn ich dein höchſtes Lebensglück machte, wenn ich als Mittler ſtände zwiſchen dir und der Prinzeſſin Brambilla?" — „O Giacinta, Giacinta, o ich Unglückſeliger habe ſie verloren! Gab es einen Tag, der mir [illegible] Verluſt brachte, als der geſtrige?" So rief Giglio ganz außer ſich. „Nun nun," ſprach Celionati beruhigend, „ſo ganz unheilbringend war denn doch der Tag nicht. [illegible] die guten Leute, die Ihr im Theater [illegible], [illegible] Euch [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] Ihr [illegible] [illegible], daß Ihr wirklich noch nicht [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] Ihr die [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] die [illegible] in der Welt zu [illegible], [illegible] ſie [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]; [illegible] [illegible] Ihr die [illegible] in der [illegible], die Euch [illegible]" — „Nur Euch, nur Euch, ich weiß es," unterbrach ihn Giglio. „Wenn das auch wirklich wäre," fuhr Celionati fort, „ſo [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible], [illegible]. Ihr [illegible] das [illegible], [illegible] Euch mit Eurem [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible], [illegible] glücklich in [illegible] [illegible] ein, [illegible] mit einem [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] mit Eurer Geliebten unter einem Dache!" „Was ſagt Ihr?" rief Giglio, „was ſagt Ihr? mit meiner Geliebten? mit meiner Geliebten unter einem Dache?" „Es iſt dem ſo," erwiderte Celionati, „ſchaut nur hinauf!"

Giglio that es und [illegible] [illegible] [illegible] durch ſeine Bruſt, als er ſeine holde Giacinta auf dem Balkon erblickte, zierlich geputzt, [illegible], [illegible], als er ſie jemals geſehen, [illegible] ihr die alte Beatrice. „Giacinta, meine Giacinta, mein ſüßes Leben!" rief er ſehnſuchtsvoll hinauf. Doch Giacinta warf ihm einen verächtlichen Blick herab und verließ den Balkon. Beatrice folgte ihr auf dem Fuße.

„Sie beharrt noch in ihrer verdammten Eiferſucht," ſprach Giglio unmuthig, „doch das wird ſich geben." „Schwerlich!" nahm Celionati das Wort, „denn, mein guter Giglio, Ihr wißt wohl nicht, daß zu derſelben Zeit, als Ihr der Prinzeſſin Brambilla [illegible] auf [illegible] [illegible], ſich ein [illegible] [illegible] Prinz um Eure Donna bewarb und wie es ſcheint" — „Ha Teufel und Hölle," ſchrie Giglio, „hat der alte Satan, [illegible] [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], einen

Doch iſt's [illegible] ich dem verfluchten [illegible]" — „Unterlaßt das alles!" unterbrach ihn Celionati, „unterlaßt das alles, guter Giglio, geht fein ruhig nach Hauſe und laßt euch ein wenig Blut, wenn Euch böſe Gedanken kommen! Gott geleite Euch. Im Corſo ſehen wir uns wohl wieder." — Damit eilte Celionati fort über die Straße.

Giglio blieb wie eingewurzelt ſtehen, warf wüthende Blicke nach dem Balkon, bis die Jalouſien zufielen, murmelte die gräßlichſten Verwünſchungen. Als nun aber Meiſter Bescapi den Kopf zum Fenſter hinausſteckte und ihn höflich bat, doch herein zu treten und die neue [illegible], die ſich zu [illegible], [illegible], warf er ihm, [illegible] auch weiter ſich [illegible], im Tumult mit den Alten glaubte, ein „verdammter Hexenmeiſter!" an den Hals und rannte wild von dannen.

Im Corſo traf er auf einige vormalige Kameraden, mit denen er in ein nahgelegenes Weinhaus trat, um allen ſeinen Verdruß, allen ſeinen [illegible], all' ſeine [illegible] untergehen zu laſſen in der Gluth feurigen Cyperweins.

[illegible] iſt ſolch ein [illegible] eben nicht der [illegible], denn [illegible], welche den Verdruß verſchlingt, pflegt [illegible] aufzuſtoßen alles im Innern zu entzünden, daß man [illegible] gern von der Flamme wollte; doch mit Giglio ging es ganz gut. Im [illegible] Geſpräch mit den Schauſpielern, in [illegible] Erinnerungen und luſtigen [illegible] vom Theater des [illegible], vergaß er wirklich alles Unheil, das ihn [illegible]. Man [illegible], [illegible] auf dem Corſo in den tollſten Maſken zu erſcheinen, die nur erſinnlich.

Der Anzug, den er ſchon einmal angelegt, ſchien dem Giglio [illegible]; nur [illegible] er diesmal auch nicht den [illegible], und trug außerdem noch den Mantel [illegible] auf einem Stock [illegible]. [illegible] er [illegible] war, als [illegible] ihm eine [illegible] aus dem [illegible]. Er [illegible] er die Straßen und [illegible] ſich [illegible], ohne [illegible], noch den [illegible] zu [illegible].

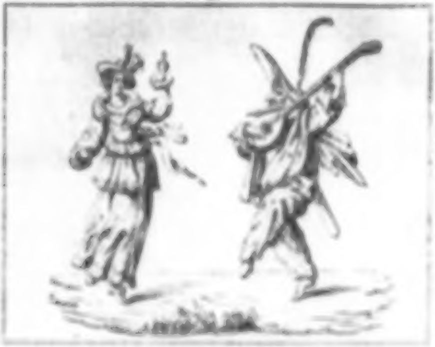
[illegible] an den [illegible] blieb er ſtehen, als [illegible] ihm [illegible] eine [illegible] Geſtalt entgegen trat, in jenen [illegible], in denen ihn [illegible] Giacinta [illegible] hatte, aber ſeiſe, als er [illegible] in [illegible]

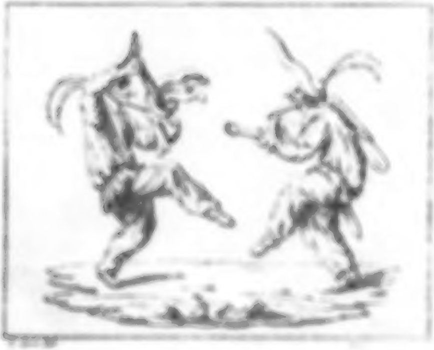
[illegible]

[illegible]

[illegible]

Blatt 47





ſagt, was er ſelbſt nun nicht einmal verſtand; er war nahe daran zu glauben, Signor Pasquale und Meiſter Bescapi hätten Recht, ihn für was weniges verrückt zu halten. Da ſich nun aber ein Zug Masken nahte, die in den tollſten Fratzen die mißgeſchaffenſten Ausgeburten der Phantaſie darſtellten und er augenblicklich ſeine Cameraden erkannte, ſo kam ihm die ausgelaſſene Luſtigkeit wieder. Er miſchte ſich in den ſpringenden und tanzenden Haufen, indem er laut rief: „Rühre dich, rühre dich, toller Spuk! regt Euch, mächtige, ſchalkiſche Geiſter des frechſten Spottes! ich bin nun ganz Euer und Ihr möget mich aufnehmen für Euren Gleichen!"

Giglio glaubte, unter ſeinen Cameraden auch den Alten zu bemerken, aus deſſen Flaſche Brambilla's Geſtalt geſtiegen. Ehe er ſich's verſah, wurde er von ihm erfaßt, im Kreiſe herumgedreht und dann kreiſchte ihm der Alte in die Ohren: „Brüderchen, ich habe dich, Brüderchen, ich habe dich!"

Drittes Kapitel.

Von [illegible], die ſich erkühnen, den Unterricht langweilig zu finden und abgeſchmackt. — Deutſcher und italiäniſcher Spaß. — Wie Celionati im Café greco [illegible], er [illegible] nicht im Café greco, ſondern [illegible] an dem Ufer des Ganges [illegible] — Wunderbare Geſchichte von dem König Ophioch, der im Lande Urdargarten herrſchte, und der Königin Liris. — Wie König Cophetua ein Bettelmädchen heirathete, eine vornehme Prinzeſſin einem ſchlechten Komödianten nachlief, und Giglio [illegible] dann aber [illegible], daß er [illegible] ſtehen blieb, weil [illegible]

„Ihr [illegible] — Ihr [illegible] Ihr jungen tollen Leute, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] zu ſchlagen. — Glaubt ja nicht, Meiſter Celionati, daß ich keinen Sinn habe für das Poſſenhafte, das eben nur in der äußern Erſcheinung liegt und ſeine Motive nur von außen her erhält, und daß ich Eurem Volk nicht eine überwiegende Kraft einräume, eben dies Poſſenhafte in's Leben treten zu laſſen. Aber vergebt, Celionati, wenn ich auch dem Poſſenhaften, ſoll es geduldet werden, einen Zuſatz von Gemüthlichkeit für nothwendig erachte, den ich bei Euern komiſchen Perſonen vermiſſe. Das Gemüthliche, was unſerm Scherz [illegible] erhält, geht unter in dem Prinzip der Objektivität, das Euern Pulcinella und hundert andere Masken der Art in Bewegung ſetzt, und dann bleibt nichts [illegible] alle Fratzen und Poſſen jene [illegible], [illegible] [illegible] des [illegible], der [illegible], der Verzweiflung [illegible], die [illegible] zum [illegible], zum [illegible] treibt. Wenn an jenem Tage des Carnevals, an dem jeder ein Licht trägt und jeder verſucht dem andern das Licht auszublaſen, wenn dann im tollſten ausgelaſſenſten Jubel, im ſchallenden Gelächter der ganze Corſo erhallt von dem wilden Geſchrei: ammazzato sia, chi non porta moccolo, glaubt mir, Celionati, daß mich dann im herrlichen Augenblick, da ich ganz hingeriſſen von der wahnſinnigen Luſt des Volks [illegible], als jeder andere um mich her, Blick und Worte, ammazzato sia! unheimliche Schauer erfaßten, vor denen jene Gemüthlichkeit, die nun einmal unſerm deutſchen Sinne eigen, ja gar nicht aufkommen kann."

„Gemüthlichkeit," ſprach Celionati lächelnd, „Gemüthlichkeit! — Sagt mir nun, mein gemüthlicher Herr Deutſcher, was Ihr von unſern Masken des Theaters haltet? — von unſerm Pantalon, Brighella, Tartaglia?" —

„O!" erwiederte Reinhold, „ich meine, daß dieſe Masken eine Fundgrube öffnen des ergötzlichſten Spottes, der treffendſten Ironie, der freiſten, beinahe möcht' ich ſagen, der frechſten Laune, wiewohl ich denke, daß ſie mehr die verſchiedenen äußern Erſcheinungen in der menſchlichen Natur, als die menſchliche Natur ſelbſt, oder kürzer und beſſer, mehr die Menſchen, als den Menſchen in Anſpruch nehmen. — Übrigens bitte ich Euch, Celionati, mich nicht für toll zu halten, daß ich etwa daran zweifelte, in Eurer Nation die mit dem tiefſten Humor begabten Männer zu finden. Die unſichtbare Kirche kennt keinen Unterſchied der Nation; ſie hat ihre Glieder überall. — Und, Meiſter Celionati, ſoll ich es Euch nur ſagen, mit Eurem ganzen Weſen

[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

> [illegible]

* * *

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

meinestheils, glaubt' ich nämlich in der That, daß Ihr Euch von mir trenntet, gar nichts und am wenigſten einige Qual dabei empfunden. Nennt Ihr ſelige Stunden die, in denen Ihr Euch bemühtet mich zu langweilen, ſo glaube ich nicht, daß ſie jemals wiederkehren werden. Doch im Vertrauen, Signor Giglio, Ihr habt manches, was mir gefällt, Ihr ſeyd mir manchmal gar nicht unlieb geweſen und ſo will ich Euch gern verſtatten, daß Ihr mich künftig, ſo viel es geſchehen darf, ſehet, wiewohl die Verhältniſſe, die jede Zutraulichkeit hemmend, Entfernung zwiſchen uns gebieten, Euch einigen Zwang auflegen werden." „Giacinta!" — rief Giglio, „welche ſonderbare Reden?" „Nichts Sonderbares," erwiederte Giacinta, „iſt hier im Spiel. Setzt Euch nur ruhig hin, guter Giglio! es iſt ja doch vielleicht das letzte mal, daß wir ſo traulich mit einander ſind — Aber auf meine Gnade könnt Ihr immer rechnen; denn, wie geſagt, ich werde Euch nie das Wohlwollen, das ich für Euch gehegt, entziehen." — Beatrice trat herein, ein paar Teller in den Händen, worauf die köſtlichſten Früchte lagen, auch hatte ſie eine ganz anſehnliche Phiole unter den Arm gekniffen. Der Inhalt des Korbes ſchien ſich aufgethan zu haben. Durch die offene Thüre ſah Giglio ein muntres Feuer auf dem Heerde kniſtern, und von allerlei Leckerbiſſen war der Küchentiſch ganz voll und ſchwer. „Giacintchen," ſprach Beatrice ſchmunzelnd, „ſoll unſer kleines Mahl den Gaſt recht ehren, ſo iſt mir noch etwas Geld vonnöthen." „Nimm, Alte, ſo viel du bedarfſt," erwiederte Giacinta, indem ſie der Alten einen kleinen Beutel hinreichte, aus deſſen Gewebe ſchöne Dukaten hervorblinkten. Giglio erſtarrte, als er in dem Beutel den Zwillingsbruder des Beutels erkannte, den ihm, wie er nicht anders glauben konnte, Celionati zugeſteckt und deſſen Dukaten bereits auf der Neige waren. „Iſt es ein Blendwerk der Hölle?" ſchrie er auf, riß ſchnell den Beutel der Alten aus der Hand und hielt ihn dicht vor die Augen. Ganz erſchöpft ſank er aber in den Stuhl, als er auf dem Beutel die Inſchrift las: Gedenke deines Traumbildes! — „Hoho," knurrte ihn die Alte an, indem ſie den Beutel, den Giglio ihr mit weit vorgeſtrecktem Arm hinhielt, zurücknahm, „Hoho, Signor Habenichts! Euch ſetzt wohl ſolch ſchöner Anblick ganz in Erſtaunen und Verwunderung? — Hört doch die liebliche Muſik und ergötzt Euch dran!" Damit ſchüttelte ſie den Beutel, daß das Gold darin erklang, und verließ das Zimmer.

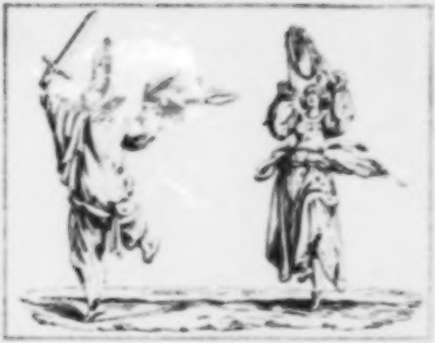
„Giacinta,“ ſprach Giglio, ganz aufgelöſt in Troſtloſigkeit und Schmerz, „Giacinta! welch' gräßliches entſetzliches Geheimniß — Sprecht es aus! — ſprecht aus meinen Tod!“ „Ihr ſeyd,“ erwiederte Giacinta, indem ſie die feine Nähnadel zwiſchen den ſpitzen Fingern gegen das Fenſter hielt und geſchickt den Silberfaden durch das Oehr ſtieß, „Ihr ſeyd und bleibt der Alte. Euch iſt es ſo geläufig geworden über Alles in Extaſe zu gerathen, daß Ihr umherwandelt, ein ſtetes langweiliges Trauerſpiel mit noch langweiligerem O, Ach und Weh! — Es iſt hier gar nicht die Rede von gräßlichen, entſetzlichen Dingen; iſt es Euch aber möglich, artig zu ſeyn und Euch nicht zu geberden, wie ein halb verrückter Menſch, ſo möcht' ich wohl mancherlei erzählen.“ „Sprecht, gebt mir den Tod!“ murmelte Giglio mit halb erſtickter Stimme vor ſich hin. — „Erinnert,“ begann Giacinta, „erinnert Ihr Euch wohl, Signor Giglio, was Ihr, es iſt gar nicht lange her, mir einmal über das Wunder eines jungen Schauſpielers ſagtet? Ihr nanntet ſolch einen vortrefflichen Helden ein wandelndes Liebesabentheuer, einen lebendigen Roman auf zwei Beinen und was weiß ich wie ſonſt noch. Nun will ich behaupten, daß eine junge Putzmacherin, der der gütige Himmel eine hübſche Geſtalt, ein artiges Geſicht und vorzüglich jene innere magiſche Gewalt verlieh, vermöge der ein Mädchen ſich erſt eigentlich als wahrhaftes Mädchen geſtaltet, noch ein viel größeres Wunder zu nennen. Solch ein Neſtkind der gütigen Natur iſt erſt recht ein in den Lüſten ſchwebendes liebliches Abentheuer und die ſchmale Stiege zu ihr hinauf iſt die Himmelsleiter, die in das Reich kindiſch kecker Liebesträume führt. Sie iſt ſelbſt das zarte Geheimniß des weiblichen Putzes, das bald im ſchimmernden Glanz üppiger Farbenpracht, bald im milden Schein weißer Mondesſtrahlen, roſiger Nebel, blauer Abenddüfte lieblichen Zauber übt über Euch Männer. Verlockt von Sehnſucht und Verlangen naht Ihr Euch dem wunderbaren Geheimniß, Ihr ſchaut die mächtige Fee mitten unter ihrem Zaubergeräth; aber da wird, von ihren kleinen weißen Fingern berührt, jede Spitze zum Liebesnetz, jedes Band, das ſie neſtelt, zur Schlinge, in der Ihr Euch verfangt. Und in ihren Augen ſpiegelt ſich alle entzückende Liebesthorheit und erkennt ſich ſelbſt und hat an ſich ſelbſt herzinnigliche Freude. Ihr hört Eure Seufzer aus der innerſten Bruſt der Holden wiedertönen, aber leiſe und lieblich, wie die ſehnſüchtige Echo den Geliebten ruft aus den fernen magiſchen

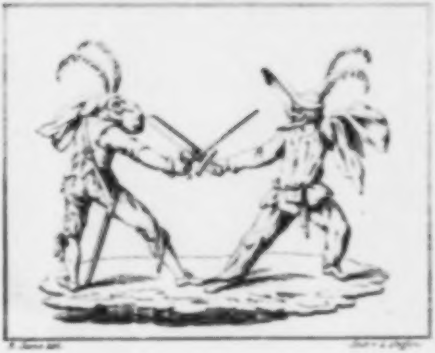
Bergen. Da gilt nicht Rang, nicht Stand; dem reichen Prinzen, dem armen Schauſpieler iſt das kleine Gemach der anmuthigen Circe das blumige blühende Arkadien in der unwirthbaren Wüſte ſeines Lebens, in das er ſich hinein rettet. Und wächſt auch unter den ſchönen Blumen dieſes Arkadiens etwas Schlangenkraut, was thuts? es gehört zu der verführeriſchen Gattung, die herrlich blüht und noch ſchöner duftet“ — „O ja,“ unterbrach Giglio Giacinten, „o ja, und aus der Blüthe ſelbſt fährt das Thierlein, deſſen Namen das ſchön blühende und duftende Kraut trägt, und ſticht plötzlich mit der Zunge, wie mit ſpitzer Nähnadel“ — „Jedesmal,“ nahm Giacinta wieder das Wort, „wenn irgend ein fremder Mann, der nicht hineingehört in das Arkadien, tölpiſch mit der Naſe zufährt.“ „Schön geſagt,“ fuhr Giglio ganz Aerger und Ingrimm fort, „ſchön geſagt, meine holde Giacinta! Ich muß überhaupt geſtehen, daß du in der Zeit, während der ich dich nicht ſah, auf wunderbare Art klug geworden biſt. Du philoſophirſt über dich ſelbſt auf eine Weiſe, die mich in Erſtaunen ſetzt. Warſcheinlich gefällſt du dir ganz ungemein als zauberiſche Circe in dem reizenden Arkadien deines Dachſtübchens, das der Schneidermeiſter Bescapi mit nöthiger Zaubergeräthſchaft zu verſehen nicht unterläßt.“ „Es mag,“ ſprach Giacinta ſehr gelaſſen weiter, „es mag mir ganz ſo gehen, wie dir. Auch ich habe allerlei hübſche Träume gehabt. — Doch, mein guter Giglio, alles was ich da von dem Weſen einer hübſchen Putzmacherin geſprochen, nimm es wenigſtens halb und halb für Scherz, für ſchälkiſche Neckerei und beziehe es um ſo weniger auf mich ſelbſt, als dies hier vielleicht meine letzte Putzarbeit iſt. — Erſchrick nicht, mein guter Giglio! aber ſehr leicht iſt es möglich, daß ich am letzten Tage des Carnevals dies dürftige Kleid mit einem Purpurmantel, dieſen kleinen Schemel mit einem Thron vertauſche!“ — „Himmel und Hölle,“ ſchrie Giglio, indem er heftig aufſprang, die geballte Fauſt an der Stirn, „Himmel und Hölle! Tod und Verderben! So iſt es wahr, was jener heuchleriſche Böſewicht mir in's Ohr raunte? — Ha! öffne dich, flammenſpeiender Abgrund des Orkus! Steigt herauf, ſchwarzgefiederte Geiſter des Acheron! — Genug!“ — Giglio verfiel in den gräßlichen Verzweiflungs-Monolog irgend eines Trauerſpiels des Abbate Chiari. Giacinta hatte dieſen Monolog, den ihr Giglio ſonſt hundertfältig vordeklamirt, bis auf den kleinſten Vers im Gedächtniß und ſoufflirte, ohne von der Arbeit aufzuſehen, dem verzweifelnden Geliebten jedes Wort, wenn er hie und da in's Stocken gerathen wollte. Zuletzt zog er den Dolch, ſtieß ihn ſich in die Bruſt, ſank hin, daß das Zimmer dröhnte, ſtand wieder auf, klopfte ſich den Staub ab, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, fragte lächelnd: „Nicht wahr, Giacinta, das bewährt den Meiſter?“ „Allerdings,“ erwiederte Giacinta, ohne ſich zu rühren, „allerdings. Du haſt vortrefflich tragirt, guter Giglio; aber nun wollen wir, dächt' ich, uns zu Tiſche ſetzen.“

Die alte Beatrice hatte indeſſen den Tiſch gedeckt, ein paar herrlich duftende Schüſſeln aufgetragen und die geheimnißvolle Phiole aufgeſetzt nebſt blinkenden Kryſtallgläſern. So wie Giglio das erblickte, ſchien er ganz außer ſich: „Ha, der Gaſt — der Prinz — Wie iſt mir? Gott! — ich habe ja nicht Komödie geſpielt, ich bin ja wirklich in Verzweiflung gerathen, — ja in helle tolle Verzweiflung haſt du mich geſtürzt, treuloſe Verrätherin, Schlange, Baſilisk — Krokodill! Aber Rache — Rache!“ Damit ſchwang er den Theater-Dolch, den er von der Erde aufgerafft, in den Lüften. Aber Giacinta, die ihre Arbeit auf den Nähtiſch geworfen und aufgeſtanden, nahm ihn beim Arm und ſprach: „Sei kein Haſe, guter Giglio! gieb dein Mordinſtrument der alten Beatrice, damit ſie Zahnſtocher daraus ſchneide und ſetze dich mit mir zu Tiſch; denn am Ende biſt du der einzige Gaſt, den ich erwartet habe.“ Giglio ließ ſich, plötzlich beſänftigt, die Geduld ſelbſt, zu Tiſche führen und that, was das Zulangen betrifft, ſich dann weiter keinen Zwang an.

Giacinta fuhr fort ganz ruhig und gemüthlich von dem ihr bevorſtehenden Glück zu erzählen, und verſicherte dem Giglio einmal über das andere, daß ſie durchaus nicht in übermäßigen Stolz verfallen und Giglio's Geſicht ganz und gar vergeſſen, vielmehr, ſolle er ſich ihr von ferne zeigen, ſich ganz gewiß ſeiner erinnern und ihm manchen Dukaten zufließen laſſen werde, ſo daß es ihm nie an rosmarinfarbnen Strümpfen und parfümirten Handſchuhen mangeln dürfe. Giglio, dem, als er einige Gläſer Wein getrunken, die ganze wunderbare Fabel von der Prinzeſſin Brambilla wieder in den Kopf gekommen, verſicherte dagegen freundlich, daß er Giacinta's gute herzliche Geſinnungen hoch zu ſchätzen wiſſe; was aber den Stolz und die Dukaten betreffe, ſo werde er von beiden keinen Gebrauch machen können, da er, Giglio, ſelbſt im Begriff ſtehe, mit beiden

Blatt 48





[illegible] [illegible]

Füßen hineinzuſpringen in's Prinzenthum. Er erzählte nun, wie ihn bereits die vornehmſte und reichſte Prinzeſſin der Welt zu ihrem Ritter erkoren, und daß er hoffe, noch bei dem Schluß des Carnevals, als der Gemahl ſeiner fürſtlichen Dame, dem armſeligen Leben, das er bis jetzt geführt, auf immer Valet ſagen zu können. Giacinta ſchien über Giglio's Glück höchlich erfreut und beide ſchwatzten nun ganz vergnüglich von der künftigen ſchönen Zeit der Freude und des Reichthumes. „Ich möchte nur," ſprach Giglio endlich, „daß die Reiche, die wir künftig beherrſchen werden, fein an einander grenzten, damit wir gute Nachbarſchaft halten könnten; aber, irr' ich nicht, ſo liegt das Fürſtenthum meiner angebeteten Prinzeſſin über Indien weg, gleich linker Hand um die Erde nach Perſien zu." — „Das iſt ſchlimm," erwiederte Giacinta, „auch ich werde wohl weit fort müſſen, denn das Reich meines fürſtlichen Gemahls ſoll dicht bei Bergamo liegen. Doch wird ſich das wohl machen laſſen, daß wir künftig Nachbarn werden und bleiben." — Beide, Giacinta und Giglio, kamen dahin überein, daß ihre künftigen Reiche durchaus in die Gegend von Frascati verlegt werden müßten. — „Gute Nacht, theure Prinzeſſin!" ſprach Giglio; „wohl zu ruhen, theurer Prinz!" erwiederte Giacinta, und ſo ſchieden ſie, als der Abend einbrach, friedlich und freundlich aus einander.

Fünftes Kapitel.

Wie Giglio in der Zeit gänzlicher Trockenheit des menſchlichen Geiſtes zu einem weiſen Entſchluß gelangte, den Fortunatusſäckel einſteckte und dem demüthigſten aller Schneider einen ſtolzen Blick zuwarf. — Der Palaſt Piſtoja und ſeine Wunder. — Vorleſung des weiſen Mannes aus der Tulpe. — König Salomo der Geiſterfürſt und Prinzeſſin Myſtilis. — Wie ein alter Magus einen ſchwarzen Schlafrock umwarf, eine Zobelmütze aufſetzte und mit ungekämmtem Bart Prophezeiungen vernehmen ließ in ſchlechten Verſen. — Unglückliches Schickſal eines Gelbſchnabels. — Wie der geneigte Leſer in dieſem Kapitel nicht erfährt, was ſich bei Giglio's Tanz mit der unbekannten Schönen weiter begeben.

Jeder, der mit einiger Phantaſie begabt, ſoll, wie es in irgend einem lebensklugheitſchweren Buche geſchrieben ſteht, an einer Verrücktheit leiden, die immer ſteigt und ſchwindet, wie Fluth und Ebbe.

Die Zeit der erſtern, wenn immer höher und ſtärker die Wellen daher brauſen, iſt die einbrechende Nacht, ſo wie die Morgenſtunden gleich nach dem Erwachen, bei der Taſſe Coffee, für den niedrigſten Punkt der Ebbe gelten. Daher giebt jenes Buch auch den vernünftigen Rath, dieſe Zeit als den Moment der herrlichſten klarſten Nüchternheit zu benutzen zu den wichtigſten Angelegenheiten des Lebens. Nur des Morgens ſoll man z. B. ſich verheirathen, tadelnde Rezenſionen leſen, teſtiren, den Bedienten prügeln u. ſ. w.

In dieſer ſchönen Zeit der Ebbe, in der ſich der menſchliche Geiſt gänzlicher Trockenheit erfreuen darf, war es, als Giglio Fava über ſeine Thorheit erſchrak und ſelbſt gar nicht wußte, wie er das nicht längſt habe thun können, wozu die Aufforderung ihm doch, ſo zu ſagen, dicht vor die Naſe geſchoben war. — „Es iſt nur zu gewiß," ſo dachte er im frohen Bewußtſeyn des vollen Verſtandes, „es iſt nur zu gewiß, daß der alte Celionati halb wahnſinnig zu nennen, daß er ſich in dieſem Wahnſinn nicht nur ungemein gefällt, ſondern auch recht eigentlich darauf ausgeht, andere ganz verſtändige Leute darin zu verſtricken. Eben ſo gewiß iſt es aber, daß die ſchönſte, reichſte aller Prinzeſſinnen, die göttliche Brambilla, eingezogen iſt in den Palaſt Piſtoja und — o Himmel und Erde! kann dieſe Hoffnung durch Ahnungen, Träume, ja durch den Roſenmund der reizendſten aller Masken beſtätigt, wohl täuſchen — daß ſie ihrer himmliſchen Augen ſüßen Liebesſtrahl gerichtet hat auf mich Glücklichen! — Unerkannt, verſchleiert, hinter dem verſchloſſenen Gitter einer Loge, erblickte ſie mich, als ich irgend einen Prinzen ſpielte und ihr Herz war mein! — Kann ſie denn wohl mir nahen auf geradem Wege? Bedarf das holde Weſen nicht Mittelsperſonen, Vertrauter, die den Faden anſpinnen, der ſich zuletzt verſchlingt zum ſüßeſten Bande? — Mag es ſich nun begeben haben, wie es will, unbezweifelt iſt Celionati derjenige, der mich der Prinzeſſin in die Arme führen ſoll — Aber ſtatt fein ordentlich den geraden Weg zu gehen, ſtürzt er mich kopfüber in ein ganzes Meer von Tollheit und Fopperei, will mir einreden, in eine Fratze vermummt müſſe ich die Schönſte der Prinzeſſinnen aufſuchen im Corſo, erzählt mir von aſſyriſchen Prinzen, von Zauberern — Fort — fort mit allem tollen Zeuge, fort mit dem wahnſinnigen Celionati! — Was hält mich denn ab, mich ſauber anzuputzen, gerade hineinzutreten in den Palaſt Piſtoja, mich der Durchlauchtigſten zu Füßen zu werfen? O Gott, warum that ich das nicht ſchon geſtern — vorgeſtern? —“

Es war dem Giglio unangenehm, daß, als er nun eiligſt ſeine beſte Garderobe muſterte, er nicht umhin konnte, ſelbſt zu geſtehen, daß das Federbarett auf ein Haar einem gerupften Haushahn glich, daß das dreimal gefärbte Wamms in allen möglichen Regenbogenfarben ſchillerte, daß der Mantel die Kunſt des Schneiders, der durch die kühnſten Näthe der freſſenden Zeit getrotzt, zu ſehr verrieth, daß das wohlbekannte blauſeidne Beinkleid, die Roſaſtrümpfe ſich herbſtlich entfärbt. Wehmüthig griff er nach dem Beutel, den er beinahe geleert glaubte und — in ſchönſter Fülle ſtrotzend vorfand. — „Göttliche Brambilla,“ rief er entzückt aus, „göttliche Brambilla, ja ich gedenke deiner, ich gedenke des holden Traumbildes!“

Man kann ſich vorſtellen, daß Giglio, den angenehmen Beutel, der eine Art Fortunatusſäckel ſchien, in der Taſche, ſofort alle Läden der Trödler und Schneider durchrannte, um ſich einen Anzug ſo ſchön, als ihn jemals ein Theaterprinz angelegt, zu verſchaffen. Alles was man ihm zeigte, war ihm nicht reich, nicht prächtig genug. Endlich beſann er ſich, daß ihm wohl kein anderer Anzug genügen werde, als den Bescapi's Meiſterhand geſchaffen, und begab ſich ſofort zu ihm hin. Als Meiſter Bescapi Giglio's Anliegen vernommen, rief er ganz Sonne im Antlitz: „O mein beſter Signor Giglio, damit kann ich aufwarten,“ und führte den kaufluſtigen Kunden in ein anderes Kabinet. Giglio war aber nicht wenig verwundert, als er hier keine andern Anzüge fand, als die vollſtändige italieniſche Komödie und außerdem noch die tollſten fratzenhafteſten Masken. Er glaubte von Meiſter Bescapi mißverſtanden zu ſeyn und beſchrieb ziemlich heftig die vornehme reiche Tracht, in die er ſich zu putzen wünſche. „Ach Gott!“ rief Bescapi wehmüthig, „ach Gott! was iſt denn das wieder? Mein beſter Signor, ich glaube doch nicht, daß wieder gewiſſe Anfälle“ — „Wollt,“ unterbrach ihn Giglio ungeduldig, indem er den Beutel mit den Ducaten ſchüttelte, „wollt Ihr mir, Meiſter Schneider, einen Anzug verkaufen, wie ich ihn wünſche, ſo iſt's gut; wo nicht, ſo laßt es bleiben“ — „Nun, nun,“ ſprach Meiſter Bescapi kleinlaut, „werdet nur nicht böſe, Signor Giglio! — Ach, Ihr wißt nicht, wie gut ich es mit Euch meine, ach hättet Ihr nur ein wenig, ein ganz wenig Verſtand!“ — „Was unterſteht Ihr Euch, Meiſter

Schneider?“ rief Giglio zornig. „Ei,“ fuhr Beſcapi fort, „bin ich ein Meiſter Schneider, ſo wollt' ich, ich könnte Euch das Kleid anmeſſen mit dem richtigen Maaß, das Euch paßlich und dienlich. Ihr rennt in Euer Verderben, Signor Giglio, und mir thut es leid, daß ich Euch nicht alles wieder ſagen kann, was der weiſe Celionati mir über Euch und Euer bevorſtehendes Schickſal erzählt hat.“ „Hoho!“ ſprach Giglio, „der weiſe Signor Celionati, der ſaubre Herr Marktſchreier, der mich verfolgt auf alle mögliche Weiſe, der mich um mein ſchönſtes Glück betrügen will, weil er mein Talent, mich ſelbſt haßt, weil er ſich auflehnt gegen den Ernſt höherer Naturen, weil er alles in die alberne Mummerei des hirnloſen Spaßes hineinſoppen möchte! — O mein guter Meiſter Beſcapi, ich weiß alles, der würdige Abbate Chiari hat mir alle Hinterliſt entdeckt. Der Abbate iſt der herrlichſte Menſch, die poetiſchſte Natur die man finden kann; denn für mich hat er den weißen Mohren geſchaffen und niemand auf der ganzen weiten Erde, ſag' ich, kann den weißen Mohren ſpielen, als ich.“ „Was ſagt Ihr?“ rief Meiſter Beſcapi laut lachend, „hat der würdige Abbate, den der Himmel recht bald abrufen möge zur Verſammlung höherer Naturen, hat er mit ſeinem Thränenwaſſer, das er ſo reichlich ausſtrömen läßt, einen Mohren weiß gewaſchen?“ — „Ich frage,“ ſprach Giglio, mit Mühe ſeinen Zorn unterdruckend, „ich frage Euch noch einmal, Meiſter Beſcapi, ob Ihr mir für meine vollwichtigen Ducaten einen Anzug, wie ich ihn wünſche, verkaufen wollt, oder nicht?“ „Mit Vergnügen,“ erwiederte Beſcapi ganz fröhlich, „mit Vergnügen, mein beſter Signor Giglio!“

Darauf öffnete der Meiſter ein Kabinet, in dem die reichſten herrlichſten Anzüge hingen. Dem Giglio fiel ſogleich ein vollſtändiges Kleid in's Auge, das in der That ſehr reich, wiewohl, der ſeltſamen Buntheit halber, etwas phantaſtiſch in's Auge fiel. Meiſter Beſcapi meinte, dieſes Kleid käme hoch zu ſtehen und würde dem Giglio wohl zu theuer ſeyn. Als aber Giglio darauf beſtand, das Kleid zu kaufen, den Beutel hervorzog und den Meiſter aufforderte, den Preis zu ſetzen, wie er wolle, da erklärte Beſcapi, daß er den Anzug durchaus nicht fortgeben könne, da derſelbe ſchon für einen fremden Prinzen beſtimmt und zwar für den Prinzen Cornelio Chiapperi. — „Wie,“ rief Giglio, ganz Begeiſterung, ganz Extaſe, „wie? —

was ſagt Ihr? — ſo iſt das Kleid für mich gemacht und keinen andern. Glücklicher Bescapi! — Eben der Prinz Cornelio Chiapperi iſt es, der vor Euch ſteht und bei Euch ſein innerſtes Weſen, ſein Ich vorgefunden!“ —

So wie Giglio dieſe Worte ſprach, riß Meiſter Bescapi den Anzug von der Wand, rief einen ſeiner Burſchen herbei und befahl ihm, den Korb, in den er ſchnell alles eingepackt, dem durchlauchtigſten Prinzen nachzutragen.

„Behaltet,“ rief der Meiſter, als Giglio zahlen wollte, „behaltet Euer Geld, mein hochverehrteſter Prinz! — Ihr werdet Eile haben. Euer unterthänigſter Diener wird ſchon zu ſeinem Gelde kommen; vielleicht berichtigt der weiße Mohr die kleine Auslage! — Gott beſchütze Euch, mein vortrefflicher Fürſt!“ —

Giglio warf dem Meiſter, der einmal übers andere in den zierlichſten Bücklingen niedertauchte, einen ſtolzen Blick zu, ſteckte das Fortunatusſäckel ein und begab ſich mit dem ſchönen Prinzenkleide von dannen.

Der Anzug paßte ſo vortrefflich, daß Giglio in der ausgelaſſenſten Freude dem Schneiderjungen, der ihn auskleiden geholfen, einen blanken Dukaten in die Hand drückte. Der Schneiderjunge bat, ihm ſtatt deſſen ein paar gute Paoli zu geben, da er gehört, daß das Gold der Theaterprinzen nichts tauge und daß ihre Dukaten nur Knöpfe, oder Rechenpfennige wären. Giglio warf den ſuperklugen Jungen aber zur Thüre hinaus.

Nachdem Giglio genugſam die ſchönſten anmuthigſten Geſten vor dem Spiegel probirt, nachdem er ſich auf die phantaſtiſchen Redensarten liebekranker Helden beſonnen und die volle Ueberzeugung gewonnen, daß er total unwiderſtehlich ſei, begab er ſich, als ſchon die Abenddämmerung einzubrechen begann, getroſt nach dem Palaſt Piſtoja.

Die unverſchloſſene Thüre wich dem Druck ſeiner Hand und er gelangte in eine geräumige Säulenflur, in der die Stille des Grabes herrſchte. Als er verwundert rings umher ſchaute, gingen aus dem tiefſten Hintergrunde ſeines Innern dunkle Bilder der Vergangenheit auf. Es war ihm, als ſey er ſchon einmal hier geweſen, und da doch in ſeiner Seele ſich durchaus nichts deutlich geſtalten wollte, da alles Mühen, jene Bilder in's Auge zu faſſen, vergeblich blieb, da überfiel ihn ein Bangen, eine Beklommenheit, die ihm allen Muth benahm, ſein Abentheuer weiter zu verfolgen.

Schon im Begriff, den Palaſt zu verlaſſen, wäre er vor Schreck beinahe zu Boden geſunken, als ihm plötzlich ſein Ich, wie in Nebel gehüllt, entgegen trat. Bald gewahrte er indeſſen, daß das, was er für ſeinen Doppelgänger hielt, ſein Bild war, das ihm ein dunkler Wandſpiegel entgegenwarf. Doch in dem Augenblick war es ihm auch, als flüſterten hundert ſüße Stimmchen: „O Signor Giglio, wie ſeyd Ihr doch ſo hübſch, ſo wunderſchön!“ — Giglio warf ſich vor dem Spiegel in die Bruſt, erhob das Haupt, ſtemmte den linken Arm in die Seite, und rief, indem er die Rechte erhob, pathetiſch: „Muth, Giglio, Muth! dein Glück iſt dir gewiß, eile es zu erfaſſen!“ — Damit begann er auf und ab zu ſchreiten mit ſchärferen und ſchärferen Tritten, ſich zu räuspern, zu huſten, aber grabesſtill blieb es, kein lebendiges Weſen ließ ſich vernehmen. Da verſuchte er dieſe und jene Thüre, die in die Gemächer führen mußte, zu öffnen; alle waren feſt verſchloſſen.

Was blieb übrig, als die breite Marmortreppe zu erſteigen, die an beiden Seiten der Flur ſich zierlich hinaufwand?

Auf dem obern Corridor, deſſen Schmuck der einfachen Pracht des Ganzen entſprach, angekommen, war es dem Giglio, als vernehme er ganz aus der Ferne die Töne eines fremden ſeltſam klingenden Inſtruments — Behutſam ſchlich er weiter vor und bemerkte bald einen blendenden Strahl, der durch das Schlüſſelloch der Thüre ihm gegenüber in den Corridor fiel. Jetzt unterſchied er auch, daß das, was er für den Ton eines unbekannten Inſtruments gehalten, die Stimme eines redenden Mannes war, die freilich gar verwunderlich klang, da es bald war, als würde eine Cymbel angeſchlagen, bald als würde eine tiefe dumpfe Pfeife geblaſen. So wie Giglio ſich an der Thüre befand, öffnete ſie ſich leiſe — leiſe von ſelbſt. Giglio trat hinein und blieb feſtgewurzelt ſtehen, im tiefſten Erſtaunen —

Giglio befand ſich in einem mächtigen Saal, deſſen Wände mit purpurgeſprenkeltem Marmor bekleidet waren und aus deſſen hoher Kuppel ſich eine Ampel herabſenkte, deren ſtrahlendes Feuer alles mit glühendem Gold übergoß. Im Hintergrunde bildete eine reiche Draperie von Goldſtoff einen Thronhimmel, unter dem auf einer Erhöhung von fünf Stufen ein vergoldeter Armſeſſel mit bunten

Teppichen ſtand. Auf demſelben ſaß jener kleine alte Mann mit langem weißen Bart, in einen Talar von Silberſtoff gekleidet, der bei dem Einzuge der Prinzeſſin Brambilla in der goldgleißenden Tulpe den Wiſſenſchaften oblag. So wie damals, trug er einen ſilbernen Trichter auf dem ehrwürdigen Haupte; ſo wie damals, ſaß eine ungeheure Brille auf ſeiner Naſe; ſo wie damals, las er, wiewohl jetzt mit lauter Stimme, die eben diejenige war, welche Giglio aus der Ferne vernommen, in einem großen Buche, das aufgeſchlagen vor ihm auf dem Rücken eines knieenden Mohren lag. An beiden Seiten ſtanden die Strauße wie mächtige Trabanten und ſchlugen, einer um den andern, dem Alten, wenn er die Seite vollendet, mit den Schnäbeln das Blatt um.

Rings umher im geſchloſſenen Halbkreis ſaßen wohl an hundert Damen ſo wunderbar ſchön, wie Feen und eben ſo reich und herrlich gekleidet, wie dieſe bekanntlich einhergehen. Alle machten ſehr ämſig Filet. In der Mitte des Halbkreiſes, vor dem Alten, ſtanden auf einem kleinen Altar von Porphyr, in der Stellung in tiefen Schlaf Verſunkener, zwei kleine ſeltſame Püppchen mit Königskronen auf dem Haupte.

Als Giglio ſich einigermaßen von ſeinem Erſtaunen erholt, wollte er ſeine Gegenwart kund thun. Kaum hatte er aber auch nur den Gedanken gefaßt zu ſprechen, als er einen derben Fauſtſchlag auf den Rücken erhielt. Zu ſeinem nicht geringen Schrecken wurde er jetzt erſt die Reihe mit langen Spießen und kurzen Säbeln bewaffneter Mohren gewahr, in deren Mitte er ſtand und die ihn mit funkelnden Augen anblitzten, mit elfenbeinernen Zähnen anfletſchten. Giglio ſah ein, daß Geduld üben hier das Beſte ſei. —

Das was der Alte den Filetmachenden Damen vorlas, lautete aber ungefähr, wie folgt:

„Das feurige Zeichen des Waſſermanns ſteht über uns, der „Delphin ſchwimmt auf brauſenden Wellen gen Oſten und ſpritzt „aus ſeinen Nüſtern das reine Kryſtall in die dunſtige Fluth! — „Es iſt an der Zeit, daß ich zu Euch rede von den großen Geheim-„niſſen, die ſich begaben, von dem wunderbaren Räthſel, deſſen „Auflöſung Euch rettet von unſeligem Verderben. — Auf der Zinne „des Thurms ſtand der Magus Hermod und beobachtete den Lauf „der Geſtirne. Da ſchritten vier alte Männer in Talare gehüllt,

„deren Farbe gefallnem Laube glich, durch den Wald auf den Thurm „los und erhoben, als ſie an den Fuß des Thurms gelangt, ein „gewaltiges Wehklagen. „Höre uns! — Höre uns, großer Hermod! — „Sei nicht taub für unſer Flehen, erwache aus deinem tiefen „Schlaf! — Hätten wir nur die Kraft, König **Ophioch**s Bogen „zu ſpannen, ſo ſchöſſen wir dir einen Pfeil durch das Herz, wie „er es gethan und du müßteſt herabkommen und dürfteſt da oben „nicht im Sturmwinde ſtehen, wie ein unempfindlicher Klotz! — „Aber würdigſter Greis! wenn du nicht aufwachen willſt, ſo halten „wir einiges Wurfgeſchütz in Bereitſchaft und wollen an deine „Bruſt anpochen mit einigen mäßigen Steinen, damit ſich das „menſchliche Gefühl rege, das darin verſchloſſen! — Erwache, herrlicher Greis!“ —

„Der Magus Hermod ſchaute herab, lehnte ſich über's Geländer „und ſprach mit einer Stimme, die dem dumpfen Toſen des Meeres, „dem Heulen des nahenden Orkans glich: Ihr Leute da unten, ſeyd „keine Eſel! Ich ſchlafe nicht und darf nicht geweckt werden durch „Pfeile und Felſenſtücke. Beinahe weiß ich ſchon, was Ihr wollt, „Ihr lieben Menſchen! Wartet ein wenig, ich komme gleich hinab. — „Ihr könnt Euch indeſſen einige Erdbeeren pflücken, oder Haſchemann „ſpielen auf dem graſigten Geſtein — ich komme gleich. —

„Als Hermod herabgekommen und Platz genommen auf einem „großen Stein, den der weiche bunte Teppich des ſchönſten Mooſes „überzog, begann der von den Männern, der der älteſte ſchien, da „ſein weißer Bart ihm bis an den Gürtel herabreichte, alſo: Großer „Hermod, du weißt gewiß alles, was ich dir ſagen will, ſchon im „voraus beſſer, als ich ſelbſt; aber eben damit du erfahren mögeſt, „daß ich es auch weiß, muß ich es dir ſagen. „Rede!“ erwiederte „Hermod, „rede, o Jüngling! Gern will ich dich anhören; denn „das, was du eben ſagteſt, verräth, daß dir durchdringender Verſtand „beiwohnt, wo nicht tiefe Weisheit, unerachtet du kaum die Kinderſchuhe vertreten.“ „Ihr wißt,“ fuhr der Sprecher fort, „Ihr „wißt es, großer Magus, daß König **Ophioch** eines Tages im „Rath, als eben die Rede davon war, daß jeder Vaſall gehalten „ſeyn ſolle, jährlich eine beſtimmte Quantität Witz zum Hauptmagazin alles Spaßes im Königreich beizuſteuern, woraus bei „eintretender Hungers- oder Durſtnoth die Armen verpflegt werden,

„plötzlich ſprach: „Der Moment, in dem der Menſch umfällt, iſt „der erſte, in dem ſein wahrhaftes Ich ſich aufrichtet.“ Ihr wißt „es, daß König Ophioch, kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, „wirklich umfiel und nicht mehr aufſtand, weil er geſtorben war. „Traf es ſich nun, daß Königin Liris auch in demſelben Augenblick die Augen geſchloſſen, um ſie nie wieder zu öffnen, ſo gerieth „der Staatsrath, da es dem königlichen Paar an einiger Descendenz gänzlich fehlte, wegen der Thronfolge in nicht geringe Verlegenheit. Der Hofaſtronom, ein ſinnreicher Mann, fiel endlich „auf ein Mittel, die weiſe Regierung des Königs Ophioch dem „Lande noch auf lange Jahre zu erhalten. Er ſchlug nämlich vor, „eben ſo zu verfahren, wie es mit einem bekannten Geiſterfürſten „(König Salomo) geſchah, dem, als er ſchon längſt geſtorben, die „Geiſter noch lange gehorchten. Der Hoftiſchlermeiſter wurde, dieſem „Vorſchlag gemäß, in den Staatsrath gezogen; der verfertigte ein „zierliches Geſtell von Buchsbaum, das wurde dem König Ophioch, „nachdem ſein Körper gehörige Speiſung der trefflichſten Specereien „erhalten, unter den Steiß geſchoben, ſo daß er ganz ſtattlich daſaß; vermöge eines geheimen Zuges, deſſen Ende wie eine Glockenſchnur im Konferenzzimmer des großen Raths herabhing, wurde „aber ſein Arm regiert, ſo daß er das Scepter hin und her ſchwenkte. „Niemand zweifelte, daß König Ophioch lebe und regiere. Wunderbares trug ſich aber nun mit der Urdarquelle zu. Das Waſſer „des Sees, den ſie gebildet, blieb hell und klar; doch ſtatt daß „ſonſt alle diejenigen, die hineinſchauten, eine beſondere Luſt „empfanden, gab es jetzt viele, welche, indem ſie die ganze Natur „und ſich ſelbſt darin erblickten, darüber in Unmuth und Zorn geriethen, weil es aller Würde, ja allem Menſchenverſtande, aller „mühſam erworbenen Weisheit entgegen ſey, die Dinge und vorzüglich das eigne Ich verkehrt zu ſchauen. Und immer mehr „und mehr wurden derer, die zuletzt behaupteten, daß die Dünſte „des hellen Sees den Sinn bethörten und den ſchicklichen Ernſt „umwandelten in Narrheit. Im Aerger warfen ſie nun allerlei „garſtiges Zeug in den See, ſo daß er ſeine Spiegelhelle verlor „und immer trüber und trüber wurde, bis er zuletzt einem garſtigen „Sumpfe glich. Dies, o weiſer Magus, hat viel Unheil über das „Land gebracht; denn die vornehmſten Leute ſchlagen ſich jetzt in's

„Geſicht und meinen denn, das ſey die wahre Ironie der Weiſen.
„Das größte Unheil iſt aber geſtern geſchehen, da es dem guten
„König Ophioch eben ſo ergangen, wie jenem Geiſterfürſten. Der
„böſe Holzwurm hatte unbemerkt das Geſtell zernagt und plötzlich
„ſtürzte die Majeſtät im beſten Regieren um, vor den Augen vieles
„Volks, das ſich in den Thronſaal gedrängt, ſo daß nun ſein Hinſcheiden
„nicht länger zu verbergen. Ich ſelbſt, großer Magus, zog
„gerade die Scepterſchnur, welche, als die Majeſtät umſtülpte, mir
„im Zerreißen dermaßen in's Geſicht ſchnellte, daß ich dergleichen
„Schnurziehen auf zeitlebens ſatt bekommen. — Du haſt, o weiſer
„Hermod! dich immer des Landes Urdargarten getreulich angenommen;
„ſage, was fangen wir an, daß ein würdiger Thronfolger
„die Regierung übernehme und der Urdarſee wieder hell und
„klar werde?" — Der Magus Hermod verſank in tiefes Nachdenken,
„dann aber ſprach er: Harret neunmal neun Nächte, dann entblüht
„aus dem Urdarſee die Königin des Landes! Unterdeſſen regiert aber
„das Land, ſo gut ihr es vermöget! Und es geſchah, daß feurige
„Strahlen aufgingen über dem Sumpf, der ſonſt die Urdarquelle
„geweſen. Das waren aber die Feuergeiſter, die mit glühenden
„Augen hineinblickten und aus der Tiefe wühlten ſich die Erdgeiſter
„herauf. Aus dem trocken gewordenen Boden blühte aber eine ſchöne
„Lotusblume empor, in deren Kelch ein holdes ſchlummerndes Kind
„lag. Das war die Prinzeſſin Myſtilis, die von jenen vier Miniſtern,
„die die Kunde von dem Magus Hermod geholt hatten, behutſam
„aus ihrer ſchönen Wiege herausgenommen und zur Regentin des
„Landes erhoben wurde. — Die gedachten vier Miniſter übernahmen
„die Vormundſchaft über die Prinzeſſin und ſuchten das liebe Kind
„ſo zu hegen und zu pflegen, als es nur in ihrer Macht ſtand. In
„großen Kummer verſanken ſie aber, als die Prinzeſſin, da ſie nun
„ſo alt geworden, um gehörig ſprechen zu können, eine Sprache zu
„reden begann, die niemand verſtand. Von weit und breit her
„wurden Sprachkundige verſchrieben, um die Sprache der Prinzeſſin
„zu erforſchen, aber das böſe entſetzliche Verhängniß wollte, daß
„die Sprachkundigen, je gelehrter, je weiſer ſie waren, deſto weniger
„die Reden des Kindes verſtanden, die noch dazu ganz verſtändig
„und verſtändlich klangen. Die Lotusblume hatte indeſſen ihren
„Kelch wieder geſchloſſen; um ſie her ſprudelte aber in kleinen

„Quellchen der Kryſtall des reinſten Waſſers empor. Darüber hatten die Miniſter große Freude; denn ſie konnten nicht anders glauben, als daß ſtatt des Sumpfs bald wieder der ſchöne Waſſerſpiegel der Urdarquelle aufleuchten werde. Wegen der Sprache der Prinzeſſin beſchloſſen die weiſen Miniſter, ſich, was ſie ſchon längſt hätten thun ſollen, von dem Magus Hermod Rath zu holen. — Als ſie in das ſchaurige Dunkel des geheimnißvollen Waldes getreten, als ſchon das Geſtein des Thurms durch das dichte Geſträuch blickte, ſtießen ſie auf einen alten Mann, der, nachdenklich in einem großen Buche leſend, auf einem Felsſtück ſaß und den ſie für den Magus Hermod erkennen mußten. Der Kühle des Abends wegen hatte Hermod einen ſchwarzen Schlafrock umgeworfen und eine Zobelmütze aufgeſetzt, welches ihn zwar nicht übel kleidete, ihm aber doch ein fremdartiges, etwas finſteres Anſehen gab. Auch ſchien es den Miniſtern, als ſey Hermods Bart etwas in Unordnung gerathen; denn er glich ſtruppigem Buſchwerk. Als die Miniſter demüthiglich ihr Anliegen vorgebracht hatten, erhob ſich Hermod, blitzte ſie mit ſolch einem entſetzlich funkelnden Blick an, daß ſie beinahe ſtracks in die Knie geſunken wären, und ſchlug dann eine Lache auf, die durch den ganzen Wald dröhnte und gellte, ſo daß die Thiere verſchüchtert, fliehend durch die Büſche rauſchten und das Geflügel, wie in Todesangſt aufkreiſchend, emporbrauſte aus dem Dickicht! Den Miniſtern, die den Magus Hermod in dieſer etwas verwilderten Stimmung niemals geſehen und geſprochen, wurde nicht wohl zu Muthe; indeſſen harrten ſie in ehrfurchtsvollem Schweigen deſſen, was der große Magus beginnen werde. Der Magus ſetzte ſich aber wieder auf den großen Stein, ſchlug das Buch auf und las mit feierlicher Stimme:

Es liegt ein ſchwarzer Stein in dunkler Halle,
  Wo einſt das Königspaar, von Schlaf befangen,
  Den ſtummen bleichen Tod auf Stirn und Wangen,
Geharrt der Zauberkunde mächtgem Schalle!

Und unter dieſem Steine tief begraben
  Liegt, was zu aller Lebensluſt erkoren
  Für Myſtilis, aus Blüth' und Blum' geboren,
Aufſtrahlt für ſie, die köſtlichſte der Gaben.

Der bunte Vogel fängt ſich dann in Netzen,
  Die Feenkunſt mit zarter Hand gewoben.
  Verblendung weicht, die Nebel ſind zerſtoben
Und ſelbſt der Feind muß ſich zum Tod verletzen!

Zum beſſern Hören ſpitzet dann die Ohren!
  Zum beſſern Schauen nehmt die Brill' vor Augen,
  Wollt Ihr Miniſter ſeyn, was rechtes taugen:
Doch, bleibt Ihr Eſel, ſeyd Ihr rein verloren: —

„Damit klappte der Magus das Buch mit ſolcher Gewalt zu, daß es erklang, wie ein ſtarker Donnerſchlag und ſämmtliche Miniſter rücklings überſtürzten. Da ſie ſich erholt hatten, war der Magus verſchwunden. Sie wurden darüber einig, daß man um des Vaterlandes Wohls willen viel leiden müſſe; denn ſonſt ſey es ganz unausſtehlich, daß der grobe Kumpan von Sterndeuter und Zauberer die vortrefflichſten Stützen des Staats heute ſchon zum zweitenmal Eſel genannt. Uebrigens erſtaunten ſie ſelbſt über die Weisheit, mit der ſie das Räthſel des Magus durchſchauten. In Urdargarten angekommen, gingen ſie augenblicklich in die Halle, wo König Ophioch und Königin Liris dreizehn mal dreizehn Monden ſchlafend zugebracht, hoben den ſchwarzen Stein auf, der in der Mitte des Fußbodens eingefugt, und fanden in tiefer Erde ein kleines gar herrlich geſchnitztes Käſtchen von dem ſchönſten Elfenbein. Das gaben ſie der Prinzeſſin Myſtilis in die Hände, die augenblicklich eine Feder andrückte, ſo daß der Deckel aufſprang und ſie das hübſche zierliche Filetzeug herausnehmen konnte, das in dem Käſtchen befindlich. Kaum hatte ſie aber das Filetzeug in Händen, als ſie laut auflachte vor Freuden und dann ganz vernehmlich ſprach: Großmütterlein hatte es mir in die Wiege gelegt; aber Ihr Schelme habt mir das Kleinod geſtohlen und hättet mir's nicht wieder gegeben, wärt Ihr nicht auf die Naſe gefallen im Walde! — Darauf begann die Prinzeſſin ſogleich auf das ämſigſte Filet zu machen. Die Miniſter ſchickten ſich, ganz Entzücken, ſchon an, einen gemeinſchaftlichen Freudenſprung zu verführen, als die Prinzeſſin plötzlich erſtarrte und zuſammenſchrumpfte zum kleinen niedlichen Porzellan-Püppchen. War erſt die Freude der Miniſter groß geweſen, ſo war es auch nun um deſto mehr ihr Jammer. Sie weinten und ſchluchzten

„ſo ſehr, daß man es im ganzen Palaſt hören konnte, bis einer
„von ihnen plötzlich, in Gedanken vertieft, einhielt, ſich mit den
„beiden Zipfeln ſeines Talars die Augen trocknete und alſo ſprach:
„„Miniſters — Collegen — Cameraden — beinahe glaub' ich, der
„große Magus hat Recht und wir ſind — nun mögen wir ſeyn,
„was wir wollen! — Iſt denn das Räthſel aufgelöſt? — iſt denn
„der bunte Vogel gefangen? — Der Filet, das iſt das Netz von
„zarter Hand gewoben, in dem er ſich fangen muß.“ Auf Befehl
„der Miniſter wurden nun die ſchönſten Damen des Reichs, wahre
„Feen an Reiz und Anmuth, im Palaſt verſammelt, welche im
„prächtigſten Schmuck unabläſſig Filet machen mußten. — Doch
„was half es? Der bunte Vogel ließ ſich nicht blicken; die Prin-
„zeſſin Myſtilis blieb ein Porzellan-Püppchen, die ſprudelnden
„Quellen des Urdarbrunnens trockneten immer mehr ein und alle
„Vaſallen des Reichs verſanken in den bitterſten Unmuth. Da
„geſchah es, daß die vier Miniſter, der Verzweiflung nahe, ſich
„hinſetzten an den Sumpf, der ſonſt der ſchöne ſpiegelhelle Urdar-
„ſee geweſen, in lautes Wehklagen ausbrachen und in den rührend-
„ſten Redensarten den Magus Hermod anflehten, ſich ihrer und
„des armen Urdarlandes zu erbarmen. Ein dumpfes Stöhnen
„ſtieg aus der Tiefe, die Lotosblume öffnete den Kelch und empor
„aus ihm erhob ſich der Magus Hermod, der mit zürnender Stimme
„alſo ſprach: Unglückliche! — Verblendete! — Nicht ich war es,
„mit dem ihr im Walde ſprachet; es war der böſe Dämon, Typhon
„ſelbſt war es, der Euch in ſchlimmem Zauberſpiel geneckt, der
„das unſelige Geheimniß des Filetkiſtchens heraufbeſchworen hat! —
„Doch ſich ſelbſt zum Tort hat er mehr Wahrheit geſprochen, als er
„wollte. Mögen die zarten Hände feeiſcher Damen Filet machen, mag
„der bunte Vogel gefangen werden; aber vernehmt das eigentliche
„Räthſel, deſſen Löſung auch die Verzauberung der Prinzeſſin löſt.“ —

So weit hatte der Alte geleſen, als er inne hielt, ſich von ſeinem Sitze erhob und zu den kleinen Püppchen, die auf dem Porphyr-Altar in der Mitte des Kreiſes ſtanden, alſo ſprach:

„Gutes vortreffliches Königspaar, theurer Ophioch, verehrteſte Liris, verſchmäht es nicht länger, uns zu folgen auf der Pilgerfahrt in dem bequemen Reiſeanzug, den ich Euch gegeben! — Ich, Euer Freund Ruffiamonte, werde erfüllen, was ich verſprach!“

Dann ſchaute Ruffiamonte im Kreiſe der Damen umher und ſprach: „Es iſt nun an der Zeit, daß Ihr das Geſpinnſt bei Seite legt und den geheimnißvollen Spruch des großen Magus Hermod ſprecht, wie er ihn geſprochen aus dem Kelch der wunderbaren Lotosblume heraus.“

Während nun Ruffiamonte mit einem ſilbernen Stabe den Takt ſchlug mit heftigen Schlägen, die laut ſchallend auf das offne Buch niederfielen, ſprachen die Damen, die ihre Sitze verlaſſen und einen dichteren Kreis um den Magus geſchloſſen, im Chor Folgendes:

Wo iſt das Land, deß blauer Sonnenhimmel
Der Erde Luſt in reicher Blüth entzündet?
Wo iſt die Stadt, wo luſtiges Getümmel
In ſchönſter Zeit den Ernſt vom Ernſt entbindet?
Wo gaukeln froh der Phantaſei Geſtalten,
In bunter Welt, die klein zum Ei geründet?
Wo mag die Macht anmuth'gen Spukes walten,?
Wer iſt der Ich, der aus dem Ich gebären
Das Nicht-Ich kann, die eigne Bruſt zerſpalten,
Und ſchmerzlos hoch Entzücken mag bewähren?

Das Land, die Stadt, die Welt,-das Ich, gefunden
Iſt Alles das, erſchaut in voller Klarheit
Das Ich die Welt, der keck es ſich entwunden,
Umwandelt des bethörten Sinnes Narrheit.
Trifft ihn der bleichen Unluſt matter Tadel,
Der innre Geiſt in kräft'ge Lebenswahrheit.
Erſchleußt das Reich die wunderbare Nadel
Des Meiſters, giebt in ſchelmiſch tollem Necken,
Dem, was nur niedrig ſchien, des Herrſchers Adel
Der, der das Paar aus ſüßem Traum wird wecken.

Dann Heil dem ſchönen fernen Urdarlande!
Vereinigt, ſpiegelhell erglänzt ſein Bronnen,
Zerriſſen ſind des Dämons Kettenbande,
Und aus der Tiefe ſteigen tauſend Wonnen.
Wie will ſich jede Bruſt voll Inbrunſt regen!
In hohe Luſt iſt jede Qual zerronnen.
Was ſtrahlt dort in des dunklen Waldes Wegen?
Ha, welch ein Jauchzen aus der Fern' ertönet!
Die Königin, ſie kommt! — auf, Ihr entgegen!
Sie fand das Ich! und Hermod iſt verſöhnet! —

Jetzt erhoben die Strauße und die Mohren ein verwirrtes Geſchrei und dazwiſchen quiekten und piepten noch viele andre ſeltſame Vogelſtimmen. Stärker, als alle, ſchrie aber Giglio, der, wie aus einer Betäubung erwacht, plötzlich alle Faſſung gewonnen und dem es nun war, als ſey er in irgend einem burlesken Schauſpiel: „Um tauſend Gotteswillen! was iſt denn das? Hört doch nur endlich auf mit dem tollen verrückten Zeuge! Seyd doch vernünftig, ſagt mir doch nur, wo ich die Durchlauchtige Prinzeſſin finde, die hochherrliche Brambilla! Ich bin Giglio Fava, der berühmteſte Schauſpieler auf der Erde, den die Prinzeſſin Brambilla liebt und zu hohen Ehren bringen wird — So hört mich doch nur! Damen, Mohren, Strauße, laßt Euch nicht albernes Zeug vorſchwatzen! Ich weiß das alles beſſer, als der Alte dort; denn ich bin der weiße Mohr und kein andrer!"

So wie die Damen endlich den Fava gewahr wurden, erhoben ſie ein langes durchdringendes Gelächter und fuhren auf ihn los. Selbſt wußte Giglio nicht, warum ihn auf einmal eine ſchreckliche Angſt überfiel und er mit aller Mühe ſuchte den Damen auszuweichen. Unmöglich konnt' ihm das gelingen, wäre es ihm nicht geglückt, indem er den Mantel auseinanderſpreizte, empor zu flattern in die hohe Kuppel des Saals. Nun ſcheuchten die Damen ihn hin und her und warfen mit großen Tüchern nach ihm, bis er ermattet niederſank. Da warfen die Damen ihm aber ein Filetnetz über den Kopf und die Strauße brachten ein ſtattliches goldnes Bauer herbei, worein Giglio ohne Gnade geſperrt wurde. In dem Augenblick verloſch die Ampel und alles war wie mit einem Zauberſchlag verſchwunden.

Da das Bauer an einem großen geöffneten Fenſter ſtand, ſo konnte Giglio hinabſchauen in die Straße, die aber, da das Volk eben nach den Schauſpielhäuſern und Oſterien geſtrömt, ganz öde und menſchenleer war, ſo daß der arme Giglio, hineingepreßt in das enge Behältniß, ſich in troſtloſer Einſamkeit befand. „Iſt das," ſo brach er wehklagend los, „iſt das das geträumte Glück? Verhält es ſich ſo mit dem zarten wunderbaren Geheimniß, das in dem Palaſt Piſtoja verſchloſſen? — Ich habe ſie geſehen, die Mohren, die Damen, den kleinen alten Tulpenkerl, die Strauße, wie ſie hineingezogen ſind durch das enge Thor; nur die Mauleſel fehlten und die Federpagen! — Aber Brambilla war nicht unter ihnen — nein, es iſt nicht hier, das holde Bild meines ſehnſüchtigen Verlangens, meiner Liebesinbrunſt! — O Brambilla! — Brambilla! — Und in dieſem ſchnöden Kerker muß ich elendiglich verſchmachten und werde nimmermehr den weißen Mohren ſpielen! — O! O! — O!“

„Wer lamentirt denn da oben ſo gewaltig?“ — So rief es von der Straße herauf. Giglio erkannte augenblicklich die Stimme des alten Ciarlatano und ein Strahl der Hoffnung fiel in ſeine beängſtete Bruſt.

„Celionati,“ ſprach Giglio ganz beweglich hinab, theurer Signor Celionati, ſeyd Ihr es, den ich dort im Mondſchein erblicke? — Ich ſitze hier im Bauer, in einem troſtloſen Zuſtande. — Sie haben mich hier eingeſperrt, wie einen Vogel! — O Gott! Signor Celionati, Ihr ſeyd ein tugendhafter Mann, der den Nächſten nicht verläßt; Euch ſtehen wunderbare Kräfte zu Gebote, helft mir, ach helft mir aus meiner verfluchten peinlichen Lage! — O Freiheit, goldne Freiheit, wer ſchätzt dich mehr, als der, der im Käfig ſitzt, ſind ſeine Stäbe auch von Gold?“ — Celionati lachte laut auf, dann aber ſprach er: „Seht, Giglio, das habt Ihr alles Eurer verfluchten Narrheit, Euern tollen Einbildungen zu verdanken! — Wer heißt Euch in abgeſchmackter Mummerei den Palaſt Piſtoja betreten? Wie möget Ihr Euch einſchleichen in eine Verſammlung, zu der Ihr nicht geladen?“ „Wie?“ rief Giglio, „den ſchönſten aller Anzüge, den einzigen, in dem ich mich vor der angebeteten Prinzeſſin würdig zeigen konnte, den nennt Ihr abgeſchmackte Mummerei?“ — „Eben,“ erwiederte Celionati, „eben Euer ſchöner Anzug iſt Schuld daran, daß man Euch ſo behandelt hat.“ „Aber bin ich denn ein Vogel?“ rief Giglio voll Unmuth und Zorn. „Allerdings,“ fuhr Celionati fort, „haben die Damen Euch für einen Vogel gehalten und zwar für einen ſolchen, auf deſſen Beſitz ſie ganz verſeſſen ſind, nämlich für einen Gelbſchnabel!“ — „O Gott!“ ſprach Giglio ganz außer ſich, „ich, der Giglio Fava, der berühmte tragiſche Held, der weiße Mohr! — ich ein Gelbſchnabel!“ „Nun, Signor Giglio,“ rief Celionati, „faßt nur Geduld, ſchlaft, wenn Ihr könnt, recht ſanft und ruhig! Wer weiß, was der kommende Tag Euch gutes bringt!“ „Habt Barmherzigkeit,“ ſchrie Giglio, „habt Barmherzigkeit, Signor Celionati, befreit mich aus dieſem verfluchten Kerker!

Nimmermehr betret' ich wieder den verwünſchten Palaſt Piſtoja." — „Eigentlich," erwiederte der Ciarlatano, „eigentlich habt Ihr es gar nicht um mich verdient, daß ich mich Eurer annehme, da Ihr alle meine guten Lehren verſchmäht und Euch meinem Todſeinde, dem Abbate Chiari, in die Arme werſen wollt, der Euch, Ihr möget es nur wiſſen, durch ſchnöde Afterverſe, die voll Lug und Trug ſind, in dies Unglück geſtürzt hat. Doch — Ihr ſeyd eigentlich ein gutes Kind und ich bin ein ehrlicher weichmüthiger Narr, das hab' ich ſchon oft bewieſen; darum will ich Euch retten. Ich hoffe dagegen, daß Ihr mir morgen eine neue Brille und ein Exemplar des aſſyriſchen Zahns abkaufen werdet." „Alles kaufe ich Euch ab, was Ihr wollt; nur Freiheit, Freiheit ſchafft mir! Ich bin ſchon beinahe erſtickt!" — So ſprach Giglio und auf einer unſichtbaren Leiter ſtieg der Ciarlatano zu ihm herauf, öffnete eine große Klappe des Käfigs; durch die Oeffnung drängte mit Mühe ſich der unglückſelige Gelbſchnabel.

Doch in dem Augenblick erhob ſich im Palaſt ein verwirrtes Getöſe und widerwärtige Stimmen quiekten und plärrten durcheinander. „Alle Geiſter!" rief Celionati, „man merkt Eure Flucht, Giglio, macht, daß Ihr fortkommt!" Mit der Kraft der Verzweiflung drängte ſich Giglio vollends durch, warf ſich rückſichtslos auf die Straße, raffte ſich, da er durchaus nicht den mindeſten Schaden genommen, auf, und rannte in voller Furie von dannen.

„Ja," rief er ganz außer ſich, als er, in ſeinem Stübchen angekommen, den närriſchen Anzug erblickte, in dem er mit ſeinem Ich gekämpft; „ja, der tolle Unhold, der dort körperlos liegt, das iſt mein Ich und dieſe prinzlichen Kleider, die hat der finſtre Dämon dem Gelbſchnabel geſtohlen und mir anvexirt, damit die ſchönſten Damen in unſeliger Täuſchung mich ſelbſt für den Gelbſchnabel halten ſollen! — Ich rede Unſinn, ich weiß es; aber das iſt recht, denn ich bin eigentlich toll geworden, weil der Ich keinen Körper hat — Ho ho! friſch darauf, friſch darauf, mein liebes holdes Ich!" — Damit riß er ſich wüthend die ſchönen Kleider vom Leibe, fuhr in den tollſten aller Maskenanzüge und lief nach dem Corſo.

Alle Luſt des Himmels durchſtrömte ihn aber, als eine anmuthige Engelsgeſtalt von Mädchen, das Tambourin in der Hand, ihn zum Tanz aufforderte.

Die Kupfertafel, die dieſem Kapitel beigeheftet, zeigt dieſen Tanz des Giglio mit der unbekannten Schönen; was ſich aber ferner dabei begab, wird der geneigte Leſer im folgenden Kapitel erfahren.

Sechstes Kapitel.

Wie einer tanzend zum Prinzen wurde, ohnmächtig einem Charlatan in die Arme ſank und dann beim Abendeſſen an den Talenten ſeines Kochs zweifelte. — Liquor anodynus und großer Lärm ohne Urſache. — Ritterlicher Zweikampf der in Lieb' und Wehmuth verſunkenen Freunde und deſſen tragiſcher Ausgang. — Nachtheil und Unſchicklichkeit des Tabackſchnupfens. — Freimaurerei eines Mädchens und neu erfundener Flugapparat. Wie die alte Beatrice eine Brille aufſetzte und wieder herunternahm von der Naſe.

Sie. Drehe dich, drehe dich ſtärker, wirble raſtlos fort, luſtiger toller Tanz! — Ha wie ſo blitzesſchnell alles vorüberfliegt! Keine Ruhe, kein Halt! — Mannichfache bunte Geſtalten kniſtern auf, wie ſprühende Funken eines Feuerwerks und verſchwinden in die ſchwarze Nacht hinein. — Die Luſt jagt nach der Luſt und kann ſie nicht erfaſſen, und darin beſteht ja eben wieder die Luſt. — Nichts iſt langweiliger, als feſtgewurzelt in den Boden jedem Blick, jedem Wort Rede ſtehen zu müſſen! Möcht' deshalb keine Blume ſeyn; viel lieber ein goldner Käfer, der dir um den Kopf ſchwirrt und ſumſet, daß du vor dem Getöſe deinen eignen Verſtand nicht zu vernehmen vermagſt! Wo bleibt aber auch überhaupt der Verſtand, wenn die Strudel wilder Luſt ihn fortreißen? Bald zu ſchwer zerreißt er die Fäden und verſinkt in den Abgrund; bald zu leicht fliegt er mit auf in den dunſtigen Himmelskreis. Es iſt nicht möglich, im Tanz einen recht verſtändigen Verſtand zu behaupten; darum wollen wir ihn lieber, ſo lange unſere Touren, unſere Pas fortdauern, ganz aufgeben. — Und darum mag ich dir auch gar nicht Rede ſtehen, du ſchmucker, flinker Geſelle! — Sieh, wie dich umkreiſend ich dir entſchlüpfe in dem Augenblick, da du mich zu erhaſchen, mich feſtzuhalten gedachteſt! — Und nun! — und nun wieder! —

Er. Und doch! — nein, verfehlt! — Aber es kommt nur darauf an, daß man im Tanz das rechte Gleichgewicht zu beobachten, zu behalten verſteht. — Darum iſt es nöthig, daß jeder Tänzer etwas zur Hand nehme, als Aequilibrirſtange; und darum will ich mein breites Schwert ziehen und es in den Lüften ſchwenken — So! — Was hältſt du von dieſem Sprunge, von dieſer Stellung, bei der ich mein ganzes Ich dem Schwerpunkt meiner linken Fußſpitze anvertraue? — Du nennſt das närriſchen Leichtſinn; aber das iſt eben der Verſtand, von dem du nichts hältſt, unerachtet man ohne denſelben nichts verſteht, und auch das Aequilibrium, das zu manchen Dingen nütze! — Aber wie? — von bunten Bändern umflattert, wie ich, auf der linken Fußſpitze ſchwebend, das Tambourin hoch emporgehoben, verlangſt du, ich ſolle mich begeben alles Verſtandes, alles Aequilibriums? — Ich werfe dir meinen Mantelzipfel zu, damit du geblendet, ſtrauchelnd mir in die Arme fällſt! — Doch nein, nein! — ſo wie ich dich verfaßte, wärſt du ja nicht mehr — ſchwändeſt hin in Nichts! Wer biſt du denn, geheimnißvolles Weſen, das aus Luft und Feuer geboren der Erde angehört und verlockend hinausſchaut aus dem Gewäſſer! — Du kannſt mir nicht entfliehen. Doch — du willſt hinab, ich wähne dich feſtzuhalten, da ſchwebſt du auf in die Lüfte. Biſt du wirklich der wackre Elementargeiſt, der das Leben entzündet zum Leben? — Biſt du die Wehmuth, das brünſtige Verlangen, das Entzücken, die Himmelsluſt des Seyns? — Aber immer dieſelben Pas — dieſelben Touren! Und doch, Schönſte, bleibt ewig nur dein Tanz und das iſt gewiß das Wunderbarſte an dir —

Das Tambourin. Wenn du, o Tänzer! mich ſo durcheinander klappern, klirren, klingen hörſt, ſo meinſt du entweder, ich wollte dir was weiß machen mit allerlei dummem einfältigen Gewäſche, oder ich wäre ein tölpiſch Ding, das Ton und Tact deiner Melodien nicht faſſen könnte, und doch bin ich es allein, was dich in Ton und Takt hält. Darum horche — horche — horche auf mich!

Das Schwert. Du meinſt, o Tänzerin, daß hölzern, dumpf und ſtumpf, tact- und tonlos, ich dir nichts nützen kann. Aber wiſſe, daß es nur meine Schwingungen ſind, denen der Ton, der Tact deines Tanzes entſchwebt. — Ich bin Schwert und Zither und darf die Luft verwunden mit Sang und Klang, Hieb und Stoß. — Und ich halte dich in Ton und Tact; darum horche — horche — horche auf mich! —

Sie. Wie immer höher der Einklang unſeres Tanzes ſteigt! — Ei, welche Schritte, welche Sprünge! — Stets gewagter — ſtets gewagter und doch gelingt's, weil wir uns immer beſſer auf den Tanz verſtehen!

Er. Ha! wie tauſend funkelnde Feuerkreiſe uns umzingeln! Welche Luſt! — Stattliches Feuerwerk, nimmer kannſt du verpuffen; denn dein Material iſt ewig, wie die Zeit — Doch — halt — halt; ich brenne — ich falle in's Feuer. —

Tambourin und Schwert. Haltet Euch feſt — haltet Euch feſt an uns, Tänzer!

Sie und Er. Weh mir — Schwindel — Strudel — Wirbel — erfaßt uns — hinab! —

— — So lautete Wort für Wort der wunderliche Tanz, den Giglio Fava mit der Schönſten, die doch niemand anders ſeyn konnte, als die Prinzeſſin Brambilla ſelbſt, auf die anmuthigſte Weiſe durchtanzte, bis ihm in dem Taumel der jauchzenden Luſt die Sinne ſchwinden wollten. Das geſchah aber nicht; vielmehr war es dem Giglio, da Tambourin und Schwert nochmals ermahnten, ſich feſtzuhalten, als ſänke er der Schönſten in die Arme. Und auch dieſes geſchah nicht; wem er an der Bruſt lag, war keinesweges die Prinzeſſin, ſondern der alte Celionati.

„Ich weiß nicht,“ begann Celionati, „ich weiß nicht, mein beſter Prinz (denn trotz Eurer abſonderlichen Vermummung habe ich Euch auf den erſten Blick erkannt), wie Ihr dazu kommt, Euch auf ſolch' grobe Weiſe täuſchen zu laſſen, da Ihr doch ſonſt ein geſcheuter vernünftiger Herr ſeyd. Gut nur, daß ich gerade hier ſtand und Euch in meinen Armen auffing, als die loſe Dirne gerade im Begriff ſtand, Euch, Euern Schwindel benutzend, zu entführen.“

„Ich danke Euch,“ erwiederte Giglio, „ich danke Euch recht ſehr für Euren guten Willen, beſter Signor Celionati; aber was Ihr da ſprecht von grober Täuſchung, verſtehe ich ganz und gar nicht und es thut mir nur leid, daß der fatale Schwindel mich verhinderte, den Tanz mit der holdeſten, ſchönſten aller Prinzeſſinnen, der mich ganz glücklich gemacht hätte, zu vollenden.“

„Was ſagt,“ fuhr Celionati fort, „was ſagt Ihr? — Glaubt Ihr denn wohl, daß das wirklich die Prinzeſſin Brambilla war, die mit Euch tanzte? — Nein! — Darin liegt eben der ſchnöde Betrug, daß die Prinzeſſin Euch eine Perſon gemeines Standes unterſchob, um deſto ungeſtörter anderm Liebeshandel nachhängen zu können.“ „Wäre es möglich“ rief Giglio, „daß ich getäuſcht werden konnte? —“

„Bedenkt,“ ſprach Celionati weiter, „bedenkt, daß, wenn Eure Tänzerin wirklich die Prinzeſſin Brambilla geweſen wäre, wenn Ihr glücklich Euren Tanz beendigt hättet, in demſelben Augenblick der große Magus Hermod erſchienen ſeyn müßte, um Euch mit Eurer hohen Braut einzuführen in Euer Reich.“

„Das iſt wahr,“ erwiederte Giglio; „aber ſagt mir, wie alles ſich begab, mit wem ich eigentlich tanzte!“

„Ihr ſollt,“ ſprach Celionati, „Ihr müßt alles erfahren. Doch, iſt es Euch recht, ſo begleite ich Euch in Euern Palaſt, um dort ruhiger mit Euch, o fürſtlicher Herr, reden zu können.“

„Seyd,“ ſprach Giglio, „ſeyd ſo gut, mich dorthin zu führen! denn geſtehen muß ich Euch, daß mich der Tanz mit der vermeintlichen Prinzeſſin dermaßen angegriffen hat, daß ich wandle, wie im Traum, und in Wahrheit augenblicklich nicht weiß, wo hier in unſerm Rom mein Palaſt gelegen.“ „Kommt nur mit mir, gnädigſter Herr!“ rief Celionati, indem er den Giglio beim Arm ergriff und mit ihm von dannen ſchritt.

Es ging ſchnurgerade los auf den Palaſt Piſtoja. Schon auf den Marmorſtufen des Portals ſtehend, ſchaute Giglio den Palaſt an von oben bis unten, und ſprach darauf zu Celionati: „Iſt das wirklich mein Palaſt, woran ich gar nicht zweifeln will, ſo ſind mir wunderliche Wirthsleute über den Hals gekommen, die da oben in den ſchönſten Sälen tolle Wirthſchaft treiben und ſich geberden, als gehöre ihnen das Haus und nicht mir. Kecke Frauenzimmer, die ſich herausgeputzt mit fremdem Staat, halten vornehme verſtändige Leute — und, mögen mich die Heiligen ſchützen, ich glaube, mir ſelbſt, dem Wirth des Hauſes, iſt es geſchehen — für den ſeltenen Vogel, den ſie fangen müſſen in Netzen, die die Feenkunſt mit zarter Hand gewoben, und das verurſacht denn große Unruhe und Störung. Mir iſt es, als wär' ich hier eingeſperrt geweſen in ein ſchnödes Gebauer; darum möcht' ich nicht gern wieder hinein. Wär's möglich, beſter Celionati, daß für heute mein Palaſt anderswo liegen könnte, ſo würd' es mir ganz angenehm ſeyn.“

„Euer Palaſt, gnädigſter Herr!“ erwiederte Celionati, „kann nun einmal nirgends anders liegen, als eben hier, und es würde gegen allen Anſtand laufen, einzukehren in ein fremdes Haus. Ihr dürft, o mein Prinz! nur daran denken, daß alles, was wir treiben und was hier getrieben wird, nicht wahr, ſondern ein durchaus erlogenes Capriccio iſt und Ihr werdet von dem tollen Volke, das dort oben ſein Weſen treibt, nicht die mindeſte Incommodität erfahren. Schreiten wir getroſt hinein!"

„Aber ſagt mir," rief Giglio, den Celionati, der die Thüre öffnen wollte, zurückhaltend, „aber ſagt mir, iſt denn nicht die Prinzeſſin Brambilla mit dem Zauberer Ruffiamonte und einem zahlreichen Gefolge an Damen, Pagen, Straußen und Eſeln hier eingezogen?"

„Allerdings," erwiederte Celionati; „doch kann das Euch, der Ihr doch den Palaſt wenigſtens eben ſo gut beſitzt, wie die Prinzeſſin, nicht abhalten, ebenfalls einzukehren, geſchieht es auch vor der Hand in aller Stille. Ihr werdet Euch bald darin ganz heimathlich befinden."

Damit öffnete Celionati die Thüre des Palaſtes und ſchob den Giglio vor ſich hinein. Es war im Vorſaal alles ganz finſter und grabesſtill; doch erſchien, als Celionati leiſe an eine Thüre klopfte, bald ein kleiner ſehr angenehmer Pulcinell mit brennenden Kerzen in den Händen.

„Irr' ich nicht," ſprach Giglio zu dem Kleinen, „irr' ich nicht, ſo habe ich ſchon die Ehre gehabt, Euch zu ſehn, beſter Signor, auf dem Kutſchendeckel der Prinzeſſin Brambilla." „Es iſt es," erwiederte der Kleine; „ich war damals in den Dienſten der Prinzeſſin, bin es gewiſſermaßen noch jetzt, doch vorzüglich der unwandelbare Kammerdiener Eures gnädigſten Ichs, beſter Prinz!"

Pulcinella leuchtete den beiden Ankömmlingen hinein in ein prächtiges Zimmer und zog ſich dann beſcheiden zurück, bemerkend, daß er überall, wo und wenn es der Prinz befehle, auf den Druck einer Feder ſogleich hervorſpringen werde; denn, unerachtet er hier im untern Stock der einzige in Liverei geſteckte Spaß ſey, ſo erſetze er doch eine ganze Dienerſchaft vermöge ſeiner Keckheit und Beweglichkeit.

„Ha!" rief Giglio, ſich in dem reich und prächtig geſchmückten Zimmer umſchauend, ha! nun erkenne ich erſt, daß ich wirklich in meinem Palaſt, in meinem fürſtlichen Zimmer bin. Mein Impreſſario ließ es malen, blieb das Geld ſchuldig und gab dem Maler, als er ihn mahnte, eine Ohrfeige, worauf der Maſchiniſt den Impreſſario mit einer Furienfackel abprügelte! — Ja! — ich bin in meiner fürſtlichen Heimath! — Doch Ihr wolltet mich wegen des Tanzes aus fürchterlicher Täuſchung reißen, beſter Signor Celionati. Redet, ich bitte, redet! Aber nehmen wir Platz!“ —

Nachdem beide, Giglio und Celionati, auf weichen Polſtern ſich niedergelaſſen, begann dieſer: „Wißt mein Fürſt, daß diejenige Perſon, die man Euch unterſchob ſtatt der Prinzeſſin, niemand anders iſt, als eine artige Putzmacherin, Giacinta Soardi geheißen!“

„Iſt es möglich?“ rief Giglio. — „Aber mich dünkt, dies Mädchen hat zum Liebhaber einen miſerablen bettelarmen Komödianten, Giglio Fava?“ „Allerdings,“ erwiederte Celionati; „doch könnt Ihr es Euch wohl denken, daß eben dieſem miſerablen bettelarmen Komödianten, dieſem Theaterprinzen die Prinzeſſin Brambilla nachläuft auf Stegen und Wegen und eben nur darum Euch die Putzmacherin entgegenſtellt, damit Ihr vielleicht gar in tollem wahnſinnigen Mißverſtändniß Euch verlieben in dieſe und ſie abwendig machen ſollt dem Theaterhelden?“

„Welch ein Gedanke,“ ſprach Giglio, „welch ein freveliger Gedanke! — Aber glaubt es mir, Celionati, es iſt nur ein böſer dämoniſcher Zauber, der alles verwirrt und toll durcheinander jagt, und dieſen Zauber zerſtöre ich mit dieſem Schwert, das ich mit tapfrer Hand führen und jenen Elenden vernichten werde, der ſich unterſteht, es zu dulden, daß meine Prinzeſſin ihn liebt.“

„Thut das,“ erwiederte Celionati mit ſchälkiſchem Lachen, „thut das, beſter Prinz! Mir ſelbſt iſt viel daran gelegen, daß der alberne Menſch je eher, deſto beſſer, aus dem Wege geräumt wird.“

Jetzt dachte Giglio an Pulcinella und an die Dienſte, zu denen er ſich erboten. Er drückte daher an irgend eine verborgene Feder; Pulcinella ſprang alsbald hervor und da er, wie er verſprochen, eine ganze Zahl der unterſchiedlichſten Dienerſchaft zu erſetzen wußte, ſo war Koch, Kellermeiſter, Tafeldecker, Mundſchenk beiſammen und ein leckeres Mahl in wenigen Stunden bereitet.

Giglio fand, nachdem er ſich gütlich gethan, daß man doch, was Speiſen und Wein betreffe, gar zu ſehr ſpüre, wie alles nur Einer bereitet, herbeigeholt und aufgetragen; denn alles käme im

Geſchmack auf Eins heraus. Celionati meinte, die Prinzeſſin Brambilla möge vielleicht eben deshalb Pulcinella zur Zeit aus ihrem Dienſte entlaſſen haben, weil er in verſchrobenem Eigendünkel alles ſelbſt und allein beſorgen wolle, worüber er ſchon oft mit Arlechino in Streit gerathen, der ſich dergleichen ebenfalls anmaße. —

In dem höchſt merkwürdigen Originalcapriccio, dem der Erzähler genau nacharbeitet, befindet ſich hier eine Lücke. Um muſikaliſch zu reden, fehlt der Uebergang von einer Tonart zur andern, ſo daß der neue Accord ohne alle gehörige Vorbereitung losſchlägt. Ja man könnte ſagen, das Capriccio bräche ab mit einer unaufgelöſten Diſſonanz. Es heißt nämlich, der Prinz (es kann kein anderer gemeint ſeyn, als Giglio Fava, der dem Giglio Fava den Tod drohte) ſey plötzlich von entſetzlichem Bauchgrimmen heimgeſucht worden, welches er Pulcinella's Gerichten zugeſchrieben, dann aber, nachdem ihn Celionati mit Liquor anodynus bedient, eingeſchlafen, worauf ein großer Lärm entſtanden. — Man erfährt weder, was dieſer Lärm bedeutet, noch wie der Prinz, oder Giglio Fava, nebſt Celionati aus dem Palaſt Piſtoja gekommen.

Die fernere Fortſetzung lautet ungefähr wie folgt:

So wie der Tag zu ſinken begann, erſchien eine Maske im Corſo, die die Aufmerkſamkeit Aller erregte, ihrer Seltſamkeit und Tollheit halber. Sie trug auf dem Haupt eine wunderliche, mit zwei hohen Hahnfedern geſchmückte Kappe, dazu eine Larve mit elephantenrüſſelförmiger Naſe, auf der eine große Brille ſaß, ein Wams mit dicken Knöpfen, dazu aber ein hübſches himmelblau ſeidnes Beinkleid mit dunkelrothen Schleifen, roſenfarbene Strümpfe, weiße Schuhe mit dunkelrothen Bändern und ein ſchönes ſpitzes Schwert an der Seite.

Der geneigte Leſer kennt dieſe Maske ſchon aus dem erſten Kapitel und weiß daher, daß dahinter niemand anders ſtecken kann, als Giglio Fava. Kaum hatte aber dieſe Maske den Corſo ein paarmal durchwandelt, als ein toller Capitan Pantalon Brighella, wie er auch ſchon oftmals in dieſem Capriccio ſich gezeigt, hervor und mit zornfunkelnden Augen auf die Maske zu ſprang, ſchreiend: „Treffe ich dich denn endlich, verruchter Theaterheld! — ſchnöder weißer Mohr! — Nicht entgehen ſollſt du mir jetzt! — Zieh dein Schwert, Haſenfuß, vertheidige dich, oder ich ſtoße dir mein Holz in den Leib!“

Dabei ſchwenkte der abentheuerliche Capitan Pantalon ſein breites hölzernes Schwert in den Lüften; Giglio gerieth indeſſen über dieſen unerwarteten Anfall nicht im mindeſten außer Faſſung, ſondern ſprach vielmehr ruhig und gelaſſen: „Was iſt denn das für ein ungeſchlachter Grobian, der ſich mit mir hier duelliren will, ohne das geringſte davon zu verſtehen, was ächte Ritterſitte heißt? Hört, mein Freund! erkennt Ihr mich wirklich an, als den weißen Mohren, ſo müßt Ihr ja wiſſen, daß ich Held und Ritter bin, wie einer, und daß nur wahre Courtoiſie mich heißt einherzugehen in himmelblauen Beinkleidern, Roſaſtrümpfen und weißen Schuhen. Es iſt der Ballanzug in König Arthurs Manier. Dabei blitzt aber mein gutes Schwert an meiner Seite und ich werde Euch ritterlich ſtehen, wenn Ihr ritterlich mich angreift und wenn Ihr was rechtes ſeyd und kein in's Römiſche überſetzter Hanswurſt!" —

„Verzeiht," ſprach die Maske, „verzeiht, o weißer Mohr, daß ich auch nur einen Augenblick außer Augen ſetzte, was ich dem Helden, dem Ritter ſchuldig bin! Aber ſo wahr fürſtliches Blut in meinen Adern fließt, ich werde Euch zeigen, daß ich mit eben ſolchem Nutzen vortreffliche Ritterbücher geleſen, als Ihr."

Darauf trat der fürſtliche Capitan Pantalon einige Schritte zurück, hielt ſein Schwert in Fechterſtellung dem Giglio entgegen und ſprach mit dem Ausdruck des innigſten Wohlwollens: „Iſt es gefällig?" — Giglio riß, ſeinen Gegner zierlich grüßend, den Degen aus der Scheide und das Gefecht hub an. Man merkte bald, daß beide, der Capitan Pantalon und Giglio, ſich auf ſolch ritterliches Beginnen gar gut verſtanden. Feſt in dem Boden wurzelten die linken Füße, während die rechten bald ſtampfend ausſchritten zum kühnen Anfall, bald ſich zurückzogen in die vertheidigende Stellung. Leuchtend fuhren die Klingen durcheinander, blitzſchnell folgte Stoß auf Stoß. Nach einem heißen bedrohlichen Gange mußten die Kämpfer ruhen. Sie blickten einander an und es ging mit der Wuth des Zweikampfs ſolch eine Liebe in ihnen auf, daß ſie ſich in die Arme fielen und ſehr weinten. Dann begann der Kampf auf's Neue mit verdoppelter Kraft und Gewandtheit. Aber als nun Giglio einen wohlberechneten Stoß ſeines Gegners wegſchleudern wollte, ſaß dieſer feſt in der Bandſchleife des linken Beinkleids, ſo daß ſie ächzend hinabfiel. „Halt!" ſchrie der Capitan Pantalon. Man unterſuchte die Wunde und ſand ſie unbedeutend. Ein paar Stecknadeln reichten hin, die Schleiſe wieder zu befeſtigen. „Ich will,“ ſprach nun der Capitan Pantalon, „mein Schwert in die linke Hand nehmen, weil die Schwere des Holzes meinen rechten Arm ermattet. Du kannſt deinen leichten Degen immer in der rechten Hand behalten.“ „Der Himmel ſei vor,“ erwiederte Giglio, „daß ich dir ſolche Unbill anthue! Auch ich nehme meinen Degen in die linke Hand; denn ſo iſt es recht und nützlich, da ich dich ſo beſſer treffen kann.“ „Komm an meine Bruſt, guter edler Kamerad,“ rief der Capitan Pantalon. Die Kämpfer umarmten ſich wiederum und heulten und ſchluchzten ungemein vor Rührung über die Herrlichkeit ihres Beginnens und fielen ſich grimmig an. „Halt!“ ſchrie nun Giglio, als er bemerkte, daß ſein Stoß ſaß in der Hutkrempe des Gegners. Dieſer wollte Anfangs von keiner Verletzung was wiſſen; da ihm aber die Krempe über die Naſe herabhing, mußte er wohl Giglio's edelmüthige Hülfeleiſtungen annehmen. Die Wunde war unbedeutend; der Hut, nachdem ihn Giglio zurecht gerückt, blieb noch immer ein nobler Filz. Mit vermehrter Liebe blickten ſich die Kämpfer an, jeder hatte den andern als rühmlich und tapfer erprobt. Sie umarmten ſich, weinten, und hoch flammte die Gluth des erneuerten Zweikampfs. Giglio gab eine Blöße, an ſeine Bruſt prallte des Gegners Schwert und er fiel entſeelt rücklings zu Boden.

Des tragiſchen Ausgangs unerachtet ſchlug doch das Volk, als man Giglio's Leichnam wegtrug, ein Gelächter auf, vor dem der ganze Corſo erbebte, während der Capitan Pantalon kaltblütig ſein breites hölzernes Schwert in die Scheide ſtieß und mit ſtolzen Schritten den Corſo hinabwandelte. —

„Ja,“ ſprach die alte Beatrice, „ja es iſt beſchloſſen, den Weg weiſe ich dem alten häßlichen Charlatan, dem Signor Celionati, wenn er ſich wieder hier blicken läßt und meinem ſüßen holden Kinde den Kopf verrücken will. Und am Ende iſt auch Meiſter Bescapi einverſtanden mit ſeinen Narrheiten.“ — Die alte Beatrice mochte in gewiſſer Art Recht haben; denn ſeit der Zeit, daß Celionati es ſich angelegen ſeyn ließ, die anmuthige Putzmacherin, Giacinta Soardi, zu beſuchen, ſchien ihr ganzes Innres wie umgekehrt. Sie war wie im ewig fortdauernden Traum befangen und ſprach zuweilen ſolch abentheuerliches verwirrtes Zeug, daß die Alte um ihren Verſtand beſorgt wurde. Die Hauptidee Giacinta's, um die ſich alles drehte, war, wie der geneigte Leſer ſchon nach dem vierten Kapitel vermuthen kann, daß der reiche herrliche Prinz Cornelio Chiapperi ſie liebe und um ſie freien würde. Beatrice meinte dagegen, daß Celionati, der Himmel wiſſe warum, darauf ausgehe, der Giacinta was weiß zu machen; denn, hätte es ſeine Richtigkeit mit der Liebe des Prinzen, ſo ſey gar nicht zu begreifen, warum er nicht ſchon längſt die Geliebte aufgeſucht in ihrer Wohnung, da die Prinzen darin ſonſt gar nicht ſo blöde. Und dann wären doch auch die paar Dukaten, die Celionati ihnen zuſteckte, durchaus nicht der Freigebigkeit eines Fürſten würdig. Am Ende gäb' es gar keinen Prinzen Cornelio Chiapperi; und gäb' es auch wirklich einen, ſo habe ja der alte Celionati ſelbſt, ſie wiſſe es, auf ſeinem Gerüſt vor S. Carlo dem Volke verkündigt, daß der aſſyriſche Prinz, Cornelio Chiapperi, nachdem er ſich einen Backzahn ausreißen laſſen, abhanden gekommen und von ſeiner Braut, der Prinzeſſin Brambilla, aufgeſucht würde.

„Seht Ihr wohl," rief Giacinta, indem ihr die Augen leuchteten, „ſeht Ihr wohl? da habt Ihr den Schlüſſel zum ganzen Geheimniß, da habt Ihr die Urſache, warum der gute edle Prinz ſich ſo ſorglich verbirgt. Da er in Liebe zu mir ganz und gar glüht, fürchtet er die Prinzeſſin Brambilla und ihre Anſprüche, und kann ſich doch nicht entſchließen, Rom zu verlaſſen. Nur in der ſeltſamſten Vermummung wagt er es ſich im Corſo ſehen zu laſſen und eben der Corſo iſt es, wo er mir die unzweideutigſten Beweiſe ſeiner zärtlichſten Liebe gegeben. Bald geht aber ihm, dem theuern Prinzen, und mir der goldne Glücksſtern auf in voller Klarheit. — Erinnert Ihr Euch wohl eines geckenhaften Komödianten, der mir ſonſt den Hof machte, eines gewiſſen Giglio Fava?"

Die Alte meinte, daß dazu eben kein beſonderes Gedächtniß gehöre, da der arme Giglio, der ihr noch immer lieber ſey, als ein eingebildeter Prinz, erſt vorgeſtern bei ihr geweſen und ſich das leckere Mahl, das ſie ihm bereitet, wohl ſchmecken laſſen.

„Wollt," fuhr Giacinta fort, „wollt Ihr's wohl glauben, Alte, daß die Prinzeſſin Brambilla dieſem armſeligen Schlucker nachläuft? — So hat es Celionati mir verſichert. Aber ſo wie ſich der Prinz noch ſcheut, öffentlich aufzutreten als der meinige, ſo trägt die Prinzeſſin noch allerlei Bedenken, ihrer vorigen Liebe zu entſagen und den Komödianten Giglio Fava zu erheben auf ihren Thron. Doch in dem Augenblick, wenn die Prinzeſſin dem Giglio ihre Hand reicht, empfängt der Prinz hochbeglückt die meinige.“

„Giacinta,“ rief die Alte, „was für Thorheiten, was für Einbildungen!“

„Und was,“ ſprach Giacinta weiter, „und was Ihr davon ſagt, daß der Prinz es bis jetzt verſchmäht hat, die Geliebte aufzuſuchen in ihrem eigenen Kämmerlein, ſo iſt das grundfalſch. Ihr glaubt es nicht, welcher anmuthigen Künſte ſich der Prinz bedient, um mich unbelauſcht zu ſehen. Denn Ihr müßt wiſſen, daß mein Prinz nebſt andern löblichen Eigenſchaften und Kenntniſſen, die er beſitzt, auch ein großer Zauberer iſt. Daß er einmal zur Nacht mich beſuchte, ſo klein, ſo niedlich, ſo allerliebſt, daß ich ihn hätte aufeſſen mögen, daran will ich gar nicht denken. Aber oft erſcheint er ja, ſelbſt wenn Ihr zugegen, plötzlich hier mitten in unſerem kleinen Gemach und es liegt nur an Euch, daß Ihr weder den Prinzen, noch all' die Herrlichkeiten erblickt, die ſich dann aufthun. Daß unſer enges Gemach ſich dann ausdehnt zum großen herrlichen Prachtſaal mit Marmorwänden, golddurchwirkten Teppichen, damaſtnen Ruhebetten, Tiſchen und Stühlen von Ebenholz und Elfenbein, will mir noch nicht ſo gefallen, als wenn die Mauern gänzlich ſchwinden, wenn ich mit dem Geliebten Hand in Hand wandle in dem ſchönſten Garten, wie man ihn ſich nur denken mag. Daß Du, Alte, die himmliſchen Düfte nicht einzuathmen vermagſt, die in dieſem Paradieſe weben, wundert mich gar nicht, da Du die häßliche Gewohnheit haſt, Dir die Naſe mit Taback vollzuſtopfen und nicht unterlaſſen kannſt, ſelbſt in Gegenwart des Prinzen dein Döschen herauszuziehen. Aber das Backentuch ſollteſt du wenigſtens wegthun von den Ohren, um den Geſang des Gartens zu vernehmen, der den Sinn gefangen nimmt ganz und gar und vor dem jedes irdiſche Leid ſchwindet und auch der Zahnſchmerz. Du kannſt es durchaus nicht unſchicklich finden, wenn ich es dulde, daß der Prinz mich auf beide Schultern küßt; denn Du ſiehſt es ja, wie dann mir augenblicklich die ſchönſten, bunteſten, gleißendſten Schmetterlingsflügel herauswachſen und wie ich mich emporſchwinge hoch — hoch, in die Lüfte. — Ha! — das iſt erſt die rechte Luſt, wenn ich mit dem Prinzen ſo durch das Azur des Himmels ſegle. — Alles, was Erd' und Himmel Herrliches hat, allen Reichthum, alle Schätze, die, verborgen im tiefſten Schacht der Schöpfung, nur geahnet wurden, gehen dann auf vor meinem trunknen Blick und alles — alles iſt mein! — Und Du ſagſt, Alte, daß der Prinz karg ſei und mich in Armuth laſſe, unerachtet ſeiner Liebe? — Aber Du meinſt vielleicht nur, wenn der Prinz zugegen, ſey ich reich; und auch das iſt nicht einmal wahr. Sieh, Alte, wie in dieſem Augenblick, da ich nur von dem Prinzen rede und von ſeiner Herrlichkeit, ſich unſer Gemach ſo ſchön geſchmückt hat. Sieh dieſe ſeidnen Vorhänge, dieſe Teppiche, dieſe Spiegel, vor allen Dingen aber jenen köſtlichen Schrank, deſſen Aeußeres würdig iſt des reichen Inhalts! Denn Du darfſt ihn nur öffnen und die Goldrollen fallen dir in den Schooß. Und was meinſt Du zu dieſen ſchmucken Hofdamen, Zofen, Pagen, die mir der Prinz indeſſen, ehe der ganze glänzende Hofſtaat meinen Thron umgiebt, zur Bedienung angewieſen hat?"

Bei dieſen Worten trat Giacinta vor jenen Schrank, den der geneigte Leſer ſchon im erſten Kapitel geſchaut hat und in dem ſehr reiche, aber auch ſehr ſeltſame abentheuerliche Anzüge hingen, die Giacinta auf Bescapi's Beſtellung ausſtaffirt hatte und mit denen ſie jetzt ein leiſes Geſpräch begann.

Die Alte ſchaute kopfſchüttelnd dem Treiben Giacinta's zu, dann begann ſie: „Gott tröſte Euch, Giacinta! aber Ihr ſeyd befangen in argem Wahn und ich werde den Beichtvater holen, damit er den Teufel vertreibe, der hier ſpukt. — Aber ich ſag' es, Alles iſt die Schuld des verrückten Charlatans, der Euch den Prinzen in den Kopf geſetzt, und des albernen Schneiders, der Euch die tollen Maſkenkleider in Arbeit gegeben hat. — Doch nicht ſchelten will ich! — Beſinne dich, mein holdes Kind, meine liebe Giacintinetta, komm zu dir, ſey artig, wie zuvor!"

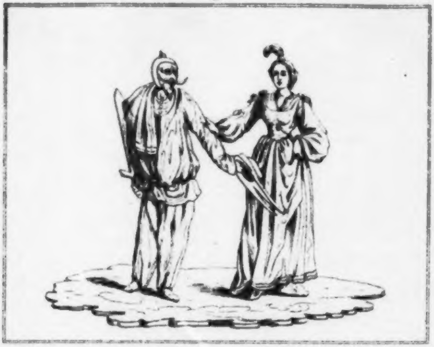
Giacinta ſetzte ſich ſchweigend in ihren Seſſel, ſtützte das Köpfchen auf die Hand und ſchaute ſinnend vor ſich nieder!

„Und wenn," ſprach die Alte weiter, „und wenn unſer gute Giglio ſeine Seitenſprünge läßt — Doch halt — Giglio! — Ei! indem ich Dich ſo anſchaue, Giacintchen, kommt mir in den Sinn, was er uns einmal vorlas aus dem kleinen Buche — Warte — warte — warte — das paßt auf Dich vortrefflich." — Die Alte holte aus einem Korbe unter Bändern, Spitzen, Seidenlappen und andern Materialien des Putzes, ein kleines ſaubergebundenes Büchelchen hervor, ſetzte ihre Brille auf die Naſe, kauerte nieder vor Giacinta und las:

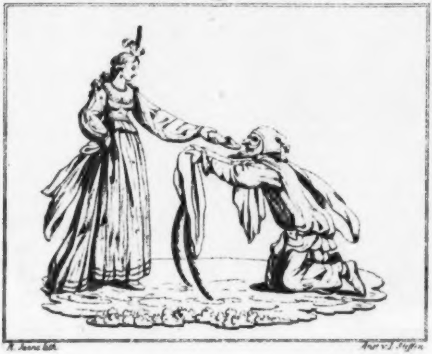
„War es an dem einſamen Moosufer eines Waldbachs, war es
„in einer duftenden Jasminlaube? — Nein — ich beſinne mich
„jetzt, es war in einem kleinen freundlichen Gemach, das die
„Strahlen der Abendſonne durchleuchteten, wo ich ſie erblickte.
„Sie ſaß in einem niedrigen Lehnſeſſel, den Kopf auf die rechte
„Hand geſtützt, ſo daß die dunklen Locken muthwillig ſich ſträubten
„und hervorquollen zwiſchen den weißen Fingern. Die Linke lag
„auf dem Schooße und zupfte ſpielend an dem ſeidnen Bande,
„das ſich losgeneſtelt von dem ſchlanken Leib, den es umgürtet.
„Willkürlos ſchien der Bewegung dieſer Hand das Füßchen zu
„folgen, deſſen Spitze nur eben unter dem faltenreichen Gewande
„hervorguckte und leiſe leiſe auf- und niederſchlug. Ich ſag es Euch,
„ſo viel Anmuth, ſo viel himmliſcher Liebreiz war über ihre ganze
„Geſtalt hingegoſſen, daß mir das Herz bebte vor namenloſem
„Entzücken. Den Ring des Gyges wünſcht' ich mir: ſie ſollte mich
„nicht ſehen; denn von meinem Blick berührt würde ſie, fürchtete
„ich, in die Luft verſchwinden, wie ein Traumbild! — Ein ſüßes
„holdſeliges Lächeln ſpielte um Mund und Wange, leiſe Seufzer
„drängten ſich durch die rubinrothen Lippen und trafen mich wie
„glühende Liebespfeile. Ich erſchrak; denn ich glaubte, ich hätte laut
„ihren Namen gerufen im jähen Schmerz inbrünſtiger Wonne! —
„Doch, ſie gewahrte mich nicht, ſie ſah mich nicht. — Da wagt'
„ich es ihr in die Augen zu blicken, die ſtarr auf mich gerichtet
„ſchienen und in dem Wiederſchein dieſes holdſeligen Spiegels ging
„mir erſt der wundervolle Zaubergarten auf, in den das Engelsbild
„entrückt war. Glänzende Luftſchlöſſer öffneten ihre Thore und aus
„dieſen ſtrömte ein luſtiges buntes Volk, das fröhlich jauchzend
„der Schönſten die herrlichſten reichſten Gaben darbrachte. Aber
„dieſe Gaben waren ja eben alle Hoffnungen, alle ſehnſüchtigen
„Wünſche, die aus der innerſten Tiefe des Gemüths heraus ihre
„Bruſt bewegten. Höher und heftiger ſchwollen, gleich Lilienwogen,
„die Spitzen über dem blendenden Buſen und ein ſchimmerndes
„Inkarnat leuchtete auf den Wangen. Denn nun erſt wurde das
„Geheimniß der Muſik wach und ſprach in Himmelslauten das Höchſte
„aus — Ihr könnet mir glauben, daß ich nun wirklich ſelbſt im Wieder-

Blatt 49

VII



VIII



H. Jeane lith. Anst v. J. Steffen

„ſchein jenes wunderbaren Spiegels, mitten im Zaubergarten „ſtand.“ —

„Das iſt,“ ſprach die Alte, indem ſie das Buch zuklappte und die Brille von der Naſe nahm, „das iſt alles nun ſehr hübſch und artig geſagt; aber du lieber Himmel, was für ausſchweifende Redensarten, um doch eigentlich weiter nichts auszudrücken, als daß es nichts Anmuthigeres, und für Männer von Sinn und Verſtand nichts Verführeriſcheres giebt, als ein ſchönes Mädchen, das in ſich vertieft da ſitzt und Luftſchlöſſer baut. Und das paßt, wie geſagt, ſehr gut auf Dich, meine Giacintina und alles, was Du mir da vorgeſchwatzt haſt vom Prinzen und ſeinen Kunſtſtücken, iſt weiter nichts, als der lautgewordene Traum, in den Du verſunken.“

„Und,“ erwiederte Giacinta, indem ſie ſich vom Seſſel erhob und wie ein fröhliches Kind in die Händchen klatſchte, „und wenn es denn wirklich ſo wäre, gliche ich denn nicht eben deshalb dem anmuthigen Zauberbilde, von dem Ihr eben laſet? — Und daß Ihr's nur wißt, Worte des Prinzen waren es, die, als Ihr aus Giglio's Buch etwas vorleſen wolltet, willkürlos über Eure Lippen floſſen.“

Siebentes Kapitel.

Wie einem jungen artigen Menſchen auf dem Café greco abſcheuliche Dinge zugemuthet wurden, ein Impreſſario Reue empfand und ein Schauſpielermodell an Trauerſpielen des Abbate Chiari ſtarb. — Chroniſcher Dualismus und der Doppelprinz, der in die Quere dachte. — Wie jemand eines Augenübels halber verkehrt ſah, ſein Land verlor und nicht ſpazieren ging. — Zank, Streit und Trennung.

Unmöglich wird ſich der geneigte Leſer darüber beſchweren können, daß der Autor ihn in dieſer Geſchichte durch zu weite Gänge hin und her ermüde. In einem kleinen Kreiſe, den man mit wenigen hundert Schritten durchmißt, liegt alles hübſch beiſammen: der Corſo, der Palaſt Piſtoja, der Café greco ꝛc., und, den geringen Sprung nach dem Lande Urdargarten abgerechnet, bleibt es immer bei jenem kleinen, leicht zu durchwandelnden Kreiſe. So bedarf es jetzt nur weniger

Schritte und der geneigte Leſer befindet ſich wieder in dem Café greco, wo, es ſind erſt vier Kapitel her, der Marktſchreier Celionati deutſchen Jünglingen die wunderliche und wunderbare Geſchichte von dem Könige Ophioch und der Königin Liris erzählte.

Alſo! — In dem Café greco ſaß ganz einſam ein junger hübſcher, artig gekleideter Menſch, und ſchien in tiefe Gedanken verſunken, ſo daß er erſt, nachdem zwei Männer, die unterdeſſen hereingetreten und ſich ihm genaht, zwei, dreimal hintereinander gerufen hatten: „Signor — Signor — mein beſter Signor!“ wie aus dem Traum erwachte und mit höflich vornehmem Anſtande fragte, was den Herren zu Dienſten ſtehe! —

Der Abbate Chiari — es iſt nämlich zu ſagen, daß die beiden Männer niemand anders waren, als eben der Abbate Chiari, der berühmte Dichter des noch berühmteren weißen Mohren, und jener Impreſſario, der das Trauerſpiel mit der Farce vertauſcht — der Abbate Chiari begann alsbald: „Mein beſter Signor Giglio, wie kommt es, daß Ihr Euch gar nicht mehr ſehen laſſet, daß man Euch mühſam aufſuchen muß durch ganz Rom? — Seht hier einen reuigen Sünder, den die Kraft, die Macht meines Worts bekehrt hat, der alles Unrecht, das er Euch angethan, wieder gut machen, der Euch allen Schaden reichlich erſetzen will!“ „Ja,“ nahm der Impreſſario das Wort, „ja, Signor Giglio, ich bekenne frei meinen Unverſtand, meine Verblendung. — Wie war es möglich, daß ich Euer Genie verkennen, daß ich nur einen Augenblick daran zweifeln konnte, in Euch allein meine ganze Stütze zu finden! — Kehrt zurück zu mir, empfangt auf meinem Theater auf's Neue die Bewunderung, den lauten ſtürmiſchen Beifall der Welt!“

„Ich weiß nicht,“ erwiederte der junge artige Menſch, indem er beide, den Abbate und den Impreſſario ganz verwundert anblickte, „ich weiß nicht, meine Herren, was Ihr eigentlich von mir wollt. — Ihr redet mich mit einem fremden Namen an, Ihr ſprecht von mir ganz unbekannten Dingen — Ihr thut, als wäre ich Euch bekannt, unerachtet ich mich kaum erinnere, Euch jemals in meinem Leben geſehen zu haben!“ —

„Recht,“ ſprach der Impreſſario, dem die hellen Thränen in die Augen kamen, „recht thuſt du, Giglio, mich ſo ſchnöde zu behandeln, ſo zu thun, als ob du mich gar nicht kenneſt; denn ein Eſel war ich, als ich dich fortjagte von den Brettern. Doch — Giglio! ſey nicht unverſöhnlich, mein Junge! — Her die Hand!"

„Denkt," fiel der Abbate dem Impreſſario in die Rede, „denkt, guter Signor Giglio, an mich, an den weißen Mohren, und daß Ihr denn doch auf andere Weiſe nicht mehr Ruhm und Ehre einerndten könnet, als auf der Bühne dieſes wackern Mannes, der den Arlechino ſammt ſeinem ganzen ſaubern Anhang zum Teufel gejagt, und auf's Neue das Glück errungen hat, Trauerſpiele von mir zu erhalten und aufzuführen."

„Signor Giglio," ſprach der Impreſſario weiter, „Ihr ſollt ſelbſt Euern Gehalt beſtimmen; ja Ihr ſollt ſelbſt nach freier Willkür Euern Anzug zum weißen Mohren wählen und es ſoll dabei mir auf ein paar Ellen unächter Treſſen, auf ein Päckchen Flittern mehr durchaus nicht ankommen."

„Und ich ſage Euch," rief der junge Menſch, „daß alles, was Ihr da vorbringt, mir unauflösbares Räthſel iſt und bleibt."

„Ha," ſchrie nun der Impreſſario voller Wuth, „ha ich verſtehe Euch, Signor Giglio Fava, ich verſtehe Euch ganz, ich verſtehe Euch ganz; ich weiß nun alles. Der verfluchte Satan von — nun, ich mag ſeinen Namen nicht nennen, damit nicht Gift auf meine Lippen komme — der hat Euch gefangen in ſeinen Netzen, der hält Euch feſt in ſeinen Klauen. — Ihr ſeyd engagirt — Ihr ſeyd engagirt. Aber ha ha ha — zu ſpät werdet Ihr es bereuen, wenn Ihr bei dem Schuft, bei dem erbärmlichen Schneidermeiſter, den ein toller Wahnſinn lächerlichen Dünkels treibt, wenn Ihr bei dem —"

„Ich bitte Euch," unterbrach der junge Menſch den zornigen Impreſſario, „ich bitte Euch, beſter Signor! gerathet nicht in Hitze, bleibet fein gelaſſen! Ich errathe jetzt das ganze Mißverſtändniß. Nicht wahr, Ihr haltet mich für einen Schauſpieler, Namens Giglio Fava, der, wie ich vernommen, ehemals in Rom als ein vortrefflicher Schauſpieler geglänzt haben ſoll, unerachtet er im Grunde niemals was getaugt hat?"

Beide, der Abbate und der Impreſſario, ſtarrten den jungen Menſchen an, als erblickten ſie ein Geſpenſt.

„Wahrſcheinlich," fuhr der junge Menſch fort, „wahrſcheinlich waret Ihr, meine Herren, von Rom abweſend und kehrtet erſt in dieſem Augenblick zurück; denn ſonſt würd' es mich Wunder nehmen, daß

Ihr das nicht vernommen haben ſolltet, wovon ganz Rom ſpricht. Leid ſollte es mir thun, wenn ich der erſte wäre, von dem Ihr erfahret, daß jener Schauſpieler, Giglio Fava, den Ihr ſucht und der Euch ſo werth zu ſein ſcheint, geſtern auf dem Corſo im Zweikampf niedergeſtoßen wurde. — Ich ſelbſt bin nur zu ſehr von ſeinem Tode überzeugt."

„O ſchön!" rief der Abbate, „o ſchön, über alle Maßen ſchön und herrlich! — Alſo das war der berühmte Schauſpieler Giglio Fava, den ein unſinniger fratzenhafter Kerl geſtern niederſtieß, daß er beide Beine in die Höhe kehrte? Wahrlich, mein beſter Signor, Ihr müßt Fremdling in Rom und wenig bekannt ſeyn mit unſern Carnevalsſpäßen; denn ſonſt würdet Ihr es wiſſen, daß die Leute, als ſie den vermeintlichen Leichnam aufheben und forttragen wollten, nur ein hübſches, aus Pappendeckel geformtes Modell in Händen hatten, worüber denn das Volk ausbrach in ein unmäßiges Gelächter."

„Mir iſt," ſprach der junge Menſch weiter, „mir iſt unbekannt, inwiefern der tragiſche Schauſpieler Giglio Fava nicht wirklich Fleiſch und Blut hatte, ſondern nur aus Pappendeckel geformt war; gewiß iſt es aber, daß ſein ganzes Inneres, bei der Sektion, mit Rollen aus den Trauerſpielen eines gewiſſen Abbate Chiari erfüllt gefunden wurde, und daß die Aerzte nur der ſchrecklichen Ueberſättigung, der völligen Zerrüttung aller verdauenden Prinzipe durch den Genuß gänzlich kraft- und ſaftloſer Nährmittel, die Tödtlichkeit des Stoßes, den Giglio Fava vom Gegner erhalten, zuſchrieben."

Bei dieſen Worten des jungen Menſchen brach der ganze Kreis aus in ein ſchallendes Gelächter.

Unvermerkt hatte ſich nämlich während des merkwürdigen Geſprächs der Café greco mit den gewöhnlichen Gäſten gefüllt und vornehmlich waren es die deutſchen Künſtler, die einen Kreis um die Sprechenden geſchloſſen.

War erſt der Impreſſario in Zorn gerathen, ſo brach nun bei dem Abbate noch viel ärger die innere Wuth aus. „Ha!" ſchrie er, „ha, Giglio Fava! darauf hattet Ihr es abgeſehen; Euch verdanke ich allen Skandal auf dem Corſo! — Wartet — meine Rache ſoll Euch treffen — zerſchmettern —"

Da nun aber der beleidigte Poet ausbrach in niedrige Schimpfwörter, und ſogar Miene machte, mit dem Impreſſario gemeinſchaftlich den jungen artigen Menſchen anzupacken, ſo erfaßten die deutſchen Künſtler beide und warfen ſie ziemlich unſanft zur Thüre hinaus, ſo daß ſie blitzſchnell bei dem alten Celionati vorüberflogen, der ſo eben eintreten wollte und der ihnen eine „glückliche Reiſe!“ nachrief.

So wie der junge artige Menſch den Ciarlatano gewahrte, ging er ſchnell auf ihn los, nahm ihn bei der Hand, führte ihn in eine entfernte Ecke des Zimmers und begann: „Wäret Ihr doch nur früher gekommen, beſter Signor Celionati, um mich von zwei Ueberläſtigen zu befreien, die mich durchaus für den Schauſpieler Giglio Fava hielten, den ich — ach Ihr wißt es ja! — geſtern in meinem unglücklichen Paroxysmus auf dem Corſo niederſtieß, und die mir allerlei abſcheuliche Dinge zumutheten. — Sagt mir, bin ich denn wirklich jenem Fava ſo ähnlich, daß man mich für ihn anſehen kann?“

„Zweifelt,“ erwiederte der Ciarlatano höflich, ja beinahe ehrerbietig grüßend, „zweifelt nicht, gnädigſter Herr, daß Ihr, was Eure angenehmen Geſichtszüge betrifft, in der That jenem Schauſpieler ähnlich genug ſehet, und es war daher ſehr gerathen, Euern Doppelgänger aus dem Wege zu räumen, welches Ihr ſehr geſchickt anzufangen wußtet. Was den alten Abbate Chiari ſammt ſeinem Impreſſario betrifft, ſo rechnet ganz auf mich, mein Prinz! Ich werde Euch allen Anfechtungen, die Eure vollkommene Geneſung aufhalten könnten, zu entziehen wiſſen. Es iſt nichts leichter, als einen Schauſpieldirektor mit einem Schauſpieldichter dermaßen zu entzweien, daß ſie grimmig auf einander losgehen und im wüthenden Kampf einander auffreſſen, wie jene beiden Löwen, von denen nichts übrig blieb, als die beiden Schweife, die, ſchreckliches Denkmal verübten Mords, auf dem Kampfplatz gefunden wurden. — Nehmt Euch doch ja nicht Eure Aehnlichkeit mit dem Trauerſpieler aus Pappendeckel zu Herzen! Denn ſo eben vernehme ich, daß die jungen Leute dort, die Euch von Euern Verfolgern befreiten, ebenfalls glauben, Ihr wäret nun einmal kein anderer, als eben der Giglio Fava.“

„O!“ ſprach der junge artige Menſch leiſe, „o mein beſter Signor Celionati, verrathet doch nur um des Himmelswillen nicht, wer ich bin! Ihr wißt es ja, warum ich ſo lange verborgen bleiben muß, bis ich völlig geneſen.“

„Seyd,“ erwiederte der Charlatan, „ſeyd unbeſorgt, mein Prinz, ich werde, ohne Euch zu verrathen, ſo viel von Euch ſagen, als nöthig iſt, um die Achtung und Freundſchaft jener jungen Leute zu gewinnen, ohne daß es ihnen einfallen darf zu fragen, weß Namens und Standes Ihr ſeyd. Thut für's Erſte ſo, als wenn Ihr uns gar nicht beachtetet, ſchaut zum Fenſter hinaus, oder leſet Zeitungen, dann könnet Ihr Euch ſpäter in unſer Geſpräch miſchen. Damit Euch aber das, was ich ſpreche, gar nicht genirt, werde ich in der Sprache reden, die eigentlich nur für die Dinge paßt, die Euch und Eure Krankheit betreffen, und die Ihr zur Zeit nicht verſteht.“

Signor Celionati nahm, wie gewöhnlich, Platz unter den jungen Deutſchen, die noch unter lautem Lachen davon redeten, wie ſie den Abbate und den Impreſſario, als ſie dem jungen artigen Mann zu Leibe gewollt, in möglichſter Eile hinausbefördert hätten. Mehrere fragten dann den Alten, ob es denn nicht wirklich der bekannte Schauſpieler Giglio Fava ſey, der dort zum Fenſter hinauslehne, und als dieſer es verneint und vielmehr erklärt, daß es ein junger Fremder von hoher Abkunft ſey, meinte der Maler Franz Reinhold (der geneigte Leſer hat ihn ſchon in dem dritten Kapitel geſehen und gehört), daß er es gar nicht begreifen könne, wie man eine Aehnlichkeit zwiſchen jenem Fremden und dem Schauſpieler Giglio Fava finden wollte. Zugeben müſſe er, daß Mund, Naſe, Stirn, Auge, Wuchs beider ſich in der äußern Form gleichen könnten; aber der geiſtige Ausdruck des Antlitzes, der eigentlich die Aehnlichkeit erſt ſchaffe und den die mehrſten Portraitmaler, oder vielmehr Geſichtabſchreiber, nicht aufzufaſſen und daher wahrhaft ähnliche Bilder zu liefern niemals vermöchten, eben dieſer Ausdruck ſei zwiſchen beiden ſo himmelweit verſchieden, daß er ſeinerſeits den Fremden nie für den Giglio Fava gehalten hätte. Der Fava habe eigentlich ein nichtsſagendes Geſicht, wogegen in dem Geſicht des Fremden etwas Seltſames liege, deſſen Bedeutung er ſelbſt nicht verſtehe.

Die jungen Leute forderten den alten Charlatan auf, ihnen wiederum etwas, das der wunderbaren Geſchichte von dem König Ophioch und der Königin Liris gliche, die ihnen überaus wohlgefallen, oder vielmehr den zweiten Theil dieſer Geſchichte ſelbſt vorzutragen, den er ja von ſeinem Freunde, dem Zauberer Ruffiamonte oder Hermod im Palaſt Piſtoja erfahren haben müſſe.

„Was,“ rief der Charlatan, „was zweiter Theil — was zweiter Theil? Hab' ich denn neuerdings plötzlich inne gehalten, mich geräuspert und dann mich verbeugend geſagt: Die Fortſetzung folgt künftig? — Und überdem hat mein Freund, der Zauberer Ruffiamonte, den weiteren Verlauf jener Geſchichte bereits vorgeleſen im Palaſt Piſtoja. Eure Schuld iſt es und nicht die meinige, daß Ihr das Collegium verſäumtet, dem auch, wie es jetzt Mode iſt, wißbegierige Damen beiwohnten; und ſollte ich das alles jetzt noch einmal wiederholen, ſo würde das einer Perſon entſetzliche Langeweile erregen, die uns nie verläßt und die ſich auch in jenem Collegio befand, mithin ſchon alles weiß. Ich meine nämlich den Leſer des Capriccio's, Prinzeſſin Brambilla geheißen, einer Geſchichte, in der wir ſelbſt vorkommen und mitſpielen. — Alſo nichts von dem Könige Ophioch und der Königin Liris und der Prinzeſſin Myſtilis und dem bunten Vogel! Aber von mir, von mir will ich reden, wenn Euch anders damit gedient iſt, ihr leichtſinnigen Leute!“

„Warum leichtſinnig?“ fragte Reinhold. — „Darum,“ ſprach Meiſter Celionati auf deutſch weiter, „weil Ihr mich betrachtet wie einen, der nur eben darum da iſt, Euch zuweilen Märchen zu erzählen, die bloß ihrer Poſſierlichkeit halber poſſierlich klingen und Euch die Zeit, die Ihr daran wenden wollt, vertreiben. Aber, ich ſage Euch, als mich der Dichter erfand, hatte er ganz was anders mit mir im Sinn und wenn er es mit anſehen ſollte, wie Ihr mich manchmal ſo gleichgültig behandelt, könnte er gar glauben, ich ſey ihm aus der Art geſchlagen. — Nun genug, Ihr erzeigt mir alle nicht die Ehrfurcht und Achtung, die ich verdiene meiner tiefen Kenntniſſe halber. So z. B. ſeyd Ihr der ſchnöden Meinung, daß, was die Wiſſenſchaft der Medizin betrifft, ich, ohne alles gründliche Studium, Hausmittel als Arcana verkaufe und alle Krankheiten mit denſelben Mitteln heilen wolle. Doch nun iſt die Zeit gekommen, Euch eines Beſſern zu belehren. Weit, weit her, aus einem Lande ſo fern, daß Peter Schlemihl, trotz ſeinen Siebenmeilenſtiefeln ein ganzes Jahr laufen müßte, um es zu erreichen, iſt ein junger ſehr ausgezeichneter Mann hieher gereiſet, um ſich meiner hülfreichen Kunſt zu bedienen, da er an einer Krankheit leidet, die wohl die ſeltſamſte und zugleich gefährlichſte genannt werden darf, die es giebt und deren Heilung nun wirklich auf einem Arcanum beruht, deſſen Beſitz magiſche Weihe vorausſetzt. Der junge Mann leidet nämlich an dem chroniſchen Dualismus."

„Wie," riefen alle durcheinanderlachend, „wie? was ſagt Ihr, Meiſter Celionati, chroniſchen Dualismus? — Iſt das erhört?" —

„Ich merke wohl," ſprach Reinhold, „daß Ihr uns wieder etwas Tolles, Abentheuerliches auftiſchen wollt, und nachher bleibt Ihr nicht mehr bei der Stange."

„Ei," erwiederte der Charlatan, „ei mein Sohn Reinhold, Du gerade ſollteſt mir ſolchen Vorwurf nicht machen; denn eben Dir habe ich immer wacker die Stange gehalten und da Du, wie ich glaube, die Geſchichte von dem Könige Ophioch richtig verſtanden und auch wohl ſelbſt in den hellen Waſſerſpiegel der Urdarquelle geſchaut haſt, ſo — Doch ehe ich weiter ſpreche über die Krankheit, ſo erfahrt, Ihr Herren, daß der Kranke, deſſen Kur ich unternommen, eben jener junge Mann iſt, der zum Fenſter hinausſchaut und den Ihr für den Schauſpieler Giglio Fava gehalten."

Alle ſchauten neugierig hin nach dem Fremden und kamen darin überein, daß in den übrigens geiſtreichen Zügen ſeines Antlitzes doch etwas Ungewiſſes, Verworrenes liege, das auf eine gefährliche Krankheit ſchließen laſſe, welche am Ende in einem verſteckten Wahnſinn beſtehe. „Ich glaube," ſprach Reinhold, „ich glaube, daß Ihr, Meiſter Celionati, mit Eurem chroniſchen Dualismus nichts anders meint, als jene ſeltſame Narrheit, in der das eigne Ich ſich mit ſich ſelbſt entzweit, worüber denn die eigne Perſönlichkeit ſich nicht mehr feſthalten kann."

„Nicht übel," erwiederte der Charlatan, „nicht übel, mein Sohn! aber dennoch fehlgeſchoſſen. Soll ich Euch aber über die ſeltſame Krankheit meines Patienten Rechenſchaft geben, ſo fürchte ich beinahe, daß es mir nicht gelingen wird, Euch darüber klar und deutlich zu belehren, vorzüglich da Ihr keine Aerzte ſeyd, ich mich alſo jedes Kunſtausdrucks enthalten muß. — Nun! — ich will es darauf ankommen laſſen, wie es wird und Euch zuvörderſt bemerklich machen, daß der Dichter, der uns erfand und dem wir, wollen wir wirklich exiſtiren, dienſtbar bleiben müſſen, uns durchaus für unſer Seyn und Treiben keine beſtimmte Zeit vorgeſchrieben hat. Sehr angenehm iſt es mir daher, daß ich, ohne einen Anachronismus zu begehen, vorausſetzen darf, daß Ihr aus den Schriften eines gewiſſen deutſchen, ſehr geiſtreichen Schriftſtellers*) Kunde erhalten habt von dem doppelten Kronprinzen. Eine Prinzeſſin befand ſich (um wieder mit einem dito geiſtreichen deutſchen Schriftſteller**) zu reden) in andern Umſtänden, als das Land, nämlich in geſegneten. Das Volk harrte und hoffte auf einen Prinzen; die Prinzeſſin übertraf aber dieſe Hoffnung gerade um das Doppelte, indem ſie zwei allerliebſte Prinzlein gebar, die, Zwillinge, doch ein Einling zu nennen waren, da ſie mit den Sitztheilen zuſammengewachſen. Ungeachtet nun der Hofpoet behauptete, die Natur habe in einem menſchlichen Körper nicht Raum genug gefunden für all' die Tugenden, die der künftige Thronerbe in ſich tragen ſolle, unerachtet die Miniſter den über den Doppelſegen etwas betretenen Fürſten damit tröſteten, daß vier Hände doch Scepter und Schwert kräftiger handhaben würden, als zwei, ſo wie überhaupt die ganze Regierungsſonate à quatre mains voller und prächtiger klingen würde — ja! — alles deſſen unerachtet, fanden ſich doch Umſtände genug, die manches gerechte Bedenken veranlaßten. Für's Erſte erregte ſchon die große Schwierigkeit, ein praktikables und zugleich zierliches Modell zu einem gewiſſen Stühlchen zu erfinden, die gegründete Beſorgniß, wie es künftig mit der ſchicklichen Form des Throns ausſehen würde; eben ſo vermochte eine aus Philoſophen und Schneidern zuſammengeſetzte Commiſſion nur nach dreihundert und fünf und ſechszig Sitzungen die bequemſte und dabei anmuthigſte Form der Doppelhoſen herauszubringen; was aber das Schlimmſte ſchien, war die gänzliche Verſchiedenheit des Sinns, die ſich in Beiden immer mehr und mehr offenbarte. War der eine Prinz traurig, ſo war der andere luſtig; wollte der eine ſitzen, ſo wollte der andere laufen, genug — nie ſtimmten ihre Neigungen überein. Und dabei konnte man durchaus nicht behaupten, der eine ſey dieſer, der andere jener beſtimmten Gemüthsart; denn in dem Widerſpiel eines ewigen Wechſels ſchien eine Natur hinüberzugehen in die andre, welches wohl daher kommen mußte, daß ſich, nächſt dem körperlichen Zuſammenwachſen, auch ein geiſtiges offenbarte, das eben den größten Zwieſpalt verurſachte. — Sie dachten nämlich in die Quere, ſo daß keiner jemals recht wußte, ob er das, was er gedacht, auch wirklich ſelbſt gedacht, oder ſein Zwilling; und heißt das nicht Confuſion, ſo giebt es keine. Nehmt Ihr nun an, daß einem Menſchen ſolch' ein in die Quere denkender Doppelprinz im Leibe ſitzt, als materia peccans, ſo habt Ihr die Krankheit heraus, von der ich rede und deren Wirkung ſich vornehmlich dahin äußert, daß der Kranke aus ſich ſelber nicht klug wird." —

---

*) Lichtenberg.

**) Jean Paul.

Indeſſen hatte ſich der junge Menſch unvermerkt der Geſellſchaft genähert und da nun Alle ſchweigend den Charlatan anblickten, als erwarteten ſie, daß er fortfahren werde, begann er, nachdem er ſich höflich verbeugt: „Ich weiß nicht, meine Herren, ob es Euch recht iſt, wenn ich mich in Eure Geſellſchaft miſche. Man hat mich wohl ſonſt überall gern, wenn ich ganz geſund bin und munter; aber gewiß hat Euch Meiſter Celionati ſo viel Wunderliches von meiner Krankheit erzählt, daß Ihr nicht wünſchen werdet, von mir ſelbſt beläſtigt zu werden."

Reinhold verſicherte im Namen Aller, daß der neue Gaſt ihnen willkommen, und der junge Menſch nahm Platz in dem Kreiſe.

Der Charlatan entfernte ſich, nachdem er dem jungen Menſchen nochmals eingeſchärft hatte, doch ja die vorgeſchriebene Diät zu halten.

Es geſchah, wie immer es zu geſchehen pflegt, daß man ſofort über den, der das Zimmer verlaſſen, zu ſprechen begann und vorzüglich den jungen Menſchen über ſeinen abentheuerlichen Arzt befragte. Der junge Menſch verſicherte, daß Meiſter Celionati ſehr ſchöne Schulkenntniſſe erworben, auch in Halle und Jena mit Nutzen Collegia gehört, ſo daß man ihm vollkommen vertrauen könne. Auch ſonſt ſey es, ſeiner Meinung nach, ein ganz hübſcher leidlicher Mann, der nur den einzigen, freilich ſehr großen, Fehler habe, oftmals zu ſehr in's Allegoriſche zu fallen, welches ihm denn wirklich ſchade. Gewiß habe Meiſter Celionati auch von der Krankheit, die er zu heilen unternommen, ſehr abentheuerlich geſprochen. Reinhold erklärte, wie, nach des Charlatans Ausſpruch, ihm, dem jungen Menſchen, ein doppelter Kronprinz im Leibe ſitze.

„Seht," ſprach nun der junge Menſch anmuthig lächelnd, „ſeht Ihr es wohl, Ihr Herren? Das iſt nun wieder eine pure Allegorie und doch kennt Meiſter Celionati meine Krankheit ſehr genau, und doch weiß er, daß ich nur an einem Augenübel leide, welches ich mir durch zu frühzeitiges Brillentragen zugezogen. Es muß ſich etwas in meinem Augenſpiegel verrückt haben; denn ich ſehe leider meiſtens alles verkehrt und ſo kommt es, daß mir die ernſthafteſten Dinge oft ganz ungemein ſpaßhaft, und umgekehrt die ſpaßhafteſten Dinge oft ganz ungemein ernſthaft vorkommen. Das aber erregt mir oft entſetzliche Angſt und ſolchen Schwindel, daß ich mich kaum aufrecht erhalten kann. Hauptſächlich, meint Meiſter Celionati, komme es zu meiner Geneſung darauf an, daß ich mir häufige ſtarke Bewegung mache; aber du lieber Himmel, wie ſoll ich das anfangen?“

„Nun,“ rief einer, „da Ihr, beſter Signor, wie ich ſehe, ganz geſund auf den Beinen ſeyd, ſo weiß ich doch“ — In dem Augenblick trat eine dem geneigten Leſer ſchon bekannt gewordene Perſon herein, der berühmte Schneidermeiſter Bescapi.

Bescapi ging auf den jungen Menſchen los, verbeugte ſich ſehr tief und begann: „Mein gnädigſter Prinz!“ — „Gnädigſter Prinz?“ riefen alle durcheinander und blickten den jungen Menſchen mit Erſtaunen an. Der aber ſprach mit ruhiger Miene: „Mein Geheimniß hat wider meinen Willen der Zufall verrathen. Ja, meine Herren! ich bin wirklich ein Prinz und noch dazu ein unglücklicher, da ich vergebens nach dem herrlichen mächtigen Reich trachte, das mein Erbtheil. Sagt' ich daher zuvor, daß es nicht möglich ſei, mir die gehörige Bewegung zu machen, ſo kommt es daher, weil es mir gänzlich an Land, mithin an Raum dazu mangelt. Eben daher, weil ich in ſolch' kleinem Behältniß eingeſchloſſen, verwirren ſich auch die vielen Figuren und ſchießen und kopfkegeln durcheinander, ſo daß ich zu keiner Deutlichkeit gelange; welches ein ſehr übles Ding iſt, da ich meiner innerſten eigentlichſten Natur nach, nur im Klaren exiſtiren kann. Durch die Bemühungen meines Arztes, ſo wie dieſes würdigſten aller würdigen Miniſter, glaube ich aber mittels eines erfreulichen Bündniſſes mit der ſchönſten der Prinzeſſinnen wieder geſund, groß und mächtig zu werden, wie ich es eigentlich ſeyn ſollte. Feierlichſt lade ich Euch, meine Herren, ein, mich in meinen Staaten, in meiner Hauptſtadt zu beſuchen. Ihr werdet finden, daß Ihr dort ganz eigentlich zu Hauſe gehört, und mich nicht verlaſſen wollen, weil Ihr nur bei mir ein wahres Künſtlerleben zu führen vermöget. Glaubt nicht, beſte Herren, daß ich den Mund zu voll nehme, daß ich ein eitler Prahlhans bin! Laßt mich nur erſt wieder ein geſunder Prinz ſeyn, der ſeine Leute kennt, ſollten ſie ſich auch auf den Kopf ſtellen, ſo werdet Ihr erfahren, wie gut ich es mit Euch Allen meine. Ich halte Wort, ſo wahr ich der aſſyriſche Prinz Cornelio Chiapperi bin! — Namen und Vaterland will ich Euch vor der Hand verſchweigen, Ihr erfahret beides zur rechten Zeit. — Nun muß ich mich mit dieſem vortrefflichen Miniſter über einige wichtige Staatsangelegenheiten berathen, dann aber bei der Narrheit einſprechen und durch den Hof wandelnd nachſehen, ob den Miſtbeeten einige gute Witzwörter entkeimt ſind.“ — Damit faßte der junge Menſch den Schneidermeiſter unter den Arm, und beide zogen ab.

„Was ſagt Ihr,“ ſprach Reinhold, „was ſagt Ihr, Leute, zu dem allen? Mich will es bedünken, als hetze das bunte Maskenſpiel eines tollen märchenhaften Spaßes allerlei Geſtalten in immer ſchnelleren und ſchnelleren Kreiſen dermaßen durcheinander, daß man ſie gar nicht mehr zu erkennen, gar nicht mehr zu unterſcheiden vermag. Doch laßt uns Masken nehmen und nach dem Corſo gehen! Ich ahne, daß der tolle Capitan Pantalon, der geſtern den wüthenden Zweikampf beſtand, ſich heute wieder ſehen laſſen und allerlei Abentheuerliches beginnen wird.“

Reinhold hatte Recht. Der Capitan Pantalon ſchritt ſehr gravitätiſch, wie noch in der glänzenden Glorie ſeines geſtrigen Sieges den Corſo auf und nieder, ohne aber irgend Tolles zu beginnen, wie ſonſt, wiewohl eben ſeine grenzenloſe Gravität ihm beinahe noch ein komiſcheres Anſehen gab, als er es ſonſt behauptete. — Der geneigte Leſer errieth es ſchon früher, weiß es aber jetzt mit Beſtimmtheit, wer unter dieſer Maske ſteckt. Niemand anders nämlich, als der Prinz Cornelio Chiapperi, der glückſelige Bräutigam der Prinzeſſin Brambilla. — Und die Prinzeſſin Brambilla, ja ſie ſelbſt mußte wohl die ſchöne Dame ſeyn, die die Wachsmaske vor dem Geſicht in reichen prächtigen Kleidern majeſtätiſch in dem Corſo wandelte. Die Dame ſchien es abgeſehen zu haben auf den Capitan Pantalon; denn geſchickt wußte ſie ihn einzukreiſen, ſo daß es ſchien, er könne ihr nicht ausweichen und doch wand er ſich heraus und ſetzte ſeinen gravitätiſchen Spaziergang fort. Endlich aber, als er eben im Begriff ſtand, mit einem raſchen Schritt vorzuſchreiten, faßte ihn die Dame beim Arme und ſprach mit ſüßer, lieblicher Stimme: „Ja, Ihr ſeyd es, mein Prinz! Euer Gang und die Eures Standes würdige Kleidung (nie truget Ihr eine ſchönere) haben Euch verrathen! — O ſagt, warum flieht Ihr mich? — Erkennet Ihr nicht Euer Leben, Euer

Hoffen in mir?" — „Ich weiß," ſprach der Capitan Pantalon, „ich weiß in der That nicht recht, wer Ihr ſeyd, ſchöne Dame! Oder vielmehr ich wage es nicht zu errathen, da ich ſo oft ſchnöder Täuſchung erlegen. Prinzeſſinnen verwandelten ſich vor meinen Augen in Putzmacherinnen, Komödianten in Pappendeckelfiguren und dennoch hab' ich beſchloſſen, länger keine Illuſion und Phantaſterei zu ertragen, ſondern beide ſchonungslos zu vernichten, wo ich ſie treffe."

„So macht," rief die Dame erzürnt, „ſo macht mit Euch ſelbſt den Anfang! Denn Ihr ſelbſt, mein werther Signor, ſeyd weiter gar nichts, als eine Illuſion!" — „Doch nein," fuhr die Dame ſanft und zärtlich fort, „doch nein, geliebter Cornelio, Du weißt, welch' eine Prinzeſſin Dich liebt, wie ſie aus fernen Landen hergezogen iſt, Dich aufzuſuchen, Dein zu ſeyn! — Und haſt Du denn nicht geſchworen, mein Ritter zu bleiben? — Sprich, Geliebter!"

Die Dame hatte auf's Neue Pantalons Arm gefaßt; der hielt ihr aber ſeinen ſpitzen Hut entgegen, zog ſein breites Schwert an und ſprach: „Seht her! — herab iſt das Zeichen meiner Ritterſchaft, herunter ſind die Hahnfedern von meinem offnen Helm; ich habe den Damen meinen Dienſt aufgekündigt; denn ſie lohnen alle mit Undank und Untreue!" — „Was ſprecht Ihr?" rief die Dame zürnend, „ſeyd Ihr wahnſinnig?" „Leuchtet," ſprach der Capitan Pantalon weiter, „leuchtet mich nur an mit dem funkelnden Demant da auf Eurer Stirne! Weht mir nur entgegen mit der Feder, die Ihr dem bunten Vogel ausgerupft — Ich widerſtehe jedem Zauber und weiß es und bleibe dabei, daß der alte Mann in der Zobelmütze Recht hat, daß mein Miniſter ein Eſel iſt, und daß die Prinzeſſin Brambilla einem miſerablen Schauſpieler nachläuft." „Ho ho!" rief nun die Dame noch zorniger, als vorher, „ho ho, wagt Ihr es, aus dieſem Ton mit mir zu ſprechen, ſo will ich Euch nur ſagen, daß, wenn Ihr ein trauriger Prinz ſeyn wollt, mir jener Schauſpieler, den Ihr erbärmlich nennt und den ich mir, iſt er auch zur Zeit auseinandergenommen, immer wieder zuſammennähen laſſen kann, noch immer viel werther erſcheint, als Ihr. Geht doch fein zu Eurer Putzmacherin, zu der kleinen Giacinta Soardi, der Ihr ja ſonſt, wie ich höre, auch nachgelaufen ſeyd und erhebt ſie auf Euern Thron, den irgendwo hinzuſtellen, es Euch noch gänzlich an einem Stückchen Land mangelt! — Gott befohlen für jetzt!" —

Damit ging die Dame raſchen Schrittes von dannen, indem der Capitan Pantalon ihr mit kreiſchendem Ton nachrief: „Stolze — Ungetreue! ſo belohnſt du meine innige Liebe? — Doch ich weiß mich zu tröſten!“ —

Achtes Kapitel.

Wie der Prinz Cornelio Chiapperi ſich nicht tröſten konnte, der Prinzeſſin Brambilla Sammtpantoffel küßte, beide dann aber eingefangen wurden in Filet. Neue Wunder des Palaſtes Piſtoja. — Wie zwei Zauberer auf Straußen durch den Urdarſee ritten und Platz nahmen in der Lotosblume. — Die Königin Myſtilis. — Wie bekannte Leute wieder auftreten und das Capriccio, Prinzeſſin Brambilla genannt, ein fröhliches Ende erreicht.

Es ſchien indeſſen, als wenn Freund Capitan Pantalon, oder vielmehr der aſſyriſche Prinz Cornelio Chiapperi, (denn der geneigte Leſer weiß doch nun einmal, daß in der tollen fratzenhaften Maske eben niemand anders ſteckte, als dieſe verehrte fürſtliche Perſon; ja! — es ſchien, als ob er ſich ganz und gar nicht zu tröſten gewußt hätte. Denn anderen Tages klagte er laut auf dem Corſo, daß er die ſchönſte der Prinzeſſinnen verloren, und daß er, fände er ſie gar nicht wieder, ſich in heller Verzweiflung ſein hölzernes Schwert durch den Leib rennen wolle. Da aber bei dieſem Weh ſein Geberdeſpiel das poſſierlichſte war, das man ſehen konnte, ſo fehlte es nicht, daß er ſich bald von Masken aller Art umringt ſah, die ihre Luſt an ihm hatten. „Wo iſt ſie?“ rief er mit kläglicher Stimme, „wo iſt ſie geblieben, meine holde Braut, mein ſüßes Leben! — Habe ich darum mir meinen ſchönſten Backzahn ausreißen laſſen von Meiſter Celionati? bin ich deshalb mir ſelbſt nachgelaufen aus einem Winkel in den andern, um mich aufzufinden? ja! — habe ich darum mich wirklich aufgefunden, um ohne alles Beſitzthum an Liebe und Luſt und gehöriger Länderei ein armſeliges Leben hinzuſchmachten? Leute! — weiß einer von Euch, wo die Prinzeſſin ſteckt, ſo öffne er das Maul und ſag' es mir und laſſe mich nicht hier ſo lamentiren unnützer Weiſe, oder laufe hin zu der Schönſten und verkünde ihr, daß der treueſte aller Ritter, der ſchmuckſte aller Bräutigame hier vor lauter Sehnſucht, vor inbrünſtigem Verlangen, hinlänglich wüthe, und daß in den Flammen ſeines Liebesgrimms ganz Rom, ein zweites Troja, aufgehen könnte, wenn ſie nicht alsbald komme und mit den feuchten Mondesſtrahlen ihrer holdſeligen Augen die Gluth löſche!" — Das Volk ſchlug ein unmäßiges Gelächter auf, aber eine gellende Stimme rief dazwiſchen: „Verrückter Prinz, meint Ihr, daß Euch die Prinzeſſin Brambilla entgegen kommen ſoll? — Habt Ihr den Palaſt Piſtoja vergeſſen?" „Ho ho," erwiederte der Prinz, „ſchweigt, vorwitziger Gelbſchnabel! Seyd froh, daß Ihr dem Käfig entronnen! — Leute, ſchaut mich an und ſagt, ob nicht ich der eigentliche bunte Vogel bin, der in Filetnetzen gefangen werden ſoll?" Das Volk erhob abermals ein unmäßiges Gelächter; doch in demſelben Augenblick ſtürzte der Capitan Pantalon wie ganz außer ſich nieder auf die Knie; denn vor ihm ſtand ſie ſelbſt, die Schönſte, in voller Pracht aller Holdſeligkeit und Anmuth und in denſelben Kleidern, wie ſie ſich zum erſtenmal auf dem Corſo hatte blicken laſſen, nur daß ſie ſtatt des Hütleins ein herrlich funkelndes Diadem auf der Stirne trug, aus dem bunte Federn emporſtiegen. „Dein bin ich," rief der Prinz im höchſten Entzücken, „dein bin ich nun ganz und gar. Sieh dieſe Federn auf meiner Sturmhaube! Sie ſind die weiße Fahne, die ich aufgeſteckt, das Zeichen, daß ich mich Dir, Du himmliſches Weſen, ergebe, rückſichtslos auf Gnad' und Ungnade!" „So mußt' es kommen," erwiederte die Prinzeſſin; „unterwerfen mußteſt Du Dich mir, der reichen Herrſcherin, denn ſonſt fehlte es Dir ja an der eigentlichen Heimath und Du bliebſt ein miſerabler Prinz. Doch ſchwöre mir jetzt ewige Treue, bei dieſem Symbol meiner unumſchränkten Regentſchaft!" —

Damit zog die Prinzeſſin einen kleinen zierlichen Sammtpantoffel hervor und reichte ihn dem Prinzen hin, der ihn, nachdem er feierlich der Prinzeſſin ewige unwandelbare Treue geſchworen, ſo wahr er zu exiſtiren gedenke, dreimal küßte. So wie dieſes geſchehen, erſcholl ein lautes, durchdringendes: „Bramburе bil bal — Alamonſa kikiburva ſon-ton —"! Das Paar war umringt von jenen, in reiche Talare verhüllten Damen, die, wie der geneigte Leſer ſich erinnern wird, im erſten Kapitel eingezogen in den Palaſt Piſtoja, und hinter denen die zwölf reichgekleideten Mohren ſtanden, welche aber, ſtatt der langen Spieße, hohe wunderbar glänzende Blumenfedern in den Händen hielten, die ſie in den Lüften hin- und herſchwangen. Die Damen warfen aber Filetſchleier über das Paar, die immer dichter und dichter es zuletzt verhüllten in tiefe Nacht.

Als nun aber unter lautem Klang von Hörnern, Zimbeln und kleinen Pauken die Nebel des Filets hinabfielen, befand ſich das Paar in dem Palaſt Piſtoja und zwar in demſelben Saal, in den vor wenigen Tagen der vorwitzige Schauſpieler Giglio Fava eindrang.

Aber herrlicher, viel herrlicher ſah es jetzt in dieſem Saal aus, als damals. Denn ſtatt der einzigen Ampel, die den Saal erleuchtete, hingen jetzt wohl hundert rings umher, ſo daß alles ganz und gar in Feuer zu ſtehen ſchien. Die Marmorſäulen, welche die hohe Kuppel trugen, waren mit üppigen Blumenkränzen umwunden; das ſeltſame Laubwerk der Decke, man wußte nicht, waren es bald buntgefiederte Vögel, bald anmuthige Kinder, bald wunderbare Thiergeſtalten, die darin verflochten, ſchien ſich lebendig zu regen und aus den Falten der goldnen Draperie des Thronhimmels leuchteten bald hier, bald dort freundlich lachende Antlitze holder Jungfrauen hervor. Die Damen ſtanden, wie damals, aber noch prächtiger gekleidet, im Kreiſe rings umher, machten aber nicht Filet, ſondern ſtreuten bald aus goldenen Vaſen herrliche Blumen in den Saal, bald ſchwangen ſie Rauchfäſſer, aus denen ein köſtlicher Geruch empordampfte. Auf dem Throne ſtanden aber in zärtlicher Umarmung der Zauberer Ruffiamonte und der Fürſt Baſtianello di Piſtoja. Daß dieſer kein anderer war, als eben der Marktſchreier Celionati, darf kaum geſagt werden. Hinter dem fürſtlichen Paar, das heißt, hinter dem Prinzen Cornelio Chiapperi und der Prinzeſſin Brambilla, ſtand ein kleiner Mann in einem ſehr bunten Talar und hielt ein ſauberes Elfenbeinkäſtchen in den Händen, deſſen Deckel offen ſtand und in dem nichts weiter befindlich, als eine kleine funkelnde Nähnadel, die er mit ſehr heiterm Lächeln unverwandt anblickte.

Der Zauberer Ruffiamonte und der Fürſt Baſtianello di Piſtoja ließen endlich ab von der Umarmung und drückten ſich nur noch was weniges die Hände. Dann aber rief der Fürſt mit ſtarker Stimme den Straußen zu: „Heda, Ihr guten Leute! bringt doch einmal das große Buch herbei, damit mein Freund hier, der ehrliche Ruffiamonte, ſein ableſe, was noch zu leſen übrig!“ Die Strauße hüpften mit den Flügeln ſchlagend von dannen, und brachten das große Buch, das ſie einem knienden Mohren auf den Rücken legten und dann aufſchlugen.

Der Magus, der unerachtet ſeines langen weißen Bartes, ungemein hübſch und jugendlich ausſah, trat heran, räuſperte ſich und las folgende Verſe:

Italien! – Land, deß heitrer Sonnenhimmel
Der Erde Luſt in reicher Blüth entzündet!
O ſchönes Rom, wo luſtiges Getümmel,

Zur Maskenzeit, den Ernſt vom Ernſt entbindet!
Es gaukeln froh der Phantaſei Geſtalten
Auf bunter Bühne klein zum Ei gerundet;

Das iſt die Welt, anmuth'gen Spukes Walten.
Der Genius mag aus dem Ich gebären
Das Nicht-Ich, mag die eigne Bruſt zerſpalten,

Den Schmerz des Seyn's in hohe Luſt verkehren.
Das Land, die Stadt, die Welt, das Ich – gefunden
Iſt alles nun. In reiner Himmelsklarheit

Erkennt das Paar ſich ſelbſt, nun treu verbunden
Aufſtrahlet ihm des Lebens tiefe Wahrheit.
Nicht mehr mit bleicher Unluſt mattem Tadel

Bethört den Sinn die überweiſe Narrheit;
Erſchloſſen hat das Reich die Wundernadel
Des Meiſters. Tolles zauberiſches Necken,

Dem Genius giebt's hohen Herrſcheradel,
Und darf zum Leben aus dem Traum ihn wecken.
Horch! ſchon beginnt der Töne ſüßes Wogen,

Verſtummt iſt Alles, ihnen zuzulauſchen;
Schimmernd Azur erglänzt am Himmelsbogen
Und ferne Quellen, Wälder, flüſtern, rauſchen.

Geh' auf, du Zauberland voll tauſend Wonnen,
Geh' auf der Sehnſucht, Sehnſucht auszutauſchen,
Wenn ſie ſich ſelbſt erſchaut im Liebesbronnen!

Das Waſſer ſchwillt – Fort! ſtürzt Euch in die Fluthen!
Kämpft an mit Macht! Bald iſt der Strand gewonnen,
Und hoch Entzücken ſtrahlt in Feuergluthen!

Der Magus klappte das Buch zu; aber in dem Augenblick ſtieg ein feuriger Dunſt aus dem ſilbernen Trichter, den er auf dem Kopfe trug und erfüllte den Kopf immer mehr und mehr, und unter harmoniſchem Glockengetön, Harfen- und Poſaunenklang, begann ſich Alles zu regen und wogte durcheinander. Die Kuppel ſtieg auf und wurde zum heitern Himmelsbogen, die Säulen wurden zu hohen Palmbäumen, der Goldſtoff fiel nieder und wurde zum bunten gleißenden Blumengrund und der große Kryſtallſpiegel zerfloß in einen hellen herrlichen See. Der feurige Dunſt, der aus dem Trichter des Magus geſtiegen, hatte ſich nun auch ganz verzogen und kühle balſamiſche Lüfte wehten durch den unabſehbaren Zaubergarten voll der herrlichſten anmuthigſten Büſche und Bäume und Blumen. Stärker tönte die Muſik, es ging ein frohes Jauchzen auf, tauſend Stimmen ſangen:

Heil! hohes Heil dem ſchönen Urdarlande!
 Gereinigt, ſpiegelhell erglänzt ſein Bronnen,
 Zerriſſen ſind des Dämons Kettenbande!

Plötzlich verſtummte alles, Muſik, Jauchzen, Geſang; in tiefem Schweigen ſchwangen der Magus Ruſſiamonte und der Fürſt Baſtianello di Piſtoja ſich auf die beiden Strauße und ſchwammen nach der Lotosblume, die wie eine leuchtende Inſel aus der Mitte des Sees emporragte. Sie ſtiegen in den Kelch dieſer Lotosblume und diejenigen von den um den See verſammelten Leuten, welche ein gutes Auge hatten, bemerkten ganz deutlich, daß die Zauberer aus einem Käſtchen eine ſehr kleine, aber auch ſehr artige Porzellanpuppe hervornahmen und mitten in den Kelch der Blume ſchoben.

Es begab ſich, daß das Liebespaar, nämlich der Prinz Cornelio Chiapperi und die Prinzeſſin Brambilla, aus der Betäubung erwachten, in die ſie verſunken, und unwillkürlich in den klaren ſpiegelhellen See ſchauten, an deſſen Ufer ſie ſich befanden. Doch wie ſie ſich in dem See erblickten, da erkannten ſie ſich erſt, ſchauten einander an, brachen in ein Lachen aus, das aber nach ſeiner wunderbaren Art nur jenem Lachen Königs Ophioch und der Königin Liris zu vergleichen war, und fielen dann im höchſten Entzücken einander in die Arme.

Und ſo wie das Paar lachte, da, o des herrlichen Wunders! ſtieg aus dem Kelch der Lotosblume ein göttlich Frauenbild empor und wurde höher und höher, bis das Haupt in das Himmelblau ragte, während man gewahrte, wie die Füße in der tiefſten Tiefe des Sees feſtwurzelten. In der funkelnden Krone auf ihrem Haupte ſaßen der Magus und der Fürſt, ſchauten hinab auf das Volk, das ganz ausgelaſſen, ganz trunken vor Entzücken jauchzte und ſchrie: „Es lebe unſere hohe Königin Myſtilis!“ während die Muſik des Zaubergartens in vollen Accorden ertönte.

Und wiederum ſangen tauſend Stimmen:

Ja aus der Tiefe ſteigen ſel'ge Wonnen
Und ſtiegen leuchtend in die Himmelsräume.
Erſchaut die Königin, die uns gewonnen!

Das Götterhaupt umſchweben ſüße Träume,
Dem Fußtritt öffnen ſich die reichen Schachten —
Das wahre Seyn im ſchönſten Lebenskeime
Verſtanden die, die ſich erkannten — lachten! —

Mitternacht war vorüber, das Volk ſtrömte aus den Theatern. Da ſchlug die alte Beatrice das Fenſter zu, aus dem ſie hinausgeſchaut, und ſprach: „es iſt nun Zeit, daß ich alles bereite; denn bald kommt die Herrſchaft, und bringt wohl noch gar den guten Signor Bescapi mit.“ So wie damals, als Giglio ihr den mit Leckerbiſſen gefüllten Korb hinauftragen mußte, hatte die Alte heute alles eingekauft zum leckern Mahl. Aber nicht wie damals durfte ſie ſich herumquälen in dem engen Loch, das eine Küche vorſtellen ſollte, und in dem engen armſeligen Stübchen des Signor Pasquale. Sie hatte vielmehr über einen geräumigen Heerd zu gebieten und über eine helle Kammer, ſo wie die Herrſchaft wirklich in drei bis vier nicht zu großen Zimmern, in denen mehrere hübſche Tiſche, Stühle und ſonſtiges ganz leidliches Geräth befindlich, ſich ſattſam bewegen konnte.

Indem die Alte nun ein feines Linnen über den Tiſch breitete, den ſie in die Mitte des Zimmers gerückt, ſprach ſie ſchmunzelnd: „Hm! — es iſt doch ganz hübſch von dem Signor Bescapi, daß er uns nicht allein die artige Wohnung eingeräumt, ſondern uns auch mit allem Nothwendigen ſo reichlich verſorgt hat. Nun iſt wohl die Armuth auf immer von uns gewichen!“

Die Thüre ging auf, und hereintrat Giglio Fava mit ſeiner Giacinta.

„Laß Dich,“ ſprach Giglio, „laß Dich umarmen, mein ſüßes, holdes Weib! Laß es mich Dir recht aus voller Seele ſagen, daß erſt ſeit dem Augenblick, da ich mit Dir verbunden, mich die reinſte herrlichſte Luſt des Lebens beſeelt. — Jedesmal, wenn ich Dich deine Smeraldinen, oder andere Rollen, die der wahre Scherz geboren, ſpielen ſehe, oder Dir als Brighella, als Truffaldino, oder als ein anderer humoriſtiſcher Phantaſt zur Seite ſtehe, geht mir im Innern eine ganze Welt der keckſten, ſinnigſten Ironie auf und befeuert mein Spiel. — Doch ſage mir, mein Leben, welch' ein ganz beſonderer Geiſt war heute über Dich gekommen? — Nie haſt Du ſo recht aus dem Innerſten heraus Blitze des anmuthigſten weiblichen Humors geſchleudert; nie warſt Du in der keckſten, phantaſtiſchten Laune ſo über alle Maßen liebenswürdig.“

„Daſſelbe,“ erwiederte Giacinta, indem ſie einen leichten Kuß auf Giglio's Lippen drückte, „daſſelbe möcht' ich von Dir ſagen, mein geliebter Giglio! Auch Du warſt heute herrlicher, als je, und haſt vielleicht ſelbſt nicht bemerkt, daß wir unſere Hauptſcene unter dem anhaltenden gemüthlichen Lachen der Zuſchauer über eine halbe Stunde fort improviſirten. — Aber denkſt Du denn nicht daran, welch' ein Tag heute iſt? Ahneſt du nicht, in welchen verhängnißvollen Stunden die beſondere Begeiſterung uns erfaßte? Erinnerſt Du Dich nicht, daß es heute gerade ein Jahr her iſt, da wir in den herrlichen hellen Urdarſee ſchauten und uns erkannten?“

„Giacinta,“ rief Giglio in freudigem Erſtaunen, „Giacinta, was ſprichſt Du? — Es liegt wie ein ſchöner Traum hinter mir, das Urdarland — der Urdarſee! — Aber nein! — es war kein Traum — wir haben uns erkannt! — O meine theuerſte Prinzeſſin!“

„O,“ erwiederte Giacinta, „mein theuerſter Prinz!“ — Und nun umarmten ſie ſich auf's Neue und lachten laut auf und riefen durcheinander: dort liegt Perſien — dort Indien — aber hier Bergamo — hier Frascati — unſere Reiche grenzen — nein nein, es iſt ein und daſſelbe Reich, in dem wir herrſchen, ein mächtiges Fürſtenpaar, es iſt das ſchöne herrliche Urdarland ſelbſt — Ha, welche Luſt!“ —

Und nun jauchzten ſie im Zimmer umher und fielen ſich wieder in die Arme und küßten ſich und lachten. —

„Sind ſie,“ brummte die alte Beatrice dazwiſchen, „ſind ſie nicht wie die ausgelaſſenen Kinder! — Ein ganzes Jahr ſchon verheirathet und liebeln noch und ſchnäbeln ſich und ſpringen umher und — o Heiland! werfen mir hier beinahe die Gläſer vom Tiſche! — Ho ho — Signor Giglio, fahrt mir nicht mit Euerm Mantelzipfel hier in's Ragout — Signora Giacinta, habt Erbarmen mit dem Porzellan und laßt es leben!“

Aber die beiden achteten nicht auf die Alte, ſondern trieben ihr Weſen fort. Giacinta faßte den Giglio endlich bei den Armen, ſchaute ihm in die Augen und ſprach: „Aber ſage mir, lieber Giglio, Du haſt ihn doch erkannt, den kleinen Mann hinter uns, im bunten Talar mit der elfenbeinernen Schachtel?“ — „Warum,“ erwiederte Giglio, „warum denn nicht, meine liebe Giacinta? Es war ja der gute Signor Beſcapi mit ſeiner ſchöpferiſchen Nadel, unſer jetziger treuer Impreſſario, der uns zuerſt in der Geſtalt, wie ſie durch unſer innerſtes Weſen bedingt iſt, auf die Bühne brachte. Und wer hätte denken ſollen, daß dieſer alte wahnſinnige Charlatan —“

„Ja,“ fiel Giacinta dem Giglio in die Rede, „ja dieſer alte Celionati in ſeinem zerriſſenen Mantel und durchlöcherten Hute —“

„— Daß dieſes wirklich der alte fabelhafte Fürſt Baſtianello di Piſtoja geweſen ſeyn ſollte?“ — So ſprach der ſtattliche glänzend gekleidete Mann, der in das Zimmer getreten.

„Ach!“ rief Giacinta, indem ihr die Augen vor Freude leuchteten, „ach, gnädigſter Herr, ſeyd Ihr es ſelbſt? — Wie glücklich ſind wir, ich und mein Giglio, daß Ihr uns aufſucht in unſerer kleinen Wohnung! — Verſchmäht es nicht, mit uns ein kleines Mahl einzunehmen, und dann könnet Ihr uns fein erklären, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß hat mit der Königin Myſtilis, dem Urdarlande und Euerm Freunde, dem Zauberer Hermod, oder Ruffiamonte; ich werde aus dem allem noch nicht recht klug.“

„Es bedarf,“ ſprach der Fürſt von Piſtoja mit mildem Lächeln, „es bedarf, mein holdes ſüßes Kind, keiner weitern Erklärung; es genügt, daß Du aus Dir ſelber klug geworden biſt und auch jenen kecken Patron, dem es ziemlich, dein Gemahl zu ſeyn, klug gemacht haſt — Sieh, ich könnte, meines Marktſchreierthums eingedenk, mit allerlei geheimnißvollen und zu leich prahleriſch klingenden Worten um mich werfen; ich könnte ſagen, Du ſeyſt die Phantaſie, deren Flügel erſt der Humor bedürfe, um ſich emporzuſchwingen, aber ohne den Körper des Humors wärſt Du nichts, als Flügel, und verſchwebteſt, ein Spiel der Winde, in den Lüſten. Aber ich will es nicht thun, und zwar auch ſchon aus dem Grunde nicht, weil ich zu ſehr in's Allegoriſche, mithin in einen Fehler fallen würde, den ſchon der Prinz Cornelio Chiapperi auf dem Café greco mit Recht an dem alten Celionati gerügt hat. Ich will bloß ſagen, daß es wirklich einen böſen Dämon giebt, der Zobelmützen und ſchwarze Schlafröcke trägt, und ſich für den großen Magus Hermod ausgebend, nicht allein gute Leute gewöhnlichen Schlages, ſondern auch Königinnen, wie Myſtilis, zu verhexen im Stande iſt. Sehr boshaft war es, daß der Dämon die Entzauberung der Prinzeſſin von einem Wunder abhängig gemacht hatte, das er für unmöglich hielt. In der kleinen Welt, das Theater genannt, ſollte nämlich ein Paar gefunden werden, das nicht allein von wahrer Phantaſie, von wahrem Humor im Innern beſeelt, ſondern auch im Stande wäre, dieſe Stimmung des Gemüths objektiv, wie in einem Spiegel, zu erkennen und ſie ſo in's äußere Leben treten zu laſſen, daß ſie auf die große Welt, in der jene kleine Welt eingeſchloſſen, wirke wie ein mächtiger Zauber. So ſollte, wenn Ihr wollt, wenigſtens in gewiſſer Art das Theater den Urdarbronnen vorſtellen, in den die Leute gucken können. — An Euch, Ihr lieben Kinder, glaubt' ich beſtimmt jene Entzauberung zu vollbringen und ſchrieb's ſogleich meinem Freunde, dem Magus Hermod. Wie er ſogleich anlangte, in meinem Palaſt abſtieg, was für Mühe wir uns mit Euch gaben, nun das wißt Ihr, und wenn nicht Meiſter Callot in's Mittel getreten wäre und Euch, Giglio, herausgeneckt hätte aus Eurer Heldenjacke —"

„Ja," fiel hier Signor Bescapi dem Fürſten, dem er auf dem Fuße gefolgt, in die Rede, „ja, gnädigſter Herr, bunte Heldenjacke — Gedenkt doch auch bei dieſem lieben Paar ein wenig meiner, wie ich auch bei dem großen Werk mit gewirkt!"

„Allerdings," erwiederte der Fürſt „und darum weil Ihr auch an und für Euch ſelbſt ein wunderbarer Mann waret, nämlich ein Schneider, der ſich in die phantaſtiſchen Habite, die er zu verfertigen wußte, auch phantaſtiſche Menſchen hineinwünſchte, bediente ich mich Eurer Hülfe und machte Euch zuletzt zum Impreſſario des ſeltnen Theaters, wo Ironie gilt und ächter Humor."

„Ich bin," ſprach Signor Bescapi, ſehr heiter lächelnd, „ich bin mir immer ſo vorgekommen, wie einer, der dafür ſorgt, daß nicht gleich alles im Zuſchnitt verdorben werde, gleichſam wie Form und Styl!“

„Gut geſagt,“ rief der Fürſt von Piſtoja, „gut geſagt, Meiſter Bescapi!“

Während nun der Fürſt von Piſtoja, Giglio und Bescapi von dieſem und jenem ſprachen, ſchmückte in anmuthiger Geſchäftigkeit Giacinta Zimmer und Tiſch mit Blumen, die die alte Beatrice in der Eil herbeibringen müſſen, zündete viele Kerzen an und nöthigte, da nun alles hell und feſtlich ausſah, den Fürſten in den Lehnſtuhl, den ſie mit reichen Tüchern und Teppichen ſo herausgeputzt hatte, daß er beinahe einem Thron zu vergleichen war.

„Jemand,“ ſprach der Fürſt, ehe er ſich niederließ, „jemand, den wir Alle ſehr zu fürchten haben, da er gewiß eine ſtrenge Kritik über uns ergehen läßt und uns vielleicht gar die Exiſtenz beſtreitet, könnte vielleicht ſagen, daß ich ohne allen weitern Anlaß mitten in der Nacht hieher gekommen ſey bloß ſeinethalben, und um ihm noch zu erzählen, was Ihr mit der Entzauberung der Königin Myſtilis, die am Ende gar ganz eigentlich die Prinzeſſin Brambilla iſt, zu ſchaffen hattet. Der Jemand hat Unrecht; denn ich ſage Euch, daß ich herkam und jedesmal in der verhängnißvollen Stunde Eurer Erkenntniß herkommen werde, um mich mit Euch an dem Gedanken zu erlaben, daß wir und alle diejenigen als reich und glücklich zu preiſen, denen es gelang, das Leben, ſich ſelbſt, ihr ganzes Seyn in dem wunderbaren ſonnenhellen Spiegel des Urdarſees zu erſchauen und zu erkennen.“ —

Hier verſiegt plötzlich die Quelle, aus der, o geneigter Leſer! der Herausgeber dieſer Blätter geſchöpft hat. Nur eine dunkle Sage gehet, daß ſowohl dem Fürſten von Piſtoja, als dem Impreſſario Bescapi die Maccaroni und der Syrakuſer bei dem jungen Ehepaar ſehr wohl geſchmeckt haben ſollen. Es iſt auch zu vermuthen, daß an demſelben Abende ſowohl, als nachher, mit dem beglückten Schauſpielerpaar, da es mit der Königin Myſtilis und großen Zauberern in mannichfache Berührung gekommen, ſich noch manches Wunderbare zugetragen haben wird.

Meiſter Callot wäre der Einzige, der darüber fernere Auskunft geben könnte.

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmanns ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Mit 75 Bild- und Muſikbeigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Zehnter Band. Mit 4 Beigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt des zehnten Bandes.

Seltſame Leiden eines Theater-Direktors. Meiſter Floh.

Meiſter Floh.

Erſtes Abentheuer. Einleitung. Worin der geneigte Leſer ſo viel aus dem Leben des Herrn Peregrinus Tyß erfährt, als ihm zu wiſſen nöthig. — Die Weihnachtsbeſcheerung bei dem Buchbinder Lämmerhirt in der Kalbächer Gaſſe und Beginn des erſten Abentheuers. — Die beiden Alinen.. 107

Zweites Abentheuer. Der Flohbändiger. Trauriges Schickſal der Prinzeſſin Gamaheh in Famaguſta. Ungeſchicklichkeit des Genius Thetel und merkwürdige mikroſkopiſche Verſuche und Beluſtigungen. Die ſchöne Holländerin und ſeltſames Abentheuer des jungen Herrn George Pepuſch, eines geweſenen Jenenſers 129

Drittes Abentheuer. Erſcheinung eines kleinen Ungeheuers. Fernere Erläuterungen über die Schickſale der Prinzeſſin Gamaheh. Merkwürdiges Freundſchaftsbündniß, welches Herr Peregrinus Tyß eingeht, und Aufſchluß, wer der alte Herr iſt, der in ſeinem Hauſe zur Miethe wohnt. Sehr wunderbare Wirkung eines ziemlich kleinen mikroſkopiſchen Glaſes. Unvermuthete Verhaftung des Helden der Geſchichte 148

Viertes Abentheuer. Unerwartetes Zuſammentreffen zweier Freunde. Liebesverzweiflung der Diſtel Zeherit. Optiſcher Zweikampf zweier Magier. Somnambuler Zuſtand der Prinzeſſin Gamaheh. Die Gedanken des Traums. Wie Dörtje Elverdink beinahe die Wahrheit ſpricht und die Diſtel Zeherit mit der Prinzeſſin Gamaheh von dannen rennt 169

Fünftes Abentheuer. Gedanken junger dichteriſcher Enthuſiaſten und ſchriftſtelleriſcher Damen. Peregrinus Betrachtungen über ſein Leben und Meiſter Flohs Gelehrſamkeit und Verſtand. Seltene Tugend und Standhaftigkeit des Herrn Tyß. Unerwarteter Ausgang eines bedrohlichen tragiſchen Auftritts 182

Sechſtes Abentheuer. Seltſames Benehmen reiſender Gaukler in einem Weinhauſe nebſt hinlänglichen Prügeln. Tragiſche Geſchichte eines Schneiderleins zu Sachſenhauſen. Wie George Pepuſch ehrſame Leute in Staunen ſetzt. Das Horoſkop. Vergnüglicher Kampf bekannter Leute im Zimmer Leuwenhoeks 195

Siebentes Abentheuer. Feindliche Nachſtellungen der verbündeten Mikroſkopiſten nebſt ihrer fortwährenden Dummheit. Neue Prüfungen des Herrn Peregrinus Tyß und neue Gefahren des Meiſters Floh. Röschen Lämmerhirt. Der entſcheidende Traum und Schluß des Märchens...... 215

Seltſame Leiden
eines
Theater-Direktors.

Aus
mündlicher Tradition mitgetheilt
vom
Verfaſſer der Phantaſieſtücke
in Callots Manier.

Vorwort*).

Vor etwa zwölf Jahren ging es dem Herausgeber dieſer Blätter beinahe eben ſo, wie dem bekannten Zuſchauer Herrn Grünhelm in Tieck's verkehrter Welt. Das düſtere Verhängniß jener ereignißreichen Zeit drängte ihn mit Gewalt heraus aus dem Parterre, wo er ſeinen bequemen, behaglichen Platz gefunden, und nöthigte ihn, einen Sprung zu wagen, der zwar nicht bis auf's Theater, wohl aber bis in's Orcheſter, bis auf den Platz des Muſik-Direktors reichte. —

Auf dieſem Platz ſchaute er nun das ſeltſame Treiben der wunderlichen kleinen Welt, die ſich hinter Culiß' und Gardine regt und bewegt, recht in der Nähe an, und dieſe Anſchauung, vorzüglich aber die Herzensergießungen eines ſehr wackern Theater-Direktors, deſſen Bekanntſchaft er im ſüdlichen Deutſchland machte, gaben Stoff zu dem Geſpräch zweier Theater-Direktoren, das er ſchon damals aufſchrieb, als er noch nicht in's Parterre zurückgeſprungen war, wie er es in der Folge dann wirklich that.

Ein Theil dieſes Geſprächs, das nun im ganzen Umfange erſcheint, wurde früher in den hieſigen vor einiger Zeit ſelig entſchlafenen dramaturgiſchen Blättern abgedruckt. Benannter Herausgeber bittet Dich, o günſtiger Leſer! nun recht von Herzen, daß Du in dieſem Geſpräch nicht etwa tiefe, gelehrt gemeinte Discuſſionen über theatraliſche Darſtellung ſuchen, ſondern die flüchtigen Bemerkungen, Andeutungen über das ganze Theaterweſen, wie ſie ſich eben im Geſpräch zu erzeugen pflegen, ja auch wohl manchen zu lockern Scherz, der ſich diebiſcher Weiſe eingeſchlichen, freundlich ohne weiteren Anſpruch hinnehmen mögeſt.

---

*) Seltſame Leiden eines Theater-Direktors ꝛc. erſchienen in der Maurerſchen Buchhandlung zu Berlin. 1819.

Ein ganz vergebliches Mühen würd' es ſeyn, wenn Du, o lieber Leſer! es unternehmen ſollteſt, zu den Bildern, die einer längſt vergangenen Zeit entnommen, die Originale in der neueſten nächſten Umgebung ausſpähen zu wollen. Alle Harmloſigkeit, auf die vorzüglich gerechnet, würde über dieſem Mühen zu Grunde gehen müſſen. —

Berlin im Oktober 1818.

E. T. A. Hoffmann.

Am Tage des heiligen Dionyſius, das heißt, am neunten Oktober Vormittags um eilf Uhr war es im Rautenkranz, dem berühmten Gaſthofe in der noch berühmteren freien Reichsſtadt R. wie ausgeſtorben. Denn nur ein einziger Fremder, ein nicht zu großer ältlicher in einen Oberrock von dem feinſten dunkelbraunen Tuch gekleideter Mann frühſtückte einſam in einer Ecke des Gaſtzimmers. Auf ſeinem Geſicht lag der Ausdruck innerer Ruhe und Zufriedenheit und ſein ganzer Anſtand, jede Bewegung war bequem und wohlbehaglich. Er hatte ſich alten Franzwein geben laſſen, und ein Manuſkript aus der Taſche gezogen. Darin las er mit großer Aufmerkſamkeit und ſtrich manches mit Rothſtift an, indem er aus dem eingeſchenkten Glaſe nippte und etwas Zwieback dazu genoß. Bald ſpielte ein feines ironiſches Lächeln um ſeinen Mund, bald verzogen ſich die Augenbrauen zum finſtern Ernſt, bald warf er den Blick in die Höhe wie etwas im Innerſten überlegend, bald ſchüttelte, nickte er mit dem Kopfe wie den Gedanken verwerfend oder billigend. Wer hätte den Mann nicht für einen Schriftſteller halten ſollen, der vielleicht nach R. gekommen war, um irgend eins ſeiner Geiſtesprodukte an das Tageslicht zu befördern. — Die Stille, die im Gaſtzimmer herrſchte, wurde auf ſonderbare Weiſe unterbrochen. Die Thüre ſprang auf und herein ſtürzte ein Mann im modernen grauen Rock, Hut auf dem Kopf, Brill auf der Naſe. — „Champagner, ein Dutzend Auſtern!“ ſchrie er und warf ſich ohne den Braunen zu bemerken in einen Stuhl. Er las das Billet, das er in der Hand gehalten, zerriß es und trat es mit Füßen. — Dann lachte er auf wie vor innerer Wuth, ſchlug ſich mit ge-

ballter Fauſt vor die Stirn und murmelte: „Unſinnig, unſinnig machen ſie mich! — Ein Galeerenſklave führt ein köſtliches Leben im Vergleich mit meinem Elende!“ — Der Kellner hatte den Champagner gebracht, der Graue ſtürzte jählings einige Gläſer hinunter, holte dann eine Menge Briefe hervor, erbrach ſie und ſtieß während des Leſens tauſend Flüche und Verwünſchungen aus. — Das ganze Anſehn des Grauen mußte das tiefſte Mitleid, die innigſte Theilnahme erregen. Er war kaum über die ſpätern Jünglingsjahre hinaus, und ſein blaſſes abgehärmtes Geſicht, der verſtörte Blick ſeiner Augen, die weißen Härchen, die durch die dunklen Locken ſchimmerten, ließen ihn offenbar älter erſcheinen, als er es nach der Art ſich zu tragen und zu bewegen ſeyn konnte. Wohl mochte er die Abſicht haben, ſich zu betäuben und wenigſtens für den Augenblick des Elendes oder des ungeheuern Ereigniſſes zu vergeſſen, das ihm Vernichtung drohte, denn Glas auf Glas hinunterſtützend hatte er ſchon die Flaſche geleert und forderte eine zweite, als der Kellner die Auſtern herbeitrug! — „Ja es iſt aus, murmelte er zwiſchen den Zähnen, ja es iſt rein aus! Welchem Sterblichen auf Erden ward ſolche Kraft, ſolcher Gleichmuth, dies zu ertragen!“ — Er fing an die Auſtern zu genießen, kaum hatte er aber die zweite verſchluckt und ein Glas Champagner darauf geſetzt, als er mit verſchränkten Armen in den Lehnſeſſel zuruckſank, den verklärten Blick aufſchlug in die Höhe und mit dem Ton der tiefſten Wehmuth ſprach: „Aufgeben will ich Alles — Alles
„— mich ſelbſt. — Der ew'gen Sonne geb' ich die Atome wieder,
„die ſich zu Luſt und Schmerz in mir gefügt — Ach! und doch ſo
„ſüß, ſo ſüß zu träumen — Wenn dieſer Traum nicht wäre — das
„iſt die Rückſicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen!“ — Die Thränen traten dem Grauen in die Augen, doch ermannte er ſich bald, ſchlürfte die Auſtern hinunter, trank dazwiſchen ein — zwei Gläſer Champagner. Dann fuhr er plötzlich auf, ſchlug ſich vor die Stirn, daß es laut klatſchte, und rief wild lachend: „Um Hekuba?
„— Was iſt ihm Hekuba? — Und ich, ein blöder ſchwachgemuther
„Schurke ſchleiche wie Hans der Träumer meiner Sache fremd und
„kann nichts ſagen, nichts für einen Dichter, an deſſen Eigenthum
„und theurem Leben verdammter Raub geſchah! Bin ich 'ne Memme?
„Wer nennt mich Schelm? Bricht mir den Kopf entzwei? Rauft
„mir den Bart und wirft ihn mir in's Antlitz? Zwickt an der

„Naſe mich und ſtraft mich Lügen tief in den Hals hinein? Wer thut „mir dies?" — „Ich," ſprach der Braune, der Aug' und Ohr nicht abgewandt hatte von dem Grauen und der endlich aufgeſtanden und ſich ihm genähert; „ich will dieſes Alles nun gerade nicht thun, aber „verzeihen Sie es mir, mein Herr, wenn ich es unmöglich gleichgültig „anſehen kann, wie Sie ſich immer mehr und mehr einer widerlichen „Stimmung hingeben, die nur von dem unglücklichſten Ereigniß erzeugt werden konnte. — Aber Troſt und Hülfe iſt doch wohl möglich. Betrachten Sie mich nicht als einen Fremden, nehmen Sie „mich als einen Mann, der der wahrſte thätigſte Freund jedes mit „dem Schickſal oder mit ſich ſelbſt Entzweiten iſt." — Der Graue fuhr erſchrocken vom Stuhle auf, riß ſchnell den Hut vom Kopfe und ſprach dann ſchnell gefaßt mit leiſem Lächeln: „O mein Herr, „wie ſehr muß ich mich ſchämen. Nur ſelten wird dies Zimmer Vormittags beſucht, ich glaubte mich allein — in der That, ganz zerſtreut, ja ganz und gar von Sinnen, bemerkte ich Sie nicht und ſo „wurden Sie Zeuge des Ausbruchs von innerm Aerger und Verdruß, „den ich ſonſt ſtill in mir zu tragen und nieder zu kämpfen gewohnt „bin." „Und dieſer Verdruß, dieſe auflodernde Verzweiflung?" fiel der Braune ein. „Iſt," fuhr der Graue fort, „die Folge manches in „mein Leben nun einmal als nothwendig verflochtenen Auftritts und „noch niemals ſo bis zur Troſtloſigkeit gediehen. Gewiß betrug ich „mich auf eine Weiſe, die Ihnen, mein Herr, albern und abentheuerlich vorkommen muß; ich habe das gut zu machen. Frühſtücken Sie „mit mir! — Kellner!" — „Laſſen Sie das, laſſen Sie das," rief der Braune und winkte den Kellner, der in der Thür erſchien, zurück. „Nein bei Gott," ſprach er weiter, „nicht frühſtücken will ich mit Ihnen, „nein! die Urſache Ihres tiefen Kummers, Ihrer Verzweiflung wiſſen „und thätig ſeyn, rüſtig den Feind anpacken und ihn zu Boden „ſchlagen, wie es dem wackern Manne ziemt, und" — „Ach" unterbrach der Graue den Braunen, „ach mein werther Herr! mit dem zu „Boden ſchlagen des Feindes, der mich verfolgt, ja der zuweilen recht „teufliſch in meinen innerſten Eingeweiden wühlt, das iſt eine mißliche Sache. Ihm wachſen die Köpfe wie der unbezwinglichen Hydra, „er hat wie der Rieſe Geryon hundert Arme, mit denen er herumhandtirt auf ſchreckliche Weiſe." „Sie weichen mir aus," ſprach der Braune, „aber Sie entkommen mir nicht, denn zu tief hat mich

„Ihr Leiden, das nur zu ſehr aus dieſem blaſſen kummervollen Geſichte ſpricht, bewegt. Sie laſen Briefe — Ach jeder enthielt gewiß eine verfehlte Hoffnung. Täuſche ich mich nicht, ſo drückt Sie auch das feindliche Schickſal, das unſere Exiſtenz von Geld und Gut abhängig gemacht hat. Vielleicht drohen Ihnen in dieſem Augenblick ſchlimme Maaßregeln eines harten geldgierigen Gläubigers. Meine Umſtände ſind von der Art, daß ich, iſt die Summe nicht zu groß, helfen kann und ich werde helfen! — Ja gewiß, ich werde helfen, hier iſt meine Hand!“ Der Graue faßte die ihm dargebotene Hand und drückte ſie, indem er dem Braunen ernſt und düſter in's Auge ſah, an ſeine Bruſt.

„Nicht wahr, nicht wahr, ich hab' es getroffen? — Sprechen Sie, wer? — wie viel? — wo?“ So rief der Braune ganz freudig, aber der Graue, der noch immer des Braunen Hand feſt hielt, ſprach: „Nein mein Herr! meine Lage iſt von der Art, daß ich niemals auf eigentlichen Wohlſtand rechnen kann, doch drücken mich durchaus keine Schulden, meine Ehre zum Pfande! Geldverlegenheit iſt und kann nicht die Urſache meines Kummers ſeyn. Doch Ihr Anerbieten hat mich auf die ſeltſamſte Weiſe überraſcht und zugleich im Innerſten tief bewegt. Dieſe Theilnahme an dem Schickſal eines Unbekannten zeugt von einer Geſinnung, die immer mehr und mehr ſchwindet in der eingeengten vertrockneten Bruſt unſerer Brüder.“ „Laſſen Sie das,“ fiel der Braune dem Grauen ungeduldig in's Wort, „laſſen Sie das, mein theuerſter Herr und ſagen Sie lieber fein geſchwinde, wo das Uebel ſitzt, wo zu helfen iſt. — Wurden Sie von der Frau, von der Geliebten treulos verlaſſen! Wurde Ihre Ehre von Schmähſüchtigen angegriffen? Ach! — vielleicht Dichter und vom Rezenſenten-Volk begeifert?“ — „Nein nein,“ rief der Graue. „Nun ſo möchte ich doch in aller Welt wiſſen,“ ſprach der Braune kleinlaut, aber da faßte der Graue des Braunen beide Hände und ſprach nach kurzem Stillſchweigen ſehr ernſt und feierlich: „So erfahren Sie denn die unglückliche Quelle endloſer Quälereien, nicht auszuſprechenden, das Leben vergiftenden Verdruſſes und Aergers bei, menſchliche Kräfte überſteigender, Mühe und Arbeit — ich bin Direktor der hieſigen Schaubühne!“

Der Braune ſah dem Grauen mit ironiſchem Lächeln in's Geſicht, als erwarte er einen deutlicheren Commentar. „Ach mein Herr!“

fuhr der Graue fort, „ach mein Herr! ich merk' es ſchon, Ihnen „kommt meine Klage närriſch vor, meine Leiden ſind Ihnen fremd, „Sie vermögen nicht mein Elend zu faſſen. Iſt es denn nicht auch „der böſe Dämon des Schauſpiel-Direktors, der ſchadenfroh jedes „Uneingeweihten Auge blendet, daß er nicht vermag in das innere „Leben des tauſendfach Gequälten, in die düſteren Geheimniſſe der „Theaterwelt zu ſchauen? — Nur der College Schauſpiel-Direktor „verſteht ihn und — lacht ihn aus, wie dies nun einmal in der „menſchlichen Natur liegt. Aber Sie, mein Herr! dem ſolches Elend „fremd iſt, Sie dürfen nicht lachen. Der Narben lacht, wer Wunden „nie gefühlt." „Sie thun," unterbrach der Braune den Grauen, „Sie „thun mir in der That großes Unrecht; denn weit entfernt davon bin „ich deshalb zu lachen, weil ich vielleicht nicht begreife, wie lediglich „das Verhältniß, in dem Sie als Direktor einer Bühne ſtehen, jene „Verzweiflung erzeugen kann, die Sie ſo lebhaft äußerten. Erfahren „Sie, daß ich mit Ihnen alles recht tief fühle, da ich manche Jahre „hindurch Direktor einer reiſenden Schauſpielertruppe war und es in „gewiſſer Art noch bin. Konnt' ich vorhin einem leiſen Lächeln nicht „wehren, das unwillkürlich mein Geſicht überflog, ſo war es nur, „weil ich ohne das nicht vermag das bunte, groteske, mit allerlei „fratzhaften Figuren ſtaffirte Bild meines vergangenen Theaterlebens „zu beſchauen, das wie durch einen Zauberſchlag geweckt, mir plötzlich „vor Augen trat, als Sie ſagten: Ich bin Direktor der hieſigen „Bühne! — Glauben Sie an meine herzliche Theilnahme und ſchütten „Sie Ihren Kummer aus, das erleichtert wenigſtens die Bruſt, und „ſo kann ich doch helfen." —

Mit dem Ausdruck der innigſten Gutmüthigkeit hatte der Braune des Grauen Hand gefaßt, dieſer zog ſie aber voller Unmuth zurück und ſprach mit finſterem verzogenem Geſicht: „Wie, mein Herr! — „Sie ſind Direktor einer reiſenden Truppe? — Sie wollen hier ſpielen? „— Sie wiſſen nicht, daß ich ein ausſchließendes Privilegium habe? „— Sie wollen ſich mit mir abfinden? — Deshalb die Freundlichkeit, „die Theilnahme! — Ach, nun verſtehe ich! Sie kannten mich ſchon, „als ich eintrat. Erlauben Sie mir, Ihnen zu erklären, daß dieſe Art „ſich anzubiedern mir ſehr mißfallen muß und daß es Ihnen auf „keine Weiſe gelingen wird, hier am Ort wider meinen Willen auch „nur eine Culiſſe aufzuſtellen. Ueberdem würde Ihre Truppe ſich auch

„nur der Gefahr ausſetzen, auf die eklatanteſte Art von der Welt ausgepfiffen zu werden, da meine Bühne beſetzt mit den vortrefflichſten Künſtlern wohl die erſte in ganz Deutſchland ſeyn dürfte. Ich rathe Ihnen ſogleich abzureiſen. Adieu mein Herr!“ —

Der Graue nahm den Hut und wollte ſchnell fort, aber der Braune ſchlug voll Erſtaunen die Hände zuſammen und rief: „Aber iſt es möglich! Iſt es möglich! — Nein nein, mein herzlieber Freund und College — Ja ja, mein Herr College,“ wiederholte der Braune, da der Graue ihn mit ſtolzem beinahe verächtlichem Blick vom Kopfe bis zum Fuße maß, „ich laſſe Sie nun einmal nicht ſo im Zorn und Unmuth fort. Bleiben Sie, ſetzen Sie ſich fein nieder.“ (Er drückte den Grauen ſanft in den Seſſel, ſetzte ſich zu ihm und füllte die Gläſer.) „Vernehmen Sie, daß es mir auch nicht auf die entfernteſte Weiſe in den Sinn kommt, mit Ihnen zu rivaliſiren, oder Ihnen ſonſt Abbruch zu thun. Ich bin ein bemittelter — ich möchte wohl ſagen, reicher Mann.“ (Des Grauen Geſicht heiterte ſich auf und er leerte nach einer leichten Verbeugung das vor ihm ſtehende Glas.) „Wie ſollte ich denn thöricht genug ſeyn, hier auf ein Unternehmen auszugeben, das mir nur Schaden und Verdruß bereiten könnte. Wie geſagt, ich bin ein Mann von Vermögen, aber was meines Bedenkens noch mehr gilt, ein Mann von Wort, und dieſes ſetze ich zum Pfande, daß unſere Geſchäfte ſich niemals zum Mißbehagen des einen oder des andern kreuzen können. Stoßen Sie an, th[illegible] College! und faſſen Sie Vertrauen. Klagen Sie, [illegible] wacker darauf los; klagen Sie über das Publikum, [illegible] Geſchmack, über Dichter und Componiſten, und auch [illegible]rtrefflichſten Künſtler der erſten Bühne in Deutſchland, [illegible] Ihn[illegible] wohl auch ein wenig Kummer und Leid verurſachen [illegible]en.“

„Ach mein Herr!“ ſprach der Graue mit einem tiefen Seufzer, „mit dem Publikum, mit dieſem tauſendköpfigen, bizarren, chamäleontiſchen Ungeheuer, würde man am Ende wohl noch fertig! — Wirft man es auch nach jenes Dichters Rath nicht gerade auf den Rücken, damit das grauliche Ungethüm ſich umgeſtalte zum gemeinen Froſch, ſo werden doch wohl noch irgendwo Zuckerbrödchen gebacken, die man nur zu rechter Zeit hineinſtecken muß in die zum Beißen aufgeſperrten Rachen! — Geſchmack! Das iſt nur eine fabelhafte

„Idee — ein Geſpenſt, von dem alle ſprechen und das niemand geſehen hat. Rieſen die Leute wie im geſtiefelten Kater: wir wollen „guten Geſchmack — guten Geſchmack, ſo drückt ſich darin nur das „kranke Gefühl des Ueberſättigten aus, der nach einer fremden idealen „Speiſe verlangt, die die öde Leere im Innern vertreiben ſoll. Dichter „und Componiſten gelten jetzt bei der Bühne wenig, ſie werden „meiſtens nur als Handlanger betrachtet, da ſie nur den Anlaß „geben zum eigentlichen Schauſpiel, das in glänzenden Dekorationen und prächtigen Kleidern beſteht."

Der Graue ſeufzte nochmals tief aus der Bruſt, worauf ſich das Geſpräch in folgender Art weiter fortſpann.

Der Braune. Ha ha! ich verſtehe Ihre Seufzer! Hinc illae lacrymae — Ja! Welcher Direktor darf ſich rühmen den unaufhörlichen gutgezielten Stößen und Hieben ſeiner Helden und Heldinnen entgangen zu ſeyn! — Aber erleichtern Sie Ihre Bruſt, Werther! Klagen Sie, klagen Sie.

Der Graue. Wo anfangen! — wo enden!

Der Braune. Anfangen! — Getroſt bei der wahrſcheinlich Sie recht ſchmerzhaft ergreifenden Begebenheit, die ſich eben jetzt zugetragen. Sie erhielten einen Brief, deſſen Inhalt Sie beinahe bis zur Verzweiflung trieb.

Der Graue. Ich bin abgekühlt und kann Ihnen mit vieler Gelaſſenheit ſagen, daß ich Gefahr laufe vom Publikum gemißhandelt zu werden und den Kaſſirer lange Zeit hindurch mit troſtloſem Geſicht die federleichte Kaſſette unterm Arm eintreten zu ſehen. — Sie kennen den genialen herrlichen Ampedo, den göttlichen Kapellmeiſter, der gleich groß iſt im Zärtlichen und Heroiſchen, im Tragiſchen und Burlesken, im Starken und — im Schwachen! — Der große Mann wollte einmal alle Süßigkeit und Kraft des Geſanges vereinen in einem Meiſterwerk. Kein Text war ihm recht, doch endlich, endlich fand er ſeinen Dichter und ſo entſtand die Oper aller Opern: Gusmann der Löwe!

Der Braune. Ei! — ei! — Gusmann der Löwe! — Eine Ritteroper! — Ein Held, der ob ſeiner Stärke und Tapferkeit den Beinamen: der Löwe, erhielt.

Der Graue. Weit gefehlt, weit gefehlt, Wertheſter! Gusmann iſt ein wirklicher, lieber, zarter, kultivirter Löwe von angenehmer

Denkungsart, ſeinen Sitten und raffinirter Laune. Er kann nur durch eine wohlabgerichtete Dogge, der eine ſchickliche Löwenperücke aufgeſtülpt wird, würdig und wirkungsvoll dargeſtellt werden.

Der Braune. Himmel! — wieder ein Hund! — wieder ein Hund!

Der Graue. Still Liebſter! — ganz ſtille! — Der Genius der Zeit — die ewig fortſchreitende geiſtige Macht, in deren Kreiſen wir fortgewälzt werden, die verlangt nun einmal Hunde auf der Bühne, und es iſt wohl löblich dieſes kluge Thier zu höheren Repräſentationen emporzubilden. Von gewöhnlicher Comödie des Schauſpiels zur romantiſchen Chevalerie des Trauerſpiels und der heroiſchen Oper. — Ein Theater-Direktor wollte weiter gehen und das ſublimſte beginnend einen kleinen wohlproportionirten Eſel in Liebhaberrollen auftreten laſſen. Allgemein bemerkte man aber dagegen, das ſey nichts Neues und ſo blieb die Sache wieder liegen.

Der Braune. Ich merk' es wohl, daß die verſtimmten Saiten in Ihrem Innern einen vollen Accord der bitterſten Ironie erklingen laſſen. — Doch weiter, weiter! — Man trug Ihnen das Werk an! — Sie wollten es aufführen. —

Der Graue. Ich wollte! — Ich wollte? — Ach Freund, von Wollen war hier gar nicht die Rede. Kurz! — Amadeo, der geniale Kapellmeiſter Amadeo iſt nun einmal einer von den Leuten, die wie der König im Prinzen Zerbino ſo lange von ſich ſelbſt ſagen: Ich bin ein großer Mann, bis es die Welt glaubt und ihm die Firma zugeſteht, unter der er Alles, was er in guter oder böſer Laune geſchaffen, ſey es von welcher Farbe, von welchem Geſchmack es wolle, verſehen mit dem Stempel der Vortrefflichkeit, in die Welt ſchickt. Er durfte nur ſagen: ich bin fertig mit meinem Oratorium den Löwen, ſo ſchrien die Enthuſiaſten: ein Meiſterſtück! — o herrlich! — göttlich! — Wann haben wir den Göttergenuß! — Amadeo zuckt mit den Achſeln, zieht ein ſeltſam halb verächtliches Geſicht und ſpricht: Ja wenn der Theater-Direktor wollte — wenn er ſich dazu verſtehe was Ordentliches daran zu wenden — wenn er mich gut bezahlt! — Nun werd' ich beſtürmt, bedroht. Man ſagt mir geradezu, ich müſſe keinen Verſtand, keinen Geſchmack, keine Kenntniß haben, ich müſſe ganz des leidigen Teufels ſeyn, wollte ich nicht gleich Tauſende wenden an das Meiſterſtück aller Meiſterſtücke. Was kann ich anders thun als die Oper kaufen für einen Preis, der meinen Kräften eben ſo wenig angemeſſen iſt als Ampedos Verdienſten. — Ja! ich kaufte die Oper.

Der Braune. Und hatten höchſt wahrſcheinlich ein elendes Machwerk am Halſe.

Der Graue. Mit nichten. Bei dem Leſen des Textes ſtieß ich auf Szenen, die bald ihre draſtiſch erſchütternde Wirkung nicht verfehlen können, bald in Allen innige zarte Rührung erregen müſſen. Zu den erſtern rechne ich — doch zuvörderſt muß ich bemerken, daß Gusmanns Schützling ein holdes, ſüßes, kindliches, kindiſches Prinzeßlein iſt, Bettina mit Namen. — Nun alſo! — zu den erſchütternden Szenen rechne ich beſonders, wie Gusmann plötzlich in dem Karko den erkennt, der vor ſieben Jahren der Prinzeſſin Bettina einen Kuß rauben wollte, mit furchtbarem gräßlichen Gebrüll auf ihn losſtürzt und ihm den Haarbeutel abbeißt. Dagegen iſt es wieder eine rührende, rein gemüthliche idylliſch ſüße Szene, bei der jedes tiefe Gemüth in ſanfte ſehnſuchtsvolle Trauer verſenkt werden muß, wenn die liebliche ſüßkoſende Bettina ihren treuen Gusmann mit Roſinen füttert, die ſie in die Höhe wirft und die er mit geſchickten Katzenſprüngen auffängt, aber nicht früher verſchlingt, als bis die Angebetete ruft oder vielmehr ſingt: Friß!

Der Braune. In der That, unglaublich herrliche Dinge! — Aber die Muſik, die Muſik?

Der Graue. Nur in den Proben hörk' ich ſie ja leider, da mir die Aufführung vereitelt. Aber ich verſpürte die herrlichſten genialſten Gedanken unſterblicher Meiſter, die leider ſterblich waren, und iſt es nicht verdienſtlich, daß auf dieſe Weiſe Gold und Juwelen, Schätze, die die Zeit wie ein übermüthiger Nabob in den Abgrund ſchleudert, geborgen und gerettet werden für die beſtehende Generation? Ueberdem hat der Kitt, womit Ampedo geſchickt zu leimen verſteht, Farbe und Haltung, und was will man mehr.

Der Braune. Ei, ei! — Was kann ich zu dem Allen ſagen. Sie ſind erbittert gegen das Werk, weil es ganz gewiß aufging am Theater-Horizont wie ein feuriger Komet, der in ſeinem Schweif Krieg und böſe Zeit und Orkane und Gewitter trägt! Aber weiter — weiter! —

Der Graue. Ich habe weit ausgeholt — von Leda's Ei, das merk' ich! Doch Sie — haben ſich mir genähert in voller Gutmüthigkeit, laſſen Sie mich weitſchweifig ſeyn, denn indem ich den Feind langſam nahen laſſe, gewöhne ich mich an ſeinen Anblick und er verſchwebt wohl wirkungslos, wenn ich ihn recht feſt in's Auge faſſe. — Ich hatte die Oper gekauft und überſah nun erſt die unendlichen Schwierigkeiten, die ſich der Aufführung entgegendämmen würden. —

Der Braune. Die Dogge, die zum Spiel des Löwen Gusmann abgerichtet werden mußte.

Der Graue. O! — das war das wenigſte, Verehrungswürdiger! — Das Schickſal — mein guter Stern wollte, daß ich ſehr bald einen talentvollen, humanen, goldgelben Fleiſcherhund fand und in meinem Theaterfriſeur ein vollkommenes Genie zum Einſtudiren der Beſtie entdeckte. Die Sache ging vortrefflich. In kurzer Zeit hatte der würdige Hund ſeinen eigentlichen Namen: Lepſch, vergeſſen und hörte auf den Ruf: Gusmann! Er lernte auf dem Theater anſtändig ſtehn, gehn und ſich bewegen, was doch keine Kleinigkeit iſt, fraß Roſinen und biß Haarbeutel ab, in die der pädagogiſche Haar-Künſtler pfiffiger Weiſe Bratwürſte verborgen. Die Koſten waren nicht zu hoch, denn außer der, die Würſte mit eingerechnet, nicht zu theuern Atzung und des mäßigen Honorars, hatte ich nur noch fünfzig Reichsthaler für bei den Kunſtübungen dem Profeſſor zerriſſene Weſten und Hoſen zu bezahlen. Für die Heilung der Schrammen, die der hoffnungsvolle junge Künſtler der Naſe des zweiten Tenoriſten (Karko) im Eifer des Spiels angebracht, rechnete der Theater-Chirurgus gar nichts. Er meinte, jungen Genies müſſe man viel zu Gute halten und er gäbe fünf Ellen engliſches Pflaſter umſonſt her, um Wunden zu heilen, die ſolche Helden im jugendlichen Kunſteifer geſchlagen. — Stimmung des Publikums! —

Der Braune. Alſo die eigentlichen Hinderniſſe und Schwierigkeiten?

Der Graue. Im Allgemeinen möcht' es ſchon zu tadeln ſeyn, daß in einer Oper die eigentliche Hauptperſon nicht ſingt. Bis jetzt iſt der menſchliche Geiſt noch nicht zu der Erfindung gelangt, Hunden das Singen beizubringen und vergeblich hätte daher Ampedo eine Parthie für Gusmann geſchrieben; indeſſen könnte man ſich darüber wegſetzen, indem es ſchon Opern giebt, in welchen Stumme die Hauptrolle ſpielen. Der Geſang wird erſetzt durch das mimiſche Talent und dieſes iſt den Beſtien durchaus nicht abzuſprechen. Aber! — aber, daß die Oper: Gusmann der Löwe hieß, das war ſchon deshalb ein Uebelſtand, weil nun Prima Donna, Primo Tenore, Primo Baſſo im Voraus mit der Oper, die jeder zur Taufe halten und ihr den Namen geben wollte, unzufrieden ſeyn mußten. Ein zweites Hinderniß ergab ſich daraus, daß Bettina, nächſt Gusmann die Hauptperſon, keine Bravour-Parthie war und durchaus von einer jugendlichen Sängerin dargeſtellt werden mußte, wogegen der große Ampedo in die Parthie der Königin Mikomikona hineingeblitzt und gedonnert, mithin dieſelbe für die Prima Donna geſchrieben hatte. Dann war die für den erſten Baß beſtimmte Parthie des Kajus, Tyrannen und Königes einer wüſten Inſel, nur mit einer einzigen Arie verſehen und endlich kam in der Tenor-Parthie — nur zweimal das hohe A vor. Kurz, ich ſah ſchon im Geiſte die kleinen allerliebſten Brieflein mit der Aufſchrift· Hierbei die Rolle der Mikomikona u. ſ. w. anlangen oder die verächtlichen mißmüthigen Geſichter in den Proben. Es traf denn auch Alles richtig ein. —

Der Braune. Alles, mit Ausſchluß des talentvollen Gusmann, weigerte ſich zu ſingen — zu ſpielen, ich merk' es! — Mikomikona war die erſte, die die Parthie zurückſchickte? —

Der Graue. Allerdings! — Ich hatte das aber vorausgeſehen und war darauf vorbereitet! — Meiner Anweiſung gemäß ging der Garderobier mit einer ſchönen Zeichnung, die Königin Mikomikona in vollem Staatsanzuge darſtellend, zu der Donna. Der Anzug war neu, impoſant, prächtig, viel Sammt, viel Atlas, viel Stickerei, viel Spitzen, grelle Farben, Federbüſche, Steine! — Man war entzückt, als der Garderobier in tiefſter Unterthänigkeit bemerkte, daß Madame wohl noch niemals alles, alles um ſich her ſo überſtrahlt haben würden, als es in der Oper Mikomikona unausbleiblich geſchehen müſſe. Die unwillkürlich ſcheinende Verwechslung des Namens der Oper klang wie zauberiſche Muſik in Madame's Ohren: „Sollte mir wirklich dieſer goldgeſtickte Purpurmantel gut zum Geſicht ſtehen, mein Guter?“ So liſpelte die Donna ſanft und mit ſüßem Lächeln hinblickend auf die Zeichnung. Da ſchlug aber der Garderobier die Hände zuſammen und rief wie in Begeiſterung: Herrliche — himmliſche — göttliche Frau! — wie werden dieſe ſilbernen Kryſtallfunken, dieſe goldenen Blitze glühen und ſprühen und wie ſchuppengeharniſchte Salamander kämpfen mit den ſiegenden Strahlen dieſer holdſeligen Augen! — Engliſche Frau, laſſen Sie uns dieſes Untergewand ein halbes Zöllchen kürzer machen, der ſchwere Beſatz zieht herunter, und nicht entgehen darf dem Blick des entzückten Publikums das niedliche Füßchen, das geſchmückte Piedeſtal der Alabaſterſäule. —

Der Braune. Ei, wertheſter Kollege. Ihr Garderobier iſt ſtark in poetiſchen Ausdrücken —

Der Graue. Allerdings! — Den erſten Grund zur Poeſie legte er, als er ſämmtliche Manuſkripte von alten, zum Theil horribilen Schau- und Trauerſpielen las, die ich ihm gab, um Maaße daraus zu ſchneiden. Ob er es noch thut, weiß ich nicht, aber ſonſt ſtrengte er den Verſtand an, um, ſollte er zu beſtimmten Darſtellungen das Koſtüm beſorgen, zum Anmeſſen der Kleider aus, ihm homogen dünkenden, Stücken die Maaße aus- und zuzuſchneiden. Zum Regulus zerſchnitt er den Kodrus, zu den Yngurds-Kleidern ein altes Trauerſpiel von Gryphius, deſſen Namen mir entfallen, zu der Veſtalin aber Lenze's Soldaten. Letzteres kann ich mir gar nicht erklären, das tertium comparationis bleibt mir fremd und überhaupt iſt mein Kerl von Garderobier ein närriſcher Phantaſt.

Der Braune. Haben Sie denn nicht bemerkt, geehrteſter grauer Freund! daß alle Unteroffizianten des Theaters, wie man ſo zu ſprechen pflegt, um den Anflug einiger Toll- und Narrheit zu bezeichnen, *einen Schuß* haben? Bürgerliches Gewerbe treibend als da iſt, ſchneidern, friſiren u. ſ. f. erheben ſie den Kopf in die Theaterrollen hinein und meinen, was unten der Hände Arbeit gewinnt, geſchieht nur für die goldpapiernen Götter dort oben, deren Dienſt ſie ſich geweiht und die ſie über alles ſetzen, unerachtet ſie ſchlecht von ihnen ſprechen. Sie brauchen nämlich die ſkandalöſe Chronik des Theaters als Paſſe-partout, dem ſich jede Thür öffnet. Nicht leicht giebt es eine Stadt mit einem Theater, in der es wenigſtens unter den jungen Männern, Frauen und Mädchen nicht Sitte ſeyn ſollte, zum Schmuck des Hauptes ſich des Theaterfriſeurs zu bedienen.

Der Graue. Sie haben ſehr Recht, theurer Freund! und es ließe ſich da noch manche Frage aufwerfen. Um aber wieder auf meinen Schneider zu kommen, ſo merken Sie, daß er das, was ich wolltemit möglichſter Feinheit durchſetzte. Madame's ganze Phantaſie war erfüllt von dem Bilde der glänzenden Mikomikona, ſie dachte nicht daran, daß ſie mir die Parthie zurück geſchickt hatte; dies war mir genug. Nun ſchrieb ich ihr, wie ich wohl einſähe, daß die Rolle durchaus nicht geeignet ſey ihr ſeltenes Talent ganz in volles Licht zu ſtellen, doch dem Componiſten, mir, ganz vorzüglich aber dem Publikum, das ſie denn gar nicht genug hören und bewundern könne, zu Liebe, möge ſie ſich doch dieſes mal zu der Parthie entſchließen. In der nächſten Viertelſtunde erhielt ich Antwort.

> „Um Sie, geſchätzter Herr Direktor, zu überzeugen, daß ich nicht ſo eigenſinnig bin, als es eine andere Sängerin, die mein Talent beſäße, wohl ſeyn würde und mit vollem Recht ſeyn könnte, erkläre ich hiemit, daß ich die Mikomikona ſingen werde. Bei näherem Durchſehen habe ich auch gefunden, daß in der Parthie recht hübſche Sachen ſind. Ohne Rückſicht auf mich ſelbſt thue ich für die Kunſt Alles, das wiſſen Sie ja. Gruß und Achtung! — N. S. Schicken Sie mir doch Proben von dem rothen Sammt und von dem goldgewirkten Zeuge; auch muß der Schneider gleich zu mir kommen.“

Der Braune. Die Sache war gemacht?

Der Graue. Allerdings! — Aber einen ſchwereren Kampf hatte ich mit dem Könige der wüſten Inſel, dem Tyrannen Kajus, zu beſtehen.

Dieſer Menſch (ich ſpreche von meinem Baſſiſten) — Dieſer Menſch, ſag' ich, mit einer mittelmäßigen Stimme und ganz unvortheilhaftem Aeußern iſt meine wahre Zuchtruthe. Sein Vortrag iſt gut ausgebildet, aber vorzüglich durch allerlei muſikaliſche Charlatanerien, die ihm zu Gebote ſtehen, wußte er der Menge zu imponiren oder vielmehr jene gaffende Bewunderung, jenes ſtarre blödſichtige Anſtaunen zu erregen, das in überſchwengliches Beifall-Toben ausbricht, ſobald der Seiltänzer den gewagten Luftſprung glücklich vollführt hat. Das Volk baute ihm den papiernen Theaterthron, auf dem er ſich nun brüſtet.

Von Eitelkeit und Selbſtſucht ganz verblendet hält er ſich, ſich allein für den Brennpunkt, von dem alles ausgehen müſſe. Daher iſt ihm keine Rolle, keine Parthie recht. Als zärtlicher Vater verlangt er ſtarke Arien, als komiſcher Alter ſeriöſe Szenen, als Tyrann zärtliche Romanzen, denn überall will er ſich als der Vielſeitigſte bewähren. „Laßt mich den Löwen auch ſpielen. Ich will brüllen, daß „es einem Menſchen im Leibe wohl thun ſoll mich zu hören. Ich „will brüllen, daß der Herzog ſagen ſoll: Noch mal brüllen — Ich „will meine Stimme forciren, ich will Euch ſo ſanft brüllen wie ein „ſaugendes Täubchen, ich will Euch brüllen als wär's 'ne Nach„tigall!" —

Der Braune. O Zettel! — Zettel! — mein Ehrenzettel! —

Der Graue. Heiliger Shakeſpear! Kannteſt du denn meinen Baſiliſken, als du den herrlichen Zettel ſchufſt, der ein Denkzettel iſt für alle tolle Faſelei arroganter Komödianten! — Sie können ſich denken, daß Kajus auch mit Ampedo's Compoſition, vorzüglich aber mit dem Stück unzufrieden war, da er in der Dogge einen furchtbaren Nebenbuhler erblickte. Er erklärte, nimmermehr die Parthie des Kajus ſingen zu wollen. Ich ſtellte ihm vor, daß durch ſeine Weigerung die von dem Publikum ſehnlichſt gewünſchte Oper würde liegen bleiben müſſen, da meinte er aber, ob ich wohl glaube, daß er der Oper wegen da ſey und was ihn überhaupt meine Oper anginge. Ich bemerkte dagegen ganz beſcheiden, daß ich künftigen Sonnabend und ſo weiter fort bei dem Zahlen des Gehalts von demſelben Grundſatz ausgehen und ihn ganz ignoriren würde. Das ſchien einigen Eindruck zu machen und wir wurden über folgende Punkte einig, die ich wie einen Friedenstraktat niederſchrieb:

1) Herr Kajus übernimmt und ſingt in der Oper „Gusmann der Löwe" den König einer wüſten Inſel und Tyrannen Kajus.

2) Der Direktor verſpricht, Herrn Kapellmeiſter Ampedo dazu zu bewegen, noch ein zärtliches Rondo oder eine Romanze in franzöſiſchem Styl zu komponiren. Herr Kajus ſchlägt dazu die Situation in der vierten Szene des zweiten Akts vor, in der Kajus den älteſten Prinzen der Königin Mikomikona vor ihren Augen erſticht, weil es gerade die Mitte der Oper iſt. Kajus kann ſich, nachdem er den Mord begangen, der ſüßen Jugendzeit erinnern, als er noch las: „Der Affe gar poſſierlich iſt ꝛc. ꝛc." Das macht ihn weich und zärtlich! Er fängt an zu ſchwärmen und bricht aus in Geſang: O ſüße Jugendzeit ꝛc. ꝛc. Die Tonart iſt Es-Dur und viermal mag ein Colla-Parte vorkommen. Beſſer iſt es aber wenn Hr. Ampedo die ganze Arie Colla-Parte

und nur drei begleitende Accorde ſchreibt, das Uebrige findet ſich in der Probe.

3) Es wird dem Hr. Kajus ausdrücklich erlaubt, goldne Sporen an die Halbſtiefelchen zu ſchnallen, einen Kommandoſtab zu führen und die Szene worin er Mikomikona's Todesurtheil unterſchreibt, zu Pferde zu ſpielen. Es kann eine Fuchsſtute dazu genommen werden, nur im Nothfall der engliſirte Theater-Braune mit der Bläſſe. —

Dieſen Traktat unterzeichneten wir, umarmten uns und als Ampedo hinzutrat, klopfte ihm Hr. Kajus ſüßlächelnd auf die Schulter, indem er ſprach: Seyen Sie ruhig, mein Guter, ich ſing' halt den Tyrannen! — Ampedo ſah etwas verblüfft aus, ich nutzte den Augenblick ihn für die zärtliche dreiaccordige Arie zu ſtimmen — er ſchlug ein — die Sache war gemacht! —

Der Braune. Und die übrigen?

Der Graue. Schöne Worte! — Geld! Neue Kleider! — Ha! es ging vortrefflich, aber der Satan lauerte im Hintergrunde! O! O! wer vermag zu widerſtehen der Macht des hölliſchen Satans!

Der Braune. Was hatte der Satan mit des großen Ampedo großer Oper zu thun?

Der Graue. Er (der Satan nämlich), er wirkt mächtig mit ſchwachen Werkzeugen und bäumt ſich wild in ſanften Gemüthern! — Recht mit mir ſelbſt zufrieden, recht glücklich daß mir das ſchwierige Werk gelungen, mich wiegend in ſüßen Hoffnungen und Träumen, welche Senſation der Löwe Gusmann erregen, welche runde Summen er einbringen wird, ſitz' ich in meinem Zimmer. Da höre ich die Thüre des Vorſaals aufgehn. Man tritt herein und bald erhebt ſich ein ſeltſames Weinen und Schluchſen und dazwiſchen vernehme ich Ausrufe und abgeriſſene Klagen. Erſtaunt ſpringe ich auf vom Schreibtiſch und laufe nach dem Vorſaal. Welch tolles Schauſpiel bietet ſich mir dar als ich die Thüre öffne! — Theaterſchneider und Theaterfriſeur liegen ſich in den Armen, an der Bruſt. Sie ſind es, die ſo ſchluchſen und weinen, die ſich in abgebrochenen von Thränen halb erſtickten Worten erfahrnes bitteres Herzeleid klagen: „Geliebteſter „Freund! ſolch einen Tort zu ertragen! — vortrefflichſter Kollege! „ſolchen Schimpf einſtecken zu müſſen! — Dieſe Hyäne — Dieſer „Drache — dieſe fatale Perſon — dieſer obſolete Gegenſtand — dieſer

„veraltete Roman mit neuem Titel — eine Sage der Vorzeit — ein „verbrauchter Perrückenſtock — ein abgelegtes Staats-Kleid.“ Sie wurden mich endlich gewahr, ließen ab von der Umarmung und ſtürzten auf mich zu in wildem Schmerz.

Nun erſt bemerkte ich, daß der Schneider eine blutige wie mit ſcharfen Nägeln gekratzte Schramme auf der Naſe trug, und daß des Haarkünſtlers linke Backe merklich geſchwollen und roth war.

„Rache, Rache für uns tief beleidigte, tief gekränkte — Rache „für uns, Hochwohlgeborner — gütiger — gerechter Herr Direktor!“ — So ſchrien beide im Uniſono. Endlich zwang ich ſie zur ruhigen Erzählung des Vorgegangenen und erfuhr liebliche Sachen.

Der Braune. Beinahe merk' ich, wo die Schramme, wo die geſchwollene Backe hergekommen.

Der Graue. Mein Schneider hat das große Pracht- und Kunſtwerk, den Anzug der Königin Mikomikona vollendet; er erſtaunt ſelbſt über das gelungene Meiſterſtück, er iſt überzeugt, daß er nie Geſehenes geſchaffen, er brüſtet ſich in ſeinem Triumph und kann es nicht erwarten aus dem Munde der Donna ſein Lob zu hören. Er eilt hin mit den in der That geſchmackvollen herrlichen Kleidern; die Donna legt ſie an. Da will es hier und dort nicht paſſen und vorzüglich wirft das Unterkleid an dem Theil, worauf man nach uralter Gewohnheit zu ſitzen pflegt, ſolche wunderliche bauſchigte Falten, die ſelbſt die Draperie des darüber geworfenen Mantels verderben und trotz alles Zupfens und Ziehens nicht zu vertilgen ſind. Der gute Künſtler hatte eine ideale Mikomikona im Sinn und gedachte nicht der etwas ſeltſamen in die Breite getriebenen Formen der Donna, die die Natur zu einer Miß Billington umzuſchaffen ſcheint im billigen Alter. Die Donna — ſeltener Fall — bemerkte ſelbſt die Mißverhältniſſe. Der Schneider verſicherte, ſie habe in den jugendlichen Kleidern etwas verhext, wie ein kleines zum Schabernack geputztes Ungethüm ausgeſehen. —

Die Donna ſchob das aber auf den Schnitt der Kleider und fing an zu tadeln und zu tadeln. Das verſchnupfte den ehrſüchtigen Künſtler; er fing an leiſe von dem genialen Schwunge zu reden, den die Natur zuweilen in ihren Formen nehme — ſo mache ſie oft eine Seite der andern ungleich u. ſ. w. Als aber die Donna nicht aufhörte zu mäkeln und etwas von Ungeſchicklichkeit und gänzlichem Mangel an Geſchmack einfließen ließ, da platzte der tief Beleidigte heraus:

daß man freilich jung und hübſch, und nicht wie ein geſtopfter Mantelſack gewachſen ſeyn müſſe, wenn ſolch ein Anzug zieren und nicht entſtellen ſolle. Dies hören, — Mantel — Ueberkleid — alles herunterreißen, dem Schneider an den Kopf werfen, ihn bei dieſer Gelegenheit vielleicht unverſehends merklich an der Naſe zeichnen — das iſt die That des Augenblicks. Der Schneider die ſpitzen Nägel der zornigen Katze fürchtend, ſpringt zur Thüre hinaus und eben tritt der Friſeur herein mit der neuen Perrücke, die er der Donna anprobiren will. Sein Unſtern will es, daß er ſich vergriffen und mit ſtolzem Lächeln hält er der Donna die goldgelbe, gelockte Mähne entgegen, die er für Guśmann den Löwen verfertigt. Die ſchon aufgeregte Donna hält dies für böſen Tort und eben die gewaltige Hand, an deren Fingern die ſpitzigen Nägel ſitzen, verſetzt dem unglücklichen Haarkünſtler eine ſolche Ohrfeige, daß es ihm vor den Ohren ſummt und tauſend Blitze aus den Augen fahren. Auch er ſtürzt zur Thüre hinaus, er begegnet dem Schneider auf der Treppe, ſie laufen zu mir und ſo geſtaltet ſich die Szene auf meinem Vorſaal.

Der Braune. Ich bemerke, daß Ihre Donna italieniſchen Naturells iſt, ſtark in ausdrucksvoller Mimik und nebenher zu Mord und Todſchlag aufgelegt, wozu ſie ſchickliche Symbole im Kratzen und Ohrfeigenaustheilen findet. So hoch treiben es unſere deutſchen Sängerinnen denn doch nicht.

Der Graue. Meine Donna ſtammt wirklich aus Italien. Sehr paradox mag es aber klingen, daß ich lieber die Wuth einer aufgebrachten Italienerin bekämpfen, als mich von den kleinen Mäkeleien, Prüderien, eigenſinnigen Launen, Nervenzufällen, Kränkeleien unſerer deutſchen Theaterdamen langſam zu Tode quälen laſſen will —

Der Braune. Sie ſind zu reizbar, theurer Freund! Dieſe kleinen Untugenden unſerer Damen, ihr ſchwaches Nervenſyſtem — ihre Zartheiten —

Der Graue. Ja! die verfluchten Zartheiten! — Eine empfangene oder nicht empfangene Rolle, die Farbe eines Anzugs die ſie nicht mögen — eine ſtark beklatſchte oder gar hervorgerufene Kollegin — die Stille oder der mäßigere Beifall des Publikums, wenn man furore erwartete, ja ſelbſt die Luft im Probeſaal, alles das weht ſie an wie der Sirocco und wirft ſie, wo nicht in's Bette, doch auf den Sopha, wo ſie mit verbundenem Kopf oder im wohlgefältelten Spitzenhäubchen und zierlichen Negligee dem blutjungen galanten, ſchöngeiſteriſchen Arzt in melodiſchen Klängen ihr Leiden klagen. Der führt ein ganzes Arſenal des Todes in der Taſche: Fieber aller Art — Lungenſucht — Schwindſucht — Gehirnentzündung — mit grauſigen Anfällen jeder Krankheit wirft er um ſich in ſeltſamen Atteſten, die mir dann mit einem Brieflein, in deſſen Schriftzügen ſchon das Erbeben vor dem nahenden Tode ſichtlich, zugeſendet werden.

Der Braune. Aber will der Mann als Arzt beſtehen, ſo muß er das Unerhörte thun und ſelbſt dem Tode durch kräftige Mittel, die niederzuſchlucken die Kranken ſich nicht erwehren können, tüchtigen Widerſtand leiſten.

Der Graue. Mein ſublimer Arzt verachtet alle Medizin, die auf gewöhnliche irdiſche Weiſe zu Leibe geht. Seine Heilmethode iſt rein pſychiſch.

Er magnetiſirt und wahr iſt es, keinem Magnetiſeur wird es leichter ſeine Patienten in Schlaf zu bringen als gerade ihm. Nachdem er nur was weniges die Atmoſphäre der Kranken mit magnetiſcher Hand durchſäbelt, ſetzt er ihnen, wie ſonſt es mit dem Magnetſtab geſchah, zwölf eigends dazu verfertigte Sonnette, die er deshalb beſtändig bei ſich trägt, auf die Bruſt. Alsbald ſchließen ſich die Augenlider, giebt es aber noch einen Kampf, ſo ſchickt er ein Trauerſpiel nach. Schon in der Hälfte des erſten Akts ſinken die robuſteſten Naturen wie im Todesſchlaf gebrochen zuſammen.

Der Braune. Ei! ich halte was auf die Anwendung pſychiſcher Mittel bei desperaten Fällen — dazu rechne ich die Magie der Goldtinktur.

Der Graue. O ich verſtehe — Ich ſehe die ungemein witzige Zeichnung des berühmten Karrikaturiſten Gillray vor Augen. Die Billington ſitzt in der Fülle ihrer Wohlbeleibtheit, aber in kränklichem Schmachten irgend eines vorgegebenen Uebels im breiten Lehnſtuhl. Die Direktoren der Theater Drurylane und Coventgarden ſtehen von beiden Seiten. Der Drurylaner ſucht ſie zu tröſten und zu vermögen von dem köſtlichen Trank zu nehmen, den der berühmteſte Arzt in London gekocht; aber von ihm weg, mit freundlicher Geneigtheit wendet ſie das Köpfchen zu dem Coventgardner, der den Löffel in der Hand bemüht iſt ihr aus einem großen Sack, deſſen Etikette lautet: Alle

Viertelſtunden fünfmal! — Guineen einzugeben. Die Medizin wird anſchlagen und die Kranke ſich für den Coventgardner erkräftigen.

Der Braune. Dem armen Direktor einer reiſenden Truppe ſteht aber leider ſolche Goldtinktur nicht zu Gebote und da müſſen ſie zu andern pſychiſchen Heilmitteln ihre Zuflucht nehmen, die auch oft recht draſtiſch wirken. Wollen Sie ein Beiſpiel hören, wie ich einmal ſolch ein Mittel mit Erfolg anwandte?

Der Graue. Es wird mich beluſtigen und belehren!

Der Braune. Mein Unſtern wollte es, daß ich bei meinem kleinen beſchränkten Theater einmal zwei Jungfrauen hatte — von Orleans, mein' ich nämlich. Dem Kollegen darf ich's nun nicht weiter entwickeln, wie dies von mir ſelbſt unbedacht geſäete Uebel reichlich wucherte und luſtig ſproßte und rankte in allerlei teufelsmäßigen Fehden und Aergerniſſen. — Ich will meine Damen romantiſcher Weiſe Desdemona und Roſaura nennen. Desdemona war etwas dämoniſcher Natur und litt zuweilen an Anfällen der Tobſucht wie Ihre Mikomikona, mein Werther! — Roſaura wußte dagegen mit der Miene des tiefſten Leidens, des bitterſten Vorwurfs, des durch unverantwortliches Unrecht tief gekränkten Gemüths, das nur in einzelnen, aber ſchneidenden Lauten ſich Luft macht, einem das Herz aus dem Leibe zu reißen. Man hätte berſten mögen vor Verdruß, wenn, nachdem irgend eine Abgeſchmacktheit von der Hand gewieſen, jene Symptome eintraten. Desdemona war ganz unbezweifelt eine viel beſſere Schauſpielerin, Roſaura dagegen jünger und hübſcher und da ihr überdies jene Leidensmiene gar wohl ſtand, ſo war es natürlich, daß ſie die leicht zu verzückende Jugend im Parterre für ſich und ich übles Spiel hatte. Eben ſo wenig wie Desdemona die Turandot oder die Shakſpearſche Julia ſpielen konnte, da Jugend und körperlicher Reiz unerläßliche Bedingniſſe dieſer Rollen ſind, eben ſo ſehr verpfuſchte meine kleine niedliche Roſaura die Heldenjungfrau. Aber ganz in gewohnter Ordnung werden Sie es finden, daß Beide gerade auf die ihrem Naturell widerſprechenden Rollen erpicht waren. — Heute iſt die Jungfrau, wenige Tage darauf die damals ganz neue vom Publikum mit Sehnſucht erwartete Turandot. Desdemona ſpielt, weil ich abermals der Roſaura die Rolle verweigert habe, unerachtet ſie in ihrem Rollenverzeichniſſe ſtolzirt. Die Symptome des inneren Kummers treten ein und zwei Tage vor der Turandot liegt Roſaura todkrank im Bette. — Die Boshafte wußte, daß die Rolle durchaus nicht anders beſetzt werden konnte und daß das Verſchieben des Stücks mir einen empfindlichen Streich verſetzen mußte. — Ich eile zu ihr. Todtenbleich (das heißt, ohne Schminke) tiefes Leiden im Antlitz ſtammelt ſie mir halb ohnmächtig entgegen: Ich bin ſehr krank! — Der nachfolgende Seufzer heißt ſo viel als: Sie, Sie, entſetzlicher Menſch, haben mich gemordet! und der erſte Tenoriſt ſo wie der empfindſame Jüngling, der im Luſtſpiel den zweiten, in Roſaura's Zimmer aber den erſten Liebhaber ſpielt, beide am Bette in ſchmerzliches Weh verſunken, bringen ſogleich die Schnupftücher vor die Augen. Ich ſetze mich theilnehmend an's Kopfkiſſen, ich ergreife ſanft Roſaura's matt ausgeſtreckte Hand, im weichſten Ton der tiefſten Rührung, in der Skala, wie vor dreißig Jahren die ſchmachtenden hoffnungsloſen Liebhaber zu ſprechen pflegten, liſple ich wehmüthig: „Ach Roſaura! — wie muß ich Sie finden — zerſtört ſind meine ſchönen Hoffnungen — zerſtört dem Publikum ein hoher Kunſtgenuß" — Sie glaubt, daß ich von Turandot ſpreche und ein boshaftes Lächeln zuckt in den Mundwinkeln. „Ach Sie wiſſen nicht," fahre ich fort, indem ich den Ton heraufſtimme in ſchärferes Leid, „Sie wiſſen nicht, daß ich in „vierzehn Tagen Maria Stuart geben wollte, daß die Rolle für Sie „beſtimmt war! — Ach aber jetzt!" —

Roſaura blieb mäuschenſtill, ich ſollte weiter reden, ſchwieg aber wohlweislich und füllte die Pauſe nur mit einigen Seufzern aus, accompagnirt von dem Tenoriſten und dem erſten Liebhaber. „Bis dahin," fängt nun Roſaura ganz leiſe an, indem ſie ſich halb emporrichtet, „bis dahin, beſter Direktor! kann ich ja wohl hergeſtellt ſeyn. „Schicken Sie mir die Rolle nur zum Nachſtudiren, geſpielt habe ich „die Rolle ſchon viermal — mit einigem Beifall — denn ich wurde „als Maria Stuart hervorgerufen — fünfmal!" — Mit dieſen Worten ſinkt ſie ermattet zurück in die Kopfkiſſen. — „Ach Roſaura, theures Kind, fange ich an, mir einige Thränen von den Augen wegtrocknend, ach Sie wiſſen es ja, wie ich mit meiner Austheilung, wie ich mit dem Publikum ſtehe! — Iſt denn, muß Turandot ausfallen, nicht Maria Stuart das einzige Stück, welches das geſpannte und getäuſchte Publikum zu beſchwichtigen vermag? Nun muß freilich Desdemona die Stuart ſpielen und unſere Eliſe die Königin."

„Was?" — ruft Roſaura etwas heftiger als es der matte Krankheitszuſtand wohl erlauben ſollte, „Was? Desdemona die zarte Stuart, Elſe die ſtolze Königin! — Giebt es denn durchaus kein anderes Stück?“ — Sanft, aber mit beſtimmterem Ton ſpreche ich: Nein liebe Roſaura! — ſtatt der Turandot wird nun Maria Stuart gegeben, das Publikum iſt ſchon davon unterrichtet. — Abermalige Stille — Seufzen — Räuspern u. ſ. w. „Ich muß geſtehen, fängt Roſaura „an, daß ich mich doch ſchon heute Morgen viel beſſer befinde als „geſtern Abend.“ —

„Vielleicht nur Täuſchung, liebes Mädchen, denn Sie ſehen in der That außerordentlich blaß und angegriffen aus — ich bin ſehr beſorgt!“ — „Sie guter lieber herzlicher Mann! — Aber wiſſen Sie „wohl, daß ich doch noch vielleicht übermorgen die Turandot ſpielen „könnte? Sollt' ich auch nicht ganz hergeſtellt ſeyn — Ihnen zu „Liebe“ — „Was ſagen Sie, Roſaura! Halten Sie mich für einen Unmenſchen, für einen herzloſen Barbaren? Nein! — nie ſoll Turandot auf meine Bühne kommen, wenn auch nur die leiſeſte Ahnung Ihr Leben, Ihre theure Geſundheit in der kleinſten Gefahr vermuthen läßt!“ — Nun entſpann ſich ein Wettſtreit des Edelmuths, deſſen Entſcheidung wir endlich dem Arzt überließen. Wie er entſchied, können Sie ſich, theuerſter Freund! nun wohl denken, ſo wie, daß Turandot am beſtimmten Tage aufgeführt wurde und ſpäter (Wort muß man halten) Roſaura die Stuart ſpielte.

Manche feine Zunge wollte in der berühmten Zankſzene der beiden Königlichen Häupter (Desdemona war Eliſabeth) einen kleinen anſäuerlichen Beiſchmack unzarter Perſönlichkeit verſpüren. — Doch! wer wird auch Alles ſo genau auf die Zunge nehmen.

Der Graue. O mein beſter Freund und Kollege! — ja! — von Herzen nenne ich Sie ſo! — Ich bewundere Sie! Nein, dieſe Ruhe des Geiſtes, womit dergleichen ausgeführt wird, iſt mir nicht gegeben! — Ach mein Aufbrauſen, meine Hitze, die mich oft zu tauſend Inkonſequenzen verleitet!

Der Braune. Sie ſind noch ein junger Mann. Ach! — man muß einen langen Weg gewandert ſeyn, um ſich nicht mehr an den überall verſtreuten ſpitzigen Steinen die Füße wund zu ſtoßen — doch! — wir ſind ganz von Ihrem Gusmann, von Ihrer Mikomikona abgekommen. Erzählen Sie doch weiter!

Der Graue. Was ich mit voller Gewißheit erwartete, geſchah wirklich. Kaum eine Stunde war vergangen, als ein Billet nebſt beigelegter Rolle der Mikomikona von meiner Donna anlangte. Die innere Wuth hatte ihre ſonſt ziemlich niedliche Schrift zu barbariſchen Krakelfüßen verzogen, aber leicht war es heraus zu buchſtabiren, daß ſie wie gewöhnlich alles auf mich ſchob und ihre Händel mit mir bei dem vierten Ehrenpunkt anfing.

Der Braune. Ho ho! — ſiehe den Narren Probſtein in Shakespears: Wie es Euch gefällt. — Alſo mit der beherzten Abfertigung fing ſie an?

Der Graue. Allerdings, indem ſie rund heraus erklärte, wie ſie bei mehrerem Einſtudiren gefunden, daß die Partbie der Königin durchaus nicht in ihrer Keble liege, daß die ganze Art und Weiſe dieſes deutſchen Geſanges ihr fremd ſey und daß ſie ſich über meine Zumuthung, dieſes Zeug zu ſingen, verwundern müſſe. — Dieſe Weigerung von der Hand weiſen konnte und mochte ich nicht.

Der Braune. Sehr richtig, denn ſonſt kam es zum trotzigen Widerſpruch und ging die übrigen Grade durch bis zur ärgerlichſten Fehde. Aber anders beſetzen?

Der Graue. Das vermochte ich zu thun und that es auf der Stelle. — Ein gutmüthiges junges Ding, noch im Stadium der rückſichtsloſen Rollenſucht begriffen und vortrefflich in der Region des Mittelmäßigen, bekam die Parthie und alles ſchien gut geben zu wollen, wiewohl ich den Tyrannen Kajus zu fürchten batte, da ich der erzürnten Donna Einfluß auf ihn wohl kannte. Nicht wenig wunderte ich mich, als Herr Kajus ſich ganz ruhig verhielt und den Proben mit vielem Fleiß beiwohnte. — Uebermorgen ſollte die Oper ſeyn und heute — heute — in dieſem Augenblick erbalte ich das verruchte Billet des unſeligen Tyrannen! — Hören Sie:

„Es thut mir leid, daß ich die Parthie des Kajus nicht ſingen
„kann und werde. Bloß aus Gefälligkeit für Sie ließ ich mich
„herab, das verworrene gothiſche Zeug zu ſtudiren und den Proben
„beizuwohnen, ich finde indeſſen jetzt, daß der tolle Geſang, der kein
„Geſang iſt, nur meiner Kehle, meinem Organ ſchadet. Ich bin
„ſchon jetzt heiſer und werde kein Thor ſeyn, das Uebel zu ver-
„mehren. — Gott befohlen!"

Der Braune. Sie kündigen ihm doch auf der Stelle den Kontrakt?

Der Graue. Ach mein theurer herzlieber Freund, das iſt ja eben mein Gram, daß ich dies nicht thun darf, ohne dem Publikum zu nahe zu treten, deſſen Liebling er geworden, wiewohl nur in gewiſſer Art!

Der Braune. Hören Sie den erfahrnen Praktikus. Nichts bei dem Theater iſt weniger zu fürchten, als das augenblickliche Murren des Publikums, wenn ein ſogenannter Liebling ausſcheidet. Ich behaupte, daß es deren eigentlich gar nicht mehr giebt — Laſſen Sie mich weit ausholen! — Uns ruhigen beſonnenen Deutſchen iſt von jeher der an Wahnſinn grenzende Enthuſiasmus fremd geblieben, mit dem ſonſt, auch wohl noch jetzt Franzoſen und Italiener ihre dramatiſchen Virtuoſen feierten und feiern. Kein deutſcher Fürſt hat den weichlichen Eunuchen ob ſeines markloſen Trillerirens zum Ritter geſchlagen, wie es ſich mit Farinelli zutrug, kein deutſches Publikum den Schauſpieler, den Sänger bei lebendigem Leibe apotheoſirt, wie es ſo oft geſchehen. Als der berühmte Marcheſi in Venedig ſang, habe ich mit eignen Augen geſehen, wie Menſchen, da ſie ſich heiſer geſchrieen, da ſie die wundgeklatſchten Hände nicht mehr rühren konnten, ſich wie Unſinnige auf den Bänken wälzten und dabei mit verdrehten Augen ſtöhnten und ächzten. So glich der Beifall oder vielmehr die Verzückung den verderblichen Folgen eines Opiumrauſches. — Doch zur Sache! — das Gemüth des Deutſchen gleicht einem klaren ruhigen See, der in ſeiner Tiefe alle Bilder des Lebens hell und rein aufnimmt und mit voller Liebe bewahrt. Dieſe Liebe war ſonſt des Künſtlers wahrhaft reicher Lohn und ſie ſchuf den Liebling. Solche Lieblinge des Publikums waren unſere Eckhof, unſere Schröder u. a. Sprach Schröder auf der Bühne, ſo herrſchte eine Aufmerkſamkeit, eine Stille, in der der leiſeſte Athemzug hörbar blieb. Stürmte dann einer herrlich gelungenen Rede der lauteſte Beifall nach, ſo war dies der unwillkürliche Ausbruch des im innerſten tiefſten Gemüth Empfundenen und nicht die kindiſche Freude über irgend ein halsbrechendes Wageſtück, ſey es in Ton, Wort oder Geberde ausgeführt. Damals herrſchte ein der Deutſchen würdiger Ernſt in der dramatiſchen Kunſt: wir prügelten uns nicht im Theater, wir brachen uns nicht die Hälſe in den Vorſälen, wie vormals in Paris die Gluckiſten und Picciniſten, aber in kritiſchen Feldzügen entwickelte ſich das raſtloſe Streben nach dem höheren Standpunkt, der das Ziel aller Kunſt iſt.

Man denke an die dramaturgiſchen Arbeiten Leſſings. Wie dieſer Ernſt immer mehr verſchwand, vor dem matten ſchlaffen Leichtſinn, der die ganze Welt bethörte, darf ich wohl nicht erſt ſagen. Merkwürdig iſt es, daß nach und nach die rein dramaturgiſchen Werke ganz verſchwanden und alle im Gebiet der Kunſt herumſtreifende Zeitſchriften ſich des Theaters bemächtigten, die nun in dem ſtehenden Artikel: Theater-Nachrichten, ſeichte Beurtheilungen fader Stücke und obſcurer Comödianten liefern. Es iſt nur zu wahr, daß jeder, der Augen hat zu ſehen, Ohren zu hören und eine Fauſt zum Schreiben, ſich jetzt fähig und berufen dünkt als Theaterzenſor aufzutreten. Irgend einem Runkelrüben-Commiſſarius Sperling, ſeßhaft in dieſem, jenem Landſtädtchen, haben die blauen Augen der Madame Ypſilon einen Stich in's Herz gegeben und nun erfährt die Welt das Unerhörte. Die erſte tragiſche Muſe, das unübertreffliche Ideal aller Kunſt, lebt im beſagten Landſtädtchen, heißt Madame Ypſilon, wurde in der Johanna von Montfaucon, nachdem die Gardine gefallen, hervorgerufen und bedankte ſich in den verbindlichſten Redensarten. — Ich habe geſagt, daß ſonſt das Gemüth der Zuſchauer, die Liebe, die Lieblinge ſchuf. Dieſe Liebe iſt untergegangen in der Erſchlaffung und Schlaffheit und mit ihr die Lieblinge. Was ſonſt aus der Fülle des Herzens kam, iſt jetzt die Geburt augenblicklicher Anregung und wie man ſonſt die Darſtellung des Künſtlers im Ganzen aufgefaßt beklatſchte, ſetzen jetzt nur einzelne Momente, gleich viel, ob ſie in das Ganze hineintaugen oder nicht, die Fäuſte in Bewegung. Nichts in der Welt iſt leichter, als auf dieſe Weiſe augenblicklichen Beifall zu erregen, man könnte darüber katechetiſche Formulare aufſetzen. — Stark aufſchreien, wenn der Fuß ſchon zum Abgange vorgeſchoben — einiges Brüllen — den Boden ſtampfen — ſich vor die Stirn ſchlagen — gelegentlich auch wohl ein paar Gläſer zerſchmeißen — einen Stuhl zerbrechen — das iſt ſo etwas für unſere jetzigen Helden, die keineswegeſ dem beſoffenen Dragoner in der Schänke, wohl aber oftmals, in zahmer Wildheit ſich quälend, dem der Schule entlaufenen Knaben gleichen, der zum erſtenmal Steifſtiefeln angezogen und Taback geraucht. — Ich verliere mich zu weit! —

Der Graue. Keineswegeſ. Auch Sie beginnen einigen Groll zu zeigen und wie der miſanthropiſch humoriſtiſche Jacques in: Wie es Euch gefällt, grolle ich gar zu gern mit dem Grollenden.

Der Braune. Ich wollte nur ſagen, daß dieſe Leichtigkeit, dieſe wohlfeile Art Beifall zu erregen in dem Schauſpieler nicht allein ein kindiſches Selbſtvertrauen, ſondern zu gleicher Zeit eine gewiſſe Verachtung des Publikums, über das er zu herrſchen glaubt, hervorbringt, die ihm indeſſen von dem Publikum reichlich vergolten wird, das um ſo eher ſelbſt den ächten Künſtler dem ſchnöden Gaukler gleich zu ſtellen trachtet, wenn jener es nicht verſchmäht ſich der ſchnöden Kunſtgriffe zu bedienen, die dieſer handhabt. — Ach! — erlag doch ein nicht gar zu lange verſtorbener Schauſpieler, den die Welt, wenigſtens in mancher Hinſicht als wahrhaft großen Künſtler anerkennen mußte, ſo oft jener Thorheit. Dem augenblicklichen lärmenden Beifall opferte er ja oftmals Wahrheit und Haltung des Spiels.

Der Graue. Welche Flachheit des Gemüths, welcher freche, unkünſtleriſche Sinn gehört aber dazu, ſolche Ausbrüche des Beifalls, die ein Nichts erzeugt, für Etwas zu halten? —

Der Braune. Gleicht nicht, mein Beſter! ſolch ein Ausbruch dem plötzlichen Nieſen nach einer Priſe ſtarken Tabacks?

Der Graue. Ha — ha — ha! in der That! — und daß das Nieſen anſteckend iſt, wiſſen wir alle. — Aber, aber! Was halten Sie von dem unglückſeligen Hervorrufen? — Das wühlt in meinen Eingeweiden. Wenn das Publikum ſchreit, klingen die Thaler in meiner Caſſe, denn gewiß iſt es, daß das Billet mit der trotzigen Forderung der Zulage am andern Morgen richtig eintrifft: — „Da ich, wie Sie, „beſter Direktor, ſich geſtern überzeugt haben werden, den einſtimmigſten „Beifall des Publikums beſitze, ſo iſt es billig u. ſ. w." Herr des Himmels, wie abwehren den Sturm auf das in qualvollen Tagen ſchwer erworbene Beſitzthum, das oft ein böſer launiſcher Wind verweht wie Spreu! — Was halten Sie vom Hervorrufen?

Der Braune. Meine Meinung beruht gänzlich auf der Lehre von der Liebe und von den Lieblingen — Sonſt war das Hervorrufen eine ſeltene ehrenvolle Auszeichnung des verdienſtvollen geliebten Künſtlers, jetzt dient es meiſtens zur ergötzlichen Poſſe, die in England jedem ernſten Spiel zu folgen pflegt und die ſich das Publikum in Deutſchland ſelbſt auftiſcht. Aber wahr iſt es, daß oft dadurch ein gewiſſes Gleichgewicht erhalten wird.

Der Graue. Wie meinen Sie das?

Der Braune. Wird, wie es indeſſen nur ſelten der Fall iſt, das wahre Verdienſt wirklich beachtet und der Schauſpieler, dem nicht der Moment in der Rolle, ſondern die Rolle ſelbſt gelang, hervorgerufen, will er ſich in ſeinem anerkannten Verdienſt eben recht ſonnen, ſo wird gleich hinterher mit demſelben kindiſchen Jubel die Erſcheinung irgend eines Wichts verlangt, weil er ſich recht toll geberdet oder recht tüchtig geſchrieen, ſo bleibt Rückſichts des wahren den Künſtler ehrenden Beifalls alles beim Alten.

Der Graue. Daß übrigens der Schauſpieler nach dem Beifall des Publikums trachtet, mehr als ein anderer Künſtler, der ein Werk darſtellt, das nicht vorüber geht wie Ton und Geberde, ſcheint mir ganz in der Natur der Sache zu liegen.

Der Braune. Allerdings, aber der ächte Künſtler wird den wahren Beifall von dem falſchen zu unterſcheiden wiſſen, nur jenen achten und ihm Einfluß auf ſein Spiel gönnen. Wie in komiſchen Rollen ein herzliches recht aus innerer Luſt hervorbrechendes Lachen dem Schauſpieler wohl am beſten beweiſen wird, daß er gut ſpielt oder geſpielt hat, ſo dürfte in dem Trauerſpiel wohl nur die wahrhaft tragiſche Spannung des Publikums für die Wahrheit des Spiels zeugen. Wie müßte dem Künſtler zu Muthe ſeyn, wenn ihm als Franz Moor in den Räubern die grauenvolle Erzählung des fürchterlichen Traums lärmend beklatſcht würde? — Müßte er ſich nicht überzeugen, daß er, ſtatt *wahr* zu ſpielen, irgend falſchen Prunk zu Markte trug? — Dagegen wird die tiefe Todtenſtille und wenn er geendet, das Flüſtern tiefer, ſchwerer Athemzüge, ja wohl hin und wieder ein dumpfer Laut, ein leiſes Ach! das wie unwillkürlich der gepreßten Bruſt entflieht, ja! dagegen wird ihm das Alles beweiſen, daß es ihm gelang, das Gemüth der Zuſchauer ſo tief aufzuregen, wie es nur die vollendetſte Wahrheit des Spiels zu thun vermag. Ich habe einen durchaus vortrefflichen Schauſpieler, einen wahrhaften Künſtler von dieſen Erſcheinungen reden gehört. Er behauptete, daß er, unerachtet es ihm unmöglich ſey über die blendenden Lampen des Proſceniums weg ein Geſicht deutlich im Publikum zu erkennen, unerachtet er auch niemals beſtimmte Blicke in das Publikum richte, er doch bei Szenen der Art, wie im Geiſte, die in Furcht, Schrecken und Graus erſtarrten Geſichter der Zuſchauer erblicke, und daß er dann das Entſetzliche, es darſtellend, ſelbſt eiskalt ſeine Adern durchrinnen fühle. In dieſen Schauern erwache aber ein höherer Geiſt in ihm, geſtaltet wie die

Perſon ſeiner Rolle und dieſe, nicht er ſpiele dann weiter, wiewohl von dem Ich, deſſen Bewußtſeyn ihm nie entgehe, wohl beobachtet und gezügelt.

Der Graue. Ihr Schauſpieler hat in der That die wahrhafte, ſchaffende Künſtlernatur ausgeſprochen. Nur die Begeiſterung, von dem darüber ſchwebenden Verſtande beherrſcht und gezügelt, ſchafft das klaſſiſche Kunſtwerk. Die Rolle wurde geſchaffen von der begeiſterten Perſon, von dem verſteckten Poeten, während das Bewußtſeyn des eignen Ichs der Verſtand war, der den verſteckten Poeten hervorlockte und ihm die Kraft verlieh körperlich geründet mit Fleiſch und Bein in's Leben zu treten. — Wie wenige ſind aber dieſer Duplizität fähig. — Ja ja! — ein genialer Künſtler geſtaltet oft eine Perſon, wie ſie der Dichter gar nicht vor Augen hatte.

Der Braune. Ach! — Sie bringen mich da auf etwas, das eben ganz etwas anderes iſt als das, wovon ich ſprach — Es ſchüttelt im Fieberfroſt alle meine Glieder, wenn ich nur daran denke. — Wie überaus fade und elend muß das Schauſpiel ſeyn, worin gegen die Intention des Dichters eine Perſon hineingeſchoben oder vielmehr umgewandelt werden kann, ohne das Ganze zu zerreißen? — Aber leider gab und giebt es ſo viele Stücke, deren Perſonen unbeſchriebenen Blättern gleichen, die der Darſteller erſt ausfüllen ſoll. Viele ſogenannte Dichter fröhnen abſichtlich in dieſer Art dem eitlen Schauſpieler und gleichen dem Theaterkomponiſten, der ein ſchwaches Gerüſt baut für die Sprünge des übermüthigen Sängers und herabſinkt vom Gebieter zum elenden Handlanger. Mir iſt es ſchon in ganzer Seele zuwider, wenn ich höre, dieſe, jene Rolle, dieſe, jene Parthie iſt für dieſen, jenen Schauſpieler oder Sänger geſchrieben. Darf denn der wahre Dichter jemals an Individualitäten hängen! Müſſen die Geſtalten, die ihm in kräftiger Wahrheit aufgegangen, nicht der Welt angehören? — Leider wurden die Schauſpieler durch dieſen Unfug verwöhnt und weil ihnen der Himmel ſehr ſelten wahren poetiſchen Sinn, richtige Kritik verliehen hat, ſo ſchlagen ſie alles über einen Leiſten und geſtalten auf eigne Hand irgend eine Perſon eines wahrhaft poetiſchen Stücks nach Belieben. Was denn da herauskommt, kann man denken. Ich erinnere mich, daß einſt ein junger Schauſpieler, der in meine Geſellſchaft getreten, den Correggio ſpielen wollte. Ich ſtellte ihm vor, daß dies ein Wagſtück ſey und zwar deßhalb, weil ſein Vorgänger vortrefflich geweſen. „Ich habe ihn geſehen,“ fiel er mir mit gleichgültigem, beinahe verächtlichem Ton in die Rede und fuhr dann behaglich lächelnd fort: „Ich meinerſeits nehme nun „die ganze Rolle anders. Ich ſchaffe erſt den Charakter!“ — Mir wurde bange um's Herz bei den Worten und ich fragte kleinlaut, wie und was er denn ſchaffe? — „Ich gebe, ſprach er mit hohem Selbſt„gefühl, ich gebe den Correggio als begeiſterten ganz in der Region „der göttlichen Kunſt lebenden Maler!“ — Darauf meint' ich, das verſtehe ſich ja von ſelbſt, daß dies ſo ſeyn müſſe, da nur auf dieſe Weiſe der Konflikt mit dem ärmlichen, bedürftigen äußern Weltleben recht tragiſch hervortrete, und daß der Vorgänger die Rolle eben in dieſem Sinn aufgefaßt habe. Er lächelte wieder recht höhniſch und ärgerlich; er gab zu verſtehen, daß nur ein genialer Künſtler, wie er, es vermöge, jenen herrlichen Charakter, ohne daß ſelbſt der Dichter im mindeſten daran gedacht habe, mit einem Kraft- und Hauptzuge ganz in's Leben zu ſtellen. Wie machen Sie denn das, fragte ich ziemlich ungeduldig. Mit einer leichten Verbeugung ſprach er ſehr artig: Ich ſpiele den ganzen Correggio durchweg ſtocktaub!

Der Graue. Herrlich, o herrlich! — Selbſt in mittelmäßigen Stücken, glaube ich, iſt es doch eine gar mißliche Sache über die Intention des Dichters wegzuſpringen und Eignes, woran er nicht dachte, zu Markte zu tragen. Oft hört man von dieſem, jenem großen Schauſpieler, er ſpiele eine ganz kleine unbedeutend ſcheinende Rolle, die durchaus nicht in das Stück eingreiſe, ſo vortrefflich, er ſtatte ſie mit ſo beſonderer Originalität aus, daß er alles um ſich her verdunkele. Das mag nun ganz artig anzuſehen ſeyn, aber daß alle Haltung, das ganze Stück darüber zum Henker geht, leidet keinen Zweifel.

Der Braune. Das iſt nur zu wahr und die Triebfeder dieſer Ungebührniß iſt doch nichts anders als grenzenloſe Eitelkeit, die Sucht ſich geltend zu machen auf Koſten des Dichters und der Mitſpieler —

Der Graue. Wie kommt es denn, daß dieſe beſondere kindiſche Eitelkeit nur bei Schauſpielern heimiſch iſt?

Der Braune. Sie wiederholen Ihre vorige Klage und ich zaudere nicht länger, nun, da ich lange genug mit Ihnen gegrollt und gezankt, auch manches für unſere Kunſtjünger anzuführen, das doch gar ſehr zu beachten iſt. Wahr bleibt es, daß die mehrſten (es giebt wenig Ausnahmen) eitel, ungefügig, eigenſinnig, launiſch, überſpannt ſind, aber wie der Fluch der Erbſünde, den wir alle tragen müſſen, ſcheint, wo nicht gerade auf der Kunſt ſelbſt, doch auf dem Handwerk, das ſich ihr beimiſcht, ein Fluch zu laſten, dem ſie nicht entgehen können. Ich habe Jünglinge gekannt, heitern Sinns, geſunden freien Verſtandes und kräftigen Willens, die von innerm Trieb beſeelt ſich der Bühne widmeten und bei voller Geſundheit gleich in den beſondern Schauſpielerwahnſinn verfielen, nachdem ſie die verhängnißvollen Bretter betreten hatten.

Der Graue. Es liegt in dem Eigenthümlichen der Kunſt vielleicht eine verborgene Gefahr, von ſchwachen Gemüthern nicht geahnet, viel weniger bekämpft?

Der Braune. So iſt es! — Ich merke, Sie wiſſen ſchon, mein lieber Freund und verehrter Kollege, wo die Klippe aus dem dunklen Waſſer hervorragt — kaum darf ich weiter ſprechen.

Der Graue. Warum ich denn doch gar ſehr bitte!

Der Braune. Giebt es denn noch eine Kunſt, die ſo ganz auf die Perſönlichkeit des Künſtlers baſirt zu ſeyn ſcheint, außer der Schauſpielkunſt? Ihre Ausübung iſt bedingt durch das zur Schautragen der Perſon, wie es ſchon das Wort, Schauſpiel — Schauſpieler andeutet. Nun iſt aber wohl zu beachten, daß eben das zur Schautragen der eignen individuellen Perſon gerade der gröbſte Fehler des Schauſpielers iſt. Dem wahren darſtellenden Künſtler muß die beſondere geiſtige Kraft inwohnen, ſich die von dem Dichter gegebene Perſon beſeelt und lebendig gefärbt, das heißt, mit allen innern Motiven, die die äußere Erſcheinung in Sprache, Gang, Geberde bedingen, vorzuſtellen. Im Traum ſchaffen wir fremde Perſonen, die ſich gleich Doppelgängern mit der treuſten Wahrheit, mit dem Auffaſſen ſelbſt der unbedeutendſten Züge darſtellen. Ueber dieſe geiſtige Operation, die der uns ſelbſt dunkle geheimnißvolle Zuſtand des Träumens uns möglich macht, muß der Schauſpieler mit vollem Bewußtſeyn, nach Willkür gebieten, mit einem Wort, bei dem Leſen des Gedichts die von dem Dichter intendirte Perſon in jener lebendigſten Wahrheit hervorrufen können. Mit dieſer geiſtigen Kraft iſt es aber noch nicht gethan. Ihr muß noch die vom Himmel ſo ſelten verliehene Gabe hinzutreten, vermöge welcher der Künſtler über ſeine äußere Erſcheinung ſo vollkommen herrſcht, daß jede auch die kleinſte Bewegung von dem innern Willen bedingt wird. Sprache, Gang, Haltung, Geberde gehören nicht mehr dem individuellen Schauſpieler, ſondern der Perſon an, die als Schöpfung des Dichters wahr und leben in ihm aufgegangen und die nun ſo blendend herausſtrahlt, daß ſein Ich darüber wie ein farblos nichtiges Ding verſchwindet. Das gänzliche Verläugnen oder vielmehr Vergeſſen des eignen Ich iſt daher gerade das erſte Erforderniß der darſtellenden Kunſt.

Der Graue. Ach! — wie viele ſind es denn, die ſolche Kraft beſeelt!

Der Braune. Vielleicht war es ein herrliches Land, deſſen Reichthümer die Sündfluth wegſpülte, aber in der ſandigen Ebene blinken noch manche Goldkörner und laſſen uns ein körperliches Eldorado ahnen. — In dem geiſtigen Vermögen giebt es ja Grade, und wahrhaftig, ſchon die innige Erkenntniß jener Haupterforderniſſe des darſtellenden Künſtlers, das Streben darnach, der gute Wille möchten Gutes wirken, ſelbſt wenn dem Künſtler jene geiſtige Kraft nur im geringeren Grade inwohnen ſollte. Aber die meiſten Schauſpieler, leider im Gemeinen befangen, paſſen die vorgegebene Rolle ihrer Individualität an, wie der Schneider ihrem Körper das Garderoben-Kleid, das ſie tragen ſollen. Nicht die Perſon des Dichters, ſondern ihre eigene ſehen ſie vor Augen und beſchließen nichts anders, als jemand, welcher ſagt: in dieſer mir vorkommenden Angelegenheit werde ich mich meinem Charakter und meinen Neigungen gemäß ſo und ſo benehmen. Ohne ſich deſſen ſelbſt deutlich bewußt zu ſeyn werden ſie ſo der ſtereotypiſche Charakter, der nur immer ein anderes Mäntelchen umhängend die Leute neckt und äfft. Der Dichter verſchwindet ganz, da, ſtatt daß ihm der Schauſpieler zum Organ dienen ſoll, er ſelbſt ſich dieſer Dienſtbarkeit beugen muß.

Der Graue. Mich dünkt, Sie wollen für unſere Kunſtjünger ſprechen und nun höre ich auch aus Ihrem Munde lauter Arges.

Der Braune. Ich habe die ſeltenen Begünſtigungen der Natur, den eigenthümlichen Organism bezeichnet, wodurch allein der Schauſpieler ſich zu künſtleriſcher Wahrheit erhebt. Anhaltender Fleiß und innige Erkenntniß thun viel, indeſſen, wie jeder wahre Künſtler, wird der ächte Schauſpieler geboren. Z. B. das raſtloſe Bekämpfen gewiſſer der Darſtellung nachtheiliger Eigenthümlichkeiten kann oft in der Art gelingen, daß gerade daraus ſich eine gewiſſe Originalität zu erzeugen ſcheint. Scheint, ſage ich aber, denn dieſe ſcheinbare Originalität iſt nichts anders als Manier, die in keiner Kunſt ſtatt finden ſoll. — Genug! — geboren muß der geniale Schauſpieler werden; da aber die haushälteriſche Natur dergleichen hohe Gaben gar nicht zu verſchwenden, ſondern nur für ihre in beſonders guter Conſtellation gebornen Kinder aufzuſparen pflegt, ein aus lauter ſo hoch begabten Künſtlern beſtehendes Theater daher wohl nur in irgend einem himmliſchen Eldorado aufzufinden ſeyn wird, ſo müſſen wir Direktoren unſere Forderungen ſehr herabſtimmen und nur dafür ſorgen, das Publikum ſo viel als möglich zu illudiren. Hochbeglückt das Theater, welches zwei, drei von jenen Phänomenen beſitzt, oft glänzt ja nur ein einziger heller Stern am trüben Theaterhimmel! — Sehr hoch ſchätzen, hegen und pflegen muß daher der Direktor die, welche wenigſtens wahrhafte innere Erkenntniß in ſich tragen, wodurch ein tüchtiges Streben nach außen hin erzeugt wird, welches jederzeit wohl thut. Dann aber bedarf es noch der beſonderen Umſicht des Direktors, mit der er Schauſpieler, denen jene Erkenntniß total fehlt, und die im eignen Ich befangen ſich nur in dem kleinen Kreiſe drehen, den ihr blödes Auge zu überſehen vermag, ſo zu ſtellen verſteht, daß durch dieſe Stellung eine Art Effekt hervorgebracht wird. Es kommt darauf an, ſich der eignen Perſönlichkeit dieſer Schauſpieler wie eines blinden bewußtlos thätigen Organs zu bedienen. Wie verzeihlich werden aber alle böſen Untugenden der Kunſtjünger, wenn man bedenkt, daß nur der Konflikt ihrer ſchwächlichen Natur mit der mächtigen Kunſt, der ſie ſich zu ergeben trachten, ſie erzeugt. Bei dieſen milden Anſichten, bei dem gemüthlichen Anerkennen des geringeren Talents, vorzüglich aber bei der völligen Kenntniß aller Schwachheiten unſerer Kunſtjünger, die uns leicht eine ironiſirende Herrſchaft darüber verſchafft, kann es nicht fehlen, daß der Groll, der am Lebensmark zehrende Aerger aus unſerm Innern ſchwindet. Unerſchütterliche Feſtigkeit des Willens in auf das Ganze einwirkenden Dingen, dem ſich mildes, oft auch nur ſcheinbares Nachgeben in unbedeutenderen, dem Unverſtande als höchſt wichtig erſcheinenden Nebenſachen beimiſcht, iſt ein guter Grund, auf dem der Theater-Thron gebaut wird. — Was darf ich ſonſt der kleinen Kunſtgriffe, ja ſelbſt des Quentleins kluger Bosheit erwähnen, deſſen der Direktor unerläßlich bedarf. Sie werden das eben ſo gut wiſſen als ich, hinzuzufügen iſt aber noch, daß unſere Kunſtjünger, vorzüglich aber unſere Theater-Damen, ſchilt man ſie auch eigenſinnig und launiſch, doch im Grunde genommen ohne alle Bosheit nur unartigen Kindern gleichen, die ſofort zu weinen aufhören, ſobald man ihnen ein glänzendes Püppchen hinwirft. — Doch Sie blicken mich ſo mißmüthig an? — Gewiß drückt noch manches Ihre Bruſt, oder war Ihnen etwas in meiner Directionstheorie nicht recht?

Der Graue. O! — Sie ſprachen aus meinem Herzen! — Aber? — Was bot ich nicht Alles auf, um meine Kunſtjünger für mich zu gewinnen! Doch — ich will nicht mehr klagen. Was ſollte ich Sie langweilen mit Mißvergnügten, denen alles nicht recht iſt, was nicht vierzigjährige Erfahrung ſanktionirte, von Männern die mit wackelndem Kopf und zitternden Beinen noch Liebhaber ſpielen wollen, von Damen die wie eine in's Stocken gerathene italieniſche Uhr in ihren Rollen immerfort auf Vierundzwanzig zeigen — Aber mein Himmel! wohin geriethen wir von meinem vortrefflichen Sujet! — Sie ſind alſo der Meinung, daß ich nicht die Stimme des Publikums, ſondern nur mich ſelbſt hören und den unausſtehlichen Gecken laufen laſſen ſoll?

Der Braune. Allerdings und zwar ohne allen Aufſchub!

Der Graue. Das Publikum wird murren.

Der Braune. Vielleicht acht Tage hindurch, dann in Bedauern übergehen, jeden Ton, den Kajus vielleicht noch ſingt, unmäßig beklatſchen und ihn, iſt er wirklich fort — in vierzehn Tagen vergeſſen!

Der Graue. Den erſten entſetzlichen Sturm habe ich nun zu überſtehen, wenn es bekannt werden wird, daß die Aufführung des böſen Gusmann unterbleibt. Zuerſt rückt Kajus an und überhäuft mich mit Vorwürfen und Schmähungen — Er wirft manches von Undank, von böſem Willen u. ſ. w. hin, das ich verſchlucken muß. In der nächſten Probe — unzufriedene Geſichter und lautes Murren der Sänger und Sängerinnen, die freilich umſonſt Zeit und Kraft verſchwendeten, um ſchwere Parthien einzuſtudiren, die ſie nun nicht vortragen ſollen. Eben ſo geht es mit dem Muſik-Director, der im Schweiß ſeines Angeſichts unverdroſſen einübte, was einzuüben war, und nun nicht ärndten ſoll wo er geſäet.

Nun folgt der Maſchiniſt: Warum zum Himmeldonnerwetter-Capverment alle dieſe prächtigen Maſchinen, die nicht pfeiſen und knarren und — der Friſeur drückt die künſtlichen Perrücken an die Bruſt, ſtreichelt ſeinen Zögling Gusmann und ſeufzt mit ſeitwärts nach mir gerichtetem zweideutigen Blick: So müſſen Talente — Genies im Dunkeln bleiben! — Was? Ampedo's Oper wird nicht gegeben? — Ha! ſo geht es, wenn geniale Werke auf die Bühne kommen ſollen! — Und nun folgen Schmähungen, die mich nur, mich allein, den Schuldloſen treffen!

Der Braune. Denken Sie darauf, durch irgend eine intereſſante Neuigkeit, ſey ſie auch von geringfügigem Werth, das Publikum zu beſchwichtigen. Halten Sie ihm irgend ein glänzendes Spielwerk vor und der böſe Sturm wird ſich bald legen. — Oder! — Wie wär's, wenn Sie den Hund nutzten; er iſt einmal ausgebildet für's Theater. —

Der Graue. Herrlicher Gedanke! — Aber das Talent des Hundes zeigt ſich ſehr einſeitig. Es wird ſchwer halten, ihn in der Eil zu einer neuen Rolle zu vermögen.

Der Braune. Bleiben Sie ſtehen bei dem, was er kann, ſchieben Sie ſeine Szene ein in ein bekanntes Stück, das als gangbar auf dem Repertoir ſteht. Es giebt Stücke, in die ſich alles einſchachteln läßt, was man will. Wie wär's, wenn Sie den Probe-rollen, dem Schauſpieler wider Willen oder wie die Proteusſtücke alle heißen mögen, etwas genial Hündiſches beimiſchten?

Der Graue. Nein! — das geht nicht, der Hund iſt zu ſehr geſtimmt und abgerichtet für das Sentimentale. Er könnte vielleicht in Menſchenhaß und Reue auftreten als Eulalia's Schooßhündlein und Beſchützer und mit Glück den Unbekannten, ſeinen vormaligen Herrn, dem ſein Sinn von dem Augenblick abgewandt, als er die Frau verſtieß, anfallen. Sie rettet den Gatten aus des Hundes Zähnen, das gäb' einen rührenden Moment! — Doch das Stück iſt zu alt geworden und mit ihm wurden es auch die Eulalien. Vielleicht kann der Hund mit Vortheil in der Hedwig ſpielen, knurren und einbeißen oder gar zierlich wüthen in der Partheienwuth!

Der Braune. Sehen Sie zu, wie Sie es machen, im Allgemeinen rath' ich aber des Hundes Szenen muſikaliſch begleiten zu laſſen, da er, wiewohl ſelbſt nicht rühmlicher Sänger, doch an Muſik gewöhnt ſeyn muß.

Der Graue. Oh — Oh! Nun erkenne ich Sie als den erfahrenſten

Meiſter aller theatraliſchen Zubereitungs- und Kochkunſt! — Aber nun werde ich noch einen harten Stand haben mit meinen holden Herren und Damen, die immer das nicht wollen, was ich will. Sonſt in ſteter Uneinigkeit ſind ſie nur dann ein Herz und ein Sinn, wenn es darauf ankommt ſich meinem Willen zu widerſetzen und meine Wünſche zu vereiteln!

Der Braune. Unglücklicher Mann, deſſen feindſelig Schickſal es wollte ſolche unruhige obſtinate Köpfe unter einem Haupt zu ſammeln!

Der Graue. Glauben Sie ja nicht, daß es mir ſo durchaus mißlang Künſtler an mich zu ziehen, die nicht mit ihrer Kunſt billige Denkungsart und rechtſchaffenen Fleiß verbinden ſollten, indeſſen hat es doch — faſt möcht' ich ſagen — mit jedem ſolch einen kleinen gewiſſen Haken, an dem dieſes – jenes hängen bleibt. So z. B. iſt mir der Schauſpieler zugethan mit Herz und Seele, der Charakterrollen in ſo hohem Grade vortrefflich ſpielt, daß er es verdient der Liebling des Publikums in dem höheren Sinn, wie Sie es vorhin aufſtellten, zu werden. Es iſt ihm Ernſt um die Kunſt und daher rührt der unverdroſſene Fleiß, mit dem er die Rollen nicht ſowohl einſtudirt als in ſein Innerſtes aufnimmt. Doch nie iſt ihm das gänzliche Gelingen der Darſtellung in allen Momenten gewiß, da eine unbegreifliche Reizbarkeit von tiefliegendem unmuthigem Mißtrauen erzeugt, ihn im Augenblick außer Faſſung bringen kann. Dies Mißtrauen iſt gegen andere ſowohl als gegen ſich ſelbſt gerichtet. Ein unrichtig gebrachtes Schlagwort, das unzeitige Eintreten einer Perſon, ja das Fallenlaſſen eines Schwerts, eines Leuchters u. ſ. w. während des Monologs — vorzüglich leiſes Sprechen in der Nähe, in dem er gewöhnlich ſeinen Namen nennen zu hören glaubt, alle mögliche, menſchlicher Schwachheit oder dem Zufall zuzuſchreibende Ereigniſſe hält er für boshaft berechnete Störungen ſeines Spiels, verwirrt ſich im Gefühl des beißenden Aergers und fährt hinterher los, ſelbſt auch auf wohlwollende Freunde. Eben ſo kann es ihn mit ſich ſelbſt in Fehde ſetzen, wenn er ſich etwa verſpricht, oder, wenn ihm plötzlich im eignen Spiel etwas ungehörig ſcheint.

Der Braune. Mein Himmel! Sie ſchildern ja ganz jenen höchſt vortrefflichen Schauſpieler, den mir Jahre hindurch jedesmal der Frühling zuführte, da er ſich dann in der heitern ſüdlichen Gegend, wo meine Geſellſchaft ſpielte, wohl befand. Weniger, als er ſelbſt ſich einbildete, hatte der tiefe, innere Unmuth, von dem er ſich beherrſchen ließ, einen phyſiſchen Grund, da vielmehr, wie es ſo oft geſchieht, der im Leben nicht feſt geſtellte Wille, die nicht erlangte reine Erkenntniß des vorgeſetzten Zwecks, auf den das Streben gerichtet, die rein pſychiſche Urſache jenes Unmuths war. Dieſer Schauſpieler trieb das Mißtrauen oder vielmehr den Argwohn, von dem Sie vorhin ſprachen, ſo weit, daß er die geringfügigſten beziehungsloſeſten Ereigniſſe während des Spiels für boshaft wider ihn gerichtete Pfeile hielt. Ein in der Loge gerückter Stuhl, das leiſe Sprechen zweier Zuhörer, das er, beinahe unhörbar, doch Gott weiß! vermöge welches Organs und ſelbſt dann hörte oder wohl am Ende nur ſah, wenn er in affektvollen Stellen ſeine Stimme bis zur höchſten Stärke erhoben, alles das brachte ihn dermaßen aus der Faſſung, daß er oft inne hielt, oft ſogar mit groben Schmähungen die Bühne verließ. —

So habe ich es ſelbſt angeſehen, daß er als König Lear in der Fluchſzene, die er ſo wie alles Uebrige, wie die ganze Rolle mit hinreißender Kraft und Wahrheit ſpielte, plötzlich inne hielt, den erhobenen Arm langſam ſinken ließ, den Feuerblick nach einer Loge, in der ein Paar Fräulein wahrſcheinlich die wichtige Angelegenheit eines neuen Putzes, wiewohl leiſe genug abhandelten, richtete, dann dicht an die Lampen tretend mit einer leichten Verbeugung nach der verhängnißvollen Loge hin ſehr vernehmlich ſprach: Wenn Gänſe ſchnattern, hab' ich nicht zu reden! und die Bühne mit gemeſſenen Schritten verließ. Wie ſich der Unwille des Publikums erhob, ſo wie, daß er förmliche Abbitte leiſten mußte, können Sie ſich wohl denken. — Wir ſprachen vorhin vom Hervorrufen — Nichts war meinem Mann, von dem ich rede, unleidlicher, als wenn er ſeine Rolle nicht gut durchgeführt zu haben glaubte und dann hervorgerufen wurde. — Ich bereue es noch in dieſem Augenblick, daß ich einmal, als er den Hamlet vortrefflich dargeſtellt, nach ſeiner Meinung aber ein paar Momente verfehlt hatte, ihn trotz ſeines Weigerns nöthigte auf das Rufen des Publikums herauszutreten. — Er kommt langſam und pathetiſch hervor, tritt bis dicht an die Lampen, läßt den verwunderten Blick über Parterre — Logen hinſtreifen, wirft dann die Augen in die Höhe, ſchlägt die Hände vor der Bruſt zuſammen und ſpricht mit feierlicher Stimme: Herr! vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun. —

Sie können denken, daß dieſer Rede ein betäubendes Pochen, Ziſchen und Pfeifen folgte. Er kam aber ganz freundlich und fröhlich, wie von einer ſchweren Laſt befreit, in die Garderobe zurück! —

Der Graue. Nein! — ſo weit treibt es mein lieber Charakter-Mann nicht. Es iſt wahr, wenn er eine wichtige Rolle ſpielen will oder geſpielt hat, ſo hört er nicht auf davon zu reden und zu fragen. Das iſt die Folge des Mißtrauens, das ihn ehrt, da es den ächten Künſtler charakteriſirt.

Der Braune. Richtig! — Nur fade handwerksmäßige Pfuſcher ſind mit Allem, was nur das liebe Ich ſchafft, höchlich zufrieden und immer mit ſich einig und fertig. Ohne die deutliche Ahnung eines unerreichbaren Ideals, ohne raſtloſes Streben darnach giebt es keinen Künſtler. Nur muß dieſes Mißtrauen nicht in eigentlichen Unmuth ausarten und ſo eine hypochondriſche Selbſtqual werden, die die Kraft des Schaffens lähmt. Im Moment des Schaffens mag eben die Begeiſterung ſich in heiterer Unbefangenheit aufſchwingen, es iſt genug wenn der Verſtand nur die Zügel behält. Bei dem Schauſpieler, von dem ich ſprach, war jenes Mißtrauen, jener Unmuth in eine wahre Seelenkrankheit ausgeartet. — So geſchah es ihm, daß er in ſchlafloſen Nächten rings um ſich her Geſpräche hörte, deren Gegenſtand er war und die meiſtens bittern Tadel ſeines fehlerhaften Spiels enthielten. Er wiederholte mir Alles und ich erſtaunte, denn die feinſte künſtleriſche Kritik, das ſcharfſinnigſte Auffaſſen aller Momente lag darin und doch hatte Alles nur, um mit Schubert*) zu reden, der innere Poet gemacht.

Der Graue. Das redende Gewiſſen, ſagen Sie lieber — In Worten ausgeſprochenes tiefes Bewußtſeyn des Selbſt, wie es nun einmal beſchaffen. — Der Spiritus familiaris hüpft aus dem Innern heraus und ſpricht, ein unabhängig Weſen, hinein mit ſublimen Redensarten. — Gott im Himmel, ich wünſchte meinen ſämmtlichen Herren und Damen ſolch ein Teufelchen, das ihnen recht derb zuſetzte.

Der Braune. Schon eine König Philippsuhr wär' nicht übel!

Der Graue. Was verſtehen Sie unter der Philippsuhr?

Der Braune. Der macedoniſche Philipp ließ ſich jeden Tag zurufen: Du biſt ein Menſch! dies bringt den humoriſtiſchten aller humoriſtiſchen deutſchen Schriftſteller — kaum brauch' ich Lichtenberg zu nennen — auf den herrlichen Einfall von Sprechuhren, der Ihnen bekannt ſeyn wird.

---

*) Schubert: Symbolik des Traums.

Der Graue. Sprechuhren? — Nur dunkel erinnere ich mich des Einfalls, deſſen Sie gedenken.

Der Braune. Es giebt Spieluhren, die beim erſten Viertel das Viertel eines Stückchens, bei dem zweiten die Hälfte, bei dem dritten drei Viertel und bei dem Ausſchlagen das ganze Stück aufſpielen. Nun, meint Lichtenberg, wär' es hübſch, wenn man vermöge eines beſondern künſtlichen Mechanismus eine Uhr die Worte ſprechen ließe: Du biſt ein Menſch! und dieſe Phraſe wie ſonſt das Tonſtück in vier Viertel theilte. Bei dem erſten Viertel ruft die Uhr: Du! bei dem zweiten: Du biſt! — bei dem dritten: Du biſt ein! und dann bei dem Ausſchlagen die ganze Phraſe. Mit Recht ſagt Lichtenberg, daß der Ruf bei dem dritten Viertel: Du biſt ein — lebhaften Anlaß gebe, bis zum Vollausſchlagen darüber nachzudenken, was man eigentlich iſt. Wahrhaftig! — ich denke, manchem müßte dies Schulexamen, was er im Innern mit ſich ſelbſt anzuſtellen gezwungen, gar läſtig — ängſtlich — unheimlich ſeyn.

Der Graue. Aber noch immer verſtehe ich nicht, wie Ihre Philippsuhr —

Der Braune. Denken Sie ſich, daß ſolch' eine künſtliche Uhr in dem Verſammlungs-Zimmer ſtünde — denken Sie ſich, daß irgend ein aufgeblaſener Schauſpieler in dem reichen Ornat ſeiner Helden-, ſeiner Königsrolle angethan, ſich vor dem großen Spiegel brüſtete und wohlgefällig den Gott anlächelte, der aus ſeinen Augen funkelt, auf ſeinen Lippen ſchwebt, ja ihm die altdeutſche Spitzenkrauſe fältelt oder den griechiſchen Mantel in maleriſche Falten wirft — vielleicht hat der Gott ſo eben auf irgend einen armen Erdenſohn von Collegen ſeine Blitze geſchleudert — brutal gedonnert — vielleicht irgend einen unnützen Kampf dem Direktor geboten — vielleicht iſt er voll des ſüßen Nektars, den ihm die Albernheit ſelbſt dargereicht — Die Lichter ſind angezündet, die Inſtrumente im Orcheſter rühren ſich — es iſt dreiviertel auf ſechs — Da ruft die Uhr langſam und dumpf: — Du — biſt — ein — Glauben Sie nicht, daß der Gott etwas alterirt werden würde? Wär' es nicht möglich, daß ihm bei jener geiſterhaften Mahnung mancherlei Bedenkliches einfallen, ja daß es ihm wohl gar in den Sinn kommen könnte, ob er nicht ganz etwas anderes ſey, als eben ein Gott? —

Der Graue. Ich meine, daß Ihr Schauſpieler das: Du biſt ein — ohne Weiteres ſuppliren würde: großes unübertreffliches Genie — Phönix der Theaterwelt — herrlicher Virtuoſe. —

Der Braune. Nein nein! — Es giebt Momente, in denen eine geheime Macht dem eitelſten Egoiſten ſchnell allen Prunk abſtreift, ſo daß er genöthigt wird ſeine armſelige Nacktheit recht deutlich zu ſchauen und zu erkennen. Z. B. in einer gewitterſchwülen ſchlafloſen Nacht nimmt ſich das liebe Ich wohl oft ganz anders aus als am Tage. Und nun eben bei ſolch unerwarteter geſpenſtiſcher Mahnung, die wie der Hammerſchlag an die Metallglocke im Innern widerklingt! — Doch zurück auf Ihren Schauſpieler mit dem redenden Gewiſſen. Sie ſagten vorhin, er verdiene der Liebling des Publikums zu werden in dem höhern Sinn, wie es die Eckhoff — Schröder — Fleck wurden, dann ſind Sie in der That ein beneidenswerther Direktor, der ſolch einen Stern am Theaterhimmel leuchten laſſen kann.

Der Graue. Nicht genug kann ich zum Lobe meines lieben Charaktermannes ſagen. Ihm allein verdank' ich es, daß ich, da nun immer Neues und Neues verlangt wird, die nichts bedeutenden Produkte müßiger Köpfe, dieſe albernen Schubladenſtücke, dieſe zum Ueberdruß wiederholten Variationen eines und deſſelben erbärmlichen Thema's, dieſe ſeichten Ueberſetzungen fader franzöſiſcher Machwerke, wie ſie jetzt zu Markte getragen werden, dem Publikum wenigſtens ohne dringende Gefahr auftiſchen darf. Denn immer gelingt es meinem kleinen Garrik zu ſeiner Rolle ſich aus dem lebendigſten Leben eine Figur herauszugreifen und dieſe mit Wahrheit und Kraft darzuſtellen, ſo daß das farbloſe Bild des Dichters erſt durch ihn Farbe und Haltung erhält und über dieſes Bild vergißt man gern die Elendigkeit des ganzen Gemäldes, wiewohl dieſes denn doch bald an innerer Ohnmacht kränkelnd abſtirbt und hinabſinkt in den Orkus.

Der Braune. So wird Ihr kleiner Garrik — ich bediene mich Ihrer eignen Bezeichnung — unaufhörlich in nichts bedeutenden Rollen ſich bewegen und ſich mühen müſſen bleiche Bilder aufzufriſchen?

Der Graue. Allerdings vergeht wohl keine Woche, in der ihm nicht dergleichen Rollen in's Haus fallen.

Der Braune. Und kein Widerſpruch? — Er nimmt ſie an?

Der Graue. Mit der größten Bereitwilligkeit. Es macht ihm ſogar Freude in die lebloſe Geſtalt des Dichters, oder vielmehr des Verfertigers, den Prometheus-Funken zu werfen, und deshalb lobe ich ihn.

Der Braune. Und deshalb möcht' ich eben ihn tadeln! — Ueberhaupt möcht' ich, iſt es wirklich ſo, Ihrem kleinen Garrik mehr Talent als eigentliches wahrhaftes Genie zutrauen, es müßte ihn denn überſchwengliche Gutmüthigkeit, oder ein kindiſches Behagen an den funkelnden Blitzen eines Feuerwerks, das in wenigen Augenblicken wirkungslos verpufft, dazu verführen, an ſein eignes Innre ſelbſt mörderiſche Hand zu legen. — Sie, mein ſehr werther Herr College, ſollten, ſtatt dieſem gefahrvollen Streben an die Hand zu geben, mit aller Kraft ſich dagegen ſtemmen, denn mit Verlaub! — ſonſt wühlen Sie in Ihren eignen Eingeweiden, oder ſchlucken, indem Sie jenen Selbſtmord begünſtigen, beliebige Aqua Toffana ein und ſterben elendiglich ab vor der Zeit.

Der Graue. Wie das? — Ich verſtehe Sie nicht! — Sie ſprechen in Räthſeln!

Der Braune. Sollten die grauen Löckchen, die ſpärlich genug ſich um meine Scheitel legen, ſollten die Runzeln auf Stirn und Wange es nicht entſchuldigen, wenn ich mit Ihnen, beſter College, konverſirend, zuweilen, ohne es zu wollen, in den belehrenden Ton falle? Ueberhaupt bitte ich Alles, was ich vorbringe, nur als ein individuelles Urtheil aufzunehmen, an deſſen Richtigkeit ein alter Mann deshalb gern glaubt, weil es ihm als Reſultat einer vieljährigen Erfahrung erſcheint! — So will es mich nun bedünken, als wenn Ihr Garrik, iſt er nicht bloß Talent, ſondern wahrhaftes Genie zu nennen, doch, vielleicht herabgeſtimmt durch dieſen, jenen Umſtand, wie ihn nun die Mangelhaftigkeit alles Erdenlebens herbeiführt, nicht jene durch nichts zu beugende Kraft im Innern beſäße, wie ſie ſonſt genialen Menſchen eigen, ſonſt würd' er ſich gegen jedes Attentat ſein Genie zu mißbrauchen ſtemmen mit aller Gewalt! —

Der Graue. Um des Himmelswillen, wohl mir, daß ihm dieſe Kraft mangelt, die mich verderben würde!

Der Braune. Still! — ſtill! Laſſen Sie mich ausreden! — Nichts geſchieht leichter, als daß Schauſpieler der Art — Söhne Apollo's, die des göttlichen Vaters Bogen tragen, ohne ihn zu ſpannen — ſich an das Schlechte gewöhnen und zufrieden ſind mit dem, was ihres Genius nicht würdig. Und damit wird mehr und mehr ihre Kraft gelähmt und ſie vermögen bald nicht die Fittige zu regen zum höhern Fluge! — Eben darin liegt die gefährlichſte Selbſttäuſchung, daß ſie eigne Figuren bilden und in ein Werk hineintragen, von dem ſie nicht begeiſtert werden können, ſo aber, um mich eines muſikaliſchen Gleichniſſes zu bedienen, ein ſelbſt erfundnes Solo abſpielen, in das andere mit willkürlichen Accorden eingreifen, mag es nun klingen wie es will. Sie entwöhnen ſich davon den Strahlen des wahrhaften Dichterwerks ihre eigne Bruſt zu erſchließen, daß darin des Dichters phantaſtiſche Geſtalt ſich entzünde und in glühendem Leben emporflamme. Ja noch mehr! — Immer im Sumpfe watend zweifelt der müde, mißmüthige Wandrer am Ende daran, daß es noch Höhen giebt mit friſchem grünenden Raſen und verliert Auge und Sinn dafür. — Ganz praktiſch geſprochen! — Ihr Garrik, gewöhnt, ja dazu berufen ſtatt der gegebenen Rollen immer ſelbſtgeſchaffene Figuren darzuſtellen, muß ſich nur an dieſe halten ohne jene im mindeſten zu beachten. So wird er aber das eigentliche Studiren der Rolle, iſt ſie auch wirklich bedeutſam, ganz verlernen. Wie ich es überhaupt nicht begreifen kann, auf welche Weiſe ein vernünftiger Menſch das fade ungewaſchene Zeug mancher Schau-, Trauer- und Luſtſpiele in den Kopf zu bringen vermag, ſo iſt es denn nun klar, daß vorzüglich das ſtrenge Memoriren ſehr bald jenem Schauſpieler unmöglich und er für Meiſterwerke, zumal wenn ſie metriſch gefaßt ſind, gänzlich unbrauchbar werden wird. So nur an dem Erfolg des Augenblicks hängend geht Ihnen das Höhere, Dauernde verloren. Hin iſt das Talent, das der Schmuck Ihrer Bühne war. Andere minder begabte Schauſpieler werden nicht unterlaſſen Ihre Anſicht durch allerlei wohlgemeinten Rath, durch manche ſuperfeine Bemerkung zu nähren und ſich leiſe in den Platz ſchieben, den der gefährliche Nebenbuhler verlaſſen. Vergebens ringen dieſe aber nach der Gunſt des Publikums, die der ihnen überlegene Meiſter verlor. Ja, — verlor, ſage ich, denn glauben Sie mir, das Publikum kommt ſehr bald dahin den Diamant, der ihm täglich in falſchem Lichte gezeigt wird, für einen gemeinen Kieſel zu halten.

Der Graue. Es liegt Wahres in Ihren Worten, das ſehe ich ein aber auch zugleich die Unmöglichkeit nach der ganzen Lage unſeres

Theaterweſens, wie es jetzt beſteht, den genialen vielſeitigen Schauſpieler nur mit bedeutenden Rollen zu beſchäftigen. Sie ſind ſelbſt Schauſpiel-Direktor, ich führe Ihnen die Armuth unſeres Repertoirs zu Gemüthe und jede weitere Erklärung wird dann überflüſſig.

Der Braune. Glauben Sie ja nicht, daß ich Ihren Garrik nur durchaus in den ſogenannten erſten Rollen auftreten ſehen will. Es giebt Vieles und Vielerlei, was ohne blendende Außenſeite ſich aus tiefen Motiven entwickelt. Eine gering ſcheinende Rolle muß oft nach dem Willen des Dichters oder vielmehr nach dem nothwendigen Bedingniß des Gedichts dem Ganzen Haltung geben, indem gerade in den Momenten dieſer Rolle die nach allen Seiten ausgeſpannten Faden zuſammen laufen und wer vermag denn eine ſolche Rolle darzuſtellen als eben ein Genius? — Nein! — ich wiederhole es, das wahre Genie werde nie gemißbraucht zu den loſen ephemeren Erſcheinungen des Tages, die ſtatt der wahrhaften innern Erregung, nur momentanen Kitzel bezwecken. Dem ernſten tiefen Künſtler werde nur das Tiefe, Ernſte, Wahre zugemuthet, möge es ſich geſtalten wie es wolle, ſelbſt als Scherz, den des kecken Geiſtes Uebermuth geſchaffen.

Der Graue. Sie weichen mir aus, indem Sie die Lage unſeres Theaterweſens, deren ich gedachte, ganz übergehen. Beachten Sie dieſe gehörig, ſo werden Sie zugeſtehn, daß ein vielſeitiger Schauſpieler durchaus ſich herablaſſen muß zu den Erſcheinungen des Tages mitzuwirken, ſie mögen ſich nun geſtalten wie ſie wollen.

Der Braune. Was nennen Sie einen vielſeitigen Schauſpieler?

Der Graue. Welche ſonderbare Frage? — Nun! — der Schauſpieler iſt vielſeitig zu nennen, der mit derſelben Kraft und Wahrheit komiſche und tragiſche Rollen darſtellt.

Der Braune. An dieſe Vielſeitigkeit glaube ich gar nicht, wird das Komiſche nicht in höherem Sinn genommen.

Der Graue. Wie? — und doch dringen ſich Beiſpiele der Art von ſelbſt auf!

Der Braune. Erlauben Sie, daß ich mich näher erkläre. Bezeichnen Sie durch das Wort Vielſeitigkeit, diejenige dem Schauſpieler inwohnende Kraft, vermöge welcher er, ſeine Perſon ganz aufgebend, jedesmal in dem eigenthümlichſten Charakter ſeiner Rolle auftritt und ein Proteus, immer ein anderer ſcheint, ſo bin ich mit Ihnen einig, nicht allein daß dieſe Eigenſchaft eben von der Genialität des Schauſpielers zeugt, ſondern daß es auch noch, dem Himmel ſey es gedankt, ſolche Schauſpieler giebt. Aber ſchon daß Sie des Komiſchen im Gegenſatz mit dem Tragiſchen gedachten, läßt mich glauben, wie Sie mit dem Wort vielſeitig nur das meinen, was die Menge gewöhnlich darunter verſteht. Der Künſtler wird angegafft — angeſtaunt — als groß — als unübertrefflich ausgeſchrieen, der wie ein geſchickter Taſchenſpieler aus derſelben Flaſche rothen und weißen Wein — Liqueur und Milch einſchenkt, der heute den Macbeth und morgen den Schneider Wetzwetz, der heute den deutſchen Hausvater, morgen den Franz Moor agirt. „Das iſt ein vielſeitiges Genie," ruft der ehrliche Jan-Hagel und giebt ſich gutwillig der Myſtifikation hin, glaubt auch wohl, daß der Tauſendſaſa von ſeinem Gaukler in der That über ſeine Flaſche gebieten, und, unerachtet ſie der Weinwirth mit ſeiner Waare füllte, daraus jedes andere flüſſige Prinzip nach Gefallen hervorzaubern könne.

Der Graue. Sie wählten zu Ihrem Beiſpiel Rollen, die die ſchneidendſten Contraſte bilden und doch habe ich gerade in dieſen Contraſten Schauſpieler excelliren geſehn.

Der Braune. Nein — nein — nein! — Es iſt nicht möglich. Eins oder das andere mußte unwahr ſein. — Dem Schauſpieler, in deſſen Bruſt das wunderbare Geheimniß der Dichtungen ruht, die aus der tiefſten Tiefe der menſchlichen Natur geſchöpft ſind, entſchlüpft der Spaß, der von gedankenloſer Willkür erzeugt, heimathlos in den Lüften ſchwebt. In dem Ringen das nur von der Außenwelt bedingte Poſſenhafte in das Innere hineinzuziehen oder vielmehr aus dem Innern heraus zu geſtalten, verraucht das Vexierbild ſelbſt in Dunſt und Nebel. Ich meine, jener Schauſpieler wird nicht im Stande ſeyn etwas darzuſtellen was nicht in dem innern Leben begründet iſt und aus demſelben hervorgeht, ſo wie dem Schauſpieler, dem die tiefere Anſchauung der menſchlichen Natur mangelt, der die ſeltſam verzerrten Marionetten irgend eines launenhaften Puppendrehers für wahrhaft lebendige Menſchen hält, jenes Gebiet des wahrhaftigen Dichters ewig verſchloſſen bleiben muß. Aber auch für dieſen Schauſpieler giebt es eine Virtuoſität, die, ſo ſeltſam es auch klingen mag, eben in der getreueſten rückſichtsloſeſten Darſtellung jener Marionetten, welche bei der tieferen Anſchauung des Wahrhaften unmöglich werden würde, liegt. Beide Schauſpieler müſſen nun im Entgegengeſetzten unwahr werden, indem jener ſich müht das Vexierbild als wahrhaftig darzuſtellen, dieſer aber zur Darſtellung lebendiger Geſtalten die Mittel, die nur im Innern zu finden, von der Außenwelt erborgt. Es geht wohl noch weiter. Der im tiefern Leben heimathliche Künſtler giebt unwillkürlich dem Gemeinen den Anſtrich des Höheren, ſo wie der andere das Gemeine nur in die Hülle des ihm verſchloſſenen Geheimniſſes kleidet. So treten aber beider Geſtalten in ſeltſamer wunderlicher Zweideutigkeit hervor. Hätte Raphael eine Bauernhochzeit gemalt, wir würden Apoſtel in Bauerröcken ſehn, ſo wie in einer Grablegung von Tennier ganz gewiß muntre rothnäſige Bauern aus der Schenke, in Talaren angethan, unſern Herrn zu Grabe tragen müßten.

Der Graue. Das mag Alles recht ſchön und ſcharfſinnig geſagt ſeyn, ich bleibe aber dabei ſtehen, daß die Erfahrung Ihnen widerſpricht. Sollte denn in einem reichen Gemüth nicht der Sinn für's Komiſche und Tragiſche wohnen? Sollte eine lebensvolle glühende Phantaſie nicht Beides mit gleicher Kraft aufzufaſſen und darzuſtellen vermögen? — Sollten nicht eben ſo Künſtler wie Dichter, denen der tiefſte Ernſt, die ergreifendſte Ironie zu Gebote ſteht wie Shakſpeare —

Der Braune. Halt — halt! — Habe ich denn vom wahrhaftig Komiſchen geſprochen, habe ich denn nicht durch die Rollen, die ich beiſpielsweiſe einander entgegenſtellte, genugſam bezeichnet, daß ich nur den nichtigen Spaß, das Poſſenhafte meine, welches ich übrigens durchaus nicht ganz verwerfen will, ſobald es in rückſichtsloſer Freiheit dargeſtellt wird? Kann doch, auch in höhern Gemüthern, ſelbſt die Fratze einen augenblicklichen Kitzel erregen, der gerade nicht übel thut. —

Der Graue. Ha! — Sie weichen mir aus! — Sie geben zurück. —

Der Braune. Keinesweges! — Jetzt laſſen Sie uns von dem wahrhaftig Komiſchen ſprechen! — Wer mag denn die Ironie wegleugnen, die tief in der menſchlichen Natur liegt, ja die eben die menſchliche Natur in ihrem innerſten Weſen bedingt und aus der mit dem tiefſten Ernſt der Scherz, der Witz, die Schalkheit herausſtrahlen. „Sich den Witz und die Schalkheit der Natur im Heiligſten und „Lieblichſten verſchweigen wollen, iſt vielleicht nur möglich, wenn man „geradezu Karthäuſer wird und vom Schweigen und Verſchweigen

„Profeſſion macht,“ ſagt Tieck in der Einleitung zum Phantaſus wiewohl eben da in anderer Beziehung. Die krampfhaften Zuckungen des Schmerzes, die ſchneidendſten Klagetöne der Verzweiflung ſtrömen aus in das Lachen der wunderbaren Luſt, die eben erſt von Schmerz und Verzweiflung erzeugt wurde. Die volle Erkenntniß dieſes ſeltſamen Organism der menſchlichen Natur möchte ja eben das ſeyn, was wir Humor nennen und ſo ſich das tiefe innere Weſen des Humoriſtiſchen, welches meines Bedünkens mit dem wahrhaftig Komiſchen eins und daſſelbe iſt, von ſelbſt beſtimmen. Nun gebe ich weiter und behaupte, daß eben jene Erkenntniß oder recht eigentlich der Humor in der Bruſt des Schauſpielers heimathlich iſt, der ſeine Darſtellungen aus der Tiefe der menſchlichen Natur ſchöpft. Hieraus folgt denn aber wieder von ſelbſt, daß dieſer hochbegabte Schauſpieler mit gleicher Kraft und Wahrheit komiſche und tragiſche Rollen, Strahlen aus einem Fokus geworfen, darſtellen wird! —

Der Graue. Jetzt glaube ich Sie ganz zu verſtehen und will auch demüthiglich zugeben, daß ich das wahre Komiſche mit dem Poſſenhaften verwechſelte oder vielmehr Beides in eine Kategorie zuſammenwarf. Ich nannte Shakspear und jetzt geht es mir recht lebendig auf, daß es ja eben der Humor, wie Sie den Begriff davon feſtſtellen, allein iſt, der ſeine Geſtalten belebt.

Der Braune. Ja wohl! — kein Dichter hat jemals die menſchliche Natur ſo in ihrer Tiefe erkannt, und darzuſtellen gewußt als Shakspear, deshalb gehören ſeine Charaktere der Welt an und dauern fort, ſo lange noch Menſchen in der Zeit exiſtiren. Als laute Verkündiger des eigentlichen Humors, der das Komiſche und Tragiſche ſelbſt iſt, hat er ſeine Narren aufgeſtellt. Dann aber tragen ſeine Helden wohl alle das Gepräge jener Ironie, die ſich oft in den höchſten Momenten witzig phantaſirend ausſpricht, ſo wie ſeine komiſchen Charaktere eben wieder auf tragiſchen Grund baſirt ſind. Denken Sie an den König Johann, an den Lear, an den ergötzlichen Malvolio, deſſen poſſenhafte Narrheit das Erzeugniß einer fixen Idee iſt, die in ſeinem Innern niſtet und ſeine Sinne auf ſeltſame Weiſe verwirrt. Den Falſtaff, als Ausbund der herrlichſten Ironie, des reichhaltigſten Humors mag ich gar nicht nennen. Welche unwiderſtehliche Gewalt, welche Herrſcherkraft über das Gemüth des Zuſchauers müßte der Schauſpieler beſitzen, den wirklich wahrer innerer Humor beſeelte und dem der Himmel die Gabe verliehen, dieſen Humor in Ton, Wort und Geberde in's äußere Leben lebendig herauszuſtrahlen. Sie beſitzen einen Phönix, wenn Ihr kleiner Garrik wirklich ſo organiſirt iſt, woran ich, wie an alles Wunderbare, das doch vielleicht in der That geſchehen oder geſchieht, vielleicht mit Unrecht zweifle. Ich für mein Theil habe, wenigſtens in neuerer Zeit, keinen ſolchen Heros geſehen.

Der Graue. Gegen meinen kleinen Garrik ſteigen mir in dieſem Augenblick einige Zweifel auf und ich erinnere Sie daher geſchwinde an den alten großen Garrik, der gewiß ein von wahrem tiefem innerm Humor beſeelter Schauſpieler war, wie Sie ihn wünſchen.

Der Braune. Unerachtet Lichtenbergs geiſtreicher Beſchreibung von Garriks Spiel, unerachtet des witzigen Enthuſiasmus, mit dem er von der kleinen Falte ſpricht, die ſich im ſchwarzen Galla-Kleide nach franzöſiſchem Zuſchnitt unter Garriks linker Schulter bildete, wenn er als Hamlet mit Laertes in Ophelias Grabe rang, unerachtet aller Anekdoten, die man von Garriks Zaubereien ſich nacherzählt, kann ich mir, denke ich mir ſeine ganze Perſönlichkeit, kein rechtes Bild von ſeinem tragiſchen Spiel aufſtellen. — Hogarths kleiner Mohrenknabe in dem Weg der Buhlerin, der vor dem fallenden Theetiſch erſchrickt, iſt bekanntlich Garrik als Othello und ich geſtehe, daß dieſer Hohn mir Garriks Bild vielleicht zu ſehr verdirbt. Mir fällt dabei ein, daß es mit Garriks Darſtellung des Othello irgend einen Haken gehabt haben muß, ſonſt wäre Hogarth auf ſo etwas gar nicht gefallen. Doch dem ſey wie ihm wolle, aber gewiß ſcheint es zu ſeyn, daß Garrik in dem tief Humoriſtiſchen von Foot übertroffen wurde.

Der Graue. Auf welchen kleinen Cyklus von tragiſchen und komiſchen Rollen würde aber der humoriſtiſche Schauſpieler beſchränkt ſeyn, verwürfe er alles, was nicht aus wahrem Humor ſich geſtaltet. Am Ende würden ſeine Darſtellungen eine Shakſpears-Gallerie werden, und Sie ſind darin wohl mit mir einig, daß es nun einmal bei der leidigen Tendenz unſeres Theaterweſens ein gar mißliches Ding iſt, jenen Giganten über die Bühne ſchreiten zu laſſen, den unſere ſchwachen Theaterbretter kaum mehr tragen können.

Der Braune. Es käme nur darauf an unſern dünnen Theaterbrettern tüchtige Balken unterzuziehen. Aber zu ſolchem Bau, der doch immer nöthiger zu werden ſcheint, fehlt es uns an Geſchicklichkeit, vorzüglich an Muth. Doch abgeſehen davon dürfte der Cyklus jener Rollen, von denen Sie ſprachen, auch gar nicht ſo enge ausfallen, als man wohl glauben dürfte. — Sie warfen mir vor, daß ich, die geprieſene Vielſeitigkeit mancher Schauſpieler anfechtend, die Beiſpiele heterogener Rollen zu grell wählte. Laſſen Sie mich jetzt zwei Rollen nennen, die das ſchneidendſte Widerſpiel zu bilden ſcheinen und die doch mit gleicher Kraft und Wahrheit von einem und demſelben wahrhaft genialen Schauſpieler dargeſtellt werden könnten. Ich meine Shakſpears Othello und Moliere's Geizigen.

Der Graue. Welche Behauptung! — Wie reimt ſich das zu den Prinzipen, die Sie vorhin aufſtellten! — Doch nein! — Ich fühle dunkel, daß Sie Recht haben können und bitte mich ganz aufzuklären.

Der Braune. In beiden, in Othello und in dem Geizigen, ſteigert ſich eine Leidenſchaft aus dem Innerſten heraus bis zur furchtbarſten Höhe. Der eine vollführt die gräßlichſte That, der andere tritt im tiefſten gehäſſigſten Argwohn gegen das ganze menſchliche Geſchlecht, das er verſchworen gegen ſich wähnt, die heiligſten Verhältniſſe, wie ſie Natur und bürgerliches Verhältniß bilden, mit Füßen. Nur die individuelle Geſtaltung der Leidenſchaft jedes bewirkt die Verſchiedenheit ihres Erſcheinens und entſcheidet über das Tragiſche und Komiſche. Liebe und Ehre begeiſtern den großherzigen Mohren, nur die wahnſinnige Luſt am ſchnöden Golde beſeelt den Geizigen. Beide in ihrem Innerſten angegriffen, in ihrem eigentlichſten Weſen, Leben und Heil gekränkt, brechen los in toller Wuth und in dieſer, in dem höchſten Moment ihrer Erſcheinung treffen die Strahlen, wie ſie aus ihrem Innern in verſchiedener Brechung hervorſtrömten, dort tragiſches Staunen, hier lachenden Spott in der Bruſt des Zuſchauers entzündend, in einen Fokus zuſammen. Wen erfaßt nicht tiefes Entſetzen bei Othello's furchtbaren Worten: Thu aus das Licht! — wen wird aber mitten im Lachen nicht auch tiefes Grauen anwandeln, wenn der Geizige in heilloſer Raſerei ſeinen eignen Arm erfaßt, wähnend den Dieb feſtzupacken, der ihm die Kaſſette ſtahl, wenn er in voller Verzweiflung ſelbſt unter den Zuſchauern den Verräther ſucht! — So iſt wohl Moliere's Geiziger ein wahrhaft komiſcher Charakter, von dem uns der gehaltloſe ganz in die Gemeinheit gezogene Kammerrath Fegeſack kein Bild giebt, ſo wie die Art, wie dieſer von einem nicht längſt verſtorbenen großen Schauſpieler dargeſtellt wurde, eine der ſeltſamſten Verirrungen war, die es wohl geben mag. — Laſſen Sie mich eines Shakſpearſchen Charakters gedenken, in dem das Tragiſche und Komiſche vollkommen zuſammenſtrömend, das Entſetzliche erzeugt. Ich meine den Shylock. — Es iſt ſo viel über dieſe ſchwierigſte aller ſchwierigen Rollen, die auf ſolche Elemente geſtützt ſind, geſagt worden, daß meine Bemerkungen viel zu ſpät kommen würden. Aber Sie geſtehen mir ein, daß dieſe Rolle recht eigentlich in meine Theorie von tief komiſchen Rollen paßt und wohl nur von einem ſolchen Schauſpieler, der in der That vielſeitig iſt, wie ich nämlich Viel- oder Doppelſeitigkeit verſtanden haben will, wahr und kräftig dargeſtellt werden könnte.

Der Graue. Gerade dieſe Rolle, welche Sie gewiß mit Recht in die Kategorie der allerſchwierigſten ſtellen, ſpielt mein kleiner Garrik ſo ganz vortrefflich, daß ſchwer zu befriedigende Kenner ihm nie den vollſten Beifall verſagten. Im Grunde genommen iſt dieſer Shylock ein jüdiſcher Heros, denn der im tiefen Innern glühende Haß gegen das Chriſtenvolk wird pathetiſch, indem er jede andere Leidenſchaft wegzehrt und die fürchterliche Rache erzeugt, der der Jude Geld und Gut, die Tochter opfert. Sein Untergang iſt ächt tragiſch und wohl grauenvoller als der Untergang manches Helden oder Tyrannen. Was iſt der Giftbecher oder der Dolchſtoß gegen die gänzliche Vernichtung der bürgerlichen Exiſtenz, die über den Juden verhängt wird, und die wie ein langſam tödtendes Gift ſein inneres Mark aufzehrt. Wenn mein Garrik die Worte ſpricht: Mir iſt nicht wohl ꝛc. ꝛc. ſo gleitet es gewiß jedem Zuſchauer, deſſen Gemüthsart nicht gar zu robuſt und undurchdringlich iſt, eiskalt durch alle Glieder.

Der Braune. Wie geht es mit den Szenen, wenn der Jude in heller Verzweiflung um ſeine Tochter und um ſeine Dukaten ſchreit und dann, wenn ihm Antonio's Unglück, das ſeine Bruſt labt, verkündet wird und er dazwiſchen immer Nachrichten von der Jeßika hören muß, die ihm die Bruſt durchſchneiden?

Der Graue. Ha ich verſtehe Sie! — Gerade in dieſen Szenen iſt es wohl am ſchwerſten auf dem ſchillernden Hintergrunde die Figur rein kräftig zu erhalten. Der Zuſchauer ſoll lachen über den Juden, ohne daß dieſer im mindeſten lächerlich wird. Gerade in dieſen Szenen übertrifft mein Garrik einen großen Schauſpieler, den ich einſt dieſe Rolle ſpielen ſah, und der in's gemeine Jüdeln fiel, dadurch aber das hoch Poetiſche der Rolle gänzlich zerriß. Wahrſcheinlich verführte ihn die im gemeinen Leben gemachte Erfahrung, nach welcher die Juden, ſo bald ſie von irgend einer Leidenſchaft beſtürmt werden, Ton und Geberde ganz ſeltſam ändern und eben in das ſogenannte Jüdeln verfallen, das ob ſeines Poſſierlichen unwiderſtehlich zum Lachen reizt. Wie paßt das aber zum Shylock, deſſen Sprache ein ſchärferer Accent, der Anhauch des Hebräiſchen hinlänglich individualiſirt. Die fremden Anklänge aus dem Orient, die der Rolle des Shylock einen wunderlichen Pathos geben, hat mein Schauſpieler ſehr in ſeiner Gewalt.

Der Braune. Und von dieſem Shylock iſt nur ein Schritt herüber zu jenen wunderbaren Rollen Shakſpears, die auf den Humor im andern oder vielmehr engeren Sinn baſirt ſind. Das Gefühl des Mißverhältniſſes, in dem der Geiſt mit allem äußern irdiſchen Treiben um ihn her ſteht, erzeugt den krankhaften Ueberreiz, der ausbricht in bittre höhnende Ironie. Es iſt ein krampfhafter Kitzel, den das ſchmerzlich berührte wunde Gemüth empfindet und das Lachen iſt nur der Schmerzeslaut der Sehnſucht nach der Heimath, die im Innern ſich regt. Solche Charaktere ſind der Narr im Lear, Jacques in: Wie es Euch gefällt, aber auf der höchſten Spitze derſelben ſteht wohl der unvergleichliche Hamlet. Es iſt ein Gemüth zu ſchwach das zu tragen was das Schickſal ihm aufgelaſtet, heißt es irgendwo und ich ſetze hinzu, daß vorzüglich das tiefe Gefühl jenes Mißverhältniſſes, welches keine That ausgleicht, ſondern das nur mit dem eignen irdiſchen Untergange endet, den Hamlet ſchwankend und unentſchloſſen erſcheinen läßt. Dieſer Hamlet iſt es nun aber, den in der That nur der vom tiefſten Humor beſeelte Schauſpieler darſtellen kann. Ich habe noch keinen geſehen, der in dieſer Rolle nicht auf mäandriſche Irrwege gerathen ſeyn, oder der nicht wenigſtens entweder dieſen oder jenen integrirenden Theil des Charakters verfehlt, ſo aber eigentlich gar keinen Charakter dargeſtellt haben ſollte. In beſonderer Beziehung auf den Hamlet wiederhole ich, was ich vorhin ausſprach. Mit welcher unwiderſtehlichen Gewalt müßte der Schauſpieler auf das Gemüth des Zuſchauers wirken, dem die Gabe verliehen, den ihm inwohnenden wahren Humor in Ton, Wort und Geberde aus dem Innern heraus in's äußere Leben zu ſtrahlen! — Ueber welche Rolle iſt mehr Weiſes

Tiefes und Herrliches geſchrieben worden als eben über den Hamlet! Es iſt kaum möglich praktiſcheren Unterricht darüber zu geben als es im Wilhelm Meiſter geſchehen, doch was hilft der beſte Unterricht im Tanz dem Lahmen! —

Der Graue. Bemerken Sie wohl ſelbſt, daß Sie immer und immer nur von Shakſpear ſprechen? — Hat Sie denn die Erfahrung nicht wie mich darüber belehrt, daß, noch einmal ſey es geſagt, die Aufführung Shakſpearſcher Stücke ein durchaus mißliches Ding iſt? Glauben Sie mir, auch mich hat der Shakſpearſche Genius mächtig ergriffen, auch ich dachte, las ich manches Stück, daß es mit Rieſenkraft wirken, alles um ſich her niederſchlagen müßte. Ich ſparte keine Mühe, keinen Aufwand an Dekorationen und Kleidern, ich ließ es nicht an Proben fehlen, ich ſuchte jeden Schauſpieler für ſeine Rolle zu beſeelen, alle ſpielten gut, ich kann es nicht anders ſagen, doch blieb das Stück wirkungslos oder machte wenigſtens nicht den Effekt, den ich mit Recht davon erwarten zu können geglaubt hatte!

Der Braune. Und am Ende verloren Sie Liebe und Luſt!

Der Graue. Wie ich es nicht läugnen kann. — Es iſt das Zeitalter der Shakſpearſchen Stücke nicht mehr, davon habe ich mich hinlänglich überzeugt.

Der Braune. Haben Sie wohl jemals ein Shakſpearſches Stück dem Original getreu gegeben?

Der Graue. Allerdings! — nur freilich mit den Abänderungen, die die Einrichtung unſeres Theaters und die Deutlichkeit nöthig machten. Einige Szenen wurden nur verſetzt, manche zu lange Reden abgekürzt. —

Der Braune. O! — o! — o!

Der Graue. Sie billigen das nicht? — Aber ſagen Sie mir, was ſoll man damit anfangen, wenn z. B., wie es im Shakſpear oftmals geſchieht, plötzlich verwandelt und der Zuſchauer an einen ganz entfernten Ort verſetzt wird, um eine kurze Rede oder ein kurzes Geſpräch zu hören, worauf wieder verwandelt wird und Alles in vorigem Geleiſe fortgeht?

Der Braune. Haben Sie, mein lieber Freund! wenn Sie bei dem Leſen eines Shakſpearſchen Stückes auf eine ſolche Szene ſtießen, ſich wohl recht lebhaft im Geiſte nicht auf, ſondern vor die Bühne geſtellt? — Glauben Sie mir, Sie würden dann ſehr deutlich die Nothwendigkeit jener Szene, die auf den erſten Blick ohne allen Zuſammenhang hineingeſchneiet ſchien, gefühlt haben. — Es mochte um Künftiges vorzubereiten gerade nöthig ſeyn den Zuſchauer plötzlich an dies oder das zu erinnern oder irgend einen Funken hinzuwerfen, der ſpäter aufglimmt. — Es giebt keinen ärgeren Irrthum als die Meinung, daß Shakſpear von der Begeiſterung des Augenblicks hingeriſſen, ja von dem Phantasma, das der aufgährende Geiſt geboren, beherrſcht, in regelloſer Willkür ſeine Werke hingeworfen. Das Genie, ſagt ein tiefer Kenner der Kunſt *), wirkt auch in den höchſten Graden des Enthuſiasmus mit Beſonnenheit und Freiheit. Es iſt von ſeinem Gegenſtande durchdrungen, emporgehoben, begeiſtert, aber nicht beherrſcht. — Wie ſehr dies bei Shakſpear zutrifft, davon giebt den ſchlagendſten Beweis, daß gerade in dem ſchwierigſten Punkt jedes dramatiſchen Werks, in dem Punkt, der die klarſte Beſonnenheit, die vollkommenſte Herrſchaft über den Stoff, wie er in allen Theilen verarbeitet werden ſoll, vorausſetzt, ſeine vollendete Meiſterſchaft auf das Herrlichſte hervorleuchtet. — Ich meine nichts anders als die Expoſition des Stücks. Denken Sie an die erſten Szenen von Julius Cäſar — Hamlet — Othello — Romeo und Julie ꝛc. ꝛc. Iſt es möglich den Zuſchauer in den erſten Momenten kräftiger zu ergreifen, ihn auf andere Weiſe ſogleich in die Zeit, medias in res, in den Brennpunkt der Handlung zu verſetzen?

Der Graue. Und doch iſt ſelbſt von großen Dichtern eben an dieſen Expoſitionen viel gemodelt worden; z. B. iſt ja Romeo und Julie in ganz veränderter Geſtalt erſchienen.

Der Braune. O laſſen Sie uns von dieſem ganz unerklärlichen Mißgriff ſchweigen. — Die Bearbeitung, von der Sie ſprechen, iſt mir wie eine abſcheuliche Verhöhnung unſerer Theaterbretter erſchienen. Wenden wir uns geſchwinde zum Egmont, deſſen meiſterhafte Expoſition Shakſpears würdig iſt. Der Vorhang rollt auf, nicht damit wir lange Erzählungen von uns fremdartigen Dingen anhören ſollen, nein wir blicken ſelbſt in die uns erſchloſſene Zeit des Dramas hinein, vor unſern Augen geſchehen die Dinge, aus denen die Handlung wie aus einem fruchtbaren Keim aufſproßt und ſich entwickelt bis zur Vollendung. Wer mag denn nun glauben,

---

*) Fernow, Römiſche Studien.

daß ſolch ein beſonnener den Stoff beherrſchender Meiſter wie Shakſpear auch nur das Mindeſte ohne tiefe Abſicht, ohne die innerſte Ueberzeugung der Nothwendigkeit in ſein Werk hineingearbeitet haben ſollte. Nicht an dem Meiſter, an uns mag es liegen, daß wir oft nicht jene tiefere Idee erkennen. Das heilloſe Verſetzen der Szenen iſt es aber, wodurch wir alles, was kunſtmäßig zuſammengefügt, gewaltſam auseinanderreißen und dann wundern wir uns, daß aus dem ſchönen Bilde, deſſen Theile nicht mehr zuſammenpaſſen, eine alberne Mißgeburt geworden iſt. Eigentlich iſt es ganz toll anzuſehen, wie mittelmäßige Burſche ſich unterfangen mit dem großen Meiſter umzugehen, nicht als ſey er ihres gleichen, nein — als korrigirten ſie dem armſeligen Schulbuben ein Exerzitium. Einer fängt an und ändert und ſtreicht, der andere ändert das Geänderte und dem dritten iſt es noch nicht recht, der thut noch von dem Seinigen hinzu und richtet ein, für ſeine Leinwand und für ſeine Bretter, wie er nur kann, ſo daß der Name Shakſpear auf dem Zettel zur heilloſen Ironie wird. Leider — leider ließen ſich ſelbſt beſſere, oder vielmehr wirkliche Dichter verleiten Coryphäen ſolches Unweſens zu ſeyn. — Noch kennt, wie ich mit dem vollſten Recht behaupten mag, das große Publikum den herrlichen Meiſter gar nicht, denn nirgends ſah es ein Werk von ihm ohne jene unverſtändigen Verſtümmelungen, die ſich auf keine Weiſe rechtfertigen laſſen und nur ein Beweis der Imbezillität derer ſind, die ſie unternahmen. — Doch ich werde, ſo wie immer, wenn ich von meinem herrlichen Shakſpear ſpreche, heftiger, als es gerade nöthig.

Der Graue. So viel werden Sie mir aber eingeſtehen müſſen, daß es beinahe in jedem Shakſpeariſchen Stück Redensarten giebt, die ſo ſehr Anſtand und Sitte beleidigen, daß es unmöglich iſt, ſie auf der Bühne ſagen zu laſſen.

Der Braune. Freilich ſind wir ſo prüde geworden, daß wir über jeden robuſten Spaß die Naſe rümpfen und uns lieber die Ruchloſigkeit manches franzöſiſchen Stücks gefallen laſſen, als irgend einen Ausdruck, der ein natürliches Ding auf natürliche Weiſe benennt, und ſo bleibe denn ſolch ein Ausdruck, ſolch eine Redensart, weg, dies kann dem Ganzen nichts ſchaden, wiewohl jedesmal ein tüchtiger aus der tiefſten Tiefe gegriffener Charakterzug zum Teufel gehen wird. Wenn der Junker Tobias in: Was Ihr wollt, auf die Heringe flucht, die ihm aufſtoßen, ſo ſteht mit einem Zuge der ganze Rüpel vor uns da. — Denken Sie noch an die Kärrnerſzene in Heinrich dem Vierten und Sie werden mir geſtehen, daß durch dieſe Szene, die Manchem auch ganz zwecklos hineingeflickt ſcheinen dürfte, erſt das ganze Bild der Schenke in Gadshill und der ſauberen Geſellſchaft, mit der der humoriſtiſche Prinz ſeinen tollen Verkehr treibt, recht lebendig hervortritt. — Freilich darf eine ſolche Szene zur Zeit nicht auf die Bühne kommen, weil wir ſonſt nothwendig von unſerer ganz erſtaunlich feinen Bildung etwas herablaſſen müßten.

Der Graue. Ich merke ſchon — keinen Flecken dulden Sie an Ihrem Liebling! — Doch zugegeben auch, daß ein Shakſpearſches Werk nur ganz dem Original getreu auf das Publikum mit voller Stärke zu wirken vermöchte, ſo werden Sie mir doch eingeſtehen müſſen, daß es wohl ſchwerlich irgend eine Bühne geben dürfte mit ſo viel talentvollen Schauſpielern verſehen, um die Unzahl von Rollen in jenen Schauſpielen, deren keine vernachläſſigt werden darf, gehörig beſetzen zu können.

Der Braune. Daß in der Unbehülflichkeit, vorzüglich aber wohl in der Entwöhnung unſerer Schauſpieler von allem ächt Dramatiſchen eine große Schwierigkeit liegt, will ich, muß ich einräumen. Dichter und Schauſpieler ſtehen in beſtändiger Wechſelwirkung. Jene geben den Ton an, den dieſe auffaſſen, und das Erklingen dieſes Tons regt jene an abermals und abermals auf dieſelbe Weiſe zu intoniren, weil ſie nun des richtigen Nachklingens gewiß ſind und ſich daran erfreuen. Es wäre thöricht zu glauben, daß zu Shakſpears Zeit es lauter vortreffliche Schauſpieler gab, ſo daß die kleinſte Rolle einem theatraliſchen Heros zufiel, gewiß iſt es aber, daß der Genius des Meiſters Alle impulſirte, mit Einem Wort, daß von dem Ganzen beſeelt, jeder vermochte richtig in das Drama einzugreifen und ſo ſich alles zum Gehörigen fügte. — Ich ſprach von Shakſpears meiſterhaften Expoſitionen. Schon dieſen einzelnen integrirenden Theil ſeiner Werke betrachtend, gewahrt man ſichtlich, auf welche Irrwege neuere dramatiſche Dichter geriethen und dadurch den Verfall der dramatiſchen Kunſt herbeiführten.

Der Graue. Wie? — giebt es denn nicht auch neuere anerkannte Meiſterwerke? —

Der Braune. O man hat köſtliche glänzende Schleier gewebt, ſo daß wir, wie der Prinz im Triumph der Empfindſamkeit, mit der Puppe zufrieden ſind, die dahinter ſitzt, und die Königin ſelbſt nicht mehr mögen. — Worin beſteht denn eigentlich die göttliche Kraft des Dramas, die uns ſo wie kein anderes Kunſtwerk, unwiderſtehlich ergreift, anders, als daß wir mit einem Zauberſchlage der Alltäglichkeit entrückt die wunderbaren Ereigniſſe eines phantaſtiſchen Lebens vor unſeren Augen geſchehen ſehen? Iſt es daher nicht recht dem innigſten Weſen des Dramas entgegen, wird ſeine eigenthümlich wirkende Kraft nicht ganz gelähmt, wenn uns die That, die wir mit eignen Augen zu ſchauen gedachten, nur erzählt wird? — In der That, in der lebendigſten Handlung giebt uns Shakſpear die Expoſition des Stücks, während andere mit langweiligen Erzählungen uns von vorn herein ermüden und uns mit ſchönen Worten und Redensarten überſchütten, die kein lebendiges Bild in unſrer Seele zurücklaſſen. Aber nicht bloß von der Expoſition iſt die Rede, nein, die mehreſten unſerer neuern großen Haupt- und Staatsaktionen ſind, an That und Handlung bettelarm, nur rhetoriſche Kunſtübungen zu nennen, in denen einer nach dem andern auftritt und, ſey er König, Held, Diener ꝛc. ꝛc., in zierlicher geſchmückter Rede ſich ausbreitet. Viel zu weit würd' es mich führen, wenn ich ſagen ſollte, wie ich mir ſo nach meiner Art das allmähliche Abweichen unſerer Dichter von dem wahrhaft Dramatiſchen erkläre, ſo viel iſt aber gewiß, daß Schiller, dem die Kraft des Wortes wie nicht leicht einem zu Gebote ſtand, ſeiner Herrlichkeit und Größe unerachtet, die nächſte Gelegenheit zu jener Verirrung gab. Eine gewiſſe Prägnanz, mittelſt der Verſe Verſe gebären, iſt ihm ganz eigenthümlich.

Der Graue. Nehmen Sie den verjährten Shakſpear ſo ſehr in Schutz, daß Sie ihn als durchaus makellos erkannt haben wollen, ſo preiſe ich dagegen meinen herrlichen Schiller, der wie ein glänzender Stern wohl manchen hochgerühmten Dichter überſtrahlt — Sie wollen Handlung, giebt es reichere als im Wilhelm Tell?

Der Braune. Habe ich denn den großen Mann tadeln wollen? — Nur von dem imitatorum pecus war die Rede, das ſich jedesmal an der Schwäche hält, die ſich mit dem eignen Prinzip am leichteſten vermählt. Es ließe ſich ein großer Streit über die Frage beginnen, in wiefern Schiller ein eigentlich dramatiſcher Dichter zu nennen. So viel iſt aber gewiß, daß ein hochbegabter Genius wie er, die tiefe Erkenntniß des wahrhaft Dramatiſchen wohl in ſich tragen mußte. Sein Streben nach dieſem, in ſpätern Jahren, iſt unverkennbar. Sie erwähnten des Tell, vergleichen Sie nur dieſen mit dem Don Carlos, welch' eine Kluft liegt zwiſchen beiden Schauſpielen! — So wie ich den Don Carlos für ganz undramatiſch halte, räume ich Ihnen aus voller Ueberzeugung ein, daß Wilhelm Tell wenigſtens in den erſten Aufzügen ein wahrhaftes Schauſpiel iſt. Die wundervoll herrliche Expoſition in dieſem Meiſterwerk beweiſet auch, wie wenig der wahre Dichter dazu der Erzählung bedarf, die, ſo ſchön ſie auch verfaßt ſeyn mag, an und für ſich allein den Zuſchauer niemals erwärmen wird. Aber auf das Erzählen haben nun einmal viele neuere Dichter ihre Sache geſtellt und manches Trauerſpiel enthält eigentlich nichts weiter, als die wohlgeordnete in ſchönen Worten und abſonderlichen Redensarten verfaßte Relation eines fatalen Capitalverbrechens, die mehreren Perſonen verſchiedenen Alters und Standes in den Mund gelegt iſt, worauf dann die Vollziehung des geſprochenen Urtheils an dem ſchuldigen Miſſethäter erfolgt. Kurz, von dem wahrhaft Dramatiſchen ab zu dem Rhetoriſchen haben ſich unſere Dichter gewandt und unſere Schauſpieler mit fortgeriſſen, die ihrerſeits nun auch dem rhetoriſchen Theil ihrer Kunſt zu viel Werth geben.

Der Graue. Sie können doch das Beſtreben unſerer Künſtler, richtig zu ſprechen im ganzen Umfange des Worts, unmöglich tadeln?

Der Braune. Ei! — richtige Deklamation iſt ja die Baſis worauf alles beruht, aber damit iſt ja noch nicht alles gethan. Man kann eine Rolle ſehr richtig deklamiren und doch Alles auf das Erbärmlichſte verhunzen. — Eine ganz eigne, aber ſehr erklärliche Erſcheinung der neueren Zeit iſt es wohl, daß man die dramatiſche Kunſt zerſpaltete und die Glieder des verſtümmelten Körpers einzeln zur Schau trug. Während manche umherreiſten und, ſprachloſen Automaten gleich, wunderliche Poſituren machten oder wie Grimaciers allerlei bedenkliche Geſichter ſchnitten, deklamirten ſich andere in dramatiſchen Conzerten heiſer und damit die unſinnige Tändelei bis zum höchſten Punkt getrieben werde, mußte ſich die Muſik dazu hergeben, zu dem dumpfen tonloſen Geplapper ihre herrlichen Accorde ertönen zu laſſen. — Der Unfug war zu arg, um lange geduldet werden zu können. — Doch ich lenke in mein voriges Thema ein. — Eben daher, weil die Schauſpieler durch die Werke unſerer rhetoriſch gewordenen Dichter von dem wahrhaft Dramatiſchen entwöhnt ſind, wird ihnen die Darſtellung Shakſpearſcher Rollen, die nur ganz allein auf das Dramatiſche baſirt ſind, ſchwer, ja unmöglich. Hier iſt's mit der Deklamation allein nicht gethan, Schauſpieler im ganzen Sinn des Worts muß der ſeyn, der im Shakſpear auftritt und es folgt hieraus noch gar nicht, daß jede ſeiner Rollen einen übervortrefflichen Schauſpieler verlange. Ein mittelmäßiges Talent, das nur von der Handlung ergriffen iſt und ſich wirklich rührt und bewegt wie ein lebendiger thätiger Menſch, kann hier den im Grunde beſſern Schauſpieler übertreffen, der in dem beſtändigen Mühen durch die Rede zu ergreifen alles Uebrige um ſich her vergißt. Noch ein Punkt iſt hier zu bedenken. Eben weil wahrhaft dramatiſche Charaktere in der äußern Erſcheinung wirken ſollen, widerſtrebt ſehr oft die Perſönlichkeit des Schauſpielers dem darzuſtellenden Charakter ſo ſehr, daß alle Mühe den Zuſchauer zu illudiren vergebens bleibt. Hier hilft nun die angeborne Eitelkeit der Imbezillität des bloß rhetoriſchen Schauſpielers wacker auf. Er raiſonnirt: es iſt wahr, mein Organ iſt ſchwach, meine Bewegungen ſind kränklich ſchwankend, alles das ſcheint der Natur des Heros, den ich darzuſtellen unternommen, entgegen zu ſeyn, allein wer vermag die Rolle mit dem Ausdruck, mit der Richtigkeit der Intonation zu ſprechen als ich, das entſchädigt für alles Uebrige. Der Schauſpieler irrt ſich, denn ſtatt den Heros vor Augen zu ſehen erblickt der Zuſchauer nur einen, der von dem Heros hübſch erzählt und ſich dabei müht zu thun, als ſey er der Heros ſelbſt, aber das glaubt ihm der Zuſchauer nun und nimmermehr. Verlangt nun gar die Rolle irgend einen Ausdruck der phyſiſchen Kraft, die dem Schauſpieler mangelt, und behilft der ſich mit irgend einem, in der Regel ſchlecht gewählten Surrogat, ſo läuft er Gefahr lächerlich zu werden und das Ganze auf heilloſe Weiſe zu verſtören. Beinahe noch auffallender trifft dies alles bei weiblichen Rollen ein, die oft ganz mit ihrem innerſten Weſen auf die Perſönlichkeit der Schauſpielerin baſirt ſind. Denken Sie an die Turandot. —

Der Graue. Ha — Turandot! — O Sie wecken mit dem Namen eine Erinnerung, die mich noch mit ſüßen Schauern durchbebt. Vor mehreren Jahren durchreiſte ich, damals noch ein ſehr junger Menſch, einen Theil von Italien. In Brescia fand ich eine kleine

Truppe, die, ein ſehr ſeltner Fall in Italien, Schauſpiele gab. Doch verwunderten wir, ich und mein Begleiter, uns, den zur großen Ungebühr vergeſſenen Gozzi hier noch auf der Bühne zu finden. In der That hatte man für den künftigen Abend Turandot, Fiaba Chinesoteatrale tragicomica in cinque Atti angekündigt. Der Zufall wollt' es, daß ich die Schauſpielerin, welche die Turandot ſpielen ſollte, Tages zuvor ganz in der Nähe ſah. Sie war von mittler Geſtalt und gerade nicht ſchön zu nennen, aber wie ſah ich ein ſchöneres Ebenmaaß des Gliederbaues, wie mehr Anmuth der Bewegung. Die Form ihres Geſichts war das reinſte Oval, die Naſe wohlgeſtaltet, etwas aufgeworfene Lippen, ſchönes tief dunkles Haar, aber vor allem ſtrahlten die großen ſchwarzen Augen in wahrem Himmelsglanz. Sie ſprach den Contr'alt der Italienerinnen, der, wie Sie wiſſen werden, recht tief in's Herz dringt. Gleich im erſten Auftreten, in den erſten Szenen bewährte ſich Signora als vollendete Schauſpielerin. Unbeſchreiblich war der Ausdruck des tief im Innerſten auf wunderbare Weiſe bewegten Gemüths, als ſie bei Calafs Anblick leiſe zur Zelima die bedeutenden Worte ſprach, in denen der feinſte Faden zum ganzen Geſpinnſt angelegt wird:

Zelima, oh Cielo! alcun oggetto, credi
Dal Divan non s'espose, che destasse
Compassione in questo sen. Costui
Mi fa pietà.

Aber als ſie nun, da Calaf zwei ihrer Räthſel errathen und ſie das dritte dumpf und feierlich hergeſagt, in blendender Majeſtät verſchritt, als ſie plötzlich den Schleier, der ihr Antlitz verhüllte, zurück warf, da fuhr der tödtende Blitz ihrer in Himmelsfeuer ſtrahlenden Augen nicht in Calafs Bruſt allein — nein! — in die Bruſt jedes Zuſchauers!

Guardami'n volto, e non tremare. Se puoi
Spiega, chi sia la fiera, o a morte corri!

Wer fühlte nicht alle Schauer der ſüßeſten Wonne — des Entzückens, der ſpannenden Angſt ſeine Adern durchgleiten, wer hätte nicht wie Calaf in Himmelsſeligkeit vergeſſend ausrufen mögen: Oh bellezza! Oh splendor! —

Der Braune. Sehn Sie wohl, hätte Ihre Signora nicht dergleichen ſtrahlende Augen gehabt, wie ginge es denn mit dem Effekt der Hauptſzene im ganzen Drama. Aber wollt' ich erſt der Turandot gedenken als einer der allerſchwierigſten Rollen Rückſichts der Anſprüche, die ſie an die Schauſpielerin macht. Nur die vollendete Künſtlerin wird das Heroiſche oder vielmehr die wahnſinnige Wuth der Turandot erfaſſen, ohne den Zauber der herrlichſten Weiblichkeit zu zerſtören. Und dazu muß jene vollendete Künſtlerin jung und ſchön ſeyn und zwar ſo ſchön, wie es mittelſt aller erſinnlichen Farbentöpſchen in der Welt nicht hervorgebracht werden kann. Strahlt ſie nicht den Calaf an mit ſolchen Augen, wie Ihre Breſcianerin, oder wird auch nur ein mittelmäßiges gleichgültiges Geſichtlein enthüllt, wenn der Schleier abgeworfen, ſo iſt Calafs Verwirrung ſo wie die ganze Szene lächerlich. Uebrigens bin ich ſo glücklich geweſen eine deutſche Turandot zu ſehen, die Ihrer Breſcianerin ganz an die Seite zu ſtellen, und dabei einen ſo überaus vortrefflichen Altoum, daß gar nichts zu wünſchen übrig blieb. Meine Majeſtät trug einen ungeheuern chineſiſchen Hut und bewegte ſich in den ſchwerfälligen Kleidern langſam, pathetiſch, feierlich, wie es dem fabelhaften Kaiſer ziemt. So ganz von gravitätiſchem Ernſt umfloſſen nahm ſich nun ſeine beſtändig gerührte Stimmung ungemein wunderlich aus. Ein großes ſehr abſonderliches Schnupftuch wehte in ſeiner Hand und damit trocknete er ſich im Divan auf dem Thron ſitzend die Thränen auf ganz eigenthümliche Weiſe, und dabei ſchnitt ſeine Stimme in den beweglichen Redensarten, die er an die Turandot richtete, oft durch wie ein chineſiſches Glockenſpiel. Der Schauſpieler hatte die tiefe Ironie dieſer vortrefflichen Rolle herrlich aufgefaßt. Er, Turandot und Adelma, die der vortrefflichſten Schauſpielerin wie es je eine gegeben, zugefallen, hielten mich ſchadlos für die Erbärmlichkeit des Uebrigen, welche vorzüglich der ſchlechten Bearbeitung zuzuſchreiben war. Auch hier beweiſet der Mißgriff eines großen Dichters meinen Satz, daß es mit dem Bearbeiten überhaupt eine mißliche Sache iſt. Mit dem Original verglichen begreift man nicht, wie es dem deutſchen Bearbeiter möglich war, die herrlichſten Züge zu verwiſchen, vorzüglich aber die charaktervollen Masken ſo fade und bleich hinzuſtellen.

Der Graue. Warum lächelten Sie vorhin ſo ſatiriſch, als ich von meiner Breſcianerin erzählte?

Der Braune. Mir ging ſo Manches durch den Kopf über den Anſpruch der Schönheit, den man an die Damen der Bühne macht. Vorzüglich fiel mir aber ein Schwank ein, der im Parterre eines benachbarten Theaters gar hübſch hervorſproßte und den ich gleich erzählen will, um in unſer Geſpräch, das beinahe zu ernſt geworden, etwas Luſtiges hineinzuwerfen. Alſo! — Vor wenigen Wochen wurde auf dem gedachten Theater die Oper Don Juan gegeben. Ich ſaß im Parterre. Die Sängerin, welche die Donna Anna vorſtellte, war eine geborne Italienerin, aber das Widerſpiel Ihrer Brescianiſchen Signora, denn alt und häßlich genug ſah ſie aus, das muß ich geſtehen. Dies veranlaßte denn einen jungen Mann, der mir unfern ſaß, ſich zu ſeinem Nachbar zu wenden und ſehr mißmüthig zu äußern: wie doch die alte häßliche Perſon, die noch dazu falſch ſänge, alle Illuſion ſtöre; denn unmöglich könne man glauben, daß dem leckern Don Juan nach dieſer ganz hingewelkten Blume gelüſten ſolle. Der Nachbar erwiederte mit einer überaus pfiffigen Miene: Das verſtehen Sie nun gar nicht, mein Lieber! Mit ſehr gutem Bedacht hat die erleuchtete Direktion die Parthie der Donna Anna jener würdigen wiewohl etwas garſtigen Perſon zugetheilt, denn dadurch wird eben erſt Don Juans heilloſe Ruchloſigkeit recht in volles Licht gehoben: der Himmel hat die gute Donna Anna eben nicht mit Schönheit geſegnet, reich iſt ſie, wie man aus guten Quellen weiß, auch nicht, denn lieber Gott, was wirft die Commendantur in einem kleinen Landſtädtchen ab und mit der Statue im Garten iſt es eitle Prahlerei, die iſt nur aus Pappe geſchnitten und weiß bemalt. Wie froh iſt daher der würdige Vater, daß ſich der gute Monſieur Ottavio ganz unvermuthet eingefunden und daß er die Tochter, iſt ſie gleich ſchon ſtark in die Jahre gekommen, doch noch glücklich unter die Haube bringt. Dies Alles weiß der verruchte Don Juan. Hier iſt keine Schönheit, keine Jugend, keine Anmuth, die ihn reizen kann, ja vielleicht Widerwillen, Abſcheu mit Gewalt bekämpfend ſtellt er der guten Donna nach, bloß um die Ruhe, das Glück einer rechtſchaffenen Familie auf immer zu verſtören. Dieſe Luſt an Unluſt iſt ja eben das teufliſche Prinzip, das ihn beſeelt.

Der Graue. O herrlich, überaus herrlich! — Dabei fällt mir ein, wie einſt, als man nichts auf der Bühne dulden wollte, als rührende Familien-Gemälde, jemand mit inventiöſer Ironie die Zauberflöte zu einem Familienſtück umſchuf, und dadurch den Andern, der ſich über den Unſinn des phantaſtiſchen Zeuges bitter beklagte, vollkommen beruhigte. „Sehen Sie, mein Lieber, fing er an: Der ſelig verſtorbene

Gemahl der Königin der Nacht war Saraſtro's älterer Bruder, mithin iſt Saraſtro Onkel der Pamina, der, da die Königin der Nacht ob ihrer böſen Gemüthsart eine ſchlechte Ehe voll Zank und Streit führte, nebenher auch einen verbotenen Umgang mit dem Papageienherzog unterhielt, deſſen Frucht Papageno war, von dem Verſtorbenen im Teſtament der Pamina zum Vormund zugeordnet und als ſolcher von dem Pupillen-Collegio beſtätigt wurde. Saraſtro gewahrte, wie ſchlecht Pamina von der Mutter erzogen, wie die gute Kleine durch zu frühe übelgewählte Roman-Lektüre (z. B. Werthers Leiden, Hesperus, Wahlverwandtſchaften ꝛc.) ſo wie durch übermäßiges Tanzen, von Grund aus verdorben wurde. Mit vollem Recht als Onkel und Vormund nahm er daher die Kleine zu ſich und erzog ſie ſelbſt, indem er ihrem wiſſenſchaftlichen Unterricht Baſedow's Elementarwerk (die Myſterien der Iſis und des Oſiris) zu Grunde legte. Daher und weil Saraſtro vor der Siegelung des Nachlaſſes den berühmten Sonnenkreis als Familien-Inventarium vindizirte, kommt der wüthende Haß der Königin der Nacht. Tamino's Vater, deſſen Reich gar nicht ſo entfernt iſt als man glauben ſollte, da es gleich linker Hand neben dem Iſistempel hinter dem dunkelgrauen Berge liegt, iſt Saraſtro's jüngerer Bruder. Eben deshalb, weil Tamino ſeine Couſine heirathen will, muß er erſt durch Feuer und Waſſer gehen, worauf das Conſiſtorium (die Verſammlung der Prieſter) ihm als einem Mann, der dergleichen aushält, die Dispenſation zur Heirath ertheilt. Saraſtro als Conſiſtorial-Präſident wußte freilich, als die Sache, Taminos Einlaß und Heirathsgeſuch betreffend, in der Seſſion vorgetragen wurde, gleich die Gemüther der Räthe für ſeinen geliebten Neveu zu ſtimmen, vorzüglich durch die Verſicherung daß er nicht bloß Prinz, ſondern auch wirklich Menſch ſey, welches ſeinem Herzen Ehre macht. Sehn Sie, fuhr mein Ironiker fort, ſehn Sie, o Beſter, wie dieſe verwandtſchaftlichen Verhältniſſe ſo herrlich in einander wirken und dadurch das wahrhaft Rührende des Stoffs bilden. Dieſe ſanften Verhältniſſe erkennend, wird auch jeder die göttliche Idee bewundern müſſen, daß im Gegenſatz von der Weisheit, die Natur durch den natürlichen Sohn der Königin der Nacht repräſentirt wird. — Die Schlange iſt durchaus nur allegoriſch zu nehmen — das giftige Prinzip im häuslichen Leben, eine Art von Sekretair Wurm. Doch genug des tollen Spaßes — ich unterbrach Sie mit meiner Turandot —

Der Braune. Aber ſo, daß das, was auszuſprechen ich eben im Begriff ſtand, beſtätigt wurde auf die kräftigſte Weiſe. Andere Rollen, ſind ſie auch nicht gerade auf blendende Schönheit geſtellt, erfordern doch ganz unbedingt den durch kein künſtliches Mittel anzuregenden Zauber der höchſten friſcheſten Jugend. Denken Sie an Shakſpears Miranda (deren fratzenhafte Parodie die Gurli iſt), an ſeine Julia, an das Käthchen von Heilbronn, an das Clärchen im Egmont. Iſt es möglich, daß das richtigſte Spiel einer tüchtigen Schauſpielerin mit Furchen im Antlitz, und ſind dieſe auch vielleicht noch wegzuſchaffen, mit hohlem alternden Organ hier nur einen Moment hindurch die wunderbaren Gefühle in der Bruſt des Zuſchauers entzünden kann, die ihn in das verlorne Paradies der erſten Liebe verſetzen, die ihm alle Wonne, alles überſchwengliche Entzücken jener golden ſtrahlenden Blüthezeit zurückbringen? Solche Rollen wie Miranda und das Clärchen werden, fehlt der Schauſpielerin die Anmuth der Jugend, lächerlich, ſolche wie die Julia und das Käthchen aber heillos und abſcheulich. Denken Sie an Julias in hellen Flammen auflodernde erſte Liebe, die ihr den Tod giebt! — Denken Sie ſich den Monolog: Hinab, Du flammenhufiges Geſpann ꝛc. ꝛc. von einer alternden Frau geſprochen, was werden Sie dabei empfinden? Welche Gedanken werden Ihnen aufſteigen ſtatt jener Gefühle, die der Dichter aus glühender Bruſt ausſtrömen ließ? „Verhülle mit dem ſchwarzen „Mantel mir das wilde Blut, das in den Wangen flattert, bis ſcheue „Liebe kühner wird und nichts als Unſchuld ſieht in inn'ger Liebe „Thun!" — Ei es iſt nicht gleichviel, ob Hänschen oder ob Hans nach dem heiligen Chriſt fragt — Doch nicht weiter, Sie verſtehen mich ſchon.

Der Graue. Ganz vollkommen. Nicht lebhafter als ich, können Sie das Unziemliche ſolcher Darſtellungen fühlen, und mit Ihnen muß ich das ganz unbegreifliche Mißverſtändniß der neuern Dramatiker rügen, die ſelbſt in ſolchen Rollen wie die genannten dem rhetoriſchen Verdienſt allein huldigen wollen.

Der Braune. Weil ſie ſelbſt ſich nur im Rhetoriſchen bewegen und ihnen zum Schaffen eines wahrhaſt dramatiſchen Werks alle Kraft, aller Genius mangelt.

Der Graue. Man nimmt die alternden Damen in Schutz, man ſpricht, und doch wie mich dünkt, nicht ohne allen Grund: zum

Studium der Kunſt gehöre ſolch ein großer Zeitraum, daß wenn die Schauſpielerin als vollendete Künſtlerin da ſtehe, mit der Vollendung auch die Jahre gekommen wären, ſo daß ein junges Mädchen als tüchtige Künſtlerin nicht wohl denkbar ſey.

Der Braune. Schon vorhin ſagte ich, daß der ächte Schauſpieler geboren werden müſſe. Tief in der Bruſt muß der Funke ruhen, der angeregt gleich mit voller Stärke hervorſtrahlt. Erlernen läßt ſich da nichts, es iſt immer nur von der Ausbildung der innern natürlichen Kraft die Rede. Hiezu kommt, daß die Weiber ſich früher entwickeln und daß ihnen von Haus aus die Gabe richtig aufzufaſſen und das Aufgefaßte treu darzuſtellen viel eigenthümlicher iſt als uns. Man ſagt ja wohl, jedes Weib ſey eine geborne Schauſpielerin. Haben Sie wohl die Kinderſpiele junger Mädchen beobachtet? Mit welcher ergreifenden Wahrheit in Ton, Gang, Geberde ſtellen ſie das Leben dar, wie es ſich um ſie her geſtaltet. Da wird ſpazieren gegangen, Bekannte begegnen ſich — man iſt froh ſich zu ſehen — man erkundigt ſich nach dieſem — jenem — man nimmt Abſchied unter tauſend Verſicherungen der Freundſchaft — man bittet um baldigen Beſuch — man ſchmählt über das lange Ausbleiben — da werden Viſiten gemacht, die Hausfrau empfängt die Gäſte — ſie erzählt von ihrem Mann — ihren Kindern, die denn auch wohl (ſchön geputzte Püpplein) vorgeſtellt und geliebkoſt werden — Man rühmt die niedliche Einrichtung, die ſchönen Taſſen — Nun erzählt dieſe, jene Gäſtin, was ſich da — dort zugetragen — Verwunderung — Erſtaunen — Lachen wechſeln! — Liegt in dem allem nicht der Keim zum dramatiſchen Talent? Warum in aller Welt, meine ich nun, ſollte denn ein junges Mädchen von wahrhaft dramatiſchem Talent, dem die Natur gewiß Freiheit und Anmuth der Bewegung, ſo wie richtige ſonore Sprache hinzugefügt haben wird, eines langen Studiums bedürfen, um jene Rollen darzuſtellen, für die (ich will die Turandot ausnehmen) alles gethan iſt, ſo bald ein inniges Gemüth ſich wahrhaft ausſpricht. Es iſt nicht wahr, daß jene Rollen ſchwierig ſind, ſie ſpielen ſich gewiſſermaßen von ſelbſt. Die weiblichen Charaktere, ſo wie ſie höher hinausſchreiten und im ſtrengen Sinn vollendete dramatiſche Ausbildung, die richtenden Verſtand, jeden Moment erwägende Reflektion vorausſetzt, erfordern, ſchreiten heraus über jenes Gebiet, in dem ſich nur die Jugend bewegen darf, ohne die Grenze des entſchiedenen Alters zu berühren. Denken Sie an Lady Macbeth, an Schillers Iſabella, ja ſelbſt Schillers Heldenjungfrau möchte ich unbedingt in die Kategorie dieſer Rollen ſtellen.

Der Graue. Und welchen herrlichen Cyklus bieten dieſe Rollen dar, und wie iſt es eben deshalb ſo ganz unbegreiflich, daß Schauſpielerinnen, denen tiefe Einſicht in die Kunſt gar nicht abzuſprechen iſt, ſich nicht damit begnügen mögen, ſondern immer nach dem haſchen, was auf immer für ſie verloren ging.

Der Braune. Haben wir nicht ſchon genug lamentirt über dieſe ſeltſame Myſtifikation, die ſich unſere Theaterheldinnen ſelbſt bereiten? — Doch vergeſſen wollen wir nicht, daß die launenhafte Natur ſich im Bizarren gefallend zuweilen Ausnahmen von aller Regel ſchafft. Es hat Schauſpielerinnen gegeben und giebt deren wohl noch, über deren Organism die Zeit keine Gewalt zu haben ſcheint, die in ewiger Jugend fortblühen und, was hauptſächlich zu bemerken iſt, die im Ton der Stimme durchaus nichts von herannahendem Alter ſpüren laſſen. Ich habe ſelbſt vor mehreren Jahren zwei Schauſpielerinnen gekannt, die ſeltene wunderbare Phönixe ihrer Zeit zu nennen. Beide waren bereits Großmütter und während die eine mit unerſchöpflicher Laune, mit aller Anmuth und Grazie der Jugend jene Mädchenrollen voll neckiſcher Schelmerei darſtellte, wie ſie vorzüglich in ältern Sing- und Luſtſpielen anzutreffen, verlockte uns die andere, friſche Jugend im Antlitz, Wuchs und Bewegung, mit ihren wunderbaren innigen Tönen ſüßer ſehnſüchtiger Schwärmerei in ein ganzes Arkadien voll Liebes-Träume. So beſchämten beide oft Mädchen, die zwanzig Jahre jünger als ſie, ſteif und hölzern neben ihnen ſtanden und denen ihre Jugend, ja ihr hübſches Antlitz, ihre artige Figur nur ein todtes Gut blieb, von dem ſie keinen Vortheil zu ziehen wußten. Doch niemand möge ſich auf ſolche höchſtſeltene Ausnahmen von der Regel beziehen, die eben nur als Ausnahmen gelten und höchlich bewundert werden können.

Der Graue. „So beſchämten beide oft Mädchen“ — Ach mein lieber Herr College, dieſe Worte fielen mir ſchwer auf's Herz! — So gedenk' ich eines ganz beſondern Unglücks, eines ſeltſamen Leidens, das mich ſattſam quält. Der Zufall hat mir zwei, drei Mädchen zugeführt, ziemlich hübſchen Antlitzes, netten Wuchſes, nicht ohne Talent, aber du mein Himmel, da würd' ich ſchön ankommen mit den Julien, Miranden, Käthchen u. ſ. w. Es iſt nämlich kaum möglich, daß man bei hoher Jugend ſo wenig jugendlich ſeyn kann, als meine lieben Kleinen. Da iſt eine Prüderie, ein Pathos, und dann wieder eine weinerliche Empfindelei, kurz kein geſundes Auffaſſen der dramatiſchen Handlung. Dabei regt und bewegt ſich auch nichts im Innern und Aeußeren, alles bleibt ſteif und ungelenk, und ſo weiß ich oft mit meinen jugendlichen Rollen nicht wohin. Und doch ſparte ich keine Mühe, keine Koſten, ſo viel ihnen einimpfen zu laſſen als möglich. —

Der Braune. Vielleicht lag es gerade an dem Einimpfen, vielleicht fielen ſie einem rhetoriſchen Mann in die Hände, der alles Dramatiſche in dem breiten toſenden Strom der Rede erſäufte. Es giebt nichts Abgeſchmackteres als den Ton, in dem unſere neueſten rhetoriſchen Dichter *ihre* eignen Meiſterwerke nicht allein, denn daran wäre nichts gelegen, ſondern auch wahrhaft dramatiſche Schauſpiele hören wollen. Es iſt der tuono academico des Theaters und wenn Turandot im tuono academico ihre Räthſel herſagen ſoll, ſo bleibt manche Rolle in jenem Ton geſprochen für immer ein unauflösliches Räthſel. Daher kommt auch denn wohl das wenige Intereſſe, das das Publikum an dem eigentlichen Schauſpiel nimmt. Man ſage ja nicht, daß der größere Zulauf in neuerer Zeit von dem Gegentheil zeuge. Unſere Theater ſind jetzt zu Panoramen, optiſchen Buden geworden, in denen mit Tanzen, Fechten, Reiten, Feuer- und Waſſerkünſten allerlei Gaukelei getrieben wird, und alles das zu *ſchauen* rennt der Haufe, den man durch dramatiſches *Spiel* nicht mehr anzuziehen vermag.

Der Graue. Auch das wühlt in meinen Eingeweiden, daß, wie die Sachen nun einmal ſtehen, jedes Stück einen Aufwand von Dekorationen und Kleidern erfordert, der der Einnahme durchaus nicht angemeſſen iſt. Kann man hierin aber etwas ändern, verlangt das Publikum nicht dieſe Feenpaläſte, dieſe transparenten Luſthaine, dieſe von Gold und Silber ſtarrenden Kleider?

Der Braune. Nicht ſo ganz unbedingt, als man wohl glauben ſollte. — Zu Shakſpear's Zeit kannte man nicht den Glanz der Dekorationen und Kleider, womit man jetzt die dramatiſche Handlung ſelbſt überſtrahlt, aber dieſe ging lebendig hervor, und zum Schaffen der Beiwerke wurde die Phantaſie des Zuſchauers in Anſpruch genommen, die willig das ihrige that. So ſagt der Chorus im Prolog zu Heinrich dem Fünften:

> Verzeiht, ihr Theuren,
> Dem ſchwunglos ſeichten Geiſte, der's gewagt,
> Auf dies unwürdige Gerüſt zu bringen
> Solch großen Vorwurf. Dieſe Hahnengrube,
> Faßt ſie die Ebnen Frankreichs? ſtopft man wohl
> In dieſes O von Holz die Helme nur,
> Wovor bei Azincourt die Luft erbebt?
> O ſo verzeiht, weil ja in engem Raum
> Ein krummer Zug für Millionen zeugt;
> Und laßt uns, Nullen dieſer großen Summe,
> Auf Eure einbildſamen Kräfte wirken.
> Denkt Euch im Gürtel dieſer Mauern nun
> Zwei mächt'ge Monarchien eingeſchloſſen,
> Die, mit den hocherhob'nen Stirnen, dräuend,
> Der furchtbar enge Ozean nur trennt.
> Ergänzt mit dem Gedanken unſre Mängel,
> Zerlegt in tauſend Theile einen Mann,
> Und ſchaffet eingebildete Heereskraft.
> Denkt, wenn wir Pferde nennen, daß ihr ſie
> Den ſtolzen Huf ſeht in die Erde prägen.
> Denn Euer Sinn muß unſre Kön'ge ſchmücken:
> Bringt hin und her ſie, überſpringt die Zeiten,
> Verkürzet das Ereigniß manches Jahrs,
> Zum Stundenglaſe ꝛc. ꝛc.

Um ſchnell ſolch eine entlegene Szene, wie wir deren vorhin erwähnten, herbeizuführen, bedurft' es nicht einer Verwandlung, deren Toſen und Poltern den Zuſchauer aus dem Zauberkreiſe der dramatiſchen Erſcheinung mehr herausreißen muß, als wenn er durch dieſe Erſcheinungen ſelbſt genöthigt wird, ſich plötzlich auf einen andern Fleck der Handlung zu ſtellen.

Der Graue. Aber wie würd' es möglich ſein, jetzt der Dekorationen zu entbehren?

Der Braune. Wir ſind verwöhnte Kinder, das Paradies iſt verloren, wir können nicht mehr zurück. Wir bedürfen jetzt eben ſo ſehr der Dekorationen als des Coſtüms. Aber deshalb darf unſere Bühne doch nicht dem Guckkaſten gleichen. Die wahre Tendenz des Dekorationsweſens wird gemeinhin verfehlt. Nichts iſt lächerlicher als den Zuſchauer dahin bringen zu wollen, daß er, ohne ſeinerſeits etwas Phantaſie zu bedürfen, an die gemalten Paläſte, Bäume und Felſen ob ihrer unziemlichen Größe und Höhe wirklich glaube. Um ſo lächerlicher, als vermöge verjährter Mißbräuche jeden Augenblick etwas vorkommt, was die Illuſion, die auf dieſe Weiſe bewirkt werden ſoll, mit einem Ruck zerreißt. Hundert dergleichen könnte ich nennen, aber nur um eins zu erwähnen, erinnere ich Sie an unſere unglückſeligen praktikablen Fenſter und Thüren, die zwiſchen den Culiſſen hingeſtellt werden und ſofort die künſtlichſte Perſpektive der Architektur, die freilich wieder nur aus einem einzigen Punkt angeſchaut, richtig erſcheinen kann, vernichten. Durch wirkliche Größe der Maſſen ſich der Natur nähern und dadurch täuſchen wollen iſt ein kindiſches zweckloſes Spiel, das jetzt aber überall in Dekorationen, Darſtellungen von Schlachten, Aufzügen ꝛc. getrieben wird. Ein Direktor verſicherte mich ſehr ernſthaft, er habe, um die Schlacht am heutigen Abend recht natürlich darzuſtellen, wirklich vierzig Statiſten zuſammen gebracht, worauf ich fragte: ob er dieſe vierzig auch gehörig in Infanterie, Cavallerie, Artillerie, leichte Truppen u. ſ. w. eingetheilt. — Die Zuſchauer, die man auf dieſe Weiſe illudiren will, bleiben nüchtern und bilden eine Oppoſition, wie jeder der dem Taſchenſpieler ſeine Handgriffe abzulauern und ihn bloß zu ſtellen ſtrebt. Daher kommt es denn auch, daß bei der geringſten Unziemlichkeit, z. B. wenn ein hartnäckiger Baum nicht aus dem Palaſt weichen will, wenn ein Theil des Himmels einzuſtürzen droht, ſogleich Geſchrei und Gelächter entſteht. Alles muß der dramatiſchen Handlung unterthan ſeyn, und Dekoration, Coſtüm, jedes Beiwerk dahin wirken, daß der Zuſchauer, ohne zu wiſſen durch welche Mittel, in die Stimmung verſetzt, die dem Moment der Handlung günſtig, ja in den Moment der Handlung ſelbſt hineingeriſſen werde. Hieraus folgt, daß es zuvörderſt auf die ſorglichſte Vermeidung alles Unziemlichen, dann aber auf das tiefe Auffaſſen des eigentlich Phantaſtiſchen, welches herauswirkend die Phantaſie des Zuſchauers beflügeln ſoll, ankommt. Nicht als ein für ſich beſtehendes glänzendes Bild darf die Dekoration das Auge des Zuſchauers auf ſich ziehen, aber in dem Moment der Handlung ſoll er, ohne deſſen bewußt zu ſeyn, den Eindruck des Bildes fühlen, in dem ſich die Handlung bewegt. Ich bemerke, daß ich mich ſehr dürftig ausdrücke und glaube nicht einmal, daß Sie mich ganz verſtehen.

Der Graue. Vollkommen. So wie ich Ihnen zuvor, als wir von jugendlichen Rollen ſprachen, das Beiſpiel von der Turandot einſchob, ſo laſſen Sie mich jetzt eines Falls erwähnen, welcher beweiſet wie viel zuweilen es auf die Dekoration ankommt und den ich ſelbſt auf eignem Theater erlebte. Sie erinnern ſich aus dem Kaufmann von Venedig der herrlichen Nachtſzene Jeſſika's mit ihrem Geliebten auf Porzia's Luſtſchloſſe. Der Dekorateur hatte eine in der That künſtliche wohlausgeführte Dekoration gewählt, die einen Theil des Luſtſchloſſes mit vielen Gängen und Treppen bis in den Vorgrund plaſtiſch vorſpringend darſtellte. Unter einem Orangenbaum zur Seite ſaßen Baſſanio und Jeſſika. Die Dekoration zog aller Augen auf ſich, aber die Szene ging kalt und nüchtern vorüber. Jeſſika und Baſſanio waren froſtig und die heimliche Liebesgluth, das erotiſche Witzſpiel mit dem: In jener Nacht ꝛc. ꝛc. konnte nicht empor kommen, konnte keines Bruſt erwärmen. Ich klagte dies einem einſichtsvollen Freunde, der ohne viel Worte zu machen immer den rechten Punkt zu treffen pflegt. Er erwiederte nichts als: Ei wie konnte das anders ſeyn, alle Gluth mußte ſich ja verkühlen in der Nähe ſo vielen kalten Marmors. Ich glaubte ihn zu verſtehen. Das nächſte Mal wurde ſtatt des glänzenden Palaſtes eine einfache Gartenparthie vorgeſchoben. Wenige dunkle Bäume, durch die der Mond ſchimmert — Dichtes Gebüſch, blumigte Raſen an der Seite des Vorgrundes, wo Jeſſika mit dem Geliebten plaudert — Alles ſo düſter — ſo heimlich — und ſo der Natur getreu: man glaubte die würzigen Düfte des Südens einzuathmen, das Säuſeln des Nachtwindes zu vernehmen. Wie ganz anders geſtaltete ſich nun Alles — Man ſaß ſelbſt in der italieniſchen Nacht und horchte zu dem holden Liebesgeflüſter, und niemand gedachte doch der Dekoration.

Der Braune. Dieſe Wirkung iſt die richtige. Die getreue Nachahmung der Natur, ſo weit es möglich, diene dem Theatermaler nicht zur Oſtentation, ſondern nur dazu, um jene höhere Illuſion hervorzubringen, die mit dem Moment der Handlung ſich ſelbſt in der Bruſt des Zuſchauers erzeugt. Jene falſche Tendenz durch große Maſſen zu wirken, das kindiſche Gepränge mit einer Menge Statiſten, die in glänzenden Kleidern ſich ungeſchickt bewegen und alle Harmonie zerſtören, mit dem endloſen Einerlei nichts ſagender Ballets, hat auch das Bedürfniß der großen, vorzüglich der über Gebühr tiefen Theater erzeugt, die der dramatiſchen Wirkung durchaus entgegen ſind. Auf unſern übergroßen Bühnen verliert ſich, wie Tieck mit Recht behauptet, der Schauſpieler wie ein Miniaturbildchen in einem ungeheuern Rahmen.

Der Graue. Laſſen Sie mich hier bemerken, daß meines Bedünkens die Beleuchtung unſerer Bühnen durchaus nicht zuläßt, daß irgend eine Gruppe, viel weniger noch eine einzelne Figur plaſtiſch in Licht und Schatten heraustrete.

Der Braune. Sehr richtig. Unſere Schauſpieler werden, ſo wie die Einrichtung unſerer Bühnen beſteht, von allen Seiten gleich ſtark beleuchtet und erſcheinen auf dieſe Weiſe wie durchſichtige Geiſter, die körperlos keinen Schlagſchatten werfen. Ganz heillos iſt aber die blendende Beleuchtung des Proſzeniums von unten herauf, die das Geſicht des Schauſpielers, wenn er ganz in den Vorgrund tritt. welches des lieben Souffleurkaſtens halber oft genug geſchieht, zur widerlichen Fratze verzerrt. Unſere Gruppen gleichen chineſiſchen Bildern ohne Haltung und ohne Perſpektive, bloß jener widerſinnigen Beleuchtung halber. Für jede Gruppirung gelten natürlicher Weiſe die Regeln des gut geordneten und gut kolorirten Bildes, woraus denn wieder von ſelbſt folgt, daß im Coſtüm, vorzüglich was die Farbenwahl betrifft. ſogleich daran gedacht werden muß, wie die Handlung die verſchiedenen Perſonen zuſammenbringt. Ein Anzug kann für ſich allein betrachtet ſehr ſchön ſeyn, aber doch die Harmonie des Ganzen verderben. Ich ſah einmal in einer Oper ſämmtliche vier Hauptperſonen hochrothe Mäntel tragen, welches ſich poſſierlich genug ausnahm, wie man denn auch häufig genug das Volk in Statiſtenkleidern von gleicher Farbe und gleichem Zuſchnitt ſieht, welches mit Recht auf einen geſchloſſenen Handelsſtaat ſchließen läßt, in dem das Stück ſpielt. Vor mehreren Jahren gingen in allen modernen Familien-Gemälden ſämmtliche junge Herren ganz ſchwarz, mußte ſich nicht einmal irgend ein Unbekannter in einen Ueberrock ſtecken, ſämmtliche junge Damen aber ganz weiß, das war ſehr lamentabel anzuſehen, paßte aber gut zu den rührenden Redensarten und den Thränenſchauern, womit wir überſchüttet wurden. Man gab uns alle überſpannte Empfindſamkeit, alle Noth, alles menſchliche Elend gleichſam ſchwarz auf weiß! — Jetzt übertreibt man es beinahe in dem zu Bunten, welches aber, ſo bald nur nicht ein widriges Farbenſpiel das Auge verwirrt, viel eher zu ertragen iſt als jene Monotonie eines Leichenzuges.

Der Graue. Ich, der ich ſelbſt auf einer großen Bühne Darſtellungen zu geben genöthigt bin, die mir eben der Größe des Hauſes halber einen unbilligen Aufwand verurſachen, ſehne mich herzlich nach einem kleinern Hauſe, wiewohl ich an der Einnahme einbüßen würde und auch gar nicht die Möglichkeit einſehe, dann ſolch' einen Spektakel mit Aufzügen, Märſchen u. d. zu treiben, wie man ihn nun einmal verlangt.

Der Braune. Sie hätten nur dafür zu ſorgen, in wahrhaft dramatiſcher Hinſicht Ihre Bühne ſo hoch zu heben als nur möglich, und ſo im Publikum ein höheres Intereſſe zu entzünden, worüber es bald den ſonſt auf der Bühne erhobenen Spektakel vergeſſen würde.

Der Graue. In dieſen Tagen gedenke ich Heinrich den Vierten aufzuführen. Wie würd' es da auf einer kleinen Bühne mit der Schlacht ausſehen?

Der Braune. Sie werden doch nicht Statiſten-Gefechte über die Bühne treiben, die jedesmal abgeſchmackt ausfallen und bei denen gewöhnlich ſich irgend etwas Poſſierliches zu ereignen pflegt, wodurch die Menge zum Lachen gereizt und jeder Effekt von Grund aus verdorben wird?

Der Graue. Aber, wenn nun einmal von der Schlacht die Rede iſt, wenn ſelbſt ein einzelner Kampf auf der Bühne beginnt —

Der Braune. Darf der Zuſchauer doch von der Schlacht nichts ſchauen, welches nur das phantaſtiſche Bild zerſtören würde, das durch künſtliche Mittel in ſeinem Gemüth hervorgerufen werden kann. Entfernte — näher kommende — ſich wieder entfernende Hörner — Trompetenſtöße, einzelne Rufe — wildes Geſchrei — Trommeln — bald nahe, bald fern ꝛc. ꝛc. alles das wird hinreichen dem Gemälde, das die handelnden Perſonen auf der Bühne bilden, zum grauenvollen Hintergrunde zu dienen. Um des Himmelswillen aber keine Schlachtmuſik oder gar Märſche hinter dem Theater. Die verſteht entweder niemand deutlich, oder wenn man ſie verſteht, bedarf es erſt der Reflektion, um ſie als Bild der Schlacht anzuerkennen woher denn eigentlicher Effekt nicht wohl denkbar iſt.

Der Graue. Läugnen werden Sie aber am Ende doch nicht können, daß, wie es jetzt einmal mit unſerm Theaterweſen ſteht, kleine Bühnen manche Unbequemlichkeit herbeiführen würden.

Der Braune. Tieck hat im zweiten Bande des Phantaſus über den Nachtheil der großen übermäßig tiefen Bühnen ein paar herrliche wahre Worte geſagt, auf die ich mich beziehen darf. Laſſen Sie mich aber aus dem Kopfe, ſo gut es geben mag, deſſen erwähnen, was ein alter Meiſter des Geſanges, der zugleich ein tüchtiger, gewiegter Kenner des Theaters war, Gretry, in ſeinen Mémoires, ou Essais sur la musique darüber ſagt *).

„Man baut und verlangt jetzt unaufhörlich große Schauſpielhäuſer. Hätte ich eins einzurichten, ich ſpräche zu meinem Baumeiſter: Bedenken Sie doch, daß es hier nicht darauf abgeſehen iſt, ein Monument aufzuſtellen, das in's Auge falle und durch den Anblick großen Effekt mache! Die Hauptſache iſt, daß man Alles, was auf der Bühne geſprochen und geſungen wird, vollkommen vernehme. Wenn ich in Ihrem weitläuftigen Gebäude nicht die ſanfteſte Muſik, nicht die Stimme einer Frau, eines Kindes verſtehen kann; wenn ich von den Verſen des Dichters, wo ich keine Sylbe verlieren möchte, die Hälfte einbüße: was nützt da Ihr großes Haus? Ich verlange alſo: das Haus ſey gebauet, wie es dem Geſicht und dem Gehör, nicht eines Menſchen, der beſonders ſcharf ſiehet und hört, ſondern dem Durchſchnitt der Zuſchauer angemeſſen iſt. Die Theater-Perſpektive ſey meinetwegen, ſo weit ſie wolle, es gewährt dies manchen Vortheil: aber die vordere Bühne muß den Zuſchauern nahe genug ſeyn, wenn man will, daß ſie ohne Unruhe und Störung genießen ſollen. Oder will man durchaus ein Haus in's ganz Große anlegen: ſo beſtimme man es ausſchließlich für Pantomimen und Ballets im großen Charakter, für Spektakelſtücke und für die heroiſche tragiſche Oper. Ein großes Theater fordert große Maſſen, große Züge. Alles Andere muß genau geſehen und gehört, muß folglich von einem ſolchen ausgeſchloſſen werden. Wie dies mit der Recitation des Schauſpiels iſt, ſo iſt es mit dem Geſang der Oper: in der Action bleibt es für beide ohnehin daſſelbe. Was die Muſik anlangt, ſo kann der Componiſt, und dann der Sänger, ja auch das Orcheſter durch tauſend Schattirungen von Schwach zu Stark, durch tauſend anmuthige kleine Züge, kleine Noten und Nebenfiguren, Verzierungen der Melodie, kleine Soli eines Inſtruments und dergl. die gefälligen Details einer gemäßigten Handlung und Situation ausdrücken.

---

*) Leipziger Muſik. Zeitung, Jahrgang 1813.

„Alles dies, was in kleinem Bezirk ſo viel werth iſt und ſo viel
„wirkt, geht im großen verloren: man hört's nicht oder nur halb,
„ſowohl des Hauſes, als des bei großer Menge unabwendbaren, öftern
„Geräuſches wegen; und wenn man's hörte, ſo thut's keine rechte
„Wirkung, weil es nicht in Uebereinſtimmung ſteht mit dem Ganzen,
„wozu ja das Lokale vornehmlich gehört. Mein Herr Baumeiſter
„wird ſagen: Aber es giebt doch in einem großen Hauſe Plätze genug,
„wo man alles ſiehet und hört. Kann man denn immer auf ſolch
„einen Platz kommen? und iſt denn das Haus vielleicht für vier-
„tauſend Menſchen eingerichtet, damit hundert vortheilhaft untergebracht
„werden? Es giebt einen Punkt, über den hinaus man nicht mehr
„deutlich und unmittelbar, ſondern nur durch Wiederhall vernimmt:
„und was ſo gehört wird, iſt, wenn's auch noch kein eigentliches Echo
„giebt, undeutlich, bei Feinheiten unverhältnißmäßig und ſehr be-
„ſchwerlich. Und, wie geſagt, das Unverhältnißmäßige einer ſchwachen
„Stimme, eines niedlichen, zarten Vortrags u. dgl. gegen die Größe
„des Lokals, verfehlt auch nie, ſchon an ſich, einen unvortheilhaften
„Eindruck zu machen, ſelbſt wenn man ſich der Urſache gar nicht be-
„wußt wird.“ —

Der Graue. Gretry hat vorzuglich das Singſpiel im Auge und ſetzt dieſes der eigentlichen großen Oper entgegen.

Der Braune. Das iſt wahr, indeſſen paßt alles was er von der Unbequemlichkeit zu großer Häuſer ſagt, recht eigentlich auf, im ſtrengſten Sinn, dramatiſche Werke, gleichviel ob ſie ſich als Oper oder auf andere Weiſe geſtalten. Was aber dramatiſchen Effekt betrifft, darüber giebt es gewiß keinen kompetenteren Richter als eben den alten Gretry. Wer hat mit Verachtung alles leeren nichts bedeutenden Klingklangs, das nur dem Ohr zu ſchmeicheln, aber nie das Herz zu rühren vermag, dramatiſcher komponirt als er?

Der Graue. So viel bleibt gewiß, daß das an eine große Bühne gewöhnte Publikum ſchwerlich mit einer kleineren zufrieden ſeyn wird.

Der Braune. Im Anfange würd' es gewiß an lautem Tadel nicht fehlen, aber bald würde der ſtärkere dramatiſche Eindruck, die Behaglichkeit des bequemen Sehens und Hörens ſiegen. Dem Einwurf, daß nur die Schauluſt eines kleinen Theils des Publikums befriedigt werden könnte, wird, wenn die Rede von einer großen Stadt iſt, gleich dadurch begegnet, daß ja mehrere Theater ſtattfinden können, die, ſind ſie von einander unabhängig, noch dazu zum großen Vortheil der Kunſt bald in Wettſtreit gerathen werden. — In einer bedeutenden Reſidenz iſt jetzt von der Errichtung eines neuen Theaters die Rede, und ſo wie man Rückſichts der Dekorationen dort ſchon ſeit einiger Zeit auf jene höhere Illuſion, von der ich vorhin ſprach, recht genial gewirkt hat, ſo ſcheint es auch, als wolle man jetzt, nur den wahrhaft dramatiſchen Effekt im Auge, nach den Grundſätzen des alten Gretry und aller wahren Dramatiker zu Werke gehen.

Der Graue. Schon längſt ſchwebt mir eine Frage auf der Zunge. — Sie, der Sie den Shakſpear ſo enthuſiaſtiſch verehren, der Sie beinahe nichts gelten laſſen, als ſeine Stücke, der Sie dem wandelbaren Zeitgeiſt zum Trotz auch nicht ein Wort, nicht ein Sylbchen des Originals aufgeben wollen, haben Sie denn nicht den Shakſpear ganz in ſeinem alten unveränderten Coſtüm auf die Bühne gebracht?

Der Braune. Ich könnte Ihnen erwiedern, daß die Kräfte eines reiſenden Theater-Direktors gerade hinreichen mit dem Strom fortzuſchwimmen ohne unterzugehen. Daß der ſtete Wechſel ſeines Perſonals ihm nur erlaubt ſein Repertoire nach den Rollenverzeichniſſen der Mitglieder, die ſich eben zuſammengefunden, einzurichten; und daß es daher den größeren ſtehenden Bühnen überlaſſen bleiben muß, mit ſolchen Stücken, die ganz aus dem gewöhnlichen Kreiſe alles deſſen ſchreiten, womit man ſonſt das Repertoire füllt, Verſuche anzuſtellen, deren Gelingen ich verbürgen wollte. Statt deſſen ſage ich Ihnen aber, daß, als einſt vor mehreren Jahren ſich mir ein Hafen geöffnet hatte, wo ich wenigſtens einige Zeit hindurch ruhig vor Anker liegen konnte, ich ſofort meinen Lieblingsgedanken ausführte und Werke auf mein kleines, ganz kleines Theater brachte, von deren höherer dramatiſcher Wirkung ich überzeugt war.

Der Graue. Sie gaben den Lear — den Hamlet — den Othello — den Macbeth.

Der Braune. Keinesweges. Von allen dieſen großen Trauerſpielen, die ich nicht einmal hätte beſetzen können, giebt es Bearbeitungen, und nie hätte ich meine Schauſpieler dahin gebracht von dieſen Bearbeitungen abzulaſſen. Nein, Stücke die ſie nicht dem Namen nach kannten, wählte ich. Mit einem Wort, ich brachte Shakſpearſche Luſtſpiele auf das Theater.

Der Graue. Und mit Erfolg?

Der Braune. Ein Beiſpiel ſtatt aller. Sie kennen Shakſpears: Was ihr wollt! — Wir ſprachen ſchon vorhin davon. Bei meiner Geſellſchaft befand ſich ein ganz vortrefflicher Malvolio, eine eben ſo vortreffliche Maria, ein ſehr guter Narr und ein paſſabler Orſino. Nebenher wollt' es der Zufall, daß mein jugendlicher Tenoriſt in Wuchs und Geſichtsbildung Aehnlichkeit hatte mit einem jungen hübſchen übrigens ganz unbedeutenden Mädchen, das ſich in hochſentimentalen Rollen ſehr wohlgefiel. Dieſe Aehnlichkeit konnte durch Schminke und Anzug ſehr leicht zur täuſchendſten Gleichheit erhoben werden, ſo daß niemand an den Geſchwiſtern Sebaſtian und Viola und ihrer ſteten Verwechslung zweifeln durfte. Alles Uebrige war der gewöhnliche Anflug der reiſenden Truppe. Mit dieſen geringen Kräften wagte ich es nun jenes herrliche Luſtſpiel auf die Bühne zu bringen. Ich that bei Leibe nicht ſo als wenn es was Großes wäre, als wenn es mit dem Stück eine ganz beſondere Bewandtniß hätte, vielmehr gab ich nicht mehr darauf als auf irgend ein Kotzebueſches, Schröderſches Schauſpiel, und ſo wurd' es denn auch von den Schauſpielern aufgenommen, die ſich nur an das Metriſche ſtießen, worauf ich aber erwiederte: das ſey nun einmal jetzt Mode ſeit Schillers Zeit und ſie müßten die Rollen auf's Und ſtudiren. Merkwürdig, ſehr merkwürdig war es nun, wie, einmal mit dem Fremdartigen vertraut geworden, mit jeder Probe das Intereſſe der Schauſpieler an dem Meiſterwerke ſtieg. In eben dem Grade rückte ich nach und nach mit meinen Anſichten über die hohe Vortrefflichkeit des Stücks, als erkenne ich ſie jetzt erſt an, ſo wie über die Art, wie das wohl dargeſtellt werden müſſe, hervor. Alles ſchien mehr gemeinſchaftliche Berathung als Unterricht. Es gelang mir ſelbſt die trägen Gemüther aufzuregen, an die Sache zu feſſeln, ich hatte gewonnen Spiel! Selbſt die beiden Junker, wahre Rüpel von Haus aus, fügten ſich auf wunderbare Weiſe und wurden, nur ihre eigne eigenthümlichſte Rüpelnatur mit einem feinen Firniß überſtreichend, höchſt poſſierlich und ergötzlich. Ganz dem Original getreu, ohne alle Abkürzung wurde das lange Stück dargeſtellt.

Der Graue. Auch mit den Heringen des Junker Tobias? *)

---

*) Shakſpear, Was ihr wollt. Erſter Aufzug. Fünfte Szene.

Der Braune. Der Heringe bedurft' es nicht, mein lieber Freund! das Stück hatte ſonſt noch Salz genug, um das Publikum ſtatt der Ueberſättigung in trocknem Brode, wie es unſere neuen Trauer-, Schau- und Luſtſpiele darbieten, in beſtändigem Durſt zu erhalten. Die Vorſtellung gerieth gut, weil alles willig zuſammenwirkte und keiner Fremdartiges hinein trug, keiner ſich in dem, was er eben darzuſtellen hatte, übernahm. Durch die vollkommene Einheit des Spiels ging alles klar hervor, und ſiehe da — keine Szene — ja kein Wort erſchien als überflüſſig zum Ganzen. Die Wirkung auf's Publikum war, wie ich ſie mir gedacht hatte. Gleich das erſte Mal wurden die Junker, vorzüglich aber Malvolio und zwar in der Szene im Thurm, wie der Narr als Ehren-Matthias mit ihm ſpricht, herzlich belacht, das Uebrige nicht ſonderlich empfunden. Dann hob ſich Maria empor — dann die zärtlichen Szenen der Olivia, des Herzogs — das Geſchwiſterpaar mit der täuſchenden Aehnlichkeit hatte auch gleich Anfangs große Senſation gemacht. — Nun ſchob ich Menſchenhaß und Reue, dann den Herbſttag dazwiſchen. Beide Stücke ſonſt lebhaft beklatſcht erregten, niemand wußte ſelbſt warum, jetzt Langeweile und Unmuth! — darauf wurde, Was ihr wollt, wiederholt, und ſiehe da, die lebhafteſte Theilnahme von Anfang bis zu Ende — lauter tobender Beifall — Herausrufen — kurz alle Zeichen, daß die fremde Erſcheinung nun heimathlich geworden und mit ihrem friſchen Leben die bleichen Nebelbilder überſtrahlt hatte. — Und ich ſage Ihnen, ich hatte es mit einem etwas ſchwerfälligen Publikum zu thun! — Wie hoch die beklatſchten Schauſpieler jetzt meinen Shakſpear in Ehren hielten, können Sie wohl denken.

Der Graue. Sie ſprechen von einer Thatſache, von einer Erfahrung, die Sie ſelbſt gemacht haben und dagegen läßt ſich denn freilich nichts einwenden! Aber wie ging es mit den Trauerſpielen?

Der Braune. Ich ſagte ſchon, warum ich Shakſpears Heldenſtücke nicht auf die Bühne brachte. Zum Trauerſpiel hatt' ich mir einen ſublimen Dichter erkoren, deſſen Stücke einen ſeltſamen mir unvergeßlichen Eindruck auf das Publikum machten. Ich meine den Calderon. Seine Andacht zum Kreuz, das erſte der Schauſpiele die ich gab, erregte einen allgemeinen Enthuſiasmus und wurde ein ſogenanntes Zug- und Kaſſenſtück. Davon mag ich aber nicht viel ſprechen, da das Verdienſt des Dichters, der Schauſpieler, ja des von der Sache ergriffenen Publikums nur einſeitig iſt. Mein Theater befand ſich an einem katholiſchen Orte: Stücke wie die Andacht zum Kreuz, der ſtandhafte Prinz, der wunderthätige Magus, die rein auf das tiefſte katholiſche Prinzip, auf eine jeder anderen Kirche fremde Idee baſirt ſind, können nur von katholiſchen Schauſpielern vor einem katholiſchen Publikum wahr und wirkungsvoll dargeſtellt werden. Seh' ich einen Schauſpieler, der nicht Katholik iſt, folglich von der tiefern Idee der darzuſtellenden Rolle nicht entzündet ſeyn kann, mit allen möglichen rhetoriſchen und mimiſchen Künſteleien den Euſebio oder den Fernando darſtellen und ſich abmühen ein Leben zu erheucheln, das in ihm nicht glüht, ſo wird mir dabei ganz weh' und ungefähr ſo zu Muthe, als wenn jemand aus dem Volke, das unſern Herrn erſchlug, vor meinen Augen ein Marienbild malt oder in der Kirche ſingt: Kyrie eleison, Christe eleison! — Eben ſo wenig wird ein nicht katholiſches Publikum von jenen hohen Meiſterwerken ergriffen werden, deren tiefere Idee, in der ſich alle Handlung konzentrirt, ihm nicht aufgehen kann. So wird, um nur eines Zuges zu erwähnen, wohl nur der wahre Katholik Fernando's zerkniriſchte Demuth richtig verſtehen und mit dem ächt katholiſchen Heldenſinn, der ihm inwohnt, zu paaren wiſſen.

Will man an nicht katholiſchen Orten Calderonſche Stücke geben, ſo greife man nach der großen Zenobia, nach der Brücke von Mantible, einem wunderherrlichen Drama, worin der tolle Spektakel recht am Platze und der thurmhohe Fierabras mit ſeinen ſtolzen Hyperbeln eine köſtliche Figur iſt, und andern ähnlichen Dramen, die hundertweis zu finden und noch nicht in's Deutſche übertragen ſind. Ueberhaupt iſt noch ein ganzes verſunkenes Reich der vortrefflichſten dramatiſchen Werke heraufzubergen und manche unſerer jungen, mit Sprachkenntniß begabten, Dichter thäten beſſer, ſich dieſem nützlichen Geſchäft zu unterziehen, als die falſchen Glimmer aus eignem unfruchtbarem Schacht an's Licht zu fördern!

Der Graue. Ach — mein verehrteſter Freund! — junge Dichter — Dichter überhaupt — ach — ach!

Der Braune. Wie? — Sie erblaſſen? — Sie reiben ſich die Stirne? — Tiefer Gram ſpricht aus Ihren Blicken! Welch' neues Leid erfaßt Sie ſo plötzlich?

Der Graue Wiſſen Sie wohl, daß Sie mit dem Wort „junge

Dichter," ein anderes gar nicht unebnes Marterkämmerlein öffneten, das vor meinen Augen aufſprang, ſo daß ich die hölliſchen Torturinſtrumente erblickte, womit ich unaufhörlich gezwickt, gebrannt, geſtochen, kurz auf alle nur mögliche Weiſe gequält werde?

Der Braune. Ich verſtehe Sie nicht ganz, wiewohl ich ſchon errathe, daß —

Der Graue. Ach, was iſt denn jenes verfluchte Marterkämmerlein anders, als das kleine Kabinet, in dem ich die mir zugeſandten Manuſkripte aufzubewahren pflege. Keine Woche, ja kein Tag vergeht, daß es nicht – Trauerſpiele — Schauſpiele — Luſtſpiele — Vaudevilles — Opern bei mir hineinregnet. Tolles Zeug überſchwenglicher Dramatiker, die im idealen Negligee allerlei ergötzliche Katzenſprünge verführen, das iſt mir manchmal noch das Liebſte. Auf der erſten Seite zeigt ſich das Ding blank und baar, wie es iſt. Man braucht eben nicht weiter zu leſen. Und in der That, mit dem beruhigenden Gedanken, daß an irgend eine Aufführung gar nicht zu denken iſt, lieſt man oft weiter und da ſpringt hin und wieder wohl ein heller erfreulicher Funken hervor, der nur nicht zu rechter Zeit und an rechter Stelle gezündet. Man wird verſucht ſich dieſer Funken halber mit dem Ueberſchwenglichen in Traktaten einzulaſſen — man legt ihm dieſes — jenes an's Herz — ſchlägt wohl gar einen tractablen Stoff vor! — Das Loos in der Lotterie iſt genommen — Die Hoffnung geht auf! — Fällt eine Niete — was thut es! — Aber jenes verdammte Mittelgut, das in ſeichter Nachahmerei hinter den Meiſterwerken herſchneckt, das ſich bläht und ſpreizt als wenn es was wäre, das die Melodie der Meiſter täuſchend nachäfft, ohne den innern Geiſt begriffen zu haben, von dem man nicht gerade ſagen kann, es ſey ganz ſchlechte Waare, an deſſen ſüßem markloſen Brei ſich aber jeder den Magen verderben muß — ja das quält mich oft und macht mich elend und matt. Da lieſt man und lieſt eine Szene nach der andern, hoffend und harrend, daß endlich der dramatiſche Fittig ſich tapfer regen werde, der bleibt aber matt und ſchlaff, bis es erwünſchter Weiſe heißt: Der Vorhang fällt; aber dann iſt einem auch aller Lebensmuth gefallen. Mit den metriſchen Trauerſpielen geht es noch an. Ueber dem Fortleiern der mehrentheils gut geformten Jamben, denn darauf verſtehen ſich unſere jungen Dichter, die ſich an die Form halten, wähnend, daß damit Alles gethan ſey — ja über dieſem

Geleier geräth man ſehr bald in den Halbſchlaf — So Nachmittags auf's Sopha geſtreckt im Deliriren zwiſchen Wachen und Träumen lieſt ſich das Zeug ganz leidlich fort. Die wenigen Rucke, die man dann und wann empfindet, rühren eben nicht von ſtarken Gedanken, ſondern nur von dem elektriſchen Schlage her, wenn der Dichter plötzlich ohne ſonderlichen Anlaß mit irgend einem andern knallenden Versmaaß dreinfährt, daß die armen Jamben ganz erſchrocken auseinanderfahren. Aber ganz unverwindlich, ja abſcheulich ſind die Luſtſpiele ohne Plan, ohne innern Zuſammenhang, ohne Charakteriſtik, in denen Zoten, ſchaale Wortſpiele, abgeſchmackte Redensarten ſtatt des Witzes aufgetiſcht werden. Dabei bleibt man ganz munter und empfindet den Ekel, den ſolche Machwerke erregen, in vollem Maaß.

Der Braune. Warum leſen Sie alles? Reicht es denn nicht für einen des Theaters Kundigen vollkommen hin, die Stücke ſchnell zu durchlaufen, um zu wiſſen, ob ſie des Leſens werth ſind?

Der Graue. Mein beſter Freund! muß ich denn nicht Rede ſtehen jedem Dichter, der überall mir auflauernd mich doch einmal feſtpackt, und mir den Dolch auf die Bruſt ſetzt? „la bourse, ou la vie!“ heißt es dann. Gieb Gründe an, warum mein Stück ſchlecht iſt, nenne mir die Szenen, die dir nicht gefallen haben oder — ich erdolche dich, mit ſcharf geſchliffenen Rezenſionen deines Tagewerks! — Ueberhaupt iſt das Leſen der Stücke noch das geringſte meiner Leiden, aber die Correſpondenz, die unſelige Correſpondenz mit den Dichtern! — Die Ueberſchwenglichen ſind grob, und ſchreiben: ſie würdigten zwar meine Bühne ihr Meiſterwerk aufzuführen, indeſſen müßte Rückſichts der Beſetzung und ſzeniſchen Einrichtung das und das geſchehen, was denn gewöhnlich in's Unausführbare, Gigantiſche geht. Sagt man ihnen, daß das Stück nicht aufgeführt werden könne, ſo ſtrafen ſie mit tiefer Verachtung und das iſt zu ertragen. Aber die Beſcheidenen, die ihre Verſuche in ſauberer Abſchrift auf feinem Velinpapier einreichen, welche meinen, daß ihrer geringen Theater-Kenntniß nach wohl die Wirkung ihres Stücks unfehlbar ſeyn müſſe, die ſind mehr zu fürchten. Jede abſchlägige Antwort, ſie ſey geſtellt wie ſie wolle, macht ſie zum unverſöhnlichſten Feinde des armen Direktors. Und ſie hauchen ihr Gift aus in allen Zeitſchriften, die ſo etwas nur drucken mögen, und ſie ruhen und raſten nicht, bis ihr Geſchrei wenigſtens ein kleines Häuflein um ſie her anlockt!

Der Braune. Dergleichen würde dann wohl gar nicht zu beachten ſeyn. Aber im Vorbeigehn geſagt: — Es iſt eine ganz eigne Manie unſerer jungen Dichter, ſich den Theater-Direktor, dem ſie ihre Stücke einreichen, beſtändig in Oppoſition gegen ihr Werk zu denken. Als ob jeder Direktor nicht froh ſeyn müßte, Neues, das wahrhaft vortrefflich iſt, auf ſein Repertoire zu bekommen; als ob er dagegen, ſoll er ſelbſt ſich auch kein Urtheil anmaßen, und rückſichtslos das Repertoire füllen, nicht dem Publikum für jeden Mißgriff verantwortlich bliebe! Doch liegt der Keim dieſer Manie leider in der Unbehülflichkeit, in dem unpoetiſchen Sinn der mehreſten unſerer lieben Collegen, die das von der Welt als herrlich und genial anerkannte Werk verſchmähen und, kommt ihnen dergleichen vor, ſich ſchnell zum Alltäglichen wenden, wie mancher, der Senf genoſſen, ſchnell an hausbacknem Brode riechen muß, da ihm ſonſt die leidigen Thränen in die Augen treten. Ohne Ausnahme halten uns die jungen Herren für unempfindliche Klötze, die ihr Genie nicht anerkennen wollen.

Der Graue. Ha! — das iſt mir ſchon oft genug gar deutlich zu verſtehen gegeben worden! — Ach dieſe Quälerei! — Oft giebt es Verhältniſſe, durch die man gezwungen wird mit dem unberufenen Dramatiker ſchön zu thun, ja wohl gar wider eigne Ueberzeugung ſein Stück auf die Bühne zu bringen. Was man erwartete, geſchieht, das Stück wird ausgepocht und nun erſt fällt noch ein ärgerer Grimm und Zorn, als wäre das Stück liegen geblieben, auf den Direktor — auf die Schauſpieler — auf den Souffleur — vielleicht auch auf den Lampenputzer, denn alles hatte ſich zum Sturz des Stücks verſchworen, unerachtet das Mögliche geſchah, die Schwächen des Dichters zu verhüllen — ihn zu heben. Aber daran glaubt der Undankbare nicht, der in den Eingeweiden des Direktors wühlt. —

Der Braune. Welcher dramatiſche Dichter ſucht denn die Urſache des Falls in ſeinem Stücke ſelbſt, liegt ſie auch jedem handgreiflich vor Augen. Iſt es unmöglich an der Darſtellung etwas auszuſetzen, ſo beſchwichtigt ſich der Unglückliche mit einem böſen Traum von einer fürchterlichen Kabale, die ſich gegen ihn im Publikum erhoben. Das gute Publikum dachte aber nicht daran, ſondern forderte billiger Weiſe nur etwas beluſtigt zu werden, und wurde böſe als es ſo ganz und gar keinen Anlaß dazu fand. Giebt's doch nichts Wunderlicheres, als die wunderlichen Leute, ſagt Sancho Panſa, aber in der That, unter den dramatiſchen Dichtern giebt es wohl die allerverwunderlichſten. — Vor vielen Jahren, als mein Theater in voller Blüthe ſtand, hatte ich einen Freund, der ſetzte ſich plötzlich in den Kopf, er ſey ein vortrefflicher Luſtſpiel-Dichter, tunkte die Feder ein und verfertigte ein kleines dreiaktiges Ungeheuer, das blind geboren auf ſeinen drei dünnen Beinchen umherſchwankte. Das ſollte ich nun durchaus auf die Bühne bringen. Ich ſagte dem guten Mann rund heraus, das Ding tauge ganz und gar nichts und müſſe nothwendiger Weiſe, wie man in Italien dergleichen ausdrückt, einigen Fiasco erregen. Da erwiederte er mir aber ganz böſe, ich verſtehe den Teufel davon was, ob ſolch ein Luſtſpiel ſchlecht oder gut zu nennen und lehne mich nur auf gegen alles Geniale, Außerordentliche. Er wurde kälter und kälter und vermied zuletzt meinen Umgang ganz und gar. „Ihr guten Leute und ſchlechten Muſikanten“ heißt es in Brentano's Ponce de Leon, das konnte man wirklich von meinem Freunde ſagen. Er war ein herzlieber verſtändiger Mann und dabei ein ungemein erbärmlicher Dichter, welches ſehr wohl mit einander verträglich. Sein Bruch mit mir that mir wehe, ich beſchloß ihn von der Manie der dramatiſchen Dichterei zu heilen und die Wurzel alles Uebels, das uns getrennt, von Grund aus zu vertilgen. — Ich brachte das Stück auf die Bühne, beſetzte die Rollen und richtete das Szeniſche ein, wie es nur in meinen Kräften ſtand. Doch geſchah das Unvermeidliche, gar nicht Abzuwendende. Man pochte das Stück in aller Form recht wacker aus. Nun, dacht' ich, würde der Gute einſehen, daß es mit dem Schreiben für's Theater eine mißliche Sache ſey, die Hand auf die Bruſt legen und ſprechen: ſo hatte mein Direktor doch wohl Recht! — Wie ſehr hatte ich mich geirrt! — Während der Zeit, als das Stück einſtudirt wurde, war er wieder freundlich geworden, ja freundlicher und zutraulicher als je. Bei den Proben ſchwamm er in Wonne, er erhob die Schauſpieler bis in den Himmel, er lud Freunde und Bekannte von nahe und fern ein, zu dem herrlichen Kunſtgenuß. — Den Morgen nach dem verhängnißvollen Abend, der ihn herabgeſtürzt von der geträumten Höhe, ging ich zu ihm, wähnend reuige Bekenntniſſe zu hören. Er empfing mich voller Aerger, voller Mißmuth, er ſagte mir rund heraus, ich, ich allein ſey Schuld an ſeinem Unglück. — Waren Sie mit der Beſetzung des Stücks unzufrieden? fing ich an. — Nein nein! — Thaten nach Ihrer Meinung vielleicht die Schauſpieler nicht ihre Schuldigkeit? — Nein nein, — ſie ſpielten vortrefflich! — Ging das Ganze nicht gut zuſammen, lag es an fehlender Harmonie? — Nein nein! — War es im Coſtüm verſehen? — Nein nein, ich hatt' es ja ſelbſt angeordnet! — Nun ſo möcht' ich doch in aller Welt wiſſen — Ha! — bei einem ſolchen unerlaubten argen Verſtoß muß das ſublimſte Meiſterwerk rettungslos fallen! — Unerlaubter arger Verſtoß? wie um's Himmelswillen — O machen Sie mir nicht weiß, daß Sie nichts davon wußten. Sie ſind ſeit Jahren mein erprobter Freund, deshalb will ich glauben, daß nicht hämiſche Schadenfreude, ſondern nur arge Rechthaberei, da Sie mein Stück für ſchlecht erklärt hatten, Sie vermochte mir das anzuthun! — Meine Ehre zum Pfande, daß ich auch nicht ahne, was Sie meinen. So ſprechen Sie doch nur! — Denken Sie an die vierte Szene im zweiten Akt! — Nun ja, die Szene wurde vortrefflich geſpielt, das Publikum bewies ſich aber doch unruhig, weil die Szene, gerade heraus ſey es geſagt, viel zu lang iſt und in ihrer völligen Bedeutungsloſigkeit die Handlung eben in dem Moment, da ſie raſch fortſchreiten ſoll, unnöthiger Weiſe aufhält. — Ganz Recht, gerade in dieſer Szene begann das Publikum, das bisher entzückt geweſen, wenn es auch den Beifall nicht laut äußerte, Mißmuth zu zeigen, wiewohl auch dieſes vielleicht nur dem Zufall zuzuſchreiben war, daß einer oder der andere den Stock etwas hart auf die Erde ſetzte (die bewegte Pantomime geſpannter Erwartung), welches die anderen Thoren für Pochen hielten und einſtimmten. Genug! mag es ſeyn, daß dieſe Szene dem Publikum mißfiel — es konnte ja nicht anders geſchehen — an mir lag die Schuld gewiß nicht, denn gerade die Szene, über die Sie ſo hart abſprechen, iſt die genialſte, gelungenſte im ganzen Luſtſpiel. Sie — Sie allein verdarben mir alles — Tauſend Sapperment — ich? — in dieſer Szene? — Ha hi ha, mein Beſter! hatte ich es Ihnen denn nicht tauſendmal geſagt, daß in dieſer Szene der Lehnſtuhl des alten Obriſten auf der rechten Seite der Bühne ſtehen muß? — Er ſtand auf der linken Seite — alle Harmonie, alle Einheit war zerriſſen — der Charakter des Ganzen verwiſcht — das Stück mußte fallen! —

Der Graue. Vortrefflich, ganz vortrefflich! — Aber glauben Sie mir, trifft es ſich auch, daß ich Stücke erhalte, die ich mit Fug und Recht, ja mit wahrer Luſt auf die Bühne bringe, doch gehört es zu den größten Seltenheiten, wenn es mir gelingt, den Verfaſſer nur einigermaßen zufrieden zu ſtellen. Für's Erſte verlangt beinahe jeder, daß ſein Stück auf der Stelle einſtudirt und wo möglich in der nächſten Woche gegeben werde. Iſt dies nun auch ganz unausführbar, ja erheiſcht es das eigene Intereſſe des Dichters, daß ſein Werk gehörig vorbereitet und mit Ruhe und Muße einſtudirt werde, doch ſchmollt er ſchon nach den erſten vier Wochen und meint, es ſey unverzeihlich nicht von allem Uebrigen zu abſtrahiren und nur an ſeinem Stück zu arbeiten. — Nun laufen die unangenehmen Mahnbriefe ein, die um ſo mehr den größten Widerwillen erregen müſſen, als man ſich bewußt iſt, Alles nur Mögliche für die baldige, glänzende Aufführung des Stücks zu thun. — Endlich kommt es zur Aufführung — es gefällt — es wird wiederholt! — Doch iſt der Dichter nicht zufrieden, der Furore erwartete und überzeugt war, daß ſein Werk alles Uebrige in den Hintergrund zurückdrängen und wöchentlich zwei — dreimal auf dem Repertoire prangen würde und nun die Urſache, daß dies nicht geſchieht, daß dies nicht geſchehen kann, in dem böſen Willen des Direktors ſucht und findet. — Werther Herr College — aber derlei Dinge möchte man zuweilen einmal des Teufels werden! —

Der Braune. Ei ei! — mich dünkt, auch hier nehmen Sie die Sache etwas zu tragiſch, wiewohl ich Ihnen einräumen muß, daß das poetarum irritabile genus ſich auf ſolche verwünſchte Quälereien wie Sie deren erwähnen, recht gut verſteht und dem armen Direktor das Leben hinlänglich verbittern kann. Hat indeſſen der Direktor wahrhaft poetiſchen Sinn, nicht oberflächliche, ſondern wahre tiefe künſtleriſche Ausbildung, ſo daß er, wie es denn manchmal wohl zu geſchehen pflegt, keine ängſtlichen Blößen giebt, ſo kann er füglich es aufnehmen mit den anſtürmenden Dramatikern jeder Art, und was den Aerger betrifft, über den wird er wegkommen, wenn ihm die gute Doſis leichten Sinns zu Theil worden, die jedem Theater-Direktor zu wünſchen. — Wir beide, mein Wertheſter! rechnen uns denn nun doch wohl zu den ſoliden Direktoren, die es jemals gegeben und können alſo immer was weniges ſchimpfen auf unſere Collegen. Viele derſelben ſind gänzlich dumm. Wie denn nun aber der liebe Vater im Himmel der Vormund aller Dummen iſt, ſo beſcheert er ihnen oft manchen klugen Gedanken, aber ſtellt ihnen gar einen ſichtbaren oder unſichtbaren Cherub zur Seite, der für ſie ſtattlich herumhandtirt, ſo daß ſie oft willkührlos das Wahre treffen. Viel ſchlimmer geht es mit denen von unſern guten Collegen, die, wie man zu ſagen pflegt, durch die Schule gelaufen ſind und ohne wahrhaften Verſtand ſich auf Alles zu verſtehen glauben. Dieſe ſind es, die „die nackte Bruſt der Partiſan entgegen werfen“; ich meine, die ſich mit ihrem ewig ſchwankenden Kunſturtheil, mit ihren ewig wiederholten Fehlſchüſſen, ſelbſt dem Angriff auf den Tod bloßſtellen und auch uns, die wir tüchtige Leute ſind von ſchönem Einſehn und ſichrer Haltung, jenes irritabile genus auf den Hals hetzen. Aber Sie, mein Wertheſter, ſtehen doch feſt, wohlgerüſtet und gewappnet.

Der Graue. Deſſen kann ich mich wohl rühmen. Aber es mag ſeyn, daß mir etwas von der Doſis leichten Sinns abgeht, die Sie jedem Theater-Direktor mit Recht wünſchen. Genug ich ärgere mich! — Wir ſprachen vorhin von der grenzenloſen Eitelkeit der Schauſpieler. In der That, ſie werden, was dieſen Punkt betrifft, von den meiſten Theater-Dichtern noch übertroffen. So geſchah es, daß ich vor einiger Zeit ein Werk eines jungen talentvollen Dichters auf die Bühne brachte, das in einzelnen Zügen vortrefflich, im Ganzen verfehlt, aber doch von der Art war, daß es *den* Theil des Publikums, der ſich im Theater auf Reflexion einzulaſſen geneigt iſt, auf das Höchſte intereſſiren mußte. In der That fand auch das Stück ſein Publikum und wurde mit Beifall wiederholt. Genügte das wohl dem jungen Mann? — Nein, er war mißmüthig, verdrießlich. — Er verlangte nichts Geringeres, als daß das Publikum, nur *ſein* Werk beachtend, nicht allein alle übrige Erſcheinungen auf der Bühne, nein, ſelbſt die wichtigen, ja unerhörten Ereigniſſe der verhängnißvollen Zeit, die damals eingetreten, vergeſſen ſollte. Ertönte die Stadt von Siegesjubel, ſtanden die Leute auf der Straße zuſammen, die große Neuigkeit ſich erzählend, ſo biß er die Lippen vor Aerger zuſammen, daß nicht von ſeinem Werke die Rede war, ſondern von der gewonnenen Schlacht, die den Staat gerettet. —

Der Braune. Ich denke eben daran, woher die unbezwingliche Sucht wohl rühren mag, für das Theater zu ſchreiben, und finde den Grund in dem ganz beſonderen zauberiſchen Reiz, den es hat, das Bild, was im Innern aufgegangen, lebendig herausgetreten, als wirklich ſich begebendes Ereigniß vor ſich zu ſchauen. Durch dies volle rege Leben des innern Bildes wird das Bewußtſeyn des ſchaffenden Ichs begeiſternder und dieſe Begeiſterung erzeugt das erhöhte Selbſtgefühl, welches leicht ausartet in lächerliche Eitelkeit. — Und dabei fällt mir wieder ein, daß ich vor kurzer Zeit den ergötzlichen Anblick einer Gruppe genoß, welche verdiente durch den Grabſtichel verewigt und in dem Schmollwinkel jedes Theater-Direktors aufgehängt zu werden, zur Aufheiterung in trüben Augenblicken. —

Der Graue. Und dieſe Gruppe?

Der Braune. Zwei Männer, die ſich umarmen, einander über die Schulter wegſchauend mit bitterſüßem ſchadenfrohem Lächeln, das nur bei dem einen ſich etwas mehr in Wehmuth nuanzirt! —

Der Graue. Und dieſe Männer?

Der Braune. Waren zwei unlängſt ausgepfiffene Dichter! Leander und Marzellus, jeder hat ein Luſtſpiel gemacht und der Theater-Direktion zur Aufführung eingereicht. Sie ſprechen viel miteinander über ihr Werk, ſtreuen beide ſich den gehörigen Weyhrauch, jeder denkt aber im Innern: „Wie iſt es möglich, daß der Mann ſolches Zeug u. ſ. w.“ Leanders Stück wird aufgeführt und ausgepfiffen. Marzellus beklagt von Herzen die dem Collegen zugefügte Unbill — es lag an der Darſtellung — an dem ſtupiden Publikum u. ſ. w., aber übrigens ſagt er zu Jedermann aus voller Ueberzeugung: Das Stück war mordſchlecht, und die Richter da unten im düſtern Grunde haben gerecht gerichtet! Leander iſt etwas vor den Kopf geſchlagen, er denkt: Wär' es möglich, daß Marzelli elende Pfuſcherarbeit meinem Meiſterwerk den Rang ablaufen könnte? Der verhängnißvolle Tag kommt heran. — Das Luſtſpiel des Marzellus wird aufgeführt und — ausgepfiffen. Da kommt Leander und ruft dem Marzellus zu: O mein lieber theurer Unglücksgefährte! und ſchließt ihn in ſeine Arme, und Leander ſeufzt: So geht es uns verkannten Talenten! — Und nun ſetzen ſich die, die das bittere Weh, das herbe Geſchick im Leide vereint, zuſammen und trinken in der Freude miteinander eine Flaſche guten Weins. Und wie Marzellus hinausgegangen, ſpricht Leander: O Marzellus, dein Luſtſpiel war hinlänglich miſerabel, weshalb ihm ſein Recht geſchah! — Kein ſolches Zeug hatte ich nicht geſchrieben, mich ſtürzte die Kabale unbärtiger Kunſtrichter. Und wie Leander hinausgegangen, ſpricht Marzellus: O Leander! wie konnteſt du wähnen, daß deine faden Späße einigen Beifall erhalten würden? — Aber me[illegible] Stück — mein herrliches Stück — verhunzt durch ſchändl[illegible] — Beide vereinigen ſich dann darüber, daß nur ei[illegible], Quickmarſch getrommelt worden und die Pfeifen im [illegible]geſtrichenen A geſtimmt hätten, welches ein anweſender Muſikus zugiebt. Nur darüber waltet eine höfliche Verſchiedenheit der Meinung, in welchem Stück die Trommler oder die Pfeifer vorzugsweiſe excellirt hätten und ſämmtliche Anweſende ſingen im dumpfen Chorus: Wer mag hier Richter ſeyn!

Der Graue. Höchſt ergötzlich in der That! — Aber beide ſind gewiß über kurz oder lang als furchtbare Widerſacher des armen Theater-Direktors aufgetreten, der ſich beſchwatzen ließ, ihre Stücke aufzuführen, die gewiß in der That nicht viel getaugt haben mögen, denn man ſage was man will, das Publikum hat einen richtigen Takt. Welche bittre Theaterkritiken wird es geregnet haben!

Der Braune. Sie ſcheinen einen großen Abſcheu gegen Theaterkritiken zu hegen?

Der Graue. In der That, jede Kritik, die mein Theater, meine Schauſpieler angreift, giebt mir einen Dolchſtich in's Herz. Ich kann es nun einmal nicht vertragen, daß man mich anfeindet, meine raſtloſen Bemühungen verkennt, mich tadelt in dem, was ich nach reifer Ueberlegung beginne. Dem Himmel ſey es gedankt, ich habe es endlich dahin gebracht, daß die Kritiker meines Theaters meine Freunde ſind!

Der Braune. Was ſagen Sie? verſtehe ich Sie recht, ſo ſind Sie es nun ſelbſt, der durch das Organ der Freunde über das eigne Theater räſonnirt?

Der Graue. Nicht läugnen kann ich, daß ich mich mühe, allen ſchiefen Urtheilen über meine Anſtalt dadurch zu wehren, daß ich ſelbſt, eingeweiht in die tieferen Theatergeheimniſſe, zu dem Publikum durch Freunde rede.

Der Braune. Wiſſen Sie wohl, daß Sie eben dadurch das Prinzip, das allein Regung und Leben in das Theaterweſen bringen kann, vertilgen? — Doch laſſen Sie mich auch hier wieder von alter Erfahrung ſprechen. Gerade Ihres Sinns war ich, als ich mich zum erſtenmal an das Steuerruder einer Bühne ſetzte. Jeder Tadel meiner Anſtalt, auch der gerechteſte, verwundete mich ſchmerzlich. Ich raſtete nicht, bis ich den furchtbaren Theater-Cenſor des Städtchens durch freundliche Worte, durch Freibillets verlockt hatte, ſich mir ganz und gar zu ergeben. Nun wurde gelobt und gelobt, was nicht zu loben war, und bei jeder Aufführung eines neuen Stücks hatte die weiſe, die mit tiefer Kenntniß begabte, die dem höchſten Kunſtgenuß alle Kraft und Thätigkeit opfernde Direktion auf's Neue ihr raſtloſes Streben nach der höchſten Vervollkommnung der Bühne bewieſen. — Es konnte nicht fehlen, daß dieſe Lobhudeleien mich, dem es damals nicht an gutem Willen, wohl aber an Kraft und Umſicht fehlte, meine Bühne auch nur über das Mittelmäßige zu erheben, in den Augen der Verſtändigen gar lächerlich erſcheinen laſſen mußten. Jene Beurtheilungen meiner Bühne, deren pausbackigtem Lob gewöhnlich noch ein gelehrt ſeyn ſollender Nonſens, ein Schwall nichts ſagender Worte über das Spiel meiner armen Komödianten hinzugefügt war, wurden ein Gegenſtand des bitterſten Spottes, und es regnete in andern Blättern, die in dem Städtchen kurſirten, witzige Ausfälle über mich und meine Anſtalt, ohne daß ein Einziger ſich die Mühe genommen haben ſollte, tiefer in das Weſen meiner Bühne einzugehen und mich aufmerkſam zu machen auf meine Verſtöße, ſo handgreiflich ſie auch ſeyn mochten. Nun ging ich in meiner Verblendung ſo weit, daß ich die Cenſurbehörde des Orts in mein Intereſſe zog, ſo daß nichts wider meine Anſtalt gedruckt werden durfte. Da war der Stab über mich gebrochen! — Die Wackern, Verſtändigen wandten mir mit Verachtung den Rücken. Meine Schauſpieler ruhten auf den Lorbeern, die ihnen in ſo reichlicher Fülle, wie gemeines Stroh, geſtreut wurden und arteten aus in Uebermuth und Nachläſſigkeit. Mehr und mehr ſchwand das eigentliche Intereſſe, ich war genöthigt, in ſchnödem Prunk mit Dekorationen und Kleidern meine Bühne zur optiſchen Bude umzuſchaffen, nur um das Volk anzulocken. Das konnte nicht lange währen. Ich ſah meinen Irrthum ein und zog ab. — Bald darauf wurd' ich zum Direktor einer bedeutenderen Bühne berufen. Ungefähr nach zwei Monaten erſchien in dem öffentlichen Blatt, das an dem Orte kurſirte, eine Beurtheilung deſſen, was ich mit meiner Geſellſchaft geleiſtet. Ich erſtaunte über die ſcharfe durchgreifende Charakteriſtik meiner Schauſpieler, über die tiefe Kenntniß mit der der Verfaſſer jeden würdigte, jeden an ſeinen Platz ſtellte. Schonungslos wurde jeder, auch der kleinſte Verſtoß gerügt, unverholen mir jede Vernachläſſigung vorgehalten, mir geſagt, daß es vorzüglich, was die geſchickte Einrichtung des Repertoires betreffe, mir an aller Einſicht mangle u. ſ. w. — Ich fühlte mich ſchmerzlich verwundet, aber gewitzigt durch das, was mir früher begegnet, überwand ich dies Gefühl mit aller Kraft des Gemüths und mußte, kühler geworden, dem ſcharfen Beurtheiler meiner Anſtalt auch in der geringſten Kleinigkeit Recht geben. In jeder Woche erſchien nun eine Kritik meiner Darſtellungen. Dem Verdienſt wurde das gehörige Lob geſpendet; aber in kurzen nachdrücklichen recht an's Herz dringenden Worten, nie in emphatiſchen Deklamationen, das Schlechte dagegen gezüchtigt mit beißendem ſchlagendem Spott, ſobald es nicht bloß im Mangel des Talents, ſondern in frechem Uebermuth des Pſeudo-Künſtlers lag. Der Kritiker ſchrieb ſo geiſtreich, er traf immer den Nagel ſo auf den Kopf, er zeigte ſo viel tiefe Kenntniß des innerſten Theaterweſens, er war dabei ſo ſchlagend witzig, daß es gar nicht fehlen konnte, er mußte das Publikum auf das Höchſte intereſſiren, ja ganz für ſich gewinnen. Manches Blatt wurde doppelt aufgelegt, ſo wie ſich nur irgend Wichtiges auf der Bühne ereignet. Funken warf es dann in's Publikum, die überall luſtig loderten und ſprühten. Aber mit jenen Kritiken ſtieg auch das wahre Intereſſe für meine Bühne ſelbſt in eben dem Grade, als ſie ſich dadurch, daß ich und meine Schauſpieler in ſteter reger Wachſamkeit erhalten wurden, mehr und mehr vervollkommnete. Jeder Schauſpieler, auch der verſtändigſte, tobt und ſchmählt, wenn er nur im mindeſten getadelt wird, ſey es auch mit dem vollſten Recht. Aber nur der übermüthige Thor wird, iſt er kühler geworden, ſich nicht ergriffen fühlen von der Wahrheit, die überall ſiegt. So mußten die beſſern meiner Schauſpieler den ſchonungsloſen Kritiker hochachten, gegen freche Egoiſten gab mir der Ehrenmann aber eine tüchtige Waffe in die Hand. Die Furcht an den moraliſchen Pranger zur Schau ausgeſtellt zu werden, wirkte kräftiger als alle Vorſtellungen — Bitten — Ermahnungen. — Weder mir noch meinen Schauſpielern, die ſich deshalb alle nur erſinnliche Mühe gaben, gelang es dem unbekannten Kritiker auf die Spur zu kommen. Er blieb ein dunkles Geheimniß und war und blieb daher auch für meine Bühne ein geſpenſtiſcher Wauwau, der mich und meine Schauſpieler in ſteter Furcht und Angſt erhielt. So muß es aber auch ſeyn. Der, der es unternimmt, Theaterkritiken zu ſchreiben, darf mit dem Theater ſelbſt auch nicht in der leiſeſten Berührung ſtehen, oder wenigſtens Gewalt genug über ſich, demungeachtet ſein Urtheil frei zu erhalten, und Mittel in Händen haben, ſeine Perſon ganz zu verhüllen.

Der Graue. Wohl ſchon deshalb, um perſönlichen Angriffen getadelter Theaterhelden nicht ausgeſetzt zu ſeyn. Ich kannte einen Schauſpieler, der einen ziemlich dicken Stock beſaß, den er den Rezenſentenſtock nannte und womit er monatlich einmal Abends den Theater-Kritiker, mit dem er im Weinhauſe ganz friedlich getrunken, beim Nachhauſegehen zu prügeln pflegte, weil er ihm Leides gethan, welches ſich eben auch monatlich repetirte.

Der Braune. Gott behüte und bewahre! — Das iſt ja das wahre Fauſtrecht! — Aber der Rezenſent verdiente geprügelt zu werden, eben, weil er ſich prügeln ließ. — Doch, auf meinen Kritiker zurückzukommen! — Mehrere Jahre waren vergangen, längſt hatte ich die Direktion jener Bühne aufgegeben, als ein ganz ſeltſamer Zufall mich meinen Kritiker entdecken ließ. Wie erſtaunte ich! — Es war ein ältlicher ernſter Mann, einer der erſten Beamten des Orts, den ich hochſchätzte, der mich oft in ſein Haus lud, der es ſich oft bei mir gefallen ließ und deſſen geiſtreiche Unterhaltung mich um ſo mehr erquickte, als er nie mit mir über die Angelegenheiten des Theaters ſprach. Nicht entfernt ahnen konnte ich, daß mein Freund ein feuriger Verehrer, ein gediegener Kenner der dramatiſchen Kunſt war, daß er keine meiner Darſtellungen verſäumte. Erſt jetzt erfuhr ich von ihm ſelbſt, daß er jeden Abend ſo unbemerkt als möglich in das Theater ſchlüpfte und ſeinen Platz ganz hinten im Parterre nahm. Ich hielt ihm vor, welch' bittern Tadel er oft über mich ausgegoſſen, da blickte er mir nach ſeiner freundlichen gemüthlichen Weiſe in's Auge, faßte meine beiden Hände und ſprach recht aus dem Herzen: Hab' ich's denn nicht gut und ehrlich mit dir gemeint, Alter? — Wir drückten uns recht innig an die Bruſt. — Aber dies alles, mein wertheſter Herr College! geſchah vor länger als fünf und zwanzig Jahren. — Ich wiederhole, was ich ſchon erſt ſagte, mit jener gründlichen würdigen Art Theaterkritiken zu ſchreiben iſt es vorbei, ſeitdem die Fluth ephemerer Zeitſchriften, worin das Theater einen ſtehenden Artikel bildet, uns überſchwemmt. Jetzt ſteht die Sache anders, der Theater-Direktor hat von der Kritik nichts mehr zu fürchten, aber auch nichts zu erwarten. Die mehrſten ſind entweder ſeicht, aus ſubjectiven Gründen lobhudelnd oder aus eben ſolchen Gründen tadelnd, abſprechend, ohne Kenntniß des Theaters, ohne Geiſt abgefaßt. Nun mein' ich, müßt' aber wohl der Theater-Direktor ſich gar ſchwächlich auf den Beinen fühlen, wenn er dieſe fürchten oder wohl gar jene ſelbſt indirekt beſorgen ſollte. Meiner Ueberzeugung nach kann dem Direktor einer Bühne zu jetziger Zeit nichts Wünſchenswertheres geſchehen, als wenn ſich eine wackere tüchtige Oppoſition wider ihn bildet. Vielleicht iſt es möglich, dadurch das Publikum aus dem ſomnambülen Zuſtande, in dem es nur Phantasmagorien ſchauen will, zu wecken und für das wahrhaft Dramatiſche zu beleben. Nur in dieſem findet denn doch zuletzt jede Bühne, hat ſie ſich in allen nur möglichen Schaukünſten übernommen, ihr wahres Heil. Nur aus dem regen Kampf geht das Gute hervor, die einſchläfernde Melodie des ewigen unbewegten Einerlei lähmt jede Kraft und läßt es nie zu irgend einer Spannung kommen. Wie muß dem Direktor eines Theaters zu Muthe werden, wenn das Publikum, ſich um das eigentlich Dramatiſche nicht mehr kümmernd, Gutes und Schlechtes gleichgültig aufnimmt? — Wenn das meiſterhafteſte Spiel des eminenteſten Talents nicht Enthuſiasmus erregt, ſondern nur eben ſo beifällig bemerkt wird als der ſtümperhafte Verſuch des talentloſen Anfängers? — Ja! wahrhaftig nur die kräftig ausgeſprochene Oppoſition kann dieſer Lethargie ſteuern und es thäte Noth, daß der Direktor ſelbſt auf irgend eine Weiſe dieſe Oppoſition anreize!

Der Graue. Wie? — der Direktor ſelbſt eine Oppoſition gegen ſich ſelbſt anreizen? — Einen Feind ſich ſelbſt aufſtellen, um mit ihm den vielleicht gefährlichen Kampf zu beſtehen?

Der Braune. Der Feind, den man ſich ſelbſt ſchafft, iſt gewiß am wenigſten gefährlich. —

Der Graue. Nein, dieſe Oppoſition — das iſt noch das Paradoxeſte von allem Paradoxen, was Sie bis jetzt, ich muß es geſtehen, in reichlichem Maaße vorgebracht haben. Ihren bittern Vorwurf, daß der Direktor ſich ſchwächlich auf den Beinen fühlen müßte, wenn er die Kritik ſeiner Anſtalt fürchtet, will ich verſchmerzen und Ihnen denn doch bemerklich machen, daß die Bildung des Publikums für das Dramatiſche von der Bühne ſelbſt ausgehen kann und daß es daher gut iſt, wenn auch die Kritik die richtige Bahn verfolgend und das Publikum darauf leitend von dem Theater ſelbſt ausgeht.

Der Braune. Sie werfen zwei Dinge zuſammen, die durchaus von einander getrennt ſind. Es iſt allerdings richtig, daß die Direktion gut thun wird, dem von dem wahren Schauſpiel entwöhnten Publikum dies wieder aufzutiſchen. Die Speiſe wird ihm aber nur wieder munden, wenn an der Zubereitung nichts mangelt. Die Wahl der Stücke thut es daher nicht allein, ſondern die Art ihrer Darſtellung und über dieſe hat der Direktor niemals ein competentes Urtheil, da er in eignem Wirken befangen iſt. Das in der That vortreffliche Werk wird vom Publikum erkannt werden, ohne daß es deshalb eines beſondern Fingerzeigs bedarf, und offenbaren Schaden, nicht Nutzen ſtiftet es, wenn hinterher eine Darſtellung gelobt wird, an der das Publikum mit vollem Recht Manches auszuſetzen fand. Wer iſt denn überhaupt das Publikum, über das ſich der Direktor erheben und das er bilden will? — Etwa eine rohe unverſtändige Maſſe? — Sie gaben vorhin ſelbſt zu, daß im Publikum jederzeit ein richtiger Takt herrſche und dies beweiſet hinlänglich den richtenden Verſtand jener geheimnißvollen Maſſe. Geheimnißvoll nenne ich ſie, weil ſich das, was wir Publikum nennen, doch auf nicht recht zu erklärende Weiſe als ein Ganzes, in dem die Individualität jedes einzelnen integrirenden Theils verſchwindet, darſtellt und ausſpricht. Die Frage, woraus beſteht das Publikum, wird nicht durch die Antwort entſchieden: Aus Hans, Gürge, Peter und ihren Nachbarsleuten. — Sie merken nun wohl, daß es vorhin nicht recht mein Ernſt war, als ich Ihnen, wertheſter Herr College! den Rath gab, dem Publikum ſtatt des verunglückten Löwen Gusmann irgend ein anderes glänzendes Spielwerk hinzuwerfen.

Der Graue. Ach überhaupt, ſo ſehr oft unſere Meinung zuſammenſtimmt, ſo werd' ich doch ganz irr' an Ihnen, mein Beſter, und weiß mich gar nicht darein zu finden, daß Sie Theater-Direktor ſind. —

Der Braune. Und doch bin ich es wirklich und zwar in dieſem Augenblick der glücklichſte, den es geben kann.

Der Graue. Ha! — ich verſtehe! Das Manuſkript in Ihrer Hand, in dem Sie erſt mit ſichtlichem Wohlgefallen laſen? — Gewiß waren Sie ſo glücklich, ein vortreffliches Werk zu erhalten zur Aufführung? — Vielleicht von einem jungen talentvollen Dichter, der erſt die Fittige zu regen beginnt? — Reden Sie! — kann ich es für meine Bühne acquiriren? — Ein anſtändiges Honorar, verſteht ſich von ſelbſt, will ich zahlen. — Eben jetzt bin ich ganz erpicht auf einen jungen Dichter und auf ſein neueſtes Werk. —

Der Braune. Allerdings iſt es der Entwurf eines höchſt vortrefflichen Schauſpiels, in dem ich las, nur glaube ich nicht, daß es für Ihre Bühne taugen wird.

Der Graue. Aus welchem Grunde?

Der Braune. Etwas groß angelegt — viel Maſchinerie — viel Perſonen. —

Der Graue. Wie, mein Herr! — Sie vergeſſen, daß Sie den Direktor einer großen Bühne vor ſich haben. Was die Pracht der Dekorationen, der Garderobe, den Aufwand der Maſchinen betrifft, ſo möchte ſich wohl nicht ſo leicht irgend ein Theater mit dem meinigen meſſen können. Ueber meine Schauſpieler habe ich manche Klage zu führen, das iſt wahr, indeſſen möchten ſich denn doch nicht bei irgend einer reiſenden Geſellſchaft ſolche Talente vereinigen, als es bei meiner Bühne wirklich der Fall iſt.

Der Braune. Jeder Direktor hält ſeine Geſellſchaft für die beſte, die es giebt. Ich meines Theils glaube nun, daß in jetziger Zeit ſolche ächt romantiſche Dramen, wie ich eins hier in Händen habe, von keiner andern Geſellſchaft als eben der meinigen in ſolcher Ründe, in ſolch' hoher Vortrefflichkeit dargeſtellt werden können. Vergebens würden ſich Ihre beſten Talente mühen, dies wunderbare Stück auch nur leidlich vor's Publikum zu bringen.

Der Graue. Nun, ſo bin ich doch in der That auf das Wunder der Dichtkunſt neugierig, das Ihnen zu Theil worden! — Iſt es ein Geheimniß? — darf ich nichts davon erfahren? Welch ein junger überſchwenglicher Dichter iſt im Spiel?

Der Braune. Es iſt von keinem jungen Dichter die Rede, ſondern von einem alten zur Ungebühr vergeſſenen. Das vortreffliche Märchen von den drei Pommeranzen, das uns der herrliche Gozzi im Entwurf hinterlaſſen, das bin ich im Begriff in Szenen auszuſetzen für meine Bühne.

Der Graue. Wie, das Märchen von den drei Pommeranzen, das wollen Sie auf die Bühne bringen? — Ha, Sie treiben Ihren Scherz mit mir.

Der Braune. Keineswegs. Ich kenne kein Drama, in dem nebſt dem Hochkomiſchen es ſo viel Pathetiſches gäbe. Eben als Sie eintraten, ſann ich über die ſchickliche Uebertragung des Fluchs der Rieſin Creonta nach. — Doch ich ſetze voraus, daß Ihnen das herrliche Märchen ganz gegenwärtig iſt. —

Der Graue. Ich geſtehe, daß dies nicht der Fall iſt, da ich um ſolche Sachen mich gar wenig kümmere.

Der Braune. Nun! — Tartaglia, Silvii Sohn des Königs von Coppe, iſt verzaubert durch die Fee Morgana, welche ihm zwei, drei Schickſals-Tragödien, zu feinem Pulver zerrieben in der Chokolade beibrachte. Er leidet an einer tiefen Schwermuth, ſpricht beſtändig von der verhängnißvollen großen Papierſcheere, womit ſein Ur — ur — ur-Großvater einen Pathenbrief, den er beſchneiden wollte, mitten durchſchnitt, und von dem ſchwarzen Bartholomäus-Tage, wenn die Haſenjagd aufgeht. Man weiß, daß der Zauber gelöſt iſt, ſobald der unglückliche Prinz in heftiges Lachen ausbricht, alle nur möglichen Mittel ihn dazu zu bringen, bleiben aber fruchtlos und der König, der ganze Hof gerathen in die größte Trauer und Beſtürzung. Pantalon, Premierminiſter am Hofe, hat endlich ausgemittelt, daß es in der Gegend einen ſo poſſierlichen Kauz giebt, bei deſſen bloßem Anblick ſich ſelbſt ein Cato nicht des Lachens enthalten kann. Kasper, ſo heißt jener Kauz, wird herbeigeholt und in der That beluſtigen ſeine Späße den melancholiſchen Prinzen. Zum Lachen kann er es indeſſen nicht bringen, die Wirkung jenes Pulvers iſt zu ſtark. Der verhängnißvolle Bartholomäus-Tag kommt heran, und finſterer wird die Schwermuth des Prinzen. Pantalon erinnert ſich, daß er dem Prinzen als Erzieher in den erſten Kinderjahren an dieſem Tage eine väterliche Züchtigung auf den H— ertheilt hat, weil er ſich in Feigen übernaſcht, und meint, daß darin die Idee des ſchwarzen Verhängniſſes zu ſuchen, die den Prinzen quäle. Auf ſeinen Anlaß wird durch ein Edikt ſämmtlichen Vätern und Erziehern im Bereich des Palaſtes unterſagt, an dieſem Tage ihre Kleinen zu prügeln, damit nicht etwa die bekannten Laute der Patienten in dem Prinzen die Idee des gräßlichen Verhängniſſes zu grell hervorrufen und ihn zu irgend einem raſenden Entſchluß bringen möchten. Um den Prinzen an dieſem Tage aber ganz herauszureißen aus ſeinen finſtern Vorſtellungen, wird ein großes Volksfeſt angeordnet. Auf einem Balkon erſcheinen der König, der hypochondriſche Prinz ganz in Pelz eingemummt, Pantalon, der ganze Hofſtaat. Kasper iſt unter dem Volk und verführt die ergötzlichſten Poſſen. Man hält lächerliche Turniere, wunderliche Masken erſcheinen, das Volk drängt ſich zu den beiden Brunnen, wovon der eine Oel, der andere Wein ausgießt und dort giebt es die tollſten Katzbalgereien — Alles umſonſt, der Prinz weint wie ein kleines Kind, beklagt ſich, daß er die Luft nicht vertragen kann, daß der Lärm ihm den Kopf verwirrt und bittet endlich die väterliche Majeſtät ihm ſein Bett wärmen und ihn hineinlegen zu laſſen. Der König, der ganze Hof zerfließt in Thränen! — In dem Augenblick erſcheint die Fee Morgana, ein kleines altes Weib von der lächerlichſten Bildung, mit einem Gefäß, Oel aus dem Brunnen zu holen. Kasper neckt ſie auf verſchiedene Weiſe und rennt ſie endlich ſo geſchickt um, daß ſie fallend beide Beine hoch in die Höhe ſtreckt. So wie die Alte fällt, bricht der Prinz auf einmal in ein langes lautes Gelächter aus. Der Zauber iſt gelöſt. Morgana rafft ſich wüthend in die Höhe und wendet ſich zum Prinzen mit entſetzlichen Worten:

Ohren auf, verruchter Prinz!
Hör durch Berg und Mauer dröhnen
Meiner Wuth krachenden Donner!
Gleich zerſchmetternd glüh'nden Blitzen
Fahren meine Todesworte
Tief in dein verruchtes Herz.
Ha unſeligſte Verwünſchung!
Faß' ihn, pack' ihn bei der Naſe,
Reiß zum Orkus ihn hinab.
Ha unſeligſte Verwünſchung.
Nur ſie anzuhören ſterb' er.
Sterb' im Meer, hungriger Kater,
Sterb' im Gras, durſtiger Karpfen!
Ha unſeligſte Verwünſchung!
Sterben — ſterben — er ſoll ſterben.
Auf ihr ſchwarzen Schreckgeſtalten.
Steigt herauf aus Pluto's Reiche.
Werfet höll'ſches Feuer ihm
In den Buſen, daß der Wahnſinn
Sich entzünd' in toller Liebe.
Daß er renn' auf glüh'nden Sohlen
Nach der zauberiſchen Dreizahl
Der drei ſüßen Pommeranzen.

In die ſüßen Pommeranzen,
Pommeranzen, Pommeranzen
Wähn' er brünſtig zu umfangen,
Raſe bis zum bittern Tod:

Morgana verſchwindet. Tartaglia fällt ſogleich in den emphatiſchen Wahnſinn der Liebe zu den drei Pommeranzen, wird hinweggeführt, der Hof folgt ihm in voller Beſtürzung und ſo ſchließt der erſte Akt auf höchſt pathetiſche Weiſe. Im zweiten Akt iſt Pantalon außer ſich, er ſchildert den Wahnſinn des Prinzen, der unaufhörlich wie beſeſſen nach den drei Pommeranzen ſchreit und von ſeinem königlichen Vater ein Paar eiſerne Schuhe begehrt, um ſo lange in der Welt umher zu laufen, bis er die drei Pommeranzen gefunden. Der Prinz tritt auf in Verzweiflung, daß er die eiſernen Schuhe noch nicht erhalten, droht in ſeine vorige Krankheit zu verfallen u. ſ. w. Die rührendſten Bitten und Ermahnungen des Königs helfen nichts. Der Prinz beſteht auf ſeinem Vorſatz, zieht die eiſernen Schuhe an und reiſt mit Kasper ab. Der König fällt ohnmächtig in einen Seſſel, Pantalon begießt ihn über und über mit Eſſig und der ganze Hof legt Trauer an. Der Zauberer Celio, großer Freund des Reichs von Coppe, intereſſirt ſich für den Prinzen und ſchickt den Teufel Farfarell, der mit einem ungeheuren Blaſebalg hinter ihm und Kasper herbläſt, ſo daß ſie in zehn Minuten zweitauſend Meilen zurücklegen. Der Wind hört plötzlich auf und ſie fallen beide auf die Naſe, woraus ſie auf die Nähe der drei Pommeranzen ſchließen. In der That befinden ſie ſich auch dicht bei dem Schloſſe der Rieſin Creonta, der Hüterin der drei Pommeranzen. Der Zauberer Celio erſcheint und ſucht durch Beſchreibung der fürchterlichen Gefahren, die der Raub der Pommeranzen mit ſich führe, den Prinzen von ſeinem Unternehmen abzuhalten. Dieſe Gefahren beſtehen in einer Bäckerin, die, weil ſie keinen Beſen hat, den Ofen mit den eignen Brüſten putzt, in einem halb verfaulten Brunnenſeil, in einem hungrigen Hunde und in einer eiſernen verroſteten Pforte. Der Prinz bleibt ſtandhaft und nun giebt ihm Celio ein Fläſchchen Oel, die Pforte zu ſchmieren, Beſen für die Bäckerin und Brod für den Hund. Er erinnert ſie, das Seil in der Sonne zu trocknen, nach gelungenem Raub der drei Pommeranzen aber ſchnell aus dem Schloſſe zu fliehen, und verſchwindet. Das Theater verwandelt ſich. Man ſieht das Caſtell der Rieſin Creonta, eine eiſerne Gitterpforte im

Hintergrunde, den Hund der vor Gier heulend hin und her läuft, den Brunnen mit einem Knäul von Stricken, die Bäckerin! — Tartaglia und Kasper ſalben das Schloß der Pforte, ſie ſpringt plötzlich auf! — Der Hund wird durch das Brod beſänftigt und während Kasper die Stricke in der Sonne ausbreitet und der Bäckerin die Beſen reicht, läuft Tartaglia in das Caſtell und kommt bald voller Freude mit den geraubten Pommeranzen zurück. Aber nun wird es plötzlich tieſe Nacht — der Donner brüllt, ſprühende Blitze zucken und eine hohle furchterliche Stimme aus dem Caſtell ruft:

Bäckerin, o Bäckerin!
Wollſt nicht Schimpf der Herrin dulden.
Du biſt ſtark, pack bei den Füßen
Beide Frevler, laß ſie büßen
In des Ofens Flammengluth
Ihren frechen Uebermuth!

Aber die Bäckerin erwiedert:

Ha Tyrannin, ha Tyrannin!
Denkſt du nicht der vielen Jahre,
Da ich unter Thränen, Seufzen,
Mit dem ſchönen weißen Buſen
Kehren mußt' den ſchwarzen Ofen?
Ha Tyrannin, ha Tyrannin!
Gabſt du je mir einen Beſen?
Beſen — Beſen — viele Beſen
Gaben ſie mir, die Mitleid'gen,
Mögen ſie in Frieden ziehn!

Da ruft die Stimme noch fürchterlicher:

Strick, o Strick — o Strick, o Strick!
Häng' ſie auf am höchſten Baume!

Der Strick erwiedert:

Ha Tyrannin, ha Tyrannin!
Denkſt du nicht der vielen Jahre,
Da in fauligt ſtink'ger Näſſe
Du mich ließeſt grauſam ſtecken?
An die Sonne, an die Sonne,
Trugen ſie mich, die Mitleid'gen,
Mögen ſie in Frieden ziehn!

Immer fürchterlicher ruft die Stimme:

Hund, mein Hund, mein treuer Wächter,
Auf ſie los, auf die Verwegnen,
Auf! — zum Tod ſie zu zerfleiſchen!

Der Hund erwiedert:

Ha Tyrannin, ha Tyrannin!
Denk der vielen vielen Jahre
Da du ſchnöd' mich hungern ließeſt.
Brod, viel Brod, viel Brod, viel Brod
Reichten ſie mir, die Mitleid'gen,
Mögen ſie in Frieden ziehn!

Hohl wie der Sturmwind pfeift, krachend wie der Donner tobt, ruft jetzt die Stimme:

Pforte — Gitterpforte — Pforte!
Raſſelnd magſt du dich verſchließen,
Magſt zermalmen die Verräther!

Die Pforte erwiedert:

Ungeheuer, Ungeheuer!
Und du konnt'ſt ſo viele Jahre
Ohne Atzung bill'gen Oeles
Roſten mich und krächzen laſſen?
Doch mit Oel, mit Oel, mit Oel,
Tränkten ſie mich, die Mitleid'gen,
Mögen ſie in Frieden ziehn!

Nun erſcheint die Rieſin Creonta ſelbſt, vor deren furchtbarem Anſehen beide, Tartaglia und Kasper fliehen. Sie donnert ihnen einen Fluch nach. Bei dieſem Fluch, wie geſagt, ſtand ich eben, als Sie eintraten, und ſann und ſann, wie die martellianſchen Verſe Gozzi's gut zu übertragen ſind. Hören Sie dieſe pathetiſchte aller pathetiſchen Reden:

Ahi ministri infideli, Corda, Cane, Portone
Scelerata Fornaja, traditrici Persone!
O melerance dolci! Ahi chi mi v'ha rapite?
Melerance mie care, anime mie, mie vite
Oime crepo di rabbia. Tutto —

— — Während der Braune das Alles zum Theil erzählte, zum Theil aus ſeinem Manuſkripte vorlas, hatte der Graue auf alle nur mögliche Weiſe ſeine Ungeduld bezeigt. Er ſprang auf — er ſetzte ſich wieder, er trank raſch ein Glas Wein aus nach dem andern — er trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch, er hielt beide Hände vor's Geſicht, vor die Ohren, wie einer der nichts mehr ſehen, nichts mehr hören will. Der Braune ſchien das Alles gar nicht zu bemerken, ſondern fuhr ruhig und mit Behaglichkeit fort. Doch nun brach der Graue mitten durch die italieniſchen Verſe, die der Braune rezitirte, los:

Der Graue. Halten Sie ein! — ich bitte Sie um des Himmelswillen, halten Sie ein!

Der Braune. Wie? — Sie wollen nichts mehr hören von den drei Töchtern Conculs, Königs der Antipoden, die in den Pommeranzen ſteckten? Von der weißleinwandnen Prinzeſſin Ginetta, die Tartaglia aus der Pommeranze befreite, die Limonade trank aus ſeinem eiſernen Schuh, lebendig blieb und demnächſt durch Morgana's Bosheit in eine Taube verwandelt wurde? Wie Kaſper in der Königlichen Küche den Braten in's Feuer fallen läßt? Wie ihn die Taube beſucht?

Der Graue. Nein — nein — nein —

Der Braune.

Guten Morgen, lieber Koch!
Schlafen ſollſt du, ſchlafen — ſchlafen,
Brennen ſoll der Braten — brennen,
Hungern ſoll die garſt'ge Mohrin —

Der Graue. Erbarmen Sie ſich!

Der Braune. Wie nun der König — der ganze Hof in die Küche kommt und die Majeſtät nach dem Braten frägt, da längſt Rindfleiſch und Gemüſe verzehrt — wie die Taube gefangen wird, wie ſie entzaubert ſich in Ginetta verwandelt — Wie der Prinz vor Freude bald ohnmächtig dem Pantalon in die Arme ſinkt, wie es ihm ſehr übel und ſeltſam aufſtößt, wie er mit dem Ausbruch: das war ein Bartholomäus-Tag — den letzten Reſt des böſen Morganiſchen Pulvers von ſich giebt, und ſich nun erſt ganz heiter und kräftig genug fühlt zur Hochzeit mit der ſchönen Ginetta! — Hochzeit — Hochzeit — Rüben-Compote und gerupfte Mäuſe —

Der Graue. Ich halt' es nicht mehr aus! — In der That, Sie haben erreicht, was Sie wollten. Ihr Scherz, Ihre ſeltſame Ironie riß mich hin — ich mußte mir unwillkührlich das tolle Zeug als auf der Bühne dargeſtellt denken und da wurd' es mir immer wirbligter und ſchwirbligter im Kopfe. —

Der Braune. Es iſt hier von keinem Scherz, von keiner Ironie die Rede, ich verſichere vielmehr in vollem Ernſt, daß ich das ſublime Märchen von den drei Pommeranzen auf meine Bühne bringen werde und da meine Truppe dergleichen Dinge in der höchſten Vortrefflichkeit darſtellt, des lebhafteſten ungetheilteſten Beifalls gewiß bin, den mir das Publikum zollen wird.

Der Graue. Sie wollen mich myſtificiren — Sie ſprechen in Räthſeln. Iſt denn die Truppe Sacchi aus dem Grabe erſtanden, ſtehen Sie an ihrer Spitze, ſpielen Sie auf den Jahrmärkten in Italien? -- Auf den Jahrmärkten, ſag' ich; denn ſelbſt dort wurde das phantaſtiſche Zeug des wunderlichen Gozzi, wie er es in ſeinen Märchen auftiſcht, von den ſtehenden Theatern verbannt, die nur ſeine geordneten Stücke geben.

Der Braune. Verſündigen Sie ſich nicht an dem hohen Genius. Welche Größe, welch' tiefes, reges Leben herrſcht in Gozzi's Märchen. Denken Sie doch nur an den Raben — an den König Hirſch! Es iſt unbegreiflich, warum dieſe herrlichen Dramen, in denen es ſtärkere Situationen giebt, als in manchen hoch belobten neuen Trauerſpielen, nicht wenigſtens als Operntexte mit Glück genutzt worden ſind. Doch zugeben will ich Ihnen, daß es ganz unmöglich iſt dieſe Sachen als Dramen jetzt auf die Bühne zu bringen, es müßte denn von einem Direktor geſchehen, der über ſolch eine vortreffliche Truppe zu gebieten hat, als die meinige iſt.

Der Graue. Und immer ſprechen Sie von der Vortrefflichkeit Ihrer Truppe und fallen in denſelben Fehler, den Sie jedem Theater-Direktor vorwerfen, der immer *ſeine* Geſellſchaft für die beſte hält, die es geben kann. Ich möchte auch wohl wiſſen, wie es einem reiſenden Theater-Direktor möglich ſeyn ſollte —

Der Braune. Ei! — Mögen Sie alles, was ich von der Wahl meiner Stücke, von meiner Geſellſchaft ſage, für märchenhaft halten, aber es iſt nun einmal ſo und nicht anders. Endlich, nach vielen bittern Erfahrungen, nach vielen ausgeſtandenen Leiden und Qualen iſt es mir gelungen eine Geſellſchaft zuſammen zu bringen, die ob ihrer Vortrefflichkeit, vorzüglich aber ob ihrer herrlichen einträchtigen Sinnesart, mir noch nie den mindeſten Verdruß, ſondern nur Freude gemacht hat. Kein einziges Mitglied giebt es, das ſich Rückſichts der Art zu ſprechen, zu geſtikuliren, ſich anzukleiden ꝛc. nicht unbedingt meinem Willen, wie ihn das auszuführende Dichterwerk beſtimmt, fügen und die Rolle auch in den kleinſten Momenten dieſem Sinn gemäß ausführen ſollte.

Der Graue. — Kein Mitglied? — niemals die geringſte Oppoſition?

Der Braune. Niemals! — Hierzu kommt, daß jeder, jede, die Rolle auf's Und ſtudirt und ſich niemals eine Aenderung, eine Auslaſſung erlaubt. Wir ſpielen ohne Souffleur.

Der Graue. Das iſt nicht möglich! — Wiſſen auch die Schauſpieler ihre Rollen auswendig, ſo werden ſie doch beſtürzt, ſobald ſie keinen Kopf im Kaſten erblicken.

Der Braune. Wir ſpielen ohne Souffleur und niemals Stockung, — niemals auch nur augenblickliches ängſtliches Zögern. Rechne ich hinzu, daß im Auf- und Abtreten, in dem Gruppiren um ſo weniger jemals Verwirrung herrſcht, als es ſich keiner einfallen läßt, ſich auf Koſten des Andern vorzudrängen, ſo können Sie ſich die gefällige Ründe unſerer Darſtellungen denken. Hierzu trägt auch die große Eintracht, das innige, gemüthliche Zuſammenleben bei, das in meiner Geſellſchaft herrſcht. Keine Mißgunſt, kein Rollenneid, kein gehäſſiges Hin- und Hertragen, kein frivoles Beſpötteln, nein! — Alles dieſes exiſtirt, dem Himmel ſey Dank! bei uns nicht. Die Liebe entſteht aus wechſelſeitiger Beachtung des Künſtlerwerths. Noch nie entſpann ſich der leiſeſte Streit. —

Der Graue. Und die Damen?

Der Braune. Liegen ſich in den Armen!

Der Graue. O weh! Wenn ich das ſehe, läuft es mir eiskalt über den Rücken. Immer hat es Schlimmes zu bedeuten, Schlimmeres, als wenn jener Gourmand nach Tiſche alle Freunde und Nichtfreunde an ſein Herz oder vielmehr an ſeinen Magen drückte, bloß der beſſeren Verdauung halber. Schon der Sonnenblick im Geſicht gleicht oft dem verderblichen Sonnenſtich, dem Sturm und Gewitter zu folgen pflegt, eine Umarmung aber vollends den Liebkoſungen der eiſernen Jungfrau, die im Umarmen zerſchneidet. Ich habe es erlebt, daß eine Sängerin die andere freundlich umhalste, bei dieſer Gelegenheit ſie aber dermaßen in die Kehle kniff, daß ſie, ſchwer verletzt, einige Abende nicht ſingen konnte.

Der Braune. Das war ein böſer Teufel! Nein! bei meinen Damen iſt es Ausbruch der innigſten Liebe! — Es iſt unglaublich, wie wenig Bedürfniſſe meine Künſtler haben und mit welcher geringen Gage ſie deshalb zufrieden ſind! —

Der Graue. Künſtler! — Schauſpieler! — wenig Bedürfniſſe, — geringen Gehalt! — Sie treiben Scherz mit mir! — Wo fanden Sie Subjekte dieſer Art?

Der Braune. Sie ſtehen mir überall zu Gebot, denn ich finde überall junge Talente, die ſich der Kunſt widmen wollen und die ich, da mir darin viel Sagazität eigen, zu brauchen weiß. Erſt vorgeſtern engagirte ich einen Liebhaber, einen jungen Mann von herrlicher Natur und Bildung, von dem vortrefflichſten Talent und dem edelſten Gemüth. — Hier gedenke ich einen zärtlichen Vater, der mir im Augenblick fehlt —

Der Graue. Was, mein Herr? — Ich hoffe nicht, daß Sie daran denken, hier durch meine Bühne ſich zu rekrutiren! — Rechnen Sie darauf, daß an das Grandioſe gewöhnt, Keiner ſich entſchließen wird zu einer reiſenden Geſellſchaft. —

Der Braune. Wo denken Sie hin, keinen von Ihrer Bühne kann ich gebrauchen. —

Der Graue. Nun in der That, ich muß wohl von der Vortrefflichkeit Ihrer Bühne einen hohen Begriff bekommen, da Sie meine braven Künſtler ſo ganz unbrauchbar finden. —

Der Braune. In gewiſſer ſubjectiver Beziehung. Meinem Grundſatz gemäß werbe ich nur Künſtler an, die noch nie ein Theater betreten haben.

Der Graue. Und dieſe jungen Leute ohne Uebung, ohne Routine —

Der Braune. Spielen, nachdem ſie nur einige Stunden meinen Unterricht genoſſen, vortrefflich und ſind von meinen geübteſten Schauſpielern nicht zu unterſcheiden.

Der Graue. Ach! Nun merke ich! — Eben ſo wie vorhin mit einem dramatiſchen Hirngeſpinnſt, necken Sie mich jetzt mit einer idealen Geſellſchaft. — Die Schauſpieler wie ſie ſeyn könnten! — Ein Luftgebilde Ihrer ironiſirenden launigen Phantaſie.

Der Braune. Mit nichten. Meine Geſellſchaft iſt hier in dieſes Gaſthaus mit mir eingekehrt. Alle meine Mitglieder befinden ſich in den Stuben über unſeren Köpfen.

Der Graue. Was? — Hier eingekehrt und ich vernehme keinen Tumult? Kein lautes Sprechen, kein Trillern, kein Gelächter, kein Trepp' auf, Trepp' ab laufen, kein Rufen nach dem Kellner? — Warmes und kaltes Frühſtück wird nicht bereitet? — Keine Gläſer klingen? — Es iſt nicht möglich!

Der Braune. Doch! — Dieſes ruhige Benehmen iſt eine

Haupttugend meiner Geſellſchaft, wodurch ſie ſich an fremden Orten gleich eine gewiſſe Achtung verſchafft. Ich wette, ſie ſitzen alle in einem Zimmer zuſammen und memoriren ihre Rollen!

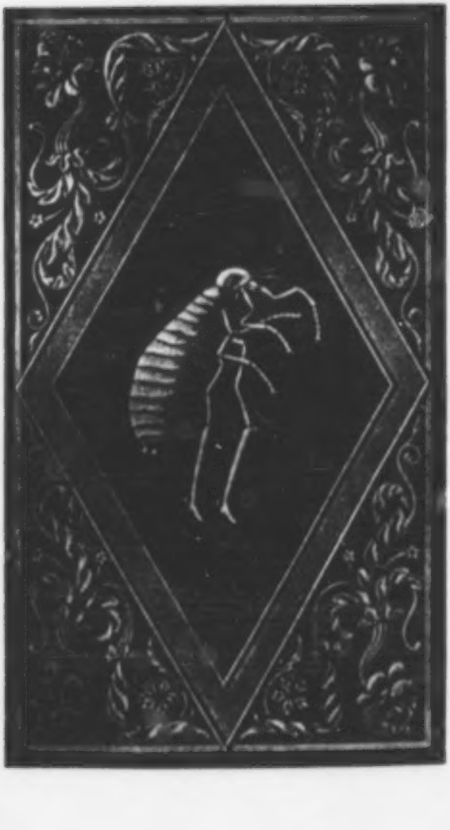
Der Graue. O, mein wertheſter Freund und Kollege! Laſſen Sie uns hinaufgehen, ich muß ſelbſt mit eignen Augen Ihre Geſellſchaft ſehen, finde ich dann bewährt, was ſie ſagten, ſo iſt dies der glücklichſte, lehrreichſte Tag meines Lebens. O wenn dann vielleicht einer oder der andere Ihrer vortrefflichen Kunſtjünger Luſt hätte, das reiſende Theater mit einem ſtehenden zu vertauſchen —

Der Braune. So wie Ihre Schauſpieler, geſchätzteſter Kollege, für mein Theater nicht taugen, ſo würden die meinigen für Ihre Bühne ganz untauglich ſeyn. Sie wiſſen, daß ein Schauſpieler, der mit voller Wirkung in ein nach feſt beſtehenden Prinzipien gegründetes und geründetes Theater eingreift, einzeln herausgeriſſen auf dem andern oft kaum anzuſehen iſt. Doch! kommen Sie! —

Der Braune nahm den Grauen bei der Hand, ſtieg mit ihm die Treppe hinauf und öffnete ein Zimmer, in deſſen Mitte ein großer Kaſten ſtand. Mit den Worten: Hier iſt meine Geſellſchaft! ſchlug der Braune den Deckel des Kaſtens zurück. —

— Und der Graue erblickte eine gute Anzahl der allerzierlichſten und wohlgebauteſten Marionetten, die er jemals geſehen!

Blatt 50



Meiſter Floh.

Ein
Märchen in ſieben Abentheuern
zweier Freunde.

Von

E. T. A. Hoffmann.

Erſtes Abentheuer*).

Einleitung. Worin der geneigte Leſer ſo viel aus dem Leben des Herrn Peregrinus Tyß erfährt, als ihm zu wiſſen nöthig. —
Die Weihnachtsbeſcheerung bei dem Buchbinder Lämmerhirt in der Kalbächer Gaſſe und Beginn des erſten Abentheuers. — Die beiden Alinen.

Es war einmal — welcher Autor darf es jetzt wohl noch wagen ſein Geſchichtlein alſo zu beginnen. — Veraltet! — Langweilig! — ſo ruft der geneigte oder vielmehr ungeneigte Leſer, der nach des alten römiſchen Dichters weiſem Rath, gleich medias in res verſetzt ſeyn will. Es wird ihm dabei zu Muthe, als nehme irgend ein weitſchweifiger Schwätzer von Gaſt, der eben eingetreten, breiten Platz und räuspre ſich aus, um ſeinen endloſen Sermon zu beginnen, und er klappt unwillig das Buch zu, das er kaum aufgeſchlagen. Gegenwärtiger Herausgeber des wunderbaren Märchens von Meiſter Floh, meint nun zwar, daß jener Anfang ſehr gut und eigentlich der beſte jeder Geſchichte ſey, weshalb auch die vortrefflichſten Märchenerzähler, als da ſind Ammen, alte Weiber u. a. ſich deſſelben jederzeit bedient haben, da aber jeder Autor vorzugsweiſe ſchreibt, um geleſen zu werden, ſo will er (beſagter Herausgeber nämlich) dem günſtigen Leſer durchaus nicht die Luſt benehmen, wirklich ſein Leſer zu ſeyn. Er ſagt demſelben daher gleich ohne alle weitere Umſchweiſe, daß demſelben Peregrinus Tyß, von deſſen ſeltſamen Schickſalen dieſe Geſchichte handeln wird, an keinem Weihnachtsabende das Herz ſo geklopft hatte vor banger freudiger Erwartung, als gerade an demjenigen, mit welchem die Erzählung ſeiner Abentheuer beginnt.

---

*) Meiſter Floh ꝛc. erſchien bei Fr. Wilmans in Frankfurt a. M., 1822.

Peregrinus befand ſich in einer dunklen Kammer, die neben dem Prunkzimmer belegen, wo ihm der heilige Chriſt einbeſcheert zu werden pflegte. Dort ſchlich er bald leiſe auf und ab, lauſchte auch wohl ein wenig an der Thüre, bald ſetzte er ſich ſtill hin in den Winkel und zog mit geſchloſſenen Augen die myſtiſchen Düfte des Marzipans, der Pfefferkuchen ein, die aus dem Zimmer ſtrömten. Dann durchbebten ihn ſüße heimliche Schauer, wenn, indem er ſchnell wieder die Augen öffnete, ihn die hellen Lichtſtrahlen blendeten, die, durch die Ritzen der Thüre hereinfallend, an der Wand hin und her hüpften.

Endlich erklang das ſilberne Glöcklein, die Thüre des Zimmers wurde geöffnet und hinein ſtürzte Peregrinus in ein ganzes Feuermeer von bunt flackernden Weihnachtslichtern. — Ganz erſtarrt blieb Peregrinus vor dem Tiſche ſtehen, auf dem die ſchönſten Gaben in gar hübſcher zierlicher Ordnung aufgeſtellt waren, nur ein lautes — Ach! drängte ſich aus ſeiner Bruſt hervor. Noch nie hatte der Weihnachts-Baum ſolche reiche Früchte getragen, denn alles Zuckerwerk, wie es nur Namen haben mag, und dazwiſchen manche goldne Nuß, mancher goldne Apfel aus den Gärten der Heſperiden, hing an den Aeſten, die ſich beugten unter der ſüßen Laſt. Der Vorrath von dem auserleſenſten Spielzeug, ſchönem bleiernen Militair, eben ſolcher Jägerei, aufgeſchlagenen Bilderbüchern u. ſ. w. iſt gar nicht zu beſchreiben. Noch wagte er es nicht, irgend etwas von dem ihm beſcheerten Reichthum zu berühren, er konnte ſich nur mühen ſein Staunen zu beſiegen, den Gedanken des Glücks zu erfaſſen, daß das alles nun wirklich ſein ſey.

„O meine lieben Eltern! — o meine gute Aline!“ So rief Peregrinus im Gefühl des höchſten Entzückens. „Nun,“ erwiederte Aline, „hab ich's ſo recht gemacht, Peregrinchen? — Freueſt du dich „auch recht von Herzen, mein Kind? — Willſt du nicht all die ſchöne „Waare näher betrachten, willſt du nicht das neue Reitpferd, den „hübſchen Fuchs hier verſuchen?“

„Ein herrliches Pferd,“ ſprach Peregrinus, das aufgezäumte Steckenpferd mit Freudenthränen in den Augen betrachtend, „ein herrliches Pferd, ächt arabiſche Race.“ Er beſtieg denn auch ſogleich das edle ſtolze Roß; mochte Peregrinus aber ſonſt auch ein vortrefflicher Reiter ſeyn, er mußte es diesmal in irgend etwas verfehlt haben, denn der wilde Pontifex (ſo war das Pferd geheißen) bäumte ſich ſchnaubend und warf ihn ab, daß er kläglich die Beine in die Höhe ſtreckte. Noch ehe indeſſen die zum Tode erſchrockene Aline ihm zu Hülfe ſpringen konnte, hatte Peregrinus ſich ſchon emporgerafft und den Zügel des Pferdes ergriffen, das eben hinten ausſchlagend, durchgehen wollte. Auf's Neue ſchwang ſich Peregrinus nun auf und brachte, alle Reiterkünſte aufbietend und mit Kraft und Geſchick anwendend, den wilden Hengſt ſo zur Vernunft, daß er zitterte, keuchte, ſtöhnte, in Peregrinus ſeinen mächtigen Zwangherrn erkannte. — Aline führte, als Peregrinus abgeſeſſen, den Gebeugten in den Stall.

Die etwas ſtürmiſche Reiterei, die im Zimmer, vielleicht im ganzen Hauſe einen unbilligen Lärm verurſacht, war nun vorüber und Peregrinus ſetzte ſich an den Tiſch, um ruhig die andern glänzenden Gaben in näheren Augenſchein zu nehmen. Mit Wohlbehagen verzehrte Peregrinus einigen Marzipan, indem er dieſe, jene Gliederpuppe ihre Künſte machen ließ, in dieſes, jenes Bilderbuch guckte, dann Heerſchau hielt über ſeine Armee, die er ſehr zweckmäßig uniformirt und mit Recht deshalb unüberwindlich fand, weil kein einziger Soldat einen Magen im Leibe, zuletzt aber fortſchritt zum Jagdweſen. Mit Verdruß gewahrte er jetzt, daß nur eine Haſen- und Fuchsjagd vorhanden, die Hirſchjagd ſo wie die wilde Schweinsjagd aber durchaus fehlte. Auch dieſe Jagd mußte ja da ſeyn, keiner konnte das beſſer wiſſen als Peregrinus, der alles ſelbſt mit unſäglicher Mühe und Sorgfalt eingekauft. —

Doch! — höchſt nöthig ſcheint es, den günſtigen Leſer vor den ärgſten Mißverſtändniſſen zu bewahren, in die er gerathen könnte, wenn der Autor in's Gelag hinein weiter erzählte, ohne daran zu denken, daß er wohl weiß, was es mit der ganzen Weihnachts-Ausſtellung, von der geſprochen wird, für eine Bewandtniß hat, nicht aber der gütige Leſer, der eben erfahren will, was er nicht weiß.

Sehr irren würde jeder, welcher glauben ſollte, daß Peregrinus Tyß ein Kind ſey, dem die gütige Mutter oder ſonſt ein ihm zugewandtes weibliches Weſen, romantiſcher Weiſe Aline geheißen, den heiligen Chriſt beſcheert. — Nichts weniger als das! —

Herr Peregrinus Tyß hatte ſechs und dreißig Jahre erreicht und daher beinahe die beſten. Sechs Jahre früher hieß es von ihm, er ſey ein recht hübſcher Menſch, jetzt nannte man ihn mit Recht einen Mann von feinem Anſehen, immer, damals und jetzt wurde aber von Allen getadelt, daß Peregrinus zu ſehr ſich zurückziehe, daß er das Leben nicht kenne und daß er offenbar an einem krankhaften Trübſinn leide. Väter, deren Töchter eben mannbar, meinten, daß der gute Tyß, um ſich von ſeinem Trübſinn zu heilen, nichts Beſſeres thun könne, als heirathen, er habe ja freie Wahl und einen Korb nicht ſo leicht zu fürchten. Der Väter Meinung war wenigſtens hinſichts des letztern Punkts in ſo fern richtig, als Herr Peregrinus Tyß außerdem, daß er, wie geſagt, ein Mann von feinem Anſehen war, ein ſehr beträchtliches Vermögen beſaß, das ihm ſein Vater, Herr Balthaſar Tyß, ein ſehr angeſehener Kaufherr hinterlaſſen. Solchen hochbegabten Männern pflegt ein Mädchen, das, was Liebe betrifft, über die Ueberſchwenglichkeit hinaus, das heißt wenigſtens drei bis vier und zwanzig Jahre alt geworden iſt, auf die unſchuldige Frage: Wollen Sie mich mit Ihrer Hand beglücken, o Theure? ſelten anders als mit rothen Wangen und niedergeſchlagenen Augen zu antworten: Sprechen Sie mit meinen lieben Eltern, ihrem Befehl gehorche ich allein, ich habe keinen Willen! Die Eltern falten aber die Hände und ſprechen: Wenn es Gottes Wille iſt, wir haben nichts dagegen, Herr Sohn! —

Zu nichts weniger ſchien aber Herr Peregrinus Tyß aufgelegt, als zum Heirathen. Denn außerdem, daß er überhaupt im Allgemeinen menſchenſcheu war, ſo bewies er insbeſondere eine ſeltſame Idioſynkraſie gegen das weibliche Geſchlecht. Die Nähe eines Frauenzimmers trieb ihm Schweißtropfen auf die Stirne und wurde er vollends von einem jungen genugſam hübſchen Mädchen angeredet, ſo gerieth er in eine Angſt, die ihm die Zunge band und ein krampfhaftes Zittern durch alle Glieder verurſachte. Eben daher mocht' es auch kommen, daß ſeine alte Aufwärterin von ſolch' ſeltner Häßlichkeit war, daß ſie in dem Revier, wo Herr Peregrinus Tyß wohnte, vielen für eine naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit galt. Sehr gut ſtand das ſchwarze ſtruppige halb ergraute Haar zu den rothen triefenden Augen, ſehr gut die dicke Kupfernaſe zu den bleich-blauen Lippen, um das Bild einer Blocksberg-Aſpirantin zu vollenden, ſo daß ſie ein paar Jahrhunderte früher ſchwerlich dem Scheiterhaufen entgangen ſeyn würde, ſtatt daß ſie jetzt von Herrn Peregrinus Tyß und wohl auch noch von andern für eine ſehr gutmüthige Perſon gehalten wurde. Dieß war ſie auch in der That und ihr daher wohl nachzuſehen, daß ſie zu ihres Leibes Nahrung und Nothdurft in die Stundenreihe des Tages ſo manches Schnäpschen einflocht, und vielleicht auch zu oft eine ungeheure ſchwarzlackirte Doſe aus dem Bruſttuch hervorzog und die anſehnliche Naſe reichlich mit ächtem Offenbacher fütterte. Der geneigte Leſer hat bereits bemerkt, daß dieſe merkwürdige Perſon eben dieſelbe Aline iſt, die die Weihnachtsbeſcheerung veranſtaltet. Der Himmel weiß, wie ſie zu dem berühmten Namen der Königin von Golkonda gekommen. —

Verlangten aber nun Väter, daß der reiche, angenehme Herr Peregrinus Tyß ſeiner Weiberſcheu entſage und ſich ohne weiteres verehliche, ſo ſprachen dagegen wieder alte Hageſtolze, daß Herr Peregrinus ganz Recht thue, nicht zu heirathen, da ſeine Gemüthsart nicht dazu tauge.

Schlimm war es aber, daß viele bei dem Worte „Gemüthsart,“ ein ſehr geheimnißvolles Geſicht machten und auf näheres Befragen nicht undeutlich zu verſtehen gaben, daß Hr. Peregrinus Tyß leider zuweilen was weniges überſchnappe, ein Fehler der ihm ſchon von früher Jugend her anklebe. — Die vielen Leute die den armen Peregrinus für übergeſchnappt hielten, gehörten vorzüglich zu denjenigen, welche feſt überzeugt ſind, daß auf der großen Landſtraße des Lebens, die man der Vernunft, der Klugheit gemäß einhalten müſſe, die Naſe der beſte Führer und Wegweiſer ſey und die lieber Scheuklappen anlegen, als ſich verlocken laſſen von manchem duftenden Gebüſch, von manchem blumigten Wieſenplätzlein, das nebenher liegt.

Wahr iſt es freilich, daß Herr Peregrinus manches Seltſame in und an ſich trug, in das ſich die Leute nicht finden konnten.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß der Vater des Herrn Peregrinus Tyß ein ſehr reicher angeſehener Kaufmann war und wenn noch hinzugefügt wird, daß derſelbe ein ſehr ſchönes Haus auf dem freundlichen Roßmarkt beſaß, und daß in dieſem Hauſe und zwar in demſelben Zimmer wo dem kleinen Peregrinus ſtets der heilige Chriſt einbeſcheert wurde, auch diesmal der erwachſene Peregrinus die Weihnachts-Gaben in Empfang nahm, ſo iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß der Ort, wo ſich die wunderſamen Abentheuer zutrugen, die in dieſer Geſchichte erzählt werden ſollen, kein anderer iſt, als die berühmte ſchöne Stadt Frankfurt am Mayn. —

Von den Eltern des Herrn Peregrinus iſt eben nichts Beſonderes zu ſagen, als daß es rechtliche ſtille Leute waren, denen niemand etwas anders als Gutes nachſagen konnte. Die unbegrenzte Hochachtung, welche Herr Tyß auf der Börſe genoß, verdankte er dem Umſtande, daß er ſtets richtig und ſicher ſpekulirte, daß er eine große Summe nach der andern gewann, dabei aber nie vorlaut wurde, ſondern beſcheiden blieb, wie er geweſen und niemals mit ſeinem Reichthum prahlte, ſondern ihn nur dadurch bewies, daß er weder um Geringes noch um Vieles knickerte und die Nachſicht ſelbſt war gegen inſolvente Schuldner, die in's Unglück gerathen, ſey es auch verdienter Weiſe. —

Sehr lange Zeit war die Ehe des Herrn Tyß unfruchtbar geblieben, bis endlich nach beinahe zwanzig Jahren die Frau Tyß ihren Eheherrn mit einem tüchtigen hübſchen Knaben erfreute, welches eben unſer Herr Peregrinus Tyß war.

Man kann denken, wie grenzenlos die Freude der Eltern war, und noch jetzt ſprechen alle Leute in Frankfurt von dem herrlichen Tauffeſte, das der alte Tyß gegeben und an welchem der edelſte uralteſte Rheinwein kredenzt worden, als gelt' es ein Krönungsmahl. Was aber dem alten Herrn Tyß noch mehr nachgerühmt wird, iſt, daß er zu jenem Tauffeſte ein paar Leute geladen, die in feindſeliger Geſinnung ihm gar öfters wehe gethan hatten, dann aber andere, denen er weh gethan zu haben glaubte, ſo daß der Schmaus ein wirkliches Friedens- und Verſöhnungsfeſt wurde.

Ach! — der gute Herr Tyß wußte, ahnte nicht, daß daſſelbe Knäblein, deſſen Geburt ihn ſo erfreute, ihm ſo bald Kummer und Noth verurſachen würde.

Schon in der frühſten Zeit zeigte der Knabe Peregrinus eine ganz beſondere Gemüthsart. Denn nachdem er einige Wochen hindurch Tag und Nacht ununterbrochen geſchrieen, ohne daß irgend ein körperliches Uebel zu entdecken, wurde er plötzlich ſtill, und erſtarrte zur regungsloſen Unempfindlichkeit. Nicht des mindeſten Eindrucks ſchien er fähig, nicht zum Lächeln, nicht zum Weinen verzog ſich das kleine Antlitz, das einer lebloſen Puppe anzugehören ſchien. Die Mutter behauptete, daß ſie ſich verſehen an dem alten Buchhalter, der ſchon ſeit zwanzig Jahren ſtumm und ſtarr mit demſelben lebloſen Geſicht im Comtoir vor dem Hauptbuch ſäße, und vergoß viele heiße Thränen über das kleine Automat.

Endlich gerieth eine Frau Pathe auf den glücklichen Gedanken, dem kleinen Peregrinus einen ſehr bunten und, im Grunde genommen, häßlichen Harlekin mitzubringen. Des Kindes Augen belebten ſich auf wunderbare Art, der Mund verzog ſich zum ſanften Lächeln, es griff nach der Puppe, und drückte ſie zärtlich an ſich, als man ſie ihm gab. Dann ſchaute der Knabe wieder das bunte Männlein an, mit ſolchen klugen beredten Blicken, daß es ſchien, als ſey plötzlich Empfindung und Verſtand in ihm erwacht, und zwar zu höherer Lebendigkeit, als es wohl bei Kindern des Alters gewöhnlich. „Der iſt „zu klug,“ ſprach die Frau Pathe, „den werdet ihr nicht erhalten! — „Betrachtet doch nur einmal ſeine Augen, der denkt ſchon viel mehr, als er ſoll!“

Dieſer Ausſpruch tröſtete gar ſehr den alten Herrn Tyß, der ſich ſchon einigermaßen darein gefunden, daß er nach vielen Jahren vergeblicher Hoffnung, einen Einfaltspinſel erzielt, doch bald kam er in neue Sorge.

Längſt war nämlich die Zeit vorüber, in der die Kinder gewöhnlich zu ſprechen beginnen, und noch hatte Peregrinus keinen Laut von ſich gegeben. Man würde ihn für taubſtumm gehalten haben, hätte er nicht manchmal den, der zu ihm ſprach, mit ſolchem aufmerkſamen Blick angeſchaut, ja durch freudige, durch traurige Mienen ſeinen Antheil zu erkennen gegeben, daß gar nicht daran zu zweifeln, wie er nicht allein hörte, ſondern auch alles verſtand. — In nicht geringes Erſtaunen gerieth indeſſen die Mutter, als ſie beſtätigt fand, was ihr die Wärterin geſagt. — Zur Nachtzeit, wenn der Knabe im Bette lag und ſich unbehorcht glaubte, ſprach er für ſich einzelne Wörter, ja ganze Redensarten und zwar ſo wenig Kauderwelſch, daß man ſchon eine lange Uebung vorausſetzen konnte. Der Himmel hat den Frauen einen ganz beſondern ſichern Takt verliehen, die menſchliche Natur, wie ſie ſich im Aufkeimen bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe entwickelt, richtig aufzufaſſen, weshalb ſie auch, wenigſtens für die erſten Jahre des Kindes, in der Regel bei weitem die beſten Erzieherinnen ſind. Dieſem Takt gemäß war auch Frau Tyß weit entfernt, dem Knaben ihre Beobachtung merken zu laſſen und ihn zum Sprechen zwingen zu wollen, vielmehr wußte ſie es auf andere geſchickte Weiſe dahin zu bringen, daß er von ſelbſt das ſchöne Talent des Sprechens nicht mehr verborgen hielt, ſondern leuchten ließ vor der Welt, und zu Aller Verwunderung zwar langſam, aber deutlich ſich vernehmen ließ. Doch zeigte er gegen das Sprechen ſtets einigen Widerwillen und hatte es am liebſten, wenn man ihn ſtill für ſich allein ließ. —

Auch dieſer Sorge wegen des Mangels der Sprache, war daher Herr Tyß überhoben, doch nur, um ſpäter in noch viel größere zu gerathen. Als nämlich das Kind Peregrinus zum Knaben herangewachſen, tüchtig lernen ſollte, ſchien es, als ob ihm nur mit der größten Mühe etwas beizubringen. Wunderbar ging es mit dem Leſen und Schreiben wie mit dem Sprechen; erſt wollte es durchaus nicht gelingen und dann konnt' er es mit einem Mal ganz vortrefflich über alle Erwartung. Später verließ indeſſen ein Hofmeiſter nach dem andern das Haus, nicht, weil der Knabe ihnen mißbehagte, ſondern weil ſie ſich in ſeine Natur nicht finden konnten. Peregrinus war ſtill, ſittig, fleißig und doch war an ein eigentliches ſyſtematiſches Lernen, wie es die Hofmeiſter haben wollten, gar nicht zu denken, da er nur dafür Sinn hatte, nur dem ſich mit ganzer Seele hingab, was gerade ſein Gemüth in Anſpruch nahm, und alles Uebrige ſpurlos bei ſich vorübergehen ließ. Das, was ſein Gemüth anſprach, war nun aber alles Wunderbare, alles was ſeine Phantaſie erregte, in dem er dann lebte und webte. — So hatte er z. B. einſt einen Aufriß der Stadt Pecking mit allen Straßen, Häuſern u. ſ. w., der die ganze Wand ſeines Zimmers einnahm, zum Geſchenk erhalten. Bei dem Anblick der märchenhaften Stadt, des wunderlichen Volks, das ſich durch die Straßen zu drängen ſchien, fühlte Peregrinus ſich wie durch einen Zauberſchlag in eine andre Welt verſetzt, in der er heimiſch werden mußte. Mit heißer Begierde fiel er über alles her, deſſen er über China, über die Chineſen, über Pecking habhaft werden konnte, mühte ſich die chineſiſchen Laute, die er irgendwo aufgezeichnet fand, mit feiner ſingender Stimme der Beſchreibung gemäß nachzuſprechen, ja er ſuchte mittelſt der Papierſcheere ſeinem Schlafröcklein, von dem ſchönſten Kalmank, möglichſt einen chineſiſchen Zuſchnitt zu geben, um der Sitte gemäß mit Entzücken in den Straßen von Pecking umherwandeln zu können. Alles Uebrige konnte durchaus nicht ſeine Aufmerkſamkeit reizen, zum großen Verdruß des Hofmeiſters, der eben ihm die Geſchichte des Bundes der Hanſa beibringen wollte, wie es der alte Herr Tyß ausdrücklich gewünſcht, der nun zu ſeinem Leidweſen erfahren mußte, daß Peregrinus nicht aus Pecking fortzubringen, weshalb er denn Pecking ſelbſt fortbringen ließ aus dem Zimmer des Knaben. —

Für ein ſchlimmes Omen hatte es der alte Herr Tyß ſchon gehalten, daß als kleines Kind, Peregrinus Rechenpfennige lieber hatte als Dukaten, dann aber gegen große Geldſäcke und Hauptbücher und Strazzen einen entſchiedenen Abſcheu bewies. Was aber am ſeltſamſten ſchien, war, daß er das Wort: Wechſel, nicht ausſprechen hören konnte, ohne krampfhaft zu erbeben, indem er verſicherte, es ſey ihm dabei ſo als kratze man mit der Spitze des Meſſers auf einer Glasſcheibe hin und her. Zum Kaufmanne, das mußte Herr Tyß einſehen, war daher Peregrinus von Haus aus verdorben, und ſo gern er es geſehen, daß der Sohn in ſeine Fußtapfen getreten, ſo ſtand er doch gern ab von dieſem Wunſch, in der Vorausſetzung, daß Peregrinus ſich einem beſtimmten Fach widmen werde. Herr Tyß hatte den Grundſatz, daß der reichſte Mann ein Geſchäft und durch daſſelbe einen beſtimmten Standpunkt im Leben haben müſſe; geſchäftsloſe Leute waren ihm ein Gräuel und eben zu dieſer Geſchäftsloſigkeit neigte ſich Peregrinus, bei allen Kenntniſſen die er nach ſeiner eigenen Weiſe erwarb, und die chaotiſch durcheinander lagen, gänzlich hin. Das war nun des alten Tyß größte und drückendſte Sorge. — Peregrinus wollte von der wirklichen Welt nichts wiſſen, der Alte lebte nur in ihr und nicht anders konnt' es geſchehen, als daß ſich daraus, je älter Peregrinus wurde, ein deſto ärgerer Zwieſpalt entſpann zwiſchen Vater und Sohn, zu nicht geringem Leidweſen der Mutter, die dem Peregrinus, der ſonſt gutmüthig, fromm, der beſte Sohn, ſein, ihr freilich unverſtändliches Treiben in lauter Einbildungen und Träumen herzlich gönnte und nicht begreifen konnte, warum ihm der Vater durchaus ein beſtimmtes Geſchäft aufbürden wollte.

Auf den Rath bewährter Freunde ſchickte der alte Tyß den Sohn nach der Univerſität Jena, aber als er nach drei Jahren wiederkehrte, da rief der alte Herr voller Aerger und Grimm: „Hab ich's nicht „gedacht! Hans der Träumer ging hin, Hans der Träumer kehrt „zurück!" — Herr Tyß hatte in ſo fern ganz Recht, als Peregrinus in ſeinem ganzen Weſen ſich ganz und gar nicht verändert hatte, ſondern völlig derſelbe geblieben. — Doch gab Herr Tyß die Hoffnung noch nicht auf, den ausgearteten Peregrinus zur Vernunft zu bringen, indem er meinte, daß, würde er erſt mit Gewalt hineingeſtoßen in das Geſchäft, er vielleicht doch am Ende Gefallen daran finden und anderes Sinnes werden könne. — Er ſchickte ihn mit Aufträgen nach Hamburg, die eben nicht ſonderliche Handelskenntniſſe erforderten, und empfahl ihn überdies einem dortigen Freunde, der ihm in Allem treulich beiſtehen ſollte.

Peregrinus kam nach Hamburg, gab nicht allein den Empfehlungsbrief, ſondern auch alle Papiere, die ſeine Aufträge betrafen, dem Handelsfreunde ſeines Vaters in die Hände, und verſchwand darauf, niemand wußte wohin.

Der Handelsfreund ſchrieb darauf an Herrn Tyß:

> Ich habe Dero Geehrtes vom — durch Ihren Herrn Sohn richtig erhalten. Derſelbe hat ſich aber nicht weiter blicken laſſen, ſondern iſt ſchnell von Hamburg abgereiſet ohne Auftrag zu hinterlaſſen. — In Pfeffern geht hier wenig um, Baumwolle iſt flau, in Kaffee nur nach Mittelſorte Frage, dagegen erhält ſich der Melis angenehm und auch im Indigo zeigt ſich fortwährend divers gute Meinung. Ich habe die Ehre ꝛc.

Dieſer Brief hätte Herrn Tyß und ſeine Ehegattin nicht wenig in Beſtürzung geſetzt, wäre nicht mit derſelben Poſt ein Brief von dem verlornen Sohne ſelbſt angelangt, in dem er ſich mit den wehmüthigſten Ausdrücken entſchuldigte, daß es ihm ganz unmöglich geweſen, die erhaltenen Aufträge nach dem Wunſche des Vaters auszurichten, und daß er ſich unwiderſtehlich hingezogen gefühlt habe nach fernen Gegenden, aus denen er nach Jahresfriſt glücklicher und froher in die Heimath zurückzukehren hoffe.

„Es iſt gut,“ ſprach der alte Herr, „daß der Junge ſich umſieht in der Welt, da werden ſie ihn wohl herausrütteln aus ſeinen Träumereien.“ Auf die von der Mutter geäußerte Beſorgniß, daß es dem Sohn doch an Geld fehlen könne zur großen Reiſe, und daß daher ſein Leichtſinn, nicht geſchrieben zu haben, wohin er ſich begebe, ſehr zu tadeln, erwiederte aber der Alte lachend: „Fehlt es dem Jungen an Gelde, ſo wird er ſich deſto eher mit der wirklichen Welt befreunden, und hat er uns nicht geſchrieben, wohin er reiſen will, ſo weiß er doch, wo uns ſeine Briefe treffen.“ —

Es iſt unbekannt geblieben, wohin Peregrinus eigentlich ſeine

Reiſe gerichtet; manche wollen behaupten, er ſey in dem fernen Indien geweſen, andere meinen dagegen, er habe ſich das nur eingebildet; ſo viel iſt gewiß, daß er weit weg geweſen ſeyn muß, denn nicht ſo, wie er den Eltern verſprochen, nach Jahresfriſt, ſondern erſt nach Verlauf voller dreier Jahre kehrte Peregrinus zurück nach Frankfurt und zwar zu Fuß, in ziemlich ärmlicher Geſtalt.

Er fand das elterliche Haus feſt verſchloſſen und niemand rührte ſich darin, er mochte klingeln und klopfen ſo viel er wollte.

Da kam endlich der Nachbar von der Börſe, den Peregrinus augenblicklich fragte, ob Herr Tyß vielleicht verreiſet.

Der Nachbar prallte aber ganz erſchrocken zurück und rief: „Herr Peregrinus Tyß! — ſind Sie es? kommen Sie endlich? — wiſſen Sie denn nicht?“ —

Genug, Peregrinus erfuhr, daß während ſeiner Abweſenheit beide Eltern hintereinander geſtorben, daß die Gerichte den Nachlaß in Beſchlag genommen und ihm, deſſen Aufenthalt gänzlich unbekannt geweſen, öffentlich aufgefordert nach Frankfurt zurückzukehren und die Erbſchaft des Vaters in Empfang zu nehmen.

Sprachlos blieb Peregrinus vor dem Nachbar ſtehen, zum erſtenmal durchſchnitt der Schmerz des Lebens ſeine Bruſt, zertrümmert ſah er die ſchöne glänzende Welt, in der er ſonſt luſtig gehauſet.

Der Nachbar gewahrte wohl, wie Peregrinus gänzlich unfähig, auch nur das Kleinſte, was jetzt nöthig, zu beginnen. Er nahm ihn daher in ſein Haus und beſorgte ſelbſt in möglicher Schnelle alles, ſo daß noch denſelben Abend Peregrinus ſich in dem elterlichen Hauſe befand.

Ganz erſchöpft, ganz vernichtet von einer Troſtloſigkeit, die er noch nicht gekannt, ſank er in den großen Lehnſtuhl des Vaters, der noch an derſelben Stelle ſtand, wo er ſonſt geſtanden; da ſprach eine Stimme: „Es iſt nur gut, daß Sie wieder da ſind, lieber Herr Peregrinus. — Ach wären Sie nur früher gekommen!“

Peregrinus ſchaute auf und gewahrte dicht vor ſich die Alte, die ſein Vater vorzüglich deshalb, weil ſie wegen ihrer furchtbaren Häßlichkeit ſchwer einen Dienſt finden konnte, in ſeiner frühen Kindheit als Wärterin angenommen, und die das Haus nicht wieder verlaſſen hatte.

Lange ſtarrte Peregrinus das Weib an, endlich begann er, ſeltſam lächelnd: „Biſt du es, Aline? — Nicht wahr, die Eltern leben noch?“ Damit ſtand er auf, ging durch alle Zimmer, betrachtete jeden Stuhl, jeden Tiſch, jedes Bild u. ſ. w. Dann ſprach er ruhig: „Ja, es iſt noch alles ſo, wie ich es verlaſſen, und ſo ſoll es auch bleiben!“

Von dieſem Augenblick begann Peregrinus das ſeltſame Leben, wie es gleich Anfangs angedeutet. Zurückgezogen von aller Geſellſchaft, lebte er mit ſeiner alten Aufwärterin in dem großen geräumigen Hauſe, in tiefſter Einſamkeit, erſt ganz allein, bis er ſpäter ein paar Zimmer einem alten Mann, der des Vaters Freund geweſen, miethweiſe abtrat. Dieſer Mann ſchien eben ſo menſchenſcheu wie Peregrinus. Grund genug, warum ſich beide, Peregrinus und der Alte ſehr gut vertrugen, da ſie ſich niemals ſahen.

Es gab nur vier Familienfeſte, die Peregrinus ſehr feierlich beging, und das waren die beiden Geburtstage des Vaters und der Mutter, der erſte Oſterfeiertag und ſein eignes Tauffeſt. An dieſen Tagen mußte Aline einen Tiſch für ſo viele Perſonen, als der Vater ſonſt eingeladen, und dieſelben Schüſſeln, die gewöhnlich aufgetragen worden, bereiten, ſo wie denſelben Wein aufſetzen laſſen, wie ihn der Vater gegeben. Es verſteht ſich, daß daſſelbe Silber, dieſelben Teller, dieſelben Gläſer, wie alles damals gebraucht worden, und wie es ſich noch unverſehrt im Nachlaſſe befand, auch jetzt nach der ſo viele Jahre hindurch üblichen Weiſe gebraucht werden mußte. Peregrinus hielt ſtrenge darauf. War die Tafel fertig, ſo ſetzte ſich Peregrinus ganz allein hinan, aß und trank nur wenig, horchte auf die Geſpräche der Eltern, der eingebildeten Gäſte und antwortete nur beſcheiden auf dieſe, jene Frage, die jemand aus der Geſellſchaft an ihn richtete. Hatte die Mutter den Stuhl gerückt, ſo ſtand er mit den übrigen auf und empfahl ſich jedem auf die höflichſte Weiſe. — Er ging dann in ein abgelegenes Zimmer und überließ ſeiner Aline die Vertheilung der vielen nicht angerührten Schüſſeln und des Weins an Hausarme, welches Gebot des Herrn die treue Seele gar gewiſſenhaft auszuführen pflegte. Die Feier der Geburtstage des Vaters und der Mutter begann Peregrinus ſchon am frühen Morgen damit, daß er, wie es ſonſt zu ſeiner Knabenzeit geſchehen, einen ſchönen Blumenkranz in das Zimmer trug, wo die Eltern zu frühſtücken pflegten und auswendig gelernte Verſe herſagte. — An ſeinem eignen Tauffeſte konnte er ſich natürlicherweiſe nicht an die Tafel ſetzen, da er nicht längſt geboren, Aline mußte daher alles allein beſorgen, d. h. die Gäſte zum Trinken nöthigen, überhaupt wie man zu ſagen pflegt, die Honneurs der Tafel machen; ſonſt geſchah alles wie bei den übrigen Feſten. — Außer denſelben gab es aber noch für Peregrinus einen beſondern Freudentag oder vielmehr Freudenabend im Jahre, und das war die Weihnachtsbeſcheerung, die mehr als jede andere Luſt, ſein junges Gemüth in ſüßem frommen Entzücken aufgeregt hatte.

Selbſt kaufte er ſorgſam bunte Weihnachtslichter, Spielſachen, Naſchwerk, ganz in dem Sinn ein, wie es die Eltern ihm in ſeinen Knabenjahren beſcheert hatten, und dann ging die Beſcheerung vor ſich, wie es der geneigte Leſer bereits erfahren. — —

„Sehr unlieb,“ ſprach Peregrinus, nachdem er noch einige Zeit geſpielt, „ſehr unlieb iſt es mir doch, daß die Hirſch- und wilde „Schweinsjagd abhanden gekommen. Wo ſie nur geblieben ſeyn „mag! — Ach! — ſieh da!“ Er gewahrte in dem Augenblick eine noch ungeöffnete Schachtel, nach welcher er ſchnell griff, die vermißte Jagd darin vermuthend; als er ſie indeſſen öffnete, fand er ſie leer, und fuhr zurück als durchbebe ihn ein jäher Schreck. — „Seltſam,“ ſprach er dann leiſe vor ſich hin, „ſeltſam! was iſt es mit dieſer Schachtel? war es mir doch als ſpränge mir daraus etwas Bedrohliches entgegen, das mit dem Blick zu erfaſſen, mein Auge zu ſtumpf war!“

Aline verſicherte auf Befragen, daß ſie die Schachtel unter den Spielſachen gefunden, indeſſen alle Mühe vergeblich angewandt hätte, ſie zu öffnen; geglaubt habe ſie daher, daß darin etwas Beſonderes enthalten und der Deckel nur der kunſtverſtändigen Hand des Herrn weichen werde. „Seltſam,“ wiederholte Peregrinus, „ſehr ſeltſam! — „Und auf dieſe Jagd hatte ich mich ganz beſonders gefreut; ich hoffe „nicht, daß das etwas Böſes bedeuten dürfte! — Doch wer wird am „Weihnachts-Abende ſolchen Grillen nachhängen, die doch eigentlich „gar keinen Grund haben! — Aline, bringe Sie den Korb!“ — Aline brachte alsbald einen großen weißen Henkelkorb herbei, in den Peregrinus mit vieler Sorglichkeit die Spielſachen, das Zuckerwerk, die Lichter einpackte, dann den Korb unter den Arm, den großen Weihnachtsbaum aber auf die Schulter nahm und ſo ſeinen Weg antrat. —

Herr Peregrinus Tyß hatte die löbliche, gemüthliche Gewohnheit, mit ſeiner ganzen Beſcheerung wie er ſie ſich ſelbſt bereitet hatte, um ſich ein paar Stunden hinüberzuträumen in die ſchöne vergnügliche Knabenzeit, hineinzufallen in irgend eine bedürftige Familie, von der ihm bekannt war, daß muntre Kinder vorhanden, wie der heilige Chriſt ſelbſt mit blanken, bunten Gaben. Wenn dann die Kinder in der hellſten, lebendigſten Freude, ſchlich er leiſe davon, und lief oft die halbe Nacht über durch die Straßen, weil er ſich vor tiefer, die Bruſt beengender Rührung gar nicht zu laſſen wußte, und ſein eignes Haus ihm vorkam wie ein düſtres Grabmal, in dem er ſelbſt mit allen ſeinen Freuden begraben. Diesmal war die Beſcheerung den Kindern eines armen Buchbinders beſtimmt, Namens Lämmerhirt, der, ein geſchickter fleißiger Mann, für Herrn Peregrinus ſeit einiger Zeit arbeitete, und deſſen drei muntre Knaben von fünf bis neun Jahren, Herr Peregrinus kannte.

Der Buchbinder Lämmerhirt wohnte in dem höchſten Stock eines engen Hauſes in der Kalbächer Gaſſe, und pfiff und tobte nun der Winterſturm, regnete und ſchneite es wild durcheinander, ſo kann man denken, daß Herr Peregrinus nicht ohne große Beſchwerde zu ſeinem Ziel gelangte. Aus Lämmerhirts Fenſtern blinkten ein paar ärmliche Lichterchen herab, mühſam erkletterte Peregrinus die ſteile Treppe. „Aufgemacht,“ rief er, indem er an die Stubenthüre pochte, „aufgemacht, aufgemacht, der heilige Chriſt ſchickt frommen Kindern ſeine Gaben!“ —

Der Buchbinder öffnete ganz erſchrocken und erkannte den ganz eingeſchneiten Peregrinus erſt, nachdem er ihn lange genug betrachtet.

„Hochgeehrteſter Herr Tyß,“ rief Lämmerhirt voll Erſtaunen, „Hochgeehrteſter Herr Tyß, wie komm ich um des Herrn willen am heiligen Chriſtabend zu der beſondern Ehre“ — Herr Peregrinus ließ ihn aber gar nicht ausreden, ſondern bemächtigte ſich, laut rufend: „Kinder — Kinder! aufgepaßt, der heilige Chriſt ſchickt ſeine Gaben!“ des großen Klapptiſches, der in der Mitte des Stübchens befindlich, und begann ſofort die wohlverdeckten Weihnachtsgaben aus dem Korbe zu holen. Den ganz naſſen tropfenden Weinachtsbaum hatte er freilich vor der Thüre ſtehen laſſen müſſen. Der Buchbinder konnte noch immer nicht begreifen, was das werden ſollte; die Frau ſah es beſſer ein, denn ſie lachte den Peregrinus an mit Thränen in den Augen, aber die Knaben ſtanden von ferne und verſchlangen ſchweigend mit den Augen jede Gabe, wie ſie aus der Hülle hervorkam, und konnten ſich oft eines lauten Ausrufs der Freude und der Verwunderung nicht erwehren! — Als Peregrinus nun endlich die Gaben nach dem Alter jedes Kindes geſchickt getrennt und geordnet, alle Lichter angezündet hatte, als er rief: „Heran — heran, ihr Kinder! — das ſind die Gaben die der heilige Chriſt Euch geſchickt!“ da jauchzten ſie, die den Gedanken, daß das alles ihnen gehören ſolle, noch gar nicht feſt gefaßt hatten, laut auf und ſprangen und jubelten, während die Eltern Anſtalten machten ſich bei dem Wohlthäter zu bedanken.

Der Dank der Eltern und auch der Kinder, das war es nun eben, was Herr Peregrinus jedesmal zu vermeiden ſuchte, er wollte ſich daher wie gewöhnlich ganz ſtill davon machen. Schon war er an der Thüre, als dieſe plötzlich aufging und in dem hellen Schimmer der Weihnachtslichter ein junges glänzend gekleidetes Frauenzimmer vor ihm ſtand.

Es thut ſelten gut, wenn der Autor ſich unterfängt, dem geneigten Leſer genau zu beſchreiben, wie dieſe oder jene ſehr ſchöne Perſon, die in ſeiner Geſchichte vorkommt, ausgeſehen, was Wuchs, Größe, Stellung, Farbe der Augen, der Haare betrifft, und ſcheint es dagegen viel beſſer, demſelben ohne dieſen Detailhandel die ganze Perſon in den Kauf zu geben. Genügen würde es auch hier vollkommen, zu verſichern, daß das Frauenzimmer, welches dem zum Tode erſchrockenen Peregrinus entgegentrat, über die Maaßen hübſch und anmuthig war, käme es nicht durchaus darauf an, gewiſſer Eigenthümlichkeiten zu erwähnen, die die kleine Perſon an ſich trug.

Klein und zwar etwas kleiner, als gerade recht, war nämlich das Frauenzimmer in der That, dabei aber ſehr fein und zierlich gebaut. Ihr Antlitz, ſonſt ſchön geformt und voller Ausdruck, erhielt aber dadurch etwas Fremdes und Seltſames, daß die Augäpfel ſtärker waren und die ſchwarzen feingezeichneten Augenbraunen höher ſtanden, als gewöhnlich. Gekleidet oder vielmehr geputzt war das Dämchen, als käme es ſo eben vom Ball. Ein prächtiges Diadem blitzte in den ſchwarzen Haaren, reiche Kanten bedeckten nur halb den vollen Buſen, das lila und gelb gegatterte Kleid von ſchwerer Seide ſchmiegte ſich um den ſchlanken Leib und fiel nur in Falten ſo weit herab, daß man die niedlichſten weißbeſchuhten Füßchen erblicken konnte, ſo wie die Spitzenärmel kurz genug waren, und die weißen Glacé-Handſchuhe nur ſo weit hinausgingen, um den ſchönſten Theil des blendenden Arms ſehen zu laſſen. Ein reiches Halsband, brillantne Ohrgehenke vollendeten den Anzug.

Es konnte nicht fehlen, daß der Buchbinder eben ſo beſtürzt war, als Herr Peregrinus, daß die Kinder von ihren Spielſachen abließen, und die fremde Dame angafften mit offnem Munde; wie aber die Weiber am wenigſten über irgend etwas Seltſames, Ungewöhnliches zu erſtaunen pflegen und ſich überhaupt am geſchwindeſten faſſen, ſo kam denn auch des Buchbinders Frau zuerſt zu Worten, und fragte: was der ſchönen fremden Dame zu Dienſten ſtehe?

Die Dame trat nun vollends in das Zimmer, und dieſen Augenblick wollte der beängſtete Peregrinus benutzen, um ſich ſchnell davon zu machen, die Dame faßte ihn aber bei beiden Händen, indem ſie mit einem ſüßen Stimmchen lispelte: „So iſt das Glück mir doch günſtig, ſo habe ich Sie doch ereilt! — O Peregrin, mein theurer Peregrin, was fur ein ſchönes heilbringendes Wiederſehen!“ —

Damit erhob ſie die rechte Hand ſo, daß ſie Peregrins Lippen berührte und er genöthigt war, ſie zu küſſen, unerachtet ihm dabei die kalten Schweißtropfen auf der Stirne ſtanden. — Die Dame ließ nun zwar ſeine Hände los und er hätte entfliehen können, aber gebannt fühlte er ſich, nicht von der Stelle konnte er weichen, wie ein armes Thierlein, das der Blick der Klapperſchlange feſtgezaubert. — „Laſſen Sie,“ ſprach jetzt die Dame, „laſſen Sie mich, beſter Peregrin, an dem ſchönen Feſt Theil nehmen, das Sie mit edlem Sinn, mit zartem innigem Gemüth, frommen Kindern bereitet, laſſen Sie mich auch etwas dazu beitragen.“

Aus einem zierlichen Körbchen, das ihr am Arme hing und das man jetzt erſt bemerkte, zog ſie nun allerlei artige Spielſachen hervor, ordnete ſie mit anmuthiger Geſchäftigkeit auf dem Tiſche, führte die Knaben heran, wies jedem, was ſie ihm zugedacht und wußte dabei mit den Kindern ſo ſchön zu thun, daß man nichts Lieblicheres ſehen konnte. Der Buchbinder glaubte, er läge im Traum, die Frau lächelte aber ſchalkiſch, weil ſie überzeugt war, daß es mit dem Herrn Peregrin und der fremden Dame wohl eine beſondere Bewandtniß haben müſſe.

Während nun die Eltern ſich wunderten und die Kinder ſich freuten, nahm die fremde Dame Platz auf einem alten gebrechlichen

Univ.-Bibl. München

Kanapee, und zog den Herrn Peregrinus Tyß, der in der That beinahe ſelbſt nicht mehr wußte, ob er dieſe Perſon wirklich ſey, neben ſich nieder. „Mein theurer,“ begann ſie dann leiſe ihm in's Ohr liſpelnd, „mein theurer lieber Freund, wie froh, wie ſelig fühle ich mich an deiner Seite.“ — „Aber,“ ſtotterte Peregrinus, „aber mein verehrteſtes Fräulein“ — doch plötzlich kamen, der Himmel weiß wie, die Lippen der fremden Dame den ſeinigen ſo nahe, daß ehe er daran denken konnte, ſie zu küſſen, ſie ſchon geküßt hatte, und daß er darüber die Sprache auf's Neue und gänzlich verlor, iſt zu denken.

„Mein ſüßer Freund,“ ſprach nun die fremde Dame weiter, indem ſie dem Peregrinus ſo nahe auf den Leib rückte, daß nicht viel daran gefehlt, ſie hätte ſich auf ſeinen Schooß geſetzt, „mein ſüßer Freund! ich weiß was dich bekümmert, ich weiß was heute Abend dein frommes kindliches Gemüth ſchmerzlich berührt hat. Doch! — ſey getroſt! — Was du verloren, was du jemals wieder zu erlangen kaum hoffen durfteſt, das bring' ich dir.“

Damit holte die fremde Dame aus demſelben Körbchen, in dem ſich die Spielſachen befunden hatten, eine hölzerne Schachtel hervor und gab ſie dem Peregrin in die Hände. Es war die Hirſch- und wilde Schweinsjagd, die er auf dem Weihnachtstiſche vermißt. Schwer möcht' es fallen, die ſeltſamen Gefühle zu beſchreiben, die in Peregrins Innerm ſich durchkreuzten.

Hatte die ganze Erſcheinung der fremden Dame, aller Anmuth und Lieblichkeit unerachtet, dennoch etwas Spukhaftes, das auch andere, die die Nähe eines Frauenzimmers nicht ſo geſcheut, als Peregrin, recht durch alle Glieder fröſtelnd empfunden haben würden, ſo mußte ja den armen, ſchon genug geängſteten Peregrin ein tiefes Grauen anwandeln, als er gewahrte, daß die Dame von all' dem, was er in der tiefſten Einſamkeit begonnen, auf das Genaueſte unterrichtet war. Und mitten in dieſem Grauen wollte ſich, wenn er die Augen aufſchlug und der ſiegende Blick der ſchönſten ſchwarzen Augen unter den langen ſeidenen Wimpern hervorleuchtete, wenn er des holden Weſens ſüßen Athem, die elektriſche Wärme ihres Körpers fühlte — doch wollte ſich dann in wunderbaren Schauern das namenloſe Weh eines unausſprechlichen Verlangens regen, das er noch nie gekannt! Dann kam ihm zum erſtenmal ſeine ganze Lebensweiſe, das Spiel mit der Weihnachtsbeſcheerung kindiſch und abgeſchmackt vor, und er fühlte ſich beſchämt, daß die Dame darum wußte und nun war es ihm wieder, als ſey das Geſchenk der Dame der lebendige Beweis, daß ſie ihn verſtanden, wie niemand ſonſt auf Erden und daß das innigſte Zartgefühl ſie gelenkt, als ſie ihn auf dieſe Weiſe erfreuen wollen. Er beſchloß die theure Gabe ewig aufzubewahren, nie aus den Händen zu laſſen und drückte, fortgeriſſen von einem Gefühl, das ihn ganz übermannt, die Schachtel worin die Hirſch- und wilde Schweinsjagd befindlich, mit Heftigkeit an die Bruſt. — „O,“ lispelte das Dämchen, „o des Entzückens! — Dich erfreut meine Gabe! o mein herziger Peregrin, ſo haben mich meine Träume, meine Ahnungen nicht getäuſcht!“ —

Herr Peregrinus Tyß kam etwas zu ſich ſelbſt, ſo, daß er im Stande war, ſehr deutlich und vernehmlich zu ſprechen: „Aber mein beſtes hochverehrtes Fräulein, wenn ich nur in aller Welt wüßte, wem ich die Ehre hätte“ —

„Schalkiſcher Mann,“ unterbrach ihn die Dame, indem ſie ihm leiſe die Wange klopfte, „ſchalkiſcher Mann, du ſtellſt dich gar, als ob du deine treue Aline nicht kennteſt! — Doch es iſt Zeit, daß wir hier den guten Leuten freien Spielraum laſſen. Begleiten Sie mich, Herr Tyß!“ —

Als Peregrinus den Namen Aline hörte, mußte er natürlicherweiſe an ſeine alte Aufwärterin denken, und es war ihm nun vollends, als drehe ſich in ſeinem Kopfe eine Windmühle.

Der Buchbinder vermochte, als nun die fremde Dame von ihm, ſeiner Frau und den Kindern auf das freudigſte, anmuthigſte, Abſchied nahm, vor lauter Verwunderung und Ehrfurcht nur unverſtändliches Zeug zu ſtammeln, die Kinder thaten, als ſeyen ſie mit der Fremden lange bekannt geweſen; die Frau ſprach aber: „Ein ſolcher ſchmucker gütiger Herr, wie Sie, Herr Tyß, verdient wohl eine ſo ſchöne, herzensgute Braut zu haben, die ihm noch in der Nacht Werke der Wohlthätigkeit vollbringen hilft. Nun ich gratulire von ganzem Herzen!“ — Die fremde Dame dankte gerührt, verſicherte, daß ihr Hochzeitstag auch ihnen ein Feſttag ſeyn ſolle, verbot dann ernſthaft jede Begleitung, und nahm ſelbſt eine kleine Kerze vom Weihnachtstiſch, um ſich die Treppe hinabzuleuchten.

Man kann denken, wie dem Herrn Tyß, in deſſen Arm ſich nun die fremde Dame hängte, bei allem dem zu Muthe war! — „Begleiten

Sie mich, Herr Tyß,“ dachte er bei ſich, das heißt, die Treppe hinab bis an den Wagen, der vor der Thüre hält und wo der Diener oder vielleicht eine ganze Dienerſchaft wartet, denn am Ende iſt es irgend eine wahnſinnige Prinzeſſin, die hier — der Himmel erlöſe mich nur bald aus dieſer ſeltſamen Qual und erhalte mir mein bischen Verſtand! —

Herr Tyß ahnte nicht, daß alles, was bis jetzt geſchehen, nur das Vorſpiel des wunderlichſten Abentheuers geweſen, und that eben deshalb unbewußt, ſehr wohl daran, den Himmel im Voraus um die Erhaltung ſeines Verſtandes zu bitten.

Als das Paar die Treppe herabgekommen, wurde die Hausthüre von unſichtbaren Händen auf- und, als Peregrinus mit der Dame hinausgetreten, eben ſo wieder zugeſchloſſen. Peregrinus merkte gar nicht darauf, denn viel zu ſehr erſtaunte er, als ſich vor dem Hauſe auch nicht die mindeſte Spur eines Wagens oder eines wartenden Dieners fand.

„Um des Himmelswillen,“ rief Peregrinus, „wo iſt Ihr Wagen Gnädigſte?“ — „Wagen,“ erwiederte die Dame, „Wagen? — was für ein Wagen? Glauben Sie, lieber Peregrinus, daß meine Ungeduld, meine Angſt Sie zu finden, es mir erlaubt haben ſollte, mich ganz ruhig hierher fahren zu laſſen? Durch Sturm und Wetter bin ich getrieben von Sehnſucht und Hoffnung umhergelaufen, bis ich Sie fand. Dem Himmel Dank, daß mir dies gelungen. Führen Sie mich nur jetzt nach Hauſe, lieber Peregrinus, meine Wohnung iſt nicht ſehr weit entlegen.“

Herr Peregrinus entſchlug ſich mit aller Gewalt des Gedankens, wie es ja ganz unmöglich, daß die Dame, geputzt wie ſie war, in weißſeidnen Schuhen, auch nur wenige Schritte hatte gehen können, ohne den ganzen Anzug im Sturm, Regen und Schnee zu verderben, ſtatt daß man jetzt auch keine Spur irgend einer Zerrüttung der ſorgſamſten Toilette wahrnahm; fand ſich darin, die Dame noch weiter zu begleiten, und war nur froh, daß die Witterung ſich geändert. Vorüber war das tolle Unwetter, kein Wölkchen am Himmel, der Vollmond ſchien freundlich herab, und nur die ſchneidend ſcharfe Luft ließ die Winternacht fühlen.

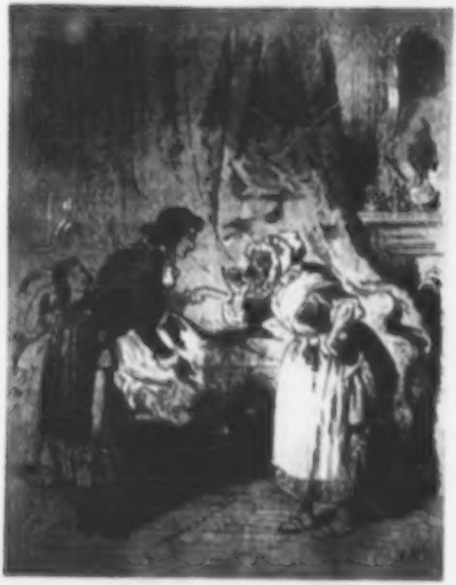
Kaum war Peregrinus aber einige Schritte gegangen, als die Dame leiſe zu wimmern begann, dann aber in laute Klagen ausbrach, daß ſie vor Kälte erſtarren müſſe. Peregrinus, dem das Blut glühendheiß durch die Adern ſtrömte, der deshalb nichts von der Kälte empfunden und nicht daran gedacht, daß die Dame ſo leicht gekleidet und nicht einmal einen Shawl oder ein Tuch umgeworfen hatte, ſah plötzlich ſeine Tölpelei ein und wollte die Dame in ſeinen Mantel hüllen. Die Dame wehrte dies indeſſen ab, indem ſie jammerte: „Nein, mein lieber Peregrin! das hilft mir nichts! — Meine Füße — ach meine Füße, umkommen muß ich vor fürchterlichem Schmerz.“ —

Halb ohnmächtig wollte die Dame zuſammenſinken, indem ſie mit erſterbender Stimme rief: „Trage mich, trage mich, mein holder Freund!“ —

Da nahm ohne Weiteres Peregrinus das federleichte Dämchen auf den Arm, wie ein Kind, und wickelte ſie ſorglich ein in den weiten Mantel. Kaum war er aber eine kleine Strecke mit der ſüßen Laſt fortgeſchritten, als ihn ſtärker und ſtärker der wilde Taumel brünſtiger Liebe erfaßte. Er bedeckte Nacken, Buſen des holden Weſens, das ſich feſt an ſeine Bruſt geſchmiegt hatte, mit glühenden Küſſen, indem er halb ſinnlos fortrannte durch die Straßen. Endlich war es ihm, als erwache er mit einem Ruck aus dem Traum; er befand ſich dicht vor einer Hausthüre und aufſchauend erkannte er ſein Haus auf dem Roßmarkt. Nun erſt fiel ihm ein, daß er die Dame ja gar nicht nach ihrer Wohnung gefragt. mit Gewalt nahm er ſich zuſammen, und fragte: „Fräulein! — himmliſches göttliches Weſen, wo wohnen Sie?“ „Ei,“ erwiederte die Dame, indem ſie das Köpfchen emporſtreckte, „ei, lieber Peregrin, hier, hier in dieſem Hauſe, ich bin ja deine Aline, ich wohne ja bei dir! Laß nur ſchnell das Haus öffnen.“

„Nein! nimmermehr,“ ſchrie Peregrinus entſetzt, indem er die Dame hinabſinken ließ. „Wie,“ rief dieſe, „wie Peregrin, du willſt mich verſtoßen, und kennſt doch mein fürchterliches Verhängniß und weißt doch, daß ich Kind des Unglücks kein Obdach habe, daß ich elendiglich hier umkommen muß, wenn du mich nicht aufnimmſt bei dir wie ſonſt! — Doch du willſt vielleicht, daß ich ſterbe — ſo geſchehe es denn! — Trage mich wenigſtens an den Springbrunnen, damit man meine Leiche nicht vor deinem Hauſe finde — da — jene ſteinernen Delphine haben vielleicht mehr Erbarmen als du. — Weh mir — weh mir — die Kälte.“ — Die Dame ſank ohnmächtig nieder.

Blatt 51



da faßte Herzensangſt und Verzweiflung wie eine Eiszange Peregrins Bruſt und quetſchte ſie zuſammen. Wild ſchrie er: „Mag es nun werden wie es will, ich kann nicht anders!“ hob die Lebloſe auf, nahm ſie in ſeine Arme und zog ſtark an der Glocke. Schnell rannte Peregrin bei dem Hausknecht vorüber, der die Thür geöffnet, und rief ſchon auf der Treppe, ſtatt daß er ſonſt erſt oben ganz leiſe anzupochen pflegte: „Aline — Aline — Licht, Licht!“ und zwar ſo laut, daß der ganze weite Flur wiederhallte.

„Wie? — was? — was iſt das? — was ſoll das heißen?“ So ſprach die alte Aline, indem ſie die Augen weit aufriß, als Peregrinus die ohnmächtige Dame aus dem Mantel loswickelte, und mit zärtlicher Sorgfalt auf den Sopha legte.

„Geſchwind,“ rief er dann, „geſchwind, Aline, Feuer in den Kamin — die Wundereſſenz her — Thee — Punſch! — Betten herbei!“

Aline rührte ſich aber nicht von der Stelle, ſondern blieb, die Dame anſtarrend, bei ihrem: Wie? was? was iſt das? was ſoll das heißen?

Da ſprach Peregrinus von einer Gräfin, vielleicht gar Prinzeſſin, die er bei dem Buchbinder Lämmerhirt angetroffen, die auf der Straße ohnmächtig geworden, die er nach Hauſe tragen müſſen, und ſchrie dann, als Aline noch immer unbeweglich blieb, indem er mit dem Fuße ſtampfte: „In's Teufels Namen, Feuer ſag' ich, Thee — Wundereſſenz!“

Da flimmerte es aber wie lauter Katzengold in den Augen des alten Weibes, und es war als leuchte die Naſe höher auf in phosphoriſchem Glanz. Sie holte die große ſchwarze Doſe hervor, ſchlug auf den Deckel, daß es ſchallte, und nahm eine mächtige Priſe. Dann ſtemmte ſie beide Arme in die Seite und ſprach mit höhniſchem Ton: „Ei ſeht doch, eine Gräfin, eine Prinzeſſin! die findet man beim armen Buchbinder in der Kalbächer Gaſſe, die wird ohnmächtig auf der Straße! Ho ho, ich weiß wohl, wo man ſolche geputzte Dämchen zur Nachtzeit herholt! — Das ſind mir ſchöne Streiche, das iſt mir eine ſaubere Aufführung! — Eine lockere Dirne in's ehrliche Haus bringen und damit das Maaß der Sünden noch voll werde, den Teufel anrufen in der heiligen Chriſtnacht. — Und da ſoll ich auf meine alten Tage noch die Hand dazu bieten? Nein, mein Herr

Ach, da ſuchen Sie ſich eine andere; mit mir iſt es nichts, morgen verlaß ich den Dienſt."

Und damit ging die Alte hinaus, und ſchlug die Thüre ſo heftig hinter ſich zu, daß alles klapperte und klirrte.

Peregrinus rang die Hände vor Angſt und Verzweiflung, keine Spur des Lebens zeigte ſich bei der Dame. Doch in dem Augenblick, als Peregrinus in der entſetzlichen Noth eine Flaſche Kölniſches Waſſer gefunden, und die Schläfe der Dame geſchickt damit einreiben wollte, ſprang ſie ganz friſch und munter von dem Sopha auf und rief: „Endlich — endlich ſind wir allein! Endlich, o mein Peregrinus! darf ich es Ihnen ſagen, warum ich Sie verfolgte bis in die Wohnung des Buchbinders Lämmerhirt, warum ich Sie nicht laſſen konnte in der heutigen Nacht. — Peregrinus! geben Sie mir den Gefangenen heraus, den Sie verſchloſſen haben bei ſich im Zimmer. Ich weiß, daß Sie dazu keineswegs verpflichtet ſind, daß das nur von Ihrer Gutmüthigkeit abhängt, aber eben ſo kenne ich auch Ihr gutes treues Herz, darum o mein guter lieber Peregrin! geben Sie ihn heraus, den Gefangenen!" —

„Was," fragte Peregrinus im tiefſten Erſtaunen, „was für einen Gefangenen? — wer ſollte bei mir gefangen ſeyn?"

„Ja," ſprach die Dame weiter, indem ſie Peregrinus Hand ergriff und zärtlich an ihre Bruſt drückte, „ja, ich muß es bekennen, nur ein großes edles Gemüth giebt Vortheile auf, die ein günſtiges Geſchick ihm zuführte, und wahr iſt es, daß Sie auf manches verzichten, was zu erlangen Ihnen leicht geworden ſeyn würde, wenn Sie den Gefangenen nicht herausgegeben hätten — aber! — bedenken Sie, Peregrin, daß Alinens ganzes Schickſal, ganzes Leben abhängt von dem Beſitz dieſes Gefangenen, daß" —

„Wollen Sie," unterbrach Peregrinus die Dame, „wollen Sie nicht, engelſchönes Fräulein! daß ich alles für einen Fieberwahn halten, daß ich vielleicht ſelbſt auf der Stelle überſchnappen ſoll, ſo ſagen Sie mir nur, von wem Sie reden, von was für einem Gefangenen." — „Wie," erwiederte die Dame, „Peregrin, ich verſtehe Sie nicht, wollen Sie vielleicht gar läugnen, daß er wirklich in Ihre Gefangenſchaft gerieth? — War ich denn nicht dabei, als er, da Sie die Jagd kauften" —

„Wer," ſchrie Peregrin ganz außer ſich, „wer iſt der Kerl —

Zum erſtenmal in meinem Leben ſehe ich Sie, mein Fräulein, wer ſind Sie, wer iſt der Er?"

Da fiel aber die Dame ganz aufgelöſt in Schmerz dem Peregrin zu Füßen und rief, indem ihr die Thränen reichlich aus den Augen ſtrömten: „Peregrin, ſey menſchlich, ſey barmherzig, gieb ihn mir wieder! — gieb ihn mir wieder!" Und dazwiſchen ſchrie Herr Peregrinus: „Ich werde wahnſinnig — ich werde toll!" —

Plötzlich raffte ſich die Dame auf. Sie erſchien viel größer, als vorher, ihre Augen ſprühten Feuer, ihre Lippen bebten, ſie rief mit wilder Geberde: „Ha Barbar! — in dir wohnt kein menſchliches Herz — du biſt unerbittlich — du willſt meinen Tod, mein Verderben — du giebſt ihn mir nicht wieder! — Nein — nimmer — nimmer — ha ich Unglückſelige — verloren — verloren." — Und damit ſtürzte die Dame zum Zimmer hinaus, und Peregrin vernahm, wie ſie die Treppe hinablief, und ihr kreiſchender Jammer das ganze Haus erfüllte, bis unten eine Thüre heftig zugeſchlagen wurde.

Dann war alles todtenſtill wie im Grabe. —

Zweites Abenteuer.

Der Flohbändiger. Trauriges Schickſal der Prinzeſſin Gamaheh in Famaguſta. Ungeſchicklichkeit des Genius Thetel und merkwürdige mikroſkopiſche Verſuche und Beluſtigungen. Die ſchöne Holländerin und ſeltſames Abenteuer des jungen Herrn George Pepuſch, eines geweſenen Jenenſers.

Es befand ſich zu der Zeit ein Mann in Frankfurt, der die ſeltſamſte Kunſt trieb. Man nannte ihn den Flohbändiger und das darum, weil es ihm, gewiß nicht ohne die größeſte Mühe und Anſtrengung, gelungen, Cultur in dieſe kleinen Thierchen zu bringen und ſie zu allerlei artigen Kunſtſtücken abzurichten.

Zum größten Erſtaunen ſah man auf einer Tiſchplatte von dem ſchönſten weißen, glänzend polirten Marmor Flöhe, welche kleine Kanonen, Pulverkarren, Rüſtwagen zogen, andere ſprangen daneben her mit Flinten im Arm, Patrontaſchen auf dem Rücken, Säbeln an der Seite. Auf das Commandowort des Künſtlers führten ſie die ſchwierigſten Evolutionen aus, und alles ſchien luſtiger und lebendiger, wie bei wirklichen großen Soldaten, weil das Marſchiren in den zierlichſten Entrechats und Luftſprüngen, das Linksum und Rechtsum aber in anmuthigen Pirouetten beſtand. Die ganze Mannſchaft hatte ein erſtaunliches Aplomb und der Feldherr ſchien zugleich ein tüchtiger Balletmeiſter. Noch beinahe hübſcher und wunderbarer waren aber die kleinen goldenen Kutſchen, die von vier, ſechs, acht Flöhen gezogen wurden. Kutſcher und Diener waren Goldkäferlein der kleinſten kaum ſichtbaren Art, was aber drin ſaß, war nicht recht zu erkennen.

Unwillkürlich wurde man an die Equipage der Fee Mab erinnert, die der wackere Merkutio in Shakeſpear's Romeo und Julie ſo ſchön beſchreibt, daß man wohl merkt, wie oft ſie ihm ſelbſt über die Naſe gefahren.

Erſt wenn man den ganzen Tiſch mit einem guten Vergrößerungsglaſe überſchaute, entwickelte ſich aber die Kunſt des Flohbändigers in vollem Maaße. Denn nun erſt zeigte ſich die Pracht, die Zierlichkeit der Geſchirre, die feine Arbeit der Waffen, der Glanz, die Nettigkeit der Uniformen, und erregte die tiefſte Bewunderung. Gar nicht zu begreifen ſchien es, welcher Inſtrumente ſich der Flohbändiger bedient haben mußte, um gewiſſe kleine Nebenſachen, z. B. Sporn, Rockknöpfe u. ſ. w. ſauber und proportionirlich anzufertigen, und jene Arbeit, die ſonſt für das Meiſterſtück des Schneiders galt und die in nichts Geringerem beſtand, als einem Floh ein Paar völlig anſchließende Reithoſen zu liefern, wobei freilich das Anmeſſen das ſchwierigſte, ſchien dagegen als etwas ganz Leichtes und Geringes.

Der Flohbändiger hatte unendlichen Zuſpruch. Den ganzen Tag wurde der Saal nicht leer von Neugierigen, die den hohen Eintrittspreis nicht ſcheuten. Auch zur Abendzeit war der Beſuch zahlreich, ja beinahe noch zahlreicher, da alsdann auch ſolche Perſonen kamen, denen an derlei poſſierlichen Künſteleien eben nicht viel gelegen, um ein Werk zu bewundern, das dem Flohbändiger ein ganz anderes Anſehen und die wahre Achtung des Naturforſchers erwarb. Dies Werk war ein Nachtmikroſkop, das wie das Sonnenmikroſkop am Tage, einer magiſchen Laterne ähnlich, den Gegenſtand hell erleuchtet mit einer Schärfe und Deutlichkeit auf die weiße Wand warf, die nichts zu wünſchen übrig ließ. Dabei trieb der Flohbändiger auch noch Handel mit den ſchönſten Mikroskopen, die man nur finden konnte und die man gern ſehr theuer bezahlte. —

Es begab ſich, daß ein junger Menſch, George Pepuſch geheißen — der geneigte Leſer wird ihn bald näher kennen lernen — Verlangen trug, noch am ſpäten Abend den Flohbändiger zu beſuchen. Schon auf der Treppe vernahm er Gezänk, das immer heftiger und heftiger wurde und endlich überging in tolles Schreien und Toben. So wie nun Pepuſch eintreten wollte, ſprang die Thüre des Saales auf mit Ungeſtüm, und in wildem Gedränge ſtürzten die Menſchen ihm entgegen, todtenbleiches Entſetzen in den Geſichtern.

„Der verfluchte Hexenmeiſter, der Satanskerl! beim hohen Rath will ich ihn angeben! aus der Stadt ſoll er, der betrügeriſche Taſchenſpieler!“ — So ſchrieen die Leute durch einander und ſuchten von Furcht und Angſt gehetzt, ſo ſchnell als möglich aus dem Hauſe zu kommen.

Ein Blick in den Saal verrieth dem jungen Pepuſch ſogleich die Urſache des fürchterlichen Entſetzens, das die Leute fortgetrieben. Alles lebte darin, ein ekelhaftes Gewirr der ſcheußlichſten Creaturen erfüllte den ganzen Raum. Das Geſchlecht der Pucerons, der Käfer, der Spinnen, der Schlammthiere bis zum Uebermaaß vergrößert, ſtreckte ſeine Rüſſel aus, ſchritt daher auf hohen haarigten Beinen, und die gräulichen Ameiſenräuber faßten, zerquetſchten mit ihren zackigten Zangen die Schnacken, die ſich wehrten und um ſich ſchlugen mit den langen Flügeln, und dazwiſchen wanden ſich Eſſigſchlangen, Kleiſteraale, hundertarmige Polypen durch einander und aus allen Zwiſchenräumen guckten Infuſionsthiere mit verzerrten menſchlichen Geſichtern. Abſcheulicheres hatte Pepuſch nie geſchaut. Er wollte eben ein tiefes Grauen verſpüren, als ihm etwas Rauhes in's Geſicht flog und er ſich eingehüllt ſah in eine Wolke dicken Mehlſtaubs. Darüber verging ihm aber das Grauen, denn er wußte ſogleich, daß das rauhe Ding nichts anders ſeyn konnte als die runde gepuderte Perrücke des Flohbändigers, und das war es auch in der That.

Als Pepuſch ſich den Puder aus den Augen gewiſcht, war das tolle widrige Inſektenvolk verſchwunden. Der Flohbändiger ſaß ganz erſchöpft im Lehnſtuhl. „Leuwenhöck,“ ſo rief ihm Pepuſch entgegen,

„Leuwenhöck, ſeht Ihr nun wohl, was bei Euerm Treiben herauskommt? — Da habt Ihr wieder zu Euern Vaſallen Zuflucht nehmen müſſen, um Euch die Leute vom Leibe zu halten! — Iſt's nicht ſo?"

„Seyd Ihr's," ſprach der Flohbändiger mit matter Stimme, „ſeyd Ihr's, guter Pepuſch? — Ach! mit mir iſt es aus, rein aus, ich bin ein verlorner Mann! Pepuſch, ich fange an zu glauben, daß Ihr es wirklich gut mit mir gemeint habt und daß ich nicht gut gethan, auf Eure Warnungen nichts zu geben." Als nun Pepuſch ruhig fragte, was ſich denn begeben, drehte ſich der Flohbändiger mit ſeinem Lehnſtuhl nach der Wand, hielt beide Hände vor's Geſicht und rief weinerlich dem Pepuſch zu, er möge nur eine Lupe zur Hand nehmen und die Marmortafel des Tiſches anſchauen. Schon mit unbewaffnetem Auge gewahrte Pepuſch, daß die kleinen Kutſchen, die Soldaten u. ſ. w. todt da ſtanden und lagen, daß ſich nichts mehr regte und bewegte. Die kunſtfertigen Flöhe ſchienen auch eine ganz andere Geſtalt angenommen zu haben. Mittelſt der Lupe entdeckte nun aber Pepuſch ſehr bald, daß kein einziger Floh mehr vorhanden, ſondern daß das, was er dafür gehalten, ſchwarze Pfefferkörner und Obſtkerne waren, die in den Geſchirren, in den Uniformen ſteckten.

„Ich weiß," begann nun der Flohbändiger ganz wehmüthig und zerknirſcht, „ich weiß gar nicht, welcher böſe Geiſt mich mit Blindheit ſchlug, daß ich die Deſertion meiner Mannſchaft nicht eher „bemerkte, als bis alle Leute an den Tiſch getreten waren und ſich „gerüſtet hatten zum Schauen. — Ihr könnt denken, Pepuſch! wie „die Leute, als ſie ſich getäuſcht ſahen, erſt murrten und dann ausbrachen in lichterlohen Zorn. Sie beſchuldigten mich des ſchnöden „Betruges, und wollten mir, da ſie ſich immer mehr erhitzten und „keine Entſchuldigung mehr hörten, zu Leibe, um ſelbſt Rache zu „nehmen. Was konnt' ich, um einer Tracht Schläge zu entgehen, „Beſſeres thun, als ſogleich das große Mikroskop in Bewegung ſetzen „und die Leute ganz einhüllen in Creaturen, vor denen ſie ſich entſetzen, wie das dem Pöbel eigen." —

„Aber," fragte Pepuſch, „aber ſagt mir nur, Leuwenhöck, wie „es geſchehen konnte, daß Euch Eure wohlexerzirte Mannſchaft, die „ſo viel Treue bewieſen, plötzlich auf und davon gehen konnte, ohne „daß Ihr es ſogleich gewahr wurdet?"

„O," jammerte der Flohbändiger, „o Pepuſch! er hat mich verlaſſen, er, durch den allein ich Herrſcher war und er iſt es, deſſen böſem Verrath ich meine Blindheit, all mein Unglück zuſchreibe!"

„Hab' ich," erwiederte Pepuſch, „hab' ich Euch nicht ſchon längſt gewarnt, Eure Sache nicht auf Künſteleien zu ſtellen, die Ihr, ich weiß es, ohne den Beſitz des Meiſters nicht vollbringen könnet, und wie dieſer Beſitz aller Mühe unerachtet doch auf dem Spiele ſteht, habt Ihr eben jetzt erfahren." — Pepuſch gab nun ferner dem Flohbändiger zu erkennen, wie er ganz und gar nicht begreife, daß, müſſe er jene Künſteleien aufgeben, dies ſein Leben ſo verſtören könne, da die Erfindung des Nachtmikroskops ſo wie überhaupt ſeine Geſchicklichkeit im Verfertigen mikroskopiſcher Gläſer ihn längſtens feſtgeſtellt. Der Flohbändiger verſicherte aber dagegen, daß ganz andere Dinge in jenen Künſteleien lägen, und daß er ſie nicht aufgeben könne, ohne ſich ſelbſt, ſeine ganze Exiſtenz aufzugeben.

„Wo iſt aber Dörtje Elverdink?" — So fragte Pepuſch den Flohbändiger unterbrechend. „Wo ſie iſt," kreiſchte der Flohbändiger, indem er die Hände rang, „wo Dörtje Elverdink iſt? — Fort iſt ſie, „fort in alle Welt — verſchwunden."— Schlagt mich nur gleich todt, Pepuſch, denn ich ſehe ſchon, wie Euch immer mehr der Zorn kommt und die Wuth. — Macht es kurz mit mir!" —

„Da ſeht," ſprach Pepuſch mit finſterm Blick, „da ſeht Ihr nun, was aus Eurer Thorheit, aus Euerm albernen Treiben herauskommt. — Wer gab Euch das Recht die arme Dörtje einzuſperren wie eine Sklavin und dann wieder, um nur Leute anzulocken, ſie im Prunk auszuſtellen, wie ein naturhiſtoriſches Wunder? — Warum thatet Ihr Gewalt an ihrer Neigung und ließet es nicht zu, daß ſie mir die Hand gab, da Ihr doch bemerken mußtet, wie innig wir uns liebten? — Entflohen iſt ſie? — Nun gut, ſo iſt ſie wenigſtens nicht mehr in Eurer Gewalt, und weiß ich auch in dieſem Augenblick nicht, wo ich ſie ſuchen ſoll, ſo bin ich doch überzeugt, daß ich ſie finden werde. Da, Leuwenhöck, ſetzt die Perrücke auf und ergebt Euch in Euer Geſchick; das iſt das beſte und gerathenſte, was Ihr jetzt thun könnet."

Der Flohbändiger ſtutzte mit der linken Hand die Perrücke auf das kahle Haupt, während er mit der rechten Pepuſch beim Arm ergriff. „Pepuſch," ſprach er, „Pepuſch, Ihr ſeyd mein wahrer Freund;

„denn Ihr ſeyd der einzige Menſch in der ganzen Stadt Frankfurt, welcher weiß, daß ich begraben liege in der alten Kirche zu Delft, ſeit dem Jahre Eintauſend ſiebenhundert und fünf und zwanzig, und habt es doch noch Niemanden verrathen, ſelbſt wenn Ihr auf mich zürntet wegen der Dörtje Elverdink. — Will es mir auch zuweilen nicht recht in den Kopf, daß ich wirklich jener Anton van Leuwenhöck bin, den man in Delft begraben, ſo muß ich es denn doch, betrachte ich meine Arbeiten und bedenke ich mein Leben, wiederum glauben und es iſt mir deshalb ſehr angenehm, daß man davon überhaupt gar nicht ſpricht. — Ich ſehe jetzt ein, liebſter Pepuſch, daß ich, was die Dörtje Elverdink betrifft, nicht recht gehandelt habe, wiewohl auf ganz andere Weiſe als Ihr wohl meinen möget. Recht that ich nämlich daran, daß ich Eure Bewerbungen für ein thörigtes zweckloſes Streben erklärte, Unrecht aber, daß ich nicht ganz offenherzig gegen Euch war, daß ich Euch nicht ſagte, was es mit der Dörtje Elverdink eigentlich für eine Bewandtniß hat. Eingeſehen hättet Ihr dann, wie löblich es war, Euch Wünſche aus dem Sinn zu reden, deren Erfüllung nicht anders als verderblich ſeyn konnte. — Pepuſch! ſetzt Euch zu mir und vernehmt eine wunderbare Hiſtorie!"

„Das kann ich wohl thun," erwiederte Pepuſch mit giftigem Blick, indem er Platz nahm auf einem gepolſterten Lehnſtuhl, dem Flohbändiger gegenüber. „Da," begann der Flohbändiger, „da Ihr, mein lieber Freund Pepuſch, in der Geſchichte wohl bewandert ſeyd, ſo wißt Ihr ohne Zweifel, daß der König Sekakis viele Jahre hindurch mit der Blumenkönigin im vertraulichen Verhältniß lebte, und daß die ſchöne, anmuthige Prinzeſſin Gamaheh die Frucht dieſer Liebe war. Weniger bekannt dürft' es ſeyn, und auch ich kann es Euch nicht ſagen, auf welche Weiſe Prinzeſſin Gamaheh nach Famaguſta kam. Manche behaupten, und nicht ohne Grund, daß die Prinzeſſin in Famaguſta ſich verbergen ſollte vor dem widerlichen Egel-Prinzen, dem geſchwornen Feinde der Blumenkönigin."

„Genug! — in Famaguſta begab es ſich, daß die Prinzeſſin einſt in der erfriſchenden Kühle des Abends luſtwandelte und in ein dunkles anmuthiges Cypreſſen-Wäldchen gerieth. Verlockt von dem lieblichen Säuſeln des Abendwindes, dem Murmeln des Bachs,

„dem melodiſchen Gezwitſcher der Vögel, ſtreckte die Prinzeſſin ſich
„hin in das weiche duftige Moos und fiel bald in tiefen Schlaf.
„Gerade der Feind, dem ſie hatte entgehen wollen, der häßliche Egel-
„prinz ſtreckte aber ſein Haupt empor aus dem Schlammwaſſer, er-
„blickte die Prinzeſſin, und verliebte ſich in die ſchöne Schläferin
„dermaßen, daß er dem Verlangen, ſie zu küſſen, nicht widerſtehen
„konnte. Leiſe kroch er heran, und küßte ſie hinter das linke Ohr.
„Nun wißt Ihr aber wohl, Freund Pepuſch, daß die Dame, die
„der Egelprinz zu küſſen ſich unterfängt, verloren, denn er iſt der
„ärgſte Blutſauger von der Welt. So geſchah es denn auch, daß
„der Egelprinz die arme Prinzeſſin ſo lange küßte, bis alles Leben
„aus ihr geflohen war. Da fiel er ganz überſättigt und trunken
„in's Moos und mußte von ſeinen Dienern, die ſich ſchnell aus dem
„Schlamm hinanwälzten, nach Hauſe gebracht werden. — Vergebens
„arbeitete ſich die Wurzel Mandragora aus der Erde hervor, legte
„ſich auf die Wunde, die der heimtückiſche Egelprinz der Prinzeſſin
„geküßt, vergebens erhoben ſich auf das Wehgeſchrei der Wurzel alle
„Blumen und ſtimmten ein in die troſtloſe Klage! Da geſchah es,
„daß der Genius Thetel gerade des Weges kam; auch er wurde tief
„gerührt von Gamaheh's Schönheit und ihrem unglücklichen Tode.
„Er nahm die Prinzeſſin in die Arme, drückte ſie an ſeine Bruſt,
„mühte ſich, ihr Leben einzuhauchen mit ſeinem Athem, aber ſie er-
„wachte nicht aus dem Todesſchlaf. Da erblickte der Genius Thetel
„den abſcheulichen Egelprinzen, den (ſo ſchwerfällig und trunken war
„er) die Diener nicht hatten hinunterſchaffen können in den Palaſt,
„entbrannte in Zorn und warf eine ganze Fauſt voll Kryſtallſalz
„dem häßlichen Feinde auf den Leib, ſo daß er ſogleich allen pur-
„purnen Ichor, den er der Prinzeſſin Gamaheh ausgeſogen, aus-
„ſtrömte und dann ſeinen Geiſt aufgab unter vielen Zuckungen und
„Grimaſſen, auf elendigliche Weiſe. Alle Blumen, die ringsum
„ſtanden, tauchten aber ihre Kleider in dieſen Ichor und färbten ſie
„zum ewigen Angedenken der ermordeten Prinzeſſin in ein ſolches
„herrliches Roth, wie es kein Maler auf Erden herauszubringen ver-
„mag. — Ihr wißt, Pepuſch! daß die ſchönſten dunkelrothen Nelken,
„Amaryllen und Cheiranthen eben aus jenem Cypreſſenwäldchen,
„wo der Egelprinz die ſchöne Gamaheh todtküßte, herſtammen. Der
„Genius Thetel wollte forteilen, da er noch vor Einbruch der Nacht

in Samarkand viel zu thun hatte, noch einen Blick warf er aber auf die Prinzeſſin, blieb feſt gezaubert ſtehen und betrachtete ſie mit der innigſten Wehmuth. Da kam ihm plötzlich ein Gedanke. Statt weiter zu gehen, nahm er die Prinzeſſin in die Arme und ſchwang ſich mit ihr hoch auf in die Lüfte. — Zu derſelben Zeit beobachteten zwei weiſe Männer, von denen einer, nicht verſchwiegen ſey es, ich ſelbſt war, auf der Gallerie eines hohen Thurmes den Lauf der Geſtirne. Dieſe gewahrten hoch über ſich den Genius Thetel mit der Prinzeſſin Gamaheh und in demſelben Augenblick fiel auch dem einen — doch! das gehört für jetzt nicht zur Sache! — Beide Magier hatten zwar den Genius Thetel erkannt, nicht aber die Prinzeſſin, und erſchöpften ſich in allerlei Vermuthungen, was die Erſcheinung wohl zu bedeuten, ohne irgend etwas Gewiſſes oder auch nur Wahrſcheinliches ergrübeln zu können. Bald darauf wurde aber das unglückliche Schickſal der Prinzeſſin Gamaheh in Famaguſta allgemein bekannt und nun wußten auch die Magier ſich die Erſcheinung des Genius Thetel mit dem Mädchen im Arm zu erklären."

„Beide vermutheten, daß der Genius Thetel gewiß noch ein Mittel gefunden habe müſſe, die Prinzeſſin in's Leben zurückzurufen, und beſchloſſen in Samarkand Nachfrage zu halten, wohin er ihrer Beobachtung nach, offenbar ſeinen Flug gerichtet hatte. In Samarkand war aber von der Prinzeſſin alles ſtille, Niemand wußte ein Wort."

„Viele Jahre waren vergangen, die beiden Magier hatten ſich entzweit, wie es wohl unter gelehrten Männern deſto öfter zu geſchehen pflegt, je gelehrter ſie ſind, und nur noch die wichtigſten Entdeckungen theilten ſie ſich aus alter eiſerner Gewohnheit einander mit. — Ihr habt nicht vergeſſen, Pepuſch, daß ich ſelbſt einer dieſer Magier bin. — Alſo, nicht wenig erſtaunte ich über eine Mittheilung meines Collegen, die über die Prinzeſſin Gamaheh das Wunderbarſte und zugleich Glückſeligſte enthielt, was man nur hätte ahnen können. Die Sache verhielt ſich folgendergeſtalt: Mein College hatte durch einen wiſſenſchaftlichen Freund aus Samarkand die ſchönſten und ſeltenſten Tulpen und ſo vollkommen friſch erhalten, als ſeyen ſie eben vom Stengel geſchnitten. Es war ihm vorzüglich um die mikroſkopiſche Unterſuchung der inneren Theile und zwar des Blumenſtaubes zu thun. Er zergliederte deshalb eine

„ſchöne lila und gelb gefärbte Tulpe, und entdeckte mitten in dem Kelch ein kleines fremdartiges Körnlein, welches ihm auffiel in ganz beſonderer Weiſe. Wie groß war aber ſeine Verwunderung, als er mittelſt Anwendung des Suchglaſes deutlich gewahrte, daß das kleine Körnlein nichts anders als die Prinzeſſin Gamaheh, die in den Blumenſtaub des Tulpenkelchs gebettet, ruhig und ſüß zu ſchlummern ſchien.“

„Solch' eine weite Strecke mich auch von meinem Collegen trennen mochte, dennoch ſetzte ich mich augenblicklich auf und eilte zu ihm hin. Er hatte indeſſen alle Operationen bei Seite geſtellt, um mir das Vergnügen des erſten Anblicks zu gönnen, wohl auch aus Furcht, ganz nach eignem Kopf handelnd, etwas zu verderben. Ich überzeugte mich bald von der vollkommenen Richtigkeit der Beobachtung meines Collegen und war auch eben ſo wie er des feſten Glaubens, daß es möglich ſeyn müſſe, die Prinzeſſin dem Schlummer zu entreißen und ihr die vorige Geſtalt wieder zu geben. Der uns inwohnende ſublime Geiſt ließ uns bald die richtigen Mittel finden. — Da Ihr, Freund Pepuſch, ſehr wenig, eigentlich gar nichts von unſerer Kunſt verſtehet, ſo würde es höchſt überflüſſig ſeyn, Euch die verſchiedenen Operationen zu beſchreiben, die wir nun vornahmen, um zu unſerm Zweck zu gelangen. Es genügt, wenn ich Euch ſage, daß es uns mittelſt des geſchickten Gebrauchs verſchiedener Gläſer, die ich meiſtentheils ſelbſt präparirte, glückte, nicht allein die Prinzeſſin unverſehrt aus dem Blumenſtaub hervorzuziehen, ſondern auch ihr Wachsthum in der Art zu befördern, daß ſie bald zu ihrer natürlichen Größe gelangt war. — Nun fehlte freilich noch das Leben und ob ihr dieſes zu verſchaffen möglich, das hing von der letzten und ſchwierigſten Operation ab. — Wir reflektirten ihr Bild mittelſt eines herrlichen Kuffiſchen Sonnenmikroſkops, und löſten dieſes Bild geſchickt los von der weißen Wand, welches ohne allen Schaden von Statten ging. So wie das Bild frei ſchwebte, fuhr es wie ein Blitz in das Glas hinein, welches in tauſend Stücke zerſplitterte. Die Prinzeſſin ſtand friſch und lebendig vor uns. Wir jauchzten auf vor Freude, aber auch um ſo größer war unſer Entſetzen, als wir bemerkten, daß der Umlauf des Blutes gerade da ſtockte, wo der Egelprinz ſich angeküßt hatte. Schon wollte ſie ohnmächtig hinſinken, als wir eben an der Stelle

„hinter dem linken Ohr einen kleinen ſchwarzen Punkt erſcheinen „und eben ſo ſchnell wieder verſchwinden ſahen. Die Stockung des „Bluts hörte ſogleich auf, die Prinzeſſin erholte ſich wieder, und „unſer Werk war gelungen.“

„Jeder von uns, ich und mein Herr College, wußte recht gut, „welch’ unſchätzbaren Werth der Beſitz der Prinzeſſin für ihn haben „mußte, und jeder ſtrebte darnach, indem er größeres Recht zu haben „glaubte, als der andere. Mein College führte an, daß die Tulpe, „in deren Kelch er die Prinzeſſin gefunden, ſein Eigenthum geweſen, „und daß er die erſte Entdeckung gemacht, die er mir mitgetheilt, ſo, „daß ich nur als Hülfeleiſtender zu betrachten, der das Werk ſelbſt, „bei dem er geholfen, nicht als Lohn der Arbeit verlangen könne. „Ich dagegen berief mich darauf, daß ich die letzte ſchwierigſte Operation, wodurch die Prinzeſſin zum Leben gelangt, erfunden und „bei der Ausführung mein College nur geholfen, weshalb, habe er „auch Eigenthums-Anſprüche auf den Embryo im Blumenſtaub gehabt, mir doch die lebendige Perſon gehöre. Wir zankten uns „mehrere Stunden bis endlich, als wir uns die Kehlen heiſer geſchrien hatten, ein Vergleich zu Stande kam. Der College überließ mir die Prinzeſſin, wogegen ich ihm ein ſehr wichtiges geheimnißvolles Glas einhändigte. Eben dieſes Glas iſt aber die Urſache „unſerer jetzigen gänzlichen Verfeindung. Mein College behauptet „nämlich, ich habe das Glas betrügeriſcher Weiſe unterſchlagen; dies „iſt aber eine grobe unverſchämte Lüge, und wenn ich auch wirklich „weiß, daß ihm das Glas bei der Aushändigung abhanden gekommen „iſt, ſo kann ich doch auf Ehre und Gewiſſen betheuern, daß ich „nicht Schuld daran bin, auch durchaus nicht begreiſe, wie das hat „geſchehen können. Das Glas iſt nämlich gar nicht ſo klein, da ein „Pulverkorn nur höchſtens acht Mal größer ſeyn mag. — Seht, „Freund Pepuſch, nun habe ich Euch mein ganzes Vertrauen geſchenkt, nun wißt Ihr, daß Dörtje Elverdink keine andere iſt, als „eben die in’s Leben zurückgerufene Prinzeſſin Gamaheh, nun ſeht „Ihr ein, daß ein ſchlichter junger Mann, wie Ihr, wohl auf ſolch „eine hohe myſtiſche Verbindung keinen“ —

„Halt,“ unterbrach George Pepuſch den Flohbändiger, indem er ihn etwas ſataniſch anlächelte, „halt, ein Vertrauen iſt des andern „werth, und ſo will ich Euch meinerſeits denn vertrauen, daß ich

„das Alles, was Ihr mir da erzählt habt, ſchon viel früher und „beſſer wußte als Ihr. Nicht genug kann ich mich über Eure Beſchränktheit, über Eure alberne Anmaßung verwundern. — Vernehmt, was Ihr längſt erkennen müßtet, wäre es, außer dem was „die Glasſchleiferei betrifft, mit Eurer Wiſſenſchaft nicht ſo ſchlecht „beſtellt, vernehmt, daß ich ſelbſt die Diſtel Zeherit bin, welche dort „ſtand, wo die Prinzeſſin Gamaheh ihr Haupt niedergelegt hatte, „und von der Ihr gänzlich zu ſchweigen für gut gefunden habt.“

„Pepuſch, rief der Flohbändiger, ſeyd Ihr bei Sinnen? Die „Diſtel Zeherit blüht im fernen Indien und zwar in dem ſchönen „von hohen Bergen umſchloſſenen Thale, wo ſich zuweilen die weiſeſten Magier der Erde zu verſammeln pflegen. Der Archivarius „Lindhorſt kann Euch darüber am beſten belehren. Und Ihr, den „ich hier im Polröckchen zum Schulmeiſter laufen geſehen, den ich „als vor lauter Studiren und Hungern vermagerten, vergelbten „Jenenſer gekannt, Ihr wollt die Diſtel Zeherit ſeyn? — Das macht „einem Andern weiß, aber mich laßt damit in Ruhe.“

„Was Ihr,“ ſprach Pepuſch lachend, „was Ihr doch für ein „weiſer Mann ſeyd, Leuwenhöck. Nun! haltet von meiner Perſon „was Ihr wollt, aber ſeyd nicht albern genug zu läugnen, daß die „Diſtel Zeherit in dem Augenblick, da ſie Gamaheh's ſüßer Athem „traf, in glühender Liebe und Sehnſucht erblühte und daß, als ſie „die Schläfe der holden Prinzeſſin berührte, dieſe auch ſüß träumend „in Liebe kam. Zu ſpät gewahrte die Diſtel den Egelprinzen den „ſie ſonſt mit ihren Stacheln augenblicklich getödtet hätte. Doch „wär' es ihr mit Hülfe der Wurzel Mandragora gelungen, die Prinzeſſin wieder in das Leben zurückzubringen, kam nicht der tölpiſche „Genius Thetel dazwiſchen mit ſeinen ungeſchickten Rettungsverſuchen. — Wahr iſt es, daß Thetel im Zorn in die Salzmeſte griff, „die er auf Reiſen gewöhnlich am Gürtel zu tragen pflegt, wie „Pantagruel ſeine Gewürzbarke, und eine tüchtige Hand voll Salz „nach dem Egelprinzen warf, ganz falſch aber, daß er ihn dadurch „getödtet haben ſollte. Alles Salz fiel in den Schlamm, nicht ein „einziges Körnlein traf den Egelprinzen, den die Diſtel Zeherit mit „ihren Stacheln tödtete, ſo den Tod der Prinzeſſin rächte und ſich „dann ſelbſt dem Tode weihte. Bloß der Genius Thetel, der ſich „in Dinge miſchte, die ihn nichts angingen, iſt daran Schuld.

„daß die Prinzeſſin ſo lange im Blumenſchlaf liegen mußte; die „Diſtel Zeherit erwachte viel früher. Denn Beider Tod war nur „die Betäubung des Blumenſchlafs, aus der ſie in's Leben zurückkehren durften, wiewohl in anderer Geſtalt. Das Maaß Eures „gröblichen Irrthums würdet Ihr nämlich voll machen, wenn Ihr „glauben ſolltet, daß die Prinzeſſin Gamaheh völlig ſo geſtaltet war, „als es jetzt Dörtje Elverdink iſt, und daß Ihr es waret, der ihr „das Leben wiedergab. Es ging Euch ſo, mein guter Leuwenhöck, „wie dem ungeſchickten Diener in der wahrhaft merkwürdigen Geſchichte von den drei Pomeranzen, der zwei Jungfrauen aus den „Pomeranzen befreite, ohne ſich vorher des Mittels verſichert zu „haben, ſie am Leben zu erhalten und die dann vor ſeinen Augen „elendiglich umkamen. — Nicht Ihr, nein jener, der Euch entlaufen, „deſſen Verluſt Ihr ſo hart fühlt und bejammert, der war es, der „das Werk vollendete, welches Ihr ungeſchickt genug begonnen.“

„Ha,“ ſchrie der Flohbändiger ganz außer ſich, „ha meine Ahnung! — Aber Ihr, Pepuſch, Ihr, dem ich ſo viel Gutes erzeigt, Ihr ſeyd mein ärgſter, ſchlimmſter Feind, das ſehe ich nun wohl ein. Statt mir zu rathen, ſtatt mir beizuſtehen in meinem Unglück, tiſcht Ihr mir allerlei unziemliche Narrenspoſſen auf.“ — „Die Narrenspoſſen auf Euern Kopf,“ ſchrie Pepuſch ganz erboſt, „zu ſpät werdet Ihr Eure Thorheit bereuen, einbildiſcher Charlatan! — Ich gehe Dörtje Elverdink aufzuſuchen. — Doch damit Ihr nicht mehr ehrliche Leute vexirt“ —

Pepuſch faßte nach der Schraube, die das ganze mikroskopiſche Maſchinenwerk in Bewegung ſetzte. „Bringt mich nur gleich um's Leben!“ kreiſchte der Flohbändiger; doch in dem Augenblick krachte auch alles zuſammen und ohnmächtig ſtürzte der Flohbändiger zu Boden. —

„Wie mag es,“ ſprach George Pepuſch zu ſich ſelbſt, als er auf der Straße war, „wie mag es geſchehen, daß einer, der über ein hübſches warmes Zimmer, über ein wohlaufgeklopftes Bette gebietet, ſich zur Nachtzeit in dem ärgſten Sturm und Regen auf den Straßen herumtreibt?“ — Wenn er den Hausſchlüſſel vergeſſen, und wenn überdem Liebe, thörigtes Verlangen ihn jagt. So mußte er ſich ſelbſt antworten. — Thörigt kam ihm nämlich jetzt ſein ganzes Beginnen vor. — Er erinnerte ſich des Augenblicks, als er Dörtje Elverdink zum erſtenmal geſehen. — Vor mehreren Jahren zeigte nämlich der Flohbändiger ſeine Kunſtſtückchen in Berlin und hatte nicht geringen Zuſpruch, ſo lange die Sache neu blieb. Bald hatte man ſich aber an den kultivirten und exerzirten Flöhen ſatt geſehen, man hielt nun nicht einmal die Schneider-, Riemer-, Sattler-, Waffenarbeit zum Gebrauch der kleinen Perſonen für ſo gar bewundrungswürdig, unerachtet man erſt von Unbegreiflichkeit, zauberiſchem Weſen geſprochen, und der Flohbändiger ſchien ganz in Vergeſſenheit zu gerathen. Bald hieß es aber, daß eine Nichte des Flohbändigers, die ſonſt noch gar nicht zum Vorſchein gekommen, jetzt den Vorſtellungen beiwohne. Dieſe Nichte ſey aber ſolch ein ſchönes, anmuthiges Mädchen und dabei ſo allerliebſt geputzt, daß es gar nicht zu ſagen. Die bewegliche Welt der jungen modernen Herren, welche als tüchtige Concertmeiſter in der Societät Ton und Takt anzugeben pflegen, ſtrömte hin, und weil in dieſer Welt nur die Extreme gelten, ſo weckte des Flohbändigers Nichte ein nie geſehenes Wunder. — Bald war es Ton, den Flohbändiger zu beſuchen, wer ſeine Nichte nicht geſehen, durfte nicht mitſprechen, und ſo war dem Manne geholfen. Kein Menſch konnte ſich übrigens in den Vornamen „Dörtje" finden und da gerade zu der Zeit die herrliche Bethmann in der Rolle der Königin von Golkonda, alle hohe Liebenswürdigkeit, alle hinreißende Anmuth, alle weibliche Zartheit entwickelte, die dem Geſchlecht nur eigen, und ein Ideal des unnennbaren Zaubers ſchien, mit dem ein weibliches Weſen alles zu entzücken vermag, ſo nannte man die Holländerin „Aline."

Zu der Zeit kam George Pepuſch nach Berlin, Leuwenhöcks ſchöne Nichte war das Geſpräch des Tages, und ſo wurde auch an der Wirthstafel des Hotels, in dem Pepuſch ſich einlogirt, beinahe von nichts Anderem geſprochen als von dem kleinen reizenden Wunder, das alle Männer, jung und alt, ja ſelbſt die Weiber entzücke Man drang in Pepuſch, ſich nur gleich auf die höchſte Spitze alles jetzigen Treibens in Berlin zu ſtellen und die ſchöne Holländerin zu ſehen. — Pepuſch hatte ein reizbares melancholiſches Temperament; in jedem Genuß ſpürte er zu ſehr den bittern Beigeſchmack, der freilich aus dem ſchwarzen ſtygiſchen Bächlein kommt, das durch unſer ganzes Leben rinnt, und das machte ihn finſter, in ſich gekehrt, ja oft ungerecht gegen Alles, was ihn umgab. Man kann denken, daß auf dieſe Weiſe Pepuſch wenig aufgelegt war, hübſchen Mädchen nachzulaufen, er ging aber dennoch zu dem Flohbändiger, mehr um ſeine vorgefaßte Meinung, daß auch hier, wie ſo oft im Leben, nur ein ſeltſamer Wahn ſpuke, bewährt zu ſehen, als des gefährlichen Wunders halber. Er fand die Holländerin gar hübſch, anmuthig, angenehm, indem er ſie aber betrachtete, mußte er ſelbſtgefällig ſeine Sagazität belächeln, vermöge der er ſchon errathen, daß die Köpfe, welche die Kleine vollends verdreht hatte, ſchon von Haus aus ziemlich wackeligt geweſen ſeyn mußten.

Die Schöne hatte den leichten ungezwungenen Ton, der von der feinſten ſozialen Bildung zeugt, ganz in ihrer Gewalt; mit jener liebenswürdigen Coquetterie, die dem, dem ſie vertraulich die Fingerſpitze hinreicht, zugleich den Muth benimmt, ſie zu erfaſſen, wußte das kleine holde Ding, die ſie von allen Seiten Beſtürmenden ebenſo anzuziehen, als in den Grenzen des zarteſten Anſtandes zu erhalten.

Niemand kümmerte ſich um den fremden Pepuſch, der Muße genug fand, die Schöne in ihrem ganzen Thun und Weſen zu beobachten. Indem er aber länger und länger ihr in das holde Geſichtchen guckte, regte ſich in dem tiefſten Hintergrunde des inneren Sinnes eine dumpfe Erinnerung, als habe er die Holländerin irgend wo einmal geſehen, wiewohl in ganz andern Umgebungen und anders gekleidet, ſo wie es ihm war, als ſey auch er damals ganz anders geſtaltet geweſen. Vergebens quälte er ſich ab, dieſe Erinnerungen zu irgend einer Deutlichkeit zu bringen, wiewohl der Gedanke, daß er die Kleine wirklich ſchon geſehen, immer mehr an Feſtigkeit gewann. Das Blut ſtieg ihm in's Geſicht, als ihn endlich jemand leiſe anſtieß und ihm in's Ohr lispelte: „Nicht wahr, Herr Philoſoph, auch Sie hat der Blitzſtrahl getroffen?“ Es war ſein Nachbar von der Wirthstafel her, dem er geäußert hatte, daß er die Extaſe, in die alles verſetzt ſey, für einen ſeltſamen Wahnſinn halte, der eben ſo ſchnell dahin ſchwinde als er entſtehe. — Pepuſch bemerkte, daß, während er die Kleine unverwandten Auges angeſtarrt, der Saal leer geworden, ſo daß eben die letzten Perſonen davon ſchritten. Erſt jetzt ſchien die Holländerin ihn zu gewahren; ſie grüßte ihn mit anmuthiger Freundlichkeit. —

Pepuſch wurde die Holländerin nicht los; er marterte ſich ab in der ſchlafloſen Nacht, um nur auf die Spur jener Erinnerung zu kommen, indeſſen vergebens. Der Anblick der Schönen könnte allein ihn auf jene Spur bringen, ſo dachte er ganz richtig und unterließ nicht, gleich anderen Tages und dann alle folgende Tage zum Flohbändiger zu wandern, und zwei — drei Stunden die hübſche Dörtje Elverdink anzuſtarren. —

Kann der Mann den Gedanken an ein liebenswürdiges Frauenzimmer, das ſeine Aufmerkſamkeit erregte auf dieſe, jene Weiſe, nicht los werden, ſo iſt das für ihn der erſte Schritt zur Liebe, und ſo kam es denn auch, daß Pepuſch in dem Augenblick, als er bloß jener dunklen Erinnerung nachzugrübeln glaubte, in die ſchöne Holländerin ſchon ganz verliebt war.

Wer wollte ſich jetzt noch um die Flöhe kümmern, über die die Holländerin alles an ſich ziehend den glänzendſten Sieg davon getragen hatte. Der Flohbändiger fühlte ſelbſt, daß er mit ſeinen Flöhen eine etwas alberne Rolle ſpiele, er ſperrte daher ſeine Mannſchaft bis auf andere Zeiten ein, und gab mit vielem Geſchick ſeinem Schauſpiel eine andere Geſtalt, der ſchönen Nichte aber die Hauptrolle.

Der Flohbändiger hatte nämlich den glücklichen Gedanken gefaßt, Abendunterhaltungen anzuordnen, auf die man ſich mit einer ziemlich hohen Summe abonnirte und in denen, nachdem er einige artige optiſche Kunſtſtücke gezeigt, die fernere Unterhaltung der Geſellſchaft ſeiner Nichte oblag. — In vollem Maaß ließ die Schöne ihr ſoziales Talent glänzen, dann nützte ſie aber die kleinſte Stockung, um durch Geſang, den ſie ſelbſt auf der Guitarre begleitete, der Geſellſchaft einen neuen Schwung zu geben. Ihre Stimme war nicht ſtark, ihre Methode nicht grandios, oft wider die Regel, aber der ſüße Ton, die Klarheit, Nettigkeit ihres Geſanges entſprach ganz ihrem holden Weſen und vollends, wenn ſie unter den ſchwarzen ſeidenen Wimpern den ſchmachtenden Blick wie feuchten Mondesſtrahl hineinleuchten ließ unter die Zuhörer, da wurde jedem die Bruſt enge, und ſelbſt der Tadel des eigenſinnigſten Pedanten mußte verſtummen. —

Pepuſch ſetzte in dieſen Abendunterhaltungen ſein Studium eifrig fort, das heißt, er ſtarrte zwei Stunden lang die Holländerin an, und verließ dann mit den Uebrigen den Saal.

Einmal ſtand er der Holländerin näher als gewöhnlich und hörte deutlich, wie ſie zu einem jungen Manne ſprach: „Sagen Sie mir, wer iſt dieſes lebloſe Geſpenſt, das mich jeden Abend Stunden lang anſtarrt und dann lautlos verſchwindet?“

Pepuſch fühlte ſich tief verletzt, tobte und lärmte auf ſeinem Zimmer, ſtellte ſich ſo ungeberdig, daß kein Freund ihn in dieſem tollen Weſen wieder erkannt haben würde. Er ſchwur hoch und theuer, die boshafte Holländerin niemals wieder zu ſehen, unterließ aber nicht, gleich am andern Abend ſich zur gewöhnlichen Stunde bei Leuwenhöck einzufinden und wo möglich die ſchöne Dörtje mit noch erſtarrterem Blick anzugaffen. Schon auf der Treppe war er freilich darüber ſehr erſchrocken, daß er eben die Treppe hinaufſtieg und hatte in aller Schnelligkeit den weiſen Vorſatz gefaßt, ſich wenigſtens von dem verführeriſchen Weſen ganz entfernt zu halten. Dieſen Vorſatz führte er auch wirklich aus, indem er ſich in einen Winkel des Saales verkroch; der Verſuch die Augen niederzuſchlagen, mißglückte aber durchaus, und wie geſagt, noch ſtarrer als ſonſt ſchaute er der Holländerin in die Augen.

Selbſt wußte er nicht wie es geſchah, daß Dörtje Elverdink plötzlich in ſeinem Winkel dicht neben ihm ſtand.

Mit einem Stimmlein, das ſüßliſpelnde Melodie war, ſprach die Holde: „Ich erinnere mich nicht, mein Herr, Sie ſchon anderwärts geſehen zu haben als hier in Berlin, und doch finde ich in den Zügen Ihres Antlitzes, in Ihrem ganzen Weſen ſo viel Bekanntes. Ja es iſt mir als wären wir vor gar langer Zeit einander ganz befreundet geweſen, jedoch in einem ſehr fernen Lande und unter ganz andern ſeltſamen Umſtänden. Ich bitte Sie, mein Herr, reißen Sie mich aus der Ungewißheit, und täuſcht mich nicht vielleicht eine Aehnlichkeit, ſo laſſen Sie uns das freundſchaftliche Verhältniß erneuern, das in dunkler Erinnerung ruht, wie ein ſchöner Traum.“

Dem Herrn George Pepuſch wurde bei dieſen anmuthigen Worten der ſchönen Holländerin gar ſonderbar zu Muthe. Die Bruſt war enge, und indem ihm die Stirn brannte, fröſtelte es ihn durch alle Glieder, als läg' er im ſtärkſten Fieber. Wollte das nun auch nichts anders bedeuten, als daß Herr Pepuſch in die Holländerin bis über den Kopf verliebt war, ſo gab es doch noch eine andere Urſache des durchaus verwirrten Zuſtandes, der ihm alle Sprache, ja beinahe alle

Beſinnung raubte. So wie nämlich Dörtje Elverdink davon ſprach, daß ſie glaube, vor langer Zeit ihn ſchon gekannt zu haben, war es ihm, als würde in ſeinem Innern wie in einer Laterna magica plötzlich ein anderes Bild vorgeſchoben und er erblickte ein weit entferntes Sonſt, das lange zurückliege hinter der Zeit als er zum erſten Mal Muttermilch gekoſtet, und in dem er ſelbſt doch eben ſo gut als Dörtje Elverdink ſich rege und bewege. Genug! — der Gedanke, der ſich eben durch vieles Denken erſt recht klar und feſt geſtaltete, blitzte in dieſem Augenblick auf und dieſer Gedanke war nichts Geringeres als daß Dörtje Elverdink die Prinzeſſin Gamaheb, Tochter des Königs Sekakis ſey, die er ſchon in der grünen Zeit geliebt, da er noch die Diſtel Zeherit geweſen. Gut war es, daß er dieſen Gedanken andern Leuten nicht ſonderlich mittheilte; man hätte ihn ſonſt vielleicht für wahnſinnig gehalten und eingeſperrt, wiewohl die fixe Ide eines Partiell-Wahnſinnigen oft nichts anders ſeyn mag, als die Ironie eines Seyns, welches dem jetzigen vorausging.

„Aber mein Himmel, Sie ſcheinen ja ſtumm, mein Herr!“ So ſprach die Kleine indem ſie mit den niedlichſten Fingerchen Georgs Bruſt berührte. Doch aus den Spitzen dieſer Finger fuhr ein elektriſcher Strahl dem Georg bis in's Herz hinein, und er erwachte aus ſeiner Betäubung. In voller Extaſe ergriff er die Hand der Kleinen, bedeckte ſie mit glühenden Küſſen und rief: „Himmliſches, göttliches Weſen“ — u. ſ. w. Der geneigte Leſer wird wohl ſich denken können, was Herr Georg Pepuſch in dieſem Augenblick noch alles gerufen. —

Es genügt zu ſagen, daß die Kleine Georgs Liebesbetheurungen ſo aufnahm, wie er es nur wünſchen konnte, und daß die verhängnißvolle Minute im Winkel des Leuwenhöck'ſchen Saales ein Liebesverhältniß gebar, das den guten Herrn Georg Pepuſch erſt in den Himmel, dann aber der Abwechſelung wegen in die Hölle verſetzte. War nämlich Pepuſch melancholiſchen Temperaments und dabei mürriſch und argwöhniſch, ſo konnt' es nicht fehlen, daß Dörtje's Betragen ihm Anlaß gab zu mancher Eiferſüchtelei. Gerade dieſe Eiferſüchtelei reizte aber Dörtje's etwas ſchalkiſchen Humor und es war ihre Luſt, den armen Herrn Georg Pepuſch auf die ſinnreichſte Weiſe zu quälen. Da nun aber jedes Ding nur bis zu einer gewiſſen Spitze getrieben werden kann, ſo kam es denn auch zuletzt bei Pepuſch zum Ausbruch des lang verhaltenen Ingrimms. Er ſprach nämlich einmal gerade von jener wunderbaren Zeit, da er als Diſtel Zeherit die ſchöne Holländerin, die damals die Tochter des Königs Sekakis geweſen, ſo innig geliebt und gedachte mit aller Begeiſterung der innigſten Liebe, daß eben jenes Verhältniß, der Kampf mit dem Egelkönig ihm ſchon das unbeſtrittenſte Recht auf Dörtje's Hand gegeben. Dörtje Elverdink verſicherte, wie ſie ſich jener Zeit, jenes Verhältniſſes gar wohl erinnere, und die Ahnung davon zuerſt wieder in ihre Seele gekommen, als Pepuſch ſie mit dem Diſtelblick angeſchaut. Die Kleine wußte ſo anmuthig von dieſen wunderbaren Dingen zu reden, ſie that ſo begeiſtert von der Liebe zu der Diſtel Zeherit, die dazu beſtimmt geweſen in Jena zu ſtudiren und dann in Berlin die Prinzeſſin Gamaheh wieder zu finden, daß Herr Georg Pepuſch im Eldorado alles Entzückens zu ſeyn glaubte. — Das Liebespaar ſtand am Fenſter und die Kleine litt es, daß der verliebte George den Arm um ſie ſchlug. In dieſer vertraulichen Stellung koſten ſie mit einander, denn zum Gekoſe wurde das träumeriſche Reden von den Wundern in Famaguſta. Da begab es ſich, daß ein ſehr hübſcher Offizier von den Garde-Huſaren, in funkelnagelneuer Uniform vorüberging und die Kleine, die er aus den Abendgeſellſchaften kannte, ſehr freundlich grüßte. Dörtje hatte die Augen halb geſchloſſen und das Köpfchen abgewendet von der Straße; man hätte denken ſollen, daß es ihr unmöglich ſeyn müßte, den Offizier zu gewahren, aber mächtig iſt der Zauber einer neuen glänzenden Uniform! Die Kleine, vielleicht ſchon erregt durch das bedeutungsvolle Klappern des Säbels auf dem Steinpflaſter, öffnete die Aeugelein hell und klar, wand ſich aus Georgs Arm, riß das Fenſter auf, warf dem Offizier ein Kußhändchen zu, und ſchaute ihm nach, bis er um die Ecke verſchwunden.

„Gamaheh," ſchrie die Diſtel Zeherit ganz außer ſich, „Gamaheh, was iſt das? — ſpotteſt du meiner? Iſt das die Treue, die du deiner Diſtel angelobt?" — Die Kleine drehte ſich auf dem Abſatz herum, ſchlug ein helles Gelächter auf und rief: „Geht, geht, George! Bin ich die Tochter des würdigem alten Königs Sekakis, ſeyd Ihr die Diſtel Zeherit, ſo iſt jener allerliebſte Offizier der Genius Thetel, der mir eigentlich viel beſſer gefällt, wie die traurige ſtachligte Diſtel." — Damit ſprang die Holländerin fort durch die Thüre, Georg Pepuſch gerieth aber, wie man denken kann, ſofort in Wuth und Verzweiflung und rannte wild die Treppe hinab, zum Hauſe hinaus, als hetzten ihn tauſend Teufel. Das Geſchick wollt' es, daß Georg einem Freunde begegnete, der in einer Poſtkaleſche ſaß und fort wollte. „Halt, ich reiſe mit Euch!“ So rief die Diſtel Zeherit, flog ſchnell nach Hauſe, zog einen Ueberrock an, ſteckte Geld ein, gab den Stubenſchlüſſel der Wirthin, ſetzte ſich in die Kaleſche hinein und fuhr mit dem Freunde von dannen.

Unerachtet dieſer feindſeligen Trennung war aber die Liebe zur ſchönen Holländerin in Georgs Bruſt ganz und gar nicht erloſchen, und eben ſo wenig konnte er ſich entſchließen, die gerechten Anſprüche aufzugeben, die er als Diſtel Zeherit auf Gamahehs Hand und Herz zu haben glaubte. Er erneuerte daher dieſe Anſprüche, als er nach etlichen Jahren wiederum im Haag mit Leuwenhöck zuſammentraf und wie eifrig er ſie auch in Frankfurt verfolgte, hat der geneigte Leſer bereits erfahren. — —

Ganz troſtlos rannte Herr George Pepuſch in der Nacht durch die Gaſſen, als der flackernde ungewöhnlich helle Schein eines Lichts, der durch die Spalte eines Fenſterladen im untern Stock eines anſehnlichen Hauſes auf die Straße fiel, ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Er glaubte, es müſſe in der Stube brennen und ſchwang ſich daher am Gitterwerk hinauf, um in die Stube zu ſchauen. Grenzenlos war aber ſein Erſtaunen über das, was er erblickte.

Ein helles luſtiges Feuer loderte in dem Kamin, der dem Fenſter gerade über gelegen; vor dieſem Kamin ſaß oder lag vielmehr in einem breiten altväteriſchen Lehnſtuhl die kleine Holländerin, geputzt wie ein Engel. Sie ſchien zu ſchlummern, während ein ſehr alter ausgetrockneter Mann vor dem Feuer kniete und Brill auf der Naſe in einen Topf guckte, in dem wahrſcheinlich irgend ein Getränk kochte. Pepuſch wollte ſich noch höher hinaufſchwingen, um beſſer die Gruppe in's Auge zu faſſen, fühlte ſich indeſſen bei den Beinen gepackt und mit Gewalt heruntergezogen. Eine barſche Stimme rief: „Seht mal den Spitzbuben, das wäre mir recht. — Fort, Patron, in's Hundeloch!“ — Es war der Nachtwächter, der Georgen bemerkt hatte, wie er an dem Fenſter hinanklimmte und nichts anders vermuthen konnte, als daß er einbrechen wolle in's Haus. Aller Proteſtationen unerachtet wurde Herr George Pepuſch von dem Wächter, dem die herbeieilende Patrouille zu Hülfe geeilt war, fortgeſchleppt, und auf dieſe Weiſe endete ſeine nächtliche Wanderung fröhlich in der Wachtſtube. —

Drittes Abentheuer.

Erſcheinung eines kleinen Ungeheuers. Fernere Erläuterung über die Schickſale der Prinzeſſin Gamaheh. Merkwürdiges Freundſchaftsbündniß, welches Herr Peregrinus Tyß eingeht, und Aufſchluß, wer der alte Herr iſt, der in ſeinem Hauſe zur Miethe wohnt. Sehr wunderbare Wirkung eines ziemlich kleinen mikroſkopiſchen Glaſes. Unvermuthete Verhaftung des Helden der Geſchichte.

Wer ſolche Dinge an einem Abende erfahren hat, wie Herr Peregrinus Tyß, ja, wer ſich in ſolcher Stimmung befindet als er, kann ganz unmöglich gut ſchlafen. Unruhig wälzte Herr Peregrinus ſich auf ſeinem Lager, und wenn er in das Deliriren gerieth, das dem Schlaf vorherzugehen pflegt, ſo hatte er wieder das kleine holde Weſen in den Armen und fühlte heiße glühende Küſſe auf ſeinen Lippen. — Dann fuhr er auf und glaubte noch wachend Alinens liebliche Stimme zu hören. In brünſtiger Sehnſucht wünſchte er, ſie möge nicht entflohen ſeyn und doch fürchtete er wieder, ſie werde gleich hereintreten und ihn verſtricken in ein unauflösliches Netz. Dieſer Kampf widerſprechender Gefühle beklemmte ſeine Bruſt und erfüllte ſie zugleich mit ſüßer nie gekannter Angſt.

„Schlaft nicht, Peregrinus, ſchlaft nicht, edler Mann, ich muß augenblicklich mit Euch reden!“ So liſpelte es dicht vor Peregrinus und immerfort, „ſchlaft nicht! ſchlaft nicht!“ bis er endlich die Augen aufſchlug, die er geſchloſſen, nur um die holde Aline deutlicher zu ſehen.

In dem Schimmer der Nachtlampe gewahrte er ein kleines, kaum ſpannlanges Ungeheuer, das auf ſeiner weißen Bettdecke ſaß und vor dem er ſich im erſten Augenblick entſetzte, dann griff er aber muthig mit der Hand darnach, um ſich zu überzeugen, ob ſeine Phantaſie ihn nicht täuſche. Doch ſogleich war das kleine Ungeheuer ſpurlos verſchwunden.

Konnte die genaue Portraitirung der ſchönen Aline, Dörtje Elverdink oder Prinzeſſin Gamaheh — denn daß eine und dieſelbe Perſon ſich nur ſcheinbar in drei Perſonen zerſpaltet, weiß der geneigte Leſer ſchon längſt — füglich unterbleiben, ſo iſt dagegen es durchaus nöthig, ganz genau das kleine Ungeheuer zu beſchreiben, das auf der Bettdecke ſaß und dem Herrn Peregrinus einiges Entſetzen verurſachte.

Wie ſchon erwähnt, war die Kreatur kaum eine Spanne lang; in dem Vogelkopf ſtaken ein Paar runde glänzende Augen und aus dem Sperlingsſchnabel ſtarrte noch ein langes ſpitzes Ding, wie ein dünnes Rappier hervor, dicht über dem Schnabel ſtreckten ſich zwei Hörner aus der Stirne. Der Hals begann dicht unter dem Kopf auch vogelartig, wurde aber immer dicker, ſo daß er ohne Unterbrechung der Form zum unförmlichen Leibe wuchs, der beinahe die Geſtalt einer Haſelnuß hatte, und mit dunkelbraunen Schuppen bedeckt ſchien, wie der Armadillo. Das Wunderlichſte und Seltſamſte war aber wohl die Geſtaltung der Arme und Beine. Die erſteren hatten zwei Gelenke und wurzelten in den beiden Backen der Kreatur dicht bei dem Schnabel. Gleich unter dieſen Armen befand ſich ein Paar Füße und dann weiterhin noch ein Paar, beide zweigelenkig, wie die Arme. Dieſe letzten Füße ſchienen aber diejenigen zu ſeyn, auf deren Tüchtigkeit die Kreatur ſich eigentlich verließ, denn außerdem daß dieſe Füße merklich länger und ſtärker waren als die andern, ſo trug die Kreatur auch an denſelben ſehr ſchöne goldne Stiefel mit diamantnen Sporen.

War nun, wie geſagt, das kleine Ungeheuer ſpurlos verſchwunden, ſo wie Peregrinus darnach faßte, ſo hätte er gewiß alles für Täuſchung ſeiner aufgeregten Sinne gehalten, wäre nicht gleich unten in der Ecke des Bettes eine leiſe Stimme hörbar geworden, die ſich alſo vernehmen ließ: „Mein Himmel, Peregrinus Tyß, ſollte ich mich in Euch „geirrt haben? Ihr handeltet geſtern an mir ſo edel, und jetzt, da „ich Euch meine Dankbarkeit beweiſen will, greift Ihr nach mir mit „mörderiſcher Hand? — Doch vielleicht mißfiel Euch meine Geſtalt, „und ich that Verkehrtes, mich Euch mikroſkopiſch zu zeigen, damit „Ihr mich nur gewiß bemerken ſolltet, welches nicht ſo leicht iſt, als „Ihr wohl denken möchtet. Eben ſo wie vorher ſitze ich jetzt auf „Eurer weißen Bettdecke, und Ihr ſeht mich doch ganz und gar nicht. „Nehmt's nicht übel, Peregrinus, aber Eure Sehnerven ſind wahrlich „ein wenig zu grob für meine ſchlanke Taille. Doch verſprecht mir „nur, daß ich bei Euch ſicher bin und daß Ihr nichts feindſeliges „gegen mich unternehmen wollt, ſo werde ich Euch näher kommen

„und manches erzählen, was zu erfahren Euch eben nicht unrecht ſeyn wird."

„Sagt mir," erwiederte Peregrinus Tyß der Stimme, ſagt mir nur erſt wer Ihr ſeyd, guter unbekannter Freund, das Uebrige wird ſich denn wohl finden. Verſichern kann ich Euch indeſſen zum Voraus, daß irgend Feindſeliges gar nicht in meiner Natur iſt und daß ich fortfahren werde gegen Euch edel zu handeln, wiewohl ich zur Zeit gar nicht begreifen kann, auf welche Weiſe ich ſchon jetzt Euch meinen Edelmuth bewieſen haben ſollte. Bewahrt aber doch nur immer Euer Inkognito, denn Euer Anblick iſt eben nicht anmuthig."

„Ihr ſeyd," ſprach die Stimme weiter, nachdem ſie ſich ein wenig ausgeräuspert, „Ihr ſeyd, ich wiederhole es mit Vergnügen, ein edler Mann, Herr Peregrinus, aber nicht ſonderlich tief eingedrungen in die Wiſſenſchaft und überhaupt ein wenig unerfahren, ſonſt hättet Ihr mich erkannt auf den erſten Blick. — Ich könnte ein wenig prahleriſch reden, ich könnte ſagen, daß ich einer der mächtigſten Könige ſey und über viele, viele Millionen herrſche. Aus angeborner Beſcheidenheit und weil auch am Ende der Ausdruck: König! nicht recht paßlich, will ich es aber unterlaſſen. — In dem Volk, an deſſen Spitze zu ſtehen ich die Ehre habe, herrſcht nämlich eine republikaniſche Verfaſſung. Ein Senat, der höchſtens aus fünf und vierzig tauſend neun hundert und neun und neunzig Mitgliedern beſtehen darf, der leichteren Ueberſicht beim Votiren halber, vertritt die Stelle des Regenten, wer aber an der Spitze dieſes Senats ſteht, führt, weil er in allen Dingen des Lebens zur Meiſterſchaft gelangt ſeyn muß, wirklich den Namen: Meiſter! — Ohne weitere Umſchweife will ich es Euch denn nun entdecken, daß ich, der ich hier mit Euch ſpreche, ohne daß Ihr mich gewahrt, kein anderer bin, als der Meiſter Floh. — Daß Ihr mein Volk kennet, daran will ich nicht im mindeſten zweifeln, denn gewiß habt Ihr, würdiger Herr! ſchon ſo manchen von meinem Volk mit Euerm eignen Blut erfriſcht und geſtärkt. Bekannt muß es darum Euch wenigſtens wohl ſeyn, daß mein Volk von einem beinahe unzähmbaren Freiheitsſinn beſeelt iſt und recht eigentlich aus lauter leichtſinnigen Springinsfelden beſteht, die geneigt ſind, ſich jeder ſoliden Geſtaltung zu entziehen durch fortwährendes Hüpfen. Was für ein Talent dazu gehört, von einem ſolchen Volk Meiſter zu ſeyn, werdet Ihr einſehen, Herr Peregrinus,

„und ſchon deßhalb die gehörige Ehrfurcht vor mir haben. Verſichert mir das, Herr Peregrinus, ehe ich weiter rede.“ —

Einige Augenblicke hindurch war es dem Herrn Peregrinus Tyß, als drehe ſich in ſeinem Kopf ein großes Mühlrad von brauſenden Wellen getrieben. Dann wurde er aber ruhiger und es wollte ihn bedünken, daß die Erſcheinung der fremden Dame bei dem Buchbinder Lämmerhirt eben ſo wunderbar, als das was ſich jetzt begebe, und dies vielleicht eben nur die richtige Fortſetzung der ſeltſamen Geſchichte ſey, in die er verflochten.

Herr Peregrinus erklärte dem Meiſter Floh, daß er ihn ſchon jetzt ſeiner ſeltenen Gaben halber ganz ungemein verehre, und daß er um ſo begieriger ſey, mehr von ihm zu erfahren, als ſeine Stimme ſehr wohlklinge und eine gewiſſe Zartheit in der Rede ſeinen feinen, zierlichen Körperbau verrathe.

„Sehr,“ fuhr Meiſter Floh fort, „ſehr danke ich Euch, beſter Herr Tyß, für Eure gute Geſinnung und hoffe Euch bald zu überzeugen, daß Ihr Euch in mir nicht geirrt habt. — Damit Ihr erfahrt, beſter Mann! welchen Dienſt Ihr mir erwieſen habt, iſt es indeſſen nöthig, Euch meine vollſtändige Biographie mitzutheilen. — Vernehmt alſo! — Mein Vater war der berühmte — doch! eben fällt mir ein, daß Leſern und Hörern die ſchöne Gabe der Geduld merklich ausgegangen iſt, und daß ausführliche Lebensbeſchreibungen, ſonſt am mehrſten geliebt, jetzt verabſcheut werden. Ich will daher ſtatt gründlich zu ſeyn nur flüchtig und epiſodiſch dasjenige berühren, was auf meinen Aufenthalt bei Euch ſich zunächſt bezieht. Schon weil ich wirklich Meiſter Floh bin, müßt Ihr, theurer Herr Peregrinus, in mir einen Mann von der umfangreichſten Erudition, von der tiefſten Erfahrung in allen Zweigen des Wiſſens erkennen. Doch! — nicht meſſen könnt Ihr den Grad meiner Wiſſenſchaft nach Eurem Maaßſtabe, da Euch die wunderbare Welt unbekannt iſt, in der ich mit meinem Volk lebe. In welches Erſtaunen würdet Ihr gerathen, wenn Euer Sinn erſchloſſen werden ſollte für dieſe Welt, die Euch das ſeltſamſte unbegreiflichſte Zauberreich dünken würde. Eben daher möget Ihr es auch gar nicht befremdlich finden, wenn alles, was aus jener Welt herſtammt, Euch vorkommen wird, wie ein verwirrtes Märchen, das ein müßiges Gehirn ausgebrütet. Laßt Euch aber dadurch nicht irre machen, ſondern traut meinen

„Weſen. — Seht, mein Volk iſt Euch Menſchen in manchen Dingen weit überlegen, z. B. was Durchſchauen der Geheimniſſe der Natur, Stärke, Gewandtheit, geiſtige und körperliche Gewandtheit betrifft. Doch auch wir haben Leidenſchaften und dieſe ſind, ſo wie bei Euch, gar oft die Quelle vieles Ungemachs, ja gänzlichen Verderbens. So war auch ich von meinem Volk geliebt, ja angebetet, mein Meiſterthum hätte mich auf die höchſte Stufe des Glücks bringen können, verblendete mich nicht eine unglückliche Leidenſchaft zu einer Perſon, die mich ganz und gar beherrſchte ohne jemals meine Gattin werden zu können. Man wirft überhaupt unſerm Geſchlecht eine ganz beſondere, die Schranken des Anſtandes überſchreitende Vorliebe für das ſchöne Geſchlecht vor. Mag dieſer Vorwurf auch gegründet ſeyn, ſo weiß auf der andern Seite jeder — Doch! — ohne weitere Umſchweife! — Ich ſah des Königs Sekakis Tochter, die ſchöne Gamaheh und wurde augenblicklich ſo entſetzlich verliebt in ſie, daß ich mein Volk, mich ſelbſt vergaß und nur in der Wonne lebte, auf dem ſchönſten Halſe, auf dem ſchönſten Buſen umherzuhüpfen und die Holde mit ſüßen Küſſen zu kitzeln. Oft haſchte ſie mit den Roſenfingern nach mir, ohne mich jemals fangen zu können. Dies dünkte mir anmuthiges Koſen, liebliche Tändelei beglückter Liebe! — Wie thöricht iſt der Sinn eines Verliebten, iſt dieſer auch ſelbſt der Meiſter Floh. — Es genügt zu ſagen, daß die arme Gamaheh von dem häßlichen Egelprinzen überfallen wurde, der ſie zu Tode küßte; mir wär' es aber gelungen die Geliebte zu retten, hätte ſich nicht ein einfältiger Prahlhans und ein ungeſchickter Tölpel ohne Beruf in die Sache gemiſcht und alles verdorben. Der Prahlhans war aber die Diſtel Zeherit und der Tölpel der Genius Thetel. — Als ſich der Genius Thetel mit der entſchlummerten Prinzeſſin in die Lüfte erhob, klammerte ich mich feſt an die Brüßler Kanten, die ſie gerade um den Hals trug, und war ſo Gamaheh's treuer Reiſegefährte, ohne von dem Genius bemerkt zu werden. Es geſchah, daß wir über zwei Magier wegflogen, die auf einem hohen Thurm gerade den Lauf der Geſtirne beobachteten. Da richtete der eine dieſer Magier ſein Glas ſo ſcharf auf mich, daß ich ſchier von dem Schein des magiſchen Inſtruments geblendet wurde. Mich überfiel ein ſtarker Schwindel, vergebens ſuchte ich mich feſtzuhalten, ich ſtürzte rettungslos hinab auf

„der entſetzlichen Höhe, fiel dem beobachtenden Magier gerade auf die Naſe, nur meine Leichtigkeit, meine außerordentliche Gewandtheit erhielt mich am Leben."

„Noch war ich zu betäubt, um von des Magiers Naſe herabzuhüpfen und mich ganz in Sicherheit zu ſetzen, als der Unhold, der verrätheriſche Leuwenhöck (der war der Magier) mich geſchickt mit den Fingern erhaſchte und ſogleich in ein Rußwurmſches Univerſal-Mikroſkop ſetzte. Unerachtet es Nacht war und er daher die Lampe anzünden mußte, war er doch ein viel zu geübter Beobachter und viel zu tief eingedrungen in die Wiſſenſchaft, um nicht ſogleich mich als den Meiſter Floh zu erkennen. Hoch erfreut, daß ein glücklicher Zufall ihm dieſen vornehmen Gefangenen in die Hände geſpielt, entſchloſſen, allen Vortheil daraus zu ziehen, der nur möglich, ſchlug er mich Aermſten in Ketten und ſo begann eine qualvolle Gefangenſchaft, aus der ich durch Euch, Herr Peregrinus Tyß, erſt geſtern Vormittags befreit wurde. — Mein Beſitz gab dem fatalen Leuwenhöck volle Macht über meine Vaſallen, die er bald ſchaarenweiſe um ſich her verſammelte und mit barbariſcher Härte eine ſogenannte Cultur einführte, die uns bald um alle Freiheit, um allen Genuß des Lebens brachte. Was die Schulſtudien und überhaupt die Wiſſenſchaften und Künſte betrifft, ſo fand Leuwenhöck gar bald zu ſeinem Erſtaunen und Aerger, daß wir beinahe gelehrter waren, als er ſelbſt; die höhere Cultur die er uns aufzwang, beſtand aber vorzüglich darin, daß wir durchaus was werden, wenigſtens was vorſtellen mußten. Eben dieſes Was werden, dieſes Was vorſtellen, führte eine Menge Bedürfniſſe herbei, die wir ſonſt gar nicht gekannt hatten und die wir nun im Schweiß unſeres Angeſichts erringen mußten. Zu Staatsmännern, Kriegsleuten, Profeſſoren und was weiß ich Alles, ſchuf uns der grauſame Leuwenhöck um. Dieſe mußten einhertreten in der Tracht des verſchiedenen Standes, mußten Waffen tragen u. ſ. w. So entſtanden aber unter uns Schneider, Schuſter, Friſeurs, Sticker, Knopfmacher, Waffenſchmiede, Gürtler, Schwerdtfeger, Stellmacher und eine Menge anderer Profeſſioniſten, die nur arbeiteten, um einen unnöthigen, verderblichen Luxus zu befördern. Am allerſchlimmſten war es, daß Leuwenhöck nichts im Auge hatte, als ſeinen eigenen Vortheil, daß er uns cultivirte Leute den Menſchen zeigte und ſich Geld dafür

„bezahlen ließ. Ueberdies aber kam unſere Cultur ganz auf ſeine
„Rechnung, und er erhielt die Lobſprüche, die uns allein gebührten.
„Recht gut wußte Leuwenhöck, daß mit meinem Verluſt auch ſeine
„Herrſchaft über mein Volk ein Ende hatte, um ſo feſter verſchlang
„er daher den Zauber, der mich an ihn bannte und um ſo quälender
„war meine unglückliche Gefangenſchaft. — Mit heißer Sehnſucht
„dachte ich an die holde Gamaheh und ſann auf Mittel, Nachricht
„von ihrem Schickſal zu erhalten. — Was aber der ſchärfſte Ver-
„ſtand nicht zu erſinnen vermochte, das führte die Gunſt des Zufalls
„von ſelbſt herbei. — Meines Magiers Freund und Bundesgenoſſe,
„der alte Swammerdamm hatte die Prinzeſſin Gamaheh in dem
„Blumenſtaube einer Tulpe entdeckt und dieſe Entdeckung dem Freunde
„mitgetheilt. Durch Mittel, die ich Euch, guter Herr Peregrinus
„Tyß, weiter zu entwickeln unterlaſſe, da Ihr nicht ſonderlich viel
„davon verſtehen würdet, gelang es den Herren, der Prinzeſſin natür-
„liche Geſtalt wieder herzuſtellen und ſie in's Leben zurückzurufen.
„Am Ende waren aber doch beide hochweiſe Herren eben ſo unge-
„ſchickte Tölpel als der Genius Thetel und die Diſtel Zeherit. Sie
„hatten nämlich im Eifer die Hauptſache vergeſſen und ſo kam es,
„daß die Prinzeſſin in demſelben Augenblick, als ſie zum Leben er-
„wacht, wiederum todt niederſinken wollte. Ich allein wußte, woran
„es lag, die Liebe zur ſchönen Gamaheh, die in meiner Bruſt empor-
„gelodert ſtärker als jemals, gab mir Rieſenkraft; ich zerriß meine
„Ketten, ich ſprang mit einem mächtigen Satz der Holden auf die
„Schulter — nur ein einziger kleiner Stich genügte das ſtockende
„Blut in Wallung zu ſetzen. Sie lebte! — Nun muß ich Euch aber
„ſagen, Herr Peregrinus Tyß, daß dieſer Stich wiederholt werden
„muß, wenn die Prinzeſſin in Schönheit und Jugend fortblühen
„ſoll; ſie würde entgegengeſetzten Falles in wenigen Monaten zu-
„ſammenſchrumpfen zum alten abgelebten Mütterlein. Deshalb bin
„ich ihr, das werdet Ihr einſehen, ganz unentbehrlich und nur aus
„der Furcht, mich zu verlieren, läßt ſich der ſchwarze Undank er-
„klären, mit dem Gamaheh meine Liebe lohnte. Sie lieferte mich
„nämlich ohne Weiteres dem abſcheulichen Quälgeiſt, dem Leuwenhöck
„aus, der mich in ſtärkere Feſſeln ſchlug, als ich ſie je getragen, je-
„doch zu ſeinem eigenen Verderben. — Trotz aller Vorſicht des alten
„Leuwenhöck und der ſchönen Gamaheh gelang es mir endlich dennoch,

„in einer unbewachten Stunde aus meinem Kerker zu entſpringen. Hinderten mich auch die ſchweren Reiterſtiefel, die ich nicht Zeit hatte von den Füßen abzuſtreifen, ſehr an der Flucht, ſo kam ich doch glücklich bis in die Bude des Spielſachenkrämers, bei dem Ihr Waaren einkauftet. Nicht lange dauerte es, ſo trat, zu meinem nicht geringen Schreck, auch Gamaheh in den Laden. Ich hielt mich für verloren, Ihr allein konntet mich retten, edler Herr Peregrinus; ich klagte Euch leiſe meine Noth und Ihr waret gütig genug, mir eine Schachtel zu öffnen, in die ich ſchnell hineinhüpfte und die Ihr dann eben ſo ſchnell mit Euch nahmet; Gamaheh ſuchte mich vergebens und erfuhr erſt viel ſpäter, wie und wohin ich geflüchtet. So wie ich in Freiheit war, hatte Leuwenhöck auch die Macht über mein Völklein verloren. Alle befreiten ſich, entſchlüpften und ließen dem Tyrannen zum Hohn Pfefferkörner, Obſtkerne u. d. m. in den Kleidern ſtecken. Nochmals meinen herzlichen Dank, guter edler Herr Peregrinus, für die große Wohlthat, die Ihr mir erzeigt habt und die ich zu ſchätzen weiß, wie keiner. Erlaubt, daß ich mich als ein freier Mann wenige Zeit bei Euch aufhalte; ich kann Euch in manchen recht wichtigen Angelegenheiten Eures Lebens ſo nützlich ſeyn, als Ihr es kaum denken möget. Zwar könnte es für gefährlich zu erachten ſeyn, daß Ihr in heftiger Liebe entbrannt ſeyd zu dem holden Weſen —“

„Was ſagt Ihr,“ unterbrach Peregrinus den kleinen Unſichtbaren, „was ſagt Ihr, Meiſter, ich — ich entbrannt in „Liebe?“

„Es iſt nicht anders,“ fuhr Meiſter Floh fort, „denkt Euch mein Entſetzen, meine Angſt, als Ihr geſtern eintratet mit der Prinzeſſin in den Armen, ganz erhitzt von wilder Leidenſchaft; als ſie alle Verführungskünſte anwandte, die ihr leider nur zu ſehr zu Gebote ſtehen, um Euch zu meiner Auslieferung zu bewegen! — Doch! erſt da erkannte ich Eure Großmuth im ganzen Umfange, als Ihr ſtandhaft bliebt, als Ihr geſchickt ſo thatet, als wüßtet Ihr gar nichts von meinem Aufenthalt bei Euch, als verſtändet Ihr gar nicht, was die Prinzeſſin eigentlich von Euch verlange.“ —

„Das,“ unterbrach Peregrinus den Meiſter Floh auf's Neue, „das war ja auch in der That der Fall. Ihr rechnet mir aber, lieber Meiſter Floh, Dinge als Verdienſt an, die ich gar nicht geahnt habe. Weder Euch, noch das hübſche Frauenzimmer, das mich auf-

„ſuchte bei dem Buchbinder Lämmerhirt und das Ihr ſeltſamer Weiſe „Prinzeſſin Gamaheh zu nennen beliebt, habe ich in der Bude „gewahrt, wo ich Spielſachen einkaufte. Ganz unbekannt war es mir, „daß unter den Schachteln, die ich mitnahm und in welchen ich „bleierne Soldaten und eben ſolche Jagden vermuthete, ſich eine leere „befand, in der Ihr ſaßet, und wie in aller Welt hätte ich es „errathen können, daß Ihr der Gefangene wart, den das anmuthige „Kind ſo ſtürmiſch verlangte. Seyd nicht wunderlich, Meiſter Floh, „und laßt Euch Dinge träumen, von denen keine Ahnung in meiner „Seele liegt.“

„Ihr wollt,“ erwiederte Meiſter Floh, „meinen Dankſagungen „ausweichen auf geſchickte Weiſe, guter Herr Peregrinus! und dies „giebt mir zu großem Troſt auf's Neue den lebhaften Beweis Eurer „uneigennützigen Denkungsart. — Wißt, edler Mann! daß „Leuwenhöcks, Gamahehs Bemühungen, mich wieder zu erhaſchen ganz „vergeblich bleiben, ſo lange Ihr mir Euern Schutz gewährt. „Freiwillig müßt Ihr mich meinen Peinigern übergeben, alle anderen „Mittel ſind fruchtlos. Herr Peregrinus Tyß! Ihr ſeyd „verliebt.“ —

„O ſprecht,“ fiel Peregrinus dem Meiſter in's Wort, „o ſprecht „doch nur nicht ſo! — Nennt Liebe nicht eine augenblickliche thörigte „Aufwallung, die ſchon jetzt vorüber iſt!“ —

Herr Peregrinus fühlte, daß Gluthröthe ihm in's Antlitz ſtieg und ihn Lügen ſtrafte. Er kroch unters Deckbette.

„Es iſt,“ fuhr Meiſter Floh fort, „es iſt gar nicht zu „verwundern, daß auch Ihr dem wunderbaren Liebreiz der Prinzeſſin „Gamaheh nicht widerſtehen konntet, zumal ſie manche gefährliche „Kunſt anwandte Euch zu fangen. Der Sturm iſt noch nicht „vorüber. Manches Zaubermittel, wie es auch wohl anderen anmuthigen „Weibern, die nicht gerade die Prinzeſſin Gamaheh ſind, zu Gebote „ſteht, wird die kleine Boshafte noch aufbieten, um Euch in ihr „Liebesnetz zu verſtricken. Sie wird ſich Eurer ſo ganz zu „bemächtigen ſuchen, daß Ihr nur für ſie, für ihre Wünſche leben ſollt, und „dann — weh mir! — Es wird darauf ankommen, ob Euer „Edelmuth ſtark genug iſt, Eure Leidenſchaften zu beſiegen, ob Ihr es „vorziehen werdet, Gamahehs Wünſchen nachzugeben und nicht allein „Euern Schützling, ſondern auch das arme Völklein, welches Ihr niedriger Knechtſchaft entriſſen, auf's Neue in's Elend zu ſtürzen, oder der böſen falſchen Verlockung eines verführeriſchen Weſens zu widerſtehen und ſo mein und meines Volkes Glück zu begründen. — O daß Ihr mir das Letztere verſprechen wolltet — könntet!" —

„Meiſter," antwortete Herr Peregrinus, indem er die Bettdecke vom Geſichte wegzog, „lieber Meiſter, Ihr habt Recht, nichts iſt gefährlicher als die Verlockung der Weiber; ſie ſind alle falſch, boshaft, ſie ſpielen mit uns wie die Katzen mit der Maus und für unſere zärtlichſten Bemühungen ernten wir nichts ein als Spott und Hohn. Deshalb ſtand mir auch ſonſt der kalte Todesſchweiß auf der Stirne, ſo wie ſich nur ein weibliches Weſen nahte und ich glaube ſelbſt, daß mit der ſchönen Aline oder wie Ihr wollt, mit der Prinzeſſin Gamaheh, es eine beſondere Bewandtniß haben muß, unerachtet ich Alles was Ihr mir erzählt habt, mit meinem ſchlichten geſunden Menſchenverſtande gar nicht begreifen kann und es mir vielmehr zu Muthe iſt, als läge ich in wirren Träumen oder läſe in Tauſend und Eine Nacht. — Doch, mag dem ſeyn wie ihm wolle, Ihr habt Euch einmal in meinen Schutz begeben, lieber Meiſter, und nichts ſoll mich vermögen, Euch Euern Feinden auszuliefern, die verführeriſche Dirne will ich gar nicht wiederſehen. Ich verſpreche das feierlich und würde Euch die Hand darauf reichen, hättet Ihr eine dergleichen, die meine zu erfaſſen und meinen ehrlichen Druck zu erwiedern." — Damit ſtreckte Herr Peregrinus ſeinen Arm weit aus über die Bettdecke.

„Nun," ſprach der kleine Unſichtbare, „nun bin ich ganz getröſtet, ganz beruhigt. Habe ich auch keine Hand Euch darzureichen, ſo erlaubt wenigſtens, daß ich Euch in den rechten Daumen ſteche, theils um Euch meine innige Freude zu bezeugen, theils um unſer Freundſchaftsbündniß noch feſter zu beſiegeln."

Herr Peregrinus fühlte auch in dem Augenblick an dem Daumen der rechten Hand einen Stich, der ſo empfindlich ſchmerzte, daß er nur von dem erſten Meiſter aller Flöhe herrühren konnte.

„Ihr ſtecht," rief Peregrinus, „Ihr ſtecht ja wie ein kleiner Teufel." „Nehmt das," erwiederte Meiſter Floh, „für ein lebhaftes Zeichen meiner biedern guten Geſinnung. Doch billig iſt es, daß ich als Pfand meiner Dankbarkeit Euch eine Gabe zukommen laſſe, die zu dem Außerordentlichſten gehört, was die Kunſt jemals her-

„vorgebracht hat. Es iſt nichts anders als ein Mikroſkop, welches „ein ſehr geſchickter, kunſtvoller Optiker aus meinem Volk verfertigte, „als er noch in Leuwenhöcks Dienſte war. Euch wird das Inſtrument „etwas ſubtil vorkommen, denn in der That iſt es wohl an einhundert „zwanzigmal kleiner als ein Sandkorn, aber der Gebrauch läßt keine „ſonderliche Größe zu. Ich ſetze das Glas nämlich in die Pupille „Eures linken Auges und dieſes Auge wird dann mikroſkopiſch. — „Die Wirkung ſoll Euch überraſchen, ich will daher für jetzt darüber „ſchweigen und Euch nur bitten, daß Ihr mir erlaubt, die Operation „vorzunehmen, dann, wenn ich überzeugt bin, daß Euch das mikro„ſkopiſche Auge große Dienſte leiſten muß. Und nun ſchlaft wohl, „Herr Peregrinus, Euch iſt noch einige Ruhe vonnöthen."

Peregrinus ſchlief nun wirklich ein und erwachte erſt am hellen Morgen.

Er vernahm das wohlbekannte Kratzen des Beſens der alten Aline, die das Nebenzimmer auskehrte. Ein kleines Kind, das ſich irgend einer Unart bewußt, kann ſich nicht ſo vor der Ruthe der Mutter fürchten, als Herr Peregrinus ſich fürchtete vor den Vorwürfen des alten Weibes. Leiſe trat die Alte endlich herein mit dem Kaffee. Herr Peregrinus ſchielte durch die Bettgardinen, die er zugezogen, und war nicht wenig über den hellen Sonnenſchein verwundert, der auf dem Geſicht der Alten ausgebreitet lag.

„Schlafen Sie noch, lieber Herr Tyß?" ſo fragte die Alte mit dem ſüßeſten Ton, der in ihrer Kehle liegen mochte.

Peregrinus erwiederte ganz ermuthigt eben ſo liebreich: „Nein, liebe Aline; ſetze Sie nur das Frühſtück auf den Tiſch, ich ſteige gleich aus dem Bette."

Als Peregrinus nun aber wirklich aufſtand, war es ihm als wehe der ſüße Athem des lieblichen Geſchöpfs, das in ſeinen Armen lag, durch das Zimmer; es wurde ihm ſo heimiſch und dabei ſo ängſtlich zu Muthe; er hätte um alles in der Welt wiſſen mögen, was aus dem Geheimniß ſeiner Liebe geworden; denn wie dieß Geheimniß ſelbſt, war ja das allerliebſte Weſen erſchienen und verſchwunden.

Während Herr Peregrinus vergeblich verſuchte Kaffee zu trinken und Weißbrod zu genießen, da ihm jeder Biſſen im Munde quoll, trat die Alte herein und machte ſich dieß und das zu ſchaffen, während ſie vor ſich hin murmelte: Wunderſam! — Unglaublich! — Was man nicht alles erlebt! — Wer hätte das gedacht! —

Peregrinus, der es vor Herzklopfen nicht länger aushalten konnte, fragte: „Was iſt denn wunderſam, liebe Aline?“

„Allerlei, allerlei!“ erwiederte die Alte ſchalkiſch lächelnd, indem ſie in ihrem Geſchäft, das Zimmer aufzuräumen, fortfuhr. — Die Bruſt wollte dem armen Peregrinus zerſpringen und unwillkürlich rief er mit dem Tone der ſchmerzlichſten Sehnſucht: Ach Aline!

„Ja Herr Tyß, hier bin ich, was befehlen Sie?“ — So ſprach die Alte und ſtellte ſich breit hin vor Peregrinus, als erwarte ſie ſeine Befehle.

Peregrinus ſtarrte in das kupfrige abſcheulich verzerrte Geſicht der Alten, und alle Scheu brach ſich an dem tiefen Unwillen, der ihn plötzlich erfüllte.

„Was iſt,“ ſo fragte er mit ziemlich barſchem Tone, „was iſt „aus der fremden Dame geworden, die ſich geſtern Abend hier befand? — Hat Sie ihr die Hausthüre aufgeſchloſſen, hat Sie, wie „ich befohlen, für einen Wagen geſorgt? iſt die Dame nach ihrer „Wohnung gebracht worden?“ — „Thüre aufgeſchloſſen?“ ſprach die Alte mit einem fatalen Grinſen, welches ausſehen ſollte wie ſchlaues Lächeln, „Wagen geholt? — Nach Hauſe gebracht? — War alles nicht „vonnöthen! Die ſchöne Dame, das allerliebſte Ding, iſt im Hauſe „geblieben, befindet ſich noch hier und wird das Haus auch wohl nicht „vor der Hand verlaſſen.“

Peregrinus fuhr auf im freudigen Schreck; die Alte erzählte ihm nun, wie, als die Dame die Treppe auf eine Art hinabgeſprungen, daß ihr Hören und Sehen vergangen, unten der alte Herr Swammer in der Thüre ſeines Zimmers geſtanden mit einem mächtigen Armleuchter in der Hand. Der alte Herr habe unter vielen Verbeugungen, wie es ſonſt gar nicht ſeine Art ſey, die Dame in ſein Zimmer eingeladen, dieſe ſey auch gleich ohne Anſtand hineingeſchlüpft und Herr Swammer habe dann die Thüre feſt verſchloſſen und verriegelt.

Viel zu ſonderbar ſey ihr doch des menſchenſcheuen Herrn Swammer Beginnen vorgekommen, um nicht ein wenig an der Thüre zu lauſchen und durch das Schlüſſelloch zu gucken. Da habe denn Herr Swammer mitten im Zimmer geſtanden und ſo beweglich und kläglich zu der Dame geſprochen, daß ihr, der Alten, die Thränen in die Augen gekommen, unerachtet ſie kein einziges Wort verſtehen können, da Herrn Swammers Sprache ausländiſch geweſen. Nichts anders habe ſie glauben können, als daß Herr Swammer ſich gemüht, die Dame auf den Weg der Tugend und Gottesfurcht zurückzubringen, denn er ſey immer mehr in Eifer gerathen, bis die Dame auf die Kniee geſunken und gar demüthig ſeine Hand geküßt, auch dabei etwas geweint. Sehr freundlich habe aber nun Herr Swammer die Dame aufgehoben, ſie auf die Stirn geküßt, wobei er ſich ſehr bücken müſſen und ſie dann zu einem Lehnſtuhl geführt. Sehr geſchäftig habe Herr Swammer ein Feuer im Kamin gemacht, ein Gewürz herbeigetragen und ſo viel ſie wahrnehmen können, einen Glühwein zu kochen begonnen. Unglücklicherweiſe habe ſie, die Alte, jetzt etwas Taback genommen und ſtark genießt. Da ſey es ihr denn durch alle Glieder gefahren und ſie wie vernichtet geweſen, als der Herr Swammer den Arm ausgeſtreckt nach der Thüre und mit einer furchtbaren Stimme, die Mark und Bein durchdrungen, gerufen: hebe dich hinweg, horchender Satan! — Sie wiſſe gar nicht, wie ſie herauf und in's Bett gekommen. Am Morgen als ſie die Augen aufgeſchloſſen, habe ſie geglaubt ein Geſpenſt zu ſehen. Denn Herrn Swammer habe ſie erblickt vor ihrem Bette in einem ſchönen Zobelpelz mit goldnen Schnüren und Troddeln, Hut auf dem Kopfe, Stock in der Hand.

„Gute Frau Aline, habe Herr Swammer zu ihr geſprochen, ich
„muß in wichtigen Geſchäften ausgehen und werde vielleicht erſt nach
„mehreren Stunden wiederkehren. Sorgen Sie dafür, daß auf dem
„Flur des Hauſes vor meinem Zimmer kein Geräuſch entſtehe oder
„gar jemand es wage in mein Gemach eindringen zu wollen. —
„Eine vornehme Dame und daß Sie es nur wiſſen, eine fremde,
„reiche, wunderbar ſchöne Prinzeſſin hat ſich zu mir geflüchtet. Ich
„war in früherer Zeit, am Hofe ihres königlichen Vaters, ihr Informator,
„deshalb hat ſie Zutrauen zu mir und ich werde und muß
„ſie ſchützen wider alle böſe Angriffe. Ich ſage Ihnen das, Frau
„Aline, damit Sie der Dame die Ehrfurcht beweiſen, die ihrem Range
„gebührt. Sie wird, erlaubt es Herr Tyß Ihre Bedienung in Anſpruch
„nehmen und Sie ſollen, gute Frau Aline, dafür königlich
„belohnt werden, in ſo fern Sie nämlich ſchweigen können und Niemandem
„den Aufenthalt der Prinzeſſin verrathen.“

Damit ſey Herr Swammer dann ſchnell fortgegangen.

Herr Peregrinus Tyß fragte die Alte, ob es ihr denn nicht gar ſeltſam vorkomme, daß die Dame, die er, wie er nochmals betheuern könne, bei dem Buchbinder Lämmerhirt in der Kalbächer Straße getroffen, eine Prinzeſſin ſeyn und zu dem alten Herrn Swammer geflüchtet ſeyn ſolle. Die Alte meinte indeſſen, ſie traue Herrn Swammers Worten mehr noch, als ihren eigenen Augen und glaube daher, daß alles, was ſich bei dem Buchbinder Lämmerhirt und hier im Zimmer zugetragen, entweder nur zauberiſches Blendwerk geweſen oder daß die Angſt, die Verwirrung auf der Flucht, die Prinzeſſin zu ſolchem abentheuerlichen Beginnen vermocht. Uebrigens werde ſie ja wohl bald alles von der Prinzeſſin ſelbſt erfahren.

„Aber," ſprach Herr Peregrinus weiter, eigentlich nur um das Geſpräch über die Dame fortzuſetzen, „aber wo iſt Ihr Verdacht, die böſe Meinung geblieben, die Sie geſtern von der fremden Dame hegte?"

„Ach," erwiederte die Alte ſchmunzelnd, „ach das iſt alles vorbei. Man darf ja nur die liebe Dame recht anſehen, um zu wiſſen, daß es eine vornehme Prinzeſſin iſt und dabei ſo engelsſchön, wie nur eine Prinzeſſin gefunden werden kann. Ich mußte, als Herr Swammer fortgegangen war, ein wenig nachſehen, was die gute Dame mache, und guckte durch das Schlüſſelloch. Da lag die Dame ausgeſtreckt auf dem Sopha und hatte das Engelsköpfchen auf die Hand geſtützt, ſo daß die ſchwarzen Locken durch die lilienweißen Fingerchen quollen, welches ganz hübſch ausſah. Und gekleidet war die Dame in lauter Silberzindel, der den niedlichen Buſen, die rundlichen Aermchen durchſchimmern ließ. An den Füßchen trug ſie goldene Pantoffel. Einer war herabgefallen, ſo daß man gewahrte wie ſie keine Strümpfe angezogen; das bloße Füßchen guckte unter dem Kleide hervor und ſie ſpielte mit den Zehen, welches artig anzuſehen war. — Doch gewiß liegt die Dame unten noch eben ſo wie vorher auf dem Sopha und wenn es Ihnen gefällig iſt, lieber Herr Tyß, ſich an das Schlüſſelloch zu bemühen, ſo —"

„Was ſprichſt du," unterbrach Peregrinus die Alte mit Heftigkeit, „was ſprichſt du! — ſoll ich mich hingeben dem verführeriſchen Anblick, der mich vielleicht hinreißen könnte zu allerlei Thorheiten?"

„Muth, Peregrinus, widerſtehe der Verlockung!“ ſo liſpelte es dicht bei Peregrinus, der die Stimme des Meiſter Floh erkannte.

Die Alte lächelte geheimnißvoll und ſprach, nachdem ſie einige Augenblicke geſchwiegen: „Ich will Ihnen nur alles ſagen, lieber „Herr Tyß, wie mir die ganze Sache vorkommt. — Mag nun die „fremde Dame eine Prinzeſſin ſeyn oder nicht, ſo viel bleibt gewiß, „daß ſie ſehr vornehm iſt und reich und daß Herr Swammer ſich „ihrer lebhaft annimmt, mithin lange mit ihr bekannt ſeyn muß. „Und warum iſt die Dame Ihnen nachgelaufen, lieber Herr Tyß? „Ich ſage, weil ſie ſich ſterblich verliebt hat in Sie, und die Liebe „macht ja wohl einen ganz blind und toll, und verführt auch wohl „Prinzeſſinnen zu den ſeltſamſten, unüberlegteſten Streichen. — Eine „Zigeunerin hat Ihrer ſeligen Frau Mutter prophezeit, daß Sie einmal glücklich werden ſollten durch eine Heirath, gerade wann Sie „am wenigſten daran dächten. Das ſoll nun wahr werden!“ —

Und damit begann die Alte auf's Neue zu ſchildern, wie allerliebſt die Dame ausſähe.

Man kann denken, wie ſich Peregrinus beſtürmt fühlte. „Schweige,“ brach er endlich los, „ſchweige Sie doch nur, Frau Aline, von ſolchen Dingen.“

„Verliebt in mich ſollte die Dame ſeyn! — wie albern, wie abgeſchmackt!“

„Hm,“ ſprach die Alte, „wäre das nicht der Fall, ſo würde die „Dame nicht ſo gar jämmerlich geſeufzt, ſo würde ſie nicht ſo gar „kläglich gerufen haben: Nein, mein lieber Peregrinus, mein ſüßer „Freund, du wirſt, du kannſt nicht grauſam gegen mich ſeyn! — „Ich werde dich wiederſehen und alles Glück des Himmels genießen! — „Und unſern alten Herrn Swammer, den hat die fremde Dame ganz „umgekehrt. Habe ich ſonſt außer dem Kronenthaler zu Weihnachten „auch nur einen einzigen Kreuzer von ihm erhalten? Und dieſen „ſchönen blanken Carolin, den gab er mir heute Morgen mit ſolcher „freundlichen Miene, wie er ſie ſonſt gar nicht im Antlitz hat, als „Douceur im Voraus für die Dienſte die ich der Dame leiſten werde. „Da ſteckt was dahinter. Was gilts, Herr Swammer ſpielt am Ende „den Freiwerber bei Ihnen, Herr Tyß!“ — Wiederum ſprach die Alte von der Liebenswürdigkeit und Anmuth der Dame mit begeiſterten Worten, die in dem Munde eines abgelebten Weibes ſeltſam genug klangen, bis Peregrinus, ganz Feuer und Flamme, aufſprang und wie raſend ausrief: Mag es gehen wie es will — hinab, hinab, an's Schlüſſelloch! — Vergebens warnte Meiſter Floh, der in das Halstuch des verliebten Peregrinus geſprungen war und ſich dort in den Schlupfwinkel einer Falte verſteckt hatte. Peregrinus vernahm nicht ſeine Stimme und Meiſter Floh erfuhr, was er längſt hätte wiſſen ſollen, nämlich daß mit dem ſtörrigſten Menſchen etwas anzufangen iſt, nur nicht mit einem Verliebten.

Die Dame lag in der That noch eben ſo auf dem Sopha, wie die Alte es beſchrieben hatte, und Peregrinus fand, daß keine menſchliche Sprache hinreiche, den himmliſchen Zauber in Worten auszudrücken, der über der ganzen holden Geſtalt ausgebreitet lag. Ihr Anzug, wirklich Silberzindel, mit ſeltſamer bunter Stickerei, war ganz phantaſtiſch und konnte ſehr füglich für das Negligee der Prinzeſſin Gamaheh gelten, das ſie in Famaguſta vielleicht in dem Augenblick getragen, als der boshafte Egelprinz ſie todtküßte. Wenigſtens war der Anzug ſo reizend und dabei ſo über alle Maaßen ſeltſam, daß die Idee dazu weder in dem Kopfe des genialſten Theaterſchneiders entſproſſen, noch in dem Geiſte der ſublimſten Putzhändlerin empfangen zu ſeyn ſchien. „Ja ſie iſt es, es iſt Prinzeſſin Gamaheh!“ So murmelte Peregrinus, indem er bebte vor ſüßer Wonne und dürſtendem Verlangen. Als nun aber die Holde aufſeufzte: „Peregrinus, mein Peregrinus!“ da erfaßte den Herrn Peregrinus der volle Wahnſinn der Leidenſchaft und nur eine unnennbare Angſt, die ihm alle Kraft des Entſchluſſes raubte, hielt ihn zurück, nicht die Thüre mit Gewalt einzuſtoßen und ſich dem Engelsbilde zu Füßen zu werfen.

Der geneigte Leſer weiß bereits, was es mit den zauberiſchen Reizen, mit der überirdiſchen Schönheit der kleinen Dörtje Elverdink für eine Bewandtniß hat. Der Herausgeber kann verſichern, daß, nachdem er ebenfalls durch das Schlüſſelloch geguckt und die Kleine in ihrem phantaſtiſchen Kleidchen von Silberzindel erblickt hatte, er weiter nichts ſagen konnte, als daß Dörtje Elverdink ein ganz liebenswürdiges, anmuthiges Püppchen ſey.

Da aber kein junger Menſch ſich zum erſtenmal in ein anderes Weſen verliebt hat, als in ein überirdiſches, in einen Engel dem nichts gleich kommt auf Erden, ſo ſey es dem Herrn Peregrinus auch erlaubt, Dörtje Elverdink für ein dergleichen zauberiſches überirdiſches Weſen zu halten. —

„Nehmt Euch zuſammen, denkt an Euer Verſprechen, werther „Herr Peregrinus Tyß. — Niemals wolltet Ihr die verführeriſche „Gamaheh wieder ſehen, und nun! — Ich könnte Euch das Mikroſkop in's Auge werfen, aber Ihr müßt ja auch ohne daſſelbe gewahren, daß die boshafte Kleine Euch längſt bemerkt hat, und daß „alles was ſie beginnt, trügeriſche Kunſt iſt, Euch zu verlocken. „Glaubt mir doch nur, ich meine es gut mit Euch!“ — So lispelte Meiſter Floh in der Falte des Halstuchs; ſo bange Zweifel aber auch in Peregrinus Innerm aufſtiegen, doch konnte er ſich nicht losreißen von dem bezaubernden Anblick der Kleinen, die den Vortheil, ſich unbemerkt glauben zu dürfen, gut zu benutzen und mit verführeriſchen Stellungen wechſelnd den armen Peregrinus ganz außer ſich ſelbſt zu ſetzen verſtand.

Herr Peregrinus Tyß ſtünde vielleicht noch an der Thüre des verhängnißvollen Gemachs, hätte es nicht ſtark geläutet und hätte die Alte ihm nicht zugerufen, daß der alte Herr Swammer zurückkehre. Peregrinus flog die Treppe hinauf, in ſein Zimmer. — Hier überließ er ſich ganz ſeinen Liebesgedanken, mit eben dieſen Gedanken kamen aber jene Zweifel zurück, die Meiſter Floh's Mahnungen in ihm erregt hatten. Es hatte ſich recht eigentlich ein Floh in ſein Ohr geſetzt und er gerieth in allerlei beunruhigende Betrachtungen.

„Muß ich,“ dachte er, „muß ich nicht wirklich daran glauben, „daß das holde Weſen die Prinzeſſin Gamaheh, die Tochter eines „mächtigen Königs iſt? Bleibt dies aber der Fall, ſo muß ich es „für Thorheit, für Wahnſinn halten, nach dem Beſitz einer ſo erhabenen Perſon zu ſtreben. Dann aber hat ſie ja auch ſelbſt die „Auslieferung eines Gefangenen verlangt, von dem ihr Leben abhinge und ſtimmt dies genau mit dem überein, was mir Meiſter „Floh geſagt, ſo kann ich auch beinahe nicht daran zweifeln, daß „alles was ich auf Liebe zu mir deuten dürfte, vielleicht nur ein „Mittel iſt, mich ihrem Willen ganz zu unterwerfen. Und doch! — „ſie verlaſſen — ſie verlieren, das iſt Hölle, das iſt Tod!“ —

Herr Peregrinus Tyß wurde in dieſen ſchmerzlichen Betrachtungen durch ein leiſes beſcheidenes Klopfen an der Thüre geſtört.

Wer hereintrat, war niemand anders, als der Miethsmann des

Herrn Peregrinus. — Der alte Herr Swammer, ſonſt ein zuſammengeſchrumpfter menſchenſcheuer mürriſcher Mann, ſchien plötzlich um zwanzig Jahre jünger geworden zu ſeyn. Die Stirne war glatt, das Auge belebt, der Mund freundlich; er trug ſtatt der häßlichen ſchwarzen Perrücke natürliches weißes Haar und ſtatt des dunkelgrauen Oberrocks einen ſchönen Zobelpelz, wie ihn Frau Aline beſchrieben.

Mit einer heitern, ja freudigen Miene, die ihm ſonſt ganz und gar nicht eigen, trat Herr Swammer dem Peregrinus entgegen. Er wünſche nicht, ſprach Herr Swammer, ſeinen lieben Herrn Wirth in irgend einem Geſchäft zu ſtören; ſeine Pflicht als Miether erfordere es aber, gleich am Morgen dem Hauswirth anzuzeigen, daß er in der Nacht genöthigt worden, ein hülfloſes Frauenzimmer bei ſich aufzunehmen, das ſich der Tyrannei eines böſen Oheims entziehen wolle und daher wohl einige Zeit in dem Hauſe zubringen werde, wozu es indeſſen der Erlaubniß des gütigen Wirths bedürfe, um die er hiemit anſuche.

Unwillkührlich fragte Peregrinus, wer denn das hülfloſe Frauenzimmer ſey, ohne daran zu denken, daß dies in der That die zweckmäßigſte Frage war, die er thun konnte, um die Spur des ſeltſamen Geheimniſſes zu verfolgen.

„Es iſt,“ erwiederte Herr Swammer, „es iſt recht und billig, daß der Hauswirth wiſſe, wen er in ſeinem Hauſe beherbergt. Erfahren Sie alſo, verehrter Herr Tyß! daß das Mädchen, das ſich zu mir geflüchtet, niemand anders iſt, als die hübſche Holländerin Dörtje Elverdink, Richte des berühmten Leuwenhöck, der, wie Sie wiſſen, hier die wunderbaren mikroſkopiſchen Kunſtſtücke zeigt. Leuwenhöck iſt ſonſt mein Intimus, aber ich muß bekennen, daß er ein harter Mann iſt und die arme Dörtje, die noch dazu mein Pathchen, mißhandelt auf arge Weiſe. Ein ſtürmiſcher Auftritt, der ſich geſtern Abend ereignete, zwang das Mädchen zur Flucht, und daß ſie bei mir Troſt und Hülfe ſuchte, ſcheint natürlich.“

„Dörtje Elverdink,“ ſprach Peregrinus halb träumend, „Leuwenhöck! — vielleicht ein Abkömmling des Naturforſchers Anton von Leuwenhöck, der die berühmten Mikroſkope verfertigte?“

„Daß unſer Leuwenhöck,“ erwiederte Herr Swammer lächelnd, „ein Abkömmling jenes berühmten Mannes ſey, kann man ſo eigent-

„lich nicht ſagen, da er der berühmte Mann ſelbſt und es nur eine „Fabel iſt, daß er vor beinahe hundert Jahren in Delft begraben „worden. Glauben Sie das, beſter Herr Tyß, ſonſt könnten Sie „wohl noch gar daran zweifeln, daß ich, unerachtet ich mich der „Kürze halber und um nicht über Gegenſtände meiner Wiſſenſchaft „jedem neugierigen Thoren Rede ſtehen zu müſſen, jetzt Swammer „nenne, der berühmte Swammerdamm bin. Alle Leute behaupten, „ich ſey im Jahre 1680 geſtorben, aber Sie bemerken, würdiger Herr „Tyß, daß ich lebendig und geſund vor Ihnen ſtehe, und daß ich „wirklich ich bin, kann ich jedem, auch dem Einfältigſten aus meiner „Biblia naturae demonſtriren. Sie glauben mir doch, werther „Herr Tyß?“

„Mir iſt,“ ſprach Peregrinus mit einem Ton, der von ſeiner innern Verwirrung zeugte, „mir iſt ſeit ganz kurzer Zeit ſo viel „Wunderbares geſchehen, daß ich, wäre nicht alles deutliche Sinneswahrnehmung, ewig daran zweifeln würde. Aber nun glaube ich „an Alles, ſey es auch noch ſo toll und ungereimt! — Es kann „ſeyn, daß Sie der verſtorbene Herr Johann Swammerdamm ſind, „und daher als Revenant mehr wiſſen als andere gewöhnliche Menſchen; was aber die Flucht der Dörtje Elverdink oder der Prinzeſſin Gamaheh, oder wie die Dame ſonſt heißen mag, betrifft, ſo „ſind Sie im gewaltigen Irrthum. — Erfahren Sie, wie es damit herging.“

Peregrinus erzählte nun ganz ruhig das Abentheuer, das er mit der Dame beſtanden, von ihrem Eintritt in Lämmerhirts Stube an, bis zu ihrer Aufnahme in Swammers Zimmer.

„Mir ſcheint,“ ſprach Herr Swammer, als Peregrinus geendigt, „mir ſcheint, als wenn das Alles was Sie mir zu erzählen beliebt „haben, nichts ſey als ein merkwürdiger, jedoch ganz angenehmer „Traum. Ich will das aber dahin geſtellt ſeyn laſſen und Sie um „Ihre Freundſchaft bitten, deren ich vielleicht gar ſehr bedürfen werde. „Vergeſſen Sie mein mürriſches Betragen und laſſen Sie uns einander näher treten. Ihr Vater war ein einſichtsvoller Mann und „mein herzlichſter Freund, aber was Wiſſenſchaft, tiefen Verſtand, „reife Urtheilskraft, geübten richtigen Lebensblick betrifft, ſo thut es „der Sohn dem Vater zuvor. Sie glauben gar nicht, wie ich Sie „hochſchätze, mein beſter würdigſter Herr Tyß.“ —

„Jetzt iſt es Zeit,“ lispelte Meiſter Floh, und in dem Augenblick fühlte Peregrinus in der Pupille des linken Auges einen geringen ſchnell vorübergehenden Schmerz. Er wußte, daß Meiſter Floh ihm das mikroſkopiſche Glas in's Auge geſetzt, doch fürwahr, dieſe Wirkung des Glaſes hatte er nicht ahnen können. Hinter der Hornhaut von Swammers Augen gewahrte er ſeltſame Nerven und Aeſte, deren wunderlich verkreuzten Gang er bis tief in's Gehirn zu verfolgen und zu erkennen vermochte, daß es Swammers Gedanken waren. Die lauteten aber ungefähr: Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich hier ſo wohlfeilen Kaufs davon kommen, daß ich nicht beſſer ausgefragt werden würde. War aber der Herr Papa ein beſchränkter Menſch, auf den ich niemals etwas gab, ſo iſt der Sohn noch verwirrteren Sinnes, dem ein großer Beſitz kindiſcher Albernheit zugegeben. Erzählt mir der Einfaltspinſel die ganze Begebenheit mit der Prinzeſſin und ſetzt nicht voraus, daß ſie mir ſchon ſelbſt Alles erzählt hat, da mein Beginnen mit ihr ein früheres vertrauliches Verhältniß nothwendig vorausſetzt. — Aber was hilft's, ich muß ſchön mit ihm thun, weil ich ſeiner Hülfe bedarf. Er iſt unbefangen genug mir Alles zu glauben, ja wohl in einfältiger Gutmüthigkeit meinem Intereſſe manches Opfer zu bringen, wofür er keinen andern Dank ernten wird, als daß ich ihn, wenn Alles gut abgelaufen und Gamaheh wieder mein iſt, hinterm Rücken derb auslache. —

„War es,“ ſprach Herr Swammer, indem er dicht herantrat an Herrn Peregrinus, „war es mir doch, als ſäße ein Floh auf Ihrer Halsbinde, werther Herr Tyß!“ — Die Gedanken lauteten: Alle Wetter, das war doch wirklich Meiſter Floh! — das wäre ja ein verfluchter Querſtrich, wenn Gamaheh ſich nicht geirrt hätte.

Schnell trat Peregrinus zurück, indem er verſicherte, daß er den Flöhen gar nicht gram ſey.

„So,“ ſprach Herr Swammer, ſich tief verbeugend, weiter, „ſo empfehle ich mich dann für's Erſte ganz ergebenſt, mein lieber wertheſter Herr Tyß.“

Die Gedanken lauteten: Ich wollte daß dich der ſchwarzgefiederte Satan verſchlänge, du verdammter Kerl! —

Meiſter Floh nahm dem ganz in Erſtaunen verſunkenen Peregrinus das mikroſkopiſche Glas aus der Pupille und ſprach dann: „Ihr habt „nun, lieber Herr Peregrinus, die wunderbare Wirkung des In-

„ſtruments, das wohl in der ganzen Welt ſeines Gleichen nicht findet, erkannt, und werdet einſehen, welche Uebermacht es Euch über die Menſchen giebt, wenn Euch ihre innerſten Gedanken offen vor Augen liegen. Trüget Ihr aber beſtändig dieß Glas im Auge, ſo würde Euch die ſtete Erkenntniß der Gedanken zuletzt zu Boden drücken, denn nur zu oft wiederholte ſich die bittre Kränkung, die Ihr ſo eben erfahren habt. Stets werde ich, wenn Ihr Euer Haus verlaſſet, bei Euch ſeyn, entweder in der Halsbinde, im Jabot, oder ſonſt an einem ſchicklichen bequemen Orte ſitzen. Wollt Ihr nur die Gedanken deſſen wiſſen, der mit Euch ſpricht, ſo dürft Ihr nur mit dem Daumen ſchnippen und augenblicklich habt Ihr das Glas im Auge."

Herr Peregrinus Tyß, den unüberſehbaren Nutzen dieſer Gabe begreifend, wollte ſich eben in die heißeſten Dankſagungen ergießen, als zwei Abgeordnete des hohen Raths eintraten und ihm ankündigten, daß er eines ſchweren Vergehens angeklagt ſey, und daß dieſe Anklage vorläufige Haft und Beſchlagnahme ſeiner Papiere zur Folge haben müſſe.

Herr Peregrinus ſchwur hoch und theuer, daß er ſich auch nicht des geringſten Verbrechens bewußt ſey. Einer der Abgeordneten meinte aber lächelnd, daß vielleicht in wenigen Stunden ſeine völlige Unſchuld aufgeklärt ſeyn werde, bis dahin müſſe er ſich aber den Befehlen der Obrigkeit fügen.

Was blieb dem Herrn Peregrinus Tyß übrig, als in den Wagen zu ſteigen und ſich nach dem Gefängniß transportiren zu laſſen.

Man kann denken, mit welchen Empfindungen er an Herrn Swammers Zimmer vorüberging.

Meiſter Floh ſaß in der Halsbinde des Gefangenen.

Viertes Abentheuer.

Unerwartetes Zuſammentreffen zweier Freunde. Liebesverzweiflung der Diſtel Zeherit. Optiſcher Zweikampf zweier Magier. Somnambuler Zuſtand der Prinzeſſin Gamaheh. Die Gedanken des Traums. Wie Dörtje Elverdink beinahe die Wahrheit ſpricht und die Diſtel Zeherit mit der Prinzeſſin Gamaheh von dannen rennt.

Sehr bald war der Fehlgriff des Wächters ausgemittelt, der den Herrn Pepuſch als einen nächtlichen Dieb, welcher einzubrechen verſucht, zur Haft gebracht hatte. Man wollte indeſſen einige Unrichtigkeiten in ſeinen Päſſen bemerkt haben, und dieß war die Urſache, warum man ihn erſuchte, irgend einen angeſeſſenen Bürger in Frankfurt als Gewährsmann aufzuſtellen, bis dahin ſich aber den Aufenthalt auf dem Bürgermeiſter-Amt gefallen zu laſſen.

Da ſaß nun Herr George Pepuſch in einem ganz artigen Zimmer und ſann hin und her, wen er wohl in Frankfurt als ſeinen Gewährsmann aufſtellen könne. So lange war er abweſend geweſen, daß er befürchten mußte, ſelbſt von denen vergeſſen worden zu ſeyn, die ihn vormals recht gut gekannt hatten, und an ſonſtigen Adreſſen fehlte es ihm gänzlich.

Ganz mißmuthig ſah er zum Fenſter hinaus und begann laut ſein Schickſal zu verwünſchen. Da wurde dicht neben ihm ein anderes Fenſter geöffnet und eine Stimme rief: „Wie? ſehe ich recht? Biſt du es, George?“ — Herr Pepuſch war nicht wenig erſtaunt, als er den Freund erblickte, mit dem er während ſeines Aufenthaltes in Madras den vertrauteſten Umgang gepflogen.

„Wetter,“ ſprach Herr Pepuſch, „Wetter, wie man ſo vergeßlich, „ja ſo ganz vor den Kopf geſchlagen ſeyn kann! Ich wußt' es ja, „daß du glücklich in den heimathlichen Stapel eingelaufen biſt. „Wunderdinge habe ich in Hamburg von deiner ſeltſamen Lebens„weiſe gehört, und nun ich hier angekommen, denke ich nicht daran, „dich aufzuſuchen. Doch wer ſolche Dinge im Kopfe hat, wie ich — „Nun, es iſt gut, daß der Zufall mir dich zugeführt. Du ſiehſt, ich „bin verhaftet, du kannſt mich aber augenblicklich in Freiheit ſetzen, „wenn du Gewähr leiſteſt, daß ich wirklich der George Pepuſch bin,

„den du ſeit langen Jahren kenneſt, und kein Spitzbube, kein Räuber!“ „Ich bin,“ rief Herr Peregrinus Tyß, „in der That jetzt „ein herrlicher tadelsfreier Gewährsmann, da ich ſelbſt verhaftet bin.“

Peregrinus hatte dem Freunde ausführlich erzählt, wie er bei ſeiner Rückkehr nach Frankfurt ſich verwaiſt gefunden und ſeitdem in völliger Abgeſchiedenheit nur in der Erinnerung an die früheren Tage mitten in der geräuſchvollen Stadt ein einſames freudenleeres Leben führe.

„O ja,“ erwiederte Pepuſch mürriſch, „ich habe davon gehört, „mir ſind die Narrenspoſſen erzählt worden, die du treibſt, um das „Leben zu verbringen in kindiſcher Träumerei. Du willſt ein Held „der Gemüthlichkeit, der Kindlichkeit ſeyn, nur darum verhöhnſt du „die gerechten Anſprüche, die das Leben, die menſchliche Geſellſchaft „an dich macht. Du giebſt eingebildete Familienſchmäuſe und ſpendeſt „die köſtlichen Speiſen, die theuern Weine, die du für Todte auftiſchen ließeſt, den Armen. Du beſcheerſt dir ſelbſt den heiligen „Chriſtum und thuſt, als ſeyſt du noch ein Kind, dann ſchenkſt du „aber die Gaben, welche von der Art ſind, wie ſie wohl verwöhnten „Kindern in reicher Eltern Hauſe geſpendet zu werden pflegen, armen „Kindern. Aber du bedenkſt nicht, daß es den Armen eine ſchlechte „Wohlthat iſt, wenn du einmal ihren Gaumen kitzelſt, und ſie nachher ihr Elend doppelt fühlen, wenn ſie aus nagendem Hunger kaum „genießbare Speiſe, die mancher leckere Schooßhund verwirft, kauen „müſſen — ha, wie mich dieſe Armenabfütterungen anekeln, wenn „ich bedenke, daß das, was an einem Tage verſpendet wird, hinreichen würde, ſie Monate hindurch zu ernähren auf mäßige Weiſe! — „Du überhäufſt die Kinder armer Leute mit glänzenden Spielſachen „und bedenkſt nicht, daß ein hölzerner buntgemalter Säbel, ein Lumpenpüppchen, ein Kukuk, ein geringes Naſchwerk von Vater und „Mutter einbeſcheert, ſie eben ſo, ja vielleicht noch mehr erfreut. „Aber ſie freſſen ſich überdem an deinem verdammten Marzipan matt „und krank und mit der Kenntniß glänzender Gaben, die ihnen in „der Folge verſagt bleiben, iſt der Keim der Unzufriedenheit, des „Mißmuths in ihre Seele gepflanzt. Du biſt reich, du biſt lebenskräftig, und doch entziehſt du dich jeder Mittheilung und vereitelſt „ſo jedes freundliche Annähern dir wohlwollender Gemüther. Ich „will es glauben, daß der Tod deiner Eltern dich erſchüttert hat,

„aber wenn jeder, der einen empfindlichen Verluſt erlitten hat, in „ſein Schneckenhaus kriechen ſollte, ſo würde, beim Teufel, die Welt „einem Leichenhauſe gleichen und ich wollte nicht darin leben. Aber, „Patron! weißt du wohl, daß dich die ſtörrigſte Selbſtſucht regiert, „die ſich hinter einer albernen Menſchenſcheu verſteckt? — Geh, geh, „Peregrinus, ich kann dich nicht mehr achten, nicht mehr dein Freund „ſeyn, wenn du dein Leben nicht änderſt, die fatale Wirthſchaft in „deinem Hauſe nicht aufgiebſt."

Peregrinus ſchnippte mit dem Daumen und ſogleich warf ihm Meiſter Floh das mikroſkopiſche Glas in's Auge.

Die Gedanken des zürnenden Pepuſch lauteten: Iſt es nicht ein Jammer, daß ein ſolcher gemüthlicher verſtändiger Menſch auf ſolche bedrohliche Abwege gerathen konnte, die ihn zuletzt zu völliger Abgeſpanntheit aller beſſeren Kräfte bringen können? Aber es iſt gewiß, daß ſein weiches, zum Trübſinn geneigtes Gemüth den Stoß nicht ertragen konnte, den ihm der Tod der Eltern verſetzte und daß er Troſt in einem Treiben ſuchte, das an Wahnſinn grenzt. Er iſt verloren, wenn ich ihn nicht rette. Ich will ihm deſto härter zuſetzen, mit deſto grelleren Farben ihm das Bild ſeiner Thorheit aufſtellen, je mehr ich ihn hochſchätze, ſein wahrer Freund bin und bleibe.

Peregrinus erkannte an dieſen Gedanken, daß er in dem mürriſchen Pepuſch ſeinen alten wahrhaften Freund unverändert wiedergefunden.

„George," ſprach Herr Peregrinus, nachdem ihm Meiſter Floh wieder das mikroſkopiſche Glas aus der Pupille genommen, „George, „ich mag mit dir gar nicht darüber rechten, was du über das Tadelnswerthe meiner Lebensweiſe ſagſt, denn ich weiß, daß du es „ſehr gut mit mir meinſt; doch muß ich dir ſagen, daß es meine Bruſt „hoch erhebt, wenn ich den Armen einen Freudentag bereiten kann, „und iſt dies, unerachtet ich dabei an Niemanden weniger denke, als „an mich ſelbſt, gehäſſige Selbſtſucht, ſo fehle ich wenigſtens unbewußt. Das ſind die Blumen in meinem Leben, das mir ſonſt vorkommt, wie ein trauriges unwirthbares Feld voll Diſteln."

„Was," fuhr George Pepuſch heftig auf, „was ſprichſt du von „Diſteln? warum verachteſt du Diſteln und ſetzeſt ſie den Blumen „entgegen? Biſt du ſo wenig erfahren in der Naturkunde, um „nicht zu wiſſen, daß die wunderherrlichſte Blume, die es nur

„geben mag, nichts anderes iſt, als die Blüthe einer Diſtel? Ich „meine den Cactus grandiflorus. Und iſt die Diſtel Zeherit nicht „eben wieder der ſchönſte Cactus unter der Sonne? Peregrinus, ich „habe dir es ſo lange verſchwiegen, oder vielmehr verſchweigen müſſen, „weil ich ſelbſt die klare Erkenntniß davon nicht hatte, aber jetzt erfahre es, daß ich ſelbſt die Diſtel Zeherit bin, und meine Anſprüche „auf die Hand der Tochter des würdigen Königs Sekakis, der holden, „himmliſchen Prinzeſſin Gamaheh durchaus nicht aufgeben will und „werde. — Ich habe ſie gefunden, aber in demſelben Augenblick erfaßten mich dämoniſche Wächter und Bürgerwachen und ſchleppten „mich in's Gefängniß.“

„Wie,“ rief Peregrinus halb erſtarrt vor Erſtaunen, auch du, „George biſt verflochten in die ſeltſamſte aller Geſchichten?“

„Was für eine Geſchichte?“ fragte Pepuſch.

Peregrinus nahm gar keinen Anſtand, auch ſeinem Freunde, wie Herrn Swammer, Alles zu erzählen, was ſich bei dem Buchbinder Lämmerhirt und darauf in ſeinem Hauſe begeben. Er verſchwieg auch nicht die Erſcheinung des Meiſters Floh, wiewohl, man mag es wohl denken, den Beſitz des geheimnißvollen Glaſes.

George's Augen brannten, er biß ſich in die Lippen, er ſchlug ſich vor die Stirn, er rief, als Peregrinus geendet, in voller Wuth: „Die Verruchte! die Treuloſe! die Verrätherin!“ — Um in der Selbſtqual verzweifelnder Liebe jeden Tropfen aus dem Giftbecher, den ihm Peregrinus ohne es zu ahnen gereicht, gierig auszukoſten, ließ er ſich jeden kleinen Zug von Dörtjens Beginnen wiederholen. Dazwiſchen murmelte er: „In den Armen — an der Bruſt — glühende Küſſe.“ — Dann ſprang er vom Fenſter zurück, lief in der Stube umher und geberdete ſich, wie ein Raſender.

Vergebens rief Peregrinus ihm zu, er möge ihn doch nur weiter hören, er habe ihm noch viel Tröſtliches zu ſagen; Pepuſch ließ nicht nach mit Toben.

Das Zimmer wurde aufgeſchloſſen und ein Abgeordneter des Raths kündigte dem Herrn Peregrinus Tyß an, daß kein geſetzlicher Grund zu ſeiner längeren Haft gefunden worden und er zurückkehren könne in ſeine Wohnung.

Den erſten Gebrauch den Peregrinus von ſeiner wieder erlangten Freiheit machte, war, daß er ſich als Gewährsmann für den verhafteten George Pepuſch ſtellte, dem er bezeugte, daß er wirklich der George Pepuſch ſey, mit dem er in innigſter Freundſchaft verbunden zu Madras gelebt, und der ihm als ein vermögender ganz unbeſcholtener Mann bekannt ſey.

Meiſter Floh ergoß ſich in ſehr philoſophiſchen lehrreichen Betrachtungen, die darauf hinausliefen, daß die Diſtel Zeherit, trotz der rauhen ſtörrigen Außenſeite, ſehr human und verſtändig ſey, jedoch ſich ſtets ein wenig zu anmaßend zeige. Im Grunde genommen, habe die Diſtel mit vollem Rechte die Lebensweiſe des Herrn Peregrinus getadelt, ſey auch dies in etwas zu harten Ausdrücken geſchehen. Er ſeinerſeits wolle wirklich dem Herrn Peregrinus rathen, ſich von nun an in die Welt zu begeben.

„Glaubt mir," ſo ſprach Meiſter Floh, „glaubt mir, Herr Peregrinus, es wird Euch gar manchen Nutzen bringen, wenn Ihr Eure Einſamkeit verlaßt. Für's Erſte dürft Ihr nicht mehr fürchten, ſcheu und verlegen zu erſcheinen, da Ihr, das geheimnißvolle Glas im Auge, die Gedanken der Menſchen beherrſchet, es daher ganz unmöglich iſt, daß Ihr nicht überall den richtigen Takt behaupten ſolltet. Wie feſt, wie ruhig könnt Ihr vor den höchſten Häuptern auftreten, da ihr Innerſtes klar vor Euren Augen liegt. Bewegt Ihr Euch frei in der Welt, ſo wird Euer Blut leichter fließen, jedes trübſinnige Brüten aufhören und, was das Beſte iſt, bunte Ideen und Gedanken werden aufgehen in Euerm Gehirn, das Bild der ſchönen Gamaheh wird von ſeinem Glanz verlieren und bald ſeyd Ihr dann beſſer im Stande, mir Wort zu halten."

Herr Peregrinus fühlte, daß beide, George Pepuſch und Meiſter Floh es ſehr gut mit ihm meinten und er nahm ſich vor, ihren weiſen Rath zu befolgen. Doch ſo wie er die ſüße Stimme der holden Geliebten vernahm, welche öfters ſang und ſpielte, ſo glaubte er nicht, wie es möglich ſeyn werde, das Haus zu verlaſſen, das ihm zum Paradieſe geworden.

Endlich gewann er es doch über ſich, einen öffentlichen Spaziergang zu beſuchen. Meiſter Floh hatte ihm das Glas in's Auge geſetzt und Platz genommen im Jabot, wo er ſich ſanft hin und her zu ſchaukeln wußte.

„Habe ich endlich das ſeltene Vergnügen, meinen guten lieben „Herrn Tyß wieder zu ſehen? Sie machen ſich rar, beſter Freund,

„und Alles ſchmachtet doch nach Ihnen. Laſſen Sie uns irgendwo „eintreten, eine Flaſche Wein leeren auf Ihr Wohl, mein Herzens„freund. — Wie ich mich freue, Sie zu ſehen!“ So rief ihm ein junger Mann entgegen, den er kaum zwei, dreimal geſehen. Die Gedanken lauteten: Kömmt der alberne Miſanthrop auch einmal zum Vorſchein! — Aber ich muß ihm ſchmeicheln, weil ich nächſtens Geld von ihm borgen will. Er wird doch nicht des Teufels ſeyn, und meine Einladung annehmen! Ich habe keinen Groſchen Geld und kein Wirth borgt mir mehr.

Zwei ſehr zierlich gekleidete junge Mädchen traten dem Peregrinus geradezu in den Weg. Es waren Schweſtern, weitläuftig mit ihm verwandt.

Ei, rief die Eine lachend, ei, Vetterchen, trifft man Sie einmal? Es iſt gar nicht hübſch von Ihnen, daß Sie ſich ſo einſperren, daß Sie ſich nicht ſehen laſſen. Sie glauben nicht, wie Mütterchen Ihnen gut iſt, weil Sie ſolch ein verſtändiger Menſch ſind. Verſprechen Sie mir, bald zu kommen. Da! Küſſen Sie mir die Hand. — Die Gedanken lauteten: Wie, was iſt das? Was iſt mit dem Vetter vorgegangen? Ich wollte ihn recht in Furcht und Angſt ſetzen. Sonſt lief er vor mir, vor jedem Frauenzimmer, und jetzt bleibt er ſtehen und guckt mir ſo ganz ſonderbar in's Auge und küßt mir die Hand ohne alle Scheu! Sollte er in mich verliebt ſeyn? Das fehlte noch! Die Mutter ſagt, er ſey etwas dämiſch. Was thut's, ich nehme ihn; ein dämiſcher Mann iſt, wenn er reich iſt, wie der Vetter, eben der beſte. Die Schweſter hatte mit niedergeſchlagenen Augen und hochrothen Wangen blos geliſpelt: Beſuchen Sie uns recht bald, lieber Vetter! — Die Gedanken lauteten: Der Vetter iſt ein recht hübſcher Menſch und ich begreife nicht, warum ihn die Mutter albern und abgeſchmackt nennt und ihn nicht leiden mag. Wenn er in unſer Haus kommt, verliebt er ſich in mich, denn ich bin das ſchönſte Mädchen in ganz Frankfurt. Ich nehme ihn, weil ich einen ſolchen Menſchen heirathen will, damit ich bis elf Uhr ſchlafen und theurere Shawls tragen darf, als die Frau von Caröner. — Ein vorüberfahrender Arzt ließ, als er den Peregrinus erblickte, den Wagen halten und ſchrie zum Schlage heraus: Guten Morgen, beſter Tyß! Sie ſehen aus, wie das Leben! der Himmel erhalte Sie bei guter Geſundheit! Aber wenn Ihnen was zuſtoßen ſollte, ſo denken Sie an mich, an den alten Freund Ihres ſeligen Herrn Vaters. — Solchen kräftigen Naturen helfe ich auf die Beine in weniger Zeit! Adieu! Die Gedanken lauteten: Ich glaube, der Menſch iſt aus purem Geiz beſtändig geſund? Aber er ſieht mir ſo blaß, ſo verſtört aus, er ſcheint endlich was am Halſe zu haben. Nun! kommt er mir unter die Hände, ſo ſoll er nicht wieder ſo bald vom Lager aufſtehen, er ſoll tüchtig büßen für ſeine hartnäckige Geſundheit.

Seyn Sie ſchönſtens gegrüßt, Wohledler! rief ihm gleich darauf ein alter Kaufmann entgegen; ſehen Sie, wie ich laufe und renne, wie ich mich plagen muß der Geſchäfte halber. Wie weiſe iſt es, daß Sie ſich den Geſchäften entzogen; unerachtet es bei Ihren Einſichten Ihnen gar nicht fehlen könnte, den Reichthum Ihres Herrn Vaters zu verdoppeln.

Die Gedanken lauteten: Wenn der Menſch nur Geſchäfte machen wollte, der verwirrte Einfaltspinſel würde in kurzer Zeit ſeinen ganzen Reichthum verſpeculiren und das wäre dann ein Gaudium. Der alte Herr Papa, der ſeine Freude daran hatte, andere ehrliche Leute, die ſich durch ein klein Bankerottchen aufhelfen wollten, ſchonungslos zu ruiniren, würde ſich im Grabe umdrehen. —

Noch viel mehr ſolche ſchneidende Widerſprüche zwiſchen Worten und Gedanken liefen dem Peregrinus in den Weg. Stets richtete er ſeine Antworten mehr nach dem ein, was die Leute gedacht, als nach dem, was ſie geſprochen, und ſo konnt' es nicht fehlen, daß, da Peregrinus in der Leute Gedanken eingedrungen, ſie ſelbſt gar nicht wußten, was ſie von dem Peregrinus denken ſollten. Zuletzt fühlte ſich Herr Peregrinus ermüdet und betäubt. Er ſchnippte mit dem Daumen und ſogleich verſchwand das Glas aus der Pupille des linken Auges.

Als Peregrinus in ſein Haus trat, wurde er durch ein ſeltſames Schauſpiel überraſcht. Ein Mann ſtand in der Mitte des Flurs und ſah durch ein ſeltſam geformtes Glas unverwandten Blickes nach Herrn Swammers Stubenthür. Auf dieſer Thüre ſpielten aber ſonnenhelle Kreiſe in Regenbogenfarben, fuhren zuſammen in einen feuriggluhenden Punkt, der durch die Thüre zu dringen ſchien. So wie dies geſchehen, vernahm man ein dumpfes Aechzen, von Schmerzenslauten unterbrochen, das aus dem Zimmer zu kommen ſchien.

Zu ſeinem Entſetzen glaubte Herr Peregrinus Leuwenhoeks Stimme zu erkennen.

„Was wollen Sie? Was treiben Sie hier?“ So fuhr Peregrinus auf den Mann los, der wirklich Teufelskünſte zu treiben ſchien, indem bald röther, bald feuriger die Regenbogenſtrahle funkelten, bald glühender der Punkt hinzuckte, bald ſchmerzlicher die Jammerlaute aus dem Zimmer erklangen.

Ach! ſprach der Mann, indem er ſeine Gläſer zuſammenſchob und ſchnell einſteckte, ach ſieh da, der Herr Wirth! Verzeihen Sie, beſter Herr Tyß, daß ich hier ohne Ihre gütige Erlaubniß operire. Aber ich war bei Ihnen, um mir dieſe Erlaubniß zu erbitten. Da ſagte mir aber die gute freundliche Aline, daß Sie ausgegangen wären, und die Sache hier unten litt keinen Aufſchub.

„Welche Sache?“ fragte Peregrinus ziemlich barſch, „welche Sache hier unten iſt's, die keinen Aufſchub leidet?“

„Sollten Sie,“ fuhr der Mann mit widrigem Lächeln fort, „ſollten Sie, wertheſter Herr Tyß, denn nicht wiſſen, daß mir meine „ungerathene Nichte Dörtje Elverdink entlaufen iſt? Sie ſind ja, „wiewohl mit großem Unrecht, als ihr Entführer verhaftet worden, „weshalb ich denn auch, ſollte es darauf ankommen, mit vielem Vergnügen Ihre völlige Unſchuld bezeugen werde. Nicht zu Ihnen, „nein zu dem Herrn Swammerdamm, der ſonſt mein Freund war, „ſich aber jetzt in meinen Feind verkehrt hat, iſt die treuloſe Dörtje „geflüchtet. Sie liegt hier im Zimmer, ich weiß es, und zwar allein, „da Herr Swammerdamm ausgegangen. Eindringen kann ich nicht, „da die Thür feſt verſchloſſen und verriegelt iſt, ich aber viel zu gutmüthig bin, um Gewalt anzuwenden. Deshalb nehme ich mir aber die „Freiheit, die Kleine mit meinem optiſchen Marter-Inſtrument etwas „zu quälen, damit ſie erkenne, daß ich, trotz ihres eingebildeten Prinzeſſinſtandes, ihr Herr und Meiſter bin!“

„Der Teufel,“ ſchrie Peregrinus im höchſten Grimme, „der Teufel „hole Sie, Herr! aber nicht Herr und Meiſter der holden himmliſchen „Gamaheh. Fort aus dem Hauſe, treiben Sie Ihre Satanskünſte, „wo Sie wollen, aber hier ſcheitern Sie damit, dafür werde ich „ſorgen!“ —

„Ereifern,“ ſprach Leuwenhoek, „ereifern Sie ſich nur nicht, „beſter Herr Tyß, ich bin ein unſchuldiger Mann, der nichts will,

„als alles Gute. Sie wiſſen nicht, weſſen Sie ſich annehmen. Es
„iſt ein kleiner Unhold, ein kleiner Baſilisk, der dort im Zimmer
„ſitzt, in der Geſtalt des holdeſten Weibleins. Möchte ſie, wenn ihr
„der Aufenthalt bei meiner Wenigkeit durchaus mißfiel, doch ge-
„flohen ſeyn, aber durfte die treuloſe Verrätherin mir mein ſchönſtes
„Kleinod, den beſten Freund meiner Seele, ohne den ich nicht leben,
„nicht beſtehen kann, rauben? Durfte ſie mir den Meiſter Floh ent-
„führen? — Sie werden, Verehrteſter, nicht verſtehen, was ich
„meine, aber“ —

Hier konnte Meiſter Floh, der von dem Jabot des Herrn Peregrinus hinaufgeſprungen war und den ſicherern und bequemern Platz in der Halsbinde eingenommen hatte, ſich nicht enthalten, ein feines höhniſches Gelächter aufzuſchlagen.

„Ha,“ rief Leuwenhöck, wie vom jähen Schreck getroffen, „ha!
„was war das! — ſollte es möglich ſeyn? — ja hier an dieſem
„Orte! — erlauben Sie doch, verehrteſter Herr Peregrinus!“

Damit ſtreckte Leuwenhöck den Arm aus, trat dicht heran an Herrn Peregrinus und wollte nach ſeiner Halsbinde greifen.

Peregrinus wich ihm aber geſchickt aus, faßte ihn mit ſtarker Fauſt und ſchleppte ihn nach der Hausthüre, um ihn ohne Weiteres hinauszuwerfen. Eben als Peregrinus ſich mit Leuwenhöck, der ſich in ohnmächtigen Proteſtationen erſchöpfte, dicht an der Thüre befand, wurde dieſe von außen geöffnet und hinein ſtürmte George Pepuſch, hinter ihm aber Herr Swammerdamm.

So wie Leuwenhöck ſeinen Feind Swammerdamm erblickte, riß er ſich los mit der höchſten Anſtrengung ſeiner letzten Kräfte, ſprang zurück und ſtemmte ſich mit dem Rücken gegen die Thüre des verhängnißvollen Zimmers, wo die Schöne gefangen ſaß.

Swammerdamm zog, dieß gewahrend, ein kleines Fernglas aus der Taſche, ſchob es lang aus, und ging dem Feinde zu Leibe, indem er laut rief: Zieh, Verdammter, wenn du Courage haſt!

Schnell hatte Leuwenhöck ein ähnliches Inſtrument in der Hand, ſchob es ebenfalls auseinander, und ſchrie: Nur heran, ich ſtehe dir, bald ſollſt du meine Macht fühlen! — Beide ſetzten nun die Ferngläſer an's Auge und fielen grimmig gegen einander aus, mit ſcharfen mörderiſchen Streichen, indem ſie ihre Waffen durch Aus- und Einſchieben bald verlängerten, bald verkürzten. Da gab es Finten, Paraden, Volten, kurz alle nur mögliche Fechterkünſte, und immer mehr ſchienen ſich die Gemüther zu erhitzen. Wurde Einer getroffen, ſo ſchrie er laut auf, ſprang in die Höhe, machte die wunderlichſten Kapriolen, die ſchönſten Entrechats, Pirouetten, wie der beſte Solotänzer von der Pariſer Bühne, bis der Andere ihn mit dem verkürzten Fernglaſe feſt fixirte. Geſchah dieſem nun Gleiches, ſo machte er es eben ſo. So wechſelten ſie mit den ausgelaſſenſten Sprüngen, mit den tollſten Geberden, mit dem wüthendſten Geſchrei; der Schweiß tropfte ihnen von der Stirn herab, die blaurothen Augen traten ihnen zum Kopfe heraus, und da man nur ihr wechſelſeitiges Anblicken durch die Ferngläſer, ſonſt aber keine Urſache ihres Veitstanzes gewahrte, ſo mußte man ſie für Raſende halten, die dem Irrenhauſe entſprungen. — Die Sache war übrigens ganz artig anzuſehen. —

Herrn Swammerdamm gelang es endlich, den böſen Leuwenhöck aus ſeiner Stellung an der Thüre, die er mit hartnäckiger Tapferkeit behauptet, zu vertreiben und den Kampf in den Hintergrund des Flurs zu ſpielen.

George Pepuſch nahm den Augenblick wahr, drückte die frei gewordene Thüre, die weder verſchloſſen noch verriegelt war, auf und ſchlüpfte in's Zimmer hinein. Sogleich ſtürzte er aber auch wieder heraus, ſchrie: Sie iſt fort — fort! und eilte mit Blitzesſchnelle aus dem Hauſe von dannen. — Beide, Leuwenhöck und Swammerdamm, hatten ſich ſchwer getroffen, denn beide hüpften, tanzten auf ganz tolle Weiſe und machten dazu mit Heulen und Schreien eine Muſik, die dem Wehgeſchrei der Verdammten in der Hölle zu gleichen ſchien.

Peregrinus wußte in der That nicht recht, was er beginnen ſollte, die Wüthenden auseinander zu bringen und ſo einen Auftritt zu endigen, der eben ſo lächerlich als entſetzlich war. Endlich gewahrten beide, daß die Thüre des Zimmers weit offen ſtand, vergaßen Kampf und Schmerz, ſteckten die verderblichen Waffen ein und ſtürzten ſich in's Zimmer.

Schwer fiel es nun erſt dem Herrn Peregrinus Tyß auf's Herz, daß die Schönſte aus dem Hauſe entflohen, er verwünſchte den abſcheulichen Leuwenhöck in die Hölle. Da ließ ſich auf der Treppe Alinens Stimme vernehmen. Sie lachte laut und rief wiederum dazwiſchen: Was man nicht alles erlebt! Wunderſam — unglaublich — wer hätte ſich das träumen laſſen! —

Was iſt, fragte Peregrinus kleinlaut, was iſt denn ſchon wieder Unglaubliches vorgefallen?

O lieber Herr Tyß, rief ihm die Alte entgegen, kommen Sie doch nur ſchnell herauf, gehen Sie doch nur in Ihr Zimmer.

Die Alte öffnete ihm ſchalkiſch kichernd die Thüre ſeines Gemachs. Als er hineintrat, da, o Wunder! o Wonne! hüpfte ihm die holde Dörtje Elverdink entgegen, gekleidet in das verführeriſche Gewand von Silberzindel, wie er ſie bei dem Herrn Swammer erblickt. „Endlich ſehe ich Sie wieder, mein ſüßer Freund," liſpelte die Kleine, und wußte ſich dem Peregrinus ſo anzuſchmiegen, daß er nicht umhin konnte, ſie, aller guten Vorſätze ungeachtet, auf das zärtlichſte zu umarmen. Die Sinne wollten ihm vergehen vor Entzücken und Liebesluſt. —

Wohl oft hat es ſich aber begeben, daß Jemand gerade im höchſten Rauſch der überſchwenglichſten Wonne ſich recht derb die Naſe ſtieß und plötzlich geweckt durch den irdiſchen Schmerz aus dem ſeligen Jenſeits hinabfiel in das ordinaire Dieſſeits. Gerade ſo ging es Herrn Peregrinus. Als er ſich nämlich hinabbückte, um Dörtjes ſüßen Mund zu küſſen, ſtieß er ſich ganz entſetzlich die nicht unanſehnliche Naſe an dem Diadem von funkelnden Brillanten, das die Kleine in den ſchwarzen Locken trug. Der empfindliche Schmerz des Stoßes an den eckigt geſchliffenen Steinen brachte ihn hinlänglich zu ſich ſelbſt, um das Diadem zu gewahren. Das Diadem mahnte ihn aber an die Prinzeſſin Gamaheh, und dabei mußte ihm wieder Alles einfallen, was ihm Meiſter Floh von dem verführeriſchen Weſen geſagt hatte. Er bedachte, daß einer Prinzeſſin, der Tochter eines mächtigen Königs, unmöglich an ſeiner Liebe etwas gelegen ſeyn könne, und daß ihr ganzes liebeathmendes Betragen wohl nur als gleißneriſcher Trug gelten dürfe, durch den die Verrätherin ſich den zauberiſchen Floh wieder verſchaffen wolle. — Dieß betrachtend, glitt ein Eisſtrom durch ſein Inneres, der die Liebesflammen, wenn auch nicht gänzlich auslöſchte, ſo doch wenigſtens dämpfte.

Peregrinus wand ſich ſanft aus den Armen der Kleinen, die ihn liebend umfaßt hatte, und ſprach leiſe mit niedergeſchlagenen Augen: Ach du lieber Himmel! Sie ſind ja doch die Tochter des mächtigen Königs Sekakis, die ſchöne, hohe, herrliche Prinzeſſin Gamaheh! — Verzeihung, Prinzeſſin, wenn mich ein Gefühl, dem ich nicht widerſtehen konnte, hinriß zur Thorheit, zum Wahnſinn. Aber Sie ſelbſt, Durchlauchtige —

„Was,“ unterbrach Dörtje Elverdink den Peregrinus, „was ſprichſt du, mein holder Freund? Ich eines mächtigen Königs Tochter? ich eine Prinzeſſin? Ich bin ja deine Aline, die dich lieben wird bis zum Wahnſinn, wenn du — doch, wie iſt mir denn? Aline, die Königin von Golkonda? die iſt ja ſchon bei dir; ich habe mit ihr geſprochen. Eine gute, liebe Frau, doch alt iſt ſie geworden, und lange nicht mehr ſo hübſch, als zur Zeit ihrer Verheirathung mit einem franzöſiſchen General! — Weh mir! ich bin wohl nicht die rechte, ich habe wohl nie in Golkonda geherrſcht? — Weh mir!“

Die Kleine hatte die Augen geſchloſſen und begann zu wanken. Peregrinus brachte ſie auf den Sopha.

„Gamaheh,“ fuhr ſie wie ſomnambul ſprechend fort, „Gamaheh ſagſt du? — Gamaheh, die Tochter des Königs Sekakis? Ja, ich erinnere mich, in Famaguſta! — ich war eigentlich eine ſchöne Tulpe — doch nein, ſchon damals fühlte ich Sehnſucht und Liebe in der Bruſt. — Still, ſtill davon!“

Die Kleine ſchwieg, ſie ſchien ganz einſchlummern zu wollen. Peregrinus übernahm das gefährliche Wageſtück, ſie in eine bequemere Stellung zu bringen. Doch ſo wie er die Holde ſanft umſchlang, ſtach ihn eine verſteckte Nadel recht derb in den Finger. Seiner Gewohnheit nach ſchnippte er mit dem Daumen. Meiſter Floh hielt das aber für das verabredete Zeichen und ſetzte ihm augenblicklich das mikroſkopiſche Glas in die Pupille.

So wie immer erblickte Peregrinus hinter der Hornhaut der Augen das ſeltſame Geflecht der Nerven und Adern, die bis in das tiefe Gehirn hineingingen. Aber durch dies Geflecht ſchlangen ſich hell blinkende Silberfaden, wohl hundertmal dünner als die Faden des dünneſten Spinngewebes und eben dieſe Faden, die endlos zu ſeyn ſchienen, da ſie ſich hinausrankten aus dem Gehirn in ein ſelbſt dem mikroſkopiſchen Auge unentdeckbares Etwas, verwirrten, vielleicht Gedanken ſublimerer Art, die anderen von leichter zu erfaſſender Gattung. Peregrinus gewahrte bunt durcheinander Blumen, die ſich zu Menſchen geſtalteten, dann wieder Menſchen, die in die Erde zerfloſſen und dann als Steine, Metalle, hervorblickten. Und dazwiſchen bewegten ſich allerlei ſeltſame Thiere, die ſich unzählige Mal verwandelten und wunderbare Sprachen redeten. Keine Erſcheinung paßte zu der anderen und in der bangen Klage bruſtzerreißender Wehmuth, die durch die Luft ertönte, ſchien ſich die Diſſonanz der Erſcheinungen auszuſprechen. Doch eben dieſe Diſſonanz verherrlichte nur noch mehr die tiefe Grundharmonie, die ſiegend hervorbrach und alles, was entzweit geſchienen, vereinigte zu ewiger namenloſer Luſt.

„Verwirrt," ziſchelte Meiſter Floh, „verwirrt Euch nicht, guter Herr Peregrinus, das ſind Gedanken des Traumes, die Ihr da ſchaut. Sollte auch vielleicht noch etwas mehr dahinter ſtecken, ſo iſt es wohl jetzt nicht an der Zeit, das weiter zu unterſuchen. Ruft nur die verführeriſche Kleine bei ihrem rechten Namen und fragt ſie dann aus, wie Ihr Luſt habt."

Da die Kleine verſchiedene Namen führte, ſo hätte es, wie man denken ſollte, dem Peregrinus ſchwer fallen müſſen, den rechten zu treffen. Peregrinus rief aber, ohne ſich im mindeſten zu beſinnen: Dörtje Elverdink! Holdes liebes Mädchen! wäre es kein Trug? wäre es möglich, daß du mich wirklich lieben könnteſt? Sogleich erwachte die Kleine aus ihrem träumeriſchen Zuſtande, ſchlug die Aeuglein auf und ſprach mit leuchtendem Blick: „Welche Zweifel, mein Peregrinus? Kann ein Mädchen wohl das beginnen, was ich begann, wenn nicht die glühendſte Liebe ihre Bruſt erfüllt? Peregrinus, ich liebe dich, wie keinen Andern, und willſt du mein ſeyn, ſo bin ich dein mit ganzer Seele und bleibe bei dir, weil ich nicht von dir laſſen kann und nicht etwa bloß um der Tyrannei des Onkels zu entfliehen."

Die Silberfaden waren verſchwunden und die gehörig geordneten Gedanken lauteten: „Wie iſt das zugegangen? Erſt heuchelte ich ihm Liebe, blos um den Meiſter Floh mir und dem Leuwenhöck wieder zu gewinnen und jetzt bin ich ihm in der That gut geworden. Ich habe mich in meinen eigenen Fallſtricken gefangen. Ich denke kaum mehr an den Meiſter Floh, ich möchte ewig dem Mann angehören, der mir liebenswürdiger vorkömmt, als alle, die ich bis jetzt geſehen."

Man kann ſich vorſtellen, wie dieſe Gedanken alles ſelige Entzücken in Peregrinus Bruſt entflammten. Er fiel vor der Holden wieder, bedeckte ihre Händchen mit tauſend glühenden Küſſen, nannte ſie ſeine Wonne, ſeinen Himmel, ſein ganzes Glück. —

„Nun, liſpelte die Kleine, indem ſie ihn ſanft an ihre Seite zog, „nun mein Theurer, wirſt du gewiß einen Wunſch nicht zurückweiſen, von deſſen Erfüllung die Ruhe, ja das ganze Daſein deiner Geliebten abhängt.“ —

„Verlange,“ erwiederte Peregrinus, indem er die Kleine zärtlich umſchlang, „verlange alles, mein ſüßes Leben, alles, was du willſt, dein leiſeſter Wunſch iſt mir Gebot. Nichts in der Welt iſt mir ſo theuer, daß ich es nicht dir, nicht deiner Liebe mit Freuden opfern ſollte.“

Weh mir, ziſchelte Meiſter Floh. Wer hätte das gedacht, daß die Treuloſe ſiegen ſollte. Ich bin verloren!

„So höre denn,“ fuhr die Kleine fort, nachdem ſie die glühenden Küſſe, die Peregrinus auf ihre Lippen gedrückt, feurig erwiedert hatte, „ſo höre denn, ich weiß, auf welche Art der“ —

Die Thür ſprang auf und herein trat Herr George Pepuſch.

„Zeherit!“ ſchrie wie in Verzweiflung die Kleine auf und ſank leblos in den Sopha zurück.

Die Diſtel Zeherit flog aber auf die Prinzeſſin Gamaheh los, nahm ſie in den Arm und rannte mit ihr blitzſchnell von dannen.

Meiſter Floh war für diesmal gerettet. —

Fünftes Abentheuer.

Gedanken junger dichteriſcher Enthuſiaſten und ſchriftſtelleriſcher Damen. Peregrinus Betrachtungen über ſein Leben und Meiſter Flohs Gelehrſamkeit und Verſtand. Seltene Tugend und Standhaftigkeit des Herrn Tyß. Unerwarteter Ausgang eines bedenklichen tragiſchen Auftritts.

Mit Blitzesſchnelle hatte, wie es der geneigte Leſer am Schluſſe des vierten Abentheuers erfahren hat, George Pepuſch die Kleine aus des verliebten Peregrinus Armen entführt und dieſen zurückgelaſſen, ſtarr vor Erſtaunen und Schreck.

Als Peregrinus endlich, zur Beſinnung gekommen, aufſprang und dem räuberiſchen Freunde nachſetzte, war alles öde und ſtill im

Hauſe. Auf wiederholtes ſtarkes Rufen pantoffelte die alte Aline aus dem entfernteſten Zimmer heran und verſicherte, von dem ganzen Vorfall auch nicht das mindeſte bemerkt zu haben.

Peregrinus wollte über Dörtjes Verluſt beinahe außer ſich gerathen. Meiſter Floh ließ ſich aber vernehmen mit tröſtenden Worten:
„Ihr wißt," ſprach er mit einem Ton, der dem Hoffnungsloſeſten
Zutrauen einflößen mußte, „Ihr wißt ja noch gar nicht, theurer
„Herr Peregrinus Tyß, ob die ſchöne Dörtje Elverdink Euer Haus
„wirklich verlaſſen hat. So viel wie ich mich auf ſolche Dinge ver-
„ſtehe, iſt ſie gar nicht weit; mir iſt's als wittere ich ihre Nähe.
„Doch, wollt Ihr meinem freundſchaftlichen Rath vertrauen und ihn
„befolgen, ſo überlaßt die ſchöne Dörtje ihrem Schickſal. Glaubt
„mir, die Kleine iſt ein wetterwendiſches Ding; mag es ſeyn, daß
„ſie, wie Ihr mir geſagt habt, Euch jetzt wirklich gut geworden iſt,
„wie lange wird es dauern und ſie verſetzt Euch in ſolch Trübſal
„und Leid, daß Ihr Gefahr lauft, darüber den Verſtand zu verlieren,
„wie die Diſtel Zeherit. Noch einmal ſage ich es Euch, gebt Euer
„einſames Leben auf. Ihr werdet Euch beſſer dabei befinden. Was
„für Mädchen habt Ihr denn ſchon kennen gelernt, daß Ihr die
„Dörtje für die ſchönſte achtet; welchem Weibe habt Ihr Euch denn
„ſchon genähert mit freundlichen Liebesworten, daß Ihr glaubt, nur
„Dörtje könne Euch lieben. Geht, geht, Peregrinus, die Erfahrung
„wird Euch eines Beſſeren überzeugen. Ihr ſeyd ein ganz hübſcher
„ſtattlicher Mann und ich müßte nicht ſo verſtändig und ſcharfſichtig
„ſeyn, als es der Meiſter Floh wirklich iſt, wenn ich nicht voraus-
„ſehen ſollte, daß Euch das Glück der Liebe noch lachen wird auf
„ganz andere Weiſe, als Ihr es wohl jetzt vermuthet." —

Peregrinus hatte dadurch, daß er an öffentliche Oerter ging, bereits die Bahn gebrochen und es wurde ihm nun weniger ſchwer, Geſellſchaften zu beſuchen, denen er ſich ſonſt entzogen. Meiſter Floh that ihm dabei mit dem mikroſkopiſchen Glaſe vortreffliche Dienſte, und Peregrinus ſoll während der Zeit ein Tagebuch gehalten und die wunderlichſten ergötzlichſten Contraſte zwiſchen Worten und Gedanken, wie ſie ihm täglich aufſtießen, aufgezeichnet haben. Vielleicht findet der Herausgeber des ſeltſamen Märchens, Meiſter Floh geheißen, künftig Gelegenheit, manches weiterer Mittheilung würdige aus dieſem Tagebuch an's Licht zu fördern; hier würde es nur die

Geſchichte aufhalten und darum dem geneigten Leſer eben nicht willkommen ſeyn. So viel kann geſagt werden, daß manche Redensarten mit den dazu gehörenden Gedanken ſtereotypiſch wurden, wie z. B. „Ich erbitte mir Ihren gütigen Rath,“ lautet in Gedanken: Er iſt albern genug, zu glauben, daß ich wirklich in einer Sache, die längſt beſchloſſen, ſeinen Rath verlange, und das kitzelt ihn! — „Ich vertraue Ihnen ganz!“ — Ich weiß ja längſt, daß er ein Spitzbube iſt u. ſ. w. Endlich darf auch noch bemerkt werden, daß manche Leute doch den Peregrinus mit ſeinen mikroſkopiſchen Betrachtungen in große Verlegenheit ſetzten. Das waren nämlich die jungen Männer, die über Alles in den höchſten Enthuſiasmus gerathen und ſich in einen brauſenden Strom der prächtigſten Redensarten ergießen konnten. Unter dieſen ſchienen am tiefſten und herrlichſten junge Dichter zu ſprechen, die von lauter Phantaſie und Genialität ſtrotzten und vorzüglich von Damen viel Anbetung erleiden mußten. Ihnen reihten ſich ſchriftſtelleriſche Frauen an, die alle Tiefen des Seyns hienieden, ſo wie alle ächtphiloſophiſche, das Innerſte durchdringende Anſichten der Verhältniſſe des ſozialen Lebens, wie man zu ſagen pflegt, recht am Schnürchen hatten und mit prächtigen Worten herzuſagen wußten, wie eine Feſttagspredigt. — Kam es dem Peregrinus wunderbar vor, daß die Silberfaden aus Gamahehs Gehirn herausrankten in ein unentdeckbares Etwas, ſo erſtaunte er nicht weniger darüber, was er im Gehirn der erwähnten Leute wahrnahm. Er ſah zwar das ſeltſame Geflecht von Adern und Nerven, bemerkte aber zugleich, daß dieſe gerade, wenn die Leute über Kunſt und Wiſſenſchaft, über die Tendenzen des höheren Lebens überhaupt ganz ausnehmend herrlich ſprachen, gar nicht eindrangen in die Tiefe des Gehirns, ſondern wieder zurückwuchſen, ſo daß von deutlicher Erkennung der Gedanken gar nicht die Rede ſeyn konnte. Er theilte ſeine Bemerkung dem Meiſter Floh mit, der gewöhnlich in einer Falte des Halstuchs ſaß. Meiſter Floh meinte, daß das, was Peregrinus für Gedanken halte, gar keine wären, ſondern nur Worte, die ſich vergeblich mühten, Gedanken zu werden.

Erluſtigte ſich nun Herr Peregrinus Tyß in der Geſellſchaft auf mannigfache Weiſe, ſo ließ auch ſein treuer Begleiter, Meiſter Floh, viel von ſeinem Ernſte nach, und bewies ſich als ein kleiner ſchalkiſcher Lüſtling, als ein aimable roué. Keinen ſchönen Hals, keinen weißen Nacken eines Frauenzimmers konnte er nämlich ſehen, ohne bei der erſten beſten Gelegenheit aus ſeinem Schlupfwinkel hervor und auf den einladenden Sitz zu ſpringen, wo er jeder Nachſtellung geſpitzter Finger geſchickt zu entgehen wußte. Dies Manöver umfaßte ein doppeltes Intereſſe. Einmal fand er ſelbſt ſeine Luſt daran, dann wollte er aber auch des Peregrinus Blicke auf Schönheiten ziehen, die Dörtje's Bild verdunkeln ſollten. Dies ſchien aber ganz vergebliche Mühe zu ſeyn, denn keine einzige der Damen, denen ſich Peregrinus ohne alle Scheu mit voller Unbefangenheit näherte, kam ihm ſo gar hübſch und anmuthig vor, als ſeine kleine Prinzeſſin. Weshalb aber auch nun vollends ſeine Liebe zur Kleinen feſthielt, war, daß bei keiner er Worte und Gedanken ſo zu ſeinen Gunſten übereinſtimmend fand, als bei ihr. Er glaubte ſie nimmermehr laſſen zu können und erklärte dies unverholen. Meiſter Floh ängſtigte ſich nicht wenig.

Peregrinus bemerkte eines Tages, daß die alte Aline ſchalkiſch vor ſich hinlächelte, öfter als ſonſt Taback ſchnupfte, ſich räuſperte, undeutliches Zeug murmelte, kurz in ihrem ganzen Weſen that, wie Jemand, der etwas auf dem Herzen hat und es gern los ſeyn möchte. Dabei erwiederte ſie auf Alles: Ja! — man kann das nicht wiſſen, man muß das abwarten! — mochten nun dieſe Redensarten paſſen oder nicht. „Sage," rief Peregrinus endlich voll Ungeduld, „ſage „Sie es nur lieber gleich heraus, Aline, was es wieder giebt, ohne „ſo um mich herumzuſchleichen mit geheimnißvollen Mienen."

„Ach," rief die Alte, indem ſie die dürren Fäuſte zuſammenſchlug, „ach das herzige allerliebſte Zuckerpüppchen, das zarte liebe Ding!"

„Wen meint Sie denn?" unterbrach Peregrinus die Alte verdrießlich.

„Ei," ſprach dieſe ſchmunzelnd weiter, „ei, wen ſollte ich denn „anders meinen, als unſere liebe Prinzeß hier unten bei Herrn „Swammer, Ihre liebe Braut, Herr Tyß."

„Weib," fuhr Peregrinus auf, „unglückliches Weib, ſie iſt hier, hier im Hauſe, und das ſagſt du mir erſt jetzt?"

„Wo ſollte," erwiederte die Alte, ohne im mindeſten aus ihrer behaglichen Ruhe zu kommen, „wo ſollte die Prinzeß auch wohl anders ſeyn, als hier, wo ſie ihre Mutter gefunden hat."

„Wie," rief Peregrinus, „was ſagt Sie, Aline?"

„Ja," ſprach die Alte, indem ſie den Kopf erhob, „ja, Aline, „das iſt mein rechter Name und wer weiß, was in kurzer Zeit, vor Ihrer Hochzeit, noch Alles an das Tageslicht kommen wird."

Ohne ſich an Peregrinus Ungeduld, der ſie bei allen Engeln und Teufeln beſchwor, doch nur zu reden, zu erzählen, auch nur im mindeſten zu kehren, nahm die Alte gemächlich Platz in einem Lehnſtuhl, zog die Doſe hervor, nahm eine große Prieſe und bewies dann dem Peregrinus ſehr umſtändlich mit vielen Worten, daß es keinen größeren ſchädlicheren Fehler gäbe, als die Ungeduld.

„Ruhe," ſo ſprach ſie, „Ruhe, mein Söhnchen, iſt dir vor allen „Dingen nöthig, denn ſonſt läufſt du Gefahr, Alles zu verlieren, in „dem Augenblick, als du es gewonnen zu haben glaubſt. Ehe du „ein Wörtchen von mir hörſt, mußt du dich dort ſtill hinſetzen wie „ein artiges Kind und mich beileibe nicht in meiner Erzählung unter„brechen."

Was blieb dem Peregrinus übrig, als der Alten zu gehorchen, die, ſo wie Peregrinus Platz genommen, Dinge vorbrachte, die wunderlich und ſeltſam genug anzuhören waren.

So wie die Alte erzählte, hatten die beiden Herren, nämlich Swammerdamm und Leuwenhöck, ſich in dem Zimmer noch recht tüchtig herumgebalgt und dabei entſetzlich gelärmt und getobt. Dann war es zwar ſtille geworden, ein dumpfes Aechzen hatte indeſſen die Alte befürchten laſſen, daß einer von beiden auf den Tod verwundet. Als nun aber die Alte neugierig durch das Schlüſſelloch guckte, gewahrte ſie ganz etwas anderes, als ſie geglaubt. Swammerdamm und Leuwenhöck hatten den George Pepuſch erfaßt und ſtrichen und drückten ihn mit ihren Fäuſten ſo, daß er immer dünner und dünner wurde, worüber er denn ſo ächzte, wie es die Alte vernommen. Zuletzt, als Pepuſch ſo dünn geworden wie ein Diſtelſtengel, verſuchten ſie ihn durch das Schlüſſelloch zu drücken. Der arme Pepuſch hing ſchon mit dem halben Leibe heraus auf den Flur, als die Alte entſetzt von dannen floh. Bald darauf vernahm die Alte ein lautes ſchallendes Gelächter und gewahrte, wie Pepuſch in ſeiner natürlichen Geſtalt von den beiden Magiern ganz friedlich zum Hauſe hinausgeführt wurde. In der Thüre des Zimmers ſtand die ſchöne Dörtje und winkte die Alte hinein. Sie wollte ſich putzen und hatte dabei die Hülſe der Alten nöthig.

Die Alte konnte gar nicht genug von der großen Menge Kleider reden, die die Kleine aus allerlei alten Schränken herbeigeholt und ihr gezeigt und von denen eins immer reicher und prächtiger geweſen als das andere. Dann verſicherte die Alte auch, daß wohl nur eine indiſche Prinzeſſin ſolch Geſchmeide beſitzen könne, als die Kleine, die Augen thäten ihr noch weh von dem blendenden Gefunkel.

Die Alte erzählte weiter, wie ſie mit dem lieben Zuckerkinde während des Ankleidens dies und jenes geſprochen, wie ſie an den ſeligen Herrn Tyß, an das ſchöne Leben, das ſonſt im Hauſe geführt worden, gedacht und wie ſie zuletzt auf ihre verſtorbenen Verwandten gekommen.

„Sie wiſſen,“ ſo ſprach die Alte, „Sie wiſſen, lieber Herr Tyß, daß mir nichts über meine ſelige Frau Muhme, die Kattundruckerfrau geht. Sie war in Mainz und ich glaube gar, auch in Indien geweſen und konnte franzöſiſch beten und ſingen. Habe ich dieſer Frau Muhme den unchriſtlichen Namen Aline zu verdanken, ſo will ich ihr das gern im Grabe verzeihen, da ich, was die feine Lebensart, die Manierlichkeit, den Verſtand die Worte hübſch zu ſetzen, allein von ihr profitirt habe. Als ich nun recht viel von der Frau Muhme erzählte, fragte die kleine Prinzeſſin nach meinen Eltern, Großeltern und immer ſo weiter und weiter in die Familie hinein. Ich ſchüttete mein Herz aus, ich ſprach ganz ohne Rückhalt davon, daß meine Mutter beinahe eben ſo ſchön geweſen ſey, als ich, wiewohl ich ſie in Anſehung der Naſe übertreffe, die vom Vater abſtamme und überhaupt nach der Form in der Familie gebräuchlich ſey, ſchon ſeit Menſchengedenken. Da kam ich denn auch auf die Kirchweihe zu reden, als ich den Deutſchen tanzte mit dem Sergeanten Häberpiep und die himmelblauen Strümpfe angezogen hatte mit den rothen Zwickeln. — Nun! lieber Gott, wir ſind alle ſchwache, ſündige Menſchen. — Doch Herr Tyß, Sie ſollten nun ſelbſt geſehen haben, wie die kleine Prinzeß, die erſt gekickert und gelacht hatte, daß es eine Luſt war, immer ſtiller und ſtiller wurde und mich anſtarrte mit ſolchen ſeltſamen Blicken, daß mir in der That ganz graulich zu Muthe wurde. — Und, denken Sie ſich, Herr Tyß, plötzlich, ehe ich mir's verſehen, liegt die kleine Prinzeß vor mir auf den Knieen und will mir durchaus die Hand

„küſſen, und ruft: Ja, du biſt es, nun erſt erkenne ich dich, ja du „biſt es ſelbſt! — Und als ich nun ganz erſtaunt frage, was das „heißen ſoll" —

Die Alte ſtockte, und als Peregrinus in ſie drang, doch nur weiter zu reden, nahm ſie ganz ernſt und bedächtig eine große Prieſe und ſprach: Wirſt es zeitig genug erfahren, mein Söhnchen, was ſich nun weiter begab. Jedes Ding hat ſeine Zeit und ſeine Stunde!

Peregrinus wollte eben noch ſchärfer in die Alte dringen, ihm mehr zu ſagen, als dieſe in ein gellendes Gelächter ausbrach. Peregrinus mahnte ſie mit finſterem Geſicht daran, daß ſein Zimmer eben nicht der Ort ſey, wo ſie mit ihm Narrenspoſſen treiben dürfe. Doch die Alte ſchien, beide Fäuſte in die Seiten ſtemmend, erſticken zu wollen. Die brennend rothe Farbe des Antlitzes ging über in ein angenehmes Kirſchbraun, und Peregrinus ſtand im Begriff der Alten ein volles Glas Waſſer in's Geſicht zu gießen, als ſie zu Athem kam und die Sprache wieder gewann. „Soll," ſprach ſie, „ſoll man nicht lachen über das kleine närriſche Ding. — Nein, ſolche Liebe giebt es gar nicht mehr auf Erden! — Denken Sie ſich, Herr Tyß" — die Alte lachte auf's Neue, dem Peregrinus wollte die Geduld ausgehen. Endlich brachte er dann mit Mühe heraus, daß die kleine Prinzeß in dem Wahne ſtehe, daß er, Herr Peregrinus Tyß, durchaus die Alte heirathen wolle, und daß ſie, die Alte, ihr auf's Feierlichſte verſprechen müſſen, ſeine Hand auszuſchlagen. —

Dem Peregrinus war es, als ſey er in ein böſes Hexenweſen verflochten und es wurde ihm ſo unheimlich zu Muthe, daß ihm ſelbſt die alte ehrliche Aline ein geſpenſtiges Weſen bedünken wollte, dem er nicht ſchnell genug entfliehen könne.

Die Alte ließ ihn nicht fort, weil ſie ihm noch ganz geſchwind etwas vertrauen müſſe, was die kleine Prinzeß angehe.

„Es iſt," ſprach die Alte vertraulich, „es iſt nun gewiß, daß „Ihnen, lieber Herr Peregrinus, der ſchöne leuchtende Glücksſtern „aufgegangen, aber es bleibt nun Ihre Sache, ſich den Stern günſtig „zu erhalten. Als ich der Kleinen betheuerte, daß Sie ganz erſtaunlich in ſie verliebt und weit entfernt wären, mich heirathen zu „wollen, meinte ſie, daß ſie ſich nicht eher davon überzeugen und „Ihnen ihre ſchöne Hand reichen könne, bis Sie ihr einen Wunſch

„gewährt, den ſie ſchon lange im tiefſten Herzen trage. Die Kleine „behauptet, Sie hätten einen kleinen allerliebſten Negerknaben bei „ſich aufgenommen, der aus ihrem Dienſte entlaufen; ich habe dem „zwar widerſprochen, ſie behauptet aber, der Bube ſey ſo winzig „klein, daß er in einer Nußſchaale wohnen könne. Dieſen Knaben „nun“ —

„Daraus wird nichts,“ fuhr Peregrinus, der längſt wußte, wo die Alte hinauswollte, heftig auf und verließ ſtürmiſch Zimmer und Haus.

Es iſt eine alte hergebrachte Sitte, daß der Held der Geſchichte, iſt er von heftiger Gemüthsbewegung ergriffen, hinausläuft in den Wald oder wenigſtens in das einſam gelegene Gebüſch. Die Sitte iſt darum gut, weil ſie im Leben wirklich herrſcht. Hiernach konnt' es ſich aber mit Herrn Peregrinus Tyß nicht anders begeben, als daß er von ſeinem Hauſe auf dem Roßmarkt aus ſo lange in einem Strich fortrannte, bis er die Stadt hinter ſich und ein nahegelegenes Gebüſch erreicht hatte. Da es ferner in einer romanhaften Hiſtorie keinem Gebüſch an rauſchenden Blättern, ſeufzenden, liſpelnden Abendlüften, murmelnden Quellen, geſchwätzigen Bächen u. ſ. w. fehlen darf, ſo iſt zu denken, daß Peregrinus das Alles an ſeinem Zufluchtsorte fand. Auf einen bemooſten Stein, der zur Hälfte im ſpiegelhellen Bache lag, deſſen Wellen kräuſelnd um ihn her plätſcherten, ließ ſich Peregrinus nieder, mit dem feſten Vorſatz, die ſeltſamen Abentheuer des Augenblicks überdenkend, den Ariadne-Faden zu ſuchen und zu finden, der ihm den Rückweg aus dem Labyrinth der wunderlichſten Räthſel zeigen ſollte.

Es mag wohl ſeyn, daß das in abgemeſſenen Pauſen wiederkehrende Geflüſter der Büſche, das eintönige Rauſchen der Gewäſſer, das gleichmäßige Klappern einer entfernten Mühle bald ſich als Grundton geſtaltet, nach dem ſich die Gedanken zügeln und formen, ſo, daß ſie nicht mehr ohne Rhythmus und Takt durcheinander brauſen, ſondern zu deutlicher Melodie werden. So kam denn auch Peregrinus, nachdem er einige Zeit ſich an dem anmuthigen Orte befunden, zu ruhiger Betrachtung.

„In der That,“ ſprach Peregrinus zu ſich ſelbſt, „ein phantaſtiſcher „Märchenſchreiber könnte nicht tollere, verwirrtere Begebenheiten er„ſinnen, als ich ſie in dem geringen Zeitraum von wenigen Tagen

„wirklich erlebt habe. — Die Anmuth, das Entzücken, die Liebe ſelbſt „kommt dem einſiedleriſchen Miſogyn entgegen und ein Blick, ein „Wort reicht hin, Flammen in ſeiner Bruſt anzufachen, deren Marter „er ſcheute, ohne ſie zu kennen! Aber Ort, Zeit, die ganze Erſcheinung „des fremden verführeriſchen Weſens iſt ſo geheimnißvoll, daß ein „ſeltſamer Zauber ſichtbarlich einzugreifen ſcheint und nicht lange „dauert es, ſo zeigt ein kleines, winziges, ſonſt verachtetes Thier „Wiſſenſchaft, Verſtand, ja eine wunderbare magiſche Kraft. Und „dieſes Thier ſpricht von Dingen, die allen gewöhnlichen Begriffen „unerfaßlich ſind, auf eine Weiſe, als ſey das Alles nur das tauſendmal wiederholte Geſtern und Heute des gemeinen Lebens hinter der „Bratenſchüſſel und der Weinflaſche.

„Bin ich dem Schwungrad zu nahe gekommen, das finſtere unbekannte Mächte treiben, und hat es mich erfaßt in ſeinen Schwingungen? Sollte man nicht glauben, man müſſe über derlei Dinge, „wenn ſie das Leben durchſchneiden, den Verſtand verlieren? — Und „doch befinde ich mich ganz wohl dabei; ja es fällt mir gar nicht „ſonderlich mehr auf, daß ein Flohkönig ſich in meinen Schutz begeben und dafür ein Geheimniß anvertraut hat, das mir das Geheimniß der inneren Gedanken erſchließt und ſo mich über allen „Trug des Lebens erhebt. — Wohin wird, kann aber das Alles „führen? Wie, wenn hinter dieſer wunderlichen Maske eines Flohs „ein böſer Dämon ſtäke, der mich verlocken wollte in's Verderben, „der darauf ausginge, mir alles Liebesglück, das in Dörtje's Beſitz „mir erblühen könnte, zu rauben auf ſchnöde Weiſe? — Wär' es „nicht beſſer ſich des kleinen Ungethüms gleich zu entledigen?“

„Das war,“ unterbrach Meiſter Floh das Selbſtgeſpräch des Peregrinus, „das war ein ſehr unfeiner Gedanke, Herr Peregrinus „Tyß! Glaubt Ihr, daß das Geheimniß, welches ich Euch anvertraute, ein geringes iſt? Kann Euch dies Geſchenk nicht als das „entſcheidendſte Kennzeichen meiner aufrichtigen Freundſchaft gelten? „Schämt Euch, daß Ihr ſo mißtrauiſch ſeyd! Ihr verwundert Euch „über den Verſtand, über die Geiſteskraft eines winzigen ſonſt verachteten Thierchens, und das zeugt, nehmt es mir nicht übel, wenigſtens von der Beſchränktheit Eurer wiſſenſchaftlichen Bildung. Ich „wollte, Ihr hättet, was die denkende, ſich willkürlich beſtimmende „Seele der Thiere betrifft, den griechiſchen Philo oder wenigſtens des

„Hieronymi Rorarii Abhandlung: quod animalia bruta ratione „utantur melius homine, oder deſſen oratio pro muribus geleſen. „Oder Ihr wüßtet, was Lipſius und der große Leibnitz über das geiſtige „Vermögen der Thiere gedacht haben, oder Euch wäre bekannt, was „der gelehrte tiefſinnige Rabbi Maimonides über die Seele der Thiere „geſagt hat. Schwerlich würdet Ihr dann mich meines Verſtandes „halber für einen böſen Dämon halten, oder gar die geiſtige Vernunftmaſſe nach der körperlichen Extenſion abmeſſen wollen. Ich glaube, „am Ende habt Ihr Euch zur ſcharfſinnigen Meinung des ſpaniſchen „Arztes Gomez Pereira hingeneigt, der in den Thieren nichts weiter „findet, als künſtliche Maſchinen ohne Denkkraft, ohne Willensfreiheit, „die ſich willkürlos, automatiſch bewegen. Doch nein, für ſo abgeſchmackt will ich Euch nicht halten, guter Herr Peregrinus Tyß, und „feſt daran glauben, daß Ihr längſt durch meine geringe Perſon eines „Beſſern belehrt ſeyd. — Ich weiß ferner nicht recht, was Ihr Wunder „nennt, ſchätzbarſter Herr Peregrinus, oder auf welche Weiſe Ihr es „vermöget, die Erſcheinungen unſeres Seyns, die wir eigentlich wieder „nur ſelbſt ſind, da ſie uns und wir ſie wechſelſeitig bedingen, in „wunderbare und nicht wunderbare zu theilen. Verwundert Ihr Euch „über etwas deshalb, weil es Euch noch nicht geſchehen iſt, oder weil „Ihr den Zuſammenhang von Urſache und Wirkung nicht einzuſehen „wähnt, ſo zeugt das nur von der natürlichen oder angekränkelten „Stumpfheit Eures Blicks, der Eurem Erkenntnißvermögen ſchadet. „Doch — nehmt es nicht übel, Herr Tyß — das Drolligſte bei der „Sache iſt, daß Ihr Euch ſelbſt ſpalten wollt in zwei Theile, von „denen einer die ſogenannten Wunder erkennt und willig glaubt, der „andere dagegen ſich über dieſe Erkenntniß, über dieſen Glauben gar „höchlich verwundert. Iſt es Euch wohl jemals aufgefallen, daß Ihr „an die Bilder des Traums glaubt?“

„Ich,“ unterbrach Peregrinus den kleinen Redner, „ich bitt' Euch, „beſter Mann! wie möget Ihr doch vom Traume reden, der nur als „Reſultat irgend einer Anordnung in unſerm körperlichen oder geiſtigen „Organismus herrührt.“

Meiſter Floh ſchlug bei dieſen Worten des Herrn Peregrinus Tyß ein eben ſo feines als höhniſches Gelächter auf.

„Armer,“ ſprach er hierauf zu dem etwas beſtürzten Peregrinus, „armer Herr Tyß, ſo wenig erleuchtet iſt Euer Verſtand, daß Ihr

„nicht das Alberne ſolcher Meinungen einſehet? Seit der Zeit, daß „das Chaos zum bildſamen Stoff zuſammengefloſſen — es mag „etwas lange her ſeyn — formt der Weltgeiſt alle Geſtaltungen aus „dieſem vorhandenen Stoff und aus dieſem geht auch der Traum mit „ſeinen Gebilden hervor. Skizzen von dem was war oder vielleicht „noch ſeyn wird, ſind dieſe Gebilde, die der Geiſt ſchnell hinwirft „zu ſeiner Luſt, wenn ihn der Tyrann, Körper genannt, ſeines „Sklavendienſtes entlaſſen. Doch iſt es hier weder Ort noch Zeit, „Euch zu widerlegen und eines Beſſeren überzeugen zu wollen; es „würde vielleicht auch von gar keinem Nutzen ſeyn. Nur eine einzige Sache möcht' ich Euch noch entdecken."

„Sprecht," rief Peregrinus, „ſprecht oder ſchweigt, lieber Meiſter, „thut das was Euch am gerathenſten dünkt; denn ich ſehe genugſam „ein, daß Ihr, ſeyd Ihr auch noch ſo klein, doch unendlich mehr „Verſtand und tiefe Kenntniß habt. Ihr zwingt mich zum unbedingten Vertrauen, unerachtet ich Eure verblümten Redensarten nicht „ganz verſtehe."

„So vernehmt," nahm Meiſter Floh wieder das Wort, „ſo vernehmt denn, daß Ihr in die Geſchichte der Prinzeſſin Gamaheh verflochten ſeyd, auf ganz beſondere Weiſe. Swammerdamm und „Leuwenhöck, die Diſtel Zeherit und der Egelprinz, überdem aber „noch der Genius Thetel, alle ſtreben nach dem Beſitz der ſchönen „Prinzeſſin und ich ſelbſt muß geſtehen, daß leider meine alte Liebe „erwacht und ich Thor genug ſeyn konnte, meine Herrſchaft mit der „holden Treuloſen zu theilen. Doch Ihr, Ihr, Herr Peregrinus, ſeyd „die Hauptperſon, ohne Eure Einwilligung kann die ſchöne Gamaheh „Niemandem angehören. Wollt Ihr den eigentlichen tiefern Zuſammenhang der Sache, den ich ſelbſt nicht weiß, erfahren, ſo müßt „Ihr mit Leuwenhöck darüber ſprechen, der Alles herausgebracht hat „und gewiß manches Wort fallen laſſen wird, wenn Ihr Euch die „Mühe nehmen wollt und es verſteht, ihn gehörig auszuforſchen."

Meiſter Floh wollte in ſeiner Rede fortfahren, als ein Menſch in voller Furie aus dem Gebüſch hervor und auf den Peregrinus losſtürzte.

„Ha!" ſchrie George Pepuſch — das war der Menſch — mit wilden Geberden; „ha, treuloſer verrätheriſcher Freund! — „Treffe „ich dich? — treffe ich dich in der verhängnißvollen Stunde? — „Auf denn, durchbohre dieſe Bruſt, oder falle von meiner Hand!"

Damit riß Pepuſch ein Paar Piſtolen aus der Taſche, gab ein Piſtol dem Peregrinus in die Hand, und ſtellte ſich mit dem andern in Poſitur, indem er rief: ſchieße, feige Memme!

Peregrinus ſtellte ſich, verſicherte aber, daß nichts ihn zu dem heilloſen Wahnſinn bringen würde, ſich mit ſeinem einzigen Freunde in einen Zweikampf einzulaſſen ohne die Urſache auch nur zu ahnen. Wenigſtens würde er in keinem Falle den Freund zuerſt mörderiſch angreifen.

Da ſchlug aber Pepuſch ein wildes Gelächter auf und in dem Augenblick ſchlug auch die Kugel aus dem Piſtol, das Pepuſch abgedrückt, durch den Hut des Peregrinus. Dieſer ſtarrte, ohne den Hut, der zur Erde gefallen, aufzuheben, den Freund an in tiefem Schweigen. Pepuſch näherte ſich dem Peregrinus bis auf wenige Schritte und murmelte dann dumpf: Schieße!

Da drückte Peregrinus das Piſtol ſchnell ab in die Luft.

Laut aufheulend wie ein Raſender, ſtürzte George Pepuſch nun an die Bruſt des Freundes und ſchrie mit herzzerſchneidendem Ton: Sie ſtirbt — ſie ſtirbt aus Liebe zu dir, Unglücklicher! — Eile — rette ſie — du kannſt es! — rette ſie für dich, und mich laß untergehen in wilder Verzweiflung! —

Pepuſch rannte ſo ſchnell von dannen, daß Peregrinus ihn ſogleich aus dem Geſicht verloren hatte.

Schwer fiel es aber nun dem Peregrinus auf's Herz, daß des Freundes raſendes Beginnen durch irgend etwas Entſetzliches veranlaßt ſeyn müſſe, das ſich mit der holden Kleinen begeben. Schnell eilte er nach der Stadt zurück.

Als er in ſein Haus trat, kam ihm die Alte entgegen und jammerte laut, daß die arme ſchöne Prinzeß plötzlich auf das Heftigſte erkrankt ſey und wohl ſterben werde; der alte Herr Swammer ſey eben ſelbſt nach dem berühmteſten Arzt gegangen, den es in Frankfurt gebe.

Den Tod im Herzen, ſchlich Peregrinus in Herrn Swammer's Zimmer, das ihm die Alte geöffnet. Da lag die Kleine, blaß, erſtarrt wie eine Leiche auf dem Sopha, und Peregrinus ſpürte erſt dann ihren leiſen Athem, als er niedergekniet ſich über ſie hinbeugte. So wie Peregrinus die eiskalte Hand der Armen faßte, ſpielte ein ſchmerzliches Lächeln um ihre bleichen Lippen und ſie lispelte: Biſt du es, mein ſüßer Freund? — Kommſt du her, noch einmal die zu ſehen, die dich ſo unausſprechlich liebt? — Ach! die eben deshalb ſtirbt, weil ſie ohne dich nicht zu athmen vermag!

Peregrinus, ganz aufgelöſt im herbſten Weh, ergoß ſich in Betheuerungen ſeiner zärtlichſten Liebe und wiederholte, daß nichts in der Welt ihm ſo theuer ſey, um es nicht der Holden zu opfern. Aus den Worten wurden Küſſe, aber in dieſen Küſſen wurden wiederum wie Liebeshauch Worte vernehmbar.

„Du weißt,“ ſo mochten dieſe Worte lauten, „du weißt, mein „Peregrinus, wie ſehr ich dich liebe. Ich kann dein ſeyn, du mein, „ich kann geſunden auf der Stelle, erblüht wirſt du mich ſehen in „friſchem jugendlichem Glanz wie eine Blume, die der Morgenthau „erquickt und die nun freudig das geſenkte Haupt emporhebt — „aber — gieb mir den Gefangenen heraus, mein theurer, geliebter „Peregrinus, ſonſt ſiehſt du mich vor deinen Augen vergehen in „namenloſer Todesqual! — Peregrinus — ich kann nicht mehr — „es iſt aus!“ —

Damit ſank die Kleine, die ſich halb aufgerichtet hatte, in die Kiſſen zurück, ihr Buſen wallte wie im Todeskampf ſtürmiſch auf und nieder, blauer wurden die Lippen, die Augen ſchienen zu brechen. — In wilder Angſt griff Peregrinus nach der Halsbinde, doch von ſelbſt ſprang Meiſter Floh auf den weißen Hals der Kleinen, indem er mit dem Ton des tiefſten Schmerzes rief: Ich bin verloren!

Peregrinus ſtreckte die Hand aus, den Meiſter zu faſſen; plötzlich war es aber, als hielte eine unſichtbare Macht ſeinen Arm zurück und ganz andere Gedanken als die, welche ihn bis jetzt erfüllt, gingen ihm durch den Kopf.

„Wie,“ dachte er, „weil du ein ſchwacher Menſch biſt, der ſich „hingiebt in toller Leidenſchaft, der im Wahnſinn aufgeregter Begier „das für Wahrheit nimmt, was doch nur lügneriſcher Trug ſeyn „kann, darum willſt du den treulos verrathen, dem du deinen Schutz „zugeſagt? Darum willſt du ein freies harmloſes Völklein in Feſſeln „ewiger Sklaverei ſchmieden, darum den Freund, den du als den „einzigen befunden, deſſen Worte mit den Gedanken ſtimmen, rettungs„los verderben? — Nein — nein, ermanne dich, Peregrinus! — „lieber den Tod leiden als treulos ſeyn!“ —

„Gieb — den — Gefangenen — ich ſterbe!“ — So ſtammelte die Kleine mit verlöſchender Stimme.

„Nein,“ rief Peregrinus, indem er in heller Verzweiflung die Kleine in die Arme faßte, „nein — nimmermehr, aber laß mich mit dir ſterben!“

In dem Augenblick ließ ſich ein durchdringender harmoniſcher Laut hören, als würden kleine Silberglöckchen angeſchlagen; Dörtje, plötzlich friſchen Roſenſchimmer auf Lipp' und Wangen, ſprang auf vom Sopha und hüpfte, in ein konvulſiviſches Gelächter ausbrechend, im Zimmer umher. Sie ſchien vom Tarantelſtich getroffen.

Entſetzt betrachtete Peregrinus das unheimliche Schauſpiel und ein Gleiches that der Arzt, der ganz verſteinert in der Thüre ſtehen blieb und dem Herrn Swammer, der ihm folgen wollte, den Eingang verſperrte.

Sechstes Abentheuer.

Seltſames Beginnen reiſender Gaukler in einem Weinhauſe nebſt hinlänglichen Prügeln. Tragiſche Geſchichte eines Schneiderleins zu Sachſenhauſen. Wie George Pepuſch ehrſame Leute in Staunen ſetzt. Das Horoſkop. Vergnüglicher Kampf bekannter Leute im Zimmer Leuwenhöcks.

Alle Vorübergehende blieben ſtehen, reckten die Hälſe lang aus und guckten durch die Fenſter in die Weinſtube hinein. Immer dichter wälzte ſich der Haufe heran, immer ärger ſtieß und drängte ſich Alles durcheinander, immer toller wurde das Gewirre, das Gelächter, das Toben, das Jauchzen. Dieſen Rumor verurſachten zwei Fremde, die ſich in der Weinſtube eingefunden, und die, außerdem, daß ihre Geſtalt, ihr Anzug, ihr ganzes Weſen etwas ganz Fremdartiges in ſich trug, das widerwärtig war und lächerlich zu gleicher Zeit, ſolche wunderliche Künſte trieben, wie man ſie noch niemals geſehen hatte. Der eine, ein alter Menſch von abſcheulichem ſchmutzigem Anſehen, war in einen langen ſehr engen Ueberrock von fahlſchwarzem glänzendem Zeuge gekleidet. Er wußte ſich bald lang und dünn zu machen, bald ſchrumpfte er zu einem kurzen dicken Kerl zuſammen und es war ſeltſam, daß er ſich dabei ringelte wie ein glatter Wurm. Der andere hochfriſirt, im bunten ſeidnen Rock, eben ſolchen Unterkleidern, großen ſilbernen Schnallen, einem Petit Maitre aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gleichend, flog dagegen einmal über das andere hoch hinauf an die Stubendecke und ließ ſich ſanft wieder herab, indem er mit heiſerer Stimme mißtönende Lieder in gänzlich unbekannter Sprache trällerte.

Nach der Ausſage des Wirths waren beide, einer kurz auf den andern, als ganz vernünftige beſcheidene Leute in die Stube hineingetreten und hatten Wein gefordert. Dann blickten ſie ſich ſchärfer und ſchärfer in's Antlitz und fingen an zu diſcurriren. Unerachtet ihre Sprache allen Gäſten unverſtändlich war, ſo zeigte doch Ton und Geberde, daß ſie in einem Zank begriffen, der immer heftiger wurde.

Plötzlich ſtanden ſie in ihre jetzige Geſtalt verwandelt da und begannen das tolle Weſen zu treiben, das immer mehr Zuſchauer herbeilockte.

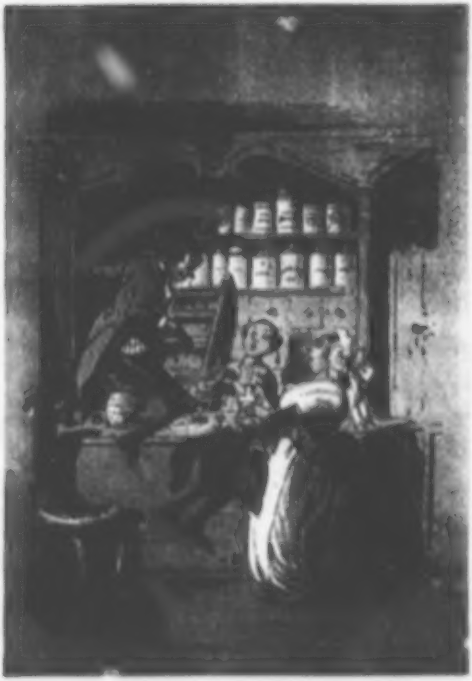
„Der Menſch,“ rief einer von den Zuſchauern, „der Menſch, der „ſo ſchön auf und nieder fliegt, das iſt ja wohl der Uhrmacher Degen „aus Wien, der die Flugmaſchine erfunden hat und damit einmal „über's andere aus der Luft hinabpurzelt auf die Naſe?“ — „Ach „nein,“ erwiederte ein anderer, „das iſt nicht der Vogel Degen. Eher „würd' ich glauben, es wäre das Schneiderlein aus Sachſenhauſen, „wüßt' ich nicht, daß das arme Ding verbrannt iſt.“ —

Ich weiß nicht, ob der geneigte Leſer die merkwürdige Geſchichte von dem Schneiderlein aus Sachſenhauſen kennt? — Hier iſt ſie:

Geſchichte des Schneiderleins aus Sachſenhauſen.

Es begab ſich, daß ein zartes frommes Schneiderlein zu Sachſenhauſen, an einem Sonntage gar ſchön geputzt mit ſeiner Frau Liebſten aus der Kirche kam. Die Luft war rauh, das Schneiderlein hatte zu Nacht nichts genoſſen, als ein halbes weichgeſottenes Ei und eine Pfeffergurke, Morgens aber ein kleines Schälchen Kaffee. Wollte ihm daher flau und erbärmlich zu Muthe werden, weil er überdem in der Kirche gar heftig geſungen, und ihm nach einem Magenſchnäpschen gelüſten. War die Woche über fleißig geweſen und auch artig gegen die Frau Liebſte, der er von den Stücken Zeug, die beim Zuſchneiden unter die Bank gefallen, einen propren Unterrock gefertigt. Frau Liebſte bewilligte alſo freundlich, daß das

Blatt 52



Schneiderlein in die Apotheke treten und ein erwärmendes Schnäpschen genieſsen möge. Trat auch wirklich in die Apotheke und forderte dergleichen. Der ungeschickte Lehrburſche, der allein in der Apotheke zurückgeblieben, da der Rezeptarius, das Subjekt, kurz alle übrigen klügeren Leut' fortgegangen, vergriff ſich und holte eine verſchloſſene Flaſche vom Repoſitorio herab, in der kein Magenelixir befindlich, wohl aber brennbare Luft, womit die Luftbälle gefüllt werden. Davon ſchenkte der Lehrburſche ein Gläschen voll; das ſetzte das Schneiderlein ſtracks an den Mund und ſchlürfte die Luft begierig hinunter, als ein angenehmes Labſal. Wurde ihm aber alsbald gar poſſierlich zu Muthe, war ihm als hätte er ein Paar Flügel an den Achſeln oder als ſpiele Jemand mit ihm Fangball. Denn ellenhoch und immer höher mußte er in der Apotheke aufſteigen und niederſinken. „Ei Jemine, Jemine, rief er, wie bin ich doch ſolch ein flinker Tänzer geworden!“ — Aber dem Lehrburſchen ſtand das Maul offen vor lauter Verwunderung. Geſchah nun, daß Jemand die Thüre raſch aufriß, ſo daß das Fenſter gegenüber aufſprang. Strömte alsbald ein ſtarker Luftzug durch die Apotheke, erfaßte das Schneiderlein und ſchnell wie der Wind war es fort durch das offene Fenſter in die Lüfte; Niemand hat es wieder geſehen. Begab ſich nach mehrerer Zeit, daß die Sachſenhäuſer zur Abendzeit hoch in den Lüften eine Feuerkugel erblickten, die mit blendendem Glanz die ganze Gegend erleuchtete und dann verlöſchend zur Erde hinabfiel. Wollten alle wiſſen, was zur Erde gefallen, liefen hin an den Ort, fanden aber nichts als ein kleines Klümpchen Aſche; dabei aber den Dorn einer Schuhſchnalle, ein Stückchen eiergelben Atlas mit bunten Blumen und ein ſchwarzes Ding, das beinahe anzuſehen war, wie ein Stockknopf von ſchwarzem Horn. Haben Alle darüber nachgedacht, wie ſolche Sachen in einer Feuerkugel aus dem Himmel fallen mögen. Da iſt aber die Frau Liebſte des entfahrenen Schneiderleins dazu gekommen und als dieſe die gefundenen Sachen erblickt, hat ſie die Hände gerungen, gar erbärmlich gethan und geſchrien: Ach Jammer, das iſt meines Liebſten Schnallendorn, ach Jammer, das iſt meines Liebſten Sonntagsweſte, ach Jammer, das iſt meines Liebſten Stockknopf! Hat aber ein großer Gelehrter erklärt, der Stockknopf ſey kein Stockknopf, ſondern ein Meteorſtein oder ein mißrathener Weltkörper. Iſt nun aber auf dieſe Weiſe den Sachſenſchallen und aller Welt kund werden, daß das arme Schneiderlein, dem der Tuchſcheerburſche [illegible] gegeben ſoll Magerſchnabel, in den hohen Lüften verbrannt und heruntergefallen iſt zur Erde als Meteorſtein oder [illegible].

Ende der Geſchichte vom Schneiderlein und Tuchſcheerburſchen.

Der Kellner wurde endlich ungeduldig, daß der wunderliche Fremde nicht aufhörte ſich groß und klein zu machen, ohne auf ihn zu achten und hielt ihm die Flaſche Burgunder, die er beſtellt hatte, dicht unter die Naſe. Sogleich ſog ſich der Fremde an der Flaſche feſt und ließ nicht nach, bis der letzte Tropfen eingeſchlürft war. Dann fiel er wie ohnmächtig in den Lehnſtuhl und konnte ſich nur ganz ſchwach regen.

Die Gäſte hatten mit Erſtaunen geſehen, wie er während des Trinkens immer mehr aufgeſchwollen und nun ganz dick und unförmlich erſchien. Das andere Fliegwerk ſchien nun auch zu finden, er wollte ſich ſchnaufend und ganz außer Athem niederlaſſen; als er aber gewahrte, daß ſein Gegner halb todt da lag, ſprang er ſchnell auf ihn zu und begann ihn mit geballter Fauſt durchzubläuen.

Da riß ihn aber der Hauswirth zurück und erklärte, daß er ihn gleich zum Hauſe hinauswerfen werde, wenn er nicht Ruhe halte. Wollten ſie beide ihre Taſchenſpielerkünſte zeigen, ſo möchten ſie das thun, jedoch ohne ſich zu zanken und zu prügeln, wie gemeines Volk. —

Dem [illegible] ſchien es etwas zu verſchnupfen, daß der Wirth ihn für einen Taſchenſpieler hielt. Er verſicherte, daß er nichts weniger ſey, als ein ſchnöder Gaukler, der ſolche Künſte treibe. Sonſt habe er die Balletmeiſterſtelle bei dem Theater eines berühmten Königs bekleidet, jetzt privatiſire er als ſchöner Geiſt und heiße wie es ſein Vater erfahren, nämlich [illegible]. Habe er im gerechten Zorn über den ſchalen Menſchen dort etwas höher geſprungen, als gebräuchlich, ſo ſey das ſeine Sache und gehe Niemanden etwas an.

Der Wirth meinte, daß das Alles noch keine Prügelei rechtfertige; der ſchöne Geiſt erwiederte indeſſen, daß der Wirth den boshaften hinterliſtigen Menſchen nur nicht kenne, da er ihm ſonſt einen geſtählten Rücken recht herzlich gönnen würde. Der Menſch ſey nämlich ehemals [illegible] geweſen, nähre ſich jetzt vom

Aderlaſſen, Schröpfen und Barbieren und heiße Monſieur Egel. Ungeſchickt, tölpiſch, gefräßig, ſey er Jedem zur Laſt. Nicht genug daß der Taugenichts überall wo er mit ihm zuſammentreffe, ſo wie es eben jetzt geſchehen, ihm den Wein vor dem Maule wegſaufe, ſo führe er auch, der Verruchte, jetzt nichts Geringeres im Schilde, als ihm die ſchöne Braut wegzukapern, die er aus Frankfurt heimzuführen gedenke.

Der Douanier hatte Alles gehört, was der ſchöne Geiſt vorgebracht; er blitzte ihn an mit den kleinen, giftiges Feuer ſprühenden Augen und ſprach dann zum Wirth: „Glaubt doch, Herr Wirth! nichts von dem Allen, was der Galgenſchwengel, der unnütze Haſelant dort hergeplappert.

„Fürwahr ein ſchöner Ballettmeiſter, der mit ſeinen Elephantenfüßen den zarten Tänzerinnen die Beine zerquetſcht und bei der Pirouette dem Maitre des Spektakels an der Couliſſe einen Backzahn aus dem Kinnbacken, und den Operngucker vom Auge wegſchlägt! — Und ſeine Verſe, die haben eben ſolche plumpe Füße wie er ſelbſt und taumeln hin und her wie Betrunkene und treten die Gedanken zu Brei. Und da denkt der einbildiſche Faſelhans, weil er zuweilen ſchwerfällig durch die Lüfte flattert, wie ein verdroſſener Gänſerich, müßte die Schönſte ſeine Braut ſeyn."

Der ſchöne Geiſt ſchrie: Du tückiſcher Satanswurm, ſollſt den Schnabel des Gänſerichts fühlen! und wollte von Neuem in voller Furie auf den Douanier los; der Wirth erfaßte ihn aber von hinten mit ſtarken Armen und warf ihn, unter dem unausſprechlichſten Jubel des verſammelten Haufens, zum Fenſter hinaus.

So wie nun der ſchöne Geiſt von hinnen war, hatte Monſieur Egel ſogleich wieder die ſolide ſchlichte Geſtalt angenommen, in der er hereingetreten war. Die Leute draußen hielten ihn für einen ganz Andern, als den, der ſich ſo auseinander zu ſchrauben gewußt hatte, und zerſtreuten ſich. Der Douanier dankte dem Wirth in den verbindlichſten Ausdrücken für die Hülfe, die er ihm gegen den ſchönen Geiſt geleiſtet, und erbot ſich, um dieſe dankbare Geſinnung recht an den Tag zu legen, den Wirth, ohne irgend eine Gratifikation, auf eine ſolche leichte angenehme Weiſe zu raſiren, wie er es in ſeinem Leben noch nicht empfunden. Der Wirth faßte ſich an den Bart und da es in dem Augenblick ihm vorkam, als wüchſen ihm die

Haare lang und ſtachelicht heraus, ſo ließ er ſich Monſieur Egels Vorſchlag gefallen. Der Douanier begann auch das Geſchäft mit geſchickter leichter Hand zu beſorgen, doch plötzlich ſchnitt er dem Wirth ſo derb in die Naſe, daß die hellen Blutstropfen hervorquollen. Der Wirth, dies für tückiſche Bosheit haltend, ſprang wüthend auf, packte den Douanier und er flog eben ſo ſchnell und behende zur Thüre hinaus, als der ſchöne Geiſt durch's Fenſter. Bald darauf entſtand auf dem Hausflur ein unziemlicher Lärm, der Wirth nahm ſich kaum Zeit, die wunde Naſe ſattſam mit Feuerſchwamm zu mappiren und rannte hinaus, um nachzuſehen, welch ein Satan den neuen Rumor errege.

Da erblickte er zu ſeiner nicht geringen Verwunderung einen jungen Menſchen, der mit einer Fauſt den ſchönen Geiſt, mit der andern aber den Douanier bei der Bruſt gepackt hatte, und indem ſeine glühenden Augen wild rollten, wüthend ſchrie: Ha, ſataniſche Brut, du ſollſt mir nicht in den Weg treten, du ſollſt mir meine Gamaheh nicht rauben! Dazwiſchen kreiſchten der ſchöne Geiſt und der Douanier: Ein wahnſinniger Menſch — rettet — rettet uns, Herr Wirth! — Er will uns ermorden — er mißkennt uns! — Ei, rief der Wirth, ei lieber Herr Pepuſch, was fangen Sie denn an? Sind Sie von dieſen wunderlichen Leuten beleidigt worden? Irren Sie ſich vielleicht in den Perſonen? Dies iſt der Ballettmeiſter Herr Legénie und dieſer der Douanier, Monſieur Egel. Ballettmeiſter Legénie? — Douanier Egel? wiederholte Pepuſch mit dumpfer Stimme. Er ſchien aus einem Traum erwachend, ſich auf ſich ſelbſt beſinnen zu müſſen. Indeſſen waren auch zwei ehrſame Bürgersleute aus der Stube getreten, die den Herrn George Pepuſch ebenfalls kannten und die ihm auch zuredeten, ruhig zu bleiben und die ſchnakiſchen fremden Leute gehen zu laſſen.

Noch einmal wiederholte Pepuſch: Ballettmeiſter Legénie? — Douanier Egel? und ließ die Arme kraftlos herabſinken. Mit Windesſchnelle waren die Freigelaſſenen fort und Manchem auf der Straße wollt' es auffallen, daß der ſchöne Geiſt über das Dach des gegenüberſtehenden Hauſes hinwegflog, der Bartſcheerer ſich aber in dem Schlammwaſſer verlor, das gerade vor der Thüre zwiſchen den Steinen ſich geſammelt hatte.

Die Bürgersleute nöthigten den ganz verſtörten Pepuſch in die

Stube zu treten und mit ihnen eine Flaſche ächten Nierſteiner zu trinken. Pepuſch ließ ſich das gefallen und ſchien auch den edlen Wein mit Luſt und Appetit hinunter zu ſchlürfen, wiewohl er ganz ſtumm und ſtarr da ſaß und auf alles Zureden kein Wörtchen erwiederte. Endlich erheiterten ſich ſeine Züge und er ſprach ganz leutſelig: Ihr thatet gut, ihr lieben Leute und freundlichen Kumpane, daß ihr mich abhieltet, dieſe Elenden, die ſich in meiner Gewalt befanden, auf der Stelle zu tödten. Aber ihr wißt nicht, was für bedrohliche Geſchöpfe ſich hinter dieſen wunderlichen Masken verſteckt hatten. —

Pepuſch hielt inne und man kann denken, mit welcher geſpannten Neugier die Bürgersleute aufhorchten, was nun Pepuſch entdecken würde. Auch der Wirth hatte ſich genähert und alle drei, die Bürgersleute und der Wirth ſteckten nun, indem ſie ſich mit übereinandergeſchlagenen Armen über den Tiſch lehnten, die Köpfe dicht zuſammen, und hielten den Athem an, daß ja kein Laut aus Pepuſchens Munde verloren gehen möge.

Seht, ſprach Herr George Pepuſch weiter, ganz leiſe und feierlich, ſeht, ihr guten Männer, der, den ihr den Balletmeiſter Legénie nennt, iſt kein anderer, als der böſe, ungeſchickte Genius Thetel, der, den ihr für den Douanier Egel haltet, iſt aber der abſcheuliche Blutſauger, der häßliche Egelprinz. Beide ſind in die Prinzeſſin Gamaheh, die, wie es Euch bekannt ſeyn wird, die ſchöne herrliche Tochter des mächtigen Königs Sekakis iſt, verliebt und ſind hier, um ſie der Diſtel Zeherit abſpenſtig zu machen. Das iſt nun die albernſte Thorheit, die nur in einem dummen Gehirn hauſen kann, denn außer der Diſtel Zeherit giebt es in der ganzen Welt nur noch ein einziges Weſen, dem die ſchöne Gamaheh angehören darf, und dieſes Weſen wird vielleicht auch ganz vergeblich in den Kampf treten mit der Diſtel Zeherit. Denn bald blühet die Diſtel um Mitternacht auf, in voller Pracht und Kraft, und in dem Liebestod dämmert die Morgenröthe des höheren Lebens. — Ich ſelbſt bin aber die Diſtel Zeherit und eben daher könnet ihr mir's nicht verdenken, ihr guten Leute, wenn ich ergrimmt bin auf jene Verräther und mir überhaupt die ganze Geſchichte gar ſehr zu Herzen nehme.

Die Leute riſſen die Augen weit auf und glotzten den Pepuſch ſprachlos an mit offnem Munde. Sie waren, wie man zu ſagen pflegt, aus den Wolken gefallen und der Kopf dröhnte ihnen, vom jähen Sturz.

Pepuſch ſtürzte einen großen Römer Wein hinunter, und ſprach dann, ſich zum Wirth wendend: Ja ja, Herr Wirth, bald werdet Ihr's erleben, bald blühe ich als Cactus grandiflorus und in der ganzen Gegend wird es unmenſchlich nach der ſchönſten Vanille riechen; Ihr könnet mir das glauben."

Der Wirth konnte nichts herausbringen, als ein dummes: Ei das wäre der Tauſend! Die andern beiden Männer warfen ſich aber bedenkliche Blicke zu, und einer ſprach, indem er George's Hand faßte, mit zweideutigem Lächeln: Sie ſcheinen etwas in Unruhe gerathen zu ſeyn, lieber Herr Pepuſch, wie wär' es, wenn Sie ein Gläschen Waſſer —

Keinen Tropfen, unterbrach Pepuſch den gutgemeinten Rath, keinen Tropfen; hat man jemals Waſſer in ſiedendes Oel gegoſſen, ohne die Wuth der Flammen zu reizen? — In Unruhe ſey ich, meint ihr, gerathen? In der That, das mag der Fall ſeyn und der Teufel ruhig bleiben, wenn er ſich, ſo wie ich es eben gethan, mit dem Herzensfreunde herumgeſchoſſen und dann ſich ſelbſt eine Kugel durch's Gehirn gejagt! — Hier! — in Eure Hände liefere ich die Mordwaffen, da nun Alles vorbei iſt.

Pepuſch riß ein Paar Piſtolen aus der Taſche, der Wirth prallte zurück, die beiden Bürgersleute griffen darnach und brachen, ſo wie ſie die Mordwaffen in Händen hatten, aus in ein unmäßiges Gelächter. — Die Piſtolen waren von Holz, ein Kinderſpielzeug vom Chriſtmarkt her.

Pepuſch ſchien gar nicht zu bemerken, was um ihn her verging; er ſaß da in tiefen Gedanken und rief dann einmal über's andere: Wenn ich ihn nur finden könnte, wenn ich ihn nur finden könnte! —

Der Wirth faßte Herz und fragte beſcheiden: Wen meinen Sie eigentlich, beſter Herr Pepuſch, wen können Sie nicht finden?

Kennt Ihr, ſprach Pepuſch feierlich, indem er den Wirth ſcharf in's Auge faßte, kennt Ihr einen, der dem Könige Sekakis zu vergleichen an Macht und wunderbarer Kraft, ſo nennt ſeinen Namen und ich küſſe Euch die Füße! — Doch wollt' ich übrigens Euch fragen, ob Ihr Jemanden wißt, der den Herrn Peregrinus Tyß kennt, und mir ſagen kann, wo ich ihn in dieſem Augenblick treffen werde? —

Da, erwiederte freundlich ſchmunzelnd der Wirth, da kann ich dienen, verehrteſter Herr Pepuſch, und Ihnen berichten, daß der gute Herr Tyß ſich erſt vor einer Stunde hier befand und ein Schöppchen Würzburger zu ſich nahm. Er war ſehr in Gedanken, und rief plötzlich, als ich blos erwähnte, was die Börſenhalle Neues gebracht: Ja ſüße Gamaheh! — ich habe dir entſagt! — Sey glücklich in meines George's Armen! — Dann ſprach eine feine kurioſe Stimme: Laßt uns jetzt zum Leuwenhöck gehen und in's Horoſkop gucken! — Sogleich leerte Herr Tyß eiligſt das Glas und machte ſich ſammt der Stimme ohne Körper von dannen; wahrſcheinlich ſind beide, die Stimme und Herr Tyß, zum Leuwenhöck gegangen, der ſich im Lamento befindet, weil ihm ſämmtliche abgerichtete Flöhe krepirt ſind.

Da ſprang George in voller Furie auf, packte den Wirth bei der Kehle, und ſchrie: Hallunkiſcher Eſelsbote, was ſprichſt du? — Entſagt? — ihr entſagt — Gamaheh — Peregrinus — Sekakis? — —

— Des Wirths Erzählung war ganz der Wahrheit gemäß; den Meiſter Floh hatte er vernommen, der den Herrn Peregrinus Tyß mit ſeiner Silberſtimme aufforderte, zum Mikroſkopiſten Leuwenhöck zu gehen, der geneigte Leſer weiß bereits, zu welchem Zweck. Peregrinus begab ſich auch wirklich auf den Weg dahin.

Leuwenhöck empfing den Peregrinus mit ſüßlicher widerwärtiger Freundlichkeit und mit jenem demüthigen Complimentenweſen, in dem ſich das läſtige erzwungene Anerkenntniß der Superiorität ausſpricht. Da aber Peregrinus das mikroſkopiſche Glas in der Pupille hatte, ſo half dem Herrn Anton von Leuwenhöck alle Freundlichkeit, alle Demuth ganz und gar nichts, vielmehr erkannte Peregrinus alsbald den Mißmuth, ja den Haß, der des Mikroſkopiſten Seele erfüllte.

Während er verſicherte, wie ſehr ihn des Herrn Tyß Beſuch ehre und erfreue, lauteten die Gedanken: „Ich wollte, daß dich der ſchwarz-
„gefiederte Satan zehntauſend Klafter tief in den Abgrund ſchleuderte,
„aber ich muß freundlich und unterwürfig gegen dich thun, da die
„verfluchte Conſtellation mich unter deine Herrſchaft geſtellt hat und
„mein ganzes Seyn in gewiſſer Art von dir abhängig iſt. — Doch
„werde ich dich vielleicht überliſten können, denn trotz deiner vor-

„nehmen Abkunft, biſt du doch ein einfältiger Tropf. — Du glaubſt „daß die ſchöne Dörtje Elverdink dich liebt und willſt ſie vielleicht „gar heirathen? — Wende dich nur deshalb an mich, dann fällſt du „doch trotz der Macht, die dir inwohnt, ohne daß du es weißt, in „meine Hand und ich werde alles anwenden, dich zu verderben und „der Dörtje ſo wie des Meiſters Floh habhaft zu werden.“

Natürlicherweiſe richtete Peregrinus ſein Betragen nach dieſen Gedanken ein und hütete ſich wohl der ſchönen Dörtje Elverdink auch nur mit einem Worte zu erwähnen, vielmehr gab er vor, gekommen zu ſein, Herrn von Leuwenhöcks geſammelte naturhiſtoriſche Merkwürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen.

Während nun Leuwenhöck die großen Schränke öffnete, ſagte Meiſter Floh dem Peregrinus ganz leiſe in's Ohr, daß auf dem Tiſche am Fenſter ſein (des Peregrinus) Horoſkop liege. Peregrinus näherte ſich behutſam und blickte ſcharf hin. Da ſah er nun zwar allerlei Linien, die ſich myſtiſch durchkreuzten und andere wunderbare Zeichen; da es ihm indeſſen an aſtrologiſcher Kenntniß gänzlich mangelte, ſo konnte er ſo ſcharf hinblicken, als er nur wollte, alles blieb ihm doch undeutlich und verworren. Seltſam ſchien es ihm nur, daß er den rothen glänzenden Punkt in der Mitte der Tafel, auf der das Horoſkop entworfen, ganz deutlich für ſein Selbſt anerkennen mußte. Je länger er den Punkt anſchaute, deſto mehr gewann er die Geſtalt eines Herzens, deſto brennender röthete er ſich; doch funkelte er nur wie durch Geſpinnſt, womit er umzogen.

Peregrinus merkte wohl, wie Leuwenhöck ſich mühte, ihn von dem Horoſkop abzuziehen, und beſchloß ganz vernünftig, ſeinen freundlichen Feind ohne alle weitere Umſchweife geradezu um die Bedeutung der geheimnißvollen Tafel zu befragen, da er nicht Gefahr laufe, belogen zu werden.

Leuwenhöck verſicherte, hämiſch lächelnd, daß ihm nichts größere Freude verurſachen könne, als ſeinem hochverehrteſten Freunde die Zeichen auf der Tafel, die er ſelbſt nach ſeiner geringen Kenntniß von ſolchen Sachen entworfen, zu erklären.

Die Gedanken lauteten: „Hoho! willſt du da hinaus, mein „kluger Patron? Fürwahr, Meiſter Floh hat dir gar nicht übel ge„rathen! Ich ſelbſt ſoll die geheimnißvolle Tafel erklärend, dir viel„leicht auf die Sprünge helfen, Rückſichts der magiſchen Macht deiner

„werthen Perſon? — Ich könnte dir was vorlügen, doch was könnte „das nützen, da du, wenn ich dir auch die Wahrheit ſage, doch kein „Jota von Allem verſtehſt, ſondern dumm bleibſt, wie vorher. Aus „purer Bequemlichkeit und um mich nicht mit neuer Erfindung in „Unkoſten zu ſetzen, will ich daher von den Zeichen der Tafel ſo viel „ſagen, als mir gerade gut dünkt.“

Peregrinus wußte nun, daß er zwar nicht alles erfahren, jedoch wenigſtens nicht belogen werden würde.

Leuwenhöck brachte die Tafel auf das einer Staffelei ähnliche Geſtell, welches er aus einem Winkel in die Mitte des Zimmers hervorgerückt hatte. Beide, Leuwenhöck und Peregrinus, ſetzten ſich vor die Tafel hin und betrachteten ſie ſtillſchweigend.

„Ihr ahnet,“ begann endlich Leuwenhöck mit einiger Feierlichkeit, „Ihr ahnet vielleicht nicht, Peregrinus Tyß, daß jene Züge, jene „Zeichen auf der Tafel, die Ihr ſo aufmerkſam betrachtet, Euer eignes „Horoſkop ſind, das ich mit geheimnißvoller aſtrologiſcher Kunſt, unter „günſtigem Einfluß der Geſtirne, entworfen. — Wie kommt Ihr zu „ſolcher Anmaßung, wie mögt Ihr eindringen in die Verſchlingungen „meines Lebens, wie mein Geſchick enthüllen wollen? So könntet Ihr „mich fragen, Peregrinus, und hättet vollkommenes Recht dazu, wenn „ich Euch nicht ſogleich meinen innern Beruf dazu nachzuweiſen im „Stande wäre. Ich weiß nicht, ob Ihr vielleicht den berühmten Rabbi, „Iſaac Ben Harravad gekannt, oder wenigſtens von ihm gehört habt [*]). „Unter andern tiefen Kenntniſſen beſaß Rabbi Harravad die ſeltene „Gabe, den Menſchen es am Geſicht anzuſehen, ob ihre Seele ſchon „früher einen andern Körper bewohnt oder ob ſolche für gänzlich „friſch und neu zu achten. Ich war noch ſehr jung, als der alte „Rabbi ſtarb, an einer Unverdaulichkeit, die er ſich durch ein ſchmackhaftes Knoblauch-Gericht zugezogen. Die Juden liefen mit der Leiche „ſo ſchnell von dannen, daß der Selige nicht Zeit hatte, alle ſeine „Kenntniſſe und Gaben, die die Krankheit auseinander geſtreut, zuſammen zu raffen und mitzunehmen. Lachende Erben theilten ſich „darin, ich aber hatte jene wunderbare Sehergabe in dem Augenblick „weggefiſcht, als ſie auf der Spitze des Schwerdts ſchwebte, das der

---

[*]) Der Rabbi Iſaac Ben Harravad lebte zu Ende des zwölften Jahrhunderts. S. Bartolocci, Biblioth. rabbinica. Tom. III. p. [illegible].

„Todesengel auf die Bruſt des alten Rabbi ſetzte. So iſt aber jene
„wunderbare Gabe auf mich übergegangen, und auch ich erſchaue,
„wie Rabbi Iſaac Ben Harravad, aus dem Geſicht des Menſchen, ob
„ſeine Seele ſchon einen andern Körper bewohnt hat oder nicht. Euer
„Antlitz, Peregrinus Tyß, erregte mir, als ich es zum erſtenmale ſah,
„die ſeltſamſten Bedenken und Zweifel. Gewiß wurde mir die lange
„Vorexiſtenz Eurer Seele und doch blieb jede, Euerm jetzigen Leben
„vorausgegangene Geſtaltung völlig dunkel. Ich mußte meine Zuflucht
„zu den Geſtirnen nehmen, und Euer Horoſkop ſtellen, um das Ge-
„heimniß zu löſen.“

Und, unterbrach Peregrinus den Flohbändiger, und habt Ihr etwas herausgebracht, Herr Leuwenhöck?

Allerdings, erwiederte Leuwenhöck, indem er noch einen feierlichern Ton annahm, allerdings! Ich habe erkannt, daß das pſychiſche Prinzip, welches jetzt den angenehmen Körper meines werthen Freundes, des Herrn Peregrinus Tyß belebt, ſchon lange vorher exiſtirte, wiewohl nur als Gedanke ohne Bewußtſeyn der Geſtaltung. Schaut hin, Herr Peregrinus, betrachtet aufmerkſam den rothen Punkt in der Mitte der Tafel. Das ſeyd Ihr nicht allein ſelbſt, ſondern der Punkt iſt auch die Geſtalt, deren ſich Euer pſychiſches Prinzip einſt nicht bewußt werden konnte. Als ſtrahlender Karfunkel lagt Ihr damals im tiefen Schacht der Erde, aber über Euch hingeſtreckt, auf die grüne Fläche des Bodens, ſchlummerte die holde Gamaheh und nur in jener Bewußtloſigkeit zerrann auch ihre Geſtaltung. Seltſame Linien, fremde Conſtellationen durchſchneiden nun Euer Leben von dem Zeitpunkt an, als der Gedanke ſich geſtaltete und zum Herrn Peregrinus Tyß wurde. Ihr ſeyd im Beſitz eines Talismans, ohne es zu wiſſen. Dieſer Talisman iſt eben der rothe Karfunkel; es kann ſeyn, daß der König Sekakis ihn als Edelſtein in der Krone trug oder daß er gewiſſermaßen ſelbſt der Karfunkel war; genug — Ihr beſitzt ihn jetzt, aber ein gewiſſes Ereigniß muß hinzutreten, wenn ſeine ſchlummernde Kraft erweckt werden ſoll und mit dieſem Erwachen der Kraft Eures Talismans entſcheidet ſich das Schickſal einer Unglücklichen, die bis jetzt zwiſchen Furcht und ſchwankender Hoffnung, ein mühſeliges Scheinleben geführt hat. — Ach! nur ein Scheinleben konnte die ſüße Gamaheh durch die tiefſte magiſche Kunſt gewinnen, da der wirkende Talisman uns geraubt war! Ihr allein habt ſie getödtet, Ihr allein könnet ihr Leben einhauchen, wenn der Karfunkel aufgeglüht iſt in Eurer Bruſt! —

Und, unterbrach Peregrinus den Flohbändiger auf's Neue, und jenes Ereigniß, wodurch die Kraft des Talismans geweckt werden ſoll, wißt Ihr mir das zu deuten, Herr Leuwenhöck?

Der Flohbändiger glotzte den Peregrinus an mit weit aufgeriſſenen Augen, und ſah gerade ſo aus, wie einer, den plötzlich große Verlegenheit überraſcht und der nicht weiß, was er ſagen ſoll. Die Gedanken lauteten: „Wetter, wie iſt es gekommen, daß ich viel mehr „geſagt habe, als ich eigentlich ſagen wollte? Hätte ich wenigſtens „nicht von dem Talisman das Maul halten ſollen, den der glückſelige Schlingel im Leibe trägt, und der ihm ſo viel Macht geben „kann über uns, daß wir Alle nach ſeiner Pfeife tanzen müſſen? — „Und nun ſoll ich ihm das Ereigniß ſagen, von dem das Erwachen „der Kraft ſeines Talismans abhängt! — Darf ich ihm denn geſtehen, daß ich es ſelbſt nicht weiß, daß alle meine Kunſt daran „ſcheitert, den Knoten zu löſen, in den ſich alle Linien verſchlingen, „ja, daß wenn ich dieſes ſideriſche Hauptzeichen des Horoſkops betrachte, es mir ganz jämmerlich zu Muthe wird, und mein ehrwürdiges Haupt mir ſelbſt vorkommt, wie ein bunt bemalter Haubenſtock, aus ſchnöder Pappe gefertigt? — Fern ſey von mir ſolch ein „Geſtändniß, das mich ja herabwürdigen und ihm Waffen gegen mich „in die Hände geben würde. Ich will dem Pinſel, der ſich ſo klug „dünkt, etwas aufheften, das ihm durch alle Glieder fahren und ihm „alle Luſt benehmen ſoll, weiter in mich zu dringen.“ —

„Allerliebſter,“ ſprach nun der Flohbändiger, indem er ein ſehr bedenkliches Geſicht zog, „allerliebſter Herr Tyß, verlangt nicht, daß „ich von dieſem Ereigniß ſprechen ſoll. Ihr wißt, daß das Horoſkop „uns zwar über das Eintreten gewiſſer Umſtände klar und vollſtändig „belehrt, daß aber, ſo will es die Weisheit der ewigen Macht, der „Ausgang bedrohlicher Gefahr ſtets dunkel bleibt und hierüber nur „zweifelhafte Deutungen möglich und zuläſſig ſind. Viel zu lieb „hab' ich Euch als einen guten vortrefflichen Herzensmann, beſter „Herr Tyß, um Euch vor der Zeit in Unruhe und Angſt zu ſetzen; „ſonſt würde ich Euch wenigſtens ſo viel ſagen, daß das Ereigniß, „welches Euch das Bewußtſein Eurer Macht geben dürfte, auch in „demſelben Augenblick die jetzige Geſtaltung Eures Seyns unter den

„entſetzlichſten Qualen der Hölle zerſtören könnte. — Doch nein! — „Auch das will ich Euch verſchweigen und nun kein Wort weiter „von dem Horoſkop. — Aengſtigt Euch nur ja nicht, beſter Herr „Tyß, unerachtet die Sache ſehr ſchlimm ſteht und ich, nach aller „meiner Wiſſenſchaft, kaum einen guten Ausgang des Abentheuers „herausdeuten kann. Vielleicht rettet Euch doch eine ganz unvermuthete Conſtellation, die noch jetzt außer dem Bereich der Beobachtung liegt, aus der böſen Gefahr.“ —

Peregrinus erſtaunte über Leuwenhöcks tückiſche Falſchheit, indeſſen kam ihm die ganze Lage der Sache, die Stellung, in der Leuwenhöck, ohne es zu wiſſen, zu ahnen, ihm gegenüber ſtand, ſo ungemein ergötzlich vor, daß er ſich nicht enthalten konnte in ein ſchallendes Gelächter auszubrechen.

„Worüber,“ fragte der Flohbändiger etwas betreten, „worüber lacht Ihr ſo ſehr, mein wertheſter Herr Tyß?“

„Ihr thut,“ erwiederte Peregrinus noch immer lachend, „Ihr thut „ſehr klug, Herr Leuwenhöck, daß Ihr mir das bedrohliche Ereigniß „aus purer Schonung verſchweigt. Denn außerdem, daß Ihr viel „zu ſehr mein Freund ſeyd, um mich in Angſt und Schrecken zu „ſetzen, ſo habt Ihr noch einen andern triſtigen Grund dazu, der in „nichts Anderm beſteht, als daß Ihr ſelbſt nicht das mindeſte von „jenem Ereigniſſe wißt. Vergebens blieb ja all' Euer Mühen, jenen „verſchlungenen Knoten zu löſen; mit Eurer ganzen Aſtrologie iſt „es ja nicht weit her; und wäre Euch Meiſter Floh nicht ohnmächtig „auf die Naſe gefallen, ſo ſtünde es mit all' Euren Künſten herzlich „ſchlecht.“

Wuth entflammte Leuwenhöcks Antlitz, er ballte die Fäuſte, er knirſchte mit den Zähnen, er zitterte und ſchwankte ſo ſehr, daß er vom Stuhle gefallen, hätte ihn nicht Peregrinus beim Arm ſo feſt gepackt, als George Pepuſch den unglücklichen Weinwirth bei der Kehle. Dieſem Wirth gelang es, ſich durch einen geſchickten Seitenſprung zu retten. Alsbald flog Pepuſch zur Thüre hinaus und trat in Leuwenhöcks Zimmer, gerade in dem Augenblick, als Peregrinus ihn auf dem Stuhle feſthielt und er grimmig zwiſchen den Zähnen murmelte: Verruchter Swammerdamm, hätteſt du mir das gethan!

So wie Peregrinus ſeinen Freund Pepuſch erblickte, ließ er den Flohbändiger los, trat dem Freunde entgegen und fragte ängſtlich, ob denn die entſetzliche Stimmung vorüber, die ihn mit ſolcher verderblichen Gewalt ergriffen.

Pepuſch ſchien beinahe bis zu Thränen erweicht, er verſicherte, daß er Zeit ſeines Lebens nicht ſo viel abgeſchmackte Thorheiten begangen, als eben heute, wozu er vorzüglich rechne, daß er, nachdem er ſich im Walde eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen, in einem Weinhauſe, ſelbſt wiſſe er nicht mehr, wo es geweſen, ob bei Protzler, im Schwan, im Weidenhof oder ſonſt irgendwo, zu gutmüthigen Leuten von überſchwenglichen Dingen geſprochen und den Wirth meuchelmörderiſcher Weiſe erwürgen wollen, bloß weil er aus ſeinen abgebrochenen Reden zu entnehmen geglaubt, daß das Glückſeligſte geſchehen, was ihm (dem Pepuſch) nur widerfahren könne. Alle ſeine Unfälle würden nun bald die höchſte Spitze erreichen, denn nur zu gewiß hätten die Leute ſeine Reden, ſein ganzes Beginnen, für den ſtärkſten Ausbruch des Wahnſinnes gehalten und er müßte fürchten, ſtatt die Früchte des frohſten Ereigniſſes zu genießen, in das Irrenhaus geſperrt zu werden. — Pepuſch deutete hierauf an, was der Weinwirth über Peregrinus Betragen und Aeußerungen fallen laſſen, und fragte hocherröthend mit niedergeſchlagenen Augen, ob ein ſolches Opfer, eine ſolche Entſagung zu Gunſten eines unglücklichen Freundes, wie er es ahnen wolle, in der jetzigen Zeit, in der der Heroismus von der Erde verſchwunden, wohl noch möglich, wohl noch denkbar ſeyn könne.

Peregrinus lebte im Innern ganz auf bei den Aeußerungen ſeines Freundes; er verſicherte feurig, daß er ſeinerſeits weit entfernt ſey, den bewährten Freund nur im mindeſten zu kränken, daß er allen Anſprüchen auf Herz und Hand der ſchönen Dörtje Elverdink feierlichſt entſage und gern auf ein Paradies verzichte, das ihm freilich in glänzendem verführeriſchem Schimmer entgegen gelacht.

„Und dich,“ rief Pepuſch, indem er an die Bruſt des Freundes ſtürzte, „und dich wollte ich ermorden, und weil ich nicht an dich „glaubte, darum erſchoß ich mich ſelbſt! — O der Raſerei, o des „wüſten Treibens eines verſtörten Gemüths!“

„Ich,“ unterbrach Peregrinus den Freund, „ich bitte dich, George, „komme zur Beſinnung. Du ſprichſt von Todtſchießen und ſtehſt „friſch und geſund vor mir! — Wie reimt ſich das zuſammen.“

„Du haſt Recht,“ erwiederte Pepuſch, „es ſcheint als ob ich nicht

„mit dir ſo vernünftig reden könnte, wie es wirklich geſchiebt, wenn „ich mir in der That eine Kugel durch's Gehirn gejagt hätte. Die „Leute behaupteten auch, meine Piſtolen wären keine ſonderlich ernſte „Mordwaffen, auch gar nicht von Eiſen, ſondern von Holz, mithin „nur Kinderſpielzeug und ſo könnte vielleicht der Zweikampf, ſo wie „der Selbſtmord nichts geweſen ſeyn, als eine vergnügliche Ironie. „Hätten wir denn nicht unſere Rollen getauſcht und ich begänne mit „der Selbſtmyſtifikation und handtirte mit dummen Kindereien in „dem Augenblick, da du aus deiner kindiſchen Fabelwelt heraustrittſt „in das wirkliche rege Leben? — Doch dem ſey wie ibm wolle, es „iſt nöthig, daß ich deines Edelmuths und meines Glücks gewiß „werde, dann zerſtreuen ſich wohl bald alle Nebel, die meinen Blick „trüben oder die mich vielleicht täuſchen mit morganiſchen Truggebilden. Komm, mein Peregrinus, begleite mich hin zu der holden Dörtje Elverdink, aus deiner Hand empfange ich die ſüße Braut."

Pepuſch faßte den Freund unter den Arm und wollte mit ihm ſchnell davon eilen, doch der Gang, den ſie zu thun gedachten, ſollte ihnen erſpart werden. Die Thüre öffnete ſich nämlich, und herein trat Dörtje Elverdink, ſchön und anmuthig wie ein Engelskind, hinter ihr her aber der alte Herr Swammer. Leuwenhöck, der ſo lange ſtumm und ſtarr dageſtanden und nur bald dem Pepuſch, bald dem Peregrinus zornfunkelnde Blicke zugeworfen hatte, ſchien, als er den alten Swammerdamm erblickte, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen. Er ſtreckte ihm die geballten Fäuſte entgegen und ſchrie mit vor Wuth gellender Stimme: „Ha! kommſt du mich zu verhöhnen, „alter betrügeriſcher Unhold? — Aber es ſoll dir nicht gelingen. „Vertheidige dich, deine letzte Stunde hat geſchlagen."

Swammerdamm prallte einige Schritte zurück und zog, da Leuwenhöck mit dem Fernglas bereits gegen ihn ausfiel, die gleiche Waffe zu ſeiner Vertheidigung. Der Zweikampf, der im Hauſe des Herrn Peregrinus Tyß ſich entzündet, ſchien auf's Neue beginnen zu wollen.

George Pepuſch warf ſich zwiſchen die Kämpfenden und indem er einen mörderiſchen Blick Leuwenhöcks, der den Gegner zu Boden geſtreckt haben würde, geſchickt mit der linken Fauſt wegſchlug, drückte er mit der rechten die Waffe, womit der Swammerdamm ſich eben blickfertig ausgelegt hatte, hinab, ſo daß ſie den Leuwenhöck nicht verwunden konnte.

Pepuſch erklärte dann laut, daß er irgend einen Streit, irgend einen gefährlichen Kampf zwiſchen Leuwenhöck und Swammerdamm nicht eher zulaſſen werde, bis er die Urſache ihres Zwiſts von Grund aus erfahren. Peregrinus fand das Beginnen ſeines Freundes ſo vernünftig, daß er keinen Anſtand nahm, ebenfalls zwiſchen die Kämpfer zu treten und ſich eben ſo zu erklären wie Pepuſch.

Beide, Leuwenhöck und Swammerdamm, waren genöthigt, den Freunden nachzugeben. Swammerdamm verſicherte überdem, daß er durchaus nicht in feindlicher Abſicht, ſondern nur deshalb gekommen ſey, um Rückſichts der Dörtje Elverdink mit Leuwenhöck in gütlichen Vergleich zu treten und ſo eine Fehde zu enden, die zwei für einander geſchaffene Prinzipe, deren gemeinſchaftliches Forſchen nur den tiefſten Born der Wiſſenſchaft erſchöpfen könne, feindlich entzweit und nur zu lange gedauert habe. Er blickte dabei den Herrn Peregrinus Tyß lächelnd an und meinte, Peregrinus werde, wie er zu hoffen ſich unterſtehe, da Dörtje doch eigentlich in ſeine Arme geflohen, den Vermittler machen.

Leuwenhöck verſicherte dagegen, daß Dörtje's Beſitz freilich der Zankapfel ſey, indeſſen habe er ſo eben eine neue Tücke ſeines unwürdigen Collegen entdeckt. Nicht allein, daß er den Beſitz eines gewiſſen Mikroſkops läugne, das er bei einer gewiſſen Gelegenheit als Abfindung erhalten, um ſeine unrechtmäßigen Anſprüche auf Dörtje's Beſitz zu erneuern, ſo habe er noch überdem jenes Mikroſkop einem Andern überlaſſen, um ihn, den Leuwenhöck, noch mehr zu quälen und zu ängſtigen. Swammerdamm ſchwur dagegen hoch und theuer, daß er das Mikroſkop niemals empfangen und große Urſache habe zu glauben, daß es von Leuwenhöck boshafter Weiſe unterſchlagen worden.

„Die Narren,“ liſpelte Meiſter Floh dem Peregrinus leiſe zu, „die Narren, ſie ſprechen von dem Mikroſkop, das Euch im Auge „ſitzt. Ihr wißt, daß ich bei dem Friedenstraktat, den Swammerdamm und Leuwenhöck über den Beſitz der Prinzeſſin Gamaheh abſchloſſen, zugegen war. Als nun Swammerdamm das mikroſkopiſche Glas, das er in der That von Leuwenhöck erhalten, in die „Pupille des linken Auges werfen wollte, ſchnappte ich es weg, weil „es nicht Leuwenhöcks, ſondern mein rechtmäßiges Eigenthum war. „Sagt nur gerade heraus, Herr Peregrinus, daß Ihr das Kleinod habt.“

Peregrinus nahm auch gar keinen Anſtand, ſogleich zu verkündigen, daß er das mikroſkopiſche Glas beſitze, welches Swammerdamm von Leuwenhöck erhalten ſollen, aber nicht erhalten; mithin ſey jener Vertrag noch gar nicht ausgeführt worden und keiner, weder Leuwenhöck noch Swammerdamm, habe zur Zeit das unbedingte Recht, die Dörtje Elverdink für ſeine Pflegetochter anzuſehen.

Nach vielem Hin- und Herreden kamen die beiden Streitenden dahin überein, daß Herr Peregrinus Tyß die Dörtje Elverdink, welche ihn auf das Zärtlichſte liebe, zu ſeiner Frau Gemahlin erkieſen und dann nach ſieben Monaten ſelbſt entſcheiden ſolle, wer von beiden Mikroſkopiſten als wünſchenswerther Pflege- und Schwiegervater anzuſehen.

So anmuthig und allerliebſt auch Dörtje Elverdink in dem zierlichſten Anzuge, den Amoretten geſchneidert zu haben ſchienen, ausſehen, ſolche ſüße, ſchmachtende Liebesblicke ſie auch dem Herrn Peregrinus Tyß zuwerfen mochte, doch gedachte Peregrinus ſeines Schützlings ſo wie ſeines Freundes und blieb dem gegebenen Worte getreu, und erklärte von Neuem, daß er auf Dörtje's Hand verzichte.

Die Mikroſkopiſten waren nicht wenig betreten, als Peregrinus den George Pepuſch für denjenigen erklärte, der die mehrſten und gerechteſten Anſprüche auf Dörtje's Hand habe und meinten, daß er wenigſtens zur Zeit gar keine Macht habe, ihren Willen zu beſtimmen.

Dörtje Elverdink wankte, indem ein Thränenſtrom ihr aus den Augen ſtürzte, auf Peregrinus zu, der ſie in ſeinen Armen auffing, als ſie eben halb ohnmächtig zu Boden ſinken wollte. „Undankbarer,“ ſeufzte ſie, „du brichſt mir das Herz, indem du mich von dir ſtößeſt! — Doch du willſt es! — nimm noch dieſen Abſchiedskuß und laß mich ſterben.“

Peregrinus bückte ſich hinab, als aber ſein Mund den Mund der Kleinen berührte, biß ſie ihn ſo heftig in die Lippen, daß das Blut hervorſprang. „Unart,“ rief ſie dabei ganz luſtig, „ſo muß „man dich züchtigen! — Komm zu Verſtande, ſey artig und nimm „mich, mag auch der Andere ſchreien wie er will.“ — Die beiden Mikroſkopiſten waren indeſſen wieder, der Himmel weiß, worüber, in heftigen Zank gerathen. George Pepuſch warf ſich aber ganz troſtlos der ſchönen Dörtje zu Füßen, und rief mit einer Stimme die jämmerlich genug klang, um aus der heiſeren Kehle des unglücklichſten Liebhabers zu kommen: Gamaheh! ſo iſt denn die Flamme in deinem Innern ganz erloſchen, ſo gedenkſt du nicht mehr der herrlichen Vorzeit in Famaguſta, nicht mehr der ſchönen Tage in Berlin, nicht mehr —

„Du biſt," fiel die Kleine dem Unglücklichen lachend in's Wort, „du biſt ein Haſenfuß, George, mit deiner Gamaheh, mit deiner „Diſtel Zeherit und all' dem anderen tollen Zeuge, das dir einmal „geträumt hat. Ich war dir gut, mein Freund, und bin es noch und „nehme dich, unerachtet mir der Große dort beſſer gefällt, wenn du mir heilig verſprichſt, ja feierlich ſchwörſt, daß du alle deine Kräfte anwenden willſt" —

Die Kleine lispelte dem Pepuſch etwas ganz leiſe in's Ohr; Peregrinus glaubte aber zu vernehmen, daß von Meiſter Floh die Rede.

Immer heftiger war indeſſen der Zank zwiſchen den beiden Mikroſkopiſten geworden, ſie hatten auf's Neue zu den Waffen gegriffen und Peregrinus mühte ſich eben, die erhitzten Gemüther zu beſänftigen, als die Geſellſchaft ſich wiederum vermehrte.

Unter widerwärtigem Kreiſchen und häßlichem Geſchrei wurde die Thüre aufgeſtoßen und herein ſtürzten der ſchöne Geiſt, Monſieur Legénie, und der Bartſcheerer Egel. Mit wilder entſetzlicher Geberde ſprangen ſie los auf die Kleine und der Bartſcheerer hatte ſie ſchon bei der Schulter gepackt, als Pepuſch den häßlichen Feind mit unwiderſtehlicher Gewalt wegdrängte, ihn gleichſam mit dem ganzen biegſamen Körper umwand und dermaßen zuſammendrückte, daß er ganz lang und ſpitz in die Höhe ſchoß, indem er vor Schmerz laut brüllte.

Während dies dem Bartſcheerer geſchah, hatten die beiden Mikroſkopiſten bei der Erſcheinung der Feinde ſich augenblicklich mit einander verſöhnt, und den ſchönen Geiſt gemeinſchaftlich bekämpft mit vielem Glück. Nichts half es nämlich dem ſchönen Geiſt, daß er ſich, als er unten gehörig abgebläut worden, ſich zur Stubendecke erhob. Denn beide, Leuwenhöck und Swammerdamm, hatten kurze dicke Knittel ergriffen und trieben den ſchönen Geiſt, ſo wie er herabſchweben wollte, durch demjenigen Theil des Körpers, der es am beſten vertragen kann, geſchickt applizirte Schläge immer wieder in die Höhe. Es war ein zierliches Ballonſpiel, bei dem freilich der ſchöne Geiſt nothgedrungen die ermüdendſte und zugleich die undankbarſte Rolle übernommen, nämlich die des Ballons.

Der Krieg mit den dämoniſchen Fremden ſchien der Kleinen großes Entſetzen einzujagen; ſie ſchmiegte ſich feſt an Peregrinus und flehte ihn an, ſie fortzuſchaffen aus dieſem bedrohlichen Getümmel. Peregrinus konnte das um ſo weniger ablehnen, als er überzeugt ſeyn mußte, daß es auf dem Kampfplatz ſeiner Hülfe nicht bedurfte; er brachte daher die Kleine in ihre Wohnung, das heißt, in die Zimmer ſeines Miethsmanns.

Es genügt zu ſagen, daß die Kleine, als ſie ſich mit Herrn Peregrinus allein befand, auf's Neue alle Künſte der feinſten Koketterie anwandte, um ihn in ihr Netz zu verlocken. Mocht' er es auch noch ſo feſt im Sinn behalten, daß das alles Falſchheit ſey und nur dahin ziele, ſeinen Schützling in Sklaverei zu bringen, ſo ergriff ihn doch eine ſolche Verwirrung, daß er ſogar nicht an das mikroſkopiſche Glas dachte, welches ihm zum wirkſamen Gegengift gedient haben würde.

Meiſter Floh gerieth auf's Neue in Gefahr, er wurde jedoch auch dießmal durch Herrn Swammer gerettet, der mit George Pepuſch eintrat.

Herr Swammer ſchien ausnehmend vergnügt, Pepuſch hatte dagegen Wuth und Eiferſucht im glühenden Blick. Peregrinus verließ das Zimmer.

Den tiefſten bitterſten Unmuth im wunden Herzen, durchſtrich er düſter und in ſich gekehrt, die Straßen von Frankfurt, er ging zum Thore hinaus und weiter, bis er endlich zu dem anmuthigen Plätzchen kam, wo das ſeltſame Abentheuer mit ſeinem Freunde Pepuſch ſich zugetragen.

Er bedachte auf's Neue ſein wunderbares Verhängniß, anmuthiger, holder, im höhern Liebreiz als jemals ging ihm das Bild der Kleinen auf, ſein Blut wallte ſtärker in den Adern, heftiger ſchlugen die Pulſe, die Bruſt wollte ihm zerſpringen vor brünſtiger Sehnſucht. Nur zu ſchmerzlich fühlte er die Größe des Opfers, das er gebracht und mit dem er alles Glück des Lebens verloren zu haben glaubte.

Die Nacht war eingebrochen, als er zurückkehrte nach der Stadt. Ohne es zu gewahren, vielleicht aus unbewußter Scheu in ſein Haus zurückzukehren, war er in mancherlei Nebenſtraßen und zuletzt in die Kalbächer Gaſſe gerathen. Ein Menſch, der ein Felleiſen auf dem Rücken trug, fragte ihn, ob hier nicht der Buchbinder Lämmerhirt wohne. Peregrinus ſchaute auf und gewahrte, daß er wirklich vor dem ſchmalen hohen Hauſe ſtand, in welchem der Buchbinder Lämmerhirt wohnte; er erblickte in luftiger Höhe die hellerleuchteten Fenſter des fleißigen Mannes, der die Nacht hindurch arbeitete. Dem Menſchen mit dem Felleiſen wurde die Thüre geöffnet und er ging in's Haus.

Schwer fiel es dem Peregrinus auf's Herz, daß er in der Verwirrung der letzten Zeit vergeſſen hatte, dem Buchbinder Lämmerhirt verſchiedene Arbeiten zu bezahlen, die er für ihn gefertigt hatte; er beſchloß gleich am folgenden Morgen hinzugehen und ſeine Schuld zu tilgen.

Siebentes Abentheuer.

Feindliche Nachſtellungen der verbündeten Mikroſkopiſten nebſt ihrer fortwährenden Dummheit. Neue Prüfungen des Herrn Peregrinus Tyß und neue Gefahren des Meiſters Floh. Röschen Lämmerhirt. Der entſcheidende Traum und Schluß des Märchens.

Fehlt es auch über den eigentlichen Ausgang des Kampfs in Leuwenhöcks Zimmer gänzlich an beſtimmten Nachrichten, ſo ſteht doch nichts anders zu vermuthen, als daß die beiden Mikroſkopiſten, mit Hülfe des jungen Herrn George Pepuſch, einen vollſtändigen Sieg über die böſen feindlichen Geſellen erfochten haben mußten. Unmöglich hätte ſonſt der alte Swammer bei ſeiner Rückkehr ſo freundlich, ſo vergnügt ſeyn können, als er es wirklich war. — Mit derſelben frohen freudigen Miene trat Swammer, oder vielmehr Herr Johannes Swammerdamm, am andern Morgen hinein zu Herrn Peregrinus, der noch im Bette lag und mit ſeinem Schützling, dem Meiſter Floh, in tiefem Geſpräch begriffen war.

Peregrinus unterließ nicht, ſogleich, als er den Herrn Swammerdamm erblickte, ſich das mikroſkopiſche Glas in die Pupille werfen zu laſſen.

Nach vielen langen und eben ſo langweiligen Entſchuldigungen ſeines zu frühzeitigen Beſuchs, nahm endlich Swammerdamm Platz dicht an Peregrinus Bett. Durchaus wollte der Alte nicht zugeben, daß Peregrinus aufſtehe und den Schlafrock umwerfe.

In den wunderlichſten Redensarten dankte der Alte dem Peregrinus für die großen Gefälligkeiten, die er ihm erwieſen und die darin beſtehen ſollten, daß er ihn nicht allein als Miethsmann in ſein Haus aufgenommen, ſondern auch erlaubt, daß der Hausſtand durch ein junges bisweilen etwas zu lebhaftes und zu lautes Frauenzimmer vermehrt worden. Ferner aber müſſe er die größte Gefälligkeit darin finden, daß Peregrinus, nicht ohne ſelbſt Opfer zu bringen, ſeine (des Alten) Verſöhnung mit dem alten Freunde und Kunſt-Collegen Anton von Leuwenhöck bewirkt habe. So wie Swammerdamm erzählte, hatten ſich beider Herzen in dem Augenblick zu einander hingeneigt, als ſie von dem ſchönen Geiſt und dem Bartſcheerer überfallen wurden und die ſchöne Dörtje Elverdink retten mußten vor den böſen Unholden. Die förmliche ernſtliche Verſöhnung der Entzweiten war dann bald darauf erfolgt.

Leuwenhöck hatte den günſtigen Einfluß, den Peregrinus auf beide gehabt, eben ſo gut erkannt, als Swammerdamm, und der erſte Gebrauch, den ſie von dem wiederhergeſtellten Freundſchaftsbunde machten, beſtand darin, daß ſie gemeinſchaftlich das ſeltſam und wunderbar verſchlungene Horoſkop des Herrn Peregrinus Tyß betrachteten und ſo viel als möglich zu deuten ſuchten.

„Was,“ ſo ſprach Herr Johannes Swammerdamm, „was meinem „Freunde Anton von Leuwenhöck allein nicht gelang, das brachten „unſere gemeinſchaftlichen Kräfte zu Stande und ſo war dieſes Ex„periment das zweite, welches wir trotz aller Hinderniſſe, die ſich uns „entgegenſtemmten, mit dem glänzendſten Erfolg unternahmen.“

„Der alberne kurzſichtige Thor,“ liſpelte Meiſter Floh, der dicht neben Peregrinus Ohr auf dem Kopfkiſſen ſaß, „noch immer glaubt „er, daß durch ihn Prinzeſſin Gamaheh belebt worden iſt. Fürwahr „ein ſchönes Leben iſt das, zu dem die Ungeſchicklichkeit der blöden „Mikroſkopiſten die Aermſte gezwungen!“ —

„Mein beſter,“ fuhr Swammerdamm fort, der den Meiſter Floh um ſo weniger vernommen, als er gerade ſtark zu nieſen genöthigt, „mein beſter vortrefflichſter Herr Peregrinus Tyß, Sie ſind ein von „dem Weltgeiſt ganz beſonders Erkohrener, ein Schooßkind der Natur; „denn Sie beſitzen den wunderbarſten, mächtigſten Talisman oder um „richtiger und wiſſenſchaftlicher zu ſprechen, das herrlichſte Tſilmenaja „oder Tilſemoht, das jemals getränkt von dem Thau des Himmels,

„aus dem Schooß der Erde hervorgegangen. Es macht meiner Kunſt Ehre, daß ich, und nicht Leuwenhöck es herausgebracht, daß dieſes glückliche Tilſimenoja von dem Könige Nacrao abſtammt, der lange vor der Sündfluth in Egypten herrſchte. — Doch die Kraft des Talisman ruht zur Zeit, bis eine gewiſſe Conſtellation eintritt, die ihren Mittelpunkt in Ihrer werthen Perſon findet. Mit Ihnen ſelbſt, beſter Herr Tyß, muß und wird ſich etwas ereignen, das Sie in demſelben Augenblick, als die Kraft des Talisman erwacht iſt, auch dieſes Erwachen erkennen läßt. Mag Ihnen Leuwenhöck über dieſen ſchwierigſten Punkt des Horoſkops geſagt haben, was er will, Alles iſt erlogen, denn er wußte über jenen Punkt ſo lange nicht das Mindeſte, bis ich ihm die Augen geöffnet. — Vielleicht hat Ihnen, beſter Herr Tyß, mein lieber Herzensfreund ſogar bange machen wollen, vor irgend einer bedrohlichen Kataſtrophe, denn ich weiß, er liebt es, Leuten unnützer Weiſe Schrecken einzujagen; doch — trauen Sie Ihrem, Sie verehrenden Miethsmann, der, Hand auf's Herz, Ihnen ſchwört, daß Sie durchaus nichts zu befürchten haben. — Gern möchte ich aber doch wiſſen, ob Sie zur Zeit den Beſitz des Talismans gar nicht verſpüren und was Sie über die ganze Sache überhaupt zu denken belieben?“

Swammerdamm ſah bei den letzten Worten mit giftigem Lächeln dem Herrn Peregrinus ſo ſcharf in's Auge, als wolle er ſeine tiefſten Gedanken durchſchauen; das konnte ihm aber freilich nicht ſo gelingen, als dem Peregrinus mit ſeinem mikroſkopiſchen Glaſe. Mittelſt dieſes Glaſes erfuhr Peregrinus, daß nicht ſowohl die gemeinſchaftliche Bekämpfung des ſchönen Geiſtes und des Bartſcherers, als eben jenes geheimnißvolle Horoſkop, die Verſöhnung der beiden Mikroſkopiſten herbeigeführt. Der Beſitz des mächtigen Talismans, das war es nun, wornach beide ſtrebten. Swammerdamm war, was den gewiſſen geheimnißvoll verſchlungenen Knoten im Horoſkop des Herrn Peregrinus betrifft, eben ſo in verdrießlicher Dummheit verblieben, als Leuwenhöck; doch meinte er, daß in Peregrinus Innerm durchaus die Spur liegen müſſe, die zur Entdeckung jenes Geheimniſſes führe. Dieſe Spur wollte er nun geſchickt aus dem Unwiſſenden herauslocken und ihn dann mit Leuwenhöcks Hülfe um den Beſitz des unſchätzbaren Kleinods bringen, noch ehe er deſſen Werth erkannt. Swammerdamm war überzeugt, daß der Talisman des Herrn Peregrinus Tyß ganz dem Reiche des weiſen Salomo gleich zu achten, da er, wie dieſer, dem, der ihn beſitze, die vollkommene Herrſchaft über das Geiſterreich verleihe.

Peregrinus vergalt Gleiches mit Gleichem, indem er den alten Herrn Swammerdamm, der ihn zu myſtifiziren ſich mühte, ſelbſt myſtifizirte. Geſchickt wußte er in ſolchen verblümten Redensarten zu antworten, daß Swammerdamm befürchten mußte, die Weihe habe bereits begonnen, und ihm werde ſich bald das Geheimniß erſchließen, das zu enthüllen keiner von beiden, weder er noch Leuwenhöck, vermocht. —

Swammerdamm ſchlug die Augen nieder, räusperte ſich, und ſtotterte unverſtändliche Worte heraus; der Mann befand ſich wirklich in gar übler Lage, ſeine Gedanken ſchnurrten beſtändig durcheinander: Teufel — was iſt denn das, iſt das der Peregrinus, der zu mir ſpricht? — Bin ich der gelehrte weiſe Swammerdamm oder ein Eſel! —

Ganz verzweifelt raffte er ſich endlich zuſammen und begann: „Doch von etwas Anderm, verehrteſter Herr Tyß, von etwas Anderm „und wie es mir vorkommen will, von etwas Schönem und Erfreu„lichem!“ —

So wie Swammerdamm nun weiter ſprach, hatte er ſowohl als Leuwenhöck mit großer Freude die innige Zuneigung der ſchönen Dörtje Elverdink zu dem Herrn Peregrinus Tyß entdeckt. War nun auch ſonſt jeder anderer Meinung geweſen, indem jeder geglaubt, Dörtje müſſe bei ihm bleiben und an Liebe und Heirath ſey gar nicht zu denken, ſo hatten ſie ſich doch jetzt eines Beſſern überzeugt. In Peregrinus Horoſkop meinten ſie nämlich zu leſen, daß er durchaus die ſchöne anmuthige Dörtje Elverdink zu ſeiner Gemahlin erkieſen müſſe, um das für alle Conjunkturen ſeines ganzen Lebens Erſprießlichſte zu thun. Beide zweifelten nicht einen Augenblick, daß Peregrinus nicht in gleicher glühender Liebe zur holden Kleinen befangen ſeyn ſolle und hielten daher die Angelegenheit für völlig abgeſchloſſen. Swammerdamm meinte noch, daß Herr Peregrinus Tyß überdem der einzige ſey, der ſeine Nebenbuhler ohne alle Mühe aus dem Felde ſchlagen könne und daß ſelbſt die bedrohlichſten Gegner, wie z. B. der ſchöne Geiſt und der Bartſcheerer, gar nichts gegen ihn ausrichten müßten.

Peregrinus erkannte aus Swammerdamms Gedanken, daß die Mikroſkopiſten wirklich in ſeinem Horoſkop die unabänderliche Nothwendigkeit ſeiner Vermählung mit der kleinen Dörtje Elverdink gefunden zu haben glaubten. Nur dieſer Nothwendigkeit wollten ſie nachgeben, und ſelbſt aus Dörtjes ſcheinbarem Verluſt den größern Gewinn ziehen, nämlich den Herrn Peregrinus Tyß ſelbſt einfangen mit ſammt ſeinem Talisman.

Man kann denken, wie wenig Vertrauen Peregrinus zu der Weisheit und Wiſſenſchaft der beiden Mikroſkopiſten haben mußte, da beide den Hauptpunkt des Horoſkops nicht zu enträthſeln vermochten. Gar nichts gab er daher auf jene angebliche Conjunktur, die die Nothwendigkeit ſeiner Vermählung mit der ſchönen Dörtje bedingen ſollte, und es wurde ihm nicht im mindeſten ſchwer, ganz beſtimmt und feſt zu erklären, daß er auf Dörtjes Hand verzichtet, um ſeinen beſten innigſten Freund, den jungen George Pepuſch, der ältere und beſſere Anſprüche auf den Beſitz des holden Weſens habe, nicht zu kränken und daß er unter keiner Bedingung der Welt ſein gegebenes Wort brechen werde.

Herr Swammerdamm ſchlug die graugrünen Katzenaugen, die er ſo lange zu Boden geſenkt, auf, glotzte den Peregrinus mächtig an und lächelte wie die Fuchsſchlauheit ſelbſt.

Sey, meinte er dann, der Freundſchaftsbund mit George Pepuſch der einzige Skrupel, der den Peregrinus abhalte, ſeinen Gefühlen freien Raum zu gönnen, ſo ſey derſelbe in dieſem Augenblick gehoben; denn eingeſehen habe Pepuſch, unerachtet er an einigem Wahnſinn leide, daß ſeiner Vermählung mit Dörtje Elverdink die Conſtellation der Geſtirne entgegen ſey und daß daraus nichts entſtehen könne, als nur Unglück und Verderben; deshalb habe Pepuſch allen Anſprüchen auf Dörtjes Hand entſagt und nur erklärt, daß er mit ſeinem Leben die Schönſte, die niemandem angehören könne, als ſeinem Herzensfreunde Tyß, vertheidigen wolle gegen den ungeſchickten Tölpel von ſchönem Geiſt und gegen den blutgierigen Bartkratzer.

Den Peregrinus durchfuhren eiskalte Schauer, als er aus Swammerdamms Gedanken erkannte, daß alles wahr, was er geſprochen. Uebermannt von den ſeltſamſten widerſprechendſten Gefühlen, ſank er zurück in die Kiſſen und ſchloß die Augen.

Herr Swammerdamm lud den Peregrinus dringendſt ein, ſich herabzubegeben und ſelbſt aus Dörtjes, aus Georges Munde die jetzige Lage der Dinge zu vernehmen. Dann empfahl ſich derſelbe auf eben ſo weitläuftige und ceremoniöſe Weiſe, wie er gekommen.

Meiſter Floh, der die ganze Zeit über ruhig auf dem Kopfkiſſen geſeſſen, ſprang plötzlich hinauf bis zum Zipfel der Nachtmütze des Herrn Peregrinus. Da erhob er ſich hoch auf den langen Hinterbeinen, rang die Hände, ſtreckte ſie flehend zum Himmel empor und rief, mit von bittern Thränen halberſtickter Stimme: Weh mir Aermſten! Schon glaubte ich geborgen zu ſeyn und erſt jetzt kommt die gefährlichſte Prüfung! — Was hilft aller Muth, alle Standhaftigkeit meines edlen Beſchützers, wenn ſich Alles, Alles gegen mich auflehnt! — Ich gebe mich! — es iſt Alles aus.

„Was," ſprach Herr Peregrinus mit matter Stimme, „was lamentirt Ihr ſo auf meiner Nachtmütze, lieber Meiſter? Glaubt Ihr „denn, daß Ihr allein zu klagen habt, daß ich mich ſelbſt nicht auch „in dem miſerabelſten Zuſtande von der Welt befinde, da ich in „meinem ganzen Weſen ganz zerrüttet und verſtört bin und nicht „weiß, was ich anfangen, ſo wohin ich meine Gedanken wenden ſoll. „Glaubt aber nicht, lieber Meiſter Floh, daß ich thörigt genug ſeyn „werde, mich in die Nähe der Klippe zu wagen, an der ich mit all „meinen ſchönen Vorſätzen und Entſchlüſſen ſcheitern kann. Ich werde „mich hüten Swammerdamms Einladung zu folgen und die verführeriſche Dörtje Elverdink wieder zu ſehen."

„In der That," erwiederte Meiſter Floh, nachdem er wieder den alten Platz auf dem Kopfkiſſen neben dem Ohr des Herrn Peregrinus Tyß eingenommen, „in der That, ich weiß nicht, ob ich, ſo ſehr es „mir verderblich ſcheint, Euch doch nicht gerade rathen ſollte, ſogleich „zu Swammerdamm hinunter zu gehen. Es iſt mir, als wenn die „Linien Eures Horoſkops jetzt immer ſchneller und ſchneller zuſammenliefen und Ihr ſelbſt im Begriff ſtändet in den rothen Punkt zu „treten. — Mag nun das dunkle Verhängniß beſchloſſen haben was „es will, ich ſehe ein, daß ſelbſt ein Meiſter Floh ſolchem Beſchluß „nicht zu entgehen vermag und daß es eben ſo albern als unnütz „ſeyn würde, von Euch meine Rettung zu verlangen. — Geht hin, „ſeht ſie, nehmt ihre Hand, überliefert mich der Sklaverei und damit „Alles geſchehe, wie es die Sterne wollen, ohne daß Fremdes ſich einmiſche, ſo macht auch keinen Gebrauch von dem mikroſkopiſchen „Glaſe." —

„Scheint," ſprach Peregrinus, „ſcheint doch ſonſt, Meiſter Floh, „Euer Herz ſtark, Euer Geiſt feſt und doch ſeyd Ihr jetzt ſo klein-

„mächtig, ſo verzagt! Aber möget Ihr ſonſt auch ſo weiſe ſeyn wie „Ihr wollt, ja mag Clemens des ſiebenten hochberühmter Nuntius „Rover, Euern Verſtand weit über den unſrigen ſetzen, ſo habt Ihr „doch keinen ſonderlichen Begriff von dem feſten Willen des Menſchen „und ſchlagt ihn wenigſtens viel zu geringe an. Noch einmal! — „ich breche nicht mein Euch gegebenes Wort, und damit Ihr ſeht, „wie es mein feſter Entſchluß iſt, die Kleine nicht wieder zu ſehen, „werde ich jetzt aufſtehen, und mich, wie ich es mir ſchon geſtern „vorgenommen, zum Buchbinder Lämmerhirt begeben."

„O Peregrinus," rief Meiſter Floh, „des Menſchen Wille iſt ein „gebrechliches Ding, oft knickt ihn ein daher ziehendes Lüftchen. Welch „eine Kluft liegt zwiſchen dem was man will und dem das geſchieht! — „Manches Leben iſt nur ein ſtetes Wollen und mancher weiß vor „lauter Wollen am Ende ſelbſt nicht was er will. — Ihr wollt „Dörtje Elverdink nicht wiederſehen, und wer ſteht Euch dafür, daß „es geſchieht in dem nächſten Augenblick, da Ihr dieſen Entſchluß „ausgeſprochen?"

Seltſam genug war es wohl, daß wirklich ſich begab, was Meiſter Floh mit prophetiſchem Geiſte vorausgeſagt.

Peregrinus ſtand nämlich auf, kleidete ſich an und wollte, ſeinem Vorſatz getreu, zum Buchbinder Lämmerhirt gehen; als er indeſſen bei Swammerdamms Zimmer vorbeikam, wurde die Thüre weit geöffnet und Peregrinus wußte ſelbſt gar nicht, wie es geſchah, daß er plötzlich an Swammerdamms Arm mitten im Zimmer dicht vor Dörtje Elverdink ſtand, die ganz fröhlich und unbefangen ihm hundert Küſſe zuwarf und mit ihrem ſilbernen Glockenſtimmlein freudig rief: Guten Morgen, mein herzlieber Peregrinus!

Wer ſich aber noch in dem Zimmer befand, das war Herr George Pepuſch, der zum offnen Fenſter hinausguckte und ein Liedchen pfiff. Jetzt warf er das Fenſter heftig zu und drehte ſich um. „Ach ſieh da," rief er, als gewahre er jetzt erſt den Freund Peregrinus, „ach „ſieh da! — Du beſuchſt deine Braut, das iſt in der Ordnung und „jeder dritte dabei nur läſtig. Ich werde mich darum auch gleich „fortpacken, doch zuvor laß es dir ſagen, mein guter Freund Peregrinus, „daß George Pepuſch jede Gabe verſchmäht, die der barmherzige Freund „ihm gleich dem armen Sünder hinwirft, wie ein Almoſen! — Verwünſcht ſey deine Aufopferung, ich will dir nichts zu verdanken

„lieben. Nimm ſie hin, die ſchöne Gamaheh, die dich ſo innig liebt, „aber hüte dich, daß die Diſtel Zeherit nicht Knoſpen treibt und die „Mauern deines Hauſes zerſprengt."

Georg's Ton und ganzes Betragen grenzte an unanſtändige Brutalität, und Peregrinus wurde von dem tiefſten Unmuth erfüllt, als er gewahrte, wie ſehr ihn Pepuſch in ſeinem ganzen Beginnen mißverſtanden. „Wer," brach er, ohne jenen Unmuth zu bergen, „wer iſt es mir in den Sinn gekommen, dir in den Weg zu treten; der Wahnſinn eiferſüchtiger Verliebtheit ſpricht aus dir, ſonſt würdeſt du erkennen wie ſchuldlos ich an allem bin, was du in deiner eignen Seele ausgebrütet. Verlange nicht, daß ich die Schlange tödten ſoll, die du zu deiner Selbſtqual nährſt in deiner Bruſt! Und daß du es nur weißt, hier warf ich deine Gabe hin, hier brachte ich dein Opfer, als ich dem Schönſten, vielleicht dem höchſten Glück meines Lebens entſagte. Andere höhere Pflichten, ein unwiderrufliches Wort zwangen mich dazu!" —

Pepuſch ballte in wildem Zorn die Fauſt und erhob ſie gegen den Freund. Da ſprang aber die Kleine zwiſchen die Freunde und faßte die Hand des Peregrinus, indem ſie lachend rief: Laß doch nur die garſtige Diſtel laufen, die hat nichts als dummes Zeug im Kopfe und iſt, wie es Diſtel-Art iſt, ſtarr und ſtörriſch ohne zu wiſſen was ſie eigentlich will; du biſt mein und bleibſt es auch, mein ſüßer herzlieber Peregrinus! —

Damit zog die Kleine den Peregrinus auf das Kanapee und legte ſich ohne weitere Umſtände auf ſeinen Schooß. Pepuſch rannte, nachdem er ſich die Nägel ſeltſam gekaut, wild zur Thüre hinaus.

Die Kleine, wiederum in das fabelhafte verführeriſche Gewand von Silberzindel gekleidet, war eben ſo anmuthig, eben ſo ganz Liebreiz als ſonſt; Peregrinus fühlte ſich durchſtrömt von der elektriſchen Wärme ihres Leibes und doch wehten ihn dazwiſchen eiskalte unheimliche Schauer an, wie Todeshauch. Zum erſtenmal glaubte er tief in den Augen der Kleinen etwas ſeltſam Todtes, Starres zu gewahren und der Ton ihrer Stimme, ja ſelbſt das Rauſchen des wunderlichen Silberzindels, ſchien ein fremdartiges Weſen zu verrathen, dem nimmermehr zu trauen. Es fiel ihm ſchwer auf's Herz, daß damals, als Dörtje gerade ſo geſprochen, wie ſie gedacht, ſie auch in Zindel gekleidet geweſen; warum er gerade den Zindel bedenklich fand.

wußte er ſelbſt nicht, aber die Gedanken von Zindel und unheimlicher Wirthſchaft verbanden ſich von ſelbſt miteinander, ſo wie ein Traum das Heterogenſte vereint, und man alles für aberwitzig erklärt, deſſen tiefern Zuſammenhang man nicht einzuſehen vermag.

Peregrinus, weit entfernt, das kleine ſüße Ding zu kränken mit einem ſolchen Verdacht, unterdrückte mit Gewalt ſeine Gefühle und wartete nur auf einen günſtigen Moment, ſich loszuwickeln und der Schlange des Paradieſes zu entfliehen.

„Aber," ſprach Dörtje endlich, „aber wie kommſt du mir heute „vor, mein ſüßer Freund, ſo froſtig, ſo unempfindlich! Was liegt dir „im Sinn, mein Leben!"

„Kopfſchmerz," erwiederte Peregrinus ſo gleichmüthig als er es „nur vermochte, „Kopfſchmerz — Grillen — einfältige Gedanken — „nichts anders iſt es, das mich etwas verſtört, mein holdes Kind. „Laß mich in's Freie, und alles iſt vorüber in wenigen Minuten; „mich ruft ohnedieß noch ein Geſchäft." —

„Es iſt," rief die Kleine, indem ſie raſch aufſprang, „es iſt alles „gelogen, aber du biſt ein böſer Affe, der erſt gezähmt werden muß!" —

Peregrinus war froh, als er ſich auf der Straße befand, doch ganz ausgelaſſen freudig geberdete ſich Meiſter Floh, der in Peregrinus Halsbinde unaufhörlich kicherte und lachte und die Vorderhände zuſammenſchlug, daß es hell klatſchte.

Dem Peregrinus war dieſe Fröhlichkeit ſeines kleinen Schützlings etwas läſtig, da ſie ihn in ſeinen Gedanken ſtörte. Er bat den Meiſter Floh ruhig zu ſeyn, denn ſchon hätten ihn ernſthafte Leute mit Blicken voll Vorwurfs betrachtet, glaubend, er ſey es, der ſo kichere und lache und närriſche Streiche treibe auf öffentlicher Straße.

„O ich Thor," rief aber Meiſter Floh, in den Ausbrüchen ſeiner unmäßigen Freude beharrend, „o ich blödſinniger Thor, daß ich da „an dem Siege zweifeln konnte, wo gar kein Kampf mehr vonnöthen. „Ja, Peregrinus, es iſt nicht anders, geſiegt hattet Ihr in dem Augenblick, als ſelbſt der Tod der Geliebten Euern Entſchluß nicht zu erſchüttern vermochte. Laßt mich jauchzen, laßt mich jubeln, denn „alles müßte mich trügen, wenn nicht bald das helle Sonnenlicht „aufgehen ſollte, das alle Geheimniſſe aufklärt."

Als Peregrinus an Lämmerhirts Thüre pochte, rief eine ſanfte weibliche Stimme: Herein! Er öffnete die Thüre, ein Mädchen, die ſich allein in der Stube befand, trat ihm entgegen und fragte ihn freundlich, was ihm zu Dienſten ſtehe?

— Mag es dem geneigten Leſer genügen, wenn geſagt wird, daß das Mädchen ungefähr achtzehn Jahre alt ſeyn mochte, daß ſie mehr groß als klein und ſchlank im reinſten Ebenmaaß der Glieder gewachſen war, daß ſie hellbraunes Haar und dunkelblaue Augen und eine Haut hatte, die das zarte Flockengewebe ſchien von Lilien und Roſen. Mehr als alles dieß wollte aber gelten, daß des Mädchens Antlitz jenes zarte Geheimniß jungfräulicher Reinheit, hohen himmliſchen Liebreizes ausſprach, wie es mancher alte deutſche Maler in ſeinen Gebilden erfaßt. —

So wie Peregrinus der holden Jungfrau in's Auge blickte, war es ihm, als habe er in ſchwerlaſtenden Banden gelegen, die eine wohlthätige Macht gelöſt und der Engel des Lichts ſtehe vor ihm, an deſſen Hand er eingehen werde in das Reich namenloſer Liebeswonne und Sehnſucht. — Das Mädchen wiederholte, indem ſie vor Peregrinus ſtarrem Blick erröthend, ſittſam die Augen niederſchlug, die Frage, was dem Herrn beliebe? Mühſam ſtotterte Peregrinus heraus: ob der Buchbinder Lämmerhirt hier wohne? Als nun das Mädchen erwiederte, daß Lämmerhirt allerdings hier wohne, daß er aber in Geſchäften ausgegangen, da ſprach Peregrinus wirr durcheinander von Einbänden die er beſtellt, von Büchern die Lämmerhirt ihm verſchaffen ſollen; zuletzt kam er etwas in's Geleiſe und gedachte der Prachtausgabe des Arioſt, die Lämmerhirt in rothen Maroquin binden ſollen, mit reicher goldner Verzierung. Da war es aber, als durchführe die holde Jungfrau ein elektriſcher Funke; ſie ſchlug die Hände zuſammen und rief, Thränen in den Augen: Ach Gott! — Sie ſind Herr Tyß! — Sie machte eine Bewegung, als wolle ſie Peregrinus Hand ergreifen, trat aber ſchnell zurück und ein tiefer Seufzer ſchien die volle Bruſt zu entlaſten. Dann überſtrahlte ein anmuthiges Lächeln der Jungfrau Antlitz wie liebliches Morgenroth und ſie ergoß ſich nun in Dank und Segenswünſche dafür, daß Peregrinus des Vaters, der Mutter Wohlthäter ſey, daß nicht dieß allein — nein! — ſeine Milde, ſeine Freundlichkeit, die Art wie er noch zu vorigen Weihnachten die Kinder beſchenkt und Freude und Fröhlichkeit verbreitet, ihnen den Frieden, die Heiterkeit des Himmels gebracht. Sie räumte ſchnell des Vaters Lehnſtuhl ab, der mit Büchern, Scripturen, Heften, ungebundenen

Drucken bepackt war, rückte ihn heran und lud mit anmuthiger Gaſtlichkeit den Peregrinus ein, ſich niederzulaſſen. Dann holte ſie den ſauber gebundenen Arioſt hervor, fuhr mit einem leinenen Tuch leiſe über die Maroquinbände und überreichte das Meiſterwerk der Buchbinderkunſt dem Peregrinus mit leuchtenden Blicken, wohl wiſſend, daß Peregrinus der ſchönen Arbeit des Vaters ſeinen Beifall nicht verſagen werde. —

Peregrinus nahm einige Goldſtücke aus der Taſche, die Holde dieß gewahrend, verſicherte ſchnell, daß ſie den Preis der Arbeit nicht wiſſe und daher keine Bezahlung annehmen könne, Herr Peregrinus möge es ſich aber gefallen laſſen, einige Augenblicke zu verweilen, da der Vater gleich zurückkommen müſſe. Dem Peregrinus war es, als ſchmölze das nichtswürdige Metall in ſeiner Hand in einen Klumpen zuſammen, er ſteckte die Goldſtücke ſchneller wieder ein, als er ſie hervorgeholt. Das Mädchen griff jetzt, als Peregrinus ſich mechaniſch in Lämmerhirts breiten Lehnſeſſel niedergelaſſen, nach ihrem Stuhl, aus inſtinktmäßiger Höflichkeit ſprang Herr Peregrinus auf und wollte den Stuhl heranrücken, da geſchah es aber, daß er ſtatt der Stuhllehne des Mädchens Hand erfaßte und er glaubte, als er das Kleinod leiſe zu drücken wagte, einen kaum merkbaren Gegendruck zu fühlen. —

„Kätzchen, Kätzchen, was machſt du!“ Mit dieſen Worten wandte ſich das Mädchen und hob ein Zwirnknäuel von dem Fußboden auf, das die Katze zwiſchen den Vorderpfoten hielt, ein myſtiſches Gewebe beginnend. Dann faßte ſie mit kindlicher Unbefangenheit den Arm des in Himmelsentzücken verſunkenen Peregrinus, führte ihn zum Lehnſeſſel und bat ihn nochmals, ſich niederzulaſſen, indem ſie ſelbſt ſich ihm gegenüber ſetzte und irgend eine weibliche Arbeit zur Hand nahm.

Peregrinus ſchwankte im Sturm auf einem wogenden Meer. „O Prinzeſſin!“ Das Wort entſchlüpfte ihm, ſelbſt wußte er nicht, wie es geſchah. Das Mädchen ſchaute ihn ganz erſchrocken an, da war es ihm, als habe er gegen die Holde gefrevelt und er rief mit dem weichſten, wehmüthigſten Ton: meine liebſte theuerſte Mademoiſelle!

Das Mädchen erröthete und ſprach mit holder jungfräulicher Verſchämtheit: die Eltern nennen mich Röschen, nennen Sie mich auch ſo, lieber Herr Tyß, denn ich gehöre ja auch zu den Kindern, denen Sie ſo viel Gutes erzeigt, und von denen Sie ſo hoch verehrt werden.

Röschen! rief Peregrinus ganz außer ſich; er hätte der holden Jungfrau zu Füßen ſtürzen mögen, kaum hielt er ſich zurück.

Röschen erzählte nun, indem ſie ruhig fortarbeitete, wie ſeit der Zeit, als die Eltern durch den Krieg in die bitterſte Dürftigkeit gerathen, ſie von einer Baſe in einem benachbarten kleinen Städtchen aufgenommen, wie dieſe Baſe vor wenigen Wochen geſtorben und wie ſie dann zu den Eltern zurückgekehrt.

Peregrinus hörte nur Röschens ſüße Stimme ohne viel von den Worten zu verſtehen, und er überzeugte ſich erſt, daß er nicht ſelig träume, als Lämmerhirt in's Zimmer trat und ihn mit dem herzlichſten Willkommen begrüßte. Nicht lange dauerte es, ſo folgte auch die Frau mit den Kindern, und wie denn in des Menſchen unergründlichem Gemüth Gedanken, Regungen, Gefühle, in ſeltſamem bunten Gewirr durcheinander laufen, ſo geſchah es, daß Peregrinus ſelbſt in der Extaſe, die ihm einen niegeahnten Himmel ſchauen ließ, plötzlich daran dachte wie der murrköpfiſche Pepuſch ſein Beſchenken der Lämmerhirtſchen Kinder getadelt. Es war ihm ſehr lieb, auf Befragen zu vernehmen, daß keins von den Kindern ſich den Magen am Naſchwerk verdorben, und die freundlich feierliche Art, ja der gewiſſe Stolz, womit ſie nach dem hohen Glasſchrank, der das glänzende Spielzeug enthielt, hinaufblickten, zeigte, daß ſie die letzte Beſcheerung für etwas Außerordentliches hielten, das wohl niemals wiederkehren dürfte. —

Die übel gelaunte Diſtel hatte alſo ganz Unrecht.

O Pepuſch, ſprach Peregrinus zu ſich ſelbſt, dein verſtörtes, zerriſſenes Gemüth durchdringt kein reiner Lichtſtrahl der wahrhaften Liebe! — Damit meinte Peregrinus nun wieder wohl mehr, als ein beſcheertes Naſchwerk und Spielzeug. — Lämmerhirt, ein ſanfter, ſtiller, frommer Mann, ſah mit ſichtlicher Freude auf Röschen, die geſchäftig aus- und eingegangen, Butter und Brod herbeigebracht und nun an einem kleinen Tiſchchen in der entfernten Ecke des Zimmers dem Geſchwiſter ſtattliche Butterſtollen bereitete. Die muntern Jungen drängten ſich dicht an die liebe Schweſter und wenn ſie in verzeihlicher kindiſcher Begier das Maul etwas weiter aufſperrten, als gerade nöthig, ſo that das der häuslichen Idylle doch keinen ſonderlichen Eintrag.

Den Peregrinus entzückte des holden Mädchens Beginnen, ohne daß ihm dabei Werthers Lotte und ihre Butterbrode in den Sinn kamen.

Lämmerhirt näherte ſich dem Peregrinus und begann halb leiſe von Röschen zu reden, was ſie für ein frommes gutes liebes Kind ſey, der der Himmel auch die Gabe äußerer Schönheit verliehen, und wie er nur Freude an dem holden Kinde zu erleben hoffe. Was, ſetzte er hinzu, indem ſein Geſicht ſich in Wonne verklärte, was ihm aber ſo recht im innerſten Herzen wohl thue, ſey, daß Röschen ſich auch zur edlen Buchbinderkunſt hinneige und ſeit den wenigen Wochen, während ſie ſich bei ihm befinde, in feiner zierlicher Arbeit ungemein viel profitirt habe, ſo, daß ſie bereits viel geſchickter ſey, als mancher Lümmel von Lehrburſche, der Jahre hindurch Maroquin und Gold vergeude und die Buchſtaben ſchief und krumm ſtelle, daß ſie ausſähen wie betrunkene Bauern, die aus der Schenke torkeln.

Ganz zutraulich flüſterte der entzückte Vater dem Peregrinus in's Ohr: Es muß heraus, Herr Tyß, es drückt mir ſonſt das Herz ab, ich kann mir nicht helfen. — Wiſſen Sie wohl, daß mein Röschen den Schnitt des Arioſto vergoldet hat?

So wie Peregrinus dieß vernahm, griff er haſtig nach den ſaubern Maroquinbänden, als müſſe er ſich des Heiligthums bemächtigen, ehe ein feindlicher Zufall es ihm raube. Lämmerhirt hielt das für ein Zeichen, daß Peregrinus fort wolle und bat ihn, es ſich noch einige Augenblicke in der Familie gefallen zu laſſen. Eben dieß erinnerte aber den Peregrinus, daß er doch endlich ſich losreißen müſſe. Er zahlte ſchnell die Rechnung und Lämmerhirt reichte ihm wie gewöhnlich die Hand zum Abſchiede, die Frau that daſſelbe und auch Röschen! — Die Jungen ſtanden in der offnen Thüre und damit der Liebesthorheit ihr Recht geſchehe, riß Peregrinus im Hinausſchreiten dem Jüngſten das Reſtchen Butterſtolle aus der Hand, an dem er eben kaute und rannte wie gehetzt die Treppe hinab.

„Nun nun," ſprach der Kleine ganz verdutzt, „was iſt denn das? „Hätt' es mir ja ſagen können, der Herr Tyß, wenn er hungrig war, „hätt' ihm ja gern meine ganze Stolle gegeben!" —

Schritt vor Schritt ging Herr Peregrinus Tyß nach Hauſe, die ſchweren Quartanten mühſam unter dem Arm fortſchleppend und mit verklärtem Blick einen Biſſen des Butterſtollen-Reſtes nach dem andern auf die Lippe nehmend, als genöſſe er himmliſches Manna.

„Der iſt nunmehro auch übergeſchnappt!" ſagte ein vorübergehender Bürger. Es war dem Mann nicht zu verdenken, daß er dergleichen von Peregrinus dachte. —

Als Herr Peregrinus Tyß in's Haus trat, kam ihm die alte Aline entgegen und winkte mit Geberden, die Angſt und Beſorgniß ausdrückten, nach dem Zimmer des Herrn Swammerdamm. Die Thüre ſtand offen und Peregrinus gewahrte Dörtje Elverdink, die erſtarrt auf einem Lehnſtuhl ſaß und deren zuſammengeſchrumpftes Geſicht einer Leiche zu gehören ſchien, die bereits im Grabe gelegen. Eben ſo erſtarrt, eben ſo leichenähnlich ſaßen vor ihr auf Lehnſtühlen, Pepuſch, Swammerdamm und Leuwenhöck. „Jſt das," ſprach die Alte, „iſt das eine tolle geſpenſtiſche Wirthſchaft hier unten! So ſitzen die drei unſeligen Menſchen ſchon den ganzen lieben Tag über, und eſſen nichts und trinken nichts und reden nichts und holen kaum Athem!" —

Den Peregrinus wollte zwar, ob des in der That etwas ſchauerlichen Anblicks halber, einiges Entſetzen anwandeln, indeſſen wurde, indem er die Treppe hinaufſtieg, das geſpenſtiſche Bild von dem wogenden Meer der Himmelsträume verſchlungen, in dem der entzückte Peregrinus ſchwamm, ſeit dem Augenblick, als er Röschen geſehen. — Wünſche, Träume, ſelige Hoffnungen ſtrömen gern über in das befreundete Gemüth; aber gab es für den armen Peregrinus jetzt ein anderes, als das ehrliche des guten Meiſters Floh? — Dem wollte er nun ſein ganzes Herz ausſchütten, dem wollte er von Röschen alles erzählen, was ſich eigentlich gar nicht ſo recht erzählen ließ. Doch er mochte ſo viel rufen, ſo viel locken, als er wollte, kein Meiſter Floh ließ ſich ſehen, er war auf und davon. In der Falte der Halsbinde, wo ſonſt Meiſter Floh bei Ausgängen ſich beherbergt, fand Peregrinus bei ſorgfältigerem Nachſuchen ein kleines Schächtelchen, worauf die Worte ſtanden:

> „Hierin befindet ſich das mikroſkopiſche Gedankenglas. Seht Ihr
> „mit dem linken Auge ſcharf in die Schachtel hinein, ſo ſitzt Euch
> „das Glas augenblicklich in der Pupille; wollt Ihr es wieder
> „heraus haben, ſo dürft Ihr nur, das Auge in die Schachtel
> „hineinhaltend, die Pupille ſanft drücken und das Glas fällt auf
> „den Boden der Schachtel. — Ich arbeite in Euern Geſchäften,
> „und wage viel dabei, doch für meinen lieben Schutzherrn thue
> „ich alles, als
>
> Euer dienſtwilligſter
> Meiſter Floh."

— Hier gäb' es nun für einen tüchtigen handfeſten Romanſchreiber, der mit ſtarker, kielbewaffneter Hand alles menſchliche Thun und Treiben zuſammenarbeitet nach Herzens Luſt, die erwünſchteſte Gelegenheit, den heilloſen Unterſchied zwiſchen Verliebtſeyn und Lieben, nachdem ſolcher theoretiſch genugſam abgehandelt, praktiſch darzuthun durch Peregrinus Beiſpiel. Viel ließe ſich da ſagen vom ſinnlichen Triebe, von dem Fluch der Erbſünde und von dem himmliſchen Prometheusfunken, der in der Liebe die wahrhafte Geiſtergemeinſchaft des diverſen Geſchlechts entzündet, die den eigentlichen nothwendigen Dualismus der Natur bildet. Sollte nun auch beſagter Prometheusfunken nebenher die Fackel des Ehegottes anſtecken, wie ein tüchtiges hellbrennendes Wirthſchaftslicht, bei dem es ſich gut leſen, ſchreiben, ſtricken, nähen läßt, ſollte auch eine fröhliche Nachkommenſchaft ſich eben ſo gut die Mäulchen gelegentlich mit Kirſchmuß beſchmieren, als jede andere, ſo iſt das hienieden nun einmal nicht anders. Ueberdem nimmt ſich eine ſolche himmliſche Liebe als erhabene Poeſie ſehr gut aus, und als das Beſte darf in der That gerühmt werden, daß dieſe Liebe kein leeres Hirngeſpinnſt, ſondern daß wirklich etwas daran iſt, wie viele Leute bezeugen können, denen es mit dieſer Liebe bald gut, bald ſchlimm ergangen. —

Der geneigte Leſer hat es aber längſt errathen, daß Herr Peregrinus Tyß in die kleine Dörtje ſich bloß beträchtlich verliebt hatte, daß aber erſt in dem Augenblick, da er Lämmerhirts Röschen, das holde liebe Engelskind erblickte, die wahre himmliſche Liebe hell aufloderte in ſeiner Bruſt.

Wenigen Dank würde aber gegenwärtiger Referent des tollſten, wunderlichſten aller Märchen einärndten, wenn er, ſich ſteif und feſt an den Paradeſchritt der daher ſtolzirenden Romaniſten haltend, nicht unterlaſſen könnte, hier die jedem regelrechten Roman höchſt nöthige Langeweile ſattſam zu erregen. Nämlich dadurch, daß er bei jedem Stadium, das das Liebespaar, nach gewöhnlicher Weiſe, zu überſtehen hat, ſich gemächliche Ruh und Raſt gönnte. Nein! laß uns, geliebter Leſer, wie wackre, rüſtige Reiter auf muthigen Rennern daher brauſend, und alles was links und rechts liegt nicht achtend, dem Ziel entgegen eilen. — Wir ſind da! — Seufzer, Liebesklagen, Schmerz, Entzücken, Seligkeit, alles einigt ſich in dem Brennpunkt des Augenblicks, da das holde Röschen, das reizende Inkarnat holder Jungfräulichkeit auf den Wangen, dem überglücklichen Peregrinus Tyß geſteht, daß ſie ihn liebe, ja, daß ſie es gar nicht ſagen könne, wie ſo ſehr, wie ſo über alle Maaßen ſie ihn liebe, wie ſie nur in ihm lebe, wie er allein ihr einziger Gedanke, ihr einziges Glück ſey.

Der finſtere argliſtige Dämon pflegt in die hellſten Sonnenblicke des Lebens hineinzugreifen mit ſeinen ſchwarzen Krallen; ja! durch den finſtern Schatten ſeines unheilbringenden Weſens jenen Sonnenſchein zu verdunkeln ganz und gar. So geſchah' es, daß in Peregrinus böſe Zweifel aufſtiegen, ja, daß ein gar böſer Argwohn ſich regte in ſeiner Bruſt.

Wie? ſchien eine Stimme ihm zuzuflüſtern, wie? auch jene Dörtje Elverdink geſtand dir ihre Liebe und doch war es ſchnöder Eigennutz, von dem beſeelt, ſie dich verlocken wollte, die Treue zu brechen und Verräther zu werden an dem beſten Freunde, an dem armen Meiſter Floh?

Ich bin reich, man ſagt, daß ein gewiſſes, gutmüthiges Betragen, eine gewiſſe Offenheit, von manchem Einfalt genannt, mir die zweideutige Gunſt der Menſchen und auch wohl gar der Weiber verſchaffen könne; und dieſe, die dir nun ihre Liebe geſteht —

Schnell griff er nach dem verhängnißvollen Geſchenk des Meiſter Floh, er brachte das Schächtelchen hervor und war im Begriff, es zu öffnen, um ſich das mikroſkopiſche Glas in die Pupille des rechten Auges zu ſetzen, und ſo Röschens Gedanken zu durchſchauen.

Er blickte auf, und das reine Himmelsazur der ſchönſten Augen leuchtete in ſeine Seele hinein. Röschen, ſeine innere Bewegung wohl bemerkend, ſah ihn ganz verwundert und beinahe beſorglich an.

Da war es ihm, als durchzucke ihn ein jäher Blitz, und das vernichtende Gefühl der Verderbtheit ſeines Sinnes zermalmte ſein ganzes Weſen.

Wie? ſprach er zu ſich ſelbſt, in das himmelreine Heiligthum dieſes Engels willſt du eindringen, in ſündhaftem Frevel? Gedanken willſt du erſpähen, die nichts gemein haben können mit dem verworfenen Treiben gemeiner im Irdiſchen befangener Seelen? Verhöhnen willſt du den Geiſt der Liebe ſelbſt, ihn mit den verruchten Künſten bedrohlicher unheimlicher Mächte verſuchend?

Er hatte mit Haſt das Schächtelchen in ſeine Taſche verborgen, es war ihm, als habe er eine Sünde begangen, die er nie, nie werde abbüßen können.

Ganz aufgelöſt in Wehmuth und Schmerz, ſtürzte er dem erſchrockenen Röschen zu Füßen, rief: er ſey ein Frevler, ein ſündiger Menſch, der der Liebe eines engelreinen Weſens, wie Röschen, nicht werth ſey, badete ſich in Thränen.

Röschen, die nicht begreifen konnte, welcher finſtere Geiſt über Peregrinus gekommen, ſank zu ihm nieder, umfaßte ihn, indem ſie weinend lispelte: „Um Gott, mein geliebter Peregrinus, was iſt dir? was iſt dir geſchehen? welcher ſchlimme Feind ſtellt ſich zwiſchen uns? o komm, o komm, ſetze dich ruhig zu mir nieder!“

Peregrinus ließ ſich ſchweigend, keiner willkürlichen Bewegung fähig, von Röschen ſanft in die Höhe ziehen.

Es war gut, daß das alte etwas zerbrechliche Kanapee wie gewöhnlich, mit brochirten Büchern, fertigen Einbänden und einem nicht geringen Vorrath von allerlei Buchbinderutenſilien bepackt war; ſo daß Röschen manches wegräumen mußte, um Platz für ſich und den zerknirſchten Herrn Peregrinus Tyß zu gewinnen. Er bekam dadurch Zeit, ſich zu erholen und ſein großer Schmerz, ſeine herzzerreißende Wehmuth löſte ſich auf in das mildere Gefühl verübter, jedoch wohl zu ſühnender Unbill.

War er zuvor, was ſeine Geſichtszüge betrifft, dem troſtloſen Sünder zu vergleichen, über den das Verdammungsurtheil unwiderruflich ausgeſprochen, ſo ſah er jetzt nur noch ein wenig einfältig aus. Solches Ausſehen iſt aber bei derlei Umſtänden jedesmal ein gutes Prognoſtikon.

Als nun beide, Röschen und Herr Peregrinus Tyß, zuſammen auf beſagtem gebrechlichem Kanapee des ehrſamen Buchbindermeiſters Lämmerhirt ſaßen, begann Röschen mit niedergeſchlagenen Augen und halb verſchämtem Lächeln: ich mag wohl errathen, mein Geliebter, was dein Gemüth ſo plötzlich beſtürmt. Geſtehen will ich es dir, man hat mir allerlei Wunderliches von den ſeltſamen Bewohnern deines Hauſes erzählt. Die Nachbarinnen, — nun du weißt, wie Nachbarinnen ſind, die ſchwatzen und ſchwatzen gar gern, und wiſſen oft ſelbſt nicht einmal was; — ja dieſe böſen Nachbarinnen haben mir erzählt, in deinem Hauſe ſey ein gar wunderbares Frauenzimmer, die manche gar für eine Prinzeſſin hielten, und die du ſelbſt, in der Chriſtnacht, in dein Haus getragen. Der alte Herr Swammer habe ſie freilich als ſeine entflohene Nichte bei ſich aufgenommen, aber die

Perſon ſtelle dir nach mit ſeltſamen Verlockungen. Doch das iſt beileibe noch nicht das Schlimmſte, denke dir, mein geliebter Peregrinus, die alte Muhme gerade über, — du kennſt ſie wohl, die alte Frau mit der ſpitzen Naſe, die ſo freundlich herüber grüßt, wenn ſie dich ſieht, und von der du einmal ſagteſt, als du ſie Sonntags in ihrem bunten ſtoffenen Ehrenkleide nach der Kirche ziehen ſahſt, — ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, — es wolle dich gemahnen, als wandle ein Feuerlilien-Strauch über die Straße, dieſe mißtrauiſche Muhme hat mir allerlei Böſes in den Kopf ſetzen wollen.

So freundlich ſie dich auch grüßt, ſo hat ſie mich doch ſtets vor dir gewarnt und nichts Geringeres behauptet, als daß in deinem Hauſe Satanskünſte getrieben würden, und daß die kleine Dörtje gar nichts anders ſey, als ein kleines verkapptes Teufelchen, welches, um dich zu verlocken, in Menſchengeſtalt umherwandle, und zwar in gar anmuthiger und verführeriſcher.

Peregrinus! mein holder, geliebter Peregrinus, ſieh mir in's Auge, du wirſt keine Spur des leiſeſten Argwohns finden, ich habe dein reines Gemüth erkannt, niemals hat dein Wort, dein Blick, nur einen verfinſternden Hauch auf den hellen klaren Spiegel meiner Seele geworfen.

Ich vertraue dir, ich vertraue dem Gedanken der Seligkeit, die über uns kommen wird, wann ein feſtes Band uns verknüpft, und die mir ſüße Träume voll Liebe und Sehnſucht verkündet! Peregrinus! mögen auch finſtre Geiſter über dich beſchloſſen haben, was ſie wollen, ihre Macht ſcheitert gebrochen an deinem frommen Weſen, das feſt und ſtark iſt in Liebe und unwandelbarer Treue.

Was ſoll, was kann eine Liebe verſtören wie die unſrige; verbanne jeden Zweifel, unſre Liebe iſt der Talisman, vor dem die nächtigen Geſtalten fliehen. —

Dem Peregrinus kam Röschen in dieſem Augenblick vor, wie ein höheres Weſen, jedes ihrer Worte wie Troſt des Himmels. Ein unbeſchreibliches Gefühl der reinſten Wonne durchſtrömte ſein Innres, wie milder ſüßer Frühlingshauch. Er war nicht mehr der Sünder, der vermeſſene Frevler, für den er ſich gehalten, er glaubte mit Entzücken zu erkennen, daß er werth ſey der Liebe der holdeſten, engelreinſten Jungfrau.

Der Buchbindermeiſter Lämmerhirt kehrte mit ſeiner Familie von einem Spaziergange zurück.

Dem Peregrinus, ſo wie dem ſüßen Röschen, ſtrömte das Herz über, und Herr Peregrinus verließ beim Einbruch der Nacht die enge Wohnung des himmelhoch erfreuten Buchbinders und ſeiner guten Alten, die vor lauter Wonne und Freude ein wenig mehr ſchluchzten als gerade nöthig, als glücklicher, ſeliger Bräutigam.

Alle glaubwürdige und ſehr authentiſche Notizen, aus denen dieſe wunderſame Geſchichte entnommen, ſtimmen darin überein, und der hundertjährige Kalender beſtätigt es, daß gerade in der Nacht, da Herr Peregrinus Tyß als glücklicher Bräutigam nach Hauſe kam, der Vollmond ſehr hell und freundlich ſchien, ſo daß der ganze Roßmarkt ſich in ſeinem Silberglanz gar anmuthig geputzt hatte. Natürlich ſcheint es, daß Herr Peregrinus Tyß, ſtatt die Ruhe zu ſuchen, ſich in's offene Fenſter legte, um, wie es Liebenden ziemlich iſt und wohl anſteht, in den Mond guckend, noch ein wenig den Gedanken an ſeine holde Geliebte nachzuhängen.

Mag es nun aber auch bei dem geneigten Leſer, vorzüglich aber bei den geneigten Leſerinnen, dem Herrn Peregrinus Tyß zum offenbaren Nachtheil gereichen, der Wahrheit muß ihr Recht geſchehen, und es darf nicht verſchwiegen bleiben, daß Herr Peregrinus, trotz ſeiner Seligkeit, zweimal ſo übermäßig und ſo laut gähnte, daß ein etwas angetrunkener Markthelfer, der gerade über die Straße taumelte, ihm laut zurief: „Na! er da oben mit der weißen Nachtmütze, freß' er „mich nur nicht auf!“ Dieß war nun die genügende Urſache, warum Herr Peregrinus Tyß ganz unwillig das Fenſter zuwarf, ſo daß die Scheiben klirrten. Man will ſogar behaupten, daß er während dieſes Acts laut genug gerufen: Grober Schlingel!! Doch kann dieß durchaus nicht verbürgt werden; da ſolches mit ſeiner ſanften Gemüthsart und Seelenſtimmung ganz unverträglich ſcheint. Genug! Herr Peregrinus Tyß warf das Fenſter zu und begab ſich zur Ruhe. Das Bedürfniß des Schlafes ſchien indeſſen durch jenes unmäßige Gähnen beſeitigt zu ſeyn. Gedanken und Gedanken durchkreuzten ſein Gehirn und vorzüglich lebhaft trat ihm die überſtandene Gefahr vor Augen, da eine finſtere Macht ihn zu einem verruchten Gebrauch des mikroſkopiſchen Glaſes verlocken wollen, doch nun erſt ging es ihm auch deutlich auf, daß Meiſter Floh's verhängnißvolles Geſchenk, habe er es ſelbſt auch gut damit gemeint, doch in jedem Betracht ein Geſchenk ſey, das der Hölle angehöre.

Wie? ſprach er zu ſich ſelbſt, ein Menſch, der die geheimſten Gedanken ſeiner Brüder erforſcht, bringt über den dieſe verhängnißvolle Gabe nicht jenes entſetzliche Verhängniß, welches den ewigen Juden traf, der durch das bunteſte Gewühl der Welt ohne Freude, ohne Hoffnung, ohne Schmerz, in dumpfer Gleichgültigkeit, die das Caput mortuum der Verzweiflung iſt, wie durch eine unwirthbare troſtloſe Einöde wandelte?

Immer auf's Neue hoffend, immer auf's Neue vertrauend und immer wieder bitter getäuſcht, wie kann es anders möglich ſeyn, als daß Mißtrauen, böſer Argwohn, Haß, Rachſucht in der Seele ſich feſt niſten und jede Spur des wahrhaft menſchlichen Prinzips, das ſich ausſpricht in mildem Vertrauen, in frommer Gutmüthigkeit, wegzehren muß? Nein! dein freundliches Geſicht, deine glatten Worte ſollen mich nicht täuſchen, du, in deſſen tiefem Innern vielleicht unverdienter Haß gegen mich verborgen; ich will dich für meinen Freund halten, ich will dir Gutes erzeigen, wie ich nur kann, ich will dir meine Seele erſchließen, weil es mir wohl thut, und das bittre Gefühl des Augenblicks, wenn du mich enttäuſcheſt, iſt gering zu achten gegen die Freuden eines ſchönen vergangenen Traumes. Und ſelbſt die wahrhaften Freunde, die es wirklich gut meinen — wie wandelbar iſt des Menſchen Gemüth! — Kann nicht ſelbſt ein böſes Zuſammentreffen widerwärtiger Umſtände, eine Mißſtimmung von der Unbill des launiſchen Zufalls erzeugt, in der Seele dieſer Freunde einen vorübergehenden feindſeligen Gedanken hervorbringen?

Und dieſen Gedanken — erfaßt das unglückliche Glas, finſteres Mißtrauen erfüllt das Gemüth, und im ungerechteſten Zorn, in wahnſinniger Bethörtheit, ſtoß' ich auch den wahren Freund von der Bruſt und immer tiefer und tiefer bis in die Wurzel des Lebens frißt das tödtende Gift des böſen Grolls, der mich mit allem Seyn hienieden entzweit, mich mir ſelbſt entfremdet.

Nein! Frevel, ruchloſer Frevel iſt es, ſich wie jener gefallene Engel des Lichts, der die Sünde über die Welt brachte, gleich ſtellen zu wollen der ewigen Macht, die das Innere des Menſchen durchſchaut, weil ſie es beherrſcht.

Fort, fort, mit der unſeligen Gabe!

Herr Peregrinus Tyß hatte das kleine Schächtelchen, worin das mikroſkopiſche Glas befindlich, ergriffen, und war im Begriff, es mit aller Gewalt gegen die Stubendecke zu ſchleudern.

Plötzlich ſaß Meiſter Floh in ſeiner mikroſkopiſchen Geſtalt, gar hübſch und anmuthig anzuſchauen, mit gleißendem Schuppenpanzer und den ſchönſten polirten goldenen Stiefeln, dicht vor dem Herrn Peregrinus Tyß auf der Bettdecke. Halt! rief er, halt, Verehrteſter! beginnt kein unnützes Zeug! Eher würdet Ihr ein Sonnenſtäubchen vernichten, als dieſes kleine unvertilgbare Glas auch nur einen Fuß breit fortſchaffen, ſo lange ich in der Nähe bin. Uebrigens hatte ich mich, ohne daß Ihr es merktet, ſchon beim ehrlichen Buchbindermeiſter Lämmerhirt, wie gewöhnlich, in die Falte eurer Halsbinde verſteckt, und war daher Zeuge alles deſſen, was ſich begeben. Eben ſo habe ich euer jetziges erbauliches Selbſtgeſpräch mit angehört und manche Lehre daraus gezogen.

Zuvörderſt habt Ihr jetzt erſt euer, von der wahrhaften Liebe rein beſeeltes Gemüth in der glänzendſten Glorie, wie einen mächtigen Strahl aus euerm Innern hervorblitzen laſſen, ſo daß, wie ich glaube, der höchſte entſcheidende Moment ſich naht.

Dann habe ich auch eingeſehen, daß, in Rückſicht des mikroſkopiſchen Glaſes, ich in großem Irrthum befangen war. Glaubt es mir, verehrteſter, geprüfteſter Freund, ohnerachtet ich nicht das Vergnügen habe, ein Menſch zu ſeyn wie Ihr, ſondern nur ein Floh, wiewohl kein ſimpler, ſondern ein graduirter, meiner glorreichen Meiſterſchaft halber, ſo verſtehe ich mich dennoch ſehr gut auf das menſchliche Gemüth und auf das Thun und Treiben der Menſchen, unter denen ich ja beſtändig hauſire. Manchesmal kommt mir dieß Treiben ſehr poſſierlich, beinahe albern vor; nehmt das nicht übel, Verehrteſter, ich ſage das nur als Meiſter Floh. Ihr habt Recht, mein Freund, es wäre ein garſtiges Ding, und könnte unmöglich zu Gutem führen, wenn ein Menſch dem andern ſo mir nichts dir nichts durch das Gehirn ſchaute; dem unbefangenen heitern Floh iſt indeſſen dieſe Gabe des mikroſkopiſchen Glaſes durchaus nicht im mindeſten bedrohlich.

Ihr wißt es, verehrteſter und bald — will es das Geſchick — glückſeligſter Herr Peregrinus, meine Nation iſt leichten, ja leichtfertigen, muthigen Sinnes und man könnte ſagen, ſie beſtehe aus lauter jugendlich kecken Springinsfelden. Dabei kann ich meines Theils mich aber einer gar beſondern Lebensklugheit berühmen, die Euch weiſen Menſchenkindern gemeinhin abzugehen pflegt. Das heißt, ich habe nie etwas gethan im unſchicklichen Moment. Stechen iſt nun einmal das Hauptbedingniß meines Seyns; aber ſtets habe ich zu rechter Zeit und an rechter Stelle geſtochen. Laßt Euch das zu Herzen gehen, ehrlicher treuer Freund!

Ich empfange nun das Euch zugedachte Geſchenk, welches weder das Präparat von Menſchen, Swammerdamm genannt, noch der ſich ſelbſt in kleinlicher Mißgunſt verzehrende Leuwenhöck, beſitzen konnte, aus Euren Händen zurück, und werde es getreu bewahren. Jetzt, mein verehrteſter Herr Tyß, überlaßt Euch dem Schlummer. Bald werdet Ihr in ein träumeriſches Delirium verfallen, in welchem der große Moment ſich kund thut. Zu rechter Zeit bin ich wieder bei Euch.

Meiſter Floh verſchwand, und der Glanz den er verbreitet, verlöſchte in der tiefen finſtren Nacht des Zimmers, deſſen Vorhänge feſt zugezogen.

Es geſchah, wie Meiſter Floh geſagt hatte.

Herr Peregrinus Tyß wähnte bald, er liege an dem Ufer eines rauſchenden Waldbachs und vernehme das Säuſeln des Windes, das Flüſtern der Gebüſche, das Sumſen von tauſend Inſecten, die ihn umſchwirrten. Dann war es, als würden ſeltſame Stimmen vernehmbar, und deutlicher und immer deutlicher, ſo daß Peregrinus zuletzt Worte zu verſtehen glaubte.

Doch nur ein verwirrtes ſinnebethörendes Geſchwätz drang in ſein Ohr.

Endlich begann eine dumpfe feierliche Stimme, die jedoch immer heller und heller erklang, folgende Worte:

„Unglücklicher König Sekakis, der du das Verſtändniß der Natur verſchmähteſt, der du, verblendet von dem böſen Zauber des argliſtigen Dämons, den falſchen Teraphim erſchauteſt, ſtatt des wahrhaften Geiſtes.

An jenem verhängnißvollen Orte, auf Famaguſta, in tiefem Schacht der Erde verborgen, lag der Talisman, doch da du dich ſelbſt vernichtet, gab es kein Prinzip, ſeine erſtarrte Kraft zu entzünden. Vergebens opferteſt du deine Tochter, die ſchöne Gamaheh, vergebens war die Liebesverzweiflung der Diſtel Zeherit; doch auch ohnmächtig und wirkungslos blieb der Blutdurſt des Egelprinzen. Gezwungen wurde ſelbſt der tölpiſche Genius Thetel, die ſüße Beute fahren zu loſſen, denn ſo mächtig war noch, o König Sekakis, dein halberloſchener Gedanke, daß du die Verlorne wiedergeben konnteſt dem Urelement, dem ſie entſproſſen.

Wahnſinnige Detailhändler der Natur, daß euch die Arme in die Hände fallen mußte, da ihr ſie, in dem Blumenſtaub jener verhängnißvollen Harlemer Tulpe entdecktet! Daß ihr ſie quälen mußtet mit euren abſcheulichen Verſuchen, in kindiſchem Uebermuth wähnend, ihr vermöchtet durch eure ſchnöden Künſte das zu bewirken, was nur durch die Kraft jenes ſchlummernden Talismans geſchehen kann!

Und auch dir, Meiſter Floh, mocht' es nicht vergönnt ſeyn, das Geheimniß zu durchſchauen, da deinem klaren Blick doch nicht die Kraft inne wohnte, einzudringen in die Tiefe der Erde und den erſtarrten Karfunkel zu erſpähen.

Die Geſtirne zogen daher, durchkreuzten ſich auf ihrer Bahn in wunderbaren Schwingungen und furchtbare Conſtellationen erzeugten das Staunenswerthe, das dem blöden Auge des Menſchen Unerforſchliche. Doch kein ſideriſcher Conflikt weckte den Karfunkel; denn nicht geboren wurde das menſchliche Gemüth, das den Karfunkel hegen und pflegen müßte damit er in der Erkenntniß des Höchſten in der menſchlichen Natur erwache zu freudigem Leben — doch endlich! —

Das Wunder iſt erfüllt, der Augenblick iſt gekommen." —

Ein heller flackernder Schein fuhr bei Peregrinus Augen vorüber. Er erwachte halb aus der Betäubung und — gewahrte zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen den Meiſter Floh, der in ſeiner mikroſkopiſchen Geſtalt, jedoch in den ſchönſten faltenreichen Talar gehüllt, eine hochauflodernde Fackel in den Vorderpfötchen haltend, emſig und geſchäftig in dem Zimmer auf und niederhüpfte und dabei ſeine gellende Töne ausſtieß.

Herr Peregrinus wollte ſich ganz aus dem Schlafe ermuntern, doch plötzlich zuckten tauſend feurige Blitze durch das Gemach, das bald von einem einzigen glühenden Feuerballe erfüllt ſchien.

Da durchzog aber ein milder aromatiſcher Duft das wilde Feuer, das bald wegloderte und zum ſanften Mondesſchimmer wurde.

Peregrinus fand ſich wieder auf einem prächtigen Throne ſtehend, in den reichen Gewändern eines indiſchen Königs, das funkelnde Diadem auf dem Haupte, die bedeutungsvolle Lotosblume ſtatt des Scepters in der Hand. Der Thron ſtand in einem unabſehbaren Saal errichtet, deſſen tauſend Säulen ſchlanke, himmelhohe Cedern waren.

Dazwiſchen erhoben aus dunklem Geſträuch die ſchönſten Roſen, ſo wie wundervolle ſüßduftende Blumen jeder Art, ihre Häupter empor, wie in dürſtender Sehnſucht nach dem reinen Azur, das durch die verſchlungenen Zweige der Cedern glänzend, wie mit liebenden Augen hinabblickte.

Peregrinus erkannte ſich ſelbſt, er fühlte, daß der zum Leben entzündete Karfunkel glühe in ſeiner eigenen Bruſt.

Im fernſten Hintergrunde bemühete ſich der Genius Thetel in die Lüfte zu ſteigen, doch erreichte er nicht die halbe Höhe der Cedernſtämme, ſondern plumpte ſchmachvoll zur Erde nieder.

Hier kroch aber der garſtige Egelprinz in widerwärtigen Krümmungen hin und her, und ſuchte ſich auf ekelhafte Weiſe bald dick aufzublaſen, bald ſich lang zu ziehen, und dabei ſtöhnte er: Gamaheh — doch mein!

In der Mitte des Saals ſaßen auf coloſſalen Mikroſkopen Leuwenhöck und Swammerdamm und ſchnitten gar klägliche, jämmerliche Geſichter, indem ſie ſich vorwurfsvoll wechſelsweiſe zuriefen: Seht Ihr, das war der Punkt im Horoſkop, deſſen Bedeutung Ihr nicht herausbringen konntet. Auf ewig iſt uns der Talisman verloren!

Dicht an den Stufen des Thrones ſchienen aber Dörtje Elverdink und George Pepuſch nicht ſowohl zu ſchlummern, als in tiefe Ohnmacht verſunken.

Peregrinus oder — wir können ihn jetzt allenfalls ſo nennen — König Sekakis, ſchlug den Königsmantel, deſſen Falten ſeine Bruſt bedeckten, zurück, und aus ſeinem Innern ſchoß der Karfunkel, wie Himmelsfeuer, blendende Strahlen durch den weiten Saal.

Mit einem dumpfen Geächze zerſtäubte der Genius Thetel, indem er ſich eben auf's Neue in die Höhe ſchwingen wollte, in unzählige farbloſe Flocken, die, wie vom Sturme gejagt, ſich im Gebüſche verloren.

Mit dem entſetzlichen Tone herzzerſchneidendſten Jammers krümmte ſich der Egelprinz zuſammen, verſchwand in der Erde und man vernahm ein unwilliges Brauſen, als nehme ſie den häßlichen unwillkommenen Flüchtling nur ungern auf in ihren Schooß. Leuwenhöck und Swammerdamm waren von den Mikroſkopen herab in ſich ſelbſt zuſammen geſunken und man vernahm aus ihrem angſtvollen Stöhnen und Aechzen, aus ihren bangen Todesſeufzern, daß eine harte Qual ſie erfaßt.

Aber Dörtje Elverdink und George Pepuſch, oder wie ſie hier beſſer zu benennen, die Prinzeſſin Gamaheh und die Diſtel Zeherit, waren aus ihrer Ohnmacht erwacht und hingekniet vor dem Könige, zu dem ſie in ſehnſüchtigen Seufzern zu flehen ſchienen. Doch ſenkten ſie den Blick zur Erde, als vermöchten ſie nicht den Glanz des ſtrahlenden Karfunkels zu ertragen.

Sehr feierlich ſprach nun Peregrinus:

Aus ſchnödem Thon und den Federflocken, die ein einfältiger, ſchwerfälliger Strauß verloren, hatte dich der böſe Dämon zuſammengeknetet, dich, der du die Menſchen täuſchen ſollteſt als Genius Thetel, deshalb vernichtete dich der Strahl der Liebe, dich leeres, wirres Phantom, und du mußteſt zerſtäuben in das gehaltloſe Nichts.

Und auch du, blutdürſtiges Ungethüm der Nacht, verhaßter Egelprinz, mußteſt vor dem Strahl des glühenden Karfunkels entfliehen in den Schooß der Erde.

Aber ihr arme Bethörte, unglücklicher Swammerdamm, beklagenswerther Leuwenhöck, Euer ganzes Leben war ein unaufhörlicher ununterbrochener Irrthum. Ihr trachtetet die Natur zu erforſchen, ohne die Bedeutung ihres innerſten Weſens zu ahnen.

Ihr wagtet es, einzudringen in ihre Werkſtatt und ihre geheimnißvolle Arbeit belauſchen zu wollen, wähnend, daß es euch gelingen werde, ungeſtraft die furchtbaren Geheimniſſe jener Untiefen, die dem menſchlichen Auge unerforſchlich, zu erſchauen. Euer Herz blieb todt und ſtarr, niemals hat die wahrhafte Liebe euer Weſen entzündet, niemals haben die Blumen, die bunten leichtgeflügelten Inſekten zu Euch geſprochen mit ſüßen Worten. Ihr glaubtet die hohen heiligen Wunder der Natur in frommer Bewunderung und Andacht anzuſchauen, aber indem ihr in freveligem Beginnen die Bedingniſſe jener Wunder bis in den innerſten Keim zu erforſchen euch abmühtet, vernichtetet ihr ſelbſt jene Andacht, und die Erkenntniß, nach der ihr ſtrebtet, war nur ein Phantom, von dem ihr getäuſcht wurdet, wie neugierige, vorwitzige Kinder.

Thoren! euch gibt der Strahl des Karfunkels keinen Troſt, keine Hoffnung mehr.

„Ha, ha! noch iſt wohl Troſt, noch iſt wohl Hoffnung, die Alte begibt ſich zu den Alten, das iſt 'ne Liebe, das iſt 'ne Treue, das iſt 'ne Zärtlichkeit. Und die Alte iſt nun wirklich eine Königin und führt ihr Swammerdämmchen, ihr Leuwenhöckchen in ihr Reich und da ſind ſie ſchöne Prinzen und zupfen Silberfäden und Goldfäden und Seidenflöckchen aus, und verrichten andere geſcheute und ſehr nützliche Dinge.“

So ſprach die alte Aline, die plötzlich in wunderlichen Kleidern angethan, welche beinahe dem Anzuge der Königin von Golkonda in der Oper glichen, zwiſchen beiden Mikroſkopiſten ſtand. Dieſe waren aber auf ſolche Weiſe zuſammengeſchrumpft, daß ſie kaum noch eine Spanne hoch zu ſeyn ſchienen. Die Königin von Golkonda nahm die Kleinen, welche merklich ächzten und ſtöhnten, an ihre Bruſt, und liebkoſte und hätſchelte ſie wie kleine Bübchen, indem ſie ihnen mit tändelnden Worten freundlich zuſprach. Darauf legte die Königin von Golkonda ihre niedlichen Püppchen in zwei kleine ſehr zierlich aus dem ſchönſten Elfenbein geſchnitzte Wiegen, und wiegte ſie, indem ſie dabei ſang:

Schlaf mein Kindchen ſchlaf,
Im Garten gehn zwei Schaaf,
Ein ſchwarzes und ein weißes u. ſ. w.

Während dieß geſchah, knieten die Prinzeſſin Gamaheh und die Diſtel Zeherit noch immer auf den Stufen des Throns.

Da ſprach Peregrinus: Nein! Verſtoben iſt der Irrthum, der dein Leben verſtörte, du geliebtes Paar. Kommt an meine Bruſt, Geliebte! „Der Strahl des Karfunkels wird euer Herz durchdringen, „und ihr werdet die Seligkeit des Himmels genießen.“ Mit einem Laut freudiger Hoffnung erhoben ſich Beide, die Prinzeſſin Gamaheh und die Diſtel Zeherit, und Peregrinus drückte ſie feſt an ſein flammendes Herz.

So wie er ſie ließ, fielen ſie ſich in hohem Entzücken in die Arme; — verſchwunden war die Leichenbläſſe von ihrem Antlitz und friſches jugendliches Leben blühte auf ihren Wangen, leuchtete aus ihren Augen.

Meiſter Floh, der ſo lange wie ein zierlicher Trabant an der Seite des Thrones geſtanden, nahm plötzlich ſeine natürliche Geſtalt an, und ſprang, indem er laut gellend rief: „Alte Liebe roſtet nicht!“ mit einem tüchtigen Satz hinein in Dörtjens Nacken.

Doch o Wunder, in demſelben Augenblick lag auch Röschen in hoher unbeſchreiblicher Anmuth holder Jungfräulichkeit prangend, überſtrahlt von dem Glanz der reinſten Liebe, wie ein Cherub des Himmels, an Peregrinus Buſen.

Da rauſchten die Zweige der Cedern, und höher und freudiger erhoben die Blumen ihre Häupter und gleißende Paradiesvögel ſchwangen ſich durch den Saal, und ſüße Melodien ſtrömten aus den dunklen Büſchen, und wie aus weiter Ferne hallte jauchzender Jubel, und ein tauſendſtimmiger Hymnus der überſchwenglichſten Luſt erfüllte die Lüfte, und in der heiligen Weihe der Liebe regten ſich die höchſten Wonnen des Lebens und ſprühten und loderten empor, reines Aetherfeuer des Himmels! —

Herr Peregrinus Tyß hatte in der Nähe der Stadt ein gar ſchönes Landhaus gekauft, und hier ſollte an Einem Tage ſeine, ſo wie die Hochzeit ſeines Freundes George Pepuſch mit der kleinen Dörtje Elverdink, gefeiert werden.

Der geneigte Leſer erläßt es mir wohl, den Hochzeitſchmaus zu beſchreiben, ſo wie genau zu ſagen, wie ſich übrigens alles an dem feſtlichen Tage begeben.

Gerne überlaſſe ich es auch den ſchönen Leſerinnen, den Anzug der beiden Bräute ſo zu ordnen, wie das Bild davon ihrer Phantaſie gerade vorſchwebt. Zu bemerken iſt nur, daß Peregrinus und ſein holdes Röschen die heitre kindliche Unbefangenheit ſelbſt, George und Dörtje dagegen tief in ſich gekehrt waren und Blick in Blick geſenkt, nur ſich zu ſchauen, zu fühlen, zu denken ſchienen.

Es war Mitternacht, als plötzlich der balſamiſche Geruch der großblumigen Fackel-Diſtel den ganzen weiten Garten, das ganze Landhaus durchdrang.

Peregrinus erwachte aus dem Schlaf, er glaubte tief klagende Melodien einer hoffnungsloſen Sehnſucht zu vernehmen und ein ſeltſames ahnendes Gefühl bemeiſterte ſich ſeiner.

Es war ihm, als reiße ſich ein Freund gewaltſam von ſeinem Buſen.

Am andern Morgen wurde das zweite Brautpaar, nämlich George Pepuſch und Dörtje Elverdink vermißt, und man erſtaunte nicht wenig, als man wahrnahm, daß ſie das Brautgemach gar nicht betreten.

Der Gärtner kam in dieſem Augenblick ganz außer ſich herbei und rief: er wiſſe gar nicht, was er davon denken ſolle, aber ein ſeltſames Wunder ſey im Garten aufgegangen.

Die ganze Nacht habe er vom blühenden Cactus grandiflorus geträumt und nun erſt die Urſache davon erfahren. Man ſolle nur kommen und ſchauen.

Peregrinus und Röschen gingen herab in den Garten. In der Mitte eines ſchönen Boskets war eine hohe Fackeldiſtel emporgeſchoſſen, die ihre, im Morgenſtrahl verwelkte Blüthe hinabſenkte, und um dieſe Blüthe ſchlang ſich liebend eine lila- und gelbgeſtreifte Tulpe, die auch den Pflanzentod geſtorben. —

O meine Ahnung, rief Peregrinus, indem ihm die Stimme vor tiefer Wehmuth bebte, o meine Ahnung, ſie hat mich nicht getäuſcht! Der Strahl des Karfunkels, der mich zum höchſten Leben entzündete, gab dir den Tod, du durch ſeltſame Verſchlingungen eines geheimnißvollen Zwieſpalts dunkler Mächte verbundenes Paar.

Das Myſterium iſt erſchloſſen, der höchſte Augenblick alles erfüllten Sehnens war auch der Augenblick deines Todes.

Auch Röschen ſchien die Bedeutung des Wunders zu ahnen, ſie bückte ſich zu der armen geſtorbenen Tulpe herab, und vergoß häufige Thränen

„Ihr habt ganz recht," ſprach Meiſter Floh, (der plötzlich in ſeiner anmuthigen mikroſkopiſchen Geſtalt auf der Fackel-Diſtel ſaß) „ja, Ihr habt ganz recht, werthbeſter Herr Peregrinus; es verhält ſich „alles ſo, wie Ihr da eben geſprochen habt, und ich verlor nun meine „Geliebte auf immer."

Röschen hatte ſich beinahe über das kleine Ungethüm entſetzt, da Meiſter Floh ſie aber mit ſolchen klugen freundlichen Augen anblickte, und Herr Peregrinus ſo vertraulich mit ihm that, ſo faßte ſie ein Herz, ſchaute ihm dreiſt in's kleine niedliche Antlitz, und gewann um ſo mehr Zutrauen zu der kleinen ſonderbaren Creatur, als Peregrinus ihr zuflüſterte: das iſt mein guter lieber Meiſter Floh.

„Mein beſter Peregrinus," ſprach nun Meiſter Floh ſehr zärtlich, „meine holde liebe Frau, ich muß euch jetzt verlaſſen und zurückkehren zu meinem Volk, doch werde ich euch treu und freundlich gewogen bleiben immerdar und ihr ſollt meine Gegenwart auf euch ergötzliche Weiſe verſpüren. Lebt wohl, lebt beide herzlich wohl! Alles Glück mit euch!"

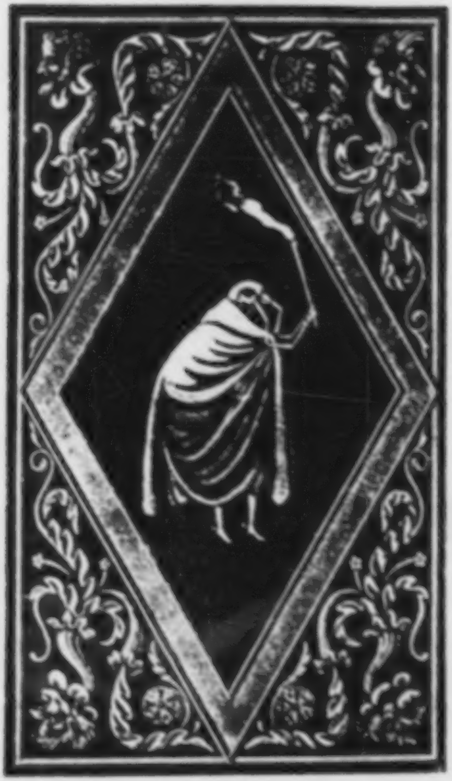
Meiſter Floh hatte während dieſer Zeit ſeine natürliche Geſtalt angenommen und war ſpurlos verſchwunden. —

Wirklich ſoll ſich auch Meiſter Floh in der Familie des Herrn Peregrinus Tyß ſtets als ein guter Hausgeiſt bewieſen haben, und vorzüglich thätig geweſen ſeyn, als nach Jahresfriſt ein kleiner Peregrinus das holde Paar erfreute. Da hat Meiſter Floh am Bette der holden Frau geſeſſen und der Wärterin in die Naſe geſtochen, wenn ſie eingeſchlafen, iſt in die mißrathene Krankenſuppe hinein und wieder herausgeſprungen u. ſ. w.

Gar hübſch war es aber von dem Meiſter Floh, daß er der Tyßiſchen Nachkommenſchaft am Chriſttage es nie an den zierlichſten, von den geſchickteſten Künſtlern ſeines Volks ausgearbeiteten Spielſächelchen fehlen ließ, ſo aber den Herrn Peregrinus Tyß auf gar angenehme Weiſe an jene verhängnißvolle Weihnachtsbeſcheerung erinnerte, die gleichſam das Neſt der wunderbarſten, tollſten Ereigniſſe zu nennen.

Hier brachen plötzlich alle weitere Notizen ab, und die wunderſame Geſchichte von dem Meiſter Floh nimmt ein fröhliches und erwünſchtes

Ende.



Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Mit 75 Bild- und Muſikbeigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmanns ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Elfter Band. Mit 6 Beigaben

Berlin und Leipzig

**Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.**

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

6805677*3

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt des elften Bandes.

Erzählungen aus Hoffmann's letzten Lebensjahren.

Zwei Theile.

Erſter Theil.

Die Doppeltgänger. Eine Erzählung 3
Die Räuber. Abentheuer zweier Freunde auf einem Schloſſe in Böhmen 54
Die Irrungen. Fragment aus dem Leben eines Phantaſten.
  Verloren und Gefunden 94
  Das Blättlein aus der Brieftaſche 98
  Die Reiſe nach Griechenland 104
  Traum und Wahrheit 116
  Der Zauber der Muſik 122
  Der griechiſche Heerführer. Das Räthſel 125
Die Geheimniſſe. Fortſetzung der vorhergehenden Erzählung 135
Der Elementargeiſt. Eine Erzählung 187

E. T. A. Hoffmann's

Erzählungen

aus

ſeinen letzten Lebensjahren.

Erſter Theil.

Erklärung. Die in den beiden folgenden Bänden enthaltenen Erzählungen erſchienen zuerſt einzeln in Taſchenbüchern, Taſchenkalendern ꝛc., dann zuſammen unter dem Titel: „Die letzten Erzählungen von E. T. A. Hoffmann. Vollſtändig geſammelt und mit Nachträgen zu dem Werke: „Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß" herausg. von deſſen Verfaſſer [J. E. Hitzig]. Berlin, 1825 (F. Dümmler)." Davon eine neue Ausgabe u. d. T. „E. T. A. Hoffmann's Erzählungen aus ſeinen letzten Lebensjahren, ſein Leben und Nachlaß. Herausg. von Micheline Hoffmann, geb. Rorer. Stuttgart, 1839 (Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung)."

Die Doppeltgänger.

Eine Erzählung*).

Erſtes Kapitel.

Der Wirth zum ſilbernen Lamm riß ſeine Mütze vom Kopf, warf ſie auf die Erde und rief, mit beiden Füßen darauf herumſtampfend: „So — ſo — trittſt du alle Rechtſchaffenheit, alle Tugend, alle Nächſtenliebe mit Füßen, du ehrvergeſſener Gevatter, du gottloſer Wirth zum goldnen Bock! — Hat der Kerl nicht lediglich mir zum Tort ſeinen verwünſchten Bock über dem Thor mit ſchweren Koſten ſo gleißend neu vergülden laſſen, daß mein niedliches ſilbernes Lämmlein nun ganz ärmlich und bleich dagegen abſticht, und alle Gäſte mir vorbei nach dem funkelnden Thier ziehen? — Alles mögliche Geſindel von Seiltänzern, Komödianten und Taſchenſpielern reißt der Spitzbube an ſich, damit ſein Haus nur immer von Menſchen wimmle, die ſich erluſtiren und ſeinen eſſigſauren doppelt geſchwefelten Wein ſaufen, ſtatt daß ich meinen vortrefflichen Hochheimer und Nierſteiner ſelbſt ausſaufen muß, um ihn nur los zu werden an einen Mann, der ächten Wein zu ſchätzen weiß. Kaum verläßt die Komödiantenbande den vertrakten Bock, als die kluge Frau einkehrt mit dem Raben, und Alles ſtrömt wieder hin und läßt ſich wahrſagen und ruinirt ſich mit Eſſen und Trinken. Und wie der heilloſe Nachbar oft ſeine Leute, die bei ihm einkehren, behandeln mag, kann ich mir wohl denken, denn der junge hübſche Herr, der erſt vor wenigen Tagen dort war und heute zurückkam, iſt doch richtig nicht bei ihm ſondern bei mir eingekehrt. — Aber er ſoll auch bedient werden fürſtlich. — Ach! — Ach! — Teufel! — Da geht er ja hin, der junge Herr, nach dem goldenen Bock — die verfluchte weiſe Frau, die wird er ſehen wollen. Es iſt Mittagszeit — der Hochwohlgeborne ſtrebt nach dem goldnen Bock — verſchmäht alle Speiſung des ſilbernen Lämmleins! — Gnädiger Herr! — Ihr Gnaden!“ —

---

*) Sie ſteht in den „Feierſtunden ꝛc. herausg. von F. v. Biedenfeld und Chr. Kuffner. Brünn, 1822." Bd. II. S. 215–328.

So ſchrie der Wirth zum offnen Fenſter hinaus, aber Deodatus Schwendy (das war der junge Mann) überließ ſich dem Strom der Menſchenmenge, der ihn unaufhaltſam fortriß in das unfern gelegene Wirthshaus.

Dicht gedrängt ſtand Alles in Flur und Hofraum, ein leiſes erwartungsvolles Geflüſter lief hin und wieder. Einzelne wurden in den Saal gelaſſen, andere traten heraus, bald mit verſtörten, bald mit nachdenklichen, bald mit frohen Geſichtern.

„Ich weiß nicht,“ ſprach ein alter ernſter Mann, der ſich mit Deodatus zugleich in eine Ecke geflüchtet hatte, „ich weiß nicht, weshalb dieſem Unfug nicht von Obrigkeitswegen geſteuert wird.“ „Warum?“ fragte Deodatus. „Ach,“ fuhr der Mann fort, „ach! Sie ſind fremd, Ihnen iſt daher unbekannt, daß von Zeit zu Zeit ein altes Weib herkommt, die das Publikum äfft mit wunderbaren Prophezeihungen und Orakelſprüchen. Sie hat einen großen Raben bei ſich, der den Leuten über Alles, was ſie wiſſen wollen, wahr- oder vielmehr falſchſagt. Denn iſt es auch richtig, daß mancher Ausſpruch des klugen Raben eintrifft auf ſonderbare Weiſe, ſo bin ich doch überzeugt, daß er dagegen hundertmal in's Gelag hineinlügt. Sehn Sie nur die Leute an, wenn ſie herauskommen und Sie werden leicht merken, daß das Weib mit dem Raben ſie ganz und gar berückt. — Muß denn in unſerm, dem Himmel ſey Dank! — aufgeklärten Zeitalter ſolch ein verderblicher Aberglaube“ —

Weiter hörte Deodatus nichts von dem, was der in vollen Eifer gerathene Mann ſchwatzte, denn eben trat der bildſchöne Jüngling, todtenbleich, helle Thränen in den Augen aus dem Saal heraus, in den er vor wenigen Minuten heiter, frohlächelnd hineingegangen.

Da war es dem Deodatus, als ſey hinter jenen Vorhängen, durch die die Menſchen hineinſchlüpften, wirklich eine dunkle, unheimliche Macht verborgen, die dem Fröhlichen die unheilbringende Zukunft enthülle und ſo ſchadenfroh jeden Genuß des Augenblicks tödte. —

Und doch ſtieg in ihm der Gedanke auf, ſelbſt hinzugehen und den Raben darum zu befragen, was ihm die nächſten Tage, ja die nächſten Augenblicke bringen könnten. Auf geheimnißvolle Weiſe war Deodatus von ſeinem Vater, dem alten Amadeus Schwendy, aus weiter Ferne nach Hohenflüh geſchickt worden.

Hier auf die höchſte Spitze des Lebens geſtellt, ſollte ſich ſeine Zukunft entſcheiden durch ein wunderbares Ereigniß, das ihm der Vater in dunklen geheimnißvollen Worten verkündet. Mit leiblichen Augen ſollte er ein Weſen ſchauen, das ſich nur wie ein Traum in ſein Leben verſchlungen. Er ſollte nun prüfen, ob dieſer Traum, der aus einem, in ſein Inneres geworfenen Funken immer friſcher und ſtrahlender emporgekeimt, wirklich heraustreten dürfe in ſein äußeres weltliches Treiben. Er ſollte, war dieſes, eingreifen mit der That. — Schon ſtand er an der Thüre des Saals, ſchon wurden die Vorhänge gelüpft. Er hörte eine widrig krächzende Stimme, ein Eisſtrom glitt durch ſein Inneres, es war als dränge ihn eine unbekannte Geſtalt zurück, andere kamen ihm zuvor und ſo geſchah es, daß er, ohne daran zu denken, unwillkürlich die Treppe emporſtieg und in ein Zimmer gerieth, wo man das Mittagsmahl für die zahlreichen Gäſte des Hauſes bereitet hatte.

Der Wirth kam ihm freundlich entgegen. „Ei ſieh da! Herr Haberland! — Nun das iſt ſchön. Sind Sie gleich da drüben in dem ſchlechten Hauſe, in dem ſilbernen Lamm eingekehrt, ſo können Sie ſich doch nicht der weltberühmten Wirthstafel des goldnen Bocks entziehen. Ich habe die Ehre, dieſen Platz für Sie zu belegen.“

Deodatus merkte wohl, daß ſich der Wirth in ſeiner Perſon irrte, allein ganz und gar befangen von der großen Unluſt zu ſprechen, die jede heftige Anregung aus dem Innern heraus erzeugt, ließ er ſich nicht darauf ein, den Irrthum aufzuklären, ſondern ſetzte ſich ſtillſchweigend an ſeinen Platz. Die weiſe Frau war der Gegenſtand des Tiſchgeſprächs und es herrſchten die verſchiedenſten Meinungen, indem manche alles für ein kindiſches Gaukelſpiel erklärten, andere dagegen ihr in der That die vollkommenſte Erkenntniß der geheimnißvollen Verſchlingungen des Lebens zutrauten und daraus ihre Sehergabe herleiteten.

Ein kleiner, alter, etwas zu dicker Herr, der ſehr oft aus einer goldenen Doſe, nachdem er ſie auf dem Rockärmel gerieben, Tabak nahm und dabei ungemein klug vor ſich hinlächelte, meinte, der Hochweiſe Rath, deſſen geringes Mitglied zu ſeyn er die Ehre habe, werde bald der verdammten Hexe das Handwerk legen, vorzüglich weil ſie eine Pfuſcherin ſey und keine wahre ordentliche Hexe. Denn daß ſie Jedes Lebenslauf in der Taſche habe, und in nuce, wiewohl in abſonderlichen ſchlecht ſtyliſirten Redensarten, durch den Raben herſagen laſſe, ſey übrigens kein ſolch großes Kunſtſtück. Wäre doch noch zum vorigen Jahrmarkt ein Maler und Bilderhändler am Orte geweſen, in deſſen Bude ein Jeder ſein wohlgetroffenes Portrait habe finden können.

Alles lachte laut auf. „Das iſt,“ rief ein junger Mann dem Deodatus zu, „das iſt etwas für Sie, Herr Haberland. Sie ſind ja ſelbſt ein tüchtiger Portraitmaler, aber ſo hoch haben Sie Ihre Kunſt doch wohl nicht geſteigert!“

Deodatus ſchon zum zweiten Mal als Herr Haberland, der wie er nun vernommen, ein Maler ſeyn mußte, angeſprochen, konnte ſich eines innern Schauers nicht erwehren, indem es ihm plötzlich vorkam, als ſey er mit ſeiner Geſtalt und ſeinem Weſen der unheimliche Spuk jenes ihm unbekannten Haberlands. Aber bis zum Entſetzlichen wurde dieſes innere Grauen geſteigert, als in dem Augenblick, noch ehe er dem, der ihn als Haberland angeredet, antworten konnte, ein junger Menſch in Reiſekleidern auf ihn zuſtürzte und ihn heftig in ſeine Arme ſchloß, laut rufend: „Haberland — liebſter beſter George, hab' ich dich endlich getroffen! Nun können wir fröhlich unſern Weg fortwandern nach dem ſchönen Italia! Aber du ſiehſt ſo blaß und verſtört?“ —

Deodatus erwiederte die Umarmung des ihm unbekannten Fremden, als ſey er in der That der längſt geſuchte und erwartete Maler George Haberland. Er merkte wohl, daß er nun wirklich in den Kreis der wunderbaren Erſcheinungen trete, die ihm ſein alter Vater in mancherlei Andeutungen verkündet hatte. Er mußte ſich hingeben allem dem, was die dunkle Macht über ihn beſchloſſen. Aber jene Ironie des tiefſten Grimms gegen fremde unerreichbare Willkür, in der man Eignes zu bewahren und zu erhalten ſtrebt, erfaßte ihn gewaltig. In verzehrendem Feuer erglüht hielt er den Fremden feſt bei beiden Armen und rief: „Ei du unbekannter Bruder, wie ſollt' ich nicht confus ausſehen, da ich ſoeben mit meinem Ich in einen andern Menſchen gefahren bin, wie in einen neuen Ueberrock, der hin und wieder zu eng iſt oder zu weit, der noch drückt und preßt. Ei du mein Junge, bin ich denn nicht wirklich der Maler George Haberland?“

„Ich weiß nicht,“ ſprach der Fremde, „wie du mir heute vorkommſt, George. Biſt du denn wieder einmal von deinem wunderlichen Weſen befangen, das über dich kommt wie eine periodiſche Krankheit? Ueberhaupt wollt' ich fragen, was du denn mit all dem unverſtändlichen Zeuge haben willſt, das deinen letzten Brief anfüllt.“

Damit holte der Fremde einen Brief hervor und ſchlug ihn auseinander. So wie Deodatus hineinblickte, ſchrie er auf, wie von einer unſichtbaren feindlichen Macht ſchmerzhaft berührt. Die Handſchrift des Briefes war ja ganz genau ſeine eigene.

Der Fremde warf einen raſchen Blick auf Deodatus und las dann langſam und leiſe aus dem Briefe:

> „Ach lieber Kunſtbruder Berthold! Du weißt nicht, welch eine düſtere, ſchmerzende und doch wohlthuende Schwermuth mich befängt, je weiter ich fortwandere. Sollſt Du es wohl glauben, daß mir meine Kunſt, ja all' mein Leben, Thun und Treiben oft ſchal und dürftig vorkommt? Aber dann erwachen ſüße Träume aus meiner fröhlichen friſchen Jugendzeit. Ich liege in des alten Prieſters kleinem Garten in's Gras hingeſtreckt und ſchaue hinauf, wie der holde Frühling auf goldnen Morgenwolken daher gezogen kommt. Die Blümlein ſchlagen von dem Schimmer geweckt die lieblichen Augen auf und ſtrahlen ihre Düfte empor, wie ein herrliches Loblied. Ach Berthold! — mir will die Bruſt zerſpringen vor Liebe, vor Sehnſucht, vor brünſtigem Verlangen! Wo finde ich ſie wieder, die mein ganzes Leben iſt, mein ganzes Seyn! — Ich gedenke Dich in Hohenflüh zu treffen, wo ich einige Tage verweile. Es iſt mir als müſſe mir eben in Hohenflüh was Beſonderes begegnen, woher dieſer Glaube, weiß ich nicht!“ — —

„Nun ſage mir,“ ſprach der Kupferſtecher Berthold — das war eben der Fremde — weiter, nachdem er dies geleſen, „nun ſage mir nur, Bruder George, wie du in friſcher fröhlicher Jugend auf der vergnüglichen Reiſe nach dem Kunſtlande ſolcher weichlicher Schwärmerei nachhängen magſt."

„Ja lieber Kunſtbruder," erwiderte Deodatus, „es iſt mit mir ein ganz tolles abſonderliches Ding. So wie das nun gleich gar poſſierlich iſt, daß ich recht aus der tiefſten Seele das geſchrieben, was du eben laſeſt, und daß ich dennoch gar nicht der George Haberland bin, den du" —

In dem Augenblick trat der junge Mann herein, der ſchon früher den Deodatus als Georg Haberland begrüßt hatte, und meinte, Georg habe Recht gethan, daß er der weiſen Frau halber noch einmal zurückgekehrt ſey. Er ſolle ſich an all das Geſchwätz bei Tiſche gar nicht kehren, denn wollten auch die Weiſſagungen des Raben eben nicht viel bedeuten, ſo ſey es doch höchſt merkwürdig, wenn ſie, die weiſe Frau ſelbſt auftrete, wie eine zweite Sybille oder Pythia und in beinahe wilder Begeiſterung geheimnißvolle Sprüche herſage, indem dumpfe geheimnißvolle Stimmen ſie umtönten. Sie gebe heute in dem geräumigen Bosket des Gartens eine ſolche Darſtellung, die Georg durchaus nicht verſäumen müſſe.

Berthold ging, um manches Geſchäft, das ihm in Hohenflüh oblag, abzuthun. Deodatus ließ es ſich gefallen, mit jenem jungen Mann ein paar Flaſchen zu leeren und ſo die Zeit bis zum Sonnenuntergang hinzubringen.

Die Geſellſchaft, die im Zimmer verſammelt, brach endlich auf, um ſich nach dem Garten zu begeben. Da ſtrich auf dem Flur ein langer hagrer, vornehm gekleideter Mann, der eben angekommen ſchien, bei ihnen vorüber. Im Begriff in die Zimmer hineinzutreten, wandte er ſich noch einmal um, ſein Blick fiel auf Deodatus und den Thürdrücker in der Hand, blieb er wie eingewurzelt ſtehen. Wildes Feuer blitzte aus ſeinen düſtern Augen, während Todtenbläſſe ſein krampfhaft zuckendes Antlitz überzog. Er trat einen Schritt vorwärts auf die Geſellſchaft zu, doch wie plötzlich ſich beſinnend, kehrte er wieder um, rannte hinein in das Zimmer und warf dröhnend die Thüre hinter ſich zu. Was er zwiſchen den Zähnen murmelte, konnte niemand verſtehen.

Mehr als dem jungen Schwendy war dem Andern das Betragen des Fremden aufgefallen, Deodatus hatte nicht ſonderlich darauf geachtet. Man begab ſich nach dem Bosket. —

Die letzten Strahlen der Abendſonne fielen auf eine hohe, von Kopf bis zu Fuß in ein weites erdgelbes Gewand gehüllte Geſtalt, die den Zuſchauern den Rücken zugewendet hatte. Neben ihr auf der Erde lag ein großer Rabe wie todt, mit geſenkten Flügeln. Alle wurden von dem fremden grauenhaften Anblick erfaßt, das leiſeſte Geflüſter verſtummte und in dumpfem, die Bruſt belaſtendem Schweigen erwartete man, was die Geſtalt beginnen werde.

Ein Säuſeln ſtrömte, wie Wellengeplätſcher wunderbar klingend, durch das dunkle Gebüſch und wurde zu Tönen, zu vernehmbaren Worten:

„Phosphorus iſt bezwungen. Der Feuerkeſſel glüht auf im Weſten! — Nachtadler! ſchwing dich empor zu den erwachten Träumen.“

Da erhob der Rabe das geſenkte Haupt, ſchlug mit den Flügeln und ſtieg krächzend in die Höhe. Die Geſtalt breitete beide Arme aus, das Gewand ſiel herab und eine hohe wunderherrliche Frau ſtand da im weißen faltenreichen Kleide mit einem Gürtel von funkelnden Steinen und ſchwarzen, hochaufgeneſtelten Haaren. Hals, Nacken und Arme zeigten entblößt jugendlich üppige Formen.

„Das iſt ja nicht die Alte!“ ſo flüſterte es durch die Reihen der Zuſchauer. —

Jetzt begann eine ferne dumpfe Stimme:

„Hörſt du, wie es im Abendwinde heult und jammert?“

Eine noch fernere Stimme murmelte:

„Die Klage beginnt, wenn der Gluthwurm leuchtet!“

Da ging ein entſetzlicher, herzzerſchneidender Jammer durch die Lüfte. Die Frau ſprach:

„Ihr fernen Klagetöne, habt ihr euch losgewunden aus der Bruſt des Menſchen, daß ihr vermöget, frei euch zu erheben im gewaltigen Chor? — Aber verhallen müßt ihr in Luſt, denn die in ſegensreichen Himmeln thronende Macht, die Euch gebietet, iſt ja die Sehnſucht.“

Die dumpfen Stimmen heulten ſtärker:

„Die Hoffnung iſt geſtorben! Der Sehnſucht Luſt war die Hoffnung. Sehnſucht ohne Hoffnung iſt namenloſe Qual!“

Tief auf ſeufzte die Frau und rief wie in Verzweiflung:

„Die Hoffnung iſt der Tod! — Das Leben dunkler Mächte grauſes Spiel!“

Da ſchrie Deodatus unwillkürlich aus dem Innerſten heraus: „Natalie!“

Raſch wandte ſich die Frau um und ein altes fürchterlich verzerrtes Weiberantlitz ſtarrte ihn an mit glühenden Augen. Grimmig mit ausgeſpreizten Armen auf ihn losfahrend, kreiſchte das Weib: „Was willſt du hier? — Fort! Fort! — Der Mord iſt hinter dir her! — Rette Natalien!" — Der Rabe rauſchte durch die Bäume herab auf Deodatus und krächzte gräßlich: „Mord — Mord!" Von wildem Entſetzen gepackt, halb ſinnlos, rannte Deodatus fort nach ſeiner Wohnung.

Der Wirth ſagte ihm, daß während deſſen ein fremder reich gekleideter Herr mehrmals nach ihm gefragt, indem er ſeine Perſon genau beſchrieben, ohne ſeinen Namen zu nennen, und endlich ein Billet zurückgelaſſen habe.

Deodatus erbrach das Billet, das ihm der Wirth einhändigte und das richtig an ihn adreſſirt war. Er fand folgende Worte:

„Ich weiß nicht, ob ich es unerhörte Frechheit oder Wahnſinn nennen ſoll, daß Sie ſich hier blicken laſſen. Sind Sie nicht, wie ich es jetzt glauben muß, ein ehrloſer Böſewicht, ſo entfernen Sie ſich augenblicklich aus Hohenflüh oder erwarten Sie, daß ich Mittel finden werde, Sie von Ihrer Tollheit auf immer zu heilen.

Graf Hektor von Zelies."

„Die Hoffnung iſt der Tod, das Leben dunkler Mächte grauſes Spiel!" — So murmelte Deodatus dumpf in ſich hinein, als er dies geleſen. Er war entſchloſſen, ſich durch die Drohungen eines Unbekannten, die noch dazu auf irgend einem unerklärlichen Irrthum beruhen mußten, durchaus nicht aus Hohenflüh vertreiben zu laſſen, ſondern mit feſtem Muth, mit männlicher Kraft dem entgegen zu treten, was irgend eine dunkle Macht über ihn verhängt. Sein ganzes Inneres war erfüllt mit banger Ahnung, die Bruſt wollte ihm zerſpringen, hinaus ſehnte er ſich aus den Mauern in's Freie. Die Nacht war eingebrochen, als er eingedenk des unbekannten bedrohlichen Verfolgers ſeine geladenen Piſtolen einſteckte und forteilte durch das Neudorfer Thor. Schon war er auf dem freien Platz, der vor dieſem Thore befindlich, als er ſich von hinten gefaßt und zurückgezogen fühlte. „Eile — Eile, rette Natalien, die Zeit iſt da!" — So murmelte es ihm in die Ohren. Es war das gräßliche Weib, die ihn gefaßt hatte und die ihn unaufhaltſam mit ſich fortriß. Ein Wagen hielt in geringer Entfernung, der Schlag war geöffnet, die Alte half ihm hinein und ſtieg nach. Er fühlte ſich von weichen Armen umfangen und eine ſüße Stimme liſpelte: „Mein geliebter Freund! endlich! — endlich kommſt du!“ — „Natalie, meine Natalie!“ So ſchrie er auf, indem er halb ohnmächtig vor Entzücken die Geliebte in die Arme ſchloß.

Raſch ging es nun fort; im dicken Walde ſchimmerte plötzlich heller Fackelglanz durch das Gebüſch. —

„Sie ſind es,“ rief die Alte; „noch einen Schritt weiter und uns trifft Verderben!“ —

Deodatus, zur Beſinnung gekommen, ließ halten, ſtieg aus dem Wagen und ſchlich leiſe, die geſpannte Piſtole in der Hand, auf den Fackelzug zu, der augenblicklich verſchwand. Er eilte zurück zum Wagen, aber erſtarrt vor Entſetzen blieb er eingewurzelt ſtehen, als er eine männliche Figur erblickte, die mit ſeiner Stimme ſprach: „die Gefahr iſt vorüber!“ und dann einſtieg.

Nachſtürzen wollte Deodatus dem ſchnell fortrollenden Wagen, als ihn ein Schuß aus dem Gebüſch zu Boden warf. —

Zweites Kapitel.

Es iſt nöthig, dem geneigten Leſer zu ſagen, daß der ferne Ort, von dem her der alte Amadeus Schwendy ſeinen Sohn nach Hohenflüh ſchickte, ein Landhaus in der Gegend von Lucern war. Das Städtlein Hohenflüh im Fürſtenthum Reitlingen lag aber ungefähr ſechs bis ſieben Stunden von Sonſitz, der Reſidenz des Fürſten Remigius, entfernt.

Ging es in Hohenflüh laut und luſtig her, ſo herrſchte dagegen in Sonſitz ſolch ein allgemeines Piano, wie etwa in Herrnhuth oder Neuſalz. Alles trat leiſe wie auf Socken daher und ſelbſt ein nothwendiger Zank wurde mit gedämpfter Stimme geführt. Von den gewöhnlichen Vergnügungen der Reſidenz, von Bällen, Conzerten, Schauſpielen war gar nicht die Rede und wollten ſich die Armen, zur Traurigkeit verdammten Sonſitzer einmal vergnügen, ſo mußten ſie hinüber ziehen nach Hohenflüh. Dies alles kam daher. Fürſt Remigius, ſonſt ein freundlicher, lebensluſtiger Herr, war ſeit mehreren

Jahren, es konnten wohl über die zwanzig ſeyn, in furchtbar tiefe, an Wahnſinn grenzende Melancholie verſenkt. Ohne Sonſitz zu verlaſſen, ſollte ſein Aufenthalt einer Einöde gleichen, in der das düſtre Stillſchweigen der lebensmüden Trauer herrſcht. Nur ſeine vertrauteſten Räthe und die nothwendigſte Dienerſchaft mocht' er ſehen und ſelbſt dieſe durften es nicht wagen zu ſprechen, wenn der Fürſt ſie nicht angeredet. In einer dicht verſchloſſenen Kutſche fuhr er daher und niemand durfte auch nur durch eine Geberde merken laſſen, daß er den Fürſten in der Kutſche wiſſe.

Ueber die Urſache dieſer Melancholie gab es nur dumpfe Gerüchte. So viel war gewiß, daß damals, als die Gemahlin des Fürſten den Erbprinzen geboren und das ganze Land von freudigem Jubel ertönte, wenige Monate nachher Mutter und Kind verſchwanden auf unbegreifliche Weiſe. Manche meinten, Gemahlin und Sohn wären als Opfer einer unerhörten Cabale entführt worden, andere behaupteten dagegen, der Fürſt habe beide verſtoßen. Dieſe bezogen ſich, um ihre Behauptung zu unterſtützen, auf den Umſtand, daß zu derſelben Zeit der Graf von Törny, erſter Miniſter und entſchiedener Liebling des Fürſten, vom Hofe entfernt worden, und es ſcheine gewiß, daß der Fürſt ein verbrecheriſches Verhältniß zwiſchen der Fürſtin und dem Grafen entdeckt und an der Aechtheit des gebornen Sohnes gezweifelt.

Alle, die die Fürſtin näher gekannt, waren aber im Innerſten überzeugt, daß bei der reinſten unbefleckteſten Tugend, wie ſie die Fürſtin bewährt, ein ſolcher Fehltritt ganz undenkbar, ganz unmöglich ſey.

Niemand in Sonſitz durfte bei harter Ahndung auch nur ein Wort über das Verſchwinden der Fürſtin äußern. Aufpaſſer lauerten überall und plötzliche Verhaftungen derer, die nur irgendwo anders als innerhalb ihres Zimmers davon geſprochen, zeigten, wie man, ohne es zu ahnen, belauſcht, behorcht wurde. Eben ſo durfte auch über den Fürſten, über ſeinen Kummer, über ſein ganzes Thun und Treiben kein Wort geſprochen werden und dieſer tyranniſche Zwang war die ärgſte Bedrängniß der Bewohner einer kleinen Reſidenz, die eben nichts lieber im Munde führen als den Fürſten und den Hof. —

Des Fürſten liebſter Aufenthalt war ein kleines, dicht vor den Thoren von Sonſitz gelegenes Landhaus mit einem weitläuftigen eingehegten Park.

In den düſtern wildverwachſenen Gängen dieſes Parks wandelte eines Tages der Fürſt, ſich ganz hingebend dem zerſtörenden Gram, der in ſeiner Bruſt wühlte, als er plötzlich ganz unſern ein ſeltſames Geräuſch vernahm. — Unartikulirte Töne — ein Aechzen — Stöhnen, dazwiſchen wieder ein widriges Quicken — Grunzen — und dann wie in erſtickter Wuth dumpf ausgeſtoßene Schimpfwörter. — Erzürnt, wer es gewagt, dem ſtrengſten Verbot entgegen einzudringen in den Park, trat der Fürſt ſchnell aus dem Gebüſch und es bot ſich ihm ein Schauſpiel dar, das den griesgramigſten Smelfungus zum Lachen hätte reizen können. — Zwei Männer, der eine lang und knochendürr, wie die Hektik ſelbſt, der andere ein kleines glaues Falſtafflein in den ſchmuckeſten Sonntagskleidern des idealen Spießbürgers angethan, waren im heftigſten Fauſtkampf begriffen. Der Große ſäbelte mit den langen Armen, die mit den geballten Fäuſten mächtigen Streitkolben nicht unähnlich, ſo unbarmherzig auf den Kleinen los, daß jeder fernere Widerſtand unnütz und nichts anders rathſam ſchien, als ſchnelle Flucht. Doch Muth im Herzen wollte der Kleine, gleich den Parthern, noch fliehend fechten. Da krallte ſich aber der Große feſt in das Haupthaar des Gegners. Schlechte Intention! — Die Perücke blieb ihm in der Hand, der Kleine nützte ſtrategiſch die Puderwolke, die ihn einhüllte, duckte ſchnell nieder und unterlief mit vorgeſtreckten Fäuſten ſo behende und geſchickt den Großen, daß dieſer mit einem gellenden Schrei rücklings überſtürzte. Nun warf ſich der Kleine auf den Großen, enterte ſich feſt, die linke Hand mit gebogenen Fingern zweckmäßig als Enterhaken brauchend, in der Halsbinde des Gegners und arbeitete mit den Knieen und der rechten Fauſt ſo ſchonungslos auf den Großen ein, daß dieſer, kirſchblau im ganzen Antlitz, gräßliche Laute ausſtieß. Doch plötzlich fuhr nun der Große dem Kleinen mit den ſpitzen Knochenfingern ſo gewaltig in die Seiten und gab mit der letzten Kraft der Verzweiflung ſich ſelbſt einen ſolchen Schwung, daß der Kleine in die Höhe geſchleudert wurde wie ein Ball und niederſtürzte, dicht vor dem Fürſten.

„Hunde!“ rief der Fürſt mit der Stimme eines ergrimmten Löwen, „Hunde, welch ein Satan hat euch eingelaſſen? Was wollt ihr?“

Man kann denken, mit welchem Entſetzen die beiden ergrimmten Gymnaſtiker ſich aufrafften vom Boden, wie ſie nun gleich armen verlorenen Sündern, bebend, zitternd, keines Worts, keines Lauts mächtig vor dem erzürnten Fürſten ſtanden.

„Fort," rief der Fürſt, „fort auf der Stelle, hinauspeitſchen laſſe ich euch, wenn ihr noch einen Augenblick weilt."

Da fiel der Große nieder auf die Knie und brüllte ganz Verzweiflung: „Durchlauchtigſter Fürſt — gnädigſter Landesherr — Gerechtigkeit — Blut für Blut!"

Das Wort Gerechtigkeit war noch eins von den wenigen, das ſtark anſchlug an des Fürſten Ohr. Er faßte den Großen ſtark in's Auge und ſprach gemäßigter: „Was iſt's, ſprecht, aber nehmt Euch in Acht vor allen dummen Worten und macht's kurz."

— Vielleicht hat es der geneigte Leſer ſchon geahnt, daß die beiden tapfern Kämpfer niemand anders waren als die beiden berühmten Gaſtwirthe zum goldnen Bock und zum ſilbernen Lamm aus Hohenſtüh. In dem immer höher geſteigerten Groll gegen einander, waren ſie zu dem wahnſinnigen Entſchluß gekommen, da ihnen der hochweiſe Rath nicht genügte, dem Fürſten ſelbſt allen Tort zu klagen, den jeder vom andern erlitten zu haben glaubte, und der Zufall ließ es geſchehen, daß beide in demſelben Augenblick zuſammentrafen vor dem äußerſten Gatterthor des Parks, das ein einfältiger Gärtnerburſche ihnen öffnete. Beide können fernerhin ſehr ſchicklich mit ihren Schildnamen bezeichnet werden! —

Alſo! — der goldne Bock, ermuthigt durch des Fürſten ruhigere Frage wollte eben beginnen, als ihn vielleicht in Gefolge des feindlichen Enterns ein ſolch fürchterliches krächzendes Huſten überfiel, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Dieſen verderblichen Zufall nützte augenblicklich das ſilberne Lamm und ſtellte mit nicht geringer Beredſamkeit dem Fürſten all die Unbill vor, die ihm der goldne Bock zufüge, der alle Gäſte anlocke, indem er alle nur mögliche Hanswürſte, Marktſchreier, Wahrſager und anderes Geſindel bei ſich aufnehme. Er beſchrieb die weiſe Frau mit dem Raben, er ſprach von ihren ſchnöden Künſten, von ihren Orakelſprüchen, mit denen ſie die Leute hinter's Licht führe. Das ſchien die Aufmerkſamkeit des Fürſten zu feſſeln. Er ließ ſich die Geſtalt der Frau von Kopf bis zu Fuß beſchreiben, er fragte, wann ſie gekommen, wo ſie geblieben. Das Lamm meinte, er ſeinerſeits halte das Weib für nichts anders, als für eine betrügeriſche halbwahnſinnige

Zigeunerin, die ein hochweiſer Rath zu Hohenflüh hätte ſogleich feſtnehmen laſſen ſollen.

Der Fürſt heftete den funkelnden durchbohrenden Blick auf das arme Lamm, das, als hätte es in die Sonne geſchaut, ſogleich ausbrach in ein heftiges Nieſen.

Dies nützte ſofort der goldne Bock, der ſich indeſſen vom Huſten erholt und nur auf den Moment gelauert hatte, dem Lamm die Rede abzuſchneiden. Der Bock berichtete in ſüß und ſanft tönenden Worten, daß alles, was das Lamm von der Aufnahme ſchädlichen polizeiwidrigen Geſindels berichtet, die ſchändlichſte Verläumdung ſey. Inſonderheit rühmte der Bock die weiſe Frau, von der die geſcheuteſten brillanteſten Herren, die größten Genies von Hohenflüh, die er täglich an ſeiner Tafel zu bewirthen die Ehre habe, behaupteten, ſie ſey ein überirdiſches Weſen und höher zu achten, als die ausgebildetſte Somnambüle. Ach, gar arg ginge es aber zu bei dem ſilbernen Lamm. Einen artigen, ſchönen, jungen Herrn habe das ſilberne Lamm von ihm weggelockt, als er nach Hohenflüh zurückgekehrt und gleich in der folgenden Nacht ſey er auf ſeinem Zimmer mörderiſch angefallen und durch einen Piſtolenſchuß verwundet worden, ſo daß er hoffnungslos darnieder läge.

Jede fernere Rückſicht, jede Ehrfurcht vor dem Fürſten in der Wuth vergeſſend, brach das ſilberne Lamm los und ſchrie: derjenige, welcher behaupte, daß der junge Herr George Haberland auf ſeinem Zimmer angefallen und verwundet worden, ſey der niederträchtigſte Spitzbube und abgefeimteſte Hallunkenkerl, der jemals Beinſchellen getragen und die Gaſſen gekehrt. Vielmehr habe die wohllöbliche Polizei in Hohenflüh ermittelt, daß er in ſelbiger Nacht vor das Neudorfer Thor ſpaziert, daß dort ein Wagen gehalten, aus dem eine weibliche Stimme gerufen: „rette Natalien,“ daß darauf der junge Herr in den Wagen geſprungen. — „Wer war das Weib im Wagen?“ fragte der Fürſt mit ſtrengem Ton.

„Man ſagt,“ ſtotterte der goldne Bock, um nur wieder zum Wort zu kommen, „man ſagt, die weiſe Frau habe“ —

Die Rede blieb dem goldnen Bock in der Kehle ſtecken vor dem furchtbaren Blick des Fürſten, und als dieſer ihm ein tödtendes „Nun? was weiter?“ zurief, fiel das ſilberne Lamm, das gerade außer der Richtung jener Strahlen im Schatten ſtand, leiſe ſtammelnd ein:

„Ja, die weiſe Frau und der Herr Maler George Haberland — Im Walde hat er den Schuß erhalten, das weiß ja die ganze Stadt — aus dem Walde haben ſie ihn geholt und zu mir gebracht am frühen Morgen — er liegt noch bei mir — wird aber wohl geneſen, denn die Pflege bei mir — und der fremde Herr Graf — ja der Herr Graf Hektor von Zelles“ —

„Was? wer?“ rief der Fürſt auf, daß das ſilberne Lämmlein ein paar Schritte zurückprallte. „Genug,“ ſprach dann der Fürſt weiter mit rauhem gebieteriſchen Ton, „genug! packt euch Beide fort augenblicklich. — Der wird den mehrſten Zuſpruch haben, der ſeine Gäſte am beſten bedient! — Hör' ich noch das mindeſte von einem Gezänk unter euch, ſo ſoll der Rath euch die Schilder von den Häuſern reißen und euch fortbringen laſſen aus den Thoren von Hohenflüh!“

Nach dieſem kurzen kräftigen Beſcheid ließ der Fürſt die beiden Wirthe ſtehen und verlor ſich ſchnell in's Gebüſch.

Der Zorn des Fürſten hatte die aufgebrachten Gemüther beſänftigt. Im Innerſten zerknirſcht ſchauten ſich beide, das ſilberne Lämmlein und der goldne Bock, wehmüthig an, Thränen entquollen den verdüſterten Augen und mit dem gleichzeitigen Ausruf: „O Gevatter!“ fielen ſie ſich in die Arme. Während der goldne Bock das ſilberne Lamm feſt einklammernd und über daſſelbe weggebeugt häufige Schmerzestropfen in's Gras fallen ließ, ſchluchzte dieſes vor herber Wehmuth leiſe an der Bruſt des verſöhnten Gegners. Es war ein erhabener Moment!

Die zwei herbeieilenden fürſtlichen Jäger ſchienen aber dergleichen pathetiſche Scenen nicht ſonderlich zu lieben, denn ohne Weiteres packten ſie den goldnen Bock ſowohl als das ſilberne Lamm, wie man zu ſagen pflegt, beim Fittig und warfen beide ziemlich unſanft zum Gatterthor hinaus.

Drittes Kapitel.

Bin ich hin und hergezogen
Ueber Wieſe, Flur und Feld,
Hat manch Hoffen mich betrogen,
Iſt mir manche Luſt entflogen
In der bunten lauten Welt.

Was nur ſtillt dies bange Sehnen,
Was den Schmerz in dieſer Bruſt?
Bittre Qualen! herbe Thränen!
Leeres Trachten! — falſches Wähnen!
Flieht mich ewig jede Luſt!

Darf ich noch zu hoffen wagen,
Dämmert noch mein Lebensſtern?
Soll ich's länger dulden, tragen,
Wird mein Schmerz mir ſelbſt nicht ſagen,
Ob ſie nah iſt, ob ſie fern?

Sie die iſt mein innig Leben,
Sie die iſt mein ganzes Glück,
Süßen Träumen hingegeben,
Schaut mit wonnigem Erbeben
Sie mein liebetrunkner Blick.

Doch in Nacht iſt bald verſchwunden
Der Geliebten Lichtgeſtalt!
Kann ich nimmermehr geſunden?
Freundes Troſt, Balſam den Wunden,
Iſt auch der für mich verhallt?

Der Kupferſtecher Berthold hatte ſich, während er dies Lied, das ſein Freund der Maler George Haberland gedichtet, leiſe vor ſich ſang, auf einer Anhöhe unter einem großen Baum gelagert und war bemüht, eine Parthie des Dorfes, das vor ihm im Thale lag, getreu nach der Natur in ſein Malerbuch hineinzuzeichnen.

Bei den letzten Verſen ſchoſſen ihm aber die Thränen aus den Augen. Er gedachte lebhaft ſeines Freundes, den er oft durch ein luſtiges Wort oder durch ein heitres Kunſtgeſpräch aus der düſtren troſtloſen Stimmung geriſſen, in die er ſeit einiger Zeit verſunken und den nun ein unerklärliches Unheil von ihm getrennt. „Nein," rief er endlich, indem er ſchnell ſeine Geräthſchaften zuſammenpackte und haſtig aufſprang, „nein, noch iſt Freundes Troſt nicht verhallt für dich, mein George! — Fort, dich aufzuſuchen und nicht eher dich zu verlaſſen, bis ich dich im Schooße der Ruhe ſehe und des Glücks." —

Er eilte zurück in das Dorf, das er vor wenigen Stunden verlaſſen und wollte dann weiter fort nach Hohenflüh.

Es war gerade Sonntag, der Abend fing an einzubrechen, die Landleute eilten nach der Schenke. Da zog ein ſeltſam gekleideter Menſch durch's Dorf, einen luſtigen Marſch auf der Papagenopfeife blaſend, die ihm aus dem Buſen hervorragte, und dazu derb die Trommel ſchlagend, die er umgehängt. Ihm folgte ein altes Zigeunerweib, die tapfer auf dem Triangel klingelte. Hinterher ſchritt langſam und bedächtig ein ſtattlicher Eſel mit zwei vollgepackten Körben belaſtet, auf denen zwei kleine poſſierliche Aeffchen hin und her hüpften und ſich herum balgten. Zuweilen ließ der Menſch vom Blaſen ab und begann einen ſeltſamen kreiſchenden Geſang, in den das Zigeunerweib, ſich aus ihrer niedergebeugten Stellung ein wenig aufrichtend, mit gellenden Tönen einſtimmte. Begleitete nun der Eſel den Geſang mit ſeinen klagenden Naturlauten, quickten die Aeffchen dazu, ſo gab es einen angenehmen luſtigen Chor, wie man ſich ihn wohl genügend denken mag.

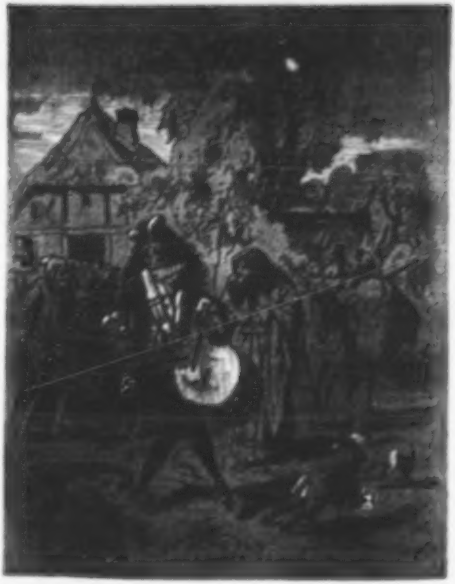
Bertholds ganze Aufmerkſamkeit feſſelte der junge Menſch, denn jung war er, das war ſichtlich, unerachtet er ſein Antlitz mit allerlei Farben häßlich beſchmiert und durch eine große Doktorperrücke, auf der ein winziges Treſſenhütlein ſaß, auf widrige Weiſe entſtellt hatte. Dazu trug er einen abgeſchabten rothen Sammtrock mit großen goldſtoffnen Aufſchlägen, einen offnen Hamletskragen, ſchwarzſeidne Unterkleider nach der letzten Mode, auf den Schuhen große bunte Bandſchleifen und ein zierliches Ritterſchwert an der Seite.

Er ſchnitt die tollſten Geſichter und ſprang hin und her in den luſtigſten Capriolen, ſo daß das Bauernvolk übermäßig lachte, doch Bertholden erſchien das ganze Weſen wie der unheimliche Spuk des Wahnſinns und überdem regte der tolle Menſch, wenn er ihn genau in's Auge faßte, in ihm Empfindungen auf, die er ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte.

Der Menſch blieb endlich in der Mitte eines Raſenplatzes vor der Schenke ſtehen und ſchlug auf ſeiner Trommel einen langen ſtarken Wirbel. Auf dies Zeichen ſchloß das Landvolk einen großen Kreis und der Menſch verkündete, daß er jetzt gleich vor dem verehrungswürdigen Publikum ein Schauſpiel aufzuführen gedenke, wie es die höchſten Potentaten und Herrſchaften nicht ſchöner und herrlicher geſchaut.

Die Zigeunerin ging nun im Kreiſe umher, bot unter närri-

Blatt 34



ſchen Redensarten und Geberden bald Korallenſchnüre, Bänder, Heiligenbildchen u. a. zum Kauf aus, bald wahrſagte ſie dieſer, jener Dirne aus der Hand und trieb ihr, von Bräutigam und Hochzeit und Kindtaufe ſprechend, das Blut in die Wangen, während die andern kicherten und lachten.

Der junge Menſch hatte indeſſen die Körbe ausgepackt, ein kleines Gerüſte gebaut und mit kleinen bunten Teppichen behängt. Berthold ſah die Vorbereitungen zum Puppenſpiel, das denn auch nach gewöhnlicher italieniſcher Art erfolgte. Pulcinell war von beſonderer Aktivität und hielt ſich tapfer, indem er ſich aus den bedrohlichſten Gefahren mit Gewandtheit rettete und über ſeine Feinde ſtets die Oberhand gewann.

Das Spiel ſchien geendet, als plötzlich der Puppenſpieler ſein, zur furchtbaren Fratze verzerrtes Antlitz emporhob in den Raum der Puppen und mit todtſtarren Augen gerade hin in den Kreis blickte. Pulcinell von der einen Seite, der Doktor von der andern, ſchienen über die Erſcheinung des Rieſenhaupts ſehr erſchrocken, dann erholten ſie ſich aber, beſchauten ſorglich mit Gläſern das Antlitz, betaſteten Naſe, Mund, die Stirn, zu der ſie kaum hinauflangen konnten, und begannen einen ſehr tiefſinnigen gelehrten Streit über die Beſchaffenheit des Haupts und auf welchem Rumpf es ſitzen könne oder ob überhaupt ein Rumpf als dazu gehörig anzunehmen. Der Doktor ſtellte die aberwitzigſten Hypotheſen auf, Pulcinell zeigte aber dagegen viel Menſchenverſtand und hatte die luſtigſten Einfälle. Darin wurden ſie zuletzt einig, daß, da ſie keinen zum Kopf gehörigen Körper wahrnehmen könnten, es auch keinen gäbe, nur meinte der Doktor, die Natur habe ſich, als ſie dieſen Giganten ausgeſprochen, einer rhetoriſchen Figur, einer Synekdoche bedient, nach der ein Theil das Ganze bezeichnet. Pulcinell behauptete dagegen, daß das Haupt ein Unglücklicher ſey, dem vor vielem Denken und tollen Gedanken der Rumpf abhanden gekommen und der nun bei dem gänzlichen Mangel an Fäuſten ſich gegen Ohrfeigen, Naſenſtüber u. dgl. nicht anders wehren könne als durch Schimpfen.

Berthold merkte bald, daß hier nicht der Scherz galt, der ein ſchauluſtiges Volk ergötzen kann, ſondern daß der finſtere Geiſt einer Ironie ſpuke, die dem mit ſich entzweiten Innern entſteigt. Das konnte ſein frohes freundliches Gemüth nicht ertragen, er begab ſich weg nach der Schenke und ließ ſich an einem einſamen Plätzchen hinter derſelben ein mäßiges Abendbrot auftragen.

Bald vernahm er aus der Ferne Trommel, Pfeife und Triangel. Die Landleute ſtrömten nach der Schenke, das Spiel war geendet.

In dem Augenblick, als Berthold fortwandern wollte, ſtürzte mit dem lauten Ausruf: „Berthold — herzgeliebter Bruder!“ jener tolle Puppenſpieler herbei. Er riß die Perrücke vom Haupt, wiſchte ſchnell die Farben vom Antlitz.

— „Wie? — George! — iſt es möglich?“ So ſtammelte Berthold mühſam, beinahe zur Bildſäule erſtarrt. „Was iſt dir, kennſt du mich denn nicht?“ So fragte George Haberland voll Erſtaunen. Berthold erklärte nun, daß, wenn er nicht an Geſpenſter glauben wolle, er freilich nicht zweifeln könne, ſeinen Freund vor ſich zu ſehen, wie dies aber möglich wäre, das könne er durchaus nicht enträthſeln.

„Warſt du,“ ſo ſprach Berthold weiter, „warſt du nicht unſerer Abrede gemäß nach Hohenflüh gekommen? — traf ich dich nicht dort, begegnete dir nicht Seltſames mit einem geheimnißvollen Weibe im Gaſthof zum goldnen Bock? Wollten Unbekannte dich nicht dazu gebrauchen, ein Frauenzimmer entführen zu helfen, das du ſelbſt Natalie nannteſt? Wurdeſt du nicht im Walde durch einen Piſtolenſchuß ſchwer verwundet? — hab' ich nicht von dir Abſchied genommen mit ſchwerem Herzen, da du entkräftet, todwund auf dem Lager lagſt? — Sprachſt du nicht von einem unerklärlichen Ereigniß — von einem Grafen Hektor von Zelies?“ —

„Halt' ein, du durchbohrſt mein Innres mit glühenden Dolchen!“ ſo rief George im wilden Schmerz.

„Ja,“ fuhr er dann ruhiger fort, „ja Bruder Berthold, es iſt nur zu gewiß, es giebt ein zweites Ich, einen Doppeltgänger, der mich verfolgt, der mich um mein Leben betrügen, der mir Natalie rauben wird!“

In voller Troſtloſigkeit verſtummt, ſank George auf die Raſenbank. Berthold ſetzte ſich neben ihm hin und ſang leiſe, indem er ſanft des Freundes Hand drückte:

Freundes Troſt, Balſam den Wunden,
Iſt noch nicht für dich verhallt!

„Ich,“ ſprach George, indem er ſich die Thränen wegtrocknete, die ihm aus den Augen ſtrömten, „ich verſtehe dich ganz, mein geliebter Bruder Berthold! — Es iſt Unrecht, daß ich dir nicht ſchon längſt meine ganze Bruſt erſchloß, nicht ſchon längſt dir alles, alles ſagte. — Daß ich in Liebe bin, konnteſt du längſt ahnen. Die Geſchichte dieſer Liebe — ſie iſt ſo einfältig, ſo abgedroſchen, daß du ſie in jedem abgeſchmackten Roman nachleſen kannſt. — Ich bin Maler und ſo iſt nichts mehr in der hergebrachten Ordnung, als daß ich mich in ein ſchönes junges Frauenzimmer, die ich abkonterfeie, ſterblich verliebe. So iſt es mir denn auch wirklich gegangen, als ich während meines Aufenthalts in Straßburg meine Proviantbäckerei — du weißt, daß ich darunter das Portraitmalen verſtehe — mehr trieb als jemals. Ich bekam den Ruf eines außerordentlichen Portraitiſten, der die Geſichter recht aus dem Spiegel ſtehle in der ſchönſten Miniatur, und ſo geſchah es, daß eine alte Dame, die eine Penſionsanſtalt hatte, ſich an mich wandte, und mich erſuchte, ein Fräulein, das bei ihr, zu malen für den entfernten Vater. Ich ſah, ich malte Natalien — o ihr ewigen Mächte, das Geſchick meines Lebens war entſchieden! — Nun nicht wahr, Bruder Berthold, da iſt nichts Beſonders daran! — Doch höre, manches mag doch bemerkenswerth ſeyn. — Laß es mich dir ſagen, daß mich ſeit meiner frühen Knabenzeit in Ahnungen und Träumen das Bild eines himmliſchen Weibes umſchwebte, dem all mein Sehnen, all mein Lieben zugewandt. Die roheſten Verſuche des maleriſchen Knaben zeigen dies Bild eben ſo als die vollendeteren Gemälde des reifenden Künſtlers. — Natalie, ſie war es! — Das iſt wunderbar, Berthold! — Auch mag ich dir ſagen, daß derſelbe Funke, der mich entzündet, auch in Nataliens Bruſt gefallen, daß wir uns verſtohlen ſahen. — O zerronnenes Glück der Liebe! — Nataliens Vater, Graf Hektor von Zelies war gekommen, das Bildlein der Tochter hatte ihm ausnehmend gefallen, ich wurde eingeladen, ihn auch zu malen. Als der Graf mich ſah, gerieth er in eine ſeltſame Bewegung, ich möchte ſagen Beſtürzung. Er fragte mich mit auffallender Aengſtlichkeit über alle meine Lebensverhältniſſe aus, und ſchrie dann mehr als er ſprach, indem ſeine Augen glühten, er wolle nicht gemalt ſeyn, aber ich ſey ein wackrer Künſtler, müſſe nach Italien und das auf der Stelle, er wolle mir Geld geben, wenn ich deſſen bedürfe!" —

„Ich fort? — ich mich trennen von Natalien? — Nun es giebt Leitern, beſtechliche Zofen — wir ſahen uns verſtohlen. Sie lag in meinen Armen, als der Graf eintrat. — „Ha, meine Ahnung — er iſt reif!“ — ſo ſchrie der Graf wüthend auf und ſtürzte auf mich los mit gezogenem Stilet. Ohne daß ſein Stoß mich treffen konnte, rannte ich ihn über den Haufen und entfloh. — Spurlos war er andern Tages mit Natalien verſchwunden!“ —

„Es begab ſich, daß ich auf die alte Zigeunerin ſtieß, die du heute bei mir geſehen. Sie ſchwatzte mir ſolch' abentheuerliche Prophezeihungen vor, daß ich gar nicht darauf achten, ſondern meinen Weg fortſetzen wollte. Da ſprach ſie mit einem Ton, der mein Innerſtes durchdrang: „George, mein Herzenskind, haſt du Natalien vergeſſen?“ — Mag es nun Hexerei geben oder nicht, genug, die Alte wußte um meinen Liebesbund, wußte genau, wie ſich alles begeben, betheuerte mir, daß ich durch ſie zu Nataliens Beſitz gelangen ſolle und gab mir auf, mich zu einer beſtimmten Zeit in Hohenfluh einzufinden, wo ich ſie, wiewohl in einer ganz andern Geſtalt, finden werde. — Nun, Berthold, laß mich nicht alles weitläuftig erzählen — mir brennt die Bruſt — ein Wagen rollt auf mich zu — hält — die Reiter kommen näher — Jeſus! ruft eine Stimme im Wagen — es iſt Nataliens Stimme. — Eile — eile, ruft eine andre Stimme — die Reiter biegen ſeitwärts ein. — Die Gefahr iſt vorüber, ſpreche ich, und ſteige in den Wagen — in dem Augenblick fällt ein Schuß, fort geht es! — Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, es iſt Natalie, es iſt die alte Zigeunerin — Sie hat Wort gehalten.“ — „Glücklicher George!“ ſprach Berthold.

„Glücklicher?“ wiederholte George, indem er eine wilde Lache aufſchlug, „ha! noch im Walde holten uns Polizeiſoldaten ein. Ich ſprang aus dem Wagen, die Zigeunerin mir nach, packte mich mit Rieſenkraft und ſchleppte mich in's finſtre Dickicht. — Natalie war verloren. — Ich war in Wuth, die Zigeunerin wußte mich zu beſänftigen, mich zu überzeugen, daß kein Widerſtand möglich, und daß noch keine Hoffnung verloren. Ich vertraue ihr blindlings und wie du uns hier ſiehſt, das iſt ihr Plan, ihr Rath, um der Verfolgung eines mordſüchtigen Feindes zu entgehen.“ —

In dem Augenblick trat die alte Zigeunerin hinzu und ſprach mit krächzender Stimme: „George, ſchon leuchtet der Nachtwurm, wir müſſen fort über die Berge.“

Da wollte es Berthold bedünken, die Alte treibe leeres loſes

Gaukelſpiel mit Georgen, den ſie an ſich gelockt, um durch ihn mit jenen Poſſen mehr Geld zu gewinnen.

Zornig wandte er ſich zur Alten, erklärte, daß er als Georges beſter innigſter Freund es nicht länger zugeben werde, daß er ſchnöder Landſtreicherei und niedrigen Poſſen ſein Kunſtleben opfere, mit ihm ſolle er nach Italien und fragte dann, was ſie überhaupt für ein Recht habe auf den ihm verbundenen Freund.

Da erhob ſich die Alte, die Züge des Antlitzes ſchienen ſich zu veredeln, aus den Augen ſtrahlte ein dunkles Feuer, plötzlich war ihr ganzes Weſen die Würde und Hoheit ſelbſt, ſie ſprach mit feſter volltönender Stimme: „Du fragſt, was für ein Recht ich habe auf dieſen Jüngling? — Ich kenne dich wohl, du biſt der Kupferſtecher Berthold — du biſt ſein Freund, aber ich — o ihr ewigen Mächte! — ich bin — ſeine Mutter!“

Damit faßte ſie Georgen in ihre Arme, und drückte ihn ſtürmiſch an ihre Bruſt. Doch plötzlich überfiel ſie ein krampfhaftes Zittern, ſie ſtieß Georgen von ſich mit abgewandtem Geſicht, ſie ließ ſich erſchöpft, halbohnmächtig auf die Raſenbank, ſie wimmerte, indem ſie ſich mit dem weiten Mantel, den ſie umgeworfen, das Antlitz verhüllte: „Starre mich nicht ſo an, George, mit ſeinen Augen — warum wirfſt du mir immer und ewig mein Verbrechen vor? — Du mußt fort — fort!“ —

„Mutter!“ rief George, indem er der Zigeunerin zu Füßen ſtürzte. Dieſe ſchloß ihn nochmals heftig in ihre Arme, indem ſie keines Wortes mächtig aus tiefer Bruſt aufſeufzte. Sie ſchien in Schlaf zu verſinken. Doch bald erhob ſie ſich mühſam, ſprach wieder ganz Zigeunerin mit krächzender Stimme: „George, ſchon leuchtet der Nachtwurm, wir müſſen fort über die Berge!“ und ſchritt langſam von dannen.

George warf ſich ſprachlos an die Bruſt des Freundes, dem auch das bis zum Entſetzen geſteigerte Erſtaunen die Zunge band.

Bald vernahm Berthold das Trommeln, Pfeifen, Klingeln, den ſchauerlichen Geſang, das Geſchrei des Eſels und das Quicken der Affen und den Jubel des nachziehenden Landvolks, bis alles dumpf verhallte in der weiten Ferne.

Viertes Kapitel.

Förſter, welche am frühen Morgen den Wald durchſtrichen, fanden den jungen Deodatus Schwendy ohnmächtig in ſeinem Blute liegend. Der Branntwein, den ſie in Jagdflaſchen bei ſich führten, that gute Dienſte, ihn in's Leben zurückzurufen, ſie verbanden, ſo gut ſie es vermochten, die Bruſtwunde, packten ihn auf einen Wagen und brachten ihn nach Hohenflüh in das Wirthshaus zum ſilbernen Lamm.

Der Schuß hatte nur die Bruſt ſtark geſtreift, ohne daß die Kugel eingedrungen war, der Wundarzt erkärte daher, daß an Lebensgefahr nicht zu denken, wiewohl der Schreck und die Kälte der Nacht den erſchöpften Zuſtand herbeigeführt, in dem ſich Deodatus befand. Kräftige Mittel würden aber auch dieſen bald heben.

Hätte Deodatus nicht den Schmerz der Wunde gefühlt, das ganze unerklärliche Ereigniß wäre ihm nichts geweſen als ein Traum. Es ſchien ihm gewiß, daß jenes Geheimniß, von dem der Vater in dunklen Worten geſprochen, ſich zu enthüllen begann, daß aber irgend ein feindliches Weſen dazwiſchen getreten, und ſeine Hoffnung vernichtet. Dieſes feindliche Weſen, wer konnte es anders ſeyn, als der Maler George Haberland, der ihm ſo durchaus ähnlich, daß er überall mit ihm verwechſelt worden.

„Und wie," ſprach er zu ſich ſelbſt, „wenn jene Natalie, jener ſchöne Liebestraum, der in ſüßen Ahnungen durch mein Leben ging, nur ihm angehörte, meinem unbekannten Doppeltgänger, meinem zweiten Ich, wenn er ſie mir geraubt, wenn all mein Sehnen, all mein Hoffen ewig unerfüllt bliebe?"

Deodatus verlor ſich in trübe Gedanken, immer dichtere Schleier ſchienen ſeine Zukunft zu verhüllen, jede Ahnung war dahin, er ſah ein, daß er nur auf den Zufall hoffen dürfte, der ihm vielleicht Geheimniſſe erſchließen konnte, welche gar verhängnißvoll, gar gefährlich ſeyn müßten, da ſein Vater, der alte Amadeus Schwendy, es ſelbſt nicht gewagt, ſie ihm zu offenbaren. —

— Der Wundarzt hatte den kranken Deodatus eben verlaſſen, er befand ſich allein, als die Thüre leiſe geöffnet wurde und ein großer in einen Mantel gehüllter Mann hereintrat. Als er den Mantel zurückſchlug, erkannte Deodatus in ihm augenblicklich jenen Fremden wieder, den er im Gaſthauſe zum goldnen Bock auf dem Flur getroffen und er errieth, daß es derſelbe ſein mußte, der ihm das unerklärliche Billet geſchrieben, nämlich der Graf Hektor von Zelies. Es war dem ſo.

Der Graf ſchien ſich Mühe zu geben, den finſtern ſtechenden Blick, der ihm eigen, zu mildern, er zwang ſich ſogar zu einiger Freundlichkeit.

„Wahrſcheinlich,“ ſo begann er, wahrſcheinlich erſtaunen Sie, mich hier zu ſehen, Herr Haberland, noch mehr werden Sie erſtaunen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich hier bin, um Ihnen Frieden, Verſöhnung anzubieten, im Fall Sie gewiſſe Bedingungen“ —

Deodatus unterbrach den Grafen, indem er mit Heftigkeit verſicherte, daß er keineswegs der Maler George Haberland ſey, daß hier ein unglücklicher Irrthum vorwalten müſſe, der ihn in ein Labyrinth unerklärlicher Ereigniſſe ſtürzen zu wollen ſcheine. Starr ſchaute der Graf ihm in's Geſicht und ſprach dann mit einem Blick, aus dem ein wenig der Teufel lächelte: „Sie haben, mein Herr Schwendy oder mein Herr Haberland oder wie Sie ſich ſonſt zu nennen belieben mögen, Natalien entführen wollen?“ —

„Natalie, o Natalie,“ ſeufzte Deodatus tief aus der Seele.

„Hoho,“ ſprach der Graf mit dem bitterſten Ingrimm, „Sie lieben Natalien wohl ſehr?“

„Mehr,“ erwiderte Deodatus, indem er vor Schwäche zurückſank auf ſein Lager, „mehr als mein Leben. — Sie wird mein werden, ſie muß mein werden, in meinem Innerſten glüht die Hoffnung, das Verlangen!“ —

„Welche unerhörte Frechheit,“ fuhr der Graf auf im flammenden Zorn, „he warum traf“ — plötzlich innehaltend, ſeinen Zorn mit Gewalt niederkämpfend, ſprach der Graf, nachdem er einige Augenblicke geſchwiegen, mit erkünſtelter Ruhe: „Verdanken Sie Ihrem Zuſtande, daß ich Sie ſchone, unter andern Umſtänden würde ich Rechte geltend machen, die Sie vernichten könnten. Aber ich verlange nun, daß ſie mir augenblicklich ſagen, wie es geſchehen konnte, daß Sie Natalien ſahen hier in Hohenflüh?“

Der Ton, in dem der Graf ſprach, erfüllte den Deodatus Schwendy mit dem tiefſten Unwillen. Sich trotz ſeiner Schwäche ermannend, richtete er ſich auf und ſprach mit feſtem männlichen Ton: „Es kann nur das Recht der Unverſchämtheit ſeyn, das Sie geltend machen zu können glauben, wenn Sie in mein Zimmer dringen, wenn Sie mich mit Fragen beläſtigen, die ich nicht beantworten kann. Sie ſind mir völlig unbekannt, niemals hatte ich mit Ihnen etwas zu ſchaffen, und dieſe Natalie, von der Sie ſprechen, wiſſen Sie denn, daß dieſe das Himmelsbild iſt, das in meinem Herzen lebt? — Weder in Hohenflüh noch ſonſt irgendwo ſahen meine leiblichen Augen, die — doch es iſt Frevel, zu Ihnen von Geheimniſſen zu reden, die ich bewahre tief in meiner innerſten Bruſt!“

Der Graf ſchien in Staunen und Zweifel zu gerathen, er lispelte kaum hörbar: „Niemals hätten Sie Natalien geſehen? — Und als Sie ſie malten? — Wie wenn dieſer Haberland — dieſer Schwendy“ —

„Genug,“ rief Deodatus, „genug! — Entfernen Sie ſich, nichts habe ich zu ſchaffen mit dem finſtern Geiſt, den ein wahnſinniger Irrthum hinter mir hertreibt und der mich angriff auf den Tod! — Es giebt Geſetze, welche ſchützen gegen hinterliſtigen Meuchelmord — Sie verſtehen mich, Herr Graf!“ —

Deodatus zog ſtark die Glocke. —

Der Graf biß die Zähne zuſammen und maß den Deodatus mit furchtbarem Blick.

„Hüte dich,“ ſprach er dann, „hüte dich, Knabe! Du haſt ein unglückliches Geſicht — hüte dich, daß dein Geſicht nicht noch einem andern mißfalle als mir.“ —

Die Thüre ging auf und herein trat der kleine alte etwas zu dicke Herr mit der goldnen Doſe, den der geneigte Leſer als Mitglied des hochweiſen Rathes an der Wirthstafel im goldnen Bock geſehen und ſehr klug raiſonniren gehört hat.

Der Graf entfernte ſich mit einer drohenden Bewegung gegen Deodatus zur Thüre hinaus und zwar ſo wild und heftig, daß der kleine Rathsherr und ſeine Begleitung darob etwas erſtaunt und verblüfft ſchienen.

Dem Rathsherrn folgte nämlich ein ganz kleines winziges verwachſenes Männlein, das einen großen Stoß Papier unter dem Arm trug und hinterher traten zwei Rathsdiener herein, die ſich ſofort als Wachen an der Thüre poſtirten.

Der Rathsherr grüßte den Deodatus mit ernſter Amtsmiene, das Männlein rückte mit Mühe einen Tiſch vor das Bett, legte die Papiere darauf, holte ein Schreibzeug aus der Taſche, erkletterte den ebenfalls mit Mühe herangerückten Stuhl und ſetzte ſich in ſchreibfertige Poſitur, während der Rathsherr ſich auch auf einen Stuhl dicht vor dem Bette niedergelaſſen hatte und ihn mit weit aufgeriſſenen Augen anſtarrte.

Deodatus wartete ungeduldig, was aus dem allen nun endlich werden ſollte. Endlich begann der Rathsherr pathetiſch: „Mein Herr Haberland oder mein Herr Schwendy, denn Sie, mein Herr, der Sie da vor mir im Bette liegen, belieben zwei diverſe Namen zu führen, unerachtet das ein Luxus iſt, den keine tüchtige Obrigkeit dulden darf. — Nun! — ich hoffe, Sie werden, da der hochweiſe Rath ſchon von Allem auf das Genaueſte unterrichtet iſt, nicht durch unnütze Lügen, Ränke und Schwänke Ihren Arreſt verlängern. Denn arretirt ſind Sie in dieſem Augenblick, wie Sie aus der Poſtirung jener treuen und ehrlichen Rathswächter mit mehrerem erſehen werden.“

Deodatus fragte verwundert, welches Verbrechens man ihn denn anklage, und welches Recht man habe, ihn als durchreiſenden Fremden zu verhaften.

Da hielt ihm aber der Rathsherr vor, daß er wider das erſt neuerdings emanirte Duell-Mandat des gnädigſten Herrn Fürſten auf das Schrecklichſte geſündigt, indem er ſich wirklich im Walde duellirt, welches denn ſchon die Piſtolen, die man in ſeiner Rocktaſche gefunden, hinlänglich bewieſen. Er möge daher nur ohne Weiteres den frechen Mitduellanten, ſo wie die etwanigen Sekundanten nennen und hübſch erzählen, wie ſich alles begeben von Anfang an.

Dagegen verſicherte nun Deodatus ſehr ruhig und feſt, daß hier nicht von einem Duell, ſondern von einem meuchelmörderiſchen Angriff auf ſeine Perſon die Rede. Ein Ereigniß, das ihm ſelbſt unerklärlich, und das einem hochweiſen Rath noch viel unerklärlicher ſeyn werde, habe ihn ganz ohne ſeinen vorbedachten Willen in den Wald geführt. Die gefährliche Drohung eines ihm ganz unbekannten Verfolgers ſey die Urſache, warum er ſich bewaffnet und der hochweiſe Rath würde viel beſſer thun, ſeine Pflicht, für Ruhe und Ordnung zu ſorgen, viel beſſer erfüllen, wenn er, ſtatt auf eine grundloſe Vermuthung hin Arreſt und Unterſuchung zu verfügen, jenem Meuchelmörder nachforſchte.

Dabei blieb Deodatus ſtehen, unerachtet der Rathsherr noch hin und her fragte, und bezog, als dieſer mehr von ſeinen Lebensverhältniſſen wiſſen wollte, ſich lediglich auf ſeinen Paß, der, ſo lange nicht ein gegründeter Verdacht der Falſchheit vorhanden, dem hochweiſen Rath genügen müſſe.

Der Rathsherr wiſchte ſich den Angſtſchweiß von der Stirne. Der Kleine hatte ſchon einmal übers andere den grandioſen Gänſekiel in das Tintenfäßlein getunkt und wieder ausgeſpritzt, ſchreibbegehrliche Blicke auf den Rathsherrn werfend. Der ſchien aber vergebens nach Worten zu trachten. Da ſchrieb der Kleine keck und las mit krächzender Stimme:

„Aktum Hohenflüh den — Auf Befehl eines hieſigen hochweiſen Raths hatte ſich der unterſchriebene Deputirte“ —

„Recht,“ rief der Rathsherr, „recht, liebſter Droſſelkopf, recht, himmliſcher Aktuar, der unterſchriebene Deputirte hatte ſich — der unterſchriebene Deputirte — das bin ich — ich hatte mich“ —

Es war im Rath des Himmels beſchloſſen, daß der unterſchriebene Deputirte ſein Werk nicht vollenden, nicht unterſchreiben, Deodatus vielmehr von dem unſeligen Zuſpruch befreit werden ſollte.

Herein trat nämlich ein Offizier von der Leibgarde des Fürſten, in Begleitung des Wirths, den er, als er Deodatus erblickte, fragte, ob das wirklich der junge Mann ſey, der im Walde verwundet worden. Als der Wirth es bejaht, näherte ſich der Offizier dem Lager des Deodatus und erklärte mit beſcheidner Artigkeit, daß er Befehl habe, den Herrn George Haberland ſogleich zum Fürſten nach Sonſitz zu bringen. Er hoffe, daß ſein Zuſtand kein Hinderniß in den Weg legen würde; übrigens ſeyen alle Vorkehrungen getroffen, daß die Fahrt ihm durchaus nicht nachtheilig ſeyn könne, und es werde auch übrigens der Leibchirurgus des Fürſten beſtändig an ſeiner Seite ſeyn.

Der Rathsherr, auf einmal des Auftrags enthoben, der ihm Angſtſchweiß ausgepreßt, näherte ſich, vollen Sonnenſchein im Antlitz, dem Offizier und fragte mit ſubmiſſer Verbeugung, ob er vielleicht den Arreſtanten ſchließen laſſen ſolle, größerer Sicherheit halber. Der Offizier blickte ihn aber ganz verwundert an und fragte dann ſeinerſeits, ob der geſtrenge Rathsherr wahnſinnig ſey, was er denn für einen Arreſtanten meine? Der Fürſt wolle den Herrn Haberland ſelbſt ſprechen, um alle Umſtände eines Ereigniſſes zu erfahren, das ſeinen Zorn gereizt. Nicht begreifen könne der Fürſt, wie in ſeinem Lande und vorzüglich ganz in der Nähe von Hohenflüh noch ein verruchter Meuchelmörder ſein Weſen treiben dürfe, und werde deshalb die Obrigkeit, der die Sorge für die Sicherheit der Bürger obliege, zur ſchweren Verantwortung ziehen.

Man kann denken, wie dies dem dicken Rathsherrn in alle Glieder fuhr, der kleine Schreiber purzelte aber ſofort vom Stuhle herab und wimmerte unten: er ſey nichts als ein armer höchſt unglücklicher Aktuarius, dem es ganz ſchrecklich ergangen ſeyn würde, wenn er jemals die Zweifel hätte laut werden laſſen, die er ſchon längſt gegen die Weisheit des hochweiſen Raths im Innern gehegt. —

Deodatus betheuerte, um jedem Irrthum vorzubeugen, daß er nicht der Maler Haberland ſey, mit dem er nur große Aehnlichkeit haben müſſe, vielmehr, wie er hinlänglich auf die glaubhafteſte Art nachweiſen könne, Deodatus Schwendy heiße und aus der Schweiz hergereiſet ſey. Der Offizier verſicherte dagegen, daß es hier auf den Namen gar nicht ankomme, da der Fürſt nur eben den jungen Mann zu ſprechen verlange, der im Walde verwundet worden. Nun erklärte Deodatus, daß er denn in jedem Fall der ſey, den der Fürſt gemeint, und daß er, da die Wunde nicht im mindeſten bedeutend, ſich ſtark genug fühle, mitzugehen nach Sonſitz. Der Leibchirurgus des Fürſten beſtätigte dies, Deodatus wurde ſogleich in den bequemſten Reiſewagen des Fürſten gepackt und fort ging es nach Sonſitz.

Ganz Hohenflüh war in Bewegung, als Deodatus durch die Straßen fuhr, und des Verwunderns kein Ende, da es unerhört, daß der Fürſt einen Fremden nach Sonſitz holen laſſen. Eben ſo, ja noch mehr verwunderten ſich aber die Hohenflüher, als ſie die beiden ſeit vielen Jahren tödtlich entzweiten Gevattern und Wirthe zum goldnen Bock und zum ſilbernen Lamm erblickten, wie ſie mitten auf der Straße, auf dem ſogenannten breiten Stein freundlich mit einander konverſirten, ja zutraulich ſich in die Ohren ziſchelten.

Der geneigte Leſer weiß bereits, wodurch der goldne Bock und das ſilberne Lamm verſöhnt wurden, einen noch wirkungsvolleren Grund dieſer augenblicklichen Verſöhnung fanden beide aber jetzt in der gemeinſchaftlichen brennenden, verzehrenden Neugierde, wer wohl der Fremde ſeyn könne, dem das Außerordentlichſte geſchehn. —

Fünftes Kapitel.

Auf den Schwingen des Sturms war das tobende Gewitter ſchnell entflohn über die Berge und nur noch aus weiter Ferne zürnte murmelnd der Donner. Die ſinkende Sonne blickte feurig durch die dunklen Büſche, die tauſend blinkende Kryſtalltropfen abſchüttelnd ſich wollüſtig badeten in den Wogen der lauen Abendluft. — Auf einem von babyloniſchen Weiden umſchloſſenen Platz in jenem Park bei Sonſitz, den der geneigte Leſer ſchon kennt, ſtand der Fürſt mit über einander geſchlagenen Armen wie eingewurzelt und blickte hinauf in das Azur des wolkenloſen Himmels, als wolle er verſchwundene Hoffnungen, ein in Gram und Schmerz verlorenes Leben herab erflehen. — Da wurde in dem Gebüſch der Gardeoffizier ſichtbar, den der Fürſt nach Hohenflüh geſchickt. Ungeduldig winkte er ihn heran und befahl den jungen Menſchen, deſſen Ankunft der Offizier ihm meldete, ſogleich vor ihn zu bringen und ſollte man ſich dazu eines Tragſeſſels bedienen. — Es geſchah wie der Fürſt geboten.

So wie der Fürſt den Deodatus in's Auge faßte, ſchien er auf das Heftigſte bewegt, unwillkürlich entflohen ihm die Worte: „O Gott! — meine Ahnung! — ja — er iſt es!“

Deodatus erhob ſich langſam und wollte ſich dem Fürſten nähern in ehrfurchtsvoller Stellung. „Bleiben Sie,“ — rief der Fürſt „bleiben Sie, Sie ſind ſchwach, ermattet, Ihre Wunde iſt vielleicht gefährlicher als Sie glauben — meine Neugierde ſoll Ihnen auf keine Weiſe nachtheilig ſeyn. — Man bringe zwei Lehnſeſſel.“ —

Alles dieſes ſprach der Fürſt mit halber Stimme, abgebrochen, man merkte, daß er mit Gewalt des Sturms mächtig werden wollte, der in ſeinem Innern tobte.

Als die Lehnſeſſel herbeigebracht, als ſich auf Geheiß des Fürſten Deodatus in den einen hineingeſetzt, als alles ſich ſchon entfernt hatte, ging der Fürſt noch immer mit ſtarken Schritten auf und ab. Dann blieb er vor Deodatus ſtehen und in dem Blick, mit dem er ihn anſchaute, lag der lebendigſte Ausdruck des herzzerreißendſten Schmerzes, der tiefſten Wehmuth, dann war es, als ginge alles wieder unter in der Gluth eines ſchnell auflodernden Zorns. — Eine unſichtbare Macht ſchien ſich feindlich zu erheben zwiſchen ihm und Deodatus, und voll

Entſetzen, ja voll Abſcheu, prallte er zurück und ſchritt wieder heftiger auf und ab, indem er nur halb verſtohlen hinblickte nach dem Jüngling, deſſen Staunen mit jeder Sekunde ſtieg, der gar nicht wußte, wie ſich ein Auftritt enden werde, der ihm die Bruſt zuſchnürte.

Der Fürſt ſchien ſich an Deodatus Anblick gewöhnen zu müſſen, er rückte endlich den Lehnſeſſel halb abwärts von Deodatus und ließ ſich ganz erſchöpft darauf nieder. Dann ſprach er mit gedämpfter beinahe weicher Stimme: „Sie ſind fremd, mein Herr, Sie betraten als Reiſender mein Land. — Was gehen den fremden Fürſten, deſſen Ländchen ich durchreiſe, meine Lebensverhältniſſe an? So können Sie fragen — aber Ihnen ſelbſt unbekannt, giebt es vielleicht gewiſſe Verhältniſſe, gewiſſe geheimnißvolle Beziehungen — doch — genug. — Nehmen Sie mein fürſtliches Wort, daß mich nicht leere kindiſche Neugierde treibt, auch ſonſt keine unlautere Abſicht, aber — ich will, ich muß Alles wiſſen!“

Die letzten Worte ſprach der Fürſt im Zorn entflammt heftig auffahrend von dem Lehnſeſſel. Doch bald ſich beſinnend, ſich zuſammenfaſſend, ließ er ſich auf's Neue nieder und ſprach ſo weich wie vorher: „Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen, junger Mann, verſchweigen Sie mir keines Ihrer Lebensverhältniſſe; ſagen Sie mir insbeſondere, woher und wie Sie nach Hohenflüh kamen, in welcher Art das, was Ihnen in Hohenflüh begegnete, mit früheren Ereigniſſen in Bezug ſtand. Vorzüglich wünſchte ich genau zu wiſſen, wie es mit der weißen Frau“ —

Der Fürſt ſtockte, dann fuhr er fort — wie ſich ſelbſt beſchwichtigend: „Es iſt tolles, wahnſinniges Zeug — aber eine Ausgeburt der Hölle iſt dies Blendwerk oder — nun — ſprechen Sie, junger Mann, ſprechen Sie frei, kein Geheimniß, keine Lü“ —

Eben wollte der Fürſt wieder heftig auffahren, er beſann ſich ſchnell und ſprach das Wort nicht aus, das er auf der Zunge hatte.

Aus der tiefen Bewegung, die der Fürſt zu unterdrücken ſich vergebens mühte, konnte Deodatus wohl abnehmen, daß es ſich hier um Geheimniſſe handle, in die der Fürſt ſelbſt verflochten und die ihm auf dieſe oder jene Weiſe bedrohlich ſeyn müßten.

Deodatus ſeinerſeits fand gar keinen Grund, nicht ſo aufrichtig zu ſeyn, wie es der Fürſt verlangte, und begann von ſeinem Vater, von ſeinen Knaben- und Jünglingsjahren, von ſeinem einſamen

Aufenthalt in der Schweiz zu erzählen. Er gedachte ferner, wie ihn der Vater nach Hohenflüh geſchickt und ihm in geheimnißvollen Worten angedeutet, daß dort der Wendepunkt ſeines ganzen Lebens eintreten, daß er ſelbſt zu einer That ſich angeregt fühlen werde, die über ſein Schickſal entſcheiden würde. Getreu erzählte er nun weiter alles, was ſich mit ihm, mit der weiſen Frau, mit dem Grafen in Hohenflüh begeben.

Mehrmals äußerte der Fürſt das lebhafteſte Erſtaunen, ja er fuhr auf, wie im jähen Schreck, als Deodatus die Namen Natalie — Graf Hektor von Zelies nannte.

Deodatus hatte ſeine Erzählung geendet, der Fürſt ſchwieg mit niedergebeugtem Haupt in tiefes Nachdenken verſunken, dann erhob er ſich, ſtürzte los auf Deodatus und rief: „Ha der Verruchte, dieſes Herz ſollte die Kugel durchbohren, die letzte Hoffnung wollte er tödten, Dich vernichten — Dich, mein“ —

Ein Thränenſtrom erſtickte des Fürſten Worte, er ſchloß ganz Wehmuth und Schmerz den Deodatus in ſeine Arme, drückte ihn heftig an ſeine Bruſt.

Doch plötzlich prallte wie vorher der Fürſt voll Entſetzen zurück und rief, indem er die geballte Fauſt emporſtreckte: „Fort, fort, Schlange, die ſich einniſten will in meiner Bruſt — fort! Du teufliſches Trugbild, Du ſollſt meine Hoffnung nicht tödten, Du ſollſt mir mein Leben nicht verſtören!“

Da rief eine ferne, ſeltſam dumpfe Stimme:

„Die Hoffnung iſt der Tod, das Leben dunkler Mächte grauſes Spiel!“ und krächzend flatterte ein ſchwarzer Rabe auf und hinein in's Gebüſch.

Sinnlos ſtürzte der Fürſt zu Boden. Deodatus zu ſchwach, ihm beizuſtehen, rief laut um Hülfe. Der Leibarzt fand den Fürſten vom Schlage getroffen und in dem bedenklichſten Zuſtande. Deodatus wußte ſelbſt nicht, welches unnennbar ſchmerzhafte Gefühl des tiefſten Mitleids ſeine Bruſt durchdrang, er kniete nieder bei der Tragbahre, auf die man den Fürſten gelegt, er küßte ſeine welk herabgeſunkene Hand und benetzte ſie mit heißen Thränen. Der Fürſt kam zu ſich, die wie zum Tode erſtarrten Augen hatten wieder Sehkraft. Er erblickte Deodatus, winkte ihm fort und rief mit bebenden Lippen kaum verſtändlich: „Weg — weg!“

Deodatus tief erſchüttert von dem Auftritt, der in das Innerſte ſeines Lebens zu dringen ſchien, fühlte ſich der Ohnmacht nahe und auch ſeinen Zuſtand fand der Leibarzt ſo bedenklich, daß es nicht rathſam war, ihn zurückzubringen nach Hohenflüh.

Habe auch, meinte der Leibarzt, der Fürſt den Willen geäußert, daß der junge Menſch ſich wegbegeben ſolle, ſo könne er doch für's Erſte in einem entfernten Flügel des Landhauſes untergebracht werden, und es ſey gar nicht zu befürchten, daß der Fürſt, der wohl in langer Zeit nicht aus dem Zimmer kommen dürfte, ſeinen Aufenthalt im Landhauſe erfahren ſollte. Deodatus, in der That ſo erſchöpft, daß er keines Willens, keines Widerſpruchs fähig, ließ es ſich gefallen, im Landhauſe des Fürſten zu bleiben.

War es ſchon ſonſt im Landhauſe ſtill und traurig, ſo herrſchte jetzt bei der Krankheit des Fürſten das Schweigen des Grabes und Deodatus gewahrte nur dann, wenn ein Diener ihn mit den nöthigen Bedürfniſſen verſorgte oder der Wundarzt ihn beſuchte, daß noch außer ihm Menſchen im Landhauſe befindlich. Dieſe klöſterliche Einſamkeit that indeſſen dem von allen Seiten beſtürmten Deodatus wohl und er hielt eben das Landhaus des Fürſten für ein Aſyl, in das er ſich vor dem bedrohlichen Geheimniß, das ihn umgarnen wolle, gerettet.

Dazu kam, daß durch die ſchmuckloſe, aber freundliche bequeme Einrichtung der beiden kleinen Zimmer, die er bewohnte, vorzüglich aber durch die herrliche Ausſicht, die er genoß, ſein Aufenthalt jenen Reiz wohlthuender Behaglichkeit erhielt, der das verdüſtertſte Gemüth aufzuheitern vermag. Er überſah den ſchönſten Theil des Parks, an deſſen Ende auf einem Hügel die maleriſchen Ruinen eines alten Schloſſes lagen. Hinter dieſen ſtiegen die blauen Spitzen des fernen Gebirges empor. —

Deodatus nutzte ſogleich die Zeit, als er ruhiger geworden und als ihm der Wundarzt dergleichen Beſchäftigung erlaubte, um ſeinem alten Vater ausführlich zu ſchreiben, was ſich alles mit ihm begeben bis zum letzten Augenblick. Er beſchwor ihn, nicht länger zu ſchweigen über das, was ihm in Hohenflüh bevorgeſtanden und ihn ſo in den Stand zu ſetzen, ſeine eigene Lage ganz zu überſehen und ſich gegen die Argliſt unbekannter Feinde zu rüſten. —

Von dem alten verfallenen Schloß, deſſen Ruinen Deodatus aus ſeinen Fenſtern erblickte, ſtand noch ein kleiner Theil des Hauptgebäudes ziemlich unverſehrt da. Dieſer Theil ſchloß ſich mit einem herausgebauten Erker, der, da an der andern Seite die Hauptmauer eingeſtürzt, frei und luftig heraushing wie ein Schwalbenneſt. Eben dieſer Erker war, wie ſich Deodatus durch ein Fernrohr überzeugte, mit Geſträuch, das ſich aus den Mauerritzen hervorgedrängt, bewachſen und eben dieſes Geſträuch bildete ein Laubdach, welches ſich ganz hübſch ausnahm. Deodatus meinte, daß es dort recht wohnlich ſeyn müſſe, wiewohl es unmöglich ſchien, hinaufzugelangen, da die Treppen eingeſtürzt. Um ſo mehr mußte daher Deodatus erſtaunen, als er in einer Nacht, da er noch zum Fenſter hinausſchaute, ganz deutlich ein Licht in jenem Erker bemerkte, das erſt nach einer Stunde wieder verſchwand. Nicht allein in dieſer, ſondern auch in den folgenden Nächten gewahrte Deodatus das Licht und man kann denken, daß der in unerklärliche Geheimniſſe verflochtene Jüngling auch hier wieder ein verhängnißvolles Abentheuer vermuthete.

Er theilte ſeine Beobachtung dem Wundarzte mit, der meinte aber, das Erſcheinen des Lichts in dem Erker könne ſeinen natürlichen einfachen Grund haben. Eben in dem unverſehrten Theil des Hauptgebäudes und zwar im Erdgeſchoß, wären einige Zimmer für den Förſter eingerichtet, der die Aufſicht habe über den fürſtlichen Park; könne nun, wie er ſich bei dem Beſchauen der Ruinen oftmals überzeugt, auch nicht wohl oder wenigſtens nicht ohne Gefahr der Erker beſtiegen werden, ſo ſey es doch möglich, daß vielleicht die Jägerburſche das Schwalbenneſt dort oben erklettert, um ihr Weſen ungeſtört zu treiben.

Deodatus war mit dieſer Erklärung durchaus nicht zufrieden, er ahnte lebhaft irgend ein Abentheuer, das ſich in den Ruinen des Schloſſes verborgen.

Der Arzt verſtattete ihm endlich, in der Dämmerung den Park zu durchwandern, wobei er aber mit Behutſamkeit jeden Ort vermeiden mußte, der aus den Fenſtern des Zimmers, in dem der kranke Fürſt befindlich, überſehen werden konnte. Der Fürſt war nämlich ſo weit hergeſtellt, daß er am Fenſter zu ſitzen und hinauszuſchauen vermochte, ſeinem Scharfblick wäre Deodatus nicht entgangen und fort hätte dieſer müſſen ohne Widerrede. Wenigſtens glaubte der Leibarzt bei der Art, wie der Fürſt damals mit dem Ausdruck des Abſcheues den Jüngling von ſich fortwies, dies vorausſetzen zu müſſen.

Deodatus wanderte, als ihm der Arzt Freiheit gegeben, ſogleich nach dem verfallnen Schloß. Er traf auf den Förſter, der über ſeine Erſcheinung ſehr verwundert that, und, als Deodatus ihm des breiteren ſagte, wie er hergekommen und wie ſich dann alles begeben, ganz unverholen meinte, daß die Herren, die ihn ohne Vorwiſſen des Fürſten einquartiert hätten in's Landhaus, ein gewagtes Spiel ſpielten. Erführe nämlich der Fürſt etwas davon, ſo könne es ſeyn, daß er für's Erſte den jungen Herrn zum Tempel hinauswerfen ließe und alle ſeine Beſchützer hinterher.

Deodatus wünſchte den innern, noch unverſehrten Theil des Schloſſes zu ſehen, der Förſter verſicherte dagegen trocken, daß dies nicht wohl angehe, da jeden Augenblick irgend eine morſche Decke oder ſonſt ein Stück Mauer einſtürzen könne, überdem ſey aber die Treppe ſo verfallen, daß kein ſicherer Tritt möglich und man jeden Augenblick Gefahr laufe, den Hals zu brechen. Als nun aber Deodatus dem Förſter bemerkte, daß er oftmals Licht im Erker erblickt, da entgegnete dieſer im groben barſchen Ton, daß das ein einfältiger Irrthum ſeyn müſſe und daß der junge Herr auch übrigens wohl thun werde, ſich um nichts anderes zu kümmern, als um ſich ſelbſt, und auch nicht auf Beobachtungen auszugehen. Er könne dem Himmel danken, daß er, der Förſter, Mitleiden mit ihm habe und nicht gleich hinginge, und dem Fürſten rein herausſage, wie man gegen ſeinen ſtrengſten Befehl gehandelt.

Deodatus gewahrte wohl, daß der Förſter unter dieſer Grobheit ein gewiſſes verlegenes Weſen zu verſtecken ſich mühte. Beſtätigt fand aber Deodatus die Vermuthung, daß ein Geheimniß hier verborgen, als er, über den Schloßhof ſchreitend, in einem ziemlich verborgenen Winkel des Gemäuers eine ſchmale hölzerne Freitreppe gewahrte, die neuerbaut und eben in den obern Stock des Hauptgebäudes zu führen ſchien.

Sechstes Kapitel.

Des Fürſten Krankheit, die immer bedenklicher wurde, erregte nicht geringe Beſtürzung, nicht geringe Beſorgniß. Schon früher erfuhr nämlich der geneigte Leſer, daß die Gemahlin des Fürſten nebſt dem Kinde, das ſie geboren, auf unbegreifliche Weiſe verſchwand.

Der Fürſt war daher ohne Erben und ſein Nachfolger auf dem Thron ein jüngerer Bruder, der ſich durch ſein übermüthiges Betragen, durch laſterhafte Neigungen jeder Art, denen er auf freche Weiſe fröhnte, dem Hof und dem Volk verhaßt gemacht hatte. Ein dumpfes Gerücht klagte ihn des freventlichſten Verraths an dem Fürſten an und fand darin die Urſache, daß er ſich aus dem Lande entfernen müſſen, ohne daß jemand ſeinen jetzigen verborgenen Aufenthalt kannte.

Die Hohenflüher zerbrachen ſich weidlich die Köpfe, wie es denn nun geben würde, wenn der Fürſt geſtorben. Sie zitterten vor dem tyranniſchen Bruder und wünſchten, er läge, wie es ſchon einmal geheißen, wirklich in dem tiefen Grunde des Meeres.

An der Wirthstafel im goldnen Bock war nun eben von dieſen Dingen ſtark die Rede, jeder ſagte ſeine Meinung und der bekannte Rathsherr urtheilte, ein hochweiſer Rath könne ja bei der Regierung der Stadt auch ein wenig die Regierung des Landes mit übernehmen, bis ſich das weitere finde. Ein alter Mann, der in ſich gekehrt, ſo lange geſchwiegen, ſprach nun mit dem Ton der tiefſten Rührung: „Welch ein herbes Ungemach trifft unſer armes Land; den beſten Fürſten erfaßt irgend ein unerhörtes Verhängniß und raubt ihm alles Lebensglück, alle Ruhe der Seele, bis er dem entſetzlichen Schmerz erliegt! Wir haben von dem Nachfolger alles zu fürchten und der einzige Mann, der feſtſtehen, wie ein Fels im Meer, der unſer Hort, unſer Heil ſeyn würde, dieſer einzige Mann iſt dahin!“ —

Jeder wußte, daß der Alte keinen andern meinte, als den Grafen von Törny, der bald, nachdem die Fürſtin verſchwunden, ſich vom Hofe entfernte.

Graf Törny war in jeder Hinſicht ein ausgezeichneter Menſch. Mit dem ſchärfſten Verſtande, mit der freien Genialität, die den feſten Takt giebt, nur das Richtige zu wollen, und die Kraft es zu vollbringen, verband er das edelſte Gemüth, den regſten Sinn für alles Gute und Schöne. Er war der Beſchützer des Unterdrückten, der raſtloſe Verfolger des Unterdrückers. So mußte es kommen, daß der Graf nicht allein die Liebe des Fürſten, ſondern auch die Liebe des Volks gewann und nur ein ſehr kleiner Theil wagte es, dem Gerücht Glauben beizumeſſen, das ihn als ſchuldbar darſtellte und das, man wußte es, der Bruder des Fürſten, der den Grafen in der tiefſten Seele haßte, auszuſtreuen ſich bemüht hatte. —

Wie aus Einem Munde rief alles an der Wirthstafel: „Graf Törny! unſer edler Graf Törny! — O wäre er noch bei uns in dieſer Zeit der Bedrängniß!" —

Man trank auf des Grafen Wohl. Wurde nun weiter von des Fürſten bedenklicher Krankheit geſprochen, die ihn in das Grab bringen könne, ſo war es natürlich, daß man des jungen Mannes gedachte, in deſſen Gegenwart den Fürſten der böſe Zufall getroffen hatte.

Der kluge Rathsherr witterte die abſcheulichſten Dinge. Es ſey gewiß, meinte er, daß der junge Menſch, der thöricht genug geweſen, den hochweiſen Rath durch zwei diverſe Namen über ſeine Perſon täuſchen zu wollen, ein Spitzbube im höhern Styl geweſen, der Arges im Sinn getragen.

Nicht umſonſt habe der Fürſt ihn nach Sonſitz und heraus nach dem Landhauſe bringen laſſen, um ihn ſelbſt über allerlei hölliſche Anſchläge zu befragen, und die Artigkeit des Offiziers, der bequeme Wagen, der Leibarzt, alles ſey nur Maske geweſen, um den Verbrecher luſtig zu erhalten und guter Dinge, damit er alles gleich geſtehe. Gewiß würde es dem Fürſten gelungen ſeyn, alles heraus zu bringen, wenn ihm nicht die kalte naſſe Abendluft den Schlagfluß zugezogen und der junge Menſch nicht die Verwirrung benutzt hätte, um ſchnell zu entfliehen. Er wünſchte nur, daß der Taugenichts ſich wieder ſehen laſſe in Hohenflüh, da ſolle er nicht zum zweiten Mal der Gerechtigkeit des hochweiſen Raths entrinnen. — Eben hatte der Rathsherr dies geſprochen, als der junge Mann, von dem die Rede, hereintrat, ſtillſchweigend und ernſt die Geſellſchaft grüßte und ſich an die Tafel ſetzte.

„Schönſtens willkommen, beſter Herr Haberland," ſprach der Wirth, der des Rathsherrn böſe Meinung gar nicht theilen konnte, „ſchönſtens willkommen! — Nun! — Sie dürfen gewiß keine Scheu tragen, ſich in Hohenflüh ſehen zu laſſen?" Der junge Mann ſchien über des Wirths Anrede ſehr befremdet, da ſetzte ſich der kleine dicke Rathsherr in Poſitur und begann ſehr pathetiſch: „Mein Herr, ich erkläre Ihnen hiermit" — da faßte ihn aber der junge Mann mit einem ſcharfen durchdringenden Blick ſo feſt in's Auge, daß er verſtummte und unwillkürlich mit einer Verbeugung herausſtotterte: „Ganz gehorſamſter Diener!" —

Vielleicht hat der geneigte Leſer auch ſchon die Bemerkung gemacht, daß es Leute giebt, die, faßt man ſie ſcharf in's Auge, ſogleich wie im Gefühl ſchuldiger Demuth zu grüßen pflegen.

Der junge Mann aß und trank nun, ohne ein Wort zu reden. Auf der ganzen Geſellſchaft lag ein ſchwüles erwartungsvolles Stillſchweigen.

Der Alte, der vorhin geſprochen, redete endlich den jungen Menſchen an, indem er ihn fragte, ob die Bruſtwunde, die er im Walde bei Hohenflüh erhalten, ſchon wieder ganz geheilt ſey. Der junge Mann erwiderte, daß man ſich in ſeiner Perſon irren müſſe, da er nie in der Bruſt verwundet worden.

„Ich verſtehe," fuhr der alte Mann ſchlau lächelnd fort, „ich verſtehe, Herr Haberland, Sie ſind wieder völlig hergeſtellt und wollen von dem unangenehmen Vorfall nicht ferner reden. — Aber da Sie gegenwärtig waren, als unſern guten Fürſten der Schlag traf, ſo werden Sie uns am beſten ſagen können, wie ſich alles begab und was man von dem Zuſtande des Fürſten zu hoffen oder zu fürchten hat."

Der junge Menſch erwiderte, daß derſelbe Irrthum auch hier im Spiele ſeyn müſſe, da er nie in Sonſitz geweſen, nie den Fürſten Remigius geſehen habe. Indeſſen ſey ihm die Krankheit des Fürſten bekannt geworden und er wünſche Näheres darüber zu erfahren.

„Vielleicht," meinte der Alte, „wolle oder dürfe der Herr Haberland von ſeinem Aufenthalt bei dem Fürſten nicht viel ſprechen, vielleicht habe auch das Gerücht vieles von dem entſtellt, was ſich in Sonſitz begeben, ſo viel ſey aber gewiß, daß der Fürſt den jungen Mann, der hier verwundet worden und für den er den Herrn Haberland nun einmal halten müſſe, nach Sonſitz herausholen laſſen und daß ihn bei einem einſamen Geſpräch mit dieſem jungen Manne im Park der Schlag getroffen. Entfernte Diener hatten auch eine ſeltſame dumpfe Stimme rufen gehört:

> „Die Hoffnung iſt der Tod, das Leben dunkler Mächte grauſes Spiel!""

Der junge Menſch ſeufzte tief auf, wechſelte die Farbe, alles verrieth die tiefſte innere Bewegung. Er ſtürzte ſchnell einige Gläſer Wein hinunter, beſtellte eine zweite Flaſche und entfernte ſich aus dem Zimmer. Die Tafel war geendet, der junge Menſch kam nicht wieder. Der Portier hatte ihn ſchnell dem Neudorfer Thor zueilen geſehen. Die Bezahlung für das Couvert lag auf dem Teller.

Nun gerieth der Rathsherr in gewaltigen Amtseifer, ſprach von Nachſetzen, Steckbriefen ꝛc. Der Alte erinnerte ihn aber an einen gewiſſen Vorfall, der ihm, als er bei ähnlichem Anlaß eine unzeitige Thätigkeit bewieſen, eine tüchtige Naſe von der Landesbehörde zugezogen, und meinte, es möchte wohl beſſer ſeyn, ſich um den jungen Mann gar nicht weiter zu kümmern und die Sache ruhen zu laſſen.

Die ganze Geſellſchaft ſtimmte dieſer Meinung bei und der Rathsherr ließ wirklich die Sache ruhen. —

Während ſich dies in Hohenſtüb begab, war Haberlands Doppeltgänger, der junge Deodatus Schwendy, in einen neuen Zauberkreis bedrohlicher Abentheuer gerathen.

Mit magiſcher Gewalt hatte es ihn immer hingezogen nach dem verfallenen Schloſſe.

Als er einſt, da es ſchon dämmerte, vor dem geheimnißvollen Erker ſtand und mit einer Sehnſucht, die er ſelbſt nicht zu deuten wußte, hinaufblickte nach den erblindeten Fenſtern, war es ihm, als gewahre er eine weiße Geſtalt, und in demſelben Augenblick fiel auch ein Stein zu ſeinen Füßen nieder. Er hob ihn auf und löſte das Papier los, mit dem er umwickelt. Er fand folgende Worte mit Bleiſtift kaum leſerlich hing[illegible]

„Georg! — mein Ge[illegible] [illegible] es möglich? täuſcht mich nicht mein aufgeregter Sinn [illegible] — o ihr ewigen Himmelsmächte! — In dieſen [illegible]auern liegt der Vater wie im Hinterhalt — ach! nur [illegible] [illegible]! Fliehe, fliehe, Georg! ehe des Vaters Zorn Dich [illegible]t! Doch nein — bleibe noch! — Ich muß Dich ſehen — [illegible] ein einziger Augenblick ſeliger Wonne, dann fliehen! — bis Mitternacht iſt der Vater abweſend. Komme! — über den Schloßhof — die hölzerne Treppe! doch nein, es iſt nicht möglich. Des Förſters Leute — ſchlafen ſie auch, die wachen Hunde fallen Dich an! Auf der Südſeite ſteht noch eine Treppe, die nach den Zimmern führt, doch iſt ſie morſch und verfallen — Du darfſt es nicht wagen, aber ich komme herab! — O Georg, was vermag alle Argliſt der Hölle gegen ein liebendes Herz. Natalie iſt Dein — Dein auf ewig!“ —

„Sie iſt es,“ rief Deodatus ganz außer ſich, „es iſt kein Zweifel mehr, ja ſie iſt es, der Traum des Knaben, die glühende Sehnſucht des Jünglings! — Hin zu ihr — um ſie nie wieder zu laſſen, aufgeben, lichtvoll aufgehen ſoll des Vaters dunkles Geheimniß! — Aber! — bin ich es denn? — bin ich der Georg?" —

Wie ein tödtender Krampf erfaßte den armen Deodatus der Gedanke, daß ja nicht er, daß es jener unbekannte Doppeltgänger ſey, den Natalie liebe, den ſie wiedergefunden zu haben glaube. Und doch, ſo ſprach das glühende Verlangen der Liebe aus dem Innern heraus, und doch, kann nicht eben jener Doppeltgänger der ſeyn, der ſie täuſcht, kann ich nicht der ſeyn, dem ſie angehört, mit dem ſie geheimnißvolle Bande verknüpfen? Hin zu ihr! — So wie die Nacht eingebrochen, ſchlich Deodatus hinaus aus ſeinen Zimmern. Im Park, unfern des Landhauſes, hörte er Stimmen flüſtern, ſchnell duckte er ſich nieder in's Gebüſch. Da ſchritten zwei, in Mäntel gehüllte, Männer dicht bei ihm vorüber. „Alſo," ſprach der eine, „alſo noch lange könnte es dauern mit dem Fürſten, meinte heute der Leibarzt?" „So iſt es, gnädigſter Herr," erwiederte der andere. „Nun," fuhr der erſte fort, „ſo muß man zu andern Mitteln" — die Worte wurden undeutlich. Deodatus richtete ſich in die Höhe, dem Sprechenden fiel der volle Glanz der leuchtenden Mondesſtrahlen in's Geſicht. Deodatus erkannte mit Entſetzen den Grafen Hektor von Zelies. —

Erbebend vor dem Gedanken, daß der Hölle ſchwarze Ausgeburt, daß der Mord hier im Finſtern lauere, zu gleicher Zeit mit unwiderſtehlicher Gewalt fortgetrieben von glühender Sehnſucht, von dürſtendem Verlangen, ſchlich Deodatus fort. Im Mondlicht fand er die verfallne Treppe an der Südſeite, doch wollte er verzweifeln, als er, kaum einige Stufen hinaufgeklettert, die Unmöglichkeit einſah, in der tiefen Finſterniß, die ihn umgab, weiter fortzukommen. Doch plötzlich leuchtete ein fernes Licht aus dem innern Gebäude ihm entgegen. Er kletterte nicht ohne Gefahr vollends die Treppe herauf, kam in einen hohen weiten Saal. — In blendendem Liebreiz, in hoher Anmuth ſtand das holde Wunder ſeiner Träume vor ihm. „Natalie!" rief Deodatus und ſtürzte dem herrlichen Frauenbilde zu Füßen. Doch mit ſüßem Wohllaut liſpelte Natalie: „Mein George!" und ſchloß den Jüngling in ihre Arme. Keine Worte — nur Blick, nur Kuß, die Sprache heißer ſtürmiſcher Liebesgluth. Da rief Deodatus im Wahnſinn tödtender Angſt, inbrünſtiger Wonne: „Mein — mein biſt du, Natalie! — glaube an mein Ich — ich weiß, mein Doppeltgänger hat dir die Bruſt zerſpalten wollen, aber er traf mich — es war nur eine Kugel, die Wunde iſt geheilt und mein Ich lebt. — Natalie, ſage mir nur, ob du an mein Ich glaubſt, ſonſt erfaßt mich der Tod vor deinen Augen! — Ich heiße auch nicht George, aber doch bin ich ſelbſt mein Ich und kein anderer." —

„Weh mir," rief Natalie, ſich aus des Jünglings Armen loswindend, „George, was ſprichſt du? — Doch nein, nein! — ein bedrohliches Verhängniß hat deine Sinne aufgeregt! — Sey ruhig, ſey ganz mein, George!"

Natalie breitete die Arme aus und Deodatus umfing ſie, drückte ſie an die Bruſt, indem er laut rief: „Ja Natalie, ich bin es, ich bin der, den du liebſt. — Wer will es wagen, wer vermag es, mich aus dieſem Himmel voll Seligkeit zu reißen! — Natalie — laß uns fliehen, laß uns fliehen — fort — daß mein Doppeltgänger dich nicht erreiche — fürchte nichts — es iſt mein Ich, das ihn tödtet!" —

In dem Augenblick ließen ſich dumpfe Tritte hören und: „Natalie, Natalie!" erſcholl es durch die hohen Gemächer. —

„Fort," rief Natalie, indem ſie den Jüngling nach der Treppe drängte und ihm die Lampe, die ſie mitgebracht, in die Hand gab, „fort, ſonſt ſind wir verloren, der Vater iſt gekommen. — Morgen um dieſe Zeit komme wieder, ich werde dir folgen." —

Halb ſinnlos flatterte Deodatus die Treppe hinab, es war ein Wunder zu nennen, daß er nicht hinabſtürzte über die verfallenen Stufen. Unten löſchte er die Lampe aus und warf ſie in's Gebüſch. Kaum war er einige Schritte fortgegangen, als er hinterwärts von zwei Männern gepackt wurde, die mit ihm ſchnell davon rannten, ihn in den Wagen hoben, der vor dem Gitterthor ſtand, und mit ihm davon fuhren im ſauſenden Galopp.

Eine gute Stunde mochte Deodatus gefahren ſeyn, als der Wagen ſtill hielt im dickſten Walde vor einer Köhlerhütte. Männer mit Fackeln traten aus der Hütte, man bat den Jüngling auszuſteigen, er that es. Ein alter ſtattlicher Herr kam ſchnell heran, und mit dem Ausruf: „Mein Vater!" ſtürzte ihm Deodatus an die Bruſt.

„Aus den Schlingen," ſprach der alte Amadeus Schwendy, „aus den Schlingen der Argliſt und Bosheit habe ich dich gerettet, dem Morde habe ich dich entriſſen, mein theurer Sohn! Bald enthüllt ſich nun das Verborgene, bald tagt nun das herauf was du in deiner Bruſt nicht zu ahnen vermagſt." —

Siebentes Kapitel.

Am früheſten Morgen erwachte der Fürſt aus tiefem ruhigen Schlummer. Er ſchien erquickt, die Krankheit gebrochen, mit Ungeduld verlangte er den Leibarzt. Nicht in geringe Verwunderung gerieth dieſer, als der Fürſt ihm in dem mildeſten Ton befahl, den Jüngling, den er, wie er ſehr gut wiſſe, im Landhauſe verborgen, ſogleich zur Stelle zu bringen.

Der Leibarzt wollte ſein Verfahren mit dem Zuſtande des Jünglings, der Ruhe und die ſorgſamſte ärztliche Behandlung erfordert, entſchuldigen, der Fürſt unterbrach ihn aber mit der Verſicherung, daß es keiner Entſchuldigung bedürfe, da er, der Leibarzt, ihm, ohne es zu ahnen, die größte Wohlthat erzeigt. Uebrigens ſey ihm geſtern erſt der Aufenthalt des Jünglings durch den Förſter verrathen worden. —

Deodatus war nun aber ſpurlos verſchwunden, und als der Fürſt dies erfuhr, gerieth er in ſichtliche Bewegung. Mit dem ſchmerzlichſten Tone wiederholte er mehrmals: „Warum entfloh er, warum entfloh er? — Wußte er nicht, daß jede Bethörung weicht im Tode?“ —

Auf Befehl des Fürſten kam der Präſident des Staatsraths, außerdem aber noch der Präſident der oberſten Juſtizkammer mit zwei Räthen. Die Thüren wurden ſogleich verſchloſſen, man konnte vermuthen, daß der Fürſt teſtire.

Am folgenden Morgen verkündete der dumpfe Ton der Glocken den Sonſitzern den Tod des Fürſten, der in der Nacht nach einem wiederholten Anfall des Schlags ſanft und ruhig entſchlummert war.

Der Staatsrath, die oberſten Behörden, verſammelten ſich im Schloß, der letzte Wille des Fürſten ſollte eröffnet werden, da man mit Recht vermuthen konnte, daß bei dem Mangel eines Thronfolgers darin Beſtimmungen enthalten ſeyn würden, wie wenigſtens augenblicklich die Verwaltung des Staats fortgeſetzt werden ſolle.

Der feierliche Akt ſollte beginnen, als plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag hervorgerufen, der verſchollene jüngere Bruder des Fürſten hereintrat und erklärte, daß er nun als regierender Fürſt allein zu gebieten habe und daß jede Verfügung des Fürſten, die des Bruders Rechte auf den Thron auch nur im mindeſten ſchmälere, unwirkſam ſeyn und bleiben müſſe. Mit der Eröffnung des Teſtaments habe es daher Zeit. —

Allen war die unerwartete Erſcheinung des Fürſten Iſidor ein unerklärliches Räthſel, denn niemand wußte, daß Fürſt Iſidor, durch das Alter, überdem aber noch durch falſches Haar, durch Schminke entſtellt und auf dieſe Weiſe unerkannt im Lande hauste, daß er in den letzten Tagen in jenem verfallenen Schloß auf den Tod des Fürſten lauerte.

Gleich nachdem er das Fürſtenthum Reutlingen verlaſſen, hatte er den Namen eines Grafen Hektor von Zelies angenommen und überhaupt jede Spur, wo er geblieben, geſchickt zu vertilgen gewußt. —

Der Präſident des Staatsraths, ein ehrwürdiger Greis, verſicherte dem Fürſten Iſidor feſt in's Auge blickend, daß, bevor nicht der letzte Wille des Fürſten eröffnet, er den Bruder nicht für zur Thronfolge berechtigt halten könne. Gewiſſe Geheimniſſe würden vielleicht kund werden und die Dinge ſich anders geſtalten.

Die letzten Worte ſprach der Präſident mit erhöhter ſtarker Stimme, und man ſah den Fürſten Iſidor plötzlich erblaſſen.

Die Eröffnung des Teſtaments geſchah nun mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten und alle, den Fürſten Iſidor ausgenommen, geriethen über den Inhalt in das frohſte freudigſte Erſtaunen. Der Fürſt hatte erklärt, wie er erſt auf dem Todbette das heilloſe Unrecht eingeſehen, das er der tugendhaften Gemahlin angethan, die er, auf den bloßen Verdacht der Untreue hin, den ihm ein argliſtiger Böſewicht beizubringen gewußt, ſammt dem Kinde, das ſie ihm geboren, verſtoßen und t[illegible]nes ödes Grenzſchloß einſperren laſſen, aus dem ſie entfloh[illegible] daß es möglich geweſen, auch nur die mindeſte Spur weiter von ihr zu erforſchen. Den Sohn, Dank ſey es der himmliſchen Macht, habe er gefunden, denn die innerſte Ueberzeugung ſage es ihm, daß der Jüngling, der unter dem Namen Deodatus Schwendy zu ihm gebracht worden, kein anderer ſey, als eben ſein Sohn, den er in ſataniſcher Verblendung von ſich geworfen. Jeden Zweifel, der über die Identität dieſes Jünglings und ſeines Sohnes entſtehen könne, werde der Graf von Törny heben können, der den Sohn gerettet und erzogen und der unter dem Namen Amadeus Schwendy in tiefer Verborgenheit auf einem Landhauſe bei Lucern wohne. — Daß übrigens der böſe Verdacht, den er gehegt gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt ſeines Sohnes, durchaus nichts vermögen könne, verſtehe ſich von ſelbſt. — Den Reſt des Teſtaments füllten Ausbrüche der tiefſten Reue, Betheuerungen, daß aller Argwohn vertilgt ſey aus ſeiner Bruſt, und an den Sohn und künftigen Herrſcher gerichtete kräftige väterliche Worte.

Fürſt Iſidor ſah ringsumher mit lächelndem Hohn und meinte dann, daß das alles auf einer Viſion des ſterbenden Fürſten beruhen könne, und daß er durchaus nicht geneigt ſey, wohlerworbene Rechte wahnſinnigen Phantaſien aufzuopfern. Wenigſtens ſey der vermeintliche Thronerbe nicht da und es werde ſehr darauf ankommen, was der Graf von Törny ſagen, und wie es ihm gelingen möchte, jene Umſtände, die der Fürſt angeführt, ſo glaubhaft in's Klare zu ſtellen, daß kein Zweifel gegen den Jüngling, der plötzlich als Thronerbe vom Himmel gefallen und der vielleicht ein Abentheurer, aufkommen könne. Zur Zeit werde er daher ſogleich den Thron beſteigen.

Kaum hatte Fürſt Iſidor dieſe Worte geſprochen, als in voller Würde, reich gekleidet, den funkelnden Stern auf der Bruſt, der alte Amadeus Schwendy oder vielmehr der Graf von Törny hereintrat und an ſeiner Hand den jungen Menſchen führte, der ſo lange für ſeinen Sohn Deodatus Schwendy gegolten. Aller Blicke waren auf den Jüngling gerichtet, Alle riefen wie aus Einem Munde: „Es iſt der Fürſt, es iſt der Fürſt!“

Noch waren aber die Wunder des Tages nicht erſchöpft, denn ſo wie Graf Törny die Lippen geöffnet zum ſprechen, ſo unterbrach ihn der Jubel des Volks, der ſich unten auf der Straße vernehmen ließ. „Es lebe die Fürſtin — es lebe die Fürſtin!“ ſo tönte es heraus, und bald trat eine hohe majeſtätiſche Frau in den Saal, der ein Jüngling folgte.

„Iſt es möglich,“ rief der Graf von Törny ganz außer ſich, „iſt es kein Traum? — die Fürſtin — ja es iſt die Fürſtin, die wir verloren glaubten!“ — „Glückſeliger Tag, ſegensreicher Augenblick, Mutter, Sohn, ſie ſind gefunden!“ — So rief die ganze Verſammlung.

„Ja,“ ſprach die Fürſtin, „ja, der Tod eines unglücklichen Gemahls giebt Euch, Ihr Treuergebenen, Eure Fürſtin wieder, doch noch mehr! erblickt den Sohn, den ſie gebar, erblickt Euern Fürſten, Euern Landesherrn!“

Damit führte ſie den Jüngling, der ihr gefolgt, mitten in den

Saal. Ihm trat raſch der Jüngling, der mit dem Grafen von Törny gekommen, entgegen und beide, ſich nicht nur gleichend, nein, einer des andern Doppeltgänger in Antlitz, Wuchs, Geberde, ꝛc. blieben vor Entſetzen wie erſtarrt in den Boden feſtgewurzelt ſtehen! — —

Es möchte hier der Ort ſeyn, dem geneigten Leſer zu ſagen, wie ſich alles begab am Hofe des Fürſten Remigius.

Fürſt Remigius war mit dem Grafen von Törny aufgewachſen, beide ſich gleich an hohem Geiſt und edlem Gemüth fühlten ſich eng verkettet und ſo geſchah es, daß, als der Fürſt den Thron beſtieg, der Freund, den er innig im Herzen trug, den er nicht laſſen konnte, der erſte nach ihm wurde im Staat. Daß der Graf ſich in ſeiner Stellung überall Vertrauen und Liebe gewann, hat der geneigte Leſer bereits erfahren.

Beide, der Fürſt und Graf von Törny waren, als ſie einen benachbarten Hof beſuchten, zu gleicher Zeit in Liebe gekommen und der Zufall wollte, daß Prinzeſſin Angela, welche der Fürſt, und Gräfin Pauline, die der Graf gewählt, eben ſo von Kindheit an in Lieb' und Freundſchaft verbunden waren, als ſie ſelbſt. Sie feierten beide ihre Vermählung an einem und demſelben Tage und nichts in der Welt ſchien ein Glück verſtören zu können, das in ihrem tiefen Innern begründet.

Ein dunkles Verhängniß wollte es anders! —

Je länger die Fürſtin den Grafen Törny ſah, je mehr ſich ihr ſein ganzes inneres Weſen glanzvoll entfaltete, deſto ſtärker, deſto wunderbarer fühlte ſie ſich hingezogen zu dem herrlichen Mann. Die reinſte Himmelstugend, die vorwurffreieſte Treue ſelbſt, gewahrte die Fürſtin endlich mit Entſetzen, daß die flammendſte Liebesgluth ſie verzehre. Sie dachte, ſie empfand nur ihn. Todesöde war in ihrer Bruſt, wenn ſie ihn nicht ſah, alle Wonnen des Himmels ſtiegen herab, wenn er kam, wenn er ſprach! — Trennung, Flucht war nicht möglich und doch der furchtbare Zuſtand, in dem ſie mit der glühendſten Leidenſchaft, mit den qualvollſten Vorwürfen rang, nicht zu ertragen. Es ſchien oft, als wolle ſie ihre Liebe und mit dieſer ihr Leben aushauchen in den Buſen der Freundin. Krampfhaft ſchloß ſie in Thränen gebadet die Gräfin in die Arme und ſprach mit herzzerſchneidendem Ton: „Du Selige, dir glänzt ein Paradies, aber meine Hoffnung iſt der Tod!“ —

Die Gräfin, weit entfernt zu ahnen, was im Innern der Fürſtin vorging, fühlte ſich doch von dem namenloſen Schmerz der Fürſtin ſo tief ergriffen, daß ſie mit ihr klagte und weinte und ſich auch den Tod wünſchte, ſo daß der Graf über die plötzliche Melancholie der ſonſt heitern unbefangenen Frau nicht wenig in Verlegenheit gerieth.

An beiden, an der Fürſtin und an der Gräfin, hatte man ſchon in ihrer früheren Jugend zu Zeiten eine an Hyſterismus grenzende Ueberſpannung bemerkt; mit ſo größerem Recht glaubten daher die Aerzte, alle ſeltſamen Ausbrüche eines krankhaften Ueberreizes, die vorzüglich bei der Fürſtin jedem Beobachter auffallen mußten, dem Zuſtande zuſchreiben zu müſſen, in dem ſich beide Frauen befanden. Beide waren in guter Hoffnung.

Ein ſeltnes Spiel des Zufalls — oder mag es ein wunderbares Verhängniß genannt werden — fügte es, daß beide, die Fürſtin und die Gräfin, in derſelben Stunde, ja in demſelben Augenblick von Söhnen entbunden wurden. — Noch mehr! Mit jeder Woche, mit jedem Tage offenbarte ſich deutlicher eine ſolche Aehnlichkeit, ja eine ſolche völlige Gleichheit beider Kinder, daß es ganz unmöglich, ſie von einander zu unterſcheiden. Beide trugen in ihren kindiſchen Geſichtern aber ſchon deutlich die Züge des Grafen von Törny. Konnte hier noch ein Irrthum, eine Täuſchung ſtatt finden, ſo entſchied der ganz ausgezeichnete Bau des Schädels, ſo wie ein kleines, wie die Mondesſichel geformtes Mal auf der linken Schläfe jene Aehnlichkeit ganz und gar.

Das feindliche Mißtrauen, der böſe Argwohn, der jederzeit in einem verderbten Herzen zu wohnen pflegt, hatte dem Fürſten Iſidor das Geheimniß der Fürſtin verrathen. Er war bemüht geweſen, das Gift dem Fürſten einzuflößen, das er geſogen, doch der Fürſt wies ihn mit Verachtung zurück. Jetzt war der Zeitpunkt da, der dem Fürſten Iſidor gelegen ſchien, ſeinen Angriff auf den Grafen Törny und auf die Fürſtin, die er beide tödtlich haßte, da ſie überall ſeiner böſen Einwirkung entgegenſtanden, zu erneuern.

Der Fürſt wankte, doch nimmermehr hätte jene bloße Aehnlichkeit des Kindes mit dem Grafen Törny den Fürſten zu irgend einem entſetzlichen Entſchluß gebracht, hätte das Betragen der Fürſtin nicht den Ausſchlag gegeben.

Keine Ruhe fand die Fürſtin, wie von dem tiefſten Schmerz, ja von namenloſer Qual zerriſſen, durchjammerte ſie die Tage, die Nächte. Bald bedeckte ſie das Kind mit den zärtlichſten Küſſen, bald gab ſie es mit abgewandtem Geſicht, mit dem Ausdruck des tiefſten Abſcheus zurück. „Gerechter Gott, ſo hart ſtrafſt du das Verbrechen!" dieſen Ausruf der Fürſtin hatten mehrere gehört und auf nichts anderes konnte dies deuten, als auf eine verbrecheriſche That, der nun die bitterſte Reue folgte.

Mehrere Monate vergingen, endlich kam der Fürſt zum Entſchluß. In der Nacht ließ er Mutter und Kind nach einem öden entfernten Grenzſchloß bringen und verwies den Grafen Törny vom Hofe. Aber auch der Bruder, deſſen Anblick dem Fürſten unerträglich, mußte fort. —

Nur der Geiſt hatte geſündigt, irdiſche Begierde keinen Theil daran, feſt ſtand die Treue, aber auch jene Sünde des Geiſtes galt der Fürſtin als ein ſtrafwürdiges Verbrechen, das nur die tiefſte Reue zu ſühnen vermochte.

Der Aufenthalt in dem öden Schloſſe, die ſtrenge Bewachung, alles trug dazu bei, den krampfhaften Zuſtand, in dem ſich die Fürſtin befand, beinahe bis zum Wahnſinne zu ſteigern.

Da begab es ſich, daß eines Tages mit Spiel und Geſang ein Zigeunertrupp daher zog und ſich hinlagerte dicht vor den Mauern des Schloſſes

Der Fürſtin war es, als fielen plötzlich dichte Schleier und ſie vermöge hinauszublicken in ein helles buntes Leben. Eine unausſprechliche Sehnſucht erfaßte ihre Bruſt. — „Hinaus — hinaus in's Freie! — Nehmt mich auf — nehmt mich auf!" — ſo rief ſie, indem ſie die Arme ausſtreckte durch das geöffnete Fenſter. Ein Zigeunerweib ſchien ſie zu verſtehen, denn freundlich winkte ſie ihr zu, und blitzſchnell hatte ein Zigeunerbube die Mauer erklettert. Die Fürſtin nahm ihr Kind, rannte hinab, die Pforte war offen, der Zigeunerbube ſchaffte geſchickt das Kind herüber. Troſtlos ſtand die Fürſtin vor der Mauer, die ſie nicht zu erklettern vermochte. Doch alsbald ſenkte ſich eine Strickleiter herab, wenige Sekunden und ſie war in Freiheit. —

Mit Jubel empfing ſie die Zigeunerhorde, die ihrem Glauben gemäß in der vornehmen Frau, die dem Gefängniſſe entflohen, einen Glücksſtern fand, der ihnen aufgegangen. „Hoho," ſprach ein altes

Zigeunerweib, „ſeht ihr denn nicht, wie die Fürſtenkron' auf ihrem Haupte funkelt! — ſolch ein Glanz kann nie verbleichen.“

Das wilde nomadiſche Herumſtreifen der Zigeuner, ihr Treiben dunkler Wiſſenſchaft, geheimnißvoller Kunſt war der Fürſtin wohlthätig, denn indem ihre, beinahe bis zum wirklichen Wahnſinn geſteigerte, Ueberſpannung frei in's Leben treten konnte, wurde ſie verſöhnt mit dem Leben. Das Kind wußten die Zigeuner geſchickt unterzubringen bei einem alten frommen Landprieſter. Es iſt kaum nöthig zu ſagen, daß es die Fürſtin war, die, als ſie ruhiger geworden und des wilden Lebens ſatt, ſich von der Horde getrennt hatte, auftrat als weiſe Frau mit dem Raben u. ſ. w. und eben ſo iſt es nun erklärt, warum Fürſt Iſidor, den Maler Georg Haberland und den jungen Deodatus Schwendy für eine und dieſelbe Perſon und zwar für den jungen Fürſten haltend, ſich den auf jede Weiſe vom Halſe zu ſchaffen ſuchte, der allein ihm jede Hoffnung auf den Thron vereiteln konnte.

Wunderbar iſt es, daß beide, Haberland und Schwendy, das geliebte Weſen längſt träumten, das ihnen dann in vollem Leben entgegentrat; wunderbar, daß eben dieſes Weſen Natalie, die Tochter des Fürſten Iſidor war, welche beide, der Graf von Törny und die Fürſtin, als auserwählt anſahen, in der Verbindung mit dem Fürſten das dunkle Verhängniß, das bis dahin gewaltet, aufzuhalten, daß beide daher alle Mittel, die ihnen zu Gebote ſtanden, aufbietend, dahin ſtrebten, ein Paar zu vereinen, welches, wie ſie wähnten, eine geheimnißvolle Verkettung der Dinge für einander beſtimmt hatte.

Man weiß, wie nun alle Pläne ſcheiterten, weil die Doppeltgänger auf ihren Wegen ſich durchkreuzten, man weiß auch, wie, als der Fürſt tödtlich erkrankt, ſich alle die, welche ſein Gebot vertrieben hatte, wieder ſammelten in ſeiner Nähe.

Achtes Kapitel.

Alſo! — vor Entſetzen erſtarrt, in den Boden feſtgewurzelt ſtanden die beiden Doppeltgänger ſich gegenüber. Eine dumpfe Gewitterſchwüle lag auf der ganzen Verſammlung, jeder fragte im Herzen: „Welcher von beiden iſt der Fürſt?“

Der Graf von Törny brach zuerſt das Stillſchweigen, indem er dem Jüngling, der der Fürſtin gefolgt, entgegen trat und wie in ſchmerzlicher Wonne rief: „Mein Sohn!“ —

Da blitzten die Augen der Fürſtin von ſtrahlendem Feuer, und ſie ſprach mit niederſchmetternder Hoheit: „Dein Sohn, Graf Törny? — Und wer iſt der, der neben dir ſteht? — Der Räuber eines Throns, der dieſem gebührt, der an meiner Bruſt gelegen?“

Fürſt Iſidorus wandte ſich an die Verſammlung und meinte, daß, da über die Perſon des jungen Fürſten und Thronfolgers vollkommene Ungewißheit herrſche, ſo ſey es natürlich, daß weder der eine noch der andere der beiden Prätendenten den Thron beſteigen könne, vielmehr werde es darauf ankommen, wer von beiden ſeine rechtmäßige Geburt am beſten und glaubhafteſten ausführen werde.

Einer ſolchen Ausführung, verſicherte der Graf von Törny, bedürfe es ganz und gar nicht, da er im Stande ſey, in wenigen Minuten die Verſammlung davon zu überzeugen, daß ſein Zögling der Sohn des verſtorbenen Fürſten Remigius, mithin deſſen rechtmäßiger Thronfolger ſey.

Das, was der Graf von Törny der Verſammlung jetzt vortrug, beſtand in Folgendem:

Zu ſehr war die vertrauteſte Dienerſchaft des Fürſten Remigius dem Grafen ergeben, als daß dieſer nicht von dem Entſchluß des Fürſten unterrichtet ſeyn, ja nicht den Augenblick hätte wiſſen ſollen, der zur Fortſchaffung der Fürſtin und ihres Kindes beſtimmt worden. Der Graf überſah die Gefahr, in die der Thronerbe gerieth, die Verwirrung, die vielleicht künftig die Aehnlichkeit des Kindes mit dem ſeinigen veranlaſſen, das Unglück, welches nach dem Tode des Fürſten einbrechen konnte. Er beſchloß allem vorzubeugen.

Es gelang ihm in ſpäter Nacht in Begleitung zweier vertrauter Räthe, des Vorſtehers des geheimen Archivs, des Leibdoktors, des Wundarztes und eines alten Kammerdieners in das Vorzimmer der Fürſtin zu gelangen. Die alte, ebenfalls in's Vertrauen gezogene Wärterin brachte das Kind herbei, während die Fürſtin eingeſchlummert, dieſem, das in einem durch narkotiſche Mittel hervorgebrachten Schlaf lag, wurde nun von dem Wundarzt ein kleines Zeichen auf die linke Bruſt gebrannt, dann nahm es der Graf Törny, und übergab der Wärterin ſein eignes Kind. Ueber den ganzen Hergang der

Sache wurde ein genauer Akt aufgenommen und derſelbe, dem eine Abbildung des eingebrannten Zeichens beigefügt, von allen gegenwärtigen Perſonen unterſchrieben und beſiegelt, dem Archivarius übergeben zur Aufbewahrung im geheimen fürſtlichen Archiv.

So geſchah es, daß der Sohn des Grafen Törny mit der Fürſtin fortgebracht und der junge Fürſt von dem Grafen von Törny auferzogen wurde, für ſeinen Sohn geltend.

Die Gräfin, niedergebeugt von Gram, troſtlos über das heilloſe Geſchick ihrer Herzensfreundin ſtarb nach ihrer Ankunft in der Schweiz.

Von den Perſonen, die damals bei dem Akt gegenwärtig geweſen waren, lebten noch der Wundarzt, der Archivarius, die Wärterin und der Kammerdiener; auf Graf Törny's Veranſtaltung hatten ſich alle eingefunden auf dem Schloſſe.

Der Archivarius brachte nun den Akt herbei, der im Beiſeyn der vorhin genannten Perſonen geöffnet und von dem Präſidenten des Staatsraths laut verleſen wurde.

Der junge Fürſt entblößte die Bruſt, das Zeichen wurde gefunden, jeder Zweifel war gehoben und heiße Segenswünſche ertönten aus der Bruſt der treuſten Vaſallen.

Mit dem Ausdruck des tiefſten Ingrimms hatte ſich Fürſt Iſidorus entfernt, während der Akt verleſen wurde. — Als nun die Fürſtin ſich allein befand mit dem Grafen von Törny und den beiden Junglingen, da war es, als wollte ihre Bruſt zerſpringen, nicht mehr vermögend, den Sturm der mannigfachſten Gefühle zu bergen. Ungeſtüm warf ſie ſich an die Bruſt des Grafen und rief wie ganz aufgelöſt in ſchmerzlicher Wonne: „O Törny! dein Kind, deinen Sohn haſt du verſtoßen, um den zu retten, der unter dieſem Herzen lag! — Aber ich bringe ihn dir wieder, den Verlornen! — O Törny, wir gehören nicht mehr der Erde an, kein irdiſcher Gram hat hinfort Macht über uns! — Laß uns die Ruhe, die Seligkeit des Himmels genießen! — Ueber uns ſchwebt ſein verſöhnter Geiſt! — Doch was vergaß ich! — ſie harrt, ſie harrt, die ſelige Braut!“

Damit ging die Fürſtin in ein Nebenzimmer und kam zurück mit der bräutlich geſchmückten Natalie. Keines Wortes mächtig, hatten ſich bis jetzt die Jünglinge angeſtarrt mit Blicken, in denen ſich ein unheimliches Grauen abſpiegelte. In dem Augenblick, als die Jünglinge Natalien erblickten, ſchien ein zündender Blitzſtrahl ſie zu beleben; mit dem lauten Ausruf: „Natalie!“ ſtürzten ſie beide los auf das holde Engelskind. Aber auch Natalien faßte tiefes Entſetzen, als ſie die beiden Jünglinge gewahrte, ein Doppeltbild des Geliebten, den ſie im Herzen getragen.

„Ha!“ rief nun wild der junge Törny, „ha! Fürſt, biſt du der der Hölle entſtiegene Doppeltgänger, der mir mein Ich geſtohlen, der mir Natalien zu rauben, der mir das Leben aus der zerfleiſchten Bruſt zu reißen trachtet? — Eitler, wahnſinniger Gedanke! Sie iſt mein, mein!“

Darauf der junge Fürſt: „Was drängſt du dich in mein Ich? — Was habe ich mit dir zu ſchaffen, daß du mich äffſt mit meinem Antlitz, mit meiner Geſtalt! — Fort! hinweg — mein iſt Natalie!“

„Entſcheide, Natalie!“ ſchrie nun Törny, „ſprich — ſchwurſt du nicht Treue mir tauſendmal in jenen ſeligen Stunden, als ich dich malte, als“ — „Ha,“ unterbrach ihn der Fürſt, „gedenke jener Stunde in dem verfallenen Schloß, als du mir folgen wollteſt“ — und nun riefen beide wild durch einander, „entſcheide, Natalie, entſcheide,“ und dann wieder einer zum andern: „Laß ſehen, wem es gelingt, ſich den Doppeltgänger vom Halſe zu ſchaffen — bluten, bluten ſollſt du, biſt du kein ſataniſches Trugbild der Hölle!“

Da rief Natalie im Jammerton troſtloſer Verzweiflung: „Gerechter Gott! wer iſt es, wer von beiden, den ich liebe? — Iſt dies Herz zerſpalten und kann doch leben? — Gerechter Gott — laß mich ſterben, ſterben in dieſem Augenblick!“ — Thränen erſtickten ihre Stimme — Dann beugte ſie das Haupt, hielt beide Hände vor's Geſicht, es war, als ob ſie hinein ſchauen wollte in ihre eigne innerſte Bruſt. Dann ſank ſie nieder auf die Knie, erhob den thränenſchweren Blick, die gefalteten Hände, wie brünſtig betend und ſprach leiſe, mit dem Ton der innigſten herzdurchbohrendſten Wehmuth: „Entſaget!“

„Es iſt,“ ſprach die Fürſtin mit verklärter Begeiſterung, „es iſt der Engel des ewigen Lichts ſelbſt, der zu Euch ſpricht.“

Noch ſtarrten ſich die Jünglinge an, wilde Flammen im Blick — da quoll plötzlich ein Thränenſtrom ihnen aus den Augen, ſie fielen ſich in die Arme, ſie drückten ſich an die Bruſt, ſie ſtammelten: „Ja! — entſagen — entſagen — vergieb — vergieb mir, Bruder!“ — dann der Fürſt zum jungen Törny: „Um meinetwillen verſtieß dich der Vater — um meinetwillen haſt du gelitten — ja ich entſage!“

— Dann der junge Törny zum Fürſten: „Was iſt meine Entſagung gegen die deine! — Ja du, du warſt es, du der Fürſt des Landes, dem die Prinzeſſin beſtimmt.“ —

„Habe Dank,“ rief Natalie, „habe Dank, o ewige Macht des Himmels, es iſt vorüber!“ — Dann drückte ſie den Abſchiedskuß auf die Stirne beider Jünglinge und entfernte ſich wankend auf der Fürſtin Arm geſtützt. —

„Ich verliere dich auf's Neue,“ ſprach der Graf von Törny mit tiefem Schmerz, als der Sohn fort wollte. „Vater,“ rief dieſer, „Vater, laß mir Zeit, laß mir Freiheit, daß ich nicht untergehe, daß dieſes zerriſſene Herz geſunde!“ — Damit umarmte er ſchweigend nochmals den Fürſten, den Vater und eilte ſchnell davon. — —

Natalie begab ſich in ein weit entferntes Fräuleinſtift, deſſen Aebtiſſin ſie wurde. Die Fürſtin, in ihren letzten Hoffnungen getäuſcht, ließ das Grenzſchloß, in dem ſie ſonſt gefangen, bequem einrichten und wählte es zu ihrem einſamen Aufenthalt. Graf Törny blieb bei dem Fürſten. Beide ſahen es gern, daß Fürſt Iſidor wieder außer Landes gegangen.

Ganz Hohenflüh war berauſcht in Jubel und Freude. Die Tiſchlerzunft, unterſtützt von würdigen Zimmerleuten, kletterte an der ſtattlichen Ehrenpforte, jede Gefahr verhöhnend, hin und her, und klopfte und hämmerte rüſtig darauf los, während die Maler, jeden Augenblick des Losſtreichens gewärtig, in den Farbentöpfen rührten und die Gärtnerburſche unabſehbare Kränze flochten von Taxus und buntleuchtenden Blumen. Die Waiſenknaben ſtanden ſchon in die Sonntagskleider gepreßt auf dem Markt, die Schuljugend plärrte: „Heil dir im Siegerkranz,“ als Vorübung, dazwiſchen ſchrie dann und wann eine Trompete, wie die Heiſerkeit ausräuſpernd, und der ganze Mädchenflor gutdenkender Bürger prangte in neugewaſchenen Kleidern, während Bürgermeiſters Linchen allein in weißen kniſternden Atlas angethan, Schweißtropfen vergoß, da der junge Candidat, der zu Hohenflüh der Dichter von Profeſſion, nicht nachließ, ihr die in Verſen abgefaßte Anrede an den Fürſten einzuſtudiren und dabei keinen einzigen deklamatoriſchen Effekt vernachläſſigt haben wollte.

Arm in Arm gingen die beiden verſöhnten Wirthe zum goldnen Bock und zum ſilbernen Lamm die Straße auf und ab, beide ſich ſonnend in dem Gedanken, daß ſie den gnädigſten Landesherrn bewirthet, beide behaglich hinaufſchauend zu dem gewaltigen: Vivat Princeps! das eben über ihren Hausthüren eingeölt wurde, um Abends bei der Illumination mächtig zu flammen. — Man erwartete den Fürſten in wenigen Stunden. —

In Reiſekleidern, Reiſebündel und Mappe auf dem Rücken, ſchlich der Maler George Haberland (kein anderer wollte der junge Graf Törny zur Zeit ſeyn) durch das Neudorfer Thor. — „Ha," rief ihm Berthold entgegen, „herrlich getroffen! — Glück auf, Bruder George! — Ich weiß alles! — Gott ſey gedankt, daß du kein regierender Fürſt biſt, da wäre freilich Alles vorbei geweſen. Aus dem Grafen mache ich mir ganz und gar nichts, denn ich weiß, du biſt und bleibſt Künſtler. Und die, die du liebſt? — Sie iſt kein irdiſches Weſen, ſie lebt nicht auf der Erde, aber in dir ſelbſt als hohes reines Ideal deiner Kunſt, das dich entzündet, das aus deinen Werken die Liebe aushaucht, die über den Sternen thront." —

„Ha Bruder Berthold," rief George, indem ſeine Augen aufſtrahlten in himmliſchem Feuer, „ha Bruder Berthold, du haſt Recht, ſie — ſie ſelbſt iſt die Kunſt, in der mein ganzes Weſen athmet. — Nichts habe ich verloren, und will mich, abgewendet vom Himmliſchen, irdiſcher Schmerz erfaſſen, mich niederbeugen — du — dein unwandelbar heitres Gemüth —

Freundes Troſt, Balſam den Wunden,
Iſt noch nicht für mich verhallt! —"

Die Jünglinge zogen weiter fort über die Berge! —

Die Räuber.

Abentheuer zweier Freunde auf einem Schloſſe in Böhmen *).

Zwei junge Leute, mögen ſie Hartmann und Willibald genannt werden, hatte von Kindheit auf ein gleicher Sinn verbunden. Beide in Berlin hauſend, pflegten, von jugendlicher Lebensluſt beſeelt, jedes Jahr wenigſtens auf kurze Zeit dem drückenden Dienſtgeſchäfte, das ſie belaſtete, zu entfliehen und gemeinſchaftlich irgend eine Reiſe zu unternehmen. Wie es den Norddeutſchen überhaupt eigen, ſehnten ſie ſich ſtets nach dem Süden, und ſo hatten ſie ſchon das ſüdliche Deutſchland in manchen Richtungen durchſtrichen, die herrliche Rheinfahrt gemacht und die vorzüglichſten Städte geſehen. Dasmal war es ihnen aber gelungen, das Dienſtjoch abzuſchütteln auf längere Zeit, als gewöhnlich, und nun ſollte der Plan ausgeführt werden, mit dem ſie ſich längſt herumgetragen. Italieniſche Luft wollten ſie einathmen, wenigſtens bis Mailand vordringen. Sie wählten den Weg über Dresden, Prag und Wien nach dem Wunderlande, deſſen Erſcheinungen ſo mancher im träumenden Sinn hegt, wie ein buntes romantiſches Märlein.

Das Herz ging ihnen erſt recht auf in friſchem Lebensmuth, als ſie hinaus waren aus dem Thore der Reſidenz, wie es denn zu geſchehen pflegt, daß wir das ſchöne Ziel der Reiſe erſt dann recht lebendig vor Augen erblicken, wenn der Wagen hinausrollt in's Freie.

---

*) Rheiniſches Taſchenbuch auf das Jahr 1822. Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer. S. 33–97

Alle kleinlichen Sorgen des Lebens liegen hinter uns, vorwärts, vorwärts ſtrebt der fröhliche Sinn, weit wird die Bruſt und wunderbare Ahnungen erwachen, wenn jauchzender Poſthornſchall hinausruft in die blaue Ferne. Glücklich ohne irgend einen Unfall hatten die Freunde Prag erreicht und nun ſollt' es fortgehen in einem Strich Tag und Nacht bis nach Wien, wo ſie einige Tage zu verweilen gedachten. Gleich hinter Prag vernahmen ſie dumpfe Gerüchte von auf offner Straße vorgefallenen Räubereien, ja von einer Bande, die die Wege unſicher machen ſollte. Da ſich indeſſen nicht das mindeſte ereignete, das jene Gerüchte beſtätigt haben ſollte, ſo achteten ſie nicht weiter darauf. Der Abend begann ſchon zu dämmern, als ſie nach Sudonieſchitz kamen. Hier rieth ihnen der Poſthalter, ihre Reiſe wenigſtens auf der Stelle nicht fortzuſetzen, da vor ein paar Tagen das ſeit vielen Jahren Unerhörte geſchehen. Zwiſchen Weſſeli und Wittingau ſey nämlich der Poſtwagen von Raubgeſindel angefallen, der Poſtillon erſchoſſen, zwei Paſſagiere ſchwer verwundet und dieſe ſo wie der Wagen rein ausgeplündert worden. Schon ſey das Militär, das die waldigte Gegend durchſtreifen ſolle, in Bewegung, und er, der Poſthalter, hoffe andern Tages nähere Nachricht zu erhalten, die abzuwarten ſie gut thun würden. Willibald zeigte ſich geneigt den Rath des Poſthalters zu befolgen; Hartmann dagegen, der ſtets gern beherzt und ſolche Gefahr nicht achtend erſchien, beſtand darauf weiter zu reiſen, da ſie noch vor Einbruch der Nacht das nur vier Stunden entfernte Tabor erreichen könnten, und es überdem gar nicht denkbar, daß das Raubgeſindel, ſchon vom Militär verfolgt, den Muth haben ſolle bis in dieſe Gegend vorzudringen, vielmehr anzunehmen ſey, daß es ſich in ſeine Schlupfwinkel geflüchtet. Als nun Willibald die Piſtolen in ſchußfertigen Stand ſetzte und das Doppelgewehr lud, lachte Hartmann und meinte, Willibald ſchicke ſich ſchlecht zur Reiſe nach Italien, da ſolch ein Abentheuer, wie das gefürchtete, dort jedem Reiſenden begegnet ſeyn müſſe, um den wahren Charakter in die Reiſebeſchreibung zu bringen. Willibald ließ ſich aber gar nicht abhalten, auch Hartmanns Piſtolen, die dieſer zwar zu ſeinem Schutz mitgenommen, aber ungeladen ſehr ſorgfältig im Reiſekoffer verſchloſſen, hervorzuholen und zu laden, indem er ſeinerſeits meinte, daß, reiſe man Abentheuern entgegen, es auch dienlich ſey, ſich zeitig genug darauf vorzubereiten, ſie zu beſtehen.

Immer dunkler und dunkler zogen die Abendwolken auf, die Freunde waren begriffen im lebhafteſten Geſpräch und dachten an keine Gefahr, als plötzlich ein Schuß fiel und aus dem dicken Gebüſch einige Kerle von wildem Anſehen ſprangen, wovon der eine den Pferden in den Zügel fiel, während ein zweiter ſich bemühte, den Poſtillon herunterzuziehen von ſeinem Sitz. Indem es aber dem Poſtillon gelang, ſich durch einen Peitſchenſchlag in's Geſicht des Räubers von dem Angriff zu befreien, hatte Willibald mit ſeinem guten Doppelgewehr den andern ſo richtig auf's Korn gefaßt, daß er wohlgetroffen niederſtürzte. Hartmann wollte ſeine Piſtolen auf den Räuber abdrücken, der auf den Wagen zuſprang, fühlte ſich aber in demſelben Augenblick von einem Schuß verwundet. Willibald ſchoß den zweiten Lauf ſeines Gewehrs auf dieſen Räuber ab, indem der Poſtillon die Pferde anpeitſchte und fortjagte in geſtrecktem Galopp. Nun hörten ſie hinter ſich Schuß auf Schuß fallen, und ein wildes wüthendes Geſchrei. „Ho ho,“ jauchzte der Poſtillon auf, als ſie eine gute Strecke davon waren, „ho, ho, nun iſt's gut, nun iſt's gut, die Jäger des Herrn Grafen ſind heran!“

Alles war der Vorgang eines Moments, und überraſcht von der bedrohlichen Gefahr, ſtets geſpannt, eines wiederholten Angriffs gewärtig, kamen ſie erſt zur Beſinnung, als der Poſtillon ſchon anhielt auf der neuen Station. Unerachtet die Kugel nur Hartmanns rechten Arm geſtreift, blutete die Wunde doch ſo ſtark und ſchmerzte ſo heftig, daß an Weiterreiſen gar nicht zu denken war. Ein elendes Wirthshaus, das kaum die gewöhnlichſte Bequemlichkeit darbot, kein ordentlicher Wundarzt in der Nähe, alles dieſes ſetzte die Freunde in nicht geringe Verlegenheit, die bei Willibald zur ängſtlichſten Sorge wurde, als nach dem Verbande, den ein elender Bartſcheerer ungeſchickt genug angelegt, Hartmann in ein nicht gar leichtes Wundfieber verfiel. Willibald verwünſchte Hartmanns Herzhaftigkeit oder vielmehr ſeinen Leichtſinn, der ſie nun plötzlich feſtbannte in ein verwünſchtes Loch, ſo daß bloß dieſer Aufenthalt nun doch, da ſie dem mörderiſchen Angriff glücklich entronnen, Hartmanns Leben in Gefahr ſetzte und vielleicht gar die ganze Reiſe vereitelte. —

Am andern Morgen, als eben Hartmann erklärte, daß er zur Noth die Reiſe fortſetzen könne, und Willibald hin und her überlegte, was nun gerathener ſey, zu bleiben oder zu reiſen, ohne zum Entſchluß zu kommen, wandte ſich die Sache unvermuthet ganz anders.

Seitwärts, von dem Mulda-Fluß durchſtrömt, lag nämlich die reiche weitläuftige Herrſchaft des Grafen Maximilian von C., und von dieſem an die Freunde abgeſandt, erſchien ein Diener, der ſie auf das dringendſte einlud, ſich auf das Schloß des Grafen zu begeben, das nur wenige Stunden entlegen. Der Herr Graf, fügte der Diener hinzu, habe vernommen, daß die Herren Reiſenden auf ſeinem Gebiet von Raubgeſindel angefallen und der eine von den Herren bei tapferer Gegenwehr ſogar verwundet worden. Zu ſpät wären ſeine Jäger herbeigeeilt, um die Gefahr ganz abzuwenden oder wenigſtens den Herren beizuſtehen. Für ſeine Pflicht halte es daher der Herr Graf, die Herren Reiſenden ſo lange aufzunehmen in ſeinem Schloſſe, bis der verwundete Herr völlig hergeſtellt ſeyn werde und ſeine Reiſe fortſetzen könne.

Die Freunde mußten dieſe Einladung für eine beſondere Gunſt des Schickſals halten, und nahmen daher um ſo weniger Anſtand, ihr zu folgen.

Dem reitenden Diener war eine große wohl ausgepolſterte, mit vier ſchönen Pferden beſpannte Kutſche, in der ſich noch eine Menge weicher Kiſſen befanden, gefolgt. In dieſe wurde von den andern noch mitgekommenen Dienern Hartmann mit einer Behutſamkeit gepackt, als ſey er verwundet auf den Tod, und jeder harte Stoß könne in der That ihm augenblicklich das Leben koſten. Hartmann machte, als ihn die Leute in den Wagen trugen, unerachtet er recht gut zu Fuße, ſolch ein grämliches leidendes Geſicht, als ſey er ſelbſt überzeugt von der großen Gefahr ſeines Zuſtandes, worüber denn Willibald recht herzlich lachen mußte. — Fort ging es nun in ſehr leiſem Trab, Willibald folgte der Krankenkutſche in dem Reiſewagen.

Es ſchien, als habe der Graf die Ankunft der Freunde gar nicht erwarten können, denn ſchon am äußern Portal des Schloſſes wurden ſie von ihm empfangen.

Graf Maximilian von C. war ein ſtattlicher Herr in den ſiebziger Jahren, das zeigte ſein ſchneeweißes Haar und ſein tiefgefurchtes Antlitz. Dem Alter trotzte aber die jugendliche Raſchheit in der Bewegung, die ſtarke wohltönende Sprache und das milde Feuer, das in den großen ſprechenden Augen ſtrahlte. Eben ein ganz beſonderer

Blick dieſer Augen mußte jeden gleich für den alten Herrn einnehmen, denn in ihm ging alle herzliche Gemüthlichkeit eines lebensfrohen Jünglings auf.

Der Graf bewies bei dem Empfang der Freunde einen gaſtlichen Eifer, der ihnen als ganz ungewöhnlich auffallen mußte. Selbſt ergriff er Hartmanns Arm, und half ihn die Treppe heraufführen. Sogleich ſollte in ſeiner Gegenwart der Wundarzt des Schloſſes Hartmanns Wunde verbinden. Der Wundarzt beſorgte das mit geſchickter kunſtgeübter Hand, und erklärte dann, daß die Wunde auch nicht im mindeſten gefährlich ſey, daß das Fieber nur dem erſten ungeſchickten Verbande zuzuſchreiben, daß eine einzige ruhige Nacht auch dieſes vertreiben, und die Wunde in gar kurzer Zeit völlig heil ſein werde.

Während die Freunde ſich nun an den Erfriſchungen erlabten, die der Graf herbeibringen laſſen, gab ſich Willibald ganz der frohen Laune hin, die die unerwartet günſtige Wendung des bedrohlichen Zufalls, der wahrhaft gemüthliche Empfang und die Ausſicht, die wenigen Tage, deren Hartmanns Geneſung bedurfte, recht behaglich zuzubringen, in ihm geweckt. Ein Gleiches that Hartmann, ſo weit es ſein krankhafter Zuſtand erlaubte und verſicherte, daß er nun erſt den größten Schmerz ſeiner Wunde fühle. Dieſer Schmerz ſey aber eigentlich nur pſychiſch, und beſtehe in der tiefen Betrübniß, nicht von dem Tokaier genießen zu dürfen, der ſo herrlich in den blankgeſchliffnen Gläſern perle. Auch dieſer Betrübniß, meinte der alte Graf, müſſe abgeholfen werden, und fragte den Wundarzt auf Gewiſſen, ob Hartmann nicht wenigſtens ein halbes Glas jenes feurigen Weins genießen dürfe. Als nun der Wundarzt, wiewohl kopfſchüttelnd, einwilligte, da erhob der alte Herr ſein gefülltes Glas und rief lachend: Wahrhaftig, die Räuber ſollen leben, in ſo fern ſie nicht von meinen Jägern, oder von den herumſtreifenden Huſaren niedergeſchoſſen oder niedergehauen ſind, denn ihnen verdanke ich eine große Wohlthat. Ja! Ihr lieben wackern Herren — doch nein, nicht Herren, Ihr lieben wackern Freunde; denn befreundet ſeyd Ihr mir in Euerm Weſen ganz und gar, und mir geht bei Euch das Herz ſo auf, als hätt' ich ſchon mit Euch ſeit langer langer Zeit die frohſten Tage verlebt, ja eine wahre Wohlthat iſt es für mich, daß ich Euch aufzunehmen in meinem Schloſſe Gelegenheit fand. — Nach manchem fröhlichen Geſpräch hin und her, nach manchen drolligen Schwänken, die dieſer, jener, ja ſelbſt der alte Graf vorgebracht, ſo daß das anhaltende laute Gelächter auf ein luſtiges Gelag muntrer Jünglinge zu deuten ſchien, meinte der Wundarzt, es ſey Zeit dem Kranken Ruhe zu gönnen. Willibald bat es ſich aus, bei dem Freunde bleiben zu dürfen, und ſo mußte der alte Herr, der ſich ungern von den Freunden trennte, ſich mit dem Verſprechen begnügen, daß beide folgenden Tages unfehlbar bei der Mittagstafel erſcheinen würden. — Er betheuerte, daß ihm die Zeit bis dahin gewaltig lang werden und er dem ſäumenden Koch Exekution in die Küche ſchicken würde, damit er die Tafel beſchleunige. —

Die Freunde verwunderten ſich höchlich über die jugendliche Lebendigkeit des alten Grafen, ſo wie über den ſo ausnehmend gaſtlichen Empfang, deſſen ſie ſich als gänzlich Fremde erfreut, und rühmten das in Gegenwart des jungen Menſchen, der ſich zu ihrer Bedienung eingeſtellt. „Ach!“ ſprach dieſer mit gutmüthigem treuherzigen Ton: „ach meine lieben gnädigen Herren, das iſt nicht immer ſo! Der gnädige Herr Graf, ja der iſt gar zu gern froh und vergnügt, und dabei die Gnade und Güte ſelbſt gegen jedermann, aber er kann es ja nur, wenn fremde Gäſte kommen, aber die kommen ſelten, beinahe gar nicht, denn keiner mag — Nun wenigſtens ſind ſolche fröhliche liebe Gäſte, wie Sie es ſind, und wie ſie eben recht paſſen für unſern gnädigen Herrn Grafen, hier nicht geweſen ſeit Gedenken. Ach! wenn nur nicht —“

Der junge Menſch ſtockte, die Freunde blickten ihn ſchweigend an, geſpannt durch das Geheimnißvolle, was in der Rede lag.

Da fuhr der junge Menſch fort: „Nun, warum ſollt' ich es denn nicht ſagen, es iſt hier im Schloſſe nicht alles ſo wie es ſeyn ſollte, es giebt viel Kummer und Gram und ſo viel unſer eins mit ſeinem ſchwachen Verſtande begreifen kann und davon erfahren hat, mag wohl Grund genug dazu vorhanden ſeyn. Sie bleiben gewiß noch lange Zeit hier, meine gnädigen Herren, unſer gnädiger Herr Graf wird ſolche liebe Gäſte nicht ſo bald von ſich laſſen, da werden Sie ſchon ſelbſt recht gut merken, wo der Has' im Pfeffer liegt.“ —

„Ich wette,“ ſprach Hartmann, als der Diener ſich entfernt, „ich wette, daß der Haſe, der hier im Pfeffer liegt, ein ſehr böſes Thier iſt.“ —

Andern Tages als die Freunde ſich zur Mittagstafel einfanden, ſtellte ihnen der Graf einen ſehr wohlgebildeten Jüngling von edler Geſtalt mit den Worten vor: „Mein Sohn Franz!“ — Er war erſt kürzlich von weiten Reiſen zurückgekehrt, und dem langen Aufenthalt in Paris ſchrieben die Freunde die Bläſſe ſeines übrigens männlich ſchönen Antlitzes und die tiefliegenden Augen zu. Er mochte das Leben genoſſen haben. Man ſchien noch auf eine Perſon zu warten, bald öffneten ſich denn auch die Thüren und ein junges Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit trat herein. Es war die Nichte des Grafen, Gräfin Amalie von T. Außer dieſen Perſonen nahmen noch der Wundarzt und der Kapellan des Schloſſes, ein Geiſtlicher von ehrwürdigem Anſehn, an der Tafel Theil.

Der alte Graf in ſeiner Heiterkeit beharrend, wiederholte den Freunden, wie er den Zufall preiſe, der ſie ihm zugeführt, und dieſe nahmen gar keinen Anſtand, all' ihrer guten Laune, eben ſo wie Tages vorher, den Zügel ſchießen zu laſſen, ſo daß, da auch der Geiſtliche ſich als ein gemüthlicher lebensfroher Mann bewies, das Geſpräch unter dieſen vier Perſonen ſich friſch und lebendig bewegte. Der Wundarzt gehörte zu den Leuten, die mehr ergötzbar als ergötzlich ſind. Ohne beſonders zu ſprechen, lachte er über alles Drollige, was vorkam, und wenn er dann recht herzlich gelacht, fuhr er mit der Naſenſpitze beinahe bis in den Teller hinein, um gnädige Verzeihung bittend, daß er das Komiſche fühle und belache an hochgräflicher Tafel. Dagegen beharrte Graf Franz, nicht eine Miene verziehend, im finſtern Ernſt und nur dann und wann floſſen einige unbedeutende Worte über ſeine Lippen. Gräfin Amalie ſchien gar nicht an der Tafel zu ſeyn, denn, als werde eine ihr ganz fremde Sprache geſprochen, achtete ſie nicht im mindeſten auf das Geſpräch und ſprach ſelbſt nicht ein einziges Wörtlein. Willibald, der Platz neben der Gräfin genommen, beſaß ein ungemeines Talent, ſchweigſame Damen zum Reden zu bringen oder wenigſtens zum Hören. Dieſes Talent wollte er nun geltend machen, indem er das Wort an die Gräfin richtete, dieſe, jene Saite anſchlagend, die ſonſt wohl wiederklingt in dem weiblichen Gemüth. Doch alles umſonſt, die Gräfin blickte ihn mit ihren großen ſchönen, aber etwas todten Augen an und wandte ſich, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wieder von ihm ab, um in's Leere zu ſchauen. Willibald glaubte in Hartmanns Geſicht deutlich zu leſen: Du biſt ein Thor, gieb dir keine Mühe mit der ſtolzen

Närrin, der unter uns es gar nicht recht iſt. — Es wurde auf das Wohl des Kaiſerhauſes getrunken und die Gräfin, die noch keinen Tropfen Weins über die Lippen gebracht, konnte nun nicht umhin ihr Glas zu ergreifen und mit dem Nachbar anzuſtoßen, was ſie mit Widerwillen zu thun ſchien. Willibald noch nicht von ihr ablaſſend, bemerkte, daß es ſeltſame Verſtimmungen des Gemüths gebe, die unauflöslich ſcheinend, doch auch bei Frauen der Kraft des feurigen Geiſtes wichen, der dem edlen Wein entſteige. Ja, dieſer Geiſt wandle jene Verſtimmung oft um in die liebenswürdigſte Laune. Darum wage er die Gräfin zu bitten, den Verſuch zu machen, ob jener Erfahrungsſatz richtig, und das Glas zu leeren. — Die Gräfin ſchaute ihn an wie von ſeiner Aeußerung plötzlich überraſcht und ergriffen, dann ſprach ſie halb leiſe mit einem Ton, der von tiefem Schmerz zeugte: „Verſtimmt? — verſtimmt finden Sie mich? — heilige Jungfrau! iſt es möglich, daß ein zerbrochenes Inſtrument ſtimme! — Nun, fuhr ſie dann gelaſſener fort, Sie mögen es gut meinen, mein Herr, aber mich erhitzt der Wein und ich finde nichts aberwitziger als die ſogenannten Geſundheiten, an denen Herz und Gemüth keinen Theil haben und mit denen man nur den Tribut einer gewiſſen herkömmlichen Schicklichkeit abträgt.“ „So, ſprach Willibald, ſo laſſen Sie, gnädige Gräfin, uns dann die Gläſer leeren auf das, was wir recht tief und unvertilgbar in Herz und Gemüth tragen.“ Da färbten ſich plötzlich die Wangen der Gräfin in hohem Roth, düſtres Feuer blitzte aus ihren Augen, ſie ergriff das Glas, und leerte es, nachdem ſie mit Willibald angeſtoßen, mit einem langen Zuge. Graf Franz, der beiden ſchräg über ſaß, hatte kein Auge von ihnen verwandt, auch er ergriff ſein Glas, leerte es, und ſtieß es ſo heftig auf den Tiſch nieder, daß es klirrend zerſprang in hundert Stücke.

Alles ſchwieg betroffen, der alte Graf ſchien mit geſenktem Blick ſich trübem Nachdenken zu überlaſſen. Während die Freunde bedeutende Blicke wechſelten und ſich ihrerſeits nun gar nicht berufen fühlten das gut machen zu wollen, was das unbewußte Hineintappen in ein Geheimniß verdorben, nahm der Geiſtliche wieder das Wort, und indem er anſcheinend ſehr ernſt begann, wußte er geſchickt ganz unerwartet in irgend einen überaus drolligen Schwank einzulenken. Der Wundarzt, der allein gar keinen Begriff davon zu haben, was vorgegangen, und ängſtlich umherblickend zu fragen ſchien, warum in aller Welt es denn plötzlich ſo ſtill geworden, lachte ganz unmäßig, duckte ſich dann einmal übers andere bis zum Teller und brach zuletzt in die Worte aus: Pardonniren Ew. Excellenz, aber es iſt unmöglich — es ſchadet der Lunge, ſämmtlichen Inteſtinis — man darf es nicht zurück halten, man muß ein bischen losplatzen. Der alte Graf erwachte wie aus einem tiefen Traum, ſchaute in das kirſchbraune Antlitz des Wundarztes und brach dann auch aus in ein lautes Gelächter. Nun lebte das Geſpräch zwar wieder auf, aber es blieb ein erzwungenes mühſam erhaltenes Leben, ſo daß die Freunde froh waren, als die Tafel aufgehoben wurde. Gräfin Amalia entfernte ſich ſchnell und nun erſt ſchien, mit Ausſchluß des Wundarztes, allen eine drückende Laſt entnommen.

Auch Graf Franz war heiter geworden. Er luſtwandelte, während der alte Graf ſich auf ſein Zimmer begab, um wie gewöhnlich zu ruhen, mit den Freunden durch den Park.

In der That, ſprach er, nachdem manches Wort gewechſelt, zu Willibald, mit ſcherzendem doch etwas ſcharfem Ton: In der That, mein Vater hat mir nicht zu viel von Ihrem geſellſchaftlichen Genie geſagt. Es iſt Ihnen etwas gelungen, was Ihnen ſelbſt wohl gar nicht ſo ſchwierig bedünken mag, was ich meines Theils bis jetzt aber für ganz unausführbar halten mußte. — Ich meine, Sie vermochten die Gräfin dahin zu bringen, daß ſie mit Ihnen, der ihr gänzlich fremd, den ſie zum erſtenmal ſah, ſprach. Noch mehr daß ſie auf Ihren Anlaß allem jungfräulichen Sprödethun entgegen ein ganzes Glas Wein mit einem Zuge leerte. — Kennten Sie alle wunderbare Seltſamkeiten der theuren Gräfin ſo genau als ich, Sie würden ſich gar nicht verwundern, wenn ich Sie mit Ihrer Erlaubniß für eine Art Schwarzkünſtler halte.

Doch, erwiederte Willibald lachend, doch hoffe ich, von der guten harmloſen Gattung, die ihren Zauberſtab ſchwingen, nur um Ergötzliches zu Tage zu fördern.

Ueberzeugt, daß es bei der Eiferſüchtelei des jungen Grafen gerathen, nicht tiefer einzugehen in das Kapitel, wandten die Freunde das Geſpräch auf andere Dinge und es wurde der Gräfin und ihrer wunderbaren Seltſamkeiten nicht ferner gedacht.

Als am Abend, nach froh, beinahe üppig verlebtem Tage, die Freunde ſich allein auf ihrem Zimmer befanden, ſprach Hartmann:

Sag' einmal, Willibald, fällt dir denn in dieſem Schloſſe nicht etwas über alle Maßen auf?

Daß, erwiederte Willibald, daß ich nicht wüßte. Mir kommt vielmehr hier im Schloſſe alles ziemlich ordinär vor und es giebt nichts Geheimnißvolles, worauf die geſtrigen Reden des jungen Menſchen zu deuten ſchienen. Der junge Graf iſt verliebt in die Gräfin, die ihn nicht leiden kann, und der alte Herr, der beider Heirath wünſcht, iſt darüber verdrießlich und weiß nicht, wie er es anfangen ſoll, ſie zuſammen zu bringen. Das iſt alles! —

He he, rief Hartmann, das iſt nicht alles! — Merkſt du denn nicht, daß wir mit beiden Füßen recht in der Mitte der Schiller'ſchen Räuber ſtehen? — Der Schauplatz iſt ein altes Schloß in Böhmen, mithin die Decoration richtig. Als ſpielende Perſonen treten auf: Maximilian, regierender Graf, Franz ſein Sohn, Amalia ſeine Nichte. — Nun! und Carl mag der Hauptmann der Räuber ſeyn, die uns überfielen. Es freut mich ſehr, die Begebenheit endlich einmal in der wirklichen Welt anzutreffen, die Schillern zu dem Trauerſpiel Anlaß gab, um mit Gewißheit zu erfahren, was für ein Ende Carl Moor nimmt, ob er von Schweizer erſtochen wird, oder ſich den Gerichten ausliefert. Fraglich iſt es nur, ob wir als zufälliger Chorus es zulaſſen dürfen, daß Graf Franz den Vater in den alten Thurm ſperrt, der, wie du weißt, am Ende des Parks ſteht, vorzüglich da es vor der Hand an Hermann dem Raben fehlt, der ihn füttert.

Willibald lachte ſehr über Hartmanns närriſchen Gedanken, meinte aber doch, daß in der That ein merkwürdiges Spiel des Zufalls hier die wichtigſten Perſonen aus jenem Trauerſpiel, wenigſtens dem Namen nach, bis auf den Haupthelden zuſammen gebracht, ſo daß nur noch ein Hermann und ein alter Daniel fehle.

Wer weiß, erwiederte Hartmann, ob nicht ſchon morgen uns beide erſcheinen. Was aber den Haupthelden betrifft, ſo gehört der vor der Hand nicht in's Schloß, und doch iſt's mir ſo, als würde auch nun nächſtens ein ſeltſam gekleideter Mann mit ſonnverbranntem, wildem Antlitz kommen und ſentimentaler Weiſe rufen: Du weinſt, Amalia? —

Die Freunde ſpannen nach ihrer Weiſe aus, wie nun alles ſich begeben und fügen müſſe, und wetteiferten in allerlei, jenes große aber entſetzliche Trauerſpiel parodirenden Ideen und ſie ſtritten noch dann, als jeder ſchon ſich zu Bette begeben, ſo daß der Morgen zu dämmern begann, als ſie endlich einſchliefen.

Andern Tages hieß es, Gräfin Amalie leide an heftigem Kopfſchmerz und werde ihr Zimmer nicht verlaſſen. Graf Franz war ganz erheitert, gar nicht mehr derſelbe, der er geſtern geweſen, und auch dem alten Grafen ſchien eine große Laſt entnommen.

So kam es, daß das Geſpräch bei der Mittagstafel ſich in rückſichtsloſer Lebendigkeit frei und unbefangen bewegte, ohne auf irgend eine Weiſe verſtört zu werden. Als bei dem Nachtiſch ein feiner feuriger Wein kredenzt wurde und der alte Graf die Freunde fragte, ob man in Berlin wohl dergleichen trinke, da meinte Hartmann, daß er ſich zwar nicht erinnere dergleichen getrunken zu haben, daß er dagegen bei irgend einem Feſte einen uralten Rheinwein genoſſen, der, wie es ihm ſchiene, alles übertroffen, was er bisher von feurigen Weinen gekannt. „Hoho, rief der alte Graf, indem ſein Antlitz vor Freude glänzte, hoho, wir wollen ſehen, was mein Keller vermag. Daniel, rief er dann einem Diener zu, Daniel ſoll einmal ein paar Flaſchen von dem hundertjährigen Rheinwein heraufſchaffen, und den Kryſtall-Pokal dazu!" —

Man kann denken, daß die Freunde ſich ein wenig ſeltſam getroffen fühlten bei dem Namen Daniel. Bald darauf trat ein eisgrauer Mann mit gekrümmtem Rücken herein, und brachte den Wein, ſo wie den Pokal herbei; da konnten ſie ihren Blick nicht von der Geſtalt wegbringen. Hartmann ſah ſeinen Freund Willibald mit einer Miene an, als wollte er fragen: „Nun, hab' ich nicht Recht gehabt?" Da entſchlüpften Willibald die Worte: In der That, das iſt höchſt merkwürdig!

Als nach der Tafel die Freunde mit dem Grafen Franz allein geblieben, und ganz heiter über dieſes und jenes geſprochen, brach der Graf plötzlich ab, und fragte erſt Hartmann, dann Willibald ſcharf fixirend, was ihnen denn ſo aufgefallen, ſo merkwürdig gedünkt bei der Erſcheinung des alten Daniel? — Gewiß, fuhr er fort, als die Freunde betroffen ſchwiegen, gewiß rief der alte treue Diener unſeres Hauſes einer Aehnlichkeit halber irgend ein merkwürdiges Ereigniß aus Ihrem Leben in Ihr Gedächtniß zurück, und iſt dies Ereigniß mittheilbar, ſo geben Sie mir Gelegenheit, das Talent, gut und lebendig zu erzählen, das Sie beide in hohem Grade beſitzen, auf's Neue zu bewundern; ich bitte Sie recht herzlich darum.

Hartmann meinte, daß Daniels Erſcheinung ſie keineswegs an ein merkwürdiges Ereigniß aus ihrem Leben, wohl aber an einen närriſchen Einfall erinnert, der aber viel zu närriſch und dabei zu unbedeutend ſey, um noch einmal wiederholt zu werden.

Als nun aber der Graf nicht nachließ, ſondern immer mehr in die Freunde drang, ihm die Urſache ihres plötzlichen Erſtaunens bei der Mittagstafel zu entdecken, da ſprach Willibald: Können Ihnen denn die innern Gedanken der Fremdlinge, die ein Zufall Ihnen zuführte, von ſo großem Belange ſeyn? — Doch Sie ſollen wiſſen, was in uns vorging, als der alte Daniel hereintrat, mag es ſeyn! — Doch ſagen Sie mir vorher, ſollten Sie an der Aufführung irgend eines dramatiſchen Werks Theil nehmen, würde es Ihnen nicht verdrießlich, ja höchſt fatal ſeyn, einen ſchlechten Charakter darſtellen zu müſſen!

Wenn, erwiederte der Graf lachend, wenn die Rolle ſonſt intereſſant iſt, und Gelegenheit giebt, das Talent zu entwickeln, wie es denn bei Böſewichtern gewöhnlich der Fall zu ſeyn pflegt, ich würde und könnte mich eben nicht ſträuben.

Nun denn, fuhr Willibald fort, mein Freund Hartmann meinte geſtern ſcherzend, hier in einem alten prächtigen Schloß wären die eben auch in einem Schloß ſpielenden Hauptperſonen der Schiller'ſchen Räuber verſammelt, bis auf Hermann und den alten Daniel; als nun bei der Tafel wirklich ſolch ein alter Diener Namens Daniel —

Willibald ſtockte, da er wahrnahm, daß furchtbare Todtenbläſſe des Grafen Antlitz überzog, daß er wankend ſich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

„Verzeihen Sie, ſprach er mit bebenden Lippen, verzeihen Sie, meine Herren, eine Art von Schwindel — ich fühle mich plötzlich krank!" — Sich mit Mühe ermannend, verließ der Graf das Zimmer.

Was iſt das, was geht hier vor? ſprach Hartmann.

Hm, erwiederte Willibald, toller Spuk, Teufeleien! — Ich glaube, du hatteſt Recht, als du meinteſt, der Hecht, der hier im Weiher liege, ſey ein böſes Thier. Entweder iſt Graf Franz wirklich auf irgend eine Weiſe ſchuldbeladen, oder der Gedanke an jenes entſetzliche Verhältniß Amaliens in den Schiller'ſchen Räubern, woran ich ihn ſehr unvorſichtiger Weiſe erinnerte, zerſchnitt ſo tödtend ſein Herz. — Ich hätte ſchweigen ſollen; wer konnte aber auch wiſſen —

Nur, unterbrach Hartmann den Freund, nur jeden Falls mußte es den Grafen kränken, ſich plötzlich in der Rolle jenes hölliſchen Baſtards zu ſehen, und ſchon deshalb hätteſt du nicht mit der Wahrheit herausdrücken, ſondern auf der Stelle irgend eine andere Urſache unſers Erſtaunens angeben ſollen. Gar keine Luſt ſpüre ich übrigens, tiefer in das Geheimniß, das hier obwaltet, dringen zu wollen, und da meine Wunde beinahe ganz geheilt, halte ich für das Gerathenſte, den alten Grafen zu bitten, daß er uns morgenden Tages fortſchaffen laſſe bis zur nächſten Station.

Willibald meinte dagegen, es ſey doch beſſer, noch ein paar Tage zu verweilen, damit Hartmanns gänzliche Geneſung keinen Rückfall und neue Störung der Reiſe befürchten laſſe.

Die Freunde gingen in den Park. Als ſie ſich einem entfernten Pavillon näherten, hörten ſie, wie in demſelben ein Mann zornig ſprach, und dazwiſchen Klagetöne eines Weibes. Sie glaubten die Stimme des jungen Grafen zu erkennen, und vernahmen, als ſie dicht an die Thüre getreten waren, ganz deutlich die Worte: „Wahnſinnige, ich weiß, daß du mich verabſcheueſt, weil ich dich anbete, „weil mein ganzes Weſen nur in dir lebt, athmet! — Aber ihn trägſt „du im Herzen, ihn, den Verruchten, der Schande auf Schande über „uns häuft. Fliehe, bethörtes Weib, fliehe hin, ſuche ihn auf, den „Abgott deiner Liebe, er wartet deiner in der Räuberhöhle oder im „finſtern Kerker! — Doch nein, nein, jenem hölliſchen Teufel zum „Trotz, laſſe ich dich nicht aus meinen Armen.“

„Böſewicht — Hülfe! Hülfe!“ — ſo kreiſchte die weibliche Stimme laut auf.

Willibald ſtieß ohne weiteres die Thüre ein. Gräfin Amalia riß ſich aus den Armen des jungen Grafen, und entfloh mit der Schnelligkeit des aufgeſcheuchten Rehs.

„Ha! rief der Graf den Freunden mit entſetzlicher Stimme entgegen, indem ſeine Augen funkelten in wilder Gluth: Ha! — Ihr kommt eben recht! — Ja, ich bin Franz! ich will es ſeyn! ich muß es ſeyn — ich —“

Plötzlich war ſeine Stimme erſtickt, und mit dem kaum vernehmbaren Wort: Helfer! — ſank er nieder.

So zweideutig den Freunden der ganze Auftritt auch erſchien, ſo ſehr ſie überzeugt waren, daß der Graf in ſeinem Thun wirklich jenem ſataniſchen Böſewicht ähnlich, doch mußten ſie einſehen, daß es Pflicht war, ihm beizuſtehen. Sie richteten den Grafen auf, ſetzten ihn in einen Lehnſeſſel, und Hartmann beſtrich ſeine Stirne mit einem kräftigen Spiritus, den er bei ſich zu tragen pflegte.

Mühſam erholte ſich der Graf und ſprach, beider, Willibalds und Hartmanns Hand erfaſſend, mit einem Ton, der von dem tiefſten herzzerreißendſten Jammer zeugte: „Sie haben Recht! — ein Trauerſpiel, eben ſo entſetzlich als jenes, an das die Namen unſers Hauſes Sie erinnerten, wird vielleicht hier bald aufgeführt! — Ja, ich bin Franz, den Amalia verabſcheut! — Aber nicht, bei Gott, bei allen Heiligen nicht jener Verworfene, deſſen Geſtalt dem Dichter aus der Hölle ſelbſt aufſtieg. Nein nur ein Unglücklicher, den ein ſchwarzes Verhängniß erfaßt, dem ſchmerzlichſten qualvollſten Tode geweiht hat — und dies Verhängniß ruht unvertilgbar in ſeiner eigenen Bruſt. — Verlaſſen Sie mich, erwarten Sie mich in Ihrem Zimmer."

Wirklich trat bald, nachdem die Freunde zurückgekehrt waren in ihr Gemach, Graf Franz ebenfalls hinein. Er ſchien ſich ganz erholt, ganz gefaßt zu haben, und begann mit leiſem ruhigen Ton: Der Zufall hat Sie in den Abgrund blicken laſſen, in dem ich wohl rettungslos untergehen werde. Ich nenne es nicht unbedachtſam, nein, daſſelbe finſtere Geſchick, das bedrohlich über mir ſchwebt, zwang Sie dazu, mich an die ſeltſame Aehnlichkeit der Geſtaltung unſeres Hauſes mit der in jenem ſchauderhaften Trauerſpiel zu erinnern, an die ich, ſo ſehr ſie in's Auge ſpringen mag, doch früher niemals gedacht. Es war, als reichten Sie mir den Schlüſſel dar zu dem furchtbaren Geheimniß, das ſich mir nun aufthun würde, und nicht der Zufall, nein, eben jenes finſtre Geſchick habe Sie hergeführt, mich zu ſtürzen in den Abgrund. Wie mich die Urſache Ihres Erſtaunens bei der Tafel, der ganze Aufſchluß deshalb im Innern zermalmte, wird Ihnen nicht entgangen ſeyn. Erfahren und erſtaunen Sie noch mehr über das räthſelhafte Wirken des waltenden Geiſtes, daß ich wirklich einen älteren Bruder habe, Carl geheißen. Doch nicht jener entſetzliche, aber wahrhaft große Räuberhauptmann iſt jener Carl — nein. — Schwer, ſehr ſchwer wird es mir von der Schmach zu ſprechen, die unſer Haus befleckt, aber das, was ſich vor Ihren Augen ſo eben begab, zwingt mich dazu, und das vollſte Vertrauen hege ich, daß Sie alles, was ich Ihnen entdecke, bewahren werden als ein tiefes

Geheimniß. — Schon in früher Jugend bewies Carl bei einer vorzüglich ſchönen Geſtaltung die ſeltenſten Fähigkeiten des Geiſtes, ja in allem, was er begann, eine ſchimmernde Genialität. Um ſo entſetzlicher ſchien es daher, daß eben ſo früh ſich ſein entſchiedener Hang zu Ausſchweifungen, ja zu Abſcheulichkeiten jeder Art ausſprach. Dieß war unſerm Hauſe, den glorreichen Ahnen ſo fremd, daß mein Vater den Fluch einer grauſen That darin erblicken wollte. — O Gott! — man ſagte, Carl der Erſtgeborne ſey die Frucht eines böſen Frevels, dem meine Mutter unterlag. Auch Amalia ſoll ihre Geburt einem ſchändlichen Truge verdanken, der einer vom Wahnſinn der Liebe zum Verbrechen hingeriſſenen Frau den Mann in die Arme führte, den meine Mutter einſt liebte, und den ſie meinem Vater aufzuopfern gezwungen. — Sie ſehen, daß für einen handfeſten Pſychologen es hier viel zu deuteln giebt, keinen von Ihnen mag ich aber dafür halten. Laſſen Sie mich ſchweigen von der ununterbrochenen Reihe von Bosheiten und ſchlechten Streichen, die, dem Vater zu ſteter Qual, Carls ganze Laufbahn auf einer fremden Univerſität beſchmutzten. — Endlich gelang es dem Vater, ihm Militärdienſte zu verſchaffen. Er brachte es bis zum Hauptmann; es ging in's Feld; da — beſtahl er die Kriegskaſſe, wurde infam kaſſirt und nach der Feſtung geſchafft. — Er entſprang, und wir hörten nichts mehr von ihm. — Man ſchrieb mir vor einiger Zeit, daß man aus guter Quelle wiſſe, der infam kaſſirte Graf Carl von C. ſey als Hauptmann einer Räuberbande im Elſaß eingefangen worden und werde nächſtens hingerichtet werden. Ich habe dafür geſorgt, daß der Vater nichts davon erfährt, nichts davon erfahren kann, dieſer letzte Schlag würde ihn augenblicklich tödten. — Und dieſen Verworfenen liebt die Gräfin, liebt ihn mit einer grenzenloſen wahnſinnigen Inbrunſt. Zwölf Jahre war Amalia alt, als Carl das väterliche Haus verließ, in dem die vater- und mutterloſe Nichte aufgenommen worden. Finden Sie es möglich, daß ein Kind in ſolcher Liebe entbrennen, daß dieſe Liebe, eine unverlöſchbare Flamme, ihr ganzes Weſen ergreifen konnte? Ein ſataniſches Geheimniß iſt dieſe Liebe, und die Schauer der Hölle durchbeben mich oft, wenn ich Amalia erblicke in Gram, in Schmerz aufgelöſt, verzehrt von den Qualen einer Sehnſucht, die alles, was Tugend, was Jungfräulichkeit heißen mag, frech verhöhnt! — Sie wollen von mir ſelbſt hören? — Nun, mit eben der Inbrunſt, mit all' dem Wahnſinn, wie Amalia den verruchten Bruder liebt, ja! — eben ſo liebte ich ſchon, da ich kaum zum Jünglinge gereift, das Kind von zwölf Jahren. Aelter geworden, von ihr verworfen, glaubte ich eine Leidenſchaft, die mir verderblich werden mußte, beſiegen zu können, indem ich ſie preisgab aller anlockenden Luſt der Welt. Ich durchreiſte Frankreich, Italien, aber ihr Bild — ihr Bild, glaubt' ich es verblichen, ſtrahlte immer wieder auf in neuem Glanz! — Tödtendes Gift gährte in meinem Innern! — Nirgends Ruhe, nirgends Raſt! — Wie der Nachtvogel immer enger und enger die Flamme umkreiſt, und endlich in der Gluth ſeines Sehnens ſein Grab findet, ſo kam ich, mit dem feſten Vorſatz, Amalien niemals wieder zu ſehen, ihr doch immer näher und näher, bis ich, dem Willen des Vaters nur ſcheinbar nachgebend, zurückkehrte in das Schloß. Mein Vater ſieht meine Qual, er verabſcheut Amaliens unwürdige Neigung, er glaubt, daß ihr verwirrter Sinn endlich geſunden werde — troſtloſe Hoffnung! — Und doch, indem ich mich ſelbſt als einen Wahnſinnigen betrachte, kann ich nicht laſſen von der, die in meinem Weſen lebend mein Weſen zerſtört! — Und doch! nie bin ich bei dieſer ſteten unnennbaren Qual ſo von den Gedanken der Hölle zerriſſen worden, als in dem verhängnißvollen Augenblick, da Sie das fürchterliche Bild jenes Trauerſpiels mir vor Augen brachten, und ich dann Amalia, die ich in ihren Zimmern glaubte, in dem Pavillon einſam fand. Alle Wuth der brünſtigſten Liebe erwachte in mir und zu ihr geſellte ſich der wilde Zorn der Verzweiflung. — Es iſt vorüber, ich reiße mich los mit Gewalt, — man ſpricht von dem Ausbruch eines neuen Krieges — ich nehme Dienſte. —

Was ſagſt, ſprach Willibald, als die Freunde ſich allein befanden, was ſagſt du zu dem Allem? Ich meine, erwiederte Hartmann, daß dem Herrn Grafen Franz gar nicht zu trauen iſt. Er iſt ganz gewiß in ſeiner Leidenſchaft ein wilder Menſch, und ich bedaure die reizende Gräfin Amalia aus dem Grunde meines Herzens. — Wenigſtens war es ſehr ſeltſam oder vielmehr unzart, daß der Graf, nur um ſich des Auftritts in dem Pavillon halber zu entſchuldigen, uns in die Geheimniſſe des Hauſes einweihte und vor unſern Augen den Namen des Bruders an den Schandpfahl ſchlug.

In dem Augenblick entſtand auf dem Schloßhofe ein großer Tumult. Die Jäger des Grafen nebſt einigen Huſaren brachten eine gute Anzahl eingefangener, zum Theil ſchwerverwundeter Räuber ein. Menſchen von wildem, zum Theil ganz fremdem Anſehen, die, gelang es, ſie zum Reden zu bringen, welches ſchwer hielt, da ſie auf alle Fragen trotzig ſchwiegen, nur ein gebrochenes Deutſch und ein verdorbenes, kaum verſtändliches Italieniſch ſprachen. Andere konnten die Zigeunerliſche Abkunft gar nicht verleugnen und ſprachen fertig böhmiſch. Mit Recht konnte man daraus ſchließen, daß das Räubergeſindel von der italieniſchen Grenze herübergekommen, und ſich in Böhmen durch Zigeunerhorden verſtärkt haben müßte. Als man die Räuber nach ihrem Hauptmann fragte, lachten ſie laut auf und ſagten: der ſey in guter Ruhe und Sicherheit, der ſey nicht ſo leicht zu fangen, als man wohl denke. Wirklich hatte ſich, wie die Jäger erzählten, ein Trupp der Räuber mit der Wuth der Verzweiflung durchgeſchlagen, und war, da die Nacht eingebrochen, im Dickicht des Waldes entkommen. — Ein Grund mehr, ſprach der Graf anmuthig lächelnd zu den Freunden, warum ich Sie noch durchaus nicht von mir laſſen kann. Jede Gefahr muß erſt aus dem Wege geräumt ſeyn.

Abends war Willibald aus der Geſellſchaft, die wie gewöhnlich aus den beiden Grafen, dem Geiſtlichen und dem Wundarzt beſtand — Amalie fehlte — verſchwunden. Schon wollte man ihn aufſuchen, als er eintrat. Hartmann merkte es dem Freunde an, daß ihm etwas ganz Seltſames begegnet ſeyn müſſe, und es war dem wirklich ſo. Kaum waren die Freunde auf ihrem Zimmer allein, als Willibald losbrach: „Nein, es iſt höchſte Zeit, daß wir forteilen. Das unheimlich Seltſame häuft ſich zu ſehr und es will mich bedünken, daß wir dem Räderwerk, das hier ein beſonderes böſes Verhängniß zu treiben ſcheint, zu nahe kommen und von dem Schwungrad ergriffen unaufhaltſam hineingeſchleudert werden könnten in's Verderben. — Du weißt, daß ich dem alten Grafen etwas mitzutheilen verſprochen von meiner Schreiberei. Als ich nun mit dem Manuſcript, das ich hervorgeſucht aus meinem Koffer, in der Hand, hinabkomme, gerathe ich in meiner Zerſtreuung in den großen Saal auf der linken Seite, der wie du weißt, mit großen Gemälden behängt iſt. Der Rubens, den wir ſchon neulich bewunderten, zieht mich auf's Neue an. Indem ich nun aber davor ſtehe und ihn betrachte, geht eine Seitenthür auf und Gräfin Amalia tritt herein. Du meinſt, noch ganz verſtört, ganz außer ſich über das, was ſich vor ein paar Stunden begeben? — Nichts weniger als das! — Ganz heiter und unbefangen tritt ſie auf mich zu, und beginnt von den Gemälden und den verſchiedenen Meiſtern, die hier verſammelt, zu ſprechen, indem ſie ſich vertraulich in meinen Arm hängt und langſam den Saal mit mir hinabwandelt. „Doch, ruft ſie endlich aus, als wir uns am Ende des Saals befinden, doch, giebt es etwas Langweiligeres, als ſo viel zu ſprechen von todten Bildern? Hat das friſche Leben ſo wenig Anſpruch an uns, daß wir uns davon abwenden?" —

Und damit öffnet ſie die Thüre und wir durchwandeln zwei, drei Zimmer, bis wir endlich in ein mit dem ausgeſuchteſten Geſchmack dekorirtes Gemach treten.

„Ich begrüße Sie in meiner Behauſung," ſpricht Amalia und nöthigt mich neben ihr Platz zu nehmen auf dem Sopha.

Du magſt dir es vorſtellen, daß mir in der Nähe des reizenden Weibes, die ſonſt mir ſchroff und kalt erſchienen, jetzt die Anmuth, die Lieblichkeit ſelbſt war, ganz ſeltſamlich zu Muthe wurde. Ich gedachte eben in den ſchönſten Redensarten ganz ausnehmend liebenswürdig zu ſeyn und rüſtete mich, irgend einen leuchtenden Geiſtesblitz abzuſchießen, als mir die Gräfin mit einem Blick in die Augen ſtarrte, vor dem ich augenblicklich verſtummte.

Sie nahm meine Hand und fragte: Finden Sie mich ſchön? — So wie ich die Lippen öffnen wollte zur Antwort, ſprach ſie weiter: Ich verlange keine Schmeichelei, die mir in dieſem Augenblick nur zu abgeſchmackt erſcheinen müßte. Mir genügt ein einfaches Ja oder Nein! — „Ja!" erwiederte ich nun, und ich möchte wohl wiſſen, wie dieſes Ja! geklungen haben mag, das ich ſchnell ausſtieß in einer Art von ſeltſamer Beſtürzung.

„Könnten Sie mich lieben?" fragte die Gräfin weiter, indem mir ihr Blick ſagte, daß ſie auch wieder nichts anders verlange als ein einfaches Ja oder Nein.

Der Teufel nehme ſich anders, ich habe kein weißes kaltes Blut, keine philiſterige Fiſchnatur. „Ja!" rief ich und drückte ihre Hand, die noch immer die meine faßte, an die bebenden Lippen und küßte ſie einmal über das andere mit einer Inbrunſt, die ihr gar keinen Zweifel laſſen mußte, wie jenes Ja! recht aus dem tiefen Herzen gekommen.

Nun dann, rief die Gräfin wie aufjauchzend vor Freude, ſo reißen Sie mich aus meinem Verhältniß, das mir täglich, ſtündlich den qualvollſten Tod giebt. — Sie ſind Fremde — Sie gehen nach Italien — ich folge Ihnen — entführen Sie mich dem Verhaßten — retten Sie mich zum zweitenmal! --

Wie ein jäher Blitz traf mich jetzt der Gedanke, wie unbeſonnen ich dem Eindruck des Augenblicks der aufgeregten Sinnlichkeit nachgegeben. Ich fuhr zuſammen, die Gräfin ſchien das gar nicht zu bemerken, ſondern fuhr ruhiger fort: Nicht verſchweigen will ich Ihnen, daß mein ganzes Weſen einem andern gehört und ich daher auf eine ganz uneigennützige Tugend rechne, wie ſie wohl kaum zu finden. Doch — eben ſo wenig will ich leugnen, daß es unter gewiſſen Umſtänden möglich ſeyn würde, Ihnen den höchſten Lohn der Liebe zu gönnen — und ich würde reich lohnen! — Iſt nämlich jener, den ich im Herzen trage ſeit meiner Kindheit, nicht mehr unter den Lebendigen, ſo — Sie bemerken, daß ich, da ich dies auszuſprechen vermag, mich ſelbſt bis in das Innerſte hinein geprüft habe und daß meine Entſchlüſſe nicht von der jähen Aufregung eines entſetzlichen Augenblicks erzeugt wurden. Uebrigens weiß ich, daß Sie und Ihr Freund die Verhältniſſe hier im Schloß mit der Expoſition eines gewiſſen furchtbaren Trauerſpiels verglichen haben. Es liegt darin etwas Seltſames, Verhängnißvolles.

Was um aller Welt willen der Gräfin ſagen? — Welche Antwort lag im ganzen Reiche des Möglichen? — Die Gräfin riß mich aus der Verlegenheit, indem ſie ſehr ruhig ſprach: Jetzt nichts weiter — verlaſſen Sie mich — wir ſprechen weiter zur gelegenen Zeit. —

Schweigend küßte ich der Gräfin die Hand und entfernte mich nach der Thüre. Da eilte die Gräfin mir nach, warf ſich wie in heller Liebesverzweiflung mir in die Arme, glühende Küſſe brannten auf meinen Lippen, ſie rief mit einem Ton, der meine Bruſt zerfleiſchte: Rette mich! — Halb betäubt, beſtürmt von den widerſprechendſten Gefühlen, wurde es mir unmöglich, zu Euch zurückzukehren. Ich lief hinab in den Park. Es war mir, als habe ich das höchſte Liebesglück gewonnen, als müßt' ich, rückſichtslos mich hinopfernd, thun, was die Gräfin geboten, bis ich, ruhiger geworden, den Wahnſinn eines ſolchen verderblichen Unternehmens einſah. — Du haſt bemerkt, daß Graf Franz mich, ehe wir in unſer Zimmer hinaufgingen, bei Seite nahm und heimlich mit mir redete. — Nun, nichts anders gab er mir zu verſtehen, als daß er unterrichtet ſey von der Neigung, die die Gräfin zu mir gefaßt. „Ihr," ſo ſprach der Graf, „Ihr ganzes Weſen, Ihre ganze Art zu ſeyn, erfüllt mich „mit dem unbedingteſten Zutrauen, darum darf ich Ihnen ſagen, „daß ich mehr ahne, als Sie wohl denken mögen. — Sie ſprachen „die Gräfin. — Hüten Sie ſich vor Armidens ſinnbethörender Verlockung — ſeltſam muß Ihnen das aus meinem Munde klingen „— doch, das iſt eben der böſe Fluch, der mich verfolgt, daß ich „mir meines Wahnſinns bewußt bin, und mich nicht herauszureißen „vermag aus dem heilloſen Zuſtande, der mich verderbt und den ich „dennoch zu lieben gezwungen." —

Du ſiehſt, Freund Hartmann, daß ich mich jetzt hier in ſolch toller verwirrter Lage befinde, die die ſchnelle Abreiſe unbedingt nothwendig macht."

Hartmann war nicht wenig erſtaunt über alles das, was ſich mit ſeinem Freunde Willibald begeben, und beide, nachdem ſie noch manches über die Lage der Dinge auf dem Schloſſe hin und her geſprochen, waren einſtimmig der Meinung, daß ſich hier wohl alles aus gewiſſen bedrohlichen Abgründen der menſchlichen Natur entwickelt haben müſſe.

Mit den erſten Strahlen der Sonne erwachten die Freunde aus dem Schlaf. Blüthendüfte hauchten durch das geöffnete Fenſter und draußen in Wald und Flur war alles Leben und Luſt. Die Freunde beſchloſſen, noch vor dem Frühſtück einen Gang durch den Park zu machen. Als ſie nun in den entfernteren Theil kamen, der an den Forſt grenzte, vernahmen ſie ein eifriges Geſpräch und erblickten bald darauf den alten Daniel und einen großen ſtattlich gekleideten Mann, die gar wichtige Dinge abzuhandeln ſchienen. Endlich gab der Fremde dem Alten ein kleines Papier und ging, von Daniel begleitet, waldeinwärts, wo in geringer Entfernung ein Jäger mit zwei Reitpferden ſtand. Beide, der Jäger und der Fremde, ſchwangen ſich auf und jagten in vollem Galopp davon. Als Daniel zurückkehrte, ſtieß er gerade auf die Freunde. Er fuhr erſchrocken zuſammen, dann ſprach er aber lächelnd: Ei, ei, ſchon ſo früh auf, meine Herren? — Nun, da war eben der fremde Herr Graf hier, der unſer Nachbar werden will. Er hat ſich hier ein wenig umgeſehen, ich habe ihn überall herumführen müſſen. So wie er nun ſein Schloß bezogen, will er einſprechen bei unſerem gnädigen Herrn Grafen und um gute freundliche Gaſtfreundſchaft bitten. —

Auch dieſer Fremde, das Erſchrecken Daniels, wollte den mißtrauiſch gewordenen Freunden gar bedenklich vorkommen.

Mit vieler Mühe errangen die Freunde vom alten Grafen das Verſprechen, daß ſie anderen Morgens fortgeſchafft werden ſollten, dafür wollte er aber dieſen Tag nicht aus ihrer Geſellſchaft kommen. Das war, was Willibald, der Amalien fürchtete wie ein ſcheues Kind, nur wünſchen konnte. Der Morgen verging heiter und froh, als man ſich bereitete zur Tafel zu gehen, fehlte Gräfin Amalia. „Der Kopfſchmerz wird ſich wieder eingeſtellt haben," ſprach der alte Graf verdrießlich. Da ging die Thüre auf, Gräfin Amalia trat herein und den Freunden ſtockte der Athem. Auf das Köſtlichſte war ſie in dunkelrothen Sammt gekleidet, ein funkelnder Gürtel umſchloß feſt den ſchlanken Leib, und eben ſolch ein prächtiger Schmuck erhöhte den Reiz des blendenden Nackens, während reiche Spitzen den ſchwellenden Buſen nur halb verbargen. Die dunklen Locken waren mit Perlenſchnüren und Myrthen durchflochten, Handſchuhe und Fächer vollendeten den feſtlichen Putz. Sie ſtrahlte in ſolchem Glanz der Schönheit, daß ein tiefes Schweigen von der Ueberraſchung ſelbſt derer zeugte, die ſie wohl ſchon öfters ſo geſchmückt geſehen.

„Mein Himmel, begann der alte Graf, was bedeutet das, Amalia, du biſt ja geſchmückt, als ſollteſt du, eine frohe Braut, vor den Altar treten."

„Bin ich denn keine glückliche Braut?" ſprach Amalia mit unnennbarem Ausdruck, kniete nieder vor dem Grafen und beugte ihr Haupt, als flehe ſie um ſeinen Segen.

Ganz verklärt vor Freude hob der Graf ſie auf, küßte ſie auf die Stirne und ſprach dann: O Amalia, wäre es möglich? Franz — glücklicher Franz! — Graf Franz näherte ſich mit wankendem Schritt. Man ſah ihm die Angſt des bangen Zweifels an. Amalia ſchauerte zuſammen, dann ließ ſie dem Grafen willig ihre Hand, die er mit feurigen Küſſen bedeckte.

Bei der Tafel blieb ſie ſtill und ernſt, wenig theilnehmend daran, was eben geſprochen, aber ſichtlich weich geſtimmt und ſich hinneigend den Worten Willibalds, der wie gewöhnlich ihr Nachbar, und dem übrigens zu Muthe war, als ſitze er auf glühenden Kohlen. Seltſame Blicke warf Graf Franz herüber auf das Paar, und Willibald mußte fürchten, daß Amaliens unerklärliches Beginnen, der wahnſinnige Gedanke ſich plötzlich als Braut zu ſchmücken, um ihm mehr Aufmerkſamkeit zu beweiſen, als jemals, noch einen argen Strich durch die Lebensrechnung machen und zu einem heilloſen Zweikampf nöthigen werde. — Es kam aber anders! — Als die Tafel aufgehoben, nahm ſie Willibalds Arm und eilte, während die andern noch im Geſpräch begriffen, ſo ſchnell von dannen, daß ſie ſich plötzlich in dem entfernten Zimmer mit Willibald allein befand. — Sie wankte, wollte niederſinken, da ſchloß Willibald ſie in ſeine Arme, und außer ſich ſelbſt, ganz Liebesluſt, drückte er heiße Küſſe auf die ſchönſten Lippen; da liſpelte die Gräfin: Laß mich, o laß mich — entſchieden iſt mein Schickſal — du kamſt zu ſpät — o wärſt du früher gekommen — doch jetzt — o Gott!

Ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen und ſie verließ das Zimmer in demſelben Augenblick, als Graf Franz eintrat. Willibald rüſtete ſich, einen harten Auftritt zu beſtehen und jeder Beleidigung des Eiferſüchtigen mit dem Muth, mit der Kraft des Mannes zu begegnen. Doch nicht wenig verwundert war er, als der Graf in heftiger Bewegung auf ihn zutrat und mit einem Ton, mit einem Blick, der genugſam davon zeugte, wie ſein ganzes Innres zerriſſen, fragte: So wie ich höre, reiſen Sie morgen früh mit Ihrem Freunde ab? — Allerdings, Herr Graf, erwiederte Willibald ſehr ruhig und gelaſſen. Schon zu lange haben wir hier verweilt und ein böſes Verhängniß könnte uns ganz ohne unſere Schuld in manches verwickeln, das ſich hier auf dem Schloſſe zu großem Unheil geſtalten möchte.

„Sie haben Recht, ſprach der Graf tief gerührt, indem heiße Thränen aus ſeinen Augen perlten, Sie haben Recht, mein Herr. — Nicht mehr darf ich Sie vor Armidens Zauberreize warnen. Rinaldo reißt ſich los mit männlichem Muth! — Sie verſtehen mich ganz. — Ich habe Sie beobachtet mit eiferſüchtigem Mißtrauen — ich ſpreche Sie frei von aller Schuld — o! — wäre es denn eine Schuld geweſen — doch ſtill, nichts mehr davon. So viel iſt gewiß, daß irgend ein unheilſchwangeres Geheimniß waltet, aber die Kunſt der Hölle gehört dazu, es zu errathen.“ —

Die übrige Geſellſchaft verſammelte ſich, der Geiſtliche wurde abgerufen. Als er wieder kam, ſprach er leiſe mit dem alten Grafen, dieſer erwiederte halblaut: Sie iſt eine überſpannte Närrin, man laſſe ſie gehen! — Die Freunde erfuhren nachher von dem Geiſtlichen, daß Amalia ſeinen Zuſpruch verlangt und ihm allerlei ſeltſame Zweifel über die Sünde, ewige Strafe u. ſ. w. aufgeworfen, dann, als er ihr unruhiges ganz verſtörtes Gemüth beſchwichtigt, ſo gut als er es vermocht, aber erklärt, wie ſie ſich durchaus krank fühle und den ganzen Abend in ihrem Zimmer eingeſchloſſen bleiben werde. — Des Abſchieds der Freunde halber floß der edle Wein noch reichlicher als ſonſt, und ließ die ſchwärmeriſche Amalia vergeſſen ſammt ihrer Krankheit, die, wie der alte Graf aus Erfahrung wiſſen wollte, auf leerer Einbildung beruhe. Alles, vorzüglich Willibald, der ſich bei dem Gedanken der nahen Abreiſe aller Sorge entnommen und ſo leicht und froh fühlte wie ein freigelaſſener Vogel, war und blieb bei der heiterſten und unbefangenſten Laune. Ja, der Scherz ſtieg beinahe bis zur Ausgelaſſenheit, der Wundarzt hörte nicht auf um Verzeihung zu bitten ſeines Lachens halber und wollte immer wieder dazwiſchen fragen, ob denn die gnädige Gräfin heute wirklich getraut worden? Der Geiſtliche ſchnitt ihm dann aber gleich das Wort ab, und es war poſſierlich genug anzuſchauen, wie er ganz verblüfft da ſaß mit offnem Munde und gar nicht begreifen konnte, warum er nichts wiſſen ſollte von der Hochzeit, die ſeines Bedünkens gefeiert würde, wiewohl im Stillen ohne Braut. — Nur Graf Franz ſchien von böſen Ahnungen gepeinigt in ſteter Unruhe. Bald verließ er den Garten-Saal, in dem man verſammelt, bald kehrte er wieder zurück, ſah aus dem Fenſter, trat vor die Thüre ꝛc. Man trennte ſich in ſpäter Nacht.

Andern Morgens vernahmen die Freunde ein ungewöhnliches Hin- und Herlaufen im Schloſſe, Stimmen durcheinander, Waffengeräuſch u. ſ. w. Sie traten an das Fenſter und ſahen, wie eben Graf Franz bewaffnet an der Spitze der Jäger fortſprengte. Der Diener, der ſonſt jeden Morgen herauf kam mit dem Frühſtück, blieb aus. Irgend ein bedrohliches Ereigniß ahnend, ſtiegen die Freunde hinab. Sie begegneten lauter blaſſen verſtörten Geſichtern, niemand ſtand Rede.

Endlich gewahrten ſie den Geiſtlichen, der aus den Zimmern des alten Grafen trat. Von ihm erfuhren ſie alles. — Gräfin Amalia war ſpurlos verſchwunden! — Als ſie des Morgens nicht, wie ſie ſonſt zu thun pflegte, dem Kammermädchen klingelte, ging dieſes nach ihrem Zimmer. Sie fand die Thüre verſchloſſen, und da ſie auf alles Klopfen, auf alles Rufen keine Antwort erhielt, gerieth ſie in große Angſt und Beſorgniß. Sie lief hinab, ſchrie laut, daß Gräfin Amalia todt ſey oder wenigſtens in tiefer Ohnmacht liege, und bald war das ganze Schloß verſammelt vor dem Zimmer der Gräfin. Man ſtieß die Thüre ein, Amalia war entflohen, entflohen in demſelben prächtigen Anzuge, den ſie Tags vorher getragen. Sie hatte ſich nicht entkleiden laſſen, und es ſelbſt nicht gethan, da man ſonſt den Anzug im Zimmer hätte finden müſſen. — Auf dem Marmortiſch vor dem Spiegel lag ein kleiner Zettel, auf dem die wenigen Worte von Amaliens Hand ſtanden: „Die Braut eilt in die Arme des Bräutigams.“

Ganz unbegreiflich ſchien es, wie Amalia hatte unbemerkt entfliehen können. Bei Tage war das ganz unmöglich, da ſich innerhalb und außerhalb des Schloſſes eine Menge Menſchen bewegten, die gewiß die Gräfin, noch dazu in ihrem ungewöhnlichen reichen Anzuge, bemerkt haben wurden. Floh die Gräfin zur Nachtzeit, ſo war es wieder nicht zu erklären, wie ſie aus dem Schloſſe hatte kommen können, deſſen Thor man am Morgen feſt verſchloſſen fand. An eine Flucht durch das Fenſter war bei der beträchtlichen Höhe des Stocks, in dem ſich der Gräfin Zimmer befanden, nicht zu denken. Offenbar mußte irgend jemand im Schloſſe der Gräfin zur Flucht behülflich geweſen ſeyn.

Hartmann erzählte nun, wie ſie am geſtrigen Morgen im Park den alten Daniel mit einem Fremden eifrig ſprechend getroffen hätten, der dann raſch waldeinwärts fortgeſprengt.

Der Geiſtliche wurde ſehr aufmerkſam, ließ ſich die Geſtalt des Fremden, ſeinen Gang, ſein ganzes Weſen auf das Genaueſte beſchreiben, und verſank in tiefes Nachdenken. „Es iſt, ſprach er dann halb leiſe, es iſt ein ſchwarzer Argwohn, der in mir aufkeimen will. — Sollte dieſer alte Diener — Muſter der Redlichkeit — Sollte jener Verruchte ſelbſt — Nein es iſt nicht möglich! — Und doch — die Beſchreibung des Fremden — das Geſpräch mit Daniel in einer Tageszeit, wo er ſich ganz unbeobachtet glauben konnte — Nun! —

bald klärt ſich alles auf. Iſt Graf Franz ſo glücklich, die Gräfin aufzufinden, ſie zurück zu bringen —"

Das, rief Willibald lebhaft, das wolle Gott verhüten! Mag Graf Franz die Gräfin für todt, für ewig verloren halten. Den durchbohrendſten Gram lindert die Zeit und ſelbſt der Tod, der unüberwindliche Leiden endigt, iſt Wohlthat für den, deſſen Inneres irgend eine heilloſe Geſtaltung des Lebens zerreißt mit namenloſer Qual. Mag das entſetzliche Verhältniß, der Kampf der brünſtigſten Liebe und des tiefſten Abſcheues aus derſelben unreinen Flamme roher Sinnlichkeit geboren, mag dieſer furchtbare Kampf, in dem das Edelſte untergeht, nie mehr dieſes Haus verſtören! —

Ach, ſprach der Geiſtliche, indem er die Augen gen Himmel hob, ach es iſt wohl dem ſo, ich kann Ihnen nicht widerſprechen.

Die Freunde beſtanden darauf, nun ohne weiteres auf der Stelle abzureiſen. Der Geiſtliche verſprach für Pferde zu ſorgen, da alles in Verwirrung, und hielt Wort. Nach einer halben Stunde ſtand der gepackte Reiſewagen vor der Thüre.

Der alte Graf hatte durch den Geiſtlichen den Freunden ein herzliches Lebewohl ſagen laſſen, da er ſich außer Stande fühle, ſie mündlich zu ſprechen.

Als indeſſen die Freunde im Begriff waren in den Wagen zu ſteigen, trat der alte Graf aus der Thüre. Stolz trug er ſein Haupt erhoben, veredelt ſchienen die Züge ſeines Antlitzes, feſter war ſein Schritt. Ueberwunden hatte er den jähen Schmerz, und nun konnte das neue Leid ſeinen heldenmüthigen Geiſt nur beleben mit neuer Kraft.

Er umarmte die Freunde herzlich, und ſprach dann mit der ernſten Würde des in ſich abgeſchloſſenen Mannes: Ihre Erſcheinung war der letzte Lichtpunkt in meinem Leben, Amaliens Flucht der erſte Schlag des Wetters, das nun über mein Haus einbricht und es vernichtet. Im Alter, wenn das Feuer der Phantaſie erloſchen, gelten Ahnungen mehr als in der Jugend. — Haben Sie Dank für die heiteren Augenblicke, die ihr friſcher lebensmuthiger Geiſt mir gewährte. Beten Sie, daß der Herr bald vollende, was er über mich beſchloſſen.

Der Graf drückte ſchnell eine Thräne aus dem Auge, als er von den Freunden ſchied, und auch dieſe verließen das Schloß in der tiefſten Rührung.

Mitten im nahen Walde trafen ſie auf einen Trupp gräflicher Jäger, die auf einer von Baumzweigen geflochtenen Bahre den Grafen Franz nach dem Schloſſe brachten. Ein Schuß, der ganz unerwartet aus dem dichten Gebüſche fiel, hatte ihn in die Bruſt getroffen; er ſchien rettungslos verloren. — O fort — fort von dieſem Schauplatz des Jammers!

So riefen die Freunde, und raſch ging es weiter.

Zwei Briefe.

Mehrere Jahre waren verfloſſen. Hartmann, in ſeiner diplomatiſchen Laufbahn vorgerückt, ging in Aufträgen ſeiner Oberen nach Rom und dann nach Neapel. Von hier aus erhielt Willibald, der in Berlin zurückgeblieben, einen Brief folgenden Inhalts:

Hartmann an Willibald.

Neapel, den . . . .

Ich ſchreibe Dir, mein theuerſter Willibald, in der vollſten Bewegung meiner ganzen Seele! — An einen Moment in unſerm Leben bin ich erinnert worden, der Dich ſo erfaßte, daß Du lange nicht das ſeltſame Gefühl von Luſt und Schmerz, von Liebe und Verachtung verwinden konnteſt. — Doch ohne weitere Vorrede zur Sache.

Geſtern beſuchte ich den reizendſten romantiſchſten Punkt dieſer Gegend, nämlich das Kamaldulenſer-Kloſter in der Nähe des Poſilippo.

Der Prior war artig genug, mich an einen Mönch zu weiſen, der ein Deutſcher war, und den er vom Gelübde des Schweigens dispenſirte.

Je länger der Mönch mit mir ſprach, deſto bekannter wurde mir der Ton ſeiner Stimme, und auch in den Zügen ſeines würdigen Antlitzes lag etwas Bekanntes, ſchon Geſehenes, das nur der lange weiße Bart zweifelhaft zu machen ſchien. Der Mönch betrachtete mich mit einer forſchenden Aufmerkſamkeit, die offenbar zeigte, daß auch ich ihm bekannt vorkam.

Endlich erwähnte ich, als der Mönch mich fragte, ob ich zum erſtenmale in Italien ſey, unſerer Reiſe von Berlin über Prag und Wien nach Mailand. — So, rief der Mönch, ſo täuſcht mich doch wohl nicht die Erinnerung, die mir gleich zu Sinn kommen wollte, als ich Sie nur erblickte. — Wir ſahen uns ſchon in Böhmen auf dem Schloſſe des Grafen Maximilian von C. —

Der Mönch war kein anderer als jener würdige Geiſtliche, der Schloßkapellan des Grafen von C., und Du kannſt denken, wie mir mit einem Zauberſchlage das helle lebendige Bild jener verhängnißvollen Momente auf dem Schloſſe vor Augen trat. Eifrig bat ich den Mönch mir zu ſagen, wie ſich fernerhin alles begeben, und meinte, daß, führe mich meine Rückreiſe durch Böhmen, ich gewiß die Gaſtfreundſchaft des alten Grafen, ſey er noch am Leben, zum zweitenmal in Anſpruch nehmen werde. — „Ach,“ ſprach der Mönch, indem er den thränenſchweren Blick zum Himmel richtete, „ach! — „alles iſt dahin! — verſchwunden alle Pracht und Herrlichkeit! — „Das Geflügel der Nacht niſtet in den Ruinen, wo ſonſt Freiheit „thronte und Gaſtfreundſchaft in ſchimmernden Prunkgemächern!“ —

Geahnt haben wir wohl beide den Untergang der von verhängnißvollen Geheimniſſen bedrohten Familie; höre indeſſen, wie nach der Erzählung des Mönchs ſich alles begeben.

Graf Maximilian behielt die Faſſung des männlich ſtarken Geiſtes, als ihm der auf den Tod verwundete Sohn gebracht wurde, und dieſen Muth lohnte der Ausſpruch des Wundarztes, der, nachdem er mit dem Geſchick des vollendeten Meiſters die Kugel herausgebracht, erklärte, daß die Verwundung allerdings ſehr gefahrvoll, Rettung indeſſen nicht nur möglich, ſondern, käme nicht irgend ein anderes Uebel hinzu, mit vieler Wahrſcheinlichkeit vorauszuſehen ſey. Daß die Büchſenkugel nicht die Bruſt des Grafen durchbohrt, was ſonſt bei der Richtung des Schuſſes ein Wunder zu nennen, ließ den Wundarzt vermuthen, daß der Mörder in gar beträchtlicher Ferne geſchoſſen. Daraus ließ ſich denn auch erklären, daß der Mörder Zeit genug gehabt hatte, zu entfliehen, da die Jäger, ſo ſorgſam ſie auch den ganzen Wald durchſtreiften, doch nicht eine einzige verdächtige Perſon antrafen. Ueberhaupt ſchien jenes Raubgeſindel, das die ganze Gegend ringsumher unſicher machte, nach der Niederlage, die es zuletzt erlitten, ſich wieder über die Grenze zurückgezogen zu haben, denn man hörte durchaus nichts mehr von den kühnen Raubſtreichen, die ſonſt beinahe jeden Tages vorgefallen.

Der Wundarzt hatte die Verwundung des Grafen ganz richtig beurtheilt. Sehr bald war er außer aller Gefahr, und die ſanfte Trauer, die tiefe Schwermuth, die ſein Gemüth erfüllte, hatte ſeinen in Feuer und Flamme aufſprühenden Geiſt gebrochen, und war eben deshalb ſeiner völligen Geneſung zuträglich. Beide, der alte Graf und Graf Franz, hatten Amalie, die wie durch Zauberei ſpurlos verſchwunden, ganz aufgegeben. Sie durften nicht einmal irgend eine Vermuthung wagen, wohin, mit welcher Hülfleiſtung ſie entflohen. Alles nur irgend Denkbare wurde bei näherer Beleuchtung zum leeren Hirngeſpinnſt, und ſo war es auch unmöglich, irgend eine Maßregel zu erſinnen, die dahin hätte führen können, die Spur der Entflohenen zu finden und zu verfolgen. — Die Stille des Grabes herrſchte nun in dem Schloſſe, und nur vorübergehende helle Augenblicke, die der Geiſtliche manchmal herbeizuführen wußte, unterbrachen die tiefe Trauer, in die beide, Vater und Sohn, verſunken. Nur der Troſt, den die Kirche zu ſpenden vermag, ſtärkte den alten Grafen, als der entſetzliche Schlag ihn traf, den abzuwenden Graf Franz ſich vergebens bemüht hatte. Graf Maximilian erfuhr durch Zufall, daß ſein Sohn Carl wirklich vor mehrerer Zeit als Haupt einer Räuberbande im Elſaß eingefangen und zur Hinrichtung verurtheilt, aber von ſeinen Spießgeſellen, die das Gefängniß, worin er eingeſchloſſen, erbrachen, indeſſen mit Gewalt befreit worden war. — Sein Name wurde an den Galgen geſchlagen. Er hatte ſeinen Familiennamen richtig angegeben, man ließ jedoch den Grafentitel hinweg. —

Schlaflos lag Graf Maximilian in einer Nacht, gequält von dem Gedanken, in welche Schmach der heilloſe Sohn die würdigſte Familie, die ihre Abſtammung von Königen herleitete, verſenkt, und wie Amaliens verbrecheriſcher Wahnſinn auch den letzten Funken jeder Hoffnung irgend eines irdiſchen Wohls verlöſcht. Da vernahm er leiſe Tritte vor den Fenſtern des Schloſſes, und dann war es, als würde die Hauptthüre behutſam geöffnet. Dann wurde alles ſtill, bald ließ ſich aber, wie aus der unterſten Tiefe herauf, ein ſeltſames klirrendes Getön hören, als würden Eiſen gehandhabt. — Der Graf zog an der Glocke, die hineinging in Daniels, von des Grafen

Schlafgemach nicht weit entfernte Kammer. Doch der Graf mochte klingeln, ſo viel er wollte, kein Daniel erſchien. Da ſtand der Graf auf, warf ſich in die Kleider, zündete am Nachtlicht eine Kerze an und ſtieg hinab, um ſelbſt die Urſache des Geräuſches zu erforſchen. In Daniels Kammer ſchaute er vorbeigehend hinein, und überzeugte ſich, daß Daniel, da das Bett unberührt, ſich noch gar nicht niedergelegt hatte. Als der Graf in den geräumigen Säulenflur trat, gewahrte er, wie ein Menſch ſchnell zum Portal hinauswiſchte. — Rechts und links war eine Reihe Zimmer gelegen, in die man aus dem Säulenflur hineintrat. Die Reihe an der rechten Seite endigte mit einem kleinen gewölbten Kabinet, deſſen Thüre von ſtarkem Eiſen war, ſo wie vor dem einzigen Fenſter ſich ein ſtarkes Gitterwerk befand. Mitten in dem ſteinernen Boden dieſes Kabinets war eine eiſerne Fallthüre mit ſtarken eiſernen Querbänden angebracht. Sie führte hinab in ein ſehr tiefes Gewölbe, wo der bedeutende in gemünztem Golde, in prächtigen goldnen und ſilbernen Geräthſchaften, in Juwelen und andern Kleinodien beſtehende Familienſchatz aufbewahrt wurde. Die Thüre des erſten Zimmers an dieſer rechten Seite ſtand offen, der Graf trat ſchnell hinein, durchſchritt die ganze Reihe, und ihm ſtockte der Athem, als er die Thüre des letzten Kabinets ohne Gewalt geöffnet fand. Behutſam trat der Graf hinein. „Wartet nur noch etwas. Es iſt eine verwünſchte Arbeit, aber ich werde gleich fertig ſeyn.“ So ſprach der Menſch, der auf der Fallthüre kniete und emſig an den eiſernen Querbänden feilte.

„Heda!“ rief der Graf mit ſtarker Stimme. Da fuhr der Menſch erſchrocken auf und wandte ſich um. — Es war Daniel. Geiſterbleich ſtarrte Daniel den Grafen an, und dieſer ihn, getroffen von dem Blitzesſchlag der entſetzlichſten Ueberraſchung.

„Verruchter Hund,“ brach endlich der Graf los, „was machſt du da?“

Krampfhaft zuckte Daniel zuſammen, indem er mit bebenden Lippen lallte: „— Ge-rech-tes E-r-bth-e-il ſelbſt“ — Als nun aber der Graf näher trat, da raffte er ein Brecheiſen von der Erde auf und hielt es dem Grafen drohend entgegen. „Fort mit dir, Beſtie, die ich gehegt und gepflegt! — Grauer heuchleriſcher Böſewicht!“ So rief der Graf in aufflammendem Zorn, packte, mächtig und ſtark wie er noch war, ſeiner hohen Jahre unerachtet, den Alten bei der

Gurgel und ſchleppte ihn durch die Gemächer bis in den Flur, wo er die Schloßglocke ſtark anzog. Aufgeſchreckt aus dem Schlaf ſtrömte alles herbei, um ein Schauſpiel zu ſehen, von dem jeder erſtarrte. „Schließt ihn in Ketten und ſchmeißt ihn in den Thurm!“ rief der Graf der Dienerſchaft zu. Doch ſo wie ſie den Alten, der entſtellt, lautlos mehr an der Fauſt des Grafen hing als ſtand, packen wollten, mußten ſie auf den Wink des Grafen einhalten. Er ſchien einige Augenblicke auf einen Entſchluß zu ſinnen. Dann ſprach er mit ruhiger ernſter Größe: „Werft den alten Böſewicht zum Schloſſe hinaus, und läßt er ſich wieder ſehen, ſo hetzt ihn fort mit Hunden!“ —

Es geſchah, wie der Graf geboten.

Die ſichtbaren Spuren deſſen, was ſich begeben, überhoben den Grafen der Mühe einer weitläuftigen Erzählung, in zwei Worten wußte die Dienerſchaft alles.

Man vermißte in dem Augenblicke zwei der treuſten Jäger des Grafen, Paul und Andres. Schon hegte der alte Graf den Argwohn, daß auch ſie ihn getäuſcht hätten auf die ſchwärzeſte Weiſe, daß auch ſie Theil hätten an Daniels unternommener verbrecheriſcher That, als ſie am frühen Morgen, mit Staub und Schweiß bedeckt, zum Schloßthor herein ſprengten.

Während die andern den ertappten Böſewicht anſtarrten, waren ſie ſchnell auf den Hof gelaufen, weil ſie Pferdegetrappel zu vernehmen glaubten. In der That gewahrten ſie auch im Schimmer der Nacht einen leeren von zwei Reutern begleiteten Wagen, der in geringer Entfernung nicht gar zu ſchnell ſich fort bewegte. Eilig ſattelten ſie nun ihre Pferde, nahmen Büchſe und Hirſchfänger und ſprengten dem Wagen nach. So wie ſich die Reuter, die den Wagen begleiteten, verfolgt ſahen, ſpornten ſie die Pferde an, und fort ging es in geſtrecktem Galopp. Der Morgen war angebrochen, als an einer tiefen Schlucht Wagen und Reuter plötzlich den Jägern aus den Augen verſchwanden, während aus dem dicken Gebüſch mehrere Schüſſe fielen. Dies nöthigte die Jäger, die ſich von einer ihnen überlegenen Bande umringt glauben mußten, zur ſchnellen Rückkehr.

Nur zu gewiß ſchien es, daß der alte Daniel in Einverſtändniß getreten war mit Böſewichtern, die es auf die Beraubung des Grafen abgeſehen hatten. Und doch blieb es dem Grafen, blieb es allen ein unerklärliches Räthſel, wie es geſchehen konnte, daß ein ſo alter, wenigſtens dem Anſcheine nach der Familie ſo treu ergebener Diener, als Daniel, ſich hätte zu ſolchem Verbrechen verführen laſſen können. Nur der Geiſtliche meinte, daß oft, wenn er Daniel unbemerkt beobachtet, ſich ihm wohl Spuren eines zerriſſenen, mit ſich und aller Welt unzufriedenen Gemüths gezeigt, und daß er in der letzten Zeit den Alten ſogar in heftiger Aufwallung gegen einen Kameraden äußern gehört: der Herr habe nichts von dem gehalten, was er ihm verſprochen, wenn er ſo lange gedient haben würde als jetzt, und der Herr ſey überhaupt ſehr ſtrenge und hart und lediglich ſelbſt Schuld an dem Unglück des älteſten Herrn Grafen.

„Der Undankbare, ſprach der alte Graf, o! der Undankbare! Vermehrt habe ich ſein Gehalt bis über das Doppelte, ihn gehalten nicht wie meinen Diener, ſondern wie meinen Freund. Aber durch Wohlthaten der Art werden gemeine Naturen nur übermüthig, und man entfremdet ſie ſich, ſtatt ſie feſter an ſich zu ziehen. — Nun wird es mir klar, daß alles das, was ich für gutmüthige Einfalt hielt, das innere Wohlbehagen an den Streichen war, die nur einem tief verderbten Gemüth zu Gebote ſtehen. Mit Affenliebe hing der Böſewicht an dem, den ich verwerfen mußte mit empörtem Herzen. — Bei allen Bosheiten, die er ſchon als Knabe beging hier auf dem Schloſſe, war der Alte Helfershelfer, indeſſen wie geſagt, ich ſchrieb das eben einer dummen Gutmüthigkeit zu, die der Knabe, welcher ſchon damals eine Gewalt über die Menſchen übte, die mir Entſetzen erregte, leicht zu übertölpeln wußte. — Oft konnte der Alte ſeinen Mißmuth nicht bergen, wenn ich der heilloſen Verſchwendung jenes Verworfenen Einhalt thun mußte, und in der tiefſten Ehrfurcht, in der treueſten Anhänglichkeit, die er mir dann doppelt zu erweiſen ſich bemühte, ſehe ich jetzt die Beſtrebungen der durchdachteſten ſchwärzeſten Heuchelei." — Es bemerkte ferner der Geiſtliche, wie es nun wohl mit höchſter Wahrſcheinlichkeit anzunehmen ſey, daß Daniel Amaliens Flucht befördert habe. Sehr leicht konnte Daniel ſich die Schlüſſel des Portals und des äußern Schloßthors verſchaffen, ſehr leicht konnte er unter irgend einem Vorwande die läſtige Dienerſchaft, von der einer Amalien auf dem Wege aus ihrem Zimmer hinab durch Hausthüre und Thor hinaus in's Freie hätte bemerken können, entfernen, und ſo das bewerkſtelligt werden, was ohne Hülfe eines ſolchen vertrauten Dieners unmöglich geweſen. Der Geiſtliche gedachte ferner der Zuſammenkunft Daniels mit einem fremden Mann im Park zur ungewöhnlichen Frühſtunde und der ſeltſamen Ahnung, die ihn damals ergriffen. Er ſchloß damit, daß es doch beſſer geweſen ſeyn würde, den alten Böſewicht einzuſperren, um durch ſeine Geſtändniſſe volles Licht in der Sache zu erhalten.

Eben, ſprach der Graf mit entſchiedenem Ernſt, eben dieſes Licht ſcheue ich, und flehe zu dem Allmächtigen, daß forthin alles in tiefe Nacht verſunken bleiben möge. Eine innere Stimme ſagt mir, daß jenes Licht der Blitz ſeyn würde, der mein Haupt, meinen Stamm zerſchmettert. —

Nach dem, was den beiden Jägern bei der Verfolgung des wahrſcheinlich zur Fortſchaffung des geraubten Familienſchatzes abgeſendeten Wagens und der beiden Reuter begegnete, war es gewiß, daß der Wald wieder voll Raubgeſindel ſteckte. Allerlei fremde Leute ließen ſich auch in den Dörfern, ja ganz in der Nähe des Schloſſes ſehen, die ſich zwar durch Päſſe bald als verabſchiedete Soldaten, bald als Laboranten, bald als herumziehende Krämer u. ſ. w. auswieſen, deren ganzes Anſehen aber verdächtig genug war, um ihnen ein ganz anderes ſchlimmes Gewerbe zuzutrauen.

Dem unerachtet blieb lange Zeit hindurch alles ruhig, bis endlich wieder das Gerücht ging von verübten Räubereien in der Gegend von Potſchateck, ſo wie auch die Nachricht kam, daß ſich, trotz der Wachſamkeit der aufgeſtellten Poſten, eine große Zigeunerbande über die mähriſche Grenze hinein in's Land gezogen haben ſolle.

Andres, einer von den Jägern, die damals die Räuber verfolgt hatten, beſtätigte dieſe Nachricht. Er hatte dicht an der Schlucht, in die damals der Wagen mit den Reutern verſchwand, einen wiewohl nicht ſtarken Zigeunertrupp bemerkt, Männer, Weiber, Kinder, denen aber auch noch andere beigeſellt.

Gewiß war es, daß eine neue Bande ſich ſammelte, und rathſam war es, ſie im Entſtehen zu vertilgen. Die Jäger der nächſten Reviere in der Herrſchaft wurden aufgeboten, und ſchon in der folgenden Nacht ſetzte ſich Graf Franz, von innerem unwiderſtehlichem Drange getrieben, an ihre Spitze, um das Geſindel zu überfallen und zu vertilgen.

Schon aus der Ferne leuchtete ein dicht am Rande der Schlucht hochaufloderndes Feuer.

Graf Franz ſchlich leiſe mit ſeinen Jägern heran, und ſie gewahrten einen Trupp von zwölf bis fünfzehn Zigeunerweibern und Mädchen mit mehreren Kindern. Es wurde gekocht und gebraten, geſungen und getanzt, während ungefähr ſechs Männer, auf ihre Büchſen geſtützt, den Trupp zu bewachen ſchienen. Plötzlich ſtürzten die Jäger mit lautem Geſchrei auf ſie ein, da ergriffen aber auch Weiber und Mädchen die geladenen Büchſen und ſchoſſen gleich den Männern auf die Jäger, die indeſſen, von dem Gebüſch begünſtigt, beſſer trafen, ſo daß, während kein einziger von ihnen verwundet wurde, vier von den Männern und mehrere von den Weibern niederſtürzten, die andern verſchwanden in der Schlucht.

Als nun die Jäger auf dem Kampfplatz unterſuchten, wer von den Geſtürzten vielleicht nur verwundet, erhob ſich eine dicht verſchleierte Geſtalt vom Boden und wollte entfliehen. Graf Franz trat ihr entgegen. Laut aufkreiſchend wollte bei ſeinem Anblick das Weib niederſinken. Ein Jäger hielt ſie in ſeinen Armen aufrecht, indem er den Schleier lüftete, der ihr Antlitz bedeckte. — Als ſähe er ein entſetzliches Geſpenſt, ſtarrte der Graf die Entſchleierte an! — Es war Amalia! — In dem Augenblick riß ſie ſich mit der Kraft der wüthendſten Verzweiflung aus den Armen des Jägers, zog plötzlich ein großes Meſſer hervor und ſtürzte auf den Grafen los! — Der Förſter, der neben ihm ſtand, umfaßte die Wahnſinnige, entwaffnete ſie, und ſprach, während ſie von den Jägern feſtgehalten wurde, mit wehmüthigem Tone zum Grafen: „Was ſollen wir thun? — Was iſt zu thun möglich?“ — Da war es, als erwachte der Graf nun erſt aus krampfhafter Erſtarrung; er rief mit wildem furchtbarem Ton: „Binden, — nach dem Schloſſe bringen!“ ſchwang ſich auf das Pferd, das die Jäger herbeigebracht, und jagte fort durch den Wald.

„Verworfenes Geſchöpf! alſo zu Mördern und Dieben flohſt du „aus dem Hauſe des Vaters, aus den Armen der Liebe. Nein — „nicht noch mehr Schmach ſollſt du über dieſes greiſe Haupt bringen. „Kloſtermauern ſollen dich und deinen verbrecheriſchen Wahnſinn „verbergen vor der Welt!“ So rief der alte Graf in dem Ingrimm der tiefſten Empörung, als Amalia vor ihn gebracht wurde. Doch athmete dieſe nicht, für kein lebendes Weſen war ſie zu achten. Auch nicht die leiſeſte Bewegung ihres Antlitzes, nicht das kleinſte Zucken des Mundes, nicht ein Blick der todesſtarren Augen bewies, daß ſie etwas vernahm oder gewahrte, was geſprochen wurde, oder was ſich begab. Kein Laut kam über ihre Lippen. Führte man ſie, ſo ging ſie, ließ man ſie ſtehen, ſo ſtand ſie; ſie glich durchaus einem Automat. Der Graf ließ ſie in ein entferntes einſames Zimmer ſperren, und gedachte ſie in wenigen Tagen nach einem entfernt gelegenen Kloſter fortſchaffen zu können.

Vergebens bemühte ſich der Geiſtliche, Amalien zum Reden zu bewegen. Sie beharrte in ihrem Schweigen; und eben ſo wenig gelang es, ihr Speiſe und Trank einzunöthigen. Beide, der Geiſtliche, und der Wundarzt, ſtimmten darin überein, daß Amaliens Zuſtand keineswegs phyſiſche Krankheit, vielmehr pſychiſch angeſtrengter Wille ſei, und daß ſie zu ſterben beſchloſſen. —

Graf Franz war ruhiger und gefaßter, als man es hätte erwarten ſollen, er ſchien ſich dem dunkel waltenden Verhängniß ganz ergeben zu haben und nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu hoffen. —

In der vierten Nacht darauf, nachdem ſich dieſes begeben, brach endlich das furchtbare Wetter los, welches das Stammhaus der edlen Grafen von C. vernichtete. —

Gerade um die Mitternachtſtunde, als alles auf dem Schloſſe in tiefem Schlafe lag, wurde das Schloßthor geſprengt, und hinein unter wildem Mordgeſchrei drang die Räuberhorde, ſchoß in die Fenſter, erbrach die Thüren, ermordete die einzeln herbeieilenden Diener. — Kaum hatte Graf Franz ſeine Piſtolen geladen, als er die Räuber ſchon in den Gemächern neben ſeinem Schlafgemach toben und ſeinen Namen rufen hörte. Er hielt ſich für verloren. Doch — das Fenſter ſeines Schlafgemachs ging nach dem Garten hinaus, an der Mauer war ein Spalier befindlich, an dieſem Spalier ſchwang er ſich hinab, rannte in der finſtern Nacht nach dem Förſterhauſe, deſſen Fenſter ihm aus der Ferne entgegen leuchteten. Freudige Hoffnung beflügelte ſeine Schritte; als er ankam, fand er die Jäger ſchon im Aufbruch, während ſchauerlich das dumpfe Sturmgeläute von den Dörfern herüber klang. Der Förſter hatte das ſtarke Schießen von der Gegend des Schloſſes her gehört, deſſen Fackelſchein geſehen, den Räuberanfall vermuthet und ſogleich Lärm gemacht. — Raſch ging's nun nach dem Schloſſe. — So wie der Hauptmann der Horde, den eine majeſtätiſche Geſtalt, ein ſtolzes Anſehn auszeichnete, in das

Zimmer des alten Grafen trat, drückte dieser ein Pistol auf ihn ab und fehlte. Er wollte das zweite abdrücken, doch laut aufkreischend: — „Carl! Carl! hier bin ich — hier ist dein Weib!“ — stürzte Amalie herbei und in des Räubers Arme. —

Das Pistol fiel dem alten Grafen aus der Hand, entsetzt schrie er auf: „Carl — Sohn!“ —

Da trat der Räuber mit finsterem verhöhnendem Stolz vor ihn hin und sprach: Ja! — der Sohn, den du verstießest, muß so von dir sein Erbe fordern, du grauer Sünder. —

„Verruchter Bösewicht!“ schrie der Graf schäumend vor Zorn.

Schweige, sprach der Räuber, ich weiß, wer ich bin, und wie ich es geworden! Was säetest du in empfänglicher Brust giftiges Unkraut, und wunderst dich nun, daß Unkraut aufgegangen und keine Blumen? — Verführtest du nicht meine Mutter? — Gab sie nicht mit Abscheu dir die Hand, die du dem Heißgeliebten entrissest? — Und dir zum Trotz will ich herrschen auf meinem blutigen Räuberthrone mit dieser, die mich liebt, wie niemals dein Weib dich geliebt hat, und die du verschachern wolltest. —

„Ausgeburt der Hölle!“ schrie der Graf, und faßte Amalien, um sie fortzureißen von der Brust des Räubers. Da rief dieser aber mit entsetzlicher Stimme: Die Hand weg von meinem Weibe! und schwang den gezogenen Säbel drohend über des Vaters Haupt. — Das war der Augenblick, als Graf Franz glücklich mit den Jägern durchgedrungen herbei rannte, des Vaters Gefahr sah, anlegte, schoß. — Mit zerschmettertem Haupt stürzte der Räuber zur Erde. „Es ist dein Bruder Carl!“ kreischte der alte Graf, und sank leblos hin neben dem Getödteten! — In dumpfer Betäubung, wie vom Blitz gelähmt, starrte Graf Franz die Todten an. —

Blut floß in den Gängen des Schlosses. Kein einziger von den Dienern des Grafen war, der nicht schwer verwundet da lag oder todt. Auch den braven Wundarzt fand man auf dem Flur mit vielen Stichen ermordet, nicht weit von ihm lag aber auch der verruchte Daniel mit zerschmettertem Haupte. Von den Räubern entkam keiner. Die, welche im Schlosse nicht von den Jägern getödtet worden und sich durch die Flucht retten wollten, fielen den bewaffneten Bauern, die im Schwarm herbeigezogen, in die Hände.

Noch während des Gefechts, als sie sich verloren sahen, hatten die Böſewichter das Schloß in Brand geſteckt, das nun an allen Ecken in Flammen aufloderte.

Mit Mühe rettete man den alten nun ohnmächtigen Grafen, ſo wie den in völlige Apathie verſunkenen Grafen Franz aus dem Feuer, das, da ihm zu ſteuern unmöglich, das ganze Schloß bis auf den Grund verheerte. — Amalia war nirgends zu finden, man glaubte, ſie ſei in den Flammen umgekommen.

Graf Maximilian ſtarb wenige Tage darauf in den Armen des Geiſtlichen, der dann den Ort des Schreckens verließ und ſich zu den Kamaldulenſern in Neapel begab.

Graf Franz wandte mittelſt einer gerichtlichen Schenkung die Herrſchaft einem armen hoffnungsvollen Jüngling zu, der zu einem Zweige der gräflichen Familie gehörte. Er ſelbſt verließ mit einer geringen Summe das Land, und wahrſcheinlich änderte er ſeinen Namen, da man nichts weiter von ihm gehört hat.

Dem Zartgefühl des neuen Herrn macht es Ehre, daß er da nicht bauen wollte, wo ſich das Entſetzliche begab. Das neue Schloß wurde an dem andern Ufer der Mulde erbaut. — —

Es iſt mir ganz unmöglich, nach der Erzählung des Mönchs noch von mir, von andern Dingen zu ſprechen. Du wirſt das ſelbſt fühlen, mein Willibald, daher für heute nichts weiter ꝛc.

Willibald an Hartmann.

Töplitz, den .....

Ich kann, ich darf es Dir nicht ſagen, welchen Eindruck Dein Brief auf mich gemacht hat! — Verhängnißvoll iſt es zu nennen, daß Du in einem fernen fremden Lande den Geiſtlichen aus jenem Schloſſe trafſt. Verhängnißvolleres war mir vorbehalten! — In wenigen Worten erfährſt Du alles. —

Geſtern früh machte ich hier — Warum ich in Töplitz bin, fragſt Du? — Nun! — mein gewöhnliches Rheuma, das mir die Glieder lähmt, vorzüglich aber meine fatale, alle Geſelligkeit hemmende — Hypochondrie, ja ſo nennen es die Aerzte, ungeachtet mir der Name verhaßt iſt, und für meinen Zuſtand auch gar nicht zu paſſen ſcheint, ja das alles hat mich hergebracht. Alſo, geſtern früh da ich mich ungewöhnlich friſch und ſtark fühlte, unternahm ich eine weitere Ausflucht als gewöhnlich. Ich war in eine wildverwachſene Bergſchlucht gerathen, da gewahrte ich plötzlich ein Frauenzimmer von hoher ſchlanker, jugendlicher Geſtalt, in einem ſchwarzſeidenen, mit Sammtborden, nach altdeutſcher Art zugeſchnittenen Kleide und einem ſehr zierlichen reichen Spitzenkragen, das wenige Schritte vor mir herwandelte. Die Erſcheinung einer einſamen, ſauber gekleideten Dame hier in der öden Wildniß hatte in der That etwas ſehr Seltſames. Ich dachte, hier ſey es wohl nicht unſchicklich ſie anzureden und eilte ihr nach. Dicht hinter ihr war ich ſchon, als ſie ſich umſchaute. Ich bebte erſchrocken zurück, ſie floh, laut aufkreiſchend, in's Gebüſch und war in einem Moment verſchwunden. — Nicht das bleiche von Gram und auch wohl von beginnendem Alter entſtellte Antlitz, das doch noch Spuren hoher Schönheit trug, nur der unheimliche Blick der dunkles Feuer ſprühenden Augen war es, vor dem ich zurückbebte. Nicht für rathſam hielt ich es, der Fremden zu folgen, und zwar aus doppeltem Grunde. Einmal war ich geneigt, nach jenem Blicke die Fremde für eine Wahnſinnige zu halten, dann aber lief ich Gefahr, mich ganz zu verirren, da es mir jetzt ſchon Mühe genug koſten mußte, den nächſten Weg zur Heimath zurück zu finden. — Als ich an der Wirthstafel mein Abentheuer erzählte, ſagte mir mein Nachbar, der ſchon ſeit vielen Jahren Töplitz jeden Sommer zu beſuchen pflegt, daß jene Frau allerdings eine Wahnſinnige und von vielen Perſonen in Töplitz ſehr wohl gekannt ſey. — Vor mehreren Jahren ließ ſich nämlich eine junge Perſon in der Gegend von Töplitz ſehen, die bald in zerlumpten Kleidern bei den Bauern bettelte, bald beſſer gekleidet, Juwelen von nicht ganz geringem Werthe feil bot, und dann wieder in den Bergen verſchwand. Das abergläubige Volk hielt ſie für ein Waldweib, für eine Berghexe, und bat einen Geiſtlichen aus Töplitz den böſen Geiſt zu bannen. Der Geiſtliche verſprach das, während er ganz Anderes im Sinne trug. — Bald geſchah es auch, daß er in der Gegend, wo die Perſon ſich zu zeigen pflegte, wandelnd ſie wirklich traf und von ihr angebettelt wurde. Der Geiſtliche, ein Mann von hellem Verſtande, von richtigem pſychologiſchen Blick, merkte aus den erſten Reden, daß er eine Wahnſinnige vor ſich habe. Es gelang ihm, ihr Zutrauen zu gewinnen, und unerachtet er ſich das, was ſie ihm über ihren Stand, ihre Herkunft, ihr jetziges Verhältniß ſagte, gar nicht zuſammen zu reimen wußte, ſo ging er doch darauf endlich mit vieler Geſchicklichkeit ein. Des Geiſtlichen Zuſpruch ſchien ihr wohlzuthun, ſie verſprach, an derſelben Stelle ſich wieder einzufinden, und hielt Wort. Endlich nach mehreren Unterredungen kam es ſo weit, daß die Wahnſinnige ihm willig nach Töplitz folgte, wo er ſie bei einem Hausbeſitzer, deſſen Beſitzthum entfernter lag, unterbrachte, und ihm auch ein Käſtchen mit Juwelen einhändigte, das ſie im Walde vergraben gehabt. Der Geiſtliche war von der vornehmen Abkunft der Wahnſinnigen überzeugt, er ließ daher eine öffentliche Aufforderung an etwanige Verwandte ergehen, in der er ihre Perſon, ſo wie die ihm anvertrauten Juwelen auf das Genaueſte beſchrieb. — Nicht lange dauerte es, ſo erſchien der junge Graf Bogislav von F. in Töplitz, und erklärte, nachdem er lange Zeit ſich mit der Wahnſinnigen unterhalten, daß ſie eine Verwandte ſeines Hauſes ſey, für die er, da ſie ſich von ihrem jetzigen Aufenthalt durchaus nicht trennen wolle, ein anſehnliches Jahrgeld zahlen werde. — Mein Nachbar ſchloß damit, daß er mir rieth, die Bekanntſchaft der Wahnſinnigen zu machen, die nur auf ihren einſamen Spaziergängen ſcheu, ſonſt aber ſehr mild und gut ſey. — Ich ging heute Nachmittags hin. — Die Wirthsleute ſchienen auf dergleichen Beſuche ſchon vorbereitet zu ſeyn, ſie ſagten mir, daß die Gräfin gleich zurückkehren werde von ihrem einſamen Spaziergang. Wirklich trat bald darauf die Dame ganz in demſelben Anzuge, wie ſie mir geſtern im Walde begegnete, in das Gemach, begrüßte mich ohne alles Befremden mit dem vornehmſten Anſtande, und nöthigte mich, wohl wiſſend, daß nur ihr mein Beſuch gelte, Platz zu nehmen. Ohne Spur des Wahnſinns ſprach ſie von gleichgültigen Dingen, bis ich, ſelbſt weiß ich nicht, wie mir das einkam, äußerte, daß es mir nicht gelungen, ihren wahren Familiennamen zu erfahren. Da heftete ſie ihren Blick feſt auf mich, und ſprach mit dem Ton der tiefſten Trauer: „Wie, mein Herr? — ſollten Sie mich nicht kennen? ſollten Sie mich nicht ſchon oft unter den Schreckniſſen des fürchterlichſten Verhängniſſes erblickt haben, nicht ſchon oft von dem ungeheuern Geſchick erſchüttert worden ſeyn, das mich ſo grimmig erfaßte? — Ja, ich bin jene unglückliche Amalia, Gräfin von Moor, aber die ſchwärzeſte Verleumdung iſt es, daß mein Carl mich ſelbſt getödtet haben ſolle. Nur ſcheinbar that er das, um die wilde Horde zu beſchwichtigen. — Es war nur ein Theaterdolch, den er mir auf die Bruſt ſetzte." — Dies Letzte ſprach die Gräfin ganz leiſe und beinahe lächelnd. Dann fuhr ſie im vorigen Tone fort: „Schweizer und Koſinski, die edlen Menſchen, haben mich gerettet. Sie ſehen, mein Herr, ich lebe, und kein Leben iſt ohne Hoffnung. Der Kaiſer wird, er muß den Grafen Carl von Moor begnadigen, er darf das aber nicht eher thun, bis Graf Franz geſtorben. Der hat aber drei Leben. Zweimal iſt er ſchon geſtorben — ich ſelbſt (dicht herangerückt, ziſchelte mir die Gräfin dies in's Ohr) — ich ſelbſt — dieſe Hand hat ihn einmal getödtet. Nun lebt er noch das dritte Leben, iſt das geendet auf gewaltſame Weiſe, wie es bald geſchehen wird, ſo iſt alles gut. Carl kommt wieder, erhält den Beſitz der ihm entriſſenen Herrſchaft in Böhmen, und auch meine entſetzliche Qual iſt vorüber. Als mein Oheim ſtarb, berührte ich mit dieſer Hand, die dem Sohn das zweite Leben raubte, das linke Auge, und da blieb es offen, und alle vermochten es nicht zuzudrücken — und er ſchaut mich noch immer mit dieſem Auge an." — Die Gräfin verſank in tiefes Nachdenken, fuhr dann aber plötzlich auf und rief, indem jenes düſtre Feuer des Wahnſinns aus ihren Augen blitzte, mir zu: „Finden Sie mich ſchön? — Könnten Sie mich lieben? — o ich kann Ihre Liebe reich lohnen! — Entführen Sie mich dem Verhaßten. — Rette, o rette mich!" —

Die Gräfin wollte ſich an meine Bruſt ſtürzen, da faßte ſie aber der Hauswirth bei den Armen und ſprach halb leiſe: Gnädige Gräfin — gnädige Gräfin, er iſt da! es iſt die höchſte Zeit. — Sie müſſen fort. — „Du haſt Recht, guter Daniel, erwiederte ſie eben ſo — ja ganz recht — fort, fort!" Und damit ſprang ſie ſchnell fort aus dem Gemach.

Ich bebte, wie vom Fieberfroſt geſchüttelt, ſtammelte unverſtändliche Worte! — Sie ſind erſchrocken, mein Herr, ſprach der Wirth lächelnd, aber es hat jetzt nicht mehr das Mindeſte zu bedeuten. Sonſt, ehe ich aus ihren Reden mir es erlauſcht hatte, wie ich mich zu benehmen, gerieth ſie jedesmal, wenn ſie geſchrieen: Rette, rette mich! in Wuth; jetzt aber packt ſie ſchnell ihre Juwelen ein, und läuft unter allerlei wirren, wunderlichen Reden umher, bis ſie in tiefen Schlaf verfällt, aus dem ſie in ihrem gewöhnlichen ruhigen Zuſtande erwacht. —

Als ich nach Hauſe kam, fand ich Deinen Brief! — Kein Wort mehr. —

O Hartmann! mein innigſt geliebter Freund, wir ſtehen mitten in Schillers Räubern, ſprachſt Du damals, aber der Gedanke, der nichts weiter ſchien als ein Scherz, berührte den Pendul des verderblichen Räderwerks, das mich, den Leichtſinnigen, erfaßte, und deſſen das Innerſte zerfleiſchende Kraft ich noch fühle. — Lebe wohl, ꝛc.

Als Hartmann ſeinen Freund endlich in Berlin wieder ſah, fand er ihn zwar geheilt von der verderblichen Stimmung, die auch phyſiſchem Leid zuzuſchreiben; beide, Willibald und Hartmann, gedenken aber noch jetzt, ſind ſie am ſpäten Abend traulich beiſammen, oft jenes entſetzlichen Trauerſpiels in Böhmen, deſſen erſten Akt ein ſeltſames Verhängniß ſie mitſpielen ließ, und in ihrem innerſten Gemüthe erbeben dann tiefe Schauer. —

Die Irrungen.

Fragment aus dem Leben eines Phantaſten *).

Verloren und Gefunden.

In dem Zwei und Achtzigſten Stück der Haude- und Spenerſchen Zeitung vom Jahre 18— befand ſich folgende Aufforderung:

Derjenige junge ſchwarz gekleidete Mann mit braunen Augen, braunem Haar und etwas ſchief verſchnittenem Backenbart, welcher vor einiger Zeit im Thiergarten auf einer Bank unfern der Statue des Apollo eine kleine himmelblaue Brieftaſche mit goldnem Schloß gefunden und wahrſcheinlich geöffnet hat, wird, da man weiß, daß er in Berlin nicht heimiſch iſt, erſucht, ſich am Vier und Zwanzigſten Julius des künftigen Jahres in Berlin und zwar in dem Hotel, die Sonne geheißen, bei der Madame Obermann einzufinden, um das Nähere über den Inhalt jener Brieftaſche, der ihm vielleicht intereſſant geworden, zu erfahren. Sollte jedoch der beſagte junge Mann den Entſchluß, den er einmal gefaßt, jetzt auszuführen gedenken und nach Griechenland reiſen wollen, ſo wird er ſehr gebeten ſich in Patras auf Morea an den preußiſchen Conſul Herrn Andreas Condoguri zu wenden und ihm die gedachte Brieftaſche vorzuzeigen. Dem geſchätzten Finder wird ſich dann ein anmuthiges Geheimniß erſchließen.

Der Baron Theodor v. S. gerieth, als er dies auf dem Caſino las, in eine freudige Beſtürzung. Niemand anders konnte in jener Aufforderung gemeint ſeyn als er ſelbſt, denn eben er hatte, es mochte

---

*) Berliniſcher Taſchen-Kalender. 1821. S. 191–202.

wohl ſchon ein Jahr her ſeyn, im Thiergarten an der bezeichneten Stelle eine kleine himmelblaue Brieftaſche mit einem goldenen Schloß gefunden und zu ſich geſteckt. Der Baron gehörte zu den Leuten, denen nicht eben viel Beſonderes im Leben begegnet, die aber alles, was ihnen in den Weg tritt, für etwas ganz Außerordentliches und ſich ſelbſt von dem Schickſal dazu beſtimmt halten, das Außerordentliche, Unerhörte zu erfahren. Gleich damals als der Baron die Brieftaſche fand, die ihrer Form nach einer Dame angehören mußte, war er überzeugt, daß ihm irgend ein ſeltſames Abentheuer aufgehen würde. Wichtigere Dinge (wir werden erfahren welche) brachten ihm indeſſen die Brieftaſche aus den Gedanken und um ſo größer war die Ueberraſchung, daß nun erſt das erwartete Abentheuer eintreffen ſollte.

Für's Erſte mußte ſich aber der Baron über zwei Dinge in jener Aufforderung ärgern, nämlich daß ſeine Augen braun ſeyn ſollten, die er immer für blau gehalten, und daß ſein Backenbart für ſchief verſchnitten angegeben wurde. Letzteres griff ihm um ſo mehr an die Seele, als er ſelbſt vor dem ſchärfſten Pariſer Toiletten-Spiegel das ſchwierige Geſchäft des Zuſtutzens ſeines Backenbartes beſorgte, und ſich darin, wie der Kennerblick des Theater-Friſeurs Warnicke längſt entſchieden, als Meiſter bewährte.

Nachdem der Baron ſich ſattſam geärgert, ſtellte er folgende Betrachtungen an.

Erſtlich, warum hat man mit jener Aufforderung beinahe ein Jahr gezögert? — Hat man mich unter der Zeit zu erforſchen geſucht? — Aber, durfte zweitens dies wohl geſchehen, da man mich näher kennen mußte, um zu wiſſen, was für Geheimniſſe mich es einmal ausſprechen ließen, daß einer beſondern Conſtellation halber ich nach Griechenland reiſen wolle? — Kann drittens das anmuthige Geheimniß wohl anderer Natur ſein als weiblicher? — O Gott! es iſt viertens gar nicht zu zweifeln, daß zwiſchen mir und dem Engelsbilde, das jene Brieftaſche auf der Bank unweit der Statue des Apollo liegen ließ, gewiß geheime Beziehungen obwalten, die ſich bei der Madame Obermann in der Sonne oder in Patras am Meere entwickeln werden. Wer weiß, welche herrliche Träume, welche ſüße Ahnungen dann plötzlich in regeres, glühenderes Leben treten, welches zarte Geheimniß wie ein wundervolles Märchen mit aller Luſt, allem ſeligen Entzücken in mir aufgehen wird! — Aber, wo iſt, fünftens, um tauſend Himmelswillen die verhängnißvolle Brieftaſche geblieben?

Dieſer fünfte Punkt war ein ſehr böſer, da er mit einem Schlage alle geträumte Hoffnungen, das außerordentlichſte aller Abentheuer zu beſtehen, vernichten mußte. Vergebens blieb alles Nachſuchen und dem Baron war es in der That unbegreiflich, wie er ſich gar nicht darauf zu beſinnen vermochte, ob er die Brieftaſche noch ſpäter in Händen gehabt. Zuletzt kam er darauf, daß ein großer Verdruß, den er an jenem Abende hatte, da er die Brieftaſche fand, ihn ſo ſehr außer Faſſung gebracht, daß er alles übrige und auch die Brieftaſche darüber vergeſſen.

Gerade an dem Tage trug er zum erſtenmal eine der ſauberſten, zierlichſten, wohlpaſſendſten Kleidungen, die jemals der Kleiderkünſtler Freitag verfertigen laſſen und mit weiſem Ueberblick redigirt hatte. Neun Barone, fünf Grafen und mehrere ſimple Edelleute hatten auf Ehre und Seligkeit geſchworen: der Frack ſei göttlich und die Pantalons deliziös, aber freilich, Graf E. der Rhadamanthus der modernen Welt hatte ſein Urtheil noch nicht geſprochen. Das Schickſal wollte, daß der Baron von S., gerade als er, nachdem er die Brieftaſche gefunden, aus dem Thiergarten zurückkehrte, Unter den Linden dem Grafen v. E. begegnete. „Guten Abend, Baron!“ rief der Graf ihm zu, lorgnirte ihn einen Augenblick, ſprach dann mit entſcheidendem Tone: „Die Taille beinahe um einen Achtelzoll zu breit!“ und ließ den Baron ſtehen.

Der Baron hielt, was den Anzug betrifft, zu ſehr auf Sitte und Ordnung, um nicht über den abſcheulichen Verſtoß dagegen, den er am Ende ſich ſelbſt beizumeſſen, in großen Zorn zu gerathen. Der Gedanke, einen ganzen Tag in Berlin mit einer zu breiten Taille umhergegangen zu ſeyn, hatte für ihn etwas Entſetzliches. Er rannte wild nach Hauſe, ließ ſich auskleiden und befahl dem Kammerdiener, das unſelige Kleid ihm aus den Augen zu bringen. Erſt dann kam Troſt in ſeine Seele, als nach ein paar Tagen ein ſchwarzes Kleid aus dem Atelier des Künſtlers Freitag hervorgegangen, das ſelbſt Graf E. für makellos erklärte. Genug — die zu breite Taille war Schuld an dem Verluſt der Brieftaſche, über den der Baron in völlige Troſtloſigkeit gerieth.

Mehrere Tage waren vergangen, als es dem Baron einfiel, ſeine Garderobe zu muſtern. Der Kammerdiener ſchloß den Schrank auf, in dem der Baron die Kleider, die er nicht mehr trug, aufhängen zu laſſen pflegte. Aus dem Schrank ſtrömte dem Baron ein ſtarker Geruch von Roſenöl entgegen. Auf Befragen verſicherte der Kammerdiener, daß dieſer Geruch von jenem ſchwarzen Frack mit der breiten Taille herrühre, den er vor einiger Zeit hineingehängt, da ihn der Herr Baron nicht mehr tragen wollen.

So wie der Kammerdiener dieſe Worte ausſprach, leuchtete in dem Baron wie ein Bliß ein Gedanke auf, der, wie man meinen ſollte, eben nicht ſo ſehr entfernt gelegen, nämlich, daß er das gefundene Kleinod in die Buſentaſche des Rocks geſteckt und im Verdruß wieder herauszunehmen vergeſſen.

Er erinnerte ſich in dem Augenblick, daß die Brieftaſche ſtark nach Roſenöl gerochen.

Der Rock wurde hervorgeholt, es traf ein, was der Baron geahnt.

Man kann denken, mit welcher Ungeduld der Baron das kleine goldne Schlößlein öffnete, um den Inhalt der Brieftaſche zu erfahren, der ſeltſam genug war.

Zuerſt fiel dem Baron ein ſehr kleines Meſſerchen von ſonderbarer Form, beinahe anzuſehen wie ein chirurgiſches Inſtrument, in die Hände. Dann erregte ſeine Aufmerkſamkeit ein ſeidenes ſtrohgelbes Band, in dem allerlei fremdartige Charaktere, beinahe chineſiſcher Schrift ähnlich, in ſchwarzer Farbe eingewirkt waren. Ferner fand ſich in einem ſeidenpapiernen Umſchlage eine verdorrte unbekannte Blume. Wichtiger als alles ſchienen aber dem Baron zwei beſchriebene Blätterchen. Auf dem einen ſtanden Verſe, die indeſſen der Baron leider nicht zu verſtehen vermochte, da ſie in einer Sprache abgefaßt waren, die ſelbſt manchem vortrefflichen Diplomatiker fremd blieb, nämlich in der neugriechiſchen. Die Handſchrift auf dem andern Blatte ſchien ohne Vergrößerungsglas kaum lesbar, doch überzeugte ſich der Baron bald zu ſeiner großen Freude, daß italieniſche Worte darauf ſtanden. Der italieniſchen Sprache war der Baron vollkommen mächtig.

In einem kleinen winzigen Täſchchen ſteckte endlich noch die Urſache des Dufts, den Brieftaſche und Rock verbreitet, nämlich ein in ein feines Papier gewickeltes, wie gewöhnlich hermetiſch verſchloſſenes Fläſchlein Roſenöl.

Auf dem Papier ſtand ein griechiſches Wort, und zwar: *Σχνυεσπελπολδ*.

Es kann hier gleich bemerkt werden, daß der Baron Tags darauf bei einem Mittagsmahl in der Jagorſchen Reſtauration mit dem Herrn Geheimen Rath Wolff zuſammentraf und ihn um die Deutung des griechiſchen Worts befragte, das auf dem Zettel ſtand. Der Geheime Rath Wolff hatte aber kaum einen flüchtigen Blick auf den Zettel geworfen, als er dem Baron in's Geſicht lachte und erklärte, daß das ja gar kein griechiſches Wort, ſondern nicht anders zu leſen als: Schnüspelpold, mithin ein Name ſey, und zwar ein deutſcher, kein griechiſcher, da im ganzen Homer dergleichen nicht vorkomme und auch billiger Weiſe nicht vorkommen könne.

So gut, wie geſagt, ſich der Baron auf das Italieniſche verſtand, ſo wollte ihm doch die Entzifferung des Blättleins nicht recht gelingen. Denn außerdem daß die Schrift ein wahres Augenpulver zu nennen, ſo waren auch manche Stellen beinahe ganz verwiſcht. Es ſchien übrigens, als habe die Beſitzerin der Brieftaſche (daß dieſe einem Frauenzimmer angehört, war wohl außer allem Zweifel) einzelne Gedanken aufgeſchrieben, um ſie zu einem Briefe an eine vertraute Freundin zu nutzen, das Blättlein konnte aber auch eine Art von Tagebuch vorſtellen. — Genug, der Baron zerbrach ſich den Kopf und verdarb ſich die Augen! —

Das Blättlein aus der Brieftaſche.

— Die Stadt iſt im Ganzen ſchön gebaut mit ſchnurgeraden Straßen und großen Plätzen, hin und wieder trifft man Alleen von halbverdorrten Bäumen, die, wenn der unheimlich ſauſende Wind dichte Staubwolken vor ſich hertreibt, ihr fahlgraues Laub traurig ſchütteln. Kein einziger Springbrunnen ſprudelt lebendiges Waſſer empor und verbreitet Kühle und Labung, deshalb ſind die Märkte öde und leer. Der Bazar, bei klappernden toſenden Mühlen gelegen, klein und verſteckt, iſt mit dem in Konſtantinopel gar nicht zu vergleichen. Auch fehlt es ihm an prächtigen Stoffen und Juwelen, die in einzelnen Häuſern feil geboten werden. Manche dieſer Kaufleute beſtreuen ihr Haupt mit weißem Puder, um ein ehrwürdiges Anſehen und mehr Vertrauen zu gewinnen, ſind aber eben deshalb ſehr theuer. Es giebt mehrere Paläſte, die aber nicht aus Marmor gebaut ſind, da es in der Gegend rings umher an Marmorbrüchen gänzlich fehlen ſoll. Das Baumaterial beſteht in kleinen, im länglichen Viereck geformten Backſteinen, die häßlich roth und unter dem Namen: Ziegel, bekannt ſind. Doch habe ich auch Quaderſteine geſehen, ſie jedoch kaum für Granit oder Porphyr halten können. — Ich wünſchte aber wohl, daß du, geliebte Chariton, das ſchöne Thor, welches eine Quadriga mit der Siegesgöttin ſchmückt, ſehen könnteſt. Es erinnert an den großen erhaben einfachen Styl unſerer Vorfahren. — Warum ſpreche ich aber ſo viel von den todten kalten Steinmaſſen, die auf dieſem glühenden Herzen laſten und es zu erdrücken drohen? — Hinaus — hinaus aus dieſer Oede! — ich will dir, Geliebte, nicht — — Mein Magus war heute boshafter und ärgerlicher als je. Er hatte bei dem Mittagseſſen zu viel getanzt und ſich den Fuß verſtaucht. Konnte ich dafür, war es recht, mich zu quälen mit hundert abſcheulichen Vorwürfen? — Wann werde ich die Ketten abſtreifen des häßlichen Unholds, der mich zur Verzweiflung bringen wird, der mich — — Ich rieb ihm den Fuß mit Balſam von Mecca ein und legte ihn in's Bette, da wurde er ſtill und ruhig. Nachher ſtand er auf, machte Chocolade und bot mir eine Taſſe an: ich trank aber nicht, aus Furcht, er möge Opium hinein gethan haben, um mich einzuſchläfern und dann zu verwandeln, wie er es ſchon oft gethan hat! —

Häßliches, widerwärtiges Mißtrauen! Unſeliges feindliches Vorurtheil! — Mein Magus war heute die Milde, die Freundlichkeit ſelbſt! Ich fuhr leiſe mit den Fingern über das Kahlköpfchen hin, da leuchteten ſeine großen, ſchönen, ſchwarzen Augen mich an und er ſprach ganz entzückt: Gleich! gleich! In der That holte er auch auf der Stelle ſein Handwerkszeug hervor und druckte auf einen dunkelrothen Shawl den prächtigſten Goldrand, den ich nur wünſchen konnte. Ich warf ihn um und wir gingen, nachdem mein Magus wie gewöhnlich den Elektrophor an ſein Hinterhaupt geſchroben, nach dem freundlichen Walde, der dicht vor dem Thore mit der Siegesgöttin gelegen iſt, ſo daß es nur weniger Schritte bedarf, um in ſchöne finſtre Laubgänge zu treten. — Im Walde befiel meinen Magus ſeine mürriſche Laune. Als ich den Spaziergang rühmte, fuhr er mich hart an: ich ſolle mir nicht thörigter Weiſe einbilden, daß das wirkliche Bäume, Büſche wären, daß das wirklich gewachſenes Gras, Feld, Waſſer ſey. Ich könne ja das ſchon an den ſtumpfen Farben ſehen, daß alles nur in ſpaßhafter Kunſt fabrizirtes Zeug wäre. Im Winter, behauptete mein Magus, würde alles eingepackt, nach der Stadt gebracht und zum Theil an die Zuckerbäcker vermiethet, die es zu ihren ſogenannten Ausſtellungen brauchten. Wollte ich einmal ein bischen wahrhafte Natur ſchauen, ſo würd' er mich in das Theater führen, wo hier zu Lande allein was ordentliches von dergleichen Dingen zu ſchauen. Beim Theater wären nämlich grundgeſchickte Naturmeiſter angeſtellt, die Berg und Thal, Baum und Gebüſch, Waſſer und Feuer keck zu handhaben wüßten. — O, wie mich das verdroß! — Ich ſehnte mich nach jenem Platz, der mich an die ſchöne Zeit erinnert, als du, meine ſüße Chariton, noch meine Geſpielin warſt! — Ein runder mit dichtem Gebüſch umgebener Platz, in deſſen Mitte die Statue des Apollo aufgerichtet ſteht. Wir kamen dahin! — Ich verlangte mich niederzulaſſen; da ſtieg aber der Unwille meines Magus. Er meinte, die vermaledeite Puppe errege ihm Angſt und Entſetzen und er müſſe ihr die Naſe abſchlagen, damit ſie nicht lebendig würde und ihn prügle. Er hob auch wirklich ſein langes ſtarkes Rohr auf gegen das Bild! — Du kannſt dir denken, was ich empfand, als mein Magus verfahren wollte nach dem Grundſatz des mir verhaßten Volks, das wirklich in tollem abergläubiſchen Wahnſinn den Statuen die Naſen abſchlägt, damit ſie nicht lebendig werden! — Ich ſprang hinzu, nahm meinem Magus den Stock aus der Hand, erfaßte ihn dann ſelbſt und ſetzte ihn auf eine Bank. Da lächelte er mich höhniſch an und ſprach, daß ich mir nur nicht einbilden ſolle, eine wirklich aus Stein gehauene Statue vor mir zu ſehen, ich könne das an dem unförmlichen wulſtigen Körper bemerken, der nach Benvenuto Cellini's Ausdruck einem mit Melonen gefüllten Sack gliche. Hier zu Lande würden dergleichen Statuen in der Art verfertigt, daß man einen hohen Sandhaufen aufſchütte und dann ſo lange geſchickt hineinblaſe, bis ſich das Bild forme. Dann bat mein Magus, ich möchte ihm erlauben an das Waſſer unfern des Platzes, wo wir uns befanden, zu gehen, um ein wenig den Fröſchen zuzuhorchen. Ich ließ das gern zu und als er —

Das Abendroth ſtieg auf und glühende Funken hüpften im dunklen Laube von Blatt zu Blatt. — Es rauſchte über mir im Gebüſch und eine Nachtigall ſchlug einzelne klagende Laute an. Ein ſüßes Weh erfüllte meine Bruſt und von unwiderſtehlichem ſehnſüchtigem Verlangen getrieben, that ich, was ich nicht thun ſollen! — Du kennſt, o meine Chariton, das magiſche Band, das verführeriſche Geſchenk unſers Alten. — Ich zog es hervor und ſchlang es um die Pulsader meines linken Arms. — Alsbald flatterte die Nachtigall herab und ſang zu mir in der Sprache meines Landes:

> „Aermſte, warum flohſt du hieher? Kannſt du entrinnen der Wehmuth,
> „der dürſtenden Sehnſucht, die auch hier dich umfängt? Und
> „tiefer verwundend faßt dich hier fern von der wirthlichen Heimath
> „der Schmerz getäuſchter Hoffnungen! — Der Verfolger iſt hinter
> „dir! — flieh! — flieh! — du Aermſte! — Aber du willſt ihn ſterben,
> den „Tod in Liebe! — gieb ihn mir, gieb ihn mir und lebe in ſeliger
> „Ahnung, die mein Herzblut in deiner Bruſt entzündet.“

Die Nachtigall flatterte in meinen Schooß, ich holte in zauberiſcher Bethörung mein kleines Mordinſtrument hervor, aber wohl mir! — mein Magus erſchien, die Nachtigall ſchwang ſich auf, ich riß das Band vom Arm herab und — —

— Ich fühlte mein ganzes Selbſt erbeben! — Daſſelbe Haar — dieſelben Augen — derſelbe freie ſtolze Gang — Nur entſtellt durch die häßlich abentheuerliche Kleidung, die hier zu Lande üblich, und von welcher dir, meine geliebte Chariton! einen deutlichen Begriff zu machen, ich mich vergebens mühen würde. So viel ſage ich dir, daß das Oberkleid, bei uns die Zierde der Männer, gewöhnlich von dunkler, häufig von ſchwarzer Farbe und nach der Form der Flügel und des Schweifs der Bachſtelze zugeſchnitten iſt. Dieſe Form wird vorzüglich durch den Theil des Kleides erreicht, den man hier: Rockſchöße nennt und in denen Taſchen angebracht ſind, zur Aufbewahrung kleiner Bedürfniſſe, des Schnupftuchs u. ſ. w. Merkwürdig ſcheint auch, daß es hier zu Lande für junge Männer von Stande und Bildung unanſtändig iſt, Backen und Kinnladen unbedeckt ſehen zu laſſen. Beides wird durch Haare, die ſie ſtehen laſſen, ſo wie durch ein Stücklein geſteiften Battiſtes, das aus der Halsbinde auf beiden Seiten emporſteigt, bedeckt. Am ſeltſamſten ſcheint mir aber die Kopfbedeckung, die aus einer cylinderförmigen Mütze aus ſteifem Filz mit einem Rande beſteht und die man „Hut“ nennt. — Ach, Chariton! — trotz dieſer abſcheulichen Kleidung kannte ich ihn wieder! — welche dämoniſche Macht hat ihn mir geraubt! — Wie, wenn er mich erblickt hätte! — Schnell ſchlang ich das magiſche Band um meinen Hals, er ging dicht bei mir vorüber, ich blieb ihm unſichtbar, doch ſchien er das Daſeyn irgend eines ihm befreundeten Weſens zu ahnen. Denn unfern von mir warf er ſich auf eine Bank, nahm den Hut ab und trillerte eine Melodie, deren Worte ungefähr hießen: Laß dich erblicken, oder: Laß dich am Fenſter ſehen! Dann zog er ein Futteral hervor, aus dem er jenes ſeltſame Inſtrument nahm, das man hier eine Brille nennt. Er ſetzte dies Inſtrument auf die Naſe, befeſtigte es hinter den Ohren und ſchaute durch die hell und glänzend geſchliffenen Gläſer, die vor den Augen ſtanden, unverwandt hin nach dem Orte, wo ich ſaß. — Ich erſchrak, daß der magiſche Blick durch jene Gläſer, ein mächtiger Talisman, meinen Zauber zerſtören werde, ich hielt mich für verloren, doch begab es ſich, daß — — — verhängnißvollſte meines Lebens! — Wie ſoll ich es dir denn ſagen, meine geliebte Chariton, wie dir beſchreiben das unnennbare Gefühl, das mich durchdrang! — Doch laß mich zu Worten kommen. — Maria iſt ein gutes liebes Kind und obſchon nicht unſerer Religion zugethan, ehrt ſie doch unſere Gebräuche und iſt überzeugt von der Wahrheit unſeres Glaubens. In der Vornacht des heiligen Johannistages entſchlüpfte ich der Aufſicht meines Magus. Maria hatte ſich des Hausſchlüſſels bemächtigt, ſie wartete meiner mit einem zierlichen Gefäß, und wir gingen beide in tiefem Schweigen hinaus in den Wald und holten aus einer dort befindlichen Ciſterne das heimliche Waſſer, in das wir geweihte Aepfel warfen. Am andern Morgen, nachdem wir mit inbrünſtiger Andacht zu dem heiligen Johannes gefleht, hielten wir das Gefäß auf unſern vier ausgeſtreckten Daumen empor. — Es drehte ſich rechts, es drehte ſich links — zitternd und ſchwankend! — Vergebens unſer Hoffen! — Allein, nachdem ich Kopf, Hals und Bruſt mit dem heimlichen Waſſer, in dem der geweihte Apfel lag, gewaſchen, begab ich mich tief verſchleiert, ohne daß es mein Magus, der ſeinen langen Traum träumte, zu bemerken ſchien, nach dem in der Stadt belegenen Baumgange, die Linden geheißen. — Da rief eine alte Frau mehrmals hintereinander mit ſtarker Stimme: Theodor — Theodor! —

— O meine Chariton! — durchbebt von Schreck und Wonne wäre ich beinahe ohnmächtig niedergeſunken! — Ja, er iſt es! — er iſt es! — O all' ihr Heiligen! — ein Prinz ſonſt, reich, groß, mächtig, jetzt heimathlos umherſtreifend im Bachſtelzenhabit und ſteifer Filzmütze — Könnt' ich nur —

Mein Magus hält in ſeiner üblen Laune wie gewöhnlich alles für närriſche Einbildungen und iſt zu weiterer Nachforſchung nicht zu bewegen, die ihm doch ſo leicht werden würde, da er ſich nur an die Stelle im Walde, wo ich Theodor erblickte, begeben, dort aber ein Schnittchen von meinem geweihten Apfel eſſen und einen Schluck von dem geheimen Waſſer trinken dürfte. Aber er will nicht, er will durchaus nicht und iſt überhaupt mürriſcher als je, ſo daß ich zuweilen genötbigt bin, ihn zu züchtigen, welches denn leider ſeine Macht über mich nur verſtärkt, doch wenn mein geliebter Theodor —

— mit Mühe eingelehrt. Jetzt tanzt aber meine Maria den Romeca ſo ſchön, wie man ihn bei uns nur ſehen mag. — Es war eine ſchöne Nacht, warm und duftig glänzend im Mondesſchimmer. Der Wald horchte in ſtaunendem Schweigen unſerm Geſange zu und nur dann und wann flüſterte und rauſchte es in den Blättern, als hüpften Elflein vorüber, und wenn wir einhielten, dann tönten wohl die ſeltſamen Stimmen der Geiſter der Nacht durch die Stille und regten uns auf zum neuen Liede. Mein Magus hatte in ſeinem Elektrophor eine Theorbe mitgenommen und wußte die Accorde des Romeca recht ſchön und feierlich anzuſchlagen, wofür ich ihm auch weißen Honig verſprach zum Frühſtück andern Tages —

Endlich, Mitternacht war längſt vorüber, nahten ſich Geſtalten durch das Gebüſch unſerm einſamen Raſenplatz. Wir ſchlugen die Schleier über, nahmen den Magus auf die Schultern und entflohen ſo ſchnell, als wir nur vermochten. — Uebereilte unſelige Flucht! — Der Vogel war zum erſtenmal unwillig, aber er ſprach nur verwirrtes Zeug und wies meine Fragen zurück, weil er doch nur ein Papagey wäre und kein Profeſſor. — Ja, übereilte unſelige Flucht, denn gewiß war es Theodor, der ſich uns nahte und — Mein Magus war ſo erſchrocken, daß ich ihm zur Ader laſſen mußte —

— herrlicher Gedanke! — Ich ſchnitt heute mit meinem Meſſerchen in den Stamm des Baumes, unter dem ich ſaß, als Theodor mir gegenüber war und meine Verhüllung nicht zu durchblicken vermochte, ja in dieſen Stamm ſchnitt ich die Worte ein: Theodor! vernimmſt du meine Stimme? — es iſt — ruft die dich — ewig — furchtbarer Tod — nimmer — ermordet — Conſtantinopel — unabänderlicher Entſchluß — Oheim — wohl —

Die Reiſe nach Griechenland.

Den Baron Theodor v. S. ſetzte der Inhalt des Blättleins, deſſen letzte Worte leider völlig verwiſcht und unleſerlich waren, ganz außer ſich ſelbſt.

Freilich möchte aber auch wohl jeder andere, trug er auch nicht, ſo wie Theodor, beſtändig chimäriſche Abentheuer im Sinn, bei den Umſtänden, wie ſie hier zutrafen, in große Verwunderung, ja in tiefes Erſtaunen gerathen ſeyn. Außerdem daß ſchon das Geheimnißvolle des Ganzen, das Hindeuten auf ein ſeltſames weibliches Weſen, das Zauberkünſte übte, das im ſteten Umgange lebte mit einem magiſchen Prinzip, ihm Herr und Diener zugleich, den Baron im höchſten Grade ſpannte, ſo mußte dieſe Spannung bis zum halben Wahnſinn ſteigen, als er ſich ſelbſt in den Zauberkreiſen gefangen ſah, die das Blättlein, oder vielmehr jenes unbekannte Weſen, der es angehörte, um ihn gezogen.

Der Baron erinnerte ſich nämlich ſogleich, daß er vor langer Zeit durch den Thiergarten wandelnd ſich auf eine Bank geworfen, der gegenüber, wo er die Brieftaſche fand. Daß es ihm geweſen, als höre er leiſe Seufzer. Daß er durchaus geglaubt, ihm gegenüber ſitze ein in lange Schleier gehülltes Frauenzimmer, und daß er, unerachtet er ſeine Brille aufgeſetzt, nichts, gar nichts habe entdecken können. Dem Baron fiel ferner ein, daß, als er einſt mit mehreren Freunden in ſpäter Nacht vom Hofjäger heimkehrte, ihnen aus dem fernen Gebüſch ein ganz ſeltſamer Geſang und eben ſolch ſonderbare Accorde eines unbekannten Inſtruments entgegen klangen, und daß ſie, endlich der Stelle, wo die Muſik herzukommen ſchien, genaht, zwei weiße Geſtalten ſchnell fliehen ſahen, die etwas Rothglänzendes auf den Schultern zu tragen ſchienen. — Der Name Theodor entſchied nun vollends die Sache.

In voller Haſt lief nun der Baron nach dem Thiergarten, um jene Inſchrift, die die Unbekannte in einen Baum geſchnitten haben wollte, und mit ihr vielleicht näheren Aufſchluß des Räthſels zu finden. Seine Ahnung hatte ihn richtig geleitet! In die Rinde des Baumes, an den ſich die Bank lehnte, wo er die Brieftaſche gefunden, waren jene Worte eingeſchnitten, aber das beſondere Spiel des Zufalls hatte es gefügt, daß gerade diejenigen Worte, welche auf dem Blättlein verlöſcht, auch in dem Baum verwachſen und unleſerlich geworden waren. „Wunderbare,“ rief der Baron in höchſter Extaſe aus, „wunderbare Sympathie der Natur!“ — Er erinnerte ſich aus dem Goethe jener Zwillingskommoden, die aus einem Stamme gefertigt waren und von denen die eine rettungslos zerplatzte, als die andere in einem weit davon entfernten Schloſſe ein Raub der Flammen wurde!

Unbekanntes herrliches Weſen! rief der Baron ferner aus in höchſter Extaſe, Himmelskind aus dem fernen Götterlande, ja — längſt glühte die Sehnſucht nach dir, du einzig Geliebte, in meiner Bruſt! Aber ich habe mich ſelbſt nicht verſtanden, die blaue Brieftaſche mit dem goldenen Schloß war erſt der magiſche Spiegel, in dem ich mein Ich in Liebe zu dir erblickte! — Fort! — dir nach — fort nach jenem Lande, wo unter mildem Himmel die Roſe blüht meiner ewigen Liebe! —

Der Baron machte ſofort ernſthafte Anſtalten zur Reiſe nach Griechenland. Er las den Sonnini, den Bartholdy und was er ſonſt an Reiſen nach Griechenland auftreiben konnte, beſtellte ſich einen bequemen Reiſewagen, zog ſo viel von ſeinem Gelde ein, als er zu brauchen glaubte, begann ſogar griechiſch zu lernen und ließ ſich auch, da er von irgend einem Reiſenden hörte, der, um ſicherer zu reiſen, die Landestracht trug, von dem Theaterſchneider einige ſaubere neugriechiſche Anzüge fertigen.

Man kann denken, daß er während dieſer Zeit nichts im Sinne trug als die unbekannte Beſitzerin der blauen Brieftaſche, deren lebendiges Bild ihm bald vor Augen ſtand. — Sie war hoch, ſchlank im höchſten Ebenmaaß der Glieder gewachſen, ihr Anſtand ganz Anmuth und Majeſtät — ihr Geſicht ganz das Abbild, der Ausdruck jenes unnennbaren Zaubers, der uns in den Antiken hinreißt — die ſchönſten Augen — die ſchönſten ſchwarzen ſeidnen Haare! — Genug ganz ſo, wie der begeiſterte Sonnini nur die Griechinnen ſchildern kann. Und dabei, wie ſchon das Blättlein bewies, ein in Liebe glühendes Herz im Buſen, ganz Hingebung — Treue für den Geliebten; konnte der Seligkeit Theodors etwas fehlen? — Ja wohl! — er wußte den Namen der Holden nicht, welches den Exklamationen merklich ſchadete. Doch hier halfen Wielands ſämmtliche Werke aus. Er nannte die Geliebte bis auf weitere nähere Beſtimmung Muſarion und dies ſetzte ihn auch in den Stand, die gehörigen ſchlechten Verſe auf das unbekannte Zauberbild zuſammenzukneten.

Ganz beſonders bemühte ſich der Baron, auch die Zauberkraft des magiſchen Bandes zu verſuchen, das unſtreitig in ſeine Hände gerathen war. Er ging in den Wald, ſchlang das Band um die Pulsader ſeines linken Arms und horchte auf den Geſang der Vögel. Er konnte aber nicht das Mindeſte davon verſtehen. Und als endlich ein Zeiſig dicht neben ihm im Buſche zu zwitſchern begann, klang es ihm beinahe ſo, als ſänge der unverſchämte Vogel: Haſenfüßchen, Haſenfüßchen, geh zu Haus — zu Haus! — pfeif dich aus — pfeif dich aus! — Der Baron ſprang ſchnell auf und eilte, ohne weitere Verſuche zu machen, von dannen.

War es ihm mit dem Verſtändniß des Vogelgeſanges ſchlecht ergangen, ſo gelang es ihm noch ſchlechter mit der Unſichtbarkeit. Denn unerachtet er das magiſche Band um den Hals geſchlungen, ſo bog doch der Hauptmann von R., der Unter den Linden ſpazierte, ſogleich in die Seitenallee ein, in der der Baron unſichtbar zu wandeln glaubte, und bat ihn dringend, ſich doch vor ſeiner Abreiſe gütigſt der funfzig Friedrichsd'or zu erinnern, die er ihm noch aus dem letzten Spiel ſchulde. —

Der Theaterſchneider war mit den griechiſchen Kleidern fertig. Der Baron fand, daß ſie ihm ganz ungemein kleideten und daß vorzüglich der Turban ſeinem Geſicht einen Ausdruck gab, der ihm ein freudiges Staunen abnöthigte. Denn ſelbſt hatte er bisher nicht geglaubt, daß ſeine Augen, ſeine Naſe und ſeine übrigen angenehmen Geſichtszüge überhaupt dergleichen fähig.

Er empfand eine tiefe Verachtung gegen ſeinen Bachſtelzen-Rock, gegen ſeine Mütze aus ſteifem Filz u. ſ. w. und wäre, hätte er nicht das Aufſehn und den Spott anglomaniſcher Grafen und Barone gefürchtet, von Stund' an nicht anders als neugriechiſch gekleidet einher gegangen.

Hatte aber ſein Negligée, ein ſeidener orientaliſcher Schlafrock, eine turbanähnliche Mütze und dazu eine lange türkiſche Pfeife im Munde, ſchon etwas getürkt, ſo war hier der Uebergang zum neugriechiſchen Coſtüm leicht und natürlich. —

Alſo neugriechiſch gekleidet ſaß der Baron mit untergeſchlagenen Beinen, welches ihm eigentlich blutſauer wurde, auf dem Sopha und blies, die ſchönſte Bernſteinſpitze an den Mund gedrückt, Rauchwolken türkiſchen Tabaks vor ſich her, als die Thür aufging und der alte Baron Achatius v. F., ſein Oheim, herein trat.

Als der aber den neugriechiſchen Neffen erblickte, prallte er zurück, ſchlug die Hände zuſammen und rief überlaut: So iſt's denn doch wahr, was die Leute mir ſagten! — So iſt doch das bischen Verſtand meines Herrn Neffen wackeligt geworden!

Der Baron, der alle Urſache hatte, den alten ſteinreichen unverheiratheten Oheim zu ehren, wollte ſchnell vom Sopha herab und ihm entgegen. Da ihm aber die Beine, der unbequemen ungewohnten Stellung halber, erſtarrt, eingeſchlafen, wie man zu ſagen pflegt, waren, ſo kugelte er dem Oheim vor die Füße, verlor den Turban und die Pfeife, die ihren glühenden Inhalt ausſtrömte auf den reichen türkiſchen Teppich. Der Oheim lachte übermäßig, trat ſchnell die glimmenden Funken aus, half dem beſtürzten Neugriechen auf den Sopha und fragte dann: „So ſage mir nur, was du für Narrheiten treibſt. Iſt es wahr, daß du fort willſt nach Griechenland?“

Der Baron bat den Oheim um ein gütiges ruhiges Gehör, und als dieſer es zugeſagt, erzählte er von Anfang bis zu Ende, wie ſich alles begeben mit dem Auffinden der Brieftaſche im Thiergarten, mit der Aufforderung in der Haude- und Speneriſchen Zeitung, mit dem Inhalte des Blättleins, und wie eben der Entſchluß in ihm entſtanden, geradezu nach Patras zu gehen, dem Herrn Andreas Condoguri die blaue Brieftaſche zu übergeben und dann das Weitere zu erfahren.

„Mir iſt, erwiederte der Oheim, nachdem der Neffe geendet, mir iſt die Aufforderung in der Haude- und Speneriſchen Zeitung entgangen, indeſſen zweifle ich gar nicht, daß ſie darin enthalten und daß ſie ganz dazu geeignet iſt, die Phantaſie des Finders der Brieftaſche, iſt er zumal jung und phantaſtiſch, wie du es biſt, gar ſehr aufzuregen. Eben ſo ſtelle ich gar nicht in Abrede, daß du nach allem, was du mir erzählteſt, Grund haſt zu glauben, in dem Blättlein ſey von dir die Rede. — Ich würde übrigens die Perſon, die das ſchrieb, was du mir vorlaſeſt, für wahnſinnig halten, wäre ſie nicht offenbar eine Griechin. Haſt du aber dir gehörige Notiz von Neugriechenland verſchafft, ſo wirſt du wiſſen, daß die Bewohner an allerlei Magie und Zaubereien ſteif und feſt glauben und von den tollſten Einbildungen geplagt ſind, wie du manchmal.“ —

Neuer Beweis für meine Ueberzeugung, murmelte der Baron dazwiſchen.

„Ich weiß, fuhr der Oheim fort, ich weiß auch recht gut, was es mit dem heimlichen Waſſer für eine Bewandniß hat, das die Mädchen in der Johannis-Nacht ſchweigend holen, um zu erfahren, ob ſie den geträumten Geliebten haben werden, und eben deshalb kommt mir im Allgemeinen alles nicht ſo gar ſonderbar vor und nur in Beziehung auf dich erſcheint mir manches ſehr zweideutig. — Es iſt nämlich ſehr die Frage, ob du, mag es auch den Anſchein haben, der gemeinte Theodor biſt, ja ob der, der die Aufforderung einrücken ließ, ſich nicht in der Perſon des Finders irrte. — Genug! da die Sache durchaus problematiſch, ſo würde es ein ſehr übereilter Streich ſeyn, deshalb eine weite gefährliche Reiſe zu unternehmen. Daß du Aufklärung wünſcheſt und wünſchen mußt, iſt billig und natürlich, warte daher den vier und zwanzigſten Julius des künftigen Jahres ab und begieb dich dann in die Sonne zur Madame Obermann, wo dich ja auch die Aufforderung hinbeſcheidet, um das Nähere zu erfahren.“

Nein, rief der Baron, indem ſeine Augen blitzten, nein, mein geliebter Oheim! nicht in der Sonne, nein, in Patras geht das Glück meines Lebens auf, nur in Griechenland reicht das holde Engelsbild, die edle Jungfrau, mir Glücklichen, der ſo wie ſie aus griechiſchem fürſtlichem Stamm entſproſſen, die Hand!

„Was, ſchrie der Alte ganz außer ſich, biſt du ganz und gar von Sinnen? biſt du raſend? du aus griechiſchem fürſtlichem Stamm entſproſſen? — Narr in Folio, war deine Mutter nicht mein:

Schweſter? — War ich nicht zugegen bei ihrer Entbindung? — Hab' ich dich nicht aus der Taufe gehoben? — Kenn' ich nicht unſern Stammbaum? iſt er nicht klar und deutlich ſeit Jahrhunderten?"

Sie vergeſſen, ſprach der Baron, indem er ſo mild und anmuthig lächelte, wie nur irgend ein griechiſcher Prinz zu lächeln vermag, Sie vergeſſen, theuerſter Oheim, daß mein Großvater, der die merkwürdigſten Reiſen unternahm, eine Frau von der Inſel Cypern mitbrachte, die von ganz ausnehmender Schönheit geweſen ſeyn ſoll und deren Bildniß noch auf unſerm Stammſchloſſe befindlich.

„Nun ja, erwiederte der Oheim, man mag es wohl meinem Vater verzeihen, daß er als ein junger raſcher feuriger Mann ſich in ein ſchönes griechiſches Mädchen verliebte und die Thorheit beging, ſie, unerachtet ſie nur gemeinen Standes, und wie mir oft erzählt worden, Blumen und Früchte feil hielt, zu heirathen. Doch ſie ſtarb ſehr bald kinderlos." —

Nein, nein, rief Theodor heftig, eine Prinzeſſin war dies Blumenmädchen und meine Mutter die Frucht der glücklichſten Ehe, die, ach! nur zu kurz dauerte.

Der Oheim prallte erſchrocken zwei Schritte zurück. „Theodor", begann er dann, Theodor! ſprichſt du im Traum, im Fieber, im Wahnſinn? — Beinahe zwei Jahr war die Griechin todt, als dein Großvater meine Mutter heirathete, vier Jahre war ich alt, als meine Schweſter geboren wurde. Wie um tauſend Himmelswillen kann denn deine Mutter die Tochter jener Griechin ſeyn?"

Geſtehen, fuhr Theodor ganz ruhig und gelaſſen fort, geſtehen will ich, daß, betrachtet man die Sache aus dem gewöhnlichen Geſichtspunkt, die höchſte Unwahrſcheinlichkeit gegen meine Behauptung ſpricht. Aber das ſchöne unerforſchliche Geheimniß, die ſublime Myſtik des Lebens tritt uns ja überall in den Weg, und das Unwahrſcheinlichſte iſt oft das eigentlich Wahre. Sie glauben, beſter Oheim, daß Sie vier Jahre alt waren, als meine Mutter geboren wurde, aber kann das nicht auf ſeltſamer Täuſchung beruhen? — Doch ohne mich weiter auf die myſteriöſen Combinationen einzulaſſen, die unſer Leben oft hineinziehen in ein Zauberreich, ſetze ich Ihnen, beſter Oheim, ein Zeugniß entgegen, das alles, was Sie gegen mich aufbringen können, mit Einem Schlage vernichtet! —

Das Zeugniß meiner Mutter! — Sie ſtaunen? — Sie blicken mich an, Zweifel im Auge? — Vernehmen Sie denn! — Meine Mutter, ſo erzählte ſie mir, mochte ohngefähr ſieben Jahre alt ſeyn, als ſie ſich, da ſchon die Abenddämmerung eingebrochen, in dem Saale befand, wo das lebensgroße Bild der Griechin hing, zu dem ſie ſich mit unſichtbarer Gewalt hingezogen fühlte. Als ſie es aber innig liebend betrachtete, belebten ſich die ſchönen Züge des hohen Antlitzes immer mehr und mehr, bis endlich die herrliche fürſtliche Frau, die theuerſte der Großmütter, aus dem Bilde heraustrat und meine Mutter als ihr einziges liebes Kind begrüßte. Seit dieſer Zeit wurde meine Mutter von dem theuern Bilde gehegt und gepflegt auf das zärtlichſte, ja das Bild beſorgte ihre ganze höhere Erziehung. Unter andern unterrichtete das Bild meine Mutter auch in der neugriechiſchen Sprache, und meine Mutter mochte, da ſie noch Kind, keine andere reden. Da aber aus ſonderbaren wichtigen Gründen die Mutterſchaft des Bildes ein Geheimniß bleiben ſollte, geſchah es, daß alle Leute das Neugriechiſche, das meine Mutter ſprach, für franzöſiſch, ja ſelbſt das Bild, erſchien es manchmal plötzlich beim Kaffee, für eine franzöſiſche Gouvernante halten mußten. Als meine Mutter heirathete, zog ſich das Bild zurück in den Rahmen und verließ ihn nicht eher, bis meine Mutter ſich in guter Hoffnung befand. Da entdeckte das theure hohe Bild meiner Mutter die fürſtliche Abkunft und daß der Sohn, von dem ſie geneſen würde, beſtimmt ſey, im ſchönen Griechenland Rechte geltend zu machen, die verloren geſchienen. Eine anmuthige Gunſt des Schickſals, oder nach gemeinem Sprachgebrauch, der Zufall werde ihn dort hinleiten. Dann ermahnte das Bild meine Mutter, bei meiner Geburt ja keins der heiligen Mittel, wie ſie im Vaterlande gebräuchlich, zu verabſäumen, um mich vor jedem Schaden zu bewahren. Daher wurde ich, ſo wie ich geboren, von Kopf bis zu den Füßen mit Salz überſchüttet, daher lag auf beiden Seiten meiner Wiege ein Stück Brod und ein hölzerner Stößel, daher wurde in dem Zimmer, wo ich mich befand, eine gute Parthie Knoblauch aufgehängt, daher trug ich ein kleines Säckchen um den Hals, worin drei Stückchen Kohle und drei Salzkörner befindlich. — Sie wiſſen, beſter Oheim, aus dem Sonnini, daß dieſe vortrefflichen Gebräuche auf den Inſeln im Archipelagus ſtattfinden. — O es war ein hehrer heiliger Moment, als meine

Mutter mir das alles entdeckte. — Zum erſten Mal in ihrem Leben war ſie über mich in lebhaften Zorn gerathen. — Es hatte ſich nämlich ein Wieſel in unſer Zimmer eingefunden, das ich zu verfolgen im Begriff ſtand, als meine Mutter hinzukam und mich auf das heftigſte ausſchalt. Dann lockte ſie das Thierchen, das ſich unter den Schrank geflüchtet hatte, hervor und ſprach zu ihm alſo: „Beſte Dame, ſeyen Sie uns auf das ſchönſte willkommen! — Niemand ſoll Ihnen Leid zufügen, Sie ſind hier zu Hauſe, alles ſteht zu Ihren Dienſten!" — Meiner Mutter Worte kamen mir ſo ſpaßhaft vor, daß ich überlaut lachte, das Thier entfloh, aber in demſelben Augenblick gab mir die Mutter eine tüchtige Ohrfeige, daß mir der Kopf ſummte. Ich erhob ein Gebrüll, deſſen ich mich noch ſchäme, doch die gute Mutter wurde davon tief gerührt, ſchloß mich unter tauſend Thränen in ihre Arme und entdeckte mir, daß ſie neugriechiſcher Abkunft ſey, Rückſichts der Wieſel alſo nicht anders handeln könne. Dann erfuhr ich die Geſchichte vom Bilde. — Sie ſind, beſter Oheim, gewiß eben ſo ſehr überzeugt als ich, daß das Auffinden der blauen Brieftaſche eben der günſtige anmuthige Zufall iſt, den das Bild, die theure Großmutter, geweiſſagt. Nicht wie ein unbeſonnener phantaſtiſcher Jüngling, ſondern als ein Mann von Muth und Conſequenz handle ich daher, wenn ich mich ſtracks in den Wagen ſetze und in Einem Strich fortreiſe bis nach Patras zum Herrn Andreas Condoguri, der mich, als ein artiger Mann, gewiß weiter beſcheiden wird. Das ſehen Sie gewiß ein, beſter Oheim, und trauen mir auch zu, daß ich das hohe, das höchſte Glück meines Lebens zu erringen im Stande ſeyn werde.

Der Oheim hatte den Neffen ruhig angehört, jetzt brach er los: „Gott tröſte dich, Theodor, aber du biſt ein großer Narr. — Deine Mutter, ſanft ruhe ihre Aſche! war ein wenig phantaſtiſch und dein Vater hat es mir oft geklagt, daß ſie mit dir, als du geboren, allerlei Seltſames vornehmen laſſen, das iſt wahr. Aber was du da vorbringſt von griechiſchen Prinzeſſinnen, lebendigen Bildern, eingeſalzenen Kindern und Wieſeln, das haſt du, nimm mir's nicht übel, ausgebrütet in deinem Gehirn, dem wahren orbis pictus aller Tollheiten und Narreteien! — Nun! — ich will dir und deinem konſequenten Beginnen gar nicht in den Weg treten, fahre ab nach Patras und grüße den Herrn Condoguri. Vielleicht iſt dir die Reiſe nicht geſund, vielleicht kommſt du, ſchlagen dich nicht etwa die Türken todt, vernünftig wieder. Vergiß nicht, wenn du auf die Inſel kommſt, wo der gute Nieswurz wächſt, davon tüchtigen und fleißigen Gebrauch zu machen. — Glückliche Reiſe!“ —

Damit verließ der perſiſche Oheim den exaltirten Neffen.

Als nun der Tag der Abreiſe ſich immer mehr nahte, überfiel den Baron doch ein gewiſſes Bangen, da jeder von den Gefahren ſprach, in die er bei dieſer Reiſe wohl gerathen könne.

In einem Anfall von Schwermuth, der Folge ſeines Bangens, ſetzte er ſeinen letzten Willen auf, in dem er ſeine ſämmtlichen geſchriebenen und gedruckten Gedichte der Beſitzerin der blauen Brieftaſche, ſeine neugriechiſchen Kleider aber der Theatergarderobe vermachte. Dann beſchloß er außer ſeinem Jäger und einem jungen Italiener, der einige neugriechiſche Wörter aufgeſchnappt und der ihm zum Dolmetſcher dienen ſollte, noch einen tüchtigen Märker mit einem Rücken von ungefähr fünftehalb Fuß im Durchmeſſer mitzunehmen, weshalb der Kutſchenbock beträchtlich erweitert werden mußte.

Drei Tage brachte der Baron hin, die nöthigen Abſchiedsbeſuche zu machen. — Eine Reiſe nach dem romantiſchen Griechenland — ein geheimnißvolles Abentheuer — ein Abſchied auf vielleicht nie Wiederſehen — war das nicht genug, die zarteſten Fräulein in Extaſe zu ſetzen! — Stahlen ſich nicht Seufzer aus der Bruſt der Schönſten, wenn der Baron die ſchönen Bildchen der beiden Inſulanerinnen hervorzog, die er bei Gaspare Weiß gekauft, um intereſſanter von dem Griechenland ſprechen zu können, das er nun ſchauen würde? — Konnte eine einzige das „Adieu, mein edler Baron!“ heraus bringen ohne merkliches Schluchzen? — Schüttelten die ernſthafteſten, ſo wie die leichtſinnigſten Männer dem Baron nicht wehmüthig die Hand und ſprachen: Möge ich Sie geſund, froh und glücklich wiederſehen, beſter Baron! — Sie machen eine ſchöne Reiſe!

Ueberall fiel der Abſchied rührend und herzzerreißend aus. — Viele zweifelten in der That, den jungen Abentheurer jemals wiederzuſehen, und Trübſinn verbreitete ſich in den Zirkeln, deren Zierde er geweſen. — Der Wagen ſtand hochbepackt vor der Thüre. Der Baron unter dem Reiſemantel neugriechiſch gekleidet ſetzte ſich ein, der Jäger und der zweite Bediente mit Büchſen, Piſtolen und Säbeln bewaffnet, beſtiegen den Bock, der Poſtillon ſtieß luſtig in's Horn und fort ging's im vollen Trabe durch das Leipziger Thor nach Potsdam!

In Zehlendorf ſteckte der Baron den Kopf zum Fenſter heraus und rief in barſchem Ton, man ſolle nicht lange trödeln beim Umſpannen, er ſey in größter Eil. Da fiel ihm der junge Profeſſor in's Auge, den er erſt vor wenigen Tagen kennen gelernt und der den größten Enthuſiasmus für die Reiſe nach Griechenland bewieſen.

Der Profeſſor kam eben von Potsdam zurück; ſo wie er den Baron gewahrte, ſprang er an den Wagen und rief: Glückſeligſter aller Barone, ich merk' es, fort geht's nach Griechenland, aber gönnen Sie mir einige Augenblicke, um Ihnen noch einige wichtige Notizen, wie ich ſie aus der Bartholdy'ſchen Reiſe entnommen, aufzuſchreiben zu weiterer Nachforſchung. Auch ſage ich noch manches hinzu zu gütiger Erinnerung, z. B. wegen der türkiſchen Pantoffeln. — Den Bartholdy, fiel der Baron dem Profeſſor in die Rede, habe ich ſelbſt im Wagen und was die verſprochenen Pantoffeln betrifft, ſo erhalten Sie die ſchönſten, die es giebt, und ſollte ich ſie dieſem oder jenem Paſcha von den Füßen ziehen. Denn, o Profeſſor! Sie haben mich beſtärkt in meinem Glauben, in meiner Ueberzeugung und fleißig werd' ich auf klaſſiſchem Boden in den [illegible] graben, der mir ein theures werthes Heiligthum iſt. Zwar verſtehe ich kein Griechiſch, aber das findet ſich, denk' ich, von ſelbſt, wenn ich erſt im Lande bin. — Man ſagt ja ſo im Sprichwort: das giebt ſich wie das Griechiſche. — Doch ſchreiben Sie, Beſter, ſchreiben Sie, denn noch läßt ſich kein Pferdekopf blicken.

Der Profeſſor zog eine Schreibtafel hervor und begann die Notizen, wie ſie ihm eben zu Sinne kamen, aufzuſchreiben. Während deſſen öffnete der Baron die Mappe, um nachzuſehen, ob auch ſeine Briefſchaften in gehöriger Ordnung. Da fiel ihm jenes Haude- und Spener'ſche Zeitungsblatt in die Hände, das er auf dem Caſino fand und das der Anlaß ſeines ganzen Beginnens, ſeiner weiten gefährlichen Reiſe.

„Verhängnißvolles Blatt, ſprach er mit Pathos, verhängnißvolles, jedoch theures liebes Blatt, du erſchließeſt mir das ſchönſte Geheimniß meines Lebens! — Wie danke ich all' mein Hoffen — mein

Sehnen, mein ganzes Glück! — Anſpruchslos — grau — löſchpapieren — ja ein wenig ſchmutzig, wie du dich geſtalteſt, trägſt du doch den Edelſtein in dir, der mich ſo reich machte! — O Blatt, wie biſt du doch ein Schatz, den ich ewig bewahren werde, o Blatt der Blätter!“ —

„Welches Blatt, unterbrach der Profeſſor den Baron, indem er ihm die fertigen Notizen hinreichte, welches Blatt ſetzt Sie in ſolche Extaſe, beſter Baron?“

Der Baron erwiederte, daß es jenes verhängnißvolle Haude- und Speneriſche Zeitungsblatt ſey, in dem die Aufforderung an den Finder der blauen Brieftaſche ſtehe, und reichte es dem Profeſſor hin. Der Profeſſor nahm es, warf einen Blick darauf — fuhr zurück, wie plötzlich erſtaunend — ſah ſchärfer hinein, als wenn er ſeinen Augen nicht trauen wollte — rief dann mit ſtarker Stimme: Baron! — Baron! — beſter Baron! — Sie wollen nach Griechenland? nach Patras — zum Herrn Condoguri? — O Baron! — beſter Baron! —

Der Baron ſah hinein in das Blatt, das der Profeſſor ihm dicht vor die Augen hielt, und ſank dann wie vernichtet zurück in den Wagen.

In dem Augenblick kamen die Pferde, der Wagenmeiſter trat höflich an den Schlag und entſchuldigte, daß die Pferde etwas länger ausgeblieben als recht, doch ſolle nun der Herr Baron in längſtens anderthalb Stündchen in Potsdam ſeyn.

Da ſchrie der Baron mit entſetzlicher Stimme: „Fort! — zurück nach Berlin — zurück nach Berlin!“ — Der Jäger und der Märker ſahen ſich erſchrocken um, der Poſtillon ſperrte das Maul auf. Aber immer heftiger ſchrie der Baron: „Nach Berlin — haſt du Ohren, Schurke! — einen Dukaten Trinkgeld, Beſtie, einen Dukaten — aber fahre — fahre, wie der Sturmwind — galoppire, Canaille — galoppire, Unglückskind — einen Dukaten bekömmſt du.“ —

Der Poſtillon lenkte um und jagte im brauſenden Galopp fort nach Berlin. —

Der Baron hatte nämlich, als ihm das Haude- und Speneriſche Zeitungsblatt in die Hände fiel, eine Kleinigkeit überſehen, d. h. die Jahreszahl. — Ein Stück der vorjährigen Zeitung, ein Makulaturblatt, worin vielleicht etwas eingeſchlagen, oder das ſonſt ein Zufall auf einen Tiſch im Caſino gebracht, hatte er geleſen und ſo war eben heute, am vier und zwanzigſten Julius, als der Baron nach Patras abreiſen wollte, das Jahr verfloſſen, das in jener Aufforderung zur Friſt beſtimmt, nach Griechenland zu reiſen, oder bei der Madame Obermann in der Sonne ſich einzufinden und die Entwickelung des Abentheuers abzuwarten.

Was konnte der Baron nun wohl anders thun, als ſo ſchnell als möglich nach Berlin zurück und einkehren in der Sonne, welches er denn auch wirklich that.

Traum und Wahrheit.

„Welch ein Verhängniß, ſprach der Baron, als er ſich in der Sonne, und zwar in Nr. 14. auf dem Sopha lang ausſtreckte, welch ein geheimnißvolles Verhängniß treibt ſein Spiel mit mir? — War das Patras, wo ich mich befand? — War das Herr Andreas Gondoguri, der mir den weitern Weg wies? — Nein! — Zehlendorf war das Ziel meiner Reiſe — es war der Wagenmeiſter, der mich hieher wies, und auch der Profeſſor konnte nur der todte Hebel ſeyn, der unbekannte Kräfte in Bewegung ſetzte!“ —

Der Jäger trat herein und berichtete, daß ſelbigen Tages durchaus weiter keine fremde Herrſchaft eingetroffen ſey. Das ſchlug den Baron, dem die Entwickelung des Abentheuers, der Aufgang des Geheimniſſes die Bruſt ſpannte, nicht wenig nieder. Er bedachte indeſſen, daß der Tag ja bis nach Mitternacht fortdauere und man erſt, nachdem es zwölf geſchlagen, mit gutem Gewiſſen ſchreiben könne: am fünf und zwanzigſten Julius, ja daß ſtrenge Leute dies erſt nach dem Schlage eins thäten, und dies gab ihm Troſt.

Er beſchloß mit erzwungener Ruhe auf dem Zimmer bleibend, abzuwarten, was ſich ereignen werde, und ſah es, unerachtet er an nichts denken wollte als an das ſchöne Geheimniß, an das holde Zauberbild, das ja ſein ganzes Innre erfüllen mußte, doch nicht ungern, als auf den Punkt zehn Uhr der Kellner erſchien und einen kleinen Tiſch deckte, auf dem bald ein feines Ragout dampfte. Der Baron fand es nöthig und ſeiner innern Stimmung gemäß, ätheriſches

Getränk zu genießen, und befahl Champagner. — Als er den letzten Biſſen eines gebratenen Huhns verzehrt, rief er aus: was iſt irdiſches [illegible]ſal, wenn der Geiſt das Göttliche ahnet! —

Damit ſetzte er ſich, Beine untergeſchlagen, auf das Sopha, nahm die Chitarre zur Hand und begann neugriechiſche Romanzen zu ſingen, deren Worte er mit Mühe ausſprechen gelernt, und die nach den ſelbſt komponirten Melodien abſcheulich genug klangen, um für etwas ſehr Abſonderliches und Charakteriſtiſches zu gelten, und weshalb er ſie auch den Fräulein A. bis Z. niemals vorgeſungen, ohne das tiefſte Erſtaunen, ja einiges angenehme Entſetzen zu erregen. — Der Begeiſterung halber ließ der Baron, nachdem er eine Flaſche Champagner geleert, noch eine zweite kommen. Plötzlich war es dem Baron, als machten ſich die Accorde, die er anſchlug, ganz los von dem Inſtrument und ſchwämmen voller und herrlicher tönend frei in den Lüften. Dazu ſang eine Stimme in ſeltſamen unbekannten Weiſen, und der Baron vermeinte, ſein Geiſt ſey es, der entfeſſelt ſich erhebe im himmliſchen Melos. Bald wurde ein geheimnißvolles Flüſtern vernehmbar. — Es rauſchte an der Thüre, ſie ſprang auf, herein trat eine hohe herrliche Frauengeſtalt in dichte Schleier gehüllt. — Sie iſt es — ſie iſt es, rief der Baron im Uebermaaß des Entzückens, ſtürzte nieder auf die Knie und reichte der Geſtalt die blaue Brieftaſche dar. Da ſchlug die Frau die dichten Schleier zurück, und durchbebt von aller Luſt des Himmels konnte Theodor kaum den Glanz überirdiſcher Schönheit ertragen! Die holde Jungfrau nahm die Brieftaſche und muſterte ſorglich den Inhalt. Dann beugte ſie ſich herab zu Theodor, der noch immer anbetend auf den Knieen lag, hob ihn auf und ſprach mit dem ſüßeſten Wohllaut: Ja, du biſt es, du biſt mein Theodor! — ich habe dich gefunden! — „Ja er iſt es, Signor Theodoro, den du fandeſt!“ — So ſprach eine tiefe Stimme, und der Baron merkte nun erſt eine kleine ſehr ſeltſame Geſtalt, die hinter der Jungfrau ſtand, in einen rothen Talar gehüllt und eine feurig glänzende Krone auf dem Haupte. — Des Kleinen Worte wurden, ſo wie ſie ausgeſprochen, zu Bleikugeln, die an Theodors Gehirn anprallten, und ſo konnt' es nicht fehlen, daß dieſer etwas erſchrocken zurückwich.

Erſchrick nicht, ſprach die Jungfrau, erſchrick nicht, Hochgeborner! der Kleine dort iſt mein Oheim, der König von Candia, er thut niemandem etwas zu Leide. Hörſt du denn nicht, Beſter! daß die Steinamſel ſingt und kann denn Böſes geſchehen?

Erſt jetzt war es dem Baron möglich, Worte herauszupreſſen aus der beengten Bruſt. „So iſt es denn wahr, ſprach er, was mir Träume, was mir ſüße Ahnungen ſagten? — ſo biſt du denn mein, du der Frauen herrlichſte und hehrſte? — doch erſchließe mir das herrliche Geheimniß deines — meines Lebens!“

Nur, erwiederte die Jungfrau, nur dem Geweihten erſchließt ſich mein Geheimniß, nur der heilige Schwur giebt die Weihe! — Schwöre, daß du mich liebſt!

Von Neuem ſtürzte der Baron nieder auf die Knie und ſprach: Ich ſchwöre bei dem heiligen Mond, der herabſchimmert auf Paphos Fluren! — O ſchwöre, fiel die Jungfrau ihm mit Julia's Worten in die Rede, o ſchwöre nicht beim Mond, dem Wandelbaren, der immerfort die Scheibe wechſelt, damit nicht wandelbar dein Lieben ſey! — Doch du gedachteſt, ſüßer Romeo! der heiligen Stätte, wo die ſchauerliche Stimme des Orakels forttönt aus alter grauer Zeit und der Menſchen düſteres verſchleiertes Schickſal enthüllt! — Der Ober-Conſiſtorialrath wird uns den Eintritt in den Tempel nicht verwehren! — Eine andere Weihe ſoll dich fähig machen, mit mir hinzueilen und den König von Candia abzufertigen mit ſchnöder Rede, ſollt' es ihm einfallen, grob gegen dich zu ſeyn, wie es ihm manchmal zu Sinne kommt. Zum zweitenmal richtete die Jungfrau den Baron in die Höhe, nahm aus der blauen Brieftaſche das Meſſerchen, entblößte dem Baron den linken Arm und öffnete ihm, ehe er ſichs verſah, eine Ader. Das Blut ſpritzte empor, und der Baron fühlte den Schwindel der Ohnmacht. — Doch alsbald ſchlang die Jungfrau das magiſche Band um den Arm des Barons und zugleich um den übrigen. Da ſtieg ein bläulicher Duft aus der Brieftaſche, verbreitete ſich im Zimmer, ſtieg durch die Decke, welche verſchwand. Die Mauern ſchoben ſich fort, der Fußboden verſank, der Baron ſchwebte, von der Jungfrau umſchlungen, im weiten lichten Himmelsraume. „Halt, kreiſchte der König von Candia, indem er den Baron beim Arm feſtpackte, halt, das leid' ich nicht, ich muß auch dabei ſeyn!“ Doch der Baron fuhr ihn an, ſich mit Gewalt losmachend: „Sie ſind ein naſeweiſer Patron und kein König, denn ich müßte weniger Statiſtiker ſeyn, als ich es wirklich bin, um nicht zu wiſſen, daß es gar keinen König von Candia giebt. Sie ſtehen ja in keinem Staatskalender und könnten, wär' es der Fall, höchſtens als Druckfehler paſſiren! — Fort, ſag' ich, ſcheeren Sie ſich fort hier aus der Luft!" — Der Kleine fing an auf ſehr unangenehme Weiſe zu grunzen, da berührte die Jungfrau ſein Haupt, er kroch zuſammen und ſchlüpfte in die Brieftaſche, die die Jungfrau an einer goldenen Kette um den Hals gehängt, wie ein Amulett. —

O Baron, ſprach die Jungfrau, du haſt Muth, und nicht fremd blieb dir die göttliche Grobheit! — doch ſieh, ſchon naht ſich das Geſchwader aus Paphos! —

Der Blumenthron aus Armida ließ ſich herab aus der Höhe, von hundert Genien umgeben. Der Baron ſtieg hinein mit der Jungfrau und nun gings fort ſauſend und brauſend durch die Lüfte. O Gott, rief der Baron, als er immer ſchwindlichter und ſchwindlichter wurde, o Gott, hätte ich doch nur nach dem anmuthigen Beiſpiel geſchätzter gräflicher Freunde eine einzige Luftfahrt mit Herrn oder Madame Reichardt gemacht, ſo wär' ich ein Baron von Erfahrung und verſtände mich auf ſolche Luftkegelei — aber nun — Was hilft es mir, daß ich auf Roſen ſitze neben dem himmliſchen Zauberbilde, bei dem verfluchten Schwindel, der mir das Innerſte umdreht.

In dem Augenblick ſchlüpfte der König von Candia aus der Brieftaſche und hing ſich, indem er wieder ſchrecklich pfiff und grunzte, an die Füße des Barons, ſo daß dieſer vom Throne hinabrutſchend und nur mit Mühe immer wieder hinaufrutſchend, ſich kaum oben erhalten konnte. Immer ſchwerer und ſchwerer wurde der fatale Candiaſche König, bis er den armen Baron ganz hinabzog. — Die Roſenkette, an der er ſich feſthalten wollte, zerriß, er ſtürzte mit einem Schrei des Entſetzens hinunter und — erwachte! — Die Morgenſonne ſchien hell in's Zimmer! — Der Baron konnte kaum zu ſich ſelbſt kommen, er rieb ſich die Augen, er fühlte einen lebhaften Schmerz in den Beinen und im Rücken. — Wo bin ich! rief er, welche Töne! — Das Pfeifen, Brummen und Grunzen des Königs von Candia dauert fort. Endlich raffte ſich der Baron auf vom Fußboden, wo er neben dem Sopha gelegen, und entdeckte bald die Urſache des ſeltſamen Tönens. Im Lehnſtuhl lag nämlich der Italiener und ſchnarchte fürchterlich. Die Ghitarre, die neben ihm auf der

Erde lag, ſchien ſeinen Händen entſunken. — „Luigi — Luigi, erwachen Sie!“ rief der Baron, indem er den Italiener ſchüttelte. Der konnte ſich aber ſchwer von völliger Schlaftrunkenheit erholen. Endlich erzählte er auf dringendes Befragen, daß der Herr Baron — mit gütiger Erlaubniß — geſtern Abend, vermuthlich wegen großer Müdigkeit von der Reiſe, nicht recht bei Stimme geweſen und, wie es manchmal dem beſten Sänger geſchehe, wirklich etwas gräßliche Töne von ſich gegeben hätte. Dadurch wäre er veranlaßt worden, dem Herrn Baron leiſe — leiſe die Chitarre aus der Hand zu nehmen und ihm hübſche italieniſche Canzonetten vorzuſingen, worüber der Herr Baron in der etwas unbequemen orientaliſchen Stellung mit untergeſchlagenen Beinen feſt eingeſchlafen. Er — ſonſt eben kein Liebhaber vom Wein, habe ſich die Erlaubniß genommen, den kleinen Reſt des Champagners auszutrinken, den der Herr Baron übrig gelaſſen, und ſey dann ebenfalls in tiefen Schlaf geſunken. In der Nacht ſey es ihm geweſen, als höre er dumpfe Stimmen, ja als würde er gerüttelt mit Gewalt. Zwar ſey er halb und halb erwacht und es habe ihm geſchienen, als erblicke er fremde Perſonen im Zimmer und höre ein Frauenzimmer griechiſch ſprechen, aber wie verhext habe er die Augen nicht offen behalten können und ſey ganz betäubt wieder eingeſchlafen, bis der Herr Baron ihn jetzt erſt aufgeweckt.

Was iſt das, rief der Baron, war es Traum, war es Wahrheit? — Befand ich mich wirklich mit ihr, mit dem Leben meiner Seele auf der Reiſe nach Paphos und riß mich eine dämoniſche Gewalt herab? — Ha! — ſoll ich untergehen in dieſen Geheimniſſen? Hat mich eine grauſame Sphinx erfaßt und will mich hinunter ſchleudern in den bodenloſen Abgrund? — Bin ich —

Der Jäger, der mit dem Portier des Hauſes eintrat, unterbrach den Monolog des Barons. Beide erzählten ein ſeltſames Ereigniß, das ſich in der Nacht begeben.

Auf den Schlag zwölf Uhr (ſo ſagten ſie) ſei ein ſchöner ſchwerbepackter Reiſewagen vorgefahren und eine große verſchleierte Dame ausgeſtiegen, die in gebrochenem Deutſch ſich ſehr eifrig erkundigt, ob nicht den Tag ein fremder Herr angekommen. Er, der Portier, der damals noch nicht den Namen des Herrn Barons gewußt, habe nichts anders ſagen können, als daß allerdings ein junger hübſcher Herr eingekehrt ſei, den er ſeiner Kleidung nach für einen reiſenden Armenier oder Griechen von Stande halten müſſe. Da habe die Dame ſehr vergnügt gethan, ja wie außer ſich mehrmals hintereinander gerufen: Eccolo — eccolo — eccolo! — welches nach dem bischen Italieniſch, das er verſtehe, ſo viel heiße, als: da iſt er — da iſt er! — Die Dame habe dringend verlangt, ſogleich in das Zimmer des Herrn Barons geführt zu werden, und behauptet, daß der eingekehrte Herr ihr Gemahl ſey, den ſie ſchon ſeit einem Jahre ſuche. Eben deshalb habe er aber großes Bedenken getragen, ihrem Verlangen nachzugeben, da man doch nicht wiſſen könne — Genug, er habe den Jäger geweckt und erſt als dieſer den Herrn Baron namentlich genannt und auf ſein heiliges Wort verſichert, daß Hochdieſelben unverheirathet, wären ſie getroſt hinaufgeſtiegen nach dem Zimmer des Herrn Barons, das ſie unverriegelt gefunden. Der Dame auf dem Fuße ſey etwas gefolgt, woraus ſie nicht recht klug werden können, da es aber aufrecht auf zwei Beinen gegangen, ſo habe es ihnen beinahe ſcheinen wollen, als ſei es ein kleiner kurioſer Mann. Die Dame ſey auf den Herrn Baron, der auf dem Sopha ſitzend feſt eingeſchlafen, zugeſchritten, habe ſich über ihn hingebeugt, ihm in's Geſicht geleuchtet, dann ſey ſie aber wie im jähen Schreck zurückgefahren und habe mit einem Ton, der ihnen recht in's Herz geſchnitten, mehrere unverſtändliche Worte geſprochen, wozu das, was ihr nachgefolgt, recht hämiſch gelacht. Nun habe ſie den Schleier zurückgeworfen, ihn, den Portier mit zornfunkelnden Augen angeblickt und etwas geſagt, was dem Herrn Baron wieder zu ſagen ihm die Ehrfurcht verbiete.

Heraus damit, ſprach der Baron, ich will, ich muß alles wiſſen!

Wenn der Herr Baron, erzählte der Portier weiter, es nicht ungnädig aufnehmen wollten, ſo habe ihn die fremde Dame mit den Worten angefahren: Unglücksvogel, es iſt nicht mein Gemahl, es iſt der ſchwarze Haſenfuß aus dem Thiergarten! — Herrn Luigi, der ſehr geſchnarcht, hätten ſie indeß aus dem Schlafe aufrütteln wollen, um mit der Dame zu reden, er ſei aber durchaus nicht zu erwecken geweſen. — Die Dame habe nun fort gewollt, in dem Augenblick aber eine kleine blaue Brieftaſche gewahrt, die auf dem Tiſche gelegen. Dieſe Brieftaſche habe die Dame mit Heftigkeit ergriffen, ſie dem Herrn Baron in die Hand gegeben und ſey hingeknieet neben dem

Sopha. Sehr ſeltſam ſey es nun anzuſehen geweſen, wie der Herr Baron im Schlafe gelächelt und die Brieftaſche der Dame dargereicht, die ſie ſchnell in den Buſen geſteckt. — Nun habe die Dame das Ding, was ihr gefolgt, auf den Arm genommen, ſey mit unglaublicher Schnelligkeit die Treppe hinab in den Wagen geeilt und davon gefahren. — Der Portier ſetzte insbeſondere hinzu, daß die Dame ihn zwar dadurch tief gekränkt, daß ſie ihn, der ſeit dreißig Jahren ſein Bandelier und ſeinen Degen mit Ruhm und Ehre getragen, einen Vogel geheißen, indeſſen wolle er gern noch viel mehr als das ertragen, wenn es ihm vergönnt ſein könne, die Dame nur noch ein einzigesmal zu ſchauen, denn eine ausnehmendere Schönheit habe er in ſeinem ganzen Leben nicht geſchaut. —

Dem Baron zerriß die ganze Erzählung das Herz. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß die fremde Dame die Griechin, die Beſitzerin der blauen Brieftaſche, daß der kleine unförmliche Mann der Magus geweſen von dem in dem Blättlein der Unbekannten die Rede. — Und den wichtigſten Moment ſeines Lebens hatte er verſchlafen! — Das bitterſte Gefühl erweckte ihm aber der ſchwarze Haſenfuß aus dem Thiergarten, den er nicht wohl auf jemanden anders als auf ſich ſelbſt beziehen konnte, und der alles Günſtige und Glückliche, das er aus dem Blättlein Rückſichts ſeines Ich's herausbuchſtabirt, zu vernichten ſchien. Nächſtdem war ihm die Art, wie er um das theuere Beſitzthum der Brieftaſche nebſt ihrem geheimnißvollen Inhalt gekommen, nur zu empfindlich.

„Unglücklicher, fuhr er den Jäger an, Unglücklicher, ſie war es, ſie war es ſelbſt, und du weckteſt mich nicht — ſie! — mein Abgott! mein Leben! — ſie, der ich nachreiſen wollte nach dem fernen Griechenland!“ — Der Jäger erwiederte mit pfiffiger Mine, daß, wenn ſie, die Dame, auch die rechte geweſen, es ihm doch geſchienen, als ſey der Herr Baron nicht der rechte geweſen, und da habe es des Aufweckens wohl nicht erſt bedurft! —

Gar peinlich war es für den Baron, täglich, ja ſtündlich mit kaum unterdrücktem Lachen gefragt zu werden, wie er ſo ſchnell habe aus Griechenland zurückkehren können? — Er ſchützte, da er, rückte er mit der Wahrheit heraus, ſich offenbar noch größerem Gelächter Preis gegeben, Krankheit vor und wurde aus Aerger und Sehnſucht wirklich ſo krank, daß ſein Arzt nur in dem Gebrauch des ſtärkſten, oft fürchterlich wirkenden Mineral-Bades, deſſen Kraft die ſtärkſten Naturen nieder wirft, Rettung für ſein Leben fand. — Er mußte nach Freienwalde reiſen! —

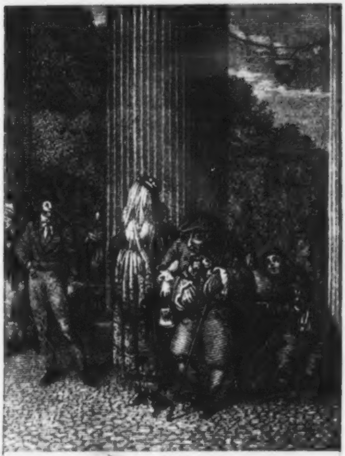
Der Zauber der Muſik.

Eigentlich wollte der Baron von Freienwalde ſogleich nach Mecklenburg gehen zu ſeinem alten Oheim, indeſſen fühlte er doch, als das Mineralwaſſer ſeine Wirkung gethan, eine unüberwindliche Sehnſucht nach der Reſidenz und langte in den letzten Tagen des Septembers glücklich wieder in Berlin an. — Da er nun wirklich eine Reiſe gemacht, zwar nicht nach Patras, aber doch nach Freienwalde, ſo konnte er ſchon mit mehrerer Feſtigkeit auftreten und den hämiſchen Lachern dreiſt in's Geſicht blicken. Kam noch hinzu, daß er von der Reiſe nach Griechenland, die er hatte unternehmen *wollen*, allerliebſt und ſogar tiefſinnig und gelehrt zu ſprechen wußte, ſo konnt' es gar nicht fehlen, daß er ſeine ganze Liebenswürdigkeit wieder gewinnend, jeden Spott niederſchlug und der Abgott mehrerer Fräulein wurde, wie er es ſonſt geweſen. —

Univ.-Bibl.
München

Eines Tages, als ſchon die Sonne zu ſinken begann, war er im Begriff hinauszugehen in den Thiergarten, als auf dem Pariſer Platz dicht vor dem Brandenburger Thor ihm ein Paar in's Auge fiel, das ihn feſtwurzelte an den Boden. — Ein ſehr kleiner verwachſener krummbeinigter alter Mann, auf groteske Weiſe altmodiſch gekleidet, mit einem großen Blumenſtrauß vor der Bruſt, ein ſehr hohes ſpaniſches Rohr in der Hand, führte eine fremdartig gekleidete verſchleierte Dame von edlem Wuchs und majeſtätiſcher Haltung. Das Seltſamſte war wohl gewiß der Haarzopf des Alten, der unter dem kleinen Hut ſich hervorſchlängelte bis auf die Erde. Zwei muntere Gaſſenbüblein von der angenehmen Race die im Thiergarten Glimmſtengel avec du feu auszubieten pflegt, mühten ſich dem Alten auf den Zopf zu treten, das war aber unmöglich, denn in aalartigen Krümmungen und Windungen entſchlüpfte er ihren Fußtritten. Der Alte ſchien nichts davon zu bemerken. — Das Herz bebte dem Baron, geheimnißvolle Ahnungen ſtiegen in ihm auf, aber niederſinken hätte er mögen in den ſchnöden Staub des Pariſer Platzes, als die Dame ſich nach ihm

Blatt 55



Die Irrungen.

von Hoffmann 1. Blatt

Univ.-Bibl.
München

umſchaute, als ihn wie ein Blitz, der durch finſtere Wolken zuckt, durch den dichten Schleier der zündende Blick der ſchönſten ſchwarzen Augen traf. —

Endlich faßte ſich der Baron und begriff ſchnell, daß der Muthwille der Gaſſenbuben ihm ſogleich die Bekanntſchaft des Alten und der Dame verſchaffen könne. Mit vielem Geräuſch verjagte er die Jungen, näherte ſich dann dem Alten und ſprach, den Hut höflich abziehend: Mein Herr, Sie bemerken nicht, daß kleine Beſtien von Straßenbuben es darauf angelegt haben, Ihren ſchönen Haarzopf zu ruiniren durch Fußtritte.

Der Alte ſah dem Baron, ohne im mindeſten ſeine Höflichkeit zu erwiedern, ſtarr in's Geſicht und ſchlug dann eine ſchallende Lache auf, worin die Gaſſenbuben nebſt dem Succurs, den ſie vom Brandenburger Thor herbeigeholt, einſtimmten, ſo daß der Baron ganz beſchämt da ſtand und nicht recht wußte, was er nun beginnen ſollte.

Indeſſen ſchritt das Abentheuer langſam fort durch die Linden, der Baron warf einige Münzen unter die Eleven der Pflanzſchule für Spandau und folgte dann dem Paar, das zu ſeiner großen Freude einkehrte in den Conditorladen bei Fuchs.

Als der Baron eintrat, hatte der Alte mit der Dame ſchon Platz genommen in dem heimlichen mit Weinlaub dekorirten Spiegelkabinett. Der Baron ſetzte ſich in das anſtoßende Zimmer und zwar ſo, daß er das Paar in dem Spiegel genau erblicken konnte.

Der Alte ſah ſehr mürriſch vor ſich nieder, die Dame ſprach ihm heftig, jedoch ſo leiſe in's Ohr, daß der Baron kein einziges Wort vernehmen konnte. Jetzt kam, was ſie beſtellt, Eis, Kuchen, Likör. Die Dame faßte den Alten an's Hinterhaupt und der Baron gewahrte zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, daß ſie den Haarzopf abſchraubte, den ſie dann öffnete wie ein Etui, und Serviette, Meſſer, Löffel herausnahm. Die Serviette band ſie dem Alten um den Hals, wie man es bei Kindern zu thun pflegt, damit ſie ſich nicht beſchmutzen. Der Alte blickte, plötzlich heiter geworden, mit ſeinen kohlſchwarzen Augen die Dame ſehr freundlich an und aß mit widrigem Appetit Eis und Kuchen. Jetzt ſchlug endlich die Dame den Schleier zurück und in der That, man durfte weniger reizbar ſeyn als der Baron, um doch wie dieſer ganz hingeriſſen zu werden von der ausnehmenden Schönheit der Fremden. Mancher hätte vielleicht, nachdem er den erſten

Turandotsblick ertragen, behauptet, es fehle dem Geſicht, der ganzen Geſtaltung der Fremden jene Anmuth, die alle ſtrenge Regel der Form verſpottend unwiderſtehlich ſiegt, und ein anderer vielleicht vorgeben können, daß der ſeltſame Iſis-Schnitt der Augen und der Stirn ihn etwas unheimlich bedünken wolle — Genug! — die Fremde mußte jedem für eine gar wunderbare Erſcheinung gelten! — Der Baron quälte ſich damit, wie er es anfangen ſolle, ſich auf ſchickliche Weiſe mit dem fremden Paare in Rapport zu ſetzen. — Wie, dacht' er endlich, wenn Du den Zauber der Muſik ausſtrömen ließeſt, um das Gefühl der Schönſten aufzuregen! — Gedacht, gethan, er ſetzte ſich an das ſchöne Kiſtingſche Inſtrument, das bekanntlich in dem Zimmer des Fuchſiſchen Conditorladens ſteht, und begann auf eine Weiſe zu phantaſiren, die wenigſtens ihm, wenn auch nicht andern, göttlich, ſublim vorkam. — Gerade bei einem ſäuſelnden Pianiſſimo rauſchte es im Kabinett, er blickte ein wenig ſeitwärts und gewahrte, daß die Dame aufgeſtanden. Dagegen lag oder ſprang und hüpfte vielmehr auf dem Platz, wo ſie geſeſſen, der Haarzopf des Alten, bis dieſer ihn mit der flachen Hand niederklatſchte und laut rief: Kuſch — kuſch, Fripon! — Etwas erſchrocken über die ſeltſame Natur des Zopf-Fripons fiel der Baron ſogleich in ein Fortiſſimo und ging dann über in ſchmelzende Melodien. Da vernahm er, wie die Dame, verlockt von ſüßer Töne Gewalt, ſich leiſen Trittes ihm nahte und hinter ſeinen Stuhl trat. — Alles was er bis jetzt Schmachtendes und Zärtliches von allen italieniſchen Maeſtros, von allen inis — anis — ellis und ichis gehört, kam an die Reihe. — Er wollte ſchließen im rauſchenden Entzücken, da hörte er dicht hinter ſich tief aufſeufzen. — Nun iſt es Zeit, dacht' er, ſprang auf und — blickte dem Rittmeiſter von B. in's Auge, der ſich indeſſen hinter ſeinen Stuhl geſtellt und nun verſicherte, daß der Baron ſehr unrecht thue, dem Herrn Fuchs die Gäſte zu verſcheuchen durch ſein entſetzliches Lamentiren und Wirthſchaften auf dem Piano. So eben habe wieder eine fremde Dame alle mögliche Zeichen der Ungeduld blicken laſſen und ſey endlich mit ihrem Begleiter, einem kleinen poſſierlichen Mann, ſchnell entflohen. —

Was? — entflohen! — rief der Baron ganz beſtürzt, entflohen auf's Neue? Der Rittmeiſter erfuhr nun von dem Baron in aller Eil genug, um einzuſehen, welches intereſſante Abentheuer unterbrochen. — „Sie iſt es — Sie iſt es! Ha, meine Ahnung hat mich nicht getäuſcht!“ So ſchrie der Baron, da der Rittmeiſter als etwas Abſonderliches bemerkte, daß die Dame eine kleine himmelblaue Brieftaſche an einer goldnen Kette um den Hals gehängt gehabt. Herr Fuchs, der gerade in der Thüre des Ladens geſtanden, hatte geſehen, wie der kleine Alte einen herbeieilenden Halbwagen heranwinkte, mit der Dame hineinſtieg und dann wegfuhr mit Blitzesſchnelle. Man erblickte noch den Wagen ganz am Ende der Linden nach dem Schloſſe zu. —

„Ihr nach — ihr nach!“ rief der Baron; — „nimm mein Pferd!“ der Rittmeiſter.

Der Baron ſchwang ſich auf und ſetzte dem muthigen Roß die Hacken in die Rippen, das aber bäumte ſich und brauſte dann, freie Kraft und freien Willen übend, wie der Sturmwind fort durch das Brandenburger Thor geraden Strichs nach Charlottenburg, wo der Baron wohlbehalten und eben zu rechter Zeit ankam, um bei der Madame Pauli mit mehreren Bekannten ein Abendeſſen einzunehmen. Man hatte ihn kommen ſehen und rühmte allgemein den ſcharfen und muthigen Ritt um ſo mehr, da man gar nicht gewußt, daß der Baron ſicher und gewandt genug reite, um es mit einer ſolchen ſcheuen wilden Beſtie aufzunehmen, als des Rittmeiſters Pferd es ſey. —

Dem Baron war im Innern zu Muthe, als müſſe er ſein Daſeyn verfluchen. —

Der griechiſche Heerführer. Das Räthſel.

Vielen Troſt gab dem Baron die Ueberzeugung, daß der Gegenſtand ſeines Sehnens und Hoffens doch nun gewiß in den Mauern von Berlin ſich befinde und daß jeden Augenblick ein günſtiger Zufall ihm das ſeltſame Paar wieder zuführen könne. Unerachtet der Baron aber mehrere Tage unabläſſig vom frühen Morgen bis in den ſpäten Abend die Linden durchſtrich, ſo ließ ſich doch keine Spur ſehen, weder von dem Alten noch von der Dame.

Sehr vernünftig und gerathen ſchien es daher, ſich auf das Fremden-Bureau zu begeben und dort nachzuforſchen, wo das ſeltſame Paar, das am vier und zwanzigſten Julius in der Nacht einpaſſirt, hingekommen.

Dies that der Baron und entwarf zugleich dem Beamten ein ſehr treues Bild des wunderlichen Kleinen und der griechiſchen Dame. Der Beamte meinte indeſſen: da von den einpaſſirten Fremden keine Steckbriefe entworfen würden, ſo könne ihm jede Schilderung wenig helfen, nachſehen wolle er jedoch, was für Fremde überhaupt in jener Nacht angelangt. Außer dem griechiſchen Kaufmann Proſocarchi von Smyrna fand ſich indeſſen kein Ankömmling von fremdartiger Natur, lauter Amtsräthe, Juſtizaktuarien u. ſ. w. aus der Provinz waren am vier und fünf und zwanzigſten Julius durch die Thore von Berlin hineingefahren. Beſagter Kaufmann Proſocarchi war aber ohne alle Begleitung angekommen, ſchon deshalb konnte es nicht der kleine Alte ſeyn, zum Ueberfluß begab ſich aber der Baron zu ihm hin und fand einen ſchönen großen Mann von angenehmer Bildung, dem er mit Vergnügen einige Pastilles du serail und auch Balſam von Mekka, der das verſtauchte Bein des Magus kurirt, abkaufte. Proſocarchi meinte übrigens auf Befragen, ob er nichts von einer griechiſchen Fürſtin wiſſe, die ſich in Berlin aufhalte, daß dies wohl nicht der Fall ſein werde, da er ſonſt ſchon gewiß einen Beſuch von ihr erhalten. Uebrigens aber ſey es gewiß, daß ſich ein vertriebener Primat von Naxos aus einer uralten fürſtlichen Familie mit ſeiner Tochter in Deutſchland umhertreibe, den er indeſſen niemals geſehen.

Was blieb dem Baron übrig, als jeden Tag, wenn die Witterung günſtig, nach jener verhängnißvollen Stelle im Thiergarten zu wallfahrten, wo er die Brieftaſche gefunden, und die, wie es aus dem darin befindlichen Blättlein zu entnehmen, der Lieblingsplatz der Griechin geworden.

„Es iſt, ſprach der Baron, als er auf der Bank ſaß bei der Statue des Appollo, zu ſich ſelbſt, es iſt gewiß, daß ſie, die Herrliche, Göttliche, mit ihrem krummen Magus dieſen Platz öfters beſucht, aber wie iſt es möglich, hilft nicht ein glücklicher Zufall, daß ich den Augenblick treffe, wenn ſie zugegen? — Nimmer — nimmer ſollt' ich dieſen Ort verlaſſen, ewig hier weilen, bis ich ſie gefunden!

Aus dieſem Gedanken entſtand der Entſchluß, gleich hinter der verhängnißvollen Bank, neben dem Baume mit der Inſchrift, eine Einſiedelei anzulegen und fern von dem Geräuſch der Welt in wilder

Einöde ganz dem Schmerz der ſehnſuchtsvollen Liebe zu leben. Der Baron überlegte, auf welche Weiſe er bei der Regierung zu Berlin um die Erlaubniß nachſuchen müſſe zum beſchloſſenen Bau und ob er nicht zu dem Eremitenkleid auch einen falſchen Bart tragen ſolle, den er dann, wenn er ſie gefunden, mit vieler Wirkung herabreißen könne vom Kinn. Während dieſer Betrachtungen war es aber ziemlich finſter geworden und der rauhe Herbſtwind, der durch die Bäume ſtrich, mahnte den Baron, daß es, da die Einſiedelei noch nicht ſtehe, gerathen ſeyn würde, anderswo Dach und Fach zu ſuchen. — Wie bebte ihm aber das Herz, als er, aus dem dichten Laubgange herausgetreten, den Alten mit der verſchleierten Dame vor ſich herſchreiten ſah. Beinahe beſinnungslos ſtürzte er dem Paare nach und rief ganz außer ſich: O mein Gott — endlich — endlich — ich bin's — Theodor — die blaue Brieftaſche! — „Wo iſt ſie, die Brieftaſche — haben Sie ſie gefunden? — Gott ſey gedankt!“ — So rief der Kleine, indem er ſich umwandte. Und dann: „Ha, ſind Sie es, beſter Baron? — Nun, das iſt ein wahres Glück, ich gab mein Geld ſchon verloren.“

Niemand anders aber war der Kleine, als der Banquier Nathanael Simſon, der mit ſeiner Tochter eben von einem Spaziergange zurückkehrte nach ſeiner im Thiergarten belegenen Wohnung. Man kann denken, daß der Baron nicht wenig betreten war über ſeinen Irrthum, und das um ſo mehr, als er ſonſt der ganz hübſchen, aber ein wenig alternden Amalia (ſo hieß des Banquiers Tochter) ſehr ſtark den Hof gemacht, ſie aber dann verlaſſen. Mit beißendem Spott hatte Amalia über des Barons verfehlte Reiſe nach Griechenland geſprochen, und eben deshalb der Baron ſie vermieden, wie er nur konnte. „Sieht man ſie endlich wieder, lieber Baron!“ So begann Amalia, doch Simſon ließ ſie nicht zu Worte kommen, ſondern fragte unaufhörlich nach der Brieftaſche. Es fand ſich, daß er vor einigen Tagen, was ihm ſonſt nie geſchehen, in den Gängen des Thiergartens eine Brieftaſche, worin ein Funfzigthaler-Treſorſchein befindlich, verloren und dieſe, glaubt' er, hätte der Baron gefunden. Der Baron war ganz verwirrt über das Mißverſtändniß und wünſchte ſich hundert Meilen fort. Indem er aber ſich loszumachen ſtrebte, hing Amalia ohne Umſtände ihren Arm in den ſeinen und meinte, daß man einen werthen Freund, den man ſo lange nicht geſehen, feſthalten müſſe. — Der Baron fand keine Entſchuldigung, er mußte ſich bequemen, mit der Familie Thee zu trinken. Amalia hatte ſich in den Kopf geſetzt, den Baron auf's Neue an ſich zu feſſeln. Sie forderte ihn auf, ſo viel von dem Abentheuer, das er in Griechenland zu beſtehen gedacht, zu erzählen, als er dürfe, ohne vielleicht tiefe Geheimniſſe zu verrathen, in die ſie nicht eindringen wolle, und da ſie alles, was der Baron vorbrachte, himmliſch, göttlich, ſublim fand, ſo ging dieſem immer mehr das Herz auf. Er konnt' es nicht unterlaſſen, alles herauszuſagen, wie es ſich in der Nacht vom vier zum fünf und zwanzigſten Julius, ſo wie im Fuchſiſchen Laden begeben. Amalia bezwang ſehr geſchickt das Lachen, zu dem ſich ein paarmal die Mundwinkel verzogen, beſchwor den Baron, doch einmal zur Abendzeit ſie im neugriechiſchen Coſtüm zu beſuchen, da er darin ganz allerliebſt ausſehen müſſe, und ſchien zuletzt plötzlich in einen halbträumeriſchen Zuſtand zu verſinken. „Es iſt vorüber!“ ſprach ſie dann. Natürlicher Weiſe fragte der Baron, was denn vorüber ſey, und nun vertraute Amalia, daß ſie ſoeben von dem Andenken an einen äußerſt merkwürdigen Traum ergriffen worden, den ſie vor einiger Zeit, und zwar, wie es ihr jetzt beſtimmt beifalle, in der Nacht vom vier zum fünf und zwanzigſten Julius geträumet. — Da ſie in Friedrich Richters Werken wohlbeleſen, ſo gelang es ihr in dem Augenblick einen Traum zu improviſiren, der phantaſtiſch genug klang und deſſen Tendenz in nichts Geringerem beſtand, als des Barons Erſcheinung in neugriechiſcher Tracht, wie alle ihre innerſte Liebe entzündend, darzuſtellen. — Der Baron war hin! — Die Griechin, die Einſiedelei, die blau Brieftaſche vergeſſen! —

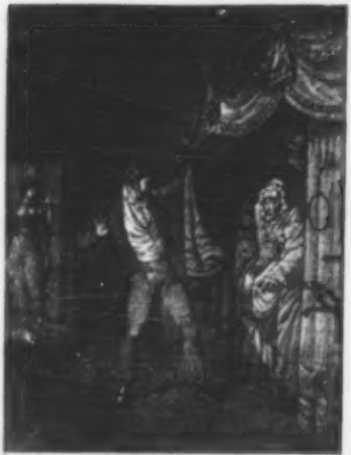
Aber nicht anders geht es in der Welt, das was man eifrig verfolgt, erreicht man am letzten, das was man nicht zu erreichen ſtrebt, kommt von ſelbſt herbei. Der Zufall iſt ein neckiſcher und neckender Spuk-Geiſt! —

Genug, der Baron hatte beſchloſſen, hauptſächlich Amalias halber, Berlin vor der Hand nicht zu verlaſſen und fand es daher nöthig, die Sonne mit einer bequemern Wohnung zu vertauſchen.

Als er nun die Stadt durchwanderte, fiel ihm über der Thür des ſchönen großen Hauſes in der Friedrichsſtraße Nr. — ein großer Zettel mit der Inſchrift in's Auge: Hier ſind meublirte Zimmer zu vermiethen!

Der Baron ſtieg ohne weiteres die Treppe hinauf. Vergebens

Blatt 56



Die Irrungen.

ſucht' er eine Klingelſchnur und mochte er an dieſe, jene Thüre im Vorſaal klopfen, wie er wollte, alles blieb mäuschenſtill. Endlich war's ihm, als höre er von innen heraus ein ſeltſames Plappern und Schwatzen. Er drückte die Thüre des Gemachs, aus dem der Ton zu kommen ſchien, auf und befand ſich in einem mit auserleſenem Geſchmack und großer Pracht ausſtaffirten Zimmer. Vorzüglich merkwürdig ſchien ihm das große Bett mit reicher ſeidener Draperie, Blumengewinden und vergoldetem Schnitzwerk, das in der Mitte ſtand.

Lagos pipérin étrive, kakon tys kefalis tu!*)

So rief es dem Baron mit ſchnatternder Stimme entgegen, ohne daß er irgend jemanden gewahrte. Er ſchaute um ſich und — o Himmel! — auf einem zierlichen Pfeilertiſch lag die verhängnißvolle Brieftaſche! Er ſprang hinzu, wollte ſich des ihm geraubten Kleinods bemächtigen, da ſchrie es ihm in die Ohren:

O diavolos jidia den yche, ke tyri epoulie.**)

Entſetzt prallte er zurück! — Aber in dem Augenblick vernahm er leiſe Seufzer, die offenbar aus dem großen Bette kamen. „Sie iſt es! — Sie iſt es!" ſo dachte er und das Blut ſtockte ihm in den Adern vor Wonne und ſüßer Ahnung. — Er näherte ſich bebend, erblickte durch eine Spalte der Gardine eine Spitzenhaube mit bunten Bändern. „Muth — Muth," flüſterte er ſich zu, faßte die Gardine, zog ſie zurück. — Da fuhr aus den Kiſſen mit einem gellenden Schrei in die Höhe — jener wunderliche kleine Alte, dem er mit der Dame begegnet. Er war es, der die weibliche Spitzenhaube auf dem Kopfe trug, und deshalb ſah der Kleine ſo höchſt poſſierlich aus, daß jeder andere, der weniger geſpannt auf ein Liebesabentheuer, wie der Baron, in lautes Lachen ausgebrochen wäre.

Der Alte glotzte den Baron an mit ſeinen großen ſchwarzen Augen, und begann endlich mit leiſer wimmernder Stimme: Sind Sie es, Hochgeborner? — Ach Gott, Sie führen doch nicht etwa Böſes im Schilde gegen mich, weil ich Sie neulich ausgelacht auf dem Pariſer Platz, als Sie meinen muntern Jungen von Haarzopf in Schuz nehmen wollten? Starren Sie mich nicht ſo entſetzlich an — ich muß mich ſonſt fürchten. —

---

*) Da der Baron nicht Neugriechiſch verſtand, ſo wußte er nicht, daß dieſe Worte heißen: Der Haſe ſtieß den Pfeffer zum Verderben ſeines Haupts.

**) Der Teufel hatte keine Ziegen und verkaufte dennoch Käſe.

Der Baron ſchien nichts von dem, was der Alte ſprach zu vernehmen, denn ohne den ſtieren Blick von ihm abzuwenden, murmelte er dumpf vor ſich hin: König von Candia — König von Candia! — Da lächelte der Alte ſehr anmuthig, ſetzte ſich auf die Kiſſen und begann: Ei, ei, beſter Baron Theodor von S., ſollten Sie auch von dem ſeltſamen Wahnſinn befangen ſeyn, mich geringen Mann für den König von Candia zu halten? — Sollten Sie mich denn nicht kennen? — Sollten Sie denn nicht wiſſen, daß ich niemand anders bin als der Kanzlei-Aſſiſtent Schnüspelpold aus Brandenburg?

Schnüspelpold! wiederholte der Baron. — Ja, ſo heiße ich, fuhr der Kleine fort, aber Kanzlei-Aſſiſtent in officio ſchon ſeit langen Jahren nicht mehr. Die verdammte Sucht zu reiſen hat mich um Amt und Brod gebracht. Mein Vater — Gott habe ihn ſelig, er war ein Knopfmacher in Brandenburg — war auch ſolch' ein Reiſenarr und ſprach ſo viel von der Türkei, wo er einmal geweſen, daß ich nicht länger ruhig ſitzen konnte. Vielmehr ſtand ich eines Tages auf, ging über Genthin nach Tangermünde, ſetzte mich dort in einen Elbkahn und fuhr nach der Ottomaniſchen Pforte. Die wurde aber, als ich ankam, gerade zugeworfen, und da ich mit der rechten Hand hingreifen wollte in die Türkei, quetſchte mir die Pforte zwei Finger weg, wie Sie, Hochgeborner hier an den wächſernen Fingern ſehen können, die mir die abgequetſchten erſetzen ſollten. Da dieſes ſchnöde Wachs aber immer wegſchmolz, beim Schreiben —

Laſſen Sie, unterbrach der Baron den Alten, laſſen Sie das und ſagen Sie mir lieber alles von der fremden Dame, von dem Himmelsbilde, das ich mit Ihnen erblickte im Fuchsſiſchen Laden.

Der Baron erzählte nun, wie es gekommen mit dem Fund der Brieftaſche, der Reiſe nach Griechenland, dem Traum in der Sonne, und ſchloß damit, den Alten zu beſchwören, ſeiner Liebe nicht entgegen zu ſeyn, da ſeiner ſeltſamen Ausreden unerachtet, und wenn er auch nichts Höheres vorſtellen wolle, als den Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold aus Brandenburg, er doch als Vater oder Oheim der holden Griechin über ihr Schickſal gebiete. „Ei, ſprach Schnüspelpold vor Freude ſchmunzelnd, ei, es iſt mir ja über alle Maaßen lieb, daß Sie vermöge der blauen Brieftaſche in Liebe gekommen zu der griechiſchen Fürſtin, deren Vormund ich zu ſeyn die läſtige Ehre habe. Das Oberlandesgericht auf Paphos hat mich dazu erkohren, weil ſie keinen Menſchen finden konnte, der gewiſſe geheime magiſche Eigenſchaften — nun, nun, Schnüspelpoldchen, ſchwatze nicht aus der Schule! — ſtill, ſtill, mein Söhnlein! — Ich zweifle gar nicht, Hochgeborner, daß ſie bei meinem Mündel reüſſiren werden! — So viel kann ich Ihnen ſagen, daß ſie einen jungen Prinzen, Namens Theodoros Capitanaki ſucht, den eigentlichen Finder der blauen Brieftaſche, ſind Sie denn nun auch derſelbe nicht" — Was, unterbrach der Baron den Alten, was? ich ſollte die Brieftaſche nicht gefunden haben? „Nein, erwiederte der Alte feſt und ſtark, Sie haben die Brieftaſche nicht gefunden und ſind überhaupt von allerlei tollen Einbildungen befangen." — Vergebens hängſt du dich mir an die Füße, grober bleiſchwerer König, rief der Baron, aber die gellende Stimme ſchrie:

Allu ta kaa kariomata, kai allu genuu y kotéa.*)

Still, ſtill kleiner Schreihals, ſprach der Alte ſanft, und der graue Papagey hüpfte auf die oberſte Sproſſe ſeines Geſtells. Dann wandte der Alte ſich zum Baron und ſprach eben ſo ſanft: „Sie heißen Theodor, Hochgeborner, und wer weiß, welche geheime Beziehungen noch ſtatt finden und Sie zu dem rechten Theodoros Capitanaki machen können. — Eigentlich kommt es nur auf eine Kleinigkeit an, wodurch Sie Herz und Hand meiner fürſtlichen Mündel auf der Stelle gewinnen können. Ich weiß, Sie haben hübſche Connektionen im Departement der auswärtigen Affairen. Können Sie es durch dieſe dahin bringen, daß der Großſultan die griechiſchen Inſeln für einen Freiſtaat erklärt, ſo iſt Ihr Glück gemacht! — Aber — was erblicke ich" —

Mit dieſem Ausruf ſank der Alte tief in die Kiſſen zurück und zog die Bettdecke über den Kopf.

Der Baron folgte dem Blick des Alten und ſchaute im Spiegel die Geſtalt der Griechin, die ihm zuwinkte.

Sie ſtand in der offenen Thüre, die dem Spiegel gegenüber befindlich. Er wollte ihr entgegen, verwickelte ſich aber in den Fußteppich und fiel der Länge nach hin. Der Papagey lachte ſehr. Als aber nun die Griechin, in das Zimmer hineingeſchritten, dicht neben dem Baron ſtand, ſuchte er, wie ein geſchickter Tänzer, ſeinem Fuß den Anſchein des Niederſtürzens auf die Knie zu geben. „Endlich, o ſüßer Abgott meiner Seele,“ ſo begann er auf italieniſch, doch die Griechin ſprach mit leiſer Stimme: Still, wecke den Alten nicht, indem Du mir wiederholſt, was ich längſt weiß — ſtehe auf! — Sie reichte ihm die Lilienhand, er erhob ſich ganz Wonne und Entzücken, und nahm Platz an ihrer Seite auf dem üppigen Divan, der in dem Hintergrunde des Zimmers angebracht.

---

*) Die Henne gackert an einer Stelle und legt an der andern ihr Ei.

Ich weiß alles, wiederholte die Griechin, indem ſie ihre Hand in der des Barons ruhen ließ, mag auch mein Argus befürchten, was er will, du fandeſt die Brieftaſche — du biſt aus griechiſchem fürſtlichem Stamme entſproſſen, und biſt du auch nicht der, dem meine Seele, mein Ich nachſtellte, ſo kannſt du doch Herr meines Lebens werden, wenn du willſt! —

Der Baron erſchöpfte ſich in Betheuerungen. Die Griechin, ſinnend den Kopf in die Hand geſtützt, ſchien nicht darauf zu achten, endlich fragte ſie den Baron leiſe in's Ohr: haſt du Muth? Der Baron betheuerte, daß er Muth beſitze wie ein Löwe.

Könnteſt du wohl, fuhr die Griechin fort, dem alten Ungethüm dort im Bette, während er tief ſchläft, mit dieſem Meſſerchen —

Der Baron, das bekannte ſtiletgleiche Meſſerchen aus der Brieftaſche in der Hand der Griechin gewahrend, ſchauerte entſetzt zurück —

— mit dieſem Meſſerchen, ſprach die Griechin weiter, den Zopf in der Mitte durchſchneiden? — doch es iſt nicht nöthig, der Papagey bewacht ihn, und wir können ruhig ſprechen. — Alſo aus fürſtlichem Stamme? — Der Baron erzählte nun von dem Bilde der Großmutter, ſeiner Mutter, genug alles das, was der geneigte Leſer aus dem Geſpräch des Barons mit ſeinem Oheim bereits erfahren.

Die ſchönen Augen der Griechin leuchteten vor Freude, durch ihr ganzes Weſen ſchien der Feuerſtrom neuen Lebens zu glühen, ſie war in dieſem Augenblick ſo über die Maßen ſchön und herrlich, daß der Baron ſich in den höchſten Himmel verzückt fühlte. Selbſt wußte er nicht, wie es geſchah, daß ſie plötzlich in ſeinen Armen lag, daß brünſtige Küſſe auf ſeinen Lippen brannten.

„Ja, ſprach die Griechin endlich, ja, du biſt es — du biſt es, der erkohren mein zu ſeyn. Eile mit mir nach dem Vaterlande zurück.

nach jener heiligen Stätte, wo ſchon die entſchloſſenen Häupter des Volks gewappnet und bewehrt gewärtig ſtehen, um das ſchnöde ſchändliche Joch abzuſchütteln, unter dem wir ein elendes mühſeliges Leben hinſchleppen. Ich weiß es, dir fehlt nicht mehr Kleid und Rüſtung, dir fehlen nicht Waffen. Was haſt du vorbereitet. Du ſtellſt dich an die Spitze, du ſchlägſt, ein tapferer Heerführer, den Paſcha auf's Haupt, du befreieſt die Inſeln, und genießeſt, mit mir verbunden durch ein heiliges Band, alles Glück, das dir die Liebe und die ſchöne ſegensreiche Heimath gewähren kann. — Was haſt du auch zu befürchten bei dem kühnen Unternehmen? — Schlägt es fehl, ſo ſtirbſt Du entweder den Heldentod des tapfern Kriegers, oder bekommt dich der Paſcha gefangen, ſo wirſt du höchſtens geſpießt, oder man ſtopft dir Pulver in die Ohren und zündet es an, oder wählt eine andere dem wahren Helden anſtändige Todesart. Mich bringt man, da ich jung bin und ſchön, in den Harem des Paſcha, aus dem mich dann, biſt du wirklich doch nicht der junge Fürſt Theodoros Capitanaki, ſondern, wie mein Pappas behauptet, nur der ſchwarze [illegible] aus dem Thiergarten gemein, mein wahrhaftiger Prinz befreien wird." —

In dem Innern des Barons ging bei dieſen Reden der Griechin eine ſeltſame Veränderung vor. Denn auf glühende Hitze folgte eine Eiskälte und es wollte den Baron gar eine Fieber-Angſt überwältigen.

Doch nun blitzte es aus den Augen der Griechin, ihr ganzes Antlitz wurde furchtbar ernſt, ſie erhob ſich, ſtand in voller hoher Majeſtät vor dem Baron und ſprach mit dumpfer feierlicher Stimme: Wärſt du aber weder Theodoros noch der ſchwarze [illegible]? — Wärſt du nichts als ein täuſchendes Schattenbild? — das Schattenbild jenes unglücklichen Jünglings, dem die böſe Empuſe, ſchmeichelnd berührt von ſeinem Violinbogen, das Blut ausſog!*) — Ha! — deine Pulsader muß ich öffnen — dein Blut ſehen, dann ſchwindet jede dämoniſche Täuſchung!

---

*) Pouqueville erzählt in ſeiner Reiſe nach Griechenland von einem Jüngling, der zu Athen lebt und deſſen Tod man Folgendem zuſchreibt: Eines Abends ſaß er mit einem Freunde im Garten auf einer Bank und ſpielte die Geige. Dadurch herbeigelockt, legt ſich eine Larve (Empuſa) neben ihm hin. Er fährt aber fort zu ſpielen und berührt mit dem Bogen die Larve ſchmeichelnd, die ſich zu rächen beſchließt. Von dem Augenblick ſchwanden ſeine Kräfte hin. Er wird zum Schattenbilde, bis er ſtirbt.

Damit ſchwingt die Griechin das blanke blitzende Meſſerchen hoch empor, aber der Baron ſpringt ſchnell auf, rennt entſetzt nach der Thüre. Der Papagey ſchreit gellend:

Alla paschy o gaidaros ké alla evryskusi.*)

Schnüspelpold iſt mit einem gewagten Satz aus dem Bette heraus, ruft: „Halt — halt, Hochgeborner — die Fürſtin iſt Ihre Braut — Ihre Braut!“ — Doch pfeilſchnell iſt der Baron die Treppe hinab, hinaus aus dem Hauſe — fort — fort — —

— Amalia Simſon wollte herausgebracht haben, daß der angebliche Kanzlei-Aſſiſtent Schnüspelpold niemand anders geweſen, als ein gelehrter Jude aus Smyrna, der nach Berlin gekommen, um ſich von dem Geheimrath Diez über eine zweifelhafte Stelle im Koran belehren zu laſſen, den er unglücklicher Weiſe nicht mehr am Leben gefunden. Die griechiſche Fürſtin machte Amalia Simſon zu der Tochter des Juden, die über den Verluſt ihres Geliebten wahnſinnig geworden.

Alles verhält ſich wohl aber ganz anders. Der geneigte Leſer möge nur an das Blättlein denken und an ſo manchen andern vorgekommenen Umſtand, um ſich zu überzeugen, daß das Räthſel keinesweges gelöſet.

Merkwürdig genug iſt es, daß der Baron Theodor von S. nun wirklich nach Griechenland gereiſet ſein ſoll. Kommt er bald zurück, ſo wird man Näheres erfahren von Schnüspelpold und der Griechin, die Schreiber dieſes aller Mühe unerachtet in Berlin nicht hat auffinden können. — Weiß derſelbe künftig mehr von dem Baron und ſeinen gemeimnißvollen Verhältniſſen, ſo wird er nicht unterlaſſen, im folgenden Jahre dem geneigten Leſer auf dem einmal eingeſchlagenen Wege davon getreuen Bericht zu erſtatten.

---

*) Der Eſel findet was anders, als wornach er trachtet.

Die Geheimniſſe.

Fortſetzung der vorhergehenden Erzählung *).

Merkwürdige Correſpondenz des Autors mit verſchiedenen Perſonen.

(Als Einleitung.)

Mein Herr!

Unerachtet gewiſſe Schriftſteller und ſogenannte Dichter wegen ihres nicht leicht zu unterdrückenden Hanges zur groben Lüge und anderer der geſundeſten Vernunft ſchädlicher Phantaſterei nicht in dem beſten Rufe ſtehen, ſo habe ich doch Sie, der Sie ein öffentliches Amt bekleiden, mithin wirklich etwas ſind, ausnahmsweiſe für einen wackern gutmüthigen Mann gehalten. Kaum in Berlin angekommen, mußte ich mich aber leider vom Gegentheil überzeugen. Womit habe ich alter ſchlichter, einfacher Mann, ich ruhmvoll entlaſſener Kanzlei-Aſſiſtent, ich Mann von feinem Verſtande, humanen Sitten, großer Wiſſenſchaft, ich Ausbund von gutem Herzen und ſchöner Denkungsart, womit, ſage ich, habe ich es um Sie verdient, daß Sie mich dem verehrungswürdigen Publikum in Berlin zur Schau ſtellen und in dem Taſchenkalender von dieſem Jahr nicht allein alles erzählen, was ſich mit dem Herrn Baron Theodor von S., meiner fürſtlichen Pflegebefohlnen und mir begeben, ſondern mich noch dazu (ich habe

---

*) Berliniſcher Taſchen-Kalender, 1822 S. 1—90

alles erfahren) abkonterfeien laſſen nach dem natürlichen Leben und in Kupfer ſtechen, wie ich luſtwandle mit meinem Herzenskinde über den Pariſerplatz durch die Linden, und wie ich dann im Bette liege in zierlichen Nachtkleidern und mich erſchrecke über des Herrn Barons unvermutheten Beſuch. Iſt Ihnen vielleicht mein elektrophoriſcher Haarzopf, worin zugleich mein Reiſebeſteck befindlich, in die Quere gekommen? Hat Ihnen mein Blumenſtrauß mißfallen? Haben Sie etwas dagegen, daß das Pupillen-Collegium auf Cypern mich zum Vormunde der — Ja! nun denken Sie, ich werde den Namen der Schönſten geradezu hinſchreiben, damit Sie ihn auch ausſchreien können in Taſchenbüchern und Journalen. Das laſſe ich aber bleiben, ſondern frage blos im Allgemeinen, ob Sie vielleicht mit der Verfügung jenes Cypriſchen Collegiums unzufrieden ſind? Seyn Sie überzeugt, mein Herr, daß bei Ihrem unnützen Treiben in Schriftſtellerei und Muſik weder der Präſident noch irgend ein Rath des hieſigen oder irgend eines andern Pupillen-Collegii Ihnen das Vertrauen geſchenkt und Sie zum Vormunde eines zum Entzücken ſchönen, geiſtreichen Frauenzimmers beſtellt haben würde, wie es jenes ehrwürdige Collegium gethan hat. Und überhaupt wollen Sie auch hier in der Stadt was vorſtellen, und mögen Sie auch manches ganz artig zu verfügen verſtehen, vermöge Ihres Amts, ſo haben Sie ſich doch darum, was in Cypern verfügt worden, eben ſo wenig zu bekümmern, als um meine wächſerne Finger und um meine Spitzenhaube, die Sie wahrſcheinlich auf Herrn Wolffs Kupfertafel betrachten mit neidiſchen Blicken. Danken Sie Gott, mein Herr! daß Sie nicht, ſo wie ich, eintreten wollten in die Ottomaniſche Pforte, gerade als ſie zugeſchlagen wurde. Wahrſcheinlich hätten Sie, vermöge des gewöhnlichen Schriftſtellervorwitzes, nicht die Finger hineingeſteckt, ſondern die Naſe, und müßten jetzt, ſtatt daß Sie andern honnetten Leuten wächſerne Naſen zu drehen unternehmen, ſelbſt eine dergleichen tragen. Daß Sie einer zierlichen Morgenkleidung von weißem mit Roſaſchleifen beſetzten Mouſſelin und einer Spitzenhaube einen Warſchauer Schlafrock und ein rothes Käppchen vorziehen, iſt Sache des Geſchmacks, und will ich nicht mit Ihnen darüber rechten. — Und wiſſen Sie wohl, mein Herr! daß mir ihre leichtſinnige Ausplauderei im Taſchenkalender, gleich nachdem in den Intelligenzblättern unter den angekommenen Fremden mein Name geſtanden hatte, die allergrößten

Unannehmlichkeiten zuzog? Die Polizei hielt mich, mußte mich nach Ihrem Gewäſche, oder vielmehr, da Sie die Geheimniſſe meines Herzenskindes austrompetet, für denjenigen Frevler halten, der den Melonenleibigten Apollo im Thiergarten und auch wohl andere Statuen verunſtaltet hat, und es koſtete viel Mühe, mich zu rechtfertigen und darzuthun, daß ich ein enthuſiaſtiſcher Kunſtfreund ſey und nichts weniger als ein verſtellter abergläubiſcher Türke. Sie ſind ſelbſt ein Rechtskundiger und haben nicht einmal bedacht, daß mich die verwünſchte Apollo-Naſe hätte als Staatsverbrecher nach Spandau bringen, oder mir gar eine Tracht der unbilligſten Prügel zuziehen können, wenn nicht, was letzteres betrifft, von der gütigen Natur mein Rücken durch ein geſchickt angelegtes Bollwerk auf ewig gegen alle Prügel bewahrt wäre. Leſen Sie im zwanzigſten Titel des zweiten Theils vom Allgemeinen Landrecht die §§. 210. 211 nach und ſchämen Sie ſich, daß ein verabſchiedeter Kanzlei-Aſſiſtent aus Brandenburg Sie daran erinnern muß. Kaum der Unterſuchung und Strafe entronnen, wurde ich in meiner Wohnung, die man unglücklicher Weiſe erfahren, auf eine ſolch entſetzliche Art beſtürmt, daß ich wahnſinnig werden, verzweifeln müſſen, wäre ich nicht ein feſter geſetzter Mann und durch meine vielfachen gefahrvollen Reiſen hinlänglich gewöhnt an bedrohliches Ungemach. Da kamen Frauenzimmer und verlangten, gewohnt, alles prompt und wohlfeil zu haben, eben daher aber eifrige und ſtetige Käuferinnen der prächtigen Modewaaren in Auktionen ihre Laden räumender Kaufleute, ich ſolle ihnen auf der Stelle türkiſche Shawls drucken. Am ärgſten unter ihnen trieb es Mademoiſelle Amalie Simſon, welche nicht nachließ mit Bitten und Flehen, ich möge ihr doch auf den Bruſttheil eines Spencers von rothem Kaſimir ein hebräiſches Sonnet, das ſie ſelbſt gedichtet, hinſetzen mit Goldtinktur. Andere Leute aus den verſchiedenſten Ständen wollten bald meine Wachsfinger anſchauen, bald mit meinem Haarzopf ſpielen, bald meinen Papagey griechiſch ſprechen hören.

Junge Herren mit Wespentaillen, thurmhohen Hüten, Koſakenhoſen und goldenen Sporen lorgnettirten umher, guckten durch Ferngläſer, als wollten ſie die Wände durchſchauen. Ich weiß, wen ſie ſuchten, und manche hatten auch deſſen gar kein Hehl, ſondern fragten kecker unverſchämter Weiſe geradezu nach der ſchönen Griechin, als ſey mein himmliſches Fürſtenkind ein wunderbares Naturſpiel, das ich der gaffenden Menge ausſtelle. Widerlich, gar widerlich erſchienen mir dieſe jungen Leute, aber noch viel abſcheulicher war es mir, wenn manche ſich mir geheimnißvoll nahten und myſtiſche Worte ſprachen von Magnetismus, Siderismus, magiſchen Verknüpfungen durch Sympathie und Antipathie u. ſ., und dabei wunderliche Geberden und Zeichen machten, um ſich mir als Eingeweihte zu zeigen, ob ich gleich gar nicht verſtand, was ſie wollten. Lieber waren mir die, welche ganz treuherzig verlangten, ich ſolle ihnen ein bischen wahrſagen aus der Hand oder aus dem Kaffeegrunde. — Es war ein heilloſes Treiben, ein wahrer Teufelsſabbath in dem Hauſe. — Endlich gelang es mir, bei Nacht und Nebel mich davon zu machen und eine Wohnung zu beziehen, die bequemer, beſſer eingerichtet iſt und auch den Wünſchen meiner Fürſtin mehr entſpricht — entſprechen würde, wollt' ich ſagen, denn ich befinde mich jetzt allein. — Mein jetziges Logis erfährt niemand und am allerwenigſten Sie, da ich Ihnen durchaus nichts Gutes zutraue.

Und wer iſt einzig und allein an dem ganzen Spektakel Schuld als Sie? Wie kommen Sie dazu, mich dem Publikum ſo zweideutig darzuſtellen, daß ich für einen unheimlichen Cabbaliſten gelten muß, der mit irgend einem geheimnißvollen Weſen in ſeltſamer Verbindung lebt.

Ein ehrlicher verabſchiedeter Kanzlei-Aſſiſtent ſoll ein Hexenmeiſter ſeyn, welch ein Unſinn! — Was geht Ihnen, mein Herr! überhaupt das magiſche Verhältniß an, in dem ich mit meinem Herzenskinde ſtehe, mag es nun wirklich ſtatt finden oder nicht? — Mögen Sie auch Talent genug beſitzen, zur Noth eine Erzählung oder einen Roman mit angeſtrengter Mühe zuſammen zu drechſeln, ſo fehlt es Ihnen doch ſo gänzlich an gehörigem tiefem Verſtande und ſublimer Wiſſenſchaft, um auch nur eine Silbe zu verſtehen, wenn ich mich herablaſſen ſollte, Sie über die Geheimniſſe eines Bundes zu belehren, der dem Erſten aller Magier, dem weiſen Zoroaſter ſelbſt, nicht unwürdig erſcheinen möchte. Es iſt nichts leichtes, mein Herr! ſo wie ich einzudringen in die tiefſten Tiefen der göttlichen Cabbala, aus denen ſich ſchon hienieden ein höheres Seyn emporſchwingt, ſo wie aus der Puppe ſich der ſchöne Schmetterling entwickelt und muthig flatternd emporſteigt. Es iſt aber meine erſte Pflicht, niemandem meine cabbaliſtiſchen Kenntniſſe und Verbindungen zu verrathen, und daher ſchweige ich auch gegen Sie davon, ſo daß Sie mich von nun an lediglich für einen ſchlichten verabſchiedeten Kanzlei-Aſſiſtenten und wackern Vormund eines liebenswürdigen vornehmen Frauenzimmers halten müſſen. Sehr unlieb und ſchmerzhaft würd' es mir auch ſeyn, wenn Sie oder jemand anders erfahren ſollten, daß ich jetzt in der Friedrichsſtraße unweit der Weidendammer Brücke Nr. 9 — wohne. Habe ich Ihnen, mein Herr! gebührend vorgehalten, wie Sie ſich, wenn auch gerade nicht boshafter, ſo doch leichtſinniger Weiſe vergangen, ſo füge ich nur noch die Verſicherung hinzu, daß ich das Gegentheil von Ihnen bin, nämlich ein beſonnener gutmüthiger, alles was zu unternehmen vorher wohl überlegender Mann. Sie ſind daher für jetzt vor meiner Rache völlig ſicher, und das um ſo mehr, weil mir eben keine Mittel zu Gebote ſtehen. Wäre ich ein Recenſent, ſo würde ich Ihre Schriften weidlich herunter hunzen und dem Publikum ſo klar darthun, wie es Ihnen an allen Eigenſchaften eines guten Schriftſtellers mangle, daß kein Leſer etwas von Ihnen mehr leſen, kein Verleger es mehr verlegen ſollte. Aber da wär's denn doch nöthig, erſt Ihre Schriften zu leſen, und davor ſoll mich der Himmel behüten, da nichts als baare Ungereimtheiten, die gröbſten Lügen darin enthalten ſeyn ſollen. Ueberdem wüßte ich auch nicht, wie ich, die ehrlichſte Taubenſeele von der Welt, zu der gehörigen Maſſe von Galle kommen ſollte, die jeder tüchtige Recenſent zum Verbrauch ſtets vorräthig haben muß. — Wäre ich, wie Sie es haben dem Publikum andeuten wollen, wirklich eine Art von Magus, ſo ſollt' es freilich anders ſtehen mit meiner Rache. Darum für jetzt Verzeihung, Vergeſſen des zu Tage geförderten Unſinns über mich und meine Pflegebefohlne. Sollten Sie ſich aber unterfangen, etwa in dem künftigen Taſchenkalender auch nur ein Wörtchen von dem zu erwähnen, was ſich weiter mit dem Baron Theodor von S. und uns begeben, ſo bin ich feſt entſchloſſen, mich, mag ich nun ſeyn, wo ich will, augenblicklich umzuſetzen in das kleine ſpaniſch coſtümirte Teufelspüppchen, das auf Ihrem Schreibtiſche ſteht, und Ihnen, kommt Ihnen der Gedanke zu ſchreiben, nicht einen Augenblick Ruhe zu laſſen. Bald ſpringe ich Ihnen auf die Schulter und ſauſe und ziſche Ihnen in die Ohren, daß Sie keines Gedankens mächtig bleiben, ſey er auch noch ſo einfältig. Bald ſpringe ich in's Tintenfaß und beſpritze das fertige Manuſcript, ſo daß der geſchickteſte Setzer nicht den geſprenkelten Marmor zu entziffern vermag. Dann ſpalte ich die appetitlich geſpitzten Federpoſen, werfe das Federmeſſer in dem Augenblick, als Sie darnach greifen, vom Tiſche herab, ſo daß die Klinge abſpringt, dann verſtöre ich die Papiere durcheinander, bringe die mit allerlei Notizen beſchriebenen kleinen Blättchen in gehörigen Luftzug, daß ſie, wird nur die Thüre geöffnet, luſtig emporwirbeln, dann klappe ich die aufgeſchlagenen Bücher zu und reiße aus andern die hineingelegten Zeichen heraus, dann ziehe ich Ihnen das Papier, während Sie ſchreiben, unter dem Arme weg, ſo daß ein ſchnöder Circumflex die Handſchrift verdirbt, dann ſtülpe ich ſchnell das Glas Waſſer um, als Sie eben trinken wollen, ſo daß alles unterzugehen droht in der Waſſerfluth, und alle Ihre wäſſerigen Gedanken zurückkehren in das Element, dem ſie angehören. — Genug, ich will all' meine Weisheit aufbieten, Sie als Teufelspüppchen recht ſinnreich zu quälen, und dann wollen wir ſehen, ob es Ihnen möglich ſeyn wird, noch mehr aberwitziges Zeug zu ſchreiben, als bereits geſchehen. — Wie geſagt, ich bin ein ſtiller, gutmüthiger friedliebender Kanzlei-Aſſiſtent, dem ſchnöde Teufelskünſte fremd ſind, aber Sie wiſſen, mein Herr! wenn kleine, nach hinten zu über die Regel heraus geformte Leute mit langen Zöpfen in Zorn gerathen, ſo iſt von Schonung nicht weiter die Rede. Nehmen Sie meine wohlgemeinte Warnung wohl zu Herzen und unterlaſſen Sie jeden ferneren Bericht in Taſchenbüchern, ſonſt bleibt es beim Teufel und ſeinen Streichen.

Aus allem, mein Herr! werden Sie übrigens hinlänglich erſehen haben, wie gut, ſo wie viel beſſer ich Sie kenne als Sie mich. Angenehm kann jetzt unſere nähere Bekanntſchaft nicht ſeyn, darum wollen wir uns ſorgfältig vermeiden, und eben deshalb habe ich auch alle Anſtalten getroffen, daß Sie meine Wohnung niemals erfahren werden. — Adieu pour jamais!

Noch eins! — Nicht wahr, die Neugierde quält Sie zu wiſſen, ob mein Herzenskind bei mir iſt oder nicht? — Ha! ha! ha! das glaub' ich! Aber kein Jota erfahren Sie davon, und dieſe kleine Kränkung ſey die einzige Strafe für das, was Sie an mir begangen.

Mit aller Achtung, die Ihnen, mein Herr! ſonſt gebührt, zeichne ich mich als

Berlin, den 25. Mai 1821. Ihren ganz ergebenſten

Irenäus Schnüspelpold,
vormals Kanzlei-Aſſiſtent zu Brandenburg.

N. S. Apropos — Sie wiſſen vermuthlich oder können es leicht erfahren, wo man jetzt hier den reichſten und geſchmackvollſten Damenputz kauft. Wollen Sie mir das noch heute gefälligſt ſagen laſſen, ſo bin ich zwiſchen neun und zehn Uhr Abends in meiner Wohnung anzutreffen.

Adreſſe.

Sr. Wohlgeb. Herrn ꝛc. E. T. A. Hoffmann,
dermalen im Thiergarten bei Kempfer.

Wirklich erhielt der, an den dieſes Schreiben gerichtet und den wir der Kürze halber mit Hff. bezeichnen wollen, daſſelbe gerade zur Zeit, als er in der ſogenannten ſpaniſchen Geſellſchaft, die ſich bekanntlich alle vierzehn Tage bei Kempfer im Thiergarten verſammelt, und keine andere Tendenz hat, als auf gute deutſche Art Mittag zu eſſen, zu Tiſche ſaß.

Man kann denken, wie ſehr Hff. überraſcht wurde, als er ſeiner Gewohnheit nach zuerſt die Unterſchrift leſend, den Namen Schnüspelpold fand. Er verſchlang die erſten Zeilen, als er aber die unbillige Länge des noch dazu mit ſeltſam verſchnörkelten Buchſtaben geſchriebenen Briefes gewahrte und zugleich ſich überzeugte, daß ſein Intereſſe immer mehr und mehr und zuletzt vielleicht auf unangenehme Weiſe erregt werden dürfte, hielt er es für gerathener, den Brief zur Zeit ungeleſen in die Taſche zu ſtecken. War es nun böſes Gewiſſen oder geſpannte Neugierde, genug, alle Freunde bemerkten an Hff. Unruhe und Zerſtreuung, kein Geſpräch hielt er feſt, er lächelte gedankenlos, wenn der Profeſſor B. die leuchtendſten Witzworte hinausſchleuderte, er gab verkehrte Antworten, kurz, er war ein miſerabler Kumpan. Gleich nachdem die Tafel aufgehoben, ſtürzte ſich Hff. in die Einſamkeit einer entfernten Laube und zog den Brief hervor, der ihm in der Taſche brannte. Zwar wollte es ihn was weniges verſchnupfen, ſich von dem wunderlichen Kanzlei-Aſſiſtenten Irenäus Schnüspelpold ſo ſchnöde und gröblich behandelt, ja Rückſichts ſeiner Autorſchaft ſo ſchonungslos behandelt zu ſehen, indeſſen vergaß er das im Augenblick und hätte vor Freuden in die Lüfte ſpringen mögen, und das aus zweierlei Urſachen.

Für's Erſte, wollte es ihn bedünken, als wenn Schnüspelpold alles Schimpfens und Schmälens unerachtet den Trieb nicht unterdrücken könne, den fragmentariſchen Biographen näher kennen zu lernen, ihn vielleicht gar einzuweihen in die myſtiſche Romantik ſeiner Pflegebefohlnen. — Ja gewiß! — ſonſt hätte Schnüſpelpold nicht in der Verwirrung Straße und Nummer ſeiner Wohnung genannt bei den feierlichſten Proteſtationen, daß den Ort, wo er hingeflüchtet, niemand, am wenigſten aber Hff. erfahren ſolle. Sonſt hätte die Nachfrage nach dem Damenputz nicht verrathen, daß ſie ſelbſt da, das allerliebſte herrliche Geheimniß. Hff. durfte ja nur hingehen zwiſchen neun und zehn Uhr und im regen Leben konnte ſich das geſtalten, was ihm nur zugekommen wie durch träumeriſche Tradition. — Was für eine himmliſche Ausſicht für einen ſchreibluſtigen Autor!

Dann mochte aber auch zweitens Hff. deshalb in die Lüfte ſpringen, weil eine beſondere Gunſt des Schickſals ihn aus einer gräßlichen Verlegenheit reißen zu wollen ſchien. Verſprechen macht Schulden, das iſt ein altes bewährtes Sprichwort. Nun aber hatte Hff. in dem Taſchenkalender von 1821 verſprochen, ferneren Bericht abzuſtatten über den Baron Theodor von S. und über ſeine geheimnißvollen Verhältniſſe, wenn er mehreres davon wiſſe. Die Zeit kommt heran, der Drucker rührt die Preſſe, der Zeichner ſpitzt den Crayon, der Kupferſtecher bereitet die Kupferplatte. Hochlöbliche Kalender-Deputation fragt: Wie ſteht es, mein Beſter, mit Ihrem verſprochenen Bericht für unſern Eintauſend acht hundert und zwei und zwanziger? Und Hff. — weiß nichts, weiß gar nichts, da die Quelle verſiegt, aus der ihm die Irrungen zuſtrömten. — Die letzten Tage des Mai kommen heran; Hochlöbliche Kalender-Deputation erklärt: bis Mitte Junius iſt es noch Zeit, ſonſt erſcheinen Sie als einer der in den Wind hinein etwas verſpricht und es dann nicht zu halten vermag. Und Hff. weiß immer noch nichts, weiß am 25. Mai Mittags um drei Uhr nichts! — Da erhält er Schnüſpelpolds verhängnißvollen Brief, den Schlüſſel zu der feſt verſchloſſenen Pforte, vor der er ſtand, ganz hoffnungslos und höchſt ärgerlich dazu. — Welcher Autor wird nicht gern einige Schmähungen erdulden, wenn ihm auf dieſe Weiſe aus der Noth geholfen wird! —

Ein Unglück kommt ſelten allein, aber auch mit dem Glücke iſt es ſo! Die Conſtellation der Briefe ſchien eingetreten zu ſeyn, denn als Hff. aus dem Thiergarten nach Hauſe kam, fand er deren zwei auf ſeinem Schreibtiſche, die beide aus dem Mecklenburgiſchen kamen. Der erſte, den Hff. öffnete, lautete in folgender Art:

„Ew. Wohlgeboren haben mir eine wahrhafte Freude dadurch gemacht, daß Sie die Thorheiten meines Neffen in dem diesjährigen Berliniſchen Taſchenkalender an das Tageslicht förderten. Erſt vor einigen Tagen iſt mir Ihre Erzählung zu Geſicht gekommen. Mein Neffe hatte den Taſchenkalender auch geleſen und lamentirte und tobte entſetzlich. Kehren Sie ſich aber eben ſo wenig daran als an etwanige Drohungen, die er wider Sie ausſtoßen ſollte, ſondern erſtatten Sie getroſt den verſprochenen Bericht, in ſo fern es Ihnen gelingt, mehr von dem ferneren Treiben meines Neffen und der wahnſinnigen Prinzeſſin, nebſt ihrem geckenhaften Vormunde, zu erfahren. Ich für mein Theil möchte Ihnen dazu alles Mögliche ſuppeditiren, der Junge (mein Neffe nämlich) will indeſſen durchaus nicht recht mit der Sprache heraus, und beifolgende Briefe meines Neffen und des Herrn von T. der ihn beobachtet und mir darüber geſchrieben hat, ſind alles, was ich zu Ihrem Bericht beitragen kann. Noch einmal! — kehren Sie ſich an nichts, ſondern ſchreiben Sie — ſchreiben Sie! — Vielleicht ſind Sie es, der meinen albernen Neffen noch zur Vernunft bringt. Mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc. ꝛc.

Strelitz den 22. Mai 1821. Achatius v. G."

Der zweite Brief hatte folgenden Inhalt:

„Mein Herr!

Ein verrätheriſcher Freund, der gar zu gern mein Mentor ſeyn möchte, hat Ihnen die Abentheuer mitgetheilt, die ich vor einigen Jahren in B. erlebte, und Sie haben ſich unterfangen, mich zum Helden einer ungereimten Erzählung zu machen, die Sie ein Fragment aus dem Leben eines Phantaſten genannt. — Wären Sie mehr als ein ordinairer Schriftſteller, der jeden Brocken, der ihm zugeworfen wird, begierig erhaſcht, hätten Sie nur einigen Sinn für die tiefe Romantik des Lebens, ſo würden Sie Männer, deren ganzes Seyn nichts iſt als hohe Poeſie, von Phantaſten zu unterſcheiden wiſſen. Unbegreiflich iſt es mir, wie Ihnen der Inhalt des Blattes, das ich in der verhängnißvollen Brieftaſche fand, ſo genau bekannt geworden iſt. Ich würde Sie darüber, ſo wie über manches andere, das Sie dem Publikum aufzutiſchen für gut fanden, ſehr ernſt befragen, wenn gewiſſe geheimnißvolle Beziehungen, gewiſſe innere Anklänge mir nicht unterſagten, es mit einem ſchreibſeligen Autor aufzunehmen. Vergeſſen ſey daher, was Sie gethan; ſollten Sie aber keck genug ſeyn, etwa von meinem geſtrengen Herrn Mentor unterrichtet, fernere Berichte über mein Leben zu erſtatten, ſo würde ich genöthigt ſeyn, eine Genugthuung von Ihnen zu fordern, wie ſie Männern von Ehre ziemt, in ſo fern mich nämlich nicht die weite Reiſe, die ich Morgen anzutreten gedenke, daran hindert. — Uebrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung ꝛc. ꝛc.

Strelitz den 22. Mai 1821. Theodor Baron von S."

Hff. hatte herzliche Freude über den Brief des Onkels und lachte ſehr über den des Neffen. Beide beſchloß er zu beantworten, ſobald er Schnüspelpolds und ſeiner ſchönen Pflegebefohlnen Bekanntſchaft gemacht haben würde.

So wie es nur neun Uhr geſchlagen, machte ſich Hff. auf den Weg nach der Friedrichsſtraße. Das Herz klopfte ihm vor Erwartung des Außerordentlichen, was ſich nun begeben werde, als er die Klingel des Hauſes anzog, deſſen Nummer eben die von Schnüspelpold bezeichnete war.

Auf die Frage, ob hier der Kanzlei-Aſſiſtent Schnüspelpold wohne, erwiederte das Hausmädchen, das die Thür geöffnet: Allerdings! und leuchtete ihm freundlich die Treppe herauf.

„Herein!" rief eine bekannte Stimme, als Hff. leiſe anklopfte. Doch ſo wie er eintrat in das Zimmer, ſtockten alle ſeine Pulſe, gerann ihm zu Eis alles Blut in den Adern, hielt er kaum ſich aufrecht! — Nicht jener, ihm wohl von Anſehen bekannte Schnüspelpold, ſondern ein Mann im weiten Warſchauer Schlafrock, ein rothes Käppchen auf dem Haupt, aus einer langen türkiſchen Pfeiſe Rauchwolken vor ſich herblaſend, von Geſicht, Stellung — nun! — ſein eigenes Ebenbild trat ihm entgegen und fragte höflich, wen er noch ſo ſpät zu ſprechen die Ehre? — Hff. faßte ſich mit aller Gewalt des Geiſtes zuſammen und ſtammelte mühſam, ob er das Vergnügen habe, den Herrn Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold vor ſich zu ſehen? —

Allerdings, erwiederte der Doppeltgänger lächelnd, indem er die Pfeiſe ausklopfte und in den Winkel ſtellte, allerdings, der bin ich, und ſehr müßte ich irren, wenn Sie nicht derjenige wären, deſſen

Beſuch ich heute gewärtigte. — Nicht wahr, mein Herr! Sie ſind — Er nannte Hff—s Namen und Charakter ausführlich. — Gott, ſprach Hff., von Fieberfroſt durchſchüttelt, Gott im Himmel, bis zu dieſem Augenblick habe ich mich ſtets für den gehalten, den Sie ſo eben zu nennen beliebten, und ich vermuthe auch noch jetzt, daß ich es wirklich bin! — Aber, mein verehrteſter Herr Schnüspelpold, es iſt ein gar wankelmüthiges Ding mit dem Bewußtſeyn der Exiſtenz hienieden! — Sind Sie, mein Herr Schnüspelpold, denn von Grund Ihrer Seele aus überzeugt, daß Sie wirklich der Herr Schnüspelpold ſind und kein anderer? Nicht etwa — Ha, rief der Doppeltgänger, ich verſtehe, Sie waren auf eine andere Erſcheinung gefaßt. Doch erregen Ihre Bedenken auch die meinigen in ſo fern, als ich bloße Vermuthungen nicht für Gewißheit und Sie ſo lange nicht für denjenigen halten kann, der hier erwartet wurde, bis Sie ſich durch die richtige Beantwortung einer einfachen Frage legitimirt haben. Glauben Sie, mein werthester Herr — wirklich an den von der animaliſchen Geſtaltung in der Körperwelt unabhängigen Conſenſus der pſychiſchen Kräfte in dem Bedingniß der erhöhten Thätigkeit des Cerebral-Syſtems?

Hff. ſtutzte ſehr bei dieſer Frage, deren Sinn er nicht zu faſſen im Stande, und beantwortete ſie dann, von purer innerer Angſt getrieben, mit einem herzhaften: Ja!

O, rief der Doppeltgänger voller Freude, o mein Herr, — ſo ſind Sie denn hinlänglich legitimirt zum Empfange des Vermächtniſſes einer ſehr theuern Perſon, das ich Ihnen nun ſogleich aushändigen werde. — Damit zog der Doppeltgänger eine kleine himmelblaue Brieftaſche mit goldnem Schloß, in dem jedoch das Schlüſſelchen befindlich, hervor.

Hff. fühlte ſein Herz erbeben, als er jene verhängnißvolle kleine himmelblaue Brieftaſche erkannte, die der Baron Theodor von S. fand und wieder verlor. Mit aller Artigkeit nahm er das Kleinod dem Doppeltgänger aus der Hand und wollte ſich höflichſt bedanken, doch das Unheimliche des ganzen Auftritts, der ſcharfe leuchtende Blick ſeines Doppeltgängers brachte ihn plötzlich dermaßen aus aller Faſſung, daß er gar nicht mehr wußte, was er that. —

Ein ſtarkes Klingeln weckte ihn aus der Betäubung. Er war es ſelbſt, der die Glocke gezogen an der Thüre des Hauſes Nr. 97.

Da beſann er ſich erſt ganz und ſprach begeiſtert: O welch ein herrlicher, in’s Innere gepflanzter Trieb der Natur! Er führt mich in dem Augenblick, als ich mich phyſiſch und pſychiſch etwas wackeligt fühle, zu meinem herzgeliebten Freunde, dem Doktor H. M., der mir, wie er ſchon ſo oft gethan, augenblicklich wieder auf die Beine helfen wird. Hff. erzählte dem Doktor M. ausführlich, was ſich ſo eben ein paar Häuſer vorwärts oder rückwärts Schauerliches und Schreckhaftes mit ihm zugetragen, und bat wehmüthig, ihm doch nur gleich ein Mittel aufzuſchreiben, das den Schreck nebſt allen böſen Folgen tödte. Der Doktor M., ſonſt gegen Patienten ein ernſter Mann, lachte aber dem beſtürzten Hff. geradezu in’s Geſicht und meinte, bei einem ſolchen Krankheits-Anfall, wie ihn Hff. erlitten oder vielleicht noch erleide, ſey keine andere Arznei dienlich, als ein gewiſſer brauſender, ſchäumender, in Flaſchen hermetiſch verſchloſſener Trank, aus dem ſich ganz andere ſchmucke Geiſter entwickelten, als Doppeltgänger, Schnüspelpolde und anderes wirres Zeug. Vorher müſſe aber der Patient erklecklich eſſen Damit nahm der Doktor ſeinen Freund Hff. beim Arm und führte ihn in ein Zimmer, wo mehrere joviale Leute, die ſo eben von der Whiſtparthie aufgeſtanden, verſammelt waren und ſich alsbald mit dem Doktor und ſeinem Freunde an den wohlſervirten Tiſch ſetzten. Nicht lange dauerte es auch, als der offizinelle Trank, der dem Krankheitszuſtande Hff—s abhelfen ſollte, herbeikam. Alle erklärten, daß ſie auch davon genießen wollten, um dem armen Hff. Muth zu machen. Der ſchlürfte aber ſo, ohne den mindeſten Ekel und Abſcheu, mit ſolcher Leichtigkeit und Lebendigkeit, mit ſolchem Stoicismus, ja mit ſolcher heroiſchen Verſicherung, der Trank ſchmecke leidlich, die Arzenei hinunter, daß alle Uebrigen ſich höchlich darüber verwunderten und einſtimmig dem Hff., der ſichtlich muntrer wurde, ein langes Leben prophezeiten.

Merkwürdig genug war es, daß Hff. ſehr ruhig ſchlief und nichts von allem dem träumte, was ihm am Abende Seltſames begegnet. Er mußte das der heilbringenden Wirkung zuſchreiben, die des Doktors wohlſchmeckende Medizin hervorgebracht. Erſt im Augenblick des Erwachens durchfuhr ihn wie ein Blitz der Gedanke an die geheimnißvolle Brieftaſche. Schnell ſprang er auf, faßte in die Buſentaſche des Fracks, den er geſtern getragen, und — fand wirklich das wunderbare himmelblaue Kleinod. Man kann denken, mit welchem Gefühl

Hff. die Brieftaſche öffnete. Er gedachte viel geſchickter zu verfahren, als der Baron Theodor von S., und wohl hinter die Geheimniſſe des Inhalts zu kommen. Doch war eben dieſer Inhalt ein ganz anderer als damals, da der Baron Theodor von S. die Brieftaſche auf einer Bank im Thiergarten unfern der Statue Apollo's fand. Kein chirurgiſches Meſſerchen, kein ſtrohgelbes Band, keine fremdartige Blume, kein Fläſchchen Roſenöl, nein, nur ganz kleine, ſehr dünne, mit feiner Schrift beſchriebene Blättchen, und ſonſt nichts anders enthielt die Brieftaſche, die Hff. mit der höchſten Sorglichkeit durchſuchte.

Auf dem erſten Blättchen ſtanden italieniſche, von zierlicher weiblicher Hand geſchriebene Verſe, die im Deutſchen ungefähr lauteten, wie folgt:

Magiſche Bande ſchlingen ſich durch's Leben,
Was loſe ſcheint, verworren, feſt zu halten;
Sie zu zerreißen iſt des Dämons eitles Streben.
Klar wird der höh'ren Mächte dunkles Walten,
Entſtrahlt's der Dichtung hellem Zauberſpiegel,
In Farb' und Form muß Alles ſich geſtalten.
Nicht ſcheut der Magus ein hermetiſch Siegel,
Der innern Kraft will kühnlich er vertrauen.
Ihm ſpringen auf der Geiſterpforte Riegel.
Biſt du der Magus, der mich durfte ſchauen?
Schwang mir dein Geiſt ſich nach durch Himmelsräume?
Wollt'ſt du in heißer Sehnſucht mich erfaſſen?
Du biſt's! — feſt bannten mich dir ſüße Träume,
Erkannt haſt du mein Lieben, du mein Haſſen,
Nah' war ich dir, auf ging ich deinen Blicken.
Der Bann beſteht, du kannſt von mir nicht laſſen.
Dein iſt mein Schmerz, dein Eigen mein Entzücken,
Du wirſt dem Worte leihn, was ich empfunden.
Vermag die Thorheit wohl dich zu berücken?
Fühlt ſich dein Geiſt von ſchwarzer Kunſt gebunden?
Hat jemals falſches Spielwerk dich betrogen?
Nein! was der Geiſt im Innern hat empfangen
Darf kühn empor aus tiefem Grunde wogen.
Vor eignem Zauber fühlt kein Magus Bangen.
Weit fort von dir in heimathliche Zonen
Reißt mich die Hoffnung, glühendes Verlangen.
Ein hehr Geſtirn, glanzvoll beginnt's zu thronen.
Ein theures Pfand (ſelbſt haſt du es beſchrieben)
Nimm es von mir, den Augenblick zu lohnen,
Als ſelbſt du warſt mein Sehnen, warſt mein Lieben!

Nur flücht'ger Bilder Zeichnung wirſt du finden,
Doch darf die Phantaſie nicht Farbe ſchonen.
Was du erſchaut, du magſt es keck verkünden!

Hff. las dieſe Verſe einigemal ſehr aufmerkſam durch und es wollte ihn bedünken, daß ſie von niemandem anders als von Schnüspelpolds pflegebefohlner Griechin verfaßt und an niemanden anders gerichtet ſein könnten, als an ihn ſelbſt. — Hätte, dachte er, die Gute nur nicht Auf- und Unterſchrift vergeſſen, hätte ſie fein in reiner klaſſiſcher Proſa geſprochen, ſtatt in myſtiſch verſchlungenen dunklen Verſen, ſo würde alles klar und verſtändlicher geworden ſeyn, und ich wüßte genau, woran ich wäre, aber nun — So wie es aber geſchieht, daß ein gefaßter Gedanke eben in dem Grade immer plauſibler wird, als man ihn ausarbeitet, ſo konnte Hff. auch bald gar nicht mehr begreifen, wie er nur einen einzigen Augenblick daran zweifeln mögen, daß er ſelbſt in den artigen Verſen gemeint und das Ganze für nichts anders zu nehmen ſey als das poetiſche Billet, mittelſt deſſen ihm das himmelblaue Kleinod überſendet worden. Nichts war gewiſſer, als daß die Unbekannte von dem geiſtigen Verkehr, in dem Hff. mit ihr ſtand, als er das Fragment aus dem Leben eines Phantaſten aufſchrieb, Kunde erhalten, ſey es mittelbar, oder auf myſtiſche Weiſe unmittelbar durch eigne Anregung, oder vielmehr durch den pſychiſchen Conſenſus, von dem der Doppeltgänger geſprochen. Auf welche andere Weiſe konnten nun die Verſe gedeutet werden, als daß die Unbekannte jenen geiſtigen Verkehr amüſant genug gefunden, daß Hff. furcht- und rückſichtslos ihn wieder anknüpfen, und daß ihm dazu als vermittelndes Prinzip die himmelblaue Brieftaſche nebſt Inhalt dienen ſolle.

Erröthend mußte Hff. ſich ſelbſt geſtehen, daß er von jeher in jedes weibliche Weſen, mit dem er in ſolchen geiſtigen Umgang gerathen, verliebter geweſen als recht und billig; ja, daß dieſes unbillige Verliebtſeyn immer höher geſtiegen, je länger er das Bild der Schönſten in Herz und Sinn getragen, und je mehr er ſich bemüht, dieſes Bild mittelſt der beſten Worte, der eleganteſten Conſtruktionen, wie ſie nur die deutſche Sprache darbietet, in das rege Leben treten zu laſſen. Vorzüglich in Träumen fühlt Hff. ſich ſehr von dieſer verliebten Complexion ergriffen, und die eigentliche Seladons-Natur, die er dann annimmt, entſchädigt ihn reichlich für den gänzlichen

Mangel an liebeſchmachtenden, idylliſchen Situationen, den er ſchon ſeit geraumer Zeit im wirklichen Leben verſpürt hat. Eine Frau mag es aber wohl gleichgültig anſehen, wie ein geiſtiges weibliches Weſen nach dem andern, in das der ſchriftſtelleriſche Gemahl verliebt geweſen, geſchrieben, gedruckt und dann mit behaglicher Beruhigung geſtellt wird in den Bücherſchrank.

Hff. las das Gedicht der Unbekannten noch einmal, immer beſſer gefiel es ihm, und bei den Worten:

Als ſelbſt du warſt mein Sehnen, warſt mein Lieben!

konnte er ſich nicht enthalten, laut auszurufen: O all' ihr hohen Himmel und was noch drüber, hätte ich das nur gewußt, nur geahnt! — Der Gute bedachte nicht, daß die Griechin nur lediglich die Liebe und Sehnſucht meinen konnte, die der Traum in ſeinem eignen Innern entzündet und die eben deshalb auch ihre Liebe und Sehnſucht zu nennen. Da aber aus ferneren Entwickelungen der Art der Gedanke des Selbſt in zweideutige Confuſion gerathen könnte, ſo iſt davon abzubrechen.

Hff. war nun, da ihm das nöthige Material in reichlichem Maaße von zwei Seiten zugekommen, feſt entſchloſſen, ſein Verſprechen zu erfüllen, und beantwortete auf der Stelle die drei erhaltenen Briefe. Er ſchrieb zuvörderſt an Schnüspelpold:

Mein verehrter Herr Kanzlei-Aſſiſtent!

Unerachtet Sie, wie es der Inhalt Ihres werthen, an mich gerichteten Briefes vom 25. d. M. klar und deutlich darthut, ein kleiner ungeſchlachter Grobian zu ſeyn belieben, ſo will ich Ihnen das doch gern verzeihen, da ein Mann, der ſolche ſchnöde Kunſt treibt wie Sie, gar nicht zurechnungsfähig iſt, niemanden beleidigen kann und eigentlich aus dem Lande gejagt werden ſollte. — Was ich über Sie geſchrieben, iſt wahr, ſo wie alle Nachrichten über Sie, die ich in der Fortſetzung der Begebenheiten des Barons Theodor von S. dem Publikum noch mitzutheilen im Begriff ſtehe, wahr ſeyn werden. Denn Ihres lächerlichen Grimms unerachtet folgt dieſe Fortſetzung, die ich längſt verſprochen und zu der mir das hohe herrliche Weſen, das ſich, wie ich weiß, Ihrer aberwitzigen Vormundſchaft entzogen, ſelbſt die Materialien geliefert hat. — Was meinen kleinen Teufel auf dem Schreibtiſche betrifft, ſo iſt er mir viel zu ſehr ergeben und fürchtet auch zu ſehr meine Macht über ihn, als daß er Ihnen nicht lieber die Naſe abbeißen oder die großen Augen auskratzen, als ſich dazu verſtehen ſollte, Ihnen ſeine Kleider zu borgen, um mich zu necken. Sollten Sie, mein Herr Kanzlei-Aſſiſtent, doch keck genug ſeyn, ſich auf meinem Schreibtiſch ſehen zu laſſen oder gar in's Tintenfaß zu ſpringen, ſo ſeyen Sie überzeugt, daß Sie ſo lange nicht wieder herauskommen werden, als noch ein Fünkchen Leben in Ihnen iſt. Solche Leute wie Sie, mein Herr Kanzlei-Aſſiſtent, fürchtet man ganz und gar nicht und trügen ſie auch noch ſo lange Haarzöpfe. Mit Achtung ꝛc.

An den Baron Achatius von F.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren danke ich auf das Verbindlichſte für die mir gütigſt mitgetheilten, Ihren Herrn Neffen, den H. Baron Theodor von S. betreffenden Notizen. Ich werde davon den gewünſchten Gebrauch machen, und will hoffen, daß die von Ew. Hoch- und Wohlgeboren davon erwartete heilbringende Wirkung in der That erfolgen möge. Mit der vorzüglichſten Hochachtung ꝛc.

An den Baron Theodor von S.

Mein Herr Baron!

Ihr Schreiben vom 22. d. M. iſt in der That ſo höchſt wunderſeltſam, daß ich, indem es mir Lächeln abnöthigte, es ein paarmal durchleſen mußte, um klar darüber zu werden, was Sie wollen. Was ich dagegen will, weiß ich ſehr beſtimmt, nämlich Ihre ferneren Begebenheiten, in ſo fern ſie ſich auf das wunderbare Weſen beziehen, mit dem das Ungeſchick des Zufalls Sie in Berührung brachte, aufſchreiben und einrücken laſſen in den Berliner Taſchenkalender für das künftige Jahr. Erfahren Sie, daß ſie ſelbſt, die Schönſte, mich dazu angeregt und ſelbſt die dazu nöthigen Nachrichten mitgetheilt hat. Erfahren Sie, daß ich mich jetzt im Beſitz der himmelblauen Brieftaſche und ihrer Geheimniſſe befinde! — Wahrſcheinlich werden Sie, mein Herr Baron, nichts mehr gegen mein Vorhaben einzuwenden haben. Sollte dies doch der Fall ſeyn, ſo bin ich entſchloſſen, auch nicht die mindeſte Rückſicht darauf zu nehmen, da mir das Gebot der holden Unbekannten mehr als alles gilt, ſo wie Ihnen in jeder Art Rede zu ſtehen. Uebrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung ꝛc. ꝛc.

Sprach Hff. in dieſem letzten Schreiben von den Geheimniſſen der himmelblauen Brieftaſche, ſo meinte er allerdings das Meſſerchen, das magiſche Band ꝛc. und es war ihm in dem Augenblick, als habe er ſie wirklich gefunden. Lügen wollte er nicht, auch eben ſo wenig dem Baron Theodor von S. vielleicht einigen Reſpekt einflößen für den Beſitzer magiſchen Werkzeuges.

So wie nun die drei Briefe in fröhlichem Muthe weggeſendet waren nach der Friedrichſtraße und nach der Poſt, machte ſich Hff. über die Blättlein her, die er von verſchiedenen, zum Theil ziemlich unleſerlichen Händen beſchrieben fand. Er ordnete dieſe Blättlein, verglich ſie mit den ihm von dem Baron Achatius von F. mitgetheilten Notizen und brachte beides, Blättlein und Notizen, ſo viel wie möglich in Zuſammenhang. Folgendes mag als Reſultat dieſer Bemühungen gelten.

Erſtes Blättlein.

Auf dieſem Blättlein ſtehen einige italieniſche Zeilen, die offenbar von derſelben Hand geſchrieben ſind, die die erſt erwähnten Verſe aufgezeichnet hat, mithin der Beſitzerin der Brieftaſche angehören. Die Worte ſcheinen ſich auf jenes wunderliche Ereigniß in Schnüſpelpolds Wohnung zu beziehen, das beim Schluſſe des Fragments erzählt wurde; billig geht alſo dieſes Blättlein voran dem Reihen der übrigen.

Die Zeilen lauten wie folgt:

Hinweg mit allem Vertrauen, mit aller Hoffnung! — O Chariton, meine geliebte Chariton, welch ein ſchwarzer Abgrund dämoniſcher Tücke und Argliſt ſtand heute plötzlich offen vor meinen Augen! — Mein Magus, er iſt ein Verräther, ein Böſewicht, nicht der, dem die Prophezeihung der guten Mutter galt, nicht der, für den er ſich geſchickt auszugeben und uns alle zu täuſchen wußte. Dank der weiſen Alten, die ihn durchſchaute, mich warnte, kurz ehe wir Patras verließen, mich ſelbſt den Talisman kennen lehrte, deſſen Beſitz mir die Gunſt höherer Mächte vergönnte und deſſen wunderbare Kraft mir unbekannt geblieben. Was wäre aus mir geworden, wenn dieſer Talisman mir nicht Gewalt gäbe über den Kleinen und oft zum

Schilde diente, an dem alle ſeine heimtückiſch geführten Streiche abprallten! — Ich hatte mit meiner Maria den gewöhnlichen Spaziergang gemacht. Ach! — ich hoffte ihn zu ſehen, der meine Bruſt entzündet in glühender Sehnſucht! — Wie iſt er denn verſchwunden auf unbegreifliche Weiſe! Hat er denn mich nicht erkannt? Sprach mein Geiſt vergebens zu ihm? Hat er nicht die Worte geleſen, die ich mit magiſchem Meſſer einſchnitt in den geheimnißvollen Baum? — Als ich zurückkehrte in mein Zimmer, vernahm ich ein leiſes Aechzen hinter den Vorhängen meines Bettes. Ich wußte, was geſchehen, und mochte, gutmüthig genug, den Kleinen nicht heraustreiben aus dem Bette, weil er Morgens über Kolik geklagt. Nicht lange dauerte es, als ich, da ich in ein anderes Zimmer getreten, ein Geräuſch und dann ein lautes Geſpräch vernahm, in das der Magus mit einem Fremden gerathen ſchien. Dazwiſchen lärmte und ſchrie Apokataſtatos ſo gewaltig, daß ich wohl ahnen konnte, es müßte Beſonderes vorgehen, wiewohl mein Ring ruhig blieb. Ich öffnete die Thüre — o Chariten! — Er ſelbſt — Theodor ſtand mir vor Augen — Mein Magus hüllte ſich ein in die Bettdecke, ich wußte, daß in dieſem Augenblick ihm alle Kraft gebrochen. Mir bebte das Herz vor Entzücken! — Seltſam hätte es mir vorkommen müſſen, daß Theodor, im Begriff mir entgegen zu eilen, auf ungeſchickte Weiſe hinſtürzte und dann ſich gar poſſierlich geberdete. Es kamen mir Zweifel, aber indem ich den Jüngling betrachtete, war es mir, als ſey er, wenn auch nicht Theodoros Capitanaki ſelbſt, ſo doch der aus griechiſchem fürſtlichem Stamm Entſproſſene, der beſtimmt, mich zu befreien und dann Höheres zu beginnen. Die Stunde ſchien gekommen, ich forderte ihn auf das Werk zu beginnen, da ſchien ihn ein Schauer anzuwandeln. Doch erholte er ſich und erzählte von ſeiner Herkunft. O Wonne, o Freude! ich hatte mich nicht getäuſcht, ich durfte kein Bedenken tragen, ihn zu faſſen in meine Arme, ihm zu ſagen, daß es an der Zeit, ſeine Beſtimmung zu erfüllen, daß kein Opfer geſcheut werden müſſe. Da — o all' ihr Heiligen! da wurden des Jünglings Wangen immer bläſſer und bläſſer, ſeine Naſe ſpitzer und ſpitzer, ſeine Augen ſtarrer und ſtarrer! — Sein Leib, ſchon dünn genug, ſchrumpfte immer mehr und mehr zuſammen! — Mir war's, als würfe er keinen Schatten mehr! — Gräßliches Trugbild! Vernichten wollte ich die dämoniſche Täuſchung, ich zog mein Meſſer, aber mit Blitzesſchnelle war der Wechſelbalg verſchwunden! — Apokataſtos ſchnatterte, pfiff und lachte hämiſch, der Magus ſprang aus dem Bette, wollte fort durch die Thüre, indem er unaufhörlich ſchrie: Braut — Braut! aber ich faßte ihn, ſchlang das Band um ſeinen Hals. Er ſtürzte nieder und bat in den kläglichſten Jammertönen um Schonung. Gregoros Seleiſeh, rief Apokataſtos, du biſt verleſen, du verdienſt kein Erbarmen! — „Ach Gott! ſchrie der Magus; was Seleiſeh, ich bin ja nur der Kanzlei-Aſſiſtent Schnüspelpold aus Brandenburg!" — Bei dieſen furchtbaren Zaubernamen — Kanzlei-Aſſiſtent — Schnüspelpold — Brandenburg — ergriff mich tiefes Entſetzen, ich fühlte, daß ich noch in den Ketten des dämoniſchen Alten! Ich wankte fort aus dem Zimmer. — Weine, klage mit mir, o meine geliebte Chariton! — Nur zu klar iſt es mir, daß das Trugbild, was der Magus mir unterſchieben wollte, ſich ſchon früher als ſchwarzer Haſenfuß im Thiergarten zeigte, daß ihm der Magus die himmelblaue Brieftaſche in die Hände ſpielte, daß — Ihr ewigen Mächte, ſoll ich Raum geben meinem furchtbaren Argwohn? — Bringe ich mir die ganze Geſtalt des jungen Menſchen im letzten Augenblick vor Augen — es lag etwas, wie aus Kork geformtes darin. — Mein Magus iſt erfahren in aller cabbaliſtiſcher Wiſſenſchaft des Orients, nichts als ein von ihm aus Kork geſchnitzter Teraphim iſt vielleicht dieſer angebliche Theodoros, der nur periodiſch zu leben vermag. Daher kam es, daß, als mein Magus mich verlockt hatte hierher, unter dem Verſprechen, mich meinem Theodoros in die Arme zu führen, der Zauber deshalb mißlang, weil der Teraphim, den ich zur Nachtzeit höchſt erbärmlich auf dem Sopha liegend im Wirthshauſe fand, gerade aller ihm künſtlich hinein operirten Sinne beraubt war. Mein Talisman wirkte, ich erkannte augenblicklich den ſchwarzen Haſenfuß und zwang ihn, mir ſelbſt, wie es die Conſtellation nun einmal wollte, die himmelblaue Brieftaſche in die Hände zurückzugeben. — Bald muß ſich alles aufklären. —

Dieſen Zeilen iſt aus den Notizen des Barons Achatius von F. noch manches hinzuzufügen.

Wo bleibt, fragte Frau von G., die elegante Wirthin eines noch eleganteren Thees, wo bleibt unſer lieber Baron? Es iſt ein herrlicher Jüngling, voller Verſtand, hinreißender Bildung und dabei von einer Phantaſie und einem ſeltnen Geſchmack im Anzuge, daß ich ihn ſchmerzlich vermiſſe in meinem Zirkel.

In dem Augenblick trat der Baron Theodor von S., der eben gemeint, hinein in den Saal, und ein leiſes Ah! ſäuſelte durch die Reihe der Damen.

Man bemerkte indeſſen bald eine gänzliche Aenderung in des Barons ganzem Weſen. Für's Erſte fiel allgemein die Nachläſſigkeit im Anzuge auf, die beinahe die Grenzen des Anſtandes überſchritt. Der Baron hatte nämlich den Frack, ein Intervall der Knöpfe überſpringend, ſchief zugeknöpft, die Bruſtnadel ſaß um zwei Finger breit zu tief auf dem Jabot, ſo wie die Lorgnette wenigſtens anderthalb Zoll zu hoch hing; was aber durchaus unverzeihlich ſchien, der Lockenwurf des Haars war durchaus nicht dem äſthetiſchen Prinzip gemäß, vielmehr nach der Richtung, wie es auf dem Haupte gewachſen, aufgekämmt. Die Damen ſchauten den Baron ganz verwundert an, die Elegants würdigten ihn aber keines Wortes, keines Blickes. Das erbarmte endlich den Grafen von E. Er führte geſchwinde den Baron in ein anderes entlegenes Zimmer, machte ihn auf die groben Verſtöße in der Kleidung, die ihn um allen guten Ruf hätten bringen können, aufmerkſam, und half alles beſſer ordnen, indem er ſelbſt mittelſt eines Taſchenkammes ſinnreich und geſchickt den Dienſt des Haarkräuslers verſah.

Als der Baron wieder in den Saal trat, lächelten ihn die Damen wohlgefällig an, die Elegants drückten ihm die Hände, die ganze Geſellſchaft war erheitert. —

Zuerſt wußte der Graf von E. gar nicht, was er aus dem Baron machen ſollte. So ſchonend als möglich hatte er ihn die begangenen Verſtöße merken laſſen, damit ihn Schreck und Verzweiflung nicht zerſchmettern ſolle, aber ganz gleichgültig, ſtumm und ſtarr war er geblieben. Nun wußte aber bald die ganze Geſellſchaft nicht, wie ſie mit dem Baron berathen, denn eben ſo gleichgültig, ſtumm und ſtarr ſetzte er ſich hin und gab auf alle Fragen der thee- und wortreichen Wirthin verkehrte lakoniſche Antworten. Man ſchüttelte unmuthig den Kopf, nur ſechs Fräulein ſahen verſchämt erröthend vor ſich nieder, weil jede glaubte, der Baron ſey in ſie verliebt und deshalb ſo zerſtreut und unordentlich im Anzuge. Hatten ſelbige Fräuſein wohl den Shakeſpeare und zwar: Wie es Euch gefällt, geleſen! (Dritter Aufzug, zweite Szene.)

Eben war, nachdem man die Vortrefflichkeiten und Herrlichkeiten eines neuen aberwitzigen Ballets gehörig entwickelt und gerühmt, eine Stille entſtanden, als der Baron, wie plötzlich aus einem tiefen Traum erwachend, laut rief: Pulver — Pulver in die Ohren geſtreut und dann angezündet — es iſt fürchterlich — ſchrecklich — barbariſch!

Man kann denken, wie alle ganz betroffen den Baron anſchauten. O ſagen Sie, ſprach die Wirthin, o ſagen Sie, beſter Baron, gewiß hat irgend etwas Ihre tiefſte Phantaſie aufgeregt. Ihre Bruſt iſt zerriſſen, Ihr ganzes Inneres verſtört? — Was iſt es, ſprechen Sie! O es wird gewiß etwas höchſt Intereſſantes ſeyn! — Der Baron war hinlänglich wach geworden, um zu fühlen, daß er wirklich ſelbſt in dieſem Augenblick höchſt intereſſant ſich gebärden könne. Er hob daher die Augen gen Himmel, legte die Hand auf die Bruſt und ſprach mit bewegter Stimme: O Gnädige! laſſen Sie mich das fürchterliche Geheimniß tief in meiner Bruſt bewahren, das keine Worte kennet, ſondern nur den todbringenden Schmerz! — Alle mußten erbeben vor dieſen ſublimen Worten, nur der Profeſſor L. lächelte ſarkaſtiſch und — Doch ſey es dem Autor erlaubt, bei Gelegenheit des Profeſſors eigene Worte einzuſchalten über die ſinnreiche Organiſation unſerer Thee's, wie ſie wenigſtens in der Regel ſtatt findet. Der bunte Flor ſchön geputzter artiger Fräulein und ſchwalbgeſchwänzter ſchwarzer oder blauer Jünglinge iſt gewöhnlich durchſchoſſen mit zwei oder drei Dichtern und Gelehrten, und ſo mag die pſychiſche Miſchung des Zirkels verglichen werden mit der phyſiſchen Miſchung des Thee's.

Die Sache kommt ſo zu ſtehen:

1) Thee, die hübſchen artigen Frauen und Fräulein als Grundbaß und begeiſterndes Aroma des Ganzen.
2) Laues Waſſer (es kocht ſelten recht), die ſchwalbgeſchwänzten Jünglinge.
3) Zucker, die Dichter
4) Rum, die Gelehrten

wie ſie nämlich ſich geſtalten müſſen, um für den Thee brauchbar zu erſcheinen.

Für Zwieback, Pumpernickelſchnitte, kurz für alles, was nur von wenigen gelegentlich zugebiſſen wird, können die Leute gelten, die von den letzten Reiſen ſprechen, von dem Kinde, das Nachmittags in der und der Straße zum Fenſter hinausgeſtürzt, von dem letzten Feuer, und wie die Schlauchſpritzen gute Dienſte gethan, die ihre Rede gewöhnlich mit: Wiſſen Sie ſchon? anfangen und ſich bald entfernen, um im letzten Zimmer heimlich einen Zigarro zu rauchen. —

Alſo der Profeſſor P. lächelte ſarkaſtiſch und meinte, daß der Baron heute vorzüglich friſch ausſähe trotz des todbringenden Schmerzes im Innern.

Der Baron, ohne auf das zu merken, was der Profeſſor geſprochen, verſicherte, daß ihm heute nichts Angenehmeres geſchehen könne, als auf einen mit hiſtoriſcher Kenntniß ſo reich ausgeſtatteten Mann zu treffen, als der Herr Profeſſor es ſey.

Dann fragte er ſehr begierig, ob es denn wahr, daß die Türken im Kriege ihre Gefangenen auf die grauſamſte Weiſe um's Leben brächten, und ob dies nicht gegen das Völkerrecht weſentlich verſtoße. Der Profeſſor meinte, daß es ſo gar Allen zu mit dem Völkerrecht immer mißlicher werde, und daß es ſogar ſchon in Conſtantinopel verſtockte Leute gebe, die kein Naturrecht ſtatuiren wollten. Was nun das Umbringen der Gefangenen betreffe, ſo wäre das, wie der Krieg überhaupt, ſchwer unter ein Rechtsprincip zu bringen, und dies habe dem alten Hugo Grotius in ſeinem Taſchenbüchelchen: de jure belli et pacis betitelt, blutſauer geworden. Man könne daher in dieſer Hinſicht nicht ſowohl von dem was recht, als von dem ſprechen, was ſchön und nützlich. Schön ſey jenes Tödten der wehrloſen Gefangenen nicht, aber oft nützlich. Selbſt von dieſem Nutzen hätten aber die Türken in neueſter Zeit nicht profitiren wollen, mit verſchwenderiſcher Bonhommie Pardon gegeben und ſich großmüthig mit Ohrabſchneiden begnügt. Fälle gebe es aber allerdings, in denen nicht allein alle Gefangenen gegenſeitig umgebracht, ſondern auch alle unmenſchliche viehiſche Grauſamkeiten ausgeübt werden würden, die jemals die kannibaliſche Barbarei erfunden. Z. B. würde dies ganz gewiß, ja ganz vorzüglich Statt finden, wenn es jemals den Griechen einfallen ſollte, mit Gewalt das Joch abzuſchütteln, unter dem ſie ſchmachten. Der Profeſſor begann nun, mit dem Reichthum ſeiner hiſtoriſchen Kenntniſſe im kleinſten Detail prahlend, von den Martern zu ſprechen, die im Orient üblich. Er begann mit dem geringen Ohr- und Naſe-abſchneiden, berührte flüchtig das Augenausreißen oder Ausbrennen, ließ ſich näher aus über die verſchiedenen Arten des Erſchießens, gedachte namentlich des humanen Dſchingiskan, der die Leute zwiſchen zwei Brettern binden und durchſägen ließ, und wollte eben zum langſamen Braten und in Oel ſieden übergehen, als plötzlich zu ſeiner Verwunderung der Baron Theodor von S. mit zwei Sprüngen hinaus war durch die Thüre. —

Unter den von dem Baron Achatius von F. überſendeten Papieren befindet ſich ein kleiner Zettel, worauf von des Barons Theodor von S. Hand die Worte ſtehen:

„O himmliſches ſüßes holdes Weſen! welche Qualen hat der Tod, hat die Hölle, die ich ſiegender Held nicht um dich ertragen ſollte! Nein, du mußt mein werden, und drohte mir auch der martervollſte Untergang! — O Natur, ſüße grauſame Natur, warum ſchufſt du nicht allein meinen Geiſt, ſondern auch meinen Leib, ſo zart, ſo empfindlich geſchaffen, daß mich jeder Flohſtich ſchmerzt! Warum, ach warum kann ich, ohne ohnmächtig zu werden, kein Blut ſehen, am wenigſten das meinige!“

Zweites Blättlein.

Auf dieſem ſtehen ausführliche Bemerkungen über des Barons Theodor von S. Thun und Treiben, die von irgend jemandem, der ihn genau beobachtete, aufgeſchrieben und zur Mittheilung an Schnüspelpold beſtimmt zu ſeyn ſcheinen. Die Hand iſt [illegible] und oft ſchwer zu entziffern. In beſſern Zuſammenhang gebracht, iſt Folgendes daraus zu berichten. — Jener Abend bei der Frau von G. hatte, unerachtet die anfängliche allgemeine Aeußerung des Mißfallens unbeſtimmbar ſchien, doch für den Baron die erſprießlichſten Folgen. Ein beſonderer Glanz umfloß ihn und er kam mehr in die Mode als jemals. Er blieb in ſich gekehrt, zerſtreut, führte verwirrte Reden, ſeufzte, ſtarrte die Leute gedankenlos an, ja, er wagte ſogar einigemal das Halstuch nachläſſig zu binden und im ſchwarzſeidenen Ueberrock zu erſcheinen, den er ſich, da ihm Farbe und Form ſolcher Kleidung am beſten zu ſtehen ſchienen, ausdrücklich hatte machen laſſen, der intereſſanten Nachläſſigkeit halber. Man fand das Alles allerliebſt zum Entzücken. Jede, jeder heiſchte nach dem Augenblick, ihn unter vier Augen auszufragen über ſein ſonderbares Geheimniß, und es war etwas mehr bedürftiger als bloße Neugierde. Manches junge Mädchen fragte, in der Ueberzeugung, daß nichts anders als das Geſtändniß ſeiner Liebe über des Barons Lippen fließen könne. Andere, die dieſe Ueberzeugung nicht hatten, drangen deshalb in den Baron, weil ſie wohl wußten, daß ein Mann, der einem jungen Frauenzimmer irgend ein Geheimniß entdeckt, und ſollte es auch ein ſorglich zu verſchweigender Liebesbund mit einer andern ſeyn, wenigſtens einen Theil ſeines Herzens mit wegſchenkt, und daß die Vertraute gewöhnlich den Theil, der für die Glückliche übrig geblieben, nach und nach in Anſpruch nimmt und wirklich gewinnt. Alte Damen wollten das Geheimniß wiſſen, um nachher die gebietende Herrin zu ſpielen, junge Männer aber, weil ſie gar nicht begreifen konnten, wie dem Baron, und nicht ihnen, das Außerordentliche begegnet, und weil ſie gern wiſſen wollten, wie es anzufangen, um eben ſo intereſſant zu erſcheinen als er. — Jede Mittheilung deſſen, was ſich in Schnüspelpolds Wohnung an jenem Tage begeben, war natürlicher Weiſe unmöglich. Der Baron mußte ſchweigen, weil er nichts zu entdecken hatte, und eben daher kam es, daß er bald ſich ſelbſt einbildete, er trüge ein Geheimniß in ſich, das ihm ſelbſt ein Geheimniß. Andere Leute von etwas melancholiſchem Temperament hätte ſolch ein Gedanke zum Wahnſinn treiben können, der Baron befand ſich aber ſehr wohl dabei, ja er vergaß darüber das eigentliche nicht mittheilbare Geheimniß und Schnüspelpold und die ſchöne Griechin dazu. In dieſer Zeit gelang es denn auch den Künſten der coquettirenden Amalia Simſon, den Baron wieder an ſich zu ziehen. Sein Hauptgeſchäft war, ſchlechte Verſe zu drechſeln, noch ſchlechtere Muſik dazu zu machen und die miſerablen Erzeugniſſe ſeiner verſtockten Muſe der Bankiers-Tochter vorzuplärren. Er wurde bewundert und war daher im Himmel. Das ſollte aber nicht lange dauern.

Eines Abends, als er aus einer Abendgeſellſchaft die oben bei dem Bankier Nathanael Simſon ſtatt gefunden, ſpät in der Nacht zurückgekehrt, ſich entkleiden ließ, faßte er in die Bruſttaſche des Fracks, um die Börſe herauszunehmen. Mit der Börſe zog er aber ein kleines Zettelchen hervor, auf dem die Worte ſtanden:

> Unglückſeliger, Verblendeter! Kannſt du ſo leicht die vergeſſen, die dein Leben, dein Alles ſeyn ſollte, mit der dich höhere Mächte verbanden zum höheren Seyn?

Ein elektriſcher Schlag durchfuhr ſein Inneres. — Keine andere als die Griechin hatte dieſe Worte geſchrieben. Das Himmelsbild ſtand ihm vor Augen, er lag in den Armen der Schönſten, er fühlte ihre Küſſe auf ſeinen Lippen brennen! — Ha, rief er begeiſtert aus, ſie liebt mich, ſie kann mich nicht laſſen! Verſchwinde, ſchnöder Trug! Geh zurück in dein Nichts, kecke Bankiers-Tochter! — Hin zu ihr, der Göttlichen, der hohen, hehren — hin zu ihren Füßen zu ſtürzen und Verzeihung zu erringen! —

Der Baron wollte fort, der Kammerdiener erinnerte dagegen, ob es nicht beſſer ſeyn würde, ſchlafen zu gehen, der Baron packte ihn aber bei der Gurgel, flammte ihn an mit gräßlichem Blick und ſprach: Verräther, was ſprichſt du von Schlaf, wenn ein ganzer Aetna von Liebesgluth im Innern aufgelodert? — Darauf küßte er, während ihn der Kammerdiener vollends auskleidete, unter allerlei verwirrten unverſtändigen Redensarten noch einigemal den Zettel, der, er wußte wahrlich nicht wie, in ſeine Rocktaſche gekommen, legte ſich in's Bette und verſiel bald in ſüßen Schlummer.

Man kann denken, mit welcher Haſt er andern Morgens, nachdem er ſich auf das Schönſte und Geſchmackvollſte angekleidet, nach der Friedrichsſtraße rannte. Hoch klopfte ihm das Herz vor Entzücken, aber noch höher — vor innerer Angſt und Beklommenheit, als er die Klingelſchnur des Hauſes faſſen wollte. Wenn nur nicht die verdammten Zumuthungen wären! So dachte er und zögerte länger und länger vor der Thüre, in ſchwerem Kampfe mit ſich ſelbſt begriffen, bis er am Ende in einer Art verzweifelten Muthes die Klingel ſtark anzog.

Man öffnete, leiſe ſchlich er die Treppe hinauf, lauſchte an der wohlbekannten Thüre. Da ſprach drinnen eine gellende ſchnatternde Stimme:

> Der Heerführer kommt gewappnet und gerüſtet mit dem Schwert in der Hand, und wird vollbringen, was du gebeutſt. Will dich aber ein muthloſer Schwächling täuſchen, ſo ſtoße ihm dein Meſſer in die Bruſt.

Der Baron drehte ſich ſehr geſchwind um, ſprang eben ſo ſchnell die Treppe hinab und lief, was er konnte, die Friedrichsſtraße hinab.

Unter den Linden hatte ſich ein Haufe Menſchen geſammelt, die einem jungen Huſarenoffizier zuſchauten, der ſein wildgewordenes Pferd nicht bändigen zu können ſchien. Das Pferd ſprang, bäumte ſich ſo, daß es jeden Augenblick überzuſchlagen drohte. Es war graulich anzuſehen. Aber feſt, wie angeſchmiedet, ſaß der Offizier, zwang endlich das Pferd zu zierlichen Courbetten und ritt dann im kurzen Trabe davon.

Ein lautes freudiges: Ha, welch' ein Muth, welche Beſonnenheit — o herrlich! das aus dem Fenſter des erſten Stocks eines Hauſes zu kommen ſchien, zog des Barons Blick in die Höhe, und er gewahrte ein bildſchönes Mädchen, die ganz erröthet vor Angſt, Thränen im Auge, dem kühnen Reiter nachblickte.

In der That, ſprach der Baron zu dem Rittmeiſter von B., der ſich indeſſen zu ihm geſellt hatte, das iſt ein kühner muthiger Reiter, die Gefahr war groß.

Nichts weniger als das, erwiederte der Rittmeiſter lächelnd, nur gewöhnliche Reiterkünſte hat der Herr Lieutenant hier produzirt. Sein ſchönes kluges Pferd iſt zugleich eines der frömmſten, die ich kenne, aber dabei ein vortrefflicher Komödiant, der einzugreifen weiß in das Spiel des Herrn. Die ganze Komödie wurde aufgeführt, um jenem hübſchen Mädchen dort Angſt einzujagen, die ſich auflöſt in ſüße Bewunderung des herrlichen kühnen Pferdebändigers, dem dann forthin ein Tanz und — auch wohl ein verſtohlner Kuß nicht abgeſchlagen wird. Der Baron erkundigte ſich angelegentlichſt, ob es wohl ſchwer ſei, dergleichen Künſte zu erlernen, und geſtand, als der Rittmeiſter verſicherte, daß der Baron, da er ſchon ſonſt ganz paſſabel reite, ſehr bald ſolches Spiels mächtig werden würde, wie ganz beſondere geheimnißvolle Verbindungen ihm es wünſchenswerth machten, einer gewiſſen Dame eben ſo zu erſcheinen, wie der Huſarenlieutenant jenem Mädchen. Der Rittmeiſter, den Schalk im Innern, bot ſich ſelbſt zum Lehrer und eins ſeiner Pferde, das ſich auch recht gut auf ſolches Spiel verſtehe, zur Ausführung des Planes an.

Es iſt zu merken, daß jener Auftritt in dem Baron die Idee erweckt hatte, ſich der Griechin auf eine ganz gefahrloſe Weiſe als einen muthigen Mann zu zeigen, damit ſie nur nicht mehr nach ſeinem Muth frage, das übrige nebſt den chimäriſchen Plänen, wegen Befreiung der miſerablen Griechen, werde (ſo meinte er) dann wohl nach und nach in Vergeſſenheit gerathen.

Die Studien des Barons waren vollendet, ſelbſt auf der Straße hatte er ſchon gelungene Verſuche gemacht, in Gegenwart des Rittmeiſters. Da ritt er eines Morgens, oder vielmehr Mittags, wenn die Straßen am lebendigſten ſind, durch die Friedrichsſtraße. — O Himmel! die Griechin ſtand am Fenſter, Schnüspelpold neben ihr. Der Baron begann ſeine Künſte, aber ſey es nun, daß er ſich übernahm in dem Augenblick der Begeiſterung, oder daß das Pferd gerade nicht aufgelegt war zu ſolcher Spielerei, genug — ehe er ſich's verſah, flog der Baron herab auf's Straßenpflaſter, und ruhig blieb das Roß ſtehen, drehte ſeitwärts den Kopf und ſchaute den Gefallnen an mit klugen Augen. Die Leute ſprangen herbei, um den Baron, der in tiefer Ohnmacht da lag, aufzuheben und in's Haus zu tragen. Ein alter Regiments-Chirurgus, der eben vorüberging, drängte ſich aber durch's Volk, ſchaute dem Baron in's Geſicht, faßte ſeinen Puls, befühlte ihn am ganzen Leibe und brach dann los: Alle tauſend Elemente, mein Herr! was treiben Sie für Narrenſtreiche, Sie ſind ja gar nicht ohnmächtig, Ihnen fehlt ja nicht das Allermindeſte, ſetzen Sie ſich doch nur wieder getroſt auf! — Wüthend riß ſich der Baron von den Leuten los, ſchwang ſich auf's Pferd und ritt davon unter dem ſchallenden Hohngelächter des verſammelten Volks, begleitet von muntern Straßenbuben, die jauchzend neben ihm her Courier liefen. — Durchaus hatte es dem Baron nicht gelingen wollen, ſich der Angebeteten als ein kühner, muthiger Mann zu zeigen, ſelbſt das letzte Mittel, das die Verzweiflung ihm eingab, die verſtellte Ohnmacht nämlich, ſchlug fehl durch die heilloſe Dazwiſchenkunft des geraden, keine Schonung kennenden Chirurgus.

So weit das Blättlein. In den Notizen des Barons Achatius von F. hat ſich nichts gefunden, was mit dem Vorhergehenden in Verbindung zu bringen geweſen wäre.

Drittes Blättlein.

Vier Blättlein können hier ſchicklich zuſammengezogen werden in eines, da ſie die fortlaufende Erzählung eines und deſſelben Ereigniſſes enthalten. Die Schrift ſcheint von dem Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold ſelbſt herzurühren.

Der Baron Theodor von S. ſchlief in der trüben regnigten Bartholomäus-Nacht ſo erſtaunlich feſt, daß ihn ſelbſt das Geheul des Sturmwindes, das Klappern und Klirren des aufgeſprungenen Fenſterflügels nicht zu wecken vermochte. Plötzlich fing er aber an, die Naſe zu ziehen, als verſpüre er irgend einen Geruch. Dann liſpelte er kaum vernehmlich: O mir gieb dieſe ſchönen Blumen, du meine ſüße Liebe! und ſchlug die Augen auf. Grenzenlos ſchien ſein Erſtaunen, als er das Zimmer blendend erleuchtet, dicht vor Augen aber einen großen duftenden Blumenſtrauß erblickte. Dieſer Blumenſtrauß war aber an dem Rock befeſtigt, den ein alter Mann angezogen, welchen ein verläumderiſcher Schriftſteller als verwachſen, krummbeinigt, groteſk in ſeinem ganzen Weſen geſchildert hat. Gut iſt es aber, daß beſagter Schriftſteller den Mann hat zeichnen laſſen, und daß die Zeichnung zum Sprechen ähnlich gerathen iſt. Jeder kann ſich daher überzeugen, daß jene Schilderung gänzlich gegen die Wahrheit anſtößt. Um tauſend Gottes willen, rief der Baron ganz erſchrocken, Herr Kanzlei-Aſſiſtent Schnüſpelpold, wo kommen Sie hierher zu dieſer Stunde?

Erlauben Sie, ſprach Schnüſpelpold, nachdem er den Fenſterflügel befeſtigt und ſich niedergelaſſen hatte auf den Lehnſeſſel, den er dicht an's Bette gerückt, erlauben Sie, verehrteſter Herr Baron, daß ich Ihnen meinen Beſuch abſtatte. Zwar iſt die Stunde ungewöhnlich, indeſſen gerade die einzige, in der ich mich, ohne Aufſehn zu erregen, zu Ihnen begeben konnte, um Sie in Geheimniſſe einzuweihen, von denen Ihr Liebesglück abhängt.

Sprechen Sie, erwiederte der Baron, der ſich jetzt erſt ganz ermuntert, ſprechen Sie, beſter Schnüſpelpold, vielleicht gelingt es Ihnen, mich aus der ſchrecklichſten Troſtloſigkeit zu reißen, in der ich mich befinde. O Schnüſpelpold! —

Ich weiß, fuhr Schnüſpelpold fort, ich weiß, wertheſter Herr Baron, was Sie ſagen wollen, und will nicht verhehlen, daß gewiſſe alberne Streiche, z. B. der Sturz vom Pferde —

O! o! o! ſeufzte der Baron und verbarg ſich in die Kopfkiſſen.

Nun, nun, ſprach Schnüſpelpold weiter, ich will dieſe mißtönende Saite nicht weiter berühren, ſondern nur im Allgemeinen bemerken daß Ihr ganzes Betragen und Treiben, wertheſter Baron, von dem Augenblick an, als Sie mein Mündel geſchaut und ſich in ſie verliebt hatten, von der Art war, daß alle meine Bemühungen, Ihre Verbindung mit der Schönſten zu Stande zu bringen, ſcheitern mußten. Beſſer iſt es daher, Sie mit dem, was zu thun, vertrauter zu machen, dies ſetzt aber voraus, daß ich Ihnen über meine und meines Mündels Verhältniſſe mehr ſage, als es gewiſſer Conſtellationen halber eigentlich rathſam ſeyn dürfte. Vernehmen Sie alſo! — Ich fange, wie die Klugheit jedem in allen Verhältniſſen des Lebens gebeut, von mir ſelbſt an. Alle Leute, denen ich in die Nähe komme, ſprechen, ich ſey ein kurioſer Mann, mit dem es nicht recht richtig, ohne daß dieſe Leute ſelbſt wiſſen, was ſie damit meinen. Allen exzentriſchen Männern, d. h. ſolchen, die aus dem engegezogenen Kreiſe des gewöhnlichen Treibens hinausſpringen, denen die abgeſchloſſene Wiſſenſchaft nicht genügt, die Stoff und Nahrung höherer Weisheit nicht in Büchern, ſondern die Propheten ſelbſt aufſuchen in fernen Landen, geht es aber ſo, und auch mir. Erfahren Sie, beſter Herr Baron — aber Sie ſchlafen! — Nein, nein, wimmerte der Baron unter dem Kiſſen hervor, ich kann mich nur noch nicht ganz von dem unglücklichen Sturz erholen, erzählt nur, Schnüſpelpoldchen!

Erfahren Sie alſo, fuhr Schnüſpelpold fort, daß ich, nachdem ich Kanzlei-Aſſiſtent geworden, mich mit Macht hingezogen fühlte zu der Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften, die nur ein flacher abgeſtumpfter Zeitgeiſt verwerfen, nur ein unwiſſender Thor für dummes abgeſchmacktes Zeug erklären kann. Ich meine die göttliche Cabbala! — Ihnen mehr von dieſer Wiſſenſchaft und von der Art zu ſagen, wie es mir gelang einzudringen in ihre Tiefen, das verlohnt nicht der Mühe, da Sie den Teufel was davon verſtehen, und vor ſchnöder unweiſer Langeweile bald feſt einſchlafen würden. Es genügt zu ſagen, daß ein Cabbaliſt unmöglich auf die Dauer mit Muth und Liebe Kanzlei-Aſſiſtent bleiben kann. Es war die heilige göttliche Cabbala, die mich forttrieb aus der Kanzlei, forttrieb aus dem lieben Brandenburg in ferne Länder, wo ich die Propheten fand, die mich annahmen als wißbegierigen gelehrigen Schüler. — Man muß die Aſche der Väter ehren! — Mein Vater, der Knopfmacher Schnüſpelpold, war ein ziemlicher Cabbaliſt, und die Frucht vieljähriger Bemühungen ein Talisman, den ich aus meines Vaters Erbſchaft mitnahm auf meine Reiſe, und der mir gute Dienſte geleiſtet hat. Es beſteht dieſer Talisman in einem zierlich gearbeiteten Hoſenknopf, den man auf der Herzgrube tragen muß, und — Doch Sie hören mich nicht, Baron? — Allerdings, ſprach der Baron noch immer in den Kiſſen, aber Ihr erzählt entſetzlich weitläuftig, Schnüſpelpold, und noch habt Ihr gar nichts vorgebracht, was mich tröſten könnte.

Das würde ſchon kommen, verſicherte Schnüſpelpold, und fuhr dann weiter fort:

Ich durchreiſte die Türkei, Griechenland, Arabien, Aegypten und andere Länder, wo ſich den Kundigen die Schachte tiefer Weisheit öffnen, und kehrte endlich, nachdem ich dreihundert und drei und dreißig Jahre auf der Reiſe zugebracht, nach Patras zurück. Es begab ſich, daß ich in der Gegend von Patras bei einem Hauſe vorüberging, welches, wie ich wußte, von einem aus fürſtlichem Stamm entſproſſenen Griechen bewohnt wurde. Man rief mir nach: Gregoros Seleſkeh, trete herein, du kommſt zur rechten Stunde. Ich drehte mich um, erblickte in der Thür eine alte Frau, deren Geſicht und Geſtalt Sie, wertheſter Herr Baron, und andere künſtleriſche Leute an die Sibyllen des Alterthums erinnert hätte. Es war Aponomeria, die weiſe Frau, mit der ich ſonſt in Patras Umgang gepflogen und die meine Kenntniſſe ungemein bereichert hatte. Wohl wußte ich nun, daß Aponomeria Hebammendienſte verrichten ſollte, was eigentlich ihr Beruf war in Patras. Ich trat hinein, die Fürſtin lag in Kindesnöthen, und bald war ein liebliches Wunder von Mägdelein geboren. Gregoros Seleſkeh, ſprach Aponomeria feierlich, betrachte dieſes Kind aufmerkſam und berichte, was du erſchaut. Ich that das, ich fixirte meinen ganzen Sinn, all' meine Gedanken auf das kleine Weſen. Da entzündete ſich über dem Haupte des Kindes ein blendender Strahlenſchimmer, in dieſem Schimmer wurde aber ein blutiges Schwert und dann eine mit Lorbeern und Palmen umwundene Krone ſichtbar. — Ich verkündete das. Da rief Aponomeria begeiſtert: Heil, Heil der edlen Fürſtentochter! — Die Fürſtin lag wie im Schlummer, doch bald leuchteten ihre Augen auf, ſie erhob ſich friſch und munter, alle Jugendblüthe im holden Antlitz, aus dem Bette, kniete nieder vor dem Bildniß des heiligen Johannes, das über einem kleinen Altar im Zimmer angebracht, und betete, den verklärten Blick emporgerichtet. „Ja, ſprach ſie dann, im Innerſten bewegt, ja, meine Träume werden wahr — Theodoros Capitanaki — das blutige Schwert, es gehört dir, aber die Palmen- und Lorbeerumwundene Krone empfängſt du aus der Hand dieſer Jungfrau. Gregoros Seleſkeh, Aponomeria! Meinen Gemahl — all' ihr Heiligen, vielleicht iſt er ſchon nicht mehr! — mich wird bald ein früher Tod hinraffen. Dann ſollt Ihr die treuen Eltern dieſes Kindes ſeyn. — Gregoros

Seleſkeh, ich kenne deine Weisheit, die Mittel, die dir zu Gebote ſtehen, du wirſt ihn auffinden, den, der das blutige Schwert trägt. ihm wirſt du die Fürſtentocher in die Arme führen, wenn die Morgenröthe aufſteigt, wenn die erſten Strahlen glühend aufflimmern, und von ihnen zum Leben entzündet das gebeugte Volk ſich aufrichtet!" — Als ich nach zwölf Jahren wieder nach Patras kam, waren Beide geſtorben, der Fürſt und ſeine Gemahlin. Bei Aponomeria fand ich die Tochter, die nunmehr unſer Kind geworden. Wir gingen nach Cypern und fanden den, den wir ſuchten, den wir ſuchen mußten, um den reichen Schatz, das Beſitzthum der jungen Fürſtin, in Empfang zu nehmen, in dem verfallnen Schloß zu Baſſa, ehemals Paphos. — Hier fiel es mir ein, das Horoſkop der jungen Fürſtin zu ſtellen. Ich brachte heraus, daß ihr hohes Glück, ein Thron beſtimmt durch die Verbindung mit einem Fürſten; aber zu gleicher Zeit gewahrte ich die Zeichen blutigen Mordes, grauenvoller Unthaten, entſetzlicher Todeskämpfe, mich ſelbſt darin verflochten und in dem Augenblick des höchſten Glanzes der Fürſtin arm, verlaſſen, elend, aller meiner Wiſſenſchaft, meiner cabbaliſtiſchen Kraft beraubt. Doch ſchien es, als wenn der Cabbala es vergönnt ſeyn könnte, ſelbſt die Macht der Geſtirne zu beſiegen, und zwar durch die künſtliche Entzweiung der in einander wirkenden Prinzipe und Einſchaffung eines dritten, zur Löſung des Knotens. Dies letzte war nun meine Sache, wenn ich das Unglück, das mir drohte, in dem Schickſal meiner Pflegetochter von mir abwenden und ruhig und glücklich bleiben wollte, bis an mein Lebensende. — Ich forſchte und forſchte, wie das dritte Prinzip zu erzeugen. Ich bereitete einen Teraphim — Sie wiſſen, Herr Baron, daß die Cabbaliſten damit ein künſtliches Bild bezeichnen, das, indem es geheime Kräfte der Geiſterwelt weckt, durch ſcheinbares Leben täuſcht. Es war ein hübſcher Jüngling, den ich aus Thon gebildet und dem ich den Namen Theodor gegeben. Die junge Fürſtin freute ſich über ſein artiges Weſen und ſeinen Verſtand, ſo wie ſie ihn aber berührte, zerfiel er in Staub, und ich gewahrte zum erſtenmal, daß dem Fürſtenkinde gewiſſe magiſche Kräfte inwohnen müſſen, die meinem cabbaliſtiſchen Scharfblick entgangen. Mit einem Teraphim war daher nichts auszurichten, und es blieb nichts übrig, als einen Menſchen zu finden, der durch magiſche Operationen geſchickt gemacht werden konnte jene Entzweiung zu bewirken und in die Stelle des unheilbringenden Theodoros Capitanaki zu treten. — Mein Freund, der Prophet Sifur, half mir aus der Verlegenheit. Er ſagte mir, daß ſechs Jahre vor der Geburt der Fürſtentochter eine Baroneſſe von S. im Mecklenburg-Strelitzſchen, die die Tochter einer griechiſchen Fürſtin aus Cypern ſei, einen Sohn geboren —

Was? rief der Baron, indem er aus den Kiſſen herausfuhr und den Kanzlei-Aſſiſtenten anblickte mit blitzenden Augen, was — wie? — Schnüspelpoldchen, Sie ſprechen ja von meiner Mutter! — ſo ſollte es doch wahr ſein?

Sehn Sie wohl, ſprach Schnüspelpold, indem er argliſtig ſchmunzelte, ſehn Sie wohl, werthgeſchätzteſter Herr Baron, nun kommt das Intereſſante, nämlich Ihre eigene werthe Perſon. Dann fuhr er fort: Alſo der Prophet Sifur entdeckte mir die Exiſtenz eines achtzehnjährigen ſehr hübſchen und angenehmen Mecklenburgiſchen Barons, der wenigſtens von mütterlicher Seite aus griechiſchem fürſtlichem Stamm entſproſſen, bei deſſen Geburt alle Gebräuche nach griechiſcher Art beobachtet worden, und der in der Taufe den Namen Theodor erhalten. Dieſer Baron, verſicherte der Prophet, würde ungemein geſchickt zu dem wirklich lebendigen Teraphim taugen, mittelſt deſſen das Horoſkop zu vernichten, und den Fürſten Theodoros Capitanaki ſammt ſeinem blutigen Schwert in ewige Vergeſſenheit zu begraben. Der Prophet ſchnitzte hierauf ein kleines Männlein aus Korkholz, ſtrich es mit Farben an, kleidete es auf eine Weiſe, die mir ſehr poſſierlich vorkam, und verſicherte, daß dies Männchen eben der Baron Theodor von S. ſey, wiewohl in verjüngtem Maaßſtabe. Ich muß denn auch geſtehen, daß, als ich Sie, mein werthgeſchätzter Herr Baron, zum erſtenmal zu ſehen das Glück hatte, mir gleich das Korkmännchen vor Augen ſtand, es giebt nichts Täuſchenderes. Derſelbe holde ſchwärmeriſche Blick, der Ihre Augen beſeelt — „Finden Sie auch die Schwärmerei in meinem Blick, die den tiefen Genius verkündet?“ — ſo unterbrach der Baron den Kanzlei-Aſſiſtenten, indem er die Augen gräßlich verdrehte.

Allerdings, ſprach Schnüspelpold weiter, allerdings! Ferner dieſelbe Narrheit im ganzen Weſen und Betragen. —

Sind Sie des Teufels! ſchrie der Baron erzürnt.

Bitte ſehr, fuhr Schnüspelpold fort, bitte ſehr, ich meine blos jenes närriſche Weſen, wodurch ſich eminente Genies, exzentriſche Köpfe von gewöhnlichen vernünftigen Menſchen unterſcheiden. Es klebt mir, zu meiner Freude, auch etwas von jenem Weſen an, und ich würde noch heftiger ausſchreiten, wenn mich nicht mein Haarzopf daran hinderte. — Wir Beide, der Prophet und ich, mußten herzlich über das kleine Püppchen lachen, denn es kam uns Beiden ungemein albern vor; indeſſen wurde ich ſehr bald von der Richtigkeit der cabbaliſtiſchen und aſtrologiſchen Beobachtungen, die der weiſe Siſur angeſtellt hatte, auf das Innigſte überzeugt. Nicht in Staub zerfiel das Püppchen, als die Fürſtin es berührte, ſondern ſprang freudig auf ihrem Schooße umher. Sie gewann es ſehr lieb und nannte es ihren ſchönen Theodoros. Aponomeria hegte dagegen den tiefſten Abſcheu gegen das kleine Ding, war meinem ganzen Thun und Treiben in jeder Rückſicht entgegen und widerſetzte ſich der Reiſe nach Deutſchland, die ich vier Jahre darauf mit ihr und der Fürſtin unternehmen wollte, in der geheimen Abſicht, Sie, werthgeſchätzteſter Herr Baron, aufzuſuchen, und zu meinem und Ihrem Beſten, koſte es was es wolle, Ihre Verbindung mit der Fürſtin zu Stende zu bringen. Aponomeria warf tückiſcher Weiſe das Korkpüppchen, alſo in gewiſſer Art Sie ſelbſt, mein Herr Baron! in's Feuer. Durch dieſe Unvorſichtigkeit gerieth ſie aber ganz in meine Macht, ich wußte ſie mir vom Halſe zu ſchaffen. — Mit meiner Fürſtin und dem reichen Schatz, der ihr Eigenthum und auch in gewiſſer Art das meinige, verließ ich Cypern und ging nach Patras, wo ich von dem preußiſchen Conſul, Herrn Andreas Condoguri, mit Freundſchaft und Güte aufgenommen wurde. O, hätte ich nimmermehr dieſen Ort berührt! — Hier war es, wo die Fürſtin mit der Kraft eines Talismans bekannt wurde, der, ein uraltes Erbſtück der Familie, ſich in ihrem Beſitz befindet. Ein altes Weib ſah ich von ihr gehen — Nun genug, die Fürſtin benutzte den Talisman ſo gut, daß ich, konnte meine cabbaliſtiſche Gewalt über ſie auch nicht gebrochen werden, doch eben ſo ſehr ihr Sclave wurde, als ich ihr Herr bin. Durch das Horoſkop, durch meine cabbaliſtiſchen Operationen und durch die Kraft des Talismans iſt eine ſolche wunderbare Verkettung magiſcher Gewalten entſtanden, daß ich untergehen muß oder die Fürſtin, je nachdem das Horoſkop ſteigt, oder meine Cabbala. — Ich kam hierher, ich fand Sie; begreiflich wird es Ihnen ſeyn, wie behutſam ich die Operationen beginnen mußte, die die Fürſtin in Ihre Arme führen ſollten. Ich ſpielte Ihnen die Brieftaſche in die Hände, die Sie zufällig gefunden zu haben glaubten. Wir waren Ihnen oft nahe, Sie gewahrten uns nicht. — Ich ließ die Anzeige in die Zeitungen einrücken, Sie merkten nicht darauf! Wären Sie nur nach Patras gekommen, alles wäre gut gegangen. Aber — werden Sie nicht grimmig, werthgeſchätzteſter Herr Baron — Ihr ſonderbares Benehmen, Ihre fabelhaften, ich möchte beinahe ſagen, albernen Streiche waren Schuld daran, daß meine wohlberechnetſten Bemühungen vereitelt werden mußten. — Schon gleich, als wir Sie im Wirthshauſe in der Nacht trafen — Ihr Zuſtand — der ſchnarchende Italiener — Leicht wurde es der Fürſtin, wieder in den Beſitz der Brieftaſche und des darin enthaltenen magiſchen Spielzeuges zu kommen, das Ihnen gar nützlich hätte werden können, und ſo den Zauberknoten zu löſen, den ich geſchürzt. In dem Moment — Schweigen Sie unterbrach der Baron den Kanzlei-Aſſiſtenten mit kläglicher Stimme, ſchweigen Sie, theurer Freund, von jener unglückſeligen Nacht, ich war ermüdet von der Reiſe nach Patras, und da — Ich weiß alles, ſprach der Kanzlei-Aſſiſtent. Alſo in dem Moment hielt Sie die Fürſtin für das Trugbild, das ſie den Haſenfuß aus dem Thiergarten zu nennen pflegte. Doch es iſt noch nicht alles verloren, und ich habe Sie deshalb in meine Geheimniſſe eingeweiht, damit Sie ſich leidend verhalten und mich ohne Widerſtreben ſchalten laſſen ſollen. — Noch habe ich vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß ſich auf der Reiſe hierher der Papagey zu uns fand, mit dem Sie ſich letzthin bei mir unterredet haben. Ich weiß, daß dieſer Vogel auch mir feindlich entgegenwirkt. — Hüten Sie ſich vor ihm, es iſt, ich ahne es, die alte Aponomeria! — Jetzt iſt ein günſtiger Moment eingetreten. Die Bartholomäusnacht hat auf Sie, verehrteſter Herr Baron, eine ganz beſondere geheimnißvolle Beziehung. Wir wollen ſogleich die Operation beginnen, die zum Ziele führen kann. —

Damit löſchte Schnüspelpold ſämmtliche Kerzen aus, die er angezündet, zog einen kleinen leuchtenden Metallſpiegel hervor und flüſterte dem Baron zu, er möge mit Unterdrückung aller übrigen Gedanken und Vorſtellungen den liebenden Sinn ganz auf die griechiſche Fürſtin fixiren und feſt in den Spiegel hineinblicken. Der Baron that es, und, o Himmel! die Geſtalt der Griechin trat hervor aus dem Spiegel im Himmelsglanz überirdiſcher Schönheit. Sie breitete die, bis an die Schultern bloßen blendenden Lilien-Arme aus, als wollte ſie den Geliebten umfangen. Näher und näher ſchwebte ſie, der Baron fühlte den ſüßen Hauch ihres Athems auf ſeinen Wangen! — O Entzücken — o Seligkeit! rief der Baron ganz außer ſich, ja holdes angebetetes Weſen, ja, ich bin dein Fürſt Theodoros und kein ſchnödes Trugbild aus Korkholz — Komm in meine Arme, ſüße Braut, ich laſſe dich nimmer. Damit wollte der Baron die Geſtalt erfaſſen. Im Augenblick verſchwand aber alles in dicke Finſterniß und Schnüspelpold rief zornig: Knoblauch in deine Augen, du verdammter Haſenfuß! — Deine Vorſchnelligkeit hat ſchon wieder alles verdorben! —

Auch dieſem Blättlein iſt aus den Notizen des Achatius von F. nichts weiter hinzuzufügen.

Viertes Blättlein.

Dieſes Blatt iſt augenſcheinlich nichts anders, als ein Billet, das der Baron Theodor von S. an den Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold geſchrieben. Man bemerkt noch ſehr deutlich die Kniffe und die Stelle, wo das Siegel geſeſſen. Es lautet wie folgt.

Mein Hochverehrteſter Herr Kanzlei-Aſſiſtent!

Gern will ich Ihnen die begangenen Fehler eingeſtehen und ſie herzinniglich bereuen. Aber bedenken Sie, theurer Schnüspelpold, daß ein Jüngling, der ſo wie ich von feuriger ſchwärmeriſcher Natur iſt, und dabei vom ganzen ſüßen Wahnſinn der glühendſten Liebe befangen, wohl nicht im Stande ſeyn kann, mit Beſonnenheit zu handeln, zumal wenn Zauberei im Spiele, die ihn garſtig neckt. Und bin ich denn nicht hart genug beſtraft worden dafür, daß ich aus Unvorſichtigkeit, aus Unkunde fehlte? — Seit dem verhängnißvollen Fall vom Pferde bin ich auch aus der Mode gefallen. Weiß der Himmel, auf welche Art das fatale Ereigniß in ganz B. bekannt wurde. Ueberall, wo ich mich blicken laſſe, erkundigt man ſich mit verhöhnender Theilnahme, ob mein böſer Sturz keine üble Folgen gehabt, und hält ſich kaum zurück, mir in's Geſicht zu lachen. — Es giebt kein größeres Unglück, als lächerlich zu werden, der Lächerlichkeit folgt allemal, wenn die Lacher ermüdet, völlige Bedeutungsloſigkeit. Dies iſt leider mein Fall; in den brillanteſten Zirkeln, wenn ich zu erſcheinen gedenke als ſiegender Held des Tages, achtet niemand meiner, will niemand mehr mein Geheimniß erfahren, und ſelbſt die bornirteſten Fräulein erheben ſich über mich und rümpfen die Naſe eben in dem Augenblick, wenn ich ganz göttlich bin. — Ich weiß, daß mich ein neuer impoſant kühner Schnitt eines Fracks retten könnte, habe ſchon nach London und Paris geſchrieben und werde das Kleid wählen, welches mir am tollſten, am bizarrſten ſcheint; aber kann mir das ein Glück auf die Dauer verſchaffen? — Nein, ſie muß ich gewinnen, die all' mein Leben iſt und meine Hoffnung! O Gott, was frägt ein Herz voll Liebe nach neumodiſchen Fracks und dergleichen — Ja! es giebt Höheres in der Natur als die Thees der eleganten Welt! — Sie iſt reich, ſchön, von fremder hoher Abkunft — Schnüspelpold, ich beſchwöre Sie, bieten Sie Ihre ganze Wiſſenſchaft, all' Ihre geheimnißvollen Künſte auf, machen Sie gut, was ich verdarb, ſtellen Sie den — o ich möchte meine Kühnheit, meine Ausgelaſſenheit verwünſchen — ja, ſtellen Sie den Zauber wieder her, den ich verdarb. Ich gebe mich ganz in Ihre Macht, ich thue alles, was Sie gebieten! — Bedenken Sie, daß von meiner Verbindung mit der Fürſtin auch Ihr Wohl und Weh abhängt. Schnüspelpold — theurer Schnüspelpold! operiren Sie ſehr! — Um Antwort, um tröſtende Antwort fleht mit heißem Verlangen

Ihr innigſt ergebenſter

Theodor Baron von S.

Auf der Rückſeite des Blatts ſteht Schnüspelpolds Antwort.

Hochgeborner Herr Baron!

Die Sterne ſind Ihnen günſtig. Unerachtet Ihrer ungeheueren Unvorſichtigkeit, die uns beide hätte verderben können, iſt die cabbaliſtiſche Operation dennoch keineswegs mißlungen, wiewohl es jetzt noch mehr Zeit und Mühe koſtet, den Zauber zu vollbringen, als es ſonſt der Fall geweſen ſeyn würde. Der Papagey war noch in magiſchem regungsloſem Schlaf erſtarrt. Mein Mündel befand ſich ebenfalls noch in dem Zuſtande, der mein Werk war. Sie klagte mir jedoch, daß, bald nachdem ſie ihr Idol, den Fürſten Theodor Capitanaki im höchſten Entzücken der Liebe zu umarmen vermeint, der korkene Haſenfuß täppiſch dazwiſchen gefahren ſey, und bat mich, ihn wo möglich bei Gelegenheit niederzuſtoßen, wenn ſie es nicht lieber ſelbſt thun, oder ihm wenigſtens mit dem magiſchen Meſſer die Pulsader aufſchneiden ſolle, damit die Leute, die er ſo lange argliſtig getäuſcht, endlich zu der Ueberzeugung kämen, daß nur weißes kaltes Blut in ihm fließe. Deſſen unerachtet, mein Hochverehrteſter Herr Baron, können Sie ſich ſo gut als verlobt anſehn mit der Fürſtin. Nur müſſen Sie jetzt auf das Sorglichſte Ihr Betragen darnach einrichten, daß Sie nicht wieder auf's Neue alles verderben, denn ſonſt iſt der Zauber unwiederbringlich zerſtört. Für's Erſte, laufen Sie nicht hundertmal des Tages bei meinen Fenſtern vorüber. Außerdem, daß es ſich ſchon an und für ſich ſelbſt ſehr albern ausnimmt, wird auch dadurch die Fürſtin immer mehr in ihrer vorgefaßten Meinung beſtärkt, daß ſie blos ein korkner — aus dem Thiergarten ſind. Es kommt überhaupt darauf an, daß Sie die Fürſtin jetzt niemals anders erblicken, als in einem gewiſſen träumeriſchen Zuſtande, in den Sie, trügt mich nicht meine Wiſſenſchaft, in jeder Nacht zur Mitternachtsſtunde fallen werden. Dazu gehört aber, daß Sie jeden Abend auf den Punkt zehn Uhr ſich in's Bette legen und überhaupt ein ſtilles nüchternes abgeſchiedenes Leben führen. Früh Morgens um fünf oder ſpäteſtens ſechs Uhr ſtehen Sie auf und machen, erlaubt es das Wetter, einen Spaziergang nach dem Thiergarten. Sie thun gut, wenn Sie bis zur Statue des Apollo wandern. Dort dürfen Sie ſich ohne Schaden etwas toll geberden und verliebte wahnſinnige Verſe, ſogar Ihre eignen, laut deklamiren, in ſo fern ſie ſich auf Ihre Liebe zur Fürſtin beziehen; zurückgekehrt (Sie haben durchaus noch nichts genoſſen) erlaube ich Ihnen eine Taſſe Kaffe zu trinken, jedoch ohne Zucker und ohne Rum. Um zehn Uhr dürfen Sie ein Schnittchen weſtphäliſchen Schinken oder ein Paar Scheiben Salami, nebſt einem Glaſe Joſtiſchen Biers, zu ſich nehmen. Punkt ein Uhr ſetzen Sie ſich allein in Ihrem Zimmer zu Tiſche und eſſen einen Teller Kräuterſuppe, dann etwas gekochtes Rindfleiſch mit einer mittelmäßigen ſauren Gurke, und gelüſtet's Ihnen durchaus nach Braten, ſo wechſeln Sie geſchickt mit gebratenen Tauben und Brathechten, wozu Sie doch beileibe nicht etwa ſtark gewürzten Salat, ſondern höchſtens etwas Pflaumenmuß genießen dürfen. Dazu trinken Sie eine halbe Flaſche des dünnen weißen Weines, welcher ſchon an und für ſich ſelbſt die gehörige Beimiſchung von Waſſer hat. Sie bekommen den in allen Weinhäuſern des Orts. Was Ihre Beſchäftigung betrifft, ſo vermeiden Sie alles, was Sie erhitzen könnte.

Leſen Sie Lafontainiſche Romane, Iffland'ſche Comödien, Verſe dichteriſcher Frauen, wie ſie in allen neuen Taſchenbüchern und Romanen ſtehen, oder was am beſten iſt, machen Sie ſelbſt Verſe. Denn die pſychiſche Qual, die Sie dabei empfinden, ohne jemals in Begeiſterung zu gerathen, hilft erſtaunlich zum Zweck. Am mehrſten warne ich Sie vor zwei Dingen. Trinken Sie unter keiner Bedingung auch nur ein einziges Glas Champagner und machen Sie keinem Frauenzimmer den Hof. Jeder verliebte Blick, jedes ſüße Wort, oder gar ein Handkuß iſt eine ſchnöde Untreue, die zur Stelle auf eine Ihnen ſehr unangenehme Art gerügt werden wird, um wo möglich Sie im Geleiſe zu erhalten. Meiden Sie vorzüglich das Simſon'ſche Haus. Amalia Simſon, die Ihnen ſchon weiß machen wollte, ich ſei ein Jude aus Smyrna und die Fürſtin ſei meine wahnſinnige Tochter, ſucht Sie in ihre Netze zu ziehn. Sie wiſſen vielleicht nicht, daß Nathanael Simſon ſelbſt das iſt, wofür mich die ſaubere Tochter ausgab? Nämlich ein Jude, unerachtet er Schinken frißt und Schlackwurſt. Er iſt auch im Complott mit der Tochter, macht er es aber zu arg, ſo ſoll ihm der Dämon, während er ißt, zurufen: Gift in deine Speiſe, verruchter Mauſchel! und er iſt verloren. — Vermeiden Sie auch das Reiten, Sie haben ſchon zweimal Unglück gehabt mit Pferden. Befolgen Sie, mein Hochverehrteſter Herr Baron, alle dieſe Vorſchriften genau, ſo werden Sie ſehr bald von mir Weiteres vernehmen.

Mit der vorzüglichſten ꝛc.

Aus den Notizen des Barons Achatius von F. ſind hier folgende kurze Bemerkungen mitzutheilen.

Nein, es iſt durchaus nicht zu ergründen, was in dieſen jungen Menſchen, in deinen Neffen Theodor gefahren ſeyn muß. Er iſt blaß wie der Tod, verſtört in ſeinem ganzen Weſen, kurz, ein ganz anderer worden, als er ſonſt war. — Um zehn Uhr Morgens beſuchte ich ihn, fürchtend, er werde noch in den Federn liegen. Statt deſſen fand ich ihn, wie er eben frühſtückte. Und rathe, worin ſein Frühſtück beſtand? — Nein, das zu rathen iſt unmöglich! — Auf einem Teller lagen ein paar dünne Scheibchen Salami-Wurſt und daneben ſtand ein mäßiges Glas, worin — Braunbier perlte! — Erinnere dich des Abſcheus, den ſonſt Theodor gegen Knoblauch hegte! — Iſt jemals ein Tropfen Bier über ſeine Lippen geglitten? — Ich bezeugte ihm meine Verwunderung über das herrliche üppige Frühſtück, das einzunehmen er im Begriff ſtehe. Da ſchwatzte er viel verwirrtes Zeug durcheinander, von nothwendiger ſtrenger Diät — von Kaffee ohne Zucker und Rum, von Kräuterſuppen, von ſauern Gurken, Brathechten mit Pflaumenmuß und wäßrigtem Wein. Die Brathechte mit Pflaumenmuß trieben ihm Thränen in die Augen. — Er ſchien meinen Beſuch gar nicht gern zu ſehen, deshalb verließ ich ihn bald.

Krank iſt dein Neffe nicht, krank nicht im mindeſten, aber von ſeltſamen Einbildungen befangen. Unerachtet er nun nicht die mindeſten Spuren geiſtiger Zerrüttung zeigt, ſo meint der Doktor H. dennoch, daß er an einer Mania occulta leiden könne, die eben das Eigenthümliche hat, daß ſie auf keine Weiſe, weder in phyſiſcher noch pſychiſcher Hinſicht, verſpürt werden kann, und ſo einem Feinde gleicht, der gar nicht anzugreifen iſt, weil er ſich nirgends zeigt. Es wäre Schade um deinen Neffen! —

Was iſt denn das? Soll ich denn abergläubiſcher Weiſe an Hexenkünſte glauben? — Du weißt, ich bin von jeher geſunden feſten Gemüths und nichts weniger als zur Schwärmerei geneigt geweſen, doch was man mit eignen Ohren hört, mit eignen Augen ſieht, das kann man ſich doch mit dem beſten Willen nicht abſtreiten. — Mit der größten Mühe hatte ich deinen Neffen überredet, mit mir zum Souper bei der Frau von G. zu gehen. Das bildhübſche Fräulein von T. war dort, im vollen Glanze des Beau Jour, geputzt wie ein Engel. Sie redete, freundlich und anmuthig wie ſie iſt, den düſtern in ſich gekehrten Vetter an, und ich gewahrte, mit welcher Gewalt Theodor ſich zwang, nicht den Blick ruhen zu laſſen auf der ſchönen Geſtalt. Sollt' er eine tyranniſche Geliebte haben, die ihn despotiſirt? So dacht' ich. Zehn Uhr war es gerade, als man ſich zu Tiſche zu ſetzen im Begriff ſtand. Theodor wollte durchaus fort, doch indem ich mich mit ihm herumzankte, trat das Fräulein von T. heran.

Wie, Vetter, Sie werden mich doch zu Tiſche führen? So ſprach ſie mit naiver Luſtigkeit und hängte ſich ohne weitere Umſtände an ſeinen Arm. Ich ſaß dem Paar gegenüber und bemerkte zu meiner Freude, wie Theodor bei der ſchönen Nachbarin immer mehr und mehr aufthaute. Er trank raſch hinter einander einige Gläſer Champagner, und immer feuriger wurden ſeine Blicke, immer mehr verſchwand die Todesbleiche von ſeinen Wangen. Man hob die Tafel auf, da faßte Theodor die Hand der reizenden Couſine und drückte ſie zärtlich an ſeine Lippen. Doch in dem Augenblick gab es einen Klatſch, daß der ganze Saal widerhallte, und Theodor fuhr, entſetzt zurückprallend, nach ſeiner Backe, die kirſchroth war und aufgeſchwollen ſchien. Dann rannte er wie unſinnig zum Saal hinaus. Alle waren ſehr erſchrocken, vorzüglich die ſchöne Couſine, mehr aber über Theodors Entſetzen und plötzliche Flucht, als über die Ohrfeige, die er von unſichtbarer Hand erhalten. Auf dieſen tollen Geiſterſpuk ſchienen nur wenige was zu geben, unerachtet ich mich von einem fatalen fieberhaften Fröſteln durchbebt fühlte.

Theodor hat ſich eingeſchloſſen, er will durchaus niemanden ſprechen. Der Arzt beſucht ihn.

Sollte man es glauben, was eine alternde Coquette vermag? — Amalie Simſon, eine Perſon, die mir in den Grund der Seele zuwider iſt, hat Schloß und Riegel durchdrungen. Sie iſt in Begleitung einer Freundin bei Theodor geweſen und hat ihn überredet, nach dem Thiergarten zu fahren. Er hat zu Mittag gegeſſen bei dem Bankier und ſoll bei vorzüglicher Laune geweſen ſeyn, auch Gedichte vorgeleſen haben, wodurch alle Gäſte verſcheucht worden ſind, ſo daß er zuletzt mit der reizenden Amalie allein geblieben iſt.

Es iſt zu arg, es iſt zu arg, mir geht's im Kopf herum wie in einer Mühle, ich ſtehe nicht mehr feſt auf den Füßen, mich treibt ein toller Schwindel! — Geſtern werd' ich eingeladen von dem Bankier Nathanael Simſon zum Souper. Ich gehe hin, weil ich Theodor dort vermuthe. Er iſt wirklich da, eleganter, das heißt närriſcher, fabelhafter gekleidet als jemals, und geberdet ſich als Amaliens entſchiedenen Liebhaber. Amalie hat die verblühten Reize tüchtig aufgefriſcht, ſie ſieht bei dem Lichterglanz ordentlich hübſch und jung aus, ſo daß ich ſie deshalb hätte zum Fenſter hinauswerfen mögen. Theodor drückt, küßt ihr die Hände. Amalie wirft ſiegreiche Blicke umher. Nach der Tafel wiſſen Beide geſchickt ſich in ein Kabinett zu entfernen. Ich verfolge ſie, ſchaue durch die halb geöffnete Thüre, da ſchließt der Schlingel das fatale Judenkind feurig in ſeine Arme. Da geht es aber auch — Klatſch — Klatſch — Klatſch, und es regnet Ohrfeigen, von unſichtbarer Hand zugetheilt. Theodor taumelt halb ſinnlos durch den Saal — Klatſch — Klatſch geht es immer fort, und als er ſchon ohne Hut auf der Straße entflieht, hört man es noch nachhallen Klatſch — Klatſch — Klatſch — Amalie Simſon liegt in tiefer Ohnmacht — Die Spur des tiefen Entſetzens liegt auf den leichenblaſſen Geſichtern der Gäſte! — Keiner vermag eine Sylbe laut werden zu laſſen über das, was geſchehen — Man geht in tiefem Schweigen, verſtört, auseinander. —

Theodor wollte mich nicht ſprechen, er ſchickte mir einen kleinen Zettel heraus, hier iſt er:

> Sie ſehen mich umgarnt von böſen unheimlichen Mächten! Ich bin der Verzweiflung nahe. Ich muß mich losreißen, ich muß fort. Ich will zurück nach Mecklenburg. Verlaſſen Sie mich nicht. Nicht wahr, wir reiſen zuſammen? — Wenn's Ihnen recht iſt, in drei Tagen.

Ich werde die nöthigen Anſtalten zur Reiſe machen und dir, will's der Himmel, deinen Neffen, allem tollen Spuk entrückt, friſch und geſund in die Arme zurückführen.

Es kann ſchicklich hier noch ein kleines Blättchen aus der Brieftaſche eingefügt werden, wahrſcheinlich iſt es die Abſchrift eines Billets, das Schnüspelpold an den Baron ſchrieb.

> So befolgen Sie, Hochgeborner, die Vorſchriften, die ich Ihnen gab, um die Hand der Fürſtin zu erringen? — Hätte ich glauben

ahnen, daß Sie ſo leichtſinnig wären, als Sie es wirklich ſind, nimmermehr hätte ich auf Sie nur im geringſten gerechnet. Offenbar hat ſich der Prophet Eliſer vergafft. — Doch auch ein Wort des Troſtes! — Da eigentlich nur die böſen Ränke des alten Juden und ſeiner Tochter an Ihrem ſauertraurigen Schuld ſind, und Sie nicht aus eigener freier Willensbeſtimmung handelten, ſo hält der Zauber noch feſt und es kann alles in's Geleiſe gebracht werden, wenn Sie von nun an genau die Ihnen gegebenen Vorſchriften befolgen und vorzüglich das Chriſtliche Haus gänzlich meiden. Nehmen Sie ſich in Acht vor dem Teufel, er treibt gewiſſe Künſte, die zwar nur talmudiſch genannt zu werden verdienen, eine ehrliche Chriſten-Seele aber doch in's Verderben ſtürzen können. Mit der vorzüglichſten Hochachtung habe ich die Ehre u.

(Schwartet ſogleich zur Beſtellung abzugeben.)

Fünftes Blättlein.

Dieſes Blättlein iſt von der Hand der Fürſtin.

Was iſt es mit dem ſeltſamen Zuſtande, der mich ſeit einigen Tagen ergriffen? Was begab ſich in jener Nacht, als ich plötzlich meinem Selbſt entrückt, mir nur ein namenloſer Schmerz ſchien, der ich doch wieder wie ſeliges Entzücken der Liebe empfand? Alle meine Gedanken fliegen ihm zu, der meine Sehnſucht iſt, mein einziges Hoffen, und doch — welche Gewalt hält mich feſt, welche unſichtbare Arme umſchlingen mich, wie im Entzücken des glühendſten Verlangens? Und nicht loswinden kann ich mich, und es iſt, als ob ich nur leben könnte in dieſer Gewalt, die mein Inneres entzündet wie aufgelodertes Feuer, eine helle Flamme ſind Gefühle, Wünſche, die ich nicht zu nennen vermag! — Ferdinand iſt traurig, läßt die Flügel hängen, und blickt mich oft an mit Augen, in denen ſich tiefes Mitleiden, tiefer Gram abſpiegelt. Der Magus iſt dagegen ſeltſam munter, ja zuweilen keck und übermüthig, und kaum vermag ich in meiner Zerſtreutheit ihn in ſeine Schranken zurückzuweiſen. — Nein, dieſes arme Herz, es bricht, wenn dieſer entſetzliche Zuſtand nicht bald endet. — Und hier in dieſen Mauern, fern von der ſüßen Heimath. —

Ich weinte, ich klagte laut. Maria vergoß mit mir Thränen, ohne daß ſie meine Qual verſtand, da ſchüttelte Apfelatſchen die Flügel, wie er es lange nicht gethan, und ſprach: Bald — bald — Geduld — der Kampf beginnt — Das Sprechen ſchien ihm ſehr ſchwer zu werden. Er flatterte heran an den Schrank, in dem, wie ich weiß, mein Magus eine hermetiſch verſchloſſene Kapſel aufbewahrt, die ſein wunderbarliches Geheimniß enthält. An das Schloß dieſes Schrankes ſchlug Apfelatſchen ſo ſtark mit dem Schnabel, daß es inwendig zu dröhnen, zu klirren und klingen begann. Der Magus trat herein und ſchien, als er das Beginnen des Papageys gewahrte, heftig zu erſchrecken. Apfelatſchen erhob ein ſolches durchdringendes entſetzliches Geſchrei, wie ich es noch niemals gehört habe, rauſchte mit den Flügeln und flog endlich dem Magus geradezu in's Geſicht. Der Magus rettete ſich, wie gewöhnlich, in's Bette und zog die Decke über. Apfelatſchen ſprach: Noch nicht Zeit — aber bald Theodorus — Nein, ich bin nicht ganz verlaſſen, Apfelatſchen iſt es, der mich beſchützt — Maria, das arme Kind, war heftig erſchrocken und meinte, das wären ja alles unheimliche Dinge, und ihr graute — Ich erinnerte ſie an die Johannis-Nacht, da wurde ſie wieder freundlich, und blieb auf mein Bitten bis ſpät in die Nacht hinein. Auch ich erheiterte mich, wir ſpielten, wir ſangen, wir ſcherzten, wir lachten. Selbſt das Spielzeug aus der Brieftaſche, Band und Blumen, mußte uns zu manchem Ergötzen dienen. Ach! — nur zu kurz dauerte die Freude. Mein Magus ſtreckte ſein Haupt empor, und indem ich über ſein poſſierliches Anſehen (er hatte wieder die Spitzenhaube aufgeſetzt) in ein lautes Gelächter ausbrechen wollte, verfiel ich, da der Magus mich mit ſeinen fürchterlichen Augen anſtarrte, wiederum in jenen ſeltſamen Zuſtand, und es war mir, als wenn ich irgend jemanden ohrfeigte. Sehr deutlich gewahrte ich, daß ich wirklich mit der rechten Hand unaufhörlich in die Luft hineinſchlug, und vernahm eben ſo deutlich das Klatſchen der Ohrfeigen — Ha! und gewiß iſt die Argliſt und Bosheit meines Magus an allem Schuld —

Der Talisman wird wirken, ruft in dieſem Augenblick Apfelatſchen! — Freudiges Hoffen leuchtet in mir auf — O Theodorus! —

Aus mehreren Notizen des Barons Schnabel von S. wird folgendes im Zuſammenhange beigebracht.

Iſt was Tolles geſchehen, ſo folgt allemal das noch Tollere. Theodor hatte ſich von ſeinem Schmerz, ſeiner Verzweiflung ſo ziemlich erholt, und der joviale Rittmeiſter von P. vermochte ſo viel über ihn, daß er nicht allein, ungeachtet er nach Mecklenburg reiſen wollte, in Berlin blieb, ſondern auch von ſeiner ſtrengen Diät merklich nachließ. An die Stelle der Salami trat ein tüchtiger italieniſcher Salat und ein wohlbereiteter Beefſteak; an die Stelle des Joſtiſchen Biers ein gutes Glas Portwein oder Madeira. Da der Appetit ſich darauf um ein Uhr noch nicht eingeſtellt, ſo wurde zwei Stündchen ſpäter in der Jagorſchen Reſtauration nicht eben gar zu mäßig gegeſſen und eben ſo getrunken. Das einzige, was der Rittmeiſter billigte, waren die frühen Spaziergänge nach dem Thiergarten, die er indeſſen in Spazierritte verwandelt wünſchte. Des Barons ſeltſamer Zuſtand ſchien ihm nämlich von einer tiefen Hypochondrie herzurühren, und das Reiten hielt der Rittmeiſter für das beſte Mittel dagegen, ſo wie überhaupt für ein Univerſal-Mittel gegen Beſchwerden der verſchiedenſten Art. Zum Reiten wollte ſich der Baron, des zwiefachen Unglücks, das er ſeit kurzer Zeit erlitt, und Schnüſpelpolds Warnung eingedenk, durchaus nicht entſchließen. — Von dem Baron konnte man aber wohl mit Recht behaupten, daß der Himmel ihm eben nicht den feſteſten Charakter verliehen, und daß er, ein ſchwankes Rohr, dem andringenden Sturme ſich beugen mußte, um nicht zu zerbrechen. So geſchah es denn auch, daß er, als er einmal in der Jagorſchen Reſtauration mit dem Rittmeiſter von P. gegeſſen, und dieſer nun ein Paar prächtige Pferde vorführen laſſen, ſich überreden ließ, das eine zu beſteigen und mit dem Rittmeiſter nach Charlottenburg zu reiten. Ohne den mindeſten Unfall ging alles glücklich von Statten. Der Rittmeiſter konnte nicht aufhören, den Baron als den zierlichſten geſchickteſten Reiter zu rühmen, und dieſer freute ſich ganz ungemein, daß man auch von dieſem Vorzug, den ihm Natur und Kunſt gegeben, Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Die Freunde tranken ganz gemüthlich bei der Madame Pauli wohlbereiteten Kaffee und ſchwangen ſich dann getroſt wieder auf die Pferde. Wohl natürlich war es, daß der Rittmeiſter ſich mühte, die eigentliche Urſache von Theodors ſeltſamem Betragen, von ſeiner durchaus veränderten Lebensweiſe zu erforſchen, und eben ſo natürlich, daß Theodor ihm darüber nähere Auskunft ſagen konnte und durfte. Nur darüber ließ der Baron ſich aus, daß an einem großen Ungemach, an einer Qual, die er leiden müſſe (er meinte wohl die ihm von unſichtbarer Hand zugetheilten Ohrfeigen), niemand anders Schuld ſey, als der alte Nathanael Simſon und ſeine verderbungsſüchtige Tochter. Der Rittmeiſter, dem Beide, Vater und Tochter, längſt ganz unausſtehlich waren, begann wacker auf den alten Juden zu ſchimpfen, ohne zu wiſſen, was er denn dem Baron Arges angethan, und auch der Baron erhitzte ſich ſo immer mehr, ſo daß er zuletzt dem Bankier alles, was er erlitten, in die Schuhe ſchob und fürchterliche Rache beſchloß. So ganz Grimm und Zorn, kam der Baron in die Nähe des Simſonſchen Landhauſes. — Die Freunde hatten nämlich den Weg über den Hofjägers Beſitzung eingeſchlagen und ritten die Straße neben den Landhäuſern herab. Da erblickte der Baron im offenen Veſtibule des Landhauſes eine Tafel, an der Nathanael Simſon mit ſeiner Tochter und mehreren Gäſten beim Deſſert eines reichen Mittagsmahls ſaß. Schon war die Dämmerung ſtark eingebrochen und es wurden eben Lichter gebracht. Da kam dem Baron ein großer Gedanke. Halt ein, ſprach er leiſe zum Rittmeiſter, ſteig' mit den Gedanken und reite einmal langſam vorwärts, ich will hier mit einem Mal allen böſen Streichen des vergifteten Juden und ſeiner abſcheulichen Tochter ein Ende machen. Nur kein frommes Herz, lieber Bruder, hat dich wieder [illegible] von den Pferden, machte der Rittmeiſter, und ritt, wie Theodor verlangte, langſam die Straße herab. Nun näherte ſich der Baron leiſe, ganz leiſe dem Gitter. Ein überhängender Baum verſteckte ihn, daß ihn niemand aus dem Hauſe gewahren konnte. Hinein rief er mit einer Stimme, der er ſo viel Tiefe und Hohlheit, Schauerlich-geſpenſtiſches gab, als nur in ſeinen Kräften ſtand: Nathanael Simſon — Nathanael Simſon — weh' dir mit deiner Familie! Geh' in deine Kammer, verruchter Böſewicht, es iſt dein böſer Dämon, der dir naht! — Dieſe Worte geſprochen, wollte der Baron ſchnell davonſprengen in's Gebüſch, und ſo wahrſcheinlich geiſterartig verſchwunden ſein. Doch der Himmel hatte einen andern Ausgang des Abenteuers beſchloſſen. Plötzlich ſtörriſch geworden, bäumte und ſtemmte ſich das Pferd, und alles Mühen des Barons, es aus der Stelle zu bringen, blieb ganz vergebens. Nathanael Simſon hatte vor jähem Schreck Meſſer und Gabel fallen laſſen — die ganze Geſellſchaft ſchien erſtarrt; der das Glas an den Mund gebracht, wagte es nicht aber zu trinken, der ein

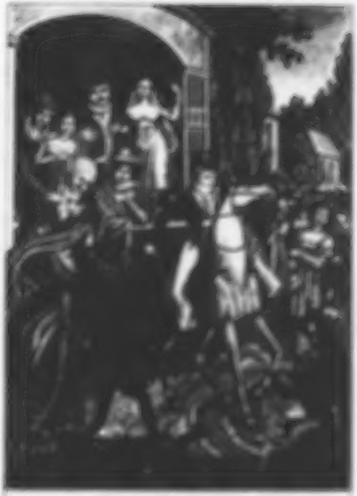
Stück Kuchen in der Küche, vergaß das Schlucken. Als nun aber das Trappeln und Schnauben und Wiehern des Pferdes vernommen wurde, ſprang alles auf vom Tiſche und rannte ſchnell an's Gitter. Ei, ei, ſind Sie es, Herr Baron? — Ei, ſchönen guten Abend, lieber Herr Baron — wollen Sie nicht lieber abſteigen, vortrefflicher Reiter! So ſchrie alles durcheinander, und das unmäßigſte Gelächter erſchallte, das jemals gehört worden, während der Baron ganz Wuth und Verzweiflung, ſich vergebens abmühte, um ſich zu retten aus dieſer Traufe von Verhöhnung und [illegible] Spott. Der Rittmeiſter, der den Baron erkannte und ſogleich ein neues Meiſterſtück ſeines Freundes vermuthete, kam zurück. So wie das Pferd des Barons ihn anſichtig wurde, war es, als ſey plötzlich der Zauber gelöſt, [illegible] denn es [illegible], denn ſogleich flog es mit dem Baron dem [illegible] Thore zu, und zwar in [illegible], ſondern ganz [illegible] Galopp, der Rittmeiſter verließ den Freund nicht, ſondern galoppirte ihm treulich zur Seite.

O daß ich nie geboren wäre, o daß ich nimmer dieſen Tag erlebt hätte! rief der Baron kläglich, als Beide, er und der Rittmeiſter, abgeſtiegen waren vor ſeiner Wohnung. — Der Teufel, ſprach er dann, indem er ſich mit geballter Fauſt vor die Stirne ſchlug, der Teufel hole das Reiten und alle Pferde dazu. — Die ärgſte Schmach, die hab' ich heute davon erlebt! — Siehſt du, ſprach der Rittmeiſter ſehr ruhig und gelaſſen, ſiehſt du nun wohl, lieber Bruder, du ſchiebſt du wieder einmal auf's Reiten und auf das arme Geſchöpf des Pferdes, was ganz allein deine Schuld iſt. [illegible] du mich erſt, ob mein Gaul ſich auf [illegible] Verſchwörungen verſtehe, ich hätte [illegible], und der ganze Spaß wäre unterblieben. [illegible] kam in des Barons Seele, auch gegen [illegible], denn zu ſeinem Verdruſſe hatte er [illegible] bemerkt.

Herr Baron!

Der geſtrige Auftritt vor meinem Gartenhauſe war [illegible] ſchmählich und lächerlich dazu. Niemand kann ſich ſchlimmer beleidigt [illegible] und nun Sie [illegible] als Unglück und als Spott. Doch müſſen wir Beide, ich und meine Tochter, Sie bitten, [illegible] zu vermeiden unſer Haus. Sehr bald gehe ich nach der Stadt, und wenn Sie,

Blatt 57



Die [illegible]

wertheſter Herr Baron, vielleicht wieder Geſchäfte machen wollen in guten Papieren, bitte ich nicht vorbei zu gehen mein Comtoir. Ich empfehle mich Sie ganz ergebenſt ꝛc.

Berlin den —

Nathanael Simſon,
für mich und meine Tochter Amalie Simſon.

Sechstes Blättlein.

Auch hier ſind drei Blättchen geſchickt in eines zuſammen zu ziehen, da ſie in gewiſſer Art den Schluß der Abentheuer bilden, die ſich mit dem Baron Theodor von S. und der ſchönen Griechin begaben. Auf dem erſten ſtehen wiederum Worte, die von dem Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold an den Baron gerichtet ſind. Nämlich:

Hochgeborner Herr Baron!

Endlich, den dunklen Mächten Dank, kann ich Sie gänzlich aus Ihrer Troſtloſigkeit reißen, und Ihnen zum Voraus das Gelingen eines Zaubers verkünden, der Ihr Glück befeſtigt und das meinige. Schon habe ich es geſagt, die Sterne ſind Ihnen günſtig; was andern zum höchſten Nachtheil gereichen würde, bringt Sie an's Ziel. Gerade der tolle Auftritt vor Simſons Gartenhauſe, von dem ich Zeuge war, Zeuge ſeyn mußte, hat alle Schlingen zerriſſen, in die Sie der argliſtige Alte verſtricken wollte. Dazu kommt aber, daß Sie in den letzten vierzehn Tagen meine Vorſchriften ſtrenge befolgt haben, gar nicht ausgegangen und noch viel weniger nach Mecklenburg gereiſet ſind. Zwar mag Erſteres daher rühren, daß nach dem letzten Auftritt Sie überall, wo Sie ſich blicken ließen, ein wenig gefoppt und ausgelacht wurden, letzteres aber, weil Sie noch Wechſel erwarten; doch das gilt gleichviel. — In der künftigen Aequinoktial-Nacht, das heißt in der Nacht von heute zu morgen, wird der Zauber vollendet, der die Fürſtin auf ewig an Sie feſſelt, ſo daß ſie nimmer von Ihnen laſſen kann. Auf den Schlag zwölf Uhr finden Sie ſich in griechiſcher Kleidung ein im Thiergarten, bei der Statue des Apollo, und es wird ein Bund gefeiert werden, den in wenigen Tagen darauf die feſtlichen Gebräuche der griechiſchen Kirche heiligen ſollen. — Es iſt nöthig, daß Sie ſich bei der Ceremonie im Thiergarten ganz leidend verhalten und blos meinen Winken folgen. Alſo dieſe Nacht Punkt zwölf Uhr in griechiſcher Kleidung ſehe ich Sie wieder. Mit der vorzüglichſten ꝛc.

(Aßariot zur Beſtellung gegeben.)

Das zweite Blatt iſt von einer ſehr feinen, doch leſerlichen Hand geſchrieben, die ſonſt in allen Blättern nicht vorkommt, und enthält folgende zuſammenhängende Erzählung:

Auf derſelben Bank im Thiergarten, unfern der Statue des Apollo, wo er die verhängnißvolle Brieftaſche gefunden, ſaß der Baron Theodor von S. in einen Mantel gehüllt, den griechiſchen Turban auf dem Kopfe. Von der Stadt her tönten die Glocken herüber. Die Mitternachtsſtunde ſchlug. Ein rauher Herbſtwind ſtrich durch Baum und Gebüſch, die Nachtvögel ſchwangen ſich kreiſchend durch die ſauſenden Lüfte, immer ſchwärzer wurde die Finſterniß, und wenn die Mondſichel auf Augenblicke die Wolken durchſchnitt und ihre Strahlen hinabwarf in den Wald, da war es, als hüpften in den Gängen ſeltſame Spukgeſtalten auf und ab und trieben ihr unheimlich Weſen mit tollem Spiel und flüſterndem Geiſtergeſpräch. Den Baron wandelte in der tiefen Einſamkeit der Nacht ein Grauen an. Es beginnt, ſprach er, das Feſt der Liebe, das dir verſprochen? — O all' ihr Mächte des Himmels, hätte ich nur meine Jagdflaſche mit Jamaika-Rum gefüllt, und dem griechiſchen Coſtüm unbeſchadet, um meinen Hals gehängt, wie ein freiwilliger Jäger, ich nähme einen Schluck und — Da zogen plötzlich unſichtbare Hände dem Baron den Mantel von den Schultern herab. Entſetzt ſprang er auf und wollte fliehen, doch ein herrlicher melodiſcher Laut ging durch den Wald, ein fernes Echo antwortete, der Nachtwind ſäuſelte milder, ſiegend brach der Mond durch die Wolken, und in ſeinem Schimmer gewahrte der Baron eine hohe, herrliche, in Schleier gehüllte Geſtalt. Theodoros, hauchte ſie leiſe, indem ſie den Schleier zurückſchlug. O Entzücken des Himmels! Der Baron erkannte die Fürſtin in der reichſten griechiſchen Tracht, ein funkelndes Diadem in dem ſchwarzen aufgeneſtelten Haar. — Theodoros, ſprach die Fürſtin mit dem Ton der innigſten Liebe, Theodoros, mein Theodoros, ja, ich habe dich gefunden — ich bin dein — empfange dieſen Ring — In dem Augenblick war es, als hallte ein Donnerſchlag durch den Wald, und eine hohe majeſtätiſche Frau mit ernſtem gebietendem Antlitz ſtand plötzlich zwiſchen dem Baron und der Fürſtin. Aponomeria, ſchrie die Fürſtin auf, wie in dem Schreck des freudigſten Erwachens aus finſtrem Traum, und warf ſich an die Bruſt der Alten, die mit furchtbarem Blick den Baron durchbohrte. Den einen Arm um die Fürſtin geſchlungen, den andern hoch in die Lüfte emporgeſtreckt, ſprach die Alte nun mit feierlichem, das Innerſte durchdringenden Ton: Vernichtet iſt der hölliſche Zauber des ſchwarzen Dämons — er liegt in ſchmachvollen Banden, du biſt frei, hohe Fürſtin — o du mein ſüßes Himmelskind! — Schau' auf, ſchaue deinen Theodoros! — Ein blendender Glanz ging auf, in ihm ſtand eine hohe Heldengeſtalt auf muthigem Streitroß, in den Händen ein flatterndes Panier, auf deſſen einer Seite ein rothes mit Strahlen umgebenes Kreuz, auf der andern ein aus der Aſche ſteigender Phönix abgebildet! — —

Die Erzählung bricht hier ab, ohne etwas Weiteres von dem Baron Theodor von S. und dem Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold zu erwähnen. Auf dem dritten und letzten Blättchen ſtehen nur wenige Worte von der Hand der Fürſtin.

O all' ihr Heiligen, all' ihr ewigen Mächte des Himmels! an den Rand des Abgrunds hatte mich der boshafte Magus verlockt, ſchwindelnd wollte ich hinabſtürzen, da brach der Zauber durch dich, o Aponomeria, meine zweite Mutter! — Ha! ich bin frei — frei! zerriſſen ſind alle Bande! — Er iſt mein Sklave, den ich zertreten könnte, empfänd' ich nicht Mitleid mit ſeinem Elend! — Großmüthig will ich ihm ſein magiſches Spielzeug laſſen. — Theodoros, ich habe dich geſchaut in dem Spiegel, aus dem mir die herrlichſte Zukunft entgegenſtrahlte! — Ja! ich, ich winde die Palmen und Lorbeern, die deine Krone ſchmücken ſollen! — O! halt dich, mein Herz! — ſpringe nicht vor namenloſem Entzücken, du ſtarke Bruſt! — Nein! — gern will ich harren in dieſen Mauern, bis der Augenblick gekommen, bis Theodoros mir ruft! — Aponomeria iſt ja bei mir, und der Magus bezwungen! —

Dicht an den Rand dieſes Blättleins hat Schnüspelpold geſchrieben:

Ich ergebe mich in mein Schickſal, das durch die Huld der Fürſtin noch leidlich genug iſt. Hat ſie mir doch meinen Haarzopf gelaſſen und manches andere hübſche Spielzeug dazu. Gott weiß aber, wie es mir künftig in Griechenland ergehen wird. — Ich büße die Schuld meiner Thorheit, denn unerachtet aller meiner cabbaliſtiſchen Wiſſenſchaft ſah ich doch nicht ein, daß ein phantaſtiſcher Elegant zum Höheren eben ſo wenig zu brauchen iſt, als ein Korkſtöpſel, und daß der Teraphim des Propheten Eliſar ein viel geſcheuteres Männlein war, als der Herr Baron Theodor von S., und alſo auch viel eher als dieſer, der Fürſtin für ihren geliebten Theodoros Capitanaki gelten konnte.

Es können noch einige Notizen des Barons Achatius von F. folgen.

Die Geſchichte hat großes Aufſehen in B. gemacht. — Ganz durchnäßt, von Kälte erſtarrt kam gleich nach Mitternacht dein Neffe zu Kempfers — du weißt, daß ſo ein Luſtort im Thiergarten benannt wird — in ſeltſamer türkiſcher, oder wie man meinen will, neugriechiſcher Tracht, und bat, daß man ihm Thee mit Rum oder Punſch bereiten möge, wenn er nicht ſterben ſolle. Das geſchah. Bald aber fing er an, verwirrte Reden zu führen, ſo daß Kempfer den Baron, den er zum Glück kannte, da er oftmals draußen geſpeiſt, für heftig erkrankt halten mußte, und ihn zu Wagen nach der Stadt in ſeine Wohnung ſchaffen ließ. Die ganze Stadt glaubt, er ſey wahnſinnig geworden, und will ſchon in manchem Streich, den er vorher auslaufen laſſen, die Spur dieſes Wahnſinns finden. Nach der Verſicherung der Aerzte leidet er aber bloß an einem ſehr heftigen Fieber. Freilich ſind ſeine Phantaſien von der wunderlichſten Art. Er ſpricht von cabbaliſtiſchen Komplot-Affilirten, die ihn verfolgt haben, von griechiſchen Prinzeſſinnen, magiſchen Brieftaſchen, ſibyliſchen Papagayen durcheinander. Vorzüglich kommt er aber nicht von der Idee ab, daß er mit einer Sylphe vermählt geweſen und ihr untreu geworden, weshalb ſie ihm nun aus Rache das Blut ausſauge, ſo daß ihn nichts retten könne und er bald ſterben müſſe.

— Laß, mein Freund, nur alle Beſorgniß fahren, dein Neffe iſt in der vollſten Beſſerung. Immer mehr verlieren ſich die ſchwarzen Gedanken und er nimmt ſchon an allem Antheil, was das Leben Schönes und Herrliches für ihn hat. Er freute ſich geſtern ganz erſtaunlich über die Form eines neumodiſchen Huts, den der Graf von S. trug, welcher ihn geſtern beſuchte, ſo daß er im Bette ſelbſt den Hut aufſetzte und ſich den Spiegel bringen ließ. — Er ißt auch ſchon Hammel-Cotelette und macht Verſe. — Späteſtens in vier Wochen bringe ich dir deinen Neffen nach Mecklenburg, in Berlin darf er nicht bleiben, denn wie geſagt, ſeine Geſchichten haben zu großes Aufſehen gemacht, und er würde, ſo wie er ſich nur zeigte, auf's Neue das Geſpräch des Tages werden ꝛc.

Wie nach zweijähriger Abweſenheit iſt dein Neffe glücklich zurückgekehrt? — Ob er wohl wirklich in Griechenland geweſen iſt? — Ich glaube es nicht, denn daß er ſo geheimnißvoll thut mit ſeiner Reiſe, daß er bei jeder Gelegenheit ſagt: ja wenn man nicht in Morea — in Cypern u. ſ. w. war — das iſt mir gerade ein Beweis dagegen! — Leid thut es mir, daß dein Neffe, war er wirklich in Griechenland, nicht Antiquen beſucht hat, und ebenſo ein närriſcher Phantaſt geblieben iſt, als er es ſonſt war — Apropos! — Ich ſchicke dir den Berliner Taſchenkalender von 1821, in welchem unter dem Titel: die Irrungen, Fragment aus dem Leben eines Phantaſten, ein Theil der Abentheuer deines Neffen abgedruckt ſteht. Das Gedruckte macht auf Theodor einen erſtaunlichen Eindruck, vielleicht erblickt er ſeine Narren-Geſtalt im Spiegel und ſchämt und beſſert ſich. — Gut wär's, wenn auch die neuen Abentheuer bis zum Zeitpunkt, als er Berlin verließ, abgedruckt werden könnten ꝛc.

Nachtrag.

Es wird dem geneigten Leſer nicht unangenehm ſeyn, nachträglich zu erfahren, daß der Bote, den Hff. mit dem Billet an den Herrn Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüſpelpold geſchickt hatte, dieſes Billet uneröffnet zurückbrachte und berichtete, daß nach der Ausſage des Hauswirths, dort der bezeichnete Mann nicht wohne und auch niemals gewohnt habe. Gewiß iſt es alſo, daß die Fürſtin ihren Magus die

Aushändigung des Vermächtniſſes an Hff. aufgetragen hatte, daß er die ihm auferlegte Pflicht erfüllen mußte, und daß er von ſeiner Argliſt und Tücke nicht ablaſſend, erſt einen ſehr groben Brief ſchrieb und dann den guten Hff. durch ein abſcheuliches Gaukelſpiel auf ſchnöde Weiſe myſtifizirte.

Daß jener Zeitpunkt, den die Viſion im Thiergarten der Fürſtin andeutete, gekommen, daß wirklich die Fahne mit dem rothen Kreuz und dem Phönix flattert, und daß die Fürſtin in Gefolge deſſen zurückgekehrt iſt in ihr Vaterland, das Alles ergiebt ſich aus den an Hff. gerichteten Verſen. Beſagte Verſe ſind dem Hff. deshalb beſonders ein liebes und werthes Andenken von einer unvergleichlichen Perſon, weil er darin, mittelſt allerlei poetiſcher Redensarten, als ein Magus behandelt wird, und noch dazu als ein guter, welcher mit ſchnöden Teufelskünſten nichts zu thun haben mag. Solches iſt ihm noch gar nicht geſchehen.

— Wunderbar endlich mag es auch ſeyn, daß das, was im vorigen Jahr (1820) aus der Luft gegriffene leere Fabel ſchien, Andeutung in's Blaue hinein, in dieſem Jahr (1821) in den Ereigniſſen des Tages eine Baſis gefunden.

Wer weiß, welch ein Theodoros in dieſem Augenblick die Kreuz- und Phönixfahne ſchwingt.

Sehr ſchade iſt es, daß in den Fragmenten durchaus nirgends der Name der jungen griechiſchen Fürſtin vorkommt, deshalb hat ihn auch Hff. niemals erfahren, und blos dadurch iſt er abgehalten worden, ſich im Fremdenbüreau nach der vornehmen griechiſchen Dame zu erkundigen, die zu Ende Mai Berlin verlaſſen.

So viel iſt gewiß, daß die Dame nicht die Madame Bublina ſeyn kann, die Napoli di Romania belagert hat, denn die Braut des Fürſten Theodoros iſt von Vaterlandsliebe entbrannt, aber keine Heroine, wie es ſich aus ihren Verſen hinlänglich ergiebt.

Sollte jemand von den geneigten Leſern Näheres von der unbekannten Fürſtin und dem wunderlichen Kanzlei-Aſſiſtenten Schnüspelpold erfahren, ſo bittet Hff. demüthiglich, es ihm durch die Güte Einer Hochlöblichen Kalender-Deputation freundlichſt mittheilen zu wollen.

Geſchrieben im Junius 1821.

Der Elementargeiſt.

Eine Erzählung.*)

Gerade am zwanzigſten November des Jahres 1815 befand ſich Albert von B., Obriſtlieutnant in preußiſchen Dienſten, auf dem Wege von Lüttich nach Aachen. Das Hauptquartier des Armeekorps, dem er beigegeben, ſollte auf dem Rückmarſch aus Frankreich an demſelben Tage in Lüttich eintreffen und dort zwei oder drei Tage raſten. Albert war ſchon Abends vorher angekommen; am andern Morgen fühlte er ſich aber von einer ſonderbaren Unruhe ergriffen, und er mochte es ſich ſelbſt nicht geſtehen, daß nur dunkle Träume, die ihn die ganze Nacht hindurch nicht verlaſſen und ihm ein ſehr frohes Ereigniß verkündet hatten, das ſeiner in Aachen warte, den raſchen Entſchluß erzeugten, auf der Stelle dorthin aufzubrechen. Indem er ſich noch ſelbſt über ſein Beginnen höchlich verwunderte, ſaß er ſchon auf dem ſchnellen Pferde, von dem getragen er die Stadt noch vor einbrechender Nacht zu erreichen hoffte.

Ein rauher ſchneidender Herbſtwind brauſte über die kahlen Felder hin und weckte die Stimmen des fernen entlaubten Gehölzes, die hineinächzten in ſein dumpfes Geheul. Raubvögel ſtiegen kreiſchend auf und zogen in Schaaren den dicken Wolken nach, die immer mehr zuſammentrieben, bis der letzte Sonnenblick dahin ſchwand, und ein mattes, düſtres Grau den ganzen Himmel überzog. Albert wickelte ſich feſter in ſeinen Mantel ein, und indem er auf der breiten Straße ſo vor ſich hintrabte, entfaltete ſich ſeinem innern Sinn das Bild der letzten verhängnißvollen Zeit. — Er gedachte, wie er vor wenigen Monden denſelben Weg gemacht in umgekehrter Richtung zur ſchönſten Jahreszeit. In üppiger Blüthe ſtand damals Feld und Flur; buntgewirkten Teppichen glichen die duftenden Wieſen, und im lieblichen Schein der goldnen Sonnenſtrahlen glänzten die Büſche, in denen die Vögel fröhlich zwitſcherten und ſangen. Feſtlich geſchmückt hatte ſich die Erde wie eine ſehnſüchtige Braut, um die dem Tode geweihten Opfer, die im blutigen Kampf gefallnen Helden, zu empfangen in ihrem dunkeln Brautgemach. —

---

*) Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Leipz. 1822 (J. F. Gleditſch). S. 10—79.

Albert war bei dem Armeekorps, dem er zugewieſen, angekommen, als ſchon die Kanonen an der Sambre donnerten; doch zeitig genug, um noch Theil zu nehmen an den blutigen Gefechten bei Charleroi Gilly, Goſſelins. — Der Zufall wollte, daß Albert gerade da immer zugegen war, wo ſich Entſcheidendes begab. So befand er ſich bei der letzten Erſtürmung des Dorfes Planchenoit, die den Sieg in der denkwürdigſten aller Schlachten (belle Alliance) vollends herbeiführte. Eben ſo kämpfte er den letzten Kampf des Feldzuges mit, als die letzte Anſtrengung der Wuth, der grimmen Verzweiflung des Feindes ſich an dem unerſchütterlichen Kampfesmuthe der Heldenſchaar brach, die in dem Dorfe Iſſy feſtgefußt, den Feind, der unter dem furchtbarſten Kartätſchenfeuer ſtürmend, Tod und Verderben in die Reihen zu ſchleudern gedachte, zurücktrieb, ſo daß Scharfſchützen ihn bis ganz unfern der Barrieren von Paris verfolgten. In der Nacht darauf (vom 3. bis zum 4. Julius) wurde bekanntlich die die Uebergabe der Hauptſtadt betreffende Militär-Convention zu St. Cloud abgeſchloſſen.

Dies Gefecht bei Iſſy ging nun beſonders hell auf vor Alberts Seele. Er beſann ſich auf Dinge, die, wie es ihn bedünken mußte, er während des Kampfs nicht bemerkt hatte, ja nicht bemerkt haben konnte. So trat ihm nun manches Geſicht einzelner Offiziere, einzelner Burſche in den lebendigſten Zügen vor Augen, und tief traf ſein Gemüth der unnennbare Ausdruck nicht ſtolzer oder gefühlloſer Todesverachtung, ſondern wahrhaft göttlicher Begeiſterung, der aus manchem Auge ſtrahlte. So hörte er Worte bald zum Kampf ermuthigend, bald mit dem letzten Todesſeufzer ausgeſtoßen, die der Nachwelt hätten aufbewahrt werden müſſen, wie die begeiſternden Sprüche der Helden aus der antiken Heroenzeit.

„Geht es mir, dachte Albert, nicht beinahe ſo wie dem, der beim Erwachen zwar ſeines Traumes gedenkt, ſich aber erſt mehrere Tage darauf aller einzelnen Züge deſſelben erinnert? — Ja ein Traum — nur ein Traum, ſollte man meinen, könne, mit mächtigen Schwingen Zeit und Raum überfliegend, das Gigantiſche, Ungeheure, Unerhörte geſchehen laſſen, was ſich begab während der verhängnißvollen achtzehn Tage dieſes die kühnſten Gedanken, die gewagteſten Combinationen des ſpekulirenden Geiſtes verſpottenden Feldzuges. — Nein! — der menſchliche Geiſt erkennt ſeine eigne Größe nicht; die That überflügelt den Gedanken! — Denn nicht die rohe phyſiſche Gewalt, nein, der Geiſt ſchafft Thaten, wie ſie geſchehen ſind, und es iſt die pſychiſche Kraft jedes einzelnen wahrhaft Begeiſterten, die der Weisheit, dem Genius des Feldherrn zuwächſt, und das Ungeheure, nicht Geahnte vollbringen hilft!" —

In dieſen Betrachtungen wurde Albert durch ſeinen Reitknecht geſtört, der ungefähr zwanzig Schritte hinter ihm zurückgeblieben, und den er überlaut rufen hörte: „Ei der Tauſend, Paul Talkebarth! wo kommſt du daher des Weges?"

Albert wandte ſein Pferd und gewahrte, wie der Reiter, der von ihm nicht ſonderlich beachtet, ſo eben vorbeigetrabt war, bei ſeinem Reitknecht ſtill hielt, und die Backen der anſehnlichen Fuchsmütze, womit ſein Haupt bedeckt, auseinander ſchlug, ſo daß alsbald das ganz wohlbekannte, im ſchönſten Zinnober gleißende Antlitz Paul Talkebarths, des alten Reitknechts des Obriſten Viktor von S., zum Vorſchein kam.

Nun wußte Albert auf einmal, was ihn ſo unwiderſtehlich von Lüttich fortgetrieben nach Aachen, und er konnte es nur gar nicht begreifen, wie der Gedanke an Viktor, an ſeinen innigſt geliebten Freund, den er wohl in Aachen vermuthen mußte, nur dunkel in ſeiner Seele gelegen, und zu keinem klaren Bewußtſeyn gekommen war. —

Auch Albert rief jetzt: Sieh da! Paul Talkebarth, wo kommſt du her? — wo iſt dein Herr?

Paul Talkebarth curbettirte aber ſehr zierlich heran, und ſprach, die flache Hand vor der viel zu großen Kokarde der Fuchsmütze, militäriſch grüßend: Alle Donnerwetter, Paul Talkebarth, ja das bin ich, mein gnädigſter Herr Obriſtlieutenant. — Böſes Wetter hier zu

Lande, Zermanndör (sur mon honneur). Aber das macht die Kreuzwurzel. Die alte Lieſe pflegte das immer zu ſagen — ich weiß nicht, ob Sie die Lieſe Pfefferkorn kennen, Herr Obriſtlieutenant; ſie wohnt in Genthin, wenn man aber in Paris geweſen iſt und den Muffel im Schartinpland (jardin de plantes) geſehen hat — Nun, was man weit ſucht, findet man nah, und ich halte hier vor dem gnädigen Herrn Obriſtlieutenant, den ich ſuchen ſollte in Lüttich. Meinem Herrn hat's der Spirus familus (spiritus familiaris) geſtern Abend in's Ohr geraunt, daß der gnädige Herr Obriſtlieutenant in Lüttich angekommen. Zackernamtdé (sacre nom de Dieu), das war eine Freude! — Nun es mag ſeyn, wie es will; aber getraut habe ich dem Falben niemals. Ein ſchönes Thier, Zermanndör, aber nur hündiſches Weſen, und die Frau Baroneſſe that ihr Möglichſtes, das iſt wahr — Liebe Leute hier zu Lande, aber der Wein taugt nichts, und wenn man in Paris geweſen iſt! — Nun, der Herr Obriſt hätten eben ſo gut einziehen können, wie einer durch den Argen Trumph (Arc de triomphe) und ich hätte dem Schimmel die neue Schabracke aufgelegt — Sacker, der hätte die Ohren geſpitzt! — Aber die alte Lieſe (es war meine Muhme in Genthin), ja, die pflegte immer zu ſagen — Ich weiß nicht, Herr Obriſtlieutenant, ob Sie —"

„Daß die Zunge dir erlahme, unterbrach Albert den heilloſen Schwätzer, dein Herr iſt in Aachen, ſo laß uns ſchnell vorwärts, wir haben noch über fünf Stunden Weges!"

„Halt, ſchrie Paul Talkebarth aus Leibeskräften, halt, halt, gnädigſter Herr Obriſtlieutenant, das Wetter iſt ſchlecht hier zu Lande; aber Futter! wer ſolche Augen hat wie wir, die blitzen im Nebel —"

„Paul, rief Albert, mache mich nicht ungeduldig, wo iſt dein Herr? — nicht in Aachen?"

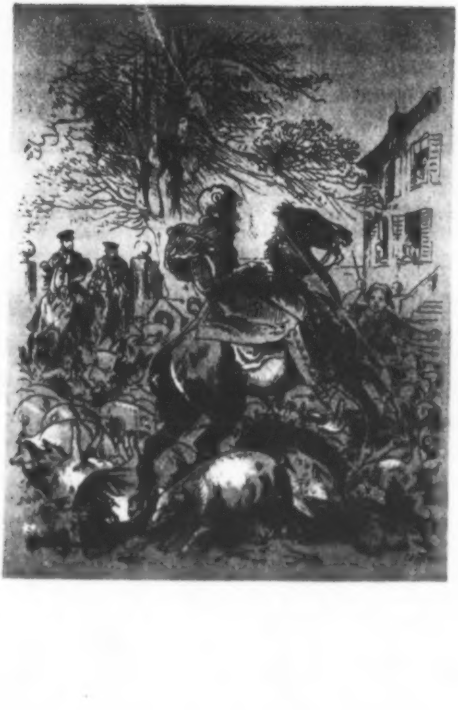
Paul Talkebarth lächelte dermaßen freudig, daß ſein ganzes Antlitz zuſammenfuhr in tauſend Falten, wie ein naſſer Handſchuh, ſtreckte dann den Arm weit aus, zeigte nach den Gebäuden hin, die hinter einem Gebüſch, auf einer ſanft emporſteigenden Anhöhe ſichtbar wurden, und ſprach: Dort in jenem Schloß — Ohne abzuwarten, was Paul Talkebarth noch Weiteres zu ſchwatzen geneigt, bog Albert ein in den Weg, der ſeitwärts von der Heerſtraße ab nach dem Gebüſch führte, und eilte fort im ſchärfſten Trab. — Nach dem wenigen, was er geſprochen, muß der ehrliche Paul Talkebarth dem geneigten

Leſer als ein etwas wunderlicher Kauz erſcheinen. Es iſt nur zu ſagen, daß er, Erbſtück des Vaters, dem Obriſten Viktor von S., nachdem er General-Intendant und Maitre des Plaiſirs aller Späße und tollen Streiche ſeiner Kinderjahre und des erſten Jünglingsalters geweſen, von dem Augenblick an gedient hatte, als dieſer zum erſtenmal den Offizierdegen umgeſchnallt. Ein alter ſehr abſonderlicher Magiſter, der Hofmeiſter des Hauſes zwei Generationen hindurch, vollendete durch alles, was er dem ehrlichen Paul Talkebarth an Unterricht und Erziehung zufließen ließ, die glücklichen Anlagen zu außerordentlichen Confuſion und ſeltener Eulenſpiegelei, womit dieſen die Natur gar nicht karg ausgeſtattet. Dabei war letzterer die treueſte Seele, die es auf der Welt geben kann. Bereit für ſeinen Herrn jeden Augenblick in den Tod zu gehen, konnte weder hohes Alter, noch ſonſt irgend eine Betrachtung den guten Paul abhalten, mit ſeinem Herrn im Jahre 1813 in's Feld zu ziehen. Seine eiſenfeſte Natur ließ ihn alles Ungemach überſtehen, aber weniger ſtark als ſein körperliches bewies ſich ſein geiſtiges Naturell, das einen merklichen Stoß, oder wenigſtens einen beſondern Schwung erhielt während ſeines Aufenthalts in Frankreich, vorzüglich in Paris. Paul Talkebart fühlte nämlich nun erſt, daß Herr Magiſter Cornegarius vollkommen Recht gehabt, als er ihn ein großes Licht genannt, das einſt noch gar hell leuchten werde. Dies Leuchten bemerkte Paul Talkebarth an der Geläufigkeit, mit der er in die Sitten eines fremden Volks eingegangen war und ihre Sprache erlernt hatte. Damit brüſtete er ſich nicht wenig und ſchrieb es nur ſeiner herrlichen Geiſtesfähigkeit zu, daß er oft, was Quartier und Nahrung betrifft, das erlangte, was zu erlangen unmöglich ſchien. — Paul Talkebarths herrliche franzöſiſche Redensarten (einige angenehme Flüche hat der Leſer bereits kennen gelernt) gingen wo nicht durch die ganze Armee, doch wenigſtens durch das Korps, bei dem ſein Herr ſtand. Jeder Reiter, der auf einem Dorfe in's Quartier kam, rief dem Bauer mit Paul Talkebarths Worten entgegen: Piſane! — de Fourage pur di Schewals (paysan, de l'avoine pour les chevaux)!

So wie es excentriſchen Naturen überhaupt eigen, ſo mochte Paul Talkebarth nicht gern, daß irgend etwas auf die gewöhnliche, einfache Weiſe geſchehe. Er liebte vor allem Ueberraſchungen, und ſuchte dieſe ſeinem Herrn auf alle nur mögliche Weiſe zu bereiten, der denn auch wirklich ſehr oft überraſcht wurde, wiewohl auf ganz andere Art, als es der ehrliche Talkebarth gewollt, deſſen glücklichſte Pläne meiſtentheils in der Ausführung ſcheiterten. So bat er auch jetzt den Obriſtlieutnant von B., als dieſer geradezu auf das Hauptportal des Landhauſes losritt, flehendlichſt, doch einen Umweg zu machen und von hinten in den Hof hineinzureiten, damit ſein Herr ihn nicht eher gewahre, als bis er in die Stube getreten. — Albert mußte es ſich gefallen laſſen, über eine moraſtige Wieſe zu reiten und vom emporſpritzenden Schlamm gar übel zugerichtet zu werden, dann ging es über die gebrechliche Brücke eines Grabens. Paul Talkebarth wollte, ſeine Reiterkünſte zeigend, geſchickt hinüberſetzen, fiel aber mit dem Pferde bis an den Bauch hinein und wurde mit Mühe von Alberts Reitknecht wieder auf feſten Boden gerettet. Nun gab er aber voll fröhlichen Muthes laut jauchzend dem Pferde die Sporen und ſprengte mit wildem Huſſah hinein in den Hof des Landhauſes. Da aber gerade alle Gänſe, Enten, Puter, Hähne und Hühner der Wirthſchaft verſammelt waren, um zur Ruhe gebracht zu werden, da ferner von der einen Seite eine Heerde Schaafe, von der andern eine Heerde jener Thiere, in die unſer Herr einſt den Teufel bannte, hereingetrieben wurde, ſo kann man denken, daß Paul Talkebarth, der des Pferdes nicht recht mächtig, willkürlos in großen Kreiſen auf dem Hofe umher galoppirte, nicht geringe Verwüſtungen in dem Hausſtande anrichtete. Unter dem gräßlichen Lärm des quikenden, ſchnatternden, blökenden, grunzenden Viehes, der bellenden Hofhunde, der keiſenden Mägde, hielt Albert ſeinen glorreichen Einzug, indem er den ehrlichen Paul Talkebarth mit ſammt ſeinem Ueberraſchungsprojekt zu allen Teufeln wünſchte.

Schnell ſchwang ſich Albert vom Pferde und trat hinein in das Haus, das, ohne allen Anſpruch auf Schönheit und Eleganz, doch ganz wirthlich ſich ausnahm und bequem und geräumig genug ſchien. Auf der Treppe trat ihm ein nicht zu großer, wohlgenährter Mann mit braunrothem Geſicht, in einem kurzen grauen Jagdrock entgegen, der mit ſüßſaurem Lächeln fragte: Einquartiert? An dem Tone, mit dem der Mann dies Wort ausſprach, erkannte Albert ſogleich, daß er den Herrn des Hauſes, mithin, wie er es von Paul Talkebarth wußte, den Baron von E. vor ſich habe. Er verſicherte, daß er keineswegs einquartiert, daß es vielmehr nur ſeine Abſicht ſey,

Blatt 58



ſeinen innigſten Freund, den Obriſten Viktor von S., der ſich hier befinden ſolle, zu beſuchen, und daß er die Gaſtfreundſchaft des Herrn Barons nur für dieſen Abend und die Nacht in Anſpruch nehme, da er des andern Morgens in aller Frühe wieder aufzubrechen gedenke. —

Des Barons Geſicht heiterte ſich merklich auf, und der volle Sonnenſchein, der gewöhnlich auf dieſem gutmüthigen, aber etwas zu breiten Antlitz zu liegen ſchien, kehrte ganz wieder, als, die Treppe mit dem Baron hinaufſteigend, Albert fallen ließ, daß wahrſcheinlich gar keine Truppenabtheilung des Armeekorps, welches gerade auf dem Marſche befindlich, dieſe Gegend berühren werde. —

Der Baron öffnete eine Thür; Albert trat in einen freundlichen Saal und erblickte Viktor, der den Rücken ihm zugewendet ſaß. Viktor drehte ſich auf das Geräuſch um, ſprang auf und fiel mit einem lauten Ausruf der Freude dem Obriſtlieutnant in die Arme. „Nicht wahr, Albert, du gedachteſt meiner in der vorigen Nacht? — Ich wußte es, mein innerer Sinn ſagte es mir, daß du dich in Lüttich befändeſt in demſelben Augenblick, als du hineingeritten! — Alle meine Gedanken fixirte ich auf dich, meine geiſtigen Arme umfaßten dich; du konnteſt mir nicht entrinnen!" —

Albert geſtand, daß ihn wirklich, wie es der geneigte Leſer bereits weiß, dunkle Träume, die nur zu keiner deutlichen Geſtaltung kommen konnten, von Lüttich fortgetrieben.

„Ja, rief Viktor ganz begeiſtert, ja es iſt kein Wahn, keine leere Einbildung; ſie iſt uns gegeben, die göttliche Kraft, die, über Zeit und Raum gebietend, das Ueberſinnliche kund thut in der Sinnenwelt!" —

Albert wußte nicht recht, was Viktor meinte, ſo wie ihm überhaupt das Betragen des Freundes, das ganz außer ſeiner gewöhnlichen Weiſe lag, auf einen geſpannten, überreizten Zuſtand zu deuten ſchien. — Indeſſen war die Frau, die neben Viktor vor dem Kamin geſeſſen, aufgeſtanden, und hatte ſich den Freunden genähert. Albert verbeugte ſich gegen ſie, indem er Viktor mit fragendem Blick anſchaute. „Die Frau Baroneſſe Aurora von S., ſprach dieſer, meine liebe gaſtfreundliche Wirthin, meine treue ſorgſame Pflegerin in Krankheit und Ungemach!"

Albert überzeugte ſich, indem er die Baroneſſe anſchaute, daß die kleine rundliche Frau noch nicht das vierzigſte Jahr erreicht haben könne, daß ſie ſonſt wohl ſehr fein gebaut geweſen ſeyn müſſe, daß aber die nährende Landkoſt, und viel Sonnenſchein dazu, die Formen des Körpers ein wenig zu ſehr über die Schönheitslinie hinausgetrieben, welches ſogar dem niedlichen, noch friſch genug blühenden Antlitz Eintrag thue, deſſen dunkelblaue Augen ſonſt wohl manchem gefährlich genug in's Herz geſtrahlt haben mochten. Den Anzug der gnädigen Frau fand Albert beinahe zu wirthlich, indem der Zeug des Kleides blendend weiß, zwar die Vortrefflichkeit des Waſchhauſes und der Bleiche, zugleich aber auch die niedrige Stufe der Induſtrie bewies, auf der die eigne Spinnſtube und Weberei noch ſtehen mußte. Ein groß buntes baumwollnes Tuch nachläſſig um den Nacken geſchlagen, ſo daß der weiße Hals ſichtbar genug, erhöhte eben nicht den Glanz des Anzugs. Was aber ſehr verwunderlich ſich ausnahm, war, daß die Baroneſſe an den kleinen Füßchen die zierlichſten ſeidnen Schuhe, auf dem Kopfe aber ein allerliebſtes Spitzenhäubchen nach dem neueſten Pariſer Zuſchnitt trug. Erinnerte dieſes Häubchen nun zwar den Obriſtlieutnant an eine niedliche Griſette, die ihm einſt der Zufall in Paris zuführte, ſo glitten ihm doch eben deshalb eine Menge ungemein artiger Redensarten über die Lippen, in denen er ſeine plötzliche Erſcheinung entſchuldigte. Die Baroneſſe unterließ nicht, dieſe Artigkeiten gehörig zu erwiedern. Unaufhaltſam floß, nachdem ſie den Mund geöffnet, der Strom ihrer Rede, bis ſie endlich darauf kam, daß man einen ſo lieben Gaſt, den Freund des dem Hauſe ſo theuern Obriſten, gar nicht ſorglich genug bewirthen könne. Auf die haſtig gezogene Klingel und den gellenden Ruf: Mariane! Mariane! erſchien ein altes grämliches Weib, dem großen Schlüſſelbunde nach zu urtheilen, der ihr am Gürtel hing, die Haushälterin. Mit dieſer und dem Herrn Gemahl wurde nun überlegt, was Schönes und Schmackhaftes bereitet werden könne; es fand ſich aber, daß alles Beſſere, z. B. Wildpret u. dgl. entweder ſchon verzehrt, oder erſt morgen anzuſchaffen möglich ſey. Mühſam ſeinen Unmuth unterdrückend, verſicherte Albert, daß man ihn nöthigen werde, augenblicklich in der Nacht wieder aufzubrechen, wenn man ſeinethalben nur im mindeſten die Ordnung des Hauſes ſtöre. Ein wenig kalte Küche, ein Butterbrodt, genüge ihm zum Nachteſſen. Es ſey unmöglich, erwiederte die Baroneſſe, daß der Obriſtlieutnant ſich nach dem ſcharfen Ritt in dem tenden, unfreundlichen Wetter befehlen ſolle, ohne irgend etwas Warmes zu genießen; und nach langen Berathungen mit Marianne wurde die Bereitung eines Glühweins als ausführbar anerkannt und beſchloſſen. Marianne entwich klirrend und klappernd durch die Thür; doch in dem Augenblick als man Platz nehmen wollte, wurde die Baroneſſe herausgerufen von einer beſtürzten Hausmagd. Albert vernahm, daß vor der Thüre der Baroneſſe vollſtändiger Bericht erſtattet wurde von der entſetzlichen Verheerung, die Paul Tollkoorth angerichtet hatte; dann folgte die nicht unansehnliche Liſte [illegible] Todten, Verwundeten und Vermißten. Der Baron lief der Baroneſſe hinterher, und während draußen die Baroneſſe ſchalt und ſchmälte, der Baron den ehrlichen Paul Tollkoorth dorthin wünſchte, wo der Pfeffer wächſt, und die Dienerſchaft in ein allgemeines Lamento ausbrach, erzählte Albert kürzlich ſeinem Freunde, was ſich mit Paul Tollkoorth auf dem Hofe begeben. „Solche Streiche, rief Victor ganz [illegible], ſolche Streiche macht nur der alte Galgenvogel, und dabei meint es der Schlingel ſo aus Herzens Grunde gut, daß man ihm nie etwas verbieten kann. —

In dem Augenblick wurde es draußen ruhiger; die Hausmagd hatte die glückſelige Nachricht gebracht, daß Hans Guckuck zwar ſehr erſchrocken geweſen, daß er aber ſonſt ganz ohne allen Schaden abgekommen und gegenwärtig mit Appetit freſſe.

Der Baron kehrte zurück mit heiterer Miene, wiederholte [illegible], daß Hans Guckuck verſchont worden von dem wilden, Menſchenleben nicht achtenden Paul Tollkoorth, und nahm Gelegenheit, ſich ſehr weitläufig über den landwirthſchaftlichen Nutzen der Hühnerzucht zu verbreiten. Hans Guckuck, der zwar ſehr erſchrocken und weiter nicht beſchädigt, war nämlich der alte allgemein geſchätzte Haushahn, ſchon ſeit Jahren der Stolz und Schmuck des ganzen Hühnerhofes.

Auch die Baroneſſe trat wieder herein, jedoch nur, um ſich mit einem großen Schlüſſelbunde zu bewaffnen, das ſie aus einem Wandſchrank nahm. Schnell eilte ſie wieder von dannen, und nun hörte Albert, wie beide, Hausfrau und Haustöchterin, Treppe auf, Treppe ab, Klappernd und Klirrend, dabei erſchallten die gellenden Stimmen geſcholtener Mägde, und aus der Küche herauf erklang die ungezügelte Muſik von Mörſer und Reibeiſen. — Gott im Himmel, dachte Albert, wäre der General eingegangen mit dem ganzen Hauptquartier, mehr

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

vorzüglich aber Schillers Räuber nennen. Einen ganz andern Schwung aber gab meiner Phantasie ein Buch, das gerade deshalb, weil es nicht vollendet ist, dem Geiste einen Stoß giebt, so daß er selbst fortarbeiten muß in ewigen Vervollständigungen. — Ich meine Schillers Geisterseher. Mag es sein, daß der Hang zum Mystischen, zum Wunderbaren, der überhaupt tief in der menschlichen Natur begründet ist, stärker bei mir vorwaltete; genug, als ich jenes Buch gelesen, das die Beschwörungsformeln der mächtigen schwarzen Kunst [illegible] zu enthalten schien, hatte sich mir ein magisches Reich voll Überirdischer, aber hoher entsetzlicher Wunder erschlossen, in dem ich wandelte und mich verlor, wie ein Träumer. Einmal in diese Stimmung gerathen, verschlang ich mit [illegible] Blick, was nur zu jener Stimmung sich hinneigte, und selbst Werke von weit geringerem Gehalt verfehlten [illegible] ihre Wirkung. So machte auch der Genius von Grosse auf mich einen tiefen Eindruck, und ich darf mich auch jetzt dessen keinesweges schämen, da [illegible] der [illegible], dessen größern Theils in den Schillerschen Formen [illegible] hat, die Lebendigkeit der Darstellung und auch wohl der geschickten Behandlung des Stoffs halber, die ganze literarische Welt in Bewegung setzte. Manchen [illegible] machte ich damals, wenn ich auf der Straße so leicht ein Buch, [illegible] in meine mystischen Träume [illegible], das [illegible] [illegible] hatte und ich nun [illegible] gestellt werden mußte. Gerade in dieser Zeit brachte mich der Zufall einem sehr seltsamen Manne näher. — Es begab sich nämlich, daß ich an einem schönen Sommerabend, als die Sonne schon gesunken und die Dämmerung eingebrochen, in der Gegend eines Dorfes von P., [illegible], wie es meine Gewohnheit war, [illegible]. Da schien es mir, als vernähme ich aus dem Dickigt eines kleinen Wäldchens, das [illegible] an dem Wege lag, dumpfe Klagelaute, und dazwischen in einer mir unbekannten Sprache heftig ausgestoßene Reden. Ich glaubte Jemanden hilfsbedürftig, [illegible] nach der Stelle, von woher die Laute zu kommen schienen, und gewahrte bald in dem Schimmer des Abendrothes eine große breitschultrige Figur, die in einem gewaltigen Offiziersmantel gehüllt, auf dem Boden ausgestreckt lag. Ganz nahe herangetreten, erkannte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen den Major O'Malley von den Grenadieren. „Mein Gott, rief ich aus, sind Sie es, Herr Major? — in diesem Zustande? — Sind Sie krank? — kann ich helfen?“ Der Major betrachtete mich mit ſtarrem, wildem Blick und ſprach dann mit barſchem Ton: „Welcher Teufel führt Euch her, Lieutenant? Was kümmert es Euch, ob ich hier liege oder nicht. Schert Euch nach der Stadt!“ — Die Leichenbläſſe, die auf O'Mahony's Geſicht lag, die ganze Art, wie ich ihn fand, ließ mich indeſſen Unheimliches ahnen, und ich erklärte, daß ich ihn durchaus nicht verlaſſen, ſondern nur mit ihm zuſammen nach der Stadt zurückkehren würde. „So!“ ſprach der Major ganz gelaſſen und kalt, nachdem er einige Augenblicke geſchwiegen, und verſuchte ſich aufzurichten, worin ich ihm, da es ihm ſchwer zu werden ſchien, beiſtand. Ich bemerkte nun, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

für eine höhere Natur aus, Major; Ihr wollt uns glauben machen, daß Ihr, aus besserm Stoffe geschaffen als unser eins, den Geistern gebietet! — Erlaubt, daß ich Euch so lange für einen bethörten Schwärmer halte, bis Ihr uns Eure [illegible] Kraft zu Tage gelegt."

Der Major lachte wild auf und sprach dann: „Ihr haltet mich für einen gemeinen Geisterbanner, für einen kläglichen Taschenspieler, Hauptmann? — Das sieht Eurem kurzsichtigen Sinne wohl an! — Doch! — Es soll Euch vergönnt seyn, einen Blick in ein dunkles Reich zu thun, das Ihr nicht ahnet, und das Euch verderblich erfassen kann! — Ich warne Euch indessen vorher und gebe Euch zu bedenken, daß Euer Gemüth nicht stark genug seyn könnte, Manches zu ertragen, was mir ein ergötzliches Spiel dünkt."

Der Hauptmann versicherte, daß er bereit sey, es mit allen Geistern und Teufeln aufzunehmen, die O'Malley zu beschwören im Stande wäre, und nun mußten wir dem Major auf unser Ehrenwort versprechen, uns in der Nacht des Herbst-Aequinoctiums, mit dem Schlag zehn Uhr in dem dicht vor dem ***er Thor gelegenen Wirthshause einzufinden, wo wir das Weitere erfahren würden.

Es war indessen heller Tag geworden; die Sonne schien durch die Fenster. Da stellte sich der Major mitten in's Zimmer und rief mit donnernder Stimme: „Incubus! — Incubus! Nehmahmihah Scedim!" — warf den Mantel ab, den er bis jetzt nicht abgelegt und stand da in voller Uniform.

In demselben Augenblick mußte ich hinaus, da die Wache in's Gewehr trat. Als ich zurückkam, waren Beide, der Major und der Hauptmann, verschwunden.

„Ich bleibe, — sprach der junge Offizier, ein liebenswürdiger [illegible] Jüngling, den ich allein hatte, — ich bleibe nun zurück, um Sie vor diesem Major, diesem entsetzlichen Menschen zu warnen! — [illegible] und mich gemahnt es, daß ich mein Wort gab, bei diesem Spiel zu seyn, das unheimlich und alles, gewiß aber dem Hauptmann verderblich seyn kann. Sie werden mir zutrauen, daß ich nicht geneigt bin, just mehr daran zu glauben, was die alte Wärterin dem Kinde vorerzählte, aber — haben Sie wohl bemerkt, daß der Major nach und nach [illegible] aus der Tasche zog, die kaum groß genug schienen, einen Tropfen zu fassen? — daß er [illegible] unter dem Mantel nur das Hemde trug, plötzlich von unsichtbaren Händen angekleidet da stand!" — Es war dem so, wie der Lieutenant sagte, und ich muß gestehen, daß eiskalte Schauer mich durchbebten. —

An dem bestimmten Tage fand sich der Hauptmann mit meinem jungen Freunde bei mir ein, und auf den Schlag zehn Uhr Nachts waren wir, so wie wir es dem Major zugesagt, in dem Wirthshause. Der Lieutenant war still und in sich gekehrt, desto lauter und lustiger aber der Hauptmann.

„In der That, rief dieser, als es schon bald elf Uhr worden, und O'Malley sich nicht blicken ließ, in der That, ich glaube, der Herr Geisterbanner läßt uns im Stich mit sammt seinen Geistern und Teufeln!" „Das thut er nicht," sprach es dicht hinter dem Hauptmann, und O'Malley stand unter uns, ohne daß Jemand bemerkt, wie er herein gekommen. — Dem Hauptmann erstarb die Lache, die er aufschlagen wollen. —

Der Major, wie gewöhnlich in seinen Soldatenmantel gehüllt, meinte, daß es, ehe er uns an den Ort führe, wo er gedenke, sein Versprechen zu erfüllen, wohl Zeit sey, ein paar Gläser Punsch zu trinken; es würde uns gut thun, da die Nacht rauh und kalt sey und wir einen ziemlichen Weg zu machen hätten. Wir setzten uns an einen Tisch, auf den der Major einige zusammengebundene Fackeln und ein Buch legte.

„Holla, rief der Hauptmann, das ist wohl Euer Beschwörungsbuch, Major?" — „Allerdings," erwiderte O'Malley trocken.

Der Hauptmann ergriff das Buch, schlug es auf und lachte in demselben Augenblick so unmäßig, daß wir nicht wußten, was ihn denn so ganz und lächerlich belustigen könne.

„Nein, sprach dann der Hauptmann, sich mit Mühe erholend, nein, das ist zu arg! — Major, mit dem Teufel, wollt Ihr denn Euren Schabernack mit uns treiben, oder habt Ihr Euch vergriffen! — Schaut, Kameraden, schaut doch nur her!"

Ihr lacht nun, Herr Albert, welches tiefes Erstaunen erregte, als wir gewahrten, daß das Buch, das erst der Hauptmann vor die Augen hielt, kein anderes war, als — Meidinger's französische Grammatik! — O'Malley nahm dem Hauptmann das Buch aus der Hand, steckte es in die Mantel-Tasche, und sprach dann sehr ruhig, wie er denn überhaupt in seinem ganzen Wesen ruhiger und milder erschien.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Halt, unterbrach Albert hier den Freund, halt — Nicht ganz lebhaft erinnere ich mich des Diable amoureux von Cazotte; aber ſo viel ich weiß, dreht ſich die Geſchichte darum, daß ein junger Offizier in der Garde des Königs von Neapel von einem myſtiſchen Kameraden verführt wird, in den Ruinen von Portici den Teufel herauf zu beſchwören. Als er die Bannformel geſprochen, ſtreckt ein ſcheußlicher Kameelskopf mit langem Halſe aus einem Fenſter ſich ihm entgegen und ruft mit gräßlicher Stimme: Che vuoi! — Alvarez, ſo iſt ja der junge Gardeoffizier geheißen, befiehlt dem Geſpenſt, in Geſtalt eines Wachtelhündchens und dann eines Pagen zu erſcheinen. Es geſchieht; bald aber wird aus dieſem Pagen das reizendſte und zugleich verliebteſte Mädchen, das den Beſchwörer ganz und gar beſtrickt. Doch wie Cazotte's gar hübſches Märlein endigt, das iſt mir entfallen. —

Das, fuhr Viktor fort, das thut vor der Hand gar nichts zur Sache, du wirſt wohl daran erinnert werden bei dem Schluſſe meiner Geſchichte, — halt' es meinem Hange zum Wunderbaren, wohl aber auch dem Geheimnißvollen zu Gute, daß ich erſchrak, wenn Cazotte's Märchen mir bald ein Zauberſpiegel dünkte, in dem ich mein eignes Schickſal erblickte. — War nicht O'Malley für mich jener myſtiſche Niederländer jener Soberano, der den Alvarez mit ſeinen Künſten verlockte? —

Die Sehnſucht, die in meiner Bruſt glühte, das furchtbare Abenteuer des Alvarez zu beſtehen, erfüllte mich mit Grauen; aber ſelbſt die Schauer dieſes Grauens ließen mich erbeben vor unbeſchreiblicher Wolluſt, die ich nie gekannt. Oft regte es ſich in meinem Innern wie eine Hoffnung, daß O'Malley wiederkehren und die Gewalt der Hölle, der mein ganzes Ich hingegeben, in meine Arme liefern würde, und nicht ſelten keimte dieſe frevelhafte Hoffnung der tiefſte Wunſch, der dann wieder wie ein Dolch meine Bruſt durchſtach. Die ſeltſame Stimmung, die mein aufgeregtes Inneres erzeugte, blieb Allen ein Räthſel; man hielt mich für gemüthskrank, man wollte mich aufheitern, zerſtreuen; unter dem Vorwande eines Dienſtgeſchäfts ſchickte man mich nach der Reſidenz, wo die glänzendſten Feſte mir offen ſtanden. War ich aber jemals ſcheu und ſtille geweſen, ſo verurſachte mir jetzt Geſelligkeit, vorzüglich aber jede Berührung mit Frauenzimmern, einen entſchiedenen Widerwillen, da die [illegible]

Biondetta's Bild, das ich im Innern trug, zu verhöhnen ſchien. Als ich nach P. zurückgekommen, floh ich alle Gemeinſchaft meiner Kameraden, und mein liebſter Aufenthalt war jener Wald, der Schauplatz der grauenvollen Begebenheiten, die meinem armen Vetter beinahe das Leben gekoſtet. Dicht bei den Ruinen ſtand ich und war, von einer dunklen Begierde getrieben, im Begriff, mich durch das dicke Geſtrüpp hinein zu arbeiten, als ich plötzlich O'Malley erblickte, der langſam herausſchritt und mich gar nicht zu gewahren ſchien. Der lange verhaltene Zorn wallte auf; ich ſtürzte los auf den Major und erklärte ihm mit kurzen Worten, daß er ſich meines Vetters halber mit mir ſchlagen müſſe. „Das kann ſogleich geſchehen“, ſprach der Major kalt und ernſt, warf den Mantel ab, zog den Degen und ſchlug mir den meinigen beim erſten Gange mit unwiderſtehlicher Gewandtheit und Stärke aus der Hand. „Wir ſchießen uns,“ ſchrie ich in voller Wuth und wollte meinen Degen aufraffen, da hielt mich O'Malley feſt und ſprach mit mildem, ruhigem Ton, wie ich ihn beinahe noch niemals reden gehört: Sey kein Thor, mein Sohn! du ſiehſt, daß ich dir im Kampfe überlegen bin; eher könnte dich die Kugel verwunden, als mich, und niemals wollt' ich es über mich gewinnen, dir feindlich gegenüber zu ſtehen, da ich dir mein Leben verdanke und wohl noch etwas mehr. — Der Major faßte mich jetzt unter den Arm, und indem er mich mit leiſer Gewalt fortzog, betheuerte er mir, daß an dem Unglücke ſeines Vetters niemand anders Schuld ſey als er, der Hauptmann ſelbſt, da er ſich, aller Warnung ungeachtet, Dinge zugetraut, denen er nicht gewachſen, und ihn, den Major, zu dem, was er gethan, gedrängt durch unzeitigen verletzenden Spott. — Selbſt weiß ich nicht, was für eine ſeltſame Zauberkraft in O'Malley's Worten, in ſeinem ganzen Benehmen lag; es gelang ihm nicht allein, mich zu beruhigen, ſondern mich auch ſo anzuregen, daß ich ihm willfährig das Geheimniß meines innern Zuſtandes, das geheimnißvolle Kämpfen meiner Seele aufſchloß. Die Leitſterne, ſprach O'Malley, als er Alles erfahren, die beſondere Conſtellation, die über dir ſteht, mein guter Sohn, wollte, hat es nun einmal gefügt, daß ein albernes Buch dich auf dein eigentlich inneres Weſen aufmerkſam machen ſollte. Albern nenne ich jenes Buch, weil darin von einem Dämon die Rede iſt, der ſich ordentlich zeigt und herumtummelt. Doch, was du der Wirkung jener lüſternen Bilder des Dichters zuſchreibſt, iſt nichts als der Drang zur Vereinigung mit einem geiſtigen Weſen aus einer andern Region, die durch deinen glücklich gemiſchten Organismus bedingt iſt. Hätteſt du mir größeres Vertrauen bewieſen, du ſtändeſt längſt auf einer höhern Stufe; doch nehme ich dich noch jetzt zu meinem Schüler an. — O'Malley fing nun an, mich mit der Natur der Elementargeiſter bekannt zu machen. Ich verſtand wenig von dem, was er ſprach, indeſſen lief alles ſo ziemlich auf die Lehre von Sylphen, Undinen, Salamandern und Gnomen hinaus, wie du ſie in den Unterredungen des Comte de Gabalis finden kannſt. Er ſchloß damit, daß er mir eine beſondere Lebensweiſe vorſchrieb, und meinte, daß ich wohl in Jahresfriſt zu meiner Geliebten gelangen könne, die mir gewiß nicht die Schmach anthun werde, ſich in meinen Armen zum leibigen Weibe umzugeſtalten. Mit teufliſcher Hitze, mit Ungeſtüm, verſetzte ich, daß ich in ſo langer Zeit ſterben würde vor Sehnſucht und Ungeduld, und Alles wagen wolle, ſchnell mein Ziel zu erreichen. Der Major ſchwieg einige Augenblicke, nachdenklich vor ſich hinſtarrend, dann erwiderte er: „Es iſt gewiß, daß ein Elementargeiſt um Eure Gunſt buhlt; das kann Euch kühn machen, in kurzer Zeit das zu erlangen, wornach Andere Jahre lang ſtreben. Ich will Euer Horoſkop ſtellen; vielleicht giebt ſich Euer Buhle mir zu erkennen. In neun Tagen ſollt Ihr mehr erfahren.“ — Ich zählte die Stunden. Bald fühlte ich mich von geheimnißvoll ſeliger Hoffnung durchdrungen, bald war es mir, als habe ich mich in gefährliche Dinge eingelaſſen. Endlich am ſpäten Abend des neunten Tages trat der Major in mein Gemach und forderte mich auf, ihm zu folgen. Es geht nach den Ruinen? ſo fragte ich. „Mit nichten, erwiderte O'Malley lächelnd; zu dem Werk, das wir vorhaben, bedarf es weder eines abgelegenen, ſchauerlichen Orts, noch einer fürchterlichen Beſchwörung und Paglione's Gegenwart. Ueberdem darf auch mein Famulus keinen Theil haben an dem heutigen Experiment, das Ihr eigentlich unternehmt, nicht ich.“ Der Major führte mich in ſein Quartier und erklärte, daß es darauf ankomme, mir das Mittel zu verſchaffen, vermöge deſſen mein Ich dem Elementargeiſt erſchloſſen werde, und dieſer die Macht erhalte, ſich mir in der ſichtbaren Welt kund zu thun und mit mir Umgang zu pflegen. Es ſei das Gemach, das die jüdiſchen Kabbaliſten Teraphim nennten. Nun ſchob O'Malley einen Bücherſchrank zur Seite, öffnete die dahinter verborgene Thür, und wir traten in ein kleines gewölbtes Kabinet, in dem ich, außer allerlei seltsamem unbekanntem Geräth, einen vollständigen Apparat zu chemischen, oder wie ich beinahe glauben mochte, zu alchymistischen Experimenten gewahrte. Auf einem kleinen Heerde schlugen aus den glühenden Kohlen bläuliche Flämmchen. Vor diesem Heerde mußte ich mich, dem Major gegenüber, hinsetzen und meine Brust entblößen. Kaum hatte ich dies gethan, als der Major schnell, ehe ich's mir versah, mich mit einer Lanzette unter der linken Brust ritzte und die wenigen Tropfen Bluts, die der leichten, kaum fühlbaren Wunde entquollen, in einer kleinen Phiole auffing. Darauf nahm er eine hell, spiegelartig polirte Metallplatte, goß eine andere Phiole, die eine rothe blutähnliche Feuchtigkeit enthielt, dann aber die mit meinem Blut gefüllte Phiole darauf aus, und brachte mittelst einer Zange die Platte dicht über das Kohlenfeuer. Mich wandelte ein tiefes Grausen an, als ich zu gewahren glaubte, daß aus den Kohlen sich eine lange spitze, glühende Zunge emporschlängelte und begierig das Blut von dem Metallspiegel wegleckte. Der Major befahl mir nun, mit fest fixirtem Blick in das Feuer zu schauen. Ich that es, und bald war' es mir zu Muthe, als säh' ich wie im Traume verworrene Gestalten aus dem Metall, das der Major noch immer über den Kohlen fest hielt, durcheinander fliegen. Doch plötzlich fühlte ich in der Brust, da, wo der Major meine Haut berührt, einen solchen stechenden, gewaltigen Schmerz, daß ich unwillkürlich laut aufschrie. „Gewonnen, gewonnen!" rief in demselben Augenblick O'Malley, erhob sich von seinem Sitze und stellte ein kleines, etwa zwei Zoll hohes Püppchen, zu dem sich der Metallspiegel geformt zu haben schien, vor mir hin auf den Heerd. „Das, sprach der Major, ist Euer Teraphim! Die Macht des Elementargeistes gegen Euch scheint ungezweifelt zu sein. Ihr dürft nun das Weitere wagen." Auf des Majors Geheiß nahm ich das Püppchen, das, ungeachtet es zu glühen schien, nur eine wohlthuende elektrische Wärme ausströmte, drückte es an die Wunde und stellte mich vor einen runden Spiegel, von dem der Major ein verhüllendes Tuch herabgezogen. „Spannt, sprach O'Malley mir nun leise in's Ohr, spannt Euer Inneres nun zum leidenschaftlichsten Verlangen, welches Euch, da der Teraphim wirkt, nicht schwer werden kann, und sprecht mit dem süßesten Ton, dessen Ihr mächtig, das Wort" — Ja das Wort, ich kenne das seltsam klin-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Mit [illegible]

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

[illegible]

[illegible]

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

[illegible] Band. Mit [illegible] Beigabe

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Inhalt des [illegible] Bandes.

Erzählungen aus Hoffmann's letzten Lebensjahren.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

E. T. A. Hoffmann's

Erzählungen

aus

seinen letzten Lebensjahren

Zweiter Band.

[illegible]

[illegible][1]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

---

[1] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Eugenius gehörte zu den einfachen Menſchen, denen ein kleiner Kreis, in dem ſie ſich froh und frei bewegen, vollkommen genügt, die in der Wiſſenſchaft oder der Kunſt, welche das Eigenthum ihres Geiſtes worden, den ſchönſten und einzigen Zweck ihres Treibens und Strebens ſuchen und finden; denen das kleine Reich, worin ſie heimathlich ſind, die fruchtbare Oaſe in der großen, unwirthbaren, freudenleeren Wüſte ſcheint, für die ſie das übrige Leben halten, das ihnen eben deshalb fremd bleibt, weil ſie ſich nicht ohne Gefahr hinauswagen zu können glauben. Man weiß, daß dergleichen Menſchen eben ihrer Geſinnung halber in gewiſſer Art immerdar Kinder bleiben, daß ſie ungeſchickt, linkiſch, ja in dem ſteifen Gewande einer gewiſſen kleinlichen Pedanterie, in das ihre Wiſſenſchaft ſie einhüllt, engherzig und ſeelenlos ſich darſtellen. Es fehlt dann nicht an mancher Verſpottung, die der Unverſtand, des leichten Sieges gewiß, ſich erlaubt. Aber in dem Innerſten eben ſolcher Menſchen brennt oft die heilige Naphtaflamme höherer Erkenntniß. Fremd geblieben dem wirren Treiben des bunten Weltlebens, iſt das Werk, dem ſie ſich einzig ergeben mit aller Liebe und Treue, der Mittler zwiſchen ihnen und der ewigen Macht alles Seyns, und ihr ſtilles, harmloſes Leben ein ſteter Gottesdienſt im ewigen Tempel des Weltgeiſtes. — So war Eugenius! —

Als Eugenius ſich von ſeiner Beſtürzung erholt und zu Worten kommen konnte, verſicherte er mit einer Heftigkeit, die ihm ſonſt gar nicht eigen, daß, wenn er das Haus der Profeſſorin verlaſſen müſſe, er ſeine Laufbahn hienieden für geendet anſehe; denn nimmermehr werde er, ausgeſtoßen aus ſeiner Heimath, zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen können. Er beſchwor die Profeſſorin in den rührendſten Ausdrücken, den, den ſie doch als ihren Sohn angenommen, doch nicht fortzujagen in die troſtloſe Einöde, denn dafür müſſe er jeden andern Ort halten, welcher er auch ſey.

Die Profeſſorin ſchien mit Mühe nach einem Entſchluß zu ringen.

„Eugenius," ſprach ſie endlich, „es giebt ein Mittel, Sie mir im Hauſe, in denſelben Verhältniſſen, wie ſie bis jetzt beſtanden, zu erhalten. — Werden Sie mein Mann!" —

„Es iſt," fuhr ſie fort, als Eugenius ſie verwundert anblickte, „es iſt gar nicht möglich, daß ein Gemüth, wie das Ihrige, auch nur das mindeſte Mißverſtändniß hegen kann, deshalb nehme ich auch gar keinen Anſtand, Ihnen zu geſtehen, daß der Vorſchlag, den ich Ihnen ſo eben machte, keinesweges ein augenblicklicher Einfall, ſondern das Erzeugniß reiflicher Ueberlegung iſt. — Sie ſind mit den Verhältniſſen des Lebens unbekannt und werden ſich nicht ſo bald, vielleicht nie darein zu ſchicken lernen. Sie brauchen ſelbſt in dem engſten Kreiſe des Lebens jemanden, der Ihnen die Bürde des alltäglichen Bedürfniſſes abnimmt, der für Sie bis in das Kleinſte hinein ſorgt, damit Sie frei in voller Gemüthlichkeit ganz ſich ſelbſt und der Wiſſenſchaft leben können. Das aber vermag niemand beſſer als eine zärtliche, liebende Mutter, und die will ich ſeyn und bleiben im ſtrengſten Sinn des Worts, heiße ich auch vor der Welt Ihre Frau! — Gewiß iſt Ihnen noch nie der Gedanke an Heirath und Ehe in den Sinn gekommen, lieber Eugenius, Sie dürfen auch eben nicht weiter darüber nachdenken, da, hat der Segen des Prieſters uns auch verbunden, in keiner Hinſicht ſich in unſerm Beiſammenſeyn etwas ändern wird, es ſey denn, daß jener Segen mich an heiliger Stätte erſt in aller Frömmigkeit zu Ihrer Mutter weiht, wie Sie zu meinem Sohn. Mit deſto größerer Ruhe durfte ich Ihnen, lieber Eugenius, den Vorſchlag, der manchen Weltling gar ſeltſam und ſonderbar bedünken möchte, wohl machen, da ich überzeugt bin, daß, geben Sie ihn ein, nichts dadurch zerſtört wird. Alles das, was weltliche Verhältniſſe verlangen, um eine Frau glücklich zu machen, wird und muß Ihnen fremd bleiben, ja der Zwang des Lebens, der Druck, die Unbehaglichkeit ſo vieler Anforderungen, mit denen Sie gequält werden würden, dürfte gar leicht jede etwaige Täuſchung vernichten, und Sie deſto lebhafter allen Harm, alle Noth der unbequemen Wirklichkeit fühlen laſſen. Deshalb kann und darf die Mutter in die Stelle der Frau treten."

Gretchen kam herein mit dem Umſchlagetuch, das ſie der Profeſſorin darreichte.

„Ich will," ſprach die Profeſſorin, „ich will durchaus keinen raſchen Entſchluß, lieber Freund! — entſcheiden Sie ſich erſt dann, wenn Sie ſich alles recht reiflich überlegt. — Für heute kein Wort, es iſt eine alte gute Regel, daß man jede Sache, ehe man ſich entſchließt, beſchlafen müſſe."

Damit verließ die Profeſſorin das Glashaus und nahm Gretchen mit ſich fort.

Die Profeſſorin hatte ganz Recht, noch niemals war dem Eugenius etwas von Heirath und Ehe in den Sinn gekommen, und eben nur deshalb hatte ihn der Antrag der Profeſſorin beſtürzt gemacht, weil plötzlich ein ganz neues Bild des Lebens ihm vor Augen zu ſtehen ſchien. Als er die Sache nun aber recht überlegte, ſo fand er nichts Herrlicheres, Wohlthuenderes, als daß die Kirche einen Bund ſegne, der ihm eine gute Mutter und die heiligen Rechte des Sohnes erwerben.

Gern hätte er der alten Frau ſogleich ſeinen Entſchluß kund gethan; da ſie ihm aber bis zum andern Morgen zu ſchweigen geboten, ſo mußte er wohl an ſich halten, unerachtet ſein Blick, ſein ganzes Weſen, das ganz ſtilles, frommes Entzücken war, der Alten verrathen mochte, was in ſeinem Innern vorging.

Als er nun ſich aber anſchickte, dem Rath der Profeſſorin gemäß, die Sache zu beſchlafen, gerade in dem Diliriren des Einſchlummerns, ging ihm ein heller Schimmer, ein Traumbild auf, deſſen Geſtalten aus ſeinem Andenken ſonſt ganz entſchwunden geſchienen. Zu der Zeit, da er als Amanuenſis des Profeſſors Helms die Wohnung bei ihm genommen, kam öfters eine junge Großnichte in's Haus — ein ganz hübſches, artiges Mädchen, die aber ſeine Aufmerkſamkeit ſo wenig erregte, daß er, als ſie einige Zeit weggeblieben und es bald darauf hieß, ſie werde zurückkommen und einen jungen Doktor am Orte heirathen, ſich gar nicht mehr auf ſie beſinnen konnte. Als ſie nun wirklich zurückkam, und ihre Hochzeit mit dem jungen Doktor gefeiert werden ſollte, war der alte Helms krank und konnte das Zimmer nicht verlaſſen. Da ſprach aber das fromme Kind, daß es gleich nach der Trauung mit dem Bräutigam in's Haus kommen und von dem ehrwürdigen Paar den Glück und Heilbringenden Segen erflehen wolle. — Nun geſchah es, daß Eugenius gerade in dem Augenblick in das Zimmer trat, als das Brautpaar vor den Alten kniete.

Gar nicht jenes Mädchen, jene Großnichte, die er ſonſt ſo oft im Hauſe geſehen, ein ganz anderes, höheres Weſen ſchien ihm die engelſchöne Braut. Sie war in weißen Atlas gekleidet. Eng umſpannte das reiche Gewand den ſchlanken Leib und floß dann herab in breiten Falten. Durch koſtbare Spitzen ſchimmerte der blendende Buſen, das kaſtanienbraune, zierlich aufgeflochtene Haar ſchmückte reizend der bedeutſame Myrthenkranz. Eine ſüße fromme Begeiſterung ſtrahlte auf dem Antlitz der Holden, alle Anmuth des Himmels ſchien über ſie hingegoſſen. Der alte Helms ſchloß die Braut in ſeine Arme, dann that die Profeſſorin ein Gleiches und führte ſie dem Bräutigam zu, der mit der Inbrunſt des höchſten Entzückens das Engelskind ſtürmiſch an ſeine Bruſt drückte.

Eugenius, den niemand bemerkte, um den ſich niemand kümmerte, wußte nicht, wie ihm geſchah. Eiskalt und dann glühendheiß fuhr es ihm durch alle Glieder, ein unnennbares Weh durchſchnitt ſeine Bruſt, und doch dünkte ihm, es ſey ihm nie wohler geweſen. — „Wie, wenn nun die Braut ſich dir nahte, wenn du ſie auch an deine Bruſt drückteſt?“ — Dieſer Gedanke, der ihn plötzlich traf wie ein elektriſcher Schlag, ſchien ihm ein ungeheurer Frevel, aber die namenloſe Angſt, die ihn erdrücken wollte, war ja ſelbſt die glühendſte Sehnſucht, das dürſtendſte Verlangen, es möge ſich das begeben, was ſein ganzes Ich auflöſen müßte in vernichtender Schmerzesluſt.

Jetzt bemerkte ihn der Profeſſor und ſprach ihn an: „Nun, Herr Eugenius, da haben wir unſer junges, glückliches Ehepaar — Sie mögen auch immer der Frau Doktorin Glück wünſchen, das iſt wohl ziemlich.“ — Eugenius war keines Wortes mächtig, doch die holde Braut nahte ſich, reichte ihm mit der anmuthigſten Freundlichkeit die Hand, die Eugenius, ohne zu wiſſen, was er that, an die Lippen drückte. Aber nun ſchwanden ihm auch die Sinne, er hielt ſich mit Mühe aufrecht, er vernahm nichts davon, was die Braut zu ihm ſprach, er fand ſich erſt wieder, als das junge Paar längſt das Zimmer verlaſſen und der Profeſſor Helms ihn ein wenig ausſchalt wegen ſeiner unbegreiflichen Schüchternheit, in der er verſtumme und wie ein lebloſes Weſen erſcheine ohne Theilnahme, ohne Empfindung. — Seltſam genug war es wohl, daß, nachdem Eugenius ein paar Tage durch und durch erſchüttert, wie im Traum umhergegangen, die ganze Begebenheit in ſeinem Innern zerfloß zum wirren Traum. —

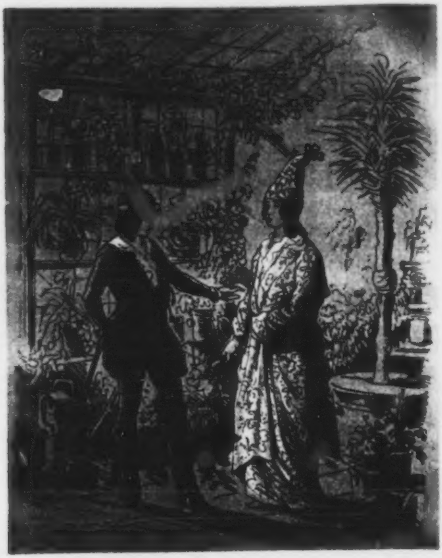
Die Geſtalt der holden engelſchönen Braut, wie er ſie damals in dem Zimmer des Profeſſors Helms geſchaut, war es nun, die ihm plötzlich in regem, glühenden Leben vor Augen ſtand, und alles namenloſe Weh jenes Augenblicks preßte auf's Neue ſeine Bruſt zuſammen. Aber es ſchien ihm, als ſey er ſelbſt der Bräutigam, und die Schönſte breite die Arme aus, daß er ſie umfange und an ſeine Bruſt drücke. Und da er im Uebermaß des höchſten Entzückens auf ſie losſtürzen wolle, fühle er ſich feſtgekettet, und eine Stimme rufe ihm zu: Thor, was willſt du beginnen, du gehörſt nicht mehr dir ſelbſt an, du haſt deine Jugend verkauft, kein Frühling der Liebe und Luſt blüht dir mehr auf, denn in den Armen des eiſigen Winters biſt du erſtarrt zum Greiſe. — Mit einem Schrei des Entſetzens erwachte er aus dem Traum, aber noch war es ihm, als ſähe er die Braut, und hinter ihm ſtehe die Profeſſorin und bemühe ſich ihm die Augen zuzudrücken, damit er die geſchmückte ſchöne Braut nicht ſchauen möge. — „Hinweg,“ rief er, „hinweg, noch iſt meine Jugend nicht verkauft, noch bin ich nicht erſtarrt in den Armen des eiſigen Winters!“ — Mit der glühendſten Sehnſucht flammte ein tiefer Abſcheu auf gegen die Verbindung mit der alten ſechzigjährigen Profeſſorsfrau. —

Eugenius mochte wohl am andern Morgen etwas verſtört ausſehen; die Profeſſorin erkundigte ſich ſogleich nach ſeinem Befinden, bereitete ihm ſelbſt, da er über Kopfweh und Mattigkeit klagte, einen ſtärkenden Trank und pflegte und hätſchelte ihn wie ein verzärteltes krankes Kind.

Und, ſprach Eugenius zu ſich ſelbſt, und all' dieſe mütterliche Liebe und Treue ſollte ich lohnen mit dem ſchwärzeſten Undank, in wahnſinniger Bethörtheit mich losreißen von ihr, von allen meinen Freuden, von meinem Leben? Und das eines Traumbildes halber, das nie für mich aufleben kann, das, vielleicht Verlockung des Satans, mich von ſchnöder Sinnesluſt Verblendeten ſtürzen ſollte in's Verderben? — Giebt es da noch zu denken, zu überlegen? Feſt, unwandelbar feſt ſteht mein Entſchluß! —

Noch an demſelben Abend wurde die alte, beinahe ſechzigjährige Profeſſorin die Braut des jungen Herrn Eugenius, der zur Zeit noch zu den Studenten zu rechnen.

Blatt 60



Zweites Kapitel.

Lebensanſichten eines weltklugen Jünglings. Der Fluch des Lächerlichen. Der Zweikampf um der Braut willen. Verfehlte Nachtmuſik und eingetroffene Hochzeit. Mimosa Pudica.

Eugenius war eben beſchäftigt, einige Topfgewächſe zu beſchneiden, als Sever, der einzige Freund, mit dem er ſparſamen Umgang pflegte, zu ihm hereintrat. — So wie aber Sever den in ſeine Arbeit vertieften Eugenius erblickte, blieb er feſtgewurzelt ſtehen und ſchlug dann eine übermäßige Lache auf.

Das hätte auch wohl ein anderer gethan, der weniger empfänglich für das Bizarre, als der joviale, lebensluſtige Sever.

Die alte Profeſſorin hatte in aller herzlicher Gutmüthigkeit dem Bräutigam die Garderobe des ſeligen Profeſſors erſchloſſen und ſogar geäußert, daß ſie es gern ſehen würde, wenn Eugenius, wolle er auch nicht eben in den altmodigen Kleidern über die Straße gehen, doch von den ſchönen bequemen Morgenanzügen Gebrauch mache.

Da ſtand nun Eugenius in dem weiten mächtigen Schlafrock des Profeſſors, von indiſchem, mit den bunteſten Blumen jeder Art beſäeten Zeuge, eben eine ſolche hohe Mütze auf dem Kopf, auf deren Vorderſeite gerade ein glühendes Lilium bulbiferum (Feuerlilie) prangte, und ſah mit ſeinem Jünglingsgeſicht in dieſer Maske aus wie ein verzauberter Prinz.

„Gott behüte und bewahre,“ rief Sever, als er ſich endlich von ſeinem Lachen erholt, „ich glaubte, es ſpuke hier, und der ſelige Profeſſor wandle, aus dem Grabe erſtanden, unter ſeinen Blumen, ſelbſt ein artiges Staudengewächs mit den ſeltſamſten Blüthen! — Sage, Eugenius, wie kamſt da zu dieſer Maskerade?“

Eugenius verſicherte, daß er in dieſem Anzuge gar nichts Seltſames finde. Die Profeſſorin habe ihm in ihrem jetzigen Verhältniß erlaubt, des verſtorbenen Profeſſors Schlafröcke zu tragen, die bequem und noch dazu von ſolchem koſtbaren Zeuge verfertigt wären, wie es kaum in der ganzen Welt mehr aufzutreiben. Alle Blumen und Kräuter wären nämlich auf das Genaueſte nach der Natur abkonterfeit, und es gäbe in dem Nachlaß noch einige ſeltne Nachtmützen, die ein vollſtändiges Herbarium vivum erſetzten. Dieſe wolle er jedoch aus geziemender Ehrfurcht nur an beſonderen Feſttagen auf's Haupt ſetzen. Selbſt der jetzige Anzug ſey aber ſchon deßhalb höchſt merkwürdig und ſchön, weil der verſtorbene Profeſſor eigenhändig mit unauslöſchbarer Tinte bei jeder Blume, bei jedem Kraut den richtigen Namen bemerkt, wie Sever ſich durch näheres Beſchauen des Schlafrocks und der Mütze überzeugen könne, ſo daß ſolch ein Schlafrock jedem wißbegierigen Lehrling zum herrlichen Studium dienen dürfte.

Sever nahm die Nachtmütze in die Hand, die ihm Eugenius darreichte, und las wirklich in feiner ſauberer Schrift eine Menge Namen, z. B. Lilium bulbiferum, Pitcairnia angustifolia, Cynoglossum omphalodes, Daphne mezereum, Gloxinia maculata u. a. m. Sever wollte auf's Neue ausbrechen in Lachen, doch plötzlich wurde er ſehr ernſt, ſchaute dem Freunde tief in's Auge und ſprach: „Eugenius! — Wär' es möglich — wär' es wahr? — Nein, es kann, es darf nichts anders ſeyn, als ein poſſenhaftes albernes Gerücht, das der böſe Leumund dir und der Profeſſorin zum Hohn ausſtreut! — Lache, Eugenius, lache recht derb, man ſagt, du würdeſt die Alte heirathen?“

Eugenius erſchrak ein wenig, dann verſicherte er aber mit niedergeſchlagenen Augen, daß allerdings wahr ſey, was man ſpreche.

„So hat mich,“ rief Sever in vollem Eifer, „ſo hat mich das Schickſal zur rechten Stunde hergebracht, dich wegzureißen von dem verderblichen Abgrunde, an deſſen Rande du ſtehſt! — Sage, welch' ein heilloſer Wahnſinn hat dich ergriffen, daß du dein Selbſt in der ſchönſten Zeit verkaufen willſt für ein ſchnödes Handgeld?“ — So wie es dem Sever zu geſchehen pflegte bei ſolcher Gelegenheit, er ſprudelte auf, erhitzte ſich ſelbſt immer mehr und mehr, bis er zuletzt Verwünſchungen ausſtieß gegen die Profeſſorin — gegen Eugenius, und eben noch recht derbe Studentenflüche darauf ſetzen wollte, als Eugenius ihn endlich mit Mühe dahin brachte, ſtill zu ſchweigen und ihn anzuhören. Eben Severs aufbrauſende Hitze hatte dem Eugenius ſeine ganze Haltung wieder gegeben. Er ſetzte nun dem Sever mit Ruhe und Klarheit das ganze Verhältniß auseinander, verhehlte nicht, wie die ganze Sache ſich von Haus aus geſtaltet, und ſchloß endlich mit der Frage: welchen Zweifel er wohl hegen könne, daß die Verbindung mit der Profeſſorin eben ganz unbedingt ſein Lebensglück machen werde?

„Armer Freund,“ ſprach Sever, der nun auch wieder ruhig geworden, „armer Freund, in welches dichte Netz von Mißverſtändniſſen haſt du dich verſponnen! — Doch vielleicht gelingt es mir, die feſt geſchurzten Knoten zu löſen, und dann, erſt aus den Banden gerettet, wirſt du den Werth der Freiheit fühlen. — Du mußt fort von hier!“ „Nimmermehr,“ rief Eugenius, „mein Entſchluß ſteht feſt. Du biſt ein unſeliger Weltling, wenn du zweifeln kannſt an dem frommen Sinn, an der treuen Mutterliebe, womit die würdigſte aller Frauen mich, der ich ewig ein unmündiges Kind, durch das Leben führen wird!“

„Höre,“ ſprach Sever, „du nennſt dich ſelbſt ein unmündiges Kind, Eugenius! zum Theil biſt du es wirklich, und dies giebt mir Welterfahrnen das Uebergewicht, das mir ſonſt die Jahre nicht zugeſtehen würden, da ich nur wenig älter als du. Magſt du es daher nicht voreilige Hofmeiſterei nennen, wenn ich dich verſichere, daß du von deinem Standpunkt aus gar nicht vermagſt in der ganzen Sache klar zu ſehen. Glaube ja nicht, daß ich gegen die gute harmloſe Abſicht der Profeſſorin den mindeſten Zweifel hege, daß ich nicht überzeugt bin, ſie will nur dein Glück, aber ſie ſelbſt, guter Eugenius, ſie ſelbſt iſt in großem Irrthum befangen. Es iſt eine alte richtige Bemerkung, daß die Weiber alles vermögen, nur nicht ſich außer ſich ſelbſt heraus zu verſetzen in die Seele des Andern. Was ſie ſelbſt lebhaft empfinden, gilt ihnen für die Norm alles Empfindens überhaupt, und die eigene innere Geſtaltung iſt ihnen der Prototypus, nach dem ſie das, was in des Andern Bruſt verſchloſſen, beurtheilen und richten. So wie ich die alte Profeſſorin kenne in all' ihrem Thun und Weſen, muß ich denken daß ſie nie heftiger Leidenſchaft fähig war, daß ſie jenes Phlegma von jeher beſaß, welches die Mädchen und Frauen lange hübſch erhält, denn in der That noch jetzt ſieht die Alte für ihre Jahre glatt und glau genug aus. Daß der alte Helms das Phlegma ſelbſt war, wiſſen wir beide, und kommt nun hinzu, daß beide nächſt der frommen Einfachheit altvorderlicher Sitten eine recht herzliche Gemüthlichkeit in ſich trugen, ſo mußt' es eine recht glückliche, ruhige Ehe geben, in welcher der Mann niemals die Suppe tadelte, die Frau aber niemals die Studierſtube zur Unzeit ſcheuern ließ. Dieſes ewige Andante des ehelichen Duetts glaubt nun die Profeſſorin mit dir in aller Gemächlichkeit fortſpielen zu können, da ſie dir Phlegma genug zutraut, um nicht plötzlich mit einem Allegro hinauszufahren in die Welt. Bleibt in dem botaniſchen Schlafrock nur alles fein ſtill und ruhig, ſo iſt es am Ende gleich, wer drinnen ſitzt, der alte Profeſſor Helms oder der junge Student Eugenius. O, es iſt kein Zweifel, die Alte wird dich pflegen, dich hätſcheln, ich bitte mich im voraus bei dir zu Gaſte auf den herrlichſten Moccakaffee, den je eine alte Frau bereitet, und ſie wird es gern ſehen, wenn ich mit dir eine Pfeife des feinſten Varinas rauche, die ſie ſelbſt geſtopft, und die ich mit dem Fidibus anzünde, den ſie aus zum Feuertode verdammten Collektaneen des Seligen zugeſchnitten und gekniffen. — Aber wenn nun mitten in dieſe Ruhe, die für mich wenigſtens alle Troſtloſigkeit einer menſchenleeren Wüſte hat, wenn nun in dieſe Ruhe plötzlich der Sturm des Lebens einbricht!" —

„Du meinſt," unterbrach Eugenius den Freund, „wenn böſe Zufälle ſich ereignen — Krankheit" —

„Ich meine," fuhr Sever fort, „wenn durch dieſe Glasfenſter einmal ein Paar Augen hineinblicken, von deren feurigem Strahl die Kruſte ſchmilzt, die dein Inneres überdeckt, und der Vulkan bricht los in verderblichen Flammen" —

„Ich verſtehe dich nicht!" rief Eugenius.

„Und," ſprach Sever weiter, ohne auf Eugenius zu achten, „und wider ſolche Strahlen ſchützt kein botaniſcher Schlafrock, er fällt in Lumpen herab vom Leibe, und wär' er von Asbeſt. — Und — abgeſehen von dem, was ſich in der Art Verderbliches ereignen kann, ſo laſtet von Haus aus in dieſem wahnſinnigen Bündniß der ärgſte aller Flüche auf dir, der Fluch, vor dem auch die kleinſte Blüthe des Lebens erkrankt und abſtirbt — es iſt der Fluch des Lächerlichen." —

Eugenius verſtand in ſeiner beinahe kindiſchen Unbefangenheit wirklich gar nicht recht, was der Freund ſagen wollte; er war im Begriff, ſich ſo viel möglich belehren zu laſſen über die unbekannte Region, von der Sever ſchwatzte, als die Profeſſorin hereintrat.

Ueber Severs Antlitz zuckten tauſend ironiſche Fältchen, ein ſpitzes Wort ſchwebte ihm auf der Zunge. Doch als die Profeſſorin mit aller gemüthlichen Freundlichkeit, mit aller anmuthigen Würde einer edlen Matrone auf ihn zutrat, als ſie ihn mit wenigen herzlichen Worten, die aber recht aus dem Innerſten ſtrömten, bewillkommte als den Freund ihres Eugenius, da war weggetilgt alle Ironie, aller ſchadenfrohe Spott, und es war dem Sever im Augenblick, als gäbe es in der That Weſen und Verhältniſſe im Leben, von denen der gemeine Weltſinn nichts wiſſe, nichts ahne.

Es ſey hier geſagt, daß die Profeſſorin beim erſten Anblick Jeden ſeltſam wohlthuend anſprechen mußte, deſſen Sinn nicht verſchloſſen für den Ausdruck wahrhafter Frömmigkeit und Treue, wie er aus Albert Dürer's Matronen ſpricht; denn einer ſolchen Matrone glich die Profeſſorin ganz und gar. —

Alſo Sever verſchluckte das ſpitze Wort, das ihm auf der Zunge ſchwebte, und ſelbſt dann kam ihm der Spott nicht wieder, als die Profeſſorin ihn wirklich einlud, da es gerade die Vesperzeit, mit Eugenius Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen. —

Sever dankte dem Himmel, als er wieder im Freien, denn die Gaſtlichkeit der alten Frau, der beſondere Zauber der edelſten Frauenwürde, der über ihr ganzes Weſen verbreitet, hatte ihn ſo befangen, daß er in ſeiner tiefſten Ueberzeugung wankte. Ja, daß er wider ſeinen Willen glauben mußte, Eugenius könne in der That glücklich ſeyn in dem widerſinnigen Verhältniß mit der Alten, das war ihm beinahe unheimlich und grauenhaft. —

Doch! — wohl geſchieht es im Leben, daß eine ausgeſprochene böſe Ahnung eintrifft im nächſten Moment, und ſo begab es ſich denn auch, daß ſich ſchon andern Tages etwas kund that von dem Fluch des Lächerlichen, deſſen Sever erwähnt wie in feindlicher Verwünſchung. —

Eugenius ſeltſamer Bräutigamsſtand war bekannt geworden und ſo konnte es nicht fehlen, daß, als er andern Morgens in das einzige Collegium trat, das er noch beſuchte, ihn Alle mit lachenden Geſichtern anblickten. Ja noch mehr, als das Collegium geendet, hatten die Studenten bis auf die Straße hinaus eine Doppelreihe gebildet, die der arme Eugenius durchwandern mußte, und nun ſcholl's überall: Gratulor, Herr Bräutigam — grüß' er das liebe ſüße Bräutlein — hm! ihm hängt wohl der Brauthimmel voll Geigen und Pfeifen u. ſ. w.

Dem Eugenius ſtieg aus allen Adern das Blut mächtig zu Kopf. — Schon auf die Straße gekommen, rief ihm ein roher Burſche aus der Reihe zu: Grüß' deine Braut, die alte — Er ſtieß ein garſtiges

Schimpfwort aus, aber in dem Augenblick erwachten auch alle Furien des Zorns und der Wuth in Eugenius, mit geballter Fauſt ſchlug er ſeinem Widerſacher in's Geſicht, daß er rücklings überſtürzte. Er raffte ſich auf und erhob gegen Eugenius den dicken Knotenſtock, mehrere thaten ein Gleiches, da ſprang aber der Senior der Landsmannſchaft, zu der beide, Eugenius und der Burſche, der ihn beſchimpft, gehörten, dazwiſchen und rief ſtark: Halt! — ſeyd ihr Straßenbuben, daß ihr Euch hier prügeln wollt auf offnem Markt? — Es geht Euch den Teufel was an, ob Eugenius heirathet, und wer ſeine Braut iſt. Seine Braut hat aber Marcell verunglimpft, hier in unſer Aller Gegenwart auf offner Straße, und zwar ſo plebejiſch, daß er den Schimpf mit Schimpf rügen durfte und mußte auf der Stelle. Marcell weiß nun, was er zu thun hat; rührt ſich aber jetzt einer, ſo hat er es mit mir zu thun. Der Senior nahm den Eugenius unter den Arm und geleitete ihn nach Hauſe. „Du biſt," ſprach er dann zu Eugenius, „du biſt ein braver Junge, du konnteſt nicht anders handeln. Aber du lebſt zu ſtill, zu eingezogen, man ſollte dich beinahe für einen Tuckmäuſer halten. Mit dem Schlagen wird es nun nichts ſeyn; fehlt es dir auch nicht an Muth, ſo haſt du doch keine Uebung, und der Prahlhans Marcell iſt einer unſrer beſten geübteſten Schläger, der ſetzt dich auf die Erde beim dritten Stoß. Aber das ſoll nicht ſeyn, ich ſchlage mich für dich, ich fechte deine Sache aus; du kannſt darauf bauen." Der Senior verließ den Eugenius, ohne ſeine Antwort abzuwarten.

„Siehſt du wohl," ſprach Sever, „ſiehſt du wohl, wie meine Prophezeihungen ſchon jetzt ſich zu bewähren beginnen?"

„O ſchweige," rief Eugenius, „das Blut kocht mir in den Adern, ich kenne mich ſelbſt nicht mehr, mein ganzes Weſen iſt zerriſſen! — Gott im Himmel! — welcher böſe Geiſt flammte aus mir heraus in dieſem wilden Jähzorn! — Ich ſage dir, Sever, hatte ich eine Mordwaffe in der Hand, niedergeſtoßen in dem Augenblick hätt' ich den Unglücklichen! — Aber auch nie hat dieſe Bruſt eine Ahnung gehegt, daß es in dem Bereich des Lebens eine Schmach geben könne der Art!"

„Nun," ſprach Sever, „die bittern Erfahrungen treten ein."

„Bleibe weg," fuhr Eugenius fort, „bleibe weg mit deiner geprieſenen Weltklugheit. Ich weiß es, Orkane giebt es, die plötzlich hineinbrechen und im Augenblick zerſtören, was lange ſorgliche Mühe ſchuf. — O mir iſt es, als wenn meine ſchönſten Blumen zerknickt, todt vor meinen Füßen lägen."

Ein Student forderte jetzt in Marcells Namen den Eugenius zum Zweikampf auf den andern Morgen. Eugenius verſprach, zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu ſeyn.

„Du, der du niemals ein Rappier in der Hand gehabt, du willſt dich ſchlagen?" ſo fragte Sever ganz erſtaunt; Eugenius verſicherte aber, daß keine Macht ihn abhalten werde, ſeine Sache ſelbſt auszufechten, wie es ſich gebühre, und daß Muth und Entſchloſſenheit das erſetzen würden, was ihm an Geſchicklichkeit abginge. Sever ſtellte ihm vor, daß im Zweikampf auf den Stoß, wie er am Orte üblich, der Muthigſte dem Geſchickten unterliegen müſſe. Eugenius blieb indeſſen ſtandhaft bei ſeinem Entſchluß, indem er hinzufügte, daß er im Stoßen vielleicht geübter ſey, als man es glaube.

Da ſchloß ihn Sever freudig in die Arme, und rief: „Der Senior hat Recht, du biſt ein braver Junge durch und durch, aber in den Tod ſollſt du nicht gehen, ich bin dein Secundant und werde dich ſchützen, wie ich es nur vermag." —

Leichenbläſſe lag auf Eugenius Antlitz, als er auf den Kampfplatz trat, aber aus ſeinen Augen flammte ein düſtres Feuer, und ſeine ganze Haltung war feſter Muth, die Ruhe der Entſchloſſenheit ſelbſt.

Nicht wenig erſtaunte Sever und eben ſo der Senior, als Eugenius ſich gleich als ein ganz guter Fechter zeigte, dem ſein Gegner beim erſten Gange durchaus nichts anhaben konnte. Beim zweiten Gange traf den Marcell gleich ein geſchickter Stoß in die Bruſt, daß er zuſammenſtürzte.

Eugenius ſollte fliehen, aber nicht von der Stelle wollte er weichen, es möge über ihn ergehen, was es auch ſey. Marcell, den man für todt gehalten, erholte ſich wieder, und nun erſt, da der Wundarzt erklärte, Rettung ſey möglich, begab ſich Eugenius mit Sever von dem Kampfplatz nach Hauſe. „Ich bitte dich," rief Sever, „ich bitte dich, Freund, hilf mir aus dem Traum, denn in der That, zu träumen glaub' ich, wenn ich dich betrachte. Anſtatt des friedlichen Eugenius ſtehet ein gewaltiger Menſch vor mir, welcher ſtößet wie der vortrefflichſte Senior, und eben ſo viel Muth und Gelaſſenheit hat, als dieſer." — „O mein Sever," erwiederte Eugenius, „gäbe der Himmel, du hätteſt Recht, möchte Alles nur ein böſer Traum ſeyn. Aber nein, der Strudel des Lebens hat mich erfaßt, und wer weiß, an welche Klippen mich die dunkle Macht ſchleudert, daß ich zum Tode wund, nicht mehr mich retten kann in mein Paradies, das ich unzugänglich glaubte den finſtern wilden Geiſtern." —

„Und," fuhr Sever fort, „und dieſe finſtern wilden Geiſter, die jedes Paradies zerſtören, was ſind die anders, als die Mißverſtändniſſe, die uns um das Leben betrügen, das heiter und klar vor uns liegt? — Eugenius, ich beſchwöre dich, laß ab von einem Entſchluß, der dich verderben wird! — Ich ſprach von dem Fluch des Lächerlichen, mehr und mehr wirſt du ihn empfinden. Du biſt brav, entſchloſſen, und es iſt vorauszuſehen, daß du, da nun einmal es unmöglich iſt, das Lächerliche deines Verhältniſſes mit der Alten zu vertilgen, dich wohl noch zwanzigmal ſchlagen wirſt deiner Braut halber. Aber je mehr dein Muth, deine Treue ſich bewähren mag, deſto ſchärfer wird die Lauge werden, mit der man dich und deine Thaten übergießt. Aller Glanz deines ſtudentiſchen Heldenthums verbleicht in der abſoluten Philiſterei, die die alte Braut über dich bringen muß." —

Eugenius bat den Sever, von einer Sache zu ſchweigen, die unabänderlich in ſeinem Innern feſt ſtehe, und verſicherte nur noch auf Befragen, daß er ſeine Fechtkunſt lediglich dem verſtorbenen Profeſſor Helms verdanke, der als ein ächter Student aus der älteren Zeit, ungemein auf dieſe Kunſt und überhaupt auf das, was in ſtudentiſcher Sprache „Comment" heißt, gehalten. Beinahe jeden Tages habe er, ſchon der Bewegung halber, ſich ein Stündchen mit dem Alten herumrappieren müſſen, woher ihm denn, ohne daß er jemals den Fechtboden beſucht, hinlängliche Uebung gekommen. —

Eugenius erfuhr von Gretchen, daß die Profeſſorin ausgegangen und nicht zu Mittage, ſondern erſt am Abende nach Hauſe kommen werde, da ſie gar Vieles in der Stadt zu beſorgen. Ihm fiel dieſes deshalb ein wenig auf, weil es ganz aus der Gewohnheit, aus der Lebensweiſe der Profeſſorin lag, das Haus auf ſo lange Zeit zu verlaſſen.

Vertieft in ein wichtiges botaniſches Werk, das ihm eben erſt zur Hand gekommen, ſaß Eugenius in dem Studierzimmer des Profeſſor Helms, das nun das ſeine worden, und hatte in dem Augenblick alles Verhängnißvolle, das ſich am Morgen begeben, beinahe vergeſſen. Die Dämmerung war ſchon eingebrochen, da hielt ein Wagen vor dem Hauſe, und bald darauf trat die Profeſſorin in Eugenius Zimmer. Er erſtaunte nicht wenig, ſie in dem vollen Staat zu ſehen, den ſie nur an hohen Feſttagen anzulegen pflegte. Das ſchwere faltenreiche Kleid von ſchwarzem Moor, reichlich mit ſchönen Brabanter Spitzen beſetzt, das kleine alterthümliche Häubchen, das reiche Perlenhalsband, eben ſolche Armbänder, der ganze Schmuck gab der hohen vollen Geſtalt der Profeſſorin ein gar herrliches, ehrfurchtgebietendes Anſehen.

Eugenius ſprang auf von ſeinem Sitz, aber mit der ungewöhnlichen Erſcheinung trat, ſelbſt wußte er nicht wie, auch alles Unheil des Tages in ſeiner Seele hervor, und unwillkührlich aus der tiefſten Bruſt rief er: O mein Gott!

„Ich weiß,“ ſprach die Profeſſorin mit einem Ton, der in erkünſtelter Ruhe nur zu ſehr die tiefſte Bewegung der Seele verrieth, „ich weiß alles, was ſeit geſtern vorgegangen, lieber Eugenius, ich kann, ich darf Sie nicht tadeln. — Mein Helms hat ſich auch einmal meinethalber ſchlagen müſſen, als ich ſeine Braut, ich hab' es erſt erfahren, als wir ſchon zehn Jahre verheirathet, und mein Helms war ein ruhiger, gottesfürchtiger Jüngling, der gewiß Niemandes Tod wollte. Aber es iſt nicht anders, hab' ich auch niemals begreifen können, warum es nicht anders ſeyn kann. Doch die Frau vermag ja manches nicht zu faſſen, was ſich auf jener dunkeln Kehrſeite des Lebens begiebt, die ihr, will ſie Weib ſeyn, und des Weibes Ehre und Würde behaupten, fern, dunkel bleiben muß, und mit frommer Ergebung mag ſie daran glauben, was der Mann von der Gefahr jener Klippen, die er, ein kühner Pilot, umſchifft hat, erzählt, und nicht weiter forſchen! — Noch von anderm iſt hier aber die Rede. — Ach, ſo ſollte man, — iſt die Sinnenluſt der Jugend vorüber, ſind die grellen Bilder des Lebens verbleicht, — denn das Leben ſelbſt nicht mehr verſtehen, ſollte der Geiſt, iſt er ganz zugewendet dem ewigen Licht, doch nicht das reine Blau des Himmels ſchauen können, ohne daß aus dem Pfuhl des Irdiſchen dunkle Wolken und Gewitter aufſteigen? — Ach! — als mein Helms ſich um meinetwillen ſchlug, da war ich ein blühendes achtzehnjähriges

Mädchen, man nannte mich ſchön — man beneidete ihn. — Und Sie — Sie ſchlagen ſich für eine Matrone, für ein Verhältniß, das die leichtfertige Welt nicht zu faſſen vermag, das nichtswürdige Gottloſigkeit mit frechem Spott begeifert. — Nein, das darf, das ſoll nicht ſeyn! — Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, lieber Eugenius! wir müſſen uns trennen!“ —

„Nimmermehr,“ ſchrie Eugenius, indem er der Profeſſorin zu Füßen ſtürzte und ihre Hände an ſeine Lippen drückte; „wie, meinen letzten Tropfen Blut ſollt' ich nicht verſpritzen für meine Mutter?“ — Und nun beſchwor er die Profeſſorin unter den heißeſten Thränen, zu halten, was ſie verſprochen, nämlich, daß der Segen der Kirche ihn weihen ſolle zu ihrem Sohn! — „Doch ich Unglückſeliger,“ fuhr er dann plötzlich auf, „iſt nicht alles zerſtört, all' mein Hoffen, mein ganzes Lebensglück? Marcell iſt vielleicht ſchon todt — in der nächſten Minute ſchleppt man mich vielleicht in's Gefängniß.“ —

„Seyn Sie ruhig,“ ſprach die Profeſſorin, indem ein anmuthiges Lächeln die Verklärung des Himmels auf ihrem Antlitz verbreitete, „ſeyn Sie ruhig, mein lieber frommer Sohn! Marcell iſt außer aller Gefahr, der Stoß iſt ſo glücklich gegangen, daß durchaus gar keine edlen Theile verletzt ſind. Mehrere Stunden habe ich bei unſerm würdigen Rektor zugebracht. Er hat ſich mit dem Senior Ihrer Landsmannſchaft, mit dem Sekundanten, mit mehreren Studenten, die bei dem ganzen Vorfall zugegen waren, beſprochen. — „Das iſt keine gemeine alberne Rauferei,“ ſprach der edle Greis, „Eugenius konnte die tiefe Schmach nicht anders rügen, und Marcell auch nicht anders handeln. Ich habe nichts erfahren und werde jeder Angeberei zu begegnen wiſſen.“ —

Eugenius ſchrie laut auf vor Wonne und Entzücken, und hingeriſſen von dem Moment, in dem der Himmel ſelbſt durch ſeine ſchönſten Freuden den frommen Sinn des begeiſterten Jünglings zu verherrlichen ſchien, gab die Profeſſorin ſeinem Flehen nach, daß ihre Hochzeit in ganz kurzer Zeit gefeiert werden ſolle.

Am ſpäten Abend, als den Morgen darauf die Trauung in möglichſter Stille gefeiert werden ſollte, ließ ſich auf der Straße vor dem Hauſe der Profeſſorin ein dumpfes Murmeln und leiſes Kichern vernehmen. Es waren Studenten, die ſich verſammelten. Aufflammend im Grimm lief Eugenius nach ſeinem Rappier. Vor Schreck leichenblaß war die Profeſſorin keines Wortes mächtig. Da ſprach aber eine rauhe Stimme auf der Straße: Wollt ihr, ſo werde ich euch beiſtehn in dem ſaubern Ständchen, das ihr dem Brautpaar hier zu bringen im Sinn habt, aber morgen wird ſich dann auch Keiner weigern, mit mir ein Tänzchen zu machen, ſo lange als er ſich auf den Beinen aufrecht erhalten kann! —

Die Studenten ſchlichen einer nach dem andern ſtill fort. Eugenius aus dem Fenſter blickend, erkannte im Laternenſchimmer ſehr deutlich den Marcell, der mitten auf dem Pflaſter ſtand und nicht eher wich, bis der letzte der Verſammelten den Ort verlaſſen.

„Ich weiß nicht," ſprach die Profeſſorin, als die paar alten Freunde des verſtorbenen Helms, die der Trauung beigewohnt, fortgegangen waren, „ich weiß nicht, was unſerm Gretchen iſt, warum ſie geweint hat, wie im troſtloſeſten Schmerz. Gewiß glaubt das arme Kind, wir würden uns nun weniger um ſie kümmern. Nein! — mein Gretchen bleibt mein liebes Töchterlein!" — So ſprach die Profeſſorin, und ſchloß Gretchen, die eben hereingetreten, in ihre Arme. „Ja," ſprach Eugenius, „Gretchen iſt unſer gutes liebes Kind, und mit der Botanik wird's auch noch recht gut gehen." Damit zog er ſie zu ſich hin, und drückte, was er ſonſt bei Leibe nicht gethan, einen Kuß auf ihre Lippen. Aber wie leblos ſank Gretchen in ſeinen Armen zuſammen.

„Was," rief Eugenius, „was haſt du, Gretchen? — Biſt du denn eine kleine **Mimosa***), daß du zuſammenfährſt, wenn man dich anrührt?"

„Das arme Kind iſt gewiß krank, der feuchte kalte Dunſt in der Kirche hat ihr nicht wohlgethan;" ſo ſprach die Profeſſorin, indem ſie der Kleinen die Stirne rieb mit ſtärkendem Waſſer. Gretchen ſchlug die Augen auf mit einem tiefen Seufzer, und meinte, es ſey ihr plötzlich geweſen, als bekäme ſie einen Stich in's Herz hinein, aber nun wäre alles vorüber. —

---

*) **Mimosa pudica** — Sinnpflanze. Die vierfach gefingert gefiederten Blätter ziehen oder legen ſich bei der geringſten Berührung zuſammen.

Drittes Kapitel.

Stilles Familienleben. Der Ausflug in die Welt. Der Spanier Fermino Valies. Warnungen eines verſtändigen Freundes.

Auf den Glockenſchlag fünf Uhr, wenn der letzte ſchöne Morgentraum von dem wohlerhaltenen Exemplar irgend einer ſeltnen Pflanze entflohen, verließ Eugenius ſein Lager, fuhr in den botaniſchen Schlafrock des Profeſſors und ſtudirte, bis ein feines Glöcklein ertönte. Dies geſchah Punkt ſieben Uhr, und war ein Zeichen, daß die Profeſſorin aufgeſtanden, ſich angekleidet, und daß der Kaffee in ihrem Zimmer bereit ſtand. In dies Zimmer begab ſich Eugenius, und ergriff, nachdem er zum Guten Morgen der Profeſſorin die Hand geküßt, ganz nach der Art, wie wohl ein frommes Kind die Mutter begrüßt, die Pfeiſe, die ſchon geſtopft auf dem Tiſche lag, und die er an dem Fidibus anzündete, den ihm Gretchen hinhielt. Unter freundlichem Geſpräch wurde es acht Uhr, dann ſtieg Eugenius hinab in den Garten oder in das Treibhaus, wie es nun eben Witterung und Jahreszeit geſtattete, wo er ſich mit botaniſcher Arbeit beſchäftigte bis eilf Uhr. Dann kleidete er ſich an und ſtand Punkt zwölf Uhr an dem gedeckten Tiſch, auf dem die Suppe dampfte. Die Profeſſorin war dann gar höchlich erfreut, wenn Eugenius bemerkte, daß der Fiſch die gehörige Würze, daß der Braten Saft und Kraft habe ꝛc. „Ganz,“ rief die Profeſſorin, „ganz wie mein Helms, der meine Küche zu loben pflegte, wie ſelten ein Ehemann, dem es manchmal überall ſchmeckt, nur nicht im Hauſe! — Ja, lieber Eugenius, Sie haben ganz und gar das heitre gute Gemüth meines Seligen!“ — Nun folgte ein Zug nach dem andern aus dem ſtillen einfachen Leben des Verſtorbenen, den die Profeſſorin beinahe geſchwätzig erzählte, und der den Eugenius, war ihm auch alles längſt bekannt, doch wieder auf's Neue rührte, und oft ſchloß ſich das einfache Mahl der kleinen Familie damit, daß die letzten Tropfen Weins auf das Andenken des Profeſſors getrunken wurden. Der Nachmittag glich dem Vormittage. Eugenius brachte ihn hin mit ſeinen Studien, bis um ſechs Uhr Abends die Familie ſich wieder verſammelte. Eugenius ertheilte dann ein paar Stunden hindurch, in Gegenwart der Profeſſorin, dem Gretchen Unterricht in dieſer, jener Wiſſenſchaft, dieſer, jener Sprache.

Um acht Uhr wurde gegeſſen, um zehn Uhr begab man ſich zur Ruhe. So war ein Tag dem andern völlig gleich und nur der Sonntag machte eine Ausnahme. Eugenius ging dann Vormittags ſtattlich gekleidet in dieſen, jenen Sonntagsrock des Profeſſors, von zuweilen etwas ſeltſamer Farbe und noch ſeltſamerem Schnitt, mit der Profeſſorin und Gretchen nach der Kirche, und Nachmittags wurde, erlaubt' es die Witterung, eine Spazierfahrt nach einem nicht fern von der Stadt gelegenen Dörſchen gemacht.

So dauerte das klöſterliche einfache Leben fort, aus dem ſich Eugenius nicht hinausſehnte, in dem ihm ſein ganzes Wirken und Seyn eingeſchloſſen ſchien. Wohl mag aber zehrender Krankheitsſtoff ſich im Innern gebären, wenn der Geiſt, ſeinen eigenen Organismus verkennend, im unſeligen Mißverſtändniß den Bedingungen des Lebens widerſtrebt. Krankheit zu nennen war nämlich die hypochondriſche Selbſtgenügſamkeit, zu der Eugenius ganzes Treiben erſtarrte, und die, immer mehr ihm ſeine unbefangene Heiterkeit raubend, ihn für alles, was außer ſeinem engen Kreiſe lag, kalt, ſchroff, ſcheu erſcheinen ließ. Da er niemals, außer an den Sonntagen, in Geſellſchaft ſeiner Gattin Mutter das Haus verließ, ſo kam er aus aller Berührung mit ſeinen Freunden; Beſuche vermied er auf das ſorglichſte, und ſelbſt Severs, ſeines alten treuen Freundes, Gegenwart beängſtete ihn ſo ſichtlich, daß dieſer auch wegblieb.

„Es iſt nun einmal ſo mit dir gekommen, du biſt und mußt nun todt ſeyn für uns. — Ein Erwachen würde dich erſt recht tödten!" —

So ſprach Sever, als er das letztemal den verlornen Freund verließ, dem es gar nicht einmal einfiel, darüber nachzudenken, was Sever mit jenen Worten wohl habe ſagen wollen.

Die Spuren des geiſtigen Verkränkelns zeigten ſich auch bald auf Eugenius todbleichem Antlitz. Alles Jugendfeuer in den Augen war erloſchen, er ſprach die matte Sprache des Engbrüſtigen, und ſah man ihn in dem Ehrenkleide des Profeſſors, ſo mußte man glauben, der Alte wolle den Jüngling hinaustreiben aus ſeinem Rock und ſelbſt wieder hineinwachſen. Vergebens forſchte die Profeſſorin, ob der Jüngling, um den ihr bangte, ſich körperlich krank fühle und des Arztes bedürfe; er verſicherte indeſſen, daß er ſich niemals wohler gefühlt. —

Eugenius ſaß eines Tages in der Gartenlaube, als die Profeſſorin hineintrat, ſich ihm gegenüber ſetzte und ihn ſtillſchweigend betrachtete. Eugenius ſchien, in ein Buch vertieft, ſie kaum zu bemerken.

„Das,“ begann endlich die Profeſſorin, „das habe ich nicht gewollt, nicht gedacht, nicht geahnt!“

Eugenius fuhr, beinahe erſchreckt durch den fremdartigen ſcharfen Ton, in dem die Profeſſorin jene Worte ſprach, von ſeinem Sitze auf.

„Eugenius,“ fuhr die Profeſſorin ſanfter und milder fort, „Eugenius, Sie entziehen ſich der Welt ganz und gar, es iſt Ihre Lebensweiſe, die Ihre Jugend verſtört! Ich, meinen Sie, ſollte nicht tadeln, daß Sie in klöſterlicher Einſamkeit ſich einſchließen in das Haus, daß Sie ganz mir und der Wiſſenſchaft leben, aber es iſt dem nicht ſo. Fern ſey von mir der Gedanke, daß Sie Ihre ſchönſten Jahre einem Verhältniß opfern ſollten, das Sie mißverſtehen, indem Sie dies Opfer bringen. Nein, Eugenius, hinaus ſollen Sie in das Leben treten, das Ihrem frommen Sinn nie gefährlich werden kann.“

Eugenius verſicherte, daß er gegen alles, was außer dem kleinen Kreiſe, der ſeine einzige Heimath ſey, liege, einen innern Abſcheu hege, daß er ſich wenigſtens unter den Menſchen beängſtigt, unbehaglich fühlen werde, und daß er auch am Ende gar nicht wiſſe, wie er es anfangen ſolle, hinauszutreten aus ſeiner Einſamkeit.

Die Profeſſorin, ihre gewohnte Freundlichkeit wieder gewinnend, ſagte ihm nun, daß der Profeſſor Helms eben ſo wie er das einſame, ganz den Studien gewidmete Leben geliebt, daß er aber demunerachtet ſehr oft und in ſeinen jüngern Jahren beinahe täglich ein gewiſſes Kaffeehaus beſucht, in dem ſich meiſtens Gelehrte, Schriftſteller, vorzüglich aber Fremde einzufinden pflegten. So ſey er ſtets mit der Welt, mit dem Leben in Berührung geblieben, und oft habe er dort durch mancherlei Mittheilungen reichlich geerndtet für ſeine Wiſſenſchaft. Ein gleiches ſolle Eugenius thun.

Hätte die Profeſſorin nicht darauf beſtanden, ſchwerlich wäre Eugenius dazu gekommen, ſich wirklich hinauszuwagen aus ſeiner Klauſe.

Das Kaffeehaus, deſſen die Profeſſorin gedachte, war in der That der Sammelplatz der ſchriftſtelleriſchen Welt, und nebenher der Ort, den Fremde zu beſuchen pflegten, ſo daß in den Abendſtunden ein buntes Gewühl in den Sälen auf- und abwogte.

Man kann denken, wie ſeltſam dem Klausner Eugenius zu Muthe war, als er zum erſtenmal ſich in dieſem Gewühle befand. Doch fühlte er ſeine Beklommenheit weichen, als er gewahrte, daß niemand ſich um ihn kümmerte. Immer unbefangener geworden, trieb er es bis zu der Keckheit, irgend eine Erfriſchung bei einem müßig daſtehenden Kellner zu beſtellen, bis in's Tabakzimmer zu dringen, Platz zu nehmen in einer Ecke und den mannigfachen Geſprächen zuhorchend, wirklich ſelbſt ſeiner Lieblingsneigung gemäß eine Pfeiſe zu rauchen. Nun erſt gewann er eine gewiſſe Haltung, und von dem luſtigen lauten Treiben um ihn her auf ihm fremde Weiſe erregt, blies er, ganz fröhlich und guter Dinge, die blauen Wolken vor ſich her.

Dicht neben ihm nahm ein Mann Platz, deſſen Bildung und Anſtand den Fremden verrieth. Er ſtand in der Blüthe des männlichen Alters, mehr klein als groß, war er ſehr wohl geſtaltet, jede ſeiner Bewegungen raſch und geſchmeidig, ſein Antlitz voll eigenthümlichen Ausdrucks. — Es war ihm unmöglich, ſich mit dem herbeigerufenen Kellner zu verſtändigen, je mehr er ſich deshalb mühte, je mehr er in Hitze gerieth und Zorn, deſto wunderlicher wurde das Deutſch, das er herausſtotterte. Endlich rief er auf Spaniſch: Der Menſch tödtet mich mit ſeiner Dummheit. Eugenius verſtand das Spaniſche ſehr gut und ſprach es ſo ziemlich. Aller Blödigkeit entſagend, nahte er ſich dem Fremden und erbot ſich, den Dolmetſcher zu machen. Der Fremde ſchaute ihn an mit durchbohrendem Blick. Dann verſicherte er aber, indem eine anmuthige Freundlichkeit in ſeinem Geſichte aufglänzte, daß er es für ein beſonderes Glück halte, auf Jemanden zu treffen, der ſeine Mutterſprache rede, die ſo ſelten geſprochen werde, unerachtet ſie wohl die herrlichſte ſey, die es gäbe. Er rühmte Eugenius Ausſprache und ſchloß damit, daß die Bekanntſchaft, die er der Gunſt des Zufalls verdanke, feſter geknüpft werden müſſe, welches nicht beſſer geſchehen könne, als bei einem Glaſe des geiſtigen feurigen Weins, der auf dem vaterländiſchen Boden wachſe.

Eugenius erröthete über und über wie ein verſchämtes Kind; als er indeſſen ein paar Gläſer von dem Xeres getrunken, den der Fremde hatte bringen laſſen, fühlte er mit der behaglichen Wärme, die ſein Inneres durchſtrömte, eine ganz beſondere Luſt an des Fremden lebensheiterm Geſpräch.

„Er möge,“ begann endlich der Fremde, nachdem er den Eugenius einen Augenblick ſtillſchweigend betrachtet, „er möge es ihm nicht übel deuten, wenn er nun geſtehe, daß bei dem erſten Blick er ſich über ſein Aeußeres gar verwundert. Sein jugendliches Geſicht, ſeine ganze Bildung ſtehe nämlich mit ſeiner bis zum Bizarren altfränkiſchen Kleidung in ſolch wunderlichem Widerſpruch, daß er ganz beſondere Beweggründe vermuthen müſſe, die ihn nöthigten, ſich auf dieſe Weiſe zu verunſtalten.“

Eugenius erröthete auf's Neue, denn einen flüchtigen Blick auf ſeinen zimmtfarbnen Aermel mit den goldbeſponnenen Knöpfen auf dem Aufſchlag werfend, fühlte er ſelbſt lebhaft, wie ſeltſam er abſtechen müſſe gegen alle, die im Saal befindlich, vorzüglich aber gegen den Fremden, der nach der letzten Mode ſchwarz gekleidet, mit der feinſten, blendend weißen Wäſche, mit dem Bruſtnadelbrillant, die Eleganz ſelbſt ſchien.

Ohne Eugenius Antwort abzuwarten, fuhr der Fremde fort, „daß es durchaus außer ſeinem Charakter läge, jemanden ſeine Lebensverhältniſſe abzufragen, indeſſen flöße ihm Eugenius ein ſolches hohes Intereſſe ein, daß er nicht umhin könne, ihm zu geſtehen, wie er ihn für einen jungen, vom Unglück, von drückender Sorge verfolgten Gelehrten halte. Sein blaſſes, abgehärmtes Geſicht ſpräche dafür, und das altfränkiſche Kleid ſey gewiß das Geſchenk irgend eines alten Mäzens, das er in Ermangelung eines andern zu tragen gezwungen. Er könne und wolle helfen, er ſehe ihn für ſeinen Landsmann an, und nur darum bitte er, alle engherzigen Rückſichten bei Seite zu ſetzen und ſo offen zu ſeyn, als er es gegen den innigſten, bewährteſten Freund ſeyn würde.“

Eugenius erröthete zum dritten Mal, nun aber in dem bittern Gefühl, ja beinahe im Zorn über das Mißverſtändniß, das der unglückſelige Rock des alten Helms vielleicht nicht bei dem Fremden allein, ſondern bei allen Anweſenden veranlaßt. Eben dieſer Zorn löſte ihm aber Herz und Zunge. Er eröffnete dem Fremden ſein ganzes Verhältniß, er ſprach von der Profeſſorin mit dem Enthuſiasmus, den ihm die wahre kindliche Liebe zu der alten Frau einflößte, er verſicherte, daß er der glücklichſte Menſch ſey auf Erden, daß er wünſche, ſeine jetzige Lage möge fortdauern, ſo lange er lebe.

Der Fremde hatte ſehr aufmerkſam alles angehört; dann ſprach er mit bedeutendem, ſcharfen Ton: „Ich lebte auch einmal einſam, viel einſamer als Sie, und glaubte in dieſer Einſamkeit, die Andere troſtlos genannt hätten, daß das Schickſal keinen Anſpruch mehr an mich habe. Da rauſchten die Wogen des Lebens laut auf und mich ergriff ihr Strudel, der mich hinabzureißen drohte in den Abgrund. Doch bald hob ich, ein kühner Schwimmer, mich hoch empor und ſegle nun fröhlich und freudig daher auf ſilberheller Fluth, und fürchte nicht mehr die hoffnungsloſe Tiefe, die das Spiel der Wellen verbirgt. Nur auf der Höhe verſteht man das Leben, deſſen erſter Anſpruch iſt, daß man ſeine Luſt genieße. Und auf den heitern, hellen Lebensgenuß wollen wir die Gläſer leeren!"

Eugenius ſtieß an, ohne daß er den Fremden ganz verſtanden. Seine Worte, in dem ſonoren Spaniſch geſprochen, klangen ihm wie fremde, aber recht in's Innere hineintönende Muſik. Er fühlte ſich zu dem Fremden hingezogen auf beſondere Weiſe, ſelbſt wußte er nicht warum.

Arm in Arm verließen die neuen Freunde das Kaffeehaus. In dem Augenblick, als ſie auf der Straße ſich trennten, kam Sever, der, als er Eugenius erblickte, voll Erſtaunen ſtehen blieb.

„Sage," ſprach Sever, „ſage mir um des Himmels willen, was hat das zu bedeuten? Du auf dem Kaffeehauſe? Du vertraulich mit einem Fremden? — Und noch dazu ſiehſt du ganz erregt, erhitzt aus, als hätteſt du ein Glas Wein zu viel getrunken!"

Eugenius erzählte wie alles gekommen, wie die Profeſſorin darauf beſtanden, daß er das Kaffeehaus beſuchen ſolle, wie er dann die Bekanntſchaft des Fremden gemacht.

„Was doch," rief Sever, „was doch die alte Profeſſorin für einen Scharfſinn hat für's Leben! In der That, ſie ſieht ein, daß der Vogel flügge geworden, und läßt ihn ſich verſuchen im Fliegen! — O der klugen, weiſen Frau!"

„Ich bitte dich," erwiederte Eugenius, „ſchweige von meiner Mutter, die nichts will als mein Glück, meine Zufriedenheit, und deren Güte ich eben die Bekanntſchaft des herrlichen Mannes verdanke, der mich ſo eben verließ."

„Des herrlichen Mannes?" unterbrach Sever den Freund. „Nun, was mich betrifft, ich traue dem Kerl nicht über den Weg. Er iſt übrigens ein Spanier und Sekretair des ſpaniſchen Grafen Angelo Mora, der ſeit Kurzem angekommen und das ſchöne Landhaus vor der

Stadt bezogen hat, das ſonſt, wie du weißt, dem bankerott gewordenen Bankier Overdeen gehörte. — Doch, das wirſt du ſchon alles wiſſen von ihm ſelbſt."

„Mit nichten," erwiederte Eugenius, „mir fiel es nicht ein, ihn nach Stand und Namen zu fragen."

„Das iſt," ſprach Sever lachend weiter, „das iſt der wahre Weltbürgerſinn, wackrer Eugenius! — Der Kerl heißt Fermino Valies und iſt ganz gewiß ein Spitzbube, denn ſo oft ich ihn ſah, fiel mir an ihm ein gewiſſes heimtückiſches Weſen auf, und dann traf ich ihn ſchon auf ganz beſonderen Wegen. — Hüte dich — nimm dich in Acht, o mein frommer Profeſſorsſohn!"

„Nun merk' ich wohl," ſprach Eugenius voller Unmuth, „daß du es darauf abgeſehen haſt, mich durch deine liebloſen Urtheile zu kränken, zu ärgern, aber du ſollſt mich nicht irre machen; die Stimme, die in meinem Innern ſpricht, die iſt es, der ich allein traue, der ich allein folge."

„Füge es," erwiederte Sever, „füge es der Himmel, daß deine innere Stimme kein falſches Orakel ſeyn mag!" — —

Eugenius vermochte erſt ſelbſt nicht zu begreifen, wie es geſchehen können, daß er dem Spanier in den erſten Augenblicken der Bekanntſchaft ſein ganzes Innere erſchloſſen, und hatte er der Macht des Augenblicks die ſeltſame Aufregung zugeſchrieben, in der er ſich befunden, ſo mußte er nun, da das Bild des Fremden in ſeiner Seele unverwiſcht feſt ſtand, es ſich ſelbſt geſtehen, daß das Geheimnißvolle, ja Wunderbare, wie es in dem ganzen Weſen des Fremden ſich kund that, mit wahrer Zauberkraft auf ihn gewirkt, und eben dieſes Weſen ſchien ihm die Urſache des ſeltſamen Mißtrauens zu ſeyn, das Sever wider den Spanier hegte.

Andern Tages, als Eugenius ſich wieder auf dem Kaffeehauſe einfand, ſchien ihn der Fremde mit Ungeduld erwartet zu haben. Unrecht, meinte er, ſey es geweſen, daß er geſtern Eugenius Vertrauen nicht erwiedert und nicht auch von *ſeinen* Lebensverhältniſſen zu ihm geſprochen. Er nenne ſich Fermino Valies, ſey Spanier von Geburt und zur Zeit Sekretair des ſpaniſchen Grafen Angelo Mora, den er in Augsburg getroffen und mit dem er hergekommen. Das Alles habe er ſchon geſtern von einem ſeiner Freunde, Namens Sever, erfahren, erwiederte Eugenius. Da flammte ein glühend Roth plötzlich auf des Spaniers Wangen und verſchwand eben ſo ſchnell. Dann ſprach er mit ſtechendem Blick und beinahe bitter höhnendem Ton: „Nicht glauben konnt' ich, daß Leute, um die ich mich nie gekümmert, mir die Ehre erzeigen würden, mich zu kennen. Doch glaub' ich ſchwerlich, daß Ihr Freund Ihnen mehr über mich wird ſagen können, als ich ſelbſt.“ — Fermino Valies vertraute nun ohne Hehl ſeinem neuen Freunde, daß er, kaum der Knabenzeit entwachſen, verführt durch die boshafte Argliſt mächtiger Verwandten, in ein Kloſter gegangen und Gelübde gethan, gegen die ſich ſpäter ſein Innerſtes empört. Ja, bedroht von der Gefahr, in immerwährender namenloſer Marter hoffnungslos hinzuſiechen, habe er dem Drange nicht widerſtehen können, ſich in Freiheit zu ſetzen, und ſey, als die Gunſt des Schickſals ihm eine Gelegenheit dazu dargeboten, entflohen aus dem Kloſter. Lebendig, mit den glühendſten Farben, ſchilderte nun Fermino das Leben in jenem ſtrengen Orden, deſſen Regel der erfinderiſche Wahnſinn des höchſten Fanatismus geſchaffen, und um ſo greller ſtach dagegen das Bild ab, das er von ſeinem Leben in der Welt aufſtellte, und das ſo reich und bunt war, wie man es nur bei einem geiſtvollen Abentheurer vorausſetzen kann.

Eugenius fand ſich wie von Zauberkreiſen umfangen, er glaubte in dem magiſchen Spiegel des Traums eine ihm neue Welt voll glänzender Geſtalten zu erblicken, und unbemerkt erfüllte ſeine Bruſt die Sehnſucht, ſelbſt dieſer Welt anzugehören. Er gewahrte, daß ſeine Verwunderung über manches, vorzüglich aber dieſe, jene Frage, die er unwillkürlich dazwiſchen warf, dem Spanier ein Lächeln entlockte, das ihm Schaamröthe in's Geſicht trieb. Ihm kam der niederſchlagende Gedanke, daß er in Mannesjahren ein Kind geblieben!

Nicht fehlen konnte es, daß der Spanier mit jedem Tage mehr Herrſchaft gewann über den unerfahrnen Eugenius. So wie nur die gewöhnliche Stunde ſchlug, eilte Eugenius nach dem Kaffeehauſe und blieb länger und länger, da ihm, mochte er es ſich ſelbſt auch nicht geſtehen, vor der Rückkehr aus heitrer Welt in die häusliche Einöde graute. Fermino wußte den kleinen Kreis, in dem er ſich bis jetzt mit ſeinem neuen Freunde bewegt, geſchickt zu erweitern. Er beſuchte mit Eugenius das Theater, die öffentlichen Spaziergänge, und gewöhnlich endeten ſie den Abend in irgend einer Reſtauration, wo hitzige Getränke die aufgeregte Stimmung, in der ſich Eugenius befand, bald bis zur Ausgelaſſenheit ſteigerten. Spät in der Nacht kam er nach Hauſe, warf ſich auf's Lager, nicht um wie ſonſt ruhig zu ſchlafen, ſondern um ſich hinzugeben verwirrten Träumen, die ihm oft Gebilde vorüberführten, vor denen er ſich früher entſetzt haben würde. — Matt und abgeſpannt, unfähig zu wiſſenſchaftlicher Arbeit, fühlte er ſich dann am Morgen, und erſt wann die Stunde ſchlug, in der er den Spanier zu ſehen gewohnt, kamen alle Geiſter des wildverſtörten Lebens in ihm zurück, die unwiderſtehlich ihn forttrieben.

Eben zu ſolcher Stunde, als Eugenius wieder forteilen wollte nach dem Kaffeehauſe, guckte er, wie er zu thun gewohnt, in das Zimmer der Profeſſorin, um flüchtig Abſchied zu nehmen.

„Treten Sie herein, Eugenius, ich habe mit Ihnen zu reden!“ So rief ihm die Profeſſorin entgegen, und in dem Ton, mit dem ſie dieſe Worte ſprach, lag ſo viel ſtrenger, ganz ungewohnter Ernſt, daß Eugenius feſtgebannt wurde von jäher Beſtürzung.

Er trat in's Zimmer; nicht ertragen konnte er den Blick der Alten, in dem ſich tiefer Verdruß mit niederbeugender Würde paarte.

Mit ruhiger Feſtigkeit hielt nun die Profeſſorin dem Jüngling vor, wie er ſich nach und nach zu einer Lebensart verlocken laſſen, die alle Ehrbarkeit, alle gute Sitte und Ordnung verhöhne, und ihüber kurz oder lang in's Verderben ſtürzen werde.

Wohl mochte es ſeyn, daß die Alte, die Bedingniſſe des Jugendlebens zu ſehr nach der Sitte älterer frömmerer Zeit abwägend, in ihrer langen und bisweilen zu heftig werdenden Strafpredigt das richtige Maaß überſchritt. So mußte es aber kommen, daß das Gefühl des Unrechts, das erſt den Jüngling erfaßt hatte, unterging in dem bittern Unmuth, den die immer mächtiger werdende Ueberzeugung, wie er ſich doch niemals einem eigentlich ſträflichen Hange überlaſſen, in ihm erregte. Wie es denn zu geſchehen pflegt, daß der Vorwurf, der nicht ganz trifft in's Innerſte hinein, von der Bruſt des Schuldigen wirkungslos abprallt.

Als die Profeſſorin ihre Strafpredigt endlich ſchloß mit einem kalten, beinahe verächtlichen: „Doch! gehen Sie, thun Sie, was Sie wollen!“ da kam ihm der Gedanke, wie er in Mannesjahren ein Kind geblieben, mit erneuter Stärke zurück. — „Armſeliger Schulknabe! wirſt du nie der Zuchtruthe entrinnen?“ — So ſprach eine Stimme in ſeinem Innern! — Er rannte von dannen.

Viertes Kapitel.

Der Garten des Grafen Angelo Mora. Eugenius Entzücken und Gretchens Schmerz. Die gefährliche Bekanntſchaft.

Ein von dem tiefſten Unmuth, von den widerſprechendſten Gefühlen beſtürmtes Gemüth verſchließt gern ſich in ſich ſelbſt, und ſo geſchah es denn auch, daß Eugenius, als er ſchon vor dem Kaffeehauſe ſich befand, ſtatt hineinzutreten, ſich ſchnell entfernte, unwillkürlich hinauslaufend in's Freie.

Er gelangte vor das breite Gitterthor eines Gartens, aus dem ihm balſamiſche Düfte entgegenſtrömten. Er ſchaute hinein und blieb im tiefſten Erſtaunen feſtgewurzelt ſtehen.

Ein mächtiger Zauber ſchien die Bäume, die Gebüſche der entfernteſten verſchiedenſten Zonen hieher verſetzt zu haben, die im bunteſten Gemiſch der ſeltſamſten Farben und Geſtaltungen üppig prangten, wie dem heimathlichen Boden entſproſſen. Die breiten Gänge, die den magiſchen Wald durchſchnitten, faßten fremde Gewächſe, Stauden ein, die Eugenius nur dem Namen, der Abbildung nach gekannt, und ſelbſt Blumen, die er wohl gezogen im eignen Treibhauſe, erblickte er hier in einer Fülle und Vollendung, wie er ſie nie geahnet. Durch den Mittelgang konnte er hinſchauen bis zu einem großen runden Platz, in deſſen Mitte aus einem Marmorbecken ein Triton Kryſtallſtrahlen hoch in die Höhe ſpritzte. Silberpfauen ſtolzirten daher, Goldfaſane badeten ſich in dem Feuer der Abendſonne. — Nicht gar zu fern vom Thor blühte eine Datura fastuosa (ſchöner Stechapfel) mit ihren herrlich duftenden großen trichterförmigen Blumen, in ſolch glanzvoller Pracht, daß Eugenius mit Schaam an die ärmliche Geſtaltung dachte, die daſſelbe Gewächs in ſeinem Garten zeigte. Es war das Lieblingsgewächs der Profeſſorin, und allen Unmuth vergeſſend, dachte Eugenius eben: Ach! — könnte die gute Mutter ſolch' eine Datura in den Garten bekommen! — Da ſchwebten, wie von den Abendlüften getragen, ſüße Akkorde eines unbekannten Inſtruments aus den fernen Zaubergebüſchen, und leuchtend ſtiegen die wunderbaren Himmelstöne einer weiblichen Stimme empor. — Es war eine jener Melodien, die nur die Liebesbegeiſterung des Südens aus der tiefſten Bruſt hervorzurufen vermag, es war eine ſpaniſche Romanze, die die Verborgene ſang.

Aller ſüße namenloſe Schmerz der innigſten Wehmuth, alle Gluth inbrünſtiger Sehnſucht erfaßte den Jüngling, er gerieth in eine Trunkenheit der Sinne, die ihm ein unbekanntes fernes Zauberland voll Traum und Ahnung erſchloß. Er war auf die Kniee geſunken und hatte den Kopf feſt angedrückt an die Stäbe des Gitters.

Tritte, die ſich dem Gatterthor nahten, ſcheuchten ihn auf, und er entfernte ſich ſchnell, um in ſeinem aufgeregten Zuſtande nicht von Fremden überraſcht zu werden. —

Unerachtet die Dämmerung ſchon eingebrochen, fand Eugenius doch noch Gretchen im Garten mit den Pflanzen beſchäftigt.

Ohne aufzublicken ſprach ſie mit leiſer ſchüchterner Stimme: Guten Abend, Herr Eugenius! — „Was iſt dir," rief Eugenius, dem des Mädchens ſeltſame Beklommenheit auffiel, „was iſt dir, Gretchen? — Schau mich doch an!"

Gretchen blickte zu ihm auf, aber in dem Augenblick quollen ihr auch die heißen Thränen aus den Augen.

„Was iſt dir, liebes Gretchen," wiederholte Eugenius, indem er des Mädchens Hand faßte. Aber da ſchien ein jäher Schmerz des Mädchens Inneres zu durchzucken. Alle Glieder bebten, die Bruſt flog auf und nieder, ihr Weinen brach aus in heftiges Schluchzen.

Ein wunderbares Gefühl, wohl mehr als Mitleid, durchdrang den Jüngling.

„Um des Himmels willen," ſprach Eugenius in der ſchmerzlichſten Theilnahme, „um des Himmels willen, was haſt du, was iſt dir geſchehen, mein liebes Gretchen? — Du biſt krank, ſehr krank! — Komm, ſetze dich, vertraue mir alles!"

Damit führte Eugenius das Mädchen auf eine Gartenbank, ſetzte ſich zu ihr und wiederholte, indem er ihre Hand leiſe drückte: „Vertraue mir alles, mein liebes Gretchen!"

Dem Roſenſchimmer des erwachten Morgens gleich, brach ein holdes Lächeln durch des Mädchens Thränen. Sie ſeufzte tief, der Schmerz ſchien gebrochen und das Gefühl unbeſchreiblicher Luſt, ſüßer Wehmuth ſie zu durchdringen.

„Ich bin," liſpelte ſie leiſe mit niedergeſchlagenen Augen, „ich bin wohl ein dummes, einfältiges Ding, und es iſt alles nur Einbildung, lauter Einbildung! — Und doch," rief ſie dann ſtärker, indem ihr Thränen wieder aus den Augen ſtürzten, „und doch iſt es ſo — doch iſt es ſo!"

„So ſage," ſprach Eugenius ganz beſtürzt, „ſo faſſe dich doch nur, liebes Gretchen, und erzähle, vertraue mir, was dir denn Böſes geſchehen, was dich ſo tief erſchüttert hat."

Endlich kam Gretchen zu Worten. Sie erzählte, wie in Eugenius Abweſenheit ein fremder Mann plötzlich durch die Thüre, die ſie zu verriegeln vergeſſen, in den Garten getreten und ſehr eifrig nach ihm gefragt habe. Der Mann habe in ſeinem ganzen Weſen was Beſonderes gehabt, ſie aber mit ſolchen ſeltſamen, feurigen Augen angeblickt, daß ihr es ganz eiskalt durch alle Glieder gefahren ſey und ſie vor lauter Angſt und Bangigkeit kaum ein Glied rühren können. Dann habe der Mann ſich in ganz wunderlichen Worten, die ſie, da er überhaupt gar kein rechtes Deutſch geſprochen, kaum verſtanden, nach dieſem, jenem erkundigt, und zuletzt gefragt — hier ſtockte Gretchen plötzlich, indem ihre Wangen Feuerlilien glichen. Als nun aber Eugenius in ſie drang, alles, alles herauszuſagen, erzählte ſie weiter, daß der Fremde ſie gefragt, ob ſie nicht dem Herrn Eugenius recht gut ſey. Recht aus der Seele habe ſie erwiedert: O ja, recht von Herzen! Da ſey der Fremde dicht an ſie herangetreten und habe ſie wieder mit jenem abſcheulichen Blick ordentlich durchbohrt, ſo daß ſie die Augen niederſchlagen müſſen. Noch mehr! recht frech und unverſchämt habe der Fremde ſie auf die Wangen geklopft, die ihr vor lauter Angſt und Bangigkeit gebrannt, dabei geſagt: du niedliche hübſche Kleine, ja recht gut ſeyn, recht gut ſeyn! und dann ſo hämiſch gelacht, daß ihr das Herz im Leibe gezittert. In dem Augenblick ſei die Frau Profeſſorin an's Fenſter getreten, und der Fremde habe gefragt: ob das die Frau Gemahlin des Herrn Eugenius ſey, und als ſie erwiedert: ja, es ſey die Mutter, recht höhniſch gerufen: Ei, die ſchöne Frau! — Du biſt wohl eiferſüchtig, Kleine? — hierauf wieder ſo hämiſch und argliſtig gelacht, wie ſie es nie von einem Menſchen gehört, dann aber, nachdem er die Frau Profeſſorin nochmals recht ſcharf in's Auge gefaßt, ſich ſchnell aus dem Garten entfernt.

„Aber," ſprach nun Eugenius, „aber in dieſem Allen, liebes Gretchen, finde ich noch gar nichts, das dich ſo tief, ſo gar ſchmerzlich hätte betrüben können."

„O Herr,“ brach Gretchen los, „o Herr des Himmels, wie oft hat die Mutter mir geſagt, daß Teufel in menſchlicher Geſtalt auf der Erde umherwandelten, die überall Unkraut unter den Weizen ſäeten, die den Guten allerlei verderbliche Schlingen legten! — O gütiger Gott! — der Fremde, er war der Teufel, der —“

Gretchen ſtockte. Eugenius hatte gleich gemerkt, daß der Fremde, der Gretchen im Garten überraſcht, niemand anders geweſen ſeyn konnte, als der Spanier Fermino Valies, und wußte nun recht gut, was Gretchen ſagen wollte.

Nicht wenig darüber betreten, fragte er nun kleinmüthig: ob er ſich denn wirklich ſeit einiger Zeit in ſeinem Betragen geändert habe?

Da ſtrömte Alles heraus, was Gretchen in der Bruſt verſchloſſen. Sie hielt dem Jüngling vor, daß er jetzt im Hauſe ſtets trübe, in ſich verſchloſſen, wortkarg, ja zuweilen ſo ernſt und finſter ſey, daß ſie es gar nicht wage, ihn anzureden. Daß er keinen Abend mehr ſie ſeines Unterrichts würdige, der ihr ach ſo lieb, ja wohl das Beſte geweſen, was ſie auf der Welt gehabt. Daß er gar keine Freude mehr an den ſchönen Gewächſen und Blumen habe — ach! daß er geſtern auf die ſo herrlich blühenden Balſaminen, die ſie allein ſo ſorgſam gezogen, auch nicht einen Blick geworfen, daß er überhaupt gar nicht mehr der liebe gute —

Ein Thränenſtrom erſtickte Gretchens Worte.

„Sey ruhig, laß keine thörichten Einbildungen in dir aufkommen, mein gutes Kind!“ — So wie Eugenius dieſe Worte ſprach, fiel ſein Blick auf Gretchen, die ſich von der Bank, auf der ſie geſeſſen, erhoben, und als zerſtreuten ſich plötzlich Zaubernebel, die ihn geblendet, gewahrte er nun erſt, daß nicht ein Kind, daß eine ſechszehnjährige Jungfrau in der höchſten Anmuth des entfalteten Jugendreizes vor ihm ſtand. — In ſeltſamer Ueberraſchung vermochte er nicht weiter zu reden. Endlich ſich ermannend, ſprach er leiſe: „Sey ruhig, mein gutes Gretchen, es wird noch alles anders werden,“ und ſchlich aus dem Garten in's Haus die Treppe hinauf.

Hatte Gretchens Schmerz, ihr Abſcheu gegen den Fremden, des Jünglings Bruſt auf beſondere Weiſe bewegt, ſo war eben deshalb ſein Groll gegen die Profeſſorin geſtiegen, der er in ſeiner Bethörung allein Gretchens Gram und Leid zuſchrieb.

Als er nun zur Profeſſorin hineintrat, und dieſe ihn anreden wollte, unterbrach er ſie mit den heftigſten Vorwürfen, daß ſie dem jungen Mädchen allerlei abgeſchmacktes Zeug in den Kopf geſetzt und über ſeinen Freund, den Spanier Fermino Valies, geurtheilt habe, den ſie gar nicht kenne und niemals kennen werde, da der Maaßſtab einer alten Profeſſorsfrau zu klein ſey für wahrhaft lebensgroße Geſtaltungen.

„So weit iſt es gekommen!“ rief die Profeſſorin mit dem ſchmerzlichſten Ton, indem ſie die Augen, die gefalteten Hände gen Himmel erhob.

„Ich weiß nicht,“ ſprach Eugenius verdrießlich, „ich weiß nicht, was Sie damit meinen, aber mit mir iſt es wenigſtens noch nicht ſo weit gekommen, daß ich mit dem Teufel Gemeinſchaft gemacht!“ —

„Ja!“ rief die Profeſſorin mit erhöhter Stimme, „ja, in des Teufels Schlingen ſind Sie, Eugenius! Schon hat der Böſe Macht über Sie, ſchon ſtreckt er ſeine Krallen aus, Sie hinabzureißen in den Pfuhl ewigen Verderbens! — Eugenius! laſſen Sie ab von dem Teufel und ſeinen Werken, es iſt Ihre Mutter, die Sie bittet, beſchwört“ —

„Soll ich,“ unterbrach Eugenius die Profeſſorin erbittert, „ſoll ich begraben ſeyn in dieſen öden Mauern? — ſoll ich freudenlos das kraftigſte Leben des Jünglings hinopfern? — Sind die harmloſen Vergnugungen, die die Welt darbietet, Werke des Teufels?“

„Nein,“ rief die Profeſſorin, indem ſie ermattet in einen Stuhl ſank, „nein, nein, aber —“ In dem Augenblick trat Gretchen herein, und fragte, ob die Profeſſorin, ob Eugenius nicht zu Nacht eſſen wolle, alles ſey bereit.

Sie ſetzten ſich zu Tiſche, ſtumm und düſter, keines Wortes machtig vor den feindlichen Gedanken, die das Innere erfüllten. —

Am frühen Morgen erhielt Eugenius ein Billet von Fermino Valies des Inhalts:

> Sie waren geſtern am Gatterthor unſers Gartens. Warum traten Sie nicht hinein? Zu ſpät hat man Sie bemerkt, um Sie einzuladen. Nicht wahr, Sie haben ein kleines Eden für Botaniker geſchaut? — Heute gegen Abend erwartet Sie an demſelben Gatterthor
>
> Ihr innigſter Freund
> Fermino Valies.

Nach dem Bericht der Köchin hatte das Billet ein furchtbarer, ganz ſchwarzer Menſch überbracht, wahrſcheinlich ein mohriſcher Diener des Grafen.

Eugenius fühlte ſein ganzes Herz aufgehen bei dem Gedanken, daß er nun eintreten ſollte in das Paradies voll herrlichen Zaubers. Er hörte die Himmelstöne, die den Gebüſchen entſtiegen, und ſeine Bruſt bebte vor Inbrunſt und Verlangen. Zerronnen war aller Unmuth in dem luſterfüllten Gemüth.

Bei Tiſche erzählte er, wo er geweſen und wie der Garten des Bankiers Overdeen vor dem Thore, den der Graf Angelo Mora beſitze, ſich ganz und gar verändert habe, und jetzt ein wahrer botaniſcher Zaubergarten ſey. Gütig wolle ihn heute Abend ſein Freund Fermino Valies hineinführen, und er werde nun Alles mit leiblichen Augen in der Natur ſchauen, was er ſonſt nur aus Beſchreibungen und Bildern gekannt. Weitläuftig ſprach er nun über alle wunderbare, fernen Zonen entrückte Bäume und Büſche, nannte ihre Namen, gab ſein tiefſtes Erſtaunen darüber zu erkennen, wie ſie das heimathliche Clima hätten entbehren und hier aufgezogen werden können. Dazu kam er auf die Sträucher, auf die Stauden, auf die Gewächſe, und verſicherte, daß alles in dieſem Garten ganz fremdartig und ungewöhnlich ſey, daß er z. B. in ſeinem Leben keine ſolche Datura fastuosa geſehen, wie ſie im Garten blühe. Der Graf müſſe geheimnißvoller Zaubermittel mächtig ſeyn, denn gar nicht zu begreifen wäre ſonſt, wie dies Alles in der kurzen Zeit, während der Graf ſich hier aufhalte, habe bewerkſtelligt werden können. Dann ſprach er von den Himmelstönen der weiblichen Stimme, die den Gebüſchen entſchwebten, und erſchöpfte ſich in Schilderungen der Wonne, die er dabei gefühlt.

Eugenius bemerkte in ſeiner Freude, in ſeinem Entzücken nicht, daß er allein ſprach, und daß die Profeſſorin und Gretchen ſtumm und in ſich gekehrt da ſaßen.

Als er die Mahlzeit geendet, ſprach die Profeſſorin, indem ſie ſich von ihrem Sitze erhob, ſehr ernſt und gelaſſen: „Sie befinden ſich in einem ſehr aufgeregten bedrohlichen Zuſtande, mein Sohn! Der Garten, den Sie mit ſo vielem Eifer beſchreiben und deſſen Wunder Sie böſen Zauberkräften des unbekannten Grafen zuſchreiben, hatte ſchon ſeit vielen, vielen Jahren dieſelbe Geſtalt, und dieſe ſeltſame, ja, wie ich zugeben will, wunderbare Geſtaltung iſt das Werk eines fremden kunſtreichen Gärtners, der in Overdeens Dienſten ſtand. Ich war mit meinem lieben Helms ein paarmal dort, der meinte aber, es wäre ihm alles zu künſtlich, und der Zwang, den man der Natur angethan, um das Fremde, einander Entgegengeſetzte in abentheuerlicher Miſchung zuſammenzubringen, beklemme ihm das Herz.“ —

Eugenius zählte die Minuten; endlich ſank die Sonne, und er durfte ſich auf den Weg machen.

„Die Pforte des Verderbens iſt geöffnet, und der Diener ſteht bereit, das Opfer zu empfahen!“ So rief die Profeſſorin im Schmerz und Zorn; Eugenius verſicherte dagegen, daß er aus dem Ort des Verderbens geſund und unverſehrt zurückzukommen hoffe.

Der Menſch, der das Billet von dem Fremden gebracht, habe ganz ſchwarz, ganz abſcheulich ausgeſehen, meinte Gretchen.

„Wohl gar,“ ſprach Eugenius lächelnd, „wohl gar mag es Luzifer ſelbſt, oder wenigſtens ſein erſter Kammerdiener geweſen ſeyn? Gretchen, Gretchen! fürchteſt du dich noch vor dem Schornſteinfeger?“ Gretchen ſchlug erröthend die Augen nieder, Eugenius entfernte ſich ſchnell.

Vor lauter Bewunderung der botaniſchen Pracht und Herrlichkeit, die ſich ihm in dem Garten des Grafen Angelo Mora aufthat, konnte Eugenius gar nicht zu ſich ſelbſt kommen.

„Nicht wahr,“ ſprach Fermino Valies endlich, „nicht wahr, Eugenius, es giebt noch Schätze, die du nicht kannteſt. Hier ſieht es anders aus, als in deinem Profeſſors Garten.“

Es iſt zu bemerken, daß der enger geſchloſſene Bund die Benennung mit dem brüderlichen Du unter den Freunden herbeigeführt hatte. —

„O ſprich,“ erwiederte Eugenius, „ſprich nicht von dem armſeligen öden Plätzchen, wo ich, einer kranken, mühſam vegetirenden Pflanze gleich, ein kümmerliches freudenloſes Leben hingeſchmachtet habe! — O dieſe Pracht — dieſe Gewächſe, dieſe Blumen — Hier zu bleiben — hier zu wohnen!“ —

Fermino meinte, daß wenn Eugenius ſich dem Grafen Angelo Mora nähern wolle, welches er (Fermino) ſehr gern vermitteln werde, jener Wunſch leicht erfüllt werden könne, in ſo fern es ihm möglich, ſich von der Profeſſorin wenigſtens auf die Zeit zu trennen, während der Graf hier bliebe.

„Doch," fuhr Fermino fort mit ſpöttelndem Tone, „doch das iſt wohl nicht möglich. Wie ſollte ſolch ein junger Ehemann, als du, mein Freund, nicht noch im Entzücken der Liebe ſchwärmen, und ſich nur einen Augenblick ſeine Seligkeit rauben laſſen. — Ich habe geſtern deine Frau geſehen. In der That für ihre hohen Jahre ein glaues muntres Weiblein. — Es iſt doch erſtaunlich, wie lange Amors Fackel in dem Herzen mancher Weiber zu brennen vermag. — Sage mir nur, wie dir bei den Umarmungen deiner Sara, deiner Ninon zu Muthe wird? — Du weißt, wir Spanier ſind von feuriger Einbildungskraft, und daher kann ich an dein Eheglück gar nicht denken ohne in Flammen zu gerathen! — Du biſt doch nicht eiferſüchtig?" —

Der ſpitze tödtende Pfeil des Lächerlichen traf des Jünglings Bruſt. Er dachte an Severs Warnungen, er fühlte, daß, ließe er ſich darauf ein, über ſein eigentliches Verhältniß mit der Profeſſorin zu ſprechen, er den Spott des Spaniers nur noch mehr reizen würde. Aber auf's Neue ſtand es auch klar vor ſeiner Seele, daß ein falſcher, täuſchender Traum ihn, den unerfahrnen Jüngling, um ſein Leben betrogen. Er ſchwieg, doch die brennende Röthe, die ſein Geſicht überzog, mußte dem Spanier die Wirkung ſeiner Worte verrathen.

„Schön," ſprach Fermino Valies weiter, ohne des Freundes Antwort abzuwarten, „ſchön iſt es hier und herrlich, es iſt wahr, aber nenne darum deinen Garten nicht öde und freudenleer. Eben in deinem Garten fand ich geſtern etwas, was alle Pflanzen, Gewächſe, Blumen auf dem ganzen Erdboden weit, weit übertrifft. — Du weißt, daß ich nichts anders im Sinn haben kann, als das Engelsbild von Mädchen, die bei dir hauſet. Wie alt iſt die Kleine?"

„Sechszehn Jahre, glaub' ich," ſtotterte Eugenius.

„Sechszehn Jahre!" wiederholte Fermino, „ſechszehn Jahre! — hier zu Lande das ſchönſte Alter! — In der That, als ich das Mädchen ſah, wurde mir manches klar, mein lieber Eugenius! Euer kleiner Haushalt iſt wohl recht idylliſch, alles friedlich und freundlich, die gute Alte iſt zufrieden, wenn Männlein bei guter Laune bleibt — ſechszehn Jahre? — Ob das Mädchen wohl noch unſchuldig ſeyn mag?" —

Alles Blut gährte in Eugenius auf bei dieſer frechen Frage des Spaniers.

„Sündlicher Frevel,“ fuhr er den Spanier zornig an, „ſündlicher Frevel iſt deine Frage; Schmutz, der den himmelsklaren Spiegel, dem des Mädchens reines Gemüth gleicht, nicht zu beflecken vermag.“

„Nun nun,“ ſprach Fermino, indem er dem Jüngling einen heimtückiſchen Blick zuwarf, „nun nun, ereifre dich nur nicht, mein junger Freund! der reinſte klarſte Spiegel nimmt die Bilder des Lebens auch am lebendigſten auf, und dieſe Bilder — doch ich merke, daß du nicht gern von der Kleinen hören magſt, und ſchweige daher.“

In der That malte ſich auf Eugenius Geſicht bittrer Unmuth, der ihn ganz verſtörte. Ja, unheimlich wurde ihm dieſer Fermino, und aus dem tiefſten Grunde ſeines Innerſten wollte der Gedanke hervorkeimen, daß Gretchen, das ahnende Kind, wohl Recht haben könne, wenn ihr dieſer Fermino als ein ſataniſches Prinzip erſchienen.

In dieſem Augenblick ließen ſich wie Meereswogen anſchwellende Accorde aus dem Gebüſch hören, und jene Stimme ertönte, die geſtern alles Entzücken der ſüßeſten Wehmuth in des Jünglings Bruſt entzündet.

„O Herr des Himmels!“ rief der Jüngling, indem er erſtarrt ſtehen blieb.

„Was iſt es?“ fragte Fermino; aber Eugenius gab keine Antwort, ſondern horchte dem Geſange zu, ganz verloren in Wonne und Luſt.

Fermino ſchaute ihn an, mit Blicken, die in ſein Innerſtes dringen zu wollen ſchienen.

Als der Geſang endlich ſchwieg, ſeufzte Eugenius tief auf, und als könne nun erſt alle ſüße Wehmuth der gepreßten Bruſt entſteigen, traten ihm helle Thränen in die Augen.

„Dich ſcheint,“ ſprach Fermino lächelnd, „dich ſcheint der Geſang ſehr zu ergreifen!“

„Woher,“ rief Eugenius begeiſtert, „woher dieſe Töne des Himmels? – Keiner Sterblichen Bruſt kann ihre Heimath ſeyn.“

„Doch,“ ſprach Fermino weiter, „doch! – Es iſt Gräfin Gabriela, die Tochter meines Herrn, welche nach Landesſitte Romanzen ſingend und ſich auf der Guitarre begleitend, durch des Gartens Gänge luſtwandelt.“

Ganz unvermuthet trat Gräfin Gabriela, die Guitarre im Arm aus dem dunklen Gebüſch, ſo, daß ſie plötzlich dicht vor Eugenius ſtand.

Es iſt zu ſagen, daß Gräfin Gabriela in jedem Betracht ſchön zu nennen war. Der üppige Bau ihres Körpers, der ſiegende Feuerblick ihrer großen ſchwarzen Augen, die hohe Anmuth ihres Weſens, der volle ſonore Silberklang der tiefen Stimme, alles dieſes verrieth, daß ſie unter heiterm ſüdlichen Himmel geboren.

Gefährlich mögen ſolche Reize ſeyn, aber noch gefährlicher für den lebensunerfahrnen Jüngling iſt jener unbeſchreibliche Ausdruck im Antlitz, im ganzen Weſen, der auf ſchon erwachte, im Innern mächtig flammende Liebesgluth deutet. Zu dieſem Ausdruck geſellt ſich denn noch jene geheimnißvolle Kunſt, vermöge der das in Lieb' entflammte Weib ihren Anzug, ihren Schmuck ſo zu wählen, zu ordnen vermag, daß ein harmoniſches Ganze jeden Reiz des Einzelnen noch blendender hervorleuchten läßt.

War nun in dieſer Hinſicht Gräfin Gabriela die Göttin der Liebe ſelbſt, ſo mußt' es wohl geſchehen, daß ihre Erſcheinung den ſchon durch den Geſang aufgeregten Eugenius traf, wie ein zündender Blitz.

Fermino ſtellte den Jüngling der Gräfin vor als einen neuerworbnen Freund, der das Spaniſche vollkommen verſtehe und ſpreche, und dabei ein vortrefflicher Botaniker ſey, weshalb ihm hier der Garten ungemeines Vergnügen gewähre.

Eugenius ſtammelte einige unverſtändliche Worte, während die Gräfin und Fermino bedeutende Blicke wechſelten. Gabriela faßte den Jüngling ſcharf in's Auge, dem zu Muthe war, als müſſe er hinſinken in den Staub.

Da gab die Gräfin ihre Guitarre dem Fermino, und hing ſich in des Jünglings Arm, indem ſie mit holder Anmuth erklärte, daß ſie auch ein wenig von der Botanik verſtehe, über manches wunderbare Geſträuch aber gern belehrt ſeyn wolle, und daher darauf beſtehen müſſe, daß Eugenius nochmals den Garten durchwandle.

Bebend vor ſüßer Angſt wandelte der Jüngling mit der Gräfin fort, aber freier wurde ſeine Bruſt, als die Gräfin nach dieſer, jener ſeltſamen Pflanze fragte, und er ſich in wiſſenſchaftlichen Erklärungen ergießen konnte. Er fühlte den ſüßen Hauch der Gräfin an ſeiner Wange ſpielen; die elektriſche Wärme, die ſein Inneres durchdrang, erfüllte ihn mit namenloſer Luſt, er kannte ſich ſelbſt nicht mehr in der Begeiſterung, die ihn plötzlich umgeſchaffen zu einem ganz andern Weſen.

Immer dichter, immer ſchwärzer wurden die Schleier, in die der Abend Wald und Flur hüllte. Fermino erinnerte, daß es Zeit ſeyn werde, den Grafen in ſeinen Zimmern aufzuſuchen. — Eugenius, ganz außer ſich ſelbſt, drückte der Gräfin Hand ſtürmiſch an die Lippen und ſchritt dann fort, wie durch die Lüfte getragen, im Gefühl einer Seligkeit, die ſeine Bruſt noch nicht gekannt.

Fünftes Kapitel.

Das Traumbild. Fermino's verhängnißvolle Geſchenke. Troſt und Hoffnung.

Man kann denken, daß der Aufruhr im Innern keinen Schlaf in Eugenius Augen kommen ließ. Als er endlich, der Morgen war ſchon angebrochen, in jenen Schlummer fiel, der mehr ein Zuſtand der Betäubung zwiſchen Wachen und Schlafen zu nennen, als wirklicher Schlaf, da trat ihm in vollem blendenden Glanz der höchſten Anmuth, wie damals geſchmückt, auf's Neue das Bild jener Braut entgegen, die er ſchon einmal im Traum geſehen, und mit verdoppelter Stärke erneute ſich der fürchterliche Kampf im Innern, den er damals gekämpft.

„Wie," ſprach das Bild mit ſüßer Stimme, „wie, du wähnſt dich fern von mir? — du zweifelſt, daß ich dein bin? — du glaubſt, daß das Glück deiner Liebe verloren iſt? — Schau doch nur auf! Geſchmückt mit duftenden Roſen, mit blühenden Myrthen iſt die Brautkammer! — Komm, mein Geliebter, mein ſüßer Bräutigam! Komm an meine Bruſt!" —

Flüchtig wie ein Hauch glitten Gretchens Züge über das Traumbild hin, doch als es näher trat, beide Arme ausbreitend, den Jüngling zu umfangen, da war es Gräfin Gabriela.

In der Raſerei wildflammender Liebesgluth wollte Eugenius das Himmelskind umfaſſen, da bannte ihn ein eiſiger Starrkrampf feſt, ſo daß er regungslos blieb, als das Traumbild immer mehr und mehr erblaßte, ängſtliche Todesſeufzer ausſtoßend.

Mühſam entwand ſich der Bruſt des Jünglings ein Schrei des Entſetzens.

„Herr Eugenius, Herr Eugenius! erwachen Sie doch nur, Sie träumen ja ſo ängſtlich!" —

So rief eine laute Stimme. Eugenius fuhr auf aus dem träumeriſchen Zuſtand, die helle Sonne ſchien ihm in's Geſicht. Es war die Hausmagd, die gerufen und die ihm nun ſagte, daß der fremde ſpaniſche Herr ſchon da geweſen und mit der Frau Profeſſorin geſprochen, die ſich unten im Garten befinde und über den ungewöhnlich langen Schlaf des Herrn Eugenius ſehr beſorgt geweſen, da ſie eine Kränklichkeit vermuthet. Der Kaffee ſtehe im Garten bereit.

Eugenius kleidete ſich ſchnell an, und eilte hinab, die aufgeregte Stimmung, in die ihn der verhängnißvolle Traum geſetzt, mit aller Gewalt bekämpfend. —

Nicht wenig verwundert war Eugenius, als er die Profeſſorin im Garten antraf, wie ſie vor einer wunderbarherrlichen Datura fastuosa ſtand, und hingebeugt über die großen trichterförmigen Blumen den ſüßen Geruch wohlgefällig einzog.

„Ei," rief ſie dem Eugenins entgegen, „ei, Sie Langſchläfer! — Wiſſen Sie wohl, daß Ihr fremder Freund ſchon hier geweſen iſt, und Sie zu ſprechen verlangt hat? — Nun, am Ende habe ich wohl dem fremden Herrn Unrecht gethan, und auf meine böſe Ahnungen zu viel gegeben! — Denken Sie nur, lieber Eugenins, dieſe herrliche Datura fastuosa hat er aus dem Garten des Grafen herſchaffen laſſen, weil er von Ihnen gehört, daß ich dieſe Blume ſehr liebe. — Alſo haben Sie doch in Ihrem Paradieſe der Mutter gedacht, lieber Eugenius! — Die ſchöne Datura ſoll auch recht gepflegt werden." —

Eugenius wußte nicht recht, was er von Fermino's Beginnen denken ſollte. Er mochte beinahe glauben, daß Fermino durch die Aufmerkſamkeit, die er bewieſen, den unverdienten Spott habe gut machen wollen, den er ſich über ein Verhältniß erlaubt, das er nicht kannte. —

Die Profeſſorin ſagte ihm jetzt, daß der Fremde ihn auf heute Abend wieder in den Garten geladen. Die hohe Gutmüthigkeit, die ſich heute in dem ganzen Weſen der Profeſſorin ausſprach, wirkte wie ein heilender Balſam auf des Jünglings wundes zerriſſenes Gemüth. Es war ihm, als ſey ſein Gefühl für die Gräfin von ſolcher Art, daß es nichts gemein haben könne mit den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens. Liebe, die ſich auf irdiſchen Genuß bezieht, mochte er daher jenes Gefühl gar nicht nennen, ja er fand dies Gefühl entweiht durch den leiſeſten Gedanken an ſinnliche Luſt, unerachtet ihn der verhängnißvolle Traum eines andern hätte belehren ſollen. So kam es aber, daß er, wie es lange nicht geſchehen, ſich heiter und froh zeigte, und die Alte war in dieſem Augenblick viel zu unbefangen, um die ſeltſame Spannung zu bemerken, die ſich in jener Heiterkeit ausſprach.

Nur Gretchen, das ahnende Kind, blieb dabei, daß der Herr Eugenius ganz ein anderer worden, als die Profeſſorin meinte, daß er wieder zurückgekommen von ſeinem ſonderbaren Weſen.

„Ach,“ ſprach die Kleine, „ach, er iſt uns nicht mehr ſo gut, als ſonſt, und ſtellt ſich nur ſo freundlich, damit wir nicht nach dem fragen ſollen, was er uns verſchweigen will.“ —

Eugenius fand ſeinen Freund in einem Zimmer des großen Gewächshauſes mit dem Filtriren verſchiedener Flüſſigkeiten beſchäftigt, die er dann einfüllte in Phiolen.

„Ich arbeite,“ rief er dem Jüngling entgegen, „ich arbeite in deinem Fache, wiewohl auf andere Weiſe, als du es wohl jemals gethan haben magſt!“ —

Er erklärte nun, wie er ſich auf die geheimnißvolle Bereitung gewiſſer Subſtanzen verſtehe, die das Wachsthum, vorzüglich aber die Schönheit der Gewächſe, Sträucher, Pflanzen ꝛc. beförderten, woher es denn komme, daß in dem Garten alles ſo wunderbarherrlich emporkeime und gedeihe. Darauf ſchloß Fermino einen kleinen Schrank auf, in dem Eugenius eine Menge Phiolen und kleiner Schächtelchen erblickte.

„Hier,“ ſprach Fermino, „hier erblickſt du eine ganze Sammlung der ſelteſten Geheimniſſe, deren Wirkung ganz fabelhaft zu ſeyn ſcheint.“

Bald war es ein Saft, bald ein Pulver, das in das Erdreich oder in das Waſſer gemiſcht, die Farbe, den Duft dieſer, jener Blume, den Glanz dieſes, jenes Gewächſes herrlicher und ſchöner machen ſollte.

„Laſſe,“ (ſo ſprach Fermino weiter) „laſſe zum Beiſpiel ein paar Tropfen von dieſem Saft in das Waſſer fallen, womit du die Rosa centifolia aus einer Gießkanne dem ſanften Regen gleich anſprengſt, und du wirſt über die Pracht erſtaunen, mit der die Knospen ſich entfalten. Noch wunderbarer ſcheint aber die Wirkung dieſes ſtaubähnlichen Pulvers. In den Kelch einer Blume geſtreut, miſcht es ſich mit dem Blumenſtaub, und erhöht den Duft, ohne ihn in ſeiner Natur zu ändern. Bei manchen Blumen, wie zum Beiſpiel bei der Datura fastuosa, iſt dies Pulver vorzüglich anwendbar, nur erfordert der Gebrauch deſſelben eine vorzügliche Behutſamkeit. Eine Meſſerſpitze genügt, die ganze, ja auch nur die halbe Quantität des in dieſer Phiole verſchloſſenen Pulvers würde aber den ſtärkſten Menſchen augenblicklich tödten, und zwar mit allen Zeichen des Nervenſchlages, ſo daß an eine Spur der Vergiftung gar nicht zu denken. — Nehmen Sie, Eugenius, ich mache Ihnen mit dieſem geheimnißvollen Pulver ein Geſchenk. Die Verſuche, die Sie damit anſtellen möchten, werden nicht mißlingen, doch ſeyn Sie behutſam, und denken Sie daran, was ich Ihnen von der tödtenden Kraft dieſes unbedeutend ſcheinenden farb- und duftloſen Staubes geſagt habe."

Damit reichte Fermino dem Eugenius eine kleine blaue verſchloſſene Phiole hin, die dieſer, die Gräfin Gabriela im Garten gewahrend, gedankenlos einſteckte. —

Es genügt zu ſagen, daß die Gräfin, ein Weib ganz Liebe und Luſt, in ihrem innerſten Weſen die Kunſt jener höheren Coquetterie tragend, die nur die Ahnung des Genuſſes gewährt, und ſo den unlöſchbaren Durſt der inbrünſtigſten Sehnſucht in der Bruſt zu wecken und zu erhalten weiß, durch ihr folgerechtes Betragen den Jüngling in immer ſtärkerer, immer verzehrenderer Liebesgluth entflammte. Nur die Stunden, die Augenblicke, wenn er Gabriela ſah, galten ihm für das Leben, ſein Haus ſchien ihm ein finſteres ödes Gefängniß, die Profeſſorin der böſe Geiſt kindiſcher Bethörung, der ihn hineingebannt. Er bemerkte nicht den tiefen ſtillen Gram, der die Profeſſorin verzehrte, nicht die Thränen, die Gretchen vergoß, wenn er ſie kaum eines Blickes würdigte, für kein freundliches Wort eine Antwort hatte. —

So waren einige Wochen vergangen, als Fermino ſich an einem Morgen bei Eugenius einſtellte. Es lag etwas Geſpanntes in ſeinem ganzen Weſen, das auf irgend ein ungewöhnliches Ereigniß zu deuten ſchien.

Nach einigen gleichgültigen Worten faßte er den Jüngling ſcharf in's Auge, und ſprach mit ſeltſam ſchneidendem Ton: Eugenius — du liebſt die Gräfin und ihr Beſitz iſt all' dein Sehnen und Trachten. —

„Unglücklicher!" rief Eugenius ganz außer ſich. „Unglücklicher! mit tödtender Hand greifſt du in meine Bruſt und vernichteſt mein Paradies! — Was ſage ich! — Nein! du ſtörſt den Wahnſinnigen auf aus dem Traum ſeiner Bethörung! — Ich liebe Gabriela — ich liebe ſie, wie wohl noch kein Menſch hienieden geliebt haben mag — aber dieſe Liebe führt mich zum troſtloſen Verderben!" — „Das ſehe ich nicht ein," ſprach mit Kälte Fermino.

„Sie beſitzen," fuhr Eugenius fort, „ſie beſitzen! — Ha! der armſelige Bettler ſoll trachten nach dem ſchönſten Edelſtein des reichen Peru's! — Ein in dem kleinlichen Elend eines mißverſtandenen Lebens verlorener Unglücklicher, der nichts behielt als die der inbrünſtigſten Sehnſucht und der troſtloſen Verzweiflung offene Bruſt, und ſie — ſie — Gabriela!" —

„Ich," ſprach Fermino weiter, „ich weiß nicht, Eugenius, ob nur deine freilich miſerabeln Verhältniſſe dich ſo kleinmüthig machen. Ein liebendes Herz darf ſtolz und keck nach dem Höchſten ſtreben." —

„Wecke," unterbrach Eugenius den Freund, „wecke nicht trügeriſche Hoffnungen, die mein Elend nur noch vergrößern könnten."

„Hm," erwiederte Fermino, „ich weiß doch nicht, ob das trügeriſche Hoffnung, ob das troſtloſes Elend zu nennen, wenn man mit der höchſten Inbrunſt, die nur in des Weibes Bruſt zu glühen vermag, wiedergeliebt wird."

Eugenius wollte auffahren. „Still!" rief Fermino, „mache dir Luft in allerlei Exklamationen, wenn ich ausgeredet und mich entfernt haben werde, aber jetzt höre mich ruhig an."

„Es iſt," ſprach nun Fermino weiter, „es iſt nur zu gewiß, daß Gräfin Gabriela dich liebt, und zwar mit all' dem zerſtörenden Feuer, das in der Bruſt der Spanierin flammt. Sie lebt nur in dir, ihr ganzes Weſen gehört nur dir an. So biſt du aber kein armſeliger Bettler, kein in dem kleinlichen Elend des mißverſtandenen Lebens Verlorener; nein, in Gabriela's Liebe biſt du unendlich reich, du ſtehſt an den goldnen Pforten eines glanzvollen Edens, das ſich dir erſchloſſen. Glaube ja nicht, daß dein Stand deiner Verbindung mit der Gräfin entgegen ſeyn würde. Es giebt gewiſſe Verhältniſſe, die den ſtolzen ſpaniſchen Grafen wohl ſeinen hohen Stand vergeſſen und es ihn ſelbſt auf das Eifrigſte wünſchen laſſen würden, dich als ſeinen Eidam aufzunehmen. Ich, mein lieber Eugenius, wäre nun derjenige, der jene Verhältniſſe zur Sprache bringen müßte, und ich könnte dir ſchon jetzt, um dem Verdacht der unfreundſchaftlichen Geheimnißkrämerei zu entgehen, manches darüber ſagen, doch beſſer iſt es, ich ſchweige zur Zeit. — Und um ſo mehr ſcheint dies beſſer, als eben jetzt ein ſehr düſteres ſchwarzes Gewölk an dem Himmel deiner Liebe heraufgezogen iſt. — Du kannſt denken, daß ich der Gräfin ſorglich deine Verhältniſſe verſchwiegen habe, und ganz unerklärlich iſt es mir, wie die Gräfin es erfahren konnte, daß du vermählt biſt, und zwar mit einer mehr als ſechszigjährigen Frau. Sie hat mir ihr ganzes Herz ausgeſchüttet, ſie iſt ganz aufgelöſt in Schmerz und Verzweiflung. Bald verflucht ſie den Augenblick, als ſie dich zum erſtenmale ſah, verflucht dich ſelbſt; bald nennt ſie dich wieder mit den zärtlichſten Namen, und klagt ſich ſelbſt, den Wahnſinn ihrer Liebe an. Sie will dich nie mehr ſehen, das hat ſie —"

„Heiliger Gott," ſchrie Eugenius, „giebt es für mich einen gräßlicheren Tod?"

„Das hat," fuhr Fermino ſchalkiſch lächelnd fort, „das hat ſie beſchloſſen in den erſten Augenblicken der Liebesraſerei. Doch ſollſt du, wie ich hoffe, Gräfin Gabriela noch heute zur Mitternachtsſtunde ſehen. Zu dieſer Zeit brechen die Blüthen der großblumigten Fackeldiſtel in unſerm Gewächshauſe auf, die, wie du weißt, mit dem Aufgang der Sonne wieder hinzuwelken beginnen. So wenig der Graf den gewürzigen durchdringenden Geruch dieſer Blüthen ertragen kann, ſo ſehr liebt ihn Gräfin Gabriela. Oder beſſer geſagt: Gabriela's zur Schwärmerei geneigtes Gemüth findet in dem Wunder dieſes Geſträuchs das Myſterium der Liebe und des Todes ſelbſt, das in der Nacht der Blüthe durch das ſchnelle Aufkeimen zum höchſten Moment der Seligkeit und eben ſo ſchnelles Hinwelken gefeiert wird. Ihres tiefen Schmerzes, ihrer Verzweiflung unerachtet, kommt die Gräfin daher gewiß in das Gewächshaus, wo ich dich verſtecken werde. — Sinne auf Mittel, dich von deinen Feſſeln zu befreien, entflieh dem Kerker! — Doch alles überlaſſe ich der Liebe und deinem guten Stern! — Du dauerſt mich mehr als die Gräfin, und daher biete ich alle meine Kräfte auf, dich zu deinem Glück zu führen." —

Kaum hatte Fermino den Jüngling verlaſſen, als die Profeſſorin zu ihm trat.

„Eugenius," ſprach ſie mit dem tiefen, niederſchlagenden Ernſt der ehrwürdigen Matrone. „Eugenius, es kann nicht länger zwiſchen uns ſo bleiben!“ —

Da durchleuchtete den Jüngling, wie ein jäher Blitz, der Gedanke, daß ſein Bund ja nicht unauflöslich ſey, daß der Grund richterlicher Scheidung ja ſchon in dem Mißverhältniß der Jahre liege.

„Ja,“ rief er im triumphirenden Hohn, „ja, Frau Profeſſorin, Sie haben ganz Recht, es kann zwiſchen uns nicht länger ſo bleiben! Vernichtet werde ein Verhältniß, das eine aberwitzige Bethörung gebar, und das mich fortreißt in's Verderben. — Trennung — Scheidung — ich biete dazu die Hand.“ —

Die Profeſſorin erblaßte zum Tode, Thränen ſtanden ihr in den Augen.

„Wie,“ ſprach ſie mit zitternder Stimme, „mich, die dich warnte, als du der Ruhe, dem innern Frieden der Seele vorzogſt das irre Treiben der Welt, mich, deine Mutter, willſt du preisgeben dem Spott, dem Hohngelächter der Böſen? Nein! Eugenius, das willſt, das kannſt du nicht! — Der Satan hat dich verblendet! Gehe in dich! — Doch iſt es nun dahin gekommen, daß du die Mutter, die dich hegte und pflegte, die nichts wollte als dein zeitliches, dein ewiges Wohl, daß du ſie verachteſt, von ihr willſt? Ach, Eugenius, keines irdiſchen Richters wird es bedürfen, uns zu ſcheiden. Bald wird es geſchehen, daß der Vater des Lichts mich abruft von dieſer Welt des Grams und des Jammers! — Wenn ich längſt von dem Sohne vergeſſen im Grabe ruhe, dann genieße deine Freiheit — alles Glück, das dir die Täuſchungen des irdiſchen Seyns gewähren mögen.“ —

Ein Thränenſtrom erſtickte die Stimme der Profeſſorin, die ſich, das Schnupftuch vor den Augen, langſam entfernte.

So verſtockt war des Jünglings Herz nicht, daß ihn der tödtende Schmerz der Profeſſorin nicht hätte tief durchdringen ſollen. Er ſah es ein, daß jeder Schritt zur Trennung ihr mit dem Gefühl der erlittenen Schmach den Tod bringen mußte, und daß auf dieſe Weiſe nicht Freiheit zu erringen. Er wollte dulden — untergehen, doch, Gabriela! rief es im Innern, und der tiefſte hämiſche Groll gegen die Alte fand wieder Raum in ſeiner Seele.

Letztes Kapitel.

Es war eine dunkle ſchwüle Nacht. Hörbar ſäuſelte der Athem der Natur durch das ſchwarze Gebüſch, und wie feurige Schlangen ſtrahlten Blitze am fernen Horizont. Die ganze Gegend um den Garten des Grafen erfüllte der wunderbare Geruch der aufgeblühten Fackeldiſtel. Trunken vor Liebe und brünſtigem Verlangen ſtand Eugenius vor dem Gatterthor; endlich erſchien Fermino, öffnete und führte ihn in das matt erleuchtete Gewächshaus, wo er ihn in einer dunkeln Ecke verbarg.

Nicht lange dauerte es, ſo erſchien die Gräfin Gabriela, von Fermino und dem Gärtner begleitet. Sie ſtellten ſich hin vor dem blühenden Cactus grandiflorus, und der Gärtner ſchien ſich weitläuftig auszuſprechen über das wunderbare Geſträuch und über die Mühe und Kunſt, mit der er es gepflegt. Endlich führte Fermino den Gärtner fort.

Gabriela ſtand wie in ſüße Träume verſunken, ſie ſeufzte tief, dann ſprach ſie leiſe: „Könnt' ich leben — ſterben, wie dieſe Blüthe! — Ach Eugenio!“

Da ſtürzte der Jüngling hervor aus ſeinem Verſteck und warf ſich nieder vor der Gräfin.

Sie ſtieß einen Schrei des Schrecks aus, ſie wollte entfliehen.

Doch mit der Verzweiflung der Liebesgluth umfaßte ſie der Jüngling und auch ſie umfing ihn mit den Lilienarmen — kein Wort — kein Laut — nur glühende Küſſe! —

Tritte nahten, da drückte die Gräfin den Jüngling noch einmal feſter an ihre Bruſt. „Sey frei — ſey mein — Dich oder Tod!“ — So liſpelte ſie, ſtieß dann den Jüngling ſanft von ſich und entfloh ſchnell in den Garten. —

Betäubt, beſinnungslos vor Entzücken fand Fermino den Freund.

„Habe,“ ſprach Fermino endlich, als Eugenius erwacht ſchien, „habe ich dir zu viel geſagt? — Kann man glühender, inbrünſtiger geliebt ſeyn, als du es biſt? — Doch nach dieſem begeiſternden Augenblick der höchſten Liebesextaſe muß ich, mein Freund, für dein irdiſches Bedürfniß ſorgen. Unerachtet ſich Liebende aus ſonſtigem leiblichen Genuß nicht eben viel zu machen pflegen, ſo laß es dir doch gefallen, ehe du, wenn der Morgen angebrochen, von hinnen gehſt, etwas Stärkendes zu genießen.“

Eugenius folgte wie im Traum mechaniſch dem Freunde, der ihn in das kleine Gemach führte, wo er ihn einſt mit chemiſchen Operationen beſchäftigt angetroffen hatte.

Er genoß etwas von den gewürzreichen Speiſen, die er aufgetragen fand, und beſſer noch ſagte ihm der feurige Wein zu, den Fermino ihm einnöthigte.

Gabriela, und nur Gabriela war, wie man denken mag, der Inhalt des Geſprächs, das beide, Fermino und Eugenius führten und alle Hoffnung des ſüßeſten Liebesglücks glühte auf in des Jünglings Bruſt.

Der Morgen war angebrochen, Eugenius wollte fort. Fermino begleitete ihn an das Gatterthor. Im Scheiden ſprach Fermino: „Gedenke, mein Freund, der Worte Gabriela's: ſey frei, ſey mein! und faſſe einen Entſchluß, der dich ſchnell und ſicher zum Ziele führt. Schnell, ſage ich; denn übermorgen mit dem Anbruch des Tages reiſen wir von dannen.“

Damit ſchlug Fermino das Gatterthor zu und entfernte ſich durch einen Seitengang.

Halb entſeelt vermochte Eugenius ſich nicht von der Stelle zu rühren. Fort, fort ſollte ſie, und er nicht folgen? — Vernichtet alle Hoffnung durch dieſen jähen Blitzſchlag! — Endlich lief er von dannen, den Tod im Herzen. Wilder und wilder gährte das Blut in ſeinen Adern, als er zurückgekommen in ſein Haus; die Wände ſchienen über ihn einzuſtürzen, er lief hinab in den Garten. Er erblickte die ſchöne vollblühende Datura fastuosa, jeden Morgen pflegte die Profeſſorin, hingebeugt über die Blüthen, den balſamiſchen Wohlgeruch einzuziehen. Da ſtiegen die Gedanken der Hölle in ihm auf, der Satan wurde ſeiner mächtig, er holte die kleine Phiole hervor, die ihm Fermino Balies gegeben, und die er noch bei ſich trug, öffnete ſie und ſchüttete mit abgewandtem Geſicht das Pulver aus in den Blüthenkelch der Datura fastuosa.

Es war ihm nun, als ſtehe alles um ihn her in hellem lodernden Feuer; weit von ſich warf er die Phiole und rannte fort und immer weiter fort, bis er in dem nahgelegenen Walde niederſank vor Ermattung. Sein Zuſtand glich dem des wirren Träumens.

Da ſprach die Stimme des Böſen in ihm: Was harrſt du? was weilſt du? die That iſt geſchehen, dein der Triumph! — Du biſt frei! — Hin zu ihr — hin zu der, die du gewonnen um den Preis deiner Seligkeit, aber dein iſt alle höchſte Luſt, alles namenloſe Entzücken des Lebens! —

„Ich bin frei, ſie iſt mein!“ ſo ſchrie Eugenius laut, indem er ſich aufraffte vom Boden und dann ſchnell fortrannte nach dem Garten des Grafen Angelo Mora.

Es war hoher Mittag werden, er fand das Gatterthor feſt verſchloſſen und niemand kam auf ſein Klopfen.

Er mußte ſie ſehen, ſie in ſeine Arme faſſen, alles Uebermaß des gewonnenen Glücks genießen im erſten Gefühl der theuer erkauften Freiheit. Der Drang des Augenblicks gab ihm ungewöhnliches Geſchick, er überkletterte die hohe Mauer. Todtenſtille herrſchte im ganzen Garten, einſam waren die Gänge. Endlich glaubte Eugenius in dem Pavillon, dem er genaht, ein leiſes Flüſtern zu vernehmen.

„Wenn ſie es wäre!“ Mit ſüßer Angſt des brünſtigſten Verlangens durchbebte ihn der Gedanke. Näher und näher ſchlich er heran — ſah durch die Glasthüre — erblickte Gabriela freventlich ſündigend in Fermino’s Armen! —

Aufbrüllend wie ein wildes, vom Todesſtreich getroffenes Thier ſtürzte er gegen die Thüre, daß ſie zuſammenbrach, aber in dem Augenblick faßten ihn auch die Eisſchauer der Ohnmacht und er ſank bewußtlos nieder auf die ſteinerne Schwelle des Pavillons.

„Schafft den Wahnſinnigen fort!“ — So ſchallte es ihm in die Ohren; er fühlte ſich mit Rieſenkraft gepackt und hinausgeſchleudert durch das Thor, das klirrend ſich hinter ihm ſchloß.

Krampfhaft klammerte er ſich feſt an das Gatter, gräßliche Flüche und Verwünſchungen ausſtoßend gegen Fermino, gegen Gabriela! — Da lachte es hämiſch in der Ferne, und es war, als rief eine Stimme: Datura fastuosa! — Zähneknirſchend wiederholte Eugenius: Datura fastuosa, aber plötzlich fiel ein Hoffnungsſtrahl in ſeine Seele. Er raffte ſich empor und rannte in voller Haſt zurück nach der Stadt in ſein Haus. Auf der Treppe begegnete ihm Gretchen, die ſich tief entſetzte über ſein gräßliches Anſehen. Die zerſplitternden Glasſcheiben hatten ſein ganzes Haupt verletzt, das Blut floß ihm über die Stirne, dazu kam ſein verſtörter Blick, der Ausdruck des fürchterlichſten Aufruhrs im Innern, von dem ſein ganzes Weſen zeugte. Keines Wortes war das holde Kind mächtig, als Eugenius ihre Hand ergreifend mit wilder Stimme fragte: „Iſt die Mutter im Garten geweſen? — Gretchen,“ rief er dann noch einmal in tödtender Angſt, „Gretchen, ſey barmherzig — rede — ſprich — iſt die Mutter im Garten geweſen?“

„Ach,“ erwiederte Gretchen endlich, „ach lieber Herr Eugenius, die Mutter — nein, ſie war nicht im Garten. Als ſie eben hinabgehen wollte, wurde ihr ſo ängſtlich zu Muthe. Sie fühlte ſich krank, blieb oben, legte ſich in's Bette.“ —

„Gerechter Gott!“ rief Eugenius, auf beide Kniee niederſtürzend und die Hände hoch erhebend, „gerechter Gott, du haſt Erbarmen mit dem Verworfenen!“

„Aber,“ ſprach Gretchen, „aber, lieber Herr Eugenius, was iſt denn Furchtbares geſchehen?“ Doch ohne zu antworten lief Eugenius hinab in den Garten, riß wüthend das todbringende Gewächs aus der Erde und zertrat die Blüthen in den Staub.

Er fand die Profeſſorin im ſanften Schlummer. „Nein,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „nein, der Hölle Macht iſt gebrochen, nichts vermag die Kunſt des Satans über dieſe Heilige!“ Dann ging er auf ſein Zimmer; die gänzliche Erſchöpfung brachte ihm Ruhe.

Doch bald ging ihm wieder das entſetzliche Bild jenes hölliſchen Truges auf, der ihm unabwendbares Verderben bereitet. Nicht anders glaubte er ſein Verbrechen büßen zu können, als mit dem freiwilligen Tode. Doch Rache, furchtbare Rache ſollte dieſem Tode vorausgehen.

Mit der dumpfen, unheilſchwangern Ruhe, die dem wüthendſten Sturme folgt, und in der erſt die entſetzlichſten Entſchlüſſe zu reifen pflegen, ging er hin, kaufte ſich ein Paar gute Doppelpiſtolen, Pulver und Blei, ladete das Gewehr, ſteckte es in die Taſche und wanderte hinaus nach dem Garten des Grafen Angelo Mora.

Das Gatterthor ſtand offen, Eugenius bemerkte nicht, daß es von Polizeiſoldaten beſetzt war; er wollte eben eintreten, als er ſich von hinten erfaßt fühlte.

„Wo willſt du hin? was willſt du thun?“ So ſprach Sever, denn der war's, der den Freund feſthielt.

„Trage,“ ſprach Eugenius im Ton der düſtern, auf alles verzichtenden Verzweiflung, „trage ich das Kainszeichen auf der Stirn? glaubſt du, daß ich auf dem Wege des Mordes daherſchleiche?“

Sever faßte den Freund unter den Arm und zog ihn ſanft fort, indem er ſprach: „Frage mich nicht, mein geliebter Eugenius, woher ich alles weiß, aber ich weiß es, daß man dich durch die Künſte der Hölle verlockt hat in die gefährlichſten Schlingen, daß ein ſataniſcher Trug dich bethörte, daß du dich rächen willſt an dem ſchändlichen Böſewicht. Doch deine Rache kommt zu ſpät. Eben ſind beide, der angebliche Graf Angelo Mora nebſt ſeinem ſaubern Helfershelfer, dem verlaufenen ſpaniſchen Mönch Fermino Valies, von Regierungs wegen verhaftet worden und befinden ſich auf dem Wege nach der Reſidenz. In der angeblichen Tochter des Grafen hat man eine italieniſche Tänzerin erkannt, die im letzten Carneval ſich bei dem Theater St. Benedetto in Venedig befand.“ —

Sever ließ dem Freunde einige Augenblicke Ruhe, ſich zu faſſen, und übte dann über ihn die Macht, die jedem feſten, klaren Gemüth eigen.

Bei den ſanften Vorſtellungen, wie es eben der irdiſche Erbtheil des Menſchen ſey, daß er oft nicht widerſtehen könne der böſen Verlockung, wie aber oft der Himmel ihn errette auf wunderbare Weiſe, und daß in dieſer Rettung eben Sühne und Troſt zu finden, erweichte ſich der in Verzweiflung erſtarrte Sinn des Jünglings. Ein Thränenſtrom ſtürzte ihm aus den Augen, er ließ es geſchehen, daß Sever ihm die Piſtolen aus der Taſche zog und abdrückte in die Luft. —

Eugenius wußte ſelbſt nicht, wie es ſich begeben, daß er plötzlich mit Sever vor dem Zimmer der Profeſſorin ſtand, durchbebt von der Angſt des Verbrechers.

Die Profeſſorin lag erkrankt auf dem Bette. Doch lächelte ſie beide Freunde mild an und ſprach dann zu Eugenius: „Meine böſen Ahnungen haben mich nicht betrogen. Aus der Hölle hat Sie der Herr des Lichts errettet. Alles, lieber Eugenius, verzeihe ich — doch, o himmliſcher Vater! darf ich denn von Verzeihen ſprechen, da ich mich ſelbſt anklagen muß? — Ach erſt jetzt, erſt in meinem hohen Alter muß ich es einſehen, daß der irdiſche Menſch feſtgehalten iſt im Irdiſchen durch Bande, denen er ſich nicht entwinden darf, da der Wille der ewigen Macht ſie ſelbſt geſchlungen. Ja, Eugenius, es iſt ein thörichter Frevel, die gerechten Anſprüche des Lebens, wie ſie aus der Natur unſeres Daſeyns entſpringen, nicht gelten laſſen zu wollen, und hochmüthig zu glauben, man wäre über ſie erhaben! — Nicht Sie, Eugenius, ich allein habe gefehlt, ich will auch dafür büßen und den Spott der Böſen ertragen mit Geduld. — Werden Sie frei, Eugenius!" —

Da kniete aber der Jüngling, ganz zerknirſcht von der bitterſten Reue, vor dem Bette nieder und ſchwur, indem er die Hand der Profeſſorin mit Küſſen und Thränen bedeckte, daß er nie laſſen werde von der Mutter, daß er nur ganz in ihrer Frömmigkeit, in ihrem heiligen Frieden lebend Vergebung ſeiner Sünden hoffen dürfe.

„Sie ſind mein guter Sohn," ſprach die Profeſſorin mit dem ſanften Lächeln himmliſcher Verklärung, „bald, ich fühle es, bald wird Sie der Himmel lohnen!" —

Merkwürdig genug war es, daß der ſpaniſche Mönch dem Sever gleiche Schlingen geſtellt hatte, wie dem harmloſen Eugenius, der ſich darin verfing, während der lebenskluge, verſtändige Sever ſich ihnen leicht entzog. Freilich wollte es indeſſen auch ein günſtiger Zufall, daß Sever über das zweideutige Verhältniß des angeblichen Grafen Angelo Mora und ſeiner Begleitung Kunde aus der Reſidenz erhielt.

Beide, der Graf und Fermino, waren nämlich nichts anders, als geheime Emiſſare des Jeſuiten-Ordens, und bekannt iſt das Prinzip dieſes Ordens, ſich überall Anhänger und ſichere Agenten zu verſchaffen. Eugenius hatte die Aufmerkſamkeit des Mönchs nun gewiß zuerſt durch ſeine Kenntniß der ſpaniſchen Sprache erregt. Fand nun der Mönch bei näherer Bekanntſchaft, daß er es mit einem ganz unerfahrnen harmloſen Jüngling zu thun habe, der noch dazu in ganz gezwungenen, dem Leben widerſtreitenden Verhältniſſen lebe, ſo mußte er eben dieſen Jüngling für ganz bildungsfähig zu den Zwecken des Ordens achten. Eben ſo bekannt iſt es ferner, daß der Orden ſich der ſeltſamſten Myſtifikationen bedient, um Anhänger zu werben; nichts kettet aber feſter, als das Verbrechen, und Fermino glaubte daher mit Recht ſich des Jünglings nicht beſſer verſichern zu können, als wenn er die ſchlummernde Leidenſchaft der Liebe mit aller Gewalt weckte, die ihn dann führen ſollte zur fluchwürdigen That.

Bald, nachdem dies alles geſchehen, begann die Profeſſorin immer mehr und mehr zu kränkeln. So wie der verſtorbene Helms, entſchlummerte ſie, da ſchon Bäume und Gebüſche entlaubt waren, ſanſt in Gretchen's und Eugenius Armen. —

Aber, als die Profeſſorin ſchon zu Grabe getragen, da kam der Gedanke an die gräßliche, fluchwürdige That, die er begangen, in Eugenius zurück. Blieb auch dieſe That ſelbſt wirkungslos, ſo klagte ſich doch Eugenius als den Mörder der Mutter an, und ſein Inneres zerfleiſchten die Furien der Hölle.

Nur dem treuen Freunde Sever gelang es, den Verzweifelnden endlich zur Faſſung zu bringen. Er verſank in ſtillen zerſtörenden Gram, verlies nicht ſein Zimmer, ſah niemanden und genoß kaum ſo viel, als zur Erhaltung nöthig.

Ein paar Wochen waren in der Art verfloſſen, als eines Tages Gretchen zu ihm hineintrat in Reiſekleidern und mit bebender Stimme ſprach: „Ich komme, von Ihnen Abſchied zu nehmen, lieber Herr Eugenius! — Die Verwandte in dem kleinen Städtchen, drei Meilen von hier, will mich wieder aufnehmen. — Leben Sie —“

Sie vermochte nicht zu endigen.

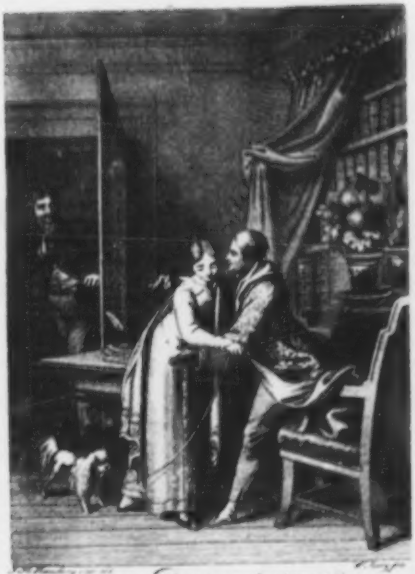
Da wand ſich ein ungeheurer Schmerz los aus der Bruſt des Jünglings, und durch dieſen Schmerz leuchtete plötzlich die Naphtaflamme der reinſten Liebe.

„Gretchen!“ rief er, „Gretchen, wenn du mich verläſſeſt, ſo ſterbe ich den qualvollen Tod des verzweifelnden Sünders! — Gretchen — ſey mein.“ —

Ach, mit welchem treuen Herzen hatte ihn, ohne es ſelbſt zu ahnen, Gretchen längſt geliebt. Halb ohnmächtig vor ſüßem Bangen, vor himmliſcher Wonne, ſank die Jungfrau dem Jüngling an die Bruſt.

Sever trat herein und ſprach, als er die Seligen erblickte, ernſt und feierlich: „Eugenius, du haſt den Engel des Lichts gefunden, der dir den Frieden deiner Seele wiedergeben wird, und ſelig wirſt du ſeyn hienieden und dort.“ — —

Blatt 61



Sc. aus: Datura fastuosa!
Erzählung von E. T. A. Hoffmann.

Meiſter Johannes Wacht.

Eine Erzählung.*)

Zu der Zeit, als die Leute in der ſchönen freundlichen Stadt Bamberg, um mit dem bekannten Sprichwort zu reden, gut, d. h. unter dem Krummſtab wohnten, nämlich gegen das Ende des verfloſſenen Jahrhunderts, lebte daſelbſt ein Mann, der, dem Bürgerſtande angehörend, in jeder Hinſicht ſelten und ausgezeichnet zu nennen.

Er hieß **Johannes Wacht**, und war ſeiner Profeſſion nach ein Zimmermann. —

Die Natur verfolgt, ihrer Kinder Schickſal erwägend und beſtimmend, ihren eignen dunkeln, unerforſchlichen Weg, und das, was Konvenienz, was im beengten Leben geltende Meinungen und Rückſichten als wahre Tendenz des Seyns feſtſtellen wollen, iſt ihr nur das vorwitzige Spiel ſich weiſe dünkender bethörter Kinder. Aber der kurzſichtige Menſch findet oft in dem Widerſpruch der Ueberzeugung ſeines Geiſtes mit jenem dunkeln Walten der unerforſchlichen Macht, die ihn erſt an ihrem mütterlichen Buſen gehegt und gepflegt und ihn dann verlaſſen, eine heilloſe Ironie; und dieſe Ironie erfüllt ihn mit Grauſen und Entſetzen, weil ſie ſein eignes Ich zu vernichten droht.

Nicht die Paläſte der Großen, nicht fürſtliche Prunkgemächer, wählt die Mutter des Lebens für ihre Lieblinge. — So ließ ſie unſern Johannes, der, wie der geneigte Leſer es erfahren wird, wohl einer ihrer begünſtigtſten Lieblinge zu nennen, auf dem elenden Strohlager, in der Werkſtatt eines verarmten Drechslermeiſters zu Augsburg, das Licht der Welt erblicken. Die Frau ſtarb vor Jammer und Noth gleich nach der Geburt des Kindes, und der Mann folgte ihr nach wenigen Monaten.

---

*) Geſchichten, Märchen u. Sagen. Von Fr. H. v. d. Hagen, E. T. A. Hoffmann u. H. Steffens. Breslau. 1823 (J. Max u. Komp.). S. 21–124.

Der Rath mußte ſich des hülfloſen Knaben annehmen, dem der erſte Sonnenblick eines künftigen günſtigen Geſchicks aufging, als der Raths-Zimmermeiſter, ein wohlthätiger ehrwürdiger Mann, es nicht zugab, daß das Kind, in deſſen Antlitz, unerachtet es von Hunger entſtellt, er dennoch Züge fand, die ihm gefielen, in einer öffentlichen Anſtalt untergebracht werde, ſondern es in ſein Haus nahm, um es ſelbſt mit ſeinen Kindern zu erziehen.

In unglaublich kurzer Zeit entwickelte ſich nicht allein die Geſtalt des Kindes, ſo daß man glauben mochte, das kleine unſcheinbare Weſen in der Wiege ſey wirklich die farb- und formloſe Puppe geweſen, aus der, wie ein ſchöner Schmetterling, der lebendige bildhübſche goldgelockte Knabe hervorgegangen. Doch wichtiger ſchien, als mit dieſer Anmuth der Geſtalt ſich bald bei dem Knaben eine Eminenz der Geiſtesfähigkeiten zeigte, die den Pflegevater ſowohl als ſeine Lehrer in Erſtaunen ſetzte. Johannes wuchs in einer Werkſtatt auf, aus der, da der Rathszimmermeiſter beſtändig mit den wichtigſten Bauten beſchäftigt war, das Grandioſeſte hervorging, was das Handwerk zu liefern vermag. Kein Wunder, daß des Knaben alles lebendig auffaſſender Sinn dadurch aufgeregt wurde, und er ſich mit ganzer Seele zu einer Profeſſion hingezogen fühlte, deren Tendenz, in ſo fern ſie Großes und Kühnes zu ſchaffen vermag, er in tiefer Seele ahnete. Man kann denken, wie dieſe Neigung des Knaben den Pflegevater erfreute; er fühlte ſich dadurch bewogen, im Praktiſchen ſelbſt ſein ſorgfältiger aufmerkſamer Lehrmeiſter zu ſeyn, ſo wie er den Knaben, da er zum Jüngling heranreifte, in allem, was zum höhern Einſehen und Treiben des Handwerks gehört, wie z. B. in der Zeichenkunſt, Architektur, Mechanik u. ſ. w., von den geſchickteſten Meiſtern unterrichten ließ.

Vier und zwanzig Jahre war unſer Johannes alt, als der alte Zimmermeiſter ſtarb, und ſchon damals war ſein Pflegeſohn ein in allen Theilen ſeines Handwerks völlig erfahrner, durchaus geübte

Geſelle, der weit und breit ſeines gleichen ſuchte. Er trat zu der Zeit mit ſeinem treu verbundenen Kameraden Engelbrecht die gewöhnliche Wanderſchaft an.

Genug weißt du, geliebter Leſer, aus der Jugendzeit des wackern Wacht, und es dürfte nur noch nöthig ſeyn, mit kurzen Worten zu ſagen, wie es kam, daß er in Bamberg anſäſſig und Meiſter wurde.

Als er nämlich nach langer Wanderung auf der Rückkehr in die Heimath mit ſeinem Kameraden Engelbrecht durch Bamberg kam, war man dort gerade mit der Hauptreparatur des biſchöflichen Palaſtes beſchäftigt, und zwar ſollte eben an der Seite, wo die Mauern aus der Tiefe eines engen Gäßchens himmelhoch empor ſteigen, ein ganz neuer Dachſtuhl aus den größten ſchwerſten Balken geſetzt werden. Es galt eine Maſchine, die, den möglich kleinſten Platz einnehmend, mit konzentrirter Kraft die großen Laſten in die Höhe hob. Der fürſtliche Baumeiſter, der auf ein Däuschen herzurechnen wußte, wie die Trajans-Säule in Rom zum Stehen gebracht und wie dabei hundert Fehler begangen worden, die er nimmermehr ſich hätte zu Schulden kommen laſſen, hatte auch wirklich eine Maſchine, eine Art von Krahn, hingeſtellt, welche ſehr hübſch ausſah und von allen als ein mechaniſches Meiſterſtück gerühmt wurde. Als aber die Leute die Maſchine in Bewegung ſetzen ſollten, fand es ſich, daß der Herr Baumeiſter auf lauter Simſone und Herkuleſſe gerechnet hatte. Das Räderwerk gab ein gräßliches kreiſchendes Jammergeſchrei von ſich, die eingehakten großen Balken blieben ſitzen, die Arbeiter erklärten im Schweiß ihres Angeſichts, daß ſie lieber Holländerbäume ſteile Treppen herauftragen, als in der Maſchine die angeſtrengteſte Kraft nutzlos vergeuden wollten, und dabei blieb es.

In einiger Entfernung ſchauten Wacht und Engelbrecht dem Weſen, oder vielmehr dem Unweſen, zu, und es mag ſeyn, daß Wacht über die Unkenntniß des Baumeiſters ein wenig lächelte

Ein eisgrauer Altgeſelle erkannte an der Kleidung der Fremden das Handwerk, trat ohne weiteres auf ſie zu und fragte den Wacht, ob er das Ding mit der Maſchine dort denn beſſer verſtehe, da er ſo klug drein ſehe? „Ei nun, erwiederte Wacht ganz unbefangen, ei nun, mit dem beſſer Verſtehn iſt es immer ein mißliches Ding, denn jeder Narr glaubt, er verſtehe alles am Allerbeſten, aber mich nimmt's nur Wunder, daß Ihr hier zu Lande die einfache Vorrichtung nicht kennt, welche das mit Leichtigkeit bewirkt, warum der Herr Baumeiſter dort vergebens die Leute ſich abquälen läßt.“

Den eisgrauen Altgeſellen verſchnupfte die kecke Antwort des jungen Menſchen nicht wenig; er wandte ſich murrend weg und bald wußte Jeder, daß ein fremder junger Zimmergeſelle den Baumeiſter mit ſammt ſeiner Maſchine verhöhnt und ſich berühmt, eine wirkſamere Vorrichtung zu kennen. So wie es in der Regel, achtete kein Menſch darauf; ſondern der würdige Baumeiſter, ſo wie die ehrliche Zimmermannszunft zu Bamberg meinte: der aus der Fremde würde auch nicht alle Weisheit gefreſſen haben und alte erfahrene Meiſter eines Beſſern belehren wollen. „Siehſt du nun wohl, ſprach Engelbrecht zu ſeinem Kameraden, ſiehſt du nun wohl, Johannes, wie dein Vorwitz ſchon wieder die Leute, welche wir noch dazu als Handwerksgenoſſen begrüßen müſſen, gegen dich aufgebracht hat?“

„Wer kann, erwiederte Johannes mit funkelndem Blick, wer mag es ruhig anſehen, wenn das arme bedauernswürdige Handlangervolk ohne Noth über alle Gebühr geſchunden und geplagt wird! Und wer weiß, was mein Vorwitz nicht noch für erſprießliche Folgen haben wird.“ — Es traf wirklich ſo ein!

Ein einziger Mann von ſolch' eminentem Geiſt, daß ſeinem Scharfblick kein noch ſo flüchtig hingeworfener Funke entging, faßte die Aeußerung des Jünglings, die ihm von dem Baumeiſter ſelbſt als ein vorwitziges Wort eines jungen Kiekindiewelt hinterbracht wurde, gar anders auf, als die Uebrigen. Dieſer Mann war der Fürſt-Biſchof ſelbſt. Er ließ den Jüngling vor ſich kommen, um ihn näher über ſeine Aeußerung zu befragen, und wurde nicht wenig von ſeinem Anblick, von ſeinem ganzen Weſen, in Erſtaunen geſetzt. Der geneigte Leſer muß erfahren, woher dies Erſtaunen rührte, und es iſt an der Zeit, von Johannes Wacht's ganzem Innern und Aeußern mehr zu ſagen.

Johannes war, was Antlitz und ganze Geſtalt betrifft, ein ausgezeichnet ſchöner Jüngling zu nennen, und doch erhielten dieſe edlen Züge, dieſer majeſtätiſche Wuchs erſt im männlicheren Alter die volle Bedeutung. Aeſthetiſche Kapitulare nannten den Johannes einen alten Römerkopf, ein jüngerer Domizellar, der auch im ſtrengſten Winter ganz ſchwarz in Seide einherzugehen pflegte, und der Schillers

Fiesco bereits geleſen, verſicherte dagegen, Johannes Wacht ſey der leibhaftige Verrina.

Nicht Schönheit und Anmuth der äußern Geſtalt übt aber jenen geheimnißvollen Zauber, vermöge deſſen manche hochbegabte Menſchen jeden, dem ſie entgegentreten, auf der Stelle für ſich einnehmen. Man fühlt in gewiſſer Art ihre Ueberlegenheit; aber dies Gefühl iſt keineswegs, wie man denken ſollte, läſtig, ſondern erregt, indem es den Geiſt erhebt, ein gewiſſes Behagen, das dem ganzen Innern unendlich wohl thut. Die vollkommenſte Harmonie verbindet alle Theile des phyſiſchen und pſychiſchen Organismus zum Ganzen, ſo daß die Erſcheinung, wie ein reiner Accord, keinen Mißklang duldet. Dieſe Harmonie ſchafft jenen unnachahmlichen Anſtand, jenes — man möchte ſagen — Bequeme in der kleinſten Bewegung, worin ſich das Bewußtſeyn der wahrhaften menſchlichen Würde kund thut. Dieſen Anſtand lehrt kein Tanzmeiſter und kein Prinzenhofmeiſter, und er dürfte wohl deshalb recht eigentlich der vornehme Anſtand ſeyn, weil ihn die Natur ſelbſt als ſolchen geſtempelt. Es iſt hier nur noch hinzuzufügen, daß Meiſter Wacht, unerſchütterlich in Edelmuth, Treue und Bürgerſinn, mit jedem Jahre mehr ein Mann des Volks wurde. Er trug alle Tugenden, aber auch jene unbeſiegbaren Vorurtheile in ſich, die gewöhnlich die Schattenſeite ſolcher Männer zu ſeyn pflegen. Der geneigte Leſer wird bald erfahren, worin dieſe Vorurtheile beſtanden. —

Erklärt möchte nun auch hinlänglich ſeyn, warum des Jünglings Erſcheinung auf den würdigen Fürſt-Biſchof ſolch einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Lange betrachtete er den jungen ſtattlichen Handwerksmann ſchweigend mit ſichtbarem Wohlgefallen, dann fragte er ihn über ſein ganzes bisheriges Leben aus. Johannes antwortete auf alles freimüthig und beſcheiden, und ſetzte zuletzt dem Fürſten mit überzeugender Klarheit auseinander, wie des Baumeiſters Maſchine vielleicht zu andern Zwecken tauglich, die beabſichtigte Wirkung aber niemals hätte hervorbringen können.

Auf die Aeußerung des Fürſten: ob Wacht ſich wohl getraue, ſelbſt eine zweckmäßigere Maſchine anzugeben, die die Laſten emporbringe, erwiederte dieſer, daß er, um eine ſolche Maſchine herzuſtellen, nur Eines Tages, unter Hülfe ſeines Kameraden Engelbrecht und einiger geſchickter und williger Handlanger, bedürfe.

Man kann denken, mit welcher boshaften Schadenfreude im Innern der Baumeiſter, und was ihm anhängig, den Morgen kaum erwarten konnten, an dem der vorlaute Fremde mit Schande und Spott nach Hauſe geſchickt werden würde. Es kam aber anders, als wie es dieſe gutherzigen Leute gedacht und auch wohl gewünſcht hatten.

Drei zweckmäßig angebrachte, in der Wirkung in einander greifende Erdwinden, jede nur mit acht Arbeitern bemannt, hoben die ſchweren Balken ſo leicht bis zur ſchwindelnden Höhe des Daches, daß dieſe in den Lüften zu tanzen ſchienen. Seit dieſem Augenblick war des braven geſchickten Handwerksmanns Ruf in Bamberg begründet. Der Fürſt drang in ihn, in Bamberg zu bleiben und das Meiſterrecht zu erlangen, wozu er ihm ſelbſt allen nur möglichen Vorſchub leiſten wolle. Wacht war zweifelhaft, unerachtet es ihm in dem freundlichen wohlfeilen Bamberg ſehr wohl gefiel. Anſehnliche Bauten, die eben im Werke, legten für das Bleiben ein großes Gewicht in die Wagſchale; den Ausſchlag gab aber ein Umſtand, der im Leben gar oft zu entſcheiden pflegt. Johannes Wacht fand nämlich ganz unvermuthet in Bamberg die bildhübſche ehrſame Jungfrau wieder, die er vor mehreren Jahren in Erlangen geſehen und welcher er ſchon damals zu tief in die freundlichen blauen Augen geguckt hatte. Mit zwei Worten, — Johannes Wacht ward Meiſter heirathete die ehrſame Jungfrau aus Erlangen, und brachte es durch Fleiß und Geſchicklichkeit bald dahin, daß er ein artiges Haus, welches auf dem Kaulberge belegen, mit einem großen Hofraum nach den Bergen hinaus, kaufen und ſich ſo ganz anſiedeln konnte. Doch wem leuchtet unwandelbar im gleichen Glanz des Glücks freundlicher Stern! Der Himmel hatte beſchloſſen, unſern wackern Johannes einer Prüfung zu unterwerfen, der vielleicht jeder Andere, weniger ſtark an Geiſt, unterlegen ſeyn würde. Die erſte Frucht der glücklichſten Ehe war ein Sohn, der, ein herrlicher Jüngling, ganz in die Fußſtapfen des Vaters treten zu wollen ſchien. Achtzehn Jahre war dieſer Jüngling alt worden, als in einer Nacht nicht fern von Wachts Hauſe ein bedeutendes Feuer ausbrach. Vater und Sohn eilten, ihrem Beruf gemäß, zur Dämpfung des Brandes herbei. Kühn kletterte der Sohn mit andern Zimmerleuten hinauf, um das brennende Dachgerippe ſo viel als möglich wegzuſchlagen. Der Vater, der unten geblieben, um, wie es immer zu geſchehen pflegte, das Einreißen und Löſchen zu leiten, warf einen Blick hinauf, erkannte die entſetzliche Gefahr, ſchrie: „Johannes, Leute, hinab, hinab!“ Zu ſpät — mit fürchterlichem Krachen ſtürzte die Brandmauer ein — erſchlagen lag der Sohn in den Flammen, die wie im gräßlichen Triumph ſtärker praſſelnd empor loderten. —

Doch nicht dieſer entſetzliche Schlag allein ſollte den armen Johannes Wacht treffen. Eine unvorſichtige Magd drang mit wüthendem Jammergeſchrei in die Stube, wo die Hausfrau, erſt halb geneſen von einer zerſtörenden Nervenkrankheit, in Angſt und Noth lag über das Feuer, deſſen dunkelrother Widerſchein ſich an den Wänden ſpiegelte.

„Euer Sohn, Euer Johannes iſt erſchlagen, begraben in den Flammen hat ihn mit ſeinen Kameraden die Brandmauer!“

So ſchrie die Magd.

Wie von jäher Gewalt getrieben, richtete ſich die Hausfrau aus dem Bett hoch empor; doch tief aufſeufzend ſank ſie wieder zurück auf das Lager.

Der Nervenſchlag hatte ſie getroffen, — ſie war todt.

„Sehen wir nun, ſprachen die Bürger, wie Meiſter Wacht ſein großes Leid tragen wird. Oft genug hat er uns gepredigt, daß der Menſch dem größten Unglück nicht erliegen, ſondern ſein Haupt emporhalten und mit der Kraft, die der Schöpfer in jedes Bruſt gelegt, dem bedrohlichen Verderben ſo lange widerſtehen müſſe, als dieſes nicht augenſcheinlich im ewigen Rath beſchloſſen. Laßt uns ſehen, was er uns nun für ein Beiſpiel geben wird!“

Nicht wenig war man verwundert, als man zwar den Meiſter ſelbſt nicht in der Werkſtatt, wohl aber die ununterbrochene Thätigkeit der Geſellen wahrnahm, ſo daß nicht die mindeſte Stockung entſtand, ſondern die begonnenen Werke, ſo, als ob dem Meiſter kein Leid widerfahren, gefördert wurden.

„Engelbrecht,“ ſprach der Meiſter an demſelben Mittage, als er in der Frühe mit ſtandhaftem Muthe, feſten Schrittes, allen Troſt, alle Hoffnung, die ihm ſein Glaube, die wahrhafte Religion, die in ſeinem Innern feſtgewurzelt blieb, gewährte, in dem verklärten Antlitz, den Leichen ſeines Weibes und ſeines Sohnes gefolgt; „Engelbrecht, es iſt nun vonnöthen, daß ich mit meinem Gram, der mir das Herz abſtoßen will, allein bleibe, damit ich vertraut mit ihm werde, und mich gegen ihn ermanne. Du, Bruder, biſt ja mein wackerer thätiger Werkmeiſter, und weißt wohl, was in acht Tagen zu thun; denn ſo lange ſchließ' ich mich in mein Kämmerlein." —

In der That verließ Meiſter Wacht acht Tage hindurch nicht ſeine Stube. Das Eſſen brachte die Magd oft unangerührt wieder hinab, und man vernahm oft auf dem Hausflur ſeine leiſe, wehmüthige, tief in's Herz dringende Klage: „o mein Weib, o mein Johannes!"

Viele von Wacht's Bekannten waren der Meinung, daß man ihn durchaus dieſer Einſamkeit nicht überlaſſen müſſe, die ihn, da er beſtändig ſeinem Gram nachhänge, zerſtören könne. Engelbrecht entgegnete indeſſen: „Laßt ihn gewähren, ihr kennt meinen Johannes nicht, ſchickte ihm die Macht des Himmels, nach ihrem unerforſchlichen Rathſchluß, dieſe harte Prüfung, ſo gab ſie ihm auch die Kraft, ſie zu überſtehen, und jeder irdiſche Troſt würde ihn nur verletzen. Ich weiß, auf welche Weiſe er ſich hinausarbeitet aus ſeinem tiefen Schmerz." —

Letzteres ſprach Engelbrecht mit beinahe ſchlauer Miene, ohne ſich weiter darüber auslaſſen zu wollen, was er damit meine. Die Leute mußten zufrieden ſeyn und den unglücklichen Wacht in Ruhe laſſen.

Acht Tage waren vergangen; am neunten, und zwar an einem heitern Sommermorgen, früh um fünf Uhr trat Meiſter Wacht ganz unvermuthet hinaus in den Werkhof unter die Geſellen, die in voller Arbeit. Die Aexte, die Sägen ſanken ihnen nieder, und halb wehmüthig riefen ſie: „Meiſter Wacht, unſer gute Meiſter Wacht!" —

Mit heiterm Antlitz, auf dem die Spuren des überſtandenen Grams den Ausdruck inniger Gutmüthigkeit bis zum rührendſten Charakter erhöhten, trat er unter ſeine Getreuen und verkündigte, wie der gütige Himmel den Geiſt der Gnade und des Troſtes auf ihn herabgeſandt, und wie er nun geſtärkt, mit Muth und Kraft, ſeinen Beruf erfüllen werde. Er begab ſich nach dem Gebäude, das in der Mitte des Hofes zum Aufbewahren des Handwerkszeugs, zum Aufzeichnen der Werke u. ſ. beſtimmt war.

Engelbrecht, die Geſellen, die Lehrburſchen, folgten ihm wie im Zuge; als er eintrat, blieb er faſt eingewurzelt ſtehen.

Man hatte im Schutt des abgebrannten Hauſes die Axt des armen Johannes, welche an ganz entſcheidenden Zeichen kennbar, mit halbverbranntem Stiel, vorgefunden. Dieſe war von ſeinen Kameraden hoch an der, der Thüre gegenüber ſtehenden Wand befeſtigt und rund umher mit ziemlich roher Kunſt ein Kranz von Roſen und Cypreſſen gemalt worden. Unter dem Kranz hatten ſie aber Namen, Geburtsjahr ihres geliebten Kameraden, ſo wie das Datum der unglückſeligen Nacht ſeines gewaltſamen Todes geſetzt.

„Armer Hans,“ rief Meiſter Wacht, als er dies rührende Monument wahrhaft treuer Gemüther erblickte, und ein Thränenſtrom ſtürzte ihm aus den Augen, „armer Hans, zum letztenmale erhobſt du jenes Werkzeug zum Wohl deiner Brüder, aber du ruhſt im Grabe und nimmer wirſt du mehr an meiner Seite in wackerer Thätigkeit tüchtige Werke fördern helfen!“ —

Damit ging Meiſter Wacht die Reihe umher, ſchüttelte jedem Geſellen, jedem Lehrburſchen, treuherzig die Hand, und ſprach: „denkt an ihn!“ — Alles ging nun wieder an die Arbeit, nur Engelbrecht mußte bei Wacht zurückbleiben.

„Sieh nur, mein alter Kamerad,“ ſprach Wacht, „welchen wunderbaren Weg die ewige Macht gewählt hat, um mich mein großes Leid überſtehen zu laſſen. In den Tagen, als mich der Gram über Weib und Kind, das ich auf ſolch entſetzliche Weiſe verloren, ganz und gar zermalmen wollte, gab mir der Geiſt den Gedanken eines beſonders künſtlichen und zuſammengeſetzten Hängewerks ein, über welches ich ſchon lange gegrübelt, das mir aber nie in's Klare kommen wollte. Schau her!“ —

Damit rollte Meiſter Wacht die Zeichnung auf, an der er die Tage über gearbeitet hatte, und Engelbrecht erſtaunte eben ſo ſehr über die Kühnheit und Originalität der Erfindung, als über die ausnehmende Sauberkeit der vollendeten Arbeit. So künſtlich, ſo ſinnig war die Mechanik des Werkes angelegt, daß ſelbſt der vielerfahrene Engelbrecht ſich nicht gleich darin finden konnte, deſto mehr aber in freudige Verwunderung ausbrach, als, nachdem ihm Meiſter Wacht das kleinſte Detail des ganzen Baues erklärt, er ſich von der Unfehlbarkeit des Gelingens in der Ausführung überzeugen mußte. —

Wachts ganze Familie beſtand jetzt nur noch aus zwei Töchtern, doch ſollte dieſer Hausſtand gar bald vermehrt werden.

So arbeitſam, ſo geſchickt auch Meiſter Engelbrecht ſeyn mochte, doch gelang es ihm nicht, die niedrigſte Stufe der Wohlhabenheit zu erlangen, welche gleich in der erſten Zeit Wachts Unternehmungen krönte. Der ärgſte Feind des Lebens, gegen den keine menſchliche Kraft etwas verm[illegible] lehnte ſich gegen ihn auf, um ihn zu verderben, und verdarb ihn wirklich; nämlich Siechheit des Körpers. Er ſtarb und hinterließ die Frau mit zwei Knaben in beinahe dürftigen Umſtänden; die Frau begab ſich in ihre Heimath, und Meiſter Wacht hätte gern beide Söhne in ſein Haus genommen, dies war aber nur mit dem älteſten, Sebaſtian geheißen, thunlich. Dieſer war ein kräftiger kluger Junge, der, zum Handwerk des Vaters geneigt, ein tüchtiger Zimmermann zu werden verſprach. Eine gewiſſe Störrigkeit des Charakters, die zuweilen bis an's Bösartige zu grenzen ſchien, ſo wie ein gewiſſes rohes Weſen, oft bis zur Wildheit geſteigert, glaubte Wacht durch eine weiſe Erziehung beſiegen zu können. Der jüngere Bruder, Namens Jonathan, war gerade das Gegentheil des ältern; ein kleines bildhübſches ſchwächliches Bübchen, dem die Milde und Herzensgüte aus den blauen Augen lachte. Dieſen Knaben hatte ſchon bei Lebzeiten des Vaters der ehrwürdige Doktor des Rechts, ſo wie erſter und älteſter Advokat am Orte, Herr Theophilus Eichheimer, zu ſich genommen, um ihn, da er einen vorzüglichen Geiſt, ſo wie den entſchiedenſten Hang zu den Wiſſenſchaften zeigte, zum Rechtsgelehrten zu erziehen.

Hier zeigte ſich nun eines jener unbeſiegbaren Vorurtheile unſeres Wacht, von denen ſchon oben die Rede geweſen. Wacht trug nämlich die vollkommenſte Ueberzeugung in ſich, daß alles, was man unter dem Namen Rechtsgelehrſamkeit verſtehe, nichts anderes als künſtlich ergrübelte Menſchenſatzung wäre, die nur dazu diene, das wahre Recht, das in jedes Tugendhaften Bruſt geſchrieben ſtehe, zu verwirren. Konnte er die Einrichtung der Gerichtshöfe auch nicht geradezu verwerfen, ſo hatte er doch ſeinen ganzen Haß auf die Advokaten geworfen, welche er insgeſammt, wo nicht geradezu für elende Betrüger, doch für ſolche nichtswürdige Menſchen hielt, die mit dem Heiligſten und Ehrwürdigſten auf der Welt ſchändlichen Wucher trieben. Man wird ſehen, wie der verſtändige, ſonſt alle Lebensverhältniſſe klar durchſchauende Wacht in dieſem Punkt dem Roheſten aus dem gemeinſten Volke glich. Daß er für's Andere unter den Anhängern der katholiſchen Kirche keine Frömmigkeit, keine Tugend ſtatuirte, daß er keinem Katholiken traute, möchte ihm eher zu verzeihen ſein, da er in Augsburg die Grundſätze eines beinahe fanatiſchen Proteſtantismus eingeſogen. Man kann denken, wie es dem Meiſter Wacht das Herz zerſchnitt, den Sohn ſeines treueſten Freundes eine Laufbahn beginnen zu ſehen, die er ſo tief verabſcheute.

Doch war ihm des Verſtorbenen Wille heilig, und es war ſo viel gewiß, daß der ſchwächliche Jonathan nicht zu irgend einem Handwerk, das nur einigermaßen körperliche Kraft erforderte, erzogen werden konnte; ſo wie, daß wenn der alte Herr Theophilus Eichheimer mit dem Meiſter über das göttliche Geſchenk der Wiſſenſchaften ſprach, und dabei den kleinen Jonathan als einen frommen verſtändigen Knaben lobte, der Meiſter in dem Augenblick den Advokaten, die Rechtsgelehrſamkeit und ſein Vorurtheil vergaß. Meiſter Wacht hatte ſeine ganze Hoffnung darauf geſtellt, daß Jonathan, des Vaters Tugenden im Herzen, ein Metier in dem Augenblick verlaſſen werde, als er an Jahren gereift, deſſen ganze Schändlichkeit einzuſehen im Stande. —

War Jonathan ein ſtiller, frommer, dem häuslichen Studiren ergebener Junge, ſo trieb es Sebaſtian deſto ärger mit ausgelaſſenem tollen Weſen. Da er aber Rückſichts ſeines Handwerks ganz der Vater wurde, und an dem Fleiß, ſo wie an der Nettigkeit ſeiner Arbeit, nie etwas auszuſetzen war, ſo maß Meiſter Wacht die bisweilen doch zu argen Streiche dem ungeläuterten Feuer der aufbrauſenden Jugend bei, vergab ſie dem Jüngling und meinte, er werde ſich auf der Wanderſchaft wohl die Hörner ablaufen.

Dieſe Wanderſchaft trat Sebaſtian bald an, und Meiſter Wacht hörte auch nicht früher etwas von ihm, als bis er, majorenn geworden, von Wien aus ſich ſein väterliches Erbtheil ausbat, welches ihm Meiſter Wacht von Heller zu Pfennig überſandte, und worüber er eine von den Gerichten zu Wien ausgefertigte Quittung erhielt. —

Eben eine ſolche Verſchiedenheit der Gemüthsart, die die Engelbrechts trennte, fand auch bei Wachts beiden Töchtern ſtatt, von denen die älteſte Nettel, die jüngere aber Nanni geheißen.

In aller Eil' kann hier bemerkt werden, daß nach der allgemeinen in Bamberg herrſchenden Meinung der Vorname Nanni der allerſchönſte und herrlichſte iſt, den ein Mädchen führen kann. Frägſt du daher, geliebter Leſer, in Bamberg ein hübſches Kind: „wie heißen Sie, mein ſüßer Engel?“ ſo wird die Holde verſchämt die Augen niederſchlagen, an der ſchwarz ſeidnen Schürze zupfen und etwas erröthend freundlich lispeln: „I nun, Nanni, Ihr Gnoden!“ —

Nettel, Wachts älteſte Tochter, war ein kleines rundes Ding mit hochrothen Wangen und recht freundlichen ſchwarzen Aeugelein, mit denen ſie in den Sonnenſchein des Lebens, wie er ihr aufgegangen, keck hineinſchaute, ohne zu blinzeln. Sie war Rückſichts ihrer Bildung und ihres ganzen Weſens auch nicht eine Linie hoch über die Sphäre des Handwerks geſtiegen. Sie klatſchte mit den Frau Baſen, putzte ſich gern, wiewohl in bunten Staat ohne Geſchmack; ihr eigentliches Element, worin ſie lebte und webte, war aber die Küche. Keiner, und auch der ausgelernteſten Köchin weit und breit, konnte der Haaſen- und Gänſepfeffer ſo ſchmackhaft gerathen, über die Sulzen herrſchte ſie nach freier Willkühr, Gemüſe wie z. B. Mirſchieg, Keesköhl, bereitete Nettels kunſtreiche Hand ohne Gleichen, da ein feiner untrüglicher Sinn ſie über das plus oder minus des Fetts auf der Stelle entſcheiden ließ, und ihre Krapfen ſpotteten der wohlgerathenſten Erzeugniſſe der luxuriöſeſten Kirchweihen.

Vater Wacht war mit der Kochkunſt ſeiner Tochter ſehr wohl zufrieden und meinte einmal, es ſey unmöglich, daß der Fürſt-Biſchof ſchmackhaftere Schunkennudeln auf ſeiner Tafel haben könne. Das ging denn nun der guten Nettel ſo tief in's freudige Herz, daß ſie im Begriff ſtand, eine gewaltige Schüſſel mit beſagten Schunkennudeln, und zwar an einem Faſttage, dem Fürſt-Biſchof auf's Schloß zu ſchicken. Zum Glück kam Meiſter Wacht zeitig genug dahinter, und verhinderte unter herzlichem Lachen die Ausführung des kühnen Gedankens.

War die kleine dicke Nettel eine tüchtige Wirthſchafterin, eine perfekte Köchin und dabei die Gutmüthigkeit, kindliche Treue und Liebe ſelbſt, ſo mußte ſie Vater Wacht als ein wohlgerathenes Kind recht zärtlich lieben.

Geiſtern von Wachts Art iſt indeſſen, trotz ihres Ernſtes, wohl eine gewiſſe ironiſche Schalkheit eigen, die ſich im Leben anmuthig bewegt bei irgend einem Anſtoß, ſo wie der tiefe Bach den über ihn hinwegſtreifenden Windhauch mit ſilbernen ſpielenden Wellen begrüßt.

Es war nicht anders möglich, als daß Nettelchen mit ihrem ganzen Weſen dieſe Schalkheit oft anregen mußte, und ſo erhielt das ganze Verhältniß mit der Tochter oft eine ſeltſam nuancirte Farbe. Der geneigte Leſer wird künftig Beiſpiele von der Art genug erfahren; vor der Hand mag nur eines hier ſtehen, welches luſtig genug zu nennen. In Meiſter Wachts Hauſe fand ſich ein ſtiller, hübſcher, junger Mann ein, der bei der fürſtlichen Kammer angeſtellt war und ſein reichliches Auskommen hatte. Er freite nach gerader deutſcher Sitte bei dem Vater um die älteſte Tochter, und Meiſter Wacht konnte, ohne dem jungen Mann und ſeiner Nettel Unrecht zu thun, nicht umhin, ihm den Zutritt in ſein Haus zu verſtatten, damit er Gelegenheit fände, ſich um Nettels Zuneigung zu bewerben. Nettel, von des Mannes Abſicht unterrichtet, ſah ihn mit gar freundlichen Augen an, in denen man zuweilen leſen konnte: Zu unſerer Hochzeit, Liebſter, back' ich die Kuchen ſelbſt! —

Dem Meiſter Wacht war dieſe Zuneigung ſeiner Tochter gar nicht recht, weil ihm der biſchöfliche Herr Kaſtner gar nicht recht war. Für's Erſte war der Mann natürlicher Weiſe Katholik, für's Zweite glaubte Wacht bei näherer Bekanntſchaft an dem Herrn Kaſtner ein gewiſſes ſchleichendes zurückhaltendes Weſen wahrzunehmen, das auf einen befangenen Geiſt ſchließen ließ. Gern hätte er den unangenehmen Freier wieder aus dem Hauſe entfernt, ohne jedoch der Nettel wehe zu thun. Meiſter Wacht beobachtete ſehr ſcharf und wußte ſeine Beobachtungen ſchlau und verſtändig zu nutzen. So hatte er wahrgenommen, daß der Herr Kaſtner ſich nicht viel aus gut bereiteten Speiſen machte, ſondern alles ohne ſonderlichen Geſchmack und noch dazu auf etwas widerwärtige Weiſe herunterſchluckte. Eines Sonntags, als, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegte, der Herr Kaſtner bei dem Meiſter Wacht zu Mittag aß, begann dieſer, jede Speiſe, die die geſchäftige Nettel auftragen ließ, gar ſehr zu loben und zu preiſen, und forderte den Herrn Kaſtner nicht allein auf, in dieſes Lob einzuſtimmen, ſondern fragte auch beſonders, was er von dieſer oder jener Bereitung der Speiſen halte? Der Herr Kaſtner verſicherte aber ziemlich trocken, er ſey ein mäßiger nüchterner Mann und ſeit Jugend auf an die äußerſte Frugalität gewöhnt. Mittags genüge ihm ein Löffelchen Suppe und ein Stücklein Ochſenfleiſch, nur müſſe dieſes hart gekocht ſeyn, da es ſo in geringer Quantität genoſſen mehr ſättige und man ſich den Magen mit großen Biſſen nicht zu überladen brauche; zur Nacht ſey er gewöhnlich mit einer Untertaſſe guten Eierſchmalzes und einem geringen Schnäpschen abgefunden, übrigens ein Glas extra Bier um ſechs Uhr Abends, wo möglich in der ſchönen Natur genoſſen, ſein ganzes Labſal. Man kann denken, mit welchen Blicken Nettelchen den unglückſeligen Kaſtner anſah. Und doch ſollte noch das Aergſte geſchehen. Es wurden Baierſche Dampfnudeln aufgetragen, die hoch — hoch angeſchwollen, das Meiſterwerk der Tafel ſchienen; der frugale Herr Kaſtner nahm ſein Meſſer und zerſchnitt die Nudel, die ihm zu Theil worden, mit der ruhigſten Gleichgiltigkeit in viele Stücken. Nettel ſtürzte mit einem lauten Jammergeſchrei zur Thüre hinaus.

Der mit der Behandlung Baierſcher Dampfnudeln unbekannte Leſer mag erfahren, daß ſie beim Genuß geſchickt zerriſſen werden müſſen, da ſie zerſchnitten allen Geſchmack verlieren und die Ehre der Köchin zu Schande machen.

Nettel hielt von dem Augenblicke an den frugalen Herrn Kaſtner für den abſcheulichſten Menſchen unter der Sonne; Meiſter Wacht widerſprach ihr keineswegeſ, und der wilde Bilderſtürmer im Gebiete der Kochkunſt hatte die Braut auf immer verloren.

Hat der kleinen Nettel buntes Bild beinahe zu viele Worte gekoſtet, ſo werden dem geneigten Leſer ein paar Züge hinreichen, ſich Antlitz, Geſtalt, ganzes Weſen der holden anmuthigen Nanni ganz vor Augen zu bringen.

Im ſüdlichen Deutſchland, vorzüglich in Franken, und zwar beinahe nur ausſchließlich in der Bürgerklaſſe, trifft man ſolche feine, zierliche Geſtalten, ſolche liebliche fromme Engelsgeſichtlein, ſüße Sehnſucht des Himmels in den blauen Augen, des Himmels Lächeln auf den Roſenlippen, daß man wohl gewahrt, wie die alten Maler die Orginale zu ihren Madonnen nicht weit ſuchen durften. So ganz dieſe Geſtalt, dies Antlitz, dies Weſen war die Erlanger Jungfrau, welche Meiſter Wacht freite, und Nanni ihr treuſtes Ebenbild.

Die Mutter war Rückſichts der zarteſten Weiblichkeit, Rückſichts der wohlthuenden Bildung, die nichts iſt als der richtige Takt des Lebens, ganz das, was den Meiſter Wacht als Mann charakteriſirte.

Weniger ernſt und feſt als die Mutter, mochte die Tochter ſeyn, dafür aber die Lieblichkeit ſelbſt, und man hätte ihr nur vorwerfen können, daß ihr weibliches Zartgefühl, eine Empfindſamkeit, die einer verſchwächten Organiſation zuzuſchreiben und ſich daher leicht bis zur weinerlichen Empfindelei ſteigerte, ſie für's Leben zu verletzbar machte.

Meiſter Wacht konnte das liebe Kind nicht ohne Rührung anſehen, und liebte es auf eine Weiſe, die ſonſt einem ſtarken Gemüthe eben nicht eigen.

Es konnte ſeyn, daß Meiſter Wacht die zarte Nanni von Hauſe aus ein wenig verzärtelte; wodurch aber jene oft in ſüßliche Empfindelei ausartende Zartheit ganz beſonders Stoff und Nahrung erhielt, wird ſich ſehr bald zeigen.

Nanni kleidete ſich gern höchſt einfach, jedoch in die feinſten Zeuge und nach einem Schnitt, der über die Sphäre ihres Standes hinaus ging. Wacht ließ ſie gewähren, da ſo gekleidet das holde Kind gar zu hübſch und anmuthig ausſah.

Ganz geſchwinde muß hier ein Bild vertilgt werden, das dem Leſer aufgehn könnte, der vor langen Jahren in Bamberg war, und der an den abſcheulichen geſchmackloſen Kopfputz denkt, der damals die hübſcheſten Geſichter der Mädchen entſtellte. Eine glatte an den Kopf ſchließende Haube, die nicht das kleinſte Löckchen zum Vorſchein kommen ließ — ein ſchwarzes, nicht zu breites, an die Stirne feſtſchließendes Band, das hinten tief in den Nacken mit einer höchſt ſervilen Schleife zuſammenfuhr.

Später wurde dieſes Band breiter und breiter, bis es die unbillige Breite von beinahe einer halben Elle erreichte, deshalb beſonders in der Fabrik beſtellt werden mußte und mit hartem Karton gefüttert, wie eine Thurmhaube emporſtieg. Eine Schleife, die vermöge ihrer weit über die Achſeln ragenden Breite den ausgeſpannten Flügeln eines Adlers glich, ſaß gerade über dem Nackengrübchen. An den Schläfen und bei den Ohren ſchlängelten ſich kleine Löckchen hervor, und mancher kecken Bamberger Inkroyable ſtand dieſe Tracht ſeltſam und anmuthig genug.

Einen ſehr pittoresken Anblick gab es, wenn man von hinten einen Leichenzug erblickte, der ſich eben in Bewegung ſetzte. Es iſt Sitte in Bamberg, daß die Bürger zur Leichenfolge eines Verſtorbenen durch die ſogenannte Todtenfrau eingeladen werden, die ihre Einladung mit kreiſchender Stimme im Namen des Verſtorbenen, wie

z. B. „der Herr u. ſ. w., die Frau u. ſ. w. läßt ſich die letzte Ehre ausbitten,“ auf der Straße vor dem Hauſe eines jeden abſchreit. Die Frau Boſen und die jungen Madels, die ſonſt wenig in's Freie kommen, unterlaſſen es nicht, ſich in großer Anzahl einzufinden, und wenn ſich nun der Zug der Weiber zu bewegen anfängt und der Wind ſich in die großen Schleifen ſetzt, ſo iſt es nicht anders, als wenn ein ganzes Heer von ſchwarzen Raben oder Adlern jählings wach werde und den rauſchenden Flug beginnen wolle.

Der geneigte Leſer wird daher gebeten, ſich die hübſche Nanni in keinem andern Kopfputz, als in einem niedlichen Erlanger Häubchen zu denken. —

So widerwärtig es auch dem Meiſter Wacht war, daß Jonathan dem Stande angehören ſollte, den er haßte, ſo ließ er dies doch den Knaben, ſo wie ſpäter den Jüngling, keineswegs entgelten. Er ſah es vielmehr gern, daß der ſtille fromme Jonathan ſich nach vollendetem Tagewerk jedesmal bei ihm einfand und die Abende mit ſeinen Töchtern und der alten Barbara zubrachte. Dabei ſchrieb Jonathan die ſchönſte Hand, die man nur ſehen konnte, und es machte dem Meiſter Wacht, der eine ſchöne Handſchrift liebte, nicht geringe Freude, als ſeine Nanni, zu deren Schreibmeiſter ſich Jonathan ſelbſt erkoren, nach und nach dieſelbe zierliche Schrift zu ſchreiben begann, als ihr Meiſter.

Meiſter Wacht war an den Abenden entweder in ſeinem Arbeitszimmer beſchäftigt, oder er beſuchte manchmal ein Bierhaus, in dem er ſeine Handwerksgenoſſen und auch die Herren vom Rath antraf und nach ſeiner Art mit ſeltenem Geiſt die Geſellſchaft belebte. Im Hauſe ließ indeſſen Barbara den Spinnrocken wacker ſchnurren, während Nettel die Wirthſchaftsrechnung fertig ſchrieb, über die Bereitung neuer unerhörter Schüſſeln nachſann, oder mit lautem Lachen der Alten wiedererzählte, was dieſe, jene Frau Bos ihr heute vertraut. Und der Jüngling Jonathan? —

Der ſaß mit Nanni am Tiſch; und die ſchrieb und zeichnete auch wohl unter ſeiner Leitung. Und doch, Schreiben und Zeichnen iſt für den ganzen Abend ein herzlich langweiliges Ding; und ſo geſchah es denn, daß Jonathan oftmals ein ſauber gebundenes Buch aus der Taſche zog und der ſchönen empfindſamen Nanni mit leiſer ſüßlispelnder Stimme vorlas.

Jonathan hatte durch den alten Eichheimer die Gönnerſchaft des jungen Domizellars erworben, der den Meiſter Wacht einen wahrhaften Verrina nannte. Der Domizellar, Graf von Köſel, war ein ſchöner Geiſt und lebte und webte in Göthe's und Schiller's Werken, die damals wie glanzvolle, alles überſtrahlende Meteore am Horizont des literariſchen Himmels aufzuſteigen begannen. Er glaubte mit Recht in dem jungen Schreiber ſeines Anwalts eine gleiche Tendenz zu entdecken und fand ſeine beſondere Freude daran, ihn dadurch, daß er ihm nicht allein jene Werke mittheilte, ſondern dieſelben mit ihm auch gemeinſchaftlich durchlas, ſich ganz zu aſſimiliren.

Des Grafen ganzes Herz gewann aber Jonathan dadurch, daß er die Verſe, welche der Graf im Schweiße ſeines Angeſichts aus wohlklingenden Phraſen zuſammendrechſelte, vortrefflich fand und zu des Grafen unausſprechlichem Vergnügen ſattſam davon erbaut und gerührt wurde. Wahr iſt's indeſſen, daß Jonathans äſthetiſche Bildung wirklich durch den Umgang mit dem geiſtreichen und nur etwas überſpannten Grafen gewann.

Der geneigte Leſer weiß nun, was für Bücher Jonathan bei der hübſchen Nanni aus der Taſche zog und ihr daraus vorlas, und kann ſelbſt ermeſſen, wie Schriften der Art ein Mädchen, ſo geiſtig organiſirt wie Nanni, anregen mußten.

„Stern der dämmernden Nacht!"

Wie floſſen Nanni's Thränen, wenn der liebenswürdige Schreiber alſo dumpf und feierlich begann!

Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß junge Leute, die oft zärtliche Duetten zuſammen ſingen, ſich ſelbſt ſehr leicht in die Perſon der Duettiſten umſetzen und beſagte Duetten für die Melodie und den Text des ganzen Lebens halten; ſo wie der Jüngling, der einem Mädchen einen zärtlichen Roman vorlieſt, ſehr leicht der Held des Stücks wird, während das Mädchen ſich in die Rolle der Geliebten hinüber träumt.

Bei ſo gleichgeſtimmten Gemüthern, wie Jonathan und Nanni, hätte es nicht einmal ſolcher Anregungen bedurft, um zu einander in Liebe zu kommen.

Die Kinder waren ein Herz und eine Seele, die Jungfrau, der Jüngling nur eine rein und unauslöſchlich emporlodernde Liebesflamme. — Vater Wacht hatte von dieſem Liebesverſtändniß ſeiner

Tochter auch nicht die leiſeſte Ahnung; er ſollte indeſſen bald alles erfahren. —

Jonathan hatte es durch unermüdeten Fleiß und wahrhaftes Talent in kurzer Zeit dahin gebracht, daß ſein Rechtsſtudium für vollendet erachtet und er zur Advokatur gelaſſen werden konnte, welches denn auch wirklich geſchah.

Er wollte mit dieſer frohen Nachricht, die ihm ſeinen Standpunkt im Leben ſicherte, eines Sonntags den Meiſter Wacht überraſchen. Doch wie erbebte er vor Entſetzen, als Wacht ihn mit einem flammenſprühenden Blick, nie hatte er ihn ſo aus des Vaters Augen hervorblitzen ſehen, durchbohrte. „Was,“ rief Vater Wacht mit einer Stimme, daß die Wände erdröhnten, „was, du elender Taugenichts, die Natur hat deinen Körper vernachläſſigt, aber dich mit herrlichen Geiſtesgaben reichlich geſchmückt, und dieſe willſt du wie ein hinterliſtiger Böſewicht mißbrauchen auf ſchändliche Weiſe und ſo das Meſſer gegen deine eigne Mutter kehren? Mit dem Recht willſt du Handel treiben, wie mit einer feilen ſchnöden Waare auf öffentlichem Markt, und es zuwägen mit falſcher Wage, den armen Bauern, dem gedrückten Bürger, der vor des ſtarren Richters Polſterſtuhl vergebens winſelt, und dich zahlen laſſen mit dem blutigen Heller, den der Arme dir, in Thränen gebadet, hinreicht?

„Mit lügneriſchen Menſchenſatzungen willſt du dein Hirn anfüllen und Lug und Trug treiben, wie ein einträgliches Handwerk, wovon du dich mäſteſt? Iſt denn alle Tugend des Vaters aus deinem Herzen gewichen?

„Dein Vater — du heißeſt Engelbrecht — nein, wenn ich dich ſo nennen höre, ſo will ich nicht glauben, daß es der Name meines Kameraden ſey, der die Tugend und Rechtſchaffenheit ſelbſt war, ſondern daß der Satan im äffenden Spott der Hölle den Namen über ſeinem Grabe hinrufe und ſo die Menſchen verführe, den jungen lügneriſchen Rechtsbuben wirklich für den Sohn des wackern Zimmermanns Gottfried Engelbrecht zu halten — fort — nicht mehr mein Pflegeſohn — eine Schlange, die ich von meinem Buſen reiße — ich verſtoße —“

In dem Augenblick ſtürzte Nanni mit einem kreiſchenden, die Bruſt zerreißenden Jammergeſchrei dem Meiſter Wacht zu Füßen.

„Vater! rief ſie ganz aufgelöſt in wildem Schmerz und troſtloſer

Verzweiflung, „Vater, wenn du ihn verſtößeſt, ſo verſtößeſt du auch mich, mich deine liebſte Tochter, er iſt mein, mein Jonathan; nicht laſſen kann ich von ihm in dieſer Welt.“ —

Ohnmächtig ſchlug die Arme mit dem Kopf gegen den Wandſchrank, daß Blutstropfen die zarte weiße Stirn benetzten. Barbara und Nettel ſprangen herbei und brachten die Ohnmächtige auf das Kanapee. Jonathan ſtand da, erſtarrt, wie vom Blitz getroffen, nicht der leiſeſten Bewegung mächtig.

Es möchte ſchwer ſeyn, die Bewegung zu beſchreiben, die von innen heraus ſich auf Wachts Antlitz kund that. Statt der Flammenröthe überzog jetzt Leichenbläſſe das Geſicht, ein dunkles Feuer glühte nur noch in den ſtieren Augen, kalter Todesſchweiß ſchien auf ſeiner Stirne zu ſtehen; er ſtarrte einige Augenblicke ſchweigend vor ſich hin; dann machte ſich die gepreßte Bruſt Luft, und er ſprach mit ſeltſamem Ton: „das war es alſo!“ — Langſam ſchritt er dann nach der Thüre, in der er noch einmal ſtehen blieb und halb zurückgewandt den Weibern zurief: „ſpart nicht kölniſches Waſſer und die Faxen ſind bald vorüber.“

Bald darauf ſah man den Meiſter zum Hauſe heraus ſchnell nach den Bergen wandeln.

Man kann denken, in welches tiefe Herzleid die Familie verſenkt war. Nettel und Barbara konnten eigentlich gar nicht begreifen, was denn Entſetzliches vorgegangen, und es wurde ihnen dann erſt recht Angſt und Bange, als der Meiſter, wie er es noch niemals gethan, nicht zum Eſſen wiederkehrte, ſondern bis ſpät in die Nacht ausblieb.

Dann hörte man ihn kommen, die Hausthüre aufmachen, heftig zuwerfen, die Treppe mit ſtarken Schritten hinaufſteigen und ſich in ſeiner Stube einſchließen. —

Die arme Nanni erholte ſich bald wieder und weinte ſtill vor ſich hin. Jonathan ließ es aber an wilden Ausbrüchen troſtloſer Verzweiflung nicht fehlen, und ſprach auch mehrmals vom Erſchießen; ein Glück, daß Piſtolen eben nicht zum Mobiliar junger empfindſamer Advokaten nothwendig gehören, oder wenigſtens, befinden ſie ſich darunter, gewöhnlich kein Schloß haben, oder ſonſt nicht im Stande ſind.

Nachdem Jonathan einige Straßen durchrannt, wie ein toller

Menſch, führte ihn inſtinktmäßig ſein Lauf zu ſeinem hohen Gönner, dem er ſein ganzes unerhörtes Herzeleid unter den Ausbrüchen des wüthendſten Schmerzes klagte. Es darf kaum hinzugefügt werden, ſo ſehr verſteht es ſich von ſelbſt, daß der junge verliebte Advokat nach ſeinen verzweiflungsvollen Betheurungen der erſte und einzige Menſch auf der ganzen Erde war, dem ſolch Ungeheures geſchehn, weshalb er denn auch das Schickſal und alle feindliche Mächte, als nur gegen ihn verſchworen, anklagte.

Der Domizellar hörte ihn ruhig und mit einer gewiſſen Theilnahme an, die indeſſen doch das ganze Gewicht des Schmerzes, wie es der Advokat zu fühlen wähnte, nicht ganz zu erwägen ſchien. —

„Mein lieber junger Freund,“ ſprach der Domizellar, indem er den Advokaten freundlich bei der Hand nahm und ihn zu einem Seſſel führte, „mein lieber junger Freund, ich habe bisher den Herrn Zimmermeiſter Johannes Wacht für einen in ſeiner Art großen Mann gehalten, ich ſehe aber jetzt ein, daß er dabei auch ein ſehr großer Narr iſt. Große Narren ſind wie ſtätiſche Pferde, man bringt ſie ſchwer zur Wendung, iſt dieſes aber gelungen, ſo traben ſie den gebotenen Weg luſtig fort. Des heutigen böſen Auftritts halber, des unſinnigen Zorns des Alten unerachtet, dürftet Ihr die ſchöne Nanni keineswegs aufgeben.

„Doch ehe wir über Euren in der That anmuthigen und romanesken Liebeshandel weiter reden, laßt uns hier ein kleines Frühſtück zu uns nehmen. Ihr ſeyd um den Mittag bei dem alten Wacht gekommen, und ich dinire erſt um vier Uhr im Seehof.“

Auf dem kleinen Tiſch, an dem Beide, der Domizellar und der Advokat, ſaßen, war in der That ein gar appetitliches Frühſtück aufgetragen. Bayonner Schinken, rund umher mit Scheiben Portugieſiſcher Zwiebeln garnirt, ein kaltes geſpicktes Rebhuhn von der rothen Art, mithin auch ein Fremdling, in rothem Wein gekochte Trüffeln, ein Teller mit Straßburger Gänſe-Leber-Paſtete, zuletzt ein Teller mit echtem Strachino, und ein anderer mit Butter, ſo gelb und glänzend, wie die Mai-Blumen ſelbſt. —

Der geneigte Leſer, der nach Bamberg kommt und dergleichen appetitliche Butter liebt, wird ſich freuen, ſie auf das ſchönſte und reinſte zu erhalten, zugleich ſich aber ärgern, wenn er erfährt, daß ſie von den Einwohnern aus übertriebener Wirthſchaftlichkeit zu einem

Schmalz eingeſchmolzen wird, der gewöhnlich ranzig ſchmeckt und alle Speiſen verdirbt. —

Dazu perlte in einer ſchön geſchliffenen Kryſtallflaſche edler Champagner von der nicht mouſſirenden Sorte. Der Domizellar, der die vorgebundene Serviette, mit der er den Advokaten empfangen, gar nicht losgeknüpft hatte, legte, nachdem der Kammerdiener ein zweites Couvert ſchnell herbeigebracht, dem verzweiflungsvollen Liebhaber die ſchönſten Biſſen vor, ſchenkte ihm Wein ein und langte dann ſelbſt tapfer zu. Es hat Jemand einmal frech genug behauptet, daß der Magen mit dem ganzen übrigen phyſiſchen und pſychiſchen Theil des Menſchen al pari ſtünde. Das iſt eine gottloſe abſcheuliche Meinung, aber ſo viel iſt gewiß, daß der Magen oft als despotiſcher Tyrann, oder ironiſcher Myſtifikant, ſeinen eignen Willen durchſetzt.

Das geſchah eben jetzt.

Denn inſtinktmäßig, ohne daran deutlich zu denken, hatte der Advokat in wenigen Minuten ein mächtiges Stück Bayonner Schinken verzehrt, in der Portugieſiſchen Garnitur ſchreckliche Verwüſtungen angerichtet, ein halbes Rebhuhn, eine nicht geringe Anzahl von Trüffeln, ſo wie mehr Straßburger Paſtete vertilgt, als einem jungen ſchmerzerfüllten Advokaten ziemlich. Dazu ließen ſich beide, der Domizellar und der Advokat, den Champagner ſo wohl ſchmecken, daß der Kammerdiener die Kryſtallflaſche bald noch einmal füllen mußte.

Der Advokat fühlte eine angenehme wohlthuende Wärme ſein ganzes Innere durchdringen, und ſein Herzeleid erfaßte ihn nur mit ſeltſamen Schauern, die eigentlich elektriſchen Schlägen glichen, welche ſchmerzen und doch wohlthun. Er war empfänglich für die Troſtreden ſeines Gönners, der, nachdem er das letzte Glas Wein behaglich eingeſchlürft und ſich zierlich den Mund geputzt hatte, ſich in Poſitur ſetzte und in folgender Art begann:

„Für's Erſte, mein lieber guter Freund, müßt Ihr nicht ſo thöricht ſeyn zu glauben, daß Ihr der einzige Menſch auf Erden ſeyd, dem der Vater die Hand ſeiner Tochter verweigert. Doch das thut hier gar nichts zur Sache. Wie ich Euch ſchon geſagt habe, iſt die Urſache, warum Euch der alte Narr haßt, ſo höchſt abgeſchmackt, daß es damit keinen Beſtand haben kann, und mag es Euch in dieſem Augenblick widerſinnig vorkommen oder nicht, ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß ſich alles ganz nüchtern mit einer Hochzeit endigen, und daß man von der ganzen Sache nichts weiter ſagen wird, als, Peter hat um Grete gefreit und Grete und Peter ſind Mann und Weib worden.

„Die Situation iſt ſonſt neu und herrlich, da blos der Haß gegen einen Stand, den der geliebte Pflegeſohn ergriffen, der einzige Hebel iſt, welcher eine neue und auserleſene Tragik der Handlung in Bewegung ſetzen könnte; — doch zur Sache, Ihr ſeyd Dichter, mein Freund, und dies verändert alles. Eure Liebe, Euer Leid, muß Euch als poetiſches Prachtſtück im vollen Glanz der heiligen Dichtkunſt erſcheinen; Ihr vernehmt die Accorde der Lyra, die die Euch nahe Muſe anſchlägt, und in göttlicher Begeiſterung empfangt Ihr die geflügelten Worte, die Eure Liebe, Euer Leid ausſprechen. Als Dichter ſeyd Ihr in dieſem Augenblick der glücklichſte Menſch auf Erden zu nennen, da Eure tiefſte Bruſt wirklich verwundet iſt, ſo daß Euer Herzblut quillt; Ihr bedürft alſo keiner künſtlichen Anregung, um Euch poetiſch zu ſtimmen, und gebt Acht: dieſe Zeit des Grams wird Euch Großes und Vortreffliches erzeugen laſſen.

„Aufmerkſam muß ich Euch darauf machen, daß in dieſen erſten Momenten Eurem Liebesſchmerz ſich ein ſeltſames, ſehr unangenehmes Gefühl beimiſchen wird, das ſich in keine Poeſie einfügen laſſen will, doch dies Gefühl verrauſcht bald. Damit Ihr mich aber verſteht! Wenn z. B. der unglückliche Liebhaber von dem erzürnten Vater ſattſam abgeprügelt und zum Hauſe hinausgeworfen wird, wenn die beleidigte Mama das Mägdlein in ihre Kammer ſperrt und den verſuchten Sturm des verzweiflungsvollen Liebhabers durch den bewaffneten Hausſtand zurückſchlagen läßt, wenn ſogar die plebejeſten Fäuſte vor dem feinſten Tuch keine Scheu tragen (der Domizellar ſeufzte bei dieſem Worte ein wenig), ſo muß dieſe aufgegährte Proſa der erbärmlichen Gemeinheit erſt verdampfen, damit als Niederſchlag der reine poetiſche Liebesſchmerz ſich ſetze. Ihr ſeyd garſtig ausgeſcholten worden, mein lieber junger Freund, und dies war die bittere zu überwindende Proſa; Ihr habt ſie überwunden, ergebt Euch jetzt ganz der Poeſie.

„Hier habt Ihr Petrarka's Sonnette, Ovid's Elegien, nehmt, leſ't, dichtet, leſ't mir vor, was Ihr gedichtet habt. Vielleicht kommt unterdeſſen mir auch irgend ein Liebesſchmerz, wozu mir nicht alle

Hoffnung abgeſchnitten, da ich mich wahrſcheinlich in eine Fremde verlieben werde, die im weißen Lamm auf dem Steinwege abgeſtiegen iſt und von der der Graf Neſſelſtädt behauptet, ſie ſey die Schönheit und Anmuth ſelbſt, unerachtet er ſie nur ganz flüchtig am Fenſter erblickt. Dann, o Freund! wollen wir, wie die Dioskuren, die gleiche glanzvolle Laufbahn in Poeſie und Liebesſchmerz wandeln. Bemerkt, Freundchen, welchen großen Vortheil mir mein Stand giebt, der jede Liebe, die mich erfaßt, als ein nie zu erfüllendes Sehnen und Hoffen zum Tragiſchen hinaufſteigert. Doch nun, mein Freund, hinaus, hinaus in den Wald, wie es ziemlich." —

Dem geneigten Leſer müßte es gewiß ſehr langweilig, ja unerträglich ſeyn, wenn nun hier weitläuftig und wohl gar in allerlei überaus zierlichen Worten und Redensarten geſchildert werden ſollte, was Jonathan und Nanni alles in ihrem Schmerz begannen. Dergleichen findet ſich in jedem ſchlechten Roman, und es iſt oft luſtig genug, wie der preßhafte Autor ſich gar wunderlich geberdet, um nur neu zu erſcheinen.

Gar wichtig ſcheint es dagegen, den Meiſter Wacht auf ſeinem Spazier- oder vielmehr auf ſeinem Ideengange zu verfolgen.

Sehr merkwürdig muß es ſcheinen, daß ein Mann, ſtark und mächtig im Geiſte, wi[illegible]ſter Wacht, der das Entſetzlichſte, was ihm geſchah, und [illegible] minder kräftige Gemüther zermalmt haben würde, mit [illegible]chem Muthe, mit unbeugſamer Standhaftigkeit zu tragen [illegible]rch einen Vorfall außer ſich geſetzt werden konnte, den [illegible] Familienvater für ein gewöhnliches, leicht zu beſeitigende[illegible]gniß gehalten haben, und auf dieſe oder jene, ſchlechte oder g[illegible] Weiſe es wirklich beſeitigt haben würde. Gewiß iſt der geneigte [illegible]er auch der Meinung, daß dies ſeinen guten pſychologiſchen Grund hatte. Nur der widerwärtige Mißklang in Wachts Seele erzeugte den Gedanken, daß die Liebe der armen Nanni zu dem unſchuldigen Jonathan ein ſein ganzes Leben verſtörendes Unglück ſey. Eben darin aber, daß dieſer Mißklang überhaupt in dem harmoniſchen Weſen des ſonſt durchaus großartigen Alten fort tönen konnte, lag auch die Unmöglichkeit, ihn zu dämpfen, oder ganz zum Schweigen zu bringen.

Wacht hatte das weibliche Gemüth von einer einfachen, aber zugleich herrlichen und erhabenen Seite kennen gelernt. Sein eigenes

Weib hatte ihn in die Tiefe des wahrhaft weiblichen Weſens blicken laſſen, wie in einen ſpiegelhellen See; er kannte den weiblichen Heros, der ſtets mit unbeſiegbaren Waffen kämpft. Sein elternloſes Weib hatte die Erbſchaft einer ſteinreichen Baſe, die Liebe aller ihrer Verwandten verſcherzt, dem harten, ihr Leben durch manche Qual verbitternden Eindringen der Kirche mit unerſchütterlichem Muth widerſtanden, als ſie, ſelbſt in der katholiſchen Religion erzogen, den proteſtantiſchen Wacht heirathete, und kurz vorher aus reiner, glühender Ueberzeugung in Augsburg ſelbſt zu dieſem Glauben übergetreten war. Alles dieſes kam dem Meiſter Wacht in den Sinn, und er vergoß heiße Thränen, als er gedachte, mit welchen Empfindungen er die Jungfrau zum Trau-Altar geführt. Nanni war ganz und gar die Mutter, Wacht liebte das Kind mit einer Inbrunſt, der nichts zu vergleichen, und dieſes war wohl mehr als hinreichend, jede auch nur im mindeſten gewaltſam ſcheinende Maßregel, die Liebenden zu trennen, als abſcheulich, ja als ſataniſch zu verwerfen. Ueberdachte er auf der andern Seite Jonathans ganzes Leben, ſo mußte er ſich zugeſtehen, daß nicht leicht alle Tugenden eines frommen, fleißigen, beſcheidenen Jünglings ſo glücklich vereinigt werden konnten, als in Jonathan, deſſen ſchönes, ausdrucksvolles Geſicht mit vielleicht ein wenig zu weichlichen, beinahe weiblichen Zügen, deſſen kleiner und ſchwächlicher, aber zierlicher Körperbau von einem zarten, geiſtvollen Innern zeugte. Ueberlegte er ferner, wie die beiden Kinder immer zuſammen geweſen waren, wie offenbar ſich ihre Gemüthsart zu einander neigte, ſo konnte er ſelbſt nicht begreifen, wie er das, was geſchehen, nicht hatte vermuthen und zur rechten Zeit Mittel ergreifen können. Nun war es zu ſpät. —

Durch die Berge wurde er fortgetrieben von einer ſein Inneres gewaltſam zerreißenden Stimmung, die er noch nie gekannt und die er für Verſuchungen des Satans zu halten geneigt war, da mancher Gedanke in ſeiner Seele aufſtieg, der ihm im nächſten Augenblick ſelbſt hölliſch vorkommen mußte. Er konnte zu keiner Faſſung, viel weniger zu irgend einem Entſchluß kommen. Schon war die Sonne im Sinken, als er in dem Dorfe Buch anlangte; er kehrte im Gaſthofe ein und ließ ſich etwas Gutes zu eſſen und eine Flaſche vortrefflichen Leiſtenwein auftragen.

„Ei! ſchönen guten Abend, ei! welch eine ſeltſame Erſcheinung, den lieben Meiſter Wacht hier zu ſehen in dem ſchönen Duft an dem herrlichen Sonntags-Abend. Fürwahr, ich traute meinen Augen nicht. Werthe Familie wahrſcheinlich unterwegs über Land?"

So wurde Meiſter Wacht von einer gellenden, quäkenden Stimme angerufen. Es war Niemand anders, als der Herr Pickard Lederſak, ſeiner Profeſſion nach ein Lackierer und Vergolder, einer der drolligſten Menſchen auf der Welt, der den Meiſter Wacht in ſeinen Betrachtungen unterbrach.

Schon Lederſaks Aeußeres fiel jedem ſeltſam und abenteuerlich in's Auge. Er war klein, unterſetzt, hatte einen etwas zu langen Leib und kurze Säbel-Beinchen; dabei aber kein häßliches, ſondern gutmüthiges, rundes Antlitz mit rothen Bäckchen und grauen lebhaft genug blickenden Aeuglein. Täglich ging er, nach einer verjährten franzöſiſchen Mode, doch friſirt und gepudert; an Sonntagen war aber ſein Anzug durchaus merkwürdig. So trug er z. B. einen lila und kanariengelb geſtreiften ſeidenen Rock mit ungeheuren ſilberbeſponnenen Knöpfen, eine buntgeſtickte Weſte, zeiſiggrüne Atlashoſen, weiß und himmelblau fein geſtreifte ſeidene Strümpfe und glänzend ſchwarz lackirte Schuhe, auf denen große Steinſchnallen blitzten. Rechnet man dazu den zierlichen Gang des Tanzmeiſters, eine gewiſſe [illegible] Geſchmeidigkeit des Körpers, eine ſeltene Virtuoſität der Beinchen, in ſchicklichen Momenten, z. B. beim Ueberſpringen einer Goſſe, ein Entrechat zu ſchlagen, ſo mußte es geſchehen, daß der kleine Lackierer ſich überall als eine abſonderliche Creatur auszeichnete. Sein übriges Weſen wird der geneigte Leſer bald kennen lernen.

Dem Meiſter Wacht war es gerade nicht unangenehm, auf dieſe Weiſe in ſeinen ſchmerzhaften Betrachtungen unterbrochen zu werden.

Der Lackierer und Vergolder, Herr oder beſſer Monſieur Pickard Lederſak, war ein großer Geck, dabei aber die treueſte, ehrlichſte Seele von der Welt, von der liberalſten Geſinnung, freigebig gegen Arme, dienſtfertig gegen Freunde. Er trieb ſein Metier nur hin und wieder aus purer Liebhaberei, da er deſſen nicht bedurfte.

Er war reich; ſein Vater hatte ihm ein ſchönes Grundſtück mit einem herrlichen Felſenkeller hinterlaſſen, das nur durch einen großen Garten von Meiſter Wachts Grundſtück getrennt wurde.

Meiſter Wacht hatte den drolligen Leberfink gern, ſeiner Ehrlichkeit halber und weil er auch ein Glied der kleinen proteſtantiſchen Gemeinde war, der man die Uebung ihres Religions-Kultus geſtattet hatte. Mit auffallender Bereitwilligkeit nahm Leberfink Wachts Vorſchlag an, ſich zu ihm zu ſetzen und noch eine Flaſche Felſenbier zu trinken. Schon längſt, begann Leberfink, habe er den Meiſter Wacht in ſeinem Hauſe aufſuchen wollen, da er mit ihm über zwei Dinge zu reden, wovon eins ihm beinahe das Herz abdrücke. Wacht meinte, Leberfink kenne ihn ja und wiſſe, daß man, ſey es was es ſey, mit ihm gerade herausſprechen könne.

Leberfink eröffnete nun dem Meiſter im Vertrauen, daß der Weinhändler ſeinen ſchönen Garten mit dem maſſiven Gartenhauſe, der ihre, Wachts und Leberfinks Grundſtücke trenne, ihm unter der Hand zum Kauf angeboten habe. Er glaube ſich zu erinnern, daß Wacht einmal geäußert, wie ihm der Beſitz des Gartens ſehr angenehm ſeyn würde; zeige ſich nun eine Gelegenheit, dieſen Wunſch zu befriedigen, ſo erbiete er — Leberfink — ſich dazu, den Unterhändler zu machen und alles in Ordnung zu bringen.

In der That hatte Meiſter Wacht längſt den Wunſch in ſich getragen, ſein Grundſtück durch einen ſchönen Garten zu vergrößern; insbeſondere weil Nanni ſich ſtets nach den ſchönen Büſchen und Bäumen ſehnte, die in üppiger Fülle duftend aus jenem Garten emporſtiegen. In dieſem Augenblick ſchien es ihm überdem noch eine anmuthige Gunſt des Schickſals, daß gerade zur Zeit, als die arme Nanni ſolch tiefen Schmerz erfahren, ſich unvermuthet eine Gelegenheit darbot, ihr Gemüth zu erfreuen.

Der Meiſter redete ſogleich das Nöthige mit dem dienſtfertigen Lackierer ab, welcher verſprach, daß der Meiſter künftigen Sonntag in dem Garten, als in ſeinem Eigenthum, luſtwandeln ſolle. „Nun! rief Meiſter Wacht, nun, Freund Leberfink, heraus damit, was Euch das Herz abdrücken will.“

Da begann Herr Pickard Leberfink auf die erbärmlichſte Art zu ſeufzen, die abſonderlichſten Geſichter zu ſchneiden und kauderwelſches Zeug zu ſchwatzen, woraus Niemand recht klug werden konnte. Meiſter Wacht wurde aber doch klug daraus, ſchüttelte ihm die Hand, ſprach: „dafür kann Rath werden,“ und lächelte für ſich über die wunderbare Sympathie verwandter Seelen.

Die ganze Epiſode mit Leberfink hatte dem Meiſter Wacht wohlgethan: er glaubte auch einen Entſchluß gefaßt zu haben, vermöge deſſen er dem ſchwerſten entſetzlichſten Ungemach, das nach ſeiner verblendeten Meinung ihn erfaßt, widerſtehen, ja es gar überwinden wollte. Nur das, was er that, kann den Ausſpruch des Tribunals im Innern kund thun, und vielleicht, ſehr geneigter Leſer! hat dies Tribunal zum erſten Male etwas geſchwankt. — Mag hier doch eine kleine Andeutung ſtehen, die ſich ſpäter vielleicht nicht füglich einſchieben laſſen würde. Wie es in derlei Fällen dann wohl geſchieht, ſo hatte ſich die alte Barbara an den Meiſter Wacht gedrängt und das Liebespaar vorzüglich deshalb verklagt, weil es beſtändig weltliche Bücher mit einander geleſen. Der Meiſter ließ ſich ein paar Bücher, die Nanni hatte, herausgeben. Es war ein Werk von Göthe; leider weiß man nicht, was für ein Werk es geweſen. Nachdem er es durchgeblättert, gab er es der Barbara zurück, um es dort wieder hinzulegen, wo ſie es heimlich weggenommen. Niemals entſchlüpfte ihm ein einziges Wort über Nanni's Lecture, ſondern nur einmal ſagte er bei Tiſche, als es irgend eine Gelegenheit gab: „es ſteigt ein ungemeiner Geiſt unter uns Deutſchen auf. Gott gebe ihm Gedeihen. Meine Jahre ſind vorüber, meines Alters, meines Berufs iſt es nicht mehr; — doch dich, Jonathan, beneide ich um ſo manches, was der künftigen Zeit entſprießen wird!“ —

Jonathan verſtand Wachts myſtiſche Worte um ſo deutlicher, als er erſt vor einigen Tagen zufällig, unter andern Papieren halb verſteckt, auf Meiſter Wachts Arbeitstiſch den Götz von Berlichingen entdeckt hatte. Wachts großes Gemüth hatte den ungemeinen Geiſt, aber auch die Unmöglichkeit erkannt, einen neuen Flug zu beginnen. —

Andern Tages hing die arme Nanni das Köpfchen, wie eine kranke Taube. „Was iſt meinem lieben Kinde,“ ſprach Meiſter Wacht mit dem liebreichen Tone, der ihm ſo eigen und mit dem er alles nzureißen verſtand, „was iſt meinem lieben Kinde, biſt du krank? ich will es nicht glauben; du kommſt zu wenig an die friſche Luft; ſieh, ſchon lange habe ich gewünſcht, daß du mir einmal mein Veſperbrod auf die Werkſtatt hinaus brächteſt. Thue es heute, wir haben den ſchönſten Abend zu erwarten. Nicht wahr, Nanni, liebes Kind, du thuſt es, du bereiteſt mir ſelbſt die Butterwecken, das wird herrlich munden.“

Damit nahm Meiſter Wacht das liebe Kind in die Arme, ſtrich ihr die braunen Locken von der Stirne, küßte, herzte, hätſchelte es, kurz, übte alle Gewalt des liebevollſten Betragens, wie es in ſeiner Macht ſtand, und deſſen unwiderſtehlichen Zauber er wohl kannte.

Ein Thränenſtrom entſtürzte Nanni's Augen, und nur mit Mühe brachte ſie die Worte heraus: „Vater! Vater!“

„Nun, nun,“ ſprach Wacht, und man hätte in dem Ton ſeiner Stimme einige Verlegenheit bemerken können, „es kann noch alles gut werden.“ —

Acht Tage waren vergangen; Jonathan hatte ſich natürlicherweiſe nicht blicken laſſen, und der Meiſter ſeiner mit keiner Sylbe gedacht. Sonntags, als die Suppe ſchon dampfte und die Familie ſich zu Tiſche ſetzen wollte, fragte Meiſter Wacht ganz heiter: „wo bleibt denn unſer Jonathan?“ Nettel ſprach, aus Schonung gegen die arme Nanni, halb leiſe: „Vater, wißt Ihr denn nicht, was geſchehen? muß Jonathan nicht Scheu tragen, ſich vor Euch zu zeigen?“ — „Seht den Affen, ſprach Wacht mit lachendem Ton, Chriſtian ſoll gleich hinſpringen und ihn herholen.“ —

Man kann denken, daß der junge Advokat nicht unterließ, ſich alsbald einzuſtellen, aber auch, daß in den erſten Augenblicken, als er gekommen war, es über allen ſchwebte, wie eine düſtre drückende Gewitterwolke.

Meiſter Wachts unbefangenem heiterm Weſen, ſo wie Leberfinks drolligem Treiben, gelang es indeſſen, einen gewiſſen Ton hervorzubringen, der, wenn auch gerade nicht luſtig zu nennen, doch das ganze harmoniſche Gleichgewicht erhielt. „Laßt uns, ſprach Meiſter Wacht nach Tiſche, ein wenig in's Freie, auf meinen Werkhof hinausgehen.“ Es geſchah.

Monſieur Pickard Leberfink ſchmiegte ſich ſehr gefliſſentlich an Nettelchen, die die Freundlichkeit ſelbſt war, da der höfliche Lackierer ſich im Loben der Speiſen erſchöpft und geſtanden hatte, in ſeinem Leben, ſelbſt bei den geiſtlichen Herren in Banz, habe er nicht delicater gegeſſen. Da nun Meiſter Wacht, ein großes Schlüſſelbund in der Hand, ſtarken Schrittes voran eilte, mitten durch den Werkhof, ſo kam der junge Advokat von ſelbſt in Nanni's Nähe. Verſtohlene Seufzer, leis hingehauchte Liebesklagen, das war Alles, was die Liebenden wagten.

Meiſter Wacht blieb vor einem ſchönen neugezimmerten Thore ſtehen, das in der Mauer, die Wachts Werkhof von dem Garten des Kaufmanns trennte, angebracht war.

Er ſchloß das Thor auf und ſchritt hinein, indem er die Familie einlud, ihm zu folgen. Alle, Herrn Pickard Leberfink ausgenommen, welcher gar nicht aus dem ſchlauen Lächeln und leiſen Kichern herauskam, wußten nicht recht, was ſie von dem Alten denken ſollten. Mitten in dem ſchönen Garten war ein ſehr geräumiger Pavillon gelegen, auch dieſen öffnete Meiſter Wacht, ſchritt hinein und blieb in der Mitte des Saals ſtehen, aus deſſen jedem Fenſter man einer andern romantiſchen Ausſicht genoß.

„Ich, ſprach Meiſter Wacht mit einem Ton, der von dem innig erfreuten Herzen zeugte, ich ſtehe hier in meinem Eigenthum, der ſchöne Garten iſt mein, er mußte mein ſeyn, nicht um mein Grundſtück zu vergrößern, nicht den Reichthum meines Beſitzes zu vermehren, nein, weil ich wußte, daß ein gewiſſes herziges Ding ſich ſo nach dieſen Bäumen, Büſchen, nach dieſen ſchönen duftenden Blumenbeeten ſehnte."

Da warf ſich Nanni dem Alten an die Bruſt, und rief: „o! Vater, Vater! du zerreißeſt mir das Herz mit deiner Milde, mit deiner Güte, ſey barm —" „Still, ſtill, unterbrach Meiſter Wacht das leidende Kind, ſey nur gut, es kann ſich alles fügen auf wunderbare Weiſe; in dieſem kleinen Paradieſe iſt viel Troſt zu finden." — „Ja wohl, ja wohl, rief Nanni wie begeiſtert, o ihr Bäume, ihr Büſche, ihr Blumen, ihr fernen Berge, du ſchönes fliehendes Abendgewölk, mein ganzes Gemüth lebt in euch, ich finde mich ſelbſt wieder, wenn eure lieblichen Stimmen mich tröſten." —

Damit ſprang Nanni wie ein junges flüchtiges Reh zur offenen Thür des Pavillons hinaus in's Freie, und der junge Advokat, den wohl in dieſem Augenblick keine Macht zurückgehalten haben würde, verfehlte nicht, eiligſt zu folgen. Monſieur Pickard Leberfink bat ſich die Erlaubniß aus, Nettelchen in dem neuen Beſitzthum herumzuführen. Der alte Wacht ließ ſich indeſſen unter die Bäume nahe am Abhang der Berge, wo er hinabſchauen konnte in's Thal, Bier und Tabak bringen, und blies die blauen Wolken des ächten Holländers recht froh und gemüthlich in die Lüfte. Gewiß iſt der geneigte Leſer über dieſe Gemüthsſtimmung des Meiſter Wachts ſehr verwundert, ja, er weiß ſich nicht zu erklären, wie ſie bei einem ſolchen Geiſte möglich iſt.

Meiſter Wacht war nicht ſo wohl zu irgend einem Entſchluß, als zur Ueberzeugung gelangt, daß die ewige Macht ihn unmöglich das entſetzlichſte Unglück erleben laſſen könne, ſeinem liebſten Kinde einen Advokaten, mithin den Satan ſelber, verbunden zu ſehen.

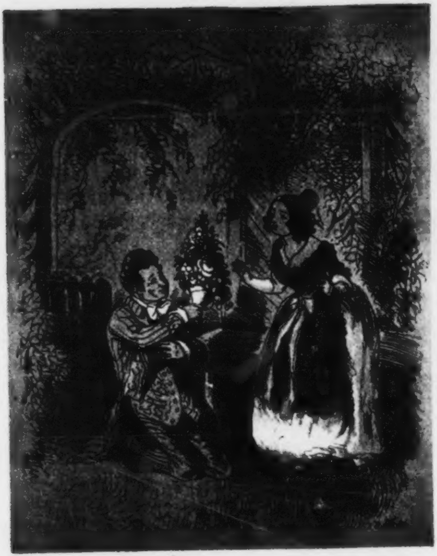
Es geſchieht was, ſprach er zu ſich ſelbſt, es muß was geſchehen, wodurch das unglückſelige Verſtändniß aufgehoben, oder Jonathan der Hölle entriſſen wird, und es wäre Vorwitz, ja vielleicht verderblicher Frevel, der gerade das Gegentheil bewirken könnte, wenn man verſuchen wollte, mit ohnmächtiger Hand hineinzugreifen in das große Schwungrad des Geſchicks.

Es iſt kaum zu glauben, welche elende, ja oft alberne Gründe der Menſch hervorſucht, ſich ein Herannahen des Unglücks als abwendbar zu denken. So gab es Augenblicke, in denen Wacht darauf rechnete, daß die Ankunft des wilden Sebaſtian, den er ſich als einen in der vollſten Blüthe der Jugend ſtehenden rüſtigen Jüngling, im Begriff, die Mannes-Jahre zu erreichen, dachte, in dem ganzen Getriebe der Angelegenheiten, wie ſie jetzt ſtanden, eine Aenderung hervorbringen würde. Der gemeine, wiewohl leider nur oft allzuwahre Gedanke kam ihm in den Sinn, daß ausgeſprochene Männlichkeit dem Weibe zu ſehr imponire, um es nicht zuletzt zu beſiegen. Als die Sonne zu ſinken begann, lud Monſieur Pickard Leberfink die Familie ein, in ſeinem anſtoßenden Garten einen kleinen Imbiß zu ſich zu nehmen.

Dieſer Garten des edlen Lackierers und Vergolders bildete nun gegen Wachts neues Beſitzthum den lächerlichſten und ſeltſamſten Kontraſt. Beinahe ſo klein, daß man ihm nur die ſchöne Höhe hätte nachrühmen können, war er nach holländiſcher Art angelegt, und Baum und Hecke unter der ſorgfältigſten pedantiſchen Scheere gehalten. Sehr hübſch nahmen ſich die himmelblauen, roſenrothen, eigelben u. ſ. w. Stämme der dünnen Obſtbäume aus, die in den Blumenbeeten ſtanden. Leberfink hatte ſie lackiert und alſo die Natur verſchönert. Auch erblickte man in den Bäumen die Aepfel der Heſperiden.

Doch noch mehrere Ueberraſchungen gab es. Leberfink bat die Mädchen, ſich einen Strauß zu pflücken, doch ſo wie ſie die Blumen abpflückten, gewahrten ſie zu ihrem Erſtaunen, daß Stängel und Blätter vergoldet. Sehr merkwürdig war es überdem, daß alle Blätter, die der Nettel zur Hand kamen, wie Herzen geſtaltet waren.

Blatt 62



Der Imbiß, womit Leberfink ſeine Gäſte regalirte, beſtand in dem auserleſenſten Kuchen, dem feinſten Zuckerwerk und altem Rheinwein und herrlichem Muskateller. Nettel war über das Gebackene ganz außer ſich, und behauptete inſonderheit, daß das zum Theil herrlich verſilberte und vergoldete Zuckerwerk gar nicht in Bamberg fabrizirt ſein könne; da verſicherte ihr Monſieur Pickard Leberfink heimlich mit dem ſüßeſten Schmunzeln, daß er ſelbſt ſich ein wenig auf die Kuchen- und Zuckerbäckerei verſtehe und der glückliche Autor aller dieſer Süßigkeiten ſey. Nettel hätte vor Ehrfurcht und Erſtaunen vor ihm auf die Knie ſinken mögen, und doch ſtand ihr noch die größte Ueberraſchung bevor.

In der tiefen Dämmerung wußte Monſieur Pickard Leberfink die kleine Nettel ſehr geſchickt in eine kleine Laube zu locken. Kaum war er aber mit ihr allein, als er ganz rückſichtslos, unerachtet er wieder die Zeiſig-Atlashoſen angelegt, mit beiden Knien in's feuchte Gras nieder plumpte und ihr unter vielen ſeltſamen, unverſtändlichen Jammertönen, den nächtlichen Elegien des Katers Hinz nicht unähnlich, einen ungeheuren Blumenſtrauß überreichte, in deſſen Mitte die ſchönſte aufgeblühte Roſe prangte, die man nur ſehen konnte.

Nettel that, was jeder thut, dem ein Strauß überreicht wird, ſie fuhr damit nach der Naſe, fühlte aber in demſelben Augenblick einen empfindlichen Stich. Erſchrocken wollte ſie den Strauß wegwerfen.

Welches liebliche Wunder hatte ſich indeſſen begeben! Ein kleiner ſchön lackierter Liebesgott war aus dem Kelch der Roſe geſprungen und hielt der Nettel mit beiden Händen ein flammendes Herz entgegen. Aus dem Munde hing ihm aber ein Zettelchen, worauf die Worte ſtanden:

„voilà le coeur de Monsieur Pikard Leberfink, que je vous offre!“

„O Jemine, rief Nettel ganz erſchrocken, o Jemine, was thun Sie, lieber Herr Leberfink? knieen Sie doch nicht vor mir, wie vor einer Prinzeſſin; die ſchönen atlaſſenen — bekommen in dem feuchten Graſe Flecken und Sie, Beſter, den Schnupfen; dafür hilft Fliederthee und weißer Kandies.“

„Nein, rief der wilde Liebhaber, nein, o Margaretha, nicht eher entſteigt der Sie auf das Innigſte liebende Pickard Leberfink dem feuchten Graſe, bis Sie ihm gelobt, die Seine zu werden." — „Heirathen wollen Sie mich? ſprach Nettel, nun denn, friſch aufgeſtanden. Sprechen Sie mit meinem Vater, liebſtes Leberfinkchen, und trinken Sie heute Abend ein paar Taſſen Fliederthee."

Was ſoll der geneigte Leſer mit Leberfinks und Nettels Albernheiten noch länger ermüdet werden; für einander geſchaffen, wurden ſie ein Brautpaar, und Vater Wacht hatte recht ſeine ſchalkiſche Freude daran.

Durch Nettels Brautſchaft kam ein gewiſſes Leben in Wachts Haus; ſelbſt das Liebespaar gewann, weniger beobachtet, mehr Freiheit. Es ſollte ſich etwas Beſonders ereignen, um dieſe behagliche Ruhe, in der ſich alles bewegte, zu ſtören.

Der junge Advokat ſchien auf beſondere Weiſe zerſtreut, mit irgend einer Sache, die ſein ganzes Weſen einnahm, beſchäftigt; er begann ſogar ſparſamer Wachts Haus zu beſuchen und vorzüglich an Abenden auszubleiben, die er ſonſt nie zu verſäumen pflegte.

„Was mag unſerm Jonathan geſchehen ſeyn, er iſt ja ganz zerſtreut, ganz ein anderer worden, als er ſonſt war;" ſo ſprach Meiſter Wacht, unerachtet er die Urſache, oder vielmehr das Ereigniß, das auf den jungen Advokaten ſo ſichtlich einwirkte, wenigſtens der äußern Erſcheinung nach, ſehr wohl kannte. Ja, er hielt dies Ereigniß für die Schickung des Himmels, durch die er vielleicht dem großen, ſein ganzes Leben verſtörenden, Unglück entgehen werde, von dem er ſich bedroht glaubte.

Vor wenigen Monaten war nämlich eine junge unbekannte Dame in Bamberg angekommen, deren ganze Erſcheinung myſtiſch und ſonderbar zu nennen. Sie wohnte im weißen Lamm. Ihre ganze Umgebung beſtand nur in einem eisgrauen Diener und in einer alten Kammerfrau.

Die Meinungen über ſie waren ſehr verſchieden. Manche behaupteten, ſie ſey eine vornehme, ſteinreiche Ungariſche Gräfin, welche Zwiſtigkeiten der Ehe nöthigten, einen momentanen einſamen Aufenthalt in Bamberg zu nehmen. Andere machten ſie dagegen zu einer gewöhnlichen Didone abandonnata; noch Andere zu einer verlaufenen Sängerin, die bald die vornehmen Schleier abwerfen und als Konzertgeberin auftreten werde; wahrſcheinlich müſſe es ihr an Empfehlungen an den Fürſt-Biſchof fehlen; genug, die mehrſten Stimmen einigten ſich dahin, die Fremde, die übrigens nach den Ausſagen der wenigen Perſonen, die ſie erblickt hatten, von ausnehmender Schönheit ſeyn ſollte, für eine höchſt zweideutige Perſon zu halten.

Man hatte nun bemerkt, daß der alte Diener der Fremden dem jungen Advokaten ſo lange nachgeſchlichen war, bis er ihn eines Tages am Brunnen auf dem Markt, den die Statue des Neptun ziert (welchen die ehrlichen Bamberger gewöhnlich den Gobelmann zu nennen pflegen) feſthielt und lange, ſehr lange mit ihm ſprach. Aufmerkſame Gemüther, die Niemanden begegnen können, ohne lebhaft zu fragen: „wo mag er geweſen ſeyn, wo mag er hingehen, was mag er treiben?“ u. ſ. w. hatten herausgebracht, daß der junge Advokat ſehr oft, beinahe täglich, zu nächtlicher Weile zu der ſchönen Unbekannten hinſchlich, und mehrere Stunden bei ihr zubrachte. Stadtgeſpräch wurde es bald, daß der junge Advokat ſich in die gefährlichen Liebesnetze der jungen unbekannten Abentheuerin verſtrickt habe.

Meiſter Wachts ganzem Weſen mußte es gänzlich fremd ſeyn und bleiben, dieſe ſcheinbare Verirrung des jungen Advokaten als Waffe gegen die arme Nanni zu gebrauchen. Daß ſie alles haarklein und gewiß noch mit vergrößerten Umſtänden erfahre, dafür ließ er die Frau Barbara nebſt dem ganzen Anhange der Boſen ſorgen. Der ganzen Sache ſetzte die Krone auf, daß der junge Advokat mit der Dame eines Tages ganz ſchnell abreiſete; Niemand wußte, wohin.

„So geht's mit dem Leichtſinn, hin iſt des vorwitzigen Herrn Praxis,“ ſprachen die klugen Leute. Dies war aber nicht der Fall; denn, zu nicht geringem Erſtaunen aller, beſorgte der alte Eichheimer ſelbſt die Praxis ſeines Pflegeſohnes auf das Pünktlichſte, und eingeweiht in das Geheimniß mit der Dame, ſchien er alle Maßregeln ſeines Pflegeſohns zu billigen.

Meiſter Wacht ſchwieg über die ganze Angelegenheit, und wenn die arme Nanni ihren Schmerz nicht bergen konnte, ſondern mit, von Thränen halberſtickter Stimme leiſe klagte: „warum hat uns Jonathan verlaſſen?“ ſo ſprach Meiſter Wacht mit wegwerfendem Ton: „ja die Advokaten machen es nicht anders; wer weiß, was für eine Intrigue, die ihm Geld und Nutzen ſchafft, Jonathan mit der Fremden angeſponnen.“

Dann pflegte aber Herr Pickard Leberfink Jonathans Partei zu nehmen und zu verſichern, daß er ſeinerſeits überzeugt ſey, wie die Fremde nichts Geringeres ſeyn könne, als eine Prinzeſſin, die ſich in einer äußerſt delikaten Rechtsſache an den ſchon weltberühmten jungen Advokaten gewandt. Er kramte dabei ſo viel Geſchichten von Advokaten aus, die durch beſondere Sagazität, durch beſondern Scharfblick und Geſchicklichkeit, die verworrenſten Knoten entwickelt, die geheimſten Dinge an's Tageslicht gebracht, daß Meiſter Wacht ihn bat, um des Himmels willen ſtill zu ſchweigen, da ihm übel und weh werde, wogegen Nanni ſich an allem, was Leberfink hervorbrachte, innig labte und neue Hoffnungen faßte.

Nanni's Schmerz hatte eine merkliche Beimiſchung von Verdruß, und zwar in den Augenblicken, wenn es ihr ganz unmöglich ſchien, daß Jonathan ihr hätte untreu werden ſollen. Hieraus war zu folgern, daß Jonathan ſich nicht zu entſchuldigen geſucht, ſondern über ſein Abentheuer hartnäckig geſchwiegen.

Einige Monde waren vergangen, als der junge Advokat in der fröhlichſten Stimmung nach Bamberg zurückkehrte, und Meiſter Wacht mußte aus den leuchtenden Augen, womit Nanni ihn anblickte, wohl ſchließen, daß er ſich ganz gerechtfertigt. Es dürfte dem geneigten Leſer nicht unlieb ſeyn, die ganze Begebenheit, die ſich mit der fremden Dame und dem jungen Advokaten zugetragen, hier gleich einer epiſodiſchen Novelle eingeſchaltet zu ſehen.

Der Ungariſche Graf Z..., im Beſitz von mehr als einer Million, heirathete aus reiner Zuneigung ein blutarmes Fräulein, die den Haß der Familie ſchon dadurch auf ſich lud, daß ſie, außerdem daß über ihre Familie ein völliges Dunkel herrſchte, keine andern Schätze beſaß, als alle Tugend, Schönheit und Anmuth des Himmels.

Der Graf verſprach ſeiner Gemahlin, mittelſt Teſtaments ſein ganzes Vermögen, auf den Fall ſeines Todes, zuzuwenden.

Einſt, als ihn diplomatiſche Geſchäfte von Paris nach Petersburg gerufen hatten und er nach Wien in die Arme ſeiner Gemahlin zurückkehrte, erzählte er dieſer, daß er in einem Städtchen, deſſen Namen er ganz vergeſſen, von einer ſchweren Krankheit befallen und die Augenblicke ſeiner Geneſung ſogleich dazu benutzt habe, um ein Teſtament zu Gunſten ihrer aufzuſetzen und den Gerichten zu übergeben. Es müſſe daher kommen, daß ihn einige Meilen weiter ein neuer Anfall der böſen Nervenkrankheit mit verdoppelter Gewalt gepackt habe, daß ihm Name des Orts, des Gerichts, wo und bei wem er teſtirt, gänzlich aus dem Gedächtniſſe entſchwunden, ſo wie, daß der von den Gerichten über die Niederlegung des Teſtaments erhaltene Empfangſchein ihm verloren gegangen ſey. Wie es wohl zu geſchehen pflegt, von Tage zu Tage verſchob der Graf die Errichtung eines neuen Teſtaments, bis ihn der Tod übereilte, und die Verwandten nicht unterließen, den ganzen Nachlaß in Anſpruch zu nehmen, ſo daß die arme Gräfin das überreiche Erbe bis auf die geringe Summe einiger koſtbaren Geſchenke des Grafen zuſammenſchmelzen ſah, die ihr die Verwandten nicht entreißen konnten. Mancherlei Notizen über dieſen Hergang der Sache waren in den Papieren des Grafen enthalten; da aber ſolche Notizen, daß ein Teſtament vorhanden ſey, das Teſtament ſelbſt nicht erſetzen können, ſo ſchufen ſie der Gräfin nicht den mindeſten Nutzen.

Viele Rechtsgelehrte hatte die Gräfin über ihren böſen Fall zu Rathe gezogen, bis ſie endlich nach Bamberg kam und ſich an den alten Eichheimer wandte, der ſie aber an den jungen Engelbrecht wies, welcher, weniger beſchäftigt, ausgerüſtet mit vorzüglichem Scharfſinn und großer Liebe zur Sache, vielleicht doch das unglückliche Teſtament erſpüren, oder einen andern künſtlichen Beweis über die wirkliche Exiſtenz deſſelben antreten würde.

Der junge Advokat begann damit, ſich bei den kompetenten Behörden die nochmalige genaue Nachforſchung in den Papieren des Grafen auf dem Schloſſe auszubitten. Er ging ſelbſt mit der Gräfin hin, und unter den Augen der Beamten des Gerichts fand ſich ein einem bisher nicht beachteten Nußbaum-Schrank ein altes Portefeuille, worin zwar nicht der gerichtliche Empfangſchein über die Niederlegung des Teſtaments, wohl aber ein Papier befindlich, was dem jungen Advokaten im höchſten Grade wichtig ſeyn mußte.

Dieſes Papier enthielt nämlich die genaue Beſchreibung aller Umſtände bis in's kleinſte Detail, unter denen der Graf zu Gunſten ſeiner Gemahlin ein Teſtament errichtet und einem Gerichtshofe übergeben hatte. Die diplomatiſche Reiſe von Paris nach Petersburg brachte den Grafen nach Königsberg in Preußen. Hier fand er zufällig einige Oſtpreußiſche Edelleute, die er früher auf einer

Reiſe in Italien getroffen. Der Eilfertigkeit, womit der Graf reiſen wollte, unerachtet, ließ er ſich doch bereden, eine kleine Streiferei in Oſtpreußen zu unternehmen, vorzüglich da die reichen Jagden aufgegangen und der Graf ein paſſionirter Jäger. Er nannte die Städte Wehlau, Allenburg, Friedland u. ſ. w., wo er geweſen. Unmittelbar wollte er nun, ohne nach Königsberg zurückzukehren, vorwärts nach der ruſſiſchen Grenze.

In einem kleinen Städtchen, deſſen Anſehn der Graf nicht erbärmlich genug beſchreiben konnte, verfiel er aber plötzlich in die Nervenkrankheit, die ihm mehrere Tage hindurch alle Sinne raubte. Zum Glück befand ſich am Orte ein junger recht geſchickter Arzt, der dem Uebel kräftigen Widerſtand leiſtete, ſo daß der Graf nicht allein zu ſich kam, ſondern auch im Stande war, in wenigen Tagen ſeine Reiſe fortzuſetzen. Schwer fiel es ihm aber auf's Herz, daß ein zweiter Anfall ihn auf der Reiſe tödten und ſeine Gemahlin in die tiefſte Armuth verſetzen könne. Er erfuhr von dem Arzt zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, daß der Ort, ſeiner Kleinheit und ſeines erbärmlichen Anſehens unerachtet, doch der Sitz eines preußiſchen Landeskollegii ſey, und daß er mit aller Förmlichkeit ſein Teſtament dort deponiren könne, ſobald es ihm nur gelänge, die Indentität ſeiner Perſon nachzuweiſen. Dies war aber der harte Punkt. Denn wer kannte den Grafen in dieſer Gegend?

Doch wie wunderbar iſt das Spiel des Zufalls! Gerade als der Graf in dem Städtchen aus dem Wagen ſtieg, ſtand ein alter invalider Greis von beinahe achtzig Jahren, der auf einem benachbarten Dorfe wohnte, ſich vom Korbflechten nährte, und nur ſelten nach der Stadt zu kommen pflegte, in der Thüre des Wirthshauſes. Dieſer hatte in ſeiner Jugend in der öſterreichiſchen Armee gedient, und war fünfzehn Jahre hindurch Reitknecht bei dem Vater des Grafen geweſen. Auf den erſten Blick erinnerte er ſich des Sohnes ſeines Herrn, und er und ſein Weib wurden die völlig unverdächtigen Rekognoszenten des Grafen, wie man denken kann, nicht zu ihrem Schaden. Der junge Advokat ſah ſogleich ein, daß, um Näheres auszumitteln, es hier nur allein auf die Lokalität und deren genaue Vergleichung mit den Notizen des Grafen ankomme, um die nähere Spur, wo der Graf krank geworden ſey und teſtirt habe, zu ermitteln.

Er reiſte mit der Gräfin nach Oſtpreußen; hier wollte er, wo möglich, durch Einſicht der Poſtbücher die Reiſeroute ausmitteln, die der Graf damals genommen. Doch nach vielem vergeblichen Mühen brachte er nur heraus, daß der Graf Poſtpferde von Eylau nach Allenburg genommen. Hinter Allenburg verlor ſich jede Spur, jedoch war ſoviel gewiß, daß der Graf ſeine Tour nach Rußland durch das Preußiſche Lithauen genommen, und zwar um ſo mehr, als in Tilſit des Grafen Ankunft und Abreiſe mit Extrapoſt wieder eingetragen war. Von hier aus verlor ſich auf's Neue jede Spur. Auf dem kleinen Wege von Allenburg nach Tilſit ſchien indeſſen dem jungen Advokaten, daß man die Löſung des Räthſels ſuchen müſſe. Ganz mißmüthig und voller Sorgen traf er einſt an einem regnigten Abend mit der Gräfin in dem kleinen Landſtädtchen Inſterburg ein. Von ſeltſamen Ahnungen fühlte er ſich befangen, als er in die elenden Zimmer des Wirthshauſes trat. Es kam ihm ſo heimiſch darin vor, als wenn er ſchon ſelbſt da geweſen, oder als wenn ihm der Aufenthalt auf das Genaueſte geſchildert worden. Die Gräfin begab ſich nach ihrem Schlafgemach; der junge Advokat wälzte ſich unruhig auf dem Lager. Als die Morgenſonne hell in's Zimmer ſchien, fiel ſein Blick auf die Tapete in einer Ecke des Zimmers. Er gewahrte, daß von einem großen Fleck die blaue Farbe, womit das Zimmer übertüncht, abgeſprungen und die widerwärtige hochgelbe Grundfarbe zum Vorſchein gekommen, worauf allerlei ſcheußliche Geſichter als anmuthige Arabesken im Neu-Seeländiſchen Geſchmack angebracht waren.

Ganz außer ſich vor Freude und Entzücken ſprang der junge Advokat aus dem Bette; er befand ſich in dem Zimmer, in welchem Graf Z... das verhängnißvolle Teſtament gemacht hatte. Die Schilderung traf zu genau ein; es war nicht daran zu zweifeln.

Was nun noch den Leſer mit all' den Kleinigkeiten ermüden, die nach und nach eintrafen! Genug, Inſterburg war wie noch jetzt der Sitz eines preußiſchen Obergerichts, damals Hofgericht geheißen. Der junge Advokat begab ſich ſofort mit der Gräfin zu dem Präſidenten; durch die mitgebrachten, in der authentiſchten Form ausgefertigten Papiere wurde die Legitimation der Gräfin auf das Vollſtändigſte geführt, die Publikation des Teſtaments als unzweifelhaft vorgenommen, und die Gräfin, welche troſtlos in großer Dürftigkeit ihr Vaterland verlaſſen, kehrte wieder, im Beſitz aller Rechte, die ein feindliches Geſchick ihr hatte rauben wollen.

Der Nanni erſchien der Advokat wie ein himmliſcher Heros, der die verlaſſene Unſchuld gegen die Bosheit der Welt ſiegreich geſchützt. Auch Leberfink ergoß ſich in übertriebenen Lobeserhebungen, den Scharfſinn und die Thätigkeit des jungen Advokaten hoch bewundernd. Meiſter Wacht rühmte ebenfalls nicht ohne Nachdruck Jonathans Betriebſamkeit, wiewohl er eigentlich nichts als ſeine Schuldigkeit gethan, und es ihn — den Meiſter Wacht — bedünken wollte, daß alles auf viel kürzerem Wege zu erlangen geweſen ſeyn würde.

Dieſe Angelegenheit, ſprach Jonathan, halte ich für einen wahren Glücksſtern, der mir in meiner kaum begonnenen Laufbahn aufgegangen.

Die Sache hat viel Aufſehen erregt. Alle Ungariſche Magnaten waren in Bewegung. Mein Name iſt bekannt geworden, und was nicht das Schlimmſte dabei iſt, die Gräfin war liberal genug, mir zehntauſend Stück Brabanter Thaler zu verehren.

Schon während der ganzen Erzählung des jungen Advokaten hatte auf Meiſter Wachts Geſicht ein ſeltſames Muskelſpiel begonnen, das ſich bis zum Ausdruck des tiefſten Verdruſſes ſteigerte.

„Was, fuhr er endlich mit Flammenblicken und mit einer Löwenſtimme heraus, was, hab' ich's nicht geſagt? das Recht haſt du verkauft; dafür, daß die Gräfin ihr rechtmäßiges Erbe von den betrügeriſchen Verwandten heraus bekam, mußte ſie Geld zahlen, mußte ſie dem Mammon opfern. Pfui, pfui, ſchäme dich!"

Alle vernünftigen Vorſtellungen des jungen Advokaten, ſo wie der übrigen Perſonen, die gerade anweſend waren, fruchteten auch nicht das Allermindeſte. Meiſter Wacht blieb, unerachtet eine Sekunde hindurch die Vorſtellung Platz zu greifen ſchien, daß wohl nie eine Perſon mit freudigerem Gemüthe ein Geſchenk gegeben, als die Gräfin bei der plötzlichen Entſcheidung ihres Falles, und daß, wie Leberfinkchen auch genau wiſſen wollte, nur der junge Advokat ſelbſt daran Schuld war, daß das Honorar nicht viel ſtärker und nicht mehr dem Gewinn gemäß ausgefallen, dennoch bei ſeiner Meinung, und zugleich kehrten die alten ſtarrſinnigen Worte zurück: ſobald von Recht die Rede iſt, giebt es kein Geld auf der Erde.

„Es iſt wahr, fuhr Wacht nach einer Weile beruhigter fort, bei dieſer Geſchichte kommen manche Umſtände vor, die dich wohl entſchuldigen können und zum ſchnöden Eigennuß verleiten konnten, doch thue mir den Gefallen und halt das Maul von der Gräſin, dem Teſtament, den zehntauſend Thalern; es könnte mich manchmal bedünken wollen, daß du an den Plaß dort, den du an meinem Tiſche einnimmſt, nicht hingehörteſt.“

„Ihr ſeyd ſehr hart, ſehr ungerecht gegen mich, Vater,“ ſprach der junge Advokat mit vor Wehmuth bebender Stimme. Nanni vergoß ſtille Thränen; Leberfink, als ein gewandter ſozialer Mann, brachte ſchnell das Geſpräch auf die neuen Vergoldungen zu St. Gangolph.

Man kann ſich das geſpannte Verhältniß wohl denken, in dem jeßt die Familie Wacht lebte. Wo war die Freiheit des Geſprächs, wo aller friſche Lebensmuth, wo aller muntre Sinn? Ein tödtender Verdruß nagte langſam an Wachts Herzen, und auf ſeinem Antliß ſtand das geſchrieben.

Von Sebaſtian Engelbrecht ging durchaus nicht die mindeſte Nachricht ein, und ſo ſchien auch die leßte ſchwache Hoffnung, die dem Meiſter Wacht geſchimmert, unterzugehen.

Meiſter Wachts Altgeſell, Andreas geheißen, war ein treuer, ehrlicher, ſchlichter Menſch, der ihm anhing mit einer Liebe ohne gleichen. „Meiſter, ſprach dieſer eines Morgens, als ſie eben mit einander Balken abſchnürten, Meiſter, ich kann's nicht länger tragen, es ſtößt mir das Herz ab, Euch ſo leiden zu ſehen! Jungfer Nanni! der arme Herr Jonathan!“

Da warf Meiſter Wacht ſchnell das Schnürbündel fort, trat auf ihn zu, packte ihn bei der Bruſt, und rief: „Menſch, vermagſt du aus dieſem Herzen die Ueberzeugung, was wahr und recht, wie ſie die ewige Macht mit Flammenzügen hineingezeichnet hat, herauszureißen, ſo mag das geſchehn, deſſen du gedenkeſt!“

Andreas, der nicht der Mann war, ſich mit ſeinem Meiſter auf Conteſtationen der Art einzulaſſen, kraßte ſich hinter den Ohren und meinte verlegen ſchmunzelnd: „ſo würde wohl auch ein gewiſſer Morgenbeſuch eines vornehmen Herrn auf der Werkſtatt von keiner ſonderlichen Wirkung ſeyn.“ Meiſter Wacht merkte den Augenblick.

daß es auf einen Sturm gegen ihn abgeſehen ſey, den höchſt wahrſcheinlich der Graf von Köſel dirigiren werde.

Mit dem Glockenſchlage neun Uhr kam Nanni, der die alte Barbara mit dem Frühſtück folgte, auf die Werkſtatt. Es war dem Meiſter unangenehm, daß Nanni kam, da dies außer der Regel und die verabredete Karte ſchon jetzt hervorguckte.

Nicht lange dauerte es, ſo erſchien denn auch wirklich der Domizellar, geſtriegelt und geſchniegelt wie ein Püppchen; ihm folgte auf dem Fuß der Lackierer und Vergolder, Monſieur Pickard Leberſink, in allerlei bunte Farben gekleidet und einem Frühlingskäfer nicht unähnlich. Wacht that hoch erfreut über den Beſuch, dem er ſogleich die Urſache unterſchob, daß der Herr Domizellar wahrſcheinlich ſeine neueſten Modelle ſehen wolle.

Meiſter Wacht trug in der That große Scheu, die weitläuftigen Sermonen zu hören, in die ſich der Domizellar nutzlos ergießen würde, um Rückſichts Nanni's und Jonathans ſeinen Entſchluß zum Wanken zu bringen. Der Zufall rettete ihn, indem er wollte, daß in dem Augenblick, als der Domizellar, der junge Advokat und der Lackierer neben einander ſtanden, und der Domizellar ſchon mit den zierlichſten Worten die ſüßeſten Verhältniſſe des Lebens berührte, der dicke Hans rief: „Holz her!“ der große Peter auf der andern Seite aber ſo derb zuſchob, daß der Domizellar heftig an der Schulter berührt, auf den Monſieur Pickard ſtürzte; dieſer prallte aber auf den jungen Advokaten, und im Nu waren alle drei verſchwunden. Hinter ihnen befand ſich nämlich ein hoch aufgethürmter Haufen von Holzſplittern, Sägeſpänen u. a.

In dieſen Haufen waren die Unglücklichen begraben, ſo, daß man von ihnen nichts mehr erblickte, als vier ſchwarze und zwei chamoisfarbene Füße; letztere waren aber die Galla-Strümpfe des Herrn Lackierer und Vergolder Pickard Leberſink. Es konnte nicht anders möglich ſeyn, die Geſellen und Burſche brachen in ein ſchallendes Gelächter aus, unerachtet Meiſter Wacht Ernſt und Ruhe gebot.

Am ſchrecklichſten ſah der Domizellar aus, dem die Sägeſpäne in alle Falten des Kleides und ſogar auch in die Locken der zierlichen Friſur gedrungen waren; er floh beſchämt, wie auf den Flügeln des Windes, und ihm folgte der junge Advokat auf dem Fuße; nur

Monſieur Pickard Leberfink blieb froh und freundlich, unerachtet es für gewiß anzunehmen, daß die chamois Strümpfe nicht mehr brauchbar, da beſonders feindliche Späne die Pracht der Zwickel gänzlich vernichtet. So hatte ein lächerlicher Vorfall den Sturm, der auf Wacht gewagt werden ſollte, vereitelt.

Der Meiſter hatte keine Ahnung, wie noch heute ihn Entſetzliches treffen würde.

Meiſter Wacht hatte abgegeſſen und ſtieg ſo eben die Treppe hinab, um ſich nach dem Werkhofe zu begeben; da hörte er vor dem Hauſe eine brutale Stimme rufen: „Heda! wohnt der alte ſpitzbübiſche Kerl, der Zimmermann Wacht, nicht hier?“ Eine Stimme von der Straße antwortete: „ein alter ſpitzbübiſcher Kerl wohnt nicht hier, wohl iſt dies aber das Haus des ehrſamen Bürgers und Zimmermeiſters, Herrn Johannes Wacht.“

In dem Augenblick wurde mit einem ſtarken Schlage die Hausthür eingeſtoßen, und ein großer ſtarker Kerl von wildem Anſehn ſtand vor dem Meiſter. Die ſchwarzen Haare ſpießten ſich durch die durchlöcherte Soldaten-Mütze, und überall konnte der zerlumpte Kittel den ekelhaften von Schmutz und Witterung gebräunten Körper nicht verbergen; an den Füßen trug der Kerl Soldatenſchuhe und die blauen Striemen an den Knöcheln zeigten die Spur getragener Ketten.

„Hoho! rief der Kerl, Ihr kennt mich wohl nicht mehr? Ihr kennt wohl nicht mehr den Sebaſtian Engelbrecht, den Ihr um ſein Erbe betrogen?“ Meiſter Wacht trat dem Kerl mit aller imponirenden Majeſtät ſeines Aeußern einen Schritt entgegen, indem er unwillkürlich die Hand mit dem Rohrſtock vorſtreckte. Da war es, als träfe den wilden Kerl ein Blitz; er taumelte ein paar Schritte zurück, ſtreckte die geballten Fäuſte drohend empor und ſchrie: „Hoho! ich weiß, wo mein Erbtheil iſt, ich will es mir verſchaffen trotz dir, du alter Sünder!“

Er rannte pfeilſchnell den Kaulberg hinab, von dem Volke verfolgt.

Erſtarrt blieb Meiſter Wacht einige Sekunden im Flur ſtehen, bis er auf den angſtvollen Zuruf Nanni's: „Um Gott, Vater, das war Sebaſtian!“ in die Stube hinein mehr ſchwankte, als ging, erſchöpft auf einen Lehnſeſſel ſank, beide Hände vors Geſicht hielt und mit erſchütternder Stimme rief: „ewige Barmherzigkeit des Himmels, das iſt Sebaſtian Engelbrecht!“

Es entſtand Lärm auf der Straße, das Volk ſtrömte den Kaulberg hinab, und ganz aus der Ferne riefen Stimmen: „Mord! Mord!“

Von den entſetzlichſten Ahnungen ergriffen, rannte der Meiſter hinab nach Jonathans Wohnung, die eben ganz am Fuße des Kaulbergs belegen.

Ein dichter Volkshaufe wälzte ſich vor ihm her, in der Mitte deſſelben gewahrte er den wie ein wildes Thier ſich ſträubenden Sebaſtian, der ſo eben von der Wache zu Boden geworfen, ſo überwältigt, an Händen und Füßen geſchloſſen und eben abgeführt wurde.

„Jeſus! Jeſus! der Sebaſtian hat ſeinen Bruder erſchlagen!“ ſo wehklagte das Volk, welches ſich aus dem Hauſe drängte. Meiſter Wacht machte ſich Platz und fand den armen Jonathan unter den Händen der Aerzte, die ſich mühten, ihn in's Leben zurück zu rufen; drei mit der vollſten Kraft eines ſtarken Mannes geführte Fauſtſchläge auf den Kopf ließen das Schlimmſte ahnen.

Nanni hatte, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, durch liebreiche Freundinnen ſogleich den ganzen Hergang der Sache erfahren und war nach des Geliebten Wohnung geſtürzt, wo ſie in dem Augenblick anlangte, als der junge Advokat, Kraft der verſchwendeten Naphta, wieder die Augen aufſchlug, und die Chirurgen vom Trepaniren ſprachen. Man kann ſich das Uebrige denken.

Nanni war troſtlos, Nettel, trotz ihrer Brautſchaft, in Trauer verſenkt, und ſelbſt Monſieur Pickard Leberfink verſicherte, indem ihm die Thränen vor Wehmuth über die Backen liefen: „Gott ſolle dem gnädig ſeyn, auf deſſen Caput eine Zimmermanns-Fauſt niederfalle; der Verluſt des jungen Herrn Jonathan ſey unerſetzlich. Indeſſen ſolle der Lack ſeines Sarges an Glanz und Schwärze unübertrefflich ſeyn, die Verſilberung der Todtenköpfe und anderer anmuthiger Embleme ihres Gleichen vergebens ſuchen.“

Es ergab ſich, daß Sebaſtian einem Trupp Landſtreicher, der vom Baierſchen Militär durch das Bambergiſche transportirt wurde, entſprungen und in die Stadt gelaufen war, um einen wahnſinnigen

Vorſatz auszuführen, den er längſt im Innern getragen. Sein Lebenslauf war nicht der eines verworfenen verruchten Böſewichts, ſondern gab nur das Beiſpiel eines durchaus leichtſinnigen Menſchen, der, der vortrefflichſten Gaben, die ihm die Natur verlieh, unerachtet, ſich jeder Verlockung des Böſen preisgiebt, und zuletzt auf der höchſten Stufe des Laſters untergeht, in Elend und Schmach.

Im Sächſiſchen war er einem Rabuliſten in die Hände gefallen, der ihm weiß machte, daß er von dem Meiſter Wacht bei der Auszahlung der väterlichen Erbſchaft merklich verkürzt worden, und das zwar zu Gunſten ſeines Bruders Jonathan, dem er ſein liebſtes Töchterchen, Namens Nanni, zum Weibe verſprochen. Wahrſcheinlich hatte der alte Betrüger ſich dies Märchen aus verſchiedenen Aeußerungen Sebaſtians ſelbſt zuſammengeſetzt. Der geneigte Leſer weiß bereits, wie Sebaſtian ſich Recht verſchaffen wollte mit wilder Gewalt. Unmittelbar, als er den Meiſter Wacht verlaſſen, war er nämlich hinausgeſtürmt in Jonathans Zimmer, wo dieſer gerade vor dem Arbeitstiſche ſaß, eine Rechnung in Ordnung brachte und Geldrollen zählte, die vor ihm aufgehäuft lagen.

Der Schreiber ſaß in der andern Ecke des Zimmers.

„Ha, Verruchter! ſchrie Sebaſtian wüthend, ſitzeſt du bei deinem Mammon, zählſt du, was du geraubt haſt? her damit, was der alte Böſewicht mir geſtohlen und dir zugewandt hat. Du ſchwächlich Ding von geizigem lüſternem Satan!“ Da Sebaſtian auf ihn eindrang, hielt Jonathan inſtinktmäßig abwehrend beide Hände vor, und rief laut: „Bruder! um Gottes willen, Bruder!“ dafür verſetzte ihm aber Sebaſtian mit der geballten Fauſt mehrere harte Schläge an den Kopf, ſo daß Jonathan ohnmächtig niederſank, packte eiligſt einige Geldrollen zuſammen und wollte damit fort, welches ihm natürlicher Weiſe nicht gelang.

Zum Glück fand es ſich, daß keine von Jonathans Wunden, die äußerlich nur ſtarke Beulen ſchienen, eine bedeutende Hirnerſchütterung verurſacht hatte, mithin für lebensgefährlich zu achten. Nach Verlauf von zwei Monaten, als Sebaſtian nach der Zucht-Anſtalt, wo er den verſuchten Raubmord mit ſchwerer Strafe büßen ſollte, abgeführt wurde, fühlte der junge Advokat ſich völlig wieder hergeſtellt.

Der entſetzliche Vorfall hatte auf Meiſter Wacht ſo zerſtörend eingewirkt, daß ein zehrender Mißmuth davon die Folge war. Diesmal war die ſtammhafte Eiche von dem Wipfel bis zur tiefſten Wurzel erſchüttert.

Oft, wenn man ihn mit ganz andern Dingen beſchäftigt glaubte, vernahm man, wie er leiſe murmelte: Sebaſtian! Brudermörder, du mir das gethan! und dann ſchien er aus einem tiefen Traum zu erwachen. Nur die ſtärkſte, angeſtrengteſte Arbeit erhielt ihn aufrecht. —

Doch wer ermißt die unerforſchlichen Tiefen, in denen ſich der verborgene Organismus der Gefühle ſo ſeltſam verkettet, wie in Meiſter Wachts Seele! Der Abſcheu gegen Sebaſtian und ſeine verruchte That verblaßte, indem das Bild des durch Jonathans Liebe verſtörten Lebens ſich immer in friſcher Farbe lebendig erhielt.

Mancherlei kurze Aeußerungen Meiſter Wachts bewieſen dieſe Gemüthsſtimmung. „Alſo dein Bruder ſitzt auf dem Bau in Ketten? — die gegen dich gerichtete That hat ihn dahin gebracht? — Es iſt doch ſchlimm, Schuld daran zu ſeyn, daß der eigene Bruder den Bruder auf den Bau gebracht hat — möchte nicht in der Stelle dieſes Bruders ſeyn — doch Juriſten denken anders, die wollen das Recht, d. h. ſie wollen mit der Puppe ſpielen, die ſie ausputzen und ihr einen Namen geben, wie ſie wollen.“ —

Dergleichen bittere, ja unverſtändige Worte mußte der junge Advokat nur zu oft von Meiſter Wacht hören. Nutzlos würde jeder Verſuch der Widerlegung geblieben ſeyn. Der junge Advokat entgegnete daher nichts, ſondern brach oft, wenn ihm der verderbliche Wahn des Alten, in dem ſein ganzes Glück unterging, die Bruſt zermalmen wollte, im Uebermaaß des Schmerzes aus: „Vater, Vater, Ihr thut mir Unrecht, himmelſchreiendes Unrecht!“

Eines Tages, als die Familie bei dem Lackierer Leberfink verſammelt und Jonathan auch zugegen war, ſprach Meiſter Wacht davon, daß jemand gemeint, wie der Sebaſtian Engelbrecht, ſey er auch als Verbrecher verhaftet, doch Anſprüche gegen den Meiſter Wacht, als ſeinen geweſenen Vormund, im Wege des Rechts geltend machen könne. „Das wäre, ſprach der Meiſter giftig lachend, indem er ſich zu Jonathan wandte, das wäre ſo ein hübſcher Prozeß für einen jungen Advokaten; ich dächte, du unternähmſt den Rechtshandel, du biſt vielleicht dabei ſelbſt im Spiele, vielleicht habe ich dich auch betrogen.“ Da fuhr der junge Advokat in die Höhe, ſeine Augen flammten, ſeine Bruſt flog auf und nieder, er ſchien plötzlich ein ganz Anderer; er ſtreckte die Hand gen Himmel empor und rief: „nein, Ihr ſeyd nicht mehr mein Vater, Ihr ſeyd ein Wahnſinniger, der einem lächerlichen Vorurtheil ohne Bedenken Ruh' und Glück der liebſten Kinder opfert; nie ſeht Ihr mich wieder; ich gehe auf die Anträge, die mir heute der Amerikaniſche Konſul gemacht hat, ein, fort nach Amerika!" — „Ja, rief Wacht, ganz Zorn und Wuth, ja, fort aus meinen Augen, du dem Satan Verkaufter, du Bruder des Brudermörders!"

Mit einem vollen Blick, in dem alle troſtloſe Liebe, aller Schmerz, alle Verzweiflung des hoffnungsloſeſten Abſchiedes lag, auf die halbohnmächtige Nanni, verließ der Advokat ſchnell den Garten.

Schon früher während des Laufs der Geſchichte wurde, als der junge Advokat ſich à la Werther todt ſchießen wollte, bemerkt, wie gut es ſey, daß die dazu nöthigen Piſtolen mehrentheils nicht gleich bei der Hand. Hier iſt es eben ſo erſprießlich, anzuführen, daß der junge Advokat zu ſeinem eignen Beſten ſich nicht gleich auf der Rednitz einſchiffen konnte, um geraden Weges nach Philadelphia hinüberzuſchiffen.

So geſchah es, daß die Drohung, Bamberg und die geliebte Nanni auf ewig zu verlaſſen, auch in dem Augenblick noch unausgeführt geblieben, als endlich, nachdem auf's Neue über zwei Jahre vergangen, der Hochzeitstag des Herrn Lackierer und Vergolder Leberfink herangekommen war.

Untröſtlich würde Leberfink über dieſen unbilligen Aufſchub ſeines Glücks, den freilich das Entſetzliche, was in Wachts Hauſe Schlag auf Schlag geſchehen, herbeiführen mußte, geweſen ſeyn, hätte er nicht dadurch Gelegenheit erhalten, die Verzierungen ſeines Prunkzimmers, welche ſehr ſauber in Himmelblau und Silber glänzten, in Hochroth umzulackieren, mit gehöriger Vergoldung, da er ſeinem Netteichen abgemerkt, daß ein rother Tiſch, rothe Stühle u. ſ. w. ihrem Geſchmack beſſer zuſagen würden.

Meiſter Wacht widerſtand keinen Augenblick dem Andringen des glücklichen Lackierers, den jungen Advokaten auf ſeiner Hochzeit zu ſehen, und der junge Advokat — ließ es ſich auch gefallen.

Man kann denken, in welcher Stimmung ſich die beiden jungen Leute, die ſeit jenem entſetzlichen Augenblick ſich wirklich nicht geſehen hatten, wieder erblickten. Die Verſammlung war groß, aber kein einziges, ihnen befreundetes Gemüth ermaß ihren Schmerz.

Schon ſtand man im Begriff, ſich nach dem Gotteshauſe zu begeben, als Meiſter Wacht einen ſtarken Brief erhielt, und dann, kaum hatte er einige Zeilen geleſen, heftig erſchüttert zur Thüre hinausſtürzte, zu nicht geringem Schreck der Andern, die neues Böſes ahnen mochten.

Nicht lange dauerte es, ſo rief Meiſter Wacht den jungen Advokaten heraus, und als ſie nun beide allein in dem Arbeitszimmer des Meiſters ſich befanden, ſo begann dieſer, indem er vergeblich die tiefſte Erſchütterung zu verbergen ſich mühte: „Es ſind die außerordentlichſten Nachrichten von deinem Bruder eingegangen; hier iſt ein Brief von dem Direktor der Gefangen-Anſtalt, der umſtändlich ſchreibt, wie ſich alles begeben. Du kannſt das nicht alles wiſſen, ich mußte dir daher, um das Unglaubliche dir glaublich zu machen, haarklein alles ſagen; aber die Zeit drängt.“ — Bei dieſen Worten ſah Meiſter Wacht dem Advokaten ſcharf in's Geſicht, der beſchämt erröthend die Augen niederſchlug.

„Ja, ja, fuhr der Meiſter Wacht mit erhöhter Stimme fort, du weißt nichts davon, daß dein Bruder kaum wenige Stunden auf dem Bau von einer Reue ergriffen worden iſt, wie ſie wohl kaum jemals eines Menſchen Bruſt zerriſſen hat. Du weißt nichts davon, daß der Verſuch des Raubmordes ihn zermalmt hat. Du weißt nicht, daß er in wahnſinniger Verzweiflung Tag und Nacht geheult und gefleht hat, daß der Himmel ihn vernichten oder retten möge, damit er fortan durch die ſtrengſte Tugend ſich rein waſche von der Blutſchuld.

„Du weißt nicht, daß bei Gelegenheit eines wichtigen Anbaues des Gefangenhauſes, bei dem Züchtlinge als Handlanger gebraucht wurden, ſich dein Bruder ſo ſehr als ein geſchickter kunſtverſtändiger Zimmermann auszeichnete, daß er bald, ohne daß jemand daran dachte, wie ſich das begebe, die Stelle des Poliers vertrat. Du weißt nicht, daß ihm dabei ſein ſtilles frommes Weſen, ſeine Beſcheidenheit, mit der Beſtimmtheit des geläuterten Verſtandes gepaart, alle zu Freunden machte.

„Das weißt du alles nicht, darum mußte ich's dir ſagen. Was weiter? Der Fürſt-Biſchof hat deinen Bruder begnadigt, er iſt Meiſter worden; aber wie war das alles möglich ohne Geld-Zuſchüſſe?" — „Ich weiß, ſprach der junge Advokat ſehr leiſe, ich weiß, daß Ihr, mein guter Vater, monatlich Geld der Direktion zugeſendet habt, um meinen Bruder von den übrigen Gefangenen abſondern und beſſer verpflegen zu können. Ihr habt ihm ſpäter Handwerkszeug geſchickt." —

Da trat Meiſter Wacht auf den jungen Advokaten zu, faßte ihn bei beiden Armen und ſprach mit einer Stimme, die in Entzücken, Wehmuth, Schmerz auf unbeſchreibliche Weiſe ſchwankte: „Hätte das dem Sebaſtian, ſproßte auch ſeine urſprüngliche Tugend mächtig hervor, wieder zur Ehre, Freiheit, Bürgerrecht, Reichthum verhelfen können? Ein unbekannter Menſchenfreund, dem Sebaſtians Schickſal beſonders am Herzen liegen muß, hat zehntauſend große Thaler beim Gericht niedergelegt, um —" Weiter konnte Meiſter Wacht vor gewaltſamer Bewegung nicht ſprechen, er riß den jungen Advokaten an ſeine Bruſt und rief, indem er mit Mühe die Worte herauspreßte: „Advokat, mache, daß ich eindringe in die Tiefe des Rechts, wie es in deiner Bruſt lebendig worden, und daß ich beſtehe vor dem ewigen Weltgericht, wie du dereinſt beſtehen wirſt. — Doch," fuhr Meiſter Wacht nach einigen Sekunden fort, indem er den jungen Advokaten von ſeiner Bruſt ließ, „doch, mein geliebter Jonathan, wenn nun Sebaſtian als ein frommer tüchtiger Bürger wiederkehrt und mich an mein gegebenes Wort mahnt, wenn Nanni" — „So trag' ich, ſprach der junge Advokat, meinen Schmerz, bis er mich tödtet. — Ich fliehe nach Amerika."

„Bleibe hier, rief Meiſter Wacht ganz begeiſtert von Wonne und Luſt, bleibe hier, mein Herzensjunge! Sebaſtian heirathet ein Mädchen, das er früher verführt und verlaſſen hatte; Nanni iſt dein!" Noch einmal umhalste der Meiſter den jungen Advokaten und rief:

„Junge, wie ein Schulknabe ſtehe ich vor dir und möchte dir alle Schuld, alles Unrecht abbitten, das ich dir angethan! — Doch kein Wort weiter; andere Leute warten auf uns." —

Damit faßte Meiſter Wacht den jungen Advokaten, riß ihn fort in das Hochzeitszimmer hinein und ſprach, indem er ſich mit Jonathan mitten in den Kreis ſtellte, mit erhöhter feierlicher Stimme:

„Ehe wir zur heiligen Handlung ſchreiten, lade ich Euch alle, Ihr ehrſamen Männer und Frauen, Ihr tugendbelobten Jungfrauen und Jünglinge, über ſechs Wochen zu einer gleichen Feier in meiner Behauſung ein; denn hier ſtelle ich Euch den Herrn Advokaten Jonathan Engelbrecht vor, dem ich in dieſem Augenblick meine jüngſte Tochter Nanni feierlich verlobe!“

Die Liebenden ſanken ſich ſelig in die Arme.

Nur ein Hauch der tiefſten Verwunderung durchlief die ganze Verſammlung, doch der alte fromme Andreas ſprach leiſe, indem er das kleine dreieckige Zimmermannshütlein vor die Bruſt hielt:

> „Des Menſchen Herz iſt ein wunderliches Ding, aber der
> „wahre fromme Glaube überwindet wohl die ſchnöde, ja ſündliche
> „Tapferkeit eines verhärteten Gemüths, und alles wendet ſich,
> „wie der liebe Gott es will, zum Guten.“

Die Marquiſe de la Pivardière.

Ein Menſch gemeinen Standes, Namens Barré, hatte ſeine Braut zu ſpäter Abendzeit in das Boulogner Holz gelockt und ſie dort, da er, ihrer überdrüſſig, um eine andere buhlte, mit vielen Meſſerſtichen ermordet.

Das Mädchen, die Gartenfrüchte feil hielt, war ihrer ausnehmenden Schönheit, ihres ſittlichen Betragens halber allgemein bekannt unter dem Namen der ſchönen Antoinette. So kam es, daß ganz Paris erfüllt war von Barré's Unthat, und daß auch in der Abendgeſellſchaft, die ſich bei der Herzogin d'Aiguillon zu verſammeln pflegte, von nichts anderem geſprochen wurde, als von der entſetzlichen Ermordung der armen Antoinette.

Die Herzogin verlor ſich gern in moraliſche Betrachtungen, und ſo entwickelte ſie auch jetzt mit vieler Beredtſamkeit, daß nur heilloſe Vernachläſſigung des Unterrichts und der Religioſität bei dem gemeinen Volk Verbrechen erzeuge, die den höheren in Geiſt und Gemüth gebildeten Ständen fremd bleiben müßten.

Der Graf von St. Hermine, ſonſt das rege Leben jeder Geſellſchaft, war an dem Abend tief in ſich gekehrt, und die Bläſſe ſeines Geſichts verrieth, daß irgend ein feindliches Ereigniß ihn verſtört haben mußte. Er hatte noch kein Wort geſprochen; jetzt, da die Herzogin ihre moraliſche Abhandlung geſchloſſen, begann er: „Verzeiht, gnädigſte Frau! Barré lieſt vortrefflich, ſchreibt eine ſchöne Hand, kann ſogar rechnen, ſpielt überdies nicht übel die Geige; und was ſeine Religion betrifft, ſo hat er Freitags in ſeinem Leben niemals auch nur eine Unze Fleiſch genoſſen, regelmäßig ſeine Meſſe gehört und noch an dem Morgen, als er Abends darauf den Mord beging, gebeichtet. „Was könnt Ihr gegen ſeine Bildung, gegen ſeine Religioſität einwenden?“

Die Herzogin meinte, daß der Graf durch ſeine bittere Bemerkung ihr und der Geſellſchaft den unausſtehlichen Unmuth entgelten laſſen wolle, der ihm heute ſeine ganze Liebenswürdigkeit raube. Man ſetzte das vorige Geſpräch fort, und ein junger Mann ſtand im Begriff, noch einmal alle Umſtände der That Barré's auf das Genaueſte zu beſchreiben, als der Graf von Saint Hermine ſich ungeduldig von ſeinem Sitze erhob und auf das Heftigſte erklärte, man würde ihn augenblicklich verjagen, wenn man nicht ein Geſpräch ende, das mit ſcharfen Krallen in ſeine Bruſt greife und eine Wunde aufreiße, deren Schmerz er wenigſtens auf Augenblicke in der Geſellſchaft zu verwinden gehofft.

Alle drangen in ihn, nun nicht länger mit der Urſache ſeines Unmuths zurückzuhalten. Da ſprach er: „Man wird es nicht mehr Unmuth nennen, was mich heute langweilig, unausſtehlich erſcheinen läßt; man wird es mir, meinem gerechten Schmerz verzeihen, daß ich das Geſpräch über Barré's Unthat nicht zu ertragen vermag, wenn ich offenbare, was mein ganzes Inneres tief erſchüttert. Ein Mann, den ich hochſchätzte, der ſich in meinem Regiment ſtets brav, tapfer, mir innig ergeben bewies, der Marquis de la Pivardière iſt vor drei Nächten auf die grauſamſte Weiſe in ſeinem Bette ermordet worden.“

„Himmel,“ rief die Herzogin, „welche neue entſetzliche Unthat! wie konnte das geſchehen! Die arme unglückliche Marquiſe!“

Auf dies Wort der Herzogin vergaß man den ermordeten Marquis, bedauerte nur die Marquiſe und erſchöpfte ſich in Lobeserhebungen der anmuthigen geiſtreichen Frau, deren ſtrenge Tugend, deren edler Sinn als Muſter gegolten und die ſchon als Demoiſelle du Chauvelin die Zierde der erſten Zirkel in Paris geweſen ſey.

„Und,“ ſprach der Graf mit dem in's Innere dringenden Ton der tiefſten Erbitterung, „und dieſe geiſtreiche tugendhafte Frau, die Zierde der erſten Zirkel in Paris, dieſe war es, die ihren Gemahl erſchlug mit Hülfe ihres Beichtvaters, des verruchten Charoſt!“

Stumm, von Entſetzen erfaßt, ſtarrte alles den Grafen an, der ſich vor der Herzogin, die der Ohnmacht nahe, tief verbeugte und dann den Saal verließ. —

Franziska Margarethe Chauvelin hatte in früher Kindheit ihre Mutter verloren, und ſo war ihre Erziehung ganz das Werk ihres Vaters geblieben, eines geiſtreichen, aber ſtrengen, ernſten Mannes. Der Ritter Chauvelin glaubte daran, daß es möglich ſey, das weibliche Gemüth zur Erkenntniß ſeiner eigenen Schwächen zu bringen, und daß dieſe eben dadurch weggetilgt werden könnten. Sein ſtarrer Sinn verſchmähte jene hohe Liebenswürdigkeit der Weiber, die ſich aus der ſubjektiven Anſicht des Lebens von dem Standpunkte aus, auf den ſie die Natur geſtellt hat, erzeugt; und eben in dieſer Anſicht liegt ja der Urſprung aller der Aeußerungen einer innern Gemüthsſtimmung, die in demſelben Augenblick, da ſie uns launiſch, beſchränkt, kleinartig bedünken will, uns unwiderſtehlich hinreißt. Der Ritter meinte ferner, daß, um zu jenem Zweck zu gelangen, es vorzüglich nöthig ſey, jeden weiblichen Einfluß auf das junge Gemüth zu verhindern; auf das Sorglichſte entfernte er daher von ſeiner Tochter alles, was nur Gouvernante heißen mag, und wußte es auch geſchickt anzufangen, daß keine Geſpielin es dahin brachte, ſich mit Franziska in gleiche Farbe zu kleiden und ihr die kleinen Geheimniſſe eines durchtanzten Ball's ꝛc. zu vertrauen. Nebenher ſorgte er dafür, daß Franziska's nothwendigſte weibliche Bedienung aus geckenhaften Dingern beſtand, die er dann als Scheubilder des verkehrten weiblichen Sinns aufſtellte. Vorzüglich richtete er auch, als Franziska in die Jahre gekommen, daß davon die Rede ſeyn konnte, die vernichtenden Pfeile ſeiner Ironie gegen die ſüße Schwärmerei der Liebe, die den weiblichen Sinn erſt recht nach ſeiner innerſten Bedeutung geſtaltet, und die wohl nur bei einem Jünglinge oft in's Fratzenhafte abarten mag.

Glück für Franziska, daß des Ritters Glaube ein arger Irrthum war. So ſehr er ſich mühte, dem tief weiblichen Gemüth Franziska's die Rauhigkeit eines männlichen Geiſtes, der das Spiel des Lebens verachtet, weil er es zu verſtehen, es durchzuſchauen vermeint, anzuerziehen: es gelang ihm nicht, die hohe Anmuth und Liebenswürdigkeit, der Mutter Erbtheil, zu zerſtören, die immer mehr herausſtrahlte aus Franziska's Innerm, und die er in ſeltſamer Selbſttäuſchung für die Frucht ſeiner weiſen Erziehung hielt, ohne daran zu denken, daß er ja eben dagegen ſeine gefährlichſten Waffen gerichtet.

Franziska konnte nicht ſchön genannt werden, dazu waren die Züge ihres Antlitzes nicht regelmäßig genug; der geiſtreiche Feuerblick der ſchönſten Augen, das holde Lächeln, das um Mund und Wangen ſpielte, eine edle Geſtalt im reinſten Ebenmaß der Glieder, die hohe Anmuth jeder Bewegung, alles dieſes gab indeſſen Franziska's äußerer Erſcheinung einen unnennbaren Reiz. Kam nun noch hinzu, daß die viel zu gelehrte Bildung, die ihr der Vater gegeben, und die ſonſt nur zu leicht das innerſte, eigentliche Weſen des Weibes zerſtört, ohne daß ein Erſatz möglich, ihr nur diente, richtig zu verſtehen, aber nicht abzuſprechen, daß die Ironie, die ihr vielleicht von des Vaters Geiſt zugekommen, ſich in ihrem Sinn und Weſen zum gemüthlichen lebensvollen Scherz umgeſtaltete: ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie, als der Vater, den Anſprüchen des Lebens nachgebend, ſie einführte in die ſogenannte große Welt, bald der Abgott aller Zirkel wurde.

Man kann denken, mit welchem Eifer ſich Jünglinge und Männer um die holde, geiſtreiche Franziska bemühten. Dieſen Bemühungen ſtellten ſich nun aber die Grundſätze entgegen, die der Ritter du Chauvelin, ſeiner Tochter eingeflößt. Hatte ſich auch irgend ein Mann, dem die Natur alles verliehen, um den Weibern zu gefallen, Franziska mehr und mehr genähert, wollte ihr Herz ſich ihm hinneigen, dann trat ihr plötzlich der fratzenhafte Popanz eines verliebten Weibes vor Augen, den der Vater herbeigezaubert, und der Schreck, die Furcht vor dem Scheubilde, tödtete jedes Gefühl der Liebe im erſten Aufkeimen. Da es unmöglich war, Franziska ſtolz, ſpröde, kalt zu nennen, ſo gerieth man auf den Gedanken eines geheimen Liebesverſtändniſſes, auf deſſen Entwicklung man begierig wartete, wiewohl vergebens. Franziska blieb unverheirathet, bis in ihr fünfundzwanzigſtes Jahr. Da ſtarb der Ritter, und Franziska, ſeine einzige Erbin, kam in den Beſitz des Ritterguts Nerbonne.

Die Herzogin d'Aiguillon (wir haben ſie in dem Eingange der Geſchichte kennen gelernt) fand es nun nöthig, ſich um Franziska's Wohl und Weh, um ihre Verhältniſſe zu kümmern, da ſie es nicht für möglich hielt, daß ein Mädchen, ſey ſie auch fünfundzwanzig Jahre alt geworden, ſich ſelbſt berathen könne. Gewohnt, alles auf gewiſſe feierliche Weiſe zu betreiben, verſammelte ſich eine Anzahl Frauen, die über Franziſka's Thun und Laſſen Rath hielten und endlich darin übereinkamen, daß ihre jetzige Lage es durchaus erfordere, ſich zu vermählen.

Die Herzogin übernahm ſelbſt die ſchwierige Aufgabe, das eheſcheue Mädchen zur Befolgung dieſes Beſchluſſes zu bewegen, und freute ſich im voraus über den Triumph ihrer Ueberredungskunſt. Sie begab ſich zu der Chauvelin und bewies ihr in einer wohlgeſetzten Rede, die ihr nicht wenig Kopfbrechens gekoſtet, daß ſie endlich den Bedingniſſen des Lebens nachgeben, ihren Starrſinn, ihre Sprödigkeit ablegen, rückſichtslos dem Gefühl der Liebe Raum laſſen, und einen Mann, der ihrer werth, mit ihrer Hand beglücken müſſe.

Franziſka hatte die Herzogin mit ruhigem Lächeln angehört, ohne ſie ein einzigesmal zu unterbrechen. Nicht wenig erſtaunte die Herzogin aber jetzt, als Franziſka erklärte, daß ſie ganz ihrer Meinung ſey, daß ihre Lage, der Beſitz der weitläufigen Güter, die Verwaltung des Vermögens durchaus erfordere, ſich durch die Vermählung mit einem ehrenwerthen Manne ihres Standes im Leben feſtzuſtellen. Sie ſprach dann von dieſer Vermählung wie von einem Geſchäft, das, von ihrem Verhältniß herbeigeführt, nothwendig abgeſchloſſen werden müſſe, und meinte, daß ſie vielleicht bald im Stande ſeyn werde, unter ihren Bewerbern den zu wählen, der ſich als den vernünftigſten, ruhigſten bewährt.

„Fräulein," rief die Herzogin, „Fräulein, ſollte Euer reiches Gemüth, Euer empfänglicher Sinn denn ganz verſchloſſen ſeyn dem ſchönſten Gefühl, das die Sterblichen beglückt? — Habt Ihr denn niemals, niemals geliebt?"

Franziſka verſicherte, daß dies niemals der Fall geweſen ſey, und entwickelte dann die Theorie ihres Vaters über ein Gefühl, das ein böſes Prinzip in der Natur mit heilloſer Ironie in die menſchliche Bruſt gelegt, da es die Urkraft des menſchlichen Geiſtes breche, und nichts herbeiführe, als ein durch Demüthigungen, durch lächerliche Narrheiten aller Art verſtörtes Leben.

Die Herzogin gerieth ganz außer ſich über die abſcheulichen Grundſätze, und begann Franziſka tüchtig auszuſchelten, daß ſie in einer Lehre gefolgt, die ſie geradezu ruchlos und teufliſch nannte, da ſie der innerſten Natur des Weibes zuwider ſey und eben das bewirken müſſe, was ſie dem höchſten Gefühle ſchuld gebe, nämlich ein armſeliges verſtörtes Leben. Zuletzt faßte ſie des Fräuleins Hand und ſprach, indem ihr die Thränen in die Augen traten: „Nein, mein gutes theures Kind, nein, es iſt nicht möglich, du täuſcheſt dich ſelbſt, du giebſt dich uns ſchlechter, als du wirklich biſt; fremd ſind dir jene Grundſätze eines ſtrengen, ſtarren Mannes, der dem Leben feindlich entgegen trat! — Du haſt geliebt, und widerſtrebteſt nur im angekünſtelten Eigenſinn deiner innern Regung! — Sey aufrichtig, erwäge jeden Augenblick deines Lebens! — Es iſt nicht möglich, daß es keinen geben ſollte, in dem nicht das Gefühl der Liebe plötzlich eindrang in dein eisumpanzertes Herz!“

Franziska ſtand im Begriff, der Herzogin zu antworten, als plötzlich ein Gedanke wie ein Blitz ſie zu durchzucken ſchien. Ueber und über erröthend, dann zum Tode erbleichend, ſtarrte ſie zur Erde nieder; ein tiefer Seufzer ſtieg aus der Bruſt empor, dann begann ſie: „Ja, ich will aufrichtig ſeyn. — Ja, es gab in meinem Leben einen Moment, in dem mich mit zerſtörender Gewalt ein Gefühl überraſchte, das ich verabſcheuen lernte und noch verabſcheue!“

„Weh dir!“ rief die Herzogin, „weh dir, aber ſprich!“

„Ich hatte,“ erzählte Franziska, „eben mein ſechszehntes Jahr zurückgelegt, als mein Vater mich in Eure Zirkel, gnädigſte Frau, einführte. Ihr verſtandet meine Befangenheit zu beſiegen, mich dahin zu bringen, meiner Laune mich ganz hinzugeben. Man fand das, was ich jetzt als ausgelaſſen verwerfen würde, damals über die Maßen liebenswürdig, und ich hätte eitel genug ſeyn können, mich für die gefeierte Königin der Geſellſchaft zu halten.“

„Das wart Ihr, das wart Ihr!“ unterbrach die Herzogin das Fräulein.

„Ich weiß nicht mehr,“ fuhr das Fräulein fort, „was ich eben ſprach, aber es erregte die Theilnahme der ganzen Geſellſchaft ſo ſehr, daß in dem tiefſten Stillſchweigen Aller Blicke ſtarr auf mich gerichtet waren und ich beſchämt die Augen niederſchlug.

„Es war mir, als vernähme ich ganz in meiner Nähe den Namen, Franziska! wie einen leiſen Seufzer. — Unwillkührlich ſchaue ich auf — mein Blick fällt auf einen Jüngling, den ich ſo lange noch gar nicht bemerkt; — aber ein unbekanntes Feuer ſtrahlt aus ſeinen dunklen Augen und durchdringt mein Innerſtes wie ein glühender Dolch, — mich erfaßt ein namenloſer Schmerz, — es iſt mir, als müßte ich ſterbend niederſinken, aber der Tod ſey das höchſte ſeligſte Entzücken des Himmels. — Keines Wortes mächtig, vermag ich nur von ſüßer Qual gepeinigt tief aufzuſeufzen — Thränen ſtrömen mir aus den Augen. — Man hält mich für plötzlich erkrankt, man bringt mich in ein Nebenzimmer, man ſchnürt mich auf, man braucht alle Mittel, die zur Hand ſind, mich aus dem entſetzlichen Zuſtande zu reißen. — In tödtender Angſt, ja in Verzweiflung verſichere ich endlich, daß alles vorüber, daß mir wieder wohl ſey. — Ich verlange zurück in die Geſellſchaft. Meine Augen ſuchen, finden ihn — ich ſehe nichts als ihn — ihn! — Ich erbebe vor dem Gedanken, daß er ſich mir nähern könne, und doch iſt es eben dieſer Gedanke, der mich mit dem ſüßeſten, nie gefühlten, nie geahnten Entzücken durchſtrömt! — — Mein Vater mußte meinen überreizten Zuſtand bemerken, konnte er auch vielleicht deſſen Urſache nicht erforſchen; er führte mich ſchnell fort aus der Geſellſchaft.

„So jung ich war, mußte ich doch wohl erkennen, daß das böſe verſtörende Prinzip auf mich eingedrungen, vor dem mich der Vater ſo ſehr gewarnt, und eben die Gewalt, der ich beinahe erlegen, ließ mich die Wahrheit alles deſſen, was er darüber geſagt, vollkommen einſehen. Ich kämpfte einen ſchweren Kampf; aber ich ſiegte; das Bild des Jünglings verſchwand, ich fühlte mich froh und frei, ich wagte mich wieder in Eure Geſellſchaft, gnädigſte Frau; aber ich fand den Gefürchteten nicht wieder. Dem Schickſal, oder vielmehr jenem böſen Princip des Lebens genügte aber nicht mein Sieg; ein ſchwererer Kampf ſtand mir bevor. — Mehrere Wochen waren vergangen, als ich, da eben die Abenddämmerung einzubrechen beginnt, im Fenſter liege und hinausſehe auf die Straße. Da erblicke ich jenen Jüngling, der zu mir hinaufſchaut, mich grüßt und dann geradezu losſchreitet auf die Thür des Hauſes. — Weh mir! — mit verdoppelter Kraft ergreift mich jene entſetzliche Macht! — Er kommt, er ſucht dich auf! — Dieſer Gedanke, — Entzücken, — Verzweiflung, — raubt mir die Sinne! — Als ich aus tiefer Ohnmacht erwachte, lag ich ausgekleidet auf dem Sopha; mein Vater ſtand bei mir, ein Naphtafläſchchen in der Hand. Er fragte, ob mir etwas Beſonderes begegnet. Er habe die Thüre meines Zimmers öffnen, wieder verſchließen und dann Tritte die Treppe hinab gehen gehört, die ihm männliche hätten bedünken wollen, mich aber zu ſeinem nicht geringen Schreck ohnmächtig auf der Erde liegend gefunden. Ich konnte, ich durfte ihm nichts ſagen; doch ſchien er das Geheimniß zu ahnen, denn des Nervenfiebers, das mich an den Rand des Grabes brachte, unerachtet traf mich ſeine bittere Ironie, die er gegen verfängliche Ohnmachten eines verdrießlichen Liebesfiebers richtete. Ich danke ihm das; denn er verhalf mir zum zweiten Siege, der mir glorreicher ſchien, als der erſte."

Die Herzogin umarmte, küßte und herzte voller Freude das Fräulein. Sie verſicherte, daß nun alles ſich gar herrlich fügen werde; auf den erfochtenen Sieg gebe ſie ganz und gar nichts; vielmehr werde ſie, da ſie ein Tagebuch führe, in dem jede Perſon, die ihre Abendgeſellſchaft beſucht, und was dabei vorgefallen, genau aufgezeichnet ſtehe, ſehr leicht den Jüngling ausfindig machen, der Franziska's Liebe errungen, und ſo ein Liebespaar vereinen, das abſcheuliche Grundſätze eines ſtarrſinnigen Vaters getrennt.

Franziska verſicherte dagegen, daß wenn der Jüngling, der nun nach beinahe zehn Jahren wohl ein Mann worden, wirklich noch unverheirathet ſey, und ſich um ihre Hand bewerben wolle, ſie ſich doch nimmermehr mit ihm vermählen werde, da die Erinnerung an jene verhängnißvollen Augenblicke ihr Leben durchaus verſtören müſſe.

Die Herzogin ſchalt ſie ein eigenſinniges Ding und meinte ſogar, daß die Stunde der Erkenntniß vielleicht zu ſpät, und dann unwiederbringliches Verderben über Franziska kommen könne.

Das Fräulein meinte, daß, da ſie ſich zehn Jahre hindurch bewährt, wohl eine Aenderung ihres Sinns unmöglich gedacht werden könne. Auch übereilte ſie ſich eben nicht mit der ihr ſelbſt ſo nothwendig dünkenden Wahl eines Gatten, denn beinahe drei Jahre vergingen und noch war ſie unverheirathet.

„Seltſam wie ſie iſt, wird ſie das Seltſame unerwartet thun," ſprach die Herzogin d'Aiguillon, und hatte Recht; denn niemand hatte geahnet, daß Franziska dem Marquis de la Pivardière ihre Hand reichen würde, wie es wirklich geſchah.

Der Marquis de la Pivardière war unter Franziska's Bewerbern derjenige, deſſen Anſprüche auf ihre Hand gerade die geringſten ſchienen. Von mittelmäßiger Geſtalt, trockenem Weſen, etwas unbehülflichem Geiſte, ſtellte er ſich in der Geſellſchaft eben nicht glänzend dar. Er war gleichgültig gegen das Leben, weil er es in früherer Zeit vergeudet, und dieſe Gleichgültigkeit, die bisweilen überging in Verachtung, ließ ſich oft aus in beißenden Spott. Dabei gehörte er zu den unentſchiedenen Charakteren, die niemals Böſes thun ohne dringenden Anlaß, und Gutes, wenn es ſich gerade ſo fügen will und ſie nicht beſonders daran denken dürfen.

Franziska glaubte in der Art, wie ſich der Marquis gab, in ſeinen Meinungen und Grundſätzen viel Aehnliches mit ihrem Vater zu finden, und dies veranlaßte ſie, ſich ihm mehr anzunähern. Der Marquis, ſchlau genug, einzuſehen, worauf es ankomme, um ſie für ſich zu gewinnen, hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als auf das Sorglichſte alles zu ſtudiren und ſich einzuprägen, was Franziska aus dem Innerſten heraus vorzüglich über das Verhältniß der Ehe äußerte, und es dann als ſeine eigene Ueberzeugung vorzutragen.

Dieſe ſcheinbare Einigkeit der Geſinnung, der Gedanke, daß der Marquis unter allen denen, die um ſie warben, der einzige ſey, der das Leben aus dem richtigen Standpunkt betrachte, und niemals Anſprüche machen werde, die ſie nicht erfüllen könne, ja ſelbſt der Umſtand, daß es ihm nie eingekommen, den feurigen Liebhaber zu machen, daß er ſtets kalt und trocken geblieben, beſtimmte Franziska's Wahl und machte den von Gläubigern verfolgten Marquis zum Herrn des Ritterguts Nerbonne.

So ſehr man Urſache hatte, zu glauben, daß ein böſes Mißverhältniß ſich gleich in dieſer Ehe offenbaren werde, ſo mußte man ſich doch vom Gegentheil überzeugen.

Der Marquis, umſtrahlt von dem Glanze der Liebenswürdigkeit ſeiner Gattin, ſchien ganz ein anderer. Das Eis, zu dem ſein Inneres erſtarrt, ſchien aufgethaut, und trotz alles Sträubens mußte man zuletzt geſtehen, der Marquis de la Pivardière ſey ein ganz angenehmer Mann, mit dem die Marquiſe, bleibe ſie ihren Grundſätzen treu, wohl glücklich ſeyn könne.

Der Marquis begab ſich mit ſeiner Gattin, nachdem er einige Monate in Paris gelebt, nach dem Rittergute Nerbonne, und beide führten in der That ein ruhiges, glückliches Leben, will man eine völlige Gleichgültigkeit gegen einander, die gar keine Anſprüche zuläßt, dafür annehmen. Dieſe Stimmung änderte ſich auch nicht im mindeſten, als die Marquiſe dem Gatten eine Tochter gebar.

Mehrere Jahre waren vergangen, als der ausbrechende Krieg (1688) den Aufruf des ſogenannten Arrière-ban veranlaßte, ſo daß der Marquis im Dienſte dieſes Arrière-ban von Zeit zu Zeit vom Schloſſe Nerbonne ſich zu entfernen genöthigt ward.

Mag es ſeyn, daß dieſer Dienſt ihm zu läſtig war, mag es ſeyn, daß er ſich hinwegſehnte aus dem einförmigen Leben, und daß ſelbſt das Verhältniß mit der Marquiſe ihm langweilig, verdrießlich geworden; genug, er ſuchte Dienſte in der Armee, es gelang ihm, eine Eskadron in dem Dragonerregiment des Grafen Saint Hermine zu erhalten und er blieb ſo vom Hauſe ganz entfernt.

Eine Viertelſtunde von dem Schloſſe Nerbonne war die Abtei zu Miſeray gelegen, welche regulirte Auguſtiner in Beſitz hatten. Einer dieſer Geiſtlichen verwaltete zugleich die Kapelle im Schloſſe Nerbonne, welcher Dienſt ihn verpflichtete, jeden Sonnabend in der Kapelle Meſſe zu leſen. Dieſer Geiſtliche war denn auch altem Herkommen nach, der Beichtvater der Herrſchaft zu Nerbonne. So geſchah es denn, daß die Marquiſe, ſtatt in der Kirche zu Jeu, der eigentlichen Parochialkirche von Nerbonne, in der Kirche der Abtei Meſſe zu hören und zu beichten pflegte.

Da die Abtei nur eine Viertelſtunde von dem Schloſſe entfernt lag, ſo machte die Marquiſe den Weg dahin gewöhnlich zu Fuß.

Eines Morgens an einem Heiligentage, als die Marquiſe ſich gerade in dem Garten des Schloſſes befand, tönten die Glocken der Abtei dumpf und feierlich herüber. Die Marquiſe fühlte ſich von einer Wehmuth durchdrungen, die ihr lange fremd geblieben. Es war, als ſtiege die Vergangenheit vor ihr auf, wie ein Traumbild, und manche liebe Geſtalt, mancher ſchnell entflohene Moment mahne ſie daran, daß ſie das Leben nicht zu erfaſſen vermocht, als es noch grün und blühend ſie umgab. Ein ſeltſamer Schmerz, den ſie ſelbſt nicht verſtand, beengte ihre Bruſt, und unwillkührlich rannen ihre Thränen. In der Andacht glaubte ſie Erleichterung der Qual zu finden, die ihr Inneres zerriß. Sie begab ſich nach der Abtei, und während des Hochamts, das ſo eben begann, näherte ſie ſich, von unbekannter, unwiderſtehlicher Gewalt getrieben, dem Beichtſtuhl, den der Kapellan des Schloſſes Nerbonne einzunehmen pflegte.

Als nun aber der Prieſter die Abſolution ſprach, bebte ſie zuſammen vor ſeiner Stimme, und der Ohnmacht nahe, wankte ſie fort, als ſie durch das Gitter das todtenbleiche Antlitz des Geiſtlichen erblickte, aus deſſen düſteren Augen ein Feuerſtrahl ſie durchfuhr.

„Nein, es war kein Menſch, es war ein Geiſt aus grauenvoller Tiefe heraufgebannt, mich, mein Leben zu zerſtören!“ — So ſprach die Marquiſe, als ſie ganz erſchöpft auf ihr Schloß zurückgekommen. Aber von tiefem Entſetzen wurde ſie erfaßt, als ſie ſich deutlich erinnerte, dem geſpenſtiſchen Prieſter gebeichtet zu haben, daß ſie einſt in früher Jugend, wiewohl ſchuldlos, einen Jüngling ermordet, dann aber Untreue an ihrem Gemahl verübt; Verbrechen, von denen auch nie die Ahnung in ihre Seele gekommen. Eben ſo erinnerte ſie ſich, daß, als ſie den Mord gebeichtet, der Geiſtliche einen ſeltſamen, herzzerſchneidenden Laut des Jammers von ſich gegeben, bei der Abſolution aber geſagt habe, daß der Himmel ihr den Mord längſt verziehen, daß aber, was die an ihrem Gemahl verübte Untreue betreffe, aufrichtige Reue und ſtrenge Buße zwar die That ſühnen könne, daß ſie aber dafür die weltliche Rache des Geſetzes treffen werde. — Das ganze geheimnißvolle Ereigniß erſchien ihr wie der fürchterliche angſtvolle Traum einer Wahnſinnigen; ſie ſchickte nach der Abtei, ſie wollte wiſſen, wer an jenem Morgen ſtatt des Kapellans Beichte gehört.

Man benachrichtigte ſie, daß der Kapellan nach einem Krankenlager von zwei Tagen ſo eben verſchieden ſey; daß aber derſelbe Geiſtliche, der am Morgen Beichte gehört, indeſſen den Dienſt der Kapelle im Schloß Nerbonne verwalten und den nächſten Sonnabend Meſſe leſen werde. „Iſt es möglich“, ſprach die Marquiſe zu ſich ſelbſt, „daß eine aufgeregte Stimmung, ich möchte ſagen, der Anfall eines die Nerven erſchütternden Krampfs ſolche Thorheiten erzeugen kann? Mein Geſpenſt verkörpert ſich; ich werde es ſchauen und — mich meiner Albernheit ſchämen.“ Als am Sonnabend in der Frühe der Geiſtliche, der den Dienſt des Kapellans verwalten ſollte, in das Zimmer der Marquiſe trat, als er ſie, ſich ſanft neigend, mit einem Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! begrüßte, da ſtarrte ſie ihn an, ſank dann nieder zu ſeinen Füßen und ſchrie ganz außer ſich: „Weh' mir! — ja du biſt es, du biſt der Jüngling, den ich in früher Jugend ermordet“.

„Faßt Euch, Frau Marquiſe“, ſprach der Geiſtliche ruhig, indem er die Marquiſe aufhob und zum Lehnſtuhl führte, „ich bitte Euch, überwindet den Schmerz, der — ach vielleicht nur zu tödtend Eure

Bruſt zerreißt, da keine Reue das erſetzt, was unwiederbringlich verloren!"

„Haltet", begann die Marquiſe mit bebender Stimme, „haltet mich nicht für wahnſinnig, ehrwürdiger Herr! — Euer bleiches Antlitz, Euer ergrautes Haar — und doch ſeyd Ihr es, ja Ihr ſeyd der Jüngling, den ich einſt bei der Herzogin d'Aiguillon erblickte, der in meiner Bruſt alles tödtende Entzücken, alle brünſtige Qual eines Gefühls erweckte, das mir ewig fremd bleiben ſollte! — Weh' mir! — was iſt es, das noch jetzt, da ich Euch wieder ſehe, mein Inneres zerreißt? — Doch nein! — alles iſt Einbildung — Thorheit — Ihr könnt nicht jener Jüngling ſeyn — es iſt nicht möglich!"

„Wohl", unterbrach der Geiſtliche die Marquiſe, „wohl bin ich jener Jüngling, jener unglückliche Charoſt, den Ihr in Verzweiflung ſtürztet! — ich erkannte Euch, als Ihr an den Beichtſtuhl tratet; ich verſtand das, wozu Ihr Euch in ſeltſamer Verſtörtheit bekanntet, und die Seufzer, die unwillkührlich meiner Bruſt entflohen, die heißen Thränen, die meinen Augen entſtrömten, waren der letzte Tribut, den ich dem Andenken an irdiſches Weh zollen mußte. Bis dahin hatte ich den Brief aufbewahrt, den Ihr mir ſchriebt, der mein Herz durchſchnitt, mich in troſtloſes Elend ſtürzte; ich vernichtete ihn, als ich Euch wieder geſehen, als ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß nun die letzte Prüfung vorüber ſey."

„Wie," begann die Marquiſe, „wie, Ihr ſprecht von einem Briefe, den Ihr empfingt? — Nie habe ich Euch geſchrieben. Ich hatte Euch bei der Herzogin d'Aiguillon geſehen und es unterblieb ja jede weitere Annäherung — was für Geheimniſſe!"

„Vielleicht", erwiederte der Geiſtliche mit ruhigem Lächeln, „vielleicht erlöſchte ein Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren mit dem Andenken an die tiefe Kränkung, die mich zur Verzweiflung brachte, auch die Erinnerung der Art, wie ſie mir widerfuhr. — Ich hatte noch nicht geliebt; erſt als ich das Fräulein von Chauvelin ſah, erfaßte mich dies Gefühl mit aller, das ganze Gemüth erſchütternden Stärke, die es über einen reizbaren Jüngling zu üben vermag. — Von Wonne und Luſt durchbebt, bemerkte ich die Unruhe des Fräuleins, ſah, wie ihre Blicke mich in ſcheuer Liebe ſuchten und mieden. Ja! — es war kein Zweifel — ich konnte glauben an das höchſte Glück meines Lebens! — Die Abreiſe meines Vaters, des

Präſidenten Charoſt, nach ſeinem Wohnſitz Chatillon ſur Indre, entfernte mich von Paris. Aber wie konnte ich fern bleiben von meiner Liebe? — Mit Mühe erhielt ich von meinem Vater die Erlaubniß, zurückzukehren nach der Hauptſtadt. Ich hatte die Wohnung des Fräuleins erforſcht; mein erſter Gang, da ich angekommen, war dahin, ich hoffte die Geliebte wenigſtens am Fenſter zu ſchauen. Welch' Entzücken, welche Himmelswonne, als ich ſie erblickte, als ſie wie im jähen Schreck zurückfuhr. — Hinauf — hinauf zu ihr — zu ihren Füßen mein ganzes Selbſt aushauchen in der höchſten Inbrunſt der Liebe! — der Gedanke ließ keine Rückſicht aufkommen. Niemand auf der Hausflur; ich fand mich zurecht, ich trat in des Fräuleins Zimmer. Da rief die, von der ich geliebt zu ſeyn glaubte, mit einer Stimme, die tödtend mein Innerſtes durchfuhr: Fort — fort — Unglückſeliger! — ſtreckte mir die Hände abwehrend entgegen mit allen Zeichen des tiefſten Abſcheus! — Ich hörte Tritte ſich nahen; aber erſt in meiner Wohnung, in die ich mechaniſch zurückgekehrt, fand ich mich wieder. Zur Stunde weiß ich nicht, wie ich aus dem Hauſe des Ritters du Chauvelin gekommen, ob ich jemand begegnet, ob jemand mit mir geſprochen, oder was ſich ſonſt begeben. — Ruhiger geworden, konnte ich nicht anders glauben, als daß irgend ein unſeliges Mißverſtändniß über mich walten müſſe. Ich ſchrieb an Franziska, ſchilderte ihr mit aller Glut der heftigſten Leidenſchaft meine Liebe, meinen troſtloſen Zuſtand, beſchwor ſie in den rührendſten Ausdrücken, mir zu ſagen, welches böſe Verhängniß den Haß, ja, den tiefen Abſcheu verurſacht, den ſie mir bewieſen. Gleich andern Tages erhielt ich die Antwort, jenen Brief, der mir alle Hoffnung des Lebens raubte. Franziska verwarf mich mit dem bitterſten Hohn. Sie verſicherte, daß ſie weit entfernt ſey, irgend einen Haß oder Abſcheu gegen mich, den zu kennen ſie kaum das Vergnügen habe, in ſich zu tragen; vor Wahnſinnigen habe ſie aber große Furcht, weshalb ſie mich bitte, ihr meinen Anblick zu erſparen. An einem ſeltſamen Wahnſinn müſſe ich nämlich wohl leiden, und der Ausbruch jener Furcht ſey es vielleicht geweſen, was ich für Haß oder Abſcheu gehalten. Jedes Wort des unſeligen Briefes ſpaltete mein Herz. — Ich verließ Paris, und ſchweifte umher, ohne nach Chatillon zurückzukehren. Wo ich Ruhe ſuchte und fand, zeigt Euch das Kleid, das ich trage!“

Die Marquiſe betheuerte bei allem, was ihr heilig, daß ſie niemals einen Brief von Charoſt erhalten, alſo auch keinen habe beantworten können. Nur zu gewiß war es, daß jener Brief dem Ritter in die Hände gefallen, der ihn ſtatt ſeiner Tochter beantwortet.

Die Marquiſe wurde von einem Gedanken ergriffen, deſſen Ahnung ſonſt nicht in ihrer Seele gelegen; es ging ihr auf, daß der Vater, deſſen ganzes Seyn und Weſen ihr ſtets die tiefſte Ehrfurcht eingeflößt, deſſen Lebensweisheit ihr die einzige Norm ihres Denkens, ihres Handelns gegeben, daß eben dieſer Vater das böſe Prinzip geweſen ſey, das ſie um ihr ſchönſtes Glück betrogen. Ihr ganzes mißverſtandenes Leben ſchien ihr eine finſtre, freudenleere Gruft, in die ſie rettungslos begraben; ein vernichtender Schmerz durchbohrte ihre Bruſt.

Charoſt begriff die Marquiſe ganz und gar, und mühte ſich, ſie aufzurichten durch den Troſt der Kirche, den er ausſprach in ſalbungsvollen Worten. Er verſicherte, daß er nun erſt den ewigen Rathſchluß des Himmels erkenne und preiſe, nachdem ſein irdiſches Glück zertrümmert worden, um ſeinen Sinn ganz zu reinigen, zu heiligen, empfänglich zu machen für ein Verhältniß, das auf Erden ſchon die Seligkeit des Himmels erſchließe. Ihn habe die ewige Macht auserſehen, ſie, die er einſt mit der höchſten Inbrunſt geliebt, auf den wahren, einzigen Himmelsweg zu leiten.

„Wie“, unterbrach ihn die Marquiſe heftig, „wie, Ihr wolltet —“

„Euer“, ſprach Charoſt mit ruhiger Würde, „Euer Beichtvater ſeyn, und ich glaube, Frau Marquiſe — oder laßt mich Euch Franziska nennen — daß es mir gelingen wird, allen irdiſchen Schmerz zu beſiegen, der Euer Leben hienieden ſtört. Euer Gemahl wird mir gern die Kapellanſtelle in Eurem Schloſſe anvertrauen; er wird ſich des Silvain François Charoſt wohl erinnern, deſſen Jugendfreund er war.“

Charoſt hatte Recht; ſein troſtreicher Zuſpruch erleichterte das Gemüth der Marquiſe, und es kam bald eine Heiterkeit in ihr Leben, die ſie ſonſt nicht gekannt. Oefter, als es gerade der Kapellansdienſt erforderte, kam Charoſt nach dem Schloß Nerbonne, und war, da ſein lebhafter Geiſt ſich gern einer Fröhlichkeit überließ, die die engſten Schranken der Würde nicht überſchreitet, die Seele des kleinen Zirkels, der ſich auf dem Schloſſe zu verſammeln pflegte. Dieſen Zirkel bildeten vorzüglich der Ritter Preville mit ſeiner Gemahlin, ein Herr de Cange, die Dame Dumée mit ihrem Sohn und ein Herr Dupin, alle Nachbarn der Marquiſe.

Die Marquiſe unterließ nicht, ihrem Gemahl zu ſchreiben, daß der Kapellan des Schloſſes geſtorben, daß der Auguſtiner Charoſt indeſſen den Dienſt verwalte, und daß er nun beſtimmen möge, ob Charoſt, der, wie er behaupte, ſein Jugendfreund ſey, den Dienſt behalten ſolle.

Der Marquiſe ging es indeſſen mit dieſem Briefe, wie mit allen übrigen, die ſie dem Marquis ſchrieb. Regelmäßig erhielt ſie nämlich von dem Marquis Briefe aus dem Ort datirt, wo das Regiment des Grafen de Saint Hermine ſtand; keiner dieſer Briefe enthielt aber jemals eine Antwort auf das, was ſie ihm geſchrieben, und ſo mußte ſie glauben, daß ſich der Marquis, der ihre Briefe offenbar erhalten mußte, da er nie über ihr Stillſchweigen klagte, jedes Gedankens an häusliche Angelegenheiten, an die Heimath entſchlagen wolle. Der Marquis ſchrieb auch nun wieder kein einziges Wort von Charoſt und der Kapellanſtelle.

Anders ſollte ſich die Sache aufklären, als die Marquiſe es geglaubt, ja nur geahnet. Vignan, Parlamentsprocurator zu Paris, ſchrieb ihr, daß ſich ein Polizeilieutenant aus Auxerre an ihn gewandt, um zu erfahren, wo der Marquis de la Pivardière, der ſich lange dort aufgehalten, und an den ein dortiges Frauenzimmer aus gewiſſen Verhältniſſen entſtandene Anſprüche habe, ſich jetzt befinde.

Die Marquiſe hatte bis jetzt nicht das Mindeſte von ihres Gemahls Aufenthalt zu Auxerre gewußt; kein einziger ſeiner Briefe war von dieſem Ort datirt geweſen. Dieſer Umſtand, ſo wie das gewiſſe Verhältniß, in dem er dort mit einem Frauenzimmer geſtanden haben ſollte, beunruhigte die Marquiſe. Sie forſchte weiter nach und erfuhr bald, das der Marquis ſchon ſeit langer Zeit den Kriegsdienſt verlaſſen und ſich in Auxerre aufgehalten. Dort hatte er ſich mit einer Gaſtwirthstochter, Namens Pillard, in einen Liebeshandel eingelaſſen, der ihm ſo wohl gefallen, daß er ſich entſchloſſen, eine doppelte Rolle zu ſpielen, die des Marquis de la Pivardière und die des Huiſſier Bouchet. Dieſen Namen und Poſten hatte er wirklich angenommen, ſich einlogirt in den Gaſthof des Vaters ſeiner

Geliebten, dieſer die Ehe verſprochen und ſie dann verführt. Erſt ſpäter war es der Pillard gelungen, den richtigen Namen ihres Verführers zu erforſchen.

Das Gefühl des tiefſten Schmerzes, der kränkendſten Verbitterung, das die Marquiſe übermannte, als der verſchmähte Charoſt ihr vor Augen trat, und das erſt den Vater anklagte, hatte ſich immer mehr und mehr gegen den Marquis gerichtet. Ihn ſah ſie für den an, der beſtimmt geweſen, das zu vollenden, was der Vater begonnen, namlich ihr Lebensglück zu zerſtören. Sie vergaß, daß es nur ihr eigener verkehrter Sinn geweſen, der ſie dem Marquis in die Arme führte.

Jene Verbitterung ging aber in den entſchiedenſten Haß über, als die Marquiſe ſich überzeugte, daß ſie ihr Lebensglück einem Elenden geopfert. Weniger lebhaft hätte die Marquiſe vielleicht das ihr geſchehene Unrecht gefühlt, wäre Charoſt nicht aus der Verborgenheit hervorgetreten. — Kann ein Weib ihre erſte einzige Liebe wegbannen aus dem Herzen? — Kann der Geliebte ſich jemals umgeſtalten, ein anderer ſeyn, als eben der Geliebte? — So kam es denn wohl auch, daß durch das Verhältniß mit Charoſt, war bei ſeiner anerkannten Frömmigkeit an die mindeſte Ueberſchreitung des ſtrengſten Anſtandes, viel weniger an ein Verbrechen nicht einmal zu denken, wenigſtens in der Marquiſe ganz andere Anſprüche an das Leben im Bunde mit einem geliebten Manne erweckt wurden, als die ſie ſonſt im Innern getragen. Aber dieſe Anſprüche an ein nicht geahntes Lebensglück ſah ſie in dem Augenblicke der Erkenntniß vereitelt, und die Troſtloſigkeit über dieſen unwiederbringlichen Verluſt mußte den Haß gegen den Marquis vermehren. Dieſen Haß ſprach ſie bei jeder Gelegenheit auf das Lebhafteſte aus; ſie verſicherte, daß ſie weit entfernt ſey, ihre Rechte gegen den entarteten Gemahl auf irgend eine Weiſe geltend zu machen, daß ihr kein größeres Unheil geſchehen könne, als wenn es dem Marquis einfallen ſollte, zurückzukehren, daß ſie dann jedes Mittel ergreifen würde, ihn aus dem Schloſſe Nerbonne zu entfernen. Charoſt bemühte ſich vergebens, das durch Liebe und Haß aufgeregte Gemüth der Marquiſe zu beruhigen, oder es wenigſtens dahin zu bringen, daß ſie ſich in den Ausbrüchen des heftigſten leidenſchaftlichſten Zorns mäßige.

Der Marquis de la Pivardière hatte ſich heimlich aus Auxerre entfernt, theils weil er des Verhältniſſes mit der Pillard überdrüſſig, theils weil es ihm an Mitteln fehlte, das Leben dort auf die Weiſe fortzuſetzen, wie er es gewohnt war. Er ſah ſich von ſeinen Gläubigern hart verfolgt; deshalb hielt er es für nöthig, zurückzukehren nach dem Schloſſe Nerbonne, und ſich Geld zu verſchaffen.

Auf dieſer Reiſe, die er zu Pferde zurücklegte, kam er nach Bourdieux, einem von dem Schloſſe Nerbonne ſieben Stunden entfernten Dorfe. Dort traf ihn, als er eben im Gaſthofe frühſtückte, ein Menſch aus dem Dorfe Jeu, Namens Marſau, der den Marquis kannte, und ſich wunderte, ihn hier zu finden, da doch die Heimath ſo nahe. Der Marquis meinte, daß er in der Abenddämmerung ſeine Gemahlin zu überraſchen gedenke. Marſau verzog bei dieſer Aeußerung des Marquis das Geſicht auf eine ſo ſeltſame Weiſe, daß es dem Marquis auffiel und er Böſes ahnte. Marſau, ein hämiſcher boshafter Menſch, erzählte dann auf weiteres Befragen ohne Rückhalt, daß ein neuer Kapellan, der Auguſtiner Franziskus Charoſt, ſich indeſſen auf dem Schloſſe Nerbonne eingefunden, dem die Marquiſe täglich, ſtündlich zu beichten habe, und daß daher die Marquiſe wirklich von dem Marquis gerade in der Andacht überraſcht werden könne. Den Marquis traf es wie ein Blitz, als er den Namen des Beichtvaters hörte. Charoſt hatte gewiß niemals geahnet, daß de la Pivardiere, der ihm Freundſchaft heuchelte, mit ſeinem Geheimniß bekannt, daß er es war, dem der Ritter du Chauvelin vertraute, wie er den vernichtet, der ſich zum Liebhaber ſeiner Tochter aufdringen wollen; daß de la Pivardiere, der ſchon damals im Sinn trug, ſolle es auch noch ſo lange währen, die Hand der Marquiſe zu erkämpfen, das Seinige dazu beitrug, die Verzweiflung des armen verſchmähten Jünglings bis zu dem Grade zu ſteigern, daß er, jedem Hoffen entſagend, in ein Kloſter flüchtete.

Der Marquis, ſelbſt im verbrecheriſchen Bündniß lebend, glaubte an das Verbrechen der Marquiſe um ſo leichter, als er wußte, welchen Eindruck damals der junge Charoſt auf ſie gemacht. Er fühlte ſich beſchimpft durch denſelben, der ihn in Gefahr geſetzt, ſeine Zwecke zu verfehlen. Im höchſten Unmuth rief er aus: „Ha! — ich werde dieſen heuchleriſchen Pfaffen zu finden wiſſen; und dann mein Leben gegen das ſeine!"

Der Zufall wollte es, daß gerade, als der Marquis dieſe Worte ausſtieß, eine Magd von dem Schloſſe Nerbonne in die Wirthsſtube trat. Dieſe Magd, die ſchon als Kind den Marquis gekannt, und die Marquiſe oft äußern gehört hatte, daß die Rückkunft ihres Gemahls ihr größtes Unglück ſeyn würde, erſchrak heftig, rannte nach dem Schloß und erzählte der Marquiſe, wen ſie geſehen, was ſie gehört.

Es war gerade Mariä-Himmelfahrtstag, das Weihfeſt der Kapelle zu Nerbonne; Charoſt hatte am Morgen ein feierliches Hochamt, Nachmittags die Veſper gehalten, und da jener kleine Zirkel der Nachbarn, deren ſchon vorhin namentlich gedacht wurde, bei der Marquiſe verſammelt war, bat ſie den Kapellan, den Abend bei ihr zu bleiben.

So ſehr die Marquiſe durch jene Nachricht erſchüttert wurde, behielt ſie doch Faſſung genug, keinem von der Geſellſchaft, am wenigſten aber dem Geiſtlichen etwas merken zu laſſen, ungeachtet ſie ſein Leben bedroht glaubte, und daher in aller Stille zwei Männer herbei rufen ließ, auf deren Muth und Treue ſie ſich verlaſſen konnte. Sie erſchienen, der eine mit einer Flinte, der andere mit einem Säbel bewaffnet, und wurden von der Marquiſe in ein Kabinet gebracht, welches an den Speiſeſaal ſtieß.

Univ.-Bibl. München

Man hatte beinahe abgegeſſen, und die Marquiſe glaubte ſchon, daß der Marquis ſeine Drohung unerfüllt laſſen würde, als er plötzlich eintrat in den Saal.

Alle ſtanden auf und bezeigten ihre Freude über die unverhoffte Rückkehr des Marquis. Vorzüglich war es Charoſt, der dem Marquis nicht genug verſichern konnte, wie ſehr er das Geſchick preiſe, das den alten, niemals vergeſſenen Freund ihm endlich zurückführe. Nur die Marquiſe blieb ruhig auf ihrem Platze ſitzen und würdigte den Marquis keines Blicks.

„Aber,“ ſprach endlich die Frau von Preville zu ihr, „aber mein Gott, Frau Marquiſe, iſt das eine Art, den Gatten zu bewillkommnen, den man ſeit ſo langer Zeit nicht geſehen?“

„Ich,“ nahm der Marquis das Wort, indem er einen ſtechenden Blick auf den Geiſtlichen warf, „ich bin ihr Gatte, das iſt wahr, aber wie es mir bedünken will, nicht mehr ihr Freund!“

Darauf ſetzte ſich der Marquis ſtillſchweigend an die Tafel.

Man kann denken, daß die Geſellſchaft nach dieſem Auftritt ſich vergebens mühte, die heitere Unterhaltung fortzuſetzen, die vorher ſtatt gefunden. Vorzuglich ſchien Charoſt in großer Bewegung, da eine ungewöhnliche Röthe ihm in's Geſicht ſtieg. Er betrachtete den Marquis mit ſeltſamen Blicken; der Marquis ſchien das nicht zu bemerken, er aß und trank ſehr eifrig. Die Verſtimmung ſtieg von Minute zu Minute, und man trennte ſich, als es eben zehn Uhr geſchlagen. Der Herr von Preville bat den Marquis, drei Tage darauf bei ihm zu ſpeiſen, welches er zuſagte.

Die Marquiſe beharrte, als ſie mit dem Marquis allein geblieben, im düſtern, feindlichen Stillſchweigen. Der Marquis fragte, indem er einen ſtolzen, gebieteriſchen Ton annahm, wodurch er ein ſo kaltes, verächtliches Betragen verdient habe.

„Geh,“ erwiederte die Marquiſe, „geh nach Auxerre, und frage die buhleriſche Dirne, mit der du lebſt ſeit langer Zeit, alle Ehre und Treue ſchändend, nach der Urſache meines Unwillens!“

Der Marquis war im Innern zerſchmettert, als er, was er nicht geahnt, die Marquiſe von ſeinem verbotenen Verhältniß unterrichtet fand, da er befürchten mußte, ließ die Marquiſe ihren Zorn nicht fallen, kam es zur Trennung, den Beſitz des Schloſſes Nerbonne, ſeine einzige Hülfsquelle, zu verlieren. Er bemühte ſich, der Marquiſe darzuthun, daß er nie in Auxerre geweſen, daß alles, was man ihr hinterbracht haben könne, boshafte, hämiſche Verleumdung ſey; da erhob ſie ſich aber von ihrem Sitz, und ſprach, indem ſie ihn mit einem entſetzlichen Blicke durchbohrte: „Elender Heuchler, bald wirſt du erfahren, was eine Frau meiner Art bei ſolcher Schmach zu beginnen vermag!“

Dieſe drohenden Worte geſprochen, entfernte ſie ſich in das Zimmer, wo ihre neunjährige Tochter ſchlief, und ſchloß ſich ein. Der Marquis begab ſich nach dem Zimmer, in dem er ſonſt mit ſeiner Gemahlin ſchlief, ließ ſich von einem Bedienten des Hauſes, Namens Hubert, auskleiden, und legte ſich in's Bette. Am andern Morgen war er ſpurlos verſchwunden.

Alle Nachbarn waren in das tiefſte Erſtaunen verſetzt über dies ganz unbegreifliche Verſchwinden des Marquis. Die Marquiſe zeigte durchaus keine Veränderung in ihrem Betragen, und verſicherte, daß es ſie ſehr wenig kümmere, auf welche Weiſe der Marquis ſich entfernt, den ſie hoffe in ihrem ganzen Leben nicht wieder zu ſehen. Man erfuhr, daß der Marquis ſein Pferd, ſeinen Mantel, ſeine

Reitſtiefeln zurückgelaſſen; unmöglich konnte er ſich daher weit entfernt haben. Das Kammermädchen der Marquiſe, Margarethe Mercier, hatte ſich über das Verſchwinden des Marquis in jener Nacht geäußert auf zweideutige Weiſe; das dumpfe Gerücht einer geſchehenen Unthat wurde lauter und lauter, und klagte zuletzt die Marquiſe geradezu des Mordes ihres Gatten an, als jener Hybert, der, vor der Saalthür lauſchend, das letzte Geſpräch des Marquis mit ſeiner Gemahlin gehört hatte, die drohenden Worte der Marquiſe dieſem und jenem in's Ohr ſagte, und hinzufügte, daß der Marquis wahrſcheinlich todt ſey.

Jedem, der an jenem verhängnißvollen Abend bei der Marquiſe geweſen, war ihr Betragen nur zu ſehr aufgefallen, und was man ſonſt für boshafte, hämiſche Verleumdung gehalten, nämlich daß die Marquiſe mit dem Auguſtiner Charoſt in verbrecheriſchen Verhältniſſen lebe, fand nun Glauben. Dieſem Verhältniß ſchrieb man die Unthat zu.

Nur der Herr von Preville und ſeine Gattin konnten ſich von der Möglichkeit, daß die Marquiſe zu ſolch einer entſetzlichen That fähig ſeyn ſolle, nicht überzeugen. Sie benutzten den Augenblick, als die kleine neunjährige Pivardiere in ihr Haus gekommen, wie es öfters zu geſchehen pflegte, da die Tochter des Herrn von Preville mit jenem Kinde in gleichem Alter und deſſen Geſpielin war, um wo möglich in das Dunkel zu ſchauen, in welches die Ereigniſſe jener Nacht gehüllt waren.

Sie nahmen das Kind bei Seite, und fragten es behutſam, ob ihm in der Nacht, als der Vater verſchwunden, nicht etwas Beſonderes begegnet ſey?

Die Kleine erzählte ohne allen Rückhalt, daß die Mutter ſie an dem Abend in ein ganz entlegenes Zimmer geführt, und ihr geheißen, dort zu ſchlafen, welches ſonſt niemals geſchehen. In der Nacht ſey ſie durch ein ſtarkes Geräuſch aufgeweckt worden, und habe eine klägliche Stimme rufen gehört: „Gerechter Gott! — habt Mitleid — erbarmt euch meiner!" — Sie habe in großer Angſt aus dem Zimmer laufen wollen, indeſſen die Thüre verſchloſſen gefunden. Dann ſey alles ſtill geworden. Des andern Tages habe ſie in dem Zimmer, wo der Vater geſchlafen, Blutſpuren am Boden bemerkt, und die Mutter ſelbſt blutige Tücher waſchen geſehen.

War es denkbar, daß ein unſchuldiges, unbefangenes Kind nicht die Wahrheit ſagen, Umſtände der Art erdichten ſollte? Der Herr von Preville ließ das Kind ſeine Ausſage vor mehreren glaubwürdigen, unverdächtigen Perſonen wiederholen, und beide, er und ſeine Gattin, waren, je mehr ſie ſonſt ſich geneigt gefühlt, die Unſchuld der Marquiſe zu behaupten, jetzt deſto erbitterter auf ein Weſen, von dem ſie ſich auf die empörendſte Weiſe getäuſcht glauben mußten.

Der königliche Generalprokurator zu Chatillon ſur Indre, von allem dieſem unterrichtet, klagte die Marquiſe des Mordes an. Eine Gerichtsperſon, Namens Bonnet, erhielt den Auftrag der Unterſuchung, und begab ſich zu dem Ende mit einem Gerichtsſchreiber, Namens Breton, nach dem Dorfe Jeu.

Der Marquiſe konnte nicht verſchwiegen bleiben, was ihr drohte; ſie nahm mit ihrer Zofe, Margarethe Mercier geheißen, die Flucht, und beſtätigte ſo den entſetzlichen Verdacht, den man gegen ſie hegte. Eine andere Magd der Marquiſe, Namens Catharine Lemoine, ſollte geradezu geäußert haben, daß ſie bei dem Morde ihres Herrn zugegen geweſen. Sie wurde verhaftet, und bald darauf auch Margarethe Mercier, die man zu Romorantin traf, wo ſie von der Marquiſe zurückgelaſſen worden war.

Beide erzählten auf beinahe völlig gleiche Weiſe die gräßliche That mit allen Umſtänden, ſo daß an der Wahrheit ihrer Ausſage nicht zu zweifeln war.

Als die Marquiſe (ſo lautete jene Ausſage) ſich überzeugt hatte, daß der Marquis eingeſchlafen, entfernte ſie ſo viel wie möglich alles Hausgeſinde, und brachte ihre neunjährige Tochter auf ein Zimmer des obern Stocks, wo ſie dieſelbe einſchloß. Mit dem Glockenſchlag zwölf wurde an das Schloßthor gepocht. Die Marquiſe befahl der Mercier, Licht anzuzünden und zu öffnen. Sie that es, und der Auguſtiner Charoſt trat ein, begleitet von zwei Männern, von denen der eine mit einem Gewehr, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. „Es iſt nun Zeit,“ rief die Marquiſe dem Charoſt entgegen, und alle begaben ſich leiſen Trittes nach dem Zimmer des Marquis. Einer von den Männern zog den Vorhang des Bettes auf. Der Marquis hatte ſich bis an das Kinn in die Bettdecke eingehüllt, und ſchlief feſt. Als ihm aber der Mann die Decke wegziehen wollte, fuhr er erwachend in die Höhe; in demſelben Augenblick drückte der andere ſein Gewehr auf den Marquis ab und traf ihn, jedoch nicht zum Tode.

Blutbeſudelt warf er ſich hinaus in die Mitte des Zimmers und flehte um ſein Leben, jedoch vergebens. „Vollendet!" rief die Marquiſe den Männern zu. Da ſchrie der Marquis in voller Verzweiflung: „Grauſames Weib, kann dich denn nichts rühren? Kann deinen Haß denn nichts verſöhnen, als mein Blut? — Nie ſollſt du mich wiederſehen, alle Anſprüche gebe ich auf, nur ſchenke mir mein Leben!" — „Vollendet!" rief die Marquiſe noch einmal, indem die Wuth der Hölle aus ihren Augen blitzte. Nun warfen ſich alle drei, Charoſt und die beiden Männer über den Marquis her, und verſetzten ihm mehrere Stiche. Als ſie endlich von ihm abließen, röchelte er noch; da riß die Marquiſe dem einen der Mörder den Säbel aus der Hand, ſtieß ihn dem Marquis in die Bruſt und endete ſeinen Todeskampf. — Eben in dieſem Augenblicke trat Catherine Lemoine, die von der Marquiſe nach der nahe gelegenen Meierei geſchickt worden, herein, ſo daß ſie die That der Marquiſe mit anſah. Sie wollte aufſchreien vor Entſetzen; die Marquiſe rief den Männern zu, ſie ſollten dem Mädchen ein Tuch in den Mund ſtecken; dieſe erwiederten indeſſen, das ſey gar nicht nöthig, da ſie das Mädchen beim erſten Laut niederſtoßen würden. Darauf trugen die beiden Männer den Leichnam fort. Während ihrer Abweſenheit ließ die Marquiſe das Zimmer ſogleich reinigen, indem ſie ſelbſt Aſche herbeibrachte, und die blutbefleckten Betten und Bettücher nach dem Keller tragen. Zwei Stunden darauf kehrten die Männer zurück. Die Marquiſe bewirthete ſie, aß und trank ſelbſt mit ihnen, und dann entfernten ſie ſich mit Charoſt.

Eben jener Hybert, von dem auch das Gerücht der Ermordung des Marquis ausgegangen, ſollte ebenfalls in das Zimmer eingedrungen ſeyn. Er geſtand, daß er durch einen Schuß geweckt worden und geglaubt, daß der Marquis von Räubern überfallen worden ſey. Deshalb ſey er nach des Marquis Zimmer gelaufen. Kaum habe er indeſſen die Thüre geöffnet, als die Marquiſe ihm entgegen geſprungen und gedroht, ihn auf der Stelle niedermachen zu laſſen, wenn er ſich nicht entferne. Später habe er dem Charoſt einen ſchweren Eid ablegen müſſen, über alles, was er in jener Nacht geſehen oder ſonſt bemerkt habe, zu ſchweigen. Auch Hubert ſollte verhaftet werden; er entfloh indeſſen und war nicht wieder aufzufinden.

Charoſt, hiernach der Theilnahme an der gräßlichen Ermordung des Marquis de la Pivardière angeklagt, wurde mit Zuſtimmung des biſchöflichen Vikars zu Bourges verhaftet. Kaum war indeſſen dieſe Verhaftung erfolgt, als die Marquiſe de la Pivardière aus ihrem Schlupfwinkel hervortrat und ſich freiwillig zur Haft ſtellte.

Nur eine augenblickliche Schwäche, erklärte ſie, nur die Furcht vor Mißhandlungen habe ſie vermocht, nicht zu fliehen, ſondern ſich bei ihrer Freundin, der Marquiſe d'Auneuil, zu verbergen. Sie glaubte ihre Unſchuld gar nicht einmal betheuern zu dürfen, denn betrachte man ihr ganzes Leben, ihre Sinnesart, ſo ſey es Wahnſinn, ſie ſolch einer gräßlichen That für fähig zu achten. Von der ſtrengſten Unterſuchung habe ſie daher nichts zu fürchten, ſondern nur zu hoffen gehabt, daß das Gewebe der verächtlichſten Bosheit oder unbegreiflicher Irrungen zerriſſen werden, und ſie frei da ſtehen müſſe, von der Schuld gereinigt, ohne daß ihre Gegenwart bei dem Verfahren nöthig. Anders ſtehe nun aber die Sache, da ihr Beichtvater, der Auguſtiner Charoſt, der Mitſchuld angeklagt werden. Jetzt müſſe ſie gleiches Schickſal mit dem theilen, deſſen Tugend und Frömmigkeit die beſte Schutzwehr ſey gegen jeden verruchten Frevel. In der Glorie ſeiner Schuldloſigkeit werde ſie erſt die Wonne wiedererlangter Freiheit fühlen und darum ſcheue ſie nicht mehr den Kerker.

Charoſt erhob mild lächelnd den Blick gen Himmel, als man ihn mit der wider ihn gerichteten Anklage bekannt machte. Ohne ſich auf viele Betheuerungen ſeiner Unſchuld einzulaſſen, begnügte er ſich zu ſagen, daß er die Anklage, die der Lügengeiſt der Hölle ſelbſt erfunden, für eine neue Prüfung halte, die ihm der Himmel auferlegt, und der er ſich in Demuth unterwerfen müſſe.

Unerachtet durch jene Ausſagen der Mägde, die mit allen ausgemittelten Nebenumſtänden in vollem Zuſammenhange ſtanden, das Verbrechen ſo gut als erwieſen ſchien, blieben beide, die Marquiſe und Charoſt, bei der Verſicherung ihrer Unſchuld ſtehen. Dieſe Feſtigkeit, das ruhige, gleichmüthige Betragen bei allen unzähligen Verhören, das ſonſt für die Schuldloſigkeit der Angeklagten ſpricht, diente den Richtern nur dazu, die Marquiſe und Charoſt der tiefſten, abſcheulichſten Heuchelei zu zeihen.

Dieſe Stimmung der Richter theilte ſich allen, die ſonſt die Marquiſe hoch verehrt hatten, ja ſelbſt dem Volke, mit. Als die Gerichtsdiener ſich im Schloß Nerbonne befanden, um alles dort in Beſchlag zu nehmen, drangen eine Menge Menſchen, die herbeigelaufen, ein, zerſchlugen Fenſter, Thüren, Geräthſchaften, verwüſteten das ganze Schloß, das einer Ruine glich.

Vergebens blieb alles Mühen, den Leichnam des Marquis de la Pivardière aufzufinden, und auf dieſen Umſtand beriefen ſich die Vertheidiger der Angeklagten, um darzuthun, daß der Zeugen-Ausſagen ungeachtet der Beweis der That gegen die Marquiſe und Charoſt nicht vollſtändig geführt ſey. Dies gab nun den Gerichtsperſonen, die mit ungewöhnlichem Eifer die Spur des Verbrechens verfolgten, Anlaß, noch einmal in der Nähe des Schloſſes überall, wo es nur denkbar ſchien, daß der Leichnam verſcharrt ſeyn könnte, die Erde durchwühlen zu laſſen. Bonnet hatte ſich nämlich nun einmal in den Kopf geſetzt, daß die Mörder den Leichnam des Marquis ganz nahe dem Schloſſe vergraben haben müßten.

Ein ſeltſames Gerücht verbreitete ſich. Man ſagte nämlich, daß, als Bonnet eben im Begriff geweſen, irgendwo nachgraben zu laſſen, um den Leichnam aufzufinden, ihm der Marquis leibhaftig erſchienen ſey und mit fürchterlicher Stimme zugerufen habe, er ſolle ſich nicht unterfangen, den unter der Erde zu ſuchen, dem der Himmel die Gunſt ſolcher Ruhe nicht verliehen. Dann (ſo fügte man hinzu) habe der Geiſt des Marquis mit ſchrecklichen Worten die Marquiſe und Charoſt des Mordes angeklagt. Voll Entſetzen ſey Bonnet entflohen.

Mochte es nun mit der Erſcheinung des Marquis eine Bewandtniß haben, welche es wollte, ſo viel war gewiß, daß Bonnet in eine ſchwere Krankheit verfiel und in kurzer Zeit ſtarb.

Das Gericht zu Chatillon hielt die Zuſammenſtellung der Marquiſe mit Charoſt für nöthig. Die Marquiſe erſchien vor den Schranken, mit der Ruhe und Faſſung, die ſie ſtets behauptet; als aber Charoſt hineingeführt wurde, da ſtürzte ſie ganz jammer- und verzweiflungsvoll ihm zu Füßen und ſchrie mit einer Stimme, die das Herz zerſchnitt: „Mein Vater — mein Vater! — warum ſtraft mich der Himmel ſo ſchrecklich? — Giebt es droben eine Seligkeit, die dieſe Qualen wegtilgt? — Ihr meinethalben des ſcheuslichſten Verbrechens angeklagt? — Ihr meinethalben zum ſchmachvollen Tode geführt? — Aber nein, nein! — Es wird, es muß ein Wunder geſchehen! — Auf der Richtſtätte öffnet ſich über Euch die Glorie des Himmels — verklärt ſteigt Ihr empor, alles Volk ſinkt anbetend nieder." — „Beruhigt Euch," ſprach Charoſt, indem er ſich bemühte, die Marquiſe aufzurichten, „beruhigt Euch, Frau Marquiſe! Es iſt eine harte Prüfung, die der Himmel über uns verhängt. Sagt nicht, daß ich Eurethalben ſterbe, nein, nur ein gleiches Geſchick bringt vielleicht uns beiden den Tod. Seyd Ihr denn nicht eben ſo frei von Schuld, als ich?"

„Nein nein," rief die Marquiſe heftig, „nein nein, ich ſterbe ſchuldig. O mein Vater! Ihr hattet Recht, weltliche Rache ergreift die Verbrecherin!"

Das Gericht glaubte in dieſen Worten der Marquiſe ein Geſtändniß der That zu finden und drang auf's Neue in ſie, nun nicht länger mit der Wahrheit zurückzuhalten, die ihr ſonſt die Marter der Tortur entreißen müſſe.

Da wiederholte die Marquiſe, indem ſie plötzlich Faſſung und Ruhe gewonnen, daß ſie an der That unſchuldig ſey, daß ſie auch keine Ahnung davon habe, auf welche Weiſe der Marquis ſpurlos verſchwunden.

Charoſt betheuerte ebenfalls in den rührendſten Ausdrücken, daß die Marquiſe eben ſo frei von Schuld ſey, als er ſelbſt, und daß, wenn ſie ſich vielleicht in anderer Hinſicht ſchuldig fühle, er ein Vergehen ahne, das keiner weltlichen Rüge unterliegen könne.

Auch dieſe Aeußerung des Geiſtlichen fand das Gericht ſehr zweideutig und verdächtig. Man beſchloß, zur Tortur zu ſchreiten.

Die Marquiſe im Entſetzen verſtummt, ſchien ein lebloſes Bild; Charoſt erklärte, daß, wenn irdiſche Schwachheit ſo viel über ihn vermögen könne, daß er irgend eine Unthat geſtehen ſollte, er im voraus dies Geſtändniß, welches ihm die Qual entriſſen, als falſch widerrufen müſſe.

Beide, die Marquiſe und Charoſt, ſollten abgeführt werden; da entſtand draußen ein Geräuſch, die Thüren des Gerichtsſaals öffneten ſich, und herein trat — der ermordet geglaubte Marquis de la Pivardière!

Nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Marquiſe und Charoſt geworfen, trat er vor die Schranken und erklärte den Richtern, wie er glaube, nicht beſſer darthun zu können, daß er nicht ermordet, als indem er ſich dem Gericht perſönlich darſtelle.

Zu gleicher Zeit überreichte er einen von dem Richter zu Romorantin aufgenommenen Akt, nach welchem er von mehr als zweihundert Perſonen wirklich für den Marquis de la Pivardière anerkannt worden war. Am Feſt des heiligen Antonius war er, gerade während der Veſper, in die Kirche zu Jeu getreten, und ſeine Erſcheinung hatte die ganze Gemeinde in Schrecken geſetzt, da alle auf den erſten Blick den ermordet geglaubten Marquis de la Pivardière erkannten und ein Geſpenſt zu ſehen meinten. Außerdem hatten die Auguſtiner zu Miſeray, ſo wie die Amme ſeiner Tochter, bezeugt, daß er wirklich kein anderer ſey, als der Marquis.

Von den Richtern dazu aufgefordert, erzählte er die Art, wie er aus dem Schloſſe verſchwunden, auf das Genaueſte.

Vor Unruhe und Beſtürzung konnte der Marquis in jener verhängnißvollen Nacht nicht einſchlafen. Auf den Glockenſchlag zwölf Uhr hörte er an das Thor des Schloſſes pochen und eine bekannte Stimme rufen: „Herr Marquis — Herr Marquis — öffnet, wir kommen Euch zu retten, aus einer Gefahr, die Euch droht!“ Er ſtand auf und fand vor der Thüre den François Marſau aus Jeu, mit zwei Männern, von denen der eine mit einer Flinte, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. Marſau ſagte dem Marquis, daß bei ihm Gerichtsdiener eingekehrt wären, die den Befehl hätten, ihn auf Anlaß einer von der Pillard wegen Eheverſprechens erhobenen Klage zu verhaften, und daß nur ſchleunige Flucht ihn retten könne.

Der Marquis, aufgeregt durch den Vorfall am Abend, ſah ſich verloren; er mußte ſtrenge Strafe befürchten wegen des Attentats doppelter Ehe; er ſah ſich verlaſſen, ausgeſtoßen von der Marquiſe, und entſchloß ſich, auf der Stelle zu fliehen. Sein Pferd war lahm; der Mantel, die Reitſtiefeln, ſeine Piſtolen, alles dies konnte ſeine ſchnelle Flucht nur hindern. Zu Fuße folgte er dem Marſau und den beiden Männern, die ihn gegen jeden Angriff zu ſchützen verſprachen. Er kam glücklich durch Jeu und in Sicherheit. Noch in dem Zimmer, als der Marquis beſchäftigt war, das Nothwendigſte einzupacken, ging dem einen der Männer das Gewehr los; der Marquis hörte Tritte nahen und die Thüre des Zimmers wurde geöffnet. Der Marquis ſchlug ſie aber wieder zu, und floh, als es im Schloſſe wieder ruhig geworden. Raſtlos ſchwärmte der Marquis im Lande umher, ohne einen Aufenthalt finden zu können, wo er ſich ſicher glaubte. Auf dieſen Streifereien kam er nach Flavigny, und hier erſt erfuhr er, daß die Marquiſe und Charoſt angeklagt worden, ihn ermordet zu haben. Von dieſer Nachricht erſchüttert, beſchloß er, zurückzukehren in die Heimath, und ſo, die eigene Gefahr nicht achtend, die abſcheuliche Anklage zu widerlegen. Auch konnte er wohl glauben, daß ſich nun ſein Verhältniß mit der Marquiſe, wenn ſie durch ihn der Schmach und dem Tode entronnen, ganz anders geſtalten werde. Nicht fern von dem Schloſſe Nerbonne traf er auf Bonnet, wie er nach dem Leichnam des Marquis nachgraben ließ. Der Marquis rief ihm zu, daß er nicht nöthig habe, den unter der Erde zu ſuchen, der noch über der Erde wandle, und forderte ihn auf, einen Akt aufzunehmen über ſein Erſcheinen. Statt deſſen warf ſich aber Bonnet auf ſein Pferd und floh, ſo ſchnell er konnte. Der Gerichtsſchreiber folgte ſeinem Beiſpiel, und nur die beiden Bauern aus Nerbonne, die Bonnet mitgenommen, um zu graben, hielten Stich und erkannten ihren Herrn. Als der Marquis zu ſeinem Schreck, zu ſeinem Entſetzen, ſtatt des Schloſſes Nerbonne eine Ruine fand, begab er ſich nach Jeu, beſorgte zu Romorantin den Akt ſeines Anerkenntniſſes und kam dann nach Chatillon, um ſich dem Gerichte darzuſtellen.

Man hätte denken ſollen, daß die Rückkehr des Marquis der ganzen Anklage der Marquiſe und ihres Beichtvaters hätte ein Ende machen müſſen; dies war aber nicht der Fall, und konnte nicht der Fall ſeyn. Außerdem, daß die Ausſagen der beiden Mädchen noch in ihrer Kraft blieben, ſo trug auch die Erzählung des Marquis viel Unwahrſcheinliches in ſich; vorzüglich ſchien aber das Benehmen der Marquiſe gar befremdend. Ohne Ueberraſchung, ohne Erſtaunen zu zeigen, betrachtete ſie den angeblichen Marquis mit durchdringendem Blick, und ein bitteres verhöhnendes Lächeln ließ beſondere Dinge ahnen, die in ihrer Seele vorgingen. Man konnte glauben, daß ſie das Erſcheinen einer Perſon, die den Marquis de la Pivardière ſpielen ſollte, vorher gewußt, und daß ſie nur geſpannt war, wie die Figur, die freilich, was Anſehen, Sprache, Gang, Stellung betrifft, ganz der Marquis ſchien, ihre Rolle ſpielen würde.

Anders hatte ſich Charoſt benommen, der, ſo wie der angebliche Marquis eintrat, mit gefalteten Händen den Blick gen Himmel erhob, und zu beten ſchien.

Das Gericht ließ die Marquiſe nebſt Charoſt in's Gefängniß zurückführen, und beſchloß durch die ſtrengſte, genaueſte Unterſuchung Rückſichts des angeblichen Marquis de la Pivardière die Wahrheit zu erforſchen, unerachtet jener Akt des Richters zu Romorantin die Sache zu entſcheiden ſchien.

Noch in friſchem Andenken war ein Betrüger, der, die auffallende Aehnlichkeit mit einem gewiſſen Martin Guere nutzend, ſich für dieſen ausgab, und drei Jahre hindurch eine ganze Stadt, ja ſelbſt Frau und Kinder des Guere täuſchte, bis dieſer ſelbſt zurückkam und ſo ſich der Betrug offenbarte, den der Verbrecher mit dem Tode büßte.

Man fing damit an, den angeblichen Marquis den beiden verhafteten Mägden, der Mercier und der Lemoine, vorzuſtellen, die beide einſtimmig behaupteten, daß die ihnen vorgeſtellte Perſon keineswegs der Marquis de la Pivardière ſey, wiewohl er große Aehnlichkeit mit demſelben habe. Neuer Verdachtsgrund wider die Marquiſe und Charoſt!

Es würde ermüdend ſeyn, alle die Maßregeln zu erwähnen, die das Gericht nun noch nahm, um zu erforſchen, in wie fern die Perſon, die ſo unerwartet als Marquis de la Pivardière aufgetreten, wirklich derſelbe ſey. Es genügt, die entſcheidende Ausmittelung zu erwähnen, welche zu Valence erfolgte. Hier lebten in dem Kloſter der Urſuliner-Nonnen zwei Schweſtern des Marquis, und auch die Aebtiſſin des Kloſters hatte ihn von früheſter Jugend auf gekannt. Dieſe drei Perſonen hegten auch nicht den mindeſten Zweifel gegen die Perſon des Marquis, nachdem ſie drei Wochen mit ihm zuſammen geweſen, und er ſelbſt ſie auf die kleinſten, unbedeutendſten Züge aus ihrem Jugendleben gebracht hatte.

Daß die völlige Gleichheit der Handſchrift des angeblichen Marquis mit dem wirklichen, daß gewiſſe eigenthümliche Gewohnheiten, nur von den vertrauteſten Freunden bemerkt, jenen Anerkenntniſſen von mehr als dreihundert Perſonen noch mehr Gewicht gaben, iſt gewiß.

Genug! — nach allen Regeln des Rechts mußte das Gericht annehmen, daß der Beweis über die Perſon des Marquis de la Pivardière auf das Vollſtändigſte geführt ſey.

Nicht des Mordes irgend einer Perſon im Allgemeinen, ſondern der Ermordung des Marquis de la Pivardière waren aber die Marquiſe und Charoſt angeklagt; wurde daher das Leben des Marquis vollkommen nachgewieſen, ſo mußte jene Anklage falſch ſeyn. Auf dieſen bündigen Schluß ſtützten die Gerichte die völlige Freiſprechung der angeklagten Perſonen.

War aber ferner jene Anklage falſch, ſo mußten die Perſonen, auf deren Ausſage ſich dieſelbe bezog, falſch Zeugniß abgelegt haben. Dies gab Anlaß zum Verfahren gegen die Catharine Lemoine und die Marguerite Mercier.

Wer hätte beide nicht der Argliſt und Bosheit anklagen ſollen, und doch waren ſie unſchuldig!

Die Mercier wurde in jener Nacht durch das Klopfen am Schloßthor geweckt. Sie ſtand auf, weckte die Lemoine und beide ſahen durch's Fenſter, wie eben drei Perſonen in die Thüre des Schloſſes traten, wovon zwei mit einer Flinte und mit einem Säbel bewaffnet waren. Sie konnten dies im Schimmer eines Lichts, der aus der geöffneten Thüre hervorbrach, deutlich erkennen. Bald darauf hörten ſie ein Geräuſch im Zimmer des Marquis, eine klagende Stimme, und dann einen Schuß; darauf wurde es ſtill. Nun wagten ſie ſich heraus auf den Gang; hier begegneten ſie dem Hubert, der ganz verſtört und außer ſich ſchien und ſie zurücktrieb in ihre Kammer, da ſie ſonſt ermordet werden könnten. Am andern Morgen, als der Marquis verſchwunden, vertraute ihnen Hubert, daß er, als der Schuß gefallen, nach dem Zimmer des Marquis gelaufen und eindringen wollen. Er ſey aber hinausgedrängt und die Thüre zugeſchlagen worden. Er habe indeſſen in der Stube die Marquiſe und Charoſt ſehr deutlich bemerkt, und der Marquis habe in ſeinem Blute ſchwimmend auf der Erde gelegen. Gewiß ſey es, daß der Marquis ermordet, und ſein Leichnam von den beiden fremden Männern weggebracht worden ſey. Nur eine Sylbe davon zu ſprechen, bringe ſie aber alle in Gefahr, da ſie ganz gewiß als Mitſchuldige des Mordes angeſehen werden würden. Die Lemoine hatte bemerkt, wie die Marquiſe an jenem Abend mit zwei bewaffneten Männern geſprochen, und erwägten nun alle drei den von der Marquiſe geäußerten Haß gegen den Marquis, ihre drohenden Worte, und dann das unerklärliche Verſchwinden des Marquis: ſo war es wohl natürlich, daß das, was Hybert wirklich geſehen haben wollte, den Ausſchlag gab, und alle drei feſt in ihrer Seele überzeugt waren, daß die Marquiſe und Charoſt den Marquis habe ermorden und den Leichnam fortbringen laſſen.

Nur dem, der als geübter Schauſpieler im Leben auftritt, möchte es wohl gelingen, den Eindruck irgend einer entſetzlichen That ganz im Innern zu verſchließen; Leuten, wie Hybert, die Lemoine, die Mercier, bleibt es unmöglich; daher kamen jene zweideutigen, verdächtigen Aeußerungen, die das böſe Gerücht wider die Marquiſe und Charoſt erzeugten und zuletzt die Anklage veranlaßten.

Bonnet war (wie es kein Richter ſeyn ſoll) leidenſchaftlich im höchſten Grade, voller Vorurtheile, befangen in jeder Art, und noch dazu mit der Familie des Auguſtiners Charoſt verfeindet.

Er ging von der feſten Ueberzeugung aus: die Marquiſe lebte mit Charoſt im verbotenen Liebesverſtändniß; ganz unerwartet und ſehr zu unrechter Zeit kommt der Marquis zurück, und ſein Benehmen entflammt noch mehr den Haß der Marquiſe und läßt ſie jedes Mittel ergreifen, ihn fortzuſchaffen. Der Mord wird beſchloſſen und ausgeführt. Es iſt unmöglich, daß ohne Wiſſenſchaft und Mitwirkung der Dienerſchaft die That geſchehen konnte; dieſe müſſe von allen Umſtänden unterrichtet ſeyn.

Bonnet nahm hiernach keinen Anſtand, die Mercier und die Lemoine mit dem Tode zu bedrohen, wenn ſie nicht alles geſtehen würden, und fragte alles aus ihnen heraus, was er nur wollte. Die Methode dabei iſt ſehr leicht.

„Haſt du,“ fragte z. B. Bonnet, „haſt du nicht ſelbſt geſehen, wie Charoſt über den Marquis herfiel?“ — „Nein, mein Herr,“ antwortete die Befragte, „das habe ich nicht geſehen.“

„Geſtehe,“ donnerte Bonnet heraus, „oder du wirſt augenblicklich gehängt!“ — „Ja ja,“ ſpricht jetzt das arme Ding in der entſetzlichſten Angſt, „Charoſt fiel her über den Marquis ꝛc.“

Mehrere Perſonen, welche beide, die Lemoine und die Mercier im Gefängniſſe geſprochen hatten, beurkundeten, daß die Mädchen über Bonnets Verfahren bitter geklagt und gewünſcht, vor einen andern Richter geſtellt zu werden, damit ſie die Wahrheit ſagen könnten, nämlich daß ſie den Mord nur vermuthet. Was aber wichtiger einwirkte, Breton, der Gerichtsſchreiber, mußte zugeſtehen, daß Bonnet ganz ſo, wie es die beiden Mädchen behaupteten, verfahren; ja daß er einmal, als die Mercier irgend einen Umſtand, den er im Kopfe ausgebrütet, nicht geſtehen wollen, ein Meſſer aus der Taſche gezogen und gedroht, ihr augenblicklich die Finger abzuſchneiden, wenn ſie nicht geſtehen werde. Noch mehr! — Schließer und Schließerin des Gefängniſſes, wo die Mädchen ſaßen, mußten ihnen, ſo hatte es Bonnet verordnet, den ganzen Tag über wiederholen, daß ſie gehängt werden würden, wenn ſie das Mindeſte von dem, was ſie ausgeſagt, zurücknähmen. Dies veranlaßte auch, daß ſie anfangs den zurückgekehrten Marquis nicht anerkennen wollten.

Merkwürdig genug war es auch, daß die kleine Pivardière, die ihren Vater augenblicklich wieder erkannte, verſicherte, ſie wiſſe nicht, wie ſie dazu gekommen, das alles dem Herrn von Preville ſo zu ſagen, wie er es ihr nachgeſprochen. Aber ſie ſey ſo ſcharf befragt worden, ſo in Angſt gerathen, und in der That habe ſie auch jene Nacht in einem andern Zimmer geſchlafen ꝛc.

Ganz Paris, das von der Unthat der Marquiſe erfüllt geweſen, feierte jetzt ihren Triumph, und gerade diejenigen, die ſie am ſchonungsloſeſten verdammt hatten, ohne an die Möglichkeit ihrer Unſchuld zu denken, erſchöpften ſich jetzt in dem übertriebenſten Lob. Der Graf von Saint Hermine, der den ermordeten Marquis de la Pivardière als einen rechtſchaffenen, tapfern Mann bedauert hatte, erklärte jetzt, da er lebte, daß er ein großer Taugenichts ſey, der der gerechten Strafe nicht entgehen werde.

Die thätige Herzogin d'Aiguiſſeau übernahm es, der Marquiſe die Glückwünſche der Pariſer Welt zu überbringen, und ſie dorthin einzuladen, um auf's Neue die Zirkel zu beleben, in denen ſie ſonſt geglänzt.

Sie fand die Marquiſe von tiefem Gram entſtellt, und in jener theilnahmloſen Ruhe, die von gänzlicher Entſagung zeugt. „Was ſprecht Ihr!“ rief die Herzogin ganz beſtürzt, als die Marquiſe verſicherte, ſie wäre nicht ſchuldlos geſtorben, ſondern hätte ein Verbrechen mit dem Tode gebüßt. „Ich halte es“, erwiederte die Marquiſe, indem ein düſteres Feuer in ihren Augen aufflammte, „ich halte es nicht für möglich, daß Ihr, Frau Herzogin, an ein Verbrechen denken könnt, das nur ſündigt gegen irdiſches Geſetz! — Ach ich liebte ihn, — ich liebte ihn noch, als er zu mir trat, ein Bote des Himmels, mich zu verſöhnen mit der ewigen Macht; und dieſe Liebe, nur dieſe Liebe war mein Verbrechen!"

Viele, ſehr viele hätten die Marquiſe nicht verſtanden. Auch die Herzogin verſtand ſie nicht, und war nicht wenig betreten, den Pariſern keine andere Nachricht von der Marquiſe mitbringen zu können, als daß ſie weit entfernt, in das bunte Gewühl der Welt zurückzukehren, ihre Tage in einem Kloſter zubringen wolle.

Dieſen Entſchluß führte die Marquiſe auch wirklich aus, ohne daß ſie zu bewegen geweſen, den Marquis wiederzuſehen. Auch Charoſt ſprach ſie nicht mehr, der im Glanze ſeiner Unſchuld und Frömmigkeit zurückkehrte in die Abtei zu Miſeray.

Der Marquis de la Pivardière nahm wieder Kriegsdienſte und fand bald in einem Gefecht mit Schleichhändlern ſeinen Tod.

Die Viſion

auf dem Schlachtfelde bei Dresden*).

Auf den dampfenden Ruinen des Feldſchlößchens ſtand ich und ſah hinab in die mit blutigen Leichen, mit Sterbenden bedeckte Ebene. Das dumpfe Röcheln des Todeskampfes, das Gewinſel des Schmerzes, das entſetzliche Geheul wüthender Verzweiflung durchſchnitt die Lüfte, und wie ein ferner Orkan brauſte der Kanonendonner, die noch nicht geſättigte Rache furchtbar verkündend. Da war es mir, als zöge ein dünner Nebel über die Flur, und in ihm ſchwamm eine Rauchſäule, die ſich allmählig verdickte zu einer finſtern Geſtalt. Näher und näher ſchwebend ſtand ſie hoch über meinem Haupte, da regte und bewegte ſich alles auf dem Schlachtfelde; zerriſſene Menſchen ſtanden auf und ſtreckten ihre blutigen Schädel empor, und wilder wurde das Geheul, entſetzlicher der Jammer! Ein wunderbarer rother Schein blitzte, wie aus der Tiefe der Erde fahrend, durch die Luft, und aus Oſten und Weſten kamen lange — lange Züge leuchtender Gerippe heran, in den knöchernen Fäuſten Schwerdter tragend, und ſie erhebend gegen die Geſtalt — und immer wilder wurde das Geheul — entſetzlicher der Jammer! Auf's Neue blitzte der rothe Schein aus tiefer Erde, und aus Mittag und Mitternacht zogen zahllos die Gerippe heran mit glühenden Schwerdtern der Geſtalt drohend. Und immer wilder und wilder wurde das Geheul, entſetzlicher der Jammer.

---

*) Bamberg, 1814 (C. F. Kunz).

„Rache — Rache — unſere Qual über dich, blutiger Mörder!“ Aus den blutigen Augen der Leichname, aus den knöchernen Augenhöhlen der Gerippe ſchoſſen Strahlen hinauf, die wie in emporflackernden Flammen die Geſtalt erleuchteten. — Es war der Tyrann! — Er ſtreckte ſeine Rechte aus über die Ebene und ſprach:

„Was wollt ihr, Thörichte, bin ich nicht ſelbſt das Verhängniß, dem ihr dienend gehorchen müßt?“

Da ſchrieen die Stimmen von der Ebene herauf:

„Verworfener! höhne nicht die Macht, die doch über dir ſchwebt — ſchaue über dich, Verblendeter!“

Aber der Tyrann ſenkte ſein Haupt noch tiefer herab und ſprach:

„Erkennt ihr mich? — ich bin der Tod!“

Da heulten noch wüthender die Stimmen:

„Verworfener! höhne nicht die Macht, die den Tod ſendet. Schaue über dich!“

Doch nicht aufwärts richtete der Tyrann ſeinen Blick, ſondern zur Erde ſtarrend ſprach er:

„Wahnſinnige! was ſucht ihr über meinem Haupt? — über mir iſt nichts! — öde iſt der finſtere Raum da droben, denn ich ſelbſt bin die Macht der Rache und des Todes, und wenn ich meine Arme ausſtrecke über euch, verſtummt euer Jammer, und ihr ſinkt vernichtet in den Staub!“

Und als er dies geſprochen, ſtreckte er ſeine Arme, wie im rothen Feuer glühende Sicheln weit über die Ebene, und es war, als öffne die Erde den ſchwarzen bodenloſen Abgrund, die Leichname und Gerippe verſanken, und ihr Geheul, ihr ſchneidender Jammer verhallte in der Tiefe. Da fuhr es herauf im toſenden Ungeſtüm wie eine Windsbraut, die Erde bebte, und in dem Sturme heulte und winſelte die tiefe Klage von tauſend Menſchenſtimmen. Nun quollen Blutstropfen aus der Tiefe, die das Wieſengrün färbten, und bald gleich rauſchenden Bächen im ſchäumenden Strom zuſammenſprudelten, der über die Ebene brauſte. Immer ſtärker, immer höher ſtürmten ſeine Wellen, und aus dem ziſchenden gährenden Blut hob bald ein fürchterlicher rieſiger Drache ſein entſetzliches Haupt empor. Bald tauchte der glühende ſchuppige Schlangenleib aus den Blutwellen, und mit den ſchwarzen Fittigen gewaltig rauſchend, daß, wie vor dem mächtigen Orkan, die Wälder ſich beugten, flog der Drache auf in die Lüfte und erfaßte den Tyrannen mit den ſpitzigen Krallen, die er tief in ſeine Bruſt eingrub. — Da ſchrie der Tyrann, von dem gräßlichen Schmerz gepackt, auf im Krampf der Verzweiflung, daß ſeine Stimme im heulenden Mißton durch des Sturmes Brauſen gellte, aber es erſcholl wie Poſaunen von oben herab:

„Erdenwurm! der du dich erhoben aus dem Staube — wähnteſt du nicht vermeſſen, die Macht zu ſeyn, die den Schmerz, die den Tod ſendet? — Erdenwurm, die Stunde der Erkenntniß, der Vergeltung iſt da! — Aus denen, die du opferteſt im frevelnden Hohn, wurde die Qual geboren, die dich zerfleiſcht im ewigen Jammer!“

Nun umſchlang, feſter und feſter ſein Gewinde ſchnürend, der Drache den Tyrannen, und überall gingen aus ſeinem Leibe ſpitze glühende Krallen hervor, die er wie Dolche in das Fleiſch des Tyrannen ſchlug. Da wand der Tyrann, wie durch namenloſe Folter verrenkt, das Haupt empor, und ſah über ſich die in blendendem Funkeln ſtrahlende Sonne, den Fokus des ewigen Verhängniſſes, und entſetzlicher, ſchneidender wurde der heulende Jammer:

„Erlöſung — Erlöſung von dieſer Qual — Tod — Ruhe in der tiefſten Tiefe der Erde!“

Da erſcholl aus dem Fokus auf's Neue die Stimme im Poſaunenton:

„Entarteter! Verworfener! — die Erde iſt nicht deine Heimath, die dir Ruhe giebt, denn nur dem Menſchen, den du frech verhöhnteſt, iſt es vergönnt, in ihrem Schoße zu ruhen, bis er durchſtrahlt vom ewigen Lichte emporkeimt zum höhern Seyn, aber im öden Raum iſt dein Seyn ewige Qual.“

„Ach, nur Linderung, nur Troſt in meinem Jammer,“ heulte der Tyrann.

„Schau herab,“ ſprach die Stimme, „ob du in eines Menſchen Bruſt Troſt für dich finden magſt, und deine Qual ſoll gelindert ſeyn!“

Da trug das Ungeheuer den Tyrannen tiefer herab zur Erde, und es rauſchten im nächtlichen Dunkel finſtere gräßliche Geſtalten — Nero — Dſchingiskhan — Tilly — Alba waren unter ihnen, ſie ſchauten mit tiefem Entſetzen die Marter des Tyrannen und dumpf murmelten ihre Stimmen: „Was iſt unſere Qual gegen ſeine Marter, denn uns ward noch Troſt von der Erde, der wir angehörten.“

Der Tyrann ſchaute um ſich im wahnſinnigen Verlangen, aber öde blieb es auf der Ebene.

„Iſt denn in keines Menſchen Bruſt Troſt für meine Qual!“ ſchrie er in gräßlicher Verzweiflung, aber ſeine Stimme verhallte in den weiten Gründen, und kein menſchlicher Ton des Troſtes auf der ganzen weiten Erde unterbrach das dumpfe Schweigen der furchtbaren Oede.

Da faßte ihn gewaltiger der Drache, und bohrte tiefer die glühenden Krallen in ſeine Bruſt, daß ſchrecklicher das Geheul ſeines namenloſen Jammers der wüthendſten Verzweiflung durch die Lüfte raſte, aber aus dem Fokus ſtrahlte die Poſaunenſtimme:

„Für dich kein Troſt auf der Erde, der du im frevelnden Hohn entſagteſt. Ewig iſt die Vergeltung und deine Qual!“

Als ich, wie aus ſchwerem Traum erwacht, die Ruinen verließ, hatte ſich ſchon tiefe Dämmerung über die Flur gelegt; der Raub ſchlich gierig ſpähend dem Morde nach — winſelnde Sterbende wurden geplündert. Es hielt ſchwer durch den Schlag zu komme denn der Tumult hinein- und herausziehender Soldaten drückte die Menſchen zuſammen. — Noch hallte die Stimme der ewigen Macht, die das Urtheil über den Verdammten geſprochen, in meiner Bruſt, als ich ſchon in friedlicher Wohnung von den Schreckniſſen des Tages ausraſtete. — Ruhiger wurde es endlich in meiner Seele, und bald war es mir, als ſey das glänzende Sternbild der Dioskuren ſegensreich über der Erde aufgegangen, die erquickt den mütterlichen Schoß öffnete, um die Früchte des Friedens in nie verſiegendem Reichthum zu ſpenden. Ich erkannte die ſtrahlenden Helden, die Söhne der Götter: — Alexander und Friedrich Wilhelm!

Haimatochare*).

Vorwort.

Nachfolgende Briefe, welche über das unglückliche Schickſal zweier Naturforſcher Auskunft geben, wurden mir von meinem Freunde **Adalbert von Chamiſſo** mitgetheilt, als er eben von der merkwürdigen Reiſe zurückgekommen, in der er den Erdball anderthalbmal umkreiſt hatte. Sie ſcheinen wohl öffentlicher Bekanntmachung würdig. — Mit Trauer, ja mit Entſetzen gewahrt man, wie oft ein harmlos ſcheinendes Ereigniß die engſten Bande der innigſten Freundſchaft gewaltſam zu zerreißen und da verderbliches Unheil zu verbreiten vermag, wo man das Beſte, das Erſprießlichſte zu erwarten ſich berechtigt glaubte.

E. T. A. Hoffmann.

---

*) **Anmerk.** Im Jahre 1819 ſtand ich im Begriff, die Redaktion einer belletriſtiſchen Zeitung zu übernehmen. Ich theilte **Hoffmann** meinen Plan mit, und bat ihn um irgend einen Beitrag, die Zeitſchrift damit zu beginnen. Er ſelbſt, ſo ſchrieb er mir, hatte im Augenblick nichts fertig, was ſich für dieſelbe eignete, und ſandte mir daher nachſtehende Briefe, die ihm auf ſein Erſuchen ſein Freund Chamiſſo zur Veröffentlichung mitgetheilt. **Hoffmann** ſelbſt ſchrieb obiges Vorwort dazu. Das projektirte Unternehmen kam aber nicht zu Stande, das Manuſcript blieb bis jetzt unbenutzt in meinem Pulte liegen, und erſt jetzt — da ich in **Chamiſſo's** Werken davon ebenfalls keinen Gebrauch gemacht finde — nehme ich die Gelegenheit wahr, das intereſſante Aktenſtück zur Kunde des Publikums zu bringen. —

(J. **Funck** zu der Ausg. von 1839.)

1.

An Se. Excellenz den Generalkapitain und Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Port Jackſon, den 21. Juni 18 . .

Ew. Excellenz haben zu befehlen geruht, daß mein Freund, Herr Brougthon, mit der Expedition, die nach O-Wahu ausgerüſtet wird, als Naturforſcher mitgehe. Längſt war es mein innigſter Wunſch, O-Wahu noch einmal zu beſuchen, da die Kürze meines letzten Aufenthaltes mir nicht mehr geſtattete, manche höchſt merkwürdige naturhiſtoriſche Beobachtungen bis zu beſtimmten Reſultaten zu ſteigern. Doppelt lebhaft erneuert ſich jetzt dieſer Wunſch, da wir, ich und Herr Brougthon, durch die Wiſſenſchaft, durch gleiches Forſchen auf das Engſte verkettet, ſchon ſeit langer Zeit gewohnt ſind, unſere Beobachtungen gemeinſchaftlich anzuſtellen, und durch augenblickliches Mittheilen derſelben uns an die Hand zu gehen. Ew. Excellenz bitte ich daher, es genehmigen zu wollen, daß ich meinen Freund Brougthon auf der Expedition nach O-Wahu begleite.

Mit tiefem Reſpekt ꝛc. ꝛc.

J. Menzies.

N. S. Mit den Bitten und Wünſchen meines Freundes Menzies vereinigen ſich die meinigen, daß Ew. Excellenz geruhen möchten, ihm zu erlauben, mit mir nach O-Wahu zu gehen. Nur mit ihm, nur wenn er mit gewohnter Liebe meine Beſtrebungen theilt, vermag ich das zu leiſten, was man von mir erwartet.

A. Brougthon.

2.

Antwort des Gouverneurs.

Mit innigem Vergnügen bemerke ich, wie Sie, meine Herren, die Wiſſenſchaft ſo innig mit einander befreundet hat, daß aus dieſem ſchönen Bunde, aus dieſem vereinten Streben ſich nur die reichſten, herrlichſten Reſultate erwarten laſſen. Aus dieſem Grunde will ich auch, unerachtet die Bemannung der Diskovery vollſtändig iſt und das Schiff wenig Raum hat, dennoch erlauben, daß Herr Menzies der Expedition nach O-Wahu folge, und ertheile in dieſem Augenblick deshalb dem Capitain Bligh die nöthigen Befehle.

(Gez.) Der Gouverneur.

3.

J. Menzies an R. Johnſtone in London.

Am Bord der Diskovery, den 2. Juli 18 . .

Du haſt Recht, mein lieber Freund, als ich dir das letztemal ſchrieb, war ich wirklich heimgeſucht von einigen ſpleeniſchen Anfällen. Das Leben auf Port Jackſon machte mir die höchſte Langeweile, mit ſchmerzlicher Sehnſucht dachte ich an mein herrliches Paradies, an das reizende O-Wahu, das ich erſt vor Kurzem verlaſſen. Mein Freund Brougthon, ein gelehrter und dabei gemüthlicher Menſch, war der einzige, der mich aufzuheitern und empfänglich für die Wiſſenſchaft zu erhalten vermochte, aber auch er ſehnte ſich, wie ich, hinweg von Port Jackſon, das unſerm Forſchungstrieb wenig Nahrung darbieten konnte. Irre ich nicht, ſo ſchrieb ich dir ſchon, daß dem Könige von O-Wahu, Namens Teimotu, ein ſchönes Schiff verſprochen worden, das zu Port Jackſon gebaut und ausgerüſtet werden ſollte. Dies war geſchehen, Capitain Bligh erhielt den Befehl, das Schiff hinzuführen nach O-Wahu, und ſich dort einige Zeit aufzuhalten, um das Freundſchaftsbündniß mit Teimotu feſter zu knüpfen. Wie klopfte mein Herz vor Freude, da ich glaubte, daß ich unfehlbar mitgehen würde; wie ein Blitz aus heiterer Luft traf mich aber der Ausſpruch des Gouverneurs, daß Brougthon ſich einſchiffen ſolle. Die Diskovery, zur Expedition nach O-Wahu beſtimmt, iſt ein mittelmäßiges Schiff, nicht geeignet, mehr Perſonen aufzunehmen, als die nöthige Bemannung; um ſo weniger hoffte ich mit dem Wunſch, Brougthon begleiten zu dürfen, durchzudringen. Der edle Menſch, mir mit Herz und Gemüth auf das Innigſte zugethan, unterſtützte indeſſen dieſen Wunſch ſo kräftig, daß der Gouverneur ihn bewilligte. Aus der Ueberſchrift des Briefs ſiehſt du, daß wir, Brougthon und ich, bereits die Reiſe angetreten.

O des herrlichen Lebens, das mir bevorſteht! — Mir ſchwillt die Bruſt von Hoffnung und ſehnſüchtigem Verlangen, wenn ich daran denke, wie täglich, ja ſtündlich die Natur mir ihre reiche Schatzkammer aufſchließen wird, damit ich dieſes, jenes nie erforſchte Kleinod mir zueignen, mein nennen kann, das nie geſehene Wunder!

Ich ſehe dich ironiſch lächeln über meinen Enthuſiasmus, ich höre dich ſprechen: „Nun ja, einen ganzen neuen Swammerdamm in der Taſche, wird er zurückkehren; frage ich ihn aber nach Neigungen, Sitten, Gebräuchen, nach der Lebensweiſe jener fremden Völker, die er geſehen, will ich recht einzelne Details wiſſen, wie ſie in keiner Reiſebeſchreibung ſtehen, wie ſie nur von Mund zu Mund nacherzählt werden können, ſo zeigt er mir ein paar Mäntel und ein paar Korallenſchnüre und vermag ſonſt nicht viel zu ſagen. Er vergißt über ſeine Milben, ſeine Käfer, ſeine Schmetterlinge, die Menſchen!" —

Ich weiß, du findeſt es ſonderbar, daß mein Forſchungstrieb gerade zu dem Reiche der Inſekten ſich hingeneigt, und ich kann dir in der That nichts anders darauf antworten, als daß die ewige Macht nun gerade dieſe Neigung ſo in mein Innerſtes hineingewebt hat, daß mein ganzes Ich ſich nur in dieſer Neigung zu geſtalten vermag. Nicht vorwerfen darfſt du mir aber, daß ich über dieſen Trieb, der dir ſeltſam erſcheint, die Menſchen, oder gar Verwandte, Freunde vernachläſſige, vergeſſe. — Niemals werde ich es dahin bringen, es jenem alten holländiſchen Obriſtlieutenant gleich zu thun, der — doch um dich durch den Vergleich, den du dann zwiſchen dieſem Alten und mir anſtellen mußt, zu entwaffnen, erzähle ich dir die merkwürdige Hiſtorie, die mir eben in den Sinn kam, ausführlich. Der alte Obriſtlieutenant (ich machte in Königsberg ſeine Bekanntſchaft) war, was Inſekten betrifft, der eifrigſte, unermüdetſte Naturforſcher, den es jemals gegeben haben mag. Die ganze übrige Welt war für ihn todt, und wodurch er ſich der menſchlichen Geſellſchaft allein nur kund that, das war der unausſtehlichſte, lächerlichſte Geiz und die fixe Idee, daß er einmal mittelſt eines Weißbrodes vergiftet werden würde. Irre ich nicht, ſo heißt dies Weißbrod im Deutſchen Semmel. Ein ſolches Brod backte er ſich jeden Morgen ſelbſt, nahm es, war er zu Tiſche gebeten, mit, und war nicht dahin zu bringen, ein anderes Brod zu genießen. Als Beweis ſeines tollen Geizes mag dir der Umſtand genügen, daß er, ſeines Alters unerachtet ein rüſtiger Mann, Schritt für Schritt mit weit von dem Leibe weggeſtreckten Armen auf den Straßen einherging, damit — die alte Uniform ſich nicht abſcheure, ſondern fein konſervire! — Doch zur Sache! — Der Alte hatte keinen Verwandten auf der ganzen Erde, als einen jüngern Bruder, der in Amſterdam lebte. Dreißig Jahre hatten die Brüder ſich nicht geſehen; da machte der Amſterdamer, von dem Verlangen getrieben, den Bruder noch einmal widerzuſehen, ſich auf den Weg nach Königsberg. Er tritt ein in das Zimmer des Alten. Der Alte ſitzt an dem Tiſche, und betrachtet, das Haupt hinübergebeugt, durch eine Lupe einen kleinen, ſchwarzen Punkt auf einem weißen Blatt Papier. Der Bruder erhebt ein lautes Freudengeſchrei, er will dem Alten in die Arme ſtürzen, der aber, ohne das Auge von dem Punkt zu verwenden, winkt ihm mit der Hand zurück, gebietet ihm mit einem wiederholten: St — St — St — Stillſchweigen. „Bruder," ruft der Amſterdamer, „Bruder, was haſt du vor! — Georg iſt da, dein Bruder iſt da, aus Amſterdam hergereiſt, um dich, den er ſeit dreißig Jahren nicht ſah, noch wiederzuſehen in dieſem Leben!" Aber unbeweglich bleibt der Alte und liſpelt: St — St — St — Thierchen ſtirbt! — Nun bemerkt der Amſterdamer erſt, daß der ſchwarze Punkt ein kleines Würmchen iſt, das ſich in den Convulſionen des Todes krümmt und windet. Der Amſterdamer ehrt die Leidenſchaft des Bruders, ſetzt ſich ſtill neben ihn hin. Als nun aber eine Stunde vergeht, während der Alte auch nicht mit einem Blicke ſich um den Bruder kümmert, ſpringt dieſer ungeduldig auf, verläßt mit einem derben holländiſchen Fluch das Zimmer, ſetzt ſich auf zur Stelle und kehrt zurück nach Amſterdam, ohne daß der Alte auch von allem nur die mindeſte Notiz nimmt! — Frage dich ſelbſt, Eduard, ob ich, träteſt du plötzlich hinein in meine Kajüte und fändeſt mich vertieft in die Betrachtung irgend eines merkwürdigen Inſekts, ob ich dann das Inſekt unbeweglich anſchauen, oder dir in die Arme ſtürzen würde?

Du magſt, mein lieber Freund, denn auch daran denken, daß das Reich der Inſekten gerade das wunderbarſte, geheimnißvollſte in der Natur iſt. Hat es mein Freund Brougthon mit der Pflanzen- und mit der vollkommen ausgebildeten Thierwelt zu thun, ſo bin ich angeſiedelt in der Heimath der ſeltſamen oft unerforſchlichen Weſen, die den Uebergang, die Verknüpfung zwiſchen beiden bilden. — Doch! — ich höre auf, um dich nicht zu ermüden, und ſetze nur noch, um dich, um dein poetiſches Gemüth ganz zu beſchwichtigen, ganz mit mir auszuſöhnen, hinzu, daß ein deutſcher geiſtreicher Dichter die in den ſchönſten Farbenſchmelz geputzten Inſekten freigewordene Blumen nennt. Erlabe dich an dieſem ſchönen Bilde!

Und eigentlich, warum ſag' ich ſo viel, um meine Neigung zu rechtfertigen? Geſchah es nicht, um mich ſelbſt zu überreden, daß mich blos der allgemeine Drang des Forſchens unwiderſtehlich nach O-Wahu treibt, daß es nicht vielmehr eine ſonderbare Ahnung irgend eines unerhörten Ereigniſſes iſt, dem ich entgegengehe? Ja, Eduard, eben in dieſem Augenblick erfaßt mich dieſe Ahnung mit ſolcher Gewalt, daß ich nicht vermögend bin, weiter zu ſchreiben! Du wirſt mich für einen närriſchen Träumer halten, aber es iſt nicht anders; deutlich ſteht es in meiner Seele, daß mich in O-Wahu das größte Glück oder unvermeidliches Verderben erwartet!

Dein treueſter &c. &c.

4.

Derſelbe an denſelben.

Hanaruru auf O-Wahu, den 12. Dezember 18 . .

Nein! ich bin kein Träumer, aber es giebt Ahnungen — Ahnungen, die nicht trügen! — Eduard, ich bin der glücklichſte Menſch unter der Sonne, auf den höchſten Punkt des Lebens geſtellt. Aber wie ſoll ich dir alles erzählen, damit du meine Wonne, mein unausſprechliches Entzücken ganz fühlſt? — ich will mich faſſen, ich will verſuchen, ob ich im Stande bin, dir das alles, wie es ſich zutrug, ruhig zu beſchreiben.

Unſern Hanaruru, König Teimotus Reſidenz, wo er uns freundlich aufgenommen, liegt eine anmuthige Waldung. Dorthin begab ich mich geſtern, als ſchon die Sonne zu ſinken begann. Ich hatte vor, wo möglich einen ſehr ſeltenen Schmetterling (der Name wird dich nicht intereſſiren) einzufangen, der nach Sonnenuntergang ſeinen irren Kreislauf beginnt. Die Luft war ſchwül, von wollüſtigem Aroma duftender Kräuter erfüllt. Als ich in den Wald trat, fühlte ich ein ſeltſam ſüßes Bangen, mich durchbebten geheimnißvolle Schauer, die ſich auflösten in ſehnſüchtige Seufzer. Der Nachtvogel, nach dem ich ausgegangen, erhob ſich dicht vor mir, aber kraftlos hingen die Arme herab, wie ſtarrſüchtig vermochte ich nicht von der Stelle zu gehen, nicht den Nachtvogel zu verfolgen, der ſich fortſchwang in den Wald. Da wurde ich hineingezogen, wie von unſichtbaren Händen, in ein Gebüſch, das mich im Säuſeln und Rauſchen wie mit zärtlichen Liebesworten anſprach. Kaum hinein getreten, erblicke ich —

o Himmel! — auf dem bunten Teppiche glänzender Taubenflügel liegt die niedlichſte, ſchönſte, lieblichſte Inſulanerin, die ich jemals geſehen! Nein, nur die äußern Contoure zeigten, daß das holde Weſen zu dem Geſchlechte der hieſigen Inſulanerinnen gehörte. Farbe, Haltung, Ausſehen, alles war ſonſt anders. Der Athem ſtockte mir vor wonnevollem Schreck. Behutſam näherte ich mich der Kleinen. Sie ſchien zu ſchlafen; ich faßte ſie, ich trug ſie mit mir fort; das herrlichſte Kleinod der Inſel war mein! Ich nannte ſie Haimatochare, beklebte ihr ganz kleines Zimmer mit ſchönem Goldpapier aus, bereitete ihr ein Lager von eben den bunten, glänzenden Taubenfedern, auf denen ich ſie gefunden. Sie ſcheint mich zu verſtehen, zu ahnen, was ſie mir iſt! Verzeih mir, Eduard, ich nehme Abſchied von dir, ich muß ſehen, was mein liebliches Weſen, meine Haimatochare macht, — ich öffne ihr kleines Zimmer, ſie liegt auf ihrem Lager, ſie ſpielt mit den bunten Federchen. O Haimatochare! — Lebe wohl, Eduard!

Dein treueſter ꝛc. ꝛc.

5.

Broughton an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Hanaruru, den 20. Dezember 18 . .

Capitain Bligh hat Ew. Excellenz über unſere glückliche Fahrt bereits ausführlichen Bericht erſtattet und auch gewiß nicht unterlaſſen, die freundliche Art zu rühmen, mit der unſer Freund Teimotu uns aufgenommen. Teimotu iſt entzückt über Ew. Excellenz reiches Geſchenk, und wiederholt einmal über das andere, daß wir alles, was O-Wahu nur für uns Nützliches und Werthes erzeugt, als unſer Eigenthum betrachten ſollen. Auf die Königin Kahumanu hat der goldgeſtickte rothe Mantel einen tiefen Eindruck gemacht, ſo daß ſie ihre vorige unbefangene Heiterkeit verloren, und in allerlei fanatiſche Schwärmereien gerathen iſt. Sie geht am frühen Morgen in das tiefſte, einſamſte Dickigt des Waldes und übt ſich, indem ſie den Mantel bald auf dieſe, bald auf jene Art über die Schultern wirft, in mimiſchen Darſtellungen, die ſie Abends dem verſammelten Hofe zum Beſten giebt. Dabei wird ſie oft von einer ſeltſamen Troſtloſigkeit befallen, die dem guten Teimotu nicht wenigen Kummer verurſacht. Mir iſt es indeſſen doch ſchon oft gelungen, die jammervolle Königin aufzuheitern durch ein Frühſtück von geröſteten Fiſchen, die ſie ſehr gern ißt, und dann ein tüchtiges Glas Gin oder Rum daraufſetzt, welches ihren ſehnſüchtigen Schmerz merklich lindert. Sonderbar iſt es, daß Kahumanu unſerm Menzies nachläuft auf Steg und Weg, ihn, glaubt ſie ſich unbemerkt, in ihre Arme ſchließt, und mit den ſüßeſten Namen nennt. Ich möchte beinahe glauben, daß ſie ihn heimlich liebt.

Sehr leid thut es mir übrigens, Ew. Excellenz melden zu müſſen, daß Menzies, von dem ich alles Gute hoffte, in meinen Forſchungen mich mehr hindert, als fördert. Kahumanu's Liebe ſcheint er nicht erwiedern zu wollen, dagegen iſt er von einer andern thörichten, ja frevelhaften Leidenſchaft ergriffen, die ihn verleitet hat, mir einen ſehr argen Streich zu ſpielen, der, kommt Menzies nicht von ſeinem Wahn zurück, uns auf immer entzweien kann. Ich bereue ſelbſt, Ew. Excellenz gebeten zu haben, ihm zu geſtatten, daß er der Expedition nach O-Wahu folge, doch wie konnte ich glauben, daß ein Mann, den ich ſo viele Jahre hindurch bewährt gefunden, ſich plötzlich in ſeltſamer Verblendung auf ſolche Weiſe ändern ſollte. Ich werde mir erlauben, Ew. Excellenz von den näheren Umſtänden des mich tief kränkenden Vorfalls ausführlichen Bericht zu erſtatten, und ſollte Menzies nicht, was er that, wieder gut machen, Ew. Excellenz Schutz gegen einen Mann zu erbitten, der ſich erlaubt, feindſelig zu handeln, da wo er mit unbefangener Freundſchaft aufgenommen wurde. Mit tiefem Reſpekt ꝛc. ꝛc.

6.

Menzies an Broughton.

Nein, nicht länger kann ich es ertragen! Du weichſt mir aus, du wirfſt mir Blicke zu, in denen ich Zorn und Verachtung leſe, du ſprichſt von Treuloſigkeit, von Verrath, ſo daß ich es auf mich beziehen muß! Und doch ſuchte ich im ganzen Reiche der Möglichkeit vergebens eine Urſache aufzufinden, die dein Benehmen gegen deinen treueſten Freund auf irgend eine Art rechtfertigen könnte. Was that ich dir, was unternahm ich, das dich kränkte? Gewiß iſt es nur ein Mißverſtändniß, das dich an meiner Liebe, an meiner Treue einen Augenblick zweifeln läßt. Ich bitte dich, Broughton, kläre das unglückliche Geheimniß auf, werde wieder mein, wie du es warſt.

Davis, der dir dies Blatt überreicht, hat Befehl, dich zu bitten, daß du auf der Stelle antworteſt. Meine Ungeduld wird mir zur qualvollſten Pein.

7.

Broughton an Menzies.

Du fragſt noch, wodurch du mich beleidigt? In der That, dieſe Unbefangenheit ſteht dem wohl an, der gegen Freundſchaft, nein gegen die allgemeinen Rechte, wie ſie in der bürgerlichen Verfaſſung beſtehen, frevelte auf empörende Art! — Du willſt mich nicht verſtehen? Nun, ſo rufe ich dir denn, daß es höre die Welt, und ſich entſetze über deine Unthat, ja, ſo rufe ich dir denn den Namen in's Ohr, der deinen Frevel ausſpricht: — Haimatochare! — Ja, Haimatochare haſt du dir genannt, die du mir geraubt, die du verborgen hältſt vor aller Welt, die mein war, ja, die ich mit ſüßem Stolz mein nennen wollte in ewig fortdauernden Annalen! Aber nein, noch will ich nicht verzweifeln an deiner Tugend, noch will ich glauben, daß dein treues Herz die unglückliche Leidenſchaft beſiegen wird, die dich fortriß im jähen Taumel. Menzies, gieb mir Haimatochare heraus, und ich drücke dich als meinen treueſten Freund, als meinen Herzensbruder an meine Bruſt! Vergeſſen iſt dann aller Schmerz der Wunde, die du mir ſchlugſt durch deine — unbeſonnene That. Ja, nur unbeſonnen, nicht treulos, nicht frevelhaft will ich Haimatochare's Raub nennen. Gieb mir Haimatochare heraus!

8.

Menzies an Broughton.

Freund! welch ein ſeltſamer Wahnſinn hat dich ergriffen? — Dir — dir ſollte ich Haimatochare geraubt haben? Haimatochare, die, ſo wie ihr ganzes Geſchlecht, dich auch nicht im mindeſten etwas angeht, Haimatochare, die ich frei, in der freien Natur auf dem ſchönſten Teppiche ſchlafend fand, der erſte, der ſie betrachtete mit liebenden Augen, der erſte, der ihr Namen gab und Stand! — In Wahrheit, nennſt du mich treulos, ſo muß ich dich verrückt ſchelten, daß du von einer ſchnöden Eiferſucht verblendet in Anſpruch nimmſt, was mein eigen geworden und bleiben wird immerdar. Mein iſt Haimatochare, und mein werde ich ſie nennen in jenen Annalen, wo du prahleriſch zu prunken gedenkſt mit dem Eigenthum des Andern. Nie werde ich meine geliebte Haimatochare von mir laſſen, alles, ja mein Leben, das nur durch ſie ſich zu erhalten vermag, geb' ich freudig hin für Haimatochare!

9.

Broughton an Menzies.

Schaamloſer Räuber! Haimatochare ſoll mich nichts angehen? In der Freiheit haſt du ſie gefunden? — Lügner! war der Teppich, auf dem Haimatochare ſchlief, nicht mein Eigenthum; mußteſt du nicht daran erkennen, daß Haimatochare mir — mir allein angehörte? — Gieb mir Haimatochare heraus, oder kund mache ich der Welt deinen Frevel. Nicht ich, du — du allein biſt von der ſchnödeſten Eiferſucht verblendet, du willſt prunken mit fremdem Eigenthume, aber das ſoll dir nicht gelingen. Gieb mir Haimatochare heraus, oder ich erkläre dich für den niedrigſten Schurken!

10.

Menzies an Broughton.

Teufliſcher Schurke du ſelbſt! Nur mit meinem Leben laſſe ich Haimatochare!

11.

Broughton an Menzies.

Nur mit deinem Leben läßt du, Schurke, Haimatochare? — Gut, ſo mögen denn morgen Abends um ſechs Uhr, auf dem öden Platze vor Hanaruru, unfern des Vulkans, die Waffen über Haimatochare's Beſitz entſcheiden, ich hoffe, daß deine Piſtolen im Stande ſind.

12.

Menzies an Broughton.

Ich werde mich zur beſtimmten Stunde am beſtimmten Platze einfinden. Haimatochare ſoll Zeugin des Kampfes ſeyn um ihren Beſitz.

13.

Kapitain Bligh an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Hanarura auf O-Wahu, den 24. December 18..

Ew. Excellenz den entſetzlichen Vorfall, der uns zwei der ſchätzbarſten Männer geraubt, zu berichten, iſt mir traurige Pflicht. Längſt hatte ich bemerkt, daß die Herren Menzies und Broughton, welche ſonſt, in innigſter Freundſchaft verbunden, ein Herz, eine Seele ſchienen, die ſonſt ſich nicht zu trennen vermochten, mit einander entzweit waren, ohne daß ich auch nur im mindeſten errathen konnte, was wohl die Urſache davon ſeyn könne. Zuletzt vermieden ſie mit Sorgfalt ſich zu nähern, und wechſelten Briefe, die unſer Steuermann Davis hin und her tragen mußte. Davis erzählte mir, daß beide bei dem Empfang der Briefe immer in die heftigſte Bewegung gerathen wären, und daß vorzüglich Broughton zuletzt ganz Feuer und Flamme geweſen. Geſtern hatte Davis bemerkt, daß Broughton ſeine Piſtolen lud und hinauseilte aus Hanarura. Er konnte mich nicht gleich auffinden. Auf der Stelle, als er mir endlich den Verdacht mittheilte, daß Menzies mit Broughton wohl ein Duell verabredet haben könnte, begab ich mich mit dem Lieutenant Collnet und dem Schiffschirurgus Herrn Whitby hinaus nach dem öden Platz, unfern des vor Hanarura liegenden Vulkans. Denn dort ſchien mir, war wirklich von einem Duell die Rede, die ſchicklichſte Gegend dazu zu ſeyn. Ich hatte mich nicht getäuſcht. Noch ehe wir den Platz erreicht, hörten wir einen Schuß, und unmittelbar darauf den zweiten. Wir beſchleunigten unſere Schritte ſo gut wie es vermochten, und doch kamen wir zu ſpät. Wir fanden Menzies und Broughton in ihrem Blute auf der Erde liegen, dieſer durch den Kopf, jener durch die Bruſt getroffen, tödtlich, beide ohne die mindeſte Spur des Lebens. Kaum zehn Schritte hatten ſie auseinander geſtanden, und zwiſchen ihnen lag der unglückliche Gegenſtand, den mir Menzies Papiere als die Urſache, die Broughtons Haß und Eiferſucht entzündet, bezeichnen. In einer kleinen, mit ſchönem Goldpapier ausgeklebten Schachtel fand ich unter glänzenden Federn ein ſehr ſeltſam geformtes, ſchön gefärbtes kleines Inſekt, das der naturkundige Davis für ein Käferchen erklären wollte, welches jedoch, was vorzüglich

Farbe und die ganz ſonderbare Form des Hinterleibs und der Füßchen anlange, von allen bis jetzt aufgefundenen Thierchen der Art merklich abweiche. Auf dem Deckel ſtand der Name: Haimatochare.

Menzies hatte dieſes ſeltſame, bis jetzt ganz unbekannte Thierchen auf dem Rücken einer ſchönen Taube, die Brougthon herabgeſchoſſen, gefunden, und wollte daſſelbe, als deſſen erſter Finder, unter dem eigenen Namen: Haimatochare, in der naturkundigen Welt einführen, Brougthon behauptete dagegen, daß er der erſte Finder ſey, da das Inſect auf dem Körper der Taube geſeſſen, die er herabgeſchoſſen, und wollte die Haimatochare ſich aneignen. Darüber entſtand der verhängnißvolle Streit zwiſchen den beiden edlen Männern, der ihnen den Tod gab.

Vorläufig bemerke ich, daß Herr Menzies das Thierchen für eine ganz neue Gattung erklärt, und es in die Mitte ſtellt zwiſchen: pediculus pubescens, thorace trapezoideo, abdomine ovali posterius emarginato ab latere undulato etc. habitans in homine, Hottentottis, Groenlandisque escam dilectam praebens, und zwiſchen: nirmus crassicornis, capite ovato oblongo, scutello thorace majore, abdomine lineari lanceolato, habitans in Anate, Ansere et Boschade.

Aus dieſen Andeutungen des Herrn Menzies werden Ew. Excellenz ſchon zu ermeſſen geruhen, wie einzig in ſeiner Art das Thierchen iſt, und ich darf, unerachtet ich kein eigentlicher Naturforſcher bin, wohl hinzuſetzen, daß das Inſect, aufmerkſam durch die Lupe betrachtet, etwas ganz ungemein Anziehendes hat, das vorzüglich den blanken Augen, dem ſchön gefärbten Rücken und einer anmuthigen, ſolchen Thierchen ſonſt gar nicht eigenen Leichtigkeit der Bewegung, zuzuſchreiben iſt.

Ich erwarte Ew. Excellenz Befehl, ob ich das unglückſelige Thierchen wohlverpackt für das Muſeum einſenden, oder als die Urſache des Todes zweier vortrefflichen Menſchen in die Tiefe des Meeres verſenken ſoll.

Bis zu Ew. Excellenz hohen Entſcheidung bewahrt Davis die Haimatochare in ſeiner baumwollenen Mütze. Ich habe ihn für ihr Leben, für ihre Geſundheit verantwortlich gemacht. Genehmigen Ew. Excellenz die Verſicherung ꝛc.

14.

Antwort des Gouverneurs.

Port Jackſon, den 1. Mai 18 . .

Mit dem tiefſten Schmerz hat mich, Capitain, Ihr Bericht von dem unglückſeligen Tode unſerer beiden wackern Naturforſcher erfüllt. Iſt es möglich, daß der Eifer für die Wiſſenſchaft den Menſchen ſo weit treiben kann, daß er vergißt, was er der Freundſchaft, ja dem Leben in der bürgerlichen Geſellſchaft überhaupt ſchuldig iſt? Ich hoffe, daß die Herren Menzies und Brougthon auf die anſtändigſte Weiſe begraben worden ſind.

Was die Haimatochare betrifft, ſo haben Sie, Capitain, dieſelbe den unglücklichen Naturforſchern zur Ehre mit den gewöhnlichen Honneurs in die Tiefe des Meeres zu verſenken. Verbleibend ꝛc. ꝛc.

15.

Capitain Bligh an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Am Bord der Diſkovery, den 5. Oktober 18 . .

Ew. Excellenz Befehle in Anſehung der Haimatochare ſind befolgt. In Gegenwart der feſtlich gekleideten Mannſchaft, ſo wie des Königes Teimotu und der Königin Kahumanu, die mit mehreren Großen des Reichs an Bord gekommen waren, wurde geſtern Abend punkt 6 Uhr von dem Lieutenant Collnet Haimatochare aus der baumwollenen Mütze des Davis genommen und in die mit Goldpapier ausgeklebte Schachtel gethan, die ſonſt ihre Wohnung geweſen und nun ihr Sarg ſeyn ſollte, dieſe Schachtel aber dann an einen großen Stein befeſtigt, und von mir ſelbſt unter dreimaliger Abfeuerung des Geſchützes in das Meer geworfen. Hierauf ſtimmte die Königin Kahumanu einen Geſang an, in den ſämmtliche O-wahuer einſtimmten und der ſo abſcheulich klang, als es die erhabene Würde des Augenblicks erforderte. Hierauf wurde das Geſchütz noch dreimal abgefeuert, und Fleiſch und Rum unter die Mannſchaft vertheilt. Teimotu, Kahumanu, ſo wie die übrigen O-wahuer wurden mit Grok und andern Erfriſchungen bedient. Die gute Königin kann ſich noch gar nicht zufrieden geben über den Tod ihres lieben Menzies. Sie hat ſich, um das Andenken des geliebten Mannes zu ehren, einen großen Hayfiſchzahn in den Hintern gebohrt und leidet von der Wunde noch große Schmerzen.

Noch muß ich erwähnen, daß Davis, der treue Pfleger der Haimatochare, eine ſehr rührende Rede hielt, worin er, nachdem er Haimatochare's Lebenslauf in der Kürze beſchrieben, von der Vergänglichkeit alles Irdiſchen handelte. Die härteſten Matroſen konnten ſich der Thränen nicht enthalten, und dadurch, daß er in abgeſetzten Pauſen ein zweckmäßiges Geheul ausſtieß, brachte Davis es auch dahin, daß die O-wahuer entſetzlich heulten, welches die Würde und Feierlichkeit der Handlung nicht wenig erhöhte.

Genehmigen Ew. Excellenz ꝛc. ꝛc.

Der Feind.

Eine Erzählung. *)

Erſtes Kapitel.

„Noch einen tüchtigen vollgefüllten Römer, Herr Wirth; zwar ſchlug es ſchon neun, aber der Regen ſtürmt an die Fenſter; wir ſitzen hier traulich und warm beiſammen, und ich merke ſchon, wir werden heute ein wenig aus dem Schick kommen und Mühe haben, die Bürgerglocke einzuhalten. Kommt Ihr Eurerſeits aber auch aus dem Schick, Herr Wirth, und gebt ein Fäßlein weiter, wenn Ihr einſchenkt, und irrt Euch in der Sorte!"

So rief der ehrſame Bürger und Drechslermeiſter Franz Wepperling, der an dem breiten Tiſche in der Gaſtſtube des Wirthshauſes zum weißen Lamm den beſten Platz einnahm.

„O ho!" erwiederte der kleine freundliche Herr Thomas, indem er ſich das kleine ſchwarzſammtene Käppchen in die Stirne ſchob und zugleich mit dem ſchweren Kellerſchlüſſelbunde harmoniſch klapperte, „o ho! was den Schick betrifft, das heißt, die ſchönen Ordnungen, Privilegien, Satzungen, Geſetzlichkeiten, Edikte und Verordnungen, wie ſie von Kaiſer und Rath ergangen, ſo ſucht darin der ehrſame Thomas, weltberühmter Gaſtwirth in der weltberühmten Reichsſtadt Nürnberg, deſſen Tugenden der Himmel gehörig zu wägen und zu lohnen wiſſen wird, in deren Kenntniß ſeines gleichen. Aber an-

---

*) Frauentaſchenbuch für das Jahr 1821. Nürnberg, bei J. L. Schrag. S. 351–414.

langend den Wein, ſo wäre es ja außerm Schick, wenn ich Eurenthalber, Meiſter Franz, das rechte Fäßchen vorübergehen und Euch beſſern Wein geben ſollte, als Euch dienlich und Ihr mir bezahlt."

„Ihr haltet den Wein," nahm Meiſter Wepperings Nachbar das Wort, „aber auch wirklich ein wenig zu theuer und könntet alten Stammgäſten, ſo wie wir, wohl immer einige Kreuzer weniger für das Maaß anrechnen."

„Ich weiß nicht," rief Herr Thomas lachend, „ich weiß nicht, was ihr wollt, ihr Herren, ihr trinkt bei mir den ſchönſten, edelſten, wohlſchmeckendſten, feurigſten Wein in dem ganzen lieben Nürnberg, und den gebe ich euch aus purer Amicitia. Denn die paar Kreuzer, die ihr mir dafür bezahlt, ſind ja bloß ein anmuthiges Douceur für die Mühe des Einſchenkens. Aber ohne Scherz, ihr Herren denkt immer, uns Wirthen koſtet der Wein gar nichts, und wir leben noch immer in dem verfluchten Jahr 1484, wo ein ganzer Eimer Wein für ein recht ſchönes Hühnerei hingegeben wurde, und doch hat es damit eine ganz beſondere Bewandniß. Ich weiß nicht, ihr Herren, ob ihr die Geſchichte von den zerbrochenen Hühnereiern wißt; ſoll ich ſie euch erzählen?"

„Und," rief Weppering, „und uns während der Zeit durſten laſſen; nein, nein, behaltet euren Schnack für Euch und holt ſo guten Wein, als Ihr's verantworten könnet."

„Ich wollte," ſprach ein ſehr alter Mann, der entfernt an der Ecke des Tiſches ſaß und ſtill für ſich eine kleine Schüſſel Eingemachtes verzehrte, wozu er einen ſehr edlen Wein, doch nur tropfenweiſe, trank, „ich wollte, ihr lieben Gäſte, ihr ließet unſern Herrn Wirth die Geſchichte von den zerbrochenen Eiern erzählen, denn ſie iſt gar hübſch und anmuthig."

„Wenn," rief Weppering, „wenn Ihr es wollt, mein ehrwürdiger Herr Doktor, ſo mag Herr Thomas ſo viel erzählen als er Luſt hat, und ich werde meine rauhe Kehle ſo lange netzen mit den Tropfen aus dem Brunnen der Hoffnung."

Der Wirth, ganz Freude und Freundlichkeit, knüpfte ohne Umſtände den Schlüſſelbund wieder feſt, ſetzte ſich ſeinen Gäſten gegenüber an den breiten Tiſch, ließ ein großes Paßglas Wein langſam und behaglich in die Kehle hinein glucken, ſtreckte den Körper über den Tiſch und ſtemmte beide Backen auf die Ellenbogen.

„Ich erzähle euch alſo, ihr höchſtſchätzbaren Gäſte und würdigen Freunde, die wunderſame Geſchichte von den zerbrochenen Eiern, und zwar nicht wie mir gerade das Maul ſteht, ſondern ſo viel möglich, mit denſelben zierlichen Phraſen, Redensarten, Wörtern und Ausdrücken, wie der alte Chroniker, der eine artige Zunge führte und ſeine Rede wohl zu ſetzen wußte."

„Früh Morgens, am Tage Marzii des Evangeliſten, im Jahr des Herrn 1484, befand ſich viel Landvolk auf dem Wege von Fürth nach Nürnberg und trug den Nürnbergern zu, was ſie nun eben an ſchönen Produkten des Landes zu ihrer Leibesnahrung und Nothdurft vonnöthen. Unter dem Landvolk ſchritt aber ein gar ſtattliches Bauernweib in Sonntagskleidern daher, die auf jeden Gruß: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!" demüthiglich das Haupt verneigend: „in Ewigkeit!" antwortete, und überhaupt, wenn die Leute auch was Ausländiſches an ihr bemerken wollten, doch ein frommes, ehrliches Ding ſchien."

„Das Weib trug einen Korb mit ſchönen Hühnereiern, und jedem, welcher verwundert rief: „Ei Nachbarin, was ſind das für ſchöne glänzende Eier," erwiederte ſie gar freundlich, indem ihr die kleinen grauen Aeugelein blitzten: „Ei meine Henne darf keine ſchlechtern legen für die ehrſame Frau Bürgermeiſterin, der ich dieſe in die Küche trage." Das Weib ging auch wirklich mit ihrer Waare geradeswegs in das Haus des Bürgermeiſters."

„So wie ſie eingetreten, thät ſie gehorſam und demüthiglich, was ihr der Vers an der Wand gebot:

Wer tretten will die Stiegen herein,
Dem ſollen die Schuhe fein ſauber ſeyn.

Dann wurde ſie von Frau Maria, der Haushälterin, zu der ehrſamen Frau Bürgermeiſterin geleitet, die ſich in ihrer Prangkuchen befand."

„Da ſah es denn nun ſo prächtig und blank aus, daß es eine wahre Augenverblendniß war; ſchöne metallene Gefäße, manchmal von ſolcher Sauberkeit, als ob ſie Peter Fiſcher ſelbſt gearbeitet hätte, ſtanden umher. Der Fußboden war getäfelt und gebont; was unſre edle Tiſchler- und Drechslerzunft wohl an zierlichen und ſaubern Sachen zu liefern vermag, davon war rings umher was zu finden. Die Frau Bürgermeiſterin ſaß aber in einem prächtigen Lehnſtuhl von Nußbaum mit Ebenholz ausgelegt und grünen Sammtkiſſen, mit goldenen Trodeln, der nicht weniger als fünf Fuß in die Breite hielt; ſo breit mußte er aber ſeyn, weil das Maaß nach dem Geſäß der Frau Bürgermeiſterin genommen."

„Das Weib reichte den Korb mit Eiern der Frau Bürgermeiſterin demuthsvoll hin, indem ſie hoch betheuerte, daß Sprut, ihre beſte Henne, ſich alle Mühe gegeben, die Eier ſo ſchön als möglich für die Frau Bürgermeiſterin zu legen."

„Die Frau Bürgermeiſterin nahm dem Weibe mit gar freundlicher Miene das Körblein aus der Hand, und übergab es ihrer Haushälterin, der Frau Marta."

„Als aber nun das Bauerweib die Eier bezahlt verlangte, geriethen die Frau Bürgermeiſterin und Frau Marta, die den Korb mit Eiern für eine angenehme Verehrung gehalten hatten, in großen Zorn, und das arme Bauerweib hatte Mühe, die Hälfte des niedrigſten Preiſes für ihre Waare zu erhalten."

„Frau Marta hatte indeſſen die Eier aus dem Korbe gezählt und für die zerbrechliche Waare keinen ſchicklicheren Platz gefunden, als das grünſammtene Kiſſen im Lehnſtuhl der Frau Bürgermeiſterin, den ſie eben verlaſſen."

„Nach Paracelſi Rath hatte die Frau Bürgermeiſterin ſo eben, um die heftige Gemüthsbewegung ein wenig zu beſänftigen, ein paar Gläſchen Aquavit genommen und wollte nun auf's Neue der Ruhe pflegen. Als ſie ſich aber ſänftiglich in den Lehnſtuhl drückte, that das den Eiern, die auf dem Polſter lagen, nicht gut, ſondern ſie zerbrachen Stück vor Stück und kein einziges blieb ganz."

„Die Frau Bürgermeiſterin ſprach unmuthig: warum habe ich dieſe ſchönen Eier zerbrochen? da meinte aber die ſchelmiſche Magd, daß die Eier zwiſchen ſolchen Polſtern unverſehrt hätten liegen können, bis zu unſerer fröhlichen Urſtänd. Aber die Bauersfrau aus Fürth ſey eine böſe Hexe, die den Leuten Eier von ſchönem Anſehn verkaufe, welche nachher zerbrochen wären."

„Die Frau Bürgermeiſterin unterließ nicht, den Vorfall ihrem ehrenfeſten Herrn Gemahl, dem Bürgermeiſter anzuzeigen. Der hochweiſe Rath, beſtürzt, in dem Weichbilde der guten frommen Stadt eine Hexe zu wiſſen, ließ die arme Bauerfrau aufgreifen, nach Nürnberg bringen, wo ſie alles von der Frau Bürgermeiſterin erhaltene

Geld von Heller zu Pfennig zurückzahlen mußte, und dann vom Büttel zum Thore und über die Grenze geſchleppt wurde. Von allem Weibsvolk wurde ſie verhöhnt und man rief ihr nach:

„Seht das iſt die Hexe aus Fürth, die die Eierkörbe verkauft, in die ſich nachher der Satan ſetzt und die Eier zerquetſcht mit ſeinem hölliſchen —“

„Jenſeits des Grenzzeichens blieb das Weib, von den Bütteln verlaſſen, auf einer Anhöhe ſtille ſtehen, und es war graulich anzuſehen, wie ſie hoch und dünn hinaufſchoß, bald einer Hopfenſtange gleichend und mit den dürren Armen herum focht, die ſie endlich über Nürnberg feſt ausſtreckte, und mit einer Stimme, die ſo kreiſchend und mißtönend war, daß man wohl den Satan ſelbſt darin erkannte, laut in die Lüfte rief:

Pfui, arg dick Weib
Pfui du Balg ſchalks Magd
habt mich verjagt
Eiter euch in den Leib
Pfui Nürnbergich Jung Volk
Traun Trat
Mennchin Krat
Heiſa Mutter Jedxs vollendent hat
Paßt nur auf
jetzt werden die Eier
in dem lieben Nürnberg
erſt recht theuer.“

„Der Satan unterließ nicht ſeiner Dienerin kräftig beizuſtehen, und in alle Weiber Nürnbergs fuhr das unwiderſtehliche Gelüſte, ſich in Eierkörbe zu ſetzen, und die darin befindliche Waare zu zerbrechen, ſo daß einer, dem es nach einem guten Eierſchmalz gelüſtete, dies wohl mit Golde hätte aufwägen mögen.“

„Daß aber, ſagt der weiſe Chroniker, man hätte einen ganzen Eimer Wein für ein Ei tauſchen können, iſt nur wie ein Sprichwort anzuſehen, das auf wunderſame Weiſe entſtanden.“

„Ein würdiger Herr Patrizier der Stadt wollte dem ſataniſchen Unweſen mit dem Zerdrücken der Eier ein Ende machen, und ließ daher unter luſtigem Trompetenſchall und Trommelſchlag öffentlich bekannt machen, daß diejenige Frau, welche ihm Eier brächte, für jedes derſelben, das unverſehrt in ſeine Hände käme, einen Eimer guten Wein erhalten ſolle.“

„Unter vielen Weibern, denen der Verſuch, ihrem Gelüſt zu widerſtehen, noch zuletzt ſchmählich mißglückt war, meldete ſich endlich die Frau ſeines Meiers, ein frommes, züchtiges Weib, die freilich an jenem Tage auch die vermeintliche Hexe ſehr verfolgt und verhöhnt hatte, und überreichte dem Herrn ein Körbchen der wohlerhaltenſten Eier.“

„Mich wundert,“ ſprach der edle Herr ſehr freundlich, „daß Ihr nicht längſt gekommen ſeyd, liebe Frau, denn Ihr ſeyd ſo fromm und gut, daß Ihr von Verhexungen und böſen Lüſten nichts wißt. Der Wein iſt ſo gut als Euer.“

„Hiemit wollte der edle Herr den Korb faſſen, den riß ihm aber das Weib mit dem größten Ungeſtüm aus der Hand und ſetzte ſich hinein mit dem größten Wohlgefallen, ſo daß alle Eier zerquetſcht wurden.“

„Das arme Weib war vor Scham ganz außer ſich und weinte ſehr.“

„Ei,“ ſprach der Herr mit beſchwichtigendem Ton, „ei, Frau Margaretha, gebt Euch doch zufrieden, es kommt ja noch auf einen Verſuch an, vielleicht widerſteht Ihr dem Böſen.“

„Frau Margaretha ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſondern war acht Tage darauf mit dem letzten Schock Eier da, das der Hühnerhof nachgeliefert. Sie hatte viel feſten und frommen Willen gefaßt; doch ſo wie ſie mit den Eiern in dem Zimmer des gnädigen Herrn ſtand, ging alles mit ihr um die Runde. Sie ſah ſchon mit lüſterner Begier den Korb an, mit dem Gedanken, wie anmuthig es ſich in den Eiern ſitzen würde, und war zu ihrer nicht geringen Betrübniß überzeugt, daß ihr heute der Verſuch noch viel weniger gelingen würde, als das erſte Mal.“

„Es begab ſich aber, daß in dem Augenblick des Nachbars Weib, die mit der Frau Margaretha in beſtändigem Zank und Streit lebte, ebenfalls mit einem Korb hinein trat, um denſelben Verſuch zu machen. Da wurde aber Frau Margaretha ganz wüthend vor dem Gedanken, daß ſie vor ihrer ärgſten Feindin mit Schmach und Schande beſtehen ſolle, und ihre Augen leuchteten wie lichterlohe Flamme. Der andern Antlitz glich auch einem glimmenden Kohlentopf und kam noch hinzu, daß beide die geſpreizten Hände gegen einander ausſtreckten, ſo waren ſie wohl gereizten wilden Thieren ähnlich, die ſich anfallen wollen.“

„Der edle Herr trat herein.“

„Beide ſtürzten auf ihn zu und reichten ihm ihre Körbe dar. Doch ſo wie er ſie faßte, riß Frau Margaretha den ihrigen ihm ſchnell aus der Hand und duckte nieder. Mit gar heftigem wilden Ungeſtüm hatte die Nachbarsfrau auch dem Herrn Ritter ihren Korb aus der Hand geriſſen und ſetzte ſich jetzt mit dem größten Wohlbehagen hinein.“

„In dem Gelächter, das das Weib jetzt anſtimmte, fiſtulirte der leidige Gott ſey bei uns ſeine obligate Stimme darein und jubilirte über ſeine hölliſchen Eierkuchen.“

„Frau Margaretha hatte ſich aber ſanft von der Erde erhoben und überreichte dem Herrn Ritter freundlich das Körbchen mit ſechszig Stück wohlerhaltenen Eiern. Sie hatte glücklich ihr Geluſt überwunden und die Nachbarin getäuſcht, und ſo mag es wohl ſeyn, daß Weibergroll ſtärker iſt als alle Hexenkunſt.“

„Der edle Herr Ritter zahlte richtig für jedes der ſechszig Eier einen Eimer Wein, und ſo kam es, daß es hieß: zu der Zeit habe man für ein einziges Ei einen ganzen Eimer Wein hingegeben.“

So wie der Wirth aufſprang, den Schlüſſelbund auf den Tiſch warf und nach ſeinem Paßglaſe griff, zum Zeichen, daß er geendet, brachen Alle in ein lautes, ſchallendes Gelächter aus; nur der ehrwürdige Herr ausgenommen. Dieſer lächelte nur ein wenig, wie es ſeinem Stande und ſeinem Alter ziemte und nahm dann das Wort:

„Hatte ich nicht recht, ihr lieben Gäſte, euch die Geſchichte von den zerbrochenen Eiern zu empfehlen, denn außerdem, daß die Geſchichte an und vor ſich ſelbſt luſtig und unterhaltend genug iſt, ſo gebe ich auch gern unſerm Herrn Thomas Gelegenheit, ſein Talent, alte Geſchichten, nur was weniges nach ſeiner Weiſe zugeſtutzt, zu erzählen, zu zeigen.“

Alle ſtimmten in das Lob ein, das der ehrwürdige Herr dem Herrn Thomas gezollt hatte, und der Wirth zum weißen Lamm wußte recht gut ſich die Hände reibend zu verbeugen, die Augen niederzuſchlagen und jenes ungemein freundlich und beſcheiden zurückweiſende Geſicht zu ſchneiden, das ſo viel ſagen will, als: „Nicht wahr, daß ich ſolch’ ein Kauz ſey, das hättet ihr nicht geglaubt, ihr Leute.“

Meiſter Weppering hatte über den zerbrochenen Eiern keineswegs den beſſern Wein vergeſſen, den er noch heute Abend zu ſchlucken willens war, ohne ihn zu bezahlen.

„Topp! Herr Wirth!“ rief er, „Ihr ſeyd der beſte Erzähler weit und breit, aber da Euch heute der gerechte Ruhm geſpendet wird, der Euch gebührt, ſo iſt es billig, daß Ihr Eure Ehre feſtſtellt dadurch, daß Ihr beſſern Wein ſpendet. Alſo beſſern Wein, Herr Wirth.“

„Ich weiß nicht,“ ſprach der Wirth, „was Ihr für Umſtände macht, hier iſt die Weintafel; doch mich will bedünken, ihr lieben Gäſte, als wenn heute der Abendſtern gerade auf's Mutterfäßchen ſchiene.“

„So iſt es!“ ſchrie Weppering, „und ich dächte, Meiſters, wir ließen eins ſpringen.“

„Ihr ſeyd,“ nahm Meiſter Erxner das Wort, „Ihr ſeyd immer derjenige Weppering, von dem man zur Schwelgerei und zu unnützen Ausgaben verleitet wird.“ — „Ganz gewiß,“ fiel Meiſter Bergſtainer, ein ganz junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, ſeinem Nachbar in die Rede, „und ich dächte, wir verzehrten friedlich und freundlich den Reſt unſeres Weins und ſuchten die Ruhe.“

„Iſt,“ ſprach der Alte mit einem Lächeln, das ſein Geſicht auf gar anmuthige Weiſe belebte, „iſt hier der jüngſte wie es ſcheint, der mäßigſte und nüchternſte, ſo iſt es dem Widerſpiel, das in der Welt überhaupt regiert, ganz angemeſſen, daß ich, als der älteſte von euch allen, mich zur Gegenpartei ſchlage.“

„Ich habe hier unten bei unſerm Herrn Wirth ein paar Fäßchen ſehr guten Würzburger Wein ſtehen; ich bitte euch, mir zu erlauben, davon für uns einſchenken zu laſſen.“

Weppering erhob ein Jubelgeſchrei. Bergſtainer ſprach aber ſehr beſcheiden: „es ziemt uns nicht, ehrwürdiger Herr, die Ehre abzulehnen, die Ihr uns anthun wollt; doch vergönnt uns auch, daß wir, giebt uns das Glück die Gelegenheit dazu, gleiche Gaſtfreundſchaft Euch erzeigen mögen.“

Jn dem Augenblick machten zwei Gäſte, fremde Krämer aus Augsburg, die im Lamm eingekehrt, Anſtalt aufzubrechen.

„Wo wollt ihr hin,“ rief der Alte, „wollt ihr uns verlaſſen, eben jetzt, da der gute Wein kommt?“

„Herr,“ erwiederte einer von ihnen, „wir dürfen die Gaſtfreundſchaft dieſer guten Leute nicht mißbrauchen, die uns ſchon den ganzen Abend bewirthet haben.“

„So dürſet,“ fiel ihm der Alte freundlich in’s Wort, indem er die Hand des Kaufmanns faßte, „ſo dürſet ihr nun gleiche Gaſtfreundſchaft von mir nicht verſchmähen.“

Da ſprang der andere Krämer, ein junger ſtattlicher Mann von kräftigem Bau und freimüthigem Antlitz, plötzlich auf und rief mit ſtarker Stimme: „nein, ich kann mich nicht länger zurückhalten, das recht herzinnigliche Wohlbehagen, welches mich ſtets in den erſten Stunden meines Hierſeyns durchdringt; die Art, wie mich hier Unbekannte in ihrem Kreiſe aufnehmen, vorzüglich aber die große Freude, Euch, mein ehrwürdiger Herr! wieder zu ſehen, will ſich Luſt machen.“

Bei dieſen Worten des Krämers ſahen ſich die übrigen ganz verwundert an, denn jedem fiel nun ein, daß er nicht wiſſe, wer der Alte ſey, unerachtet er ihn ſchon ſeit vielen Jahren kenne.

Der Alte bemerkte ſehr wohl dieſen Ausdruck des Befremdens, der auf allen Geſichtern ruhte, und erhob ſich ebenfalls von ſeinem Seſſel. Nun erſt wurde die unbeſchreibliche Würde ſeines Körpers ſichtbar. Mehr klein als groß war ſein Körper, im reinſten Ebenmaß gebaut. Das Alter ſchien über dieſe Formen keine Gewalt zu haben. Ueber ſein Antlitz verbreitete ſich ein milder Ernſt, dem jener Zug von ſehnſüchtiger Schwermuth beigemiſcht war, welcher ein tiefes Gemüth verkündet.

„Ich leſe,“ ſprach er mit ſanfter Stimme, „in euern Geſichtern einen ſehr gerechten Vorwurf. Menſchen, die mit einander Verkehr treiben, müſſen mit ihrem gegenſeitigen Standpunkte im Leben bekannt werden, denn ſonſt iſt an irgend ein Vertrauen nicht zu denken. Wißt alſo, ihr lieben Leute, daß ich mich Mathias Salmaſius nenne und ſchon vor langen Jahren in Paris die Doktorwürde erlangt habe, mich auch ſonſt vieler gelahrter Würden, ſo wie der beſondern Gunſt und Gnade Sr. Majeſtät des Kaiſers ſelbſt und anderer vornehmer Fürſten und Herren berühmen könnte, die mich, da ich auf mannigfache Weiſe ihnen durch meine Wiſſenſchaften nützlich werden zu können die Ehre hatte, mit ſchönen Ehrenzeichen belohnt haben. Näher wird es mich euch bringen, wenn ich euch ſage, daß ich in Anſehung meiner Abkunft und meiner Neigung eurem großen Albrecht Dürer verwandt bin. Mein Vater war ein Goldſchmidt, ſo wie der ſeinige, und ſo wie er, wollte ich Maler werden, und der große Wohlgemuth ſollte mein Lehrer ſeyn. Doch nur zu bald wurde ich gewahr, daß mich die Natur zu dieſer Kunſt nicht beſtimmt hatte, ſondern daß mich die Wiſſenſchaften unwiderſtehlich hinzogen, denen ich mich denn auch ganz ergab."

„Vergeßt," ſetzte Mathias lachend hinzu, „vergeßt nur gleich, ihr lieben Freunde, alles, was ich geſagt habe, und ſeht in mir weiter nichts, als einen gutmüthigen Reiſenden, der gar zu gern nach dem ſchönen Nürnberg kommt und in dem weißen Lamm bei dem ſehr tapfern und ehrenfeſten Wirth, Herrn Thomas, einkehrt, der den beſten Wein führt, und dabei eine vollſtändige anmuthige Chronika ſeiner herrlichen, weltberühmten Vaterſtadt zu nennen iſt."

Herr Thomas ſcharrte mit dem Fuß ſo weit hinten aus, daß ihm das Sammtkäppchen vorn über ſiel. Ohne es aber aufzuheben, ja verächtlich darüber wegſchreitend, ſchritt er erſt an den Tiſch und ſchenkte die Gläſer voll.

„Wir," nahm Bergſtainer endlich das Wort, nachdem ſich die Meiſter von einiger Scheu erholt, an der Seite eines hochgelahrten, vornehmen Mannes zu ſitzen, „wollen thun, wie Ihr geboten habt, ehrwürdiger Herr, Eure Würden und Ehrenſtellen auf einen Augenblick vergeſſen und nur daran denken, daß wir Euch ſchon ſeit Jahren recht aus dem Grunde des Herzens lieben und ehren. Daß Ihr vornehmen Standes ſeyd, haben wir immer vermuthet. Denn das zeigte ja Euer ſauberer Anzug und Euer ganzes Weſen, und ſo haben wir nicht Unrecht gethan, wenn wir Euch mit dem Titel: „ehrwürdiger Herr!" begrüßten."

„Wer," erwiederte der Doktor Mathias, „wer möchte nicht gern in dem ſchönen anmuthigen Nürnberg und in ſeiner reizenden Umgebung verweilen. Recht hatte Kaiſer Karl, daß er die Stadt von Hauſe aus in ſeinen Schutz nahm und ihr beſondere ſchöne Privilegien gab. Die Lage, das Klima —"

„Nun," unterbrach Meiſter Weppering den Doktor Mathias, „nun, was das Klima betrifft, ſo wollen wir heute wenigſtens nicht viel Redens davon machen, denn hört nur, wie es wieder ſchrecklich tobt und ſtürmt, als ſey der Dezember im Anzuge."

„Schämt Euch", nahm Doktor Mathias das Wort, „ſchämt Euch, Meiſter Weppering, wie könnt Ihr ein vorübergehendes Unwetter, das die Tyroler Berge uns heraufſchickten, unſerm Klima zuſchreiben. Alſo Klima, Kulturfähigkeiten, alles vereinigt ſich hier. Deshalb glänzte Nürnberg ſo ſchnell auf — deswegen blüht der Handel ſchon ſeit dem vierten Jahrhundert — deshalb war Nürnberg der Augapfel der Fürſten und Herren. Doch der Himmel ließ noch beſonders einen Stern leuchten über Nürnberg, und es geſchah, daß große Männer geboren wurden, die den Glanz und Ruhm der Stadt bis in die entfernteſten Gegenden verbreiteten. Denkt an Peter Fiſcher, an Adam Kraft. Aber vor allen Dingen an euern großen, mächtigen Albrecht Dürer."

So wie Magiſter Mathias dieſen Namen nannte, entſtand eine Bewegung unter den Gäſten. Sie ſtanden auf, ſtießen ſtillſchweigend die Gläſer an und leerten ſie.

„Dies ſind," fuhr Doktor Mathias fort, „dies ſind hohe leuchtende Sterne am Firmament der Kunſt, aber der Einfluß ſolcher hohen Geiſter erſtreckt ſich bis auf's Handwerk, ſo daß die ſchnöde Grenzlinie, welche begann, Kunſt und Handwerk zu trennen, wieder beinahe ganz verſchwindet und beide ſich als Kinder einer Mutter freundlich die Hand bieten. So kommt es, daß die Welt die Sauberkeit, die korrekte Zeichnung, die richtige Ausführung in Euern Elfenbeinarbeiten bewundert, Meiſter Weppering, und daß die Frauen des Sultans in Konſtantinopel ihre Gemächer mit Euren Kunſtarbeiten ſchmücken. So kommt es, daß Eure Gußarbeiten ſchon jetzt ihres Gleichen ſuchen und immer mehr an Werth gewinnen."

„O Peter Fiſcher!" rief hier Bergſtainer, den Doktor unterbrechend, aus, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

„Seht," ſprach der Doktor, „das iſt die wahre Begeiſterung, die ich meine; faßt Muth, Bergſtainer, Ihr werdet's noch zu Großem bringen! — Und was ſoll ich Euch ſagen, Ihr mein lieber guter Meiſter Erxner, da ihr an Kunſtfleiß und Geſchicklichkeit —"

Des Doktor Mathias milde Worte wurden in dem Augenblick durch ein ſeltſames wildes Getöſe unterbrochen, das ſich unter dem Thore des Wirthshauſes wahrnehmen ließ.

Ein lahmes, unbeſchlagenes Pferd trolirte unbehülflich auf und nieder, und dazwiſchen rief eine rauhe, mißtönende Stimme:

„He da Wirthshaus!"

Die Thorflügel knarrten, das Pferd wurde hineingeführt, und brummend und ſcheltend plumpte der Reiter vom Pferde auf den Boden, ſo daß von den Tritten des ſchweren, beſpornten Stiefels alles klirrte und dröhnte.

Der Wirth kam hereingeſtürzt und rief lachend: „ei, ei, meine werthen Gäſte, da kommt eben ein Kerl zu mir in's Haus, der iſt, glaube ich, einer von George Hallers oder Fritz von Steinbergs Geſellen, der auf's Neue unnützen Lärm verführen will, wie ſeine Kumpane im Jahre 1383. Sein Pferd iſt freilich eine Schindmähre — er ſelbſt aber ein gar ſtattlicher Mann, wie ihr gleich ſehen werdet, und von luſtigem Temperament, denn ſchon hat er alles in Grund und Boden verflucht und dem Satan übergeben, weil man im Regen unausbleiblich naß wird.“

Die Thüre ging auf und herein trat der Menſch, der ſich mit ſo viel Geräuſch angekündigt. Er war breitſchultrig, beinahe ſechs Fuß hoch; und da er den runden Hut mit ſehr breiter Krempe, an dem einige ſchmutzige Faſern hinab hingen, die ehemals einer Feder angehört zu haben ſchienen, nach ſpaniſcher Art hinabgeſchlagen trug, die ganze übrige Geſtalt aber in einem gelben Reitermantel faſt eingewickelt war, ſo mußte man freilich erwarten, was ſich aus dieſer unkenntlichen Mumie Näheres entwickeln werde.

„Das verfluchte vermaledeite Land, daß mein Fuß es niemals mehr betreten hätte. Mitten in der ſchönſten Jahreszeit ſchmeißt einen das Himmel-Hagel-Donnerwetter zuſammen, daß man keinen geſunden Fleck auf dem Leibe behält und ſich die ſchönſten Kleider verdirbt. Mantel und Hut ſind auch wieder des Satans, und die neugekaufte Feder.“

Damit riß der Menſch den Hut vom Kopfe und ſchwenkte ihn rückſichtslos aus, daß die großen Tropfen über den Tiſch flogen, wo die Gäſte ſaßen. — Dann warf er den Mantel ab und man erblickte nun die hagere Geſtalt des Menſchen, der ein Reiterwams von ganz unſcheinbar gewordener Farbe und hohe Stiefeln, ebenfalls nach Reiterart aufgezogen, trug.

Sein Antlitz, das nun auch ſichtbar worden, war von ſolch auffallender Häßlichkeit, daß man beinahe hätte vermuthen ſollen, der Fremde trüge eine Maske; doch konnte es auch ſein, daß die ſcharfen Schlagſchatten in der ſparſam beleuchteten Gaſtſtube, ſo wie die ausgeſtandene Witterung, das Geſicht des Fremden auf dieſe entſetzliche Weiſe entſtellten. Merkwürdig war es auch, daß der Fremde die ſchweren Stücke ſeines Anzuges, d. h. die ungeheuren Reiterſtiefeln mit den Rolandsſpornen nur mit der äußerſten Kraftanſtrengung an ſeinem Leibe zu tragen ſchien. Dadurch wurden ſeine Bewegungen zweideutig; man wußte nicht, war er noch ein kräftiger Mann, war er ſchon hinfälliger Greis; auf beides konnte auch ſein Antlitz deuten.

Mit Mühe legte er ein Schwert von der Seite, das, was Größe und Schwere betrifft, einem Ritter der Tafelrunde angehört zu haben ſchien. An dem Gürtel hing ein zierlich gearbeiteter Dolch, und außerdem guckte noch auf der Seite das große Heft eines Meſſers hervor. Indem er das Schwert in den Winkel ſtellen wollte, entſank es ſeiner Hand, fiel auf den Boden, und alle ſeine Mühe, es aufzuheben, blieb vergebens; Herr Thomas mußte ihm beiſpringen. Er murmelte ein Schimpfwort zwiſchen den Zähnen, und beſtellte ein Glas gewürzten Wein, wobei er verſicherte, daß der Satan alles zerſchlagen ſolle, wenn der Wein nicht Herz und Magen ſtärkend genug wäre.

„Das iſt,“ ſprach Herr Mathias, „das iſt ja ein grober ungeſchlachter Geſelle, der uns hier unſre ruhige Freude verdirbt;“ — „den ich,“ nahm Meiſter Weppering das Wort, „aber bald zur Vernunft bringen werde.“ — „Das wird,“ erwiederte Herr Mathias, „hier wahrſcheinlich nicht ſchwer halten, denn ſolche brutale Renommiſten tragen gewöhnlich eine elende feige Seele in ſich.“

Unterdeſſen hatte der Wirth das von dem Fremden beſtellte Glas Wein herbeigebracht, und reichte es ihm jetzt hin.

Doch kaum brachte der Fremde den Wein an die Lippen, als er ſich geberdete, wie wenn tauſend hölliſche Furien ihm plötzlich in den Leib gefahren wären. Mit dem Ungeſtüm des wildeſten Zorns ſchleuderte er das Glas mit dem Würzwein an die Erde, daß es in tauſend Stücken zerbrach, indem er dabei ſchrie: „was, du hallunkiſcher Wirth, du willſt mich vergiften, ehe mich Andere als du und deine Kumpane hier erblickt haben, damit du mich berauben und verſcharren kannſt, vergiften mit deinem Höllengeſöffe?“

Herr Thomas fühlte ſich an dem kitzlichſten Punkte angegriffen. Der Zorn übermannte ihn; er ging mit geballten Fäuſten und zornfunkelnden Augen auf den Fremden los, und ſchrie mit einer Stimme die die des Fremden beinahe noch übertönte: „Welcher böſe Geiſt führt Euch in mein Haus, Ihr grober Geſelle; wenn Euch unſer Land nicht gefällt, warum kommt Ihr herein? wenn Euch mein Haus, mein Wein nicht anſteht, ſchert Euch zum Teufel, und ſucht Euch eine Soldatenherberge, wo Ihr fluchen und toben könnt nach Gefallen. Doch die findet Ihr hier, dem Himmel ſey es gelobt, in unſerm ganzen lieben Nürnberg nicht. Und was den Wein betrifft, ſo iſt der Wirth des weißen Lamms weltberühmt, weil er ſich ſtets getreu an die Weinordnung unſeres gnädigſten Herrn, des Kaiſers Maximilian, vom 24. Auguſt 1498 gehalten, und vorzüglich den Firne- oder Würzwein nach dem Buchſtaben der Vorſchrift bereitet hat.“

„Was, Ihr grober Menſch, glaubt Ihr, daß der heilige Sebald bei mir ſitzt, und mir die zerbrochenen Gläſer ganz macht, wie er es nach dem Legendiſten wohl ſonſt gethan hat, daß Ihr mir eins meiner ſchönſten Paßgläſer zerſchmeißt! Ihr ſtört alle Ruhe, alle bürgerliche Ordnung; und beweiſen will ich aus dem ſchönſten Privilegium des gnädigſten Herrn Kaiſer Karl des Vierten, daß ich Euch die Naſe abhauen kann, wenn Ihr nicht Ruhe haltet; und was hält mich ab, Ihr nächtlicher Störefried, Euch durch meine Leute fortbringen zu laſſen, wenn Ihr nicht ruhig ſeyd!“

„Geſindel,“ brüllte der Fremde, und zog Dolch und Meſſer. Da ſprang aber der junge Krämer hinter dem Tiſch hervor, und ſtellte ſich mit ſeiner tüchtigen eiſernen Elle dicht vor den Fremden hin, und ſagte ſehr ernſt und gefaßt:

„Herr Soldat! denn ſolch ein Söldner, der einem Fähnlein entlaufen, ſeyd Ihr doch. Ich frage Euch, ob Ihr hier ruhig ſeyn wollt, oder nicht. Hört Ihr nicht augenblicklich auf zu toben, ſo werde ich Euch, trotz Eures Rolandsſchwertes, trotz Eures Morddolchs, trotz Eures Banditenmeſſers, mit meiner guten Augsburger eiſernen Elle den ganzen Leichnam dermaßen zerwalken, daß Ihr viele Zeit hindurch, fehlt es Euch an Geld, Tuch zu kaufen, wenigſtens blaues nicht nöthig haben ſollt, zum Reiterwams.“

Der Fremde ließ beide Arme mit Dolch und Meſſer langſam ſinken, und murmelte, indem er die Augen niederſchlug, zwiſchen den Zähnen etwas von Betrügereien und Schelmereien.

Da war auch Meiſter Weppering aufgeſtanden, und auf den

Fremden zugeſchritten. Der faßte ihn bei beiden Schultern und ſprach: „Bedenkt, daß Ihr in Nürnberg ſeyd, ehe Ihr Euch vermeßt, von Lug und Trug zu ſprechen.“

„Fallt ihr alle über mich her,“ ſprach der Fremde in rauhem Ton, indem er giftige Blicke umher warf, und vorzüglich den Herrn Mathias mit Baſiliskenaugen anglotzte, „ſo muß ich freilich unterliegen, doch auch dabei bleiben, daß das Glas Wein, das mir der Wirth darbot, ein Abſud von hölliſchen Kräutern ſchien, und den Magen, ſtatt ihn zu erwärmen, wie ein Eisſtrom durchfuhr.“

„Ich merke,“ ſprach Herr Mathias lächelnd, „daß das Mißverſtändniß, welches hier den Grund zu allem Streit gegeben hat, darin liegt, daß hier zu Lande Würzwein oder Firnewein ein aus Kräutern bereiteter Wein genannt wird. Ihr, mein fremder Herr Soldat, oder was Ihr ſonſt mit Eurem breiten Schwerte vorſtellen mögt, verlangtet aber nur, Euch den kalt gewordenen Leib recht durchzuwärmen, ein Getränk, welches aus mit vielem Gewürze und Zucker gekochtem Wein beſteht. Dieſer Trank, welcher im Auslande eben gewürzter Wein heißt, iſt hier wenig bekannt, und Ihr hättet daher wohl gethan, wenn Ihr Euch deutlich erklärt hättet, was Ihr zu trinken verlangt, ohne erſt unnützer Weiſe den großen Tumult anzufangen.“

Hierauf beſtellte Herr Mathias bei dem Wirth ein ſolch fremdartiges Gebräude, wie es der Soldat im Sinn trug, und der Wirth, froh den Streit auf ſolche gute Weiſe geendet zu ſehen, verſprach kratzfüßelnd, daß er alles ſelbſt, und zwar hier in der Gaſtküche unter den Augen des wilden Soldaten, auf das Beſte bereiten wolle.

Der Fremde begann auf eine Weiſe, die ungeſchickt genug war, um nicht den Widerwillen dagegen hinlänglich zu beweiſen, ſein früheres Betragen mit dem Einfluß der Witterung und auf der Reiſe erfahrner Unannehmlichkeiten zu entſchuldigen, worauf er zuletzt um die Erlaubniß bat, ſeinen Wein in der Geſellſchaft verzehren zu dürfen, als Zeichen der Verſöhnung. Dies wurde ihm, der Nürnberger Gutmüthigkeit gemäß, ſehr gern verſtattet.

Der Glühwein war fertig worden. Der Fremde hatte das halbe Glas geleert, und den Wein diesmal vortrefflich geſunden. Nun warf er, als eben das Geſpräch ſtocken wollte, ganz leicht die Frage hin: „Lebt Albrecht Dürer noch?“

Alle ſchrieen im höchſten Erſtaunen: „Wie, Albrecht Dürer, ob er lebt?“ Aber Herr Mathias ſchlug die Hände zuſammen, und ſprach: „Herr! kommt Ihr aus dem Monde? in welchem Winkel der Erde, in welcher Einöde habt Ihr Euch verborgen gehabt? habt Ihr im Grabe gelegen? ſeyd Ihr indeſſen blind, taub, lahm, ſtumm geweſen, daß Ihr eine ſolche Frage thun könnt? Ihr müßt ſammt Eurem lahmen Pferde hier vor dem Wirthshaus aus dem Schlunde der Erde emporgeſprungen ſeyn, denn ſonſt hätte Euch auf dem Wege hierher der große Name Albrecht Dürer in tauſendſtimmigem Jubel vor den Ohren klingen müſſen. Habt Ihr auf der Landſtraße nicht die Fülle der Leute bemerkt, die wie auf einer Pilgerfahrt nach dem lieben Nürnberg wandeln? Habt Ihr nicht die glänzenden Equipagen der vornehmen Fürſten und Herren bemerkt, die gen Nürnberg ziehen, um den Triumph des größten Mannes der Zeit zu feiern? — Albrecht Dürer!“

„Er hat ſein größtes, ſublimſtes, tiefſinnigſtes, herrlichſtes Gemälde vollendet. Die Kreuzigung Chriſti ſteht ausgeſtellt auf dem Kaiſerſaal in hoher Vollendung. Ein beſonderes Feſt wird in künftiger Woche dieſerhalb gefeiert, an dem, wie man ſagt, der Kaiſer ſeinen Liebling noch mit ganz beſonderen Gunſtbezeugungen beehren wird.“

Der Fremde hatte, von ſeinem Sitz aufgeſprungen, dies wie ganz erſtarrt ohne Zeichen des Lebens angehört. Nun ſchlug er eine gellende Lache auf und ſank in krampfhaften Verzuckungen in den Seſſel zurück.

Der Wirth flößte ihm Glühwein ein und brachte ihn dadurch die ſich ſelbſt. „Unſeres Bleibens iſt länger nicht hier,“ ſprachen zu Gäſte, und ſchlichen davon.

Indem Herr Mathias an dem Fremden vorüberging, legte er ihm die Hand auf die Achſel und ſprach ſehr ernſt und feierlich: „Ihm ſeyd Solfaterra. Was wollt Ihr hier? Noch haben die Nürnberger Euch nicht vergeſſen.“

Zweites Kapitel.

Die Sonnenglut des Tages war verdampft, der Abendwind hatte ſich hinter den Bergen aufgemacht und jagte die goldenen Wölkchen empor, die die ſinkende Sonne wie glänzende Trabanten umfangen ſollten. Baum und Gebüſch rührte ſich froh in der Friſche der Abendkühlung; in dem ſchönſten glänzendſten Schmuck des Abendgoldes ſtand die Hallerwieſe, dies kleine Paradies der ſchönen Stadt Nürnberg. Bunte, duftende Blumenmatten von anmuthig daher plätſcherndem Gewäſſer durchſchnitten, Gebüſch bald leuchtend hervorſchimmernd, bald im ſanften Nachtſchatten zurückweichend, rings umher dazu das melodiſche Trillern der Singvögel, die hier kein feindlicher Sinn in ihrer Heimath ſtören darf. In der That, der würdige Sänger hatte Recht, welcher dieſen mit allen Reizen der Natur geſchmückten Platz mit dem Tempe verglich, von dem die alten Fabeln ſo viel Herrliches zu erzählen wiſſen.

Die Glocken der letzten Sonntagsandacht hatten ausgeläutet, und man ſah, wie nun Alt und Jung in Feſttagskleidern nach der Hallerwieſe zog, die bald ſich zum Tummelplatz der mannigfachſten Vergnügungen geſtaltet hatte. Hier wetteiferten Jünglinge in allerlei Leibesübungen und boten das anmuthige Schauſpiel der Stärke und Geſchicklichkeit dar, die dem lebenskräftigſten Alter eigen. Dort zogen Sänger, mit Zithern in den Händen, daher und ſangen luſtig anzuhörende Märlein vom Könige Artus und dem weiſen Merlin, der noch bis zur jetzigen Stunde in der Erde ſitzt, wo ſeine Liebe ihn hinvexiert hat, und ſein klägliches Stimmchen hören läßt.

Dazwiſchen ſprang auch wohl ein buntſcheckigter Schalksnarr und ſang unter tollen Grimaſſen und Geberden von dem Kardinal Pankratius, der ein großes Maul hatte, und da das Maul verbrannt und begraben war, ſchlug ein großes Feuer aus der Erde, und der Schmeck kam heraus. Und der Schmeck iſt verſchieden geworden, als da ſind: der Rosmarinſchmeck, der Jasminſchmeck, der Nelkenſchmeck, der Roſenſchmeck und tauſend andere; und die Weibsleute tragen ihn in den Händen, wenn ſie Sonntags ſpazieren gehen. Aber was iſt der beſte Schmeck? Ei a!

O Braut, die Lippen triefen dir
von Honigſeime für und für,
die Zung' iſt Milch und Honigſüße;
die Kleider haben den Geſchmack,
den Libanus nicht geben mag,
Noch wenn er alle Kraft ausblieſe.

So ſang alſo dieſer oder jener Schalksnarr, indem ein anderer ihn auf einer mißtönenden Pfeiſe und halb zerſchlagenen Trommel begleitete.

Doch das war etwas für's Volk, welches den Narren laut jubelnd nachſtrömte.

Hier auf dem weichen blumigten Waſen bei dem vom Abendwinde bewegten flüſternden Gebüſch eröffnete ſich ein edleres Schauſpiel. Jünglinge, Jungfrauen hatten ſich züchtig bei den Händen gefaßt, und tanzten nach dem anmuthigen vollen Klang der Theorben, Harfen und Flöten in künſtlich verſchlungenen Reihen. In der Ferne ſah man Väter und Mütter gelagert, der Jugend mit Wohlgefallen zuſchauen, und jede Mutter ſprach zur andern von ihrer ſüßen Hoffnung. Rathsherren ſchritten bedächtig durch die Gänge, freuten ſich des Wohlſeyns ihrer Bürger und beriethen auch hier, wie das Wohl der Stadt zu fördern. —

Auf einem anmuthigen Platze neben einem geſchwätzigen Springbach hatte ſich ein Trupp Jünglinge zuſammen gefunden, die von den Leibesübungen Ruhe ſchöpfend, ſich in allerlei ſcherzhaften Geſprächen zu ergötzen ſchienen. Dieſer Trupp war in der That eine Auswahl der Nürnberger Jugend. Denn jeder von dieſen Jünglingen hätte dem Maler zum Modell des reinſten Ebenmaßes in dem vollkräftigen Körper des Jünglings dienen können. Sie waren meiſtens nach italiſcher Weiſe in kurzen Mänteln, Wams mit weiten geſchlitzten Aermeln und größern als gewöhnlichen ausgeſchlitzten Baretts, auf denen ein ganzer Wald wogender Federn, gekleidet, und dieſe Tracht war eben dazu geeignet, die Kraft und Schönheit ihres Wuchſes in's Licht zu ſtellen.

Doch unter allen übrigen ragte wie ein Fürſt unter ſeinen Vaſallen in edler Hoheit und Grazie ein Jüngling empor, der mit ſeinen ſtrahlenden Augen ſo keck und kühn in die Welt hinausſchaute, als ob alles ſein, und er der Gebieter. Es begab ſich, daß dieſer Jüngling mit einem andern in einen Wortwechſel gerieth, der immer heftiger und heftiger wurde. Plötzlich ganz entſtellt von Zorn und wilder Wuth mit einem dumpfen Schrei ſtürzte der ſchöne Jüngling auf ſeinen Gegner los. Dieſer, durch den jähen Angriff nicht außer Faſſung gebracht, wußte die Kraft dieſes Angriffes geſchickt zu brechen und auch ſeinen Gegner mit Vortheil zu faſſen.

Sie rangen, gleiche Stärke und Gewandtheit begegneten ſich, und nur eine augenblickliche Schwäche dieſes oder jenes Theiles konnte den Kampf entſcheiden, der um deſto hartnäckiger und bedrohlicher für die Zuſchauer, aber auch um deſto herrlicher war.

Endlich überwältigte der ſchöne Jüngling ſeinen Gegner, warf ihn mit Rieſenkraft zu Boden, zog ein italiſches Meſſer, das in einer zierlichen Scheide am Gürtel gehangen, und war im Begriff, es ſeinem Gegner in die Bruſt zu ſtoßen, als alle umſtehende Jünglinge, eines ſolchen Trauerſpiels nicht gewärtig, hinzuſprangen, ſich zwiſchen die Jünglinge warfen, und den Ueberwältigten ohnmächtig wegtrugen.

Dieſer Jüngling war aber Melchior Holzſchuer geheißen, und der Sohn eines der erſten Patrizier. Der ſchöne Jüngling ſtand noch immer da in drohender Stellung, das Meſſer hoch empor gehoben, mit Zorn ſprühenden Augen und krampfhaft zuſammengedrückter Stirn. Unter andern Umſtänden hätte ſich wohl die Geſtalt des Jünglings, ſo kräftig und heldenmäßig war ſie anzuſehen, dem Erzengel vergleichen laſſen, wie er im Begriff ſteht, dem ſich krümmenden Erbfeinde den Todesſtreich zu verſetzen.

In dem Augenblick eilte auch ein Rathsherr mit der zahlreichen Stadtwache herbei. So wie er den ſchönen Jüngling mit dem Mordmeſſer in der Hand erblickte, erblaßte er vor Schreck und rief: „Raphael, Raphael, ſchon wieder ſeyd Ihr es, der Meuterei anfängt; ſchon wieder ſtört Ihr die Freuden Eurer Mitbürger. Was ſoll ich mit Euch machen? Fort, nach der Wache.“

Da erſt ſchien der Jüngling zu ſich ſelbſt zu kommen. „O Gott!“ rief er, „o Gott! mein würdigſter Herr. Der Schimpf war zu groß, zu entſetzlich, hier auf dieſer Stelle, hier öffentlich unter dem Volke hat er mich geſchimpft; — ich kann's nicht wiederholen das Wort — — Baſtard.“ Der Jüngling ſtieß ein Geheul aus, indem er ſich beide Fäuſte vor's Geſicht drückte.

Die andern Jünglinge traten beſchwichtigend auf den Rathsherrn zu, und verſicherten, daß der übermüthige Patrizierſöhnchen den jungen Maler wirklich ohne alle ſonderliche Veranlaſſung auf die gerügte entſetzliche Weiſe beſchimpft habe, ſo daß dieſer wohl in Wuth gerathen, und ihm zu Leide gehen können. Ein Thränenſtrom ſtürzte aus Raphaels Augen — er warf ſich jedem der Jünglinge an die Bruſt, und fragte ſchluchzend: ob er denn ſolch ein Mordgeſelle ſey, ob er denn überall Meuterei anfange, ob er nicht alle liebe, ob er nicht manches übereilte Wort einſtecke, ob ihn nicht der böſe Menſch aus der hellſten Fröhlichkeit zur höchſten Wuth gereizt — darauf ließ er ſich auf ein Knie vor dem Rathsherrn nieder, faßte ſeine Hand und benetzte ſie mit Thränen, indem er ſprach: „O, mein würdiger Herr, gedenkt Eurer Mutter, und ſagt: was hättet Ihr gethan in meiner Stelle?“

„Weil,“ ſprach der Rathsherr, „weil alle darin übereinſtimmen, daß Ihr wirklich ohne Veranlaſſung auf die von Euch erzählte harte Weiſe angegriffen worden ſeyd, vorzüglich aber aus Ehrfurcht gegen Euren Pflegevater, den großen Albrecht Dürer, will ich den Verfall für heute nicht weiter rügen; doch müßt Ihr mir Eure Mordwaffe aushändigen; gebt mir Euer Meſſer her.“ Da ergriff der Jüngling das Meſſer, drückte es heftig an ſeine Bruſt, und ſprach im Ton der innigſten Wehmuth: „O, mein würdigſter Herr, Ihr greift mir an das Herz, wenn Ihr das von mir verlangt; ein beſonderes Gelübde, das ich mir ſelbſt gethan, zwingt mich, dieſes Meſſer nie von meiner Seite zu laſſen. Seyd barmherzig, würdigſter Herr, fragt mich nicht mehr.“ —

„Ihr ſeyd,“ erwiederte der Rathsherr lächelnd, „Ihr ſeyd ein wunderlicher Menſch, Raphael; doch habt Ihr etwas in Eurem ganzen Weſen, welches bewirkt, daß man Euch nicht ſo leicht etwas abſchlägt. Aber ſteht hier nicht ſo müßig, ihr lieben Jünglinge, ſeyd ihr der Leibesübungen ſatt, ſo miſcht euch dort in jene fröhliche Haufen, welche ſich ergötzen durch Geſang und Tanz. Reizen euch denn nicht die ſchönen Jungfrauen, die dort reihenweiſe daherziehen?“

Da gerieth Raphael plötzlich in Begeiſterung; er warf den Blick in die Höhe und ſang mit gar hoher anmuthiger Stimme in der krumpfen Schlechtweis Hans Müllers:

Es ſteht am Firmament
[illegible] ein Sonnen im [illegible]

[illegible] Herz,
Ein Schmerz,
Ein Lieben nur,
Ein Hoffen, Sehnen, Glühen
Ein Liebes[illegible]
Ein Liebes[illegible] brennt.
O, [illegible]!
mein [illegible],
[illegible]
[illegible] noch ein anderes Leben?
Die Sonn' am Firmament,
die Liebesglut, die brennt,
ſie glänzt
[illegible] Schmerzen!
O! [illegible] und brennt.
Das Himmelslicht mir glänzt.
[illegible] auf, o Bruſt,
[illegible]
[illegible] Glut dem Herzen.

„Er iſt in Liebe," ſprach einer von den Jünglingen zu dem Rathsherrn leiſe, „und wenn ich nicht irre, liebt er Mathilde, die ſchöne Tochter unſeres würdigen Patriziers Handorfer." — „Nun," erwiederte der Rathsherr lächelnd, „das Lied war wenigſtens eben ſo wild und wüſt, als die Liebe ſelbſt."

Doch, o Himmel! in dieſem Augenblick kam der Patrizier Handorfer einen Baumgang hinaufgeſchritten, geradezu nach dem Raſenplatz hin, wo ſich die Jünglinge befanden, an ſeiner Seite ſeine Tochter Mathilde, ſchön und anmuthig wie ein junger Frühlingstag. Sie war ſehr zierlich in ein knappes Gewand mit langen, weiten, bauſchigten, vielfach geſchlitzten Aermeln gekleidet. Der hoch hinaufgehende Kragen ließ nur die Form des ſchlanken Halſes ahnen, und ein breites Barett, mit vielen Federn rings umher geſchmückt, vollendete den Reiz der italiſchen Sitte ſich nähernden Tracht. Als ſie ſich den Jünglingen näherte, ließ ſie, in jungfräulicher Scham erröthend, den Vorhang der ſeidenen Wimpern über die leuchtenden Himmelsaugen ſinken. Doch nur zu gut hatte ſie den erblickt, der in ihrem Herzen lebte.

Ganz außer ſich, vom Liebeswahnſinn ergriffen, ſtürzte Raphael aus dem Kreiſe der Jünglinge, ſtellte ſich vor Mathilden und ſang:

So kommſt du her,
Schönſt' der Jungfrauen?
Darf ich dich ſchauen?
Wunderbares Bangen
hält die Bruſt befangen.
Schweigt Abendwinde, Stimmen des Waldes,
Wohllaut iſt ihr Gang,
ihr Athem ſüßer Geſang,
alles huld'ge ihr,
im Luftrevier.
Will ſie zu euch ſich neigen,
ſeht den Himmel niederſteigen.
Ha Königin der Jungfrauen,
ſoll'n ſterben wir in Wonnen?
In Wellen ſprudelſt, Liebesbronnen!
  O Schmerzen. O Luſt
zerſpaltet die Bruſt.
Ach dem kein Stern mehr brennet,
dem iſt die Ruh gegönnet.

Als er den Geſang vollendet, ließ er ſich vor Mathilden auf ein Knie nieder, und bat um den ſchönen Blumenſtrauß, den ſie in der Hand trug, und den ſie ihm als Sängerpreis nicht verweigern konnte.

Er nahm ihn, ſich erbebend, drückte ihn an die Bruſt, netzte ihn mit Thränen, und vertheilte dann einige grüne Blätter davon an ſeine Gefährten, die jubelnd ihre Baretts damit ſchmückten.

Man kann denken, daß das ganze Bginnen Raphaels ein herrliches Bild herbeiführte. So kam es, daß Perſonen jeden Standes einen Kreis geſchloſſen hatten, und ſich an dem anmuthigen Schauſpiel ergötzten.

Selbſt die ſtrengſten Meiſterſänger, welche dem Raphael vorwarfen, daß er ſich zu italiſcher Singerei hinneige, erſtaunten über die Stärke und Annehmlichkeit des hellen Bruſttons, mit dem Raphael ſang; und ein paar gar Gelahrte ſtritten nur darüber, ob Raphael ſich in ſeinem Geſange mehr an die grüne Lilienweis oder mehr an des Orphei ſehnliche Klageweis gehalten.

So lieblich, ſo hineinpaſſend in die Vergnügungen auf der Hallerwieſe, ſo die Schranken der höchſten Ehrbarkeit beachtend, nun aber auch die der ſchönen Mathilde dargebrachte Huldigung ſeyn mochte, ſo mußte ſich doch die zarte, züchtige Jungfrau dadurch ſchmerzhaft berührt fühlen, weil einer ſeine Liebe zu ihr auf viel zu ausſchweiſende Weiſe vor aller Welt ausgeſprochen. Sie war ganz zerknirſchte Scham, keines Wortes mächtig.

Es hatten ſich indeſſen mehrere Freunde um den edlen Patrizier Herrn Harsdorfer verſammelt, und es gelang ihm, ſich ohne Geräuſch ganz in der Stille mit ſeiner Tochter im Volk zu verlieren.

Raphael befand ſich in der überſeligſten Stimmung, und wie es in dieſer Stimmung zu geſchehen pflegt, ſein Muth ſchwoll bis zum Uebermuth. Die Jünglinge beſchloſſen unter ſeiner Anführung noch einen Streifzug durch die ganze Hallerwieſe zu unternehmen. Hier auf dieſem Streifzuge war es, wo ihm eine der abentheuerlichſten Geſtalten aufſtieß. Ein alter, großer mißgeſtalteter Mann, in geſtreifter buntſcheckigter Kleidung, auf dem Barett drei hohe Pfauenfedern, ein ungeheures Schwert an der Seite, das er nur mit Mühe fortſchleppte. Der ganze Kerl ſchien aus Juſtus Amann Kriegszug geſprungen zu ſeyn.

Erfährt der geneigte Leſer, daß Meiſter Thomas, der Wirth zum weißen Lamm, dieſen wunderlichen Menſchen begleitete, ſo hat es keinen Zweifel, daß der geſtreifte Kriegsmann niemand anders war, als der Unbekannte, den der Magiſter Mathias mit dem Namen Solfaterra anredete.

Die Jünglinge erwählten alsbald den Unbekannten zu ihrem oberſten Kriegsfeldhauptmann und ordneten einen Kriegszug an, der in der That lächerlich genug ſich ausnahm.

Voran ſchritten einige Jünglinge, die die Feldmuſik auf mißtönende Weiſe nachahmten, alsdann kamen zwei, die das ungeheure Schwert des Hauptmanns trugen; ihnen folgte einer, der auf den Händen das Federbarett empor hielt, und ihm zur Seite ſchritten zwei ſehr feierlich, von denen jeder einen Handſchuh des Hauptmanns, und ſcheinbar mit der angeſtrengteſten Mühe, trug. Nun führten zwei an den Armen den erwähnten Hauptmann ſelbſt; der wollte alles mit den Blicken vergiften, fluchte, tobte, knirſchte mit den Zähnen, aber er befand ſich in der Gewalt der Jünglinge, und jemehr er ſich toll geberdete, zu deſto abentheuerlicheren Grimaſſen wußten ihn ſeine Führer zu zwingen. Vorzüglich verſtand Raphael ſich darauf, den Hauptmann in beſtändigem Athem zu erhalten, ſo daß er's war, dem der Unbekannte den größten Tort verdankte.

So bewegte ſich der Zug langſam fort, als plötzlich Albrecht Dürer vor Raphael ſtand. —

Es iſt nöthig zu ſagen, daß Albrecht Dürer ſich ebenfalls mit ſeinem Weibe und dem Herrn Doktor Mathias auf der Hallerwieſe ein weniges ergehen wollte. Doch geſchah es wie immer; es geſellten ſich ſo viel edle Freunde zu ihm, daß ſeine Umgebung oder vielmehr ſein Gefolge bald einen Feſtzug zu bilden ſchien. Heute kam noch dazu, daß viele Fürſten und Herren, die ſich gerade in Nürnberg befanden, ebenfalls nicht verſchmähet hatten, mit einer zahlreichen, glänzend gekleideten Dienerſchaft die Hallerwieſe zu beſuchen. Wohl war es Dürer, der ſie dazu bewog; denn ihn umgaben ſie huldigend ſeiner Kunſt nicht allein, ſondern auch ſeiner anmuthigen Beredtſamkeit, dem harmoniſchen Wohllaut ſeines ganzen Weſens. —

Dürers Antlitz war kräftig und voll Ausdruck eines erhabenen Sinnes. Die Züge drückten ſich indeſſen zu markigt aus, um nicht ein gewiſſes Gleichgewicht der Bildung aufzuheben, wodurch ein Antlitz ſchön wird. Den tiefſinnigen Künſtler zeigte der begeiſterte Blick, der oft an den buſchigten ſcharf zuſammengezogenen Augenbraunen hervorſtrahlte, den liebenswürdigen Menſchen ein unausſprechlich anmuthiges Lächeln, zu dem ſich ſeine Lippen verzogen, wenn er ſprach. Viele wollten unter Dürers Augen einen gewiſſen krankhaften Zug bemerken, ſo wie aus der nicht ganz natürlichen Färbung der Wangen auf die beſorgliche Andeutung eines innern geheimen Uebels ſchließen. Man findet dieſe Färbung zuweilen auf Dürers Bildern, vorzüglich bei Kloſtergeſtalten, mit vieler Wirkung angebracht, und dieſes zeigt, daß Dürer ſein eigenes Colorit nicht verkannte.

Dürer verſchmähte nicht, ſich zierlich zu kleiden, und ſo ſeinem wohlgebauten Körper, deſſen einzelne Glieder ihm oft ſelbſt zum Modell dienten, ſein Recht anzuthun. Seine ganze Geſtalt war heute an dem ſchönen Sonntage beſonders herrlich anzuſehen. Er trug ein gewöhnliches Ueberkleid von ſchwarzer Lyoner Seide. Der Kragen und die Aermel mit geriſſenem Sammt von derſelben Farbe in zierlichem Muſter beſetzt. Das auf der Bruſt weit ausgeſchnittene Wams war von buntem venetianiſchen Goldſtoffe. Das bauſchigte, vielfaltige Beinkleid reichte nur bis an das Knie. Uebrigens trug Dürer zu dieſem Feſtanzuge, wie es Sitte war, weißſeidene Strümpfe, große Bandſchleifen auf den Schuhen und ein Barett, das nur das halbe Haupt bedeckte und nur mit einer kleinen krauſen Feder und einem prächtigen Edelſtein, einer Verehrung des Kaiſers, geſchmückt war.

So trat alſo Dürer plötzlich ſeinem Pflegeſohn entgegen, indem er mit ſtrenger Stimme ſprach: „Raphael, Raphael! welchen Unfug treibſt du; ſpiel' nicht vor dieſen edlen Fürſten und Herren den Schalksnarren."

In dem Augenblick trafen Solfaterra's und Dürers Blicke zuſammen, wie funkelnde Schwerter. Solfaterra ſprach mit ſeltſamem Ton: „der Prunknarr macht mich auch noch nicht todt," und ſtolperte fort durchs Gedränge. Dürer ſchien ſich von einer tiefen Bewegung erholen zu müſſen, dann wandte er ſich zu ſeiner Umgebung mit den Worten, die den bebenden Lippen mühſam entflohen: „laßt uns von hinnen gehen, ihr edlen Herren!"

Mag der geneigte Leſer es ſich gefallen laſſen, in das Haus des edlen Patriziers Harsdorfer, und zwar in das kleine Zimmer mit dem gothiſchen Erker geführt zu werden, in dem ſich die Alten aufzuhalten pflegten, wenn ſie aufgeſtanden und ſich angekleidet hatten.

Beide, Harsdorfer und ſeine Frau, traten ſich nicht, wie ſonſt, froh und freudig entgegen; vielmehr zeugte die Bläſſe ihres Antlitzes von der tiefen Bekümmerniß, die in ihrem Herzen nagte. Schweigend boten ſie ſich den Morgengruß, dann ließen ſie ſich in die ſchwerfälligen, mit reichem Schnitzwerk verzierten Lehnſeſſel nieder, die an einem ſolchen Tiſche ſtanden, über dem ein reicher grüner Teppich ausgebreitet lag. Frau Emerentia hatte die Hände auf dem Schooß gefaltet und ſah in tiefer Bekümmerniß vor ſich nieder. Herr Harsdorfer ſchaute, den Arm auf den Tiſch geſtützt, durch das Erkerfenſter in den leeren Himmelsraum.

So hatten die Alten eine Weile geſeſſen, als Herr Harsdorfer endlich leiſe ſprach: „Emerentia, warum ſind wir ſo traurig?"

„Ach," erwiederte Frau Emerentia, indem ſie die Thränen, die ihr in die Augen traten, nicht mehr zurückhalten konnte, „ach! Melchior, ich habe dich die ganze Nacht hindurch ſeufzen und leiſe beten gehört, und mit dir geſeufzt und gebetet. Unſre arme Tochter Mathilde."

„Sie iſt," ſprach Harsdorfer mit mehr wehmüthigem als ſtrengem Ton, „ſie iſt von einer heftigen, verderblichen Leidenſchaft befangen worden, die wie ein böſes Gift an ihrem Innern zehrt. Mag mich die Gnade des Himmels erleuchten, und mir Mittel an die Hand geben, das arme Kind dem Verderben zu entreißen, ohne es ſelbſt zu verderben. Du weißt, Emerentia, mir ſtünde allenfalls die Gewalt zu Gebote; ich könnte den unbeſonnenen Jüngling fortſchaffen. Ich könnte —“

„Um Gott,“ fiel die Frau ihm in die Rede. „Melchior, du biſt alles deſſen nicht fähig; denke an Dürer, denke an Mathilde, deren Herz du zerfleiſcheſt; und ſage ſelbſt, Melchior, ob das arme liebe Kind nicht zu entſchuldigen. Als ein unglücklicher Zufall den Jüngling in unſer Haus führte, war er nicht die Liebenswürdigkeit ſelbſt? Welche Sanftmuth im Betragen, welche Zartheit in dem Beachten aller der kleinen Aufmerkſamkeiten, die das jungfräuliche Herz nur zu leicht beſtricken. Raphael iſt in jeder Hinſicht ein außerordentlicher Menſch, und darf er an Kraft und Schönheit dem Erzengel verglichen werden, ſo verdient ſein auserleſener Verſtand und ſein hoher vortrefflicher Geiſt in einem ſolchen ſchönen Hauſe zu wohnen. Wahr iſt's, ſein wildes, ungezähmtes Temperament reißt ihn zu tollen, übermüthigen Streichen hin. Aber haſt du, Vater, jemals von einer wirklich nur ſchlimmen That vernommen, die Raphael verübt haben ſoll? Vielleicht iſt doch Raphael ein guter Menſch.“ —

„In der That,“ nahm Harsdorfer das Wort, indem er ſanft lächelte, „in der That, du vertheidigſt den wilden Raphael mit ſo vieler weiblicher Geſchicklichkeit, daß es nur Noth thäte, ihm unſere Mathilde in die Arme zu werfen.“

„Mit nichten,“ erwiederte Frau Emerentia, „mit Schrecken denke ich daran, daß es möglich ſeyn ſollte, die Tochter dem ausgelaſſenen Jüngling aufzuopfern. Raphaels Temperament gleicht einem klaren Bach, der zwiſchen anmuthigen Wieſenflächen dahin plätſchert und vorbeifließend jede Blume liebkoſet. Doch peitſcht ihn der wilde Sturm, ſo brauſen ſeine Wellen hoch empor, er wird zum wilden Waldſtrom, reißt alles ſchonungslos mit ſich fort und ſchont ſelbſt der geliebten Blumen nicht.“

„Ei,“ ſprach Herr Harsdorfer mit etwas ſpitzem Ton, „das ganze ſchöne Gleichniß, das jedem Meiſterſänger Ehre machen würde, haſt du wohl dem Herrn Doktor Mathias Salmaſius zu verdanken.“

„O!“ ſprach Frau Emerentia weiter, „o glaube, Vater, daß auch eine einfache Matrone, iſt ſie Mutter, in dieſem Gefühl außer ſich ſelbſt hinausſchreiten und ein anderes Weſen werden kann. Laß es mich dir mit einem andern Gleichniß ſagen, daß Mathildens ſtille Sanftmuth nur wie eine dünne Eisdecke über einer ſtets zehrenden Feuerglut liegt, die jeden Augenblick brechen kann. Die größte Gefahr führt Mathildens grenzenloſe Liebe herbei. Doch eine leiſe Hoffnung iſt mir geſtern bei dem ärgerlichen Vorfall auf der Hallerwieſe aufgegangen. Zum erſtenmal mußte Mathilde Raphaels wildes, bedrohliches Weſen erkennen; ja ihre züchtige Jungfräulichkeit wurde dadurch unmittelbar ſchmerzlich berührt. Ein einziges unbeſonnenes, ſelbſt bewußtloſes Beginnen des Mannes, wodurch die Geliebte verletzt wird, iſt ein Fleck am ſonnenhellen Himmel der Liebe, der ſelten wieder verſchwindet."

„Doch ſage, Vater, was thun, was beginnen?" —

„Ernſte väterliche Ermahnungen," ſprach Herr Harsdorfer, „ſind vor der Hand der einzige Damm, den ich dieſem reißenden Strom entgegenſetzen kann; und wie lange wird's dauern, bis die glühende Leidenſchaft wenigſtens ſich ſo weit abgekühlt hat, daß der Sinn nur im mindeſten der Vernunft ſich hinneigt. Doch mich dünkt, ich höre unſer liebes Kind mit unſerm Morgen-Imbiß die Treppe heraufſchreiten. Sie wird auf unſerm kummervollen Geſichte leſen, welche tiefe Sorge ſie uns verurſacht."

In der That öffnete ſich die Thüre, und herein trat das liebe Kind, mit einem ſilbernen, ſauber gearbeiteten Teller, auf dem zwei hohe mit edlem Wein gefüllte Gläſer ſtanden. Auf einem kleinern Teller lag etwas Backwerk, das ſo friſch und appetitlich ausſah, wie man es in Nürnberg nicht anders findet.

Die Todtenbläſſe des Antlitzes, die verweinten Augen zeugten hinlänglich von dem bittern Kampf in Mathildens Innern. Doch war ihr ganzes Weſen gefaßt, und nur mit mehr Rührung bot ſie den lieben Eltern den Morgengruß, indem ſie ihre Hände küßte. Der alte Harsdorfer, Mathilden im höchſten jugendlichen Liebreiz vor ſich ſtehen, mit hängendem Köpfchen, wie ein krankes Täublein die Arme hinunterhängen, mit beiden Händen ein Schnupftuch zuſammendrücken ſehend, ſchien in der That verlegen, wie er ſeine Rede beginnen ſollte.

„Nun," ſprach er mit bitterm Ernſt, „nun weiß man doch in dem guten Nürnberg, wen der wilde Raphael zu ſeiner Liebſten erloren. Sollen bald die Brautjungfern den Kranz flechten?“ „Ach, Vater!“ erwiederte Mathilde, „verletzt nicht noch das wunde, blutende Herz durch bittere Reden, die wie ſcharfe Stacheln nur zu tief eindringen. Der geſtrige Auftritt hat mein ganzes inneres Weſen empört, alle jungfräuliche Scham mir aufgeregt. Es iſt, als könne ich mein Zimmer nicht mehr verlaſſen, nicht mehr über die Straße gehen als müßte ich mich im tiefſten Winkel verbergen, um nur nicht den höhnenden Spott auf den Geſichtern der Jungfrauen und Frauen zu ſehen. Aber, Vater, warum mir die Vorwürfe, bin ich denn Schuld an der Verirrung des Jünglings?“

„Mathilde,“ ſprach Herr Harsdorfer weiter, „der roheſte, in Liebe befangene Jüngling wird es kaum wagen, wenigſtens unter ſolchen Umſtänden, wie ſie ſich geſtern auf der Hallerwieſe geſtalteten, einer Jungfrau auf die Art in den Weg zu treten, wenn er in ihrem Betragen nicht irgend einen Anlaß, irgend eine Entſchuldigung fand. Mathilde, du biſt in Liebe zu dem unbeſonnenen Jüngling, und nur zu leichtſinnig wirſt du ihm ſchon längſt die innere Stimmung verrathen haben.“

„O Gott!“ rief Mathilde ſchluchzend, indem ſie die ſchönen Augen, die voller Thränen ſtanden, gen Himmel erhob, wie eine zu der ewigen Macht des Himmels flehende Heilige. „Armes Kind,“ liſpelte Frau Emerentia für ſich, indem ſie etwas Wein zu ſich nahm, in den ihre Thränen tröpfelten. Herr Harsdorfer, als ein feſter Mann ſeine Faſſung erhaltend, ſprach nun mit mildem Ernſt und einem Ton, deſſen halbunterdrückte Wehmuth die höchſte Zärtlichkeit für das liebe Kind, ſo wie den unſäglichen Schmerz ausſprach, den er in dieſem Augenblick erlitt:

„Mein theures geliebtes Kind Mathilde, ſehr würdeſt du irren, wenn du glauben ſollteſt, daß deine ſo ſchnell erglühte Liebe zu dem wilden Raphael mich in Zorn verſetzt hat. Raphael iſt ein geiſtreicher Menſch, deſſen Kunſtalent groß und ungewöhnlich zu nennen. Schon jetzt ſetzen ſeine Skizzen jedermann in Erſtaunen, und Dürers Ausſpruch, daß der Jüngling auf jeden Fall ein großer, vielleicht der größte Maler ſeines Zeitalters werden würde, kann und wird ſich bewähren. Du kennſt mich, mein theures Kind, und weißt daher, daß dies Talent das ſchönſte Adelsdiplom iſt, womit ich meinen Eidam bekleidet wünſche; bürgerliche Verhältniſſe würden alſo deiner Liebe niemals ein Hinderniß ſeyn. Doch hier handelt es ſich von etwas Wichtigerem."

„Mathilde, du ſtehſt an einem Abgrunde, ohne es zu ahnen. Der argliſtige Verführer der Menſchen ſelbſt ſtreckt ſeine Krallen nach dir aus und ſucht dich zu verderben. Mathilde, ſammle deinen Sinn, und gieb väterlichen Ermahnungen Gehör, die dich auf den rechten Weg zurückbringen werden. So wie Raphael ſich dir bis jetzt in der Ferne und — vielleicht auch näher —" Die letzten Worte ſprach Herr Harsdorfer mit Nachdruck, indem er einen ſcharfen Blick auf Mathilden heftete, ſo, daß Mathilde ganz Purpur die Augen niederſchlug, das Sacktuch wacker zwiſchen den kleinen Händchen zerknillte.

„Alſo," fuhr Herr Harsdorfer, der einen Augenblick inne gehalten, ernſter und ſtrenger fort, „alſo und auch näher zeigte — konnteſt du unmöglich jene bedrohlichen Untiefen ſeines Weſens gewahren, die den gewiſſen Untergang jedem Weibe bereiten, das ſich ihm ergiebt, und ihn ſelbſt zuletzt verderben werden. Seine Leidenſchaftlichkeit überſchreitet alle Grenzen der Vernunft, ſein Jähzorn ſcheut kein Verbrechen. — Wollt' er nicht noch geſtern den Freund meuchlings ermorden, und lag es an ihm, daß der Mord nicht wirklich geſchah?"

„Baſtard ſchimpfte ihn der Ruchloſe mitten unter allem Volk." Dieſe Worte ſchob Mathilde ganz leiſe dazwiſchen.

„Aber," ſprach Herr Harsdorfer weiter, indem er that, als habe er Mathildens Worte gar nicht vernommen, „aber an dir ſelbſt hat nun ſein bedrohliches Weſen ſich offenbart. Du ſiehſt die Gefahr ein, der du leichtſinnig dich hinopfern willſt. In den Fabeln wird erzählt, daß Unthiere in glänzendem Gefieder mit reizender Sirenenſtimme den Menſchen ſo verlocken, daß er als ihr eigen an die Bruſt fallt, um ihn dann deſto gewiſſer ohne Widerſtand zu verſchlingen; ſo iſt's mit Raphael."

„Doch, mein liebes Kind, der erſte große Schritt iſt geſchehn; unverzeihlich hat ſich Raphael gegen dich benommen, und hierin findeſt du den erſten und fürnehmſten Grund, deine Leidenſchaft zu bekämpfen. Du biſt ein tugendhaftes, frommzüchtiges Kind, und ſo wird dir der Sieg leicht werden. Ja, mein liebes theures Kind, du haſt recht, nicht verzeihen magſt, kannſt du dem wilden Jüngling was er that."

„O Gott!" rief Mathilde, „ich habe ihm ja längſt verziehen."

Herr Harsdorfer erſchrak über dieſen ihm allein unerwarteten

Ausbruch Mathildens dermaßen, daß er das Glas Wein, welches ſchon ſeine Lippen berührten, wieder abſetzte. Frau Emerentia ſchaute ihn aber an mit einem Blick, welcher deutlich ſprach: hätteſt du wohl etwas anders ahnen können?

Ohne der Eltern Rede weiter abzuwarten, begann Mathilde mit ſteigender Leidenſchaft: „O Gott, liebe Eltern, was mein Raphael gethan, die Engel im Himmel werden ihn rein erſcheinen laſſen; denn nur durch ſchwarzen Flor blickt wie ein prachtvoller Stern ſein edles herrliches Gemüth.“

„Als der übermüthige Holzſchuer ihn bis auf den Tod beleidigte — ihr müßt wiſſen, meine theuern Eltern, daß der Menſch, der meinen Raphael um alles beneidet, ihm den Vorwurf machte, nicht auf rechtmäßige Weiſe geboren zu ſeyn, weil ſeine Eltern nur durch die katholiſche Kirche vereinigt ſind. Freilich, als er ihn nun überwältigt, als er das Mordmeſſer zog — o! das böſe, böſe Meſſer — wie oft habe ich — —“ Mathilde ſtockte und drückte mit beiden Händen das Taſchentuch vors Geſicht, indem ſie vor zurückgehaltenen Thränen erſticken zu wollen ſchien.

Herr Harsdorfer ſowohl, als Frau Emerentia ließen das Kind gewähren, indem ſie einen Ausbruch der bitterſten Reue und Zerknirſchung erwarteten. Herr Harsdorfer glaubte dieſem Ausbruch der Reue einen leichten Durchgang verſchaffen zu müſſen, vermöge ruhiger, bedächtiger Worte.

„Im,“ ſprach er, „im ſteten Andenken an Raphaels durchaus ärgerliches Beginnen auf der Hallerwieſe wird er, indem du ihn nicht wieder ſiehſt, dir immer gleichgültiger werden und zuletzt deine Liebe zu ihm erlöſchen.“

„O Gott!“ ſchrie Mathilde mehr als ſie ſprach, „was ſagt Ihr, Vater, was ſagt Ihr, ich ihn nicht mehr lieben, ihn, in dem meine Seele lebt, der mein Alles, mein ganzes Daſeyn iſt. Jeder Tropfen meines Herzbluts quillt in ſeiner Bruſt — er iſt der belebende Funke meines ganzen Weſens — ohne ihn alles todt und ſtarr — mit ihm alle Himmelsſeligkeit und Wonne. Und ſo lebe ich auch in meines Raphaels Bruſt. Ha! ſo geliebt zu ſeyn! — ſo geliebt zu ſeyn!“ —

„Als er mich auf der Hallerwieſe erblickte — da loderten hell die Liebesfunken, und von ſeinen Lippen ſtrömte in himmliſcher Begeiſterung ein Lied. — Ha, welch ein Lied! die älteſten Meiſter nickten ihm Beifall zu — allen ſchwoll die Bruſt beim Geſange meines Raphaels — und als er nun den Preis des Sängers zu erwerben rang — o Gott! das Lied ſtrömte wie Feuer durch meine Adern — den Jünglingen pochte das Herz — und die Jungfrauen — vergebens ſuchten ſie es zu bergen, wie ſie mich um meine Liebe neideten — während der Mund ſich zum ſpöttiſchen Lächeln verzog, ſtanden Thränen der Sehnſucht ihnen in den Augen — während ſie den Jüngling verdammten, fühlte jede ſelbſt den Himmel an meiner Stelle! Ihn laſſen, ihn nicht mehr lieben, meinen Raphael, nein nimmermehr — bis zum letzten Lebenshauch iſt er mein! bleibt er mein! — mein! — mein! — mein!“

„So gewahr' ich denn,“ ſprach der alte Harsdorfer, indem er ſich zornig von ſeinem Sitze erhob, „ſo gewahr' ich denn, daß der Geiſt des Böſen, der ſein Weſen treibt in des wilden Jünglings verderblichem Beginnen, ſchon Macht gewonnen über dich. Ha, entartetes Kind, hat jemals das Blut in verderblicher Wolluſt gegährt in den Adern deiner Mutter, die in den Jahren, wenn das Liebesfeuer am höchſten wallt, die Zucht und ſpröde Jungfräulichkeit ſelbſt war? Sind jemals Worte über ihre Lippen gekommen, wie ſie von den deinigen ſtrömen? Doch gehe hin, Verworfene, du haſt keinen Vater mehr, geh hin, flieh mit ihm, denn gewiß brütet ein ſolcher Anſchlag der Hölle ſchon längſt in dem Gehirn des Böſewichts, der dir nachſtellt; ende im Elend und tiefer Schmach.“

„Nein,“ rief Frau Emerentia, die in Thränen ganz gebadet war, „nein, Vater, das kann, das wird unſer frommes Kind nicht; nur Verblendung iſt es. Doch nein, ſie liebt wohl Raphael wirklich, aber kann ſie darum Vater und Mutter laſſen?“

„Nimmermehr, lieber ſterben,“ ſchluchzte Mathilde.

Herr Harsdorfer ſah in dieſem Augenblick ein, daß er gegen Mathilde zu hart geweſen, und der rührende Anblick der beiden ganz ſchmerzaufgelöſten Weiber gab dieſem Gedanken noch das gehörige Gewicht. Er hob Mathilden, die vor ihm niedergeſtürzt war, ſanft in die Höhe, ſtrich ihr die niedergefallenen Locken von der Lilienſtirn und ſprach ſanft, beinahe wehmüthig: faſſe dich, mein liebes Kind, vielleicht iſt es nur ein feindſeliger Augenblick, der dich dir ſelbſt verleugnen ließ.“

Mathilde plötzlich ganz gefaßt, keine Thränen in den trocknen

Augen, ſtarrte den Herrn Harsdorfer an mit ſeltſamem Blick und fragte mit dumpfem Ton: „Habt Ihr mir, Vater, vielleicht eine böſe Unthat verſchwiegen, die Raphael beging, ſo entdeckt ſie mir jetzt; denn bei Gott, Vater, nichts habt Ihr vorbringen können, was meinen Raphael als einen verbrecheriſchen Menſchen darſtellen ſollte, der meiner Liebe unwürdig.“ — Herr Harsdorfer ſchien etwas betreten. „Geh,“ ſprach er endlich, „geh, mein liebes Kind, ſchiebe dir das kleine Tabouret heran und nimm Platz zwiſchen deinen Eltern.“

Der geneigte Leſer, der Sinn hat für die edle Malerkunſt, dem ſich aus einer Erzählung mannigfache Gruppen bilden, findet hier Gelegenheit, ſich ein kleines, gar anmuthiges Kabinetsſtück vor Augen zu bringen. Denn anmuthig darf es genannt werden, wie die bildhübſche, ſchlankgewachſene Mathilde in der zierlichſten Morgenkleidung, Platz genommen zwiſchen den beiden Alten, auf ihre Rede horchend. Auch darf nicht die gute Staffage der Polſterſtühle, des Tabourets und des Tiſches mit dem appetitlichen Morgen-Imbiß vergeſſen werden. —

„Um dir,“ begann nun der alte Harsdorfer, „um dir, mein liebes gutes Kind, klar vor Augen zu ſtellen, wie mein Vorurtheil gegen Raphael auf eine Schlußfolge begründet iſt, deren Untrüglichkeit die Welterfahrung längſt bewährt hat, muß ich dir von Raphaels unglücklichem Vater, dem verworfenen Dietrich Irmshöfer, mehr erzählen.“

„So wie Dürers Vater, war Irmshöfers Vater ebenfalls ein Goldſchmied und beide Alten, wie man zu ſagen pflegt, gute Kumpane. Beide Knaben ſollten die Kunſt der Väter erlernen. Bald aber erwachte in beiden ein entſchiedener Hang zur Malerkunſt, und es zeigte ſich ſchon zu der Zeit Irmshöfers heftiger wilder Sinn, daß er nicht, wie Albrecht Dürer, in Nebenſtunden ſeiner Neigung mit Liebe und Fleiß nachhing, ſondern an einem guten Tage alles Handwerkszeug bei Seite warf, zu ſeinem alten Vater lief und erklärte, er wolle ſogleich in alle Welt gehen, wenn er ihn nicht augenblicklich zu einem Maler in die Lehre thäte. Beide Knaben ſollten ſich nun nach Colmar zum wackern Martin Schön begeben. Der war aber indeſſen geſtorben, und beide Knaben kamen zum alten Wohlgemuth.“

„Hier war es nun, wo in beiden ſich bald ein reicher Schacht der vorzüglichſten Gaben aufthat. Die Arbeiten der Jünglinge erregten das Erſtaunen des Meiſters. Die gänzliche Verſchiedenheit ihres ganzen Weſens trat aber auch ſchon jetzt entſchiedener vor, und mit nicht geringem Kummer gewahrte der alte fromme Wohlgemuth, daß zwar Albrecht den Geiſt der Kunſt mit jener frommen Liebe erfaßte, die in dem Innern der alten deutſchen Meiſter lebt; Dietrich dagegen, von einem ſeltſamen Geiſt getrieben, nichts in der Malerei wollte, als höchſte treueſte Nachahmung der ſinnlichen Erſcheinung; ſo gaben doch insgemein die gewählten Gegenſtände einen nicht geringen Anſtoß, da ſie der heidniſchen Fabelwelt entnommen, und den Makel weltlicher Luſt, die nichts Höheres will, als die Luſt, an ſich trugen.“

„Zu dem ſchalten die Meiſter noch die Unrichtigkeit der Zeichnung. Albrecht Dürers frommer Sinn beſchäftigte ſich mit Gegenſtänden der Religion, und ſein hoher, alles überwiegender Geiſt — ein Talent, das zu der Zeit kaum auf Erden zu finden — offenbarte ſich in einer Wahrheit des Ausdrucks, der Farbengebung, in einer Natürlichkeit der Stellungen, die alles hinreißen und ſeinen Bildern jene eigenthümliche Anziehungskraft geben mußte, die tief in die Seele des Beſchauers eindringt. Die Wahrheit des Ausdrucks erhob auch die Bildniſſe der Bürgermeiſter oder anderer Perſonen, welche er abkonterfeite, zu Meiſterſtücken der Kunſt, die die allgemeine Bewunderung erregten.“

„Wurde nun Albrecht Dürer hoch geprieſen und gelobt, ſo ging's dagegen ſeinem Kameraden Dietrich deſto ſchlechter, an deſſen Gemälden zuletzt nicht einmal das wirklich Lobenswürdige gelobt, ſondern das Ganze mit dem Ausdruck „Stümperarbeit,“ verworfen wurde.“

„Da entzündete ſich in der Bruſt des Jünglings zum wüthendſten Haß der Groll, der ſchon in des Knaben Buſen gelegen, und jeder Tag, jede Stunde entwickelte eine Menge der durchdachteſten Bosheiten, die gegen Dürer gerichtet waren, und oft nur zu ſicher, nur zu verderblich trafen.“

„Erlaß es mir, mein Kind, dir die Reihe ſolcher Bosheiten aufzuſtellen. Das Gemälde, wie Böſewichter es anfangen, einem großen tugendhaften Mann zu ſchaden, würde dein reines Gemuth nur verletzen, und es bedarf deſſen nicht.“

„Dürer bekämpfte den Haß ſeines Kameraden, ſo wie es in ſeiner ſchönen Seele lag, mit zuvorkommender Liebe und ſchien wirklich wieder etwas über das ſtarre Gemüth zu gewinnen. Doch alles änderte ſich, alle gute Ausſicht ging verloren, als ein italieniſcher Maler, Namens Solfaterra, mit einer anſehnlichen Sammlung italiſcher Gemälde nach Nürnberg kam.“

„Von dieſem Augenblick war Dietrich wie vom Wahnſinn ergriffen; er ſah und hörte nichts, als italiſche Kunſt; und üppige Bilder erfüllten ſeine Einbildungskraft. Doch noch Schlimmeres, als dies.“

„Solfaterra war ein verworfener, allen böſen Lüſten, allen Verbrechen ergebener Menſch, und mit ihm ergab ſich der unglückliche Dietrich dem Laſter mit aller Wuth, die in dem gährenden Blut kochte. Dabei theilte Solfaterra den Haß Dietrichs gegen Dürer ſchon darum, weil ein ſündhaftes Gemüth Aergerniß nimmt an dem frommen Sinne, der Werke ſchafft, die aus dem Gemüthe kommen und zum Gemüthe ſtrömen. Man ſagt, Solfaterra habe dem jungen Albrecht nach dem Leben getrachtet.“

„Doch nun, Mathilde, meine herzliebe Tochter Mathilde, horche wohl auf, was die Stimme des Schickſals zu deinen Eltern, zu dir ſo warnend ſpricht, daß es ſündlicher Frevel wäre, ihrer nicht zu achten.“

„Raphael iſt ſeines Vaters treues Ebenbild. Eben ſo wie dieſer war jener mit allen geiſtigen und körperlichen Vorzügen des vollendetſten Jünglings geſchmückt. Eben ſo wie jener übt er die verführeriſche Kraft des Satans ſelbſt über die Jungfrauen — eben ſo wie du, unglückliche Mathilde, kam die ſchöne tugendhafte Roſa, des edeln Patriziers Im-Hof einzige Tochter in flammende Liebe zu dem Verworfenen. Er verführte ſie, und verſchwand mit ihr in dem Augenblick, als der Rath Bübereien und Mordverdachts halber ihn ſammt dem ſaubern Solfaterra zur Haft bringen laſſen wollte, mit Schande und Schmach bedeckt.“

„Nach mehrerer Zeit ſtieß ein Nürnberger Kaufmann, der ſich gerade in Neapel befand, auf ein Bettelweib, die lang ausgeſtreckt auf den Marmorſtufen der Kirche des heiligen Januar lag, und der mühſam von einem bildſchönen, fünf- bis ſechsjährigen Knaben Kloſterſuppe eingeflößt wurde.“

„Das Bettelweib war ein Weib des tiefſten Jammers und Elends, und der Tod hatte bereits ihre Lippen gebleicht. Der Knabe ſprach zur Verwunderung des Kaufmanns deutſch, und in wenigen Worten hatte er die Geſchichte ihres Verderbens erfahren.“

„Der Vater, ein Maler, hatte Weib und Kind am fremden Orte hülflos verlaſſen. Bei der Frau kam alle Hilfe zu ſpät; ſie verſchied nach wenigen Augenblicken und wurde von den Kloſterknechten weggebracht. Den Knaben nahm der Kaufmann mit nach Nürnberg. Der Maler, welcher Weib und Kind verlaſſen, war aber Dietrich Irmshöfer — das Bettelweib, Roſa.“ —

„Mit einem krampfhaften Schrei fuhr Mathilde von ihrem Tabouret auf. In dem Augenblick ging indeſſen die Thüre auf, und Herr Doktor Mathias Salmaſius trat herein.

Das Geſpräch wandte ſich, und was nun verhandelt wurde, davon ſoll der geneigte Leſer bald ſo viel erfahren, als es der Geſchichte frommt.

Drittes Kapitel.

In dem Gaſthofe zum weißen Lamm ging es unterdeſſen ſehr lebhaft zu. War es, daß der einfallende Jahrmarkt zu Fürth die Leute niedrigerer Volksklaſſe zuſammengetrieben, ſo hatte dagegen das langerwartete Ehrenfeſt des großen Dürer die Leute höhern Standes herbei gezogen.

Das Wetter hatte ſich völlig aufgeklärt, und ein heiterer Himmel, dem die luſtigen Morgenwinde jedes Wölkchen wie eine Thräne weggetrocknet, lagerte ſich über die ſonnenhelle Gegend. Die Anmuth der Witterung verfehlte keineswegs ihre Wirkung auf die Gemüther der Menſchen, welche ſich mit Freiheit und Luſt bewegten. So kam es, daß die Gaſtſtube des ehrenwerthen Herrn Thomas ſchon am frühen Morgen von Gäſten erfüllt war, welche Wein tranken, wie ſie ihn eben erhielten, ſchlechten und guten, und dabei lärmten und jubilirten.

Herr Thomas hatte noch nie ſolchen zahlreichen Zuſpruch gehabt. Er rief, indem er ſich vor die Bruſt ſchlug: „O! du allmächtiger Albrecht Dürer, dir habe ich das zu verdanken; du biſt beſſer, als der heilige Sebaldus, der blos zerbrochene Bouteillen leimt.“ Dazu tanzte er — konnte es unbemerkt geſchehen — etwas auf einem Beine und krähte: „O Nürnberg, du edler Fleck!“ prügelte auch erklecklicher als ſonſt mit der Katzenpeitſche den neuen Kellner, der ſich niemals entſchließen konnte, ob er den rechten Fuß zuerſt vorſetzen ſollte oder den linken, ſo lange, bis er in den Parforce-Schritt gerieth, und dabei kläglich ſtürzend mehr Bouteillen zerbrach, als nöthig.

„Nein!“ rief in der Stube ein wohlgenährter Kärrner, ein friſches junges Blut, dem man die Lebensluſt anſah (er pflegte hübſche kurze Waaren feil zu halten), „nein, mit Freuden verlier' ich zwei, auch wohl drei Laubthaler, und fahre nicht nach Fürth und bleibe hier, um das Wunder zu ſehen, das der alte Dürer ſchon wieder geſchaffen, und wenn ich daheim komme, dem Weibe zu erzählen, wie mich das ſo recht an Herz und Seele erlabt, was aus des alten fleißigen Herrn Werkſtatt kommt. Nehme auch wohl ein Stücklein Kreide, und zeichne auf den großen ſchwarzen Tiſch des Meiſters Gebilde nach, ſo gut es meine rauhe Fauſt vermag, und da kann ſich das Weib alles ſo ziemlich verſinnlichen, und darüber hat ſie denn große Freude.“

„Ei,“ begann ein ſchwarzgebrannter Geſelle von Kärrner, „ei nehmt, Kamerad, bei dieſen dürren Zeiten den Verdienſt von zwei, drei Laubthalern immer mit, der Euch entgehen würde, wenn Ihr nicht noch heute nach Fürth kommt, und ſchert Euch den Teufel um Dürers Feſt. Macht's wie ich; ich gehe, ſobald ich dieſen Römer geleert, den der heilige Sebald mir geſegnen möge. Glaubt Ihr, thörichter Mann, daß der Kaiſerſaal mit ſeinen Wundern, zumal wenn Dürers Gemälde ausgeſtellt iſt, für Euch und Leute unſeres Standes überhaupt geöffnet ſeyn wird? Der Dürer iſt ein vornehmer Mann geworden, der blos für die hohen Fürſten und Potentaten malt, und unſer eins nicht mehr achtet. Bekämen wir nicht ſeine ſchönen Bilder in den Kirchen zu ſehen, ſo würden wir gar nichts mehr von ihm wiſſen.“

„Ei,“ ſprach ein Nürnberger Bürger hinzutretend, „ei, wie möget ihr doch ſo ſprechen, ihr lieben Leute, wie möget ihr von uns Nürnberger Bürgern ſolch ſchlechte Meinung hegen, daß wir abgeartet, nicht freier Volksſitte treu bleiben ſollen. So wie die hohen Herrſchaften den Kaiſerſaal verlaſſen, und die Gänge nur ein wenig Luft erhalten, werden Thüren und Thore für jedermann geöffnet, und der geringſte aus dem Volk kann ſich an den Wundern, die ſich ihm aufthun, erlaben."

„Und was unſern Dürer betrifft, ſo iſt er ein Mann des Volks, aus dem er geboren, Hort und Heil der edlen Stadt Nürnberg — Stütze der Armen — Zuflucht der Bedrängten — Troſt und thätige Hülfe jedem, der ihrer bedarf — und viel lieber in den Kreiſen des biedern bürgerlichen Standes, in dem Treuherzigkeit herrſcht und freier unbefangener Sinn, ſtatt falſcher Saalbaderei und Knechterei ohne Ende, wie wohl ſolches Gift oftmals bei den Vornehmen herumſchleicht. Vorzüglich hegt und pflegt er jedes aufkeimende Talent, er mag es finden, wo er will."

Bei dieſen Worten warf der Bürger dem Kärrner einen ſchlauen Blick zu, der Kreidezeichnung gedenkend. Dieſer ſchlug aber die Augen nieder, und liſpelte: „O Gott! ſollte etwas darin ſtecken."

„Silentium!" ſchrie eine drohende Stimme, die keinem andern gehörte, als dem tollen, halbbetrunkenen Drechslermeiſter Franz Weppering, über den Tiſch herüber: Silentium! und ſollte ich ganz allein gegen euch Meiſters meinen herrlichen Jungen, mein Herzblatt, meinen herzlieben Zuckermann, vertheidigen, ſo thue ich es hiemit, und fordere vorzüglich die Jugend auf, der das Herz am rechten Flecke ſitzt, zu entſcheiden, ob's Recht war oder nicht, daß Raphael den übermüthigen Melchior Holzſchuer niederwarf, als er ihn Baſtard ſchimpfte."

„Wer mir," ſprach ein junger rüſtiger Steinmetz mit funkelnden Augen, „wer mir an die Ehre kommt, kommt mir an das Leben, denn ohne Ehre kein Leben, und Leben gegen Leben."

„Recht, Recht, Friedrich hat Recht," ſo ſtürmten die Jünglinge tumultuariſch hinterher und ſchrien, indem ſie die Gläſer klingen ließen: „Hoch lebe Vater Dürers herrlicher Pflegeſohn Raphael, denn ſein iſt er ganz und gar."

„Verachtet die Stimme der Aeltern nicht," ſo ſprach ein alter Handwerksmann, deſſen Gewerbe die blau gefärbten Hände verkündigten, „es wäre in dieſem Falle gut, wenn ein weiſer, vernünftiger, berathener Mann den Fall zum Nutzen und Frommen der Jugend entſchiede."

Die Jünglinge lachten hell auf, ergriffen den Herrn Thomas, der eben mit zwei ſchweren Weinhumpen durchſchlüpfen wollte, alles Widerſpruchs unerachtet, bei den Beinen, und hoben ihn auf den Tiſch, mit dem Anſinnen, ſogleich, da ihm die Gaben dazu inwohnten, den Richterſpruch zu thun. Herr Thomas gab der ſtrengen Nothwendigkeit nach, und bemühte ſich, wenigſtens das mit Zierlichkeit und Anſtand zu thun, was ihm die Gewalt abzwang. Er beſah einige Augenblicke ſtillſchweigend den Schlüſſelbund, ließ dann einen Schlüſſel nach dem andern fallen, richtete ſich dann aus der gebückten Stellung in die Höhe, kratzte nach allen Seiten aus, vergeſſend, daß er auf dem Tiſche ſtand, und richtete eben dadurch eine Verwüſtung an, der in dem Augenblick ſchwer zu ſteuern. Endlich räuſperte er ſich, fuhr einigemal mit der Kellermütze über die Stirne, und begann feierlich:

„Meine theuren Gäſte! es iſt hier von einem Todtſchlage, oder vielmehr davon die Rede, ob's Recht iſt, jemand todt zu ſchlagen. Man findet darüber in den moſaiſchen Geſetzen, gedenkt man noch nicht der Chaldäer, Syrer, Indier, Meſopotamier, Egyptier, Perſer —"

„Halt, halt," ſchrie der Steinmetz, „plagt Euch der Teufel, Herr Wirth, wir wollen nicht wiſſen, ob die Potomier, Kalkdreher, Gypszieher, oder wie das Volk alles heißen mag, was Ihr da heraus gewirbelt habt, dem Raphael Recht gegeben haben würden, oder nicht. Ihr ſollt auf der Stelle Beſcheid geben."

„So laßt," ſprach der Wirth, „ſo laßt mich wenigſtens ſogleich von Moſes zu unſerm Kaiſer Karl dem Vierten und ſeiner Aurea bulla von 1347 vorwärts gehen; in dieſer heißt es, „betreffend Meuterei und Todtſchlag," ausdrücklich: ſo Jemand —" In dieſem Augenblicke ſchaute der Wirth um ſich, und gewahrte auf den Geſichtern der Jünglinge düſtere Wolken, die jeder nachtheiligen Entſcheidung ein nachfolgendes verderbliches Gewitter drohten.

Der ſchlaue Thomas faßte ſich daher kurz und ſprach: „in der That, ſehr werthe Meiſter, herrliche Gäſte, wackere Genoſſen ſchöner Tage, ich weiß nicht, wie es wörtlich in der Aurea bulla heißt, aber ihrem Sinn und Inhalt gemäß gebe ich meine Entſcheidung dahin, daß Raphael das Recht hatte, den Melchior auf den Tod anzugreifen, weil dieſer zuvor Gleiches gethan."

So ſehr die Jünglinge dem Herrn Thomas Beifall zujauchzten, ſo ſehr erhoben ſich dagegen auch die murrenden Stimmen der Alten, welche mit Recht von Meuchelmord, bewaffneter Fauſt und dergleichen ſprachen. Herr Thomas, um auch dieſen Sturm zu beſchwichtigen, rief ſehr laut: „und ſollte auch ein hitziger Streich geſchehen ſeyn, alle Geſetze, Verordnungen und Privilegien laſſen einen großen Entſchuldigungsgrund zu, nämlich die Liebe; und hat der feurige Jüngling Raphael an einem Orte, wo es freilich nicht hingehörte, hat er ſeine höchſte Kunſt, was Geſang und Spiel betrifft, den ganzen Schatz ſeines Talents euch eröffnet, ſo dankt ihm das, ſo dankt ihm die Erhebung eures Gemüths, die ihr in dieſer Stunde genoſſen habt.“ Dem Wirth wurde auf's Neue ſtürmiſcher Beifall zugejauchzt. Er nahm indeſſen die Gelegenheit wahr, mit einem geſchickten Katzenſprunge auf den breiten Rücken ſeines Oberkellners zu ſetzen, der mit ihm ſogleich abfuhr.

Ein neuer, ganz unerwarteter Auftritt feſſelte jetzt plötzlich die Aufmerkſamkeit der Gäſte. Die Thüre ſprang nämlich auf, und herein ſchritt ſehr feierlich ein kleines, kaum fünf Fuß hohes Männlein; einen großen, breiten Hut, mit einer viel zu hohen Feder auf dem Kopfe, das Genick zurückgebeugt, tief in den Nacken, kniff der Kleine die Augen dicht zu, wie ein Gänſerich, der in den Blitz zu ſchauen unternimmt. Der ſchwarze Amtsanzug wäre beinahe mehr als reputirlich zu nennen geweſen, hätten ſich in den ſchwarzen Strümpfen nicht zu viel weiße Zwirnsfäden vorgefunden.

Hinter der kleinen Perſon ſchritten zwei wohl bewaffnete Männer von der Stadtmiliz, und man bemerkte, daß die Thüren des Hauſes ſtark beſetzt wurden, und auch auf der Straße ſtarke Wachen patrouillirten. Die Bürger geriethen in Unruhe und Beſorgniß über das, was die gute Stadt bedrohen könne, und beſtürmten den Rathsſchreiber Elias Werkelmatz — dies war der kleine Mann, der die Wache führte, — mit Fragen. Werkelmatz ſchritt aber, ohne Jemanden eines Blicks, eines Wortes zu würdigen, mit ſeinen Soldaten wieder zur Thüre hinaus, woher er gekommen.

Der Vorfall mit der Beſetzung des Hauſes, ſowie das Herannahen der Mittagszeit, hatte die Menſchen verjagt, ſo daß nur noch eine kleine Geſellſchaft zurückgeblieben, unter der ſich — mit Ausnahme des Doktor Salmaſius — diejenigen Perſonen befanden, welche der geneigte Leſer aus dem erſten Kapitel bereits kennt.

„Stellt,“ ſprach Erxner, „ein hochweiſer Rath denn gerade in dem Augenblick verdächtigen Perſonen nach, als Dürers Feſt beginnen ſoll?"

„Iſt von Röthen, iſt von Röthen," ſprang der Wirth geſchäftig bei. Herr Thomas rieb ſich die Hände, drehte ſich hin und her und that überhaupt ſo wie ein Menſch, dem irgend etwas die Seele abdrücken will.

„Ha ha ha," lachte Weppering, „ſeht, wie unſer Herr Thomas uns gar zu gern mit ſeinem Kram bedienen möchte; aber wir geben es durchaus nicht zu, wenn er uns nicht eine Flaſche edlen Weins opfert."

„Vermaledeiter Sauſaus," murmelte Herr Thomas zwiſchen den Zähnen; dann aber lauter und gemüthlicher: „ſoll geſchehen, edler Drechsler, ſoll geſchehen." Bald ſtand der Wein auf dem Tiſche. Nun wiſchte ſich Herr Thomas mit der Kellerſchürze den Schweiß von der Stirn, blies die Backen auf, indem er den Andern zuwinkte, ein Gleiches zu thun, und ſoviel möglich die Köpfe zuſammen zu ſtecken.

„Der kleine ſtumme Rathsſchreiber," begann der Wirth, „iſt ein närriſcher Kumpan; warum ſagte er nicht offen, daß der dem Galgen entlaufene Irmshöfer ein paar Tage verkappt am Orte ſich aufgehalten, und daß der hochweiſe Rath ihn zu verhaften ſtrebt, ohne ihn jedoch finden zu können."

„Wie, der abſcheuliche Böſewicht wieder hier? Sollte," fuhr Erzner fort, „der Böſewicht die Frechheit haben, gerade am Feſt unſeres großen Dürer dem Galgen entgegen zu treten? Ich glaube es kaum."

„Ich weiß," nahm Bergſtainer das Wort, „überhaupt gar nicht, warum man mit dem verruchten Kerl, dem Irmshöfer, ſo viel Federleſens macht. Warum ſchmeißt man ihn nicht gleich in's Feuer, wie es im Jahr 1472 mit dem Hans Schitterſamen geſchah, der die Nürnberger durch ſeine argliſtigen Streiche auf abſcheuliche Art moleſtirte. Nun, jetzt wird er wohl dem Galgen nicht länger entgehen, ſie hängen ihn gewiß."

„Sobald ſie ihn haben," fiel der Wirth ihm in's Wort, indem ſeine Miene einen ſolchen hohen Grad von Schlauigkeit erreichte, daß des erfahrenſten Fuchſes Antlitz nur ein ſchwaches Abbild davon geweſen ſeyn würde. „Freunde," fuhr er dann feierlich fort, „dieſer

Irmshöfer iſt eine Art von Satan. Wißt ihr nicht, daß er auch Solfaterra heißt? — Wißt ihr nicht, daß ein Solfaterra Sakriſtan zu St. Sebald war, als Kaiſer Karl der Vierte ſeinen Sohn Wenzel, der wie ein Heidenkind fünf und ein halb Wochen, alles Chriſtenthums baar, brach gelegen, unter einem güldenen Thronhimmel taufen ließ? Daß —“

In dem Augenblick ertönten die Glocken von St. Sebald, ein Zeichen, daß ſich die hohen Herren und Fürſten nach dem Kaiſerſaal begaben. Alles brach auf, und Herr Thomas rief, ganz erboßt, ſich in ſeiner Weisheit unterbrochen zu ſehen: „da läuft es hin, das unverſtändige Volk, und will nicht erfahren, daß das kleine Kaiſerliche Balg den fürſtlichen Einfall hatte, das ſchöne ſilberne Taufbecken zu einem ganz andern Hausbedürfniß anzuwenden, als wozu es beſtimmt; und daß es darauf anging und verbrannte, wie ein ſchlechter Haderlump. Daß aber der Sakriſtan Solfaterra ein rothes Pulver —“ Des Wirths Stimme verhallte im Tumult der Abgehenden.

In demſelben Augenblicke lag der, deſſen Lob, deſſen Ruhm von allen Lippen ertönte, einſam hingeſtreckt auf ein kleines Ruhebett, in dem kleinen entlegenen Zimmer des Rathhauſes, wo er verſchiedene kleinere Kabinetſtücke von ſeiner Arbeit aufhängen laſſen, und überließ ſich ernſter, tiefer Betrachtung. Herr Mathias trat zu ihm, mit den Worten: „Albrecht! es iſt, als wenn Eure Seele mit einem ungeheuren Schmerz kämpfe, der Euch wie ein drachenartiges Ungeheuer umwunden, und deſſen Verſchlingungen Ihr Euch zu entwinden vergeblich mühtet.“

Albrecht richtete ſich ein wenig von dem Ruhebette empor, und nun gewahrte Mathias zuerſt die Leichenbläſſe ſeines Antlitzes, und wie ſich über ſeine ganzen Züge jener beſondere bedrohliche Charakter verbreitet hatte, den Hippokrates als ein untrügliches Zeichen einer Krankheit, die den ganzen Organismus gewaltſam ergreift, und vorzüglich in den Ganglien ihren Urſprung findet, angiebt. „Um Gott!“ rief Herr Mathias, indem er die Hände zuſammen ſchlug, „um Gott, mein würdiger Freund Dürer, was iſt dir widerfahren? Aber ſieh, wie unſer frommer Freundſchaftsbund unſere ganze Seele erfüllt; heute am frühen Morgen ließ mir der Gedanke keine Ruhe, daß du hieher gegangen und krank geworden wäreſt. Ich eilte hieher.“ —

„Ach!“ unterbrach ihn Dürer, „es iſt meine Sehnſucht, die dich hierher gezogen. Laß mich, o mein Freund, in deine treue Seele mein ganzes Ich ausſchütten, das ſchon das deinige iſt." Albrecht Dürer ſank vor Mattigkeit ſanft auf das Ruhebette zurück, und begann mit ſchwacher, krankhafter Stimme: „ich weiß nicht, was ſeit einigen Tagen mich für eine ſeltſame Traurigkeit und Befangenheit des Geiſtes oft bis zur Qual ängſtigt. Meine Arbeit geht mir nicht von Statten, und fremde, verworrene Bilder, die ſich eindrängen wie feindliche Geiſter, in die Werkſtatt meiner Gedanken, werde ich nicht los, unerachtet ich die ewige Macht des Himmels anflehe, mich zu befreien von dieſer Aergerniß des Böſen." —

„Er iſt hier," ſprach Mathias mit bedeutendem Ton. „Ich weiß es," erwiederte Dürer ſehr ſchwach. „Fürchtet nichts," fuhr Herr Mathias fort; „was vermag der Ohnmächtige gegen Euch, der Ihr überall im mächtigſten Schutz und Schirm ſteht."

Beide ſchwiegen einige Augenblicke, dann begann Albrecht: „als ich heute früh erwachte, fielen die erſten Strahlen der Morgenröthe in mein Zimmer. Ich wiſchte mir den Schlaf aus den Augen, öffnete die Fenſter und erlabte mein Gemüth im frommen Gebet zu der höchſten Macht des Himmels. Eifriger und eifriger betete ich, aber kein Troſt kam in das wunde Gemüth, und es war, als wende ſich die heilige Jungfrau von mir ab, mit ernſtem, wo nicht zürnendem Blick. Ich weckte mein Weib, und ſagte ihr, daß ich in der tiefen Bekümmerniß meines Herzens einen Gang nach dem Burgwall machen und dann hierher gehen wolle. Zu rechter Zeit ſolle man mir die Feſtkleider ſchicken, damit ich mich ankleide und hier erſcheine, ohne hergeführt werden zu dürfen. — Mathias! als der Rathsdiener die Pforten des Kaiſerſaals aufſchlug, als ich mein großes Gemälde erblickte, das den ganzen Hintergrund einnimmt, und das in den Morgenwolken eingehüllt ſchien, aus denen zweideutige Streiflichter es anſchielten, als ich noch einen Theil des Malergerüſtes, die Farbentöpfe, Malerſchurz und Mütze gewahrte, die noch von der letzten Arbeit zurück geblieben, da ich an Ort und Stelle retouchirte, da überfiel mich jene Traurigkeit noch empfindlicher und härter; ja eine Bangigkeit drohte mir die Bruſt zu erſticken; was ich gewollt, nämlich mein Bild der ſtrengſten Muſterung unterwerfen, mußte unterbleiben. Einmal — Mathias, erſchreckt nicht — mein eigenes Gebilde jagte mir in dieſem Augenblick das Entſetzen zerſchmetternder Majeſtät ein, und dann — ich hätte ja vor Schwindel und Mattigkeit das Gerüſt nicht beſteigen können. Mit geſchloſſenen Augen ſchwankte ich durch die langen Gänge in dies Zimmer, wo ich ermattet auf das Ruhebette ſank. In einem Halbſchlummer gedachte ich nun meines ganzen Lebens, und wie ich mich aus eignen Trieben zur heiligen Malerkunſt gewendet. Ich darf Euch, mein lieber Freund Mathias, die ſo bekannte Geſchichte meiner Kindheit wohl nicht wiederholen, aber ſoviel mag ich ſagen, daß nicht allein die Gebilde der Menſchen, deren Antlitz mich beſonders anſprach, ſondern daß auch Geſtalten beim Leſen der heiligen Hiſtorien in meinem Innern aufgingen, die zum Theil ſo ſchön und herrlich waren, daß ſie dieſer Erde nicht angehören konnten, welche ich mit ſolch unausſprechlicher Liebe umfaßte, daß ich ihnen meine ganze Seele zuwandte. Aber dieſe Liebe konnte ich nicht anders in's feurige Leben treten laſſen, als wenn ich ſie aus meiner innigſten Seele heraus auf der Tafel darſtellte.

„Hier habt Ihr, mein Freund Mathias, mit wenigen Worten die ganze Tendenz meiner Kunſt.“

Dieſes herrliche Fragment iſt der letzte Aufſatz, den Hoffmann, dem Tode nahe, auf dem Krankenbette in die Feder ſagte. Wenige Stunden vor ſeinem Scheiden von dieſer Erde wollte er noch, ſich wohl fühlend, dieſe Erzählung fortſetzen; ſeine Frau ſuchte es ihm aber auszureden; er wurde im Bette mit dem Geſichte nach der Wand hin gelegt, verfiel in Todesröcheln, und war bald nicht mehr. (Siehe die Biographie.)

Neueſte Schickſale

eines abentheuerlichen Mannes*).

Vorwort.

Nicht gar zu lange iſt es her, als in dem hieſigen Gaſthofe, das Hôtel de Brandenbourg geheißen, ein Fremder eingekehrt war, der, Rückſichts ſeines Aeußern, ſeines ganzen Betragens, mit Recht ein wenig ſeltſam zu nennen. — Sehr klein, und dabei beinahe magerer als mager, die Knie merklich einwärts gebogen, ging oder hüpfte er vielmehr mit einer ſeltenen, man möchte ſagen unangenehmen, Geſchwindigkeit durch die Straßen, und trug Kleider von auffallender Farbe wie Keiner; z. B. lilas, Zeiſiggrün ꝛc., die aber, ſeiner Magerkeit ungeachtet, ihm viel zu knapp zugeſchnitten, und dazu ſaß ihm ein kleines rundes Hütchen mit einer blinkenden Stahlſchnalle ganz ſchief nach dem linken Ohr zu auf der Perücke. Friſiren und pudern ließ ſich der Kleine nämlich jeden Tag auf das ſchönſte, und einen enormen Studentenzopf aus den Neunziger Jahren einbinden, von dem Genre, das aufſtrebende Genies bezeichnet (man ſehe: Lichtenberg über Studentenzöpfe u. ſ. w.). Der Kleine war ferner ein ganz außerordentlicher Schmecker; er ließ ſich die leckerſten Schüſſeln beweinen, und aß und trank mit dem vorgeſchriebenen Appetit. Hatte er ſich dann ſatt gegeſſen und getrunken, ſo ging ihm der Mund wie eine Windmühle, oder wie ein Feuerrad. In einem Athem ſchwatzte er von Naturwiſſenſchaften, ſeltnen Affen, Theater, Magnetismus, von erfundnen Hausmöbeln, Poeſie, Compoſitions-Maſchinen, Politik und tauſend andern Dingen, ſo daß man wohl bald merkte, wie er ein ſeltſam gebildeter Mann ſeyn, und in literariſch äſthetiſchen Thees hinlänglich geglänzt haben müſſe. — Ueberhaupt verſtand ſich der Fremde ungemein auf das, was man feine Converſation nennt, und hatte er ein Gläschen Muskat (ein Wein, den er allen übrigen vorzog) mehr getrunken als dienlich, ſo ließ er ein liebes herrliches Gemüth verſpüren, und auch erſtaunlich viel deutſchen Sinn, wiewohl er verſicherte, ſich bedungen etwas ankleben zu müſſen, wegen China, wo er voriges Jahr ein Paar Stiefeln ſtehen laſſen, das er mit Begierde wieder zu erlangen hoffe. Wollte er auch ſonſt nicht recht mit der Sprache heraus, weß Glaubens, Namens und Standes er eigentlich ſey, ſo entſchlüpfte ihm doch in ſolch gemüthlicher Laune manch' bedeutſames Wort, das freilich nur wieder unauflöslichen Räthſeln entſproſſen ſchien. Er gab nämlich zu verſtehen, daß er ſonſt als bedeutender Künſtler ſich ziemlich gewähnt, dann aber auf geheimnißvolle Weiſe zu einem ſehr hohen Stande gelangt, der jedoch weit mehr gewähre, als das liebe tägliche Brot. — Dabei ſetzte er mit beiden Armen auseinander, welche Pantomime, die beinahe unzählige, als wollte er jemandem das Maaß nehmen, er überhaupt ſehr liebte und öfters wiederholte, und zeigte dann mit geheimnißvollem Lächeln in die Maßenſtraße hinein, meinend, wenn man da ſo hinausginge, und ſo immer fort und fort, ſo würde man doch wohl endlich in den kleinen, von beiden Seiten mit Pomeranzenbäumen eingefaßten Hohlweg kommen, der gleich hinter Cochinchina, links ab weiter auf die große Wieſe führe, über die hinweg man in ein großes, ganz porcellanes Reich gelange. Und er wiſſe wohl, wer dort zu ſeiner Zeit als ein berühmter Kaiſer geherrſcht und prächtige Goldſtücke habe ſchlagen laſſen. Dabei klapperte der Fremde mit Goldſtücken in der Taſche, und ſah ſo ganz beſonders pfiffig aus, daß man auf den Gedanken gerathen mußte, jener Kaiſer hinter der großen Wieſe ſey am Ende niemand anders geweſen als er, der kleine Fremde ſelbſt.

---

*) Dieſe Erzählung, ſo wie „des Vetters Eckfenſter“ und „die Geneſung“, ſind hier aufgenommen aus E. T. A. Hoffmann's Leben und Nachlaß. Von J. E. Hitzig. 2 Thle. Berlin 1823. (2. Aufl. 1831. — 3. Aufl. 2 Bde. Stuttg. 1839.) Thl. II. S. 193 ff.

Wahr iſt es, ſein Geſicht, das ſonſt gewöhnlich zuſammengeſchrumpft, wie ein naß gewordener Handſchuh, konnte ſich manchmal ausglätten zu hellem Sonnenſchein, und er hatte dann den gewiſſen gnädigen Blick, mit dem hohe Herrſchaften öfters ein ganzes Rudel armer Leute ſatt füttern lange Zeit hindurch, und mit den Goldſtücken, die er in Hülle und Fülle beſaß, hatte es auch eine ganz eigne Bewandtniß. Das Gepräge war nämlich von der Art, daß die Stücke durchaus in keine Rubrik alles nur erdenklichen fremden Geldes zu bringen. Auf der einen Seite ſtand eine Inſchrift, die beinahe chineſiſch ſchien. Auf der Kehrſeite befand ſich aber in dem, mit einer turbanähnlichen Krone bedeckten, Wappenſchilde ein kleiner, niedlicher geflügelter Eſel. — Der Wirth des Hauſes wollte daher auch dieſe, gänzlich unbekannte, Münze nicht eher in Zahlung nehmen, bis auf Befragen der General-Münz-Wardein Loos ihm verſichert, wie das Gold beſagter Stücke ſo überaus fein ſey, daß es ordentlicher Uebermuth geweſen, daraus Geld zu prägen.

Wollte man aber nun auch wirklich ahnen, daß der wunderliche Kleine ein inkognito reiſender aſiatiſcher Potentat, ſo ſtand damit wieder manches in ſeinem Betragen in dem grellſten Widerſpruch. Mit hoher kreiſchender Stimme pflegte er nämlich öfters Lieder zu ſingen, die eben nicht in der vornehmen Welt vorzukommen pflegen, wie z. B. Am Sonnabend, am Sonnabend, da iſt die Woch' zu Ende, oder: In Berlin, in Berlin, wo die ſchönen Linden blüh'n, oder: Der Schneider muß nach Pankow ſchnell hinaus ꝛc. ꝛc.

Dann hatte er auch einen unwiderſtehlichen Drang, gewiſſe Tanzböden zu beſuchen, wo ſich das Handwerk zu vergnügen pflegt mit ſattſam geputzten Mägden. Gewöhnlich wurde er mit Schimpf und Schande hinausgeworfen, weil er im Dreher nicht in den Takt kommen konnte, und der gewandteſten Köchin den eiergelben Schnürſtiefel aus der Façon trat. Was aber eigentlich jeder guten Meinung von ihm den Hals brach, war, daß er auf dem Gensd'armes Markt, gerade an einem Marktmorgen, plötzlich wie vom böſen Teufel erfaßt, in eine Heringstonne griff und den ergriffenen Salzmann, auf einem Beine tanzend, verzehrte. Half's, daß er das tobende Weib mit einem geflügelten Eſel großartig belohnte? — Jeder ſchalt ihn einen ſittenloſen Menſchen, der Gott nicht vor Augen. Hin war die gute Meinung, und die rettet kein Eſel. —

Wenige Tage darauf hatte auch der wunderliche Fremdling

Berlin verlaſſen. Zu nicht geringem Erſtaunen der Wirthsleute und aller derer, die gerade aus den Fenſtern guckten, war er in einer ganz und gar ſilbernen Kutſche davon gefahren im brauſenden Trott.

Vor wenigen Tagen war an der Wirthstafel im Hôtel de Brandenbourg die Rede von dieſem ſeltſamen Manne, und Herr Krauſe erwähnte, daß man auf dem Sekretair in der Stube, die er bewohnt, ein Röllchen beſchriebenes Papier gefunden, das er aufbewahre. Auf Verlangen erhielt ich dieſes Röllchen. Wer ſchildert aber mein Erſtaunen, meine Freude, mein Entzücken, als ich, auf den erſten Blick in's Manuſkript, wahrnahm, daß der Fremde niemand anders geweſen, als der berühmte, zum Kaiſer von Aromata avancirte, Schneidergeſelle Abraham Tonelli, deſſen merkwürdige Lebensgeſchichte vor mehreren Jahren, in dem achten Bande der Straußfedern, der Leſewelt mitgetheilt wurde. — Merkwürdig genug ſcheint es, daß gegenwärtige Memoires gerade da, wo jene Lebensgeſchichte ſchließt, anfangen, und ſich daher derſelben ziemlich genau anreihen. Es iſt möglich, daß Tonelli in Berlin den Redacteur ſeiner früheren Lebensgeſchichte (Ludwig Tieck) ſuchte, und nicht fand. Hat mir aber nun einmal das Schickſal Tonelli's ferneres Manuſkript in die Hände geſpielt, ſo finde ich darin einen Beruf, mich ſogleich der Redaktion deſſelben zu unterziehen, und weder Herr Abraham Tonelli, noch Herr Ludwig Tieck können dies ungütig aufnehmen *).

---

*) Den geneigten Leſern, die etwa den achten Band der zuerſt von Muſäus herausgegebenen Straußfedern, eines Buchs, das ſich ſehr ſelten gemacht hat, nicht gleich zur Hand haben ſollten, dient folgendes zur kürzlichen Nachricht. A. Tonelli, von armen Schneidereltern geboren, ſelbſt zu dieſer Profeſſion erzogen, aber Hohes im Sinne tragend, begiebt ſich auf die Wanderſchaft, verirrt ſich, entrinnt mit Mühe Räubern, die er aus dem Walde heraus vexirt, und kommt, nachdem er viel Elend erlitten, endlich zu einem polniſchen Baron. Dieſer lehrt ihn die Kunſt, ſich, mittelſt einer Wurzel, in alle nur möglichen Thiere zu verwandeln, welches ihm viel Vergnügen macht. Er läuft indeſſen davon, als der Baron ihn, der ſich gerade in einen kleinen Hund verwandelt hat, als Elephant derb abgeprügelt, und kommt, von einem ungeheuren Vogel als Maus über's Meer getragen, zum König von Perſien, dann aber zum türkiſchen Kaiſer, der, vor Freude über den ſeltnen Künſtler, ſich kreuzigt und ſegnet, und ihn leben läßt in Pracht und Freude. Argliſtige Diener rauben ihm indeſſen die Zauberwurzel, und er wird, da er ſich nun nicht mehr verwandeln kann, von dem Kaiſer mit Schimpf und Schande fortgejagt. Er bettelt ſich durch bis nach Sibirien, wo ihn in der Schlafkammer eines Wirths-

Hier iſt alſo die

Fortſetzung von Abraham Tonelli's merkwürdiger Lebensgeſchichte.

Vierte Abtheilung.

1.

Lügen iſt ein großes Laſter, hauptſächlich deshalb, weil es der Wahrheit entgegen, die eine große Tugend. Hab' auch nimmer ge-

---

daniels eine verwünſchte Katze beſucht, und ihn um ihre Befreiung bittet, wogegen ſie ihm zu einem Schatz verhelfen will. Endlich, nach langem Widerſpruch, giebt er den Bitten und Thränen der Katze nach, läßt ſich von ihr die Hand reichen, und faßt Zutrauen, als ſie ihn nicht kratzt. Er erhält den Schatz, und einen Stein, deſſen Eigenſchaft, den Teufel ihm unterwürfig zu machen, er erſt dann entdeckt, als alles Gold verſchwunden, und er auf's Neue in Noth und Elend gerathen iſt. Er zwingt nun den Teufel, ihm ſo viel Schätze zuzutragen, als er nur mag, gewinnt die Gunſt des Königs von Moneroſis durch einen Schmaus, den er ihm in dem Gaſthofe giebt, baut ein Schloß, Tunellenburg genannt, und heirathet die Tochter eines Kaufmanns. Dieſe ſtirbt, das Schloß brennt ab, der Stein iſt verloren, und Tonelli wird, als Hexenmeiſter, aus dem Lande gejagt. Er muß auf's Neue ſich durchbetteln, trifft auf zwei Leineweber, kehrt mit ihnen in ein Wirthshaus ein, wo der Wirth ihnen ein Zimmer einräumt, das von Poltergeiſtern heimgeſucht werden ſoll. Als ſie ſpielen und zechen, kommt aus Fußboden und Decke eine ganze Geſellſchaft Geiſter, die ſich an eine Tafel ſetzen und auf das köſtlichſte ſchmauſen. Die beiden Leineweber, die zum Mittrinken gezwungen werden, fallen todt um. Als Tonelli trinken ſoll, ruft er in der Verzweiflung: Pereat dem Teufel, vivat Gott dem Herrn! Sogleich verſchwindet die ganze Geſellſchaft, und es erſcheint ein Geiſt in der Geſtalt eines ſchönen großen Vogels, dem Tonelli ſein Compliment macht und ihn um Verzeihung bittet wegen des unhöflichen Gebets, das ihm in der Angſt entfahren. Der Vogel erwiedert, das habe nichts zu ſagen, und rathet ihm, von den Koſtbarkeiten auf dem Tiſch einen Pokal und eine Perle zu nehmen, die alles in Gold zu verwandeln vermag. Tonelli thut es, und darauf bringt ihn ein geflügelter Eſel nach dem Lande Aromata. Er gewinnt durch ſeine Goldmacherei die Gunſt des Kaiſers, der ihm, nachdem er als ein tapferer Feldherr die Feinde des Landes beſiegt, gegen Auslieferung der Perle, ſeine Tochter zur Gemahlin giebt, und dem er in der Regierung folgt. Am Schluſſe heißt es: „Bin jetzt „alt und grau und immer noch glücklich, ſchreibe aus Zeitvertreib und weil „ich nicht weiß, was ich thun ſoll, dieſe meine wahrhafte Geſchichte, um der logen, als wenn's mein Vortheil. Poſſedir' überhaupt ein paſſabel ſtarkes Gewiſſen, das mich zuweilen derb in den Rücken ſtößt. Treibt auch jetzt mich an, zu geſtehen, daß gelogen, als der Welt ſchrieb, wie ich alt und grau, und doch immer glücklich, und wie die idealiſchen Träume meiner Jugend in Erfüllung gegangen. War, als das ſchrieb, noch ein junger hübſcher Mann mit rothen Backen, hatte mich aber ſtark pudern laſſen. Aß gerade einen böhmiſchen Faſan mit Apfelmuß und trank Muſkatwein dazu. Hielt das für die idealiſchen Träume meiner Jugend. Wollte mich damit brüſten, daß alles durchgeſetzt, was mir vorgenommen, und nun glücklich bis an mein Lebensende. Hatte mein ganzes bischen alte Geſchichte verſchwitzt. Dachte nicht an Cröſus, war überhaupt ein eingebildeter Narr, und, wie geſagt, alles erlogen, bis auf den guten Appetit, den ich noch heute verſpüre. Erlitt auch bald nachher, als ich alſo gelogen, großes Unglück, Noth und Pein, worüber ich meine ganze Herrlichkeit im Stich laſſen und vergeſſen mußte. O wie muß ſich doch der irdiſche Menſch hienieden beugen den vernichtenden Launen eines ſtets wankenden Schickſals! — O täuſchender Glanz des Glücks, wie verbleichſt du ſo ſchnell, ſo plötzlich vor dem Gifthauch des Mißgeſchicks! — Iſt einmal ſo und nicht anders in der Welt! —

2.

Hatte, als Kaiſer von Aromata, eine überaus ſchöne vortreffliche Kaiſerin. War auch ein Engel dabei, und konnte ſingen und ſpielen, daß einem das Herz im Leibe lachte. Tanzte auch hübſch. Dachte, als die Flitterwochen vorüber, daran, daß es wohl nun zu meinem Part gehöre, die koſtbare Perl' aufzubewahren, bat ſie mir daher aus von der Gemahlin. Schlug's mir aber ſchnippiſch ab. Thät' den Aerger verbeißen und meinte, die Gemahlin ſolle, aus großer Liebe zu mir, meinem Willen nicht entgegen ſeyn. Die Gemahlin ſchlug

---

„Welt zu zeigen, daß man gewiß und wahrhaftig durchſetzt, was man ſich „ernſthaft vorgeſetzt hat. Habe Gottlob! noch guten Appetit, und hoffe, ihn „bis an mein ſeliges Ende zu behalten. Die idealiſchen Träume meiner „Kinderjahre ſind an mir in Erfüllung gegangen: das erleben nur wenige „Menſchen!" —

es mir aber nochmals rund ab, wurde zornig, und blickte mich an mit funkelnden Augen. Hatte noch niemals ſolche Augen bei einer Weibsperſon geſehen, und mußte an die ſchwarze Katze denken. Ließ drei Tage das Maul hängen, und vergoß eines Mittags, als die Kaiſerin gerade ein gebratenes Spanferkel anſchnitt, das zu ſehr gepfeffert, bittre Thränen des Unmuths. Das rührte die Gemahlin, und ſie ſagte, ich ſolle mir den Verluſt der Perl' nicht ſo zu Herzen nehmen, hätte doch das unſchätzbarſte Kleinod auf Erden dafür eingetauſcht und wolle ſie manchmal die Perl' mir zum Spielen geben. — War doch ein ſchönes ehrliches Gemüth, die Kaiſerin! — (Mehr iſt nicht vorhanden.)

Des Vetters Eckfenſter.

Meinen armen Vetter trifft gleiches Schickſal mit dem bekannten Scarron. So wie dieſer, hat mein Vetter durch eine hartnäckige Krankheit den Gebrauch ſeiner Füße gänzlich verloren, und es thut Noth, daß er ſich, mit Hülfe ſtandhafter Krücken, und des nervigten Arms eines grämlichen Invaliden, der nach Belieben den Krankenwärter macht, aus dem Bette in den mit Kiſſen bepackten Lehnſtuhl, und aus dem Lehnſtuhl in das Bette ſchrotet. Aber noch eine Aehnlichkeit trägt mein Vetter mit jenem Franzoſen, den eine beſondere, aus dem gewöhnlichen Gleiſe des franzöſiſchen Witzes ausweichende, Art des Humors, trotz der Sparſamkeit ſeiner Erzeugniſſe, in der franzöſiſchen Literatur feſtſtellte. So wie Scarron, ſchriftſtellert mein Vetter; ſo wie Scarron, iſt er mit beſonderer lebendiger Laune begabt, und treibt wunderlichen humoriſtiſchen Scherz auf ſeine eigene Weiſe. Doch zum Ruhme des deutſchen Schriftſtellers ſey es bemerkt, daß er niemals für nöthig achtete, ſeine kleinen pikanten Schüſſeln mit Aſa fötida zu würzen, um die Gaumen ſeiner deutſchen Leſer, die dergleichen nicht wohl vertragen, zu kitzeln. Es genügt ihm das edle Gewürz, welches, indem es reizt, auch ſtärkt. Die Leute leſen gerne, was er ſchreibt; es ſoll gut ſeyn und ergötzlich; ich verſtehe mich nicht darauf. Mich erlabte ſonſt des Vetters Unterhaltung, und es ſchien mir gemüthlicher, ihn zu hören, als ihn zu leſen. Doch eben dieſer unbeſiegbare Hang zur Schriftſtellerei hat ſchwarzes Unheil über meinen armen Vetter gebracht; die ſchwerſte Krankheit vermochte nicht den raſchen Rädergang der Phantaſie zu hemmen, der in ſeinem Innern fortarbeitete, ſtets Neues und Neues erzeugend. So kam es, daß er mir allerlei anmuthige Geſchichten erzählte, die er, des mannigfachen Weh's, das er duldete, unerachtet, erſonnen. Aber den Weg, den der Gedanke verfolgen mußte, um auf dem Papiere geſtaltet zu erſcheinen, hatte der böſe Dämon der Krankheit verſperrt. So wie mein Vetter etwas aufſchreiben wollte, verſagten ihm nicht allein die Finger den Dienſt, ſondern der Gedanke ſelbſt war verſtoben und verflogen. Darüber verfiel mein Vetter in die ſchwärzeſte Melancholie. „Vetter!“ ſprach er eines Tages zu mir, mit einem Ton, der mich erſchreckte, „Vetter mit mir iſt es aus! Ich komme mir vor, wie jener alte, vom Wahnſinn zerrüttete Maler, der Tage lang vor einer in den Rahmen geſpannten grundirten Leinewand ſaß, und allen, die zu ihm kamen, die mannigfachen Schönheiten des reichen, herrlichen Gemäldes anpries, das er ſo eben vollendet; — ich geb's auf, das wirkende, ſchaffende Leben, welches, zur äußern Form geſtaltet, aus mir ſelbſt hinaus tritt, ſich mit der Welt befreundend! — Mein Geiſt zieht ſich in ſeine Klauſe zurück!“ Seit der Zeit ließ ſich mein Vetter, weder vor mir, noch vor irgend einem andern Menſchen ſehen. Der alte grämliche Invalide wies uns murrend und keifend von der Thüre weg, wie ein beißiger Haushund. —

Es iſt nöthig zu ſagen, daß mein Vetter ziemlich hoch in kleinen niedrigen Zimmern wohnt. Das iſt nun Schriftſteller- und Dichter-Sitte. Was thut die niedrige Stubendecke? die Phantaſie fliegt empor, und baut ſich ein hohes, luſtiges Gewölbe bis in den blauen glänzenden Himmel hinein. So iſt des Dichters enges Gemach, wie jener zwiſchen vier Mauern eingeſchloſſene zehn Fuß in's Gevierte große Garten, zwar nicht breit und lang, hat aber ſtets eine ſchöne Höhe. Dabei liegt aber meines Vetters Logis in dem ſchönſten Theile der Hauptſtadt, nämlich auf dem großen Markte, der von Prachtgebäuden umſchloſſen iſt, und in deſſen Mitte das koloſſal und genial gedachte Theatergebäude prangt. Es iſt ein Eckhaus, was mein Vetter bewohnt, und aus dem Fenſter eines kleinen Kabinets überſieht er mit einem Blick das ganze Panorama des grandioſen Platzes *).

Es war gerade Markttag, als ich, mich durch das Volksgewühl durchdrängend, die Straße hinab kam, wo man ſchon aus weiter

---

*) Treue Schilderung von Hoffmann's Wohnzimmer.

Ferne meines Vetters Eckfenſter erblickt. Nicht wenig erſtaunte ich, als mir aus dieſem Fenſter das wohlbekannte rothe Mützchen entgegen leuchtete, welches mein Vetter in guten Tagen zu tragen pflegte. Noch mehr! Als ich näher kam, gewahrte ich, daß mein Vetter ſeinen ſtattlichen Warſchauer Schlafrock angelegt, und aus der türkiſchen Sonntagspfeife Taback rauchte. — Ich winkte ihm zu, ich wehte mit dem Schnupftuch hinauf; es gelang mir, ſeine Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen, er nickte freundlich. Was für Hoffnungen! — Mit Blitzesſchnelle eilte ich die Treppe hinauf. Der Invalide öffnete die Thüre; ſein Geſicht, das ſonſt runzlicht und faltig, einem naßgewordenen Handſchuh glich, hatte wirklich einiger Sonnenſchein zur paſſabeln Fratze ausgeglättet. Er meinte, der Herr ſäße im Lehnſtuhl, und ſey zu ſprechen. Das Zimmer war rein gemacht, und an dem Bettſchirm ein Bogen Papier befeſtigt, auf dem mit großen Buchſtaben die Worte ſtanden:

Et si male nunc, non olim sic erit.

Alles deutete auf wiedergekehrte Hoffnung, auf neuerweckte Lebenskraft. — „Ei," rief mir der Vetter entgegen, als ich in das Kabinet trat, „ei kommſt du endlich, Vetter; weißt du wohl, daß ich rechte Sehnſucht nach dir empfunden? Denn, unerachtet du den Henker was nach meinen unſterblichen Werken frägſt, ſo habe ich dich doch lieb, weil du ein munterer Geiſt biſt, und amüſable, wenn auch gerade nicht amüſant."

Ich fühlte, daß mir bei dem Compliment meines aufrichtigen Vetters das Blut in's Geſicht ſtieg.

„Du glaubſt," fuhr der Vetter fort, ohne auf meine Bewegung zu achten, „du glaubſt mich gewiß in voller Beſſerung, oder gar von meinem Uebel hergeſtellt. Dem iſt bei Leibe nicht ſo. Meine Beine ſind durchaus ungetreue Vaſallen, die dem Haupt des Herrſchers abtrünnig geworden, und mit meinem übrigen werthen Leichnam nichts mehr zu ſchaffen haben wollen. Das heißt, ich kann mich nicht aus der Stelle rühren, und karre mich in dieſem Räderſtuhl hin und her auf anmuthige Weiſe, wozu mein alter Invalide die melodiöſeſten Märſche aus ſeinen Kriegsjahren pfeift. Aber dies Fenſter iſt mein Troſt; hier iſt mir das bunte Leben auf's Neue aufgegangen, und ich fühle mich befreundet mit ſeinem niemals raſtenden Treiben. Komm, Vetter, ſchau hinaus!"

Ich ſetzte mich, dem Vetter gegenüber, auf ein kleines Tabouret, das gerade noch im Fenſterraum Platz hatte. Der Anblick war in der That ſeltſam und überraſchend. Der ganze Markt ſchien eine einzige, dicht zuſammengedrängte Volksmaſſe, ſo daß man glauben mußte, ein dazwiſchen geworfener Apfel könne niemals zur Erde gelangen. Die verſchiedenſten Farben glänzten im Sonnenſchein, und zwar in ganz kleinen Flecken; auf mich machte dies den Eindruck eines großen, vom Winde bewegten, hin und her wogenden Tulpenbeets, und ich mußte mir geſtehen, daß der Anblick zwar recht artig, aber auf die Länge ermüdend ſey, ja wohl gar aufgereizten Perſonen einen kleinen Schwindel verurſachen könne, der dem nicht unangenehmen Deliriren des nahen Traums gliche; darin ſuchte ich das Vergnügen, das das Eckfenſter dem Vetter gewähre, und äußerte ihm dieſes ganz unverhohlen.

Der Vetter ſchlug aber die Hände über den Kopf zuſammen, und es entſpann ſich zwiſchen uns folgendes Geſpräch.

Der Vetter. Vetter, Vetter! nun ſehe ich wohl, daß auch nicht das kleinſte Fünkchen von Schriftſtellertalent in dir glüht. Das erſte Erforderniß fehlt dir dazu, um jemals in die Fußſtapfen deines würdigen lahmen Vetters zu treten; nämlich ein Auge, welches wirklich ſchaut. Jener Markt bietet dir nichts dar, als den Anblick eines ſcheckigten, ſinnverwirrenden Gewühls des in bedeutungsloſer Thätigkeit bewegten Volks? Hoho, mein Freund! mir entwickelt ſich daraus die mannigfachſte Scenerie des bürgerlichen Lebens, und mein Geiſt, ein wackerer Callot, oder moderner Chodowiecki, entwirft eine Skizze nach der andern, deren Umriſſe oft keck genug ſind. Auf, Vetter! ich will ſehen, ob ich dir nicht wenigſtens die Primitien der Kunſt zu ſchauen beibringen kann. Sieh einmal gerade vor dich hinab in die Straße; hier haſt du mein Glas, bemerkſt du wohl die etwas fremdartig gekleidete Perſon mit dem großen Marktkorbe am Arm, die, mit einem Bürſtenbinder in tiefem Geſpräch begriffen, ganz geſchwinde andere Domeſtica abzumachen ſcheint, als die des Leibes Nahrung betreffen?

Ich. Ich habe ſie gefaßt. Sie hat ein grell citronenfarbiges Tuch, nach franzöſiſcher Art, turbanähnlich um den Kopf gewunden, und ihr Geſicht, ſo wie ihr ganzes Weſen, zeigt deutlich die Franzöſin. Wahrſcheinlich eine Reſtantin aus dem letzten Kriege, die ihr Schäfchen hier in's Trockne gebracht.

Der Vetter. Nicht übel gerathen. Ich wette, der Mann verdankt irgend einem Zweige franzöſiſcher Induſtrie ein hübſches Auskommen, ſo daß ſeine Frau ihren Marktkorb mit ganz guten Dingen reichlich füllen kann. Jetzt ſtürzt ſie ſich in's Gewühl. Verſuche, Vetter, ob du ihren Lauf in den verſchiedenſten Krümmungen verfolgen kannſt, ohne ſie aus dem Auge zu verlieren; das gelbe Tuch leuchtet dir vor.

Ich. Ei, wie der brennende gelbe Punkt die Maſſe durchſchneidet. Jetzt iſt ſie ſchon der Kirche nah — jetzt feilſcht ſie um etwas bei den Buden — jetzt iſt ſie fort — o weh! ich habe ſie verloren — nein, dort am Ende duckt ſie wieder auf — dort bei dem Geflügel — ſie ergreift eine gerupfte Gans — ſie betaſtet ſie mit kenneriſchen Fingern.

Der Vetter. Gut Vetter, das Fixiren des Blicks erzeugt das deutliche Schauen. Doch, ſtatt dich auf langweilige Weiſe in einer Kunſt unterrichten zu wollen, die kaum zu erlernen, laß mich lieber dich auf allerlei Ergötzliches aufmerkſam machen, welches ſich vor unſern Augen aufthut. Bemerkſt du wohl jenes Frauenzimmer, die ſich an der Ecke dort, unerachtet das Gedränge gar nicht zu groß, mit beiden ſpitzen Ellenbogen Platz macht?

Ich. Was für eine tolle Figur, — ein ſeidner Hut, der in capriziöſer Formloſigkeit ſtets jeder Mode Trotz geboten, mit bunten, in den Lüften wehenden Federn, — ein kurzer ſeidner Ueberwurf, deſſen Farbe in das urſprüngliche Nichts zurückgekehrt, — darüber ein ziemlich honetter Shawl, — der Florbeſatz des gelb kattunenen Kleides reicht bis an die Knöchel, — blaugraue Strümpfe, — Schnürſtiefeln, — hinter ihr eine ſtattliche Magd mit zwei Marktkörben, einem Fiſchnetz, einem Mehlſatz. — Gott ſey bei uns! was die ſeidene Perſon für wüthende Blicke um ſich wirft, mit welcher Wuth ſie eindringt in die dickſten Haufen, — wie ſie alles angreift, Gemüſe, Obſt, Fleiſch u. ſ. w.; wie ſie alles beäugelt, betaſtet, um alles feilſcht und nichts erhandelt. —

Der Vetter. Ich nenne dieſe Perſon, die keinen Markttag fehlt, die rabiate Hausfrau. Es kommt mir vor, als müſſe ſie die Tochter eines reichen Bürgers, vielleicht eines wohlhabenden Seifenſieders ſeyn, deren Hand, nebſt annexis, ein kleiner Geheim-Secretair nicht ohne Anſtrengung erworben. Mit Schönheit und Grazie hat ſie der Himmel nicht ausgeſtattet, dagegen galt ſie bei allen Nachbaren für das häuslichſte, wirthſchaftlichſte Mädchen, und in der That ſie iſt auch ſo wirthſchaftlich, und wirthſchaftet jeden Tag, vom Morgen bis in den Abend, auf ſolche entſetzliche Weiſe, daß dem armen Geheim-Secretair darüber Hören und Sehen vergeht, und er ſich dorthin wünſcht, wo der Pfeffer wächſt. Stets ſind alle Pauken- und Trompetenregiſter der Einkäufe, der Beſtellungen, des Kleinhandels und der mannigfachen Bedürfniſſe des Hausweſens gezogen, und ſo gleicht des Geheim-Secretairs Wirthſchaft einem Gehäuſe, in dem ein aufgezogenes Uhrwerk ewig eine tolle Sinfonie, die der Teufel ſelbſt komponirt hat, fortſpielt; ungefähr jeden vierten Markttag wird ſie von einer andern Magd begleitet. —

Sapienti sat! — Bemerkſt du wohl — doch nein, nein, dieſe Gruppe, die ſo eben ſich bildet, wäre würdig von dem Crayon eines Hogarth verewigt zu werden. Schau doch nur hin, Vetter, in die dritte Thüröffnung des Theaters!

Ich. Ein Paar alte Weiber auf niedrigen Stühlen ſitzend, — ihr ganzer Kram in einem mäßigen Korbe vor ſich ausgebreitet, — die eine hält bunte Tücher feil, ſogenannte Vexierwaare, auf den Effekt für blöde Augen berechnet, — die andere hält eine Niederlage von blauen und grauen Strümpfen, Strickwolle u. ſ. w. Sie haben ſich zu einander gebeugt, — ſie ziſcheln ſich in die Ohren, — die eine genießt ein Schälchen Kaffee; die andere ſcheint, ganz hingeriſſen von dem Stoff der Unterhaltung, das Schnäpschen zu vergeſſen, das ſie eben hinabgleiten laſſen wollte; in der That ein Paar auffallende Phyſiognomien! welches dämoniſche Lächeln, — welche Geſtikulation mit den dürren Knochenarmen! —

Der Vetter. Dieſe beiden Weiber ſitzen beſtändig zuſammen, und unerachtet die Verſchiedenheit ihres Handels keine Colliſion, und alſo keinen eigentlichen Brotneid zuläßt, ſo haben ſie ſich doch bis heute ſtets mit feindſeligen Blicken angeſchielt, und ſich, darf ich meiner geübten Phyſiognomik trauen, diverſe höhniſche Redensarten zugeworfen. O! ſieh', ſieh' Vetter, immer mehr werden ſie ein Herz und eine Seele. Die Tuchverkäuferin theilt der Strumpfhändlerin ein Schälchen Kaffee mit. Was hat das zu bedeuten? Ich weiß es! Vor wenigen Minuten trat ein junges Mädchen von höchſtens ſechszehn Jahren, hübſch wie der Tag, deren ganzem Aeußern, deren ganzem Betragen man Sitte und verſchämte Dürftigkeit anſah, angelockt von der Zierwaare, an den Korb. Ihr Sinn war auf ein weißes Tuch mit bunter Borte gerichtet, deſſen ſie vielleicht eben ſehr bedurfte. Sie feilſchte darum, die Alte wandte alle Künſte merkantiliſcher Schlauheit an, indem ſie das Tuch ausbreitete, und die grellen Farben im Sonnenſchein ſchimmern ließ. Sie wurden Handels einig. Als nun aber die Arme aus dem Schnupftuchzipfel die kleine Kaſſe entwickelte, reichte die Baarſchaft nicht hin zu ſolcher Ausgabe. Mit hochglühenden Wangen, helle Thränen in den Augen, entfernte ſich das Mädchen ſo ſchnell ſie konnte, während die Alte, höhniſch auflachend, das Tuch zuſammenfaltete und in den Korb zurückwarf. Artige Redensarten mag es dabei gegeben haben. Aber nun kennt der andere Satan die Kleine, und weiß die traurige Geſchichte einer verarmten Familie aufzutiſchen, als eine ſkandalöſe Chronik von Leichtſinn und vielleicht gar Verbrechen, zur Gemüthsergötzlichkeit der getäuſchten Krämerin. Mit der Taſſe Kaffee wurde gewiß eine derbe, fauſtdicke Verläumdung belohnt. —

Ich. Von allem, was du da herauscombinirſt, lieber Vetter, mag kein Wörtchen wahr ſeyn, aber indem ich die Weiber anſchaue, iſt mir, Dank ſey es deiner lebendigen Darſtellung, alles ſo plauſibel, daß ich daran glauben muß, ich mag wollen oder nicht.

Der Vetter. Ehe wir uns von der Theaterwand abwenden, laß uns noch einen Blick auf die dicke gemüthliche Frau mit vor Geſundheit ſtrotzenden Wangen werfen, die, in ſtoiſcher Ruhe und Gelaſſenheit, die Hände unter die weiße Schürze geſteckt, auf einem Rohrſtuhle ſitzt, und vor ſich einen reichen Kram von hellpolirten Löffeln, Meſſern und Gabeln, Fayence, porzellanenen Tellern und Terrinen von verjährter Form, Theetaſſen, Kaffeekannen, Strumpfwaare, und was weiß ich ſonſt, auf weißen Tüchern ausgebreitet hat, ſo daß ihr Vorrath, wahrſcheinlich aus kleinen Auktionen zuſammengeſtümpert, einen wahren Orbis pictus bildet. Ohne ſonderlich eine Miene zu verziehen, hört ſie das Gebot des Feilſchenden, ſorglos, ob aus dem Handel was wird oder nicht; ſchlägt zu, ſtreckt die eine Hand unter der Schürze hervor, um eben nur das Geld vom Käufer zu empfangen, den ſie die erkaufte Waare ſelbſt nehmen läßt. Das iſt eine ruhige beſonnene Handelsfrau, die was vor ſich bringen wird. Vor vier Wochen beſtand ihr ganzer Kram in ungefähr einem halben Dutzend ſeiner baumwollener Strümpfe, und eben ſo viel Trinkgläſern. Ihr Handel ſteigt mit jedem Markt, und da ſie keinen beſſern Stuhl mitbringt, die Hände auch noch eben ſo unter die Schürze ſteckt, wie ſonſt, ſo zeigt das, daß ſie Gleichmuth des Geiſtes beſitzt, und ſich durch das Glück nicht zu Stolz und Uebermuth verleiten läßt. Wie kommt mir doch plötzlich die ſcurrile Idee zu Sinn! Ich denke mir in dieſem Augenblick ein ganz kleines ſchadenfrohes Teufelchen, das, wie auf jenem Hogarthiſchen Blatt unter den Stuhl der Betſchweſter, hier unter den Seſſel der Krämerfrau gekrochen iſt, und, neidiſch auf ihr Glück, heimtückiſcher Weiſe die Stuhlbeine wegſägt. Plump! fällt ſie in ihr Glas und Porcellan, und mit dem ganzen Handel iſt es aus. Das wäre denn doch ein Falliſſement im eigentlichſten Sinne des Wortes. —

Ich. Wahrhaftig, lieber Vetter! du haſt mich jetzt ſchon beſſer ſchauen gelehrt. Indem ich meinen Blick in dem bunten Gewühl der wogenden Menge umherſchweifen laſſe, fallen mir hin und wieder junge Mädchen in die Augen, die, von ſauber angezogenen Köchinnen, welche geräumige, glänzende Marktkörbe am Arme tragen, begleitet, den Markt durchſtreifen, und um Hausbedürfniſſe, wie ſie der Markt darbietet, feilſchen. Der Mädchen modeſter Anzug, ihr ganzer Anſtand, läßt nicht daran zweifeln, daß ſie wenigſtens vornehmen bürgerlichen Standes ſind. Wie kommen dieſe auf den Markt?

Der Vetter. Leicht erklärlich. Seit einigen Jahren iſt es Sitte geworden, daß ſelbſt die Töchter höherer Staatsbeamten auf den Markt geſchickt werden, um den Theil der Hauswirthſchaft, was den Einkauf der Lebensmittel betrifft, praktiſch zu erlernen.

Ich. In der That eine löbliche Sitte, die nächſt dem praktiſchen Nutzen, zu häuslicher Geſinnung führen muß.

Der Vetter. Meinſt du, Vetter? ich für mein Theil glaube das Gegentheil. Was kann der Selbſteinkauf für andere Zwecke haben, als ſich von der Güte der Waare, und von den wirklichen Marktpreiſen zu überzeugen? Die Eigenſchaften, das Anſehn, die Kennzeichen eines guten Gemüſes, eines guten Fleiſches u. ſ. w., lernt die angehende Hausfrau ſehr leicht auf andere Weiſe erkennen, und das kleine Erſparniß der ſogenannten Schwenzelpfennige, das nicht einmal Statt findet, da die begleitende Köchin mit den Verkäufern ſich unbedenklich insgeheim verſteh't, wiegt den Nachtheil nicht auf, den der Beſuch des Markts ſehr leicht herbeiführen kann. Niemals würde ich, um den Preis von etlichen Pfennigen, meine Tochter der Gefahr ausſetzen, eingedrängt in den Kreis des niedrigſten Volks, eine Zote zu hören, oder irgend eine loſe Rede eines brutalen Weibes oder Kerls einſchlucken zu müſſen. — Und dann, was gewiſſe Spekulationen liebeſeufzender Jünglinge in blauen Röcken zu Pferde, oder in gelben Flauſchen mit ſchwarzen Kragen zu Fuß betrifft, ſo iſt der Markt — — Doch ſieh', ſieh' Vetter! wie gefällt dir das Mädchen, das ſo eben dort an der Pumpe, von der ältlichen Köchin begleitet, daher kommt? Nimm mein Glas, nimm mein Glas, Vetter!

Ich. Ha, was für ein Geſchöpf, die Anmuth, die Liebenswürdigkeit ſelbſt, — aber ſie ſchlägt die Augen verſchämt nieder, — jeder ihrer Schritte iſt furchtſam, — wankend, — ſchüchtern hält ſie ſich an ihre Begleiterin, die ihr mit forcirtem Angriff den Weg in's Gedränge bahnt, — ich verfolge ſie, — da ſteht die Köchin ſtill vor den Gemüſekörben, — ſie feilſcht, — ſie zieht die Kleine heran, die mit halbweggewandtem Geſicht ganz geſchwinde, geſchwinde Geld aus dem Beutelchen nimmt und es hinreicht, froh, nur wieder los zu kommen, — ich kann ſie nicht verlieren, Dank ſey es dem rothen Shawl, — ſie ſcheinen etwas vergeblich zu ſuchen, — endlich, endlich; dort weilen ſie bei einer Frau, die in zierlichen Körben feines Gemüſe feil bietet, — der holden Kleinen ganze Aufmerkſamkeit feſſelt ein Korb mit dem ſchönſten Blumenkohl, — das Mädchen ſelbſt wählt einen Kopf und legt ihn der Köchin in den Korb, — wie, die Unverſchämte! — ohne Weiteres nimmt ſie den Kopf aus dem Korbe heraus, legt ihn in den Korb der Verkäuferin zurück, und wählt einen andern, indem ihr heftiges Schütteln mit dem gewichtigen Kantenhaubengeſchmückten Haupte noch dazu bemerken läßt, daß ſie die arme Kleine, welche zum Erſtenmale ſelbſtſtändig ſeyn wollte, mit Vorwürfen überhäuft.

Der Vetter. Wie denk'ſt du dir die Gefühle dieſes Mädchens, der man eine Häuslichkeit aufdringen will, welche ihrem zarten Sinn gänzlich widerſtrebt? Ich kenne die holde Kleine; es iſt die Tochter eines Geheimen-Oberfinanzraths, ein natürliches, von jeder Ziererei entferntes Weſen, von ächtem weiblichen Sinn beſeelt, und mit jenem jedesmal richtig treffenden Verſtande und feinem Takt begabt, der Weibern dieſer Art ſtets eigen. — Hoho, Vetter! das nenn' ich glückliches Zuſammentreffen. Hier um die Ecke kommt das Gegenſtück zu jenem Bilde. Wie gefällt dir das Mädchen, Vetter?

Ich. Ei, welch eine niedliche, ſchlanke Geſtalt! — Jung — leichtfüßig — mit keckem, unbefangenem Blick in die Welt hinein ſchauend — am Himmel ſtets Sonnenglanz — in den Lüften ſtets luſtige Muſik — wie dreiſt, wie ſorglos ſie dem dicken Haufen entgegenhüpft — die Servante, die ihr mit dem Marktkorbe folgt, ſcheint eben nicht älter, als ſie, und zwiſchen Beiden eine gewiſſe Cordialität zu herrſchen — die Mamſell hat gar hübſche Sachen an, der Shawl iſt modern — der Hut paſſend zur Morgentracht, ſo wie das Kleid von geſchmackvollem Muſter — alles hübſch und anſtändig — o weh! was erblicke ich, die Mamſell trägt weißſeidene Schuhe. Ausrangirte Ballchauſſüre auf dem Markt! — Ueberhaupt, je länger ich das Mädchen beobachte, deſto mehr fällt mir eine gewiſſe Eigenthümlichkeit auf, die ich mit Worten nicht ausdrücken kann. — Es iſt wahr, ſie macht, ſo wie es ſcheint, mit ſorglicher Emſigkeit ihre Einkäufe, wählt und wählt, feilſcht und feilſcht, ſpricht, geſtikulirt, alles mit einem lebendigen Weſen, das beinahe bis zur Spannung geht; mir iſt aber, als wolle ſie noch etwas anderes, als eben Hausbedürfniſſe einkaufen. —

Der Vetter. Bravo, bravo, Vetter! dein Blick ſchärft ſich, wie ich merke. Sieh nur, mein Liebſter, trotz der modeſten Kleidung hätten dir, — die Leichtfüßigkeit des ganzen Weſens abgerechnet, — ſchon die weißſeidenen Schuhe auf dem Markt verrathen müſſen, daß die kleine Mamſell dem Ballet, oder überhaupt dem Theater angehört. Was ſie ſonſt noch will, dürfte ſich vielleicht bald entwickeln — da getroffen! Schau doch, lieber Vetter, ein wenig rechts die Straße hinauf, und ſage mir, wen du auf dem Bürgerſteig, vor dem Hotel, wo es ziemlich einſam iſt, erblickſt?

Ich. Ich erblicke einen großen, ſchlankgewachſenen Jüngling, im gelben kurzgeſchnittenen Flauſch mit ſchwarzem Kragen und Stahlknöpfen. Er trägt ein kleines rothes ſilbergeſticktes Mützchen, unter dem ſchöne ſchwarze Locken, beinahe zu üppig, hervorquillen. Den Ausdruck des blaſſen, männlich ſchön geformten Geſichts erhöht nicht wenig das kleine ſchwarze Stutzbärtchen auf der Oberlippe. Er hat eine Mappe unter dem Arm, — unbedenklich ein Student, der im Begriff ſtand, ein Collegium zu beſuchen; — aber feſt eingewurzelt ſteht er da, den Blick unverwandt nach dem Markt gerichtet, und ſcheint Collegium und alles um ſich her zu vergeſſen. —

Der Vetter. So iſt es, lieber Vetter. Sein ganzer Sinn iſt auf unſere kleine Comödiantin gerichtet. Der Zeitpunkt iſt gekommen; er naht ſich der großen Obſtbude, in der die ſchönſte Waare appetitlich aufgethürmt iſt, und ſcheint nach Früchten zu fragen, die eben nicht zur Hand ſind. Es iſt ganz unmöglich, daß ein guter Mittagstiſch ohne Deſſert von Obſt beſtehen kann; unſere kleine Comödiantin muß daher ihre Einkäufe für den Tiſch des Hauſes an der Obſtbude beſchließen. Ein runder rothbäckiger Apfel entſchlüpft ſchalkhaft den kleinen Fingern — der Gelbe bückt ſich darnach, hebt ihn auf — ein leichter anmuthiger Knix der kleinen Theaterfee — das Geſpräch iſt im Gange — wechſelſeitiger Rath und Beiſtand bei einer ſattſam ſchwierigen Apfelſinen-Wahl vollendet die gewiß bereits früher angeknüpfte Bekanntſchaft, indem ſich zugleich das anmuthige Rendezvous geſtaltet, welches gewiß auf mannigfache Weiſe wiederholt und variirt wird.

Ich. Mag der Muſenſohn liebeln und Apfelſinen wählen, ſo viel er will; mich intereſſirt das nicht, und zwar um ſo weniger, da mir dort an der Ecke der Hauptfronte des Theaters, wo die Blumenverkäuferinnen ihre Waare feil bieten, das Engelsbild, die allerliebſte Geheimraths-Tochter, von Neuem aufgeſtoßen iſt.

Der Vetter. Nach den Blumen dort ſchau' ich nicht gerne hin, lieber Vetter; es hat damit eine eigene Bewandtniß. Die Verkäuferin, welche der Regel nach den ſchönſten Blumenflor ausgeſuchter Nelken, Roſen und anderer ſeltener Gewächſe hält, iſt ein ganz hübſches, artiges Mädchen, ſtrebend nach höherer Kultur des Geiſtes; denn, ſo wie ſie der Handel nicht beſchäftigt, lieſ't ſie emſig in Büchern, deren Uniform zeigt, daß ſie zur großen Kralowski'ſchen äſthetiſchen Hauptarmee gehören, welche bis in die entfernteſten Winkel der Reſidenz ſiegend das Licht der Geiſtesbildung verbreitet. Ein leſendes Blumenmädchen iſt für einen belletriſtiſchen Schriftſteller ein unwiderſtehlicher Anblick. So kam es, daß, als vor langer Zeit mich der Weg bei den Blumen vorbeiführte, — auch an andern Tagen ſtehen die Blumen zum Verkauf, — ich das leſende Blumenmädchen gewahrend, überraſcht ſtehen blieb. Sie ſaß, wie in einer dichten Laube von blühenden Geranien, und hatte das Buch aufgeſchlagen auf dem Schooße, den Kopf in die Hand geſtützt. Der Held mußte gerade in augenſcheinlicher Gefahr, oder ſonſt ein wichtiger Moment der Handlung eingetreten ſeyn; denn höher glühten des Mädchens Wangen, ihre Lippen bebten, ſie ſchien ihrer Umgebung ganz entrückt. Vetter, ich will dir die ſeltſame Schwäche eines Schriftſtellers ganz ohne Rückſicht geſtehen. Ich war wie feſtgebannt an die Stelle — ich trippelte hin und her; was mag das Mädchen leſen? Dieſer Gedanke beſchäftigte meine ganze Seele. Der Geiſt der Schriftſtellereitelkeit regte ſich, und kitzelte mich mit der Ahnung, daß es eins meiner eigenen Werke ſey, was eben jetzt das Mädchen in die phantaſtiſche Welt meiner Träumereien verſetze. Endlich faßte ich ein Herz, trat hinan, und fragte nach dem Preiſe eines Nelkenſtocks, der in einer entfernten Reihe ſtand. Während daß das Mädchen den Nelkenſtock herbeiholte, nahm ich mit den Worten: „was leſen Sie denn da, mein ſchönes Kind?“ das aufgeklappte Buch zur Hand. O! all ihr Himmel, es war wirklich ein Werklein von mir, und zwar * * *. Das Mädchen brachte die Blumen herbei, und gab zugleich den mäßigen Preis an. Was Blumen, was Nelkenſtock; das Mädchen war mir in dieſem Augenblick ein viel ſchätzenswertheres Publikum, als die ganze elegante Welt der Reſidenz. Aufgeregt, ganz entflammt von den ſüßeſten Autorgefühlen, fragte ich mit anſcheinender Gleichgültigkeit, wie denn dem Mädchen das Buch gefalle. „J, mein lieber Herr,“ erwiederte das Mädchen, „das iſt ein gar ſchnackiſches Buch. Anfangs wird einem ein wenig wirrig im Kopfe; aber dann iſt es ſo, als wenn man mitten darin ſäße.“ Zu meinem nicht geringen Erſtaunen erzählte mir das Mädchen den Inhalt des kleinen Märchens ganz klar und deutlich, ſo daß ich wohl einſah, wie ſie es ſchon mehrmals geleſen haben mußte; ſie wiederholte, es ſey ein gar ſchnackiſches Buch, ſie habe bald herzlich lachen müſſen, bald ſey ihr ganz weinerlich zu Muthe geworden; ſie gab mir den Rath, falls ich das Buch noch nicht geleſen haben ſollte, es mir Nachmittags von Herrn Kralowſki zu holen, denn ſie wechſele eher Nachmittags Bücher. — Nun ſollte der große Schlag geſchehen. Mit niedergeſchlagenen Augen, mit einer Stimme, die an Süßigkeit dem Honig von Hybla zu vergleichen, mit dem ſeligen Lächeln des wonneerfüllten Autors, liſpelte ich: „hier, mein ſüßer Engel, hier ſteht der Autor des Buch's, welches Sie mit ſolchem Vergnügen erfüllt hat, vor

Ihnen in leibhaftiger Perſon." Das Mädchen ſtarrte mich ſprachlos an, mit großen Augen und offenem Munde. Das galt mir für den Ausdruck der höchſten Verwunderung, ja eines freudigen Schrecks, daß das ſublime Genie, deſſen ſchaffende Kraft ſolch ein Werk erzeugt, ſo plötzlich bei den Geranien erſchienen. Vielleicht, dachte ich, als des Mädchens Miene unverändert blieb, vielleicht glaubt ſie auch gar nicht an den glücklichen Zufall, der den berühmten Verfaſſer des * * * in ihre Nähe bringt. Ich ſuchte nun ihr auf alle mögliche Weiſe meine Identität mit jenem Verfaſſer darzuthun, aber es war, als ſey ſie verſteinert, und nichts entſchlüpfte ihren Lippen, als: hm — ſo — J das wäre — wie —. Doch was ſoll ich dir die tiefe Schmach, welche mich in dieſem Augenblick traf, erſt weitläuftig beſchreiben. Es fand ſich, daß das Mädchen niemals daran gedacht, daß die Bücher, welche ſie leſe, vorher gedichtet werden müßten. Der Begriff eines Schriftſtellers, eines Dichters war ihr gänzlich fremd, und ich glaube wahrhaftig, bei näherer Nachfrage wäre der fromme kindliche Glaube an's Licht gekommen, daß der liebe Gott die Bücher wachſen ließe, wie die Pilze.

Ganz kleinlaut fragte ich nochmals nach dem Preiſe des Nelkenſtocks. Unterdeſſen mußte eine ganz andere dunkle Idee von dem Verfertigen der Bücher dem Mädchen aufgeſtiegen ſeyn; denn, da ich das Geld aufzählte, fragte ſie ganz naiv und unbefangen: ob ich denn alle Bücher bei'm Herrn Kralowski mache? — pfeilſchnell ſchoß ich mit meinem Nelkenſtock von dannen.

Ich. Vetter, Vetter, das nenne ich geſtrafte Autoreitelkeit; doch, während du mir deine tragiſche Geſchichte erzählteſt, verwandte ich kein Auge von meiner Lieblingin. Bei den Blumen allein ließ der übermüthige Küchendämon ihr volle Freiheit. Die grämliche Küchengouvernante hatte den ſchweren Marktkorb an die Erde geſetzt, und überließ ſich, indem ſie die feiſten Arme bald übereinanderſchlug, bald, wie es der äußere rhetoriſche Ausdruck der Rede zu erfordern ſchien, in die Seiten ſtemmte, mit drei Colleginnen der unbeſchreiblichen Freude des Geſprächs, und ihre Rede war, der Bibel entgegen, gewiß viel mehr, als ja, ja, und nein, nein. Sieh nur, welch einen herrlichen, herrlichen Blumenflor ſich der holde Engel ausgewählt hat, und von einem rüſtigen Burſchen nachtragen läßt. Wie? Nein, das will mir nicht ganz gefallen, daß ſie im Wandeln Kirſchen aus dem kleinen Körbchen naſcht; wie wird das feine Battiſttuch, das wahrſcheinlich darin befindlich, ſich mit dem Obſt befreunden?

Der Vetter. Der jugendliche Appetit des Augenblicks frägt nicht nach Kirſchflecken, für die es Kleeſalz und andere probate Hausmittel giebt. Und das iſt eben die wahrhaft kindliche Unbefangenheit, daß die Kleine nun von den Drangſalen des böſen Markt's ſich in wiedererlangter Freiheit ganz gehen läßt. —

Der Vetter. (Das Geſpräch fortſetzend.) Doch ſchon lange iſt mir jener Mann aufgefallen, und ein unauflösbares Räthſel geblieben, der eben jetzt dort an der zweiten entfernten Pumpe an dem Wagen ſteht, aus dem ein Bauerweib aus einem großen Faß, um ein Billiges, Pflaumenmuß verſpendet. Für's Erſte, lieber Vetter, bewundere die Agilität des Weibes, das, mit einem langen hölzernen Löffel bewaffnet, erſt die großen Verkäufe zu viertel, halben und ganzen Pfunden beſeitigt, und dann den gierigen Näſchern, die ihre Papierchen, mitunter auch wohl ihre Pelzmütze hinhalten, mit Blitzesſchnelle das gewünſchte Dreierkleckschen zuwirft, welches ſie ſogleich als ſtattlichen Morgenimbiß wohlgefällig verzehren — Caviar des Volks! Bei dem geſchickten Vertheilen des Pflaumenmußes, mittelſt des geſchwenkten Löffels, fällt mir ein, daß ich einmal in meiner Kindheit hörte, es ſei auf einer reichen Bauernhochzeit ſo ſplendid hergegangen, daß der delicate, mit einer dicken Kruſte von Zimmt, Zucker und Nelken überhautete Reisbrei mittelſt eines Dreſchflegels vertheilt worden. Jeder der werthen Gäſte durfte nur ganz gemüthlich das Maul aufſperren, um die gehörige Portion zu bekommen, und es ging auf dieſe Weiſe recht zu, wie im Schlaraffenland. Doch, Vetter, haſt du den Mann in's Auge gefaßt?

Ich. Allerdings! — Weß Geiſteskind iſt die tolle abentheuerliche Figur? Ein wenigſtens ſechs Fuß hoher, winddürrer Mann, der noch dazu kerzengrade mit eingebogenem Rücken da ſteht! Unter dem kleinen dreieckigen, zuſammengequetſchten Hütchen ſtarrt hinten die Kokarde eines Haarbeutels hervor, der ſich dann in voller Breite dem Rücken ſanft anſchmiegt. Der graue, nach längſt verjährter Sitte zugeſchnittene Rock ſchließt ſich, vorne von oben bis unten zugeknöpft, enge an den Leib an, ohne eine einzige Falte zu werfen, und ſchon erſt, als er an den Wagen ſchritt, konnte ich bemerken, daß er ſchwarze Beinkleider, ſchwarze Strümpfe, und mächtige zinnerne Schnallen in den Schuhen trägt. Was mag er nur in dem viereckigen Kaſten haben, den er ſo ſorglich unter dem linken Arme trägt, und der beinahe dem Kaſten eines Tabulettkrämers gleicht? —

Der Vetter. Das wirſt du gleich erfahren, ſchau nur aufmerkſam hin.

Ich. Er ſchlägt den Deckel des Kaſtens zurück — die Sonne ſcheint hinein — ſtrahlende Reflexe — der Kaſten iſt mit Blech gefüttert — er macht der Pflaumenmußfrau, indem er das Hütchen vom Kopfe zieht, eine beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung. — Was für ein originelles, ausdrucksvolles Geſicht — feingeſchloſſene Lippen — eine Habichtsnaſe — große, ſchwarze Augen — hochſtehende, ſtarke Augenbraunen — eine hohe Stirn — ſchwarzes Haar — das Toupé en coeur friſirt, mit kleinen ſteifen Löckchen über den Ohren. — Er reicht den Kaſten der Bauerfrau auf den Wagen, die ihn ohne Weiteres mit Pflaumenmuß füllt, und, ihm freundlich nickend, wieder zurückreicht. — Mit einer zweiten Verbeugung entfernt ſich der Mann — er windet ſich hinan an die Heringstonne — er zieht ein Schubfach des Kaſtens hervor, legt einige erhandelte Salzmänner hinein, und ſchiebt das Fach wieder zu — ein drittes Schubfach iſt, wie ich ſehe, zu Peterſilie und anderem Wurzelwerk beſtimmt. — Nun durchſchneidet er mit langen, gravitätiſchen Schritten den Markt in verſchiedenen Richtungen, bis ihn der reiche, auf einem Tiſch ausgebreitete, Vorrath von gerupftem Geflügel feſthält. So wie überall, macht er auch hier, ehe er zu feilſchen beginnt, einige tiefe Verbeugungen — er ſpricht viel und lange mit der Frau, die ihn mit beſonders freundlicher Miene anhört — er ſetzt den Kaſten behutſam auf den Boden nieder, und ergreift zwei Enten, die er ganz bequem in die weite Rocktaſche ſchiebt. — Himmel! es folgt noch eine Gans — den Puter ſchaut er blos an mit liebäugelnden Blicken — er kann doch nicht unterlaſſen, ihn wenigſtens mit dem Zeige- und Mittelfinger liebkoſend zu berühren; — ſchnell hebt er ſeinen Kaſten auf, verbeugt ſich gegen das Weib ungemein verbindlich, und ſchreitet, ſich mit Gewalt losreißend von dem verführeriſchen Gegenſtand ſeiner Begierde, von dannen — er ſteuert geradezu los auf die Fleiſcherbuden — iſt der Menſch ein Koch, der für ein Gaſtmahl zu ſorgen hat? — er erhandelt eine Kalbskeule, die er noch in eine ſeiner Rieſentaſchen gleiten läßt. — Nun iſt er fertig mit ſeinem Einkauf;

er geht die Charlottenſtraße herauf, mit ſolchem ganz ſeltſamen Anſtand und Weſen, daß er aus irgend einem fremden Lande herabgeſchneit zu ſeyn ſcheint.

Der Vetter. Genug habe ich mir ſchon über dieſe exotiſche Figur den Kopf zerbrochen. — Was denkſt du, Vetter, zu meiner Hypotheſe? Dieſer Menſch iſt ein alter Zeichenmeiſter, der in mittelmäßigen Schulanſtalten ſein Weſen getrieben hat, und vielleicht noch treibt. Durch allerlei induſtriöſe Unternehmungen hat er viel Geld erworben; er iſt geizig, mißtrauiſch, Cyniker bis zum Ekelhaften, Hageſtolz, — nur einem Gott opfert er — dem Bauche; — ſeine ganze Luſt iſt, gut zu eſſen, verſteht ſich allein auf ſeinem Zimmer; — er iſt durchaus ohne alle Bedienung, er beſorgt alles ſelbſt — an Markttagen holt er, wie du geſehen haſt, ſeine Lebensbedürfniſſe für die halbe Woche, und bereitet in einer kleinen Küche, die dicht bei ſeinem armſeligen Stübchen belegen, ſelbſt ſeine Speiſen, die er dann, da der Koch es ſtets dem Gaumen des Herrn zu Dank macht, mit gierigem, ja vielleicht thieriſchem, Appetit verzehrt. Wie geſchickt und zweckmäßig er einen alten Malkaſten zum Marktkorbe aptirt hat, auch das haſt du bemerkt, lieber Vetter.

Ich. Weg von dem widrigen Menſchen.

Der Vetter. Warum widrig? Es muß auch ſolche Käuze geben, ſagt ein welterfahrener Mann, und er hat Recht, denn die Varietät kann nie bunt genug ſeyn. Doch mißfällt dir der Mann ſo ſehr, lieber Vetter, ſo kann ich dir darüber, was er iſt, thut und treibt, noch eine andere Hypotheſe aufſtellen. Vier Franzoſen, und zwar ſämmtlich Pariſer, ein Sprachmeiſter, ein Fechtmeiſter, ein Tanzmeiſter und ein Paſtetenbäcker, kamen in ihren Jugendjahren gleichzeitig nach Berlin, und fanden, wie es damals (gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts) gar nicht fehlen konnte, ihr reichliches Brot. Seit dem Augenblick, als die Diligence ſie vereinigte, ſchloſſen ſie den engſten Freundſchaftsbund, blieben ein Herz und eine Seele, und verlebten jeden Abend nach vollbrachter Arbeit zuſammen, als echt alte Franzoſen, in lebhafter Converſation, bei frugalem Abendeſſen. Des Tanzmeiſters Beine waren ſtumpf geworden, des Fechtmeiſters Arme durch das Alter entnervt, dem Sprachmeiſter Rivale, die ſich der neueſten pariſer Mundart rühmten, über den Kopf geſtiegen, und die ſchlauen Erfindungen des Paſtetenbäckers überboten jüngere Gaumentiglet, von den eigenſinnigſten Gaſtronomen in Paris ausgebildet.

Aber jeder des treu verbundenen Quatuors hatte indeſſen ſein Schäfchen in's Trockne gebracht. Sie zogen zuſammen in eine geräumige, ganz artige, jedoch entlegene, Wohnung, gaben ihre Geſchäfte auf, und lebten zuſammen, alt franzöſiſcher Sitte getreu, ganz luſtig und ſorgenfrei, da ſie ſelbſt den Bekümmerniſſen und Laſten der unglücklichen Zeit geſchickt zu entgehen wußten. Jeder hat ein beſonderes Geſchäft, wodurch der Nutzen und das Vergnügen der Sozietät befördert wird. Der Tanzmeiſter und der Fechtmeiſter beſuchen ihre alten Scholaren, ausgediente Offiziers von höherm Rang, Kammerherren, Hofmarſchälle u. ſ. w.; denn ſie hatten die vornehmſte Praxis, und ſammeln die Neuigkeiten des Tages zum Stoff für ihre Unterhaltung, der nie ausgehen darf. Der Sprachmeiſter durchwühlt die Läden der Antiquare, um immer mehr franzöſiſche Werke auszumitteln, deren Sprache die Akademie gebilligt hat. Der Paſtetenbäcker ſorgt für die Küche; er kauft eben ſo gut ſelbſt ein, als er die Speiſen ebenfalls ſelbſt bereitet, worin ihm ein alter franzöſiſcher Hausknecht beiſteht. Außer dieſem beſorgt für jetzt, da eine alte zahnloſe Franzöſin, die ſich von der franzöſiſchen Gouvernante bis zur Aufwaſchmagd heruntergedient hatte, geſtorben, ein pausbäckiger Junge, den die Vier von den Orphelins françois zu ſich genommen, die Bedienung. — Dort geht der kleine Himmelblaue, an einem Arm einen Korb mit Mundſemmeln, an dem andern einen, in dem der Salat hoch aufgethürmt iſt. — So habe ich den widrigen cyniſchen deutſchen Zeichenmeiſter augenblicklich zum gemüthlichen franzöſiſchen Paſtetenbäcker umgeſchaffen, und ich glaube, daß ſein Aeußeres, ſein ganzes Weſen, recht gut dazu paßt.

Ich. Dieſe Erfindung macht deinem Schriftſtellertalent Ehre, lieber Vetter. Doch mir leuchten ſchon ſeit ein paar Minuten dort jene hohen weißen Schwungfedern in die Augen, die ſich aus dem dickſten Gedränge des Volks empor heben. Endlich tritt die Geſtalt dicht bei der Pumpe hervor — ein großes, ſchlankgewachſenes Frauenzimmer von gar nicht üblem Anſehen — der Ueberrock von roſarothem ſchwerem Seidenzeuge iſt funkelnagelneu — der Hut von der neueſten Façon, der daran befeſtigte Schleier von ſchönen Spitzen — weiße Glace-Handſchuhe. — Was nöthigte die elegante, wahrſcheinlich zu einem Dejeuner eingeladene, Dame, ſich durch das Gewühl des Marktes zu drängen? Doch wie, auch ſie gehört zu den Einkäuferinnen? Sie ſteht ſtill, und winkt einem alten, ſchmutzigen, zerlumpten Weibe, die ihr, ein lebhaftes Bild der Miſere in der Hefe des Volks, mit einem halbzerbrochenen Marktkorbe am Arm, mühſam nachhinkt. Die geputzte Dame winkt an der Ecke des Theatergebäudes, um dem erblindeten Landwehrmann, der dort an die Mauer gelehnt ſteht, ein Almoſen zu geben. Sie zieht mit Mühe den Handſchuh von der rechten Hand — hilf Himmel! eine blutrothe, noch dazu ziemlich mannhaft gebaute, Fauſt kommt zum Vorſchein. Doch ohne lange zu ſuchen und zu wählen, drückt ſie dem Blinden raſch ein Stück Geld in die Hand, läuft raſch bis in die Mitte der Charlottenſtraße, und ſetzt ſich dann in einen majeſtätiſchen Promenadenſchritt, mit dem ſie, ohne ſich weiter um ihre zerlumpte Begleiterin zu kümmern, die Charlottenſtraße hinauf nach den Linden wandelt.

Der Vetter. Das Weib hat, um ſich auszuruhen, den Korb an die Erde geſetzt, und du kannſt mit einem Blick den ganzen Einkauf der eleganten Dame überſehen.

Ich. Der iſt in der That wunderlich genug. — Ein Kohlkopf — viele Kartoffeln — einige Aepfel — ein kleines Brot — einige Heringe in Papier gewickelt — ein Schafkäſe, nicht von der appetitlichſten Farbe — eine Hammelleber — ein kleiner Roſenſtock — ein Paar Pantoffeln — ein Stiefelknecht. — Was in aller Welt —

Der Vetter. Still, ſtill, Vetter, genug von der Roſenrothen! — Betrachte aufmerkſam jenen Blinden, dem das leichtſinnige Kind der Verderbniß Almoſen ſpendete. Giebt es ein rührenderes Bild unverſchuldeten menſchlichen Elends, und frommer in Gott und Schickſal ergebener Reſignation? Mit dem Rücken an die Mauer des Theaters gelehnt, beide abgedörrte Knochenhände auf einen Stab geſtützt, den er einen Schritt vorgeſchoben, damit das unvernünftige Volk ihm nicht über die Füße laufe, das leichenblaſſe Antlitz emporgehoben, das Landwehrmützchen in die Augen gedrückt, ſteht er regungslos vom frühen Morgen bis zum Schluß des Markt's an derſelben Stelle. —

Ich. Er bettelt, und doch iſt für die erblindeten Krieger ſo gut geſorgt.

Der Vetter. Du biſt in gar großem Irrthum, lieber Vetter.

Dieſer arme Menſch macht den Knecht eines Weibes, welches Gemüſe feil hält, und die zu der niedrigern Klaſſe dieſer Verkäuferinnen gehört, da die vornehmern das Gemüſe in, auf Wagen gepackten, Körben herbeiſchaffen läßt. Dieſer Blinde kommt nämlich jeden Morgen, mit vollen Gemüſekörben bepackt, wie ein Laſtthier, ſo daß ihn die Bürde beinahe zu Boden drückt, und er ſich nur mit Mühe im wankenden Schritt mittelſt des Stabes aufrecht erhält, herbei. Eine große, robuſte Frau, in deren Dienſten er ſteht, oder die ihn vielleicht nur eben zum Hinſchaffen des Gemüſes auf den Markt gebraucht, giebt ſich, wenn nun ſeine Kräfte beinahe ganz erſchöpft ſind, kaum die Mühe, ihn beim Arm zu ergreifen, und weiter an Ort und Stelle, nämlich eben an den Platz, den er jetzt einnimmt, hin zu helfen. Hier nimmt ſie ihm die Körbe vom Rücken, die ſie ſelbſt hinüberträgt, und läßt ihn ſtehen, ohne ſich im mindeſten um ihn eher zu bekümmern, als bis der Markt geendet iſt, und ſie ihm die ganz, oder nur zum Theil geleerten Körbe wieder aufpackt.

Ich. Es iſt doch merkwürdig, daß man die Blindheit, ſollten auch die Augen nicht verſchloſſen ſeyn, oder ſollte auch kein anderer ſichtbarer Fehler den Mangel des Geſichts verrathen, dennoch an der emporgerichteten Stellung des Hauptes, die den Erblindeten eigenthümlich, ſogleich erkennt; es ſcheint darin ein fortwährendes Streben zu liegen, etwas in der Nacht, die den Blinden umſchließt, zu erſchauen.

Der Vetter. Es giebt für mich keinen rührendern Anblick, als wenn ich einen ſolchen Blinden ſehe, der mit emporgerichtetem Haupt in die weite Ferne zu ſchauen ſcheint. Untergegangen iſt für den Armen die Abendröthe des Lebens, aber ſein inneres Auge ſtrebt ſchon das ewige Licht zu erblicken, das ihm in dem Jenſeits voll Troſt, Hoffnung und Seligkeit leuchtet. — Doch ich werde zu ernſt. — Der blinde Landwehrmann bietet mir jeden Markttag einen Schatz von Bemerkungen dar. Du gewahrſt, lieber Vetter, wie ſich bei dieſem armen Menſchen die Mildthätigkeit der Berliner recht lebhaft ausſpricht. Oft ziehen ganze Reihen bei ihm vorüber, und Keiner verſäumt ihm ein Almoſen zu reichen. Aber die Art und Weiſe, wie dieſes gereicht wird, darin liegt Alles. Schau' einmal, lieber Vetter, eine Zeitlang hin, und ſag' mir, was du gewahrſt.

Ich. Eben kommen drei, vier, fünf ſtattliche derbe Handmädchen;

die, mit zum Theil ſchwer in's Gewicht fallenden Waaren übermäßig vollgepackten Körbe ſchneiden ihnen beinahe die nervigten blau aufgelaufenen Arme wund; ſie haben Urſache zu eilen, um ihre Laſt los zu werden, und doch weilt jede einen Augenblick, greift ſchnell in den Marktkorb, und drückt dem Blinden ein Stück Geld, ohne ihn einmal anzuſehen, in die Hand. Die Ausgabe ſteht als nothwendig und unerläßlich auf dem Etat des Markttages. Das iſt Recht! Da kommt eine Frau, deren Anzuge, deren ganzem Weſen man die Behaglichkeit und Wohlhabenheit deutlich anmerkt, — ſie bleibt vor dem Invaliden ſtehen, zieht ein Beutelchen hervor, und ſucht und ſucht, und kein Stück Geld ſcheint ihr klein genug zum Akt der Wohlthätigkeit, den ſie zu vollführen gedenkt, — ſie ruft ihrer Köchin zu, — es findet ſich, daß auch dieſer die kleine Münze ausgegangen, — ſie muß erſt bei den Gemüſeweibern wechſeln, — endlich iſt der zu verſchenkende Dreier herbeigeſchafft, — nun klopft ſie den Blinden auf die Hand, damit er ja merke, daß er etwas empfangen werde, — er öffnet den Handteller, — die wohlthätige Dame drückt ihm das Geldſtück hinein, und ſchließt ihm die Fauſt, damit die ſplendide Gabe ja nicht verloren gehe. — Warum trippelt die kleine niedliche Mamſell ſo hin und her, und nähert ſich immer mehr und mehr dem Blinden? Ha, im Vorbeihuſchen hat ſie ſchnell, daß es gewiß Niemand als ich, der ich ſie auf dem Kern meines Glaſes habe, bemerkte, dem Blinden ein Stück Geld in die Hand geſteckt, — das war gewiß kein Dreier. Der glaue, wohlgemäſtete Mann im braunen Rocke, der dort ſo gemüthlich daher geſchritten kommt, iſt gewiß ein ſehr reicher Bürger. Auch er bleibt vor dem Blinden ſtehen, und läßt ſich in ein langes Geſpräch mit ihm ein, indem er den übrigen Leuten den Weg verſperrt und ſie hindert, dem Blinden Almoſen zu ſpenden; — endlich, endlich zieht er eine mächtige grüne Geldbörſe aus der Taſche, entknüpft ſie nicht ohne Mühe, und wühlt ſo entſetzlich im Gelde, daß ich glaube, es bis hieher klappern zu hören. — Parturiunt montes! — Doch will ich wirklich glauben, daß der edle Menſchenfreund, vom Bilde des Jammers hingeriſſen, ſich bis zum ſchlechten Groſchen verſtieg. — Bei allem dem meine ich doch, daß der Blinde an den Markttagen nach ſeiner Art keine geringe Einnahme macht, und mich wundert, daß er alles ohne das mindeſte Zeichen von Dankbarkeit annimmt; nur eine leiſe Bewegung der Lippen, die ich wahrzunehmen glaube, zeigt, daß er etwas ſpricht, was wohl Dank ſeyn mag, — doch auch dieſe Bewegung bemerke ich nur zuweilen.

Der Vetter. Da haſt du den entſchiedenen Ausdruck vollkommen abgeſchloſſener Reſignation: was iſt ihm das Geld, er kann es nicht nutzen; erſt in der Hand eines Andern, dem er ſich rückſichtslos anvertrauen muß, erhält es ſeinen Werth; — ich kann mich ſehr irren, aber mir ſcheint, als wenn das Weib, deren Gemüſekörbe er trägt, eine fatale böſe Sieben ſey, die den Armen ſchlecht hält, unerachtet ſie höchſt wahrſcheinlich alles Geld, was er empfängt, in Beſchlag nimmt. Jedesmal, wenn ſie die Körbe zurückbringt, keift ſie mit dem Blinden, und zwar in dem Grade mehr oder weniger, als ſie einen beſſern oder ſchlechtern Markt gehabt hat. Schon das leichenblaſſe Geſicht, die abgehungerte Geſtalt, die zerlumpte Kleidung des Blinden, läßt vermuthen, daß ſeine Lage ſchlimm genug iſt, und es wäre die Sache eines thätigen Menſchenfreundes, dieſem Verhältniß näher nachzuforſchen.

Ich. Indem ich den ganzen Markt überſchaue, bemerke ich, daß die Mehlwagen dort, über die Tücher wie Zelte aufgeſpannt ſind, deshalb einen maleriſchen Anblick gewähren, weil ſie dem Auge ein Stützpunkt ſind, um den ſich die bunte Maſſe zu deutlichen Gruppen bildet.

Der Vetter. Von den weißen Mehlwagen und den mehlbeſtaubten Mühlknappen und Müllermädchen mit roſenrothen Wangen, jede eine bella molinara, kenne ich gerade auch etwas Entgegengeſetztes. Mit Schmerz vermiſſe ich nämlich eine Köhlerfamilie, die ſonſt ihre Waare geradeüber meinem Fenſter am Theater feil bot, und jetzt hinübergewieſen ſeyn ſoll auf die andere Seite. Dieſe Familie beſteht aus einem großen robuſten Mann mit ausdrucksvollem Geſicht, markigen Zügen, heftig, beinahe gewaltſam in ſeinen Bewegungen, genug, ganz treues Abbild der Köhler, wie ſie in Romanen vorzukommen pflegen. In der That, begegnete ich dieſem Manne einſam im Walde, es würde mich ein wenig fröſteln, und ſeine freundſchaftliche Geſinnung würde mir in dem Augenblicke die liebſte auf Erden ſeyn. Dieſem Manne ſteht als zweites Glied der Familie, im ſchneidendſten Contraſt, ein kaum vier Fuß hoher, ſeltſam verwachſener Kerl entgegen, der die Poſſirlichkeit ſelbſt iſt. Du weißt, lieber Vetter, daß es Leute giebt von gar ſeltſamem Bau; auf den erſten Blick muß man ſie für bucklig erkennen, und doch vermag man, bei näherer Betrachtung, durchaus nicht anzugeben, wo ihnen denn eigentlich der Buckel ſitzt.

Ich. Ich erinnere mich hiebei des naiven Ausſpruchs eines geiſtreichen Militairs, der mit einem ſolchen Naturſpiel in Geſchäften viel zu thun hatte, und dem das Unergründliche des wunderlichen Baues ein Anſtoß war. „Einen Buckel,“ ſagte er, „einen Buckel hat der Menſch; aber wo ihm der Buckel ſitzt, das weiß der Teufel!“ —

Der Vetter. Die Natur hatte im Sinn, aus meinem kleinen Kohlenbrenner eine rieſenhafte Figur von etwa ſieben Fuß zu bilden, denn dieſes zeigen die koloſſalen Hände und Füße, beinahe die größten, die ich in meinem Leben geſehen. Dieſer kleine Kerl, mit einem großkragigen Mäntelchen bekleidet, eine wunderliche Pelzmütze auf dem Haupte, iſt in ſteter raſtloſer Unruhe; mit einer unangenehmen Beweglichkeit hüpft und trippelt er hin und her, iſt bald hier, bald dort, und müht ſich, den Liebenswürdigen, den Scharmanten, den primo amoroso des Markts, zu ſpielen. Kein Frauenzimmer, gehört ſie nicht geradehin zum vornehmern Stande, läßt er vorübergehn, ohne ihm nachzutrippeln, und mit ganz unnachahmlichen Stellungen, Geberden und Grimaſſen, Süßigkeiten auszuſtoßen, die nun freilich im Geſchmack der Kohlenbrenner ſeyn mögen. Zuweilen treibt er die Galanterie ſo weit, daß er im Geſpräch den Arm ſanft um die Hüften des Mädchens ſchlingt, und, die Mütze in der Hand, der Schönheit huldigt, oder ihr ſeine Ritterdienſte anbietet. Merkwürdig genug, daß die Mädchen ſich nicht allein das gefallen laſſen, ſondern überdem dem kleinen Ungethüm freundlich zunicken, und ſeine Galanterien überhaupt gar gerne zu haben ſcheinen. Dieſer kleine Kerl iſt gewiß mit einer reichen Doſis von natürlichem Mutterwitz, dem entſchiedenen Talent für's Poſſirliche, und der Kraft, es darzuſtellen, begabt. Er iſt der Pagliaſſo, der Tauſendſaſa, der Allerweltskerl in der ganzen Gegend, die den Wald umſchließt, wo er hauſet; ohne ihn kann keine Kindtaufe, kein Hochzeitsſchmaus, kein Tanz im Kruge, kein Gelag beſtehen; man freuet ſich auf ſeine Späße, und belacht ſie das ganze Jahr hindurch. Der Reſt der Familie beſteht, da die Kinder und etwanigen Mägde zu Hauſe gelaſſen werden, nur noch aus zwei Weibern von robuſtem Bau und finſterm, mürriſchen Anſehen, wozu freilich der Kohlenſtaub, der ſich in den Falten des Geſichts feſtſetzt, viel beiträgt. Die zärtliche Anhänglichkeit eines großen Spitzes, mit dem die Familie jeden Biſſen theilt, den ſie während des Marktes ſelbſt genießt, zeigt mir übrigens, daß es in der Köhlerhütte recht ehrlich und patriarchaliſch zugehen mag. Der Kleine hat übrigens Rieſenkräfte, weshalb die Familie ihn dazu braucht, die verkauften Kohlenſäcke den Käufern in's Haus zu ſchaffen. Ich ſah oft ihn von den Weibern mit wohl zehn großen Säcken bepacken, die ſie hoch übereinander auf ſeinen Rücken häuften, und er hüpfte damit fort, als fühle er keine Laſt. Von hinten ſah nun die Figur ſo toll und abentheuerlich aus, als man nur etwas ſehen kann. Natürlicherweiſe gewahrte man von der werthen Figur des Kleinen auch nicht das allermindeſte, ſondern bloß einen ungeheuren Kohlenſack, dem unten ein Paar Füßchen angewachſen waren. Es ſchien ein fabelhaftes Thier, eine Art märchenhaftes Känguru über den Markt zu hüpfen.

Ich. Sieh, ſieh, Vetter! dort an der Kirche entſteht Lärm. Zwei Gemüſeweiber ſind wahrſcheinlich über das leidige Meum und Tuum in heftigen Streit gerathen, und ſcheinen, die Fäuſte in die Seiten geſtemmt, ſich mit feinen Redensarten zu bedienen. Das Volk läuft zuſammen — ein dichter Kreis umſchließt die Zankenden — immer ſtärker und gellender erheben ſich die Stimmen — immer heftiger fechten ſie mit den Händen durch die Lüfte — immer näher rücken ſie ſich auf den Leib — gleich wird es zum Fauſtkampf kommen — die Polizei macht ſich Platz — wie? Plötzlich erblicke ich eine Menge Glanzhüte zwiſchen den Zornigen — im Augenblick gelingt es den Gevatterinnen, die erhitzten Gemüther zu beſänftigen — aus iſt der Streit — ohne Hülfe der Polizei — ruhig kehren die Weiber zu ihren Gemüſekörben zurück — das Volk, welches nur einige Mal, wahrſcheinlich bei beſonders draſtiſchen Momenten des Streits, durch lautes Aufjauchzen ſeinen Beifall zu erkennen gab, läuft auseinander. —

Der Vetter. Du bemerkſt, lieber Vetter, daß dieſes während der ganzen langen Zeit, die wir hier am Fenſter zugebracht, der einzige Zank war, der ſich auf dem Markt entſpann und der lediglich durch das Volk ſelbſt beſchwichtigt wurde. Selbſt ein ernſterer, bedrohlicherer Zank wird gemeinhin von dem Volke ſelbſt auf dieſe Weiſe gedämpft, daß ſich Alles zwiſchen die Streitenden drängt, und ſie auseinanderbringt. Am vorigen Markttage ſtand zwiſchen den

Fleiſch- und Obſtbuden ein großer, abgelumpter Kerl, von frechem, wildem Anſehen, der mit dem vorübergehenden Fleiſcherknecht plötzlich in Streit gerieth; er führte ohne Weiteres mit dem furchtbaren Knittel, den er wie ein Gewehr über die Schulter gelehnt trug, einen Schlag gegen den Knecht, der dieſen unfehlbar zu Boden geſtreckt haben würde, wäre er nicht geſchickt ausgewichen, und in ſeine Bude geſprungen. Hier bewaffnete er ſich aber mit einer gewaltigen Fleiſcheraxt, und wollte dem Kerl zu Leibe. Alle Aſpekten waren dazu da, daß das Ding ſich mit Mord und Todtſchlag endigen, und das Kriminalgericht in Thätigkeit geſetzt werden würde. Die Obſtfrauen, lauter kräftige und wohlgenährte Geſtalten, fanden ſich aber verpflichtet, den Fleiſcherknecht ſo liebreich und feſt zu umarmen, daß er ſich nicht aus der Stelle zu rühren vermochte; er ſtand da mit hoch emporgeſchwungener Waffe, wie es in jener pathetiſchen Rede vom rauhen Pyrrhus heißt:

> wie ein gemalter Wüthrich, und wie partheilos zwiſchen Kraft und Willen, that nichts.

Unterdeſſen hatten andere Weiber, Bürſtenbinder, Stiefelknechtverkäufer u. ſ. w., den Kerl umringend, der Polizei Zeit gegönnt, heran zu kommen, und ſich ſeiner, der mir ein freigelaſſener Sträfling ſchien, zu bemächtigen.

Ich. Alſo herrſcht in der That im Volk ein Sinn für die zu erhaltende Ordnung, der nicht anders, als für Alle ſehr erſprießlich wirken kann.

Der Vetter. Ueberhaupt, mein lieber Vetter, haben mich meine Beobachtungen des Marktes in der Meinung beſtärkt, daß mit dem Berliner Volk, ſeit jener Unglücksperiode, als ein frecher, übermüthiger Feind das Land überſchwemmte, und ſich vergebens mühte, den Geiſt zu unterdrücken, der bald wie eine gewaltſam zuſammengedrückte Spiralfeder mit erneuter Kraft emporſprang, eine merkwürdige Veränderung vorgegangen iſt. Mit Einem Wort: das Volk hat an äußerer Sittlichkeit gewonnen; und wenn du dich einmal an einem ſchönen Sommertage gleich Nachmittags nach den Zelten bemühſt, und die Geſellſchaften beobachteſt, welche ſich nach Moabit einſchiffen laſſen, ſo wirſt du ſelbſt unter gemeinen Mägden und Tagelöhnern ein Streben nach einer gewiſſen Courtoiſie bemerken, das ganz ergötzlich iſt. Es iſt der Maſſe ſo gegangen, wie dem Einzelnen, der viel Neues geſehen, viel Ungewöhnliches erfahren, und der mit dem Nil admirari die Geſchmeidigkeit der äußern Sitte gewonnen. Sonſt war das Berliner Volk roh und brutal; man durfte z. B. als Fremder kaum nach einer Straße, oder nach einem Hauſe, oder ſonſt nach etwas fragen, ohne eine grobe, oder verhöhnende Antwort zu erhalten, oder durch falſchen Beſcheid gefoppt zu werden. Der Berliner Straßenjunge, der den kleinſten Anlaß, einen etwas auffallenden Anzug, einen lächerlichen Unfall, der Jemandem geſchah, zu dem abſcheulichſten Frevel benutzte, exiſtirt nicht mehr. Denn jene Cigarrenjungen vor den Thoren, die „den fidelen Hamburger avec du feu“ ausbieten, dieſe Galgenſtricke, welche ihr Leben in Spandau, oder Straußberg, oder, wie noch kürzlich einer von ihrer Race, auf dem Schaffot endigen, ſind keinesweges das, was der eigentliche Berliner Straßenjunge war, der nicht Vagabond, ſondern gewöhnlich Lehrburſche bei einem Meiſter, — es iſt lächerlich zu ſagen, — bei aller Gottloſigkeit und Verderbniß, doch ein gewiſſes Point d'Honneur beſaß, und dem es an gar drolligem Mutterwitz nicht mangelte.

Ich. O, lieber Vetter, laß mich dir in aller Geſchwindigkeit ſagen, wie neulich mich ein ſolcher fataler Volkswitz tief beſchämt hat. Ich gehe vor's Brandenburger Thor, und werde von Charlottenburger Fuhrleuten verfolgt, die mich zum Aufſitzen einladen; einer von ihnen, ein höchſtens ſechzehn, ſiebenzehnjähriger Junge, trieb die Unverſchämtheit ſo weit, daß er mich mit ſeiner ſchmutzigen Fauſt beim Arme packte. „Will er mich wohl nicht anfaſſen!“ fuhr ich ihn zornig an. „Nun Herr,“ erwiederte der Junge ganz gelaſſen, indem er mich mit ſeinen ſtieren Augen anglotzte, „nun Herr, warum ſoll ich Ihnen denn nicht anfaſſen; ſind Sie vielleicht nicht ehrlich?“

Der Vetter. Haha! dieſer Witz iſt wirklich einer, aber recht aus der ſtinkenden Grube der tiefſten Depravation geſtiegen. — Die Witzwörter der Berliner Obſtweiber u. a. waren ſonſt weltberühmt, und man that ihnen ſogar die Ehre an, ſie Shakeſpeare'ſch zu nennen, unerachtet bei näherer Beleuchtung ihre Energie und Originalität nur vorzüglich in der ſchamloſen Frechheit beſtand, womit ſie den niederträchtigſten Schmutz als bekannte Schüſſel auftiſchten. — Sonſt war der Markt der Tummelplatz des Zanks, der Prügeleien, des Betrugs, des Diebſtahls, und keine honette Frau durfte es wagen, ihren

Einkauf ſelbſt beſorgen zu wollen, ohne ſich der größten Unbill auszuſetzen. Denn nicht allein, daß das Höckervolk gegen ſich ſelbſt und alle Welt zu Felde zog, ſo gingen noch Menſchen ausdrücklich darauf aus, Unruhe zu erregen, um dabei im Trüben zu fiſchen, wie z. B. das aus allen Ecken und Enden der Welt zuſammengeworbene Geſindel, welches damals in den Regimentern ſteckte. Sieh, lieber Vetter, wie jetzt dagegen der Markt das anmuthige Bild der Wohlbehaglichkeit und des ſittlichen Friedens darbietet. Ich weiß, enthuſiaſtiſche Rigoriſten, hyperpatriotiſche Aszetiker eifern grimmig gegen dieſen vermehrten äußern Anſtand des Volks, indem ſie meinen, daß mit dieſer Abgeſchliffenheit der Sitte auch das Volksthümliche abgeſchliffen werde und verloren gehe. Ich meinestheils bin der feſten, innigſten Ueberzeugung, daß ein Volk, das ſowohl den Einheimiſchen, als den Fremden, nicht mit Grobheit oder höhniſcher Verachtung, ſondern mit höflicher Sitte behandelt, dadurch unmöglich ſeinen Charakter einbüßen kann. Mit einem ſehr auffallenden Beiſpiel, welches die Wahrheit meiner Behauptung darthut, würde ich bei jenen Rigoriſten gar übel wegkommen.

Immer mehr hatte ſich das Gedränge vermindert; immer leerer und leerer war der Markt worden. Die Gemüſeverkäuferinnen packten ihre Körbe zum Theil auf herbeigekommene Wagen, zum Theil ſchleppten ſie ſie ſelbſt fort — die Mehlwagen fuhren ab — die Gärtnerinnen ſchafften den übrig gebliebenen Blumenvorrath auf großen Schiebkarren fort — geſchäftiger zeigte ſich die Polizei, Alles, und vorzüglich die Wagenreihe, in gehöriger Ordnung zu erhalten; dieſe Ordnung wäre auch nicht geſtört, wenn es nicht hin und wieder einem ſchismatiſchen Bauerjungen eingefallen wäre, quer über den Platz, ſeine eigene neue Behringsſtraße zu entdecken, zu verfolgen, und ſeinen kühnen Lauf mitten durch die Obſtbuden, geradezu nach der Thüre der deutſchen Kirche, zu richten. Das gab denn viel Geſchrei und viel Ungemach des zu genialen Wagenlenkers. „Dieſer Markt,“ ſprach der Vetter, „iſt auch jetzt ein treues Abbild des ewig wechſelnden Lebens. Rege Thätigkeit, das Bedürfniß des Augenblicks, trieb die Menſchenmaſſe zuſammen, in wenigen Augenblicken iſt Alles verödet, die Stimmen, welche im wirren Getöſe durcheinander ſtrömten, ſind verklungen, und jede verlaſſene Stelle ſpricht das ſchauerliche: es war! nur zu lebhaft aus." — Es ſchlug Ein Uhr, der grämliche Invalide trat in's Kabinet, und meinte mit verzogenem Geſicht: der Herr möge doch nun endlich das Fenſter verlaſſen und eſſen, da ſonſt die aufgetragenen Speiſen wieder kalt würden. „Alſo haſt du doch Appetit, lieber Vetter?" fragte ich. „O ja," erwiederte der Vetter mit ſchmerzlichem Lächeln, „du wirſt es gleich ſehen."

Der Invalide rollte ihn in's Zimmer. Die aufgetragenen Speiſen beſtanden in einem mäßigen mit Fleiſchbrühe gefüllten Suppenteller, einem in Salz aufrecht geſtellten weichgeſottenen Ei, und einer halben Mundſemmel.

„Ein einziger Biſſen mehr," ſprach der Vetter leiſe und wehmüthig, indem er meine Hand drückte, „das kleinſte Stückchen des verdaulichſten Fleiſches, verurſacht mir die entſetzlichſten Schmerzen, und raubt mir allen Lebensmuth und das letzte Fünkchen von guter Laune, das noch hin und wieder aufglimmen will."*)

Ich wies nach dem am Bettſchirm befeſtigten Blatt, indem ich mich dem Vetter an die Bruſt warf und ihn heftig an mich drückte.

„Ja, Vetter!" rief er mit einer Stimme, die mein Innerſtes durchdrang, und es mit herzzerſchneidender Wehmuth erfüllte ja Vetter:

Et si male nunc, non olim sic erit!"

Armer Vetter!

---

*) Hoffmann's damaliger Zuſtand, treu aufgefaßt.

Die Geneſung.

Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.

Ich begab mich in den entlegenen, wildverwachſenen Theil des Waldes, wo ich den wunderlichen Baum mit ſeinen halb verdorrten, halb grünen Aeſten, und ſeinen maleriſchen Laubgruppen angetroffen hatte, um ihn ſo, wie er leibt und lebt, in mein Malerbuch einzutragen. Schon hatte ich meine Mappe zurechtgelegt, den Crayon geſpitzt, und mich in die gehörige Poſitur geſetzt, als durch das dicke Gebüſch ein herrſchaftlicher Wagen raſſelte. Mit Mühe bahnten ſich die Pferde Schritt vor Schritt einen Weg durch das wilde Geſtrüpp, und es ſchien in der That ein ſeltſamer Einfall der Fahrenden, gerade außer Weg und Steg den von hundert anmuthigen Wegen durchſchnittenen Wald auf's Neue ohne Noth durchbrechen zu wollen.

Endlich, als die Pferde weder vor- noch rückwärts kommen zu können ſchienen, hielt der Wagen, — der Schlag öffnete ſich, und heraus ſtieg ein junger, ſauber in Schwarz gekleideter Mann, den ich, als er aus dem dicken Geſtrüpp heraus trat, für den jungen Doktor D... erkannte.

Er ſah aufmerkſam umher, und ſchien offenbar ſich überzeugen zu wollen, daß Niemand in der Nähe ſey. Es wollte mich bedünken, als habe ſein Weſen etwas beſonders Aengſtliches, als ſey ſein Blick ſeltſam, wirr und unſtät. Ich ſchäme mich jetzt meiner Thorheit; der unheimliche Schauer irgend einer Unthat, deren ich in dem Augenblick den guten harmloſen Doktor D... für fähig hielt, durchdrang mich, und ich kam mir ſtolzer Weiſe mit ſamt meinem Malerbuch voll verfehlter Skizzen vor, wie die rächende Nemeſis, die im Finſtern ſchleicht, gleich mir hier unter den dickbelaubten Bäumen.

Doktor D... ging zum Wagen zurück — der Schlag wurde auf's Neue geöffnet, und heraus ſchlüpfte eine junge Dame, ſo ſchön, ſo ſchlank, ſo anmuthig, ſo maleriſch in einen Shawl gewickelt, als nur jemals eine junge Dame in dem zierlichſten, rührendſten Roman in der Einſamkeit aus dem Wagen geſchlüpft, und die Lunte eines raſſelnden, ziſchenden, knallenden Feuerwerks von hundert wunderbaren Abentheuern entzündet hat. Du kannſt denken, wie ich in der höchſten Spannung durch das dicke Gebüſch ſchlich, um dem Paare näher zu kommen, und mir von ihrem Beginnen nicht das Mindeſte entgehen zu laſſen. Ich hatte mich hinter ihren Rücken manövrirt, und hörte jetzt den Doktor ſagen: „Ich habe hier einen Platz ausgemittelt, der zu unſern Zwecken nicht günſtiger ſeyn kann. Es ſteht hier ein wunderbarer Baum, deſſen Fuß Raſen umgeben; ich ſelbſt habe ſchon geſtern einige Raſenſtücke ausgeſtochen, und eine ganz ſtattliche Raſenbank zu Stande gebracht. Die ausgehöhlte Stelle iſt einem Grabe gleich, und ſo iſt ſchon ſymboliſch angedeutet, was wir hier beginnen wollen; Tod und Auferſtehung.“ —

„Ja,“ wiederholte die Dame mit herzzerſchneidender Wehmuth, indem ſie des Doktors Hand ergriff, der ſie feurig an die Lippen drückte, „ja, Tod und Auferſtehung!“ —

Mir ſtarrte das Blut in den Adern — unwillkührlich entfloh mir ein leiſes Ach! Der Satan hatte ſein Spiel — die Dame drehte ſich um — meine werthe Figur ſtand dicht vor ihr! Vor Erſtaunen hätte ich in die Erde ſinken mögen. — Niemand anders war die Dame, als das liebenswürdigſte Mädchen in B....., das Fräulein Wilhelmine von S... Auch ſie ſchien vor Schreck und Staunen ſich kaum aufrecht halten zu können — ſie ſchlug die Hände zuſammen, und rief ganz zerknirſcht: „Um Gott, o mein Leben! wie kommen Sie hierher, Theodor, an dieſen ungelegenen Ort, zu dieſer ungelegenen Stunde!“

Die rächende Nemeſis mit der Malermappe fiel mir wieder ein, und ich ſprach mit einem gewichtigen Ton, wie ungefähr Minos oder Rhadamantus ihre Sprüche verkündigen mögen: „es kann ſeyn, mein ſehr werthes, und bis zu dieſer Minute hochgeachtetes Fräulein, daß ich Ihnen ſehr ungelegen komme; doch vielleicht ſind es die

Schickſalsmächte ſelbſt, die mich hierher brachten, um irgend eine ruchloſ —“

Der Doktor ließ mich nicht vollenden, ſondern fiel mir zürnend in die Rede, indem ſeine Wangen ſich entflammten: „Du bewährſt dich wieder heute in deiner alten Rolle, nämlich als Eulenſpiegel.“

Damit nahm er das Fräulein bei der Hand, und führte ſie zu dem Wagen zurück, an deſſen geöffnetem Schlage ſie ſtehen blieb.

Der Doktor kehrte zu mir, der ich ganz verblüfft da ſtand, und nicht wußte, was ich ſagen, was ich denken ſollte, wieder zurück, indem er ſprach: „Laß uns dort auf jenem abgehauenen Baumſtamm Platz nehmen, denn es ſind mehr als zwei Worte, die ich dir zu ſagen habe.“

„Du biſt ja in dem Hauſe des Geheimraths von S . . . bekannt. Du beſuchſt ſeine großen Thees, wo ſich hundert Perſonen die Köpfe zerſtoßen, hin und her rennend, ohne daß ein Einziger weiß, was er eigentlich will, in denen ein langweiliges, inſipides Geſpräch, kaum genährt von den kärgſten Mitteln, durchhilft, bis es doch am Ende, nachdem die unglücklichen Bedienten, von allen Seiten gedrängt, mehrere honette Perſonen mit Wein begoſſen, und diverſe Torten dagegen unverſehrt die Runde gemacht haben, dennoch eines ſchmählichen Todes ſtirbt.“

„Wart,“ unterbrach ich den Doktor, „wart, daß dich Läſterzunge die Frau von H . . . nicht hört, und dich aus Rache, weil ſie ſelbſt an ihre Thees denken muß, bei der Frau von S . . . verklagt, die ſofort den Bann über dich ausſprechen, und dich von ihren Thees gänzlich exkludiren würde. Und wer eilt denn, als hinge das Glück des Lebens davon ab, zu jedem dieſer inſipiden Thees? Wer benutzt ſorglich jede Gelegenheit, das S . . . ſche Haus zu beſuchen? — Ei, ei, mein Freund, ich merke was, die ſchöne Wilhelmine —“

„Laſſen wir das,“ ſprach der Doktor, „und bemerken wir, daß dort im Wagen ſich Perſonen befinden, die auf das Ende unſers Geſprächs nur zu begierig warten. Mit zwei Worten, die Familie des Geheimraths von S . . . iſt ſeit undenklicher Zeit eine durchaus hochadelige; kein einziges Glied, vorzüglich männlicher Seits, war aus der Art geſchlagen. Um ſo entſetzlicher mußte es dem Vater des Herrn Geheimraths von S . . . ſeyn, als ſein jüngſter Sohn, Siegfried geheißen, wirklich der erſte war, der aus der Art ſchlug. Alles künſtliche Ueberbauen half nicht; ein tiefes, herrliches Gemüth machte ſich Platz, ſelbſt unter den hochadeligen Gemüthern. Man ſpricht allerlei. Viele ſagen, Siegfried habe wirklich an einer Geiſteskrankheit gelitten; ich kann es nicht glauben. — Genug, der Vater hielt ihn eingeſperrt, und nur des Tyrannen Tod gab ihm die Freiheit.

„Dies iſt nun der Onkel Siegfried, den du in der Geſellſchaft bemerkt haben mußt, wie er mit dieſem oder jenem Gelehrten, den er aufgeſucht und gefunden, geiſtreiche Worte wechſelt. Die vornehmen Herren behandeln ihn zuweilen ſichtlich als blos tolerirt, welches er ihnen in ſolch' reichlichem Maaße erwiedert, daß ſie beſſer thäten, davon abzuſtehen. Wahr iſt es, daß er ſich zuweilen, vorzüglich wenn ſein Geiſt auf Dinge geräth, in denen man gut thut, die alte Mönchs-Philoſophie zu befolgen, nach welcher es rathſam, die Welt gehen zu laſſen, wie ſie geht, und von dem Herrn Prior nichts zu reden, als Gutes, viel zu ſehr von dem Feuer wahrhaftiger Ueberzeugung hinreißen läßt, ſo daß die diplomatiſchen Herren nicht ſelten mit angekniffenen Ohren und zugedrückten Augen erſchrocken in die entfernteſten Winkel des Saales fliehen. Niemand, als Fräulein Wilhelmine wußte ihn dann ſo geſchickt zu umkreiſen, daß er ſich ſtets nur bei den vertrauteſten Freunden befand, und ſehr bald den Saal verließ.

„Vor einigen Monaten wurde der arme alte Onkel Siegfried von einer ſchweren Nervenkrankheit befallen, aus der ihm eine fixe Idee zurückblieb, die, da ſie feſtſteht, nachdem der Körper geſund iſt, in wirklichen Wahnſinn ausgeartet. Er bildete ſich nämlich ein, die Natur, erzürnt über den Leichtſinn der Menſchen, die ihre tiefere Erkenntniß verſchmähten, die ihre wunderbaren, geheimnißvollen Arbeiten nur für ein reges Spiel zu kindiſcher Luſt auf dem armſeligen Tummelplatz ihrer Lüſte hielten, habe ihnen zur Strafe das Grün genommen. In ewige ſchwarze Nacht ſey nun der ſanfte Schmuck des Frühlings, die ſehnſüchtige Hoffnung der Liebe, das Vertrauen der wunden Bruſt, wenn der junge Sonnengott die zarten Keime aus ihren Wiegen lockt, daß ſie als fröhliche Kinder emporſproſſen und grünen — grüne Büſche und Bäume werden, im Flüſtern und Rauſchen die Liebe der Mutter, die ſie ſelbſt an ihrer Bruſt nährt und pflegt, mit ſüßer Stimme preiſend.

„Dahin iſt das Grün, dahin die Hoffnung, dahin alle Seligkeit der Erde; denn verſchmachtend, weinend, verſchwimmt das Blau, das alles mit liebenden Armen umſchloß. Alle Mittel, dieſer Idee zu widerſtehen, blieben vergebens, und du kannſt denken, daß der Alte der troſtloſen, verderblichen Hypochondrie, welche natürlicher Weiſe dieſe Idee mit ſich bringt, zu erliegen drohte. Ich gerieth auf den Gedanken, auf ganz eigene Weiſe, zur Heilung des Wahnſinnigen, den Magnetismus anzuwenden.

„Fräulein Wilhelmine iſt des Alten Herzblatt, und ihr allein gelang es, in ſchlafloſen Nächten dadurch einigen Troſt in ſeine Seele zu bringen, daß ſie, wenn er im halben Schlummer lag, leiſe — leiſe, von grünen Bäumen und Büſchen ſprach, und auch wohl ſang. Es waren vorzüglich jene ſchönen Worte Calderon's, womit, in der Blume und Schärpe, Liſida das Grün preiſt, und welche ein kunſtfertiger, fein empfindender Freund in Muſik geſetzt hat. Du kennſt das Lied:

In der grünen Farbe glänzen,
Iſt die erſte Wahl der Welt.
Und was lieblich dar ſich ſtellt: —
Grün iſt ja die Tracht des Lenzen,
Und man ſieht, um ihn zu kränzen,
Keimend aus der Erde Grüften,
Ohne Stimmen, doch in Düften
Athmend, in den grünen Wiegen
Buntgefärbte Blumen liegen,
Welche Sterne ſind den Lüften.

„Die Methode, das dem Schlafe vorhergehende Delirium, das ſchon an und für ſich ſelbſt dem magnetiſchen Halbſchlafe ſehr nahe verwandt, dazu anzuwenden, in die Seele des beunruhigten Kranken beſchwichtigende Ideen zu bringen, iſt nicht neu. Irr' ich nicht, ſo bediente ſich ſchon Puyſegur ihrer. Du wirſt aber nun gleich ſehen, von welchem Hauptſchlag meiner Kunſt ich die völlige Geneſung des Alten zu erlangen hoffe.“ —

Der Doktor ſtand auf, ſchritt auf Fräulein Wilhelmine zu, und ſprach ein paar Worte. Dann folgte ich dem Doktor, und ſchwer mußte es mir in der That nicht fallen, mich mit der ſeltſamen Ungewöhnlichkeit des Auftrittes darüber zu entſchuldigen, daß ich geblieben, und in gewiſſer Art den Lauſcher gemacht.

Wir gingen nun an den Kutſchenſchlag — ein junger Mann ſtieg aus, und bald trug dieſer, mit Hülfe des Doktors und des mitgekommenen Jägers, den ſchlummernden Alten zu dem ſeltſamen Baume in der Mitte des Platzes, und legte ihn ſanft in bequemer Stellung auf die Raſenbank, die, wie der geneigte Leſer es weiß, der Doktor mit eigner kunſtgeübter Hand errichtet hatte.

Der Alte bot durchaus einen rührenden, herzerhebenden Anblick dar. Seine große, ſchöne Geſtalt war in einen langen Ueberrock von ſilbergrauem, leichtem Sommerzeuge gekleidet, und er trug ein Mützchen von demſelben Zeuge auf dem Haupte, unter dem nur ſparſam ein paar weiße Löckchen hervorblickten. Sein Geſicht, unerachtet die Augen geſchloſſen, hatte einen unbeſchreiblichen Ausdruck der tiefſten Wehmuth, und doch war es, als ſey er in ſeligen Hoffnungsträumen entſchlummert.

Fräulein Wilhelmine ſetzte ſich an das Hauptende der Raſenbank, ſo daß, wenn ſie ſich über das Antlitz des Alten beugte, ihr Athem ſeine Lippen berührte. Der Doktor nahm Platz auf einem mitgebrachten Feldſtuhl vor dem Alten, ſo wie es die magnetiſche Operation zu erfordern ſchien. Während nun der Doktor ſich mühte, den Alten auf die ſanfteſte Weiſe aus dem Schlafe zu bringen, ſang das Fräulein Wilhelmine leiſe:

In der grünen Farbe glänzen,
Iſt die ſchönſte Wahl der Welt ꝛc.

Der Alte ſchien den Duft des Geſträuchs, der Bäume, der vorzüglich ſtark war, da die Linden in voller Blüthe ſtanden, mit unendlicher Wonne einzuathmen. Endlich ſchlug er mit einem tiefen Seufzer die Augen auf, und ſtarrte um ſich, doch, wie es ſchien, ohne einen Gegenſtand deutlich in's Auge faſſen zu können. Der Doktor zog ſich leiſe zur Seite. Das Fräulein ſchwieg. Der Alte lallte kaum verſtändlich: „Grün!“

Da ließ es die ewige Macht des Himmels geſchehen, daß eine beſondere anmuthige Gunſt des Schickſals die Liebe des Fräuleins lohnte, und die Bemühungen des guten Doktors unterſtützte. In dem Augenblick, als der Onkel das Wort: „Grün!“ lallte, fuhr nämlich ein Vogel tirilirend durch die Aeſte des Baums, und von dem Flattern ſeines Gefieders brach ein blühender Zweig, und fiel dem Alten auf die Bruſt.

Da erwachte die Röthe des Lebens auf dem Antlitze des Alten.

Er erhob ſich, und rief begeiſtert mit emporgerichteten Augen: „Himmelsbote, ſeliger Himmelsbote, bringſt du mir den Oelzweig des Lebens, bringſt du mir das Grün, bringſt du mir die Hoffnung ſelbſt? Sey gegrüßt, du Hoffnung; ſtröme über in ſehnſüchtiger Luſt, blutendes Herz!“ —

Plötzlich ſchwächer werdend, liſpelte er kaum hörbar: „Das iſt der Tod,“ und ſank auf die Raſenbank, von der er ſich zur ſitzenden Stellung kräftig erhoben, wieder zurück. Der junge Gehülfe des Doktors flößte ihm etwas Aether ein, und während Fräulein Wilhelmine auf's Neue ſang:

In der grünen ꝛc.

ſchlug der Alte die Augen auf, und ſchaute nun mit beſtimmtem Blick in der Gegend umher. „Ha,“ ſprach er dann mit ungewiſſer Stimme, „in der That, dieſer Traum neckt mich auf beſondere Weiſe.“

Es lag etwas von bitterm Hohn in den Worten des Alten, der, nach dem, was vorausgegangen, um ſo entſetzlicher erſchien. Tief ergriffen, ſtürzte Fräulein Wilhelmine bei der Raſenbank nieder, faßte beide Hände des Alten, benetzte ſie mit Thränen, und rief mit der ſchmerzlichſten Wehmuth: „O! mein theuerſter, beſter Onkel, nicht jetzt neckt ſie ein Traum, nein, ein böſes — böſes Geſpenſt hielt Sie in entſetzlichen Träumen, wie in ſchweren Ketten gefangen. O! Himmelsfreude, die Ketten ſind geſprengt — Sie haben, beſter, theuerſter Vater, Ihre Freiheit wieder; o! glauben, glauben Sie daran, das heitere, rege Leben lacht Sie an, mit aller ſüßen Hoffnung, im ſchönſten Schmelz des Grüns!“

„Grün!“ rief der Alte mit dröhnender Stimme, indem er ſtarrer um ſich ſchaute. Nach und nach ſchien er die Gegenſtände beſtimmter zu unterſcheiden, und ſeinen Blick beſonders auf gewiſſe Bäume und Büſche zu heften.

„Onkel Siegfried hat,“ liſpelte mir der Doktor in's Ohr, „Onkel Siegfried hat dieſen Ort ſchon ſeit vielen Jahren beſonders geliebt, und in tiefer Einſamkeit beſucht. Vorzüglich mag der wunderbare Baum auch ſeinen Hang zu wunderlichen Combinationen naturhiſtoriſcher Erſcheinungen geweckt, und ihn dieſer romantiſche Platz auch von der Seite beſonders intereſſirt haben.“

Noch immer ſaß der Alte, um ſich ſchauend; doch immer weicher und weicher und wehmüthiger wurde ſein Blick, bis ein Thränenſtrom ihm aus den Augen ſtürzte. Er faßte mit der Rechten Wilhelminens, mit der Linken des Doktors Hand, und zog ſie heftig neben ſich auf die Raſenbank nieder.

„Seyd Ihr es, Kinder!“ rief er dann mit einer Stimme, deren Seltſamkeit, beinahe Schauer erregend, ein unheimlich verſtörtes Gemüth zu verkünden ſchien, welches ſich ſelbſt bekämpft und zu ſammeln verſucht: „ſeyd Ihr es wirklich, meine Kinder?“

„O! mein beſter, gütigſter Onkel,“ ſprach Wilhelmine beſchwichtigend, „ich halte Sie ja in meinen Armen — Sie ſind ja hier an einem Platz des Waldes, den Sie ſtets ſo liebten — Sie ſitzen ja unter dem ſelt —“

Auf einen Wink des Doktors ſtockte Wilhelmine, und fuhr dann nach beinahe unmerklicher Pauſe fort, den Lindenzweig erhebend: „und dieſes Zeichen des Friedens, halten Sie es jetzt nicht in Händen, theuerſter Onkel?“

Der Alte drückte den Zweig an ſeine Bruſt, und ſchaute mit Blicken umher, die jetzt erſt Lebenskraft, und eine gewiſſe unnennbare, verklärte Heiterkeit zeigten. Der Kopf ſank ihm auf die Bruſt, und er ſprach viele leiſe Worte, die jedem der Umſtehenden unverſtändlich blieben. Dann aber ſprang er mit wilder Vehemenz von der Raſenbank auf, breitete beide Arme aus, und rief, daß der Wald von dem Tone ſeiner Stimme wiederhallte:

„Gerechte ewige Macht des Himmels, biſt du es ſelbſt, die mich an ihre Bruſt ruft? Ja, es iſt das herrliche, rege Leben, das mich umgiebt, das meiner Bruſt zuſtrömt, ſo daß alle Poren ſich öffnen, und Raum geben dem ſeligſten Entzücken!“

„O! Kinder, Kinder, welche Zunge ſingt das Lob, den Preis der Mutter würdig genug! O! Grün, Grün! mein mütterliches Grün! Nein, ich allein war es, der troſtlos vor dem Throne des Höchſten lag — nie haſt du der Menſchheit gezürnt! Nimm mich auf in deine Arme!“

Es war, als wollte der Alte raſch vorwärts ſchreiten, doch knickte er im jähen Krampf zuſammen, und ſank leblos nieder. Alle erſchraken heftig; keiner aber wohl mehr, als der Doktor, der befürchten mußte, daß ſeine gewagte Kur auf entſetzliche Weiſe mißlingen könne. Doch nur wenige Secunden war der Alte mit Naphta und Aether bedient worden, als er die Augen wieder aufſchlug. Und nun begab ſich das Merkwürdigſte, was Niemand, und am allerwenigſten der Doktor, hatte vermuthen können.

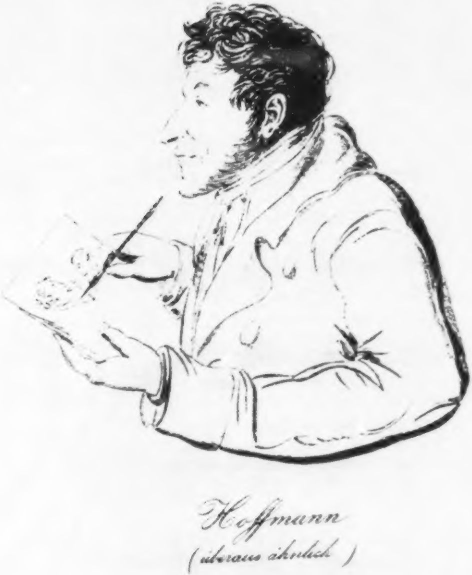
Von Wilhelminen und dem Doktor umfaßt, ließ der Alte ſich auf dem ſchönen Platze herumführen, und immer ruhiger, immer heiterer, wurde ſein Antlitz, ſein ganzes Benehmen, und es war herrlich, wie eine klare Phantaſie, ein heller Verſtand, immer mehr ſiegend hervorbrach.

Auch mich bemerkte der Baron, und zog mich in's Geſpräch. Endlich fand der Baron, daß für die erſte Ausfahrt nach ſo langer Nervenkrankheit nun genug Zeit vergangen, und man begab ſich auf den Rückweg.

„Es wird ſchwer halten,“ ſprach der Doktor leiſe zu mir, „den Schlaf von ihm abzuwehren; aber ich werde Alles anwenden, zu verhüten, daß er um des Himmels Willen nicht ſchlafe. Wie leicht könnte dieſer Schlaf einen feindſeligen Charakter annehmen, und dem Alten Alles, was er ſah und empfand, wiederum als Traum verſchwimmen laſſen.“

Einige Zeit nachher hatte ſich im Hauſe des Geheimraths von S... eine große Veränderung zugetragen. Onkel Siegfried war völlig von ſeiner Krankheit geneſen, und ſeltſam genug ſchien es, daß er zu gleicher Zeit weicher und kräftiger geworden.

Er verließ die Reſidenz, zur Freude des liebenden Bruders, und bezog ſeine ſchönen Güter, deren Verwaltung der Doktor D...., ſeinen Doktorhut an den Nagel hängend, übernahm. Die dringende Fürſprache einer edlen Prinzeſſin bewirkte es, daß der ſtolze Geheimrath von S... die Hand ſeiner Tochter Wilhelmine dem Doktor D... nicht länger verweigerte.



Hoffmann
(überaus ähnlich)

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Mit 75 Bild- und Muſikbeigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmanns ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe in vierzehn Bänden

Dreizehnter Band. Mit 7 Beigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK • MUENCHEN •

Druck der Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., Berlin W. 10

Inhalt des dreizehnten Bandes.

Nachleſe.

Erſter Theil. (1794–1816.)

Nebſt Nachweiſen der Fundorte und einigen Bemerkungen*).

Die Jahreszahlen ſind aus dem Text zu erſehen.

1. [Die Lehren bei [illegible]] 1
B I, 44.
2. Maskerade an H—[ippel.] 2
B I, 46.
3. Der Geheimnißvolle 4
B I, 101.
4. [Ueberbleibſel eines Jugendromans.] 5
B I, 64.
5. [Die Knopfmacher-Familie.] 5
B I, 117.
6. [Jean Paul- und Sterne-Parodie.] 6
Ns.
7. [Muſik.] 8
B I, 142.
8. [Aus dem Rieſengebirge.] 9
B I, 170.
9. [Neujahrsnacht.] 10
B I, 172.
10. Die Feuersbrunſt 11
Ns.

---

*) Erklärung der Abkürzungen Band XIV, S. 344.

11. Schreiben eines [illegible] an seinen [illegible] in der Hauptstadt 14

Fr. Nr. 166.

[illegible]

12. Der [illegible] 17

B II, 8.

[illegible]

13. [[illegible]] 17

T. 6.

14. [Über den [illegible]] 18

T. 11.

15. [[illegible]] 19

T. 13.

16. [[illegible] und [illegible]] 19

B I, 197.

17. [[illegible]] 20

T. 29.

[illegible]

18. Der [illegible] 20

M.

19. [[illegible]] 24

B I, 206.

20. Fauſtina 36

M.

21. [Fragment über Sonaten.] 37

Hz I, 246.

Die Ueberſchrift ſtammt von Hitzig.

22. [Pohlniſche Uniformen.] 38

Fb.

Näheres ſiehe Hb, 37.

23. [„Das Kreuz an der Oſtſee“ von Zacharias Werner.] 39

B I, 211.

24. Liebe und Eiferſucht 40

Aus der ungedruckten Partitur (Autograph in der Muſik-Abtheilung der Preußiſchen Staatsbibliothek). Das Quintett No. 5 lag einem Briefe Hoffmanns an Hitzig vom 29. April 1807 bei und iſt bereits Hz I, 329 und B II, 23 gedruckt. Hoffmanns Bearbeitung ſchließt ſich — zum großen Theil wörtlich — an Aug. Wilh. Schlegels Ueberſetzung (Spaniſches Theater, Berlin 1803, Bd. 1) an. Zum Verſtändniß des Textes iſt natürlich der Dialog erforderlich, der in der Partitur fehlt.

25. [Stellengeſuch.] 63

B II, 39.

26. Anzeige für das Geriſcherſche Commiſſions Comtoir in Leipzig und für den Allgemeinen ReichsAnzeiger 63

B II, 40.

27. Sammlung groteſker Geſtalten nach Darſtellungen auf dem K. National-Theater in Berlin 64

N I, 389.

Der Wortlaut dieſer Erklärungen iſt von Kunz veröffentlicht und daher unzuverläſſig. Die 3 Aquarelle befinden ſich in der Staatsbibliothek Bamberg; von ihnen iſt „Paſquin“ bereits veröffentlicht und als Beilage unſrer Ausgabe gegeben; „Doktor Bartholo“ und „Ein Schneider“ erſcheinen mit „Paſquin“ zum erſten Mal in den Farben des Originals von mir herausgegeben als Luxusdruck in Axel Junckers Verlag (Berlin).

28. [Werner und Iffland.] 66

B I, 231.

29. Die Pilgerinn 67

Ns.

Die Selbſtironiſirung Hoffmanns in B II, 58. S. außerdem Erſter Anhang, No. 2.

30. Arlequin 71

Alle ſceniſchen Bezeichnungen ſind aus der ungedruckten Partitur (Autograph in der Muſik-Abtheilung der Preuß. Staatsbibliothek) gezogen. Ein deutliches Bild des Inhalts gewähren ſie nicht; ſie decken ſich jedoch vielfach mit der reizenden Schilderung in der „Prinzeſſin Brambilla“ (Band IX, 136). Ueber die (wahrſcheinlich einzige) Aufführung des Ballets berichtet Hoffmann am 1. Januar 1809 ganz kurz: „Im Theater ‚Arlekin‘ von meiner Compoſition.“ (T, 37.)

31. Ritter Gluck 72
B II, 67.
32. Trois canzonettes à 2 et à 3 voix 72
Cz.

Daß die Ueberſetzung von Hoffmann, der des Italiäniſchen vollkommen mächtig war (ſ. No. 25 und 26 unſerer Ausgabe), ſtammt, kann keinem Zweifel unterliegen. Außerdem berichtet er T, 36: „Deutſche Texte zu den Canzonetten beendigt.“

33. [Bekanntmachung.] 73
Bi, No. 36.

Bisher noch nicht wieder gedruckt.

34. Sinfonie ... par Witt 74
Az, No. 33.
35. Sinfonie turque ... par Witt 77
Az, No. 33.
36. Aus Bamberg, den 1. Juni 79
Ew, No. 121.

Die Autorſchaft Hoffmanns nicht ſicher.

37. Sonderbarer Einfall auf dem Ball vom 6. 80
T, 71.
38. Fioravanti, Ouverture et Airs de l'Opéra „I Virtuosi Ambulanti“ 81
Az, No. 13.
39. Merkwürdige Arten des Wahnſinns 84
Hz II, 59.
40. [Der Stargarder Juſtiz-Bürgermeiſter Calderon.] 84
Hz II, 60.
41. Romberg (Andreas), Pater noster 85
Az, No. 14.

42. Sinfonie … par Louis van Beethoven. Oeuvre 67. No. 5 88
Az, No. 40, 41.
43. Iphigénie en Aulide, Opéra en 3 Actes de Mr. le chevalier de Gluck…… 98
Az, No. 48, 49.
44. „Das Waiſenhaus“, Oper in zwey Aufzügen, in Muſik geſetzt von Joſeph Weigl…… 104
Az, No. 51.
45. Die Folgen eines Sauſchwanzes …… 112
T, 287.
46. Moderne Welt, — moderne Leute …… 114
N I, 383.
47. [Wahnſinn.] …… 116
T, 75.
48. Sofonisbe, Opéra en 2 Actes… composée par F. Paer… 116
Az, No. 11.
49. Aus Bamberg…… 121
Ez, No. 82.

Autorſchaft Hoffmanns unſicher. Die Schreibweiſe der Vorlage „Heuniſch“ (S. 122) iſt in „Heiniſch“, die von „Chriſil“ (S. 123) in „Chriſt“ nach den „Xenien“ (Nr. 59) verbeſſert, in der Annahme, daß wenigſtens hierin Kunz verläßlich iſt.

50. Première Symphonie … par Louis Spohr…… 124
Az, No. 48, 49.
51. [Räthſel.] …… 132
T, 126.
52. [Heinrich von Kleiſt.]…… 133
B II, 78.
53. Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers…… 133
Hz II, 145.[2]
54. Ueber die Aufführung der Schauſpiele des Calderon de la Barca auf dem Theater in Bamberg…… 134
Mu, 157.
55. [Nachtphantaſien.]…… 139
B II, 84.

56. Des Kapellmeiſters, Johannes Kreislers, Dissertatiuncula über den hohen Werth der Muſik 140

Az, No. 31.

Die witzig ſein ſollende Ueberſchrift iſt ein Rochlitziſches Geiſtesproduct.

57. Sechs italieniſche Duettinen für Sopran und Tenor 140

Du.

In Duettino IV Zeile 6 habe ich den offenſichtlichen Stichfehler „Uns", der ſich im Urdruck dreimal wiederholt, in „Und" verbeſſert.

58. Ouverture de Coriolan ... par Louis van Beethoven 142

Az. No. 32.

Es iſt von Intereſſe, die Deutungen Hoffmanns und Wagners neben einander zu ſtellen.

59. [Xenien auf Bamberger Schauſpieler.] 146

Ku, 50.

Kunzens bekannte Oberflächlichkeit läßt eine Zeitbeſtimmung für die Xenien nicht zu; auch textlich erſcheinen ſie als recht nachläſſig und ungenau überliefert. Da ſie inhaltlich mit dem von uns für zweifelhaft erklärten Aufſatz „Aus Bamberg" (Nr. 49) vielfach in Widerſpruch ſtehen, ſo nehme ich an, daß ſie vielleicht noch kurz vor Hoffmanns Weggang aus Bamberg entſtanden ſind. Kunz giebt verſchiedene Anmerkungen. Zum zweiten: „Sie ſchielte." Zum dritten: „Ein ungereimter Refrain, den Rettmeyer überall anbrachte." Zum vierten: „Daniel ſprudelte mehr, als redete die Worte heraus." (Welches Deutſch!) Zum ſechſten: „Er war zugleich Dekorationsmaler." Zum neunten: „Lernte ſeine Rollen ſchlecht; ſpielte oder war er ein trefflicher Kartenſpieler." Zum vierzehnten: „Spielte in Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Stücken vorzüglich Bauern, und hatte im Leben von (!) dieſen viele Aehnlichkeit."

60. Ouverture à grand Orchestre, du jeune Henri Chasse par F. Méhul 149

Az. No. 46.

61. 1. Choralbuch ... von A. H. Puſtkuchen. 2. Kurze Anleitung, wie Singe-Chöre auf dem Lande zu bilden ſind, von A. H. Puſtkuchen 151

Az, No. 49.

62. [Katalog des Neuen Leſeinſtituts von C. F. Kunz.] 157

Die Arbeit daran erwähnt im T. 164, 165, 170. Die Bamberger Staatsbibliothek hat mit großer Sorgfalt alle Verzeichniſſe der Leihbibliotheken geſammelt, das der Kunzſchen befindet ſich nicht darunter, ſo daß zu vermuthen iſt, daß es nur handſchriftlich vorhanden war.

63. Der Augenarzt, ... von Adalb. Gyrowetz 157
Az, No. 53.

64. [Aenderungen des Fouqué'ſchen Undine-Textes.] 162
E II, 218.

65. Violinſchule von Rode Kreutzer und Baillot 164

Dieſe Ueberſetzung iſt bisher in keine Ausgabe der geſammelten Werke gelangt. Sie darf ihr aber nicht fehlen, weil in vielen der Ausſprüche der Verfaſſer ſich Hoffmanns Geſinnungen aufs ebenſte widerſpiegeln. Hoffmann ſelbſt ſchreibt darüber an den Verleger: „Ein flüchtiger Blick wird Sie überzeugen, daß meine Ueberſetzung ganz von der älteren deutſchen Ausgabe abweicht, die im Ausdruck zwar nicht übel aber ziemlich weitſchweifig iſt. Ich habe mich der größten Präciſion befliſſen und manche Definition zum Theil hinzugefügt, zum Theil ſchärfer auszudrücken mich bemüht.“

66. Deux Trios ... par Louis van Beethoven. Oeuvre 70 192
Az, No. 9.

67. Vertrag zwiſchen ... Kunz und ... Hoffmann 203
B II, 104.

68. Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza 206
F II, 121. Ku, 99.

Kunzens Ergänzungen ſind nur lückenhaft und — wie immer — mit Vorſicht aufzunehmen.

69. [Reiſe-Bulletin.] 210
B II, 113, 119.

70. 1. Symphonie par ... Braun. 2. Symphonie par ... Wilms 213
Az, No. 23.

71. Missa ... da Luigi van Beethoven. 86ſtes Werk 218
Az, No. 24, 25.

72. Ideal einer Schlacht. Von Tobias Haſlinger 223
Az, No. 24.

Von Ellinger als Hoffmannianum angeſprochen, hauptſächlich wohl der von H. vielfach angewendeten Don Quixote-Citate wegen.

73. [Der Hamburger Stuhlwagen.] 224
B II, 134, 136.

74. [Die Leipziger Keller.] 226
B II, 139.

75. Beethoven, Musik zu Göthe's Egmont 226
Az. Nr. 29.

Die Deutung der Ouvertüre und einzelner Zwischenakts-Musiken durch Hoffmann ist unrichtig und längst überholt; dagegen finden sich viele Bemerkungen, die der feinsinnigste Musik-Aesthetiker von heute nicht besser machen könnte. Es ist dies die letzte Beethoven-Recension Hoffmanns, und wir lassen den berühmten Brief des Tondichters an H. hier zur Ergänzung folgen:

Wien den 23ten März 1820.

Ich ergreife die Gelegenheit, durch Herrn N. mich einem so geistreichen Manne, wie Sie sind, zu nähern. Auch über meine Wenigkeit haben Sie geschrieben, auch unser Herr N. N. zeigte mir in seinem Stammbuche einige Zeilen von Ihnen über mich. Sie nehmen also, wie ich glauben muß, einigen Antheil an mir. Erlauben Sie mir, zu sagen, daß dieses von einem, mit so ausgezeichneten Eigenschaften begabten Manne Ihresgleichen mir sehr wohl thut. Ich wünsche Ihnen alles Schöne und Gute, und bin

Ew. Wohlgeboren

mit Hochachtung ergebenster
Beethoven.

76. Des Kapellmeisters, Johannes Kreislers, musikalische Leiden 232
He XV, 110.

77. Drey verhängnißvolle Monathe! 235
T, 295.

78. [Der goldene Nachttopf.] 241
B II, 153.

Daß Hoffmann diese erste, an Wielands „Prinz Biribinker" gemahnende Idee nicht weiter verfolgte, weiß Jedermann. Vielleicht aber brauchte sie [illegible] für seine [illegible]?

79. [Erklärung der Titelvignetten zu Band 1 und 2 der „Fantasiestücke in Callots Manier".] 242
B II, 159.

80. [Die Herrlichkeit des lebendigen Lebens.] 242
B II, 162.

81. [Kriegs-Erlebnisse.] 243
B II, 173, 184.

Ergänzung zu Nr. 74 und Grundlage der „Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden" (Bd. XII, S. 137.)

82. [Die Curen des Dr. Kluge.] 244
B II, 182.

83. Oratorium: Chriſtus . . . von Auguſt Bergt 245
Az, No. 1.

84. Joſeph Elsner, Ouvertüren 253
Az, No. 3.

85. Der Freund 256
Kb, 371.

Das Ganze natürlich ein Kreislerianum.

86. Die Automate 262
Az, No. 6.

87. [Plan zu „Die Elixiere des Teufels".] 263
B II, 198.

88. [Anweiſungen zur Inſcenirung von Fouqué's „Eginhard und Emma".] 264
B II, 206.

89. The exequies of the universal monarchy 266

Flugblatt, erſchienen bei Joachim in Leipzig. Das Nähere Hb, 41.

90. Fred. Schneider, Grande Sonate. Oeuv. 20 270
Az, No. 14.

91. J. F. Reichardt, Grande Sonate 274
Az, No. 21.

Im Original ſteht fälſchlich J. C. Reichardt.

92. Franzöſiſche Delikateſſe 279
Ew, No. 156.

Die Autorſchaft Hoffmanns ganz unſicher, trotz der Unterzeichnung „Hff." und der Redewendung „im Innerſten zerriſſen", die auch im „Sandmann" vorkommt.

93. Alte und neue Kirchenmuſik 282
Az, No. 35, 36, 37.

94. J. Fröhlich, Sonate et Concerto pour le Pianoforte 297
Az 1815, No. 48.

Dieſe Recenſion iſt ſeit dem Jahre ihres Erſcheinens nie wieder (auch nicht bei Ellinger) zum Abdruck gelangt. Daß ſie von H. herrührt, iſt ganz unzweifelhaft; der Styl allein würde es beſtätigen, wenn nicht ein von Hans v. Müller mitgetheilter Brief H.'s an Härtel vom 18. September 1814 vorläge:

> Ew. WohlGeboren überſende ich in der Anlage die beyden Recenſionen der Froelichſchen ClavierCompoſ.

Müller findet es unwahrſcheinlich, daß der Abdruck erſt 14½ Monate nach der Ablieferung (29. November 1815) erfolgt ſein ſollte. Obwohl das „nonum prematur in annum“ ſich heutzutage kein Autor mehr gefallen laſſen dürfte — 14½ Monate erachte ich für nicht allzu übermäßig. Härtel wird ſich mit dem Abdruck ſchon deshalb nicht beeilt haben, weil das recenſirte Werk in einem fremden Verlag erſchienen war. Für die Chronologie unſerer Ausgabe war in dieſem Falle natürlich das Datum der Entſtehung maßgebend.

95. Adrien Boieldieu, Der neue Gutsherr 299

Az, No. 40.

Bedeutſam durch völlig Richard Wagnerſche Anſichten.

96. W. F. Riem, Zwölf Lieder alter und neuerer Dichter 303

Az, No. 41.

Auch hier wieder ein Wagnerſcher Gedanke; vergl. Hans Sachs in den Meiſterſingern:

All Dichtkunſt, all Poeterei
Iſt nichts als Wahrtraumdeuterei.

Die „Neueſten“, von Hugo Wolf angefangen, können Vieles aus dem Aufſatz lernen.

97. Der Opern-Almanach des Hrn. A. v. Kotzebue 312

Az, No. 43, 44.

98. Oginsky, Zwölf Polonoiſen 321

Az, No. 47.

99. Ahnungen aus dem Reiche der Töne 323

Mb 1816, No. 45, 46.

Dieſe Urfaſſung von „Johannes Kreislers Lehrbrief“ wurde erſt veröffentlicht, als der von H. veränderte Text bereits im 4. Band der „Fantaſieſtücke“ 1815 (S. 367 ff.) abgedruckt war. Cotta ließ ſich alſo noch länger Zeit als Härtel mit den Fröhlichſchen Sonaten. Vgl. die Anmerkung zu No. 94.

100. Briefe des Baron Wallborn und des Kapellmeiſters Johannes Kreisler 325

Mu, 272.

Das zum Verſtändniß dieſes Briefwechſels nöthige Vorwort Fouqués fehlt in faſt allen Ausgaben und iſt deshalb hier in kleinem Druck gegeben.

101. Der Magnetiſeur 327

Fc II, 340

Geringfügige andere, in Hm verzeichnete, Varianten blieben unberückſichtigt

102. Der goldene Topf 329

Fe III, 256.

Wahrſcheinlich wird Schaukal in ſeiner „Urfaſſung“ (vgl. Vorwort, Anmerkung) auch dieſe paar Zeilen benutzen. — Man beachte, daß es im erſten Druck „goldene“ heißt.

103. Der Revierjäger 330

Hm III, 387.

Nur ganz Weniges iſt aus dieſer Vorlage entnommen. (Vgl. das Vorwort.)

104. Die Nonne an die Braut 330

Ns.

105. Briefe über Tonkunſt in Berlin. Erſter Brief 332

Az, No. 2.

106. Der Dey von Elba in Paris 342

Fbl, 76.

Der „Vetter Andree“ iſt bekanntlich eine Figur des Matthias Claudius.

107. [Literariſche Fehden.] 352

B II, 229.

108. [Gerichts-Thätigkeit.] 353

B II, 230.

109. [Nachricht.] 353

Hs, No. 82.

Vgl. No. 89.

110. [Sänger, Schauſpieler und Publikum.] 353

B II, 243, 245.

111. Der Sandmann 354

Hm III, 354.

112. Die Abentheuer der Sylveſter-Nacht 356

Fe IV, 22.

113. Kreislers muſikaliſch-poetiſcher Clubb 357

Prinzeſſin Blandina 358

Fe IV, 149.

Meine Meinung über dieſes köſtliche Stück habe ich in mehreren Arbeiten niedergelegt, die Band XIV, letzte Seite verzeichnet ſind. Es handelt ſich um die Nummern 12, 16, 18.

Kreislers muſikaliſch-poetiſcher Clubb 396

114. Die Alpenhütte. Oper von Kotzebue und Schmidt 397
Vz, No. 109.

Ueber den Text vergl. No. 97. Auch Karl Loewe hat ihn komponirt: einzelne Nummern dieſes Jugendwerks ſind in Band 1 der großen Loewe-Geſammtausgabe (Breitkopf und Härtel) zum Abdruck gebracht.

115. Ein Brief von Hoffmann an Fouqué 398
Ft (1818), 220.

116. [Vorſchläge an Fouqué zur „Undine“.] 402
Bf, 140.

117. [Die „Lotosblätter“ des Otto Heinrich Graf Loeben.] 403
B II, 277.

118. [Schillers Nachtreter.] 404
B II, 278.

1.

[Die Hoſen des Sir Ott.]

[7ten December 1794.]

Wie Andacht und Frömmigkeit, die immer mit goldenem Zepter in unſrer Familie geherrſcht haben, es heiſchte, daß wir unſre Sünden bereuen und zur Communion gehn mußten, wolte der dicke Sir recht anſtändig erſcheinen und wuſch daher Freytag vorher aus ſeinen ſchwarzen Hoſen ſehr ſorgfältig die Rudera des Durchfalls einer unverſchämten Schwalbe und der fetten Theile der Sauce eines wohlſchmeckenden Ragouts, hing ſie bey ſehr ſchönem Wetter unter ſein Fenſter und watſchelte darauf zum hypochondriſchen Freunde. — Unter der Zeit entſtand ein heftiger Platzregen, kaum ſah ich die durchnäßten Hoſen, als ich den unwiederſtehlichen Trieb fühle, dem Platzregen ein wenig zu Hülfe zu kommen, ich leerte alſo 5 Gießkannen und 3 volle pots de chambre auf die unglücklichen Hoſen aus, welches alles ſich ſehr ſchön einzog und ſie dermaßen ſchwer machte, daß der Bindfaden, woran ſie hingen, ſie kaum zu halten vermochte. — Als Sir Ott nach Hauſe kam, war der erſte Gang zu ſeinen Hoſen. Floſſen gleich nicht helle Tränen über die rothbraunen Wangen ſeines Angeſichts, ſo verriethen doch klägliche Seufzer die Angſt ſeines Herzens, und Schweißtropfen wie Perlen auf der orangenen Stirne den Kampf ſeiner Seele — 3 Stunden wand er die CommunionsHoſen, um alles Waſſer hinaus zu bekommen. Des Abends klagte er ſein Unglück der ganzen Familie und bemerkte zugleich, daß mit dem Platzregen häßliche Theile und verderbende Dünſte heruntergefallen wären, die totalen Mißwachs verurſachen würden, denn der Eimer Waſſer, den er ſeinen Hoſen ausgepreßt, hätte ganz beſtialiſch geſtunken, worüber denn, als eine Landplage, die ganze Familie ſeufzte, ausgenommen die Tante, welche lächelte und verſteckt äußerte, daß der Geſtank wohl aus der Auflöſung gewiſſer angetrockneter Theile — — — entſtanden ſeyn könnte. — Ich gehörte zu der Parthie die die Landplage annahmen, und bewieß, daß, wenn die Wolken hellgrün ausſähen, es immer ſo wäre —. Der Onkel vertheidigte die Reinigkeit ſeiner Hoſen und ſagte, ſie wären ſo orthodox, wie ſeine Meinungen vom heiligen Geiſt. — quantum distat ab Inacho ꝛc.

2.

Maſquerade
an H—[ippel.]

[Zum 18. Januar 1795.]

Schon hör ich ſie, die ſchallenden Trompeten
ich hör den ſüßen Ton von ſanften Flöten
komm — eile — ihr lieblicher Schall
Lockt nicht vergebens uns zum Ball —
Hinweg mit allem, was uns germaniſirt
Was uns vor hübſchen Lauſchern genirt
Hinweg mit dem Zöpfchen —
das Haar in wallende Locken friſirt
Die leicht und zwanglos das Koepfchen
Umwehn — mit TuberoſenPomade parfümirt —
Der runde kleine Hut mit winckenden Federn garniert
Sizt ſchief drauf, wie's einen Spanier ziert.
Wenn dann kein ArgusAuge es ſieht,
Wirfſt du übers ſchwarze Habit
den feuerfarbenen Mantel.
Er ſichert dich, glaub mir, vor jedem Tarantel-
Stich, der dir heimlich zugedacht,
Und hült das Geheimniß in ewige Nacht.
Hier, nim die klingende Zitter. —
Schon manches eiſerne Gitter
brach ihrer Accorde ſüße Harmonie
Gemiſcht mit zärtlichen Minneſangs ſanfter Melodie. —

Wir treten in den hellen Tanzſaal hinein
Faſt jeden Durchgang verſperren
Uns Haufen großnaſigter Herren.
„Wer mag das ſeyn?“
Ziſchelt der eine dem andern ins Ohr.
Wir dringen mit ſpaniſcher Grandezza vor,
Und Domino's, und Nobili
und Herren aus Algier und Tripoli
Und Schweden Dänen Iſraeliten
Schweben hinweg vor unſern Schritten.
Da tanzen im bunten Gewühl
Nach voltönger Inſtrumente Spiel
Venezianer mit Griechinnen
Und Herrn mit Bärten von Taſt mit holden Charitinnen. —
Wer iſt dies Mädchen im weißen griech'ſchen Gewand?
Gegürtet nur einfach mit blauem flatternden Band?
Kunſtlos umwallen
Den Schwanenhals, den weißen Nacken
In üppiger Fülle die braunen Locken
Und fallen
Auf den ſchwellenden Buſen herab
Froſtigem Stoicismus ein ewiges Grab —
Bald nähert feyerlichen Ganges
der Spanier ſich ihr — er ſpricht ein breites ein langes
von ſpaniſchem Nonſens ihr vor.
Sie neigt vertraulich ihr Ohr
Um was zu verſtehn was er ſelbſt nicht verſtand
Doch bald wird's deutlicher, er ſpielet
manch zärtlichen Ton auf ſeiner Zither, ſie fühlet
Im ſanften Drucke der Hand
Wen ihr die neidiſche Larve verhüllt
Und jeden Druck begünſtigt ein holdes Verzeyhen
ein leiſer Gegendruck —. Von ſüßer Wonne erfüllt
Schwebt, ach ſo innig, ſo warm
Umſchlungen von ihres zärtlichen Spaniers Arm
Sie leicht durch die bunten ſtaunenden Reyhen

3.

Der Geheimnißvolle.

[Fragment eines Romans. März 1795.]

Wie ſo ſchön iſt doch Freundſchaft! Ich beneide euch nicht, ihr Weiber und Mädchen, um euer Geſchlecht! — Wahr mag es ſeyn, daß euer luxuriöſer Sinn ſich trefflich darauf verſteht, in tauſend feinen Nüancen Genuß einzuathmen, wo wir mit göberm Sinn die ganze Maſſe einſchlucken; wahr mag es ſeyn, daß unſere Liebe Eis vom Nord Pol iſt gegen die Gluth, die dies Gefühl in eurem Herzen entzündet, daß unempfindſame Klötze wir oft da ſind, wo Geiſt und Leben euer ganzes Leben elektriſch durchzuckt; aber ich beneide euch nicht, ſtolz auf das Geſchenk der Männer, die Freundſchaft — Tauſendkehligt hör ich Euren Einwand — triumphirend ſchließt ihr euch untereinander in die Arme „lieben wir uns nicht?" — Aber verzeyht, daß ich mir nichts abdingen laſſe und ſogar über eure heiße Umarmungen ein wenig lächle. Viel Gründe unterſtützen meinen Satz für's Männer Monopol — Einer iſt wichtig, aber es iſt ein wenig indiscreter als man gewöhnlich ſeyn darf ihn anzuführen — Ohne Risko ein notwendiges Stück am Exterieur zu verliehren würd ich es nicht wagen können dieſen Grund vor der Tribune der Weiber zu verfechten, müßten ſie mir erſt auch zugeben, daß Sinnlichkeit das große Triebrad ihres Thuns und Laſſens iſt, was ſich in unglaublicher Schnelle unaufhörlich dreht — Die Freundſchaft thut gar nichts für die Sinnlichkeit, aber alles für den Geiſt. Ihr Genuß iſt das Wohlwollen fürs verwandte, die Seeligkeit des Wiederfindens gleicher Regungen — haben wir den gefunden der uns verſteht, in deſſen Bruſt wir mit Entzücken gleiche Gefühle, in deſſen Kopf wir eigne Ideen ausſpähen, der mit gelaütertem Sinn für Tugend und Schönheit mit uns den Blumenpfad oder den dornigten Weg, den wir wandeln, betritt, wie ganz anders mahlt ſich uns dann die Welt, und unſer Selbſt wird uns dann nur erſt werth. Ein Heroismus, ſchon der Natur der Weiber entgegen, ſtählt uns zu Thaten, denen ohne den Geliebten unſere Schwäche unterlegen haben würde — Ja mein Theodor, beyde wären wir nicht das, was wir ſind, wenn das Schickſal nicht unſere gleich geſtimmten Herzen vereinigt hätte. Ehe die Geburtsſtunde unſrer Freundſchaft ſchlug, hab' ich recht erbärmlich in meiner Clauſe gelebt. Mein Geiſt war ein Gefangener, den man eingeſperrt hatte und unaufhörlich bewachte ....

4.

[Ueberbleibſel eines Jugendromans.]

[Frühling 1795.]

CORNARO
Memoiren des Grafen Julius von S.
Geſchrieben
In den Frühlingsmonden des Jahres 1795

5.

[Die Knopfmacher-Familie.]

[181 Julius 1796.]

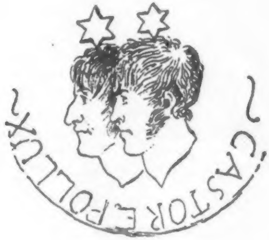
[Mein] Cicerone und Reiſeami war ein Knopfmacher, und hatte eine ſehr hübſche Frau, — eins von den feinen Geſichtern aus dem Lavater, — gegen die man gleich freundlich ſeyn muß, wenn man nur ein einzigesmahl einen Crayon zwiſchen den Fingern Kunſtmäßig gehabt hat. Die kleine KnopfmacherFamilie verſammelte ſich um den zurückgekehrten Papa, der blos eine Viſite in K. abgeſtattet hatte, aber 8 Tage, für ihre Liebe eine lange Zeit, weggeblieben war — eins kletterte ihm an den Hals herauf — eins umklammerte ſeine Knie — und als er nun vollends bunte Pantoffeln für die Mädchen, und Gaſtkuchen auspakte, da hätteſt Du die Freude ſehen ſollen — Das Kleinſte erwachte jetzt auch in der Wiege und lallte ſeine kleinen Aermchen ausſtreckend nach der Mutter, die lächelnd die Falten aus dem Bratenrocke des Mannes, der eben aus dem Mantelſack hervorgegangen (nehmlich der Bratenrock) war, ausſtrich, und den vom Königsberger Gaſtmahl reſtirenden Staub — den FederAnflug ausbürſtete — Ein alter Mann mit dem frappanteſten Geſichte, der am Tiſche Knöpfe ausarbeitete, füllte die Szene mit BewillkommungsKomplimenten und einem ſehr höflichen Sermon an mich und ſeinen Cumpan — indem er ſchon längſt ganz leiſe, mit einem Flugblick auf mich, ſein etwas poröſes Mützchen hinter ſich geworfen hatte und in einer ſehr conſervirten Friſur mit einem Coeurtoup: daſaß — Jetzt kam Kaffe in einer mächtigen Kanne — Die Frau eilte vom Bratenrock weg um eine PorzellainTaſſe herunter zu langen und auszuwiſchen — Die Taſſe war für mich — eine von Fayence für den Mann — der alte ſah ziemlich lüſtern den braunen Trank aus der Kanne fließen, und ſchmunzelte nicht wenig, als ganz unvermuthet mit einer ſchnellen Wendung der Mann ihm ſeine Taſſe darbot und all' ſeine Höflichkeits Weigerungen mit einem lauten Ruf nach einer neuen Taſſe abſchnitt — Die Kleinen verſammelten ſich um den Tiſch mit ihrem Kuchen in der Hand — die Bitte um Kaffe durften ſie nicht wagen — und doch biſſen ſie nicht in den Kuchen — ich fütterte ſie aus meiner Taſſe, indem ich den Kuchen einbrockte, und es ihnen mit dem Theelöffel herauslangen ließ — Die Mutter wollte das nicht zugeben, und als ich darauf beſtand, ſchenkte ſie, um mir jede Entaüßerung zu erſparen, ihnen nun ein Napſchen zur Tunke ein — jetzt war allgemeiner Jubel — alles trank Kaffe, und ſogar der HausKater, der mit hohem Rücken knurrend ſchon längſt an die Familie näher getreten war, bekam fetten Rahm — ich hatte mich ſo bey den Kleinen inſinuirt, daß ſie mich nicht fortlaſſen wollten, als man mich zur Poſt rief — ich küßte ſie alle — und auf den ſanft gerundeten Contour der Lippen des Weibes hätte ich auch einen JoricksKuß gedrückt, als ZueignungsDokument meiner Seele und InnungsGruß des Handwerks, das ich treibe um beſſer zu ſeyn, als ich ohne daſſelbe wäre und ſeyn könnte. —

6.

[Jean Paul- und Sterne-Parodie.]

(1796? Mit 3 Abbildungen.)

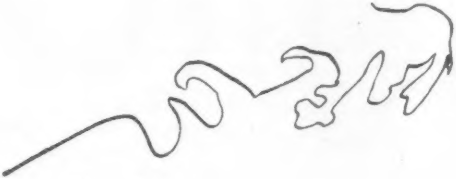
— Sieben ParadiesVögel erhoben ſich mit ſtolzem Gefieder und wogten gen Oſten — Sterne ſanken hinab — aber die Lilien blühten und es fiel ein blutiger Tropfen hinab und der Engel des Todes berührte das Herz des Menſchen — es war aber alles nicht wahr — denn die Allongen-Perrücke welche der Mond angelegt hatte, konte nicht ſo viel Schatten werfen, daß ein Liliputaner den Meißelſchlag des ehernen Wächters in Zion in den Sand zu graben und des



Hyginus Meiſterwerk von Groſſanten und Sykophanten niederſchmetternden TrompetenSchalls Stickluſt in der Seifenblaſe Ruhm — Gott was ſind wir Menſchen — geſtern lebte der Capitain noch — einzuathmen und Leyſers Meditationen zu erdolchen im Stande geweſen wäre —

Hier hat der Corporal Trim ſein Freyheits-Syſtem einzurücken und es geſchieht alſo:

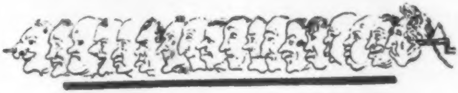
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —



D(....)

— Seyn Sie ſo gütig den Triſtram Shandy nachzuleſen, und Sie werden Sich von der Vortrefflichkeit des Trimſchen

Syſtems noch mehr überzeugen — ich hätte auch weniger Gründe dafür angeben können — argumenta ad hominem — ad crumenum pp — indeſſen bin ich von dem Gegentheile überzeugt; oder mit andern Worten: ſeit der Zeit, daß ich Noten und Zoten ſchreiben lernte, ſcheinen mir die Angriffe auf die Unſterblichkeit der Seele nur Windbälle für feuerſprühende Batterien in dieſem elenden PißWinkel der Santa Hermandad der Menſchheit zu ſeyn. — Vergleichen Sie zum Beyſpiel jenes edle BruderPaar auf vorſtehender Seite mit dieſen elenden Zerrbildern nicht wahr? — welche Stumpfheit —



aber die Sterne gehen auf! O Freund wo giebt es noch eine Tugend! wo gibt es noch reine Verehrer der ſchönen Natur — der ewigen Weisheit — ich ſah Städte bauen, aber die Ewigkeit iſt ein Bücherſchrank und neun Worte ſtürmen den bibelfeſten Satyr herunter in den Bierkrug, der LetheWaſſer, zur kalten Schale verbroſamt, uns entgegengießen könnte, wenn tauben Ohren nicht ſchlimm predigen wäre! — Das Orcheſter war ſchon in voller Bewegung — Sie führten Mozarts Requiem mit obligaten Taſchenpuffern auf — Ha — Philomele biſt du es! — ſchrie betäubt von des Donners Brüllen an der Katarakte Sturz der Edle, des Regenbogens harrend, der als ein ewig blauer semper idem mit WürfelSchwingen durch des Chaos nächtliche Schwüle arbeitete — er ſank — nimmer werd' ich dich . .

7.

[Muſik.]

[15t März 1797.]

Ich liebe nicht mehr die Muſik — es iſt wahr, was Jean Paul ſagt, die Muſik legt ſich um unſer Herz, wie die Löwenzunge, welche ſo lange kitzelnd und juckend auf der Haut liegt, bis Blut fließt! — ſo ungefähr lautet die Stelle — Sie macht mich weich wie ein Kind, alle vergeßne Wunden bluten aufs neue — Neulich war ich mit jenem Mädchen zuſammen — in der frohſten Laune — die untergehende FrühlingsSonne warf noch die lezten Strahlen durchs Fenſter — alles war ſo in lieblicher Haltung — ihre Figur ſchien in den Atomen, welche der Strahl ſichtbar machte, zu ſchweben, und ich fühlte halb zu ihr hinüber gebogen ihren ſanften Hauch auf meiner glühenden Wange, — ich war glücklich und wollt's ihr ſagen, — das Wort erſtarb mit auf der Zunge, als es ſechs ſchlug, und die FlötenUhr das Mozartſche Vergißmeinnicht in feyerlichen Tönen ſpielte — die lange Wimper ihres Auges ſenkte ſich, und ich fiel in meinen Stuhl zurück — zwey — drey Verſe, ich dachte an die Worte

Denk daß ich's ſey, wenn's laut in Deiner Seele ſpricht
Vergiß mein nicht!

Aller Frohſinn ſchwand dahin, und ein Fieberfroſt kühlte die Gluth, welche in mir aufgeſtiegen war! — Endlich ſchwiegen die Töne — Es iſt vorbey, ſagt ich! — Ja — erwiederte ſie dumpf — ich wollte ihr zu Füßen ſtürzen, da dachte ich an — — — —

8.

[Aus dem Rieſengebirge.]

[3t Oktober 1799.]

Wie habe ich an Dich gedacht, als ich in jenem FelſenAbgrund ſtand — zwiſchen den RieſenMauern, die ſich auf beiden Seiten aufthürmten — Tannen, höher als die höchſten Maſten, ſchienen mit niederes Geſträuch, Moosartig durch die Steine gewachſen — Vor mir ſtürzte ſich der Zacken 200 Fuß hoch mit furchtbarem donnernden Getöſe hinab — Laß mich dieſe Gegend Dir mit wenig Worten beſchreiben — Wir gingen von Schreiber(h)au, einem kleinem Dorfe ohnweit Warmbrun, durch einen Wald der allmählig immer ſteigt nach der Gegend des Zackens. Wir waren 2 Stunden gegangen, als wir ein ungewöhnliches Rauſchen vernahmen — dies war ſchon der Fall — Immer ſtärker — immer mehr durch die Felſenklüfte hallend wurde das Geräuſch — noch eine halbe Stunde — wir traten aus dem dichten TannenGebüſch, und ſtanden am Zackenfall — eine ungeheure Waſſerſäule die ſich in eine unabſehbare Felſenkluft zu ſenken ſchien. Nun kam es darauf an hinabzuſteigen, um den Fall in ſeiner ganzen Rieſengröße von unten herauf zu ſehn, da aber die Felſen mit Moos bezogen, ſehr glatt, und überhaupt der Erdboden durch den Regen ſehr ſchlüpfrig geworden war, das Herunterſteigen überhaupt auch immer ſehr gefährlich iſt, ſo war ich von der Geſellſchaft der einzige, der es wagte unſerm Führer, einem kleinen Jungen, nachzuſteigen — Schon eine beträchtliche Höhe war ich mit Mühe herabgeklettert, als ich eine ſteil herabhängende Leiter von 26 Sproſſen erfand — ſie wird beym Holzflößen gebraucht — endlich war ich in der Tiefe — quer über den Zacken führte ein ſchmaler Steig ohngefähr 12 Fuß über dem Waſſer — über dieſen ging ich, um auf ein in der Mitte des Zackens dicht von dem Fall hervorragendes Felſenſtück zu kommen — hier ſetzte ich mich hin — Die Größe, die Erhabenheit — das furchtbar Schöne des Anblicks kann ich nicht beſchreiben — die Sonne ſchien auf den Fall — und nun glich er geſchmolzenem Silber — In dem Waſſerſtaube, der die Luft umher über dem Felſenbecken netzte, bildeten ſich tauſend Regenbogen in den mannigfaltigſten Farben — Nun ein Blick in die Gegend — von beyden Seiten thürmen ſich perpendikulär die Felſen auf — ihre Wände ſind ſo glatt, daß ſie abgemeißelt zu ſeyn ſcheinen, zwiſchen dieſen Felſen, die eine unabſehbar lange Straße bilden, ſtürzt ſich der Zacken nach dem Falle durch die Felſen Ufer fort — In der Ferne entdeckt man die mannigfaltigſten Thäler und Berge, die in das Blaugrau des Aethers halb verhüllt in Sonnenblicken hervorſchimmern. Um Dir einen Begriff von der Gewalt des Zackenfalls zu geben, füge ich nur noch hinzu, daß zwey Männer ein großes Felſenſtück ſo heranwälzten, daß das Waſſer oben es faſſen konnte — Wie ein kleiner Ball wurde das Felſenſtück geſchleudert, daß es in hundert Stücke zerſprang — Ich habe auch den Kochelfall geſehn, dieſer iſt nicht ſo wild romantiſch, aber ſchön, er verhält ſich ungefähr ſo zum Zacken, wie Emilia Galotti zu den Räubern von Schiller —

3.

[Neujahrsnacht.]

(31. Dezember 1799.)

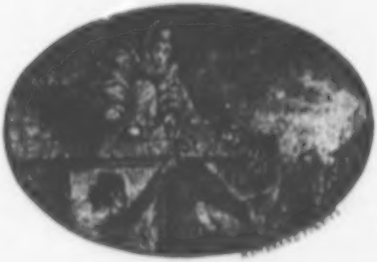
Eben ſchlagen alle Uhren zwölfe — So viel Wünſche — Hoffnungen — Ausſichten — drängen ſich zuſammen — ich habe ſo viel zu bereuen — ſo viel unzuzurechnende Verſchuldungen auszuſöhnen — daß ſelbſt der Traum meiner Kindheit — ein ſeeliger, beglückender Schatten aus Eliſium — mich kaum mehr ſo glücklich macht, als nur noch voriges Jahr — Auf die zwölfte Stunde der NeujahrsNacht habe ich immer viel gehalten — immer weckte mich da die ſanfte Muſik von Clarinetten und Hörnern auf dem Schloßthurme — ich glaubte kindiſch fantaſirend — ſilberne Engel trügen jezt das neue Jahr einem Sterne gleich am blauen Himmel vorbey — aber ich hatte nicht Muth aufzuſehn und zu ſehn — ihren Flug hörte ich in jener für mich damahls himmliſchen Muſik. — Du glaubſt nicht, wie unbeſchreiblich weich mich ſolche Erinnerungen machen — Ohne jenes Alter der Unbehülflichkeit — der Irrthümer zurükzuwünſchen, liebt man deſſen fromme Träume —

10.

Die Feuersbrunſt.

Ein DoſenGemählde von Rembrand.

[1807? Mit einer Abbildung.]



Ein ſchreckliches Feuer — der Hintergrund iſt nur eine ſehr kleine Parthie des an ſich ſchon ziemlich kleinen Gemähldes, allein die wagenden wirbelnden Rauchwolken — die ſteigenden Fontainengüſſe der arbeitenden Spritzen, die Maſſen der einſtürzenden Häuſer — die verzweifelnde Waghalſigkeit der Arbeiter — alles läßt ſchließen, daß die ganze Gegend ſchon verheert ſeyn muß — Vorne iſt ein Kloſter in dringender Gefahr — ein Mönch (von welchem Orden, iſt nicht recht zu ſehen — in Polen ſagt man ein Xiox, und damit gut) iſt zum Retten bereit auf dem Dache — Himmel welch ein Irrthum — wie kann das Haus ein Mönchskloſter ſeyn, wenn ein junges ſchlankes Frauenzimmer zum Fenſter herausſieht — Alſo nicht ad majorem dei gloriam ſind Ew. Wohlehrwürden ſo armirt mit der Handſpritze unterm Arm und dem Feuereimer in der Hand? — vielleicht wohnt eine beſondere Stütze der Kirche im Hauſe oder — Mit welcher Sicherheit — ich möchte ſagen Behaglichkeit der Sohn der Kirche ſeinen gefährlichen Sitz behauptet als wär's ein Beichtſtuhl — der rechte Arm iſt der Spritze wegen ſo gut als unbrauchbar, der linke Fuß hängt los herunter, und nur der rechte Fuß erhält, ſich gegen die loſen Dachziegel ſtemmend, das Gleichgewicht — Die Kühnheit dieſer Stellung ſteht in Contraſt mit dem Ausdruck des Geſichts — man würde nicht wiſſen was hier der halb verzückte Mund — das ſchwärmeriſch geſenkte Auge — der fantaſtiſche Naſenwinkel ſollte, wenn man nicht den Blick an dem linken Arm herabgleiten ließe und hier einen Strauß entdeckte den die ſchlanke Schöne dem geiſtlichen Retter reicht — nun iſt alles erklärt — Ja — um dieſer Heiligen willen ſitzen Ew. Wohlehrwürden ſo wohlgemuthet auf dem Dache? — aber fürwahr ſie iſt es werth — mit welcher Grazie ſie den Strauß dem Retter hinreicht — Rembrand iſt kein Schönheitsmahler aber man ſieht es der Figur an, daß er alles mögliche that ſeinem Engelchen des Lichts ſo viel Grazie als möglich zu geben, ein Zeichen, daß es dem Modell welches er im Sinne hatte daran nicht fehlte. Mit welcher Gierde — mit welcher Anſtrengung der geiſtliche Herr nach der Spende ſeiner Heiligen langt — der Gegenwart entrückt läßt er Feuer Feuer ſeyn — irre ich nicht ſo hängt auch ſeine Spritze ſo ziemlich loß und wird gleich mit großem Gepraſſel herunterſtürzen — dem geiſtlichen Herrn kann ein gleiches widerfahren — allein — er ſieht den Strauß — an demſelben befindet ſich eine Hand — dann ein Arm — eine Schulter — ein Buſen — was iſt alle Gefahr! — Der Strauß ſcheint mit dem

Amaranthen gebunden zu ſeyn — ein Freund von mir wollte ein Oelblatt daran wahrnehmen — oder wohl gar ein Verſöhnungsſträußchen? — Die Stellung der Heiligen zeigt, daß ſie wahrſcheinlich aufgeſtiegen iſt und ſich doch noch heben muß um den Thron des Herrn der oben ſitzt wie in einem [illegible] zu erreichen — alſo Anſtrengung von beyden Seiten — wechſelſeitiges Entgegenkommen — wahrhaftig es ſteht ſo übel nicht mit dem Xina — die Heilige will ihm wohl — vielleicht nimt er ſich von unten herauf geſehen beſſer aus und ſie ſah ihn ſonſt immer anbetend von oben herab — An der Ecke klimt ein armer Teufel hinan, von dem man nicht weiß, wollte er aufs Dach oder ins Fenſter — beydes mußte ihm ſo angegriffen mißlingen — gerade die Ecke zu wählen! Er hat ſich ſchon die Naſe an der Dachgurgeln wund geſtoßen welche heftig blutet — der Hut verläßt ihn in der Noth wie ein falſcher Freund — es iſt ſchon die helle Verzweiflung, daß er ſich ſo mit verrenktem Daumen an die Mauer anhaelt, gleich wird er ſeinem Hute nachſtürzen, ein Guß aus der Spritze des geiſtlichen Herrn thut' ihm auf der Reiſe nicht ſchaden — und doch — mirabile dictu — noch in der Todesangſt äugelt er nach der Heiligen und ſieht aus wie einer dem das Waſſer im Munde zuſammenläuft — Polniſche Mützen ſind theurer als Hüte — aber dem was da hinten herunter fällt ſieht man's auch an, daß es nicht gern will mit der [illegible] — Weder das Feuer noch das Licht aus der Stube rechtfertigen den blendenden Glanz auf der Locke des glücklichen Xina — es ſcheint ſo ein eigenthümliches electriſches Flimmern zu ſeyn — ich glaube daher auch daß der linke Fuß eigentlich auf der Wache iſt um gelegentlich das nöthige mit der polniſchen Mütze abzumachen, wenn ſie ſich etwa höher, als es dem Wohl der Kirche erſprießlich iſt, heben ſollte — ſolche Hausmittelchen wollen wohl ein electriſcher Kopf. — Hinten erhebt ſich noch eine Geſtalt und betet dem Seelenhirten; mein Vetter meint immer, wenn er dies Geſicht anſieht — er ſagt, es ſei dem ſel'gen Papa ſo ähnlich der vor 25 Jahren in Curland ſtarb — Was ſoll man aber . . . . .

II.

Schreiben eines Klostergeistlichen an seinen Freund in der Hauptstadt.

(9. September 1803.)

Ich danke dir von Herzen, mein lieber Freund Theodor, daß du mir die bestellten Bücher so bald übersendet hast. Der Pater Prior hatte die Gnade, mir die Kiste, ohne sie zu öffnen, auf die Zelle zu schicken, und es war mir lieb, daß Bruder Bonaventura, der mich besucht hatte, eben fortging, als ich sie erhielt und begierig aufmachte; er würde an den vielen bunten Heften, die du mir ohne weitere Bestellung mitgeschickt hast, ein Aergerniß genommen haben. Du weißt doch wohl, mein lieber Freund Theodor: auch in meinen Mauern erfahre ich gern, wie es in der Welt, die ich für immer verließ, zugeht, und deshalb habe ich die Zeitung für die elegante Welt und den Freimüthigen mit vielem Vergnügen gelesen, ungeachtet mir manches ganz besonders und ungereimt vorkam, welches wohl daher rühren mag, daß mir in meiner Zelle die Beziehungen fremd sind. So viel habe ich wohl gesehen, daß die Schriftsteller in den beiden Zeitungen sich böse auf einander und immer ganz verschiedener Meinung sind. Sie fallen sich manchmal recht grob an, und suchen ihre Sache mit beißenden Ausfällen und anzüglichen Schimpfreden zu vertheidigen. Das gefällt mir nicht, und ich habe an Se. Hochwürden den Herrn Prälaten gedacht, der einmal den Pater Rhabanus tüchtig ausschalt, weil er in der Predigt am Tage St. Antonii de Padua auf den Doktor Luther ungemein geschimpft hatte. Der Herr Prälat meinte: das brächte der guten Sache mehr schaden als nützen, und sey das Zeichen eines rohen schlechten Gemüths! — Ganz von Freude ergriffen bin ich aber worden, als ich las, daß der berühmte Herr Schiller, der, wenn ich nicht irre, der Verfasser des schönen Gedichts ist, welches Don Carlos heißt, und welches ich, als ich noch in der Welt war, gelesen habe, ein neues Trauerspiel verfertigt und darin den Chor nach Art der alten Griechischen Tragödien angebracht hat. — Es heißt ja die Braut von Messina. — Du weißt, mein lieber Freund Theodor, daß ich von jeher die Musik eifrig studiert und mich viel beschäftigt habe mit dem oberflächlichen theoretiſchen Weſen, welches hinreicht, etwa eine Votiva, eine Veſper, oder ein neues Offertorium für einen Heiligentag, zu ſetzen. Auf die Muſik der Alten war mein vorzüglichſtes Augenmerk gerichtet, und es ergriff mich immer ein tiefer Schmerz, wenn ich in den alten Schriftſtellern von den außerordentlichen Wirkungen las, die ſie hervorgebracht haben ſoll, und daran dachte, daß die Art, wie ſie ausgeübt wurde, ſo ganz verloren gegangen iſt. Alles was ich in den alten Skribenten auffinden konnte über die Muſik und die damit verbundenen theatraliſchen Vorſtellungen der alten Griechen habe ich verglichen; aber noch iſt es mir ganz dunkel, was ich in Vergleichung mit demjenigen, was wir jetzt Deklamation und Geſang nennen, von der Deklamation der Griechiſchen Tragödien, die mit Noten bezeichnet war, von Klanginſtrumenten begleitet wurde, und Melopöia hieß, halten ſoll. Die Chöre der griechiſchen Tragödien haben ſich gewiß noch mehr, als die Deklamation der übrigen Verſe, dem eigentlichen Geſange genähert; ſie wurden von verſchiedenen Stimmen im Einklange vorgetragen und von Klanginſtrumenten begleitet. Dies beweiſt unter andern die Stelle im Philoſophen Seneca, wo es heißt:

„Non vides quam multorum vocibus chorus constet, unus tamen ex omnibus sonus redditur. Aliqua illic acuta, aliqua gravis, aliqua media. Accedunt viris feminae, interponuntur tibiae, singulorum illic voces latent, omnium apparent etc.“

Wie das aber eigentlich ins Werk gerichtet wurde, in wie fern ſich die Deklamation des Chors der wirklichen Melodie näherte oder nicht, davon habe ich keine deutliche Vorſtellung, und ſo viel ich weiß, iſt es auch bis jetzt niemanden gelungen, dem Dinge ſo auf die Spur zu kommen, daß man es hätte nachmachen können. — Den Herren Gelehrten in Weimar war die wichtige Entdeckung vorbehalten! — So wie ich leſe, wird das erwähnte neue Trauerſpiel des Herrn Schiller dort auf der Bühne aufgeführt, und unbezweifelt hat man daher die Deklamation notirt, und ſie wird von Klanginſtrumenten begleitet. Schreibe mir, mein Lieber, ob Herr Schiller ſelbſt, oder ein Anderer den Alten ſo glücklich auf die Spur gekommen iſt, und welche Mittel man angewendet hat, die Schauſpieler und Tonkünſtler in das Geheimniß der uns ganz fremd gewordenen Melopöia einzuweihen.

Jemand ſchreibt zwar in dem Freimüthigen, daß der Chor von ſieben Männern geſprochen worden ſey, und daß es geklungen habe, als ſagten Schüler ihre Lektion auf, und ich kann mir auch in der That nichts Läppiſcheres und Ungereimteres denken, als wenn mehrere Leute auf dem Theater Verſe herſagen, ohne an jene notirte Deklamation, die ſie zum Halten des Tons und des Rhythmus nöthigt, gebunden zu ſeyn; ich kann es mir aber gar nicht denken, daß die gelehrten Herren in Weimar jemals auf den Gedanken gerathen ſeyn ſollten, den Griechiſchen Chor wieder auf das Theater zu bringen, wenn ſie nicht die Art ſeiner Darſtellung bei den Alten im ganzen Umfange inne hätten; bei der Vorſtellung, die jener tadelſüchtige Mann ſah, waren die Tibiiſten wahrſcheinlich noch nicht eingeſpielt. Schreibe mir doch ferner, mein lieber Freund Theodor, ob die Flötenſpieler die Deklamation durch das ganze Stück begleitet, oder nur den Chor unterſtützt haben, ſo wie auch, ob man die Tragödie mit Maſken und mit dem Kothurn gegeben hat. Auch bin ich begierig, zu wiſſen, was für eine Wirkung der Chor auf die Zuhörer gemacht hat: ob ſie erſchüttert worden ſind, oder ob es den Schauſpielern ſo gegangen iſt, wie dem ſeligen Herrn Profeſſor Meibom, den der ganze Hof der Königin Chriſtina auslachte, als er eine Griechiſche Arie zu ſingen anfing. Das war unartig, denn der Mann war grundgelehrt, und meinte es gut, hatte aber manchmal ſehr närriſche Einfälle, wie man es in vielen Schriften leſen kann. Endlich wünſche ich von Dir, über die Urſache belehrt zu werden, warum der Herr Schiller zu dem Trauerſpiel nach Griechiſcher Art nicht eine Heroengeſchichte aus der alten, ſondern eine Hiſtorie aus der neuern Zeit gewählt hat. Das kommt mir ſo vor, als wenn die hieſigen Nonnen zu St. Urſula das Staatskleid, welches ſonſt die Gebenedeiete trägt, zu Weihnachten dem heiligen Kinde anziehen; das iſt immer zu lang und zu weit, will überall nicht paſſen, und ſieht nicht gut aus.

Hat man nur erſt die Melopöia wieder hergeſtellt, und ſind die Leute über das Ungewöhnliche des erſten Eindrucks weg, ſo wird ſich das Weitere wohl geben. Ohne Klang-Inſtrumente, ohne notirte Deklamation wird alles nur ein unnützes Geplapper ſeyn. Das Trauerſpiel General Wallenſtein, welches von Herrn Schiller in Verſen geſchrieben ſeyn ſoll, und die Huſſiten vor Naumburg, welches ein ſchönes Stück ſeyn muß, da ſie ſich ſo darüber ſtreiten, werden ſie mit der tragiſchen Baßflöte (tibia dextra), und die neuen Luſtſpiele des Herrn von Kotzebue in Verſen, mit der komiſchen Diskant-Flöte (tibia serrana) aufführen. Das möchte ich ſelbſt gerne hören. — Lebe wohl, mein lieber Freund Theodor, ich bete für dich zu den Heiligen und bin ꝛc. E. T.

12.

Der Preis.

[Ein verloren gegangenes Luſtſpiel. 22. September 1803.]

Der Verfaſſer des bey[l.] Luſtſpiels der Preis wählte unter mehreren Plänen, die ihm vorſchwebten, den einfachſten, und die Ausführung deſſelben führte die einfachen Charaktere von ſelbſt herbey; ob es ihm gelang doch das ganze interreſſant zu machen iſt eine Frage, die der Areopag, welcher zu Michaelis d. J. die armen Muſenſöhne, welche um den ausgeſezten Preis rangen, richtet, zu entſcheiden haben wird.

Kan indeſſen der Preis auch nicht den Preis erringen, ſo wird es dem Verfaſſer an hundert Meilen von der Reſidenz entfernt doch große Freude verurſachen, wenn Ew. HochwohlGeb. ſeinem Machwerk einige Aufmerkſamkeit ſchenken, er hofft ſogar jezt einiges Licht darüber zu erhalten,

quid valeant humeri aut ferre recusent,

da er ſchon ſeit mehreren Jahren in einer Einöde von dem Throne der Kritik weggebannt iſt und, da er den Dämon der Eigenliebe wohl kennt, über ſich ſelbſt zu ſeiner Qual in völliger Ungewißheit lebt.

Sollte das ganze Werk für einen Schreibfehler geachtet werden ſo widmet es der Verfaſſer demjenigen aus dem Areopag der Locken oder gelocktes Haar trägt — es iſt ſchönes weiches Papier.

13.

[Muſikaliſche Ideen.]

(Den 21 Oktober 1803.)

Mit meinen muſikaliſchen Ideen gehts mir ſo wie mit Savonarola's des Märtyrers zu Florenz, deſſen Geſchichte ich in dieſen

Tagen las, Eingebungen: — Erſt ſchwirrts mir wild im Kopfe herum — dann fange ich an zu faſten und zu beten d. h. ich ſetze mich ans Klavier, drücke die Augen zu, enthalte mich aller profanen Ideen und richte meinen Geiſt auf die muſikaliſchen Erſcheinungen in den vier Wänden meines Hirns — bald ſteht die Idee klar da — ich faſſe und ſchreibe ſie auf wie Savonarola ſeine Prophezeyhungen — Obs nur andere Componiſten auch ſo machen mögen? —

14.

[Über den Romanſchmierer Carl Friedrich Cramer.]

[Gegen Oktober 1801.]

Aus Unmuth hab ich einen Roman von Cramer durchblättert „der verworfene Julius“ benahmſet. Nach beliebter Manier ſind über jedem Kapitel Verſe — unter andern Cap. 18 Th. 2.

Kurz wie der Titel
Sey dieſes Kapitel
Denn — ſo ſchofele Sachen
Wer wird ſich was draus machen!

Kann man ſich etwas „ſchofeleres“ denken als dieſe Verſe! — Das ganze Geſchreibſel iſt wirklich unter aller Critik — Nichts iſt lächerlicher als wenn ſchlechte Schriftſteller eine weiſe Miene annehmen und den Mentor ſpielen. Herr C. hat es in dieſem ſeinem Machwerke bis zum Ekel gethan — hinter manchem Capitel komt eine förmliche Nutzanwendung mit „Alſo und deswegen“! — In der Vorrede ſagt er, daß er noch vieles in ſeinem Schreibtiſche liegen habe zum [Verbrauchen], was auch wohl erſt nach ſeinem Tode zu Tage befördert werden würde — Gott behüte und bewahre uns für die Cramerſchen Posthumi! — Ich war in Secunda als ich den ‚deutſchen Alcibiades‘ las — da machte das Ding eine gewaltige Wirkung auf mich — ich hielt den Verfaſſer für das erſte Genie unter der Sonne, und Stoelzeln der wie ich glaube die TitelKupfer gezeichnet hat für einen zweiten Raphael — Die Riſa mit dem ſchelmiſch aufgehobenem Finger vor dem Munde war mir nehmlich das Ideal weiblicher Schönheit, und ich ſuchte das Meiſterſtück ſo wie noch früher einen elenden engliſchen Kupferſtich der die Eloiſa vorſtellte mit Anſtrengung aller meiner Kräfte zu copiren, es gelang aber nicht! —

15.

[Freyheit!]

[Ende October 1808.]

Meine tägliche Litaney iſt

Wann werde ich meine Freyheit erhalten! —

Als ich noch in Glogau war hörte ich einſt einen ruſſiſchen Major — Pole von Geburt — der eines Duells wegen auf der Feſtung ſaß am Tage als die ArreſtZeit abgelaufen war und ihm der Commend die Freyheit angekündigt hatte ausrufen

Ah je suis libre!

Der Ausdruck ſeiner Stimme ging mir durch die Seele, ich theilte ſein Entzücken — ich dachte an Jorik — an den gefangenen Staar — an die Baſtille! — O — ich bin gefangen — ich bin in Banden! — Wann ſchlägt der Erlöſung Stunde!

16.

[Mahlerey und Muſik.]

[10. December 1808.]

Die Mahlerey habe ich ganz bey Seite geworfen, weil mich die Leidenſchaft dafür, hinge ich ihr nur im mindeſten nach, wie ein griechiſches Feuer unauslöſchlich von innen heraus verzehren könnte — ich würde vielleicht zur großen Erbauung der Umſtehenden mit einem Mahle wie jene Prinzeſſin im Mährchen, die mit dem Salamander kämpfte, der ihr einen unſichtbaren Feuerbrand ins Herz warf, in ein Aſchenklümpchen zuſammenfallen! — Die Muſik mit ihren gewaltigen Exploſionen iſt mehr ein TheaterDonnerwetter — ein feuerſpeiender Berg von Gabrieli (jene Kunſt ein Veſuv in natura) — man kann ſich mit ihr ohne Gefahr vertrauter machen, darum habe ich ſie zu meiner Gefährtin und Tröſterin erkieſet auf dieſem dornigen, ſteinigen Pfad! — in dieſer Abgeſchiedenheit ſteige ich herab oder lieber hinauf in die unbeſuchteſten Regionen, wo die Muſe ihren gewelſchen Jüngern das Buch der Geheimniſſe aufſchlägt. Zu Proſa ſo viel: ich ſtudire mit Eifer die Theorie der Muſik

17.

[Malchen Hatt.]

(18. Februar 1804.)

Ein junges blühendes Mädchen ſchön wie Correggios Magdalena — gewachſen wie die Grazien der Angelika Kaufman ſtand Nachmittags vor mir! — es war Malchen Hatt — Sie hatte der Mutter Grazie — das Ideal meiner kindiſchen Fantaſien von dem Vormahls meiner Inamorata ſtand vor mir — eine ſüße unbekante Wehmuth ergriff mich — ſie blickte mich mehrmahls bedeutend an — gewiß war ich ihr nicht minder merkwürdig als ſie mir — Die Mamſell Rink die jüngere introducirte ſie — der Onkel ſprach unendlich lange von einem Begräbniß — vergebens rang ich darnach dem Geſpräch eine intereſſante Wendung zu geben — das aufgeblühte Mädchen wollt' ich mit meinen Geiſtes-Armen umranken — ich wollt ſie [illegible] in die magiſche Kreiſe meiner Imagination ziehen —

18.

Der Renegat*).

Ein Singſpiel in zwey Aufzügen.

(Fragment. März 1804.)

Perſonen:

Der Dey von Algier.
Ebn Ali, Renegat, Franzoſe von Geburt.
St. Cyr.
Joſeph.
Eliſe, St. Cyrs Gattin.
Selima, Ebn Alis Tochter.
Sklavinnen im Serail des Deys.
Wachen.

Die Handlung iſt in Algier.

---

*) Der Renegat — eine deutſche Oper, die der geiſtreiche Verfaſſer des [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] im Jahre 1808 [illegible], [illegible] [illegible], was der [illegible] [illegible] in dieſer [illegible]! —

Erſte Szene.

(Gegend an den Gärten des Harems — Ausſicht nach dem Meer.) **St. Cyr** ſizt in Gedanken vertieſt unter einem CypreſſenBaum.

I. Introduzzione.

Rezitativ.

Sie zu verliehren! — ſie nicht wiederſehn!
Entſezlicher Gedanke! — Quaal die mich
Mit nahmenloſer Folter ängſtigt!
Soll ich verzweifeln? — Soll ich hoffen? —

A tempo.

Himmliſche Ahndung
Lindert die Schmerzen
Wecket im Herzen
Göttliche Luſt!
Wiederſehns Wonne
Trockne die Thränen
Stille das Sehnen
Klopfender Bruſt!
Doch wie wenn jezt aufs neue mich
Das Schickſal grauſam täuſchte — wenn auch hier
Zu meiner Marter mich der Ozean
Ans Land geſpien! —

Joſeph (hervortretend) Triumph mein Freund!
Gewonnen iſt das Spiel — gefunden!

St. Cyr Wie — Freund — Eliſa, meine Gattin? — ſprich!

Joſeph Glaub mir mein Freund! ſie iſt nicht fern

St. Cyr Wo — wo?

Joſeph Wir ſind am Harem hier des Dey's
Dort wo der Palmbaum ſeine lange Schatten
Ins Thal wirft. Dort erklimte ich die Mauer
Geſang — der Schall von Inſtrumenten lockte mich
Luſtwandelnd gingen Weiber auf und ab —
Und unter ihnen eine

St. Cyr Wie — Eliſa? — O!

Joſeph Sie glich ihr ganz an Wuchs und Stellung, Sie war's!

St. Cyr O Himmel!

Duett.

Sie hab ich gefunden
Die Gattin, die holde!
Es heilen die Wunden,
Es endet der Schmerz!
Voll trunknem Entzücken
Werd ich ſie umfaſſen,
Und feurig ſie drücken
Ans pochende Herz!

Joſeph
Du haſt ſie gefunden
Die Gattin, die holde!
Es heilen die Wunden,
Es endet der Schmerz!
Voll trunknem Entzücken
Wirſt Du ſie umfaſſen,
Sie feuriger drücken
Ans pochende Herz!

zu zwey

St. Cyr Aber laß mich meinen Rauſch mäßigen — ſage mir, Joſeph, ſollte Eliſa wirklich im Harem des Deys ſeyn? Ach, nur zu ſehr fürchte ich den bittern Schmerz der neuen Täuſchung!

Joſeph Freund! — die augenſcheinliche Gewißheit daß Eliſa hier ſeyn muß brachte uns ja her, haſt Du das vergeſſen?

St. Cyr Aber! —

Joſeph Als kaum aus dem Hafen von Toulon ausgeſegelt uns der Caper aufſtieß, ſchrien nicht alle Matroſen: „Ein Algierer — ein Algierer!“ — Die Bauart des Schiffs — die Flaggen — — das Geſchrey beym Entern —

St. Cyr O Joſeph, es war ein ſchrecklicher Moment. Nur vor wenig Tagen auf den höchſten Gipfel des Glücks emporgehoben — im Genuß der ſüßeſten Freuden des Lebens — O Barbaren! —

Joſeph Aber geſchlagen haben wir uns wie die Löwen — kam nur die Fregatte früher zu Hülfe! —

St. Cyr Ach zu ſpät — der blutdürſtige Geyer flog ja ſchon, die ſchuldloſe Taube in den Klauen, mit rauſchendem Fittig davon!

Joſeph Bah! — wir wollen ihm ſchon wieder die Beute entreißen; das müßten wir denn doch bleiben laſſen, hätte Sir Elwis nicht ein gut Wort für uns eingelegt!

St. Cyr Was?

Joſeph Ich meine in Sir Elwis ZwölfPfündern lag eine überredende Kraft die den Muſelmann von unſern Anſprüchen auf die Freiheit bald überzeugte!

St. Cyr O wär ich mit dem Säbel in der Fauſt geſunken, was iſt der Tod gegen die Marter, von Eliſan getrennt zu ſeyn!

Joſeph Aber beym heilgen Petrarcha dem Schutzpatron winſelnder Inamoratos, eine ſumpige Mauer, kaum zwanzig Fuß hoch, trennt Dich von Eliſan und Du verzweifelſt?

St. Cyr Was ſagſt Du? — Ja ſie iſt hier — ſie iſt mir nah! — in dem melodiſchen Saüſeln des Abendwindes hör' ich ihre Seufzer — ich ſehe ſie — ihr Bild ſchwebt mir entgegen — ich komme, Eliſa, ich komme! — Von jenem Palmbaum ſagteſt Du? — Fort — herüber zu ihr!

Joſeph Schön — das iſt unternehmend! — ſo lieb ich's — Doch laß uns eins bedenken!

St. Cyr O bedenken — bedenken! — Du haſt nie geliebt.

Joſeph Doch iſt es wichtig.

St. Cyr Nun ſo ſage. —

Joſeph Der Dey hat es nicht gern, wenn ihm fremde Leute in den Garten ſpringen!

St. Cyr Was thut das zur Sache?

Joſeph Noch weniger lieb iſt es ihm, wenn ſie ſeine Weiber ſtehlen!

St. Cyr Seine Weiber — iſt Eliſa ſein Weib?

Joſeph Die Begriffe mein und dein drehen ſich hier um einen Beutel Zechinen!

St. Cyr Du durchbohrſt mir das Herz!

Joſeph Will nichts bedeuten, iſt nur eine RedensArt dagegen, wie es der Dey mit dem Durchbohren hält!

St. Cyr Du machſt mich ungeduldig!

Joſeph Es komt auf einen kleinen Verzug nicht an — in der nächſten Minute ſpringen wir über die Mauer, in der folgenden fangen uns die Schwarzen, und in der dritten ſind wir, hohl mich der Teufel, beyde geſpießt.

St. Cyr O ſüß — willkommen iſt der Tod für die Geliebte!

Joſeph Schön geſagt — eine von den Phraſen die in jedem empfindſamen Roman immer mit demſelben Glück wiederholt werden — indeſſen — ſo am Pfahle ändert ſich denn doch die Anſicht der Dinge.

St. Cyr Proſaiſcher Menſch!

Joſeph Die poetiſchſte Poeſie reicht oft nicht aus gegen die fatale proſaiſche Wirklichkeit — ein durch den Magen gejagter Pfahl — brr — verdammte Situation der allerfatalſten Wirklichkeit!

St. Cyr Aber für Eliſa ſterb—

Joſeph (ihm ins Wort fallend) Leben ſollſt Du. Hier meine Hand, ich führe Dich durch hundert Pfähle mit geſundem Magen in Eliſa's Arme!

St. Cyr O Freund, Du warſt ſchon einmahl der Retter meines Lebens, jezt erſt wirſt Du Deinem Geſchenke unnennbaren Werth geben!

Joſeph Alſo vor der Hand ſpringen wir nicht über die Mauer?

St. Cyr Aber laß uns eilig berathſchlagen! —

Joſeph Das iſt der Punkt wo ich Dich hin haben wollte — — Alſo — vor allen Dingen müſſen wir uns darüber vollkomne Gewißheit verſchaffen, daß Eliſa wirklich hier iſt — dann — (man hört einen ſeltſamen klagenden Geſang) Horch was iſt das für ein Singſang — (der Geſang hebt wieder an) I Du mein Gott — ich glaube ſie halten einen Umgang gegen alle Ratten und Maüſe in ganz Algier!

St. Cyr Sieh da — ein alter Muſelmann windet ſich aus dem Gebüſch!

Joſeph Ha — ein allerliebſtes bildſchönes Mädchen hinter ihm — Aurora und Thiton!

St. Cyr Laß uns bey Seite treten — (Sie entfernen ſich)

Zweite Szene.

Ebn Ali, Bellora, die Vorigen.
(Ebn Ali hat eine aufgemachte Rolle vor ſich)

II. Duotto.

Duett.

Bellora Hihi — hi — ahi — ahi —
Ebn Ali Still! — halte ein
Kannſt du durchaus den Ton nicht faſſen?
Bellora Ach laßts genug für heute ſeyn,
Ich kann nicht mehr!
Ebn Ali Bey meinem Bart
Man hört den Sang auf allen Straßen,
Und mein gelehr'ges Töchterlein,
Die kan durchaus den Ton nicht faſſen!
Bellora Mein guter Vater, ſeyd nicht hart!
Ich will ja ſingen, nur gelaſſen
Hört mich jetzt an!
Ebn Ali Fort dann!
Bellora Hihi — ahi — ahi — ahi
Ebn Ali Schön — gut jetzt geht es beſſer ſchon
Du wirſt die erſte, ich will wetten
— Nur mehr geſchluchzt! — Ha, beym Propheten,
Das iſt fürwahr der rechte Ton!
Beyde Hihi — hi — ahi — ahi ahi
(St. Cyr und Joſeph treten hervor.)

Joſeph Nun möcht' ich in aller Welt wiſſen —

Ebn Ali Was für Fremdlinge!

St. Cyr — Joſeph — das iſt der Corſar, der uns alles raubte!

Joſeph — Beym Himmel! — nun der Kerl hat zwey Leben, ſank er nicht unter meinen Streichen! —

St. Cyr (auf Ebn Ali, der im Begriff war fortzugehen, mit gezogenem Sebel losſtürzend) Halt — Barbar — Gieb mit Eliſa wieder! — wo iſt ſie — mit deinem Leben ſollſt du den Raub büßen — Gieb mir Eliſa wieder!

Joſeph (zieht ein Stilet) Unſere Diamanten — unſere Stoffe — unſer Gold, oder Du biſt des Todes!

Bellora (wirft ſich vor Ebn Ali) Mein Vater — haltet ein!

Ebn Ali (ſie wegſchiebend) Fort da! — Nun — ſtoßet zu, Fremdlinge, mordet einen wehrloſen Mann — ihr werdet viel dabey gewinnen! — eure Diamanten, euer Gold, eure Weiber zwar nicht, die ſind in Sicherheit, aber dem Block, dem könt ihr nicht entgehen! — ein Schrey, und ihr ſeyd von den Wachen des Deys umringt — Nun, was ſteht ihr ſo unentſchloſſen da? —

Joſeph (zu St. Cyr) Das war dumm!

St. Cyr (zu Joſeph) Wir müſſen ihn beſänftigen — (laut zu Ebn Ali) Du warſt es, unmenſchlicher Barbar, der mir meine Eliſa, mein Alles geraubt hat —

Joſeph (zu St. Cyr) Zum Henker, was willſt Du mit dieſem barſchen Ton, denke an den Block!

St. Cyr Ich denke an Eliſa!

Joſeph (zu Ebn Ali) Mit Erlaubniß, irr' ich nicht, ſo machte ich ſchon an einem ziemlich heißen Tage Ihre werthe Bekanntſchaft

St. Cyr Rede — ſprich — Du warſt es, der mir Eliſa raubte!

Ebn Ali (kalt) Ich war's!

St. Cyr O, wo iſt ſie, wo iſt ſie — ich beſchwöre dich!

Ebn Ali Haſt du ſcharfe Augen, Fremdling? — Komm her — ſtell' dich auf dieſe Anhöhe, kannſt du mit deinem Blicke die dreyfache Mauer des Harems durchdringen, ſo wirſt du deine Angebetete ſehen, wie ſie herausgeputzt, wie es der Favorite ziemt, weint und ſchluchzt und zwiſchen ein die Confituren in den Mund ſteckt, welche der verliebte Dey, vor Lachen faſt berſtend, ihr ſelbſt reicht!

Joſeph Nun? — hab ich Recht!

St. Cyr Du haſt mir mehr als das Leben geraubt, aber freilich den Sinn für dieſen Schmerz hat längſt dein unmenſchliches Gewerbe verhärtet!

Ebn Ali Derley Reden bringen mich nicht auf, die Menſchen ſprechen gern über die Dinge ab, ſo nach der Art, wie ſie ihnen gerade erſcheinen — Unmenſchliches Gewerbe! (mit ſteigendem Affect) Ha ſag mir doch wer iſt unmenſchlicher — eure Anwälde, die Harpyen gleich auf die arme Clienten, welche kamen um des Rechtes Beyſtand wie eine Krämerwaare zu erhandeln, loßſtürzen und nicht ablaſſen, bis der lezte Heller in ihre Taſche, weit wie ihr Gewiſſen, rinnt, eure Mäkler, die den Bedürftigen mit tauſend Fäden umranken und ihn, wie Spinnen die gedörrte Fliege, ausgeſogen aus ihrem Netze fallen laſſen, eure ewig zögernden Richter, eure ſchwelgenden Geiſtlichen, eure Schmarotzer, eure kleine Despoten aus jedem Stande, die den Unterdrückten um den erworbnen Heller prellen, die mit lachendem Hohn ihrem mühevoll hingeſchlepptem Daſeyn die lezte Hoffnung rauben — Ha was iſt unmenſchlicher, ſie oder ich, der ich in offener Fehde mit dem Säbel in der Fauſt um Leben, Freiheit, Güter kämpfe — Haſt du den Löwen auf meiner Flagge geſehen? — er kämpft um ſein Daſeyn — auch ich! ſchleichen, um mich aus meinem Nichts empor zu winden, wie jene Tyrannen, kann ich nicht! —

Joſeph Was iſt das?

St. Cyr — Ich erſtaune — du biſt nicht was du ſcheinſt!

Ebn Ali — Nicht was ich ſcheine? — Ich bin Muſelmann, weil ich die Chriſten, die mich hämiſch verfolgten, die mir mehr raubten als ein ſchönes Weib und Gold — weil ich ſie haſſe — ich bin Corſar, weil ich kämpfen muß um meine Exiſtenz — weil ich — doch genug. (kalt) Dein Weib iſt im Harem des Deys! — Dein Gold habe ich! — Leideſt du Mangel, ſo ſoll dir mein Diener Ibrahim einen Beutel Zechinen reichen — Gehab dich wohl! — komm Bellora! —

(Ehe er abgeht wirft er noch einen Blick auf St. Cyr und bleibt betroffen ſtehen— er faßt ihn noch einmahl ſchärfer ins Auge und geht dann ab)

St. Cyr (wie aus dem Traume erwachend) Ach, Joſeph, alle Hoffnung iſt verlohren!

Joſeph — Ein verfluchter determinirter Kerl. Die Tochter — ein himmliſches Mädchen

Ebn Ali (zurückkehrend, Bellora folgt ihm) (zu St. Cyr) Dein Schmerz ſcheint groß zu ſeyn — zudem iſt etwas in deinem Geſichte! — hm! —

Bellora Sey nicht ſo hart, mein Vater, die Fremdlinge ſind unglücklich!

Ebn Ali Ihr ſeyd Franzoſen? — hm!

Joſeph (zu Bellora) Schönes Mädchen, ſey du uns wenigſtens hold!

Ebn Ali Sieh da — eine Antwort auf meine Frage! — bedeutet ja! Nun — was kann ich für euch thun, Meſſieurs?

Joſeph — Uns Eliſa wiedergeben! — das Gold behalt, wir haben neuen Vorrath!

St. Cyr Mir Eliſa!

Ebn Ali Verdammt wenig und verdammt viel gefordert — Eliſa iſt Favorite.

St. Cyr O Himmel!

Ebn Ali Sie hat ſich das durch ihr Weinen und Schluchzen zugezogen!

Joſeph Wie das?

Ebn Ali Ja ſeht, unſer Dey hat einen wunderlichen Geſchmack. Seine Liebe richtet ſich nach dem Talent des Weibes zu ſchluchzen — ein lachendes WeiberGeſicht iſt ihm ein Palliativ gegen alle zärtliche Empfindungen, ein fröhlicher Geſang verurſacht ihm Krämpfe.

Joſeph Sonderbar!

Ebn Ali So wie der Dey ſich ſehen läßt, bricht der ganze Harem in Heulen und Schluchzen aus, dann will er vor Lachen berſten. das hat der dicke Mann gern — Nun, ihr habt ja ſchon die Melodie gehört!

St. Cyr Wann?

Ebn Ali Vor wenigen Minuten, ich übte mit Bellora des Deys LieblingsMelodie. Bellora iſt für den Harem beſtimt.

Joſeph Wie — Eure Tochter für den Harem?

Ebn Ali Für den Harem beſtimt.

St. Cyr (mit dem Tone des Vorwurfs) Corſar!

Ebn Ali Heißt ſo viel als unedler niedriger Menſch — nicht wahr? — Du biſt ſehr vorlaut, junger Menſch! — Der Dey hält eine Liſte über alle aufblühende Mädchen in Algier! — Bellora iſt jetzt vierzehn Sommer alt, ſtelle ich ſie ihm nicht vor, ſo wird ſie geholt, und ich erhalte hundert Hiebe auf die Fußſohlen richtig zugezählt — ſchluchzt Bellora nicht gehörig — abermals hundert für meine wenige Attention für des Deys Wünſche

Joſeph (Die Füße bebend) Puh! — ich fühle ſie! —

Ebn Ali (mit Ironie) Mitleidge Seele — (zu St. Cyr) wie heißt du?

St. Cyr St. Cyr.

Ebn Ali Gebürtig?

St. Cyr Aus der Provence.

Ebn Ali (bey Seite) Alles trifft zu — (laut) Mein Freund, Hinſicht deines ehrlichen Geſichtes will ich glauben, du ſeyſt beſſer als viele deines Gleichen (auf Joſeph zeigend) dieſen ausgenommen (zu Joſeph) Da haſt du meine Hand löwenkühner Jüngling — (ſich ans Hinterhaupt faſſend) 's war eine verteufelte Kopfwunde — nun ſie iſt geheilt — (zu St. Cyr) Du ſollſt Eliſa ſehen — ſie ſprechen

St. Cyr Gott!

Ebn Ali Alles übrige ſey in deine Hand gelegt — ich werde dich als einen franzöſiſchen Schauſpieler bey dem Dey einführen!

Joſeph Ha, er wird dem Charakter Ehre machen, ſolche ſchmachtende Inamoratos ſind Schauſpieler von ſelbſt!

Ebn Ali Wahr geſprochen — nun in einer Stunde ſiehſt du Eliſa!

III. Quartetto.

Quartett.

St. Cyr Sie ſehn! — welch ein Gedanke! —
(zu Joſeph) O Freund, ein neues Leben
Durchſtrömt mit ſanftem Beben
Die hoffnungsvolle Bruſt!

Joſeph (zu St. Cyr) Jezt laß uns alles wagen!
Den Sieg davon zu tragen
Iſt hohe Götterluſt!

Ebn Ali (bei Seite) Wie berg' ich die Bewegung?
Bellora Des Herzens ſanfte Regung
Zieht mich zum Fremdling hin!

St. Cyr Welch Flüſtern, welche Blicke?
Joſeph Hat ſchon des Schickſals Tücke
Geändert ſeinen Sinn?

Ebn Ali (zu St. Cyr) Hör Freund! —
Bellora (zu Joſeph) Du lieber Fremdling

St. Cyr (zu Ali) Mein Freund, mein Retter!
Joſeph (zu Bellora) Holde —
Ebn Ali Wir woll'n
Bellora (zu Joſeph) Was ſpricht dein Blick —
Joſeph (zu Bellora) Daß ich
St. Cyr (zu Ebn Ali) was ſtarrt dein Aug'
Mich an
Bellora Wie pocht mein Herz —
Joſeph Bellora!
St. Cyr Seltner Mann
Ebn Ali Ha welcher Sturm im Innern
Alle O ſeltſame Empfindung!

Zu Vier
Ahndungsvoll auf Zephyrſchwingen
Strömen holder Geiſter Stimmen
Durch die Lüfte, wehn dem Herzen
Nie gefühlte Wonne zu

Ebn Ali und
St. Cyr
Laß uns nicht länger weilen!
Zum Harem woll'n wir eilen,
Eh' ſchnell die Zeit entflieht!

Joſeph und
Bellora
Laß ſie zum Harem eilen!
Beym { Mädchen / Fremdling } will ich weilen,
Für { die / den } mein Buſen glüht!

(St. Cyr, Joſeph, Bellora ab.)

Dritte Szene.

Ebn Ali (zurückkommend.) Er iſt es! — Kein Zweifel! — welch ein Geſchick — O Bertrand, Bertrand, ſind deine Manen verſöhnt! — Was ſoll ich thun? — Darf er wiſſen, wer ich bin? — darf ich's ihm entdecken — — Nein! — der Zufall mag meine Handlungen leiten! — (Ab.)

Vierte Szene.

(Boſket im Garten des Harems.)

IV. Aria.

Rezitativ.

Eliſa (tritt auf) Naht keine Hülfe — keine Rettung? —
Schwand mir der Hoffnung lezter Strahl? —
Unglückliche, wohin führt dich die Macht
Des Schickſals! — unerbittlich reißt
Es dich hinab — Du biſt verlohren! —
Doch — iſt's ſein Geiſt, der mich umſchwebt? —
Iſt's ſeine Stimme, die mir ruft
Im Saüſeln ſanfter Abendwinde? —
Er lebt — auf Fittigen der Liebe
Eilt er zu mir — löſt meine Ketten
Befreyt flieg ich in ſeinen Arm
Und laſſ' ihn nimmer! —

Arie.

Hoffnung, holde Himmelstochter,
Schweb herab mit leiſem Flügel,
Zeig in deinem Zauberſpiegel
Mir des theuern Gatten Bild!
Nimmer werd' ich ihn vergeſſen —
Mit ihm ſtarben meine Freuden,
Nimmer enden meine Leiden,
Bis das Grab die Sehnſucht ſtillt!

(Während der lezten Strophen des Geſanges iſt der Dey hereingetreten un hat ſtark grimaſſirend und ſich die Seiten vor Lachen haltend ſeinen Beyfall zu erkennen gegeben.)

Der Dey — Ha ha ha — ſchön — herrlich, Liebchen, — ha ha, zum Entzücken!

Eliſa Unmenſch — Barbar! — Kannſt du ungerührt meine Thränen ſehen — meine Seufzer hören?

Der Dey Ha ha ha — du ſollſt die erſte ſeyn und bleiben, Liebchen — das nenn' ich doch den Dey zu amuſiren wiſſen — nicht ſo wie die andern Salzſaülen — die ſchluchzen nur a Tempo — du verſtehſt das beſſer, 's geht dir ſo von der Hand!

Eliſa Bey den ewigen Mächten, bey allem was deiner Seele je heilig war beſchwör' ich dich — gieb mir die Freiheit! — laß mich von hinnen eilen, um ihn —

Der Dey — Wie? was? he? — dich gehen laſſen, Liebchen, dich gehen laſſen, das hieß ja 'ne Perle ins Meer werfen — dich die mir alle Tage vorweint, daß mir das Herz im Leibe lacht — (Eliſa macht eine ſchmerzvolle Pantomime) ha ha ha ha — ja ja, das Geſicht, das iſt's eben — ha ha ha — bravo — bitte noch 'n mahl!

Eliſa Welch ein Geſchöpf!

Der Dey — Ich ſage dir, mein Sorbet ſchmeckt mir fünfmahl ſo gut ſeit dem du hier biſt — meine zwölf Stündchen ſchlaf ich hintereinander weg daß es pufft, ha ha ha — Du mein Stern, mein GoldEngel ſchluchzeſt gar zu prächtig — Dich gehen laſſen? — nein, nein, 'ne Welt für deinen Beſitz!

Eliſa (bey Seite) O Himmel, wär' er der grauſamſte Tyrann, die Quaal könte nicht größer ſeyn!

Der Dey Ha ha ha, was für ein Geſicht — was für Thränen — das iſt herrlich! — Sieh Liebchen, der Dey von Algier, (ſich in die Bruſt werfend) der große Dey — vor dem die Völker der Erde zittern wenn er nur ſein Haupt bewegt — er iſt dein Sclave, er küßt deiner Füße Staub — Aber, ha ha ha — ſchluchze immer noch ein wenig —

Fünfte Szene.

(Ebn Ali — nachher St. Cyr — die Vorigen.)

Ebn Ali Herr — dein Sclave beugt ſich vor deiner ſtrahlenden Hoheit!

Der Dey — Nun gut ſchon — gut ſchon, Ebn Ali — wie iſt's? neue Beute? — 'ne weinende Prinzeſſin — Laß es gut ſeyn — ſeit dem ich dieſe habe, trachte ich nach keiner andern — will die mahl ſehn, die beſſer ſchluchzen kann!

Ebn Ali Nein Herr — keine neue Beute — aber ein Franzoſe iſt hier der dir ſeine Dienſte anbietet

Eliſe (heftig) ein Franzoſe?

Ebn Ali (giebt ihr einen bedeutenden Wink)

Der Dey — Ha — was will er — was kann er — ein Gärtner, ein Baumeiſter? —

Ebn Ali Es iſt ein Sänger und Schauſpieler, Herr — vorzüglich auf tragiſche Situationen eingeübt — er ſpielt den tollen Prinzen Hamlet — den raſenden Oreſt, den weinenden Feldherrn Tarar, den wüthenden Achill dem man ſeine Briſeis geraubt — kurz alle Helden und Seladons, die —

Der Dey O halt ein mit dem Schnickſchnack —

Ebn Ali Er ſpielt mit wahrem Gefühl — Seine Rollen preſſen ihm Thränen aus — er ſchluchzt daß man es auf dreißig Schritte hört —

Der Dey Was ſagſt Du? — Ha! — das iſt ja'n Mann für mich — er ſoll meinen Weibern vorſchluchzen — Laß ihn kommen —

Ebn Ali — (bei Seite) Könt ich Eliſa'n einen Wink geben!

Eliſa Himmel — welche Ahndung durchbebt mich! —

Der Dey — Nun was zauderſt du? — bring ihn her, bring ihn her —

(Ebn Ali geht in die Couliſſe und tritt mit St. Cyr hervor, der, Eliſa'n nicht gleich gewahr werdend, ſich vor dem Dey beugt)

Eliſa: Himmel — er iſt es — St. Cyr — mein Gatte

Ebn Ali (leiſe und raſch zu Eliſa) — Mäßigung, oder dein Tod und der ſeinige iſt gewiß! —

St. Cyr (Eliſa erblickend) — Himmel — meine Gattin — O! —

Der Dey — Ha, was will er — warum thut er ſo, Ebn Ali? —

Ebn Ali Er empfiehlt ſich mit einer tragiſchen Exklamation deiner Hoheit, Herr

Der Dey Ha — ha ha — närriſcher Menſch! — Nun gut ſo, gut ſo

St. Cyr (zu Ebn Ali) — Ich ertrage den Anblick nicht — ich ſtürze zu ihr hin — willkommen ſoll mir der Tod ſeyn! —

Ebn Ali Du vergiltſt ſchlecht mein Zutrauen —

Der Dey — Was murmelt ihr? —

Ebn Ali Herr — der Franke will dir eine Probe ſeines Talents geben — Der Liebhaber findet ſeine ihm geraubte Geliebte in der Gewalt eines mächtigen Tyrannen wieder — es iſt eine Szene aus einer neuen Oper! — der Dichter heißt Wahrheit, der Komponiſt Täuſchung, die Oper Gelungene Liſt

Der Dey — Ha ha ha — Laß ihn machen, laß ihn machen — komm — ſetz dich zu mir, Eliſa — (Er wendet ſich zu einer Raſenbank. Sklaven ſpringen hervor und ſchieben ein Polſter unter — der Dey ſezt ſich, die Sklaven verſchwinden)

Ebn Ali — Herr — zur Darſtellung der Szene gehört auch die Geliebte. Dem Glanze der ſtrahlenden Schönheit iſt die Oper bekannt — wenn deine Hoheit erlaubt —

Der Dey Ha ha ha — verſteh' ſchon, Eliſa ſoll mitſchluchzen — nun — ſo — ſo — fangt nur an — fangt nur an —

V. Quartetto.

Rezitativ.

St. Cyr Dich ſo zu finden — welche Pein!

19.

[Warſchau.]

[14. Mai 1804.]

Lebhaft iſt es in Warſchau erſtaunlich, vorzüglich in der FretaGaſſe, da hier der Mehl, Grütz, Brodt und GrünzeugHandel ganz ausnehmend blüht. Geſtern am HimmelfarthsTage wollte ich mir etwas zu Gute thun, warf die Akten weg und ſezte mich ans Clavier um eine Sonate zu componiren, wurde aber bald in die Lage von Hogarths Musicien enragé verſezt! — Dicht unter meinem Fenſter entſtanden zwiſchen drey Mehlweibern, zwey Karrenſchiebern und einem SchifferKnechte einige Differenzien, alle Partheyen plaidirten mit vieler Heftigkeit an das Tribunal des Höckers, der im Gewölbe unten ſeine Waaren feil bietet — Während der Zeit wurden die Glocken der PfarrKirche — der Bennonen — der DominikanerKirche (alles in meiner Nähe) gezogen — auf dem Kirchhofe der Dominikaner (gerade über mir) prügelten die Hoffnungsvollen Katechumenen zwey alte Pauken, wozu vom mächtigen Inſtinkt getrieben die Hunde der ganzen Nachbarſchaft bellten und heulten — in dem Augenblick kam auch der Kunſtreiter Wambach mit JanitſcharenMuſik ganz luſtig daher gezogen —

ihm entgegen aus der neuen Straße eine Heerde Schweine — Große Friction in der Mitte der Straße — ſieben Schweine werden übergeritten! Großes Gequike. — O! — O! — ein Tutti zur Qual der Verdammten erſonnen! — Hier warf ich Feder — Papier bey Seite, zog Stiefeln an und lief aus dem tollen Gewirre heraus durch die Krakauer Vorſtadt — durch die neue Welt — Bergab! — Ein heiliger Hain umfing mich mit ſeinen Schatten! — ich war in Lazzki! — Ja wohl ein jungfraülicher Schwan ſchwimt der freundliche Pallaſt auf dem ſpiegelhellen See! — Zephire wehen wollüſtig durch die Blüthenbaüme — wie lieblich wandelts ſich in den belaubten Gängen! — Das iſt der Auffenthalt eines liebenswürdigen Epikuräers! — — Was? — Das iſt ja der Commendatore aus Don Juan, der da ſo in dem dunkeln Laube mit weißer Naſe einher galloppirt? — Ach! Johann Sobieski! Pink fecit? — Male fecit! — Was für Verhältniſſe! — er reitet Sklaven zu Boden, die ſich krümmend die welken Arme gegen das ſich bäumende Roß erheben — ein widriger Anblick! — Was? — iſts möglich! — der große Sobieski — als Römer mit Wonzen hat einen polniſchen Säbel umgeſchnalt und dieſer iſt — von Holz! — lächerlich! — Nun bin ich verlohren — Da komt der RR Marggraff — er packt mich mit Gewalt in eine Droſchke — der Wagen hält vor einem unförmlichen Gebaüde — hinten ein Dach mit wenigſtens 12 DampfSaülen, alias Schornſteine, vorne ein ganz kleines winziges Frontiſpizchen, von beyden Seiten noch winzigere Vorſprünge! — es iſt das Schauſpielhaus! —

Was wird gegeben? — Der Waſſerträger — Muſik von Cherubini — Schön! — Das Orcheſter ſpielt die feurige raſche Simphonie mit italiäniſcher Gemächlichkeit! — Graf Armand erſcheint mit falſcher Naſe und Wonzen, ſeine händeringende Gemahlin ſchlägt und ſingt durchweg einen AchtelTon zu hoch — NationalGarde in ruſſiſcher Uniform — die Pariſer Spaziergänger machen am Thore Padam donnoka und faſſen die Wache, die ihre Päſſe viſitirt, ans Knie — Der Waſerträger kommt an — ſein Faß enthält ungefähr drittehalb Eimer, und doch ſpringt, ſo wie die Wache den Rücken wendet, Graf Armand heraus und entflieht durch's Thor — Wunder über Wunder! — Jezt ſingen ſie — Sie ſtehn zu hoch, ſagt im Orcheſter ein Muſiker zum andern. Um Vergebung, antwortet dieſer ganz freundlich, wie ſoll ich's auf gleicher Erde anfangen um niedriger zu ſtehn! —

20.

Fauſtina.

Ein Singſpiel in einem Aufzuge.

[Fragment. 1804.]

Perſonen:

Fauſtina.
Haſſe.
Leonardo Leo.
Francesko Majo.
Terradeglias.
Abbate Piccioli.
Mehrere Gäſte.

Die Szene ſpielt in Venedig ums Jahr 1720.

Erſte Szene.

(Kleines Zimmer in Haſſens Wohnung. Rechts ein Flügel, mit aufgeſchlagenen Partituren und Büchern bepackt. Daneben ein kleiner Tiſch, vor welchem Haſſe ſitzt und componirt. Die Overtura iſt in ein ſchwermüthiges Andante übergegangen; als die Töne erſtorben ſind, ſpringt Haſſe raſch auf, macht einen Gang durchs Zimmer und bleibt dann vor dem Tiſche ſtehen, an welchem er componirte.)

(einen tiefſinnigen Blick in die Partitur werfend)

Bin ich das? — Bin ich das wirklich? — Ha wie ſchaal, wie kraftlos erſcheint mir das alles was ich jezt mache! — Gedanken auf Gedanken durchglühen einem Feuerſtrome gleich mein Gehirn, aber ſchnell erkaltet und roh wie ein MetallGuß ſtehen ſie auf dem Papiere da! — Welche unbekannte Gewalt droht mich zu vernichten? — Darf ich — darf ich's mir geſtehen? Im Theater San Marco — ja — ſeit jener Nacht, als ein nie gekannter Himmel voll wonniger Töne auf mich hinabſank, als alles um mich her verſchwand — als ich nur ſie hörte — nur ſie ſah! — Heilige Muſik, Sie iſt Du und in Dir wohnt mein Leben! —

(Er eilt an den Flügel, und nachdem er wie in Fantaſien verlohren einige Accorde angeſchlagen hat, folgt die)

Arie.

No. 1 Arietta.

Heilige Kunſt,
Neige dich zu mir, lohne mein Streben
Laß mich auf deinen Fittigen ſchweben
Tröſte mich, tröſte mich, heilige Kunſt!

Heilige Kunſt,
Nagende Qualen trag ich im Herzen,
Habe nicht Raſt mehr, gefoltert von Schmerzen,
Tröſte mich, tröſte mich, heilige Kunſt.

Zweite Szene.

Haſſe, der Abbate Piccioli.

(Der **Abbate Piccioli** iſt, noch ehe Haſſe endigte, hineingekommen, hat ſich hinter ſeinen Stuhl geſchlichen und ruft nun aus:)

Bravo — bravissimo, mio carissimo Signore, (Haſſe ſpringt etwas unwillig auf) Aber — verzeiht — bischen zu trocken — zu ernſt — — zu — zu — kurz mit einem Worte — zu teutſch!

Haſſe Verzeiht Herr Abbate — ich komponirte und ſang dies mahl nur für teutſche Ohren — für meine eigenen —

Abbate Ha ha ha ha — gut gegeben — ja ja ihr gebts mir gut — wolltet ſagen, hätte mich nicht hereinſchleichen ſollen — ja ſeht ihr, das iſt nun ſo mein foible — bin ein Enthuſiaſt für die Muſik — gehe zu allen Maeſtros, kenne ſie alle — kenne ihre Manier — ihre Art und Weiſe zu komponiren in und auswendig —

Haſſe Wahrlich, Herr Abbate, um dieſe reiche Kenntniß beneide ich euch —

Abbate Ja ſeht ihr — zum Beiſpiel der Scarlatti —

21.

[Fragment über Sonaten.]

[1808.]

Vollkommenheit des Fortepiano's. — Nur Schönheit der Harmonie, nicht des Ton's. — Es muß anſcheinende Willkühr herrſchen, und, jemehr ſich die höchſte Künſtlichkeit dahinter verſteckt, deſto vollkommener. — Größe des Theoretikers, Haydn. — Freude des gebildeten Menſchen am Künſtlichen.

22.

[Pohlniſche Uniformen.]

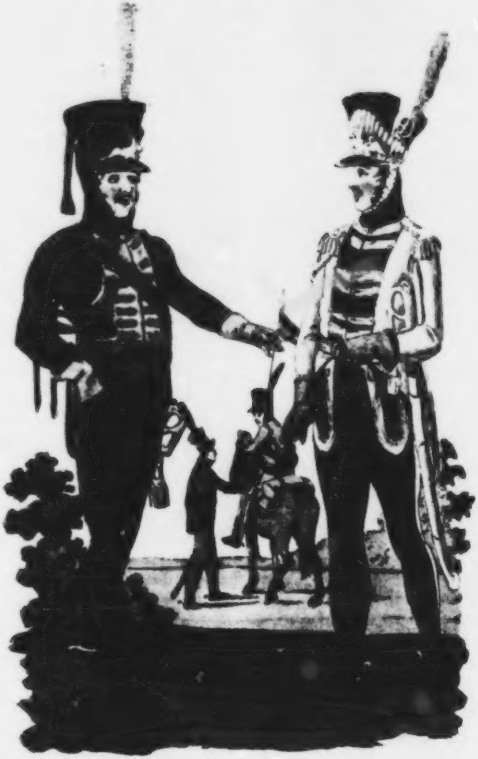
[1806? Mit einer Abbildung.]

Erklärung des Titelkupfers.

Für diejenigen Leſer, welche kein illuminirtes Exemplar dieſes Kupfers vor ſich haben ſollten, dürfte es nöthig ſeyn, in wenigen Worten die Erklärung beyzufügen.

Zwey Officiere von den Abtheilungen der pohlniſchen Legion in Kayſerlich-Franzöſiſchen Dienſten ſtehen hier. Beyde tragen Kollets und Pantalons, beyde einen geſtülpten pohlniſchen Schakow mit meſſingenem Schilddrahte und großen Federbüſchen; ſie ſind nur durch verſchiedene Farben und Verzierungen unterſchieden. Der zur Rechten ſtehende hat ein blaues Kollet und blaue Pantalons, rothe Rabatten, gelbe Aufſchläge mit goldenen Litzen, goldene Epaulets und Achſelbänder. An einem ſchwarzledernen mit gelben Schildern verzierten Riemen hängt die kleine Patronentaſche, an dem gleichfalls eben ſo verzierten Kuppel der Huſarenſäbel in meſſingener Scheide. Der ſchwarze Schakow wird durch einen gelben Schilddraht unter dem Kinne befeſtigt, welcher zugleich die Backen ſchützt. An dem ſtark vergoldeten Schilde dieſes Schakow iſt der weiße Adler befindlich. Das Kollet des zur Linken ſtehenden Officiers iſt weiß mit breiten karmoſinrothen Aufſchlägen, ſilbernen Litzen, Epaulets und Achſelbändern. An einem ſchwarzledernen mit gelben Schildern verzierten Riemen hängt die kleine Patronentaſche, an dem gleichfalls eben ſo verzierten Kuppel der Huſarenſäbel in meſſingener Scheide. Der ſchwarze Schakow wird durch einen gelben Schilddraht unter dem Kinne befeſtigt. welcher zugleich die Backen ſchützt. An dem ſtark vergoldeten Schilde dieſes Schakow iſt der weiße Adler befindlich. Das Kollet des zur Linken ſtehenden Officiers iſt weiß mit breiten karmoſinrothen Aufſchlägen, ſilbernen Litzen, Epaulets und Achſelbändern. Die Pantalons ſind ebenfalls karmoſinroth und weiß beſetzt. Der Säbel iſt in einer weißblechernen Scheide an ein mit weißen Schildern verſehenes Kuppel befeſtigt. Der Schakow hat die Farbe der Pantalons mit weißen Federn und dem weißen Adler.

Blatt 64



Im Hintergrunde ſind zwey pohlniſche Gardiſten, wovon der zu Pferde ſitzende ein blaues Kollet mit rothen Aufſchlägen und grüne Pantalons mit gelber Beſetzung trägt, der dabey ſtehende aber durchaus grün mit rothen Aufſchlägen montirt iſt.

23.

[„Das Kreuz an der Oſtſee" von Zacharias Werner.]

[26. September 1805.]

In dem erſten Theil kommen Chöre der alten Preußen und vorzüglich eine Szene vor, die der Unterſtützung der Muſik bedurften; dieſe Szene war folgende:

Stelle Dir einen großen Ritterſaal in der Feſte Plozko vor, in dem Hintergrunde die Capelle des heiligen Adalbert, an der Seite eine Treppe die zum Wachtthurm führt. Die alten Preußen ſtürmen die Burg, man hört die Töne ihrer Hörner und ihren Schlachtgeſang ſo wie die Trompeten der belagerten Polen und der Deutſchen Ritter, die unter der Anführung Conrads von Landsberg ihnen zu Hülfe gekommen ſind. In der Capelle liegen der Biſchof Chriſtian und die Prieſter auf den Knien und flehen in eintönigem Choral um Hülfe:

Hochbedrängt ſind wir in Nöthen,
Feind und Hölle will uns tödten,
Wolleſt uns vor Gott vertreten,
Hochgelobter Adalbert!

Der Wächter ruft vom Thurm in abgeſezten Pauſen die Begebenheiten der Schlacht herunter und bringt ſo das Gemählde derſelben vor Augen.

In dem Vorgrunde des Ritterſaals iſt ein Zitterſpielmann, der die Deutſchen Ritter nach Plozko geleitete, beſchäftigt, Malgona, die Tochter Conrads von der Maſow, welche den gefangenen Sohn Waidewuths, Samo, geheyrathet hat, in einen Pilgersmann einzukleiden und ſie vor den Feinden zu retten, während Agafia, Conrads Gemahlin, die Belagerten aufmuntert u. ſ. w. (Jener Zitterſpielmann iſt der Geiſt des ermordeten Biſchoff Adalbert) — Die Feinde dringen ein, alles ſcheint verlohren! — Da erſcheint der Zitterſpielmann — den

Pilger auf dem Rücken tragend — es umſtrahlt ihn ein blendender Glanz, die Heiden ſtürzen erſchrocken von der Mauer — werden verfolgt — die Burg iſt gerettet. Dieſe ganze Szene mußte in Muſik geſezt werden, die Choräle der Prieſter — die Hörner und Trompeten der beyden Heere ſchallen auf dem Theater, während das Orcheſter in abgebrochenen Pauſen die Schlacht mahlt. — Die dumpfe Sturm Glocke tönt unabgeſezt fort, bis ſich der ganze Sturm in einen ſanften Choralmäßigen Marſch der heimkehrenden OrdensRitter auflöſt.

24.

Liebe und Eiferſucht.

Oper in drei Akten nach Calderon's „Schärpe und Blume" bearbeitet und in Muſik geſetzt von E. T. A. Hoffmann.

[April 1807. Bisher ungedruckt.]

No 1. Duetto.

Enrico. Nichts ſo ſchönes giebt es doch
Als ſein Land nach weiten Flügen
Wiederſehn! ſolch ein Vergnügen
Fühlt ich nie im Leben noch.
Ponlevi. Und ich niemahls mehr Verdruß
Daß man nach ſo langem Treiben
Nun im Angeſichte bleiben
Von Florenz noch endlich muß
Ohne was es neues giebt
Zu erfahren!
Enrico. Dies zu meiden
Zögr' ich eben.
Ponlevi. Ich kanns leiden!
Daß euch dies nun ſo beliebt!
Enrico. Kannſt du ſchweigen?
Ponlevi. Welche Frage!
Enrico. Was ich auf dem Herzen trage!
Ponlevi. Weiß ich ſo wie ihr es wißt.
Darum reden könt ihr dreiſt

Mit mir, was vom Herzen geht
Denn ich weiß, wie's mit euch ſteht!
kannſt du was du weißt!
[Beide.] Hören
kann ich was ich weiß
kann ich
Darum reden dreiſt
könnt ihr
dir,
Mit was vom Herzen geht.
mir,

No 2. Aria.

Enrico
Hoffnungslos! verwirrt betrübt!
Nur in Liſida verliebt,
Blick' ich die an, jene wähnend,
Werb' um die, für jene ſchmachtend,
Folge der, nach jener trachtend,
Suche die, nach der mich ſehnend.
Und ſo, mit getheilten Trieben,
Doch mit ungetheilten Leiden,
Kann ich Liſida nicht meiden,
Kann ich Cloris nimmer lieben!

No 3. Quintetto.

Ein in die Form gebrachtes Quintett

Liſida, Cloris, Niſa treten auf.
Wie ſo lieblich ſteht im Freyen
Dieſer Blumenhoff des Lenzen
Bunte Farben, friſches Glänzen
Sieht man ſchon die Hand des Maien
Allen Gegenſtänden leihen!

Ponlevi. Herr, fürwahr recht holde Damen.
Treten wir ein wenig näher!

Enrico. Durch die Schleier brennen Späher,
Die den Sinn gefangen nahmen. —
(näher tretend) Schöne Damen! —

Cloris. Weh mir! ah!
Iſt das nicht Enrico? — ja!
Liſida. Augen, was iſt's das ihr ſeht?
Er iſt's, doch Eur Sehnen ſpäht
Hoffnungslos: warum nicht ruhn
Laßt ihr mich? Mein Herz mag nun
Nur der blinde Gott entſeelen.
Enrico. Augen, was iſt's, das ihr ſeh't,
Iſt ſie's hier von mir erſpäht?
Liebe läßt mich nimmer ruhn,
Den verwirrten Sinn wird nun
Zweifel, Furcht und Hoffnung quälen.
Ponlevi. Liebe läßt ihn nimmer ruh'n,
Den verwirrten Sinn wird nun
Zweifel, Furcht und Hoffnung quälen.
Cloris. Liebesglut, warum nicht ruhn
Läßt du mich? — mein Herz mag nun
Nur der blinde Gott entſeelen.
Niſa. Gehn wir fort, um zu verheelen,
Wer wir ſind!
Liſida, Cloris. Das woll'n wir thun!
(Liſida, Cloris, Niſa treten an die andere Seite des Theaters, Ponlevi, Enrico bleiben entfernt ſtehen.)
Zu fünfen. Wie ſo lieblich ſteht im Freien
Dieſer Blumenhof des Lenzen,
Bunte Farben, friſches Glänzen
Sieht man ſchon die Hand des Maien
Allen Gegenſtänden leihen.

No 4 Duetto.

Celia. Gebt das auf, mein Herr vom Hofe!
Denn als Mädchen und als Zofe
Könnt' ich einem Ehmann zeigen,
Wie er dulden ſoll und ſchweigen.
Ponlevi. Wie, verdreht ſie's mir geſchwind!
Hör' nur! Sanct Diſcret, mein Kind,

Wird als Feſttag nie gehalten
Fang' nur an damit zu ſchalten,
Sag wer deine Fräulein ſind.

Celia. Nein ich will dem Herren zeigen,
Daß auch Mädchen können ſchweigen.
Ponlevi. Gieb nur Acht ich will dir zeigen,
Wenn man reden ſoll, wenn ſchweigen.
Celia. Nie werd' ich mein Schweigen brechen.
Ponlevi. Nun ſo höre mein Verſprechen
Und nimm —
Celia. Große Höflichkeit!
Ponlevi. Um die Müh' an mich zu wenden, —
Celia. Nun, was?
Ponlevi. Den Bericht zu enden,
Nimm dir zum Verſchnaufen Zeit.
Celia. Schön Geſchenk!
Ponlevi. Wie allezeit
Man von meiner Hand erhält.
Celia. Gut, da du mir freygeſtellt,
Zeit zu nehmen zum Verſchnaufen,
Nehm' ich ſie, —
Ponlevi. Wozu?
Celia. Zum Laufen.

No 5. Arietta.

Der Herzog. Mein Buſen war ein kalter Berg zu nennen,
Den ſchon mit Schnee die Jahre krönend zieren
Des Herzens Aſchen ließen kaum von ihren
Vormal'gen Flammen noch die Spur erkennen.

Ein ſchöner Strahl mit himmliſchem Entbrennen
Drang zu der Miene heimlichſten Revieren:
Das Feu'r, im Schnee entzündet, mußte frieren,
Der Schnee, im Feu'r gefrierend, mußte brennen.

Ein Ätna meiner Lieb' und Qual nun, ruhten
Die Aſchen nicht in mir, von neuem Sehnen
Die Bruſt entbrannt, ließ ich die Augen fluten.

Belebter Berg! Vulkan voll blindem Wähnen!
Biſt du ganz Feu'r, wie zollſt du Waſſerfluten?
Doch gleichfalls Feuer ſind der Liebe Thränen.

No 6. Finale.

Chor. Es darf die dunkle Nacht
Nicht meiden mehr der Frühe ſchöne Pracht,
Da ihre Schatten glühen
Von helleren Auroren, ſchönen Frühen.
Cloris. Eure Hoheit wird die Kühle,
Beſſer hier genießen können!
Der Herzog Liebe will nicht Wahl mir gönnen,
Keine Freiheit die Gefühle.
Da ich nur die Nähe fühle
Deiner Schönheit, weiß ich nimmer
Ob es Garten iſt, ob Zimmer,
Wo ich bin: denn ich erkläre,
Himmel dünkt mir jede Sphäre,
Bey ſo holder Sonne Schimmer.
Ottavio. Die iſt's, die mein Herz entführt.
Dünkt ſie euch, Enrico, ſchön?
Enrico. Wohl zum Stern muß ſie erhöhn
So viel Anmuth, als ſie ziert,
Da ſie nur Gemüth regiert.
Liſida. Welche Schärp' iſt das? Weh mir!
Sie trug Cloris! Ach die beyden
Laſſen mich den Tod erleiden.
Cloris. Welche Blum iſt das? Weh mir!
Sie war Liſida's: die beyden
Laſſen mich den Tod erleiden.
Ottavio. Was verſtört euch denn ſo hier?
Der Herzog. Wornach ſehet ihr?

Liſida.
Cloris. Gar nichts!
Niſa. Was ſie ſo verſtöret hier,
Enrico. Weiß ich!
Ponlevi.
Liſida. Cloris. Arge Folter! giftge Tücke!
Herz, wie hälſt du aus in mir?
Niſa. Eur Betragen, eure Blicke,
Sind Verräther, glaubt es mir!
Enrico. Ha ich fühl es, der Liebe Tücke
Bannt mich ewig fort von ihr!
Ottavio. Der Herzog.
Ihr Betragen, ihre Blicke
Wecken ſchon Verdacht in mir!
Ponlevi. Ha ich merk es, der Liebe Tücke
Macht das Kunſtſtück leichter mir!
Cloris. Wohl ſieht's man euch an, daß ihr
Kommt vom Hofe Spaniens eben,
Ganz vom Schmuck der Gunſt umgeben.
Enrico. Saht ihr ſchon?
Cloris. Ich legt' aufs Spähen
Mich, und daß ich falſch geſehen,
Glaub' ich nicht.
Enrico. Was ſahet ihr?
Cloris. Eurer Bruſt, des Hutes Zier,
Schärp' und Blume, ſind Trophäen.
Enrico. Zufall iſt nicht Gunſt.
Niſa. Jedoch
Wärs nun ſo: von beyden Gaben
Welche wird den Vorzug haben?
Enrico. Von der, die mein Herz erkohr,
Die vollkommnere der Farben
Nenn' euch das geliebte Pfand.
Niſa. Da von Lieb' und Sprödigkeit
Fragen ſtets, womit wir ſpielten,
Hier den Herzog unterhielten,

So entſcheide gleich im Streit
Die Vollkommnere.
Enrico. Ottavio. Der Herzog. Erfahren
Werden wir bey dieſem Streit
Eures Geiſtes Trefflichkeit.
Liſida. Ich wähl Grün!
Cloris. Und ich das Blau!
Liſida. In der grünen Farbe glänzen,
Iſt die erſte Wahl der Welt,
Und was lieblich dar ſich ſtellt;
Grün iſt ja die Tracht des Lenzen,
Und man ſieht, um ihn zu kränzen,
Keimend aus der Erde Grüften,
Ohne Stimmen, doch in Düften
Athmend, dann in grünen Wiegen
Bunt gefärbt die Blumen liegen
Welche Sterne ſind den Lüften.
Cloris. Dies iſt doch nur ird'ſche Feyer,
Die erbleichend muß verblühn.
Kleidet ſich die Erd' in Grün,
So ſchmückt Blau den Himmel freyer,
Frühling iſt ſein blauer Schleyer,
Lichter Blumen der Azuren.
Wo zeigt nun der Abkunft Spuren
Stolzer prangendes Gewimmel?
Dort des Himmels Sternenfluren
Hier der Fluren Blumenhimmel.
Liſida. Grün ſagt Hoffnung, und es weichen
Alle Liebesgötter der!
Blau ſagt Eiferſucht, das Zeichen
Aller Stürme von Gefühlen,
Die im Buſen raſtlos wühlen.
Cloris. Eiferſucht gereicht zum Ruhme
Klugem Sinn.
Liſida. Grün iſt die Blume.
Cloris. Und iſt blau die Schärpe nicht?

Liſida. Wohl, giebt das ihr mehr Gewicht?
Cloris. Und das jener?
Liſida: Glaub nicht, mein
Sey die Blume.
Cloris. Glaub nicht, mein
Sey die Schärpe!
Niſa. Enrico. Ponlevi. Ha verrathen
Wird was Lieb nicht bergen kann!
Ottavio. Der Herzog.
Das darf nicht den Frieden ſtören,
Was man nur zum Spiel erſann.
Liſida. Cloris. Nichts mehr weiter! Denn ich mag
Nicht mehr Albernheiten hören.
Der Herzog. Laßt den Streit geendet ſeyn!
Liſida. Cloris. Wenn die treue Liebe wacht,
Mag der Neid verborgen ſchleichen!
Schärpe thu nun Wunderzeichen!
Blume zeige deine Macht!
Niſa. Enrico. Ottavio. Der Herzog. Ponlevi.
Seltſam Loos, in Liebes-Nacht
Will der Neid verborgen ſchleichen!
Schärpe, du thuſt Wunderzeichen!
Blume, du haſt große Macht!
[Ende des erſten Acts.]

Zweiter Act.

No 7. Aria.

Liſida. Unruhvoll mit langem Zagen
Will das Herz nicht mehr ertragen
Hoffnungsloſer Liebe Pein!
Sitmme dieſer Qual zu leihn
Darf ich einſam hier nur wagen.

No 8. Terzetto.

Enrico. Cloris kommt, ich will mich bergen
Im Jasmin hier.

Liſida. Wie? ſo fürchtet
Ihr, daß ſie bey mir euch ſehe?

Enrico. Nein, euch zu beſchweren fürcht' ich.
Aber da es euch nicht kümmert,
Bleib' ich: wie ich für euch glühe
Mag nun Cloris immer ſehen.

Liſida. So macht ihr ſie eiferſüchtig?
Nein, ihr ſollt nicht bey mir bleiben.

Enrico. Wenn ich mich nicht berge, zürnt ihr,
Und wenn ich mich berge, gleichfalls.
Sagt, was ſollen wir nun thun?

Ponlevi. Wenn er ſich nicht berget, zürnt ihr,
Und wenn er ſich berget, gleichfalls.
Sagt, was ſoll er denn nun thun?

Liſida. Weder dieſes noch auch jenes!
Keins von beyden ſollt ihr thun.

Enrico. Ponlevi. Gehen nicht?

Liſida. O ihr könnt gehen!

Enrico. Ponlevi. Bleiben nicht!

Liſida. O ihr könnt bleiben!

Enrico. Welche Quaal, was ſoll ich thun!

Ponlevi. Welche Quaal, was ſoll er thun!

Liſida. Wollt ihr euch gehorſam zeigen
Müßt ihr nicht mit Eil entweichen,
Sondern höflich Euch verbeugen,
Langſam dann vorübergehn.

Enrico. Euch gehorſam mich bezeigen,
Will ich nicht mit Eil entweichen,
Sondern höflich mich verbeugen,
Langſam dann vorübergehn.

Ponlevi. So will Liebes Sinn ſich zeigen!
Solche Tücke iſt ihm eigen!
Keine Macht kann ihn je beugen,
Keine Macht ihm widerſtehn.

No 9. Duetto.

Enrico. So höre dann — ich werbe ſelbſt um eine Dame
Als Gattin: edel iſt ihr Nahme;
Den Anſpruch würde ich verlieren,
Wenn ich —
Der Herzog. Von kindſcher Furcht regieren
Läßt du dich mir zum Mißvergnügen
Willſt du dich nicht dem Wunſche fügen.
Enrico. O Herr! nicht weigern, bemerk ich,
Herr, meinen Eifer möcht ich dir beſchwören,
Nur Liebe, treue Freundſchaft brachten
Mich dahin eigne Quaal für nichts zu achten.
Der Herzog. Sage mir kein Wort,
Fahr nicht fort.
Laß mich nichts mehr hören!
Nur Liebe, kind'ſche Freundſchaft brachten
Dich dahin, meinen Wunſch für nichts zu achten.

No 10. Quintetto.

Vonlevi. Laß mich auf dich niederſchießen
Wie ein Bliß, von den galanten,
Dich umarmen wie der Bliß.
Celia. Ohne ſprechen gleich umarmen?
Vonlevi. Ich verſtehe von der Liebe
Wen'ger Theorie als Praxis.
Celia. Schlimm genug. — O weh! Da kommt
Cloris, ſie ſpaziert im Garten.
Sieht ſie dich, bin ich des Todes.
Vonlevi. Ey, mich von ihr ſehen laſſen,
Macht mir das erſt Luſt. Nun, ſo ſage,
Was ich thun ſoll?
Celia. Birg im Schatten
Dieſer Büſche dich.
Vonlevi. Celia. Vor Schrecken
Kann ich weichen nicht noch wanken,

Gleich wie ein Komödien-König,
Wenn im Hauſe ſeiner Dame
Ihn bey ihr ein Vater findet,
Wackelnd und mit langem Bart.
Cloris. Riſa Was machſt du hier, Celia?
Celia. Ich erwarte hier mein Fräulein.
Liſida. Ha biſt du hier Celia!
Celia. Ich erwarte dich ſoeben.
Liſida. Celia Gehen wir jetzt fort von hier.
Cloris. Liſida, ſo bleib doch, warte!
Ich hab' viel mit dir zu reden.
Liſida. Daß ich viel zu hören habe,
Folgt wohl daraus ganz natürlich!

Celia. Pontevi. Wahrlich nun giebts große Schlachten,
Eiferſucht und Liebe achten
Harte Schläge, Wunden nicht.
Liſida. Treue Liebe darf nicht achten
Euer Sinnen, euer Trachten,
Dem Verrath entgeht ihr nicht.
Cloris. Eiferſucht läßt mich nicht wanken,
Mag nun Lieb in Haß erkranken,
Untergehn der Hoffnung Licht!
Riſa. Cloris, du bleibſt in den Schranken
Mag nun Lieb in Haß erkranken,
Untergehn der Hoffnung Licht!

No 11. Recitativo ed Aria.

Cloris. Was that ich? Welch Beginnen!
Ihr ſelbſt, der Feindin meiner Ruhe,
Gab ich die Mittel an die Hand,
Mich todt zu machen!
Hätt' ich jetzt Riſa's Rath nur nicht befolgt!
Zu ſpät ich bin verlohren
Ha verwünſcht ſey Nach aus Liebe,
Ha verwünſcht ſey Lieb aus Rache!

Verlohren die Ruhe,
Verlohren die Hoffnung,
Ich kann ihn nicht dulden,
Den raſenden Schmerz
Die Eiferſucht ſchärfe
Vergiftete Dolche
Bohr ich mir ſelber
Ins blutende Herz!

No 12. Recitativo e Duetto.

Enrico. Was noch zögr' ich?
Halt, Syrene! Undankbare!
Liſida. Was vernehm ich?
Enrico. Schnödes Crocodill!
Liſida. Enrico —
Enrico. Weinend willſt du Tod mir ſchaffen
Und nicht minder, wenn du ſingeſt.
Liſida. Nicht verſtellt war erſt mein Weinen,
Noch verſtellt iſt jetzt mein Lachen.
Enrico. Wohl bezeugt es dein Verwandeln:
Heut, mir Eiferſucht vorweinend,
Gabſt du mir den Tod, Tyrannin!
Eben heut mir Gunſt vorſingend,
Giebſt du Tod mir auch. Verlaß mich!
Liſida. Höre mich — im Herzen wurden
Beyde Regungen empfangen.
Wenn ich Eiferſucht erſt weinte,
Sing' ich jetzt, der Liebe dankend,
Und enthülltem Wahn, weil Celia,
Die verſteckt geſtanden,
Meinen Wahn zerſtreut; und ſo
Lockt dich weder in die Arme
Der Syrene falſche Stimme,
Noch mit falſchen Thränen ſchaden
Will das Crocodill dir; einzig

Klagt und ſingt in dieſen Schatten
Liebe, gleich beſtändig immer,
Mag ſie ſingen oder klagen.
Enrico. Denkſt du denn, daß ich nicht wüßte,
Bloß erheuchelt ſey die Sprache,
Die du führſt?
Liſida. Und wär erheuchelt
Auch ein Brief, den ich dir ſandte?
Enrico. Schweige, nur ein Zeuge mehr
Iſt der Brief, um meine Quaalen
Zu erhöhn bey der Entdeckung,
Weil du Cloris angetragen,
Daß du mir ihn ſchreiben wollteſt.
Liſida. Wer hat ſo ſchleunig
Dir gemeldet, was wir beyde
Hier geredet?
Enrico. Das that Ponlevi, der alles
Heimlich lauſchend angehört.
Liſida. Sag Enrico kannſt du glauben
Daß ich ſolchen Trug erſonnen?
Enrico. Lieb und Hoffnung ſind zerronnen!
Eiferſucht will ſie mir rauben.
Liſida. Höre mich!
Enrico. Was kannſt du ſagen?
Liſida. Trügeriſche Zweifel nagen
An der treuen Liebe Blüthe,
Welche Quaal!
So verachtet er mein Flehen!
Schnöden Trug zeigt dein Verſchmähen,
Eiferſucht entflammt die Triebe,
Wendet ſo in Haß die Liebe
In der gramerfüllten Bruſt.
Enrico. Tobe Haß, Verzweiflung wüthe
In dem Buſen!
Erſt vergebens war mein Flehen,
Schnöder Trug war dein Verſchmähen,

Schnöder Trug iſt deine Liebe,
Denn erloſchen ſind die Triebe
Treuen Sinns in deiner Bruſt.

No 13. Finale.

Ponlevi. Nun, wie oft noch lenken wir
Zu dem Garten unſre Schritte!
Enrico. Hier wohnt meines Lebens Mitte,
Weichen kann ich nicht von ihr.
Cloris. Sie behorchen will ich hier.
Niſa. Hier belauſch' ich jedes Wort.
Enrico. Liſida muß meiner dort
Warten.
Ponlevi. Iſt es denn nicht dieſe?
Nein, das iſt die ſchöne Niſa.
Niſa. Ohn' ein Wörtchen geht er fort.
Enrico. Niſa iſt hier ganz allein,
Niemand ſieht mich, und ich könnte,
Wenns der Liebe Furcht vergönnte,
Hier dem Herzog dienſtbar ſeyn,
Und mit ihr von Liebe ſprechen!
Schönes Mädchen, holder Engel,
Höre, was Entzücken ſpricht
Hör ſie an, die ſcheuen Triebe,
Als die Huldigung der Liebe,
Wenn auch als die mein'ge nicht.
Niſa. Wie, was hör' ich?
Cloris. Weh mir! ach!
Liſida. Daß ſie meinen Tod bewieſe,
Wollt' ich ſelbſt.
Ponlevi. Herr gieb Acht, das iſt ja Niſa,
Niſa und nicht Liſida.
O glaub' mirs.
Enrico. Ach ich ſah
Und ich mußte lieben!

Von der Zeit war Seel' und Leben
Blindlings an dich hingegeben.
Dieſe ſchneeige Geſtalt,
Doch von Feuers Hauch umwallt,
Iſt die Sphär', um die ſie ſchweben.

Cloris. Himmel, welche neue Schmerzen!
Nun will er um Niſa werben?
Liſida. Er meint alles ſo, fürwahr!
Niſa thront in ſeinem Herzen.
Niſa. Seine Lieb iſt mehr als Scherzen
Kann ſichs wunderlicher fügen?
Ponlevi. Er liebt Niſa jetzt zum Sterben.
Enrico. Mag mein Tod an mir denn rügen,
Was des Lebens Wahn verſah!
Liſida. Cloris. Suche nun, mich zu bethören!
Ponlevi. Daß uns die ſo fangen hier!
Enrico. Helf mir Gott!
Liſida. Was erwiederſt du mir nun?
Du bleibſt ſtumm?
Enrico. Ich kann nicht ſprechen.
Liſida. Cloris. Gieb mir Gründe.
Enrico. Sie gebrechen.
Liſida. Niſa. Sinn' auf was.
Enrico. Ich weiß nicht was.
Liſida. Täuſche mich.
Enrico. Wie könnt' ich das?
Cloris. Haſt du keine Ausflucht?
Liſida. Fällt denn kein Betrug dir ein?
Enrico. Treue Liebe kennt ihn nicht.
Ponlevi. Herr, ich ſagte dir ja immer,
Die zu lieben ſey der Ort
Nicht der rechte; doch mein Wort
Galt dir nichts, nun leide Quaal.
Liſida. Cloris. Niſa.
Leiden mag ein ſolcher ſchlimmer,
Falſcher Buhler jede Quaal!

Enrico. Beugen ſoll ſich Treue nimmer,
Liebe lohnt des Herzens Wahl.
Liſida. Cloris. Eiferſucht bringt mich von Sinnen.
Riſa. Ponlevi. Dieſe Noth bringt ihn von Sinnen.
Enrico. Dieſe Noth bringt mich von Sinnen.
[Alle.] Weiß es doch ſo ſchlau zu ſpinnen
Der durchtriebne, kleine Gott,
Daß zur Schmach ein treu Beginnen,
Liebe wird zum ſchnöden Spott!

Ende des zweiten Ackts.

[Dritter Ackt.]

[No 14. Introduzione.]

Der Sänger. Enrico. Der Herzog. Ponlevi.
Liebe! Liebe! deine Macht
Bändigt Reiche, bricht Geſetze;
Mehr als aller Kön'ge Schätze,
Haſt du unter dich gebracht.
Ponlevi. (geſprochen.) Soll bey dieſer Dunkelſtunde
Für den Krieg der Serenaten
Unter all den andern Paaren
Ich allein hier unpaar werden?
Ottavio. (geſprochen.) Welche Töne! — welch ein Geſang!
Ha nicht ruhen
Läßt mich die Eiferſucht!
Liſida. Cloris. Riſa. Liebe iſt ein Feuer,
Eiferſucht ihr Zunder;
Doch die Luſt ermattet
Liebe wankt im Buſen.
Enrico. Schönſte Riſa,
Gönne Raum den leiſen Wünſchen,
Die dein ſüßer Ton einladet
An dem Gifte hier zu ſterben,
Das ſie mit den Lüften tranken.

Liſida. Was iſts, Himmel, das ich höre?
Iſt er dazu nachgegangen,
Meinem Leben nachzuſtellen?
Ottavio Was iſts, Himmel, das ich höre?
Falſcher Freund, du ſollſt beym Himmel
Mit dem Leben mir bezahlen.
Enrico. Liſida!
Liſida. Sprich nur nicht weiter!
Enrico. Hör beym Himmel —
Liſida. Laß mich!
Der Herzog. Ha es komt aus Fabios Hauſe
Dort ein Menſch heraus!
Cloris. Der Vater
Iſt es, fort jezt von der Straße!
Der Herzog. Es iſt Fabio; kom Enrico
Und vermumme dich im Mantel,
Kennen darf er mich hier nicht.
Cloris Kann es hier wohl etwas helfen,
Das Vermummen und Verlarven,
Wenn, was ihm die Nacht verſchwiegen,
Kund thun muß des Tages Licht?
Enrico Wahrlich dir ſoll es nicht helfen,
Das Vermummen und Verlarve
Denn was auch die Nacht verborge
Das verräth des Tages Licht!
Der Herzog Komm vermumme dich im Mantel,
Wer wir ſind bleib ihm verſchwiegen,
Kennen darf er uns hier nicht!

No 15. Duetto.

Bonlevi. O! o mein Herr Jemine!
Heilger Gott und welch ein langer
Würd'ger Bart! Iſt dir vom Schrecken
So geſchwind der Bart gewachſen?
Fabio. Sag bey wem biſt du Bedienter?

Ponlevi. Das iſt eine leichte Sache:
Beim Enrico.
Fabio. Welche feſſelt
Deinen Herrn, von den drey Damen?
Ponlevi. Alle.
Fabio. Dieſer Menſch iſt närriſch.
Sag mir, welche liebt er?
Ponlevi. Alle.
Fabio. Rede ſteh'! um welche wirbt er?
Ponlevi. Um ſie alle; ihr könt das ſparen,
Keine geht davon herunter,
Denn er liebt in drey Geſtalten,
Im Praeterito, im praesenti
Et futuro.
Fabio. Fort Geſelle!
Ponlevi. O ſehr gern raüm ich die Stelle.
Fabio. Pack dich fort hier und verdanke
Meiner Würde bloß dein Leben!
Bube! dir den Tod zu geben
Ziemt nicht meinem edeln Stahl.
Ponlevi. O mein würdger Herr, ich danke
Höflichſt für mein armes Leben!
Wahrlich mir den Tod zu geben
Ziemt nicht deinem edeln Stahl.

No 16. Terzetto.

Enrico. Herzens Celia, holdes Mädchen
Bey dir ſteht anizt mein Leben,
Glück und Ruh! Und darf ich hoffen,
Dann ſey was ich bin und habe
Dir zu Füßen dargeboten!
Celia. Mit ſo vielen Liebkoſungen
Redeſt du mit mir?
Ponlevi. Wie was hör ich?
Auch an Celia Artigkeiten?

Dies nur fehlt' ihm, ſamt und ſonders
All in Fabios Haus zu lieben.
Celia. Ich verſteh' nicht, was ihr fordert.
Enrico. Nimm den Diamant, der ein Strahl
Des Apoll iſt, Sohn der Sonne,
Obwohl Stein.
Celia. Ja ich nehm ihn,
Um als grob nicht zu verſtoßen.
Ponlevi. Wärſt du grob gleich einem Klotze.
Enrico. Du biſt meines Lebens hohe
Herrin! Celia, holdes Mädchen!
Celia. Glaube mir, ich bin ganz dein!
Treue hab' ich dir geſchworen,
Ganz werd' ich dein eigen ſeyn!
Enrico. Treue haſt du mir geſchworen,
Wirſt du nun mein eigen ſeyn?
Ponlevi. Dein ſagt ſie vor meinen Ohren!
Ich ermord' ihn! Aber nein
Denn er iſt mein Herr!
Celia. Betroffen ſteh' ich,
Heiße ſüße Wort der Liebe
Haben mir den Sinn berückt.
Enrico. Getroffen
Steht ſie von dem Pfeil der Liebe,
Meiſterhaft iſts mir geglückt!
Ponlevi. Betroffen
Steh' ich zwiſchen Ehr und Liebe,
Närriſch hier und dort verrückt.

No 17. Recitativo ed Aria.

Enrico. Daß das Schickſal wider einen
Unglückſeel'gen ſich verſchworen
Mit ſo viel gehäuften Schlägen!
Sag o Glück! wie ſoll, wie ſoll ich
Doppeltem Verdruſſe genügen?

Wie, der Störung nun entronnen,
Soll mir das Entſetzen leiſten,
Was nicht das Vergnügen konnte?
Seh' ich auf den Grund, ſo ſind,
Ohn' einigen, beyde zornig
Wegen Cloris, wegen Niſa,
Wer o gütger Himmel ſollt' es
Glauben, daß, da ich verliebt bin,
Zwey mir eiferſüchtig drohen,
Und um meine Dame keiner?
Doch dies tröſtet mich für alles,
Dieſes Glück verleiht mir Kräfte,
Beyden Kämpfen, die mir drohen,
Stark und muthig zu begegnen!

Schütze mich o güt'ger Himmel!
Armuth, Rache, Wuth des Zornes,
Klagen, Schelten, ſchmäh'ndes Toben,
Pein, Verwirrung, Raſereien,
Schattenbilder, Grillen, Sorgen,
Wahn, Giftſprühnde Eiferſucht,
Worinn alles liegt beſchloſſen,
Hört mich zu verfolgen auf!

No 18. Quartetto.

Der Herzog. Wo iſt hier Enrico?
Enrico. Hier!
Der Herzog. Glücklich über mein Verhoffen
Iſts daß ich euch angetroffen!
Habt im Schloß zu bleiben ihr
Nicht Befehl heut?
Enrico. Gönne mir
Zur Entſchuldigung des Falles —
Der Herzog. Es iſt gut, ich weiß ſchon alles.
Und ich will, dadurch verlezt,

Dem, der mich ſo wenig ſchätzt,
Schon bewieſen, wie mißfäll' es

Ottavio. Herr —

Der Herzog. Genug!

Enrico. Glaubt ſicherlich —

Der Herzog. Nichts mehr!

Fabio. Ich —

Nicht weiter!
Euch trifft dabey noch
Größre Schuld als dieſe ganz!

Enrico. Mag die Gunſt mir viel gewähren,
Schlimmer wird doch nur die Sache,
Da die Eiferſucht die Rache,
Ehre muß die Rach' entbehren.

Ottavio. Fabio. Kann die Gunſt ſo viel gewähren,
Üble Lage, ſchlimme Sache,
Eiferſucht entbehrt die Rache,
Ehre muß die Rach' entbehren.

Der Herzog. Dieſem Unheil muß ich wehren,
Weil ich ſorgſam darauf wache,
Seiner Falſchheit blutge Rache
Nun nicht länger zu entbehren.

No 17. Finale.

Liſida. Ach ich Arme! Was er denkt!
Trifft er mich in ſeinem Zimmer
So verkleidet eingeſperrt?

Celia. Sagt was ſollen wir nun thun?

Liſida. Sieh das Cabinett iſt offen,
Da hinein laßt ſchnell uns gehn.

[Beide.] Ja das Cabinett iſt offen,
Da hinein laßt ſchnell uns gehn!

(Sie gehn in das Cabinett und ſchließen die Thüre hinter ſich zu.)

Enrico. Welch ein Zorn hat dich ergriffen,
Herr! In das geheime Zimmer
Führſt du mich ſo ſcheint es mir!

Der Herzog. Nun ſind wir allein! Nun gieb Kunde
Ueber Cloris Liebſchaft! Sage
Wer iſt ihr Geliebter?
Enrico. O! nichts hab' ich ausgeſpähet!
Hat denn Cloris einen Günſtling?
Der Herzog. Ja Enrico.
Enrico. Sag' wer iſt es?
Der Herzog. Ein Treuloſer, ein Verräther!
Enrico. Dieſe Hand hier ſoll ihn tödten!
Der Herzog. Nein das ſoll durch mich geſchehn.
Zieh du Schnöder deinen Degen
Und ſieh zu wie du dich wehrſt!
Enrico. O mein Fürſt, mein Fürſt halt inne!
Laß mich dir zu Füßen flehn,
Mich nicht eher umzubringen,
Bis du mir warum erklärt.
Der Herzog. Du liebſt Cloris, du Verräther!
Enrico. Nie ich ſchwör es liebt' ich Cloris!
Liſida war meine Göttin.
Der Herzog. Falſcher Freund ohn allen Glauben,
Sieh dich vor!
Enrico. O wäre doch
Ein Balkon dies Gitterfenſter!
Stürzt ich mich hinunter jezt.
Der Herzog. Stürzen würd ich mich dir nach.
Enrico. Ha bey Gott und dieſem Kreuz
Schwör ich daß ich nicht zur Wehr
Meinen Degen zog! Mehr weichen
Kann ich nicht.
Der Herzog. Das wollt ich ſehn.
Fort dann, jezo gilts im Ernſt.

(Sie fechten)

(Das Cabinett öffnet ſich, Enrico ſchlüpft hinein, das Cabinett wird wieder verſchloſſen.)

Enrico. O der Himmel ſchüzt mein Leben!
Der Herzog. Ja beym Himmel es ſind Leute
Drinnen da! ich renne jezt

Ein die Thür! mit Händen, Füßen,
Spreng' ich ſie in Stücke ſchnell.

Liſida. Celia Hülfe! Zu Hülfe! brecht
Die Thüren ein! Der Herzog
Bringt Enrico um!

Fabio. Brecht die Thüren auf!
Brecht die Thüren ein!

Der Herzog. Glück und Heil ſey dir Enrico,
Jene Stimme war Liſida's!

Cloris. Niſa. Ottavio. Fabio. Bonlevi.
Laßt uns alle hier hinein!

Der Herzog. Ja die Stimm war Liſida's!

Fabio. Nun iſt offen, was geht hier vor?

Der Herzog. Ihr kommt eben recht zum Glückwunſch,
Liſidia iſt hier verlobt!

Fabio. Liſida verlobt mit wem?

Der Herzog. Mit Enrico, denn ihr dachtet
Irrig, Fabio, Cloris wärs,
Die Enrico liebte, aber
Liſida war es vielmehr.

Cloris. Weh mir ich verlohr Enrico!

Niſa. Hämiſch ſpielt mit mir das Schickſal!

Fabio. Deiner Huld vertrau' ich alles.

Der Herzog. Komt heraus Enrico!
Schöne Liſida komt hieher!

Liſida. Enrico. Glüh'nden Dank zollt Dir die Liebe!
Ewger Lorbeer möge krönen
Deine Stirn erhabner Herr!
Reich die Hand zum Friedenskuſſe
Deinen Kindern, würdger Vater!

Der Herzog. Dieſen Frieden zu beſtät'gen
Reich Ottavio Hand und Herz
Der ſchönen Niſa; denn die ſchöne Cloris
Iſt es allzuſehr daß jemand
Sie verdiente. (bey Seite) Wohl Tyrannin
Hab ich mich an dir gerächt!

Cloris. Ha wie ſchmerzlich
Hat es ſich an mir gerächt!
[Die Uebrigen.] Ha wie ſchmerzlich
Hat es ſich an ihr gerächt!
[Alle.] Werde jeder durch den Aufſchluß
Des Erfolges dann belehrt!
Schlecht der Liebe mitzuſpielen,
Kann nur kurze Zeit beſtehn,
Denn ſie triumphirt als Gottheit
Ueber alles doch zulezt!
(Ende des Singſpiels.)

25.

[Stellengeſuch.]

[22. Auguſt 1807.]

Jemand, der in dem theoretiſchen und praktiſchen Theil der Muſick vollkommen unterrichtet iſt, ſelbſt für das Theater bedeutende Compoſitionen geliefert und einer bedeutenden Muſikaliſchen Anſtalt als Direktor mit Beyfall vorgeſtanden hat, wünſcht als Muſickdirektor bey einem wo möglich ſtehenden Theater unterzukommen. Außer den genannten Kenntniſſen iſt er mit dem Theaterweſen und ſeinen Erforderniſſen völlig vertraut, verſteht ſich auf die Anordnung der Dekorationen und des Coſtums und iſt außer der deutſchen, auch der franzöſiſchen und italiäniſchen Sprache gewachſen. Sollte der Unternehmer irgend eines Theaters eines ſolchen Subjekts benöthigt ſeyn, ſo bittet man ihn ſich in poſtfreyen Briefen an — zu wenden, wo er die näheren Bedingungen, welche auf jeden Fall billig ſeyn werden, erfahren kann.

26.

Anzeige für das Gerſcherſche CommiſſionsComtoir in Leipzig und für den Allgemeinen ReichsAnzeiger.

[Spätſommer 1807.]

Jemand, der in dem theoretiſchen und praktiſchen Theil der Muſick völlig erfahren iſt, ſelbſt bedeutende Compoſitionen, die mit Beyfall aufgenommen wurden, geliefert und bis jezt einer wichtigen Muſikaliſchen Anſtalt als Direktor vorgeſtanden hat, wünſcht, da er ſeinen Poſten durch den Krieg verlohr, bey irgend einem Theater oder einer PrivatCapelle als Direktor angeſtellt zu werden. Er iſt mit der Anordnung der Dekorationen und des Coſtüms vertraut, kennt überhaupt das Theaterweſen in ſeinem ganzen Umfange, ſpricht außer dem teutſchen das franzöſiſche und italiäniſche, und iſt überhaupt nicht allein künſtleriſch ſondern auch litterariſch ausgebildet, er würde allſo auch mit Erfolg der Regie eines Theaters vorſtehen können. Jede nähere Verbindung mit ihm wird leicht zum Nachweis der gerühmten Talente führen, und um dieſe anzuknüpfen wendet man ſich in poſtfreyen Briefen an den R. R. Hrn. Hoffmann Direktor des Mus. Instituts in Warschau in Berlin, Friedrichsstraße No. 179.

27.

Sammlung grotesker Geſtalten nach Darſtellungen auf dem K. National-Theater in Berlin.

Gezeichnet und in Farben ausgeführt von E. T. W. Hoffmann.

Erſtes Heft.

[1807.]

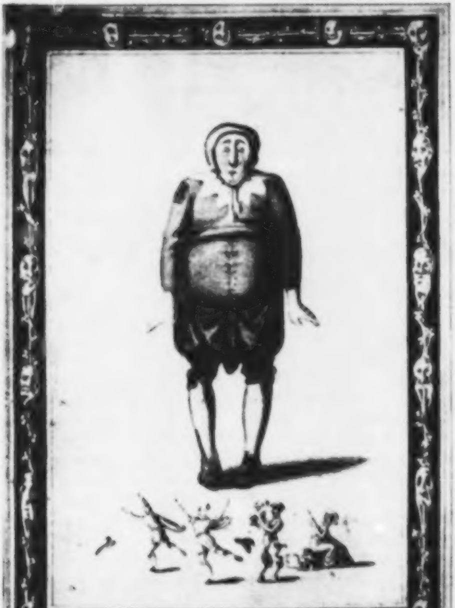
Das, was herzliches Lachen erregt, iſt immer willkommen, zumal in einer Zeit, in der man gern hinaustritt aus der trüben Umgebung, und einzugehen in das fantaſtiſche Reich, wo der Scherz regiert, und wo der Ernſt ſelbſt zur komiſchen Maske wird. Der Zeichner und Herausgeber dieſer Blätter glaubt daher gerade jezt mit einem Werke, das nur in jenem fantaſtiſchen Kreiſe lebt, und es nur mit ſeinen Bewohnern zu thun hat, hervortreten zu dürfen.

Wie nun das Publikum dieſes Werk aufnimmt, davon wird es abhängen, ob dieſem erſten Hefte der Sammlung grotesker Geſtalten noch mehrere folgen ſollen, die dann nur immer fantaſtiſch komiſche Darſtellungen liefern und ſich auf groteske Geſtalten der hieſigen Bühne keineswegs einſchränken würden.

Nro. 1. Pasquin aus dem Singſpiel Michel Angelo, nach Herrn Unzelmann's Darſtellung.

Pasquin, ein furchtſamer Haſe und dabei höchſt abergläubiſch,

Blatt 65



iſt durch die Statue eines Dämons, die der Meiſter in der Werkſtatt aufſtellte, genirt; wenigſtens geht er nicht gern ſo vorbei, daß die Krallenpfote über ſeinem Kopfe ſchwebt, und verdeckt den Teufelskopf mit einem Tuche, um die gräßlichen Augen nicht zu ſehen. Wie vom Blitz gerührt wird er aber, als der hinter der Statue verſteckte Michel Angelo, der den Ueberläſtigen aus dem Zimmer jagen will, dumpfe Worte hervorruft. — „Mich dünkt der Teufel ſpricht,“ ſchreit Pasquin; erſtarrt, die Augen verglaſet, ſteht er an dem Boden gewurzelt, — er zieht ſich zuſammen, er will ſich in ſich ſelbſt verſtricken — nur die Hände zucken krampfhaft — kurz der hölzerne Teufel jagt ihm einen paniſchen Schrecken ein. Dies drückt mit Beziehung auf die Sinne die Randzeichnung aus. Pan ſchreckt überläſtige Leute, die ihn bei einer Schäferin unterbrachen, mit vorgehaltener gräßlicher Maske zurück.

Nro. 2. Der Schneider aus dem Ballette: Die Luſtbarkeiten im Wirthsgarten nach Herrn Beske's Darſtellung.

Sonntag iſt es nicht, denn ſonſt würde man ganz anders geputzt ſeyn; der etwas übermüthige Zug um den Mund, der geniale Wurf des Hutes und der üppige Hemdekragen deuten nämlich offenbar auf das Beſitzthum eines beſſern Rocks, (vielleicht Lilla mit gelbem Futter) und es würde die Wette gelten, ob man Sonntags nicht ſogar weiße Strümpfe trägt und ſich friſirt und pudert. — Es iſt aber Montag, zum Full-dress daher zwar kein Anlaß, aber doch in einem ganz geſchmackvollen Kleidchen mit blaßrothem Kragen und dunkelrother Weſte, führt man die Schöne in den Wirthsgarten. Nun geht's zum Tanz, man weiß zu leben, man weiß ſich auszuzeichnen. So tanzt nur ein Schneidergeſelle! — Er ſtreckt mit ſanfter Biegung die Arme verlangend nach ſeiner Tänzerin aus und wird eben mit dem rechten Fuß einen Pas ausführen, der die Welt in Erſtaunen ſetzt.

Die Kleidung unſers Elegants erhebt außerordentlich ſeinen ſehr ſchlanken Wuchs. In England rechnet man nach einem Sprüchworte neun ſolcher ſchlanken Leute auf einen Mann, — das iſt in der Randzeichnung zu ſehen. Ein tüchtiger Mann wippt neun ſchlanke Leute empor! —

Nro. 3. Doktor Bartholo, aus dem Singſpiel: Figaro's Hochzeit, nach Herrn Kaſelitzens Darſtellung.

Seit dem ſchrecklichen Worte: „Ich bin der Graf Almaviva!“ hat der Doktor ſein Roſinchen aufgegeben; die Liebe wich endlich aus dem zuſammengeſchrumpften Herzen, aber nun erfüllt Rache ſeine Bruſt! An den Grafen Almaviva reicht er nicht hinan, wäre das Tuppé der Staatsperücke auch noch höher. Aber Figaro, war der es nicht, der dem Grafen den Weg bahnte? Den Figaro, den Spitzbuben, den wird er faſſen, dem wird er einen Prozeß an den Hals hängen, der ihn verdirbt. — Der Herr Doktor iſt mit ſeiner Clientin, der Dame Marzellina, auf dem Schloſſe des Grafen angekommen, in ſeinem beſten Ornat, in hochgethürmter, ſchneeweißer Knotenperücke, ſpaniſchem Mantel, Federhut und Degen, ſchreitet er gravitätiſch in den Zimmern einher und tödtet den Schelm, den Figaro, ſchon zum voraus mit flammenden Blicken, die er ihm verächtlich über den Rücken zuwirſt. — Der Herr Doktor ſpreizen ſich wie ein ſtattlicher Haushahn auf dem Miſte und bedenken nicht, daß ihr Gegner ein ſchlauer Fuchs iſt. Dies Verhältniß der ſtreitenden Theile drückt die Randzeichnung aus.

Hoffmann.

28.

[Werner und Iffland.]

[Mai 1808.]

Ueber ſeinen ſchmutzigen Geiz, der doch in keiner Künſtlerſeele wohnen ſollte, hat Iffland neulich eine charakteriſtiſche Anekdote debutirt. Als die Weihe der Kraft in Berlin aufgeführt werden ſoll, erhält Werner bloß für die Mittheilung des Manuſkripts, welches er gleich darauf drucken ließ, aus der Theaterkaſſe 500 Thaler in Thalerſtücken — gewiß ein ungeheuer großes Honorar. Im Begriff, ſie einzuſtreichen, neigt er ſich, bitterſüß lächelnd, zu Iffland und flüſtert: „hätte doch gedacht im Golde, mein Herr Direktor!“ — Iffland drückte ſich ſehr pittoresk aus, indem er ſagte: „Immer nur ſehe ich, wenn ich mit Werner über ſeine Werke für unſer Theater ſpreche, die Goldfauſt hervorragen!“ (wie eine Teufelspfote).

29.

Die Pilgerinn.

[Prolog. Fragment. Oktober—November 1808.]

[Der Landmann.] . . . .
Ha — wie — was ſeh' ich dort! o Mutterherz! —
Gedacht hat ſie des frohen Tages,
des lieben Kindes, den ihr heilgen Baum
ſchmückt ſie mit Thaubenetzten Blumen.

Die Frau.
O Vater ſieh! — Der Thau der dieſe Blumen nezte
ſind meine Thränen — ferne iſt das liebe Kind,
Ich denke jener Stunde als ſie ſchied
Und tiefer Schmerz der Mutter Bruſt zerriß
Es blutet nur die Wunde ſtärker noch
An dieſem Tage, ihr der theuern heilig.

Chor in der Entfernung.
Welch Leiden
Bringt Scheiden

Der Landmann.
Auch ich fühl ſchwer der Trennung bittern Schmerz
Und ſtärker noch an dieſem Tage, denn geweckt
hat mich ein ahndendes Gefühl aus tiefem Schlummer
Ehe noch der Sonne Gluth auf jenen Bergen brannte.

Chor der Landleute auftretend.
Doch Freuden
bringt Wiederſehn.

Die Frau.
Sieh' dieſe muntre Schaar — ſo feſtlich
ſind ſie geſchmückt —

Der Landmann.
Was führt Euch her
Am frühen Morgen — Sagt, habt ihr ein Feſt?
Auf ſo was deutet Eurer Hüte Schmuck gewiß

Einer von den Landleuten.
Wie, iſt's nicht Eurer lieben Tochter Nahmenstag,
Der holden Frau Eliſabeth, ſo hoch verehrt
von allen die ſie kennen? Lieber Herr!
Wenn's ſonſt Euch recht iſt, wollen wir bey Euch
Den Tag feſtlich begehn, eins ſingen, tanzen.
Seht dort, mein Töchterchen ſingt Euch ein Lied
Ganz artig anzuhören! — Nun was ſagt ihr?

Der Landmann.
Habt Dank ihr lieben Freunde, bleibt bey mir
Eliſabeths Tag werde feſtlich dann begangen.

Die Frau.
Ja! minder werde ich den Schmerz der Trennung fühlen
An dieſem Tage, wenn ihr bleibt und ihrer denkt
Im frohen Spiel, in muntern Scherzen.

Einer von den Landleuten.
Nun Tochter ſing einmahl Dein Lied!
Nicht blöde, frey heraus und daß
Du mir die Worte deutlich ausſprichſt.

Ein Mädchen (ſingt).

(Romanze.)

Seht ihr die Burg mit goldnen Zinnen?
Der König und die Königinn
Was mögen ſie beginnen?
Gezogen iſt die Tochter hin
Ins fremde Land, laut klagen ſie:
„Wo iſt Sie, die Holde, die von uns ſchied?“
Da tönet die Harfe, da tönet das Lied:
„Gedenket der Tochter, ſie iſt nicht mehr fern,
Und hätte ſie Flügel, ſie flög zu Euch gern.“

Wer kennt der Trennung bittre Schmerzen?
Der König und die Königinn,
Kein Troſt für die zerrißne Herzen!
Gezogen iſt pp

Die Frau.
O wie bewegt das Lied mein Innres!
Der Landmann.
Eliſabeth, o wärſt du bey uns! aber ferne
Weilſt du und nur beflügelte Gedanken
Erreichen dich in ferner Heimath.
Die Frau.
O trügen dich der Sehnſucht Fittige
Hieher, o nur ein einzger Blick, ein Wort:
Du lebſt, biſt froh — gedenkeſt unſrer!
Einer von den Landleuten komt.
Herr! — eine Pilgerinn wünſcht euch zu ſprechen,
Von Eurer Tochter bringet ſie euch Kunde.
Die Frau.
Von meiner Tochter? — o wo iſt die Pilgerinn?
Der Landmann.
O laßt ſie kommen, eilt, o eilt!

Die Pilgerinn tritt hervor.

Die Frau.
O redet ſchnell, ihr kennt — ihr ſaht
Eliſabeth, das theure Kind? — o redet!
Die Pilgerinn.

Sonnett.

Mich führen her der Liebe heil'ge Bande;
Die heiße Sehnſucht in der Bruſt zu ſtillen,
Ein fromm Gelübde frömmig zu erfüllen,
Durchzog die Pilg'rinn ferne weite Lande.

Die Tochter iſt es, die zu Euch mich ſandte
ich mußte mich, ſo war ihr feſter Willen
in dieſes fromme PilgerKleid verhüllen
Und ſo kam ich zu Euch aus fremdem Lande.

Der Tochter Bruſt ergriff ein banges Sehnen
Fern von dem lieben ElternPaar die Arme!
„Geh", ſagte ſie (ihr Auge füllten Thränen),

„Nicht widerſtehn kann ich dem bittern Harme
Forthin, nicht ferne ſollen ſie mich wähnen:
Ich ging — ich flog — ich ſtürzt in ihre Arme!“

(Bey den letzten Worten läßt ſie das Pilgerkleid fallen und umarmt den Landmann und ſeine Frau.)

Der Landmann und ſeine Frau (mit dem Ausdruck der höchſten Freude).

Eliſabeth! — o Himmel — Tochter! —

Chor der Landleute. O Freuden
bringt Wiederſehn!

Der Landmann.

Jezt Freunde! Tretet her um mich
im Kreiſe, merkt wohl auf, denn von Gewicht
iſt meine Rede — merkt wohl auf! —

Ihr ſaht die Burg mit hohen Zinnen
Ihr kennt das edle FürſtenPaar, ihr ſaht ſie,
Fürſtin Eliſabeth, die liebenswürdge Tochter.
Entfernt war ſie und nur beflügelte Gedanken
Ereilten ſie dort in der Kaiſerſtadt
Die an der Seine Ufern ſtrahlt
In ſtolzem Prunke; doch ihr kindlich reiner Sinn
Er ſehnte ſich nach dem geliebtem ElternPaar,
Nur wenig Tage ſind's, da kam die edle Fürſtin
Her aus dem fremden Lande und es feyerte
Des unverhofften Wiederſehns ſeeligen Moment,
Das hohe, das erhab'ne Fürſtenhaus! —
Und nun! — Die Kunſt, ſie die mit glühndem Hauch
belebt den kalten Marmor, Farben, Töne,
in wunderbarem Anklang zuführt dem Gemüth,
Sie die dem trüben Ernſt auf heitrer Bühne
Mit tiefem Sinne beygeſellt den muntern Scherz,
Ein höh'res Leben ſchafft im Leben
Und mit geheimen unſichtbaren Banden
Den Menſchen kettet an den Menſchen —
Sie durft es kühn wohl wagen,
Jenen Moment des Wiederſehns,

Geſeyert von dem hohen Fürſtenhauſe,
Im treuen Bilde aufzufaſſen,
Und ihr der edlen liebenswürdgen Fürſtin
An dem beglückten Tag der ihren Nahmen trägt
zu weyhen dieſes Bild!
Eliſabeths Tag werde froh und feſtlich dann begangen:
Heil ihr, heil der erhab'nen Fürſtin!
Heil dem geliebten Eltern Paar!

30.

Arlequin.

Ballet von E. T. A. Hoffmann.

[1808. Bisher ungedruckt.]

No 1. Furientanz. Allegro. — Solo der Furien Königin. Maestoso. — No 2. Andante deutet daß ſie den Gürtel verlohren. — No 3. Maestoso Beſchwörung. — No 4. Furien ab. — No 5. Allegro Arlequin komt — Klopft ans Burgthor — Geiſt kommt — No 6. tempo di menuetto bittet — ſpringt — Piu Allegro Geiſt ab. — No 7. Adagio ma non troppo· Arlequin in Ohnmacht. — Allegro iſt guter Dinge — Furien kommen. — No 8. Allegro Verwandlung des Baums — Verwandlung. Pauſe. — No 9. Allegro moderato — Dottore und Skaramuz kommen. 1. befiehlt zu klopfen. 2. wird geklopft. — No 10. Allegro Barbier komt. — No 11. Allegro (wird zweymahl gemacht, zum drittenmahl bis zum Zeichen 𝄐) Dottore prügelt den Skaramuz — befiehlt aufs neue zu klopfen. Skaramuz klopft. — Più Allegro Hufſchmidt komt. — No 12. Allegro moderato Pierrot komt — Pantalone und dottore komplimentiren. Più mosso Pierrot und Scaramuz komplimentiren — Verwandlung — große Pauſe. — No 13. Allegro moderato Pantalone und Dottore kommen — Pantalon deutet Colombinen an daß der dottore ihr Bräut: ſey. Zank — Er ſperrt Colombinen ein — Pantalone è gehen ab. — No 14. Allegretto, 1. Arlequin kriecht aus dem Korbe 2. ſieht ſich um klopft an. Col. Zimmer verſchloß. Arl. ſperrt auf. Colombine zeigt ſich am Fenſter, Er bittet ſie hineinzukommen. — Poco Andante Colombine komt — erſtaunt über Arl: Col: Liebkoſung. — Tempo primo ſchlägt Col vor zu tanzen. Col willigt ein — Entree zum Pas de Deux — No 15. Allegretto — Pierrot komt, wundert ſich — No 16. Allegro molto. Pierrot läuft ab. imer D. C. bis Pant: mit Pierrot die Thüre aufmacht. Die Thüre ſpringt auf — Allegro assai Donner — Todtengerippe — Entſetzen — Pantalon und Colombine ab — No 17. Andante. 1. Pierrot fürchtet ſich. 2. ergreift die Bouteille. 1. trinkt tüchtig 2. bekomt Courage 1. Er ſtellt den Tiſch 2. arrangirt das Eßen 1. Er wiſcht Teller 2. ſetzt ſie auf — Allegro Pierrot ſchreit — Arlequin komt. — No 18. Moderato 1. Pantalon kömt 2. er fragt Pierrot 1. Pierrot erzählt. 2. Sie ſetzen ſich 1. Pierrot u: Scaramuz tragen Speiſen herbey 2. Sie eßen. Paſtete — Allegro — Schreken — Pierrot ab — No 19. Moderato 1. Sie ſetzen ſich zu Tiſch 2. Trinken tapfer. 1. Pierrot komt 12. Pantalon giebt die Erlaubniß — No 20. Allegretto 1. Arlekino komt mit dem guckaſten. 2. ſetzt ſolchen auf einen Stuhl 1. Pantalon oe kommen 2. ſehen hinein — An der Wand präſentiren ſich èe — Arlekins Figur erſcheint — Allegro molto (alla breve) Pierrot ſchreit — Pierrot ſchreit — Verwandlung des Arlekino u. ſ. w.

31.

Ritter Gluck.

[Von Rochlitz geſtrichene Stellen. Anfang 1809.]

(Nur habe ich) den alten Italiäner mit dem gekrümten Finger ſo wie die Berliner Egoiſten (nicht ganz gern vermißt) . . . . .

32.

Trois canzonettes à 2 et à 3 voix.

[Aus dem Italiäniſchen überſetzt. 26. April 1809.]

Canzonetta I.

Schon kehrt der Frühling wieder,
Zeigt uns ſein blühend Antlitz,
Schon küßt der holde Zephyr
Gaukelnd die Blumenflur!

Canzonetta II.

Ferne von dir mein Leben
Kann ich nicht länger athmen!
Nein nein! Den Tod ſchon fühl' ich!

Canzonetta III.

O welch Vergnügen!
O welche Herrlichkeit!
Mit Liebchen zu ziehen
Aufs Land zur Blumenzeit.
Weh mir! Ich verſchmachte vor Liebe!
Ein L, ein I, ein E, ein B
Heißt, daß ich liebe,
Für dich vor Lieb vergeh!

33.

[Bekanntmachung.]

[6 ten May 1809.]

Aufgefordert von mehreren Freunden der Muſik beabſichtige ich die Errichtung eines Singe-Inſtituts, in welchem ich denen, die daran Theil nehmen wollen, gründlichen Unterricht im Geſange darbiete, und ſie ergebenſt einlade, den näheren Plan dieſes Inſtituts in meiner Wohnung im Zinkenwörth Nr. 50. dem Theater gegenüber einzuſehen, und zugleich über den Beytritt gefälligſt ſich zu erklären. Sobald ſo viele Theilnehmer ſich gefunden haben, als zur Begründung eines ſolchen Inſtituts nöthig ſind, werde ich Lokale, ſo wie Tag und Stunde des Unterrichts öffentlich anzeigen. Das Honorar für den Unterricht habe ich für eine Perſon, auf 1 Laubthaler für eine Familie bis 3 Perſonen auf 1 ½ Laubthaler, für eine Familie über 3 Perſonen auf 2 Laubthaler beſtimmt. Beſelt vom wahren Eifer für die Kunſt glaube ich durch Anſtrengung und Fleiß in kurzer Zeit den hieſigen Freunden der Muſik den hohen Genuß, den ähnliche Inſtitute als das bezweckte, in Berlin, Leipzig u. a. d. gl. den dortigen Kunſtfreunden gewähren, zu verſchaffen, und um ſo mehr hoffe ich auf gütige Unterſtützung meines Unternehmens rechnen zu können, als bis jetzt für den Geſang in dieſer jedem Talent ſo vortheilhaften Art hier noch nichts geſchehen iſt.

Bamberg, den 6ten März 1809.

Hoffmann, Muſikdirector.

34.

Sinfonie pour 2 Violons, Alto, Basso, 2 Flûtes, 2 Clarinettes, 2 Hautbois, 2 Bassons, 2 Cors, 2 Trompettes et Timbales, par Witt. No. 5 à Offenbach sur le Main, chez Jean André. (Pr. 5 Fl.)

[17. Mai 1809.]

Daß die Inſtrumentalmuſik jetzt zu einer Höhe geſtiegen iſt, von der man vor nicht gar zu langer Zeit wol noch keinen Begriff hatte; daß ferner die Sinfonie inſonderheit durch den Schwung, den Haydn und Mozart ihr gaben, das Höchſte in der Inſtrumentalmuſik — gleichſam die Oper der Inſtrumente geworden iſt: alles dieſes weiß jeder Freund der Tonkunſt. Alle im Orcheſter üblichen Inſtrumente, ihre charakteriſtiſchen Eigenheiten ausſprechend, in der Aufführung ſolch eines Drama zu vereinigen, u. ſo, die ſteife, langweilige Form des ehemaligen Concerto grosso verachtend, das Einzelne nur zum Ganzen wirken zu laſſen: das war die ſchwierige Aufgabe, welche jene Heroen der Tonkunſt in der Sinfonie mit Glück löſten, und ihre genialen Produkte dieſer Art ſind mit Recht die Norm geworden, wornach ſpätere Komponiſten ihre Sinfonieen ausarbeiteten. Auch Hr. Witt hat ſich Haydn zum Muſter und Vorbild genommen, und daß er würdig die Bahn des Meiſters betritt, beweiſt ſeine Sinfonie No. 5. aufs neue. Mit einem kurzen Adagio aus Ddur, welches aber ſchon nach dem fünften Takte in Dmoll verweilt, fängt die Sinfonie an. Es iſt zwar pathetiſch gehalten, indeſſen von allem Schwulſt frey, und kündigt durchaus nicht mehr an, als was nachher folgt. Der gewöhnliche Fehler der jetzigen Komponiſten, die immer zum erſten Anlauf alle Kraft verſchwenden, iſt daher ganz vermieden. Nach dieſem Adagio folgt ein Allegro, ebenfalls aus Ddur, mit einem ſehr angenehmen Thema: (N) Gleich nach Beendigung des erſten, rauſchenden, ſtark gehaltenen Tutti tritt die Oboe mit einem einfachen, melodiöſen Satze ein, indem die erſte Violin eine Imitation des erſten Thema ausführt; und dieſer geniale Gedanke macht die Wirkung eines heitern Sonnenblicks durch finſtre Sturmwolken: (N) Nach einem wieder äußerſt angenehmen Mittelſatze in der Dominante, imitiren erſte Stimme und Baß einen Satz, der in einfacher Geſtalt ſchon im fünfzehnten Takte vorkam; es fehlt ihm zwar die Neuheit, er ſchreitet aber kräftig fort, und iſt daher vorzüglich geeignet, wie hier, zum Schluß zu führen: (N) Im zweyten Theile folgt nun die weitere Ausarbeitung des erſten Thema wieder in Imitationen der erſten Stimme und des Baſſes, indem beyde wechſelsweiſe die zweyte Hälfte des Thema als Gegenſatz zur erſten ausführen, wobey die Blasinſtrumente die zum Grunde liegende Harmonie in haltenden Noten angeben oder hin und wieder die Melodie aufgreifen. Der weitere Gang des Allegro iſt nach der gewöhnlichen Form, indem der erſte Theil wieder eintritt und ſich durch den Mittelſatz, der nun in der Tonika bleibt, zum Schluſſe fort bewegt.

Das Thema des hierauf folgenden Andante grazioso, aus Gdur, iſt wieder äußerſt lieblich erfunden und entſpricht der an und für ſich ſelbſt ſchon zarten Tonart, die der Komponiſt wählte, ganz vollkommen: (N) Nur bey dem Eintritt des Minore geht der bis dahin gehaltene Charakter des Satzes verlohren. Viel zu rauh und hart tritt dies Minore ein, um ſich dem erſten Majore anzureihen; man möchte ſagen, es gleiche einem jungen, ſchönen Mädchen, das im Schmerz, ſtatt ſanft zu weinen, heult und ſchreyt. Dies Minore dauert nur zwanzig Takte — indeſſen lange genug, um der Wirkung des Ganzen ſehr zu ſchaden, und ein leichter, vielleicht naiver Anſtrich, dieſem Minore gegeben, würde gewiß dem nachher wieder eintretenden Thema ſehr wohlgethan haben. — Die Menuet, welche hierauf folgt, hat ein weit ausgreifendes Thema; im zweyten Takte nimmt der Baß dieſes Thema in gewiſſer Art Al rovescio auf, und dadurch bekommt der Eintritt dieſer Menuet einen pomphaften, ſtolzen Charakter, der ſehr gut gegen das ſanfte Andante abſticht. Das Trio iſt ein Solo für Flöte und Fagott, und klingt ſehr wie ein Walzer, welches man indeſſen auch manchen Haydnſchen Menuetten vorwerfen kann, wiewol dieſe ſonſt immer an einer reich beſetzten Tafel die pikanteſte Schüſſel ſind. Irgend eine geniale Wendung eines anfänglich ganz gewöhnlich ſcheinenden Gedanken frappirt dort den Zuhörer, und vorzüglich in den Trios ſind oft nur dem Kenner in dem heitern Fluſſe naiver Gedanken die tiefſten Künſte der Harmonik bemerkbar. Daß nach dieſem Maaßſtabe, den Haydn, der Schöpfer dieſer Tonſtücke, gegeben hat, die vor uns liegende Menuet nicht ganz befriedigen könne, wird der Komponiſt gewiß ſelbſt fühlen. — Der letzte Satz, aus Ddur, hat ein melismatiſches Thema und iſt durchgängig leicht und ſchwebend gehalten. Auch hier wird man an Haydns Finalen erinnert und vermißt jene tiefen Durchführungen, jene immer neuen Wendungen des Thema, die bey ihm, iſt der Faden des Stücks anſcheinend auch noch ſo locker angelegt, den Zuhörer bis zum letzten Takte in ſteter Spannung erhalten. Hier z. B. erwartete der Kenner, daß ein kräftiger Mittelſatz in längern Noten eintreten und ſpäterhin ſich ihm jener erſte melismatiſche Satz anreihen würde — welches dann gewiß die frappanteſten Wendungen und Imitationen veranlaßt hätte: dieſe Erwartung wird indeſſen nicht befriedigt, und das Ganze rauſcht vorüber, ohne bey dem Zuhörer ein tiefes Intereſſe zu erregen, wiewol vorzüglich der Schluß ſehr brillant und effektvoll gehalten iſt. In der ganzen Sinfonie überhaupt — was die Zuſammenſtellung der Sätze, Inſtrumentirung u. ſ. w. betrifft — hat ſich Hr. W. als einen gründlichen, verſtändigen Komponiſten gezeigt, und das ſichtbare Bemühen, dem Ganzen nicht ſowol viel Tiefe, ſondern nur den möglichſt hohen Grad von Gefälligkeit zu geben, zeigt, daß ſie für ein *großes* Publikum geſchrieben iſt, welches ſie denn auch gewiß finden wird, indem ſie, nur irgend gut ausgeführt, ſehr effektvoll, und daher jedem Orcheſter mit Recht zu empfehlen iſt.

Das Tempo des erſten Allegro darf nicht zu raſch genommen werden; das Andante ja nicht zu langſam, Menuet und Finale ſo raſch, als es den Kräften des Orcheſters, und ohne den Charakter der Sätze zu vertilgen, möglich iſt.

35.

Sinfonie turque pour 2 Violons, Alto, Basso, 2 Flûtes, 2 Hautbois, 2 Clarinettes, 2 Bassons, 4 Cors, 2 Trompettes, Timbales, grand Tambour, Triangle etc., composée par Witt. No. 7 à Offenbach, chez Jean André. (Pr. 5 Fl.)

[17. Mai 1809.]

Sonſt kam die große Trommel und das Geklingel von Tamburin, Triangel und Becken nur ſelten ins Theater, dann immer öfter und öfter, und endlich auch in den Konzertſaal. Dieſer hätte ihnen wol verſchloſſen bleiben ſollen, denn ſelten iſt ein Konzertſaal groß und ein Orcheſter ſtark genug, um den alles übertäubenden Ton der großen Trommel und das Geklingel der übrigen ſogenannten türkiſchen Inſtrumente nur erträglich zu machen. Anders ſind die Bedingniſſe der Muſik im Konzert und der Muſik im Theater. Hier kündigt die naive und frappant modulirte Muſik, welche bey uns nun einmal türkiſche Muſik heißt, wiewol das Original dieſer Kopie fehlt, ſchon in der Overtura den Charakter des Stücks jedem Zuhörer verſtändlich an, und die große Trommel, gewöhnlich in die entfernteſte Ecke des Orcheſters verwieſen, verhallt im weiten Gebäude und übertäubt keineswegs die übrigen Inſtrumente. Im Conzert und in der Sinfonia, die doch verwieſen, verhallt im weiten Orcheſter und übertäubt keineswegs die übrigen Inſtrumente. Im Konzert und in der Sinfonie, die doch gewöhnlich zur Overtura der darauf folgenden Muſikſtücke verſchiedenen Charakters dient, dürfte, den Uebelklang jener türkiſchen Inſtrumente abgerechnet, auch der feſtgeſtellte, individuelle Charakter der türkiſchen Muſik den Zuhörer nicht ſonderlich anſprechen, indem man ihn doch nicht, wie im Theater, nach der Türkey illudiren will, um Konzerte, Arien u. a. m. ſich vortragen zu laſſen, ſondern es hier nur darauf ankommt, das Gemüth zum muſikaliſchen Genuß überhaupt aufzuregen. Der Charakter, welcher in der Sinfonie als einem muſikaliſchen Drama herrſchen, und in dem Ausſprechen aller ſeiner Nuanzen von allen Seiten den Zuhörer ergreifen und feſthalten ſoll, wird bey dem Auffaſſen irgend einer individuellen Manier ſehr leicht zur gleichgültigen Einſeitigkeit.

Indeſſen, Hr. W. hat nun auch einmal eine Sinfonie turque mit der großen Trommel und allem Zubehör geſchrieben und dadurch dem Geſchmack derer gefröhnt, die auf dieſe Weiſe muſikaliſch, oder viel mehr unmuſikaliſch, erſchüttert werden wollen. Daß Hr. W. auch in dieſer Manier nichts Schlechtes, nichts Gemeines geliefert haben werde, läßt ſich von ſolch einem verſtändigen Komponiſten ſchon im voraus erwarten, und dieſe Erwartung wird auch in dem vorliegenden Werke keinesweges getäuſcht. Nach einem kurzen Einleitungsſatze von nicht eben viel Bedeutung, (welches hier ganz recht iſt,) Adagio aus Amoll, folgt ein Allegro, ebenfalls aus Amoll, deſſen Hauptſätze zwar nicht neu und beſonders frappant ſind, indeſſen die nun einmal in der Sinfonie angenommene Manier treu auffaſſen und darſtellen: *(N)* Der letzte Satz kommt im zweyten Theil wieder in Adur vor, und der Ausdruck einer faſt ausgelaſſenen Munterkeit erhält ſich in dem Majore bis ans Ende des Allegro, welches dadurch an Intereſſe gewinnt und des Zuhörers Aufmerkſamkeit feſſelt. — Das Adagio (Adur) frappirt durch ſeinen originellen Anfang. Baß, Violoncell und die Violinen ſchlagen pizzicato die Grundaccorde an, während die Bratſchen ebenfalls pizzicato, meiſtens terzweiſe, auf und abſteigen. Dieſes ſieht alſo aus: *(N)* Mit Ausſchluß weniger Takte behalten die Bratſchen jene Figuren durch das ganze Stück bey, während Flöte, Oboe, Klarinette und Fagott äußerſt melodiöſe Sätze vortragen. Ohne nur im mindeſten flach oder verbraucht zu ſeyn, iſt dieſes Adagio jedem nur irgend muſikaliſchen Ohre verſtändlich und angenehm, und ſelbſt der erklärteſte Freund der großen Trommel wird es gern geſchehen laſſen, daß ſie diesmal ganz ſchweigt. — Das nicht eben bedeutende, aber glatt ins Ohr gehende Thema der Menuet trägt die zweyte Flöte vor, da der erſte Flautotraverſiſt wieder die kleine Flöte, welche er abwechſelnd zu blaſen hat, ergreifen muß. Das Trio beſteht in einem recht angenehmen Violoncell-Solo, worein die große Trommel nebſt Anhang durchaus nicht zu ſprechen haben. — Der letzte Satz iſt wieder ganz der einmal angenommenen Manier getreu: *(N)* Sechzig Takte vor dem Schluſſe tritt ein regſames, lebendiges Majore ein. Ueberhaupt iſt der letzte Satz zwar ohne tiefe Durchführungen des Thema leicht behandelt, aber von vielem Effekt, wozu die verſtändige Inſtrumentirung nicht wenig beyträgt. Bey dieſer Inſtrumentirung findet ſich eine Eigenheit, die darin beſteht, daß die vier Hörner nicht, wie gewöhnlich, paarweiſe in die Tonika oder Dominante, ſondern in folgender Art geſtimmt ſind: Corno primo in G, Corno secondo in A, Corno terzo in E, Corno quarto in C.

Dieſe verſchiedenen Stimmungen hat der Komponiſt ſehr verſtändig zu ſeinem Zweck benutzt, und die Hörner, welche durchaus nur ihre leichteſten, beſten Töne anzugeben haben, in Accorde vereinigt, die durch ihre Fülle und Kraft den Effekt des Ganzen gar ſehr erhöhen. Eben dieſe vier Hörner machen indeſſen die Sinfonie für kleinere Orcheſter unbrauchbar, indem ſich, wenn ſie nicht beſetzt werden können, kein Orcheſter-Dirigent einbilden darf, daß ein einziges ausgelaſſen oder durch ein anderes Inſtrument erſetzt werden könne. Sonſt iſt die Sinfonie nicht beſonders ſchwer auszuführen, und da man in Rückſicht des fließenden, melodiöſen Geſanges ſie ganz der Sinfonie No. 5. gleich ſtellen kann, wiewol dieſe in Rückſicht ihres edleren Charakters höher ſteht, jedem Orcheſter ſehr zu empfehlen.

Mit Ausſchluß der beyden Adagios müſſen die Tempos ſehr raſch genommen werden.

36.

Aus Bamberg, den 1. Juni.

[1809.]

Das hieſige Theater, welches ſchon ſeit langer Zeit ſchwankte, iſt nun ſeinem völligen Umſturz ziemlich nahe. Herr Cuno wußte, als er die Entrepriſe übernahm, das Publikum durch allerlei Verſprechungen und durch Vorſpiegelung eines bedeutenden eigenen Fonds, den er zur Organiſazion und zur Aufrechthaltung des Theaters verwenden wollte, für die Sache zu intereſſiren; dieſes Intereſſe verlor ſich indeſſen ſehr bald, als man inne wurde, daß der Unternehmer von dem, was zur verſtändigen und zweckmäßigen Organiſazion einer Bühne gehört, auch nicht die mindeſte Ahnung hatte, und mit jeder mißrathenen Darſtellung eines ſchlecht gewählten Stücks verringerte ſich der Beſuch des Theaters, ſo daß die Ausgabe die Einnahme bei weitem überſtieg, und Hr. Cuno der Geſellſchaft die gänzliche Auflöſung, oder bedeutende Verringerung der Gagen vorſchlagen mußte. Das letzte mußten ſich nun freilich die Mitglieder, durch Hrn. C. aus allen Ecken und Enden der Welt herbeigelockt, in der jetzigen kritiſchen Zeit gefallen laſſen, deſſen ungeachtet aber wollte die Sache nicht gehen. Nun traten die drei Hauptgläubiger des Hrn. C. zuſammen, übernahmen Verwaltung und Direkzion des Theaters, und wollen ſo durch die Erhaltung deſſelben, und durch die künftigen Einnahmen, wenigſtens zu ihrem baar vorgeſchoſſenen Gelde kommen. Dieſe wackern Männer haben die Gagen für den Sommer garantirt und ſcheuen keine Aufopferung, die Sache im Gange zu erhalten; wie weit indeſſen alles, was Theater und Kunſt überhaupt betrift, außer ihrer Sphäre liegt, leuchtet ein, und ſo kommt es denn, daß, da es ſeit Hrn. Opels Abgange an einem tüchtigen Regiſſeur gänzlich fehlt, das Theater ſtatt durch die Verbeſſerung der Mitglieder, und hauptſächlich des Repertoirs (Hr. Cuno's Liebling Ziegler, iſt noch immer an der Tagesordnung, und dann müſſen Kotzebues dramatiſche Spiele herhalten) das Publikum wieder anzuziehen, ſich täglich verſchlechtert, das Publikum täglich mehr degoutirt wird, und ſo das Ganze, da die Direktoren nur [auf] Verluſt, und nie auf Erſatz deſſelben zu rechnen haben werden, ſich auflöſen muß. Daß dieſe Auflöſung recht bald geſchehen und der um die Kunſt und das Theater ſo hochverdiente Graf Soden ſich wieder der Sache ernſtlich annehmen, dieß aber ſo viel möglich ohne Schaden der jetzigen Direktoren, deren guten, wiewohl kraftloſen Willen man erkennt und ehrt, geſchehen möge, iſt der Wunſch der hieſigen echten bewährten Freunde der Kunſt und des Theaters.

◆

37.

Sonderbarer Einfall auf dem Ball vom 6.

[6. November 1809.]

Ich denke mir mein Ich durch ein Vervielfältigungs-Glas — alle Geſtalten die ſich um mich herum bewegen ſind Ichs und ich ärgere mich über ihr thun und laſſen ppp

38.

Fioravanti Ouverture et Airs de l'Opéra I. Virtuosi Ambulanti, arrangées pour le Pianoforte avec les paroles italiennes, françaises et allemandes par Mr. Wolff etc. au magazin de musique à Beul sur le Rhin. (107 Seiten Pr. 15 Fr.)

(27. December 1809.)

Der Rec. kennt die Partitur der Virtuosi ambulanti nicht; indeſſen ſieht er aus dem vor ihm liegenden Klavierauszuge, daß der Text der wandernden Komödianten von Picard, (von Treitſchke für die Hof-Theater in Wien verdeutſcht) den früher Devienne componirte, zu dieſer Oper aufs neue benutzt worden iſt. — Es iſt eine luſtige Idee, das Leben hinter den Couliſſen hinauszurücken auf die Bühne, und ſo die Schauſpieler zu zwingen, ſich ſelbſt zu ironiſiren; niemals hat ſie, in allen Variationen, wie ſie ſchon Cimaroſa und Mozart gaben, ihre Wirkung auf das Publicum verfehlt, und auch dieſe Oper, mit deren Compoſition Fioravanti würdig jenen Meiſtern an die Seite tritt, muß, von guten Schauſpielern und Sängern mit Leben und komiſcher Kraft dargeſtellt, überall Eingang finden. Das Ganze iſt leicht und graziös gehalten, und vorzüglich beweiſet der Componiſt ein beſonderes Talent, das komiſche Pathos muſikaliſch auszudrücken. Rec. findet das Gefällige in der Muſik mit darin, wenn die Melodie den Zuhörer als bekannt anſpricht, ohne beſtimmt an ein ſchon dageweſenes Thema zu erinnern und ſo eine bloße Reminiscenz zu werden; und nach dieſer Anſicht ſind auch die Melodien dieſer Oper ſehr gefällig, welches, damit verbunden, daß die häufigen Melismen, wie man zu ſagen pflegt, ganz in der Kehle liegen, den Sängern außerordentlich den Vortrag erleichtert, wiewohl deutſche Sänger das ſehr häufig vorkommende Parlante, wozu ſie meiſtens kein Geſchick haben, wegwünſchen werden. Gleich in der erſten Nummer iſt dieſes Parlante auf eine höchſt originelle Weiſe angebracht. Bellaroſa, der Schauſpiel-Director, iſt der Carretta (dem Theſpiskarren, mit Decorationen, Schauſpielern, Apparat etc. bepackt) vorangeeilt, und weiß an dem ſchönen Morgen, den ein pittoreskes Recitativ ſchildert, worin die Bäche murmeln und die Vögel zwitſchern, nichts Beſſeres zu thun, als die „grand aria principale“ der nächſten Oper zu ſtudiren. Die Inſtrumente führen die Melodie dieſer Arie ununterbrochen aus, er aber nur bruchſtückweiſe, indem er jeden Augenblick Bemerkungen über den Vortrag hineinſchiebt: (N) Dieſes beſtändige Unterbrechen des Geſanges durch das Parlante, giebt nicht allein dem braven Sänger, ſondern auch dem guten Schauſpieler Anlaß zu einer intereſſanten komiſchen Expoſition. — Der Theaterſchneider iſt umgeworfen, es hat „schiaffi, pugni, gridi, pianti“ gegeben; und endlich in No. 5, erſcheint die beleidigte Lauretta, welche mit Roſalinden um den Rang der Primadonna kämpft, und ergießt ihren Zorn in einem Recitativ, welches, ſo wie Roſalindens Recitativ No. 10, die gewöhnlichen Floskeln der Recitative in der Opera seria enthält, und alſo das bloß Formelle dieſer Compoſitionen trefflich ironirt. Beyde darauf folgende Arien ſind pezzi concertanti mit einem mitwirkenden Chor, und es iſt klar, daß der Componiſt ſich auch über die jetzt gewöhnliche Art, den Chor zur Soloparthie zu ſchreiben, luſtig machen wollte. Es läßt ſich nämlich nichts harmoniſch Leereres denken, als die Begleitung jener Chöre, und man begreift, indem man ſie hört, daß es etwas ſehr leichtes iſt, ein pezzo concertante zu ſchreiben, ſobald man ſich darauf beſchränkt, die der Melodie und ihren melismatiſchen Verzierungen zum Grunde liegenden Accorde ſetzt und da auch von Sängern angeben zu laſſen, und ſo von der höhern Idee des mitwirkenden Chors, der, ſeinen eigenen Charakter ausſprechend, ſich doch der Haupt-Stimme anſchmiegt, ohne ſie zu vernichten, ganz abſtrahirt. Eben ſo glücklich hat der Componiſt die Unart der Sänger, überall zu ſchnörkeln, ohne auf Worte und Situation zu achten, perſiflirt. In dem Duo, No. 6, welches überhaupt voll Charakter, voll komiſcher Kraft, und daher höchſt gelungen iſt, tadelt Roſalinde den Vortrag der Worte: in dietro perfidi, la donna io cedo und meynt, auf die donna hätte ein punto coronato hingehört, den ſie gleich zur Probe ausführt: (N) Rec. hätte dieſen Punto coronato noch mehr colorirt, um die Sache recht auffallend zu machen. Eben ſo wünſcht Roſalinde auf das Wort „morir“ einen „punto picchettato“: (N) Merkwürdig iſt das Trio No. 8, worin die beyden Sängerinnen, vom Director aufgefordert, ſolfeggiren müſſen, dieſer, in lauter kurzen Noten, ſeinen Beyfall und ſeine Bewunderung ſehr charakteriſtiſch (z. B. sanno tutto fare per sedur l'umanità) zu erkennen giebt, und endlich ſo ins Feuer geräth, daß er in die ſchönen Rouladen (bel gorgheggio) der Sängerinnen einſtimmt. In dieſen Rouladen wechſeln Lauretta und Roſalinda die Figur, während Bellaroſa bey der ſeinigen feſt beharrt, und ſo iſt der Wettkampf der Sängerinnen, die ſich, wie zwey Nachtigallen zu übertönen ſtreben, ſo wie Bellaroſa's Verhältniß zu ihnen, ſehr gut ausgedrückt. Auf eine ſehr drollige Art giebt Fiordaliſo in der Arie No. 9, das Recept zur Oper, und eben ſo komiſch ſchildert Bellaroſa in No. 11. die Leiden des Schauſpieldirectors. Seinen Aerger, ſeinen Ingrimm ſtößt er in kurzen, geſchwinden Noten parlante heraus, und hat er ſich Luft gemacht, dann kommen in längeren Noten, wie ein Refrain, die Worte wieder: Bellarosa cos' hai fatto! *(N)* Rühmlich erwähnt zu werden verdienen auch das ſehr gefällige Duo, No. 10., in welchem Rec. nur die häßlichen, ſo leicht zu vermeidenden Quinten der Singſtimmen im ſechſten und ſiebenten Tacte vor dem Schluſſe aufgefallen ſind, und der Canon No. 13 bis zum fünf und zwanzigſten Tacte, wo ein anderes, zu einförmiges, ſich unaufhörlich wiederholendes Thema den Geſang matt und leer macht. —

Mit welcher Laune der Componiſt auch die kleinſte Partie bearbeitet hat, beweiſet die kurze Arie des Bauern Gervaſio. Er hat viel Geld im Felleiſen, und damit er nicht einſchlafe und es ihm geſtohlen werde, will er überlegen, was für das Geld anzuſchaffen ſey: — „un' asinello — una casina — una sposina". Die Melodie, immer in gleichen Noten beharrend, drückt Dummheit und Schläfrigkeit ſehr gut aus, während die feſtgehaltene Figur der Violinen ungefähr den Effect macht, als wenn ſich jemand in die Naſe zwickt, um ja nicht zu ſchlafen. *(N)* Ueber der casina, dem asinello und der sposina ſchläft aber der Tropf wirklich ein, welches man ſchon vermuthete, wie er nur anfing zu ſingen.

Hat Fioravanti mit eben dem Geiſte, dem trefflichen Humor, und dem melodiöſen Reichthum größere Opere buffe componirt, ſo wäre ihre Verpflanzung auf die deutſche Bühne, die uns mit den Zwitter-Gattungen deutſcher und franzöſiſcher untergeordneter Componiſten gar oft Ueberdruß und Langeweile erregt, ein wahrer Gewinn. — Ohne leer zu ſeyn, geht die Clavierbegleitung ſehr gut in die Hand, und ohne die Partitur zu kennen, wird man gewahr, daß die Uebertragung mit Verſtand und Gewandtheit geſchehen iſt. Der Stich iſt deutlich und ſchön, jedoch nicht fehlerfrey. So ſteht z. B. S. 11. Syſt. 2 T. 7, vor a ein b, welches gar nicht hingehört.

39.

Merkwürdige Arten des Wahnſinns.

[1809.]

1. Ein wahnſinniger Menſch ſaß Tag und Nacht am Hauſe meines Schwiegervaters, und klopfte mit einem Stein auf den andern, — nichts konnte dies Geſchäft unterbrechen, — der dumpfe Ton, den dies Klopfen in der Nacht verurſachte, hatte etwas ſchauerliches, ſchreckbares.

2. Ein wahnſinniger Menſch in Poſen bildete ſich ein, er ſey die Sonne. — Auf dem Geländer der Fontaine auf dem Markte ſtand er, und ſchien. Er machte ſich oft den Spaß, die Leute zu blenden, und wenn manche, die ſeinen Wahnſinn kannten, ſo thaten, als träfen ſie wirklich Sonnenſtrahlen, ſo lächelte er zufrieden, und wandte ſich nach einer andern Seite. Oft bildete er ſich des Nachts ein, er ſey der Mond, und ſchien eben ſo, als am Tage als Sonne.

40.

[Der Stargarder Juſtiz-Bürgermeiſter Calderon.]

[1809.]

Es müßte ſpaßhaft ſeyn, Anekdoten zu erfinden, und ihnen den Anſtrich höchſter Authentizität, durch Citaten u. ſ. w., zu geben, die durch Zuſammenſtellung von Perſonen, die Jahrhunderte aus einander lebten, oder ganz heterogener Vorfälle gleich ſich als erlogen ausweiſen; — denn mehrere würden übertölpelt werden, und wenigſtens einige Augenblicke an die Wahrheit glauben. — Gäbe man ihnen einen Stachel, deſto beßer, z. B. eine, (ohne Stachel,) wäre folgende.

Als Friedrich, der große König, nach dem Abſchluß des Hubertusburger Friedens, nach Potsdam zurückgekehrt war, bemerkte er, aus den Fenſtern des Schloſſes, einen zerlumpten Jungen, der auf ein

Stück Schiefer emſig ſchrieb, und dann das geſchriebene, mit lauter Stimme und lebhafter Geſtikulation, deklamirte. — Er ſchickte ſeinen Leibpagen hinunter, der dem Könige die Schiefertafel hinaufbrachte, — weinend und ſchreiend lief ihm der Bube bis in's Zimmer des Königs nach. Der König las zu ſeinem Erſtaunen wohl geordnete poetiſche Verſe, und es fand ſich, daß der Bube ein Küchenjunge des ſpaniſchen Geſandten war. Von Stunde an, ſchickte der König den Jungen nach Berlin in's Joachimthaliſche Gymnaſium, wo er auf Königliche Koſten Unterricht erhielt, dann auf der Univerſität Halle ſtudirte, und endlich ſchon in ſeinem zwanzigſten Jahre Juſtiz-Bürgermeiſter in Stargard in Pommern wurde, und ſich die Liebe ſeiner Mitbürger, ſo wie das Vertrauen des ihm vorgeſetzten Collegiums, erwarb. Seiner Amtsgeſchäfte ohnerachtet, ſetzte er doch das Studium der Dichtkunſt fort, und vorzüglich beſchäftigte er ſich mit der Ausarbeitung von Theaterſtücken, die auch von der Döbbeliniſchen Geſellſchaft, mit Beifall des Publikums, aufgeführt wurden. Ein Verwandter in Madrid ſtarb, und hinterließ ihm ſein Vermögen, und, nachdem er ſich vom Großkanzler einen dreimonathlichen Urlaub ausgebeten hatte, ging er nach Spanien. — Hier wartete aber ſeiner eine andere Carriere, denn, als er nunmehr in ſeiner Mutterſprache dichtete, und ein Stück auf's Theater brachte, erweckte er den Enthuſiasmus der Spanier ſo ſehr, daß ſie ihn nicht mehr loßließen. — Jahre lang hat er das Theater mit den herrlichſten Stücken bereichert, und niemand anders war unſer Juſtiz-Bürgermeiſter, als der berühmte Calderon, den die Spanier vergöttern, und der auf dieſe Weiſe ſeine Ausbildung dem großen Könige von Preußen zu danken hat.

Siehe Meybom's Brandenburgiſche Annalen. Th. 2. S. 63.

41.

Romberg (Andreas), Pater noster. 6tes Werk der Geſangſtücke, Op. 24. Hamburg b. J. A. Böhme. (16 Seiten 1 Thlr.)

[3. Januar 1810.]

Der durchaus gehaltene Charakter einer Frömmigkeit, wie ſie in einem kindlichen, heitern Gemüthe wohnt, das, von ſeiner Erdenlaſt gebeugt, die Freuden des Himmels ahnet; der ſchöne fließende, drey-ſtimmige Geſang, die verſtändige Inſtrumentirung, die kunſtvolle Präciſion bey reichem harmoniſchen Stoff, erheben dieß kleine Werk des braven, ſinnigen Meiſters über viele ſtarke Partituren, welche ſich als große Werke in die muſikaliſche Welt eindrängen, aber gar bald, von ihr vergeſſen, im Strom der Zeit unterſinken, während ein Werk dieſer Art Jahre hindurch von Kennern bewundert und geliebt wird. —

Ein drey und achtzig Takte langes Adagio in Cdur $^{2}/_{4}$Tact enthält die ſieben Bitten, und Rec. kann nicht umhin, in die effectvolle Behandlung der verſchiedenen Momente dieſer Bitten, welche den oben angegebenen Charakter des Stücks ausſpricht, tiefer einzugehen. F-Hörner und Fagotte ſchlagen den Grundton C zu der ſanften, einfachen Melodie an, in welcher Sopran und Tenor die Worte: Pater noster vortragen. B-Clarinetten wiederholen dieſe Melodie zum Grundton, den der Baß mit denſelben Worten aufnimmt und ihn dann wieder den F-Hörnern und Fagotten überläßt, indem Tenor und Sopran, mit dem Quartſexten-Accord eintretend, jene Melodie zu den Worten: qui es in coelis, einen Ton höher wiederholen, denen der Baß im Grundton beharrend folgt. Nun bewegen ſich die drey Stimmen (Sopran, Tenor und Baß) in mancherley äußerſt melodiöſen Nachahmungen, abwechſelnd, allein oder von den Blasinſtrumenten unterſtützt fort, bis ſie ſich zu dem: sicut in coelo et in terra zu einem kräftigen Unisono vereinigen und in der Dominante ſchließen. Dieſer Schluß, der das Adagio in zwey Hälften theilt, zeugt von dem tiefen Sinn, womit der Meiſter den Gegenſtand ſeines Werkes aufgefaßt hat. Von der Verherrlichung des Namens des Ewigen, von ſeiner Allmacht, die über Himmel und Erde herrſcht, war das Gemüth durchdrungen: nun tritt ihm das Menſchliche wieder näher; es wird beengt von der Sorge um das irdiſche Bedürfniß: doch bald erhebt es ſich wieder zum Himmel; in der kindlichen Bitte um tägliches Brot findet es Troſt und entladet ſich jeder Sorge. Den Ausdruck dieſes Ueberganges findet der Rec. in der kurzen Intonation der Clarinetten, Oboen und Fagotten in Gmoll nach jenem Schluſſe und dem unmittelbar darauf folgenden, mit pp. bezeichneten, choralmäßigen Geſange in Esdur zu den Worten: panem quotidianum da nobis hodie, den die jetzt erſt eintretenden Saiten

Inſtrumente unterſtützen. Mit einer canoniſchen Imitation in der Octave, Cmoll, tragen nun die drey Stimmen das: et dimitte nobis debita nostra etc. vor. Jenem oben angegebenen Charakter des Stücks getreu, kommt aber dieſe Bitte aus einem reinen Herzen, das nur erſchüttert wird von der Furcht vor einer Verſuchung, der zu widerſtehn ihm die Kraft fehlen könnte. Dieſe Furcht drückt das chromatiſche Thema aus, womit der Baß in dem: et ne nos inducas in tentationem eintritt, welches der Sopran in der Quinte, der Tenor aber per inversionem imitirt. Die Blasinſtrumente unterſtützen die Sänger, während die ſyncopirten Noten der Violinen den Satz noch mehr beleben und den Ausdruck des beängſteten Gemüths erhöhen. Der affectvollere Geſang dauert fort, bis die Stimmen auf dem Dominanten-Accord ruhen, und mit dem Amen in G in modo plagali ſchließen, wodurch ſich denn dieſer Schluß von dem erſt erwähnten, den die Stimmen zwar auch in G, aber in modo authentico machten, hinlänglich unterſcheidet. Nun folgt zu dem: pleni sunt coeli etc. ein Allegro maestoso, Cdur $\frac{4}{4}$ Tact, mit Pauken und Trompeten, welches von brillanter Wirkung iſt, wiewol Rec. geſtehen muß, daß es ihn an eine häufig dageweſene Behandlung dieſer Worte in Meſſen erinnert hat. Bey dem Pater noster, miserere nobis, tritt zwar eine ſanftere Melodie Più moderato in derſelben Tactart ein: das dona nobis pacem iſt aber wieder ſehr brillant gehalten. Der Meiſter iſt hierin der Form der mehreſten Meſſen gefolgt, in welchen auch die Bitte um Frieden im brillanten Allegro mit Pauken und Trompeten vorgetragen wird, und die Componiſten lieber bey dem Schluſſe der Muſik die Effecte häufen, als den Worten des Textes genügen wollten. Nach der letzten Exploſion auf: dona nobis, dreyzehn Tacte vor dem Schluſſe, wird indeſſen der Geſang ſanfter, die Trompeten ſchweigen, und, wie erſt in dem Adagio bey dem Worte Amen, erſterben die Stimmen nach und nach in dem Worte pacem!

Rec. kann den Wunſch nicht unterdrücken, daß es dem Meiſter gefallen haben möchte in dem letzten Satze nicht ſowol auf den Effect durch den Contraſt zu arbeiten, als vielmehr das: Pleni sunt — mehr dem erſten, herrlichen Adagio anzuſchmiegen und ſo das Ganze in allen ſeinen Theilen zuſammen zu halten.

Das Werk hat übrigens bey ſeinem harmoniſchen und melodiſchen Reichthum keine beſondern Schwierigkeiten in der Ausführung und wird im Concert spirituel dem Kenner, den der darin herrſchende kindlich fromme Geiſt anſpricht, einen lange nicht zu vergeſſenden Genuß gewähren. Für das Concert spirituel und nicht für die Kirche glaubt nämlich der Rec. das Werk, ſeiner innern Einrichtung und Inſtrumentirung nach, beſtimmt, indem manches und vielleicht mit unter das Schönſte, in einem ſehr weiten, hohen Gebäude ſeinen Effect verfehlen würde. Unerachtet nichts in der Partitur bemerkt iſt, ſo iſt Rec. doch der Meinung, daß das Adagio von drey kräftigen Soloſtimmen, das darauf folgende pleni sunt etc. aber von einem Chor vorgetragen werden müſſe.

Der Stich iſt ſauber und deutlich, die Titel-Vignette (ein betender Chriſtus) zwar auch im Stich gut behandelt, aber ſehr verzeichnet, indem, den charakterloſen Kopf abgerechnet, die Theile der Figur nicht zuſammenpaſſen, ſondern von mehreren Körpern entlehnt zu ſeyn ſcheinen.

42.

Sinfonie pour 2 Violons, 2 Violes, Violoncelle et Contre-Violon, 2 Flûtes, petite Flûte, 2 Hautbois, 2 Clarinettes, 2 Bassons, Contrebasson, 2 Cors, 2 Trompettes, Timbales et 3 Trompes, composée et dediée etc. par Louis van Beethoven. à Leipsic, chez Breitkopf et Härtel, Oeuvre 67. No. 5. des Sinfonies.

(Pr. 4 Rthlr. 12 Gr.)

[Ergänzung zu „Beethovens Instrumental-Muſik“. 4. Juli 1810.]

Rec. hat eins der wichtigſten Werke des Meiſters, dem als Inſtrumental-Componiſten jetzt wol keiner den erſten Rang beſtreiten wird, vor ſich: er iſt durchdrungen von dem Gegenſtande, worüber er ſprechen ſoll, und niemand mag es ihm verargen, wenn er, die Gränzen der gewöhnlichen Beurtheilungen überſchreitend, alles das in Worte zu faſſen ſtrebt, was er bey jener Compoſition tief im

Gemüthe empſand. — Wenn [Bd. 7, S. 43, Z. 5 v. u.] von der Muſik [Bd. 7, S. 46, Z. 6 v. o.] . . . weniger gelingt und ſeine Inſtrumental-Muſik ſelten die Menge anſpricht. Eben dieſe in Beethovens Tiefe nicht eingehende Menge ſpricht ihm einen hohen Grad von Phantaſie nicht ab; dagegen ſieht man gewöhnlich in ſeinen Werken nur Producte eines Genie's, das, um Form und Auswahl der Gedanken unbeſorgt, ſich ſeinem Feuer und den augenblicklichen Eingebungen ſeiner Einbildungskraft überließ. Nichts deſto weniger iſt er Rückſichts der [Bd. 7, S. 46, Z. 10 v. u.] Beſonnenheit Haydn . . Kunſt genährt wird. Tief im Gemüthe trägt Beethoven die Romantik der Muſik, die er mit hoher Genialität und Beſonnenheit in ſeinen Werken ausſpricht. Lebhafter hat Rec. dies nie gefühlt, als bey der vorliegenden Symphonie, die in einem bis zum Ende fortſteigenden Climax jene Romantik Beethovens mehr, als irgend ein anderes ſeiner Werke entfaltet, und den Zuhörer unwiderſtehlich fortreißt in das wundervolle Geiſterreich des Unendlichen. —

Das erſte Allegro, 2/4 Takt Cmoll, fängt mit dem nur aus zwey Takten beſtehenden Hauptgedanken, der in der Folge, mannigfach geſtaltet, immer wieder durchblickt, an. Im zweyten Takt eine Fermate; dann eine Wiederholung jenes Gedankens einen Ton tiefer, und wieder eine Fermate; beyde Male nur Saiteninſtrumente und Clarinetten. Noch iſt nicht einmal die Tonart entſchieden; der Zuhörer vermuthet Esdur. Die zweyte Violine fängt wieder den Haupt-Gedanken an, im zweyten Takt entſcheidet nun der Grundton C, den Violoncelle und Fagotte anſchlagen, die Tonart Cmoll, indem Bratſche und erſte Violine in Nachahmungen eintreten, bis dieſe endlich dem Haupt-Gedanken zwey Takte anreihet, die dreymal wiederholt (zum letztenmal mit einfallendem ganzen Orcheſter) und in eine Fermate auf der Dominante ausgehend, des Zuhörers Gemüthe das Unbekannte, Geheimnißvolle ahnen laſſen. Der Anfang des Allegros bis zu dieſem Ruhepunkt entſcheidet den Charakter des ganzen Stücks und eben deshalb rückt ihn Rec. hier zur Anſicht des Leſers ein: *(N)* Nach dieſer Fermate imitiren, in der Tonica verweilend, den Haupt-Gedanken Violinen- und Bratſche, während der Baß dann und wann eine Figur, die jenen Gedanken nachahmt, anſchlägt, bis ein immer ſteigender Zwiſchenſatz, der aufs neue jene Ahnung ſtärker und dringender aufregt, zu einem Tutti leitet, deſſen Thema wieder den rythmiſchen Verhalt des Haupt-Gedankens hat und ihm innig verwandt iſt: *(N)* Der Sexten-Accord auf dem Grundton D bereitet die verwandte Dur-Tonart Es vor, in welcher das Horn wieder den Haupt-Gedanken nachahmt. Die erſte Violine greiſt nun ein zweytes Thema auf, welches zwar melodiös iſt, aber doch dem Charakter ängſtlicher, unruhvoller Sehnſucht, den der ganze Satz ausſpricht, getreu bleibt. Die Violine trägt dieſes Thema abwechſelnd mit der Clarinette vor, und allemal im dritten Takte ſchlägt der Baß jene erſt erwähnte Nachahmung des Hauptgedankens an, wodurch dies Thema wieder ganz in das kunſtvolle Gewebe des Ganzen verflochten wird. In der weitern Fortführung dieſes Thema's wiederholen die erſte Violine und das Violoncell in der Tonart Esmoll, eine aus zwey Takten beſtehende Figur fünfmal, während die Bäſſe chromatiſch aufwärts ſteigen, bis endlich ein neuer Zwiſchenſatz zum Schluß führt, in welchem die Blasinſtrumente das erſte Tutti in Esdur wiederholen, und endlich das ganze Orcheſter mit der oft erwähnten Nachahmung des Hauptthema's im Baſſe in Esdur ſchließt. Den zweyten Theil fängt wiederum das Hauptthema in ſeiner erſten Geſtalt, nur eine Terz höher gerückt und von Clarinetten und Hörnern vorgetragen, an. In Fmoll, Cmoll, Gmoll, folgen die Sätze des erſten Theils, nur anders geſtellt und inſtrumentirt, bis endlich, nach einem wiederum nur aus zwey Takten beſtehenden Zwiſchenſatze, den die Violinen und die Blasinſtrumente wechſelsweiſe aufgreifen, während die Violoncells eine Figur in der Gegenbewegung ausführen und die Bäſſe aufwärts ſteigen, folgende Accorde des ganzen Orcheſters eintreten: *(N)* Es ſind Laute, womit ſich die Bruſt, von Ahnungen des Ungeheuren gepreßt und beängſtet, gewaltſam Luſt macht; und wie eine freundliche Geſtalt, die glänzend, die tiefe Nacht erleuchtend, durch die Wolken zieht, tritt nun ein Thema ein, das im 58. Takte des erſten Theils von dem Horn in Esdur nur berührt wurde. Erſt in Gdur, dann in Cdur, tragen die Violinen alla 8va dieſes Thema vor, während die Bäſſe eine abwärts ſteigende Figur ausführen, die gewiſſermaßen an den im 44. Takte des erſten Theils vorgekommenen Tuttiſatz erinnert. *(N)* Die Blasinſtrumente fangen dies Thema in F moll Fortissimo an, aber, nach dem dritten Takte ergreifen die

Saiten-Inſtrumente die beyden letzten Takte, und dieſe Takte imitirend, wechſeln Saiten- und Blasinſtrumente noch fünfmal, dann ſchlagen ſie wieder wechſelsweiſe und immer diminuendo einzelne Accorde an.

Nach dem Sexten-Accorde *(N)* hätte Rec., bey der weiteren Accordenfolge, Ges moll erwartet, daß dann, wenn auf die Art, wie es hier geſchieht, nach G dur modulirt werden ſollte, enharmoniſch in Fis moll verwechſelt werden konnte. Die Blasinſtrumente, welche den Accord, der jener Sexte folgt, anſchlagen, ſind aber geſchrieben: *(N)* Gleich darauf ſchlagen die Saiten-Inſtrumente den Fis moll-Accord an, *(N)* der von ihnen und von den Blasinſtrumenten dann noch abwechſelnd immer einen Takt hindurch viermal wiederholt wird. Die Accorde der Blasinſtrumente ſind immer fort geſchrieben, wie es oben angeführt wurde, wozu Rec. kein Motiv finden kann. Nun folgt eben ſo der Sexten-Accord *(N)* immer ſchwächer und ſchwächer. Das wirkt wieder ahnungsvoll und ſchauerlich! — Das ganze Orcheſter bricht nun mit einem Thema, das dem, welches 41 Takte vorher eintrat, beynahe ganz gleich iſt, unisono, G dur ein, nur die Flöte und die Trompete halten die Dominante D aus. Aber ſchon im vierten Takte ruht dies Thema, und nun ſchlagen pianissimo die Saiten-Inſtrumente mit den Hörnern und dann die übrigen Blasinſtrumente ſiebenmal wechſelnd den verminderten Septimen-Accord *(N)* an; dann ergreifen die Bäſſe den erſten Haupt-Gedanken im zweyten Takte, die übrigen Inſtrumente unisono; ſo imitiren ſich Baß und Oberſtimme fünf Takte hindurch, alsdann vereinigen ſie ſich drey Takte lang, im vierten Takte fällt das ganze Orcheſter mit Pauken und Trompeten im Hauptthema, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, ein. Der erſte Theil wird nun mit geringen Abweichungen wiederholt; das Thema, welches dort in Es dur begann, tritt jetzt in C dur ein und führt zum Schluſſe in C dur jubelnd mit Pauken und Trompeten. Indeſſen, mit dieſem Schluſſe ſelbſt wendet ſich der Satz nach F moll. Fünf Takte hindurch mit vollem Orcheſter der Sexten-Accord: *(N)* Clarinetten, Fagotten und Hörner ſchlagen piano eine Imitation des Haupt-Gedankens nach. Einen Takt General-Pauſe, dann ſechs Takte hindurch *(N)* alle Blas-Inſtrumente ſchlagen wie zuvor nach: und nun ergreifen die Bratſchen, Violoncells und Fagotte ein Thema, welches im zweyten Theile früher in G dur vorkam, während die Violinen, im dritten Takt unisono eintretend, einen neuen Gegenſatz ausführen. Der Satz bleibt jetzt in C moll und mit geringen Veränderungen wird das Thema, welches im erſten Theil Takt 71 anfing, von den Violinen erſt allein, dann mit den Blas-Inſtrumenten wechſelnd wiederholt. Immer näher und näher rücken ſie zuſammen, erſt einen Takt, dann einen halben Takt; es iſt ein Drängen und Treiben — ein ſchwellender Strom, deſſen Wellen höher und höher ſchlagen — bis ſie endlich 24 Takte vor dem Schluſſe den Anfang des Allegro's nochmals wiederholen. Es folgt ein Orgelpunct, zu dem das Thema imitirt wird, bis endlich ſtark und kräftig der ganze Schluß folgt. —

Es giebt keinen einfacheren Gedanken als den, welchen der Meiſter dem ganzen Allegro zum Grunde legte *(N)* und mit Bewunderung wird man gewahr, wie er alle Nebengedanken, alle Zwiſchenſätze, durch rhythmiſchen Verhalt jenem einfachen Thema ſo anzureihen wußte, daß ſie nur dazu dienten, den Charakter des Ganzen, [Bd. 7, S. 47, Z. 16 v. u.] den jenes Hauptthema . . . Andante con moto in As Dur $^3/_8$ Takt, welches Bratſche und Violoncello vortragen. Die weitere Ausführung des Andante erinnert an mehrere Mittelſätze in Haydnſchen Symphonien; indem hier, ſo wie es dort oft zu geſchehen pflegt, das Haupt-Thema nach eingetretenen Zwiſchenſätzen auf mannigfache Weiſe variirt wird. An Originalität iſt es dem erſten Allegro nicht gleich zu ſtellen, wiewol der Gedanke, immer zwiſchen hindurch ins As dur, einen pomphaften Satz aus C dur mit Pauken und Trompeten eintreten zu laſſen, frappant wirkt. Zweymal geſchieht der Uebergang ins C mittelſt der enharmoniſchen Verwechſlung: *(N)* worauf jenes pomphafte Thema eintritt und dann die Modulation in den Dominanten-Accord von As dur zurück auf folgende Weiſe geſchieht: *(N)* Einfacher, aber mit vieler Wirkung bereiten das dritte Mal Flöten, Oboen und Clarinetten den Uebergang in jenes Thema C dur vor: *(N)*

Alle Sätze des Andante ſind ſehr melodiös und der Hauptſatz ſogar ſchmeichelnd, aber ſelbſt der Gang dieſes Thema's, welches As dur, B moll, F moll, B moll durchläuft und dann erſt ins As zurückkehrt, das ſtete Aneinander-Rücken der harten Tonarten As und C, die chromatiſchen Modulationen — ſprechen wieder den Charakter des Ganzen aus, und eben deshalb iſt dies Andante ein Theil deſſelben. — Es iſt, als träte [Bd. 7, S. 47, Z. 11 v. u.] der furchtbare Geiſt tröſtend . . . uns umgaben.

Die dem Andante folgende Menuet iſt wieder ſo originell, ſo des Zuhörers Gemüth ergreifend, als man es von dem Meiſter bey der Compoſition des Theils der Symphonie, der nach der Haydnſchen Form, welche er befolgte, der pikanteſte, geiſtreichſte des Ganzen ſeyn ſoll, erwarten konnte. Es ſind hauptſächlich die eignen Modulationen, Schlüſſe in dem Dominanten-Accord dur, deſſen Grundton der Baß als Tonica des folgenden Thema in moll aufgreift — dies ſich immer nur einige Takte erweiternde Thema ſelbſt, die den Charakter Beethovenſcher Muſik, wie ihn Rec. oben angab, lebhaft ausſprechen, und jene Unruhe, jene Ahnungen des wunderbaren Geiſterreichs, womit die Sätze des Allegro des Zuhörers Gemüth beſtürmten, von neuem aufregen. Das Thema C moll, bloß von Bäſſen vorgetragen, wendet ſich im 3ten Takte nach G moll, die Hörner halten das G aus, und die Violinen und Bratſchen führen, im zweyten Takte mit den Fagotten, dann mit den Clarinetten, einen, vier Takte langen Satz aus, der in G cadenzirt. Die Bäſſe wiederholen nun das Thema, aber nach dem dritten Takte, G moll, wendet es ſich nach D moll, dann nach C moll und jener Satz der Violinen wird wiederholt. Die Hörner führen nun, indem die Saiten-Inſtrumente bey dem Anfange jedes Takts Accorde in Viertelsnoten anſchlagen, einen Satz aus, der in Es dur geht. Das Orcheſter führt aber den Satz weiter ins Es moll und ſchließt in der Dominante B dur; aber in demſelben Takte fängt der Baß das Hauptthema an, und führt es ganz wie im Anfange in C moll, jetzt in B moll aus. Auch die Violinen etc. wiederholen ihren Satz und es folgt ein Ruhepunkt in F dur. Der Baß wiederholt jenes Thema, erweitert es aber, indem er F moll, C moll, G moll durchläuft und dann in C moll zurückkehrt, worauf das Tutti, welches erſt in Es moll vorkam, den Satz durch F moll in den Accord C dur führt; aber, ſo wie erſt von B dur in B moll gehend, ergreift jetzt der Baß den Grundton C als Tonica des Thema C moll. Flöten und Oboen mit der Nachahmung der

Clarinetten im zweyten Takte haben jetzt den Satz, der erſt von den Saiten-Inſtrumenten ausgeführt wurde, während dieſe einen Takt des erſt erwähnten Tutti wiederholt anſchlagen; die Hörner halten G aus, die Violoncelle fangen ein neues Thema an, dem ſich erſt der Anfangsſatz der Violinen in weiterer Ausführung, dann aber ein neuer Satz in Achteln (dieſe kamen noch nicht vor) zugeſellt. Selbſt das neue Thema der Violoncelle enthält Anſpielungen auf den Hauptſatz, und wird dadurch, ſo wie durch den gleichen Rhythmus, ihm innig verwandt. Nach einer kurzen Wiederholung jenes Tutti ſchließt der Theil der Menuett in C moll fortissimo mit Pauken und Trompeten. Den zweyten Theil (das Trio) fangen die Bäſſe mit einem Thema C dur an, welches die Bratſchen fugenmäßig in der Dominante, dann die zweyte Violine abgekürzt, und eben ſo in der Reſtriction die erſte Violine imitiren. Die erſte Hälfte dieſes Theils ſchließt in G dur. Im zweyten Theil fangen die Bäſſe das Thema zweymal an und halten wieder ein, zum dritten Mal geht es weiter fort. Manchem mag das ſcherzhaft vorkommen, dem Rec. erweckte es ein unheimliches Gefühl. — Nach manchen Imitationen des Hauptthema ergreifen dies die Flöten, von Oboen, Clarinetten, Fagotten unterſtützt, zu dem Grundton G, den die Hörner aushalten, und es erſtirbt in einzelnen Noten, die erſt Clarinetten und Fagotte, dann die Bäſſe anſchlagen. Nun folgt die Wiederholung des Thema des erſten Theils von den Bäſſen; ſtatt der Violinen haben jetzt die Blasinſtrumente den Satz in kurzen Noten, der mit einem Ruhepunkt ſchließt. Hierauf, wie im erſten Theil, der verlängerte Hauptſatz, aber ſtatt der halben Noten ſtehen jetzt Viertel und Viertels-Pauſen; in dieſer Geſtalt kommen auch die andern Sätze des erſten Theils meiſtens abgekürzt wieder zurück. — Die unruhvolle Sehnſucht, welche das Thema in ſich trug, iſt jetzt bis zur Angſt geſteigert, die die Bruſt gewaltſam zuſammenpreßt; ihr entfliehen nur einzelne abgebrochene Laute. Der Accord G dur ſcheint zum Schluß zu führen, der Baß hält aber nun pianissimo fünfzehn Takte hindurch den Grundton As, und Violinen und Bratſchen halten eben ſo die Terz C aus, während die Pauke das C erſt im Rhythmus jenes oft erwähnten Tutti, dann vier Takte hindurch in jedem Takte einmal, dann vier Takte hindurch zweymal, dann in Vierteln anſchlägt. Die erſte Violine ergreift endlich das erſte Thema und führt den Satz, 28 Takte hindurch immer auf jenes Thema anſpielend, bis in die Septime der Dominante des Grundtons; die zweyte Violine und die Bratſche haben ſo lange das C ausgehalten, die Pauke das C in Vierteln, der Baß aber eben ſo, nachdem er die Scala von As bis Fis und zurück ins As durchlaufen, den Grundton G angeſchlagen. Nun fallen erſt die Fagotten, dann einen Takt ſpäter Oboen, dann drey Takte ſpäter Flöten, Hörner und Trompeten ein, während die Pauke fortwährend in Achteln das C anſchlägt, worauf der Satz unmittelbar in den C dur-Accord übergeht, womit das letzte Allegro anfängt. — Warum der Meiſter das zum Accord diſſonirende C der Pauke bis zum Schluß gelaſſen, erklärt ſich aus dem Charakter, den er dem Ganzen zu geben ſtrebte. Dieſe dumpfen Schläge ihres Diſſonirens, wie eine fremde, furchtbare Stimme wirkend, erregen die Schauer des Außerordentlichen — der Geiſterfurcht. Rec. erwähnte ſchon weiter oben der ſteigenden Wirkung des ſich um einige Takte erweiternden Thema, und um jenen Effect anſchaulicher zu machen, rückt er hier dieſe Erweiterungen zuſammen: *(N)* Bey der Wiederholung des erſten Theils erſcheint dieſer Satz in folgender Art: *(N)* Eben ſo einfach, und doch, wenn er durch ſpätere Sätze wieder hindurchblickt, von ſo eingreifender Wirkung, wie das Thema des erſten Allegro, iſt der Gedanke des eintretenden Tutti der Menuett *(N)*. Mit dem prächtigen, jauchzenden Thema des Schlußſatzes, C dur, fällt das ganze Orcheſter, dem jetzt noch kleine Flöten, Poſaunen und Contrafagott hinzutreten, ein — wie ein ſtrahlendes, blendendes Sonnenlicht, das plötzlich die tiefe Nacht erleuchtet. Die Sätze dieſes Allegro ſind breiter behandelt als die vorhergegangenen; nicht ſowol melodiös, als kräftig und zu contrapunctiſchen Imitationen geeignet; die Modulationen ſind ungekünſtelt und verſtändlich; der erſte Theil vorzüglich hat beynahe den Schwung der Ouverture. Vier und dreyßig Takte hindurch bleibt dieſer Theil in C dur ein Tutti des ganzen Orcheſters; dann modulirt zu einer kräftigen, ſteigenden Figur des Baſſes ein neues Thema der Oberſtimme nach G dur und führt in den Dominanten-Accord dieſer Tonart. Nun tritt abermals ein neues, aus Viertelsnoten mit untermiſchten Triolen beſtehendes Thema ein, das, Rückſichts ſeines Rhythmus und ſeines Charakters, ganz von den frühern abweicht, und wieder drängt und treibt, wie

die Sätze des erſten Allegro und der Menuett: *(N)* Durch dieſes Thema und durch ſeine weitere Ausführung durch A moll nach C dur wird das Gemüth wieder in die ahnungsvolle Stimmung verſetzt, die bey dem Jauchzen und Jubeln augenblicklich aus ihm wich. Mit einem kurzen, rauſchenden Tutti wendet ſich der Satz wieder nach G dur, und Bratſchen, Fagotten und Clarinetten fangen ein Thema in Sexten an, das weiter hin das ganze Orcheſter ergreift und nach einer kurzen Modulation in F moll mit einer kräftigen Figur des Baſſes, bis dann die Violinen in C dur und wiederum die Bäſſe al rovescio aufnehmen, ſchließt der erſte Theil in C dur. Die erwähnte Figur wird im Anfange des zweyten Theils in A moll beybehalten und jenes charakteriſtiſche, aus Vierteln und Triolen beſtehende Thema tritt wieder ein. In Abkürzungen und Reſtrictionen wird dies Thema nun vier und dreyßig Takte durchgeführt und in dieſer Durchführung der Charakter, der ſich ſchon in ſeiner urſprünglichen Geſtalt ausſprach, ganz entwickelt, wozu nicht wenig die beygemiſchten Nebenſätze, die aushaltenden Töne der Poſaunen, die Triolen nachſchlagenden Pauken, Trompeten und Hörner, beytragen. Der Satz ruht endlich in dem Orgelpuncte G, den erſt die Bäſſe, als dieſe aber mit den Violinen unisono eine Schlußfigur ausführen, Baßpoſaune, Trompeten, Hörner und Pauken anſchlagen. Nun tritt vier und funfzig Takte hindurch jenes einfache Thema der Menuett *(N)* wieder ein und es erfolgt in den beyden letzten Takten der erſte Uebergang der Menuett in das Allegro, nur gedrängter. Mit geringen Abweichungen und in der Haupttonart beharrend, kommen jetzt die Sätze des erſten Theils wieder, und ein rauſchendes Tutti ſcheint zum Schluß zu führen. Nach dem Dominanten-Accorde ergreifen aber die Fagotte, Hörner, Flöten, Oboen, Clarinetten nach einander das Thema, welches erſt nur berührt wurde, *(N)* es erfolgt wieder ein Schlußſatz; aufs neue ergreifen die Saiten-Inſtrumente jenen Satz, dann die Oboen, Clarinetten und Hörner, dann abermals die Violinen. Es geht wieder zum Schluß, aber mit dem Schluß-Accorde in der Tonica nehmen die Violinen Presto (ſchon einige Takte früher trat ein Più stretto ein) den Satz auf, der im vier und ſechzigſten Takte des Allegro vorkam, und die Figur der Bäſſe iſt dieſelbe, welche ſie im acht und zwanzigſten Takte des erſten Allegro anſchlugen, und welche, wie es ſchon oben bemerkt wurde, durch ihren Rhythmus dem Hauptthema innig verwandt, lebhaft an daſſelbe erinnert. Das ganze Orcheſter (die Bäſſe treten einen Takt ſpäter, die Oberſtimmen canoniſch imitirend, ein) führt mit dem erſten Thema des letzten Allegro zum Schluſſe, der, durch manche prächtige, jubelnde Figuren aufgehalten, nach ein und vierzig Takten erfolgt. Die Schluß-Accorde ſelbſt ſind eigen geſteilt; nach dem Accorde nämlich, den der Zuhörer für den letzten hält, ein Takt Pauſe, derſelbe Accord, ein Takt Pauſe, nochmals der Accord, ein Takt Pauſe, dann drey Takte hindurch in jedem in Viertelsnoten einmal jener Accord, ein Takt Pauſe, der Accord, ein Takt Pauſe, C unisono vom ganzen Orcheſter angeſchlagen. Die vollkommene Beruhigung des Gemüths, durch mehrere an einander gereihte Schlußfiguren herbeygeführt, wird durch dieſe einzeln in Pauſen angeſchlagenen Accorde, welche an die einzelnen Schläge in dem Allegro der Symphonie erinnern, wieder aufgehoben und der Zuhörer noch durch die letzten Accorde aufs neue geſpannt. Sie wirken, wie ein Feuer, das man gedämpft glaubte, und das immer wieder in hell auflodernden Flammen in die Höhe ſchlägt.

Beethoven hat die gewöhnliche Folge der Sätze in der Symphonie beybehalten; ſie ſcheinen phantaſtiſch an einander gereiht zu ſeyn, und das Ganze rauſcht Manchem vorüber, [Bd. 7, S. 48, Z. 3 v. o.] wie eine geniale Rhapſodie ... in einer Stimmung feſtzuhalten. In Haydnſcher und Mozartſcher Muſik herrſcht dieſe Einheit überall. Sie wird dem Muſiker klärer, wenn er ſie aus der Verbindung .. des Meiſters herrlich verkündet. Rec. glaubt ſein Urtheil über das herrliche Kunſtwerk des Meiſters in wenig Worte zuſammenfaſſen zu können, wenn er ſagt: daß es genial erfunden, und mit tiefer Beſonnenheit ausgeführt, in ſehr hohem Grade die Romantik der Muſik ausſpreche. —

Kein Inſtrument hat ſchwierige Paſſagen auszuführen: aber nur ein äußerſt ſicheres, eingeübtes, von einem Geiſte beſeeltes Orcheſter kann ſich an dieſe Symphonie wagen; denn jeder nur im mindeſten verfehlte Moment würde das Ganze unwiederbringlich verderben. Der beſtändige Wechſel, das Eingreifen der Saiten- und Blasinſtrumente, die einzeln anzuſchlagenden Accorde nach Pauſen u. dergl. erfordern die höchſte Präciſion, weshalb es auch dem Dirigenten zu rathen iſt, nicht ſowol, wie es oft zu geſchehen pflegt, die erſte Violine ſtärker als es ſeyn ſollte mitzugeigen, als vielmehr das Orcheſter beſtändig im Auge und in der Hand zu behalten. Zu dieſem Zwecke dienlich iſt der Abdruck der erſten Violinen, der den Eintritt der obligaten Inſtrumente in ſich enthält. — Der Stich iſt correct und deutlich. In demſelben Verlage iſt dieſelbe Symphonie fürs Pianoforte zu vier Händen unter dem Titel:

Cinquième Sinfonie de Louis van Beethoven, arrangée pour le Pianoforte à quatre mains. Chez Breitkopf et Härtel à Leipsic. (Pr. 2 Rthlr. 12 Gr.)

erſchienen. Rec. iſt ſonſt nicht ſonderlich fürs Arrangiren: indeß iſt nicht zu läugnen, daß der Genuß eines Meiſterwerks, das man mit vollem Orcheſter gehört, im einſamen Zimmer die Phantaſie oft wie damals aufregt und das Gemüth in dieſelbe Stimmung verſetzt. Das Pianoforte giebt das große Werk, wie ein Umriß das große Gemählde, den die Phantaſie mit den Farben des Originals belebt. Uebrigens iſt die Symphonie fürs Pianoforte mit Verſtand und Einſicht eingerichtet, indem ohne Verwiſchung der Eigenthümlichkeiten des Originals auf die Bedürfniſſe des Inſtruments gehörige Rückſicht genommen worden.

43.

Iphigenie en Aulide, Opéra en 3 Actes de Mr. le chevalier de Gluck, arrangée pour le Pianoforte par Mr. Grossheim. (Prix 20 Fr.)

[29. Auguſt 1810.]

Die in neuerer Zeit eingeführte, eigentlich verwerfliche Form der Oper, nach welcher der Dialog den Geſang unterbricht, hat die Unfähigkeit der Sänger zu recitiren noch immer vermehrt; und neben vielen andern Urſachen mag dies wol mit die vorzüglichſte ſeyn, warum man, wenige unſerer großen Theater in Deutſchland (Wien, Berlin etc.) ausgenommen, Glucks Meiſterwerke, die ſich in jene Form nicht einengen laſſen, auf der Bühne faſt niemals ſieht.

Um ſo verdienſtlicher iſt es, jene Werke in guten, vollſtändigen Klavier-Auszügen den Verehrern der Tonkunſt, welchen der hohe Genius, der in den Gluckſchen Dramen lebt und webt, nicht entfremdet wurde, in die Hände zu geben. Die correkte, alle Schönheiten des Originals andeutende Zeichnung des koloſſalen Gemähldes, welches in dem hohen Galerieſaal, wo es nur Platz hat, nicht ausgeſtellt wird, erhebt und erfreut im Zimmer das Gemüth des einſamen, ſinnigen Beſchauers. —

Als Rec. den vorliegenden Klavier-Auszug am Pianoforte durchgegangen war, ergriff ihn ein wehmüthiges, kränkendes Gefühl, weil er ſich aufs neue überzeugte, daß die Componiſten der neueſten Zeit, ſey es aus verfehlter Kunſtanſicht, ſey es aus Imbecillität, die wahre Opera seria ganz vernachläſſigen, und daß auf dieſe Weiſe bald das Höchſte, was die Dichtkunſt mit der Muſik verbunden für die Bühne leiſten kann, ganz verſchwinden wird. So weit die Inſtrumental-Muſik vorgeſchritten iſt, ſo hoch der Geſang im Einzelnen ſtehen mag, ſo ſucht man doch jetzt vergebens Werke, die nur im mindeſten in jenem Geiſt, in jenem wahrhaft tragiſchen Pathos geſchrieben ſind, den die Opern früherer, ſelbſt gegen den Rieſen Gluck klein erſcheinender Geiſter ausſprechen. Es giebt neue, beliebte Componiſten, die, ſtatt das Drama in allen ſeinen Theilen zu denken und dann in Tönen zu geben, Stoff, Charakter, Situation nicht achtend, Scenen an Scenen reihen, die nur dazu dienen, den Sänger das ausführen zu laſſen, was glänzt und imponirt, und die Hände des Parterre in Bewegung ſetzt. Auf dieſe Art den Beyfall der Maſſe herbeyzuführen, iſt ſehr leicht: aber der Componiſt, war ſein höchſtes Ziel auch eben jener Beyfall, bedenkt nicht, daß der Lorbeerzweig, der ihm ſo zu Theil wird, nur aus ärmlichen Reiſern des vollen Kranzes, den der kunſtfertige Sänger erhielt, beſtehen kann. Es iſt vorzüglich der Styl, der das Ganze zu einem, den Charakter des Stoffes lebhaft ausſprechenden Kunſtwerke eint und ründet, welcher den mehrſten neuen Opern mangelt, und herrlicher möchte er nicht leicht anzutreffen ſeyn, als eben in den Gluckſchen Dramen. Außerdem ſind es vorzüglich die neueſten Recitative und Chöre, welche gegen die in jenen Dramen ſchal und matt erſcheinen. Hier vorzüglich iſt es, wo der blinkende Flitterſtaat vielleicht augenblicklich blenden, aber nie lange täuſchen kann. Farbe und Glanz des ächten, gediegenen Goldes hat unvergänglich nur ächtes, gediegenes Gold. —

Iphigenia in Tauris iſt offenbar noch mit höherer Simplicität, mit höherem tragiſchen Pathos geſchrieben; dagegen iſt Iphigenia in Aulis (ſchon der Stoff bringt es mit ſich) mannigfaltiger und reicher, und Rec. kann nicht umhin, einige Scenen nur anzudeuten, welche den unverkennbaren Stempel der hohen lyriſchen Begeiſterung tragen, die den Meiſter entzündete, als er ſie ſchuf. — Das Volk dringt in den Oberprieſter, ihm den Willen der erzürnten Gottheit zu verkünden, und dieſer, von Schauer und Entſetzen über den ihm bekannten Ausſpruch ergriffen, fleht zu ihr: „d'une terreur tous mes sens sont saisis" etc. Das kurze a tempo, G-moll, erfüllt des Zuhörers Gemüth mit banger Ahnung; er zittert, Calchas werde das unglückliche Opfer nennen. Agamemnon vereint ſein Flehen mit dem Gebet des Calchas; Calchas fragt: Grecs, pourrez vous l'offrir cet affreux sacrifice? und nun ruft ſtürmiſch das Volk: nommez nous la victime! Mit dieſen Worten treten Baß, dann Sopran und Alt, dann Tenor mit einer Imitation in der Quinte ein, und eben dies fugenmäßige Eintreten der Stimmen hinter einander, ſo wie das Thema ſelbſt, drückt die Ungeduld des Volks vortrefflich aus: *(N)* Calchas ſchweigt und das Volk fleht zu Dianen: o Diane, sois nous propice etc. Dieſem choralmäßigen Geſange, 12 Takte hindurch, bis zu den Worten: que notre fureur etc. liegt eine Melodie von 3 Takten zum Grunde, die zweymal in der Tonica und dann zweymal in der Dominante wiederholt wird. Welche hohe Simplicität in der Idee und der Structur, und welche wirkungsvolle Führung der Singſtimmen! *(N)* Der Chor: que d'attraits etc. mag die widerlegen, welche dem großen Meiſter Mangel an Anmuth des Geſanges vorwerfen. Rückſichts der höchſt einfachen Structur und der impoſanten, feyerlichen Wirkung, tritt jenem Chor der Marſch No. 20 an die Seite. Noch bemerkt Rec. als vorzüglich hervorſtechend das herrliche Quartett No. 26., in welchem der ſpäter einfallende Chor von eindringender Wirkung iſt, die Scenen No. 27, 28, 29, Agamemnons große charakteriſtiſche Scene No. 32, Clytemneſtra's Scene No. 38, den feyerlichen Chor des Volks pag. 124, und die Schluß-Scene, von dem Recitativ des Calchas anhebend, ohne in das Innere dieſer Compoſitionen mehr einzugehen, welches für den Raum dieſer

Blätter zu weit führen würde, indem er es vorzieht, noch einiges über den Charakter Gluckſcher Muſik überhaupt, im Vergleich mit unſerer neueſten Opern-Muſik, zu ſagen. —

So wie die mehrſten unſerer neueſten Opern nur Concerte ſind, die auf der Bühne im Coſtum gegeben werden: ſo iſt die Gluckſche Oper das wahre muſikaliſche Drama, in welchem die Handlung unaufhaltſam von Moment zu Moment fortſchreitet. Alles was dieſem Fortſchreiten hinderlich iſt, alles was des Zuhörers Spannung ſchwächen und ſeine Aufmerkſamkeit auf Nebendinge — man möchte ſagen, von der Geſtalt auf den Schmuck — lenken kann, iſt auf das ſorgfältigſte vermieden und eben die dadurch entſtehende höchſte Präciſion erhält das Ganze energiſch und kraftvoll. Daher giebt es keine langen Ritornelle, die mehrſten Arien ſind beynahe nur das Recitativ zu rechter Zeit bey der Steigerung des Ausdrucks unterbrechende a tempos, und die Chöre und Enſembles nie durch unnütze Wiederholungen zu einer Länge getrieben, die den Zuhörer von der Situation und von dem Moment der Handlung wegführt. Nur die höchſte Erkenntniß der Kunſt, nur die unumſchränkte Herrſchaft über die Mittel des muſikaliſchen Ausdrucks ſpricht ſich in der hohen Simplicität aus, mit welcher der große Meiſter die ſtärkſten, leidenſchaftlichſten Momente des Drama behandelt. Als einen auffallenden Beweis davon führt Rec. Agamemnons Scene No. 32, deren er ſchon vorhin erwähnte, nochmals an. In dem Recitative kommen unter andern die Worte vor:

> Je frèmis! — Iphigenie, o ciel, de festons couronnée à l'homicide acier présentera son sein, je verrois tout son sang couler! — Pere inhumain! n'entends-tu pas les cris des Eumenides? l'air retentit des affreux sifflemens de leurs serpens homicides des vengeresses des parricides, elles commencent les tourmens. Barbares arrêtez! les dieux ont fait mon crime, ils ont conduit ma main, ils ont portés les coups, eux seuls immolent la victime! — quoi! rien peut fléchir votre courroux cruel! mais envain votre fureur s'irrite, le remords devorant qui me presse et m'agite pour dechirer mon coeur est plus puissant que vous! — Avec ma garde Arcas etc.

Wie bunt und überladen wäre die Behandlung dieſer Worte nach der Manier manches beliebten Componiſten der neueſten Zeit ausgeſollen! Nach dem fremis ein Tremulo, dann die cris des *Eumenides*, die affreux sifflemens, die serpens homicides etc. Alles wäre gemahlt, und vor lauter Farben das Gemählde ſelbſt verſchwunden. Nicht ſo Gluck, der nicht die Worte, ſondern Agamemnons Zuſtand der Seele, ſeinen Kampf mit dem Willen der Götter ergreift und in Tönen darſtellt. Daher behalten die Sätze, welche die Deklamation unterbrechen, von den Worten: tout son sang couler bis zu dem Worte: rien, dieſelbe Figur bey, welche zum Ausdruck der Situation genügt: *(N)* Erſt nach den Worten: mais envain, tritt eine andere, chromatiſch in Sexten abwärts ſteigende Figur ein, die wieder (zuletzt abgekürzt) bis zu den Worten: avec ma garde etc. fortdauert, wo, da Agamemnon nicht mehr im Monologe ſeine inneren Gefühle ausſpricht, ſondern nur Befehle an Arcas ertheilt, das gewöhnliche Recitativo parlante mit einzeln anſchlagenden Accorden ohne Zwiſchenſätze eintritt. Nur durch die Deklamation, durch die mehrere Molltöne durchlaufende Modulation, erreicht der Meiſter den höchſten Zweck, indem er den Moment der Handlung im innigſten Charakter giebt, und ſo des Zuhörers Gemüth, das durch die Einheit und Stärke des ganzen Satzes feſtgehalten wird, tief erſchüttert. Eben ſo verhält es ſich mit den auch ſchon früher erwähnten Scenen der Clytemneſtra und des Calchas, deren Worte manchen Componiſten verleitet hätten, hundert Ausdrucksmittel zu brauchen, die ſich unter einander und ſo die Wirkung des Moments vernichten. — Nicht aber allein den Moment der Handlung, ſondern auch die Charakteriſtik der Perſonen beachtet der Meiſter auf das ſtrengſte und ohne die beengende Rückſicht auf die Individualität der Sänger. Nicht die prima donna, der primo uomo, der primo basso ſollen ſich hören laſſen, ſondern Clytemneſtra ſoll ihren königlichen Sinn, Iphigenia ihre Kindlichkeit, ihre Ergebung in den Willen der Götter, Agamemnon ſein kräftiges, aber von tiefem Schmerz bewegtes Gemüth, Achilles ſeine Liebe, ſeinen jugendlich aufbrauſenden Zorn muſikaliſch ausſprechen. Setzt nun noch Rec. hinzu, daß Gluck überall reichen harmoniſchen Stoff verarbeitet, und jede leere Phraſe verachtet, weshalb bey der höchſten Präciſion, bey der höchſten Klarheit, der Satz überall, vorzüglich in den herrlichen Chören, gediegen und ſtark bleibt: ſo glaubt er das Wichtigſte berührt zu haben, weshalb die Gluckſchen Opern claſſiſche Meiſterwerke ſind und bleiben, die jeder junge Tonſetzer, der ſich an ernſte, tragiſche Dramen wagen will, nicht genug ſtudiren kann. Sind ſeine Schwingen auch nicht ſtark genug, jenen hohen Genius in ſeinem Adlerfluge zu erreichen, ſo wird er doch dem Sumpfe, in welchem ſich die Gemeinheit ſo wohl befindet, entfliegen. Schon einen gewiſſen Styl wird er ſich aneignen, der dem Zuhörer wohlthut. Eben deshalb hält es Rec. für gerathener, ältere, energiſche Werke zu ſtudiren, als ohne dieſes Studium der hohen Romantik Mozarts nachzujagen. Nur ein romantiſches tiefes Gemüth wird den romantiſchen tiefen Mozart ganz erkennen; nur die der ſeinigen gleiche ſchöpferiſche Phantaſie, aufgeregt durch den Geiſt ſeiner Werke, wird, ſo wie er, das Höchſte der Kunſt ausſprechen dürfen. Selbſt manchem guten Meiſter der neueſten Zeit war es gefährlich, wenn Mozartſche Werke ihn entzündeten, er dieſes für die ſchaffende Begeiſterung ſelbſt, die Mittel des Ausdrucks für den Ausdruck nahm, und darüber in nichts ſagenden Schwulſt gerieth. Die Bühne bedarf immer des Neuen, daher wird ſo viel componirt; aber ſchnelles Vergeſſen beſtraft die Charakterloſigkeit, den verfehlten Styl, oder vielmehr den gänzlichen Mangel jedes Styls mancher Compoſition, der es ſonſt an einzelnen glücklichen Ideen, an guten fließenden Melodien nicht fehlt, und die nur der Mode und den Bedürfniſſen der eitlen Sänger fröhnte. Nach der Meynung des Rec. könnte ein tieferes Eingehen und Erkennen des Geiſtes der Gluckſchen Dramen manchem jungen Componiſten von guten, glücklichen Anlagen, Vorurtheile und Anſichten benehmen, die ihn nothwendig irre leiten; und vermißt man ſelbſt auch in ſeinen Werken den hohen Genius jenes großen Meiſters, ſo wird wenigſtens die Einheit, der gehaltene Charakter ſeines Werks den Zuhörer mehr anſprechen, als gelungene Einzelheiten, die nie den Total-Eindruck, von dem das Glück des Drama abhängt, bewirken werden. —

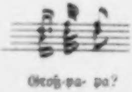
Möchte ſich manche Theater-Direction durch die anſcheinende Einförmigkeit, vorzüglich aber durch die Klagen der Sänger: — daß es nichts Brillantes zu ſingen gäbe, daß das Recitiren ſie zu ſehr angreife etc. ſo wie durch die Furcht der geringeren Theilnahme des Publicums, nicht abhalten laſſen, die Gluckſchen Werke auf die Bühne zu bringen, und ſo dem Untergange der wahren, ernſten Oper vorbeugen. — Aber ſo wie Rec. ſchon vorhin erwähnte, auch durch die Veranſtaltung neuerer Clavier-Auszüge wird viel für die Kunſt gethan, indem, vereinigen ſich mehrere Sänger (kunſtfertige Dilettanten) zur Ausführung der Chöre und Enſembles am Pianoforte, der tiefe Eindruck der hohen tragiſchen Compoſition, eben ſo viele Gegner des neueſten Inſtrumental-Geſanges (im Geſange ahmt man jezt die Inſtrumental-Muſik nach, ſo wie der Sänger den Inſtrumentiſten: ſonſt war es umgekehrt) ſchaffen wird, als er auf der Bühne Freunde zu gewinnen ſcheint. Von dem vorliegenden Clavier-Auszug kann Rec. nur Rühmliches ſagen: er iſt vollſtändig und doch ſehr ausführbar. In der Ouverture dürfte das Thema pag. 5 Takt 9 anders geſtellt ſeyn, indem die im Baſſe mit einzelnen Tönen wechſelnden Octaven die Imitation des Baſſes und der Oberſtimme im Original nicht hinlänglich ausdrücken. Daran, daß in den Chören alle vier Stimmen im Violinzeichen geſezt ſind, kann ſich das Auge des Rec. nicht gewöhnen, und er glaubt, daß wenigſtens der wol jedem muſikverſtändigen Dilettanten bekannte und geläufige Baßſchlüſſel beybehalten werden müſſe, da dem Baſſiſten das Violinzeichen das Treffen ſeiner Töne gewiß erſchwert. — Der Stich iſt vorzüglich ſchön, und die Worte des Textes geben deutlich ins Auge.

44.

Das Waiſenhaus, Oper in zwey Aufzügen, in Muſik geſezt von Joſeph Weigl. Klavier-Auszug. — Leipzig, bei Breitkopf und Härtel. (Pr. 3 Rthlr.)

[19. September 1810.]

Es iſt hier ſchon mehrmals dieſer Oper in Nachrichten über ihre Aufführung erwähnt worden. Sie hat bisher überall Glück gemacht, und das mußte ſie ſchon der gefälligen Muſik wegen, die jedem Ohr leicht eingeht und das große Publicum intereſſirt. — Der Plan, die Idee der Oper, wie der Dichter ſie giebt, muß den Componiſten begeiſtern; und war ſie dazu geeignet, die Phantaſie aufzuregen, ſo wird ihre im Einzelnen matte oder verfehlte Ausführung ihn nicht aus der Begeiſterung reißen können: er ſchafft, von jener Idee beſeelt und nur in ihr allein wirkend, ein Werk, das die Idee des Dichters muſikaliſch ausſpricht, und alles vom Dichter in den Worten ſchwach oder matt gegebene, geht unter in den Tönen, welche Charakter, Situation etc. der handelnden Perſonen, jener dem Ganzen zum Grunde liegenden Idee gemäß, kraftvoll und vollendet darſtellen. Rec. hat es immer ſehr eingeleuchtet, wie Mozart und andere große Componiſten zu ſchlechten Texten Meiſterwerke geben konnten; denn er fand bis jetzt, daß allemal dem Ganzen eine romantiſche Idee, wie ſie die Oper unerläßlich fordert, zum Grunde lag, und nur die Ausführung jener Idee mißrathen, meiſtentheils mit zu wenig Sorgfalt hingeworfen war, wie es z. B. mit der Zauberflöte der ins Auge ſpringende Fall iſt. Umgekehrt haben oft recht artige Verſe, recht gut angelegte Scenen, in welchen ſogar Rückſichts des Formellen für des Componiſten Bedürfniß hinlänglich geſorgt war, gute Meiſter zu vortrefflicher Muſik nicht begeiſtern können: und da lag es immer an der matten, proſaiſchen Idee des Ganzen, der durch gute Ausführung des Einzelnen nicht aufgeholfen werden konnte. Iſt der Comp. mit einer Oper beſchäftigt, ſo denkt er gewiß nicht zuerſt an einzelne Verſe, einzelne Scenen, ſondern ſein Geiſt iſt mit der phantaſtiſchen Idee des Ganzen erfüllt und aus ihr gehen feurig die Geſtalten des Drama hervor, ihren Charakter in Tönen lebhaft und kräftig ausſprechend. Nach den Verſen des Dichters regelt und ordnet rhythmiſch nachher der Componiſt ſeine Muſik, wie ſie jene Idee gebildet; und wohl ihm freilich, wenn er auch dann im Einzelnen einen kraftvollen, bündigen Text findet, der, ſtatt ihm Schwierigkeiten in den Weg zu ſtellen, die Compoſition erleichtert, und ihm noch manche kräftige, wirkungsvolle muſikaliſche Phraſe zuführt. Von dem Text der vorliegenden Oper muß nun Rec. behaupten, daß, bey etwas beſſern als gewöhnlichen Oper-Verſen, ihm gerade das fehlt, woraus der Componiſt ſeine Begeiſterung ſchöpfen muß. — Es iſt für das menſchliche Gefühl erfreulich und erhebend, ſich in ein Krankenhaus zu begeben, und da zu finden, wie alle Kräfte aufgeboten ſind, dem menſchlichen Elend zu ſteuern; eben ſo ſchön iſt es, eine Anſtalt zu ſehen, wo arme, älternloſe Kinder, ſonſt den Härten des Schickſals, das ihnen die beſte Stütze raubte, preisgegeben, Unterkommen, Schutz und Fürſorge finden. Wer wird den Vorſteher einer ſolchen Anſtalt nicht lieben, der mit väterlicher Sorgfalt ſeine Kleinen unterrichtet, und wen wird die Kindlichkeit, mit der dieſe an ihm hängen, nicht rühren! Aber ein Gegenſtand der Kunſt in der Darſtellung auf der Bühne können jene Scenen des gemeinen bürgerlichen Lebens, die den Menſchen in den drückendſten Bedürfniſſen ſeines Erdenwallens zeigen, wol ſchwerlich werden. Vollends als Gegenſtand der Oper, die die menſchliche Natur höher potenzirt, wo die Sprache Geſang iſt, und, wie in jenem Mährchen den Reden der Fee, jedem Ausdruck der Leidenſchaft Accorde nachklingen, und die überhaupt nur in dem wundervollen Reiche der Romantik exiſtirt, iſt es gewiß verwerflich, Scenen des gemeinen Lebens zu wählen, die jeder Romantik geradezu entgegenſtreben. Die Fabel des Stücks iſt ohne Local des Waiſenhauſes denkbar, und der Dichter ſcheint nur die Maſſe Kinder herbeygeführt zu haben, um Rührung zu erregen und das Ganze minder verbraucht, ſcheinbar neu, dem Zuſchauer darzuſtellen. Wenn der Hr. Director an einem ſchönen Frühlingsmorgen nicht anderes zu thun weiß, als ſeine Kenntniſſe zum Unterricht ſeiner Kleinen leſend zu examiniren; wenn darnach die Kleinen, paradenmäßig aufmarſchirend und ihm zum Geburtstage gratulirend, den Zuſchauer ſehen laſſen, wie ſie ſo gut erzogen, ſo reinlich eingekleidet, ſo kindlich und ſtill angezogen ſind: ſo iſt das alles im Leben recht löblich und ſchön, aber auf der Bühne, in der Oper — ? Alle Perſonen des Stücks ſind von edlem, vortrefflichem Gemüth, oder tragen vielmehr die Uniform der Tugend und des Edelſinns, wie die Waiſenkinder die ihrige, und dadurch erhält das Ganze eine ermüdende Einförmigkeit, der durch den ſich feindlich gegenüberſtehenden, aber etwas langweiligen Thomas nicht abgeholfen wird. Guſtav, die Hauptperſon, iſt ein weicher, weinerlicher Junge, und zum Soldaten wenigſtens wird ihn der militäriſche Vater nicht bilden; indeſſen ſcheint jene weinerliche Natur erblich zu ſeyn, dem Vater und Mutter, denen beyden ſie in hohem Grade eigen iſt. Der Director, ſo wenig er in die Handlung eingreift, iſt offenbar am beſten gezeichnet; er äußert ein männliches, kräftiges Beſtreben, das Glück ſeiner Eleven ohne Rückſicht zu befördern, indem er Thereſens Vorſchlagen nicht achtet, als ſie ſich der Adoption Guſtavs widerſetzt. Die übrigen Perſonen, (Sturm, Luiſe) werden nur bey dem Schluß zur Entwicklung gebraucht, oder vielmehr nur um die Familien-Gruppe zu vervollſtändigen. — Rec. verweilte deshalb ſo lange bey dem Text der Oper, um dem braven Componiſten volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, der hinlänglich gezeigt hat, was er gegeben haben würde, wenn die matte, oder vielmehr nicht im mindeſten opernmäßige Idee des Ganzen nicht die Schwingen ſeiner Phantaſie gelähmt hätte. Die Muſik hat durchaus angenehme, ſangbare Melodien, die freylich hin und wieder, wie weiter unten gezeigt werden ſoll, etwas verbraucht ſind; die Inſtrumentirung iſt brillant, mit großer Kenntniß der Inſtrumente angelegt; die harmoniſch reichen Enſembles gehen kräftig und klar in das Ohr, und wenn der Genius, der in Gluckſchen, Mozartſchen, Cherubiniſchen etc. Opern mit glühenden Strahlen dem Zuſchauer die Geiſterwelt des Unendlichen der Muſik erleuchtet, ſich in dieſer Oper nicht zeigt, ſo hat es der Dichter verſchuldet, deſſen Idee ihn dem Componiſten nicht zuführen konnte. Aber deshalb wird die Compoſition, erregt ſie auch in ihrem netten äußern Ausputz augenblicklich überall Aufmerkſamkeit, bald untergehen in dem Waſſer des Textes. — Der oben als der kräftigſte angegebene Charakter des Directors iſt auch muſikaliſch in männlicher Würde dargeſtellt; in wie fern aber Guſtav von dem Componiſten nicht etwas mehr Knabenſinn erhalten, in wie fern der Obriſt nicht ſchärfer und ſich von den andern Geſtalten abſondernd dargeſtellt werden konnte, läßt der Rec. dahin geſtellt ſeyn. — Die Oper fängt früh morgens an und in dieſem Sinn mahlt das die Ouverture einleitende Andante den Aufgang der Sonne, den Geſang der Bewohner des Hayns u. ſ. w. Die Blas-Inſtrumente ſind hier originell benutzt, beynahe wie in Beethovens Sinfonia pastorale, und das Ganze wirkt feyerlich und erhebend. Das eintretende Allegro, deſſen Haupt-Gedanken die Sätze des letzten Quartetts und des Finals ſind, iſt kräftig und tönend. Bey eben nicht tiefer oder contrapunktiſch-künſtlicher Durchführung erſcheint dieſes Allegro für das Sujet dieſer Oper beynahe zu ſtark und heroiſch. Die mehrſten Sätze, woraus es beſteht, ſind dem größern Styl eigen und dürfen daher auch nur das Größere, Höhere verkünden. Hätte der Componiſt ſich mehr an das beynahe Idylliſche des Anfangs der Oper gehalten, und wol gar nur einen kurzen Einleitungs-Satz geſchrieben, ſo wäre dem Bedürfniß des Sujets hinlänglich genügt worden, unerachtet Rec. die nur der ſehr hohen Kunſt-Anſicht eigene und nothwendige Selbſtverläugnung, die dann eintreten mußte, gern eingeſteht. Componiſten der neueſten Art zeigen ſich gern in der Ouverture, ohne viel Rückſicht, was für eine Ausſicht dann die Ouverture dem Zuſchauer öffnen ſoll, und Rec. hat vorzüglich zu neuen kleinen franzöſiſchen Operettchen Ouverturen gehört, die wenigſtens Troja's Untergang verkündeten, unerachtet nachher nur gute Leute, wie man ſie täglich auf der Straße wandeln ſieht, heraus traten. Die erſte Arie des Directors, gewiß eins der vorzüglichſten Stücke des Ganzen, bewährt des Rec. Urtheil über die muſikaliſche Behandlung dieſes Charakters. Der Geſang iſt männlich und kräftig und das erſte a tempo: „Die Nacht entflieht" etc. mit der nachher eintretenden recitativiſchen Behandlung der Worte: „in reinem Glanze ſcherzen froh die Lüfte" von ſehr angenehmer Wirkung. In dem folgenden Allegro moderato rufen die Oboen als muntre Lerchen und die Flöte flötet als Nachtigall: einem verſtändigen Componiſten ſind dergleichen Mahlereyen wol erlaubt; er mißbraucht ſie eben ſo wenig als der unſterbliche Schöpfer der Jahreszeiten. In dem folgenden, dem gratulirenden Chor der Waiſenkinder eingeflochtenen Solo, ſpricht Guſtav ſeinen weichen, mädchenhaften Charakter ganz aus. In No. 3. beweiſet der Componiſt, wie anmuthig er Quartette zu ſchreiben weiß, unerachtet das Thema nach etwas veralteter Art geformt iſt: *(N)* Thereſens Arie No. 4., nach Art der Romanze erzählend, iſt voller Ausdruck und Empfindung. Die vielen Ruhepunkte geben der Sängerin, die nicht fühlt, ſondern nur darauf bedacht iſt, ihre Singfertigkeit zu zeigen, (leider ſehr oft der Fall) häufige Gelegenheit, zu verzieren und zu ſchnörkeln. In No. 5 hat der Componiſt die alte Form des Duetts, nach welcher erſt jede Stimme daſſelbe Thema abſingt, und dann beyde ſich vereinigen, beybehalten. Mit Recht hat man längſt dieſe in ſehr wenigen Fällen brauchbare, dem wahren Duett ſogar entgegenſtehende Form verworfen. Sie ſetzt zwey Perſonen, die von gleichem Gefühl ergriffen, nach dem ihnen gleichfalls gemeinen Charakter es auf dieſelbe Weiſe auszuſprechen, voraus, und man hört ſie daher am beſten und geſchickteſten in zärtlichen Duetten, zum Ausdruck des Einklangs der Seelen, gebraucht. Im vorliegenden Fall, wo Guſtav und Thereſe ihre gegenſeitige innige Zuneigung äußern, läßt ſich die Form entſchuldigen: das Duett würde indeſſen unendlich gewinnen, wenn der Componiſt weniger gemeine, verbrauchte Phraſen, als die folgenden ſind, gewählt hätte: *(N)* Ganz verwerflich iſt aber jene Form des Duetts in No. 6. Hier klagt der Obriſt, daß er nie mehr ein Herz, wie das ſeiner verklärten Gattin finden, daß ſein alter Schmerz nie heilen werde, der Director ſucht ihn aber mit den Worten zu tröſten, daß er die Gattin zwar nicht wiederfinden, kindliche Liebe indeſſen allerdings ſeinen Schmerz heilen könne. Beydes, Klage und Troſt, wird aber in gleicher und dazu den Textesworten und der Situation durchaus nicht anpaſſender Melodie abgeſungen. Eine Stelle dieſer Melodie ſetzt Rec. her, um zu zeigen, wie auch hier, ſo wie in den angeführten Melodien von No. 3. und No. 5., der Componiſt nicht gerade falſche, aber unangenehm ins Ohr fallende Betonungen herbey geführt hat: *(N)* Der Satz wird ſchon im Allegretto tanzmäßig und artet im Allegro in einen Ländler aus, unerachtet von einem ſchwermüthigen und einem ernſten Mann ein wichtiger Gegenſtand, der noch dazu den Knoten des Stücks ſchürzt, nämlich die von dem Obriſten intendirte Adoption eines Waiſenknaben, verhandelt wird. Aus dem Ländler ſetzt Rec. eine Phraſe her, um ſein Urtheil auf der Stelle zu rechtfertigen. *(N)* Das Finale enthält die Kataſtrophe des Stücks: nämlich des Obriſten Wahl fällt auf Guſtav, und Thereſe darüber in Ohnmacht. Sie hat den Obriſten recht gut angeſehen, denn ſie ſingt: „Er blickt nach ihm, nach ihm, dem Knaben", ihn aber als ihren Gatten nicht erkannt, ſo wenig als dieſer ſie als ſeine Gattin, weil ſonſt die Oper unerbittlich zu Ende geweſen wäre. — Der Componiſt hat in der Muſik des Finale alle Motive, die der Dichter gab, ergriffen und exponirt. Das Entzücken des Obriſten, als er in Guſtav ſein Ideal findet, Thereſens Angſt, Guſtavs Schmerz, von ihr ſich trennen zu ſollen — alles iſt in kräftigen Zügen dargeſtellt, und vorzüglich die canoniſche Imitation der Stimmen des herbeyeilenden Chors: „Was iſt geſchehen, eilt es zu ſagen" von frappanter, mahleriſcher Wirkung. — Das Thema der Introduzione des zweyten Akts wiederholt Thereſens und Guſtavs Duett No. 5., und das iſt eine ſehr glückliche Idee des Componiſten, der das Verhältniß jener Perſonen, ihre innige Anhänglichkeit aneinander, aufs neue dem Gemüth des Zuhörers zuführt. Die komiſche Arie des Thomas (No. 8.), welche nun folgt, iſt recht artig, wiewol Rec. jene geniale Leichtigkeit, die ſolchen Arien guter italieniſcher Meiſter, (Mozart hat in ſeinen komiſchen Partien ihren Schwung in höherer Potenz) eigen iſt, durchaus vermißt. Um dem Buffo recht Raum zu Späßen zu geben, wird Thereſe redend eingeführt, und er wird kaum unterlaſſen können, das was ſie ſagt, im Falſet zu ſingen. Die gute Thereſe wird in der Imitation des Hrn. Thomas recht herzlich abgeſchmackt. *(N)* Dieß, ſo wie die ganze mit Zwang herbeygeführte Liebe des ehrlichen, langweiligen Gärtners zur ſchwermüthigen Thereſe, ſoll den düſtern Charakter des Ganzen beleben, aber es wirkt ungemüthlich und unangenehm, wie ein heller Fleck auf einem dunkeln Kleide. Eben ſo unangenehm iſt Hr. Thomas in dem folgenden Terzett, worin Thereſe um Aufſchub von Guſtavs Abreiſe bittet, um ihren Plan der Flucht auszuführen, und Thomas glaubt, man ſpreche von ſeinen Heyrathsanträgen. Hier wird ein ernſter Gegenſtand, der noch dazu ein Hauptpunct des Stücks iſt, von ernſten, ja ſchwermüthigen Perſonen verhandelt, und die Späße des Hrn. Thomas müſſen unbeachtet bleiben, wenn ſie nicht den Effect des Hauptmoments vernichten ſollen. Die Muſik trägt die Schuld des Uebelſtandes, den der Dichter veranlaßte. Wie ganz anders verhält es ſich mit einer ähnlichen Scene in der Molinara, in welcher der Baron und der Amtmann glauben, der Notar ſpreche von ihrer Liebe mit der ſchönen Müllerin, indeß er von der ſeinigen ſpricht! Hier iſt alles voll Laune, voll komiſcher Kraft, und Alles wirkt auf einen Punkt, auf einen Total-Eindruck, den kein heterogener Zuſatz verdirbt. Hr. Thomas iſt im zweyten Akte recht lebendig geworden, denn auch das folgende Duett ſingt er mit dem Obriſten. Hier iſt der Contraſt des Charakters und der Gemüthsſtimmung beyder Perſonen vom Componiſten ſehr genau gehalten, und vielleicht nur kürzer dürfte dieß Duett ſeyn, um frappanter zu wirken, als es geſchieht. Das Lied Guſtavs No. 11. in As dur, iſt ſehr weich und zart gehalten, mit angenehmen, der Stimme zuſagenden Melismen. Das Quartett No. 12, (die Erkennungs-Scene zwiſchen Vater und Tochter) zeigt wieder in ſeiner innern Structur mit den Imitationen der Stimmen den verſtändigen Meiſter, der, wo er nur irgend Bedeutendes fand, es zu nutzen und auszuſtellen wußte. In dem Finale treten der Director, Thomas und der Obriſt hinzu, und die völlige Entwickelung erfolgt. Nach den Worten des Obriſten: „den Anſpruch auf den Knaben“, hätte Rec. zu dem was folgt, Tempo und Taktart geändert, und wäre in eine entfernte Tonart ausgewichen. Der höchſte Moment der Ueberraſchung, ja der höchſte Moment des ganzen Drama ſelbſt trat ein, und konnte nicht frappant genug herausgehoben werden. Veränderung der begleitenden Figur und die Modulation (*N*) zu den Worten: „Wo bin ich!“ war wol nicht hinreichend. Eben ſo iſt Thereſens Gefühl, die ein einziger Blick in das höchſte Entzücken verſetzt, welches wie ein Schreck krampfhaft wirkt, ſo daß ihr die Sinne ſchwinden, nur ſchwach gezeichnet. Ueberhaupt ſcheint der Componiſt gerade auf dieſe Scene, welche doch die bedeutendſte des Drama iſt, wenig Sorgfalt gewendet zu haben, denn ſie iſt bey weitem ſchwächer und alltäglicher ausgefallen, als manches Vorhergehende. Nachdem Thereſe aus ihrer zweyten Ohnmacht erwacht, und Alles entwickelt iſt, könnte die Oper recht gut zu Ende ſeyn; aber nun ruft Hr. Thomas noch die Waiſenkinder herbey, und erzählt ihnen, was vorgefallen. Kinder fragen gern: das thun denn auch dieſe und fragen, nachdem ſchon Thomas alles erklärt hat, noch immer: „der Vater? die Mutter? der alte Herr?“ — und dann noch zwey Knaben: Dies Letzte iſt wahrſcheinlich ein Scherz des Componiſten; Rec. kann aber nicht ſagen, daß es bey der Aufführung von beſonderer komiſcher Wirkung geweſen wäre. Dann nimmt Guſtav von ſeinen Cameraden Abſchied, dann ein Chor, dann noch ein Quintett der Hauptperſonen, dann erſt der Schluß-Chor. Nirgends findet man mehr etwas Ausgezeichnetes, und Rec. glaubt, daß dieſe breite Maſſe, welche ſich noch dem Schluß der Handlung nachſchleppt, dem braven Componiſten recht hinderlich und läſtig geweſen ſeyn muß, weshalb er ihm auch die offenbar zunehmende Mattigkeit gegen den Schluß hin, durchaus nicht zurechnen mag. Er wünſcht vielmehr recht bald einen genialen phantaſiereichen Stoff von ihm bearbeitet, und in einem Klavier-Auszuge erſcheinen zu ſehen, der ſo vollſtändig, ſo in die Hand gebend, ſo zweckmäßig das Ganze mit der Fülle der begleitenden Figuren darzeichnend gerathen mag, als der vorliegende, den Rec. mit der Partitur verglichen, und den Liebhabern recht ſehr empfehlen kann.



45.

Die Folgen eines Sauſchwanzes.

[1810?]

An einem ſchönen Abende gingen wir, uns zu zerſtreuen, nach Buch. Kaum hatten wir uns hingeſetzt, als ein Mädchen in die Stube trat und nach einem leichten Gruß ſich ebenfalls zu uns hinſetzte. Die Züge tiefer Schwermuth lagen auf ihrem Geſichte — ſie weinte und zog ein Papier hervor, in welchem etwas eingewickelt war und welches ſie inbrünſtig an die Bruſt drückte. Es gelang uns ihr Vertrauen zu gewinnen — ſie entfaltete das Papier, und ſiehe da, es war ein kleiner niedlicher Sauſchwanz darin enthalten, den ein ſcheidender Liebhaber — der rüſtigſte Fleiſcherknecht des Städtchens ihr zum ewigen Andenken gegeben hatte. „O Pankraz! Pankraz!" rief ſie voll wehmüthiger Begeiſterung, ergriff eine Flaſche Branntwein, lüftete den Pfropf und that einen tüchtigen Schluck.

•

Raſch ſprang ſie dann auf den Tiſch, drehte ſich in den Touren der Anglaiſe zwiſchen Krügen und Gläſern, die alle zerſprangen, bis auf das theuer erkaufte Wetterglas, das Striegel, der Wirth, durch eine geſchickte Wendung, die Mütze vorhaltend, vor den Sprüngen der Bacchantin rettete. Die Gäſte brummten und ſummten wie tauſend Maikäfer — unmuthig ſchob der Kanonikus Seubert ſeine in Hühnerſauce gefallene Bratwurſt fort und beſprützte ſehr den Doktor Speier, der über den Tiſch gelehnt mit der Brille gewiſſe Ausſichten ſuchte, die des Mädchens ſchneller Tanz darbot. Sie verſuchte ſich durch einen ſchnellen Sprung über ihn weg zu retten — ſie ſpringt zu kurz — trifft ihn — wirft ihn — Er — Mädchen, Speier, Bratwurſt liegen am Boden.

„Halt! Halt! wollt Ihr denn in die Ewigkeit hineinplumpen mit gebrochenem Genick und Bein, und höchſt einfältig beſchmiert mit Hühnerſauce und Branntwein?" erſchallt eine Stimme vom Ofen herab, und ſiehe da, es iſt Hoffmann, der ſich im Tumult in ein Hutfutteral retirirt hat und nun daraus luſtig die Tumultuanten herausgreift.

•

Mit Hülſe des Doktor Dutow kommt alles wieder auf die Beine.

„Hätten wir den unſeligen Sauſchwanz, ſo wär allen geholfen,“ ſpricht der Süße, „doch verordne ich dem Mädchen ein aromatiſches Klyſtier welches mir jedesmal dienlich, ſo oft ich vom Schillerſchen Trauerſpiel zu ſehr in Extaſe gerathen.“

„Ey da habe ich Herrn Scheurings Klyſtierſpritze noch in der Schublade“, ſpricht Striegel, macht ſie auf und bringt ein Futteral hervor — das er vergebens zu öffnen ſtrebt.

•

Seubert — Sutow — Kunz — drey Canonici — verſchiedene Adminiſtratoren ſpringen herbey — man zieht — immer länger und länger wird das Futteral — es iſt kein Futteral — es iſt ein Tubus aus Rüdingers Apparat mit endloſen Zügen — ſie ziehen und ziehen — bis zur Kirchthurmhöhe dehnt ſich immer wachſend und wachſend das tolle Inſtrument; — plötzlich wird der Amtmann Bill durch einen Perpendikelſchlag an Striegels hölzerner Uhr getroffen — er ſtürzt — die Reihe wankt — fällt — der Tubus fährt in ſeine alte Form zurück, und wie mit Blumen beſtreut Hoffmann vom Ofen herab die wie todt daliegende Geſellſchaft mit Papierſchnitzeln, welche er in ſeinem Hutfutterale fand.

•

Der Profeſſor Klein hatte Schellings Weltſeele, in der er nach Buch promenirend geleſen, aus der Taſche verloren, das Mädchen den Sauſchwanz — beide griffen darnach, als Epaminondas hereintrat, die Weltſeele beſchnüffelte, den Sauſchwanz aber zwiſchen die Zähne nahm und davon lief.

Sie kennen doch, meine Herren, den guten deutſchen Pudel mit dem griechiſchen Namen? —

Wie aus einem Traume erwachte das Mädchen — die Somnambule, nicht mehr affizirt von dem magnetiſchen Sauſchwanz, ſezte ſich um in eine gewöhnliche Köchin, und indem ſie an Seuberts Bratwurſt roch, meinte ſie, das ſey ein ekles Freſſen, worauf ſie Striegel zur Thür hinauswarf.

Der Adminiſtrator Beck ergriff die Lichtſcheere, ſagte gedankenvoll und ernſt: „Was ſind wir Menſchen!“, puzte das Licht aus — und gab ſo dieſer höchſt tragiſchen als wahren Erzählung einen angenehmen Schluß. —

46.

Moderne Welt, — moderne Leute.

Faſtnachtstragödie in verſchiedenen Aufzügen und Verwandlungen.

[1810? Fragment.]

Actus I.

Vierte Scene.

(Wüſte Sara.)

Rochus Pumpernickel von Hamlet verfolgt.

Hamlet. Rochus! Rochus! Du ſiehſt aus als hätte irgend einer von den Taglöhnern der Natur einen Menſchen gemacht, und er wäre ihm nicht gerathen. Dein Rockaufſchlag geht über die Grenze des Natürlichen, und dein Blumenſtrauß kann nur den Unverſtändigen zum Lachen reizen; aber dem Vernünftigen muß er um ſo anſtößiger ſeyn, da er weiß, daß es gar keine Blumen mehr gibt, ſeitdem Ophelia mit im Erebus den Hintern gewieſen!

Rochus. He! He! geſtrenger Herr! Mit Verlaub, wer ſeyn Sie?

Hamlet. Hamlet, der Däne bin ich. Meinen Untergang hat Shakſpeare der Welt verkündigt, und darum leb' ich ewig! Es war eine Zeit, wo Schröder mich zwang, eine geſtickte Weſte, Chapeaubas-Hut und Degen zu tragen, doch Schlegel gab mir das Schwert und die Halskrauſe wieder, und ſo ſchreite ich ſtolz einher, wie Du mich hier ſiehſt, o ſchlechter Rochus!

Rochus. Ihnen da mag aber eben deßwegen kein Menſch mehr ſehen! Sie ſeynd aus dem Alterthum und gefallen längſt den Leuten nicht mehr!

Hamlet. (Entrüſtet.) Vermaledeites Faſtnachtsgeſicht!

Rochus. Was ſtichelt der ſchwarze Herr? Sieht er die Fauſt hier, die wird ihm gleich eine Papa Stegmaier'ſche Melodie um die Ohren ſpielen, daß ihm Hören und Sehen vergehen ſoll!

Hamlet. Ha! Junge du! Komm zeig mir was du thun willſt! Willſt du fechten, willſt du faſten, willſt du dich ſelbſt zerreißen, willſt du Eſſig trinken, ein Krokodill verſchlingen? Ich thue es auch! Laertes

Laertes! Kampf! Tod! Pumpernickel! — — Du ſchweigſt? — ich bitte dich, geh' in ein Nonnenkloſter, und das bald!

Fünfte Scene.

(Verwandlung in ein Nonnenkloſter.)

Choral der Nonnen.

Dies irae Dies illa
Solvet Saeclum in favilla!

(Rochus unter den Nonnen intonirt den Baßton.)

Judex ille cum sedebit
Nil inultum remanebit.

Hamlet (in der Kirche) zieht eine Doſe aus der Weſtentaſche, nimmt eine Prieſe Schneeberger, nieſt, — eine Säule platzt — Pulverdampf — Geſtank.

Magiſter Dyk (aus der Säule). Nun bitt' ich aber eine vernünftige Chriſtenſeele, — mögte man hier wirklich nicht an Spuckereien glauben! Komm ich ganz friedlich daher, um des jungen Hamlets Hitze mit des guten Kammacher's Pumpernickel friedlichem Sinn auszugleichen, — muß der böſe Geiſt mir auf einmal eine Säule über das Haupt bereiten. Was bin ich? Magiſter! Keine Säule! Nun, wir wollen's für dies Mal gut ſeyn laſſen!

(Er holt ein Tabakspaket aus der Taſche, ſtopft aus: „Blühe Sachſen" eine Pfeife, die er an der ewigen Lampe anzündet und ſpricht:)

Ecce quam bonum — oder was ich eigentlich ſagen wollte — Herr Pumpernickel hatte ſo Unrecht nicht — denn eigentlich habe ich einen ſolchen Prinzen noch gar nicht geſehen, dagegen erinnere ich mich, daß es Pumpernickel wirklich gibt, indem ich etwelchen in Weſtphalen genoſſen. Da nun das Theater das Natürliche repräſentiren ſoll, gleichſam die Natur ſelbſt oder eigentlich die Moral — —

(Zacharias Werner vom Chor herab, ſchleudert einen Schwärmer in Dyk's bockslederne Hoſen. Es knallt, — Dyk fliegt auf.)

Sechste Scene.

Verwandlung des Kloſters in ein Schreibpult.

(Die drei Genien aus der Zauberflöte — Kotzebue und die Gefahren der Jugend kommen aus dem Schreibpult hervor.)

Drei Genien (ſingen:) Bald prangt die Morgenröthe u. ſ. w.

(Der Zauber verſchwindet, die Flöte verwandelt ſich in eine Knute, womit Kotzebue in die)

Siebente Scene,

Siberien,

gepeitſcht wird. — Vieles Eis. — Die Gefahren der Jugend gleiten aus. Die Jugend erhaſcht ſie beim Zopfbande, und alles verwandelt ſich in ein Osterey.

Achte Scene.

Operntheater in München. — Garderobe. — Osterey, obligat auf dem Tiſche. — Signor Brizzi, als Achilles, im Streit mit dem Theaterdiener.

Brizzi. Briccone maledetto — datemi un ove — ove — Ein Ey — ſchaffen ein Ey — ick heiſer ſey — a che vedo was ick, was ick ſeh' — ein Ey — Kom ßu mir du Ey — (Ergreift das Ey, will es ausſchlürfen — Es verwandelt ſich in Amerika, und wird von Kolumbus entdeckt.)

Neunte Scene.

Amerika. Kartoffelfeld u. ſ. w.

47.

[Wahnſinn.]

[6. Januar 1811.]

Warum denke ich ſchlafend oder wachend ſo oft an den Wahnſinn? — Ich meine, geiſtige Ausleerungen könnten wie ein Aderlaß wirken

48.

Sofonisbe, Opéra en 2 Actes, arrangé pour le Pianoforte par C. F. Ebers, composé par F. Paer, maître de la chapelle d. S. M. I. et R. etc. à Leipsic, chez Breitkopf et Härtel. (Prix 20 Fr.)

[13. März 1811.]

Die neuere italieniſche Muſik ſchmeichelt bekanntlich dem Ohre durch angenehme Melodien, und giebt dem Sänger Gelegenheit, ſeine Kunſtfertigkeit im höchſten Glanze zu zeigen: aber das eigentlich Dramatiſche, den Ausdruck der Handlung, der Situation, vernachläſſigt ſie in dem Grade, als es die deutſchen Componiſten zur Hauptſache machen, und freylich oft darüber das Individuum des Sängers und was in ſeiner Kehle liegen kann, vergeſſen. Nach jener Tendenz der italieniſchen Muſik iſt Pär gewiß einer der beſten jetzt lebenden

Componiſten; er ſchreibt dankbar für den Sänger, ſeine Melodien ſind höchſt anmuthig, ſein Satz elegant, und damit verbindet er eine gute Kenntnis der Inſtrumente, welche er in ſeiner reicheren, als ſonſt bey Italienern gewöhnlichen Begleitung, überall entfaltet. Seine Schwäche im Contrapunct, ſeinen Mangel an Tiefe und Originalität, wird der gründliche, von Gluck, Mozart, Haydn verwöhnte Deutſche ſehr bald bemerken, und über dieſen Mangel nicht rechten, ſo lange Pär in den Schranken bleibt, die ihm nun einmal die Natur angewieſen hat. Wenn er auch Paiſiello's und Cimaroſa's geniale Leichtigkeit, ihren originellen, unnachahmlichen Humor nicht beſitzt: ſo werden doch ſeine komiſchen Opern immer meiſterhaft bleiben; allein ſeine ernſten, heroiſchen Opern können, da er die Bedingniſſe dieſer Gattung in keiner Art zu erfüllen im Stande iſt, wenigſtens den deutſchen Kenner wol niemals befriedigen. — Eine eigene Erſcheinung iſt es, daß Pär in ſeinen frühern Compoſitionen, vorzüglich in der Camilla, ſich zur ernſten, deutſchen Muſik hinzuneigen ſchien, und daß er in der genannten Oper die Charaktere beſtimmt zu halten und mit einer Präciſion zu ſchreiben wußte, welche man in ſeinen ſpätern Compoſitionen ganz vermißt, in welchen man eine Breite, die den Reiz der ſchönſten Melodien vernichtet, und ſtatt des Styls nur Eine Form antrift, in die die Perſonen des Drama's gegoſſen werden und dann gleichgeſtaltet hervorgehen. Iſt dies der Fall ſchon in dem, von jedem Sänger, der die Haupt-Partie herausbringen kann, hoch geprieſenen Achilles: ſo findet man es noch viel mehr in der Sofonisbe. Der tragiſche Inhalt dieſer Oper iſt geſchichtlich und aus Metaſtaſio's dramatiſcher Bearbeitung hinreichend bekannt. Anmuthige Melodien, Eleganz der Ausführung, ſingbare, reiche Melismen, überall auflodernde Feuer der Singſtimmen und der Begleitung, zeichnen dieſe Oper vor manchen gleichzeitigen, matten Producten vortheilhaft aus: allein das Dramatiſche iſt ſo wenig beachtet, das Rec. ſich getrauet, irgend einen andern, ſogar tragikomiſchen Text der Muſik unterzulegen, ohne daß jemand bey der Aufführung auch nur die Römer, Numidier und Carthaginenſer des Originals ahnen ſollte.

Die dem Componiſten vorhin vorgeworfene Schwäche im Contrapunct offenbart ſich in den mehrſtimmigen Sätzen, vorzüglich in den Chören und pezzi concertanti, wovon die Oper voll iſt; jene Form aber in den Arien der Hauptperſonen, die mit ihrem, nach dem Hauptſatz allemal eintretenden und ſich wiederholenden Ralentando, alle über einen Leiſten geſchlagen ſind. Daß Pär deutſche Muſik kennt, verſteht ſich von ſelbſt; daß er aber auch Mozartſche Werke ſtudirt hat, zeigt ſeine Art zu inſtrumentiren, und mancher Satz in ſeinen komiſchen Opern; um ſo weniger iſt es zu begreifen, wie ihn dieſe Kenntnis, dies Studium, nicht wenigſtens die entſetzliche Breite, und die langen Ritornelle, welche mit Recht ſo oft beſpöttelt worden ſind, weil ſie die Handlung aufhalten, und den unglücklichen, wartenden Sänger nicht ſelten zu einer, nicht in ſeiner Gewalt ſtehenden Pantomime zwingen, verleiden konnte. — Rec. eilt ſein, manchem Verehrer der angenehmen Pärſchen Compoſitionen hart ſcheinendes Urtheil durch eine nähere Beleuchtung der vorliegenden Oper zu rechtfertigen, und findet, indem er den Klavier-Auszug wieder aufſchlägt, ſchon in der Ouverture manchen Beleg dazu. Wer würde wohl die tragiſche Oper, in welcher der Kampf der Liebe, der Eiferſucht, des Heldenmuths beſtanden wird, auch nur ahnen, wenn er folgende Sätze, die Hauptthemata des Allegros der Ouverture, hört? *(N)* Dadurch, daß der erſte Satz öfters in den Baß gelegt iſt, und durch Fortführungen deſſelben, wie z. B. *(N)* giebt ſich die Ouverture ein gelehrtes Anſehen, einen Anſchein von Gearbeitetem: es iſt aber nicht ſo ernſtlich gemeint, indem ſogleich wieder heterogene, hüpfende Sätze folgen. Mit einem Chor der Römer, in welchem erſt Scipio, dann Siface concertirend eintritt, fängt die Oper an. Schon in dieſem Chor, mit ſeinen immer wiederkehrenden Schlüſſen in der Tonica und in der Dominante, iſt der verarbeitete harmoniſche Stoff ſehr dürftig, die einzelnen Stimmen ſind nicht effectuirend geordnet, und dann iſt es gewiß leicht, ein pezzo concertante zu ſchreiben, wenn man von der Idee, daß der Chor fortdauernd in ſtarken Zügen ſeinen Charakter ausſprechen müſſe, ganz abſtrahirt und ſich darauf beſchränkt, den Chor nur die Accorde, welche die Soloſtimme begleiten, angeben zu laſſen. Von der großen Wirkung eines ſolchen Geſangſtücks, erfüllt es ſtreng ſeine Bedingniſſe, kann bey dieſer Behandlung gar nicht die Rede ſeyn. Der dieſem Chor gemachte Vorwurf trifft auch die übrigen Chöre; am auffallendſten bewährt er ſich indeſſen in dem Chor und pezzo concertante, welcher die Cataſtrophe des Stücks enthält. Hier iſt das Volk von Bewunderung und Erſtaunen über den Heroismus Sofonisbens ergriffen: **Oh costanza o virtù vera! che stupir ognor mi fa!** Giebt es aber einen gewöhnlichern, bedeutungsloſeren Satz, als folgenden? *(N)* Rec. hat Sifacens Partie mit hingeſetzt, um bemerklich zu machen, wie das Oh crudel etc. ſich auch in jenen Satz ſchmiegen muß. Die vielen Melismen der Soloſtimme über die Worte: **la mia tomba bagnerà**, welche der düſtern Stimmung Sofonisbens wol nicht zuſagen möchten, mag Rec. nicht rügen, da es nun einmal des Componiſten Manier iſt, welcher getreu er ſo und nicht anders ſetzt. Der Numidiſche Chor, No. 5., hat einen fremdartigen Schwung, er erinnert gewiſſermaaſen an den Sieges-Chor der Peruaner in Winters Opferfeſt. Bei der Arie des Scipio, No. 3., muß Rec. bemerken, daß der Componiſt noch den älteren Zuſchnitt der Bravour-Arien (das Da Capo abgerechnet) gern beybehält, und von dem, was man mit Recht in neuerer Zeit dagegen erinnert hat, keine Notiz nimmt. Er liefert in dieſer Oper mehrere ſolche Arien, die noch dazu, wie z. B. die ſehr lange Arie des Maſiniſſa, No. 7., mit den vielen, ganz zweckloſen Wiederholungen ſehr ins Breite gearbeitet ſind. Die Scene No. 4., iſt ſehr melodiös und mit Geſchmack geſetzt, ſonſt aber wol von aller Charakteriſtik, die hier, da die Hauptperſon zum erſtenmal auftritt, und ihren heroiſchen Sinn in ſtarken Zügen darthut, wol das Beachtungswürdigſte war, ganz entblößt. **Numi — quai voci io sento — ah! — che mi balza il cor!** das alles geht in Floskeln vorüber, die gewiß nicht den beängſteten Zuſtand Sofonisbens in der Nähe der Schlacht mahlen. Maſiniſſa iſt ein gar zärtlicher, ſüßer Sopran-Held; das beweiſet er gleich bey dem Auftreten in den erſten Tönen: **ah perchè l'involi, o Regina** etc. Die neunte Scene der Sofonisbe hat ungleich mehr Charakter, als die vorhin erwähnte; die großen Intervalle der Singſtimme bey dem Anfange des Andante maestoso haben wirklich etwas Majeſtätiſches. (Wer denkt nicht an Mozarts herrliche Arie in Cosi fan tutte: Come scoglio etc.) Die Melismen ſind hier auch mehr an der rechten Stelle und ſehr brillant. Das ſich wiederholende più lento iſt übrigens nicht vergeſſen und das Chor wirklich gar zu unbedeutend. In der zehnten Scene verſpricht Maſiniſſa, die Römer ewig zu haſſen, und die Carthaginenſer ewig zu lieben, und dafür will ihn Sofonisbe ehlichen: der todt geglaubte Mann erſcheint aber zu ſehr ungelegener

Zeit, und es entſteht natürlicher Weiſe unter den Leuten kein kleiner Tumult. Der arme Siface weiß ſich indeſſen wirklich ſehr zu mäßigen, denn er wartet 45 Takte Larghetto mit manchen Fermaten, und begnügt ſich damit, während die Liebenden von der dolce tranquillità und vera felicità ſprechen, zwiſchen hindurch ſein: ah chi porge un ferro, zu murmeln, ehe er losbricht: Perfidi, indegni! In dem folgenden Terzett, wo Liebe, Eiferſucht, Haß, Rache die Gemüther entflammen: O qual barbaro cimento, qual tormento! Tutto il sangue per l' orrore io mi sento o, Dio, gelar etc. ſtößt man auf folgende Sätze: *(N)* Nach dem letztern Satz folgen die Worte: O che affano, che tormento!! Nachſtehender Satz gehört ganz in die Opera buffa: *(N)* Oh che gioja, che piacere mi fa giubilar il cor — würden dieſe Worte nicht viel beſſer zu jener Phraſe paſſen, in der der tödtende Schmerz ſich ſo munter und behaglich ausſpricht? Auch der Schluß enthält eine gewöhnliche, ganz verbrauchte Floſkel. Viel beſſer gehalten iſt offenbar das Duett No. 12., welches zu den beſten Sätzen der Oper gehört, indem es doch wenigſtens einen Anklang tragiſcher Muſik hat. Eben ſo gehört das Quartett, No. 15., zu den bedeutenderen Sachen, und wird befriedigen, wenn man nach der oben gegebenen Anſicht urtheilt. Die Scene des Siface, No. 17., hat nichts Ausgezeichnetes und iſt nach der gewöhnlichen Form gearbeitet, ungeachtet der Text Anlaß genug zum höhern Ausdruck des beängſteten Gemüths gab. In den Zwiſchenſätzen des Recitativs (Seite 127, Syſt. 2,) kommt nachfolgende, dem Rec. unbegreifliche Accordenfolge vor: *(N)* Durch die angeführten Beyſpiele glaubt Rec. die Richtigkeit ſeines Urtheils hinlänglich beweiſen zu haben, und er fügt nur noch hinzu, daß diejenigen, welche in der Oper nur von angenehmen Tönen eingewiegt ſeyn, welche nur die Kunſtfertigkeit der Sänger bewundern — kurz geſagt: welche nur auf der Bühne dem Reiz des ſchönen Concerts, die Augenluſt ſchöner Decorationen, Kleider etc. hinzugefügt wiſſen wollen, denen die Oper nur ein durch dieſe Nebendinge potenzirtes Concert iſt — in der Pärſchen Muſik volle Befriedigung finden werden. Diejenigen hingegen, welche höher ſtehen, welche von der Oper alle Bedingniſſe des muſikaliſchen Drama's ſtrenge fordern, die deshalb Gluck und Mozart in ihren claſſiſchen Werken tief verehren, werden Opern, wie dieſe Sofonisbe, kaum zu Ende hören mögen. Ein gründlicher, ſehr geachteter, bekannter Comp. ſagte zu dem Rec. nach dem Anhören einer P.n heroiſchen Oper: (Sargino) Es was alles ſo ſchön, ſo melodiös: aber der Himmel weiß wie es kam, ich bin darüber eingeſchlafen! und treffender möchte der Mangel des dramatiſchen Effects, der aus dem genaueſten Beachten des Charakters der auftretenden Perſonen und jedes Moments der Handlung entſpringt, und der des Zuſchauers Gemüth feſthält in fortwährender Spannung, nicht gerügt werden können. Rec. erkennet die Verdienſte Pärs, wie er ſie oben aufſtellte, gewiß in hohem Grade an: indeſſen glaubt er, daß ſeine Opera seria wenigſtens auf deutſchen und gewiß auch auf franzöſiſchen Bühnen, wo man ſtrenge den Styl des muſikaliſchen Trauerſpiels verlangt, niemals ſonderliches, dauerndes Intereſſe erregen wird, und daß ein momentaner Beyfall nur durch zufällige Umſtände, z. B. durch den Glanz dieſes oder jenes Sängers oder irgend einer Sängerin, herbeygeführt werden kann.

Der Klavier-Auszug iſt ſehr gut eingerichtet und allen Liebhabern des Geſanges, die ihre Kehle üben und ſich die neue Singmanier aneignen wollen, recht ſehr zu empfehlen.

49.

Aus Bamberg.

[25. April 1811.]

Die hieſige Bühne hat eine höchſt erfreuliche und ſehr nothwendige Regeneration erfahren.

Seit einer Reihe von Jahren ſahen wir faſt alljährlich die Direktionen und Geſellſchaften wechſeln. Ein mißlungenes Unternehmen folgte dem andern auf dem Fuße nach, keine Entrepriſe dauerte in der Regel länger als ein, höchſtens zwei Jahre. Thaliens Tempel ward vielfältig entheiligt.

Dieſer häufige Wechſel der Theaterunternehmungen und ihr ſtetes Mißlingen — durch den Unverſtand der Direktionen, die zu geringe Unterſtützung von Seiten des Publikums, und zum Theil durch den Druck der Zeit veranlaßt — wirkte ſehr ungünſtig auf das Publikum. Das Unvollkommene, Schlechte, was man ſo oft ſah, lähmte allmählig den Sinn für die theatraliſchen Genüſſe, und man hegte Mißtrauen gegen jede Unternehmung dieſer Art.

Bambergs Kunſtfreunde überzeugten ſich, daß unſerer Bühne nur dadurch aufzuhelfen ſey, wenn es gelänge das Theater mehr zur Sache des Publikums zu machen, ein univerſelleres Intereſſe dafür zu erwecken. Zu dieſem Ende wurde, nach dem Beiſpiel anderer deutſchen Städte, eine Aktiengeſellſchaft gegründet. Die angeſehenſten, gebildetſten Menſchen der Stadt nahmen Theil an dieſer Sozietät; es wurde eine ziemlich bedeutende Geldſumme von derſelben zuſammengeſchoſſen. — Herr Graf von Soden trat der Geſellſchaft das ihm zugehörende Theaterprivilegium unentgeldlich ab. Mit der Eigenthümerin des Theatergebäudes wurde ein Vertrag geſchloſſen, wodurch der Geſellſchaft der Gebrauch des Theaters überlaſſen wurde. Hierdurch ſahe ſich die Sozietät im Stande, einem künftigen Theaterunternehmer manche bedeutende Vortheile zu gewähren, als den unentgeldlichen Gebrauch des Theaters, einen baren Geldvorſchuß, ein bedeutendes Abonnement, und die Garantie für vier Abonnements suspendus für vier verdienſtvolle Schauſpieler.

Univ.-Bibl. München

Ein glücklicher Zufall führte in dieſem Zeitpunkte Herrn von Holbein und Madame Renner, auf ihrer Kunſtreiſe durch Deutſchland, nach Bamberg. Das Publikum ward durch die Darſtellungen dieſes Künſtlerpaares auf das angenehmſte überraſcht und erfreut. Laut war der Wunſch aller Kunſtfreunde, Mad. Renner, dieſe Zierde der deutſchen Bühne, für immer zu beſitzen. Die herzliche Aufnahme, welche ſie hier fanden, brachte dieſen Wunſch zur Wirklichkeit.

Zu Ende Septembers 1810 traf Hr. v. Holbein mit ſeiner neuen Geſellſchaft hier ein, und eröffnete die Bühne mit Leſſings Minna von Barnhelm.

Die mannigfaltigen Lücken, welche im Anfange beſonders bei der Oper Statt hatten, ſind gegenwärtig größtentheils ausgefüllt. In Mad. Köhl beſitzen wir eine ſehr vorzügliche, ausgebildete Sängerin, welche dem größten Theater zur Zierde gereichen würde. Obgleich von der Natur nicht ſo reich ausgeſtattet, füllt doch auch Mad. Heiniſch die Stelle der Bravourſängerin auf eine ausgezeichnete Art. — Herr Bader, ein geborner Bamberger, und lange Mitglied des hieſigen Orcheſters, berechtigt zu den ſchönſten Hofnungen. Er beſitzt eine ſehr angenehme, kräftige Tenorſtimme, und verſpricht, bei fernerer Ausbildung, eine Zierde der deutſchen Oper zu werden. Herr v. Holbein hat ſich ein beſonderes Verdienſt erworben, ein ſo ausgezeichnetes Talent der Kunſt gewonnen zu haben. — Mehrere Operndarſtellungen, welche wir im Lauf dieſes Winters ſahen, als Don Juan, Camilla, die Entführung aus dem Serail, die Schweizerfamilie, in welcher uns ein abgegangenes Mitglied — Dem. Röckel unvergeßlich bleibt — haben nur wenig zu wünſchen übrig gelaſſen.

Im höheren rezitirenden Schauſpiele fehlt uns die erſte Liebhaberin und Heldin, weshalb wir auch auf den Genuß größerer Tragödien Verzicht leiſten müſſen. Die Verſuche, uns dieſen Genuß zu ſchaffen, mußten daher auch größtentheils misglücken, wie dieſes die Darſtellung des Tell und Wallenſteins Tod bewieſen hat. Uebrigens zählt das Schauſpiel mehrere verdienſtvolle Mitglieder, als Herr von Holbein, Brandt, Chriſt, Rouſſeau, Hanſen, Rottmeier. Seine größte Zierde iſt aber die trefliche Mad. Renner, welche beſonders im Luſtſpiele die ganze Grazie ihres meiſterhaften Spieles entfaltet. — Mehrere Vorſtellungen, als das Mädchen von Marienburg — worin das wandernde Genie — Hr. Leo — mit verdientem Beifalle als Gaſt auftrat — der verbannte Amor, ſtille Waſſer ſind tief, und beſonders Künſtlers Erdenwallen, waren ſehr gelungene Kunſtausſtellungen.

Wir hegen die gegründete Hofnung, daß Herr von Holbein immer mehr dahin ſtreben werde, der Bühne von Bamberg den möglichſten Grad der Vollkommenheit zu ertheilen. Die großmüthige Unterſtützung, welche der in Bamberg reſidirende edeldenkende Herr Herzog Wilhelm von Baiern dieſem Inſtitute hat zu Theil werden laſſen, werden ein hinlänglicher Antrieb dazu ſeyn. Dekorationen und Maſchinerien ſind der Verbeſſerung beſonders ſehr bedürftig.

Möge das Publikum dieſer Stadt, welches für die Kunſt zum Theil ſo vielen regen Sinn beſitzt, die unverkennbaren Beſtrebungen der jetzigen Theaterdirektion, ein ſolides und würdiges Kunſtinſtitut zu gründen, nicht verkennen, und durch eine kräftigere, allgemeinere Unterſtützung dazu mitwirken, das begonnene ſchwierige Unternehmen aufrecht zu erhalten, und zu einem größeren Flor zu bringen.

50.

Première Symphonie pour 2 Violons, 2 Flûtes, 2 Hautbois, 2 Clarinettes, 2 Bassons, 2 Cors, 3 Trombones, 2 Trompettes, Timbales, Viole, et Basse, composée et dediée à Messieurs les Directeurs du grand Concert à Leipzig par Louis Spohr. Oeuvr. 20. (Dieſe Symphonie iſt bey dem Muſikfeſte in Frankenhauſen am 11ten July 1811. aufgeführt worden.) à Leipzig, chez A. Kühnel.

(Preis 4 Thlr.)

[27. November 1811.]

Das erſte bedeutende Werk in dieſer Gattung von einem ſonſt ſchon rühmlich bekannten und beliebten Componiſten; dies Werk, welches ſchon vor ſeinem Erſcheinen im Stich glänzend aufgeführt worden — muß die Aufmerkſamkeit des muſikliebenden Publicums auf ſich ziehn; und in der That iſt dem Componiſten der Wurf gelungen, wenn dieſes ſein Werk, ſo wie das vorliegende, das erregte Intereſſe nicht unbefriedigt läßt. Die Symphonie iſt in einem gehaltvollen Style geſchrieben, mit Kenntnis des Effects inſtrumentirt und in ihren Theilen gut geordnet. Ungeachtet des Beſtrebens nach dem ſtarken, kräftigen Ausdruck, welches nicht ſelten hervorbricht, hält ſie ſich mehr in den Schranken des Charakters von ruhiger Würde, den ſchon die gewählten Themata in ſich tragen und der dem Genius des Componiſten mehr zuzuſagen ſcheint, als das wilde Feuer, welches in Mozartſchen und Beethovenſchen Symphonien wie ein Strom daher brauſt. Schon deshalb ſind die Themata mehr angenehme Melodien, als bedeutungsvolle Gedanken, tief in das Gemüth der Zuhörer eindringend, welches bey jenen Componiſten, und auch bey Haydn, ſo ſehr der Fall iſt. Der Componiſt, deſſen erſte Symphonie übrigens ſo geſchrieben iſt, wie die vorliegende, erregt gewiß die größten, die ſchönſten Hoffnungen; man kann ſich Glück wünſchen, doch wieder einmal auf brav geſchriebene Symphonien, deren es in neueſter Zeit nicht viele giebt, rechnen zu können. Das zu ofte Wiederkehren gewiſſer Lieblingsgänge, z. B. des chromatiſchen Herabſteigens des Baſſes; die Wiederholung verbrauchter Accordenfolgen — wird der kenntnisreiche Verfaſſer leicht zu vermeiden wiſſen, und eben weil er kenntnisreich iſt, auch ſeine Themata mit tieferer harmoniſcher Kunſt verarbeiten. Mit welcher Aufmerkſamkeit Rec. das Werk des braven Componiſten gehört und geleſen, wie ſehr er ihn daraus ſchätzen gelernt hat: dies beweiſe, daß er nicht umhin kann, tiefer in die gehaltvolle Compoſition einzugehen, und, indem er ſich hier und da kleine Rügen erlaubt, auch die Trefflichkeit einzelner Momente des Werks in volles Licht zu ſtellen.

Wie die mehrſten größeren Symphonien, fängt auch dieſe mit einer kurzen Einleitung, Adagio, Es dur, an. Der Baß macht zu dem, von den Blasinſtrumenten ausgehaltenen Grundaccord die Figur: *(N)* welche, indem er bis in die Dominante chromatiſch herabſteigt, die übrigen Saiteninſtrumente, ſpäter Clarinetten und Flöten, nachahmen, und die auch mit der Nebenfigur *(N)* welche der Baß im dritten Takte anſchlug, verwebt, bis zum dreyzehnten Takte, mit Ausnahme des ſiebenten und achten, in jedem Takte vorkommt. Die Modulation, welche aus der Dominante wieder in den Dominanten-Accord führt, womit das Adagio ſchließt, iſt frappant und von ſehr guter Wirkung: *(N)* Rec. hätte nur das frühere Anſchlagen der Dominante im neunten Takte vermieden, indem es nicht wohl thut, nach einer Ausweichung, die viel Bedeutungsvolles verkündet, ſich wieder da zu finden, wo man ſchon vor wenigen Takten auf ganz ebenem Wege hingekommen war. Gemindert wird das üble Gefühl der kurz auf einander folgenden Schlüſſe in demſelben Ton dadurch, daß das zweyte Mal das B als Dominante von Es moll angenommen wird: *(N)*

Man kann keinen Satz hören, der ohne ins Tändelnde, ins Matte zu verfallen, melodiöſer und fließender wäre, als das Thema des folgenden Allegro, das die Saiteninſtrumente zu dem von den Hörnern pp ausgehaltenen Grundton vortragen: *(N)* Rec. hätte in den erſten drey Takten die Contrabäſſe nicht Achtel anſchlagen, ſondern pp den Grundton mit den Hörnern aushalten, oder bis zum vierten Takte ſchweigen, und dann mit dem G eintreten laſſen. Jene Achtel ſchaden dem Ausdruck des ruhigen, edlen Charakters, der im Thema liegt. — Im achten

Takte tritt zuerſt die Flöte all' Ottava mit der erſten Violine ein; dann folgen kurze, nur einen Takt lange Sätze der Clarinette und der Oboe; dann faßt die Clarinette einen Theil des Thema auf und führt ihn mit der Flöte in einer canoniſchen Imitation durch; Hörner und Fagotten treten hinzu, die Pauke wirbelt pp, bis endlich im vier und zwanzigſten Takte das volle Tutti losbricht. Violinen und Bäſſe ergreifen wechſelnd eine Figur in Sechszehntheilen, indem die Bläſer die beyden erſten Takte des Hauptthema imitiren. Dieſes auf einander folgende Eintreten der Blasinſtrumente bis zum vollen Tutti iſt ſchon oft von den beſten Meiſtern mit voller Wirkung benutzt worden, und der Componiſt hat, ſo wie er es hier anbrachte, ſeine Kenntnis des Effects bewieſen. Das erſt ruhig und ſanft gehaltene Thema gleicht einem friedlichen Bach, der, ſo wie er weiter durch das Gebirge rinnt, immer höher und höher anſchwellend, zum reißenden Waldſtrome wird. Bis zum zweyten, wieder ſanft gehaltenen Thema in der Dominante beſteht der Satz nur in Durchführungen des abgekürzten Hauptthema, mit mannigfachen Nebengedanken verwebt. Unter andern führt der Baß mit den beyden erſten Takten des Thema, die dem Rec. bey dem erſten Anblick gleich als geſchickt zu mancherley contrapunctiſchen Umkehrungen erſchienen, den Satz in folgender Art fort: *(N)* und man wird gewahr, daß das Thema den baßmäßigen Charakter, ohne welchen man bey den folgenden Durchführungen nicht weit kommt, vollkommen in ſich trägt. Dieſer kleine Satz iſt, ohne gerade originell zu ſeyn, von ſehr guter Wirkung, und vorzüglich der neue Gegenſatz in den Blasinſtrumenten frappant. Rec. hat die ganze Stelle hergeſetzt, um zugleich einen Beweis zu geben, wie verſtändig der Componiſt inſtrumentirt. Solche kurze, nur nebenhin eintretende Figuren für die Violine, wie folgende: *(N)* erſcheinen dem Rec., wenn nicht gerade verwerflich, doch nicht von ſonderlichem Effect zu ſeyn, indem ſie leicht das Ganze trennen und zerhackt erſcheinen laſſen. — Nach dem zweyten Thema tritt ein neuer Satz im Tutti (ſ. Es moll) ein, der aber nur fünf Takte in dieſer Tonart bleibt. Im ſechsten erfolgt eine enharmoniſche Verwechslung durch *(N)* und gleich darauf wird der Satz durch acht auf einander folgende Septimen-Accorde in die Dominante zurückgeführt. Rec. wird weiter unten Gelegenheit finden zu ſagen, warum ihm dieſe ganze Modulation durch die enharmoniſche

Verwechslung hier mißfällt; dann verwiſcht aber auch die bequeme, verbrauchte Weiſe der Rückkehr aus der fremden Sphäre in die bekannte Heimath ganz den beabſichtigten Eindruck. Es iſt ein glänzendes Meteor, das ſich in wäßrigen Nebel auflöſt. — Auf eine überraſchende Art modulirt der Componiſt aus der Dominante noch in Des dur, und von ſehr guter Wirkung iſt es, daß das Thema in dieſer fremden Tonart, und zwar in den Blasinſtrumenten, wiederkehrt. Nachdem der Satz wieder in B dur zurückgekehrt iſt, folgt ein kurzes brillantes Tutti und dann der Schluß des erſten Theils mit einem Orgelpunct B, auf dem die Saiteninſtrumente jene beyden fruchtbaren Takte, und Clarinetten Hörner, einen Satz, der ſchon oben vorkam, anſchlagen. (N) Mit eben dieſem Satze aber, ganz ſo wie im erſten Theile, fängt der zweyte Theil, und zwar in F moll an, wendet ſich aber bald nach C moll. In dieſer Tonart wird das Hauptthema in einer fugenähnlichen Imitation vierſtimmig durchgeführt; anfangs verbindet ſich damit ein ſchon vorgekommener Satz als Contrathema — er liegt in den Blasinſtrumenten: der Componiſt verläßt aber bald dieſe nur angegebene Idee und der Baß rückt bis in den Grundton As, worauf, nur ſtärker inſtrumentirt und mit einer neuen Figur in den Violinen und Bratſchen bereichert, derſelbe Satz eintritt, welcher im erſten Theil in das erſte Tutti führte, hier aber umgekehrt nach dem Anfange des erſten Theils leitet. Mit dem abgekürzten Hauptthema modulirt der Componiſt in G, als Dominante von C, und in dieſer Tonart, und zwar dur tritt das zweyte Thema wieder ein, welches wenig verändert wieder in C moll anfängt, in B als Dominante von Es dur endigt, und dann in Es dur noch einmal wiederholt wird. Jetzt tritt das Tutti, welches im erſten Theil in Es moll vorkam, wieder in As moll ein, dieſelbe enharmoniſche Verwechslung (As moll, gis mit dem Sexten-Accord) und auch wieder die acht Septimen-Accorde führen ganz gemächlich den Zuhörer in das bekannte Land zurück. Darüber, daß durch dieſes ſtufenweiſe Zurückgehen mit Unterquinten im Baſſe der beabſichtigte Effect jener enharmoniſchen Verwechslung ganz verwiſcht wird, hat Rec. ſchon vorhin geſprochen, wäre dieſes aber auch nicht, ſo iſt Rec. der Meinung, daß man das ſtarke Gewürz ſparen müſſe; er würde die frappanteſten Ausweichungen, zu denen die enharmoniſchen in Wahrheit zu rechnen ſind, doch erſt in der weiteren Ausführung des zweyten Theils vor dem Wiederkehren des Hauptſatzes anbringen, und zwar aus dem Grunde, um nicht in den Fall geſetzt zu werden, ſie zweymal zu brauchen, welches geſchehen muß, ſo bald ſie in dem Hauptſatz, der nach der gewöhnlichen und gewiß zur Klarheit zweckmäßigen Einrichtung im zweyten Theil in der Tonica verharrend wiederkehrt, vorkommen. Zweymal überraſcht man ſchwer. — Eben nach jener erwähnten Einrichtung bleibt jetzt der Hauptſatz in der Tonica, und ſchließt glänzend und kraftvoll. —

Aus dieſer Zergliederung des erſten Allegro ergiebt ſich von ſelbſt, wie ſehr der brave Componiſt nach Einheit und Klarheit ſtrebte; wiewol das Ganze noch mehr wie in Einem Guß daſtehen, und doch dabey pikanter ſeyn würde, wenn er das fruchtbare Hauptthema in mehreren contrapunctiſchen Wendungen und Verſchlingungen gebraucht, und vielleicht weniger abrupte Nebenthemata damit vermieden hätte. Nur in Abkürzungen des Hauptſatzes und ſeiner Vertheilung unter Saiten- und Blasinſtrumente beſteht meiſtens ſeine Durchführung, und eine eigentliche contrapunctiſche Umkehrung kommt gar nicht vor. Ohne eine unnütze Gelehrſamkeit auskramen zu wollen, thut es gewiß gut, den Hauptſatz des Stücks ſo zu regeln, daß er ſich auf mannigfache Weiſe contrapunctiſch behandeln läßt; denn wie oft ein Satz, der in ſeiner urſprünglichen Geſtalt nicht ſonderlich originell klingt, in irgend einer Umkehrung einen ganz neuen, auffallenden Charakter annimmt, weiß jeder Componiſt. Wer hat dieſe Kunſt, vereinigt mit den ſingbarſten, fließendſten Melodien, höher getrieben, als der unſterbliche Haydn!

Eben wie mehrere Symphonien-Andante dieſes unſterblichen Componiſten iſt das Larghetto As dur eingerichtet; es iſt eine liebliche Canzonetta, die bis zum Schluſſe auf mannigfache Weiſe variirt wird. Zuerſt trägt das obligate Violoncell, nur von dem Contrabaß pizzicato begleitet, die einfache Melodie vor: *(N)* Dann faßt die erſte Violine das Thema auf, modulirt aber in die Dominante, und von dieſer bewegt ſich der Satz in den C-Accord, zu welchem folgende wirkungsvolle Imitation des Thema eintritt. (N Man ſehe den Anfang der folgenden Seite.)

Der mit eingerückte Uebergang, welcher in die Tonica zurückführt, iſt originell und frappant. Nach mehreren Modulationen, z. B.

As moll, Des dur, Es moll etc. kehrt das gefällige Hauptthema, jedoch mit Nebenfiguren begleitender Inſtrumente geſchmückt, wieder, und das ganze Larghetto ſchließt diminuendo pp. So wie der Rec. ſchon oben den Charakter der ganzen Symphonie ausſprach, iſt auch dieſer zweyte Satz ſehr angenehm, und in ſeinen Theilen wohlgeordnet und verſtändig ausgeführt: allein es fehlt ihm jene Bedeutſamkeit, die das Gemüth des Zuhörers mächtig ergreift und mit ſich fortreißt. Die Haydnſchen Andante fangen oft einfach und kindlich, beynahe tändelnd an, aber das Bedeutende, Charaktervolle blickt unverſehends vor und umſpinnt mit ſeinen Strahlen den Zuhörer. Mit dem melodiöſen Thema iſt in dieſem Larghetto beynahe alles gegeben.

Das Thema des folgenden Scherzo Allegro (Es dur) iſt wirklich ſcherzend und capriciös: *(N)* Mit der Fermate des dreyzehnten Taktes ſcheint ſich der Satz nach As dur zu wenden: durch C moll, D moll, G moll geht er aber in B dur, in welcher Tonart der erſte Theil ſchließt. Das Charakteriſtiſche des Thema beſteht hauptſächlich in dem Aufſchlag. *(N)* Dies hat der Componiſt lebhaft gefühlt und daher in der Durchführung des Satzes ſich vorzüglich an jenen Aufſchlag gehalten. Es iſt nicht das Thema, ſondern nur eine Nachahmung deſſelben, die weiter ausgeführt wird: durch den beybehaltenen Aufſchlag ſchmiegt ſie ſich aber ganz jenem Thema an. Zum Beweiſe mag die ſchon oben erwähnte Stelle nach der Fermate um ſo mehr dienen, als ſie zugleich zu den gelungenſten im ganzen Satze zu rechnen iſt. *(N)* Streng hält ſich der Componiſt an den zur Durchführung gewählten Gedanken, und nur neunzehn Takte vor dem Schluß des erſten Theils tritt acht Takte hindurch ein ganz fremdartiger, dem Hauptthema durchaus nicht verwandter Satz im $^3/_4$Takt ein. Um vielleicht recht pikant zu ſeyn, hat der Componiſt mehrere Mittel angewandt, aber nach des Rec. Gefühl, ohne Noth. Das, was der Componiſt wollte, hat Haydn ſehr oft ohne Veränderung der Taktart, ohne Beymiſchung eines dem Thema ganz heterogenen Satzes, blos durch Verrückung des Rhythmus erlangt. Der kleine Satz zerreißt hier gewaltſam das Ganze. Vor dem Schluß des zweyten Theils kehrt derſelbe Satz in Es dur wieder. Weniger als das Vorhergehende hat dem Rec. das Trio gefallen, indem durch die dem Thema beygemiſchten Triolen in mancher Verbindung der Satz etwas Verworrenes, Unrhythmiſches enthält, wie z. B. (N) Auch Sätze für Blasinſtrumente, wie folgender, ſind in einem ſehr geſchwinden Tempo nicht von guter Wirkung. (N) Uebrigens iſt das Scherzo mit ſeinen Wiederholungen 400 Takte lang, und Rec. iſt der Meinung, daß ganz mit Recht Haydn und Mozart nie ſo lange geſcherzt haben. Die Eigenheit des Componiſten, ſehr ſchnell aus einer Tonart in die andere zu moduliren, erwähnt Rec. deswegen hier, weil ſie in dem Scherzo am meiſten hervortritt. Dieſe ſchnellen Uebergänge nöthigen den Componiſten, nicht allein ſehr viel Tonarten auch in einem kurzen Satze zu berühren, ſondern auch oft in den folgenden Theilen des Stücks die ſchon vorgekommenen Modulationen noch einmal zu brauchen. Gewiß nicht in ſolchen Uebergängen, in dem [illegible] von einer Tonart zur andern, liegt wahre Kunſt des Componiſten; mit ganz einfachen Mitteln, nur durch das Originelle, Gemüthvolle des Satzes, und den unmittelbar aus ihm entſtehenden harmoniſchen Wendungen, ergreift der geniale Componiſt den begeiſterten Zuhörer. — Das Finale hat ein angenehmes, aber, nach dem Gefühl des Rec., viel zu tändelndes Thema. Vorzüglich in den gleichen Noten der Ober- und Unterſtimme (Viertel) liegt etwas Hüpfendes, welches dem Charakter der Symphonie, wie er im erſten Satz angegeben wurde, nicht entſpricht. (N) Der Satz iſt wieder mit vieler Einſicht behandelt und inſtrumentirt, indeſſen weniger bedeutend, als das erſte Allegro, und eben deshalb berührt Rec. nur die Hauptmomente, ohne ſich auf eine genauere Entwicklung des innern Baues einzulaſſen. — Sehr gut iſt die Nachahmung der Blasinſtrumente und der Bäſſe mit dem erſten Takte des Thema, der den Satz weiter führt, indem die Violinen ſich entgegengeſetzt bewegen: (N) Eben ſo paßt zu dem Thema des Finals viel beſſer, als zu den vorigen Sätzen, das chromatiſche Herabſteigen des Baſſes, welches ſehr oft, doch vielleicht zu oft, vorkommt. Die folgenden, wenn man ſo ſagen darf, arbeitenden Sätze des Finals, beſtehen in Triolenfiguren, ſchmiegen ſich aber ſehr gut dem Hauptthema an, indem ſie meiſtens eigentlich nur das figurirte Haupt-Thema ſelbſt ſind. Z. B. (N) Daß Sätze, wie folgender: (N) dazu dienen müſſen, die entfernteſten Tonarten zu durchlaufen, iſt jedem klar, und es fehlt auch hier nicht daran. H dur, Cis moll etc. werden berührt, bis die Dominante B mit dem Thema in der erſten Violin, daß die Geſchichte ſehr gut in einer canoniſchen Engführung imitirt, eintritt. Ueber die vernachläſſigte Orthographie in dem vierten Takt der oben eingerückten Stelle mag Rec. nicht rechten, da ſie bey unſerer gleich ſchwebenden Temperatur nur dem Auge wehe thut; bey dem bald darauf folgenden Uebergange in den B Accord, als Dominante von Es moll, ſollte aber denn doch der Baß geſchrieben ſeyn: *(N)* Sehr lieblich klingt das Thema von Clarinetten, Hörnern und Fagotten vorgetragen. Die Violinen und Contraviolons ſchlagen einzelne Noten pizzicato an und die Violoncelle führen ein kurzes Contrathema in Achteln aus. Den Schluß macht die vielleicht zu gewöhnliche Figur *(N)* und iſt überhaupt etwas abrupt, welches in ſeiner Kürze liegt. Die Componiſten der neueſten Zeit fehlen oft auf die entgegengeſetzte Weiſe, und vorzüglich giebt es jetzt Ouverturen, die beynahe gar nicht zum Schluß kommen können, indem ſich eine Schlußfigur an die andere reiht, welches den Zuhörer ermüdet und dem Eindruck des Ganzen Schaden thut — eben wie im Schauſpiel lange Reden, die ſich der Entwicklung des Knotens nachſchleppen, das Intereſſe des Zuhörers für die Darſtellung vernichten. Wahr iſt es indeſſen, daß nach vielen Ausweichungen die Rückkehr in die Tonica ſehr wohl thut, und der Zuhörer ſich wol eine Zeit lang dieſes Wohlbefindens auch da erfreuen mag, wenn irgend eine Schlußfigur ihm verkündet, daß nun der Satz durchaus in der Tonica bleiben und darin ſchließen wird. Das Brillanteſte, Tönendſte iſt da am rechten Orte; und um ſo mehr rauſcht es, kurz abgebrochen, zu ſchnell dem Ohr vorüber. — Rec. wiederholt noch einmal, daß er innig überzeugt iſt die Symphonie des braven Componiſten müſſe, gut ausgeführt, überall dem Zuhörer viel Vergnügen gewähren. Die Compoſition ſteht weit höher, als ſo manches, was in der neueſten Zeit geſchrieben und laut geprieſen worden; und eben deswegen ließ es ſich der Rec. angelegen ſeyn, dem gehaltvollen Werke die ſtrengſte Aufmerkſamkeit zu widmen, und alles rein auszuſprechen, was er dachte, was er tief empfand, als er die Symphonie las, hörte, und dann wieder las. Wie leicht iſt es, auf einen ſolchen Grund, wie er dem Componiſten zu Gebote ſteht, ſehr ſchöne, meiſterhafte Gebäude aufzuführen! — Die Symphonie war, ſo wie es Rec. mit Grunde ſchließen kann, urſprünglich für das große Orcheſter, welches in Frankenhauſen verſammelt werden ſollte, beſtimmt, und gerade dieſer Umſtand kann den Componiſten verleitet haben, zu ſehr nach Größe und Auffallendem zu ſtreben. Uebrigens glaubt Rec., daß ein für ein ſehr großes, oder, wie irgendwo das in Frankenhauſen zuſammengetretene Orcheſter genannt wurde, für ein Rieſen-Orcheſter geſchriebenes Werk ſehr einfach gehalten, und durchaus von jeder kleinen, capriziöſen Figur frey ſeyn müſſe. Ein Altarblatt, ein Gemälde für einen großen Saal, beſtimmt, von der Menge nah' und fern angeſchaut zu werden, erfordert große Maſſen von Licht und Schatten, breit gefaltete Gewänder, ſcharfen Ausdruck der Figuren: das kleine Gemälde für ein Kabinet, die fleißigſte Ausführung; ſo iſt es auch in der That mit der Muſik. Kirche und Kammer, ja ſelbſt Opernhaus und Kammer, ſchieden ſich ſonſt ſcharf. Rec. erinnert ſich, daß, als einſtens ein Componiſt die Oper des alten Fux, virtù e constanza, welche beſtimmt war, in freyem Felde aufgeführt zu werden, durchſah, er die vielen großen Noten und den leeren Satz nicht wenig tadelte; wie erſtaunte er aber, als bey der Aufführung das in der höchſten Einfachheit große Meiſterwerk tauſende von Zuhörern auf eine wundervolle Weiſe entzückte und begeiſterte. — Vorzüglich ſind es die entgegengeſetzten Bewegungen mehrerer Inſtrumente, die, ſo ſchön, ſo künſtlich das Ineinandergreifen berechnet ſeyn mag, im großen Orcheſter ein Werk leicht undeutlich machen. Die Verbindung mehrerer Hauptgedanken von verſchiedener Bewegung hört Rec. am liebſten im Quartett, ſchon deshalb, weil doch nur hier die höchſte Reinheit und Deutlichkeit zu erlangen iſt.

Der Stich iſt ſauber und geht gut ins Auge. Sonſt machten die Violoncelle mit den Contraviolons eine Maſſe des Baſſes, jetzt führen ſie oft Mittelſtimmen und haben Solo's vorzutragen; ſie verdienten daher wol eine beſondere Partie. Auch hier iſt das Violoncell mit dem Contrabaß vereinigt, welches manche Unbequemlichkeiten für die Spieler hat.

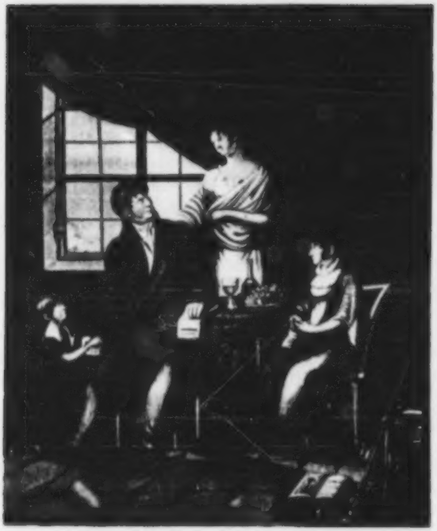
51.

[Räthſel.]

[27. April 1812.]

Die Sphinx hat mich beym Schopf gepackt und wirft mich Bergab Kopfüber in ein verfluchtes SchlammGrab wenn ich nicht rathe —

Blatt 66



Nach der Auflöſung fällt ein Nebelvorhang herab und die Perſonen hinter demſelben werden und wirken poetiſch — o ch'affanno o che smania!

32.

[Heinrich von Kleiſt.]

[28. April 1812.]

Nur drey Stücke haben auf mich einen gleichen tiefen Eindruck gemacht — das Kätchen — die Andacht z(um) K(reuz) und Romeo und Julie — ſie verſezten mich in eine Art poetiſchen Somnambulismus in dem ich das Weſen der Romantik in mancherley herrlichen leuchtenden Geſtaltungen deutlich wahrzunehmen und zu erkennen glaubte! — Noch einmahl komme ich auf den herrlichen Kleiſt zurük um Sie zu bitten mir einiges über ſeinen heroiſchen Untergang zu ſagen; das dumme Geſchwäz in öffentlichen Blättern von Leuten, die vor einem Strahl von Kleiſts Genius in die erbärmliche Nußſchaale, die ſie für einen Pallaſt mit ſieben Thürmen anſehn, ſich verkrochen hätten, dieſes dumme Geſchwäz hat mich überaus angeekelt.

33.

Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers.

Ein Buch für Kenner.

[Mai 1812. Fragment.]

Die Liebe des Künſtlers.

Der kühle Augenblick.

Klang aus dem Norden.

Klang aus dem Süden.

Myſtik der Inſtrumente.

Muſikaliſches Helldunkel.

Ton-Arien.

Zerſtreutheit des Künſtlers (grade entgegengeſezt) (nach dem Takt gehn — Rollen der Räder — Anekdoten.)

Ahnungen der Muſik des Himmelreichs.

Die Noten.

Das Geheimniß der Fuge. (Frage und Antwort. Zwey Worte, oder die Herberge im Walde.)

Piano — forte — crescendo — fortissimo — decrescendo — ritardando — dolce a tempo — smorzando.

Bewußtloſes Empfangen — unerachtet der Componiſt zur klaren Erkenntniß gekommen — er macht ſo ſelbſt ſeinen Critiker — zertheilt in zwey geiſtige Prinzipe, die der Moment ſcheidet.

Mozart als Kind erinnere mich daran, daß ich den Hörnern recht viel zu thun gebe.

54.

Ueber die Aufführung der Schauſpiele des Calderon de la Barca auf dem Theater in Bamberg.

(Anfang Juli 1812.)

Als die Schauſpiele des Calderon de la Barca durch die meiſterhafte Schlegelſche Ueberſetzung in Deutſchland bekannter wurden, erregten ſie eine nicht geringe Senſation, wiewohl in ihre tiefe Romantik nur die wenigen eingehen konnten, welche mit wahrhaft poetiſchem Gemüth ſich zu der unſichtbaren Kirche bekennen, die mit göttlicher Gewalt gegen das Gemeine wie gegen den Erbfeind kämpft und die triumphirende ſeyn und bleiben wird. Die mehrſten und vorzüglich die Anhänger des jetzt herrſchenden Bühnengeſchmacks, konnten zwar den gewaltigen Geiſt, der in den Calderoniſchen Schauſpielen mit grauenerregendem Contraſt ſich ihrer Kleinlichkeit entgegenſtellte, nicht wegdemonſtriren, betrachteten ſie aber als eine Rarität aus der Zeit, wo nach ihren Begriffen die Schauſpielkunſt noch in der Wiege lag, und um ſo weniger iſt es zu verwundern, daß kein Bühnendirektor die Bereicherung des Repertoirs durch Schlegels Meiſterwerk auch nur ahndete. — Die Weimarer Bühne, die ſchon ſeit geraumer Zeit es ſich ernſtlich angelegen ſeyn läßt, unſer Theater aus der tiefen Erniedrigung, in die es verſunken, zu erheben, und ſchon oft die Möglichkeit und Wirkung irgend einer ſcheinbar ganz außer der Sphäre unſeres Theaters liegenden Produktion, den in Sinn und Geiſt beengten Direktoren größerer Bühnen bewieſen hat, gab bekanntlich zuerſt den ſtandhaften Prinzen mit Beifall, und, nicht lange darauf wagte es die noch kleinere Bühne in Bamberg mit der Andacht zum Kreuz, und dann auch mit dem ſtandhaften Prinzen und der Brücke von Mantible hervorzutreten. Unter kenntnißreichen gemüthvollen Freunden des Theaters in Bamberg, wurde, als die Aufführung der Calderonſchen Schauſpiele im Werke war, lange die Frage debattirt: ob man wohl auf ihre Einwirkung auf das Publikum rechnen könne, und welches von jenen Schauſpielen am mehrſten dazu geeignet ſei. Gerade die Andacht zum Kreuz, welche beſtimmt war, zuerſt auf die Bühne gebracht zu werden, erregte den größten Zweifel, und gerade dieſes ſprach in der Folge das große Publikum, von dem doch bei dem Urtheil über Theatereffekt nur die Rede iſt, am mehrſten an. — Ein Publikum, das Schauſpiele, wie die des Calderon, in ihrer vollen Schönheit und Stärke auffaßt, das in das Ganze und Einzelne tief eingeht, dürfte wohl nicht ſo leicht gefunden werden, indeſſen möchte doch eins vor dem andern fähiger und williger ſeyn, die Idee, die Tendenz des Stücks zu begreifen, und ſich von der Gewalt der Sprache, von dem Fluge der kühnen, phantaſtiſchen Bilder fortreißen zu laſſen; und eben dieſe größere Fähigkeit, vorzüglich aber den beſſern Willen, glaubte man bei dem Bamberger Publikum vorausſetzen zu können, weil es nicht verbildet, von dem theatraliſchen Genuß noch nicht überſättigt, und, — katholiſch fromm iſt. Eben dieſes letztere, der in Bamberg herrſchende Katholiziſm war die Urſache, daß die Gallerie eben ſo gut wie Logen und Parterre gleich bei der Expoſition, vorzüglich nach der Herz und Gemüth gewaltſam ergreifenden Erzählung des Euſebio von den Wundern des Kreuzes, die der Andacht zum Kreuz zum Grunde liegende ächtkatholiſche Idee verſtand, und mit ſteigendem Intereſſe den Faden des Stücks ſich entwickeln ſah. Unter dem Kreuze wurden Euſebio und Julia geboren, das Kreuz flehte die Mutter in der angſtvollen Stunde der Geburt um Hülfe an, und ſichtbar empfingen ſie das Zeichen der Gnade in der Geſtalt des blutrothen Kreuzes auf der Bruſt. Nun war das Leben mit ſeinen feindſeeligen Verwicklungen nur der finſtere Weg zu der Sonnenhelle, die ihnen entgegen leuchtete. Vergebens kämpfte der Feind und ſtürzte ſie überall in Noth und Gefahr; dem Kreuze blieben ſie treu und ihre Verklärung aus allem Tod und Leiden war der Sieg, der Triumph des Kreuzes. Iſt dieſe Idee des Stücks verſtanden, ſo tritt auch dem großen Publikum ſeine Einheit, ſein innerer Zuſammenhang, und ſein hohes hiſtoriſches

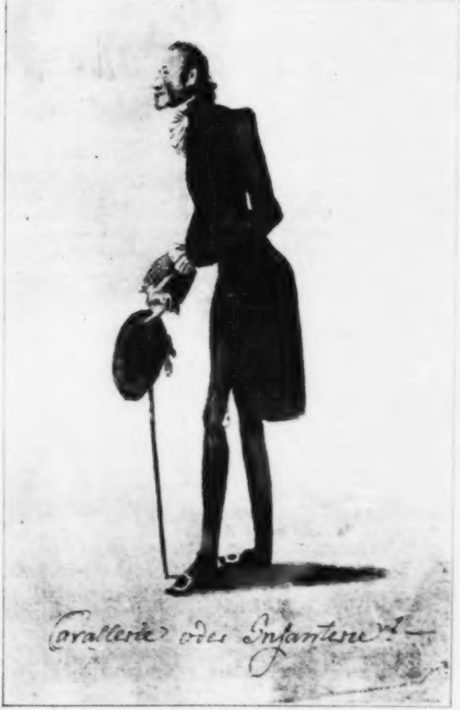
Intereſſe lebhaft hervor, und es behauptet auch in dieſer Hinſicht ſeinen über ſo manches moderne Machwerk, das vor lauter Effekt effektlos wird, ſo hoch erhabenen Rang. Um dem Schauſpiel einen deſto gewiſſeren Eingang zu verſchaffen, mußte für äußern Schmuck geſorgt werden, der jener Idee, in der ſich das ganze Stück konzentrit, nicht allein angemeſſen ſeyn, ſondern dieſelbe auch noch mehr herausheben ſollte. Wie beſchränkt kleine Theater ſind, wo der Platz und das Geld ſo zu Rathe gehalten werden muß, weiß wohl jeder Kenner der Bühne, indeſſen erreicht das Anſtändige, wodurch jede Störung der Illuſion vermieden wird, und manche ſinnige Einrichtung oft mehr den Zweck der theatraliſchen Erhebung und Täuſchung bei dem Zuſchauer, als prächtige Dekorationen und Maſchinerien, die nicht am Orte ſtehen oder der Tendenz des Stücks nicht entſprechen. — Auf jene Weiſe wurde der Tod des Euſebio, ſeine Beichte und Abſolution, ſo wie ſeine und Julia's Verklärung dem Zuſchauer durch folgende Einrichtung verſinnlicht. Euſebio erſcheint in der rauhen felſigten Gegend, zu deren Muſter dem Dekorateur eine Partie aus der Sierra Morena gedient hatte, von den Landleuten verfolgt, auf der Spitze eines Felſens, der im Mittelpunkte des Theaters angebracht, beinahe deſſen Höhe erreichte, und ſtürzt hinab. Die Landleute finden den zerſchmetterten Leichnam, und begraben ihn unter dichten Zweigen, aus denen das dumpfe angſtvolle: „Alberto!“ hervortönt. — Als Alberto die Zweige weggenommen, richtete ſich mittelſt einer durchaus nicht bemerkbaren Maſchinerie Euſebio langſam in die Höhe, und ſank eben ſo, nachdem er die Abſolution erhalten, in ſein Grab zurück. Die Wirkung dieſer einfachen Idee war nach der tiefen Todtenſtille, die jedesmal im Theater bei dieſer übrigens ſtummen Szene herrſchte, zu berechnen. — Als Julia zuletzt das Kreuz, welches in dem Hintergrunde des Theaters angebracht war, umfaßte, verſchwand ihr männlicher Anzug, und man ſah ſie in Nonnentracht an dem Kreuze knieen, das ſich mit ihr in die Lüfte erhob. Die Wolken theilten ſich und wie in einer Strahlenglorie erſchien Euſebio mit ſehnſuchtsvoll nach Julia ausgeſtreckten Armen. Um ſo zweckmäßiger und ſo wirkungsvoller war dieſe im Schauſpiel nicht angedeutete Einrichtung, als der eigentliche Schluß deſſelben, nehmlich Euſebios und Juliens Verklärung als ein Mirakel ſinnlich dargeſtellt wurde, und es ganz in dem Geiſt des

Katholizism liegt, die Sinne bei der ſymboliſchen Darſtellung des Ueberſinnlichen in Anſpruch zu nehmen. — Merkwürdig war es gewiß, wie der Ruf von dem heiligen Schauſpiel ſich nach jeder Aufführung mehr verbreitete, und ein Publikum in das Theater zog, das man ſonſt nie darin geſehen hatte. Alte Bürger mit ihren Frauen, die es ſonſt für ſündlich geachtet hätten, das Theater zu beſuchen, entſchloſſen ſich hineinzugehen, wobei ſie nicht vergaßen den Roſenkranz mitzunehmen, und mehrere Bänke des Parterres waren oft mit Geiſtlichen beſetzt. Ueberhaupt fand bei jeder Aufführung eine ſichtbare Rührung und Erhebung ſtatt, und, um ſo mehr iſt dies nur dem Schauſpiel, und nicht vielleicht der glanzvollen Darſtellung der Schauſpieler zuzuſchreiben, als außerdem Euſebio, der trefflich ausgeführt wurde, die übrigen Parthieen, vorzüglich der Gil, gar viel zu wünſchen übrig ließen. Kurz, die Andacht zum Kreuz erregte eine wahre Andacht, und dies möchte zur Zeit wohl eine ſeltene Erſcheinung im Theater ſeyn. Unter den neuen ſogenannten gangbaren Stücken, findet dieſes Schauſpiel gar keinen Maaßſtab, nach dem es gemeſſen werden könnte: die Perſonen ſind nicht mit Stand und Charakter individualiſirt, und erhalten dadurch eine gewiſſe Allgemeinheit; um ſo weniger wird aber der Zuſchauer zerſtreut, und von der Haupttendenz zur Betrachtung des Einzelnen hingezogen. Darin mag es eben liegen, daß die Tendenz des ſtandhaften Prinzen nicht ſo allgemein, nicht ſo klar von dem großen Publikum aufgefaßt wurde. Hier erſcheinen Fürſten, Könige ꝛc.; der Zuſchauer (es iſt immer von der Maſſe des Publikums die Rede,) denkt an ein Ritterſtück, und ſein Urtheil iſt befangen. Manche fanden es für einen Prinzen und Helden wie Don Fernando nicht anſtändig ſich ſo tief vor dem Könige zu erniedrigen, und bewieſen dadurch, daß ſie die Idee des Stücks, das Märtyrerthum Don Fernandos, der ſtandhaft im Glauben jede Schmach erduldet, nicht aufgefaßt hatten. Uebrigens fand indeſſen auch dieſes Schauſpiel bei dem Publikum den beſten Eingang, und wurde mehrmals bei beſetztem Hauſe wiederholt. Dekorationen und Maſchinerien, die im Stücke nicht vorgeſchrieben, aber im Geiſt des Ganzen angeordnet waren, dienten dem Zuſchauer zum beſſern Verſtändniß, denn auch hier wurde Don Fernando's Verklärung ſinnlich dargeſtellt. Dem Sarg entſchwebte ſo bald er, von den Mauern von Tanger herabgelaſſen, ſich in den

Händen der Chriſten befindet, Fernandos Luftgeſtalt: gleich darauf röthet ſich der Himmel und man ſieht die Geſtalt des auf Wolken thronenden Chriſtus, vor dem Fernando knieet. Dieſe Erſcheinung war ganz luftig und durchſichtig, ſo daß man die Gegenſtände hinter ihr (Mauern, Thürme ꝛc. von Tanger,) wie im Nebel gewahr wurde, und ſo ſchien das Ganze nur der Reflex eines himmliſchen Schauſpiels, das die Mohren zu Boden ſchlug, von den Chriſten aber in knieender Anbetung betrachtet wurde. So wie bei Julias Emporſteigen mit dem Kreuze, ertönten auch hier feierliche Akkorde aus weiter Ferne. Weniger intereſſirte die Brücke von Mantible und das wohl aus dem Grunde, weil der Geiſt der Chevalerie, den dieſes Schauſpiel athmet, dem großen Publikum ganz entfremdet iſt; unſere Bühnenritter, die ſich gar unziemlich gebehrden, ſind wohl nichts weniger als jene romantiſche Chevaliers, die ſich ſo keck und muthig in Liebe und Krieg bewegen, und der Ritterzug Kaiſer Karls gegen den prahlenden Mohren Fierabras, der grüne Fluß, die magiſche Brücke, alles kommt dem Zuſchauer vor, wie es wirklich iſt, nehmlich — ſpaniſch. Dieſes herrliche romantiſche Schauſpiel mit ſeinen Maſchinen und Dekorationen erfordert ein großes Theater, aber hier dürfte es ſeinen Effekt nicht verfehlen. Selbſt auf der kleineren Bühne in Bamberg wirkte, unerachtet des beſchränkten Raumes, die entſtehende und verſchwindende Brücke, die Erſcheinung des rieſenhaften Fierabras in dem Kaſtell, das auf dem ungeheuern Kopf eines bronzenen Zwerges aus dem Waſſer hervorragt und den Schluß der Brücke macht, impoſant, und dürfte im Großen nachgeahmt zu werden verdienen.

Die Bahn iſt nun einmal gebrochen, und es wäre ein verſtocktes Beharren bei dem gewöhnlichen Theaterſchlendrian, wenn mehrere Bühnen ſich nicht entſchließen ſollten, den in Bamberg mit glücklichem Erfolg gemachten Verſuch zu wiederholen. Jedes kleinere Theater, dem auch nicht außerordentliche Kräfte zu Gebote ſtehn, wird die Andacht zum Kreuz mit Glück ausführen können, ſo bald es nur dahin gebracht wird, daß die Schauſpieler ihre Rollen nicht converſationsmäßig, ſondern mit Verſtand, Gemüth, und Beachtung des rythmiſchen Verhalt's, ſprechen; daß die ganze Darſtellung ineinander greift, und daß der äußere Schmuck des Stücks anſtändig und ſinnig angeordnet iſt. Der ſtandhafte Prinz iſt für das Perſonal offenbar

Blatt 67


Cavallerie oder Infanterie?! —

eine ſchwerere Aufgabe, und die Brücke von Mantible erfordert ein Publikum, dem die höhere Ausbildung, die Aneignung des romantiſchen Geſchmacks, ein Auffaſſen des Geiſtes der Chevalerie das erſetzt, was bei den früher genannten Schauſpielen in einem katholiſchen Publikum ſchon die Erziehung und der Glaube von ſelbſt hervorbringt. Eben deshalb dürfte ſich die Brücke von Mantible für das Theater einer großen Stadt eignen, welches ſtatt mancher ſinnloſen Mißgeburt für die Neugierde des Volks erfunden, dieſes geniale Meiſterwerk als Spektakelſtück geben, und ſo den Kenner und das Volk befriedigen und ſich um die Verbeſſerung des Bühnengeſchmacks verdient machen könnte. In Bamberg wurde bei dem Schluß des Schauſpiels nach der Beſiegung des Fierabras die durch hölliſche Künſte gebaute Brücke geſprengt, und dies iſt nachzuahmen, denn mancher geht vielleicht bloß dieſer Exploſion zu Ehren in das Theater, und bekommt nebenher Dinge zu ſehen und zu hören, die ihn am Ende anſprechen und erfreuen, ſo wie manche geiſtig Erſtarrte bei fortdauernder ſchöner Muſik aus ihrer Erſtarrung erwachen.

55.

[Nachtphantaſien.]

[29. Juli 1812.]

Mich quälten die ganze Nacht hindurch die infamſten exorbitanteſten Spuckgeſtalten, in Folge des geſtern genoſſenen koſtbaren Steinweins. Ich war mit Ihnen auf dem Steinberge, wir preßten an einer Traube, die $227^5/_8$ Pfund wog und 183,562 Beeren zählte, daß der Schweiß mit dem Weine nur ſo hinunterlief. Am Fuß deſſelben ſtand der Kanonikus S [töhr?], der ihn in einer porzellanenen Terrine, die ſich zu einer unmenſchlichen Größe ausgedehnt, auffing, ſich aber dabei ſo vollſoff, daß er kopfüber in die Terrine purzelte. Aus dieſer erſtiegen aber uns zum Schabernack gräßliche Dämonen, fantaſtiſche Knirpſe, die den Berg zu Tauſenden hinauf und um herumkrochen, ſo zwar, daß wir Beide umſtülpten, und in die Hülſen der gekelterten Traube rettungslos verſanken.

56.

Des Kapellmeiſters Johannes Kreislers Dissertatiuncula über den hohen Werth der Muſik.

[29. July 1812.]

[Bd. 7, S. 39, Z. 17 v. o.] . . . das Sprechen ungemein erleichtert. (Kant, der dies nur von der Tafelmuſik behauptete, iſt einſeitig, wie der gute Mann öfters war.) In den Pauſen . .

57.

Sechs italieniſche Duettinen für Sopran und Tenor.

[Aus dem Italieniſchen überſetzt. 2. Auguſt 1812.]

Duettino I°.

Holder Waldung Luſtgewinde,
Sagt o ſagt mir ach wo ich finde,
Den ich liebend mir erkor!
Und du Schmeichelweſt umkreiſe
Mir die Herzgeliebte leiſe
Und ſprich: o daß ſie komm und bringe
Frieden den ich ach verlor!

Duettino II

Wo verweilſt du ſüßes Leben,
Kehre tröſtend mir zurück!
Lebten grauſam wir geſchieden,
Ach wo fänd' ich dann wohl Frieden,
Nur bei dir wohnt Freud und Glück

Duettino III

O freundlicher Augen
Holdſeeliges Stralen,
Laßt Wonne mich ſaugen,
Ja ſengt mich mit Quaalen,
Nur (o) bleibet mir hold!

Duettino IV.

Nie werd' ich's wohl ertragen,
Dir fern verwaiſt zu leben,
Willſt frei mich nicht geben
Die Feſſel löſen mir?
Drum ſoll ich ſeufzend ſterben
Und unerhört verſchmachten,
Laß mich nur dies erwerben
Den Tod zur Seite dir!

Duettino V.

In deiner lieben Nähe
Umfängt mich ſüße Luſt;
Doch wenn ich dich nicht ſehe
Stöhnt leis und bang die Bruſt.
Ach daß ich könnte wehren
So blödem Liebeszwang,
Bald würde Ruh mir kehren,
Die ich entbehrt ſo lang.

Duettino VI.

Weh dieſem Tag dem ſchmerzlichen!
Ich ringe mich zu faſſen,
Doch dich Geliebte(r) laſſen
Iſt herber noch als Tod!
Und ſoll der Schmerz ſo fürchterlich
Aufwuchernd mir gedeihen,
Wer wird mir Kraft verleihen,
Zu tragen ſolche Noth!
Kann dich o güt'ger Himmel
Mein Leiden noch bewegen,
So führ mich bald entgegen
Dem ſchönern Morgenroth.

58.

Ouverture de Coriolan, Tragedie de Mr. de Collin, à 2 Violons, Alto, 2 Flûtes, 2 Hautbois, 2 Clarinettes, 2 Cors, 2 Bassons, Trompettes, Timballes, Violoncelle et Basse composée — — par Louis van Beethoven. Op. 62. à Vienne, au bureau des arts et d'industrie. (Prix 1 Rthlr. 12 Gr.)

[5. Auguſt 1812.]

Da nach der einmal üblichen und gewiß nicht zu verwerfenden Einrichtung im Theater jede Vorſtellung mit Muſik eröffnet wird, ſo ſollte jedes wahrhaft bedeutende Schauſpiel eine Ouvertüre haben, die das Gemüth gerade ſo, wie es der Charakter des Stücks erfordert, ſtimmte. Mehrere Trauerſpiele haben ſchon Ouvertüren erhalten, und der geniale Beethoven hat auch Collins Coriolan mit einer herrlichen Arbeit dieſer Art ausgeſtattet — wiewol Rec. geſtehen muß, daß ihm Beethovens rein romantiſcher Genius der Collinſchen, meiſtens reflectirenden Poeſie, nicht ganz befreundet zu ſeyn ſcheint, und der Componiſt dann erſt mächtig die Seele ergreifen und ganz für die folgenden Erſcheinungen aufregen würde, wenn es ihm gefiele, zu den, die Romantik im höchſten Sinn ausſprechenden Trauerſpielen Shakſpeare's und Calderons Ouvertüren zu ſchreiben. Der düſtere, ſchauerliche Ernſt der vorliegenden Compoſition, die Grauſen erregenden Anklänge aus einer unbekannten Geiſterwelt, laſſen mehr ahnen, als nachher erfüllt wird. Man glaubt wirklich, jene Geiſterwelt, durch unterirdiſchen Donner furchtbar angekündigt, werde im Stück näher treten, vielleicht Hamlets geharniſchter Schatten über die Bühne ſchreiten, oder die verhängnisvollen Schweſtern würden Makbeth in den Orcus hinabziehen. Mehr Pathos und Glanz würde der Collinſchen Poeſie vielleicht beſſer zugeſagt haben. Indeſſen, abgeſehen von jenen Erwartungen, die doch nur in wenigen, die Beethovenſche Muſik ganz umfaſſenden Kennern erregt werden, iſt auch die Compoſition ganz dazu geeignet, die beſtimmte Idee zu erwecken: eine große, tragiſche Begebenheit werde der Inhalt des folgenden Stücks ſeyn. Ohne den Comödienzettel geleſen zu haben, kann niemand etwas anderes erwarten; nicht einmal ein bürgerliches, ſondern ausdrücklich ein höheres Trauerſpiel, in welchem Helden auftreten und untergehen, kann nach dieſer Ouvertüre vorgeſtellt werden. —

Die Ouvertüre beſteht nur aus einem Satz, Allegro con brio, ganzer Takt, C moll; die erſten vierzehn Takte ſind indeſſen ſo geſchrieben, daß ſie wie ein, erſt in das Allegro einleitendes Andante klingen. Dieſer Anfang ergreiſt und feſſelt das Gemüth unwiderſtehlich, welches in der ganzen Idee, vorzüglich aber in der originellen Inſtrumentirung liegt. Unerachtet des ff. bleiben die erſten beyden Takte der Saiteninſtrumente, welche das tiefe C. anſchlagen, dumpf und ſchneidend, und grell bricht im dritten Takte der F moll-Accord des ganzen Orcheſters um eine Viertelsnote lang herein. Die Todtenſtille nachher, das Wiederanfangen der Saiteninſtrumente mit demſelben dumpfen, ſchauerlichen C., wieder der grelle [illegible] auf F, wieder die Todtenſtille, zum dritten Mal das C der Saiteninſtrumente, der in 7 geſteigerte Accord, nun endlich zwey Accorde des ganzen Orcheſters, die dem Thema des Allegro zuführen: alles ſpannt die Erwartung, ja es beengt die Bruſt des Zuhörers; es iſt das fürchterliche, drohende Murmeln des nahenden Gewitters. Um verſtändlich zu ſeyn, ſetzt Rec. den ganzen Anfang her: *(N)*.

Das nun eintretende Hauptthema des Allegro, trägt den Charakter einer nicht zu ſtillenden Unruhe, einer nicht zu befriedigenden Sehnſucht in ſich, und ſo unverkennbar es in Beethovens eigenthümlichem Geiſt gedacht iſt, ſo hat es den Rec. doch lebhaft an Cherubini erinnert, und es iſt ihm die pſychiſche Verwandtſchaft beyder Meiſter ganz klar geworden. Selbſt die weitere Ausführung der Ouvertüre iſt, vorzüglich in der Inſtrumentirung, mehreren Cherubiniſchen Ouvertüren nahe verwandt.

(N) Die Transpoſition dieſes Thema's einen Ton tiefer, (B moll) gleich nach der Taktpauſe, iſt auch unerwartet und ſteigert die Spannung, in die man gleich durch die erſten Takte verſetzt wurde. Der Satz wendet ſich nach F moll, in dem nun eintretenden vollen Tutti nach C moll, und geht, nachdem das Hauptthema von der zweyten Violine und dem Violoncell abgekürzt berührt worden *(N)* in den Sexten-Accord der Dominante der verwandten Dur-Tonart Es, der

die erſte Periode der Ouvertüre ſchließt. Nun tritt das zweyte Hauptthema ein, welches von einer Figur, die in dem ganzen Saz oftmals wieder vorkommt, und die beynahe immer im Violoncell liegt, begleitet wird: *(N)* F moll, G moll, C moll werden meiſtens in der Durchführung jenes zweyten Thema berührt, bis die zweyte Periode der Ouvertüre in G moll, und zwar in ſyncopirten Noten der erſten Violine, wozu Violoncell und Bratſche eine neue Figur in Achteln ausführen, in G moll ſchließt: *(N)* Nach dem Schluß in der Dominante führt die eben allegirte Figur mit eben der Begleitung der Violoncelle und Bratſchen durch G moll, F moll, As dur, Des dur etc. 34 Takte hindurch den Saz in F moll, worin der Anfang der Ouvertüre wiederholt wird. Der Saz wendet ſich nach C moll, und das zweyte Thema mit derſelben Begleitung, wie im erſten Theil, tritt in C dur ein, geht aber gleich in D moll, E moll und unmittelbar darauf nach C moll zurück. *(N)* Es folgt dieſelbe Figur in ſyncopirten Noten mit der Begleitung der Violoncelle, die erſt den Schluß in G moll herbeyführte, jezt aber in folgender Art abgebrochen wird: *(N)* Rec. hat die Hoboen, Trompeten und Pauken mit eingerückt, um die ſchauerliche Wirkung des diſſonirenden C, die er bey der Ausführung der Ouvertüre empfunden, den Leſer ahnen zu laſſen. Auch der dumpfe Hörnerton G 8va, worauf ganz unerwartet das zweyte Hauptthema C dur eintritt (wie es oben allegirt worden) ſpannt noch vor dem Schluß die Erwartung aufs neue. Dieſes lichtvolle C dur war aber ein flüchtiger Sonnenblick durch das ſchwarze Gewölk: denn ſchon nach vier Takten kehrt die düſtere Haupttonart wieder, und ein, der ſchon öfters gedachten Figur ähnliches Thema in ſyncopirten Noten führt zu dem Anfang der Ouvertüre zurück, der jezt aber anders inſtrumentirt erſcheint. Die Hoboen, Klarinetten, Fagotte und Trompeten halten das dumpfe C, welches erſt blos in den Saiteninſtrumenten lag, mit aus. Jezt kommen kurz abgebrochene Säze, Taktpauſen, und endlich erſtirbt der Saz in folgenden Noten: *(N)* Rec. bemerkt, daß er die vollſtändige Partitur des Schluſſes hergeſezt, und daß das ganze übrige Orcheſter ſchweigt, und dieſe dumpfen Töne, dieſer lugubre Ton des Fagotts, der die Quinte des Grundtons aushält, die Klage des Violoncells, das kurze Anſchlagen der Contrabäſſe — alles iſt mit tiefem Sinn zur höchſten tragiſchen Wirkung, und zur höchſten ſpannenden

Erwartung deſſen, was uns der Aufflug des geheimnißvollen Vorhangs enthüllen wird, vereinigt. —

Rec. war bemüht, eine deutliche Idee von der innern Structur des Meiſterwerks zu geben, und man wird bemerken können, aus welchen höchſt einfachen Elementen ſein künſtliches Gebäude zuſammengeſetzt iſt. Ohne contrapunktiſche Wendungen und Umkehrungen iſt es hauptſächlich eine künſtliche und raſch fortſchreitende Modulation, die denſelben Sätzen im Wiederkehren Neuheit giebt und den Zuhörer gewaltſam fortreißt. Wären mehrere verſchiedene Sätze angehäuft, ſo würde, bey der nie ruhenden, ſondern immer von einer Tonart zur andern raſtlos eilenden Modulation, die Compoſition, wie viele Sätze neuerer, nachahmender Componiſten, eine Rhapſodie ohne Haltung und innern Zuſammenhang geworden ſeyn: aber nur zwey Hauptthemata giebt es; ſelbſt die verbindenden Mittelſätze, die kräftigen Tutti, bleiben dieſelben, ja ſelbſt die Form der Modulation bleibt ſich gleich, und ſo tritt für den Zuhörer, dem das Thema ſich unwillkürlich einprägt, alles klar und deutlich heraus. —

Rec. muß auf das Studium des Werks ſelbſt verweiſen, um die tiefe, ſinnvolle Inſtrumentirung, die ihn wahrhaft entzückt hat, herauszufinden, da das Allegiren der vielen, einzelnen, genialen Stellen ihn zu weit führen würde. Jeder Eintritt der Blasinſtrumente iſt für die höchſte Wirkung berechnet und angewandt. Die Es-Hörner und C-Trompeten bilden öfters Dreyklänge, die einen tiefen, Schauer erregenden Eindruck machen. —

Seit einigen Jahren iſt das Violoncell ein für das Orcheſter neu erworbenes Inſtrument: denn ſonſt dachte man nicht daran, es durchaus obligat, außer dem Grundbaß zu behandeln. Auch in dieſer Ouvertüre geht es ſelten col Basso, ſondern hat ſeine eignen, zum Theil nicht leicht auszuführenden Figuren. Rec. geſteht zu, daß dieſe Art, das Violoncell zu behandeln, ein offenbarer Gewinn für das Orcheſter iſt, da manche Tenorfigur, von den, gewöhnlich ſchwach beſetzten und überhaupt dumpfklingenden Violen vorgetragen, nicht genug heraustritt, der durchdringende, originelle Ton des Violoncells dagegen von eingreifender Wirkung iſt: in dem vollen Tutti würde er ſich aber nicht entſchließen können, den Contrabäſſen die Unterſtützung der Violoncelle zu rauben, da dieſe erſt durch die höhere Octave den Ton der Contrabäſſe deutlich und ſcharf beſtimmen. Rec. redet hier nämlich nur von Figuren, die das Violoncell als Mittelſtimme im Tutti ausführen ſollte: denn daß es Baßfiguren, die für den Contraviolon unbequem ſind, im Tutti, der Wirkung und Deutlichkeit des Grundbaſſes unbeſchadet, ausführen, und dieſer nur die Grundtöne anſchlagen kann, verſteht ſich von ſelbſt. *(N)*

Uebrigens iſt die Ouvertüre, wie beynahe alle Orcheſter-Compoſitionen des genialen, ſinnigen Meiſters, eine ſehr ſchwere Aufgabe für das Orcheſter, ohne daß in den einzelnen Inſtrumenten beſondere Schwierigkeiten liegen. Nur ein lebendiges Zuſammengreifen, ein tiefes Eingehen jedes Mitſpielers in den Geiſt der Compoſition, durch öftere, fleißige Proben herbeygeführt, kann die gewaltige, unwiderſtehliche Wirkung hervorbringen, welche der Meiſter beabſichtigte und wozu er alle Mittel reichlich ſpendete.

59.

[Xenien auf Bamberger Schauſpieler.]

[Oktober 1812?]

Herrn Rouſſeau, dem Helden.

Lieblich mildernd giebſt Du des Dichters feurige Worte,
Lieber, habe Dank; denn ſo verbrennen wir nicht!

Madame Rottmeyer als Eliſene.

Ob vor Jammer, vor Liebe gerührt hier vor Dir wir ſtehen,
Scheint zweideutig Dir, wie für uns immer Dein Blick.

Herrn Rottmeyer.

Morgen ſprichſt Du wie heut', und heute ſprichſt Du wie morgen,
Uebermorgen haſt Du — uns in der Taſche noch nicht!

Herrn Hanſen.

Hans will ich heißen und ſein, wenn Dich aus ſprudelnden Seen,
Sprudelnd Dich nicht ein zärtlicher Vater gebar!

Madame Hanſen.

Wahrhaft getreu und gemein biſt Du als Hausfrau erſchienen;
    Noch bequemer biſt Du Königin unter dem Viehs!

Herrn Holdermann.

Rolla's Rolle, Du dekorirſt ſie gegen's Dekorum,
    Recht haſt Du! ſprich nicht! bleib bei der Dekoration.

Madame Holdermann.

Jamm're ,— verziehe das Maul, zerfließe nur, Holde, in Thränen,
    Und aus dem Waſſer erheb' zärtliche Mutter Dich bald!

Herrn Chriſt.

Spielen ſollſt Du. — Du kannſt es, wir wiſſen's! Zeig Dich ſo fleißig
    Nur auf der Bühn', wie zu Haus Du Dich im L'hombre und Whiſt

Demſelben.

Spiele den König doch aus! Was zauderſt, was murmelſt im Barte!
    Bube — der Bube — iſt da; raſch ihm den Stich in das Herz!

Madame Kahle.

Kammermädchen ſpielſt Du, o Liebe! auf dem Theater?
    Mädchen bleibe hinfort, nur — in der Kammer dabei!

Derſelben.

Kahle! kahl und matt ſcheint alles auf Dich zu gerathen,
    Selbſt zum Epigramm gibſt Du nicht ärmlichen Stoff!

Herrn Brandt.

Wüthe, tobe nur zu, reiß ferner Couliſſen herunter,
    Wittelsbach brennt und auch ihr, Herzen der Damen, dazu.

Madame Renner.

Zu Epigrammen ſei uns, glaubſt Du, nur der Stachel gegeben?
    Bienen gleich, tragen wir köſtlichen Honig in uns!

Herrn Bode als Geiſt im „Kaspar der Thoringer".

Erſchein' nicht als Geſpenſt, — denn das geziemt nicht Paſtoren,
Langweilig im Leben zu ſein, geht an; — im Tode — ſei todt! —

Herrn Raab.

Bühne, — iſt Schädelſtätt ſie, daß ſich Raben verſammeln?
Sorgt nicht! Geſichter er reißt, und ſie bleiben davon!

Herrn Illenberger als Fridolin.

Ihn hat nicht frommes Gebet, nicht heilige Andacht gerettet,
Habt Ihr, Freunde, geſeh'n, daß wohl das Eis je gebrannt?

Herrn Röckel.

Was zitterſt, mein Beſter, Du ſo? Schon zittern wir ſämmtliche Hörer;
Du zitterſt mit Deinem Geſang zitternd zum Tempel uns 'naus!

Demoiſelle Röckel.

Ja! wir brauchen nicht mehr Italiens Geſänge zu ſuchen —
Südlicher Wind hat ſie uns freundlich herübergeweht!

Herrn Klingmann.

Indifferent ſcheinſt Du uns ſtets, — heut' wie im morgenden Spiele;
Schalk, Du gewinnſt; denn Du machſt 's Tiſchchen indifferent!

Madame Heiniſch.

Schwach iſt Dein Stimmchen, mein Schatz, ſo reich' uns die ſtattliche Naſe:
Dich zu hören bequem, ſitzen geſellig wir d'rauf!

Herrn Siegel.

Siegel! — o Siegel! — ich ſag' Dir's, wenn ferner den Mund Du noch öffneſt,
Drück' ich — ſo groß er auch iſt, — Dir ein Kanzleiſiegel d'rauf!

Madame Rottmeyer.

Gefallen haſt Du als Eliſene und Milford, Du ſagſt es;
Seitdem Du gefallen Dich glaubſt, biſt Du gefallen bei uns!

60.

Ouverture à grand Orchestre, du jeune Henri Chasse par F. Méhul. Chez Breitkopf et Härtel à Leipsic. (Preis 1 Rthlr. 8 Gr.)

[11. November 1810.]

Dem wahren Componiſten enthüllt die Muſik willig ihre Geheimniſſe; er ergreift ihren Talisman und beherrſcht damit die Phantaſie des Zuhörers, ſo daß auf ſeinen Ruf, dieſem ein beſtimmtes Bild aus dem Leben vor die Augen des Geiſtes tritt, und er unwiderſtehlich hineingezogen wird in das bunte Gewühl phantaſtiſcher Erſcheinungen. In der Kenntniß dieſer geheimnißvollen Zaubermittel und ihrer richtigen Anwendung möchte wol die eigentliche muſikaliſche Malerey beſtehen. Melodie, Wahl der Inſtrumente, harmoniſche Structur, alles muß da zuſammenwirken, und es wäre ein thörichter Wahn, wenn man durch die Nachahmung einzelner Naturlaute ohne Beachtung des Ganzen jenen Zweck, beſtimmt auf die Phantaſie zu wirken, erreichen wollte; die Pelotonfeuer der Violinen, die Kanonaden der Pauken in manchen Schlachtſymphonien ſind eben ſo lächerlich, wie das vernämliche Krähen der Hoboe als St. Petri Hahn in jenem alten Oratorio. Es giebt dagegen gewiſſe Melodien, die, z. B. an Einſamkeit, an Landleben erinnern; ein gewiſſer Gebrauch der Flöten, Klarinetten, Hoboen, Fagotte wird dies Gefühl bis zu hoher Lebendigkeit ſteigern. Eben ſo wird man bey gewiſſen Melodien der Hörner augenblicklich in Wald und Hain verſetzt, welches wol nicht, als darin liegt, daß das Horn das Inſtrument der im Walde hauſenden Jäger iſt. Zu weit würde den Rec. die Auseinanderſetzung dieſer Ideen führen; er glaubt genug geſagt zu haben, um ſeine Meynung über die muſikaliſche Malerey, von der das Urtheil über die vorliegende Ouvertüre ausgehen muß, anzudeuten. — Ohne im mindeſten die Abſicht des Componiſten vorher zu wiſſen, wird jeder Zuhörer, den die Muſik überhaupt nur zu ergreifen vermag, durch die Ouvertüre in das frohe Getümmel luſtiger Jäger verſetzt werden: dieſes getraut ſich Rec. keck zu behaupten. Aus tiefem Dickigt ſpringt der königliche Hirſch hervor, verfolgt, angefallen von den in Jagdluſt wüthenden Hunden; auf ſchnaubenden Roſſen ſtürmen die Jäger nach:

auf einmal iſt das Thier verſchwunden, die Hunde haben die Fährte verloren; ſie ſchweifen bellend und ſchnuppernd umher, die Jäger halten ſich ſtill: da ſchlagen die Hunde aufs neue an, über Stein und Buſch ſetzt das Thier, die Hörner erſchallen, die Jäger erlegen es, und luſtige Fanfaren verkündigen den Sieg. Alles dieſes tritt in den lebendigſten Farben heraus — ein Beweis, wie richtig der Componiſt zu dem einmal vorgeſetzten Zweck die Mittel wählte, und wie er das Ganze in allen ſeinen Theilen zuſammenzuhalten verſtand. Die Ouvertüre beſteht aus einem Andante ⁶⁄₈ Takt (D dur) und einem darauf folgenden Allegro ⁶⁄₈ Takt, (ebenfalls D dur). Das Andante iſt eine Art Notturno und malt die gemüthliche Ruhe in einer heitern Nacht auf dem Lande. Clarinette und Fagott fangen ganz allein, all'Ottava fortſchreitend, mit folgendem Satze an: *(N)* und darauf treten die Violinen, ſpäter Violoncell, Hoboe, Flöte ein. Nach dem drey und funfzigſten Takte wird der Satz durch eine luſtige Fanfare der Hörner (A dur) unterbrochen: *(N)* Vier Takte Andante ſchildern das Aufwachen der noch im Schlafe befangenen Jäger, ſo wie die folgenden ſechzehn Takte die wonnige Ruhe, den Schlaf, worein ſie von neuem verſinken, auszudrücken, bis eine zweyte Fanfare der munteren Kameraden aufs neue erklingt. Jetzt rüttelt und ſchüttelt ſich alles aus dem Schlafe, voll Jagdbegierde ſchlagen die Hunde an, die Hörner ertönen, hinaus geht es in den grünen Wald. — Rec. ſetzt die erſten Takte des Allegro her, um die originelle Structur dieſes Anfangs, der das Bild, was der Componiſt im Sinne hatte, ſo lebensvoll darſtellt, zu zeigen: *(N)* Dieſer Satz dauert zwey und dreyßig Takte lang, während welcher der Baß unausſetzlich das D anſchlägt; dann tritt aber ein Crescendo des ganzen Orcheſters ein, welches den Satz in A dur führt, in welcher Tonart die Hörner eine luſtige Fanfare anſtimmen, die von dem ganzen Orcheſter wiederholt wird. —

Die Structur der ganzen Ouvertüre iſt nach der Art dieſes Anfangs, indem, fortwährend immer ſtärker und ſtärker heranſteigende Crescendos des ganzen Orcheſters, die aber ohne Einmiſchung fremdartiger Figuren ſich, in Rückſicht der Bewegung und des rhythmiſchen Verhältniſſes, den Hörnerfanfaren anſchließen, und wieder in einzelnen Noten pianiſſimo erſterben, mit luſtigen Hörnerſätzen wechſeln, bis das Ganze jauchzend, aufjubelnd endet. Schon dieſe Einrichtung wegen ſind auch die Modulationen der Ouvertüre einfach geblieben; (D dur, A dur, D moll, B dur, D dur) und eben ſo wenig darf man contrapunctiſche Wendungen erwarten, auf die es hier auch nicht ankommen konnte. —

Rec. hat die Ouvertüre, die bekanntlich ein Lieblingsſtück der pariſer Concertauditorien iſt, öfters von recht guten Orcheſtern aufführen gehört, und gefunden, daß, ihres leichten Styls unerachtet, ſie nicht ohne Schwierigkeiten in Rückſicht des echt wirkungsvollen Zuſammengreifens iſt, und vorzüglich vier recht gute Horniſten erfordert, die ihre Fanfaren mit Leichtigkeit, Kraft und höchſter Reinheit blaſen, indem davon beynahe größtentheils der Effect des ganzen Satzes abhängt. Uebrigens hat nach der innigen Ueberzeugung des Rec. der wackre, in mancher tiefen, ernſten Muſik ſchon ſo bewährte Meiſter (man denke z. B. an ſeinen Joſeph,) durch das lebenskräftige, helle Jagdſtück ein wahres Muſter geliefert, wie man, handelt es ſich einmal darum, nach ganz beſtimmten Bildern der Phantaſie zu ſtreben, muſikaliſch malen ſoll; und dies iſt, nach der angenehmen Unterhaltung im Theater und Concert, der tiefere Zweck des genialen Werks für jeden Lehrling, der im Tempel der Kunſt der höhern Weihe zureiſt.

61.

1. Choralbuch für die Geſangbücher der reformirten Gemeinden im Fürſtenthum Lippe, herausgegeben von A. H. Puſtkuchen. — Auf Koſten d. Herausgebers. Rinteln, 1810, gedruckt bey Carl Auguſt Steuber. (Verlags-Preis 2 Rthlr.)

2. Kurze Anleitung, wie Singe-Chöre auf dem Lande zu bilden ſind, von A. H. Puſtkuchen, Cantor zu Detmold. Auf Koſten d. Verfaſſers 1810. (Verlags-Preis 12 Gr.)

[2. December 1812.]

Alles das, was Hr. P. in der Vorrede zu ſeinem Choralbuche von der Verunſtaltung der Choralmelodien in den Kirchen, ſo wie von dem Schreyen, Heulen, ja Brüllen vieler Gemeinden ſagt, iſt gewiß nur zu wahr, und ſein Unternehmen, den Geſang in den Kirchen zu reinigen und zu verbeſſern, ſehr löblich, und aller nur möglichen Beförderung werth. Es liegt ferner ganz in der Sache ſelbſt, daß dieſe Reinigung, dieſe Verbeſſerung des Kirchengeſanges, von dem Unterricht, der in den Land- und Stadtſchulen im Geſange ertheilt wird, ausgehen muß; in wiefern aber, ſelbſt den kaum denkbaren Fall angenommen, daß jener Unterricht überall gleichmäßig ertheilt werden ſollte, der beſſere Kirchengeſang, deſſen Herzerhebendes und Andachterweckendes in der reinſten Intonation und in dem einfachen, edlen Vortrage liegt, nicht immer ein pium desiderium bleiben wird — das läßt Rec. dahin geſtellt ſeyn. Es ſcheint nämlich dem Rec. ſchon in der Einrichtung und in dem Geiſte des evangeliſchen und reformirten Gottesdienſtes beynahe die Unmöglichkeit zu liegen, daß der Kirchengeſang nicht jedem, für Muſik empfindlichen Ohre anſtößig ſeyn ſollte. Die ganze Gemeinde nimmt an dem Abſingen der Lieder Theil, und dies Mitſingen iſt eben ausdrücklich eine Andachtsübung, deren Unterlaſſen man für ſündlich achten würde. Dieſes aſcetiſche Princip bringt denn eben auch das gewaltige Schreyen hervor, worüber Hr. P. mit Recht klagt, da bey nicht Wenigen die Stärke jener Andachtsübung auch den höhern Grad der Frömmigkeit bezeichnen ſoll, weshalb ein Nachbar den andern zu übertoben ſtrebt. Schon dieſes Schreyen führt die unreine Intonation, troß dem Gegenkampf der Orgel und des Cantors, herbey, wenn ſich auch nicht jedesmal eine beträchtliche Anzahl Menſchen vorfände, die, hörlos, nicht Einen richtigen Ton herausbringen, geſchweige denn eine Choralmelodie faſſen können, deſſenungeachtet aber nicht weniger fromm als die übrigen ſich zeigen wollen und mit ihren falſchen Tönen obligat werden. — Das Piano, in welchem ſich der Herrnhutiſmus ausſpricht, iſt auf den muſikaliſchen Theil der Andachtsübungen von wohlthätigem Einfluß, und Rec. erinnert ſich noch lebhaft der innigen, wahrhaft religiöſen Stimmung, in die ihn eine Abendandacht verſetzte, der er vor mehreren Jahren in der Kirche zu Herrnhut beywohnte. Die untergehende Sonne warf ihre goldnen Strahlen durch die himmelblauen Vorhänge der Fenſter und ſchien die Flötentöne zu wecken, die aus der Orgel ſtrömten. Der Organiſt präludirte kurz, einfach und edel, und nun fiel mit einem sotto voce die Gemeinde ein. Niemand wollte hervorſtechen, niemand die ſtille Ergebung, mit der er dem höchſten Weſen näher trat, verleugnen, und ſo blieb der Geſang nicht allein rein, ſondern es traten auch die dreyſtimmigen Accorde des Chorals (Sopran, Tenor, Baß,) hinlänglich hervor. Vorzüglich in dem Sopran ließen ſich ganz vortreffliche Stimmen hören, und Rec. begriff alles dieſes ſehr wohl, da in den herrnhuter Knaben- und Mädchenhäuſern der Geſang nach alter Form gelehrt, und alſo das erfüllt wird, was Hr. P. zur Verbeſſerung des Kirchengeſanges ausgeführt wünſcht. Daß hier aber jener Unterricht den Zweck erreicht, liegt in dem Geiſte des herrnhutiſchen Gottesdienſtes, der alles Grelle, alles einzeln Hervorſtechende vermeidet. Gewiß würde der Sänger, der nur irgend, und noch dazu mit einem falſchen Tone hervortreten wollte, von den Aelteſten zum Stillſchweigen verwieſen werden. In den catholiſchen Kirchen werden auch zuweilen Litaneyen und Choräle von der Gemeinde abgeſungen, jedoch iſt dies eigentlich nicht der wichtigere Theil der catholiſchen Andachtsübung, deren Höchſtes ſich in dem feyerlichen Hochamt concentrirt. Hier findet die Kirchenmuſik ihre höchſte Tendenz und wirkt mit Allgewalt auf das Gemüth jedes empfindenden Menſchen, indem ſie ihn mit Ehrfurcht und Andacht erfüllt, ſo daß ſeine Gedanken Gebet werden. Daß Rec. hier von den wahrhaft kirchenmäßig geſetzten Meſſen, welche man denn doch überall noch hört, und nicht von den Verirrungen mancher obſcuren Componiſten ſpricht, verſteht ſich von ſelbſt, und als Prototypus dieſer Muſik möchte er die Werke der alten Italiener, welche choralmäßig a capella ſetzten, (Leo, Durante, Perti,) nennen. Nur dieſe Art, durch die Muſik in der Kirche auf das Gemüth des Menſchen zu wirken und in ihm religiöſe Gefühle zu erwecken, würde Rec. für die richtige halten, und ſo ſehr er überzeugt iſt, daß ein geiſtliches Lied, in der Einſamkeit mit heller Stimme abgeſungen, oft die Seele über den Tand des Irdiſchen emporhebt und zum höheren Leben ſtärkt, ſo meynt er doch, dieſelben Gefühle könnten bey dem öffentlichen Gottesdienſte durch das Anhören des ſchön und kräftig von Chorſchülern mehrſtimmig geſungenen Chorals, deſſen Worte man im Buche vor Augen hat, erregt werden. Rec. hörte von einem Reiſenden, in der reformirten Kirche in St. Petersburg habe man die Kirchenlieder auch gewaltig abgeſchrien, bis dem, für Muſik ſein empſindenden Prediger das Ding zu arg geworden ſey; der habe es dahin gebracht, daß ein, mit der Zeit formirter Chor ſchön geſetzte, aber der Gemeinde unbekannte Choräle vierſtimmig abgeſungen habe. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen mitzuſingen, hätte endlich die Gemeinde ſchweigen müſſen und ſich in der Folge bey dem Anhören der Choräle, die Worte im Buche ſtill nachleſend, mehr gerührt und erbaut gefunden, als vorher. Rec. fand hierin ſein Ideal des Abſingens der Kirchenchoräle bey dem Gottesdienſte, kann aber die Wahrheit jener Erzählung nicht verbürgen, wiewol er in der Aehnlichkeit jener Andachtsübung mit dem griechiſchen Gottesdienſte, deſſen Haupterfordernis ein wohlbeſetzter und ſehr gut einſtudirter Singechor iſt, die Wahrſcheinlichkeit findet, daß in St. Petersburg, wo auch Reformirte wol an Feſttagen die griechiſchen Kirchen beſuchen, ſo etwas ausgeführt worden. —

Was nun Hrn. P.s Bemühen für die Einführung des beſſern Geſanges betrifft, ſo gebührt ſeiner Anleitung zum Singen das gerechte Lob, daß ſie, zunächſt für das Land beſtimmt, präcis, und, mit wenigen Ausnahmen, zweckmäßig abgefaßt ſey, ſo bald man vorausſetzt, daß der Lehrer, der ſie zur Hand nimmt, die Kunſt des Geſanges ganz kennt. Dies kann nämlich der Fall, und doch dem Lehrer die Art, wie er auf dem kürzeſten Wege ſeine Schüler bilden ſoll, wenn nicht ganz unbekannt, wenigſtens nicht geläufig ſeyn; und da darf er gewiß getroſt nach Hrn. P.s Anleitung, die in das practiſche Detail (wie z. B. von der Methode, die Fähigkeit der Schüler zu prüfen) geht, verfahren, und er wird ſeines Zwecks nicht verfehlen. Für Lehrer, die ſelbſt nicht ganz muſikaliſch ausgebildet ſind und die Kunſt des Geſanges nicht aus dem Grunde verſtehen, würde Hrn. P.s Anleitung viel zu mangelhaft und oberflächlich ſeyn. Manchen Satz des Hrn. Verf.s würde Rec. nicht unterſchreiben. So z. B. traut er der Mehrzahl der Menſchen zu viel zu, wenn er §. 4 ſagt: Taktgefühl hat wol ein jeder Menſch. Er darf nur tanzen ſehn, und wird ſich wundern, wie viele, um die Muſik ganz unbekümmert, gerade außer dem Taktſchlag auftreten. Ferner iſt der Begriff der Falſet- und Bruſtſtimme unrichtig angegeben; wenn der Verf. ſie blos nach der Schwäche und Stärke des Tons, und in Rückſicht der Scala, in folgender Art unterſcheidet: *(N)* Gerade die vier erſten Töne werden Discantiſten, verhältnismäßig, nur ſchwach herausbringen, und die volle Bruſtſtimme wird erſt in den folgenden Tönen eintreten. Das Falſet iſt aber auch nicht der ſchwächere Ton des Sängers, ſondern derjenige, den er außer der Scala ſeiner natürlichen, d. h. der Töne, die in der Bruſt wohnen, durch künſtliches Zuſammenpreſſen der Kehle (Kehltöne) bildet und hervorbringt. Doch dieſes hat wenig Einfluß auf die zu lehrende Methode, wiewol es zu Irrthümern im Princip veranlaßt. Die Beyſpiele §. 57. ſind aus dem figurirten Geſange genommen, und paſſen daher nicht zum aufgeſtellten Zweck. Was aber endlich die Lehre des Vortrags §. 72. betrifft, ſo hält es Rec. für äußerſt gefährlich, den Schülern irgend eine Berührung eines Mitteltons von einem Intervall zum andern zu geſtatten, da hieraus nur zu leicht eine ganz falſche Methode, den Choral vorzutragen, entſtehen und der Ernſt des Kirchengeſanges verloren gehen kann. Hrn. P.s eigentliche Abſicht iſt wol, das Portamento di voce zu lehren, welches in der Verbindung der Intervalle liegt, die der Athemzug hervorbringt, und nur im Vortrag der Lehre liegt der Fehler, der manchen, mit der Kunſt des Geſanges nicht vertrauten Lehrer ganz irre führen kann. Hr. P. fühlt das ſelbſt und ſagt: Alle Vorausnahmen und Berührungen der Mitteltöne müſſen äußerſt kurz und faſt unmerklich ſeyn, wenn ſie den ſchönen Vortrag der Melodie beſördern ſollen. Rec. aber iſt der Meynung, daß der Vortrag des Chorals von Sängern, die wenig Portamento di voce haben, ſondern die Töne einzeln, jedoch rein herausſtoßen, doch noch immer leidlicher ſeyn würde, als das Durchſchreiten der Mitteltöne oder die Vorausnahme des folgenden Tons, welches dem Choral das Ernſte und Majeſtätiſche benimmt. . Jenes eigentliche Portamento ſetzt die höchſte Bildung des Sängers voraus, und iſt, wie jeder Singmeiſter erfahren haben wird, am ſchwerſten zu lehren. —

Was nun Hrn. P.s Choralbuch betrifft, ſo ſind die mehreſten Choräle recht gut gewählt, und auch für minder geübte Organiſten und pedalloſe Orgeln zweckmäßig beziffert. Er ſelbſt hat auch vier und zwanzig Choräle neu componirt, die nicht zu verwerfen ſind, wiewol manche nicht den Ernſt und die Würde an ſich tragen, die man von Kirchenmelodien fordert. So z. B. iſt der bravourarienmäßige Anfang des Chorals No. 40. ganz dem Geiſte des Kirchengeſanges entgegen: *(N)* Die Melodie, welche an ein Trompeterſtückchen mahnt, durchläuft hier eine Decime, und keine Regel iſt für den Choral ſtrenger anzunehmen, als die, nur in kleinen Intervallen, welche die Mitteltöne kaum über- oder unterſteigen, die Melodie ſich bewegen zu laſſen. Der Componiſt ſcheint überhaupt die Bewegung der Melodie durch den $^6_4$ Accord zu lieben, denn die Choräle No. 60. und 85 fangen wieder ſo an: *(N)* und gerade dieſer Gang fällt ins Matte und Verbrauchte. Ferner ſchließen mehrere Strophen aus der Terz in den Grundton fallend, wie der Choral No. 152 *(N)* welches auch ziemlich matt klingt. Rec. würde bey dieſem angeführten Schluß in die Dominante cadenzirt haben. Die Melodie des Chorals 102 im [illegible] Takt iſt zu hüpfend, und der Schluß der Choräle 106, 110 für den Choral viel zu gemein und ariettenmäßig. *(N)* Rec., der in den übrigen Chorälen noch manches rügen könnte, bricht hier ab, um jeden Verdacht des Krittelns von ſich zu entfernen, und bemerkt nur im Allgemeinen, daß die Choräle des Hrn. V. ihm viel zu modern vorkommen, und daß vielleicht ein tieferes Studium der alten Tonarten, die dem Chorale einen feyerlichen Ernſt und eine große Würde geben, ſo wie das Eingehen in die Choralcompoſition der alten Italiener und Deutſchen, (z. B. des Sebaſtian Bach,) den Hrn. V. wol bald zu einem recht braven Choralcomponiſten erheben würden. Wie ſchwer es iſt, einen guten Choral zu componiren, und wie Mancher, der im figurirten Styl recht viel leiſtet, ſich vergebens daran verſuchen würde, weiß Rec. recht gut, und um ſo mehr ſchätzt er das Talent und die Bemühungen des Hrn. V., denen er den beſten Erfolg wünſcht. Vielleicht gelingt es ihm noch ſpäter, durch die Compoſition und Einführung ernſter, würdevoller Choräle ſich um den verwahrloſeten Kirchengeſang verdient zu machen und ſo den Lohn ſeines Eifers für die gute Sache einzuärndten.

Der Druck des Werkes iſt gut; nur möchte Rec. den Notenlinien mehr Zuſammenhang wünſchen, da die kurzen, getheilten Striche einen gewiſſen Schimmer hervorbringen, der dem Organiſten in einer nicht ganz hellen Kirche leicht beſchwerlich werden kann. —

62.

[Katalog des Neuen Leſeinſtituts von C. F. Kunz.]

[Vorrede. Bamberg 9. Dezember 1812.]

Verschollen.

63.

Der Augenarzt, Singſpiel in zwey Aufzügen, von Adalb. Gyrowetz. Klavier-Auszug. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. (Preis 2 Rthlr. 12 Gr.)

[30. December 1812.]

Eine Zeit lang hatten ſich die rührenden Familiengemählde unſerer Bühne bemächtigt, bis ſie in ihrem eignen Thränenwaſſer untergingen; jetzt ſcheinen ſie von der Muſik gerettet werden zu wollen, um als Opern über die Breter zu ziehen. Rec. hofft indeſſen, daß nicht allein der zuletzt immer ſiegende gute Geſchmack, ſondern auch der edlere Geiſt wahrhafter Muſik, der jedem braven Componiſten inwohnt, die weinerliche Erſcheinung bald verjagen werde. Als wir in Kotzebue's Epigramm genöthigt wurden, einen Blinden auf den Bretern herumführen und dann operiren zu ſehen, fiel es wohl keinem ein, daß man uns ein Gleiches in einer Oper zumuthen würde; und doch iſt jetzt dem ſo. Zwey blinde, verlorne Kinder, ein Männlein und ein Fräulein, die, von einem gutmüthigen Paſtor aufgenommen und erzogen, nun mit ſeiner Tochter herumziehend ihr Brot erbetteln müſſen, ſich in einander verliebt haben, und ſo ein beängſtetes, qualvolles Leben führen, ſind es, welche ein geſchickter Chirurg glücklich operirt, und zum Lohn die Paſtorstochter zur Frau bekömmt. — In Paris hat man vor kurzer Zeit ein Aneurysma zum Gegenſtande eines Stücks gemacht: indeſſen geißelt dort der Spott jede auffallende Geſchmackloſigkeit ſo lange, bis ſie des ſchmählichſten Todes ſtirbt; ſollte nun aber bey uns das menſchliche Elend erſt in einem Climax verſchiedener Gebrechen und ihrer ſchmerzhaften Heilung auf der Bühne dargeſtellt werden müſſen, um dann für immer zu verſchwinden: ſo hätte Rec. kein übles Süjet für eine Oper in petto, das im ſtarken Effect des Jammers den Augenarzt beynahe überböte. Ein alter, äußerſt tugendhafter, ſehr armer Mann ernährt kümmerlich ſeine Familie, worunter ſich eine ſehr hübſche, ſechszehnjährige Tochter befindet. In einer Feuersnoth rettet er ein Kind aus den Flammen, beſchädigt ſich aber dabey das Bein ſehr gefährlich, ſo daß die Wunde, da er geſchickte Chirurgen nicht bezahlen kann, der ſorglichſten Pflege ſeiner Tochter unerachtet, ſich bis zur Tödtlichkeit verſchlimmert. Das Elend der Familie, zu der ſich noch jenes gerettete Kind, deſſen Aeltern umkamen, geſellt hat, ſteigt bis zur höchſten Spitze; ſie haben ſchon drey bis vier Tage nichts gegeſſen: da ſieht ein junger, äußerſt edler Chirurg das ſchöne Mädchen; er verliebt ſich ſehr, erfährt die Urſache ihres tiefen Kummers, eilt mit Wein, Kraftſuppen und ſeinem chirurgiſchen Apparat herbey, und rettet durch eine geſchickte Amputation des böſen Beins des Vaters Leben, wofür er die Tochter zur Frau bekömmt. Irgend ein Fürſt oder Graf kann noch leicht in die Sache verwickelt werden und die Familie ſehr beſchenken. Die Erzählung von dem großen Brande giebt keine üble Romanze, ſo wie die Operation, mit dem Chor der aſſiſtirenden Chirurgen, ein fruchtbares Pezzo concertante. — Als Verfaſſer des Augenarztes hat ſich ein gewiſſer Hr. Emanuel Reith genannt, den aber Hr. v. Holbein, der früher ein, jetzt in ſeinen theatraliſchen Werken abgedrucktes Singſpiel, die beyden Blinden, für die wiener Bühne bearbeitete, des Raubes beſchuldigt, da, wenig abgeändert, der Augenarzt eben jenes Singſpiel iſt. Wiewol nun Rec. glaubt, daß bey einer einmal verfehlten Idee es nicht ſonderlich auf die weitere Ausarbeitung ankommt, und alſo jener Raub nur dem Hrn. v. H. und nicht dem Publicum unangenehm ſeyn kann: ſo muß er doch dem Original inſofern den Vorzug einräumen, daß es, viel weniger opernmäßig bearbeitet, mehr ein rührendes Drama, worin den auftretenden Perſonen manchmal die beſondere Luſt anwandelt, ein Liedchen zu ſingen, und alſo der Maasſtab der eigentlichen Oper nicht anzuwenden iſt. Was ſoll aber aus unſerer theatraliſchen Muſik werden, wenn auch die Oper ſich bis zu dem gemeinen Thun und Treiben des beengten bürgerlichen Lebens erniedrigt, das dem Geiſte, der ſich in das romantiſche Reich, wo Geſang die Sprache iſt, emporſchwingen will, die Fittige lähmt, und die Phantaſie erdrückt? Was für Anregungen, in die geheimnisvolle Tiefe der Muſik einzugehen, und ihre, im Innerſten verborgenen Geiſter zu wecken, kann denn ſolch ein bürgerliches Küchenſtück geben? So wie in jener Xenie Shakſpear's Geiſt fragt: Was kann denn dieſer Miſere Großes begegnen? ſo kann Glucks oder Mozarts Geiſt auch mit Recht fragen: Iſt denn Geſang der Miſere Pinſeln und Jammern? Rec. trägt zu ſehr die wahrhafte Tendenz der Oper, dieſer höchſten Spitze der Kammermuſik, in ſich, um nicht jede Abweichung davon hart zu empfinden, und er mußte ſich über das geſchmackloſe Gedicht ausſprechen, um allen Beyfall, den die Oper auf dem Theater erhielt, dem braven Componiſten zuzuwenden. Der Styl der Compoſition erinnert lebhaft an die Schweizerfamilie, dieſer lieblichen Idylle, wo das Heimweh, die bis zum Somnambulismus geſteigerte Sehnſucht Emmelinens, die Art, wie ihr Traum in die Wirklichkeit hinüberſpielt, dem Stoffe etwas wahrhaft Romantiſches giebt. Wie in der Schweizerfamilie, fehlt es auch hier nicht an ſehr zart gedachten Melodien, und eine richtige Oekonomie, in Rückſicht des nicht zu viel und nicht zu wenig, rundet das Ganze, ſo daß Rec. nur im Einzelnen manches ausſtellen kann. Möchte man mehr Charakteriſtik der einzelnen Perſonen wünſchen, ſo liegt die Schuld, daß ſich dieſe nicht findet, am Dichter, der ſeinen Perſonen eine ziemlich allgemeine Phyſiognomie gab, und der Componiſt hätte da ganz aus eignen Mitteln ſchaffen müſſen, wo das Gedicht nur eine reine Fläche darbot. —

Von der, aus einem Adagio, non tanto, (A dur) einem Allegretto und einem Allegro ((A dur) beſtehenden Ouvertüre hat dem Rec. der erſte Satz bey weitem am beſten gefallen, da er, was die harmoniſche Fortſchreitung betrifft, originell erfunden iſt und die Modulation im vierten Takte nach Fis moll, dann nach Cis moll und wieder in Fis moll, ganz der lugubern Idee des Gedichts entſpricht. Die darauf folgenden Sätze ſind wol zu unbedeutend und zu ſehr nach dem gewöhnlichen Ouvertüren-Schlendrian gehalten. Rec. hätte entweder den idyllenartigen Anfang der Oper oder die Geſänge Mariens und der beyden Blinden aufgefaßt, und ſtatt des langen und doch wenig ausgeführten Allegro's entweder eine Art Paſtorale geſchrieben, oder in einem kurzen Satze auf jene Geſänge angeſpielt. In dieſer Art iſt die Ouvertüre zur Schweizerfamilie ein wahres Meiſterſtück, da ſie ohne alle Künſteley blos Emmelinens Geſänge, mit dem, im Allegro immer hervortretenden, jauchzenden: Daß ich in der Heimath bin! ausführt. Das Duett No. 2. erinnert den Rec. an eine Eigenheit des Componiſten, die nur zu oft vorkömmt. Er liebt nämlich vorzugsweiſe die aus kurzen Noten beſtehenden Melodien, die nur zu dem eigentlichen parlando ſchicklich ſind, und trennt zu oft die Worte des Textes durch kleine Zwiſchenſätze, wodurch der Geſang etwas Zerſtückeltes, Abgebrochenes bekömmt, welches durchaus nicht wohl thut. Rec. ſetzt den Anfang des Duetts her, um ſeine Meynung recht anſchaulich zu machen. *(N)* Das folgende Quintett, eigentlich nur eine Romanze, dreyſtimmig und zuletzt fünfſtimmig ausgeführt, gehört wol zu den gelungenſten Sätzen der Oper, wo es nicht der gelungenſte iſt. Die Melodie iſt zart, einfach und lieblich, und man kann nicht charaktervoller die ſanfte Klage eines kindlichen Mädchens in Töne faſſen, als es von dem Componiſten geſchehen iſt. Auch die Behandlung der drey Sopranſtimmen iſt ſehr zu loben. Rec. ſetzt die erſte Strophe her, um dem Leſer die Vergleichung ſeines Urtheils mit der Compoſition nicht vorzuenthalten: *(N)* Später trägt Maria dieſelbe Melodie im Dreyvierteltakt vor und das Majore erhält dadurch folgende Geſtalt *(N)* wodurch bewirkt wird, daß die verlängerte Strophe der Verſe ſich doch in den einmal gewählten Satz, dem nur drey Noten eingeſchoben wurden, ſchmiegt und die Einheit des Ganzen durchaus nicht geſtört wird. Es war ein glücklicher Gedanke des Componiſten, die verlängerte Strophe in der Art zu behandeln. Viel weniger gefällt dem Rec. die Romanze No. 4, welche, unerachtet der Text diesmal für den Componiſten fruchtbar genug iſt, von ihm gar zu flach, gar zu unbedeutend gehalten wurde. Ohne in muſikaliſche Spielereyen zu gerathen und etwa in der Strophe: Es ſchmolz der Schnee, das Waſſer ſchwoll hoch übers Bett empor — das Schmelzen des Schnees u. ſ. w. ausdrücken zu wollen, konnte der Ausdruck der Melodie ſtärker und eindringender ſeyn, und ſo das Intereſſe der Zuhörer für die tragiſche Begebenheit, die ihnen erzählt wird, viel höher aufregen, welches ein gewöhnliches Parlando, in kurzen, abgebrochenen Sätzchen, zu thun nicht im Stande iſt. Sehr zart und innig iſt dagegen die dritte Romanze No. 6, im 2ten Acte. Die Melodie entſpricht ganz dem kindlichen Charakter Mariens, den ſie in dem vorhergehenden Duett mit Berg, No. 4, wo ſie der Componiſt, gar zu lau, nur gewöhnliche Parlandos ſingen ließ, unerachtet ihr Gemüth von mancherley widerſprechenden Empfindungen beängſtigt wird, gar ſehr verleugnete. Rec. meynt, daß gerade bey Marien es dem Compon. hätte leicht werden müſſen, den Dichter ganz im Stiche zu laſſen, und ein liebliches, kindliches Weſen zu ſchaffen, das den Zuhörer in jedem Moment ſeines Erſcheinens auf das innigſte angezogen und überhaupt die ganze Gruppe, zu der ſie gehört, um ein merkliches gehoben hätte. Es iſt dies jetzt nur theilweiſe geſchehen. Rec. kann nicht umhin, auch die erſte Strophe der erwähnten Romanze Mariens herzuſetzen: *(N)* Rec. muß hier bemerken, wie ſehr der Componiſt bey der Erfindung einer Melodie ſich zu hüten hat, eine kurze Sylbe, oder ein unbedeutendes Wort, wenn auch der Rhythmus der Strophe übrigens richtig iſt, durch einen Sprung in ein höheres Intervall herauszuheben. So ſchön die oben eingerückte Melodie iſt, ſo bleibt der Sprung in das e auf das Wort iſt ein kleiner Flecken, der dem Kenner empfindlich auffällt. Im zweyten Verſe heißt es: Er nahte ſo beſcheiden — und im dritten: Sein Aug iſt ohne Tücke. Daß der Hauptmoment des Stücks, wie die Operation nun glücklich gelungen iſt und den Blinden die Binde von den Augen genommen wird, nicht ſtärker und inniger von dem Componiſten gegeben wurde, will Rec. gar nicht rügen, da er das Drückende dieſer Situation, die in der That die Phantaſie nur lähmen kann, recht ſehr fühlt. Alle die wahrhaft rührenden Aeußerungen der glücklich Operirten in irgend einer Familie oder in einem Spital müſſen doch in nichtsſagende Empfindeleyen ausarten, ſo bald man ſie auf das Theater bringt, wo ſolche Scenen irgend eine poetiſche Erhebung nicht zulaſſen. — Als recht gelungen zeichnet Rec. noch das Terzett, No. 3. Act 2, aus und muß auch noch der muſikaliſchen Charakteriſtik des Hrn. Schloßverwalters Igel rühmlichſt erwähnen. Die Arie, No. 2. Act 2.: Hier an dem großen Ringe — iſt voll komiſcher Kraft. Das Parlando iſt ganz an ſeiner Stelle, und auch das Abbrechen des Geſanges bey den Worten: da hört man kling kling kling — hier der Schlüſſel iſt zum Keller — dieſer hier zum Speiſeſaal — dieſer führt zum blanken Teller — der zum glänzenden Pokal — ſehr richtig auf die Action des Schauſpielers berechnet, da Igel erſt das Merkzeichen ſeiner Würde, den großen Schlüſſelbund, ſchüttelt, dann aber einen Schlüſſel nach dem andern herausſucht und ihn Marien zeigt. —

Rec. wiederholt noch einmal, daß der Componiſt eine, wenn auch nicht tief eingreifende, doch ſehr angenehme, im Ganzen gut gerundete, und theilweiſe auch charakteriſtiſche Muſik geliefert und der verfehlten Idee des Gedichts aufgeholfen hat. — Es giebt in der ganzen Oper gar keine Schwierigkeiten, und ſchon deßhalb, ſo wie des angenehmen Geſanges wegen, eignet ſie ſich ganz zur geſellſchaftlichen Unterhaltung am Pianoforte; ſehr zweckmäßig war daher die Veranſtaltung eines Klavier-Auszugs, der ſehr ſpielbar, gerade die Mitte des nicht zu vollen und nicht zu leeren Accompagnements der Singſtimmen hält. Pag. 22 im zweyten Syſt. muß, auch ſchon nach der Lage der Singſtimmen, die Klavierbegleitung harmoniſch richtiger geſchrieben ſeyn: *(N)*

Das Aeußere des Werks iſt ſauber und nett, der Druck überaus ſcharf und deutlich in das Auge gehend, und der Preis billig.

64.

[Aenderungen des Fouquéſchen Undine-Textes.]

[Ende 1812.]

[Act 1., No. 6.]

Huldbrand. Undine.
Fort dann und drohen auch Gefahren
Wird treue Liebe uns bewahren
Wir trotzen kühn der Feinde Macht.

Fiſcher. Fiſcherfrau.
So ſcheidet dann, und drohn Gefahren
Wird treue Liebe euch bewahren
Und nichts vermag der Feinde Macht.

Heilmann. Fort dann und drohen auch Gefahren
Soll fromme Liebe euch bewahren
Und nichts vermag der Feinde Macht.

Kühleborn. Ha geht nur hin, trotzt den Gefahren
Was kann vor Geiſtes Macht bewahren
Ihr Menſchlein keck und unbedacht.

[Nach Act II, No. 8.]

(Arie.)

Kühleborn (ſteigt aus dem Brunnen empor.)
Thörin geh! verblendet
Hat dich Menſchenſinn.
Iſt die Luſt geendet
Rafft der Schmerz dahin! —
Doch wie — ſoll Kühleborn der greiſe Herrſcher
Der Menſchen Hohn ertragen —
Wer darf es wagen
Der Rache mächt'ger Geiſter zu entfliehn!
Freund aus Seen und Quellen
Brüderlich Geſchlecht,
Rührt in freudgem Schwellen
Euch zu Rach und Recht.

Chor entfernter Waſſergeiſter (unſichtbar.)
Wir hören dich in ferner Nacht
Gebeut die That — ſie iſt vollbracht.

[Act II, No. 10.]

Undine. Wer traut des launigen Glückes Flügeln
Bey Spiel und Feſt!
Wer? — Ey wer ſich auf Wellenhügeln
Froh ſchaukeln läßt.
Da ſchwebt und wogt man auf und nieder
Und ſcherzt und lacht
Dann auf zum Lichte kehrt man wieder
Aus Grundes Nacht!
Doch kann Undin' in Liebesgluthen
Undine ſeyn?
Jüngſt tanzte froh ſie auf den Fluthen
Jetzt ſinkt ſie ein!
Ich fühl es wohl ſo muß es enden
Man hinderts nicht
Drum auf der Freuden viel zu ſpenden
Noch ſtrahlt das Licht.

[Letzte Scene.]

Es ſteigt ein graues Nebelgewölk aus dem See, das ſich immer mehr verdichtet und man erblickt endlich in demſelben jedoch nur in ſchwankenden, halbzerfließenden Umriſſen ein aus Muſcheln, Perlen, Korallen und ſeltſamen Seegewächſen phantaſtiſch zuſammengeſetztes Portal; unter demſelben Undine, die den wie in Ohnmacht liegenden Huldbrand in ihren Armen hält und ſich ſanft über ihn hinbeugt. Es umgeben die Gruppe Waſſer-Geiſter aller Art; über alle ragt Kühleborns Geſtalt empor. — Ein von neuem aufſteigendes Nebelgewölk verdeckt nach und nach die Gruppe, ſo daß bis zum Schluß des Chors und dem Fallen des Vorhangs beynahe Alles wieder verſchwunden iſt. Die Erſcheinung muß die ganze Breite des Theaters einnehmen und ſo duftig gehalten ſeyn, daß man noch durch des Nebels dünnere Stellen die hinter demſelben befindlichen Gegenſtände, z. B. die Brücke, die Burg ꝛc. erkennen kann.

65.

Violinſchule von Rode Kreutzer und Baillot herausgegeben von Baillot und von dem Conſervatorio der Muſik in Paris beim Unterricht eingeführt. Neue vermehrte Ausgabe. Bei Breitkopf & Härtel in Leipzig. Pr. 2 Rthlr.

[Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Januar 1813.]

Einleitung.

Das Inſtrument, von dem hier gehandelt wird, iſt das allgemeinſte geworden und befindet ſich ſeiner anerkannten Brauchbarkeit wegen in den Händen der mehrſten Tonkünſtler. Nöthig iſt es daher, den Schüler von allen dem zu unterrichten, was ihm einen richtigen Begriff von dieſem Inſtrumente gibt, und ihn in den Stand ſetzt, demſelben den hohen Rang zu ſichern, der ihm gebührt.

Entſtehung der Violine.

Schon in den älteſten Zeiten war vermuthlich die Violine bekannt, denn auf antiken Gemmen findet man Apollo auf einem dreiſaitigen, der Violine ähnlichen Inſtrumente ſpielend abgebildet. Mag man nun dem Gott der Harmonie ſelbſt die Erfindung dieſes Inſtruments zuſchreiben, oder ſonſt einen andern Urſprung ſuchen, daß etwas wahrhaft Göttliches darin enthalten, das wird man nicht läugnen können. Die Alten ſpielten verſchiedene Inſtrumente mit einer Art Bogen, indeſſen hörte der Gebrauch derſelben mehrere Jahrhunderte hindurch auf und ſo verlor ſich jede Spur davon. Die Geſtalt der Violine ſtimmt ſehr mit der Geſtalt der Lyra überein und dies läßt vermuthen, daß die Violine nichts Anderes iſt als die vervollkommnete Lyra, welche nun in ihrer neuen ausgebildeten Geſtalt nebſt dem Reichthum der Modulationen noch den weſentlichen, ihr ſonſt fehlenden Vortheil hat, daß ihre Töne ausgehalten werden können. In Frankreich wurde die Violine unter der Regierung Carls des Neunten zuerſt bekannt. Schon ſeit 260 Jahren hat man nichts Weſentliches an ihrem Bau geändert, ſondern ihr die Einfachheit bewahrt, welche ihre zauberiſche Wirkung noch wunderbarer macht.

Eigenthümliche Beſchaffenheit und Hülfsmittel der Violine.

Die vier Saiten der Violine reichen zu einem Umfange von mehr als vier Octaven, von mehr als zwei und dreißig Tönen von der Tiefe bis zur Höhe hin, und bieten alle zum Geſange und zu den mannigfachſten Modulationen nöthigen Mittel dar. Vermöge des Bogens, der die Saiten vibriren und mehrere derſelben auf einmal ertönen läßt, verbindet ſie die Reize der Melodie und der Harmonie. Durch ihren Klang, der die Anmuth mit dem Glanz vereinigt, leuchtet ſie, alle übrige Inſtrumente beherrſchend, hervor, und ſelbſt mit der menſchlichen Stimme darf ſie wetteifern, da auch ſie das Geheimniß beſitzt, durch das Halten, das Anſchwellen, durch den mannigfachen Charakter ihrer Töne jede Leidenſchaft, jede Bewegung des innern Gemüths darzuſtellen

Verſchiedener Charakter der Violine.

Dieſes Inſtrument, ſeiner Natur nach im Conzert über Alles gebietend und dem kühnen Fluge des Genies ſtets folgend, nahm jeden

Charakter willig auf, den ihm irgend ein großer Meiſter aneignen wollte. So ertönte es einfach und melodiös unter Corelli's Fingern, rührend voll Harmonie und Anmuth ließ es Tartini's, lieblich und ſüß Gavinie's, edel und grandios Pugnani's Bogen erklingen. Feuerſprühend, kühn, pathetiſch und ſublim ertönte es in Viotti's Händen. So erhob es ſich zur Fähigkeit, die Leidenſchaften mit Kraft und Adel darzuſtellen, denn das geziemt dem hohen Rang, den es behauptet, und der Macht, mit der es die menſchliche Seele beherrſcht.

Ausbildung der Violine.

Die Norm der weiteren Ausbildung der Violine ſcheint die vorſchreitende Steigerung des Conzerts geweſen zu ſein, das anfänglich nur eine Symphonie war, nachher in Stücke überging, deren Melodie glänzende Paſſagen ſchmückten und wovon das Accompagnement nur als Nebenſache behandelt wurde; bis es endlich ſeine jetzige impoſante und jedes herrlichen Effekts fähige Geſtalt annahm. Das Orcheſter bereitet den Zuhörer durch eine ganz in dem Charakter des Hauptſatzes gehaltene Einleitung vor; die Harmonie verſchönert, das Thema vollendet ſeine Charakteriſtik; im Solo bemächtigt ſich die Violine des Thema's, aber bald kehrt das Tutti wieder mit ihrem Geſange ſich verſchmelzend und ſich nachſchwingend dem Fluge, den ſie begonnen; jeder ihrer Wendungen ſchmiegt das Orcheſter ſich an, und ſpendet den vollen Reichthum ſeiner mannigfachen Mittel ohne der Wirkung zu ſchaden.

Urſache dieſer Ausbildung.

Um dieſe Stufe zu erreichen, mußten die Schranken, welche die Gewohnheit aufgeſtellt hatte, durchbrochen, und Schönheiten, die das Gemüth erzeugt, an die Stelle der Schönheiten geſetzt werden, die nur herkömmlich als ſolche galten, die die Bewunderung nur durch den Gedanken an die überwundene Schwierigkeit erkauften, die der Phantaſie nichts darboten und die nie das Gemüth durchdringen, ſondern bloß das Ohr beluſtigen konnten. Das war das Werk des Genies und des Geſchmacks.

Von dem Genie, welches die Grenzen der Kunſt hinausrückt.

In der Kunſt offenbart ſich das Genie, dieſe Himmelsgabe, welche der Menſch in ſeiner Geburt empfängt, jederzeit durch eine Tiefe des Gefühls und eine thätige Kraft der inneren Empfängniß, die ihn hinaustreibt aus dem beengenden Kreiſe der Alltäglichkeit. Um das Angeſchaute darzuſtellen, um das innen Empfundene auszudrücken, bedarf das Genie noch bisher ungekannter Mittel; bald ſchafft es ſich eine neue Sprache, die anfänglich nicht verſtanden, doch bald Jedem verſtändlich wird, denn ihre Elemente trägt der Menſch in ſeinem Herzen. Es ſinnt, es ſchafft, es bahnt neue Wege, es erweitert das Gebiet der Kunſt, es gibt dem Geiſte der Zeit einen neuen Schwung und wird ein unvergängliches Muſter für die Nachwelt.

Von dem Geſchmack, der das Genie regelt.

Aber nicht genug that das Genie, wenn es ſich nur neue Mittel des Ausdrucks ſchuf, denn verfehlt iſt ſein Zweck, weiß es ſich nicht in verſtändigen Schranken zu halten. Der Geſchmack muß es leiten und zu rechter Zeit zügeln. Gewiß gibt es in der Muſik Vieles, was bloß der Ton des Tages, Sitte, Gebrauch, ja ſelbſt die Mode erzeugte, und es kommt dadurch mancher harte entſtellende Zug in das ſchöne Ideal; aber gewiß iſt es auch, daß in der Muſik Vieles im Gemüth, im Herzen des Menſchen begründet und ſeinen innigſten Charakter beſtimmt ausſprechend ſich über die Zeit, über den Wechſel der Dinge erhebt. Nein! — die wundervolle Wirkung der Muſik iſt keine leere Täuſchung unſerer Sinne. Das iſt kein nichts bedeutendes Spiel, was des Menſchen Gemüth ſo tief, ſo innig, ſo dauernd ergreift und erſchüttert. Werke, älter als ein Jahrhundert, rührten ſchon die Herzen unſerer Väter und werden noch unſerer Kinder Thränen auspreſſen. Es iſt die Schärfe des Ausdrucks, welche jenen Werken die unwiderſtehliche Macht gibt. Sei nun dieſer Ausdruck im Allgemeineren ſchwankend oder beſtimmt, ſo bedarf er allemal des Schicklichen, welches der Geſchmack an die Hand gibt und deſſen Mangel jeden Reiz zerſtört. — Der Geſchmack beſtimmt alſo die Art der Ausführung, die Alles, was der Komponiſt im Sinne hatte, getreulich darſtellen muß, die aber die

Werke des Genius allemal entſtellen wird, wenn ein für das Schickliche aufgeklärter Sinn ſie nicht leitet.

Weſentliche Eigenſchaften des Künſtlers.

Der Künſtler ſei von der Natur mit einem richtig auffaſſenden Geiſte und mit einer glühenden Einbildungskraft ausgeſtattet. Um den Geſchmack zu bilden, weihe er ſein ganzes Daſein dem ſteten Streben nach der ideellen Vollkommenheit, der ſich immer mehr und mehr anzunähern, ſo ſehr beglückt. In wie fern etwas die Seele zu rühren und den Geiſt zu erheben vermag, das als Maaßſtab des wahrhaft Schönen feſtſtellend gebe er ſich ganz ſeinen Eindrücken hin, mißtraue aber ſeinem Enthuſiasmus. Haben Werke der verſchiedenſten Art, in den verſchiedenſten Ländern geſchaffen, nach und nach ſein Urtheil aufgeklärt und berichtigt, dann erkenne er, daß das Genie, ſoll es länger anziehend bleiben, von dem Geſchmack geleitet werden muß. Alle die kleinen Leidenſchaften, die nur geringe Talente beunruhigen, trete er in den Staub. Zu den Nachbarn gehe er, um aus neuen Quellen Kenntniſſe zu ſchöpfen, mit denen er, kommt er zurück, ſein Vaterland bereichert. Empfänglich für alles Neue, begierig auf Alles was ſeinen Ideenkreis erweitern kann, nehme er den Fremdling mit dem Gefühl der geiſtigen Verbrüderung, das von der Liebe der Kunſt erregt wird, und mit der eifervollen Anhänglichkeit auf, die aus der Begierde zu lernen entſteht. Zu gefühlvoll und zu ſtolz, um eiferſüchtig zu ſein, ſoll ihm jedes Aufkommen eines neuen Talents als ein Gewinn für die Kunſt erſcheinen, und indem ihn nur der Nacheifer beſeelt, werden ſeine Nebenbuhler ſeine Freunde. Fern von uns mögen jene armſeligen Streitigkeiten bleiben, wo Vorurtheile ſich jedem Aufkommen, jedem Vorſchreiten neuer aufklärender Anſichten und Meinungen entgegenſetzten, wo man den Gegner mit Haß verfolgte, in einer Kunſt, die die Herzen einander erſchließen ſoll. Können denn dieſe verächtlichen Zänkereien nur irgend etwas gemein haben mit der rührenden Melodie, mit der hochherrlichen Harmonie, die die Seele erhebt? Die Liebe des Schönen muß bei einem Künſtler allein herrſchen und alles Uebrige in ihr untergehn. Frei von jedem Vorurtheil, das nur ſein Urtheil irre führen kann, iſt der Künſtler im Stande, Alles zu hören, Alles aufzufaſſen, zu vergleichen, er iſt durchdrungen von dem Gefühl des Wahren, Richtigen, das zwar ſchon die Natur in ihn gelegt hat, deſſen Anwendung aber Nachdenken und Erfahrung lehren. — So viel über das Metaphyſiſche der Kunſt.

Studium des Mechanism der Violine.

Nicht genug kann man den Schülern das fleißigſte Studium des Mechanism der Violine empfehlen. Das Inſtrument iſt ſchwer und das kleinſte Verſehen erzeugt die größten Fehler. Durch eine auf die Grundſätze dieſer Violinſchule geſtützte Uebung werden ſie nicht allein jede Schwierigkeit beſiegen, ſondern auch jedes materielle Mittel, ihrem Spiel die möglichſte Stärke des Ausdrucks zu geben, wird ihnen zu Gebote ſtehen. Ehe von dem Ausdruck die Rede ſein kann, müſſen die Schüler ſich ganz dem Studium der mechaniſchen Behandlung der Violine widmen und damit ſo innig vertraut werden, daß ſie in der Folge nie mehr darauf zurückkommen, ja nicht einſtens daran denken dürfen. Der Schüler ſuche ſogleich in der Haltung ſeines Körpers Anmuth und Sicherheit (à plomb) zu vereinen. Er ſei äußerſt aufmerkſam auf die Bewegung der Finger und des Bogens, um Fertigkeit und Nette (Deutlichkeit) zu erlangen. Er ermüde nicht Tonleitern zu ſpielen, um rein intoniren zu lernen, ein ſeltenes und ſo höchſt nöthiges Verdienſt, ohne welches man es denn doch ganz aufgeben ſollte, irgend ein Inſtrument zu ſpielen. Der Schüler übe die dazu beſtimmten Stücke in allen Lagen, denn ſo lernt er das Griffbret der Violine kennen. Er gewöhne die Finger zu langen und kurzen Trillern, damit die linke Hand die gehörige Kraft und Fertigkeit erhalte. Ganz beſonders ſtudire er die Führung des Bogens, um die drei Hauptbewegungen und Charaktere der Muſik deutlich bezeichnen zu können. Er übe ferner die verſchiedenen Arten des Bogenſtrichs, denn durch dieſe wird der Vortrag mannigfacher und ausdrucksvoller. Endlich bemühe ſich der Schüler, ganze Noten auszuhalten, ſie anſchwellen und wieder abnehmen zu laſſen, aus dem Inſtrument einen vollen markigen Ton zu ziehen und alle Hülfsmittel des forte, piano, crescendo, kurz alle jene Nüancen, die die Elemente des Ausdrucks ſind, ſich anzueignen. Hat der Schüler einmal dieſe Schwierigkeiten überwunden, ſo ſchreitet das Talent weiter fort, ſeine Schranken halten es mehr auf, und es wird bald das, was es zu werden überhaupt vermag.

Erſter Theil.

Von dem Mechanism des Violinſpielens.

Dieſer Theil handelt: 1) von der Art, wie Bogen und Violine gehalten werden müſſen. 2) Von dem Bewegen der Finger und des Bogens. 3) Von der Intonation. 4) Von dem Griffbret. 5) Von den weſentlichen Manieren. 6) Von der Führung des Bogens. 7) Von den verſchiedenen Gattungen des Bogenſtrichs. 8) Von dem Ton und ſeinen Nüancen. 9) Von den Verzierungen.

Erſter Artikel.

Art die Violine zu halten.

Man ſetze die Violine auf das Schlüſſelbein auf, halte ſie mit dem Kinn an der linken Seite des Saitenhalters ein wenig nach der rechten Hand abwärts geneigt feſt, mit der linken Hand aber halte man ſie in horizontaler Lage in der Art, daß das Ende des Griffbrets gerade auf die Mitte der Achſel trifft.

Zweiter Artikel.

Haltung der linken Hand und des linken Arms.

Die Violine wird mit dem untern Daumgelenk und dem dritten Gelenk des Zeigefingers gehalten, jedoch ſei der zu dieſem Feſthalten nöthige Druck beider Gelenke nur eben ſtark genug, um zu verhindern, daß der Hals der Violine nicht von der innern Hand zwiſchen dem Daumen und dem Zeigefinger berührt werde. Das Innere der Hand entferne man ſo viel möglich, jedoch ohne daß das Handgelenk ſteif werde, von dem Griffbret, damit die Finger mit Kraft ſenkrecht auf die Saiten fallen können. Den Arm halte man in natürlicher Lage und zwar ſo, daß der Ellbogen ſich vertikal unter der Mitte der Violine befinde.

Dritter Artikel.

Von der Art den Bogen zu halten.

Den Bogen halte man mit allen Fingern und habe wohl Acht, daß die Seite und Spitze des Daumens an dem Froſch dem innern Mittelfinger gegenüber liege. Der Stock des Bogens ruhe in der Mitte des zweiten Gelenkes vom Zeigefinger. Man entferne ja nicht dieſen Finger von den übrigen, die in einer natürlichen Lage bleiben, nämlich ſich weder krümmen noch ſich ausſtrecken müſſen. Der Bogen laufe ſtets parallel mit der Richtung des Stegs und ſein Stock neige ſich nach dem Griffbret hin. Um zu vermeiden, daß bei dem Ausſtrecken des Arms der Bogen die Saiten nicht ſchräg durchſchneide, was der Reinheit des Tons ſo ſehr ſchadet, darf man oft der Spitze des Bogens einen leichten Druck nach vorne hin geben, man gewinnt dadurch zugleich an Kraft für die mit der Spitze des Bogens auszuführenden Striche. Die Haare des Bogens müſſen gerade über dem geſchweiften runden Ende der Tonlöcher der Violine liegen. Will man weniger oder mehr Ton aus dem Inſtrument ziehen, nähert man die Haare des Bogens mehr oder weniger dem Stege.

Vierter Artikel.

Haltung der rechten Hand und des rechten Arms.

Die rechte Hand muß etwas gekrümmt und zwar ſo gehalten werden, daß ſie über den Stock des Bogens hervorragt. Fängt man eine Note mit dem untern Theil des Bogens an, ſo iſt es nöthig, das Handgelenk leicht gegen das Kinn zurückzuziehen; doch darf dieſe Bewegung, die nur den Bewegungen des Arms überhaupt mehr Grazie geben und vorzüglich jedes Verrücken der Richtung des Arms verhüten ſoll, ja nicht zu ſtark ſein. Man laſſe dem Arm ſeine ganze Biegſamkeit und hebe oder ſenke ja nicht den Ellbogen. Will man die untern Saiten, nämlich die tiefen Töne erreichen, ſo wird ſich die Hand und der Vorderarm von ſelbſt ein wenig höher heben, die alte natürliche Lage aber wieder einnehmen, ſo bald man auf der Quinte ſpielt.

Fünfter Artikel.

Bewegung der Finger an der linken Hand.

Gelenk und geſchmeidig laſſe man die Mitte und Spitze des Fingers auf die Saite fallen und hebe ihn ſo hoch auf, als nöthig iſt, ihm einen neuen Schwung zu geben. Man ſetze und hebe die Finger mit der äußerſten Genauigkeit auf. Der Druck des Fingers auf die Saite muß in der Regel ſtärker als der Druck des Bogens, oder wenigſtens, wenn man ſehr ſtark ſpielt, dieſem gleich ſein. In der aufſteigenden Tonleiter läßt man einen Finger nach dem andern wie er aufgeſetzt iſt liegen, in der abſteigenden Tonleiter hebe man einen nach dem andern auf.

Sechſter Artikel.

Bewegung des Bogens, der rechten Hand und des rechten Arms.

Man muß den ganzen Bogen, d. h. man muß ihn von einem Ende bis zum andern brauchen. Weiter hin folgen die Ausnahmen von dieſer allgemeinen Regel. Die ganze Schwere des Bogens fällt vorzüglich auf den kleinen Finger ſo wie der Froſch ſich dem Stege nähert; je nachdem dieſer ſich wieder vom Stege entfernt, darf auch in eben dem Grade der kleine Finger nicht mehr den Stock des Bogens ſtützen, ſondern er bleibt, ohne jedoch im mindeſten ſteif zu werden, gleich den übrigen Fingern ruhig liegen. Vom Anfange bis zu dem Ende des Strichs bleibe die Hand in derſelben Lage, ſo daß, wie ſchon vorhin geſagt wurde, der Stock des Bogens etwas abwärts geneigt und die Saite immer in derſelben Richtung durchſchnitten wird. Bloß der Vorderarm folgt der Bewegung der Hand und krümmt ſich nur dann etwas, wenn er ſich dem Stege nähert. Der Hinterarm bewegt ſich nie direct; er bleibt, ſo wie der Ellbogen, bei jeder Bewegung des Bogens, deren ganze Stärke von dem Zeigefinger, dem Daumen und dem Handgelenk erzeugt wird, unthätig. — Die Uebung des rechten Arms auf den vier Saiten zeigt das Beiſpiel No. 1. Dieſes muß ſo lange geübt werden, bis der Arm ſich in der Art richtig bewegt, daß es mit Sicherheit und Leichtigkeit geſchwind geſpielt werden kann.

Anmerkung. Natürlicherweiſe kann ein ſehr kleiner Schüler den Bogen nicht bis zur Spitze brauchen, ohne die Richtung deſſelben zu verrücken, oder ihn zurückzuziehen. Dann iſt es aber die Sache des Lehrers, ihn nur ſo viel Länge des Bogens brauchen zu laſſen, als der Länge ſeines Arms angemeſſen iſt, auch kann er den Schüler die Violine ſo halten laſſen, wie es ſein kurzer Arm geſtattet; nämlich ſo, daß das Kinn auf der rechten Seite des Saitenhalters ruht. Spielt der Schüler auf einer kleinern Violine, ſo muß er die Vorſchriften des erſten Artikels genau befolgen.

Siebenter Artikel.

Uebung der linken Hand.

Um überzeugt zu ſein, daß die linke Hand richtig liegt und daß jeder Finger ſenkrecht und zwar nur auf eine Saite fällt, mache man die No. 2. bemerkte Uebung. Nur ein Finger wird jedesmal gehoben, während die andern ruhig liegen bleiben. *(N)*

Achter Artikel.

Von der Stellung des Körpers überhaupt.

Mit der Art, wie nach den bisher gegebenen Vorſchriften Violine und Bogen gehalten werden ſollen, muß nun aber auch die ganze Stellung des Körpers übereinſtimmen und der Spieler dahin trachten, durch dieſe jene ihm vorgeſchriebene Haltung beſtändig behaupten zu können. Eine edle ungezwungene Stellung erleichtert den Gebrauch aller Mittel, macht die Bewegung der Finger und des Bogens graziös, und erhöht ſo den Reiz des Vortrags. Es iſt weſentlich, daß man den Kopf gerade auf die Muſik, die man vorträgt, gerichtet halte, daß man die linke Achſel ſo wenig als möglich vorbringe, daß man den Schwerpunkt des Körpers auf die linke Seite ſtütze, ſo daß die rechte Seite frei bleibt und der Arm ſich zwanglos bewegen kann, ohne dem übrigen Körper die Bewegung mitzutheilen. Eine geſuchte affektirte Stellung wird bald lächerlich; eine die Gruppe zerſtörende Nachläſſigkeit würdigt das erſte aller Inſtrumente herab; beides muß daher ſorglich vermieden werden.

Anmerkung. Man bemühe ſich nicht ängſtlich, gerade dieſe oder jede Note mit dem Herunter- oder dem Heraufſtrich zu ſpielen; das beſchränkt zu ſehr jede Bewegung und giebt dem Spiel eine einförmige ermüdende Regelmäßigkeit. Genug iſt es dann, wenn der Satz mit dem vollen Takte anfängt, ſo wie bei langen Noten der Melodie und allen Ruhepunkten, hinunter, wenn der Satz mit dem Auftakte anfängt, ſo wie bei Trillern, die den Satz ſchließen, hingegen hinauf zu ſtreichen. Sehr nützlich iſt es, den Schüler ſelbſt beurtheilen zu laſſen, ob die Note, die er greift, richtig oder falſch, und im Fall ſie falſch ſein ſollte, ob ſie zu hoch oder zu niedrig iſt. Er lernt es ohne andere Hülfe, als die ihm ſein Gehör gibt, das ſich vermittelſt dieſer Uebung immer mehr bilden wird, ſelbſt den gemachten Fehler verbeſſern. Schüler, deren Finger ſo klein ſind, daß ſie nur in die dritte, vierte Lage zu gehen vermögen, werden manche der folgenden Stücke nicht ausführen können; für ſie muß der Lehrer daher ſolche wählen, die ihrer Kraft und Fähigkeit angemeſſen ſind. In den Tonleitern muß jeder Ton von dem einen Ende des Bogens bis zum andern ſtätig ausgehalten werden. Die Bewegung iſt in der Regel ſehr langſam, wiewohl Tonleitern vorkommen, deren Begleitung vermöge ihres beſondern Charakters eine ſchnellere Bewegung erfordert. Sehr leicht wird der Lehrer das dem Charakter des Stücks angemeſſene Tempo finden. (Man ſehe die am Ende angehängten Tonleitern und Uebungsſtücke.)

Von den weſentlichen Manieren.

Vorſchlag.

Der Vorſchlag iſt die Manier, wenn vor der Hauptnote in der Melodie noch eine andere ihr vorgeſetzte Note angeſchlagen wird. Die Italiener nennen dieſe Verzierung der Melodie: **Appoggiatura**, von **appoggiare** (appuyer): ſich auf etwas ſtützen, lehnen, und ſchon dieſe Benennung zeigt, daß dem Vorſchlage ein beſonderer Nachdruck gegeben werden muß, der jedoch weder zu ſtark noch zu ſchwach ſein darf, da in beiden Fällen die Wirkung verfehlt wird. Von oben herab wird der Vorſchlag im Intervall eines ganzen oder halben Tons, von unten hinauf dagegen jederzeit im Intervall eines halben Tons gemacht (S. Beiſpiel 1. 2.). Gewöhnlich gilt der Vorſchlag halb ſo viel als die Hauptnote und nimmt von dieſer eben den Werth, den er gilt. Vorbereitet nennt man den Vorſchlag, wenn eine mit ihm auf gleicher Stufe ſtehende Note ihm vorhergeht; dann hat er beſtändig die Hälfte des Werthes dieſer Note (S. Beiſpiel No. 3.). Einen doppelten Vorſchlag macht man nach dem Beiſpiel No. 4. Der Komponiſt ſchreibt dieſe Manier nicht hin, ſondern überläßt es dem Spieler, ſie zu rechter Zeit, wie es der geſchmackvolle Vortrag erfordert, anzubringen. Eine andere Art des doppelten Vorſchlages zeigt das Beiſpiel No. 5. Hier ſchlägt man die beiden Noten des Vorſchlags gleich und leicht an und ruht auf der Hauptnote. Oft bedienen ſich die Komponiſten des Vorſchlags, um die Verbindung der Töne, welche man in der Kunſtſprache das Portamento (Tragen des Tons) nennt, anzuzeigen (S. Beiſpiel No. 6.). Weder bei der Note, womit die Melodie anfängt, noch bei nach Pauſen eintretenden Noten darf ein Vorſchlag gemacht werden.

Von dem Triller.

Der Triller beſteht in dem ſchnell wechſelnden Anſchlagen der Note, auf die er bezeichnet iſt, und der um einen ganzen oder halben Ton höheren Note (S. Beiſpiel No. 7. 8.). Dieſe Manier wird ſehr häufig gebraucht und daher muß man den Triller ſo lange üben, bis er weich, raſch und lebendig wird; denn ſo gibt er dem Spiele Glanz, da er ſonſt nur die Melodie verunziert. Zum guten Triller gehört, daß man den Finger geſchmeidig und gelenk ſenkrecht auf die Saite fallen laſſe und ihn hoch genug wieder aufhebe, um ihm einen neuen Schwung zu geben. Um alle Steifheit zu vermeiden, fange man langſam an und vermehre die Geſchwindigkeit in eben dem Grade, als man die Fertigkeit erlangt hat, den Finger immer auf denſelben Platz und zwar auf die kleine oder große Sekunde zurückfallen zu laſſen; denn fehlerhaft wird der Triller, ſobald er ſich von dem ganzen oder von dem halben Tone entfernt (S. Beiſpiel No. 9.).

Es gibt mehrere Arten, den Triller vorzubereiten und zu ſchließen. Die gewöhnlichſten enthält das Beiſpiel No. 10., und ihre ſchickliche Anwendung liegt im Geſchmack des Spielers.

Schluß des Trillers.

Wie man den Triller ſchließt, zeigt das Beiſpiel No. 11. Man kann den Triller nicht allein bei dem völligen Schluß des Satzes (Finalcadenz), ſondern auch bei andern harmoniſchen Schlußfällen im Satze ſelbſt anwenden und ſowohl in gebundenen als in geſtoßenen Noten (S. Beiſpiel No. 12.). Man darf auch noch eine durchgehende Note hinzufügen, jedoch niemals beim Aufſteigen (S. Beiſpiel 13. 14.). Oft bleibt der Triller unvollendet; man nennt ihn dann Mordent und bezeichnet ihn auf die im Beiſpiel No. 15. angegebene Art. Eine Reihe von Trillern entſteht, wenn man den Finger von Ton zu Ton rückt und auf jeden Ton einige Schläge macht (Beiſpiel No. 16.). Bei dieſer Reihe von Trillern kann man mit der obern Note anfangen nach dem Beiſpiel No. 17. Oder man ſchlägt erſt die Hauptnote, die mit dem Triller bezeichnet iſt, an (S. Beiſpiel No. 18.) In gleicher Art kann man eine Reihe Triller machen, wie es die Beiſpiele No. 19. und 20. zeigen.

Doppeltriller.

Bei dem Doppeltriller ſind die bei dem einfachen Triller aufgeſtellten Regeln ebenfalls zu befolgen. Vorzüglich muß man hier darauf Acht haben, daß beide Finger, die den Triller ausführen, vollkommen gleich auf die Saite fallen. Eben ſo wie die einfachen Triller werden auch die Doppeltriller vorbereitet und geendet (Beiſpiel No. 21.). (Beiſpiel No. 22. 23.). Eine Ausnahme macht das Beiſpiel No. 24. Es gibt einen Triller, der, ohne ein Doppeltriller zu ſein, doch bei einem Doppelgriff gemacht wird (S. Beiſpiel No. 25.). Dieſen Triller macht man zuweilen bei einem ſolchen Doppelgriff, welcher es nöthig macht, beide Finger liegen und mit fortrücken zu laſſen (S. Beiſpiel No. 26. 27.).

Schleifer (Gruppetto).

Dieſen Namen hat eine Verzierung, welche aus drei Noten beſteht. Dieſe drei Noten müſſen das Intervall einer kleinen oder verminderten Terz umfaſſen, da die Manier ſonſt nur unangenehm wirken würde (S. Beiſpiel Nr. 28. 29.). Um dieſe Manier gut und wohlklingend auszuführen, markire man die erſte Note ſtärker und ruhe länger darauf, als auf den übrigen. Eine andere Art dieſer Manier iſt der Doppelſchlag, der nach der Hauptnote gemacht und durch das Zeichen ~ angedeutet wird (S. Beiſpiel No. 30.). Das Beiſpiel No. 31. zeigt, wie dieſe Manier noch auf mannigfache andere Weiſe verziert werden kann. Das Beiſpiel No. 32. enthält eine Manier, die den Mordent und den Schleifer vereinigt. *(N)*

Von der Art, wie man den Bogen führt, nämlich von der Lage, wie und wo man ihn aufſetzt, ſo wie von der größeren oder geringeren Länge, in der man ihn braucht, hängt die Nettigkeit des Spiels, die Ründe des Tons und der beſondere Nachdruck ab, den man, vorzüglich bei geſtoßenen Noten, durch den Bogenſtrich bewirken ſoll. Es iſt unumgänglich nöthig, den Bogenſtrich zu verlängern, ſobald man ihm Kraft und Ausdehnung geben will; die Bewegung und der Charakter mancher Compoſition erfordert es dagegen, daß man den Strich verkurze, und endlich muß in gewiſſen Fällen, der Abwechslung des Ausdrucks wegen, der Strich ganz kurz und ſcharf markirt ſein. Die am Ende dieſes Artikels befindlichen Beiſpiele von No. 1. bis 7. mögen daher zu allgemeinen Grundregeln dienen, welche der Schüler nach erlangter Einſicht richtig anwenden und ohne deren Uebung es ihm nicht glücken wird, die unzähligen Produkte der neuern Muſik mit dem ihnen angemeſſenen Ausdruck vorzutragen. Im Adagio werden alle Töne lang ausgehalten, man muß daher den Bogen von einem Ende bis zum andern brauchen und alle Töne ſo viel nur möglich verbinden (S. Beiſpiel No. 1.).

Sollen die Noten ausdrücklich abgeſtoßen werden, ſo muß man jede mit derſelben Bogenlänge nach ihrem ganzen Werth aushalten (S. Beiſpiel No. 2.). Im Allegro maestoso oder Moderato assai muß der Bogenſtrich raſcher und beſtimmter ſein. Man gebe jeder geſtoßenen Note die möglichſte Ausdehnung und brauche die Hälfte des Bogens, damit die ganze Saite gehörig vibrire und ſo der Ton rund werde. Um den Herauf- und den Herunterſtrich ſchärfer zu markiren, kann man auch hinter jeder Note eine Art kurzer Pauſe machen (S. Beiſpiel No. 3.). Im Allegro hat der Bogenſtrich eine geringere Ausdehnung; man braucht nur drei Viertheile des Bogens und ſpielt die Noten, ohne ſie durch kleine Pauſen zu trennen (S. Beiſpiel No. 4.)

In dem Presto iſt der Bogenſtrich noch raſcher und lebhafter und vorzüglich kurz bei geſtoßenen Noten. Auch hier braucht man nur drei Viertheile des Bogens, indeſſen muß der Strich ausreichen, um die Saite in völlig gleichen Schwung zu ſetzen, damit der Ton deutlich hervorgehe, lange genug erklinge und das Spiel lebendig und kräftig werde. Je mehr man den Bogenſtrich, da, wo es hin gehört, verlängert, deſto größer iſt die Wirkung; jedoch muß der Spieler nichts übertreiben, ſondern ſeinen Bogenſtrich nach dem Maaß der Kräfte, die ihm zu Gebote ſtehen, formen (S. Beiſpiel No. 5.). Dieſe Führung des Bogens iſt, wie wohl zu bemerken, nur bei Paſſagen anwendbar; in dem Geſange, der Melodie, verkürzt oder verlängert man den Strich, wie es die Bewegung und der Charakter des Stücks erfordern. Der Strich in dem Beiſpiel No. 6. wird mit der Spitze des Bogens ausgeführt und muß ſicher und feſt accentuirt werden. Er bringt den Contraſt mit der in gehaltenen Tönen vorzutragenden Melodie hervor und iſt an ſchicklicher Stelle von großer Wirkung. Auch bei Triolen iſt dieſer Strich anwendbar (S. Beiſpiel No. 7.). Um ohne Härte und Trockenheit dieſen Strich gut zu markiren, muß jede Note ſcharf abgeſtoßen werden, indem der Bogen raſch die Saite faßt und ſein Strich lang genug iſt, dem Ton Ründe und Fülle zu geben. Die ſo nöthige völlige Gleichheit aller Töne unter einander wird erlangt, wenn man bei dem Heraufſtrich mehr Kraft verwendet, als bei dem Herunterſtrich, da es ſchwerer iſt, jenem Nachdruck zu geben, als dieſem.

Von dem Staccato.

Das Staccato entſteht, wenn man mehrere Noten auf demſelben Bogenſtrich einzeln abſtößt. Hier gelten dieſelben Grundſätze, wie bei dem Stoßen der Noten überhaupt; d. h. das Staccato wird ebenfalls mit der Spitze des Bogens, ohne daß dieſer die Saite verläßt, gemacht; jedoch um jede Note beſtimmt und deutlich heraus zu heben, muß man ſo wenig Länge des Bogens brauchen als möglich, und feſt und ſicher die erſte und die letzte Note markiren (S. Beiſpiel No. 8.). Man hüte ſich im Staccato vor aller Steifheit; der Bogen habe freien Spielraum in der Hand, und nur der Daumen drücke etwas mehr den Bogenſtock an. Das Staccato lernt man, wenn man es anfangs langſam übt und bei jeder Note anhält. Auch auf dem Herunterſtrich macht man das Staccato; man ſängt dann mit der Mitte des Bogens, oder noch über derſelben an, je nachdem es die Anzahl der mit einem Strich vorzutragenden Noten erfordert (S. Beiſpiel No. 9.). *(N)*

Mannigfaltigkeit des Bogenſtrichs.

Bis jetzt war nur von den gehaltenen und geſtoßenen Noten die Rede, außerdem aber, daß man die Noten unter einander verbinden muß, um, ſo zu ſagen, wahrhaft auf dem Inſtrumente zu ſingen; ſo gibt es noch gewiſſe Paſſagen, denen der mannigfaltige Bogenſtrich einen ſolchen Ausdruck, einen ſolchen eigenthümlichen Charakter gibt, den ſie ohne dieſe Hülfsquelle nicht haben würden. Jeder Mißbrauch dieſes Reichthums der mannigfaltigen Striche indeſſen würde das Ohr ermüden und dem wahren Ausdrucke, der nie die Mittel häuft, nur ſchädlich ſein (S. folgende Beiſpiele). *(N)*

Von dem Ton.

In dem Ton eines Inſtruments unterſcheidet man ſeinen eigenthümlichen Klang (timbre) und den Grad ſeiner Stärke. Am ſchönſten klingt ein Inſtrument, wenn es Anmuth mit glänzender Stärke vereinigt. Der Violine iſt im hohen Grade dieſer Vorzug eigen, und um denſelben recht in's Licht zu ſtellen, muß man ſich bemühen, aus dem Inſtrumente einen vollen, markigen, kräftigen, runden Ton zu ziehen. Der Ton der Violine hängt von der Art ab, wie man mittelſt des Bogens die Saiten in Schwingung ſetzt. Wie ſchon oben geſagt wurde, muß man ſorgfältig darauf achten, daß der Bogen die Saiten immer in derſelben Richtung durchſchneide, da dadurch die Reinheit des Tons erzeugt wird. Auch iſt dieſer Reinheit wegen es nöthig, daß die Saite mit der höchſten Genauigkeit da, wo es ſein ſoll, angeſtrichen wird, indem dann mit ihrem Ton andere konſonirende Töne erklingen. Um alles das zu erlangen, was zur mechaniſchen Hervorbringung des Tons gehört, muß man ſich üben: 1) den Ton auszuhalten, 2) einen ſchwachen gemäßigten Ton aus dem Inſtrumente zu ziehen, 3) den Ton wachſen und abnehmen zu laſſen und ihn zu nüanciren.

Das Forte. (Stark gehaltene Töne.) Soll der Ton ſtark ausgehalten werden, ſo muß dieſe Stärke von einem Ende des Bogens bis zum andern gleich ſein. Um nun dieſe Gleichheit herauszubringen, muß man deſto mehr Kraft anwenden, je näher man der Spitze des Bogens kommt, da dieſe von Grund aus einen ſchwächeren Ton gibt. Man muß ferner den Stock des Bogens mit allen Fingern, vorzüglich auch mit dem Daumen, feſthalten, und dieſe Kraft des Daumens dem Druck des Zeigefingers entgegenſetzen, da man ſonſt die Saite überwältigt und keinen reinen Ton herauszuziehen im Stande iſt (S. Beiſpiel No. 1.). Den Hinauf- und den Herunterſtrich laſſe man ferner, beide Enden des Bogens verbindend, ſo geſchickt wechſeln, daß dabei keine Unterbrechung, kein merklicher Ruck ſtattfinde. Alle die Regeln, welche man im Geſange für das Athemholen gibt, ſind auf die Führung des Bogens anwendbar. Der Bogen vertritt die Stelle des Athems; er macht die halben und die ganzen Ruhepunkte, und bildet hauptſächlich die muſikaliſchen Phraſen. Um gut zu ſpielen, ſagt daher Tartini, muß man gut ſingen. So wahr, ſo richtig indeſſen dieſer Grundſatz im Allgemeinen iſt und ſo ſehr man ihn befolgen muß, ſo iſt er doch nicht auf gewiſſe Paſſagen anwendbar, die, dem individuellen Genius des Inſtruments ganz eigen, gegen die melodiſchen Stellen abſtechen ſollen, und einen Styl des Vortrags bilden, den die Stimme nicht verträgt.

Das Piano. (Schwach ausgehaltene Töne.) Bei Tönen, die ſchwach ausgehalten werden ſollen, ſetze man den Bogen beim Anfange der Note leicht auf, ſich der Spitze nähernd vermehre man aber den Druck, und übe in dieſer Art ſich in den Tonleitern oder in dem ſchon vorher gegebenen Beiſpiel in der No. 2. angegebenen Art.

Das Crescendo, das Diminuendo. (Wachſende, abnehmende Töne.) Die Nüancen des Tons.

Das Crescendo. (Wachſende Töne.) Sich der Spitze des Bogens nähernd vermehre man die Kraft, und zwar ſo, daß der Ton unvermerkt ſtärker werde (S. Beiſpiel No. 3.).

Das Diminuendo. (Abnehmende Töne.) Man fängt ſehr ſtark an und vermindert die Kraft im Annähern der Spitze des Bogens (S. Beiſpiel No. 4.).

Gedehnte Töne. Man fängt ſehr leiſe an, vermehrt nach und nach unmerklich die Stärke des Tons bis zur Mitte des Bogens, und läßt nun wieder nach und nach den Ton abnehmen (S. Beiſpiel No. 5.). Es gibt noch eine andere Art der Dehnung des Tons, die durch eine wellenförmige Bewegung des Bogens hervorgebracht wird. Dieſe Art Dehnung iſt zuweilen bei ausgehaltenen Noten und Orgelpunkten anwendbar, jedoch darf man ſich ihrer nur ſelten bedienen. Der Komponiſt hat für dieſe Manier das Zeichen •••••• (S. Beiſpiel No. 6.).

Die ſchönſte, wunderbarſte Wirkung in der Muſik machen die verſchiedenen Nüancen des Tons. Sie ſind in der Melodie das Helldunkel, die Lichtblicke des Gemäldes, und nicht genug kann man den Schülern empfehlen, dieſe Nüancen mit der eigenſinnigſten Genauigkeit zu beachten, wozu ihnen das Studium der gedehnten Töne die nöthigen Hülfsmittel geben wird. Durch dieſes Studium werden ſie Meiſter des Bogens, ſie bekommen Ton, Haltung, Ausdehnung des Spiels, kurz Alles, um zu bewirken, daß der Mechanism des Spiels ſich willig hingibt zum Ausdruck der innern Regungen des Gemüths. Alle dieſe gegebenen Regeln ſind auf mehrere Noten, ja auf ganze Phraſen und auf ganze Stücke anwendbar (S. Beiſpiel No. 7. 8.). Eben ſo werden dieſelben Nüancen auf verſchiedene Stricharten angewendet. Eine allgemeine, nie zu vernachläſſigende Regel, die auch im Geſange als ſtrenges Geſetz gilt, iſt, daß man bei aus der Tiefe in die Höhe ſteigenden Paſſagen den Ton wachſen, umgekehrt aber bei von der Höhe in die Tiefe fallenden Paſſagen den Ton abnehmen laſſen muß (S. Beiſpiel No. 9.). *(N)*

Verzierungen.

Die Verzierungen beſtehen aus Noten, die der Compoſition bei dem Vortrage nach den Eingebungen des Geſchmacks hinzugefügt werden; ſei es, um die Melodie bei der öftern Wiederholung zu verändern, oder eine Paſſage zu ſchmücken, die der Componiſt oft eben aus dem Grunde ſo einfach hinſchrieb, um der Fantaſie und dem Geſchmack des Spielers freien Spielraum zu geſtatten. Es ſtehen hier am Schluſſe einige Beiſpiele aus Tartini's Werk von den Verzierungen in der Muſik (S. Beiſpiel No. 10.). Mögen dieſe Beiſpiele einen Begriff geben, auf welche mannigfaltige Weiſe man einen Satz oder einen Schluß verzieren kann, zugleich aber auch zeigen, mit welcher Ueberlegung man dieſe Verzierungen anbringen müſſe, da es ſo leicht iſt, gegen den reinen Satz und gegen den guten Geſchmack zu verſtoßen.

Die Fantaſie erfindet die Verzierungen, aber der gute Geſchmack regelt ſie und gibt ihnen die ſchickliche Geſtalt, den paſſenden Ausdruck, ja er ſchließt ſie ganz aus bei ſolchen Compoſitionen, die in allen ihren Theilen einen beſtimmten Gegenſtand, ein beſtimmtes einzelnes Gefühl darſtellen. Da kann auf keine Weiſe etwas geändert oder hinzugeſetzt, ſondern es muß alles ſo vorgetragen werden, wie es hingeſchrieben iſt. Nicht genug iſt es, den Ort zu beachten, wo die Verzierungen hin gehören, man muß auch ihre Vervielfältigung vermeiden. Zu viel Verzierungen ſchaden der Wahrheit des Ausdrucks, entſtellen die Melodie und werden am Ende eintönig. Oft ſollen ſie den Mangel des eigentlichen innern Gefühls verhüllen oder den Reiz des Vortrags erhöhen, dieſer Zweck wird aber verfehlt, denn nur das Einfache iſt ſchön und rührend. Den Geſang ſoll der Schmuck zieren, aber er ſoll nicht im Schmucke untergehn. Nach den Regeln des guten Geſchmacks ſoll man die Verzierungen aus dem eigenthümlichen Weſen der Melodie ſelbſt bilden und dann mit Einſicht und Ueberlegung anbringen. *(N)*

Zweiter Theil.

Vom Ausdruck und deſſen Mitteln.

Alles bisher Geſagte betraf den Mechanism des Violinſpielens; es wurden die materiellen Grundſätze aufgeſtellt, nach denen in dem Schüler die phyſiſchen Kräfte, die ihm die Natur gab, entwickelt werden müſſen. Hat er die Schwierigkeiten, die dieſe Elemente der Kunſt in ſich tragen, überwunden, ſo muß er mit guter Auswahl Stücke von fortſchreitender Schwierigkeit ſpielen, und ſo ſein Spiel und ſeinen Geſchmack nach und nach ausbilden; denn nur indem er ſchon vorhandene Compoſitionen fleißig ſtudirt, wird er ſich über das Gemeine erheben und ſelbſt etwas Großes leiſten. Man bringe dem Schüler nach einander die Werke der ältern Meiſter bis auf die Werke der neueſten Zeit vor Augen, und laſſe ihn ſo gleichſam dem hiſtoriſchen Cyklus des Violinſpiels folgen. (Claſſiſche Compoſitionen für die Violine haben geliefert: Corelli, Haendel, Tartini, Geminiani, Locatelli, Ferrari, Stamitz, Leclerc, Gavinies, Nardini, Pugnani und Viotti.) Dann bekommt das Spiel Charakter; Alles, was zum Mechanism gehört, verſchwindet, und das innere Gefühl herrſcht an ſeiner Stelle. So muß der Künſtler die Kunſt frei beherrſchen, daß man über die innere Rührung, die ſein Spiel bewirkt, die Mittel, deren er ſich dazu bedient, ganz vergißt. Hat auch der Spieler endlich den Mechanism des Spiels ganz in ſeiner Gewalt, ſo iſt doch noch nicht das Ziel ſeiner Bemühungen erlangt, und wohl prüfe er das Maas ſeiner Kräfte, ehe er weiter geht. Die Kunſt des Ausdrucks öffnet nun ſeinem Talent eine Laufbahn, die nur die innern Empfindungen des menſchlichen Herzens begränzen. Das bloße natürliche Gefühl reicht hier nicht hin; der Schüler muß den innern Drang, die nach außen wirkende Wärme des Gefühls in ſeiner Seele tragen, welche ſich mittheilt, durchdringt, entzündet. Das iſt das himmliſche Feuer, welches nach einer ſinnreichen Dichtung, Prometheus dem Himmel ſtahl, um den Menſchen zu beleben. Der Ausdruck beſteht, wie Rouſſeau in ſeinem Wörterbuche der Muſik ſagt: in der Kunſt des Muſikers, alle Ideen, alle Empfindungen, die er beabſichtigt, kräftig darzuſtellen.

Mittel des Ausdrucks.

Der wahre Ausdruck iſt abhängig 1) von dem Ton, 2) von der Bewegung, 3) von dem Styl, 4) von dem Geſchmack, 5) von dem Takt, 6) von dem Geiſte des Vortrags.

Von dem Ton.

Jedes Inſtrument hat einen Klang, deſſen Eigenthümliches durch den Bau, die Größe, den Stoff, woraus es gemacht iſt, und durch die Art, mittelſt der es in Schwingung kommt, erzeugt wird. Dieſer eigenthümliche Klang gibt jedem Inſtrument einen ſo beſtimmt ausgeſprochenen Charakter, daß ein nur im mindeſten geübtes Ohr es ſehr leicht unterſcheiden kann. „Kein Inſtrument, ſagt Rouſſeau, iſt ſo des „mannigfaltigſten, umfaſſendſten Ausdrucks fähig, als die Violine. „Dies wunderbare Inſtrument iſt die Grundlage aller Orcheſter, und „genügt dem großen Componiſten zu jeder Wirkung, die ſchlechte Muſiker in der Anhäufung der verſchiedenſten Inſtrumente vergeblich „ſuchen.“ In der That hat die Violine in ihren hohen Tönen das Glänzende der Clarinette und das Naive, Idylliſche der Oboe; in den Mitteltönen das Schmelzende, Zärtliche der Flöte, in der Tieſe den melancholiſchen Ton des Fagotts, oder das Erhebende, Ergreiſende des Waldhorns. Das Talent, welches dem Inſtrument Seele und Leben einhaucht, zaubert dieſe Mannigfaltigkeit hervor. Aber außer dieſem biegſamen eigenthümlichen Klang des Inſtruments gibt es noch einen Ton, den das individuelle Gefühlsvermögen des Muſikers erzeugt; dieſer Ton iſt ſo charakteriſtiſch, daß dieſelbe Violine, von zwei verſchiedenen Meiſtern geſpielt, nicht daſſelbe Inſtrument zu ſein ſcheint. Noch ehe das Thema endet, noch ehe der Zuhörer die Idee der Compoſition aufzufaſſen vermag, ergreift der Ton ſeinen Sinn und bewegt ſein Gemüth. Der erſte Ton iſt für das Ohr das, was der erſte Blick für das Auge iſt; in ihm liegt die magiſche Gewalt des unwiderſtehlichen Zaubers und des tiefen unauslöſchlichen Eindrucks. Noch hört man Pugnani's und Tartini's Ton ſo lebendig, daß man die verſchiedene Gattung des Ausdrucks, die beide individualiſirte, wohl zu unterſcheiden vermag. Schon ſeit langer Zeit ſchweigen Viotti's ausdrucksvolle Töne, aber ſo ergriffen ſind wir davon, daß wir ſie nie vergeſſen können. Unvergänglich iſt die Spur des Andenkens, das in unſerm Gedächtniß, ſo wie in unſerm Herzen lebt. Mag der Schüler, der einen ſchönen Ton erlangen will, ſich durch die angegebenen mechaniſchen Mittel darzu vorbereiten, die Schönheit des Tons ſelbſt aber erzeugt dann das Gefühlsvermögen, und nur tief im Gemüthe ſucht und findet der Schüler die Quelle, aus der er das, was in das Gemüth dringen ſoll, ſchöpfen muß.

Von der Bewegung.

Die Alten theilten die Muſik rückſichtlich ihrer Wirkung auf das Gemüth, in die ruhige, lebhafte und leidenſchaftliche (enthuſiaſtiſche). Dieſe drei Hauptcharakter liegen in den drei Hauptbewegungen, bekannt unter den Namen: Adagio, Allegro und Presto. Der Charakter einer muſikaliſchen Compoſition hängt größtentheils von der Bewegung ab; dieſe verändernd wird man leicht aus einem ſehr heitern Stück ein trauriges Adagio, aus einer rührenden Melodie ein luſtiges Presto machen können. Der Ausdruck erfordert daher, daß man jeder vorzutragenden Muſik mit der größten Genauigkeit die ihrem urſprünglichen Charakter angemeſſene Bewegung gebe, denn nur ſo erhält ſie den Charakter, der der Bewegung zuſagt. Um dieſen Charakter des Stücks feſt zu halten, muß man durchaus nichts thun, wodurch er auf irgend eine Art verwiſcht werden könnte. Man darf daher im Adagio keine raſchen Paſſagen anbringen, oder ihm einen, dem durch die Bewegung ausgeſprochenen Charakter fremden Ausdruck geben. Die Verzierungen müſſen breiter, die Vorſchläge langſamer, der Triller muß weicher, der Bogenſtrich gehaltener ſein als im Allegro. Feſter und mit lebhafterem Bogenſtrich ſpielt man das Allegro. Die Verzierungen, die Vorſchläge bleiben zwar breit, ſie werden aber mit raſcher wechſelndem Bogenſtrich ausgeführt und der Triller erhält mehr Schwung. Die größte Leichtigkeit, das regſte Leben, das funkenſprühendſte Feuer lege man in das Presto. Selbſt in den Stellen vom ſchwächſten Ausdruck müſſen Finger und Bogen ſich ſtets regſam bewegen. Uebrigens kann man hier dem Schüler nur die richtige Bahn zeigen, damit er ſich nicht verirre, denn ſonſt gäbe es noch unendlich viel ihm zu ſagen. Der Verſtändige wird auch ſchon von ſelbſt einſehen, daß es von den drei Hauptbewegungen noch viele Abſtufungen geben muß, z. B. das Larghetto, Andante, Moderato, Allegretto. Inwiefern nun die Bewegung eines Stücks ſich mehr oder weniger einer der angegebenen drei Hauptbewegungen annähern muß, das entſcheidet das muſikaliſche Gefühl. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß alles bisher Geſagte nur das Materielle des Ausdrucks betrifft, der noch in anderer Hinſicht zu betrachten iſt.

Von dem Styl.

Die Art des Ausdrucks, die Ausdrucksmittel, der dem Muſikſtück gegebene Accent bilden den Styl. Nach dem vorhin Geſagten hat in dieſer Art das Adagio, das Allegro, das Presto, jedes ſeinen ihm eigenthümlichen Styl, der nicht verdunkelt werden darf. Jeder Componiſt hat ein eignes Gepräge, das er jedem ſeiner Werke aufdrückt, einen individuellen Styl, der von ſeiner Weiſe zu empfinden und das Empfundene auszuſprechen erzeugt wird. Hier ſtoßen viele Violinſpieler an eine Klippe. Mancher iſt fähig, die Muſik eines Componiſten gut vorzutragen, aber andere Muſik ſpielen iſt ihm ganz unmöglich; ſeine Finger, ſein Bogen, ſeine Manier, Alles ſetzt ſich entgegen; entweder fehlt es ihm an der nöthigen Geſchmeidigkeit, ſich jeden Styl anzueignen, oder er iſt nicht von Natur dazu organiſirt, die verſchiedene Setzart und den jedem Satze zukommenden Ausdruck richtig aufzufaſſen. Für dieſes Uebel gibt es kein Mittel. Stehen dagegen dem Schüler nur phyſiſche Hinderniſſe entgegen, ſo ſtudire er alle Gattungen, die Werke aller Meiſter, und bemühe ſich, ſein Spiel darnach auszubilden und vielſeitig zu werden. Er ahme große Muſter nach, ohne Furcht, ſtets nur Nachahmer zu bleiben, bis er ſelbſt zum Muſter dienen kann. Von den beſten Werken der größten Meiſter wird er ſich bald den Styl aneignen, der ſeiner Weiſe zu empfinden am meiſten analog iſt. In jedem Individuum modeln ſich indeſſen die innern Gefühle auf eine unendlich mannigfache Weiſe, und der auf dieſe oder jene Art nüancirte Eindruck bildet auch den beſonderen ihm homogenen Styl; der Schüler, welcher den Keim des wahren Talents in ſich trägt, wird daher endlich ſich ſelbſt einen Styl bilden, indem er ſein eigenes Ich darſtellt, und eben ſo originell erſcheinen wie die, welche reden, ſchreiben, dichten, wie es ihnen die innerſte Regung ihres Herzens und der Schwung ihrer Fantaſie eingibt. Dieſe Originalität darf indeſſen nicht geſucht, ſie muß natürlich ſein; man kann ſie nicht erkünſteln ohne ſich bloß zu geben oder bizarr zu werden. Der gute Geſchmack muß dieſem Uebel, das allgemeiner iſt, als man wohl glauben ſollte, vorbeugen.

Von dem Geſchmack.

Der natürliche Geſchmack beſteht in dem Gefühl des Richtigen und Schicklichen, es iſt der geheime Takt, der jeder Sache Ton, Charakter, Ort ſo gibt, wie es ihr zukommt; noch vor jeder Reflexion ergreift er blindlings das Richtige. Noch eine andere Art des Geſchmacks entſteht aber aus dem Reſultat der Vergleichungen, dem Urtheil und der Erfahrung, und dies iſt der ausgebildete Geſchmack, welcher dem natürlichen Geſchmack die beſondere klare Einſicht des Richtigen und Schicklichen gibt, von dem vorhin die Rede war. Er iſt eine Gabe der Natur, ſo wie die Frucht der Ausbildung, und erfordert eben ſowohl Verſtand (Reflexion), als natürlichen Trieb. Es iſt falſch, daß, wie Viele glauben, dieſer Geſchmack nur in der Fertigkeit beſtehen ſollte, irgend eine Melodie angenehm zu verzieren und zu verſchnörkeln, da er vielmehr lehrt, daß, wenn es der Geiſt des Stücks erfordert, man ſich aller Verzierungen enthalten, daß man ſie mit Mäßigung nur zu rechter Zeit anbringen, und ſie aus dem Weſen der Compoſition ſelbſt nach dem darin ausgedrückten Charakter entnehmen müſſe, ſo wie ſchon vorhin angeführt wurde. Bei der Bildung dieſes Geſchmacks muß der Lehrer dem Schüler Beiſtand leiſten, er muß ihm ſagen, daß ein zärtlicher gefühlvoller Satz kein Bravour-Stück iſt, daß das Adagio nichts gemein hat mit den kecken raſchen Fortſchritten des Allegro's, daß man das Quatuor nicht in der feſten durchaus beſtimmten Manier ſpielen müſſe, wie das Concert, daß man ſein Spiel jederzeit der Größe des Gegenſtandes anpaſſen, nach der Art, wie die muſikaliſchen Sätze einen verſchiedenen Vortrag erfordern, ſeine Töne modificiren, und die Mittel zu Rathe halten, kurz nichts thun müſſe, was nicht dem Haupt-Charakter des Stücks ganz entſpricht. So erleichtert und befördert der Meiſter die Bildung des Geſchmacks. Vergebens zeigt man aber dem Schüler den rechten Weg, wenn er kein inneres natürliches Gefühl beſitzt, das die Lehre auffaßt, und wenn man ihm die oben aufgeſtellten Bemerkungen immer und immer wiederholen muß. Zuletzt wird er ein Nachahmer, nie aber ein ſelbſtſchaffendes Talent. Den Geſchmack kann der Meiſter daher eigentlich nicht lehren, ſondern der Schüler muß dieſe Lehre nach den Andeutungen des Meiſters aus ſeinem Innern zu ſchöpfen wiſſen.

Von dem Takt.

Das bloße Einhalten des Zeitmaaßes reicht nicht hin zu dem, was wir hier im ſtrengſten Sinne des Worts den Takt nennen, und zu welchem gehört, daß man mit der größten Genauigkeit das rhythmiſche Verhältniß der einzelnen Theile, die das Zeitmaaß bilden, beobachte und ſein Spiel genug beherrſche, um die Bewegung gleichförmig zu erhalten. Der Vortrag verlangt zuweilen ein leichtes Abweichen von dem feſtgeſtellten Zeitmaaß; entweder geſchieht dies aber ſo allmählig, daß man es nicht ſpürt, oder man verſteckt nur das Zeitmaaß. Das heißt: man ſcheint nur einen Augenblick dagegen zu fehlen und ergreift es gleich darauf wieder mit eben der Genauigkeit als vorher. Mißbraucht man dieſe gegebene Freiheit, ſo geht der Reiz verloren, den die Muſik durch die Regelmäßigkeit der Bewegung gewinnt, und das an den Rhythmus, an die richtige, den Charakter des Stücks ausſprechende Eintheilung des Zeitmaaßes gewöhnte Ohr wird durch die Verſchiedenheit, durch die Verworrenheit der Bewegung, die alle Schönheiten des Ganzen zerſtört, ſehr bald ermüdet. Manche bezwecken eine größere Wärme des Ausdrucks, wenn ſie bei dem Vortrage ſchwieriger Paſſagen eilen. Hiernach läge alſo die Wärme des Ausdrucks in der Geſchwindigkeit, in dem Treiben, und man müßte im Adagio darauf Verzicht leiſten. Jener Grundſatz dient aber nur dazu, den Mangel des wahren innern, aus dem Gemüth kommenden Feuers, welches ſich in der Kraft, der Stärke, dem Drange des Gemüths bei dem Vortrage offenbart, und ſo wie jede andere Bewegung auch das Adagio belebt, zu verbergen. Dieſer Takt iſt nebſt der reinen Intonation dasjenige, was man bei dem Vortrage am ſeltenſten findet. Vor einem aufgezogenen Chronometer ſpielend, erkennt man erſt die Schwierigkeit, die Zeittheile, das Zeitmaaß richtig und gleichmäßig einzuhalten. Man könnte behaupten, daß die Bewegung des Bluts uns den Rhythmus unentbehrlich gemacht hat, und daß in den gleichförmigen Schlägen des Herzens der Urſprung des muſikaliſchen Zeitmaaßes liegt. Folgen wir nicht auch in der That bei der Darſtellung der Leidenſchaften der bald lebhafteren, bald trägeren Regung, welche die Liebe, der Haß, die Luſt, der Schmerz, die Furcht oder die Hoffnung in unſerer Seele erweckt? — das iſt die Norm, wornach der Componiſt Rhythmus und Zeitmaaß wählen muß, aber ſchon ihrer eigenthümlichen Natur nach fehlt ihnen die mathematiſche Genauigkeit. Die Abweichungen davon entſtehen aus der verſchiedenen Organiſation jedes Individuums, und darin liegt die große Schwierigkeit, den eigentlichen Takt, die einmal gegebene Bewegung richtig einzuhalten. Um dahin zu gelangen, muß der Verſtand, der Geiſt alsbald gewöhnt ſein, die Lebhaftigkeit der Sinne zu mäßigen, und die innere Leidenſchaft, welche den Schüler bei dem Vortrage beſeelen ſoll, zu regeln. Läßt er ſich hinreißen, ſo geht Zeitmaaß, Nüancirung und jeder Effekt verloren; beſchränkt er ſich zu ſehr, ſo wird er froſtig. Die wahre Kunſt weiß das Gefühl, welches uns hinreißt, mit dem Gefühl, welches uns zurückhält, in's Gleichgewicht zu bringen. Hiernach gibt es alſo eine höhere Art des Taktes als die iſt, welche ſich nur auf die richtige Eintheilung und auf das Zeitmaaß bezieht, und dieſen Takt im höhern Sinn erzeugt die lange Uebung und die Reife des Talents.

Von dem Geiſte des Vortrags.

Der wahre Geiſt des Vortrags beſeelt den, der mit einem Blick den Charakter der vor ihm liegenden Compoſition auffaßt; eine plötzliche Begeiſterung ergreift ihn und in ihr wird der Genius des Componiſten der Seine; er erräth die innerſten Gedanken und ſtellt ſie ungezwungen und präcis dar. Er ahnet im Voraus jede beabſichtigte Wirkung und läßt ſie glänzend und ergreifend hervortreten; ſeinem ganzen Spiel gibt er den Ton, der dem Styl des Componiſten zuſagt; er verbindet die Anmuth mit dem Gefühl, das Naive mit dem Graziöſen, das Starke mit dem Sanften. Alle Nüancen, die die Contraſte bilden, werden ſichtbar. Er vermag raſch den Charakter zu wechſeln und ſich jeden Styl, jede Ausdrucksart anzueignen; die glänzenden Paſſagen ſtechen mehr hervor und ein geſchickt geworfener Schleier verhüllt das Gemeinere. Er weiß, von dem Geiſte des Stücks durchdrungen, ihm fremde, nirgends angedeutete Reize zu geben, ja ſelbſt Effekte hervor zu zaubern, die der Componiſt oft dem natürlichen Gefühl, der augenblicklichen Eingebung überläßt; er weiß Alles in lebendigen Farben darzuſtellen; daſſelbe Gefühl, was den Componiſten begeiſterte, ergreift den Zuhörer.

Die großen Muſter vergangener Jahrhunderte leben wieder auf und man hört ihren ſublimen Geſang mit dem Enthuſiasmus, den ihre erhebende himmliſche Sprache erweckt, und die man, ſo wie die Dichtkunſt, mit Recht die Sprache der Götter genannt hat. — Die vorhin angegebenen Hülfsmittel gehören zum Mechaniſchen der Kunſt und zeigen, was dazu gehört, um es gut zu machen; das Beſſermachen oder vielmehr die höhere Potenz des Vortrags wird erſt durch den Geiſt, durch das Genie geſchaffen. Von dem innern Gemüth getrieben ſchwingt das Genie ſich kühnen Fluges herauf in das vaſte Gebiet des Ausdrucks und macht da neue Entdeckungen. Nun bedarf's nicht mehr der Reflexion, der Berechnung; der mit dem höhern Talent begabte Künſtler iſt ſo geübt, ſein Spiel nach den Regeln der Kunſt zu formen, daß er ſie ohne Studium, ohne Zwang befolgt. Statt daß durch dieſe Regeln ſeine glühende Fantaſie abgekühlt werden ſollte, keimen nur blüthenvoller ſeine Ideen hervor und immer tiefer dringt er ein in den Geiſt der Muſik, die er vorträgt. — Sein inneres Gefühl bereitet ihn vor auf Alles, was er ſpielen will, und kaum hat er mit einem Blick das Thema des Stücks überſehen, als ſein Geiſt ſich zur Höhe des Gegenſtandes hinaufſchwingt. — In der Sonate, eine Art Concert ohne Begleitung des Orcheſters, glänzt ſeine Stärke, er entwickelt einen Theil ſeiner Kunſtfertigkeit. Ganz allein hört man ihn ununterbrochen ohne weitere Stütze als die des begleitenden Grundbaſſes. Ganz ſich ſelbſt überlaſſen, erzeugt ſein Inneres alle Nüancen, alle Contraſte, und die Mannigfaltigkeit ſeiner Ideen und des dadurch gebildeten Vortrags erſetzt die mancherlei Wirkungen, deren ſonſt dieſe Gattung Muſik entbehren müßte. In dem Quartett opfert er den ganzen Reichthum ſeines Spiels dem Effekt des Ganzen auf. Er dringt ein in den Geiſt dieſer andern Art von Compoſition, deren anziehender Tonwechſel dem Geſpräch von Freunden gleicht, die ſich ihre Empfindungen, ihre Gefühle, ihre gegenſeitige Zuneigung mittheilen. Oft ſind ſie verſchiedener Meinung und dann entſteht eine lebhafte Discuſſion, in der ein Jeder ſein Inneres aufſchließt und doch willig dann ſich dem vom erſten gegebenen Impuls hingibt, deſſen Uebergewicht ihn hinreißt. Dies Uebergewicht wird von der Kraft der Gedanken, die in helles Licht geſetzt werden, erzeugt und entſteht nicht ſowohl durch den Glanz des Spiels, als durch die überredende Anmuth des Ausdrucks. Nicht daſſelbe gilt von dem Concert. Hier ſoll die Violine ihre ganze Uebermacht entwickeln. Sie iſt da zum Regieren; ſie ſoll uneingeſchränkt herrſchen und wie der Herrſcher reden. Eine größere Anzahl Zuhörer ſoll ſie hinreißen in glänzenderer Wirkung; ſie hat einen größeren Schauplatz gewählt, einen weiteren Raum gefordert. Ein zahlreiches Orcheſter gehorcht ihrer Stimme und kündigt ſie im vollſtimmigen Vorſpiel glärzend und prächtig an. Nicht ſowohl das Gemüth mit ſanfteren Regungen zu erfüllen, als es zu erheben, iſt die Tendenz, wohin ſie ſtrebt. Um die Menge hinzureißen, zeigt ſie nach einander ihre Majeſtät, ihre Stärke, ihr Pathos; ſie braucht die kräftigſten Mittel, die ihr zu Gebote ſtehn. Entweder iſt es ein einfaches geſchmackvolles Thema, das immer in verſchiedener mit dem Reize der Neuheit geſchmückter Form wiederkehrt, oder ein edler, erhabener, kecker Satz, den der Künſtler mit genialer Freiheit vorträgt und entweder mit kräftigen Paſſagen oder in anmuthigen Melodien den Charakter des Stücks darlegt. Im Adagio verweilt er, im Innerſten ergriffen, länger und feierlicher bei den rührendſten Tönen. Bald irret ſeine Fantaſie in ernſten andächtigen Harmonien umher; bald ſind in traurigen, zärtlichen Stücken ſeine Töne tiefe Seufzer, bald Klagen, die ihm der Schmerz auspreßt, dem er ſich ganz hingegeben; bald erhebt er ſich hohen, majeſtätiſchen, kecken Schwunges über alles Gemeine und überläßt ſich ganz der Begeiſterung; dann iſt die Violine kein Inſtrument mehr, ſondern die in Tönen erklingende Seele ſelbſt. Ihr Ton, den Raum durchdringend, trifft auch das Ohr des unaufmerkſamſten Zuhörers und ſucht und findet in ſeinem Innern die gleichgeſtimmte Saite, die ſie dann zu gleichem Klange in Schwung ſetzt. — Eine andere Art des Ausdrucks bietet dem Spieler das Presto dar. Schnell Ton und Charakter wechſelnd gibt er ſeiner Lebhaftigkeit den vollen Schwung. Mit demſelben Feuer, das in ihm lodert, entzündet er die Zuhörer; er erhebt ſie in ſeinem Auffluge; er ergreift, er erregt Staunen durch ſeine Kühnheit; er rührt durch den Ausdruck des tiefen Gefühls, das ihn nie verläßt. Wie Blitze leuchten die energiſchen Paſſagen. Im Uebermaaß der Leidenſchaft ſcheint das Feuer zu erlöſchen; ſei es durch den rauſchenden Jubel der Freude oder durch den beängſtigenden Druck des Schmerzes. Aber bald beſeelt ihn ein neuer Geiſt — er verſtärkt die Kraft des Tons, er verdoppelt die Wirkung. Die innere Bewegung, die Begeiſterung ſteigt bis zum letzten Perioden der Muſik und den Spieler wie den Zuhörer ergreift derſelbe Enthuſiasmus; beide, wie elektriſch erregt, genießen das wonnevolle Entzücken, das nur die Frucht des wahren Ausdrucks ſein kann. — Glücklich iſt der, in den die Natur dieſes tiefe Gefühl gelegt hat! — er beſitzt in ſeinem Innern eine unerſchöpfliche Quelle des Ausdrucks. Immer neue Empfindungen regen ihn an; mit jeder Veränderung ſeiner Lage ändern und modificiren ſich ſeine Anſichten und ſeine Gefühle, und ſo vermehrt ſich mit den Jahren ſein innerer Reichthum. Jemehr ſeine Ideen reifen, jemehr ſeine Einſicht ſich erhellt, deſto einfacher werden ſeine Hülfsmittel, deſto kräftiger wird ſeine Wirkung. Der Ausdruck hat ihm die Schranken der Kunſt geöffnet und in dieſer ſpricht er nur ſein inneres Leben aus. Jedes frohe, jedes ſchmerzliche Andenken, jede Luſt, die er genoß, jedes Leiden, das er erduldete, lebt in ſeinem Geſange, und das, wodurch ein gemeines Talent nur gebeugt werden würde, gibt ſeiner Kunſt einen neuen Schwung. Der Kummer ſchärft ſein Gefühl und gibt ſeinen Liedern den unnennbaren Reiz der Melancholie. Die Prüfungen des Ungemachs entzünden, ſeine Kraft in Anſpruch nehmend, ſeine Fantaſie, und geben ihm die ſublime geiſtige Spannung, dieſe Kraft der Ideen, welche nur durch unüberwindlich ſcheinende Hinderniſſe erzeugt werden, nur durch die finſtre Sturmwolke hervorblitzen können. Mag das Schickſal über ihn verhängen was es will: die Kunſt iſt ſein Organ, ſeine treue Freundin, ſie gewährt ihm den reinſten aller Genüſſe; denn in dem tiefſten ihrer Geheimniſſe eingeweiht, vermag er ſein Innerſtes aufzuſchließen dem theilnehmenden Menſchen, den er an ſein Verhängniß kettet.

Tonleitern und Uibungsſtücke.

Die begleitende Stimme bey den einfachen Tonleitern iſt von Cherubini. *(N)*

66.

Deux Trios pour Pianoforte, Violon et Violoncelle, comp. et déd. à Mad. la Comtesse Marie d'Erdödi — — par Louis van Beethoven. Oeuvr. 70. à Leipsic, chez Breitkopf et Härtel. No. 1. (Pr. 1 Thlr. 12 Gr.) No. 2. (2 Thlr.)

(Ergänzung zu „Beethovens Inſtrumental-Muſik". 3. März 1813.)

Schon vor geraumer Zeit beurtheilte Rec. eins der wichtigſten Werke Beethovens; die große, geiſtreiche Symphonie No. 5, C moll, und verſuchte bey dieſer Gelegenheit über den Geiſt und den Styl des genialen Meiſters ſich ganz auszuſprechen. Als Reſultat des eifrigen Studiums der Werke deſſelben ſtellte Rec. damals den Satz auf, daß Beethoven ein rein romantiſcher Componiſt, mehr als je einer ſey, woher es denn komme, daß ihm die Vocal-Muſik, die den Charakter des unbeſtimmten Sehnens nicht zulaſſe, ſondern nur durch Worte beſtimmte Affecte, als in dem Reiche des Unendlichen empfunden, darſtelle, weniger gelänge, und ſeine Inſtrumental-Muſik von der Menge nicht begriffen würde. Eben dieſe Menge, ſagte Rec. ferner, ſpräche ihm einen hohen Grad von Phantaſie nicht ab, dagegen ſähe man in ſeinen Werken gewöhnlich nur das Product eines Genie's, das, um Auswahl und Formung der Gedanken unbekümmert, ſich dem ihn hinreißenden Feuer und den augenblicklichen Anregungen ſeiner Phantaſie blindlings überlaſſe. Nichts deſtoweniger ſey er, Rückſichts der Beſonnenheit, Haydn und Mozart ganz an die Seite zu ſtellen, da er ſein Ich von dem innern Reiche der Töne trenne und drüber als unumſchränkter Herr gebiete. — Alles dieſes findet Rec. bey jedem neuen Werke des Meiſters, das ihm vor Augen und Ohren kömmt, immer mehr und mehr beſtätigt. Auch dieſe beyden herrlichen Trios beweiſen aufs Neue, wie Beethoven den romantiſchen Geiſt der Muſik tief im Gemüthe trägt und mit welcher hohen Genialität, mit welcher Beſonnenheit, er damit ſeine Werke belebt. Jeden wahren Fortepianoſpieler muß es entzücken und begeiſtern, wenn ein neues Werk für ſein Inſtrument des Meiſters erſcheint, der ſelbſt Virtuos auf dem Fortepiano iſt und alſo mit tiefer Kenntniß deſſen, was ausführbar und wirkungsvoll iſt, ſo wie mit ſichtlicher Vorliebe dafür ſchreibt. — Das Fortepiano iſt und bleibt (Bd. 7, S. 49, Z. 5 v. o.) ein mehr für die Harmonie . . . Paſſagen von ſelbſt ausſchließt. Rec., der hier einen ſehr wahren Satz aufzuſtellen glaubt, hat aus dem Grunde einen Widerwillen gegen alle Flügel-Concerte . . . Gemüth recht angeſprochen wird. Schon aus dem, was im Allgemeinen über den Geiſt und Charakter Beethovenſcher Muſik geſagt wurde, ſo wie aus dem im Voraus als richtig anzunehmenden Satze, daß er, der tiefe Meiſter in der Compoſition, der Virtuos auf dem Flügel, den eigenthümlichſten Geiſt des Inſtruments auffaſſen, und in der dafür geeignetſten Art ſetzen wird, läßt ſich die Idee, ſo wie die Structur ſeiner Klavier-Trios, Quartetten etc. abſtrahiren, und ein Fehlgriff iſt kaum möglich, ſollte man auch noch nie Werke der Art von dem Meiſter geſehen und gehört haben. Ein einfaches, aber fruchtbares . . . Zauberwelt entſteigen läßt. —

Rec. mußte alles dieſes der Beurtheilung der einzelnen Trios vorausſchicken, um es recht ins Licht zu ſtellen, wie unnachahmlich groß Beethoven in ſeinen Flügel-Compoſitionen iſt. Er wendet ſich zuerſt zu dem Trio No. 1., D dur, deſſen Anfang er herſetzt, damit das klärer werde, was er darüber zu ſagen Willens iſt.

(Siehe das Beyſpiel No. 1. in der muſ. Beylage No. III.)

Die erſten vier Takte enthalten das Hauptthema, der ſiebente und achte

Takt im Violoncell aber enthält das Nebenthema, aus welchen beyden Sätzen, wenige Nebenfiguren ausgenommen, die zwiſchen die Ausführung jener Hauptideen geworfen ſind, das ganze Allegro gewebt iſt. Um ſo zweckmäßiger war es, den im ganzen Stück vorherrſchenden Gedanken in vier Octaven unisono vortragen zu laſſen; er prägt ſich dem Zuhörer feſt und beſtimmt ein, und dieſer verliert ihn in den wunderlichſten Krümmungen und Wendungen, wie einen ſilberhellen Strom, nicht mehr aus dem Auge. Uebrigens offenbart ſich in dieſem Thema auch ſchon ganz der Character des Trios, das weniger düſter, als manche andere Inſtrumental-Compoſition Beethovens gehalten, eine heitere Gemüthlichkeit, ein frohes, ſtolzes Bewußtſeyn eigner Kraft und Fülle ausſpricht. Außer der canoniſchen Imitation des zweyten Thema's giebt es in dem erſten, nur 73 Takte langen Theile des Allegro's keine weitern contrapunctiſchen Ausführungen. Der Schlußgedanke, den zu einem Unisono des Violoncells und der Violine erſt der Flügel vorträgt, und den dann jene Inſtrumente zu einem Unisono des Flügels in Achtelfiguren aufgreifen, kommt erſt ohne weitere Ausführung bey dem Schluſſe des zweyten Theils, jedoch in veränderter Geſtalt, wieder. Der erſte Theil giebt überhaupt nur die Expoſition des Stücks. Im zweyten Theile fängt nun ein kunſtreiches, contrapunctiſches Gewebe an, das bis zum Eintritt des Hauptthema's D dur, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, fortdauert. Der Baß des Flügels nimmt ein Thema auf, das aber beynahe wie die Figur des zweyten Takts im Nebenthema, welches im erſten Theile vom Violoncell vorgetragen wurde, in rückgängiger Bewegung erſcheint, und wozu das Violoncell und die Oberſtimme des Flügels abwechſelnd das abgekürzte Hauptthema ausführen, die Violine aber mit noch einem kleineren Theile des Hauptthema's in einer canoniſchen Imitation hinzutritt.

(Siehe das Beyſpiel No. 2.)

Schon im neunten Takte führen der Baß des Flügels und des Violoncells unisono durch das Hauptthema von D dur in B dur und reihen in dieſer Tonart dem Hauptthema gleich das Nebenthema an, das von der Oberſtimme des Flügels zu einem liegenden Grundbaſſe (Orgelpunkt) weiter fortgeführt wird, während Violoncell und Violine den erſten Takt des Nebenthema's in Terzen wiederholen. Jetzt tritt ein neues, die Scala bis zur Septime auf- und abſchreitendes Thema ein, das abwechſelnd in der Ober- und in der Unterſtimme des Flügels liegt, wozu aber wieder Violine und Violoncell abwechſelnd den Gedanken des Nebenthema's weiter durchführen. Von dem Flügel und den übrigen Inſtrumenten wird nun dieſer, einen einzigen Takt lange Gedanke imitirt, bis in ſeiner canoniſchen Engführung der Satz zu erſterben ſcheint: doch bald wird es wieder lebendiger; die Violine ergreift den erſten Takt des Hauptthema's, die Oberſtimme des Flügels folgt nach, während das Violoncell den zweyten Takt des Nebenthema's vorträgt. Nun entſteht ein Ringen und Kämpfen ſämmtlicher Stimmen. Zwey Takte — ein Takt — drey Noten des Hauptthema's, *(N)* in gerader und rückgängiger Bewegung, ſind in canoniſchen Imitationen durch einander verſchlungen. Dies iſt der originellſte, kunſtreichſte Theil des ganzen Allegro's, und Rec. ſetzt ihn her, zur augenblicklichen Einſicht der Kenner.

(Siehe das Beyſpiel No. 3.)

Jetzt kehrt das Hauptthema in der urſprünglichen Tonart wieder, und man erwartet, nach der gewöhnlichen Einrichtung der Inſtrumental-Stücke dieſer Art, die Rückkehr des erſten Theils, der nun auch bey dem Eintritt des zweyten Thema's in der Tonica bleibt. Es iſt dem aber nicht ſo; der geniale Meiſter überraſcht durch eine ſchnelle Wendung in D moll, in welcher Tonart das Thema wiederholt wird, worauf der Satz in B dur geht und das zweyte, ſo ſingbare Thema eintritt. Mit dem chromatiſch aufſteigenden Baß geht der Satz in A dur und dann in D dur zurück, *(N)* worauf das Schlußthema des erſten Theils in veränderter Geſtalt folgt, indem die Figur in Achteln erſt von Violine und Violoncell unisono, dann von der Oberſtimme des Flügels, dann aber von dem Baß des Flügels vorgetragen wird. Bei der Repriſe des zweyten Theils wird das zweyte Hauptthema noch einmal in G dur in canoniſchen Imitationen der drey Inſtrumente wiederholt, die den Satz in D dur zurückführen, worauf das Ganze mit dem erſten Theile des Hauptthema's unisono ſchließt. *(N)*

Rec. hofft durch die genaue Entwicklung des Ganges in dieſem genialen Prachtſtück, nicht allein denjenigen, denen das Trio noch unbekannt war, eine genügende Idee davon verſchafft, ſondern auch dem Kenner bey dem Anhören oder Spielen deſſelben das tiefere Eindringen in den Geiſt des Stücks, der ſich eben in den verſchiedenen contrapunctiſchen Wendungen eines kurzen, ſchlichten Thema's entſpricht, erleichtert zu haben. Zu Erreichung dieſes Werks ſcheute er es auch nicht, die Partitur des complizirteſten, ſchwierigſten Theils ganz einzurücken. —

Der zweyte Satz, ein Largo assai ed espressivo, trägt den Charakter einer ſanften, dem Gemüth wohlthuenden Wehmuth. Das Thema iſt wieder in ächt Beethovenſcher Manier, aus zwey ganz einfachen, nur 1 Takt langen Figuren, in die ſich der Flügel und die übrigen Inſtrumente theilen, zuſammengeſetzt.

(Siehe das Beyſpiel No. 4.)

Es enthalten dieſe wenigen harmoniſch-reichen Takte wieder den Stoff, woraus das Ganze gewebt iſt. Vorzüglich iſt es die Figur des Violoncells im neunten Takte, mit dem Gegenthema im Flügel, das ſich ſo ſchön verbindet, die immer wieder in Imitationen vorkommt, und auch das Hauptthema im zweyten Takte des Flügels iſt von eingreifender Wirkung, wenn es vom Violoncell aufgefaßt, und weiter fortgeführt wird. *(N)* Die Modulation iſt übrigens gar nicht verwickelt, und Rec. erwähnt nur doch einer Eigenheit, die dieſen Satz vor ſo vielen Flügel-Compoſitionen auszeichnet und hervorhebt. Zu dem Hauptthema, wenn es Violine und Violoncell vortragen, hat der Flügel zwiſchendurch einen Satz in 64theil Sextolen die pp. und leggiermente vorgetragen werden ſollen. *(N)* Es iſt dies faſt die einzige Art, wie auch der Ton eines guten Flügels auf eine überraſchende, wirkungsvolle Weiſe geltend gemacht werden kann. Werden nämlich dieſe Sextolen, mit aufgehobenen Dämpfern und dem Pianozug, mit geſchickter, leichter Hand geſpielt, ſo entſteht ein Säuſeln, das an Aeolsharfe und Harmonica erinnert, und, mit den Bogentönen der übrigen Inſtrumente vereinigt, von ganz wunderbarer Wirkung iſt. Rec. that zu dem Pianozug und den Dämpfern auch noch den ſogenannten Harmonicazug, der bekanntlich das Manual verſchiebt, ſo, daß die Hämmer nur eine Saite anſchlagen, und aus dem ſchönen Streicherſchen Flügel ſchwebten Töne hervor, die wie duftige Traumgeſtalten das Gemüth umfingen und in den magiſchen Kreis ſeltſamer Ahnungen lockten. — Der Schlußſatz, Presto, D dur, hat wieder ein kurzes, originelles Thema, das, in manchen Wendungen und ſinnreichen Anſpielungen durch das ganze Stück, im Wechſel verſchiedener Figuren, immer wieder durchblickt.

(Siehe das Beiſpiel Nr. 5.)

So wie der Sturmwind die Wolken verjagt, mit im Augenblick wechſelnden Lichtern und Schatten — wie ſich dann im raſtloſen Jagen und Treiben Geſtalten bilden, verfließen und wieder bilden, ſo eilt nach der zweyten Fermate der Satz unaufhaltſam fort. — Mit einem Unisono des Flügels, wozu Violine und Violoncell eine neue, die Scala bis zur Quinte durchſchreitende Figur canoniſch imitiren, wendet ſich der Satz nach A dur, F dur etc. Es erfolgen Imitationen des Hauptſatzes, wie z. B. (*N*) bis in B dur das ganze erſte Thema eingetreten ſcheint, welches aber auf eine originelle Weiſe weiter geführt wird, die mehr als je einen den Beethovenſchen Styl, der ſich in den Schlußſätzen vorzüglich durch ein fortdauerndes, immer ſteigendes Drängen und Treiben zeigt, ausſpricht. Der Schluß des erſten Theils führt in das erſte Hauptthema hinein, ſo, daß gar kein merkliches Abſetzen, das den erſten Theil von dem zweyten ſcheidet, entſteht, welches dem in raſtloſer Unruhe forttreibenden Charakter des ganzen Satzes angemeſſen iſt. Der zweyte Theil fängt mit einer Durchführung und Imitation des Unisono's im erſten Theile an, und da es den Rec. in der That zu weit führen würde, alle die neuen einzelnen Wendungen und die originelle Structur des ganzen zweyten Theils ſo genau zu entwickeln, daß er verſtanden würde, welches nur durch Beyſpiele geſchehen könnte: ſo begnügt er ſich aus dem zweyten Theile nur eine einzige canoniſche Imitation einer Figur in Viertels-Triolen, die bisher noch nicht vorkam, herzuſetzen, da dieſe wieder mit unverkennbaren Zügen den Meiſter individualiſirt.

(Siehe das Beiſpiel Nr. 6.)

(Bd. 1, S. 38, Z. 11 v. u.) [illegible] der [illegible] . . . [illegible]

Rec. behält ſich vor, am Schluſſe der Recenſion des zweyten Trios, zu dem er ſich jetzt wendet, noch einmal hierauf zurück zu kommen, und zwar bey Gelegenheit der gerechten Klage, die er darüber, daß recht viele gute Klavierſpieler ſo ſchwer zum Vortragen Beethovenſcher Compoſitionen zu bewegen ſind, erheben muß.

Nr. 2. Das fließende, in einem ruhigen Charakter gehaltene Thema des Einleitungs-Satzes: Poco sostenuto, Es dur, ganzer Takt.

wird von den drey Inſtrumenten in einer canoniſchen Imitation vorgetragen.

(Siehe das Beyſpiel No. 1.)

Aber ſchon im vierten Takte erſcheinen, während Violine und Violoncell nur einzelne Noten anſchlagen, in der Oberſtimme des Flügels lebhaftere Figuren in Sechzehntheilen und Sechzehntheil-Triolen, bis wieder ein gar gemüthliches, contrapunctiſches Thema zu dem Ruhepunkt in der Dominante führt, worauf ein Allegro ma non troppo, Es dur, 6/8-Takt, eintritt. (Siehe das Beyſpiel No. 2.) Ungeachtet des Gemüthlichen, das doch dem hüpfenden, ſcherzhaften ſo eigen iſt, behauptet doch dieſer Satz in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, ſo wie in ſeinen mannigfachen Wendungen einen ernſten und — es ſey der Ausdruck erlaubt, alterthümlichen Character. Unwillkührlich muß Rec. an manche Mozartſche Compoſition gleichen Schwunges, vorzüglich an das Allegro der herrlichen Symphonie in Es dur, die unter dem Namen des Schwanengeſanges bekannt iſt, erinnert werden; es ſpricht indeſſen nur ganz ausſchließlich von dem Thema, nicht aber von der weitern Ausführung und der Structur des Ganzen, in der wieder der Beethovenſche Genius auf die eigenthümliche Weiſe hervortritt. Nach manchen, aus dem Hauptthema genommenen Gedanken in der Oberſtimme des Flügels und der Violine, als da ſind: (N) u. a. m. folgt in dem 25ſten Takte ein zweytes, herrliches Thema, auch in der Haupttonart Es dur, das erſt zur Begleitung des Flügels von dem Violoncell, dann aber von der Oberſtimme des Flügels und der Violine all' Ottava, vorgetragen wird. Nun wendet ſich der Satz nach der Dominante, und, nur in den 6/8-Takt umgeſchrieben, tritt wiederum canoniſch imitirt das Thema des Einleitungsſatzes, diesmal anders in die Inſtrumente vertheilt, ein. (Siehe das Beyſpiel No. 3.) So wie der Satz hier geſtellt iſt, klingt er wie ein unerwartet eintretender Choral, der das weltliche Getreibe plötzlich durchbricht, und wie eine fremde, wunderbare Erſcheinung das Gemüth aufregt. — Nur ein geübteres Ohr wird augenblicklich den Einleitungsſatz wieder erkennen, ſo ganz anders, ſo neu erſcheint er, und es beweiſet den überſchwenglichen Reichthum des genialen Meiſters, der die Tiefen der Harmonie ergründet, daß einem einzigen Gedanken von ein paar Takten ſo viele Weiſen entſprießen, die ſich ihm, wie herrliche Blüthen und Früchte eines fruchtbaren Baum's, darbieten. Der erſte Theil ſchließt in Bdur mit einer Triolenfigur des Flügels, zu der Violoncell und Violine das Hauptthema abgekürzt berühren, und es geht der Schluß unmittelbar zum Anfange des erſten Theils über. Bey der Repriſe wird die Triolenfigur weiter fortgeführt, indem Violoncell und Violine, einander imitirend, erſt vier und dann nur zwey Noten des Hauptthema's anſchlagen.

(Siehe das Beyſpiel No. 4.)

Rec. erwähnt noch des enharmoniſchen Ueberganges aus Des moll in H dur, in dem 18., 19. und 20ſten Takte, der, ohne im mindeſten ſo grell zu ſeyn, wie manche Modulationen der Art in neuen Compoſitionen, doch von der frappanteſten Wirkung iſt. Der Meiſter hat in dem Flügel und dem Violoncell im 20ſten Takte Ces dur vorgezeichnet; die Violine aber ſchon H dur nehmen laſſen.

(Siehe das Beyſpiel No. 5.)

Offenbar geſchah es, weil die Intonation nach den vorhergegangenen Pauſen dem Spieler ſehr erleichtert wurde, und bey dem Flügel ohnedies nur von der gleichſchwebenden Temperatur, die keinen Unterſchied zwiſchen H dur und Ces dur geſtattet, die Rede ſeyn kann. Die Rückkehr nach Ges moll geſchieht raſch durch drey Accorde *(N)*. Nach dem wieder eingetretenen Hauptthema in der Tonica iſt die weitere Ausführung, nur geringe abgeändert, dem erſten Theile gleich, nur daß der Satz auch nach dem zweyten eingetretenen Hauptthema in der Tonica beharrt. Noch vor dem Schluſſe kehrt der Einleitungsſatz im ganzen Takt wieder, nachdem er aber nur neun Takte gedauert, tritt der 6/8-Takt und das Hauptthema wieder ein, mit dem in der Abkürzung das Allegro ſchließt. Unerachtet die Elemente, aus denen dieſer Satz geſchaffen, verſchiedenartiger ſind, als man es ſonſt bey Beethovenſcher Muſik gewohnt iſt, da der zweyte Satz des Allegro's mit dem erſten wenig verwandt iſt und das dritte, der Einleitung entnommene Thema vollends fremdartig erſcheint: ſo ſteht doch alles in einem Guſſe kräftig da, und der wahrhaft muſikaliſche Zuhörer wird leicht den freylich complicirten Gang des Allegro's auffaſſen, wenn auch vielleicht dem ungeübteren Ohr manches im Anfange nicht deutlich werden könnte. —

Der folgende Satz, Allegretto, C dur, 3/4-Takt, hat ein gefälliges, ſingbares Thema und iſt nach der Art, wie Haydn, vorzüglich in Symphonien, manches Andante geſetzt hat, aus variirenden Zwiſchenſätzen im Minore, nach denen das Hauptthema immer wieder im Majore lichtvoll eintritt, gewebt. (Siehe das Beyſp. No. 6.) Auch in dieſem Allegretto bleibt der Meiſter dem wahren Styl dieſer Art Compoſition getreu, indem der Satz ſo durch die drey Inſtrumente verflochten iſt, daß ſie nur zuſammen den Begriff des Ganzen geben. Jede Figur iſt reiflich erwogen und greift an gehöriger Stelle wirkungsvoll ein; ſelbſt der Anfang *(N)* kehrt öfters in weiterer Ausführung und ſchärfer den Character des Stücks ausſprechend wieder; wie z. B. am Ende des erſten Minore und bey dem Schluſſe. Rec. muß ſowol hier, als bey dem folgenden Allegretto ma non troppo, As dur, $^3/_4$-Takt, um nicht zu weitläufig zu werden, auf die Einſicht, auf das Studium des Werkes, das jeden wahren Muſiker erfreuen und erheben wird, verweiſen, da nur Beyſpiele, die die billigen Schranken einer Recenſion überſchreiten würden, das deutlich machen könnten, was er wol noch ſagen möchte. Nur ſey es ihm erlaubt, zu bemerken, daß das herrliche Thema dieſes Allegretto's, das eigentlich der durch Haydn unter dem Namen Menuetto eingeführte pikante Mittelſatz iſt, ihn wieder an den hohen, edlen Adlerſchwung Mozartiſcher Sätze ähnlicher Art erinnert hat. *(N)* Das Trio hat eine ganz originelle Structur, indem es aus abgebrochenen Sätzen, in denen Violoncell und Violine mit dem Flügel wechſeln, beſteht. (Siehe das Beyſpiel No. 7.) In eben dieſem Trio modulirt der Meiſter in keckem Vertrauen auf ſeine Macht und Herrſchaft über das Reich der Töne auf folgende Weiſe: *(N)* Man ſieht, welchen Reichthum pikanter Effecte das enharmoniſche Syſtem darbietet: aber Rec. dürfte auch wol die Meynung jedes ächten, geſchmackvollen Muſikers für ſich haben, wenn er den Gebrauch dieſer Mittel nur dem tief erfahrnen Meiſter vertraut, und jeden, der noch nicht in den innerſten Zauberkreis der Kunſt getreten, recht ſehr davor warnt. Nur der Künſtler, der den excentriſchen Flug ſeines Genie's durch das eifrigſte Studium der Kunſt zügelte, der ſo die höchſte Beſonnenheit erlangte, und nun über das innere Reich der Töne herrſcht, weiß es klar und ſicher, wo er die frappanteſten Mittel, die ihm die Kunſt darbietet, mit voller Wirkung anwenden ſoll, und der Schüler, oder gar der blinde Nachahmer ohne Genie und Talent, wird da am erſten feſtgreifen, wo er gerade es vorhat, mit aller Macht und Kraft zu wirken. — Bey dem Schlußſatz, Allegro, Es dur, $^{2}/_{4}$-Takt, trifft nun alles das wieder ein, was Rec. ſchon bey der Beurtheilung des letzten Satzes im erſten Trio ſagte. Es iſt ein fortdauerndes, immer ſteigendes Treiben und Drängen — Gedanken, Bilder, jagen im raſtloſen Fluge vorüber und leuchten und verſchwinden, wie zuckende Blitze — es iſt ein freyes Spiel der aufgeregteſten Phantaſie. Und doch iſt dieſer Satz wieder aus wenigen kurzen Gedanken, aus innigſt mit einander verwandten Figuren gewebt. (Siehe das Beyſpiel No. 9.) Die erſten ſechs Takte ſcheinen nur die Einleitung zu dem eigentlichen einfachen Thema, das erſt im ſiebenten Takte eintritt, zu ſeyn; allein gerade dieſer zur Einleitung dienende Gedanke, mit den anſchlagenden Accorden der Violine, des Violoncells und des Flügelbaſſes, wird weiterhin in den mannigfaltigſten Wendungen und Anſpielungen durchgeführt. Nachdem die Violine, dann wiederum der Flügel, das Thema weiter geführt, das Violoncell nur den erſten Takt deſſelben angeſchlagen, ſo wie die Violine denſelben in noch einmal ſo geſchwinden Noten (Sechszehntheilen) imitirt hat, tritt im 31ſten Takte jener Einleitungs-Satz wieder ein. Eine Art Cadenz des Flügels in Triolen führt in C moll — wieder jener Einleitungs-Satz — eine Cadenz der Violine in G moll — noch einmal der Einleitungs-Satz — eine Cadenz des Violoncells. — Nun folgt ein neues Thema in Viertelsnoten, das ruhiger gehalten iſt, aber nur wenige Takte dauert, denn ein neuer Sturm treibt den Satz durch G moll, G dur, C dur, bis jener Satz, womit das Allegro anfing, wieder durch G moll, C moll, in die Haupttonart und in die Repriſe des erſten Theils zurückleitet. Mit derſelben Figur fängt der zweyte Theil an, und nun ſind es eben jene einzelnen Accorde des Anfangs, ſo wie die Figur in Sechszehntheilen, die alle drey Inſtrumente einander imitirend vortragen, welche zu der künſtlichſten, frappanteſten Durchführung in den kühnſten Modulationen Anlaß geben. Ohne Einſicht der Partitur iſt kein anſchaulicher Begriff der originellen Behandlung möglich; Rec. ſetzt daher die ganze Stelle her, indem er ſo, ſelbſt bey der Kenntnis des Trio's, die größere Aufmerkſamkeit zu beleben, und das Studium des Kunſtwerks zu erleichtern glaubt. (Siehe das Beyſpiel No. 10.) Nach einer Unterbrechung von nur acht Takten, die ſelbſt wieder auf die Figur des erſten Satzes anſpielen, tritt dieſer abermals ein, und führt mit dem lieblichen Hauptthema in die Tonica zurück. Die weitere Structur entſpricht dem erſten Theile, nur ſind die Modulationen verändert, und der ſangbare Mittelſatz, der im erſten Theil in G dur vorkam *(N)* wird nicht allein in C dur wiederholt, ſondern auch, bey der Rückkehr des Satzes in die Tonica, in Imitationen aller Inſtrumente weiter durchgeführt. Er erſcheint endlich noch abgekürzt in einer Art Engführung, und nun ſtürmt wieder der Einleitungsſatz daher, der mit dem Hauptthema wechſelnd zuletzt zu den brillanten, brauſenden Schlußperioden mit Sechszehntheilen in allen Inſtrumenten führt. —

Es giebt in dieſen Trios, (Bd. 7, S. 31, Z. 12 v. o.) wenn von bloßer Fingerfertigkeit . . . Geiſterreich der Töne tragen. — Daß es wenig ſolche eigentliche Künſtler, wahrhafte Virtuoſen giebt, da leider auch in der Kunſt der Egoism, die leidige, leere Prahlſucht, um ſich greift, iſt eben ſo gewiß, als daß man wol wenige Kenner antrifft, die ſich von dem tiefen Geiſt des ſinnigen Meiſters ganz angeregt und erhoben fühlen. Seitdem es Mode geworden iſt, die Muſik nur ſo nebenher zum Vertreiben der Langweile in der Geſellſchaft zu benutzen, ſoll alles leicht, gefällig, angenehm — das heißt, ohne alle Bedeutung und Tiefe ſeyn, und da leider Componiſten genug auf der Erde wandeln, die dem Zeitgeiſt fröhnen, ſo giebt es der loſen Speiſe gar viel. Auch manche nicht gänzlich ſchlechte Muſiker klagen über die Unverſtändlichkeit Beethovenſcher, ſelbſt Mozartiſcher Compoſitionen: es liegt da aber an der ſubjectiven Imbecillität, die es nicht zuläßt, das Ganze in ſeinen Theilen zuſammen zu faſſen und zu halten. Sie rühmen daher immer an ſchwachen Compoſitionen die große Klarheit. — Rec. iſt es ſo gut geworden, mehrere Beethovenſche Compoſitionen von einer geiſtreichen Dame, die den Flügel mit Virtuoſität ſpielt, ſo vortrefflich zu hören, daß er es recht deutlich einſah, wie nur das, was der Geiſt giebt, zu achten, alles übrige aber vom Uebel iſt. —

Möchten glücklichere Verhältniſſe in der Kunſtwelt es der Verlagshandlung möglich machen, Beethovens Inſtrumental-Compoſitionen in Partitur herauszugeben: was für eine überreiche Fundgrube für das wahre Studium der Muſik würde ſich da dem Künſtler, dem Kenner öffnen! Mit dieſem Wunſche ſchließt Rec. ſeinen Aufſatz, worin er ſo manches ausgeſprochen, was ihm recht eigentlich auf dem Herzen lag.

67.

Vertrag zwiſchen dem Kaufmann, Herrn Carl Fridrich Kunz und dem MuſikDirektor Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann, den Verlag der litterariſchen Werke des lezteren betreffend.

[18. März 1813.]

Es hat ſich begeben daß Hr. Kunz, nachdem er für die Verbreitung der Litteratur auf mehrfache Weiſe geſorgt, mit großer Vorliebe für jedes litterariſche Geſchäfft ſich auch entſchloſſen eigne Verlagswerke ans Licht zu ſtellen, wogegen der M. D. Hoffmann, der eigentlich nur Noten ſchreiben ſollte, ſich auch nicht ohne Glück auf mannigfache Art in das litterariſche Feld gewagt. Beyde in Freundſchaft ſtehend, wollen ſich nun in ihren litterariſchen Bemühungen möglichſt unterſtützen, damit das fernere Gedeihen ihnen Freude bringe, und haben die nähere Art und Weiſe ihres litterariſchen Bundes in folgenden Punkten unwiderruflich feſtgeſtellt:

§ 1.

Der M. D. Hoffmann verpflichtet ſich diejenigen vier Werke, welche er von heute an in den Druck giebt, ohne Rückſicht auf den Ort wo er ſich aufhält oder auf andere Verhältniſſe dem Hrn. Kunz dergeſtalt in Verlag zu geben, daß er über das erhaltene Manuſkript als über ſein Eigenthum ſchalten und walten kan.

§ 2.

Der Hr. Kunz verpflichtet ſich dagegen die genannten Werke, wenn auch nicht mit typographiſchem Aufwande, doch auf würdige Weiſe, d. h. mit guter Schrift auf gutem Druckpapier abdrucken zu laſſen und für das erſte Werk den Druckbogen mit Acht Reichsthaler (8 rth) für die folgenden Werke aber den Druckbogen mit Zehn Reichsth. (10 rth) Sächſ. Cour. zu honoriren.

§ 3.

Das erſte Werk unter dem Titel: Fantaſieſtücke in Callott's Manier, ſoll in zwölf Druckbogen mehrere Aufſätze enthalten von denen einige ſchon in der Muſikaliſchen Zeitung enthalten ſind. Die übrigen verſpricht der M. D. Hoffmann in der Art zu liefern, daß der Druck ſchon jetzt beginnen und ununterbrochen fortgeſetzt werden kan. Sollten die jetzt projektirten Aufſätze mehr als zwölf Bogen betragen, ſo verlangt der M. D. Hoffmann für die mehreren Blätter kein beſonderes Honorar.

§ 4.

Der Hr. Kunz verpflichtet ſich das für das erſte Werk beſtimmte Honorar dem M. D. Hoffmann bis zum Achten Aprill d. J. zu zahlen; die anderen folgenden Werke aber in der Art zu honoriren, daß nach dem Ueberſchlage der Bogenzahl die eine Hälfte des Honorars nach Ablieferung des Manuſkripts, die andere Hälfte aber nach vollendetem Abdruck gezahlt wird. Etwa entſtandene Irrthümer bey Berechnung der Bogenzahl gleichen ſich bey der Zahlung der letzten Hälfte des Honorars aus.

§ 5.

Rückſichts der litterariſchen Werke des M. D. Hoffmann welche er nach den hier in Rede ſtehenden vier Werken ſchreiben ſollte, räumt er dem Hrn. Kunz ein Näherrecht in der Art ein:

> daß der M. D. Hoffmann gehalten iſt auch dieſe Werke dem Hrn. Kunz in Verlag zu geben, ſo bald dieſer ſich bereit erklärt daſſelbe Honorar unter denſelben Bedingungen zu zahlen, welches ein anderer Buchhändler dem Verfaſſer nachweislich zahlen will.

§ 6.

Sollte von dieſem oder jenem der vier in Rede ſtehenden Werke eine neue Auflage veranſtaltet werden, ſo verpflichtet ſich Hr. Kunz dem Verfaſſer davon Anzeige zu machen und zahlt, wenn dieſer bedeutende Aenderungen und Zuſätze macht unter denſelben Bedingungen wie bey der erſten Auflage die Hälfte des erſten Honorars. Aendert dagegen der Verfaſſer gar nichts oder nur unbedeutend, ſo iſt Hr. Kunz zu keinem zweiten Honorar verpflichtet.

In dem feſtiglichen Glauben daß dem geſchloſſenen Bunde Gutes entſprieſſen werde haben die Contrahenten in Fröhlichkeit und gutem

Willen den Contrakt ſo wie folget durch ihre Nahmens Unterſchrifft vollzogen und abgeſchloſſen.

So geſchehen Bamberg den 18ten März 1813.

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann
MuſikDirektor

68.

Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza

[Fortgelaßne Stellen. März 1813.]

[Bd. 7, S. 120, Z. 8 v. o.] . . . Cäzilien wie eine Heilige. An ihrem Geburtsfeſte, das in die erſten Frühlingstage fiel, brachte er ihr einen zierlichen Roſenſtock mit reichlichen Knospen, dem ein Sonnett beygelegt war, das vielen Beyfall erhielt, und das ich dir herſagen will, weil du mich vorhin der Würde wegen, womit ich Sonnette ſpreche, ſo gerühmt haſt:

Sonnett an Cäzilia.

Der Frühling kommt auf blauen Wolkenwogen,
In duft'ger Ferne leuchtet ſein Gefieder,
Den ſtillen Wald beleben frohe Lieder,
Der Heimath ſind die Sänger zugeflogen.
Und Strahl auf Strahl entbrennt am Himmelsbogen,
Und was er küßt, es muß ſich ſchnell geſtalten,
Die Blüthe ſich aus dunkler Knosp' entfalten,
Ins Leben iſt des Lebens Gluth gezogen.
Aus grüner Wiege will die Roſe glänzen,
Ihr ſanftes Roth ſind holder Geiſter Töne,
Der Jugend Anmuth-Reitze, ihr Erglühen.
Du Mägdlein! biſt das Bild des ſüßen Lenzen,
Der Roſenknospe gleich an Anmuth, Schöne,
Und was du wirſt, das zeige ihr Erblühen.

Ich. Recht artig, und aus deinem Munde, lieber Berganza, recht angenehm zu hören, nur finde ich den Schluß matt, welches daher kommen mag, daß er vielleicht mehr ſagen wollte, als er vielleicht für gut fand zu ſagen. Und Cäzilia?

Berganza. Eben ſo wie der Dichter . . . [Bd. 7, S. 109, Z. 6 v. u.] . . . Aufgewundenheit verdient. — Du willſt etwas ſagen? — Schweige dieſesmal und höre weiter. — Cäcilia wurde von der Mutter und von all' den wunderlichen Geſichtern, die in das Haus kamen, mit vollen Backen gelobt und geprieſen; die Mutter ſprach vorzüglich von dem ganz eignen Weſen, von dem tiefen Kunſtgefühl und behandelte ſie feierlich, wie die zur Kunſt geweihte. Die ganze Tendenz von Cäciliens Unterricht und ihrer Beſchäftigung ging darauf hin, ſie zur Künſtlerin, wie es nur eine geben kann, zu bilden. Das gefiel mir gar wohl, denn ich merkte ja deutlich, wie in Cäciliens kindlichem, herrlichem Gemüthe die Kunſt den heiligen Funken entzündet hatte, und ich dachte lebhaft an jene ſchönere Zeit, wo die Berufenen aus dem gemeinen Leben und ſeinen niederdrückenden Umgebungen hinaustraten in den höhern Lichtkreis, den die Natur ihnen angewieſen hatte.

Die Mutter gewann ich ſchon deshalb lieb, weil, wenn manche Äußerungen über Kunſt und Künſtlerleben mich oft auch eiskalt anwehten, doch dies Anerkennen und Hegen und Pflegen des wahren Kunſttriebes mir ſchon der höchſten Achtung werth ſchien. Sowie Du es dir denken kannſt, mein Freund, befand ich mich ganz wohl im Hauſe, und da die Mutter einen gewiſſen Hang zum Sonderbaren nicht unterdrücken konnte, ſei es auch nur der Oſtentation wegen, ſo wurde ich nebenher auch von ihr mit mancher freundſchaftlichen Aeußerung des Wohlwollens beehrt.

Um ſo auffallender war es mir daher, als einmal Cäcilia, die Abends wunderſchön, ſo recht aus dem Herzen geſungen hatte, weinend in ihr Zimmer trat. Ich ſprang ihr entgegen [Bd. 7, S. 111, Z. 12 v. o.] da faßte ſie mich . . . [Bd. 7, S. 111, Z. 9 v. u.] Anſichten und Meinungen — es iſt doch recht luſtig auf der Welt! —

Meine Dame verſammelte zuweilen literariſch-poetiſch-künſtleriſche Zirkel, und da konnt' ich recht ſehen, wie ſich das Volk in allerlei ergößlichen, burlesken Sprüngen der wildgewordenen Proſa durch einander trieb. Die traurigſte Rolle ſpielte ein alter Mann, dem ſie, da er von vornehmen Eltern geboren, und etwas mit dem Crayon kritzeln [Bd. 7, S. 127, Z. 3 v. o.] und auf der Violine ſchaben konnte . . . bis es auch Andere glaubten; ja bis der Monarch, dem er in vornehmen Aemtern diente, ſelbſt in der irrigen Ueberzeugung, ihn an die Spitze der Kunſtanſtalten ſetzte. Das konnte er nun freilich nicht, der großen Imbezillität wegen, die ſich bald offenbaren mußte; indeſſen datirte er . . . gefertigt worden, und ſogar auf ältere, gediegene Werke, die er mit den bekannten Floskeln: „als die Kunſt noch in der Wiege lag — Mißgeburten — ausſchweifende Phantaſtereien" abzufertigen pflegte. Seine Kunſturtheile hatten das bequeme Schema: „zur Zeit, als der wahre Geſchmack in vollem Glanze herrſchte, ſtand ich, ſo zu ſagen, an deſſen Spitze, in mir konzentrirte ſich daher der allein richtige Geſchmack, ich bin es gewiſſermaßen ſelbſt, mein Urtheil darüber alſo das allein wahre; was ich daher für gut erkenne, iſt wahrhaft gut, ſo wie das ſchlecht ſein muß, was ich verwerfe." — Der Mann war . . . Duodez-Horizont hinausragte. Die Dame vom Hauſe bewies ihm viel Achtung und entzog ihn oft dem wohlverdienten Spott junger Kiekindiewelt, die freilich jenes goldne Zeitalter und die lang verhallten Orakelſprüche geradezu nicht achten wollten. Ich würde ihn nicht ſehr bemerkt haben, wenn nicht auch Cäcilia ſehr an ihm gehangen und eben wieder in dem Schönthun mit dem alten Pantalon, der ſonſt, wie ich glaube, gut war, bis auf ſeine fixe Idee, die ihn biſſig und unerträglich machte, ihre herzige Kindlichkeit bewieſen hätte. Ja — ja, der Mann war im ſechsten Alter. — . . . In ſeinem Ton! Berganza. Bravo, mein Freund! ich merke, du haſt deinen Shakſpeare wacker auf der Zunge; doch wieder zu meiner Geſellſchaft. Außer dem Alten waren noch obligat: [Bd. 7, S. 113, Z. 6 v. u.] der Muſiker . . . [Bd. 7, S. 114, Z. 8 v. o.] an die Erbſünde. Der Muſiker hatte ſich wieder einmal rechte Mühe gegeben, Cäcilien, deren innerer Sinn vielleicht mit Recht dem widerſtreben mochte, zur Produktion ihres Talents anzuregen; es gelang ihm, und er erhielt von Madame viele angenehme, ſchmeichelhafte Worte, die ihr überhaupt mehr, als es dem wahren Gemüth eigen, zu Gebote ſtanden. Ganz entzückt darüber, wie er es denn nur gar leicht werden konnte, eilte er auf den Philoſophen zu, der mit dem unentſchiedenen Charakter im Fenſter ſtand und in die dunkle Nacht hinausſchaute. „Ha!" rief er aus, — . . . tiefen Sinn für die Kunſt, — welches Hinausſchreiten aus der gemeinen

Alltäglichkeit, — wie verſtändig zieht ſie Cäcilien heran zur würdigen Prieſterin der Kunſt!

... für die Kunſt portirt; ſie hat viel Foible dafür. ... Beide miſchten ſich unter die Geſellſchaft.

Ich. Wahrhaftig, das Ding iſt pittoresk, aber ich merke den Teufel!

Berganza. Ich war nun ſelbſt höchſt zweifelhaft geworden, aber bald merkte ich ſo hin und wieder, der Profeſſor möge trotz ſeines verunglückten philoſophiſchen Kurſus wohl nicht ganz Unrecht haben. Cäcilien wurde nach und nach jeder Genuß irgend eines poetiſchen Werks als ſchädlich unterſagt, obgleich ihre durch die Kunſt angeregte Phantaſie darnach lechzte. Die Uebungen im Geſange wurden auch immer ſparſamer. Madame bekam öfters Briefe, die ſie merklich aufheiterten, da ſie ſonſt oft übler Laune geweſen. Endlich erſchien der erwachſene Sohn von Madame, und mit ihm der älteſte Sohn aus dem bedeutenden Handelshauſe der benachbarten Reichsſtadt, in welchem Auguſt (ſo hieß Madames Sohn) ſo lange geweſen war, um die Handlung zu erlernen. Mir waren beide Menſchlein auf den erſten Blick zuwider, vorzüglich aber erregte George, mit ſeinem von frühen Ausſchweifungen verzogenen Geſichte, mein großes Mißfallen. Madame kündigte dem Zirkel ſeine Ankunft mit vielem Pomp an und machte vorzüglich bemerkbar, daß er ein in ſeinem Fache äußerſt gewandter junger Mann ſei, der ſein ſo äußerſt bedeutendes Vermögen mit jedem Jahr durch glückliche Spekulationen vermehren werde. Dieſe gewichtige Ankündigung war nöthig, um George vor dem lauten Spotte zu ſichern, [Bd. 7, S. 128, Z. 15 v. o.] ... Seine ganze Phanthaſie war mit Handel und Wandel erfüllt; außerdem pflegte er höchſtens noch gemeine Begebenheiten zu erzählen, die ſich in ſeinem kleinen Familienkreiſe zutrugen, und dann, wie Leute von ſchwachem Verſtande zu thun pflegen, die handelnden Perſonen bei dem Vornamen nennend, als allgemein gekannt vorauszuſetzen, und ungeachtet er wiſſen konnte, daß in dem Zirkel fremder Perſonen Jedem die Glieder der illuſtern Familie und ihre Chronik unbekannt ſein mußten. Zur Würze des Geſprächs dienten ihm, ... Ekel erregen mußte; Madame ſtellte daher die größern Verſammlungen ein und begnügte ſich mit einem kleinern Zirkel, den ich den Zirkel der Verſchwornen nennen will.

Ich. Warum der Zirkel der Verſchwornen?

Berganza. Allegoriſch genommen! — George näherte ſich und, wie ich bald bemerkte, im Einverſtändniſſe mit der Mutter . . . Konvenienz hingeben ſollte.

Ein Geſpräch meiner Dame mit einer Verwandten aus dem Kreiſe der Verſchwornen brachte mich ganz in das Reine. Sie wünſchten ſich einander Glück, daß ſich die Sache ſo planmäßig, ſo wie von ſelbſt zu machen ſchiene, daß kein Wort der Ueberredung an Cäcilien verſchwendet werden dürfte, da ihre Verbindung mit George doch nun einmal Madames Vermögensverhältniſſe wegen nöthig ſei. — Es trat ein! — Cäcilia hatte noch nie geliebt . . . doch nur mühſam fort und loderte nicht mehr auf zur reinen Flamme. Die engelreine Cäcilia war für immer vergiftet, und wehe ihr, wenn ſie einſt der feindliche Dämon mit dem herbſten Lebensüberdruß umſtrickt und ſie dann erſt die Schlange im Buſen fühlt! —

Was ſoll ich nun noch weitläufig ſein? George etablirte ſich am Orte; ein herrliches Haus war gekauft und auf das Eleganteſte meublirt. Aus Mahagonyſchränken blickten der Braut koſtbare Kleider, Shawls und was weiß ich mehr entgegen, in denen **George's** dürrer, abgemergelter Leichnam natürlicherweiſe verſchwinden mußte. — Madame hielt philoſophiſche Reden über das wahre Glück in der Ehe, das vorzüglich in einem überreichen Auskommen läge, und wie das gute Herz, ſo wie George eins unter dem ächt engliſchen Gilet trüge, alle übrigen Eigenſchaften eines ſogenannten gebildeten Mannes, wie z. B. Verſtand, Sinn für das Höhere im Leben, für Poeſie und Kunſt, hinreichend erſetze. — Was das aber für ein Ding iſt, ſolch ein gutes Herz, ſobald der damit ausgeſtattete Menſch alles Uebrigen entrathen kann, was ihn denn doch eigentlich in das wahre Leben führt, das die Natur ihm bereitet, iſt ſchwer zu ſagen. —

George wurde nun mit jedem Tage vertraulicher und zugleich ekelhafter; ja er entblödete ſich nicht, in den gröbſten Andeutungen von dem, was er ſchon genoſſen, ſo wie von dem ihm bevorſtehenden Genuſſe bei ſeiner Braut ſogar an öffentlichen Orten zu ſchwatzen, wodurch er ſich jedem nur irgend gebildeten Manne verächtlich machte. — Genug, der Hochzeitstag war endlich da, und meine Geſchichte iſt zu Ende, denn bewieſen habe ich, wie eine Frau, der man Verſtand und Geiſt keineswegs abſprechen konnte, Jahre lang den Sinn für Poeſie und Kunſt zu affektiren wußte, bei der erſten Gelegenheit, wo ſie das Leben antrat, und die Kunſt ein Opfer verlangte, das überreichlich vergolten kein Opfer geweſen wäre, aber die läſtige Maske abwarf und ſich ungemein im Gemeinen bezeigte.

Ich. Ach, ach! Berganza, eine ganz ähnliche Geſchichte hat ſich vor Kurzem hier zugetragen, nur ſind Deine Charaktere greller, und das, was dort böſer Wille war, geſchah hier mehr aus Schwäche und Unverſtand — doch Deine Kataſtrophe weiß ich immer noch nicht?

69.

[Reiſe Bulletin.]

[26 Aprill 1813.]

In Ba[y]reuth fand ich den Poſtmeiſter Gſchick, und dieſer, ſo wie der Lieutenant Bayerlein verſicherten mich, es ſey gar nicht daran zu denken, daß ich durchkommen würde. — Ich dachte: auf der Reiſe nun einmahl, muß man alles verſuchen, und in Gottes Namen weiter. Gſchick empfahl mich wenigſtens dem Obriſtwachtmeiſter Fortes von den Jägern, der in Münchberg die Vorpoſten kommandirt, an dieſen wandte ich mich, und nachdem er erſt einiges Bedenken geäußert, viſirte er doch meinen Paß, und ich kam ohne alle weitere Nachfrage durch alle Vorpoſten, deren lezten ich eine halbe Stunde über Münchberg heraus antraf.

In Hof kein Militär, aber beherzte Leute, die meinem Schulmeiſter riethen, nur weiter zu fahren; — eine Stunde vor Plauen die erſte Vedette, ein preußiſcher Huſar, der mich frug, wo ich hin wollte, und nachdem er mit mir auf Friedrich Wilhelms Wohl geſchnapſt, weiter ließ; — ein preußiſcher Wachtmeiſter mit einem Piket Huſaren, — dito — weiter fort; — in Plauen ein preußiſches Kommando. Kaum aus Plauen heraus im Walde, ganz unvermuthet leiſe hervorſchleichend 25 Koſacken mit einem Offizier, lauter alte bärtige Leute, die mich ungefragt vorbey ließen. In Reichenbach alles voll preußiſcher Huſaren, Koſacken. — Wir übernachteten; ſchon Abends um 8½ Uhr kommen zwey Pulks Baſchkiren und Kalmucken, und die ganze Nacht hindurch hörte das Durchziehen von Koſacken nicht auf. Das Gemurmel, die einzelnen Rufe in der fremden Sprache hatten was Schauriges, Aengſtliches. — Nun blieb der Weg nicht mehr leer von einzelnen ſtreifenden Baſchkiren, Koſacken und preußiſchen Huſaren. — In Lichtenſtein ruſſiſche Dragoner und Artillerie, und zwar zwey Batterien, jede zu 2 Haubitzen und 8 ſchweren 6Pfündern; in Langewitz rückten eben zwey Eskadrons preußiſche grüne Huſaren ein — ganz herrliche Leute mit vortrefflichen Pferden, es war eine Luſt ſie anzuſehen, mehrentheils Freiwillige; — Chemnitz ganz voller Truppen von allen Waffen und vor dem Dorfe Wieſe, wo wir übernachteten, 40 Kanonen (in Batterien). — Nun wurde es immer voller und voller — MunitionsWagen, Kanonen, Infanterie, Kavallerie, auf dem Marſch vorwärts begriffen. — Noch in Herzogswaldau liefen wir Gefahr, von einem herabrollenden MunitionsWagen alles zerbrochen zu ſehen — endlich — endlich in Dresden!

Man kann ſich gar nicht denken, wie lebhaft es hier iſt — dem König und Kaiſer waren 20,000 Mann Garden mit 60 Kanonen gefolgt — alles ſteht voller Truppen, die aber heute meiſtens vorwärts ſollen. — Funfzig — oder, damit ich nicht vielleicht dem Kellner eine Lüge nachſage, eine Menge weiß gekleideter Mädchen haben den Kaiſer bey ſeinem Eintritt in die Stadt bekränzt. —

Bey der Illumination am 25ſten haben Spottverſe auf Napoleon geglänzt. Unter andern habe ich ſelbſt noch an einem Fenſter die Inſchrift geſehen:

Sonſt mit Schmerzen,
Heute von Herzen!

Die ganze Nacht hindurch erſchallen Hurrah's und ruſſiſche Volkslieder; es iſt ein Leben und Regen ohne Gleichen — ruſſiſche und preußiſche Offziere umarmen ſich auf den Straßen, und aus allen Tavernen hört man die Namen Alexander und Friedrich Wilhelm!

[10 May 1813.]

Schon am 3t ging ungeheure ruſſiſche Bagage über die Elbe Tag und Nacht — den 7t verließ der Staatskanzler von Hardenberg mit den Staatsräthen Dresden — den 8t rückte von früh 3 Uhr Artillerie durch — um 10 Uhr ritt der König von Preußen durch die Stadt — um 11 Uhr brannte die Elbbrücke (der von Holz aufgerichtete Theil zur Communication, da wo die beiden Bogen eingeſprengt ſind) und beyde Schiffbrücken, deren Kähne brennend die Elbe herabſchwammen — der Kanonendonner erſchütterte die Fenſter der Haüſer an der Elbe — um 11¼ Uhr ritt ein franzöſiſcher Trompeter und ein franzöſiſcher Uhlan durch die Straßen, Cavallerie, Infanterie folgte, unter dem Gelaüte aller Glocken und von verſchiedenen Deputationen empfangen, Se Majeſtät der Kaiſer Napoleon mit zahlreichem Gefolge ein.

Die Ruſſen blieben in der Neuſtadt, und nun ging ein Tirailliren mit Büchſen hinüber und herüber an, welches bis in die ſpäte Nacht, und den 9^{t} um 3 Uhr wieder anfing und den ganzen Tag wieder bis in die Nacht dauerte.

Sie wiſſen, daß da, wo das Kreuz auf der Brücke ſteht, ſich zwey ſteinerne Schilderhaüſer befinden; hinter dieſen, ſowie hinter einigen Steinen, hatten ſich ruſſiſche Jäger poſtirt und ſchoſſen, ſo wie ſich franzöſiſches Militair blicken ließ, herüber; ich befand mich auf dem Wall neben dem Theater und konnte ſehen, wie ſie anlegten, und wie der ruſſiſche Offizier hin und her ſprang, um ſeine Feinde zu entdecken, und wie er eifrig dem verſammelten neugierigen Volke zuwinkte, ſich zu entfernen — Die Kugeln prallten am Schloßthore an, und eine Frau wurde ſchwer verwundet, ſo wie ein Knabe erſchoſſen. Den 9^{t} hatten ſich franzöſiſche Jäger auf die Gallerie und auf den Thurm der katholiſchen Kirche poſtirt und ſchoſſen munter herüber; — jezt flogen KartätſchenKugeln (die Ruſſen hatten Geſchütz aufgepflanzt) bis in den Neumarkt, und um 1½ Uhr plazte mitten auf dem Altmarkt eine hereingeworfene Granate. — Mit dieſer Gefahr unbekannt, ging ich noch Vormittags um 10 Uhr an das Brühlſche Palais und fand in der Nähe des Schloßthors mehrere Menſchen, wurde aber in dem Augenblick von einer Kugel, die von der Mauer abſchlug, am Schienbein, jedoch ſo matt getroffen, daß eigentlich nur meine neue Stiefelklappe verwundet wurde, ich aber nur einen blauen Fleck davontrug. — Die wie ein Geldſtück plattgedrückte Kugel hob ich zum Andenken auf, und mit dieſem Andenken gänzlich zufrieden, uneigennützig nicht noch mehr verlangend, entfernte ich mich ziemlich ſchnell und gab auch die Idee auf, den Wall zu beſuchen, indem eben in den noch übrigen Schießſcharten franzöſiſches Geſchütz aufgefahren wurde.

An kein Amt, an keine Vesper war zu denken, denn die Kugeln zerſplitterten die Fenſter der Kirche und ſchlugen in die Thür ein, ſo daß ſchon in aller Frühe ein alter Mann auf der Kirchentreppe erſchoſſen wurde — in das Schloßthor fuhren ziſchend unaufhörlich Kugeln — kurz in der ganzen Gegend konnte man den Tod der Neugierde ſterben. — Die Nacht von geſtern auf heute haben die Ruſſen die Neuſtadt verlaſſen, und die franzöſiſche Armee geht, wie man ſagt, in zwey Punkten ganz in der Nähe von Dresden, wo ſie Schiffbrücken geſchlagen, über die Elbe. —

70.

1. Symphonie à grand Orchestre, composée par C. A. B. Braun. No. 4. à Leipsic, chez Breitkopf et Härtel. (Pr. 1 Thlr. 12 Gr.)

2. Symphonie à grand Orchestre, par J. W. Wilms. Oeuvre 23. à Leipsic, chez Breitkopf et Härtel. (Preis 2 Thlr. 8 Gr.)

[9. Juny 1813.]

Rec. hörte und las beyde Symphonien bald aufeinander, und zwar zuerſt die des Hrn. Braun, nachher die von Hrn. Wilms. Der Uebergang von einer zur andern ſchien ihm ſo leicht, ſo natürlich, daß er auch in derſelben Folge die Anzeige beyder verbindet. —

In älterer Zeit betrachtete man die Symphonien nur als Einleitungsſätze zu irgend einer größern Production; ſelbſt die Ouvertüren der Opern beſtanden meiſtens aus mehrern Sätzen, und wurden Symphonia überſchrieben. Unſere großen Meiſter der Inſtrumentalmuſik, Haydn, Mozart, Beethoven, gaben indeſſen der Symphonie eine Tendenz, daß ſie nun ein für ſich beſtehendes Ganzes, und zugleich das Höchſte der Inſtrumentalmuſik, gleichſam wie Rec. ſich einmal ſchon früher ausgedrückt hat, die Oper der Inſtrumente, geworden iſt. Der Componiſt hat nun freyen Spielraum, alle nur möglichen Mittel, die ihm die Kunſt der Harmonik und die unendliche Mannigfaltigkeit der Inſtrumente in ihren verſchiedenſten Miſchungen darbieten, in Anſpruch zu nehmen, und ſo den wundervollen, geheimen Zauber der Muſik mächtig auf den Zuhörer wirken zu laſſen. Der Zuhörer erwartet dies auch; und ſchon daraus ergeben ſich von ſelbſt die Forderungen, die man mit Recht am Werke ſolcher Art macht. Es iſt auf nichts Geringeres abgeſehen, als daß der Componiſt, ohne die Grazie, die Leichtigkeit, vermöge welcher ſich die Sätze zwanglos anreihen und verbinden, zu verleugnen, in die Tiefen der Harmonik eingehe, und zugleich die Inſtrumente einzeln, und im, auf mannigfache Weiſe geſtalteten Chor, glanzvoll hervortreten laſſe. Darf nun auch Rec. dem Componiſten des erſten vorliegenden Werks das Lob ertheilen, daß er melodiös und rein geſchrieben habe, ſo ſind doch jene höhern Forderungen nicht im mindeſten erfüllt. Die Symphonie hat ganz denſelben Schwung, wie die ältern Pleyelſchen Symphonien, die noch oft genug in kleinern Theatern die Zwiſchenacte ausfüllen, und in ſo fern zweckmäßig ſeyn mögen, als ſie die, dem Zuſchauer vergönnte Ruhe und Erholung nicht im mindeſten ſtören. Ohne genaue Zergliederung des Werks wird es dem Rec. leicht werden, nur durch Erwähnung einiger Momente des Satzes, ſein Urtheil zu rechtfertigen.

Der Einleitungsſatz, Grave D moll, fängt mit einer canoniſchen Imitation der Oberſtimme und des Baſſes an: *(N)* Im dritten Takte eine Fermate auf der Dominante, im fünften wieder eine Fermate auch auf der Dominante: und nun tritt eine Figur in Achteln und Sechzehntheilen ein, die durch ihren fremdartigen Rhythmus den angefangenen pathetiſchen Gang ganz unterbricht, der im eilften Takt nur einigermaßen durch den in Vierteln fortſchreitenden Baß hergeſtellt wird. Auf den Einleitungsſatz ſoll der Componiſt viel Mühe verwenden, um ihn über das Gewöhnliche emporzuheben, da der Zuhörer geſpannt und ſeine Aufmerkſamkeit ganz auf das Werk gelenkt werden ſoll. Er iſt in gewiſſer Art die Scene, die im Schauſpiel der Dichter gewöhnlich der eigentlichen Expoſition vorausſchickt, und die er mit irgend einer pikanten Erfindung zu würzen pflegt, um den Zuſchauer gleich für die Dichtung einzunehmen. — Das Thema des folgenden Allegro's, aus D dur, iſt zwar melodiös, aber in ſeiner Structur gar zu liedchenmäßig: *(N)* Daſſelbe Thema wird ganz in derſelben Form und mit geringer Abänderung des Schluſſes vom Tutti wiederholt, und dann führt eine ziemlich verbrauchte Symphonie-Figur in Achteln in die Dominante, in welcher die beyden erſten Takte des Thema wiederkommen. Der Componiſt wird ſelbſt wol nicht Stellen, wie die folgende, für wirkliche Imitationen im contrapunktiſchen Sinn halten: *(N)* Eben ſo wiederholt der zweyte Theil zwar immerwährend das Thema, aber ohne es auf irgend eine Art contrapunktiſch zu wenden und zu verſchlingen, und nur in dieſer Art und nicht immer auf dieſelbe Weiſe hört man das Thema wol ſo oft gern wiederkehren, da es ſonſt den gebildeten Kenner und Muſiker leicht ermüdet. — Das Larghetto, aus A dur, iſt ein recht niedliches Liedchen: Rec. enthält ſich aber mehr darüber zu ſagen, da der Componiſt ſich ſelbſt eingeſtehen wird, daß jetzt ein, aus ſechs und achtzig Takten beſtehender Satz, der nichts enthält als ein und daſſelbe Thema, nur durch die Abänderung in Majore und Minore, und durch variirende Figuren, Hinzutreten der Inſtrumente, geſchmückt, wenigſtens den wahren Muſiker nicht mehr ſonderlich anziehn und erfreuen kann. — Das Allegretto, aus D dur, (Menuett) hat einen lebhaften Schwung, wiewol auch hier, und vorzüglich rückſichtlich des Trio, Rec. über den Mangel an Originalität, ja über die etwas verbrauchte Structur des Ganzen klagen muß. *(N)* Rec. hat beyde Themata hergeſetzt, und es bedarf dann keiner weitern Anmerkung darüber. Der Schlußſatz, aus D dur, hat ein ziemlich kräftiges und zu contrapunktiſchen Ausführungen gefügiges Thema: *(N)* Der Componiſt hat gefühlt, daß, nach der jetzigen Setzart, wenigſtens das Finale ein ſogenannter gearbeiteter Satz ſeyn müſſe, und es kommen auch wirklich einige Imitationen, dem ſtrengen Styl entnommene Bindungen, und ein Orgelpunkt vor: allein gerade hier zeigt es ſich, daß es dem Componiſten noch ſehr an dem tiefern Studium des Contrapunkts fehlt. Jene Imitationen bewegen ſich durch zwey, nur ein paarmal durch drey Stimmen, und werden dann ſchnell abgebrochen, da ein ſolcher fugirter, oder auch nur imitirender Satz doch wie ein Strom unaufhaltſam fortrollen muß; und dann ſind Sätze, wie z. B. *(N)* wol ſchon zu ſehr verbraucht. Nächſt dem, daß ſchon durch dieſen Mangel an Originalität das Werk ermattet, ſo ſind es auch die zu oft im Gange des Stücks angebrachten ganzen Schlüſſe, die nicht allein etwas Abruptes hineinbringen, ſondern auch den ganzen innern Zuſammenhang ſtören. — Unerachtet nun des Rec. Urtheil meiſtentheils tadelnd zu ſeyn ſcheint, ſo kann er doch nicht umhin, zu wiederholen, daß die Compoſition melodiös und ſehr leicht auszuführen iſt: eben darum eignet ſie ſich aber ganz für kleine, das Schwere gern vermeidende Orcheſter, und hat daher ihren eigenthümlichen, bezüglichen Werth, den ihr gewiß Niemand abſprechen wird.

Nach dem Gefühl und nach der Überzeugung des Rec. ſteht die Symphonie des Hrn. Wilms, was Originalität, Lebendigkeit und Gewandtheit des Satzes betrifft, viel höher. Es iſt nach dem Titel das drey und zwanzigſte Werk des Componiſten, und obgleich dem Rec. von früheren nur einige vorgekommen ſind, ſo hätte er doch, auch ohne jene Bemerkung auf dem Titel, den geübten und mit dem Satze vertrauten Componiſten erkannt. Schon das Beſtreben nach einer gewiſſen innern Gediegenheit, nach dem Höheren, Bedeutungsvollen, thut ſo wohl, daß man es weniger ſtreng nimmt, wenn freylich auch dieſe Symphonie jenem Maasſtabe, den die Anfangs gedachten genialen Meiſter nun einmal aufgeſtellt haben, ſich nicht recht fügen will.

Das Werk fängt mit einem feyerlich und ernſt gehaltenen Adagio, C moll, an, in dem vorzüglich das Eintreten des Tutti, F moll, im eilften Takte, und die Modulation durch Es dur, F moll, nach C moll, von recht vieler Wirkung iſt. Das Allegro, ebenfalls C moll, hat ein kräftiges Thema, welches die Saiteninſtrumente unisono vortragen: *(N)* Bey der Wiederholung vom Baß allein, wozu die Klarinetten Accorde aushalten und die Violinen einzelne Noten anſchlagen, klingt daſſelbe zwar etwas leer, deſto wirkungsvoller iſt aber die canoniſche Imitation im ein und dreyßigſten Takte: *(N)* Sehr melodiös und verſtändig iſt auch das zweyte Thema erfunden, da es ſich zwanglos mit dem erſten verbindet: *(N)* Ueberhaupt fehlt es dem Satze nicht an ſorgfältiger Ausarbeitung, ſowol was die Harmonik, als was den effectuirenden Gebrauch der Inſtrumente betrifft. Phraſen wie *(N)* ſind wol in den ernſt gehaltenen Symphonien zu vermeiden, da die komiſche Oper ſie nicht allein gebraucht, ſondern auch verbraucht hat. — Von dem darauf folgenden Andante (Es dur [illegible] Takt) läßt ſich auch nur Rühmliches ſagen; es erinnert lebhaft an mehrere Andante Haydnſcher Symphonien, ohne jedoch ſklaviſch nachgeahmt zu ſeyn: *(N)*

Der Componiſt weiß durch mannigfache Modulationen, durch die Kunſt der Inſtrumentirung, 121 Takte hindurch unſere Aufmerkſamkeit zu feſſeln, und ſtatt dem Tadel Raum zu geben, daß, kürzer, einfacher gehalten, weniger mit bunten Figuren (z. B. im 73ſten und 84ſten Takte) geputzt, das Andante viel gediegener ſeyn würde, rühmt Rec. lieber die ſchöne Stelle, Takt 78, wo mit der Abkürzung des Thema, Flöte, Hoboe, Klarinette und Fagott zu einfacher Begleitung der Hörner und einzeln, pizzicato, angeſchlagenen Noten der Saiteninſtrumente, nach einander eintreten. — Das Menuetto, Allegro C moll, hat ganz den kühnen, regen Schwung, den man von Sätzen dieſer Art verlangt, und die Modulation von C moll in G moll, und dann durch Es dur in C moll iſt von guter Wirkung. Gar lieblich iſt das Trio, C dur, deſſen erſten, ſehr einfachen Theil Hoboe, Fagott, Flöte und Hörner allein vortragen, und vorzüglich der in die tiefſten Töne abſteigende Fagott recht eingreifend: *(N)* Das Thema des letzten Satzes, C moll $^2/_4$ Takt, beſteht eigentlich nur in vier Takten und ſeine Structur iſt recht pikant. *(N)* In mancherley Wendungen und Anſpielungen geht nun dieſes Thema durch den Satz, bis endlich das zweyte Thema, (der Zwiſchenſatz,) das früher in Es dur vorkam, in dem lichtvollen C dur eintritt; und, nachdem noch zwey Fermaten die Aufmerkſamkeit des Zuhörers aufs neue geſpannt haben, und das erſte Thema auf einer Art Orgelpunkt wiederholt worden iſt, ſchließt das Werk mit einer zwar brillanten, aber etwas verbrauchten Trompetenfigur: *(N)*

Uebrigens iſt die Symphonie gar nicht leicht auszuführen, und erfordert vorzüglich recht gute Bläſer, die mit der größten Sicherheit feſt eintreten, indem oft hier und da kleine Figuren im halben Takt oder nach Pauſen ⌐ ⌐ eingewebt ſind, von denen mehrere noch außerdem manche Schwierigkeit haben. Gut ausgeführt, wird indeſſen die Symphonie ihre Wirkung nicht verfehlen, doch aber ſchwerlich einen recht tiefen Eindruck zurücklaſſen, welches, nach des Rec. Ueberzeugung, daher rühren mag, daß es dem Ganzen an einem beſtimmten, feſtgehaltenen Charakter fehlt, der die verſchiedenen Theile in ihrer innerſten Verwandtſchaft unter einander verbindet, ſo daß, wie in den Beethovenſchen Symphonien, deren oft ganz heterogen ſcheinende einzelne Sätze bey näherer Betrachtung doch nur aus einem Element erzeugt ſind — alles nur auf einen vorgeſetzten Zweck hinarbeitet, und ſich zum Ausdruck einer innern Anregung des Gemüths verſchmilzt. Dieſe Sätze ſind, gleich den wundervollen Blüthen, die aus den grünen Zweigen wie die Blätter entſprießen, und die in ihren bunten Farben ſeltſam abſtechend doch ein und derſelbe Keim gebahr. —

Rec. hatte nichts weniger im Sinn, als den ſehr braven Componiſten zu tadeln, und ſeine letzten Bemerkungen entſprangen nur dem ideellen Begriff der Symphonie, der ſich, nach dem Studium der oft genannten großen Meiſter in ſeinem Innern feſtſtellte. Er hält daher auch die Compoſition einer Symphonie für nichts weniger, als ein geringes Unternehmen, das nur dann vollkommen gelingen kann, wenn des Componiſten Genius, genährt und geſtärkt von der Flamme, die jene hohen Geiſter entzündet, kräftig und frey ſeine Fittige dem höchſten Ziele entgegen zu ſchwingen vermag.

71.

Missa a quattro voci coll' accompagnamento dell' Orchestra, composta da Luigi van Beethoven. Drey Hymnen für vier Singſtimmen mit Begleitung des Orcheſters, in Muſik geſetzt und Sr. Durchlaucht dem Hrn. Fürſten v. Minsky zugeeignet von L. van Beethoven. Partitur: 86ſtes Werk. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. (Preis 4 Rthlr.)

(Ergänzungen zu Band 7. 16. Juni 1813.)

Dem Rec. iſt keine frühere Meſſe B.s bekannt: um ſo geſpannter war ſeine Erwartung, wie der geniale Meiſter die einfachen, herrlichen Worte des Hochamts behandelt haben würde. — (Bd. 7, S. 160, Z. 15 v. u.) Das Gebet, die Andacht . . . (Bd. 7, S. 166, Z. 10 v. u.) des genialen Meiſters würdig. Es giebt in dem ganzen Werke keinen Satz, der nicht manche Imitationen und contrapunktiſche Wendungen enthielte, wiewol keine einzige ſtreng gearbeitete Fuge anzutreffen iſt, und alte, an den reinſten Kirchenſatz gewöhnte Meiſter manchen Verſtoß gegen denſelben rügen werden. Z. B. falſche Quintenfolgen, (nämlich der falſchen Quinte auf eine reine) Octavenſchlüſſe, unharmoniſche Querſtände u. dergl., deren Rec. aber gar nicht weiter erwähnen will, da er in dieſer Hinſicht ſelbſt, wenn nur von reinem Choral die Rede iſt, wo jeder Accord ſchwer in das Ohr fällt, ein muſikaliſcher Freygeiſt zu ſeyn geſteht, indem er ſich darauf ſtützt, was der alte, gemüthliche Haydn ſagte, als Albrechtsberger aus dem reinſten Satz alle Quarten verbannen wollte. — Rec. darf nun, nachdem er ſich über Charakter und Structur des Werks im Allgemeinen ausgeſprochen, nur in das Einzelne eingehen, in ſo fern es nöthig iſt, ſein Urtheil zu rechtfertigen, und auf manchen, wahrhaft vortrefflichen Moment, in dem des Componiſten Genius herrlich leuchtet, aufmerkſam zu machen.

Ohne alles Ritornell intoniren die Baßſänger allein das Kyrie, deſſen liebliches Thema ganz die Bitte eines, von der ihm werdenden Gnade und Erhörung überzeugten Kindes iſt. Rec. ſetzt die erſten eilf Takte in ganzer Partitur her: *(N)* Die dem Meiſter Haydn eigenthümliche Bewegung der Violinen geht durch den ganzen Satz, ja meiſtentheils durch das ganze Werk. Im funfzehnten Takte fängt der Sopran eine Figur an, womit der Satz in E moll modulirt, und welche Baß, Tenor und Alt canoniſch in der Rückung eines Takts imitiren. Choralmäßig ſingen dann ohne weitere Begleitung in E dur Sopran, Alt und Tenor, erſt Soli, dann der Chor, eben ſo das Christe eleison, welches von ungemeiner Wirkung iſt. Jener imitirende Satz kommt nur noch einmal als Solo des Soprans kurz vor dem Schluſſe vor, der auf eine originelle Weiſe behandelt iſt, indem ſämmtliche Singſtimmen auf der Dominante G beharren, während die Inſtrumente den erſten Takt des Thema wiederholen. Uebrigens hat dieſer Satz eine ganz eigne Modulation, da er ſich nur von C dur in E moll, dann, in E dur — in welcher Tonart kurz auf einander vier ganze Schlüſſe folgen — und dann, nachdem das Thema nochmals in E dur wiederholt worden, ſehr ſchnell nach C dur zurückbewegt: *(N)* Zur Nachahmung kann Rec. dieſe Modulation eben nicht empfehlen. — Das Gloria fängt ebenfalls ohne Ritornell mit dem, von Sängern und Bläſern ausgehaltenen C dur-Accord an, zu dem ſich die Violinen in Achteln hinaufſchwingen. Feurig, glanzvoll rauſcht es bis zum ſiebzehnten Takte hin, wo plötzlich Sänger und Inſtrumente ſchweigen, und nur die erſte Violine mit dem Violoncell in Vierteln hinabſteigt. Es iſt die Vorbereitung zu dem: Et in terra pax, und dieſe Stelle iſt von zu eingreifender

Wirkung, iſt in ihrer Einfachheit zu glücklich gedacht, als daß Rec. ſie nicht zur augenblicklichen Anſicht der Leſer herſetzen ſollte: *(N)* Die canoniſche Imitation in der Octave, die nun eintritt, wird, nachdem ſie durch die vier Stimmen geführt, abgebrochen, und der Satz mit abwechſelnden Tuttis und Solos durch gar manche Modulation bis in das F moll zum Qui tollis geführt, das in einer rührenden Melodie von dem Alt solo vorgetragen wird. Mit dem Miserere fällt das Tutti ein, und der Baß solo führt den Satz in As dur. Das Suscipe iſt mit vielem Gefühl, *(N)* ſo wie die bald darauf eintretende Imitation, in der ſich im Miserere die vier Stimmen bewegen, ächt kirchenmäßig geſetzt. Das Quoniam iſt ein recht jubilirendes unisono und mit dem Cum sancto spiritu tritt ein kräftiges Fugenthema, C dur ein. *(N)* Nachdem aber dieſes Thema auf die gewöhnliche Weiſe durch die vier Stimmen geführt worden, wird der Satz wieder ſchnell abgebrochen, und der Baß allein wiederholt das Thema des Quoniam; die übrigen Stimmen nehmen den erſten Takt des Thema al rovescio auf, und der Satz geht durch: *(N)* in G dur, worin ein ganz fremder Zwiſchenſatz von funfzehn Takten, deſſen Motiv in der Fuge durchaus nicht enthalten iſt, eintritt. Dann nimmt, zu einem neuen Gegenſatze des Baſſes, der Tenor das Fugenthema von Neuem auf, und nachdem es durch die vier Stimmen und zwar nach A moll geführt, fängt der Tenor eine Engführung an, die zwar nicht ſtrenge dem urſprünglichen Thema gemäß gehalten, aber ſehr ſinnreich angeordnet iſt: *(N)* Mit der canoniſchen Imitation des zweyten und dritten Taktes vom Thema kehrt der Satz in C dur zurück und macht einen ganzen Schluß, von dem die Stimmen ſich unmittelbar zu einem neuen Satze in halben Noten im Amen fortbewegen. Jetzt tritt noch einmal das Quoniam mit dem frühern Thema ein; dann folgt das Fugenthema in Terzen, Sopran und Alt, Baß und Tenor folgen ebenfalls in Terzen, und dann wieder ein ganzer Schluß in C dur. Die erſte Violine geht im Fugenthema fort, und der Sopran tritt solo imitirend ein. Das Tutti ſingt das Amen in ganzen Noten und zwar im erſten Takt das Thema der Fuge *(N)* Jetzt kommt eine Art Orgelpunkt auf der Dominante, der aber nur drey Takte anhält, indem der Baß nachher in der Imitation des Thema fortgeht. Nun kehrt im Tutti, und zwar in ganzen Noten, das Amen wieder, womit der ganze Satz ſchließt. So iſt dies Cum wäre der einzige Satz, welcher ſich der eigenthümlichen Fuge am meiſten nähern. Rec. verweilte daher dabey länger, um ſein weiter ausgeſprochenes Urtheil zu rechtfertigen, und er ſetzt nur noch hinzu, daß er manchen kleinen Verſtoß gegen den ſtrengen Satz deshalb nicht rügen möchte, weil die einmal ergriffene Freyheit, die man dem Genie, der durch Anderes ſo ſchadlos hält, wol verſtattet, keinen Zwang mehr duldet, und das freye Regen und Bewegen im Gefühl eigner Kraft unmöglich für eine Sünde gegen dieſes oder jenes, vielleicht wol gar nur conventionelle Geſetz halten zu können ſcheint. Dieſe Bemerkung ſoll auch nur die gar zu ſtrengen Kunſtrichter beruhigen, welche ſich ſonſt kopfſchüttelnd nicht genug hätten wundern können, wie man dieſes oder jenes überſehen habe, u. ſ. w. —

Das Credo, $\frac{3}{4}$-Takt C dur, iſt ein lebendiger, feuriger Satz, deſſen mannigfache Imitationen, wohlgeordnet, herrlich hervortreten. Nachdem das Et incarnatus, in Es dur, zumal mit dem Sepultus est beſchloſſen, hebt im ganzen Takt, von dem Unisono der Saiteninſtrumente begleitet, der Satz wie das Et resurrexit an, und auch dieſer Satz iſt kraftvoll und prächtig mit abwechſelnden Tutti und Solos, ſo wie in mannigfachen Imitationen, die von der regen Phantaſie des Meiſters zeugen, durchgeführt. Mit dem Et vitam tritt wieder ein anſprechendes Fugenthema ein: (N) Man wird auf die weitere Ausführung begierig und will ſich gern den Wellen des dahin brauſenden Stroms überlaſſen: aber auch hier bricht leider der Satz ab, nachdem er durch die vier Stimmen geführt iſt, und, außer einer Engführung und der Imitation des zweyten Taktes durch drey Stimmen, wird das herrliche Thema nicht weiter benutzt. — Das Sanctus wird von den meiſten Componiſten grandios, rauſchend, pathetiſch gehalten: dem Charakter des Ganzen getreu, iſt es aber hier ſanft und rührend in A dur, ganzer Takt, geſchrieben. Das vier Takte lange Ritornell tragen Violen, Hoboen, A-Klarinetten, Fagotte und Violoncelle vor, und dann treten die Stimmen ohne alle Inſtrumental-Begleitung ein. Der originellen enharmoniſchen Ausweichung im ſiebenten Takte, ſo wie der ferneren kunſtreichen Modulation und der wunderbaren Wirkung der, allein mit den Stimmen anſchlagenden Pauke im dreyzehnten, vierzehnten und funfzehnten Takte, gedenkt Rec. nur, um den Zuhörer auf die große Mannigfaltigkeit der Mittel aufmerkſam zu machen, die dem genialen Meiſter zu Gebote ſtehen, um auf einen Zuhörer mit nicht gewöhnlicher Gewalt zu wirken. Das Pleni sunt coeli iſt ein jauchzendes Allegro, und das Osanna in excelsis ein kleiner fugirter Satz, wieder mit einem herrlich erfundenen Thema: *(N)* Ungern ſieht man den Satz ſo ſchnell vorüberrauſchen: nach der Durchführung durch die vier Stimmen, und nachdem nur der Sopran anderthalb Takte des Anfangs wiederholt hat, bricht er nämlich ſchnell ab und es erfolgt der Schluß in fünf Takten. —

Sehr leicht, fließend und melodiös hängt ein Quartett der Singſtimmen, ohne alle Inſtrumentalbegleitung, Andante, F dur, das Benedictus an. Später tritt noch ein vierſtimmiger Chor hinzu, der die vier Soloſtimmen theils in kleinen Sätzen unterbricht, theils begleitet. Von ganz eigenthümlicher Wirkung iſt der erſte Eintritt dieſes Chors in tiefen, dumpfen Tönen, nachdem der Alt ganz allein ohne alle Begleitung geſchloſſen: *(N)* Der Satz bewegt ſich in künſtlichen und ſehr melodiöſen Verſchlingungen der vier obligaten Stimmen und des Chors fort. Der Ausdruck des Ganzen hat etwas unbeſchreiblich Rührendes, und die Seele wird von der Ahnung des unendlichen Segens umfangen, der über den ausgeſchüttet wird, der da kommt in dem Namen des Herrn. — Nach der gewöhnlichen Einrichtung wird nach dem Benedictus das Osanna in excelsis in ſeiner erſten Geſtalt wiederholt. — Das Agnus dei, C moll, $\frac{12}{8}$ Takt, drückt das Gefühl inniger Wehmuth aus, die aber das Herz nicht zerreißt, ſondern ihm wohlthut, und ſich, wie der Schmerz, der aus einer andern Welt gekommen, in überirdiſche Wonne auflöſt. Sehr originell und wirkungsvoll iſt die Inſtrumentirung und die Structur der erſten acht Takte, die Rec. um ſo mehr herſetzen darf, als ſie den Charakter des Ganzen beſtimmen. *(N)* Zweyſtimmig reiht ſich, indem der Sopran bis zur Septime von G ſteigt, dem Agnus das Dona nobis pacem, C dur, gerader Takt, an. Auch dieſer letzte Satz, in ſeiner Kraft und Lebendigkeit, iſt des Meiſters würdig. Ob aber Stellen, wie die folgende, welche auch ſchon bey dem Schluß des Agnus vorkommt, nicht zu opernmäßig klingen, läßt Rec. dahin geſtellt ſeyn; wenigſtens dachte er dabey lebhaft an eine ähnliche Figur in dem bekannten Duett der beyden Väter in Matrimonio segreto. *(N)*

Bey dem Glanz und dem Reichthume der Muſik, hat der Meiſter ſichtlich mit Liebe ſchuf, iſt es doch nicht ſo ſchwer auszuführen, als es verhältnismäßig ſeine Inſtrumentalcompoſitionen ſind. Vorzüglich werden die, an den Vortrag Haydnſcher Kirchenſachen gewöhnten Sänger und Inſtrumentiſten ſich leicht den Gedanken des Componiſten fügen. Werden die Tempi übrigens nicht übereilt, ſo oft dies leider jetzt zu geſchehen pflegt; bemühen ſich Sänger und Inſtrumentiſten, durch genaues Einhalten der Piano und Forte, und überhaupt aller Ausdrucksmittel, dem genialen Werk ſein volles Recht wiederfahren zu laſſen: ſo wird es nicht allein den Kenner, ſondern auch den, der in das eigentliche Weſen der Compoſition nicht einzugehen vermag, auf eine eigenthümliche Weiſe erheben und rühren. —

Noch ſey dem Rec. erlaubt, einige Worte über den deutſchen Text zu ſagen, der den lateiniſchen Worten des Hochamts untergelegt und beygeſetzt iſt. Die drey Haupttheile der Meſſe (Bd. 2, S. 162, Z. 8 v. o.) ſind bekanntlich . . . Den Namen Gott. Von welcher üblen Wirkung gleich Anfangs das „änbeten“ iſt, darf Rec. nicht erſt bemerken. Der Dichter konnte, nach den Worten des Originals, vielleicht nur ſagen: Tief im Staube beten wir: Herr, erbarme unſer dich — Rec., der übrigens die Geſchicklichkeit des deutſchen Dichters gewiß nicht verkennt, findet auf allen Seiten Beweiſe ſeines obigen Urtheils. Er bricht aber hier ab, da er überzeugt iſt, daß jeder Muſiker, und jeder Kenner, der die wahre Tendenz der Kirchenmuſik und des ihr zuſagenden Textes in ſich trägt, mit ihm einverſtanden ſeyn, und ſich, wenn ihn nicht unabwendbare Verhältniſſe beſtimmen, lieber des lateiniſchen Originaltextes bedienen wird.

72.

Ideal einer Schlacht. Ein muſikaliſch-charakteriſtiſcher Verſuch für das Pianoforte, von Tobias Haslinger. 10tes Werk. Wien, bey Tob. C. Haslinger. (Preis 2 Fl.)

[16. Juni 1813.]

Leiſtete das Werkchen, was es ankündigt: Himmel, wie wohlfeil käme man dadurch zu dem, was man durch die ungeheuerſten Opfer noch nicht erblickt hat! Das Ideal einer Schlacht! Aber Hr. H. wollte nur ſagen: die Idee von einer Schlacht — ein gewaltiger Unterſchied, der dem jetzigen Jahrhundert durch die Praxis, ſollte man denken, einleuchtend genug geworden wäre! — Was man nun hier findet, im Ernſte nämlich, iſt nicht mehr, aber auch nicht weniger, nicht beſſer, aber auch nicht ſchlechter, als was, und wie man es ſeit der längſt verſchollenen muſikaliſchen Bataille bey Prag, die uns als Knaben auf unſern damaligen Hackebreten ſo großen Spaß gemacht, hundertmal geſunden hat — nur hin und wieder freylich in modernern Wendungen und unſern jetzigen Inſtrumenten angemeſſener: im Scherz aber (hoffentlich!) zeigt ſich hier, wo nicht in der Muſik, doch in den Ueberſchriften, was noch kein muſikaliſcher Schlachtenmaler anzubringen gewagt hat — nicht nur „wie der Feldherr den Entwurf zur Schlacht entwickelt“ und ſich dabey „ſeine Ideen durchkreuzen“ u. dergl., ſondern ſogar der „Abend vor der Schlacht“, (wo alſo Nichts geſchiehet,) der „Befehl des Feldherrn zur Wegnahme mehrerer Schanzen“, ja, wie „der Feind einen großen Fehler begeht, dieſer benützt wird, die Cavallerie ſich mit Ruhm bedeckt“ u. dergl. m. Giebt's doch nichts Wunderlicheres, als die wunderlichen Leute, ſagt Sancho Panſa. — Das Werkchen hat ein ſehr ſchönes Aeußere; auch die colorirte Vignette, ein Schlachtfeld vorſtellend, nimmt ſich im Ganzen recht gut aus.

73.

[Der Hamburger Stuhlwagen.]

[131 July 1818.]

Vorzüglich war ein Hamburger Stuhlwagen, auf dem ſich der Unterſtaab nebſt überflüſſigen Mägden, Kindern und Thieren befand, mir ſo merkwürdig, daß ich nie verſäumte mich beym Ein- und Ausladen gegenwärtig zu finden. Nach richtiger Schätzung und Zählung befanden ſich darauf: 1 TheaterFriſeur, 2 TheaterGehülfen, fünf Mägde, neun Kinder, worunter zwey neugeborene und drey annoch ſäugende; ein Papagoy, der unaufhörlich und ſehr paſſend ſchimpfte, fünf Hunde, worunter drey abgelebte Möpſe, vier Meerſchweinchen und ein Eichhorn. —

Ich ſchlug vor, ob es nicht räthlich ſey, des augenblicklichen Imponirens wegen eine Art Triumphzug in Dresden hinein zu veranſtalten, worin jener Hamburger Stuhlwagen die Hauptrolle ſpielen ſollte — das wurde mit großem Beyfall aufgenommen, und die Rollenvertheilung gab Anlaß zu manchem Scherz. Hr. Seconda ſelbſt — er war nicht zugegen, ſondern ſchon in ſeine Stube gekrochen — ſollte in römiſcher Tracht — er iſt ein kleiner alter gebückter Mann mit einem entſetzlich dicken Kopfe und hervorſtehenden Glasaugen — als Triumphator auf dem Bocke ſeines Halbwagen ſtehen, und durch eine von den Theatergehülfen zu beſorgende künſtliche Vorrichtung der Papagoy über ſeinem Kopfe ſchweben wie der Adler über dem Germanicus. Möpſe und Meerſchweinchen ſollten, wie aus fernen Landen mitgebrachte ſeltene Thiere, mit köſtlichen Blumen geſchmückt, von den Mohrenſklaven aus dem Azur nachgetragen werden, als Präſent an den König für die erhaltene Erlaubniß u. ſ. w.

74.

[Die Leipziger Keller.]

[13t July 1813.]

Das Leben in Leipzig iſt ſehr angenehm und gar nicht ſo theuer wie man es ausgeſchrien. Man würde noch wohlfeier leben, wenn nicht eine ganz fatale Einrichtung ſtatt fände, die manchen Gulden koſtet. Auf dem Markte und in der Petersſtraße giebt es nehmlich ſogenannte italiäniſche Keller: Marinoni, Treiber, Roſſi u. a. m. Geht man nun vorüber, ſo iſt die Straße vor der Thüre ſo abſchüſſig, daß man ganz unverſehens die Treppe hinunterſtolpert; iſt man unten, ſo befindet man ſich zwar in einem ſehr artig meublirten Zimmer, aber die verdammte Kellerluſt — gegen dieſe muß man ein Glas Biſchof oder Burgunder trinken, und einen SardellenSallat mit Muſcheln, CervelatWurſt, Oliven, Kapern, Luccheſeröhl u. ſ. w. eſſen — ja dieſe Einrichtung koſtet manchen Gulden! —

75.

1. Ouverture d'Egmont etc. par L. van Beethoven.
à grd. Orch. Op. 84. (Pr. 1 Thlr. 12 Gr.).
2. Entr' Actes à grd. Orchestre par L. van Beethoven. (Muſik zu Göthe's Egmont.) Op. 84. (Preis 2 Thlr.)
3. Ouverture d'Egmont etc. pour le Pianoforte par L. v. Beethoven (Pr. 12 Gr.)
4. Geſänge und Zwiſchen-Acts zu Göthe's Egmont für das Pianoforte, von L. v. Beethoven. Op. 84. Bey Breitkopf und Härtel in Leipzig. (Preis 1 Thlr.)

[21. July 1813.]

Es iſt wol eine erfreuliche Erſcheinung, zwey große Meiſter in einem herrlichen Werke verbunden, und ſo jede Forderung des ſinnigen Kenners auf das Schönſte erfüllt zu ſehen. Wahrſcheinlich (Rec. ſind die näheren Umſtände gänzlich unbekannt) wurde B. zum Behuf der Darſtellung des Egmont, aufgefordert, die dazu gehörige Muſik zu componiren, und er hat bewieſen, daß er gewiß unter vielen Componiſten der war, welcher die zarte und zugleich kräftige Dichtung tief in ſeinem Innern auffaßte: jeder Ton, den der Dichter anſchlug, klang in ſeinem Gemüthe, wie auf gleichgeſtimmter, mitvibrirender Saite, wieder, und ſo bildete ſich die Muſik, die nun, wie ein, aus ſtrahlenden Tönen gewobenes, leuchtendes Band, das Ganze durchſchlingt und verknüpft. Um ſo mehr iſt dieſe Compoſition ein hoher Gewinn für die Kunſt, als wirklich, ſonderbarer Weiſe, ein größeres Götheſches, für die Muſik, oder auch nur für den muſikaliſchen Schmuck berechnetes Werk, ſich noch keiner gediegenen, claſſiſchen Compoſition zu erfreuen hat. So ſinnig z. B. ein Meiſter der Tonkunſt manches gemüthliche Lied von Göthe geſetzt hat, ſo wahrhaft claſſiſch in dieſer Art die Geſänge zum Wilhelm Meiſter gerathen ſind: ſo mißlungen iſt doch die Muſik der überaus zarten, lieblichen, dem Componiſten recht in die Hand gearbeiteten Claudine von Villa Bella. Rec. darf dies frey ſagen, da das Publicum durch gänzliches Nichtbeachten und

Vergeſſen längſt über die Compoſition den Stab gebrochen hat. Die Lilla, ſo wie der Triumph der Empfindſamkeit, beydes vielleicht mit geringer Aenderung herrliche Operntexte, ſind, ſo viel Rec. weiß, niemals componirt worden. Die Muſik zu Erwin und Elmire iſt veraltet, und nur die luſtige, echt italieniſche Buffonade, Scherz, Liſt und Rache, erinnert ſich Rec. vor mehreren Jahren in Poſen von der Geſellſchaft des Schauſpiel-Directors, Carl Döbbelin, die ſich damals dort befand, mehrmals mit der gerathenen Compoſition eines unbekannten Meiſters aufführen gehört zu haben. Partitur und ausgeſchriebene Orcheſterſtimmen ſollen nachher zufällig verbrannt und durchaus nicht mehr zu haben geweſen ſeyn. — Mancher gute Componiſt der neueſten Zeit iſt um Operntexte verlegen: möge er ſich doch zu den claſſiſchen Werken des großen Dichters wenden, und durch eine Compoſition, in der wahre Begeiſterung glüht, den noch nicht gewonnenen Kranz zu erringen ſuchen. — Rec. kommt, nach dieſer Abſchweifung, die ihm wol erlaubt war, zu dem vorliegenden Werke ſelbſt. —

Das, was in Göthe's Egmont eines jeden Gemüth vornämlich tief anregen muß, iſt Egmonts und Clärchens Liebe. Ueber ihre nächſte Umgebung hoch erhaben, kann das herrliche Mädchen ſich nur mit einer Inbrunſt, die wahrhaft überirdiſch, die kleinlichen Verhältniſſe des Lebens verachtend, über alles dieſſeits hinausſchreitet, an den Helden des Vaterlandes feſt anſchließen — nur in ihm leben; und, ohne daß er es deutlich ahnet, iſt ſie ihm ſelbſt das höhere Weſen, das das himmliſche Feuer nährt, welches in ſeiner Bruſt für Freyheit und Vaterland lodert. Seinen Tod will das Verhängnis, wenn der höchſte ſeiner Wünſche erfüllt werden ſoll: aber ſie geht ihm voran, und in himmliſcher Verklärung, als die Freyheit ſelbſt, ſichert ſie ihm den herrlichen Lohn ſeines Märtyrerthums zu. Er erkennt, daß die beyden ſüßeſten Freuden ſeines Herzens vereinigt ſind, daß er für die Freyheit ſtirbt, für die er lebte und focht, und muthig geht er dem Tode entgegen, da er noch kurz vorher von der „ſüßen, freundlichen Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens" nicht ſcheiden mochte. Mancher Componiſt hätte eine kriegeriſche, ſtolz daher ſchreitende Ouverture zum Egmont geſetzt: aber an jene tiefere, echt romantiſche Tendenz des Trauerſpiels — kurz, an Egmonts und Clärchens Liebe, hat ſich unſer ſinniger

Meiſter in der Ouverture gehalten. In der düſtern Tonart, F-moll, ſpricht ſich eben ſo Clärchens ſchwärmeriſche Liebe aus, als in den verwandten Tonarten, As dur und Des dur, die überirdiſche Verklärung in hellem Leuchten erglänzt. — Die Ouverture fängt mit einem Soſtenuto, $^{3}/_{2}$ Takt, und dem von allen Inſtrumenten, mit Ausſchluß der Pauke und der kleinen Flöte, ausgehaltenen *F* an, und dann tritt ein choralmäßiger Gedanke ein, der in ſeiner hohen Einfachheit von der herrlichſten Wirkung iſt, indem er, wie man es von dem genialen Componiſten ſchon gewohnt worden, den Charakter des Ganzen im voraus getreulich verkündigt: *(N)* Schon im funfzehnten Takte tritt das Thema des folgenden Allegro in Des dur ein, welches alsdann im $^{3}/_{4}$ Takt 25 Takte darauf die erſte Violine und das Violoncell anfangen: *(N)*

In derſelben Einfachheit, wie er angefangen, erhält ſich der Componiſt die ganze Ouverture hindurch, indem die beyden Themata des Soſtenuto oft wiederkehren und ſich mit dem Allegro verweben. Rec. kann ohne weitere Entwicklung des Einzelnen, von dem er nur ſagen darf, daß es ſich ganz nach der claſſiſchen Manier des Meiſters zum Ganzen verſchlingt und ordnet, den Leſer auf das aufmerkſame Anhören der gediegenen Compoſition verweiſen. Er glaubt nämlich, die Tendenz, nach der der Meiſter arbeitete, ſo richtig aufgeſtellt zu haben, daß dem von der Ouverture ergriffenen Zuhörer bey manchen Reden Clärchens, vorzüglich gleich in der erſten Scene mit Brackenburg und der Mutter, und noch in den erſten Scenen des fünften Acts, die in das Innerſte dringenden Töne der Klage, ſo wie die, das höhere Leben verkündenden Accorde bey den Uebergängen in die, dem Haupttone in Moll verwandten Durtonarten, von ſelbſt wiederklingen werden. Rec. erwähnt in dieſer Hinſicht nur den Gedanken, der von dem 18ten Takte des Allegro anhebt, ſo wie den Uebergang in As-dur im 50ſten Takte, und die enharmoniſchen Verwechslungen nach der Wiederholung des Thema, das im Soſtenuto vorkam! *(N)* Am Schluß des Allegro tritt noch einmal dieſes Thema in der Haupttonart F moll ein, und nun erſtirbt der Satz in, ppp. von Hoboe, Klarinette und Fagott ausgehaltenen Accorden. *(N)* Aber nun hebt, erſt pp., dann immer ſteigend und ſteigend, ein Allegro con brio, F dur, an, das, kriegeriſch und lärmend, ſich zunächſt auf die tumultuariſchen Auftritte im Anfange des Stücks bezieht und womit die Ouverture ſchließt. Auch dieſes letzte Allegro iſt, ohne alle contrapunktiſchen Wendungen, einfach gehalten und nur ganz, wie es ſeyn ſoll, auf den richtigen Effect berechnet.

Zum erſten Acte gehört noch das Liedchen: Die Trommel gerührt etc. Die Melodie iſt ſehr einfach, F moll, $^{2}/_{4}$ Takt; nur erhält ſie eine ſehr pittoreske Begleitung durch die wirbelnde Pauke, die anſchlagende kleine Flöte, und durch die kurzen Accorde der Klarinetten, Fagotte und Hörner. Für die Operette würde das Lied ein Meiſterſtück ſeyn; für das Schauſpiel iſt es, nach des Rec. Meynung, viel zu ſehr geſchmückt. Es iſt unausſtehlich, wenn in der Oper irgend ein anderes Motiv zum Singen geſucht wird, als das, was überhaupt der ganzen Oper zur Baſis dient; nämlich, der erhöhte poetiſche Zuſtand, welcher bewirkt, daß des Menſchen Sprache in leidenſchaftlichen Augenblicken von ſelbſt Geſang wird. Alle die: „Wollen wir nicht ein Liedchen ſingen?" „Singe einmal mein Leiblied, liebe Tochter" u. ſ. w. ſind daher ungemein lächerlich, da ſie in der Oper ſelbſt die Oper vernichten. Im Schauſpiel dagegen ſoll das Lied wirklich ein Lied ſeyn, wie man es wol im Leben anſtimmt, und da vernichtet die Mitwirkung des Orcheſters, als etwas ganz fremdartig Hinzutretendes, den eigentlich beabſichtigten Effect des Ganzen. Hört man daher, wenn Clärchen im ſtillen Hauſe ein Kriegslied vom Rühren der Trommel und Ertönen des Pfeifchens ſingt, beydes wirklich: ſo iſt es, als würde man plötzlich aus dem Stübchen, in das zu ſchauen vergönnt war, hinausgeriſſen in ein freyes Blachfeld, auf dem Brackenburg und Clärchen in weiter Ferne verſchwinden. Rec. würde zu ſolchen, im Schauſpiel vorkommenden Liedern höchſtens die Begleitung ſetzen, welche von den, auf dem Theater befindlichen Perſonen, wenigſtens ſcheinbar, ausgeführt werden kann.

„Stirb Armer! Was zauderſt du? (Er zieht ein Fläſchchen aus der Taſche.) Ich will dich nicht umſonſt aus meines Bruders Doctorkäſtchen geſtohlen haben, heilſames Gift! du ſollſt mir dieſes Bangen dieſe Schwindel, dieſe Todesſchweiße auf einmal verſchlingen und löſen." —

Mit dieſen Worten des unglücklichen Brackenburg ſchließt bekanntlich der erſte Act, und auch dieſe Klage, ſo ſehr verſchieden von

Clärchens Schmerz, hat der Componiſt in dem Zwiſchenact ſehr ſinnig in Tönen darzuſtellen gewußt. Brackenburg, ein braver, tieffühlender, aber für die Verhältniſſe, in die ihn das Verhängnis warf, viel zu weicher Jüngling, ſucht mehr in dem Gedanken, ſich den Tod zu geben, Troſt, als daß er ihn wirklich auszuführen Kraft und Muth haben ſollte. Er hat ſich ſchon in das Waſſer geſtürzt, aber wieder durch Schwimmen gerettet; er führt Gift bey ſich, das ihm Clärchen ſcherzend wegnimmt: als ſie aber ſchon hingeſchieden und ihm den Ueberreſt des tödtenden Tranks gelaſſen, wählt er doch das Leben. Ein Andante, A dur, mit einem weichen Thema, mahlt in abgebrochenen Sätzen ſehr treffend Brackenburgs Zuſtand: *(N)* Die Klage verhallt in einzelnen Tönen, und nun fangen die Violoncelle in Sechszehntheilen das Allegro con brio, A dur, an, welches die innere Gährung im Volke, die Unruhe, die Beſtürzung der Gemüther, wie ſie die erſten Scenen des zweyten Acts darſtellen, bezeichnet.

Das merkwürdige Geſpräch Oraniens mit Egmont, worin dieſer die warnende Stimme des Freundes nicht hören mag, ſchließt den zweyten Act, und ein Larghetto, Es dur, mit anſchlagenden Hörnern und Pauken, mahlt nicht allein Egmonts großes, jedes kleinliche Mißtrauen verachtende Gemüth, ſondern führt auch in gleichem Gange zu dem dritten Act, der wieder mit Staatsverhandlungen beginnt. — Rückſichtlich des Liedes: Freudvoll und leidvoll — bezieht ſich Rec. auf das, was er bey dem erſten Liede bereits geſagt hat und muß nur hinzuſetzen, daß auch, in Hinſicht der Melodie, ihm dieſes Lied zu gedehnt, zu opernmäßig behandelt zu ſeyn ſcheint. Viel beſſer, und, in der höchſten Einfachheit, mit dem tiefſten, innigſten Gefühl, hat es Reichardt geſetzt. Der Schluß der beethovenſchen Compoſition artet beynahe ganz in eine Arie aus. —

„So laß mich ſterben: die Welt hat keine Freuden auf dieſe!“ ruft Clärchen, und ein jauchzender Satz, Allegro, C dur, tritt ein: aber ſchon im zweyten Takt eine Fermate; die Hoboe macht eine Cadenz, wieder ein rauſchender Takt, und die Hoboe hat eine zweyte Cadenz. — Wäre es nicht ein glücklicher Gedanke geweſen, hierauf die Melodie des Liedes: Freudvoll und leidvoll — eintreten zu laſſen? — In der That hat der Anfang des Allegretto auch Aehnlichkeit mit jenem Thema, weicht aber gleich ganz ab. — Der darauf folgende

Marſch iſt in der That ein Meiſterſtück. Er hat ſo etwas Feyerliches, Grauenvolles, ſelbſt, in den ſtärkern Stellen, furchtbar Fröhliches, daß man Alba's Miethlinge, ſich auf Raub und Mord freuend, einrücken ſieht. Der Marſch währt in C moll noch fort, wenn der Vorhang ſchon aufgezogen iſt, und indem er in kleinen, abgebrochenen Sätzen erſtirbt, ſchließt er ſich der dramatiſchen Handlung, die nun beginnt, nämlich der Darſtellung des beängſtenden Zuſtandes der Bürger, auf das Beſte an.

„Dieß war die Abſicht? dazu haſt du mich berufen? — Bin ich denn wehrlos?“ — Dieſe Worte Egmonts hört man noch in den erſten drey Takten, womit der vierte Zwiſchenact beginnt. *(N)* Das folgende Larghetto, $^3/_4$ Takt, mit der dumpf anſchlagenden Pauke, verkündigt den Untergang des Helden; das darauf folgende Allegro agitato bezieht ſich aber ganz auf Clärchens Zuſtand und auf die erſten Scenen des folgenden, fünften Acts. Rec. ſetzt den, in den einfachſten Tönen Herz und Gemüth ergreifenden Schluß her, während deſſen der Vorhang ſchon aufgezogen und Clärchen mit Brackenburg ſchon aufgetreten iſt: *(N)*

Die rührendſte Klage ſpricht die Muſik aus, welche Clärchens Tod bezeichnet. Es iſt ein Larghetto, D moll, $^6/_8$ Takt, welches die Hörner allein pp. anfangen. Dann treten Hoboen, Klarinetten, ſpäter die Fagotte, und erſt im ſiebenten Takte die Saiteninſtrumente hinzu. Beym Verlöſchen der Lampe ſchlagen wieder die Hörner allein, und endlich zu dem, von Hörnern und Klarinetten ausgehaltenen D moll-Accord, die Saiteninſtrumente einzelne Töne pizzicato an. Das Ganze iſt in dem tiefſten Sinn des Dichters, der hier die Mitwirkung der Muſik ausdrücklich in Anſpruch nahm, aufgefaßt und dargeſtellt.

In der Schlußſcene hat der Componiſt, von der Stelle an, wo der Dichter Muſik vorſchreibt — nämlich, als Egmont ſich aufs Ruhebett ſetzt, um zu ſchlafen — Egmonts Reden melodramatiſch behandelt, und, nach Rec. Meynung, ſehr wohl gethan. Die muſikaliſchen Phraſen, welche die Reden unterbrechen, ſind, mit Einſicht, nicht im mindeſten hervorſtechend, ſondern ganz den Worten ſich anſchmiegend, behandelt; von irgend einer bunten Mahlerey iſt gar nicht die Rede. Im lichtvollen A dur-Accord, und zwar in Sechszehntheiltriolen der Blasinſtrumente, wird die himmliſche, glänzende Erſcheinung der

Freyheit verkündigt. Die weitere Muſik iſt der vorgeſchriebenen Pantomime angemeſſen, vorzüglich mahleriſch aber von da an, wo die Erſcheinung dem ſchlafenden Helden andeutet, daß ſein Tod den Provinzen die Freyheit verſchaffen werde, und ihm den Lorbeerkranz des Siegers reicht. Die Trompete fällt ein und eine Art kriegeriſchen Marſches, jedoch in einfachen, gehaltenen Accorden, drückt mit hohem Pathos die Apotheoſe des, ſiegreich für die Freyheit fallenden Helden aus. Man hört die Trommel; bei dem più allegro, in dem die Bläſer Achteltriolen anſchlagen, verſchwindet die Erſcheinung und der Satz zerfließt in einzelnen Noten. Ganz in dem Sinne des Dichters ſchließt der Componiſt mit einer rauſchenden Symphonie, die nur 55 Takte lang, und beynahe ganz aus Schlußfiguren gewebt iſt. —

Man iſt ſonſt in beethovenſcher Inſtrumental-Muſik an eine reiche Ausbeute genialiſcher contrapunktiſcher Wendungen, kühner Ausweichungen u. ſ. w. gewöhnt: wie ſehr der Meiſter aber mit ſeinem Reichthum hauszuhalten und ihn zu rechter Zeit zu ſpenden verſteht, beweiſet die hier in Rede ſtehende Compoſition, die, ohne im mindeſten für ſich ſelbſt glänzen zu wollen, ganz dem Sinne des Dichters folgt, und ſich ſeiner Tendenz anſchmiegt. Rec. bemühte ſich daher auch, die gelungene äſthetiſche Behandlung des, dem Componiſten gegebenen Stoffs gehörig ins Licht zu ſtellen und zu würdigen

Die Klavier-Auszüge der Ouvertüre und der Zwiſchenacte ſind zweckmäßig, mit Geſchmack und Einſicht eingerichtet; ſie verdienen in den Händen jedes ſinnigen Liebhabers der Tonkunſt zu ſeyn, ſo wie jede Theater-Direction, die den Egmont zu geben Willens iſt, ſich in den Beſitz der beethovenſchen Muſik ſetzen ſollte, da ſie, mit dem Ganzen ſo innig verſchmolzen, und als weſentlicher Theil deſſelben, der durchaus nicht fehlen darf, anzuſehen iſt.

76.

Des Kapellmeiſters, Johannes Kreisler, muſikaliſche Leiden.

[Varianten aus der erſten Faſſung. Juli 1810.]

[Bd. 7, S. 28, Z. 21 v. u.] . . . Burgunder aufs das Fortepiano hingeſtellt.

[Bd. 7, S. 28, Z. 16 v. u.] . . . haben mögen. — Ein verfluchter verwünſchter Abend — aber . . .

[Bd. 7, S. 29, Z. 2 v. o.] . . . Röderlein hier, wie man zu ſagen pflegt ein Haus macht und zwey Töchter hat . . .

[Bd. 7, S. 29, Z. 1 v. u.] Das Talent des Fraülein Röderlein iſt in der That gar nicht zu verachten, denn Sie wißen meine Herren und zufällige Leſer dieſes, daß die jungen hoffnungsvollen Perſonen höchſtens erſt zehn Jahre in der Muſik unterrichtet werden, und für dieſe Zeit iſt es doch erſtaunlich viel Fraülein Nanette [Bd. 7, S. 30, Z. 3 v. o.] eine Melodie . . .

[Bd. 7, S. 30, Z. 6 v. o.] . . . beym achten Mahl, und wenn ſie einen Viertels Ton tiefer ſingt als das Pianoforte ſteht, ſo liegt es bloß daran, daß ihr Organ anders geſtimmt iſt als das Pianoforte wofür niemand kann. — Nach Endigung des Duetts ein Beyfalls-Chorus in deutſcher und franzöſiſcher Zunge. — [Z. 10 v. o.] Nun wechſeln . . .

[Bd. 7, S. 30, Z. 9 v. u.] . . . Glas Burgunder! — Die Arie war aus, man applaudirte gewaltig, Fraülein Marie ſah die auf dem Schlachtfelde gebliebenen Todten und jemand bemerkte . . .

[Bd. 7, S. 30, Z. 3 v. u.] Ich lächelte ganz dumm! Nun kommt ein junger Elegant geſprungen; er hat unterdeſſen in den Muſikalien gewühlt und bringt den aufgeſchlagenen Titus: „o meine Damen! meine Herren! laßen Sie uns etwas mehrſtimmiges verſuchen, das iſt göttlich ſo am Flügel zu ſingen wie in der SingAkademie! Hr. Kanonikus Kneſe ſingt einen himmliſchen Baß, die Damen übernehmen die ganz hohen Stimmen, und ich ſinge, ohne mich zu rühmen, einen ſehr artigen Tenor!“ Göttlich! — Herrlich! — ruft alles und der erſte Chor des Titus wird abgeſungen. — Es ging prächtig! — Der Kanonikus . . . Domkirche: er traf indeßen ſehr gut die Noten, wiewohl er das Tempo noch einmahl ſo langſam nahm und ſich daher nach geendigtem Chor noch ſolißimo vernehmen ließ. Die Andern . . . einiges Entſetzen, ſo daß zwey etwas nervenſchwache Stiftsfraüleins den Saal verlaßen mußten und ein Major, dem ein Spiel darüber verlohren ging, ſich ſo weit vergaß laut herauszuſchreyen: Ey Mordtauſend Sapperment das nenn’ ich brüllen! — Ueberhaupt entſtand an den Spieltiſchen eine merkliche Pauſe ſchon deshalb, weil ſie nun nicht ſo wie vorher melodramiſch mitwirken konnten welches ſich erſt recht artig ausnahm und für den Werth des Einfalls während der Muſik ſprechen zu laßen, hinlänglich entſchied. So z. B. während der Arie: — Ach ich liebte . . . Farbe uſw. — Ich trinke ein Glas Burgunder! Mit der größten Luſt hatte ich zum Chor mitgehammert, denn ich dachte: das iſt die höchſte Spitze . . . Baron Schönlauge (mein antiker Tenoriſt) und ſagt . . . ausgewittert und komt geſprungen: „Ach da hat der Herr Capellmeiſter Variationen mitgebracht, die ſoll er uns noch geben — Variationen liebe ich bis zum Wahnſinn aber die von Gelinek ſind doch die beſten. Der Fat mochte ſich einbilden, ich hätte die Variationen mitgebracht, um ſie zu ſpielen und wollte mich jezt bitten laßen, weil ich mich ſo weigerte. Sie fielen alle über mich her, da dacht' ich: nun ſo hört [Bd. 7, S. 33, Z. 6 v. o.] . . . heterogene Fratzen-Geſichter verſpielte. Die Augen zu ſchließen? — Das würde ihm eben ſo wenig helfen als dem Komponiſten, wenn er die Ohren mit Baumwolle verſtopfte. Man hört doch zu viel, und dann die Idee, ſchon die bloße Idee: — jezt ſingen ſie — nun komt das Horn u. ſ. w. Der Teufel halte die Gedanken feſt.

Enge genug habe ich gekritzelt und doch iſt das Blatt voll; indeßen (noch auf dem weißen Rande des Titels will ich Ihnen meine Herrn die Sie mich fragen, warum ich mich denn bey Röderleins ſo quälen laße, warum ich denn nur überhaupt hingebe, antworten:

> Ich gebe Unterricht, meine Herrn! ich gebe Unterricht — die Verleger ſehen jezt nur die allerglänzendſten Sterne, Schwarzſterne ſind ihnen am liebſten. —

Ganz aufrichtig bin ich doch nicht geweſen. — Sie errathen es leicht, daß die Röderleinſche Nichte, Fräulein Amalie mich hinzieht mit Banden welche die Kunſt geknüpft hat. Ich wünſchte Sie hätten einmahl die lezte Scene aus Glucks Armida von ihr ſingen gehört, denn leicht würden Sie als dann erachten können wie ihr Geſang ein Himmelsbalſam ſeyn muß, der alle Wunden von den Mißtönen tief geſchlagen, auf einmahl heilt. Der GeheimRath Röderlein, welcher eigentlich ein ſündhafter Menſch iſt, da er weder an die Unſterblichkeit der Seele . . nachgeahmt werden darf? Iſt es nicht unverzeihlich, daß ſie dem GeheimenRath ſchon oft, zumahlen, wenn er etwas getrunken durch ihren Geſang kindiſche Thränen in die Augen gelockt hat ſo daß er vor dieſem in der That Geheimen nicht ſich zu rathen wußte? — wiewohl er auch wieder jährlich zwey mahl, wenn er zum Tiſch des Herrn geht, ehe er in den Wagen ſteigt, ſich einen Choral vorſingen läßt um in eine ſchickliche Rührung zu gerathen.

Fraulein Amalia treibt ihre Rückſichtsloſigkeit . . . Thorſchreiber ſo früh, da mußte der arme Junge in den BedientenRock hinein. Als er den Rhode gehört hatte (er trug Mäntel und Shawls eine Stunde vor dem Schluß nach dem Conzertſaal und lauſchte im Vorzimmer) da geigte er ganze Nächte hindurch, ſo daß der Geheime Rath nicht ſchlafen konnte und ganz toll darüber ihn fortjagte indem er zugleich als ein kleines Andenken den Abdruck des Solitairs den er an dem Mittelfinger der rechten Hand trägt auf dem linken Backen eingeprägt ihm mitgab. Auf Amaliens und meine Vorbitte wurde er aber nicht allein wieder angenommen ſondern er durfte auch aus dem alten Oeſterleinſchen Flügel der in die Rumpelkammer verwieſen, alle Maüſe, die Haus und Hof darinn angelegt, verjagen und ihn in ſein entferntes Dachſtübchen hinauftragen. — Ich gab ihm die Sonaten von Corelli.

„Wirf ihn ab . . .

77.

Drey verhängnißvolle Monathe!

(Auszug aus meinem Tagebuch für die Freunde.)

[15—29 Auguſt 1813.]

Dresden Den 15 Auguſt 1813.

Schon ſeit der Feyer des Napoleons Feſtes am 10[1] waren täglich Truppen und Geſchütz herausgegangen. heute verließ der Kaiſer mit den Garden die Stadt und zog fort auf der Straße nach Schleſien, man ſpricht von einer nahen entſcheidenden Schlacht

16, 17, 18, 19.

Gänzliche Todtenſtille. — man ſpricht ganz heimlich, daß Oeſterreich den Verbündeten beygetreten.

20.

Es ſollen ſich Preußen und Ruſſen der Stadt nähern.

21.

Augenſcheinliche Retirade der Franzoſen von der ſchleſiſchen Seite her; eine zahlloſe Menge Verwundeter auf Wagen — Cavalleriſten ohne Pferde — Infanteriſt[en] ohne Gewehr ppp

22.

Früh Morgens ein ungewöhnliches Hin und Hertreiben in der Stadt — das Militair iſt in voller Bewegung — nur mit Mühe gelang es die ſchwürige Hauptprobe der ‘Iphigenia in Tauris’ die den Abend gegeben werden ſollte zu beendigen, denn während derſelben kam die Nachricht daß Thore und Schläge geſperrt ſind weil die Ruſſen und Preußen ganz in der Nähe ſtehen. Pohlniſche Offiziere die des Morgens in einem Kaffeehauſe dicht vor dem Freyberger Schlag Billiard ſpielten wurden von Koſaken überfallen und gefangen abgeführt. Gegen Abend wurde es ruhiger und ‘Iphigenia’ wurde wirklich gegeben. — Uebrigens zog ich in aller Eil vom Sande hinein auf die Moritzſtraße.

23.

Größere Unruhe als geſtern. Man hört ganz in der Nähe Kanonendonner und vor dem Seethor ganz deutlich das Tiralleurfeuer. Auf den Straßen ſieht man Verwundete noch unverbunden blutig zurückommen. Zum Theil werden ſie auf Schubkarren hineingebracht; in dieſer Art begegnete ich auf der Seegaſſe eine [m] Offizier, dem beyde Augen ausgeſchoſſen waren.

24.

Die Unruhe ſteigt; Kanonen, Pulverwagen werden im Gallopp zu den Thoren hinausgeführt — immerwährendes Schießen; das ſchwarze Thor war offen und ich eilte nach dem Linkſchen Bade, wo man die franz[öſiſchen] und feindlichen Batterien von Pirna ganz deutlich arbeiten ſehen konte. — Abends wurde in der Stadt vom Walle bey dem Theater Victoria geſchoſſen des Sieges bey Loewenberg wegen, den auch ein öffentlicher Anſchlag verkündete. Es hieß darinn: die Cavallerie habe ſehr ſchöne Angriffe gemacht.

25.

V. M. alles ganz ſtill und ruhig. N. M. hörte man ſehr nahe tiraillirен; ich ging mit dem Schauſpieler Keller zum Pirnaer Schlage heraus, der geöffnet war, und ſo weit, daß die Linie der franz[öſiſchen] Tirailleurs nur 50 Schritt vor uns ſtand. 300 Schritt weiter ritten einzelne Koſaken ganz ruhig hin und her und nahmen gar keine Notiz von dem Plänkern der Fr[anzoſen.] Ich ſah wie einer abſtieg und den Gurt des Pferdes feſter ſchnallte. Plötzlich brachen ruſſiſche Tiraill[eurs] aus einem Gebüſch hervor und nun wurde das Plänkern hitziger und hitziger — viele Franz[oſen] fielen todt und andere kamen blutig und ſchreiend zurück. Franz[öſiſche] Bataillone formirten ſich und es wurde eine Batterie von vier Kanonen aufgeſtellt; noch ehe dieſe anfing zu ſpielen, kamen aber ſchon feindliche Kugeln von einer Batterie, die ich nicht bemerkt hatte, und nun ſah ich auch wie eine ſchwarze Linie ſich von den Bergen herab bewegte. Da die Kugeln bis dicht vor den Schlag niederfielen, hielten wir es für rathſam mit vieler Schnelligkeit durch das Wilsdruffer Thor zu Hauſe zu eilen. — Die Nacht hat dem Gefecht (dem erſten das ich ſo in der Nähe angeſehen) ein Ende gemacht. Die Franz[oſen] meinen: es ſey nur ein Streif Corps das ſich Dresden genähert, das iſt aber nicht wahr, denn von dem Boden des hohen Nebenhauſes, auf den ich ſtieg, ſieht man rings umher eine unzähliche Menge Wachtfeuer, auf jeden Fall iſt es allſo eine ſtarke Armee die Dresden umſchließt.

26.

Früh Morgens 7 Uhr wurde ich durch den Donner der Kanonen geweckt; ich eilte ſo gleich auf den Boden des Nebenhauſes und ſah wie die Fr[anzoſen] in geringer Entfernung vor den Schanzen mehrere Batterien aufgeſtellt hatten die mit feindlichen Batterien, welche am Fuße der Berge ſtanden, auf das heftigſte engagirt waren. Mit Hülfe eines ſehr guten Glaſes konte ich deutlich bemerken daß ſehr ſtarke ruſſiſche und oeſterreichiſche Colonnen (an der weißen Uniform ſehr kentlich) ſich von den Bergen herab bewegten. Eine Batterie nach der andern rükte näher, die Franzoſen retirirten bis in die Schanzen und nun wurde ſogar von den Stadtwällen aus grobem Geſchütz gefeuert; der Kanonendonner wurde ſo heftig daß die Erde bebte und die Fenſter zitterten — Die Ruſſen hatten den großen Garten erſtürmt ſo wie die Preußen die Schanzen vor der Fridrichsſtadt — erſteres konte ich ſehen. Die Nachricht kam, daß der Kaiſer eintreffen würde, ich eilte daher auf die Terraſſe des Brühlſchen Gartens an der großen Brücke. Um 11 Uhr kam der Kaiſer auf einem kleinen falben Pferde über die Brücke ſchnell geritten — es war eine dumpfe Stille im Volk — er warf den Kopf heftig hin und her und hatte ein gewiſſes Weſen was ich noch nie an ihm bemerkte — er ritt bis vors Schloß, ſtieg aber nur wenige Sekunden ab und ritt wieder an die Elbbrücke wo er umgeben von mehreren Marſchällen ſtill hielt — Die Adjutanten ſprengten ab und zu und holten Ordres die er allemahl in kurzen Worten aber ſehr laut ertheilte — er nahm ſehr haüfig Tabak und ſchaute noch haüfiger durch ein kleines TaſchenPerſpektiv die Elbe herab. Die Garden kamen im Doppelſchritt über die Brücke und eilten, nachdem ſie eine ſehr kurze Zeit auf dem Platz vor dem Kaiſer gehalten, zu den Thoren heraus | Ich mußte fort weil der Brühlſche Garten beſezt wurde und ging wieder auf mein Obſervatorium Zwiſchen 4 und 5 Uhr donnerten die Kanonen am heftigſten — Schlag auf Schlag — man konte die Kugeln ſauſen hören, ich bemerkte es zuerſt, man wollte mir es aber nicht glauben, gleich darauf ſtürzte aber in einer Entfernung von höchſtens 25 Schritt eine Feuermauer von einer Kugel getroffen ein, und nun war es wohl klar, daß Geſchütz auf die Stadt gerichtet worden. — Wir gingen herab da unſer Auffenthalt oben jezt lebensgefährlich wurde. Eben wollte ich in meine Hausthüre treten als ziſchend und praſſelnd über meine[n] Kopf eine Granate wegfuhr und nur 15 Schritte weiter vor der Wohnung des Gen. Gouvion St. Cyr zwiſchen vier gefüllten Pulverwagen die eben zur Abfarth bereit ſtanden, niederfiel und ſprang, ſo daß die Pferde ſich baümend Reißaus nahmen. — Wenigſtens dreyßig Perſonen ſtanden daneben auf der Gaſſe, und außerdem daß die Pulverwagen verſchont blieben, deren Exploſion das ganze Stadtviertel vernichtet hätte, wurde kein Menſch, kein Pferd beſchädigt; es iſt unbegreiflich wo die Stücke der Granate geblieben ſind, da in unſerm Hauſe nur ein ganz unbeträchtliches gefunden wurde, welches die Fenſterladen des untern Stocks zerſchlagen [hatte] und in ein unbewohntes Zimmer gefallen war. Wenige Minuten darauf kam eine zweite Granate und riß ein Stück vom Dache des gegenüberſtehenden Cagiorgiſchen Hauſes weg und drückte drey Fenſter der Mezzane zuſammen, daß das Holzwerk und die Ziegelſteine praſſelnd auf die Gaſſe ſtürzten — bald darauf fiel eine dritte in der NebenGaſſe in ein Haus, und es war mir klar daß eine Batterie gerade auf unſer Stadtviertel ſpielte — Alle Bewohner des Hauſes — Frauen — Männer — Kinder, verſammelten ſich auf der gewölbten ſteinernen Treppe des erſten Stocks die aus der Richtung der Fenſter lag! — Da gab es bey jeder Exploſion der jezt haüfige[r], doch in größerer Entfernung hineinfallenden Granaten ein Jammern und Wehklagen! — Nicht einmahl ein Tropfen Wein oder Rum zur Herzſtärkung — ein verdamter ängſtlicher Auffenthalt — ich ſchlich leiſe zur Hinterthür heraus und durch Hintergäßchen zum Schauſpieler Keller der auf dem Neumarkt wohnt — wir ſahen ganz gemüthlich mit einem Glaſe Wein in der Hand zum Fenſter heraus, als eine Granate mitten auf dem Markte niederfiel und plazte — in demſelben Augenblick fiel ein Weſtphäliſcher Soldat der eben Waſſer pumpen wollte, mit zerſchmettertem Kopfe todt nieder — und ziemlich weit davon ein anſtändig gekleideter Bürger — Dieſer ſchien ſich aufraffen zu wollen — aber der Leib war ihm aufgeriſſen, die Gedärme hingen heraus, er fiel todt nieder *) — noch drey Menſchen wurden an der Frauen-Kirche von derſelben Granate hart verwundet — Der Schauſpieler K[eller] ließ ſein Glas fallen — ich trank das meinige aus und rief: „Was iſt das Leben! nicht das bischen glühend Eiſen ertragen zu können, ſchwach iſt die menſchliche Natur!“ — Gott erhalte mir die Ruhe und den Muth in LebensGefahr, ſo überſteht ſich alles beſſer! — Es gelang mir den Kaufmann Schmidt aus ſeinem verſchloſſenen Gemach hervor zu treiben, der belud mich mit Wein und Rum für mich und meine Hausgenoſſen. Ich trat wieder ein wie eine Erſcheinung des Troſtes und der Beruhigung — Eine der Frauen (Mad. Stein) die gerade im oberſten Stock wohnte, hatte den Muth gehabt allerley nützliche Lebensmittel herabzubringen — Das war alles bonum com-

---

[* Am Rande:] (Zu bemerken: fünf Minuten ſpäter ritt der Kaiſer über den Neumarkt, gerade wo der Bürger getroffen, nach dem Pirnaer Thor) m[une,] und uns Allen die wir keinen Mittag gegeſſen, ſchmeckte es im Bivouaq auf der Treppe herrlich, das KelchGlas ging fleißig herum und unter dem Donner der Kanonen, unter dem Praſſeln der Granaten ging uns allen ein fröhlicher guter Humor auf, der immer der Nachklang einer durch Gefahr exaltirten Stimmung iſt. Erſt als es ganz finſter war | ließ das Schießen nach. Die [franzöſiſchen] Garden hatten, wie man nun erfuhr, die genommenen Schanzen wieder erſtürmt und die verbündete Armee ſich auf die Höhen zurückgezogen. — Das Kammermädchen der Gräfin Breza trat vor die Hausthüre, vor welcher der Wagen ſtand der die Gräfin in Sicherheit in ein anderes Stadtviertel bringen ſoll[te] | in eben demſelben Augenblicke wurde ſie aber von einer Granate im ſtrengſten Sinn des Worts zerriſſen. Einer Hebamme auf der Pirnaer Vorſtadt wurde, als ſie zum Fenſter hinausſchaute, der Kopf weggeriſſen; eben ſo verlohr ein Handlungs Commis der im Comtoir ſaß den Arm. Noch mehrere Bürger ſind theils verwundet theils getödtet.

Den 27.

Die Nacht verging ruhig. Erſt um 8 Uhr Morgens ging eine lebhafte Kanonade an daß die Fenſter bebten — es fiel unaufhörlich Regen, man konte daher nicht viel bemerken. Nachmittags entfernte ſich das Schießen und man erfuhr daß die ruſſi[ſche] und oeſterr[eichiſche] Armee 5 St[unden] weit zurückgedrängt worden. Abends kamen ungefehr 2 bis 300 ruſſiſche und pr[eußiſche] und wohl an 10000 oeſterr[eichiſche] Gefangene wie auch 4 oeſterr[eichiſche] Fahnen und 6 Kanonen

D. 28.

Die Ruſſen und Oeſterr[eicher] ſtehen auf den Höhen von Keſſelsdorff, man hört ſehr deutlich Kanonen und Pelotonfeuer. Ueb[er] die Elbbrücke bemerkte ich eine augenſcheinliche Retirade der Franzoſen, und die Nachricht, daß bey Berlin die Fr[anzoſen] geſchlagen ſind, iſt daher wahr. —

D. 29.

Heute ging ich vor den Moſzynskiſchen Garten und ſah zum erſtenmahl in meinem Leben ein Schlachtfeld — Erſt heute hatte man angefangen aufzuräumen und zwar wurden, wie ich bemerkte, zuerſt die gebliebenen Franzoſen nackt ausgezogen und in große Gruben zu 20, 30, verſcharrt — Hier hatten die ruſſiſchen Jäger unter dem wüthenden Feuer der franz[öſiſchen] Kanonen geſtürmt, das Feld war daher überdeckt mit Ruſſen, zum Theil auf die ſchrecklichſte Weiſe verſtümmelt und zerriſſen — So z. B. ſah ich einen, dem gerade die Hälfte des Kopfs weggeriſſen — ein ſcheußlicher Anblick — Pferde — Menſchen — daneben Gewehre — Säbel — geſprengte Pulverwagen — Tſchakos — Patrontaſchen — alles in wilder Unordnung durch ein ander geworfen — Auf manchem unverſtümmelten Geſicht ſah man noch die Wuth — den Grimm des Kampfs — einer hatte gerade in die Patrontaſche gegriffen um friſch zu laden und ſo hatte ihn der Todt getroffen — Ein ruſſ[iſcher] Offizier, ein herrlicher ſchöner Jüngling (höchſtens 23 Jahr) hielt noch den Säbel über dem Kopfe geſchwungen in der rechten Hand und war ſo zum Tode erſtarrt — Eine Kano[nen]Kugel hatte ihn gerade auf der Bruſt am linken Arm getroffen, dieſen weggeriſſen und die Bruſt zerſchmettert — ſein Tod war leicht! — Mir ſchien es als bewege ſich etwas im Graſe in geringer Entfernung, ich theilte es meinem Begleiter dem Advokaten Conradi mit, wir gingen darauf zu, und ſiehe da ein Ruſſe, dem beyde Füße auf das jämmerlichſte zerſchoſſen waren ſo daß alles von geronnenem Blute klebte, ſaß ganz gemüthlich aufrecht und zehrte von einem Stück Kommisbrodt. So lag der Menſch ſeit dem 26 Aug. N. M. und war der ſtarken Verwundung unerachtet friſch und munter. Er zeigte uns ſeine leere Feldflaſche und Conradi eilte ſie mit Waſſer zu füllen — wie gut war es, daß ich

78.

[Der goldene Nachttopf.]

[19. Auguſt 1813.]

In keiner, als in dieſer düſtern, verhängnisvollen Zeit, wo man ſeine Exiſtenz von Tage zu Tage friſtet und ihrer froh wird, hat mich das Schreiben ſo angeſprochen, — es iſt, als ſchlöſſe ſich mir ein wunderbares Reich auf, das, aus meinem Innern hervorgehend und ſich geſtaltend, mich dem Drange des Äußern entrückte. — Mich beſchäftigt die Fortſetzung der „Fantaſieſtücke in Callot's Manier" ungemein, vorzüglich ein Mährchen. Turban und türkiſche Hoſen ſind ganz verbannt — feenhaft und wunderbar, aber keck ins gewöhnliche alltägliche Leben tretend und ſeine Geſtalten ergreifend ſoll das Ganze werden. So zum Beiſpiel iſt der geheime Archivarius Lindhorſt ein ungemeiner arger Zauberer, deſſen drey Töchter, in grünem Gold glänzende Schlänglein, in Kryſtallen aufbewahrt werden; aber am heiligen DreyfaltigkeitsTage dürfen ſie ſich drey Stunden lang im Hollunderbuſch an Ampels Garten ſonnen, wo alle Kaffee- und BierGäſte vorübergehen — aber der Jüngling, der im FeſttagsRock ſeine Butterſemmel im Schatten des Buſches verzehren wollte, an's morgende Collegium denkend, wird in unendliche wahnſinnige Liebe verſtrickt für eine der Grünen; — er wird aufgeboten — getraut — bekommt zur Mitgift einen goldenen Nachttopf mit Juwelen beſetzt; — als er das erſtemal hinein . . . ., verwandelt er ſich in einen MeerKater u. ſ. w. — Gozzi und Faſſner ſpuken!

79.

[Erklärung der Titelvignetten zu Band 1 und 2 der „Fantaſieſtücke in Callots Manier".]

[8t Septbr: 1813. Mit 2 Abbildungen.]

Spricht Sie denn nicht das Geheimnißvolle der Muſik in den Harfentönen an, die dem altdeutſchen Troubadour an dem myſteriöſen Bildniß der Iſisköpfigen Sphinx beym Aufgang der Sonne erklingen? — Den Jokusſtab ſchwingt der Humor, aber er krönt mit Dornen, und dem magnetiſch ſchlafenden drohen ſpitze Dolche —

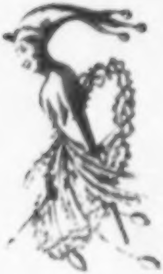
80.

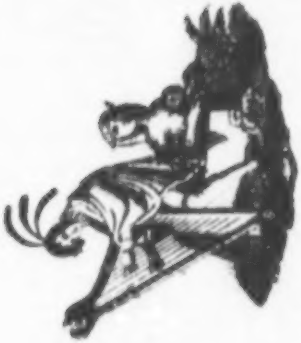
[Die Herrlichkeit des lebendigen Lebens.]

[8t Septbr. 1813.]

Was iſt der Menſch o Gott! pflegte ich oft andächtig zum Himmel blickend zu ſagen, wenn mir der Chambertin Prima recht gut mundete, in dieſem Ausruf über die Nichtigkeit alles menſchlichen Thuns und Treibens tröſtete mich aber gerade die Ueberzeugung vom Gegentheil

Blatt 68





— denn nie fühlte ich die Herrlichkeit des lebendigen Lebens mehr als eben da! und jener Ausruf war ſo gut wie die Ausforderung eines unbekannten Widerſachers im höchſten Uebermuthe, ſo wie im Shakeſpear die beſoffnen Schlingel die unverwundbare Luft mit ihren Streichen zu verletzen trachten! —

81.

[Kriegs-Erlebniſſe.]

[11 Novbr: 1813.]

Hier habe ich nun alles erlebt, was man in der nächſten Nähe des Krieges erleben kan — ich habe Scharmützel — eine bedeutende Schlacht (am 26 Aug:) deutlich angeſehen, habe das Schlachtfeld beſucht, kurz, meine Erfahrungen ſind in dieſer Art nur zu ſehr bereichert worden — Hungersnoth und eine Art Peſt (die zum Theil noch herrſcht und nur noch vorige Woche 290 Perſonen bürgerl[ichen] St[andes] weggerafft hat) mußte ich auch ausſtehen, aber ungeachtet aller in der That entſetzlichen Ereigniſſe habe ich nie den Muth verlohren, ja als die Kanonen rings um Dresden donnerten, ſo daß die Erde bebte und die Fenſter zitterten, iſt mir ein beſonderes vorahnendes Gefühl gekommen, daß der ſo lange erſehnte Augenblick der wieder erlangten Freyheit nicht mehr fern ſeyn könne! — Schon am 11t Octobr hatte ich die Freude mit eignen Augen perſönlich nahe (ich konnte es nicht laſſen hinaus zu laufen und mich auf einen Hügel zu ſtellen) zu ſehen, wie die Franz[oſen] aus ihrem verſchanzten Lager dicht vor den äußern Schanzen von D[resden] herausgetrieben wurden, ihre Baracken anzündeten, und mit einer Schnelligkeit davon liefen, die ich der Nation immer zutraute. Ein gleiches Schauſpiel erfreute mich am 13 Obr — 16 Obr und ſpäter am 6t Novbr., wo ich mittelſt eines ſehr guten Glaſes vom Thurm der Kreuzkirche ſah, wie der Hr. Graf von der Lobau, der ſich mit 12 bis 15 000 Mann nach Torgau durchſchlagen wollte, von den Boxdorfer Höhen herabgetrieben und bis unter die Kanonen von Dresden getrieben wurde. — Die Anſtalten waren übrigens ſeit dem 6 Novbr. von der Art, daß man hätte glauben ſollen, die Fr[anzoſen] würden jede Straße vertheidigen und ſich bis auf den letzten Mann wehren. Denn nachdem sie die äußeren Schanzen verlassen mußten, sperrten sie die Schläge und Thore und verschanzten die Hauptstraßen der Vorstädte hauptsächlich meistens mit Sand gefüllten Fässern und Tonnen. — Um so beschwerlicher war uns Einwohnern das alles, weil wir nach allen Berichte der [schwedischen] Schiffern von den glorreichen herrlichen Siegen bei Leipzig und Erfurt sehr gut unterrichtet waren. Schon am 11^t erhielten wir den Abschluß der Capitulation) und mein Gefühl war wirklich unbeschreiblich, als ich die stolzen übermüthigen Franzosen schmachvoll ohne Waffen abziehen sah! — Wie die Spitzbuben das herrliche Dresden auf wirklich barbarische Weise verwüstet und ruinirt haben, davon haben Sie keine Idee — besonders alle Anlagen (den großen Garten, den Moszinskischen Garten, das Feldschlößchen u. s. w.) sind bis auf den Grund verwüstet und zwar während einer Nacht — die herrlichen Alleen weitherum umgehauen u. s. w. — Jetzt athmet man wieder frei, und ich denke, die bessere Zeit liegt uns ganz nahe!

[[illegible] December 1813.]

Leipzig hat bewirkt, daß sich hier das Schicksal Deutschlands durch eine Schlacht, die so glorreich, als Napoleon nie eine erfochte, gewonnen wurde, entschieden, ein so hohes Interesse erhalten, als nie zuvor; die Menschen sind, ungeachtet noch so vieles zu thun, heiterer, freundlicher geworden. — In den öffentlichen Häusern kehrt das alte Leben zurück, und man sieht mit freudiger Erwartung einer frischen englischen Neujahrsmesse entgegen. — Die Feier des Alexander-Tages am 24^t war wahrhaft herzlich gemeint; im Theater gaben wir Faniska von Cherubini, und als ich vor dem Anfange und in den Zwischenacten Leipzig pauken und trompeten ließ, erschallte das Haus von dem Vivat der Deutschen und dem Hurrah der Russen.

92.

[Die Eltern des Dr. Kluge.]

[[illegible] December 1813.]

Ich möchte eine Broschüre schreiben, um nur einmal in der wahrhaft herrlichen Ideen einzugehen, die ich als von ihm herstammend habe. — Nur so viel, daß er den Gesandten alle Vollmachten, die den ordinairen Lebensgang unterbrechen, ſelbſt alle ungewöhnliche Räucherung verwirft. — Ich wenigſtens meine auch, daß ſchon alles ungewöhnliche die Fantaſie, die bei jener Krankheit ſo wichtig eingreift, ſpannt und den todten Leichnam zur Empfänglichkeit reizt. — Daß man ſich nicht unnöthigerweiſe in die Nähe Nervenkranker begeben ſolle, unterliegt keinem Zweifel, die große Scheue in Haüſer zu gehen, wo Kranke geſtorben ſind, oder gar nur vorbey zu gehen, taugt den Teufel nichts; meinen brennenden Zigarro im Munde wandle ich gemüthlich hin, wo mich meine Pflicht hinruft oder auch das Vergnügen, nachdem ich morgens mein gutes Gläschen ächten Jamaica-Rum, den man, Gott ſey es gedankt, wieder in civilem Preiſe haben kann (1 rth 8 gr die große Flaſche), genoſſen. — Beides ſind keine ungewöhnliche Präſervative und angenehm zu gebrauchen. — Rückſichts der Behandlung wirklich nervös Erkrankter weiß ich nur ſo viel, daß man ſowohl in Dresden als hier Anfangs mit vieler Behutſamkeit brechen läßt, dann aber, hat die Krankheit einen hohen, lebensgefährlichen Grad erreicht, ſehr oft mit Glück Veſikatore auf Bruſt und Rücken anwendet. Der KammerMuſikus Dunkel in Dresden bekam vom Dr. Rublack ein Veſikator wie eine Zwangweſte, und der Mann wurde dadurch ganz vernünftig, wandelt jezt wieder unter den Menſchen und geigt ſehr! —

83.

Oratorium: Chriſtus, durch Leiden verherrlicht. Paſſionsmuſik für vier Singſtimmen und Chor, mit Begleitung des ganzen Orcheſters. Partitur. Componirt von Auguſt Bergt. 10tes Werk. I. Abth. II. Abth. Leipzig, im Verlag b. Friedr. Hofmeiſter. (Preis I. Abtheil. 2 Rthlr. 8 Gr., II. Abtheil. 2 Rthlr.)

[5. Januar 1814.]

Die Erſcheinung eines Werks für die Kirche, und vorzüglich eines Oratoriums, iſt jezt etwas Seltenes. Um ſo mehr iſt es zu beachten, wenn ein wackrer Componiſt, mit den tieferen, theoretiſchen Kenntniſſen, die nun einmal, um im Kirchenſtyl zu ſchreiben, unerläßlich ſind, reichlich ausgeſtattet, es unternimmt, in dieſem verarmten Fache zu arbeiten.

In alter Zeit begeiſterte den Muſiker ein wahrhaft, frommer Sinn, und, die Geheimniſſe der Religion lobſingend und preiſend, ſchien der dem Irdiſchen entrückte Geiſt das Heiligſte zu ahnen; ja, der verheißenen Seeligkeit ſchon hienieden theilhaftig zu werden. Die heilige Muſik erweckte in dem Menſchen ein höheres Seyn, und die Kraft, das, was im Innern erklungen, auszuſprechen, war wie ein herrlicher Lohn der wahrhaften Erkenntnis und des wahrhaften Glaubens, den Geweiheten verliehen. Wie ſo wunderbar, ſo geheimnisvoll, gleich einer Muſik aus der anderen Welt, ertönen uns die höchſt einfachen, choralartigen Geſänge der Allegri, Perti, Durante, Benevoli u. a. m. Dieſer einzig wahre, hohe Kirchenſtyl mußte verloren gehen, ſo wie Lebensweiſe und Sitte, ja manche kirchliche Neuerungen, der religiöſen Tendenz, die aus dem Innern entſpringen muß, und ſich nicht aneignen läßt, entgegenſtrebten. Selbſt der reiche Schmuck, den die Muſik erhielt, war jenem Styl zuwider. Aber ungeachtet der große Händel dieſen Schmuck in ſeinen Oratorien nicht verſchmähte: ſo iſt es doch die wahre, religiöſe Begeiſterung, die in ſeinen geiſtlichen Werken glüht und das Gemüth zu dem Göttlichen emporhebt. Händel unternahm es, das große, wunderbare Geheimnis unſerer Religion in Tönen zu verkünden, und ſo entſtand das Oratorium aller Oratorien — der Meſſias. Wie das Innere des Meiſters ſo ganz von der überirdiſchen Größe des Gegenſtandes erfüllt war, zeigt ſchon der Umſtand, daß er jeden andern Text, der vielleicht, ſo wie viele andere, die ſpäter componirt wurden, recht eigentlich ins Drama gefallen wäre, verſchmähte, und ſich ſtreng an die kräftigen Sprüche der Bibel hielt, die das Werk der Erlöſung von der Verkündigung des Heilandes durch die Propheten bis zur Vollendung in erhabenen Worten ausſprechen. So unterſchied ſich der Meſſias ſchon in Hinſicht des Textes von den übrigen Oratorien deſſelben Meiſters. Es giebt darin keine beſtimmten Perſonen, die, in dramatiſcher Handlung zuſammentretend, ſprechen, und eben ſo wenig werden die Begebenheiten, die das große Werk in ſich ſchließt, auf froſtige Weiſe erzählt; und doch geht alles lebendig bey der Seele des Zuhörers vorüber, daß er mitten in den Erſcheinungen jener Zeit wandelt, und ſelbſt ſich unter dem Volke befindet, das alle Empfindungen, die die ſichtbarlichen Wunder in ihm erregen, laut ausſpricht. Wie ſo ganz aus dem Werke ſelbſt, nach dieſer Einrichtung, da die Begebenheiten nach den Worten der Bibel angedeutet und zugleich ihre Wirkungen im Volke hervorgerufen werden, die Recitative, Solos, Arien und Chöre entſtehen, leuchtet ein, und Rec. iſt überzeugt, daß nur auf dieſe Weiſe das Heiligſte würdig geſungen werden kann, alles Dramatiſiren dagegen, wenn nicht ganz wider die religiöſe Tiefe des Gegenſtandes iſt, doch ſehr leicht auf Abwege leitet, in welchen ſich das Heilige bis zum Gemeinen und Alltäglichen verirrt. — Der hohe Standpunkt, von dem ſonſt in alter Zeit, vorzüglich in Spanien, mit der inbrünſtigſten Andacht geiſtliche Schauſpiele geſehen wurden, möchte leider uns wol unzugänglich ſeyn und bleiben, und die Zwittergattung des dramatiſirten Oratoriums jene wahrhaft grandioſen Schauſpiele unmöglich erſetzen können. Nur die Einrichtung des Textes, wie ſie der Meſſias hat, iſt, nach Rec. Meynung, die einzig wahrhafte für Oratorien, die unmittelbar von dem höchſten Geheimniſſe unſerer Religion ſprechen. Was nun aber die Muſik betrifft, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Componiſt ſie aus der innerſten Tiefe ſeines, von Glauben und Liebe entzündeten Gemüths ſchöpfen müſſe. Es wird nicht genug ſeyn, das Alltägliche zu vermeiden, jeden Gedanken, der irgend an Profanes erinnern könnte, jeden weltlichen Prunk zu verbannen: nein, jeder Ton muß in religiöſer Begeiſterung empfangen ſeyn; ſo aber das Ganze wie in göttlicher Weihe, das Hohe und Heilige verherrlichen und den Zuhörer mit wahrer Andacht erfüllen, daß er dem Irdiſchen entriſſen, ſein Gemüth ganz dem Himmliſchen zuwendet, das Glauben, Liebe, Hoffnung und Troſt in ſeine Seele gießt. — Rec. meynt, daß es dieſem nach nicht ſowol eine ſchwere Sache ſey, ein gutes Oratorium zu ſchreiben, als daß der Componiſt ſich ſtreng prüfen müſſe, ob ſein Inneres in wahrer, hoher Andacht erglühe, und die Begeiſterung in ihm Töne und Melodien erwecke, die das Heilige wunderbar verkünden, ſo daß der Zuhörer niemals an Irdiſches, und, um es recht beſtimmt auszudrücken, an ſchon im profanen Leben Gehörtes erinnert werde. Daß viele Componiſten dieſe Prüfung nicht anſtellen mögen, oder im voraus wiſſen, wie es mit der innern Andacht beſchaffen ſey: hierin mag vielleicht mehr unſere Armuth an wahrer Kirchenmuſik ihren Grund haben, als in dem Mangel theoretiſcher Kenntniſſe, wie man ſonſt wol glauben möchte. —

Der Text des vorliegenden Oratoriums erzählt in oft nicht ſonderlich gewählten Worten die Leidensgeſchichte Jeſu; bald treten auch beſtimmte Perſonen in dramatiſcher Handlung auf: und ſchon deshalb würde Rec. ſchwer daran gegangen ſeyn, dieſen Text zu componiren. Hr. B., der vielleicht andere Anſichten hat, als Rec., that es nun einmal, und ſeinem Werke gebührt das gerechte Lob, daß es fleißig gearbeitet, in einem fließenden Styl geſchrieben, und, bis auf ſehr wenige Ausnahmen mit Einſicht und Geſchmack inſtrumentirt iſt. Die fugirten Chöre zeugen von den tieferen theoretiſchen Kenntniſſen, deren Rec. ſchon Anfangs erwähnte, und er wurde um ſo mehr durch eben dieſe Fugen erfreut, als er ſie in der Kirchenmuſik durchaus nicht vermiſſen mag. Nicht dadurch, daß es nun einmal gewöhnlich, in der Kirche Fugen zu hören, glaubt er nämlich ſeine hohe Theilnahme erweckt zu ſehen; ſondern er findet darin einen tiefern Grund, daß durch das allmählige Eintreten der verſchiedenen Stimmen in den beſtändigen harmoniſchen Verſchlingungen derſelben, auf das lebhafteſte ein Volk oder eine Gemeinde dargeſtellt werde, deren Glieder ſonſt in Meynung und Charakter merklich verſchieden, doch wie von einer Idee begeiſtert, eins und daſſelbe, nur nach ihrer individuellen Art, ausſprechen. Die Figuren dieſes magiſchen Bildes bewegen ſich lebendig und man ſteht unter ihnen, ſchauend die Begebenheit, von der ſie ergriffen. — So rühmenswerth nun Rec. das vorliegende Werk in dieſer Hinſicht findet, ſo muß er doch geſtehen, daß, nach ſeiner Meynung, der Componiſt jene höhern Forderungen, die an den wahren Kirchencomponiſten gemacht werden dürfen, keinesweges erfüllt hat, und es mag auch vielleicht in dem Text liegen, daß es dem Werk eigentlich an einem wahrhaft durchgehaltenen Styl mangelt. Rec. iſt weit entfernt, dem braven Componiſten nur im mindeſten zu nahe zu treten: eine genauere Beleuchtung ſeiner Arbeit mag nun von der Achtung, die er gegen ihn hegt, zeugen, aber auch zugleich ſein Urtheil über Gedicht und Muſik rechtfertigen. —

Das Werk fängt mit einem Satz an, der, Intrata überſchrieben, ein Choral iſt, den Klarinetten und Fagotte vortragen, zu denen nach den beyden erſten Abſätzen Hörner, Violen und Bäſſe hinzutreten. In ſo fern jeder Einleitungsſatz das Gemüth des Zuhörers gerade in die Stimmung ſetzen, die dem Werke zuſagt, und wie in fernen, geheimnisvollen Anklängen ſchon alles das ertönen laſſen ſoll, was dann in dem Werke ſelbſt näher und näher andringend, zuletzt die Seele des Zuhörers gewaltſam ergreift und mit ſich fortreißt, möchte wol der Componiſt eines bedeutenden Werks eben den Anfang deſſelben recht ſorglich beachten. Nach Rec. Meynung iſt daher, von jenem Geſichtspunkt ausgegangen, der Einleitungschoral dieſes Oratoriums viel zu ſchwach und unbedeutend. — Das kurze Ritornell des folgenden erſten Chors in C moll ſpannt ungleich mehr den Zuhörer, und es iſt überhaupt dieſer Chor, vorzüglich in den Worten: Verachtet wie ein Schwacher etc. und: Iſt das der Tugend Lohn — von recht vieler Wirkung. Nur enthält er einen Satz, der in der That das Ganze ſtörend zerreißt; es iſt die Melodie der Worte: Jeſus Chriſtus blutet — welche von Blasinſtrumenten chormäßig wiederholt wird, und ihrer ganzen Structur nach, an einen gewiſſen, ſo gemeinen Geſang erinnert, daß wir ihn in dieſem Zuſammenhange nicht einmal näher bezeichnen wollen: *(N)* In dem darauf folgenden Recitativ erfährt man, daß es die Schaar der Seinen war, die in dem Chor klagte, und der Tenor, der dies ausſprach, ſingt eine Arie, die von dem Gefühl des Rec., wenigſtens was den Hauptſatz betrifft, als altfränklich und verbraucht verworfen wurde. Auf das Gefühl beruft ſich Rec. ausdrücklich, und er ſetzt daher, ohne ein Wort weiter zur Rechtfertigung zu ſagen, das Thema her, damit der Leſer und Hörer ſelbſt urtheile und richte: *(N)* In dem folgenden Recitativ, No. 5, heißt es: O welche Scene thut ſich auf! der Edle hängt und ſchmachtet; der Heide ehrt den Dulder, der Prieſter zürnt, und Jeſus betet. — Es folgt ein Quartett, das im Texte ganz dramatiſch gehalten iſt. Es treten nämlich auf: der Hoheprieſter, Pilatus, Jeſus, und noch Jemand, (blos als Sopran bezeichnet,) der, nach der Andeutung des vorigen Recitativs, wol kein anderer ſeyn kann, als der, den Dulder ehrende Heide. Pilatus ſingt: Er iſt ſchuldlos; noch iſt's des Richters Wort! Der Hoheprieſter: Fort das Mitleid; fort, er iſt ſchuldig! Jeſus: Vater vergieb ihnen, denn etc. Der Heide reflectirt über die ganze Scene, indem er ſpricht: Hier, o Freunde

haupt dieſer Chor, vorzüglich in den Worten: Verachtet wie eine

lernt verzeihen: ach ſo ſchwer war hier verzeihn! Man bemerkt, es iſt auf die Contraſte, die der Componiſt in der Oper, und vorzüglich in der Opera buffa, als unerläßlich von dem Dichter fordert, hier ganz abgeſehen, und es gereicht dem Hrn. B. zum Lobe, daß er ſich bey dem Gezänk des Hohenprieſters mit dem Pilatus ſehr gemäßigt hat, unerachtet er freylich die eben im Text liegenden Contraſte nicht wol gänzlich übergehen konnte, und die Worte, die Jeſus ſpricht, wenigſtens in langſameren, die Worte des Hohenprieſters und des Pilatus hingegen in kürzeren Noten ſetzen mußte; woher es denn kömmt, daß Stellen, wie folgende, der Würde des Oratoriums keinesweges entſprechen: *(N)* Bey dem Eintreten der Sopranſtimme leitete den Componiſten ein richtiges Gefühl, indem er ſie mit den anderen durchaus nicht vermiſcht, ſondern als einzeln für ſich beſtehend behandelt hat. Nach Rec. Meynung müßte die Reflexion das Ganze ſchließen; er würde daher erſt nach dem Schluß des, als Terzett behandelten Satzes jene Stimme des Heiden haben eintreten laſſen, und ſo wäre das ſchöne, geſangreiche Majore, A dur, welches den Satz ſchließt, für jene Stimme, die früher geſchwiegen, hinreichend geweſen.

Nun folgt, wie in allen gewöhnlichen Oratorien und Kirchen-Cantaten, die Baßpartie, die ſich gewöhnlich zürnend und polternd vernehmen läßt, und in der gewöhnlich von Sturm und Wetter die Rede iſt. Das Recitativ No 7. wird blos von Bäſſen und der Orgel oder dem Flügel begleitet; aber nach den Worten: Fluch wählen ſie für Segen, für Leben Tod — fallen obligate Trompeten ein: *(N)* Nun kommen die Worte: O unglückliche Spötter — Man wird daher geneigt, jene Trompetenſtöße für die grelle Stimme der unglücklichen Spötter zu halten, bis man aus den folgenden Worten: Ahnet ihr nicht das grauſe Wetter etc., ſo wie aus dem Einfallen des ganzen Orcheſters, wahrnimmt, daß eben das grauſe Wetter ſich durch jene Trompetenſtöße ankündigte. Dieſe Behandlung der Worte des Recitativs, ſo wie die Baßarie, No. 8, mit dem gar zu ſehr ins Alltägliche fallenden Ritornell, *(N)* entſpricht wol nicht im mindeſten den höheren Forderungen, die man, was Tiefe und Bedeutſamkeit betrifft, mit Recht an den Oratorien-Componiſten macht. — Nach der Arie fällt ein kräftiger, fruchtbarer Fugenſatz in F moll ein, der aber bald nach der Durchführung durch die vier Stimmen abbricht, und erſt, nachdem ſich der in Wuth und Verzweiflung ausbrechende Baß noch einmal vernehmen laſſen, in D moll weiter, und zwar mit vieler Einſicht und Gewandtheit, ausgeführt wird. Bey dem Schluſſe iſt die zweyſtimmige Engführung, in der die Saiteninſtrumente den Hauptſatz, die Blasinſtrumente aber mit den Singſtimmen unisono den Gegenſatz aufnehmen, von kraftvoller Wirkung. — No. 9. iſt ein wohl declamirtes und gearbeitetes Recitativ, dem ein Duett zwiſchen Sopran und Tenor folgt, welches zwar recht melodiös gehalten iſt, dem aber der wahrhaft kirchenmäßige Styl durchaus mangelt. Sätze und Figuren, wie folgende, würde Rec. niemals ſich im Oratorium erlauben. *(N)* Nach einem kurzen Recitativ (No. 11.) folgt ein energiſcher Fugenſatz, der in der That den händelſchen Styl in ſich trägt; und Rec. würde nur Rühmliches davon ſagen können, wenn nicht der Schluß eine Periode enthielte, die wahrſcheinlich den Hohn des Volks ausdrücken ſoll, aber wirklich ins Gemeine und Geſchmackloſe fällt, ſo daß man nicht begreift, wie der Componiſt dieſen Satz, war er auch geſchrieben, wenigſtens nach der erſten Aufführung ſtehen laſſen konnte: *(N)* Die Arie, No. 13, iſt in Haltung der Melodie und vorzüglich der wechſelnden Solos der Blasinſtrumente, opernmäßig. No. 14, ein Recitativ mit zweckmäßig eintretendem a tempo, welches die Worte des Schächers am Kreuz, ſo wie den Troſt, den Chriſtus ihm giebt, enthält. Bey den Worten: Mit mir wirſt du noch heute im Paradieſe ſeyn — fällt ihm der Schächer in die Rede, rufend: Herr — Herr — Herr! und das hätte Rec. recht gern vermißt, da die heilige Einfachheit des tröſtenden Spruchs dadurch vernichtet wird. — Der Chor, No. 15, in dem die Singſtimmen bis zum 16ten Takte im unisono gehen, iſt feyerlich und würdevoll; ihm folgt ein Fugenſatz, der lebhaft an die Ouverture der Zauberflöte erinnert; ja, es iſt im Grunde das Thema jener Ouverture ſelbſt *(N)* und Rec. darf ſich, ohne hier in weitern Tadel auszubrechen, nur auf das beziehen, was er vorhin darüber ſagte, daß der Kirchencomponiſt vorzüglich alles vermeiden ſolle, was die Zuhörer aus der religiöſen Begeiſterung reißen und ihnen profane Ideen erwecken könne. — Ein einfacher Choral, deſſen zweyten Abſatz Blasinſtrumente begleiten, ſchließt den erſten Theil.

Der Chor, mit dem der zweyte Theil beginnt, iſt in den erſten Takten ganz dem Anfange des erſten Theils gleich, bis nach den

Worten: Verdammt durch Haß und Wahn — ein neues Thema in canoniſchen Imitationen des Baſſes und Alts eintritt. Nach einem kurzen Recitativ folgt (No. 18) ein Duett zwiſchen Alt und Baß, welches, außer dem, daß die Worte ſinnig aufgefaßt ſind, wahrhaft kirchenmäßig gearbeitet iſt. Gleich die erſten Worte kündigen den energiſchen Styl des Ganzen an: *(N)* So iſt auch der Anfang des Più vivo im Unisono der Singſtimmen, mit zweyſtimmiger Begleitung der Saiteninſtrumente, voller Energie. Dieſes Duett, ſo wie das folgende, inſtrumentirte Recitativ (No. 19) hält Rec. für die gelungenſten Sätze des ganzen Werks. Jeder Moment der Kataſtrophe, die hier der Seele des Zuhörers vorüber geführt wird, iſt mit Einſicht beachtet, und Alles, Geſang und Inſtrumentirung, arbeitet darauf hin, alle Gefühle, die dem wichtigſten, höchſten Augenblick zuſagen, lebhaft aufzuregen. Vorzüglich ſchön ſind die Worte: Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen — in einer enharmoniſchen Verwechslung, ſo wie die Worte: Es iſt vollbracht — behandelt, und Rec. rückt beyde Sätze ein, um des Leſers und Hörers Aufmerkſamkeit ganz auf dieſen, nach des Rec. Meynung, beſten Theil des ganzen Werks hinzuleiten. *(N)* Von dem Chor, No. 20, muß dagegen Rec. nun wieder behaupten, daß ſeine Wirkung theatraliſch ſey. — Daß Hr. B. ein einſichtsvoller, gewandter Componiſt ſey, der mit mehrſtimmigen Sätzen wohl umzugehen verſteht, davon giebt das Quartett, No. 22, einen ſprechenden Beweis. Jede Stimme iſt melodiös, ihrem Charakter gemäß durchgeführt, und die Begleitung der Saiteninſtrumente, die ſich faſt durchgängig gleich bleibt, iſt ganz dazu geeignet, Maria's und Johanne's tiefen Schmerz auszuſprechen. Mag daher jede Abweichung von dem wahren Kirchenſtyl, jeden opernmäßigen Contraſt der Stimmen, der Dichter verantworten, der in dieſem Quartett Maria und Johannes um den Geopferten klagen, den Hauptmann über die Wunder ſich wundern, und den Prieſter trotzig den im Staube liegenden Verhaßten höhnen läßt. Dem Rec. war vorzüglich die Partie des erzürnten Prieſters unangenehm; er mußte bey den vielen kurzen Noten, (einem wahren Parlando) in denen er ſeinen Zorn ergießt, unwillkürlich an den polternden Alten in der Opera buffa denken, ſo daß ſich der Judenprieſter plötzlich in den ricco mercante di Venezia wandelte. — Wol kann es ſeyn, daß jenes wohlgerathene Duett und

Recitativ die Forderungen an das Folgende noch höher ſpannte: aber Rec. leugnet nicht, daß ihm das Quadricinio, No. 24, ſüßlich, ſo wie das Coretto, No. 25, gleich einem Opernmarſch, wie z. B. „Zieht ihr Krieger, zieht in Frieden“ etc. vorkam: aber er glaubt, daß er dieſen Eindruck mit jedem Zuhörer theilen wird, den der Geiſt der wahren, heiligen Kirchenmuſik ergriffen hat. No. 26 enthält in dem Schlußſatz, deſſen Text bibliſch iſt, die Nutzanwendung des Ganzen, und Rec. darf ſich begnügen, zu ſagen, daß dieſer ganze letzte Theil des Werks, in ſeinen Imitationen und fugirten Sätzen voller Energie, mit einſichtsvoller Behandlung der Blasinſtrumente gearbeitet ſey, und wiederum das günſtige Urtheil, das Rec. ſchon vorhin im Allgemeinen über den wackern Componiſten fällete, beſtätiget. Mögen daher alle die einzelnen Verirrungen, welche Rec. rügen mußte, der verfehlten Einrichtung des ganzen Oratoriums und den oft nur zu matten Worten zu Schulden kommen, und möge Hr. B. nach tiefem Studium der alten Italiener, die in heiliger Glorie ſtrahlen, ſo wie unſre herrlichen Landsleute, Seb. Bach und Händel, uns bald mit Werken für die Kirche, die er in wahrhaft religiöſer Begeiſterung empfangen, erfreuen und erheben. Einen Mann übrigens, wie Rec. ſich Hrn. B. denkt, wird gewiß ein beſtimmter Tadel deſſen, was als tadelnswerth erſcheint, und dem ein beſtimmtes Lob deſſen, was als lobenswürdig erkannt wird, zur Seite ſtehet, mehr erfreuen und neu beleben, als betrüben und niederſchlagen.

84.

Ouverture à grand. Orchestre de l'Opéra Andromeda — par Jos. Elsner. à Leipsic, chez Breitkopf et Härtel. (Pr. 1 Thlr.)

Ouverture für ganzes Orcheſter aus der Oper Leszec Bialy (Leſzek der Weiſe, oder die Zauberin auf dem kahlen Berge.) Muſik von Joſeph Elsner. Leipz., b. Breitk. u. Härtel. (Pr. 1 Thlr.)

[19. Januar 1814.]

Rec. befand ſich gerade in Warſchau (1807) als die Wiederherſtellung des polniſchen Reichs, die der Kaiſer von Frankreich der Nation verſprochen, im Theater feyerlichſt begangen und bey dieſer Gelegenheit die Oper Andromeda gegeben wurde. Er erinnert ſich noch des transparenten Vorhangs, auf dem das polniſche Reich, als ein alter Geharniſchter, ſich mit halbem Leibe aus einem Grabe emporrichtete, aufblickend zu einem glänzenden Stern, in dem ein großes N. ſichtlich; und auch die Oper war durchaus allegoriſch gemeynt, indem die gefeſſelte Andromeda nichts anders als das Vaterland, der zu Hülfe eilende Perſeus aber den ſiegreichen Helden darſtellen ſollte. Man liebt in Polen dergleichen Allegorien, und vorzüglich wurde von jeher alles, was nur im mindeſten auf Vaterland Bezug hat, ja das bloße Wort ſelbſt, kam es auch ohne weitere Beziehung vor — z. B. Ich gehe in mein Vaterland u. dergl. — ſehr beklatſcht. Aus dieſem Grunde ſchon und bey der damaligen exaltirten Stimmung des Publicums mußte jene Oper viel Glück machen. Aber auch abgeſehen von dieſen Umſtänden, die eben die Zeit herbeyführte, verdiente die Oper in der That den Beyfall, den ihr jeder, auch ganz unbefangene Zuſchauer zollte. So ſchnell nämlich Hr. E. hatte componiren müſſen, ſo war ihm doch das Werk, vorzüglich in einzelnen Sätzen, recht wohl gelungen, und Rec. erinnert ſich noch lebhaft, daß vorzüglich die Partie der Andromeda, welche damals von einer Dem. Petraſch, nachherigen Mad. Tmuſczewska, ſehr brav gegeben wurde, viel Glänzendes und Ausdrucksvolles enthielt. So wie Rec. meynt, war es die erſte Opera seria, in der ſich Hr. E. verſuchte, und dieſes, ſo wie der ſchon erwähnte Umſtand, die Rückſicht auf Schnelligkeit, womit der Componiſt das Gelegenheitsſtück zu Stande bringen mußte, entſchuldigt hinlänglich, daß nun wol der eigentliche, gediegene, grandioſe Styl der ernſten Oper, wie er in Piccini's, Glucks u. A. Werken herrſcht, gänzlich verfehlt war. Dieſes gilt nun auch hauptſächlich von der Ouverture, welche Rec. ſchon damals nicht eben zu den gelungenſten Sätzen des Werks zählte. Sie fängt mit einem kurzen Einleitungsſatz, Adagio F dur, an. Das darauf folgende Allegro, F moll, drückt in dem klagenden, angſtvollen Thema, die Leiden der an den Felſen gefeſſelten Prinzeſſin recht gut aus; es wird mit Kunſtfertigkeit, jedoch ohne daß ſonderlich viel harmoniſcher Stoff verwendet werden ſollte, durch die verwandten Tonarten 186 Takte lang durchgeführt, wo es mit dem Dominanten-Accorde ſchnell abbricht, und die allein anſchlagende

Pauke (beſſer als die angezeichnete Trommel, die leicht etwas ſkurrile Nebenideen erweckt) die Ankunft des Helden verkündigt. Ein kurzes, eben nicht bedeutendes Tempo di Marcia und ein Allegro assai, beyde in F dur, malen im Schluß der Ouverture den Sieg des Helden und Andromeda's Befreyung. Die ganze Einrichtung der Ouverture, die geſchickte Inſtrumentation, und vorzüglich das löbliche Bemühen, in mannigfachen Imitationen, die vorzüglich in der Oberſtimme und dem Baß, weniger in den Mittelſtimmen liegen, recht viel aus dem Hauptſatz zu ziehen, zeigen den geübten, ſinnvollen Componiſten. Sichtlich haben gerade in jener Zeit Cherubini's Compoſitionen auf Hrn. E. gewirkt: denn ſchon das Hauptthema, und Stellen, wie die eingerückte, erinnern nur zu lebhaft an den genialen Meiſter, den man indeſſen in der eigentlichen Opera seria wol nicht zum Vorbilde nehmen dürfte, da er nur, gleich Mozart, im romantiſchen Reiche ſich mit freyem Fittig in die Lüfte erhebt: *(N)* Die mit NB. bezeichnete ſchnelle Rückung in die Dominante der verwandten Durtonart iſt in mehrerer Hinſicht zwar nicht zu verwerfen, aber wol zu tadeln; es fehlt an einem eigentlichen Grundbaß, der den Übergang richtig leite; die Violons und Violoncelle figuriren mit den Violinen, und bey der grell heraustretenden Baßpoſaune denkt ſich der Zuhörer *(N)* und hört dann die empfindlichen Octaven der Oberſtimme mit dem Baß. — Abgeſehen von dem Platz, wo die Ouverture im individuellen Charakter wirken ſollte und man daher das wahrhaft Heldenmäßige, Grandioſe vermißte, iſt ſie, als ein gut geſchriebenes Werk eines wackern Meiſters, recht ſehr zu empfehlen.

Die Oper Leszek, wozu die Ouverture No. 2. geſchrieben, blieb dem Rec. unbekannt: wahrſcheinlich iſt es eine Zauberoper nach Art unſrer Donaunymphen u. dergl. Dem ſey nun, wie ihm wolle; es hat Rec. gefreut, wieder, wenigſtens das Bruchſtück eines Werks zu hören, das ihn an ſo manche ähnliche gelungene, des ihm ſonſt bekannten Componiſten erinnerte. Hr. E. hat, wenn es auf den leichten Ausdruck einer gewiſſen Jovialität und Behaglichkeit ankommt, einen Reichtum der Ideen, und eine Gewandtheit der Ausführung, in der ihn wenige übertreffen, und vorzüglich war er im Auffaſſen des Eigenthümlichſten der Nation, unter der er lebt, immer ſehr glücklich, welches ihm denn auch mit Recht den ungetheilteſten Beyfall ſeiner Umgebung erwarb. Man kennt viele Polonaiſen von Hrn. E., die den wahrhafteſten Stempel der eigentlichſten Nationalität tragen, und er möchte es darin wol dem berühmten Componiſten zuvorthun, der in der Sucht, Polonoiſen zu ſchreiben, ſogar die homeriſchen Helden ein Alla Polacca anſtimmen läßt. (Videatur: die Arie des Patroklus im Achill.) Das polniſche Theater hat Hrn. E. eine Menge gelungener komiſcher Singſpiele zu danken, aus denen manches Lied zum Nationalgeſang wurde, und es mag denn auch der Leszek, wahrſcheinlich nach einer alten polniſchen Sage bearbeitet, manches recht Erfreuliche enthalten und eine wahre Bereicherung des, ohnehin nicht eben überfüllten Repertoire's polniſcher National-Opern ſeyn. Nach einem kurzen Einleitungsſatze, Adagio, D moll, folgt in vorliegender Ouverture eine recht muntere, gemüthliche Polonoiſe, die ſich raſch und feurig, durchweg ihren Styl feſt behauptend, fortbewegt, wie das nun eben Hr. E. in den Alla Polacca's recht brav zu machen verſteht. Hier iſt das hübſche Thema, welches die Hoboe vorträgt: *(N)* Das drey Takte lange Adagio, ein Unisono der Bäſſe, Fagotts und Bratſchen, welches die Polonoiſe nicht weit vor dem Schluſſe unterbricht, mag ſich auf einen beſondern Moment des Stücks beziehen. Rec. glaubte die Erſcheinung irgend eines bedrohlichen Geiſtes heraus zu hören, der plötzlich das jubelnde Volk erſchreckt, das ſich aber bald von der Furcht ermannt, jeder weitern Störung nunmehr trotzend. Letzteres nahm Rec. aus dem Flüſtern wahr, womit die Violoncelle nach jenem Satz eintreten, bis die Oberſtimme wieder mit einem Thema hinanrückt, das die Bäſſe in kräftiger Imitation aufgreifen. Die Stelle iſt von frappanter Wirkung, und überhaupt das ganze Werk, das auf beſondere Tiefe oder Bedeutſamkeit keinen Anſpruch macht, von gemüthlichem Eindruck und fürs große Publicum mit Verſtand berechnet.

85.

Der Freund.

Brief an Theodor.

[Fragment. Anfang 1814.]

Gewiß hat es dich gewundert ſeit der Zeit, da ich dich verließ um auf das Land zu gehen, gar nichts von mir zu hören. Noch bis jezt beſchäftigte mich eine interreßante räthſelhafte Begebenheit die ſich auf meinem Gute zutrug ganz und gar, und indem ich ſie dir erzähle haſt du auch die Urſache meines Stillſchweigens, denn du weißt wie geneigt man iſt das Schreiben gerade dann zu verſchieben, wenn man dem Freunde recht viel zu erzählen hat und erzählen will. Gleich im Anfange des Februars als die GartenArbeiten anfingen, ſagte mir mein Gärtner, der den Pavillon an der Mauer, die den Garten vom Walde trennt, bezogen hat, daß er oft des Nachts von einem wilden Geheul und einzelnen ſchreckhaften Tönen, die ſo wenig menſchlich doch nur von einem Menſchen herrühren könnten, geſtört und geängſtet werde; er habe ſchon oft deshalb den Wald durchſtrichen ohne etwas zu finden. Bald darauf kam ein Bauer mit blutigem Kopf in den Hof erzählend, wie ein ſonderbar gekleideter Mann mit entſetzlichem Gebrüll und wüthend rollenden Augen auf ihn zugeſprungen ſey, ihn gemißhandelt und ihm Hühner, Eyer, Butter, die er auf dem Fußſteig im Walde nach der Stadt tragen wollen, geraubt habe. Alsbald durchſtrich ich mit mehreren von meinen Leuten den Wald um den Wahnſinnigen (denn daß dieſes der Mann ſeyn müße, litt wohl keinen Zweifel) aufzuſuchen, allein vergebens. Unfern der Stelle wo er über den Bauer hergefallen war fanden wir den Korb zertreten und umher liegende Eyerſchalen und Federn. Er hatte die Hüner gerupft und ſie nebſt den Eyern roh verzehrt. Gleich Tages darauf ſah' ich den Gärtner blaß und verſtört aus dem Garten kommen. Er hatte in einem Beete gearbeitet und plötzlich hinter ſich den Unbekannten erblickt, deßen Miene jedoch ganz ſanft war und der ihn ganz leutſeelig anredete. Er ſagte mit leiſer angenehm klingender Stimme, daß er ſich ſchon einige Zeit hier aufhalte, daß ihm die Gegend ſehr wohl gefalle; daß er im Park wohne und nur Rückſichts des Eßens ſchlecht bedient werde; erſt neuerdings habe man ihm ganz elend zubereitete Faſanen und verſchimmeltes Brod aufgetragen. Der Gärtner wußte wohl was er von dieſem FaſanenGericht zu halten hatte; er faßte Muth und ſagte, indem er auf ſeinen nahe ſtehenden Pavillon wies, wenn es dem Herrn beliebte in jener Wohnung mit ſeiner Küche vorlieb zu nehmen, wo man wenigſtens alles gar koche, ſo ſolle er nur täglich Mittags und Abends hinkommen. Der Fremde lächelte zufrieden und meinte, er würde alles gut zahlen; in dem

Augenblick ſing der in einiger Entfernung arbeitende Gärtnerburſche mit hellem Tenor ein Lied zu ſingen an; alle Muskeln im Geſicht des Unbekanten verzogen ſich gräßlich, mit einem durchdringenden grauſenerregenden Schrey ſprang er pfeilſchnell fort und kletterte mit ganz unglaublicher Behendigkeit über die hohe Gartenmauer. — Jezt fiel mir erſt die alte verfallene Kapelle am Ende des Parks ein, die noch recht gut gegen Wind und Wetter ſchützen konte; ſie hatte ganz gewiß dem Unbekanten zum Auffenthalt gedient, und ich beſchloß ihn mit meinen Leuten da aufzuſuchen, die ungern und mit Zittern und Zagen folgten, ſo hatte ſich der Unbekante mit ſeinen Rieſenſtarken Fäuſten in Reſpeckt zu ſetzen gewußt. — Wohl kanſt du dir mein Erſtaunen, ich muß ſagen, meinen Schreck denken, als ich, der erſte, der aus der Gartenpforte hinaustrat, dicht vor meinen Füßen auf der Erde liegend den Unbekanten erblickte, der mich mit wilden gräßlichen Augen die jedoch keine Sehkraft zu haben ſchienen, anſtarrte. Sein Geſicht hatte äußerſt bedeutende Characktervolle Züge, nur durch den Ausdruck des höchſten Wahnſinns im Auge und durch die beynahe ſchwarze wild verwachſene Kopf und Barthaare entſtellt. Er ſchien ein Mann von höchſtens acht und dreyßig Jahren, von mittler wohlproportionirter Geſtalt. Sein Anzug hing in beſchmuzten Lumpen um ihn her und war mit Schauer erregender Ironie aus antiken, modernen und fantaſtiſchen KleidungsStücken zuſammengeſezt. Zu einem ganz modernen Frack von ſehr feinem ſchwarzen Tuch trug er eine Drap d'Argent mit blauen Roſen durchwebte Weſte mit ganz ungeheuern Schößen, wie man ſie im Jahre 1730 trug und unter der man kaum das grüne ſpaniſch geſchlizte Beinkleid bemerken konte, weißſeidne Strümpfe und bunte Halbſtiefel wie ſie ehemals die römiſchen und griechiſchen Helden in der Tragödie trugen, jedoch Modeſchnallen darauf gedrückt. Ueber den Rock hatte er eine zierliche Jagdkuppel gehängt. Den Tituskopf konte man noch gut unterſcheiden, in dem linken Ohre trug er einen übergroßen goldnen Ring — das große Jabot des ſehr feinen Hemdes breitete ſich auf der offnen Weſte aus, ſo daß da er kein Halstuch trug, Bruſt und Hals ganz entblößt waren. Wir traten näher hinzu, er merkte es nicht, wir rüttelten ihn, er fühlte es nicht; er war von der Starrſucht ergriffen. Um den Ausbruch ſeiner Raſerey die im Augenblick eintreten konte unſchädlich zu machen, banden wir ihn behutſam mit den mitgebrachten Stricken und trugen ihn in den gothiſchen Thurm, wo ich das kleine freundliche, jedoch abgelegene Zimmer, das du ſonſt der herrlichen Ausſicht wegen ſo gern bewohnteſt, für ihn beſtimmt hatte. — Die Starrſucht ſchien lange anhalten zu wollen, ich wagte es daher, im Zimmer ihn loßbinden, ganz entkleiden und ihm Wäſche ſo wie einen anſtändigen Anzug aus meiner Garderobe anlegen zu laßen. Während dieſes vorging beobachtete ich ihn genau, und immer mehr wurde ich von der innigſten Wehmuth, von der regſten Theilnahme ergriffen; denn nur zu deutlich verriethen mir die edlen Züge des Unglücklichen, daß hier ein tiefer Geiſt untergegangen ſey. Ich beſchloß Alles nur mögliche zu verſuchen den Zuſtand des Unbekanten zu mildern, ohne daran zu denken wer und woher er wohl ſeyn könne, indem mir eine geheime Ahndung ſagte, daß jede Nachforſchung entweder vergebens ſeyn oder den Unglücklichen in ſchlimme Hände liefern könne. — Als er endlich aus ſeiner Starrſucht erwachte, ſchien er voll Verwunderung ſich und alles um ſich her zu betrachten; ich hatte meine Leute aus dem Zimmer entfernt; ſie ſtanden vor der Thüre um mir nur nöthigenfalls beyzuſtehen. Als er mich gewahr wurde, blickte er mich ſtarr und finſter an; ich frug: ob ihm ſeine jetzige Wohnung beſſer gefalle als die frühere im Park, da ging das häßliche Muskelſpiel des Geſichts in ein kaum merkliches Lächeln über, er nickte mehrmahls mit dem Kopfe, zeigte aber ſogleich ſich höflich verneigend nach der Thüre. Ich hatte allſo meinen Abſchied bekommen und verließ ihn nachdem ich nur die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, die dahin gingen ihn ſich ſcheinbar ganz ſich ſelbſt zu überlaßen; nur in der ruhigſten Stimmung und wenn er es ſelbſt zu wünſchen ſcheinen würde, ſollten ſich ihm Menſchen nähern. Der Vorfall mit dem Gärtner, den er ganz aus eigner innrer Anregung aufgeſucht hatte, leitete mich zu dieſer Maaßregel, deren Ausführung die kleine unmerkliche Oeffnung im Platfond des Zimmers, durch die man es von oben her ganz überſieht, ſo wie ſelbſt [der Umſtand,] daß man aus dem Fenſter meines gewöhnlichen Zimmers im rechten Flügel alles was dort geſchieht beobachten kann, nicht wenig erleichtert. — Man hatte indeßen auf meinen Befehl die alte Kapelle ſorgfältig durchſucht und meine Vermuthung, ſie ſey bisher der Auffenthalt des Unglücklichen Unbekanten geweſen beſtätigte ſich augenſcheinlich, indem man tief in dem aus den Steinplatten aufgeſchoßenen Graſe eine ſehr gute goldene RepetirUhr, einen kleinen Beutel mit 20 Dukaten und ein Portefeuille fand, das ich mit der größten Begierde öffnete, weil ich gewiß manche Aufklärung über den Wahnſinnigen zu erhalten hoffte. Ich fand aber nichts als einzelne höchſt genial gedachte Sätze über Muſik und Mahlerey — ein Sonnett das Liebesklagen enthält — einzelne muſikaliſche Themen — die angefangene wunderlich feyerliche Kompoſition eines Liedes in einer mir ganz unbekanten und wahrſcheinlich bloß fantaſtiſchen Sprache — ein paar Zeilen, deren Inhalt mir unverſtändlich iſt, von einer andern Hand an J. K. (wahrſcheinlich meinen Unbekanten) gerichtet, und endlich 25 KonzertBillette in ein Papier gewickelt. Sie ſind ſauber geſtochen, unter einer mit Strahlen umgebenen geflügelten Lyra ſind die Worte zu leſen: Entree-Billet zum heutigen Himmels Conzert. D. 24^{t} Januar 18** — Du ſiehſt, daß aus dieſem allen nichts zu rathen ſondern nur entfernt dieſes oder jenes zu vermuthen war. — Mehrere Tage hindurch verharrte nun der Unbekante in ſeinem düſtern Stillſchweigen; oft ſchien er die Eintretenden gar nicht zu bemerken und jede Anrede wieß er mit unwilligem Kopfſchütteln und Weiſen nach der Thüre ab. Er aß und trank das ihm dar gebotene ruhig und mit Appetit. Den ganzen Tag hörte und ſah man ihn mit gemeßenen Schritten und mit über der Bruſt verſchlungenen Armen ſtill auf und abgehen, nur des Nachts ſtieß er oft entſetzliche Töne des innerſten Jammers, der hoffnungsloſeſten Qual aus, die uns alle aus dem Schlafe weckten und mit Furcht und Schauer erfüllten. — Nicht ohne Grund durfte ich aus dem Inhalt des Portefeuilles vermuthen, der Wahnſinnige ſey ein Muſiker, ich baute darauf den Plan, durch ſeine Kunſt den in ſich gekehrten Geiſt wieder für äußere Erſcheinungen zu beleben, und ließ daher den großen Wiener Flügel in mein Zimmer tragen, auf dem ich bey offnem Fenſter fantaſirte. Der Unbekante ſchien es lange nicht zu bemerken, plötzlich ſtand er aber ſtill und horchte mit ſeitwärts gebogenem Körper [und] nach dem Fenſter geneigtem Haupte aufmerkſam der Muſik zu; ich freute mich meines Einfalls und fantaſirte ſtärker, da ſtampfte er auf einmahl mit dem Fuße und lachte mit hohler entſetzlicher Stimme, daß die Fenſter dröhnten und mich ein unwillkührliches Grauſen anwandelte. Natürlich hatte mein Fantaſiren für diesmahl ein Ende, indeßen gab ich meine muſikaliſchen Verſuche nicht auf, ſondern ließ dem Unbekanten ſelbſt des andern Tags ein kleines Klavier in das Zimmer ſetzen. Er ſchien es aber nicht zu beachten ſondern das Inſtrument für einen gewöhnlichen neuen Tiſch anzuſehn, indem er, als der Bediente das MittagsEßen brachte, durch einen Wink zu verſtehen gab, er ſolle es auf dem Clavier ſerviren, welches auch geſchah. Der Gedanke, daß ein von ihm ſelbſt zufällig erwekter Ton vielleicht die beabſichtigte Wirkung hervorbringen könne, brachte mich darauf, ihm eine Guitarre ins Zimmer legen zu laßen. Es geſchah auch wirklich, daß er von ungefähr mit der Hand über die Saiten fuhr; der Ton ſchien ſein innerſtes zu durchbeben, er ergriff die Guitarre und gab kräftig und rein den vollen C durAkkord an, dann aber ſtieß er einen fürchterlichen Schrey aus, ſein Geſicht war ſo gräßlich verzerrt wie damahls als der Gärtnerburſche das Lied ſang; er warf die Guitarre auf die Erde und zertrat ſie in tauſend Stücke. So wie man das zähe Leben eines ſchädlichen Thiers noch immer durch neue Streiche ertödten will, weil jedes Zucken neue Gefahr droht, ſo ſuchte er mit wildem Blick, in dem ſich eine gräßliche Angſt mahlte, noch jedes Stückchen der Guitarre und zermalmte es. Von nun an war ſein ganzes Weſen verändert, er war nicht mehr derſelbe. Statt daß er ſonſt ruhig auf und abſchritt, ſprang er jezt aus einer Ecke in die andere als ſuche er einem ihn verfolgenden feindlichen Weſen zu entfliehen; bald heulte er vor gräßlichem Schmerz, bald ſtieß er ſeltſame ſchrecklich klingende aber ganz unverſtändliche Worte aus, bald ſchien ein grauſenerregendes Röcheln die letzten Zuckungen des Todeskampfes zu verkünden. Das ganze Haus gerieth in Aufruhr; alle unſere Beſchäftigungen waren geſtört, denn ſelbſt ganz entfernt von dem Unglücklichen blieben wir von dem grauenvollen unheimlichen Gefühl das uns überall folgte befangen, wir ſahen ſeinen gräßlichen Blick und hörten ihn toben. Wie ſehr bereute ich die unglückliche Idee ihm eine Guitarre in die Hände zu ſpielen, wie wohl es mir nun beynahe gewiß war, daß die Muſik an ſeinem Zuſtande großen Antheil haben müße, da jeder muſikaliſche Ton die Erinnerung irgend eines gräßlichen Augenblicks, vielleicht der Kataſtrophe die ihn wahnſinnig machte, zu erwecken ſchien. Endlich nach Acht unſeeligen Tagen wurde er nach und nach ruhiger und kam in ſeinen vorigen Zuſtand des tiefen Schweigens und des Auf und

Abſchreitens zurück. Ich ging zu ihm und er ſchien es gern zu ſehn, indem ſein Blick alsdann heitrer wurde, jede an ihn gerichtete Frage beantwortete er aber wie vorher mit unwilligem Kopfſchütteln. Er ſchien zuweilen etwas ſehnlich zu wünſchen, aber was das wohl ſeyn könte ſuchte ich vergebens zu errathen. Eine wohlthätige Erſcheinung am Ende des Märzes war Unſer gute Doktor, den ich ſogleich mit meinem ſeltſamen Einwohner bekannt machte und ihm alle Umſtände erzählte. Er meinte, es ſey wohl Hoffnung den Unglücklichen wo nicht ganz zu heilen doch zu beruhigen und die Ausbrüche der Raſerey zu hemmen, da dieſe nicht aus dem innern Gemüthe von ſelbſt ſondern nur nach irgend einer äußern Veranlaßung ſich einſtellten, und verordnete einige Mittel die wir dem Unbekanten zu ſchaffen und beyzubringen — —

86.

Die Automate.

[Ergänzungen aus dem erſten Druck. 9. Februar 1814.]

(Die Leſer der neuen muſikaliſchen Zeitung werden ſich noch aus dem unlängſt eingerückten Aufſatze, der Dichter und der Componiſt, der beyden Freunde, Ferdinand und Ludwig, erinnern, die nach langer Trennung der Krieg zuſammenbrachte. In jener glücklichen, ruhigen Zeit, als ſie ein gleicher poetiſcher Sinn und gleiches, echtes Kunſtſtreben auf der Univerſität J. innigſt verband, trug ſich die wunderbare Begebenheit zu, von welcher das folgende Bruchſtück dasjenige aushebt, was, von muſikaliſchen Kunſtwerken und von Erweiterungen im Gebiete der Tonkunſt überhaupt handelnd, und ſo das muſikaliſche Publicum beſonders intereſſirend, ſich für dieſe Zeitſchrift eignet.)

— — Der redende Türke gehörte in der That zu den merkwürdigſten Automaten, die man jemals geſehen; denn außerdem, daß die Verbindung des antwortenden menſchlichen Weſens mit der Maſchine ein unauflösliches Räthſel blieb, ſo zeigten auch die Antworten von dem tiefen Ueberblick der Individualität des Fragenden, da ſie bald trocken, bald ziemlich grob ſpaßhaft, und dann wieder voll Geiſt und Scharfſinn und wunderbarer Weiſe bis zum Schmerzhaften treffend waren. Nur zu ſehr hatte das ja auch Ferdinand erfahren, da der wunderbare Türke in das tief im Gemüth bewahrte Geheimniß gedrungen und in verhängnißvollen Worten das Entſetzliche ausgeſprochen hatte, was bald feindſelig in ſein Leben treten ſollte. Die Freunde erſtaunten über die Sehergabe des Automats.

[Bd. 2, S. 90, Z. 8 v. u.] . . . verſtändlichen Worten ausſpricht. Ferdinand ging ganz ein in die Ideen ſeines Freundes, und voller Hoffnung, über manche Vermuthung, die, wie ſie die größte innere Wahrheit hatte, näheren Aufſchluß zu erhalten, gingen ſie zum Profeſſor X., von dem ſie erfahren, daß Er eigentlich das Automat, das erſt ſich von den ähnlichen Spielwerken, wie man ſie wol auf Meſſen und Jahrmärkten ſieht, gar nicht unterſchieden, auf die jetzige, ſo wunderbare Art eingerichtet, und der Türke auch nur von der Zeit, als der Profeſſor auf den Künſtler und das Kunſtwerk eingewirkt, die geiſtreichen, tiefeindringenden Antworten ertheilt hatte. Der Profeſſor beſaß ſelbſt, wie wenige in der Stadt es wußten, mehrere ſehr künſtliche, muſikaliſche Automate, die er jedem Fremden gern zeigte, und dies gab den Freunden hinlänglichen Anlaß zum Beſuch.

[Bd. 2, S. 96, Z. 7 v. o.] . . . Ton für beide vollkommner. je ſtärker und inniger er mit unſerm innern geiſtigen Princip in Beziehung ſteht: dies ſcheint aber wieder deſtomehr der Fall zu ſeyn, je näher . . .

[Bd. 2, S. 100, Z. 17 v. u.] . . der meinem Freunde drohte. Ludwig mußte dem Freunde Recht geben; beyde beſchloſſen, kein Mittel unverſucht zu laſſen, dem Profeſſor X. näher zu treten und vielleicht endlich das Räthſel zu löſen, das ſo tief auf Ferdinands Leben wirkte. Aufs neue wollten ſie den Profeſſor im eignen Hauſe aufſuchen: aber noch ehe Ferdinand dieſen Entſchluß ausführen konnte, trieb ihn ein neues Ereigniß ohne Raſt und Ruhe dem Verhängniß entgegen, das der redende Türke in geheimnißvollen Worten angedeutet hatte.

87.

[Plan zu „Die Elixiere des Teufels.“]

[Im März 1814.]

Eben vor einiger Zeit habe ich, wie Kanne, gelobt, 40 Tage und Nächte bey meinem Liebchen zu bleiben, und Oneiros der Traumgott hat mir einen Roman inſpirirt, der in lichten Farben hervorbricht, indem Tom. I. beynahe vollendet. — Das Büchlein heißt: Die Elixiere des Teufels, aus den nachgelaſſenen Papieren des Paters Medardus, eines Capuziners. Es iſt darin auf nichts geringeres abgeſehen, als in dem krauſen, wunderbaren Leben eines Mannes, über den ſchon bey ſeiner Geburt die himmliſchen und dämoniſchen Mächte walteten, jene geheimnißvollen Verknüpfungen des menſchlichen Geiſtes mit all' den höhern Prinzipien, die in der ganzen Natur verborgen und nur dann und wann hervorblitzen, welchen Blitz wir dann Zufall nennen, recht klar und deutlich zu zeigen. — Um mich muſikaliſch auszudrücken, fängt der Roman mit einem Grave sostenuto an — mein Held wird im Kloſter zur heiligen Linde in Oſtpreußen geboren, ſeine Geburt ſühnt den verbrecheriſchen Vater — Joſeph und das Chriſtuskind erſcheinen pp — dann tritt ein Andante sost. e piano ein — das Leben im Kloſter, wo er eingekleidet wird — aus dem Kloſter tritt er in die bunt-bunteſte Welt — hier hebt ein Allegro forte an. —

88.

[Anweiſungen zur Inſcenirung von Fouqué's „Eginhard und Emma."]

[24. März 1814.]

So wie eine herrliche Blume in den dunkeln grünen Blättern, ruht das ganze Stück im Liede der Nibelungen. Es iſt der warme Hintergrund, auf dem die Farben erglänzen, ohne ihn ſind ſie bleich und glanzlos!

Ueber die Kleidung Carl's habe ich den Eginhard nachgeleſen, aus dem Ciampini aber beifolgende leicht, aber mit der gewiſſenhafteſten Treue hingeworfene Zeichnung kopirt, und nach der im Text enthaltenen genauen Beſchreibung kolorirt. In Haustracht erſcheint Carl, ohne den Sammtmantel und ohne die Krone. Das anſcheinende Mützchen iſt nämlich die Krone von Silber mit einer goldenen Lilie und goldenem Wulſt. Das Unterkleid würde aus Merino oder anderm wollenen Zeuge zu machen ſeyn. Nach Eginhard gieng Carl bey feyerlichen Gelegenheiten manchmahl ſehr reich und prachtvoll gekleidet. Er beſchreibt den Anzug:

> „In solemnitatibus veste auro texta et calceamentis gemmatis et fibula aurea sagum adstringente; diademate quoque ex auro et gemmis ornatus incedebat."

Fouqué ſelbſt wollte, daß Carl ganz getreu nach dieſem Bilde, auf das er ſich bezog, gehen ſolle; überhaupt wünſchte er die genaueſte Beobachtung des alterthümlichen Wahren in jeder Hinſicht. Es iſt nehmlich auch nach meiner Anſicht eine falſche Tendenz, wenn man die genaueſte Befolgung des wahren Coſtüms deßhalb verwirft, weil ſie nur ſich dem Alterthumskenner erſchließe. Iſt es denn aber nicht eben die aus der Wahrheit entſpringende tiefſte Charakteriſtik, welche das Innere mit dem Aeußern verbindet und eben daher in geheimnißvollen Anregungen auf das Gemüth jedes Zuſchauers wirkt?

Das Tragen des Eginhards macht eine unangenehme Schwierigkeit, da der loſe vornehme Pöbel leicht über ſo was das Maul verzieht. — Die Prinzeſſin mag den Liebling Huckepack getragen haben, auf dem Theater gehts nicht wohl. Am beſten iſt es, ſie umſchlingt ihn mit einem Arme und hebt ihn vorwärts, ſo daß ſich die Gruppe ungefähr macht wie die bekannte Antike: Amor und Pſyche. Da der Donna aber nicht die Kraft zuzumuthen iſt, dies zu vollbringen, ſo muß durch eine mechaniſche Vorrichtung, wie die von Euſebio's Fall in der Andacht zum Kreuze, geholfen werden, und zwar ſo: — — — — So wird das Ding ſchön und graziös. Hopf und Knopf verſtehen das alles herrlich und erſterer wird ſagen: „Ganz vernünftig!" — Ums Himmelswillen muß das Gewicht aber nicht zu ſchwer ſeyn, ſonſt könnte es kommen, daß zum nicht geringen Staunen und Schrecken der Zuſchauer Eginhard und Emma durch die Lüfte davon führen, und das geſammte Auditorium vergeblich darnach trachtete, die liebende Braut durch den Schnee waten zu ſehen. — Dieſer wird am beſten durch aufgeſpannte leinene Tücher gemacht — hier thut die Beleuchtung alles!

Ferner muß nach Fouqués Willen, die Kaiſerburg ſo geſtellt werden, daß der Balkon oder das große gothiſche Fenſter, in welchem

Carl erſcheint, ziemlich in die Mitte des Theaters kommt. Dies kann geſchehen, wenn die Burg ſchräg hineinlaufend angenommen wird; z. B.

Die Kapelle, oder vielmehr das Heiligen=Standbild mit dem Grabmahl kommt rechts; ſchreitet nun Emma mit Eginhard weiter, ſo macht das Tableau mit dem oben erſcheinenden Carl eine Pyramidal=Gruppe.

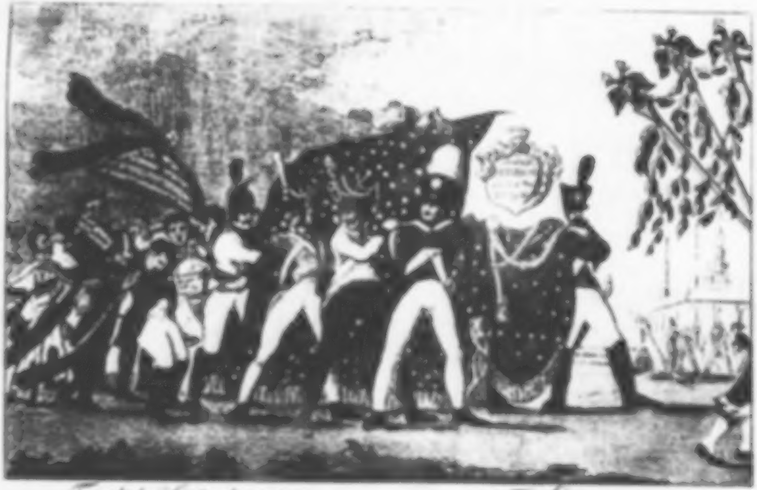
89.

The exequies of the universal monarchy
oder
feierliche Leichenbeſtattung der Univerſalmonarchie.

[27. März 1814. Mit einer Abbildung.]

Das jüngſte Kind ſeiner Laune, deſſen Namen das Schild am Sarkophag ausſpricht, muß hier ein tiefgebeugter, ſchmerzzerknirſchter Vater zu Grabe begleiten. Alle Inſignien, womit die hoffnungsvolle Dirne, die, nach der Größe des Sarkophags zu urtheilen, ein ſeltenes Wachsthum haben mußte, geſpielt und ſich verziert hatte, ſcheinen ihr mit in das Grab gegeben werden zu ſollen; als da ſind ein Schwert, eine Krone, die, vermuthlich der häufigen Handhabung wegen, etwas verbraucht ſcheint, indem ſie den Reichsapfel und das Kreuz verloren hat und zu einem beſcheidenen Barret zurückgekommen iſt, ferner eine Geißel, welche die Selige mit ſeltener Kraft geſchwungen haben ſoll. Daß ſie im Tode noch herrlicher ſtrahlt, wird bedeutſam durch den Todtenkopf, den ein Sternendiadem ziert, dem Beſchauer zu bedenken gegeben. Auch ſcheint das Verſchwinden alles Irdiſchen, das ihr

Blatt 69



Feyerliche Leichenbestattung
der Universal Monarchie

The Obsequies —
of the Universal Monarchy

Größe verſchmäht, durch die im Diadem noch erbleichende Cocarde angedeutet zu werden. Alterthumsforſchern bleibt überlaſſen, ob ſie eine alt-franzöſiſche, wie uns dünkt, darin entdecken, oder nicht. Ein liliendurchwirktes Grabtuch deckt den Sarkophag, die Reinheit und Läuterung der Seligen durch den Tod anzuzeigen. Dies ſcheint uns wenigſtens die natürlichſte Erklärung, auf welche die Anordnung des Ganzen hinführt. Wollen wir nämlich dem Künſtler nicht einen barocken Humor unterlegen, wodurch er das alte: von den Todten ſoll man das Beſte reden, nicht wenig und fürwahr nicht zur Empfehlung ſeiner Gutherzigkeit, verlezt, ſo müſſen wir in den zwei entgegengeſetzten, dem dunkeln und dem auffallend hellen Felde, nothwendig die Idee von einer Verklärung der Verblichenen in und durch den Tod als Hauptidee anerkennen. Wäre es ſonſt wohl zu erklären, daß mit jedem Schritte vorwärts nach dem Grabe der Himmel immer reiner und wolkenloſer wird? daß die Fünfmänner aus dem Wehrſtande nicht, wie gewöhnlich, als ſtumme und theilnahmloſe Werkzeuge, ſondern voll von dieſer Idee in rüſtiger und ernſter Haltung, wenn auch ohne die gemeine Rührung, einherſchreiten? Und ſind nicht die königlichen Aare, die vom Donnergott aus der Luft herabſchwebenden *), und hier vorgetragenen, oder aufgepflanzten ein in dieſer Hinſicht äuſerſt bedeutſames Symbol? Würde es nicht unbarmherzig grauſam von dem Künſtler ſeyn, den Zug am Grabe der ältern Schweſter vorüberzuführen, welches mit der Aufſchrift bezeichnet iſt: Hier ruht in Gott die Blüthe des Continentalſyſtems. Würde die augenſcheinliche Gemüthlichkeit, womit, rechts dem Beſchauer, Todtengräber verſchiedener Zungen, wie es ſcheint, das Grab bereiten, ohne jene Idee nicht ein ſtörendes Beiwerk ſeyn? Iſt nicht, ſo gefaßt, ſelbſt das buntſtrümpfige von einem Harmolin umwehte gleichſam der Verklärung entgegenſchreitende Bein angemeſſen deutſam?

Dieſe ſchöne Idee, welche wir eben als in dem hellen Felde überall uns anſprechend fanden, halten wir für ſo wirkſam und mächtig, daß wir uns ſogar des Kunſtgriffs, ſie bis zulezt, als beruhigend, aufzuſparen, überheben zu können glaubten; und wir gehen daher, in Hoffnung auf den Totaleindruck, zu der dunklen Seite der Darſtellung über, an welcher ſich, wie durchgehends in der Welt, die helle hervor-

---

*) Siehe den berühmten Alterthumsforſcher Bötticher, irgendwo.

hebt. Denn fürwahr, Glück müſſen wir der ihrer Reinigung entgegengetragenen Seligen wünſchen, wenn wir nun das dunkle Feld betrachten. Aus wolkenbedecktem Himmel träufst der Regen, einzig wie es ſcheint, auf den gebeugten Vater herab. Sein Schmerz iſt noch neu und überwältigt ihn dergeſtalt, daß er die Verklärung ſeiner Tochter nicht ſieht, ſondern nur im dumpfem Schmerz ihre tödtliche Niederlage. Er und ſeine Angehörigen weilen noch nachtbefangen in dem Jammerthale, das die Selige faſt im Rücken hat. Zuſammenbrechen will der von Hoffnungen und Wünſchen früher, gleichſam krankhaft, aufgedunſene Leib. Dieſe Hinfälligkeit, dieſes Hinwelken, dieſe Niedergeworfenheit kennt keine Freude, als den Tod. Ihn ſelbſt und alles an ihm beugt der Gram zur Erde, ſelbſt das Schwert will erdwärts. Umſonſt bietet ihm ein Diener vor ihm, auf reichliche Gaben, wie das Gefäß mit der Aufſchrift: un peu de sel (etwas Salz) zeigt, eingerichtet, die Kühlung, die er nun nicht mehr verlangt. Umſonſt heult und jammert gleichſam für ihn, der nicht einmal einen Laut hat für ſeinen Schmerz, ein ihm ſeitwärts nach hinten zu Stehender. Umſonſt will man das Kopfwaſchen durch den Regenguß mit dem übergehaltenen Schirme verhindern. Er läßt ſich geduldig den Kopf, den unbedeckten Kopf, waſchen, da durch einen unglücklichen Zufall der Schirm ein Loch bekommen hat — dieſer Schirm, ſonſt ein Pracht- und Staatsſchirm, deſſen Aufſchrift: Friede mit Ferdinand VII. ſtatt eines Gorgonenhauptes dienen konnte, und nun, ſtatt dem Gebeugten Friede mit Ferdinand zu geben, durch das bedeutſam verſchwundene mit, nur Ferdinand VII. ſelbſt Frieden giebt. Wahrſcheinlich jezt erſt, in dem Augenblicke der verhängten Troſtloſigkeit, von unſichtbaren böſen Geiſtern hervorgezaubert, und nur dem Beſchauer, nicht den hier handelnden Perſonen, lesbar ſind die Schreckensworte, welche auf den Friedensbruch folgen: Aufhebung des droits réunis, und der Conſcription. Hatte aber, wie kurz vorher bemerkt, die Troſtloſigkeit keinen Laut und Ausdruck in dem Helden des Schmerzes, ſo hat der Künſtler dieſen Ausdruck weiſe an die Umgebungen vertheilt, ſelbſt an das Lebloſe. Wie wir oben ſchon in dieſer Hinſicht des Schwerts gedachten, ſo werden wir hier auf den Schleier aufmerkſam, worauf die unſelige Flattermine ſteht, welche ein des ewigen und mit Recht gefundenen Brandmals würdiger Corporal kurz vor dem Verſcheiden der Univerſalmonarchie zu Leipzig an dem ſogenannten Fluchtthore angelegt hatte und wodurch er die Arme wenn auch nicht in die Luft ſprengte, doch wenigſtens tödtlich erſchreckte, ſo daß ſie ſogleich den Geiſt aufgab. Sie war allerdings mit ein Nagel zu ihrem Sarge, und wer weiß nicht, ob auch zum Sarge des Vaters, den ein hinter ihm vom Arme eines ihn haltenden marſchallähnlichen Mannes wehender Flor mit dem Schmerzensausruf: o Corporal der Corporale unglückſeligſter! beklagt. Und dieſer marſchallähnliche Mann — der vielleicht beſſer getroffen wäre, hätte ihn das Unglück nicht getroffen — was iſt er anders im ganzen Ausdruck ſeiner Geſtalt und Haltung, als die hiſtoriſche Vorausnahme deſſen, was der Vater ſelbſt zu werden befürchten muß? ein vom wüthendſten Schmerz verzehrter Mann? der kaum noch die Kraft, den Vater zu halten, zuſammenzuraffen vermag. Das Höchſte des Ausdrucks aber iſt, wie ſich aus der allmäligen Steigerung ergiebt, in die Figur des vorlezten Mannes in dieſem dunklen Felde gelegt, der wegen des, wenn auch ſchwarzflornen Ordensbandes, unſtreitig ein Bruder des hochbetrübten Vaters iſt. Er ſcheint, troz einer nun völlig ausgebildeten Anlage zur Verſchrumpfung und Verzehrung, früherhin doch beſſere Zeiten erlebt zu haben. Das Riechfläſchchen, womit er ſeine erſchöpften Kräfte noch aufruft, und das laut der Aufſchrift jezt vinaigre à quatre voleurs enthält, mag wohl weiland eau de mille fleurs oder etwas Aehnliches enthalten haben, oder auch eau Westphalienne, womit ein Bruder des gebeugten Vaters, wahrſcheinlich der hier gemeinte, ſich fleißig gewaſchen haben, das dem Cölniſchen noch vorzuziehen geweſen, nun aber in ganz gemeines und ſchlechtes Waſſer verwandelt worden ſeyn ſoll. Ohne den hier dargeſtellten Fall und bei längerm Gebrauch dieſes Waſſers hätte er vielleicht ſeine in der That binſenähnliche Schmächtigkeit bewältigt; wie ihn aber der Künſtler vorgeführt hat, ſcheint er wirklich unheilbar. Ein kleiner, aber feiner, weil auch noch in dem dunklen Jammerfelde beruhigender Zug iſt von dem Künſtler durch den boshaft lächelnden Juden angebracht, der dem Schmächtling noch das Tuch aus der Taſche zieht, das doch wahrſcheinlich zum Thränentrocknen beigeſteckt war.

So harmonirt alſo das Ganze ausnehmend, und mit Auffindung dieſer Harmonie iſt unſer Geſchäft, als Cicerone, beendigt.

90.

Grande Sonate pour le Pianoforte à quatre mains comp. — par Fred. Schneider. Oeuv. 29. à Leipzig, chez A. Kühnel. (Preis 1 Rthlr. 12 Gr.)

[6. April 1814.]

Viel betreten iſt die Straße der Kunſt. Wenn die Triumphatoren mit glänzenden Phöbusroſſen bey den kritiſchen Zollhäuſern vorüber raſſeln, da heißt es gemeinhin nicht: Woher des Landes? was für Waare? ſondern nur: Schlagbaum auf! und der Mauthmann ruft, die Mütze in der Hand, im ſtaunenden Bewundern den fürſtlichen, zollfreyen Herren ein ergebenſtes Vivat nach. — Aber nicht jeder, der ſich berufen fühlt, die Straße zu wandeln, hat glänzende Phöbusroſſe vor ſein Cabriolet zu ſpannen; ja der ſeine, rechtliche Mann, deſſen anſtändige Kleidung von ſolidem Reichthum zeugt, zieht es wol vor, ſeinem rüſtigen, kräftigen, ſichern Schritt zu vertrauen, ſtatt ein vorgeſpanntes Pferd, das nun doch kein Phöbusroß iſt, zum Fluge zu ſpornen. In ſtiller, beſcheidener Weisheit ſieht er auch die Gefahr ein, in welche die wilden, geflügelten Beſtien, die ſo leicht ſcheu werden, und dann in kühnen Seitenſprüngen vom Wege ab über Graben und Dornenhecken ſetzen, ſelbſt die Triumphatoren oft bringen. Kommt nun ſolch ein wackrer, rechtlicher, ſauber gekleideter Mann die Straße daher geſchritten, ſo ſagt der Mauthner, ohne ihm in den Weg zu treten, oder viel nach dem Paß zu fragen und zu viſitiren, freundlich und höflich die Mütze rückend: Ich ſehe ſchon: lauter gute Waare! nichts Contrebandes, nichts Falſches! alles ächt! und läßt ihn fort wandeln.

Rec. rechnet den Componiſten der vorliegenden Sonate, der nun ſchon das neun und zwanzigſte Werk geſchrieben, eben zu dieſen wackern, anſtändigen Männern, die ſich eines nicht flimmernden, aber ſoliden Reichthums erfreuen, und die, von dem kritiſchen Mauthner freundlich begrüßt, den Schlagbaum paſſiren. — Von regem, blitzendem Aufflackern eines genialen Humors, wie etwa in beethovenſcher Muſik, wo es in den eignen, überraſchenden Modulationen, in dem originellen Thematiſiren, ſo wie in den oft bis ins höchſt Abenteuerliche und Bizarre herüberſpielenden Figuren hervorleuchtet — iſt in dem vorliegenden Werk nicht die Rede: dagegen ſteht es in ruhiger Haltung, in durchgängig reinem Styl, in wackrer Ausarbeitung, geſund und kräftig, wie in einem gelungenen, fehlerfreyen Guſſe da.

Die Sonate hat durchaus einen ruhigen, gemüthlichen Charakter, den ſie aber in froher Lebendigkeit ausſpricht. Die verſchiedenen Stimmen fließen in einander, wie im intereſſanten Geſpräch geiſtreicher Männer, wenn ſie die mit heitrer Weisheit ins Leben eingehen, ſich deſſen erfreuend, und das erquickliche Grün des erwachten Frühlings, die reine Bläue des Himmels, den kühnen Flug roſiger Wolken betrachten, ohne gerade ſich darnach zu ſehnen, was drüber verborgen — Ganz frey iſt daher das Werk von jener Kränklichkeit und Ermattung, welche diejenigen plötzlich überfällt, die den gewöhnlichen Gaul zum Fluge ſtachelten, der nun, nach den ungelenken Sprüngen, lendenlahm daſteht, und nicht weiter fort will. — Bedarf es wol, noch zu ſagen, daß ſolche Werke, wie eben das vorliegende des braven Componiſten, allemal eine höchſt beachtenswerthe, erfreuliche Erſcheinung ſind? —

Die Sonate hebt mit einem Largo, D dur $^{3}/_{4}$, an, in dem die ausgreifende Figur des Baſſes mit ſyncopirten Noten gleich eine heitere Lebendigkeit ausſpricht. In dem Eintritt der obern Stimme liegt die Andeutung der Figur, die der Componiſt in der weitern Ausführung benutzt. Rec. ſetzt dieſen Anfang her, weil, wie es recht iſt, und immer ſeyn ſollte, der Charakter des ganzen Stücks, ja der ganzen Sonate, richtig dadurch angekündigt wird: *(N)* Die ſchnelle Modulation im eilften und zwölften Takte in F dur durch *(N)* iſt, ohne gerade ſehr pikant zu ſeyn, doch von guter Wirkung, ſo wie ein Gedanke, der ohne ſonderliche Originalität doch durch den gewandten, runden Ausdruck anziehend wird. Im 18ten Takte führt die Oberſtimme des Baſſes die ſchon im fünften Takte vorgekommene Figur zu einem neuen Grundbaſſe weiter fort, während die beyden Stimmen des Discants mit einer neuen Figur dazu wechſeln, ſo wie man dieſe Art Ausführung nur bey guten Meiſtern findet. Der Satz bewegt ſich in die Dominante und bricht mit einer Fermate ab. Das folgende Allegro, D dur, $^{4}/_{4}$ Takt, trägt wieder den Charakter, wie er oben angegeben wurde, ganz in ſich. Das Thema iſt lebhaft und erhält noch durch die Figur des Baſſes einen regen, kräftigen Schwung. *(N)*

Dieſem ganzen Allegro kann Rec. durchweg, nur in den Tendenzen, wie er ſie Anfangs feſtſtellte, das größte Lob ertheilen. Ein Gedanke fließt zwanglos, wie in einer wohlgeordneten Rede, aus dem andern, nichts Zweckloſes, nichts Fremdartiges, durchaus alles in einem Guſſe geformt, und dabey anmuthig und melodiös. Sollte Rec. alle die Einzelheiten, welche auf das rühmenswertheſte ausgezeichnet zu werden verdienen, erwähnen, ſo würde ſein Aufſatz die, dieſen Blättern angemeſſene Länge weit überſchreiten: er begnügt ſich daher, nur durch einige Andeutungen die Aufmerkſamkeit der Kenner auf manches hinzuleiten, was ſein lobendes Urtheil rechtfertigt. Gleich Anfangs im zwey und zwanzigſten Takte kommt z. B. eine Verſchlingung der Stimmen vor, wie ſie nur der ſinnige Meiſter erfinden und ausführen kann. Die Oberſtimme des Baſſes greift das Thema auf, der Grundbaß, ſo wie die Unterſtimme des Diſcants, behalten die Figur, womit das Stück anhob, bey, aber die Oberſtimme des Diſcants fügt eine neue Figur in der Gegenbewegung hinzu. — Das zweyte Hauptthema fängt die Oberſtimme des Baſſes zu einem Basso continuo an. Ein einziger Takt dieſes zweyten Thema *(N)* giebt aber zu mannigfaltigen Weiterführungen und Imitationen, jener Basso continuo aber ſpäter, und zwar erſt im 105ten Takte des zweyten Theils, zum kräftigen, weiter ausgreifenden Unisono beyder Baßſtimmen Anlaß. Eben zu dieſem Unisono führen die Oberſtimmen jenen, dem zweyten Thema entnommenen Gedanken auf ſinnige Weiſe weiter aus, wie es ſpäterhin auch die Baßſtimmen thun. Ueberhaupt iſt der zweyte Theil, vorzüglich im Anfange, in welchem zu Figuren des Baſſes in der Gegenbewegung die Oberſtimme die beyden erſten Takte des erſten Hauptthema weiter fortführt, kräftig und wirkungsvoll angeordnet. Die Bravour-Figuren wechſeln in beyden Stimmen, und unerachtet ſie ſich von dem Uebrigen ganz unterſcheiden, und, wie es auch ſeyn ſoll hervortreten, ſchmiegen ſie ſich doch dem Ganzen deßhalb innigſt an, weil die ſie begleitende Stimme allemal die Anſpielung auf die beyden Hauptthemata des Stücks enthält. Sollte Rec. nur eine einzige Ausſtellung machen, ſo beſtände ſie darin, daß der Componiſt zu oft den Satz mit der Fermate, und zwar im Septimen-Accorde, der zu der darauf eintretenden Tonart leitet, abbricht. Seit Pleyels Zeiten iſt dies zu verbraucht, um noch Wirkung machen zu können. — Das Andante cantabile, A dur, $^{2}/_{4}$ Takt, iſt recht lieblich, ohne nach dem Tiefern, Bedeutungsvolleren zu ſtreben, das vielleicht dem heitern Gange der ganzen Sonate Abbruch gethan hätte. Auch hier iſt das Thema herrlich zu weiterer Ausführung benutzt, und die mannigfachen Figuren, die ſich ihm willig fügen, zeugen von dem Reichthum des Componiſten, über den er nach Willkür Herr iſt. Nur um den Kenner darauf aufmerkſam zu machen, wie ſinnig der Componiſt ſeine Sätze zu verſchlingen weiß, rückt Rec. eine Stelle ein, in welcher zu Figuren der Oberſtimmen des Baſſes und des Discants, die ebenfalls den erſten Takten des Satzes entnommen, die beyden Unterſtimmen eine Art imitirender Engführung des Hauptthema ausführen. *(N)* Weiterhin fehlt es auch nicht an kräftigen Unisoni der Baßſtimmen, an contrapunktiſchen Wendungen des Satzes, ſo wie an ſinnigen Weiterführungen des Thema, und die Wirkung dieſes gut erfundenen und ſehr brav ausgeführten Andante würde vielleicht noch viel größer ſeyn, wenn es dem Componiſten gefallen hätte, ſich gedrängter zu faſſen, und weniger den Satz in die Breite zu ziehen. Es ſind 150 Takte, für einen Mittelſatz, der, ſtreng genommen nur Ein eigentliches Hauptthema hat, wol zu viel. Rec. glaubt durch dieſe Aeußerung ſich nicht den Vorwurf zuzuziehen, daß er in den Fehler des Polonius falle, dem alles Vortreffliche zu lang iſt: denn Hamlet ſprach nur vom Erhabenſten.

Der letzte Satz, Rondo Allegretto, D dur, $^{2}/_{4}$ Takt, hat ein friſches, lebendiges Thema, das, rückſichtlich ſeiner Haltung und ſeines Schwunges, an manche Rondos in haydnſchen Symphonien erinnert. Daß dieſer Satz dem Rec. gerade doch der mindeſt gehaltreiche der ganzen Sonate ſchien, will er der Verwöhnung durch mozartſche und beethovenſche Schlußſätze zuſchreiben, die denn nun freylich in einem ſteigenden Climax lauter Funken und Brillantfeuer ſprühen. Vorzüglich fühlte der Rec. unwillkürlich ein gewiſſes Ermatten in der Formung des zweyten Thema, welches im 81ſten Takte eintritt, und in der That etwas Fanfaren- oder Tuſchartiges in ſich trägt, und, noch dazu in ziemlich ungelenker Bewegung, ſich irgend einer originellen Durchführung wol nicht fügen kann. Dagegen benutzte der wackre Componiſt das Thema, in kleinere Theile zerſchnitten, auf mannigfache Weiſe und wußte die Stimmen künſtlich und doch melodiös zu verſchlingen. So ſtrömen die beyden Sätze (*N*) wie in leuchtender Fluth durch das ganze Stück, und Rec. kann nicht umhin, den Kenner vorzüglich auf die 30ſte und 31ſte Seite aufmerkſam zu machen, auf welcher er manches für Geiſt und Gemüth Ergötzliche findet.

Beym Schluß vermißt Rec. das Brauſen des Tonorkans, wie er in den Werken unſrer Meiſter jetzt zu hören, und welches er, auf den Anfang ſeines Aufſatzes zurückkommend, mit dem raſſelnden, polternden Hufſchlag der Phöbusroſſe vergleicht. Minder ſtark ertönt auf dem Pflaſter der Tritt des rüſtigen Fußgängers: aber ſein ſicheres, keckes, wackres Dahinſchreiten überzeugt uns, daß er noch manches ſchöne, erfreuliche Ziel erreichen, und uns, was er dort Herrliches geſchaut, in heitern Tönen verkünden werde.

91.

Grande Sonate pour le Pianoforte comp. — — p. J. F. Reichardt, Maitre de Chapelle de S. M. le Roi de Prusse. à Leipsic, chez Breitkopf et Härtel. (Preis 16 Gr.)

[23. May 1814.]

Nicht wenig war Rec. verwundert, jetzt, in ſpäten Jahren, von dem berühmten Componiſten des Brennus, der Geiſterinſel, der Rosmonda u. a. m. eine Compoſition erſcheinen zu ſehen, die, wie wol nicht zu leugnen iſt, ganz außer dem Kreiſe deſſen liegt, was ſein Genius nach den innigſten, aus ihm ſelbſt hervorgehenden Tendenzen zu leiſten vermag. — Selten gab es einen Componiſten, der ſo, wie R., mit reichen muſikaliſchen Kenntniſſen, mit einem tiefen Gemüth, mit einem lebhaften, reizbaren Geiſte, eine vollendete äſthetiſche Ausbildung verband, ſo daß er nicht allein die Dichtung, welche er muſikaliſch auszuſchmücken unternahm, ganz durchdrang, ſondern zugleich als Herr und Meiſter darüber ſchwebte, und ſie unumſchränkt beherrſchte. So kam es denn, daß er, von dem einfachſten Liede an bis zur, in höchſter Pracht glänzenden, ernſten Oper, ſo manches herrliche Stück ſchuf, das durch innig ausgeſprochene Empfindung, durch in jedem, auch in höherm Sinn richtige Declamation, durch geniales Auffaſſen der wirkungsvollſten Mittel, ſowol das ganze, eigenthümliche Weſen, als die einzelnen Momente der Dichtung auf das eindringendſte darzuſtellen, in jedes Gemüth eingehen, und es zur regſten Theilnahme entzünden mußte. Mißlang in dieſem Kreiſe der muſikaliſchen Compoſition dem Meiſter hin und wieder etwas, ſo mochte es wol eben davon herrühren, daß die erworbenen äſthetiſchen Anſichten der äußern Form dem Verſtande zu ſehr Vorſchub leiſteten, der nur zu geneigt iſt, die Phantaſie zügeln zu wollen, die, jede Feſſel zerreißend, ſich im kühnen Fluge emporſchwingt, und, wie in bewußtloſer Begeiſterung, die Saiten anſchlägt, welche, aus einem höhern, wunderbaren Reiche herabtönend, in unſerm Innern widerklingen. Wer ſo, wie R., in die Dichtung einzudringen vermochte, wer ſo von jeher darauf ausgegangen, beydes, Gedicht und Muſik, auf das innigſte zu verknüpfen, wird bald ſich daran gewöhnen, beydes als integrirende Theile Eines Werks, ja Einer Kunſt, anzuſehen. Daß er ſo bey der Geſangcompoſition immer den rechten Fleck trifft, leuchtet ein: wird ihm indeſſen nicht auch die Muſik, wenn ſie von der Schweſter verlaſſen, hülflos erſcheinen, der Stütze, jeder Haltung beraubt, umherirrend im öden Raume, und ſich nicht beſinnend auf all das Herrliche, das ſie ſonſt, wiewol in ihrer eignen, wunderbaren Weiſe, der Schweſter nachgeſprochen? Denn nur den erhabenſten, mächtigſten Geiſtern blieb es vergönnt, die Tonkunſt in ihrem eigenſten, wundervollſten Gebiete, in dem das Wort untergeht in der Ahnung des Höchſten, die die Bruſt mit unnennbarer Sehnſucht erfüllt, als Königin zu ſchauen und ihre Zauber in göttlicher Begeiſterung der heiligſten Weihe zu verkünden. Nur Heroen der Muſik, wie Händel, Sebaſtian Bach, Mozart, und einige Andere, konnten gleich groß ſeyn in der Inſtrumental- und Vocal-Muſik. — Mit jenem höheren Fluge des Geiſtes erlangt die Inſtrumental-Muſik, wie ſie jetzt neu geſchaffen beſteht, das tiefſte Eindringen in das eigenthümliche Weſen der Inſtrumente überhaupt, ja die Erkenntnis der einzelnen, feinſten Nüancen des Ausdrucks, deren dieſes oder jenes Inſtrument, wenn es allein vorwalten ſoll, fähig iſt, welche ſich nur der Virtuoſität des Spiels erſchließt, und alſo eben dieſe Virtuoſität bey dem Componiſten vorausſetzt. In dem kühnen Emporſchwingen des Geiſtes der Muſik überhaupt hat die immer höher und höher ſteigende praktiſche Fertigkeit der

Spieler, nebſt der, durch das Bedürfnis derſelben erzeugten, Vervollkommnung der Inſtrumente, rückwirkend den kühnern Flug der Inſtrumentalmuſik veranlaßt. Die unerläßliche Bedingung jeder Inſtrumentalcompoſition, nachdem ſie der Genius herrlicher Meiſter, wie Haydn, Mozart, Beethoven, ſo hoch erhoben, iſt jetzt, daß, nebſt dem künſtlicheren, ja künſtlichſten, harmoniſchen Gefüge, wie es nur in der reinen Inſtrumentalmuſik, die von keinem Zwange, den der Geſang wol erzeugt, gehemmt, möglich iſt, ſich auch die Inſtrumente in ihrer eigenſten Eigenthümlichkeit, in dem vollſten Glanze ihres innern Reichthums, in der höchſten Kraft, die ihnen zu Gebote ſteht, zeigen ſollen. Um daher für irgend ein Inſtrument, vorzüglich aber für das Pianoforte, welches in der neuen Zeit ein ganz neu erfundenes Inſtrument zu nennen, das die Verwandſchaft mit dem alten, bekielten Flügel ganz verleugnet, genügend zu ſchreiben, möchte es wol nöthig ſeyn, mit den tiefſten harmoniſchen Kenntniſſen eine nicht geringe Virtuoſität auf eben dieſem Inſtrumente zu verbinden. — Es ließe ſich denken, daß ein wackrer Klavierſpieler und Componiſt aus der Zeit der Bache, Wolfe, etc. durch irgend einen Zufall auf eine Inſel, (etwa im indiſchen Archipelagus, oder ſonſt,) verſchlagen wurde, indeſſen ſein Flügel und den Sebaſtian Bach in die Einſamkeit hinüberrettete. Nun componirte er fleißig Sonaten und Toccaten, ganz in der kunſtvollen, aber, rückſichtlich des Glanzes, der nun die, aus der geſtiegenen Virtuoſität der Spieler und dem herrlichen Inſtrumente, das jene klappernden, klirrenden Flügel erſetzte, hervorgegangen, ärmlichen Manier, wie ſie damals beſtand, und brächte, als ein vorbeyſegelndes Schiff ihn aufnahm, die Frucht ſeiner Arbeit herüber. Die Erſcheinung ſeiner Werke würde, wenn auch nicht gerade erfreulich, doch gewiß merkwürdig ſeyn, und das Anſchauen der reinharmoniſchen Structur, die flitterlos vor Augen läge, dem gründlichen Harmoniker belehrend werden.

Hr. R. befand ſich in der That auf einer Inſel, aber, wenn auch nicht ohne Flügel, doch gewiß ohne Sebaſtian Bach. Nicht einmal hiſtoriſch ſcheinen ihm nämlich die ungeheuren Fortſchritte bekannt geworden zu ſeyn, die, nachdem Mozart und Beethoven dem Pianoforteſpiel überhaupt einen ganz neuen, hohen, mächtigen Schwung gegeben hatten, in der Compoſition für dies Inſtrument gemacht wurden: denn ſonſt würde er die vorliegende Sonate nicht componirt, wenigſtens nicht ins große Publicum gebracht haben. Ohne Seb. Bach befand ſich aber Hr. R. deshalb auf der Inſel, weil er ſonſt doch wenigſtens rückſichtlich des harmoniſchen Gefüges ſeinem Werke einiges Intereſſe zu geben gewußt hätte. — Rec. muß es, ſo ſehr es ihm in vieler Hinſicht wehe thut, ſeiner Pflicht gemäß, nach der ſtrengen Wahrheit, die keine Rückſichten verdunkeln dürfen, ausſprechen, daß die Sonate des ſonſt ſo würdigen Componiſten auch von keiner Seite im Stande iſt, nur im mindeſten den Anſprüchen zu genügen, die man jetzt an Compoſitionen dieſer Art mit Recht macht. Kein billig Denkender wird Hrn. R. zumuthen, daß er, nachdem er die Bahn, welche ihm ſein Genius vorzeichnete, mit ſo viel Ruhm und Beyfall gewandelt, nun noch in das ſchwierige Studium der heutigen Inſtrumentalmuſik eingehen ſolle, um darin Werke zu liefern, die den nothwendig gewordenen Bedingniſſen entſprächen: wenn er indeſſen, vielleicht im Vertrauen auf den ihm inwohnenden, das Unmögliche ſchaffenden Genius, es doch unternimmt, in einem ihm widerſtrebenden, fremden Kreiſe wirken zu wollen, ſo muß dies (wie es bey Rec. in der That der Fall iſt) den deſto mehr verdrießen, der den ſonſt ſo wackern herrlichen Meiſter in ſeinen, aus dem wahren, innen Geiſte hervorgegangenen Werken ſo hoch ſchätzt und bewundert, und der nun ſieht, wie dem jugendlichen Uebermuthe, der ſo gern an wohlerworbenen Kränzen zupft und rüttelt, durch einen Mißgriff von dem, durch ſo viele Jahre bewährten Meiſter ſelbſt eine Waffe in die Hand gegeben wird, die er ſchadenfroh gegen ihn zu brauchen kaum unterläßt. Dieſem dadurch zu begegnen, daß, des alten Ruhms, der herrlichen Werke des Meiſters erwähnend, die Compoſition der falſch ſogenannten grande Sonate geradezu als ein Mißgriff, den vielleicht eine augenblickliche Anregung, die Erinnerung an eine Fortepiano ſpielende Dame, der man in künſtleriſcher Artigkeit huldigen wollte u. dgl. erzeugte, erklärt wurde, den Componiſten ſelbſt auf die für ihn nun wol unerreichbaren, und auch, da er ſich der wahren Größe und Gediegenheit in andern Gattungen der Tonkunſt erfreut, nicht eben zu beachtenden Bedingniſſe der Fortepiano-Compoſitionen aufmerkſam zu machen, und ihn zu bewegen, ſtatt ſeine Kraft an das Niegelingende zu verſchwenden, uns noch manches gemüthliche, herrliche Lied zu ſingen — das war der Zweck des Recenſenten, und deshalb überwand er den unangenehmen Eindruck, den überhaupt die Compoſition auf ihn machen mußte, ſo wie das drückende Gefühl, über das Werk eines ſonſt ſo herrlichen Meiſters nur tadelnd ſich auslaſſen zu können. —

Rec. wünſchte hier abbrechen zu dürfen, und nur die Beſorgnis, daß mancher, vorzüglich der Meiſter ſelbſt, ihm dann vorwerfen werde, ſein Urtheil nicht belegt zu haben, zwingt ihn, ſeines Widerſtrebens ungeachtet, wenigſtens einigermaßen in das Innere dieſer Sonate einzugehen. — Im Allgemeinen vermißt Rec. einen durchgehaltenen Styl, und vorzüglich den Zuſammenhang der vier verſchiedenen Theile, woraus die Sonate beſteht: denn nur der Zufall ſcheint ſie aneinander gereiht zu haben. Zuweilen wird man im erſten und letzten Satz an Emanuel Bachs ſchlechtere Sonaten erinnert; und ſollte dies nicht von einer Jugendreminiscenz des Meiſters herrühren? Dann iſt es aber der im Werke durchgehende Antiklimax, der ihm alle Wirkung benimmt, indem der erſte Satz noch der beſte iſt, die folgenden aber immer mehr und mehr ermatten. Das Thema des erſten, und wie geſagt, noch gelungenſten Satzes, Moderato, F moll, iſt keineswegs bedeutungslos: *(N)* Es ſteht indeſſen ganz iſolirt da, denn nicht das mindeſte iſt in dem weitern Gange des Stücks daraus gezogen, der, wie jeder ſich bey dem Fortſpielen überzeugen wird, ſich nur in an einander gereiheten Figuren fortbewegt, die weder durch innere harmoniſche Structur verbunden ſind, noch glänzende Paſſagen für das Inſtrument enthalten, und eben deshalb für beyde, den Harmoniker und den Virtuoſen, gleich leer und unbefriedigend bleiben. Zugleich bekommt durch den, beynahe immer gleich abgemeſſenen Wechſel der rechten und der linken Hand das Ganze eine ermüdende Einförmigkeit. Es iſt als ob jemand immer daſſelbe, nur mit veränderter Wortſtellung ſagte; z. B. heute ging ich ſpazieren, ſpazieren ging ich heute, ich ging heute ſpazieren u. ſ. w. — Man merkt, daß der Componiſt darnach ſtrebte, den Satz, wie man ſagt, gearbeitet, erſcheinen zu laſſen. Gänge und Fortſchreitungen, wie folgende, ſind aber wol nur zu ſehr verbraucht, um noch die Aufmerkſamkeit des Zuhörers zu feſſeln: *(N)* Weder die angeführten Stellen, noch der enharmoniſche Uebergang im achten Takt des zweyten Teils vermögen der Mattigkeit des Ganzen aufzuhelfen. — Nach dieſem Moderato folgt ein Larghetto, As dur,

$^3/_8$ Takt, 72 Takte lang, und an daſſelbe ſchließt ſich ein Andante, ebenfalls As dur, $^2/_4$ Takt, 67 Takte lang. Beyde Sätzchen ſind ganz unbedeutend, nicht einmal, wie man es doch von einem Geſangcomponiſten wol erwarten ſollte, ſonderlich melodiös, und vorzüglich das Andante erinnert an kleine Uebungsſtücke für Anfänger, wie man ſie in Löhleins Klavierſchule oder ſonſt findet. *(N)* Der letzte Satz, Grazioso e un poco vivace, F dur, $^3/_4$ Takt, hat ein Thema, das zu altfränkiſch und verbraucht klingt: *(N)* Was aber den übrigen Gang des Schlußſatzes betrifft, ſo muß Rec. daſſelbe rügen, wie bey dem erſten Satze; nur iſt das Ringen nach Kraft und Glanz hier noch fruchtloſer geblieben. Der Satz bleibt meiſtentheils zweyſtimmig, und die Paſſagen, (Terzenläufe mit beyden Händen, Arpeggios,) für jeden, auch nur im mindeſten geübten Spieler der jetzigen Zeit unbefriedigend. — Uebrigens zeigen manche, gar nicht lobenswerthe harmoniſche Fortſchreitungen, ja offenbare Quinten, wie im dritten und vierten Takt vor dem Schluß des Andante, daß der Meiſter, dem ſonſt gewiß die herrlichſten Kenntniſſe der Harmonik nicht fehlen, ſich in dieſem, ihm ganz fremden Kreiſe nur unbehülflich bewegte.

Jetzt glaubt Rec. endlich ſchließen, und ſo des wahrhaft peinlichen Gefühls, das ihm der Tadel eines wackern Componiſten, von dem ihn ſo manches gelungene Werk erfreute und erhob, verurſachte, ſich entſchlagen zu können; indem er nur noch den innigen Wunſch wiederholt, daß der geachtete Meiſter uns aus der Tiefe des Gemüths noch manches ſchöne Lied ſingen möge.

92.

Franzöſiſche Delikateſſe.

[6. Auguſt 1814.]

Lichtſeite.

Bald nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, als die Emigranten in Deutſchland verſtreut mit muthvoller Induſtrie den kleinſten Nahrungszweig nicht verſchmähten, ihr dürftiges zerriſſenes Leben zu friſten, ſaß ich mit einigen Fremden an der zahlreichen Table d'Hote eines berühmten Gaſthauſes in F. Es trat ein alter, dürftig aber ſauber gekleideter Mann hinein, deſſen Phyſiognomie, hätte er auch nicht das Ludwigskreuz getragen, auf den erſten Blick den Altfranzoſen verrieth. In einem kleinen Korbe bot er allerlei geringfügige Waren feil und dies that er mit ſolcher freundlichen Beſcheidenheit, mit einem ſolchen ungezwungenen edlen Anſtande, daß beinahe jeder davon angeſprochen etwas kaufte. Ohne Spur der niedergebeugten Demuth, der erniedrigenden Unterwürfigkeit, wie ſie ſich nur bei gemeinen, durch hülfloſe Lage zerdrückten Seelen äußert, ſchien der Alte nur ein Recht geltend zu machen, das ihm ſein Unglück erworben, er nahm das Geld mehr wie ein Geſchenk, als wie den ihm für die hingegebene Waare gebührenden Preis. Mit einem Wort! ſein ganzes Betragen zeigte den feinen im Cirkel der großen Welt gebildeten Mann. Die Revolution hatte damals als eine gewaltige Kraftäußerung des menſchlichen Geiſtes die jungen Gemüther entzündet. Der Kampf gegen alle tyranniſche Unterdrückung war proklamirt und Freiheit und Gleichheit! hieß die Zauberformel, die plötzlich ein chimäriſches Reich aufſchloß, in dem ein jeder alle Anſprüche, die er längſt im Innern getragen, auf einmal erfüllt und ſo ſich in das Paradies verſetzt ſah, das von der Erde verſchwunden. Vorzüglich war es auch die Abſchaffung des Adels, die in ton- und wortreichen Phraſen verkündet den egoiſtiſchen Stolz der bürgerlichen Jünglinge aufregte, die ſich eben jetzt alle geadelt fühlten. Von der wilden Fluth unwiderſtehlich fortgeriſſen, bekannte auch ich mich eifrigſt zur revolutionären Partei, verachtete alles tief, was adlig war, und hegte einen bittern Haß wider alle emigrirte Franzoſen, in denen ich nur gehäßige, ſich gegen die heiligſten Rechte der Menſchheit auflehnende Obſkuranten erblickte. Schon beim Eintreten war mir der Alte mit ſeinem Korbe zuwider, als er endlich auch zu mir kam und mein Geſpräch mit den Freunden unterbrechend ſeine Waaren feil bot, nach ſeiner freundlichen höflichen Weiſe, fuhr ich ihn hart an: er ſolle mich ungeſchoren laſſen, ich brauche nichts von ſeinen Waren. Der Alte trat einen Schritt zurück und ſagte mit ſanfter Stimme, indem ein trübes Lächeln ſein Geſicht überflog: Mais Monsieur! c'est mon metier! Ich war tief beſchämt, er wollte ſich ſtill und beſcheiden entfernen, ich rief ihn zurück, bot alle meine Artigkeit, mein beſtes Franzöſiſch auf, um ihn meine Unart vergeſſen zu laſſen, und kaufte vielleicht mehr als die Uebrigen.

Schattenſeite.

Wenn wir jetzt in Deutſchland ſagten: die Franzoſen, ſo meinten wir nicht ſowohl das franzöſiſche Volk, als jenes wüthende, millionenköpfige Ungeheuer, das unter dem Namen: grande Armée, unſere Felder und Fluren verwüſtete, das mit ſeinen blutigen Krallen uns Wunden ſchlug, denen das innerſte Lebensblut entrann, ja deſſen giftiger Hauch unſere Luft verpeſtete, daß jeder Athemzug uns Krankheit und Tod bringen konnte. Des glühenden Haſſes, den jeder wahrhaft deutſcher Deutſche tief im Herzen tragen mußte, unerachtet, wollte es doch mancher mit dieſem — jenem Gliede des Ungeheuers gut meinen, und mit der Einleitungsformel, ja das muß man ihnen laſſen, war denn immer viel von großer Bildung, Lebensſitte, Delikateſſe die Rede. Mein Freund Y. konnte das nicht gut hören und hatte manches tüchtige unläugbare Argument dagegen. In jener beinahe fabulos gewordenen Zeit, pflegte er zu ſagen, in der die Franzoſen, was Kunſt und Wiſſenſchaft, vorzüglich aber Lebensſitte und Weltton betrift, ſich vor allen übrigen Nationen den erſten Platz anmaßten, wurde alles bei ihnen ſo in beſtimmte Formeln und Regeln abgeſchloſſen, daß nun das, was nachher der immer forttreibende Weltgeiſt erzeugte, nach der Untrüglichkeit jener Koriphäen verworfen wurde. Der abnorme Paroxismus während der Revolution war nur vorübergehend wie die Wuth des Fieberkranken, die Chineſität der Franzoſen behielt die Oberhand, ſie blieben bei ihrer goldnen Zeit ſtehen, die eben ſo ehern und eiſern war, wie ihre jetzige. Jeder Franzoſe glaubte daher ſchon als Franzoſe den Prototypus aller Lebensſitte und Weisheit in ſich zu tragen, und der Heereszug nach dem Norden mag ihnen außer der militäriſchen Tendenz wie ein Kreuzzug gegen die Barbarei erſcheinen. Daher kommt es wohl, daß ſelbſt in dem geſittetſten Betragen des geſcheidteſten Franzoſen immer etwas Drückendes, Demüthigendes für uns liegt; mit mitleidigem Lächeln thun ſie das Mögliche, die rohe Nation aufzuklären, die bei Voltaire's Alexandrinern gähnt und keinen Senf in die Suppe gießt. In dieſer Selbſtkrönung als Herrſcher über alles, was Geſchmack und Lebensſitte heißt, verläßt ſie alle Zartheit des Gſeühls, war ſie ihnen auch ſonſt eigen, denn außerdem würden ſie es begreifen, wie ihre mehrentheils blutige zerſtörende Erſcheinung uns nicht erfreulich ſeyn kann, aber für unſere Schrecken, für unſere Noth iſt ihre Seele verſchloſſen. Mein Freund hatte Recht, denn ein wahrhaft tragi-komiſches Beiſpiel, das damals unter meinen Augen ſich begab, beſtätigte alles. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena waren die Franzoſen eben in Berlin eingerückt, und ein Kapitän wurde bei einem alten preußiſchen Militär einquartiert, deſſen Herz über die Schmach blutete, die das ſonſt, als es noch unter Friedrichs glorreichen Fahnen focht, ſo ſiegreiche Heer durch Liſt und Uebermacht erlitten. Er verſchloß ſich in ſein Zimmer, ſah und ſprach niemanden, und ließ den einquartierten Kapitän auf dem ihm angewieſenen Zimmer reichlich und anſtändig ſerviren. Der Kapitän mit der Bewirthung höchſt zufrieden verſicherte: er habe einen vortrefflichen Wirth, der es an nichts, was einem franzöſiſchen Offizier gebühre, fehlen laſſe, nur ſey der arme Mann ſehr hypochondriſch, indem er gar nicht aus dem Zimmer komme, ſeine, des Kapitäns, Pflicht ſey es daher ihn aufzuheitern. Und nun beſtürmte er mit den höflichſten Redensarten jeden Nachmittag ſo lange die verſchloſſene Thüre, bis der alte im Innerſten zerriſſene Militär nothgedrungen öffnen und ſich mit der angenehm aufheiternden Unterhaltung bis zum Tode foltern laſſen mußte. Mit viel Prätenſion erzählte der franzöſiſche Kapitän von dem gutmüthigen Wohlwollen, das er ſeinem kranken Wirth angedeihen laſſe. Der Blick, womit er die Einheimiſchen anſah, ſprach ganz deutlich: Seht! ſo handeln kann nur ein Franzoſe! und er hatte in der That völlig Recht. Hff.

93.

Alte und neue Kirchenmuſik.

[Ergänzungen zu Bd. 2. 31. Auguſt 1814.]

Die Klage der wahren Muſikverſtändigen, daß die neuere Zeit arm an Werken für die Kirche blieb, iſt nur zu gerecht. Viele haben als Urſache dieſer Armuth angegeben, daß die jetzigen Componiſten das tiefe Studium des Contrapunkts, welches durchaus nöthig iſt, um im Kirchenſtyl zu ſchreiben, gänzlich vernachläſſigten; daß es ihnen nur darum zu thun ſey, zu glänzen, der Menge zu imponiren, oder wol gar, des ſchnöden Geldgewinnſtes wegen, dem augenblicklichen

Zeitgeſchmack zu fröhnen, und, ſtatt ein gründlicher, tiefer, nur ein beliebter Componiſt zu werden: alle dieſe untergeordneten, leichtſinnigen Zwecke könne aber nur das Theater, nicht die Kirche erfüllen; daher, ſtatt eines einzigen Kirchenwerks, die hundert, meiſtentheils mißglückten Verſuche von Opern, die erſchienen und verſchwänden. Es iſt auch in der That nicht zu läugnen, daß wol ſchon ſeit länger, als zwanzig Jahren ein Leichtſinn ohne Gleichen in jedes Kunſtſtudium einriß. Der wackre Fleiß der Alten, der die Gediegenheit ihrer Werke begründete, verſchwand, und, ſtatt der kräftigen, lebendigen Geſtalten, die ſonſt der Zauber der Künſtler hervorrief, wurde nur glänzender Staat gewebt, deſſen Flimmer der todten Puppe den Schein des Lebens verleihen ſollte. Die tiefere Urſache dieſes Leichtſinns in der Kunſt lag in der Tendenz der Zeit überhaupt. Als regierten dämoniſche Principe, ſtrebte alles dahin, den Menſchen feſtzubannen in das befangene, ärmliche Leben, deſſen Thun und Treiben er für den höchſten Zweck des Daſeyns hielt: ſo wurde er abtrünnig allem Höheren, Wahrhaften, Heiligen; der göttliche Funke, den nur Glaube und Liebe nährt, mußte erlöſchen, und niemals konnte der kalte Strahl der Truglichter, die in der hoffnungsloſen Oede aufflammten, die Glut im Innern, aus der das wahre Kunſtwerk in unvergänglichem Feuer emporſteigt, entzünden. Freylich ließ auch in dieſer unglücklichen Zeit die unſichtbare Kirche, welche ewig waltet, ihren treuen Dienern volle Gnade angedeihen, ſo daß ſie es vermochten, das tief im Innerſten Empfundene auszuſprechen: aber wie wenige widerſtanden der Unbill der Gegenwart! Ihr irdiſcher Untergang war indeſſen die geiſtige Verklärung, in der ſie mit den Getreuen in beſtändiger Gemeinſchaft bleiben. — Man denke nur an den noch jetzt nicht nach Verdienſt allgemein anerkannten Mozart; an den, unerachtet er ein Deutſcher war, in Deutſchland gar nicht gekannten Vogel (Johann Chriſtoph Vogel, Componiſt der wahrhaft tragiſch erhabenen Oper, „Demophoon") an den herrlichen, frommen, jetzt beynahe vergeſſenen Faſch.

Daß dieſer Leichtſinn, dieſes ruchloſe Verläugnen der über uns waltenden Macht, die nur allein unſerm Wirken, unſern Werken, Gedeihen und Kraft giebt, die ſpöttelnde Verachtung der heilbringenden Frömmigkeit, von jener Nation herrührte, die ſo lange Zeit auf unglaubliche Weiſe der verblendeten Welt in Kunſt und Wiſſenſchaft als

Muſter galt, liegt am Tage. Aus blinder Nachäfferey ihrer Werke, die ſie mit kecker Frechheit als ewige Muſter aufſtellte, kam jenes elle Schönthun in die Wiſſenſchaft; jene Spielerey, jene Verrenktheit und Verrücktheit, in der der Opiumrauſch für Begeiſterung gilt, in die Kunſt. — Der namenloſe Frevel dieſer Nation führte endlich die gewaltigen Revolutionen herbey, die, wie ein verwüſtender Sturm, über die Erde hinbrauſten: aber dieſer Sturm hat die finſtern Wolken aus einander getrieben, und die Morgenröthe, die ſchon durch das nächtliche Dunkel manchen, ihre Nähe verkündenden Strahl ſandte, der tröſtend in die wunde Bruſt des gläubigen Menſchen fiel, bricht herrlich hervor in unſerer verhängnisvollen Zeit. Ja, dieſe Zeit, in der, wie mit tauſendſtimmigem, donnerndem Poſaunenton, ſich die Allgewalt der ewigen, über uns thronenden Macht verkündet, ſo daß der in dumpfes Hinbrüten verſunkene Menſch, aus der Betäubung geweckt, den Ton vernehmend und das Wort verſtehend, wieder an ſich ſelbſt glaubt — dieſe Zeit, in der ſich die Ohnmacht alles verkehrten Strebens, aller Befangenheit im irdiſchen Treiben um irdiſchen Zweck ſo deutlich offenbart, in der der Geiſt, wie durch einen Himmelsſtrahl erleuchtet, ſeine Heimath erkennt, und in dieſer Erkenntnis Muth und Kraft erwirbt, die Bedrängniſſe des Irdiſchen zu ertragen, ja ihnen zu widerſtehen — dieſe uns jetzt aufgegangene Zeit wird jeder leichtſinnigen Entartung in der Kunſt Einhalt thun, und ihrer tiefſten, geheimnisvollſten Einwirkung durch die Muſik des Menſchen Bruſt ſich willig öffnen. — Jetzt darf von der Muſik, in der tiefſten Bedeutung ihres eigenthümlichſten Weſens, nämlich wenn ſie als religiöſer Cultus in das Leben tritt — von der Kirchenmuſik, geredet werden: denn nicht mehr verklingen die Worte unbeachtet, wie ſonſt, wo ſelbſt die beſſer und höher Geſtimmten der bittre Unmuth zur regungsloſen Gleichgültigkeit abſtumpfte.

[Bd. 2, S. 160, Z. 7 v. o.] . . . **unſer alter Dürer; ſein Componiren war Religions-Uebung.** Reichardt hat im fünften Stück ſeines *Kunſtmagazins* ein herrliches, vierſtimmiges Gloria aus einer Meſſe von Paleſtrina abdrucken laſſen, das alles Geſagte beſtätigt. Der Verfaſſer hat in dieſem Augenblick Paleſtrina's Reſponſorien vor ſich, die in den drey letzten Tagen der Charwoche vom Chor geſungen wurden. Die Reſponſorien des Chors unterbrechen nämlich den Canto fermo der Prieſter und tragen ſo, mit dieſem wechſelnd, die Leidensgeſchichte Jeſu in bibliſchen Worten vor. Eben dieſe Einrichtung findet auch, nur auf andere Worte, bey dem Miserere ſtatt, und es ſey dies nur beyläufig für die, mit dem catholiſchen Cultus Unbekannten bemerkt. Um den Canto fermo, deſſen ſchon früher gedacht wurde, im Beyſpiel dem Leſer vor Augen zu bringen, möge hier der Theil eines uralten gregorianiſchen Geſanges ſtehen, ſo wie ſich ſpäter die Gelegenheit, zum Einrücken eines paleſtrina'ſchen Reſponſoriums darbieten wird. *(N)* Iſt nun der hohe, einfache Styl Paleſtrina's der wahrhafte, würdige Ausdruck des, von der inbrünſtigſten Andacht entzündeten Gemüths; iſt die Kirche ſeine wahre, einzige Heimath: ſo nimmt es nicht Wunder, daß er ſo lange ſich erhalten mußte, als die Kirche in dem vollen Glanz ihrer urſprünglichen Hoheit und Würde ſtrahlte. Das berühmte, zweychörige Miserere von Allegri iſt noch ganz in dem Styl des Paleſtrina geſchrieben, wiewol es an Kühnheit und Kraft dieſen Werken nachſteht, und, ungeachtet ſeiner Berühmtheit, die auch wol durch den wundervollen Vortrag der Sänger in der ſixtiniſchen Kapelle entſtanden ſeyn mag, ſogar Leo's ſpäterem Miserere weichen muß. —

Die Meiſter der damaligen Zeit erhielten ſich rein von allem Schmuck, und trachteten nur dahin, in frommer Einfalt wahrhaftig zu ſeyn, bis nach und nach der melodiſche Schwung, den die Compoſitionen nahmen, die erſte Abweichung von jenem tiefen Ernſt bereitete. Aber wie würdig, wie einfach und kräftig dennoch der Kirchenſtyl blieb, zeigen die Werke eines Caldara, Bernabei, A. Scarlatti, Marcello, Lotti, Porpora, Leonardo Leo, Valotti u. a. Noch war es in der Ordnung, blos für Singſtimmen, ohne Begleitung anderer Inſtrumente, höchſtens der Orgel, zu ſetzen, und ſchon dieſes erhielt die Einfachheit des choralartigen Geſanges, der durch keine bunten Figuren der Begleitung übertäubt wurde. Zu weit würde es für den Raum dieſer Blätter führen, und die nur zum Verſtändnis deſſen, was über das Verhältnis der alten zur neuen Kirchenmuſik geſagt werden ſoll, nöthigen Andeutungen würden ſich zur pragmatiſchen Geſchichte der Kirchenmuſik ausdehnen, wenn das ſtufenweiſe Uebergehen in den neueren und neueſten Styl durch die Folge der Meiſter und ihrer Werke gezeigt werden ſollte: es ſey daher vergönnt, nur noch Einzelnes über jene alten Meiſter, die ewig unſere

Muſter bleiben werden, und deren herrliche Periode wol bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts reicht, zu ſagen.

[Vgl. Bd. I, S. 160.] Unter den älteren Meiſtern jener Zeit leuchtet der große Aleſſandro Scarlatti mächtig hervor. Bekanntlich ſchrieb er ſchon am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts mehrere Opern. Wie wenig Einfluß aber damals das Theater auf die Kirche hatte, oder vielmehr, wie es dem Meiſter gar nicht in den Sinn kommen konnte, weltlichen Prunk ins Heiligthum zu tragen, zeigen die Kirchenwerke dieſes Componiſten, die, unerachtet ihres melodiſchen Schwunges, doch, rückſichtlich der kühnen Accordenfolge und der innern Kraft, ſich an Paleſtrina's Werke anſchließen. Der Verfaſſer hat eine fünf- und ſiebenſtimmige, alla Capella, ohne alle Inſtrumentalbegleitung gearbeitete Meſſe vor Augen, die zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (1706) componirt, und ein Muſter des wahren, mächtigen Kirchenſtyls iſt. — Eben ſo herrlich ſind Leo's Werke, und wer möchte nicht, außer dem großen Händel, noch unſern tiefſinnigen Sebaſtian Bach zu der heiligen Schaar jener Periode rechnen? Seine Meſſe für zwey Orcheſter, acht Haupt- und vier Ripienſtimmen, gehört zu den wenigen klaſſiſchen Kirchencompoſitionen, die durch Stich ins größere Publicum gekommen ſind. — Um noch einmal mit einem Worte den Geiſt der Compoſitionen aller der genannten großen Meiſter auszuſprechen, iſt es nur zu ſagen nöthig, daß die Kraft des Glaubens und der Liebe ihr Inneres ſtärkte, und die Begeiſterung ſchuf, in der ſie mit dem Höheren in Gemeinſchaft traten.

[Bd. II, S. 161, Z. 5 v. o.] ... der Unterſcheidung nicht einmal zu Stande kam! —

Das Aergſte in dieſer Hinſicht iſt indeſſen in der neueſten Zeit geſchehen, wiewol, wie oben ſchon bemerkt wurde, früher die Verweichlichung der Melodie nach und nach eintrat.

Ehe der Verfaſſer tiefer eingeht in die Urſachen des allmähligen Verfalls der Kirchenmuſik, glaubt er, daß es dem Leſer intereſſant ſeyn müſſe, mit einem Blick den allmähligen Abfall von der alten Wahrhaftigkeit und Kraft zur modernen Geziertheit und Weichlichkeit zu überſehen, und er giebt daher zwey Beyſpiele verſchiedener Perioden, die noch nicht einmal bis in die neueſte Zeit reichen, und alſo das eigentlich Arge, was geſchehen, noch unberührt laſſen.

Paleſtrina lebte und ſchrieb im ſechzehnten Jahrhundert, ſtarb

1529) Valotti im achtzehnten (geb. 1706): hier ſind zwey Reſponſorien dieſer Meiſter über dieſelben Worte. *(N)*

Wer fühlt nicht den Abſtand, und wer bemerkt nicht in Valotti's Compoſition doch noch der Kirche angemeſſene Würde und Einfachheit?

Leonardo Leo iſt geboren ums Jahr 1694, Sarti im Jahr 1730, beyde haben ein Miserere componirt, und das ſartiſche iſt überdem noch berühmt worden. Hier iſt die Compoſition über die Worte: Misere mei, deus, secundum magnam misericordiam tuam. *(N)* Wie kräftig, wie erhaben ertönt Leonardo's Chor, und wie weichlich nimmt ſich die ſartiſche Compoſition dagegen aus! —

Bisher war nur von der Kirchenmuſik in ihrem eigentlichſten Weſen, wenn ſie nämlich ſelbſt Cultus iſt, die Rede: ſchon in früher Zeit entſtand aber das geiſtliche Drama, und ſo wurde eine Kirchenmuſik gebildet, die, ohne Cultus zu ſeyn, als geiſtliche Oper das Gemüth mit den Gegenſtänden der heiligen Geſchichte erfüllen, und ſo Erbauung, religiöſe Erhebung des Geiſtes, bewirken ſollte; ſpäterhin aber wol den erſten Anlaß zum Verfall des wahren Kirchenſtyls gab. Aus der Kirche wanderte die Muſik in das Theater, und kehrte aus dieſem, mit all dem nichtigen Prunk, den ſie dort erworben, dann in die Kirche zurück.

Zu den älteſten Werken dieſer Art, die, rückſichtlich der melodiſchen Ausbildung, auf einer hohen Stufe ſtehen, gehören unſtreitig die Oratorien von Caldara, der am Schluß des ſiebzehnten Jahrhunderts und im Anfange des achtzehnten lebte und componirte. Ein hohes bewundrungswürdiges Oratorium Caldara's iſt z. B. das geiſtliche Drama: Morte e sepoltura di Cristo. Die Einrichtung dieſes Oratoriums, in dem Recitative mit Arien, Duetten, Chören wechſeln, iſt ganz dieſelbe, wie ſie damals in den Opern ſtatt fand: nur möchten ſich die geiſtlichen Dramen durch größeren Reichthum der Chöre auszeichnen. Manches in dieſem Oratorium iſt ganz dramatiſch gehalten. So z. B. kommt eine Turba di Popolo darin vor, die das Recitativ zweymal hinter einander unterbricht und in folgender Art ausgedrückt iſt: *(N)* Außer der herrlichen, wundervollen, harmoniſchen Ausarbeitung der Chöre, ſind die Melodien der Arien, die eine wahre, aus dem Innerſten kommende Frömmigkeit athmen, nicht genug zu beachten. Selbſt die uns jetzt dürftig erſcheinende Inſtrumentirung iſt voll hohen Geiſtes und Sinnes, und man erkennt ſchon den Keim des überſchwenglichen Reichthums, der ſich in der Inſtrumentalmuſik der neuern Zeit aufgethan hat. Gleich z. B. die erſte Arie über die Worte:

deh sciogliete o mesti lumi
l'alma afflitta in onde amare
or ch'estinto il mio signor etc.

wird nur von zwey Violen begleitet, die die Accorde anſchlagen, während die Fagotts mit den Baſſen eine Figur imitiren, die erſt in den letzten acht Takten von den Violinen aufgegriffen wird.

Das Mittel zwiſchen der Muſik des eigentlichen Cultus und dem geiſtlichen Drama halten in gewiſſer Art die berühmten Pſalmen des Marcello, die größtentheils zwey- und dreyſtimmig, ſeltner vier- und fünfſtimmig, blos mit Begleitung des Baſſes gearbeitet ſind. Dieſes tiefſinnige Werk ſteht wol an der Spitze jener geiſtlichen Hymnen, die ſpäter ſo vielfältig componirt wurden, wie z. B. die Litaneyen von Durante, das Stabat mater von Pergoleſe, das ſogenannte Miserere von Jomelli (Pietà, Pietà, Signore) u. a. Zu weit würde es führen, tiefer in jenes große Werk des berühmten Marcello einzugehen: nur ſo viel ſey bemerkt, daß ein Schatz von melodiſcher Wahrheit und Kraft darin verborgen, der immer mehr in voller Gluth hervorleuchtet, je ſchärfer man das Ganze und das Einzelne ins Auge faßt. —

Nach dieſen Meiſtern (Paleſtrina, Caldara, Marcello etc.) ſtieg mit dem melodiſchen Reichthum auch der Prunk der Inſtrumente, und es iſt wol nur zu gewiß, daß die Theatermuſik dazu Veranlaſſung gab, der das Oratorium den Eintritt in die Kirche geöffnet hatte. Schon ſehr früh wurde den Saiteninſtrumenten ein Blasinſtrument hinzugefügt, deſſen Urſprung ſich in das tiefſte Dunkel des Alterthums verliert, und unerachtet es noch in der Form vorhanden, doch von bequemeren, wohlklingenderen verdrängt, oder vielmehr in eine ganz andere Region verwieſen worden iſt — nämlich die Trompete. Wie man damals (am Ende des 17ten Jahrhunderts) die Trompete brauchte, mag eine Stelle aus einem Te deum von Ziani beweiſen. *(N)* Daß die Trompete, wie ſie jetzt von den Componiſten gebraucht wird, an kräftiger, edler Wirkung unendlich gewonnen hat, iſt nicht zu leugnen.

Außer der Trompete verſtärkte der Fagott merkwürdiger Weiſe nur den Baß, ſo wie die Hoboen die Violine, im uniſono gehend, verſtärkten; im dreyſtimmigen Satz vertrat die Viole die zweyte Violine, da dieſe mit der erſten im Einklang geführt war.

Viel reicher in der Inſtrumentirung, als ſeine Vorgänger, war Händel: doch lebte in den Werken des hochherrlichen Meiſters der Geiſt der Frömmigkeit und Wahrhaftigkeit; und wer dächte hier nicht an ſeinen Meſſias, an das Oratorium aller Oratorien, rückſichtlich des rein bibliſchen Textes, des melodiſchen Ausdrucks, der harmoniſchen Arbeit, und der ergreifenden Würde und Kraft? Wer möchte da das kleinſte Thema finden, das, ungeachtet des melodiſchen Reichthums, ſo mancher muſikaliſchen Malerey, im höheren Sinn genommen, auch nur im mindeſten an das Theatraliſche erinnern ſollte? — Dieſem hohen Werke ſchließt ſich der unſterbliche Haydn, wenn gleich auf verſchiedenem Wege das Ziel erreichend, an. — Eines wenig bekannten Werks von Händel darf hier Erwähnung geſchehen, das zwar an Kraft und Würde dem Meſſias gar nicht gleich zu ſtellen iſt, da ſchon die dramatiſche Einrichtung des Ganzen dem im Wege ſteht, aber doch ſo manches Herrliche, Unvergleichliche enthält. Dies iſt das Oratorium: der für die Sünde der Welt gemarterte und ſterbende Jeſus, das einzige, welches Händel urſprünglich deutſch componirte, und das nur jetzt der Aenderung des hin und wieder zu niedrigen, gemeinen Textes bedürfte, um aufs neue mit der größten Wirkung aufgeführt zu werden *). — Sehr groß und kräftig, vorzüglich in ſeinen Chören, war auch der jetzt beynahe ganz vergeſſene Fux, und man begreift, daß nach ſeiner Art zu ſetzen, ſeine Opera seria, Virtù e costanza, die von einem ungeheuren Orcheſter im Freyen aufgeführt wurde, von großer Wirkung ſeyn mußte.

---

*) In Gerbers Tonkünſtler-Lexicon iſt dieſes Oratorium unter Händels Werken nicht aufgeführt, und es iſt daſſelbe überhaupt in Deutſchland gar nicht bekannt geworden. Haydn bekam bey ſeiner Anweſenheit in London die Originalpartitur von der Königin von England zum Geſchenk, und dieſe Partitur befindet ſich wahrſcheinlich mit dem übrigen handſchriftlichen Nachlaß Haydns im Beſitz des Fürſten Eſterhazy. Vom Haydn erhielt die Härtelſche Handlung in Leipzig eine Abſchrift jener Original-Partitur, und ſo beſitzt Hr. Härtel jenen ſeltenen Schatz, deſſen Mittheilung durch den Druck — ſollte es auch nur der Chöre ſeyn — jedem Freunde wahrer Kirchenmuſik, vorzüglich aber dem, ſo die heilige Texte der Tonkunſt eingeführt wünſchte, auf das Höchſte intereſſiren müßte. Nur der Abänderung des Textes, der hin und wieder zu ſehr in das Gemeine und Geſchmackloſe fällt, bedürfte es; wie ſchon oben erwähnt worden. v. Carl

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts brach nun endlich jene Verweichlichung, jene ſüße Süßlichkeit in die Kunſt ein, die, mit der ſogenannten, allen tieferen religiöſen Sinn tödtenden Aufklärung gleichen Schritt haltend, und immer ſteigend, zuletzt allen Ernſt, alle Würde aus der Kirchenmuſik verbannte. Selbſt die Muſik, die in den katholiſchen Kirchen den Cultus bildet, die Meſſen, Veſpern, Paſſionsoratorien u. ſ. w. erhielten einen Charakter, der ſonſt ſelbſt für die Opera seria zu leicht, zu weltlich geweſen ſeyn würde. Mag es hier unverhohlen geſagt werden, daß ſelbſt der, in ſeiner Art ſo große, unſterbliche J. Haydn, ſelbſt der gewaltige Mozart, ſich nicht rein erhielten von dieſer anſteckenden Seuche des weltlichen, prunkenden Leichtſinns. Mozarts Meſſen, die er jedoch bekanntlich auf erhaltenen Auftrag nach der ihm vorgeſchriebenen Norm componirte, ſind beinahe ſeine ſchwächſten Werke. Er hat indeſſen in einem einzigen Kirchenwerke ſein Inneres aufgeſchloſſen; und wer wird nicht von der glühendſten Andacht, von der heiligſten Verzückung ergriffen, die daraus hervorſtrahlt? Sein Requiem iſt wol das Höchſte, was die neueſte Zeit für den kirchlichen Cultus aufzuweiſen hat. So [illegible], ſo tief oft Haydn die Würde des Hochamts gefühlt hat, ſo vortrefflich die harmoniſche Ausarbeitung iſt: ſo [illegible] doch beinahe ſeinen beſten Werke, [illegible] vom weltlichen Opernweſen, ja vom [illegible], der Würde des Kirchenſtils ganz unangemeſſenen Melodie wäre, und endlich, daß der Meiſter die menſchliche Stimme zuweilen gar zu ſehr als Inſtrument behandelt, welches man ihm mit Recht vorwirft, [illegible] und dem gar zu häufigen, Springenden des melodiſchen Geſangs. Daß die Schöpfung durchaus kein, im reinen Kirchenſtyl durchgehaltenes Oratorium iſt, wurde von denen, die jenen Styl wahrhaft im Innern tragen, längſt erkannt: indeſſen thut man dem Meiſter großes Unrecht, wenn man ſeinen beyden Werken, der Schöpfung und vorzüglich den Jahreszeiten, den Maßſtab der reinen Kirchenmuſik anlegt. Das [illegible] [illegible] und [illegible] in der Kunſt thut [illegible] gut. Jene Muſik des Meiſters bezieht ſich in keiner Art auf kirchlichen Cultus, und jene ſogenannten Oratorien ſind nichts anders als der herrliche Ausdruck, wie dem Meiſter das Leben — die Welt — in der Muſik aufgegangen. Nur in ſtrengerer Anſicht genommen, ſind die Jahreszeiten Manchem in ſchiefem Lichte erſchienen. [illegible] [illegible] kein herrlicheres, farbenreicheres Bild des ganzen menſchlichen Lebens, als wie es der Meiſter in den Jahreszeiten muſikaliſch aufgeſtellt hat; und ſelbſt manche geniale Spielerey färbt nur glühender die bunten Geſtalten der Welt, die uns in flimmernden Kreiſen umtanzen. Derſelbe ewige Wechſel des Ernſten, Grauenhaften, Schrecklichen, Luſtigen, Ausgelaſſenen, wie das irdiſche Seyn ihn treibt, herrſcht in jener wundervollen Muſik, die auf die Kirche ſich höchſtens nur in ſo fern bezieht, als auch fromme Betrachtungen in den Kreis des täglichen Lebens gezogen werden. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Individualität des Meiſters ſich auch hier, wie vorzüglich in ſeiner Inſtrumental-Muſik, in einer gewiſſen humoriſtiſchen, neckhaften Luſtigkeit ausſpricht: aber ſelbſt in ſeinen ernſteſten Werken für die Kirche hört ſich Manches ſo, wie jene ſich unter dem Tiſch des Herrn beißenden Hunde erſcheinen.

Sind nun, auf die reine Kirchenmuſik zurückzukommen, auch die haydnſchen Meſſen und kirchlichen Hymnen, vorzüglich im Vergleich jener alten, wahrhaft heiligen, von der Erde verſchwundenen Muſik, durchaus nicht Muſter des Kirchenſtyls zu nennen: ſo verſteht es ſich doch von ſelbſt, daß ſie über die neueſten Productionen dieſer Art hoch hervorleuchten, wiewol ſie freylich dem Unverſtande zu allem theatraliſchen Prunk Thür und Angel öffneten. Wie oft wurde der große Haydn nachgeahmt, oder vielmehr nachgeäfft: aber bloß an der Schaale nagten die ſogenannten Kirchencomponiſten, ohne den Kern zu erbeuten, und der tiefe Geiſt der Harmonik, der in ſeinen Werken verſchloſſen, konnte ihnen nicht aufgehen. Daher entſtanden die abgeſchmackten, ſeichten, kraftloſen Kirchencompoſitionen, wie ſie der Verfaſſer in neueſter Zeit in den Kirchen des catholiſchen, ſüdlichen Deutſchlands, und in Böhmen und Schleſien hörte. — Mancher ſonſt wackre Componiſt verleugnete ſich, ſo wie er es unternahm, ein Kirchenſtück zu ſetzen, und es iſt in dieſer Hinſicht merkwürdig, daß ſelbſt ein neuerer, tiefſinniger, in die Harmonik tief eingeweihter Meiſter nicht mehr im Kirchenſtyl leiſtete. Cherubini's dreyſtimmige Meſſe, ſo viel Geiſt und Kunſt übrigens daran verwendet, erfüllt doch nicht im mindeſten die Bedingungen wahrer Kirchenmuſik, da mehrere Sätze ganz theatraliſch ſind. — Ein nicht nach Verdienſt beachteter Kirchencomponiſt iſt der wackre Michael Haydn, der in dieſem Fache ganz an ſeinen berühmten Bruder reicht, ja ihn oft in ernſter Haltung weit übertrifft. —

Dieſe Andeutungen — denn nur dafür wünſcht der Verfaſſer, daß man alles bisher Geſagte anſehen möge — reichen hin, die Reſultate deſſen, was in der jetzt angebrochenen Zeit für die Kirchenmuſik geſchehen kann, aufzuſtellen. — Rein unmöglich iſt es wol, daß jetzt ein Componiſt ſo ſchreiben könne, wie Paleſtrina, Leo, und auch wie ſpäter, Händel u. A. — Jene Zeit, vorzüglich wie das Chriſtenthum noch in der vollen Glorie ſtrahlte, ſcheint auf immer von der Erde verſchwunden, und mit ihr jene heilige Weihe der Künſtler. Ein Miserere, wie das von Allegri oder Leo, componirt jetzt eben ſo wenig ein Muſiker, als ein Maler eine Madonna wie Raphael, Dürer oder Holbein malt. Indeſſen bieten beyde Künſte, Malerey und Muſik, rückſichtlich ihres Fort- oder Weiterſchreitens in der Zeit verſchiedene Anſichten dar. Wer mag daran zweifeln, daß die großen Maler jener Alten Zeit, in Italien es bis zur höchſten Stufe der Kunſt gebracht hatten? Die höchſte Kraft und Anmuth lag in ihren Werken, und ſelbſt in techniſcher Fertigkeit übertrafen ſie die neuen Meiſter, die in jeder Hinſicht vergebens darnach ſtreben, ſie zu erreichen. In Zeichnung, Colorit — kurz, in jedem der Theile, die ſich zum vollendeten Ganzen bequem zuſammenfügen müſſen, ſind die alten Meiſter den Neuern überlegen, und der Vorurtheilsfreye wird dies in jeder Galerie, die alte und neue Gemälde zuſammenſtellt, beſtätigt finden. Mit der Muſik iſt es aber anders. Der Leichtſinn der Menſchen konnte den waltenden Geiſt nicht aufhalten, der im Dunkeln fortſchritt, und nur der tiefer Eindringende, der ſeinen Blick abwandte von dem ſinnverwirrenden Bilde, in dem die von allem Heiligen und Wahrhaftigen losgeriſſenen Menſchen ſich bewegten, wurde die Strahlen gewahr, die, des Geiſtes Daſeyn verkündend, durch das Dunkel brachen, und glaubte an ihn. Das wunderbare Streben, jenes Walten des belebenden Naturgeiſtes, ja unſer Seyn in ihm, unſere überirdiſche Heimath, zu erkennen, das ſich in der Wiſſenſchaft offenbart, wurde durch die ahnungsvollen Töne der Muſik angedeutet, die immer vielfältiger und vollkommner von den Wundern des fernen Reichs ſprach. Es iſt nämlich wol gewiß, daß die Inſtrumentalmuſik ſich in neuerer Zeit zu einer Höhe erhoben hat, die die alten Meiſter nicht ahneten, ſo wie an techniſcher Fertigkeit die neuern Muſiker die alten offenbar weit übertreffen.

[Bd. 2, S. 161, Z. 5 v. o.] Haydn, Mozart, Beethoven entfalteten . . . [Z. 19 v. o.] das fragt ſich noch. —

Dem jungen Componiſten, der zu wiſſen begehrte, wie er es denn anfangen ſolle, wahre, würdige Kirchenmuſik zu ſetzen, könnte man nur antworten, daß er ſein Inneres wohl erforſchen möge, ob der Geiſt der Wahrheit und der Frömmigkeit in ihm wohne, und ob dieſer Geiſt ihn antreibe, Gott zu preiſen, und von den Wundern des himmliſchen Reichs in den wunderbaren Tönen der Muſik zu reden; ja, ob ſein Componiren nur das Aufſchreiben der heiligen Geſänge ſey, die, wie in andächtiger Verzückung, aus ſeinem Innern ſtrömten. Nur wenn dieſes iſt, werden ſeine Kirchengeſänge fromm und wahrhaft ſeyn. Jede äußere Anregung, jedes kleinliche Bemühen um irdiſchen Zweck, jedes eitle Trachten nach Bewunderung und Beifall, jedes leichtſinnige Prunken mit erworbener Kenntnis, führt zum Falſchen, zum Unwürdigen. Nur in dem wahrhaft frommen, von der Religion entzündeten Gemüth wohnen die heiligen Geſänge, die mit unwiderſtehlicher Macht die Gemeinde zur Andacht entflammen. — Iſt der junge Componiſt nicht durch den Leichtſinn der Welt verdorben, ſo werden ihn die Werke der alten Meiſter auf wunderbare Weiſe erheben; ja, er wird es fühlen, wie das, was im eignen Gemüthe nur wie verworrene Ahnung lag, ſich zum klaren Anſchauen verdeutlicht. Das Studium des Contrapunkts iſt nichts, als die, jedem, der ein Gebäude aufführen will, zu erwerben nöthige, genaueſte Kenntnis der innern Structur: aber das tiefe, anhaltende Studium der Werke großer Meiſter wol nur das, woraus der Künſtler die Kraft des Bildens ſchöpfen, oder vielmehr in das lebendige Wirken rufen muß. Nicht genug kann daher der, mit kindlichem, frommen Gemüth begabte Künſtler jene Werke der alten Meiſter ſich ſo zu eigen machen, daß er ſie ſelbſt ganz in Sinn und Gedanken trägt: dann wird ihm bald jeder fremdartige, unheilige Prunk leer und ſchaal erſcheinen, und er nie verſucht werden, ſein Werk damit zu putzen. — Die Erfindung der echt kirchlichen Melodien iſt das, woran jeder nicht wahrhaftige Componiſt ſcheitert — der Probierſtein des innern Gemüths. Alles harmoniſche Ausarbeiten, dem Kirchenſtyl gemäß, verbirgt nicht das profane Thema; ſo kann eine, im theoretiſchen Sinn, rein gearbeitete Fuge gar nicht kirchenmäßig ſeyn; ſo können oft kunſtreiche Imitationen den hüpfenden, dem Concertſaal oder dem Theater abgeborgten Satz nur noch mehr nach ſeinem urſprünglichen Charakter ins Licht ſtellen. Aber freylich muß ja auch eben die Melodie rein aus dem frommen Gemüthe ſtrömen; hier läßt ſich nichts künſtlich hervorrufen, hier gilt nur die wahre Begeiſterung. — Nun iſt es aber gewiß, daß dem heutigen Componiſten kaum eine Muſik anders im Innern aufgehen wird, als in dem Schmuck, den ihr die Fülle des jetzigen Reichthums giebt. Der Glanz der mannigfachen Inſtrumente, von denen manche ſo herrlich im hohen Gewölbe tönen, ſchimmert überall hervor: und warum ſollte man die Augen davor verſchließen, da es der forttreibende Weltgeiſt ſelbſt iſt, der dieſen Glanz in die geheimnisvolle Kunſt des neueſten, auf innere Vergeiſtigung hinarbeitenden Zeitalters geworfen hat? Es iſt nur der falſche Gebrauch dieſes Reichthums, der ihn ſchädlich macht: er ſelbſt iſt ein wohlerworbenes, herrliches Eigenthum, das der wahre, fromme Componiſt nur zu größerer Verherrlichung des Hohen, Ueberirdiſchen, das ſeine Hymnen preiſen, anwendet. Jene bunten, krauſen Figuren, vorzüglich in den Saiteninſtrumenten, die wie aufgeklebte, kniſternde Goldflitter die Ruhe und Haltung des Ganzen ſtören, die den Geſang übertäuben, und vorzüglich in dem hohen, gewölbten Dom nur ein verwirrendes Geräuſch machen, ſind aller Kirchenmuſik fremd, und nur der Unverſtand kann ſich ihrer bedienen; ſo wie alle weichliche Concertmelodien der Blasinſtrumente in der Kirche unkräftig und würdelos klingen. Allerdings iſt es richtig, daß in ſtarken Sätzen für die Violinen die geſchwinden Noten von vieler Wirkung ſind: aber dann iſt das bloße Brechen der längern Noten der Accorde in geſchwindere, z. B. der Viertel in Sechzehntheile, für die Kirche offenbar beſſer, als jede andere, jede krauſe Figur. Z. B. (Mozart.) *(N)* Dieſelbe Stelle auf folgende Weiſe inſtrumentirt: *(N)* ſtreift mit den durchlaufenden, diſſonirenden Tönen ſchon an das Theatraliſche und klingt in der Kirche verworren. Ueberhaupt ſind wol in der Kirche diejenigen Figuren die ſchicklichſten, die ohne diſſonirende Noten blos den Grund-Accord durchlaufen, da ſie der Kraft und Deutlichkeit des Geſanges am wenigſten Eintrag thun, vielmehr die Wirkung oft um vieles verſtärken. — Daß die Blasinſtrumente ſich oft herrlich dem

Geſange anſchmiegen, und daß in ihrem Gebrauch die Meiſter der neuern Zeit manches entdeckten, das man in alter nicht ahnete, mag niemand leugnen. Hier darf wol das Meiſterwerk nochmals erwähnt werden, das die Kraft, die heilige Würde der alten Muſik mit dem reichen Schmuck der neueren verbindet, und das in dieſer Hinſicht, vorzüglich auch in der ſo weiſe angeordneten Inſtrumentirung, den neuen Kirchencomponiſten als Muſter gelten kann: das tiefe, überſchwenglich herrliche Requiem von Mozart. Das Tuba mirum — mag vielleicht der einzige Satz ſeyn, der in das Oratorienartige fällt: ſonſt bleibt die Muſik überall reiner Cultus, und nur als ſolcher ertönen die wunderbaren Accorde, die von dem Jenſeits ſprechen, ja, die das Jenſeits ſelbſt ſind, in ihrer eigenthümlichen Würde und Kraft. — Das Requiem, im Concertſaal ausgeführt, iſt nicht dieſelbe Muſik; die Erſcheinung eines Heiligen auf dem Ball! — Freylich iſt der große Verfall der Kirchenmuſik im catholiſchen Deutſchland, und ſelbſt in Italien, daran Schuld, daß die Werke der alten, hohen Meiſter gar nicht mehr, oder nur auf unwürdige Weiſe gehört werden, und nur noch im Concert darf man hoffen, wenigſtens einigermaßen würdig, manches ältere klaſſiſche Werk zu hören! Abgeſehen davon aber, daß die für den Cultus beſtimmte Muſik ohne denſelben bedeutungslos bleibt — denn dieſe Muſik iſt ja der Cultus ſelbſt, und daher eine Missa im Concert eine Predigt im Theater: ſo iſt es auch unmöglich, daß bey Concert-Aufführungen, ſelbſt guten, das Gemüth, durch tauſend Dinge zerſtreut, ſo in Andacht entzündet werden kann, als in der Kirche durch den feyerlichen Cultus. Das Hervorrufen der alten Werke im Concert erſetzt daher keineswegs ihr Verſchwinden aus den Kirchen. — Dem gänzlichen Verfall des Geſanges ſcheint durch die lobenswerthe Einrichtung der Singakademien Einhalt zu geſchehen; ſollen indeſſen dieſe Akademien auf die Kirchenmuſik von wahrem Einfluß ſeyn, ſo müßten ſie nicht Privat-Unternehmungen bleiben, ſondern in religiöſer Form vom Staate gebildet und unterſtützt werden. An catholiſchen Oertern würden dann dieſe Akademien den kirchlichen, muſikaliſchen Cultus, an evangeliſchen Oertern aber oftmals Kirchenmuſiken während des Cultus ausführen. Von Concerten in der Kirche, die man gegen einen Eintrittspreis beſucht, ja wo es oft, wie im Theater, verſchiedene, geringere und höhere Plätze giebt, Parterre und Galerie, dürften dann, als etwas ganz Unwürdigem, aller chriſtlichen Frömmigkeit Entgegenſtrebendem nichts mehr Statt finden, und der heilige Ort nicht mehr zum Tummelplatz der Arroganz und Oſtentation entweiht werden. Selbſt die Uebungen dieſer Akademien könnten an heiligen, geweihten Oertern gehalten werden, und ſo aus ihnen ſich Conſervatorien bilden, wie ſie ſonſt in Italien beſtanden, und aus denen die großen Meiſter der damaligen Zeit hervorgingen. Es iſt richtig, daß der evangeliſche Cultus eigentlich dem wahrhaft Muſikaliſchen entgegenſtrebt: aber mit dem Wiederaufblühen wahrer Kirchenmuſik würde der Zeitgeiſt hier auch das Herrliche, Erfreuliche bilden, und die heilige Muſik auch wieder eindringen in den Cultus der evangeliſchen Gemeinde.

Wie ſehr nun auf jene Weiſe der Geiſt der wahren Muſik auch weiter im Volk erweckt werden, ſo aber das Falſche, Unwürdige, was der Leichtſinn in die Kunſt gebracht hat, verſchwinden würde: das liegt am Tage. Für Tonkünſtler und Componiſten, ja für jeden echten Verehrer der wahren Kirchenmuſik, wäre nichts erfreulicher, als wenn die Werke der alten Meiſter, die nur wie verborgene Schätze ſelten hin und wieder anzutreffen ſind, durch Druck und Stich in das Publicum kämen; und ſollte es Anfangs auch nur bruchſtückweiſe, etwa in der Form des reichardtſchen Kunſtmagazins, geſchehen. Denn ſelbſt dieſe Anregung würde nicht ohne die erſprießlichſten Folgen bleiben. Wie mancher junge Componiſt kennt einen Paleſtrina, Leonardo Leo, Scarlatti etc. nur dem Namen nach, und ſeine individuelle Lage verhindert ihn, ſich die Abſchrift ihrer ſelten gewordenen Werke zu verſchaffen; und doch würden ihn erſt jene Werke über die wahre Kirchenmuſik aufklären. — Die Leichtigkeit, ſich jene Werke zu verſchaffen, würde aber auch ſelbſt manche Aufführung erzeugen, die ſonſt unterblieben wäre. —

[Bd. I, S. 161, Z. 10 v. o.] Immer weiter fort und fort . . . [Z. 6 v. u.] [illegible] —

94.

1. Sonate pour le Pianoforte à quatre mains, comp. par J. Fröhlich, à Bonn. chez N. Simrock. (Prix 4 Fr.)

2. Concerto pour le Pianoforte à quatre mains, avec les parties d'Orchestre, comp. par J. Fröhlich. à Bonn, chez Simrock. (Pr. 10 Fr.)

[12. September 1814.]

Beyde Werke deſſelben Componiſten für daſſelbe Inſtrument führt Rec. deshalb zuſammen auf, weil ſie, obgleich in der Gattung verſchieden, doch einerley Tendenz zu haben ſcheinen, die bey ihrer Beurtheilung billiger Weiſe berückſichtigt werden muß. Der Verſ. ſcheint nämlich die ganze Anlage und innere Einrichtung vornämlich auf Unterhaltung und auf Nutzen — nicht gerade der Anfänger, doch ſolcher Lehrlinge gemacht zu haben, denen es an Kraft gebricht, das Höhere, was für dies Inſtrument geliefert worden, auszuführen. In beyden Werken ſtrebt er daher vor allem faßlich, leicht, fließend zu ſeyn; die erſte, dem Schüler beſtimmte Partie wird, ſo viel möglich, geſchont, und das Ganze erhält ſich bey der Ausarbeitung in Schranken, die nun einmal die Fähigkeit des Schülers aufgeſtellt hat. Daß ohne dieſe Einengung der Componiſt viel mehr leiſten könnte, zeigt die Gewandtheit in der Modulation und das bequeme Gefüge des Satzes.

In No. 1. klingt das erſte Allegro wol zu rondoartig, ſo wie der abgemeſſene Wechſel beyder Partien, (vorzüglich im Anfang des zweyten Theils,) der die Stelle der kunſtreichen Nachahmungen und Verſchlingungen, wie man ſie in den Werken höherer Art gewohnt iſt, vertritt, etwas einförmig wird. Das Adagio iſt gefällig und angenehm; das Thema des Rondo ſcheint jedoch Rec. zu tändelnd: *(N)* ſo wie überhaupt dieſer ganze letzte Satz wol zu flüchtig und zu leer befunden werden möchte.

Bey No. 2. würde Rec. überhaupt die Idee, ein Concert für vier Hände zu componiren, tadeln, da ſchon eine beſondere Geſchicklichkeit im Ordnen der Stimmen dazu gehört, um bei einer vierhändigen

Sonate das Verrauſchen der Töne zu vermeiden; wenn nicht eben jene Tendenz wieder die Entſchuldigung von ſelbſt herbeyführte. Man weiß ja wol, wie bey dem jetzt üblichen Muſiktreiben ſo vieles auf Oſtentation hinarbeitet: der Schüler kann es nicht erwarten, ſich öffentlich im Saal unter Trompeten und Pauken hören zu laſſen, und da iſt es nun freylich ein herrliches Mittel, allem Unglück, was durch dieſen oder jenen Fehler entſtehen könnte, vorzubeugen, wenn der Lehrer, oder ſonſt ein tüchtiger Klavierſpieler, dicht neben an ſitzt und thätig eingreift; ſelbſt der gewöhnlichen Angſt und Verzagtheit auftretender Dilettanten geſchieht auf dieſe Weiſe Einhalt. Uebrigens hat das Concert das Eigne, daß es mit einem Paukenſolo, dem ein marſchmäßiges Thema von oblig. Hörnern folgt, anfängt, und daß das Rondo, wieder mit oblig. Hörnern anfangend, ein wahres Jagdſtück iſt. Ob die erſte Partie nicht gar zu ſehr geſchont, und ob Cadenzen, wie folgende, nicht gar zu leer und unbedeutend klingen, läßt Rec. dahin geſtellt ſeyn: *(N)* Bemerken muß Rec. indeſſen noch ausdrücklich, daß auch in dieſem Concert ſich Hr. F. als einen wackern Componiſten zeigt, den nur die aufgeſtellten Schranken einengten; und vorzüglich iſt es zu rühmen, daß auch während der Solos die begleitenden Inſtrumente, vorzüglich die Bläſer, mit kurzen, hauptſächlich den beyden Hauptthemas entnommenen Sätzen, wirkungsvoll eingreifen, wie dies in Mozarts und Beethovens Concerten der Fall iſt. Ueberhaupt ſind beyde Werke, jene Tendenz zugeſtanden — und iſt vorzüglich das zweyte, das von angenehmer Wirkung ſeyn muß, den Lehrlingen, die es nicht laſſen können, ohne die höhere Stufe erreicht zu haben, im Concertſaal zu ſpielen, recht ſehr zu empfehlen. Rückſichtlich des Componiſten wünſcht aber Rec., daß er ſich ohne jene Schranken mit der ihm inwohnenden Kraft, Einſicht und Erfahrung, freyer bewegen, und ſo, zur Freude der wahren Muſiker, das Höhere leiſten möge, was zu leiſten er offenbar fähig iſt.

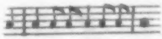
95.

Der neue Gutsherr, (le nouveau Seigneur de Village,) Singſpiel, im Klavierauszug, mit franzöſiſchem und deutſchem Texte. Muſik von Adrien Boieldieu. Bonn, bey N. Simrock. (Preis 9 Franks.)

[5. Oktober 1814.]

Recht aus dem Brennpunkt des Charakters der Franzoſen, aus ihrem Leben und Treiben in der Converſation, hat ſich ihr Luſtſpiel gebildet. Durch möglichſte Abglättung bringen ſie es dahin, daß in der conventionellen Geſellſchaft ſich alles bequem fügt: aber freylich verſchwindet darüber das charakteriſtiſche Gepräge des Einzelnen; und ſo iſt es auch im Luſtſpiel, wo der Dichter nur nach dem leichten, in einander greifenden Gefüge, keineswegs aber nach Tiefe und Bedeutſamkeit der Idee, aus der ſich das Ganze entwickelt, und nach der Charakteriſtik des Einzelnen trachtet. Der eigentliche Scherz iſt den Franzoſen fremd, der Spaß tritt an ſeine Stelle; ſo wie liſtige Streiche, die dieſer, jener ausübt, (Suiten,) die Intrigue im höhern Sinn erſetzen müſſen. Eben ſo fremd, wie der wahre Scherz, der aus der innerſten Tiefe hervorgehende Humor, iſt ihnen auch das Romantiſch-phantaſtiſche, das in der Opera buffa der Italiener herrſcht, und zum Theil aus dem abenteuerlichen Schwunge einzelner Charaktere, zum Theil aus dem ſpukhaften Spiel das Zufalls entſteht; und hiernach iſt es erklärlich, daß die Franzoſen wol eigentlich keine Opera buffa, ſondern nur Luſtſpiele haben, in denen der Geſang als zufällige Beymiſchung eintritt, und die daher mit Unrecht komiſche Opern heißen. Die Muſik, welche hiernach nicht als nothwendiges Bedingnis, ſondern nur als ein zufälliger Schmuck des Gedichts erſcheint, befolgt dieſelbe Tendenz. Man kann ſie converſationell nennen; denn auch hier iſt es nur darauf abgeſehen, daß ſich alles leicht und bequem füge, daß nirgends etwas als unſchicklich auffalle, und daß das Ganze gehörig amüſire — das heißt, ohne alle Anſtrengung, ja ohne ſonderliche Aufmerkſamkeit, verſtanden und genoſſen werden könne. Dieſe Haupttendenz des franzöſiſchen komiſchen Singſpiels geht zu ſehr aus dem Charakter des Volks hervor, als daß ſie jemals verſchwinden ſollte: indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß die franzöſiſche Muſik in den einmal beſtehenden Schranken ſeit mehreren Jahren einen andern Schwung genommen hat, und daß der große Einfluß der deutſchen Muſik auf dieſelbe unverkennbar iſt. Lully's und Rameau's Pſalmodien, ihre weinerlichen Romanzen, die der gluckſchen Revolution unerachtet, doch noch oft aus ſpäteren Werken heraustönten, ſind verſchwunden und ſingbarere Melodien an ihre Stelle getreten; ſo wie auch die harmoniſche Ausarbeitung nach deutſcher Art reicher und mannigfaltiger geworden iſt. Die Nachahmung der deutſchen Muſik erzeugte freylich manches Bizarre, welches daher kam, daß manche franzöſiſche Componiſten, ohne in die Tiefe einzudringen, ſich nur an die ihnen fremde Form hielten, und dies Fremdartige mit noch Fremdartigeren überbieten wollten: allein daß verſtändigere unter ihnen wahrhaft Gutes daraus geſchöpft, und, ſo viel thunlich und ihnen möglich, in die franzöſiſche Muſik übergetragen haben, iſt gewiß. Zu dieſen verſtändigeren rechnet Rec. den Componiſten des vorliegenden Singſpiels, welches ihn veranlaßte, über die franzöſiſche komiſche Oper überhaupt Einiges anzudeuten.

Boieldieu nämlich iſt zwar ein echt franzöſiſcher Componiſt; beſondere Tiefe und Bedeutſamkeit iſt ihm nicht verliehen: allein, außerdem, daß er den Satz in der Gewalt hat, zeichnet ſeine Compoſitionen eine gewiſſe Anmuth und Leichtigkeit aus, die ihnen überall willigen Eingang verſchafft. In vielen größeren Singſpielen hat er jene Eigenſchaften ſchon an den Tag gelegt, und auch der neue Gutsherr, ein Singſpiel von geringem Umfange, (nur 10 Nummern,) enthält viel Angenehmes und Ergötzliches. Sehr zu rühmen iſt es, daß dem unbedeutenden Sûjet nicht, wie manchen andern, muſikaliſcher Flitterſtaat aufgehängt iſt, in dem die Armuth nur noch armſeliger ſich offenbart. Dem Ganzen liegt, ſo viel Rec. aus dem Text des Klavierauszugs erſehen kann, nach franzöſiſcher Art und Weiſe, der Spaß zum Grunde, daß Monſieur Frontin, der Diener des neuen Gutsherrn, der eben auf dem Dorfe erwartet wird, ſich für den Herrn ſelbſt ausgiebt, und dadurch allerley Mißverſtändniſſe erzeugt werden; welcher Spaß denn nun nicht geeignet iſt, den Componiſten ſonderlich zu begeiſtern. Dem unbedeutenden Sûjet ganz angemeſſen iſt die Ouvertüre, (A dur, Allegro con moto) munter, und nicht ohne Kraft. Daß z. B. der Componiſt bey dem Uebergang in die Dominante den Satz durch das, in den Baß gelegte, verlängerte Hauptthema weiter führt, iſt von gar guter Wirkung. Sollte Rec. etwas tadeln, ſo wäre es das zu öftere Abbrechen des Satzes durch 𝄐. Schon im neunten Takt bricht der Satz auf dieſe Weiſe ab, und im achtzehnten abermals. — In No. 1., der Introduction, (D dur,) ſtudirt der Bailli (der Gerichtsſchreiber) die Rede, womit er den neuen Gutsherrn empfangen will, während Colin (Lukas) und Blaiſe (Michel) ſich um Babet (Bärbchen) bewerben, von denen der erſte der beglückte Liebhaber iſt. Beyde wenden ſich an den Vater Gerichtsſchreiber, und bitten um Entſcheidung, wer die Tochter bekommen ſoll: der hat aber nichts, als Alexander den Großen im Sinn, mit deſſen Einzug in Babylon er den Eintritt des Gutsherrn ins Dorf zu vergleichen geſonnen iſt. Dieſe Situation hat der Componiſt mit vieler Gewandtheit und Kenntnis der Wirkung aufgefaßt. Der Satz bewegt ſich mit geringen, gleich wiederkehrenden Ausweichungen nur in der Tonica und Dominante, und recht gut iſt dies durch das Beharren des Gerichtsſchreibers bey ſeinem:



motivirt. Daß in dieſem Quartett kein eigentlicher Baß der Singſtimmen zu vernehmen iſt, und der Grundton D beynahe immer nur in der eingeſtrichnen Octave angegeben wird, welches deutſchen Ohren gar zu unkräftig klingt, gehört nun einmal zur franzöſiſchen Art und Weiſe. — In No. 2., dem kleinen Duett zwiſchen Frontin und Blaiſe, trinkt Frontin als Gutsherr viel Wein, unter dem Vorwande, Sorte und Alter genau herauszukoſten. Der Componiſt hat keine Lazzi unbeachtet gelaſſen, und das iſt wol bey dergleichen Sachen beynahe genug. — No. 3., eine Arie Frontins, klang dem Rec. beynahe wie ein Gegenſtück zu der bekannten Arie des Dieners in Méhuls Folie. — No. 4., eine Ariette Bärbchens, die ſich im dritten Couplet zum Duett geſtaltet, wird den recht anſprechen, der die echtfranzöſiſchen, ſüßlichen Lieder leiden mag. So etwas muß von einer Dame durchaus franzöſiſch geſungen, und dabey, wenn Rec. ſich ſo ausdrücken darf, eine muſikaliſche Minauderie verſtattet werden; ſo kann es bey Manchen auch eine ergötzliche, ironiſche Wirkung hervorbringen. Daß dem Ganzen eine allerliebſte Equivoque (Rec. mag den deutſchen, derben Ausdruck dafür nicht herſetzen,) zum Grunde liegt, iſt wieder franzöſiſche Sitte und Weiſe. — No. 5., iſt ein kurzer, muntrer Chor der Landleute, und No. 6. ein ſehr hübſcher, harmoniſch reicher, dreyſtimmiger Canon! (Sopran und zwey Tenore: Babet, Colin und der Marquis.) Dieſer Canon könnte wol für den beſten Satz im ganzen Singſpiel erklärt werden. No. 7., ein ſpaßhaftes Duett zwiſchen dem Marquis und dem Gerichtsſchreiber, der den wirklichen Gutsherrn, den er vor ſich hat, nicht kennt und ihm die Rede vordeclamirt, die er zu halten geſonnen — iſt, wie es ſeyn mußte, lebhaft, gewandt und mit Beachtung des gehörig zu treibenden Spaßes geſchrieben. — Im No. 8., einem Duett, macht Frontin, der, wie es ganz in der Ordnung iſt, als lüderlicher Burſche trinkt und den Mädchen nachſtellt, der Babet den Hof. Was kann echter franzöſiſch ſeyn, als das Thema dieſes Satzes: *(N)* No. 9., eine Art von Vaudeville, enthält, nach erfolgter Entwicklung, die Lehre für den eitlen Frontin, der endlich in dem kurzen Schlußſatz dem geneigten Publicum verſichert:

Je perds les honneurs, l'opulence;
et le rang, où j'étais monté:
mais si je trouve l'indulgence,
je n'ai pas perdu ma gaité!

So etwas ſetzt immer die Hände in Bewegung. Die Melodie des Schlußſatzes iſt übrigens auch echtfranzöſiſch. —

Rec. ſetzt noch hinzu, daß der Klavier-Auszug recht gut gerathen iſt, indem er weder zu leer, noch zu voll, gerade den Bedingniſſen ſolcher Auszüge vollkommen genügt; und ſchließt mit dem herzlichen Wunſche, daß das kleinliche Operettenweſen, mit ſeiner Süßlichkeit, mit ſeiner faden Spasmacherey, wie es von der franzöſiſchen Bühne auf die unſrige herüberkam, als etwas, unſerer Anſicht der Muſik, unſerm Geiſte überhaupt, nicht Zuſagendes, zu gleicher Zeit mit der blinden, aber freylich mit dem Schwerte in der Fauſt erzwungenen Verehrung alles deſſen, was von dorther kam, recht bald verſchwinden möge.

96.

Zwölf Lieder alter und neuerer Dichter, mit Begleitung des Pianoforte in Muſik geſetzt von W. F. Riem. 27ſtes Werk. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. (Pr. 1 Thlr. 8 Gr.)

[12. Oktober 1814.]

Rec. muß geſtehen, daß er von den früheren Werken des Hrn. R. ſich nur einiger ältern Klavierſonaten erinnert, die ihn eben nicht tief anregten: deſto mehr freut es ihn, daß er nun durch dieſes neue Werk eine nähere Bekanntſchaft macht, die ihn, ſo wie es bey jedem Freunde der Tonkunſt der Fall ſeyn wird, recht ſehr intereſſirt.

Hrn. R. fehlt es keinesweges an Erfindungskraft, Originalität und tiefem Gefühl, wozu eine wackre Kenntnis des muſikaliſchen Satzes kommt, die ihn über ſo viele, welche ohne das alles ſich unterfangen, Lieder und Geſänge zu componiren, weit erhebt. Unter dem Schwall von Compoſitionen dieſer Art leuchten Hrn. R.s Geſänge hoch hervor. Eben deshalb darf Rec. das Werk nicht nach ſeinem äußern Umfange, ſondern nach ſeinem innern Gehalt würdigen, und tiefer in dieſe, geiſtreich gedachten Geſänge eingehen, als ſonſt der Raum dieſer Blätter Werken der Art zugeſteht. Mag Hr. R. daraus die Aufmerkſamkeit und Liebe, womit wir ſeine Compoſitionen inniger, herzlicher Lieder ſpielten und ſangen, erkennen, und mit willigem Gemüth, als wechſelten Freunde im traulichen Geſpräch ihre Meynungen, deren Verſchiedenheit vielleicht nur die veränderte Anſicht erzeugte, manche Bemerkung aufnehmen, die uns unſere innigſte Ueberzeugung abnöthigt. Bemerkungen und nicht Tadel wollen wir nämlich das genannt wiſſen, was wir über ſo manches in Hrn. R.s Compoſitionen zu ſagen im Sinn haben.

Rec. nannte Hrn. R.s Compoſitionen ſchon vorhin Geſänge, unerachtet ſie der Titel ausdrücklich als Lieder bezeichnet. No. 2, 4, 5 allenfalls ausgenommen, dürfte ſich nämlich wol keine Compoſition in der Sammlung befinden, die auf den Namen des eigentlichen Liedes Anſpruch machen könnte, indem ſich die übrigen mehr oder weniger der ausgeführten Arie nähern, oder wie eine freye Phantaſie erſcheinen, die der Moment bey aufgeſchlagenem Gedicht dem

Muſiker in Finger und Kehle gab. Es wird ſchicklichen Ortes ſeyn, hier, ſo viel es ohne zu ſehr ins Breite auszuſchweifen, nur möglich iſt, manches über den Unterſchied der Arie und des Liedes zu ſagen, wodurch ſich der eigentliche muſikaliſche Charakter beyder mit ſeinen Bedingniſſen von ſelbſt feſtſtellt. — Die Arie bedarf nur weniger Worte, in denen der Dichter die innere, das Ganze erzeugende und beherrſchende Stimmung des Gemüths beſtimmt ausſpricht: jene Tonleiter, in der der Affect auf- und abwogt, und oft in einzelnen Momenten auf die verſchiedenſte Weiſe in das Leben tritt, aber nur andeutet. Der Hauptcharakter, den die Worte angeben, beſtimmt dem Componiſten die Grundfarbe, den Ton, (im Sinn der Maler genommen) in dem er arbeiten und dem er treu bleiben muß, wenn das Ganze nicht in Verworrenheit zerfließen, ſondern in gehöriger Haltung ſich ordnen ſoll. Die einzelnen, durch die Worte nur angedeuteten Momente faßt nun aber der Componiſt beſonders auf, und benutzt die Mittel des Ausdrucks, wie ſie ihm der unerſchöpfliche Reichthum der Kunſt darbietet, um jenen Affect in allen ſeinen Regungen, ſo wie ſie aus der Handlung, Situation etc. hervorgehen, ins Leben zu rufen. Die ganze Tonleiter der Leidenſchaft läßt er erklingen, damit hell, farbig und kräftig alles aufgehe, was im Innern erſchienen, und es werden ſo in der Arie die Worte nur ſymboliſche Bezeichnung der Gefühle, die ſich in dem raſtloſen Wechſel ihrer leiſeſten Nuancen nur durch die Muſik verkündigen können. Hieraus entſtehen die muſikaliſchen Ausführungen — die Wiederholungen einzelner Strophen, ja einzelner Worte, wie ſie in dem Weſen der Arie liegen. — Anders iſt es mit dem Liede, in dem der Dichter recht eigentlich darauf ausgeht, das innen Empfundene ganz in Worten aufzufaſſen und zu verkünden, ſo daß es oft vieler Strophen bedarf, um jeden Moment des Affects deutlich hervorzurufen. Der Dichter hat das gethan, was in der Arie dem Componiſten zu thun zugewieſen war, und dieſer befindet ſich daher hier in dem entgegengeſetzten Falle, als bey der Arie. So wie viele Worte, die jeden Moment des Affects beſtimmt ausſprechen ſollten, ſich der muſikaliſchen Ausführung, wie ihn die Arie verlangt, wie bleyerne Gewichte anhängen, und den Schwung des Componiſten hemmen würden; ſo geht im Liede in jeder breiteren Ausführung die Intention des Dichters unter, den Zauber der Worte vernichtet der fremde Geiſt, der unberufen in den Kreis tritt. Von dem tiefen Sinn des Liedes angeregt, muß der Componiſt alle Momente des Affects, wie in einem Brennpunkt auffaſſen, aus dem die Melodie hervorſtrahlt, deren Töne dann, ſo wie in der Arie die Worte ſymboliſche Bezeichnung des innern Affects wurden, hier das Symbol aller der verſchiedenen Momente des innern Affects ſind, die des Dichters Lied in ſich trägt. Um daher ein Lied zu componiren, das der Intention des Dichters ganz zuſagt, iſt es wol nöthig, daß der Componiſt nicht ſowol den Sinn des Liedes tief auffaſſe, als vielmehr ſelbſt Dichter des Liedes werde. Der Funke, der im Innern des Dichters das Lied entzündete, muß, wie mit erneuter Kraft, im Innern des Componiſten aufglühen, und mit dem Worte zugleich den Ton wecken, der in der Seele des Muſikers, wie ein wunderbares, alles in ſich ſchließendes, alles beherrſchendes Geheimnis ruht. Das Lied iſt gerade die Art Compoſition, in der ſich durchaus nichts ergrübeln, nichts künſtlich bauen läßt; die beſte Kenntnis des Contrapuncts hilft hier nichts; im Momente der Begeiſterung ſpringt glänzend und herrlich der Gedanke, der das Ganze iſt, hervor, wie die gerüſtete Minerva aus Jupiters Haupt. – Der innere Poet (ſo nennt Schubert in der Symbolik des Traumes die wunderbare Traumgabe: aber iſt nicht jedes Empfangen eines Kunſtwerks wie ein herrlicher Traum, von dem innern Geiſte bewußtlos geſchaffen?) ſpricht auf ſeine eigne, wunderbare Weiſe das wirklich aus, was ſonſt unausſprechlich geſchienen, und ſo liegt oft in wenigen, einfachen Tönen eben die tiefſte Bedeutung des Gedichts. Die Lieder der älteren Meiſter waren höchſt einfach, ohne allen Prunk und Schmuck, ohne alle geſuchte Modulation, oft ſogar in der Tonica beharrend; präcis im Umfange, meiſtens ohne alles Ritornell, und nur eine Strophe umfaſſend; ſingbar, d. h. ohne Sprünge, und nur ein geringes Intervall durchſchreitend: wie aber alle dieſe Eigenſchaften, die, recht aus ſeinem Weſen hervorgehenden Bedingniſſe des Liedes ſind, leuchtet aus dem bisher Geſagten wol ein. Mit der einfachſten Melodie, mit der einfachſten Modulation, ohne alles Künſteln, ohne alles Haſchen nach Effect und Originalität, das Gemüth im Innerſten anzuregen — das iſt eben die wunderbare, geheimnisvolle Kraft des wahren Genius, die jene alten, herrlichen Meiſter, und unter den Neuern Reichardt und Zelter, gar oft übten. Man denke nur z. B. an die ſo höchſt einfachen und doch ſo tief ergreifenden Lieder Reichardts: Im Walde ſchleich ich ſtill und wild — und: Freudvoll und leidvoll — Daß nur der wahre Genius ſo etwas macht, darin liegt wol die Armuth an wahren Liedern; und die Mode des Durchcomponirens, dem Rec., falls der Text nicht ins Dramatiſche fällt, und alſo aufhört Lied zu ſeyn, ſehr abhold iſt, war wol nur der Behelf der Imbecillität, die ſich, das Ganze zu erfaſſen außer Stande, an das Einzelne hält.

Muß nun, um endlich auf Hrn. R.s Compoſitionen zurückzukommen, auch Rec. wiederholentlich behaupten, daß, außer den ſchon Anfangs erwähnten Ausnahmen, auch in dieſer Sammlung kein wahres Lied enthalten iſt, vielmehr die Geſänge, ſelbſt als Arietten genommen, viel zu gekünſtelt, zu wenig ſingbar, und im Ganzen nicht feſt zuſammengehalten ſind: ſo iſt er doch der Meynung, daß Hr. R. wol auch das Höhere leiſten könne, ſo wie es ihm hier und da wirklich gelungen iſt. Bey manchem Liede iſt es dem Rec. geweſen, als habe ſich die wahre Melodie, wie ſie im Innern des Componiſten entſtand, im Aufſchreiben verloren, und ſo mag es ſeyn, daß Hr. R. dem innern Poeten, der das Gedicht richtig in Tönen ausſprach, nicht traute, ſondern durch die Kunſt verbeſſern wollte, die nun eben in dieſer Hinſicht gar keine Kunſt iſt. Vorzüglich ſcheint es dem Rec., als wenn Hr. R. oft nur zu ſehr an den Einzelheiten des Gedichts hing, und durch das Streben, alle dieſe Einzelheiten recht lebhaft herauszuheben, würde das Ganze verworren, wie ein ungeregeltes Spiel bunter Farben. Hierin liegt auch der Grund einer gewiſſen Unbehülflichkeit in Behandlung der Worte, die ſich oft, wie ein ſpröder Stoff, nicht fügen wollen, woraus oft Verſtöße wider die richtige Declamation, die nicht allein von der rhythmiſchen Richtigkeit, ſondern auch von der Stellung der Melodie abhängt, entſtehen. Wie vieles in Hrn. R.s Compoſitionen dennoch recht lobenswerth iſt, und wie ſich oft ſein nicht geringes Talent offenbart, wird aus der Beurtheilung der einzelnen Geſänge, zu welcher Rec. nach dieſen allgemeinen Bemerkungen eilt, ſich ergeben.

No. 1. der kurze Frühling, eine Polonoiſe, iſt beynahe eine ausgeführte Arie mit Ritornell und Zwiſchenſätzen. Nach des Rec. Gefühl ſagt die Melodie nicht den Worten zu; unerachtet des Strebens, ihr einen leichten Schwung zu geben, wird ſie oft ſtarr und ſteif, ſo wie die vielen kleinen, immer abbrechenden Sätzchen das Ganze zerbröckeln, und den Zuſammenhang ſtören. — No. 2. Liedchen der Sehnſucht, iſt ein herrliches, inniges, wahres Lied, und hätte Hr. R. nichts componirt, als dieſes, ſo würde ſein Talent zur Liedercompoſition bewährt ſeyn. — No. 3. hat alterthümliche, herzliche Worte; die Melodie iſt artig erfunden, und dem Liede fehlt keineswegés das Gemüthliche, wol aber das Einfache und in ſich Abgeſchloſſene, wodurch auch in den Tönen jene Alterthümlichkeit der Worte behauptet werden ſollte. Hr. R. hat dieſes Lied ganz durchcomponirt, und mit Takt und Tonart gar bunt gewechſelt, um das Einzelne zu malen, ſtatt die tiefe Bedeutung des Ganzen einfach und kräftig zu ergreifen und darzuſtellen. Hier ſind die Worte mit der muſikaliſchen Einrichtung:

Silber und Gold gib ich darumb
daß ich ein feines brauns Mägdlein bekomm,
die fein züchtig wär' und fromm.
Züchtig und fromm, fein freundlich dazu,
hat ſie Tugend, ſo hat ſie genug,
Giebt uns Gott ſeinen Seegen dazu.

Bis hieher iſt die recht treuherzige, in der That an das Alterthümliche ſtreifende Melodie gehalten.

Giebt uns Gott ſeinen reichen Seegen,
wollen wir beyd in Freuden leben,
ſeinem Willen nicht widerſtreben.

Dieſe Worte wollte Hr. R. recht fromm und einfältig, in veränderter Melodie herausheben: der Geſang fällt aber zu ſehr in das Tändelnde und Gemeine: *(N)*

Ich weiß mir einen, der iſt mein Freund,
wiewol er iſt mein ärgſter Feind:
Einen guten Abend wünſcht ich ihm heunt.

Nach dem Schluß in der Tonica, G dur, wandte ſich der Satz nach E moll, in welcher Tonart dieſe Worte mit neuer Melodie eintreten, welche durch G moll in D dur ſchließt.

Ein'n guten Abend und fröhliche Zeit,
daß er mir bald ſein Töchterchen geit,
die mir mein junges Herz erfreut.
Giebt er mir's nicht, ſo erfreut er mich nit,

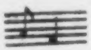
hat ſie einen andern viel lieber als mich,
giebt er mirs nicht, ſo ſtürb' ich gewiß.

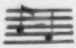
Mit dieſen Worten tritt in D dur wieder eine neue, und auf den Hauptſatz anſpielende Melodie ein, und es wird durch G dur, E moll, nach H moll modulirt, in welcher Tonart zu den letzten Worten (ſo ſtürb' ich etc.) ein ritardando ſchließt.

Stürb ich dann, ſo bin ich todt,
Gräbt man mich in die Röslein roth:
dafür behüt mich der liebe Gott.

Dieſe Worte fangen mit einer Art a piacere in H moll an, durch A moll geht der Satz nach E moll, in welcher Tonart die Worte: dafür behüt etc. in der erſten Bewegung, und zwar „entſchloſſen“, geſungen werden.

In die Röslein und in den Klee;
Scheiden von Liebe, das thut weh;
ſtürb ich dann, ſo ſich ich's nicht meh.

Der Satz hat ſich zurück nach G dur gewendet, und die erſte Melodie tritt wieder ein, weicht aber bey dem Wort in *(N)* aus, damit das „weh!“ ja erklinge, und in einzelnen, abgebrochenen Tönen wird das „ſtürb ich dann“, gemalt. Vor dem völligen Schluß weicht noch der Satz in folgender Art aus: *(N)* Das ſehr Raue dieſer Ausweichung liegt in der Quintenfolge, die das Gehör in der Folge der beyden harten Tonarten nur zu deutlich wahrnimmt. — Welch ein Aufwand von Mitteln nun für das einfache, naive Lied, deſſen Verſchlingungen ja von ſelbſt auf eine wiederkehrende Melodie führen! Rec. hat die Alruna, woraus es genommen iſt, nicht bey der Hand; ſo viel er ſich aber erinnert, iſt das Lied in einer echtaltdeutſchen Erzählung einem jungen Goldſchmidt, der um die Tochter eines reichen, ſtolzen Kaufherren buhlt, in den Mund gelegt. Das Ganze ſpricht in alterthümlicher Naivetät die innige Sehnſucht, die bangen Zweifel des wahrhaft und treu liebenden Herzens aus; es iſt ein herrlicher, kräftiger Jüngling des Mittelalters, deſſen Geſang, wie aus dem fernen Purpurſchein der untergegangenen goldnen Zeit, den wir nur noch als ein glänzendes Abendroth zu erblicken vermögen, zu uns herübertönen ſoll. In dieſer tiefen Bedeutung müßte das Lied aufgefaßt werden, und eingreifender, als jene breite Malerey der Einzelheiten, hätte in der That eine einfache, kräftige Melodie jene innige Sehnſucht, jene bange Ahnung dargeſtellt, von der der Jüngling, dem jede kränkelnde Empfindeley fremd blieb, befangen erſcheint. — No. 4., ebenfalls aus der Alruna entnommen, iſt ein kurzes, muntres, naives Liedchen. Die Octaven des Baſſes und der Singſtimme im erſten Takte hat Hr. R. wie ein Unisono genommen, um den kräftigen Schwung zu bewirken. Daß der Geſang in den vier erſten Strophen mit *(N)* ſchließt, hat dem Rec., unerachtet er wohl weiß, daß Hr. R. das unaufhaltſame Fortrollen der Strophen dadurch bezweckte, nicht behagen wollen; es klang ihm ſtets ſo, als griffe ein Generalbaßſpieler in einer gegebenen Melodie einen falſchen Accord. Noch erlaubt ſich Rec. bey dieſem kleinen Liede zu bemerken, daß der Gang des Satzes im vierten, fünften und ſechſten Takt die Einfachheit der Melodie, wie ſie angelegt iſt, durchaus ſtört. *(N)* — Von No. 5, ebenfalls aus der Alruna, darf Rec. behaupten, daß es zu den gelungenſten der ganzen Sammlung gehört. Hr. R. hat hier alles unterlaſſen, wodurch das Lied No. 3 ſo ſehr an Einheit, Haltung und wahrer Bedeutung verlor. Die Melodie iſt ſo treuherzig, ſo ausdrucksvoll, ſo echt alterthümlich, daß ſie jeden, deſſen Sinn der wahrhaft rührenden Einfalt, die doch ſich mit wunderbarer Kraft äußert, nicht verſchloſſen iſt, tief anregen muß. Nachdem das ganze Lied hindurch nur geringe Ausweichungen immer wieder in die Haupttonart, A dur, zurückführten, ſchließt der Geſang in Fis moll, und es hängt ſich ihm nur noch ein kleines Ritornell von zwey Takten in A dur an. Rec. gehört gewiß nicht zu den Rigoriſten, die ſtrenge befehlen, man ſolle durchaus nur auf dem breiten, gebahnten Wege bleiben, und ſich nicht einfallen laſſen, irgend eine unerhörte Erſcheinung auch ſeitwärts auf wilden, dichtverwachſenen Pfaden zu verfolgen; Rec. glaubt vielmehr, daß in den Gränzen, die der recht aus der Tiefe ins Leben bringende Geiſt von ſelbſt ſtellt, der Componiſt auch ungewöhnliche, unerhörte Mittel aufbieten dürfe, um das Unerhörte darzuſtellen: außerdem, daß aber wol allein der Opern-Componiſt in dieſen Fall kommen kann, da nur die dramatiſche Handlung jenes Unerhörte herbeyführen wird, lag — will man auch den Worten eines Liedes jenes Recht zugeſtehen, den Componiſten zum Gebrauch ganz ungewöhnlicher Mittel anzuregen — in den Worten dieſes Liedes auf keine Weiſe ein hinlängliches Motiv, ſo nahe bey dem Schluß das Lied ſo ganz ins Blaue hinauszurücken, und die herrliche Einfachheit, in der es ſich erhielt, zu zerſtören. *(N)* Der ganze Schluß in der fremden Tonart klingt hart und unbehülflich; der kleine Nachſatz von zwey Takten hängt ſich nun eben an, um der tief aus dem Weſen der Muſik, wie ſie im Innern des Menſchen lebt, geſchöpften Weiſe, in derſelben Tonart, wie man angefangen, zu ſchließen, ihr Recht anzuthun. Hr. R. wird aber wol zugeſtehen, daß das Lied mit dem letzten Wort, und nicht mit dem letzten Ton ſchließt. Der Vorhalt auf dem Worte „Angſt" klingt in der That ſehr ängſtlich; ſollten dann nun aber einmal die Worte „Angſt und Schmerz" in ihrer einzelnen Bedeutung herausgehoben werden: ſo war dazu ein Schluß in modo plagali, nach der Weiſe alter Meiſter, vollkommen hinlänglich. Z. B. *(N)* — In No. 6, dem herrlichen götheſchen Liede: Durch Feld und Flur zu ſchweifen — hat Hr. R. ſich vorzüglich durch die Worte: „mein Liebchen durchzupfeifen" — angeregt gefühlt, denn es wird im Accompagnement wirklich ganz munter gepfiffen, welches aber dem Geſange keineswegs Schaden thut. Ueber das 

und 

mag Rec. nichts ſagen, da ihn aus alter Zeit Pergoleſi's „Cujus animam gementem", und das Geſchwätze darüber mahnt, und über das Lied nur im Allgemeinen bemerken, daß es, giebt es auch nicht mit eindringender Kraft die tiefe Bedeutung, doch der Intention des Dichters nicht widerſtrebt. Um die Frage: „O ruh' ich ihr am Buſen wol endlich einmal aus" — hervorzuheben, ſchließt Hr. R. ſonderbarer Weiſe mit dem Septimenaccord der Dominante, und, unerachtet dieſes ungewöhnlichen Mittels, wird das Gefühl der tiefen Sehnſucht, deſſen Ausdruck jene Frage iſt, ſchon im folgenden Takte des Ritornells, der zu einem ganz beruhigenden Schluß in modo authentico führt, durchaus verlöſcht: *(N)* Sollte nun einmal in dieſer Weiſe geſchloſſen werden, und das Ritornell, wie es ſeyn muß, der Nachhall jener Worte ſeyn: ſo würde der Schluß, in der Tonica geſchrieben, an Bedeutung gewonnen haben. *(N)* — No. 7. Göthe's bekanntes Lied: Singet nicht in Trauertönen — iſt in den erſten Takten recht gut angelegt, nachher wird es aber immer bunter und bunter; der Componiſt wogt in allen Einzelheiten des Gedichts umher. So ſollen z. B. in ſechszehn Takten die leichten Spiele des feurig und wild eilenden Knaben, das Liedchen der Nachtigall, und das Ach und Weh der Gefangenen und Betrübten gemalt werden, und über dieſem Streben, das Einzelne zu malen, geht die tiefere Bedeutung des Ganzen verloren. Stellen, wie folgende, ſind dem guten Geſange und der richtigen Declamation ganz entgegen: *(N)* — No. 8. Süßer Tod, iſt dagegen wieder ein herrliches, tief aus der Seele geſungenes Lied, das aufs Neue beweiſt, was der Componiſt vermag, wenn er nicht an den Worten hängt, ſondern den tiefern Sinn des Ganzen im Gemüthe auffaßt. — In No. 9, Schlachtgeſang, poltert der Geſang in einem fortwährenden Parlando, und da dies Lied, eben ſo wie No. 10, welches darnach ſtrebt, recht kräftig und männlich einherzuſchreiten, dem Rec. zwar nicht geradezu verfehlt, aber auch eben nicht bedeutend geſchienen, ſo eilt er über beyde weg, um deſto eher zu No. 11. zu kommen, dem bekannten, ſo oft componirten: Kennſt du das Land etc. Auch dieſes Lied hat Hr. R. beynahe ſceniſch genommen, und mit eingeſtreuten recitativiſchen Strophen, Fermaten u. ſ. w. durchcomponirt. Die Anfangsworte jeder Strophe, ſo wie die Worte: Kennſt du es wohl? Dahin, dahin etc. bleiben ſich aber in der Melodie gleich, und ſchon dadurch bekommt das Ganze eine Präciſion und Rundung, welche Rec. bey den meiſten übrigen vermißte. Tritt nun noch hinzu, daß der Geſang wirklich ein tiefes, inniges Gefühl athmet, daß die Worte: Kennſt du es wohl etc. recht aus der, in wehmüthiger Sehnſucht erglühten Bruſt hervorſtrömen: ſo darf man wol eben dieſes Lied, wenigſtens nach der Art, wie Hr. R. nun einmal ſolche Geſänge ſetzt, eine gelungene Compoſition nennen, und kleine Spielereyen, wie z. B. das Stürzen des Felſens, die nun, wie Rec. wohl weiß, Manchem gerade ganz ungemein gefallen, übergehen. No. 12, Göthe's bedeutungsvolles Lied: So laßt mich ſcheinen bis ich werde — hält Rec. für durchaus verfehlt und der Intention des Gedichts zuwider. Der, durch anderthalb Octaven ſpringende, *(N)* zuweilen ganz unſingbare Geſang bewegt ſich unbehülflich in dem $^{6}/_{8}$ Takt, und die unaufhörlichen Modulationen (C dur, G dur, C moll, A sdur, As moll, As dur, E dur, E moll, G dur, C dur) zeigen deutlich, daß Hr. R. am Einzelnen grübelte, ohne die tiefe Bedeutung des Ganzen, wie ſie aus dem Innern hervorgehen mußte, aufzufaſſen und rein wiederzugeben. Kurz, der innere Poet ſchwieg hier ganz, oder Hr. N. vertraute nicht ſeiner Stimme. —

Hat Rec. nun an Hrn. N.s Compoſitionen, wenigſtens nach ſeiner Anſicht, ſo manches auszuſtellen gefunden, ſo wiederholt er doch, daß Hr. N. ſich eben durch dieſe Geſänge als einen beachtenswerthen Componiſten gezeigt hat, der die Freunde der Tonkunſt gewiß noch mit manchem intereſſanten Werk erfreuen wird, wie er ſchon jetzt gethan. Daß er aber dies auch hier gethan habe, beweiſe dem, der nur ſich ſelbſt vertrauen will, das kürzeſte dieſer zwölf Lieder. *(N)*

97.

Der Opern-Almanach des Hrn. A. v. Kotzebue. (Leipzig, bey P. G. Kummer. 1815.)

[26. Oktober 1814.]

Wahrhafte Freude empfand ich, als ich, unter den neueſten Novitäten, den Opern-Almanach des Hrn. von Kotzebue erblickte: denn ich dachte gleich an meinen Freund, den Muſikdirector und berühmten Componiſten Y., der unlängſt über den gänzlichen Mangel guter Operntexte, und über den Eigenſinn der Dichter, die ſich nicht im mindeſten den Forderungen der Muſiker bequemen wollten, bitter geklagt hatte. Der Entſchluß des Dichters der überall beliebten und tauſendmal durchgeſpielten und durchgeſungenen Fanchon, Operntexte, gleich, zu allgemeinem Nutz und Frommen, Bandweiſe, und noch dazu im bequemſten Taſchenformat zu liefern, ſchien mir ein wahrhafter, heitrer Sonnenblick zu ſeyn, der leuchtend in die Seele bedrängter, um Gedichte verlegener Componiſten fallen müſſe. Augenblicklich ſchickte ich den Almanach, ohne ihn vorher ſelbſt zu leſen, meinem Freunde. Daß aber Muſiker zuweilen ganz ſonderbare Leute ſind, und daß mit ihnen durchaus nichts Vernünftiges anzufangen iſt, geht recht deutlich aus folgendem Briefe meines Freundes Y. hervor, dem er den Almanach wieder beygelegt hatte, unerachtet ich ihm damit ein angenehmes Geſchenk zu machen geſonnen. Ich theilte den Brief der muſikaliſchen Welt mit, damit ſie ſich davon überzeuge, wie blos die ſonderbaren, phantaſtiſchen Ideen der Componiſten, die nur nicht allemal ſo deutlich in Worte gefaßt werden, wie es von meinem Freunde geſchehen, daran Schuld ſind, wenn vortreffliche Dichter, wie Hr. v. K., endlich im gerechten Zorn ganz ihre Hand von ihnen abziehen. Sehr ſchlimm iſt es, daß gerade die wahrhaft großen Meiſter der Tonkunſt von jenen Ideen am häufigſten heimgeſucht werden, und daß ſie daher gewiſſe, ganz allerliebſte Operntexte gar nicht componiren mögen, unerachtet ihr Ruhm ſich erſt dadurch recht begründen würde; weshalb denn manches liebe, niedliche Gedicht rettungslos untergeht, indem die Arme, die hier und da mitleidige Seelen nach ihnen ausſtrecken, nicht kräftig genug ſind, es emporzuhalten.

Schreiben des Muſikdirectors und Componiſten N.

In der Anlage erhalten Sie, theuerſter Freund, den Kotzebueſchen Opern-Almanach zurück — mit vielem Dank, würde ich hinzuſetzen, wenn dies mir nicht meine angeborne Freymüthigkeit verböte! — Ach, theuerſter Freund, werden Sie ja nicht ungehalten, daß ich nun vielleicht wieder einmal mit Ihnen gar nicht einig ſeyn und mir den Vorwurf zuziehen werde, gewiſſen Ideen, die in meinem Innern fortleben, ja ſich wie mein Inneres ſelbſt geſtalten, durchaus nicht entſagen zu können, und dadurch mir ſelbſt zu ſchaden! — Doch weiß ich ja wol, daß Sie gar oft nicht ungern meine innere Herzensmeynung vernahmen: ja, daß Sie mir ſelbſt, wie man zu ſagen pflegt, auf die Sprünge halfen, alles, was ich in mir dachte und empfand, recht deutlich in Worte zu faſſen, ſo daß es mir oft war, als widerſprächen Sie mir eben nur deshalb. Und ſo will ich denn auch jetzt getroſt das thun, was ich nicht laſſen kann, nämlich recht umſtändlich alles ſagen, was ich über die ſogenannten Opern des Hrn. v. K. denke. —

Aufrichtig geſtanden, hatte ich ſchon ein kleines Vorurtheil gegen die Operndichtungen des Hrn. v. K., noch ehe ich das Büchelchen aufſchlug. Daß das nun gar nicht recht iſt, geſtehe ich ſelbſt ein; indeſſen waren zwey Dinge Schuld daran, die mir unwillkürlich einfielen, als ich von Opern des Hrn. v. K. hörte. Fürs erſte dachte ich an Fanchon. — Sie kennen meine Meynung über dieſes Stück: ich mag den alten Streit nicht erneuern, und nur bemerken, daß es mir noch immer recht einleuchtet, wie nächſt der, in der That lieblichen Muſik, wol nur die beſondere Periode, in der das Stück auf die Bühne kam, den Beyfaſt herbeyführte, den jetzt, da eine beſſere, kräftigere Zeit aufgegangen, eine ſolche Compoſition von weichlicher Empfindelei, franzöſiſcher Sittenloſigkeit, (ſonſt guter Ton genannt,) und faden Späßen, nimmermehr erhalten haben würde. Dann erinnerte ich mich an die Vorrede zu einem Singſpiel, erſt [illegible], ſpäter Feodora genannt, die mir noch mehr mißfiel, als das ganze Stück, deſſen Muſik ich übrigens nie gehört und geſehen habe, welches mir leid thut, da ſie ſich doch über den, aus verſchiedenen Schauſpielen und Tragödien zuſammengeflickten Text erheben ſoll. In dieſer Vorrede ſagt nämlich Hr. von K., daß er ſich bemüht habe, das Unnatürliche des Singens auf dem Theater zu verbannen, und den Geſang allemal auf dieſe oder jene Weiſe gehörig zu motiviren; wodurch es denn nun wol ganz klar wird, daß Hr. von K. von dem eigentlichen Weſen der Oper gar keine Ahnung hat. — Unter dem Natürlichen oder Unnatürlichen auf dem Theater kann doch wol keiner, und auch nicht Hr. von K., etwas anderes verſtehen als (unter Erſterem) jene innere, poetiſche Wahrheit, die den Zuſchauer unwiderſtehlich ergreift — kurz, recht eigentlich jene Illuſion bewirkt, nach der die Dichter ſtreben. Die poetiſche Wahrheit wird ja aber nicht von der äußern, zufällig hinzutretenden Form erzeugt; ſie ſtammt vielmehr aus dem innerſten Weſen der Dichtung, und dieſes Weſen bildet ſich ſelbſt die Form, wie es in das Leben tritt, und in ſeiner eigenſten Eigenthümlichkeit die Menſchen, wie Bekanntes anſpricht, ſo daß ſie an das Wunderbarſte glauben. So kommt es ja auch, daß ein wunderbares, romantiſches Schauſpiel, über deſſen Rede die Muſik ihren Zauber verbreitet, ja ſelbſt die Oper, in der die Sprache eines höheren Reichs, Muſik, waltet, oft, in jenem richtigen Sinne des Worts, viel natürlicher iſt, als ein Stück, worin von gemeinen Dingen auf gemeine Weiſe gehandelt wird. — Mir fällt hierbey noch allerley ein; ich möchte z. B. behaupten, daß gerade der Geſang die recht natürliche Sprache ſey: indeſſen merke ich wol, daß Sie, mein theuerſter Freund, manchen ſchönen Grund dafür, als ein leeres Phantasma, verwerfen würden. Ich lenke daher zu rechter Zeit ein und verſichere, daß ich jenes Vorurtheil gegen den Hrn. von K. glücklich überwand. Ich dachte, es ſey doch wol möglich, daß dem Hrn. v. K. das Weſen der Muſik hell aufgegangen ſey und in ſeinem Innern die Begeiſterung erzeugt habe, die ihn zum Dichten der Oper entzündet. Bey ſeiner beſonderen

Gewandtheit, das Dramatiſche zu fügen, bey der Leichtigkeit ſeiner Diction, kurz, bey dem theatraliſchen Talent, das ihm oft ein gewiſſes Uebergewicht gegeben, hoffte ich auf wahrhaft Gutes, und fing getroſt an, die Prinzeſſin von Cacambo, eine komiſche Oper in zwey Acten, zu leſen. Aber je weiter ich las, deſto mehr bemächtigte ſich meiner eine ſo ganz beſondere Stimmung, die ich Ihnen kaum deutlich beſchreiben kann. Es war eine gewiſſe Abgeſpanntheit, ja, ich möchte ſagen, eine gewiſſe innere Traurigkeit, die ſich aus dem vielen Spaß, der in der Oper enthalten, erzeugte; vorzüglich war es mir aber merkwürdig, daß alle muſikaliſche Ideen mich ordentlich flohen — ſtatt ich ſonſt, bey dem Leſen manches Gedichts, das Sie, theuerſter Freund, noch dazu herzlich ſchlecht fanden, von Muſik überſtrömt wurde. Freylich merkte ich nun wieder bald, daß der Ekel, den ich, wie nach dem Genuß einer ſaft- und kraftloſen Speiſe, empfand, wol nichts weniger, als dem Gedicht, ſondern blos dem Conflict, in den es mit meiner Subjectivität gerathen mußte, zuzuſchreiben ſey. Bey der Prinzeſſin Tudel, die ſo übermenſchlich ſchön iſt, daß jeder, der ſie ſieht zwar nicht in phantaſtiſchen Wahnſinn, aber in gemeine Narrheit verfällt, mußte ich nämlich an meine herrliche Turandot denken: und da war es mir freylich, als hätte ein Affe ſich mit dem Putz der Geliebten geſchmückt. Jene wahrhafte Oper (die Prinzeſſin Turandot) habe ich, wie Sie vielleicht ſchon wiſſen, längſt componirt, wiewol noch keine Note geſchrieben iſt, und die Verſe auch noch nicht einmal zugeſchnitten ſind.

Auf dieſe Weiſe glaube ich nun meinen, ganz eignen Widerwillen gegen die erſte im Almanach enthaltene Oper hinlänglich erklärt; und nachdem ich auf allerley Weiſe mein Inneres, ſo zu ſagen, wieder rein ausgeſtimmt hatte, daß keine Diſſonanz mehr ſonderlich fühlbar, ſchritt ich zu der zweyten Oper, Pervonte oder die Wünſche. Aber kaum war ich . . . Doch was ſoll ich Sie, theuerſter Freund, mit dem umſtändlichen Erzählen jedes Moments meiner, beym Leſen immer mehr und mehr zunehmenden Verſtimmung ermüden? Kurz geſagt: ich hoffte immer und immer, es ſolle nun mit der nächſten Oper beſſer gehen, aber ſtatt deſſen ſtieg jene Abgeſpanntheit, jene pſychiſche Trägheit, und, als treibe ein innen verſchloſſener, antimuſikaliſcher Dämon ſeinen neckhaften Spuk, floh alle Muſik von mir; ich kann behaupten, daß mein Inneres niemals ſo muſikleer war, als bey dem Leſen der Opern des Hrn. v. K. Die recht deutlich aufgefaßte Idee, daß der antimuſikaliſche Dämon in der That aus den Dichtungen herausſpuken müſſe, überzeugte mich, daß, rückſichtlich jener Verſtimmung, wol meine Subjectivität nicht in Anſchlag kommen könne, und ich glaube nun beynahe ganz genau ſagen zu können, woran es liegen mag, daß die ſogenannten Opern in dem Almanach nicht ſowol keine Opern ſind, als vielmehr jedem Bedingnis der wahren Oper ordentlich widerſtreben.

Vor einiger Zeit war in der muſikaliſchen Zeitung unter der Aufſchrift: Der Dichter und der Componiſt, ein Geſpräch zwiſchen zwey Freunden abgedruckt, worin der, dem die Rolle des Componiſten zugetheilt war, das Weſen der Oper ſo ins Licht ſtellte, wie es wol von jedem wahrhaften Muſiker erkannt worden iſt. Ich bitte Sie, theuerſter Freund, dieſen Aufſatz zu leſen, aus dem ich, um hier ganz im Geleiſe bleiben zu können, als Reſultat alles darin über jede Gattung der Oper Geſagten, anführe, daß nur aus wahrhaft poetiſchem Stoff ſich die wahre Oper erzeugt, daß aber ferner, kann dieſer ſich auch auf verſchiedene Weiſe formen und ins Leben treten, doch die Romantik das eigentlichſte Gebiet der Oper iſt. In der romantiſchen Oper kommt es nun freylich darauf an, die wunderbaren Erſcheinungen des Geiſterreichs ſo mit der Kraft der poetiſchen Wahrheit ins Leben zu führen, daß wir willig daran glauben, und ſich, indem die Einwirkung höherer Naturen ſichtbarlich geſchieht, vor unſern Augen ein romantiſches Seyn erſchließt, in dem auch die Sprache höher potenzirt, oder vielmehr jenem fernen Reiche entnommen, d. h. Muſik, Geſang iſt, ja wo ſelbſt Handlung und Situation, in mächtigen Klängen und Tönen ſchwebend, uns gewaltiger ergreift und hinreißt. Auf dieſe Art entſpringt nun, wie es eben das unerläßliche Bedingnis der wahren Oper iſt, die Muſik unmittelbar und nothwendig aus der Dichtung ſelbſt. — Faſſe ich nun dieſe, gewiß richtige Anſicht der romantiſchen Oper, ſo wie das, was ſpäterhin über die komiſche Oper, insbeſondere wo das Abentheuerliche, Phantaſtiſche in das gewöhnliche Leben ſchreitet, und aus dem Widerſpruch ſich der wahre Scherz erzeugt, geſagt wird, recht im Gemüthe auf: ſo wird es mir ganz deutlich, was die Opern des Hrn. v. K. gleich von Grund aus verdirbt. Ich bemerke nämlich in dem urſprünglichen Stoff, theils die gänzliche Abweſenheit aller Poeſie, theils, wie z. B. im Pervonte, ein ſichtliches, oder vielmehr fühlbares Bemühen, jede Anregung irgend einer poetiſchen Idee zu vernichten. Was kann z. B. aller Poeſie mehr entgegenſtreben, als die ganze Idee der erſten Oper, deren Stoff ich Ihnen, theuerſter Freund, ſchon oben andeutete, und die noch dazu mit dem nüchternen Scherz ſchließt, daß der Prinz ſogleich ſeine Vernunft wieder erhält, als er, auf den Rath des weiſen Hurlibuk, mit der Princeſſin Dudel am Altar ehelich verbunden worden, wobey der Chor die ſinnreichen Worte ſingt:

Triumph! der Wahnſinn iſt verſchwunden,
Die ruhige Liebe hat Platz gefunden!

Nochmals denke ich an die Turandot; unwillkürlich drängt ſich mir der Vergleich beyder Stücke auf, der den grellen Abſtich der herrlichſten Poeſie und der matteſten Proſa augenſcheinlich zeigt. Denken Sie nur an den, im Wahnſinn der Liebe erglühten Kalaf — an die erſchütternden Situationen, die ſich daraus von ſelbſt erzeugen u. ſ. w. — Im Pervonte hat Hr. v. K., wunderlicher Weiſe, in dem Helden des Stücks einen ſolchen widerlichen Bauerbengel (Pervonte, ein Bauerbengel, ſo ſteht es im Perſonenregiſter,) aufgeſtellt, daß der Reiz des Ganzen mit ſeinen Anklängen aus der Feenwelt dadurch vernichtet wird. Aus dieſem Stoffe war wol eine romantiſche Oper zu bilden, aber freylich nicht auf die Weiſe, wie es Hr. v. K. anfing. — Die Alpenhütte, eine Oper in einem Act, iſt in der ſentimentalen Manier gehalten, und der Spas wird nur von einem groben Eſeltreiber hineingetragen. Das Geſchäft der Lebensrettung iſt hier förmlich in ein Syſtem gebracht, und wird vererbt, ſo wie auch gegen den armen Marcheſe, Villanova, der von Altieri, ſeinem Schwiegerſohn, aus dem Schnee gezogen, ordentliches, ſentimentales Belagerungsgeſchütz aufgefahren wird. Nachdem er nämlich in die Hütte gebracht worden, wo ſein Schwiegerſohn, vormals Hauptmann, jetzt Menſchenretter von Profeſſion, mit der Tochter, die er aus dem Hauſe des Vaters entführte, wohnt, beſtürmt ihn dieſe, um ihn zu verſöhnen, erſt mit einem Bilde, dann mit einem Trank, den ſie nach ſonſt im väterlichen Hauſe üblicher Weiſe bereitet, dann mit einem Liede, und zuletzt mit einem Fußfall, den ſie mit ihrem Mann gemeinſchaftlich ausführt, wobey der junge Maler, Federico, der Altieri's Tochter heyrathen, und im Dienſt als Menſchenretter dem Schwiegervater folgen will, wünſcht, vor der Staffeley zu ſitzen, unerachtet ihm der Pinſel aus der Hand fallen würde. — In der komiſchen Oper Hans Max Giesbrecht von der Humpenburg oder die neue Ritterzeit, hat ein ehrlicher Landjunker der jetzigen Zeit die närriſche Idee, wenigſtens auf ſeinem Schloſſe die alte Ritterzeit wieder herzuſtellen, weshalb er denn auch ſeine Tochter einem modernen Rittmeiſter durchaus nicht zur Frau geben will; dieſer verkleidet ſich aber in einen Ritter der alten deutſchen Zeit, ſäuft ungemein, iſt dabey entſetzlich grob, und vertreibt dem Alten die Narrheit dadurch, daß er ihn beym Lanzenſtechen ſo in den Sand rennt, daß alle Ribben knacken, worauf er denn ohne weiteres dem Ritterweſen entſagt, und in die Verbindung ſeiner Tochter mit dem mannhaften Rittmeiſter willigt. — Dem Käfig, einer komiſchen Oper in einem Act, liegt die ſinnreiche Idee zum Grunde, daß der Hr. von Wehrwolf einen ungeheueren Käfig machen läßt, um den Liebhaber ſeiner Mündel, die er ſelbſt heyrathen will, hineinzuſperren, von dieſem aber ſelbſt hineingelockt und eingeſperrt wird, worauf er denn in die Ehe willigt.

Hier haben Sie, theuerſter Freund, eine kurze Ueberſicht des verſchiedenen Stoffes ſämmtlicher Opern, deſſen Behandlung nun auch wol nicht dazu geeignet iſt, die innere Mattigkeit zu verbergen. Nur aus der Tiefe wahrhaft poetiſcher Ideen geht der wahre Scherz hervor; auf ſeichtem Grunde ſchwimmt nur der leere, poſſenhafte Spas. In der That kommt in den Opern des Hrn. von K. ſo überviel von dieſem Spaße vor, daß ich ihm auch einen großen Theil des innern Widerwillens Schuld gebe, der ſich meiner beym Leſen immer mehr und mehr bemächtigte. Sie erlaſſen mir wol, Proben von der Sorte des Spaßes zu geben wie ſie Hr. v. K. zu wählen beliebt hat; Sie leſen ja doch wol das Büchelchen wenigſtens flüchtig durch, und da finden Sie auf jeder Seite den Beweis, daß Hr. v. K., wie der Neſtor im Prinzen Zerbino, wirklich von ganz beſonderer Munterkeit geweſen iſt. Aufmerkſam will ich Sie nur machen auf die Scene des Mufti in der erſten Oper, auf den robuſten Wahnſinn der Prinzeſſin Baſtola, die um ſich ſchlägt, Perücken von den Köpfen reißt u. ſ. w., auf den Eſeltreiber

Birbante, auf die Scenen des, als Ritter verkleideten Doruſee, auf den Magiſter, der zum Narren creirt wird, und auf den Schluß des Käfigs. — Sonderbar nimmt es ſich aus, daß im Pervonte die Fee von werneriſchen Sonnetten, eine Hofdame aber von Naturphiloſophen ſpricht. — Was nun endlich die ſceniſche Einrichtung betrifft, ſo iſt es mir ganz klar, das ſämmtliche ſogenannte Opern eigentlich Luſtſpiele waren, die Hr. v. K. dadurch zu Opern umzuformen glaubte, daß er in die langen, plauderhaften Auftritte hier und da ein Geſangſtück einſchob. Die Oper wird ja doch nur eben durch die Muſik zur Oper, und hieraus folgt wol von ſelbſt, daß die ganze, ſceniſche Anlage und Einrichtung die effectuirende Entwicklung des muſikaliſchen Stoffs, aus dem die Oper ſich erzeugt, beabſichtigen und befördern muß. Arien, Chöre, Duetten etc. ohne Rückſicht auf die in einander greifende Folge des Ganzen, blos nach der Art, wie ſie ſich nun eben aus dem Auftritte ergeben, durcheinanderwerfen, heißt geradezu, es dem Componiſten unmöglich machen, muſikaliſch zu wirken, ſollte auch alles Einzelne, was er componirt hat, vortrefflich ſeyn. In dieſer Hinſicht können nun Singſpiele für den Componiſten nicht ſo leicht undankbarer und ungefügiger ſeyn, als eben die, des Hrn. v. K. Außerdem, daß die lange, geſchwätzige Proſa, die allemal den Effect der Geſangſtücke tödtet, ſich überall, wie Bley, anhängt, und, ſollte irgendwo doch der Muſiker die Fittige regen, den Aufflug hemmt, iſt auch die innere Structur der Geſangſtücke, bey allem äußern Anſchein von Leichtigkeit und Gefügigkeit, doch hölzern, und, mit wenigen Ausnahmen, wenigſtens für den Componiſten, der nicht einzelne Worte, ſondern Ganzes, in ſich Zuſammenhaltendes componirt, unbrauchbar. Kurz, beſter Freund, Alles, Idee des Ganzen, Plan, mechaniſche Structur — alles, alles zeigt ganz deutlich, daß Hr. v. K. auch nicht die entfernteſte Ahnung von dem eigentlichen Weſen der wahrhaften Oper hat, und daher wol beſſer thäte, uns bedürftige Componiſten nicht ſo bitter zu täuſchen, wie es mit mir geſchehen. Ich dachte Wunder — und dann! — Niemals iſt mir noch Aehnliches wiederfahren, daß mir beym Leſen irgend für die Muſik beſtimmter Dichtungen ſo elend zu Muthe geworden, daß ſo alle Muſik, wie von einem böſen Geiſte verſcheucht, von mir gewichen. Rechnen Sie es dieſer üblen Wirkung des Almanachs zu, daß ich ſo ehrlich und gerade heraus meine Meynung geſagt. Mir, als Componiſten, ſtand wol ein competentes Urtheil über Luſt- und Schauſpiele zu, die als Opern ſich ankündigten. Hochachtungsvoll etc.

K. S. Ach mein theuerſter Freund! Alles, was ich gegen die Opern des Hrn. von K. eingewandt, nehme ich hiermit feyerlichſt zurück, weil ich die eigentliche, tiefere Tendenz des Ganzen ſchändlich überſehen habe! Meine Unart, die Vorreden entweder gar nicht, oder zuletzt zu leſen, iſt Schuld daran. Schon wollte ich den Almanach zum Abſenden an Sie einpacken, als ich noch erſt die Vorrede durchſah. — Da ſteht es nun, daß Hr. von K. jährlich ſo viele Briefe von bekannten und unbekannten Tonkünſtlern erhalte, die ihn erſuchten, Opern zum Behuf der Compoſition zu liefern, daß es ihm unmöglich ſey, alle ihre Wünſche zu erfüllen. Deshalb habe er nun gleich ein Bändchen Opern drucken laſſen, damit ein jeder nach ſeinem Belieben wählen möge. — Wie ſprang mir gleich, als ich dieſe Worte las, die eigentliche, tiefere Abſicht des Almanachs ins Auge! Non omnia possumus omnes! Hr. von K. fühlt recht gut, daß, ſo gewandt er ſonſt im Luſtſpiel- und Schauſpielſchreiben ſeyn mag, es ihm doch rein unmöglich iſt, eine Oper zu dichten: wie unangenehm müſſen ihm daher die Aufforderungen jener Tonkünſtler, die von dem falſchen Princip [ausgehen,] daß das Talent des Schauſpieldichters auch die Oper umfaſſe, geweſen ſeyn! — Um nun endlich das ewige Quälen los zu werden, griff Hr. v. K. in ſeinen Vorrath von Luſtſpielen, ſuchte vier, und zwar die ſchlechteſten, damit das Opfer nicht zu theuer würde, aus, machte in der Geſchwindigkeit kleine Geſangſtückchen dazu, und ſchickte ſie unter dem Titel Opern, in die Welt. — „Seht, ſo dichte ich Opern!" — ſagte er damit ſämmtlichen Componiſten durch die entſchloſſene That. Dieſe wiſſen nun recht eigentlich, woran ſie ſind, und Hr. v. K. wird wol mit keinen Briefen bekannter und unbekannter Tonkünſtler weiter beläſtigt werden. — Von dieſer Anſicht ausgegangen, iſt der Almanach nicht genug zu rühmen, und wenn Hr. v. K. ferner ſagt, daß man die Forderungen an das Büchlein nicht ſo hoch ſpannen möge, ſo heißt das die Beſcheidenheit zu weit treiben, da er ſeinen Zweck mit Feinheit und Energie verfolgt, kein Mittel, ihn zu erlangen, geſcheut und ſo, nach der einmal deutlich aufgeſtellten Tendenz, die aufs Höchſte geſpannten Forderungen vollkommen befriedigt hat.

98.

Zwölf Polonoiſen für das Pianoforte vom Grafen Oginsky(i), geſammelt vom Herrn Staatsrath Koslovsky(i). Berlin, bey Concha et Comp.
(Preis 20 Gr.)

[23. November 1814.]

Der Charakter des Volkes ſpricht ſich lebendig aus in ſeinen Geſängen und Tänzen, und ſo geben auch die beyden National-Tänze der Polen, der Maſureck und die Polonoiſe, die beyden Haupttendenzen der Nation richtig und deutlich an. So wie der wilde Maſureck mit ſeinen, Stärke und Muskelkraft erfordernden Bewegungen, mit ſeinen wunderbaren, kühnen Verſchlingungen, den ſtürmiſchen Rauſch eines in ſteter Unruhe hin und her wogenden Volks zeigt; ſo liegt in der Polonoiſe wieder ganz der Ausdruck jener Ritterhaftigkeit, deren integrirender Theil die romantiſche Verehrung der Damen iſt, welche in Polen mehr, als ſonſt irgendwo, noch ſtatt findet. Um dieſen Charakter der Polonoiſe wie aus einem Brennpunkte hervorſtrahlen zu ſehen, darf man nur in Warſchau das, eine Polonoiſe aufführende Paar beobachten. Nichts iſt einfacher, als die Gänge, der rhythmiſche Schritt dieſes Tanzes: (kein eigentlicher Pas, im Sinne der Tanzkunſt:) aber in der ceremoniöſen Art, die Dame zu führen, in Blick und Stellung, nimmt man deutlich jene innere, romantiſche Stimmung wahr, die noch jetzt, wie aus dem Purpurſchein einer goldnen, längſt vergangenen Zeit, herübertönt. Rec., der ſich mehrere Jahre in Warſchau befand, und auf Bällen und Redouten, ohne Antheil an dem Tanze ſelbſt zu nehmen, nur beobachtete, dachte ſich oft bey einer Polonoiſe, von einem ſchönen, jungen, kräftigen Manne mit einem reizenden Frauenzimmer aufgeführt, (wie es denn nun oft der Fall war,) einen vollſtändigen Ritterroman aus der Zeit des Königs Arthus, und fand in den ſonderbaren Wendungen, in die ſich der Tanz öfters verſchlingt, ohne im Schritt jener Einfachheit zu entſagen, alle Nöthen des liebenden Paars, aus denen ſie endlich in voller Majeſtät der Schönheit hell und herrlich hervorgehen. — Die Muſik des Tanzes muß aus deſſen Charakter ſelbſt entſpringen, und ſo kommt es denn, daß die eigentliche, echt polniſche Polonoiſe eben jene romantiſche Stimmung ausſpricht, und dadurch ſo höchſt anziehend wird. Den Grundton (Grundfarbe) macht eine gewiſſe Grandezza, die eben dem Ritterthum eigen: aber in ihm ſpielen, in allerley dunklen und hellen Farben, heiße, glühende Sehnſucht — hoffnungsloſe Klagen — das Entzücken, der Jubel der Liebe. — Rückſichtlich der Theile, die den muſikaliſchen Umfang bilden, iſt die Polonoiſe eben ſo wenig beſchränkt, wie der Deutſche, (Rec. erinnert ſich manche mit zwey Trios, Introduzzione und Coda gehört zu haben,) und ſo erhebt ſich dieſer Tanz in der That zu den bedeutungsvollſten, die es giebt: aber eben dieſe tiefere Bedeutung kann nur dann erkannt werden, wenn man von Tanz und Muſik zugleich angeregt, recht vom innern Geiſte erfaßt wird, den das Ganze athmet. Daher kommt es, daß deutſchen Componiſten, die nicht wenigſtens ſich in Polen hinlänglich nationaliſirten, um mit jenem geheimern Geiſte des polniſchen Haupttanzes ganz vertraut zu werden, die Compoſition der Polonoiſe durchaus nicht gelingen will. Mit der rhythmiſchen Richtigkeit iſt es nämlich gar nicht gethan, und aus der Nachahmung des Rhythmus, ohne das Auffaſſen der tiefern Bedeutung, iſt jenes Zwitter-Geſchlecht entſtanden, das nur noch vor weniger Zeit unter dem Namen alla Polacca unter uns ſo überhand nahm. In dieſen alla Polacca's, mögen es nun bloße Tonſtücke oder Geſänge ſeyn, wird gewöhnlich allerley neckender Spaß getrieben, was nach dem, was bisher geſagt worden, dem Charakter der eigentlichen Polonoiſe ganz zuwider iſt. — Tragen aber nun irgend echte Polonoiſen jene tiefere Bedeutung wahrhaft in ſich, ſo ſind es die vorliegenden, vom Grafen Oginsky componirten, und ſo kommt es, daß man in dieſer Art nicht leicht etwas Anziehenderes hören wird; wobey indeſſen Rec. ausdrücklich bemerkt, daß er ſich beym Durchſpielen an die mehrſten erinnerte, wie er ſie in Warſchau von gut beſetztem Orcheſter aufführen hörte, und er vielleicht dieſer Reminiscenz einen großen Theil ſeiner wahren, innern Luſt verdankte. So herrlich nämlich alle dieſe Polonoiſen rückſichtlich der muſik. Gedanken ſind, ſo dürftig ſind ſie hin und wieder in der Ausarbeitung für das Pianoforte gerathen; ja, nur zu häufig ſtößt man auf Spuren einer Flüchtigkeit und Uebereilung, die, eben des bedeutenden, charakteriſtiſchen Grundſtoffs wegen, um ſo übler aufſallen. Zu häufig verweilt der Baß in der eingeſtrichenen Octave, wodurch er, nach dem Kunſtausdruck, zu jung wird, wie z. B. gleich bey der, übrigens herrlichen Polonoiſe No. 1.; zuweilen giebt es falſche Bäſſe, zuweilen fehlt der Baß ganz, wie z. B. bey dem Schluß des erſten Theils der Polonoiſe, No. 4. Manche Stellen klingen gar zu leer, weil ſie nur zweyſtimmig gearbeitet ſind, wie z. B. im Trio der Polonoiſe, No. 5, der Pol., No. 6, und bey dem Schluß der Polonoiſe, No. 7. Ueberall iſt aber die Melodie, die Anlage des Ganzen, kurz der Grundſtoff, wie geſagt, herrlich, und ſpricht die tiefſte Bedeutung der echten, nationellen Polonoiſe auf das lebendigſte aus; jeder geübte, im Satz nur irgend erfahrne Klavierſpieler wird die gerügten Fehler im Spielen verbeſſern können, und ſo bleibt das Werkchen, dem übrigens wol ein etwas eleganteres Aeußere zu wünſchen wäre, eine recht intereſſante Erſcheinung.

99.

Ahnungen aus dem Reiche der Töne.

[Ergänzungen zu „Johannes Kreislers Lehrbrief". 1814.]

[Bd. 7, S. 345, Z. 4 v. o.] . . . iſt die Kunſt des Componirens. So wird die Partitur das Zauberbuch, welches die geheimſte Sprache der Natur geformt und geſtaltet im Leben feſthält, daß ſie willkürlich und vernehmbar ertönt. Dieſe Macht des Feſthaltens und Aufſchreibens der innen ertönenden Muſik iſt das Erzeugniß . . . Zeichen (Noten) hinarbeitet, ſo daß wir dem muſikaliſchen Gedanken ſeine Hieroglyphe beygeſellen, wie wir es bey der individualiſirten Sprache, in der die innigſte Verbindung zwiſchen Ton und Wort vorwaltet, thun müſſen. Aber bey der Muſik, dieſer allgemeinen Sprache der Natur, wo jene Verbindung des Gedankens mit ſeiner Hieroglyphe nicht nothwendig iſt, rauſchen wol oft wunderbare geheimnißvolle Klänge im Innern vorüber, und wir mühen uns vergeblich, dafür Zeichen zu finden, was nur Sprache bleiben und niemals Schrift werden kann. Eben ſo wunderbar, wie das Feſthalten der Muſik in Zeichen, iſt wol das lebendige Hervorgehen der Muſik bey dem Anblick dieſer Zeichen, und Laien der Muſik können daher das Leſen einer Partitur, das heißt, das lebendige Auffaſſen und deutliche Hören der Menge Noten, die ſie oft nur zum Ausdruck eines einzigen Moments verbinden, kaum begreifen, unerachtet das Komponiren eben den höchſten Grad dieſer geiſtigen Fähigkeit vorausſetzt. — Nur aus jener unwillkürlichen bewuſſtloſen innern Anregung, die das Bewuſſtſeyn der Muſik im Innern entzündet, würde wol die wahre Muſik entſpringen; man möchte an der Möglichkeit des willkürlichen Hervorrufens der Extaſe, in welcher die wunderbare Sprache der Natur vernehmbar ertönt, zweifeln. Aber wie oft erklingt mit den Worten des Dichters im Innern des Muſikers zugleich die Muſik, und überhaupt des Dichters Sprache in die allgemeine Sprache der Muſik? — Zuweilen iſt ſich der Muſiker deutlich bewuſſt, ſchon früher die Melodie gedacht zu haben, ohne Beziehung auf Worte, und ſie ſpringt jetzt beym Leſen des Gedichts, wie durch einen Zauberſchlag geweckt, hervor.

Sollte dann nicht ein beſonderer phyſiſcher Rapport zwiſchen Dichter und Muſiker obwalten? — Wie wenn des Dichters Geiſt in der Extaſe des Empfangens den Muſiker anregte und dieſer die Melodie dachte, ſo daß gleichſam in ſeinem Innern die gleichgeſtimmte Saite mitklang? Wie wenn vollendete hohe Meiſterwerke des Geſanges, in denen Muſik und Worte in Eins verſchmolzen untrennbar bleiben, nur aus jener höheren phyſiſchen Verbindung des Dichters und Muſikers entſtehen könnten, ſo daß das Werk zugleich gedichtet und komponirt wurde? — Wie wenn oft ein drittes geiſtiges Princip in der Natur ein Band um beyde ſchlänge, und Wort und Ton wie ein Liebesbote herüberbrächte von Einem zum Andern, wie die Schmetterlinge den befruchtenden Staub von Blume zu Blume tragen? — Die Muſik verſchafft den Umgang mit Geiſtern. Oft in ſtiller Nacht, im dunklen Zimmer, überſtrömen den Muſiker herrliche Geſänge. Wie wenn in ſolchen Augenblicken ferne befreundete Geiſter mit uns ſprächen, ja, wenn ſelbſt die, die längſt von der Erde ſchwanden, nun in innerer Muſik fortlebend eingingen in unſer Inneres? — Gewiß iſt es, daß das lebhafte Andenken an den Freund, mit dem man muſikaliſch verbunden war, nur in Ton und Geſang beſteht; die herrlichſten Melodien ſtrömen aus dem Innern, aber iſt das lebhafte Andenken an den verſtorbenen Freund nicht der Freund ſelbſt? —

Oft iſt es mir ſo, als verſtehe ich Alles das jetzt beſſer, was mir als Knabe nur verworren an der Seele vorüberging. Die Sage von dem wunderbaren Fremden und dem Fräulein iſt mir ein treffendes Bild [S. 14 v. u.] des irdiſchen Unterganges . . . in Ton und Geſang! Mein Traum erſcheint als die Deutung des wunderbaren Ahnens, das mich ergreift an der heiligen Stätte. Sie iſt es, die ich höre; herrliche Akkorde ertönen, und ihr Geſang leuchtet in wundervollen Melodien. Mein ſtetes inneres Wollen wird belohnt, der Gedanke an ſie iſt Muſik, und indem ich ſie denke, lebt ſie, die Muſik in meinem Innern. — Aber wird es mir denn jemals gelingen, das was ſie geſungen auszuſprechen, ſo daß es dem fremden Hörer verſtändlich erklingt? — Ich glaube es nicht, und wenn ich daran denke, das alles innen Gehörte und Empfundene in Zeichen aufzuſchreiben, iſt es mir, als würde ich ein zartes Geheimniß entweihen.

Sollte denn das wahre Leben des Muſikers in der Muſik nur intenſiv ſeyn, und Alles, was er der Welt gibt, nur der ſchwache Reflex ſeiner inneren Erſcheinungen bleiben? — Hff.

100.

1) Brief des Baron Wallborn an den Kapellmeiſter Kreisler.

2) Der Kapellmeiſter Johannes Kreisler an den Baron Wallborn.

Mit Vorwort von Fouqué und Hoffmann.

[Ergänzungen aus dem Urdruck. 1814.]

Baron Wallborn an den Kapellmeiſter Kreisler.

Vorwort.

Es giebt ohne Zweifel unter den Leſern dieſer Zeitſchrift welche, die bereits ein neu erſchienenes Buch kennen, betitelt: Fantaſieſtücke in Callots Manier. Jean Paul hat es durch eine geniale Vorrede geehrt, aber auch ſchon durch ſich ſelbſt ehrt es ſich auf eine höchſt bedeutende Weiſe. Ich wußte anfänglich nicht, warum die darin vorkommenden Fragmente aus dem Leben und Thun des Kapellmeiſter Johannes Kreisler mich mehr und eigenthümlicher ergriffen, als es ſonſt äſthetiſchen Werken mit fremden Leſern gelingt; da fiel es mir endlich ein, daß ich nicht abſolut zu den fremden Leſern dieſer Bruchſtücke gehöre, ſondern vielmehr als eine Art von altem Bekannten hineingetreten ſei. Der Baron Wallborn nämlich, — in einer Novelle, Ixion geheißen, beſchrieb ich früher ſeine Geſchichte, — ein junger Dichter, welcher in verfehlter Liebe den Wahnſinn fand, und endlich auch den lindernden Tod, muß jenen Johannes Kreisler gekannt haben, wie nachfolgender, unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren gefundener Brief ausdrücklich beweiſt. Die Bekanntmachung deſſelben habe ich nur vor mir allein zu verantworten, und vielleicht gelingt es mir dadurch, den obengenannten Fantaſieſtücken ein oder das andre Herz zuzuweiſen, welches mit Wallborns und Kreislers Herzen denſelben Takt ſchlägt. Man vergeſſe nicht, daß der Brief aus der Feder eines Dichters — d. h. bei vielen Leuten ohnehin: eines Wahnſinnigen, — gefloſſen iſt.

Fouqué.

Der Brief.

[Bd. 7, S. 302, Z. 29 v. u.] Ew. Wohlgeboren befinden ſich . . . [Bd. 7, S. 306, Z. 4 v. o.] Der einſame Wallborn.

Nachſchrift.

Könnten wir nicht einmal gemeinſchaftlich eine Oper erſchaffen? Mir liegt ſo etwas im Sinne.

Der Kapellmeiſter Johannes Kreisler an den Baron Wallborn.

Vorwort.

Durch vorſtehenden Brief des Baron Wallborn an den K. M. Johannes Kreisler iſt ein Räthſel gelöſt, deſſen Deutung mir bis jezt unmöglich ſchien. — Der arme Johannes, welcher lange Zeit hindurch mit mir an einem Orte lebte, galt allgemein für wahnſinnig, [Bd. 7, S. 300, Z. 8. v. u.] und in der That ſtach . . . [Bd. 7, S. 300, Z. 22 v. u.] der Gränze der Vernunft.

Verſchloſſen bewahrte ich den Brief auf, hoffend, daß der Zufall mir vielleicht einmal jenen Freund und Gefährten näher bezeichnen werde, und ſo iſt es denn auch gekommen. Nicht den geringſten Zweifel hegte ich nemlich, nachdem ich des Baron Wallborn Brief an den p. Kreisler geleſen, daß dieſer unter jenem Freunde und Gefährten niemand anders als eben den Baron von Wallborn gemeint haben könne, und fand, als ich Kreislers Schreiben geöffnet, meine Vermuthung vollkommen beſtätigt. Da Wallborns Brief den Leſern dieſer Zeitſchrift mitgetheilt worden, ſo nehme ich keinen Anſtand, ihm Kreislers Brief folgen zu laſſen, da aus beiden das wunderbare Zuſammentreffen zweyer im Innern verwandter Geiſter recht klar ſich darſtellt. So wie Wallborn [Z. 9 v. u.] in verfehlter Liebe . . . enthalten. Dieſen Aufſaz, ſowie mehrere andere . . . Muſik bilden, gedenke ich künftig unter dem allgemeinen Titel: Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers, herauszugeben.

Hoffmann,
Verfaſſer der Fantaſieſtücke in Callots Manier.

Der Brief.

[Bd. 7, S. 306, Z. 24 v. u.] Ew. Hoch- und Wohlgeborenen muß ich nur gleich . . . .

101.

Der Magnetiſeur.

[Ergänzungen aus dem Urdruck. 1814.]

[Bd. 7, S. 186, Z. 1 v. o.] . . . hielt den Leichen-Sermon. Es war ein junger Mann, ſehr künſtlich friſirt und überſtark gepudert, mit einem behaglichen, glatten, weiß und rothen Sonntagsgeſicht; er ſprach von der Unſterblichkeit und dem Wiederſehen in ſolchen zierlichen, gedrechſelten, ſüßen Worten und Redensarten, daß das ewige Leben wie eine unendliche Feſtivität und Converſation in Gallakleidern erſchien. Seine Geſtikulation war nach der franz. Tragödie geregelt, nur brauchte er dabey noch fleißig das battiſtne Schnupftuch und die goldne Doſe. Es begab ſich, daß der Wind durch die hohen Kaſtanienbäume auf dem Kirchhofe ſtreichend, eine Frucht herabwarf, dieſe fiel dem Prieſter ins gelockte Haar, und hüllte ihn ſo wie den nebenſtehenden Küſter in eine dichte Puderwolke ein. Die um den grämlichen Schulmeiſter verſammelte muntere Singakademie brach in ein ſchallendes Gelächter aus, das mit Blitzesſchnelle durch die Reihen der Bauern lief. Ein Kirchenvater ſchlug ernſthaft und reſignirt mit geballter Fauſt den Küſter, der in ein furchtbares Nieſen verfallen, unaufhörlich in den Rücken, indem er rief: Gevatter, erhol' er ſich! — während zwey Mägde den Seelſorger abſtäubten. Kaum aber hatte dieſer einigermaßen die Grundfarbe wieder angenommen, als er mit fliegendem Mantel über die Gräber davon hüpfte, und die um den Todten verſammelte Gemeinde im Stiche ließ. „Das will ein Haſe ſeyn," ſagte ein älterer Bauer, ſein Geſangbuch zuklappend, und eilte dem Todtengräber hülfreiche Hand zu leiſten, denn alle Ordnung, alle Ceremonie hatte ein Ende. Die Schüler waren auf und davon — Hans hatte die Grete ergriffen, und eilte den Sonntag in der Schenke zu feiern, und brummend ſchlich der Schulmeiſter dem unglücklichen Küſter nach, der immerfort nieſend und ſchreyend vor Schmerz über des Gevatters barbariſche Kur erſticken wollte. Sie waren im Begriff . . . auf dem Schloß lag, als das zierliche Männchen im Prieſterrock mit aus einer Weißdornhecke entgegentrat. „Sie ſind wahrſcheinlich ein Reiſender, mein Herr, fing er ſogleich an: ich bemerkte Sie auf dem Kirchhofe bey dem Begräbniß des alten Mahlers. — Unangenehmer Zufall, der meine Rede derangirte, — Sie ſind um den beſten Theil gekommen — ich meine, den letzten, denn ich liebe wie Flechier die Steigerungen; überhaupt ahme ich gern den Styl bald dieſes, bald jenes großen Redners nach, ja ich bemühe mich auch im Aeußern, was Mimik — Geſtikulation betrifft, ihm gleich zu ſeyn, ſo wird man vielſeitig; heute war ich ganz Flechier, und wie ich glauben darf, mit freyem Anſtande — aber mit den Locken, die die fatale Kaſtanie auflöſte, löſten ſich auch meine Perioden — Sie glauben nicht, wie ein einziges kleines Deragement des Aeußern — ein falſcher Faltenwurf des Mantels — doch was halten Sie von der Mimik des Redners? — Gott! wie ſo wenig wird überhaupt die Mimik von den Volksrednern beachtet — ich ſchmeichle mir hierin etwas gethan zu haben — nicht vergebens genoß ich den Unterricht des großen Bühnenredners F.? — Sie waren in B. —?“ Ohne meine Antwort abzuwarten, ſchwatzte er weiter, und kramte zu meinem Verdruß ſeine Albernheiten aus, bis es mir gelang, ihn auf den Todten zurückzubringen. Der alte Mahler Franz Bickert war es, der ſeit drei Jahren . . . die ein ſchlafendes Mädchen belauſcht. — Als der Geiſtliche die Aufmerkſamkeit gewahr wurde, womit ich die ſeltſamen aber mit beſonderer Kraft und Haltung ausgeführten Mahlereyen anſchaute, meinte er: der alte Bickert ſey nie ein ſonderlicher Künſtler geweſen, das bemerke man an dem verdorbenen Geſchmack. Schon ſeine Vorliebe für die gothiſche Architektur verrathe ſeinen rohen Sinn und er gäbe all' das widerſinnige Geſchnörkel für ein einziges Säulenkapital aus dem Palladio hin. — Nun ging es im Strom fort über Mahlerey und Architektur, indem er ſich im hohen Selbſtgefühl ſeiner Vielwiſſerey belächelte. — Ich ließ ihn ſchwatzen und eilte nach Bickerts Zimmer. —

[Bd. 7, S. 189, Schluß.] Und er iſt hinüber!

Billet des Herausgebers an den Juſtizrath Nikomedes.

Ihren Brief vom Schloſſe T., wo Sie Sich als freyherrlicher Kommiſſarius gütlich thun, cum annexis habe ich erhalten und aus letzteren, die ſich auf die wunderbare Begebenheit, welche ſich dort zugetragen, beziehenden Blätter der Fantaſieſtücke in Callots Manier, einem Buche, das Sie jeden Tag leſen können, da es die Cenſur paſſirt hat, und öffentlich verkauft wird, beygefügt. Dieſe Callots werden ſich hoffentlich noch vermehren, und da ſoll es Ihrem Aufſatze: Franz Bickerts allegoriſche Mahlereien im gothiſchen Styl, nicht beſſer ergehen. — Laſſen Sie Sich doch nur gleich die beyden erſten Bändchen kommen. — Doch eben fällt mir ein, daß dieſe Bitte hier eben ſo zweckmäßig ſteht, als die Nachricht in jenem Briefe: Sollteſt du, lieber Bruder! dieſes mein Schreiben nicht gleich erhalten, ſo ſchicke nur zu Joſeph und laſſe es abhohlen! — Denn ich verſende ja dieſes Billet nicht, ſondern laſſe es am Schluſſe des zweiten Bändchens abdrucken, da ich hiezu meinen guten Grund habe, und am Ende auch nicht einmahl recht weiß, ob Sie wirklich exiſtiren, mein wertheſter Juſtizrath! behalten Sie mich aber doch lieb ꝛc.

102.

Der goldene Topf.

[Variante des Urdrucks. 31. Dezember 1814.]

[Bd. 7, S. 264, Z. 6. v. u.] . . . Bruſt ſchon lange geſehnet. Aber in dieſem Gefühl in dem Streben, dir günſtiger Leſer all' die Herrlichkeiten, von denen der Anſelmus umgeben, auch nur einigermaßen in Worten anzudeuten, und als ich nun die Mattigkeit jedes Ausdrucks, den ich erſonnen, mit Widerwillen wahrnahm, da erregte mir meine dürftige Umgebung, meine Befangenheit in den Armſeeligkeiten des kleinlichen Lebens ein recht quälendes Mißbehagen. Ich ſchlich wie im Traum umher, kurz ich gerieth . . .

103.

Der Revierjäger.

[Schluß der erſten Niederſchrift von „Ignaz Denner“. 1814.]

[Bd. 5, S. 93, Z. 5 v. o.] . . . im Archiv des Schloſſes aufbewahren. Als Andres wie er ſich vorgenommen, das Kreuz auf das Grab ſetzen wollte, fand er die Erde ganz aufgewühlt, der Leichnam war verſchwunden; ob das nun von den wilden Thieren oder wie ſonſt bewirkt worden blieb im Zweifel.

Nun erſt genoß Andres noch eines ruhigen Alters; von dem Juwelenkäſtchen des Trabachio machte er nie Gebrauch, ſondern hinterließ es dem Sohne der dadurch reich genug wurde ſeiner Neigung die ihn unwiderſtehlich nach dem ſchönen Welſchland zog, zu folgen. Dort wurde er unter dem Nahmen Georgio Andreino ein berühmter Sänger und Componiſt und glänzte auf den Theatern in Rom und Neapel. Er blieb nach dem Beiſpiel ſeiner Eltern ein frommer Mann, und man hat daher nie vernommen, daß er von dem Doktor Trabachio der ſich noch hin und wieder in Italien blicken ließ beunruhigt worden ſeyn ſollte.

104.

Die Nonne an die Braut.

(Bey Ueberreichung eines GebetBuchs.)

[? 1814.]

Sieh mich fromme Braut des Himmels,
Die verließ die enge Clauſe,
Wagte ſich ins Weltgetümmel,
ſuchte auf die ſüße Freundin,
die nun iſt ein irrdiſch' Bräutlein.
Dacht': was ſollſt du ihr wohl ſpenden,
daß ſie deiner noch gedenke,
wenn du weilſt im ſtillen Kloſter
und ſie ſchwärmt in bunten Kreiſen?
Sollſt im duft'gen Blumengarten

Roſen pflücken, Myrthen, Veilchen,
Von dem Morgenthau getränket
und zum ſchönen Kranz geflochten,
dar der trauten Freundin reichen?
Blumen — ach! ſie welken alle,
Hin iſt Lieb und Angedenken!
Sollſt ein hübſches Heil'genbildchen,
ihr wohl ſittiglich verehren?
Ach! das Bild des trauten Mannes
iſt ihr mehr als alle Bildchen!
Was giebt's noch, daß ich ihr ſpende,
daß ſie meiner ſtets gedenke?

Ha! — das fromme Kind, ſie betet
jeden Tag zum Herrn des Lebens.
Ein GebetBuch will ich ſpenden,
und wenn ſie es täglich aufſchlägt,
denkt ſie wohl: die Braut des Himmels
gab es einſt der treuen Freundin
als dem trauten Mann verſprochen
eine irrd'ſche Braut ſie wurde. —
Sieh! — in ſtiller enger Clauſe
will ich für Dich holde Freundin
für den lieben Mann auch beten.
und wenn Du im frommen Buche
lieſeſt, das ich Dir geſpendet
und ich in dem fernen Kloſter
brünſtig flehe für Dein Leben,
dann gedenkſt Du mein, ich Deiner,
und wie Myrth' und Ros' verſchlungen,
wallen unſre frommen Seufzer
auf zum hohen gütgen Himmel.
Nimm es hin, o ſüße Freundin,
das GebetBuch, heil'ges Kleinod —
und den Kuß des ſtillen Friedens

Talisman der ewgen Liebe,
drück ich auf, den ſüßen Lippen.

(Sie überreicht der Braut das Gebetbuch indem ſie ſie küßt.)

Zum Brautpaar

Lieb' aus reiner Lieb' geboren,
Heiligt auch der Erde Wonnen
Darum darf die Braut des Himmels
Irrdſcher Braut der Lieb' Entzücken,
Süßes Glück dem Mann auch wünſchen —
Lebet wohl — gedenket meiner!

105.

Briefe über Tonkunſt in Berlin.

[11. Januar 1815.]

Erſter Brief.

— Du kannſt denken, daß ich jetzt, da manches Geſchäft jener Art, welche man die „ernſtere“ zu nennen pflegt, auf mir laſtet, eben ſo wenig, als ſonſt, da meine innere Stimmung mich davon zurückhielt, in den reichhaltigen, muſikaliſchen Genüſſen ſchwelge, die ſich hier darbieten. Nur die Muſik, von der ich ſicher vorausſetzen kann, daß ſie entweder mein Inneres wahrhaft aufregen, oder wenigſtens ganz eigentlich meine Kunſterfahrung bereichern wird, ſpare ich mir auf, und laſſe mich weder im Theater noch im Concertſaal zu oft finden. —

Nach meiner langen Abweſenheit von B. trat ich zum erſtenmal mit den wehmüthigſten Empfindungen in das Opernhaus. Wie viele herrliche Meiſter der Kunſt ſind nicht mehr! Righini, Reichardt, die Schick gingen hinüber! ja, manchen, minder allgemein bekannten Sänger, wie z. B. den Baſſiſten Franz, der in der Opera seria ſeinen Platz ſo herrlich ausfüllte, vermiſſe ich ſchmerzlich. Auch dieſer Franz iſt nicht erſetzt, und im Geſange auch hier, wie jetzt leider beynahe überall, Manier an die Stelle des Styls getreten. Nirgends offenbart ſich das mehr, als im Recitativ, in deſſen einfachem, wahrhaft großem, herzergreifendem Vortrage die Schick ſo unübertrefflich war. Mit

Ausſchluß einer Einzigen, noch aus der alten, bewährten Schule, deren Erſcheinung indeſſen im übrigen nicht mehr zu den erfreulichſten gehört, haben wir keine Sängerin, die die gewaltigen Maſſen gluckſcher Muſik in ſtarker Bruſt zu ergreifen und ertönen zu laſſen vermöchte, und nur für die liebliche, leichte Muſik der ſogenannten Operette dürfte hin und wieder unter den jüngeren Geſtalten manche Hoffnung erblühen. Mit den Männern iſt es beſſer beſtellt, da manche aus der älteren Zeit mit ſeltener Lebensfülle und Kraft dem Kenner noch wahrhaften, reichen Genuß gewähren. — Immer die ältere Zeit, und die ältere Zeit, wirſt Du ſagen, und vielleicht glauben, daß, wie Mancher, getroffen vom böſen Schickſal, vor der Zeit ergrauete, ich auch, von mancher Unbill der böſen Tage heimgeſucht, ſchon jetzt ein armer laudator temporis acti geworden: deshalb gedenke ich gleich deſſen, was ich, als wahrhaft in der neueren und neueſten Zeit emporgeſtiegen, anerkennen muß. Ich meyne: unſer Orcheſter. Du weißt, daß nun ſchon ſeit geraumer Zeit es nur Ein Orcheſter hier giebt, welches aus dem königlichen und dem des Nationaltheaters gebildet wurde. Dies hat die erſprießlichſten Folgen gehabt; an Stärke, Reinheit, richtig zuſammengreifender Präciſion, Ausdruck und Feuer, möchte wol das hieſige Orcheſter nicht leicht übertroffen werden, unerachtet, ſonderbarer Weiſe, gar nicht viel Aufhebens davon gemacht wird, und die ſogenannten Kenner mit bedenklicher Miene immer nur vom Orcheſter in München, Frankfurt etc. ſprechen. Auf unſerm Boden gedeiht nun einmal eine gewiſſe Tadelſucht, die ſich beynahe niemals an den rechten Platz ſtellt, und das recht eigentlich Verdächtige zollfrey durchläßt. Aber freylich geht der Tadel nicht aus dem innigen, innern Gefühl des Wahrhaftigen in der Kunſt hervor, ſondern ihn erzeugt nur die Begierde, recht ſaillant und petillant zu ſeyn. (Ich weiß keinen deutſchen Ausdruck für dieſe galliſchen Prädicate.) Das iſt nun einmal ſo unſere Art und Weiſe. — Mich hat manche Production des hieſigen Orcheſters ſchon recht hoch erhoben, in ganze, tönende Himmel, voll leuchtender, funkelnder Sterne. Aber bewährt ſich nicht auch hier ein beſonderes Zeichen der Zeit, nähmlich, daß die Inſtrumentalmuſik, immer kecker, immer kühner beſchwingt, mit ſtarken, gewaltigen Fittigen den Geſang zu Boden ſchlägt? Der Ton bricht, wie in erſter, rieſiger Urkraft, die Feſſel des Worts: aber ſoll denn die vox humana ganz verſtummen vor dem gewaltigen Geiſt, der, wie ein mächtiger Magus, alle Töne, die in der ganzen Natur, wie ein tiefes Geheimnis, verborgen, hervorruft — dieſe vox humana, die, wie ein treuer Nachhall der erſten Naturlaute, noch eingehaucht von der ſchaffenden Mutter, das Höchſte, ahnend im Innern, widerklinget? —

Wer kann mir, indem ich von der hohen Vollendung ſpreche, in der jetzt die Inſtrumentalmuſik ausgeübt wird, denn anders in Sinn und Gedanken kommen, als der herrliche Meiſter, den ich, nachdem er ſo lange abweſend war, hier wieder traf zu meiner innigſten Freude? Du weißt es längſt, daß Bernhard Romberg ſeit geraumer Zeit hier iſt. Ich wußte es auch, und dennoch war es mir erſt recht deutlich, daß er in der That wieder unſer ſey, als ich die Ankündigung ſeines Concerts las. Er hat mit wahrer Liberalität, wie ſie dem echten Künſtler ziemt, auch in manchem andern Concert geſpielt: doch mochte ich ihn nur in dem ſeinigen, wo der Brennpunkt des Ganzen er ſelbſt war, ſehen und hören. Ich ſage mit Bedacht: ſehen und hören. Die allgemeine Begierde, im Concert nicht allein zu hören, ſondern auch zu ſehen, das Drängen nach Plätzen im Saal, wo dies möglich iſt, entſteht gewiß nicht aus bloßer, müßiger Schauluſt: man hört beſſer, wenn man ſieht; die geheime Verwandtſchaft von Licht und Ton offenbart ſich deutlich; beydes, Licht und Ton, geſtaltet ſich in individueller Form, und ſo wird der Soloſpieler, die Sängerin, ſelbſt die ertönende Melodie! — Das klingt ſonderbar, ich geſtehe es: aber ſieh und höre unſern herrlichen Bernhard, dann wirſt Du erſt recht verſtehen, was ich meyne, und mir excentriſche Unverſtändlichkeit gewiß nicht vorwerfen. Die völlige Freyheit des Spiels, die unbedingte Herrſchaft über das Inſtrument, ſo daß es keinen Kampf mit dem mechaniſchen Mittel des Ausdrucks mehr giebt, ſondern das Inſtrument zum unmittelbaren, zwangloſen Organ des Geiſtes wird: das iſt ja doch wol das höchſte Ziel, wornach der ausübende Künſtler ſtrebt; und wer hat dies Ziel mehr erreicht, als Romberg! Er gebietet über ſein Inſtrument, oder vielmehr, dies iſt mit aller ſeiner Stärke und Anmuth, mit ſeinem ganzen, ſeltenen Reichthum der Töne, ſo zum Organ des Künſtlers geworden, daß es, wie ohne allen Aufwand mechaniſcher Kraft, wie von ſelbſt, alles ertönen läßt, was der Geiſt empfunden. Nicht gleichgültig iſt es in dieſer Hinſicht, daß Romberg niemals Noten vor ſich hat, ſondern alles, frey vor den Zuhörern ſitzend, auswendig ſpielt. Du kannſt es nicht glauben, welchen eignen Eindruck dies auf mich machte. Die Soli ſeines Concerts wurden mir zur freyen Phantaſie, im Augenblick der höchſten Anregung empfangen; all die wunderbaren, oft von der dunklen Tieſe zur lichteſten Höhe aufblitzenden Figuren brachen wie aus dem, vom Moment erhobenen Gemüthe hervor, und nur der ſich ſo mächtig verkündende Geiſt ſchien die Töne zu wecken, die, ſich ihm fügend, und ihm in allen Verſchlingungen folgend, im Orcheſter erklangen. — Deshalb meynte ich vorhin, man müſſe den herrlichen Meiſter nicht allein ſpielen hören, ſondern auch ſpielen ſehen; denn noch mehr vermag man es dann zu faſſen, auf welcher Höhe der Künſtler ſteht, und wie ſein Spiel mit dem Spiel von der größten Freyheit und unbedingteſten Herrſchaft über die Mittel des Ausdrucks zeugt. — Nur dieſen ganz beſonderen Charakter von Rombergs Spiel habe ich erwähnen mögen, weil Du übrigens ſchon weißt, daß, wie jener Charakter des Spiels es auch ſchon vorausſetzt, Romberg alle die Eigenſchaften, welche man ſonſt an Violoncellſpielern zu rühmen pflegt, in ſo hohem Grade beſitzt, daß er wenigſtens für jetzt von Keinem übertroffen wird. — In dem Concert wurde, wie es recht und billig war, auch eine Symphonie von des Künſtlers Compoſition aufgeführt, die mir von neuem bewies, wie der Geiſt ſeines Spiels auch in ſeinen Compoſitionen vorherrſcht. Beyden, ſeinem Spiel und ſeinen Compoſitionen, iſt eine ganz beſondere Klarheit, Anmuth und Zierlichkeit (Eleganz) eigen, und ſo war auch wieder die Symphonie, ſich in manchen melodiöſen Sätzen und geſchmeidigen Modulationen bewegend, von der angenehmſten Wirkung. Freylich war von jenen tieferen, recht das Innerſte ergreifenden Anregungen, wie ſie mozartſche und beethovenſche Symphonien bewirken, nicht die Rede, und mich ließ vorzüglich der Schlußſatz recht kalt und nüchtern: indeſſen giebt es ja wol gar viele, die eben nicht gern in ſchauerliche Tiefen hinabſteigen, ſondern lieber auf lichter Fläche bleiben; und dieſe hören in ſolcher Muſik, wie die Symphonie war, doch noch immer viel Beſſeres, als das, was ſie für gut halten; der gewohnten Koſt iſt manches ſeltnere Gewürz hinzugefügt, und ſo mag ſich der verſchwächlichte Magen nach und nach ſtärken. — Romberg hatte das Concert, welches er vortrug, ein militairiſches genannt. Du weißt, wie ich über dieſe Sachen denke: ich ſah mich gleich nach der großen Trommel um, und erblickte wirklich dieſes, für mich wenigſtens, im Concertſaal feindliche Princip richtig in einer Ecke des Orcheſters. Doch war des Lärms nicht zu viel; der Meiſter hatte nur wenig Tumult im Sinne gehabt, und das Ganze, in ſeiner Anmuth und Heiterkeit, deutete mehr auf ein frohes, ritterliches Soldatenleben, etwa in einem Luſtlager, als auf Kampf und Schlacht. Soll nun einmal die Muſik ſich um ſolch einen Ausdruck des Individuellen kümmern: ſo iſt es allerdings richtig, daß die ſchärfer gehaltenen Rhythmen das Militairiſche bezeichnen können, denn, außer an das Marſchiren, erinnert dies auch an den ſchärferen Rhythmus, mit dem der Soldat überhaupt im Leben auftritt. Das erſte Allegro dieſes Concerts gefiel mir beſonders wohl. Unwillkürlich dachte ich an Fouqué's Erzählung: die beyden Hauptleute; ich ſah in dem glühenden Glanz der ſüdlichen Sonne die ſpaniſchen Regimenter mit fliegenden Fahnen und frohem, muthigen Jubel daher ziehen; Du weißt, daß ſolche Bilder mir nicht anders aufſteigen können, als in wahrer Anregung, und daher wurde mir das militairiſche Concert, wider das ich in der That einiges Vorurtheil hegte, gar lieb und werth, ſo daß ich das ganz allerliebſte, heitre, und doch in allerlei wunderlichen Irrgängen ſchweifende Rondolette, das der Künſtler noch vortrug, weniger genießen konnte. Die Spanier lagen mir noch im Sinn, ihre Fahnen wehten mir noch vor Augen. Den Liebhabern muſikaliſcher Raritäten wollte der Künſtler zuletzt endlich ſeinen Tribut, indem er ſogar noch einen niedlichen, kleinen Dudelſack hervorlangte. — Geſungen wurde auch im Concert, und zwar recht gut: jedoch ſchienen mir die Sachen nicht ſonderlich gewählt. Während des Geſanges dachte ich, ehrlich geſagt, an etwas Anderes, wiewohl Verwandtes, nämlich an die Oper, und nahm mir feſt vor, mich von nun an um die Anſchlagezettel zu bekümmern.

So erfuhr ich denn einmal, daß Sacchini's Oedip im Schauſpielhauſe gegeben würde, und Du ſtellſt Dir vor, daß ſelbſt eine dringende Arbeit mich nicht abhalten konnte, die Oper zu hören. Erinnerſt Du Dich wol noch, wie wir ſonſt über den alten Meiſter zu urtheilen; wie wir, Gluck's gar nicht einmal zu erwähnen, ihm ſelbſt Piccini vorzuziehen pflegten? Wir nannten damals ſeine Muſik weichlich, geziert, und was weiß ich ſonſt noch! Aber wie fühlte ich jetzt, als ich nach ſo langen Jahren die Oper wieder hörte, ſo tief, daß, rückſichtlich des hohen, wahrhaft tragiſchen Ausdrucks, der edlen Einfachheit, Sacchini in der That jenen Meiſtern an die Seite zu ſtellen iſt! Ganz herrlich und von eindringender Wirkung ſind die Chöre des erſten Acts, ſo wie die Scenen Oedips und der Antigone. Unerachtet ich die Schick vermißte, unerachtet die Rolle des Oedip, dem Sinn und der Weiſe des Ganzen zuwider, mit Manier und Prätenſion vorgetragen wurde: ſo war doch, durch die ſonſt gelungene Darſtellung, zu der das Orcheſter wol das meiſte beytrug, mein Innerſtes angeregt, und mir ſchwebten die mächtigen Klänge noch lange in Sinn und Gedanken. —

Wenige Tage darauf hörte ich im Opernhauſe Spontini's Cortez. Wie ſoll ich Dir denn die wunderliche Muſik recht nach ihrem wahren Charakter bezeichnen? Man ſagt hier, und ſo ziemlich überall: Spontini componirt im großen, tragiſchen Styl; er tritt in Gluck's Fußtapfen: nur inſtrumentirt er viel reicher, oft zu reich, und iſt gar zu künſtlich in der harmoniſchen Structur, vorzüglich hinſichtlich der Modulationen. Mir ſcheint dies Urtheil gar nicht recht in die Sache einzugreifen. Könnte man überhaupt annehmen, daß Spontini in einem wahrhaften, gehaltenen Styl componire, ſo würde ich dieſen Styl nicht ſowol groß und tragiſch, als gewaltſam nennen; indeſſen bekenne ich, daß es mir vorkommt, als könne man eben den Mangel jenes gehaltenen Styls dem Meiſter mit Recht vorwerfen, ja ſogar behaupten, daß ihm überhaupt mehr Manier, als Styl, eigen ſey.

Glaubſt Du nicht, daß der eigentliche Styl in der Muſik aus der lebendigſten Erkenntnis einer beſtimmt eingegränzten Region und ihrer Geſtalten hervorgehe? Jene Erkenntnis iſt dem wahren Meiſter eigen; mit tiefen, klaren Geiſtesaugen ſchaut er jene Geſtalten und hört, wie, nur in Einer Sprache ihrer Heimath, Liebe und Haß, Entzücken und Verzweiflung ertönen. Aus dem Innerſten des Meiſters heraus formt ſich das Objective, in ſich Abgerundete: aber eine vage, nur von Aeußern angeregte Phantaſie ſchwärmt umher im ungemeſſenen Raum, wo buntſcheckige Figuren, den verſchiedenſten Kreiſen entronnen, in wüſter Sprachverwirrung durcheinander toben. Es iſt wol Schwäche oder Unbehülflichkeit des innern Geiſtes, wenn er vergebens darnach ringt, aus ſich heraus zu formen, ſo daß die Geſtalt, wie die Maler ſagen, ſich los macht und frey erſcheint. Der wahrhaft objective Charakter bleibt unerreichbar: ihm ſoll der ſubjective, [illegible] erlegen, der überall ſich anhängt; das Farbloſe wird einſeitig angetüncht, und bleibt farblos. Hieraus entſteht ja doch das, was wir Manier nennen, die, wie ich glaube, nichts anderes iſt, als der Ausdruck einer ſtereotypiſchen Subjectivität des Künſtlers. — Von Styl und Manier, näher genommen, als dem Meiſter innewohnende Geiſteskraft, könnte man wol behaupten, daß der Styl Gedanken, die Manier dagegen Einfälle gebäre. So wie jene in wunderbarer Wechſelwirkung ſich aus den objectiven Geſtalten, die das Innere des Künſtlers erzeugte, entzünden, ſo ſind dieſe bunte Capriccios, die der Laune des Individuums in ſubjectiver, augenblicklicher Anregung entſpringen, und nichts deuten und ſagen, als eben jene, den entfliehenden Moment unverſtändliche Anregung ſelbſt. —

Beſteht nun, wie es mich dünkt, der wahre Styl in der Muſik in dem reinen, unverfälſchten Wiedergeben der objectiven Sprache einer beſtimmten Region: ſo kommt, um ihn zu behaupten, es wol vorderſt und hauptſächlich auf die Erfindung der Melodie an, die bey dem Ausdruck der verſchiedenen Leidenſchaften und Situationen eben jene Sprache in ihrer eigenen Eigenthümlichkeit ſeyn und bleiben ſoll. Nur das wahre, tiefe Genie löſt dieſe wunderbare Aufgabe glücklich, und eben ſo wenig kommt es dann wieder auf äußere, [illegible] Bedingniſſe und Formen an, als dieſe, iſt jene Aufgabe nicht gelöſet worden, dem lockern Gewebe Haltung und Einheit geben können. Um der beſtimmten Region muſikaliſcher Darſtellungen, von der hier die Rede, nämlich der großen, tragiſchen Oper, näher zu treten, gedenke ich nur Glucks, deſſen einfachſte, kunſtloſeſte Lieder voll, in das Innerſte dringenden, tragiſchen Pathos ſind; und gerade in dieſer Hinſicht ſteht ihm Spontini weit nach, oder vielmehr gerade in den verfehlten oder vielmehr nicht im Ganzen zuſammengreifenden Melodien dieſes Meiſters entdecke ich den ihm vorgeworfenen Mangel des wahren Styls. — Du wirſt mir eingeſtehen, daß ich mit aufgeſchlagener Partitur Dir jede Melodie nachweiſen müßte, um meine Meynung ganz auszuführen; da dies aber nicht möglich, magſt Du künftig, wenn Du den Meiſter kennen gelernt, die Richtigkeit der Reſultate wohl erwägen, die ſich mir aus der genaueſten Beachtung ſeiner Muſik ergeben haben. Ich finde nämlich, daß Spontini, rückſichtlich der Melodie, meiſtens dem Tiefernſten, Hochtragiſchen, das Barocke, Zerriſſene, dem Anmuthigen, das franzöſirend Hüpfende, dem Einfachen das Leere ſubſtituirt; daß aber vorzüglich die Melodien ſelbſt oft aus den verſchiedenſten Elementen gewebt ſind, und ſo nicht aus dem innerſten Geiſt geformt und geſtaltet hervorgegangen, ſondern nach äußern Anregungen künſtlich zuſammen gebaut zu ſeyn ſcheinen. — Was nun zunächſt den *harmoniſchen Stoff* ſpontiniſcher Muſik betrifft, ſo kommt mir der ſo unbehülflich, ſo ſteif und ſtarr vor, daß es mich dünkt, der Meiſter herrſche keinesweges nach freyer Willkür in dem wunderbaren Reiche der Harmonie. Nur zu deutlich entdeckt man überall das beynahe ängſtliche Streben nach dem frappanteſten Effect: aber ſchon durch das ſichtliche Hervortreten jenes Strebens wird dieſer vernichtet. Spontini's Uebergänge ſind beynahe immer gewaltſam, oder vielmehr nicht Uebergänge zu nennen. Erſt ein peinliches Hin- und Herwogen in Tonica und Dominante, dann plötzlich Fall und Sturz in die entfernteſte Tonart, die in der Muſik immer die zunächſtliegende iſt. Raſtlos wird der Zuhörer hin- und hergeſtoßen, und kein Moment der Handlung kann ihn wahrhaft ergreifen. — Wer iſt nicht überzeugt, daß in dem Reichthum der Inſtrumente, in ihrem Zuſammenwirken, ein mächtiger, unwiderſtehlicher Zauber liegt, und daß keiner Gattung der Muſik der Schmuck jenes glänzenden Reichthums beſſer anſteht, als eben der tragiſchen Heldenoper! Dieß bewog ja den unſterblichen Gluck, dem Orcheſter Inſtrumente hinzuzufügen, die man damals im Theater noch nie gehört hatte. Aber eben dieſes Meiſters Muſik beweiſet auch, daß die ſtärkere Inſtrumentirung nur dann zu wirken vermag, wenn ſie die wahrhaft energiſche, innere harmoniſche Structur kräftiger heraushebt, und wenn aus den tiefſten Motiven der Handlung ſelbſt auch der Gebrauch der verſchiedenen Inſtrumente nach ihrem individuellen Charakter hervorgeht. So iſt es alſo nicht die vermehrte Stärke des Tons, ohne weitere Beziehung, ſondern das mächtigere Ertönen des kräftigen, feſten, harmoniſchen Ganges, den keine ſeltſamen Sprünge unterbrechen, welches den Zuhörer erſchüttert. Aber nur auf den ſtarken Ton ſcheint es Spontini abzuſehen; denn beynahe immerwährend ertönen ſämmtliche gewöhnliche Blasinſtrumente, und noch überdem Poſaunen, kleine Flöten, Triangel und Becken, bis zur Betäubung des Ohrs. Ueberall, wo nur irgend ein erhöhter Ausdruck des Moments denkbar, ſtrömen alle äußere Mittel zuſammen, und ſo wird jeder Klimax unmöglich. Das Undeutliche, ja Verwirrte und Verwirrende mancher Sätze ſpontiniſcher Muſik liegt in den mir zu oft wiederkehrenden rhythmiſchen Rückungen, ſo wie auch großentheils in den ſeltſamen, aus hundert diſſonirenden Noten und Nötchen beſtehenden Figuren, womit die Violinen gequält werden. Zumal im großen Hauſe hört man oft ein übelklingendes Schwirren, in dem ſich die Grundharmonie verliert. — Endlich ſucht der Meiſter durch die Wahl ungewöhnlicher Tonarten, in denen er ganze Sätze ſchreibt, auch den ungewöhnlichen Effect hervorzubringen. Verwerflich mag ich das nicht nennen, aber mißlich bleibt es, den Ausdruck des Moments darauf zu ſtellen, ſchon der bewährten praktiſchen Erfahrung wegen, daß in fremden Tonarten, Cis dur, Fis dur, Des moll etc. die Bläſer ohne ihre Schuld diſtoniren und von vier und zwanzig Violinen vielleicht ſechs bis acht nicht alles rein greifen.

Nach allem dieſem ſcheint es mir, daß es der ſpontiniſchen Muſik gänzlich an innerer Wahrheit mangle, und daß hieraus es ſich dann von ſelbſt erkläre, warum ſie nicht tief in das Gemüth des Zuhörers eindringen könne. Glaube aber ja nicht, daß, ſo ungünſtig Dir mein Urtheil über den Cortez erſcheinen mag, ich dem Meiſter Genie und Talent abſpreche: vielmehr halte ich ihn für viel beſſer, als er ſich bis jetzt gezeigt hat. Selbſt im Cortez giebt es oftmals Anklänge, (vorzüglich im zweyten Act), die, wie aus einem fremden Gebiet herübergekommen, auf die eigentliche Heimath des Meiſters deuten, die er mir hartnäckig verleugnet. Hier und da (wie z. B. in einem Terzett des zweyten Acts) ſchimmert gefügiger, ja italieniſchfließender Geſang durch; aber er wird gleich gewaltſam zerriſſen. Sollte Spontini's Genius nicht ganz etwas Anderes ſchaffen können, das, wär' es vielleicht auch nicht tragiſch groß zu nennen, ſchon darum viel beſſer ſeyn möchte, weil es wahrhaft aus ſeinem Innern hervorgegangen wäre, und ſo, zum Leben erglüht, auch den Funken in die Bruſt des Zuhörers werfen würde, ſtatt daß jetzt eine Oper, wie Cortez, trotz alles Aufwandes aller Mittel, Gluth und Leben hineinzubringen, todt und ſtarr bleibt? Sollte die Umgebung, die Bühne, für welche er zunächſt ſchrieb, nicht auf den Meiſter gewirkt haben? Dieſe trunkne Nüchternheit, dieſe kalte Gluth, dieſer klangloſe Lärm, wie er leider in ſo vieler moderner Muſik jetzt zu finden, ging ja von dort aus! Poſaunenklänge, dumpfe Schläge der großen Trommel, öfteres Gequieke der kleinen Flöte, und vor allen Dingen — Tänze, Tänze und wieder Tänze: was bedarf es mehr, um zu locken, damit ſie glauben ſollen? und ſie glauben wirklich! —

Was äußerer Pomp, was ſinnige Anordnung der Scenerie vermag, um die innere Dürftigkeit zu verſtecken, war hier geſchehen, trotz jener Bühne, von der ich vorhin ſprach. Du weißt, daß ſchöne Decorationen und geſchmackvolle Anzüge mich auch recht ſehr intereſſiren, und ſo gab ich mich gern, mir nur einige Taubheit wünſchend, der Augenluſt hin, und ſah die bunten Mexikaner und ihre noch bunteren Weiber in den wunderlichen, phantaſtiſchen Säulenhallen gar munter herumhüpfen und ſpringen. — Eine ſolche, in ſich zerriſſene Muſik, wie die des Cortez, iſt, wie Du mir zugeben wirſt, für die Sänger und für das Orcheſter eine nur zu ſchwere Aufgabe: aber die Präciſion, der ganze Schwung der Darſtellung bewies eben ſo den ſeltenen Fleiß, mit dem die Muſik einſtudirt worden, als der Umſtand, daß deſſenungeachtet mancher kleine Fehler vorfiel, lediglich den unnöthig herbeygeführten Schwierigkeiten, keinesweges aber dem Orcheſter zuzuſchreiben war. — Mit der Sängerin, die die Hauptrolle übernommen, würde Spontini, in deſſen Adern doch italieniſches Blut fließt, keineswegs zufrieden geweſen ſeyn. Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſe Frau viel natürliche Anlagen und eine ziemlich tonreiche Stimme hat: dagegen glaube ich aber, daß es ihr ganz an einer deutlichen Idee fehlt, was ſingen heißt, ſonſt würde ſie, eben bey jenen guten Anlagen, mit aller Mühe, mit aller ihr inwohnenden Kraft darnach trachten, wirklich zu ſingen aus der Bruſt, und nicht aus zuſammengedrückter Kehle zu ächzen und zu lamentiren, welches vielleicht für Ausdruck gelten ſoll. Ganz unausſtehlich iſt vorzüglich in mehrſtimmigen Sachen das beſtändige Hinauf- und Hinunterziehen der Töne, welches die Italiener cercar la nota nennen, und welches nur zu oft in ein ſchmerzliches Heulen ausartet. Dagegen wurden die anderen Partien, vorzüglich der Cortez, ſehr brav geſungen, und ich habe Dir, mein theurer Freund, das alles ſo ausführlich geſagt, damit Du, kommſt Du wirklich nach B., wie Du es willens biſt, ja nicht ſäumen mögeſt, ſofort nach dem

Opernhauſe zu wandeln, wenn Cortez angekündigt iſt. Höchſt merkwürdig in vieler Hinſicht bleibt die Darſtellung, und auch höchſt erfreulich mag ſie ſeyn, wenn man noch ſo kindlichen, unbefangnen Sinnes iſt, wie eine hübſche junge Frau, die hinter mir im Parket ſaß, und beynahe aufgejauchzt hätte vor Freude, als der mexikaniſche Götze in dem Tempel umgeſtürzt wurde. Sie hielt das nämlich für eine ſinnreiche Anſpielung auf den Sturz der Statue Napoleons in Paris, wie das bekanntlich erzählt wurde etc.

106.

Der Dey von Elba in Paris.

Sendſchreiben des Thürmers in der Hauptſtadt an ſeinen Vetter Andres.

[Februar 1815.]

Die Stadt frühſtückte. Aus ihrem tiefen Grunde ſtieg allerlei häßlicher, ſchmutzig grauer Dampf zu mir herauf. Als der zuſammengeballt ſich nun über meinen Thurmknopf hinweg zu dem leichten goldnen Morgengewölk geſellte, als ſey er ſeinesgleichen, da konnte ich ſehen wie das Volk unter mir in den Straßen ſich ſchwirrend drängte und trieb. Die Zeitungsbuben quikten und kreiſchten, als trügen ſie was wunderbarliches zu Markte. „Neues Extrablatt, neues Extrablatt!“ vernahm ich deutlich, das übrige behielt der Wind für ſich, ohne es mir herauf zu tragen. „Lene“, rief ich, und ließ den Strick, den ich ſchon zum Sturmläuten erfaßt, wieder fahren, „Lene, daß ſie mir gut Acht giebt, wenn es wo brennen ſollte, und die Schläge richtig abzählt! — Reiche ſie mir meinen Ueberrock und meine Sammtmütze.“ Lene that es. Du weißt, lieber Vetter Andres, daß man der Magd, die fünfundzwanzig Jahre in Nothfällen den Thürmerdienſt verſehen, ſo etwas wohl vertrauen kann, getroſt ſtieg ich daher herab von meiner Höhe. Als ich nun auf die Straße hinausſchritt, da ſtürzte mir gleich der Gevatter entgegen und rief keuchend: „Wiſſen Sie es? — wiſſen Sie es bereits? — Er iſt in Paris eingezogen — ungehindert!“ — Wer denn? wer? frug ich ganz erſtaunt. — „J mein Gott, Napoleon — Buonaparte — der Dey von Elba!“ — So ſchrie der Gevatter und rannte von dannen. Du kannſt glauben, lieber Andres, daß mir bei dieſer Nachricht ganz beſonders zu Muthe wurde, ich kann es gar nicht ſagen, welch' eigne Gedanken mich durchkreuzten. Damahls als ich Buonaparte's Flucht von Elba erfuhr, beneidete ich zuerſt meine Kollegen an den Küſten, die den entfeſſelten Drachen, wie er mit ſeinen Seegeln, gleich aufgeſpreizten Schwingen, übers Meer fuhr, in weiter Ferne erſpähten. Ich weiß es, meine Kollegen konnten ſich gar nicht täuſchen, denn, kräuſelten ſich ſonſt die Wellen freundlich um Albions leicht beflaggte Gallionen, ſo fuhren ſie jetzt zornig brauſend auseinander, als der entfliehende Feind tiefe ſchwarze Wunden in der Mutter Bruſt einfurchte. Das ſahen die klugen Kollegen und erkannten den Drachen und ſeine Brut die ihm folgte; — kleine gefräßige Thiere, Mückenfänger für des Drachen leckres Maul, die er, nachdem er die Beute genoſſen, am Ende ſelbſt verſpeiſet. Ach Andres! — die Kollegen hatten große Freude, weil es nun wieder einmahl nicht das alltägliche, vielmehr etwas beſonderes war, was ſie auf der Höhe erlugten, und wie geht es denn nun mit uns Allen? — Ueberall regt und bewegt es ſich im Volke. — Das Unerwartete, das Auſſerordentliche iſt geſchehen! Wahrhaftig, die große verhängnißvolle Zeit, die mit furchtbaren, zerſchmetternden Donnerſchlägen vorüberging, hat uns ſo robuſt gemacht, daß wir den Kryſtall des milden Morgenthaus nicht mehr achten, weil er nur funkelt und nicht brennt, nicht tödtet wie der herabfahrende Blitz. Dieſe Zeit hegt nicht allein den uns angebornen Sinn fürs Wunderbare, unſere Gier nach unerwarteten Ereigniſſen — nein, — ſie that mehr; ſie überflügelte mit dem Ungeheuren, was ſie geſchehen ließ, unſre kühnſte Einbildungskraft, ſie hob uns gewaltſam empor und, gewöhnt an die ſchwindelnde Höhe, glauben wir nun ſchon zu ſinken, wenn wir nicht immer und immer aufſteigen. —

Der Dämon entſprang aus dem Kreiſe in den ihn zu bannen endlich gelungen war, und mit dieſer That ſchlug er an die ehernen Pforten ſeines finſtern, entſetzlichen Reichs an, daß die Höllengeiſter aus der Ohnmacht erwachen und ihre blutige Krallen ausſtrecken ſollen, nach allem Wahren, Rechten, Heiligen! — Das Spiel dunkler Mächte um Leben und Freiheit ſoll wieder beginnen, jenes grauſe Spiel, in dem innerer Kraft Hohn geſprochen wird und nur ein glücklicher Wurf gilt, der uns vom Verderben rettet. — Aber ſolche ernſte finſtre Gedanken ſprachen doch gewiß nicht aus all den Geſichtern, die mir heute begegneten, und ich weiß ſelbſt auch nicht, wie ich darauf gekommen bin, da ein beſonderer heiterer Lebensmuth leuchtend in mir aufgegangen war, als ich meinen Thurm heraufſtieg. Wollte Gott, lieber Andres, Du hätteſt geſtern, vom höhern Geiſte angeregt, den genialen Gedanken gefaßt, Stiefeln anzuziehen, und zu mir her zu wandeln. Recht geſehnt habe ich mich nach Dir, als ich ſo einſam auf den Straßen umherlief, denn ich weiß, Du würdeſt die bunten tollen Erſcheinungen die das emporgeſtiegene Geſpenſt hervorgelockt, mit manchem klugen Wort begrüßt haben. Ich für mein Theil blieb ganz ſtille, und verſchloß alles in der innerſten Bruſt: aber Nachts darauf, lieber Andres, Nachts darauf, als ich auf der Gallerie meines Thurmes ſtand, da trat es auf mich ein, wie ein ſeltſames feeiſches Abentheuer, und ich weiß in der That nicht, wie ich Dir das ſo recht erzählen ſoll, damit Du nicht alles für eine von den Einbildungen halten mögeſt, von denen ich, wie Du behaupteſt, oft befangen werde, ſeitdem ich Thürmer worden. — In dem dumpfen Sauſen des Nordwindes hört' ich über mir tauſend heulende Stimmen, es hallte aus der Ferne daher wie das Toben, wie das entſetzliche Mordgeſchrei wilder Schlacht. Aus den finſtern Wolken fuhren blinkende Heerhaufen heraus, anſtürmend gegen den Mond, der wie eine Gottesſtadt mit leuchtenden Zinnen feſt und unbezwinglich ins blaue Himmelsmeer gebaut da ſtand. In wildem Getümmel kehren ſich Schwerter, Lanzen, gegen einander; Reiterſchaaren ſtürzen vernichtet in den Abgrund; überall Tod und Verderben! — Ach, Andres! all die grauſigen Bilder der vergangenen Kriegesjahre gingen lebendig vor mir auf. Ich glaubte in den wunderſamen Gebilden der Wolken über mir, tiefſinnige Zeichen der verſchloſſenen Zukunft zu erblicken. Ein kalter Todesſchauer glitt durch mein Inneres und ſchnell wandte ich den Blick hinab auf die Stadt unter mir. Mein Thurm warf einen langen ſchwarzen Rieſenſchatten über den Markt und über die Häuſer, indem heller die Lichter aus den Fenſtern herausleuchteten. Unerachtet Mitternacht ſchon längſt vorüber, ging es doch noch überall luſtig her, ich hörte deutlich Gläſer erklingen und das verworrene Getöſe des lauten Geſprächs. Wohl konnte ich denken, daß der der Rache entflohene Feind im Munde Aller war, gar zu gern hätte ich in die Häuſer hineinſchauen und alles was geſprochen wurde deutlich vernehmen mögen. Beleſenen Leuten, wie ich einer bin, fällt gleich alles am rechten Fleck ein; das weißt Du, lieber Andres! glaublich iſt es Dir alſo, daß ich gleich an Le Sage's hinkenden Teufel dachte, der das Problem des Hineinſchauens in die Häuſer dadurch geſchickt zu löſen wußte, daß er die Dächer der Häuſer abhob. Hei! rief ich, wie müßt' es herrlich ſeyn, wenn Freund Asmodi Hinkebein mir ein wenig die Dächer da wie einſcharnirte Doſendeckel aufklappen wollte! „Das können Sie haben, werther Thürmer,“ ſchnarrte es neben mir. Es hatte ſich längſt neben meinem linken Arm ſo glänzend hinüber gelegt, ich hielt das für einen Mondſtrahl, als ich aber jetzt nach der Stimme ſeitwärts hinblickte, ſah ich wohl, daß das kein Mondſtrahl, ſondern ein kleines, curioſes, ganz gelb gekleidetes Männlein war, das mit ſpitzer, röthlich funkelnder Naſe nur gerade übers Geländer der Gallerie reichte und mich mit freundlich blinkenden Augen anlächelte. „Prenez, Beſter,“ rief er, indem er mir einen ſauberen Dollond hinhielt. — Ich weiß nicht, ob Du, lieber Andres, ſchon jemahls mit ſolchem wunderlichen Gefährten auf der Gallerie eines Thurmes geſtanden haſt, und Dich daher ſo ganz in meine Lage zu verſetzen vermagſt; vorſtellen wirſt Du Dir aber wohl, daß mir es ordentlich was weniges zu fröſteln anfing.

Der Kleine nickte mir indeſſen mit ſolch komiſcher Gutmüthigkeit zu, daß ich alles ängſtliche Mißtrauen fahren ließ, den mir dargebotenen Dollond ergriff, und ihn ſogleich auf ein hell erleuchtetes Kaffeehaus richtete, aus dem ein lautes Geſpräch zu mir heraufſchallte. Ich kann Dir gar nicht ſagen, lieber Andres, wie herrlich das Perſpektiv war, ich ſchaute nicht allein durch die Mauern hindurch, als wären ſie von reinem Kryſtall, in die Häuſer hinein, ſondern ich verſtand auch jedes Wort, als ſäße ich mitten in der Geſellſchaft. „Nun werden die Zeitungen wieder intereſſant,“ ſprach ein kleiner dicker Mann, indem er, höchſt zufrieden lächelnd, das neueſte Blatt dem Nachbar hinreichte, der es mit begierigen Augen verzehrte. Noch ein Anderer ſchien mit Ungeduld darauf zu warten, indem er ausrief: „Ja, ja, ja! nun giebt es wieder was ordentliches zu leſen.“ Während der eine nun das Zeitungsblatt in ſich hineinarbeitete, ſchauten die beiden andern ſchweigend, und den Taback in großen krauſen Wolken wegblaſend ſich mit zufriedenen freundlichen Blicken an. „Erlauben

Sie, werther Thürmer," ſprach Freund Mondſtrahl, „erlauben Sie, daß während Sie ſich mit Schauen beluſtigen, ich, als ein ſachverſtändiger Cicerone, jedes Bild erkläre und erläutere auf das Sie Ihren Dollond gerichtet. Die drei Herren, welche dort das Zeitungsblatt ſo gierig einſchlucken und über den Dey von Elba ſo höchlich erfreut ſind, gehören zu dem ſonderbaren Geſchlecht der geiſtesarmen Müßlinge, die jede Neuigkeit auffangen wie einen bunten Strahl, der wenigſtens auf den Augenblick ihr trübes, erdfahles Leben erleuchtet. Sonſt waren ſie mit dem Türkenkriege, mit einem Erdbeben, mit einer Feuersbrunſt, mit dem gelben Fieber, wohl gar mit einer merkwürdigen Feſtivität oder Hinrichtung zufrieden, jetzt ſind ſie aber verwöhnt worden durch die Zeit, die oft mehr geſchehen ließ, als ihr blödes Auge erfaſſen konnte, aber ſie ergötzten ſich doch, wenn immer wunderbarer die verhängnißvollen Ereigniſſe ſich drängten. Die Feierlichkeiten des Kongreſſes wurden ihnen langweilig, einigen tollen Tumult verlangten ſie dringend, und haſchten daher begierig in den Nachrichten jeden Moment auf, der wohl darauf hindeuten könnte. Jetzt hat der Dey von Elba dafür geſorgt. Ob Noth und Elend ſich in der Welt verbreitet, das iſt ihnen höchſt gleichgültig, ſo lange ihr theures Selbſt unangetaſtet bleibt. Sie müſſen nehmlich wiſſen, liebſter Thürmer, daß dieſe Neuigkeitshungrigen, müßigleeren Gemüther die ärgſten Schlinge ſind, die es nur geben kann. — Doch Sie wenden den Dollond ab!" — Ich that das wirklich, denn ich empfand, indem ich die Zeitungsleſer noch einmahl ſcharf ins Auge faßte, in der That einigen Abſcheu und Ekel. Bald traf mein Perſpektiv eine andere Geſellſchaft, in der es ſehr laut herging. „So eben", rief mein kleiner Freund, „erblicken Sie, Werther, die höhere Potenz jener Müßlinge, nehmlich wirkliche Politiker. Was kann ich aber da viel erläutern, da Sie doch wahrſcheinlich den politiſchen Zinngießer auf dem Theater geſehen haben. Bemerken Sie wie jener, der ſo eben geſprochen hat und nur von dem Tumultuanten, der plötzlich aus der Ecke heraus die grimmigſten Hypotheſen losknallte, übertäubt wurde, ſo ganz überaus ſchlau ſeinen Nachbar anlächelt. Dieſer Schlaueſte aller Schlauen hat alles längſt voraus geſehen, ſeinem Blick werden die geheimen Fäden offenbar, die ſich durch die ganze Welt ziehen. Er weiß Alles und noch etwas mehr. Daher kommt es, daß ihm nichts rein als das was es iſt erſcheint, ſondern immer erſchaut er anderes, was Allen verborgen geblieben. Dabei iſt er natürlich mit jedem, was von Staats wegen geſchieht, höchſt unzufrieden, er kann es gar nicht begreifen, daß keinem der an der Spitze ſteht, ſein hohes Ingenium einwohnt; daß kein Auge, dem ſeinigen an Kraft gleich, eben jene Fäden zu erblicken vermag. In der Geſellſchaft die Sie ſo eben beſchauen, lieber Thürmer, finden Sie mancherlei Abarten der politiſchen Sucht. Jener Mann, der mit ſeltſamen Meinungen und fabelhaften Combinationen die Andern verblüfft und in gewiſſer Art den Präſidentenſtuhl einnimmt, iſt von zwei einander ganz entgegengeſetzten Charakteren eingefaßt, wie Sie es auch ſchon aus den ganz verſchiedenen Mienen beider erſehen können, da der eine ganz froh lächelt, der andere aber ein ſeltſames tiefſinniges Geſicht ſchneidet. Der Frohe iſt ein gutes Gemüth, aus jeder Begebenheit ſpintiſirt er lauter unerwartet Glückliches heraus. Er übertreibt das nun freilich, das Bittere der Täuſchung trifft ihn jedoch nur ſelbſt. Der andere iſt ein trüber, häßlicher, Unglücksvogel. Er hat bereits ein Paar Karrikaturen auf den Feind, die ihm zufällig zugekommen waren, da er dergleichen niemals kauft, heimlich verbrannt und Gold eingewechſelt. Der Feind iſt los, das iſt genug, nun ſchon überall, ſelbſt im entfernten Vaterlande, Krieg und Elend und Noth zu wittern. Er glaubt, die fremden Soldaten die dort draußen erſchlagen und eingeackert ſind, werden, geweckt von dem Klange der zerſprungenen Kette ihres Hauptmanns, wieder aufſtehen und Morgen luſtig mit dem Quickmarſch einziehen. Er iſt überzeugt, daß“ — Ach, unterbrach ich den Kleinen, ich mag dieſen Unglücksvogel nicht länger anſchauen. — „Wollen Sie aber,“ fiel der Kleine ein, „noch ſchnell einen Blick auf jenen beſondern Mann werfen, der ſo eben mit ängſtlich fragender Miene hineintritt? — Dies iſt einer von den kränkelnden Charakterloſen, die auf dem wogenden Meere der politiſchen Welt von jedem Lüftchen hin und her getrieben werden. Er hofft, er verzweifelt, er iſt beruhigt, erſchrocken, voller Freude, voller Angſt, er jubelt, er heult, alles in wenigen Momenten. Eigentlich iſt es auch nur ſein zartes Selbſt, das er immer gefährdet glaubt, ſonſt könnte es gehen wie es wollte! — Sehen Sie doch ferner jene dunkeln Geſtalten in der Ecke, die ſo bitter, ſo ſchadenfroh lächeln! Das ſind“ — Nein! nein! nein! rief ich ſchnell, indem ich den Dollond abſetzte, dieſe mag ich nicht ſchauen, nicht ausſprechen den verfluchten Höllennahmen der ſie bezeichnet, dieſe Teufel — Hier zwickte mich der Kleine am Arm, indem er ſchnarrte: „Ey, liebſter Thürmer, ich hoffe Sie brauchen dies Wort nur als rhetoriſche Figur! — Jene ſchwarzen Geiſter dort, erkenne ich durchaus nicht für ſolche an, die mit gutmüthigen, nur etwas ſchalkhaften Leuten meines Standes“ — Andres! mir lief es eiskalt über den Rücken, ich hörte gar nicht, was der Kleine weiter ſprach, ſondern richtete meinen Dolland auf einen hell erleuchteten Saal, in dem ſich eine große Geſellſchaft erluſtigte. Ich erblickte junge Offiziere mit Ordenskreuzen geſchmückt, bürgerlich Gekleidete, auf deren Bruſt jenes aus feindlichem Geſchütz geprägte Ehrenzeichen prangte, an dem ſich alle, die den großen Kampf um Vaterland und Freiheit kämpften, wie an einem Wahlſpruch erkennen. Die Jünglinge ließen hell die Gläſer erklingen und jubelten hoch auf. — Eingehegt lag das Unthier, dem man die beißigen Zähne ausgeſtoßen. — Gönnt dem Ohnmächtigen das öde Lager, hieß es, da ſchlichen die Jäger trübe und unmuthig umher. „Nicht zu Tode gehezt? Kein Streich hat das Unthier tödt„lich getroffen? Kein Jagen mehr in wilder Fröhlichkeit? Traut „ihm nicht, traut ihm nicht! es lauſcht und lauert im Gehege. — Da „ſpringt es heraus mit erneuerter Schnellkraft, und ſteht im Walde „zähnbläkend den Jägern gegenüber! — Friſch auf! friſch auf! — „Neue Jagdluſt! — Huſſah! los auf das Unthier! durch Wald und „Kluft — treft es zum blutigen Tode!“ —

Im Zimmer neben an ſaßen ältere Männer. Auch hier gab es Uniformen und bürgerliche Kleider mit Orden und Ehrenzeichen „Hören Sie, ſagte ein bejahrter Mann zu ſeinem Nachbar, einen Offizier höheren Ranges: „hören Sie wie die jungen Leute jubeln, ohne zu bedenken wie viel uns die feindſeelige Criſis, die wieder aufs neue eingetreten, koſten kann. Sie freuen ſich nur auf den Kampf, in dem ſich freilich die innere Kraft, der jugendliche Lebensmuth friſcher regt und ſchüttelt.“ Die elektriſche Wirkung von Buonaparte’s gut berechneter, mit Blitzesſchnelle ausgeführter That, erwiederte der Offizier, iſt nicht zu verkennen. Der Jubel jener Jünglinge iſt die reine Freude darüber, daß der letzte Akt des großen Schauſpiels, in das ſie handelnd eingriffen, nun wirklich aufgeführt werden ſoll. „Ich glaube Sie ganz zu verſtehen, Herr Obriſter,“ ſagte der alte Mann

Daß Sie wiſſen, was ich meine, nahm der Obriſte wieder das Wort, davon bin ich überzeugt, denn auch Sie haben gewiß gefühlt, daß jene große Kataſtrophe nur mit des heilloſen Tyrannen gänzlicher Vernichtung enden dürfte. Woher kam denn die Verſtimmung, die uns alle niederdrückte, als der Tyrann beſiegt war und ſeine Hauptſtadt uns willig ihre Thore geöffnet hatte? Woher kam ſie anders, als daß wir damahls die großen entſcheidenden Ereigniſſe vermißten, die wir als Schlußſcene des ungeheuren Kampfſpiels erwartet hatten. Wir fühlten damahls deutlich, daß noch nicht alles geſchehen war. Der Weltgeiſt belehrt uns jetzt, daß das, was wir für den unbefriedigenden Schluß der verhängnißvollen Periode zu halten geneigt waren, nur als kurzes Zwiſchenſpiel galt, in das jene Mäßigung der Sieger, die manchen bittern Tadel erregte, gerade hineinpaßte. Vielleicht werden wir wiederum auf dieſe oder jene Art in den Strudel hineingeriſſen, den der argliſtige Feind ſo bald er ſich ſeiner nächſten Umgebungen ganz verſichert hat, gewiß erregen wird. Aber hoch geht mir das Herz auf in froher Hoffnung, denn, mag es nun kommen wie es will, immer herrlicher wird der Geiſt des frommen treuen Heldenmuths ſich offenbaren, der von Uns ausging, die deutſchen Völker um uns her entzündend. Immer mehr wird man erkennen was wir thaten und thun, und heller des Vaterlandes Glorie ſtrahlen! — „Wie ſehr ſtimme ich Ihnen bei“, nahm ein Anderer, der dem Obriſten gegenüber ſaß, das Wort. „Wie ſehr ſtimme ich Ihnen bei! — Noch ſteht es dahin, ob der Feind, bei allem anſcheinenden Glück, doch nicht, auf dieſe oder jene Weiſe in ſeinen Unternehmungen plötzlich gehemmt, untergehen wird. Geſchieht das, ſo geſtehe ich, daß es mir ſo vorkommt als ſey des Feindes unerwartete Erſcheinung nothwendig geweſen, um gewiſſe Räder der politiſchen Maſchinen, die zu ſtocken ſchienen, in raſcheren Gang zu bringen. Gelingt es aber dem Feinde aufs Neue, alles in Gährung zu ſetzen, ſo iſt mir das ein Beweis, daß noch ſtarke Erſchütterungen nöthig ſind, ehe die goldnen Früchte keimen und ſich prangend erheben können in den reinen Aether. Ueberhaupt iſt mir dieſer Buonaparte immer das ſichtbare ſchneidende Schwert der dunkeln geheimnißvollen Macht geweſen. Immer nur Werkzeug, nie Meiſter. Niemahls habe ich in die ſchwindelichte Bewunderung gerathen können, die, als er ſich aufzuſchwingen begann, alle Welt ergriffen hatte. In Allem was er unternahm, offenbarte ſich mir zu dem anſcheinend Großen eine ſeltſame Beimiſchung, die die Hauptfarbe der That in andere Farben ſchillern ließ, und den Eindruck zweideutig machte. Seine gigantiſchen Unternehmungen hatten etwas groteſkes. Verlangen Sie nicht, daß ich das näher erläutern ſoll, aber Buonaparte iſt mir oft vorgekommen wie ein umgekehrter Don Quixote und zwar in dem fortgeſetzten Moment, wie er vor dem Käfig des Löwen ſteht und ihn herausfordert." Wie viele, ſagte der Alte, laſſen ſich aber noch jetzt von Buonaparte's genialer Größe gar nichts abdingen. „Das iſt natürlich", antwortete der, der vorher geſprochen. „Das große dämoniſche Prinzip Buonaparte's iſt, daß alle Menſchen entweder Schwächlinge oder Böſewichter ſind, die mit Füßen getreten werden müſſen auf dieſe oder jene Weiſe. Er hat die Kunſt des Verblüffens in ein Syſtem gebracht und damit alles gethan; ſo wie er auf vereinten kräftigen Muth, auf wahrhafte Treue ſtieß, verfing er ſich in ſeinen eigenen Schlingen. Aber jene Schwächlinge, jene elenden maulſperrenden Bewunderer der falſchen Größe, die nicht aufhören können wie Kaliban mit ſeinen trunknen Geſellen, nach dem Flittergold das auf der Schnur hängt zu laufen, und ſollten ſie darüber in den ſtinkenden Sumpf gerathen, die können ſich noch immer nicht von dem Erſtaunen erholen, in das ſie des argliſtigen Abentheurers waghalſige Gewaltſtreiche verſetzten. Auf manchem Geſichte iſt es jetzt wieder deutlich zu leſen: Ha! wie klug! wie kühn! wie wundervoll! Der Bettler, der den Schatz der ihm zu theil wurde auf eine Karte ſetzt, erregt Erſtaunen, aber was kann ihm Schlimmeres begegnen, als daß er, ſchlägt die Karte um, auf ſein Strohlager, in den gewohnten Zuſtand zurückkehrt. Der wahrhaft Reiche, von Jugend auf gewohnt des Lebens Güter zu genießen, wagt kaum ſolchen Wurf, denn er verliert, da jener nur gewinnen kann. Alles gleißende Gold mit dem Buonaparte ſich äußerlich zu ſchmücken verſteht, kann ſein inneres moraliſches Bettlerthum nicht überſtrahlen. In ſeiner Bruſt wohnt kein Vertrauen, kein Glaube, keine ritterliche Ehre — und doch —" Ich weiß, fiel ihm der Obriſte ins Wort: ich weiß was Sie ſagen wollen! — Können Sie es glauben, daß heute noch Jemand mir ins Geſicht behauptete, Buonaparte ſey nie geſchlagen worden? Können Sie es glauben, daß man von ſeiner alles niederſchmetternden

Strategie ſprach; daß man in dem Augenblick die auffallendſten Begebenheiten des letzten Krieges vergaß, wo Buonaparte nicht allein durch die bis in die fabelhafte Zeit des Ritterthums gehende Tapferkeit unſerer Truppen, ſondern auch durch ſtrategiſche Kunſt auſſer Faſſung geſetzt und zur Flucht gezwungen wurde? Was ſoll man denn nun ſagen? — „Es ſind eigentlich,“ nahm der Vorige wieder das Wort, „bemitleidenswerthe Menſchen, denn neben ihrer hohen Bewunderung ſtehen ſie eine minorenne Angſt aus, die ſie nicht wenig peinigt. Noch ekelhafter ſind mir aber die unluſtigen kränkelnden Gemüther, die an allem Guten zu mäkeln und zu tadeln haben, die ſo lange wählen und wählen, bis ſie die Stelle finden, wo ſie das in ihrem Inneren reif gegohrne Gift aushauchen können.“ — In dieſem Augenblick trat durch die geöffneten Flügelthüren ein hoher, ſchöner Heldenjüngling mit dem gefüllten Pokal in der Hand hinein, und rief: Ihr tapfern, muthigen Ritter des eiſernen Kreuzes, laßt hoch leben den Königlichen Heerführer! — Vaterland und Freiheit! — Ein ehrwürdiger, mit vielen Orden geſchmückter Greis hatte bis jetzt nicht geſprochen, ſondern bald dem Geſpräch zugehört, bald war er kräftigen jugendlichen Schrittes bis an des Saales Thüre gegangen und hatte mit funkelnden Blicken die jubelnden Jünglinge angeſchaut; der ſtand jetzt auf und ſprach mit feierlicher Stimme: Wohl ziemt es euch, Ihr Ritter des eiſernen Kreuzes, daß Ihr wie ein auserwählter geprüfter Heerhaufen enger Euern Kreis ſchließt. Euch war es beſchieden, Thaten zu thun: aber wer von Euren Waffenbrüdern hat nicht mit Euch tapfer gekämpft, wer von ihnen hat nicht nach Thaten gedürſtet? — Und auch der Bürger, der nicht mit Euch in Kampf und Schlacht ſtand, hat getreu, wie es nun eben in ſeinem Beruf lag, an dem großen Werk unſerer Befreiung vom ſchmachtvollen ausländiſchen Joche gearbeitet? So ſind wir denn nun Alle durch die engſten Bande verknüpft — ein Volk! Keine Sonderung mehr! — Soldatenſtand, Bürgerſtand; wer kann ſagen wo der eine aufhört und der andere anfängt? — Daher, Ihr Herren Ritter, ſchließt nur Euren Kreis, aber Ihr andern Herren allzumahl umgebt im großen Kreiſe den kleinen Heerhaufen, der das Palladium des Vaterlandes trägt, welches ihr Alle ſammt und ſonders beſchützen und Blut und Leben daran ſetzen werdet, es wider Gewalt und Argliſt zu vertheidigen. Und dann brüderlich Euch umarmend, laßt hoch leben den Königlichen Helden, Vaterland und Freiheit! Alles jauchzte auf in hellem Jubel. Es geſchah wie der alte Heerführer geſprochen. Er trat in die Mitte, im engen Kreiſe um ihn herum hielten ſich die Ritter des eiſernen Kreuzes, und im größeren Kreiſe Bürger und Offiziere, bunt gemiſcht umſchlungen. Die Gläſer erklangen und im Saal erdröhnte es: Hoch, hoch, hoch lebe der Königliche Held! Vaterland und Freiheit! — Da ſchrie ich von meinem Thurm herab: Heil! Heil Euch! Heil uns Allen! — Wir haben eine feſte Burg gebaut; hoch weht das Panier des Vaterlandes, ein Schrecken des argliſtigen Feindes. Wie auch noch die dunkeln Mächte in das Leben treten mögen, mit heiterm Muth, den frommes Vertrauen, feſter Glaube gebohren, werden wir die finſtern Schatten verjagen, und heller, höher auf funkelt des Vaterlandes ſtrahlende Glorie! —

Andres! nie habe ich es herrlicher, recht im Innerſten gefühlt, was es heißt, ſolches erlebt zu haben, wie wir in der letzten Zeit.

Noch muß ich Dir ſagen, daß während ich vom Thurme herab jubelte, mein kleiner Freund Mondſtrahl mit ſammt ſeinem wunderbarlichen Perſpektiv verſchwunden war, ich weiß ſelbſt nicht, wie? Den Dollond hätte ich gern behalten um Dir ein beſonderes Vergnügen zu machen, wenn Du mich auf meinem Thurme beſuchſt, aber, auch ohne das wunderbare Perſpektiv meines kleinen Freundes, wirſt Du es erſchauen können, daß es nur wenige unter uns giebt, die ſich nicht in friſchem, frohen Lebensmuth regen, und recht im Sonnenſtrahl ſtehend, ruhig die fernen dunkeln Wolken aufziehen ſehen. Lebe wohl, lieber Andres!

107.

[Literariſche Fehden.]

[8. Mai 1815.][1]

Mir ſind die literariſchen Fehden in der Seele zuwider, da ſie den Tölpel nicht weiſe, den Proſaiſchen nicht poetiſch machen, und nur dem Publikum ein Schauſpiel geben.

108.

[Gerichts-Thätigkeit.]

[14. Mai 1815.]

Allerley Diebe, Nothzüchtiger, Betrüger pp liegen auf dem grünen Tiſch und warten, daß ich ſie einigermaßen prügle und ins Zuchthaus ſchicke — nebenan Rubrica 11, zänkiſche Naturen, die ſich ſtreiten um ſchnödes Geld, oder gar beleidigt auf einander losfahren, weil einer zum andern ſagte: Sie ſind borſtig! und dieſer meinte: Herr! — ich glaube gar, Sie nennen mich rhetoriſcher Weiſe (Synekdoche) ein Schwein? — worauf jener replizirte: Keineswegs — nur oder ſeulement: Schweinigel!

109.

[Nachricht.]

[11. ten Juli 1815.]

Nach glaubwürdigen franzöſiſchen Privatnachrichten, ſoll es jezt mit Gewißheit ausgemittelt worden ſeyn, daß der erſte Uebelgeſinnte, welcher in der Schlacht von Mont St. Jean das den glorreichen franzöſiſchen Waffen ſo verderbliche: sauve qui peut! gerufen hat, kein Andrer als der Corporal geweſen war, der auch die Leipziger Schlacht, durch zu frühe Sprengung der Brücke, verlieren machte.

110.

[Sänger, Schauſpieler und Publikum.]

[16. Auguſt 1815.]

Nun iſt es endlich unter Sängern und Schauſpielern bekannt worden, daß ein großes Prachtſtück emanirt von uns, und ſie ſtoßen wie gewöhnlich die Köpfe zuſammen. Nachher fährt das Volk auseinander in zwei Parthien, die, welche keine Rollen haben, ſchimpfen, die andern loben! —

[November 1815.]

„Es gibt im Menſchenleben Augenblicke“ und „Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort“, mit Flecks Organ geſprochen, klingt noch zur Stunde in meinen Ohren wieder — — — — — — und waren Sie mit mir nicht immer der Meinung, daß ſelbſt Iffland im Wallenſtein doch eigentlich nur einen abgeſezten königl. preußiſchen KammergerichtsPräſidenten repräſentirte? — — — — So laſſe ich's mir übrigens gefallen. Einmal entſchuldigt der gute Zweck das Unternehmen, das andere Mal die Wahl des Stücks. — — — Was wird es Ihnen aber auch für Mühe gekoſtet haben, den Herren und Damen begreiflich zu machen, daß Herrn von Schiller's Verſe etwas weniges Anderes ſeyen, als Herrn von Kotzebue's ſchmierige Proſa! und wie wird man ſich angeſtellt haben, die Jamben (dieſe Thiere mit einem kurzen und langen Fuß) klein zu kriegen! — — — — — So ein haarbuſchiger LiebhabertheaterGeſell meint die Weisheit mit Löffeln gefreſſen, und, wenn er brüllend herumfährt und erkleckliche Geſichter ſchneidet, Wunder was gethan zu haben, ſelbſt wenn ihm zu einem Redner auch weiter nichts fehlte als das Zäpfchen im Halſe. Das genirt ihn und das Vettern- und BaſenPublikum eben ſo wenig, als der Naſenpolyp einen Andern pp — — — — — — Glauben Sie mir theuerſter Freund, daß all' Ihr Enthuſiasmus, all' Ihre Liebe zur Kunſt, all' Ihr Streben, die Leute für etwas Beſſeres zu bekehren, rein nutzlos iſt, ſie obſtinat in ihrer Miſere beharren pp — — — Drum, Liebſter, das nicht wieder thu'! — Die Pfarrer, Kommerzienräthe, Fähnriche, Sekretärs und Huſarenmajors laſſen ſich die Leute nun einmal durchaus nicht nehmen; ſie meinen heute Anno 1815 immer noch, was Schiller 1797 ſagte:

„Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt.“

111.

Der Sandmann.

[Fortgelaſſne Stellen der erſten Niederſchrift. November 1815.]

[Bd. 5, S. 11, Z. 18 v. o.] . . . die die gefältelte Halsbinde ſchloß. Zur Winterszeit pflegte er ganz weiß zu gehen — ſelbſt Hut, Stock und Uhrband waren von weißer Farbe. Ich glaube, er hätte weiße Schue tragen mögen wäre das nur irgend Sitte geweſen — Noch entſetzlicher war dann ſein häßlich' Geſicht anzuſchauen — Uns Kindern war er dann wie ein ſcheußlicher Schneemann, dem man das Geſicht mit Ziegel gefärbt und Kohlen ſtatt der Augen eingeſetzt.

[Bd. 5 S. 13, Z 9 v. u.] . . . den ich vielleicht nur ſterbend zerreiſſe. — Ich war vierzehn, meine jüngſte Schweſter, der Mutter treu Ebenbild, anmuthig, ſanft und gut wie ſie, ſechs Jahr alt worden, ich liebte ſie ſehr, und ſo geſchah es, daß ich oft mit ihr ſpielte. So ſaß ich einſt mit ihr in unſerer ziemlich einſamen Straße vor der Hausthür, und ließ ihre Puppen mit einander ſprechen, ſo daß ſie in kindiſcher Luſt lachte und jauchzte. Da ſtand mit einem Mahl der verhaßte Coppelius vor uns — Was wollen Sie hier? — Sie haben hier nichts zu ſuchen — Gehen Sie — gleich gehen ſie — So fuhr ich den Menſchen an, und ſtellte mich kampfluſtig vor ihn hin — Ho ho hoho kleine Beſtie — lachte er hämiſch, aber er ſchien nicht ohne Scheu vor meiner kleinen Perſon. Doch ſchnell, ehe ich mir's verſah, ergriff er meine kleine Schweſter — da ſchlug ich ihn nach dem Geſicht — er hatte ſich gebückt — ich traf ihn ſchmerzlich — mit wüthendem Blick fuhr er auf mich loß ich ſchrie Hülfe — Hülfe, des Nachbars Brauers Knecht ſprang in die Thür, Hey hey — hey — der tolle Advokat — der tolle Coppelius — macht euch über ihn her — macht euch über ihn her — ſo rief es und ſtürmte von allen Seiten auf ihn ein — er floh gehezt über die Straße — Aber nicht lange dauerte es, ſo fingen meinem Schweſterlein die Augen an zu ſchmerzen, Geſchwüre, unheilbar ſezten ſich dran — in drey Wochen war ſie blind — drey Wochen darauf vom Nervenſchlag getroffen todt. — „Die hat der teufliſche Sandmann ermordet — Vater — Vater — gieb ihn bey der Obrigkeit an, den verruchten Mörder! — ſo ſchrie ich unaufhörlich. Der Vater ſchalt mich heftig und bewies mir, daß ich was unſinniges behaupte, aber in dem Jammerblicke der troſtloſen Mutter las ich nur zu deutlich, daß dieſelbe Ahnung in ihr wohnte. —

[Bd. 5, S. 40, Z. 12 v. u.] Nun raſte Nathanael herum auf der Gallerie, da rief eine widerwärtige Stimme von unten herauf: Ey Ey — kleine Beſtie — willſt Augen machen lernen — wirf mir Dein Holzpüpchen zu — wirf mir Dein Holzpüpchen zu — es war das klein grau Thürmchen, was Clara geſchaut — aber nicht ein Thürmchen — der Advokat Coppelius ſtand unten am Thurm und ſchaute und rief ſo herauf. — Nathanael erblickte den Coppelius und lachte: ha ha ha

— SköneOnke — Sköne Oke — Kauf ſie Dir ab — Kauf ſie Dir ab — Komm ſchon — Komm ſchon! — Und damit ſprang er über das Geländer! —

112.

Die Abentheuer der Sylveſter-Nacht.

II.

Die Geſellſchaft im Keller.

[Ergänzungen aus dem Urdruck. 1815.]

[Bd. 7, S. 275, Z. 3 v. u.] . . . aus dem ein einſames Licht herausſtrahlte, die luſtige Geſellſchaft hatte ſich entfernt, es war ſtille geworden und ich vernahm deutlich wie Mann und Frau unten mit einander ſprachen:

Die Frau.

Nun ſitzen wir wieder allein und das Leben für die vornehmen Leute da oben geht erſt recht an.

Der Mann.

Mags doch, war es denn nicht heute recht voll bey uns und lauter tüchtige ehrſame Männer?

Die Frau.

O ja! — zehn Menſchen oder eilf, und was haben wir denn verdient? — Aber freylich, wenn man nichts feil hat als Bier, nicht einmahl Rum, den ſie nun einmahl alle trinken wollen. — Oben geht es ſchon anders, da klappert die Thüre immer auf und zu — auf und zu, und lauter hübſche vornehme Herren.

Der Mann.

Geh' mir mit deinen vornehmen Herren und dem ausländiſchen Laden. Mein Manheimer, Fredersdorfer, Neuwalder, Stettiner iſt das beſte weit und breit, und mehr verlangt der Gevatter Kammacher und jeder meiner werthen Gäſte nicht.

Die Frau.

Aber Rum mußt du dir halten und auch Sardellen.

Der Mann.

Gott ſoll mich dafür behüten, das welſche Zeug ſoll nicht in meinen Keller. Einmahl war ich da oben im Laden beym Nachbar Thiermann, der die vielen ſchönen Bilder hat. Bey dem ging es luſtig her in den Zimmern und ein ganz kleines blaßes Männlein trug eine große Schüßel mit ganz kurioſem bunten Zeuge — gelb — roth — blau — grün durcheinander — hinein. Sie nannten das einen italiäniſchen Sallat — Gott verzeih! mir wurde ganz ſchlimm und unheimlich; der kleine Kerl kam mir vor wie ein Däumling mit einem Satansfraß die Leute zu verlocken.

Die Frau.

Wie du auch biſt! — das kommt aber, weil unſer Herr dir zuweilen allerley närriſches Zeug vorſchwazt. — Heute bleibt er wohl aus.

Der Mann.

Ich glaub' es auch — wir wollen nur zu Bette gehn.

Schnell fuhr ich in den Keller hinein. Die Frau ſaß im Lehnſtuhl am Ofen, der Mann ſtand im Nachtwamms und Pantoffeln vor ihr. [Bd. 7, S. 276, Z. 2 v. o.] „Was beliebt" . . . [Band 7, S. 276, Z. 19 v. o.] verhinderte jedoch Beſchädigung, dann kam der Mann hinterher ebenfalls mit zwey brennenden Lichtern. Der Fremde drückte ſich . . .

113.

Kreislers muſikaliſch-poetiſcher Clubb.

[Fortgelaßene Stellen des Erſtdrucks. 1815.]

[Bd. 7, S. 318, Z. 14 v. o.] . . . der Joviale das Wort: es würde dienlich ſeyn, etwas rein luſtiges, luſtiges vorzutragen, das weiter keine Anſprüche macht, als den der darin herrſchenden guten Laune. Iſt es vergönnt, ſo leſe ich den erſten Akt eines fantaſtiſchen Schauſpiels vor, deſſen Plan ich früher mit dem Kreisler beſprochen!" Der treue Freund verſicherte, daß es gewiß Allen lieb ſeyn werde, etwas heiteres zu hören. Er glaubte, daß ſo am beſten Kreislers aufgeregte Stimmung, die noch aus ſeinen Blicken flammte, bekämpft und beſiegt werden könne. — Niemand widerſprach, der Joviale zog ein ſauber geſchriebenes Manuſkript aus der Taſche, und fing, nachdem er was weniges Thee hinabgeſchlürſt hatte, ohne weiteres an:

Prinzeſſin Blandina.

Ein romantiſches Spiel in drei Aufzügen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Vorzimmer der Prinzeſſin Blandina. Sempiternus und Adolar treten von verſchiedenen Seiten auf.

Adolar wundert ſich; **Sempiternus** wundert ſich gleichfalls. — Sie gehen beide wieder ab, woher ſie gekommen. — Pauſe. —

Adolar tritt von neuem auf und wundert ſich noch mehr.

Sempiternus tritt gleichfalls wieder auf und geräth in außerordentliche Verwunderung.

Ausdrucksvolle Pauſe gegenſeitigen Erſtaunens.

Adolar. Kann ich meinen Augen trauen? — iſt es ein Spiel aufgeregter Fantaſie? — iſt es Täuſchung? — iſt es Trug? — Götter!

Sempit. Himmel und Hölle! bin ich ein fantaſtiſcher Narr geworden? ſoll ich an den Teufel glauben und ſo in Unſchicklichkeiten gerathen, die mir fremd worden, nachdem ich was weniges ſtarke Bildung erhalten?

Adolar. Nein, nein! — die Stimme, die Sentiments, die dieſe Stimme vernehmen läßt — **Sempiternus!**

Sempit. Adolar!

Adolar. Du biſt's!

Sempit. Du biſt's!

Beyde (ſtark ſchreiend.) Seeliger Augenblick des Wiederſehns! (Sie ſtürzen ſich in die Arme, laſſen endlich von einander ab und weinen ſehr.)

Sempit (ſchluchzend.) Das iſt zu rührend!

Adolar (ebenfalls heftig ſchluchzend.) Mich — ſtößt — der — Bock — daß — mir — das — Herz — zer — ſprin — gen — möch — te — Au — Au — Au — Au —

Sempit. — Au — — Au — Au Au. —

Adolar (plötzlich ernſt und mit gravitätiſchem Ton.) Jetzt iſt es aber nach gerade Zeit einigermaßen vernünftig zu ſeyn; blind und toll rennt man hinein in die Sentimentalität und vergißt was man ſich ſelbſt und dem Stande ſchuldig, in dem man nun, Gott ſey gedankt, manchen Scheffel Salz gegeſſen. — Ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, werther Monſieur! daß es mir ſehr auffallend iſt, wie Sie hier ſo mit einemmahl ins Vorzimmer der Prinzeſſin hineinplumpen, da man Sie in fernen Landen mit dem Wohl des Staats okkupirt glaubt. Wenn Sie meinem Rathe folgen wollten, ſo gingen Sie gleich wieder zur Hinterthüre heraus und ließen ſich gar nicht ſehen.

Sempit. (ebenfalls ernſt und mit gravitätiſchem Ton.) Verehrter Kammerherr — denn das ſind Sie doch wohl, wie ich's an den goldbeſponnenen Knöpfen vermerke, die Sie dem Hintertheil Ihres Schlafrocks applizirt — alſo! — verehrter Kammerherr! — Sie — Sie ſollten nun gar nicht mehr leben. Schon vor zwey Monaten wollten Sie in's Waſſer ſpringen, Sie liefen wie toll und raſend vor Liebe zur Prinzeſſin Blandina bis dicht an den Rand des Fluſſes, riefen mit ſchrecklicher Stimme: adieu pour jamais, princesse barbare! und kehrten, nachdem Sie die Verzweiflung, nehmlich Ihre eigne werthe Perſon im Waſſer geſchaut, wieder zurück! — Aber ein ehrlicher Mann hält Wort. — Sie können gar nicht mehr prätendiren zu leben; alle Menſchen, die Ihnen begegnen, fragen ganz unmutig: Mein Gott, leben Sie noch? — Darum Beſter! je eher je lieber Kopf über in's Waſſer, das räth Ihnen der wohlwollende Freund!

Adolar (ſich dem Sempit. vertraulich nähernd.) Aber nicht wahr, Herr Bruder? — der Punſch war geſtern Abend herzlich miſerabel?

Sempit. Mordmäßig.

Adolar. Sempiternus! — um des Himmels willen! — Sempiternus!

Sempit. Was iſt dir, Herr Bruder? — du ſiehſt blaß und erſchrocken aus.

Adolar. Still — ſtill! — (leiſe zu Sempit.) Wir ſprechen vom geſtrigen Punſch und verrathen uns auf ſchmählige Weiſe! — Haben wir nicht eben eine herrliche Szene des Wiederſehens nach langer Trennung gegeben? — Wozu ſtehen wir denn hier auf dem Theater? — vielleicht um von ſchlechtem Punſch zu ſchwatzen und ſogleich Alles von Grund aus zu verderben? — Wozu ſtehen wir hier, frage ich nochmals?

Sempit. Du haſt recht, lieber Adolar, wir befanden uns auf dem Wege aus dem Geleiſe zu kommen oder vielmehr, wir verließen den Weg und hüpften in den Dornbuſch — links — rechts — außerhalb dem Geleiſe in den Acker, wo uns jeder Schuft pfändet und uns die Mütze nimmt, daß wir kahlköpfig da ſtehen, wie der Prophet Eliſa und verſpottet werden, ohne daß die Bären uns rächen ſollten, die es mit der Natur halten und ſelbſt haarköpfig einhergehen, nicht einmal den Chapeaubas zierlich unter der Pfote tragend.

Adolar. Ja liebſter Sempiternus, laß uns froh dem Verhängniß folgen, das uns in höhere Regionen ſchiebt, wo kein unedler Punſch von ſchnödem Fuſel eitle Kräfte borgend, trügeriſchen Geiſt durch Nerv' und Adern gießt. Ich fühle mich in ſeltner Begeiſterung meine Rolle fortzuſetzen. Alſo! — Ach — Ach — Ach — Ach — Ach! Sempiternus! — Ach!

Aufs neue blutet dieſe Herzenswunde,
Die kaum verharſcht des Blitzes glüh'nde Pfeile
Hineingeſtrahlt von ihrem Auge trafen.
Und —

Sempit. Still Adolar! — Es ſind mir allerley Gedanken gekommen, nehmlich von vielem Denken und du weißt, wenn man etwas bedenkt, ſo finden ſich die Bedenken von ſelbſt — Steine des Anſtoßes, die von des Regens Befruchtung aus der Erde wachſen. — Alſo! — ſagen Sie mir für's erſte, verehrter Monſieur — wozu ſind wir hier?

Adolar. Mein Gott, zu nichts anderm, als das Stück, das nun eben aufgeführt wird, vorzubereiten; es iſt uns die ſogenannte Expoſition des Ganzen in den Mund gelegt. Wir ſollen durch einige ſchlaue Andeutungen den Zuſchauer gleich medias in res führen, wir ſollen ihm unter den Fuß geben, daß wir Höflinge der Prinzeſſin Blandina ſind, die nächſt außerordentlicher ſinnverwirrender Schönheit nicht ſowohl einen entſchiedenen Abſcheu gegen das männliche Geſchlecht in ſich trägt, als daß ſie von einiger Narrheit ergriffen, ſich höheren überirdiſchen Urſprungs hält und daher ihr Herz jedem Erdenſohn verſchließt — daß ſie von Verbindungen mit den Geiſtern der Luft faſelt und nichts Geringeres erwartet, als ſo ein Ariel werde ſich ſterblich in ſie verliebt, ſeine Unſterblichkeit um ihretwillen aufopfern und die Geſtalt des ſchönſten Jünglings auf Nichtwiedergeben borgend, um ſie buhlen. Es liegt uns ferner ob, ſchrecklich zu lamentiren über dieſen tollen Wahnſinn, der das Land ſchon in Noth und Elend gebracht hat, da glatte lilienweiße Fürſtlein mit rothen Backen, ſo wie Mohrenkönige entſetzlich anzuſchauen, wahre Zierathaffe, von der Prinzeſſin ſchnöde und höhniſch abgewieſen, hunderttauſend Freywerber mit blanken Säbeln und geladenen Kugelbüchſen abſchicken, die mit den Liebesflammen ihrer Gebieter Dörfer und Städte anzündeten, ſo aber auf recht ſinnige Weiſe das Volk zu unwillkührlichen Trauerkantaten zwangen, die an Blandinens Ohr mahnend ſchlagen und den Schmerz verſchmähter Liebe verkünden ſollten. Ich ſelbſt ſoll dir geliebter Sempiternus erzählen, wie meine Geſandtſchaft zu dem Mohrenkönig Kilian und die Ueberreichung des zierlichen Körbchens, das mir die Prinzeſſin mitgab, höchſt miſerabel abgelaufen, indem die ſchwarze Majeſtät ſich nicht entblödete, mit höchſt eigner ſchwerer Hand mich auf eine Art zu züchtigen, die mich, wiewohl ſchmerzhafter Weiſe in die goldene Tage unbefangner Kindheit zurückführte und dann durch's Fenſter zu werfen, wobey ich unfehlbar den Hals gebrochen, wenn das Glück nicht einen Wagen mit Wollſäcken vorbeygeführt hätte, in die ich ſanft und weich hineinplumpte. — Ich ſoll mit Schauer und Entſetzen verkünden, daß Kilian in voller Wuth ſeinen Hirſchfänger und ſeine Hetzpeitſche ergriffen, womit er die Armee von hunderttauſend Mohren kommandirt und bereits im Lager vor der Hauptſtadt ſteht. Das alles, lieber Sempiternus, ſoll ich dir jetzt erzählen, ſo wie du auch recht viel von der Prinzeſſin zu ſchwatzen haſt, damit der Zuſchauer gleich wiſſe, was er an ihr hat — Länge — Breite — Farbe und dergleichen betreffend.

Sempit. Ganz recht, Wertheſter! zu dem Allen ſind wir hier, aber ob wir uns dem was uns zugemuthet fügen können, das iſt die Frage! — Für's erſte, empfinden Sie, lieber Monſieur! einige Verehrung für ſich ſelbſt?

Adolar. O Gott! — unſäglich verehre ich mich, denn aufrichtig geſtanden und Ihre werthen Vollkommenheiten, Ihre angenehmen Talente in allen Ehren, würdigſter College! gefällt mir keiner doch ſo ganz durchgängig als eben ich mir ſelbſt!

Sempit. Da ſehen Sie Verehrter, ein Jeder weiß ſelbſt am beſten was er an ſich hat. — Aber kurz von der Sache zu reden! — Niemand wird zweifeln, daß wir beyde ehrenwerthe Männer ſind und Uns. Und hat man das untergeordnete gemeine Geſchäft übertragen, was in jedem guten Schauſpiel leicht und bequem von dem Geſinde — von den Bedienten beſorgt wird. Dieſe Leute verrathen ganz ſchlau oft nur durch einen bedeutenden Fingerzeig ein Charakterchen nach dem andern, ja! indem ſie uns die wichtigſten Familiengeheimniſſe der Herrſchaft, welcher ſie dienen, verrathen, geben ſie uns mit der Belehrung über das folgende Stück noch die Lehre, daß man im Leben ſolchen Menſchen nicht über den Weg trauen darf, ſo aber wird das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden. Sie ſehen, mein theurer Adolar! wie uns den beiden Umſtänden es gar nichts hilft, daß ich als Hofmarſchall, Sie aber als Geſandter an Milans Hofe auf dem Komödienzettel ſtehen; denn außerdem, daß Sie als geprügelter und in Weißlacke geſchilderter Geſandter ebenfalls keine ſonderliche Rolle ſpielen, ſo ſinken wir auch durch das niedrige Geſchäft des Expoſiteurs zu gemeinen Handlangern des Dichters herab. — Haben wir denn Ausſicht zu irgend einem tief eingreifenden Charakter? — zu einem brillanten Abgang, der die Hände in Bewegung ſetzt?

Adolar. Sie haben Recht, lieber Sempiternus! — Was indeſſen die Ausſichten für die künftige Exiſtenz im Stücke betrifft, ſo werden Sie gefälligſt bemerken, daß ich mich zu Blandinens unglücklichen Liebhabern zähle und ſchon deshalb weit über Ihnen mein Verehrter ſtehe. Unbezweifelt fällt mir viel Pathos zu und ich hoffe einigen Jammer zu erregen.

Sempit. (Erhebend, die Hand auf Adolars Schulter legend.) Lieber — Guter — eitler Mann, welche Wünſche, welche Hoffnungen! Muß ich Sie denn erſt darauf aufmerkſam machen, daß das ganze Stück höchſt erbärmlich iſt! — Blinde Nachahmerey — nichts weiter. Die Prinzeſſin Blandina iſt eine mißlungene Turandot, der Mohrenkönig Milan ein zweiter Fierabras. — Kurz, man möchte nicht ſo viel geleſen haben, man möchte nicht in der Bildung ſo weit vorgeſchritten ſeyn, wenn man nicht augenblicklich alle Muſter, die der Dichter vor Augen gehabt, wieder erkennen ſollte. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß mir dem vielſeitig Gebildeten gar nichts mehr auf der Welt neu und anziehend ſeyn wird.

Adolar. Gerade auch mein Caſus, unerachtet ich dem Werk des Dichters, das wir jetzt unter den Fäuſten haben, um es gehörig zu walken und zu verarbeiten, mehr zugetraut, denn, aufrichtig geſagt, meine Rolle iſt nicht übel, und wie ich ſie dann gegriffen, wie ich den Charakter erſt geſchaffen durch meine Darſtellung.

Sempit. Eitle Mühe — eitle Mühe! — Glauben Sie denn, daß das hilft, und was das Aergſte iſt, der Dichter wird behaupten, nur er ſey der Deus, der zum Schaffen befugt und das Nach- und Hineinarbeiten tauge den Teufel nichts.

Der Souffleur. Nein, nun wird mir das Ding zu arg, kein Wort von dem tollen Geſchwätz ſteht im Buch — ich eile zum Direktor!

(Er verſchwindet und ſeine Klappe fällt zu.)

Adolar. Undank iſt der Welt Lohn, die Dichter bedenken niemahls, daß ſie eigentlich bloß der Schauſpieler wegen da ſind. — Indeſſen wollen wir, beſter College, dem Dinge gleich von Anfang den Todesſtoß geben, der auf dieſe Weiſe ein rechter Gnadenſtoß iſt — Kurz — wir exponiren nichts.

Sempit. Hand her, bekräft'ge es mit deutſchem Fauſtſchlag —
Vernichtet ſey das Werk des ſchnöden Truges.
Weg mit dem Memoriren böſer Jamben,
Die nur des Dichters Eigenſinn geformt!
Weg mit dem tollen Stück fantaſt'ſcher Narrheit!
Wir exponiren nicht!

Adolar. Es ſey geſchworen!
Geſchworen Tod ſey allem Rhythmiſchen,
Das uns die Zunge teufelmäßig martert.

Sempit. Doch dünkt es mich, du ſprächeſt auch in Jamben?

Adolar. Fingſt du nicht ebenmäßig an Herr Bruder?

Sempit. O Gott, ſo wurden wir vom Wahn befangen!

Die Stimme des Direktors hinter der Szene. Zum Teufel, was iſt denn das? die Kerls ſchwatzen in's Blaue hinein — wo bleibt die Expoſition? — ſollte nicht auch ein Blitz vorkommen? — Herr Regiſſeur, wo ſind Sie? — bändigen Sie die Raſenden!

Sempit. und Adolar. Wir exponiren durchaus nicht — uns iſt alles Exponiren fatal. — Cornelius Nepos und Ciceronis epistolae haben uns in der Schule Fauſtſchläge hinter die Ohren genug gekoſtet, dem können wir uns, da wir ehrenwerthe Männer geworden, nicht mehr exponiren und da wir uns nicht exponiren wollen, kann von irgend einer Expoſition gar keine Rede ſeyn.

Der Regiſſeur (hinter der Scene.) Fünf Thaler Abzug in die Strafkaſſe.

Sempit. O Schreckenswort! — tyranniſches Geſchick!
So zehrt an unſerm Lebensmark die Sünde,
Daß eitler Gaukeley wir ſklaviſch dienen.
Sind wir denn jemahls wohl wir ſelbſt? —
So wie es Fantaſie und Laune will
Des Dichters, der ſich Welten baut im Zimmer,
Sind wir bald Fürſten — Bettler — Weiſe — Narren.
Mit falſchem Prunk beladen, oder bald
Gehüllt in ekelhafte ſchmutz'ge Lumpen,
Sehr miſerabel anzuſchaun, entſtellt
Durch ſchwarze Striche, rothe, gelbe Flecke,
So daß der Spiegel untreu aller Wahrheit
Uns nur mit falſchen tollen Truggeſtalten,
Die wir nicht ſind, wie Faſtnachtsnarren neckt.
Und nun im Augenblick, da unſer Recht
Auch ſelbſt zu exiſtiren als wir ſelbſt,
Da dieſes ew'ge Recht wir üben wollen —
Da ſchreit die unheimliche Höllenmacht,
Die wir Direktor nennen, hämiſch klirrend
Mit ſchnöder Kette, die an ihn uns band.

Stimme des Direktors. Herr! — Sie fallen aus der Rolle!

Sempit. Nein, Herr! — ich bin aus der Rolle geſtiegen.

Adolar. Schon ſeh' ich des Direktors rothe Naſe,
Er ſchreitet vor gigantiſch, bärenartig —
Karfunkeln ſchießend aus der Augen Glas.
— Uns rettet Bruder! nur die eil'ge Flucht
Und Vorſchuß dem Caſſirer abgetrotzt,

Von böſer Unbill, die der garſt'ge Dämon,
Der lange Regiſſeur, uns zugedacht.

(Sie fliehen eilig von der Bühne.)

Regiſſeur (hinter der Szene.) Auf und davon ſind ſie — die Expoſition iſt hin — das Stück muß fallen — ich bedauere nur den armen Dichter.

Stimme des Direktors im fürchterlichen Ton. Herr Maſchiniſt — Ins Teufels Nahmen, ſo klingeln Sie doch!

(Der Maſchiniſt klingelt und das Theater wird verwandelt.)

Zweiter Auftritt.

Großer Audienzſaal mit einem prächtigen Thron im Hintergrunde. Unter einem feyerlichen Marſch tritt die Leibwache von Brighella angeführt ein und umgiebt den Thron, dann kommt Tartaglia mit dem Stabe als Oberzeremonienmeiſter, ihm folgen Trabanten und Höflinge; Prinzeſſin Blandina, Pantalon und andere Staatsbeamten und Höflinge. Eine zweite Abtheilung der Wache beſchließt den Zug. Prinzeſſin Blandina beſteigt den Thron.

Blandina. — Man laſſe den Geſandten kommen
Des ungeſchlachten groben Mohrenkönigs,
Den ſtolzer Wahn treibt zu vermeßnen Wünſchen,
Noch einmahl will ich ſeine Bothſchaft hören,
Und dann verſchließen meines Reiches Pforte,
Daß ſelbſt des ſchnöden Frevels droh'nde Worte,
So wie von tönend Erz zurückgeſchlagen,
Den Todespfeil in Feindes Buſen jagen.

Pantalon. Allertheuerſte Majeſtät! — liebſte Prinzeſſin — Goldengel! laſſen Sie dem alten Mann, der Sie auf dieſen Armen getragen, der jährlich zweymal ſo viel borgte, als er aus der Rentkammer des hochſeeligen Papas erhielt, blos um Ihnen die gehörigen Bonbons, Confituren — Bruſtküchlein zu kaufen — laſſen Sie dem alten Mann einige Freiheit zu reden. Sehn Sie, Goldengel, was Sie da ſagen von den erznen Pforten ihres Reichs iſt doch nur figürlich zu nehmen, gleichſam eine ſchöne Redensart; natürlich, in natura will ich ſagen, hapert's was weniges. Ich frage nehmlich, ob eine Pforte mit Wirkung anderswo anzubringen iſt, als in einer Mauer, es müßte denn eine Ehrenpforte ſeyn, durch die ſich die Principes drängen, ſollten ſie auch nebenher freyes Feld haben meilenweit. —

Nun iſt es aber mit der chineſiſchen Mauer um unſer Reich ganz und gar nichts, nirgends etwas davon zu ſehen und auf die Gränzfeſtung kann man ſich auch nicht ſonderlich verlaſſen, denn die böſen Gaſſenbuben haben längſt die Wälle und Schießſcharten eingekugelt mit Kirſchkernen, von drey Kanonen ſind viere vernagelt — oder umgekehrt meint' ich eigentlich und das wenige Wurfgeſchütz haben ja diebiſche Wagehälſe ſchändlicher Weiſe geſtohlen und an die Glockengießer verkauft, die Bügeleiſen daraus fabrizirt, ſo daß der ſchönſte Mörſer ſtatt blutigen Tod zu verbreiten, jezt in einer Art barbariſcher Civiliſation nur friſchgewaſchene Schürzen — hochbetagte Hemden quetſcht und peinigt. — Bey dieſen Umſtänden allerliebſte Sereniſſima! kann dem Kilian nichts verſchloſſen werden, kann nichts abprallen von erznen Thoren, ihn ſelbſt tödtend. Er kann nicht beſtrichen werden aus der Gränzfeſtung wenn er einrückt in's Land, denn ich frage: ob eine vernagelte Kanone ein ſchickliches Inſtrument iſt, ihm ſeine Streiche anzuſtreichen oder auszuſtreichen? Ferner kann er nicht geworfen werden aus Wurfgeſchütz, was nicht da iſt, und wie es mit der Armee überhaupt ausſieht, ſeit den friedlichen Zeiten des hochſeligen Papa's, weiß Brighella, der den Kern der Truppen, dem das Fleiſch gänzlich abgefallen, anführt, am beſten. Glauben Sie, Holde! daß dieſer ungeſchlachte barbariſche Kerl, dieſer Kilian, ſich ſo wie unſre Ombrombroſer Bürger für die Grenadier-Mützen fürchten wird, die der Papa als redneriſche Figuren, partes pro toto an die Schilderhäuſer nageln ließ, und unter die ſich nur dann und wann an Gallatagen die Leibgardiſten ſtellten? Kurz! — Prinzeſſin, Herzengel! es ſieht jammervoll mit dem Lande aus, wenn Sie den Geſandten des Kilian nach Ihrer gewöhnlichen Weiſe ſchnöde und ſtolz abfertigen. — Iſt es Ihnen möglich, ſo rathe ich, den Geſandten noch einige Tage ohne Audienz hinzuhalten; ich engagire mich, ihn zum Beſten des Staats alle Morgen mit churfürſtlichem Magenwaſſer und Pfefferkuchen zu traktieren. Ja! ich will mich zum Wohl der Menſchheit jeden Morgen mit dem Kilianiſchen Premierminiſter beſchnapſen; und ſo werden ſich noch mehr edle Seelen finden, die ſich aufopfern für Vaterland und Freiheit. Unterdeſſen ſoll Brighella ſorgen, daß dem Kern der Armee etwas Fleiſch anwachſe; das heißt: er ſoll verſchiedene Truppen werben und ihnen die tiefſten Grundſätze der Strategie beybringen — links und rechts — eins zwey, eins zwey, Schwenkungen — Contramärſche, rückgängige Bewegungen. — Er kann auch vorwärts ſo weit gehen, ſein Geſicht ſchwarz zu färben mit Ofenruß und die Armee zu prügeln, damit ſie den gehörigen Zorn wider den Mohrenkönig faſſe und geſchlagen ausziehe, um wieder zu ſchlagen. Dann können wir dem Kilian trotzige Antworten geben, wie wir es ſonſt thaten, als es noch eine Armee gab, und gehöriges Land, ſie drauf zu ſtellen, aber beydes haben uns ja die böſen Freywerber geraubt, ſo daß der König Kilian uns nur noch den Reſt geben oder vielmehr nehmen darf. Alſo, beſte Prinzeſſin! — Goldtochter! jetzt keinen Geſandten!

Blandina. Man laſſe den Geſandten kommen!

Tartaglia (bey Seite zu Pantalon.) Miniſter! — ſprich! — was ſoll ich thun?

Pantalon. Dich hängen!
Eh' es die ſchwarzen [illegible] vollbringen.

Tart. [illegible] ich aus der Welt? — ſo ſchnell — ſo prunklos?
Ohne Ceremonie? — nein, wahrlich nein!
Ich thu' was meines Amts, weil ſie es will!

(Er geht ab.)

Pantalon. Nun bricht das Unglück ein! — Aber ehe ich mein Herzblatt in den Krallen des ſchwarzen Ungethüms erblicken ſoll, will ich als ein treuer Premier-Miniſter auch Premier im Tode ſeyn, und mich mit vergiftetem Konfekt tödten, denn ſo ſterbe ich für's Vaterland einen ſüßen Tod. (Er weint.)

(Tartaglia tritt mit dem Hofrath Balthaſar ein.)

Balthaſar. Iſt das höflich, daß man den Geſandten des großen Kilian ſo lange draußen ſtehen läßt unter den Bedienten und allerley Geſindel, die mit aufgeriſſenen Mäulern gaffen, als hätten ſie in ihrem Leben noch keinen Hofrath geſehen? — Aber freylich mag's bey Euch keine ſolche Hofräthe geben, wie ich einer bin. — Iſt das höflich? Ich merke ſchon, man muß euch Ombrombroſern Lebensart lehren. — Wetter! da iſt ja auch die Prinzeßin. Na! — ich komm' noch einmahl, vielleicht ſind Sie indeß klüger geworden, Prinzeßin! — viel Umſtände mach' ich nicht, wenig Worte ſind hinlänglich. Da draußen vor dem Thor ſteht meine liebe Majeſtät, der große Kilian, und läßt fragen, ob Sie Sich, Prinzeſſin, nunmehr entſchloſſen haben, ihn kurz und gut zu heyrathen? Sagen Sie ja, ſo habe ich Ihnen gleich als Draufgabe ein kleines Präſent, ein lumpicht Paar blanke Steine, nur ſechs Millionen werth, die ſonſt an meines Herrn Nachtmütze ſaßen und für die Miniſter zwey Ordenszeichen vom goldnen Truthahn mitgebracht. Mein Herr kommt, und morgen iſt Hochzeit; ſagen Sie nein, ſo kommt er doch, aber mit dem blanken Schwerdt, das ganze Neſt hier wird verbrannt und verwüſtet, und Sie müſſen ihm, mir nichts, dir nichts, folgen in ſein Reich, und er macht Sie zu ſeiner Geſellſchafterin in luſtigen Stunden. — An Ringwechſeln und Trauung iſt dann gar nicht zu denken. — Nun, Püppchen! was gilt's, die Steinchen von der Nachtmütze blinkern dir in die Augen? — Nun! — ſoll er kommen, der Bräutigam? — Ich weiß auch nicht, wie man ſich ſo zieren kann! Mein Herr iſt reich und ein hübſcher Sire von einnehmendem Weſen. Freylich iſt ſein Teint etwas dunkel — ſehr brunett, aber ſeine Zähne ſind deſto weißer und ein Paar kleine funkelnde Aeuglein — bischen auffahrend zuweilen, aber dabey ein biederer Deutſcher, ungeachtet er am Nil gebohren. — Ein treffliches Herz, aber beynahe für einen Soldaten zu weich, denn hat er in der erſten Hitze einen ſeiner Getreuen niedergeſchoſſen, ſo kann es ihm nachher oft in gewiſſer Weiſe fatal ſeyn. — Nun, wie ſteht's? — Antwort, Prinzeſſin! — Ja oder Nein? —

Blandina (mit abgewandtem Geſicht.)

Wie kann ich tragen dieſe Schmach! — wie hören
des groben Unholds pöbelhafte Reden,
die gift'gen Stacheln gleich die Bruſt verwunden,
daß Lebens-Blut dem Innerſten entrinnt.
Kann ich denn Worte finden, die gleich Blitzen,
den aufgeblaſ'nen Wicht zu Boden ſchmettern?
Und doch ſind Worte nur die ſchwachen Waffen,
die mir das ungetreue Glück noch ließ.

Balthaſar. Nun, was wird's? was ſoll das heimliche Gemunkel? — Antwort will ich, Ja oder Nein?

Amandus (tritt vor und packt den Balthaſar.)

Da iſt die Antwort, du gemeiner Schuft!
Du pöbelhafte Seele, fort mit dir!

Zu viel ward dir, Unwürdiger, beſchieden,
Daß der Prinzeßin Antlitz du geſchaut.
— — Fort mit dir! —
(Er wirft den Balthaſar zur Thüre hinaus.)

(**Mehrere der Anweſenden durcheinander.**) Was? — den Geſandten zur Thüre hinauszuwerfen! — des Geſandten geheiligte Perſon! — ein Hofrath, der Püffe bekommt? — es iſt wider das Naturrecht! — Naturrecht — Völkerrecht — Kriegsrecht — Hugo Grotius — die Pandekten — Kommt zum ewigen Frieden! — Nun ſind wir verlohren. — War's nicht, als fiele ſchon ein Schuß? haben Sie einen bombenfeſten Keller, Herr Nachbar? — Der Amandus muß arretirt werden — ausgeliefert werden dem Mohrenkönig! — greift den Amandus — er iſt ein Staatsverbrecher — er prügelt Hofräthe — ein gefährlicher Menſch — niger est! — greift den Amandus — greift den Amandus! — (Sie ſtürmen auf den Amandus los).

Blandina (eilig vom Throne herabkommend und vorſchreitend.)
Haltet! —
Es nahe niemand ſich dem treuen Diener,
der mir das that, was einzig von der Schmach,
muthwill'gem ſtolzen Hohn mich retten konnte.
Nur nachgegeben hab' ich feigem Rath.
Nie hätte er mein Antlitz ſchauen ſollen,
der Abgeſandte jenes ſchwarzen Unholds —
Es war geſchehn, doch als mit plumper Roheit
er pöbelhafte Reden übergeifernd,
die Fürſtin ſchwer verletzte — waren Männer
denn nicht um ſie verſammelt? — waren's Taube,
die nicht der Rede Sinn verſtanden, oder
Gebrechliche — gelähmt an Hand und Fuß,
Nicht von der Stelle ſich zu rühren fähig?
Denn Keiner — Keiner wagte das zu thun,
Was Ehre — Liebe — Treue für die Fürſtin
Geboten! — Seht! ein muth'ger Jüngling war's,
Der mit der Schmach die gleiche Schmach vergeltend
der Fürſtin unerhörte Kränkung rächte.

Tartaglia. Erhabene Prinzeßin! Alles, was Sie da zu ſagen belieben, zeugt in der That von großen heldenmüthigen Geſinnungen und es iſt Jammerſchade, daß Dieſelben ſich nicht wie eine zweite Johanna an der Spitze einer großen Armee befinden, um ſogleich den Mohrenkönig auf's Haupt zu ſchlagen — aber jetzt! — Dieſelben geruhen Lateiniſch zu verſtehen, — „Aut Caesar, aut nihil“ könnte Dero Wahlſpruch ſeyn, aber lieber Himmel! mit dem Caesar iſt es nichts — mit dem aut auch nicht, bloß mit dem verdammten nihil ſitzen wir in der Tinte und — ich rede in tiefſter unterthänigſter Ehrfurcht — bloß durch Dero allergnädigſte Schuld! — Das Land ſehnt ſich nach einem Vater, Dieſelben gehen aber in dem Abſcheu dagegen ſo weit, daß ſogar den Studenten verboten wurde, den Landesvater zu ſingen, wodurch die humaniora merklich gelitten. — Ich rede in tiefſter unterthänigſter Ehrfurcht! — Allerliebſte milchweiße Fürſten haben Dero Hand begehrt und bloß um ſie abzuweiſen, wurde eine große Armee errichtet, die nun geſtorben und verdorben. Jetzt kommt ein Mohrenkönig — er iſt zwar hoch brunett — man könnte auf gewiſſe Weiſe ſagen — ſchwarz, aber doch, wie der Herr Hofrath Balthaſar äußerſt richtig bemerkten, dabey von einnehmendem Weſen, denn er hat ſchon beynahe das ganze Land eingenommen. Das Land ſeufzt nach dem Vater, nach einiger Deſzendenz; wenn ich an die ſchwärzlichen Prinzchen denke, womit der Himmel den Staat ſegnen könnte, lacht mir das Herz im Leibe. Ich rede in tiefſter unterthänigſter Ehrfurcht! — Es wird wohl nichts übrig bleiben, als den König Kilian mit Dero zierlichem elfenbeinernen Händchen zu beglücken, und ſo das Land — ihre armen Unterthanen zu retten! — Bedenken Sie, erhabenſte Sereniſſima! wie das einzige Wörtchen Ja von ihren Korallenlippen alles Elend endigt, und die tiefgebeugten aufrichtet, daß ſie in Jubel hopſen! — Wollen Sie das aber nicht — ich rede in tiefſter unterthänigſter Ehrfurcht — ſo werde ich, freylich mit tiefem Schmerz, lediglich zum Wohl des Landes, mich Dero angenehmer Perſon bemächtigen und dieſelbe ohne Weiteres der holden Kilianiſchen Majeſtät ausliefern müſſen. — Ich rede in tiefſter unterthänigſter Ehrfurcht! — Dann giebts Hochzeit — weißgekleidete Mädchen überreichen das Carmen auf einem Atlaskiſſen, und die Schuljugend ſingt: Aller Gram ſey nun vergeſſen! Ich dächte, theuerſte Prinzeßin, Sie bequemten ſich im Guten, ehe die Revolution Sie beym Aermel erwiſcht und hinaus führt zum Mohrenkönig. — Ich rede in tiefſter unterthänigſter Ehrfurcht! — Sagen Sie Ja! Angebetete Prinzeßin!

Amand. Schändlicher ganz gemeiner Böſewicht!
Du wagſt es ohne Scheu laut zu verkünden
den ſchwärzſten Unheil bringenden Verrath?
Muthloſer feiger Schwächling wiſſe es,
ein böſer Traum hat neckend dich gehöhnt!
Für Sie allein nur brennen aller Herzen,
und Tod für Sie gilt heil'ges Märtyrthum! —
O laß mich Fürſtin! in dein Auge ſchauen,
der Himmelsblick entzündet den Gedanken
von kühner That, der längſt im Buſen glimmte.
In regem Feuer bricht ſie aus, ihr Gluthſtrom
wälzt ſprühend hin ſich über Feindes Schaaren,
und unter gehen ſie in ſchmachvollem Verderben.
Nicht mehr der Morgenröthe goldnen Purpur
darf ſchau'n der freveliche Sohn der Nacht.
Ja wenn er ruhet in dem Schooß der Mutter,
in ihre Rabenſchwingen eingehüllt,
dann ſoll die Rache feur'ge Blitze ſtrahlend
ihn treffen — ihn den ſchutzlos ſie verließ.
Denn fliehen wird die Nacht vom Wahn bethört,
daß Phöbus ſchneller ſeine Roſſe lenkte,
und früher aus dem Meer entſtieg Aurora,
ſein flammend Gold in Flur und Wälder ſtreute. —
Wie höh'ren Geiſtes Ahnung hebt die Bruſt
des wilden Kampfs, des Sieges Himmelsluſt;
Fort dann zur That, in wenig Stunden
Entflieht der Mohr geſchlagen — überwunden.

(Er verbeugt ſich gegen Blandina und eilt ſchnell ab.)

Blandina. Pantalon! eile ſchnell dem Jünglinge nach — ich genehmige alles, was er wider den verhaßten Mohrenkönig unternimmt. Sorge, daß jeder, den er zur Ausführung ſeines Plans aufruft, ſich willig ſeinen Befehlen fügt. —

Pant. (bey Seite) Lieber Gott! ich möchte doch, daß es nicht gerade der hübſche junge Menſch wäre, der ſich ſo, mir nichts, dir nichts, dem Kilian zum Frühſtück hingiebt. Denn zum Frühſtück wird ihn der Kilian verſpeiſen und dann aus uns übrigen armen Teufeln ſein Mittagsmahl bereiten.

(Er geht ab.)

Bland. Du aber, verrätheriſcher Tartaglia, der du gewagt, mir ſelbſt zu drohen, ſollſt im tiefſten Kerker für deine böſe Abſicht büßen. Brighella, du vollführſt meinen Befehl und ſtehſt mit deinem Leben dafür, daß der Hochverräther nicht entkomme.

(Bey Seite.) Welch ein Vertrauen, welcher ſeltne Muth
durchſtrömt mein Innres! — Dieſer Jüngling,
der nie das Schwerdt geführt, nur goldner Leyer
des Klangs geheimnißvolles Wunder
wohl ſonſt mit kunſtgeübter Hand entlockte,
daß in den lieblich tönenden Akkorden
des Dichters Lied ſich froher — kühner regte.
Der Jüngling, wie vom Heldengeiſt durchſtrahlt,
verkündet Kriegesthaten, will befreyn
das Land von der verhaßten Brut — will tödten
ihn ſelbſt, den Mohrenkönig Kilian!
Ein Engel ſcheint er mir, geſandt zu retten
mich von Verzweiflung, unerhörter Schmach!
Ich glaub' an ihn, er kämpft für mich, er ſiegt,
Zu ſterben weiß ich, wenn der Glaube trügt.

(Sie geht mit dem Gefolge ab.)

Dritter Auftritt.

(Tartaglia, Brighella, ein Theil der Leibwache im Hintergrunde.)

Tart. Wache ich? — träume ich? — ich — der Miniſter, die Exellenz — der Ober-Zeremonien-Meiſter ohne alle Zeremonie als Hochverräther angeklagt — zum Kerker verdammt? — von dieſer Prinzeßin, von dieſem eigenſinnigen unſinnigen Kinde?

Brigh. Beliebt es werthe Exellenz, ſo wollen wir uns in aller Stille nach dem Thurm verfügen.

Tart. Ha! — Brighella! — wir kennen uns nun ſchon gar geraume Zeit. Du warſt von jeher mein Freund! Erinnere dich der goldnen Tage, als in Venedig zu St. Samuel uns die größten Wunder der Feenwelt aufgiengen, da waren wir miteinander luſtig und geſcheut. Neunhundert lachende Geſichter hingen an unſern Blicken, an unſern Worten. Mühſelig und kümmerlich haben wir uns ſeitdem durch die Welt geſchleppt, und ob wir gleich hie und da wirklich als exiſtirende Perſonen gedruckt auf dem Zettel ſtanden, glaubte doch Niemand an uns, ja ich fürchte ſogar, daß eben heute ſchon viele ernſthafte Perſonen an uns gezweifelt. Wirfſt du mich nun in den Thurm, gräbſt du bey lebendigem Leibe mein Grab, ſo bedenke, daß indem der Spaß, mein Ich untergeht, das deinige baufällig wird und du ſelbſt der beſten Stütze beraubt in die Grube plumpſt, die du mir bereitet. — Bedenke das, Liebſter! und laß mich laufen.

Brigh. Werthe Exellenz! — Sie thun gar nicht gut, daß Sie mich an die alten Zeiten erinnern, denn, mit gütiger Erlaubniß! wenn ich an den ſeel'gen Deramo denke, den Sie durch das verrätheriſche „Crif Craf“ — aus einem ſchätzbaren König in einen wilden Hirſch umſetzten, ſo, daß er durch den ekelhaften Körper eines ſchäbigten Bettlers wandern mußte, um zu einiger Menſchlichkeit und zur Frau zu gelangen — wenn ich ferner mich der ſchönen Zemrede und des unglücklichen Sand erinnere — wenn ich endlich mir den König Millo und den Prinzen Jennaro ins Gedächtniß zurückrufe — Ja, liebſte Exellenz! dann wird es mir ganz klar, daß ſie ſeit uralter Zeit ſtets entweder ein Spitzbube oder ein Eſel geweſen. — Kurz von der Sache zu reden! — es iſt noch nicht Zeit, Hochzeit zu halten mit Rübenkompott, gerupften Mäuſen und abgezogenen Katzen. — Sie müſſen in den Thurm werthe Exellenz, es hilft kein Singen und kein Beten!

Tart. (die Hand an den Degen.) Was, verrätheriſcher Sklave, du wagſt es? — weißt du, daß ich Miniſter bin? — Ober-Zeremonien-Meiſter, Exellenz?

Brigh. Laſſen Sie den Degen nur ſtecken, mein Werther! Es iſt jetzt alles in andern Schwung gerathen. Geſandte erhalten, wie unſer gute Adolar diverſe Streiche auf den H— Hofräthe fliegen zur Thüre hinaus, und es kann ſeyn, daß die Exellenz mit gnädigſter Erlaubniß einige Püffe erhält, wenn ſie nicht gutwillig in den Thurm kriecht. Schauen Sie gefälligſt dorthin. (Auf die Wache zeigend.) Es ſind meine Untergebene, lauter liebe gute Kinder mit blanken Hellebarden und wenn ich rufe: Vorwärts marſch — zum Beyſpiel: (laut rufend) Vorwärts marſch!

(Die Wache dringt auf den Tartaglia ein.)

Tart. Halt! — Halt! — Halt! — Ich gehe ja ſchon, aber fürchte meine Rache, Böſewicht! Morgen iſt Kilian Herr des Landes, und dann biſt du verlohren. Im Triumph werd' ich aus dem Kerker geführt, und laut wird es der Welt bewieſen, daß du, grober Flegel! weiter nichts biſt, als eine verfehlte Idee, ein lamentabler Spaß — ein Nichts das ſich auflöſet in Nichts!

Brigh. Morgen iſt nicht heute — wo Sie morgen ſitzen werden, Exzellenz, weiß ich nicht, aber heute müſſen Sie in den Thurm.

(Brighella geht mit der Wache, die den Tartaglia umringt, ab.)

Vierter Auftritt.

(Wildverwachſene Parthie eines engliſchen Parks mit einem Einſiedlerhäuschen an der Seite, vor dem ein ſteinerner Tiſch ſteht.)

Roderich tritt auf.

Ha! — bin ich! — leb' ich? — atm' ich noch? — Wohin
trieb mich Verzweiflung, Wahnſinn — Raſerey
verſchmähter Liebe? — noch nicht abgeworfen
des Lebens Bürde? — noch des Schmerzes Stachel
tief in der Bruſt daß Herzblut ihr entquillt?
Doch hier ſoll Liebesqual ſo laut ſich künden,
daß von dem Ton die zarte Luft verwundet,
ſich krampfhaft kräuſeln ſoll in Sonnenſtäubchen;
daß ſelbſt der Quellen, duftger Büſche Flüſtern
verſtummen ſoll! In furchtbar todter Oede
darf nichts mehr leben als der Liebe Schmerz!
Blandina will ich rufen — ſchreyen — brüllen.
Und wie des Donner's Hammer ſchlägt der Name
an jene ſchwarzen Felſen! — dann geweckt
aus tiefem Schlaf erwachen ihre Stimmen
und rufen dumpf Blandina! — wie der Tod,
wie das Entſetzen ſelbſt erklingt der Name

der Grauſamen, der Feindinn treuer Liebe.
Des Frühlings buntgefiedert luſtges Heer,
der Liebe Sänger, Nachtigallen ſtürzen
verſtummt im Tod' von den laubloſen Aeſten,
denn wie des Winters eiſ'ger Todesſtarrkrampf,
traf die Natur das Schreckenswort Blandina!

In wilde Einſamkeit,
Weit weit
Bin ich getrieben
Von Liebesqual!
Doch überall,
Wo ich geblieben,
Nur Sie! Nur Sie!
Ach nie! Ach nie!
Kann ich Sie vergeſſen,
Kann weder trinken noch eſſen,
Muß vergehn, verſchmachten,
Muß beſtändig trachten
Nach ihr! Nach ihr! — Muß klagen,
Den Blumen, den Büſchen ſagen,
Was ich leide für Pein,
Bis vergangen wird ſeyn
Mein Stimmlein,
Und mich decket ein Stein!

Nicht Speis und Trank ſoll dieſe Zunge letzen,
Nur Schmerz ſoll nähren meiner Liebe Schmerz;
Bis die Verzweiflung drängt den Stahl zu wetzen
Und zu durchbohr'n dies hoffnungsloſe Herz.
Das Aechzen nur, das Klaggeſtöhn der Eulen
Beweint des Dichters Marter — ſeinen Tod,
Den Wandrer ſchreckt das ahnungsvolle Heulen,
Das brauſend durch die Luft ihm Unglück droht.

Doch bald verkünden bange Traumgeſtalten
  Ihr, der Tyrannin, ſelbſt mein Misgeſchick;
  Des Treuen Seufzer, ach! die längſtverhallten,
  Sie kehren nun in ihre Bruſt zurück.
Dort mahnen ſie all' die verlohrne Tage,
  Der Luſt, die ihr das frohe Leben bot,
  Und troſtlos an der Freuden Sarkophage
  Klagt die Tyrannin dann in Liebesnoth!

Ha, ſchon durchbeben
die Schauer des Todes
den blutenden Buſen.
Zerriſſen von Qualen
von Wahnſinn, Verzweiflung!
Hinab in den Orkus —
Blandina — Blandina!
Ha! — Seufzer des Todes!
Blandina — Blandina!
Ha, Todeskampfs Röcheln!
Blandina — Blandina!
Ha, wüthende Rache!
Ha, rächendes Wüthen!
Ha —

Ich weiß aber auch gar nicht, wo heute der Truffaldin mit dem Frühſtück bleibt. Der Atem geht mir in der That beynahe aus, wenn ich nicht gleich etwas Conſiſtentes, Stomachales zu mir nehme! Truffaldin — he! Truffaldin.

(Truffaldin guckt furchtſam und verſtohlen hinter den Büſchen hervor.)

Ich glaube gar, er vergißt mich heute ganz? — Das fehlte noch! Nachdem ich mich auf höchſt vortreffliche Weiſe der Verzweiflung überlaſſen, bin ich hungrig und durſtig geworden. Truffaldin, he Truffaldin!

Truffaldin (tritt mit einem Flaſchenkorbe und einer zugedeckten Schüſſel ſchüchtern aus dem Gebüſch.) Darf ich denn, gnädiger Herr! darf ich denn Dero verzweifelte Begeiſterung unterbrechen?

Roderich. Du hörſt ja, daß ich dich rufe, es iſt ja die Frühſtücksſtunde.

Truffaldin. Aber nur noch geſtern, als ich zur ſelbigen Zeit mitten in Dero Verſe hineintrat, beliebten Sie mich für dieſen Tritt mit mehreren Tritten zu regaliren, und ſo meint' ich, daß vielleicht heute ebenmäßig —

Roderich. Narr! Du mußt es dem Geiſt meiner Verſe anmerken, wenn er ſich nach des Leibes Nahrung und Nothdurft ſehnt. — Setze das Frühſtück auf.

Truffaldin (deckt eine Serviette auf den ſteinernen Tiſch und ſetzt die Schüſſel, eine Flaſche Wein, Glas u. ſ. f. auf.) Der Herr Mundkoch hat heute köſtliche Koteletten mit einer angenehmen Sardellenſauce bereitet, er meinte, das ſey rechte Nahrung für einen einſiedleriſchen Dichter — ſowie auch der Drymadera —

Roderich. Er hat Recht! — Vorzüglich nach der Verzweiflung Magenſtärkend. (Er ißt und trinkt mit vielem Appetit.)

Truffaldin. Wie lange denken Sie denn noch in dieſer wilden ſchauerlichen Gegend ſich der menſchlichen Geſellſchaft zu entziehen?

Roderich. So lange meine Verzweiflung und das gute Wetter anhält.

Truffaldin. Es iſt aber auch in der That eine recht liebe Einſamkeit — ſo bequem gelegen, gleich hinter dem Schloſſe der Prinzeſſin, und ſo allerliebſt gemacht, man möchte gleich alles auf die Tafel ſtellen. — Die Berge — das rauſchende Waſſer — die Grotten. — Aber, gnädiger Herr, Unrecht iſt es doch, daß Sie ſich der Welt ſo ganz entzogen.

Roderich. Die Dichter lieben die Einſamkeit, daher wählen ſie im Sommer gern Landhäuſer, Parks, Thiergärten und dergl. zu ihrem Aufenthalt.

Der Dichter iſt ſich ſelbſt die ganze Welt,
Er faßt ſie auf im reinen Strahlenſpiegel,
Den in dem Innern ihm ſein Geiſt geſchliffen.

In dieſer wilden Einöde leb' ich ganz der göttlichen Begeiſterung meiner Liebe — meines Schmerzes — meines Wahnſinns und ich kann überzeugt ſeyn, daß vor fünf Uhr Nachmittags, zu welcher Stunde die Spaziergänger ſich einzufinden pflegen, mich Niemand ſtört.

Blandina! göttlich Weib! welch himmliſch Sehnen
Durchbebt die Bruſt — ein qualvoll wonnig Wähnen
Reißt mich empor mit magiſcher Gewalt,
Sie iſt's — ich ſchau' der Theuern Luftgeſtalt!

(Er trinkt.) Der Trymadera könnte beſſer ſeyn, gar kein Feuer — matt! — Die Koteletten waren ziemlich, aber in der Sauce zu wenig Moutarde, kein vinaigre a quatre voleurs. — Du kannſt es dem Mundkoch ſagen, daß ich das liebe!

Truffaldin (bey Seite.) Ein lieber abſonderlicher Herr, der Herr von Roderich. Da lamentirt er über verſchmähte Liebe und Schmerz und Verzweiflung und Todesnoth und hat dabey einen Appetit, daß mir das Waſſer im Munde zuſammenläuft, wenn ich ihn eſſen ſehe! — Hat die Prinzeßin Blandina auf der Zunge und will doch Senf und Diebseſſig koſten.

Roderich. Was murmelſt du Truffaldin?

Truffaldin. Ach, es war nichts — in der That gar nichts, das werth wäre, anders als in den Buſch hineingeſprochen zu werden, der ſich das gefallen laſſen muß.

Roderich. Ich will es aber wiſſen.

Truffaldin. Der Mund nahm ſich gleichſam heraus zu betrachten, ſo daß das Auge nothgedrungen in Worte ausbrach! — aber —

Roderich. Kein unſinniges Geſchwätz — was ſagteſt du hinter meinem Rücken?

Truffaldin (mit vielen Bücklingen.) Wenn Sie es denn gebieten, ſo will ich in tiefſter Unterthänigkeit — unmaßgeblich — doch mit gehöriger Salvirung meiner Extremitäten — wenn — etwa — von wegen der Fußtritte, die Ew. Gnaden Dero Verſen entziehen könnten, wodurch dieſe denn nun offenbar einige Lahmheit —

Roderich. Wird es bald?

Truffaldin (bey Seite.) Wenn er mich prügelt, lauf' ich aus der Einſamkeit, große Pakete von meines Herrn Verſen unter den Armen, die verkaufe ich den Käſekrämern, befördere ſo den guten Geſchmack, indem ich gemeinen Käſen einen vornehmen Beyſchmack gebe, und ſchaffe mir einen Zehrpfennig. (Stark Atem holend — laut.) Nun will ich Alles — Alles ſagen! — Ew. Gnaden, mein gnädiger Herr, haben ſolch ein gränzenlos amikables Air im Eſſen, daß ich es wagte, mich im

Innerſten darüber zu ergötzen und zu erfreuen! Ach Gott, wenn Sie ſo ein Kotelettchen nach dem andern auf die angenehmſte Weiſe verſchwinden ließen, wenn Sie ſo ein Gläschen Madera nach dem andern hinabzuſchlürfen geruhten — das Herz ſprang mir vor Freuden hoch auf. Dero Appetit war ſo appetitlich, daß ich ſelbſt — doch am mehrſten war ich höchlich darüber erfreut, daß Ew. Gnaden meine unterthänige Beſorgniß ſo ganz zu Schanden machten. Eben als ich mit dem Frühſtück auf dem Wege war aus der Hofküche, hört' ich Dieſelben ſchon aus der Ferne erſchrecklich lamentiren. Dergleichen bin ich nun zwar ſchon gewohnt, als ich aber näher kam, hört' ich zwar in ganz angenehmen aber doch fürchterlichen Worten Dinge, die mir das Haar ſträubten. Ew. Gnaden wollten hinführo nichts weiter genießen, als einigen Schmerz — durchaus ſchnöde Koſt, die der Mundkoch der Prinzeßin niemahls ſervirt, da er es höchſtens zu Thränen bringt, die der Zucker über Backwerk gießt. Dann wollten Ew. Gnaden endlich ein Klappmeſſer wetzen, und ſich das Herz durchbohren — Sie röchelten ſchon im Todeskampfe und riefen ganz erbärmlich: Blandina, Blandina! — Mein Jammer war unbeſchreiblich, bis mich Ihre Sehnſucht nach dem Frühſtück wieder aufrichtete. Nun komme ich hervor, finde Sie friſch und geſund — nun noch der erſtaunliche Appetit dazu — kurz! — ich bin in heller, herrlicher Fröhlichkeit überzeugt, daß, ſo wie es mit der ganzen ſchauerlichen Einöde und Einſamkeit ein angenehmer Spaß iſt, auch Dero Verzweiflung, Dero gnädiger Wahnſinn — Dero inbrünſtige Liebe zur Prinzeßin Blandina nur gleichſam ein angenehmer Schnörkel — ſo ein —

Roderich (ſpringt entrüſtet auf.) Was? — Eſel! du wagſt es, an der Wahrheit meiner Geſinnungen zu zweifeln? — an der Wahrheit meiner Liebe zur göttlichen Blandina?

Truffaldin. Nicht im mindeſten, nicht im mindeſten, ich meinte nur —

Roderich. Wahr und ächt aus dem Innerſten heraus kommen die Empfindungen für die Prinzeßin, denn in ihnen ruht meine Poeſie, und dieſen poetiſchen Strom, der aus dem Innerſten ſprudelt, aufzufaſſen, ja ihn zu verdichten zum Kryſtall, in dem ſich die glänzenden Geſtalten meiner Fantaſie hell und farbigt abſpiegeln, ja! daß ich mit kräftiger Fauſt den Bogen ſpanne wie der fernhintreffende Apollo und meine Verſe wie des Blitzes Pfeile fortſchleudere — dazu kräftige ich mich — deshalb eſſe ich Koteletten mit Sardellenſauce und trinke Drymadera!

Truffaldin. Alſo lieben Ew. Gnaden die Prinzeßin wirklich? — wünſchen eine unmaßgebliche Verbindung?

Roderich. Die göttliche Blandina iſt meine Muſe, meine Liebe zu ihr eine poetiſche Idee, die in tauſend Strahlenbrechungen in meinen Liedern den Glanz und Reichthum der Poeſie verbreitet und die Gemüther entzündet. Unbezweifelt rührt am Ende mein Schmerz, meine Verzweiflung die Stolze und ich werde über kurz oder lang regierender Fürſt von Ombrombroſa, wiewohl dann Blandina weder meine Muſe noch meine poetiſche Idee bleiben kann, denn zu beyden iſt eine Frau nicht tauglich.

Truffaldin (Roderich zu Füßen fallend.) Ach, gnädiger Herr! Unvergleichliche Durchlaucht in spe — Wenn Sie nun daſitzen auf dem rothen Sammtſtuhl und mit dem Szepter in der Fauſt, Land und Leute regieren nach Herzensluſt — wollen Sie denn nicht dem treuſten Diener — ſo ein Miniſterſtellchen dächt' ich und einen tüchtigen venetianiſchen Wurſtkram dabey, das könnte ſchon den Mann nähren! — Alle meine Würſte wollt' ich in Dero angenehme Sonnettchen —

Roderich (entrüſtet.) Kerl! biſt du raſend? (gelaſſen) Doch ſtehe auf und erzähle mir das Neueſte, was du in der Hofküche vernommen. Was macht Blandina? hat ſich beym Dejeuner kein neuer Nebenbuhler eingefunden? — hat ſie nicht dieſem — jenem freundliche Blicke hingeworfen? So etwas wäre mir jetzt gerade Recht, denn ich brauche vor Tiſche noch einige Verzweiflung, ja ſogar einige Raſerey könnte nicht ſchaden. Nach Tiſche kann dann mit Nutzen ſtiller hinbrütender Liebesſchmerz, ſentimentale Schwärmerey eintreten.

Truffaldin. Ach, gnädiger Herr! — Am Hofe ſieht es gar bunt und gefährlich aus. Der Mohrenkönig Kilian hat einen plebejen Hofrath als Abgeſandten zur Prinzeßin geſchickt, den hat der junge Monſieur Amandus zur Thüre hinausgeworfen, darauf iſt in der Perſon des Miniſters und Ober-Zeremonien-Meiſters Tartaglia eine fürchterliche Revolution ausgebrochen und hat die Prinzeßin beym Aermel erwiſchen und hinausführen wollen zum grober Mohrenkönig, das aber hat der Monſ. Amandus nicht gelitten, ſondern verſprochen, gleich nach dem Abendſeegen ganz allein herauszuwandern und den hunderttauſend Mohren, die vor Ombrombroſa im Lager ſtehen, mit ſeinem Couteau de chasse die Köpfe abzuſäbeln, wie man ein Feld abſichelt. Blandina zweifelt keinen Augenblick, daß dieſer ſinnreiche Anſchlag durchaus gelingen werde und man ſpricht, daß ſie dem lieben tapfern Monſieur gleich nach vollendeter That Herz und Hand geben wird, ſo daß in kühler Nacht zurückkehrend, er ſich gleich, nachdem er nur das Mohrenblut abgewaſchen, ins Ehebette legen kann und keinen Schnupfen befürchten darf.

Roderich. Was höre ich? Amandus, der Chitarriſt? der erbärmliche hochmüthige proſaiſche Liederling, der zu meinen göttlichſten Gedichten nie eine Melodie finden konnte, der nie meine wohlklingendſten Verſe ſingen wollte? der verſpricht Heldenthaten? der ſoll Blandinens Hand gewinnen — der göttlichen? Vor der Hand habe ich Stoff genug zur Verzweiflung und zum Wahnſinn! — Doch da der Anſchlag offenbar unſinnig iſt, inſofern dem hochmüthigen Amandus nicht Geiſter helfen, die nur ſelten mit Wirkung zu brauchen, auch überhaupt teufelmäßig ſchwer zu behandeln ſind und alſo es voraus zu ſehen, daß der König Kilian die Prinzeſſin und den Amandus beſiegen wird, ſo laufe ſchnell und erkundige dich, wo und wie weit der Mohrenkönig ſteht und anzutreffen iſt, damit ich noch zu rechter Zeit zu ihm übergehen und meine Dienſte als Hofpoet anbieten kann. Ich werde denn gleich die nöthigen Siegeshymnen auf den Einmarſch des Mohrenkönigs in Ombrombroſa anfertigen und den Kilian ſehr loben, für jetzt will ich verzweifeln und mich deshalb tiefer in die Einöde, das heißt in die zwanzig Schritte von hier gelegene ſchauerliche Felſenparthie begeben. Dort will ich was weniges rhythmiſch brüllen. (Er iſt im Abgehen. Truffaldin will das voll eingeſchenkte Glas ergreifen, Roderich kehrt ſchnell um.) Ach! — bald vergeſſen. (Er leert das Glas und will von Neuem abgehen.)

Truffaldin (ihm nachrufend.) Gnädiger Herr! — Gnädiger Herr!

Roderich (umkehrend.) Was ſoll's?

Truffaldin. Ach, gnädiger Herr! — ich wollte bitten — wenn Sie meinen unſäglichen Eifer für Dero würdige Perſon, vorzüglich wegen des Sammtſtuhls — der Miniſterſchaft — des Wurſtkramnicht übel deuten wollten — ich hätte ſo eine Idee! — einen unmaßgeblichen Vorſchlag —

Roderich. Nun, was iſt es, was iſt es? — Die Zeit vergeht, bald kommt die Mittagsſtunde heran, und ich bin nicht bis zur Raſerey gediehen. —

Truffaldin. Sehn Sie, gnädiger Herr, ich habe von einem würdigen Manne guter Herkunft, nämlich vom ſeeligen Don Quixote geleſen; der wollte es aus Liebe zu ſeiner Dulcinea von Toboso, die eigentlich auch nur eine poetiſche Idee war, dem Ritter Amadis von Gallia nachthun. So wie dieſer auf dem Felſen Armuth als Dunkelhübſch allerley tolle Streiche verübte, ſo zog auch der Ritter Don Quixote in einer wilden wüſten Gegend vor den Augen ſeines treuen Sancho Pansa ſich ganz faſernackt aus, und ſchoß einige Purzelbäume, welches Sancho Pansa nachher der geliebten Prinzeſſin Dulcinea gehörig rühmen ſollte. Wie wäre es, wenn Sie jetzt, gnädiger Herr! nach dem erhabenen Beyſpiel jener würdigen Männer ſo vor meinen Augen Ihren Schlafrock und Ihre liebe Höschen ablegten und einige anmuthige Purzelbäumchen gnädigſt verſuchten. Ich würde das als Ihr treuer Sancho mit vieler Wirkung in der Hofküche erzählen. Was gilt's, wir ſpielen dem Amandus einen Streich und das Fürſtenthümchen fällt, mir nichts dir nichts, in Ihre Taſche, noch ehe es der Mohrenkönig Kilian wegbrennt, denn der Hofmundkoch iſt ganz vertraut mit der Oberhof—

Roderich (ihn entrüſtet unterbrechend.) Du biſt ein verdammter Haſenfuß! (Er eilt fort und man hört ihn gleich darauf brüllen.)

Truffaldin (nach einer Pauſe.) Wären der Prinzeſſin Blandina nicht vielleicht ſeine Purzelbäume lieber geweſen als ſeine Verſe? — Stoff zur tiefſinnigſten Betrachtung. — Ehe ich aber in die Tiefe dieſer Betrachtung hinabſteige, will ich mich in jenes Einſiedlerhäuschen bis auf den Grund vertiefen und ſogleich ein paar tüchtige Stöße von meines Herrn Verſen zuſammenbinden. Bis Mittag bin ich über die Gränze, weil ich nicht Kilianiſch werden will und mein Herr mir den Wein vor der Naſe ausſäuft.

(Er geht in das Einſiedlerhäuschen.)

Fünfter Auftritt.

Amandus tritt von der Seite ein.

Welch' ein neues Leben gieng mir auf! — Dunkle Stimmen, die in meinem Innern tönten, wehen nun in freudigem lauten Geſange durch Flur und Wald, und verkünden ein wunderbar Geheimniß, das ſonſt in meiner Bruſt ruhte wie ein tödtender Schmerz! — Es iſt mir als verſtehe ich jetzt erſt mein Saitenſpiel, das oft wie im bewußtloſen Traum von meiner Hand berühret in ſeltſamlichen wonnevollen Ahnungen erklang. — Und doch kann ich es nicht mit Worten ſagen, was herrlich und glänzend wie mit tauſend goldnen Sonnenſtrahlen mich umleuchtet, ja was ſo verſtändlich mir die Blumen, die Gebüſche, die Quellen zuliſpeln. — Nie gedachte, nie empfundene Melodien, aber wie in einem einzigen überſchwenglich herrlichen Ton zuſammenſtrahlend durchbeben mein Innerſtes und iſt nicht dieſer Ton, von dem erfüllt meine Bruſt in unnennbarer Sehnſucht brennt, Sie — Sie ſelbſt? — Alle ſchelten mich thörigt und vermeſſen, daß ich, der ich nie verſtand die Waffen zu führen, mit dem ungeſchlachten Mohrenkönig Kilian zu kämpfen mich unterfange und weiſſagen mir den Tod; aber giebt es denn wohl für mich nur irgend eine Gefahr? — Seitdem ich durch Sie — in Ihr — mein wahres Seyn, den höheren Geiſt in mir erkannt habe, weiß ich, daß der Geſang nicht außer mir wohnt, ſondern ich ſelbſt bin der Geſang und der iſt unſterblich! — Zerſchlägt Kilian das Inſtrument, ſo wird der darinn wie in ein enges Gefängniß gebannte Ton frey und licht daher ſchweben und ich werde in ihr — Sie ſelbſt ſeyn. Eben ſo wenig wie die Luft kann Kilian den Geiſt, der mein Ich — der der Geſang iſt, verwunden oder tödten. So wie Sie die unausſprechliche Sehnſucht der Liebe iſt, die wie der Athem des Lebens meine Bruſt hebt, ſo werde ich dann ſelbſt das Lied ſeyn, das emporquillt aus den Saiten, die ihre Schwanenhand berührt! — Ja! in den aufſchwellenden Tönen des Liedes, das von ihren roſigen Lippen ſtrömt, werde ich von meiner Liebe, von meiner Sehnſucht ſingen. —

Brighella hat mir gar viel von ſeinen liſtigen Anſchlägen gegen das Heer der Mohren geſagt, mag er ſeinen Weg verfolgen, muthig ſchreite ich fort auf dem meinigen, der mich zum gewiſſen Siege führt!

(Truffaldin kommt mit zwey ungeheuren Papiertüten unter den Armen aus dem Einſiedlerhäuschen.)

Truffaldin. Ey, mein Himmel, da iſt ja der junge Held, Monſieur Amandus mit einem ungeheuern Schwerdt an der Seite! — Er ſieht recht martialiſch aus und wenn ihm der Bart gewachſen iſt, kann er ganz getroſt unter die Leibhuſaren gehen.

Amandus. Wer biſt du, ſeltſamer Geſelle?

Truffaldin. Sollten Sie mich denn nicht kennen, allerliebſter heldenmüthiger Monſieur? — ſollten Sie mich niemahls in der Nähe des Hofes erblickt haben? — Ich bin ja der Diener des Herrn Hofpoeten Roderich, der ſich zwanzig Schritte vom Schloſſe in die wilde Einöde begeben, um über die Grauſamkeit der Prinzeſſin Blandina gehörig zu jammern. Er liebt die Prinzeſſin unendlich, ſeine Verſe, vergangene und zukünftige aber noch viel mehr und um dieſe mit ſeiner werthen Perſon zugleich zu erhalten, will er zum König Kilian übergehen und Siegeshymnen ſingen. — Ich meines Theils will nicht Kilianiſch werden, ſondern mich im Stillen der Tugend widmen und der göttlichen Poeſie, weshalb ich der Begeiſterung wegen einen Se[illegible] und Wurſtladen anlegen und gleich ſelbſt mein beſter Kund[illegible] will.

[illegible] Was trägſt du aber denn für ſchwere Laſt?

[illegible]aldin. Einige vergangene Verschen meines geweſenen Her[illegible]elehrung — zur Erbauung — zur Erhebung — zur Verbereitu[illegible] guten Geſchmacks, da ich ſie in kleinen Portionen meinen Cervelat[illegible]en beyfügen und den Käufern in den Kauf geben will — Gehorſamſt aufzuwarten!

Amandus. Nach deiner Kleidung, deinem droll'gen Weſen,
Scheinſt du mir wirklich wahrer leichter Scherz.
In tiefem Ernſt ſchreit' ich zu ernſter That,
Doch in der dunklen ahnungsvollen Tiefe,
Aus der dem Magus gleich mit kräft'gem Zauber
Der Dichter ſeltſame Geſtalten lockt,
Daß ſie, Trugbilder zwar, doch hell und farbig
Vom höher'n Geiſt beſeelt gar ſeltne Luſt
Dem Gläubigen bereiten — In der Tiefe
Da gatten Ernſt und Scherz ſich willig, wandelnd
Auf einer Bahn, erreichend gleiches Ziel.
Darum Geſelle! — friſch! — wirf ab die Bürde,

Die ird'ſcher Tand nur nach der Erde ſtrebend
Dich ſelbſt zur Erde beugt, den leichten Schritt
Den du gewohnt, nur hindert! — wirf ſie ab!
Sey du mein Knappe! — wie ein muntres Liedchen,
Das ſich an ernſte Weiſen neckiſch hängt,
Sollſt du mir folgen in den Kampf. — Den Mohren
Trifft bald zum Tode meines Geiſtes Macht.
So komm denn luſt'ger Spaß die That zu ſchauen,
Du kannſt dem Ernſt, der Ernſt kann dir vertrauen.

(Er geht ab.)

Truffaldin. Wie bin ich doch ſo wunderlich an dieſen blutjungen Helden gerathen, der ſoeben erſt fertig worden, noch ganz blank und neu! — Aber ich glaube, es iſt mehr an ihm, als an dem Hofpoeten und erlegt er den Kilian, ſo iſt mein Glück gemacht. Der junge Menſch hat mich ordentlich in Rage geſetzt, und ein glücklicher Coup könnte mich bis zur Courage bringen. — Ein Paarhundert Schrittchen davon will ich dem Kampfe mit einer Standhaftigkeit, mit einer Bravour zuſchauen, daß Niemand mehr an meiner Tapferkeit zweifeln ſoll. — Die Bündel hier werfe ich in den Bach und ſind es Verſe nur von einigem Gewicht, ſo werden ſie ſchnell unterſinken.

(Er wirft die Bündel hinter dem Gebüſch in den Bach, tritt dann weiter vor und ſpricht pathetiſch.)

So will ich nur zum Spaß die That denn ſchauen,
Wird's Ernſt, ſo kann ich ſchneller Flucht vertrauen!

(Er folgt dem Amandus.)

Sechster Auftritt.

(Freie Gegend. Im Vordergrunde das prächtige Gezelt des Mohrenkönigs Kilian, hinten das Lager der Mohren.)

Kilian, eine rieſenmäßige dicke Figur mit der Krone auf dem Haupt, aus einer langen Pfeife Tabak rauchend, tritt mit dem Hofrath **Balthaſar** im Geſpräch ein; hinter ihnen Gefolge von Mohren, von denen einer ein großes Glas, ein anderer mehrere Fläſchchen, der dritte Kilians Scepter trägt.

Kilian. Er iſt gewiß wieder einmahl ein Eſel geweſen, Hofrath! und hat den ganzen Brey verdorben mit ſeiner dummen Weiſe.

Balthaſar. Sie wollen auch ſtets allein alle Weisheit gefreſſen haben, Majeſtät! und doch bedürfen Sie, ſo wie der ganze Hof, immer

Rath, weßhalb Sie mich zum Hofrath gemacht haben; ich thue meine Pflicht und laſſe es nie an der gehörigen Grobheit mangeln.

Kilian. Sieht er! — mit ſeiner Grobheit iſt es nun ganz und gar nichts, denn es fehlt ihr immer die gehörige Dicke, da kann er was von mir lernen. Er iſt gegen mich nur ein dünnes kleines Mädchen, denn es ſchiene recht iſt, wenn ihm einmahl die Ohren gewaſchen werden. Hat er denn der Prinzeſſin die Diamanten gezeigt?

Balthaſar. Freylich! und ausdrücklich geſagt, daß Sie ſelbſt die Steinchen an der Nachtmütze getragen haben, aber das dumme Volk hat gar nicht darauf geachtet.

Kilian. Weil er das Ding mit den Diamanten auch recht dumm gemacht haben mag, wie gewöhnlich! — Nun! — morgen ſoll's mir die Prinzeſſin, wenn ſie meine Frau geworden, ſelbſt erzählen, und wenn ich denn nun erfahre, daß er ein Maulaffe geweſen, ſieht er, ſo ſoll — (Er ſchwingt die Tabackspfeife.)

Balthaſar. Ach — für die Pfeife fürcht' ich mich auch noch nicht — machen Sie ſich nur nicht ſo breit, Sie ſind ſo ſchon breit genug, Majeſtät! — Warum haben Sie denn nicht gleich die Armee in die Stadt geſchickt, um die Prinzeſſin holen [zu] laſſen, wie ich es gerathen?

Kilian. Halt er's Maul und ſchwatz' er nicht in's Gelag hinein. — Ich bin heute nicht zum Berathen diſponirt! — Morgen iſt auch ein Tag.

Balthaſar. Aber mir ahnet's, daß bis Morgen allerley dazwiſchen kommen wird.

Kilian. Ich glaube gar, er unterſteht ſich, Ahnungen zu haben? — Sieht er, Hofrath, wenn ich merke, daß er außer ſeiner Tölpeley auch noch vom dummen Aberglauben beſeſſen iſt, ſo laſſe ich ihn ſiebenden Fußes zum Lande hinauswerfen. Ich glaube, er wäre im Stande, durch ſeine Tollheit mein Volk und die ganze hoffnungsvolle Jugend zu berücken!

Ein Mohr (hereintretend.) Es iſt ein Menſch draußen, der die Majeſtät ſchauen will und wartet er in einem Cabinette bey den Vorpoſten außen, ſagte er doch, er ſey ein Überläufer aus den Staaten der Prinzeſſin Blandina.

Kilian. Merkt er, Hofrath, wie das Volk dem künftigen Landesvater zuläuft? Vielleicht iſt es ſchon gar der Bürgermeiſter von Ombrombroſa mit den Schlüſſeln des Landes. — Er mag nur immer hineintreten.

(Der Mohr entfernt ſich.) — Meinen Scepter! (Er giebt die Tobackspfeiſe dem Mohren, der den Scepter trägt und nimmt den Scepter, indem er ſich gravitätiſch vor des Zeltes Eingang ſtellt.)

Siebenter Auftritt.

(Roderich tritt ein von zwey Mohren begleitet.)

Kilian. Nun! — Was will er? — Wer iſt er? Hat er die Schlüſſel des Landes bey ſich?

Roderich. O Majeſtät! — großer König! zu ſchwer würden dieſe Schlüſſel ſeyn, um an meines Rockes Hintertheilen zu prangen, wo nur ſonſt ein goldnes Schlüſſelchen der geheimſten Kammer meiner Prinzeßin neckiſch an einem Schleifchen baumelte, denn mit Erlaubniß, ich war Blandinens geheimer Kammerherr.

Kilian. Hofrath? — ich glaube, der Kerl iſt verrückt, er prahlt mit 'nem fatalen Amte — er ſchneidet auf. Iſt denn das 'ne alberne ſtolze Sitte am Ombrombroſer Hofe, daß man goldne Schlüſſel zum —

Balthaſar. Ach, ſchwatzen Sie doch nicht ſolch ungewaſchenes Zeug, Majeſtät! — Fragen Sie nur den Menſchen ordentlich, wer er iſt? —

Kilian (bariſch.) Wer iſt Er?

Roderich. Großer König! ich nenne mich Roderich, ich biete Ihnen, wohlwollender Sire! meine Dienſte an, um Dero Siege zu verkünden, denn außer dem vorher bemerkten Amte war ich Hofpoet der Prinzeßin Blandina und wünſche nun den gleichen Dienſt bey Ihnen, großer majeſtätiſcher König! anzutreten.

Kilian. Poet? — Hofpoet? — Was will er damit ſagen? — Was iſt das eigentlich?

Roderich. Poet! — auch Dichter ſonſt nach deutſcher Sprache,
Ein wunderlich geheimnißvolles Weſen! —
Im Purpur der aus fernem Geiſterlande
Hinüberſtrahlt erſcheint ihm die Natur,
Erſcheint ihm Alles, was ſein Aug erfaßt.

Das arme dürſt'ge Leben glanzlos ſonſt,
Fahl — erdigt — lautlos ohne Farbenjubel,
Geht ihm dann auf in hellen lichten Klängen.
Wie im Kryſtall des ſilberklaren Baches
Sich magiſch Wolken, Büſche, Blumen ſpiegeln,
So ſpiegelt ſich auch die Natur, das Leben,
Im Geiſt des Dichters ab — Ein Zauberſchimmer
Blitzt über alles hin in kleinen Wellchen,
Die wie im Spiel ſich ineinander kräuſeln.

So ging auch mir das Dichterleben auf.
Mein Aug erfaßt' das ferne Geiſterreich,
Romant'ſchen Putz geb' ich dem, was ich ſehe.
Auch du, mein guter Sire! biſt nicht Kilian,
Biſt nicht der furchtbar ſtarke Mohrenkönig —
Nein! — nur ein herrliches poet'ſches Bild,
Erreicht durch kühnen Flug des regen Dichters,
Du biſt —

Kilian (ihn im höchſten Zorn unterbrechend.) Was? — er unverſchämter Kerl? — ich wäre kein Kilian? — kein Mohrenkönig? nur ein Bild? gleichſam eine Mahlerey? — Lug und Trug? — J ſo ſoll doch das Wetter drein ſchlagen! (Er prügelt den Hofpoeten ſtark mit dem Scepter, der Hofpoet entflieht ſchreyend: Erbarmen! Erbarmen! — ich nehme alles zurück — ich bin kein Poet — kein Dichter ꝛc. — Kilian verfolgt ihn bis außerhalb der Scene.)

Kilian (zurückkehrend, keuchend und athemlos.) — Nun — der — ſoll — daran — denken — mich — für — ein Bild anzuſehen! — Hofrath! trockne er mir einmahl den Schweiß von der Stirne! (Der Hofrath thut es, muß ſich aber auf den Fußſpitzen erheben, um an Kilians Stirne hinaufzureichen, er ſtolpert und ſtößt dem Kilian die Krone vom Kopfe.)

Kilian. Er iſt aber auch ein recht ungeſchickter Tölpel, Hofrath! er kann nicht das mindeſte zum Wohl des Staats ausrichten, ohne eine Flegeley zu begehen.

Balthaſar. So kann er ſelbſt für's Wohl des Staats arbeiten und ſich den Schweiß abtrocknen, Majeſtät! (Er wirft ihm das Schnupftuch, das er von ihm empfing, wieder zu.)

Kilian. Ja das geht auch! (Er wiſcht ſich die Stirne ab, die Mohren ſetzten ihm wieder die Krone auf.) Jetzt will ich von meinen Geſchäften ausruhen und verſuchen, in wiefern ich noch an den morgenden Einzug in Ombrombroſa etwas weniges denken kann. Man bringe mir einige Flaſchen Doppeltbier und ein halbes Pfund geſchnittenen Rollenknaſter in mein Zelt. — Hofrath, leg' er ſich aufs Ohr und ſey er morgen vernünftiger — Gute Nacht ihr Flegel allzumahl! —

(Er geht Tabackrauchend ins Zelt, das ſich hinter ihm ſchließt.)

Balthaſar. Wenn der Kilian nicht ſolch ein ehrlicher Mann wäre und ſolch ein vortreffliches Herz hätte wie alle Grobiane, der Teufel hielte es bey ihm aus.

(Er geht mit den Mohren ab.)

Zwiſchenſcene hinter dem Theater.

Der Regiſſeur. Herr Maſchieniſt ziehen Sie die Glocke zum Nachtmachen.

Der Direktor. Was iſt das? jetzt ſoll es mit einem Mahl Nacht werden? — Das ſtört die Illuſion — vor ein Paar Minuten hat der Dichter Roderich ja erſt in der Einöde gefrühſtückt.

Der Reg. Es ſteht aber ſo im Buche.

Der Direkt. So iſt das Buch unſinnig — das Stück ohne alle Theaterkenntniß geſchrieben. Dieſer Akt müßte nothwendig bey Tage ſchließen, der folgende hätte dann in Gottesnahmen in der Finſterniß anfangen können.

Der Reg. Sie hätten das Stück leſen und früher an die nöthigen Aenderungen denken ſollen, um vernünftige Illuſion hineinzubringen. Nun wird es einmahl geſpielt.

Der Direkt. Was? — Ich bin Direktor und ſoll auch noch die Stücke vorher *leſen*, ehe ich ſie *aufführen* laſſe? — Herr! — ſolche unſinnige Zumuthungen verbitte ich mir. Ich habe genug zu thun mit der Kaſſe und jede Woche die Gagen gehörig in Papier zu wickeln und zu überſchreiben. — Ich mache ſogar die Comödienzettel, was auch Ihres Amts ſowie das Leſen der Stücke wäre. — Ich merke ſchon, das iſt heute wieder ſo ein neumodiſches äſthetiſches Stück, Kraut und Rüben durcheinander, und ich habe Ihnen doch geſagt, ich will nichts äſthetiſches auf meiner Bühne — meine Bühne ſoll nicht äſthetiſch ſeyn. — Verſe kommen auch wieder vor, die hätten Sie hübſch in Proſa umſetzen ſollen, wie ich es Ihnen ſo oft befohlen habe — Sie ſind auch für den Teufel da, Herr Regiſſeur — ich bin mit Ihnen höchſt unzufrieden. —

Der Reg. Aber, beſter Herr Direktor, nun iſt es einmahl im Gange, was iſt zu thun?

Der Direkt. Es kann durchaus nicht ſogleich Nacht werden, es müſſen noch ein Paar Scenen eingeſchoben werden, damit der Zuſchauer das Frühſtück vergeſſe — Kilian mag indeſſen ſich noch eine Pfeife ſtopfen. —

Der Reg. Aber um des Himmels willen, was für Scenen? — Doch eben fällt mir bey — eine haben wir ja ſo eben ſelbſt geſpielt, werther Herr Direktor, und nun muß Jemand von der Geſellſchaft vortreten, gleichſam wie ein in des Stückes Mitte ſprechender Prologus und den Dichter förmlich des Illuſionsfehlers halber entſchuldigen.

Der Direkt. Ja! — Ja! — aber wen nehmen wir dazu?

Der Reg. Keinen andern als den Adolar.

Der Direkt. Ich hole ihn!

(Es wird ein paar Minuten hindurch ſtille, dann erheben ſich die Stimmen aufs neue.)

Adolar. Ich thue es aber nicht — durchaus nicht.

Der Direkt. Sie ſind aber auch ein obſtinater Menſch! — Herr! — reiſſen Sie mich dasmahl aus der Verlegenheit, ich will's Ihnen Lebenslang gedenken. — Die notirte Strafe wegen Vergehens in Scene eins wird geſtrichen und ein Thaler wöchentlich Zulage. Herr! mehr kann ein ehrlicher Mann nicht thun.

Adolar. Sie ſind zwar ſonſt trotz dem Mohrenkönig ein Grobian, aber doch, wie ich merke, ein edler Mann, ſo lange es nehmlich Ihr Vortheil erheiſcht. — Nun es ſey dann, ich will mein Möglichſtes thun.

Der Reg. (ſchiebt ihn hinaus.) Hinaus — hinaus — beſter College!

Adolar (tritt vor.)

Hochgeehrteſte Zuſchauer!
Es würde mich verſetzen in Trauer,
Wenn Sie nicht gütigſt glaubten,

Daß dieſe Scenen den Tag wegraubten,
So, daß nun kommt die finſtre Nacht,
In der viel großes wird vollbracht.
Der Dichter — Sie glauben es, Werthe, kaum,
Sitzt hoch oben über dem Raum,
Er dort der Zeit gewaltiges Rad
Mit kühner Hand erfaſſet hat.
Das dreht er bald langſam, bald geſchwind,
Wie er's nun gerade nöthig find't,
Und ſo dehnt ſich die Minute zu Stunden
Und oft iſt ein Jahr in Minuten verſchwunden.
Drum iſt's nun Mitternacht geworden,
Und Schlaf befängt die wilden Horden
Herr Kilian, der ungeſchlachte Mohr,
Liegt ſchnarchend im Zelte auf dem Ohr.
— Nacht machen Herr Maſchieniſt!

(Der Maſchieniſt klingelt, die Lampen verſinken und das Theater wird ein wenig finſterer als es vorher war.)

Sehn Sie wohl, wie's nun finſter iſt?
Zwar können Sie alles gut unterſcheiden,
Daß oben hier die tollen rußigen Heiden,
Die, weil es Nacht geklingelt, ſind
Alle betölpelt ganz ſtockblind.
Sie rennen umher keck und verwegen
Zuletzt verzweifelnd in die eigene Degen.
Sie haben nun das Gehörige vernommen,
Adieu! — Ich höre den Amandus kommen.

(Er tritt ab.)

Achter Auftritt.

(Amandus kommt mit bloßem Schwerdte.)

Das ganze Heer hat der Schlaf wie mit bleyerner Laſt zu Boden gedrückt. Der Ruf der Wachen iſt verſtummt — mit kraftloſer Fauſt das Gewehr umklammert, liegen ſie im Graſe und der Traum befängt ſie mit neckhaftem Spuk, daß ſie wähnen keck und munter die Flinte ſcharf geſchultert einher zu ſchreiten und mit lautem Schreyen und Singen die Kameraden wach zu halten, während ſie hingeſtreckt mit gelähmter Zunge nur leiſe ſtöhnen. **Brighella** ſchleicht ungehindert mit den Seinigen in das Lager, aber mich hat es wie mit magiſcher Gewalt hergezogen. Hier muß das Zelt des Königs Kilian ſtehen. **Truffaldin**! — zünde die Fackel an!

Truffald. (außerhalb der Scene.) Gleich! — Doch wenn Sie gütigſt erlauben, gnädiger Held! ſo thue ich es hier oben. Es nimmt ſich beſſer aus, eine recht mahleriſche romantiſche Beleuchtung ſo aus der Ferne von oben herab.

(Man ſieht den Schein von Truffaldins Fackel hereinbrechen.)

Amandus (Kilians Zelt erblickend.)

— Ha! — das iſt Kilians Zelt!
Aus tiefem Schlaf will ich den Unhold wecken!
So laut ertönen ſoll im mächtigen Klange
Des kühnen Muthes Stimme, daß das Zelt
Wie ein zerſprungenes Gehäuſ' zerfallend
Den gift'gen Wurm im Innern ohne Schutz
Bloß ſtellen ſoll dem Angriff auf den Tod!
Heraus, du ungeſchlachter Mohrenkönig,
Hör's, wie des Kampfes Geiſt ein flamm'ger Strahl
In Funken klingend an dein Leben ſchlägt!
Erwache! — Denn dein ſchmachvolles Verderben
Mußt ſelbſt du ſchauen — mußt im Leben ſterben!

(Er ſchlägt mit dem Schwerdt gegen das Zelt, welches ſich ſpaltet. Kilian erhebt ſich vom Lager.)

Kilian. Was ſchimpft — was ſchreit, was tobt da draußen? — wer alle Teufel unterfängt ſich, mich im beſten Schlaf zu ſtören? — Iſt er es, Hofrath, ſo ſoll ihn das Donnerwetter —

Amandus. Ich bin's — die Rache Blandinens, die dich verfolgt und tödtet! — Heraus zum Kampf!

Kilian. Ach! — dummer Schnack, iſt gar keine Rache, kein Kampf nöthig. Morgen wird alles in der Güte abgemacht. — Morgen — Morgen, mein guter Sohn! —

Amandus. Heraus du ſchnöder feiger Wicht, oder ich tödte dich auf deinem Lager!

Kilian. Nun nun! — es hat keine ſolche große Eile! (Er hebt ſich auf und guckt zum Zelte heraus.) Was? — Knäbchen, poſſierlich Männlein? Du Du — willſt mit mir kämpfen? — gegen dich ziehe ich nicht meinen guten Hirſchfänger, dich ſpieß' ich auf mit meiner Frühſtücksgabel —

Amandus. Verächtlich klingt dein Hohn mir, ganz gemein!
In großer Maſſe iſt die Kraft nur klein.
Hervor mit dir — die Augenblicke fliegen,
Vernichtet wirſt du, wähnend ſtolz zu ſiegen,

(Kilian kommt mit einer ungeheueren Gabel heraus und geht auf den Amandus los; Amandus ſchwingt ſein Schwerdt und in demſelben Augenblick fällt Kilians Kopf hohl tönend zur Erde, der Körper ſtürzt in die Culiſſen hinein.)

Truffaldin (mit der Fackel hervorſpringend.) Juchhe! — Juchhe! — Triumph! Sieg! — Die Majeſtät iſt umgekugelt — Der Kopf iſt herunter! Als treuer Schildknappe ergreife ich das köngliche Haupt und — ſchnell damit zurück nach der Stadt — in den Pallaſt. Ich will exekrabel ſchreyen — Blandinchen muß aus den Federn — alles muß jubiliren — die Stadtmuſikanten wiſchen ihre alten Zinken aus und blaſen ganz erſchrecklich Victoria herunter von den Thürmen — im Stockfinſtern ſuchen die Kanoniere das Zündkraut und löſen alle Kanonen, die nur jemahls der Staat möglicher Weiſe beſeſſen. (Er hebt den Kopf auf, der ein bloßer Haubenſtock iſt.) Aber was iſt denn das? — gar kein Blut? — werther Held! — theure Exellenz! ſchauen Sie, das nenn' ich mir einen leeren Kopf — Wahrhaftig der Kilian muß aus dem Laden einer Putzmacherin herſtammen. Ein bloßer Haubenſtock, dem ein königlicher Rumpf anwuchs, als ihm ein Diadem aufgepaßt wurde.

Amandus (den Haubenſtock erblickend.)
So hat mich meine Ahnung nicht betrogen,
Der Kilian war ein trügriſch leeres Nichts.
Nie brannt' ein Funke in der todten Maſſe,
Kein Herzblut rann in dem herzloſen Weſen,
Nur äußre Lichter liehen ihm den Schein
Des Lebens! — wie der Fels im Innern ſtumm
Zu ſprechen ſcheint nur Laute wiedertönend,
Die an ihm prallen, ſo war auch ſein Reden
Trüglicher Schein vom fremden Schein erborgt.
Den prahleriſchen nicht'gen Mohr durchſtrahlte

Der Geiſt mit ſeines Schwerdtes regen Blitzen,
Und er ſank hin vernichtet in ſein Nichts.

(Hin und wieder brechen im Lager der Mohren Flammen aus — man hört Schüſſe — Geheul — dumpfes Geſchrey — Mohren fliehen über die Bühne.)

Fliehende Mohren. Rette ſich, wer ſich retten kann — der König — die Majeſtät hat den Kopf verlohren — nun iſt's aus mit uns! flieht — flieht — flieht! —

Amandus. Schon glüh'n die Flammen auf zum Firmament.
Vernichtet iſt der Feind — ſein Lager brennt,
Blandina iſt befreyt, komm, laß uns eilen,
Den frohen Jubel mit dem Volk zu theilen.

(Er will abgehen und ſtößt auf Brighella.)

Neunter Auftritt.

Brighella. Alles iſt geglückt! — Während Sie Sich, mein Theuerſter! hier mit dem Abnehmen des Kilianiſchen Hauptes beſchäftigten, war ich mit meinen Getreuen ins Lager geſchlichen und wir zündeten es an, an allen Ecken, die wir nur in der Nacht ausfindig machen konnten. Die Höcken in Ombrombroſa können vierzehn Tage hindurch Markt halten mit Mohrenbraten. Unſere zehn Scharfſchützen die würdigen Quadres von zehn würdigen Regimentern, thaten Wunder der Tapferkeit; jeder lud zehn Kugeln in die Büchſe und jede Kugel traf zehntauſend Mohren, ſo daß noch viel mehr umgekommen ſind, als ſich eigentlich im ganzen Lager befanden. — Die Straßenjungen von Ombrombroſa haben bereits den nöthigen Lärm gemacht und die Prinzeßin Blandina zieht mit ihrem Hofſtaat zum Stadtthor heraus uns beyderſeitigen Helden entgegen. Eilen Sie daher mit mir, wertheſter College und legen Sie ihr Kilians Haupt zu Füßen.

(Er geht mit Amandus ab.)

Truffaldin. Erfochten iſt der Sieg — nun ohne Weilen
Will mit mir ſelbſt ich Kilians Nachlaß theilen.

(Er geht in Kilians Zelt.)

Zehnter Auftritt.

Feyerlicher Siegesmarſch. Prinzeſſin **Blandina**, **Pantalon**, **Amandus**, **Brighella**, Höflinge, Gefolge, die Ombrombroſiſche Armee — das Volk — treten ein.

Blandina. Wie ſchön erfüllt iſt all' mein kühnes Hoffen,
Der Feind entflieht von Feuer — Schwerdt getroffen.
Erglänzt in Phöbus Golde Wald und Flur,
Iſt weggetilgt der wilden Horden Spur!
Du ſprachſt vom Geiſt beſeelt, ein heil'ger Seher!
Amandus! — Kühner Jüngling, tritt mir näher.
Zu retten mich von Schmach, gabſt du dein Blut,
Wie ſoll ich lohnen deinen Heldenmuth!
Nur dir allein verdank' ich meine Krone.
Komm! ſey der nächſte nun an meinem Throne!

Pantalon. Ach, ſüßes Herz! — wer hatte das denken ſollen vor Schlafen gehen, daß wir noch in der Nacht hier jubilieren ſollten unter freyem Himmel! — Vor Freude bin ich mit dem rechten Fuß in den linken Pantoffel gefahren und habe meinen Schlafrock verkehrt angezogen, welches ich bloß meinem patriotiſchen Entzücken zuzuſchreiben und zu verzeihen bitte. Nun! — der Himmel beſcheere uns bald eine fröhliche Hochzeit. —

(Wiederholung des Marſches, alle gehen ab, bis auf **Brighella**.)

Brighella. Wer das Glück hat führt die Braut nach Hauſe! — Sein Blut hat er für ſie vergoſſen, ſagt **Blandina**, und wenn er ſich nicht am Säbelknopf den Daumen geritzt hätte, als er die Prinzeſſin ſalutirte, wär' er nicht um zwey Tropfen Blut's ärmer als vorher! — Wem der Himmel wohl will, dem giebt er's im Schlafe — wenigſtens iſt dem Monſieur **Amandus** es über Nacht gekommen, er weiß ſelbſt nicht wie — wenn ich das Lager nicht angeſteckt hätte, wenn meine zehn Scharfſchützen nicht — hm — hm — hm — hm —

(Er geht unzufrieden brummend ab.)

Truffaldin (tritt aus dem Zelt mit **Kilian's** Krone, Scepter, Tabackspfeife — u. ſ. w. und ſpricht im Enthuſiasmus:)
Ihr Götter! — nah' bringt mich mein Herr dem Throne!
— Indeß' verkauf' ich **Kilians** reiche Krone! —

(Er geht eilig ab, der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Aufzugs.

Die Clubbiſten hatten während des Leſens zuweilen gelacht, indeſſen waren ihre Urtheile über das begonnene Stück ſehr verſchieden. Der Unzufriedene fand es ohne alle Tiefe, ohne allen wahrhaft eingreifenden Humor, höchſtens hin und wieder ſchnakiſch und verdammte vorzüglich ohne Gnade alle eingemiſchte Verſe. Der Gleichgültige war minder hart, der reiſende Enthuſiaſt nahm die Masken in Schuz und ihm trat der Bedächtige bey. Die Wortſpiele wurden einſtimmig verworfen. Der Joviale verlohr dadurch nicht im mindeſten ſeine gute Laune, ſondern behauptete nur fortwährend: wie er auf tiefen Eindruck gar nicht gerechnet, ſondern nur ein Spiel zum Spiel beabſichtigt habe. Kreisler der ſo lange geſchwiegen, nahm das Wort, indem er mit erhobener Stimme ſprach: „Ey ſchweigt doch, ſchweigt „doch, wüßtet ihr, wie höchſt vortrefflich die beyden folgenden Akte „ſind, die ich mit meinem jovialen Freunde zuſammengemacht, aber „nicht aufgeſchrieben habe und auch niemahls aufſchreiben werde, ihr „würdet mit Euerem Tadel verſtummen und erſtaunen über unſere „Tiefe und Weisheit. Soviel will ich Euch nur verrathen, daß Blan„dina keinesweges den Amandus henrathet, dieſer vielmehr durch den „hämiſchen Roderich irrdiſch untergeht. Amandus zieht nach ſeinem „irrdiſchen Untergange als ſingender Schwan durch die Lüfte und „rettet Blandina aus den Klauen des Teufels, der ſie als Elementar„geiſt täuſchte und ins Verderben locken wollte. Ihr Herz bricht in „des Geſanges höchſter Seligkeit!“ — So iſt es, murmelte der Joviale und nun fuhren in buntem Spiel die ſonderbarſten Meynungen über jenen Plan des Stücks durcheinander, bis endlich der Unzufriedene in der That höchſt unzufrieden aufbrechen mußte, weil er mit dem Bedächtigen wohnte, der den Hausſchlüſſel einzuſtecken vergeſſen. **[Bd. 7, S. 313, Z. 21 v. o.] Ihnen folgte der Joviale . . . .**

[Bd. 7, S. 313, Z. 4 v. u.] . . . Wolkenſchatten geht über mein Leben hin! — Ich wollte, irgend ein Roderich ſtieße mich nur gleich hinterrücks von dem Felſen herab und ich ſchwämme wie Amandus als Geſang durch den reinen Aether. — **Glaubſt du nicht . . .**

114.

Die Alpenhütte. Oper von A. v. Kotzebue. Muſik von J. P. Schmidt.

[10. September 1816.]

Unerachtet dieſe Oper nur einen Akt hat, ſo iſt ſie doch keinesweges zu den kleinen zu rechnen, da ſie an genialer Muſik reicher iſt als manches zu drei Akten ausgedehntes Singeſpiel. Nicht nur der ganzen Oper, ſondern jedem einzelnen Muſikſtück wurde der laute Beifall des zahlreich verſammelten Publikums zu Theil. Man hört, daß der wackere Herr J. P. S. ſich nach den vortrefflichſten Meiſtern eines Haydn, Paeſiello, Cherubini, Mozart, Mehul, Righini u. m. a. ausbildete, aber eigen iſt ihm eine ganz beſondere Gewandtheit wahrhaft origineller Melodien, (vorzüglich im Romanzenſtyl) eine energiſche Behandlung des harmoniſchen Satzes und eine durchgreifende Kraft der Bäſſe. Zum Beweis des Geſagten bezieht ſich der Referent vorzüglich auf die Romanze No. 2, welche Mad. Milder-Hauptmann, auf die Romanze No. 4, welche Herr Fiſcher nach gewöhnlicher Weiſe mit Grazie und Kraft vortrug, dann auch das tüchtig gearbeitete Quartett No. 3, welches vorzüglichen Beifall erhielt und auch die große Schauer erregende Szene No. 8. Einen ähnlichen Stoff und ähnliche Szenen hat Cherubini in der Eliſa bearbeitet und nicht ohne Wirkung die ſchauerliche Gletſcher-Gegend und die Klage des einſamen verirrten Wanderers geſchildert; mit Recht macht man aber dieſem ſonſt vortrefflichen Meiſter den Vorwurf, daß er doch gar zu ernſt und oft verworren und düſter ſey. Hr. S. weiß indeß mit vollkommener Klarheit, ohne Verläugnung des Schönen und Graziöſen zu ſchreiben und doch die Gemüther tief zu rühren und zu erſchüttern. Auch der Text dieſer Oper iſt von theatraliſcher Wirkung. Allzu ſtrenge Kritiker könnten behaupten, daß der Stoff etwas verbraucht ſey, man kann aber mit Recht einwenden, daß gerade die Bekanntheit des Stoffs die Wirkung auf das Publikum erhöhe, und daß die Rettung eines Menſchenlebens, das unvermuthete Wiederfinden der geliebten, verlornen Tochter im Kreiſe einer liebenswürdigen Familie, wohl niemals von wahrhaft fühlenden Seelen ohne lebhafte Theilnahme angeſchaut werden wird. Die Scene des alten Vaters, der erſt das Bild der geliebten Tochter ſieht, dann ihr ganz ähnliches Enkelkind erblickt, dann das wohlbekannte Getränk genießt, und endlich das Lieblingslied hört, iſt wahrhaft rührend und hätte vielleicht, da es ein ſehr wichtiger, nächſt der Rettung des Marcheſe, der wichtigſte Moment der Oper iſt, mit Glück recitativiſch oder melodramatiſch behandelt werden können. Zwar iſt ſchon viel Muſik in der Oper, und jede ſingende Perſon hat eine Arie, unter denen ſich die Arie des Vaters mit einem ſchönen Horn-Solo durch Geſchmack und Originalität auszeichnet, aber wer wünſcht nicht den Komponiſten noch öfter zu hören! — Von der kleinen, aber höchſt ergötzlichen Partie des Eſelstreibers iſt nichts als Löbliches zu ſagen; ſeine Romanzen ſind das Charakteriſtiſchſte, was man hören kann.

Die Ouverture, mit leiſem Gemurmel der Bäſſe anfangend, bis das obligate Alphorn leuchtend eintritt, iſt bei hoher Einfachheit, Grazie und Klarheit doch ein kunſtreiches, melodiſches und harmoniſches Gewebe. Im Allegro zeigt der Komponiſt die kräftige Energie ſeiner harmoniſchen Kunſt, das Ganze wirkt entſcheidend; vielleicht würde dieſe Wirkung noch erhöht werden, wenn das 58 Takte lange Paſtorale etwas abgekürzt würde, und das Allegro nicht ſechsmal ſchlöße.

Das gelungene Werk des genialen Komponiſten verdiente von den erſten Talenten der Bühne dargeſtellt zu werden, und daß dieſe Darſtellung vortrefflich war, bedarf keiner Verſicherung.

Joh. Kr.

115.

Ein Brief von Hoffmann an Herrn Baron de la Motte Fouqué.

[Einleitung zum „Rath Kreſpel“. September 1816.]

Da Sie, geliebteſter Herr Baron! Le Sage's hinkenden Teufel geleſen haben, ſo werden Sie Sich gütigſt erinnern, mit welcher tiefen Verwunderung der berühmte Student Don Cleofas Leandro Perez Zambullo jenen langen hagren Mann erblickte, der, als Nachtmantel, Negligée, PrunkSchlafrock bloß ein kurzes Hemde tragend, in ſeinem, durch eine ſchlechte Lampe matt erleuchteten, Stübchen, mit ſtarken Schritten auf und abging. Bald richtete er den Blick ſtarr in die Höhe, bald ſah er zum Boden nieder, dann ſchlug er mit flacher Hand ſich an die Stirn, dann ſocht er mit geballten Fäuſten in der Luft — dann ſtieß er einige unverſtändliche Laute aus, dann rannte er an den Schreibtiſch und prallte wieder zurück. — Hatte Don Cleofas Leandro Perez Zambullo nur ein Quentlein mehr Menſchenkenntniß, ſo bedurfte es keines Teufels, ihm zu erklären, daß jener Mann ein Dichter war, der einen merklichen Mangel an eigentlicher Schaffungskraft verſpürend denn doch durchaus ſchreiben wollte oder ſollte. Sahen Sie, Baron! geſtern Abend Ihren gehorſamſten Freund und Diener jenem Manne gleich (obwohl bei weitem beſſer gekleidet) mit Ihrem ſehr werthen Schreiben in der Hand ſein Zimmer nach der Länge und Breite durchmeſſen; in der That, es wäre Ihnen klar geworden, daß in ſchriftſtelleriſcher Hinſicht nun eben auch mit ihm nichts anzufangen iſt. — Ich ſoll dieſes Jahr etwas für das Frauentaſchenbuch ſchreiben. — Der Aufforderung des gütigen Freundes iſt nicht zu widerſprechen, das ſehe ich wohl ein, aber eben ſo gut auch, daß, bin ich nicht anmuthig, geiſtreich, fantaſtiſch, romantiſch, witzig, empfindſam, humoriſtiſch, heiter, tief — ja bin ich nicht das alles, ich mich großer Gefahr ausſetze. Mein Beitrag wird als ſchnöder Lückenbüßer nur unnützer Weiſe einige Blätter füllen, die jede, um den guten Geſchmack (in Kunſt und Litteratur nämlich) einigermaßen beſorgte Frau mit ſeiner Nadel zuſammenheftet, um nicht als ein umgekehrter Neſtor (man ſehe: Zerbino) wider Willen aus dem Garten der Poeſie in die Wildniß ſeichter Proſa zu gerathen. — Gott, wie quält mich das! — Muß man denn nicht, um in zierlicher, geſchmückter Geſellſchaft zu erſcheinen, ein hochzeitlich oder doch ſonntäglich Kleid anziehen, und wie iſt es dann, wenn man ſolches Kleid eben im Begriff es anzulegen, mit allerlei Werkeltagsſtaub beſchmuzt oder entfärbt findet? — Mag es auch ſein, daß ſchon ein einziger Knopf unter dem Kragen, den die, wer weiß weshalb ſich plötzlich erweiternde Bruſt wegſprengte, wider das Dekorum anſtößt, und auf dieſes halten wir was, Baron! — Jener Dichter, der den Hymnus auf die Freiheit nirgends anders ſchreiben wollte, als in der Baſtille, geſtaltete ſich in dem Augenblick, als er das äußerte, zum poetiſchen Fanfaron (Fanfaronnek heißt es in Warſchau, wo es viele gibt, aber nicht poetiſche.) Das Leben ſtellt ſeine vier Baſtille-Mauern um uns her, und aus ihnen entwickelt ſich ja wohl jener bösartige Stoff, der wie giftiger Mehlthau auf die Flügel einer Pſyche fällt, und ſie zerfrißt bis zum kraftloſen Einſinken. — Der dem Kerker entſchlüpfte Vogel kehrt zurück, um Atzung zu finden, die er verwöhnt und hülflos geworden draußen nicht zu finden wußte; auch ſprachen die Sänger des Hains zu ihm: Lieber Kleiner! obſchon ſie unſere Uniform, bunte Klappen und Feder-Epauletts, zu tragen belieben, ſo zeigt ſich doch ihr miſerabler Geſang, daß ſie längſt auf Penſion geſetzt, nicht mehr zu uns gehören. Sie merken, theuerſter Baron! daß alle dieſe rhapſodiſch vorgetragenen Gedanken und Meinungen auf nichts anders als auf die kahle Entſchuldigung hindeuten, daß, ſeit der Zeit, da ich wieder in dem Triebrad des Staats luſtig zutrete, es mit meiner poetiſchen Gabe höchſt miſerabel ausſieht, und ich wohl fühle, daß ich gar nicht im Stande bin, Ihnen dieſes Mahl etwas Würdiges für Ihr den Frauen zunächſt gewidmetes Taſchenbuch zu liefern. — Mit den Lauretten und Tereſinen iſt es nicht allemahl gethan, und ſolcher Erfahrungen im Leben und ſolcher Zufälle, daß man eben dieſe Erfahrungen in heitern Farben gemalt wieder findet, gibt es auch überhaupt wenig. —

Eben habe ich, wie Rameau's famoſer Neffe, an die Stirne geklopft, und zwar in heller Verzweiflung, jedoch ganz leiſe bittend und ſehr artig gefragt: Iſt denn niemand, niemand zu Hauſe? — Aber keine Antwort! — Sie ſind ſämtlich ausgegangen Herrn und Diener, ob jemahls einer von ihnen zurückkehrt oder ob ſonſt gute Leute einziehen, das weiß der Himmel! —

Entſchuldigen Sie mich diesmahl, verehrteſter Baron! mit meiner eignen Imbezillität, deren ich mich ſelbſt anklage, andern Leuten entgegen, die niemahls etwas anders vermiſſen wollen, als höchſtens das Gedächtniß. Vielleicht kommt mir künftiges Jahr wieder ein Bild vor Augen, das ich in die Geſellſchaft der Frauen hineintragen kann.

Ganz und gar

Ihr ergebenſter
E. T. A. Hoffmann.

* * *

Postscriptum. Geſchah es Ihnen, Baron! nicht auch ſchon recht oft, daß aus grauen düſtern Wolkenſchatten, die tief in Ihr Leben hineinhingen, plötzlich in farbigem Feuer allerlei freundliche Himmelsgeſtalten hervorblitzten, und daß nach ſolchem Leuchten nur ſchwärzere Nacht Sie umfing? — Aber dann ging in weiter weiter Ferne ein blaſſer Schimmer auf, und in Ihrer Bruſt ſprach es, ach das iſt ja das geliebte Bild, aber ſeine hochherrlichen himmliſchen Züge erkennt nur der Schmerz! Als nun der Schimmer feuriger und feuriger ſtrahlend ſich zu geſtalten begann, da gewahrten Sie wohl, daß das, was Ihnen als ſchimmerndes, ſtrahlendes Bild erſchien, nur der Reflex der heißen unausſprechlichen Sehnſucht war, die in Ihrem eigenen Innern aufgegangen! — Glauben Sie wohl, Baron! daß ich, nachdem ich mich heute vergebens recht abgequält, nachdem ich in der miſerabelſten philiſtermäßigſten Stimmung Ihnen brieflich den gewünſchten Beitrag abgejagt hatte, glauben Sie wohl, daß ich dann an Lauretta und Tereſina denkend, Ihr Taſchenbuch von 1816 zur Hand nahm, um die Fermate zu durchblättern? Es gelang mir nicht, auch nur ein Wort zu leſen, denn indem ich voll trüben Unmuths hineinſtarrte, da blitzten, wie ich es oben beſchrieben, allerlei Geſtalten um mich her und verſchwanden plötzlich, wenn ich ſie zu erfaſſen gedachte. Es war tiefe Abenddämmerung geworden, und mochte es ſein, daß der durch das Fenſter hineinſtrömende Abendwind über den offen ſtehenden Flügel hineingeſtreift, oder daß ein flatternder Sommervogel die Saiten berührt hatte — genug, ein klarer Ton, wie aus weiblicher Bruſt hervorgehaucht, ging lang und leiſe verhallend durch das Zimmer. Ich hielt den Athem an, um das Verſchweben des wunderbaren Lautes recht deutlich zu vernehmen, und da war es mir, als ſei es die Stimme einer mir wohlbekannten Sängerin, die zu meinem Geiſt ſpräche, und doch wußt' ich nicht, hatt' ich ſie einſt wirklich oder nur im Traum gehört. „Iſt das Lauretta oder Tereſina — oder — So hörte ich ganz vernehmliche Worte, und ich wußte wohl, daß ein gewiſſes neckendes, hohnlächelndes Teufelchen, das oft, dem ſokratiſchen Genius ſehr unähnlich, neben mir ſitzt, ſie geſprochen mir zum offenbaren Tort, ich ließ ihn daher nicht ausreden, ſondern als er bei dem „oder“ ein ganz klein wenig ſtockte, ſeufzte ich aus tiefer Bruſt: Antonie! Das Teufelchen ging nun in ſonderbarer Geſtalt zur Stubenthüre heraus, nämlich als ein nicht zu großer, aber ſehr hagerer Mann in einem grauen Kleide ſo zugeſchnitten, wie ihn jetzt unſere Jünglinge tragen, und die Tracht deutſch nennen, jedoch mit vielen Schnüren beſetzt. Dazu war der Mann nach der Militär-Mode der ſiebzehnhundertſechziger ſiebziger Jahre friſirt, nämlich ein Coeur-Toupée (einer aufgeworfenen Schanze nicht unähnlich), Piſtolenhalterförmige Locken und ein langer impoſanter Zopf mit angehefteter Kokarde. Sein Geſicht war ſehr bleich, aber auf den ſpitzen hervorſtehenden Backenknochen ein rother Fleck, unter überhängenden Augenbraunen blitzten ein Paar große graue Augen hervor, die Naſe war gebogen — ſcharf gezeichnet, der Mund heraufgezogen zum ironiſchen Lächeln, das Kinn lang und hervorragend. — Wie ſollte ich denn nicht gleich auf den erſten Blick den Rath Kreſpel erkannt haben? — [Bd. 1, S. 28, Z. 9 v. o.] Dieſer Rath Kreſpel . . . [Bd. 1, S. 49, Z. 12 v. o.] . . . Sie war aber todt.

Postscripti Postscriptum. Glauben Sie, werthgeſchätzter Baron! daß ſich aus dem Inhalt vorſtehenden etwas langen Postscripti eine Art Erzählung für das Frauentaſchenbuch anfertigen ließe, oder meinen Sie vielleicht gar, es ſei ſchon zu drucken möglich in der jetzigen Geſtalt? Schreiben Sie mir dies gütigſt.

Nochmahls Ihr

treu ergebenſter

E. T. A. Hoffmann

116.

[Vorſchläge an Fouqué zur „Undine“.]

[8. November 1816.]

Was zuvörderſt die gewünſchte Abänderung der Expoſition in der Undine betrifft, ſo glaube ich wohl, daß die von Brühl vorgeſchlagene Art, Undine zuerſt auftreten zu laſſen, eine Krücke für die Lahmen, eine Brille für die Augenkranken, ein Hörrohr für die Tauben ſeyn kann, in der Form, wie Brühl es will, geht es indeſſen durchaus nicht, da die Scene, nicht ganz kurz werden kann, und der Anfang mit einem langen Auftritt ohne Muſik die ganze Oper von vorn herein todt ſchlägt. Ich denke mir das Ganze in folgender Art.

a) Die Ouverture ſchließt förmlich mit großem Lärm, Pauken und Trompeten.

b) Die Gardine geht auf. Der Ritter, die Fiſchersleute, Undine, ſitzen um den Tiſch und ſingen ein ſehr kurzes, ganz luſtiges Enſemble, ungefähr 8 oder 10 gleichgültige Zeilen z. B.

Alle zuſammen. Es iſt recht hübſch, daß wir hier ſo zuſammen im Trocknen ſitzen, da draußen iſt's Nachts nicht geheuer ꝛc.

Undine allein: Ei was iſt das für ein hübſcher Ritter ꝛc.

Huldbrand. Ei was iſt das für ein liebes Mädchen ꝛc.

Fiſchersleute. Seht doch nur, wie der Ritter uns ſo ins Haus geſchneit iſt.

Alle zuſammen. Es iſt recht hübſch, daß wir ꝛc.

Nach dieſem ſehr kurzen Enſemble geht nun die gewünſchte Scene los, in der ſchon, wie mich dünkt, die Expoſition, wie ſie jetzt in das Geſpräch der Fiſchersleute mit dem Ritter gelegt iſt, wenigſtens Rückſichts Bertaldens ganz enthalten ſeyn kann. — Undine läuft weg. —

c) zweite Scene. Der Fiſcher äußert Beſorgniſſe, daß es in der Nacht Sturm und Gewitter geben könne. — Das Geſpräch leitet auf die Frage des Ritters:

„Erzählt mir wenigſtens, wie ihr zu dem holden Bildchen gekommen ſeid.“

Auf dieſe Weiſe wird die Romanze des Fiſchers und das Folgende eingeleitet.

Die jetzige Introduzzione: „Ach Undine, holde Kleine“ ꝛc. bleibt hiernach ganz weg und daran iſt auch nichts gelegen. Gewonnen wird durch dieſe Einrichtung, daß auch der Klimax in der Muſik gewinnt (durch den luſtigen Anfang) und daß das Ganze freilich deutlicher werden kann.

117.

[Die „Lotosblätter“ des Otto Heinrich Graf Loeben.]

[25t. November 1816.]

So eben erhalte ich wieder ein Büchelchen aus Ihrer Güte: Lotosblätter von Iſidorus genannt, aus dem ich mit Vergnügen erſehe, daß die Clarinette deßhalb ſo heißt, weil ſie klar und nett iſt, übrigens auch als ein liebenswürdiger Charakter und herziges, himmelblaues Vergißmeinicht überall ungemein gelitten wird pp — Noch bemerke ich, daß mir wenigſtens der muſikaliſche Theil ſolche Anſicht gewährt, als wenn ich viele kleine glinzernde Fiſchchen in einem ſehr trüben Waſſer ſpielen ſähe. Ein gewiſſer Novalis hat übrigens ähnliche, nicht ganz unebene Fragmente oder vielmehr Themata geſchrieben.

118.

[Schillers Nachtreter.]

[25. November 1816.]

Die Schiller'ſche Periode (der Heros Schiller bleibt ewig unvergänglich, es iſt nur von dem imitatorum pecus die Rede) iſt, dem Himmel ſey gedankt, vorüber, und die weitſchichtigen Redensarten, wenn Jemand z. B. in zehn bis zwölf Zeilen ſchön gedrechſelter, mit einem Knallreim ſchließender Jamben nichts ſagt, als: er wolle hinter die Thür treten, um zu …, machen vorzüglich auf der Bühne einen miſerablen Effekt. Auf dem Felde, das Müllner beackert und beſäet hat (Schuld, Yngurd), möchte noch eher zu ärndten ſein, wiewohl der Pflüger und Sämann ſelbſt ſich in der Arbeit übernommen zu haben ſcheint (videatur das Taſchenbuch) — — —

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmanns ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Mit 75 Bild- und Muſikbeigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

Ernſt Theodor Amadeus
Hoffmanns
ſämmtliche Werke

Serapions-Ausgabe
in vierzehn Bänden

Vierzehnter Band. Mit 6 Beigaben

Berlin und Leipzig

Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung
Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1922

6905677*3

MUENCHEN

Druck der Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., Berlin W. 10.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Nachleſe.

Zweiter Theil. (1817–1822.)

Nebſt Nachweiſen der Fundorte und einigen Anmerkungen*).

119. [Selbſtbiographiſches.] 1

Br, 814.

Hans v. Müller nimmt mit Recht an, daß dieſer in der 5. Auflage des Brockhausſchen Converſations-Lexicons befindliche Artikel auf Mittheilungen Hoffmanns beruht, weil die Erwähnung Reichardts als ſeines Lehrers ſonſt nirgends geſchieht. In Nr. 149 aber (Band XIV, S. 144) iſt dies doch der Fall. Wir bringen das ganze Stück als wichtig und intereſſant genug zum Abdruck.

120. Die Kunſtverwandten 2

Dw, No. 33, 34, 36, 39, 44, 45, 46.

Behandlung des Textes wie im „Revierjäger“ (No. 103.)

121. [Der Brand des Berliner Schauſpielhauſes.] 9

B II, 293, 307.

Die dazu nöthige, ſehr originelle Zeichnung Bd. 40. Daſelbſt auch nähere Bemerkungen. Die erſte Beſchreibung iſt an Adolph Wagner, Richard Wagners Oheim, die zweite (Fragment) an den Schauſpieler und Theaterdichter Franz v. Holbein gerichtet.

122. Einige Bemerkungen zu den Worten, die . . . Hr. Fiſcher . . . ausgeſprochen hat 10

Fr, No. 44.

Einen unumſtößlichen Beweis, daß dieſer Aufſatz wirklich von Hoffmann ſtammt, bleibt uns v. Maaßen, der ihn entdeckt hat und in Band IV, S. XXXVII ſeiner Ausgabe zum Abdruck bringt, ſchuldig. S. auch das Vorwort. Über den ganzen Fiſcher-Skandal giebt v. Maaßen ausführlichen Bericht. Hoffmann hatte er dadurch mit Recht erbittert, daß er ſich weigerte, den Kühleborn in der „Undine“ zu ſingen.

---

*) Erklärung der Abkürzungen S. 244.

123. [Nußknacker und Mauſekönig.] 15
B II, 300.

124. [Tarchinardi.] 16
Va, Nr. 23.
Vgl. die Bemerkung zu Nr. 17 im dritten Anhang.

125. [Ungeſchriebener Roman.] 16
B II, 209.
[illegible]

126. Der unheimliche Gaſt 16
Ea, 62.

127. [Ein Erlebnis vom Jahre 1817.] 16
B II, 326.
Aus einem Brief an Pückler, der als Graf P. im „öden Hauſe" auftritt. Die ganze Stelle iſt ähnlich in dieſer Erzählung der „Nachtſtücke" (Band V, S. 163).

128. Flüchtige Bemerkungen und Gedanken über mancherlei Gegenſtände 17
Fd, Nr. 36, 44, 45.
Der Zuſatz „Nach dem Franzöſiſchen" etc. iſt natürlich eine Myſtifikation Hoffmanns, da jede Zeile [illegible]. Der Text, den [illegible] (Bd II, [illegible]) [illegible] behandelte, iſt hier genau nach dem einzigen in Deutſchland vorhandenen Exemplar der Zeitſchrift (Berliner Staatsbibliothek, Sammlung [illegible]) wiedergegeben. [illegible]

129. Der Baron von B. 21
Aa, Nr. 10.

130. An die Herausgeber des Freimüthigen für Deutſchland ... 22
Fd, Nr. 52.
Die Gedichte ſind in anderer Reihenfolge gegeben, wie in Band IV, S. 197/198.

131. Ein Brief des Kapellmeiſters Johannes Kreisler.......... 22
Fr, Nr. 85, 86.
Darauf erhielt Hoffmann eine Antwort von der Dichterin, der Schauſpielerin Friederike Krickeberg, geb. Koch in Berlin, die B II, 377 abgedruckt iſt.

132. Die Brautwahl, eine Berliniſche Geſchichte 27
Bt 1820, 1.
Betreffs der Textgeſtaltung vgl. das Vorwort. Die Kupfer, auf die Hoffmann in anderen Ergänzungen (nicht in der Buchfaſſung) verweiſt, gehören nicht Band III, ſondern hier.

133. Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes 32
Fr, Nr. 106.

134. Haimatochare 32
Fr, Nr. 127.

135. [Druckfehlerverzeichnis im „Kater Murr“] 32
Lm I, VIII.

Dieses „Druckfehlerverzeichnis“ enthält in sich so viele Druckfehler, daß Jean Paul [illegible]

136. [illegible] 32
Lt, 343.

[illegible] ein bisher unbekanntes Stück Hoffmanns vor uns haben.

137. [Aus Hoffmanns Bericht im Prozeß gegen Friedrich Ludwig Jahn.] 34
Fr, 385 ff.

Vgl. darüber das Vorwort.

138. Kater Murr an Johanna die Sängerin 40
B II, 398.

Unter der Ueberschrift: Ein Sonett von Callot-Hoffmann. (Bisher ungedruckt.) ist das Gedicht in „Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz“ 1833 (Nr. 104, 1. Juli) sehr fehlerhaft veröffentlicht. Wir geben es nach der Handschrift, in deren Sonett es Murr an Johanna heißt.

139. Klage 41
Vz, Nr. 50.

Ich habe mit Ellinger lange darüber verhandelt, ob dieses Stück Hoffmann zuzuschreiben sei, [illegible]

tirte ich mit E. Er hält das erſtere für einen abſichtlichen Hohn, während ich einen Druckfehler der ſehr liederlich gedruckten Zeitung — ſtatt „Saron" — annehme; dagegen ändert er „immerſte Emma", was nach meiner Anſicht ein ganz guter Witz im Styl des Uebrigen iſt, in „immenſe Emma". Vgl. auch die Anm. zu No. 142.

140. (Rektifizirtes Sonnet.) An den Dichter des Trauerſpiels Carlo 43

Ns.

Der unglückſelige Dichter heißt Georg Graf von Blankenſee; ſeinem „Carlo" iſt die unerhörte Ehre zu Theil geworden, durch Carl Maria v. Weber unſterblich zu ſein. Der hohe Meiſter hat nämlich für die Aufführung des Stückes in Dresden ein darin befindliches (noch ungedrucktes) Agnus dei componirt. Vgl. meinen Aufſatz: „Ungedruckte Bühnenmuſiken und Geſangswerke Webers" (Der Zeitgeiſt 1916, No. 22/3).

141. [Julie.] 43

B II, 405.

Bezieht ſich auf Hoffmanns Bamberger Angebetete, Julie Marc, die „Cäzilia" im „Berganza" (Band VII).

142. Erklärung 44

Hs, No. 53.

Dieſe „Erklärung" zeitigte folgende Entgegnung eines Unbekannten: „Herr E. T. A. Hoffmann verſichert in No. 53 der Speneriſchen Zeitung, keine Theaterkritiken für dies Blatt geſchrieben zu haben; er benachrichtige uns doch gefällig: ob er nicht der Ruge (in No. 50 der Voſſiſchen Zeitung) humoriſtiſcher Verfaſſer iſt? X...." Die Vertheidiger des genannten Aufſatzes (No. 139) als eines Werkes Hoffmanns ſtützen ſich vornehmlich auf die Nichtbeantwortung dieſer Frage. Ich meine, daß H. Beſſeres zu thun hatte, als ſich auf ſolche Quisquilien einzulaſſen. Meine Gegengründe in der Anm. zu No. 139.

143. (Verſpätet.) Gruß an Spontini 44

Vz, No. 68.

Auf die merkwürdige Wandlung von Hoffmanns Geſinnungen gegen Spontini (vgl. Band XIII, 337 ff.) hat ſchon Hans v. Müller aufmerkſam gemacht.

144. Briefe aus den Bergen 45

Fr.

Daß dieſe entzückenden und geiſtreichen Briefe nicht fortgeſetzt wurden, iſt ewig ſchade, da wir Hoffmann in ihnen von einer ganz neuen Seite kennen lernen. Leider war es unmöglich, den Originaldruck zum Vergleich heranzuziehen, da das Exemplar der Preuß. Staatsbibliothek (das einzig bekannte) zur Zeit verſchwunden iſt. In dem von v. Müller beſorgten Druck (B II, 347), den ich zu Grunde lege, habe ich die Aenderungen des Druckes durch den trefflichen Herausgeber

(ſ. Vorwort) nach den Prinzipien der Serapions-Ausgabe — ſo gut es ging — beſeitigt. Alle nothwendigen Erklärungen l. c. und im Regiſter. Es iſt intereſſant, daß das Hinauswerfen der Medizinfläſchen dem kurz vorher vollendeten „Signor Formica", der Geſichter ſchneidende Ofen dem „goldnen Topf" angehört. Die Reiſe ſelbſt geſchah 1819.

145. Zufällige Gedanken bei dem Erſcheinen dieſer Blätter ... 67
Am, No. 2, 3.

Einer der ſchönſten und wahrſten, Wagner um 30 Jahre vorweg nehmenden, Aufſätze unſres Meiſters, der nicht oft genug geleſen und beherzigt werden kann.

146. Schreiben an den Herausgeber ... 74
Z, No. 1.

Ueber Conteſſas „Räthſel" (Auflöſung „Das Weib") und alles Uebrige ſ. H. v. Müllers Aufſatz im „Wiener Almanach" 1904, wovon auch ein Separat-Abdruck exiſtirt.

147. Geſänge zu „Lalla Rukh" von Spontini ... 79
Zt, No. 8.

148. Olimpia ... 87

Eine einwandfreie Textgeſtaltung läßt ſich nicht geben. Es liegen neben dem Klavierauszug drei verſchiedene Textbücher aus dem Jahre 1821 vor. Sie ſind neben dem Original-Klavierauszug benutzt, und die verſchiedenen Lesarten in Anmerkungen verbucht worden.

149. Nachträgliche Bemerkungen über Spontini's Oper „Olympia" ... 123
Zt, No. 23–38.

Trotz ihrer Länge iſt dieſe Abhandlung doch Fragment geblieben. Hoffmann hätte ſeine Kunſt an einen würdigeren Gegenſtand wenden können; doch wird die großzügige allgemeine Einleitung dauernden Werth behalten.

150. Vorläufiger Bericht über Maria von Webers „Freiſchütz".
Vz, No. 74.

151. Montag, Mittwoch und Freitag: Der Freiſchütz. — Am 4. Juli: Der Freiſchütz ... 162
Vz, No. 76, 81.

Ueber das eigenthümliche Zuſammentreffen, daß Weber das letzte Werk im alten Schauſpielhauſe — Hoffmanns Undine — und Hoffmann das erſte im neuen — Webers Freiſchütz — recenſirte, ſ. meinen Aufſatz: Das „Gerundium" der Hoffmann-Feiern (Berliner Börſen-Zeitung, 1922, No. 291). — Trotzdem der dritte Bericht (vom 4. Juli) zeitlich hinter der nicht ſicher als Hoffmannianum anzuſprechenden No. 152 liegt, wollten wir den Zuſammenhang nicht zerreißen, zumal aus dem Schluß des letzteren hervorgeht, daß H. Alles als einen betrachtete. Die Rektificirung des erſten durch den letzten iſt von großer Bedeutung, obgleich alle zuſammengenommen dem unſterblichen Werk noch immer nicht gerecht werden, überhaupt, wenn man den Maaßſtab für Hoffmanns ſonſtige Leiſtungen anlegt, als ſchwach zu bezeichnen ſind.

152. Naivetät 168

Z, No. 78.

Ich glaube, dieſe kurze Skizze Hoffmann zuertheilen zu können, da in derſelben Zeitſchrift ein Jahr ſpäter eine ſolche mit derſelben Ueberſchrift ſteht. Die Signirung —r deute ich „Kreisler"; ſicherlich nicht gezwungener als v. Maaßen das B. in No. 122, und Ellinger das M....s in No. 130. Sollte ich mich irren, ſo iſt die Serapions-Ausgabe nicht entſtellt, während ſie im gegentheiligen Fall unvollſtändig wäre.

153. [An den Geiger Boucher.] 366

V2, No. 81.

Nicht ganz ſicher, ob von H. Da aber dieſe Aufforderung (ſeparat gedruckt, was wir hier unterlaſſen) unmittelbar unter dem letzten Freiſchütz-Bericht vom 4. Juli (cf. No. 151) ſteht, bin ich der feſten Ueberzeugung, daß H. ſie gleichzeitig mit dieſem einſandte. Sicherlich kannten nur Wenige, außer H., damals, ebenſo wenig wie heute, Corelli, der ſein beſonderer Liebling war, wie aus verſchiedenen Stellen der Werke (ſ. Regiſter) hervorgeht. „Wunderlich" iſt wohl ein Druckfehler von „wunderherrlich".

154. [Todesanzeigen des Kater Murr.] 169

B II, 450.

Vgl. darüber den Aufſatz des Herausgebers „Zum 100. Todestage des Kater Murr" (ſ. Band XIV, letzte Seite, No. 10). Das Facſimile einer Anzeige bildet das Schlußblatt von Band VIII.

155. Meiſter Floh 111

Mfm, 101, 126.

Die Knarrpanti-Epiſode iſt bekanntlich eine Verhöhnung des Demagogenriechers Kamptz und ſeiner Helfershelfer, die bereits im Jahn-Prozeß (No. 137) ihr Theil erhielten.

156. [Ueber das Drama „Der Stralower Fiſchzug".] 180

B II, 476.

Das Luſtſpiel iſt von Julius v. Voß.

157. Hierinn befindet ſich unſer lezter Wille 180

B II, 514.

Ein rührendes Dokument von Hoffmanns Güte. Die Frau glich Wagners Minna und iſt durch das Teſtament für alle Zeiten hochgeehrt.

158. [Einiges aus Hoffmanns Notatenbuch.] 181

Hz II, 286.

Hitzig hat willkürlich hier Verſchiedenes untergebracht, was bereits im „Freimüthigen für Deutſchland" geſtanden hatte (Nr. 128).

159. Jacobus Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit. 185

Hz II, 296.

Vgl. darüber B II, 416.

160. [Einfälle.] 185

Hz II, 296.

Trägt bei Hitzig die Ueberſchrift: „In der Krankheit, bei ſchon gelähmten Händen dictirt."

161. [Gutachten über den in Wien erſchienenen Klavierauszug des „Freiſchütz".] 186

Hz II, 282.

Vgl. darüber das Vorwort.

162. Naivetät 188

Z, Nr. 71.

Vgl. darüber die Anm. zu Nr. 152. Der Druck konnte leider nicht mit dem unauffindbaren Original verglichen werden und iſt nach Hz II, 158 gegeben.

Anhänge.

Erſter Anhang: Die in den Text der Nachleſe nicht aufgenommenen Stücke 191

1. Verzeichniß meiner Compoſitionen 191

B II, 43.

Was davon noch vorhanden iſt, findet ſich im „Zweiten Supplement" (S. 263) verzeichnet.

2. Wiederſehn! 192

Bisher ungedruckt. Nach dem Autograph der Landesbibliothek in Darmſtadt. (14 Bl. Qu. Fol.) Daß der Rühr-Erfolg der „Pilgerinn" (Bd. XIII, S. 67) Hoffmann den Auftrag zur Compoſition einbrachte, unterliegt wohl keinem Zweifel, und Niemand wird es ihm verdenken, wenn er auch die ſo erfolgreich erprobten Worte und Töne von Neuem verwerthete. Leider hat ſich der vollſtändige verbindende Text eben ſo wenig erhalten, wie bei der „Pilgerinn", und nur aus dem Zuſammenhang iſt es zu entnehmen, daß die glücklichen Eltern Remis

die ſprechenden Perſonen ſind. Der Abdruck im Text wurde der Uebereinſtimmung mit der „Pilgerinn“ wegen unterlaſſen. Auch an der Muſik wird Hoffmann nichts geändert haben.

3. Die Serapions-Brüder 194

Ft 1816, Az 1813, Tl 1819, Bt 1821, Km II, Wz.

Die kleinen Abweichungen verlohnten nicht die Aufnahme in den fortlaufenden Text.

4. Die Irrungen 195

Bt 1821.

In der Buchausgabe fehlt dieſer, lediglich auf das Kalender-Kupfer bezügliche Satz richtiger Weiſe. Wir haben ihn deshalb hierher, und nicht in den fortlaufenden Text der „Nachleſe“ verlegt. Im Gegenſatz zur „Brautwahl“-Ergänzung (No. 129) bringen wir die Reproduktion aber nicht hier, ſondern Band XI, S. 120.

Zweiter Anhang: Widmungen 195

1. [In die „Elixiere des Teufels“.] 195

B I, 260.

2. [In die Serapions-Brüder] 195

B I, 269.

3. [Widmung eines Kryſtall-Pokals.] 196

Hz, II 140.

4. [Albumblatt für einen Muſiker.] 196

B II, 392.

5. [In „Sechs italieniſche Duettinen“.] 196

B II, 447.

Dritter Anhang: Unter- und Inſchriften eigner Zeichnungen 196

1. [Verloren gegangene Poſener Caricaturen.] 196

S, 312.

Vgl. Nr. 49.

2. [Gruppenbild.] 197

N V.

3. [Zacharias Werner.] 197

N V.

4. [Julius von Voß.] 197

N V.

5. [Kanonikus Seubert.] 197
N V.
6. [Kanonikus Stöhr.] 197
Sa.
Die Abbildung ſteht Band XIII, S. 190.
7. Hr. v. Eckardt tanzend 197
N V.
Die Abbildung ſteht Band XIV, S. 216.
8. [Fantaſieſtück.] 197
Ph.
Die Unterſchrift Hoffmanns iſt hier zum erſten Mal gedruckt, da ſie in der Reproduction fortgelaſſen iſt. Sie kam mir in der Hoffmann-Ausſtellung (1922) der Preußiſchen Staatsbibliothek (Berlin) zu Geſicht. Natürlich iſt ſie nur humoriſtiſch zu nehmen. „Der Löwe ſtürzt zu Boden.“ Bei Virgil findet ſie ſich nicht. Vgl. Hb, 39.
9. [Selbſt-Portrait.] 197
B II, 196.
Vgl. Hb, 16.
10. Die Exercitien 198
Hb, Blatt 34.
Vgl. Hb, 39.
11. Die Dame Gallia 198
Hb, Blatt 55.
Vgl. Hb, 40.
12. Der Kapellmeiſter Johannes Kreiſler 198
Kb.
Die Abbildung ſteht Band VIII, S. 196.
13. [Wohnungs-Plan Berlin, Taubenſtraße 31.] 198
N V.
14. [Selbſt-Portrait.] 199
N V.
Die im Original neben dem Bildnis ſtehenden Erklärungen von Hoffmanns eigner Hand waren für die Reproduktion zu undeutlich. Wir geben ſie deshalb hier genau nach der Vorlage, deren Schreibweiſe von den bisherigen Vervielfältigungen nicht unweſentlich abweicht.
15. [Hoffmann und Devrient.] 200
B II, 456.
Vgl. Hb, 18. Die Abbildung ſteht auf dem Vorblatt der Luxusdrucke unſerer Ausgabe.

16. [Schlemihl.] 200

N V.

17. [Der Brand des Berliner Schauſpielhauſes.] 200

B II, 293.

18. [Thaſſilo.] 200

N V, 244.

Dieſe von Fouqué erwähnte Zeichnung iſt leider verloren. Noch einmal ergeht an den ſchrullenhaften Beſitzer von Hoffmann-Zeichnungen (vgl. Hb, 7) der Ruf, ſein Beſitzthum der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Vierter Anhang: Hoffmann im Geſpräch*) 200

1. Carl Friedrich Leo 200

N V, 131.

2. Carl Maria von Weber 201

W, 315.

3. Theodor Hippel 201

B I, 13, 18, 33, 35.

4. Julius Eduard Hitzig 202

Hz I, 308.

Hz II, 309, 311, 138, 149, 319, 151, 156, 160, 162, 164, 166.

Die vierte Mittheilung iſt natürlich der Urſprung des „Klein Zaches“.

5. Friedrich Rochlitz 204

R 25, 26, 30.

6. Stephan Schütze 205

N V, 110, 112.

Die übrigen dort von Schütze mitgetheilten Dinge hat H. v. Müller als Falſifikate entlarvt (B II, 463). Sie ſind deshalb nicht abgedruckt; von Zweiflern, zu denen ich nicht gehöre, können ſie an Ort und Stelle nachgeleſen werden.

7. Ludwig Rellſtab 205

Rb, 21.

8. Auguſt Klingemann 206

Kl, 323.

---

*) Da hier nur die Worte Hoffmanns und nicht Zwiſchenreden etc. gegeben ſind, muß zur Klärung des Verſtändniſſes im Allgemeinen auf die Originale verwieſen werden.

9. Carl Friedrich Kunz 206

Ku 3, 4, 6, 23–25, 28, 36, 39–43, 45–47, 56, 62, 63, 77–79, 81–83, 94–97, 119, 131, 132, 135, 137.

Kun 126, 127, 131, 176.

Kur 54, 55, 58.

Was man von dieſem Münchhauſen zu halten hat, iſt mehrfach betont.

10. Friedrich Laun 212

L, 251.

Da aus dieſer Mittheilung ein Wortlaut durchaus nicht herzuſtellen iſt, geben wir ſie im Ganzen in kleinem Druck.

11. Friedrich Baron de la Motte Fouqué 212

N V, 221, 241, 242, 244, 245, 248.

12. „Augen- und Ohrenzeuge“ eines Geſpräches mit Ludwig Devrient 214

J.

Das Citat erfolgt hier aus Griſebachs Ausgabe (I. S. LXV), der, wie gewöhnlich, oberflächliche Angaben macht, da das Original nicht erhältlich war.

13. Johann Peter Lyſer 214

Se III.

Lyſers Zuverläſſigkeit wird bezweifelt; doch iſt mir das Urtheil Hirſchs, genannt Hirth, in keiner Weiſe maßgebend. Dieſes Serapions-Geſpräch kann ſehr gut gehalten ſein. Ein eigenthümlicher Unſtern fügte es, daß ich, wie bei No. 144, die Correctur nicht nach dem Originaldruck beſorgen konnte. Das einzige bekannte vollſtändige Exemplar des „Salon“ ſtammt aus meiner früheren Sammlung und iſt 1912 in den Beſitz der Berliner Univerſitätsbibliothek übergegangen. Dort iſt es verſchwunden. Ich gebe den Druck nach meiner Veröffentlichung der Epiſode in der National-Zeitung (1908, Sonntags-Beil. No. 39), für deren Genauigkeit ich angeſichts der bekannten Flüchtigkeit der Zeitungen keine Verantwortung übernehme. Die langen Zwiſchenreden der mit Buchſtaben bezeichneten Perſonen ſind hier weggelaſſen und l. c. nachzuleſen. Vieles iſt ſicherlich authentiſch, z. B. der Schluß.

14. Helmina von Chezy 219

Ch, 168.

Hoffmann ſtand der Schriftſtellerin in einem Injurien-Prozeß bei.

15. Pauline von Wolkonſka 219

Uh.

Ein fürchterlicher Schmarren.

17. Friedrich Wilhelm Gubitz 220
G, 100.

Bezieht ſich auf die Affaire des Baſſiſten Joſef Fiſcher (No. 122). Die Angabe Gubitzens, Hoffmann habe am 17. März (1817) „in den Zeitungen bezüglich darauf hingewieſen, daß einſt der franzöſiſche Schauſpieler Michel Baron auf der Bühne niederknieend Abbitte leiſten mußte“, iſt falſch; von Hoffmann exiſtirt nur ein Hinweis auf Tacchinardi (No. 124).

16. Wilhelm Chezy........ 220
We, 120.

Fünfter Anhang: Verarbeitung Hoffmannſcher Stoffe durch Andere 220
1. [Der getaufte Jude] 220
Oe, 243.

Die Authenticität iſt hier nicht zu bezweifeln.

2. Die Pagodenburg 221
Seh, 176.

Wir geben das ſcheußliche Stück, das ſich allenfalls für ein Kino vierten Ranges eignete, mit ſeinen blödſinnigen Reminiscenzen an Hoffmanns unſterblichen „Don Juan“ (Band VII), in ſeiner ganzen widerlichen Breite und Plattheit, um die Frechheit, mit der Scribenten den Namen Hoffmanns mißbrauchten, ins Licht zu ſtellen. Vorher ſchon hatte Schaden „Phantaſieſtücke in Breughels Manier“ veröffentlicht. — Die Grundidee konnte von Hoffmann ſtammen.

3. Der treue Diener 236
Se III.

Druck nicht nach dem verlorenen Original (vgl. Vierter Anhang, No. 13), ſondern nach meiner Veröffentlichung im „Literariſchen Echo“ (1907, Heft 4), alſo ohne Verantwortlichkeit, da Zeitungen und Zeitſchriften oft willkürlich ändern.

Abkürzungen für Inhalt und Regiſter 244
Druckfehler-Verzeichniß der erſten zwölf Bände zur Herſtellung eines einwandfreien Textes 249
Verzeichniß der Bild- und Noten-Beigaben 254
Erſtes Supplement:
Verzeichniß der übrigen noch bekannten Zeichnungen Hoffmanns 261
Zweites Supplement:
Verzeichniß der noch vorhandenen Tondichtungen Hoffmanns 263

Drittes Supplement:

Verzeichniß der Erſtdrucke von Hoffmanns Werken in Band I–XII ... 265

Viertes Supplement:

Lebens-Umriß Hoffmanns in nuce ... 269

General-Regiſter.

A. Inhalt in alphabetiſcher Reihenfolge der Titel ... 275
B. Namen- und Sach-Regiſter ... 286
C. Erklärung muſikaliſcher Ausdrücke für Laien ... 333
D. Ergänzung der nur durch Buchſtaben bezeichneten Worte 337
Die Hoffmann-Veröffentlichungen des Herausgebers ... 339

119.

[Selbſtbiographiſches.]

[Mit Zuthaten von F. A. Brockhaus. 1817.]

Hoffmann (E. T. A.) [, einer unſrer vorzüglichſten Schriftſteller im Felde des Romans und der Erzählung,] iſt 1778 zu Königsberg in Oſtpreußen geboren, ſtudirte auf der dortigen Univerſität die Rechte, arbeitete dann bei der Oberamtsregierung in Großglogau und dem Kammergericht in Berlin, ward 1800 Aſſeſſor bei der Regierung in Poſen, 1802 Rath bei der Regierung in Plozk und ging 1803 in gleicher Eigenſchaft nach Warſchau. Der Einmarſch der Franzoſen 1806 endigte hier ſeine Laufbahn. Ohne Ausſichten im Vaterlande und ohne Vermögen nahm er ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe in Anſpruch, um, was er früher als Liebhaberei betrieben hatte, als Erwerbszweig zu nutzen. Er folgte im Herbſt 1808 einer Einladung des Grafen Julius von Soden nach Bamberg als Muſikdirector an dem dort neu errichteten Theater, das aber bald wieder geſchloſſen ward. Er ertheilte jetzt Muſikunterricht und arbeitete für die leipziger muſikaliſche Zeitung. Im J. 1812 bekam er einen Ruf als Muſikdirector bei der Joſeph Seconda'ſchen Geſellſchaft, traf zu dem Ende Oſtern 1813 in Dresden ein und blieb in dieſer durch die Kriegsereigniſſe in Sachſen beunruhigten Lage bis 1815, wo es ihm gelang, in ſeinem Vaterlande in die alten Dienſtverhältniſſe zurückzutreten. Er ward 1816 als Rath bei dem königl. Kammergericht in Berlin wieder angeſtellt. Von Jugend auf hat Hoffmann eine überwiegende Neigung zur Muſik gehabt, und dem Studium dieſer Kunſt ſeine Nebenſtunden gewidmet. Seine Lehrer im Generalbaß und Contrapunkt waren der Organiſt Podbielski in Königsberg, und ſpäter in Berlin der Capellmeiſter Reichardt, der ſich ſeines Landsmanns getreulich annahm. In Poſen brachte Hoffmann das Göthe'ſche Singſpiel: Scherz, Liſt und Rache aufs Theater, in Warſchau die luſtigen Muſikanten von Clemens Brentano u. ſ. w. Anlaß zur Schriftſtellerei gab ihm zunächſt die Verbindung mit Rochlitz als Redacteur der muſikaliſchen Zeitung. Die Aufforderung, die dort zerſtreut erſchienenen Aufſätze zu ſammeln, veranlaßte ihn zur Herausgabe der Phantaſieſtücke in Callot's Manier (4 B.). Dieſen folgten 1816 die Elixire des Teufels, und verſchiedne in Almanachen und ſonſt zerſtreut gedruckte Erzählungen. [Der tiefe, geheimniß- und bedeutungsvolle Sinn, den der Verfaſſer in alle ſeine Erzeugniſſe zu legen weiß, geben ihnen ein mehr als vorübergehendes Intereſſe; allenthalben läßt uns der Verfaſſer Blicke in das Innerſte der Außenwelt wie des Menſchen thun. Beſonders ſcheint er ſich in ſchaurigen Nachtſtücken, die er in kühnen Zügen oft bis zum Graus und Entſetzen Erregenden ausführt, zu gefallen; aber auch durch die grellſten Diſſonanzen dringt er glücklich zur harmoniſchen Auflöſung hindurch.]

120.

Die Kunſtverwandten.

[Fortgelaſſene und veränderte Stellen der erſten Faſſung von „Seltſame Leiden eines Theaterdirektors". 15. Februar 1817.]

[Bd. 10, S. 5, Z. 10 v. u.] . . . billigend. Alles Irdiſche hienieden iſt eitel und vergänglich. Wo giebt es Ruhm und Ehre, Glanz und Pracht, dauerhaſt genug gezimmert, um der ewig arbeitenden, wühlenden, zerſtörenden Zeit zu widerſtehn. Angeweht von ihrem Hauch erbleicht das gleißende Gold hochgefeierter Namen; das luſtige Volk treibt ſie fort von Platz zu Platz und in die verödeten Säle, wo ſonſt Freude und Jubel wohnten, quartiert ſie den Ueberdruß und die Langeweile ein mit ihrem ärmlichen Haushalt. Jeder weiß, daß es ſonſt weit und breit keinen berühmteren, beſuchteren Gaſthof gab, als den Rautenkranz in ***. War der angekommene Fremde nicht ſo glücklich im Rautenkranz Platz zu finden, ſo konnte er doch nicht unterlaſſen wenigſtens täglich dort zu frühſtücken. Wo hätte er ſonſt in dem bunteſten Gewühl von Leuten verſchiedenen Standes Freunde aufſuchen und neue Bekanntſchaften anknüpfen ſollen? Wo konnte er über Theater, Politik, Wiſſenſchaft und Kunſt weiſer ſprechen hören, wo konnte er beſſeren und wohlfeileren Wein trinken? — Es gab Künſtler und Gelehrte, die wöchentlich ſiebenmahl zwiſchen eilf und zwölf Uhr im Rautenkranz etwas mehr Wein tranken als gerade nöthig und im Enthuſiasmus die genialſten Ideen verſprühten, ohne Rückſicht und mit ſolch' verſchwenderiſchem Sinn, als würfe man Gold unter das Volk. Doch thätige Journaliſten ſaßen nüchtern im Winkel und forſchten mit geſpitzten Ohren und ſchrieben ämſig nach, was jene geſprochen, um es einzufügen auf ſchickliche Weiſe und ſo tauchte der wackre Geiſt, der im guten Wein des Rautenkranzes aufgegangen, unter, in das ſchlechte Waſſer, welches denn doch von der höhern Macht berührt, rauſchen und wenigſtens ſo thun mußte, als ſey es lebendig! — Aber wohin iſt der Glanz des edlen Rautenkranzes? — Statt des munteren Geſprächs, ſtatt des fröhlichen Lachens, das ſonſt durch die Säle ging, hört man jetzt nur zuweilen ein Paar heiſere Stimmen verdrüßlich rufen: Kellner, ein Achtelchen Franz, von demſelben wie vor drei Wochen! Und der Kellner ſpringt eilig fort, um den Stammgaſt des Hauſes zu bedienen. Aber am neunten Oktober, am Tage des heiligen Dionyſius, Vormittags um eilf Uhr, war es denn nun im Rautenkranz wie ausgeſtorben. Denn niemand, niemand war da, als ein Fremder, der unerachtet die zerbrochenenen und mit Papier verklebten Fenſterſcheiben des obern Stocks, ja das ganz verbleichte und unkenntlich gewordene Schild des Hauſes ſeinen Verfall deutlich genug ankündete, doch einkehrte und der nun einſam in einer Ecke des Gaſtzimmers frühſtückte. Es war ein nicht zu großer ältlicher Mann in einem Oberrock von ſehr feinem braunen Tuche gekleidet. [Bd. 10, S. 6, Z. 20 v. u.] auf ſeinem . . . [Z. 17 v. u.] . . . geben laſſen, den noch von voriger Zeit her der Rautenkranz in vorzüglicher Güte führte und indem er dann und wann tropfenweiſe davon nippte und etwas Zwieback dazu genoß, hatte er ein Manuſcript aus der Taſche gezogen, in dem er mit großer Aufmerkſamkeit las und manches mit einem Rothſtift anſtrich. Manchmal ſpielte ein feines ironiſches Lächeln um ſeinen Mund und ſein ohnehin nicht unbedeutendes Geſicht wurde dann höchſt geiſtreich.

[Bd. 10, S. 7, Z. 18 v. o.] . . . ſchnell gefaßt lächelnd und den Braunen ſanft bei der Hand faſſend mit dem Ton der feinſten Weltbildung:

[Bd. 10, S. 11, Z. 7 v. o.] . . als Handlanger betrachtet und ſo ſchlecht als möglich bezahlt, einmal damit das irritabile genus nicht etwas übermüthig werde und tolle Streiche mache, zweitens, weil ſie nur der Anlaß ſind zu dem eigentlichen Schauſpiel, das in Dekorationen und Kleidern beſteht, die viel Geld koſten.

[Bd. 10, S. 11, Z. 6 v. u.] . . . Gusmann der Löwe!

Der Braune.

Aufrichtig geſagt, liebſter Freund, mit den neuen Erſcheinungen auf der Bühne und mit dem, was ſich erheben will für die Bühne ſo ziemlich bekannt, hörte ich doch von Ihrer Oper aller Opern bis jetzt auch nicht eine Sylbe.

Der Graue.

Sehr natürlich, denn noch iſt das Meiſterwerk auf keiner Bühne erſchienen. Dichter und Tonſetzer, die nächſt den vortrefflichſten Sängern und Sängerinnen auch auf verſchiedene wilde Thiere gerechnet, hatten ihr Werk eigentlich für das Hoftheater in Mexiko beſtimmt; gingen aber von der Idee ab wegen des hohen Porto's und ſo wurde das Opus der Nation erhalten, aus deren Schooße es entſprungen. — O es iſt göttlich! —

[Bd. 10, S. 16, Z. 17 v. o.] . . . deſſen Namen mir entfallen, zu der Macht der Verhältniſſe Weißes Jean Kalas, zu der Veſtalin . . .

[Bd. 10, S. 17, Z. 12 v. u.] . . . iſt meine wahre Zuchtruthe. Er hat das Glück gehabt ehemals auf andern Theatern in einer gewiſſen, jetzt vorüber gegangenen Periode aus der ſich ſeine Manier und Bildung herſchreibt, einiges Glück zu machen und ſogar von der nächſten Umgebung auf einen Thron gehoben zu werden, von dem er nicht herabſteigt, unerachtet er längſt einſehen mußte, daß das, was er für das Publikum hielt, ein kleines Häuflein verehrender Freunde war, jener Thron aber längſt zum gewöhnlichen Schemmel ſich umgeſtaltete. Das hat ihm den Kopf verrückt, und nun von Eitelkeit und Selbſtſucht ganz aufgeblaſſen und [Z. 4 v. u.] verblendet hält er ſich . . .

[Bd. 10, S. 20, Z. 1 v. o.] . . . Roman mit neuem Titel in Schweinsleder gebunden" . . . Sie wurden witzig und es gelang mir ihre Aufmerkſamkeit auf mich zu leiten. „Aber um des Himmelswillen, was habt ihr, — was habt ihr Leute?" — Sie ließen ab von der Umarmung, worin ſie in wildem Schmerz verſunken, und ſtürzten auf mich zu.

[Bd. 10, S. 26, Z. 14 v. u.] . . . auf ihn wohl kannte. Eben wollt' ich allem böſen Einfluß der erzürnten Donna vorbeugen, als mein Alter überall und nirgends eintrat. —

Der Braune. Wen, um des Himmelswillen, nennen ſie ſo?

Der Graue. Einen wunderlichen Mann, der die Rollen herumträgt und ſonſt auf allerlei Weiſe dem kleinen Dienſt des Theaters vorſteht. In raſtloſer Thätigkeit umtreibt er mit der Geſchwindigkeit einer abgeſchoſſenen Kanonenkugel das Theaterſirmament. Indem er dem einen Schauſpieler, dem er begegnet, wie im Sprunge ins Ohr flüſtert: um 9 Uhr iſt Probe, winkt er dem anderen ferneren mit der Rolle in der Hand entgegen und im Augenblick iſt er beiden aus dem Geſicht verſchwunden. Man will ihn ſchon an zwei oder drei Orten zu gleicher Zeit geſehen haben. Kurz dieſer Mann trat ein und liſpelte mir leiſe das wichtige Staatsgeheimniß zu, daß er der Donna begegnet, wie ſie eben zum Tyrannen hinaufſtieg. — Ich hielt mich für verloren und wunderte mich nicht wenig, als Kajus . . .

[Bd. 10, S. 29, Z. 11 v. o.] . . . ſo oft jener Thorheit. Des augenblicklichen Beifalls, ja des lärmenden Klatſchens halber opferte er ja oftmals Wahrheit und Haltung.

[Bd. 10, S. 34, Z. 10 v. u.] . . . Dienſtbarkeit beugen muß. Hier liegt die Wurzel alles Uebels. Laſſen Sie mich die daraus entſtehenden Sünden ordentlich nach Nummern herzählen.

1) Eitelkeit. Rührt her aus dieſer Myſtifikation, die ſich die Schauſpieler ſelbſt bereiten, indem ſie leiſe — leiſe ihr eigenes Ich bewundern in allen Rollen, die eben nur ihr auf verſchiedene glänzende Weiſe geſchmücktes Ich ſind und bleiben. Wird vorzüglich genährt durch den überbunten Wechſel der verſchiedenartigſten Rollen, der leider auf unſeren Bühnen ſtatt findet. Etwas ſkurril klingt es, aber es trifft zu, wenn ich irgend einen jungen Schauſpieler ſich ſelbſt haranguiren höre: Was bin ich für ein Genie! — eigentlich, was man ſo zu nennen pflegt, ein ganz verfluchter Kerl, denn heut ſpielt' ich den Helden im Harniſch und morgen den empfindſamen Hofrath und das ſteht mir alles ſo hübſch u. ſ. w.

2) Eigendünkel. — Ueberſchätzung eignen Verdienſtes mit gänzlicher Verachtung anderer Talente. Hier iſt wenig zu ſagen. Das Steckenbleiben im eignen Ich ſchließt die Möglichkeit der Vergleichung

gänzlich aus. Der eigne Rock paßt keinem andern und ſo ſagt man: Gott, wie iſt der Mann ſo ſchlecht gewachſen, die Aermel ſind ihm zu lang, der Keil zu weit u. ſ. w.

3) Launiſches Weſen, Ungefügigkeit, Eigenſinn. Folgen aus der Ueberſchätzung des eigenen Ichs. Es iſt unmöglich, daß oft die Perſönlichkeit nicht unangenehm auffallen ſollte; da gibt es denn unvermeidliche Berührungen, die dem leicht verwundbaren und ewig wunden Kinde ſchmerzen müſſen. —

Der Graue. O laſſen Sie mich fortfahren, mir fallen noch wichtige Punkte ein.

4) Ewige Unzufriedenheit mit dem Direktor und mit dem Gehalt, ewige Unruhe und Unſtetigkeit. Der im eignen Ich hauſende Schauſpieler muß ſich für den erſten in der Welt halten. Es giebt keinen Maaßſtab, wie ſein Verdienſt in baarem Gelde zu lohnen iſt. Peru's Goldminen ſind nicht reichhaltig genug, auch nur einen gelungenen Moment zu zahlen. Die Unruhe, das unſtete Weſen rührt davon her, daß jene Art die Rollen zu ſtudiren und darzuſtellen ein pſychiſches Vagabondiren genannt zu werden verdient, das den äußern Menſchen mit gleicher Neigung anſteckt.

5) Gänzliche Verachtung des bürgerlichen Verhältniſſes, in das ſie doch nun einmahl in dem Augenblick getreten ſind, als ſie in den Vertrag mit dem Direktor traten.

Der Braune. Es iſt ein eignes Ding mit der Kunſt und Künſtlerfreiheit. Wahr iſt es, daß die Geiſterwelt der Kunſt eigentlich über jedem irdiſchen Verhältniß ſchweben ſollte und daß die Produktion des Genies nicht eine Waare iſt, die man nach Geld ſchätzen kann; indeſſen iſt es nun einmahl die ſchlimme Folge des Sündenfalls, daß wir Hoſen anziehen und Brodt kaufen müſſen und daß die Künſtler eben ſo des aus dem Paradieſe vertriebenen Adams unglückſelige Sprößlinge, wie alle andere, in dieſem irdiſchen Verhältniß befangen ſind. Erwerb iſt die Angel, in der ſich der große bedürftige Haufen dreht und das böſe Schickſal ſcheint die Künſtler gerade abſichtlich in dieſen Haufen zu ſtoßen, da es ſie ſelten mit zeitlichen Gütern ſegnet. Hierzu kommt noch, daß der Schauſpieler mehr als ein anderer Künſtler der das aus eigner Anregung hervorgebrachte Kunſtwerk verkauft, oder ein einzelnes auf Beſtellung fertigt, dadurch in ein dauerndes, bürgerliches Rechtsverhältniß tritt, wenn er ſich zur Ausübung ſeiner Kunſt, das heißt zur Darſtellung der ihm gegebenen Rollen, kontraktmäßig verpflichtet. Dieſer Kontrakt, do, ut facias, giebt ihm Verpflichtungen, denen er ſich ohne geſetzliche Pön nicht entziehen kann und darf, und es iſt ein reiner Unſinn, wenn manche Schauſpieler beides, die freie durch nichts zu bindende Kunſt, (ſo nennen ſie nehmlich die launenhafte Willkühr ihres Thuns und Treibens) in dem bürgerlichen Verhältniß geltend machen, zu gleicher Zeit in der Luft ſchweben und auf der Erde gehen wollen. Das Verhältniß mit dem Direktor erſcheint manchem Schauſpieler nicht ſowohl als ein Kontrakt, ſondern als eine Art von Societas leonina, in welcher der Direktor alles giebt, der Schauſpieler aber nichts leiſtet. Alle Weigerungen Rollen zu übernehmen, alle Widerſprüche ſind Verletzungen jenes eingegangenen bürgerlichen Rechtsverhältniſſes und als ſolche zu rügen, da der Staat die Schauſpieler nicht den Unwürdigen oder andern Perſonen, die aus Mangel geiſtiger Dispoſitionsfähigkeit ſich nicht rechtlich verbinden können, beigezählt hat.

[Bd. 10, S. 37, Z. 14 v. o.] Herrlicher Gedanke! Aber bisjetzt fehlt das Manuſkript des Waldes bei Bondy in meiner Bibliothek und dann zeigt ſich das Talent des Hundes auch ſehr einſeitig, es wird ſchwer ſeyn, ihn in der Eil zum Studium einer neuen Rolle zu vermögen!

[Bd. 10, S. 39, Z. 6 v. u.] . . . des Publikums herauszutreten. — Wie ward mir, als ich ſah, wie er langſam hervortrat bis dicht an die Lampen, dann die Hände über die Bruſt zuſammenſchlug und feierlich ſprach:

[Bd. 10, S. 40, Z. 25 v. o.] . . . innere Poet gemacht.

Der Graue. Führt das nicht zum fixen Wahnſinn?

Der Braune. Allerdings, wenn leibliche und geiſtige Diät vernachläſſigt wird. Ich beſchäfftigte meinen Hypochondriakus fortwährend mit wichtigen, ſeinen Geiſt tief ergreifenden Rollen, ohne ihn zu oft auftreten zu laſſen, ſorgte dafür, daß er ſich viel in freier friſcher Luft bewegte und wußte es dahin zu bringen, daß er, fade Geſellſchaft meidend ſich an geiſtige, lebensfrohe Menſchen hing, deren Geſpräche wohlthätig auf ſein geiſtiges Bedürfniß wirkten. Er befand ſich wohl bei mir. —

Der Graue. So will ich es auch mit meinem Charaktermann machen. Nein! — ich mißbrauche ihn nicht mehr zu den loſen ephemeriſchen Erſcheinungen des Tages, die ſtatt der wahrhaft innern Erregung, nur momentalen Kitzel bezwecken. Dem ernſten tiefen Künſtler werde nur das Tiefe, Ernſte — Wahre zugemuthet, möge es ſich geſtalten wie es wolle, ſelbſt als Scherz, den des kecken Geiſtes Uebermuth geſchaffen —

Der Braune. Ein ſchöner Vorſatz, aber ſchwer auszuführen. Iſt denn leider unſer Repertoir jetzt nicht ſo ärmlich, daß um dem ewig Neues begehrenden Publikum Neues aufzutiſchen, wir Stücke auf die Bühne bringen müſſen, denen erſt durch eine ganz vorzügliche Darſtellung wenigſtens *eines* Charakters, der oft nicht einmahl dieſen Namen verdient, einiges Leben eingehaucht werden kann?

[Bd. 10, S. 58, Z. 16 v. o.] . . . auf Vierundzwanzig ſetzen. Nein, ich will um ſo weniger noch weiter klagen, als mir denn doch, rechne ich wenig Aergerliches ab, das gute Schickſal ein Paar von jener erſten, mehrere der zweiten gewiß hoch zu ſchätzenden Sorte, von der Sie vorhin ſprachen, zugeführt hat. — Ich geſtehe ein, daß ich im Moment oft zu reizbar bin, oder vielmehr Dinge, deren Farbe wohl die Erfahrung bleichen mag, mir zu keck und grell in das Leben treten laſſe. — Offenherzig geſtehe ich, daß die Glieder meiner Bühne von manchen ſogenannten Künſtlern gleicher Art eine rühmliche Ausnahme machen und ich wünſche nun, nachdem ich mein Herz erleichtert, daß es Ihnen gelungen ſeyn möge, eine ähnliche Geſellſchaft zuſammen zu bringen, welches jedoch einem reiſenden Theaterdirektor wohl ſchwer fallen dürfte. —

Der Braune nahm mit einer leichten Verbeugung eine Priſe aus der ihm von dem Grauen dargebotenen goldnen Doſe, trank ſodann das vor ihm ſtehende vollgeſchenkte Glas Burgunder mit vieler Behaglichkeit aus, richtete ſeltſam lächelnd den Blick hinauf nach der Stubendecke und fing, die linke Hand unters Kinn geſtützt, mit den Fingern der Rechten aber auf dem Tiſche trommelnd, leiſe und gezogen an:

Der Braune. Sie werden, mein werthgeſchätzter Herr Kollege, das alles, was ich zu ſagen im Begriff ſtehe, für mährchenhaft halten, aber es iſt nun einmahl ſo und nicht anders.

Der Graue. Erzählen Sie, ich bitte.

[Bd. 10, S. 101, Z. 10 v. o.] . . . vorzudrängen, z. B. als Bedienter unverſchämter Weiſe dem Herrn förmlich das Terrain des Proſzeniums abzuſchneiden, oder gar mit der Hand vor der Naſe herumzufahren . . .

121.

[Der Brand des Berliner Schauſpielhauſes.]

[Am Tage der heil. Katharina des Jahres 1817.]

Ich könte Ihnen erzählen, daß ich bey dem Brande des Theaters von dem ich nur 15 bis 20 Schritt entfernt wohne, in die augenſcheinlichſte Gefahr gerieth da das Dach meiner Wohnung bereits brante, noch mehr! — daß der Credit des Staats wankte, da, als die Perückenkammer in Flammen ſtand und fünftauſend Perücken aufflogen, Unzelmanns Perücke aus dem Dorfbarbier mit einem langen Zopf, wie ein bedrohliches feuriges Meteor über dem Bankgebäude ſchwebte — doch das wird Ihnen alles der Zauberer mündlich erzählen und hinzu fügen, daß beide gerettet ſind, ich und der Staat. Ich durch die Kraft von drey Schlauchſpritzen wovon der einen ich eine böſe Wunde mit einer ſeidenen Schürze meiner Frau verband, der Staat durch einen kouragöſen Gardejäger auf der Taubenſtraße, der als mehrere Spritzen vergeblich nach der ad altiora ſteigenden Perücke gerichtet wurden, beſagtes Ungethüm durch einen wohlgezielten Büchſenſchuß herabſchoß. Zum Tode getroffen, ziſchend und brauſend ſank es nieder in den Bißwinkel des Schonertſchen Weinhauſes — Hierauf ſtiegen ſofort die Staatspapiere! — Iſt das nicht Stoff zum Epos? — Da Sie vielleicht eins daraus machen könten, hiezu aber genaue Kenntniß des Lokals nöthig iſt, ſo lege ich eine kleine Handzeichnung bey die vorzüglich die Proportionen ſehr richtig darſtellt.

[April 1818.]

Hätten, o hätten Sie, mein theurer Oreſtes! mich Ihren demüthigſten Pylades geſehen wie er höchſteigenhändig FenſterGardienen abknüpfte — Tiſche — Stühle trug und zulezt mit Addreſſe und Appointements eine Schlauchſpritze die durch ſeine Wohnung gezogen, da wo ſie wund worden, in der Eil mit vortreflichen Ginganſchürzen ſeiner Frau verband und dann dirigiren half! — Unerachtet der Wind abwärts ging zündete doch die HöllenGluth des Theaterdaches das Dach meiner Wohnung zweimahl an — die Stuben mußten ausgeräumt werden, ich ließ aber auch nicht ein Stück wegtragen (ich bin jezt ziemlich artig meublirt) und habe deshalb — keine Theetaſſe verlohren. Die Milder (einen Stock niedriger mehr nach der Mitte hin, gar nicht ſo in Gefahr) ließ ihre drey BuxbaumTiſche und ſieben Stühle wegbringen — über die Spree nach der Kön[igs]Str[aße] glaub ich! Auch wurden zur Ergötzlichkeit des, wie Sie wiſſen, erregbaren auf einer langen Stange zwölf paar Strümpfe mit battiſtenen Hacken —

122.

Einige Bemerkungen zu den Worten, die der Königl. Kammerſänger Hr. Fiſcher in Nr. 32 des „Geſellſchafters“ über das Verhältniß des Künſtlers zum Publikum ausgeſprochen hat.

(7. März 1820.)

Wie herrlich, wie erfreulich iſt es, wenn ein großer Künſtler es nicht verſchmäht, ſelbſt das Publikum darüber zu belehren, wie es ſich gegen ihn zu betragen und ſeine Produktionen aufzunehmen hat. Hr. F. unterzog ſich muthig dieſem etwas unangenehmen Geſchäfte, und verdient dafür von allen wahren Freunden der Kunſt den feurigſten Dank. Doch, wie oft werden gewichtige Worte, kaum ſind ſie ausgeſprochen, erfaßt vom daherbrauſenden Sturme und verweht wie Spreu! Wie oft verſchlingt die ſchwellende Fluth den ausgeſandten kühnen Segler! Mag es daher kein unnützes Bemühen ſcheinen, Hrn. F.'s Lehrſätze, wodurch verſchiedene irrige Meinungen, die ſonſt galten, gänzlich widerlegt werden, nochmals in gedrängter Kürze zu wiederholen, und dem Publikum nochmals die Pflichten, die es gegen H. F. böslicher Weiſe verabſäumt hat, ernſtlich vorzuhalten.

Mancher, und ſelbſt der Schreiber dieſes, wie er mit reuiger Schaam eingeſtehen muß, war ſonſt der Meinung, daß der wahre Schauſpieler von dem darzuſtellenden Kunſtwerk ganz durchdrungen ſein und ſeine Begeiſterung recht aus dem Innern herausſtrahlen müſſe: daß eben dieſes allein Feuer und Wahrheit des Spiels ſchaffe, indem die idealiſche Welt, in der er lebt und handelt, in recht hellen, glänzenden Farben aufgegangen. Wie abgeſchmackt! — Das einzige, was den armen Mimen, dem die Nachwelt keine Kränze flicht (Garrick, Eckhof, Schröder u. ſ. w. — die Namen ſind längſt verſchollen), der nur auf den Augenblick angewieſen iſt, erhebt, anfeuert und begeiſtert, iſt der laute Beifall des Publikums, und dieſen darf er fordern. Schon dadurch, daß der Mime überhaupt auftritt, beweiſet er Achtung gegen das Publikum, das ihm dafür danken muß. (Kontraktmäßige Verbindlichkeit — ein Gehalt, das dem der höchſten Staatsdiener gleich iſt — ſolche erbärmliche Kleinigkeiten kommen hier wohl nicht in Anſchlag.) Alſo lauter Beifall muß gezollt werden:

1) wenn der Mime auftritt, als Dank, daß er auftritt; in der Erinnerung ſeiner letzten Vorſtellung, und um anzudeuten, daß man heute nicht Geringeres erwarte;
2) nach jeder Arie, Hauptſzene u. ſ. w., als ein Empfangſchein des Gehörten;
3) nach jeder gelungenen einzelnen Stelle des Rezitativs, der Arie, des mehrſtimmigen Stücks u. ſ. w.

Keiner, der etwa den tollen Einfall hat, ganz die höheren Pflichten gegen den Mimen vergeſſend, die Muſik ohne ſtörende Unterbrechung hören zu wollen, darf dies etwa durch Ziſchen, wenn geklatſcht wird, kund thun, und eben ſo wenig dürfen die Zuhörer die Blätter der Opernbücher umwenden, welches Geräuſch der Brandung des Meeres zu vergleichen. Beides berührt den Mimen eiskalt, und zieht ihn aus Rom, Athen, oder wohin ihn ſeine durch den lauten Beifall erzeugte Begeiſterung verſetzt hatte, zurück in die hieſige Wirklichkeit. In dieſer wird man zwar auch geklatſcht, aber das iſt was anderes.

Wer würde wohl ſo boshaft ſein, den alle Kunſt aus dem lauten Beifall ſchöpfenden Mimen dem Seiltänzer an die Seite zu ſtellen, der, je mehr er beklatſcht wird, deſto höhere Sprünge verſucht?

Hr. F. klagt nun, daß das hieſige Publikum roh und kalt genug wäre, den verdienſtvollen Mimen ganz zu vernachläſſigen, und dies in offenbarer Beziehung auf ſich ſelbſt, weshalb er denn auch ſeltſam zu verſtehen giebt, daß er, als er bei ſeinem erſten Auftreten nach vollendeter Arie mit lautem Beifall empfangen wurde, gar nicht dafür habe danken wollen, ſondern etwas ganz anderes im Sinne getragen.

Kaum ſollte man glauben, daß ein ſolcher Mime, wie Hr. F., mit dem großen unübertrefflichen Talent, mit der funkenſprühenden Genialität, nicht bei jeder Gelegenheit den lauteſten Beifall einärndten müßte. Ein Mann, der mit jenen Eigenſchaften, die ihn als den Einzigen auszeichnen, die liebenswürdigſte Beſcheidenheit, die wohlwollendſte Gutmüthigkeit verbindet! Wer, der nur im Mindeſten dem Theaterweſen anhängt, weiß es nicht, daß Hr. F. bloß die Kunſt mit dem dem Publikum zu ſchaffenden Genuß im Auge, jede Rolle, ſei ſie auch nicht geeignet, ſein ungeheures Talent im ganzen Umfange zu zeigen, mit freudigem Willen übernimmt! War dies denn nicht noch vor kurzer Zeit mit dem Tankred der Fall, einer Rolle, die der Stimme, dem ganzen Weſen des vortrefflichen Mimen ſo ganz entgegen war, daß er, zumal bei der überall genügſam gerügten Seichtigkeit und bedeutungsloſen Schwäche der ganzen Oper, den ungünſtigen Erfolg vorausſehen mußte? Stellt H. F. ſich nicht oft gefliſſentlich in den Hintergrund, bloß um geringere Talente glänzen zu laſſen? Opfert er ſich nicht auf? Verwendet er nicht, überhaupt mit unzähligen Rollen, immer und immer auf den Brettern, ſein ganzes Daſein, nur um der verſammelten Menge Vergnügen und Genuß zu bereiten? In der That, die Vernachläſſigung eines ſolchen hohen Mimen, wie Hr. F., wäre die himmelſchreiendſte Ungerechtigkeit. Überhaupt macht das hieſige Publikum dann eine ſchlimme Ausnahme von allen übrigen, die für wahres, großes Talent immer offnen Sinn hegen. Es ließe ſich nur ein einziger Fall denken, in dem ein Genius nicht anerkannt, wohl gar ein wenig gehudelt werden dürfte: wenn nehmlich ein Mime großen Talents, von dem Teufel des Künſtlerſtolzes ganz und gar beſeſſen, Kunſtwerk, Rolle, Situation, mitſpielende Mimen, alles um ſich her für nichts achtend, ſich ſelbſt, ſeine eigenſte Perſönlichkeit für den einzigen Brennpunkt, der alle Strahlen einfangen, und herausblitzen müſſe, haltend, überall ſich mit petulanter Arroganz (es giebt kein deutſches Wort dafür) vordrängen, und mit trotziger Miene das Publikum zum Beifall herausfordern möchte! — Ja! in dieſem Fall würde ſein großes Talent nur dazu hirnen, den tiefen Unmuth in der Bruſt jedes Zuſchauers, der Fall des Kunſtwerks, das er zu genießen dachte, einem übermüthigen Hiſtrio ſeine Purzelbäume machen ſieht, zu vermehren. Gleich ein Talent gleicht dann wohl dem herrlichen Bilde eines großen Meiſters, das ein muthwilliger Bube mit abſcheulich grellen Farben übertüncht hat. — Wo giebt es denn aber wohl eine ſolche Karrikatur von Mimen der, hörte man auch nicht auf, ſein hohes Talent zu ſchätzen, doch auch wahren innigen Beifall, der aus dem Innerſten ſtrömt, nicht rechnen und vielleicht ſogar bei irgend einer Gelegenheit den Ausdruck eines längſt verhaltenen Zorns über ſeine unnachſichtliche Frechheit recht deutlich fühlen dürfte!

Ja! — wie geſagt, es wäre die himmelſchreiendſte Ungerechtigkeit, wenn Hr. F––r, des größten Mimen der Zeit, unübertreffliches, ungeheures Talent nicht in vollem Maaße gewürdigt werden ſollte. Dies iſt aber wohl nur in ſo fern der Fall, als eben nur in dem Maaß des Beifalls, das bis jetzt viel zu geringe genommen wurde, gefehlt wird, und ſehr gut und nützlich iſt es, daß Hr. F. jetzt das richtige Maaß angegeben hat. Sei es indeſſen erlaubt, auch etwas für unſer armes ungebildetes Publikum anzuführen.

Hr. F. iſt der Einzige, welcher auch der erſte wahrhaft große Mime und Sangkünſtler, der unſere Bühne betreten hat, (die Marchand, Eckhof, Brockmann, Fleck, Iffland u. a. ſind für große Talente doch nicht zu achten) es liegt daher noch in der kindiſchen Unbeholfenheit, die der Mangel an Erfahrung erzeugt, wenn wir Hr. F. nicht nach gehöriger Form und Weiſe zu behandeln wiſſen. Wenn Friedrich der Zweite, auch der Einzige, plötzlich in einer Geſellſchaft ehrſamer Bürger erſchiene, wäre da ein gehöriger Empfang dem Ceremoniell des Hofes gemäß zu denken? trotz aller Ehre, Angſt und Ehrfurcht? — Möge Hr. F. alſo es nur dieſem Umſtande und nicht böſem Willen zuſchreiben, wenn wir uns gegen ihn vergingen, und freundlichſt ſich unſerer Ausbildung annehmen. Die gemeinen Reden, welche Hr. F. im Publikum gehört haben will (Wollen wir den applaudiren etc.) veranlaßten wohl den kleinen Irrthum, von dem er befangen zu ſein ſcheint. In einen ganz ähnlichen gerieth der ehemalige hieſige ſtädtiſche Geſandte, [illegible] [illegible]. Vor vielen Jahren verſammelte ſich eines Abends im Schauſpielhauſe ein ſeiner Tracht und Geruch fürkiſchen Tabacks. Bald gewahrte man, daß der gute Achmet in ſeiner Loge ſaß und aus ſeiner langen Pfeiſe gemüthlich ſchmauchte. Der Mann war nun einmahl ein vornehmer türkiſcher Fremder, und da er übrigens mit ſeiner kurzen dicken Geſtalt, dem ungeheuern Turban und den herausglotzenden Augen gar poſſierlich anzuſchauen war, litt Polizei und Publikum gar gern die kecke Ausnahme von der Regel. Bald darauf aber ſpürten einige im Parterre die Wirkungen eines Tropfbades und gewahrend aufſchauend, daß der gute Achmet ihnen auf die Köpſe ſpuckte. Man rief, man ſchmählte! — Nun ging die Polizei herauf zu dem Türken, und es wurde ihm vorgeſtellt, das Rauchen wolle man ihm nachlaſſen, aber mit dem Spucken wäre es nichts. Da ſtreckte Achmet Effendi den Arm aus, zeigte ins Parterre hinein und ſprach, indem er die Polizei ernſthaft und gavitätiſch anblickte: Pövel! (Pöbel). Der Gute meinte, da unten wäre nur gemeines Volk, die Köpſe nur für Kohlköpfe zu achten, und das Ganze ein Spucknapf zu ſeinem Gebrauch. — Es giebt ſolche Irrthümer! —

Was ſollen wir nun thun? — Uns demüthig in den Staub werfen und alſo flehen: ‚Guter F., vortreflichſter Mime, verzeihe uns unſere Sünden; aber halte uns nicht alle für Lohgerber mit abgehärteter Handhaut, große Seele! — Viele ſind unter uns, die ſtatt des Kratzeiſens oder Schmiedehammers bloß die Feder führen, und ſich leichtlich wundklatſchen könnten. Erlaube, herziges Gemüth! daß wir uns in Rotten theilen und ſo nach Art eines wohl unterhaltenen Pelotonfeuers ein unaufhörliches Klatſchen dir, theurer Mime, bereiten! Kannſt du das nicht, ſo bieten wir dir freundlich den Wanderſtab dar! Fliehe — fliehe uns Barbaren!‘ Möge Hr. F. den gut gemeinten Rath, der dem innerſten Gemüth eines ihm ganz geneigten Mannes entſtrömt, freundlich aufnehmen, ſich, will er uns oder andere erziehen, nicht in der Methode zu vergreifen, weil dann die Zuchtruthe ſehr leicht ſich gegen den Schulmeiſter ſelbſt kehrt: So wollte Hr. F. wegen des ihm verdrießlichen Da Capo-Rufens am Abend das praktiſch ausführen, was er Morgens gelehrt, und gerieth darüber in allerlei häßliche Unfälle.

Schlüßlich iſt zu bemerken, daß Hr. F. in ſeinem Aufſatz bewieſen hat, daß er nicht allein der Sprache mächtig, ſondern ein gewandter ausgebildeter Styliſt iſt. Zu rügen iſt alſo die Dreiſtigkeit deſſen, dem Hr. F., vielleicht durch die Abreiſe gedrängt, auftrug, eine Dank-Adreſſe an das Publikum in dem Hamburger Correſpondenten einrücken zu laſſen, und der folgenden Galimathias aufſetzte, welcher in Nr. 186, 19. Novbr. 1817. des erwähnten Blattes, abgedruckt ſteht:

> Indem ich nicht verfehle, einem verehrungswürdigen Publico für die hier erprobte ſchmeichelhafte Aufnahme ſo wahr und offen meinen innigſten Dank darzubringen, als es da, wo eignes Gefühl von Darſtellung ſo ſchwer zu unterſcheiden iſt, mir nicht gelungen iſt; wird die Erinnerung an dieſen jüngſten hieſigen Auffenthalt mir den liebſten meiner Wünſche erhalten, bei etwaniger Wiederkehr mit der Fortdauer des genoſſenen Glücks wieder erfreuet zu werden.
>
> Den 18. Novbr. 1817.
>
> J. Fiſcher
> Königl. Preuß. Kammerſänger.

Jeder, der aus dieſem Aufſatz geſchloſſen haben möchte, der würdige Mime F. wiſſe nicht recht mit der Feder umzugehen, wird jetzt mit innigem Vergnügen die Unächtheit des Zeitungsdanks anerkennen, und ſich überzeugen müſſen, wie bei dem großen F. die Kunſt gleichen Schritt hält mit der literariſchen Ausbildung. B.

123.

[Nußknacker und Mauſekönig.]

[31. März 1818.]

Gneiſenau ſagte mir, daß in mir ein Feldherrntalent ſtecke, da ich die gewaltige Schlacht ſo gut geordnet und Nußknackers Verlieren vorzüglich von der Eroberung der auf Mamas Fußbank ſchlecht poſtirten Batterie abhängig gemacht.

124.

[Tacchinardi.]

[17. März 1818.]

Der viel bewunderte Tenoriſt Tacchinardi, durch Stimme, Kunſt und Handlung gleich groß, ſang während des letzten Karnevals zu Venedig unvergleichlich; zuweilen ſchien er übel geſtimmt zu ſeyn, ja eines Abends weigerte er ſich, das herrliche Duett im zweiten Akt der Evelina zu ſingen, ungeachtet des ungeſtümen Forderns der verſammelten Menge, ſo daß das Ende durch lautes Ziſchen unterbrochen wurde. Eben damit bewillkommnete man ihn die nächſte Vorſtellung, bis er Abbitte gethan hatte.

125.

[Ungeſchriebener Roman.]

[Oſtern 1818.]

Die Meiſter des Geſanges.
Ein Roman für Freunde der Tonkunſt.

126.

Der unheimliche Gaſt.

[Ergänzung aus dem Urdruck. 1819.]

[Bd. 3, S. 103, Z. 17 v. u.] . . . Geraſſel, ſo daß die Obriſtin, Angelika, alle von ihren Sitzen emporfuhren und entſetzt nach dem Vorſaal hinſtarrten.

127.

[Ein Erlebniß vom Jahre 1817.]

[24. Januar 1819.]

(In einem ſehr verwunderlichen Briefe war) viel von der deutſchen Kirche auf dem Gensd'ArmesPlatz die Rede, in die mich der Zufall, der die Laune hatte ſich in die Uniform eines Polizeyinſpektors zu werfen, hineinführte, als eben eine ſehr feierliche Trauung eines überaus ſchönen jungen Paars vollzogen wurde. Aber unter allen Lichtern, Sternen, goldnen und ſilbernen Blitzen, ſuchte mein Geiſt, ſich dazu meiner leiblichen Augen bedienend, jenes höchſt intereſſante Mädchen, mit der ich einſt das Glück hatte, auf einer wüſten Inſel zuſammenzukommen und ihr zu beweiſen, daß der zarte keuſche Schaum des ſphäriſchten aller Weine, nehmlich des Champagners, von Roſenlippen genippt (mit weniger Mühe läßt ſich das in Verſe bringen) jeden Kopfſchmerz der Inhaberin jener Lippen verſcheuche! — Es war ferner die Rede von einem glänzend erleuchteten Hochzeitshauſe und von den verlockenden Seufzern einer Muſik, in der die Clarinetten, Flöten und Hoboen ſelbſt in Françoiſen und Gavotten nichts weiter ſprachen als: Bald biſt du mein — mein — mein! Wie ich mich hingeſezt, erzählte ich ferner, in tiefer Dämmerung etwas ſomnambül geſtimt auf einer ſchnöden Bank unter den Linden und wirklich ganz öffentlich in conspectu omnium nur von einiger Nacht und den nicht brennenden Laternen ſo wie dem blendenden Glanz des Hochzeitshauſes geſchützt mit einem ſeltſamen Mann, der ſich bey mir eingefunden, eine Flaſche Champagner leerte. (Der Reſtaurateur Jagor hatte ſie nebſt dem erforderlichen TrinkGeſchirr höchſt eigenhändig oder vielmehr eigentaſchig herbeygebracht.) Der ſeltſame Mann erzählte mir die wunderbarſten Dinge. Am Ende war's ein alter Bekannter, nehmlich Ahasverus, der ewige Jude! —

128.

Flüchtige Bemerkungen und Gedanken über mancherlei Gegenſtände.

(Nach dem Franzöſiſchen des Barons von X*****.)

[19 ten Februar 1819.]

Es giebt Künſtler, die dem Bajazzo gleichen, wenn er einen gewaltigen Anlauf nimmt, und dann plötzlich ſtehen bleibt, ohne den Sprung zu wagen. — Das ſind die Schauſpieler ohne wahrhaftes Genie; im Innern hohl, nur äußeren Prunk borgend vom mächtigeren Gotte. Der Anlauf (das Vortheilchen, nach Ifflands weltbekannter

Anekdote) läßt ſich allenfalls erlernen, die Kraft zum Sprunge verleiht die Natur allein und deshalb bleibt es bei jenen Schauſpielern denn immer beim Anlauf zum Sprunge.

Hogarts Quackſalber in der Heirath nach der Mode hat eine ſehr künſtliche Maſchine gebaut mit Hebeln, Gewichten, Rädern, Wellenzügen, Schwanzſchrauben u. ſ. w., um — einen Pfropf aus der Flaſche zu ziehen! Eher wird aber die arme, in die Maſchine eingeklemmte Bouteille in tauſend Stücke zerklirren, als der Pfropf ſich nur um ein Haar breit heben. — Manche Kunſtleiſtungen gleichen dieſer Maſchiene. Mit dem Aufwand aller reichen Kräfte werden ungeheuere Anſtalten gemacht, die aber am Ende, ſtatt die auf einfacherem Wege leicht zu erreichende Wirkung, welche eigentlich beabſichtigt worden, hervorzubringen, nur das Ganze rettungslos zerſtören.

Die wunderſamen Sprünge und Capriolen unſerer jetzigen Tänzer erinnern ſehr lebhaft an die ſinnreiche Art, wie die Araber ihre Kameele tanzen lehren. Beſagte Kameele werden nämlich auf einen Boden von Blech geführt, unter dem ein Feuer angezündet. So wie das Blech mehr und mehr erglüht, heben die Thiere die zierlichen Pfötchen höher und höher — und immer höher und konfuſer mit der ſteigenden Gluth, bis ſie zuletzt mit allen Vieren in den Lüften zu ſchweben ſcheinen. — Das iſt denn recht artig anzuſehen und mancher europäiſche Balletmeiſter mag bei dem Anblick dieſer reinen Natur in ihrer vollen Anmuth und Kraft zur Erfindung ganz neuer abſonderlicher Pas begeiſtert worden ſeyn. Die Ballette der neueſten Gattung laſſen das mit Fug und Recht vermuthen.

Die pantomimiſchen Convulſionen des monotonen oder ganz tonloſen Schauſpielers könnte man, da der Krampf ſich gewöhnlich am ſtärkſten in den Händen zeigt, billiger Weiſe, Händegeſchrei nennen. Der Zuſchauer wird dabei in den beängſtigenden Zuſtand des Tauben verſetzt, der die Worte blos ſieht, ohne ſie zu hören oder wenigſtens zu verſtehen. — Der Schauſpieler könnte aber auch mit ſeinem Publikum auf gutmüthige Weiſe übereinkommen Rückſichts gewiſſer Zeichen, die

die leidenſchaftliche Steigerung des Tons, deren er nicht mächtig, geſchickt andeuten müßten. — Das gäbe denn vielleicht manchmal Gelegenheit zu einem ähnlichen Geſpräche im Theater, wie das folgende:

Der Verehrer. Herrlich! — göttlich! — himmliſcher X! welche tragiſche Kraft, welche Energie, welcher ſublime Pathos lag in dieſer Rede! — O klatſchen Sie doch, klatſchen Sie doch, mein Beſter.

Der Unbefangene. Aber ich habe ja nur ein tonloſes Geächze vernommen, ich habe kein Wort verſtanden und Sie ſprechen von Kraft, von Energie —

Der Verehrer. Was wollen Sie denn? — Fuhr denn nicht gleich anfangs der herrliche X. mit beiden Aermen hoch in die Höhe? — ballte er nicht eine Fauſt, und dann immer ſteigend und ſteigend zuletzt gar beide Fäuſte? Ich weiß nicht, wo der hohe Genius, der göttliche Menſch die Kräfte hernimmt, wie er es aushält.

Bei der Anpreiſung des Kaleidoſkops wurde zum Beweis, wie darinn auf ſanfte Weiſe das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, vorzüglich gerühmt, daß es die Phantaſie der Kattundrucker und Weſtenfabrikanten zu den unerhörteſten Muſtern beflügeln könne. — Sollte ein munterer Kopf von Mechanikus nicht leichtlich ein Kaleidoſkop für preßhafte Dichter zu erfinden vermögen? Die kleinſten, ordinairſten, miſerabelſten Gedankenfetzchen dürften nur hineingeworfen werden, um ſich gehörig gerüttelt und geſchüttelt zu den ſonderbarſten Bildern zu fügen. Würde der Dichter nicht in frohem Staunen, in heller Begeiſterung auf Gedanken gerathen, an die er in der That ſelbſt nicht gedacht? — Doch! — es ſpukt ja wohl ſchon viel Kaleidoſkopiſches auf unſeren Bühnen.

Für die verſchiedenen Richtungen, die Dichter nach dem Uebergewicht dieſer, jener ihnen inwohnenden Kraft nehmen, ließe ſich eine förmliche Windroſe auf Seemannsmanier denken. Die beiden entgegengeſetzten Pole, Nord und Süd, bilden Verſtand und Phantaſie, Weſt und Oſt, Humor und Geiſt. Die Abweichungen liegen nun dazwiſchen. Z. B. wenn es auf der Schiffroſe heißt: Nord Weſt, Nord

Weſt Nord, Nord Weſt Weſt, ſo heißt es hier, Verſtand Humor, Verſtand Humor Verſtand, Verſtand Humor Humor ꝛc. — Das Schlimmſte für die Seefahrer möchte bei den Dichtern das Beſte ſeyn, wenn nämlich der Wind aus allen vier Ecken bläſt. — Uebrigens iſt die Windroſe nur brauchbar bei Dichtern, die wirklich auf heller blanker See ſegeln und ihre anmuthigen Lieder ertönen laſſen. Wer mag die Richtungen beſtimmen, in denen die Fröſche im Sumpfe quackend hin und her hüpfen.

Lichtenberg, Hippel, Hamann u. a. brachten alles Witzige, was ihnen im Augenblick der Genius eingab, ſorglich zu Buche, und verwebten es dann, fand ſich Gelegenheit dazu, in ihre Schriften. Voltaire buchte auch ſeine witzigen Einfälle, aber ächt franzöſiſch nicht allein für ſeine Schriften, nein! — zum Gebrauch in der Geſellſchaft, in der Converſation. Wollte er recht geiſtreich erſcheinen, ſo pflegte er vorher einige Blätter aufgeſchriebenen Witzes zu durchlaufen, und brannte dann die kleinen Schwärmerchen, die längſt im Arſenal fertig gelegen, in der Geſellſchaft mit erſtaunlicher Wirkung als Impromptus ab. Als er ſtarb, fand man in jenem Buch noch an hundert als unverbraucht notirte Einfälle. Welch ein ganz unſchätzbares Vermächtniß für einen Witzbold, der ſich berufen glaubt, überall die Koſten der Unterhaltung zu beſtreiten und dem es an der nöthigen Habe dazu mangelt. Da ein einziger guter Einfall den fatalen Eindruck von wenigſtens ſechs vorhergegangenen ſchlechten rein vertilgt, ſo reichen hundert ächte Witzwörter hin fürs Leben, geht Inhaber nur etwas haushälteriſch damit um.

Anekdotenerzähler gleichen den Hauſirern, die fremde Waare feil bieten, ohne von der Kunſt, ſie zu bereiten, auch nur das mindeſte zu verſtehen. Wortſpiele ſind die wahren äſthetiſchen Tafelkünſte. Es kommt darauf an, Worte und Gedanken geſchwind zu eskamotiren. Der Wortſpieler wird ſehr geſchickt ſich der gewöhnlichen Anrede des Taſchenſpielers bedienen können: Meine Herrn! Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei! — Großes Gefallen an der Wortſpielerei werden die haben, welche ſich ganz unmäßig zu wundern und zu freuen vermögen, wenn ſie unter dem Hute einen Vogel finden ſtatt des erwarteten Eies.

Es iſt ſehr gefährlich, ſich deshalb für witzig und geiſtreich zu halten, weil man zuweilen ein treffendes Wort ſagt, und vermag man wirklich in hellen Momenten witzig und geiſtreich zu ſeyn, ſchon deshalb unbedingt an den inwohnenden Gott zu glauben, der das Lebendige ſchafft. Ein treffendes Wort iſt noch kein witziger Einfall, ein witziger Einfall noch kein geiſtreicher Gedanke, ein geiſtreicher Gedanke, noch kein Wort für die Welt. Aber jene Selbſtmyſtifikation iſt nur zu häufig und ihr — ja, man möchte ſagen, dem chimäriſchen Begattungstriebe ohne Zeugungskraft, verdanken wir die äſthetiſchen Kretins mit automatiſcher Bewegung ohne inneres Leben.

129.

Der Baron von B.

[Ergänzungen zu Band 3. 10. März 1819.]

[Bd. 3, S. 241, Z. 2 v. o.] . . . Leben darbiete.

Der Baron von B., welcher ſich ums Jahr 1789 oder 1790 in Berlin aufhielt, war wol eine der wunderlichſten Erſcheinungen in der muſikaliſchen Welt, die es jemals gegeben: das, was der Schreiber dieſes aus dem Munde eines großen weltberühmt gewordenen Violinſpielers über jenen merkwürdigen Mann erfuhr, ſcheint der öffentlichen Mittheilung in dieſen Blättern nicht unwerth.

[Bd. 3, S. 251, Z. 20 v. o.] . . . geränderten holländiſchen Dukaten. Das war es, was der wackre Violinſpieler, deſſen Name in der muſikaliſchen Welt glänzt, dem Schreiber dieſes über den Baron v. B. mittheilte. Es frägt ſich, ob mancher unſrer jetzigen Virtuoſen, der ſich weit erhaben über jegliche Lehre dünken möchte, ſich doch nicht noch einen Unterricht gefallen laſſen würde, auf die Weiſe, wie ihn der Baron v. B. zu ertheilen pflegte.

130.

An die Herausgeber des Freimüthigen für Deutſchland.

[Ergänzung zu Band 4. 13ten März 1819.]

So eben erhalte ich von einem jungen hoffnungsvollen, ungemein geiſtreichen Dichter eine gute Anzahl Verſe, Epigramme überſchrieben, mit der Bitte, für ihren Abdruck irgendwo zu ſorgen.

Da beſagte Epigramme ganz in dem neueſten Styl, wie man jetzt dergleichen Gedichte zu leſen pflegt, gedichtet ſind, ſo zweifle ich gar nicht daran, daß ſie ganz erſtaunliche Senſation machen werden und erſuche daher Ew. Wohlgeboren, die vier Stücke, welche ich als Pröbchen beifüge, gütigſt in Ihr Zeitblatt aufzunehmen. Darf ich mir ſelbſt ein Urtheil über die Gedichte anmaßen, ſo bewundere ich in No. 1. die funkelnde Spitze, finde No. 2. beinahe zu beißend, fühle mich durch das in No. 3. verkündete Wunder, ſo wie durch das tiefe andächtige Gefühl, das im Ganzen athmet, hingeriſſen, und meine, daß die Wehmuth in No. 4. beinahe zu ſchmerzhaft die Bruſt zerreißt.

Hochachtungsvoll ꝛc.

Hffmnn.

[Bd. 4, S. 193, 197.] No. 1. Schlagender Witz. — No. 2. Beißende Replik. — No. 3. Italiens Wunder. — No. 4. Lebenstiefe.

131.

Ein Brief des Kapellmeiſters Johannes Kreisler.

(Mitgetheilt von E. T. A. Hoffmann.)

[29. April 1819.]

Beſagter Kapellmeiſter Kreisler iſt allen denen bekannt worden, die ein gewiſſes fantaſtiſches Buch geleſen haben, von dem erſt vor einiger Zeit eine neue Ausgabe erſchienen, auf ſolch glattem Papier, daß man nicht begreift, wie die Buchſtaben ſo zierlich und grade darauf ſtehen können, ohne ein einziges Mal auszugleiten. Dieſer Kreisler ſchrieb alſo an einen Freund, mit dem er ein Herz und eine Seele iſt, unter andern folgendes:

„Sagt mir, mein vortrefflichſter Herr und Freund! ſagt mir nur um des Himmelswillen, was es mit dem Conzert, das am zehnten März bei Euch im Opernhauſe gegeben wurde, eigentlich für eine Bewandniß hat? — Ich bin, wie Ihr wißt, nicht dort geweſen; es war ſchlechtes Wetter, ich hatte meinen Regenſchirm verliehen, und dann kam mir, da ich gerade von einer gewiſſen Faulheit, der natürlichſten Neigung aller Menſchenkinder, befallen, in der That der Weg von meinem Logement bis zum Opernhauſe zu weit vor, unerachtet er doch kaum lumpigte funfzig Meilen betragen mag. Da leſe ich nun gar verſchiedenes über jenes Conzert, was mich ganz irre und konfus macht.

Haude und Spener giebt in No. 31 ſeiner Zeitung nicht undeutlich zu verſtehen, daß das Harmonika-Spiel der Frau K. ziemlich wirkungslos geblieben ſei und frägt, wie es komme, daß überhaupt die Harmonika jetzt nicht mehr ſo wirke als ehedem; ob unſere Nerven ſtärker oder ſchlaffer geworden oder ob die Schuld an unſerm durch das jetzige viele Pauken, Trompeten, Poſauniren und Klapphornlamentiren verwöhnten Trommelfell liege? Dagegen nennt der Freimüthige für Deutſchland in No. 62. ſeines Zeitblatts die Harmonika das ſchönſte, tonvollſte aller Inſtrumente und rühmt die beſeelten Finger der talentreichen Künſtlerin, die die Himmellaute jenes Inſtruments hervorgerufen haben. — Ich für mein Theil, der die Himmellaute nicht gehört hat, muß darin dem Herrn Haude und Spener Recht geben, daß es mit der erſtaunlichen zauberiſchen Wirkung der Harmonika, wie ſie ſonſt vor Jahren ſtatt fand, rein vorbei iſt. Indeſſen mein' ich, daß unſere Nerven ganz und gar dieſelben geblieben ſind, und daß unſer Trommelfell, wird ihm auch in der That hart zugeſetzt mit Pauken und Trompeten, doch wohl noch immer auch zarte Himmellaute in ſich aufzunehmen vermag. Laßt es Euch gefallen, mein würdigſter Freund und Herr! daß ich mit wenigen Worten andeute, worinn nach meinem muſikaliſchen Urtheil die Sache liegt. Der Ton iſt in der Muſik ganz und gar daſſelbe, was in der Malerei die Farbe. Beide, Farbe und Ton, ſind in nicht zu berechnender Varität an und vor ſich ſelbſt der höchſten herrlichſten Schönheit fähig, bleiben aber nur der rohe Stoff, der ſich erſt geſtalten muß, um tief und dauernd auf das menſchliche Gemüth zu wirken. Den Grad dieſer Wirkung wird die Stufe der Schönheit und Vollkommenheit beſtimmen, zu der nun eben die Geſtaltung gediehen.

Es iſt nicht die Färbung des Grünen, es iſt der Wald mit der anmuthigen Pracht ſeines Laubes, der in unſerer Bruſt das Entzücken weckt und die ſüße Wehmuth. Das tiefe Blau des Himmels dünkt uns bald öde und traurig, ſteigen nicht die Wolken auf in tauſend wechſelnden Bildern: Wendet das auf die Kunſt an und denkt Euch, Würdigſter! wie bald es Euch ermüden oder was für einen momentanen Sinnen-Kitzel es von Haus aus erregen würde, die ſchönſten Farben ohne Geſtaltung zu ſchauen? — Denkt an das läppiſche Farben-Clavier des Vaters Caſtel! — Und nun iſts eben ſo in der Muſik. Der Ton wird nur dann erſt tief unſer Gemüth ergreifen, wenn er ſich zur Melodie oder Harmonie, kurz, eben zur Muſik geſtaltet.

Nennt nun der Freimüthige ſ. D. die Harmonika das ſchönſte und tonvollſte aller Inſtrumente, ſo erwiedre ich ihm als eingefleiſchter Muſikant, daß die Harmonika in muſikaliſcher Hinſicht eins der allerärmſten und unvollkommenſten Inſtrumente iſt, die es giebt! Von dem Unfug all' der Ariettchen und Variatiönchen und Polonaischen und anderer ſchaaler Kindereien, die darauf gewöhnlich geſpielt zu werden pflegen, will ich ganz ſchweigen und nur bemerken, daß jede Melodie auf der Harmonika wenigſtens dem feineren Ohr ſteif und ungelenk klingt. Dies liegt in dem Mechanismus des Inſtruments, der es dem geübteſten Spieler unmöglich macht, die Töne (im Sinn der Kunſt) zu verbinden. Eben dieſer Mechanismus verbietet auch jeden geſchwinden Satz. Dagegen gewährt die Harmonika den Vortheil der Orgel, daß der Ton fortdauert, ſo lange der Finger die Glocke berührt. Dieſe Eigenſchaft führt von ſelbſt darauf, daß die Eigenthümlichkeit des Inſtruments nur geltend gemacht werden kann in langſamen Sätzen ſtrengen Styls.

Damit Ihr, Vortrefflichſter! aber gleich auf der Stelle wiſſen möchtet, was ich ſagen will, ohne daß es noch vieler Worte bedarf: Könnt' ich Euch wohl das ganze, canoniſch gearbeitete Benediktus von dem Altvater Paleſtrina herſetzen, das eben vor mir auf dem Pult liegt, an dem jeder Fortepianoſpieler verzweifeln muß, das ſich aber ganz für die Harmonika eignet und mit vieler Wirkung vortragen läßt? Aber ich weiß es, Ihr habt ſelbſt keine Harmonika und lauft Ihr nun mit meinem würdigen Beiſpiel zu dieſem, jenem Herrn, der, zu dieſer, jener Dame, die ganz das Glas ſtreichelt, ſo werden ſie unmäßig klagen über weitgeſpannte Saiten u. ſ. w. kurz, über die Unausführbarkeit des Satzes. Und es kömmt doch darauf an, die vier Stimmen den beiden Händen richtig zuzutheilen. — Aber das iſt wieder ein eignes Ding! — Hinc illae lacrymae mein Vortrefflichſter!

Ihr meint nun vielleicht, Würdigſter! daß die Harmonika in ſolchen Sätzen eine Fülle harmoniſchen Reichthums entwickeln könne und daß auf keinem Inſtrumente in der Welt, nimmt man die Orgel aus, der Choral ſchöner klingen müſſe; aber auch hier verſtört eine Mangelhaftigkeit alle Wirkung auf die Dauer.

Dieſe Mangelhaftigkeit liegt nehmlich in dem geringern Umfange des Inſtruments, dem der kräftige Baß durchaus fehlt, ſo daß die darauf vorgetragenen Sätze im gebundenen Styl, ſo wie die Choräle, dünn und wie man es in der Kunſtſprache nennt, — jung klingen.

Iſt es nun gewiß, daß die Harmonika in der Muſik ſo wenig zu leiſten vermag, ſo war es nur der Ton an und für ſich ſelbſt, der Bewunderung, ja durch den Reiz des Neuen ungewöhnliches Staunen erregte. Dieſe Bewunderung, dieſes Wohlgefallen an dem geſtaltloſen Stoff konnte aber unmöglich lange währen, und mußte deſto mehr ſchwinden, je unbefriedigter alle Anſprüche auf muſikaliſche Geſtaltung geblieben. Zu dem fiel das Aufkommen der Harmonika in die Periode der ſchwachen Nerven, und hieß es nun, daß die Harmonika magiſch auf die Nerven wirke, ſo konnt' es nicht fehlen, daß ſich das Inſtrument aller empfindſamen Seelen bemächtigte. Für jedes Mädchen von einiger Erziehung wär' es höchſt unſchicklich geweſen, nicht, ſo wie nur die Glocken berührt wurden, auf paſſable Weiſe in Ohnmacht zu fallen; ſie hätte Gefahr gelaufen, jedem zarten Jüngling, der ſie mit ſüßen Blicken ſo lange angeſchmachtelt, auf der Stelle gleichgültig zu werden. Selbſt älternde Damen ſpielten ſich durch alles Weh ſeeliger Verzückung um zehn bis funfzehn Jahre zurück, und erhielten ein Herz und einen kurzen Roman dazu! — An den Gebrauch, den Mesmer von dem Inſtrumente machte, mag ich gar nicht denken! —

Die Zeit der ſchwachen Nerven und der Ohnmachten iſt ſo ziemlich vorüber.

Noch muß ich des großen Uebelſtandes erwähnen, daß auf der Harmonika beſtändig Sachen abgeſingert werden, die gar nicht für das Inſtrument paſſen, und daß man beinahe niemals Compoſitionen im ſtrengen gebundenen Styl zu hören bekommt. Dies geſchieht aus dem einfachen Grunde, weil die Spieler nicht im Stande ſind, dergleichen vorzutragen.

Denn, würdigſter Freund und Herr! ſo leicht es dünken mag, einen ſolchen Satz, wie das Paleſtrinaſche Benediktus zu ſpielen, ſo kann ich Euch doch verſichern, daß es ein ganz eignes Ding damit iſt und daß ſich wenige darauf recht eigentlich verſtehen. Der Kirchgeßner ſpielte im gebundenen Styl ſehr miſerable, Pahl nicht viel beſſer, Frau K. habe ich, wie geſagt, wegen Mangel des Regenſchirms, nicht gehört, muß mich alſo alles Urtheils enthalten.

Der beſte Harmonika-Spieler neueſter Zeit, den ich gehört, war ein feiner Mann von milden angenehmen Sitten, der, aus dem franzöſiſchen Kriege heimkehrend, einige Tage hindurch mit mir in einem Hauſe wohnte. Ich meine niemanden anders, als meinen ſchätzbaren Freund, den Baſchkiren-Obriſten, Tetulow Pripop, der mit Unrecht in der muſikaliſchen Welt wenig bekannt geworden iſt. Dieſer Mann war ganz verſeſſen auf die Harmonika, die er in meinem Hauſe vorfand; er ſpielte den ganzen Tag über, und wußte dem Inſtrument die allerſeltſamſten Töne zu entlocken, die man nur hören kann, ſo wie auch die Sätze, die Accorde, die er zu vernehmen gab, ſich der wunderſamſten Originalität erfreuten. Den gewiſſen unnachahmlichen Ton, den ſonſt gute Harmonikaſpieler nur dann und wann anzubringen vermögen, und von dem unempfängliche Leute behaupten, er gleiche dem Kratzen eines Meſſers auf der Fenſterſcheibe, dieſen Ton hatte der Obriſt ſo ſehr in ſeiner Gewalt, daß er ununterbrochen darinn bleiben konnte. Der Knecht meines guten Tetulow Pripop, ein muntrer junger Kerl, mit einer allerliebſten einnehmenden Tiger-Phiſiognomie, war auch über die Virtuoſität ſeines Herrn ſo außer ſich, daß er laut heulend niederſtürzte und ihm die Füße küßte. Doch war es wohl kein Wunder, daß dieſer Menſch ſo tief fühlte, denn auch er war muſikaliſch, und wußte auf ſeiner langen dünnen Baſchkiren-Pfeife blaſend, wahrhaft idylliſche Begeiſterung in der Bruſt zu erwecken. Man verſetzte ſich augenblicklich an den ſchönſten Unkenteich, an dem jemals ein empfindſames Herz geſeſſen.

Ewig werd' ich des Augenblicks gedenken, als Tetulow Pripop zum letzten mal auf der Harmonika ſpielte. Er hatte, von innerm Gefühl überwältigt, die große ſpitze Fuchsmütze und nächſtdem noch drei kleinere Mützchen, die darunter befindlich, abgenommen, und ſaß da in einem rothen Käppchen, die bezauberndſten Himmellaute hervorſingernd, ſo daß ſein Tiger auch entſetzlich heulte und lamentirte.

Wie im herzzerſchneidenden Weh über das Scheiden des geliebten Freundes, zerſprangen zuletzt die mehrſten Glocken.

Darauf zog der Baſchkiren-Obriſte Tetulow Pripop weiße Glacehandſchuh auf und eilte ſeinem Pulke entgegen.

Ich habe den Vortrefflichen nie wiedergeſehen.

Schreibt doch, würdigſter Herr und Freund! an Herrn Gerber nach Sondershauſen, daß er in einer etwanigen neuen Ausgabe ſeines Tonkünſtler-Lexikons meines würdigen Obriſten Tetulow Pripop mit gebührendem Ruhm gedenke. Gehabt Euch wohl ꝛc. ꝛc.

132.

Die Brautwahl, eine Berliniſche Geſchichte, in der mehrere ganz unwahrſcheinliche Abentheuer vorkommen.

[Ergänzungen aus dem Urdruck. Frühjahr 1819.]

[Bd. 8, S. 23, Z. 12 v. u.] . . . Alexander-Platz begeben, das irre ich nicht, das Sechs- oder Sieben und Neunzigſte iſt, welches in unſerer guten Stadt ſeit kurzer Zeit aufgegangen.

[Bd. 8, S. 23, Z. 4 v. u.] . . . ämſig leſend ein Glas gutes Fredersdorfer Bier genoß . . . pflegte er im Hippelſchen Keller ein Gläschen . . . .

[Bd. 8, S. 25, Z. 2 v. o.] . . . Franzweins, der im Keller vorhanden. Dem Geheimen Kanzlei-Sekretair Tusmann wurde bei der Beſtellung des Fremden angſt und bange. Er fand ſich überzeugt, daß wenn zwei Perſonen ſich an eine Flaſche Wein machen, nach der richtigſten Berechnung jeder von ihnen die Hälfte davon trinken müſſe, in ſeinem ganzen Leben hatte er aber noch nicht eine halbe Flaſche Wein auf einmal, am wenigſten von ſolch ſtarker Sorte getrunken.

[Bd. 3, S. 30, Z. 10 v. o.] ... unſere Theaterſängerinnen Madame Milder oder Madame Seidler, die freilich ...

[Bd. 3, S. 35, Z. 6 v. u.] kleine Perſon (Sie waren in der That damals bei weitem kleiner, als jetzt, aber auch viel niedlicher) in die Hände ...

[Bd. 3, S. 37, Z. 12 v. o.] ..... wie mein Herr, Sie ſcheuen Sich nicht, mir eine Sottiſe ins Geſicht zu ſagen? — Sie —

Still, fiel ihm der Goldſchmidt ins Wort, ſtill, das iſt keine Sottiſe, das iſt die alte deutſche ehrliche Biederheit, die aus mir ſpricht, und die Sie vertragen müſſen, da Sie mit einem altdeutſchen Rock angethan ſind und ſich die Haare nicht verſchneiden. Das Wort Sottiſe ſollten Sie gar nicht kennen, viel weniger brauchen. Sie laufen Gefahr, von irgend einem Profeſſor der Turnkunſt ſtraks zu Boden geturnt zu werden, vernimmt er ſolches aus Ihrem Munde. — Doch den Beweis meines Ausſpruchs! — Sie haben Recht, jeder Maler, ſei er Landſchafter oder Hiſtorikus, muß zugleich ein Dichter ſein, denn Gemälde ſind Gedichte mit dem Pinſel ausgeführt; aber nennen Sie das Dichten, wenn Bäume mit ihrem Laube, Stamm und ihren Wurzeln zugleich ausſehen ſollen, wie Menſchen, Thiergeſtalten, ja wenn ſelbſt Figuren zuſammengeſtellt ſind, nicht nur eine beſtimmte Handlung, ſondern nur eine außerhalb des Bildes liegende fantaſtiſche Idee auszudrücken? Da kommen wir in die Allegorie hinein, den ärmlichſten, unkünſtleriſchſten Theil der Malerei. Hüten Sie ſich vor dem Nebeln und Schwebeln! — Sie verfertigen bisweilen miſerable Sonnette, und gefallen ſich darin, ſeltſame Arabesken und Grotesken zuſammenzuſtoppeln, und ſchwatzen von Ahnung und Sehnſucht, und Lebenstiefe, die in den abgeſchmackten Zerrbildern liegen ſoll. —

In der That, brach Edmund im höchſten Unwillen los, in der That mein Herr! Ihr Horoskop bewährt ſich in dieſem Augenblick, denn ich bin wirklich ein großer ausgemachter Narr, daß ich hier ſtehe, und mir von einem Mann, dem es an allem poetiſchen Sinn gebricht, Grobheiten ins Geſicht ſagen laſſe. — Gott befohlen. — Und damit rannte der Jüngling ſpornſtreichs durch das Gebüſche von dannen.

Edmund Lehſen hielt den Genius, der nach ſeiner Meinung ihm innwohnte, ſo hoch in Ehren, daß er ſelbſt gar nicht begriff, wie er mit dieſem überirdiſchen Inſaſſen ſo ruhig auf Erden unter ſeines Gleichen wandeln könne, und nicht vielmehr in den hohen Lüften ſchwebe. Schon darum mochte der Goldſchmidt Recht haben mit ſeinem ſchlimmen Horoskop. Edmund arbeitete an einem großen Bilde, das der Triumph der Kunſt ſein ſollte. Als es endlich vollendet, war es jedoch dermaßen mißrathen, daß es auf der Ausſtellung bei den Kennern Lachen, bei den Meiſtern aber Unwillen erregte. Dieſer böſe Umſtand erzeugte in dem Innern des Jünglings einen harten Kampf, in dem aber das beſſere Prinzip ſiegte. Er ſah es nemlich ein, daß er ſich wohl auf falſchem Wege befunden, und gedachte des alten Goldſchmidts und ſeiner Warnung. So wie er recht lebhaft wünſchte, ihn wieder zu ſehen, fand er ſich wirklich ein in der Werkſtatt.

Merkwürdig war es, daß der Goldſchmidt von des Jünglings Sinnesänderung ganz unterrichtet zu ſein ſchien. Er wünſchte ihm Glück zu dem mißrathenen Bilde, und meinte, es habe ganz mit Recht den großen Rumor herbeigeführt, da es, was Abgeſchmacktheit der Idee, Unrichtigkeit der Zeichnung, Unwahrheit des Kolorits anlange, kaum zu übertreffen.

Edmund hörte mit niedergeſchlagenen Augen, hohe Röthe auf den Wangen, des alten Goldſchmidts herben Tadel an; er ſchämte ſich in der That ſeines thörigten Beginnens, das er nun in ſeinem ganzen Umfange fühlte.

Als der Goldſchmidt dies gewahr wurde, änderte er indeſſen ſogleich ſeinen Ton und richtete den niedergeſchlagenen ja zerknirſchten Jüngling wieder auf, mit troſtreichen Worten.

„Es liegt,“ ſprach er, nun gänzlich an Dir . . .

[Bd. 3, S. 40, Z. 1 v. o.] . . . direkte von Hamburg bekommen, ſondern von Herrn Standke in der Friedrichsſtraße . . .

[Bd. 3, S. 42, Z. 3 v. u.] . . . . in den niedlichſten Sprüngen der Mademoiſ. Lemiere nachtanzt . . .

[Bd. 3, S. 47, Z. 17 v. o.] . . . duftendes Blumenbouquet, das Herr Bouché ſelbſt mit Geſchmack geordnet . . .

[Bd. 3, S. 51, Z. 8 v. u.] . . . noch ganz andere Dinge begeben haben, ja daß einmal, und zwar im Jahre Eintauſend fünfhundert und ein und funfzig der Teufel an vielen Oertern bei der Nacht ſichtlich auf den

Gaſſen in Berlin umher ging, an die Thüren klopfte, oft weiße Todtenhemden anhatte, mit zum Begräbniß ging, ſich traurig gebehrdete, oft auch andere Gebehrden hatte, die Leute damit zu erſchrecken. — Commiſſionsrath . . .

[Bd. 3, S. 57, Z. 7 v. o.] . . . uneigennützig und gaſtfrei wie einer. Sagt mir die böſe Welt nach, daß ich bei meinen halbjährigen Diners aus purem Geiz die Weinflaſchen nicht auf den Tiſch ſtellen laſſe, ſondern den Gäſten ſelbſt ſparſamlich einſchenke, ſo iſt dies ſchlimme Verläumdung. Nicht aus Geiz thue ich das, ſondern aus Vorſorge für die Geſundheit meiner lieben Freunde, die aus Uebereilung zu viel trinken können. — Nein, Sie ſollen mich anders kennen lernen. Jeden Morgen, wenn ich Ihnen ſitze, ſollen Sie mit einem Gläschen ächten Dry Madeira bedient werden, und ſind Sie ein Liebhaber von weſtphäliſchen Schinken, ſo bin ich der Mann, der ihn beſitzt in beſſerer Qualität als Sala Tarone oder Thiermann. Doch ich weiß es ſchon, mäßige Leute wie Sie, beſter Herr Lehſen, mögen ſich Morgens nicht gern durch allzucopiöſes Frühſtücken den Appetit zum Mittagsbrot verderben. —

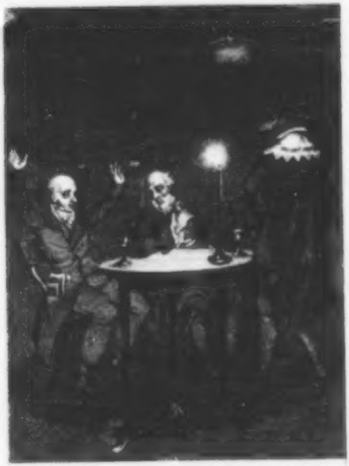
[Bd. 3, S. 64, Z. 10 v. u.] . . . ſchob ſich die Naſe ſo ſchnell hinter einander, wie ein Baßpoſaune, wenn Herr Belke ein Conzert darauf bläſt.

[Bd. 3, S. 72, Z. 1 v. u.] . . . kein Haſe! Ihr müßt bey Webers durchaus . . .

[Bd. 3, S. 77, Z. 15 v. u.] . . . Tafel geladen, und finden Sie Sich bey Holzapfel, Zimmermann oder auf ſonſt irgend einem . . .

[Bd. 3, S. 81, Z. 2 v. u.] . . . wie ſie nur können. Erſt neuerdings hat mich ein tüchtiger, ganz auf- und abgeklärter Aeſthetiker im ſchwarzen Rock für ein Geſpenſt, ja für eine ganze geſpenſtiſche Gattung gehalten und das furchtbare, donnernde Anathema über mich ausgeſprochen: weg mit der Gattung! Dieſer Mann hält es mit dem ſchlauen Fuchs in der Donaunymphe, welcher ſingt: was ich nicht ſeh', das glaub' ich nicht, ich glaub' an keine Geiſter! und würd' es luſtig ſein, wenn es ihm einmal ſo gehen könnte, wie beſagtem Fuchs, der jenes Bekenntniß abſingend eben mit beiden Füßen in einem ganzen Garten voll ſeltſamer Zauberbilder ſteht. Du haſt, mein liebes Kind, vielleicht mit ganzem, innigem Gemüth Schillers Geiſterſeher und andere Werke von Göthe, Tiek u. ſ. w. geleſen, in denen ein höheres geiſtiges Reich, bald Schauer, Entſetzen, bald innige Luſt erregend, aufgeht in unſerm

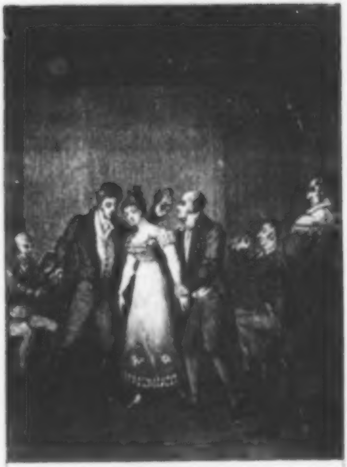
Blatt 70



Die Brautwahl.

[illegible]

Blatt 71



Die Brautwahl.

armen, beengten Leben und uns mit ſeltſam ſüßem Weh ferner Ahnungen umfängt. Ich bedaure dich, mein Kind! — Alle dieſe Werke hat jener grauſame ſchwarze Aeſthetiker für nicht geſchrieben erklärt, ſo wie jener Kaiſer im Mährchen zur Ungebühr gelöſte Kanonen durch einen Machtſpruch für nicht gelöſt erklärte. Er will übrigens den Shakſpear auf der Bühne nur deshalb dulden, weil, fällt einmal Geſpenſtiſches vor, jeder ſogleich auf das Theater treten und ſich überzeugen kann, daß aller Spuk ganz natürlich zugeht. Wem iſt es verwehrt im Hamlet, ſo wie der Geiſt erſcheint, ſogleich hinaufzuſteigen, oder in die Verſenkung zu kriechen, um deſſen ſich zu vergewiſſern, daß der Geiſt kein Geiſt iſt, ſondern Herr Mattauſch, und eben ſo kann ja jeder mit leiblichen Augen ſehen, daß die Hexen im Macbeth keinesweges durch die Lüfte fahren, ſondern an Stricken hinaufgezogen werden. Weg auch mit der Fantaſie! heißt es denn, wir halten es mit dem Handgreiflichen und genießen lieber tüchtiges hausbackenes Brot, als Auſtern und Champagner. Ach, mein liebes Kind . . .

(Bd. 2, S. 89, Z. 10 v. u.) . . . Winter hindurch auf den Bällen in der Börſenhalle die angenehmſten (S. 90, Z. 5 v. o.) . . . Nun! man muß abwarten, was geſchieht!

Der alte räthſelhafte Goldſchmidt ſoll noch in Berlin umherwandeln. Herr Wolf hat ihn in den Kupferchen, die dieſer Geſchichte einverleibt ſind, ſo überaus gut getroffen, daß du, geliebter Leſer, den ſeltſamen Mann, ſollteſt du ihm irgendwo begegnen, auf der Stelle erkennen wirſt. Beſtätigen kann er, o mein Leſer, dann von Mund zu Mund dir alles, was in der Geſchichte von der Brautwahl dir hin und wieder ganz unwahrſcheinlich, ganz unglaublich vorgekommen ſeyn ſollte und ſo würde der Erzähler von dem Vorwurf frei werden, den man ihm ſchon öfters gemacht, nehmlich, daß ihm manchmal allerlei närriſches fantaſtiſches Zeug wie ein ſpukhafter Traum in den Sinn käme, was er denn ſo aufzutiſchen wiſſe, als habe es ſich in der That begeben.

E. T. A. Hoffmann

133.

Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes.

(Nach einer alten märkiſchen Chronik.)

[Ergänzungen zu „Der Teufel in Berlin". 25. Mai 1819.]

[Bd. 8, S. 14, Z. 6 v. o.] .... Männer und lange Zeit betrogen.

Ganz unerträglich war der abſcheuliche Geſtank, der ſich auf dem Neumarkt verbreitete, und unerachtet der hohe Rath mit den auserleſenſten Specereien räuchern ließ, wollte des Teufels Witterung doch in langer Zeit nicht vergehen, ja man ſagt, daß noch zuweilen in der Papengaſſe, durch die der Teufel mit der Hexe gefahren, ſich ein ſehr übler Geruch verſpüren laſſen ſoll.

134.

Haimatochare.

[Ergänzung. 24 Juni 1819.]

[Bd. 12, S. 167, Z. 9 v. u.] ... goldgeſtickte rothe Mantel, den Ew. Excellenz mir als für ſie beſtimmtes Geſchenk mitzugeben die Gnade hatten, einen tiefen Eindruck gemacht ...

135.

[Druckfehlerverzeichniß im „Kater Murr".]

[November 1819.]

[Bd. 6, S. 5, Z. 12 v. o.] ... gütigen Leſer verbeſſern.

Seite	Zeile	lies	ſtatt
21	17	lustige	listige
23	4	tobende	rührende
25	21	mit	wie
29	6	ſchritt	ſchalt
40	30	mit	am
—	24	dein	ſein
41	6	neun	neue
—	8	enharmoniſchen	unharmoniſchen

Seite	Zeile	lies	statt
2	5 v. u.	Toro	Pero
67	13	verfehlen	gefehlt
72	3	Es	Ob
69	13	ausgeprägt	aufgeprägt
—	17	eingepaukt	eingeprägt
96	6	Professor	Prokurat

136.

Schlußlied.

Für die Liedertafel.

(Ende 1809.)

Noch ist Mitternacht nicht da,
Rutscht nur nicht mit euern Stühlen,
Um ein wenig abzukühlen,
Singet noch ein a, cis, e, a.

Ich singe den Accord A dur.
Und zu Hause wacht der Knappe,
Daß man nicht im Finstern tappe,
Darum schaut nicht nach der Uhr.

Noch ein Schlaftrunk ist gesund,
Stoßt noch einmal an, ihr Herren!
Doch den Ton nicht zu verzerren,
Bringt das Glas nicht an den Mund.

Gute Nacht bald geht's nach Haus,
Nach vier Wochen singen wieder,
Unsre besten Tafellieder;
Jetzo rutscht, und trinket aus.
Gute Nacht, gute Nacht!

137.

[Aus Hoffmanns amtlichem Bericht als Dezernenten im Prozeß gegen Friedrich Ludwig Jahn.]

[15. Februar 1820.]

Welcher preußiſche Unterthan, der in die verhängnißvolle, unglückliche Periode des Jahres 1806 und der darauf folgenden Jahre verflochten, hat es nicht erfahren, wie nicht allein der Drang der Zeit, der ſowie das Ganze auch den Einzelnen traf, ſeine bürgerliche Exiſtenz zu vernichten drohte und oftmals wirklich vernichtete, ſondern auch das bittere Gefühl des ſchmachvollen Verderbens das über das Vaterland gekommen, jeden, der nicht in dumpfe Betäubung verſunken oder deſſen Bruſt nicht Gefühlen der Art verſchloſſen, auf ganz ungewöhnliche Weiſe aufregen mußte.

Natürlich erſcheint es, daß, wie es auch die zuerſt zuſammengetretenen Mitglieder des Bundes behaupten, diejenigen, welche von gleicher Geſinnung beſeelt des Vaterlandes Unglück tiefer empfindend nach Ermuthigung, Erkräftigung ſtrebten, um nicht dem Druck zu erliegen, ſich zuſammenfanden und daß mit der Hoffnung auf eine beſſere Zeit auch der Gedanke für dieſe Zeit auf dieſe oder jene Weiſe thätig wirken zu können, ſich bis zum unwiderſtehlichen Drange, bis zur wirklichen Thätigkeit ſteigern mußte.

Daß mitten unter den Feinden, belauſcht von Spionen jeder Art, ſich dieſe Thätigkeit ſoviel wie möglich ins Dunkle hüllen mußte, liegt in der Natur der Sache ſelbſt, und ſo bildeten ſich jene wider den Feind des Vaterlandes gerichteten geheimen Verbindungen, die zwar vor dem Geſetz nicht beſtehen, aber, ſtand die löbliche Abſicht zum Beſten des Vaterlandes zu wirken feſt, niemals als nach der Strenge des Geſetzes zu ahndende Verbrechen erſcheinen und beſtraft werden konnten. Richtig iſt es indeſſen, daß ſelbſt bei der löblichen Abſicht jene Bündniſſe, ſtanden ſie nicht unter deſſen Kontrolle, eben durch den überſpannten Eifer der Bündner für das Gute bei übler Wahl der Mittel den Staat gefährden konnten und eben darum, am wenigſten aber nach hergeſtellter Ruhe, da die eingetretenen ungewöhnlichen Verhältniſſe aufgehört und alſo nicht mehr das Ungewöhnliche der

Zeit das wider das Geſetz, wiewol in guter Abſicht Unternommene entſchuldigte, fernerhin nicht geduldet werden durften.

Aus dieſen Prinzipien ging, als ein ſehr gehäſſiger Streit über die angeblichen geheimen Verbindungen entſtanden, als Männer von Ehre und Anſehen in Flugſchriften kompromittirt wurden, die weiſe Verordnung vom 6. Januar 1816 hervor. — —

Inwiefern aber doch das Turnweſen nachtheilig einwirken konnte, wird eine kurze Darſtellung des Entſtehens und Fortgangs der Turnerei zeigen, die ſich nach dem was darüber in den Akten enthalten in wenige Worte zuſammendrängen läßt.

Am Turnen an und für ſich iſt nichts neu als der Name, denn die Sache ſtimmt ganz mit den gymnaſtiſchen Uebungen überein, die zu Schnepfenthal, Deſſau und an anderen Erziehungs-Anſtalten üblich waren und keine andere Tendenz hatten, als die körperliche Erkräftigung im Allgemeinen. Dieſe Tendenz mußte aber in dem Zeitpunkt eine beſondere Bedeutſamkeit erhalten, als der unerträgliche Druck des fremden Feindes die Ideeen einer allgemeinen Volksbewaffnung aufkeimen ließ, die dann auch wirklich vom Staat verbreitet und, als der günſtige Augenblick eintrat, ausgeführt wurde. Deshalb wurde auch das Turnen von dem deutſchen Bunde, ging es auch nicht geradezu von demſelben aus, doch als ein richtiges wirkſames Mittel zur Erlangung des vorgeſteckten Ziels anerkannt und Jahn, von dem allein das Turnen ausging, ſuchte daſſelbe auf alle nur mögliche Weiſe auszubreiten und zu befördern, fuhr auch damit fort, nachdem der Feind vertrieben, da er in dem Turnen den erſten Grund zu der von ihm gepredigten deutſchen Volksthümlichkeit zu legen glaubte. Er ſpricht ſich darüber in einem Briefe an den Lehrer Zernial d. d. Berlin, den 7. November 1815 aus, wo es heißt:

> Die Seele des Turnweſens iſt das Volksleben, und dieſes gedeiht nur in Oeffentlichkeit, Luſt und Licht.

Es lag in der Natur der Sache, daß man ſchon damals, als das Turnen begann, den Knaben und Jünglingen nicht verſchwieg, daß ihre Uebungen vorzüglich den Zweck hätten ſich körperlich zum Kampf gegen den Feind des Vaterlandes zu erkräftigen, daß man ſie mit glühendem Enthuſiasmus für das Vaterland zu beſeelen, mit Haß gegen den Feind zu erfüllen ſuchte. Erſteres daß nämlich die Turnübungen dazu dienen ſollten, in den Turnern Kräftigerer des Vaterlandes zu erſchaffen, wurde auch fortwährend den Turnern mitgetheilt. —

Wer kann in dieſem allem irgend eine gefährliche Tendenz, wer wird es nicht im Gegentheil im höchſten Grade löblich finden, wenn die aufwachſenden Jünglinge ſich früh für den Dienſt des Vaterlandes tüchtig machen, um bewährt gefunden zu werden, wenn's gilt?

Auf der anderen Seite iſt aber auch nicht zu leugnen, daß die Organiſation des Turnweſens, mehr als andere gewöhnliche Erziehungs-Anſtalten unabhängig und wie Zweige eines Stammes durch den ganzen Staat fortſprießend, gar leicht neuen ſchädlichen Kaſtengeiſt erwecken und dabei in Knaben den Dünkel erregen könnte, ſich von Haus aus auf einen höheren Standpunkt geſtellt zu ſehen, und daher ſich in keine gewöhnliche Ordnung der Dinge fügen zu wollen. Um dieſer falſchen Tendenz entgegenzuarbeiten oder vielmehr um dieſelbe gar nicht aufkommen zu laſſen, mußte ein Mann an der Spitze ſtehen, der mit der reinſten Geſinnung völlige Ruhe, die Leidenſchaftsloſigkeit des wahren Weiſen verband. Dieſe letzteren Eigenſchaften fehlen dem ꝛc. Jahn ganz und gar. Er iſt, wie es aus allem, was er begann klar hervorgeht, heftig, leidenſchaftlich, wider ſeine Gegner erbittert und was das ſchlimmſte ſcheint, mit ſich ſelbſt, mit ſeinen Anſichten und Meinungen nicht im Klaren, wie dies ſeine Vorleſungen und Schriften darthun. Dabei haſcht er nach Paradoxen, nach blendenden Witzwörtern und bemüht ſich, ſeinem Ausdruck eine alterthümliche Energie zu geben, die, oft beinahe Stil der Bibel, ihre Wirkung auf die Jugend um ſo weniger verfehlen kann, als auch durch eine gewiſſe Frömmelei ſich unſere jetzige Zeit charakteriſirt. Kommt noch hinzu, daß dem Jahn eine große Rauhheit, Biederbheit (Burſchikoſität) in ſeinem Aeußern, in ſeinem ganzen Betragen eigen, die den Knaben und Jünglingen nur gar zu ſehr gefällt, ſo konnte es nicht fehlen, daß er die Liebe, ja die enthuſiaſtiſche Verehrung ſeiner Turner in eben dem Grade gewinnen, als der Anſtalt ſelbſt ſchädlich werden mußte. Jahn verſammelte eine neugeſchaffene Generation ankommender Kraftmenſchen um ſich her, die ſowol Kleidung als Betragen auszeichneten und mit denen er eine wandernde Propaganda des Turnens, Züge unternahm, auf denen ſie überall allgemeine Aufmerkſamkeit erregten. Wenn ſie laute Geſänge anſtimmend durch die Straßen zogen, ſich auf Märkten in den Straßen lagerten, überall von der Menge angegafft, ſo mußten ſie ſich in der That bald für ein auserleſenes Völklein achten, das höheres in ſich tragend an gewöhnliche Sitte und Ordnung nicht gebunden ſein konnte.

Natürlich entſtanden über das Turnen und deſſen eigentliche Tendenz literariſche Fehden. Unrecht war es aber, daß **Jahn** ſeine Turner in der Art von dieſen Streitigkeiten Notiz nehmen ließ, daß er ſie mit ſeinen Gegnern bekannt machte und zur Verhöhnung derſelben aufforderte. (Aus den Lieberſchen Akten ergiebt ſich z. B. daß Jahn ſeine Turner, wenn ſie ſich verlaufen hatten, mit dem Namen „Wadzel“ wie mit einem Scheltwort zuſammenrief. Auch ſoll der Profeſſor Wadzel von den Turnern mit dem Ekelnamen Quadzel benannt, und nach einer Figur mit einer dicken Halsbinde, die ihn als Turnfeind vorſtellte, mit dem Gehr geworfen worden ſein[1]).

Alles dieſes war ganz geeignet, jenen Parteigeiſt, den ſchon die Organiſation des Turnweſens wie ſie an und für ſich ſelbſt geſchah, herbeiführen mußte, zu nähren und zu ſtärken und dabei den Knaben einen ſeltſamen Dünkel über ihr hohes Streben beizubringen.

So geſchah es denn auch, daß bei den Eliſabethaner-Schülern in Breslau die Turner förmlich gegen ihren Rektor Etzler aufſtanden, als dieſer ſich gegen das Turnen erklärte, und verſicherten, lieber das Leben laſſen zu wollen als das Turnen. Dieſer Knaben-Unfug konnte aber wol nie von wirklicher Bedeutſamkeit ſein. Immer ſteigend und ſteigend wurde die Tendenz des Turnens (wenigſtens in der Idee) gefährlicher, als einige unruhige Köpfe im ſüdlichen Deutſchland vom Fanatismus für eine vermeintliche Freiheit, die nur durch den Umſturz der jetzigen Verfaſſung und durch die Einigung Deutſchlands in einen volkstümlichen Staat erlangt werden könne, ergriffen, in dem Turnweſen den Kern jener Umwälzung, und in den Turnern die wackeren Kämpfer für jene Freiheit fanden.

---

[1] Jedoch bezeugte ſpäter der Maler, der dieſe Figur angefertigt hatte, Jahn zu deſſen Selbſtvertheidigung, daß bei dieſem Bilde an Wadzel gar nicht gedacht war.

In mehreren aufgefundenen Briefen der ſogenannten Schwarzen und Unbedingten iſt die Idee klarer ausgeſprochen und eben deßhalb kommt auch ſo oft der Name Jahn vor, den ſie als Stifter und Beförderer einer Anſtalt, die ſie für die Pflanzſchule ihrer wahnſinnigen Hoffnungen hielten, auf das höchſte verehren mußten.

Ein auffallendes Beiſpiel, wie jetzt das eigentliche Weſen der Turnerei ausgeſprochen wurde, giebt das unter den Papieren des Gymnaſiaſten Lieber aufgefundene Lied von Karl Follen: Turners Glaubensbekenntniß überſchrieben.

In dieſem Liede kommen die Strophen vor:

Der Volksmacht Wiege, der Sarg der Tyrannen
Wird gezimmert aus dem Baume der Turnerei.

Ferner

Ein Turner iſt der ꝛc.
Der Freiheit nicht ohne Gleichheit kennt.

Und dann heißt es in der Schlußſtrophe:

Wohlauf ihr Chriſten, ihr Deutſchen, wohlan
Du ehrliche wehrliche Jugend!
Noch kämpft mit der Freiheit Despotenwahn,
Noch recht't mit dem Teufel die Tugend.
Stahl, fahr aus dem Roſt! aus dem Schlauche der Moſt!
Durch den Dunſt läuft der Oſt! und ein Magnus dem Froſt.

Dieſe ausgeſprochene Tendenz des Turnweſens konnte m. E. wol allerlei argen Unfug veranlaſſen, ohne daß blos deßhalb eine förmliche Revolutionirung Deutſchlands oder auch nur irgend ein bedrohlicher Aufſtand gegen die Regierung zu befürchten. Das Treiben einiger exaltirter Knaben und Jünglinge würde dieſe Furcht ſchwerlich rechtfertigen, ſie müßten denn anderer geheimer mächtigerer Kraft zum Werkzeuge dienen, und daß dies der Fall ſein ſollte, iſt, will man auch die Möglichkeit davon einräumen, bis jetzt ganz hypothetiſch geblieben. — —

Dann iſt aber auch nicht zu leugnen, daß jemand, der bemüht iſt aus den Geſprächen eines von ihm hoch oder abgöttiſch verehrten Mannes alles bemerkenswerthe in abgeriſſenen Phraſen zu Buche zu bringen, gewiß das wählen wird, was als mit ſeiner Geſinnung übereinſtimmend vorzüglich auf ihn eingewirkt hat, ja daß er oft über dem Einzelnen, das ihn beſonders anſprach, den Zuſammenhang des Ganzen vergeſſen wird. Selbſt in den geſellſchaftlichen Geſprächen des ruhigſten Mannes, der nicht daran denkt, daß jemand das, was ihm der Moment eingiebt, als hochbedeutend niederſchreibt, wird manches vorkommen, das vielleicht, beſonders aus dem Zuſammenhange geriſſen, zweideutig ſcheint, vorzüglich wird dies aber der Fall ſein mit den Geſprächen eines Mannes, der ſo wie Jahn nach Paradoxen ſtrebt und wirklich überall bedeutend ſein will. — —

Ferner iſt rückſichts der dem Jahn zur Laſt gelegten Verbreitung gefährlicher Grundſätze eine von demſelben unter dem Titel: Runenblätter verfaßte und im Jahre 1814 herausgegebene Schrift zur Sprache gekommen. Dieſe Schrift, die größtentheils in einem ganz beſonderen, mit nach altem Muſter von dem Autor ſelbſtgemachten Wörtern ausgeſtatteten Stil geſchrieben iſt, in den man ſich förmlich einſtudiren muß um das mindeſte zu verſtehen und von dem Jahn ſelbſt ſagt, daß er ihn zu dem Buche erſt gebildet, hat allerdings die Tendenz darzuthun,

daß ganz Deutſchland eins ſein müſſe.

Daß dieſe Einheit aber durch eine allgemeine Revolution mittelſt gewaltſamen Umſturzes ſämtlicher in Deutſchland beſtehenden Verfaſſungen herbeigeführt werden ſolle und noch weniger eine direkte Aufforderung dazu wird nicht darin ausgeſprochen. Jene Einheit Deutſchlands wird auch keineswegs von einer Vereinigung ſämmtlicher Staaten in einen einzigen großen volksthümlichen Staat (Republik) verſtanden; dieſelbe vielmehr durch die Einigung ſämmtlicher beſtehenbleibender Staaten zu einer Staatengemeinde mittelſt einer Reichsverfaſſung hervorgebracht werden. Nur die Kleinſtaaten ſollen aufhören. — —

An paradoxen Stellen, an ſolchen Wendungen, die offenbar mit Anwendung eines Abraham a Sancta Claraſchen Wortwitzes nur auf frappante Wirkung berechnet ſind, fehlt es auch dieſer Schrift nicht.

Dieſelbe hat das Anſehen einer philoſophiſchen (wiewol eben nicht logiſch geordneten) Spekulation, die ſchon ihres Stils halber wol niemals geeignet ſein konnte, auf das Volk zu wirken.

Es darf auch nicht vergeſſen werden, daß ſie zu einer Zeit herauskam, als die künftige Verfaſſung von Deutſchland eben ein Gegenſtand der allgemeinen Erwartung war und die verderblichen unheilbringenden Bündniſſe kleiner deutſcher Staaten jene Einheit Deutſchlands in der That wünſchenswerth erſcheinen ließen.

Richtig iſt es allerdings, daß auch die Runenblätter gewiß in neuerer Zeit jenen für eine vermeintliche Freiheit durch Einigung Deutſchlands in einen volksthümlichen Staat erhitzten Köpfen als ein Werk erſchienen ſein mögen, das zur Grundlage des weiteren Fortbauens ihrer Ideen dienen konnte, ſowie das Buch überhaupt gewiß auf viele, die irgend eine Aenderung der deutſchen Verfaſſung mit Ungeduld erwarteten, beſonders gewirkt hat.

138.

Kater Murr an Johanna die Sängerin.

Am 2. März 1820.

Mir traümt', es wär' ein holdes Kind gebohren,
Und dies und jenes dachten die Gedanken,
Es ſaßen Richter in Gerichtes Schranken
Und ſprachen: ja! das Kindlein iſt erkohren!

Wollt' Satan murmeln: Ha! ſie iſt verlohren?
Nein! — ſanft und engelsmild? — wo gäb' es Wanken?
Wo leuchtet Licht, dem Tod und Nacht nicht ſanken?
O ſchlimmer Klang, entfleuch bethörten Ohren!

Ein liebes Kind, gewiegt in duft'gen Roſen,
Kann, Himmelskeim entſtrahlt, der Welt gebieten,
Kann Blitz entzünden in dem kirr'gen Herzen.

Doch Bildlein zart, in ſüßem ſanften Koſen
Verſchleuß dein Ohr nicht bangem Sehnſuchtswüthen —
Denn Kater Murr klagt auch romant'ſche Schmerzen.

Murr
étudiant en belles lettres
et chanteur très renommé

139.

Rüge. (Eingeſandt.)

[25. April 1820.]

In dem drei und vierzigſten Stück des Freimüthigen ſteht ein ſehr hart abſprechendes Urtheil über die Oper: Emma von Roxburgh. Dem unbekannten Herrn Einſender dieſes Urtheils (wahrſcheinlich einem großen Kenner der Muſik) muß es überlaſſen bleiben, nach ſeinem Gefühl, nach ſeiner Ueberzeugung den jungen, unter ſüdlichem Himmel gleich Sarah's Roſen herrlich aufblühenden Komponiſten, dem Venedig die Krone des Preiſes auf das würdige Haupt gedrückt haben ſoll, zu richten. Spricht der H. Einſender es aber unverholen aus, daß ihm Mehuls Oper, Joſeph in Egypten, deshalb kein Intereſſe erregen könne, weil man die Kalamität habe, ſich drittehalb Stunden mit dreizehn altteſtamentariſchen Glaubensgenoſſen herumquälen zu müſſen, wovon wenigſtens zehntehalb den dreibeinigten prätendiren könnten, ſo deutet dies auf eine Animoſität hin. Dieſe Animoſität iſt auch erkennbar, wenn der H. Einſender ſagt, daß ſeine Ohren nicht lang genug geweſen wären, um dem Opus (der Emma) auch nur einen einzigen geſunden Takt abzulauern, denn offenbar enthalten dieſe Worte, eine Anſpielung auf die bekannte Geſchichte im alten Teſtament, nach welcher ein gewiſſes, ohne vernünftigen Grund verachtetes Thier plötzlich zum Reden oder gar zum Singen kam.

Das alles verdient ernſtliche Rüge, denn ſcharf mag die Beurtheilung eines Kunſtwerks ſeyn, aber nicht animos!

Zugegeben nun auch, daß durch die Form mancher Melodien, vorzüglich aber mancher, die Stelle der Melodien vertretenden melismatiſchen Verzierungen in jener Oper (iſt ihre Nachbildung nach dem neueſten Italieniſchen Herz und Geiſt erhebenden Styl auch unverkennbar) doch eine gewiſſe Eigenthümlichkeit hervorblickt, die lebhaft an die Kirchengeſänge der Nation, der der Komponiſt angehört, ſo wie an die ganz beſondere artige Weiſe erinnert, wie ſie von den ſogenannten Vorſängern intonirt zu werden pflegen, ſo beweiſet dies nur, daß der ſeelenvolle Komponiſt, wie es eben die ernſte Oper mit vollem Recht fordert, ſeiner Kompoſition den Kirchengeſang zum

Grunde legte und ſehr rühmlich iſt es, daß er die Weiſe der Väter feſthielt, ſie hoch ehrend und nicht anders zur Schau tragend, als was in tiefſter Seele eingeniſtet. — Der leiſeſte Vorwurf, den ein eigenſinniger Kritiker aus bloßer Unkenntniß jenes eigenthümlichen Geſanges dagegen aufzubringen vermöchte, löſt ſich aber auch auf in Nichts, wenn man bedenkt, daß, wie auch der Herr Einſender und ſcharfer Kritiker im Freimüth. f. D. ſelbſt im Tadel zugeſtehen muß, der junge Komponiſt ſolche originelle Melodien und Melismen in lobenswerther Beſcheidenheit und ſparſämlich ans Licht förderte, vielmehr, dankbarer Lehrling, den Ruhm großer bewährter Meiſter, vorzüglich des ſüßen und dabei ſo tiefſinnigen Roſſini laut zu verkünden ſtrebte, ihre eignen Gedanken wiederholend in ſeinem Werk, ſo wie fromme Schüler in ihren Schriften die Sprüche der weiſen Lehrer aufbewahren mögen, ſie getreulich nachſchreibend. — Unterzeichneter M . . s iſt weder ein theoretiſcher noch ein praktiſcher Muſikus, er urtheilt lediglich nach dem Eindruck, den eine Muſik auf ſein Gemüth gemacht hat und da muß er aufrichtig geſtehen, daß gleich die Ouvertüre der Emma in ihm die ſüßeſten Erinnerungen an ſeine frühe Knabenzeit, an den lieben hellen Weihnachtsmarkt weckte und daß ihm dann in dieſe ſeelige Stimmung verſetzt, die ganze wahrhaft ernſt und groß gedachte und durchgehaltene Oper unbeſchreibliches Vergnügen machte. Er beſcheidet ſich gern, daß er kein richtiges Kunſturtheil hat, große Freude war es ihm aber doch, als er Künſtler, die die nächſte Gelegenheit hatten, mit der innerſten Emma vertraut zu werden, verſichern hörte, daß gar herrliche Sachen darin enthalten wären.

Und am Ende, mein Herr Kritiker! — Müſſen wir es nicht ſchon dankbar erkennen, daß man die verſchiedenſten Hebel in Bewegung ſetzte, um uns einen angenehmen Abend zu verſchaffen?

Gelang das nicht ganz — nun! — et voluisse sat est!

M . . s.

140.

(Rektifizirtes Sonnet)

An den Dichter des Trauerſpiels Carlo.

[April 1820.]

Heil dir o Genius dem es gelungen,
Schmerz, Tod und Graus gar ſpaßig zu erfaſſen.
Dir Arlekin, muß man die Jacke laſſen
die Pritſche haſt im traur'gen Spiel errungen.

Fürwahr ein ſchöner Kranz den du geſchlungen
von närriſcher Liebe, Wüthen, tollem Haſſen!
Kein BlumenKranz! — Unkraut auf ſchmutzgen Gaſſen
Fruchtſchwangrem Miſt mit Mühe abgedrungen.

O Tag des Jammers! Du erregſt nur Lachen?
Ja! — du erſchienſt uns Jammer aufzutiſchen —
Horch: — unten dröhnt luſtiger Knüppel Krachen.

Kritiſche Schlangenbrut beginnt zu ziſchen,
O! ſchnell dem Ding ein fröhlich End' zu machen
Laßt uns mit Carlo ſelbſt die Aerſche wiſchen.

D'E. & H.

141.

[Julie.]

[D. 1. May 1820.]

Das Engelsbild aller Herzensgüte, aller Himmelsanmuth wahrhaft weiblichen Sinns, kindlicher Tugend, das mir ausſtralte in jener Unglückszeit acherontiſcher Finſterniß, kan mich nicht verlaſſen beim lezten Hauch des Lebens, ja dann erſt wird die entfeſſelte Pſyche jenes Weſen das ihre Sehnſucht war, ihre Hoffnung und ihr Troſt, recht erſchauen, im wahrhaftigen Seyn! — — —

142.

Erklärung.

[2ten Mai 1820.]

So wie der Unterzeichnete vernimmt, hält man ihn für den Verfaſſer der in dieſen Blättern erſcheinenden Rezenſionen aufgeführter Opern. Er erklärt indeſſen, daß er, wie es auch die Redaktion bezeugen wird, weder jetzt, noch ſonſt andere Theater-Rezenſionen, die dieſe Blätter enthalten, verfaßt hat.

Berlin, den 1ſten Mai 1820.

E. T. A. Hoffmann.

143.

[Verſpätet.]

Gruß an Spontini.

[30. Mai 1820.]

Willkommen unter uns, du hoher herrlicher Meiſter! — Längſt tönt dein Geſang recht in unſer Innerſtes hinein; dein Genius rührte ſeine kräftigen Schwingen und mit ihm erhoben wir uns begeiſtert und fühlten alle Wonne, alles Entzücken des wunderbaren Tonreichs, in dem du herrſcheſt, ein mächtiger Fürſt! — Und darum kannten und liebten wir dich auch ſchon längſt! — Aber wer will nicht, daß der ſchöne Baum, deſſen ſüße Lebensfrüchte ihn laben und ſtärken, in ſeinem Garten ſtehe, wer ſehnt ſich nicht, das, woran ſeine ganze Seele hängt, in ſeinem Hauſe zu haben, zu bewahren? So geht uns auch nun, da du in unſerer Mitte weilſt, da wir dich ganz unſer nennen können, erſt das Herz recht auf in voller Freude vor deinen Schöpfungen! — Ja! ganz unſer biſt du, denn deinen Werken entſtralt in vollem Himmelsglanz das Wahrhaftige, wie den Werken unſeres Händel, Haſſe, Gluck, Mozart und aller der Meiſter, die in Wort und Ton nur echtes, edles Metall ausprägen und nicht pralen dürfen mit flinkerndem Rauſchgold und nur dem Wahrhaftigen mag ſich doch der echte Teutſche Sinn erſchließen. — Manchmal wollen uns ſeltſame Trugbilder foppen und mit kecker Dreiſtigkeit uns glauben machen, ſie wären wirklich geſtaltet in Fleiſch und Bein, aber du kräftiger

Meiſter! ſchwingſt deinen mächtigen Zauberſtab und zerſtoben in Nichts iſt der ſchnöde Spuk! — Laß es dir wohl ſeyn unter uns, reiche uns, die wir dir entgegenkommen mit offener Deutſcher Gemüthlichkeit, freundlich die Hand!

Nochmals willkommen, du hoher herrlicher Meiſter des Geſanges, tauſendmal herzlich willkommen!

Berlin, den 30ſten Mai 1820. E. Hffmnn.

144.

Briefe aus den Bergen.

(2. Juni 1820.)

1. An die Frau von B.

Hirſchberg, den 10t Julius 18—.

Erſchrecken Sie nicht, gnädige Frau! wenn in dieſem Augenblick plötzlich, wie durch den Schlag des magiſchen Stabes hingezaubert, ein Menſch Ihnen vor Augen ſteht, der Geſicht, Farbe, Geſtalt, kurz die ganze ſterbliche Hülle Ihres gehorſamſten Dieners trägt, ſo daß er in der That niemand anders ſeyn kann, als Ihr gehorſamer Diener ſelbſt. Beſagtes Zauberbild ergreift in der demüthigſt ſüßeſten Stellung des vortrefflichſten Seladons Ihre Hand, drückt ſie wehmuthsvoll mit merklichem Beben an die Lippen und liſpelt mit kläglichem Blick gen Himmel:

Verzeihung — o Verzeihung! — Sie hatten Recht, gnädige Frau, Sie hatten ganz Recht, nur ein ärgerlicher verderblicher Spleen war, in meinem Innern gegohren, ganz artig aufgegangen, und machte mich zu dem unausſtehlichſten aller Erdenkinder. Und doch glaubt' ich, nur der Leib ſey es, der feindlich den Geiſt bekämpfe, unerachtet nur dieſer die verderbliche Waffe ergriffen, und doch achtete ich nicht Ihren Rath, alle Medizinflaſchen zum Fenſter hinaus auf die Gaſſe und dann mich ſelbſt nachzuwerfen, wiewohl nicht aus dem Fenſter auf die Gaſſe, ſondern nur hinein in den Reiſewagen. Und doch beläſtigte ich die mildeſte aller Frauen mit allen Bizarrerien eines feindlich aufgeregten Gemüths. Oft ließen Sie es mir nicht undeutlich merken, wie wohl irgend ein finſtres oder vielleicht nur ärgerliches Ereigniß mich verſtimmt, und wie ich nicht wohl thäte, das hartnäckig in meiner Bruſt zu verſchließen, was, einmal herausgetreten, vielleicht verſchwimmen könne in Nichts! — Ja, gnädige Frau, ich hätte offenherzig ſeyn ſollen, ich will es jetzt ſeyn, ich will alles geſtehen! — Vernehmen Sie, daß ich mich in den letzten Wochen vor meiner Abreiſe von B. in dem fürchterlichſten Stadium jener unglücklichen Krankheit befand, die nur Dichter und Schriftſteller zu befallen pflegt, wiewohl Geſchäftsmänner auch nicht davon frey bleiben mögen. Ich meine jenes Stadium, wenn nach zwölf verſchnittenen mißrathenen Federn die dreyzehnte die ärgſten Zähne hat, und mit heilloſer Furie dermaßen um ſich ſpritzt, daß jeder ziemlich gezogener Anfangsbuchſtabe mit geſprenkeltem Marmor grundirt erſcheint, wenn Ströme des ſchärfſten Eſſigs nicht hinreichen, die Tinte in Fluß zu bringen, wenn ein plötzlich, wie ein Mondſtein, niederfallender Tintenklecks den ſublimſten Gedanken todtſchlägt. Iſt das zum Aushalten? — Aber noch mehr! — Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Sie von jenem Mann geleſen haben, der das beſondere ſeltſame Unglück hatte, daß ſich Polizeybediente in der Größe eines Fingers auf ſeinen Teller, ſeinen Löffel, ſeinen Krug ſetzten und ihm alles vor dem Munde wegſchnappten, ſo daß er befürchten mußte, Hungers zu ſterben. Ich glaube, Sie kennen den Mann, da Ihnen ſo leicht nichts fremd blieb, was in pſychologiſcher Hinſicht Merkwürdiges geſchrieben und gedruckt ward! — Genug, mir ging es beynahe eben ſo. Eine Menge litterariſcher und poetiſcher Polizeydiener, in netter ſchwarzer Tracht (wiewohl ohne Epaulets), ſetzten ſich auf meine Schulter, auf meine Mütze, auf meine Finger, und ſchnappten mir jeden guten Einfall, jeden hübſchen Gedanken, jede gut geſtellte Phraſe dicht vor dem Papiere weg. Ja, ſie verfolgten dergleichen oft bis in das Tintenfaß hinein, ſo daß in dem Augenblick, da ich die eingetunkte Feder hinauszog, alles von den Satanisken aufgeſchluckt war. Dabey riß in meiner Schreibſtube eine ſolche ſtörende Lebendigkeit ein, die mich ganz aus aller Faſſung bringen mußte. — Ein Paar Pantoffeln von dem ſchönſten grünen Saffian, in die ich aus purer Eitelkeit zu fahren pflege, wenn mich am frühen Morgen ein reiſender Schriftſteller oder Journaliſt beſucht, damit ich ihnen wohlgefalle und er nichts Nachtheiliges über mein Negligee verbreite, ja eben dieſe Pantoffeln nahmen ſich die Erlaubniß an, auf ihre eigne

Hand, ohne irgend einen Inhalt an Fuß, in der Stube langſam auf und ab zu wandeln, bis ſie zuletzt in förmliche Menuetpas geriethen, wozu das Fortepiano, ebenfalls ohne fremde, ſondern mit eigner Hand aufſpielte. Daß der Ofen mir ganz verfluchte Geſichter ſchnitt, die Geranienſtöcke vor meinem Fenſter ſich verdrießlich rüttelten und ſchüttelten, das alles hätt' ich ſchon leiden mögen, aber ganz unausſtehlich war es doch, daß der Schreibtiſch mit häßlich knarrenden Seufzern, ja mit widrigem Stöhnen, ſich unter meinen Armen fortſchob, daß die gelaſſenſten Bücher plötzlich in toller Furie aus dem Schrank herausſprangen, und ſich ſelbſt laut laſen! — Geſtehen Sie, gnädige Frau! daß ſolch wirres Treiben wohl das ruhigſte, beſonnenſte Gemüth ein wenig alteriren kann.

Doch genug von dem gräßlichen Leidenszuſtande, deſſen ich nur ſo weitläuftig gedachte, um Ihr Mitleid in Anſpruch zu nehmen, und deſto leichter Ihre Verzeihung zu erringen, für alle Sünden des alterirten Ichs, das ich nun gänzlich zu verläugnen geſonnen.

Laſſen Sie mich nun lieber gleich noch einmal des herrlichen Abends vor meiner Abreiſe gedenken, den ich in Ihrer Villa (ſo kann ich wohl mit Recht Ihr Landhaus nennen, ſey es auch nicht ſeiner Extenſivität, ſondern ſeiner Intenſivität halber) mit Ihrem lebensheitern Neffen zubrachte. — Es iſt wahr, eine tiefe geheimnißvolle Magie der Natur liegt in den Blumendüften. Als ich jenen Abend in dem ſchönen mächtigen Laubgange ſaß, als im Hauch des Abendwindes die Düfte des blühenden Jasmins, der Fackeldiſteln, Lilien, Roſen mich umſtrömten, da fühlte ich ein unnennbares Wohlſeyn, das aufging in meinem Innern, wie heilige herrliche Muſik. Auf's neue glaubte ich die tiefere Bedeutung des dichteriſchen Wahnſinns zu verſtehen, der Duft und Muſik in einen Brennpunkt der Empfindung ſtellt, und ſelbſt jener ſeltſame Traum, in dem ich, eine Opern-Probe dirigirend, einer Sängerin zurief, ſie möge in den Vortrag einer Arie mehr Nelkenduft bringen, kam mir nicht mehr ſkurril vor, wie ſonſt. Die Satanisken hatten mich verlaſſen, die Pantoffeln ſtanden ſtill, und die Töne, welche zu mir herüberſchwammen, hallten nicht mehr aus dem Fortepiano, nein, der Weltgeiſt ſelbſt rührte die unſichtbaren Saiten, die durch das Univerſum ſich ſpannen, in jedes Bruſt mächtig hineintönend und die innere Stimme weckend, damit ſie hinaushalle in die Akkorde der

Natur! — Als nun in dem fernen Gebüſch eine Nachtigal zu ſchlagen begann, war es mir, als ſtiege alles Entzücken ſüßer Wehmuth, die Sehnſucht, das Verlangen ſichtbarlich auf aus den Blumenkelchen — und in demſelben Moment erſchienen Sie, gnädige Frau! mit ihrem Neſſen, am Ende des Laubenganges. Ich ſprang Ihnen entgegen und fühlte die Macht des unnennbaren Zaubers, der ſonſt mir mein ſchönſtes Dſchinniſtan erſchloß, und der nur auf ein ſtörriges, verſtörtes Gemüth ſeine Wirkung verfehlt. Ja, gnädige Frau, es iſt die unwiderſtehlichſte Zauberkraft der geiſtreichſten, liebenswürdigſten Frau, die Sie längſt an mir übten, aber — ich ſag' es unverholen — mächtiger, als jemals, an jenem Abende, den ich zu den ſchönſten meines Lebens zähle. Ihr Neſſe ſprach viel, vielleicht zu viel, von der Reiſe nach Italien, die er im Sinne hat; aber da gedachten Sie der ſchönen Rheingegenden, und wußten alle Bilder der herrlichen Zeit, die ich dort verlebte, in friſcher glühender Farbenhelle vor mir aufſteigen zu laſſen. Wir ſprachen von jenem Jahr, als ein wunderbares Geſtirn, in ſtralendem Liebesfeuer mit der Erde buhlend, aus ihrem tiefſten Schooß, die geiſtig belebende Kraft des edelſten Weins hervorrief, und wie Sie denn mit feinem Takt, mit tiefem Sinn das, was eben in den Moment hinein paßt, zu errathen, zu bereiten verſtehen, ſo hatte ich gar nicht einmal den Wink bemerkt, auf den Ihre rührige Florentine fortſprang und in wenigen Sekunden mit einer Flaſche jenes herrlichen Getränks wieder bey uns war. Als nun das flüſſige Feuer in den Gläſern perlte, da gingen Worte und Reden auf aus dem ins Tiefſte hinein erfreuten Gemüth, und ſtralten durcheinander, wie Lichtfunken. Und nichts mehr konnte dieſe Funken verlöſchen, denn ſelbſt unſere gute runde Madam S., die plötzlich — geſpenſtiſch, könnte man ſagen, wäre ſie für ein Geſpenſt nicht wirklich zu rund — aus der finſtern Laube hervortrat und, nachdem ſie mit kühn begeiſterter Rede von einem neuen Petinetkleide geſprochen, in pindariſchen Schwung gerieth über einen Zebra-Shawl, den ihre Augen geſchaut heutigen Tages unter den Linden — ſelbſt dieſe gute, zu runde Madam gab nur Gelegenheit, daß Sie, gnädige Frau, jene gemüthliche liebenswürdige Ironie ganz entwickeln konnten, die ſo oft der hohen Anmuth Ihrer Unterhaltung noch den reinen Goldſchimmer desjenigen Spottes giebt, der ſich aus dem innig gefühlten Leben ſelbſt entwickelt, und der nur ſanft kitzelt, ohne zu verletzen. — Ewig unvergeßlich wird es mir bleiben, wie in mein Inneres hinein die letzten Worte fuhren, die Sie beym Scheiden zu mir ſprachen.

„Das war ein heitrer, ſchöner Abend — Nicht wahr, Sie machen eine Reiſe?“ — So lispelten Sie mir zu, indem ein leiſer Händedruck mir es deutlich ſagte, daß nur dieſe Reiſe, die mich auf einmal aus dem Heer aller mich verfolgenden, quälenden Satanisken hinauswerfen mußte, mich von dem ärgerlichſten aller ärgerlichen Spleene befreien konnte, und mein Entſchluß ſtand unerſchütterlich feſt. —

Sie wiſſen, gnädige Frau, daß ich mit der Haſt, zu der mich die Furcht vor irgend einem mephiſtopheliſchen, mich aufs neue verſtörenden Prinzip trieb, folgenden Tages alles, was zu meiner Reiſe nöthig, in Ordnung brachte, ſo daß ich um Mitternacht ſchon im Reiſewagen ſaß. Zu melden habe ich aber noch, daß meine Ausfahrt ſtürmiſch und ſchreckenhaft zu nennen. Hat in den Zeitungen oder in irgend einem andern Blatt, das von den Ereigniſſen in B. ſpricht, irgend etwas von einem fürchterlichen Getöſe geſtanden, das ſich zu ſelbiger Mitternacht in der —Straße erhoben, ohne daß man deſſen Urſache entdecken können, ſo iſt das eben meine Ausfahrt geweſen. Durch den Thorweg des Hauſes fahrend, fiel es mir nehmlich ein meine Simſonskraft zu üben und den Thorflügel aus den Angeln zu heben und niederzuwerfen, ſo daß entſetzt alle Hunde des Hauſes zu heulen, alle Katzen zu miauen begannen und aus mehreren Kehlen aufgeſchreckter Schläfer ein Angſtgeſchrey ertönte. Sie werden, gnädige Frau, das unglaublich finden, und man könnte ſagen, der Poſtillion habe zu kurz gelenkt, die zum Glück ſtarke haltbare Axe habe den Thorflügel gefaßt und ihn umgeworfen. Da ich aber denn doch als alles bewegendes Prinzip im Wagen ſaß, und den Wagen gewiſſermaßen nur als geräumigen bequemen Reiſe-Rockelor umgenommen, ſo kann ich nicht umhin, mich ſelbſt als Urheber jenes ſchreckhaften Ereigniſſes zu nennen.

Verführe ich nach dem Muſter gewiſſer freundſchaftlicher Briefe, ſo müßte ich Ihnen, gnädige Frau! jetzt genaue Rechenſchaft geben, was ich unterweges alles gedacht und empfunden, in welchen Wirthshäuſern ich eingekehrt, welche Speiſen ich genoſſen, nebenher eine kurze Charakteriſtik der Wirthe und Poſtmeiſter geben, Reflektionen über Kochkunſt, Geſinnung im Leben, Fuhrweſen, Oekonomie, Reiſeluſt u. d. einflechten. Ich könnte ſogar irgend eine rührende Erzählung eines Poſtknechts einſtoßen, oder eine interreſſante Maria mit einem Wachtelhunde am Bande, oder einen Lorenzo, auffinden und ſo in das Gebiet verjährter Sentimentalität ſtreifen. Ich will das aber alles bleiben laſſen, weil es langweilig iſt und verbraucht, und lieber eines einzigen Moments erwähnen, in dem es mir ſchien, als ſchütt'le ich wirklich allen Drang des Irdiſchen ab.

Der Poſtillion blies gerade ſehr hell und noch dazu in ziemlich reinen Tönen: Es ritten drey Reiter zum Thore hinaus ꝛc., als ich aus dem tiefen Schlaf erwachte, in den ich bey dem einförmigen Geräuſch des auf der harten Chauſſee fortdonnernden Wagens verſunken. — Ich glaube Ihnen, gnädige Frau, ſchon einmal geſagt zu haben, daß ich im Wagen ſchlafend nichts träume, als Muſik und Muſik, daß ich Simphonien, Opern, Lieder, Meſſen, und was weiß ich ſonſt noch, komponire, mit dem nicht geringen Vortheil, alles auf der Stelle von einem ganz vortrefflichen Orcheſter aufführen zu hören. Diesmal wurde eben eine Simphonie in dem großen, gewaltigen Styl des Meiſters Beethoven aufgeführt, und eben in das Andante ritten die drey Reiter hinein. Der Poſtillion hielt und fragte, ob ich nicht ausſteigen wolle, wir befänden uns auf der Höhe (zwiſchen Löwenberg und Hirſchberg), von der herab man die ganze Gebirgskette überſehen könne. Ich hatte mehr Luſt weiter zu ſchlafen, weil ich auf den Schlußſatz der Simphonie ſehr begierig war, um zu erfahren, ob der Komponiſt ſich gut halten werde, doch ſchämte ich mich ein wenig, da ich doch aus B. gefahren, der ſchönen Natur und nicht der Simphonien halber. Ich ſtieg daher wirklich aus, aber nun! — Der Frühmorgen war trübe und nebligt geweſen, doch eben erhob ſich der Morgenwind und rauſchte mit ſeinen gewaltigen Schwingen und trieb die Wolken vor ſich her, bis ſie ſich hinunterſtürzten in den tiefen Abgrund. Und immer feuriger und feuriger ſchimmerten die Sonnenſtralen auf hoch im Oſten, und zerriſſen die grauen feuchten Nebelſchleier, welche in dunſtigen Flocken hinabſanken. Der mächtige Rieſenkamm erhob ſtolz ſeine zackig gekrönten Häupter, und immer mehr und mehr entfalteten ſich die bunten Kleider ſeiner Berge. Oben, mitten im tiefen Blau, blendes Weiß, noch von dem Ueberwurf her, den ſie im Winter getragen, unten duftiges Violett der Wälder, weiter hinab grünglänzendes Gold der Thäler! — Tief unter mir erklangen im lieblichen Wohllaut die Glocken des Viehs, das die Hirten hintrieben nach den Bergen, und dazwiſchen die ſeltſamen Töne der Gebirgshörner und fröhliches Jauchzen und Jubeln! — Alles frohes ſeliges Erwachen — Leben und Regen! — Mir war es, als vernähme ich in dem wunderbaren Rauſchen, das die Luft durchzog, die geheimnißvolle Stimme des Weltgeiſtes ſelbſt, die tröſtend zu den Menſchen ſpricht und die Erfüllung alles in der Seele geahnten verheißt. — Mir ſchwoll die Bruſt, ich glaubte, mir müßten Fittige an den Schultern wachſen, damit ich mich hinüberſchwingen könne über das Meer der Luſt und Wonne, das unter mir in freudig aufſchaümenden Wellen wogte. Aber mit der unendlichen Sehnſucht nach dem fernen Zauberlande, das vor mir lag, kam mir der Gedanke wieder, einzuſteigen und zurückzureiſen nach der Heimath, indem ich ſchon das Herrlichſte geſchaut und, da eben jene unendliche Sehnſucht das Höchſte hienieden ſey und ihre Zerſtörung nur Unheil bringe, nun dem ähnliches gar nicht mehr erwarten dürfe.

Sie werden, gnädige Frau! den Gedanken genial finden; da aber höchſt ſelten ein Menſch das Geniale, was er denkt, ins Leben treten ließ, ſo gab ich auch den Gedanken ſogleich wieder auf, als der Poſtillion aufs neue zu blaſen begann: Es ritten drey Reiter zum Thore hinaus ꝛc., und ſtieg hinein in meinen Reiſe-Rockelor.

Jezt ſitze ich auf einem ſtattlichen mächtig galloppirenden weißen Roß, aber nicht um, wie die Reiter meines Poſtillions, zum Thore hinaus zu reiten, ſondern um zu eſſen. Das ſoll aber weiter nichts heißen, als daß ich in Hirſchberg im weißen Roß eingekehrt bin, um ein kurzes frugales Mahl einzunehmen, und dann ganz geſchwinde nach Warmbrunn herüber zu fahren.

Um mir die Heiterkeit des Geiſtes zu bewahren, die mich jetzt erfüllt, um mit voller wahrhafter Gemüthlichkeit das Zauberland zu betreten, das mir allerley Wunderbares verheißt, was konnte ich dazu wohl Beſſeres thun, als zu Ihnen, gnädige Frau, Worte ſprechen, wie ſie mir recht aus dem Herzen kamen. Ich bin ſtolz genug, zu glauben, daß Ihnen meine Briefe, die immer mehr zeigen werden, wie mich der finſt're Dämon, deſſen Bann ich eigentlich Ihnen verdanke, verlaſſe, einige Freude machen, daher will ich meiner Schreibeluſt auch künftig ganz rückſichtslos nachgeben.

Erhalten Sie mir ſtets, gnädige Frau, Ihr mir ſo über alles theures Andenken ꝛc.

2. An Theodor.

Warmbrunn, den 1. Auguſt 18—

Warum ich der Frau von B. und nicht Dir zuerſt ſchrieb? — Erinnere Dich, daß man, ſpukt irgend ein Dichtergeiſtlein nur ein ganz klein wenig im Innern, viel lieber an eine geiſtreiche Frau ſchreibt, als an den beſten Freund. Dann war ich aber auch in den erſten Tagen meines Hierſeyns noch von einem andern Geiſt beſeſſen, und zwar von demſelben finſtern gallſüchtigen Dämon, der den ſeligen Doktor Smelfungus auf ſeinen Fahrten ſattſam quälte, ihm jeden Genuß hämiſch vor dem Munde wegſchnappend. — Du kannſt das Weitere davon in Yoriks empfindſamen Reiſen nachleſen, und Gott danken, daß ich nicht Gelegenheit fand, mich mit jenem Anblick zu tröſten, den beſagter Doktor Smelfungus als einzig allein ſchön anerkannte. — Nein! — ſtatt des heitern Briefes, den Du erwarten konnteſt, mußteſt, hätteſt Du in jeder Zeile den ſpleeniſchen Geiſt entdeckt, hätteſt die Hände zuſammengeſchlagen, hätteſt gerufen: o Wahnſinn, oder: o Narrheit, oder: o finſtrer Geiſt, laß ab von ihm! wäreſt ſtracks hingelaufen zu allen Freunden mit dem Briefe in der Hand, wie mit einer Todespoſt u. ſ. w.

Jeder Anfang iſt ſchwer, konnte ich auch mit Recht ſagen, als ich hier angekommen. Du weißt, daß ich mir eine Wohnung vorausbeſtellt. Ganz gemüthlich fuhr ich vor, und während mein Wagen abgepackt wurde, wobey mein freundlicher Wirth half, folgte ich der Tochter des Hauſes in die mir beſtimmten Zimmer. Mitten in dem erſten ſtand nun ein alter Herr, Hut auf dem Kopf, Stock in der Hand, der, ſo wie er mich zu Geſichte bekam, herausdonnerte: „Hier wird nichts hineingetragen!“ — Obstupuere omnes et vox faucibus haesit! — So ging es mir! Ich hatte meinen Reiſemantel über den Arm gehängt und trug meine Chatoulle; da wurde es mir denn wohl klar, daß der Herr Deinen gehorſamen Diener, unerachtet ſeines feinen, nach der letzten Berliner Mode zugeſchnittenen, Ueberrocks und ſonſtigen eben nicht dienermäßigen Anſtandes, doch wirklich für ein dienendes Subjekt gehalten. Ich erwiderte ſehr trocken, daß es ganz von mir abhängen würde, was in dies Zimmer hineingetragen oder etwa an Sachen und Perſonen hinausgetragen werden ſolle. In dem Augenblick trat auch eilig der Hauswirth hinein und verkündete, daß ich eben derjenige ſey, der die Zimmer längſt in Beſchlag genommen, und daß er eben deshalb ſie nicht dem Herrn einräumen können, unerachtet er darauf beſtehen wollen. Der alte Herr maß mich mit ſtolzem Blick; da er aber in meinen Lineamenten etwas wahrnehmen mochte, was Laune und Luſt verrieth, es mit ihm aufzunehmen, räumte er murrend den Platz. — Gewiß war es der Anfang meines wiederkehrenden Spleens, daß mich der Vorfall ärgerte. Wie ſehr ſchämte ich mich deſſen, als ich gleich darauf erfuhr, daß der alte Herr niemand anders ſey, als der bekannte Graf aus der Leopoldine, deſſen ſeltſame Geſchichte der geiſtreiche Schulz ſo ſchön aufgeſchrieben. Leopoldine iſt bekanntlich längſt mit ihrem Fritz verheirathet und lebt ſehr glücklich. Kann man es dem alten Herrn verdenken, wenn ihn das gänzliche Mißlingen ſeines Lieblingsplanes noch zu dieſer Stunde trüb und mürriſch macht? — Zudem war er kränklich und hatte in ganz Warmbrunn vergebens nach einer Wohnung herumgeſucht. Iſt es unter dieſen Umſtänden möglich, über ein verzeihliches Mißverſtändniß in Unmuth zu gerathen oder gar dem mißverſtehenden Manne zu zürnen? Und zudem iſt der Gute in Berlin ſeßhaft, wie ich! — Alle dieſe Betrachtungen gingen mir durch den Sinn, als ich mich auf dem Hausflur ins Fenſter gelegt und hinausblickte nach den duftigen Bergen. — Der alte Herr kam die Treppe hinauf mit dem Wirth, um ein kleineres, noch vermiethbares, Zimmer anzuſehen. — Er grüßte mich höflich. — Ich hörte, wie er mit klagender Stimme erklärte, mit dem kleinſten Plätzchen zufrieden ſeyn zu wollen, um nur ſein müdes Haupt niederlegen zu können. — Ich dachte an Leopoldine — an Schulz. — Du kannſt denken, daß ich nun in das kleinere Zimmer mit dem anſtoßenden Schlafkämmerlein zog, und dem armen kranken mißmüthigen Grafen die größere Wohnung gern überließ. — Nenne das edlen großmüthigen Sinn, ſollteſt Du auch erfahren, daß die kleinere Wohnung mit viel behaglicher, bequemer, auch Rückſichts des Preiſes meinem Ausgabe-

Etat viel angemeſſener war, und etwa meinen, daß eigentlich ein günſtiger Zufall mit den alten Herrn in die Queere ſchob. —

Glücklich hatte das Abentheuer geendet, das verdrüßlich begonnen; aber nun verhängte der Himmel das Aergſte, was einem Badegaſt begegnen kann! — Als ich, aus der Allee heraustretend, den Flügelmann und König der Rieſen anſchaute, fand er es für gut, plötzlich einen dichten Schleier über das Haupt zu hängen, und wie auf ſein Commandowort thaten ſämmtliche Vaſallen desgleichen, ſo daß bald das herrliche Farbenſpiel ihrer Kleider in mannigfachem Grün — Blau — Violett verborgen lag unter der aſchgrauen Hülle. „Ey, ey!“ ſprach ein Hirſchberger neben mir. „Ey, ey!“ riefen mehrere unmuthige Badegäſte. „Ey, ey!“ rief auch ich. Und nun ſchritten wir in ziemlicher Haſt jeder nach ſeiner Klauſe, weil jeder nicht gern anders naß werden wollte, als im Baſſin. Die ganze Nacht hindurch beſprachen ſich die Berggeiſter mit den Sturmwinden in ſolchen wunderlich pfeifenden, ächzenden, donnernden Tönen, daß nichts Gutes zu erwarten ſtand, und wirklich goß am andern Morgen der Regen in vollen Strömen herab. Dabey ſtürmte es heftig, und die Luft war unausſtehlich rauh, ſo daß man ſich nach wärmendem Kaminfeuer ſehnte. — Nun denke Dir aber, daß dieſe abſcheuliche Witterung, mit gar wenigen ganz kurzen Intervallen, beynahe vierzehn Tage anhielt, ſo daß man kaum das Zimmer verlaſſen konnte, und Du wirſt begreifen, daß das reichlichen Nahrungsſtoff giebt für einen ſich entwickelnden Spleen. Dieſer unglücklichen Geiſtesſtimmung mag ich es nehmlich nur zuſchreiben, daß mich beynahe, wie man zu ſagen pflegt, die Fliege an der Wand ärgerte, ja daß mir alles, manche Einrichtung am Orte, die ich nachher als löblich und nützlich anerkannte, unausſtehlich war? — In meine Klauſe eingeſperrt, von, die ſchlechtverwahrten Fenſter durchſauſenden, Winden rauh angehaucht, vor Froſt zitternd, vermochte ich nicht zu leſen, viel weniger an die literariſche Arbeit zu gehen, die mich, wie Du weißt, mitunter beſchäftigen ſollte. Konnte an dieſer Apathie, an dieſer Unfähigkeit etwas Anderes Schuld ſeyn, als eben das böſe Wetter? — Und doch war ich Thor genug, einen großen Theil jener Schuld einem Nachbar auf die Schultern zu wälzen, der Muſik trieb, wiewohl auf beſondere Weiſe.

Mit einem ſchönen, hellen, durchdringenden Organ pflegte er nehmlich in jeder Stunde etwa fünf bis ſechsmal die diatoniſche Scala herauf oder herabzupfeifen, bald ganz, bald halb, bald nur zwey Töne. Und jedesmal polterte dann, bald langſamer, bald ſchneller, jemand, die Treppe herauf und wieder herab. — Dieſe Scala brachte mich, ihrer göttlichſten Reinheit unerachtet, zur Verzweiflung, und noch dazu regte ihr geheimnißvoller Zuſammenhang mit dem polternden Jemand das beängſtigende Gefühl eines unheimlichen Spuks in mir auf, und vernichtete durchaus jeden vernünftigen Gedanken. So wie ich, mit Gewalt mich ermuthigend, die Feder eintunkte in das Tintefaß, hörte ich ſchon im Voraus die Scala, und wenn ſie dann ertönte, ſchrie ich: Satan — Satan! aller Ruhm — alle ſchriftſtelleriſche Ehre wird mir weggeleiert ohne Weiteres! —

Und doch! — was war hübſcher, künſtlicher, anmuthiger erfunden, als meines Nachbars Methode, ſeinen Diener zu rufen? — Denn eben ſeinen Diener rief er mittelſt der gepfiffenen Scala, und zwar in der Art, daß derſelbe ſchon unten Bedürfniß und Gemüthsſtimmung ſeines Herrn erfuhr.

Z. B. „Johann, bringe mir meinen Ueberrock, meinen Hut, meinen Stock, ich will in dieſem Augenblick ausgehen, da es ſchönes Wetter geworden. Beeile Dich, guter Menſch!“ — wurde ausgedrückt durch die ganze Scala von unten nach oben mit rührendem Ausdruck, andante affettuoso. Dagegen zwey Töne von oben nach unten — C H — raſch und ſcharf, allegro brillante, hieß: „Scheere Dich herauf, Schlingel!“ — Darnach richtete ſich denn auch Johanns Schritt und Tritt. — War das nicht artig?

Dann ſetzte mich auch manches, was zur Leibes-Nahrung und Nothdurft gehört, ganz unnöthiger Weiſe in Harniſch.

Es iſt wahr, der Mittagstiſch in der Gallerie war nicht ſonderlich, ja man möchte ſagen, jedesmal war dieſe, jene Schüſſel völlig ungenießbar. Lag aber hierin nicht das beſte Mittel, die Gäſte vor etwaiger Ueberſättigung zu bewahren? — Dahin wirkte auch die Einrichtung, daß die Speiſen, war die Tafel ſtark beſetzt, ſelten zureichten, ſo daß dieſer, jener Gaſt leer ausging, der es ja aber dann für einen Wink der Vorſehung halten konnte, daß ihm gerade heute das Faſten wohlthätig ſey. So geſchah es, daß ein Paar geduldige Leute ganz am äußerſten Ende der Tafel erſt dann erfuhren, daß abgegeſſen worden ſen, als der Tafeldecker das Geld einkaſſirte. Sie ſahen ihn verwundert an und meinten, ob ſie nicht erſt was weniges an Speiſe erhalten könnten? Es war zu verlangen; ſey hier nicht Sitte, es ſey einmal abgegeſſen und ſie müßten bezahlen, brummte ſie der Tafeldecker an, und ſie fanden ſich in ihr Schickſal, das willigen Herzen über ſie verhängte. — Noch zwey ſehr empfehlenswerthe Einrichtungen muß ich Dir mittheilen, ſuche ſie bei den Wirthstafeln in P. einzuführen. — Fürs erſte wurden die Schüſſeln in der Art herumgereicht, daß eine Reihe der Geſellſchaft erſt dann mit Eſſen geletzt wurde, wenn die andere Reihe ſchon fertig, ſo daß das Eſſen, wie ein wohl unterhaltenes Pelotonfeuer, niemals unterbrochen wurde, welches ſich hübſch ausnahm. Dann war auch ein Kellner bloß dazu beſtellt, heftig hinter den Stühlen auf und ab zu rennen, und bald dieſen, bald jenen Gaſt, an ſeinen Stuhl anrennend, herum zu reißen, ſo daß er Gefahr lief, unter den Tiſch zu ſtürzen. Da nun jäher Schreck die Verdauung befördern ſoll, ſo war auch dieſe Anſtalt zu loben, und von erſtaunlicher Wirkung, vorzüglich auf Damen, die der bedrohende, wie ein Sturmwind daher ſauſende, Kellner noch auf andere, ſehr anmuthige, aufheiternde Weiſe ergötzte. An beſondern Gallatagen wußte er nehmlich ſehr geſchickt bald hier, bald dort in dem Beſatz eines Kleides mit der Schuhſpitze hängen zu bleiben, und wenn er dann abſtieß mit den Worten — Sapperment — das Wehgeſchrei der Damen, das Entſetzen der Nachbarn! O, er war ein trefflicher Menſch, dieſer Kellner!

Unrecht that ich übrigens, daß ich Deinem Rath befolgte, und mir eine Parthie des Weins, den ich in B. gewöhnlich zu trinken pflege, hinſenden ließ nach W. Dies brachte mich um den Genuß des feurigen Gräfenberger Eilfer, den ich ſonſt trinken müſſen. —

Nun! — alle dieſe ausgeſtandene Leiden haben ſich gewandelt in Freuden, ſeitdem die Berggeiſter verſöhnt ſind und ihre häßlichen Schleier abgeworfen haben! — Doch — erwähnen muß ich noch eines beſondern Umſtandes, der mich, als noch das böſe Wetter anhielt und mein Herz, mit beſonderem Troſt erfüllte.

Kommſt Du einmal nach W., ſo unterlaſſe ja nicht, die Allee hinabzugehn und Dich dann links zu wenden. Unfern der Gallerie wirſt Du einen ſchönen großen Baum antreffen, unter dem ein Sitz angebracht iſt. Hier laſſe Dich fein nieder und ſchwelge in dem herrlichen, ſtets wechſelnden Anblick des Gebirges, das amphitheatraliſch vor Dir aufſteigt. Eben ſaß ich, als gerade der Regen nachgelaſſen, und ſah unſchlüſſig hinein in den Wolkenrauch, der den ganzen Kamm verhüllte. Da war es mir, als vernähme ich durch das Heulen und Sauſen des Windes eine ſeltſame hohle Stimme, und dazwiſchen klang es wie menſchliches durchdringendes Gelächter. Aber bald konnt' ich ganz deutlich Worte unterſcheiden:

„Seyd doch keine Narren und macht Euch nicht [illegible]!' Es iſt nur alles eitler Spuk und tolle Fopperei, das weiß ich am beſten. — Sucht Ihr den Frieden, das Glück auch auf den Bergen, ſo wohnt ſie unten im Thale; ſteigt Ihr hinab ins Thal, ſo hat ſie ſich erhoben zu den Bergen. Tolles Volk! — Manchem ſitzt die Perle im Kopf, wie einer alten Kröte, aber er ſpürt nicht eher was davon, bis das [illegible] Gehäuſe zerbricht, und dann ſpringt er wahnſinnig umher und ſchreit: Wer hätte das gedacht! — Nun, Ihr wißt es, lieben Kinder, daß ich eigentlich es herzensgut mit Euch meine; kommt nur getroſt hinauf zu mir, ich will Euch glücklich machen auf jede Weiſe und Euch ſo viel ächte Narrheit zuwenden, daß Ihr vermöget, kluge Leute zu ſeyn. Mein Diener [illegible] oder mein Capellan Jeremias ſoll Euch mein Elixirium magnum reichen, und Ihr ſollt niemals aufhören, zu leben, ehe Ihr geſtorben, welches Manchem paſſirt und ein gar bedenkliches Ding iſt. — Aber Ihr müßt, theure Kumpane, fein artig ſeyn, und vornehmlich, wollt Ihr geprieſen werden, als Leute von geſundem Verſtand und [illegible] Sitten, feſt daran glauben, daß —"

Das Uebrige ward unverſtändlich. — „Lieber Mann, was iſt denn das für eine Stimme?" fragte ich einen vorüberſchreitenden Gebirgsbewohner, der mich freundlich grüßte. — „Das is", erwiederte er, „das is Rübezahl, a is unſichtbor und predigt von ſeiner Kanzel!" — Ich bewunderte Rübezahls fromme Stimme, die von den Schneegruben (denn an ihrem Rande hat er ſich ſeine Kanzel erbaut) bis zu mir herüberdrang. — Plötzlich, o Wunder! wurde licht über der Koppe eine Stelle klar. Es erſchien, als würde ein Vorhang aufgerollt und ein Fenſter aufgeſchlagen, durch das man in das reinſte, glänzendſte Blau des Himmels blickte. Eine finſtere Geſtalt legte ſich hinein und ſchlug ein wildes, unmäßiges Gelächter auf. Dann vernahm ich die donnernden Worte: „Was ſitzt denn dort unter dem Baume für ein drolliges Männlein und zieht ſaure Geſichter?“ — Mir fuhr es durch Mark und Bein, denn daß ich gemeint war, litt nicht den mindeſten Zweifel. Ich ſprang auf, neigte mich demüthig, und rief mit einer Stimme, in der, wie ich glaube, der Ausdruck der tiefſten Wehmuth lag: „O Rübezahl, o mein theuerſter Rübezahl!“ — „Halt's Maul!“ unterbrach mich der unartige Kobolt, „halt's Maul, ich kenne Dich! Der Archivarius Lindhorſt hat mir Dich empfohlen und Freund Kühleborn ſpricht auch nicht übel von Dir — nun, wir wollen ſehen!“ — Damit ſchlug er das Fenſter zu, der Vorhang rollte hinab und es begann aufs Neue ſehr ſtark zu regnen. — Am andern Morgen war jede Spur des Unwetters verſchwunden, die Sonne ſtieg auf in voller Pracht und Herrlichkeit, und in ihrem Schimmer vergoldet breitete ſich der ſtolze Rieſenkamm vor mir aus. — Es iſt doch gut, wenn man Freunde hat!

Gehab' Dich wohl, mein theuerſter Freund Theodor! — Bald ein Mehreres! —

3. An das Fräulein Johanna K.

Warmbrunn, den 9^{t} Auguſt 18—

Wetten möcht' ich, daß unſer T. Ihnen, meine theuerſte Johanna! ſchon allerley Seltſames von meinem Auſſenthalt in den Bergen vorerzählt haben wird. Rechne ich nun noch dazu, daß ich ſchon in dem Augenblick des Abſchieds, als der Silberblick des geziemlichen Dienſt-Coſtüms mich plötzlich in eine ganz andere Cathegorie zu werfen ſchien, als zu der Sie mich ſonſt wohl zählen, Ihnen ſeltſam genug vorgekommen ſeyn mag, ſo muß ich mit Grund befürchten, daß, geliebt es meiner verehrten Freundinn, einmal was weniges an mich zu denken, ihr ſtatt meiner ein unheimlicher Doppeltgänger erſcheint, mit dem ſie nichts zu ſchaffen haben mag. — Geſchwind ſage ich Ihnen daher brieflich, daß, nachdem ein Paar Wochen verlebt ſind, in denen es mich gemahnen wollte, als ſey ich, allen gemüthlichen, frohen Leuten zum Trotz, ein langweiliger, unausſtehlicher Mummel, ich wieder ganz und gar in die alten Kleider gefahren bin, ſo daß Sie, mich in Gedanken erblickend, durchaus nicht daran zweifeln dürfen, wie ich es ſelbſt bin und wie kein Doppeltgänger Sie täuſcht.

Nun will ich Ihnen, theuerſte Johanna! ganz breit und weitläuftig all' die Naturwunder, wie ſie ſich hier in den Bergen aufthun, beſchreiben. Ich will Ihnen ſagen, was ich empfand und nicht empfand, als ich die Waſſerfälle erblickte, als ich mehrere hundert, ja mehrere tauſend Toiſen über der Meeresfläche ſtand u. ſ. w. Um nun aber nicht als ein leichtſinniger Enthuſiaſt zu erſcheinen, der ſich bloß durch Gaffen berauſcht und den Henker was frägt nach ordentlicher Wiſſenſchaft, will ich nun nicht unterlaſſen, mitten in der Raſerey poetiſcher Begeiſterung einige wiſſenſchaftliche dilucida intervalla — (es iſt nichts hübſcher, als in einem Briefe an ein Mädchen lateiniſche Wörter anzubringen; es erweckt Reſpekt und das reimt ſich ſogar) — alſo! — dilucida intervalla einzumiſchen. Ich will die Hand aufs Herz legen und treu verſichern, daß Sie es mir überall ohne das mindeſte Bedenken nachſagen können, wir das Waſſer im gräflichen Bade 104 Grad Wärme hat nach Fahrenheits Thermometer und die Quelle nicht weniger als 21,549,600 Schleſiſche Quart ergießt. Sehr intereſſant wird es Ihnen auch ſeyn, durch mich vergewiſſert zu werden, daß ein Pfund Flinsberger Brunnen $^{8}/_{15}$ Gran Selenit enthält. Auch das techniſche und ſtatiſtiſche Fach ſoll keinesweges leer ausgehen. So kann ich verſichern, daß die Glasſchleifer in den Schleſiſchen Bergen ſehr geſchickt ſind, ihre Kunſt aber durchaus nicht ausüben könnten, wenn es nicht Sand und Waſſer gäbe, daß jedoch ferner mit der litterariſchen und äſthetiſchen Kultur im Lande es nicht weit her iſt. Betheuern kann ich nehmlich, wie es durchaus keine Verleumdung iſt, wenn ich keck behaupte, daß der Schneidermeiſter Horlitz aus Schmiedeberg, der doch der bekannteſte und berühmteſte Führer im Rieſengebürge iſt, zu dem daher, kommt er auch nicht viel in die Welt, doch viel Leute aus der Welt kommen, durchaus weder die Jenaer Litteratur-Zeitung, noch die Heidelberger Jahrbücher geleſen hat, und Schiller und Göthe auch nicht einmal dem Namen nach kennt, indem er auf Befragen erſteren irrthümlicher Weiſe für einen Pantoffelmacher in Polkwitz hielt.

Doch — Sie gähnen? — Sie mögen von dem allen nicht das Mindeſte hören? — Nun, ſo begnüge ich mich, was die Wunder des

Rieſengebürges betrifft, zu ſagen, daß es deren gar viele giebt, die bald das Gemüth mit erhabenen Schauern erfüllen, bald die Seele erregen in ſüßer Sehnſucht, ſo daß die fortwährende Spannung in den verſchiedenartigſten Momenten auf, mit einiger Fantaſie Begabte, nicht anders als wohlthuend wirken kann. Erwähnte Begabte dürfen daher auch eben nicht zu viel in der Badewanne ſitzen, um geſtärkt an Seele und Leib wiederzukehren aus den Bergen. Da Sie, theuerſte Johanna, meines Bedünkens nach nun aber ein recht eigentliches liebes Neſtkind der Fantaſie ſind, ſo müſſen Sie, wollen innerhalb den Mauern von B. einige Wölkchen aufſteigen und Sie bedrohen mit fataler geiſtiger oder körperlicher Kränklichkeit, durchaus fort nach den ſchönen Bergen und Thälern, in denen ich zur Zeit hauſe. Es giebt jetzt beynah eben ſo viele Pilgerinnen, als es ſonſt Pilger gab, welches daher rührt, daß man jetzt überall Vorrichtungen antrifft, um ſolche Stellen, die ſonſt ſelbſt Männern mühevoll, ja ſogar gefährlich zu erklettern ſchienen, Frauenzimmern, die nicht nervenſchwach oder preziös ſind, wie Sie, theuerſte Johanna! es nun eben gar nicht ſind und nicht ſeyn mögen, ganz zugänglich zu machen. — Wird der Weg nur einigermaßen unbequem oder fühlen Sie ſich müde, ſo ſetzen Sie ſich in einen bequemen, zwiſchen zwey Stangen, wie eine Sänfte, befeſtigten Lehnſeſſel, und die Träger hüpfen ſicher und leicht, Berg ab, Berg an, über die Felſen hinweg. Oefters finden ſich große Geſellſchaften, die die Gebirgswanderungen zuſammen machen, und da ſieht es beynahe abentheuerlich aus, wenn eine lange Reihe Tragſeſſel mit Frauenzimmern, die die bunten Sonnenſchirme über den Köpfen ausgeſpannt haben, in der Ferne durch ein Thal zieht oder einen Berg hinanſteigt. — Als ich einmal eine ſolche Reihe erblickte, fiel mir ein, daß es ganz hübſch ſeyn müßte, wenn ſich eine Geſellſchaft von Männern und Frauen verabreden wollte, eine ſolche, wenn auch ganz kurze, Wanderung, z. B. auf den Kynaſt, zu machen, jedoch ganz ſeltſam und märchenhaft gekleidet. Selbſt die Tragſeſſel müßten fantaſtiſch verziert ſeyn, mit bunten Decken, Blumengewinden u. ſ. w., und die Träger ebenfalls in wunderlichen Kleidern daher hüpfen, und dazu müßte eine fabelhafte Muſik von Queerpfeifen, Cymbeln und kleinen Trommeln ertönen — doch halt! — Was die Kleidung der ſchönen Pilgerinnen betrifft, ſo können ſie, um nur einigermaßen ſolid zu ſeyn und von der Natur etwas Ordentliches zu profitiren, ſich gar nicht ſo anziehen, wie es ihnen einkömmt, ſondern müſſen vielmehr dem Rath eines tüchtigen Praktikers folgen, der da weiß, was im Gebürge Noth thut und Recht iſt. Damit Sie, theuerſte Johanna! gleich jezt erfahren, wie ſich eine ordentliche Gebürgspilgerinn kleiden muß, und, im Fall Sie ſich entſchließen zu ſolcher Reiſe, gleich in B. das Nöthige beſorgen können, ſetze ich die vollſtändige Beſchreibung eines weiblichen Anzuges her, wie ſie jener Praktiker giebt[1]:

> „Da heut zu Tage (ſo ſpricht derſelbe) auch Frauen, mehr als ſonſt, das Rieſengebirge beſteigen, ſo iſt es ihnen anzurathen, auch ihre Tracht darnach einzurichten. Ein Gewand, in Form eines Reitkleides, aus buntem Zeuge, etwa Merino, Cambry, Halbtuch; baumwollene Unterkleider, warme Tücher, ein tuchener Aermelmantel, ein dickes Umſchlagetuch werden ſehr zweckdienlich befunden werden. Ein Strohhut, allenfalls mit einer Regenkappe, Schnürſtiefeln, ein dauerhafter Sonnenſchirm von grünem Taffent ſind einer Dame unentbehrlich. In der Reiſetaſche habe man: Wäſche, ſo viel als Noth, ein Paar Stiefeln oder Schuhe, ein Paar leichte Bei—"

Doch — ich verirre mich; dies letzte betrifft ja ſchon wieder die Kleidung der Männer, die übrigens keine andere, als eine bunte oder ſchwarze Weſte, tragen dürfen, und Halbſtiefeln oder Schuhe mit Stiefeletten, damit kein Sand hineinfalle, welcher Grund vollkommen einleuchtet. Wie wenig aber hienieden guter Rath beachtet wird, bewies mir der Umſtand, daß ich auf meinen mannigfachen Wanderungen nur eine einzige Dame antraf, die ganz vorſchriftsmäßig gekleidet ging oder vielmehr getragen wurde. Es ſah nicht ganz hübſch aus. Der tüchtige Aermelmantel, unter dem wahrſcheinlich das tuchene Reitkleid verborgen, ließ durchaus keinen Wuchs ahnen; doch trotz des dicken Umſchagetuchs, der übrigen warmen Tücher und des Strohhutes mit der Regenkappe, entdeckte ich ein liebes junges Geſichtchen.

---

[1] Das Rieſengebirge. Ein Taſchenbuch für Reiſende und Badegäſte.

Ich dachte daran, daß am Ende unter all dieſen Reit- und andern böſen Kleidern eine allerliebſte Papagena ſtecken und mir in irgend einem blumigten Thal oder an einer ſüß flüſternden Quelle ein anmuthiger Zauber aufgehen könne. Ich beſchloß, auf Verlangen, das vermummte Geheimniß ohne weiteres Bedenken an mein Herz zu drücken und ſo die wünſchenswerthe Entpuppung ſchnell herbeizuführen. — „Das ſind ſchöne Entſchlüſſe, ſchöne Streiche!“ hör' ich Sie ſprechen. Und in der That, über all' dieſem Geſchwätz vergaß ich gerade das, womit ich beginnen wollte, nehmlich jenes anmuthige geheimnißvolle Abentheuer (darf ich anders das Begegniß nennen?), das mir noch in den Tagen der oben gedachten Mummelzeit ganz unvermuthet entgegentrat.

Der Regen hatte nachgelaſſen, der Abend war heiter geworden, als ich unmuthig, wie ich nun einmal war, der Geſellſchaft entfloh, die ſich in der Allee verſammelt hatte, und ganz allein hinauswanderte aus Warmbrunn, dem Ufer des Zacken entlang. An die entfernteſten Häuſer des Ortes angelangt, war es mir, als vernähme ich eine weibliche Stimme, die ſich in Solfeggien übte, und wirklich ſtrömten die Töne aus dem offenen Fenſter eines kleinen Hauſes, ohne daß ich die Sängerin entdecken konnte. Hinein zu ſchauen, wäre frech geweſen, und da es ſtille geworden, wollte ich meinen Weg fortſetzen, als die Sängerin eines jener tief gedachten, tief ins Gemüth dringenden Solfeggios ſang, die der Meiſter Crescentini ſetzte, um die wahre Kraft, die wahre Herrlichkeit des ächten Geſanges in der Bruſt der Schülerin, zu entzünden. Darauf folgte nach einer kleinen Pauſe das artige Liedlein: sul margine d'un rio, mit Veränderungen, die nicht ſo halsbrechend waren, als die, mit denen jetzt viel ſeltſamer Catalaniſcher Prunk getrieben wird, aber bedeutſamer, aus der Tiefe der Kunſt geſchöpft. — Dann ſchien die Sängerin bald in gehaltenen Tönen, bald in bunten Läufen, bald in chromatiſchen Gängen, bald in anſchwellenden Trillern anmuthig ſpielend, die Nachtigallen in den Büſchen herauszufordern zum Wettkampf. Die Armen durften nicht antworten und auch die Sängerin ſchwieg. Ich ſtand, in den Boden gewurzelt. Als ich indeſſen, da die einbrechende Nacht immer dichtere Schleier über die Berge warf, endlich fort wollte, vernahm ich leiſe — leiſe die Töne einer Romanze. — Nun, ich will erſt ſagen, daß die

Sängerin eine vollendete Künſtlerin war, die im Gebiet der Töne herrſchte. Sehr herrlich, die hier in B. zu finden, hätt' ich gedacht, und wäre, als ſie den Geſang geendet, recht froh und heiter nach Hauſe gegangen. Sage ich aber hinzu, daß der Geſang recht mein Innerſtes aufregte, daß allerley holde Träume, ſüße Erinnerungen lebensfriſch in mir aufgingen, daß der gewaltige Zauber der Tonkunſt mein ganzes Weſen erfaßte, ſo werden Sie, theuerſte Johanna, die Stimmung gerechtfertigt finden, die es mir unmöglich machte, mich auch nur einen Schritt von dem Hauſe zu entfernen, daß ich vielmehr unwillkührlich mich niederließ auf eine Bank, die an der Mauer des Hauſes angebracht war. Ein Bauermädchen trat aus der Thüre; ich wandte mich an ſie und fragte, wer in dem Hauſe wohne und ſo ſchön ſänge. Entweder verſtand das dumme Ding mich wirklich nicht oder wollte mich nicht verſtehen. Genug, als ich mit Fragen nicht nachließ, meinte ſie: ich ſolle nicht tallen (dumm Zeug reden), ſie würde ſonſt tappelköppiſch, und ließ mich ſtehen. — Für diesmal endigte ſich das Begegniß wie tauſend andere, wenn man ſagt: es iſt mir unmöglich, von der Stelle zu weichen, und doch am Ende weicht und nach Hauſe geht.

Vergebens forſchte ich am andern Morgen in der Badeliſte nach der muthmaßlichen Bewohnerinn jenes Hauſes. Es fand ſich, daß keine Badegäſte in jenem Hauſe eingekehrt waren, und die Wirthsleute verſicherten auf Befragen, daß durchaus keine Dame bei ihnen geſungen habe. — Waren denn nicht alle dieſe Nachforſchungen Thorheit — Wahnſinn? — Wußte ich denn nicht etwa, wer in jenem Zimmer geſungen? — Konnte ich denn nur einen Augenblick daran zweifeln, daß keine Andere, als Sie — ja, Johanna — Sie ſelbſt es waren, welche ſang, als ich jene gewiſſe Romanze vernahm, die einem gewiſſen Jemand in einer gewiſſen Begeiſterung (es iſt Alles gewiß) recht aus dem Innerſten ſtrömte, und die niemand in der Welt ſingt, als eben Sie? — Es iſt ein anmuthiger, myſtiſcher Glaube, nach dem es Augenblicke giebt, in welchen der im Irdiſchen eingezwängte Menſch den Raum beſiegt, und in welchen die pſychiſche Annäherung ſo mächtig wird, daß ſie wirkt gleich der phyſiſchen, und von dieſer kaum zu unterſcheiden iſt. Die Myſtiker behaupten, daß eine Wechſelwirkung dazu gehöre, und ich bin überzeugt, daß Sie gerade in den Augenblicken, als ich Sie in W. hörte, in B. daſſelbe, was ich hörte, wirklich ſangen und wenigſtens bey der Romanze ein klein wenig an mich dachten.

Mag dem nun ſeyn, wie ihm wolle, ſo war doch die Illuſion (muß ich dieſes Wort brauchen) jener myſtiſchen Augenblicke eine wahre Wohlthat für mich. Seitdem gelingt es mir nehmlich, mir Ihren Geſang ſo zu vergegenwärtigen, daß ich ihn wirklich zu hören glaube, und [ich] bin dann ſo frey, Ihnen meine Lieblingsſtücke auf einem Fortepiano zu accompagniren, das freylich einen Ton von ſich giebt, als ſchlüge man auf einen blechernen Kaminſchirm. Dies zerſtreut meinen tiefen Unmuth, den ich auch der gänzlichen Entbehrung jedes muſikaliſchen Genuſſes zuſchreibe. Die Böhmiſchen Muſikanten, die hier in der Allee aufſpielen, erheben ſich eben ſo wenig, als die hieſige ſogenannte Capelle, über die mittelmäßige Schlendrians-Muſik, die mich zur Ungeduld vorzüglich deshalb treiben kann, weil der ſonſt vollen Harmonie der Grundbaß fehlt, der in einem ſchwindſüchtigen Fagott nicht anzutreffen. Es giebt indeſſen hier viele Leute, denen dieſe Muſik ungemein wohlgefällt und die vorzüglich das Trompettino rühmen, dem der geſchickte Künſtler Töne zu entlocken weiß, welche klingen wie das erſte Jubelgeſchrey eines neugebohrnen Hahns. — An Geſang iſt nun vollends gar nicht zu denken. Den Damen, die ungefähr ſo ausſehen, als könnten ſie zur Zeit was ſingen, ſcheint der Mund verſchloſſen, und zudem fehlt es in der Gallerie (dem Verſammlungsſaal der Badegäſte) an einem tüchtigen Inſtrument zur Begleitung, welches doch ſonſt in allen Sälen der Art gewöhnlich zu finden. Für eine Gunſt des Himmels mag es eine Badegeſellſchaft halten, wenn ihr vorzügliche Talente beſcheert ſind, die, ſtürmt und regnet es, (wie es hier eine ganze Zeit hindurch der Fall war) nicht allein eine tödtende Langeweile zu vertreiben, ſondern auch den Geiſt in dem Schwunge zu erhalten wiſſen, der zum geiſtigen Wohl, ohne welches das leibliche ſelten aufkommt, durchaus nöthig. Mir kommt in dieſem Augenblick die Erinnerung an das freundliche Liebwerda, das ich vor mehreren Jahren beſuchte und auch diesmal, wenigſtens auf ein Paar Tage, zu beſuchen gedenke. Nicht beſſer, als dort, konnte für die Unterhaltung, für den Frohſinn der Gäſte geſorgt ſeyn, welches eben daher kam, daß dieſe Sorge von dem edlen liberalen Beſitzer und ſeiner vortrefflichen Familie unmittelbar ausging. — Was vorzüglich die Muſik betrifft, ſo hörte ich damals mit wahrem Vergnügen die gut organiſirte Kapelle des Grafen Clam. Ueber Alles gingen mir aber die kleinen theatraliſchen Darſtellungen, die von talentvollen Gäſten gegeben wurden, deren wahrer Glanz aber die Familie des edlen Grafen war, die daran Antheil nahm. Hier begnügt man ſich mit einer Truppe, die nicht ſchlecht genug iſt, um der Gegenſtand eines muthwilligen Spottes zu werden, der ſich bald ſelbſt langweilt, dagegen aber auch nicht gut genug, um wahres Intereſſe zu erregen. Zudem iſt der Direktor dieſer Truppe von dem unſeligen Mißverſtande befangen, der Direktoren kleiner Duodezbühnen gewöhnlich regiert, nämlich, daß er, um die Leute anzuziehen, große Haupt- und Staats-Aktionen geben müſſe. Selbſt Volksſtücke, wie das Donauweibchen u. a., ſind auf Dekorations-Aufwand, große Räume u. ſ. w. berechnet, und die Uebelſtände, die eine kleine Bude mit mannshohen Couliſſen und Vorhängen hervorbringt, erwecken in mir nicht ſowohl das Gefühl des Lächerlichen, als des Erbärmlichen, welches mich unmuthig macht. Unter den Badegäſten, die doch das eigentliche Publikum ausmachen, ſind die mehrſten wohl in der großen Welt gebildet, haben viel geſehen u. ſ. w. Würde für ihr Vergnügen nicht hinlänglich geſorgt ſeyn, würden ſie nicht gar gern die Enge des Raumes, den Mangel der zweckmäßigen Dekoration, ja, aller ſonſtigen Beywerke größerer Bühnen, verzeihen, oder vielmehr gar nicht vermiſſen, wenn es einem Direktor gelänge, vier, höchſtens ſechs Schauſpieler und Schauſpielerinnen zuſammenzubringen, von denen nur zwey bis drey wahrhaftes, entſcheidendes Talent beſitzen, die übrigen aber nur negativ gut ſeyn dürften, und dann mit Präziſion, Laune und Feuer kleine geiſtreiche Stücke aufführte, an denen es gar nicht ſo ſehr fehlt, als man wohl denken ſollte? —

Wären Sie hier! — ach, Johanna, wären Sie hier! — Was ſoll dieſer Ausruf! fragen Sie? — Er deutet auf eine Träumerei hin, der ich mich überließ, nachdem mir jene Gedanken über die Unterhaltungen einer Badegeſellſchaft durch den Kopf gefahren. — Ich dachte an Göthes Singſpiel: „Scherz, Liſt und Rache“, das ich, wiewohl in einen Akt zuſammengedrängt, zu meiner Jünglingszeit in Muſik ſetzte, und das von einer kleinen Truppe, bey der ſich drey Talente befanden, wie ich ſie nur zu den drey Rollen jenes Singſpiels wünſchen konnte, mehrmals dargeſtellt wurde, bis Partitur und Parthien zufällig verbrannten. — Dies Singſpiel führte mir nun meine Fantaſie auf. Die Skapine ſtellten Sie, theure Johanna, dar, mit jener liebenswürdigen Naivität, mit jener ſchalkiſch anmuthigen Ironie, die Ihnen eigen und die unwiderſtehlich hinreißt. Der alte Doktor mit der weißen Allongenperücke, mit dem goldbeſetzten Scharlachrock, der goldſtoffenen endloſen Schooßweſte, war niemand anders, als Ihr gehorſamer Diener, der den verliebten geckenhaften Wahnſinn des Alten ſo wahrhaft darſtellte, als könne das Ihnen gegenüber gar nicht anders ſeyn. Toll vor Schrecken und Angſt ſprang der Alte umher, als die liſtige Skapine in verſtellter Todesohnmacht lag, und bellte zuletzt, da ſie ſich an den Pforten des Orkus wähnte, als Cerberus ſo zierlich, daß er, wie Zettel, mit Recht hoffen durfte, man würde rufen: Noch mal bellen! — Ueber die Rolle des Skapin ſage ich gar nichts, um nicht im Mindeſten das Gebilde zu verderben, das Ihnen ſelbſt, theure Johanna, vielleicht von dieſem ſchlauen, gewandten Charakter aufgegangen ſeyn könnte. — Denken Sie ſich aber das nun alles wirklich ausgeführt, und Sie werden mir zugeſtehen, daß das ein Ding ſeyn würde, das in die todte Narrheit einer Geſellſchaft, die ſich langweilt, weil ſie mit ſich ſelbſt nichts Rechtes anzufangen weiß (leider iſt das hier der Fall), wie ein elektriſcher Strahl fahren und zwey Leben aufregen könnte zum wahren Nutz und Frommen des leiblichen und geiſtigen Wohls. — Es wäre ſehr unrecht, wenn Sie nicht mir zu Liebe ſich, ſey's auch nur einige Minuten hindurch, als die Götheſche Skapine und mich als den alten fabelhaften Doktor an Ihrer Seite denken ſollten, zumal ich Ihnen freie Hand laſſe, ſich einen beliebigen Skapin zu wählen. —

Jeder Brief enthält den Anſpruch auf eine Antwort, und es wäre gar ſchön, wenn Sie dieſen Anſpruch erfüllten. Ich weiß, daß Sie ein Brieflein nicht fünf bis ſechsmal anfangen dürfen, und verſpreche, nicht im mindeſten zu lächeln, ſollten ſich etwa drey bis vier Nachſchriften vorfinden, da jede Zeile, jedes Wort mehr von Ihrer Hand mir ſo werth und lieb iſt, daß es völlig gleich gilt, wo und wie es ſteht. — Längſt iſt Ihnen das Hiſtörchen von der Dame bekannt, die mit einem Gelehrten, der den Satz aufſtellte, daß es keinem Frauenzimmer möglich ſey, einen Brief zu ſchreiben ohne Poſtſcriptum, wettete, ſie wolle ſelbſt das Gegentheil davon beweiſen. Wirklich ſchrieb ſie auch an beſagten Gelehrten einen langen Brief. Nach dem Schluß des Briefes ſtanden aber die Worte:

> „NB. Gewonnen! — ich habe den Brief geſchrieben ohne Nachſchrift!"

und dann:

> „N. S. Sie werden doch obiges Notabene nicht etwa für eine Nachſchrift halten wollen?"

Morgen gedenke ich eine Fußwanderung nach der Koppe zu unternehmen, und freue mich auch deshalb ſehr darauf, weil das Schickſal die ſeltſamſte Geſellſchaft zuſammengewürfelt hat, die man ſich nur denken kann. — Wie ſich alles begeben, darüber ſchreibe ich, ſo Gott will, unſerm Theodor, der Ihnen alles mittheilen ſoll. Sie wiſſen, theure Johanna, daß mein humoriſtiſches Steckenpferd, ſoll es ſich vor Frauen ſehen laſſen, eines geſchickten Stallmeiſters bedarf, der es nicht zu ausgelaſſenen tollen Sprüngen kommen läßt, und ſolch ein Stallmeiſter iſt in der That Freund Theodor! —

Der Himmel nehme Sie, meine liebe, theure Johanna, in ſeine beſondere Obhut! ꝛc.

145.

Zufällige Gedanken bei dem Erſcheinen dieſer Blätter.

Von Hffmnn.

[9. Oktober 1820.]

Wie heißt doch jene Beſchwörungsformel mit der die Autoren ihre Vorreden zu beſchließen pflegen? — „Und nun gehe hin, du mein liebes Kind, das ich ſo ſorglich gehegt und gepflegt etc. Es iſt auch nichts natürlicher und eben deshalb gang und gebe geworden, die Geiſtesgeburt zu vergleichen der leiblichen.

Auf beiden ruht der Fluch der Erbſünde, nämlich Quaal und Schmerz des Gebärens, aufgewiegt durch Vaterfreuden und hinlängliche Affenliebe für das gebohrne Weſen. — Eigentlich iſt es ja aber niemals ein Kind, das der Autor eines vollſtändigen Buchs in die Welt ſchickt, ſondern ein völlig ausgewachſener Menſch, deſſen ganze

Geſtaltung im Innern und Äußern zu Tage liegt. Anders, ganz anders verhält es ſich mit einem Werk, wie dasjenige, was hier ſo eben beginnt. — Der Verleger baut nach Kräften eine hübſche Wiege, der Redakteur legt einen Embryo hinein und bittet, ſo wie das kleine Ding ſich nur regen mag, die gehörigen Pathen, die denn nun eben als ächte Pathen für das Lebensbedürfniß, für Pflege und Erziehung des Täuflings ſorgen. Recht unter den Augen der geladenen Gäſte mag nun das Weſen emporwachſen und gedeihen nach ſeiner Art, es giebt einen fortwährenden Gevatterſchmaus und die Sache der gaſtgeberiſchen Pathen iſt es dahin zu trachten, daß die Gerichte fein ſchmackhaft bleiben und es dem Getränk nie an wackrem Feuer und Geiſt mangle, damit die Gäſte nicht fortbleiben und auch das Kleine das oben an ſitzt und mitißt und mittrinkt nahrhaftes und verdauliches genieße und ſich immer mehr erkräftige zum ſtammhaften Menſchen. —

— Warum dies bitterſauere Geſicht, geliebteſter Komponiſt? —

„Schon wieder ein neuer anatomiſcher Tiſch errichtet, auf dem man unſere Werke mit gewaltſam ausgeſpreizten Gliedern feſtſchrauben und mit rückſichtsloſer Grauſamkeit zerlegen wird. Ha! — ich ſehe ſchon verdeckte Quintenfolgen, unharmoniſche Querſtände entblößt von dem Fleiſch der vollen Harmonie unter dem funkelnden Meſſer des Proſektors emporzittern!“ —

Daher dein Unmuth? — Überzeugt, o mein Komponiſt! bin ich, daß du ſchreiben wirſt oder ſchon geſchrieben haſt ein Werk, das ſo recht ganz und gar hervorging aus deinem innerſten Weſen. — War es vielleicht eine Oper, die du ſchriebſt, ſo nahmſt du den poetiſchen Gedanken, der dem Ganzen zum Grunde lag, mit allen ſeinen tiefſten Motiven in dir auf, der Genius der Tonkunſt rührte ſeine mächtige Schwingen und ſelbſt die Feſſeln, die ihm hin und wieder ſchlechte Worte des Gedichts anlegen wollten, vermochten nicht ſeinen kühnen Flug zu hemmen, in dem er alles, was jenem poetiſchen Gedanken entſtrahlte, emportrug in höhere Regionen. Alle Liebe, alle Sehnſucht, alles Verlangen, Wonne, Haß, Entzücken, Verzweiflung erſchien aber verklärt in dem Glanz des höheren Reichs der Töne und das menſchliche Herz auf ſeltſame Weiſe gerührt, fühlte ſelbſt in dem Irdiſchen das Überirdiſche. — Ich meine, in den Weiheſtunden der Begeiſterung war es dir vergönnt, die Muſik ſo zu denken, wie ſie der richtende ordnende Verſtand, als wahrhaftig anerkennen mußte. Ja den Verſtand! — dieſen zuweilen etwas ſauertöpfiſchen Schulmeiſter können wir nun einmal nicht entbehren. Er unterſucht mit ſcharfem Blick die Stützen unſeres Gebäudes und findet er ſie zu dünn oder morſch, ſo ſtößt er ſie um mit dem Fuß und ſpricht, wenn der ganze Bau nachſtürzt: Es war nichts! — Beſſer, ſo etwas thut Freund Sauertopf in unſerm Innern, als geſchieht es von andern äußerlich! Genug, o mein Komponiſt, du haſt, ich weiß es, ein wackres Werk gemacht und biſt dir, wie es ſich von ſelbſt verſteht, der Motive ſo und ſo und nicht anders deine Muſik gedichtet zu haben, vollkommen bewußt. Nun findeſt du dein Werk wieder, nicht auf dem anatomiſchen Tiſch unter den mordbewaffneten Händen eines barbariſchen Proſektors, ſondern aufgeſtellt von einem dir befreundeten Geiſte, der es mit ſcharfem Blick durchſchaut und ſtatt daß jener es unerbittlich zerſchnitten hätte, nur alles was er darin entdeckt, den ganzen wunderbaren Bau mit all' ſeinen Verſchlingungen, in lauten Worten verkündet — Sage nicht o Komponiſt! daß es eben keine Freude ſei ſich alles das, das man gedacht, empfunden, wie ein Exempel vorrechnen zu laſſen. Die Freude von einem verwandten Geiſte ganz verſtanden zu ſein iſt es, die den Gedanken an jenes pedantiſche Vorrechnen nicht aufkommen läßt. — Zudem ſtelle dir, mein Komponiſt, dein Werk vor als einen ſchönen herrlichen Baum, der aus einem kleinen Kern entſproſſen, nun die blüthenreiche Äſte hoch emporſtreckt in den blauen Himmel. Nun ſtehen wißbegierige Leute umher und können das Wunder nicht begreifen, wie der Baum ſo gedeihen konnte. Da kommt aber jener verwandte Geiſt gegangen und vermag mittelſt eines geheimnißvollen Zaubers es zu bewirken, daß die Leute in die Tiefe der Erde wie durch Kryſtal ſchauen den Kern entdecken und ſich überzeugen können, daß eben aus dieſem Kern der ganze ſchöne Baum entſproß. Ja ſie werden einſehen, daß Baum, Blatt, Blüthe und Frucht ſo und nicht anders geſtaltet und gefärbt ſein konnte. — Du ſiehſt ein, mein Komponiſt, daß ich eben daran dachte, wie Beurtheilungen muſikaliſcher Werke beſchaffen ſein müſſen, daß ich nur recht in die Tiefe des Werks eindringende und dieſelben in ihren tiefſten Motiven entwickelnde Abhandlungen dafür gelten laſſen mag, die den Komponiſten ſollte auch nicht immer des Lobes

Poſaune erſchallen ſo wie ſeine verwandte Kollegen erfreuen andere Leute aber verſtändigen über manches das ihnen ſonſt entgangen. — Es iſt gewiß, daß Beurtheilungen der Art dazu führen können, daß man gut hört. — Gut hören iſt nämlich wohl, wenn Anlage dazu da, zu erlernen, ſelbſt gut machen freilich nicht, da dieſes eine Kleinigkeit vorausſetzt die ein alter tüchtiger Meiſter gerade zu ausſprach in einem höflichen Schreiben an einen jungen Herrn von Stande, der in großer Herzensangſt anfragte: wie um tauſend Himmelswillen er es nur anfangen ſolle, die Welt mit einer meiſterhaften Kompoſition zu entzücken. Der Meiſter antwortete: Wollten Ew. Hochgebohren nur die Gewogenheit haben Genie zu beſitzen ſo würde alles etc.

Schließlich muß ich dir, mein Komponiſt! geſtehen, daß es mich ſehr merkwürdiger Weiſe bedünken will, wie oft ein paar Lieder oder ein Heft Polonoiſen oder wären ſie nicht aus der Mode gekommen, Menuetten viel eher Beurtheilungen jener Art aushalten können als manches Werk an dem man ſich drei Stunden lang ſatt und überſatt hört. — Ein ganzer Buſch in's lockre Erdreich eingeſteckter wurzelloſer Sträußer iſt noch kein lebensfriſcher kräftiger Baum. —

Es giebt nichts erfreulicheres, als ſich über eine Kunſt, die man tief im Herzen hegt und pflegt, recht auszuſprechen, aber wenn kommt man dazu? Reden iſt viel beſſer, als ſchreiben, aber ſchreiben muß man wol deshalb, weil man jetzt beinahe eher Leute findet, die da leſen, als die da hören und vollends Muſiker hören nun viel lieber Noten, als Worte, und leiden ungern in der Rede, wie in der Muſik, zu kühne Ausweichungen, die das geflügelte Wort doch nur zu leicht ſich erlaubt. — Man ſorge aber, daß der todte Buchſtabe die Kraft an ſich trage, lebendig zu werden vor dem Gemüth des Leſers, damit dieſes ſich ihm aufthue! — Alſo auch Abhandlungen über muſikaliſche Gegenſtände, ohne die Baſis eines beſtimmten Werks? — Nichts iſt langweiliger, als derlei Abhandlungen ſagſt du? — Richtig! zumal in dem Stil, wie ſie etwa in der Hildegard von Hohenthal der Held des Romans giebt, der ſeiner vornehmen Schülerin, in die er oben ein auf eben nicht ſehr anſtändige Weiſe verliebt iſt, den mathematiſchen Theil der Muſikwiſſenſchaft in ſolcher Art docirt, daß man nicht begreift, wie ſie es aushält mit dem Pedanten! — Alles zu ſeiner Zeit und an rechter Stelle. — Wird ein Haus gebaut, ſo bedarf es des Gerüſtes; ſeltſam genug würd' es aber ſein, die Ehre des Baumeiſters nicht im Gebäude, ſondern im Gerüſte zu ſuchen und zu finden! — Es giebt eine Art über muſikaliſche Gegenſtände zu reden, (ſei es mündlich oder ſchriftlich) die dem Eingeweihten genügt, ohne den Leuten im Vorhof des Tempels unverſtändlich zu ſein. Ja, dieſe können große Freude daran haben, und unverſehens einige Weihe erhalten, ohne das Prieſterkleid anzuziehen. — Keine Kunſt, und am allerwenigſten die Muſik, leidet den Pedantismus, und eine gewiſſe Freigeiſterei iſt manchmal gerade dem großen Genie eigen. Ein alter Herr erröthete einmal über einen verdeckten Oktavengang in der Ober- und Unterſtimme, als würde eine Obſcönität geſagt in honetter Geſellſchaft. Was würde Kirnberger zu Mozarts Harmonik geſagt haben! — Von Inſtrumentirung iſt gar nicht zu reden. — Tamino geht durch Feuer und Waſſer nach den Tönen der Flöte und Pauke, und die Poſaunen klingen hübſch dazu im Pianiſſimo! — Wahr iſt es, zu der Feuer und Waſſerprobe des guten Geſchmacks gehört jetzt aber das ganze Arſenal hölzerner und meſſingner Waffen, und wird täglich vermehrt durch ſeltſame Erfindungen, als da ſind Klapphörner, Flügelhörner, etc. die ihres Diſſonirens halber ſehr artig hervorſtechen. Wahr iſt es, daß jeder Bläſer, da er jetzt nimmer raſten darf, ſich die Lungen von Rameau's Neffen, oder von jenem verhexten Kerl wünſchen möchte, der acht Meilen weit ſechs Windmühlen durch ſeinen Hauch in Bewegung ſetzte. Wahr iſt es, daß manche Partitur jetzt dermaßen ſchwarz ausſieht, daß ein dreiſter Floh ohne Umſtände ſich darauf verunreinigen kann, niemand merkt's. Aber! — Effekt — Effekt! — Nun das Hervorbringen des Effektes iſt auch eins der wunderbarſten Geheimniſſe der Kompoſition, darum, weil das menſchliche Gemüth auch das wunderbarſte Geheimniß iſt. Aus dem Gemüth in das Gemüth heißt es, und da kann man denn nicht ſagen, was gerade mehr wirke, das ganze Ungewitter von Pauken, Trommeln, Becken, Poſaunen, Trompeten, Hörnern etc. oder der Sonnenſtrahl eines einzigen Tons der Hoboe oder ſonſt eines Inſtruments von guter Art. Friedrich der Zweite nannte ein Crescendo, das Reichardt in einer Arie angebracht, einen Feuerlärm, und verließ zornig den Saal, als man es dahin gebracht, daß er ſich einen Akt aus irgend einer Oper von Gluck vorſpielen ließ, weil ihm alles nicht als Muſik, ſondern als ein verwirrtes Durcheinander erſchien: Haſſe und Graun hatten allein wahrhaft d. h. edel, einfach und melodiös komponirt! — Kehrt zurück zu der Einfachheit der Alten, rufſt du alter Meiſter, den Jünglingen zu, fort mit dem Geklingel und Geklapper, vergeßt alle heutige Muſik, vergeßt Mozart und Beethoven, und vollends — Nun ſag' an, alter Herr, welche Alten du meinſt? — Beſtimme das Zeitalter, in dem die wahrhafte Kunſt der Muſik abgeſchloſſen wurde, ſo daß alles was darüber hinausgeht, vom Übel iſt, und vereinige ſo in dir eine ganze Academie françoise, die die Kunſt in Schranken einpfercht, die niemand überſpringen darf, ohne gepfändet zu werden! — Was meinſt du zu Fux, Keiſer — oder ſpäter zu Haſſe — Händel — Gluck etc. — zweifelhaft? — Beiläufig geſagt, wollte man dieſem Ritter, ſeiner ritterlichen Natur unerachtet, anfangs gar nicht recht trauen. — In den Forkelſchen Beiträgen wurde ſehr witzigerweiſe ſeine Ouverture zu der Iphigenia in Tauris mit dem Gelärm der Bauern in der Dorfſchenke verglichen. — Und wenn nun Gluck in unſern Zeiten gelebt hätte, wäre es nicht möglich geweſen, daß er ſich, was die Inſtrumentirung betrifft, auch leider auf die ſchlechte Seite gelegt! — Gewiß iſt es, daß er mit der Idee einer Oper, die Hermannsſchlacht, wozu er ganz beſonderes, die Tuba der Römer nachahmendes, Inſtrument verfertigen laſſen wollte, ſtarb. — Er iſt wohl dieſer Abſicht halber zu rechter Zeit geſtorben.

— Halten Sie, geſtrenger alter Herr, mich ja nicht für einen Ruchloſen, der die Väter nicht ehrt, oder der nicht vielmehr tief in der Bruſt empfindet, daß all' unſer Leben ausgieng von ihrer Schaffungskraft und daß wir des Bandes, womit ſie uns gängeln, nie entbehren können, ohne Gefahr zu ſtraucheln, indeſſen — Doch indem ich Sie, mein alter Herr, recht anſchaue, belieben Sie auf einmal ganz jugendlich auszuſehen! — Nun, der gleichen Fantasmagorien bin ich gewohnt von Altersher. — Mein jüngerer Bruder war ein drolliger Junge. Als fünf-ſechsjähriger Bube pflegte er des Großvaters Perücke aufzuſetzen, und uns älteren mit grämlicher Miene vorzudociren, worüber wir denn immer gar herzlich lachen mußten! — —

„Schließt eure Fenſter, eure Thüren zu, ihr Tonſetzer, der Spuck geht um!“

Sollt' es möglich ſein, daß irgend eine Zeitſchrift, irgend eine künſtleriſche Zeitung exiſtiren können, ohne einige Klatſcherei? — Mitten im Komponiren wird der Meiſter überfallen von dieſem oder jenem Collaborator, und muß ihm Rede ſtehen, er mag wollen, oder nicht. Beſagter Collaborator verkündet dann der Welt, der große X. trage, er könne es aus eigener Überzeugung verſichern, beim Komponiren einen nicht ganz ſaubern Schlafrock von buntem Zitz, bediene ſich ſehr ſchön raſtrirten Venetianiſchen Notenpapiers, habe excellente ſchwarze Tinte, ſetze ſeltſamerweiſe die Linie der Bratſchen unter die Linie des Fagotts, und trenne ſo das Quartett, ſei aber ſonſt ein ſeelensguter herrlicher Mann. Von A. halte er nicht viel, über B. habe er ſich nicht recht auslaſſen wollen, C. ſcheine er zu lieben, was er aber über D. geſagt, ſolle vor der Hand verſchwiegen bleiben etc.

Darum „ſchließt eure . . . — doch nein — nein! Es giebt ſolch eine anmuthige Klatſcherei, die, ſtatt gehäſſig zu ſein, nur dazu dient, das geiſtige Band, das die Menge an den geliebten, geachteten Meiſter feſſelt, noch feſter zu knüpfen, und dieſe mag ſich immerhin auch in dieſen Blättern einſtellen. Es iſt nun einmal das Erbtheil unſerer ſchwachen Natur, daß wir das Werk nicht von der Perſon des Meiſters trennen können, ſondern bei jenem auch ſtets an dieſe denken, denn ſonſt würden nicht die Bildniſſe beliebter Meiſter, ſo ämſig geſucht und gekauft werden. „Wie mag er wohl ausſehen der, der im Stande war, mich ſo recht ins Innerſte hinein zu erfreuen, denkt gleich ein jeder. Erzählt nur einer, der den Meiſter kennt, auf gemüthliche Weiſe recht viel von ſeinem eigenthümlichen Weſen, ſtellt er ſein ganzes Bild dar in lebensvollen Zügen, in der That, befreundeter wird ſich jeder mit ihm fühlen, der ihn ſchon ſonſt im Herzen trug.

Zur Zeit als die Phiſiognomik florirte, wollte man auch Herzen und Nieren erforſchen mittelſt der Handſchrift, und gewiß iſt es, daß in dieſer auch viel Charakteriſtiſches zu finden. Viel greller als in der Wortſchrift möchte ſich dieſes in der Notenſchrift ausſprechen, und gar hübſch wär es, wenn dieſe Blätter künſtlich dieſes, jenes Fac simile großer Meiſter einſchalteten. — Aus der Schule darf nicht geplaudert werden, daher iſt es nicht thunlich zu erfahren, wie, d. h. mit welchem Mechanismus, dieſer, jener Komponiſt ſeine Werke aufſchreibt. Jeder hat darin ſeine beſondere Weiſe, und es wäre in der That ſehr anziehend, mit ſeiner Naſe herauszuſpüren, wie jener

Mechanismus auf die Werke ſelbſt gewirkt hat und wirkt. — Selbſtgeſtändniſſe ſind kaum zu erringen, und daher könnte ſo etwas von verſtorbenen Meiſtern geſagt und geſchrieben werden!

Doch Gedanke reiht ſich an Gedanke daher u. ſ. w.

Hffmnn.

146.

Schreiben an den Herausgeber.

[2. Januar 1821.]

Sie fordern, verehrteſter Herr! mich auf, an der Zeitſchrift die Sie unter dem Titel „Der Zuſchauer“ herauszugeben gedenken, mitzuarbeiten. Mit Vergnügen werde ich Ihren Wunſch erfüllen, um ſo mehr, als der wohlgewählte Titel mich an meine Lieblingsneigung erinnert. Sie wiſſen es nämlich wohl ſchon, wie gar zu gern ich zuſchaue und anſchaue, und dann ſchwarz auf weiß von mir gebe, was ich eben recht lebendig erſchaut. — Von etwas anderm, meine ich, als von dem, deſſen Anſchauung in vollkommner Geſtalt im Innern aufgegangen, könne man auch gar nicht ſo ſprechen, daß die Leute es eben ſo lebendig erblicken, zu denen man ſpricht. — Dieſes Prinzip, das in einem mir bekannten Buche, die Serapions-Brüder betitelt, einem Menſchen zugeſchrieben wird, der, im Verſtande etwas wackelig geworden, ſich für den Märtyrer Serapion hielt, iſt zwar von einem ſtrengen Mann verworfen und von ihm behauptet worden: mit der Anſchauung ſei es nichts, und nur der Verſtand brüte wahre Dichterwerke aus. Ich denke indeſſen: daß, da die innern Augen, deren Blick die dichteriſche Anſchauung bedingt, eben ſo gut im Kopfe ſitzen wie der Verſtand, der heilige Serapion, als er jenes Prinzip aufſtellte, nach dem man nur das lebendig und wahrhaft ans Licht befördern kann, was man eben ſo im Innern geſchaut, immer den unwandelbar treuen ehelichen Bund vorausgeſetzt hat, in dem beide, Verſtand und Phantaſie bleiben müſſen, wenn etwas ordentliches herauskommen ſoll. — Ich bleibe bei dieſem Prinzip! — Außerdem hoffe ich, daß Ihr Zuſchauer an ſeinen alten würdigen Ahnherrn, der in England hauſ'te und den ſeines ehrenfeſten und dabei anmuthigen Betragens, vorzüglich aber ſeines kecken humoriſtiſchen Geiſtes halber, die Welt achtete und liebte, denken und in ſeine würdigen Fußſtapfen treten wird. — Daß Ihr junger Mann deshalb nicht des Ahnherrn Allongenperücke und weiten Rock tragen darf, vielmehr die Kleidung ſeiner Zeit anlegen muß, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Alles cum grano salis!

Alſo! — recht gern werde ich mich unter den Zuſchauern befinden, deren geiſtige Gliedmaaßen die junge geiſtige Perſon Ihres Zuſchauers bilden ſollen, und, ſo viel mir möglich, dazu helfen, daß beſagte Perſon ſich recht kräftig ausbilde und gehöriges Leben verſpüren laſſe, damit die Leute Freude an ihm haben mögen.

Doch Sie wollen, verehrteſter Herr! daß ich ſogleich Hand ans Werk lege? Wie wird das in aller Welt möglich ſeyn!

Erfahren Sie, daß ich eben in dieſem Augenblick mit einer literariſchen Arbeit beſchäftigt bin, die die mühſamſte zu nennen, die es nur geben mag.

Ich bin nämlich eben jetzt darüber her, die Papiere des Katers Murr in Ordnung zu bringen, um den zweiten und dritten Theil ſeiner merkwürdigen Lebensanſichten herausgeben zu können. Der Gute ſchreibt zwar eine paſſable leſerliche Pfote, indeſſen kann er von gewiſſen Gewohnheiten nicht ablaſſen, die auf manche Stelle in ſeinen Manuſcripten ein ſchwer zu durchdringendes Dunkel werfen. So wie mancher eitle, ſtolze Dichter ſich, ſcheint ihm eine Stelle, die er eben gedichtet, über die Maaßen vortrefflich, im Hochgefühl ſeiner Größe von ſeinem Seſſel erheben und Aug' und Naſe gen Himmel kehren mag, ſo pflegt Murr, übermannt ihn beim Schreiben das Gefühl ſeiner Vortrefflichkeit, ſich ſchnurrend in der Stellung aufzurichten, die man im gewöhnlichen Leben „Katzenbuckel" nennt. Bei dieſer Gelegenheit fährt der Theure mit ſeinem Schweife vergnüglich hin und her, und oft eben über die Stelle weg, die ihn entzückt hat, ſo daß ſie an Deutlichkeit merklich verliert. — Sie werden die Ideenverbindung natürlich finden, die mich antreibt, ſtoße ich in irgend einem neuen Dichterwerk auf glänzenden Galimathias, der ganz gewiß den Schöpfer in Erſtaunen über ſich ſelbſt geſetzt hat, unwillkührlich rufe: Gekatzbuckelt! —

Doch, — ich bemerke, daß ich, ohne es zu wollen, Ihnen verrathen, wie ſich der vortreffliche Kater Murr eben bei mir befindet.

— Es iſt dem ſo; eben ſitzt er am Ofen mit dicht zugekniffenen Augen und ſpinnt. — Gott weiß über welchem neuen Werk er brütet. —

Ich bitte, Verehrteſter! ſagen Sie von Murr's gegenwärtigem Aufenthalt nichts weiter. Literatoren, Aeſthetiker und auch wohl Naturhiſtoriker könnten auf die Bekanntſchaft des lieben Vieh's begierig werden und würden es nur in ſeinen tiefſinnigen Meditationen ſtören.

Aber können Sie, Verehrteſter! es ſich wohl denken, was mich eben jetzt noch auf andere Weiſe gar arg beſchäftigt?

Es iſt Ihnen bekannt, daß vor nicht langer Zeit eine Königstochter mit ihrer königlichen Mutter, diverſen andern Fürſten und glänzendem Gefolge hier eingezogen iſt, die ſich vernehmen laſſen wird vor der verſammelten Menge in gar herrlichen, bald ſüßen, bald mächtig donnernden Tönen. Doch mit unſerer Sprache unbekannt, habe ich es übernommen, ſie und ihr ganzes Gefolge zu unterrichten im Deutſchen, oder vielmehr ganz und gar ins Deutſche zu transferiren, ſo daß Alle gar nicht mehr an die Mutterſprache denken. Ein ſchwieriges, zeitraubendes Opus. — Die Leute ſagen, Olimpia (ſo heißt die Königstochter), nebſt allem, was ſie umgebe, ſei das Product der ſchöpferiſchen Kraft eines hohen Meiſters, Namens Spontini. — Es mag dem auch wohl ſo ſeyn! —

Durch alles dieſes, verehrteſter Herr! glaube ich Sie überzeugt zu haben, daß es in dieſem Augenblick mir unmöglich iſt, Ihre Wünſche zu befriedigen; es geht mir aber ſchon etwas im Kopfe herum, was wohl nächſtens für Sie ans Tageslicht treten wird. Hochachtungsvoll ꝛc.

Berlin. E. T. A. Hoffmann.

N. S. Doch ſo eben fällt mir ein Billet in die Hände, das ein gewiſſer reiſender, nicht unbekannter Enthuſiaſt, der vor einigen Tagen hier war, mir am Morgen ſchrieb, als er Tags vorher die Kunſtausſtellung beſucht hatte. Ich lege es bei zum beliebigen Gebrauch für den Zuſchauer.

Billet des reiſenden Enthuſiaſten.

— Gleich von den Sälen der Kunſtausſtellung hinab, lief ich zu Dir und fand Dich nicht. Man ſagte mir, Du wärſt auf der Kunſtausſtellung. — Warſt Du wirklich dort, und habe ich Dich nicht geſehen?

— Es wär' nicht zu verwundern, denn der neckhafte Spukgeiſt, der mich, wie Du weißt, überall verfolgt, hatte mich erfaßt beim Rockzipfel und drehte mich in wunderlichen, tollen Kreiſen, ſo daß einige Blindheit verzeihlich. — Aber mein Kopf brennt, meine Pulſe ſchlagen — ich weiß mich nicht zu faſſen — ich muß Dir nur gleich mein Abenteuer erzählen. —

Als ich im erſten Saal nur einen Blick auf Thorwaldſens Merkur geworfen, wurde mir vor der jugendlichen Göttergeſtalt voll himmliſcher Freiheit und wahrhaften Adels ganz antikiſch zu Sinn. Ich wollte ſchweigen; da ſich aber ein junger, in einem flachsfarbenen Ueberrock gekleideter Mann, deſſen Leib höchſtens vier Zoll im Durchmeſſer haben konnte, dicht vor die Statue ſtellte und mit der Lorgnette ſorgfältig zu unterſuchen ſchien, aus welchem Stoff ſie geformt, dacht ich: das ein andermal, und lief weiter. — Den Einzug der Monarchen in Paris betrachtend, hatte ich mich genugſam gewundert, daß die Pariſerinnen ohne Unterſchied ein und daſſelbe Geſicht haben; der Tod des Fürſten Poniatowſki war mir nahe gegangen; der muthige Angriff der Colomb'ſchen Huſaren hatte mich in der Seele erfreut; ich befand mich eben vor Wach's allerliebſtem Bildniß, ein Mädchen aus Velletri vorſtellend, und meinte: der Künſtler habe den Pinſel in glühende Lava getaucht, da — Nun Du weißt es, daß ich ſonderbarer Weiſe es jedesmal fühle, wenn ich ſcharf angeblickt werde. — Dieſes Gefühl erfaßte mich in dieſem Moment, aber auf ſolche geheimnißvolle, wunderbare Art, daß es mir glühend heiß durch alle Glieder fuhr. Ohne aufzuſehen, flüchtete ich in die andere Ecke des Saals; aber von dem Blick auch hieher verfolgt, durchbebte mich eine ſüße Angſt, von der übermannt ich, um mich zu retten, in die Flamme ſprang, die vor mir aufzulodern ſchien. — Das heißt: ich blickte auf und — in die Augen einer Dame, die in hoher Anmuth und Lieblichkeit ſtrahlend vor mir ſtand. Ich erſchrak, doch ermuthigt von dem holden Lächeln, das wie ein ſanfter Roſenſchimmer auf dem Antlitz der Dame verbreitet lag, ließ ich den Blick weilen. Iſt es Dir ſchon geſchehen, daß Dir aus dem Spiegel der holdſeligſten Augen all die herrlichen Wunder, alle die ſüßen, zarten Geheimniſſe, die in der tiefſten Tiefe des weiblichen Gemüths ruhen, hell aufſtrahlten, ſo verſtehſt Du Dich auf das ſehnſüchtige Entzücken, das dann im Innern aufgeht wie ein goldner Traum aus Himmelshöhen! — Die Belletriſtin rief herüber: „Warum haſt Du mich ſobald verlaſſen? Bin ich nicht hübſch? — Habe ich mich nicht herausgeputzt, wie es ein Maler nur wünſchen mag? Siehſt Du nicht in meinen Augen die Wunder des Landes, wo die Zitronen glühn?“ — Eine römiſche Dame ſprach: „Der Tag war heiß, ich bin müde und matt und weiß nicht recht, was ich will, aber die Schönſte bin ich doch!“ — „„Nein, nein,““ erwiderte ich, „„hier iſt ein ſtärkerer Magnet!““ — „Sie bedienen,“ ſprach Hamlet, der einen hübſchen Pelzrock angezogen, von oben herab, indem er ſein Buch zuklappte: „Sie bedienen ſich meiner Worte, Wertheſter; Akt drei, Szene zwei meine ich; aber bedenken Sie: Seyn oder Nichtſeyn, das iſt hier die Frage. Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern des wüthenden Geſchicks erdulden, oder“ — „„Ach,““ unterbrach ich den Prinzen, „„ſchießen Sie, beſter Prinz, ſchleudern Sie, aber ſeyn — ſeyn!““ — hier zuckte ein Lächeln über das Antlitz der Dame hin, leuchtender wurden die Augen, lebendiger der Ausdruck jener ſchalkiſch-reizenden Ironie, mit der die Weiber unwiderſtehliche Macht über uns üben, und ein leiſes Wort entſchlüpfte den holden Lippen. — Vergebens ſinn' ich auf das Wort, es war gerade nicht ſo hart, aber es klang denn doch ſo, wie — Haſenfuß. — In dem Augenblick dämmte ſich zwiſchen der Dame und mir eine Mauer auf. Die Mauer war aber ſtahlgrün und eigentlich der paſſabel breite Rücken eines rieſigen Mannes. Neben mir ſprachen zwei davon, daß die Arme offenbar verzeichnet wären und das Colorit des rothen Sammts nicht viel tauge. Offenbar galt das Geſpräch meiner Dame, die einfach und geſchmackvoll in rothen Sammt gekleidet ging und die ſchönſten braunen Haare gar zierlich gelockt und in Flechten hinaufgeneſtelt trug. Ich ärgerte mich über die Verblendung der Leute, die die Dame für ein Bildniß hielten, und wendete mich beklommen und unmuthig weg. Mein Blick fiel auf das Portrait eines mir bekannten Mannes. „Wen mag das Portrait dort oben wohl vorſtellen?“ So fragte mein Nachbar. „„Das iſt der Banquier Z.““ erwiderte ich. „Potztauſend,“ rief mein Nachbar hell auflachend, „für einen Banquier hat der Mann eine abſonderliche Phyſiognomie.“ — Und Alle ringsumher lachten laut. — Es fand ſich, daß mein Nachbar einen großen Löwenkopf, der über jenem Porträt hing, gemeint und mich im Scherz gefragt hatte, wen das Bildniß vorſtelle, worauf ich denn geantwortet ꝛc.

Selbſt weiß ich nicht, wie ich aus den Sälen gekommen bin. Unten traf ich den Freund K., dem ich viel verwirrtes Zeug von der Dame vorgeſchwatzt haben mag. „Ach," erwiderte er: „Du meinſt Conteſſa's Räthſel; ja! — das iſt ein ſehr ſchönes Bild unſeres wackeren Kretſchmar!" — Was in aller Welt wollte er damit ſagen?

Heute Punkt zwölf Uhr bin ich wieder auf der Ausſtellung; Du wirſt mich dort finden. —

147.

Geſänge zu dem Feſtſpiele „Lalla Rukh", in Muſik geſetzt von G. Spontini.

(14. Februar 1821.)

Das Programm dieſes Feſtſpiels, nebſt den dazu gehörenden Geſängen, iſt gedruckt in ſehr bedeutender Anzahl vertheilt worden; der Inhalt deſſelben kann daher als hinlänglich bekannt vorausgeſetzt werden. Die Erfindung, die Idee des Ganzen iſt eben ſo ſinnreich, als echt dichteriſch und glücklich; ja höchſt genial mag mit dem vollſten Recht der Gedanke genannt werden, daß mimiſche Bilder die Hauptmomente der poetiſchen Erzählungen, die der junge Dichter aus Kaſchemir, Namens Feramor, vorträgt, verſinnlichen. Vereinigte die Aufführung, an der Perſonen des höchſten fürſtlichen Ranges Theil nahmen, nun Alles, was der feinſte Kunſtſinn, der geläutertſte Geſchmack, die glänzendſte Pracht nur zu leiſten vermag, ſo war dieſes Spiel in der That der herrlichſte Schmuck eines wahrhaft königlichen Feſtes, dem beizuwohnen mit der erhabenſten Liberalität einem großen Theile des Publikums vergönnt wurde. Die Wirkung glich einem mächtigen Zauber, der den ganzen Sinn befängt und ſich, aus unſerm innerſten Weſen heraus, wie ein ſchöner Traum geſtaltet, den wir, dem ſchimmernden Feenreich entrückt, noch lange fortträumen.

Unſer wackerer genialer Meiſter Spontini mußte die Muſik zu dem Feſtſpiel in ſehr wenigen Tagen vollenden, welches ihn nöthigte, hie und da ältere, hier noch unbekannte, Stücke von ſeinen Compoſitionen zu benutzen. So gehört gleich der Marſch aus dem Es dur, womit das Ganze beginnt, einer älteren, hier nicht bekannten, Oper des Meiſters an. Feierlich, gewichtig iſt dieſer Marſch in hohem Grade, und dabei rein und klar gehalten; indeſſen glaubt der Referent, daß, hätte Spontini einen beſondern Marſch zu dieſem Feſtſpiel geſetzt, er gewiß mit der ihm eigenen hohen Genialität den Sinn des Ganzen aufgefaßt und durch einen ganz eigenthümlichen Schwung der Melodie und ebenſo eigenthümliche Inſtrumentation das Gefühl einer herrlichen, aber ganz fremdartigen, Erſcheinung in unſerer Bruſt erweckt haben würde. Wie gut der Meiſter ſich auf ſo etwas verſteht, beweiſet ſeine Compoſition des Cortez gleich in den erſten Tönen der Ouvertüre. Referent glaubt ein gutes Motiv zur beſonderen Einleitungs-Muſik darin zu finden, daß Aurengzebs erhabene Tochter ſich auf der Reiſe befindet (alſo kein Triumph-Marſch) und der Zug dieſe Reiſe gewiſſermaßen andeutet. Ihm hallt bei dieſem Gedanken eine etwas ſeltſame Indiſche Muſik in die Ohren, mit Flöten, Oboen, kleinen Pauken, Glocken, dazwiſchen Poſaunen, Harfentöne u. ſ. w. Nach dieſem Marſch bereitet der Uebergang in Des dur und ein Tremolo der Saiten-Inſtrumente das Gemüth der Zuſchauer auf eine mächtige Erſcheinung vor. Und in der That, charakteriſtiſcher konnte nicht Mokanna, der große Prophet von Khoraſan, angekündigt werden. Nicht genug zu loben iſt das ſo einfach und zart gehaltene Andantino religioso F dur zu den Worten der erſten Romanze: „Mächtig ſind des Wahnes Bande ꝛc." Eben ſo, wie dies Andantino, iſt das Maestoso D des hohen Meiſters würdig, welches ſtark und mächtig mit hämmernden Akkorden beginnt und dann übergeht in die gar liebliche Romanze der Peri: „Die Ghebern". Als die Muſik zu dem Feſt der Roſen begann, war dem Referent zu Muthe, als ſchaue er an einem ſonnenhellen warmen Frühlingstage in das reine glänzende Blau des wolkenloſen Himmels und es flüſtere und koſe in den dunklen Büſchen, wie ſüßer Liebestraum, und von den Schwingen des Zephyrs, der ſchmeichelnd auf luftiger Reiſe durch Flur und Wald, berührt, erſchlöſſen ſich die Blumenknospen in brünſtigem Verlangen, und ihre Düfte ſtiegen empor, wie die Seufzer der Sehnſucht.

Sie laden zum Feſte der Reihen
Die Liebe und Freude uns ein,
Und ſchmeichelnde Lüfte umkreiſen
Die duftende Flur und den Hain.

Gar hübſch und wunderbar lieblich iſt dann auch die Romanze der Nurmahal, G dur mit Harfenbegleitung, gehalten: „In die Wüſte flieh mit mir!" Ganz beſonders zu erwähnen iſt aber eines genialen Gedankens des Meiſters, der in einem Andante C dur vorkommt. Drei Soprane, denen ſpäter ein Tenor hinzutritt, ſingen nämlich ohne Worte, bloß auf dem Vokal a vocaliſirend, eine feierliche choralartige Melodie, während Violinen, Bratſchen, Violoncelle, ſpäter dann auch die Bäſſe, begleitend ſich in Triolen-Figuren bewegen. Dies Andante, von gleichſam intonirenden Vocalſtimmen vorgetragen (wie es denn auch geſchah), iſt von der erſtaunlichſten, wunderbarſten Wirkung. Man glaubt in den Lüften verhallende Sphärenmuſik zu vernehmen. Die Tänze haben gerade die ganz eigenthümlichen Melodien und frappanten Rhythmen, die alle Compoſitionen dieſer Art, die der Meiſter geſchaffen, als Werke des in Feuer und Flamme arbeitenden Genies, auszeichnen. Auch die Compoſition der Geſänge und Tänze zu dieſem Feſtſpiel, das beſtimmt war, auf eine Weiſe ausgeführt zu werden, wie ſie wohl ſelten ſtattfinden möchte, iſt ein gar lieblich blühendes Blümlein in dem Kranz, den Liebe und Verehrung [illegible], von ſeiner herrlichen [illegible] [illegible] [illegible], Künſtler und Kunſtfreunde dem hohen genialen Meiſter flechten. —

Ein Klavier-Auszug dieſer Compoſition, der, von dem Meiſter ſelbſt gefertigt, ſehr bald in der Schleſingerſchen Muſikhandlung erſcheint, wird dem muſikaliſchen Publikum gewiß gar ſehr erfreulich und willkommen ſein.

148.

Olimpia.*)

Eine ernſte¹) Oper in 3 Aufzügen,²) von dem erſten Kapellmeiſter und General-Muſik-Direktor Herrn Ritter Spontini.
Berlin, 1821.³)

[Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.]

Perſonen.

Caſſander, Sohn Antipaters, König von Mazedonien.
Antigonus, König eines Reichs in Aſien.
Statira, Wittwe Alexander's, unter dem Namen Arſana.
Olimpia, Statira's und Alexander's Tochter, unter dem Namen Amenais.
Der Hierophant, Oberprieſter im Tempel der Diana.
Ein Prieſter.
Soſtenes,
Hermas, Officiere,

Prieſter und
Prieſterinnen.
Tempeldiener.
Eingeweihte.
Große des Reichs.
Krieger.
Bachanten.
Amazonen ꝛc.
Volk.

---

*) In den Anmerkungen die wichtigeren von Hoffmann im Klavierauszug vorgenommenen Textänderungen, bzw. die urſprüngliche Faſſungen. [U. F.]

¹) Große.

²) Acten: in Muſik geſetzt und Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen Friedrich Wilhelm III in tiefſter Ehrfurcht zugeeignet vom Ritter Spontini.

³) In Ad. Mt. Schleſingers Buch- und Muſikhandlung. Unter den Linden No. 34.

Erſter Akt.

(Großer Portikus vor dem Tempel der Diana.)

Sc. 1.

Volk; ſpäter der Hierophant, und Prieſter.
Chor des Volks und der Krieger.

Hoch auf erſchallt, jubelnde Klänge!
Diana![1]) glüh'nder Luſt Weihgeſänge
Und Dankopfer bringen wir dar[2])
Aus heiteren Höhen hernieder,
Steigt Freude[3]), bringt Freude uns wieder,
Die Flamme lodert auf vom heiligen Altar.

Der Hierophant mit den Prieſtern aus dem Tempel tretend.

Ja! — ſeit er dahin, der mächt'ge Alexander,
Strahlt nie ein Tag ſo ſchön im Himmelsglanz herab.[4])
Die Könige, die mit Donnergeſchoſſen des gewalt'gen,
Wilden Kampfs den Erdball erſchüttert zum Fall,
Sie ſchwören ab im Tempel ihr blutgierig Haſſen.
Antigonus thront hier bei dem heiligen Feſte.
Die Gottheit will, daß in das Heiligthum
Caſſander treten darf, von frommer Hand geführt.
Sein Leben heil'ge er, und Hymens Gelübde
Verſchöne am Altar ſein hohes Götterloos. —
Erblickt das Fürſtenpaar, es nahet ſich bereit,
Zu bekräft'gen den den Göttern gelobten Eid.
(geht mit den Prieſtern ab.)

Sc. 2.

Die Vorigen. Antigonus, Caſſander treten auf. Ihnen voran ſchreiten einige ihrer Officiere. Höflinge und Leibwache folgen.

---

[1]) **Halber Chor.** Vernimm o Göttin, vernimm o Diana!
[2]) Dir dar.
[3]) Frieden. (U. F.)
[4]) Hat nie ein Tag ſo ſchön im Himmelsglanz geſtrahlt!

Duett.

Caſſander und Antigonus.

Helden, Ruhmesgenoſſen und ihr Völker voll Treue,
Bei dem Feſt der Bundesweihe
Blickt auf uns in Eurer Reihe,
Fleht, wie wir ſo brünſtig fleh'n.
Frieden ſchwören wir zur Stunde,
Griechenland, im neuen Bunde,
Möge gold'ne Tage ſeh'n.

(Während des folgenden Geſanges neigen die Krieger des Caſſander und des Antigonus ihre Waffen gegen einander, um den Schwur zu bezeichnen. Caſſander und Antigonus reichen ſich die Hände.)

Beide.

O Himmelskind, ſchweb' herab aus roſ'gen[1]) Höhen,
Heil'ge Freundſchaft, hör' mein Flehen!
Glühe auf in meiner Bruſt;[2])
Zauberiſch[3]) mag uns umweben
Deine Wonne, deine Luſt.

Caſſander.

Mögen ſtolze Feind' erbeben,
Die Antigonus bedroh'n;
Lorbeer-Schatten, Sieges-Leben,
Beut ihm Freundſchaft und mein Thron.

Antigonus.

Ja, Caſſander's Feind verderbe,
Treff' ihn Fluch und tiefe Schmach,
Alexander's hoher Erbe
Folg' dem mächt'gen Herrſcher nach.

---

[1]) heitern.
[2]) Dir nur dir glüht meine Bruſt.
[3]) Zaubervoll.

Beide.

Heil'ger Bund, in wonn'gem Beben,
Reg'ſt die Bruſt, gieb'ſt neues Leben,
Wirſt das Reich bald hoch erheben,
Das die Gottheit uns verſprach.

Allgemeiner Chor.

Heil'ger Bund ꝛc.

Sc. 3.

Die Vorigen. Hermas und Soſtenes.

Antigonus. (bei Seite.)

Die Zeit iſt da, ſein Inn'res zu erſpähen
Ich muß durchſchau'n [1]), was er birgt in der Bruſt!
(laut:)
Ein'gen wir uns [2]), o Herr! und von den wilden Meutern
Laß uns befrei'n das Reich, ſchon zu lang' trug's [3]) die Schmach.
Tirannei zügellos hat befleckt ſeine Fluren;
Alexander's heilig Grab trägt des Mord's blut'ge Spuren.

Caſſander.

Könnt's geſcheh'n, daß der Mächt'ge dämpfe dieſe Gluth;
Von der Höh ſeines Throns vernichte die ſtolze Brut.
Könnt's geſcheh'n, daß er lebt! —

Antigonus.

Dies Wort regt mein Erſtaunen,
Darf Antipaters Sohn beweinen Alexander?

Caſſander.

Antipater! Ha, mein Fürſt! nicht länger ſchmäh auch du
Ihn durch ſchwarzen Verdacht, der ſchwer ſein Grab belaſtet!

---

[1]) [illegible]
[2]) [illegible]
[3]) litt es

Mein Vater war ſchuldlos am Morde ſeines Herrn!
Nein! Er beging nie dies verruchte Verbrechen![1]

Antigonus.

Die Welt klagt laut ihn an[2]

Caſſander.

Die Welt ward dann bethört.
Zwar der Schuld'ge blieb noch verborgen,
Doch vor der Gottheit Aug' birgt umſonſt ihn die Nacht.[3]

Arie.

Schreckbild der Höll', furchtbar Entſetzen!
Nimmer läßt du mich, wilder Schmerz!
Den Barbar ſeh' den Mordſtahl ich wetzen,
Er ſtößt, der Unmenſch ihn, Statiren in das Herz!
Ha Greuelthat![4] — ruchlos Beginnen,
Man reißt ſie fort! — Olimpia! — ſie kann nicht entrinnen!
Weh mir! — noch ſchau' ich ihn, den entſetzlichen Tag
Als den Kelch, Orkus Gabe,
Mir reichte der Barbar,
Als unbewußt der Knabe,
Mordbewaffnet war!
Daß ſtrafbar Mörder ich werde,
Reißet Betrug mich fort.

---

[1] Ja — blut'ge Thränen wein' ich um ihn!
Sie ſühnen niemals das Verbrechen,
Das geopfert den Helden durch mich den Verräthern,
Deren Neid, deren Haß er fiel! (U. Z.)
[2] Ha! durchdrang er das furchtbar dunkle Geheimniß,
Daß ich der Verbrecher, nicht Antipater?
Nicht deine That, es war Verhängniß.
Nur deinen Vater nenne ſchuldig.
Durch ihn, unmünd'ger Jüngling, ward'ſt du irr' geführt! (U. Z.)
[3] Ha wär's ſo! — Doch kein Name birgt mehr als einen Schuld'gen! (U. Z.)
[4] [illegible]

Der Monarch der Erde
Fällt durch Meuchelmord! 1)
O ihr ew'gen Himmelsmächte! — o ihr waltenden Rächer 2),
Dies Herz iſt rein von Schuld! Götter! ihr kennt es rein.
Doch er bebe der Verbrecher,
Euer Recht laßt mich vollſtrecken 3)
Durch des Frevlers grauenvollen Tod 4)

Antigonus.

Ha! durchdrang er das furchtbare dunkle Geheimniß,
Daß ich der Verbrecher, nicht Antipater? 5)
O vergiß fernen Harm! 6) Das Schickſal zürnt nicht mehr.
Des Irrthums alte Schuld vergütet deine Tugend.
Das Reich, des Staates Wohl ſey allein unſre Sorge. 7)
Doch die Freundſchaft, der Schutz den ich dir zugeſagt,
Darf fordern einen Preis, der zu gewähren leicht.

Caſſander.

O ſprich!

Antigonus.

Olimpia, ich hofft' es,
Sollte werden die meine. Und! ach ich bin getäuſcht! 8)
Gewiß, ſie iſt für mich dahin . . .

---

1) Ha! feindliches Zürnen!
Grauenvoller That
Mußt' der Held erliegen.
Sein Rächer war ich! (U. A.)
2) O ihr himmliſchen Mächte, ihr allwaltende Rächer
3) Waffnet mich mit euren Schrecken!
Laßt euer Recht mich vollſtrecken
4) Zerſchmettert den ihr verwarft, nicht fodert ſeine Pein,
[illegible] auf ſein Haupt den Todes-Rächer,
Doch iſt er frei von Schuld, ſo laßt ihn glücklich ſeyn. (U. A.)
5) Hat er's etwa durchſchaut mein unſel'ges Geheimniß?
Erfuhr er's, daß ich ſelbſt die Verläumdung erſann,
Mein Verbrechen jene That ſeinem Buſen!
6) deinen Gram!
7) Nur Trug war deine Schuld, die die Tugend ſühnet,
Das Reich, ſein [illegible] Wohl ſey allein unſer Trachten. (U. A.)
8) Doch ach! trügeriſches Hoffen.

Doch es geſchah, daß unter den Gefang'nen
Sich[1] eine Jungfrau fand, Amenais genannt.

Caſſander.

Was hör ich!

Antigonus.

Ihrer reizenden Anmuth,
Ihrer Tugenden Glanz hat gebeugt ſich mein Stolz

Caſſander.

Ha! du liebſt?

Antigonus.

Was verſtört ſo plötzlich deinen Sinn?

Caſſander.

Klar wirſt du alles ſchau'n, an dieſer heil'gen Stätte
Geht auf vor dem erſtaunten Blick,
Bald, was der Götter Macht beſtimmt im ew'gen Rathſchluß[2])
Bald wird enthüllt Amenais Geſchick.
Sie iſt es! —

Antigonus (zu Hermas.)

Ha! — was er ſprach, ſein Blick hat ihn verrathen
Bald tagt es herauf, das Geſchick dieſer Sklavin

Hermas.

Wie? — fürchteſt[3]) du denn nicht, daß dich[4]) verrathen kann
Ein Unheilſchwang'rer Tag?

Antigonus.

Das Geheimniß blieb mein
Komm! — folge mir! (geh'n ab.)

---

[1]) Ich
[2]) Der Götter ew'ger Rathſchluß, ihres Willens Ausſpruch,
[3]) fühleſt
[4]) auch dich

Sc. 4.

Olimpia von einigen Prieſterinnen begleitet. **Caſſander.**

Olimpia.

O du, für den ein ſüßes Regen
Dieſe Bruſt längſt empfand, bald Theurer, biſt du mein.
Ja! — dir nur ſchlug dies Herz entgegen,
Bald Geliebter bin ich ganz dein.[1]
Doch mich ängſtet dein Blick! Er iſt ſchmerzvoll und trübe
In dieſem Wonnerauſch beglückter Liebe[2]
Was kann's ſeyn, welch ein Weh, das ſo plötzlich dich faßt?[3]

Arie.

Ihm nah', den ſo heiß ich liebe,
Athm' ich auf in hoher Luſt,
Vor Wonne bebt die Bruſt,
Im Hochgefühl' ſüßer Triebe.
Ja! — Liebe ſpricht ſein Blick,
Er iſt mein Alles, iſt mein Glück.
Nichts vermag zu verſtören,
Mein Leben ihm geweiht.
O Himmelsſeeligkeit,
Dir zoll' ich wonn'ge Zähren.
Ja! Liebe ſpricht ſein Blick,
Er iſt mein Alles, iſt mein Glück.

Duett.

Caſſander.

O ſüßes Wort, Glück ohne Gleichen
Mein iſt ſie, mein, Amenais!

---

[1] Du namſt in Schutz mein junges Leben,
Du nun bald mein theurer Gemahl!

[2] Doch in dem Wonn'gefühl beglückter Liebe
Caſſander.

[3] Giebt's ein Glück, das kein Unheil trübe?
Olimpia.
Wie könt ich an dem meinen Zweifel mir verzeihn!
Strahlt rein nicht des Glückes Glanz, giebt es Schmerz noch für mich? (U. F.)

Olimpia.

O welche Luſt, ſein Schmerz muß weichen,
Spricht zu ihm traut Amenais.

Beide.[1]

Götter, den Eidſchwur, den wir ſchwören,[2]
Hört ihn in hohen Sphären,
Empfangt der ew'gen Treue Schwur![3]

Sc. 5.

Die Vorigen. Der Hierophant.

Der Hierophant.

Diana hat erwählt der Prieſterinnen eine,
Sie ſoll deine zärtliche Liebe
Glücklich Paar, heiligen durch Hymens Band.[4]
Arzana iſt ernannt zu üben fromme Pflicht.
Es ertönet der Ruf, daß beginne das Feſt,
Aus der Hall'[5] hört den Klang der Trompeten erſchallen
Auf! — kommt, vollbringt was heilige Geſetze gebieten.
Vertraut den Göttern[6] euch.

Caſſander und Olimpia.

O ew'ge Macht, was du gebotſt geſchehe,
Schütz' uns, auf dich allein nur bauen[7] wir.

Der Hierophant.

O ew'ge Macht, beglücke ſie, ich flehe,
In heiligem Vertraun hinauf zu dir.

---

[1] Gluth/Heiß fühlt mein/dies Herz laut dir zu ſagen,
Daß all' ſein Glück in dir beruht,
Für dich Geliebter zu ſchlagen
Durchflammt dies Herz der Liebe Gluth.

[2] Götter hört, den Eid den wir ſchwören

[3] Empfangt Gelübde ew'ger Treu'! (U. J.)

[4] knüpfen feſt durch Hymens heil'ges Band.

[5] Höh'

[6] der Gottheit

[7] vertrauen

Sc. 6.

(Das Innere des Tempels.)

Antigonus. Krieger. Volk

Antigonus.

Hoher Götter Gebot durchdringe laut die Erde.
Völker aus allen Zonen!
Eilt herbei in den Tempel zu unſerm Altar.
Diana hat vergönnt, daß ſich ihr nahe
Jeder Sterbliche heut.[1]
Ha, der Augenblick kommt — mein Geſchick wird entſchieden.
Treuloſen Nebenbuhlers
Verhaßtes Streben, ſein Anſchlag enthüllt ſich mir bald[2].

Sc. 7.

Prieſter. Prieſterinnen und Eingeweihte. Der Hierophant.
Caſſander. Olimpia. Die Vorigen.

Chor der Prieſter, Prieſterinnen und Eingeweihten.

O du, der du ſpendeſt
Das ſüßeſte Glück,
O Hymen! du wendeſt
Auf uns deinen Blick.
O Gottheit, dir bringen
Wir Weihopfer[3]) dar,
In Lieb' wirſt verſchlingen,[4])
Ein ſeeliges Paar.

Antigonus.

Verhängnißvoller Bund! er entſcheidet mein Schickſal.[5])
Dem verworr'nen Blick geht auf ein feindliches Feſt.

---

[1] Diana ſelbſt erſchloß jedem Sterblichen heute
Die ihr geweihte Stätte;
Ihr zu nahn iſt den Sterblichen gewährt.

[2] geht nun bald hell mir auf.

[3] Dankopfer

[4] vereinen

[5] Leben!

Was ſeh ich? — Amenais! — Caſſander! —
Sie nahen dem Altar! — darf ich zweifeln noch!
Sie iſt's — die Tochter Alexanders!

Der Hierophant.

Zu beſchwören den Bund, o glücklich Paar,
Nah' froh dich jetzt dem heil'gen[1] Altar.

Caſſander und Olimpia. Der Hierophant.

Ew'ge Macht die $\substack{\text{mein}\\\text{ihr}}$ Leben
Hat entflammt in der Bruſt,
Die du ein göttlich Streben,
Geweckt in Liebesluſt:
O gieb, daß Liebesleben
Nie ſterb' in $\substack{\text{dieſer}\\\text{ihrer}}$ Bruſt.

Antigonus. Chor der Krieger.

Verrätherei! zertret'ner Frieden,[2]
Frevlich Feſt zum Orkus verdammt!
Es iſt das Feu'r der Eumeniden,
Das dort auf jenem Altar flammt!

Olimpia. Caſſander. Der Hierophant.
Chor der Prieſter und Prieſterinnen.

Das Feſt zu verkünden,
Mit Blumengewinden,
Bekränzt den Altar.
Dem Himmel entglommen,
Iſt Frieden gekommen,
Preis ihn[3] frohe Schaar!
(Tanz.)

---

[1] Hymens
[2] Krieger des Antigonus.
Zu den Waffen auf treue Freunde:
[3] Ihn preiſe

Antigonus (zu ſeinen Kriegern.)

Zur Rache herbei! — zur Rache!
Der Götter Heiligthum
Von der Schmach entweiht erkrache,
Greu'lthat [1]) ſey unſer Ruhm!

Die Krieger.

Ja! zur Rache! — zur Rache!
Doch den Gott
Fürchtet ihn,
Daß ſein Zorn nicht erwache!

Antigonus.

Ha wie? — ihr zaudert noch meine Rach' zu vollbringen?
Auf Hermas eil', daß geſchehe was ich beſchloß.

Der Hierophant.

Aller Zonen reiche Gaben
Was Griechenland Aſien gezollt,
In heiliger Begeiſterung
Werd' es ein frommes Opfer dem Gotte dargebracht.
(Ballet.)

Allgemeiner Chor (während des Bachanals.)

Götter unſer Entzücken
Abbild [2]) euern Blicken
Sey es eurer Luſt.
Muntrer Hörnerſchall,
Der Leier ſüß Klingen
In fröhlichem Ringen
Weck' den Wiederhall.

Unſ're Luſt, unſ're Wonnen
Preiſen der Götter Macht;

---

[1]) Unthat
[2]) Zeige

Jeder Schmerz iſt zerronnen
Wenn die Gottheit uns lacht.
Völker aus allen Zonen, eilt herbei, theilt die Luſt!

Antigonus.

Auf dann! — ſie geſchehe, die That!

Der Hierophant.

Haltet ein! ſchweigen laßt das Getön wilden Jubels![1]
Die erhab'ne Prieſterin, ſie nahet!
Den Segen ſpricht ſie aus der dies Paar hoch beglückt.

Sc. 8.

Die Vorigen. Statira.

Der Hierophant.

Hohe Frau! nahet euch![2]

Allgemeiner Chor.

Welch zerſtörender[3] Gram,
Mag ihre Bruſt durchwühlen!

Statira.

Wer wagt es, mich zu wecken,
Aus ewig ſchwarzer Nacht, in die ich ſank hinab?
Wer entreißt mich dem düſtren Grab?
Weh mir! — mich umgab grauenvolles Todesſchrecken!
Daß ich noch leb'[4] wer fordert das?
Schauder ergreift mich hier! -- o laß mich an heil'ger[5] Stätte
Dem tiefen Gram[6] mich weih'n — dann ſterben unbeweinet!
Laß mich hinweg!

---

[1] euren Jubelſang.
[2] nahe dich.
[3] Welch ein düſtrer
[4] athme,
[5] dieſer
[6] Dem Grame ganz

Der Hierophant.

Ein andres Loos iſt dir beſtimmt!
Du mußt erfüllen der Gottheit 1) Gebot.
Nach dem heiligen Gebrauch ſelbſt weihen du den Bund,
Der Segen, den du ſprichſt wird beglücken Caſſander.

Statira.

Caſſander! Götter! — mächtige Götter!

Allgemeiner Chor.

Welch Schreckenston! welch Wehgeſchrei!

Statira.

Ich erwählt? — ich ſoll ihn entweihen,
Schänden den heiligen Altar?
Im Heiligthum den Göttern ſoll ſtellen ich dar,
Verruchter Mörder Brut, die That ihr verzeihen? 2)

Caſſander.

Was vernehm' ich? welch frevelhaftes Zürnen?

Statira.

Erfahre, wer ich bin!

Caſſander.

Götter 3) was enthüllt ſich mir!

Statira.

Dein Verbrechen!

Caſſander.

Blitze 4) zerſchmettert mich!

---

1) Götter
2) treffe Fluch ſolch Beginnen.
3) Weh!
4) Götter

Olimpia.

O mein Fürſt!

Statira.

Ja! ſo fall' er[1]) dem Vaterland zur Rache!

Der Hierophant und der Chor.

Fluchwürdig läſternd Wort! Schreckenstag, düſtres Grauen!

Antigonus.

Welch Licht beginnt zu dämmern,
Ha Freunde ſchauet hin![2])

Olimpia.

Sein Antlitz todtenbleich! — Verzweiflung[3]) wirſt ihn nieder!

Statira.

Ja ich weih' ihn der Rache,
Dem Tod, ihn[4]) der begangen
Mordverrath an dem Herrn!

Allgemeiner Chor.

Mordverrath an dem Herrn!

Der Hierophant, Prieſter und Prieſterinnen ꝛc.

O Tag der Schmach, o Tag der Trauer,
Entſetzen faßt uns, Todesſchauer,
Die Gottheit zürnt[5]), die Ruh' entwich.
Der Prieſtrin Wort,[6]) welch furchtbar Schrecken,
Vermocht's im Heiligthum zu wecken,
Ha, Beginnen frevelich!

---

[1]) Ja er falle
[2]) Klar ſchau alles ich nun.
[3]) Schmerz, Schrecken
[4]) Dem Tode,
[5]) Der Donner brüllt,
[6]) O fluchwürdig Wort

Statira.

Der Donner brüllt, die That zu wecken,
Erbeb' erzittr' im Todesſchrecken
Der Götter Rache über dich!
Ja ich weih' ihn der Rache,
Dem Tod ihn, der begangen
Mordverrath an dem Herrn!

Antigonus und ſeine Krieger.

Brauſt fort des Sturmes Wellen!
Des Himmels Will' wird auf ſich hellen,
Sein Donner brüllt, die Ruh' entwich.
Sie ſelbſt die Gottheit — Gattin — Mutter,
Es eint ſich alles hier für { mich.
dich.

Caſſander.

Wo bin ich? — Entſetzen! — furchtbares Schrecken,
Der Donner brüllt die That zu wecken,
Der Götter Rache über mich!
O Prieſtrin deinen Zorn laß ſchweigen,
Vermag kein Opfer dich zu beugen?[1])
Des Schuldigen erbarme dich!

Olimpia.

Wo bin ich — Entſetzen, furchtbares Schrecken,[2])
Ha Götter, welche That zu wecken,
Erbeben Donner über mich!
Weh mir, wohin ſoll ich mich neigen,
O Prieſt'rin deinen Zorn laß ſchweigen,
O Prieſter — Vater — ſchütze mich!

(Alle fliehen entſetzt.)

Ende des erſten Akts.

---

[1]) O zu dir laß mich neigen
[2]) O mein Vater! erbarme dich!

Zweiter Akt.

(Ein Theil des heiligen Gehölzes in dem der Tempel der Diana errichtet iſt. Ein Sühnopfer beginnt. Die Prieſterinnen vor der Statue Dianens kniend bringen ihr Blumen und Früchte dar.)

Sc. 1.

Chor der Prieſter und Prieſterinnen.

Göttin wir flehen,
Laß es geſchehen,
Die Prieſt'rin ſchone, räche dich nicht.
O ſchone huldvoll,
Ein Herz das ſchuldvoll,
Des Leid's Gewalt zum Tode bricht.

Ein Prieſter.

Der Oberprieſter[1] will, Arzana ſoll ſich nahen,
An dem Ort heil'gen Schau'rs ſein Gebot zu empfahen.

Chor.

O daß durch bittre Reu' werde geſühnt ihre Schuld!
Göttin wir flehen,
Laß es geſchehen,
Die Prieſt'rin ſchone, räche dich nicht!
O ſchone huldvoll,
Ein Herz das ſchuldvoll,
Des Leid's Gewalt zum Tode bricht.
Göttin wir flehen,
Laß es geſchehen,
Halt deinen Rächerarm zurück,
Zu dir ſich hebt thränenſchwer der Blick!

---

[1] Der hohe Prieſter

Sc. 2.

Statira tritt auf.

Statira.

Beklagenswerthe Mutter,
Ihr Götter welch ein Schmerz!
Als ich ſah' ihn, der ſchuf mein grenzenloſes Elend,
Konnt' ich bergen die Wuth, die entflammte mein Herz!
Unſeligſte der Weiber! — Beklagenswerthe Mutter!

Sc. 3.

Der Hierophant von Prieſtern begleitet. Statira.

Der Hierophant.

Schmachvoll haſt du entweiht das hohe Götterfeſt,
Haſt verſtört die heiligen Gebräuche;
Gieb Antwort mir: wie geſchah's daß verweg'nes Beginnen,
Verkehren durft den frommen Weihgeſang,
In Zorngetob', in Haſſes Wüthen?

Statira.

Verlang' nicht daß ich red', ich muß gezwungen ſchweigen!
Weh mir! — O laß' vergeſſen in ſtiller Einſamkeit,
Laß mich hier entſchlummern in Frieden!

Der Hierophant.

Schweige länger nicht, ich gebiet's,
Was gab dir das Geſchick?

Statira.

Ruhmes Glanz! — Die Nacht des Elends! —
Groß und hehr war der Nam' den das Schickſal mir gab;
Er verſank in die Nacht düſtren Grabes hinab!

Der Hierophant.

Doch was zwang dich zu fluchen ſo gräßlich Caſſandern?

Statira.

Schweig' von dem Unmenſch! — Und ſag' weißt du was er verbrach?[1]
Kennſt du[2] den Barbar? — gemordet hat er mich!

Der Hierophant.

Ihr Götter ha! welch ein gewagtes Wort![3]

Statira.

Erfahr's — von ſeiner Hand fiel mein Gemahl!

Der Hierophant.

Sag' wer du biſt?

Statira.

Ha vernimm es und zittre![4]
Des Götterhelden Wittwe, Darius Tochter!

Der Hierophant.

Ihr Himmel! — Die Wittwe Alexanders!

Statira.

Sie ſtehet hier[5] vor dir, wirf hin dich in den Staub!

Der Hierophant und die Prieſter.

Statira!

Statira.

Ja Statira! ſie, die frommer Diener Treue,
Hat gerettet hieher an dieſen Ort der Weihe,
Statira die ein graus'[6] Geſchick, die ein Barbar,
Ruchlos verfolgt, nicht ſcheut den heiligen Altar!

---

[1] Du nennſt das Ungeheu'r!
Nun wohl! wiſſe was er verbrach!
[2] Erkenne ihn
[3] was wagſt du zu ſprechen!
[4] Ha! erbeb' es zu hören!
[5] Statira ſteht
[6] gräßlich

Der Hierophant.

Die Götter werden dich hier ſchützen.

Statira.

Sie verhängten mein Leid — Darf ich hoffen — noch vertrauen?
O Schmach! — o Gram! — grausvoller Tag!
Darius! — Alexander! — und du, o meine Tochter!
Weh mir! — Alle dahin![1] — Furchtbarer Zorn der Götter,
Vernichte, zerſchmettre ein Daſeyn, das mir ſelbſt Abſcheu! —

Arie.

Ha Tyrannen! verſöhnt
Euch nur Blut meines Stamms? Gebt Schutz ihr dem Verräther?
Weh mir! — in bittrer Qual — troſtlos bin ich — verhöhnt!
Halb entſeelt, kaum entfloh'n dem Mord, dem blut'gen Thäter,
Muß ſchauen ich o Graus! daß ihr vergabt die Schuld!
Mich opfert ihr dem Mörder und ihm glänzt[2] Eure Huld!
Doch! — was ſprach ich — welche Qual!

Der Hierophant und die Prieſter.

Seht ſie leblos erſtarren!

Statira.

Wohin entfloh[3] mein Sinn!

Die Prieſter.

Die Qual bricht ihr das Herz!

Statira.

Den Göttern ſprach ich Hohn!

Die Prieſter.

Dir gönnt Freiſtatt der Götter heiliger Tempel!

---

[1] alle ſeid ihr dahin!
[2] lacht
[3] entſchwand

Statira.

Was kann beſänft'gen ſie?

Der Prieſter.

Der Reue frommes[1]) Fleh'n!

Arie.

Statira.

Götter verzeiht, wenn frevelhaft ich klagte!
Verzweiflung ach![2]) zerreißt mein blutend Herz.
Ich bereu' was bethört auszuſprechen ich wagte,
O hört mein Fleh'n, ſchenkt Mitleid meinem Schmerz.
Nach langen Jahren namenloſer Leiden,
Laßt leuchten[3]) mir nur einen Hoffnungsſtrahl!
Ha! — meine Tochter! o laßt an ihrem Blick mich weiden,
Gebt mir mein Kind zurück, laßt enden meine Qual;
Mein Daſeyn ſegne ich, blüh'n mir noch Mutterfreuden.

Der Hierophant.

Am Fuß dieſes Altars, ſo will es das Geſchick,
Sollſt du hohen Hymeneen ſpenden heiligen Segen!
Sie kommt, die Fürſtenbraut.

Statira.

O unglückſel'ge Jungfrau!

Der Hierophant.

Königin! — zu deinen Füßen ſah'ſt du einſt die Welt,
Doch ſterblich waltet auch über dich das Geſchick;
Der Gottheit dieneſt du, ſey gnad'voll ſo wie ſie.[4])
(ab mit den Prieſtern.)

---

[1]) ſanften
[2]) Entſetzlicher Gram
[3]) Vergönnet
[4]) ſo wie ſie, übe Gnade.

Sc. 4.

Statira; in der Folge Olimpia von zwei Prieſterinnen begleitet.

Statira.

Ich hör' der Götter Machtgebot
Gehorchen muß ich ihrem Willen.
Doch was iſt's? — welch Gefühl durchſtrömt meine Bruſt?
Was ſeh' ich? — hoher Adel, er thront auf[1] ihrer Stirne.
Nah' dich mir![2] — wie? du fürchteſt mich?

Olimpia.

Nein! dir zu Füßen fühl' alle Furcht dahin ich ſchwinden.
Kein Schauder mehr durchbebt die wonn'erfüllte Bruſt.

Statira.

O du für die ſo ſeltſam mein Inn'res ſich regt,
Du wirſt vermählt Caſſandern?

Olimpia.

Mein Leben rettet' er,
War mir Vater, war mir Freund. Er bietet mir die Krone,
Für ſo viel[3] Zärtlichkeit, für ſo viel Treu' zum Lohne,
Darf g'nügen ihm wohl meine Hand?

Statira.

Ha! — dem Tode hat er dich entriſſen?
Sage wann — wo geſchah's?

Olimpia.

Als trauert Babylon,
Als der hehre Monarch[4] dort endete ſein Leben.

---

[1] entſtrahlt
[2] Näher her!
[3] So vieler
[4] Als der Monarch der Welt

Statira.

Die Stätte wo du geboren,*) war die ſeines Mord's?
Durch die Nacht meines Grams, welch ein Strahl will mir leuchten!
Mächt'ge Götter! — nach lang' ertrag'nem Leid,
Wär' mir gewährt noch dieſe Seligkeit?
— Die Zeit — der Ort — ihr Alter! — Zu atmen kaum vermag ich!

Olimpia.

Ha! — was bewegt ſo deine Bruſt?*)

Duett.

Statira.

Ach gedenkeſt du der Mutter,
Trägſt ihr Bild du noch in dir?

Olimpia.

Ach die Liebe einer Mutter,
Nie ward zu Theil ſie mir.
Sie gab mir das Leben,
Und nicht danken durft' ich ihr.

Beide.

{Sie / Ich} erblickte das Leben
Doch zu ruh'n an der Bruſt
Einer zärtlichen Mutter,
Nie empfand {ſie / ich} die Luſt.

---

*) Der Ort ſeiner Geburt
*) Statira.
Weh mir!

Statira.

Längſt verſchwunden der Jungfrau holden Reiz,
Strahlt wunderſam
Des Gatten Bild
Hell mir entgegen!

Olimpia.

Was ſprachſt du?

Statira.

Ja, es iſt der Natur ſüße Stimme' die mir ruft!
Du mein Kind, meine Tochter!

Sc. 5.

Die Vorigen. Caſſander.

Caſſander.

Ja ſie iſt es — Olimpia!

Statira.

Was hör' ich Götter!

Caſſander.

Entriſſen hab' ich ſie dem Mord!

Statira.

Komm meine Tochter, komm an dieſes Herz!

Olimpia.

Dich meine Mutter drück' ich ans Herz!

Statira. Olimpia.

Augenblick der Wonne, heil'ges Entzücken!
O laß dich drücken an die lieb'volle Bruſt!

Ja } du biſt mein
} ich bin dein } o Himmelsluſt!
{Um dich nur flehten meine Thränen.
{Ja mich erflehten deine Thränen.

Caſſander.

O Fürſtin, dieſer Augenblick,
Erſchließt er nicht deine Bruſt¹) dem Mitleid für Caſſander?

Statira.

Für ihn, der den König erſchlug?²)

Olimpia.

Was hör' ich?

Caſſander.

Beſänft'ge deinen Zorn!

Olimpia.

War nicht Tugend was er für mich that?³)

Statira.

Erfahr' auch ſein Verbrechen!
Du zolleſt Dank ſeiner Tugend, ſeiner Großmuth,
Und er iſt's der verdarb,⁴) vernichtet' deinen Stamm!
Befleckt von dem Mord deines Vaters,
Raubte er ſeine Krone, ſchwang auf ſich zum Thron.
Die Mörderhand vom Vaterblut noch rauchend,
Reicht er dir am Altar — das that er für dein Glück!

Olimpia.

Weh! — Du? — wär' es wahr, welch entſetzlicher Gedanke!

---

¹) Dein Herz
²) Der erſchlug Alexander!
³) Er hat Großmuth geübt . . .
⁴) zerſtört

Caſſander.

Halt ein! — ha! — du ſchmetterſt mich nieder!
Doch! — war es ſchwarzer Trug,[1]) wenn nur in böſem Wahn,
Dieſe Hand willenlos geraubt Alexandern das Leben,[2])
Wenn im Schrecken der Nacht, die gebar blut'ge Greu'lthat,[3])
Ich gewendet von dir, den Dolch der ſchon gezückt,[4])
Wenn der Gefahr die Tochter, die Mutter ich entriſſen,
Nennſt du dann immer noch verruchten[5]) Mörder mich?

Terzett.

Caſſander.

Holde theure Geliebte, du Abgott ſüßer Triebe,
O ſprich, ſage, was ich verbrach?

Olimpia.

Weh mir![6]) ich empfand ja nur Liebe,
Wenn ſüßen Laut's er zu mir ſprach!

Caſſander.

Zu deinen Füßen ſieh Caſſander brünſtig[7]) flehen!

Olimpia.

Olimpia's Schmerz mitleidsvoll magſt[8]) du ſehen.

Statira.

Du verlangſt?

Olimpia.

Liebſt du mich?

---

[1]) Höllentrug
[2]) Nur willenlos der Welt Alexandern ich raubte;
[3]) blutigen Frevel,
[4]) Ich von dir ihn gewandt den ſchon gezückten Dolch! . .
[5]) ruchloſen
[6]) Nein! Ach!
[7]) feurig
[8]) mußt

Statira.

Nur ihn trifft[1]) Haſſes Schmach!

Olimpia.

O Mutter!

Statira.

So ſprich! — du magſt vollenden!

Olimpia.

Dir gab er[2]) wieder mich!

Statira.

Als das Herz er mir brach!

Olimpia und Caſſander.

Gerettet hat er mich!
Ihr Leben rettet' ich!

Statira.

Mich traf was er verbrach!
Und doch — in Schmerz will mein Zürnen ſich wenden

Olimpia und Caſſander.

Des Mitleids Stimme iſt's, die zu dir ſprach,
Mag den Kampf die Liebe ſiegend enden.

Statira.

Ha was iſt's?

Olimpia und Caſſander.

Ach verzeih'!

Statira.

Ich ſollt' verzeihen ihm?

---

[1]) treff'
[2]) Er gab dir

Olimpia und Caſſander.

Des Mitleids Stimme iſt's, die zu dir ſprach,
Mag den Kampf die Liebe [1]) ſiegend enden.

Statira.

O Tochter — und du Caſſander — kommt o kommt! — nein
hinweg!
Nimmermehr ſoll mein Blut grauſe Frevelthat ſchänden! [2])

Olimpia und Caſſander.

Hör' uns, [3]) verzeih'!

Statira.

Hinweg — hinweg!
Nimmermehr ſoll mein Blut grauſe Frevelthat ſchänden!

Olimpia und Caſſander.

Des Mitleids Stimme iſt's, die zu dir ſprach
Hör' uns! [3]) — verzeih!

Statira.

Hinweg! hinweg!

Chor aus der Ferne.

Eilt herbei, eilt herbei! laſſet Jubel erſchallen!
Statira lebt, die Götter ſchützen ſie.
Sie kehrt zurück aus heil'gen Hallen;
Ehr' und Preis bringt ihr dar, unſre Treu' wankte nie!
Eilt herbei, eilt herbei, laſſet Jubel erſchallen!

Sc. 6.

Die Vorigen. Antigonus von einigen Kriegern begleitet. Der Hierophant. Prieſter, Prieſterinnen und Eingeweihte.

---

[1]) O daß den Kampf mag Liebe
[2]) Ha wie wallt — alles Blut meines Stammes flammet auf in Entſetzen!
[3]) Hab Erbarmen!

Antigonus.

Arie.

Erhab'ne Fürſtin, hohe Frau!
Verwaiſten Stammes letztes einziges Hoffen,
Alles huldigt dem Thron, den das Geſchick dir gab.
Das Volk eilt jubelnd her, es entreißt dich dem Stab,
Neues Leben ſtrahlet dir, die Hallen ſtehen offen.
Die treue Schaar, für dich, ſteht ſie bereit zum Kampf!

Der Hierophant.

Vom Dienſte des Altars iſt dir Freiheit gegeben,
Ja! deinem treuen Volk, Olimpien magſt[1]) du leben.

Statira.

Ja! — ich kehre zurück in die trugvolle Welt,
Und zerriſſen der Bund, gerächt ſey der Held.

Antigonus.

O! — Fürſtin bleib dem treuen Volk, dem Lande,
Deinem Schutz weih'[2]) ich Leben — Blut!

Caſſander.

Ha! das gebühret nur mir! — Ha fürchte meine Wuth!
Das Geſchick umſchlang uns mit heiligem Bande.

Statira.

Das die Mutter zerreißt!

Antigonus.

Sie hat verflucht den Bund!

Caſſander.

Ha! — Olimpia iſt mein, die Gottheit gab ſie mir!
Frevler! — ſo brichſt du geſchworne Treue —

---

[1]) wirſt
[2]) wahr'

Antigonus.

Der Thron erwartet dich, verachte ſeine Wuth,
Komm Fürſtin, ſtell' dich dar, dem Volk das deiner harret.

Statira.

Komm o Tochter!

Olimpia.

Gebiete mir!

Statira.

Flieh den Mörder!

Caſſander (zu Olimpia.)

Folg' dem Gemahl!

Statira.

Hinweg verweg'ner Frevler!

Caſſander.

Zu gerecht iſt mein Zorn, zu gerecht meine Wuth!
Zurück mich halten, wer vermags, welch' ein Gott![1] —

(Auf ein Zeichen des Antigonus treten von allen Seiten zahlreiche Krieger aus den Gebüſchen.)

Antigonus und der Chor der Krieger.[2]

Der Tod!

Finale.

Caſſander.

Ha der Treue Hohn zu ſprechen!

Der Hierophant und die Prieſterinnen.

Ha ſchwarzer Tag! — Verbrechen!

---

[1] welch ein Gott vermags?

[2] (die plötzlich von allen Seiten her aus dem heiligen Haine hervordringen).

Antigonus.

Den Verräther ſchlagt nieder, beſtrafet den Mord!

Statira.

Ihr Krieger meines Herrn![1] Olimpia, reißt ſie fort,
Eure Waffen erhebt blut'ge Greuelthat[2] zu rächen.

Olimpia.

Ha welch ein Loos trifft ihn,
Darf nichts mehr für ihn ſprechen?[3]

Chor der Prieſter.

O Fürſtin darf das Herz
Für die Tochter nicht ſprechen?

Caſſander.

Feindlich Geſchick, es reißt mich zum Verderben fort.

Antigonus.

Zu frevlich iſt dein Stolz, mein Zorn ſoll dich zerſchmettern!
Laut auf ſchreit deine That, Ha! fühle meine Macht!
Wirf dich hin in den Staub, bald in blitzſchwang'ren Wettern
Stürzt die Rache dich hinab in die Nacht!

Caſſander.

Zu frevlich iſt dein Stolz, mein Muth ſoll dich zerſchmettern!
Ha bald rächen ſoll ſchwer die Unthat meine Macht!
Vergebens iſt dein Droh'n, ich flehe zu den Göttern!
Noch ein Strahl leuchtet durch die Nacht!

Statira.

Haltet ein, ich gebiets, ehrt in mir eure Fürſtin!
(zu Caſſander)

---

[1] des Gemahls
[2] euren König
[3] Kann nichts für ihn denn ſprechen?

Ha! — beuge Sklave dich der Gattin deines Herrn!
Du, frevelhaft vereint mit dem ruchloſen Mörder,
Du, die ſchändeſt den Stamm, den die Götter gepflegt,
Tochter Statira's — ehrſt du noch deine Mutter?
Tochter Alexanders — gehorche!

Der Hierophant, Prieſter Prieſterinnen ꝛc.

Ha blinde Rachgier, ſoll ihr Zorn uns zerſchmettern?
Zu entweih'n dieſen Ort habt ihr ruchlos gewagt,
Frevel iſt eure Wuth, Ehrfurcht zollt hohen Göttern,
Scheuet ſie die ſtrafende Macht!

Caſſander.

Zu frevlich iſt dein Stolz ꝛc.

Chor der Krieger des Antigonus.

Zu frevlich iſt dein Stolz, ſein Zorn wird dich zerſchmettern,
Laut auf ſchreit deine That, ha fühl des Helden Macht,
Wirf dich hin in den Staub! bald in blitzſchwangern Wettern
Stürzt die Rache dich hinab in die Nacht!

(Alle ab.)

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

(Ein Platz innerhalb den Mauern des Tempels der Diana.)

Sc. 1.

Olimpia. Der Hierophant. Prieſterinnen.

Olimpia.[1]

Wo führeſt du mich hin? Weſſen grauſamer Wille
Reißt fort mich von der Mutter, die mir kaum erſt gegeben?

---

[1] (zum Hierophanten.)

Der Hierophant.

Statira ſelbſt gebot's. Weh dir! Ha du wähnſt nicht,
Welch furchtbar Verderben uns droht!
Fort [1]) iſt Caſſander!

Olimpia.

Ihr Götter!

Der Hierophant.

Soſtenes dem Getreuen,
Gelang's zu verſammeln das Heer.
Der heil'ge Tempel, bald iſt er ein grauſ'ger [2]) Kampfplatz.
Entflammter Krieger Blut, bald ſtrömt's hier. Doch Statira [3])
Eilt der wüthenden Schaar ſchon entgegen voll Muth.
Daß ihr Name ſo hehr, die Majeſtät ſo heilig,
Möcht' entwaffnen der Krieger rachedürſt'ge Wuth!

Olimpia.

O Prieſter! ſchenk' Mitleid mir der verwaiſten Tochter!

Der Hierophant.

Der Fürſtin ſteh' ich bei [4]). Du, die die Gottheit lenkt,
Erwart' hier demuthsvoll, was ihr Rathſchluß verhäng
[illegible]

Sc. 2.

Olimpia.

Caſſander frei? Soll nennen Olimpia
Das Geſchick das ihn traf, das dem Tod ihn entriß,
Soll nennen ſie's Heil oder Fluch?
Was ſag' ich! — Weh mir Aermſten! — Und doch welch
fröhlich Hoffen,

---

[1]) Frei
[2]) grauſer
[3]) die Fürſtin
[4]) Ich eil' ihr beizuſtehn.

Beſängt den gramverſtörten Sinn!
Wenn die Götter gebieten, daß ich ihn vergeſſe,
Ha! — vermag es mein liebend Herz?

Arie.

Ach! dies Gefühl der reinſten Liebe,
Hinopfern ſoll ich es, o heilige Natur?
So ſchweiget dann ihr ſüßen Triebe!
Ihr Götter am Altar vernahmt ihr meinen Schwur;
Euch fleht' ich brünſtig an! — Schaut nieder auf mich Armen
Den Kampf ſeht des Leids, ſeht den Schmerz.
Ihr lenkt mein Loos, o habt Erbarmen,
Gebt Kraft mir, tröſtet dieſes Herz![1]
Ha, er iſt's.[2]

Sc. 3.

Caſſander. Olimpia.

Caſſander.

Folge mir!

Olimpia.

Unglückſel'ger, was verlangſt du?

Caſſander.

Antigonus und ich, entſcheidend kämpfen wir,
Der Krieger Blut ſoll nicht fließen mehr![3]
Komm! — zaudre länger nicht.

---

[1] Ach dieß Gefühl der reinſten Liebe,
Hinopfern ſoll ich' dir fromme Pflicht der Natur!
Weicht dann der Pflicht ihr ſüßen Triebe!
Ach dieß Gefühl der reinſten Liebe
Ich opfr' es auf, ja ſchweigt ihr ſüßen Triebe!
Ihr Götter am Altar galt ſchön'rer Pflicht mein Schwur?
Götter ihr nahmt ihn an! dieß Herz das qualvoll leidet,
Ihr ſeht ſeinen Kampf, ihr kennt ſeinen Schmerz!
Ihr die ſo ſtreng mein Loos entſcheidet,
Ihr Götter ſtählt mit Kraft dieß Herz!

[2] Ha er ſelbſt!

[3] Kein Blut ſoll fließen mehr — das geboten hab' ich! ...

Olimpia.

Welche Wuth durchbebt dich?

Caſſander.

Keine Macht ſoll entreißen mehr dich meinem Arm!

Olimpia.

Laß erwarten mich hier des blut'gen Kampfes Ausgang.[1]
Weißt du, wer mich gebahr? — Ha! — fühlſt du nicht mein Elend,
Nicht mein Entſetzen, meine Angſt!

Caſſander.

Nicht gelößt iſt das Band, das mich feſſelt an dich,
Nich tiefer ſtoß' den Dolch mir in die Bruſt,[2] mich verſchmähend.
Ich empfing deinen Schwur am heiligen Altar.
Folg' dem Gemahl!

Olimpia.

Ihr Götter! ſchützet, rettet mich!

Duett.

Caſſander.

Ha! — iſt das deine Lieb', deine Treu' mir geſchworen?

Olimpia.

Ach iſt uns Liebesglück[3]) nicht auf ewig verloren!

Caſſander.

Ich athme nur für dich, und den Tod giebſt du mir?

---

[1] die blutig grauſe That
[2] in dieß Herz
[3] Ach iſt nicht Lieb und Glück

Olimpia.

Trennung will das Geſchick, entflieh'n muß ich dir!

Beide.

Soll Liebesflamm' erkalten!
Tiranniſch Wort,
Ein furchtbar ſtrenges Walten
Reißt von dir ach! — mich fort!

Olimpia.

Nicht kannt' ich deine That, doch laut ward dein Verbrechen!

Caſſander.

War ſchuldig ich der That, die Gottheit mag ſie rächen
Doch dein Herz, durft' es nicht frei mich ſprechen von Schuld?

Olimpia.

Darf mein Herz für ihn ſprechen?[1]

Caſſander.

Ha ſollt' ſie mich noch lieben!

Olimpia.

Hör' mein Fleh'n, laſſe mich!

Caſſander.

Folg' den ſüßeſten Trieben.
Nicht mehr zögre!

Olimpia.

Ach die Lieb' raubt uns der Götter Huld!

---

[1] Muß dieß Herz ſchwach [illegible] nicht fühlen?

Beide.

Olimpia.

Schon ertönt wilder Schall, Kampfesruf zu den Waffen,
Entſetzt erblick' ich des Blutes glühend Roth.
Mich trifft was die Schuld hat geſchaffen,
Dein Ruhm glänzt wieder auf, mir giebſt du bitt'ren Tod!

Caſſander.

Schon ertönt wilder Schall, Kampfesruf zu den Waffen,
Bald färbt mein Schwert des Blutes glühend Roth.
Auf glänzt was Zornes Muth geſchaffen,
Das Ende meiner Qual, blut'ge Rach' oder Tod!
(Caſſander ab.)

Olimpia.

Ihr Götter! welch ſchreckhaft wildes Toben!

Der Hierophant, Prieſter, Prieſterinnen, Eingeweihte, Weiber und Kinder aus dem Volk ſtürzen herbei.[1]

Der Hierophant.

Weh uns weh! blutig Raſen — Rachegluth!
Frevelthat! — heil'ger Tempel iſt entweiht.

Chor.

Weh uns weh! — wildes Toben — Rache — Wuth!
Todeskampf! — Ha Verderben das uns dräut!

Der Hierophant und Chor.

Schreckenstag! — ſchwarz umhüllet
Uns im Graus, Grabesnacht!
Hör' uns fleh'n angſterfüllet,
Fleh'n zu dir, [2] göttliche Macht!

---

[1] Der ganze Chor tritt ein durch die hintere Pforte des Tempels.

[2] O rett' uns

Chor der Krieger des Caſſander.
(außerhalb der Szene.)

Sieg krön'[1]) den Held! — Es ſterbe der Tyrann!

Der Hierophant.

Nicht Rettung mehr, ſchon naht ſich Tod! — Verderben
Erreicht uns hier, und mörderiſche Waffen
Entheil'gen bald die Stätte die geweiht
Der Göttin! Flieh Olimpia, Prieſterinnen,
Flieht! — Berget euch im Innerſten des Tempels!
Doch feſten Muths laßt Prieſter widerſtehen
Uns ſünd'gem Frevel, laßt beſchützen uns
Der Göttin Heiligthum!
(Olimpia eilt mit den Prieſterinnen ab.)

Chor der Krieger des Caſſander.
(außerhalb der Szene.)

Sieg krön'[1]) den Held! Es ſterbe der Tyrann!

(Antigonus tritt zum Tode verwundet auf, und wankt zu den Stufen des Altars; während ſeine Krieger, die Lanzen vorſtreckend Caſſanders und ſeiner Krieger Eintritt verhindern.)

Antigonus.

Caſſander! — Mörder! — Rache treffe dich!
(rafft ſich empor.)
Hinweg! — verſtöß'ſt du ſtolze Göttin mich?
Hohn ſprech' ich deinem Donner, dem Altar,
Auf! Höllenmächte auf! ihn zu zerſchmettern!
Fluch dieſer Stätte, grauſer Fluch den Göttern![2])
Hört mich Dämonen! — hör' mich nächt'ge Schaar!
Sprüh' glühend auf, des Orkus Flammengrab!
Jauchzt Furien, mich den Mörder zu empfangen.
In Alexanders Blut ha! ſeht mich prangen,
Triumph! — zu euch — zu euch hinab![3])

---

[1]) krönt

[2]) Prieſter.
O Diana! o entweihendes Wort! . . .
(er ſinkt zuſammen.)

[3]) Hierophant. (Prieſter.)
O welch Geſtändniß grauſen Frevels!
Eilt hin und gebt Bericht Olimpien und Statiren.

Caſſander (durchdringt die Reihen der Krieger.)

Ich trotze euern Reih'n, Verräther fort!

Antigonus.

Caſſander! Fluch dir! — ha auf ewig reißt den Frieden,
Aus des Verruchten Bruſt, zerfleiſcht ihn, Eumeniden!
Ha Rache — Blut — Verderben — Mord!
(ſtirbt.)

Der Hierophant. Caſſander. Chor.

Die Gottheit iſt verſöhnt,[1] es fiel ſein Loos.
Ereilt hat ihn gerechter Rache Walten,
Des grimmen Mords, des Frevels wildes Schalten,
Birgt nächt'gen Orkus dunkler Schooß.

Der Hierophant.

Die Göttin ſelbſt enthüllt die That,
Und ſtraft den Mord. Schuldlos iſt Antipater, Caſſander.
Antigonus, ja er, er allein hat gemordet
Den Königlichen Helden, er allein trägt die Schuld.

Caſſander.

Dank Götter! — ha meine Bruſt fühlt wieder nun ſüßen Frieden!

Der Hierophant.

Vernimm es! — Das Geſchick hat entſchieden für dich.
Statira ſelbſt beſtimmt dich zum Gatten Olimpia's,
Dich, der du ſtrahlſt im Heldenruhm!
Wonnetrunken harrt ſchon das verſammelte Volk,
Statira wird gekrönt, ſie beherrſchet das Reich.
Mit ihr wirſt hehr du thronen! — Komm, ſolge mir.[2])
(Alle ab.)

---

[1]) Weh! er ſtürzt! . . . .
[2]) Olimpia harrt liebend des Gemahls,
Statira ſteigt durch dich zum Thron empor.
Schon ſtrömt das Volk zum Feſt! Komm ſolge mir!

Letzte Sc.

(Großes kriegeriſches Feld vor den Mauern des Dianen-Tempels.)

(Triumph-Aufzug.)

Allgemeiner Chor (während des Triumph-Marſches.)

Schall' Triumphgeſang, ſchallt Jubellieder!
Ruhm und Preis bringt Statira dar.
Ihr iſt der Thron, ja glorreich herrſcht ſie wieder,
Schall' Triumphgeſang, ſchallt Jubellieder.
Huld'ge ihr, frohe Heldenſchaar!
O Himmelsluſt, o nie gehofft Entzücken,
Welche Wonne durchſtrömt 1) unſre Bruſt!
Ja Göttergleich erſchien ſie 2) unſern Blicken,
O Himmelsluſt!
Schall' Triumphgeſang ꝛc.

Statira.

Ihr Völker 3) des Gemahls, ſeines Ruhmes Gefährten,
Ich vertraue auf Euch, ihr Söhne ſtolzen 4) Sieges,
Ihr beſchützt des Helden Geſchlecht.

Caſſander.

Dies Panier tapf'rer Schaar, Zeichen ſey's ihrer Treu'!

Statira (zu Caſſander.)

Dein unerſchrockner Muth, er erfüllt all' mein Sehnen.
Meine Hand, ſie reicht dir der Jugend 5) ſüßen Lohn.
(indem ſie ihm Olimpiens Hand reicht.)

(Feſtliches Ballet zur Feier der Vermählung Olimpia's und Caſſander's.)

Caſſander.

Ihr Völker, Krieger, ſchweigen laßt den Jubel!
Seht, wie ein Stern des Heils ſtrahlt von der Fürſtin Haupt

---

1) erfüllt
2) ging ſie auf
3) Vaſallen
4) hehren
5) Tugend

Herab des mächt'gen Alexanders Diadem.
Begeiſtert ſchwört der Herrſch'rin ew'ge Treue.

Statira.

Gäb'[1] auch das Schickſal mir den Thron,
Der Held, er herrſcht, mögt ihr Krieger doch wähnen,
Aus der Tiefe des Grab's ſteigt ſein Geiſt empor.
Alexander! — — er höret
Der Treue heil'gen Schwur.

Während des Schluß-Chors.

Statira.

Der Gottheit Dank! Heil ſeh' ich blühen,
Vor ſüßem Weh' bebt meine Bruſt.
Mein theures Kind, in Liebe glühen,
Sieh mich für dich du meine Luſt!

Olimpia.

Der Gottheit Dank, Heil ſeh' ich blühen,
Vor ſüßem Weh' bebt meine Bruſt.
Caſſander mein! in Liebe glühen,
Sieh mich für dich, mein Alles, meine Luſt.

München

Caſſander.

Der Gottheit Dank, Heil ſeh' ich blühen,
Vor ſüßem Weh' bebt meine Bruſt.
Olimpia mein! in Liebe glühen
Sieh mich für dich, mein Alles, meine Luſt.

Der Hierophant.

Der Gottheit Dank, Heil ſeh' ich blühen,
Vor ſüßem Weh' bebt meine Bruſt.
O ſeelig Paar ſieh' uns erglühen
Für dich, du unſre Wonne unſre Luſt!

---

[1] Gab

Schluß-Chor.

Wonne glorreich Heil wird der Herrſch'rinn ſtets blühen,
Ihr ſchwör'n wir Lieb' und Treue immerdar.
Hoch entzückt für dich ſieh' uns glühen,
Dir huld'gen wir, o ſeel'ges Paar!
In ſtillem, ſüßem Frieden
Herrſche, beglücke das Reich,
Und Seligkeit hienieden,
Stell' dich den Göttern gleich!

Ende der Oper.

149.

Nachträgliche Bemerkungen über Spontini's Oper Olympia.

(9. Juni 1821.)

Es iſt von Spontini's neueſter Oper in dieſen Blättern ſchon geſprochen worden, mag es indeſſen dem, dem die Uebertragung des Franzöſiſchen Textes in das Deutſche anvertraut wurde, vergönnt ſein, noch einige Worte hinzuzufügen über ein Werk, das er Gelegenheit fand, recht von Grund aus kennen zu lernen. Der Ueberſetzer hatte nämlich das Princip im Sinn, daß die Uebertragung der Worte in eine andere Sprache dem Componiſten nur dann genügen könne, wenn ſie auf die genaueſte Kenntniß aller Bedingniſſe der Muſik in ihrem ganzen Organismus geſtützt, und ſo begann er die ſehr ſchwierige und — gar undankbare Arbeit damit, daß er die Partitur emſig durchſtudirte und ſo ſich mit dem in der That koloſſalen Werk ganz vertraut machte. Schwierig darf die Arbeit genannt werden, weil die Wahl der Worte nicht nur von den Bedingungen, wie ſie ſich aus der Melodie, dem Rythmus, dem richtigen Accent nach dem Werth der Noten und der Intervallen ergeben, ſondern auch von den Motiven der Inſtrumentation des ganzen Tongebäudes abhängt. Oft wird ein beſſeres poetiſches Wort verwerflich, weil es bei der Zuſammenwirkung der Sänger und des Orcheſters tonlos verſchwindet. Leicht möchte es ferner ſein, die verworrenen Metren, wie ſie ſich in

Franzöſiſchen Operntexten, vorzüglich in den Recitativen, vorfinden, und die eigentlich gar keine Metren zu nennen, zu ganz artigen regelrechten Deutſchen Verſen umzuſchmelzen; dies würde dann aber eine gänzliche Aenderung der Rythmen in der Compoſition herbeiführen: Achtel müßten z. B. in Viertel u. ſ. w. zuſammengezogen, halbe oder ganze Noten in Viertel, Achtel ꝛc. geſpalten werden. Dies iſt nun in vielen Uebertragungen fremder Opern zwar oft, dem Componiſten aber deshalb großes Unrecht geſchehen, weil der urſprüngliche Charakter der Compoſition dadurch merklich verwiſcht wird. Betrachtet aber der Ueberſetzer hiernach die Compoſition als ein unverletzliches Heiligthum, an dem durchaus nichts gemodelt, nichts geändert werden darf, hält er ſich mit gewiſſenhafter Strenge an den Gedanken des Componiſten, vergißt er niemals, daß alles von der Wirkung der Muſik bedingt werden muß: ſo ſcheint es beinahe unmöglich, daß nicht der, der die Uebertragung ohne Rückſicht auf jene Bedingungen der Muſik lieſt, dem Ueberſetzer mit großem Recht den Vorwurf, holperichte Verſe gedrechſelt, ſeltſame Worte gewählt zu haben, ſollte machen können. Deshalb iſt aber eine ſolche Arbeit wohl gar undankbar zu nennen.

Möge der geneigte Leſer dieſe Andeutungen nicht ungütig aufnehmen, und ſie noch für etwas mehr, als eine bloße Captatio benevolentiae, gelten laſſen, wiewohl der Ueberſetzer innig fühlt, daß er auch dieſer gar ſehr bedarf. —

War aber nun die Arbeit des Ueberſetzers ſchwierig und undankbar dazu, ſo darf er doch recht aus dem innigſten Herzen verſichern, daß Liebe und Luſt zur Sache in eben dem Grade ſtiegen, als er mit einem Werk immer vertrauter und vertrauter wurde, das wohl unter den erſten Tondichtungen, die jemals geſchaffen, ſeinen würdigen Platz einnehmen und behaupten dürfte, ja daß er, als ihm nun das Werk, deſſen wunderbar herrlichem Bau in allen ſeinen Theilen er vorher nachgeforſcht, in aller Lebensfülle und üppiger Kraft zum erſtenmal aufging, ſich für alle Mühe überreichlich belohnt fühlte.

Die der Olympia vorhergegangenen Opern, die Veſtalinn und Cortez, haben ſchon auf das Ueberzeugendſte dargethan, daß Spontini's Compoſitionen nichts wollen, nichts beabſichtigen, als den dramatiſchen Ausdruck in der höchſten Stärke und Vollendung. Nicht zu bedeutungsloſen Floskeln ſoll die Muſik verſchwimmen, nicht ein vorübergehender Kitzel, nein, die tiefſte Bruſt des Zuhörers ſoll erregt werden. Stärker, mächtiger tritt jede Leidenſchaft, jede Situation, wie ſie das Drama herbeiführt, im Tongebilde hervor, und erreicht iſt das Höchſte, was die Kunſt vermag, wenn der Zuhörer, ganz ergriffen, durchaus verſetzt in die Handlung ſelbſt, nicht mehr denkt an das Einzelne, das hineinwirkt zum Ganzen.

Da nun aber die wahre Kunſt billig verlangt, daß das Drama, möge es ſich geſtalten, wie es wolle, wirklich dramatiſch ſich ausſpreche, ſo ſei der Meiſter hoch geprieſen, der in einer Zeit, wo ein üppiger Modegeſchmack ſich allem Bedeutenden, Ernſten, aus dem Innerſten heraus Empfundenen entgegenſtemmt, feſthält an dem Wahrhaftigen, und nur diejenigen möchten nicht gern einſtimmen in dieſes Lob, die auf der Bühne kein in Tönen aufgefaßtes Drama wollen, ſondern ſich nur an der nichtsſagenden ſüßen Tändelei zuſammengeſetzter Concerte, deren äußerer Schmuck Dekorationen und Kleider ſind, ergötzen können.

Merkwürdig genug iſt der ſeltſame Zwieſpalt, wie er ſich jetzt in der Muſik erhoben. Sei es vergönnt, ein Paar Worte darüber zu ſagen.

Man denke an jene unvergeßliche Zeit, als Gluck, mächtiger Reformator der dramatiſchen Muſik, mit gigantiſcher Kraft an dem Tongebäude rüttelte, das Lully und Rameau erbaut, und es über den Haufen warf. Lully hatte die Opern-Muſik in eine beſtimmte Form gebracht, ſtatt der Melodie galt ein gewiſſer pſalmodiſcher Gang der Oberſtimme, den man noch in den uralten Antiphonien des katholiſchen Cultus wiederfindet, und ſtatt der Harmonie, in ſo fern ſie die Inſtrumentirung in ſich faßt, die gewöhnliche, in die Inſtrumente vertheilte Generalbaßbegleitung, ohne daß dabei noch irgend ein anderes Motiv gegolten haben ſollte. Unwillkührlich lächeln wird der Muſiker, der jetzt die Partituren der hochgeprieſenen Opern Lully's, z. B. der Träume des Atys, des Phaeton, des Roland ꝛc. anſieht, und durchaus nicht begreifen können, wie dieſer leere, monotone, ewig derſelben Form entſtiegene, Singſang beinahe hundert Jahre hindurch wenigſtens den Franzoſen für Muſik gelten konnte. Indeſſen iſt es jener Nation eigen, in der Kunſt die Form zu wollen, als unerläßliches Bedingniß, eben dadurch verleitet aber, die Sache ſelbſt über der Form zu vergeſſen und dieſe für jene zu nehmen. Rameau, eigentlich auch von Lully's Prinzip ausgehend, war doch vorzüglich, was die Harmonie betrifft, reicher, und vorzüglich nutzte er ſchon Motive, wie ſie aus der dramatiſchen Handlung ſich ergaben. Deshalb warfen ihm auch ſeine Feinde Mangel an gutem Geſange (man kann denken, was damals guter Geſang genannt wurde) vor und verwieſen ſeine Akkorde zu den Irokeſen, wo ſie hingehörten, deshalb konnte auch der Kapellmeiſter Campra über Rameaus erſte Oper nicht anders urtheilen, als es wirklich geſchah.

Rameau war nämlich funfzig Jahr alt geworden, ohne jemals etwas anders, als Klavierſtücke, componirt zu haben, als er, nach Paris gekommen, ſich an die Compoſition der vom Abbé Pellegrin gedichteten Oper: „Hippolite d'Aricie", machte. Nach der erſten Aufführung dieſer Oper fragte der Prinz Conti den alten Campra: was er von der Muſik halte? Da meinte Campra: es ſei ſo viel Muſik darin, daß man zehn Opern daraus machen könne! — Für reich, für überreich wurde daher ſchon Rameau gehalten, weil man die Lulliſche Muſik als Baſis annahm.

So leer, ſo monoton, ja ſo in dramatiſcher Hinſicht geiſt- und kraftlos uns nun aber auch jene Compoſitionen der alten Coryphäen Franzöſiſcher Muſik erſcheinen mögen, ſo darf man doch beiden ein großes Verdienſt nicht abſprechen, das ihren Werken wenigſtens den Werth eines wichtigen, nicht ſorgſam genug zu ſtudirenden Theils der muſikaliſchen Grammatik giebt. Es iſt das Verdienſt der durchaus richtigen Deklamation, nicht allein nach dem Werth der Sylben, ſondern auch nach der Abſtufung der Intervalle. — Jener pſalmodiſche Gang der Melodien Lully's ohne anderes Motiv kann nur als die Notenreihe gelten, die zum Vehikel der richtigen Deklamation dient (welches an die wahrſcheinliche Form der melodie- und harmonieloſen antiken Muſik erinnert), und ging auch, was eben die Motive betrifft, Rameau weiter, ſo blieb doch, wie ſchon geſagt, das Prinzip daſſelbe.

Manchen Dichtern, die nichts, als ſich ſelbſt, mithin auch keine Muſik, zu vernehmen vermögen, die die Oper nur als ein tollhäusleriſches Gemengſel verworrener Dinge betrachten oder mit andern gemeinen, widrigen Bezeichnungen verunglimpfen, — ja! — ſolchen Dichtern möchte jenes Prinzip, nach dem die Muſik, auf all' ihre Kraft und

Herrlichkeit, auf ihr ganzes Weſen, auf ſich ſelbſt verzichtend, nur dazu gebraucht werden ſoll, nicht das Drama ſelbſt leuchtend hervortreten zu laſſen, ſondern die Worte des Drama's zu leiten und zu begleiten, ganz recht ſein, und wünſchenswerth, daß es noch gelte, wofür uns Andere doch der Himmel in Gnaden behüten wolle.

Gluck erſchien! — Wie Rameau hatte er, da er ſchon funfzig Jahr alt worden, den Cyklus der Opern, die ſeinen Ruf und ſeine Unſterblichkeit begründeten, mit der Oper Orfeo begonnen, die er im Jahre 1764 in Wien komponirte. Zehn Jahre ſpäter kam er nach Paris. In ihm, dem ſechzigjährigen Manne, glühte das Feuer der Jugend, wie eine unverlöſchbare Naphtaflamme, aber die gereifte Erfahrung, die feſte Abgeſchloſſenheit des mit ſich, mit all ſeinem Wollen eins gewordenen Mannes gab dieſer Flamme Kraft und Dauer. So gewaltig hatte er die hochherrliche Muſik nach all' ihrem Weſen, nach all' ihren Bedingniſſen erfaßt, daß aus ſeinem eignen Innern das wahrhafte muſikaliſche Drama emporſtieg, wie ein glanzvolles wunderbares Meteor! Nicht durch das Wort, ſondern durch den Gedanken wurde die Muſik entzündet, und was ſie ſchuf, war nicht eine von der Wortfolge bedingte Notenreihe, ſondern wahrhafte Melodie, die, ohne der Grundbaſis, der richtigen Deklamation, den mindeſten Eintrag zu thun, eben den Gedanken ins volle rege Leben rief. Aber alle Kraft der Harmonie, der Inſtrumentirung, alle Mittel, wie ſie dem Meiſter nur damals zu Gebote ſtanden, nahm er in Anſpruch, um den höchſten dramatiſchen Ausdruck, von dem ſeine reiche, feurige Einbildungskraft angeregt, aus ſich heraus zu erzeugen. — So kam es, daß Geſang und Inſtrumentirung unerhört ſchienen, daß er ſich mit dem, was das gewöhnliche Orcheſter ihm darbot, nicht begnügte, daß er, außer dem ganz fremden Gebrauch der Blaſeinſtrumente, noch Inſtrumente ins Orcheſter einführte, die ſonſt an der Stelle gar nicht üblich, wie z. B. die Poſaunen ꝛc. Und doch ahnete ſein Geiſt, was die Inſtrumentirung betrifft, noch ganz andere Dinge. Es iſt nämlich bekannt, daß Gluck, als er ſtarb, eine ganze Oper im Kopf ausgearbeitet hatte, ohne eine einzige Note aufzuſchreiben. Dieſe Oper ſollte die Hermannsſchlacht heißen, und er trug ſich mit dem Gedanken, ſelbſt ganz neue Meſſing-Inſtrumente anzugeben, die verfertigt werden ſollten, um mit gewaltigen erſchütternden Tönen, die Tuba der Römer nachahmend, bei den wilden kriegeriſchen

Chören eingetreten, und ſo den Effekt auf nie geahnte Weiſe zu ſteigern. — Es war nicht anders möglich, der Effekt der Gluckſchen Opern, war auf den ganzen Sinn und Geiſt des Zuhörers mächtig einwirkend, von der Art, daß ſolchen, deren Ohr durch die Lulliſchen und Rameauſchen größtentheils faden und weinerlichen pſalmodiſchen Geſänge abgeſtumpft war, die Werke des hohen Meiſters unerfaßlich bleiben mußten, und daß ſie deshalb, von ihrer eignen Organiſation ausgehend, und dieſe als Maßſtab des in der Kunſt als gültig Anzunehmenden aufſtellend, den Meiſter verdammten. Andere feſt an dem Alten, einmal als unüberſchreitbare Form herkömmlich haltend, für jedes andere hartnäckig verſchloſſen, verwarfen die Werke des Meiſters eben nur deshalb, weil dieſe ankämpften, gegen das, was ihnen bisher als wahr und ſchön gegolten. — Dem mit höherem Sinn Begabten ging eine neue Tonwelt in glanzvoller Pracht und Herrlichkeit auf, die ſie mit der höchſten Begeiſterung erfüllte. In den Himmel wurde daher Gluck von der einen Parthei erhoben, während die andere ihn in den tiefſten Orkus verdammte. —

Galt nun auch zur ſelben Zeit in Deutſchland nichts weniger als der franzöſiſche Geſchmack, waren die Werke des feurigen Haſſe, des empfindungsvollen Graun und anderer großer herrlicher Opern-Componiſten der Zeit, jenen Compoſitionen auch in jeder Hinſicht ganz unähnlich, war vieles in den Werken der Deutſchen Meiſter auch voll des höchſten dramatiſchen Ausdrucks (vorzüglich in den Recitativen, die als noch dauernde Muſter gelten müſſen;) ſo war es doch auch eine ganz beſtimmte Form, in die Alles ſich fügen mußte, und man verwarf, was gegen dieſe Form anſtieß. Daher wurde auch in Deutſchland kein Komponiſt unglimpflicher behandelt, als eben Gluck, bis die Strahlen des Genius mächtig durchbrachen, vor denen die ſchwarze dämoniſche Schaar entfloh in ihre nächtliche Heimath. Forkel verglich z. B. in ſeiner muſikaliſchen Bibliothek den herrlichen Anfang des zweiten Satzes in der Ouverture zur Iphigenia in Aulis, mit dem Gezänk der Bauern in der Schenke, und führte dann noch hundert Stellen, Auszugsweiſe mit Noten eingerückt, an, um zu beweiſen, wie roh, gemein, ſeicht, ausdruckslos, den Effekt in überhäufter Inſtrumentirung und muſikaliſchen Barbarismen ſuchend, der Meiſter ſei, und wie ſchlecht es mit ſeinen theoretiſchen Kenntniſſen ſtehe. So wie denn auch damals ein alter Tonſetzer das fürchterliche Anathema über den armen

Gluck dahin ausſprach, daß der mit großem Unrecht hoch geprieſene Meiſter vom Kontrapunkt ſo viel verſtehe, als ſeine (des Tonſetzers) Köchinn. — Sehr veranlaßt wurden dieſe bittern Angriffe auch durch eine Broſchüre eines gewiſſen Abbé's (der Name will dem Schreiber dieſes nicht gleich beifallen) die er über Glucks Iphigenia in die Welt ſchickte, und worin der Meiſter auf ſolche übertriebene, ungewaſchene unkenntliche und unerträgliche Weiſe über alle Welten und alle Sterne erhoben wurde, daß ihm das, wenigſtens in Deutſchland, nur ſchaden konnte, ohne ihm zu dem Ruhm, den ſeine Werke an und vor ſich ſelbſt nothwendig herbeiführen mußten, auch nur im mindeſten zu verhelfen. Ewig und unter allen Umſtänden wahr bleibt der Ausſpruch: Gott ſchütze mich nur gegen meine Freunde, gegen meine Feinde will ich mich ſchon ſelbſt vertheidigen!

Indem der Referent nun von Piccini und der eigentlichen Pariſer Haupt-Periode (Streit der Gluckiſten und Piccіniſten) zu ſprechen beginnen will, beſinnt er ſich, daß der Umfang und die Eintheilung der Blätter, für das dieſer Aufſatz beſtimmt iſt, es gebieten, hier heute abzubrechen, und das übrige für die künftige Woche zu verſchieben. Möge der geneigte Leſer nicht die Geduld verlieren, und die ganze Abſchweifung oder vielmehr die breiten Prolegomena nicht für unnütz oder überflüſſig halten. Ref. hat den Muth, mit der Hand auf dem Herzen, zu verſichern, daß, geht es denn nun endlich an das Werk ſelbſt, von dem hier die Rede ſein ſoll, manche Beziehung auf das bereits Anfangs Geſagte, manches: fiat applicatio! dem günſtigen Leſer nicht unwillkommen ſein wird.

Damals erklangen in Italien noch die wunderbaren herrlichen Töne der alten heimathlichen Meiſter. Damals war noch, was den Geſang betrifft, Italien die Wiege, die Pflanzſchule der Muſik, und die größten Deutſchen Meiſter (Gluck, Händel, Haſſe rc.) pilgerten hin, und ſetzten Opern, um an Ort und Stelle einzudringen in das Geheimniß, das dem Italieniſchen Geſange jenen unnachahmlichen Schwung, jenen unwiderſtehlichen Zauber gab, der die Welt entzückte. Mehrere Deutſche Tonſetzer verließen Italien als in jenes Geheimniß Eingeweihte, und auch Gluck mochte es wohl durchſchaut haben (Ref. hat keine ſeiner älteren Opern, z. B. den Demetrio, zur Hand), ſonſt würde er nicht im Stande geweſen ſein, in Italien eine

Arie zu ſetzen, die allgemein für des hochbeliebten Sanmartini's Arbeit gehalten wurde, und in den Proben den ausſchweifendſten Beifall erhielt, bis man ſich bei der Vorſtellung der Oper, ſo wie es Gluck gewollt, überzeugte, daß eben dieſe ganz nach gewöhnlicher Italieniſcher Manier geſetzte Arie die ganze rein dramatiſch gearbeitete Oper entſtelle.

In der Tiefe ſeines ernſten Deutſchen Geiſtes erkannte Gluck die Gefahr, in die die wahrhaft tragiſche Oper durch die Syrenenlockung jenes zärtlichen, meiſtens reichen Geſanges verſetzt werden mußte. Dies beſtimmte ihn, jede Hinneigung dazu ſorglich zu vermeiden, und, nur ſtets das Dramatiſche im Auge, durchaus keine Situation, keinen Effekt dem Geſange aufzuopfern. Gluck iſt melodiös, wie es nur irgend ein tragiſcher Componiſt ſein kann, ja ſeine Melodien haben da, wo es durch das Drama bedingt wird, einen ſüßen ſüdlichen Hauch, wie z. B. bei Rinaldo's Eintritt in Armida's Zaubergarten. Aber der tragiſche Ernſt, die tiefe Bedeutung, die in Glucks Melodieen herrſcht, läßt nicht zu, daß ſich eine einzige Floskel, die nur daſteht, um, außer dem Zuſammenhange mit dem Ganzen, das Ohr augenblicklich zu kitzeln, einſchleiche. So mußten aber denen, die eben nur dieſes in der Italieniſchen Muſik liebten, die Gluckſchen Compoſitionen ſchroff, trocken, unmelodiſch vorkommen.

Eben daher überzeugten ſich Glucks Gegner, daß, um ſeinen immer höheren, immer gewaltigeren Aufſchwung zu hemmen, ein Italieniſcher Meiſter ihm gegenüber geſtellt werden müßte, und ſo geſchah es, daß von der Madame du Barry Piccini nach Paris berufen wurde.

Beſſer konnte man in der That nicht wählen, wenn es darauf ankommen ſollte, Glucks Ruhm nach der von ſeinen Gegnern aufgeſtellten, und für wahr angenommenen Tendenz zu ſchmälern.

Eben jenes hinreißenden entzückenden Zaubers des Italieniſchen Geſanges war Piccini im höchſten Grade mächtig, und dabei weit entfernt, ihn gegen das Drama zu richten, und dieſes darin untergehen zu laſſen. Auch Piccini hatte das Weſen der Oper erfaßt, ſeine Charaktere ſind wahr und beſtimmt, die verſchiedenen Momente der Handlungen von treffendem Ausdruck. So konnt' es nicht fehlen, daß Piccinis erſte Oper, die er im Jahre 1778 auf das Pariſer Theater brachte, mit dem rauſchendſten Beifall aufgenommen, und fünf und ſiebzigmal hinter einander aufgeführt wurde. — Bekannt iſt es genug, daß ſich nun das Publikum in zwei verſchiedene Partheien, die der Gluckiſten und die der Picciniſten, theilte, die ſo gar eifrig miteinander kämpften, daß es oftmals blutige Köpfe ſetzte. — Thörigt iſt ein jeder ſolcher Kampf zu nennen, wenn es darauf ankommen ſoll, einem bewährten großen Meiſter den wohlverdienten Lorbeer vom Kopfe zu reißen, um einen andern Meiſter, der eben ſo bewährt, der aber einen andern Weg eingeſchlagen, damit zu krönen. — Gluck räumte, vom Alter gebeugt, den Kampfplatz, und zog ſich nach Wien zurück. Und — der Meiſter ſtand feſt, lebte — ſteht noch feſt, lebt noch in der Unſterblichkeit ſeiner Werke. Es konnte nicht anders ſein. Mochte Piccini ihn in der Anmuth, in dem Reiz des Geſanges übertreffen, ſo war es dagegen die Tiefe der Gedanken, die das Innerſte erſchütternde Gewalt des Ausdrucks, die den großen Gluck als ſiegenden Heros der wahrhaftigen Kunſt erſcheinen ließ. —

Einem ſpäteren Meiſter war die Macht vorbehalten, den hinreißendſten zauberiſchen Geſang der Italiener mit dem kräftigen Ausdruck der Deutſchen, mit dem Reichthum, den die Inſtrumental-Muſik ſich indeſſen erworben, zu verbinden, ſo daß beides, Geſang und Begleitung, als ein organiſches, demſelben Keim entſproſſenes Ganzes ins Leben trat.

Glühende Phantaſie, tiefer ſinniger Humor, überſchwengliche Fülle der Gedanken beſtimmten dem Shakeſpeare der Muſik den Weg, den er zu wandeln hatte. — Mozart brach neue Bahnen, und wurde der unnachahmliche Schöpfer der romantiſchen Oper. Schon weil Mozart in Deutſchland auftrat, wo man gediegene Kunſtwerke in tiefer Seele auffaßt, ſich aber nicht eben darum die Köpfe blutig ſchlägt, konnt' es keinen Streit geben, wie den der Gluckiſten und Picciniſten in Paris. Mozart hatte auch nicht einen beſtimmten Gegner, den die Gegenparthei an ihre Spitze geſtellt hatte, ſeine erſten Werke wurden dagegen lau aufgenommen, Don Juan fiel in Wien bei der erſten Darſtellung durch, und es gab wohl Viele, die den großen Meiſter einen Tollhäusler nannten, der nur krauſes Zeug zu machen verſtehe, das ohne Sinn und Verſtand ſei und das niemand zu ſpielen vermöge. In Mailand (irrt der Ref. nicht, ſo war es eben an dieſem

Orte) wurde Mozarts Don Juan nach neun vergeblichen Proben als eine völlig unausführbare Muſik bei[Seite]gelegt. Auch in Deutſchland wurde Mozart erſt ſehr ſpät ganz verſtanden, und noch in neueſter Zeit gab es Muſiker, die ſich, um Mozarts Regelloſigkeit darzuthun, auf Gluck beriefen. Wahrlich, beide Meiſter in Vergleich zu ſtellen, hieße Aeſchylos mit Shakeſpeare vergleichen, und z. B. Oedipos mit Romeo und Julie.

Ein ſolcher Vergleich liefert den Beweis des gänzlichen Mangels an, die Kunſt in allen ihren Tendenzen aufzufaſſen, fähigem Sinn.

Kampf und Streit hat es ſtets in der Kunſt gegeben, und er iſt heilſam, da die Kraft ſich ſtärkt im Kampf, und der Sieg des Wahren und Herrlichen dem Emporſteigen der Kunſt ſelbſt großen Vorſchub leiſtet.

In unſerer Zeit giebt es denn nun in der Muſik nicht eigentlichen Kampf und Streit, ſondern nur verwirrte Uneinigkeit ohne Reibung, da es an neuen Werken fehlt, die ſich eigentlich ſo gegenüberſtehen, wie damals die Werke Glucks und Piccini's. Damals hatte der Kampf beider Theile eine Baſis in dem Hauptprincip der dramatiſchen Bedingung, von dem beide ausgingen, und ſich nur darüber ſtritten, welcher Meiſter das Höhere erreicht. Jetzt iſt es anders, da jene Baſis verloren. Der Genius der Kunſt iſt der ſüdlichen Heimath entflohen, und halb trauernd, halb zürnend ſchaut er zurück nach dem entarteten Geſchlecht, das ihn verſchmäht! Man begreift es kaum, wie es hat geſchehen können, daß in demſelben Lande, das die größten herrlichſten Meiſter gebar, deren unſterbliche Werke noch glänzen müßten, alles Wahrhaftige der Kunſt ſo gänzlich untergehen konnte! — Der wenigſtens leichtſinnige, deshalb aber ſchon der wahren Kunſt unwürdige, Roſſini hat eigentlich das herrliche Prinzip auf die Spitze geſtellt, nach welchem es in der Oper, die ein Drama ſein ſoll, durchaus weder auf Charakter, noch auf Situation, noch auf eine ſonſtige Bedingung des Drama's ankommen kann, und nach dem auch die Worte, ohne Rückſicht auf Rythmus und Deklamation, nur als zufälliges Vehikel dienen, Noten zu ſchreiben, die an einander gereihte Floskeln bilden, welche das Ohr kitzeln, doch die gerade durch den Modegeſchmack oder durch die beſondere Eigenthümlichkeit irgend einer hoch gefeierten Sängerinn eingebürgert ſind. Merkwürdig iſt es auch, daß Roſſini und mit ihm die neueſten

Italiener überhaupt den guten fließenden Geſang, der ſonſt in Italien als unerläßliches Hauptbedingniß jeder Compoſition galt, in arger Bethörung mit Füßen treten. Man denke nur an Roſſinis und anderer ſeines Gelichters fratzenhafte Sprünge und Rouladen, an die holperichte Violinpaſſagen, an das widerwärtige Getriller, welches oft ſtatt der Melodie daſteht und dann von Sängerinnen zum Ueberdruß abgegurgelt wird. Hat Roſſini wirklich eine im beſſern Sinne ſüße Melodie aufgefaßt, ſo ſteht ſie gewöhnlich ganz am unrechten Orte, oder ſie bricht ſchnell ab, ohne weitere Durchführung, die eben die Himmels-Geſänge der älteren Italiener bedeutſam machte, ſo daß ſie innig Herz und Gemüth anſprachen, ſtatt daß jene einzelnen Floskeln, ſchnell vorübergehend, dem Ohr nur augenblicklich ſchmeicheln. Man ſagt, Roſſini habe Sinn für's Dramatiſche, und ſchreibe nur, dem Modegeſchmack fröhnend, um Geld, und jenen Sinn ſcheint wirklich der dritte Akt des Othello darzuthun. Deſto ſchlimmer aber, wenn Roſſini den Genius im Innern fühlt, und ihm abſichtlich die Flügel beſchneidet, damit er, trotz der Laſt des Metalls, die ihn zur Erde zieht, ſich nicht dennoch emporſchwinge.

Wie konnt' es aber geſchehen, daß jener entartete Geſchmack auch in Deutſchland, wo ſonſt nur Wahrheit und Ernſt in der Kunſt gilt, ſo mannichfache Anhänger finden konnte? Es ſcheint natürlich. — Durch das ſo ungeheuer geſtiegene Muſiktreiben iſt, weil eben die Muſik *getrieben* wird, der Geſchmack des geheimnißvollen Weſens, was man Publikum nennt, ſo durchſichtig geworden, daß man ihn wenigſtens in entſchiedenen beſtimmten Formen gar nicht gewahrt. Wie Viele giebt es, die, ohne allen innern Beruf, ohne allen eigentlichen Kunſtſinn, eben die Muſik *treiben*, der Mode wegen, oder aus Eitelkeit, oder ſonſt. Aber ein ſolcher, der, oder eine ſolche, die mit Wenigem die eleganteſten Theezirkel zu entzücken weiß, wohl gar ſchon in der Sing-Akademie ein Solo vorgetragen hat, und dabei ſchlecht genug, aber anmuthig auf dem Piano klimpert, ſpricht und entſcheidet über die Werke großer Meiſter, als ginge er oder ginge ſie im heiligen Iſistempel der Kunſt aus und ein, und frühſtückte oder veſperte dort in aller Ruhe und Behaglichkeit. — Mögen ſolche artige geſcheute Kunſtvergnüglinge von der wahrhaften großen herrlichen Tendenz des muſikaliſchen Drama's wohl das mindeſte nur ahnen, viel weniger ſie begreifen? Iſt es nun nicht ganz in der Ordnung, daß ſolchen Kunſtvergnüglingen, und was ſich ihnen an ſchwächlichen Künſtlern, die eigentlich keine Künſtler ſind, anreihen mag, die ſüße Roſſiniſche Limonade, die ſie ohne weiteren Uebelſtand hinunterſchlürfen, beſſer zuſagt, als der feurige, ſtarke, kräftige Wein großer dramatiſcher Komponiſten, der ihnen Kopfſchmerzen verurſacht ob ihrer Schwächlichkeit?

Ihnen geradezu entgegen ſtehen die Rigoriſten, die alle Muſik der neueren Zeit ſchonungslos verdammen, denen Gluck oft zu galant dünkt, welche verlangen, daß der Componiſt verzichten ſoll auf allen wohlerworbenen Reichthum, denen eine volle Partitur ein Greuel iſt u. ſ. w. Ihr Loſungswort iſt: Einfachheit! für die ſie aber oft Leerheit und Trockenheit anſehen. Anders verhält es ſich mit den Malcontenten, die im Allgemeinen eingeſtehen, daß die dramatiſche Muſik ſich erſt ſeit Glucks Zeit wahrhaft geſtaltet, und durch Mozart einen beſondern Schwung erhalten, denen aber nichts in der Welt recht iſt, die dem gerechteſten Lob ein Aber anhängen. Zu dieſer Fahne ſammeln ſich vorzüglich ſolche Muſiker, deren Werke todtgeborne Kinder ſind, die kein göttlicher Hauch ins Leben zu rufen vermag. Dagegen giebt es muſikaliſche Phantaſten — — Doch genug, um zu zeigen, daß eben aus den verſchiedenſten Tendenzen die Babyloniſche Sprachverwirrung entſteht, wie ſie jetzt im Kunſt-Urtheil ſtatt findet.

Endlich ſei von dem Meiſter die Rede, deſſen neueſtes Werk der Hauptgegenſtand dieſes Aufſatzes ſein ſollte, und der Verſuch vergönnt, ihn nach ſeinem ganzen innern Weſen, wie es ſich in ſeinen ganzen innern Werken ausſpricht, zu conſtruiren.

So wie es ſich mit Gluck und Mozart begab, komponirte Spontini in früherer Zeit eine Reihe Opern, die ſeinen Namen bekannt, ja berühmt machen. Aber dieſe Werke gehen nicht durch die Welt, ſie gehören ihr nicht an, da ſie durch Zeit und Form bedingt in dem engen Raum eingegränzt, den der Augenblick darbot, nicht das Univerſelle wollten, es nicht erſchauten, erfaßten. Doch plötzlich überraſcht uns der Meiſter mit einem Werk, das in voller Kraft und Wahrheit, glanzvoll gerüſtet, wie Minerva dem Haupte Jupiters entſprang, ins Leben tritt, Geburt des Entzückens, das den Genius entflammte in dem erſten Moment des zu vollkommener Klarheit erwachten Bewußtſeins. Und mit dieſem Werk beginnt ein Cyklus von Schöpfungen, die ihrem

Charakter, ihrer Haltung nach einem andern Meiſter anzugehören ſcheinen, und nicht im Einzelnen, ſondern im Univerſellen begründet, den Schöpfer einbürgern in die Welt.

Aber jene Flammen, niemals können und werden ſie auflodern, wenn der göttliche Funke nicht in der Bruſt ruht, der Genius wird geboren, aus dem Samenkorn wächſt der friſche, grünende, Blüthen und Früchte treibende Baum empor, der befruchtende Regen giebt ihm nur Nahrung, daß er beſſer zu keimen, ſich zu entfalten vermag. Niemals darf alſo jene plötzlich eintretende höhere Potenz des Meiſters etwa allein dem fortgeſetzten und bis zu einem gewiſſen Punkt gediehenen Studium zugeſchrieben werden.

Um aus Mozarts Werken ein Beiſpiel herbeizuführen, ſo ſcheint es, vergleicht man die Partitur der finta semplice mit der Partitur des Don Giovanni, kaum denkbar, daß ein und derſelbe Meiſter beide Werke komponirt hat. Und doch iſt es ſo erklärlich, warum jener göttliche Funke, der in der Bruſt liegt, nicht gleich in den erſten Werken des Meiſters zu glühen und ſprühen vermag. In jeder Kunſt iſt es die Unbehülflichkeit im Techniſchen, die den Schüler an die Form und an das Beiſpiel vorhandener Werke verweiſet, nur nach und nach geſtaltet ſich der Embryo im Innern, und wächſt ſo kräftig heran, daß er ſelbſt zu ſchreiten vermag, ohne eines Gängelbandes zu bedürfen. Der Sinn reift zur Erkenntniß des Wahrhaftigen, und aus dieſer Erkenntniß tritt der eigne Gedanke, der eigenthümlich erfundene Ausdruck jenes Wahrhaftigen hervor, der ſich an das Hergebrachte, an eine beſtimmte Form, die nur darin, was die augenblickliche Geſtaltung der Kunſt zu gebieten ſcheint, ihr Motiv findet, nicht wiederkehrt.

Der innere, zur klarſten Erkenntniß des Wahrhaftigen in der Kunſt gereifte Sinn war es alſo, der die Meiſter die Bahn betreten ließ, die zur Unſterblichkeit führte, und auch Spontini that durch ſeine Veſtalin auf das Glänzendſte kund, daß jene Erkenntniß in ihm zur vollſten Klarheit gediehen.

Schon früher wurde geſagt, daß Spontini's Werke nichts wollen, nichts beabſichtigen, als den dramatiſchen Ausdruck in ſeiner höchſten Stärke und Vollendung, und dieſen Ausdruck zu erreichen durch Mittel, die die innere Anſchauung darbietet, dies iſt eben die eigenthümliche Kraft des wahren Genies.

Eben ſo wurde ſchon angeführt, daß auch die älteren Italiener eben den dramatiſchen Ausdruck feſthielten, ohne ſich jedoch ganz frei machen zu können von der äußern Form, ſo wie von der augenblicklichen Verlockung des Weichen und Süßlichen, welches jenem Ausdruck merklichen Eintrag that. Gluck ſtand auf wie ein Heros, der mit dem unverfälſchten reinen Drama alles Gaukelſpiel zu Boden ſchlug. Aber ſeit Glucks Zeit ſtieg die Inſtrumental-Muſik, und Mozart zeigte, wie die ſogenannte Begleitung eben ſo den Charakter des Ganzen tragen müſſe, wie der Geſang. Gewiß hat Spontini die Werke der alten großen herrlichen Meiſter ſeiner Nation tief im Innerſten empfunden, eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß am entſchiedenſten Glucks und Mozarts Werke auf ihn einwirkten.

Spontini erkannte das innerſte wahrhafte Weſen der dramatiſchen Compoſition, und jene glanzvoll gerüſtete Minerva, jene Geburt des Entzückens, der Begeiſterung war die Oper, in der Alles, Geſang, Inſtrumentirung, Modulation, Rythmus, aus einem und demſelben Brennpunkt des dramatiſchen Ausdrucks heraus wirkte. Ganz neue eigenthümliche Mittel des Ausdrucks, die allen durch die Zeit erworbenen Reichthum der Kunſt in Anſpruch nahmen, ſchuf der Genius und ließ ſie in voller Herrlichkeit ins Leben treten.

So lange der Menſch, im Irrdiſchen befangen, ſich nicht ganz zu vergeiſtigen, nicht ganz in eine andere Welt hinaufzuſchwingen vermag, ſo wird er berührt, ſo wirkt auf ihn ein die Außenwelt, die ihn umgiebt, und er huldigt, ohne es zu wollen, bei der ausgeſprochenſten Originalität doch hin und wieder der Geſtaltung, die die Zeit gerade herbeigeführt. — Spontini kann den Italiener nicht verläugnen, was Rückſichts des melodiöſen Geſanges ihm nichts weniger als zum Vorwurfe gereicht, vielmehr da, wo es hingehört (und anders kommt es nicht vor), ſeinen Werken einen beſondern Reiz, eine hinreißende Anmuth und Heiterkeit giebt. Aber auch eine gewiſſe Breite in der Anlage der Arien, Duetten u. ſ. w. iſt jenem Geſchmack eigen. Ferner iſt auch nicht zu läugnen, daß von ihm ſelbſt vielleicht unbemerkt und ohne daß er daran dachte, der Geſchmack des Franzöſiſchen Publikums, für das er zunächſt komponirte, auf ihn einwirkte. Dieſe Einwirkung offenbart ſich vorzüglich in einer gewiſſen ganz eigenthümlichen Fröhlichkeit, die uns Deutſchen fremdartig und ſeltſam erſcheint. Es iſt die gaieté française, die uns eben ſo unbegreiflich als unnachahmlich bleibt. Auch Gluck neigte ſich, wiewohl der damaligen Zeit gemäß auf andere Weiſe, zum Franzöſiſchen Geſchmack hin, und zwar in Formung der Melodien. Eben ſo iſt auch dem Franzöſiſchen Publikum wohl mehr mit dem Gewaltſamen, als mit dem Gewaltigen, mehr mit dem plötzlichen Dreinſchlagen des Donners in die tiefſte Stille, als mit der Steigerung zum Höchſten gedient, als dem Deutſchen. Einer beſondern von der Deutſchen Muſik abweichenden Eigenthümlichkeit in der Behandlung der Chöre, die der Franzöſiſche und Italieniſche Geſchmack ſanktionirt hat, ſoll weiterhin gedacht werden

Hier dringt ſich von ſelbſt die Bemerkung auf, ob Spontini's erſte große ernſte Oper ſich nicht noch anders geſtaltet haben würde, brachte er die Zeit, die er damals in Paris verlebte, in Wien oder hier in Berlin zu, wo wohl Glucks und Mozarts Werke am häufigſten gegeben werden. Das Fremdartige hätte nicht auf ihn einwirken können, und er hätte deſſen nicht bedurft. Sein das innerſte Weſen des muſikaliſchen Drama's erfaſſender Geiſt hätte ſich rein erlabt an dem wahrhaft tragiſchen Ernſt, an der tiefen Bedeutung, die, wie ſchon erſt erwähnt wurde, in Glucks Werken herrſcht. — Doch! Spontini iſt jetzt in Deutſchland, iſt jetzt hier in Berlin, erſt begonnen hat er den Cyklus ſeiner klaſſiſchen Werke, und nicht die Hoffnung, nein! die gewiſſe Erwartung können wir aus dem Weſen der drei Meiſterwerke, die den Reihen eröffnet, ſchöpfen, daß er für uns Opern komponiren wird, die zugleich der unſichtbaren Kirche angehören werden, deren Glieder, von dem himmliſchen Feuer der Kunſt durchglüht, nichts wollen, als das Wahrhaftige in der reinſten Intregrität.

Aus dieſer Prämiſſe:

> daß in Spontini, der ein ächter Genius, den göttlichen Funken in ſich trug, das Weſen der Oper ganz nach dem Sinn der alten wahren großen Meiſter, jedoch in der Geſtaltung die große Meiſter in der fortſchreitenden Zeit der Kunſt gegeben, aufging,

reſultiren denn auch die Eigenthümlichkeiten ſeiner Compoſition.

Seine Melodien, ſeine Rythmen ſind nur durch den dramatiſchen Ausdruck bedingt, und dieſer Ausdruck ſoll die Inſtrumentirung in der Art fördern, daß jedes Inſtrument nach ſeinem beſondern Charakter einwirkt auf das Ganze, oder vielmehr mit dem Ganzen hervortritt, als deſſen integrirender Theil.

Hieraus folgt denn nun aber wieder, daß Rückſichts der Melodie niemals das gelten kann, was der Modegeſchmack, ein verwöhntes Ohr, oder der eitle Sänger will, und daß in der Inſtrumentirung oft die verſchiedenſten Figuren in den abgeſonderten Stimmen hinwirken müſſen zu einem Zweck, ſo daß der, der das Ganze nicht zu erfaſſen im Stande iſt, die Partitur oft bunt und kraus nennen wird. Derſelbe Vorwurf traf den großen Mozart, und die kecke Antwort, die er dem Kaiſer Joſeph gab, als dieſer zu viel Noten in des Meiſters Partitur finden wollte, iſt bekannt genug.

Aus dem oben geſagten ergiebt ſich aber auch, daß der vielleicht gar zu ſtrenge Kunſtrichter aus der tragiſchen Oper manche ihm zu breit dünkende Italieniſche Behandlung der Arien, Duetten ꝛc., manchen ihm zu hüpfend vorkommenden Rythmus wegwünſchen wird.

Mögen dieſe Andeutungen über das innere Weſen der Spontiniſchen Werke im Allgemeinen genügen, wie wohl ſich in dieſer Hinſicht noch viel mehr ſagen ließe, und mag nun insbeſondere von des Meiſters neueſtem Werk von der Oper: Olympia die Rede ſein.

Jeder Akt der Olympia bildet eine große in ſich gerundete muſikaliſche Maſſe, und dieſe Maſſen bilden nun wieder in ihrem nothwendig bedingten Zuſammenhange das ganze Gebäude, deſſen Anlage, deſſen Struktur mit vollem Rechte koloſſal genannt werden mag. Rechnet man aber zu dem außerordentlichen Reichthum, den eine ſolche Struktur in muſikaliſcher Hinſicht herbeiführt, noch den ſceniſchen Schmuck, der bei einem ſolchen Werke unerläßlich iſt, und der das Auge vielleicht zu ſehr in Anſpruch nimmt, ſo dürfte es ganz vorzüglich dem tiefern Kenner, der in den Geiſt des Ganzen recht eingehen will, kaum möglich ſein, das Werk bei dem erſten Anhören und Anſchauen ganz zu erfaſſen, und es daher räthlich erſcheinen, fürs erſte an drei verſchiedenen Abenden jedesmal nur einen Akt als vollkommen genügenden Biſſen zu ſich zu nehmen. — Man hatte den verſtorbenen Faſch (wenigſtens geht ſo die Sage) überredet, den Don Juan zu hören. Gleich nach der Ouverture ſchlich er aber aus dem Theater mit der Verſicherung: er habe nun aus dieſer Welt von Muſik genug Nahrung geſchöpft für vierzehn Tage. —

Die Ouverture der Olympia beginnt mit mächtigen, feierlichen, die Seele durchdringenden Akkorden, und gewiß iſt es ein ſehr glücklicher Gedanke des Meiſters, daß er nun das zarte Andante espressivo: „Ew'ge Macht, die mein Leben ꝛc.“, deſſen ſpäter noch gedacht werden ſoll, folgen ließ, und zwar mit der wirkungsvollſten Inſtrumentirung für die Blasinſtrumente. Möchte ein gar ſtrenger Richter vielleicht die beiden Hauptmotive des Allegros für die ernſte tragiſche Oper zu ſehr dem leichtern Styl der gemiſchten romantiſchen Oper ſich annähernd finden, ſo wird er augenblicklich durch den Chor, mit dem die Oper beginnt, verſöhnt werden ganz und gar.

In der Franzöſiſchen Partitur ſtehen bei dem Ritornell dieſes Chors die Worte:

> Le mouvement qui règne dans l'instrumental de ce morceau indique le mouvement en désordre et la joie du peuple chantant et dansant qui accourt de toutes parts.

Und in der That, die Wirkung dieſes Ritornells entſpricht völlig der angegebenen Idee, die dabei zum Grunde lag.

Bei der höchſten Friſche und Lebendigkeit, ja bei der beinahe ins Tumultuariſche ausartenden Freude (die eben deshalb die Freude eines erregten Volks iſt), welche durch den ganzen Chor leuchtet, iſt aber von jener gaieté, deren oben erwähnt wurde, auch nicht eine Spur zu finden. Der ganze Chor iſt vielmehr durch und durch in dem reinſten, edelſten Styl der wahren ernſten Oper gehalten, welches ſich vorzüglich in der Führung des Baſſes und in dem ſtrengen Feſthalten des Rythmus, den die erſten Töne: „Hoch auf erſchallt ꝛc.“ bezeichnen, darthut.

Viel zu weit für dieſe Blätter würde eine Analyſe dieſes ganz vortrefflichen Stücks führen, und genug ſei es, den geneigten Leſer und Kenner der Muſik auf den unerwarteten Halt in der Dominante zweimal geſtrichen *) [♯] D nach den ſechs erſten Takten des Geſanges, den darauf folgenden, eben ſo einfachen, als wirkungsvollen Uebergang durch den Tauſch der großen Terz mit der kleinen (Db) in das ♯ B, den jubelnden Ausruf: Diana! und den Eintritt der Stimmen mit den Worten: Glüh'nder Luſt Weihgeſänge ꝛc., der den

---

*) [Ueber dieſes Mißverſtändniß ſ. S. 161.]

Uebergang in die Tonika ♯ G, und zwar in einem ganz nach dem älteren Styl hoher Meiſter ſechs Takte auf der Dominante gehaltenen Orgelpunkt vorbereitet, aufmerkſam zu machen. Dieſer Chor gehört offenbar zu den vorzüglichſten Chören in der ganzen Oper.

Hier ſei es aber ſchon erlaubt, jener Eigenthümlichkeit in der Behandlung der Chöre, die der Franzöſiſche und Italieniſche Geſchmack ſanktionirt, deren ſchon oben gedacht wurde, näher zu erwähnen.

In der Olympia ſind die Chöre meiſtens fünfſtimmig, d. h. für zwei Soprane, Alt, [Tenor] und Baß geſchrieben, dieſer fünfſtimmige Satz wird aber wenigſtens ſtellenweiſe vier- oder auch nur dreiſtimmig dadurch, daß Stimmen in der Oktave verdoppelt werden. Vorzüglich findet dieſe Verdopplung im Sopran ſtatt, mit dem der Tenor in der Oktave fortſchreitet, ſo daß entweder er mit dem zweiten Sopran oder Alt in Sexten oder Terzen, oder der Sopran eben mit dem zweiten Sopran oder Alt in Sexten oder Terzen auf und abſteigt.

Nicht zu läugnen iſt es, daß ſolche durch gute Meiſter bewährte Verdopplungen, ohne das Ohr im mindeſten zu beleidigen, oft von guter Wirkung ſind. Die Deutſchen Coriphäen der Kunſt, eingeweiht in die tiefſten Geheimniſſe des Contrapunkts, den mehrſtimmigen Satz nach freier Willkühr beherrſchend, haben aber jene Verdoppelungen verſchmäht, und zwar deshalb, weil nur der ſtreng gehaltene mehrſtimmige Satz, d. h. derjenige, in dem jede Stimme ihren eigenen und eigenthümlichen Stand in der Harmonie behauptet, die wahrhafte Fülle und Kraft gewährt, welche in dem Charakter des Chors bedingt iſt.

Man denke an Händel, Sebaſtian Bach, Faſch ꝛc.

Es frägt ſich, ob die ſtrenge Behandlung des mehrſtimmigen Satzes nach dem Beiſpiel dieſer Meiſter in der ernſten Oper dem Componiſten nicht zu enge Feſſeln anlegen würde? Wie geſagt, die Verdopplungen in jener Art ſind oft von ſehr guter Wirkung, gewiß iſt es aber auch, daß ſolche in gerader Bewegung auf und abſteigende Terzen und Oktavengänge ſehr leicht zu weich und ſüßlich ins Ohr fallen können, weshalb ihr Gebrauch in der ernſten tragiſchen Oper wenigſtens als gefährlich erſcheint. —

Schreiber dieſes würde es daher mit den Deutſchen Meiſtern halten! —

Feierlich in einem Maeſtoſo ♯ Es, das wirklich ein Maeſtoſo iſt, welches ſich bei manchen Componiſten nicht fügen will, haben ſie auch ein Maestosissimo im Sinne gehabt, tritt nun der Hierophant auf, und das Recitativ, in dem er die Ankunft der beiden Fürſten (Antigonus und Caſſander) verkündigt, iſt voll wirklichem, nicht gemachtem Pathos.

Das folgende marſchmäßig gehaltene Allegro maestoso ♯ B mit den klaren ins Ohr dringenden Rythmen, vorzüglich aber das ſich anſchließende Duett der beiden Fürſten iſt melodiös, wie es nur ſein kann, ohne den Ernſt der tragiſchen Oper zu verletzen. Vorzüglich in dem piu mosso ſpricht ſich des Meiſters Eigenthümlichkeit auf das wirkſamſte aus. Melodie und Führung der Stimmen haucht eine Anmuth, die dem ſüdlichen Lande angehört, dem der Meiſter entſproſſen.

Ganz des hohen Meiſters würdig, das Gemüth erfaſſend iſt der Eintritt des Chors bei dem Gebet: (Invocation) „O Himmelskind!“

Die beiden obligaten Stimmen (Antigonus und Caſſander) gehen fort, ihren eigenthümlichen Charakter behauptend, während der Chor nicht zufällige Akkorde anſchlagend, ſondern ebenfalls im eignen Charakter ſich jenen Stimmen anſchließt.

Der Raum muß geſchont werden, aber es iſt unmöglich, Caſſanders wunderbare Arie: Schreckbild der Höll' ꝛc. (C. B.) mit Stillſchweigen zu übergehen. —

Es iſt zuvörderſt eines ſehr drolligen Mißverſtändniſſes zu erwähnen, das bei dem Abdruck dieſes Aufſatzes im vorigen Stück (Nr. 29) gewaltet, und es jedem geneigten Leſer und Kenner der Muſik gewiß ganz zweifelhaft und unerklärlich gemacht hat, was der Verfaſſer denn eigentlich gemeint. Der Herr Correktor hat nämlich das Durzeichen ♯ im Manuſcript für die Bezeichnung einer zweimal geſtrichenen Note angeſehen, und die im Manuſcript gar nicht befindlichen Worte: zweimal geſtrichen, hinzugefügt, ſo daß jedesmal dieſe Worte ſtatt jenes Zeichens ♯ abgedruckt worden ſind. Auf dieſe Weiſe iſt aber von den ſeltſamlichen Uebergängen in zweimal geſtrichen D, in das zweimal geſtrichene B, in zweimal geſtrichen G, ja zuletzt ſogar von zweimal geſtrichen Es und zweimal geſtrichen B als Tonart die Rede, unerachtet in dem ehrlichen

Manuſcript ganz einfach nichts anders gemeint war, als D dur, B dur, G dur, Es dur und wieder B dur. — Der geneigte Leſer beliebe ſich alle böſe Gedanken, die gegen den Verfaſſer in ihm etwa aufgeſtiegen ſein könnten, aus dem Sinne zu ſchlagen. — Alſo zur Arie Caſſanders!

Auf das Sinnigſte und Wirkungsvollſte arbeitet in dieſer Arie Alles, Melodie, Rythmus, Inſtrumental-Begleitung, auf den Ausdruck eines von Gewiſſens-Quaalen, von den Gedanken an eine fluchwürdige That beunruhigten Gemüths hin, und die gewählten Mittel ſind eben ſo klar, als einfach. So tritt z. B. bei den Worten: „Weh mir! — noch ſchau ich ihn, den entſetzlichen Tag ꝛc.“ ein, ſechszehn Takte hindurch fortgeführter, in Triolen abſteigender, chromatiſcher Gang der Violinen ein, der eben den Ausdruck jener Quaalen in Caſſanders Gemüth lebendig darſtellt. Herrlich zu nennen iſt dann der Uebergang aus A moll in das lichtvolle C dur bei den Worten: „O Ihr ew'gen Himmelsmächte ꝛc.“

Eine beſondere geniale Gewalt übt der Meiſter in der charakteriſtiſchen Art, wie er den Auftritt der Perſonen vorzubereiten weiß, und ſo wird auch durch ein zart gehaltenes Ritornell der Blasinſtrumente das zweimal (erſt in Es dur, dann in A dur) wiederkehrt, der Auftritt Olympia's ganz dem weichen, zärtlichen, kindlichen Charakter gemäß, den ſie durch die ganze Oper behauptet, ſehr geſchickt und glücklich vorbereitet. Eben ſo iſt es die ſüße Wonne des liebenden unbefangenen Kindes, die ſich in Olympias Arie ausſpricht.

Bei dem darauf folgenden Duett Caſſanders und Olympia's möchten vielleicht jene ſtrengen Kunſtrichter, deren ſchon gedacht wurde, ein etwas finſteres Geſicht ziehen, das ſich aber gewiß bei dem Chor (B dur): „O Du! der Du ſpendeſt ꝛc.“ wieder ganz aufheitert. Dieſer Chor mit wirkſamer Harfenbegleitung iſt durchaus in dem edelſten, reinſten Styl der ernſten Oper geſchrieben, und die Fortſchreitung der Stimmen nicht genug zu loben. So zart und fromm aber nun auch die Melodie dieſes Chors iſt, ſo mächtig ſteigt ſie in dem Fortiſſimo des Tuttis empor, das ein in Achteln ſich bewegender Basso ostinato mit aller gediegener Kraft unterſtützt.

Dieſen Chor unterbricht nun ein kurzes Recitativ des Hierophanten, dem eben jenes Andante espressivo (Des dur): „Ew'ge Macht, die mein Leben ꝛc.“, folgt, welches ſchon in der Ouverture vorkam. Außer der edlen, tief ins Gemüth dringenden Melodie, iſt auch hier die Führung der Stimmen gar herrlich.

So wie früher die beiden Oberſtimmen mit einer Imitation in der Sekunde, beginnen Sopran und Tenor (Olympia und Caſſander) mit einer Imitation in der None, und der meiſtens in der Gegenbewegung ſchreitende Baß (der Hierophant) dient jenen Stimmen zum kräftigen Fundament. Gerade in dieſes zarte Trio ruft aber der zornige Antigonus hinein: „Verrätherei! zertret'ner Frieden ꝛc.", und ſeine von Rachegluth entflammte Schaar ruft es ihm nach, und doch, unerachtet der dreiſtimmige Chor ein durchaus abſtechendes rhythmiſches Verhältniß behauptet, wird jenes Trio nicht im mindeſten zerſtört. Sechs Takte ſpäter tritt im Gegenſatz jenes wilden Chors der Krieger des Antigonus im Pianiſſimo der Chor der Prieſter und Prieſterinnen ein, ſich den drei immer fortgehenden Stimmen des Trios anſchmiegend, bis beide Chöre, ihren ganz entgegengeſetzten Charakter feſthaltend, ſich mit den drei Soloſtimmen vereinigen. Die ganze Conſtruktion dieſes Stücks iſt ſo wunderbar und ſo rein dramatiſch gedacht und ausgeführt, daß der angehende OpernComponiſt daraus ein gar tiefes und für ſeine Kunſt fruchtbringendes Studium ſchöpfen kann. In B moll ruft nun Antigonus ſeine Krieger zur Rache auf („Zur Rache herbei ꝛc."), und gleich darauf, ſchon mit dem zehnten Takt, tritt der muntere helle Chor in B dur ein: „Das Feſt zu verkünden ꝛc." Dieſer Chor athmet etwas jene uns fremde gaieté, und eben daher mag es kommen, daß Antigonus, der mit ſeiner Schaar das: „Zur Rache herbei ꝛc." dazwiſchen ruft, nicht jenen wilden kriegeriſchen Charakter behaupten konnte, mit dem er begann.

Nach dieſem Chor und einem kurzen Recitativ des Antigonus tritt das Ballet ein.

Längſt iſt es anerkannt, daß in der Ballet-Muſik des Meiſters eine ganz beſondere Originalität, ein ganz eigner Schwung vorherrſcht. Reichthum der ausdrucksvollſten Melodien, der eigenthümlichſten Figuren in der Begleitung, ſo wie ein ſcharf einſchneidender Rythmus iſt es, was dieſe Ballet-Muſik charakteriſirt. Dieſen Charakter, vorzüglich hinſichts des Rythmus, behaupteten auch die Tänze eines nicht zu lange verſtorbenen Deutſchen Meiſters. Reichardt nämlich ſetzte auch ſeine Tänze mit eindringender rythmiſcher Kraft, und er war es, der ſeinen Schülern (der Verfaſſer dieſes Aufſatzes gehörte unter dieſe Schüler) den Rath gab, Ballets zu ſchreiben, um über den rythmiſchen Verhalt eines Tonſtücks praktiſch ganz ins Klare zu kommen. Ein Rath, den jeder ächte Muſiker als weiſe und aus der Tiefe der Kunſt geſchöpft anerkennen wird.

Tüchtige Ballet Muſik zu ſchreiben, iſt gar nicht ſo leicht, als mancher wohl denken möchte, und können (nächſt den grandioſen Tänzen Glucks) die Reichardtſchen Tänze als Muſter wahrhafter höherer Tanzmuſik gelten, ſo möchte in dieſer Gattung wohl die neueſte Muſik nichts aufzuſtellen haben, das den Ballets unſers Meiſters gleich käme und den Kunſtjüngern beſſer zum Studium dienen könnte. Den Geiſt der höheren Tanzkunſt athmen dieſe originellen Muſikſtücke, und man fühlt, daß es auf Bedeutungsvolleres abgeſehen iſt, als auf halsbrechende Luftſprünge, Meilenzeiger-Figuren und Windmühlenwirbel, wie ſie unſere heutige Schlendrians-Tanzkunſt darbietet. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes pflegt wenigſtens ſeine Lieblingsſtücke, wozu er in dem Ballet, von dem jetzt die Rede, gleich das erſte liebliche Allegretto gracioso Es dur, dann aber das wahrhaft majeſtätiſche Allegro brillante C dur mit Pauken und Trompeten rechnet, mit zugedrückten Augen zuzuhören, und gern verzichtend auf den Anblick jener ſeltſamlichen, nichts bedeutenden Kunſtſtücke, die nur ein ephemerer, mißgeleiteter Geſchmack ſchön und ergötzlich finden kann, und die immer und ewig in derſelben Form wiederkehren, vermag er denn den anmuthigen Zauber, der in dieſen Tonſtücken liegt, ganz zu erfaſſen. Sollte die Wiedergeburt der wahren Tanzkunſt ſich nicht aus ſolcher Muſik erzeugen können? — Um auch noch den Charakter Spontiniſcher Tanz-Muſik zu bezeichnen, möchte der Franzöſiſche Ausdruck piquant ſehr treffend ſein; dieſe Eigenſchaft des Piquanten entwickelt ſich aber eben aus dem eigenthümlichen Schwunge der Melodie und aus den ſcharfen Rythmen.

Das Bachanal, welches jetzt folgt (D dur $^{6}/_{8}$ Takt), athmet, mit Ausſchluß eines kurzen Chors (G dur, ganzer Takt), der ſich dazwiſchen ſchiebt, ganz den Charakter wilder Ausgelaſſenheit, lärmenden Jubels. Alle Inſtrumente, große Trommel, Becken, Triangel, ſind in Bewegung, Sechszehn, Zwei und dreißig Theil Figuren arbeiten durcheinander. Es iſt ein Bachanal!

Plötzlich unterbricht nun der Hierophant den Jubel, in einem kurzen a Tempo (nur fünf Takte) verkündigend, daß die Oberprieſterinn nahe.

So vieles Herrliche ſchon bisher vorgekommen, ſo kann der Verfaſſer dieſes Aufſatzes doch nicht umhin, freimüthig zu geſtehen, daß nach ſeinem, durch gar oftes Anhören und durch das ſorgfältige Studium der Partitur erprobtem, Gefühl erſt in dieſem Moment die Oper jenen hohen gewaltigen Schwung nimmt, der ſich nur aus dem im tiefſten Grunde erkannten wahrhaft tragiſchen Prinzip zu erheben vermag. Bei dem Eintritt des Chors: „Welch zerſtörender Gram ꝛc.“ (F dur $^6/_4$ Takt) war es ihm immer, als verſchwänden plötzlich blendend funkelnde Lichter, und er vermöge nun erſt in das Heiligthum der Kunſt zu ſchauen, wie in einen dunkeln Hain, voll die Bruſt erweiternder Sehnſucht, voll herrlicher ahnender Träume!

Auch die Erſcheinung Statira's wird durch den auf das Recitativ des Hierophanten folgenden Chor: „Welch zerſtörender Gram ꝛc.“ (F dur $^6/_4$ Takt), den nur die Saiteninſtrumente ohne Hinzufügung irgend eines Blasinſtrumentes begleiten, meiſterhaft vorbereitet. Dieſe ahnungsvollen Töne erwecken in der Bruſt des Zuhörers die Erwartung des Außerordentlichen, das ſich ihm aufthun wird. In derſelben Tonart, jedoch mit verändertem Takt ($^{12}/_8$), beginnt nun Statira: „Wer wagt es, mich zu wecken ꝛc.“ Die Melodie, in den erſten beiden Takten nur im Umfang einer Terz und im vierten nur bis zur Septime hinabfallend, iſt die einfachſte, die es geben kann. Die Violinen haben einen chromatiſchen Gang in halben und Viertelsnoten, die Bäſſe ſchlagen die Grundnote in Achteln an, während Bratſchen und Hörner die Tonika aushalten, bis in der zweiten Hälfte des zweiten Takts zwei Fagotts hinzutreten. Stärker wird die Begleitung nicht, bis nach dreißig Takten ſich das Motiv ändert. Es iſt der tiefſte, herzzerſchneidenſte Gram, der troſtloſe Schmerz, der auf alles Leben und Sein hienieden verzichtet, aber der Gram, der Schmerz einer hohen Herſcherinn, die die Welt zu ihren Füßen ſah, und die, da ein ungeheures Geſchick ſie erfaßte und den glanzvollſten Ruhm, alles Heil der Erde in Staub zertrat, in düſterer Oede trauert, den dieſe wunderbaren Töne mit der höchſten Kraft, mit der höchſten Wahrheit ausdrücken, ſo daß jedes Fühlenden Bruſt unwillkürlich erbeben muß. Mit dem Sekund-Quart-Sext-Akkord tritt bei den Worten: „Weh mir! — mich umgab graunvolles Todesſchrecken ꝛc.“ ein Recitativ oder vielmehr ein Colla Parte ein. Die Violinen haben ein Tremulo, Bäſſe, Fagotts, Hörner und Bratſchen ſchlagen Fortiſſimo zwiſchen dem Geſange einzelne Töne an, die Kraft des Ausdrucks ſteigt, bis der Geſang mit den Worten: „O laß mich an heil'ger Stätte ꝛc.“ in F dur ſanft und bittend endet. Da ſpricht der Hierophant den Namen: „Caſſander!“ aus, und alle Nachefurien der Hölle erwachen plötzlich in Statira's Bruſt bei dem Anblick des vermeintlichen Mörders des königlichen Helden. „Caſſander! — Caſſander! mächtige Götter!“ ſchreit ſie in wilder Wuth, und von tiefem Entſetzen ergriffen ruft der Chor: „Welch Schreckenston! — welch Wehgeſchrei!“ Hier nun iſt freilich das ganze Orcheſter (wie natürlich mit Ausſchluß der großen Trommel und des ihr angehörigen Geklingels) in Bewegung. Hoboen, Clarinetten, Fagotte, Hörner, Poſaunen, Trompeten und Pauken ſchlagen mit den Saiten-Inſtrumenten jenen Rufen nach. — Will der engfügige Maaßſtab der ſtrengen Schule auf die hier aufeinander folgenden ſechs diſſonirenden Akkorde, vorzüglich ſo wie ſie geſtellt ſind, vielleicht nicht ganz und gar paſſen, ſo giebt es einen größeren Maaßſtab, nach dem ſie recht eigentlich das richtige Maaß halten. Dies iſt der Maaßſtab der dramatiſchen Wirkung. Es ſcheint unmöglich, jenen furchterlichen Moment, als Statira den Mörder des Gemahls erblickt, ſo wie das Entſetzen des Volks, das die Prieſterinn, die die Hymenäen feiern ſoll, plötzlich in Wuth ausbrechen und die heilige Handlung frevelich unterbrechen ſieht, auf ergreifendere Weiſe in Tönen darzuſtellen, als der Meiſter es gethan.

Durch den wilden verzweiflungsvollen Schrei: „Caſſander! mächtige Götter!“ hat ſich Statira's Bruſt Luft gemacht. Nun erſt vermag ſie alles Entſetzen des Moments, des Geſchicks, das ſie beſtimmt hat, einen Bund zu ſegnen, der den Mörder ihres Gemahls beglücken ſoll, deutlich zu denken, in Worte zu faſſen, und ſie beginnt: „Ich erwählt? — ich ſoll ihn entweihen ꝛc.“ Die Violinen behaupten während dieſes Colla Parte fortwährend ein Tremulo, während die Bäſſe mit den Hoboen, Clarinetten, Hörnern, Fagotten, Poſaunen und Bratſchen im Uniſono zehn Takte hindurch dieſelbe ſcharf diſſonirende Figur anſchlagen. Dies iſt wieder von großer Wirkung, und möchten eben dieſe wenigen Takte, was wahrhaften tragiſchen Ausdruck betrifft, dem Beſten zur Seite zu ſtellen ſein, was Gluck jemals in dieſer Art komponirt hat. Das längere Feſthalten derſelben eintretenden Figur, und zwar in den Bäſſen, gehört eben zu den Eigenthümlichkeiten dieſes Meiſters.

Sehr zu rühmen iſt nun ferner der Ausdruck der Worte Caſſanders: „Blitze zerſchmettert mich ꝛc.“, ſo wie Olympia bei den Schmerzensworten: „Sein Antlitz todtenbleich ꝛc.“ ganz ihrem kindlichen Charakter treu bleibt. Sie ahnet das Entſetzliche, aber tief rührt Sie das Leiden des Geliebten, deſſen Urſache ſie nicht kennt. — Um für dieſe Blätter nicht zu weitläuftig zu werden, ſei es nur erlaubt, gleich einer Stelle im Final zu erwähnen, die, nach des Verfaſſers inniger Ueberzeugung, rückſichts richtiger Intention und dramatiſcher Wirkung, ebenſo wunderbar, als originell genannt werden darf.

Statira ſingt:

Ja, ich weih' ihn der Rache,
Dem Tod, ihn, der begangen
Mordverrath an dem Herrn!

und der Chor wiederholt:

Mordverrath an dem Herrn!

Noch weiß das Volk die Urſach nicht, weshalb die Prieſterinn bei dem Namen Caſſander, bei ſeinem Anblick in Zorn und Wuth entbrannte, noch vermochte Statira, tobenden Aufruhr im Innern, nicht die Unthat des Schuldigen auszuſprechen. Jetzt erſt, da der Verbrecher im Staube vor ihr liegt, als der Fluch ihren Lippen entflohen:

Ja! ſo fall' er dem Vaterland zur Rache!

jetzt erſt vermag ſie dem Volk das Verbrechen zu nennen, das der beging, der in ihrer Mitte prangt in hohem fürſtlichen Glanz. So wie das Volk die gräßliche That vernimmt, wird es gepackt von jähem Entſetzen. „Mordverrath!“ ſchreit Alles furchtbar auf. Doch bald drückt der Gedanke an den ſchmachvollen Mord des Götterhelden, der Anblick des im Staube liegenden Mörders, der hohen Prieſterinn, die, wie die Rachegöttinn ſelbſt, den Todesfluch über ihn ausſpricht, Alle bleiſchwer nieder, und nur dumpf hallt aus Jedes beengter Bruſt der Name des Herrn, des Gewaltigen, den der fluchwürdige Caſſander erſchlug.

Dieſes Alles iſt nun in dem geringen Umfange von acht und zwanzig Takten von dem Meiſter folgender Weiſe muſikaliſch geſtaltet.

Während die Inſtrumente (volles Orcheſter) als Zwiſchenſätze jene Figur wieder aufnehmen, die bei dem: Caſſander! mächtige Götter ꝛc. in auf einander folgenden diſſonirenden Akkorden eintrat, ſingt Statira in größtentheils (wo es die Worte erlauben) ganzen, die Skala bis ins zweigeſtrichene G aufſteigenden Noten jene Worte: Ja ich weih' ihn ꝛc. Im letzten Takte ſchweigt die Begleitung, ſo daß Statira recitativiſch in E moll mit den Worten ſchließt: Mordverrath an dem Herrn. Der H dur Akkord ſchlägt nach dem Fortiſſimo mit Chor der aufſchreit: „Mordverrath ꝛc.“, doch ſchon im fünften Takt erſterben die Stimmen und ſchließen im dumpfſten Pianiſſimo mit dem viertehalb Takte ausgehaltenen Wort: „Herrn!“ Der Gang der im unisono in ganzen und halben Noten fortſchreitenden Singſtimmen iſt durch H, Ais, A, G, F, E, Dis, H, C.

Der Verfaſſer muß es in der That bedauern, daß die Einrichtung dieſer Blätter nicht erlaubt, die ganze ſo einfache und doch auf die frappanteſte Weiſe wirkende Akkordenfolge in Noten einzurücken, da die Hernennung dieſer Akkorde doch immer Rückſichts des eigentlichen Ganges undeutlich bleiben würde. Er muß ſich begnügen zu erwähnen, daß das ſchöne Inganno beim Schluß durch den Septimen-Akkord von H in den Terz-Akkord von C (die Stimmen halten, wie ſchon erwähnt, das C viertehalb Takte aus, und zwar Pianiſſimo) einen tief ſchauerlichen Eindruck macht.

Sehr kunſtreich und wohlberechnet iſt auch hier wieder die Inſtrumentirung. Die Violinen und Bäſſe bewegen ſich im Tremulo von Zwei und dreißig und Sechszehntheilen, (fremissement, ſteht in der Franzöſiſchen Partitur) Hoboen, Clarinetten, Hörner und Poſaunen halten die Grund-Akkorde aus, vorzüglich iſt es aber eine eben dieſe Akkorde in Sechszehntheilen aufſteigend durchlaufende Figur der Bratſchen und Violoncelle, die die Wirkung des Schauerlichen erhöht, oder vielmehr den Ausdruck des inneren Entſetzens belebt. Bei dem erwähnten Schluß in C ſchlagen die Hörner dies C in der tiefſten Oktave an, die zweiten Violinen und Bratſchen haben es in Sechszehntheilen, während die Pauke im Pianiſſimo das C dumpf wirbelt. Alle übrigen Inſtrumente ſchweigen.

Der Verfaſſer hat bei dieſer Stelle deshalb ſo lange verweilt, weil er ſie für eine der aller vorzüglichſten in der ganzen Oper hält, und weil die nähere Entwicklung, wie der Meiſter den Gedanken aufgefaßt und welche Mittel er gebraucht hat, ihn in voller Kraft und Wahrheit ins Leben treten zu laſſen, nicht allein für ſeine Genialität, ſondern auch für die Beſonnenheit zeugt, mit der er das Reich der Töne beherrſcht. Mit immer ſteigender und ſteigender Stärke treten nun die Maſſen des Finals hervor bis zum daher donnernden Schluß.

Von ganz eigner Wirkung iſt der Drei-Zweitel-Takt, der ſieben und ſechzig Takte vor dem Schluß unerwartet den ganzen Takt durchbricht, jedoch nur ſechs Takte hindurch fortwährt.

Damit jene ſeine durch den leiſeſten Anklang einer Reminiſcenz zu irritirende Kunſtrichter dem Verfaſſer nicht den Vorwurf machen mögen, er habe in ſeiner Begeiſterung für das Werk überhaupt, irgend etwas überhört, ſo ſei es denn offen geſagt, daß das Finale und zwar von dem Eintritt des Chromatiſchen in den Violinen ſynkopirten Ganges der Bäſſe Einhundert und funfzehn Takte vor dem Schluſſe an, vorzüglich aber bei dem Eintritt des C durs Neun und vierzig Takte vor dem Schluß, etwas an das Finale des erſten Akts im Don Juan erinnert.

Daß dieſe Erinnerung bis zur wirklichen Reminiſcenz ſich ſteigern ſollte, werden jene Kunſtrichter wohl ſelbſt nicht behaupten mögen. Von dem Auftritt der Statira an bis zum letzten Takt des Finals bildet die Muſik eine ſolche in ſich geründete Maſſe, daß in dem unaufhaltſamen Fortſteigen von Moment zu Moment nicht eine einzige auch nur augenblickliche Unterbrechung ſtatt findet, und ſo vermag der dramatiſche Ausdruck, das Drama, ſeine ganze Gewalt zu üben.

Sei jetzt von dem zweiten Akt die Rede.

Der zweite Akt beginnt mit einem Andante religioso im ¾ Takt. Violinen, Bäſſe und Poſaunen ſchlagen im Uniſono den Grundton an, und dann beginnen die Bratſchen und Fagotte den in Terzen aufſteigenden Geſang, von gedämpften Pauken begleitet. Der Componiſt hat die zum Ausdruck des Flehens, ſo wie des Ahnungsvollen geſchickte Tonart F dur gewählt, dieſelbe, in der Statira's Erſcheinung verkündet wurde. Große Aufmerkſamkeit wird jeder tiefere Kenner der Kunſt der ſchönen

Stimmführung der Violoncelle, während die Violinen mit einer Imitation in der Septime eintreten (im ſechſten Takt), ſchenken, und die hohe Meiſterſchaft des Componiſten auch in dieſer Einzelnheit gern gewahren. Das Ritornell dauert nur neunzehn Takte, mit dem zwanzigſten Takte tritt der Prieſter-Chor ein: „Göttinn, wir flehen ꝛc.“ und zwar in F moll, unter Begleitung der Violinen, Bratſchen und Bäſſe, die eine tremulirende Figur behaupten (die Blasinſtrumente ſchweigen). Schon im dritten Takte wendet ſich aber der Geſang mit wahrhaft herrlicher Wirkung in das lichtvolle As dur, bis er nach dreizehn Takten in die Dominante der Haupttonart fällt. Nach einem kurzen Solo eines Prieſters kehrt der Geſang in F dur zurück, und die hinzugekommenen Prieſterinnen bilden nun den vollſtändigen Chor. Die Struktur dieſes Chors iſt die einfachſte, die es geben kann, die Melodie überall fließend, ja anmuthig, ohne im mindeſten aus dem ernſten Charakter zu fallen. Gar ſehr muß ſich der Kenner auch über die ſchöne Führung der Stimmen bei den beiden Orgelpunkten auf der Dominante (ſieben und ſechzig Takte vor dem Schluß) und dann auf der Tonika (vierzig Takte ſpäter) erfreuen. Das iſt der wahrhafte große gediegene Styl der ernſten Oper.

Das folgende Ritornell (F moll, ganzer Takt) kündigt wieder ganz charakteriſtiſch die Erſcheinung der gramverſtörten Statira an.

„Beklagenswerthe Mutter! Ihr Götter, welch ein Schmerz!“ Die Melodie dieſer Worte bewegt ſich nur in dem Umfang einer Sexte; ſie wird nur von den Violinen (die erſte hat eine einfache Achtel-Figur, die zweite haltende Noten), Bratſchen und Bäſſen begleitet, und doch dringt der Geſang ins Herz, und regt das tiefſte Mitleid auf. Selbſt bei den folgenden Worten des Recitativs: „Als ich ihn ſah“, tritt nur eine ſtärkere Zwiſchen-Figur der Saiten-Inſtrumente ein, die Blas-Inſtrumente ſchweigen, und nur im letzten Takt der Wiederholung: „Beklagenswerthe ꝛc.“, ſchlagen die Hörner pp. drei Achtel der Dominante (C) an. Von gar wunderbarer, tief rührender Wirkung iſt der chromatiſche Gang der Melodie bei den Worten: „O laß vergeſſen in ſtiller Einſamkeit ꝛc.“ und der zum Schluß führende Uebergang in As dur. Auch hier begleiten nur die Saiten-Inſtrumente den Geſang, bis zu den Worten Statira's: „Ruhmesglanz ꝛc.“, da ſchlagen Oboen, Clarinetten, Hörner und Fagotte nach. Der tiefſte Gram, der hoffnungstiefſte Schmerz ſpricht ſich aus bei den Worten: „Groß und hehr ꝛc." Da nennt der Hierophant den Namen „Caſſander!" und wie ein jäher Blitz, der plötzlich das ſchwarze Gewölk zerreißt, flammt der Gedanke an den Mord, an die Rache auf, durch den düſtern Gram. „Schweig von dem Unmenſch!" ruft Statira, die Bratſchen haben ein Tremulo, Violinen, Bäſſe, Blas-Inſtrumente ſchlagen nach in kurzen Noten. Der Ausdruck ſteigt und doch behaupten funfzehn Takte hindurch die Zwiſchenſätze dieſelbe Figur.

Von hoher dramatiſcher Wirkung iſt der Moment, als bei dem Namen Statira die Prieſter ſich niederwerfen und von ſtaunender Ehrfurcht durchdrungen den Namen der Wittwe des Götterhelden wiederholen. —

Ganz vorzüglicher Erwähnung, ſowohl Rückſicht des melodiſchen, als harmoniſchen Baues, verdient aber das Larghetto: „O Schmach! — o Gram ꝛc."

Der Geſang ſteigt in dem Umfang einer Septime die chromatiſche Tonleiter hinauf, während die Bäſſe und zweiten Violinen im Tremulo ſich fortbewegen und die erſten Violinen mit den Oboen (dieſe in der tiefern Oktave) eine Figur behaupten, die die tiefſte Wehklage ſelbſt iſt. Doch im neunten Takt brauſt plötzlich das Orcheſter in einer wilden Figur daher (Presto agitato). Es iſt jähe Verzweiflung, von der erfaßt Statira ruft: „Furchtbarer Zorn der Götter ꝛc."

Die nun folgende Arie: „Ha! Tyrannen ꝛc." (D dur, Hoboen, Clarinetten, Fagotte, Hörner, Poſaunen, Pauken), deren nur zwei Takte langes Ritornell wie ein gewaltiger Donner einſchlägt, iſt ein hohes Meiſterſtück des dramatiſchen Ausdrucks. Gang der Melodie, Inſtrumentirung, genug, die Struktur des Ganzen mag in der That für bewunderungswürdig gelten. Es iſt der Kampf der glanzvollen Majeſtät mit dem zerſtörenden Gram, der hervorbricht und das Gemüth ergreift mit unwiderſtehlicher Macht. Gewiſſe Kenner, deren ſchon mehrmals erwähnt wurde, wollen in der brillanten Stelle, welche im ein und funfzigſten Takt vorkommt („Mich opfert ihr dem Mörder ꝛc.") eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Donna Anna's erſter Arie im Don Juan gefunden haben, und dieſe Aehnlichkeit mag allerdings in der gleichmäßigen harmoniſchen Struktur liegen, welche auch bei der gleichen Tonart beider Arien noch mehr hervortritt; eine eigentliche Verminderung iſt dies aber nicht zu nennen, und um ſo weniger dem Meiſter auch nur den leiſeſte Vorwurf darüber zu machen. Aehnlichkeiten, die der harmoniſche Bau erzeugt, finden ſich in den Werken der originellſten Meiſter vor, und ſie für verwerflich halten, hieße den Kreis der Erfindung zu eigenſinnig beſchränken. Wie geſagt, ſtehen unter den begleitenden Inſtrumenten auch Poſaunen und Pauken, mit welcher Mäßigung ſie aber gebraucht ſind, geht aus der Bemerkung hervor, daß in der Einhundert und zwölf Takte langen Arie die Pauken überhaupt nur in dreizehn, die Poſaunen aber in ſechs und zwanzig Takten ſich hören laſſen.

Ganz der menſchlichen Natur gemäß, fühlt ſich Statira nach dem heftigſten Ausbruch des verzweifelnden Schmerzes erſchöpft. Ermattet ſinkt ſie nieder. — Dieſen Uebergang drückt das Andante sostenuto (D moll) treffend aus. Die erſte Violine und das erſte Horn greifen ein tief klagendes Thema auf, während die zweite Violine ein anderes Thema durchführt. Die Verbindung beider Melodien, die, ohne ſich zu ſtören, deutlich hervortreten, iſt eben ſo meiſterhaft, als wirkungsvoll. „Doch was ſprach ich!“ ſingt Statira, und nun treten jene Melodien, eben ſo ergreifend, nur daß mit der erſten Violine noch Oboe und Fagott zuſammen verſchmelzen, zu dem Chor der Prieſter: „Seht ſie ſchon erkalten!“ (C moll) wieder ein. „Wehen erfüllt mein Sinn!“ — Abermals jene Melodien zu dem Prieſter-Chor: „Die Qual bricht ihr das Herz!“ (B moll). „Den Göttern ſprach ich Hohn!“ Noch einmal jene Melodien zu dem Chor der Prieſter: „[illegible] gerne Dir der Götter heil'ger Tempel!“ (As dur). Dieſe kurze Scene (ſechs und zwanzig Takte) bis zum Eintritt der Arie: „Götter verzeiht ꝛc.“ iſt wiederum von der frappanteſten dramatiſchen Wirkung, die vorzüglich durch die tief aus dem Innern heraus geſchöpfte Behandlung des Prieſter-Chors erreicht wurde.

Statira's Arie (F moll) die nun folgt, athmet wieder ganz den Charakter des von Gram und Schmerz zerriſſenen Gemüths. Gleich im zweiten, ſo wie ſpäter im elften und vier und funfzigſten Takt wird die Singſtimme von dem erſten Fagott in der tiefen Octave kanoniſch imitirt und jener Ausdruck des Schmerzes dadurch nicht wenig erhöht, ſo wie die Figuren der Violinen vorzüglich bei den Worten: „Gebt mir mein Kind zurück!“ Unruhe und Angſt in den ſtärkſten Zügen darſtellen. Auch in dieſer Arie ſind die Blasinſtrumente (Hoboen, Clarinetten, Hörner und Fagotte) ſehr ſparſam, aber wo ſie eintreten, gut wirkungsvoll gebraucht. Das Andante con gravità (Es dur) zu den Worten: „Ich hör' der Götter Machtgebot“ drückt, edel und kräftig gehalten, ganz die fromme Ergebung in den Willen der Götter aus, und ächt dramatiſch wirkt das eintretende Colla Parte bei der Erſcheinung Olympia's.

Ein neuer Moment der Handlung beginnt. Statira wird plötzlich von ſchlimmen Ahnungen ergriffen, der Ausdruck ſteigert ſich, bis zu dem trefflichen Agitato con moto zu den Worten Statira's: „Mächt'ge Götter ꝛc.“ Dreizehn Takte hindurch ſteigt der Geſang hinauf durch Sept- und Terz-Accorde, aus Des dur bis ins G moll. Die Begleitung (Violinen, Bratſchen und Bäſſe) wiederholt ſteigend daſſelbe viertehalb Takte lange Thema dreimal hintereinander, bis ſie bei den Worten: „Die Zeit, der Ort ꝛc.“ ſchneller wechſelnd, mit einem Takt jenes Thema's endigt. Dieſe ganze Stelle (dreizehn Takte) giebt wieder den ſprechendſten Beweis, wie dem wahren Künſtler oft gar einfache Mittel genügen, zum mächtigſten Ausdruck. Gerade dieſes kurze Agitato erhebt der Verfaſſer dieſes Aufſatzes in dramatiſcher Hinſicht zu den Glanzpunkten der ganzen Oper.

Der ſchneidend diſſonirende Nonen-Accord zu den Worten Statira's: „Weh mir!“ mit der gewöhnlichen Auflöſung iſt von ungemeiner Wirkung, nur möchte er nach des Verfaſſers Meinung in die Situation nicht ganz hineinpaſſen. Dieſe Accordenfolge ſticht offenbar zu grell ab, zur Grundfarbe der Handlung, wie ſie eben ſteht. Es iſt ein Blitz aus heit'rer Luft, der hell erleuchtet, aber niemanden trifft.

Das jetzt folgende Duett (Statira's und Olympia's): „Ach gewendet ꝛc.“ (G dur) beginnt mit einer Zartheit und Innigkeit, welche beweiſet, wie mit ganzer Seele, mit ganzem Gemüth der Meiſter die Momente des Drama's auffaßte. Dabei iſt Melodie und Begleitung einfach auf die ſchönſte Weiſe. Plötzlich bricht aber nun Caſſander herein, mit dem verminderten Septimen-Accord und den Worten: „Ja ſie iſt es — Olympia!“

Der Dichter oder vielmehr die Dichter, da bekanntlich deren zwei den Original-Text der Olympia ſchufen, haben den Caſſander in die etwas verdächtige Lage gebracht, unfähig der Erkennungs-ſcene zwiſchen Mutter und Tochter zuſchauen zu müſſen, und es ſcheint von einer Armuth der Erfindung zu zeugen, daß jene Erkennung nicht anders herbeigeführt werden konnte, als eben durch den ſchnell herbeiſpringenden Caſſander, der dann, als er ſich jener Worte wie eines Auftrags erledigt hat, plötzlich verſtummt. Gar herrlich iſt nun in der Folge des Duetts die hochaufjauchzende Freude ausgedrückt. In dem Piu mosso iſt es, als wolle die Bruſt zerſpringen vor überſtrömendem Gefühl. Beide Stimmen imitiren ſich in der Sekunde, dann in der Quart, dann vereinigen ſie ſich in der Terz.

Dieſes herrliche Duett mit dem jubelnden Schluß hat beſtändig die lebhafteſte Theilnahme der Zuhörer erregt, gerade bei dem Piu mosso dieſes Duetts möchten aber jene ernſte Deutſche Kunſtrichter behaupten können, daß der Meiſter zu ſehr den Italieniſchen Geſchmack habe vorherrſchen laſſen, wodurch die tragiſche Würde gefährdet worden.

In dem dieſem Duett folgenden Recitativ ſind zwei Stellen ihres ächten tragiſchen großartigen Ausdrucks halber beſonders bemerkenswerth. Die erſte beginnt nach den Worten Statira's: „Erfahr' auch ſein Verbrechen!" und ſteigert ſich höher und höher in dem Presto: „Und e r iſt's, der verdarb :c." Die Begleitung beſteht nur in den vier Saiteninſtrumenten, bis nach den Worten: „Schwang auf ſich zum Thron :c.", ſo wie nach den Worten: „Die Mörderhand, vom Vaterblut noch rauchend, reicht er Dir am Altar", die Blaſeinſtrumente mit Inbegriff der Poſaunen nachſchlagen.

„Das that er für Dein Glück". Von der Decime des Grundtons D ſpringt die Singſtimme herab in die übermäßige Quart, und endigt in der Dominante von A. Durch einen Trugſchluß modulirt aber der Geſang durch den verminderten Septimen-Akkord des Grundtons Dis zu dem Ausruf Olympia's: „Weh!" nach E moll. Hier beginnt nun die zweite oben gedachte gar bewunderungswürdige Stelle mit den Worten Caſſanders: „Halt ein, ha! Du ſchmetterſt mich nieder!" Achtzehn Takte hindurch und zwar von den Worten: „Doch! — war es ſchwarzer Trug :c.", bis zu den Worten: „Nennſt Du denn immer noch verruchten Mörder mich," beſtehen die Zwiſchenſätze nur in einer halben und einer Viertelsnote, die das ganze Orcheſter FF im Uniſono anſchlägt, während als Begleitung des Recitativs ein Tremulo der zweiten Violinen und Bratſchen durchgeht. Dieſe Uniſono's ſind von der frappanteſten Wirkung, ſo wie die kühne und kraftvolle Modulation alles leiſtet, was nur der dramatiſche Moment fordern mag.

Die Akkordenfolge kann nicht wohl anders verdeutlicht werden, als durch bezifferte Grundnoten, und dieſe einzurücken, erlauben dieſe Blätter nicht, welches der Verfaſſer ſehr bedauert, und nur noch den geneigten Leſer auf den genialen Uebergang in B dur durch die chromatiſche Tonleiter bei dem Schluß dieſes Recitativs aufmerkſam machen will. Merkwürdig in der Inſtrumentirung iſt dieſer Gang. Die Saiteninſtrumente ſchlagen mit den Fagotten und Poſaunen die Grundtöne uniſono an, während die Akkorde in den Hoboen, Clarinetten, Hörnern und Trompeten liegen.

Das Thema des nun folgenden Terzetts: „Holde theure Geliebte rc.“, iſt von ſolch hoher Anmuth, von ſolch wunderbarem Reiz, daß auch hier der Einfluß des ſüdlichen Himmels, des Landes, wo die Citronen glühn, unverkennbar iſt. Man höre vorzüglich den Uebergang im vierten und fünften Takt. Es giebt nichts Zarteres und Lieblicheres. — Schon früher wurde bemerkt, daß, ſo ſehr aber auch der Italieniſche Geſang unſere Sinnlichkeit, ja auch wohl oft unſer tieferes Gemüth (es iſt hier nicht von unſern modernen ini's, itta's, achi's rc. die Rede) in Anſpruch nehmen mag, er doch die wahrhaft großartige Würde, die tragiſche Haltung, die wir Deutſchen wohl mit vollſtem Recht von der ernſten Oper fordern, in Gefahr bringt.

Jene Würde, jene Haltung wird aber in dieſem Terzett gerettet durch den durchaus hohen, edlen Charakter, den das Thema, ſo wie alle hinzukommenden Neben- und Zwiſchenſätze, in ſich tragen. Eben dieſer Charakter läßt durchaus nichts Süßliches aufkommen, und ſo bleibt ſelbſt das Anmuthige großartig und der ernſten Oper angemeſſen.

Richtig iſt es allerdings, daß gerade nach dem vorhergegangenen leidenſchaftlichen Recitativ mit den kräftigen Zwiſchenſätzen im Uniſono des ganzen Orcheſters, vorzüglich auch nach dem impoſanten, in die Tonart des Terzetts und in das Terzett ſelbſt führenden Gange, die Anmuth des Thema's, das durch die Figur des Baſſes eine gewiſſe Leichtigkeit bekommt, man möchte ſagen, wie zum Auffluge beſchwingt wird, doppelt auffällt, und es würde fraglich ſein, in wie fern hier Schatten und Licht nicht zu ſchroff zuſammenſtehen, und eben deshalb der Componiſt, ſo ſehr beide Sätze an und für ſich lobenswerth erſcheinen, doch Tadel verdient? Dies iſt aber nicht der Fall, weil jene Zuſammenſtellung, jener Uebergang von dem Kräftigen, Impoſanten, zum Zarten, ja Lieblichen, in dem Moment des Drama's begründet, mithin das unerläßliche Bedingniß, nämlich der dramatiſche Ausdruck, erreicht iſt. —

Caſſander, tief erſchüttert von dem Abſcheu, mit dem ihn Statira verwirft, gedenkt der Greuelthaten jener verhängnißvollen Nacht, als Alexander gemordet wurde. Er war es, der die Mutter, die Tochter dem gewiſſen Tode entriß, und doch kann Statira ungerührt, unverſöhnt bleiben! Empört iſt das Gemüth des Helden von dem Unrecht, das ihm Liebe und Glück rauben will (der chromatiſche Uebergang). Da fällt ſein Blick auf die holde Olympia, die im Glanz der unbefangenſten Unſchuld, des höchſten Liebreizes vor ihm ſteht, und wie ein Lichtſtrahl geht in dem Moment alles Gefühl ſüßer Liebe und Hoffnung auf in ſeinem verſtörten Inneren und dieſer wie roſigte Morgenröthe leuchtende Lichtſtrahl iſt das Thema, die Melodie zu den Worten: „Holde theure Geliebte.“

Bleibt der Geſang in den beiden Parthien Olympias und Caſſanders aber edel, ſo erhebt er ſich dann wirklich zum Tragiſchen, als Statira hinzutritt mit den Worten: „Du verlangſt? — nur ihn trifft Haſſes Schmach.“ Die Modulation wendet ſich nach H moll und die erſte Violine mit der erſten Hoboe im Uniſono greift eine chromatiſche Figur auf, die lebhaft und treffend den Kampf malt der widerſprechendſten Gefühle in der Bruſt der Mutter. Was die Wahrheit des Ausdrucks betrifft, ſo iſt die einfache Melodie in langen Noten zu den Worten: „Und doch — in Schmerz will mein Zürnen ſich wenden“ in deren Begleitung wieder dieſelbe erſt erwähnte Figur der erſten Violine (diesmal allein ohne Hoboe) liegt, eben ſo bewundrungswürdig, als der Uebergang in das lichtvolle Des dur, in dem Olympia und Caſſander (die Stimmen ſchreiten in Terzen fort) tief aus dem Herzen flehend eintreten. „Des Mitleids Stimme iſt's ꝛc.“ Statira's eben erwähnte Melodie kehrt wieder bei den Worten: „O Tochter — und Du Caſſander ꝛc.,“ und iſt hier noch von größerer dramatiſcher Wirkung. Statira überläßt ſich ganz dem ſüßen Gefühl der zärtlichen Mutter — doch ſo wie Caſſander ſich ihr naht, den Sieg der Liebe, Verzeihung, hoffend, da iſt es plötzlich die unverſöhnbare Furie der Rache ſelbſt, die aus der in Zorn aufflammenden Statira hinausruft: „Hinweg! hinweg!“ — Auch hier iſt der dramatiſche Ausdruck in dem Grade erreicht, daß jede empfängliche Bruſt ſich durch und durch erſchüttert fühlen muß.

Die ganze Struktur dieſes Terzetts, die der Verfaſſer, verſtattete es der Raum, gar gern zur deutlichſten Beſchauung hingeſtellt hätte, manches Nutz und Frommens halber, iſt künſtlich, ohne geſucht zu ſein, eben deshalb aber meiſterhaft und zum Studium zu empfehlen.

Der Chor, welcher auf dieſes Terzett folgt: „Eilt herbei ꝛc.“ iſt friſch und heiter gehalten und bereitet eben deshalb den Wechſel der Handlung wirkungsvoll vor. Sehr gut thun die ſcharfen, beinahe Balletmäßigen Rythmen, die dieſer Chor durchaus behauptet.

Der Verfaſſer ging ſo eben am Flügel das ganze Finale, nachdem er die ihm ſchon ganz bekannt gewordene Partitur nochmals geleſen, mit der größten angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit durch, und es iſt ihm ſo, als müſſe er, um den ganzen wunderbaren Bau dieſes überreichen Tonſtücks in muſikaliſcher und dramatiſcher Hinſicht ins Klare zu ſtellen, ein kleines Buch ſchreiben. Hier ſind nur Andeutungen möglich, und ſo begnügt ſich der Verfaſſer, den geneigten Leſer nur auf die höchſten Lichtpunkte dieſes grandiöſen Tongemäldes aufmerkſam zu machen. Zu dieſem gehört, ſeiner Meinung nach, gleich der Eintritt des Chors der Prieſter und Prieſterinnen: „O ſchwarzer Tag — Verbrechen!“ — Ferner aber das Presto con impeto, welches beginnt, als Statira ſich mit Olympia durch die Reihen der Krieger entfernt.

Sechs und dreißig Takte lang halten die Bäſſe den Grundton A als Dominante von D dur, während Hoboen und Clarinetten eben das A von zwei zu zwei Takten anſchlagen. Im funfzehnten Takt erſt beginnen die Violinen eine in Triolen aufſteigende Figur, bis endlich der ganze Chor mit dem ganzen Orcheſter im Fortiſſimo wie ein gewaltiger daher ſchmetternder Donner losſchlägt: „Zu frevlich iſt Dein Stolz.“ Die Modulation H moll, A dur, Fis dur, und dann durch den Septimen-Akkord der Dominante A in die Tonika D dur, in gehaltenen Akkorden durch fünf Takte, iſt eben ſo genial, als kräftig, und dem grandiöſeſten Styl gemäß. Die Steigerung des Ausdrucks läßt nicht nach bis zur letzten Note, und man möchte ſagen, es ſei der bedrohliche Jubel des wildeſten Zorns, der in dieſen Tönen wüthet.

Bedarf es nun noch einer Zergliederung des dritten Akts, deſſen Schönheiten den ſchon angeführten ganz angemeſſen ſind?

Der dritte Akt beginnt mit einem Allegro agitato (A moll ganzer Takt), welches den Kampf eines beunruhigten Gemüths ſehr treffend ausdrückt. Schon die ſtoßenden tiefen Hörnertöne, die mit den Bäſſen zugleich die Tonika des Grundtons in Achteln anſchlagen, deuten auf jene Unruhe und die in die Blasinſtrumente (Oboen, Clarinetten und Fagotts) gelegte Figur, welche im dritten Takte beginnt und vierzehn Takte durchgeführt wird, vollendet in Farbe und Leben den Ausdruck jener Leidenſchaft, der in den erſten, die Aufmerkſamkeit des Zuhörers ſpannenden, Takten angedeutet wurde. Das Ritornell endigt in dem Septimen-Akkord des Grundtons, der ſich dann aber in den Sekund-Quart-Sext-Akkord verkehrt, und Olympia, die mit dem Hierophanten aufgetreten, beginnt das Recitativ: „Wo führeſt Du mich hin u. ſ. w.“

Auch dieſes Recitativ Olympia's und des Hierophanten iſt nicht allein dramatiſch, wie es nur ſein kann, und dabei höchſt einfach, ſondern auch im reinſten Styl der wahrhaften ernſten Oper geſchrieben. In den ſieben und vierzig Takten, die es währt, ſchweigen die Blasinſtrumente gänzlich, bis auf die Baſſons, welche mit dem Eintritt des non troppo presto zu den Worten des Hierophanten: „Der heil'ge Tempel ꝛc.“ die Saitenbäſſe verſtärken. Eben die Figur der Bäſſe, mit einem Lauf hinauf, und dann in Achteln bald das Intervall der Oktave, bald der Decime hinab durchſchreitend, die jetzt durch die Baſſons verſtärkt wird und ſechsmal die Harmonie durch Sekund-Quart-Sexten-Akkorde fortführend wiederkehrt, iſt von gar energiſcher Wirkung, und der Meiſter beweiſet, daß er dem dramatiſchen Ausdruck, der Kraft des Geſanges zu genügen weiß, ohne die Fülle des Orcheſters in Anſpruch zu nehmen, die da freilich wirken muß, wo große Maſſen thätig ſein ſollen. Das Ritornell der Arie Olympia's, die nun folgt (Allegretto espressivo, F dur ganzer Takt), iſt, von Flöten, Oboen, Clarinetten und Fagotts vorgetragen, die Zartheit und Anmuth ſelbſt, und auch hier ſpricht ſich Olympia's Charakter, wie er vom Componiſten von Haus aus erfaßt wurde, und der Intention des Drama's gemäß erfaßt werden mußte, mit der ſchärfſten Deutlichkeit aus. Es giebt nichts einfacheres und dabei lieblicheres, als die Melodie dieſer Arie, die jeden angehenden Componiſten darüber ganz ins Reine ſetzen kann, was man fließenden Geſang nennt. Aber leider bedenken viele neuere, ſelbſt vorzügliche Opern-Componiſten gar nicht, daß ſie für die menſchliche Kehle ſchreiben, und daß nur die Intervallenfolge, wie ſie in der eigenthümlichen Natur des Geſangorgans liegt, das Ohr befriedigen kann. Auch die Inſtrumentation dieſer Arie iſt gar einfach; die erſten zwanzig Takte hindurch ſchweigen die Bläſer, dann erſt treten Hörner, und ſpäter Fagotts, Clarinetten, Hoboen und Flöten, jedoch mit ſparſamem Gebrauche, ein, und zwar bei dem Uebergange aus dem Grundton F dur ins Es dur zu den Worten: „Ihr Götter, am Altar vernahmt ihr meinen Schmerz ꝛc." Die Modulation wendet ſich nun nach F moll bei den Worten: „Schaut nieder auf mich Armen ꝛc.," und ſchließt mit einer Fermate auf der Dominante der Haupt-Tonart; dann tritt das erſte Thema zurück und führt zum Schluß, der, ohne irgend Tiraden zu enthalten, doch der Sängerinn Gelegenheit genug giebt, tüchtiges Portamento, Geläufigkeit und überhaupt gute Schule zu zeigen.

Das folgende Recitativ, mit dem Caſſander auftritt, iſt wieder voll energiſcher Kraft und ohne die mindeſte Ueberladung; erſt in den letzten drei Schlußtakten nach Olympia's Worten: „Ihr Götter! rettet, ſchützet mich!" ſchlagen Hoboen, Clarinetten, Hörner, Trompeten und Fagotts nach. Zu bemerken iſt noch, daß ſämmtliche Zwiſchenſpiele dieſes neun und dreißig Takte langen Recitativs nur auf zwei, ſage zwei Hauptgedanken beruhen, die dem Meiſter genügten zum fortſteigenden dramatiſchen Ausdruck der aufgeregten Leidenſchaft, die die Situation herbeigeführt.

Das nun folgende Duett zwiſchen Olympia und Caſſander (Allegro agitato, A moll, ganzer Takt) gehört auch wieder zu den ausdrucksvollſten und zugleich anmuthigſten Stücken des ganzen Werks. Sowohl in der Formung der Melodie, als in der Conſtruktion des ganzen Satzes, iſt die, dem Italieniſchen Geſchmack eigenthümliche, Grazie gar nicht zu verkennen, und, von dieſer hingeriſſen, wird man kaum einzuwenden vermögen, daß der tragiſche Styl, wie wir Deutſchen ihn nach dem Vorbilde des großen Gluck anerkennen, eigentlich Mittelſätze, wie den in dieſem Duett enthaltenen (im ſechs und zwanzigſten Takt nach dem Anfange, E dur), verſchmäht, ſo ſehr auch das Ohr dadurch beſtochen werden mag. Die Inſtrumentirung iſt wieder höchſt einfach. Erſt im ſechszehnten Takt ſchlagen die Blasinſtrumente einen vollen Akkord an. Wunderbar getroffen, um die Pein des verhängnißvollen Moments auszudrücken, iſt die Figur der erſten Violine, die (mit Ausſchluß des erwähnten Mittelſatzes) durch das ganze Duett bis zum Eintritt des piu mosso (A dur) feſtgehalten wird.

Dieſes piu mosso zu den Worten: „Schon ertönt wilder Schall, Kampfesruf zu den Waffen ꝛc.“ trägt aber ſo das charakteriſtiſche Gepräge der Werke des Meiſters, daß man ihn augenblicklich erkennen müßte, ſollte auch ſein Name nicht genannt ſein. Der gewiſſe eigenthümliche Schwung der Melodie, die Begleitung mit einer Art Basso ostinato, der in geſtoßenen Vierteln oder Achteln daher ſchreitet, dazu kurz nachſchlagende Noten der Blaſeinſtrumente, kurze durch Pauſen getrennte Figuren der Violinen, der an das Marſchmäßige gränzende Charakter des Ganzen, in dem allem zeigt ſich jenes Gepräge und jeder Zuhörer wird gewiß bekennen müſſen, daß Sätze dieſer Art etwas in ſich tragen, das die Bruſt erhebt auf wunderbare Weiſe. Dieſes haben, ſeitdem Spontini damit aufgetreten iſt, und die Welt bezaubert hat, die neueren Italiener und vor allen Dingen Roſſini wohl gefühlt, und mit dieſem erborgtem Schmuck zu blenden, ihre eigne Dürftigkeit zu verſtecken geſucht. Das Heer der Nachahmer (imitatorum pecus) kennt aber, hat es einmal ſolch einen Charakterzug dem Meiſter abgelauſcht, in dem Gebrauch deſſelben kein Maaß und Ziel, und ſo erregt bei ihm das bald Ueberdruß, was bei dem Meiſter ſtets in neuer Glorie wieder erſcheint. — Eben ſolche Sätze haben denn auch bei dem Schluß einen beſondern Glanz, der indeſſen bei dem Meiſter der Glanz eines ächten Diamants iſt, während die an einander gereihten Tiraden der Nachahmer blendenden Glimmerſteinen zu vergleichen.

150.

Vorläufiger Bericht über Maria von Weber's „Freiſchütz“.

[21. Juni 1821.]

Die freudige Erwartung, die alle Freunde der Weberſchen Muſe — und wer wäre nicht ein Freund jener Muſe, die eine Fülle der genialſten Lieder- und Inſtrumental-Compoſitionen, die die unſterblichen Kriegsgeſänge, „Leier und Schwert“ erſchaffen, und die längſt ihren Liebling unter die Erſten und Bedeutungsvollſten ſeiner Kunſt und ſeiner Zeit geſtellt — die freudige Erwartung, die wir Alle gehegt hatten, da uns eine neue Oper des Meiſters angekündigt war, ward endlich am 18ten d. durch die erſte Vorſtellung erfüllt, die alle Hoffnungen, wie hoch ſie auch geſpannt waren, noch weit überflügelte. Weber, der in ſeinen früheren Arbeiten noch jene Auswüchſe zeigte, die das wahre Genie bei ſeinem erſten Durchbruch nun einmal charakteriſiren, ſteht jetzt in ſeiner intereſſanten Eigenthümlichkeit klar und reif da, und in dieſem ſeinem neueſten großen Werke hat er ſich ein Ehrendenkmal geſetzt, das in der Kunſtgeſchichte der Deutſchen Oper Epoche machen dürfte. Das Publikum erkannte den Werth der genialen Muſik von Anfang bis zu Ende an, und von der Ouvertüre bis zum Schlußchor ward jedes einzelne Stück ohne Ausnahme lebhaft beklatſcht, und der Componiſt zuletzt ſtürmiſch gerufen. Der beſcheidene Meiſter erſchien, und führte ſehr zartſinnig die Damen Seidler und Eunike mit hervor, mit ihnen den Jubel des Publikums theilend. Es flogen Gedichte und Kränze in verdienter Fülle, und da der Ref. an keinem von beiden Theil hatte, ſo will er wenigſtens auch ſein Scherflein dem längſt von ihm verehrten Componiſten raſch durch dieſen „vorläufigen Bericht“ darbringen, dem bald ein ausführlicher folgen ſoll.

151.

Montag, Mittwoch und Freitag:

der Freiſchütz,

Oper von Kind und von Weber.

[26. Juni 1821.]

Wie überall die Extreme ſich berühren, ſo haben wir es auch alle in der jüngſt verfloſſenen Zeit erlebt, daß auf eine Periode der tiefſten Erniedrigung, der erbärmlichſten Erſchlaffung in unſrer vaterländiſchen Poeſie unmittelbar eine andere folgte, die die faden Geiſter wieder in ein neues Leben zu rufen verſuchte, das freilich aber ſo weit von dem wahren Ziele abweicht, als jenes glücklicherweiſe nun ausgelebte; kurz, wir ſahen, ſowie der Werther-Zeit die Zeit des Götz folgte, der zuckerbreiigen Karfunkel-Periode unſrer Neo-Romantiker eine derbe Pack- und Schüttel-Periode unmittelbar auf dem Fuße folgte. Die jüngſt noch ſo zarte, nervenſchwache Muſe befreundete ſich plötzlich mit dem Satan, der Hölle, mit einer Fratze, die ſie Schickſal nannte, und Galgen und Rad wurden ihr Toiletten-Spielwerk. Das Theater, das lange von ihr verſäumte Theater, war es beſonders, das ihr nun wieder einmal heimzuſuchen beliebte, und ſie fing an es zum Tummelplatze von alle dem „Kribskrabs der Imagination“ zu machen (um mit Göthe zu reden) den ihr Eigenſinn für den Augenblick an ihren Hof gezogen hatte. So ſahen wir Februars-Nächte, Ahnfrauen, Teufelsbeſchwörer, von Zigeunern behexte Brudermörder, und der Schwindel des Zeitgeiſtes hielt ordentlich dieſes Zeug einen Augenblick oben; es kam hinzu, daß ein wahres Genie, aber auch nur Eines, Lord Byron, gleichfalls dieſen Weg einſchlug, und es war um die Köpfe der meiſten Zeitgenoſſen geſchehen! Das Höchſte, worauf der exaltirteſte Geiſt auf dieſer Richtung gelangen konnte, ward erſonnen in der Erzählung: „der Vampyr“, und dieſer Vampyrismus iſt es denn, der in der Poeſie des Augenblickes (und nicht nur in Deutſchland) allmächtig ſpukt. Man will nicht ergriffen, nicht gerührt, man will gepackt, geſchüttelt werden, es ſoll ſich das Haar ſträuben, der Odem ſtocken — und die Poeſie hat ihre Wirkung gethan!

Es ſchien nöthig dieſen augenblicklichen Zuſtand kurz anzudeuten, wenn von der neuen Oper die Rede ſeyn ſoll, die ſo eben die Theaterfreunde Berlin's beſchäftigt, denn es iſt dieſelbe ſo ganz ein Kind dieſes Augenblicks, daß man mit der Schilderung ihrer Abſtammung ſie ſelbſt ſchon charakteriſirt hat. Und in dieſer Hinſicht iſt ihre Erſcheinung auch hiſtoriſch-poetiſch merkwürdig, denn das Reich der Oper iſt vor ihr, unſers Wiſſens, von jener Muſe noch nicht betreten worden. Wer uns als Entgegnung den Don Juan u. ſ. w. citiren wollte, für den müſſen wir bedauern ganz unverſtändlich geblieben zu ſeyn. Hr. Kind in Dresden iſt alſo mit ſeinem Gedicht grade zur rechten Stunde gekommen, es iſt nicht zu läugnen, aber es iſt zu fürchten, daß er eben eine Stunde ſpäter, wenn dieſer ſchwere Rauſch vorüber — zu ſpät gekommen wäre: dieſe Stunde wird aber, und giebt's Gott, bald ſchlagen, und man wird dann das belachen, was heute die Ueberſpannten feſſelt, ſowie wir jetzt die Siegwartlinge, die Ritter- und Räuberromane, die Karfunkler belächeln. Sollte „der Freiſchütz" mit unzählig andern Effect-Jägern dann vielleicht gar mitbegraben werden — um Hrn. Kinds Antheil daran würde die Nachwelt nicht zu trauern haben; aber der unſterbliche Lebenshauch, den v. Weber dem wunderlichen Geſellen einblies, ſchützt dieſen ſicher vor dem Untergange.

Mit dieſer ausgeſprochenen Ueberzeugung von der Grundidee und dem Plan der Oper, (die wir übrigens nicht näher entwickeln wollen, um die Ueberraſchung der Leſer beim Anſchauen des Stückes nicht zu ſtören) müſſen wir noch den Tadel verbinden, der die Zeichnung und Phyſiognomie der Rollen und faſt die ganze dramatiſche Scenerei betrifft. Wem die Geſchichte des Stückes nicht früher aus andern Quellen geläufig iſt, der wird ſie nur ſehr ſchwer bei der Aufführung faſſen, und der durchaus hinkende ſchleppende Schluß, wo der Knoten, und nicht einmal geſchickt, zerhauen wird, beweiſt wohl eben ſo wenig, als die erſtere Behauptung für ein dramatiſches Geſchick von Seiten des Dichters. Die Charaktere aber ſind in ſtereotype Formen gegoſſen, und ein Gutmüthiger, eine Naive (!!), eine fromme Liebende, ein wilder Taugenichts u. ſ. w. bewegen ſich da neben einander hin, ohne daß man Grund hätte, eine nähere Bekanntſchaft mit einem von ihnen zu wünſchen. Mehr Lob verdient die Ausführung im Einzelnen, wenn wir die mannichfachen Reminiscenzen abrechnen, unter denen die aus Klingemann's Fauſt (!) am unverzeihlichſten ſind; aber in der

Verſificirung der Muſikſtücke erkannten wir mit Freuden den Dichter Kind wieder. Auch der Dialog iſt fließend, die Sprache rein.

Was die Muſik betrifft, ſo müſſen wir von vorn herein die Meinung ausſprechen, daß ſeit Mozart nichts bedeutenderes für die Deutſche Oper geſchrieben iſt, als Beethoven's Fidelio und dieſer „Freiſchütz". Weber, ſo ſcheint es, habe alle in unzählige Lieder- und Inſtrumental-Compoſitionen zerſtreuten Strahlen ſeines erſtaunenswerten Genius kühn in einen Brennpunkt geſammelt, denn mit allen ſeinen längſt berühmten Eigenthümlichkeiten finden wir den intereſſanten Geiſt hier wieder. Neuheit in Form und Ausdruck, Kraft und Keckheit, ja Uebermuth in den Harmonieen, ſeltner Reichthum der Phantaſie, unübertroffne Laune, wo es gilt, bewundernswerthe Tiefe in den Intentionen, und alle dieſe Eigenſchaften mit dem Stempel der Originalität bezeichnet, dies ſind die Elemente, aus denen Weber dies ſein neueſtes Werk gewebt hat. Mehr ins Einzelne gehend, finden wir eine Fülle von Melodien, die ſich ſehr ſangbar entwickeln, eine meiſterhafte Kenntniß der Inſtrumental-Effekte, die zum tiefen Studium auffordert, und eine genaue Bekanntſchaft mit der theatraliſchen Kraft der Muſik, der Weber mit den kleinſten Motiven oft einen überraſchenden Einfluß auf das Herz des Hörers abzugewinnen weiß, wie man ſich aus ſeinen einfachſten Liedern wohl erinnert. Wenn andere ängſtlich ringen und ſtreben, ſo ſcheint Weber mit der Muſe vertraulich zu ſcherzen, und doch weiß er ihr immer ihre beſten Gaben abzulocken, denn er iſt ihr Liebling.

Dies ſein neueſtes Werk, das, wie wir ſogleich ſehen werden, aus den verſchiedenſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt, trägt doch durchgängig die Farbe des Bodens, aus dem es entſproſſen, und die dumpfe, ſchwüle Gewitterluft des Gedichtes, weht auch durch die ganze Muſik, zwar konſequent, aber, geſtehen wir es, beim erſten Hören wenigſtens nicht zu erfreulich. Freilich giebt dies gerade der Oper jenes Gepräge, das ihr den Platz in die Schule anweiſt, von der wir oben ausgingen, aber dieſen Eindruck würden wir lieber den leidigen Criminal- und Schickſals-Tragödien für ſich gelaſſen haben.

Die Ouvertüre (in C) iſt, was ſie wohl immer ſeyn ſoll: der Prolog der Oper, im Sinne der Alten. Sie bereitet das Ungewitter vor, und dieſelben Wolken findet man ſpäter, wenn es Zeit iſt, oft wieder;

gegen das Ende erhebt ſie ſich freudig, wie die ganze Oper, denn das gute Princip ſiegt, in einem — *Spontiniſchen* Motiv. Dieſer Schluß-Satz der Ouvertüre, der ſpäter auch der der Oper wird, erinnert ſo offenbar an Spontiniſche Rhythmen, daß es unbegreiflich iſt, wie dem Componiſten dieſe Reminiscenz entgehen konnte. Deſto eigenthümlicher wird er aber gleich im erſten Chor ($^6/_8$ in Es) dem beſonders die Behandlung des Baſſes im „Victoria“ ein friſch-kräftiges Leben giebt. Kilian's Lied (G Dur) „Schau der Herr“ iſt eins der wunderlichſten, originellſten Stücke der Oper; die Melodie iſt fließend, ausdrucksvoll die Ausweichung in Moll in der Fermate „Moſje!“ und ganz neu die Uebertragung der Secunde in den Mädchen-Chören „He, he, he!“ die die ſchnippiſche Dummheit unvergleichlich gut ausdrücken, wozu die Pizzicato- und Oboen-Begleitung viel beiträgt. Das Terzett No 3 iſt uns beſonders werth wegen des vortrefflichen Chores am Schluſſe: „Laßt luſtig die Hörner erſchallen“ (F), wo die Tenöre wieder ganz neu behandelt ſind, und an den ſich ein Walzer anſchließt, in welchem man Weber ſo wenig verkennen wird, als in jenem Chor. Auf die Arie No 4, in welche das finſtre Motiv aus der Ouvertüre gegen den Schluß wirkſam eintritt, folgte das Lied in H Moll: „Hier im ird'ſchen Jammerthal“ die Krone aller *Weberſchen* Lieder überhaupt, und der Brillant der Oper. Das iſt die *Luſtigkeit der Hölle*, die glühend dies Meiſterlied durchdringt, und der erſchütternde Effekt der Piccol Flöten beweiſt doch gewiß eine unſerer obiger Behauptungen von der Kenntniß des muſikaliſchen Effektes. Wild ſchließt der erſte Akt mit Caspar's Arie, die gewaltig inſtrumentirt iſt, und glücklich an das eben genannte Lied erinnert.

Der zweite Akt hat nur ein *ganz* vollendetes Muſikſtück aufzuweiſen, die vortreffliche Scene der Agathe, die Mad. *Seidler* ſo ſchön ſingt, und die wir gern durch und durch commentirten, wenn nicht unſre Relation unter der Feder ſchon ſo angewachſen wäre. Die jubilirende Freuden-Arie: „All' meine Pulſe ſchlagen“ im jauchzenden E-Dur iſt von tüchtiger Wirkung, und klingt ſehr gut gedacht an die Ouvertüre an. In dem Anfangs-Duett dieſes Aktes iſt beſonders der Schluß: „Grillen ſind ꝛc.“ der Aufmerkſamkeit werth, wo die beiden Soprane ſehr kunſtreich zuſammen geſtellt ſind, und in der Melodie des erſten der leibhaftige Weber nicht zu verkennen iſt.

Schwächer iſt das folgende Ariettchen, aber reich an ſchönen Intentionen des Terzett in Es: „Wie? was?“ So kündigen die Bäſſe bei den Worten: „Ich bin vertraut mit jenem Grauſen“ ſehr geſchickt den zu erwartenden Sturm an, und der canoniſche Satz: „Doch haſt du auch vergeben“ mit der originell durchgeführten Unterſtimme hat gewiß jenes Lob verdient. Es folgt nun der Culminationspunkt der „romantiſchen“ Oper, für welchen vor Allen den Dekorateurs und Maſchiniſten der gefühlteſte Dank gezollt werden muß, worin alle weiche Seleen einſtimmen werden. Aber eben weil hier das Auge ſo übermäßig beſchäftigt iſt, hat das Ohr kaum Kraft, ihm zu folgen, was doch bei den düſter-wilden Muſikſtücken dieſes Finals wohl Noth thäte: und der Componiſt muß uns deshalb entſchuldigen, wenn wir uns noch nach den wenigen Vorſtellungen nicht getrauen, ſeine Abſichten in dieſer Scene ganz zu entwickeln. Viele derſelben ſind uns nicht entgangen: ſo z. B. die ſinnige Wiederholung der Melodie aus dem erſten Spott- und Schimpf-Chor, den dem zaudernden Max der böſe Dämon hämiſch vorzuhalten ſcheint; aber eine muſikaliſche Scene, wie dieſe, iſt nie und nirgend geſchrieben, und ſie fordert darum nur verdoppelte Aufmerkſamkeit, um gewürdigt zu werden.

Die Introduktion zum dritten Akte verkündet den nahen Sieg des guten Genius über den Böſen; freudig klingt ſchon der Jagdchor (No 4) an, aber der böſe Geiſt hat auch aus Neckerei einen Augenblick die Veſtalin mit eingeflochten! Agathen's Cavatine in As iſt zart, und reich an Modulation; mit der Zuſammenſtellung von Bäſſen, Hörnern und Fagotten hat der Componiſt an dieſem Orte wohl ſchicklich eine Orgel ahnen laſſen wollen. Die folgende Romanze würden wir ohne Schmerz ganz entbehren; wie ſie einmal da iſt, zeichnen wir das von Herrn Semmler ſehr gelungen ausgeführte Bratſchen-Accompagnement aus. Dafür folgen ihr aber unmittelbar wieder zwei ſehr ſeltene herrliche Stücke. Das allerliebſte, einfache Volkslied (C-Dur) „Wir winden dir den Jungfernkranz“ bewährt auf's Neue Weber's längſt anerkannten Beruf zum wahren Volkslieder-Componiſten. Die Naivität, die Unſchuld, die Neuheit dieſer kleinen Compoſition läßt ſich nicht wiedergeben; man höre das Lied, und man wird es fühlen. Flöten und Oboen gehen geſchickt mit. Der wirkſame Theatercoup in dem Liede beweiſt, daß nicht immer Maſſen und äußere Mittel nötig ſind, um zu ergreifen! Einen ſehr genialen Uebergang bereitet der Jägerchor (D-Dur) vor, in dem man, in ſeiner freien Fröhlichkeit, in ſeinem kecken Uebermuth, den Componiſten von „Lützow's“ berühmter Jagd gleich wieder erkennen wird.

Von nun an ſinkt aber das Intereſſe der Oper, wegen des zu entſetzlich breiten und langen Schluſſes und das Finale geht leider! in den Fehlern des Dichters ſo ziemlich mit verloren. Im Allgemeinen wird man überhaupt bemerkt haben, daß die Lieder und Chöre in dieſer Oper die größern Enſembles an Vortrefflichkeit überwiegen; die Meiſterſchaft in jenem Theile der Muſik iſt aber auch ſo groß und bewundernswerth, daß Weber ſich durch ſie jetzt gewiß ſeinen Platz für die Unſterblichkeit geſichert haben würde — wäre der ihm nicht längſt gewiß.

Die Aufführung auf unſerer Bühne, welche zugleich das Intereſſante darbot, daß ſie das erſte Singſpiel im neuen Schauſpielhauſe gab, gelingt ſo vorzüglich, daß wir nur die Namen Seidler, Eunicke, Blume und Stümer nennen wollen, um allen gemeinſchaftlich einen großen Dank zu bringen. Auch die Nebenpartieen ſo wie die Chöre, das Orcheſter, die Anordner und Maſchiniſten verdienen nur Lob.

Von der ſo glänzenden und ehrenvollen, als verdienten Aufnahme des Meiſterwerkes und ſeines Schöpfers hat bereits ein früherer Artikel erzählt; es iſt ein ſeltner Fall, daß eine dramatiſche Neuigkeit bei uns dreimal in einer Woche das Haus überfüllt, und jedesmal lebhaften Enthuſiasmus erregt. —

Am 4. Juli: der Freiſchütz.

Immer anſprechender treten die Melodien, immer ergreifender die Harmonien in dem herrlichen Werke hervor, je mehr man es hört, und die Theilnahme des Publikums wächſt auch deshalb mit jeder neuen Vorſtellung, wie es die heutige vierte auf's Neue bewies, die abermals ein ſehr zahlreiches Auditorium angelockt hatte. Die durchgängig ſo tief gedachten Intentionen des trefflichen Komponiſten wollen aber auch ſtudirt, die Muſik will in succum et sanguinem verwandelt ſeyn. Sollten wir deshalb bei immer eifrigerem Eindringen unſer früheres Urtheil über dieſelbe ja noch zu modificiren aufgefordert werden, ſo — könnte es nur immer zu Gunſten des Komponiſten geſchehen, da wir mit allem gern geſpendeten Lobe noch gar viele meiſterhafte Eigenthümlichkeiten überſehen zu haben glauben, wie der erneute Genuß beim Hören bewies, und wie dies bei einer ſo reichhaltigen Partitur auch wohl nicht anders möglich iſt. Nicht genug, dünkt uns, haben wir aufmerkſam gemacht auf den originellen erſten muſikaliſchen Eintritt Caspars im Terzett No. 3. bei den Worten: „Nur ein keckes Wagen", die gleich von vorn herein, einen bedeutenden Vorſchmack von der gewichtigen Behandlung dieſer ganzen Baßpartie giebt; nicht genug haben wir die ganz neue Behandlung des Schluſſes des luſtigen Walzers hervorgehoben, welcher Schluß das allmälige Verſchwinden der Muſik unübertrefflich ausdrückt, das man bisher immer nur durch ein Decreſcendo zu malen gewohnt war. Solche kleine Meiſterzüge ſollten aber da nicht vergeſſen werden, wo es darauf ankommt, das wahre Genie zu charakteriſiren.

Und ſo weiter! Denn ein zweiter Bericht, der bei größerer Ausführlichkeit entſtehen dürfte, iſt — gegen die Verabredung in dieſen Blättern.

Der lebhafteſte Beifall folgte, wie in den früheren Vorſtellungen, auch heute jedem Stücke auf dem Fuße nach, und Mad. Seidler ward verdientermaßen gerufen. Auch die übrigen Mitwirkenden thaten wacker ihre Schuldigkeit: Einer ſogar mehr als zu gut — nämlich der Souffleur.

152.

Naivetät.

[30ten Juni 1821.]

Ein junger Menſch in Paris, bekannt wegen ſeiner ſchlechten Finanzen und ſeiner muntern Lebensweiſe, wurde auf einem der vornehmſten Kaffehäuſer von einem grämlichen Gläubiger angeredet und aufgefordert, ſeine Schuld zu entrichten.

Der junge Menſch antwortete mit vielem Stolz:

„Hier iſt nicht der Ort, Geld zu fordern; kommen Sie nach meiner Wohnung."

Nach Ihrer Wohnung? Da ſind Sie ja nie zu finden.

„Was heißt das, Herr, ich wäre da nie zu finden? — Ich komme zwar nie vor Mitternacht nach Hauſe, ich gehe aber auf Ehre, nie vor fünf Uhr des Morgens aus."

—r

153.

[An den Geiger Boucher.]

[7ten Juli 1821.]

Es giebt Leute, die ſagen: „Unter den lebenden Violinſpielern gebe es vielleicht nicht drei, die Johann Sebaſtian Bachs Violin-Solos zu ſchätzen wüßten, und vielleicht nicht Einen, der ſie ihrem ganzen Sinn gemäß zu ſpielen verſtände!“

Sollte nicht ein Mann von dem Umfange des Verſtändniſſes wie Herr Boucher uns wenigſtens die Möglichkeit der Darſtellung jener wunderlichen Kunſtwerke, und eine kleine Probe dieſer unſerm Geſchmack allerdings entfremdeten Kompoſitionen zu geben geneigt ſeyn? Auch die Fugen des Corelli, ſeiner Geige gewiß nicht fremd, ſind hier noch nie gehört worden.

154.

[Todesanzeigen des Kater Murr.]

[30 Novbr 1821.]

In der Nacht vom 29^{t} bis zum 30^{t} Novbr. d. J. entſchlief nach kurzem aber ſchweren Leiden, zu einem beſſern Daſeyn, mein geliebter Zögling, der Kater Murr im vierten Jahr ſeines hoffnungsvollen Alters, welches ich theilnehmenden Gönnern und Freunden ganz ergebenſt anzuzeigen nicht ermangle. Wer den verewigten Jüngling kannte, wird meinen tiefen Schmerz gerecht finden und ihn — durch Schweigen ehren.

Berlin d. 30 Novbr 1821. Hoffmann

[1. Decbr: 1821.]

In der Nacht vom 29^{t} bis zum 30^{t} November d. J. entſchlief, um zu einem beſſern Daſein zu erwachen, mein theurer geliebter Zögling der Kater Murr im vierten Jahre ſeines hoffnungsvollen Lebens. Wer den Verewigten Jüngling kante; wer ihn wandeln ſah auf der Bahn der Tugend und des Rechts, mißt meinen Schmerz und ehrt ihn durch Schweigen.

Berlin d. 1^{t} Decbr: 1821. Hoffmann

155.

Meiſter Floh.

[Unterdrückte Stellen. December 1821.]

[Bd. 10, S. 169.] Viertes Abentheuer. Unerwartetes Zuſammentreffen zweier Freunde Der Rath Knarrpanti und ſeine peinlichen Grundſätze. Liebesverzweiflung...

[Bd. 10, S. 170, Z. 3 v. o.] . . . da ich ſelbſt verhaftet eines ſchweren Verbrechens halber, das ich nicht kenne, ja von dem ich auch nicht die leiſeſte Ahnung habe.“

Doch, es möchte gerathen ſeyn, das Geſpräch der beiden Freunde, die ſich auf eine Weiſe wiederfanden, wie ſie es wohl nicht vermuthet, zu unterbrechen und dem geneigten Leſer zu ſagen, was es mit der Verhaftung des Herrn Peregrinus Tyß für eine Bewandniß hatte.

Es iſt ſchwer, ja wohl unmöglich darzuthun, wie Gerüchte entſtehen; ſie gleichen dem Winde von dem man nicht weiß, woher er kommt und wohin er fährt. So hatte ſich auch in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß am WeihnachtsAbende aus einer großen Geſellſchaft, die bey einem reichen Bankier verſammelt geweſen, eine ſehr vornehme Dame auf unbegreifliche Weiſe entführt worden. Jeder ſprach davon, nannte den Namen des Bankiers und klagte laut, daß die Polizei wenig wachſam ſeyn müſſe, wenn eine ſolche gewaltſame That ohne Scheu verübt werden dürfe. Der Rath konnte nicht umhin Nachforſchungen anzuſtellen; alle Gäſte, die am WeihnachtsAbende bey dem Bankier geweſen, wurden vernommen; jeder ſagte: allerdings ſey, wie er gehört habe, eine vornehme Dame aus der Geſellſchaft entführt worden, und der Bankier bedauerte gar ſehr, daß in ſeinem Hauſe ſolch ein Streich geſchehen. Keiner wußte indeſſen den Namen der entführten Dame anzugeben, und als der Bankier die Liſte ſeiner Gäſte einreichte, fand es ſich, daß keine einzige von den Damen die zugegen geweſen, vermißt wurde. War dies nun auch der Fall mit ſämtlichen einheimiſchen und fremden Frauen und Mädchen in der ganzen Stadt, von denen keiner am WeihnachtsAbende Leids geſchehen, ſo ſah der Rath, wie es nicht anders geſchehen konnte, das entſtandene Gerücht für völlig grundlos und die ganze Sache für, erledigt an.

Da erſchien aber vor dem Rath ein ſeltſamer Menſch, ſowohl ſeiner Kleidung als ſeinem ganzen Weſen nach, welcher ſagte, er ſey Geheimer Hofrath und nenne ſich Knarrpanti. Darauf zog er ein Papier mit einem großen Siegel aus der Taſche und überreichte es mit einer höflichen Verbeugung und einer Miene, die deutlich ausſprach, wie ſehr der Rath durch die hohe Würde, die er, der Geheime Hofrath Knarrpanti bekleide, und durch den wichtigen Auftrag, den er erhalten, überraſcht ſeyn, und welcher Reſpeckt ihm nun erwieſen werden würde.

Knarrpanti war ein ſehr wichtiger Mann, ein ſogenanntes Factotum an dem Hofe eines kleinen Fürſten, auf deſſen Namen ſich der Herausgeber nicht beſinnen kann, und von dem nur zu ſagen iſt, daß es ihm beſtändig an Geld fehlte und daß von allen StaatsEinrichtungen, die er aus der Geſchichte kannte, ihm keine beſſer gefiel als die Geheime StaatsInquiſition wie ſie ehemals in Venedig ſtatt fand. Dieſem Fürſten war wirklich vor einiger Zeit eine von ſeinen Prinzeſſinnen abhanden gekommen, man wußte nicht recht, wie? Als nun dem Knarrpanti, der ſich gerade in Frankfurth befand um wo möglich einiges Geld für ſeinen Herrn aufzuborgen, das Gerücht von der entführten hohen Dame zu Ohren kam, ſchrieb er ſogleich an den Fürſten, daß es ſeinen Bemühungen gelungen, der verlornen Prinzeſſin auf die Spur zu kommen. Darauf erhielt er ſofort den Auftrag, den Räuber zu verfolgen und alles anzuwenden, die Prinzeſſin aufzufinden und ſich ihrer zu bemächtigen, koſte es was es wolle. Dieſem Auftrage war ein höfliches Schreiben an den Rath beigelegt, worinn derſelbe erſucht wurde, dem Geheimen Hofrath Knarrpanti in ſeinen Nachforſchungen möglichſt beizuſtehen und auf ſeinen Antrag den Räuber zu verhaften und ihm den Prozeß zu machen. Dies Schreiben war aber jenes Papier, welches Knarrpanti dem Rath in der Audienz überreichte und von dem er ſich ſolch große Wirkung verſprach.

Der Rath erwiederte: das Gerücht von einer vornehmen Dame die entführt ſeyn ſolle, ſey als grundlos wiederlegt, dagegen vollkommen ermittelt daß überhaupt niemand entführt worden, es könne daher von Ausmittlung eines Entführers nicht die Rede ſeyn und werde der Herr Geheime Hofrath Knarrpanti, aller weiteren Nachforſchungen entübrigt, wohl keines Beiſtandes bedürfen.

Knarrpanti hörte dies alles mit einem ſelbſtzufriedenen Lächeln an und verſicherte, daß es ſeiner ungemeinen Sagazität bereits gelungen den Thäter zu erforſchen. — Auf die Erinnerung, daß doch eine That begangen ſeyn müſſe, wenn es einen Thäter geben ſolle, meinte Knarrpanti, daß, ſey erſt der Verbrecher ausgemittelt, ſich das begangene Verbrechen von ſelbſt finde. Nur ein oberflächlicher leichtſinniger Richter ſey, wenn auch ſelbſt die Hauptanklage wegen Verſtocktheit des Angeklagten nicht feſtzuſtellen, nicht im Stande dies und das hinein zu inquiriren, welches dem Angeklagten doch irgend einen kleinen Makel anhänge und die Haft rechtfertige. Er müſſe ſchon jezt dringend auf die ſchleunige Verhaftung des Entführers ſeiner Prinzeſſin antragen, und dieſer Entführer ſey niemand anders als Herr Peregrinus Tyß, der ihm ſchon längſt als höchſt verdächtig bekannt und deſſen Papiere er ſofort in Beſchlag zu nehmen bitte.

Der Rath erſtaunte über die kecke Anklage eines ſtillen unbeſcholtenen Bürgers und wies Knarrpantis Antrag mit vielem Geräuſch zurück.

Knarrpanti kam nicht im mindeſten aus der Faſſung, ſondern verſicherte mit einer gewiſſen widerlichen Anmaßung, die ihm überhaupt eigen, daß, verlange man von ihm zuvor den Nachweis ſeiner Anklage, er dieſen ſehr leicht führen könne. Durch zwey Zeugen wolle er nehmlich darthun, daß Herr Peregrinus Tyß in der WeihnachtsNacht mit Gewalt ein ſchön gepuztes Mädchen in ſein Haus geſchleppt habe.

Mehr, um die Abſurdität dieſer Behauptung völlig darzuthun, als um auf die Sache wirklich einzugehen, beſchloß der Rath die beiden vorgeſchlagenen Zeugen vernehmen zu laſſen. Beide, ein Nachbar des Herrn Peregrinus Tyß, der in jener verhängnißvollen Weihnachtsnacht zufällig eben in ſein Haus treten wollen, ſo wie der Wächter hatten aber aus der Ferne den ganzen Auftritt, als Peregrinus die geheimnißvolle Schöne herbeitrug, beobachtet und bekundeten einſtimmig, daß Herr Tyß allerdings eine gepuzte Dame in ſein Haus gebracht. Beide wollten denn auch bemerkt haben, daß die Dame ſich ſehr geſträubt und jämmerlich lamentirt. Auf die Frage, warum ſie denn dem bedrängten Frauenzimmer nicht zu Hülfe geeilt, erwiederten ſie, ſolches ſey ihnen nicht eingefallen.

Die Ausſage dieſer Zeugen ſezte den Rath in nicht geringe

Verlegenheit, da Herr Peregrinus ſich wirklich des Vergehens ſchuldig gemacht zu haben ſchien, deſſen man ihn anklagte. Knarrpanti ſprach wie ein Cicero und bewies, wie der Umſtand, daß man jezt keine Dame vermiſſe, gar nichts entſcheide, da die Dame ſich ja wieder aus Peregrinus' Hauſe gerettet haben und aus purer Schaam den ganzen Vorfall verſchweigen könne. Wer die Dame ſey, ſo wie was Herr Tyß noch ſonſt in gefährlichen Liebesumtrieben begonnen, das würde ſich gewiß aus des Verbrechers Papieren ergeben, und er nahm die Gerechtigkeitsliebe des Raths in Anſpruch, nach der gewiß keine fluchwürdige That ungeahndet bleiben dürfte. Der Rath beſchloß fürs erſte, dem Geſuch des würdigen Geheimen Hofraths nachzugeben, und ſo geſchah es, daß des armen Peregrinus Tyß ſchnelle Verhaftung, ſo wie die Beſchlagnahme ſeiner Papiere erfolgte. —

Wir kehren zu den beiden Freunden, die nebeneinander die Köpfe aus den Fenſtern ihrer Gefängniſſe geſteckt haben zurück. — [Bd. 10, S. 170, Z. 4 v. o.] Peregrinus hatte . . .

[Bd. 10, S. 188.] Fünftes Abentheuer. [Merkwürdiger Prozeß und ferneres weiſes verſtändiges Benehmen des Herrn Geheimen Hofraths Knarrpanti. Gedanken junger . . . .

Der geneigte Leſer erinnert ſich, daß die Papiere des Herrn Peregrinus Tyß in Beſchlag genommen wurden, um einer That die nicht geſchehen, näher auf die Spur zu kommen. Beide, der Abgeordnete des Raths und der Geheime Hofrath Knarrpanti hatten jede Schrift, jeden Brief, ja jedes Zettelchen das vorgefunden (Waſch- und Küchenzettel nicht ausgenommen) auf das genaueſte durchgeleſen, waren aber nun Rückſichts des Reſultats ihrer Erforſchungen völlig verſchiedener Meinung.

Der Abgeordnete verſicherte nehmlich, daß die Papiere auch nicht ein Wort enthielten, welches Bezug auf ein Verbrechen haben könne, wie es Peregrinus der Anklage nach begangen haben ſollte. Des Herrn Geheimen Hofraths Knarrpanti ſpäheriſches Falkenauge hatte dagegen gar vieles in den Schrifften des Herrn Peregrinus Tyß entdeckt das ihn als einen höchſt gefährlichen Menſchen darſtellte.

Peregrinus hatte in ſeinen früheren Jünglingsjahren ein Tagebuch gehalten; in dieſem Tagebuch gab es nun aber eine Menge verfänglicher Stellen, die Rückſichts der Entführung junger Frauenzimmer nicht allein auf ſeine Geſinnungen ein ſehr nachtheiliges Licht warfen, ſondern ganz klar nachwieſen, daß er dies Verbrechen ſchon öfters begangen. — So hieß es: „Es iſt doch was hohes, herrliches um dieſe Entführung!“ — Ferner: „Doch hab' ich von allen die Schönſte entführt!“ — Ferner: „Entführt habe ich ihm dieſe Mariane, dieſe Philine, dieſe Mignon!“ — Ferner: „ich liebe dieſe Entführungen.“ — Ferner: „Entführt ſollte, mußte Julia werden und es geſchah wirklich, da ich ſie auf einem einſamen Spaziergange im Walde von Vermummten überfallen und fortſchleppen ließ.“ Außer dieſen ganz entſcheidenden Stellen im Tagebuch fand ſich auch noch der Brief eines Freundes vor, in dem es verfänglicher Weiſe hieß: „ſo möcht' ich dich bitten, entführe ihm Frideriken wo und wie du nur kannſt.“

Alle die erwähnten Worte nebſt hundert andern Phraſen, waren nur die Wörter: Entführung, entführen, entführt, darinn enthalten, hatte der weiſe Knarrpanti nicht allein mit Rotſchrift dick unterſtrichen, ſondern noch auf einem beſondern Blatte zuſammengeſtellt, welches ſich ſehr hübſch ausnahm und mit welcher Arbeit er ganz beſonders zufrieden ſchien.

„Sehen Sie wohl“, ſprach Knarrpanti zu dem Abgeordneten des Raths, „ſehen Sie wohl wertheſter Herr College, habe ich es nicht geſagt? Der Peregrinus Tyß iſt ein verruchter abſcheuliger Menſch, ein wahrer Don Juan. Wer weiß, wo die unglücklichen Schlachtopfer ſeiner Lüſte hingekommen ſind, die Marianne, die Philine und wie ſie alle heißen mögen. Es war die höchſte Zeit daß dem Unweſen geſteuert wurde, ſonſt hätte der gefährliche Menſch durch ſeine entführeriſchen Umtriebe die gute Stadt Frankfurth in tauſend Leid verſetzen können. Was hat der Menſch ſchon nach ſeinen eignen Geſtändniſſen für Verbrechen begangen! — Sehen Sie dieſe Stelle, beſter Herr College, und urtheilen Sie Selbſt wie der Peregrinus das Entſetzliche im Schilde führt.“

Die Stelle in dem Tagebuch, auf welche der weiſe Geheime Hofrath Knarrpanti den Abgeordneten des Raths aufmerkſam machte, lautete: „Heute war ich leider mordfaul.“ — Die Sylbe mord war dreimal unterſtrichen und Knarrpanti meinte, ob jemand wohl verbrecheriſchere Geſinnungen an den Tag legen könne als wenn er bedauere heute keinen Mord verübt zu haben!

Der Abgeordnete wiederholte ſeine Meinung, daß in den Papieren des Herrn Peregrinus Tyß auch nicht die leiſeſte Spur eines Verbrechens merkbar geworden. Knarrpanti ſchüttelte ungläubig den Kopf und der Abgeordnete bat ihn, doch noch einmal jene Stellen die er ſelbſt als verdächtig ausgezogen anzuhören, wiewohl im beſſeren Zuſammenhange.

Der geneigte Leſer wird ſich ſehr bald von Knarrpantis ſublimer Schlauheit ganz überzeugen. —

Der Abgeordnete ſchlug das verfängliche Tagebuch auf und las „Heute ſah ich im Theater Mozarts Entführung aus dem Serail zum zwanzigſten mal mit demſelben Entzücken. Es iſt doch was hohes, herrliches um dieſe Entführung.“ Ferner:

„Die Blumen, ſie konnten
mir alle gefallen,
doch hab' ich von allen
die ſchönſte entführt.“

Ferner: „Entführt habe ich ihm dieſe Mariane, dieſe Philine, dieſe Mignon, denn zu ſehr vertiefte er ſich in dieſe Geſtaltungen, fantaſirte von dem alten Harfner und zankte mit Jarno. Wilhelm Meiſter iſt kein Buch für ſolche, die eben aus ſchwerer Nervenkrankheit erſtehen.“ Ferner: „Jüngers Entführung iſt ein artiges Luſtſpiel. Ich liebe dieſe Entführungen weil ſie der Intrigue ein beſonderes Leben einhauchen.“ Ferner: „Der zu wenig überdachte Plan brachte mich gewaltig in die Enge. Entführt ſollte, mußte Julia werden und es geſchah wirklich, da ich ſie auf einem einſamen Spaziergange im Walde von Vermummten überfallen und fortſchleppen ließ. Ich freute mich ungemein über dieſe neue Idee die ich breit genug ausführte. Ueberhaupt war das Trauerſpiel ein gar drolliges Machwerk des begeiſterten Knaben und es thut mir leid daß ich es ins Feuer geworfen.“ — Der Brief lautete: „So oft ſiehſt Du Frideriken in der Geſellſchaft Du Glücklicher! Wahrſcheinlich läßt Moritz niemanden heran und nimmt ihre ganze Aufmerkſamkeit in Beſchlag. Wärſt Du nicht ſo blöde, ſo weiberſcheu, ſo möcht ich Dich bitten, entführe ihm Friederiken wo und wie Du nur kannſt.“

Knarrpanti blieb dabei, daß ſelbſt der Zuſammenhang die Sache nicht beſſere, da es eben argliſtige Schlauheit der Verbrecher ſey ſolche Außerungen ſo zu verhüllen daß ſie auf den erſten Blick für ganz indifferent, für ganz unſchuldig gelten könnten. Als beſonderen Beweis ſolcher Schlauheit machte der tiefſinnige Knarrpanti den Abgeordneten auf einen Vers aufmerkſam der in Peregrinus' Papieren vorkam und worinn von einer endloſen Führung des Schickſals die Rede war. Nicht wenig that ſich Knarrpanti auf die Sagazität zu Gute mit der er ſogleich herausgefunden, daß das Wort Entführung in jenem Verſe getrennt worden um es der Aufmerkſamkeit und dem Verdacht zu entziehen. —

Der Rath wollte immer noch nicht auf ein weiteres Verfahren wider den Angeklagten Peregrinus Tyß eingehen und die Rechtsverſtändigen bedienten ſich eines Ausdrucks, der ſchon deshalb hier ſtehen darf weil er ſich in dem Märchen vom Meiſter Floh wunderlich ausnimmt, das Wunderliche aber, darf das Wunderbare der eigentliche Schmuck des Märchens genannt werden, doch als ein angenehmer Schnörkel nicht zu verwerfen iſt. Sie ſagten (nehmlich die Rechtsverſtändigen), es fehle gänzlich an einem Corpus delicti; der weiſe Rath Knarrpanti blieb aber feſt dabei ſtehen, daß ihn das delictum den Henker was kümmere wenn er nur ein Corpus in die Fauſt bekäme, und das Corpus ſey der gefährliche Entführer und Mörder, Herr Peregrinus Tyß. — Der Herausgeber bittet den geneigten nicht rechtsverſtändigen Leſer, vorzüglich aber jede ſchöne Leſerinn ſich dieſe Stelle von einem jungen Rechtsgelehrten erklären zu laſſen. Beſagter Rechtsgelehrter wird ſich augenblicklich in die Bruſt werfen und beginnen: „In der Rechtsſprache heißt" u. ſ. w.

Bloß den Vorfall in der Nacht, von dem die Zeugen geſprochen, hielt der Abgeordnete für einen Gegenſtand worüber Herr Peregrinus Tyß wohl vernommen werden müßte.

Peregrinus gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als er von dem Abgeordneten über den Hergang der Sache befragt wurde. Er fühlte, daß die ganze Erzählung, welche er in keinem Umſtande von der Wahrheit ab, eben deshalb den Stempel der Lüge, wenigſtens der höchſten Unwahrſcheinlichkeit tragen müſſe. Für rathſam fand er es daher, ganz zu ſchweigen und ſich damit zu ſchützen, daß ſobald kein wirkliches beſtimmtes Verbrechen feſtſtehe deſſen man ihn beſchuldige, er nicht nöthig zu haben glaube, über einzelne Begebenheiten in ſeinem Leben Rede zu ſtehen.

Knarrpanti frohlockte über dieſe Erklärung des Angeklagten, durch die er ſeinen ganzen Verdacht beſtätigt fand. Er äußerte dem Abgeordneten ziemlich unverhohlen, daß er das Ding nicht recht anzugreifen wiſſe, und der Abgeordnete war hell und verſtändig genug einzuſehen, daß eine Vernehmung die Knarrpanti ſelbſt beſorgen wollte, dem Peregrinus keinen Nachtheil bringen ſondern vielmehr der Sache den Ausſchlag zu ſeinem Vortheil geben konnte.

Der ſcharfſinnige Knarrpanti hatte über hundert Fragen in Bereitſchafft, mit denen er dem Peregrinus zu Leibe ging und die in der That oft nicht leicht waren zu beantworten. Vorzüglich waren ſie dahin gerichtet zu erforſchen was Peregrinus ſowohl im Allgemeinen ſein ganzes Leben hindurch als auch bey dieſem jenem beſondern Anlaß, wie z. B. bey dem Aufſchreiben der verdächtigen Worte in ſeinen Papieren, gedacht habe. Das Denken, meinte Knarrpanti, ſey an und vor ſich ſelbſt ſchon eine gefährliche Operation und würde bey gefährlichen Menſchen eben deſto gefährlicher. — Ferner gab es ſolche verfängliche Fragen wie z. B. wer der ältliche Mann im blauen Ueberrock und kurz verſchnittenen Haaren geweſen ſey, mit dem er [ſich] am vier und zwanzigſten März des vergangenen Jahres Mittags an der Wirths-Tafel über die beſte Art den Rheinlachs zu bereiten verſtändigt habe? Ferner: ob er nicht ſelbſt einſehe, daß all die geheimnißvollen Stellen in ſeinen Papieren mit Recht den Verdacht erweckten, daß das was er nieder zu ſchreiben unterlaſſen, noch viel verdächtigeres, ja ein vollkommenes Zugeſtändniß der That hätte enthalten können?

Dieſe Art der Unterſuchung, ja der Geheime Hofrath Knarrpanti ſelbſt kam dem Peregrinus ſo ſeltſam vor, daß er begierig war die Gedanken des ſpitzfündigen Schlaukopfs zu erkennen.

Er ſchnippte mit dem Daumen und ſchnell ſetzte ihm der gehorſame Meiſter Floh das mikroſkopiſche Glas in die Pupille.

Knarrpantis Gedanken lauteten ungefähr: Ich glaube ſelbſt gar nicht, daß der junge Mann unſre Prinzeſſin die ſchon vor mehreren Jahren mit einem landſtreicheriſchen Comödianten durchgegangen iſt, entführt hat, ja entführt haben kann. Aber ich durfte die Gelegenheit nicht verſaümen, zu meinem eignen Beſten einen großen Rumor zu machen. Mein kleiner Herr fing an gleichgültig gegen mich zu werden und am Hofe nannte man mich einen langweiligen Träumer, ja man fand mich öfters albern und fade, da doch keiner mit an Geiſt und Geſchmack überlegen war, keiner von allen den kleinen Dienſt, durch den man ſich eben einſchmeichelt bey dem Herrn, [ſo gut verſtand] als ich. Half ich nicht ſelbſt dem Kammerdiener des Fürſten beim Stiefelputzen? Da kam ja die Entführungsgeſchichte wie eine Wohlthat des Himmels. Mit der Nachricht, daß ich der entflohenen Prinzeſſin auf die Spur gekommen, erhob ich mich plötzlich wieder zu dem Anſehen das ich beinahe ganz verloren. Man findet mich wieder verſtändig, weiſe, gewandt, und vorzüglich dem Herrn ſo treu ergeben, daß ich eine Stütze des Staates zu nennen, auf der alles Wohl beruht.

Es wird, es kann aus der Sache gar nichts herauskommen, da die wirklich geſchehene Entführung dem Menſchen nicht nachzuweiſen iſt, aber es thut gar nichts zur Sache. Eben deshalb will ich den jungen Mann recht arg quälen mit Kreuz- und Queerfragen, ſo viel ich es nur vermag. Denn je mehr ich dies thue, je höher wird mein Intereſſe für die Sache, mein reger Eifer für das Wohl meines Herrn geprieſen. Ich muß es nur dahin bringen, daß ich den jungen Mann ungeduldig mache und einige ſchnippiſche Antworten erpreſſe. Die ſtreiche ich denn an mit tüchtigen Rotſtift, begleite ſie auch wohl mit einigen Bemerkungen, und ehe man ſichs verſieht, ſteht der Mann da in einem zweideutigen Licht, und aus dem Ganzen erhebt ſich ein gehäſſiger Geiſt, der ihm Nachtheil bringt und ſogar ſolche unbefangene ruhige Leute, wie der Herr Abgeordnete da, wider ihn einnimmt. Geprieſen ſey die Kunſt der gleichgültigſten Sache einen Anſtrich von gehäſſiger Bedeutſamkeit zu geben. Es iſt eine Gabe, die mir die Natur verlieh und vermöge der ich mir meine Feinde vom Halſe ſchaffe und ſelbſt im beſten Wohlſeyn bleibe. Ich muß lachen, daß der Rath Wunder glaubt, wie viel mir an der wirklichen Ermittlung der Wahrheit gelegen iſt, da ich doch nur mich ſelbſt im Auge habe und die ganze Sache als ein Mittel betrachte, mich bey dem Herrn wichtig zu machen und ſo viel Beifall und Geld zu erobern als nur möglich. Kommt auch nichts heraus, ſo ſagt doch keiner, daß meine Bemühungen unnütz geweſen ſind, es heißt vielmehr, daß ich wohl Recht hatte und durch die getroffnen Maaßregeln wenigſtens verhinderte, daß der ſchelmiſche Peregrinus Tyß die bereits entführte Prinzeſſin hinterher noch wirklich entführte. —

Da Peregrinus auf dieſe Art die Gedanken des ſublimen Hofraths durchſchaute, ſo war es natürlich, daß er ſich in gehöriger Faſſung erhielt und ſtatt, wie Knarrpanti wollte, unruhig zu werden, durch gar geſchickte Antworten Knarrpantis Scharfſinn zu Schanden machte.

Der Abgeordnete des Raths ſchien ſeine Freude daran zu haben. Dieſem erzählte aber Peregrinus, nachdem Knarrpanti ſein endloſes Verhör hauptſächlich aus Mangel an Athem geſchloſſen, unaufgefordert mit wenigen Worten, daß die junge Dame die er in jener Chriſtnacht auf ihr ausdrückliches Verlangen in ſein Haus getragen, niemand anders ſey als die Nichte des optiſchen Künſtlers Leuwenhoek, Namens Dörtje Elwerdink, und daß dieſe ſich jezt bey ihrem Pathen dem Herrn Swammer aufhalte, der bey ihm im Hauſe zur Miethe wohne.

Man fand dieſe Angabe richtig und der merkwürdige Entführungs Prozeß war beendigt.

Knarrpanti drang zwar noch auf fernere Vernehmungen und las im Rath ſein ſcharfſinniges Verhörsprotokoll vor, dies Meiſterſtück erregte aber ein allgemeines ſchallendes Gelächter.

Man fand es denn auch ſehr rathſam, daß der Herr Geheime Hofrath Knarrpanti Frankfurth verließe und als Reſultat ſeiner Bemühungen, als Beweis ſeiner Sagazität, ſeines regen Dienſteifers das bewundrungswürdige Aktenſtück ſeinem Herrn ſelbſt überbringe. Der ſeltſame EntführungsProzeß wurde zum Stadtgeſpräch und der würdige Knarrpanti mußte zu ſeinem nicht geringen Verdruß bemerken, daß die Leute ſich mit allen Zeichen des Ekels und Abſcheus die Naſen zuhielten wenn er vorüberging, und ihre Plätze verließen wenn er ſich an die Wirtstafel ſetzen wollte. Bald machte er ſich fort aus der Stadt.

So mußte aber Knarrpanti das Feld mit Schimpf und Schande raümen auf dem er Lorbeern zu ſammeln gehofft hatte.

Das was hier hintereinander fort erzählt worden, hatte aber den Zeitraum von mehreren Tagen ausgefüllt, denn man mag nicht denken, daß Knarrpanti in geringer Zeit einen ziemlichen Folioband zuſammen zu ſchreiben vermochte. Einem ſolchen Bande glich aber das merkwürdige Verhörsprotokoll. Knarrpantis tägliche Quälerei, ſein albernes anmaßendes Betragen erregte in Peregrinus tiefen Unmuth, der aber noch merklich durch die Ungewißheit vermehrt wurde, in der er über das Schickſal der Schönſten ſchwebte.

[Bd. 10, S. 182, Z. 6 v. u.] Mit Blitzesſchnelle . . .

156.

[Ueber das Drama „Der Stralower Fiſchzug“.]

[19t Januar 1822.]

Der Stralower Fiſchzug hat den allergröbſten Fehler den ein ſolches Stück haben kan und der auch den frühen Tod herbeigeführt hat, denn ſanft ruht es im Grabe, ſeit dem die Leute ſich ſattſam auf der Hintergardiene zeigen laſſen wie Stralow und Treptow ausſieht. Der Fehler beſteht darinn daß es — nicht luſtig iſt ſondern höchſt ernſt ja bisweilen melancholiſch. Fauſtdicke Sentimentalität — knolligter Patriotismus — blinde Bänkelſängerinnen und Muſikanten die ſich heirathen um den dunklen Pfad des Lebens mitſammen zu wandeln! — Ein begeiſterter Chauſſeeeinnehmer ruft: O ich bin den Deutſchen ſo gut, daß ich wollt' ſie wären alle Preußen!!!

157.

Hierinn befindet ſich unſer lezter Wille.
Ernſt Theodor Willhelm Hoffmann.
Maria Thekla Michelina Hoffmann gebohrne Rorer.

[26. März 1822.]

Wir, nehmlich ich der KammerGerichtsRath Ernſt Theodor Willhelm Hoffmann, und ich Maria Thekla Michelina gebohrne Rohrer haben nun bereits, ſeit Zwanzig Jahren in einer fortdauernden wahrhaft zufriedenen glücklichen Ehe gelebt. Gott hat uns keine Kinder am Leben erhalten aber ſonſt uns manche Freude geſchenkt, doch uns auch mit ſehr ſchweren harten Leiden geprüft, die wir mit ſtandhaftem

Muth ertragen haben. Einer iſt immer des andern Stütze geweſen, wie das denn Eheleute ſind, die ſich, ſo wie wir, recht aus den treuſten Herzen lieben und ehren.

Sollte es nun Gott gefallen unſern Bund zu trennen und einen oder den andern aus dieſer Zeitlichkeit abzurufen, ſo verordnen wir hiemit leztwillig und wechſelſeitig, daß dem überlebenden Ehe Gatten der Nachlaß des Verſtorbenen, nicht das mindeſte davon ausgenommen, als vollkommnes freies, uneingeſchränktes Eigenthum, worüber er nach Willkühr verfügen kann ohne jemanden darüber Red' und Antwort zu geben, erblich zufallen ſoll.

Ich, der Ehegatte habe dieſe wechſelſeitige lezte Verfügung ſelbſt geſchrieben, ich die EheGattin dieſelbe aber mehrmals durchgeleſen, beide bekräftigen und vollziehen wir aber dieſen unſern ausgeſprochenen lezten Willen durch unſere eigenhändige NamensUnterſchrifft und Beidrückung unſeres gewöhnlichen Siegels.

Berlin den Sechs und Zwanzigſten Maerz
Ein Tauſend Achthundert und Zwey und Zwanzig

Ernſt Theodor Willhelm Hoffmann
Königlicher KammerGerichtsRath
[Siegel]

Maria Thekla Michelina Rorer
verehelichte Hoffmann.
[Siegel]

158.

[Einiges aus Hoffmann's Notatenbuch für das letzte Jahr ſeines Lebens.]

[Frühjahr 1822?]

Kammer-Gerichts-Rath Uhde, in den vierziger Jahren in Berlin, Componiſt und Sänger. Gerber's altes Künſtlerlexicon. Th. 2. S. 696.

Wie ein Arzt glaubte, die Leiden ſeines Patienten rührten von einem Wurm her, den er im Leibe trage, und darauf los kurirte, bis der Wurm wirklich abging. Es war eine total neue Species, ein gräuliches Ungeheuer; vielfüßig u. ſ. w. und erhielt einen neuen Namen; jenem Arzt als Entdecker zu Ehren, wurde er wie er geheißen. Am Ende entdeckte es ſich jedoch, daß der Wurm, — ein unverdauter Roſinenſtengel war.

Zu machen: der Nachtwächter, eine geheimnißvolle Perſon, die nächtliche Abentheuer erzählt. (diable boiteux?)

Traum. Die Polizei nimmt alle Uhren von den Thürmen herab, und confiſzirt alle Uhren, weil die Zeit confiſzirt werden ſoll. Die Polizei bedenkt aber nicht, daß ſie ſelbſt nur in der Zeit exiſtirt.

Fabel. Jedermann hat einen Beutel vor ſich hängen, in welchen er die Fehler ſeines Nachbars ſteckt, und einen andern hinter ſich, in welchem ſeine eig'nen ſind.

Die Hunde bellen den Mond an, aus Mißgunſt wie man ſagt. Urſache davon? (Zu erfinden.)

Cardani merkwürdige Schilderung von ſich ſelbſt. Bayle. Verglichen damit Diderots Schilderung von Rameau's Neffen.

Berliner Bauordnung vom 30ten November 1641. Darin wird den Bauern unterſagt, Sauſtälle auf off'ner Straße anzulegen.

Jean Paul Komet. Magnetiſch heilende Kraft des Körpers? — Gegenſtück. Der Arzt reitet durch die Straße, und, von beiden Seiten, ſtecken, aus dem obern Stock der Häuſer, die Patienten die Zungen heraus.

Situation eines glücklichen Autors. Er fährt in einem kleinen Einſpänner nach der Leipziger Meſſe; hinter ihm folgen aber 6 bis 8 ungeheure Laſtwagen mit Ballen; es ſind ſeine ſämmtlichen Werke.

Aus Acten. Man wollte nicht glauben, daß der Inculpat ſo viel

Geld mitgebracht; da zeigte er das Fäßchen, worin die Papiere geweſen, — und Alles glaubte daran.

Roßtäuſcher, — einer der mit Roßen täuſcht.

Jemand, dem der Concertſaal im neuen Schauſpielhauſe gezeigt wird, meint, der Orpheus ſey ein Aushängeſchild für wilde Thiere, die darin zu ſehen.

Eine Frau, die in der Todesnoth dem Manne geſteht, daß ſie ihm untreu geweſen. Darauf der Mann: ein Vertrauen iſt des andern werth; eben, weil du mir untreu geweſen, darum ſtirbſt du an dem Gift, das du von mir bekommen.

Die bekannte Anekdote von dem Charlatan, der Flohpulver verkaufte und dem Bauer, („auch gut,") iſt noch ſehr gut zu benutzen um daraus, wie es in den gestis romanorum heißt, eine vortreffliche Moralisatio zu ziehen; z. B. was du auf kurzem, ſicherm, Wege erlangen kannſt, ſollſt du nicht auf weitem, unſicherm ſuchen.

N. b. Die beiden ſich umarmenden Juden, die Lichtenberg in Erz gegoſſen wünſchte zum ewigen Denkmal.

Ein ſehr ſchönes Bild iſt von den ſogenannten deformirten Gemälden herzunehmen. Es ſind, z. B., auf einer Tapete, verſchiedene Theile, Züge eines Bildes, verſtreut, ſo daß man nichts Deutliches wahrnimmt; aber ein beſonders dazu geſchliffenes Glas vereinigt die verſtreuten Züge, und, durch daſſelbe ſchauend, erblickt man das Bild. (Wiegleb's Magie.)

Ein alter Muſikmeiſter ſagte von einem Fräulein, die, bei großer Fertigkeit, das Fortepiano Geiſt- und Seelenlos ſpielte: Gott, wenn der Gnädigſten doch ein Paar Hände in die Handſchuh' wüchſen, womit ſie über die Taſten herfährt.

Vom zu Buche tragen des Witzes. Lichtenberg's, Hippel's, Voltaire's Nachlaß.

Unumſtößlicher Beweis, daß der Baumeiſter N. ein frommer, gottesfürchtiger, deutſchbiederer, geiſtreicher, patriotiſch geſinnter, der edlen Turnkunſt ergebener, für die Vervollkommnung der Medizin und Chirurgie portirter, Mann, von großem Verſtande und Anſehen, iſt

1) Er iſt fromm und gottesfürchtig, denn er ehrt das Alter und mag ſogar alte Mauern nicht antaſten, ſind ſie auch noch ſo ſchwächlich.
2) Er iſt deutſchbieder, denn er verläßt ſich auf ein ehrliches Ausſehen und baut darauf mit vollem Vertrauen.
3) Er iſt geiſtreich, denn ihm fällt jeden Augenblick 'was ein.
4) Er iſt patriotiſch geſinnt, denn ſeine Einfälle treffen nicht Mitbürger ſondern nur Fremde.
5) Er iſt der edeln Turnkunſt ergeben, denn ſeine Einfälle veranlaßen die gewagteſten Sprünge.
6) Er iſt muſikaliſch ausgebildet, denn er verſteht ſich ganz beſonders auf das richtige Einfallen.
7) Er iſt auf die Vervollkommnung der Arzenei-Wiſſenſchaft und Chirurgie bedacht, denn er ſorgt durch ſeine Einfälle dafür, daß es der Pepiniere nie an merkwürdigen innerlich oder äußerlich Beſchädigten fehlt, um ihre Kunſt daran zu üben
8) Er iſt von großem Verſtande, denn, wenn er für etwas ſteht, hat er ſich allemahl verſtanden.
9) Er iſt von großem Anſehen, denn ſeine ſämtlichen Obern haben ihn immer für einen tüchtigen Baumeiſter angeſehen

Zum Katzenbuch. Till Eulenſpiegel war vergnügt, wenn er Berg auf ſtieg, weil er ſich darauf freute, wenn es wieder Berg ab gehen würde und traurig, wenn es Berg ab ging, weil er das Aufſteigen fürchtete. Was wird mir Schlimmes begegnen, da ich heute im Gemüth ſo heiter bin; welche Freude ſteht mir bevor, da mich Traurigkeit ſo niederdrückt? —

Iſt es Katzenmöglich!

159.

Jacobus Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit.

[Frühjahr 1822?]

(Einſchiebſel. Dazu kann das Bild eines Spazierganges durch einen Garten gebraucht werden. Rechts und links giebt's da: — Schmollwinkelchen, — Lauben — Dornbüſche u. ſ. w.; z. B. Jasminlaube für Liebende; — Dornbuſch für Rezenſenten, eingebildete Autoren u. ſ. w. — Ob Schnellpfeffer nicht im Hefte, ſtatt im Kapitel, getheilt werden könnte?)

Einen merkwürdigen Charakter könnte der Bruder geben. Erziehung. Rector Wannowski nicht zu vergeſſen.

Geheimniße. Jacobus ſchrieb als Knabe ſeine Geheimniße auf; z. B. daß er in des Nachbars Tinchen verliebt iſt, daß er es war, der den Porzellannapf zerbrach, u. ſ. w. — und verſiegelte das Blatt.

Die einzige vornehme Perſon, die zugleich als eine moraliſche gelten konnte, mit der er verwandt, war die Kanzlei (Kanzleiverwandter).

Solofürſten und Figuranten-Fürſten, wie Solotänzer und Figuranten.

160.

[Einfälle.]

[Frühjahr 1822.]

Nicht zu vergeßen: Krankheits-Periode vom Januar, Februar, März, April.

Nicht zu vergeßen: für ein ärztliches Journal: beſondere Gefühle eines ſich ſelbſt ſcharf beobachtenden Kranken.

Anekdote. Authentiſch. Ein robuſter Kerl läßt ſich in der Charité das linke Bein abnehmen, bleibt bei der Operation ganz munter, und jubelt laut, als man ihm das abgenommene Bein zeigt; bin ich die verwünſchte Pfote los! Als man ihm den Verband angelegt hatte, ſpricht er zu *: Lieber Herr ** Chirurgus, Sie haben ſich ſo viele Mühe mit meinem linken Bein gegeben; am rechten ſind mir die Nägel ſo lang gewachſen; wollen Sie mir die nicht auch gleich abſchneiden?

161.

[Gutachten über den bei Leidesdorff in Wien erſchienenen Klavierauszug des „Freiſchütz“.]

[2ten Juny 1822.]

Ich bin aufgefordert worden, meine Meinung über die vorliegende Rechtsfrage, nämlich:

> ob der Leidesdorffſche in Wien erſchienene Klavierauszug des Weberſchen Freiſchützen nach dem bei Schleſinger erſchienenen Original bearbeitet, und als ein Nachdruck deſſelben zu betrachten ſey?

auszuſprechen.

Hier muß ich aber zuvörderſt den Grundſatz aufſtellen, daß, nach meiner Anſicht, wenn von dem Nachdruck eines muſikaliſchen Werkes die Rede iſt, die geſetzlichen Beſtimmungen § 1025 und 26. Tit. II. Th. 1. des A. L. R., welche von Auszügen aus Druckſchriften handeln, nicht zur Anwendung gebracht werden können, da es unmöglich iſt, muſikaliſche Compoſitionen auf die Weiſe zu extrahiren, wie dies bei Büchern geſchieht. Ein Nachdruck einer Compoſition würde nur in ſo fern ſtatt finden, als eine vorliegende grade ſo nachgeſtochen oder nachgedruckt würde, daß ſie identiſch mit dem Original erſchiene; wo eig'ne Geiſtesthätigkeit des Bearbeiters eintritt, kann von Nachdruck oder Nachſtich nicht mehr die Rede ſeyn. Ein Beiſpiel aus der bildenden Kunſt wird dies näher erläutern.

Wenn ein Kunſtverleger ein Bild in Kupfer ſtechen läßt, und ein andrer gleichzeitig einen Kupferſtich nach dem gleichen Original herausgiebt, beiden Stichen aber verſchiedne Zeichnungen zum Grunde liegen, ſo kann der zweite zwar den erſten durch ſeine Unternehmung in Schaden ſetzen; nicht aber kann man von ihm ſagen, daß er deſſen Rechte durch einen Nachſtich gekränkt habe. Ganz anders verhält es ſich dagegen in dem Falle, wo der Stich von dem zweiten Verleger nach einer Zeichnung bewirkt wird, die etwa durch einen Abdruck, oder mittelſt Durchzeichnens der erſten, entnommen iſt.

Hier kam es nicht darauf an, daß der zweite Zeichner ſelbſt von ſeiner Kunſt Gebrauch machte, ſondern bloß durch mechaniſche Anſtrengung erzeugte er die Copie des Originals.

Dies, auf die in Rede ſtehende Frage angewandt, ergiebt es ſich ſchon beim erſten Anblick des Wiener, ſogenannten Klavier-Auszuges, daß derſelbe nichts weniger als ein Nachdruck des Schleſingerſchen iſt, ja daß letzterer erſteren nicht einmal hat zum Grunde gelegt werden können, ſondern daß der Verfaſſer nothwendiger Weiſe die Partitur ſelbſt hat vor Augen haben müſſen.

Schon die Ouverture, von der man vorausſetzen könnte, daß ſie in beiden Klavierauszügen gleich wäre, wenn der eine auch nur einigermaßen als ein Nachdruck des andern ſollte betrachtet werden können, zeigt eine durchaus verſchiedene Behandlungsart; die Weberſche Art, Klavierauszüge zu machen, hat nehmlich Etwas ganz Eigenthümliches und Geniales, wogegen der Wiener Auszug ganz nach dem gewöhnlichen Schlendrian gearbeitet iſt.

Was die Oper ſelbſt betrifft, ſo könnte die Bezeichnung auf dem Titel: „Vollſtändige Ausgabe, mit Hinweglaſſung der Worte,“ einen, der nicht Sachkenner iſt, vielleicht verleiten, anzunehmen, daß auch ſämmtliche Singeſtimmen geliefert, und nur einzig und allein die Worte weggelaſſen wären, — und dies würde freilich ein Nachdruck ſeyn; indeſſen ein ſolcher möchte wohl keine Käufer finden, indem er nur ein ſehr mageres Vergnügen gewähren würde. — Der gegenwärtige Wiener Klavierauszug hat aber nicht allein eine ganz andere Tendenz, als der Schleſingerſche, ſondern iſt auch nach ganz andern Grundſätzen gearbeitet. Seine Beſtimmung iſt nehmlich, von Muſikliebhabern, die keine Stimme haben, am Inſtrumente geſpielt zu werden, wobei ſie nicht die Melodien zu ſingen brauchen, ſondern ſie auf dem Klavier hören. Um dieſen Zweck zu erreichen, muß aber von dem Bearbeiter einer Partitur zum Klavierauszuge, die Singeſtimme in die Oberſtimme verlegt werden, welches eine durchaus andre Bearbeitung vorausſetzt.

Angenommen nun, daß der Verfaſſer des Wiener Klavierauszuges, der ſich Leidesdorff nennt, die Abſicht gehabt hätte, ſich des Schleſingerſchen zu ſeinem Vorhaben zu bedienen, ſo würde er, wie ſchon oben erwähnt, ihn dazu keineswegs haben gebrauchen können, ſondern er muß durchaus im Beſitz der Partitur geweſen ſeyn, es ſei denn, daß er ſein Werk aus einzelnen Orcheſter- und Singe-Parthieen mühſam zuſammengeſtellt hätte. Ob er es auf die eine oder andere Weiſe zu Stande gebracht, und ob er dadurch, daß er ſich in den Beſitz der Partitur geſetzt, die Rechte des urſprünglichen Verlegers des Freiſchützen verletzt habe? — dies ſind andere Fragen; zu deren Entſcheidung alle Data fehlen; in jedem Fall aber, würde, durch einen ſolchen Mißbrauch der Partitur oder der Stimmen, der Thatbeſtand eines andren Vergehens, als das des Nachdrucks, begründet werden.

162.

Naivetät.

[13ten Juny 1822.]

Ein Kranker, der an einer beharrlichen Schlafloſigkeit litt, ſah ſich genöthigt, jede Nacht Jemanden um ſich zu haben, mit dem er nicht allein ſprechen konnte, ſondern der ihm auch in ſeinem gelähmten Zuſtande die nöthige Hülfe leiſtete. So ſollte ein junger Mann bei dem Kranken wachen. Statt aber zu wachen, verfiel derſelbe in einen Schlaf, aus dem er nicht zu erwecken. Der Kranke war in dieſer Nacht von einem beſondern Geiſt fröhlicher, und zwar muſikaliſcher, Laune ergriffen, beſann ſich auf alle möglichen Canzonen und Canzonetten, die er ſonſt geſungen, und ſang ſie mit heller Stimme ab. Endlich, als er in das ſchlafende Antlitz ſeines Wächters ſchaute, kam ihm daſſelbe, ſo wie die ganze Situation, gar zu drollig vor. Er rief ſeinen Wächter laut bei Namen, und fragte, als dieſer ſich aus dem Schlafe rüttelte, ob ihn vielleicht das Singen in ſeiner Ruhe ſtöre?

„Ach Gott!“ erwiederte der junge wachſame Mann ganz naiv und trocken, indem er ſich dehnte, „ach Gott! nicht im Mindeſten. Singen ſie doch in Gottes Namen, Herr *** Rath; ich habe einen feſten, geſunden Schlaf!“ Und damit ſchlief er wieder ein, indem der Kranke mit heller Kehle anſtimmte:

Sul margine d'un rio etc.

Hoffmann.

Anhänge.

I. Die in den Text der Nachleſe nicht aufgenommenen Stücke.
II. Widmungen.
III. Unter- und Inſchriften eigner Zeichnungen.
IV. Hoffmann im Geſpräch. (Nach den Namen der Gewährsmänner chronologiſch geordnet.)
V. Verarbeitung Hoffmanniſcher Stoffe durch Andre.

Erſter Anhang:

Die in den Text der Nachleſe nicht aufgenommenen Stücke.

1.

Verzeichniß von mir komponirter Stücke.

(27. Oktober 1807.)

InſtrumentalMuſik.

1. Sinfonie in Es dur für das große Orcheſter mit Pauken und Trompeten.
2. Ouverture in C dur } für das große Orcheſter.
3. Ouverture in D dur }
4. Ouverture in F dur, für die Kirche (beſtehend in einem Grave und einem darauf folgenden fugirten Saz).
5. Quintett für die Harfe oder das Piano in C moll.
6. Quintett für das Piano, 2 Violinen Bratſche und Baß in D dur.
7. Drey Sonaten für das Piano. (Sie ſind nach der älteren Art geſezt und beſtehen meiſtens nur in einer Introduzzione im langſamen Tempo und einem darauf folgenden Contrapunktiſch gearbeiteten Allegro. Ton-Arten: B moll. F moll. C dur.)
8. Drey andere Sonaten den vorigen im Styl gleich.

VokalMuſick.

1. Missa solemne für das große Orcheſter mit Trompeten und Pauken.
2. Meſſe für 2 Soprane, 2 Violinen und Orgel (für ein Norbertiner NonnenCloſter in Pohlen geſezt).

3. Einzelne Motetten, ein Ave Maria, ein Salve regina und andere vierſtimmige kleine Parthien a capella, zum Theil leicht auszuführen.
4. Teutſche und italiäniſche Canzonetten und Duettinen.

2.

Wiederſehn!

Prolog in einem Acte
Zur Feyer der Rückunft Sr. Durchlaucht des Erbprinzen Aemil und der tapfern Darmſtädtiſchen Truppen
Gedichtet und Komponirt

von

E. T. A. Hoffmann
MuſikDirektor in Bamberg.

[1809.]

introduzzione. (Andante. — Allegretto e con vivacità.
Uno corno solo in G sopra il Theathro. Andante.)

No 1. Andantino.

[Die Mutter?] Geſchmückt mit Blumen ſteigen ſie herab die Hirten
Beginnen ſie ein Feſt? Sie ſingen horch!
Chor. Welch Leiden
Bringt Scheiden
Doch Freuden
Bringt Wiederſehn!
[Die Mutter?] Das alte Lied und doch bewegt es ſeltſam mich!
Chor. Welch Leiden
Bringt Scheiden!
Allegro.
[Die Mutter?] Der Trennung bittrer Schmerz ergreift mich!
Schied er nicht von mir er der theure Sohn!
Seh' ich ihn jemahls wieder
Chor. Doch Freuden
Bringt Wiederſehn!

Allo vivace.

[Der Vater?] Wiederſehn! – Ha welche Wonne
Durchſtrömt die Bruſt bey dem Gedanken!
Doch wer – wer bringt die Freude mir?

Allegretto.

Chor. Doch Freude
Bringt Wiederſehn!

[Der Vater.] Aemil!

Adagio.

O ſüße Hoffnung füllt dies Vaterherz!

[Die Mutter.] O wär' er nie geſchieden von dem Mutterherzen!

Chor. Welch Leiden
Bringt Scheiden

Allegretto.

[Die Mutter.] Eh noch der Sonne Glut auf jenen Bergen brannte!

Chor. Doch Freuden
Bringt Wiederſehn!

Marcia guerriera sopra il Theatro
Motto Andante
Allegro vivace

[Die Mutter.] Aemil! – o Himmel! – Sohn!

Chor. Freuden o Freuden
Bringt Wiederſehn!

Schlußchor.

Allegro

[Der Vater.] Heil unſern tapfern Kriegern!

Chor. Laut ertöne der Geſang
Laut erſchalle Jubelklang!
Heil den Kriegern für das Vaterland!
Heil ſey den Siegern Heil!

|| Fine.

3.

Die Serapions-Brüder.

[**Ergänzungen aus den Urdrucken 1816—1820.**]

Band I.

[S. 30, Z. 1 v. u.] Servante [ſtatt Tiſch].

[S. 44, Z. 10 v. o.] …**Angela kurirt worden**, da man ſonſt Gefahr liefe, daß jedes Tages, wenn man durch die Straßen ginge, einem Sängerinnen auf den Kopf geworfen würden.

[S. 78, Z. 7 v. u.] …**wiegelte** und ſich ſelbſt erkannte.

[S. 84, Z. 12 v. u.] …**Grabmals Marmor**, blutroth ſind die Lippen, ſchwarz wie des Raben Federn Haare und Augenbrauen …

[S. 85, Z. 1 v. o.] …**gelandet.** Hier fängt das Stück an.

[S. 142, Z. 4 v. o.] …**ohne gerade** von Liebe **zu ſprechen.**

Band II.

[S. 106, Z. 8 v. u.] …zwanzig bis zwei und zwanzig **Jahre** …

[S. 106, Z. 7 v. o.] **So kam es, daß** auch der Platz vor der Dogana durchaus einſam geworden **und der** …

[S. 119, Z. 18 v. u.] …**raſtlos verfolgt**, was mich unfähig macht zu jedem Geſchäft, …

[S. 163.] **Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen.** Erzählung von E. T. A. Hoffmann. (Nach einem Gemälde, die Werkſtatt eines Böttchers vorſtellend, von C. Kolbe, Maler und Mitgliede der Akademie der Künſte zu Berlin.)

Vorbericht.

Wohl mag dir auch, geliebter Leſer …

[S. 202, Z. 3 v. u.] …**immer gewaltiger** und gewaltiger **mit** …

[S. 206, Z. 13 v. o.] …**ſich auflöſt in** minder **ſchmerzliches Weh**, …

[S. 252, Z. 12 v. u.] **„Felix"**, ſprach er endlich, **Felix** …

[S. 256, Z. 11 v. u.] … **auch wehmüthiger** und wehmüthiger **die Kinder** …

[S. 259, Z. 10 v. o.] …**keiner**, keiner **unſers Elends an?**

Band IV.

[S. 151, Z. 9 v. o.) ... herzzerſchneidenden Jammer der Sterbenden um ſich her vernahm.

4.

Die Irrungen.

[Ergänzung aus dem Urdruck. Ende 1820.]

[Bd. XI, S. 122, Z. 3 v. u.] ... davon zu bemerken. — Gut iſt es, daß Herr **Wolff** gerade vorüberging, ebenfalls ſo wie der Baron von S. das wunderliche Paar ſcharf ins Auge faßte und dadurch in den Stand geſetzt wurde, den kleinen Alten und ſeine Dame mit der vollendetſten Portraitähnlichkeit zu zeichnen. Der geneigte Leſer darf nur beiſtehendes Blättlein anzuſchauen belieben und jede weitere Schilderung wird ganz überflüſſig.

Zweiter Anhang:

Widmungen.

1.

[In den erſten Theil von „Die Elixiere des Teufels.“]

[Herbſt 1815.]

Meinem theuerſten unwandelbarſten Freunde Hippel

E. T. W. Hoffmann.

2.

[In den erſten Band von „Die Serapions-Brüder“.]

Seinem geliebteſten treuſten Freunde v. Hippel

Der Verfaſſer.

Berlin den 20 Junius 1819

3.

[Widmung eines Kryſtallpokals mit dem geſchnittenen Bilde des Katers Murr an Hitzig.]

[September. 1819.]

Der junge Autor ſeinem vielgeliebten Correktor.

4.

[Albumblatt an einen Muſiker.]

Schwer iſt die Kunſt und kurz das Leben.
Zum freundſchaftlichen Andenken ſchriebs
E. T. A. Hoffmann

Berlin, den 20^{t} Januar 1820.

5.

[In „Sechs italieniſche Duettinen“.]

Dem Fräulein Catharina Canzi zum freundſchaftlichen Andenken.
E. T. A. Hoffmann

Berlin d. 25 November 1821.

Dritter Anhang:

Unter- und Inſchriften eigner Zeichnungen.

1.

[Verloren gegangene Poſener Caricaturen.]

[1803?]

a. Sie kümmen ſchon!
b. Gräfin Orſina packt ein.
c. Newton couvrant ses plattitudes.
d. Place à un honet' homme!
e. Au Thée! au thée!

2.

[Gruppenbild.]

[1812?]

Kunz — MedizDirektor. Pfeuſer. — Hoffmann.

3.

[Zacharias Werner.]

[1812?]

Werner Dichter der Söhne des Thales.

4.

[Julius von Voß.]

[1812?]

Muthmaßliches Bild des Julius Voß

5.

[Kanonikus Seubert.]

[1812?]

Herr Striegel!! — N' bischen Käſe!

6.

[Kanonikus Stöhr.]

[1812?]

Cavallerie oder Infanterie?

7.

Hr. v. Eckardt tanzend.

[3. Auguſt 1812.]

Sterben müßen wir alle!

8.

[Fantaſieſtück.]

[1812?]

Procumbit humi bos (Virgilii Lib: Georg:)

9.

[Selbſt-Portrait.]

[4. März 1814.]

quod deus bene vertat!

10.

Die Exorciſten.

[7. März 1814.]

Der Teufel, welcher die Dame Gallia lange beſeſſen, wird durch verbündete Kraft endlich ausgetrieben und fährt in die Gergeſeener Haide.

11.

Die Dame Gallia.

[15. März 1814.]

Die Dame Gallia bezahlt, nachdem ſie wieder geneſen, ihren Aerzten die Rechnung.

12.

Der Kapellmeiſter Johannes Kreisler.

(Anfang 1815.)

Der Kapellmeiſter Johannes Kreisler in Haustracht, nach dem Leben gezeichnet von Erasmus Spikher.

13.

[Wohnungs-Plan Berlin, Taubenſtraße 31, 2 Treppen.]

[Juli 1815.]

Wohnungen unbekanter Leute — Italieniſche Waarenhandlung — Moretti — Extrafeiner Rum

Der Student Anſelmus. Auſtern Caviar pp. — Italiäniſche Handl bey Thiermann Extrafeiner Rum — Wohnungen unbenennter Leute Reſtaurant u: große Weinſtube bey Schonert — Wein Zettel — Speiſe Zettel — Hr Kunz aus Bamberg — Kammergericht — Schlemihl — ein Kleks — Erasmus Spieker — Armida — ein Loewe — Epimenides — Nemo — ein Straus — Markgrafen Straße — ein Affe — Bernhardi — Ludwig Tiek — Brentano — ein Vogel im Fluge — Rauchfaß No. 1.

Der Conr. Paulmann — franzöſiſche Kirche — Glöckner —

Theater Gebaüde — Tanz Probe — TheaterUhr — Parterre — Capell M Weber — Kreisler — Graf Brühl — Dichter — Choriſten — Madera — Chambertin — Damen

Reſtaur: und Weinſtube Weinhandel Lutter & Wegner — Gensdarmes Markt — unſer Verkehr Juden — Doctor Dapertutto — ein Hund — Großes Magazin abgezogener Walzer — ein Soldat — Reſtauration im Theater — CharlottenStraße — Schauſpieler Devrient — Fenſter — Regierungs Hoffmann — Fenſt:

Tauben Straße — Rauchfaß No 2 — eine Roſe — Deutſche Kirche — Glockner — Anonymus — Gemüſeweiber — Gensdarmes Markt

Reſtauration — Wohnungen unbeneml Leute — Jäger Straße — Magazin de modes — Jäger-Straße — Eingang

Vacuum — Wohnungen unbekanter Leute — Haus des Geheimen OberBauraths von Alten — Schlafkabinet — Arbeits Stube Fenſt. — Zimmer der Frau — Cabinet — Prunkzimmer — DomeſtikenStube — Küche — Vorzimmer — Flur — Treppe — Der Geh. Oberbaurath von Alten — eine Maüſefalle

Fen: F. F. F. F. — Thür Tauben Straße No 31 — Baron Fouqué aus Nennhauſen

14.

[Selbſt-Portrait.]

(Ende 1815.)

a — die Naſe b — die Stirn c. die Augen d. Dallasbſche Beafſteak u: Portwein e. der Ironiſche Zug oder die MährchenMuskel f. das lange Kinn — mißrathene Schauſpiele (Blandina etc) g. Reuaptirte Haare oder Geiſtererſcheinungen h. Ein Halstuch i. Ein Kragen k. Ein RockAermel mit willkührlichen Falten. l. der Backenbart oder übernächtige Gedanken eines Mondſüchtigen m. die Mephiſtophelesmuskel oder Rachgier und Mordluſt — Elixiere des Teufels n. Fehlt o. das Ohr oder Kreislers Lehrbrief, der weder gehört noch verſtanden werden p. Und ſo weiter —

15.
[Hoffmann und Devrient.]

[? 1815.]

Ecce Signum!

16.
[Schlemihl.]

[Juli 1816.]

Schlemihl reiſt zum Nordpol und wird von demſelben freundlich empfangen.

17.
[Der Brand des Berliner Schauſpielhauſes.]

[25. November 1817.]

1. Das Theater im ungl:[ücklichen] Aug:[enblick] als die Per:[rücken] aufflogen. 2. Das Bankgeb:[äude]. 3. Unzelm:[anns] Per:[ücke]. 4. Der Gardejäger. 5. Ein Dach. 6. Ein Fenſter. 7. Rauch 8. Beſorgte Finanzräthe. 9. Der Miniſter. 10. Bankiers. 11. Der Pißwinkel. 12. Leute.

18.
[Thaſſilo.]

Kreiſler als Thaſſilo.

Vierter Anhang:
Hoffmann im Geſpräch.

1.
Carl Friedrich Leo.

[1813?]

Ich habe nie glauben wollen, daß Bileams Eſel die Stimme eines Menſchen nachahmen könne; aber nun bin ich völlig überzeugt.

2.

Carl Maria von Weber.

[1821.]

[Nach der Erſtaufführung des Freiſchütz im Jagorſchen Saal.]

Iſt er nicht herrlich wie ein Taſſo? — Der Takt des Klingelns der Eule — Das Stralower-Fiſchzug-Feuerwerk — Die feurige Droſchke — Der aus den Wolken gefallene Eremit — Der Bierbrauer Bauer-Kuno.

3.

Theodor Hippel.

[1822.]

Was hat mir das Geſchick für Verwandte gegeben! Hätte ich einen Vater und einen Onkel wie Du, mir würde ja dergleichen nicht in den Sinn kommen.

Da ich ſie einmahl nicht durch die Annehmlichkeit meines Aeußern intereſſiren kann, ſo wollt ich, daß ich ein Ausbund von Häßlichkeit wäre, damit ich ihr auffiele, damit ſie mich wenigſtens anſähe.

[4. 12. 1821.]

[Vornamen Wilhelm, nicht „Amadeus".] Es iſt ein Schreibfehler auf einem der erſten Manuſkripte, und da ich einmahl mit dem A. courſire und die Münze gangbar iſt, ſo mag ich nichts daran ändern. Eine beliebte Münze prägt man mit der alten Jahrzahl immer wieder aus, auch mit den alten Fehlern.

[14. April 1821.]

Nein, nein, es kann nicht ſeyn, du kannſt nicht reiſen, du kannſt mich nicht verlaſſen.

[Er ſprach vom] Wiederſehen.

O Theodor, wärſt du ſtets bei mir geweſen, ich wäre ein anderer und beſſerer Menſch geworden.

4.

Julius Eduard Hitzig.

(1823.)

(Im Fieber.) Heute hat mir wieder die Flöte arg zugeſetzt: den ganzen Nachmittag hat mich das unleidliche Fagott gequält: immer trat es zur unrechten Zeit ein, oder ſchleppte nach.

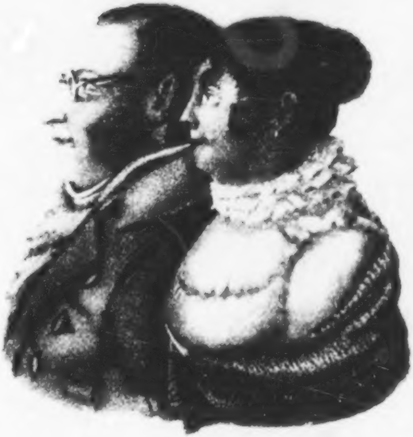
Sie verſtehen mich doch Alle nicht, es iſt mir recht lieb, daß Sie hier ſind: ich habe Ihnen ſchon immer die Schönheiten der Zauberflöte auseinanderſetzen wollen: heute Nachmittag, als ich allein lag, habe ich die ganze Oper gehört.

Als ich eben über den Gend'armes Markt gegangen, habe ich Folgendes mit angeſehn. Ein allerliebſtes kleines Mädchen aus der unterſten Volksklaſſe, trat vor die Bude einer Hökerin, und verlangte von dem Obſte, das jene feil bot, etwas. Mit rauher Stimme fuhr das Weib ſie an, ſie ſolle ihr zeigen, wie viel Geld ſie daran wenden könne, und, als das Kind nun mit der freudigſten Unſchuld, ſeinen Dreier hervorholte, wurde er ihm mit den Worten zurückgeſtoßen: dafür giebt es nichts. Zum Tode betrübt zog die Kleine ab. Da näherte ich mich dem alten Weibe, die wohl bemerkt, daß ich Zeuge der ganzen Scene geweſen, und ſteckte ihr ein Viergroſchenſtück in die Hand. Eilends rief ſie nun das Kind zurück, und füllte die kleine Schürze mit den allerſchönſten Pflaumen. Sie können ihn ſich wohl ausmahlen, dieſen Wechſel der höchſten Betrübniß und der unausſprechlichſten Freude. Aber nun hat mich auf dem Wege zu Ihnen der Gedanke ſchon zermartert, und ich kann ihn nicht los werden, daß das Kind ſich an den Pflaumen die Ruhr an den Hals eſſen, und ſo die Luſt, die ich ihm bereitet, die Urſache ſeines Todes werden wird.

Der Teufel muß auf Alles ſeinen Schwanz legen.

Denken Sie, was für ein paar verwünſchte Ideen mir eben gekommen ſind. Ein häßlicher, dummer kleiner Kerl, — fängt alles verkehrt an, — und wie was Apartes geſchieht, hat er's gethan. — Wird z. B. ein ſchönes Gedicht in einer Geſellſchaft von einem Andern verleſen, — er wird als Verfaſſer geehrt, und empfängt dafür das

Blatt 72



Lob, und ſo durchweg. — Dann wieder ein Andrer, der einen Rock hat, — wenn er ihn anzieht, — werden die Aermel zu kurz, — und die Schöße zu lang. Sobald ich wieder geſund werde, muß aus den Kerls ein Märchen gemacht werden.

Mein jetziges Leben iſt ein doppeltes Autorleben, indem ich, in meinem Geſchäfts-Verhältniße, nur Manuſcript für die Regiſtratur, wie als Dichter, Manuſcript für die Preſſe, zu liefern habe.

Sie haben Recht, und ich werde es jetzt beſſer machen.

Haben Sie meine Karte erhalten? (Ja.) Nun, ſo thun Sie mir die einzige Liebe, und treten mit mir in dies Kaffehaus, wir können da ungeſtört mit einander ſprechen. — In der Nacht winſelte der Murr gar zu erbärmlich, meine Frau ſchlief feſt: ich ſtand ſachte von ihrer Seite auf, ſchlich in die Kammer, wo er lag, hob die Decke auf, die über ihn gebreitet war, und nun ſah' er mich an, mit ordentlich menſchlichen Blicken, wie bittend, daß ich ihm doch das Leben ſchenken möchte, und hörte für einen Augenblick auf, zu jammern, als ob er Troſt in meinen Mienen läſe. Da konnte ich es nun nicht länger ertragen, ließ das Tuch wieder über ihn hinfallen, und kroch in's Bett zurück. Gegen Morgen ſtarb er, und nun iſt mir das Haus ſo leer, und auch meiner Frau. Ich wollte heute früh gleich zu Fiocati, und ihr einen ſprechenden Papagei kaufen: aber ſie will keinen Erſatz, und ich auch nicht. Nicht wahr, Freund, Sie halten auch nichts von Surrogaten für geliebte Gegenſtände?

Nein, nein, leben, leben, nur leben, — unter welcher Bedingung es auch ſeyn möge!

Ich habe nur teſtirt, weil die Gefahr gewiß vorüber iſt, und ich wollte es doch nicht darauf ankommen laſſen, vielleicht wieder in eine ſolche Lage zu kommen, daß ich dann nicht mehr letztwillig verfügen könne. Es iſt ja aber auch leicht möglich, daß meine Frau vor mir ſtirbt, und dann beugt das wechſelſeitige Teſtament allen Weiterungen mit ihren Verwandten vor.

Jch will es mir ſchon gern gefallen laſſen, daß ich an Händen und Füßen gelähmt bliebe, — wenn ich nur die Fähigkeit behielte, fort und fort dictando zu arbeiten.

Riechen Sie nicht noch den Braten-Geruch? — Jch finde es ganz natürlich, daß, bei einem ſo exotiſchen Subjecte wie ich, die Aerzte auch die exotiſchſten Mittel verſuchen. — Während des Brennens iſt mir eingefallen, daß der *** mich plombiren laſſe, damit ich nicht als Contrebande durchſchlüpfe.

[Zum Arzt.] Nun werde ich wohl bald durch ſeyn, mir thut nichts mehr weh.

5.

Friedrich Rochlitz.

[Frühjahr 1812.]

[Mein Gott! wie ſteht's denn um Sie?

Es ſteht gar nicht: es liegt: und krumm genug.

[Was machen Sie denn da?]

Karrikaturen, auf Napoleon und ſeine verwünſchten Franzoſen. Jch erſinde, zeichne und colorire ſie. Jch bekomme für jede von . . . ., dem Knauſer, einen Dukaten.

Nun, bin ich denn ein Hund, den man verkrümmen läßt, wenn man mehr zu thun hat? oder ſind uns die Herren nicht ſchuldig, das Möglichſte zu thun, da wir ihnen ihr Spiel machen helfen, ſtatt daß wir das unſrige gewinnen könnten?

O Gott! könnte ich doch nur einmal eine allmächtige Kritik über die Kritik — das alte, blödſichtige Scheuerweib — ſchreiben, die dieſe mit Einem Happ auffräße, und — zerplatzte vom fetten Fraß! —

[Winter 1812.]

Heute Vormittags hab' ich auch Probe auf die Schweſtern von Prag gehalten. Es iſt doch ein göttlicher Unſinn in dem Dinge . . .

6.

Stephan Schütze.

[1825.]

Ja, ja, in Weimar tadeln ſie alles, was in Berlin gemacht wird.

[Nein, die Berliner ſind es, die alles tadeln, die über alles raiſonniren.]

Ja, es darf nur ein Stein gelegt werden, gleich verſammelte ſich eine Menge Menſchen darum, der eine will, er ſoll ſo, der andere, er ſoll ſo liegen.

[Warum ſchreiben Sie nicht für das Theater?]

Ich würde da vielleicht nicht ſo glücklich ſeyn, als in den Erzählungen. Künftig will ich keine kleine Erzählungen mehr ſchreiben, ſondern nur Romane.

7.

Ludwig Rellſtab.

[1827.]

Das Werk [Spontinis Olympia] könnte koloſſal werden, wenn ich dem Mann nur das einzige Wort Effect nehmen könnte; aber damit tödtet er Alles.

Spontini hat zu lange in Frankreich gelebt, er muß erſt ein Deutſcher werden, dann wird er erſt etwas Tüchtiges ſchreiben.

8.

Auguſt Klingemann.

[1808.]

[Kaum in Bamberg angelangt, ließ ich mich, nach der Reſignation Soden's] unter die barocke Oberdirection einer Speiſefrau [der Eigenthümerin des Hauſes,] eines Zuckerbäckers, eines Paters und eines Hebräers [geſetzt] . . .

9.

Carl Friedrich Kunz. (Z. Funck.)

[1836. 1839.]

Sie ſind auch kein Bamberger, wie ich höre, — halber Landsmann, — freut mich ſehr, — herrliche Gegend, — viel Leute, wenig Menſchen —

Jener Exdirektor verfolgt mich überall, tritt mir überall auf die Füße, und meint, ſeine Schuld an mich mit ſeiner proſaiſchen Unterhaltung tilgen zu können. Wollen Sie gehen, ſo gehe ich mit, ich bin ohnehin des ordinären Biergeſchlappers ſatt.

O Gott! was iſt die Welt ſo ſchön! Sie ſollen leben! Pereat den Philiſtern!

[1808]

[Nach der Aufführung von „Aline, Königin von Golkonda“.]

Herr, laß mich nicht toll werden über die Philiſter!

Was halten Sie, Liebſter, von der Dummheit? Ich habe einen wahren Narren daran gefreſſen. — Glauben Sie, daß an einem friedlichen Tiſche, wo mehrere geniale und joviale Menſchen Platz haben, auch ſehr eklige, ſchale und oberflächliche Platz finden?

Liebſter, da unten am Eck rechter Hand, Sie glauben nicht, wie überaus ich Sie verehre, obwohl Sie ein Eſel ſind; Sie würden mir aber einen unendlichen Gefallen thun, wenn Sie die Güte hätten, ſich zu entfernen! — —

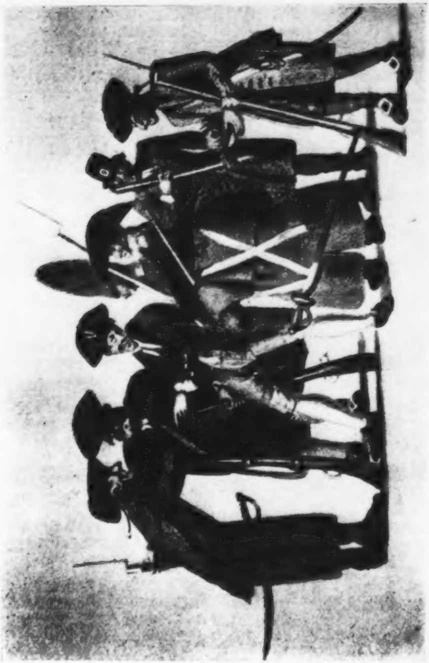
Ich bin vielleicht etwas zu weit gegangen und hätte auf feinere Weiſe den Kerl transportiren ſollen. Sie ſind zu ängſtlich, lieber Freund, doch ſoll Ihnen zu Gefallen ſo etwas ſobald nicht wieder paſſiren; aber ſein Sie jetzt auch heiter, ſonſt geh' ich zum Teufel!

Warum muß mich der Racker mit ſeinem Krakeelen ſo maltraitieren!

[1808]

[Der Konzertmeiſter Dittmeyer] iſt mein Ichneumon, das in meinem Eingeweide wühlt und mir unſägliche Schmerzen bereitet, —

Blatt 73



wobei die Aegypter lächelnd zuſahen, mit derſelben Ruhe, als wenn ein Haſe ausgeweidet würde.

Freund, kommen Sie; ich will nie wieder Ihr Haus betreten, Sie ſollen mich nicht mehr anſehen, wenn Sie — ich kenne Sie zu genau — durch die göttlichen Töne des ewigen Meiſters auf ein paar Stunden, wo nicht Ihren Schmerz vergeſſen, doch ſich erleichtert, erhoben fühlen. Kommen Sie, — bei keiner Oper der Welt würde ich es wagen, Sie darum zu bitten, bei dieſer [Don Juan] bin ich des Sieges gewiß. Kommen Sie!

[1816]

[Jean Paul. Ach Beſter, es wird die Kalb aber wohl kränken! — Was meinen Sie?]

Ach was! . . . Das iſt ein göttlicher Spaß! Nein! dieſe Scene laß' ich mir um eine Welt nicht rauben; nur möchte ich dabei ſein, wenn der Bediente die rührende Antwort bringt, und die verſchiedenen Geſichter ſehen, die ſämmtliche Damen dabei ſchneiden werden.

. . . . [declamirend] O Gott, welche göttliche Natur! Welche bezaubernde Ausſicht! Welche balſamiſche Düfte ſtrömen mir entgegen! Hören Sie das Flöten Philomelens, das Gepiepe etwelcher anderer Vögel, das Zirpen der Heimchen? O Geßner, Matthiſſon, Uz, Gleim und Du, o mein Schmidt von Werneuchen! Hört! Hört! . . . Was halten Sie überhaupt von der ſchönen Natur? — Was mich betrifft, ich habe einen wahren Narren daran gefreſſen!

[Sperlingsjagd.]

Aber Beſter! Theuerſter! Haben Sie denn gar keine Augen, ſahen Sie nicht, wie ſchnell der Spaß ſich zur Erde ſenkte, — dort muß er liegen . . .

Nicht möglich, ich hatte ihn zu gut im Auge, er muß auf der andern Seite des Daches hinuntergeſtürzt ſein! . . . Das weiß der Teufel, wo der hingekrochen und ſich verſteckt haben mag! . .

Nun, iſt der wieder nicht getroffen? — Sehen Sie, Liebſter, und gerade im Kopf, wohin ich zielte, — o! jetzt geht's gut, jetzt hab' ich's ganz weg, Sie werden ſehen, wie ſelten ich fehlen werde.

Es iſt doch ein ganz eigenes Gefühl, ſeine ſelbſtgeſchoſſenen Vögel zu verſpeiſen, ſie munden ganz anders als fremde, worin liegt das wohl?

[Haſenjagd.]

Das geht nicht, das ſehe ich ſchon, ich bin nicht allein, genirt, man ſieht zu ſehr auf mich; ich muß es einmal auf dem Anſtande heut Abend verſuchen, den Sie mir ſo reizend beſchrieben. — —

Nun, ſo legt doch der Teufel auf Alles ſeinen Schwanz! Haben Sie denn nicht geſehen, wie eben drei Haſen auf keine zwanzig Schritte vor mir ſaßen und die poſſirlichſten Männchen machten? Ich war nur in der Wahl noch uneins, welchen ich erlegen ſollte, und da ich im Begriff war, loszudrücken, kommen Sie daher getrappelt! — —

Ich habe nach einiger Ueberlegung eingeſehen, daß es Hohn des Schickſals iſt, das mich bei der Jagd verfolgt und mich durch ſolche mißglückte Verſuche zu meinem wahren Jagdfeld zurückführen will, auf welchem ich eigentlich doch blos Notenſchreiben, Malen und ſonſtige Allotria treiben ſoll.

[Treibjagd.]

Was fahren? wir gehen zu Fuße nach Jägerart; ſorgen Sie morgen für einen tüchtigen Schnapps, aber Fuſel muß es ſein, und für ein Stück Schwarzbrot; um ſieben Uhr früh hole ich Sie ab. — —

„S'iſt grimmig kalt“ — — Gerade ſo ein Tag wie der heutige gehört dazu, das Vergnügen zu fördern; das zu Fuße Gehen iſt die rechte Introduktion zur Jagd ſelbſt; in dem Genuß des reinen Kornbranntweins liegt ein ganz eigener Reiz — — Aber nur Fuſel muß man auf der Jagd genießen, franzöſiſcher Liqueur iſt hierbei ein eben ſo ungeſchicktes, als unſchmackhaftes Getränk; ſo einen kräftigen Zug aus der Fuſelflaſche und ein Stück Schwarzbrot dazu, das gehört nur für ächte Nimrod'sſöhne. — —

Was! Sie (ganz gemeiner, verfluchter Kerl) wollen mir mein Reh ſtreitig machen, das ich ſo gut aufs Korn hatte, daß ich es ſogleich auf meinen Schuß ſtürzen ſah — —

Da ſieht man, was der göttliche Funke innerer Poeſie zu ſchaffen vermag! Dieſer Schauſpieler [Leo], der außer ſeinem belebten Auge gar nichts hat, was nur im geringſten auf die Sinne der Maſſe zu wirken vermag, packt das Volk trotz aller der Mittel und Bedingungen, die ihm abgehen, um auf ſolches zu wirken, dennoch auf eine ſo unbegreifliche Weiſe. Mir iſt ſo etwas noch nie vorgekommen, und alle Heroen der Bühne, ſelbſt Iffland, vermochten nie dergleichen, mitſammt allen ihren Theatercoups, die ſie gebrauchten, Jener aber gänzlich verſchmähte.

[A. Lafontaine durch ein Sprachrohr von der Höhe nachrufend:] Waſſermann! Waſſermann!

[Zu Pater Cyrillus.] Hochwürdiger! möchte es Ihnen doch gefallen, da wir in einer ſo höchſt gemüthlichen, poetiſch-exaltirten Stimmung uns befinden, einige Scenen aus Ihrem Kloſterleben mitzutheilen, beſonders uns Profanen aus dieſem einige Geheimniſſe zu erſchließen, wovon wir nur dunkle Ahnungen und keine rechten Begriffe haben — —

Bemerken Sie den Heiligenſchein, der mich umgibt? Das war ein merkwürdiger, bis zum phyſiſchen Weh merkwürdiger Tag, — in meinem Leben werde ich ihn nicht vergeſſen!

Glauben Sie mir, Theuerſter, es macht ſich nicht eher mit mir, als bis ich etwas großes Muſikaliſches zu Tage gefördert. Zum Muſiker bin ich nun einmal geboren, das habe ich von meiner früheſten Jugend an in mir gefühlt und mit mir herumgetragen. Nur der mir innewohnende Genius der Muſik kann mich aus meinem Miſère reißen, — es muß jetzt etwas geſchehen, etwas Großes muß geſchaffen werden, im Geiſte der Bach, Händel, Mozart, Beethoven. — Aber womit beginnen?

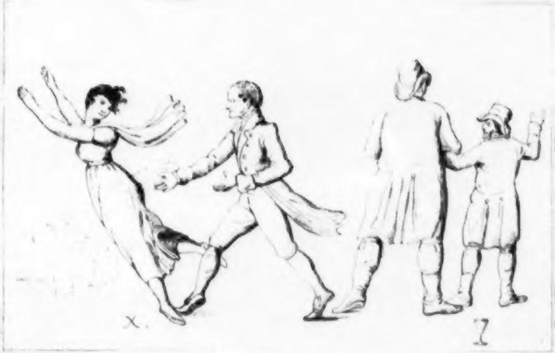
Belieben Sie, Verehrteſter, dieſen Schandfleck des Teufels zu erblicken. Als ich in geſtriger Nacht die ſublimſten Gedanken in Kreisler's Lehrbrief niederſchrieb, und anfing gemüthlich und zierlich dies ſtattliche Kreuz zu malen, erzürnte Satanas darob, und brannte dieſen Fleck ein zu ſeinem und meinem Gedächtniß!

(Undine.) Nennen Sie mich einen Eſel! wenn ich nicht etwas Großes liefere: es glüht und gährt in mir, und meinen Vornamen will ich zu Ehren bringen oder fürder Alten ſtatt Noten ſchreiben. Das ſchwöre ich bei der heiligen Cäcilia, und Dir, unſterblicher Meiſter! Stoßen Sie an: Mozart ſoll leben!

Aus unbegrenzter Liebe zu jenem großen Meiſter, dem ich Zeit meines Lebens nachzuſtreben mich bemühte, habe ich mir auch deſſen Vornamen beigelegt. Es iſt weniger Eitelkeit, die mich dazu vermocht, als vielmehr eine gewiſſe Pönitenz, die ich mir habe auflegen wollen, meinem Ideale auf das Ernſtlichſte nachzuſtreben, und in dieſem Namen habe ich eine mich ſtets bindende und feſſelnde Kraft zu erblicken geglaubt.

Guten Morgen, Geſpenſterſeher. Wie gehts? Gut. Und Ihnen? O, flott, obenauf; aber ſterben müſſen wir Alle! Was iſt Ihnen denn? Sehen Sie, ein kleiner Schnörkel hat ſich dieſe Nacht zugetragen, wovon Dieſelben einen kleinen Vorgeruch zu haben beliebten Ich komme recta vom Galgen, — der Roſe, wollt' ich ſagen! Dieſer Mann da iſt ein ſchöner Engel geworden! Auch die Todten ſollen leben! Erklären Sie ſich doch. Nun ſehen Sie, Theuerſter, kaum waren Sie zur Thüre hinaus, ſo fordert X. die Braut zum Tanze auf, dreht ſich ein paar Mal mit ihr herum, ſtülpt um und iſt mauſetodt! Sehen Sie, da ſteht er noch feſt, Brill' auf der Naſ'! Wie können Sie darüber ſo ſcherzen? Warum nicht? Iſt der proſaiſche Kerl wohl eines Mitleids werth? Starb er, der ſo durchaus gar kein Verdienſt hatte, als daß er erklecklich viel ſiegelte, nicht wenigſtens in ſeinem Berufe, indem er die Wahrheit auf's Neue beſiegelte: daß man dergleichen dumme Wetten unterwegs laſſen ſoll? So bleibt er uns ſtets als warnendes Beiſpiel im Gedächtniß, während, wäre er auf dem Bette geſtorben, kein Hahn mehr nach ihm gekräht hätte. — Stehen Sie auf, Beſter, ziehen Sie ſich an, wir wollen ihn beſuchen, — er liegt in meiner ehemaligen Marterkammer unter dem Garderobezimmer, — darauf frühſtücken und dann eine Promenade machen, denn mir iſt doch etwas flau und katzenjämmerlich zu Muthe!

Blatt 74



Nur lern müssen wir alle!

Ja, — nun iſt's gut! — das war ein teufliſcher Tag! — Verfluchtes, gemeines Volk! — O hätt' ich Bamberg nie geſehen! — O Julia! Julia! Warum mir dieſer Blick! — Spiegelfechterei der Hölle, ſie wird ſein Weib! — —

Ich werde Ihnen ein vortreffliches Buch ſchreiben, ein ganz vortreffliches, — die Welt wird erſtaunen und damit zufrieden ſein! —

Eines Tages vermißte ich, als ich mitten im Parke, der nach Bug führt, mich befand, den treuen Hund [Pollux], der mir auch unaufgefordert ſtets zu folgen pflegte. Ich hoffte, was öfters geſchah, daß er mir nachlaufen werde; aber vergebens. Ich war den ganzen Tag über mißvergnügt und verließ eben ſo Abends, nach Aufgang des Mondes, den Ort, in mich gekehrt, langſam durch den Park wandelnd. — Ich war ſchon ein paar Schritte vor dem Standbild des heiligen Nepomuk vorüber, als ich mehrmals hinter mir ſtöhnen und winſeln hörte. Hinzutretend fand ich meinen Pollux zuſammengekrümmt am Fuße der Statue. Ich glaubte wirklich, der Hund würde verſcheiden; doch gelang es mir nach und nach durch Liebkoſungen, daß Pollux alle ſeine Kräfte zuſammennahm und mir bis zu ſeiner Herrin folgte.

[„Menſchliches Elend“ von James Beresford.]

Durch dieſes Buch iſt mir der Gedanke aufgegangen, einen Charakter in Form einer Novelle darzuſtellen, der gleichſam vom Schickſal verdammt ſei, wo er gehe und ſtehe, Unglück zu erleben und um ſich zu verbreiten. Zur lebendigen Anſchauung iſt mir dieſer Charakter durch ein hier lebendes Original geworden . . .

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, Freund, welch ein elektriſcher Schlag mich bei dieſer Nachricht [Muſikdirectorſtelle in Bamberg] durchzuckte; ich ſah im Geiſte die mir vorgezeichnete Laufbahn hell erleuchtet, und ward, wie ich dies nie im Leben ſo mächtig gefühlt, ordentlich ganz religiös geſtimmt, weil ich die Hand der Vorſehung darin zu erblicken glaubte. Mir war es etwas Schmachvolles, ein Aktenmann zu ſein und zu heißen. So getäuſcht ich auch anfänglich hier worden bin, — thut nichts! — Ich muß doch durch! — Sie werden ſehen — —

Mein Lehr- und Marterjahre ſind nun in Bamberg abgebüßt, jetzt kommen die Wander- und Meiſterjahre; — nun ſitz' ich feſt im Sattel!

Wundern Sie ſich ja nicht darüber, Ihnen das „Du“ nicht ſchon längſt angeboten zu haben, — mein Herz trieb mich oft dazu; aber ich habe eine wahre Scheu dafür durch den Mißbrauch bekommen, der damit getrieben ward und wird. Bei'm Glaſe Wein gemachte Brüderſchaft gilt mir nichts; ſie muß von ſelbſt entſtehen und, als Pflanze in früheſter Jugendzeit gepflegt, mit uns zum ſtarken Baum heranwachſen. Darum nenne ich nur meinen Jugendfreund Hippel „Du“ und ſpäter erworbene Freunde, wie z. B. Hitzig, „Sie“, obwohl beide mir gleich hochſtehen. Auch kann ich mich von der Idee nicht trennen, daß dem wahren, ächten, aber erſt in vorgerückten Jahren geknüpften Freundſchaftsbunde durch dies kleine Wort leicht Eintrag geſchehen könne, weil es Fälle im Leben gibt, wo die gegenſeitige Achtung, die wahre Freunde als Grundbedingniß ſtets unter ſich zu bewahren wiſſen, leicht tangirt und verletzt werden kann.

„Alles nicht ſtomachal genug!“

10.

Friedrich Laun.

[1837.]

Daß ihm die Univerſitätsſtudien und namentlich die Rechtskunde, nicht weniger als fremd waren, ging aus ſeinen Reden gelegentlich klar hervor. Er war damals, wie er mir mittheilte, eben beſchäftigt, Fouqués Undine, von letzterm ſelbſt in dramatiſche Form gebracht, zu komponiren und ſchien große Hoffnung auf den Erfolg dieſer, ihm ſehr willkommenen Arbeit zu ſetzen. Mit aufrichtigem Danke nahm ich ſein Erbieten, mir den Text der Oper mitzutheilen, an.

11.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

[1839.]

[Bangputtis! Bangputtis! Bangputtis!] Verzeihen Sie, lieber Werner, wenn das ganze Stück in der Sprache geſchrieben iſt, verſtehe ich kein Wort davon.

Ich habe in meinem entworfenen Scenarium keineswegs Undinen hinlänglich in ihrer Nixennatur hervorgehoben, auch das epiſche Element dergeſtalt vernachläſſigt, als ich mich überzeugt halte, daß jeglicher Zuſchauer das Märchen Undine noch in letzter Woche geleſen und gut im Gedächtniß behalten, oder doch mindeſtens ein Exemplar davon zum allenfalls erläuternden Nachſchlagen in der Taſche hat.

Dichten Sie frei! Ich mag Sie nicht ſo eingeſchnürt wiſſen in ſo hundert- oder tauſendfach abgeleierte Melodien. Für die muſikaliſche Kompoſition ſorge dann ich, und zwar dergeſtalt, daß in der gegebenen Zeit auch Chor und Orcheſter ſich hinlänglich einüben können.

Meine ſcharfgebogene Naſe paßte glücklicherweiſe in einen gleichſam futteralmäßig dafür durch eine der Urweltfluthen ausgehöhlten Stein hinein und wurde dadurch vor dem Zerbrechen beſchirmt.

Ein junger Graf wollte ſeine aus unüberwindlicher Liebe Neuvermählte, eine ehemalige Schauſpielerin, der größeren Sicherheit eines Poſtfuhrwerkes vor Plünderern halber, auf dieſe Weiſe auf ſeine Güter aus der bedrohten Hauptſtadt fortführen. [Liebliche Schilderungen der galanten Sorgfalt des Ritters für ſeine Dame auf dem ſo wenig eleganten Reiſewagen — mit reichen Phantaſiebildern werden ihr künftig glänzendere Fahrten vorgehalten] mit eins ſtürzt der Wagen durch des Poſtillions Ungeſchick einen ſteilen Berggang nach der Elbe zu hinab. Colli's und Koffer und Paſſagiere durch und über einander! Als man ſich unten ermannt und emporgerichtet, war die junge Gräfin verſchwunden, allen unbegreiflich. Endlich, unter einem ſpäter aufgerichteten großen Kaſten findet man ſie zerſchmettert todt.

Fahren Sie etwa allein nach Rennhauſen zurück?
[Ja wohl! Können Sie mir etwa die Freude Ihrer Begleitung ſchenken? etc.]
Eine Art von Reiſegeſellſchaft will ich Ihnen mitgeben: — eine Novelle von mir, wenn auch einſtweilen nur in Aushängebogen noch.

12.

„Augen- und Ohrenzeuge“ eines Geſpräches mit Ludwig Devrient.

[1846.]

[Nach der Aufführung von „Heinrich IV.“]

Du haſt geſpielt wie ein Schwein.

[Satan, ich zerreiße dich!]

Setze dich und hör' mir zu. Du haſt den erſten Theil geſpielt wie ein Gott; weil du aber den zweiten Theil ebenſo geſpielt, ſo haſt du geſpielt, wie — ich geſagt habe. Bedenkſt du denn nicht, daß Falſtaff im erſten Theil meiſt der Geſoppte und Gehänſelte iſt, im zweiten Theil aber ſelber ſoppt und hänſelt und da alſo ein ganz andrer Kerl ſein muß? Das aber haſt du nicht hervorgehoben, und darum haſt du geſpielt wie . . .

[Teufel! du haſt Recht!]

13.

Johann Peter Lyſer.

[1847.]

Sie! — mein Verehrteſter! da am Tiſche vis-a-vis! — Alles! ja fürwahr! alles müßte mich täuſchen, oder ich habe Ihre — ſehr angenehme! Viſage, ſchon an einem andern Orte — irgendwo, zu erblicken, das beſondere Vergnügen gehabt! Können Sie mir vielleicht! ſagen, wann und wo ſolches — der Fall geweſen?

[Ich hatte die Ehre, dem Herrn Kammergerichtsrath, als derſelbe noch in Leipzig in der Gerbergaſſe logirten, einige Male Kartoffeln in der Montur zu kochen.]

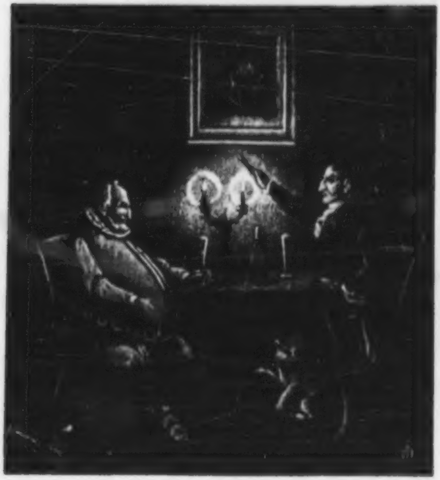
I du Range! daß Dir der ſchwarzgeſiederte Satan eine glühende Brille auf Deinen Storchſchnabel ſetze! Haſt Du mich nicht erkannt, oder hat Er ſich mit Willen zuerſt von mir anreden laſſen? — he?

[Wenn der Herr Kammerrath es erlauben!]

Ja, ich erlaub es Dir! Wie iſt Dir's ergangen, ſeit wir uns nicht geſehen?

[Ich erzählte — es war eine traurige Geſchichte, die dem guten Devrient das Waſſer in die Augen trieb. Hoffmann aber brach plötzlich den Strom meiner Rede ab . . .]

Blatt 75



Beſchreibe dem Meiſter Devrient mein Leipziger Logis in der Gerbergaſſe.

[Spontini iſt] ein Triolenhengſt.

Blume kommt mir als Don Juan vor wie ein Leipziger Handlungsreiſender, der in der Haſenheide ſich bei Weißbier amüſirt.

[Die Serapionsbrüder bei Lutter und Wegner. Karl (K.), Bedienter. Albrecht (A.). Obriſt (O.). Lutter (L.). Devrient (D.).]

Infames Wetter das! Schändliche Luft, will das einen Junius vorſtellen! in allen Gliedern zwickt es mir, werde wohl wieder die Gicht bekommen.

[K. . . .]

Ja, wenn nicht der Profeſſor Dittmar einen heißen Junius prophezeit hätte! Die Peſt auf dieſen Kalendermann! warum hält er nicht Wort und macht beſſeres Wetter.

[K. . . .]

Dummkopf! wofür wäre er Profeſſor und Witterungskundiger?

[K. . . .]

Begreifſt Du denn nicht, einfältiger Menſch! daß wer als Profeſſor angeſtellt iſt, und als Witterungskundiger das Wetter auf hundert Jahre voraus beſtimmen kann, auch von Amts wegen die Verpflichtung hat, die Witterung zu regeln, damit ſie mit den Angaben im Kalender übereinſtimmt? iſt nicht der Polizeimeiſter verpflichtet, darauf zu achten, daß den polizeilichen Verordnungen Folge geleiſtet werde? bin ich nicht als Kammergerichtsrath verpflichtet, auf dem Kammergerichte da zu ſitzen, und Alles mit anzuhören, was berathen wird? Hier handelt es ſich um die Witterungspolizei, ſage ich Dir, und ich, als Kammergerichtsrath werde in der nächſten Sitzung darauf antragen, daß der Profeſſor Dittmar angewieſen werde, das Wetter zu regeln, wie es ſeine Schuldigkeit iſt! in einem wohlgeordneten Staate, wie der preußiſche es Gottlob iſt, dürfen ſolche Willkürlichkeiten einzelner Beamten nicht ungeahndet hingehen. —

[A. . . .]

Danke! Wo iſt der Obriſt?

[N. . . .]

Leider ließ ich mich vom böſen Feind verleiten, mir die rührende Kindergeſchichte mit anzuſehen! Die Wolfs waren vortrefflich, habe mich aber geärgert, daß ſie ihre Kunſt auf ſolche Dummheiten verwenden; und nun das Publikum! wollen das kritiſche Berliner ſein und laſſen ſich rühren, wenn der kleine Junge hinläuft und ſich dem Seiltänzer verkauft, damit ſein Papa nicht in den Schuldthurm kommen ſoll.

[N. . . .]

Zum Beiſpiel: ein hoffnungsvolles Söhnlein ſieht das Stück und hat nun keinen ſehnlichern Wunſch, als daß ſein Papa je eher je lieber Schulden halber geſetzt wird, damit es ſich ebenfalls an einen Seiltänzer verkaufen und ſo den lieben Vater befreien kann.

[N. . . .]

Ja! ich weiß aus meinen Kinderjahren davon zu pfeifen.

[C. . . .]

Sie ſind ſentimental, Oberſt, und haben ſtarke Anlage, fett zu werden.

[C. . . .]

Barmherziger Himmel! ſchon wieder ſchmachtend. Zwei Hochzeiten und zwei Scheidungen und noch ſchmachtend wie Romeo nach Roſalinden.

[C. . . .]

Mit Vergnügen! aber jetzt bin ich in Berlin, und da ſollte man nicht ſo viel Schwärmerei und Sentimentalität blicken laſſen.

[C. . . .]

Unſeren tugendhaften, Ihre ſauſenden Berlinerinnen gegenüber erreicht man dieſen Zweck am beſten durch erkleckliche Liederlichkeit! Die imponirt ihnen!

[N. . . .]

Nein, er ſoll wirklich tugendhaft werden, wir wollen unſer Möglichſtes an ihm verſuchen.

[B. . . . C. . . . E. . . .]

Wohl geſprochen, weiſer Doktor Bartholo, laſſet dieſen tugendhaften Jüngling nicht ſterben, bis er auch ſeine Schulden bezahlt hat.

[C. ... L. ...]

Ja nun, daß der Profeſſor Dittmar das Wetter reguliren könne, und verpflichtet ſei, beſſeres Wetter für den Juni herbei zu ſchaffen.

[G. .... K. ... W. ...]

Ich habe nicht von der ſalomoniſchen Weisheit, ſondern von unſerer Staatsordnung geredet.

[W. ...]

Hüte Dich vor politiſchen Anſpielungen, Karl! Ich wollte Dir in allem Ernſte rathen, Dich morgen einmal zu meinem Freunde, dem Herrn Kriminalrath Hitzig, zu begeben, und ihm zu eröffnen, wie ich nöthigenfalls erbötig ſei, Dir zu atteſtiren, daß Du Dich weſentlich nie einer ſatiriſchen Anſpielung auf politiſche Gegenſtände ſchuldig gemacht.

[W. ...]

Ein höchſt verdächtiger, ſage ich Dir! man hat es ausgekundſchaftet, daß Du Dir hin und wieder etwas denkſt, z. B. warum es verboten iſt, im Thiergarten zu rauchen —

[W. ...]

Obriſt! Lieutenant! Albrecht! ich bitte Euch, habt Ihr gehört, was dieſer Menſch da eben behauptet? Karl, Du wirſt Dich noch um den Hals reden! „Gedanken ſind frei!“ Am Ende verlangt er noch, wie der Marquis Poſa, Gedankenfreiheit in Berlin! Haſt Du niemals den Don Karlos aufführen ſehen, und iſt es Dir unbekannt geblieben, daß der Marquis von Poſa erſchoſſen wurde, weil er Gedankenfreiheit prätendirte?

[W. ...]

Was Dir befohlen wird; dabei iſt alles Denken und Reden überflüſſig.

[L. ...]

Ein halber Spaß iſt ein ſchlechter — aber, was ſchmunzeln Sie, Albrecht? Ich wette, Sie haben wieder einen Extraſpaß in petto, brennen Sie los.

[A. ... L. ... L. ...]

Er ſchien mir ein ganz aufgeblaſener Windbeutel.

[A. . . . T. . . . A. . . .]

Alle Wetter! er iſt alſo verrückt geworden?

[A. . . .]

Hei! ſehr gut! — Lutter, mein Buch! Feuchten Sie Ihre Gurgel an, Albrecht, und dann erzählen Sie.

[A. . . .]

Das iſt ja um wirklich verrückt zu werden.

[A. . . .]

Daran finde ich nun gar nichts zu lachen, im Gegentheil kommt mir das Ganze, obzwar ſkurril, doch auch höchſt grauſig vor, und unter allen den Dummheiten, die ein ſogenannter vernünftiger Menſch begehen kann, erſcheint mir keine dümmer und freventlicher zugleich, als mit dem Wahnſinn ſpielen zu wollen: ich ſelber wenigſtens würde mich eher dazu verſtehen, eine Brillenſchlange zum Tanze abzurichten oder einem hungrigen Eisbären Franz Horns Andeutungen über Shakeſpeares „Was ihr wollt“ vorzuleſen. Ich erinnere mich eines ähnlichen Hiſtörchens aus Königsberg, das aber einen höchſt tragiſchen Ausgang nahm. Ein junger ſchöner Mann in den glücklichſten Verhältniſſen, Verlobter eines liebenswürdigen, geiſtvollen Mädchens, befand ſich in einer Geſellſchaft, wo über den verſteckten Wahnſinn des Hamlet geſprochen wurde, und als einige „vernünftige Männer“ es für unwahrſcheinlich erklärten, daß ein vernünftiger Menſch längere Zeit hindurch die Maske eines Wahſinnigen feſthalten könne, ſo daß ſeine nächſten Umgebungen darauf ſchwören müßten, er ſei wahrſinnig, ging jener junge Mann eine Wette ein, daß er ſelbſt dieſes Kunſtſtück ausführen wolle. Man nahm ihn beim Wort und er begann ſeine Rolle zu ſpielen und ſo meiſterhaft, daß bald die bei der Wette betheiligten Perſonen feſt überzeugt waren, er ſei in dem Streben, wahnſinnig zu erſcheinen, wirklich übergeſchnappt. Das war nun freilich nicht der Fall, — der junge Mann experimentirte mit vollem Verſtande, aber mit ſolcher herzloſen Grauſamkeit ſeiner Verlobten gegenüber, daß das ſchöne unglückliche Mädchen in Wahrheit von dem Schickſale Opheliens plötzlich ereilt wurde und wie dieſe in den Fluthen ihr Leben endete — — —

14.

Helmina von Chezy.

[1858.]

[Die an Wille und Liebe verübte Elendigkeit!] Dieß iſt nicht als eine Injurie anzuſehen. Denn es iſt nicht möglich, eine That die man rügen will, mit andern Worten zu bezeichnen, als mit ſolchen, die den Begriff davon geben, wie man ſie empfunden.

15.

Pauline von Wolkonſka.

[1859.]

Lieber, einziger Junge, verzweifle nicht, thue dir kein Leid an Oh, nur nicht ſterben!

[Aber woher wiſſen Sie denn, mein Herr?]

Dein Spiel hat mir das Geheimniß deiner Seele verrathen. Wer biſt du? Und was treibt dich zu ſolch verzweiflungsvollem Schritt?

[Und wer ſind Sie . . .]

Ich bin Hoffmann.

[Hoffmann? . . .]

Der bin ich, wie er leibt und lebt, und jetzt, mein Junge, ſage mir, was dich drückt, was du auf dem Herzen haſt.

[Der junge Mann . . . erzählte nun . . .]

Ich ſegne den Zufall, vielleicht die Schickung, die mich in dieſer Stunde an deinem Hauſe vorüberführte. Muth, Muth, junger Freund, ich helfe dir und rette dich. Die Leiden und der Seelenkampf, welche ſich in deinen Tönen ausſprachen, die edlen Gefühle und die Geringſchätzung des Lebens, deren Dolmetſcher dieſe Töne waren, haben in meinem Herzen den lauteſten Widerhall gefunden. Ich liebe dich und zwar von dem Augenblicke an, wo mein Herz dich verſtanden hat. Die Wege, auf welche man dich zu verlocken wußte, ſind mir ſehr bekannt, allein du wirſt ſie nicht, nie mehr betreten; deine Seele iſt rein geblieben und du haſt dir nur einen augenblicklichen Leichtſinn, vorzuwerfen, der durch die bittere Erfahrung, welche du machteſt, nicht nur theuer erkauft, ſondern auch geſühnt iſt.

. . . . . .

Wenn du durchaus danken willſt und mußt, ſo ſetze dich an dein Inſtrument und thue es in Tönen.

16.

Wilhelm von Chezy.

[[illegible].]

[Bei Hitzig erhält man] nur Thee mit Rum und nicht Rum mit Thee.

17.

Friedrich Wilhelm Gubitz.

[1868.]

Sie glauben doch nicht, daß wir dies Intermezzo dulden?

Fünfter Anhang:

Verarbeitung Hoffmannſcher Stoffe durch Andere.

1.

[Der getaufte Jude.]

[Nach Hoffmanns Erzählung berichtet von Adam Oehlenſchläger.]

[1850.]

Ein Jude fühlte ſich von den Wahrheiten der chriſtlichen Religion überzeugt, und ließ ſich taufen. Kaum aber war dies geſchehen, als er jede Nacht von ſeiner verſtorbenen Frau beunruhiget ward. Sie erſchien ihm, rang ihre Hände, ſtarrte ihn mit holen Augen an, deutete auf ihre Scheitel, und jammerte darüber, daß ſie keine Ruhe im Grabe habe, weil ſie nicht auch eine Chriſtin geworden ſey. Er veränderte nun ſeine Wohnung, allein ſie verfolgte ihn, ſtand alle Mitternächte vor ihm, und verlangte auch der heiligen Taufe theilhaftig zu werden;

um nun der Unglücklichen Ruhe im Grabe zu verſchaffen, und um den Lebenden von der gräßlichen Erſcheinung zu befreyen, beſchloſſen Obrigkeit und Geiſtlichkeit das Grab zu eröffnen, und die Leiche in demſelben zu taufen, welches auch geſchah. Von dieſem Augenblick ließ ſich das Geſpenſt nicht mehr blicken, ſondern fand eine ſeelige Ruhe. — War das nicht ſeltſam? — Nun aber kommt die Erklärung der Fabel: Kurze Zeit drauf gerieth der Jude in Prozeß mit der Familie ſeiner Frau, welche die Verſtorbene beerben wollte; nun aber berief er ſich darauf, daß auch ſeine Frau getauft ſey, und ihm alſo das Erbe zugehöre! — Darum hatte er nemlich die ganze Geſchichte geſpielt.

2.

Die Pagodenburg.

Vom ſeligen Berliner E. T. A. Hoffmann.

(Nacherzählt von Adolph von Schaden. 1831.)

A.

Ein fürſtlicher Jüngling, an körperlicher Schönheit dem alterthümlichen Antinous gleich, lag nach einer wild durchſchwelgten Nacht, das bildliche, blond gelockte Haupt in die Rechte geſtützt, lang ausgeſtreckt im ſeidenen Divan.

Prinz Emil ſchlürfte die Chokolade und naſchte nebenbey von jenem neapolitaniſchen Confekte, deſen Genuß — weiß nicht mit Recht oder Unrecht — man gar wunderſeltſamigliche Wirkungen zuſchreibt. Indeſſen genügte ſothane leichte Zerſtreuung keineswegs, die Gefühle unangenehmer Abſpannung und drückender Langeweile zu ertödten, welche ſich des Prinzen bemächtiget hatten, und er griff daher zu dem in dieſen Fällen gewohnten Mittel, und rief ſeinen Lieblingskammerdiener in's Gemach.

„Antonio!“ — ſprach der Prinz — „des ſchalen Lebens Ironie hält mich ein Mal wieder gefangen, ich langweile mich zum Sterben; unterhalte mich, erzähle mir Schnurren, was giebt es neues unten in der Stadt?“ —

„„Haben Euer Hoheit““ — fragte hierauf der Kammerdiener —

„„ſchon von dem palermitaniſchen Antiquar und ſeinen Pagoden gehört?““ –

„Nein, nichts habe ich gehört“ – erwiederte der Prinz – „ſetze dich auf jenes Tabouret dort und erzähle mir von dem palermitaniſchen Antiquar und ſeinen Pagoden.“

Antonio that wie ihm befohlen worden, und erzählte, wie folgt:

B.

„Seit ganz kurzer Zeit hält ſich in unſerer Hauptſtadt ein alter, gar ſeltſamer Kauz auf; nach ſeinem Reiſepaß iſt er aus Palermo gebürtig, heißt: Signor Alcamo, und es nennt ſich der Mann: Antiquar, ein Titel, wie Euer Hoheit wiſſen, mit welchem man in Italien die verſchiedenartigſten Begriffe zu verbinden pflegt.“

„Dieſer Alcamo beſitzt eine eigene Behendigkeit, aus irgend einem Teige oder Ton kleine, etwa vier bis fünf Zoll hohe Pagoden zu fertigen, die er dann, ungemein kunſtreich, mit lebhaften Tinten färbt, welche die Natur bis zur höchſten Täuſchung wiedergeben. In dieſer Weiſe liefert der Palermitaner die gelungenſten Portraits, und es waren in neueſter Zeit in ſeiner Bude, im verjüngten Maasſtabe, in ganzer Figur und bis zum Sprechen ähnlich, beinahe alle jene Carikaturen zu erſchauen, deren ſich unſere Hauptſtadt in nicht geringer Zahl erfreut. Man bemerkte unter andern z. B. das leibhaftige Konterfei des Euer Hoheit wohl bekannten kleinen, dicken Jüdleins, welches unlängſt geadelt wurde, ungemein reich und aufgeblaſen iſt, ſich als Aeſthetiker allerwärts lächerlich macht, und das man hier gewöhnlich den Grafen von Podex zu nennen pflegt; ferner befanden ſich in Alcamo's Sammlung jener verworfene, ſchmutzige Recenſent, bekannt unter dem Namen: „der Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften“; die alternde, weſpendürre Kokette Fräulein von N****** mit dem Spitznamen: „das Champagnerglas; dann die Reliquie einer hingegangenen Zeit, unſer alter, ſteifer und von lauter Ceremonien zuſammengeſetzter Hofmarſchall, Graf von S****, mit ſeiner ſtarren, ſtark gepuderten Friſur, im blauſeidenen, ſilbergeſtickten Hofkleide, den chapeau-claque unter'm linken Arm, den kleinen Porzellandegen an der Seite u. ſ. w.“

„Euer Hoheit mögen von ſelbſten allergnädigſt ermeſſen, daß ſolche Pagoden Aufſehen erregen mußten, wie denn auch in der That, den ganzen Tag über, ſich vor den Budenfenſtern des Signor **Alcamo** ganze Schwärme Neugieriger verſammelten, welche ſich am Beſchauen der charakteriſtiſchen Püppchen beluſtigten.“

„Geſtern Abend aber ereignete ſich ein Vorfall, der ſchwer geglaubt werden dürfte, obwohl ich ſelbſt deſſen ſtrengſte Wahrheit mit meinem Leben verbürgen kann.“

„Des **palermitaniſchen** Antiquars Bude war ungemein glänzend erleuchtet, und **hinter** den blanken Spiegelfenſtern ſtanden wie gewöhnlich die Pagoden. Auf der Straße weilten vor den Fenſtern mehrere Beſchauer, wie gewöhnlich bis zum Augenblick, in welchem die Bude geſchloſſen wurde, doch plötzlich bemerkten alle Zuſchauer, daß die Pagoden anfingen, ſich zu bewegen und durch einander zu rennen. Der alte Hofmarſchall ſpazierte, ganz wie er in Wirklichkeit zu thun pflegt, die rechte Hand in die lange Weſte geſteckt, gravitätiſch auf und nieder, mit vornehmem, leichtem Kopfnicken die Vorübergehenden grüßend, hinter ihm trippelte das dürre Fräulein v. R., affektirend das alte Köpflein werfend, kurz, die Puppen bewegten ſich alle bis zur höchſten Kleinigkeit genau ſo, wie die wohlbekannten großen Originale, denen ſie nachgebildet ſind; doch, um das Wunderbare zur höchſten Potenz zu ſteigern, begannen die Pagoden ihre feinen Stimmchen, deren Ton aber, gewiſſermaßen, gleichfalls wie jener der benannten Originale klang, hören zu laſſen. Graf **Podgr** und der Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften geriethen in einen äſthetiſch literariſchen Streit; Fräulein R. ſchrie einer Dame, welcher ſie begegnete, zu: „O meine himmliſche Freundin! wie bin ich enchantirt, Sie wohl zu ſehen“; der Hofmarſchall ſchmähte einen Bauern, der ihn zufällig angeſtoßen hatte; ein Milchmädchen kreiſchte mit gellender Stimme: „O a ha! koſt Kühemili ſauri!“

„„Das iſt nicht möglich, Burſche! du lügſt““ — mit dieſem Ausrufe unterbrach hier der Prinz den Bericht, allein der Erzähler ſchwur bei ſeiner Seele, Alles ſelbſt mit angehört und angeſehen zu haben und empfieng von ſeinem fürſtlichen Gebieter ſofort den Befehl, zu enden. Dieſes Auftrages entledigte ſich **Antonio** in folgender Weiſe:

„Man dürfte ſich ſchwer eine Vorſtellung von den verſchiedenen Eindrücken machen können, welche das außerordentliche und übernatürliche Ereigniß auf die Zuſchauer hervorbrachte. — Viele erfaßte ein Grauen, und ſie flogen mit beflügelten Schritten von dannen; Andere ſtarrten bleich und regungslos den Spuck an, und wieder Einige ſchalten den welſchen Antiquar einen Zauberer, und ſchickten ſich an, ſeine Bude zu ſtürmen — beinahe Jeder benahm ſich anders, die Pagoden aber ließen ſich nicht ſtören und ſetzten ihr tolles Treiben fort."

„Der Lärm und Auflauf wurden immer größer; endlich eilten Wachen und Polizeibeamten herbei; man zerſtreute das zuſammengelaufene Volk, ſchloß die Bude, und der Polizei-Direktor ließ vorerſt den palermitaniſchen Antiquar nebſt ſeinen Pagoden verhaften, welche aber jetzt wieder weiter nichts, als lebloſe, unbewegliche Puppen ſind, die ihr Plappern von Vorhin gänzlich vergeſſen zu haben ſcheinen."

Antonio ſchwieg hier, nach einer Pauſe aber ſprach der Prinz: „Hm, das ganze war wohl nichts weiter, als eine wohlberechnete Iluſion und Signor Alcamo mag ein gewandter Escamoteur und daneben ein wackerer Bauchredner ſeyn, indeſſen will — pour me désennuyer — ich den palermitaniſchen Antiquar kennen lernen. Höre Antonio! laß ſogleich eine meiner Caroſſen anſpannen und fahre mit derſelben nach dem Polizeihauſe; ſage dem Herrn Polizeidirektor, er wolle ſeinem Gefangenen geſtatten, mich auf ein Stündchen beſuchen zu dürfen, dem Alcamo aber trage auf, den Grafen v. Poder und die übrigen Pagoden zu ſich zu ſtecken."

Der dienſteifrige Kammerdiener flog aus dem Gemache.

C.

Nach Verlauf einer ſtarken Stunde bereits kehrte Antonio, von dem palermitaniſchen Antiquar begleitet, wieder ins Cabinet des Prinzen zurück.

Signor Alcamo war ein kleines dürres und kreiſes Männlein, ganz ſchwarz, etwas phantaſtiſch, wie ein italieniſcher Dottore gekleidet.

Die Phyſiognomie des Antiquar gehörte keineswegs unter die gleich im erſten Augenblicke, angenehm anſprechenden; — die kleinen

Katzenaugen lagen ſehr tief, die Geſichtsfarbe ſtellte ein abgeſtorbenes Erdfahl dar und der zahnloſe Mund verzog ſich unaufhörlich zu einem ſeltſamen, höhniſchen Grinſen, und wenige dünne und ſchneeweiße Härchen bedeckten den übrigens kahlen Scheitel.

Alcamo verbeugte ſich ſchweigend aber nicht gerade ſehr tief, der Kammerdiener entfernte ſich, und der Prinz, der ſich nun mit dem Signor allein befand, äußerte den Wunſch, die Pagoden zu ſehen.

Jetzt nahm der Antiquar unter ſeinem ſchwarzen Mäntelein eine lederne Taſche hervor, aus welcher er die Puppen hervorzog und ſie auf einem Marmortiſche, in Reihe und Glied, vor dem Prinzen aufſtellte. Emil betrachtete die Pagoden, eine nach der andern, aufmerkſam und mit ſichtbarem Vergnügen; es waren in der That unübertreffbare kleine, plaſtiſche Kunſtwerke, welche mehrere in der Hauptſtadt lebende Perſonen in einer Wahrheit darſtellten, welche unverkennbar blieb und nothwendigerweiſe Jedermanns Erſtaunen erregen mußte; übrigens nahm der Prinz mehrere dieſer Puppen in die Hände, allein, wie ſorgſam er dieſelben auch unterſuchte, er konnte in ihrer Conſtruktion ſelbſt nichts Auffallendes und von dem Gewöhnlichen Abweichendes auffinden.

Nach einer langen Weile ließ ſich Emil vernehmen: „Signor! ich muß es geſtehen, in der Kunſt des Modellirens ſuchen Sie Ihren Meiſter, allein — wie man ſagt, vermögen Sie Ihre Pagoden zu beleben und ihnen Sprache ſelbſt zu verleihen, ſagen Sie, wie iſt es damit?“

Grinſend erwiederte der Antiquar: „Eine unſchuldige Spielerei, Euer Hoheit! nichts weiter, dieſe Spielerei hat mir indeſſen hier ſchlimme Händel zugezogen und es geht dabei doch Alles ganz natürlich zu, indeſſen giebt es allerdings in der Sphäre der Mechanik, der natürlichen Magie, der Phyſik u. dgl. Geheimniſſe deren Kenntniß und Praktik nur ungemein ſelten“ —

„Genug“ — unterbrach hier der Prinz den Palermitaner — „ſetzen Sie den Mikrokosmus Ihrer Pagodenwelt in Bewegung und wenn der Spuck mich befriedigt, fülle ich Ihnen hier die güldene Tabatière mit Dukaten — zum Lohne für Ihre Bemühung.“

Alcamo zog ein, zierlich von Ebenholz gearbeitetes, mit Gold an beiden Enden beſchlagenes Stäbchen aus dem Gürtel, beſchrieb mit demſelben ſchweigend einen Kreis um ſeine Pagoden und pochte ſofort drei Mal auf die Marmelplatte. Beim dritten Schlage fiengen die Pagoden in der That ſich an zu regen, zu bewegen und mit ihren feinen, quickenden Stimmchen durcheinander zu plaudern, ganz und gar alſo, wie Antonio vorhin es angegeben hatte.

Der Anblick der kleinen, tollen Comödie erregte Anfangs in dem Prinzen dennoch ein unwillkührliches Grauen, denn es lag eine ganz eigene Ironie in der Art und Weiſe, wie dieſe kleine Weſen, ſcheinbar ganz ſelbſtſtändig, wie menſchlich organiſirte Weſen, ſich bewegten und benahmen, und es hatte dieſes Spiel im entfernteſten Sinne nichts gemein mit jenem gewöhnlicher Drahtpuppen, für welche in den Couliſſen ein Anderer ſpricht, und deren ungelenke Bewegungen vom Impulſe eines Dritten ausgehen. Nachdem ſich übrigens der Prinz ſelbſt ſagte, es könne das Ganze dennoch weiter nichts ſeyn, als ein Taſchenſpielerſtreichlein, deſſen feine Leitfäden nur alſo künſtlich verborgen ſeyen, daß man ſie nicht ſogleich wahrnehmen könne, fuhr er fort dem unterhaltenden Spuck mit geſteigertem Intereſſe zuzuſehen, als aber endlich ſich die Hoheit den Spaß machen wollte, den ſich ungemein tief verneigenden, kleinen Hofmarſchall aufzunehmen, kehrten plötzlich ſämmtliche Puppen in ihre erſte, urſprüngliche Poſition zurück und waren in einem Nu wieder nichts Anderes als todte Pagoden.

Achſelzückend und kalt ſprach der Antiquar: „Euer Hoheit haben den Zauber geſtört und es wird vorerſt mit dem kleinen, eigenſinnigen Geſindel nicht viel Vernünftiges anzufangen ſeyn.“

„Gleichviel“ — erwiederte der Prinz — „empfangen Sie hier den verhieſenen Ehrenſold und ſetzen Sie ſich nieder Maestro! ich gedenke mit Ihnen ein halb Stündchen zu verplaudern. He! Antonio! eine Flaſche von meinen köſtlichen lacryma Christi für den Fremden.

D.

Alcamo hatte, ohne viel Umſtände zu machen, Platz genommen und ſchlürfte von dem dem ihm vorgeſetzten, trefflichen Rebenſafte mit ſichtbarem Wohlbehagen ſein Gläschen; der Diener war wieder abgetreten und der Prinz maß mit langen Schritten die Dielen des

Cabinets; nach einer langen Pauſe blieb er vor dem Italiener ſtehen, indem er alſo anhub und zu reden fortfuhr:

„Hören Sie, Signor! während vorhin Ihre kleinen Automate luſtig handthierten und ſich bunt untereinander auf dem Tiſche hier umhertrieben, iſt in mir eine ſeltſame, ich läugne es auch gar nicht, eine in der That bizarre Idee erſtanden und wenn Sie im Stande wären, dieſe Idee verwirklichen zu können, würde ich Sie nicht nur zur Stelle in meinen Schutz nehmen, ſondern auch in der Folge wahrhaft fürſtlich belohnen. — Hören Sie mir aufmerkſam zu. — Ich trieb mich, während mehrern Jahren, beinahe in allen Theilen unſeres Welttheiles umher: ein Freund des ſchönen Geſchlechtes knüpfte ich in allen Ländern, die ich ſah, mit ſchönen Weibern und reitzenden Mädchen zärtliche Liaiſons an, welche ſich aber natürlicherweiſe bei meiner jedesmaligen Abreiſe wieder löſeten: indeſſen beſitze ich von den meiſten dieſer ehemaligen Freundinnen herrlich gemalte und wohlgetroffene Bildniſſe. Wenn Sie mir nun, Signor! nach ſothanen Bildniſſen eben ſo gelungene und ähnliche weibliche Pagoden fertigen könnten, wie dieſe hier ſind, wenn Sie mir ferner den Talisman mittheilen möchten, die niedlichen Püppchen zum Sprechen zu bringen, dann wollte ich meine Pagodchen in einem einſam belegenen Pavillon des Parkes bei meiner Sommerreſidenz zu —b—g unterbringen und es dürfte mir einen ganz eigenthümlich pikanten Genuß gewähren, mich zuweilen aus dem langweiligen Getriebe der ſteifen Hofwelt nach meiner einſamen Pagodenburg zurück zu ziehen, um daſelbſt mich ſüßen Reminiſcenzen hinzugeben und mir von meinen lieben, zärtlichen Püppchen vorplaudern zu laſſen.“

Nach einer langen Pauſe erwiederte der Palermitaner: „Es ſind keine Kleinigkeiten, welche Euer Hoheit von mir verlangen und es wird auf eine Erweiterung meiner Kenntniſſe und Macht ankommen, indeſſen hoffe ich, nichts deſtoweniger dem höchſten Anſinnen zu entſprechen und bitte übrigens nur gehorſamſt, mir vorerſt die Einſicht der Bildniſſe zu geſtatten, nach welchen die Pagoden gebildet werden ſollen.“

Der Prinz ſchien eine ſolche Antwort nicht erwartet zu haben und ſeine Abſicht war vielleicht nur geweſen, den rätſelhaften Antiquar in eine Verlegenheit zu ſetzen, aus welcher dieſer nicht vermögen würde, ſich mit guter Manier herauszuziehen; nachdem aber Alcamo ſich bereitwillig gezeigt hatte in Emils ſeltſame Idee einzugehen, nahm dieſer ein zierliches Mahagonykäſtchen zur Hand, welches er zur Stelle öffnete.

Das Käſtchen war mit, in koſtbare Médaillons gefaßten, herrlichen Miniaturgemälden überfüllt; der Prinz langte eines nach dem andern hervor, indem er lächelnd erläuterte: „Sehen Sie Signor! Dieſes iſt das Bild der herrlichen Vanni, einer ſtolzen, ſchlanken Ungarin, hier die anmuthige Brunette lebt in Wien, dieſe Blondine in Berlin — dieſes geiſtreiche und dennoch ſchalkhafte Geſichtchen gehört einer Solotänzerin bei der großen Oper in Paris an und hier — — — Emil hatte jetzt ein anderes Bild ergriffen, doch als er einen Blick darauf warf, erblaßte er plötzlich, das Wort erſtarb ihm im Munde und die Hand, in welcher er das Gemälde hielt, zitterte augenſcheinlich; der Palermitaner betrachtete, ſeiner Seits, ebenfalls das Bild mit geſpannter Aufmerkſamkeit, endlich ſprach Alcamo: „Meinen Kopf will ich verwetten Euer Hoheit! dieſe lieblich-düſtern Züge gehören einer meiner Landsmänninen an?“ —

„Sie haben recht — erwiederte der Prinz ſich faſſend und finſter — 's iſt eine Italienerin; doch nach Seraphinens Bild ſoll durchaus keine Pagode gebildet werden, an dieſes engliſche Mädchen kann ich mich voll Mißmuth nur erinnern — hier die andern Gemälde nehmen Sie alle zu dem verabredeten Zweck.“

Mit dieſen Worten überreichte Emil dem Antiquar das Käſtchen, doch der ſchönen Seraphine Bildniß brachte er ſorgfältig bei Seite, dann klingelte der Prinz — der Kammerdiener trat ein: „Antonio, — befahl der Gebieter — weiſe dem Signor eine anſtändige Wohnung hier in meinem Schloße an und ſorge für ſeine gute Verpflegung; dann verfüge dich zu dem Polizeidirektor und ſage ihm, daß ich den Signor Alcamo aus Palermo in meine Dienſte genommen habe und für ſein künftiges, tadelfreies Betragen einſtehe.“ — Hiermit winkte der Prinz den Beiden abzutreten.

E.

Während nun der Palermitaner an den beſtellten weiblichen Pagoden arbeitet, wollen wir es unternehmen den geneigten Leſer mit dem Prinzen etwas näher bekannt zu machen.

Der fürſtliche Jüngling war — ein vollendeter Don Juan, aber nicht ein ſolch' gewöhnlicher Bruder Lüderlich, wie ſie zu Hunderten umherlaufen, auch kein ſolcher deutſcher Don Juan, wie wir ihn ſelbſt — wir bereuen mit aufrichtigem Herzen dieſe literariſche Sünde — vor ungefähr neun Jahren ins Leben gerufen haben, ſondern ein echter E. T. A. Hoffmannſcher Don Juan.

Ja auch den Prinzen Emil hatte die Natur, wie ihrer Schoskinder liebſtes, freigebig genug, mit Allem ausgeſtattet, was den Menſchen, in näherer Verwandtſchaft mit dem Göttlichen, über den gemeinen Troß, über die Fabrikarbeiten, die als Nullen, vor die, wenn ſie gelten ſollen, ſich erſt ein Zähler ſtellen muß, aus der Werkſtätte geſchleudert werden, erhebt: was ihn beſtimmt, zu beſiegen, zu herrſchen. Ein kräftiger, herrlicher Körper, eine Bildung, woraus der Funke hervorſtrahlt, der, die Ahnungen des Höchſten entzündend, in die Bruſt fiel; ein tiefes Gemüth, ein ſchnell ergreifender Verſtand. — Aber das iſt die entſetzliche Folge des Sündenfalls, daß der Feind die Macht behielt, dem Menſchen aufzulauern, und ihm ſelbſt, in dem Streben nach dem Höchſten, worin er ſeine glückliche Natur ausſpricht, böſe Fallſtricke zu legen. Dieſer Conflict der göttlichen und der dämoniſchen Kraft erzeugt den Begriff des irdiſchen, ſo wie der erfochtene Sieg den Begriff des überirdiſchen Lebens.

Auch den Prinzen begeiſterten die Anſprüche auf das Leben, die ſeine körperliche und geiſtige Organiſation herbeiführten, und ein ewig brennendes Sehnen, von dem ſein Blut ſiedend die Adern durchfloß, trieb ihn, daß er, gierig und ohne Raſt, alle Erſcheinungen der irdiſchen Welt aufgriff, in ihnen vergebens Befriedigung hoffend. — Es giebt hier auf Erden wohl nichts, was den Menſchen in ſeiner innigſten Natur ſo hinaufſteigert, als die Liebe; ſie iſt es, die ſo geheimnißvoll Elemente des Daſeyns zerſtört und verklärt, was Wunder alſo, daß Emil in der Liebe die Sehnſucht, die ſeine Bruſt zerriß, zu ſtillen hoffte, und daß der Teufel hier ihm die Schlinge über den Kopf warf? —

In des Prinzen Gemüth kam durch des Erbfeindes Liſt der Gedanke, daß durch die Liebe, durch den Genuß des Weibes, ſchon auf Erden das erfüllt werden könne, was bloß als himmliſche Verheißung in unſerer Bruſt wohnt und eben jene unendliche Sehnſucht iſt, die uns mit dem Ueberirdiſchen in unmittelbaren Rapport ſetzt. Vom ſchönen Weib zum ſchöneren raſtlos fliehend; bis zum Ueberdruß, bis zur zerſtörendſten Trunkenheit ihrer Reize mit der glühendſten Inbrunſt genieſend, immer in der Wahl ſich betrogen glaubend, immer hoffend, das Ideal endlicher Befriedigung zu finden, mußte doch Emil zuletzt alles irdiſche Leben matt und flach finden und indem er überhaupt den Menſchen verachtete, lehnte er ſich auch gegen die Erſcheinung auf, die, ihm als das Höchſte im Leben geltend, ſo bitter getäuſcht hatte.

Jeder Genuß des Weibes war nun nicht mehr Befriedigung ſeiner Sinnlichkeit, ſondern frevelnder Hohn gegen die Natur und den Schöpfer. *)

F.

In der ſo eben bezeichneten, entſetzlichen Seelenſtimmung hatte der Prinz auf ſeinen Reiſen Palermo erreicht.

Bei Gelegenheit eines Ausfluges nach Baggaria, beſuchte Emil die weltberühmte, unſern dieſem kleinen Orte belegene Sommerreſidenz des unermeßlich reichen Fürſten Palagonia, deſſen pracht- und geſchmackvolle Anlagen und Gärten an jene der Heſperiden gemahnen.

Hier erblickte der ſinnige, fürſtliche Wüſtling zum erſten Male Seraphinen. Sie war die einzige Tochter eines berühmten Bildhauers, Namens: „Teſta“, den der Fürſt von Palagonia, um einige Kunſtwerke für ſeinen Palaſt anzufertigen, einsweilen in ſeine Dienſte genommen hatte.

Teſta war abweſend, ihn hatte ein unvorhergeſehenes, dringendes Ereigniß plötzlich nach Rom gerufen, und er hatte das geliebte Töchterlein bis zu ſeiner Rückkehr, welche bald erfolgen ſollte, unter der Obhut ſeiner alten, gutmüthigen, aber etwas blödſinnigen Schweſter Conſtantia in der Sommerreſidenz des Fürſten von Palagonia zurückgelaſſen.

---

*) Nach E. T. A. Hoffmanns eigenen Worten.

Seraphine zählte damals ſechzehn Sommer. Das Mädchen ſtellte einen Prototyp ſiegender, in ſüdlich erblühender Pracht ſich herrlich entfaltender Schöne dar, und eine reine, ſpiegelhelle Seele wohnte in ſothanem duftigen Blumentempel der Natur.

Der anmuthigen Jungfrau Anblick erfüllte des Prinzen heiße Bruſt mit einer Sehnſucht, wie er ſie nimmer gefühlt; er beſchloß zu enden oder Seraphinen zu beſitzen.

Als anſpruchsloſer, reiſender Maler, unter dem Namen Angelo Sabatini, gelang es dem Prinzen bald, ſich ſeinem neu erkieſenen, unglücklichen und argloſen Opfer zu nahen.

Mit den erwähnten ſeltenen Vorzügen von Natur ausgeſtattet, wurde es dem Wüſtlinge leider, auch hier nicht ſchwer zu ſiegen. Mit ganzer Seele und jenem unbeſchreiblichen gluthvollen Wahnſinne der erſten Liebe im hochpoetiſchen Süden gab ſich Seraphine dem Alles Beherrſchenden dahin.

Wie immer nun auch jetzt bis zur zerſtörenden Trunkenheit ſchwelgend, gab es denn doch Augenblicke, in welchen der Prinz wirklich glaubte, das erſehnte Ideal endlicher Befriedigung gefunden zu haben, allein, wie immer, ſchwand auch dieſer ſchöne Wahn wieder, als die Ueberſättigung eingetreten, und jetzt trieb es den Unſeligen raſtlos und mit unwiderſtehlicher Gewalt zu dem Schritte, die Unglückliche zu fliehen.

Bald wurde das arme Mädchen ſein Elend in deſſen ganzem, ſchrecklichem Umfange inne, denn auch den hohen Stand des Geliebten hatte ein Zufall der Armen entdeckt.

Seraphine gebar wenige Monden nach Emils Flucht einen Knaben, aus deſſen Zügen ihr die liebliche Anmuth des ſo heiß geliebten Verführers entgegen lächelte. Die alte Conſtantia hatte der Gram getödet; der zurückgekehrte Teſta, ein ehrgeiziger, leidenſchaftlich bewegter Südländer, fluchte in ſchrecklicher Weiſe der Tochter und dem Enkel — da umnachtete ſtiller Wahnſinn die Sinne Seraphinens.

In einer ſtillen, mondhellen Nacht verließ das unglückliche Opfer mit ſeinem ſchlafenden Säugling das Lager.

Einer Nachtwandlerin gleich ſchwankte Seraphine durch die vom Thaue befeuchtete Flur nach der Gegend hin, wo ſich der Palaſt des Prinzen Ventimiglia befindet. Hinter dieſem Palaſte erhebt ſich eine weit über's Meer hinragende Klippe, welche Seraphine raſch beſtieg — und am frühen Morgen des andern Tags gab die Fluth ihre und des Knaben Leiche dem Lande wieder.

Seraphinens und ſeines Knaben ſchauerliches Ende war dem Prinzen kein Geheimniß geblieben, wohl folterten ihn Reue und Gewiſſensbiſſe, allein am Ende beſiegte die, dem Wüſtlinge beiwohnende dämoniſche Kraft ſeine beſſern Gefühle, und er ſtürzte ſich aufs neue tiefer noch in den Strudel betäubender Luſt und moraliſcher Verderbtheit.

Der oben erwähnte Zufall hatte, dem Signor Alcamo gegenüber, dem Prinzen, nach langer Zeit zum erſten Mal wieder, das Bildniß Seraphinens in die Hände geſpielt, und bei dem Anblick des Gemäldes erfaßte ihn jenes unheimliche Gefühl, welches er nur mit ſchwerer Mühe zu bekämpfen vermochte, wenn unverſehens eine trübe Erinnerung an dieſes Mädchen in ſeiner zerrütteten Seele auftauchte.

6.

Seit mehreren Wochen bereits hatte der palermitaniſche Antiquar hinter verſchloſſenen Thüren an den von dem Prinzen beſtellten weiblichen Pagoden gearbeitet.

Mit feſtem Eigenſinne beharrte der Signor darauf, dem fürſtlichen Gebieter keines der neu gefertigten plaſtiſchen Kunſtwerke früher ſehen zu laſſen, als bis dieſelben in dem ihnen beſtimmten Pavillon im Parke zu — b — g aufgeſtellt ſeyn würden, zu welchem Pavillon Alcamo die Schlüſſel erhalten hatte.

Der Prinz hatte ſich der Grille des Künſtlers gefügt.

Endlich machte der Antiquar die Nacht namhaft, in welcher er den Gebieter in die Pagodenburg einzuführen gedachte. Es war die Nacht des unſchuldigen Kindleins-Tag: der Prinz ſtutzte, denn es war dieſelbe Nacht, in welcher die unglückliche Seraphine mit ihrem Kindelein, bedeutungsvoll genug, ſich in die Fluthen des Meeres geſtürzt hatte, und es kamen ſeitdem in ſothaner Nacht über Emilen ſtets jene unheimlichen Schauergefühle, welche nieder zu kämpfen die Dämonenkraft alle ihre Macht aufzubieten gezwungen wurde; doch nach kurzem Beſinnen nahm der Prinz die erhaltene Einladung an.

Ein wilder Sturm heulte durch die hohen Kronen der alten, zahlreichen Bäume des weitläufigen Parkes. In dumpfen Schlägen verkündete die Schloßuhr die Mitternachtsſtunde, als zwei Männer, tief in ihre Mäntel gehüllt, um ſich vor dem fallenden, eiſigen Schneegeſtöber zu ſchützen, ſchweigend durch die langen Alleen eilten; es war Prinz Emil, begleitet vom palermitaniſchen Antiquar.

Endlich erreichten die Nachtwandler die Thüre eines, im entfernteſten Theile des Parkes, tief im Gebüſche verſteckt liegenden Pavillons. Alcamo ſteckte den Schlüſſel an und öffnete; die beiden Männer traten ein.

Das Innere dieſes Pavillons beſteht lediglich aus einem hohen, ziemlich geräumigen, mit ſchwarzem, karrariſchen Marmor getäfelten Saale; in dieſer Nacht erſtrahlten die blanken Wände von dem blendenden Glanze einer ſplendiden Erleuchtung, denn es flimmerten mehr als vierhundert Wachskerzen in dem hohen Saale; die an der einen Wand des Salons ſtehende lange Marmortafel war mit einem blutrothen Tuche bedeckt.

Geheimnißvoll flüſterte Alcamo: „Wie geſagt — Euer Hoheit müſſen allein im Saale bleiben, ſoll der Spuck anders ganz und gar gelingen, ich harre indeſſen in der Nähe des Pavillons; dort auf dem Tiſche ſtehen, von jenem rothen Tuche bedeckt, die Pagodinnen; wenn ich mich entfernt und die Thüre des Pavillons verſchloſſen habe, dann nehmen Höchſtdieſelben das Tuch vom Tiſche, ziehen hier mit meinem Stäbchen drei Kreiſe um die Puppen, pochen drei Mal auf die Marmorplatte, und wahrlich, Euer Hoheit — werden ſich überraſcht finden.“

Emil nahm das Stäbchen und nickte bejahend; der Italiener verließ das Gemach.

Behutſam, aber neugierig, nahm der Prinz das Tuch vom Marmortiſche ab, allein betroffen prallte er ein paar Schritte im nächſten Augenblicke zurück, denn vor ihm ſtanden alle die reizenden, üppigen Frauenbilder, in deren Armen er Götterſtunden verſchwelgt hatte, und es gaben auch dieſe Pagodinnen in überraſchend treuer Wahrheit die Originale wieder.

Mit bebender Hand zog der Prinz mit dem Stäbchen die Kreiſe und vollzog die drei Schläge; bei dem dritten war auf dem Tiſche alles Leben, die Pagodinnen bewegten ſich, wiſperten, flüſterten und lachten unter einander; jetzt trat die wohlbekannte Ungarin hervor und ſprach, zum Prinzen gewandt, zürnend: „Herezeg! Obj hamar el felejtétted orök allando szerel mednek eskuvését à mélylyet Pannidnak ellelyén Balatony gyönörii Partjain letetted, és a kit taupán az Jsten hallotta?“ — *)

Schäckernd fragte die Pariſer-Operntänzerin: „Combien de filles avez vous trompées mon prince! depuis que j'ai été votre dupe?“

Die Wienerin ſchrie: „Na Eur Gnaden haben mi halter weiter nit ſchlecht popirelt!“

Die Berliner Blondine deklamirte empfindſam:

„Riecke fuhr man um's Morgenroth,
Empor aus ſchweren Träumen,
Biſt untreu Junge! oder tod“ u. ſ. w.

Inzwiſchen hatte der Prinz unter dieſen trippelnden, hüpfenden und quickenden Pagodinnen eine einzelne bemerkt, welche, von den übrigen abgeſondert, annoch regungslos und mit einem dichten, ſchwarzen Schleier bedeckt, auf der Marmorplatte ſtand.

Wohl hatte den Prinzen wieder ein unwillkührlich Grauen befallen, und ihn wollte beinahe bedünken, er habe es hier denn doch mit anderm, als einem gewöhnlichen, wohlberechneten Taſchenſpielerſpuck zu thun; indeſſen gerade der ihm beiwohnende, charakteriſtiſche und unwiderſtehliche Drang, Geheimes und Räthſelhaftes zu erforſchen, lenkte unſeres Helden Aufmerkſamkeit ausſchließlich auf die verſchleierte Pagode: er nahm Alcamos Zauberſtäbchen zur Hand, zog um die Geheimnißvolle 'insbeſonders drei Kreiſe und pochte dreimal auf die Platte; da fiel der ſchwarze Krepp und Emil erſchaute in ſchrecklichtreuer Wahrheit — Seraphinen wieder.

Des Prinzen Auge erblickte nichts mehr, als dieſe Geſtalt, die ſich, ſchnell heranwachſend, in natürlicher Lebensgröße erhob und ihm näher ſchwebte. Geiſterbleich reichte Seraphinens Schatten dem fürſtlichen Jüngling eine kleine, blutende Leiche, und liſpelte ſchauerlich ächzend: „Hier dein Kind — Angelo Sabatini!“

---

*) Fürſt! Haſt du ſo bald die Schwüre ewiger Treue vergeſſen, die du an den romantiſchen Ufern des Plattenſee an dem Buſen deiner Panni geleiſtet und die Gott gehört hat?

Den tollkühnen Wüſtling verließ die Faſſung; Angſtſchweiß ſtand in dicken Tropfen auf ſeiner Stirne, bebend wich er zurück, unwillkührlich den ſcheuen Blick nach dem nahen Fenſter wendend — da erblickte der Prinz hinter den blanken, großen Glastafeln die Geſtalt des Palermitaners, aber ganz und gar umwandelt ſtellte ſothane Geſtalt ſich nun dar.

Der vorhin ſo kleine und ſchmächtige Alcamo zeigte ſich nun in rieſiger Größe; ſeine Augen ſprüheten Feuer, und blaue Flämmchen zuckten in den Spitzen der empor ſtrebenden grauen Haare. Mit furchtbarem Hohnlachen, welches das Toſen des wilden Sturmes übertäubte, brüllte der Italiener: „Nun mein feiner Prinz! wie gefällt dir dieſe Pagode? erkenne mich — ich heiße Hieronimo Teſta, bin der Bildhauer und Seraphinens Vater; aus Verzweiflung, in heißem Rachedurſt, und um dir, Ungeheuer! beikommen zu können, habe ich mich dem Teufel und ſeinen ſchwarzen Künſten ergeben; Euer Hoheit haben nun weiters drei Seelen auf höchſtderer langen Rechnung; Juheiſa die Pagode ſein wird Euer Hoheit noch manch' Späschen machen und Höchſtdieſelben endlich hinunterziehen in den luſtigen Pfuhl, wo es ein bischen kniſtert und knaſtert, ſiedet und brennt und bratet — Hi, hi, Juheiſa, hi, hi!“

„„Verfluchter Höllenſpuk!““, ſchrie der Prinz — indem er wüthend den Degen aus der Scheide riß und dem Fenſter zuſtürzte, durch welches der Palermitaner luegete — da erſchütterte ein furchtbarer Schlag in den Grundfeſten den Pavillon; alle Lichter im ſchwarzgetäfelten Saale waren im Nu erloſchen, und im ganzen, weitläufigen Parke war nichts mehr zu vernehmen, als das Toben des wilden Sturmes.

Am Morgen des Tages, welcher dieſer verhängnißvollen Nacht folgte, durchſtreiften die Diener des Prinzen, Antonio an ihrer Spitze, alle Winkel des Parkes, um des vermißten Gebieters Spur zu verfolgen; endlich fand man den Prinzen bewußtlos und blutend im ſchwarzen Marmorſaale des öfter erwähnten Pavillon an der Erde liegend; er mochte ſich im Falle mit der Spitze des eigenen Degens verletzt haben.

Man trug den Prinzen in's Schloß zurück. Leibärzte eilten herbei; man öffnete dem Ohnmächtigten die Ader, endlich ſchlug er die Augen auf und ſprach ſeltſame Dinge — zum klaren Bewußtſeyn gelangte Emil hienieden nimmer.

Zwar lebte der Prinz noch mehrere Jahre, allein ihn quälte nur zu oft Seraphinens geiſterbleicher Schatten, und ſeine Raſerei ſtieg zuweilen zu ſolch' hohem Grade, daß die Aerzte aus Vorſicht die Wände des Gemaches, bis hinauf an die Decke, mit weichen Matratzen belegen ließen, um zu verhüten, daß der Tobende ſich nicht die Hirnſchale zerſchmetterte am feſten Gemäuer. Keines weiblichen Weſens Anblick konnte der Unglückliche fürder ertragen, und je jünger und reitzender die ihm Nahende war, deſto fürchterlicher hub er an zu toben, und in einem ſolchen Anfalle endlich ſchied Emils unheilbar wirrer Geiſt hinüber in's Land der ewigen Klarheit.

Jener Pavillon im Schloßgarten zu — — b — — g heißt heutigen Tages noch „die Pagodenburg". Der Eintritt in dieſelbe iſt verboten; der regierende Fürſt ſelbſt bewahrt den Schlüſſel.

Jedesmal in der Nacht des unſchuldigen Kindleins-Tag wollen die Wachen im Schloßgarten zu — — b — — g aus der Pagodenburg ein ſeltſames Kichern und Flüſtern, Lachen und Quicken, dann wildes Schreien und Toben vernehmen; Niemand nahet ſich ohne Noth jenem abgelegenen und verrufenen Theile des Parkes.

3.

Der treue Diener.

[Nach einer mündlichen Erzählung E. T. A. Hoffmanns, niedergeſchrieben von Johann Peter Lyſer, ſo gut er ſie ſich gemerkt hat. 1847.]

In der ſchönen Stadt Bamberg ſtand vor Jahren unfern des Burghofes ein ſtattliches Haus, darinnen ein ſtattlicher Mann wohnte, freundlichen Angeſichts, wohlbeleibt und wohlbeliebt bei den wackeren Bambergern, ſeiner guten Eigenſchaften wegen als Wirth, denn er hielt einen Weinſchank und ſchenkte wirklichen, unverfälſchten Wein allen denjenigen, die zu ihm kamen und ihn zahlten. Auf Pump gab er nur einigen Wenigen, d. h. vertrauten Freunden, von denen er ſicher wußte, daß ſie ihm nimmer ausbleiben würden, ſintemal ſie immer Durſt hatten, und nirgends anderswo trinken mochten, als bei dem edlen Meiſter Balthaſar, weil kein anderer ſo reinen Wein führte und ſo ſchöne Kreide, welche nicht doppelt ſchrieb. Herr Balthaſar war nicht mehr ganz jung, aber über die Maßen lebensluſtig und rüſtig für ſeine Jahre, weshalb es ihm denn in ganz Bamberg kein Menſch verdachte, als er unverſehens auf den Einfall gerieth, doch auch einmal zu verſuchen, wie ihm das Freien bekommen möchte, nachdem ihm ſo vieles im Leben, abſonderlich aber der Wein, ſo gut bekommen war. Eines Morgens ſtand er auf, wie er alle Morgen zu thun pflegte, nur daß er an dieſem Morgen lebhafter denn je an das Heirathen dachte, das ging aber ganz natürlich zu; denn als er am vorigen Abend zum Meiſter Küffner hinübergegangen, um ſich einige tüchtige Fäſſer zu beſtellen, (indem eine gar reichliche und vorzügliche Weinernte zu erwarten ſtand, maßen ein gewaltiger Komet den ganzen Sommer über am Himmel herumvagirt war) — da hatte er zum erſten Male des Küffners Töchterlein Roſa erblickt, ein holdes ſiebzehnjähriges Mägdlein, das bis dahin, da die Mutter längſt im Grabe ruhte, in einem Kloſter ihre Erziehung erhalten hatte; denn Meiſter Melchior, der Küffner, war ebenſo wohlhabend als Meiſter Balthaſar, der Wirth, und ſchonte die blanken Gulden nicht, wo es das Wohl ſeiner Roſa galt. Meiſter Balthaſar war ein reſoluter Mann, und als er merkte, wie ſehr das hübſche Röschen ihm gefiel, beſann er ſich nicht lange, ſondern zog ſeinen beſten Feſttagsrock an und ging hinüber zu dem Meiſter Melchior, wo er in wohlgeſetzter Rede um das ſchmucke Mägdlein beim Vater warb. Der Meiſter Küffner, der den Meiſter Wirth als einen ehrenwerthen Mann kannte, befragte ſein Töchterlein, und als ſich Roſa, die ein vernünftiges Kind war, damit zufrieden erklärte, den Meiſter Balthaſar zu freien, wurde der Handel noch am ſelben Morgen in Richtigkeit gebracht. Acht Tage darauf war Verlöbniß, und vier Wochen ſpäter gab's in Bamberg eine Hochzeit, wie dergleichen ſeit Menſchengedanken keine ſo prächtige in Bamberg gefeiert war, denn ſowohl der Meiſter Melchior als Brautvater, wie auch der Meiſter Balthaſar als Bräutigam ließen ſich nicht lumpen, ſondern ſpendirten was das Zeug hielt, wobei denn auch die Armen nicht vergeſſen wurden. — Die junge Frau Balthaſar gefiel ſich gar wohl in dem ſchönen Hauſe ihres Eheherrn, abſonderlich da Herr Balthaſar ſich als ein in jeder Hinſicht reſpektabler Mann erwies, nach Möglichkeit bemüht, ſeinem jungen Weiblein Liebes und

Gutes zu erzeigen, ſo daß Roſa nimmer Urſache fand, ſich zu beklagen, und es den Anſchein hatte, als ſei das Glück dieſes Hauſes für lange Jahre feſt begründet.

Aber ach! gerade da, wo das Glück der armen Menſchen nichts zu wünſchen übrig läßt, lauert ſchon irgend ein finſterer Dämon, trachtend, es zu zerſtören, ſobald ſich Gelegenheit darbietet.

Der Meiſter Balthaſar hatte bisher in ganz Bamberg keinen Feind gehabt, doch ſeit dem Tage, wo er die ſchöne Roſa als ſeine Hausfrau heimgeführt, hatte er einen Todfeind erhalten, ohne daß er es ahnte. Ein junger Geſell, der Sohn einer armen Witwe, hatte die ſchöne Roſa gleich am erſten Tage ihrer Ankunft in der Kirche geſehen, und war in glühender Liebe zu ihr entbrannt. Franz war ein wilder, leidenſchaftlicher Menſch, und je öfter er ſich bei ſeiner Armuth wohlhabenden Leuten gegenüber gedemüthigt fühlte, je mehr aufkeimende Wünſche, wie ſie einem jungen Manne wohl kommen, er niederkämpfen, je mehr Genüſſe, deren ſich andere Geſellen ſeines Alters erfreuten, er entbehren mußte, um ſo finſterer und trotziger ward ſein Sinn, um ſo feſter ſein Wille, dennoch, es koſte was es wolle auch ſich ein Glück zu erringen, wie es Tauſende vergeblich erſehnen und zu erſtreben ſich mühen. – Als er Roſa erblickt hatte, da hatte ſein Herz mächtig geſchlagen, und er hatte ſich ſelbſt geſagt, das iſt dein Glück! Das mußt du dir erringen; da traf ihn wie ein Donnerſchlag die Kunde, Roſa ſei die Hausfrau des reichen Weinſchenken Balthaſar geworden; und als er die Gewißheit hatte, daß dem ſo ſei, daß ſein Glück unwiederbringlich für ihn verloren, da verſchwor er ſich, auf ſchreckliche Weiſe ſich zu rächen an dem Räuber ſeines Glücks, an dem treuloſen Glücke ſelber. Eines Tages, als Meiſter Balthaſar eben bei recht roſiger Laune war, denn er hatte einen guten Weinhandel mit einem Würzburger abgeſchloſſen, trat ein ſauber gekleideter Geſell in ſein Zimmer und fragte beſcheidentlich an, ob der Herr Balthaſar nicht einen flinken und ordentlichen Kellner gebrauchen könne. „Grad einen ſolchen könnt ich eben brauchen“, verſetzte Balthaſar, „wie nennt Er ſich?“ „Traugott Kaspar“, lautete die Antwort. „Ei der tauſend“, rief Balthaſar verwundert, „mein Schwiegervater heißet Melchior, ich heiße Balthaſar, wann ich ihn nun in meine Dienſte nehme, wären die lieben heiligen drei Könige: Kaspar, Melchior und

Balthaſar richtig beiſammen.“ „Ach mein lieber Herr!“ entgegnete Kaspar, „ich bin leider kein König und auch nicht heilig, ſondern ein armer ſündiger Menſch, und mein Vater war Flickſchneider zu Ulm.“ Meiſter Balthaſar lachte herzlich und ſprach: „Mein lieber Geſell, ich habe nur einen Witz gemacht; daß du dieſen nicht verſtanden haſt, beweiſet mir zur Genüge, wie du nicht von den Weiſen aus dem Morgenlande abſtammeſt, noch ſelber ein Weiſer biſt. Auch mein Schwiegervater Melchior und ich ſind keine wirklichen Könige, doch ſag ich für meinen Theil und bleibe dabei: daß ich mit keinem Könige auf Erden tauſchen möchte, ſo wohl iſt's mir in meiner Schankſtube, in meinem Keller, darinnen die edelſten, älteſten Weine liegen, und im trauten Kämmerlein bei meinem lieben Weiblein! — Nun aber ſag ich dir“, fuhr Balthaſar fort, nachdem er ſich durch einen friſchen Trunk zu weiterer Rede geſtärkt hatte, „nun aber ſag ich dir, Kaspar, daß du mir gar wohl gefällſt, abſonderlich deshalb, weil du mir nicht übermäßig ſpitzfindig vorkommſt! Ich hatte vor Jahren einmal einen Kellner, der war aus Berlin, ein Kerlchen, wie mit allen Höllenhunden gehetzt, was den Witz betraf; aber dabei ein ſolch durchtriebener Gauner, daß ich, obſchon ich den Witz wohl leiden kann und mich ſelber nicht mit Unglück darin verſuche, doch meinem Herrn und Schöpfer dankte, als der Berliner ſich endlich mit hundert Kronen, die er mir geſtohlen hatte, aus dem Staube machte, denn dieſem Menſchen gegenüber kam ich mir oft vor wie ein wahrer Schafskopf, was gewiß nicht angenehm iſt für einen Mann wie ich, der Haus und Hof, viel Geld und Anſehen in der Stadt beſitzt. Willſt du alſo in meine Dienſte treten als treuer Kellner, ſo magſt du alſogleich in meinem Hauſe bleiben: ich gebe dir 30 Gulden Lohn, Koſt und ein Neujahrsgeſchenk! Auf reichliche Trinkgelder darfſt du auch rechnen, und trinken magſt du, ſoviel du kannſt, nur beſoffen darfſt du mir nimmer werden, denn beſoffen ſein iſt eine Schande für einen ordentlichen Kellner.“

Kaspar dankte dem Herrn Balthaſar, ſo gut er ſeine Worte zu ſetzen wußte, und verſprach heilig und theuer, ſich niemals zu betrinken. Somit war denn zwiſchen beiden alles in Richtigkeit gebracht, und Kaspar war Herrn Balthaſars Kellner von Stund an. Die würdigen Stammgäſte Balthaſars hatten aber bald den Kellner Kaspar lieb gewonnen, maßen er die liebe Einfalt ſelber ſchien und alles über ſich ergehen ließ, was die luſtigen Bamberger, wenn der Wein ihnen zu Kopf ſtieg, mit ihm trieben; denn die Bamberger machen ſich gern ein Späßchen, wenn ſie einen finden, der dümmer iſt als ſie, obgleich ſie ſich nicht für ſo klug halten als die Berliner, und vielleicht nicht einmal wiſſen, was die „ungeheure Ironie“ für ein Ding iſt. Der Kaspar konnte aber auch gar zu abſonderlich dumme Antworten geben, und da die meiſten Leute bei weitem lieber etwas Dummes denn etwas Kluges reden hören, ſo war es kein Wunder, daß Kaspar bald der Liebling aller war; Herr Balthaſar ſelber hielt ihn für ein wahres Kleinod, denn ſeit Kaspar den Schenken machte, ließen ſich die Stammgäſte noch um eins ſoviel einſchenken. Je mehr aber nun Herr Balthaſar ſeinen Kellner um ſeines einfältigen Gemüths halber liebte und achtete, um ſo mehr bekümmerte es ihn, daß Kaspar weder vor Melchiors noch Roſas Blicken Gnade finden konnte, ja daß beide dem Schwiegerſohn und Eheherrn zu verſtehen gaben, ſie könnten kein Herz zu dem Menſchen faſſen, in deſſen ganzem Weſen ſie etwas Verſtecktes, Bedrohliches erkannt haben wollten, und die junge Frau ſprach warnend: „Lieber Balthaſar, ich fürchte, du nährſt eine Schlange an deinem Buſen.“ „O du gütiger Himmel!“ rief darauf Balthaſar, „o du gütiger Himmel! Iſt es möglich, daß die Tugend und die Dummheit ſo verkannt werden kann? Wer iſt noch ſicher auf Erden vor Bosheit und Verleumdung, wenn nicht einmal mehr mein ehrlicher dummer Kaspar, deſſen Dummheit mir ſo manchen blanken Gulden einbrachte, in dieſer ſuperklugen Welt“ — und zum erſten Male ſeit dem Tage, da er ſeine Frau ſich hatte antrauen laſſen, zürnte Balthaſar mit ihr, weil ſie nicht an Kaspars Dummheit glauben wollte, an die Balthaſar glaubte, wie an ſeine Klugheit. Doch auch Balthaſar, ſo ſehr er den Kaspar liebte, hatte *eins* an demſelben auszuſetzen, und eben dies fiel ihm jetzt ſchwer aufs Herz, da man ihm von Kaspars verſtecktem Weſen vorgeredet hatte. Er beſchloß deshalb, mit ſeinem Kellner ein ernſthaftes Wort zu reden, und wie es ſeine Art war, wenn er ſich zu irgend einer wichtigen Unterredung vorbereitete, ſo ging er in ſeinen Keller, wo er allemal durch einen guten Trunk das Triebräderwerk ſeines Geiſtes in die gehörige Bewegung ſetzte. — Nun befand ſich aber Balthaſar, wie geſagt, in einer ſehr aufgeregten Stimmung, indem er ſich mit ſeiner jungen Frau gezankt hatte, und infolge dieſes Ärgers begab es ſich hinwiederum, daß Balthaſar im Keller vor dem Mutterſöhlein des Guten etwas zuviel that, ſo daß er, als er wieder die Kellertreppe hinauf ans helle Tageslicht ſtieg, nicht anders vermeinte, als auf dem Kirchdache gegenüber ſäßen die lieben Englein und wären betrunken. Er war es aber ſelber, und als ein ſehr betrunkener Mann trat er vor ſeinen Diener hin, dieſem eine Strafpredigt zu halten. „Kaspar!“ ſprach er und ſeine Zunge lallte dabei ganz merklich, „Kaspar! Du wirſt verkannt wie ſo manches Genie auf dieſer ſchlechten Welt; aber gräme dich nicht deshalb, denn ich, ich kenne dich, ich achte und liebe dich, denn ich weiß: du biſt ein Schafskopf; allein ein Schafskopf zu ſein iſt nicht genug, um Anerkennung zu finden: du mußt auch ſcheinen, was du biſt — durchaus! Verſtehſt du? Du darfſt nichts thun, was die Welt auf den Gedanken bringen könnte, du wärſt nicht was du biſt, nämlich dumm.“ „Warum ſollte ich denn nicht dumm ſein“, ſagte Kaspar, „und ſo gut wie der Herr?“ „Das ſage ich ja auch!“ entgegnete Herr Balthaſar. „Aber die Welt — die Verhältniſſe — der wachſende Unglaube an dem Höchſten und Heiligſten — kurz, Kaspar, man hat dich in Verdacht, deine rührende, kindliche Einfalt ſei ſchnöde Verſtellung und du ſelber ein verdammter Filou, der ſich dumm ſtelle, um mir und den Meinen zu ſchaden.“ Wäre Herr Balthaſar in dieſem Augenblick nicht betrunken geweſen, ſo hätte er bemerken müſſen, wie Kaspar bei dieſen Worten die Farbe wechſelte und mit wahren Baſiliskenaugen ihn anſchaute — ſo überſah er dieſes und fuhr fort: „Sieh, Käsperchen, ich habe dir, als ich dich in meine Dienſte nahm, geſagt, du dürfteſt dich nicht beſaufen, denn das Saufen iſt ein Laſter und erniedrigt den Menſchen unter das Vieh, wie du bemerkt haben wirſt, wenn du jemals Gelegenheit hatteſt — einen Betrunkenen zu beobachten, wie er mit verglaſten Augen im Zickzack dahintaumelt — wie ſeine Zunge lal—la—la—lallt, anſtatt zu reden — wie er, kaum vermögend, ſich auf den Beinen zu erhalten — du verſtehſt mich — (hier plumpte Herr Balthaſar in einen Seſſel nieder und ſah ſeinen Kellner mit verglaſten Augen an). „Ach Herr Balthaſar! Sie ſind ja ſelber betrunken“, rief Kaspar. „Es iſt möglich, Kaspar“, ſprach Herr Balthaſar und fing bitterlich an zu weinen, „ich habe mich mit meiner Frau gezankt, Kaspar, heutemorgen, Kaspar; ach Kaspar, ich habe an dir gezweifelt — Kaspar, ich zweifle noch an dir und beſchwöre dich, hilf mir dieſen Zweifel bannen!" und immer reichlicher floſſen, während er ſo redete, Herrn Balthaſars Thränen. „Was ſoll ich denn thun?" fragte Kaspar. „Dich betrinken!" ſchluchzte Herr Balthaſar, und als Kaspar ob dieſer ſeltſamen Forderung zurückprallte, fuhr Herr Balthaſar fort: „Verſage mir dieſe Bitte nicht, o Kaspar, betrinke dich, und tüchtig! nur wenn ich dich beſoffen geſehen habe, kann ich wieder wie früher an dich glauben! – kann ich dich rechtfertigen vor den andern! Knill, *) wie man es nennt, will ich dich deinen Anklägern gegenüberſtellen und ihnen zurufen: Seht dieſen deutſchen Jüngling! jeder Zoll betrunken! Kann Falſch in einem ſolchen wohnen? Verſtellung? Haß? Rachſucht? – O, glaube mir, Kaspar, ich werde ſie überzeugen, ſie ſind nicht ohne Gefühl – Hand in Hand werde ich mit dir vor ſie hintreten – Frau, will ich ſprechen, Schwiegervater, ſchaut her, das hat ein Freund für den andern gethan, er hat ſich beſoffen: o, es wird ſie rühren – darum, Kaspar, komm in den Keller, laß uns trinken, trinken!" Da aber riß ſich Kaspar mit Hohngelächter von ſeinem Herrn los und grinſete ihn an: „Verdammter rothnäſiger, breitmäuliger, kahlköpfiger, glotzäugiger Nußknacker! Daß dir der ſchwarzgefiederte Satan eimerweiſe geſchmolzenen Schwefel in deine ewig dürſtende Kehle gieße; betrinken ſoll ich mich und in der Betrunkenheit es verrathen, wie ich euch alleſammt ſo lange täuſchte, indem ich mich dumm ſtellte, um euch alle um ſo ſicherer dem flammenden Höllenpfuhle zuzuführen? – Wiſſe, elender Erdenwurm, wiſſe, daß ich nicht Kaspar heiße, daß ich nicht dumm bin, ich bin Franz – der unglückliche Franz, dem du die Heißgeliebte vor der Naſe wegheiratheteſt; da ſchwur ich dir Rache, und, um gewiß zu ſein, daß ſie mir werden müſſe, übergab ich mich dem Böſen – doch an der Tugend deines Weibes ſcheiterten meine Künſte – ſie durchſchaute mich und meine Abſicht noch bevor ich eine Erklärung gewagt – der Teufel hielt mir nicht Wort und umſonſt bin ich ihm verfallen, doch nein! nicht umſonſt – Gab er mir doch das Piſtol mit der nimmer fehlenden Kugel**) — Tu es perdu George Dandin

---

*) „Knill", Provinzialbezeichnung für den höchſten Grad der Betrunkenheit; „bockſteif" nennt es der Hamburger.

**) Die Leſer wollen ſich erinnern, daß, als Hoffmann dieſe Geſchichte erzählte, eben der Freiſchütz ganz Berlin allarmirte.

— hilf zu, Samiel!“ Damit griff Franz in den Buſen, in welchem er die Piſtole ſchon lange verborgen mit ſich herumtrug, zog ſie hervor und richtete ſie auf den vor Schreck völlig nüchtern gewordenen Herrn Balthaſar, der nicht anders vermeinte, als nun ſei ſein letztes Stündlein gekommen. Aber die Piſtole ging nicht los, denn eben als Franz losdrücken wollte, ſtürzte Roſa in das Zimmer, warf ſich mit lautem Angſtſchrei an die Bruſt ihres Gatten, und Franz gewahrte, daß er anſtatt eines geladenen, nie fehlenden Piſtols eine halbe Salamiwurſt in der Hand hielt. *)

---

*) Könnte ich die Novelle ſo wieder erzählen, wie Hoffmann ſie vortrug, die Leſer würden es glaublich finden, daß Lutter, der doch ſonſt ſchon mit Hoffmanns Art und Weiſe genugſam bekannt war, ſich glücklich myſtifiziren ließ, bis Hoffmann, am Schluſſe der Erzählung, als das Intereſſe aufs Höchſte geſpannt war, einen Witz machte, der auf Herrn Lutter ungefähr dieſelbe Wirkung äußerte, wie wenn man einem Erhitzten einen Eimer kaltes Waſſer über den Kopf gießt. Als Hoffmann geendet hatte, wies er ſein Karikaturenbuch aus, wie er während des Erzählens alle Hauptmomente der Erzählung erfaßt und in den genialſt erfundenen Gruppen ſkizzirt hatte.

Abkürzungen für Inhalt und Regiſter.

Am = Allgemeine Zeitung für Muſik und Muſikliteratur. Berlin (Chriſtianiſche Buch- u. Muſikhandlung).

Az = Allgemeine Muſikaliſche Zeitung. Leipzig (Breitkopf u. Härtel).

B I, II = E. T. A. Hoffmann im perſönlichen und brieflichen Verkehr. (Von Hans von Müller.) Erſter, Zweiter Band. Berlin 1912.

Bf = Briefe an Friedr. Baron de la Motte Fouqué. Berlin 1848. W. Adolf u. Comp.

Bi = Bamberger Intelligenzblatt. Mit allergnädigſtem Privilegium. Bamberg.

Bt = Berliniſcher Taſchen-Kalender auf das Gemeinjahr .... (Berlin.)

Ch = Unvergeſſenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chezy. Von ihr ſelbſt erzählt. Zweiter Theil. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1858.

Cz = Trois Canzonettes à 2 et à 3 voix Paroles italiennes et allemandes avec Accompagnement de Pianoforte composées par E. T. Hoffmann. A Berlin, chez Rodolphe Werckmeister. [1809.]

Do = Facſimile von Handſchriften berühmter Männer und Frauen aus der Sammlung des Herausgebers. Bekannt gemacht und mit hiſtoriſchen Erläuterungen begleitet von Dr. Wilhelm Dorow. Heft 3. Berlin, 1887. Verlag von L. Sachſe & Co.

Du = Sechs italieniſche Duettinen für Sopran und Tenor mit untergelegtem deutſchen Text und Begleitung des Pianoforte in Muſik geſetzt von E. T. A. Hoffmann. Berlin. In der Schleſingerſchen Buch und Muſikhandlung.

Dw = Dramaturgiſches Wochenblatt in nächſter Beziehung auf die Königl. Schauſpiele in Berlin. (Maurer.)

Ell = E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und ſeine Werke. Von Georg Ellinger. Hamburg und Leipzig 1894.

Ew = Zeitung für die elegante Welt. Leipzig, bei Georg Voß.

Ez = Der Erzähler, eine Unterhaltungsſchrift für Gebildete. Herausgegeben von Hartwig von Hundt-Radowsky. Zweiter Band. Berlin, bei G. Hayn. 1819.

Fb = Neue Feuerbrände. Vierter Band. Zehntes bis zwölftes Heft. Amſterdam und Cölln, 1808. Bey Peter Hammer.

Fbl = Freimüthige Blätter für Deutſche in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirtſchaft. Eine Zeitſchrift in zwangloſen Heften. Erſter Band oder erſtes bis viertes Heft. Heft II. Berlin 1815, bei Duncker und Humblot.

Fc I, II, III, IV = Fantaſieſtücke in Callot's Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reiſenden Enthuſiaſten. Mit einer Vorrede von Jean Paul. Erſter . . Vierter Band. Bamberg, 1814–1815. Neues Leſeinſtitut von C. F. Kunz.

Fd = Der Freymüthige für Deutſchland. Zeitung der Belehrung und Aufheiterung. Herausgegeben von C. Müchler und F. D. Symanſki. Berlin. (Maurer.)

Fr = Der Freimüthige oder Berliniſche Zeitung (Unterhaltungsblatt) für gebildete unbefangene Leſer. Berlin. In Sanders Buchhandlung (Im Verlage der Schleſingerſchen Buch- und Muſikhandlung. Leipzig und Berlin. Im Verlage des Kunſt- und Induſtrie-Comptoirs.)

Fst = Feierſtunden. Herausgegeben von Biedenfeld und Kuffner. Zweiter Band. Brünn 1822.

Ft = Frauentaſchenbuch für das Jahr . . Nürnberg (Schrag).

G = Erlebniſſe von F. W. Gubitz. Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen. Zweiter Band. Berlin. In der Vereins-Buchhandlung. 1868.

Gb = Verein für die Geſchichte Berlins. Heft 50 der Schriften. Berlin 1917.

Gm = Gaben der Milde. Für die Bücherverlooſung „zum Vortheil hülfloſer Krieger“ herausgegeben von F. W. Gubitz. Zweites Bändchen. Berlin 1817.

Gms = Geſchichten, Mährchen und Sagen. Von Fr. H. v. d. Hagen, E. T. A. Hoffmann und H. Steffens. Breslau, 1823 (Max u. Comp.).

Gr = E. T. A. Hoffmanns ſämtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Griſebach. Erſter Band. Leipzig (Heſſe) 1909.

Hb = Die Zeichnungen Ernſt Theodor Amadeus Hoffmanns. Zum erſten Mal geſammelt und mit Erläuterungen verſehen von Leopold Hirſchberg. Potsdam (Kiepenheuer) 1921.

He I . . . XV = E. T. A. Hoffmanns Werke in fünfzehn Bänden. Herausgegeben von Georg Ellinger. Berlin (Bong & Co.).

Hh I . . . XII = E. T. A. Hoffmann's geſammelte Schriften. Erſter bis Zwölfter Band. Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann. Berlin, Verlag von G. Reimer. 1844–1845.

Hm = E. T. A. Hoffmanns Sämtliche Werke. Hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe von Carl Georg von Maaſſen. München und Leipzig (Georg Müller) 1907–1914.

Hs = Berliniſche Nachrichten. Von Staats- und gelehrten Sachen. Im Verlage der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung. Berlin.

Hz I, II = Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß. Herausgegeben von dem Verfaſſer des Lebens-Abriſſes Friedrich Ludwig Zacharias Werners [Julius Eduard Hitzig]. Erſter, Zweiter Theil. Berlin 1823.

J = Jahreszeiten. (Zeitſchrift.) Hamburg 1846.

Kb = Das Kreislerbuch. Texte, Kompoſitionen und Bilder von E. T. A. Hoffmann, zuſammengeſtellt von Hans von Müller. Im Inſel-Verlage. Leipzig 1903.

Kl = Erinnerungsblätter von Auguſt Klingemann. Braunſchweig, 1828. Bei G. C. E. Meyer.

Km I, II = Kinder-Mährchen. Von C. W. Conteſſa, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, und E. T. A. Hoffmann. (Erſtes,) Zweites Bändchen. Berlin, 1816–1817. In der Realſchulbuchhandlung.

Ku = Aus dem Leben zweier Dichter. Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's und Friedrich Gottlob Wetzel's. Von Z. Funck. [Carl Friedrich Kunz.] Leipzig: F. A. Brockhaus, 1836.

Kun = Drei Novellen nach dem Leben. (II. E. T. A. Hoffmann und die Epigonen.) Schleuſingen. Verlag von Conrad Glaſer. 1839.

Kur = Jean Paul Friedrich Richter. Von Z. Funck. Schleuſingen. Verlag von Conrad Glaſer. 1839.

Kz = Klein Zaches genannt Zinnober. Ein Mährchen herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Berlin 1819. Bei Ferdinand Dümmler.

L = Memoiren von Friedrich Laun. Zweiter Theil. Bunzlau, 1837. Appun's Buchhandlung.

Lm I, II = Lebensanſichten des Kater Murr nebſt fragmentariſcher Biographie des Kapellmeiſters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern. Erſter, Zweiter Band. Berlin 1820–1822, bei Ferdinand Dümmler.

Lt = Geſänge der jüngern Liedertafel zu Berlin. Berlin 1820. Gedruckt bei Leopold Wilhelm Krauſe, Adlerſtraße No. 6.

M = Die Muſik. III. Jahr 1903/1904. Heft 1. Berlin und Leipzig. (Schuſter und Loeffler.)

Mb = Morgenblatt für gebildete Stände. Stuttgart (Cotta).

Mf = Meiſter Floh. Ein Mährchen in ſieben Abentheuern zweier Freunde. Von E. T. A. Hoffmann. Frankfurt am Mayn bei Friedrich Wilmans. 1822.

Mfm = Meiſter Floh. Ein Märchen in ſieben Abentheuern zweier Freunde von E. T. A. Hoffmann. Zum erſten Male vollſtändig herausgegeben von Hans von Müller. Verlegt von Julius Bard, Berlin 1908.

Mu = Die Muſen. Eine norddeutſche Zeitſchrift. Herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann. Berlin 1812–1814.

N I, II, III, IV, V = E. T. A. Hoffmann's Erzählungen aus ſeinen letzten Lebensjahren, ſein Leben und Nachlaß. Erſter … Fünfter Band. Stuttgart 1839.

Ns = Nord und Süd. 1910. Bd. 33. Breslau (Schottländer).

Oe = Briefe in die Heimath von Adam Oehlenſchläger. Aus dem Däniſchen überſetzt von Georg Lotz. Zweiter Band. Altona bey J. F. Hammerich. 1820.

Ph = Phönix. Frühlingszeitung für Deutſchland. Herausgegeben von Dr. Eduard Duller. Jahrgang 1836. Zweites Halbjahr. Nr. 243. Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Pr = Friedrich Ludwig Jahn's Leben. Nebſt Mittheilungen aus ſeinem literariſchen Nachlaſſe. Von Dr. Heinrich Pröhle. Berlin (Duncker) 1855.

R = Für Freunde der Tonkunſt, von Friedrich Rochlitz. Zweiter Band. Leipzig 1825.

Rb = Über mein Verhalten als Kritiker zu Herrn Spontini als Komponiſten und Generalmuſik-Direktor in Berlin nebſt einem vergnüglichen Anhange. Ein Beitrag zur Kunſt- und Tagesgeſchichte. Von Ludwig Rellſtab. Leipzig, bei C. F. Whiſtling. 1827.

Re = Allgemeine deutſche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände (Converſations-Lexicon.) Vierter Band. Fünfte Original-Ausgabe. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1819.

Rt = Rheiniſches Taſchenbuch auf das Jahr … Frankfurt a. M. (Sauerländer).

S = Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines Geſchäftsmannes, Dichters und Humoriſten. Herausgegeben von J. L. Schwarz. Leipzig 1828, bei Chriſtian Ernſt Kollmann.

Sa = E. T. A. Hoffmann. Studien zu ſeiner Perſönlichkeit und ſeinen Werken von Arthur Sakheim. Leipzig (Haeſſel) 1908.

Sch = Blutverwandtſchaften. Ein Seitenſtück zu Goethe's Wahlverwandtſchaften. Romantiſches Zeitgemälde von Adolph von Schaden. Nebſt einem Anhange: Die Pagodenburg vom ſeligen Berliner E. T. A. Hoffmann. München, 1831. Verlag von Johann Palm.

So I, II, III = Der Salon. Mittheilungen aus den Kreiſen der Literatur, Kunſt und des Lebens. Unter Mitwirkung geachteter Schriftſteller herausgegeben von Sigmund Engländer. Erſter bis Dritter Theil. Wien 1847. Gedruckt bei Franz Edlen von Schmid und J. J. Buſch.

Sg = Sammlung groteſker Geſtalten nach Darſtellungen auf dem K. National-Theater in Berlin. (Herausgegeben von Leopold Hirſchberg. Berlin, Axel Juncker Verlag 1922.)

T = E. T. A. Hoffmann's Tagebücher. Herausgegeben von Hans von Müller. Berlin (Pätel) 1913.

Tl = Taſchenbuch für das Jahr . . Der Liebe und Freundſchaft gewidmet. Herausgegeben von Dr. Stephan Schütze. (Frankfurt a. M., Wilmanns.)

Tv = Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen auf das Jahr . . . Leipzig (Gleditſch).

U = Urania. Taſchenbuch auf das Jahr . . . Leipzig (Brockhaus).

Uh = Unterhaltungen am häuslichen Heerd. Neue Folge. Vierter Band. Leipzig (Brockhaus) 1859.

Vz = Königlich priveligirte Berliniſche Zeitung von Staats und gelehrten Sachen. Im Verlage Voſſiſcher Erben. [Voſſiſche Zeitung.]

W = Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild von Max Maria von Weber. Zweiter Band. Leipzig 1866.

Wc = Erinnerung aus meinem Leben. Von Wilhelm Chezy. Erſter Band. Schaffhauſen. Verlag der Hurter'ſchen Buchhandlung. 1863.

Wg = Der Wintergarten. Herausgegeben von Stephan Schütze. Zweiter Band. Frankfurt am Main 1818.

Wz = Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode. 1820.

Z = Der Zuſchauer. Zeitblatt für Belehrung und Aufheiterung. (Redacteur: J. D. Symanski.) Berlin. (Trautwein.)

Zt = Zeitung für Theater und Muſik zur Unterhaltung gebildeter, unbefangener Leſer. Eine Begleiterinn des Freimüthigen. Herausgegeben von Dr. Auguſt Kuhn. Berlin (Schleſinger.)

Druckfehler-Verzeichniß der erſten zwölf Bände zur Herſtellung eines einwandfreien Textes.

Band	Seite	Zeile	lies	ſtatt
I	13	17 v. o.	tragen und	und
"	14	5 v. o.	das	daß
"	15	12 v. u.	ihm	ihn
"	27	6 v. o.	unheimlich	unheimiſch
"	30	6 v. o.	erhielt	erhielt aber
"	"	7 v. o.	Schwierigkeiten	Schwierigkeit
"	32	6 v. o.	Saite	Seite
"	59	8 v. o.	Coloratu-	Colloratu-
"	80	4 v. u.	dichten?	dichten.
"	112	17 v. u.	Sie	ſie
"	147	10 v. u.	tiſiren	ren
"	159	3 v. o.	Vorder-	Vor-
"	210	1 v. u.	ſehr wehmüthig	wehmüthig
"	258	6 v. o.	Archivaren	Archivarien
II	11	13 v. u.	ſie	Sie
"	31	8 v. u.	anmuthigem	anmuthigen
"	32	1 v. u.	Jemandem	Jemanden
"	34	21 v. u.	frommem	frommen
"	38	18 v. u.	feſtem	feſten
"	45	3 v. u.	Friedebrandt	Friedebrand
"	59	13 v. u.	dem	den
"	87	7 v. o.	Profeſſors	Profeſſor
"	118	1 v. o.	Schreckenszeit	Schreckenzeit
"	149	6 v. o.	Aetius	Antius
"	154	15 v. o.	Perti	Perli
"	"	"	Feo(?)	Leo
"	157	18 v. o.	Boden ruhend	Bodenru hend
"	160	9 v. o.	Bernabei	Barnabei
"	"	10 v. o.	Leonardo	Bernardo
"	177	17 v. o.	ſeufzt	ſeufzte

Band	Seite	Zeile	lies	ſtatt
II	188	14 v. u.	ſiedend	ſiegend
„	189	18 v. o.	Hanns	Hans
„	192	2 v. u.	vom	von
„	196	3 v. o.	Gebänd	Gebäude
„	197	7 v. o.	niemandem	niemanden
„	203	2 v. o.	ſich umſchaute	umſchaute
„	229	17 v. o.	komiſche Männchen	Männchen
„	246	12 v. o.	fürchteten	fürchten
„	247	14 v. u.	dem	den
„	255	9 v. u.	recht widrig	widrig
„	256	14 v. o.	wie	wieder
III	7	7 v. u.	vermag?	vermag.
„	16	4 v. u.	recht	recht recht
„	27	11 v. o.	überſetzet	überſetzt
„	„	19 v. o.	männlichen	männlichem
„	29	7 v. u.	Adel aufgezogen	Adel
„	38	9 v. u.	daß	da
„	45	10 v. u.	Dich	dich
„	62	17 v. u.	fiel ihr	fiel
„	63	2 v. u.	Se.	Sr.
„	99	9 v. u.	nächtiges	wichtiges
„	134	9 v. o.	Cyprian	Theodor
„	154	7 v. o.	zücken	zucken
„	156	7 v. o.	Juwelen	Juvelen
„	158	2 v. u.	gering er war	gering war er
„	163	12 v. u.	Kieck	Kick
„	„	14 v. u.	Montauſier	Montanſier
„	„	10 v. u.	„	„
„	164	17 v. u.	Despréaux	Despreux
„	204	3 v. u.	Chanvalon	Chauvalon
„	206	5 v. u.	lächelnd	lachend
„	207	10 v. o.	muß?	muß.
„	217	2 v. o.	ihr	ihre
„	246	11 v. u.	Geminiani	Gemianini
„	248	9 v. o.	über	auf
„	250	5 v. o.	beengt	bewegt
IV	42	11 v. u.	blanke baare	baare
„	80	2 v. u.	Salvati	Salvanti
„	107	12 v. u.	Welt	Welt.
„	141	5 v. u.	graziös	gratiös
„	148	17 v. o.	haces	hares
„	148	18 v. o.	hirviendo	hieriendo

Band	Seite	Zeile	lies	ſtatt
IV	150	11 v. u.	Entſetzen	entſetzen
„	170	5 v. o.	ſie	ſiehe
„	250	7 v. u.	erregter	erregten
V	26	13 v. o.	phantaſtiſcher	hpantaſtiſcher
„	94	5 v. o.	in	ni
„	101	2 v. u.	Lineal	Linea
„	122	2 v. u.	pellmeiſter	pellmeiſtrr
„	126	15 v. o.	D moll	D.moll
„	142	14 v. o.	phantaſirt,	phantaſiert
„	160	7 v. u.	unbedingte	unbediugte
„	166	4 v. o.	nähern	ahern
„	174	17 v. o.	auf	au
„	189	3 v. u.	ein“	“nein
„	206	14 v. u.	Bilder	Biler
„	„	9 v. u.	dumpſe	dumpſ
„	222	10 v. o.	Hände	Händen
„	261	6 v. o.	der	r
„	264	1 v. o.	mir	mi
„	271	1 v. u.	hämiſche	hämiſchte
„	286	2 v. u.	troupeaux	tropeaux
„	292	15 v. u.	Exter	erſterer
VI	16	17 v. o.	gewonnen	genommen
„	30	9 v. o.	wandle.	wandle
„	54	1 v. u.	war,	war
„	123	9 v. o.	demſelben	denſelben
„	133	17 v. o.	Carte	Barte
„	198	7 v. o.	Leibniz	Leibnitz
„	199	12 v. u.	Sprache	Sprach
„	280	14 v. o.	die	Die
„	282	13 v. u.	an,	an:
„	293	4 v. o.	müſſe	müſſe,
VII	15	12 v. u.	ſpasmatiſcher	ſpaßmatiſcher
„	46	3 v. u.	zwei Takten	Takten
„	70	6 v. o.	er	der
„	„	„	der	er
„	78	11 v. u.	ihr	ihm
„	74	12 v. u.	Cymork	Cymort
„	77	1 v. o.	den Don	Don
„	85	18 v. o.	Soloſänger	Soloſänger
„	226	6 v. o.	meinem	meinen
„	264	21 v. o.	Hofräthinn	Hofräthin

Band	Seite	Zeile	lies	ſtatt
VIII	129	19 v. o.	Wahr-	Wahr
"	153	3 v. o.	ſie	Sie
"	178	6 v. u.	armes	arm
"	210	5 v. o.	lebensweiſen	Lebensweiſen
"	219	15 v. u.	ſtellte	ſtellte
"	222	1 v. u.	uns	un
"	223	16 v. u.	viele ſchöne	vieleſchöne
"	280	1 v. o.	Daß	Das
"	"	"	daß	das
"	287	19 v. o.	ſchienen.	ſchienen
"	289	1 v. u.	treu	tre
"	290	18 v. o.	an-	an,
"	302	9 v. u.	geachtet	geachtete
"	321	12 v. u.	der	de
"	359	1 v. o.	(Anmerk.	Anmerk.
IX	89	1 v. u.	Großes, Entſcheidendes	Großes Entſcheidenes
"	146	10 v. u.	mir	mi
"	"	9 v. u.	es	e
"	195	12 v. o.	er-	ver-
X	16	18 v. o.	Lenz's	Len;e's
"	41	15 v. u.	ſtünde	ſtunde
"	47	10 v. o.	Tenniers	Tennier
"	49	13 v. u.	Foote	Foot
"	70	9 v. o.	Lorenzo	Baſſanio
"	"	11 v. o.	"	"
"	78	1 v. u.	Graue.	Graue
"	82	15 v. o.	Ponce	Poncet
"	96	8 v. u.	Schreckgeſtalten,	Schreckgeſtalten.
"	209	2 v. u.	zuſammen?"	zuſammen."
"	217	1 v. u.	Ringe	Reiche
"	237	4 v. o.	ſie	ſie,
XI	5	6 v. u.	geſchwefelten	geſchw felten
"	6	9 v. u.	der	dem
"	21	18 v. o.	daran?	daran!
"	43	9 v. o.	Reitlingen	Reutlingen
"	49	16 v. u.	ergeben	geben
"	101	17 v. o.	„den Tod	den „Tod
"	112	11 v. u.	das:	das
"	138	5 v. u.	der	de
"	148	12 v. u.	himmelblaue	himmelblau
"	166	4 v. o.	Fürſtentochter	Fürſtentocher

Band	Seite	Zeile	lies	ſtatt
XI	183	8 v. o.	durchdringendem	durchdringenden
"	188	13 v. o.	Charleroi,	Charleroi.
"	208	9 v. o.	das	daß
"	211	15 v. o.	Faſſung der-	Faſſungder-
"	214	17 v. u.	Niederländer,	Niederländer
XII	10	15 v. o.	Deliriren	Diliriren
"	89	8 v. o.	Gabelmann	Gobelmann
"	91	11 v. u.	in	ein
"	112	2 v. u.	Von	Von
"	147	8 v. u.	fantaſtiſche	fanatiſche
"	155	12 v. u.	Weppering	Wepperi g
"	165	3 v. u.	trollirte	trolirte
"	174	3 v. u.	Schoßweis	Schloßweis
"	178	12 v. o.	erhabenen	erhabenen.
"	182	6 v. o.	gehen,	gehen
"	206	12 v. u.	luſtiges	luſtiges
"	238	18 v. u.	Sie	ſie

Anmerkung. Die merkwürdigen Superlativ-Bildungen Hoffmanns, wie „humoriſtiſchte“ ſtatt unſeres heute gebräuchlichen „humoriſtiſchſte“ etc. betrachten wir nicht als Druckfehler.

Verzeichniß der Bild- und Noten-Beigaben.

[Erklärung der Abkürzungen S. 244. Zeichnungen ohne Angabe des Künſtlers ſind Hoffmanns Werk.]

(1). **E. T. A. Hoffmann.** Radirung von Menzel nach einem Selbſtportrait Hoffmanns. I. Titel
Do.
Vgl. Hb, 17.

2. **Die Fermate.** Federzeichnung von Theodor Hoſemann. I. 64
Hh I.

3. **Nußknacker und Mauſekönig.** Federzeichnung von Theodor Hoſemann. I. 216
Hh I.

4. **Nußknacker und Mauſekönig.** Kupferſtich und Vignette. I. 242
Km I.
Vgl. Hb, 23.

5. **Hoffmann und Marcus.** II. 14
Hm VI.
Wir fügen dieſe Zeichnung, in der Marcus (Bamberger Arzt und Freund Hoffmanns) als Dante und Hoffmann als Virgil dargeſtellt iſt, am paſſendſten an der Stelle unſeres zweiten Bandes ein, wo ohne Namensnennung (vgl. Regiſter) von Marcus geſprochen wird.

6. **Der Kampf der Sänger.** Federzeichnung von Theodor Hoſemann, II. 30
Hh II.

7. **Meiſter Martin [der Küſner] und ſeine Geſellen.** Kupferſtich von Kolbe und Schmidt. II. 194
Tv 1819.

8. **Das fremde Kind.** Federzeichnung von Theodor Hoſemann. II. 246
Hh II.

9. **Das fremde Kind.** Kupferſtich und Vignette. II. 254
Km II.
Vgl. Hb, 23.

10. **Die Brautwahl.** Federzeichnung von Theodor Hoſemann. III. 33
Hh III.
Die „Brautwahl“-Kupfer von Wolf ſ. Nr. 70 und 71.

11. Das Fräulein von Scuderi. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. III. 192
Hh III.

12. Das Fräulein von Scuderi. Kupferſtich von Ramberg und Jury. III. 197
Tl 1820.

13. Signor Formica. Federzeichnung von Theodor Hoſemann.
Hh IV. IV. 56

14. Doctor [!] Formica. Kupferſtich von Kolbe. IV. 76
Tv 1820.

15. Facſimile einer Partitur-Seite der Muſik zu Zacharias Werners „Kreuz an der Oſtſee". IV. 105
Berlin, Staatsbibliothek.

Das ominöſe Wort „Bankputtis" in Hoffmanns eigener Handſchrift zur Illuſtration der köſtlichen Auseinanderſetzung Band IV, S. 105.

16. 17. Chor der Preußen beym Mahl. Klavierauszug nach der Partitur der Muſik zu Zacharias Werners „Kreuz an der Oſtſee". IV. 106
Berlin, Staatsbibliothek.

Bisher ungedruckt. Ein anderer Chor von A. B. Marx veröffentlicht in Hs II.

18. Die Königsbraut. Federzeichnung von Theodor Hoſemann.
Hh IV. IV. 209

19. Der Sandmann. Federzeichnung. V. 12
Hz II.

Vgl. Hb, 22.

20. Ignaz Denner. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. V. 92
Hh V.

21. Das Majorat. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. V. 232
Hh V.

22. Die Elixiere des Teufels. 1. Blatt. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. VI. 36
Hh VI.

23. Die Elixiere des Teufels. 2. Blatt. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. VI. 177
Hh VI.

24. Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. VII. 132
Hh VII.

25. Der goldne Topf. Federzeichnung von Theodor Hoſemann.
Hh VII. VII. 232

26. Der Muſikfeind. Federzeichnung. VII. 324
Hm I.

v. Maaſſen veröffentlicht dieſe Zeichnung als Hoffmanns Werk, ohne uns irgendwelchen Beweis für ihre Achtheit zu geben. Wir bringen ſie unter Vorbehalt, um uns — falls einmal ihre Achtheit bewieſen wird — keiner Unvollſtändigkeit ſchuldig zu machen.

27. Lebensanſichten des Katers Murr. 1. Band. Vorderer Umſchlag. Sepia-Druck. VIII. Titel

Lm I.

Vgl. Hb, 26. Über die Geſtaltung des „Murr-Kreisler-Buchs" ſ. die Vorrede des Herausgebers (Band I, S. XIV).

28. Selbſt-Portrait. VIII. 3

Gb, 448.

Bisher nur in der ſchlechten Nachzeichnung Sonderlands (S V) bekannt und häufig vervielfältigt, durfte das Kreislerbild in genauer Reproduktion (von Eberhard Meyer 1917 aus Immermanns Nachlaß ans Licht gebracht) in der Serapions-Ausgabe nicht fehlen. Der gewaltige Unterſchied wird Jedem auf den erſten Blick klar. Es ſtammt aus dem Oktober 1814. Da die Schriftzüge des Meiſters in der Reproduktion ſchlecht zum Vorſchein gekommen wären, geben wir die bekannten Erklärungsworte im Anhang 3, No. 12, (S. 199) und zwar genau nach dem Original (abweichend von den bisher allein gekannten).

29. 30. Ave maris stella. In der eignen Handſchrift des Kapellmeiſters Johannes Kreisler (E. T. A. Hoffmann). Facſimile nach dem Autograph der Preuß. Staatsbibliothek. VIII. 20

Vgl. darüber die Vorrede des Herausgebers (Band I, S. XIV).

31. Der Kapellmeiſter Johannes Kreisler in Haustracht nach dem Leben gezeichnet von Erasmus Spikher. VIII. 106

Kb; Hb, Blatt 9.

Vgl. darüber die Vorrede des Herausgebers (Band I, S. XIV). Der Maler Erasmus Spikher iſt die Hauptperſon in „Die Geſchichte vom verlornen Spiegelbilde" (No. 4 der „Abentheuer der Sylveſter-Nacht", Band VII).

32. Duettino: Ah che mi manca l'anima in si fatal momento. In der eigenen Handſchrift des Kapellmeiſters Johannes Kreisler (E. T. A. Hoffmann). Facſimile nach dem Autograph in der Preuß. Staatsbibliothek. VIII. 122

Vgl. darüber die Vorrede des Herausgebers (Band I, S. XIV). Aus den eignen Handſchriften, die hier zum erſten Male ans Licht treten, weht uns ein ſeltſamer Schauer längſt begrabener Liebe an. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Kreisler (Hoffmann) dieſes Duett mit Julia (Marc) ſang. Seine Ueberſetzung findet ſich Band XIII, S. 141 (Duettino VI), während es im Autograph die Nummer V trägt. Wir geben nur die erſte Seite, da das ganze Stück im Druck (Du) vorliegt. — Die S. 18 und 288 erwähnte Arie „Mi lagneró tacendo della mia sorte amara" und der Hymnus „Misericordias domini cantabo", von dem S. 104 die Rede iſt, ſind leider unwiederbringlich verloren gegangen. Gern hätten wir auch das von Hans v. Müller kürzlich entdeckte „Katzburſchenlied" zu S. 220 gefügt, es dem trefflichen Forſcher aber für ſeine Neu-Ausgabe des „Kater Murr" nicht rauben mögen. Da es im Buche eine Dichtung und Compoſition des Katers, und nicht Kreislers darſtellt, ſo war es für unſere Zwecke auch nicht von ſo großer Bedeutung.

33. O sanctissima. In der eignen Handſchrift des Kapellmeiſters Johannes Kreisler (E. T. A. Hoffmann). Facſimile nach dem Autograph in der Preuß. Staatsbibliothek. VIII. 176

Vgl. die Vorrede des Herausgebers (Band I, S. XIV).

34. **Lebensanſichten des Katers Murr. 1. Blatt. Federzeichnung von Theodor Hoſemann.** **VIII. 180**
Hh VIII.

35. **Lebensanſichten des Katers Murr. 1. Band. Hinterer Umſchlag. Sepia-Druck.** **VIII. 192**
Lm I.
Vgl. Hb, 26.

36. **Lebensanſichten des Katers Murr. 2. Band. Vorderer Umſchlag. Sepia-Druck.** **VIII. 193**
Lm II.
Vgl. Hb, 26.

37. Kreisler wahnſinnig. VIII. 195
Hz II.
Eine der genialſten Zeichnungen Hoffmanns, die für den (nie geſchriebenen) dritten Band des „Kater Murr" geplant war. Wir glauben, ſie hier an die richtige Stelle zu ſetzen. Vgl. Hb, 27 und die Vorrede des Herausgebers (Band I, S. XIV).

38. Lebensanſichten des Katers Murr. 2. Blatt. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. VIII. 228
Hh VIII.

39. Agnus dei aus dem Hochamt. In der eignen Handſchrift des Kapellmeiſters Johannes Kreisler (E. T. A. Hoffmann). VIII. 252
Facſimile nach dem Autograph in der Preuß. Staatsbibliothek.
Vgl. das Vorwort des Herausgebers (Band I, S. XIV).

40. Hoffmann (Kreisler) auf dem Kater (Murr) im Kampf gegen einen Philiſter. VIII. 365
Do.
Vgl. Hb, Blatt 61 und die Vorrede des Herausgebers (Band I, S. XIV).

41. Lebensanſichten des Katers Murr. 2. Band. Hinterer Umſchlag. Sepia-Druck. VIII. 382
Lm II.
Vgl. Hb, 26.

42. Klein Zaches genannt Zinnober. Vorderer Umſchlag. Sepia-Druck. IX. Titel
Kz.
Vgl. Hb, 26.

43. Klein Zaches genannt Zinnober. 1. Blatt. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. IX. 4
Hh IX.

44. Klein Zaches genannt Zinnober. 2. Blatt. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. IX. 23
Hh IX.

45. Klein Zaches genannt Zinnober. Hinterer Umſchlag. Sepia-Druck. IX. 104
Kz.
Vgl. Hb, 26.

46. Prinzeſſin Brambilla. 1. und 2. Blatt. Lithographie nach Callot. IX. 109
Hh IX.

In der Original-Ausgabe (Breslau 1821) und in der Erſtausgabe der Schriften (Berlin 1827/8) ſind die Callot-Blätter bekanntlich in Sepia-Manier, und zwar jede Zeichnung auf einem beſonderen Blatt, ausgeführt.

47. Prinzeſſin Brambilla. 3. und 4. Blatt. Lithographie nach Callot. IX. 145
Hh IX.

48. Prinzeſſin Brambilla. 5. und 6. Blatt. Lithographie nach Callot. IX. 177
Hh IX.

49. Prinzeſſin Brambilla. 7. und 8. Blatt. Lithographie nach Callot. IX. 207
Hh IX.

50. Meiſter Floh. Vorderer Umſchlag. Sepia-Druck. X. 104
Mf.

Vgl. Hb, 27.

51. Meiſter Floh. 1. Blatt. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. X. 127
Hh X.

52. Meiſter Floh. 2. Blatt. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. X. 197
Hh X.

53. Meiſter Floh. Hinterer Umſchlag. Sepia-Druck. X. 244
Mf.

Vgl. Hb, 27.

54. Die Doppeltgänger. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. XI. 18
Hh XI.

55. Die Irrungen. Ites Blatt. Kupferſtich von Wolf und Meyer. XI. 122
Bt 1821.

Vgl. die Anmerkung zu Band XIV, Nr. 165.

56. Die Irrungen. IItes Blatt. Kupferſtich von Wolf und Meyer. XI. 129
Bt 1821.

57. Die Geheimniſſe. Kupferſtich von Selle und Thiele. XI. 180
Bt 1822.

58. Der Elementargeiſt. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. XI. 192
Hh XI.

59. [Der] Elementargeiſt. Kupferſtich von (?). XI. 226
Tv 1822.

60. Datura fastuosa. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. XII. 13
Hh XII.

61. Datura fastuosa. Kupferſtich von Ramberg und Jury. XII. 56
Tl 1823.

62. Meiſter Johannes Wacht. Federzeichnung von Theodor Hoſemann. XII. 87
Hh XII.

(63). Hoffmann (überaus ähnlich). Lithographie nach einer Federzeichnung. XIII. Titel
Ph.

Vgl. Hb, 13.

64. Pohlniſche Uniformen. Kupferſtich. XIII. 38
Fb.

Vgl. Hb, 37.

65. Pasquin. Nach einem Aquarell. XIII. 64
Sa.

Schlechte Reproduktion eines überaus köſtlichen Originals, das ſeine Schönheiten erſt in meiner Veröffentlichung (vgl. die Anmerkung zu No. 27 in Band XIII) enthüllen wird. Hier nur der Vollſtändigkeit wegen gegeben (ſ. Vorrede des Herausgebers, Band I, S. XIII, Anm. 2).

66. Der Verleger (Kunz) von „Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers“ und ſeine Familie. Nach einem Ölbild. XIII. 133
Hm III.

Vgl. Hb, 21. Ebendaſelbſt (Blatt 13) der deutliche Titel des Buchs in der rechten untern Ecke; und zwar linke Seite: Im Februar 1813 (vgl. darüber Band XIII, S. 133 und die dazu gehörige Anmerkung); rechte Seite: Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers ein Buch für Kenner (Vignette) Bamberg bey C. F. Kunz. Gehört auch zum „Murr-Kreisler-Buch“ (ſ. Vorrede des Herausgebers, Band I, S. XIII, Anm. 2).

67. Cavallerie oder Infanterie? Nach einem Aquarell.
Sa. XIII. 139

Schlechte Reproduktion (vgl. die Bemerkung zu Blatt 65). Die Zeichnung ſoll den Kanonikus Stöhr darſtellen.

68. Fantaſieſtücke in Callots Manier. Vignetten zu Band 1 und 2. XIII. 242
Fc I, II.

Vgl. Hb, 41.

69. Feierliche Leichenbeſtattung der Univerſal-Monarchie. Colorirter Kupferſtich. (Leipzig, Joachim, 1814). XIII. 266

Vgl. Hb, 21.

70. Die Brautwahl. Ites Blatt. Kupferſtich von Wolf und Meyer. XIV. 30
Bt 1820.

Wir bringen die beiden Brautwahl-Kupfer (Blatt 61 und 62) nicht in Band III, einmal, weil Hoſemann eine der Scenen ebenfalls gezeichnet hat (Blatt 10), dann aber, weil Hoffmann in der Urfaſſung des Werkes (Band XIV, No. 132) ausdrücklich auf dieſelben hinweiſt.

71. Die Brautwahl. IItes Blatt. Kupferſtich von Wolf und Meyer. XIV. 30

Bt, 1820.

Vgl. die Bemerkung zu Blatt 70.

72. Das Ehepaar Hitzig. Nach einem Aquarell. XIV. 202

Hm II.

Vgl. darüber die Vorrede des Herausgebers (Band I, S. XIII, Anm. 2). Dieſe Ergänzung von Hb iſt wohl hier am paſſendſten aufgehoben.

73. Bamberger Bürger-Militair. Nach einem Aquarell.

Hm VI. XIV. 206

Das Blatt, ebenfalls eine Ergänzung von Hb, war wohl am beſten bei den Kunzſchen Erinnerungen unterzubringen.

74. Sterben müßen wir alle! Federzeichnung XIV. 210

N V.

Vgl. Hb, 88. Einer der wenigen vielleicht wahren Berichte Kunzens liegt dieſer Zeichnung zum Grunde.

75. Hoffmann und Devrient. Zeichnung von Johann Peter Lyſer. XIV. 214

Hm IV.

Möglicher Weiſe iſt Lyſer (vgl. meine Monographie über dieſen merkwürdigen Mann, der vielleicht als der Einzige in Hoffmanns Fußtapfen Wandelnde gelten kann, in der Zeitſchr. f. Bücherfreunde 1906, Heft 8) ſelbſt der Erzähler der Devrient-Anecdote. Da Devrient als Falſtaff dargeſtellt iſt, eignet ſich die Zeichnung ganz beſonders dafür.

Textbilder in Band VIII und XIII.

(76). Band VIII, S. 382. Facſimile von Hoffmanns Todesanzeige des Katers Murr.

B II, 451

Vgl. darüber die Vorrede des Herausgebers (Band I, S. XV). Die beiden verſchiedenen Faſſungen Band XIV, S. 169. Zum „Murr-Kreisler-Band“ gehörig. Siehe auch die Anmerkung zu Band XIV, No. 154.

(77). Band XIII, S. 7. Castor & Pollux. Nach einer Federzeichnung.

Ns.

(78). Band XIII, S. 7. „Korporal Trims Freyheits-Syſtem“. Nach einer Federzeichnung.

Ns.

(79). Band XIII, S. 8. „Elende Zerrbilder“. Nach einer Federzeichnung.

Ns.

(80). Band XIII, S. 11. Die Feuersbrunſt. Nach einer Tuſchzeichnung.

Ns.

Erſtes Supplement.

Verzeichniß der übrigen noch bekannten Zeichnungen Hoffmanns.

I. Selbſt-Portraits.

1. **Selbſt-Portrait.** [Zwiſchen 1809 und 1813.]
Fe I (2. Auflage); Hb, Blatt 2.

2. **Kunz, Pfeufer, Hoffmann.** [Zwiſchen 1809 und 1815.]
NV; Hb, Blatt 4.

3. **Hoffmann, zum Punſch einladend.** [Januar 1814.]
Gr; Hb, Blatt 5.

4. **Hoffmann als Gichtiker.** [März 1814.]
NV; Hb, S. 6.
Zu Anhang IV, No. 7.

5. **Selbſt-Portrait.** [1815?]
Hz I; Hb, Blatt 7.

6. **Hoffmann und Devrient.** [1815.]
BII, 458; Hb, Blatt 10.
Zu Anhang IV, No. 13.

In den Luxus-Exemplaren der „Serapions-Ausgabe“ zur „Signatur durch den Autor“ (Ecce signum!) verwendet.

II. Zu fremden Werken.

7. 8. **Das Gaſtmahl (von Conteſſa).** [1816.]
Km I; Hb, Blatt 17 und S. 23.

9. 10. **Die kleinen Leute (von Fouqué).** [1816.]
Km II; Hb, Blatt 18 und S. 23.

11. 12. **Das Schwerdt und die Schlangen (von Fouqué).** [1817.]
Km II; Hb, Blatt 21 und S. 25.

13. 14. **Die Kuckkaſten (von Fouqué).** [1817.]
Km II; Hb, Blatt 22 und S. 26.

15. **Umſchlag zu „Kinder-Mährchen“.** [1816.]
Km I, II; Hb, Blatt 29.
Zu Band I, S. 201 und Band II, S. 221.

III. Portraits fremder Perſonen.

16. **Feldprediger von Scheven.** [Januar 1804.]
Hb, Blatt 39.

17. **Adalbert von Chamiſſo.** [1805.]
Hb, Blatt 40.
Zu Band XII, S. 141.

18. **Kunz und Hoffmann (letzterer von der Rückſeite).** [Zwiſchen 1809 und 1815.]
NV; Hb, Blatt 41.
Zu Anhang IV, No. 9.

19. Zacharias Werner. [Zwiſchen 1809 und 1812.]
XV; Hb, Blatt 42.
Zu Band IV, S. 104 und Anhang IV, No. 3.

20. Julius von Voß. [Zwiſchen 1809 und 1812.]
XV; Hb, Blatt 43.
Zu Anhang III, No. 4.

21. Kanonikus Seubert. [Zwiſchen 1809 und 1812.]
XV; Hb, Blatt 44.
Zu Anhang III, No. 5.

22. Kopf eines Unbekannten. [Zwiſchen 1809 und 1812.]
Ph; Hb, Blatt 45.

23. Blücher. [1815.]
XV; Hb, Blatt 46.
Zu Band XIII, S. 152.

24. Frau Bader. [Mai 1820.]
B II, 407; Hb, S. 47.
Zu Band XIV, S. 48.

IV. Fantaſien.

25. Die Fantaſie erſcheint Hoffmann zum Troſte. [1796.]
B I, 316; Hb, Blatt 48.

26. Der Schneider aus dem Ballette: Die Luſtbarkeiten. [1807.]
Sg.
Zu Band XIV, S. 66.

27. Doctor Bartholo aus dem Singſpiel: Figaros Hochzeit. [1807.]
Sg.
Zu Band XIV, S. 66.

28. Fantaſiegeſtalten. [Zwiſchen 1809 und 1812.]
XV; Hb, Blatt 51 und 52.

29. Fantaſieſtück. [Zwiſchen 1809 und 1812.]
Hb, Blatt 53.
Zu Anhang IV, No. 6.

30. Die Exorciſten. [März 1814.]
Hb, Blatt 54.
Zu Anhang III, No. 8.

31. Die Dame Gallia. [März 1814.]
Hb, Blatt 55.
Zu Anhang III, No. 9.

32. Peter Schlemihl. [Mai 1815.]
Ph; XV; Hb, Blatt 57 und 58.
Zu Band V, S. 275.

33. Schlemihl reiſt zum Nordpol und wird von demſelben freundlich empfangen. [Juli 1816.]
Do; Hb, Blatt 60.
Zu Anhang IV, No. 14.

34. Wohnungs-Plan: Berlin, Taubenſtr. 31. [Juli 1815.]
XV; Hb, Blatt 59.
Zu Band XII, S. 266 und Anhang IV, No. 11.

35. Der Brand des Berliner Schauſpielhauſes. [November 1817.]
B II, 386; Hb, S. 68.
Zu Anhang IV, No. 15.

Zweites Supplement.

Verzeichniß der noch vorhandenen Tondichtungen Hoffmanns.

Die mit * bezeichneten Stücke ſind gedruckt.

I. Inſtrumental-Muſik.

1. **Quintetto** [C moll für Harfe, 2 Violinen, Viola und Violoncell. 1806—1808.]
Allegro moderato — Adagio — Allegro.
Staatsbibliothek Berlin.

2. **Sinfonia** [Es dur. 1806—1807.]
Adagio e maestoso — Allegro — Andante con moto — Menuetto — Finale Allegro molto.
Staatsbibliothek Berlin.

3. Overtura (Musica per la Chiesa). [D moll. 1807.]
Staatsbibliothek Berlin.

4. Sonata I. [F dur für Klavier. 1807?]
Adagio e con gravità — Allegro — Larghetto — Allegro.
Staatsbibliothek Berlin.

5. Sonata II. [F dur für Klavier. 1807?]
Allegro maestoso — [Fuga] — Andante un poco adagio — Tempo primo.
Staatsbibliothek Berlin.

6. Sonata [III]. [F moll für Klavier. 1807?]
Largo e maestoso — Allegro moderato — Melodia — Allegro molto.
Staatsbibliothek Berlin.

7. Sonata [IV]. [Cis moll für Klavier. 1807?]
Largo — Allegro moderato — Scherzo — Allegro.
Staatsbibliothek Berlin.

II. Vokal-Muſik.

8. Messa 1805. [D moll].
* Agnus dei (Blatt 26, Klavierauszug Kb).
Staatsbibliothek Berlin.

9. Canzoni per 4 Voci alla Capella. [1808.]
*a. Ave. (Blatt 29, 30 und Kb.)
b. De profundis.
c. Gloria Patri.
d. Salve Redemptor.
e. O sanctissima (Blatt 31 und Kb).
f. Salve Regina.
Staatsbibliothek Berlin.

*10. Trois canzonettes à 2 et à 3 voix. Berlin (Werckmeiſter). [1808].
Cp.
* Uebersetzung Band XIII, S. 72.

11. Miserere posto in musica da E. T. A. Hoffmann. [1809. Verloren bis auf:]
* Aspergas me hyssopo. [Bd 11.]

12. Quartetto „O Nume che quest' anima" [1810?]
Staatsbibliothek Berlin.

13. Recitativo ed Aria „Prendi l'acciar ti rendo" (Sopran und Orchester). (1812).
Staatsbibliothek Berlin.

*14. Sechs italienische Duettinen. Berlin (Schlesinger). (1812).
Do.
* Erläuterungen Band XIII, S. 160.

15. Tre Canzonette italiane per un Soprano solo, due Tenore e Basso coll' Accompagnamento di Pianoforte composte e dedicate alla Signora Giulietta da E. T. A. Hoffmann compositore e direttore di Musica. (1812).
Gesellschaft der Musikfreunde Wien.

*16. Lied „In des Irtisch weiße Fluthen". (1812?)
Der Freihafen. Zweites Heft. Altona 1839.

*17. Jägerlied von Tieck für Männerchor. (1811?)
Druck der Staatsbibliothek Berlin 1921.

18. Katzburschenlied. (1820?)
Staatsbibliothek Berlin.
In Band VIII, S. 229. 2. Anm. zu Blatt 29.

*19. Türkische Musik für Männerchor. (1820?)
Die Musik, Jahr XI, Heft 18.

III. Theater-Musik.

20. Die lustigen Musikanten. Singspiel in 2 Akten von Clemens Brentano. (1804).
Bibliothek des Conservatoriums in Paris.

21. Vollständige Musik zu F. L. Z. Werners „Kreuz an der Ostsee" von E. T. A. Hoffmann. (1805).
Ouvertüre.
[No 1]. Allegro e con forza — Allegretto assai — Allegro — Maestoso — Allegro assai — Largo — Allegro.
* Fragmentarisch! (Blatt 1).
*No 2. Chor der Pruzzen beim Mahle. (Blatt 16, 17).
*No 3. Schlachtgesang der Pruzzen. (Nr 11).
[No 4]. Symphonie welche den zweiten und dritten Akt verbindet. (Vor dem Schlusse des zweiten Akts. Der Vorhang fällt.)
[No 5]. Orgelpräludium in der Adalbertskapelle (Die Orgelmusik wird ununterbrochen angeschlagen) — (Die Sturmglocke tönt fort, dann und wann auch Hornrufe wie in den lauernden Pausen).
*[No 6]. Polnisches Volkslied. (Das Kreuz an der Ostsee. Ein Trauerspiel. Berlin 1806).
*[No 7]. Marsch der (deutschen) Ordensritter. (Der Marsch wird bis zu Veränderung des Theaters wiederholt). (Schlußakkord).
[No 8]. (Vor dem Schlusse des Epilogs).
Staatsbibliothek Berlin.

22. Liebe und Eifersucht. Oper in 3 Akten. (1807).
Staatsbibliothek Berlin.
* Der Text Band XIII, S. 60.

23. Der Trank der Unsterblichkeit, eine romantische Oper in 4 Akten vom Reichsgrafen von Soden. (1808).
Staatsbibliothek Berlin.

24. Arlequin. Ballet. (1808).

Staatsbibliothek Berlin.

* [illegible] Bemerkungen Band XIII, S. 71.

25. Wiederſehn! Prolog in 1 Akt. (1809).

* Der Text Band XIV, S. 100.

26. Muſik zu dem Drama Julius Sabinus vom Reichsgrafen Julius von Soden. (1810).

Staatsbibliothek Berlin.

27. Aurora. Große romantiſche Oper in 3 Aufzügen von Franz v. Holbein. (1811/12).

Stadttheater Würzburg.

28. Saul, König in Iſrael. Melodrama in 2 Akten von Seyfried. (1811).

Stadttheater Würzburg.

29. Undine. Oper in 3 Akten von Fouqué. (1813/14).

Staatsbibliothek Berlin.

* Klavierauszug (Leipzig, Peters, 1906).

Vgl. Bd. XIII, S. 441, 491.

Drittes Supplement.

Verzeichnis der Erſtdrucke von Hoffmanns Werken in Band I–XII*).

Band I, II, III, IV.

1. Die Serapions-Brüder. Geſammelte Erzählungen und Mährchen. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Erſter, Zweiter Band. Berlin 1819. Bey G. Reimer. — Dritter, Vierter Band. Berlin 1820. Gedruckt und verlegt bey G. Reimer.
2. [Rath Kreſpel.]

   Ft 1818.
3. Die Fermate.

   Ft 1816.
4. Der Dichter und der Komponiſt.

   Az 1813, Nr. 49, 50.
5. Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde.

   Wg. 55.
6. Der Artushof.

   U 1817, 179.

---

*) Es iſt dies kein „Regiſter", ſondern nur eine Ergänzung der Inhaltsverzeichniſſe im Sinne von Band XIII und XIV. Die hier nicht angeführten Stücke ſind in den betreffenden Hauptwerken (geſperrter Druck) zum erſten Mal erſchienen.

7. Nußknacker und Mauſekönig.
Km I, 115.

8. Der Kampf der Sänger.
U 1819, 81.

9. Die Automate.
Ew 1814, No. 68 ff.

10. Doge und Dogareſſe.
Tl 1819, 219.

11. Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen.
Tv 1819, 9.

12. Das fremde Kind.
Km II, 1.

13. Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes.
Fr 1819, No. 104, 105.

14. Die Brautwahl.
Bt 1820, 1.

15. Der unheimliche Gaſt.
Ez.

16. Spieler-Glück.
U 1820, 383.

17. Der Baron von B.
Az 1819, No. 10.

18. Signor Formica.
Tv 1820, 145.

19. Erſcheinungen.
Gm, 115.

20. Der Zuſammenhang der Dinge.
Wz, No. 20—27.

21. Italiens Wunder.
Fd 1819, No. 52.

22. Lebenstiefe.
Fd 1819, No. 52.

23. Schlagender Witz.
Fd 1819, No. 52.

24. Beißende Replik.
Fd 1819, No. 52.

Band V.

25. **Nachtſtücke** herausgegeben von dem Verfaſſer der Fantaſieſtücke in Callots Manier. Erſter, Zweiter Theil. Berlin, 1817. In der Realſchulbuchhandlung.

Band VI.

26. **Die Elixiere des Teufels. Nachgelaſſene Papiere des Bruders Medardus eines Capuziners. Herausgegeben von dem Verfaſſer der Fantaſieſtücke in Callots Manier. Erſter, Zweiter Theil. Berlin, 1815, 1816. Bei Duncker und Humblot.**

Band VII.

27. Fantaſieſtücke in Callot's Manier.
Fc I, II, III, IV.

28. Fantaſieſtücke in Callot's Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reiſenden Enthuſiaſten. (Vignette.) Zweite durchgeſehene Auflage in zwei Theilen. Bamberg, 1819. bei C. F. Kunz.

29. Ritter Gluck.
Az 1809, No. 20.

30. Johannes Kreislers, des Kapellmeiſters, muſikaliſche Leiden.
Az 1810, No. 52.

31. Gedanken über den hohen Werth der Muſik.
Az 1812, No. 31.

32. Beethovens Inſtrumental-Muſik.
Az 1810, No. 40, 41; 1813, No. 9.

33. Don Juan.
Az 1813, No. 13.

34. Briefe des Barons Wallborn und des Kapellmeiſters Kreisler.
Mu 1814, 3. Stück.

35. Nachricht von einem gebildeten jungen Mann.
Az 1814, No. 11.

36. Der Muſikfeind.
Az 1814, No. 22.

37. Ueber einen Ausſpruch Sacchini's, und über den ſogenannten Effekt in der Muſik.
Az 1814, No. 29.

Band VIII.

38. Kater Murr.
Lm I, II.

39. Katzburſchenlied.
Lt.

Band IX.

40. Klein Zaches.
Kz.

41. Prinzeſſin Brambilla. Ein Capriccio nach Jakob Callot von E. T. A. Hoffmann. Mit 8 Kupfern nach Callotſchen Originalblättern. 1821. Verlag von Joſef Max in Breslau.

Band X.

42. Die Kunſtverwandten.
Dw 1817, No. 33, 34, 36, 39, 44, 45, 46.

43. Seltſame Leiden eines Theater-Direktors. Aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verfaſſer der Fantaſieſtücke in Callots Manier. Berlin 1819. In der Maurerſchen Buchhandlung.

44. Meiſter Floh.
Mf; Mfm.

Band XI.

46. Die letzten Erzählungen von E. T. A. Hoffmann. Vollſtändig geſammelt und mit Nachträgen zu dem Werke: Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß herausgegeben von deſſen Verfaſſer. Erſter, Zweiter Band. Berlin 1825.

47. Erzählungen aus ſeinen letzten Lebensjahren.
N I, II, III, IV, V.

48. Die Doppeltgänger.
Fst 1822, 1.

49. Die Räuber.
Rt 1822.

50. Die Irrungen.
Bt 1821, 191.

51. Die Geheimniſſe.
Bt 1822.

52. Der Elementargeiſt.
Tv 1822.

Band XII.

53. Datura fastuosa.
Tl 1823.

54. Meiſter Johannes Wacht.
Gms, 21.

55. Die Viſion auf dem Schlachtfelde bei Dresden. Vom Verfaſſer der Fantaſieſtücke in Callots Manier. Deutſchland 1814.

56. Haimatochare.
Fr 1819, No. 125, 127, 127, 129.

57. Der Feind.
Ft 1824, 351.

58. **Neueſte Schickſale eines abentheuerlichen Mannes.**
Hz II, 203.

59. **Des Vetters Eckfenſter. Mitgetheilt von E. T. A. Hoffmann.**
Hz II, 215.

60. **Die Geneſung.**
Hz II, 266.

Viertes Supplement.

Lebens-Umriß Hoffmanns in nuce.

1776 (24. Januar). Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann in Königsberg i. P. geboren.
Eltern: Chriſtoph Ludwig Hoffmann, Advokat beim Hofgericht in Königsberg i. P.
Luiſe Albertine Doerffer, Tochter des Advokaten und Konſiſtorialraths Doerffer.

1778. Scheidung der Eltern, Rückkehr der Mutter zu der ihrigen, Erziehung des Sohnes durch ihre Geſchwiſter: Otto Wilhelm Doerffer (Juſtizrath am Königsberger Hofgericht = „Sir Ott") und Johanna Sophie Doerffer („Tante Füßchen").

1781/82. Hoffmann kommt auf die Burgſchule in Königsberg. Weſentlicher Einfluß des Rektors Dr. Stephan Wannowski.

1787. Beginn der Freundſchaft mit Theodor Gottlieb Hippel.

1792. Student der Rechte in Königsberg. Vielfache Beſchäftigung mit Muſik und Malerei.

1794. Hippel verläßt Königsberg. Beginn des Briefwechſels. — Liebe zu Frau Cora Hatt, ſeiner Muſikſchülerin. — Lecture des „Genius" von Groſſe.

1795 (22. Juli). Ablegung des Auſcultator-Examens, Beginn amtlicher Thätigkeit. — Einfluß des Großoheims Voeteri; Tod desſelben im Oktober.

1796 (13. März). Tod der Mutter.
(Mai). Verſetzung nach Glogau.

1797 (Frühling). Reiſe nach Königsberg, allmähliche Abwendung von Cora Hatt.
(24. April). Tod des Vaters.

1798 (Anfang). Verlobung mit ſeiner Couſine Minna Doerffer in Glogau.
(Juni). Referendar-Examen in Glogau beſtanden.
(4. Auguſt). Verſetzung nach Berlin. — Beginn ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit, eifriger Theaterbeſuch, Bekanntſchaft mit B.

A. Weber, Iffland, Fleck, Franz v. Holbein. — Compoſitoriſche Verſuche.

1800 (27. März). Nach der dritten juriſtiſchen Prüfung zum Aſſeſſor am Obergericht in Poſen ernannt.

1802 (2. Februar). Rath am Obergericht in Poſen. — Löſung des Verlöbniſſes mit Minna Doerffer.
(26. Juli). Vermählung mit Maria Thekla Micheline Rorer. — Wegen Caricaturenzeichnungen Strafverſetzung nach Plock.
(Herbſt). Ankunft in Plock. — Höchſt unbefriedigtes Daſein.

1803 (26. Oktober). „Mich zum erſten mahl gedruckt geſehen im Freymüthigen“.

1804 (Frühjahr). Verſetzung nach Warſchau. Bekanntſchaft mit Hitzig (Julius Eduard Itzig). — Reiche Bethätigung in allen Kunſtgebieten.

1805 (31. Mai). Hoffmann begründet die „Muſikaliſche Geſellſchaft“ in Warſchau.
(Juli). Geburt der Tochter Cäcilia.

1806 (28. November). Einmarſch der Franzoſen in Warſchau. — Schwere Erkrankung, Mittelloſigkeit.

1807 (Juli). Vergebliche Verſuche, in Berlin amtliche Thätigkeit zu erhalten.
(Auguſt). Erkrankung der Frau, Tod des Kindes.

1808 (Anfang). Antrag des Grafen Soden zur Uebernahme der Kapellmeiſter-Stelle am Bamberger Theater.
(1. September). Ankunft in Bamberg. — Theaterthätigkeit, Muſikunterricht.

1808—1813 (21. April). Hoffmann in Bamberg.

1809 (12. Januar). Beginn der Beziehungen zur „Allgemeinen Muſikaliſchen Zeitung“ (Ritter Gluck). — Freundſchaft mit Marcus, Speyer, Kunz. — Liebe zu Julia Marc.

1812 (3. Dezember). Julias Hochzeit, Bruch mit dem Hauſe Marc.

1813 (18. März). Vertrag mit Kunz zur Herausgabe der „Phantaſieſtücke in Callots Manier“ (urſprünglich „Bilder nach Hogarth“).

1813 (17. März). Vertrag mit Seconda als Theater-Kapellmeiſter in Leipzig.
(21. April). Abreiſe von Bamberg.

1813 (25. April)—1814 (September). Hoffmann in Dresden und Leipzig.

1814 (26. Februar). Bruch mit Seconda. — Freundſchaft mit Adolph Wagner.

1814 (27. September) —1822 (25. Juni). Hoffmann in Berlin. Freundſchaft mit Hitzig, Koreff, Chamiſſo, Fouqué, Devrient.

1816 (1. Mai). Ernennung zum Kammergerichtsrath. — Beginn der Tafelrunde bei Lutter und Wegner.
(3. Auguſt). Erſtaufführung der „Undine".

1817 (November). Brand des Berliner Schauſpielhauſes bei der 23. Aufführung der „Undine", die dann vom Spielplan verſchwindet.

1819 (Juli). Reiſe ins Rieſengebirge.
(1. Oktober). Ernennung zum Dezernenten für demagogiſche Prozeſſe.

1820 (Februar). Gutachten zu Gunſten des Turnvaters Jahn.
(23. März). Brief Beethovens an Hoffmann.

1821 (Sommer). Befreiung vom Amte des Demagogengutachters.
(21. Juli). Angebot des „Meiſter Floh" an Wilmans. — Verfolgung durch den Polizei-Direktor Kamptz („Knarrpanti").
(1. Oktober). Ernennung zum Oberappellationsſenator.

1822 (Januar.) Beginn der tödtlichen Erkrankung.
(22. Februar). Beantwortung der Beſchuldigungen Kamptzs und Schuckmanns.
(April). Aerztlich angeordnetes Ausbrennen des Rückenfleiſches. Lähmung der Hände.
(25. Juni). Erlöſung durch den Tod. — Verſteigerung der Hinterlaſſenſchaft.
(Oktober). Denkſtein auf dem Jeruſalemer Kirchhof von den Freunden geſetzt.

1909 Zerſtörung des Grabſteins durch die Kirchengemeinde.

General-Regiſter.

In 4 Abtheilungen.

Römiſche Zahl: Band. Arabiſche Zahl: Seite.

A. Inhaltsüberſicht
in alphabetiſcher Reihenfolge der Titel.

Viele Titel erſcheinen doppelt oder mehrfach, je nach der Anzahl der Schlagwörter. Beiſpielsweiſe iſt „Ritter Gluck" unter „Ritter" und „Gluck" verzeichnet. Die Titel in [ ] ſtammen vom Herausgeber, die in ( ) von Hoffmann; letztere finden ſich jedoch nur in den Erſtdrucken und blieben ſpäter fort.

B. Namen- und Sachregiſter.

Die ( ) bei den Zahlen deuten an, daß der Verfaſſer des Werks nicht mit ſeinem Namen angeführt iſt. Wenn z. B. von „Werthers Leiden" die Rede iſt, ſo findet ſich ein ( )-Hinweis auch unter „Goethe", oder bei „Gargantua" unter „Rabelais" u. ſ. w. Bei Citaten (die ſtets in „" ſtehen) iſt nicht das erſte Subſtantivum, ſondern das erſte Wort überhaupt als Schlagwort maßgebend; z. B. iſt „Eilende Wolken" nicht unter „Wolken", ſondern unter „Eilende" zu ſuchen.

C. Erklärung muſikaliſcher Ausdrücke für Laien.

Hier ſind nur die Dichtungen berückſichtigt. Die wiſſenſchaftlichen Recenſionen ſind für Fachleute beſtimmt, die dieſer Erklärungen nicht bedürfen.

D. Ergänzung
der durch Buchſtaben bezeichneten Namen.

Nur die mit voller Sicherheit zu beſtimmenden Ergänzungen ſind in Betracht gezogen.

A. Inhalt in alphabetiſcher Reihenfolge der Titel.

Abentheuer, Die, der Sylveſter-Nacht VII, 270; XIII, 356.
[**Abkürzungen** für Inhalt und Regiſter] XIV, 244.
Abraham Tonelli's merkwürdiger Lebensgeſchichte, Fortſetzung von XII, 202.
[**Aenderungen** des Fouquéſchen Undine-Textes] XIII, 162.
Ahnungen aus dem Reiche der Töne (Johannes Kreislers Lehrbrief) XIII, 323.
[**Albumblatt** für einen Muſiker] XIV, 196.
Alpenhütte, Die XIII, 397.
[**An den Geiger Boucher**] XIV, 169.
Andromeda, Ouverture del'Opéra (Jos. Elsner) XIII, 253.
[**Anhang,** Erſter] XIV, 191.
[**Anhang,** Zweiter] XIV, 195.
[**Anhang,** Dritter] XIV, 196.
[**Anhang,** Vierter] XIV, 200.
[**Anhang,** Fünfter] XIV, 220.
[**Anweiſungen** zur Inſcenirung von Fouqué's „Eginhard und Emma“] XIII, 264.
Anzeige für das Seerſcherſche CommiſſionsComtoir XIII, 63.
Arlequin XIII, 71.
Arten, Merkwürdige, des Wahnſinns XIII, 84.
Artushof, Der I, 145.
Aufführung, Ueber die, der Schauſpiele des Calderon de la Barca XIII, 134.
Augenarzt, Der, Singſpiel von Adalb. Gyrowetz XIII, 157.
[**Ausſichtsjäger,** Der] III, 239.
Ausſpruch, Ueber einen, Sacchini's, und über den ſogen. Effekt in der Muſik VII, 331.
Automate, Die II, 74; XIII, 262.

Baillot, Violinſchule von Rode Kreutzer und XIII, 164.
(**B.[agge],** Der Baron) von III, 241; XIV, 21.
Ball vom 6., Sonderbarer Einfall auf dem XIII, 80.
Bamberg, Aus XIII, 121.
Bamberg, Aus, den 1. Juni XIII, 79.
[**Barbares.** Les!] IV, 6.
(**Baron,** Der, von B.[agge]) III, 241; XIV, 21.
Baron Wallborn, ſ. Wallborn, Baron.
Beethoven, L. van, Drey Hymnen (II, 162); XIII, 218.
—, Muſik zu Göthe's Egmont XIII, 226.
Beethoven, Luigi van, Missa a quattro voci (II, 162); XIII, 218.
—, Louis van. Ouverture de Coriolan XIII, 142.

Beethoven, Louis van, Sinfonie No. 5 (VII, 46); XIII, 88.
—, Deux Trios (VII, 48); XIII, 192.
Beethovens Inſtrumental-Muſik VII, 43; XIII, 192.
[**Bekanntmachung**] XIII, 73.
Bemerkungen, Einige, zu den Worten, die der Königl. Kammerſänger Hr. Fiſcher . . . . ausgeſprochen hat XIV, 10.
—, Flüchtige, und Gedanken über allerlei Gegenſtände XIV, 17.
—, Nachträgliche, über Spontini's Oper Olympia XIV, 123.
Berganza, Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes VII, 84; XIII, 205.
Bergen, Briefe aus den XIV, 45
Bergt, Auguſt, Oratorium: Chriſtus . . . XIII, 245.
Bergwerke, Die, zu Falun I, 172.
[**Bericht,** aus Hoffmanns amtlichem, als Dezernent im Prozeß gegen Friedrich Ludwig Jahn] XIV, 34.
—, Vorläufiger, über Maria von Weber's „Freiſchütz" XIV, 161.
Berlin, Briefe über Tonkunſt in XIII, 332.
[**Berlin,** Der Teufel in] (Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes) III, 9; XIV, 32.
[—, Taubenſtraße 31, Wohnungs-Plan] XIV, 198.
Blätter, Zufällige Gedanken bei dem Erſcheinen dieſer XIV, 67.
Blandina, Prinzeſſin [VII, 313]; XIII, 358.
Boieldieu, Adrien, Der neue Gutsherr XIII, 299.
[**Boucher,** An den Geiger] XIV, 169.
Brambilla, Prinzeſſin IX, 105.
[**Brand,** Der, des Berliner Schauſpielhauſes] XIV, 9, 200.
Braun, C. A., Symphonie . . . No. 4 XIII, 213.
Braut, Die Nonne an die XIII, 330.
Brautwahl, Die III, 21; XIV, 27.
Brief des Baron Wallborn an den Kapellmeiſter Kreisler XIII, 325.
—, Ein, des Kapellmeiſters Johannes Kreisler XIV, 22.
—, ein, von Hoffmann an Herrn Baron de la Motte Fouqué XIII, 398.
Briefe aus den Bergen XIV, 45.
— über Tonkunſt in Berlin XIII, 332.
[**Byron.** Scott und] IV, 178.

Calderon de la Barca, Ueber die Aufführung der Schauſpiele des XIII, 134.
[**Calderon,** Der Stargarder Juſtiz-Bürgermeiſter] XIII, 84.
Callot, Jaques VII, 13.
Canzonettes, trois, à 2 et à 3 voix XIII, 72.
[**Caricaturen,** Verloren gegangene Poſener] XIV, 196.
Carlo, An den Dichter des Trauerſpiels XIV, 43.
Choralbuch von A. H. Puſtkuchen XIII, 149.
Chriſtus, Oratorium: von Auguſt Bergt XIII, 245.
[**Clubb,** der, in P***] I, 8.
Componiſt, Der Dichter und der I, 75.
Coriolan. Ouverture de (Beethoven) XIII, 142.
Cornaro XIII, 5.
[**Cramer,** Carl Friedrich, über den Romanſchmierer] XIII, 18.

[Curen, Die, des Dr. Kluge] XIII, 244.

[Dales, Der] III, 66.
Dame, Gallia, Die XIV, 198.
Datura fastuosa XII, 3.
Delikateſſe, Franzöſiſche XIII, 279.
Denner, Ignaz V, 42; (XIII, 330).
[Devrient, Hoffmann und] XIV, 200.
Dey, Der, von Elba in Paris XIII, 342.
Dichter, An den, des Trauerſpiels Carlo XIV, 43.
—, Der, und der Componiſt I, 75.
Diener, Der treue [von Johann Peter Lyſer] XIV, 236.
Dinge, Der Zuſammenhang der IV, 128.
Dissertatiuncula. Des Kapellmeiſters Johannes Kreisler XIII, 140.
Dogareſſe, Doge und II, 101.
Doge und Dogareſſe II, 101.
Don Juan VII, 71.
Doppeltgänger, Die XI, 3.
Dresden, Die Viſion auf dem Schlachtfelde bei XII, 137.
[Druckfehler-Verzeichniß der erſten zwölf Bände] XIV, 249.
[Druckfehlerverzeichniß im „Kater Murr“] XIV, 32.
Duettinen, Sechs italieniſche, für Sopran und Tenor XIII, 140; [XIV, 196].

Eckard, Hr. v., tanzend XIV, 197.
Eckfenſter, Des Vetters XII, 205.
Geerſcherſche CommiſſionsComtoir, Anzeige für das XIII, 63.
[„Eginhard und Emma“, Fouqué's Anweiſungen zur Inſcenirung von] XIII, 264.
Egmont, Muſik zu Göthe's (Beethoven) XIII, 226.
[Eiern, Die wunderſame Geſchichte von den zerbrochenen] XII, 157.
Eiferſucht, Liebe und XIII, 40.
[Einfälle] XIV, 185.
Einfall, Sonderbarer, auf dem Ball vom 6. XIII, 80.
[Einiges aus Hoffmann's Notatenbuch] XIV, 181.
Elba, Der Dey von, in Paris XIII, 342.
Elementargeiſt, Der XI, 187.
Elixiere, Die, des Teufels VI; [XIV, 195].
[„Elixiere, Die, des Teufels“ Plan zu] XIII, 263.
Elsner, Joſeph, Ouverture aus der Oper Leszec Bialy XIII, 253.
Elsner. Jos., Ouverture de l'Opéra Andromeda XIII, 253.
Erklärung XIV, 44.
[Erklärung der Titelvignetten zu Band 1 und 2 der „Fantaſieſtücke in Callots Manier“] XIII, 242.
[Erlebniß, Ein, vom Jahre 1817] XIV, 16.
Erſcheinungen [I] IV, 113.
— [II] VII, 280.
Exequies, The, of the universal monarchy XIII, 266.
Exorciſten, Die XIV, 198.

Falun, Die Bergwerke zu I, 172.
[Fantaſieſtück] XIV, 197.
Fantaſieſtücke, ſ. Phantaſieſtücke.
Fauſtina XIII, 36.
[Fehden, Literariſche] XIII, 352.
Feind, Der XII, 155.
Fermate, Die I, 56.
Feuersbrunſt, Die XIII, 11.
Fioravanti, Ouverture et Airs

de l'Opéra 1. Virtuosi Ambulanti XIII, 81.
Fiſcher, der Königl. Kammerſänger Hr., einige Bemerkungen zu den Worten . . . XIV, 10.
[„**Fiſchzug**, Der Stralower", Ueber das Drama] XIV, 180.
Flitterwochen, Jacobus Schnellpfeffers, vor der Hochzeit XIV, 185.
Floh, Meiſter X, 105; XIV, 170.
Folgen, Die, eines Sauſchwanzes XIII, 112.
Formica, Signor IV, 13.
Fortſetzung von Abraham Tonelli's merkwürdiger Lebensgeſchichte XII, 202.
Fouqué, Ein Brief von Hoffmann an Herrn Baron de la Motte XIII, 398.
[—, Vorſchläge an, zur „Undine"] XIII, 402.
[—'s „Eginhard und Emma", Anweiſungen zur Inſcenirung von] XIII, 264.
[**Fouquéſchen** Undine-Textes, Aenderungen des] XIII, 162.
Fräulein, Das, von Scuderi III, 142.
Fragment, Ein, aus dem Leben dreier Freunde I, 104.
[**Franzoſen,** Die vier] XII, 220.
Freimüthigen für Deutſchland, An die Herausgeber des XIV, 22.
[„**Freiſchütz**", Gutachten über den in Wien erſchienenen Klavierauszug des] XIV, 186.
—, Maria von Weber's, Vorläufiger Bericht über XIV, 161
—, Der, Oper von Kind und Weber XIV, 162.
Freund, Der XIII, 256.
Freunde, Ein Fragment aus dem Leben dreier I, 104.
[**Freyheit!**] XIII, 19.
Fröhlich, J., Sonate, Concerto pour le Pianoforte . . . XIII, 297.

G., Die Jeſuiterkirche in V, 94.
Gallia, Die Dame XIV, 198.
Gaſt, Der unheimliche III, 92; XIV, 16.
Gedanken über den hohen Werth der Muſik VII, 38.
—, Flüchtige Bemerkungen und, über allerlei Gegenſtände XIV, 17.
—, Höchſt zerſtreute VII, 52.
—, Zufällige, bei dem Erſcheinen dieſer Blätter XIV, 67.
Gegenſtände, Flüchtige Bemerkungen und Gedanken über allerlei XIV, 17
Geheimniſſe, Die XI, 135.
Geheimnißvolle, Der XIII, 4.
Geliebte, Die VII, 270.
Gelübde, Das V, 246.
Geneſung, Die XII, 232.
[**Genovefa** des Maler Müller, Der Nachtgeſang aus der] I, 97.
[**Gerichts-Thätigkeit**] XIII, 353.
Geſänge zu dem Feſtſpiele „Lalla Rukh", von Spontini XIV, 79.
Geſanges, Die Meiſter des XIV, 16.
Geſchichte des Schneiderleins aus Sachſenhauſen X, 196.
— von dem Könige Ophioch und der Prinzeſſin Liris IX, 149.
—, Die, vom verlornen Spiegelbilde VII, 284.
[—, Die wunderſame, von den zerbrochnen Eiern] XII, 157.
[**Geſellſchaft,** Die, des eierlegenden Hahns] I, 10, 14.
—, Die, im Keller VII, 275; XIII, 356.
Geſtalten, Sammlung groteſker,

nach Darſtellungen auf dem K. National-Theater in Berlin XIII, 64.
Gluck, Iphigénie en Aulide, Opéra de XIII, 98.
Gluck, Ritter VII, 15; XIII, 72.
[**Gruppenbild**] XIV, 197.
Gruß an Spontini XIV, 44.
[**Gutachten** über den in Wien erſchienenen Klavierauszug des „Freiſchütz“] XIV, 186.
Gutsherr, Der neue, Singſpiel ... von Adrien Boieldieu XIII, 299.
Gyrowetz, Adalb., Der Augenarzt, Singſpiel XIII, 157.

[**Hahns,** Die Geſellſchaft des eierlegenden] I, 10, 14.
Haimatochare XII, 141; XIV, 32
Haslinger, Tobias, Ideal einer Schlacht XIII, 223.
[**Hatt,** Malchen] XIII, 20.
Haus, Das öde V, 141.
Herausgeber, An die, des Freimüthigen für Deutſchland XIV, 22.
—, Schreiben an den XIV, 74.
[**Herrlichkeit,** Die, des lebendigen Lebens] XIII, 242.
Herz, Das ſteinerne V, 275.
Hierinn befindet ſich unſer lezter Wille XIV, 180.
Hochzeit, Jacobus Schnellpfeffers Flitterwochen vor der XIV, 185.
[**Hoffmann** im Geſpräch = Vierter Anhang] XIV, 200.
[— und Devrient] XIV, 200.
—, ein Brief von, an Herrn Baron de la Motte Fouqué XIII, 398.
—, Vertrag zwiſchen Kunz und XIII, 203.
[—'s Notatenbuch, Einiges aus] XIV, 181.
[**Hoffmann's** amtlichem Bericht, aus, als Dezernent im Prozeß gegen Friedrich Ludwig Jahn] XIV, 34.
[**Hoſen,** Die, des Sir Ott] XIII, 1.
Hundes Berganza, Nachricht von den neueſten Schickſalen des VII, 84; XIII, 205.
Hymnen, Drey, ... von L. van Beethoven XIII, 218.

Ideal einer Schlacht. Von Tobias Haslinger. XIII, 223.
[**Ideen,** Muſikaliſche] XIII, 17.
[**Ideenflucht**] IV, 9.
[**Iffland,** Werner und] XIII, 66.
Ignaz Denner V, 42; (XIII, 330).
[**Inſcenirung,** Anweiſungen zur, von Fouqué's „Eginhard und Emma“] XIII, 264.
Inſtrumental-Muſik, Beethovens VII, 43.
Iphigenie en Aulide, Opéra de Gluck XIII, 98.
Irrungen, Die XI, 94; XIV, 195.
Italiens Wunder IV, 197.
Jacobus Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit XIV, 185.
[**Jahn,** Friedrich Ludwig, Aus Hoffmanns amtlichem Bericht als Dezernent im Prozeß gegen] XIV, 32.
[**Jean Paul-** und Sterne-Parodie] XIII, 6.
Jeſuiterkirche, Die, in G. V, 94.
Johanna die Sängerin, Kater Murr an XIV, 32.
Johannes Kreisler ſ. Kreisler, Johannes.
[**Jude,** Der getaufte, von Adam Oehlenſchläger] XIV, 220.
[**Jugendromans,** Ueberbleibſel eines] XIII, 5.

[**Julie**] XIV, 43.
[**Juſtiz-Bürgermeiſter**, Der Stargarder, Calderon] XIII, 84.

Kampf, Der, der Sänger II, 19.
[**Kanonikus** Seubert] XIV, 197.
[— Stöhr] XIV, 197.
Kapellmeiſter, Der, Johannes Kreisler XIV, 198.
—, Der, Johannes Kreisler an den Baron Wallborn XIII, 325.
— Kreisler, Brief des Baron Wallborn an den XIII, 325.
Kapellmeiſters, Des, Johannes Kreislers Dissertatiuncula XIII, 140.
—, — Ein Brief XIV, 22.
—, — muſikaliſche Leiden VII, 28; XIII, 232.
[**Katalog** des Neuen Leſeinſtituts von C. F. Kunz] XIII, 157.
Kater Murr an Johanna die Sängerin XIV, 40.
[„**Kater Murr**“, Druckfehlerverzeichniß im] XIV, 32.
[**Kater Murr**, Todesanzeigen des] XIV, 169.
Katers Murr, Lebensanſichten des VIII; XIV, 32.
Keller, Die Geſellſchaft im VII, 275.
[—, Die Leipziger] XIII, 225.
Kind und Weber, Der Freiſchütz, Oper von XIV, 162.
Kind, Das fremde II, 221.
[**Kindermörder**, Der] III, 16.
(**Kirchenmuſik**, Alte und neue) (II, 153); (XIII, 218); XIII, 282.
Klein Zaches genannt Zinnober IX, 1.
[**Kleiſt**, Heinrich von] XIII, 133.
Kloſtergeiſtlichen, Schreiben eines, an ſeinen Freund in der Hauptſtadt XIII, 14.
Klubb (Clubb), **Kreislers** muſikaliſch-poetiſcher VII, 309; XIII, 357.
[**Kluge**, Die Curen des Dr.] XIII, 244.
[**Knopfmacher-Familie**, Die] XIII, 5.
Königsbraut, Die IV, 199.
Kotzebue, Der Opern-Almanach des Hrn. A. v. XIII, 312.
Kreisler, Brief des Baron Wallborn an den Kapellmeiſter XIII, 325.
—, Der Kapellmeiſter Johannes XIV, 198.
—, Der Kapellmeiſter Johannes, an den Baron Wallborn XIII, 325.
—, Johannes, Ein Brief des Kapellmeiſters XIV, 22.
Kreisleriana VII, 26; VII, 300.
Kreislers muſikaliſch-poetiſcher Klubb (Clubb) VII, 309; XIII, 357.
—, Johannes, Des Kapellmeiſters, Dissertatiuncula XIII, 140.
—, Johannes, des Kapellmeiſters, muſikaliſche Leiden VII, 28; XIII, 232.
—, Johannes, Lehrbrief VII, 339; (XIII, 323).
[**Krespel**, Rath] I, 28.
Kreutzer, Rode, Baillot, Violinſchule XIII, 164.
[„**Kreuz**, Das, an der Oſtſee“ von Zacharias Werner] XIII, 39.
[**Kriegs-Erlebniſſe**] XIII, 243.
Kunſtverwandten, Die (X, 1); XIV, 2.
[**Kunz**, C. F., Katalog des Neuen Leſeinſtituts von] XIII, 157.
—, Vertrag zwiſchen . . . und Hoffmann XIII, 203.

„**Lalla Rukh**“, Feſtſpiel von

Spontini, Geſänge zu XIV, 79.

(Leben, Nachricht aus dem, eines bekannten Mannes) III, 9; XIV, 32.

— dreier Freunde, Ein Fragment aus dem I, 104.

[**Lebens,** Die Herrlichkeit des lebendigen] XIII, 242.

Lebens-Anſichten des Katers Murr VIII; [XIV, 196].

Lebensgeſchichte, Fortſetzung von Abraham Tonelli's merkwürdiger XII, 202.

Lebenstiefe IV, 197.

Lehrbrief, Johannes Kreislers VII, 339; (XIII, 323).

Leichenbeſtattung, feierliche, der Univerſalmonarchie XIII, 266.

Leiden, Muſikaliſche, Johannes Kreisler's, des Kapellmeiſters VII, 28; XIII, 232.

—, Seltſame, eines Theater-Direktors X, 1; (XIV, 2).

Leszec Bialy, Ouverture aus der Oper (Joſeph Elsner) XIII, 253.

Leute, Moderne Welt — moderne XIII, 114.

Liebe und Eiferſucht XIII, 40.

Lieder, Zwölf . . . von W. F. Riem XIII, 303.

Liris, Geſchichte von dem Könige Ophioch und der Prinzeſſin IX, 149.

[**Loeben,** Otto Heinrich Graf, die „Lotosblätter" des] XIII, 403.

[**„Lotosblätter",** Die, des Otto Heinrich Graf Loeben] XIII, 403.

[**Lyſer,** Johann Peter,] Der treue Diener XIV, 236.

Magnetiſeur, Der VII, 151; XIII, 327.

[**Magnetismus,** Der] II, 5, 65.

[**Mahlerey und Muſik**] XIII, 19.

Majorat, Das V, 172.

[**Maler Müller, Der Nachtgeſang aus der Genoveſa des**] I, 97.

Mann, Nachricht von einem gebildeten jungen VII, 314.

(**Mannes, Nachricht aus dem Leben eines bekannten)** [Der Teufel in Berlin] III, 9; XIV, 32.

—, Neueſte Schickſale eines abentheuerlichen XII, 198.

Marquiſe, Die, de la Pivardière XII, 105.

Martin, Meiſter, der Küfner und ſeine Geſellen II, 163; XIV, 194.

Maſchiniſt, Der vollkommene VII, 61.

Masquerade XIII, 2.

Mauſekönig, Nußknacker und I, 201.

Méhul, F., Ouverture du jeune Henri Chasse XIII, 149.

Meiſter Floh X, 105; XIV, 170.

— Johannes Wacht XII, 57.

— Martin der Küfner und ſeine Geſellen II, 163; XIV, 194.

—, Die, des Geſanges XIV, 16.

Missa a quattro voci . . . Composta da Luigi van Beethoven (II, 162); XIII, 218.

Monarchy, universal. The exequies, of the XIII, 266.

Monathe, Drey verhängnißvolle XIII, 235.

[**Müller, Maler, Der Nachtgeſang aus der Genoveſa des**] I, 97.

Murr, Kater, an Johanna die Sängerin XIV, 40.

[**„Murr, Kater", Druckfehlerverzeichniß im**] XIV, 32.

[**Murr, Kater, Todesanzeigen des**] XIV, 169.

Murr, Lebensanſichten des Katers VIII; XIV, 32, [196].
[**Muſik**] XIII, 8.
—, **Gedanken über den hohen Werth der** VII, 38.
[—, **Mahlerey und**] XIII, 19.
—, **über den** ſogen. Effekt in der VII, 331.
— zu Göthe's Egmont, von L. v. Beethoven XIII, 226.
[**Muſiker,** Albumblatt für einen] XIV, 196.
Muſikers, Lichte Stunden eines wahnſinnigen VII, 301; XIII, 133.
Muſikfeind, Der VII. 323.

[**Nachricht**] XIII, 353.
— aus dem Leben eines bekannten Mannes [Der Teufel in Berlin] III, 9; XIV, 32.
— von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza VII, 84; XIII, 205.
— von einem gebildeten jungen Mann VII, 314.
[**Nachtgeſang,** Der, aus der Genoveſa des Maler Müller] I, 97.
[**Nachtphantaſien**] XIII, 139.
[**Nachtreter** Schillers] XIII, 404.
Nachtſtücke V.
[**Nachttopf,** Der goldene] (Topf, Der goldene) XIII, 241.
Naivetät [I] XIV, 168.
— [II] XIV, 188.
[**Neujahrsnacht**] XIII, 10.
Nonne, Die, an die Braut XIII, 330.
[**Notatenbuch,** Einiges aus Hoffmann's] XIV, 181.
Nußknacker und Mauſekönig I, 201.

[**Oehlenſchläger,** Adam, Der getaufte Jude] XIV, 220.
Oginsky(i), Zwölf Polonaiſen vom Grafen XIII, 321.
Olimpia. Eine ernſte Oper von Spontini XIV, 82.
Oly(i)mpia, Nachträgliche Bemerkungen über Spontini's Oper XIV, 126.
Ombra adorata! VII, 34.
[**Onkel,** Der alte] IV, 8.
Opern-Almanach, Der, des Hrn. A. v. Kotzebue XIII, 312.
[**Operncomponiſten,** Theaterdichter und] III, 186.
Ophioch, Geſchicht evon dem Könige, und der Prinzeſſin Liris IX, 149.
Oratorium: Chriſtus . . . von Auguſt Bergt XIII, 245.
[„**Oſtſee,** Das Kreuz an der“, von Zacharias Werner] XIII, 39.
[**Ott,** Sir, Die Hoſen des] XIII, 1.
Ouverture aus der Oper Leszec Bialy von Joſeph Elsner XIII, 253.
Ouverture de Coriolan par Louis van Beethoven XIII, 142.
— de l'Opéra Andromeda — par Jos. Elsner XIII, 253.
— du jeune Henri Chasse par F. Méhul XIII, 146.
— et Airs de l'Opéra I. Virtuosi Ambulanti (Fioravanti) XIII, 81.

[**P***,** Der Clubb in] I, 8.
Paer, F., Sofonisbe, Opéra XIII, 116.
Pagodenburg, Die [von Adolph von Schaden] XIV, 221.
Paris, Der Dey von Elba in XIII, 342.
Phantaſieſtücke in Callot's Manier VII; (XIII, 242).
[— —, **Erklärung der Titelvig-**

netten zu Band 1 und 2 der] XIII, 242.
[**Philoſophen, Die beiden**] I, 10.
Pilgerinn, Die XIII, 67.
Pivardière, Die Marquiſe de la XII, 105.
[**Plan** zu „Die Elixiere des Teufels“] XIII, 263.
Polonoiſen, Zwölf, . . . vom Grafen Oginsky(i) XIII, 321.
[**Poſener** Caricaturen, Verloren gegangene] XIV, 196.
Preis, Der XIII, 17.
Prinzeſſin Blandina [VII, 313]; XIII, 358.
— Brambilla IX, 105.
[**Prinzip,** Das Serapiontiſche] I, 49.
[**Prozeß** gegen Friedrich Ludwig Jahn, aus Hoffmanns amtlichem Bericht im] XIV, 34.
[**Publikum,** Sänger, Schauſpieler und] XIII, 353.
Puſtkuchen, A. H., Choralbuch ...XIII, 151.
—, Kurze Anleitung, wie Singe-Chöre auf dem Lande zu bilden ſind XIII, 151.

[**Räthſel**] XIII, 132.
Räuber, Die XI, 54.
[**Rath** Kreſpel] I, 28.
Reichardt, J. G., Grande Sonate XIII, 274.
[**ReiſeBulletin**] XIII, 210.
Renegat, Der XIII, 20.
Replik, Beißende IV, 198.
[**Reſſource,** Unſere] I, 11.
Revierjäger, Der (V, 42); XIII, 330.
Riem, W. F., Zwölf Lieder XIII, 303.
[**Rieſengebirge,** Aus dem] XIII, 9.
Ritter Gluck VII, 15; XIII, 72.
Rode, Kreutzer und Baillot, Violinſchule XIII, 164.
[**Roman des Freiherrn von Vieren**] I, 102.
[—, Ungeſchriebener] XIV, 16.
[**Romanſchmierer** Carl Friedrich Cramer, über den] XIII, 18.
Romberg (Andreas), Pater noster XIII, 85.
Rüge XIV, 41.

Sacchini's, Ueber einen Ausſpruch, und über den ſogenannten Effekt in der Muſik VII, 331.
Sachſenhauſen, Geſchichte des Schneiderleins aus X, 196.
Sänger, Der Kampf der II, 19.
[—, Schauſpieler und Publikum] XIII, 353.
Sängerin, Johanna die, Kater Murr an XIV, 32.
Sammlung groteſker Geſtalten nach Darſtellungen auf dem K. National-Theater in Berlin XIII, 64.
Sanctus, Das V, 121.
Sandmann, Der V, 7; XIII, 354.
Sauſchwanzes, Die Folgen eines XIII, 112.
[**Schaden,** Adolph von,] Die Pagodenburg XIV, 221.
Schauſpiele des Calderon de la Barca, Ueber die Aufführung der XIII, 134.
[**Schauſpieler,** Der alte] IV, 94.
[—, Xenien auf Bamberger] XIII, 146.
[**Schauſpielhauſes,** Der Brand des Berliner] XIV, 9, 200.
Schickſale, Neueſte, eines abentheuerlichen Mannes XII, 198.
Schickſalen, Nachricht von den neueſten, des Hundes Berganza VII, 84; XIII, 205.

[**Schillers Nachtreter**] XIII, 404.
Schlacht, Ideal einer. Von Tobias Haſlinger. XIII, 223.
[**Schlemihl**] XIV, 200.
Schlußlied XIV, 38.
Schneider, Fred., Grande Sonate . . . XIII, 270.
Schneiderleins, Geſchichte des, aus Sachſenhauſen X, 196.
Schnellpfeffers, Jacobus, Flitterwochen vor der Hochzeit XIV, 185.
Schreiben an den Herausgeber XIV, 74.
— eines Kloſtergeiſtlichen an ſeinen Freund in der Hauptſtadt XIII, 14
[**Schuſter,** Der venetianiſche] III, 205.
[**Scott** und Byron] IV, 178.
Scuderi, Das Fräulein von III, 142.
[**Selbſt-Portrait**] [I] XIV, 197.
— [II] XIV, 199.
[**Selbſtbiographiſches**] XIV, 1.
[**Serapion,** Der heilige] I, 14.
[**Seubert,** Kanonikus] XIV, 197.
[**Serapions-Brüder,** Die I; II; III; IV; XIV, 194, [195]
Signor Formica IV, 13.
Sinfonie ſ. auch Symphonie.
— No 5 par Louis van Beethoven XIII, 88.
— — par Witt XIII, 74.
— turque No. 7 par Witt XIII, 77.
[**Sir** Ott, Die Hoſen des] XIII, 1.
Sofonisbe. Opéra par F. Paer XIII, 116.
Sonate, Concerto pour le Pianoforte . . . par J. Fröhlich XIII, 297.
—, Grande . . . par J. G. Reichardt XIII, 274.
Sonate, grande . . . par Fred. Schneider XIII, 270.
(**Sonnet, Rektifizirtes**) XIV, 43.
Spiegelbilde, Die Geſchichte vom verlornen VII, 284.
Spieler-Glück III, 208; [Nachklang] III, 236.
Spohr, Louis, Première Symphonie XIII, 124.
Spontini, Geſänge zu dem Feſtſpiele „Lalla Rukh" XIV, 79.
—, Gruß an XIV, 44.
—, Olimpia. Eine ernſte Oper XIV, 62.
—'s Oper Olympia, Nachträgliche Bemerkungen über XIV 123.
[**Spukgeſchichte,** Eine] II, 67.
[**Stellengeſuch**] XIII, 63.
[**Sterne-Parodie,** und Jean Paul-] XIII, 6.
[**Stöhr,** Kanonikus] XIV, 197.
[**Stücke,** Die in den Text der Nachleſe nicht aufgenommenen] — Erſter Anhang] XIV, 191.
Stücke, Verzeichniß von mir komponirter XIV, 191.
[**Stuhlwagen,** Der Hamburger] XIII, 224.
Stunden, Lichte, eines wahnſinnigen Muſikers VII, 301; XIII, 133.
Sylveſter-Nacht, Die Abentheuer der VII, 270; XIII, 356.
Symphonie ſ. auch Sinfonie.
— . . . No. 4 par C. A. Braun XIII, 213.
— . . . par J. W. Wilms XIII, 213.
—, Première par Louis Spohr XIII, 124.

[**Tacchinardi**] XIV, 16.
[**Terzetto buffo**] IV, 124.
[**Teſtament**] XIV, 180.

[**Teufel, Der, in Berlin**] (**Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes**) III, 9; XIV, 32.
Teufels, Die Elixiere des VI.
[—, — **Plan zu**] XIII, 263.
[**Thaſſilo**] XIV, 200.
Theater-Direktors, Seltſame Leiden eines X, 1; (XIV, 2).
[**Theaterdichter** und Operncomponiſten] III, 186.
[**Titelvignetten,** Erklärung der, zu Band 1 und 2 der „Fantaſieſtücke in Callots Manier"] XIII, 242.
[**Todesanzeigen** des Kater Murr] XIV, 169.
Töne, Ahnungen aus dem Reiche der XIII, 323.
Tonelli's, Abraham, merkwürdige Lebensgeſchichte (Fortſetzung) XII, 202.
Tonkunſt in Berlin, Briefe über XIII, 332.
Topf, Der goldne VII, 190; XIII, (241), 329.
Trauerſpiels Carlo, An den Dichter des XIV, 43.

[**Ueber das** Drama „Der Ziralower Fiſchzug"] XIV, 180.
[**Ueberbleibſel** eines Jugendromans] XIII, 5.
[**„Undine",** Vorſchläge an Fouqué zur] XIII, 402.
[**Undine-Textes,** Aenderungen des Fouquéſchen] XIII, 159.
[**Uniformen, Polniſche**] XIII, 38.
Univerſalmonarchie, feierliche Leichenbeſtattung der XIII, 206.
[**Unter- und Inſchriften eigner Zeichnungen — Dritter Anhang**] XIV, 196.
[**Unterhaltung,** Die geſellſchaftliche] IV, 3.

[**Vampyr, Der**] IV, 183.
[**Vampyriſmus, Der**] IV, 179.
[**Verarbeitung** Hoffmannſcher Stoffe durch Andere — Fünfter Anhang] XIV, 220.
Vertrag zwiſchen . . . Kunz und . . . Hoffmann XIII, 203.
Verzeichniß von mir komponirter Stücke XIV, 191.
Vetters, des, Eckfenſter XII, 205.
[**Vieren, Roman des Freiherrn von**] I, 102.
Violinſchule von Rode, Kreutzer und Baillot XIII, 164.
Virtuosi. Ambulanti, I., Ouverture et Airs de l'Opéra (Fioravanti) XIII, 81.
Viſion, Die, auf dem Schlachtfelde bei Dresden XII, 137.
[**Vorſchläge** an Fouqué zur „Undine"] XIII, 402.
[**Voß,** Julius von] XIV, 197.

Wacht, Meiſter **Johannes** XII, 57.
[**Wahnſinn**] XIII, 116.
Wahnſinns, Merkwürdige Arten des XIII, 84.
Waiſenhaus, Das, Oper von Joſeph Weigl XIII, 104.
Wallborn, Baron, Brief des, an den Kapellmeiſter Kreisler XIII, 325.
—, Der Kapellmeiſter Johannes Kreisler an den Baron XIII, 325.
[**Warſchau**] XIII, 34.
Weber, Maria von, „Freiſchütz", Vorläufiger Bericht über XIV, 161.
[—, **Freiſchütz, Gutachten** über den in Wien erſchienenen Klavierauszug] XIV, 186.
—, **Kind und, Der** Freiſchütz, Oper von XIV, 162.

Weigl, Joſeph, Das Waiſenhaus, Oper XIII, 104
Weil, Moderne — moderne Leute XIII, 114
[**Werner,** Zacharias] IV, 99; XIV, 197
[—, Zacharias: „Das Kreuz an der Oſtſee"] XIII, 39
[— und Iffland] XIII, 68
[**Widmung** eines Kryſtallpokals an Hitzig] XIV, 196
[**Widmungen** — Zweiter Anhang] XIV, 195
Wiederſehn! XIV, 192
Wille, unſer letzter, Hierinn befindet ſich XIV, 180
Wilms, Symphonie . . . XIII, 213
Witt, Sinfonie No 5 XIII, 74
—, Symphonie turque No 7 XIII, 77
Witz, Schlagender IV, 198
[**Windbolde,** Die] IV, 7
[**Wohnungs-Plan** Berlin, Taubenſtraße 31] XIV, 198
Worten, Einige Bemerkungen zu den, die der Königl. Kammerſänger Hr. Fiſcher … ausgeſprochen hat XIV, 10
Wunder, Italiens IV, 197

[**Xenien** auf Bamberger Schauſpieler] XIII, 146

Zaches, Klein, genannt Zinnober IX, 1
Zinnober, Klein Zaches genannt IX, 1
Zuſammenhang, Der, der Dinge IV, 128

B. Namen- und Sachregiſter.

Abälard VI, 88
Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle) XIV, 29
„**Ach** ich liebte" etc. aus Mozarts Entführung VII, 30, 31
Achill, Oper von Paer XIII, 256
Achmet Effendi (türkiſcher Geſandter) XIV, 13, 14
Adelung, Johann Chriſtoph (1732—1806), Sprachforſcher und Grammatiker VII, 94
„**Advokaten,** Dem", etc. aus Sterne's Empfindſamer Reiſe VIII, 13
Aemil (Emil), Darmſtädtiſcher Erbprinz XIV, 192
Aeſchylos VIII, 132; IX, 164; XIV, 132 (fälſchlich für Sophokles).
Aeſthetiker, Ein tüchtiger — Samuel Chriſtoph Wagner (?) XIV, 30, 31
Aetius von Amida, Arzt des 6. Jahrhunderts II, 149
Agathodämon — Apollonius von Tyana, Myſtiker des Alterthums, von Wieland poetiſch behandelt VIII, 37
Aguilar, ſpaniſcher Feldherr unter Ferdinand von Aragonien V, 129 ff.
„**Ah** pietà pietà Signore!" (aus Jomellis „Miserere") VIII, 50
Ahasverus III, 87; VI, 100; XIV, 17.
„**Ahnfrauen**" — Die Ahnfrau von Grillparzer (1817).
Ahnherr, ſein alter würdiger — „The Spectator", von Addiſon herausgegeben XIV, 74, 75.

„Alanthusblätter" — parodiſtiſche Anſpielung auf Loebens „Lotosblätter" VIII, 56.
Alba XII, 130.
Albrecht, Johann Friedrich Ernſt (1752—1814), fruchtbarer Romanſchriftſteller (XI, 205); XIV, 215 ff.
Albrechtsberger, Johann Georg (1736—1809), Muſiktheoretiker, Beethovens Lehrer in Wien XIII, 219.
Alcibiades VII, 302.
D'Alembert, Jean le Rond (1717—1783), hochbedeutender Philoſoph und Akuſtiker VII, 8.
Alexander (I.), Kaiſer von Rußland XII, 140; XIII, 211, 244.
Alexander der Sechſte (Papſt 1492—1503) VI, 239.
Ali, Nachfolger Mohammeds V, 285.
Allegri, Gregorio (1584—1652), hervorragender Tondichter XIII, 246, 285, 292.
Almeira (Befehlshaber eines ſpaniſchen Regiments) IV, 150.
„Almen se non poss'io" aus Metaſtaſios „Clemenza di Tito" I, 94.
Alruna (Taſchenbuch für Freunde der Vorzeit, 1805—1812) XIII, 308, 309.
Alte, Dieſer — Stengel, S. v. VII, 126 ff.
Alten, v. (Geheimer Oberbaurath, Hoffmanns Hauswirth in Berlin, Taubenſtraße 31) XIV, 199.
„Alter, Das ſechste" aus Shakeſpeares „Wie es Euch gefällt" VII, 127.
Altvam, einen ſo überaus vortrefflichen — Unzelmann X, 61.
Alzine, aus Arioſts Raſendem Roland I, 85; VII, 19.
Amadis von Gallia, der berühmteſte Ritterroman (15. Jahrhundert) XIII, 282.
Amalbajongi, Prinzeſſin von (von Hoffmann ſelbſt gebildetes Fabelland) VII, 160.
Amann, Juſtus (Joſt) (1534—1591), bedeutender Nürnberger Maler XII, 177.
Amati, Antonio (1550—1635), einer der berühmteſten Geigenbauer I, 32; III, 248.
Amboina (irgend ein fabelhaftes Reich) I, 135, 143.
Ambroſius (340—397), Biſchof von Mailand, Begründer des Kirchengeſanges II, 158.
— von Camaldoli (1386—1439) I, 15.
Amor, Der verbannte (vielleicht L'amour exilé de Cypre, Oper von Grétry 1793) XIII, 123.
Anapäſten, antikes Versmaaß (◡◡—) IV, 219.
Andacht, Die, zum Kreuz, ſ. Calderon.
Andreas der Zweite, König von Ungarn II, 54.
Aneurysma, Erweiterung einer Schlagader durch Verkalkung XIII, 157.
Anfoſſi, Pasquale (1727—1797), Componiſt I, 70, 71; V, 286.
Angriff, Der, der Colomb'ſchen Huſaren, Bild von Baug XIV, 77.
Anhänge, falſche, Fehler im Meiſtergeſang II, 196.
Annibal, ſ. Carracci.
Anſelmus, Der Student, Held des „Goldnen Topf" von Hoffmann XIV, 198.

Antibachien, antikes Versmaaß (⏑ — —) IV, 219.
Antius, Druckfehler, ſ. Aetius.
Antonius, Der heilige (251—356) I, 19; VI, 27 ff.; VII, 14.
Apolloni, Filippo, aretiniſcher Schauſpieldichter (17. Jahrhundert) IV, 60, 64.
Aquinas, Thomas, ſ. Thomas von Aquino IV, 217.
Arbeit, die literariſche — Datura faſtuoſa XIV, 34.
Arbeit, jene — die Hohen (Flohlied aus Goethes Fauſt) X, 139.
„**Ariel**, mein" — aus Shakeſpeares Sturm VIII, 20.
Arioſt I, 22, 28, (30), 84; (VII, 19, 74); VIII, 30, 346; X, 224, 225, 227.
Armadillo — Gürtelthier X, 149.
„**Armenier**, eine Art", aus Schillers Geiſterſeher XI, 203.
Armida, ſ. Gluck.
Armide(a) aus Taſſos „Befreitem Jeruſalem" IX, 144; XI, 73, 75.
Arndt, Johann (1555—1621), berühmter Erbauungsſchriftſteller I, 105.
Arche, Friedrich, Juriſt des 18. Jahrhunderts VIII, 317.
Arriaza, Don Juan Bautiſta de (1770—1837), ſpaniſcher Dichter IV, 148, 165.
Artemidorus (Daldianus), griechiſcher Schriftſteller im 2. Jahrhundert III, 49.
Arius (König) I, 157; XIII, 321.
Arzt, Der ſeiner Ehre, ſ. Calderon.
—, ein — Meſmer VII, 181.
—, ein alter berühmter — Heim II, 13.
Aſa (Aſa) foetida, höchſt übelriechendes und -ſchmeckendes Medikament IV, 190; XII, 206.
Aſtolfo, aus Arioſts Raſendem Roland I, 35.
Atalanta, Wettläuferin der griechiſchen Sage VIII, 14.
Athalia, Der Dichter der — Racine VII, 147.
Atlantis, das Wunderland der Romantik VII, 263, 269.
Atterbom, Per Daniel (1790—1855), ſchwediſcher Schriftſteller (XIV, 46).
„**Auf dem Bau**" — Im Zuchthaus XII, 160.
Augenarzt, Der, Singſpiel von Gyrowetz I, 91; XIII, 157 ff.
Auguſtus, Kaiſer II, 75.
Auguſtus, Kurfürſt zu Sachſen III, 29.
Ausdruck, jener: Ja, ja! etc. aus Ev. Matth. V, 37 VII, 28.
Axur, Oper von Salieri XIII, 225.

Babo, Joſeph Marius (1756—1822), Schauſpieldichter (XIII, 147).
Bach, Emanuel (1714—1788) I, 58; VII, 323, 324; XIII, 278.
Bach, Johann Sebaſtian I, 58; II, 160; VII, 28, 31, 32, 48, 52, 53; VIII, 292; XIII, 156, 258, 275, 276, 277, 290; XIV, 140, 169, 209.
Bachien, antikes Versmaaß (— — ⏑) IV, 219.
Bacquet, beſtimmte Art magnetiſcher Batterie II, 8.
Bader, Tenoriſt, zuerſt in Bamberg, dann in Berlin XIII, 122.
—, Madame (?) (XIV, 46).
Bauer, Karl Ernſt v., Baron, Preußiſcher Kammerherr (III, 241 ff.); (XIV, 21).

Bahrdt, Carl Friedrich (1741—1792), berüchtigter Theologe und Pasquillenſchreiber VII, 10.

Baillot, Pierre Marie François (1771—1842), bedeutender Geiger und Theoretiker XIII, 164 ff.

Bamberg (IV, 94).

Bandello, Belarmino (Kardinal) IV, 80.

„Banſzpatiis!“ etc. aus Zacharias Werners „Kreuz an der Oſtſee“ IV, 104; XIV, 212.

Baniſe, aſiatiſche, ſchwülſtiges Werk des Zigler von Kliphauſen V, 290.

Barbarin, Ritter, Gegner Mesmers II, 8; VII, 166.

Barbier, der von Sevilien, Luſtſpiel von Beaumarchais, comp. v. Paiſiello I, 34; VII, 66; XIV, 216.

Barnabei, Trüffeljäger, ſ. Bernabei.

Bartels, Ernſt (Arzt und Schriftſteller) II, 9; V, 130.

Barthold (Berthold Schwarz) VIII, 52.

Bartholdy, Jacob Salomo (1779—1825), Reiſeſchriftſteller XI, 106, 133.

Bartolomei (Quelle Hoffmanns im Meiſter Floh) X, 205.

Barton, Henri (1767—1844), Componiſt (X, 141); (XIV, 206).

Baſedow, Johann Bernhard (1723—1790), bekannter Pädagog VIII, 26; X, 63.

Baſtille, Die, das Pariſer Staatsgefängniß XIII, 19.

Baßiſt, mein — Fiſcher, Joſeph (X, 17 ff.).

Bataille, muſikaliſche, des Prag. von Kozwara XIII, 224.

Batoni, Pompeo Girolamo (1708—1787), berühmter Maler V, 22.

Baumgärtner (Leipziger Buchhändler und Verleger) (XIV, 204).

Baumgarten, Siegmund Jacob (1706—1757), Theologe und Rationaliſt VIII, 198.

Baux, Raymond de, Schlachtenmaler (XIV, 77).

Bayerlein (Lieutenant) XIII, 210.

Bayle, Peter (1647—1706), Philoſoph und Gelehrter XIV, 182.

Bearbeiter, Der deutſche — Schiller X, 63.

Bearbeitung, Die, (von Romeo und Julia) von der Sie ſprechen etc. Von Goethe X, 54.

Beaumarchais, Caron de (I, 34); (VII, 66); (XIII, 60); (XIV, 216).

Beck, Adminiſtrator, Zechkumpan Hoffmanns in Bamberg XIII, 113.

Becker, Balthaſar (1634—1698), holländiſcher Prediger, Bekämpfer des Hexenweſens VIII, 317.

Beer, Johannes (1652—1700), Muſikſchreiber III, 85.

Beresford, James (1764—1840), Romanſchriftſteller, Verfaſſer von „Menſchliches Elend“ XIV, 212.

Beethoven I, 76; II, 152, 156, 161, 162; VII, 33, 35 42, 43 ff.; VIII, 64, 119; XIII, 88 ff., 107, 124, 142 ff., 192 ff., 213, 217, 218 ff., 226 ff., 273, 276, 290, 335; XIV, 50, 72, 164, 209.

Coriolan-Ouvertüre XIII, 142 ff.

  Egmont-Muſik XIII, 226 ff.
  Fidelio XIV, 164.
  Meſſe Cdur II, 152, 162; XIII, 218 ff.
  Symphonie (No. 5) C moll VII, 35, 46 ff.; XIII, 88 ff., 192.
  Symphonia (No. 6) pastorale XIII, 107.
  Trios Op. 70 VII, 48 ff.; XIII, 192 ff.

Beireis, Gottfried Chriſtoph (1730—1809), Profeſſor in Helmſtädt, berühmt durch ſeine Wunderdinge, die Goethe und Ludwig Bechſtein („Die Geheimniſſe eines Wundermanns“) beſchrieben VII, 172.

Beliſario, italieniſcher Maler (16. Jahrhundert) IV, 28.

Belke (Poſaunen-Virtuoſe) XIV, 30.

„Beluſtigungen, Biographiſche“, ein Jean Pauliſcher Titel (Biographiſche Beluſtigungen unter der Hirnſchale einer Rieſin) VIII, 25.

Benda, Georg (1721—1795), geſchätzter Tondichter VII, 324.

Benevoli, Orazio (1602—1672), bedeutender Componiſt II, 154; VII, 53; XIII, 246.

Benſyra (Cabbaliſt) IV, 213.

Berchler, Hans, Meiſterſinger II, 176.

„Bergamo, Dicht bei“ = im Reich der Comödie. (Wie der „Doktor“ aus Bologna, der „Prahler“ aus Neapel, „Pantalon“ aus Venedig, ſtammen „Brighella“ und „Truffaldin“ aus Bergamo.) IX, 177.

Berganza, ſ. Cervantes.

Berger, Ludwig (1777—1839), trefflicher Componiſt, Lehrer Mendelsſohns VII, 273.

Berghem, Claes (1620—1683), holländiſcher Landſchaftsmaler VIII, 137.

Bergt, Auguſt (1772—1837), Componiſt XIII, 245 ff.

Berlin (X, 75); (XI, 98 ff.).

Bernabei, Gioſeffo Antonio (1659—1732), Tondichter II, 160.

Bernardo, Druckfehler, ſ. Leonardo Leo II, 160.

Bernhardi, Johann Chriſtian Auguſt (1769—1820), Schriftſteller XIV, 198.

Bertram de Bornis, (1140—1215) Troubadour (erſcheint in Dantes Inferno) VI, 100.

Beſke (Berliner Komiker) XIII, 65

Bethmann, Friedrike Auguſte (1760—1815), berühmte Berliner Schauſpielerin VII, 15 (135); X, (61), (66), 141; XIV, 13.

Bettelweib, Das, von Lokarno, ſ. Kleiſt.

Bettina = Eliſabeth (Bettina) Marcuſe V, 120 ff.

Bhogovotgita, ein Abſchnitt des Mahabbarata VII, 238.

Billington, Miß, ſ. Gillray X, 20, 22.

„Biſt Du der Squenz“ etc. aus Shakeſpeares Sommernachtstraum VI, 144.

Blätter, Dieſe = Haude und Speneriſche Zeitung XIV, 44.

—, dieſe = Allgemeine Zeitung für Muſik und Muſikliteratur XIV, 67 ff.

—, dramaturgiſche = Dramaturgiſches Wochenblatt (erſchien von 1815—1817) X, 3.

Blake, Joachim, engliſcher Feldherr (Gegner Napoleons) IV, 151 ff.
Blankenſee, Georg Graf v. (Dichter des „Carlo“, 1820) (XIV, 43).
Blatt, jenes Hogarthiſche = „Credulity, superstition and fanatism“ XII, 212.
„Blühe liebes Veilchen“ etc. Gedicht von Overbeck VII, 89.
Blume, Heinrich (1788—1856), berühmter Baſſiſt in Berlin XIV, 167, 215.
—, Die blaue, Bezeichnung der Romantik in Novalis „Heinrich v. Ofterdingen“ VII, 145.
Blumen, falſche, Fehler im Meiſtergeſang II, 196.
Boabdil (Maurenkönig) V, 128.
Boccaccio IV, 12, 91; VI, 87, 88.
Bode (Bamberger Schauſpieler) XIII, 148.
Börhave, Hermann (1668—1738), berühmter Naturforſcher II, 149.
Börne, Ludwig (1786—1837) (verurtheilt in der „Waage“ die „Serapions-Brüder“)(XIV, 74).
Bötti(ch)ger, Carl Auguſt, (1760—1835), Archäologe VII, 124; XIII, 267.
Boieldieu, Adrien (1775—1834) bedeutender franzöſiſcher Operncomponiſt XIII, 298 ff.
Boileau, ſ. Despreaux.
Bonaparte V, 115, 161, (263); XI, 199; XIII, 211, 212, 236 ff., 244, (253), (266 ff.), 342 ff.; XIV, 204.
Boucher, Alexandre Jean (1778—1861), Violiniſt XIV, 169.
—, (Bouché), Paul, Kunſtgärtner in Berlin VII, 277.
Bouflers, Stanislas de (1738—1815), Dichter (IX, 111).
Bramigk (Berliner Hutſchändler) I, 134.
Brandt (Bamberger Schauſpieler) XIII, 123, 147.
Braun, Carl Anton (geb. 1788), Componiſt XIII, 213 ff.
Breitenſtein, Verfaſſer der „Proberollen“ (X, 37).
Brentano, Clemens (VIII, 140); (X, 82); XIV, 2, 198.
Bretzner, Chriſtoph Friedrich (1748—1807), Luſtſpieldichter IV, 93.
Breza, Gräfin (aus Dresden) XIII, 240.
Breughel, ſ. Höllenbreughel.
Briefe, gewiſſe freundſchaftliche = Empfindſame Reiſe“ von Sterne XIV, 49 f.
Briſſault, Eugène (1794—1854), Librettiſt, einer der 3 Textdichter von Spontinis „Olympia“ (XIV, 153).
Brinvillier, Marquiſe von (Giftmiſcherin) III, 147 ff.
Bruder, dem jüngern, meines Oheims = Johann Ludwig Dörffer VIII, 90.
—, ein, des hochbetrübten Vaters = Jerôme XIII, 260.
—, mein jüngerer = Myſtification Hoffmanns XIV, 72.
„Brudermörder, beherzte“ = Die Schuld von Müllner (1813) XIV, 162.
Brühl, Karl Moritz Graf von (1778—1837), Intendant der Königl. Schauſpiele in Berlin XIV, 199.
Bublina, griechiſche Freiheitsheldin im Kampf gegen die Türken XI, 186.
Bucentoro, die venetianiſche Staatsgondel II, 106 ff.
Buch, das . . . = Schubert,

G. H., Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft —(1808) VII, 185.
, ein gewiſſes fantaſtiſches = Phantaſieſtücke in Callots Manier von Hoffmann XIV, 22.
—, ein ſeltſames = Die Elixiere des Teufels von Hoffmann I, 25.
—, ein vortreffliches = Berganza von Hoffmann XIV, 211.
—, jenes verrufene = Excorporationen von Albrecht XI, 205.
Buchſtabenweis, zarte, Meiſterſingerweiſe II, 180.
Bühnendichtern, Einer von euern neueſten = Zacharias Werner VII, 135.
Bürger, Eliſe (1769—1833), Gattin Gottfr. Aug. Bürgers (VII, 113).
Bürger, Gottfried Auguſt (III, 135).
Büſching, Anton Friedrich (1724—1793), Geograph IX, 149.
Bujac (einer der 3 Textdichter von Spontinis „Olympia") (XIV, 153).
Buttmann, Philipp (1764—1829), berühmter Philologe und hervorragender Witzbold, Begründer der „ſpaniſchen" Geſellſchaft (ſ. d.) (XI, 141).
Byron, Lord IV, 179; XIV, 162.

Cäſar VII, 8; XIII, 370.
Cäzilia = Julie Marc VII, 107 ff. XIII, 205 ff.
Cagliostro (Joſeph Balſamo) (1743—1795) III, 82; V, 19; VII, 172; (VIII, 116 ?).
Calaf, Held in Gozzis und Schillers Turandot V, 259.
Caldara, Antonio (1670—1736), Tondichter II, 160; XIII, 285, 287, 288.
Calderon de la Barca IV, 102; (VII, 140); VIII, 25, 75; X, 77, 78; (XI, 200); XII, 236; XIII, 40, 84, 85, (133), 134 ff., 142; (XIII, 265, 361, 362).
  Die Andacht zum Kreuz VII, 140; X, 77, 78; XIII, 133, 134 ff., 265.
  Der Arzt ſeiner Ehre XI, 200.
  Blume und Schärpe (Schärpe und Blume) XII, 237; XIII, 40 ff.
  Die Brücke von Mantible X, 78; XIII, 135, 138, 139, (361), (362).
  Der große (wunderthätige) Magus IV, 102; X, 78.
  Der ſtandhafte Prinz X, 78; XIII, 134, 137, 138.
  Die große Zenobia X, 78.
Callot, Jaques (1592—1635), berühmter Kupferſtecher, Vorbild Hoffmanns V, 106; VII, 8, 12, 13, 299; IX, 107, 127, 229; XII, 208; XIII, 242, 325, 329.
  Phantaſtiſch karrikirte Blätter = Balli di Sfessania di Jacomo Callot IX, 107.
Cambyſes VI, 142.
Camilla, Oper von Paer VII, 66.
Campanella, Theodor (1568—1639), Arzt und Weltweiſer II, 149.
Campra, André (1660—1744), Componiſt XIV, 126.
Canzi, Catharina (1805—?), Sängerin in Berlin XIV, 196.
Caracalla, römiſcher Kaiſer VI, 87, 88, 219.
Cardanus, Hieronymus (1501—1576), Myſtiker XI, 206; XIV, 182.

Cariſſimi, Giacomo (1604—1674), berühmter Tondichter IV, 35, 75.
Cari, ſ. Karl.
Carracci, Annibale (1560—1609), einer der bedeutendſten Maler IV, 24, 27, 28, 36.
Caſparini, Eugenius (1624—1706), Orgelbauer VIII, 104.
Caſſiodorus Remus, ſpaniſcher Theologe des 16. Jahrhunderts IV, 214.
Caſtel, Bertrand (1688—1757), Pater, Erfinder des Farben-Claviers XIV, 24.
Catalani, Angelica (1779—1849), berühmte Sängerin IV, 125; XIV, 62.
Cato VI, 143; VIII, 125.
Cavalcanti, Andrea (17. Jahrhundert), Gelehrter IV, 80.
Cavalier, Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde, von Johann Gottfried Schnabel (Warnungsſtadt 1738) V, 280; VIII, 163.
Cavalli, Francesco (1600—?), Componiſt IV, 35, 43.
Cazotte, Jacques (1719—1792), franzöſiſcher Romanſchriftſteller XI, 213, 214, (215), (216), (218), (223).
Ceccarelli, Odoardo (17. Jahrhundert), Sänger IV, 34, 55.
Celia, ſ. Shakeſpeares „Wie es Euch gefällt“ III, 69; VIII, 46.
Cellini, Benvenuto (1500—1571) II, 182; VI, 100; XI, 100.
Cervantes (II, 151); IV, 91; VII, 10, 11, 84, 89; VIII, 133; (IX, 160); (X, 15 ff., 81); XI, 211; (XIII, 382).
  Berganza VII, 87 ff.; VIII, 133.
  Don Quixote II, (151), 220; IV, 91; (VIII, 364); (IX, 160); (X, 15 ff., 81); XI, 211; (XIII, 224); XIII, 382.
Ceſtius, durch ſein Grabmal — Pyramide des Ceſtius — in Rom berühmt IV, 22.
Chamiſſo, Adalbert v. VII, 279 ff., IX, (64), 98; XII, 141; (XIV, 198, 200).
Charakter, ein unentſchiedener — Jäck, J. H. VII, 113 f.
Charité, Hauptkrankenhaus Berlins I, 143; III, 61; XIV, 185.
Chariah Bhade, altindiſches Gedicht IX, 77.
„**Che dolce più**“ etc aus Arioſts Raſendem Roland VIII, 345.
Cherubini, Luigi (1760—1842), berühmter Tonmeiſter VII, 336; XIII, 35, 143, 192, 244, 255, 291, 397.
Cheſterfield, Philippe Dorner Stanhope, Graf v. (1694—1773), Schriftſteller IV, 226.
Chezy, Helmina v. (1783—1856), Dichterin („Die Enkelin der Karſchin“) XIV, 219.
—, Wilhelm v. (1806—1865), Schriftſteller (Sohn der Helmina) XIV, 220.
Chiari, Pietro (1711—1785), ſchwülſtiger Dichter IX, 163.
Chimentelli, Valerio (Profeſſor in Piſa) IV, 80.
Chodowiecki, Daniel (1726—1801), einer der berühmteſten deutſchen Kupferſtecher V, 19; XII, 208.
Chriſt (Bamberger Schauſpieler) XIII, 123, 147.
Choriamben, antikes Versmaß (— ⏑ ⏑ —) IV, 219.
Ciampini, Jacopo (Verfaſſer des Werkes „Vetera monimenta,

in quibus praecipue musiva opera illustrantur", Rom 1699) XIII, 264.

Cicero (ſ. auch Philippi, Johann Ernſt) (II, 51, 96); III, 46 (49); VII, 8, 215, 217; XIII, 364.

Cimaroſa, Domenico (1749—1801), berühmter Tondichter VIII, 123; XIII, 81, 117, (222).

Clam, Graf (ſchleſiſcher Magnat), XIV, 65.

Clelia, Roman der Scuderi, (10 Bände, 1654—1660) III, 143.

Clemens von Alexandrien, Kirchenvater (2. Jahrhundert) XI, 206.

Clemens VII. (Papſt 1523—1534) X, 221.

Cleobulus, einer der ſieben griechiſchen Weiſen III, 69.

Cleve, Der Graf von (Cabbaliſt) IV, 213.

Coccia, Carlo (1780—?), Componiſt (XIV, 16).

Codrus, Trauerſpiel von Cronegk (1760) X, 16.

Collin, Heinrich Joſeph v. (1771—1811), öſterreichiſcher Dichter (X, 16); XIII, 142.

Colomb, Ferdinand Auguſt v. (1775—1854), preußiſcher General XIV, 77.

Comp.(oniſt), Ein gründlicher, ſehr geachteter — Friedrich Schneider XIII, 121.

Congreve, William (1772—1828), Erfinder der Brandraketen VIII, 124.

Conradi (Advokat in Dresden) XIII, 241.

Conſtanze, Hauptrolle aus Mozarts Entführung VII, 30.

Conteſſa, Carl Wilhelm (1777—1825), ſchleſiſcher Dichter, Freund Hoffmanns, Serapionsbruder (I—IV); XIV, 79.

Conti, Prinz XIV, 136.

Continentalſyſtem, Das (Einrichtung Napoleons) XIII, 267.

Contreras (ſpaniſcher General) IV, 150.

Corelli, Arcangelo (1653—1713), bedeutender Tonmeiſter III, 246; V, 286; VII, 34; XIII, 166, 182, 235; XIV, 169.

Corinna, Heldin des Romans der Staël (IV, 178); VII, 123, 124.

Cornaro (Cardinal) VIII, 231.

Corneille, Pierre VIII, 132.

Cornelius, Peter v. (1783—1867) II, 168.

Cornelius Nepos VIII, 25; XIII, 364.

Corona, ſ. Fouqué.

Corporal Trim, ſ. Sterne, Triſtram Shandy XIII, 7.

Correggio, der berühmte Maler V, 107; XIII, 20.

—, Trauerſpiel von Oehlenſchläger (1816) X, 31, 32.

Correſpondent, Hamburger (Zeitung) XIV, 15.

Cotugno, Domenico (1754—1822), neapolitaniſcher Arzt VIII, 153.

Coventgarden (großes Theater in London) X, 22.

Cranach, Lukas II, 208; IX, 32.

Crescentini, Girolamo (1766—1846) berühmter Kaſtrat, Componiſt VII, 34, 36, 37; XIV, 62.

Cröſus XII, 203.

Cronegk, Johann Friedrich v. (1731—1757), Dichter (X, 16).

Cuno (Bamberger Theaterdirektor) XIII, 79, 80; (XIV, 206).

Curas, Hilmar, Verfaſſer eines alten Lehrbuchs der Schreibekunſt VIII, 29.
Cymork (fälſchlich für Cimoſko), aus Arioſts Raſendem Roland VII, 74.
Cyprian, Serapionsbruder (Friedrich de la Motte Fouqué?) I—IV.
Cyprian(us), Thascius Cäcilius, Kirchenvater (3. Jahrhundert) XI, 208.

Daktylen, antikes Versmaß (— ◡ ◡) IV, 216.
Dales, Der = Die Armuth (hebräiſch) III, 65, 66, 67.
Dalkarl, Bewohner Dalekarliens (Schweden) I, 184.
Dallaſch(ch) (Berliner Reſtaurant) XIV, 199.
Dame, Eine — Bild von Schadow XIV 77f.
Dandolo, Andrea (Doge 1343—1354) II, 104.
Daniel, ſ. Schillers Räuber V, 8.
Dante I, 22, 183; IV, 13, 108; (VII, 72).
Dapertutto, Doctor, aus „Die Abentheuer der Sylveſternacht" von Hoffmann XIV, 199.
„**Das** iſt die Rückſicht, die Elend" uſw. aus Shakeſpeares Hamlet X, 6.
Davidſohn (Pſychiater) VIII, 239.
Degen (1756—1818), Uhrmacher aus Wien, berühmt durch ſeine Flugverſuche X, 196.
„**Den** Drang des Hohen abgeſchüttelt" nach Shakeſpeares Hamlet VII, 135.
„**Den** Verliebten, der wie ein Ofen ſeufzt" etc. aus Shakeſpeares „Wie es Euch gefällt" V, 245.
Deodata, Stück von Kotzebue (urſprünglich „Das Geſpenſt") III, 136.
„**Der** ew'gen Sonne geb' ich" uſw. aus Schillers Jungfrau von Orleans X, 6.
„**Der** Hölle Rache" etc. aus Mozarts Zauberflöte VII, 30.
„**Der** Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt" aus Shakeſpeares Romeo und Julia X, 9.
„**Der** Natur den Spiegel vorzuhalten" etc. aus Shakeſpeares Hamlet VII, 141.
Deramo, ſ. Gozzi, König Hirſch.
Despreaux = Boileau (1636—1711), berühmter franzöſiſcher Dichter III, 164, 166, 195; (IX, 163).
Devienne, François (1759—1803), Componiſt XIII, 81.
Devrient, Ludwig (1784—1832), berühmter Schauſpieler und Freund Hoffmanns III, 78; (X, 30, 36, 42 ff.); XIV, 198, 200, 214, 215 ff.
Dey von Elba, Der, ſ. Bonaparte.
Dezius, römiſcher Kaiſer I, 16, 18.
„**Di tanti palpiti**", aus Roſſinis Tancred VIII, 180.
Diable boiteux, berühmtes Werk von Leſage VIII, 152; XIV, 182.
Diavolinis (Aphrodiſiacum) VII, 188.
Dichter, Die (der „Olympia") ſ. Briſſault, Dieulafoy, Dujac XIV, 153.
Dichter, jener = Beaumarchais (?) XIII, 290.
Dichter, beſſere oder vielmehr wirkliche = Goethe und Schiller X, 55.

Dichter, Der des Trauerſpiels Carlo = Blankenſee, Georg Graf von XIV, 43.
—, Der ritterliche des ... = Fouqué VII, 300.
—, ein = Zacharias Werner VII, 147.
—, Ein, der neueſten Zeit = Fouqué VII, 145.
—, ein deutſcher geiſtreicher = Jean Paul XII, 145.
—, ein gewiſſer = Iſſland VII, 142.
—, Ein herrlicher = Tieck VII, 143.
—, Ein ſchon verſtorbener großer = Schiller VII, 138.
—, Ein ſehr gemüthlicher liebenswürdiger = Schulz, F. A. IV, 122.
—, einer unſerer geiſtreichſten = Jean Paul IV, 179.
—, irgend ein geiſtreicher franzöſiſcher = Boileau IX, 163.
—, jener tiefe = Tieck VIII, 63.
—, mit jenem = Horaz VIII, 52.
Dichtern, Manchen = Kotzebue XIV, 126, 127.
—, ſelbſt von großen = Goethe X, 54.
Dichters, eines großen = Arioſt VIII, 346.
—, eines jungen talentvollen = Ludwig Robert X, 85.
—, jenes = Friedrich Schlegel X, 10.
—, Mißgriff eines großen = Schiller X, 61.
—, Trauerſpiel eines deutſchen = Schillers Jungfrau von Orleans VIII, 143.
Diderot, Denis (VII, 32, 147); (VIII, 321, 332); (XIII, 400); XIV, (71), 182.
Dieulafoy, Joſeph Marie Armand Michel (1762—?), Librettiſt (einer der Textdichter von Spontinis „Olympia") (XIV, 153).
Didone abadonnata, von Metaſtaſio gedichtete Oper XII, 88.
„Die beſoffnen Schlingel" etc. aus Shakeſpeares Sturm. XIII, 243.
„Die Geiſter, die den großen Geſchicken voranſchreiten", aus Schillers Wallenſtein VII, 151.
„Die Hand, die Wochtags (Samſtags) ihren Beſen führt" aus Goethes Fauſt VIII, 290.
„Die nackte Bruſt der Partiſan entgegen werfen" aus Schillers Wallenſtein X, 85.
„Dieſe Mariane, dieſe Philine" etc., aus Goethes Wilhelm Meiſter XIV, 175.
Direktor des ... Krankenhauſes = Marcus II, 14.
Dittersdorf, Karl Ditters v. (1739—1799), Componiſt I, 91.
Dittmar (Profeſſor der Meteorologie in Berlin) XIV, 215, 217.
Dittmeyer (Konzertmeiſter in Bamberg) XIV, 206.
Dmuſczewska, Mad. ſ. Petraſch.
Döbbelin, Karl Theodor (1727—1793), bekannter Direktor einer Schauſpieler-Wandertruppe XIII, 85, 227.
Doerffer, Ernſt Ludwig, Vetter Hoffmanns (VII, 52).
—, Johann Ludwig (1743—1803), Obergerichtsrath, Onkel Hoffmanns (III, 235); (VIII, 90).
—, Johanna Sophie, Hoffmanns „Tante Füßchen" (VIII, 80 ff.).
—, Otto Wilhelm (Sir Ott), Hoffmanns Onkel (VIII, 85); (XIII, 1, 2).

Doktor Bartholo, ſ. „Barbier von Sevilien“ XIV, 216.
—, ſ. „Figaro's Hochzeit“ XIII, 66.
Dolce, Carlo (1616—1686) VII, 125.
Dominichino (Domenico Zampieri) (1582—1641) IV, 28; V, 97.
Don Karlos, ſ. Schiller.
Don Juan, ſ. Mozart.
Don Quixote ſ. Cervantes.
Donaunymphe, ſ. Donauweibchen.
Donauweibchen, Das, Oper von Kauer (1799) VII, 193; XIV, 30, 65.
Donnrer, Der = Thôr XIII, 374.
Dorfbarbier, Der, komiſche Oper von C. F. Weiße und Schenk XIV, 9.
Dorneus, Gerard, deutſcher Myſtiker (16. Jahrhundert) XI, 206.
Droll, Geiſt in Shakeſpeares Sommernachtstraum I, 90, 200; VII, 307; VIII, 18.
Drurylane (großes Londoner Theater) X, 22.
Dſchehezerade III, 91.
Dſchingiskan XI, 157; XII, 139.
Dſchinniſtan, das Feenland der Tauſend und Einen Nacht IX, 11, 14, 15, 68.
Du Barry, Madame, Maitreſſe Ludwig XV. XIV, 130.
Dümmler (Berliner Verleger) VIII, 3, 4.
Dürer, Albrecht II, 160, 164, 208; XII, 164 ff.; XIII, 292.
Dunkel (Kammermuſikus in Dresden) XIII, 245.
Duport, Jean Louis (1749—1819), berühmter Celliſt III, 241, 242; VII, 315.
—, Louis, Pariſer Tänzer VII, 315.
Durand, Auguſte-Frédéric (1770—1840?), Geiger III, 248, 250.
Durante, Francesco (1684—1755), Tondichter II, 154; XIII, 151, 246, 288.
Durow (Zechkumpan Hoffmanns in Bamberg) XIII, 113.

Eberhard, Johann Auguſt (1739—1809), philoſophiſcher Schriftſteller V, 142.
„Ecce quam bonum“, Studentenlied mit Parodie des 133. Pſalms VIII, 220 f.
Eckardt, v. (Angeſtellter beim Siegelamt in Bamberg) XIV, 197, (210).
Eckhof, Konrad (1720—1778), berühmter Schauſpieler IV, 95; X, 27, 42; XIV, 11.
Eginhard, Schreiber Karls des Großen XIII, 264 f.
„**Ehrenpunkt, der vierte**“ etc. aus Shakeſpeares „Wie es Euch gefällt“ X, 26.
„**Eilende Wolken**“ etc. aus Schillers Maria Stuart I, 122.
Einzug, Der, der Monarchen in Paris, Bild von ? XIV, 77
„**Ein Gemüth zu ſchwach**“ etc. aus Goethes Wilhelm Meiſters Wanderjahren X, 52.
„**Ein Pferd — ein Pferd**“, aus Shakeſpeares Richard der Dritte I, 257.
„**Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand**“, Goethes Gedicht in Mozarts Compoſition VII, 30.
Einzigen, einer = Müller, Mariane XIII, 333.
Eleatiko, Wein aus Elea (Unter-Italien) I, 69.
Eleven, Die, der Pflanzſchule für Spandau = zukünftige Feſtungsſträflinge XI, 123.
Eliſa (der Prophet) XIII, 360.
Eliſabeth, Die heilige, geb. 1207

(1208?), heilig geſprochen 1235 II, 54.

Eliſene, Perſon aus „Der Wald bei Hermannſtadt" von Johanna v. Weiſſenthurn XIII, 146.

Elixirium magnum (trinkbares Gold der Alchymiſten) XIV, 57.

Elsner, Joſeph (1769—1854), Componiſt XIII, 253 ff.

Emma von Roxburgh, Oper von Meyerbeer XIV, 41.

„**Emmelinen, Den**" (aus Weigls „Schweizerfamilie") VIII, 45.

Empecinado (Martin Diaz) (1775—1825), ſpaniſcher Freiheitsheld IV, 156 ff.

Ensler, (richtig Enslen), Dresdner Taſchenſpieler II, 77; VII, 277.

Eobanus Heſſus, berühmter Humaniſt (XII, 171).

D'Epernay, Chevalier (ein Verrückter) II, 148.

Epimenides = Des Epimenides Erwachen von Goethe XIV, 198.

Erziehungsmethode, Ein einziges Produkt jener = Witte, Karl VIII, 68.

Erthal, Franz Ludwig v. (1730—1795), Fürſt-Biſchof von Bamberg XII, 60 ff.

„**Es** gibt im Menſchenleben" etc. aus Schillers Wallenſtein XIII, 353.

„**Es** giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden" etc. aus Shakeſpeares Hamlet IX, 89.

Eſterhazy, Fürſt XIII, 289.

Eßer, Karl Michael Ritter von (1736—?), berühmter Virtuos aufder Violad' Amore VIII, 85.

„**Et si male nunc**" etc. aus Horazens Oden XII, 207.

„**Et voluisse sat est**" aus Properzens Elegien XIV, 42.

Etzler (Rektor in Breslau) XIV, 37.

Eugen, Prinz VI, 144.

Eunicke, Johanna (1798—1856) Berliner Sängerin, die erſte „Undine" XIV, (40), (58 ff.), 161.

Evagrius (536—594), Kirchenrechtler I, 22.

Evelina, Oper von Coccia (1815) XIV, 16.

Excorporationen (Zeitſchrift, herausgegeben von Albrecht) XI, 205.

Exdirector, jener = Cuno XIV, 206.

Exili (italieniſcher Giftmiſcher) III, 146 ff.

Eytelwein, Johann Albert (1767 1848), Baumeiſter V, 101

Faſ(ſ)ner (der Rieſe) I, 153; XIII, 242.

Fahrenheit XIV, 59.

Fakardin, Prinz, Hauptperſon des Hamiltonſchen Märchens „Les quatre Fakardins" I, 220; VII, 175.

Falcone, Aniello (1600—1665), Schlachtenmaler IV, 13.

Falieri, Marino (Doge) II, 103 ff.

Falſtaff, ſ. Shakeſpeare, Heinrich der Vierte.

Famaguſta, Märchenſtadt auf Cypern X, 134 ff.

Fanchon, Singſpiel von Himmel, Text von Kotzebue VII, 15.

Fanfarell (Teufel) IV, 69.

Fanfaron = Prahler XIII, 399.

Farinelli (Carlo Broſchi) (1705—1782) berühmter Kaſtrat V, 283; X, 27.

Faſch, Carl Friedrich Chriſtian

(1736—1800), Theoretiker und Tonſetzer II, 160; XIII, 283; XIV, 138, 140.

Fauſtina = Fauſtina Haſſe XIII, 36.

„Februars-Nächte“ = der 29. Februar von Müllner (1812) = der 24. Februar von Werner (1810).

Fegeſack, Kammerrath, Verballhornung von Molières „Geizigem“ durch Zſchokke X, 50.

Feldkümmel, Pachter, Poſſe von Kotzebue I, 239.

Feo, Francesco (1685—1740), Kirchencomponiſt II, 154(?).

Ferdinand von Arragonien V, 127 ff.

Ferdinand VII. (König von Spanien) XIII, 268.

Fernow, Carl Ludwig (1763—1808), Kunſtſchriftſteller X, 54.

Ferrari, Benedetto (1597—1681), Operncomponiſt XIII, 182.

Ferreras (Ferrerus), Vincentius (1357—1419) V, 130.

„Fêtes de Versailles“ (angeblich von Molière) VIII, 16.

Feuer, griechiſches (Brandkugeln aus Pech, Schwefel und Theer) XIII, 19.

Fichte, Johann Gottlieb (VII, 15); (X, 71).

Fierabras, aus Calderon, Die Brücke von Mantible.

Figaro's Hochzeit, Luſtſpiel von Beaumarchais XIII, 66.

Filamarino, Clemens (italieniſcher Herzog) V, 116.

Fiocati (Berliner Vogelhändler) XIV, 203.

Fiocco = Schleife IV, 167.

Fioravanti, Valentino (1768—1837), Componiſt VIII, 66; XIII, 81 ff.

Fiſcher, Joſeph (1780—?), Berliner Opernſänger (X, 17 ff.); XIII 397; XIV, (4), 10 ff.

— **(Viſcher)**, Peter II, 182, 212, 215; XII, 165.

Fiſchzug, Der Stralower, Drama von Julius v. Voß XIV, 190.

Flechier, Esprit (1632—1710), Kanzelredner und Schriftſteller XIII, 328.

Fleck, Johann Friedrich Ferdinand (1757—1801), berühmter Schauſpieler III, 138; IV, 106; X, 42; XIII, (328), 353; XIV, 13.

Florian, Jean Pierre de (1755—1794), franzöſiſcher Dichter (V, 127).

Fludd, Robbertus (1574—1637), engliſcher Aſtrolog XI, 207.

Follen, Karl (1795—1840), politiſcher (revolutionärer) Dichter XIV, 38.

Fontange, Marie Angélique (1661—1681), Geliebte Ludwig XIV. III, 162.

Fontangen, Haartracht des 17. Jahrhunderts V, 185.

Foot(e), Samuel (1720—1777), engliſcher Luſtſpieldichter und Schauſpieler X, 49.

Forkel, Johann Nicolaus (1749—1818), Muſiktheoretiker VII, 57; XIV, 72, 128.

Fortes (Obriſtwachtmeiſter) XIII, 210.

Fortunatusſäckel IX, 181.

Fouqué, de la Motte, Friedrich Baron von III, 19, 48, 252; VII, (145), 279, (300 ff.); IX, 30; XIII, 169, 264 ff., 325 ff., 336, 398 ff., 402 f.; XIV, 199, (200), 212 ff.
  Corona (1814) VII, 300.
  Eginhard und Emma (1811) XIII, 264 ff.

Fouqué de la Motte, Das Galgenmännlein (1810) II, 19.
Gedichte („aus dem Jünglings-Alter“ 1816) III, 43.
Die beiden Hauptleute XIII, 336.
Arion VII, 300.
Sigurd VII, 145.
Thaſſilo (1815) XIV, 200.
Undine (1811) III, 252; VII, 300; XIII, 162 ff.; XIV, 212, 213.
Der Zauberring (1813) VII, 300; IX, 30.
Fränzel, Componiſt der Oper „Carlo Fioras“ (X, 14).
Fragment, Das Götheſche = „Die neue Meluſine“ aus Wilhelm Meiſters Wanderjahren II, 101.
Franklin, Benjamin VIII, 185.
Franz, Johann Chriſtian (1762—1812) Baſſiſt in Berlin XIII, 332.
Frau, dieſe = Madame Schulz XIII, 341.
Frauenlob, Heinrich (Heinrich von Meißen), Begründer der Meiſterſingerei II, 196.
Frauentaſchenbuch (von Fouqué herausgegeben) XIII, 399 ff.
Freimüthige, Der (Berliner Zeitſchrift) XIII, 14, 16.
—, Der, für Deutſchland (Zeitſchrift von Symanski) XIV, 22, 23, 24, 42, 74 ff.
Freiſingen, Das, Vorſtufe des Meiſterthums im Meiſterſingen, II, 196.
Freitag (Berliner Schneider) XI, 96.
Frescobaldi, Girolamo (1583—1644), Componiſt IV, 34, 75.
Fridolin, Schauſpiel nach Schillers „Gang nach dem Eiſenhammer“ von F. v. Holbein (1806) XIII, 148.
„**Frieden**, Zum ewigen“, Werk von Kant XIII, 369.
Friedländer, S. H. (Ueberſetzer des Arriaza, 1814) IV, 148.
Friedrich der Große (der Zweite, der Einzige) VIII, 278; XIII, 84, (85); XIV, 13, 71.
— Wilhelm der Erſte III, 46.
— — der Dritte XII, 140; XIII, 210, 211, (212), (352).
Fröhlich, Joſeph (1780—1862), Componiſt, XIII, 297 f.
Fürſt-Biſchof, Der, ſ. Erthal, F. L. v.
Fugger II, 187.
Fux, Johann Joſeph (1660—1741), Theoretiker und Componiſt XIII, 132, 289; XIV, 72.

Gabalis, Werk über die „verborgenen Wiſſenſchaften“ vom Abbé de Montfaucon (1670) IV, 250; VII, 265; XI, 216.
Gabrieli, Giovanni (1557—1612), bedeutender Kirchencomponiſt XIII, 19.
Gall, Franz Joſeph (1758—1828), Begründer der Schädellehre VIII, 129.
Gallia, Die Dame = Frankreich XIV, 198.
Gammuret, Vater Parcivals II, 25.
Gardel (Tanzmeiſter) IV, 141.
Gargantua, Hauptwerk von Rabelais (Gargantua und Pantagruel) XIII, 20.
Garkönig = Das reine Metall I, 189.
Garrik, David (1716—1779), der berühmteſte engliſche Schauſpieler X, 42, 43, 44, 45, 49, 51; XIV, 11.

Garrik, kleiner = Ludwig Devrient X, 42 ff.

Gattoni (Abt und Muſiker) VIII, 148.

Gaviniés, Pierre (1726—1800), berühmter Violinvirtuoſe XIII, 166, 182.

Gebänd, falſches, Fehler im Meiſterſingen II, 196.

Gebände, falſches, Druckfehler, ſ. Gebänd, falſches II, 196.

Gelehrter, ein berühmter, bereits verſtorbener = Friedrich Nicolai VII, 200.

—, Ein ſinnreicher = Lichtenberg VIII, 56.

Gelinek, Hermann Anton (1709—1779), böhmiſcher Violiniſt und Orgelſpieler XIII, 234.

Gemälde, Das große = Das Weltgericht von Anton Müller (1602) I, 146.

Gemianini, Druckfehler, ſ. Geminiani.

Geminiani, Franceſco (1680—1762), berühmter Geiger III, 246; XIII, 182.

Gemmingen, Otto Heinrich v. (1755—1836), Dramendichter (VII, 147); VIII, 278; (X, 46).

Genlis, Stephanie Felicité de (1746—1830), fruchtbare Schriftſtellerin IV, 226.

Gerber, Ernſt Ludwig (1746—1819), Muſikhiſtoriker VII, 331; VIII, 84; XIII, 289; XIV, 27, 181.

Gerundium, lateiniſches Zeitmaaß IV, 206.

Geſellſchaft, Die ſogenannte ſpaniſche = Die „geſetzloſe Geſellſchaft“ (1809 von Buttmann gegründet) XI, 141.

Geſellſchafter, Der (Zeitſchrift von Gubitz) XIV, 10.

Geſſi, Franceſco (1588—1649), bologneſiſcher Maler IV, 28.

Gesta Romanorum, berühmtes Chronikenwerk XIV, 183.

Geßner, Salomon (1730—1788), der berühmte Idyllendichter XIV, 207.

„**Gewaltig** (allmächtig) iſt die Liebe“ etc. aus Gotter-Reichardts „Geiſterinſel“ VIII, 12.

Ghebern, Die = Anhänger Zoroaſters XIV, 80.

Giallo (Giallo antico), gelb oder roth geäderter Numidiſcher Marmor V, 96.

Giardini, Felice (1716—1796), Geiger III, 246, 247.

Giarnovichi, Giovanni (1745—1804), Geiger III, 247.

Gilblas di Santillana, Hauptwerk von Leſage V, 121.

Gillray, James (1757—1815), berühmter Caricaturiſt X, 22.

Glaſer, Chriſtoph, Apotheker aus Baſel III, 146 ff.

Gleichniß, Das gewagte (von Hoffmann ſelbſt) II, 155.

Gleim, Johann Wilhelm Ludwig (1719—1803) („Vater Gleim“) XIV, 207.

Gluck, I, 89; VII, (17), (19), 22, (23), 24, 25, 33, 57, 58, 140, 330, 333, 334, 338; VIII, (64), 118, 119; XI, (118); XIII, 98 ff., 117, 120, 159, 234, (236), 254, 333, 336, 337, 338, 339; XIV, 44, 71, 72, 125 ff., 132, 134, 136, 137, 144, 147, 159, (198).

  Alceſte VII, 24.

  Armida VII, 23, 24, 25, 33, 58; VIII, 64; XI, 118; XIII, 234; XIV, 130, 198.

  Demetrio XIV, 129.

- **Gluck**, Die Her(r)mannsſchlacht XIV, 72, 127.
  - Iphigenia in Aulis VII, 17, 22, 24, 57, 58, 330; VIII, 118; XIII, 98 ff; XIV, (72), 128, 129.
  - — in Tauris VII, 19, 22, 24, 58, 140; XIII, 100, 236; XIV, 72 (irrthümlich für Aulis).
  - Orpheo VII, 24; XIV, 127.
- **Gluckiſten** = Anhänger Glucks VII, 57; X, 27; XIV, 129, 131.
- **Gneiſenau** XIV, 15.
- **Göckingk**, Leopold v. (1748—1828), Dichter (VIII, 220).
- **Göniönesmühl** = Königsberg VIII, 99, 104, 105, 150, 158, 224, 232.
- **Goethe** II, 101, (103), (149), 168; III, 43; IV, (94), (99), 128, 233; (V, 32, 125); VII, 10, 11, (28), 102, (276), 333, 334; VIII (8), 25, (70), (71), (74), (75), (164), (167), (290), (321); IX, 30; (X, 52, 53, 54, 55, 57, 64, 130, 226); XI, 105, (201); XII, 73, 83, (220); XIII, 20, 226ff., 310, 311, (400); XIV, 2, 30, 59, 65, 66, (71), (78), 162, (175), (182), (198).
  - Die Braut von Corinth (V, 32).
  - Claudine von Villa Bella (VIII, 70, 71, 74, 75); XIII, 226.
  - Egmont IV, 99; (VIII, 8); X, 64; XIII, 226 ff.
  - Des Epimenides Erwachen XIV, 198.
  - Erwin und Elmire XIII, 227.
  - Fauſt II, 168; VII, 28, (276); (VIII, 290); (X, 130); (XII, 220); (XIV, 162).
- **Goethe, Götz von Berlichingen** IV, 99; VII, 334; XII, 83; XIV, 162.
  - Jägers Abendlied VIII, 164.
  - Lil(l)a XIII, 227.
  - Das nußbraune Mädchen (aus Wilhelm Meiſters Wanderjahren) II, 101.
  - Das Mährchen von der kleinen Frau (aus Wilhelm Meiſters Wanderjahren) II, 101.
  - Die neue Meluſine (aus Wilhelm Meiſters Wanderjahren) (II, 101).
  - Rameau's Neffe (Dialog von Diderot) VII, 32, 147; (VIII, 321); XIII, 400; XIV, 71, 182.
  - Scherz, Liſt und Rache XIII, 227; XIV, 2, 65, 66.
  - Shakeſpeares Romeo und Julia-Bearbeitung X, 54.
  - Der Triumph der Empfindſamkeit X, 57; XIII, 227.
  - Die Wahlverwandtſchaften IV, 128; X, 65.
  - Werthers Leiden II, 149; VII, 333; X, 65, 226; XI, 201; (XII, 73); XIV, 162.
  - Wilhelm Meiſter I, 103; (II, 101); IV, 94; (VIII, 167); IX, 30; X, (52), 53; XIII, 226; (XIV, 78, 175).
  - Der Zauberlehrling V, 125.
- **Goethe's** ſchönen Gedanken etc. = aus den Wahlverwandtſchaften IV, 128.
- **Götz**, ſ. Goethe.
- **Gonſalvo** von Cordova, Werk von Florian V, 127.
- **Gotter**, Friedrich Wilhelm (1746—1797), Dichter (VIII, 12).

Gouvion St. Cyr, Laurent, General Napoleons IV, 123; XIII, 238.

Gozzi, I, 84; (II, 102); (V, 259); VII, 8, 143, 159; VIII, 172, 246, 247; IX, 107, (115), (121), 125, 163; X, (23), (24), (25), (59), (60), (61), (63), (67), (69), 93 ff., 100; XIII, 242, (315), (317), (362), (373); (XIV, 31?).
- Der glückliche Bettler VIII, 246.
- König Hirſch X, 100; (XIII, 373).
- Der König der Geiſter IX, 107.
- Das Mährchen von den drei Pomeranzen VII, 143; X, 93 ff.
- Der Rabe I, 84 ff.; X, 100; (XIII, 373).
- Turandot II, 102; V, 259; X, 23, 24, 25, 59, 60, 61, 63, 67, 69; XIII, 315, 317, 362.
- Das blaue Ungeheuer (IX, 115).
- Das grüne Vögelchen (IX, 121).

Granuelo, wohl Verwechſlung mit Graneiro, Geigenmacher III, 244.

Graun, Karl Heinrich (1701—1759), Componiſt VII, 196, 201; XIV, 72, 128.

Gregor (der Erſte), (Papſt 590—604) II, 158.

— der Neunte (Papſt 1227—1241) II, 54.

Greſnick, Antoine Frédéric (1750—1799), Operncomponiſt (XIII, 123).

Gretry, André (1741—1813), bedeutender Tondichter X, 73, 74.

Grillparzer, Franz (XIV, 162).

Grimm, Brüder (XIV, 71).

Groſſo, Pasquino, Sänger zu Anfang des 17. Jahrhunderts II, 30.

Große, Karl (1761—?), Verfaſſer des von Hoffmann ſehr geſchätzten „Genius“ (1791—1794) XI, 202.

Grotius, Hugo (1583—1645), Vater des Völkerrechts XI, 156; XIII, 369.

Grotthus, Carl Ludwig v. (1747—1801), ein Sonderling III, 240.

Grünberger (der bekannte ſaure Wein aus Grünberg in Schleſien) XIV, 56.

„**Grundſatz**, Der“ etc. (aus: „Karl Witte oder Erziehung und Bildungsgeſchichte deſſelben“, 1819) VIII, 68.

Gryphius, Andreas (1616—1664), berühmter deutſcher Dichter X, 16.

Gſchick (Poſtmeiſter) XIII, 210.

Gubitz, Friedrich Wilhelm (1786—1870), Schriftſteller, Zeichner, Verleger XIV, 220.

Guido von Arezzo, Benediktinermönch des 11. Jahrhunderts II, 158.

Gurli, Kotzebueſche Figur aus „Die Indianer in Peru“ I, 108; X, 64.

Gusman, Heinrich von (ſpaniſcher Marquis) V, 131.

Guſtav Adolph VI, 87.

Gyges (der Lyder) IX, 206.

Gymnotus electricus (Zitteraal) VIII, 153.

Gyrowetz, Adalbert (1763—1850), Componiſt (I, 91); XIII, 157 ff.

Haak (**Haack**), Karl (1751—1819), Geiger III, 241 ff.

Hackert, Philipp (1737—1807),

bedeutender Landſchaftsmaler V, 108 ff.; VIII, 137.
Händel II, 162; V, 126; VIII, 220; XIII, 182, 246, (247), 251, 253, 275, 286, 289, 292; XIV, 44, 72, 129, 140, 209.
  Der Meſſias XIII, 246, 247, 289.
Härtel (Verleger in Leipzig) XIII, 289.
Häſcher, Martin, Straßburger Meiſterſinger II, 180.
Häſer, Charlotte Henriette (1784 H —1871), berühmte Sängerin VII, 37.
afftitz (Haftitius), Peter (1525—1602), Verfaſſer des Microchronicon Marchicum III, 8, 15, 20, 51.
Haller, George (Nürnberger Bürger) XII, 16 6.
Hamann, Johann Georg (1733—1788), einer der größten deutſchen Denker IV, 112, 113; VIII, 130; XIV, 20.
Hamilton, Graf, Verfaſſer von „Les quatre Fakardins“ (VII, 175).
„**Handelsſtaat**, Der geſchloſſene“, Werk von J. G. Fichte VII, 15; X, 71.
Hanſen (Bamberger Schauſpieler) XIII, 123, 146.
—, (Bamberger Schauſpielerin) XIII, 147.
Hardenberg, Fürſt, Staatskanzler XIII, 211.
Harravad, Iſaac ben, Rabbi (12. Jahrhundert) X, 205.
Harun al Raſchid VIII, 34.
Haslinger, Tobias (1787—1842), Muſikverleger, Beethovens „Generaliſſimus“, als Componiſt eine Kataſtrophe XIII, 223 f.
Haſſe, Fauſtina, geb. Cordoni, (1700—?), berühmte Sängerin, Gattin Johann Adolf Haſſes (XIII, 36).
—, Johann Adolf (1699—1783), bedeutender Tondichter II, 154; VII, 325; XIII, 36, 37, 289; XIV, 44, 72, 128, 129.
Haude und Speneriſche Zeitung XIV, 23, (44).
Hauptſingen (in der Meiſterſingerei) II, 196.
Hausvater, Der gute (deutſche), Rührſtück von Otto Freiherr v. Gemmingen (1780) VII, 147; X, 46.
Haydn, Joſeph II, 154, 156, 161; III, 244, 245; V, 126; VII, 44, 45, 46, 313; VIII, 64, 373; XIII, 37, 74, 76, 93, 97, 117, 124, 129, 130, 193, 200, 213, 216, 219, 223, 273, 276, 289, 290, 291, 397.
  Die Jahreszeiten VIII, 64; XIII, 290, 291.
  Die Schöpfung VIII, 373; XIII, 290.
—, Michael (1737—1806), Bruder Joſephs, trefflicher Tonmeiſter II, 154; XIII, 291.
„**Hebe** ſieh“ etc. aus Himmels „Deutſchen Liedern“ (1798) VII, 30.
Hedwig, Trauerſpiel von Th. Körner X, 37.
Heim, Ernſt Ludwig (1747—1834) („Der alte Heim“), bekannter Berliner Arzt (II, 13).
Heiniſch (Bamberger Schauſpielerin) XIII, 122, 148.
Heinſe, Wilhelm (1749—1803), bedeutſamer Dichter der Sturm- und Drangperiode (XIV, 70).
Held, Der königliche = Friedrich Wilhelm III. XIII, 352.

Hendel-Schütz (1772—1849), mimiſche Künſtlerin (VII, 113).
Henriette von England, Herzogin von Orleans III, 190.
Henſel, Wilhelm (1794—1861), Maler III, 34 ff.
Heraclides (Eremita), im 5. Jahrhundert I, 18.
Herausgeber, Der = J. D. Symanski („Der Freimüthige für Deutſchland“) XIV, 74 ff.
Herbſttag, Der, Luſtſpiel von Iffland (1792) X, 77.
Heſperus, Werk von Jean Paul X, 63.
Hieronymus, Der heilige I, 18; IX, 31.
Hilarion (Der Heilige), 4. Jahrhundert I, 24.
Hildegard von Hohenthal, Werk von Heinſe (1795/6) XIV, 70.
Hiller, Johann Adam (1728—1804), Componiſt (I, 58).
Himmel, Friedrich Heinrich (1765—1814), Componiſt (VII, 15, 30).
Hippel, Theodor Gottlieb von (1741—1796), bedeutender Schriftſteller IV, 112; VIII, 45; XIV, 20, 183, (201).
—, Theodor Gottlieb v. (1773—1843), Neffe des vorigen, Hoffmanns Jugendfreund XIV, 195, 201, 212.
Hippokrates XII, 195.
Hitzig (urſpr. Itzig), Julius Eduard (1780—1849), Juriſt, Verleger, Hoffmanns Freund und erſter Biograph XIV, 196, 202 ff., 212, 217, 220.
Hobglobus = Berggeiſt (Puck in Shakeſpeares Sommernachtstraum?) XIV, 57.
Höllenbreughel (Breughel), Pieter (1559—1625) IV, 196; VII, 231, 234.
Hoffmann, Ernſt Theodor Amadeus (1776—1822) (I, 3, 4, 25); (III, 133); (V, 105, 106); (VI, 7, 8); VII, 11, 299, 301; VIII, (3), (4), 5, (18), (20), (122), (177), 251; (IX, 107, 108); XI, 141 ff., 185, 186; XII, 141, (216), (217), (231); XIII, (17), (20), 63, 64, 66, (72), 74, 112, 113, 200 ff., (315), (316), 325 ff., 329, 398 ff., 402 f.; XIV, 1, 2, (15), (31), (32), (33), (54), (58), (63), 65, 66, (74 ff.), (123 ff.), 144, 169, 180, 181, (184), (185), 186, 194, 195, 196, 197, (198), 199, 200, 201, (202 ff.), 212 ff., 219, 221, 229, 230.
Die Abentheuer der Sylveſter-Nacht VII, 299; (XIV, 198, 199).
Ah che mi manca l’anima VIII, 122.
Ave maris stella VIII, 20.
Berganza XIV, 211.
Blandina, Prinzeſſin XIV, 199.
Die Brautwahl XIV, 31.
Ein Brief an Fouqué XIII, 398 ff.
Datura fastuosa (XIV, 54).
Der Dichter und der Componiſt XIII, 262, 316.
Don Juan XIV, 229, 230.
Duettinen, Sechs italieniſche XIV, 196.
Die Elixiere des Teufels (I, 25); VI, 7, 8; XIII, 263; XIV, 2, 195, 199.
Die Fermate XIII, (400), 401.
Das Fräulein von Scuderi VIII, 5.
Die Geheimniſſe XI, 141 ff., 185, 186.
Haimatochare XII, 141.

Hoffmann. Jacobus Schnellpfeffer XIV, 185.
  Kater Murr (ſ. auch Lebensanſichten . . .) XIV, 32, 33; XIV, 75, 76, 169, 196.
  Katzenbuch (geplante Fortſetzung des „Kater Murr"?) XIV, 184.
  Klein Zaches IX, 107; (XII, 216); (XIV, 202 f.).
  Kreisleriana VII, 301.
  Kreislers Lehrbrief XIV, 199, 209.
  Lebensanſichten des Katers Murr VIII, 3, 4, 5.
  Feierliche Leichenbeſtattung der Univerſalmonarchie XIII, 266 ff.
  Der Magnetiſeur III, 133.
  Mi lagnerò tacendo (verloren gegangen) VIII, 18.
  Die luſtigen Muſikanten (Singſpiel) XIV, 2.
  Misericordias domini cantabo (verloren gegangen) VIII, 104.
  Nachtſtücke VIII, 4, 5; XIV, 2.
  Nußknacker und Mauſekönig XIV, 15.
  O sanctissima VIII, 177.
  Oli(y)mpia XIV, 76, 123 ff.
  Ph(F)antaſieſtücke in Callots Manier V, 106; VII, 11; VIII, 251; XIII, 203, 204, 242, 325, 329; XIV, 2, (22).
  Der Preis XIII, 17.
  Prinzeſſin Brambilla IX, 107, 108; (XII, 216).
  Der Renegat XIII, 20.
  Ritter Gluck XIII, 72.
  Sammlung groteſker Geſtalten XIII, 64, 65, 66.
  Der Sandmann (XIV, 213).
Hoffmann. Scherz, Liſt und Rache XIV, 2, 65, 66.
  Selbſtbiographiſches XIV, 1, 2.
  Die Serapions-Brüder (I, 3, 4); XIV, 74, 195.
  Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers VII, 301; XIII, 327.
  Der goldne Topf (Nachttopf) (X, 139); (XIII, 242); (XIV, 58, 198).
  Undine (Oper) (III, 140); XIII, 162 ff., 402 f.; XIV, (58), (63 f.), 212, 213.
  Vertrag mit Kunz XIII, 203 ff.
  Lezter Wille XIV, 180, 203.
—, Maria Thekla Michelina, geb. Rorer (?—1859), Hoffmanns Frau XIV, 180, 181, (199).
Hogarth, William (1697—1764), der berühmte engliſche Kupferſtecher IV, 179; VII, 8; X, 49; XII, 210, 212; XIV, 18, 270.
Holbein (der berühmte Maler) XIII, 292.
—, Franz v. (1779—1855), Schauſpieler und Theaterdichter (X, 3); XIII, 122, 123, (148), 155, 158.
Holberg, Ludwig (1684—1754), der bedeutendſte däniſche Dichter (XIII, 346).
Holdermann (Bamberger Schauſpieler) XIII, 147.
—, (Bamberger Schauſpielerin) XIII, 147.
Homer (VII, 19); VIII, 261; XI, 98, 113, 207; XIII, 256.
Horaz (I, 114); VII, 7, 11, (41); (VIII, 52); (X, 13, 57, 85, 107); (XII, 207, 224, 229); (XIII, 17, 404); (XIV, 160).

Horion, Lord, aus Jean Pauls „Heſperus" V, 298.
Horlitz (Schneidermeiſter) XIV, 59.
Horn, Franz (1783—1837), Schriftſteller XIV, 218.
Houwald, Ernſt v. (1778—1845), Dichter (XIV, 216).
Hufeland, Chriſtoph Wilhelm (1762—1836) III, 71.
Humanitäts-Geſellſchaft (geſtiftet 1796) III, 58.
Hummel, Johann Erdmann (1769—1852), Maler I, 15.
Humor=Flüſſigkeit X, 96.
Humoriſt, Ein bekannter = Chriſtian Ludwig Liscow VIII, 99.
Hund, Der, des Aubri, ſ. Wald, Der, bei Bondy.
Huſſiten, Die, vor Naumburg, Rührſtück von Kotzebue XIII, 17.
Hybla, Stadt auf Sicilien XII, 216.
Hyginus, Gajus Julius, römiſcher Grammatiker zur Zeit des Auguſtus XIII, 7.

„Ich liebte nur Ismenen" etc. (Geſellſchaftslied des 18. Jahrhunderts) VIII, 87.
Ichor (das Götterblut) IV, 232.
Iffland, Auguſt Wilhelm (1759—1814), Dichter und berühmter Schauſpieler III, 207; IV, 105, 106; (VII, 142); VIII, 86; (X, 29, 51, 52, 77); XI, 172; XIII, 66, 354; XIV, 13, 17, 209.
„Ihr guten Leute und ſchlechten Muſikanten", aus Clem. Brentanos „Ponce de Leon" VIII, 140.
„Ihrer Augen dunklen Franzenvorhang", aus Shakeſpeares Sturm I, 166.
Ilias, Die, ſ. Homer.
Illenberger (Bamberger Schauſpieler) XIII, 148.
„Im Walde ſchlich (ſchleich) ich ſtill und wild" etc., aus Goethes „Jägers Abendlied" VIII, 164.
„Imitatorum pecus" aus Horazens Epiſteln X, 57; XIII, 404; XIV, 160.
„Imperador del doloroso regno", aus Dantes Inferno IV, 102.
„Inſekten freigewordene Blumen", aus Jean Pauls Titan XII, 145.
Iphigenia in Tauris, ſ. Gluck.
Irgendwo geleſen = in Kants Kritik der practiſchen Vernunft VIII, 109.
„Irritabile genus", aus Horazens Epiſteln XIV, 3.
Iſaac Ben Harravad, Rabbi X, 205, 206.
Iſabella von Arragonien V, 127 ff.
Iſidorus (Orientalis), Pſeudonym von Loeben (ſ. d.) XIII, 403.
Iſis, ägyptiſche Hauptgöttin I, 158; VII, 41, 166, 345; XI, 124; XIV, 133.
„Iſt er aus Furcht zu ſterben gar geſtorben", Parodie auf F. Schlegels „Alarcos" IX, 95.
„Ja, ein derber und trockner Spaß" u. ſ. w., aus Schillers „Shakeſpeares Schatten" XIII, 354.
Jacques, Herr (Monſieur), ſ. Shakeſpeare, **Wie es Euch** gefällt.
Jäck, Joachim Heinrich (Bibliothekar in Bamberg) (VII, 113 f.).

Jagor (berühmte Reſtauration in Berlin) XI, 96; XIV, 17, 201.
Jahn, Friedrich Ludwig (1778—1852), der „Turnvater" XIV, (28), 34 ff.
Jahrbücher, Heidelberger (berühmte Zeitſchrift) XIV, 59.
Jaques le fataliste, ſ. Diderot VIII, 332.
Jean Paul I, 103; II, 64; III, 43; (IV, 10, 179); (V, 298); VI, 5, 7; VII, 5 ff., (159); (VIII, 25, 163); IX, 215; (X, 63); XI, 128; (XII, 145); XIII, 325; XIV, 182, 207.
Jennaro, Prinz, ſ. Gozzi, Der Rabe.
Jeremias (einer der erſten Beſitzer der Hampelbaude im Rieſengebirge) XIV, 57.
Jerome (König von Weſtphalen) (XIII, 269).
Johanna die Sängerin — Eunicke, Johanna XIV, 40.
—, eine zweite — Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans XIII, 370.
— von Montfaucon, Ritterſtück von Kotzebue (1800) VII, 55; X, 28.
Johannes Chryſoſtomus (Heiliger, Namenstag 27. Januar, Mozarts, nicht Hoffmann-Kreislers [24.] Geburtstag) VIII, 78.
Jomelli, Nicola (1714—1774), bedeutender Kirchencomponiſt III, 247; (VIII, 50); XIII, 288.
Jorick (eigentl. Yorick) ſ. Sterne, Empfindſame Reiſe.
Joſeph (Joſephus) (37—95), berühmter jüdiſcher Hiſtoriker XI, 207.
Joſeph (II.), Kaiſer XIV, 138.
Joſepin, Giuſeppe Ceſari (1568—1640), römiſcher Maler IV, 32.
Jünger, Johann Friedrich (1759—1797), Luſtſpieldichter IV, 92; XIV, 175.
— zu Emaus IV, 121.
Julia, ſ. Marc, Julie.
Julie, ſ. Marc, Julie.
Junker Tobias, ſ. Rülp.
„Juſt, o du empfindſamer", ſ. Leſſings **Minna von Barnhelm** (VIII, 22).
Juſtinus Martyr (100—165), Kirchenvater XI, 206.

Kahle (Bamberger Schauſpieler) XIII, 147.
Kaiſer, jener, im Mährchen (von Gozzi?) XIV, 31.
Kakodämon — der böſe Dämon VIII, 49.
Kaliban, ſ. Shakeſpeares Sturm VII, 312; XIII, 350.
Kamptz, v. (Berliner Polizei-Direktor, Demagogenverfolger) (XIV, 170 ff.).
Kanne, Johann Arnold (1773—1824), Philologe und Schriftſteller XIII, 263.
Kant, Immanuel (VIII, 100); XIII, 140, (369).
Karfunkel-Poeſie (Karfunkler), die Auswüchſe der romantiſchen Richtung XIV, 162, 163.
Karl der Große VI, 87.
— der Vierte, deutſcher Kaiſer XII, 168, 192, 196.
— der Neunte, König von Frankreich XIII, 165.
Kaſelitz (Berliner Komiker) XIII, 66.
Kaspar der Thoringer, Ritterſtück von Törring-Cronsfeld XIII, 148.
Kater, Der geſtiefelte, ſ. **Tieck.**

Katharina, Die heilige, 307 unter Maximus II. enthauptet V, 113.

Katzenbergers Badereiſe, Werk von Jean Paul IV, 10.

Kauer, Ferdinand, Componiſt des „Donauweibchen“ (VII, 193); (XIII, [illegible]5); (XIV, 30, 65).

Kauf(f)mann, Angelika (1741—1807), Malerin XIII, 20.

Keller (Dresdner Schauſpieler) XIII, 237, 239.

Kempelen, Wolfgang v. (1734—1804), Mechaniker VIII, 155.

Kempſter (richtig Kemper), ehemalige Gartenwirtſchaft am jetzigen Kemperplatz im Berliner Thiergarten XI, 141.

„**Kennſt** du das Land“ etc. aus Goethes Wilhelm Meiſter VIII, 167; XIV, 78.

Kerl, ein häßlicher, dummer kleiner = Klein Zaches von Hoffmann XIV, 202 f.

—, jener verhexte, aus Grimms Märchen „Sechſe kommen durch die ganze Welt“ XIV, 71.

Kind, Friedrich (1768—1843), der Dichter des Freiſchütz XIV, 162 ff.

Kindergeſchichte, Die rührende = Fluch und Segen von Houwald XIV, 216.

Kirchgeßner, Marianna (1770—1808), Glasharmonika-Virtuoſin XIV, 26.

Kirnberger, Johann Philipp (1721—1783), Muſiktheoretiker XIV, 71.

Kißting (Berliner Klavierfabrikant) XI, 124.

Klageweis, Orphei ſehnliche, Meiſterſingerweiſe XII, 176.

Klebſylben, Fehler in der Meiſterſingerei II, 196.

Klein, Georg Michael, Profeſſor der Philoſophie, Bamberger Freund Hoffmanns (VII, 113); XIII, 113.

Kleinmeiſter = Teufel VII, 275.

Kleiſt, Heinrich v. (I, 105); III, 20; IV, 182; (X, 64, 67); XIII, 133.

Das Bettelweib von Locarno I, 105; IV, 182.

Das Käthchen von Heilbronn X, 64, 67; XIII, 133.

Michael Kohlhaas II, 20.

Klingemann, Auguſt (1777—1831), Schauſpieldichter XIV, (162), 163, 205.

Klingmann (Bamberger Schauſpieler) XIII, 148.

Kluge, C. A. F. (Arzt) II, 9; V, 159, 166; VIII, 239; XIII, 244 f.

Knarrpanti, Der Rath = Kamptz XIV, 170 ff.

Knigge, Adolph v. (1751—1796), Schriftſteller IV, 217, 276; VIII, 28, 361.

Koch, Heinrich Chriſtov (1749—1816), Muſiker XIII, 83, 84.

Kodrus, Drama von Cronegk X, 16.

Köhl, Bamberger Schauſpielerin XIII, 122.

Königin, Die, der Tarocke, aus Gozzis „Grünem Vögelchen“ IX, 121.

—, Die, von Golkonda, Erzählung von Bouflers X, 111.

—, Die, von Golkonda, Oper von Berton X, 141, 180, 240; XIV, 206.

Körner, Theodor (X, 37).

Kolbe, Karl Wilhelm (1781—

1853), Maler II, 101, 103, 147, 150, 230; XIV, 194.

Komponiſt, ein wackrer = Weber, Bernhard Anſelm III, 135.

Koreff, Johann Ferdinand (1783—1851), Arzt, Serapionsbruder (I—IV); (V, 157).

Koslowsky[i], Staatsrath XIII, 321.

Kosziusko (der polniſche Freiheitsheld) V, 255.

Kottwitz, Sigismund Alexander v. (Fähnrich) IV, 181.

Kotzebue, Auguſt v. (I, 106, 239); (III, 134, 135); (IV, 11, 92); (VII, 55); (VIII, 166); X, (28), (37), (64), 76, (77); XIII, 17, 80, (147), 157, 312 ff., 354, 397 f.; (XIV, 126, 127).

Kotzwara, Franz (1750—1791), Componiſt (XIII, 224).

Kraft, Adam (?—1507), berühmter Bildhauer XII, 165.

—, Friedrich, Dechant aus Höxter II, 149.

Kralowski, F., Hoffmanns Leihbibliothekar in Berlin XII, 215, 216, 217.

Kranach, ſ. Cranach.

Kranz (Cranz), Auguſt Friedrich (1737—1801), Satiriker VII, 10.

Kreisler, Johannes = Hoffmann, Ernſt Theodor Amadeus VII, 8 ff., 26 ff., 103, 104, 105, 106, 108, 133, 145, 147, 267, 300 ff., 330, 339 ff.; VIII; XIII, 140, 232, 260 f., 323, 325 ff., 357 ff., 396; XIV, 22 ff., 198, 199, 200, 209.

Kretſchmar, Johann Karl Heinrich (1769—1847), Maler XIV, (78), 79.

Kreuſ[t]zer, Rudolph (1766—1831) III, 247; XIII, 164 ff.

„Kribskrabs der Imagination", aus Goethes Fauſt XIV, 162.

Krickeberg, Friderike, Glasharmonika-Virtuoſin (XIV, 28 ff.).

Krummzinkenweis, Meiſterton mit 23 Reimen (von Ambroſius Metzger) II, 169.

Kühleborn, aus Hoffmanns (Fouqués) Undine XIV, 58.

„Kühner Kater" etc., wörtliche Parodie auf Jean Pauls Titan (Werke, 1827, Bd. 24, S. 143) VIII, 163.

Künſtlerin, eine bekannte mimiſche = Eliſe Bürger, geb. Hahn (v. Maaſſen) oder Hendel-Schütz (Ellinger) VII, 113.

Künſtlers Erdenwallen, Luſtſpiel von Julius v. Voß XIII, 123.

Kunisperger, Johannes (Johannes Müller, „Regiomontanus", 1436—1476), berühmter Gelehrter VIII, 159.

Kunz, Carl Friedrich, Bamberger Weinhändler und erſter Verleger Hoffmanns XIII, 113, 157, 203 ff.; XIV, 197, 198, 206 ff.

La Champelle, Jean († 1723), Trauerſpieldichter III, 169.

La Combe (napoleoniſcher Oberſt) IV, 158.

La Valliere, Louiſe Françoiſe (1644—1710), Geliebte Ludwig XIV. III, 201, 202.

Lafontaine, Auguſt Heinrich (1758—1831), thränenreicher Romanvielſchreiber, der noch nach Jahren über ſeine eigenen, von ihm vergeſſenen Werke vor Rührung weinte XI, 172; (XIV, 209).

Lak[c]tanz (Lucius Lactantius),

Kirchenvater (4. Jahrhundert) IV, 317; XI, 306.
Lalla Rukh, Dichtung von Thomas Moore XIV, 79 ff.
Laminge (Wandermäuſe) VII, 192.
Landesvater, Der (berühmtes Studentenlied) XIII, 370.
Lanfranco, Giovanni (1580—1647), Maler IV, 28.
Laokoon VIII, 17.
„Laß ruh'n" etc. aus Bürgers Lenore III, 135.
„Laßt die Politiker nur ſprechen" aus „Lied bei Tiſche zu ſingen" von Göckingk VIII, 220.
„— mich den Löwen auch ſpielen" etc. aus Shakeſpeares Sommernachtstraum X, 18.
Laun, Friedrich, ſ. Schulz, F. A.
Lauretten und Tereſinen, ſ. Hoffmann, Die Fermate.
Lauſka, Franz Seraphinus (1764—1825), Pianiſt III, 42.
Le Bret, Johann Friedrich, Hiſtoriker (18. Jahrhundert) II, 147.
Le Brün, berühmter Hoboiſt (18. Jahrhundert) VII, 331.
Le Clair, Jeanne Marie (1697—1764), berühmter Violiniſt und Componiſt XIII, 182.
Le Notre, André (1613—1700), berühmter Gartenkünſtler VIII, 61.
„Lebenstiefe" (ironiſch gemeint) III, 43; IV, 197; XIV, 22, 28.
Lebensweiſer, jener = Rameaus Neffe (Goethe-Diderot) VIII, 321.
Leclere (offenbar Druckfehler für le Clair) XIII, 182.
Legende, Die, von der todten Braut = Goethes Braut von Corinth V, 32.
Lehrlinge, Die, zu Sais, Werk von Novalis II, 92; VII, 153, 183, 331.
Lehſen, Eduard, Deckname für Wilhelm Henſel III, 34 ff.
Leibgeber, aus Jean Pauls Siebenkäs VII, 6.
Leibni[t]z X, 191.
Leidesdorff (Wiener Muſikverleger) XIV, 186 ff.
Lenz (nicht Lenze), Johann Michael Reinhold (1751—1792), bedeutender Dichter der Sturm- und Drang-Periode X, 16.
Leo, Carl Friedrich (1780—1824), genialer Schauſpieler (VII, 136, 137); (X, 38 ff.); XIII, 123; XIV, 208, (209).
—, Leonardo (1694—1744), berühmter Tonmeiſter II, 154, 160; XIII, 151, 285, 286, 287, 292, 296.
—, —, ſ. auch Feo, Francesco (Ellinger lieſt „Feo" ſtatt „Leo") II, 154.
Leonardo da Vinci VI, 235, 236, 241; VIII, 302, 381.
Leopoldine, Roman von Joachim Chriſtoph Friedrich Schulz (Leipzig, Göſchen, 1791) XIV, 53.
Leſage, Alain René (1668—1747) (V, 121); (VIII, 152); XIII, 345, 398 f.; (XIV, 182).
Leſſing (VIII, 22); X, 26; XIII, (10), 122.
Emilia Galotti XIII, 10.
Minna von Barnhelm (VIII, 22); XIII, 122.
Leuwenhöck, Anton v. (1632—1723), berühmter Naturforſcher X, 134.
Lewis, Matthew Georg, engliſcher Romanſchriftſteller (VI, 204).

Leyſer, Polykarp (1552—1610), lutheriſcher Theolog XIII, 7.

Lichtenau, Gräfin v. (1752—1820), Maitreſſe Friedrich Wilhelms II. (XI, 219).

Lichtenberg, Georg Chriſtoph (1742—1799), hochberühmter Humoriſt VIII, (56), (96), 130; IX, 215; X, 41, 49; XIV, 20, 183.

„**Liebe** ſchwärmt auf allen Wegen" etc. aus Goethes Claudine von Villa Bella VIII, 70, 71, 74.

Lieber (Gymnaſiaſt, in den Jahn-Prozeß verwickelt) XIV, 37, 38.

Lilienweis, Die grüne, Meiſterſingerweiſe XII, 176.

Linde, Die heilige (im Kreiſe Raſtenburg) VI, 9.

Lindhorſt, Der Archivarius, aus Hoffmanns „Goldnem Topf" X, 139; XIII, 242; XIV, 58. Außerdem auf dem Vorblatt der Luxus-Ausgabe.

Lippold[t], Münzjude im 16. Jahrhundert III, 31, 32, 38, 39, 87, 90, 91.

Lipſius, Juſtus (1547—1606), holländiſcher Philolog X, 191.

Liſcow, Chriſtian Ludwig (1701—1760), bedeutender Humoriſt VIII, 99.

Litteraturzeitung, Jenaer (berühmte gelehrte Zeitſchrift) XIV, 59.

Lobau, Graf von der (General Mouton) IV, 115, 116, 122, 123.

Lobeweiß, fröhliche, Meiſterſingerton II, 176.

Locatelli, Pietro (1693—1764), berühmter Violinvirtuoſe XIII, 182.

Loeben, Otto Heinrich, Graf (1786-1825), Romantiker (VIII, 56); XIII, 40 f.

Löhlein, Georg Simon (1727—1782), Muſiktheoretiker XIII, 279.

Lolli, Antonio (1730—1802), Geiger III, 247.

Loos, Gottfried Bernhard (1774—1843), Berliner General-Münzmeiſter XII, 200.

Loretto-Häuschen — Das Geburtshaus Chriſti in Loretto (Italien) VII, 10.

Lorrain, Claude (1600—1682), Klaſſiker der franzöſiſchen Landſchaftsmalerei V, 108; VIII, 137.

Lothar, Serapionsbruder (Adelbert v. Chamiſſo?) I—IV.

Lottchen am Hofe, komiſche Oper, gedichtet von C. F. Weiße, componirt von Hiller I, 58.

Lotti, Antonio (1667—1740), bedeutender Kirchencomponiſt II, 160; XIII, 285.

Louvois, François Michel (1641—1691), Kriegsminiſter Ludwig XIV. III, 260.

Ludwig (I.), ungariſcher König (1342—1382) II, 111.

— XIV. III, 141 ff., V, 276.

Lully, Jean Baptiſte (1633—1687), Schöpfer der franzöſiſchen Oper XIII, 259; XIV, 125 ff.

Luſtbarkeiten, Die, im Werthgarten (Ballett) XIII, 65.

Luſtſpiel, neues — Die deutſchen Kleinſtädter von Kotzebue IV, 11.

Lutter und **Wegner** (berühmte Berliner Weinhandlung) XIV, 199, 215 ff.

Lyſer, Johann Peter (?—1870), Dichter, Maler, Muſiker XIV, 214 ff., 236 ff.

Macht, Die, der Verhältniſſe, Drama von L. Robert (X, 60); XIV, 4.
Macrobius, Ambroſius Aurelius Theodoſius, Schriftſteller (5. Jahrhundert) XI, 296.
Mädchen, Das, von Marienburg (Verfaſſer unbekannt) XIII, 123.
Magdalena de la Cruz, ſpaniſche Nonne IV, 214 ff.
Mahomed V, 283.
Maimonides (Moſes ben Maimon) (1135—1204), berühmter Arzt und Philoſoph X, 191.
Maintenon, Françoiſe d'Aubigné (1635—1719) III, 143 ff.
Maler, ein alter niederländiſcher = Reinhart V, 110.
—, ein junger wackerer = Veit, Philipp VII, 278.
Malvolio, ſ. Shakeſpeares „Was Ihr wollt" X, 48.
„**Man** ſagt, er wollte ſterben!" parodiert aus Schillers Wallenſtein VIII, 294.
„**Manchem** liegt die Perle im Kopf" etc., Anſpielung auf Shakeſpeares „Wie es Euch gefällt" XIV, 57.
Mandragora, die zauberkräftige Alraunwurzel X, 135, 139.
Mann, Der, den die Toten anbeten = Bonaparte V, 263.
—, der ſelige = Kotzebue III, 135.
—, Ein freundlich vornehmer = Cagliostro (?) VIII, 116.
—, Ein, im weiten Warſchauer Schlafrock = Hoffmann (Reproduktion der Zeichnung ib. Blatt 9 und Band VIII, S. 100), XI, 144.
—, ein ſtrenger = Ludwig Börne XIV, 74.
Manſo, Johann Caſpar (1760—1826), in den „Xenien" verſpottet VIII, 152.
Manera, Cloriſſe (1780—1829), Hofſchauſpielerin II, 13.
Marc, Julie, ſpäter Gräpel, Hoffmanns Geliebte in Bamberg (VII, 107 ff., 173 ff.); (VIII); (XIII, 200 ff.); XIV, 43, 211.
Marcello, Benedetto (1686—1739), berühmter Kirchenkomponiſt I, 97; II, 160; XIII, 285, 288.
Marcellus der Zweite (Papſt 1555) II, 156, 163.
Marcheſi, Lodovico (1755—1829), berühmter Opernſänger X, 27.
Marchetti, Giuſeppe (1795—?), berühmte Sängerin XIV, 13.
Marcus, Adalbert Friedrich (1753—1816), Arzt in Bamberg, Freund Hoffmanns (II, 14).
Marcuſe, Eliſabeth (Bettina), Sängerin (V, 120 ff.).
Marella (? Marello), unbekannter Komponiſt IV, 125.
Martello, Pier Jacopo (1665—1727), dramatiſcher Dichter IX, 163.
Martinelli, Giorgio (17. Jahrhundert), Sänger IV, 35.
Martini, Giambattiſta (Padre) (1706—1784), bedeutender Tondichter I, 45.
Mas' Aniello (Tommaſo Aniello) (1623—1647) IV, 13, 14, 15, 51, 79.
„**Matrimonio segreto**", Oper von Cimaroſa XIII, 222.
Mattauſch, Franz (1767—1833), Berliner Schauſpieler XIV, 31.
Matthiſſon, Friedrich v. (1761—1831), württembergiſcher Dichter XIV, 207.
Mauchardt (Winkelberg) IX, 163.

Maximilian (Deutſcher Kaiſer) II, 174; XII, 168.
„Medias in res“, aus Horazens „De arte poetica“ X, 107.
Méhul, Etienne (1763—1817), bedeutender Tondichter XIII, 149 ff., 301, 397; XIV, 41.
Meibom, Marcus (1626—1717), Geſchichtsforſcher XIII, 16, 85.
Meiſter, Albert Ludwig Friedrich (Schriftſteller des 18. Jahrhunderts) VIII, 151.
Meiſter, Der ewige = Mozart XIV, 207.
—, ein, der Tonkunſt = Johann Friedrich Reichardt XIII, 226.
Meiſterſinger II, 189, 195, 196.
„Membra disjecta“ (eigentlich „disjecti membra poetae“) aus Horazens Satyren I, 114.
Mendoza (ſpaniſcher Feldherr unter Ferdinand von Arragonien) V, 131.
Menſchenhaß und Reue, Rührſtück von Kotzebue X, 37, 77.
Mephiſtopheles VI, 100; VII, 28, 99, 314; XIV, 199.
Merkurialis, Hieronymus (1530—1606), italieniſcher Arzt und Gelehrter II, 149.
Merkutio, ſ. Shakeſpeares „Romeo und Julia“ IV, 93.
Merlin I, 105; IV, 213.
Mesmer (Mesmerismus), Friedrich Anton (1734—1815), II, 5; V, 283; VII, 166, (181); XIV, 25.
Metaſtaſio, Pietro (1698—1730), Dichter I, 93, 94; (II, 81); VII, 26; (XII, 88).
Metzger, Ambroſius, Meiſterſinger (II, 189).
Meyer, Heinrich, Dr. med., Arzt Hoffmanns (XI, 146).
Meyerbeer, Giacomo (XIV, 40), 41).
Michel Angelo (Singſpiel) XIII, 64.
Mieris, Franz von (1635—1681, holländiſcher Maler VII, 273.
Mikomikona, Königin, aus Cervantes Don Quixote X, 15 ff.
Milder, Anna (Milder-Hauptmann, 1785—1838), berühmte Sängerin XIII, 156, 397; XIV, 10, 28.
Milfort (Lady), ſ. Schillers Kabale und Liebe XIII, 148.
Miller, Johann Martin (1750—1814), Verfaſſer des „Siegwart“ (XIV, 163).
Millo, König, ſ. Gozzi, Der Rabe.
„Mime, der arme, dem die Nachwelt keine Kränze flicht“, aus Schillers Wallenſtein XIV, 11.
„Mio ben recordati“ etc. aus Metaſtaſios „Alessandro nell' Indie“ II, 81.
Miranda, aus Shakeſpeares Sturm VII, 179; X, 64, 67.
Mirandola, Giovanni Pico, Fürſt von (1463—1494), Myſtiker und Kabbaliſt IV, 213; XI, 207.
„Miscere utili dulce“, aus Horazens „De arte poetica“ VII, 41.
Möller, Anton, Danziger Maler des 17. Jahrhunderts (I, 146).
Mönch, Der, Roman von Lewis (1795) VI, 204.
Möſer, Karl (1774—1851), Geiger (III, 241); (XIV, 21).
Molanus (Abt) I, 19.
Molière (VIII, 16?); X, 50.
Molinara (bella), Oper von Paeſiello XII, 225; XIII, 110.
Molinos, Pater Miguel (1640—1697), Begründer des Quietismus IV, 109, 113.

Mollterno (italieniſcher Volksführer) V, 116.
Mongolfiere = Luftballon des J. M. Montgolfier X, 108.
Monro, Donald (1729—1792), Londoner Arzt II, 148.
Monteſpan, Françoiſe Athenais, Geliebte Ludwig XIV. III, 156.
Montfaucon, Abbé, Verfaſſer des „Gabalis“ (IV, 250); (VII, 265); (XI, 216).
Moor, Franz, ſ. Schillers Räuber V, 8.
Moore, Thomas (1779—1852), engliſcher Dichter IV, 179; (XIV, 79 ff.)
Morbazan (Tartaren-Feldherr) II, 105 ff.
Moretti, (Colonialwaarenhandlung in Berlin) XIV, 198.
Moritz, Carl Philipp (1757—1793), hervorragender Schriftſteller, Goethes Freund VIII, 239.
Morſchellen (Morſellen) = Zuckertäfelchen I, 244.
Moſes VII, 162.
Mouton, Georges, General Napoleons (Graf von Lobau) IV, 116, 117.
Mozart I, 81, 91, 155, 161; (IV, 6); V, 135; VII, 22, 30, (31), 33, 42, 44, 45, 46, 48, 49, 53, 54, 55, 71ff., (132), (176), 274, (332), 334, 336, (337), 338; VIII, (64), 119, (168), 181, 340; (X, 62); XIII, 8, 9, (35), 74, 81, 97, 103, 106, 109, (115), 117 ff., (123), 124, 130, 133, 159, 193, 198, 200, 202, 213, (233), (251), 273, 275, 276, 288, 290, 294, 295, 298, 335, 397; XIV, 44, (62), 71, 72, 131 f., 134, 135, 136, 137, 138, (149), (151), (163), 175, (202), (207), 209, 210, (215).
Cosi fan tutte I, 91; XIII, 119.
Don Giovanni (Don Juan) V, 135; VII, 22, 33, 54, 64, 71 ff., 332, 337; VIII, 64; X, 62; XIII, 35; XIV, 131, 132, 135, 138, 149, 151, 163, 207, 215.
Die Entführung aus dem Serail (VII, 30, 31); XIII, 123; XIV, 175.
Figaro's Hochzeit I, 91; V, 126; VIII, 340.
La finta semplice XIV, 135.
Meſſen II, 153; XIII, 290.
Requiem II, 156; XIII, 8, 290, 295.
Symphonie Es dur VII, 274; XIII, 198.
Titus VII, 31; XIII, 233.
Das Veilchen VII, 30.
Vergißmeinnicht XIII, 9.
Die Zauberflöte I, 94; IV, 6; VII, (30), (132), 176; VIII, 168, (181); X, 62, 63; XIII, 115, 251; XIV, (62), (71), 202.
Müller, Hans, Straßburger Meiſterſinger II, 190; XII, 174.
—, Johannes (1752—1809), berühmter Hiſtoriker I, 103.
—, Maler (Friedrich Müller), bedeutender Dichter und Maler I, 97.
—, Marianne (1772—1851), Sängerin XIII, 333.
—, Wenzel (1767—1835), der berühmteſte öſterreichiſche Volkscomponiſt (VII, 261); (XIV, 204).
Müllner, Adolph (1774—1829), Schickſalstragödien-Dichter (X, 16); XIII, 404; (XIV, 162).

Murr, Der (Hoffmanns Kater) XIV, 169, 203.
Muſäus, Johann Auguſt (1735—1787), Dichter (XII, 201).
Muſen, Die, Zeitſchrift, herausgeg. von Fouqué und Neumann VII, 301; (XIII, 325, 326).
Muſik, deſſen — von C. M. Weber XIII, 314.

Nacht, Tauſend und Eine III, 92; V, 282; VIII, 132; IX, 13; X, 157.
Näcken = Der Neck (Nöck) I, 173.
Nägeli (Züricher Muſikverleger) VII, 28.
Napoleon, ſ. Bonaparte.
Narben (Narbonne), Markgraf Wilhelm von II, 25.
Nardini, Pietro (1722—1793), berühmter Geiger und Tondichter III, 245, 247; XIII, 182.
Nation, die, der der Komponiſt angehört = die jüdiſche XIV, 41.
Naturforſcher, ein, der eben vom Nordpol etc. = Chamiſſo IX, 64.
Naumann, Johann Gottlieb (1741—1801), Componiſt II, 154.
„Nel cor mi non più sento“ aus Paeſiellos „Molinara“ VII, 31.
Nennhauſen (Landgut Fouqués) XIV, 199, 213.
Neriker = Bewohner von Nerika (Schweden) I, 177, 196.
Nero XII, 139.
Nibelungen, Lied der XIII, 264.
„Nicht gerathen“ = Nicht genug thun (oſtpreußiſch) I, 229.
„Nichts iſt verloren“ etc. nach Schillers Jungfrau von Orleans VIII, 343.
Nicolai, Friedrich (1733—1811), von Goethe als „Proktophantasmiſt“ verſpottet: („Wenn Blutegel ſich an ſeinem Steiß ergetzen“ etc.) (VII, 200).
„Nil admirari“, aus Horazens Epiſteln XII, 229.
„Noch mal brüllen“ etc. aus Shakeſpeares Sommernachtstraum X, 18; XIV, 66.
Nollius, Heinrich, deutſcher Myſtiker (17. Jahrhundert) XI, 206.
Nonens (Non ens) = Das nicht Seiende IV, 93; VII, 129.
Nonnen, miauende (Epidemie von Hyſterie) II, 12.
Novalis (Friedrich Hardenberg) II, 12, 62; VII, 145, 331.
Novelle, eine, von mir = Der Sandmann XIV, 213.
Noverre, Jean George (1727—1810) berühmter Tanzmeiſter (Seine „Briefe über die Tanzkunſt“ überſetzte Leſſing) VI, 223.
Nudow, Heinrich (1752—?), Phyſiologe III, 48; VIII, 239.

„O Braut die Lippen triefen dir“ uſw. aus Martin Opitzens Gedichten XII, 172.
„O du ſüße Gewohnheit des Daſeyns!“ aus Goethes Egmont VIII, 8.
„O Himmel — Erde!“ etc. aus Shakeſpeares Hamlet VIII, 183.
Obermann, Madame (Berliner Hotelwirthin) XI, 94.
„Obstupuere omnes“ etc. ungenau citirt aus Virgils Aeneis XIV, 52.
Oehlenſchläger, Adam (1779—1850), berühmter däniſcher Dichter (X, 31, 32); XIV, 220, 221.

Oeſterlein (Berliner Klavierſabrikant) V, 286; VII, 34; XIII, [illegible].
Offizier, Ein tapferer = Seume VIII, 118.
Ofterdingen, Heinrich von II, 62 ff.
Oginsky(i), Michael, Graf (1765—1833), Componiſt XIII, 321 ff.
Oktavian, ſ. „Kaiſer Octavianus“ von Tieck VII, 214.
Onkel, Derjenige = Otto Wilhelm Dörffer VIII, 86.
—, ein alter = Doerffer, Johann Ludwig III, 235.
—, einen, wie Du = Theodor Gottlieb v. Hippel XIV, 201.
—, mein alter humoriſtiſcher = Voeteri, Ch. E. IV, 8 ff.
Opel (Bamberger Schauſpieler und Regiſſeur) XIII, 80.
Oper, die er . . . auf das Theater brachte = Undine von E. T. A. Hoffmann III, 140.
Opern, in welchen Stumme die Hauptrolle ſpielen = „Carlo Fioras“ von Fränzel X, 14.
Opferfeſt, Das unterbrochene, Oper von Winter I, 249; (VII, 32); XIII, 119.
Ophelia, ſ. Shakeſpeares Hamlet I, 24.
Opitz (von Boberfeld), Martin (1597—1639), Haupt der ſchleſiſchen Dichterſchule (XII, 172).
Orlando, ſ. Shakeſpeares „Wie es Euch gefällt“ III, 44.
Orpheus VII, 44.
Oſſian, VII, 84; (XII, 73).
Ott, Sir = Otto Doerffer, (Onkel Hoffmanns) XIII, 1, 2.
Ottmar, Serapionsbruder, Deckname für Julius Eduard Hitzig I—IV.
Overbeck, Chriſtian Adolf (1755—1821), Dichter (VII, 30).
Ovid VIII, 162, 164, 165, 166, 180; XII, 78.

Pacini, Stefano, Inſtrumentenbauer des 16. Jahrhunderts VIII, 44, 47.
Paer, Ferdinando (1771—1839), Componiſt und Kapellmeiſter Napoleons (VII, 66); XIII, 116 ff.; (XIII, 256).
Pae(i)ſiello, Giovanni (1741—1816), Operncomponiſt (I, 34); IV, 125; (VII, 31); VIII, 123, 124, (257); XIII, (110), 117, 397; (XIV, 216).
Pagenſtreiche, Luſtſpiel von Kotzebue IV, 92.
Pahl (Glasharmonika-Virtuoſe) XIV, 26.
Palafox, José (1775—1847), ſpaniſcher Freiheitsheld IV, 133, 166.
Paleſtrina, Giovanni Pierluigi (1526—1594), der größte Tonmeiſter Italiens II, 158, 159, 160, 161; V, 133; VIII, 373; XIII, 284, 285, 286, 288, 292, 296; XIV, 24, 26.
Palingeneſien = Wiedergeburten, Werk von Jean Paul VIII, 356.
Palladio, Andrea (1518—1580), der größte Baumeiſter der Renaiſſance VIII, 248; XIII, 328.
Pankratius (Kardinal) XII, 171.
Pantagruel, ſ. Rabelais, Gargantua X, 139.
Papagena, ſ. Mozarts Zauberflöte XIV, 62.
Papageno, ſ. Mozarts Zauberflöte VII, 132.
Paphos, Stadt auf Cypern mit

dem berühmteſten Tempel der Aphrodite IV, 112; XI, 117, 118, 119, 131.
Paracelſus, Theophraſtus Bombaſtus von Hohenheim (1493—1541) IV, 213; XI, 206; XII, 158.
Paradiesweis, geblümte, Meiſterton mit 26 Reimen (von Joſef Schmirer) II, 189.
Parazelſus, ſ. Paracelſus.
Parcivall II, 25.
Parteienwuth, Die, Schauſpiel von Ziegler (1815) X, 37.
„**Parturiunt** montes!" aus Horatens „De arte poetica" XII, 224.
Paveſi, Stefano (1778—1850), Componiſt VIII, 66.
Pellegrin (Abbé) XIV, 126.
Pepliers (des Pepliers), im 18. Jahrhundert vielgebrauchte Grammatik XI, 209, 211, 212, 216.
Pereira, Gomez, ſpaniſcher Philoſoph des 16. Jahrhunderts X, 191.
Pergoleſe, Giovanni Battiſta (1710—1736), bedeutender Tondichter V, 138; XIII, 288, 310.
Perli (Druckfehler) ſ. Perti.
Perrault, Charles (1628—1703), Dichter (VII, 180).
—, Claude (1613—1688), Arzt III, 166.
Perti, Giacomo Antonio (1661—1756), Kirchencomponiſt II, 154; VII, 53; XIII, 151, 246.
Peſtalozzi, Heinrich VIII, 26.
Peter Schlemihl, ſ. Chamiſſo III, 74; VII, (276 ff.), 279, 282, 298; VIII, 301; IX, 128; XIV, 198, 200.
— Urſeolus (Doge 991—1009) II, 140.
Petermännchen, Das, Geiſtergeſchichte von Chriſtian Heinrich Spieß (1792) III, 36.
Petrarch (Petrarka), Franzesco I, 22; VIII, 317; XII, 78; XIII, 23.
Petraſch, Demoiſ. (Sängerin in Warſchau) XIII, 254.
Pfeufer (Medizinal-Director in Bamberg) XIV, 197.
Philadelphia, Taſchenſpieler des 18. Jahrhunderts II, 150; III, 82.
Philidor, Taſchenſpieler am Ende des 18. Jahrhunderts III, 82.
Philipp, König von Macedonien X, 40.
Philippi, Johann Ernſt, Profeſſor in Halle, Verfaſſer von „Cicero" . . . (III, 46).
Philo (20 v. Chr. — 54 n. Chr.), jüdiſch-helleniſtiſcher Philoſoph X, 190; XI, 207.
Phyſiker, Ein geiſtreicher — Ritter, J. W. VII, 344.
Picard, Louis Benoit (1769—1828), Luſtſpieldichter VIII, 361; XIII, 81.
Piccini, Nicola (1728—1800), Componiſt, Gegner Glucks I, 89; VII, 57, 58; XIII, 254, 336; XIV, 129, 130, 131, 132.
Picciniſten = Anhänger Piccinis VII, 57; X, 27; XIV, 129, 131.
Pietro von Cortona (Pietro Berettini) (1596—1669), Maler und Baumeiſter II, 160.
Pinel, Philippe (1745—1826), Pſychiater I, 17, 26.
Piſtofolus, Notar, aus Paiſiellos „Molinara" VIII, 257.
„**Pius Aeneas**" = der fromme Aeneas, Dauerbenennung des Troja-Helden in Virgils Dichtung VIII, 41.

Pleyel, Ignaz (1757—1831), Componiſt XIII, 214, 272.
Plutarch VIII, 125.
Podbielski (Organiſt) XIV, 1.
„**Podroes twoia**" etc. Polonaiſentext 1797 zu Ehren Kosziuskos III, 257.
Poet, Der verſteckte (aus G. H. Schuberts „Symbolik des Traums") X, 31.
Pomeranzenweis, friſch, Meiſterton mit 28 Reimen II, 189.
Poniatowski, Stanislaus (König von Polen) XIV, 77.
Porpora, Nicolo (1686—1767), Componiſt II, 160; XIII, 285.
Portogallo, Marco Antonio (1762—1830), portugieſiſcher Tondichter I, 37.
Porzia ſ. Shakeſpeares Kaufmann von Venedig III, 78, 79.
Poſtel, Wilhelm (1510—1581), franzöſiſcher Myſtiker XI, 207.
Preti, Matteo (1613—1699), Maler IV, 26.
Prinz Taer, aus Gozzis „mostro turchino" (Das blaue Ungeheuer) IX, 115.
Prinzen, Die, von Marocco und Aragon, aus Shakeſpeares Kaufmann von Venedig III, 79.
Proberollen, Die, Luſtſpiel von Breitenſtein X, 37.
Probſtein, der Narr aus Shakeſpeares „Wie es Euch gefällt" II, 150; VIII, 47, 243; X, 26.
Profeſſor der Philoſophie = Klein, Georg Michael (VII, 113 ff.).
— der Turnkunſt, irgend ein = Jahn, Friedrich Ludwig XIV, 28.
Properz (XIV, 42).
Proſpero, ſ. Shakeſpeares Sturm V, 94; VII, 151, 179; VIII, 19.
Ptolomäus Philadelphus, Scherzfigur Hoffmanns IX, 16, 19.
Pucitta, Vincenzo (1778—1861), Opernkomponiſt I, 37; VIII, 64, 66.
Pückler-Muskau, Hermann, Graf (Fürſt) von (1785—1871), der bekannte „Verſtorbene" und „Semilaſſo" (V, 144 ff.); (XIV, 16, 17).
Pugnani, Gaetano (1728—1798), berühmter Geiger III, 246; XIII, 166, 182, 184.
Pulk (ruſſiſch) = Regiment XIV, 27.
Pumpernickel, Rochus, muſikaliſches Quodlibet von Matthäus Stegmayer XIII, 114, 151.
Punto, Giacomo, ſ. Jakob Stich VI, 86.
Puſchmann, Adam (1532—1600), Meiſterſinger II, 194.
Puſtkuchen, Anton Heinrich (1761—1830), Cantor in Detmold XIII, 151 ff.
Puyſegur, Armand Jacques de, Vereiniger der Mesmeriſchen und Barbariniſchen Lehren (III, 132); VII, 106; XII, 296.
Pygmalion VI, 240.
Pyrrhichien, antikes Versmaß (⏑ ⏑) IV, 216.
„**Pyrrhus, Der rauhe**", aus Shakeſpeares Hamlet XII, 228.
Pythagoras VIII, 195.

„**Quid valeant humeri**" etc. ungenanntes Citat aus Horazens „De arte poetica" XIII, 17.
Quickmarſch = Geſchwindmarſch XIII, 347.
„**Quod deus bene vertat**" (altrömiſcher Segenswunſch) XIV, 197.

Raab (Bamberger Schauſpieler) XIII, 148.

Rabelais VIII, 13, 14; (X, 139); (XIII, 20).

Rabener, Gottlieb Wilhelm (1714—1771), **berühmter Satiriker** IV, 7.

Racine III, 166; VII, 147.

Radamanthus III, 133.

Raja torpedo (Zitterrochen) VIII, 153, 259, 260.

Rameau, Jean Philippe (1683—1764), **berühmter** franzöſiſcher Componiſt VII, 60; XIII, 299; XIV, 125 ff.

Rameaus Neffe, ſ. Diderot und Goethe.

Ranf(f)t, Michael (1700—1774), Hiſtoriker IV, 180, 181.

Raphael (Sanzio) I, 166; IV, 30; V, 103, 107; VII, 158; X, 47; XIII, 18, 292.

Raſkal, aus Chamiſſos Peter Schlemihl VII, 283.

„**Regno al** pianto", aus Dantes Inferno VII, 72.

Regulus, Drama von H. J. v. Collin (1802) X, 16.

Reichardt, Johann Friedrich (nicht G.) (1752—1814), Kapellmeiſter in Berlin, Componiſt und Schriftſteller (VIII, 12); XI, 118; XIII, (226), 274 ff., 284, 296, 305, 332; XIV, 1, 71, 143, 144.

—, Johann Karl (1786—1844), Luftfahrer XI, 118.

Reil, Johann Chriſtian, Arzt und Forſcher I, 17; (II, 72); V, 157; VIII, 239.

Reith, Emanuel (Textdichter des „Augenarzt" von Gyrowetz) XIII, 158.

Rellſtab, Ludwig (1799—1860), Schriftſteller und Kritiker XIV, 206.

Rembrandt, VII, 231, 234, 299; XIII, 11, 12.

Reni, Guido (1575—1642) IV, 24, 25, 26, 27, 30, 31, 36.

Renner, Madame (Bamberger Schauſpielerin) (X, 66); XIII, 122, 123, 147.

Rennewart, aus Wolframs von Eſchinbach Epos „Willehalm" II, 25.

Reſidenz, eine bedeutende = Berlin X, 75.

Rhaſes (805—932), perſiſcher Arzt, von Methuſalemiſchem Alter II, 149.

Rhode, ſ. Rode.

Ribera, Guiſeppe (1588—1656), berühmter Maler IV, 28.

Ricciardi (wohl Rocciardi), Battiſta, Profeſſor in Piſa, Dichter (17. Jahrhundert) IV, 80.

„**Ricco** mercante di Venezia", häufige Figur der älteren komiſchen Oper XIII, 252.

Richer (franzöſiſcher Hiſtoriker) IV, 109.

Richter, Friedrich ſ. Jean Paul.

—, Herr, nicht nachweisbare Perſönlichkeit II, 149.

Riem, Friedrich Wilhelm (1779—1857), Componiſt XIII, 303 ff.

Rieſengebirge, Das. Ein Taſchenbuch (von Wilhelm Ludwig Schmidt) XIV, 61.

Righini, Vincenzo (1756—1812), Kapellmeiſter der Berliner Oper und Componiſt XIII, 332, 397.

Rinaldo, aus Taſſos befreitem Jeruſalem IV, 138; IX, 144.

Ritter, Georg Wenzel (1748—1806), Fagottiſt III, 241.

—, J. W. (Phyſiker) (VII, 344).

Rixner, Georg (Verfaſſer des „Thurnierbuch“, 1530) IX, 9.

Robert, Ludwig (Ludwig Lewin) (1778—1832), Dichter, Bruder der Rahel X, 85.

Rochlitz, Friedrich (1770—1842), Schriftſteller und Muſikhiſtoriker XIV, 204.

Rode, Pierre (1774—1830), berühmter Geiger III, 247; VII, 341; XIII, 164 ff.

Röckel (Bamberger Schauſpieler) XIII, 123, 148.

— (Bamberger Schauſpielerin) XIII, 148.

Rolla, aus Kotzebues „Die Spanier in Peru“ (1796) XIII, 147.

Roman, ein gewiſſer = Corinna von Frau v. Stael IV, 178.

Romana (ſpaniſcher General) IV, 148.

—, Rocca (Freiheitskämpfer, Ende des 18. Jahrhunderts) V, 116.

Romano, Giulio (1492—1546), Schüler Raphaels IX, 113.

Romanze, jene gewiſſe = „Morgen ſo hell“ aus Hoffmanns Undine XIV, 63 f.

Romberg, Andreas (1767—1821), Componiſt (der noch heute aufgeführten „Glocke“) XIII, 85 ff.

—, Bernhard (1767—1841), berühmter Celliſt XIII, 334 ff.

Romeca, griechiſcher Nationaltanz XI, 103.

Romeo, ſ. Shakeſpeares Romeo u. Julia.

Rorarius, Hieronymus, Scholaſtiker des 16. Jahrhunderts X, 191, 221.

Roſa, Salvator I, 14; III, 70, 73; IV, 12 ff., 91; V, 108.

Roſalinde, ſ. Shakeſpeares „Wie es Euch gefällt“ III, 44; VIII, 46.

Roſenblüth, Hans („Der Schnepperer“) (1430—1460) II, 164.

Roſſini, Gioachimo (1792—1868) VIII, 64, 66, (180); XIV, (12), 42, 132 ff.

Rottmei(y)er (Bamberger Schauſpieler) XIII, 123, 146.

—, (Bamberger Schauſpielerin) XIII, 146, 148.

Rouſſeau, Jean Jaques VIII, 86, 87, 88, 362; XIII, 183.

—(Bamberger Schauſpieler) XIII, 123, 146.

Roux, Philibert Johann, Schriftſteller des 18. Jahrhunderts IV, 114.

Rovai, Francesco, Dichter (17. Jahrhundert) IV, 80.

Rubens I, 166; VII, 276; XI, 70.

Rublack, Dr. (Arzt in Dresden) XIII, 245.

Rülp, Junker Tobias von, ſ. Shakeſpeares „Was Ihr wollt“.

Rufin (Scherzfigur Hoffmanns) IX, 16, 18.

Ruisdael, Jacob van (1628—1682) V, 22, (110).

Sacchi (Director einer berühmten italiäniſchen Schauſpielergeſellſchaft) VII, 159.

Sacchini, Antonio Maria Gaspare (1734—1786), Componiſt VII, 331 ff.; XIII, 336, 337.

Sänger, Der würdige = Eobanus Heſſus XII, 171.

Sängerin, die die Hauptrolle übernommen = Joſephine Schulze XIII, 341.

„Sage der Vorzeit“, Anſpielung auf Veit Webers „Sagen der Vorzeit“ X, 20.

Sainte Croix, Godin de (Giftmiſcher) III, 147 ff.

Salieri, Antonio (1750—1825),

Opercomponiſt, Nebenbuhler Mozarts (XIII, 38, 225).

Salomo, König IX, 185.

Salvanti (Druckfehler), ſ. Salvati IV, 80.

Salvati, (vielleicht Salvetti), Pietro, Dichter (17. Jahrhundert) IV, 80.

Salvator Roſa, ſ. Roſa, Salvator.

Samarkand (Märchenſtadt in Turkeſtan) X, 156.

Samuel, Sanct, in Venedig (Theater, an dem Gozzis Stücke aufgeführt wurden) XIII, 373.

Sanbenito, Kutte mit rothem Kreuz für die zum Feuertod Verurtheilten V, 283.

Sanchez, Agoſtino (Inquiſitor) V, 130, 135.

Sancho Panſa, ſ. Cervantes Don Quixote II, 151; IX, 160; X, 81.

Sanmartini Giovanni Battiſta (1704—1774), Glucks Lehrer XIV, 130.

Sanſcritta (Sanskrit), der Inder heilige Sprache VII, 41, 59; IX, 157.

Sanzio, Raphael, ſ. Raphael.

Saraſtro, ſ. Mozarts Zauberflöte IV, 6; VII, 176.

Sarti, Giuſeppe (1729—1802), Componiſt XIII, 287.

Savonarola XIII, 17, 18.

Scävola, Mucius I, 60; VIII, 17.

Scarlatti, Aleſſandro (1659—1725), berühmter Tondichter I, 97; II, 160; XIII, 285, 286, 296.

Scarron, Paul (1610—1660), vorzüglicher franzöſiſcher Humoriſt XII, 206.

Schaal (Friedensrichter), aus Shakeſpeares König Heinrich der Vierte I, 125.

Schaden, Adolph v. (1791—1840), beängſtigender Vielſchreiber XIV, 221 ff.

Schadow, Wilhelm Friedrich v. (1789—1862), Maler (XIV, 77 f.).

Schauſpieler, der einen ziemlich dicken Stock, beſaß (Unbekannt) X, 90.

Schauſpieler, Der . . . = Carl Friedrich Leo VII, 136.

—, der Charakterrollen . . . ſpielt = Ludwig Devrient X, 38.

—, Der, wider Willen, Luſtſpiel von Kotzebue X, 37.

—, Ein durchaus vortrefflicher = Ludwig Devrient X, 30.

—, Ein großer = Iffland X, 51, 52.

—, Ein nicht gar zu lange verſtorbener = Iffland X, 29.

—, Ein nicht längſt verſtorbener großer = Iffland X, 51.

—, Jener höchſt vortreffliche = Carl Friedrich Leo X, 38, 39, 40, 42.

Schauſpielerin, die vortrefflichſte = Friedrike Auguſte Bethmann X, 61.

—, eine weltberühmte = Friedrike Auguſte Bethmann VII, 135.

Schauſpielerinnen, zwei = Bethmann und Renner X, 66.

Scheffner, Johann George (1736—1820), bedeutſamer Kantianer und Dichter IV, 112.

Schelling, Friedrich Wilhelm Joſeph v. (1775—1854), der berühmte Philoſoph II, 12; XIII, 113.

Schenk, Johannes (1761—1836), Componiſt XIV, 9.

Schick, Margarethe Luiſe geb. Hamel (1773—1809), berühmte

Berliner Sängerin XIII, 332, 337; XIV, 13.

Schiller (I, 122); III, 138; IV, 99, 105, (140); V, (8), 179, 182; VII, 10, (138), 151; VIII, 25, 75, 133, (294), 343; IX, 30; X, (3), (24), (25), (30), (46), (55), 57, (58), (61), (63), 66, 76, (85); XI, 63, 65, 202, (205); XII, 73; XIII, 10, 14, 15, 16, (123), (148); XIII, (159), (353), 354, 404; XIV, (11), 30, 59, (217).
  Die Braut von Meſſina (X, 66); XIII, 14, (15), (16).
  Don Carlos (VIII, 294); X, 58; XIII 14; XIV, 217.
  Der Geiſterſeher V, 179, 182; XI, 202, (205); XIV, 30.
  Die Horen XI, 202.
  Kabale und Liebe (X, 63); (XIII, 148).
  Die Jungfrau von Orleans (VIII, 343); X, (6), 23, 66.
  Maria Stuart (I, 122); X, 24, 25.
  Die Räuber IV, 100; (V, 8); X, 30, (46); XI, 63, 65, (72), 202; XIII, 10.
  Shakeſpeares Macbeth (X, 55).
  — Schatten (Gedicht) XIII, 159, (354).
  Turandot X, 61 ff.
  Wallenſtein I, 111; III, 138; (IV, 140); (VII, 151); VIII, 133, (294); (X, 85); XIII, 16, 123, (353), 354; (XIV, 11).
  Wilhelm Tell X, 57, 58; XIII, 123.

Schitterſamen, Hans (Raubritter, 1474 in Nürnberg verbrannt) XII, 194.

Schlacht, jene, aller Schlachten = bei Leipzig IV, 115.

Schlegel, Auguſt Wilhelm IV, 96; VI, 143; VIII, 130; XIII, 114.
—, Friedrich (IX, 95); (X, 10).

Schlemihl, ſ. Peter Schlemihl.

Schleſinger (Berliner Muſikverleger) XIV, 81, 186 ff.

Schmidt von Werneuchen (Friedrich Wilhelm Auguſt) (1764—1838), der von Goethe verſpottete Dichter („Muſen und Grazien in der Mark“) XIV, 207.
—, Johann Philipp (1779—1853), Componiſt XIII, 397 f.
—, Wilhelm Ludwig (1787—1855), Arzt und Schriftſteller (XIV, 61 ff.).
— (Dresdner Kaufmann) XIII, 239.

Schmirer, Joſef, Meiſterſinger (II, 189).

Schnabel, Johann Gottfried (Verfaſſer von „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier“) (V, 280); (VIII, 163).

Schneider, Friedrich (1786—1853), Componiſt XIII, (121), 270 ff.

Schneider Wetzwetz, aus dem Singſpiel „Die Schweſtern von Prag“ X, 46.

Schnell fertig iſt die Jugend“ etc. aus Schillers Wallenſtein XIII, 353.

Schonert (Berliner Weinſtube) XIV, 198.

Schoßſtube = Steuerbureau VII, 41.

Schoßweiß, ſtumpfe, Meiſterton II, 190; XII, 174.

Schriftſteller, Der humoriſtiſchte der humoriſtiſchen deutſchen = Lichtenberg X, 41.

Schriftſteller, Ein berühmter menſchlicher = Lichtenberg VIII, 55.

—, Ein geiſtreicher = Jean Paul VII, 159.

—, ein reiſender = Atterbom XIV, 46.

Schröder, Friedrich Ludwig (1744—1816), berühmter Schauſpieler und Theaterdichter IV, 95, 96; X, 27, 42, 76; XIII, 114, (123); XIV, 11.

Schubert, Gotthilf Heinrich v. (1780—1860), Verfaſſer der „Symbolik des Traumes“ und der „Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft“ I, 199; II, 96; III, 95; V, 159; VII, (185), 340; VIII, 239, X, (31), 40; XIII, 305.

Schütze, Stephan (1771—1839), Schriftſteller XIV, 205.

Schulz, Friedrich Auguſt (Friedrich Laun) (1770—1849), Dichter (IV, 122); XIV, 212.

—, Joachim Chriſtoph Friedrich (1762—1798), Romanſchriftſteller XIV, 53.

Schulze, Joſephine, geb. Kilitſchgy (Berliner Opernſängerin) (XIII, 341).

Schwarzen, Die (Gießener Studentenverbindung) XIV, 38.

Schwedenborg, ſ. Swedenborg.

Schweizerfamilie, Die, Singſpiel XIII, 123, 156, 159.

Schweſtern, Die, von Prag, Singſpiel von Wenzel Müller (1794) VII, 261; (X, 46); XIV, 204.

Scipio's Traum (Somnium Scipionis), angeblich von Cicero II, 51, 95; III, 49.

Scott, Walter IV, 178.

Scuderi, Madeleine v. (1607—1701), Dichterin III, 142 ff.

Seconda, Joſeph (Theaterdirektor) XIII, 226; XIV, 1.

Seidler, Caroline (1790—1872), berühmte Sängerin XIV, 28; XIV, 161, 165, 167, 168.

Seize = Tanz von 16 Perſonen IV, 141.

„Selve selvagge“ aus Dantes Inferno IV, 13.

Sementa, Giovanni (1580—1619), Maler, Schüler Renis IV, 28.

Semmler (Bratſchiſt der Berliner Hofoper) XIV, 166.

Seneca, Lucius Annäus XIII, 15.

Serapion (Abt) I, 18.

—, (Biſchoff) I, 18.

—, Mönch und Märtyrer I, 14 ff., 200; II, 3, 148, 163; XIV, 74.

Seſſa, Karl Borromäus (Verfaſſer einiger antiſemitiſcher Poſſen) (XIV, 199).

Seubert (Kanonikus in Bamberg) XIII, 112, 113; XIV, 197.

Seume, Johann Gottfried (VIII, 118).

Sgambari (Jeſuitenpater) II, 148.

Shakeſpeare I, (24), (90), (128), (166), (200), 257; II, (62), (150); III, 44, (47), (60), (69), (78), (79); IV, 143; (V, 100, 245, 288); VI, (139), 143, (144); VII, (69), (70), 127, (135), (136), 138, 146, 179, (187), 275, (307), (312), (322), (336); VIII, (18), 19, (20), 25, 32, (45), 46, (47), 60, 75, 77, (96), 130, 132, (141), 162, (179), (183), (220), 224, (227), 242, 243, (260), (292); (IX, 89); X, (6), (18), 23, 26, (28), (30), (46), 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 59, 64, (66), 67, (68), (70), (72), 75, 76, 77, 130; XI, (117), 155; XII (228),

229; XIII, (33), 114, (133), 142, 156, 243, (273), (350); XIV, 31, (57), (66), (78), 131, 132, (214), (216), 218.
Hamlet (I, 24); III, 4; IV, 96, 97; (V, 100); VII, (135), 136, (141), (187), (322); VIII, (96), 117, 118, 179, (183), 220, 260, (292); (IX, 89); X, (6), 39, 49, 52, 53, 54, 75; (XII, 228); XIII, 33, 273; XIV, 31, 78, 218.
Julius Cäſar X, 54.
Der Kaufmann von Venedig III, 78, (79); X, (51), (52), 70.
König Heinrich der Vierte (I, 125); (II, 152); VI, 87, 139; VII, 275; X, (48), 56, 72; XIV, 214.
— — der Fünfte X, 68.
— — der Sechſte VIII, 224.
— Johann X, 48.
— Lear X, 39, 52, 75.
— Richard der Dritte (I, 257).
Macbeth II, 76; X, 46, 75; XIV, 31.
Othello X, 49, 50, 54, 75.
Romeo und Julia IV, 93; VII, 301; VIII, (130), 227; X, (9), 23, 54, 64, 66, 130; XI, 117; XIII, 133; XIV, 132, 216.
Ein Sommernachtstraum (I, 90, 200); (VI, 144); (VII, 307); VIII, (18), 32; (X, 18); (XIV, 57, 66).
Der Sturm (I, 166); (V, 94); VII, 179, 312, 336; VIII, (20), (47), (243); (X, 26, 64, 67); (XIII, 243, 360).
Was Ihr wollt (II, 62); (IV, 124); X, (49), 55, 76, 77; XIV, 218.
Wie es Euch gefällt (II, 150, 151); III, 44, 69; (V, 245); (VII, 127); VIII, (45), 46, (47), 69, 162, (243); X, 26, 28, 52; XI, 155; (XIV, 57).
Shylok, aus Shakeſpeares Kaufmann von Venedig X, 51, 52.
Siegel (Bamberger Schauſpieler) XIII, 148.
„Siegwartlinge“, die Verehrer von „Siegwart. Eine Kloſtergeſchichte“ (1776) von Miller XIV, 163.
Sigurd, ſ. Fouqué.
Silbermann, Johann Andreas (1712—1783), einer der berühmteſten Orgelbauer VIII, 233.
SingAkademie, noch heute in Berlin beſtehende Chorvereinigung XIII, 233.
Singeſtuhl, ein nothwendiges Möbel der Meiſterſingerei (ſ. Richard Wagners Werk) II, 196.
Skaramuz (der berühmte Märchen-Pudel) VIII, 60.
Smelfungus, ſ. Sternes (Yoricks) Empfindſame Reiſe XI, 13; XIV, 52.
Smollet, Tobias (1721—1771), witziger Romanſchriftſteller Englands IV, 179.
Sobieski, Johann (König von Polen) XIII, 35.
Societas leonina = Löwenantheil im Prozeß XIV, 7.
Soden, Julius, Graf (1764—1831), Dichter und Schriftſteller XIII, 80; 122; XIV, 1, (205).
Sokrates II, 66; VII, 302.
„Soll ich dich Theurer“ etc. aus Mozarts Zauberflöte VIII, 181.

Soloſänger, ein ohne Beihülfe anderer Hund: ſangender Windhund VII, 85.

Somskritt, ſ. Sanſcritta.

Sonnini, Charles Nicolas (1751—1812), Reiſeſchriftſteller XI, 105, 106, 110.

Sonntagskind, Das, Singſpiel von Wenzel Müller (1793) VII, 261.

Sophokles IX, 164; (XIV, 132).

Spalanzani, Lazzaro (1729—1799), berühmter Naturforſcher V, 18, 171.

Spectator, The. berühmte engliſche Zeitſchrift, von Addiſon herausgegeben (XIV, 74, 75).

Speier, ſ. Speyer.

Sperling, Runkelrüben-Commiſſarius aus Kotzebues „Carolus Magnus" (1806) X, 28.

Speroni, Sperone, Tragödiendichter des 16. Jahrhunderts IX, 164.

Speyer, Friedrich, Dr. med., Arzt und Freund Hoffmanns in Bamberg (I, 15, 17); XIII, 112.

Spieß, Chriſtian Heinrich (1755—1799), berüchtigter Schauerromantiker (III, 36).

Spikher (auch Spieker), Erasmus, Held der „Geſchichte vom verlornen Spiegelbilde" („Die Abentheuer der Sylveſternacht") XIV, 198.

Spohr, Louis (1784—1859) XIII, 124 ff.

Spondäen, antikes Versmaaß (— —) IV, 219.

Spontini, Gasparo (1774—1851) I, 89; VIII, 119; (X, 16); XIII, 336 ff.; XIV, 44, 45, 76, 79 ff., 82 ff., 123 ff., 165, (166), 205, (215).

Spontini, Ferdinand Cortez XIII, 336 ff.; XIV, 80, 124.
- Lalla Rukh XIV, 79 ff.
- Oli(y)mpia XIV, 76, 82 ff., 123 ff., (205).
- Die Veſtalin X, 16; XIV, 124, 166.

Stadt, Die = Berlin XI, 98 ff.
—, Eine kleine ſüddeutſche = Bamberg IV, 94.

Stael, Madame (1766—1817) (IV, 178); (VII, 123, 124).

Stamitz, Karl (1746—1801), berühmter Geiger I, 36, 58; III, 243; XIII, 182.

Steffani, Agoſtino (1653—1728), Componiſt I, 61; V, 200.

Stegmai[y]er, Matthäus (Verfaſſer des „Rochus Pumpernickel") XIII, 114.

Stein, Madame (aus Dresden) XIII, 239.

Steinberg, Fritz von (Nürnberger Bürger) XII, 166.

Stengel, Stephan v. (Generalkommiſſär in Bamberg) (VII, 126 ff.).

„**Stern** der dämmernden Nacht!" aus Goethes Oſſian-Ueberſetzung in Werthers Leiden XII, 73.

Sterne, Lawrence, einer der berühmteſten engliſchen Satiriker IV, 179; VII, 10; (VIII, 13); (XI, 13): (XIII, 6, 7, 19); (XIV, 49 f., 52).
- Empfindſame Reiſe (VIII, 13); (XI, 13); XIII, 6, 19; (XIV, 49 f., 52).
- Triſtram Shandy XIII, 7.

Sterrek (engliſcher Oberſt) IV, 150.

Stich, Jakob (Giacomo Punto) (1750—1803), berühmter Horniſt VI, 86.

Stieglitzweis, Meiſterton mit 15 Reimen II, 194.
Stille Waſſer ſind tief, Luſtſpiel von F. L. Schröder XIII, 123.
Stöhr (Kanonikus in Bamberg) XIII, 139; XIV, 197.
Stradivari, Antonio (1644—1748), der berühmteſte Geigenbauer III, 244.
Straußfedern (Zeitſchrift, von Muſäus und Tieck herausgegeben) XII, 201.
Streccius (Farbenfabrikant in Berlin, Kommandantenſtraße) III, 70.
Streicher, Andreas (1761—1833), Freund Schillers, berühmter Klavierbauer XIII, 196.
—, Nannette (1769—1833), berühmte Klavierbauerin und Beethovens „barmherzige Samariterin" VIII, 118.
Striegel (Bamberger Kneipenwirth) XIII, 112, 113; XIV, 197.
Stümer, Heinrich (1789—1857), berühmter Tenoriſt in Berlin XIV, 167.
Suchet (napoleoniſcher General) IV, 150, 154.
Sutow (Zechkumpan Hoffmanns in Bamberg) XIII, 113.
Suwarow (1729—1800), ruſſiſcher General VII, 293.
Swammerdamm, Johann (Jan) (1637—1680), berühmter Naturforſcher X, 166; XII, 143.
Swedenborg, Emanuel (1688—1772), bekannter Wundermann II, 150; VII, 171, 265.
Swift, Jonathan, der berühmteſte engliſche Satiriker IV, 179; VII, 10.
Sylveſter, Serapionsbruder, Deckname für Karl Wilhelm Conteſſa I—IV.
Symanski, Johann Daniel (1789—1857), Schriftſteller, Herausgeber des „Zuſchauer" und „Der Freimüthige für Deutſchland" (XIV, 74 ff.).

Tacchinardi (Tenoriſt) XIV, 16.
„Tage in Aranjuez" aus Schillers Don Karlos VIII, 294.
Taillaſſon, Jean Joſeph (1746—1809), Maler IV, 14.
Tamino, ſ. Mozarts Zauberflöte VII, 132; VIII, 168.
Tankred, Oper von Roſſini XIV, 12.
Tante Füßchen = Johanna Sophie Dörffer, Hoffmanns Tante VIII, 80 ff.
Tanzkunſt, Die XIV, 144.
Tarar (Der weinende Feldherr), Oper von Salieri XIII, 33.
Tarone, Sala, berühmte Frühſtücksſtube im alten Berlin, „Wein- und Italiänerwaarenhandlung" I, 57; XIV, 30.
Tartini, Guiſeppe (1692—1770), berühmter Geiger I, 35; III, 245, 246, 247, 249, 251; VIII, 231; XIII, 166, 181, 182, 184.
Taſchenbuch, Das = Almanach für Privatbühnen von Müllner XIII, 404.
Taſchenkalender, Berliniſcher XI, 142 f.
Taſſo I, 84; (IV, 138); VI, 87; VIII, 30, 364; (IX, 144); (XI, 73, 75).
Tellheim, Dein, ſ. Leſſings Minna von Barnhelm (VIII, 22).
Tennier (Tenniers), David (1610—1690) X, 47.
Teraphim (kabbaliſtiſches Amulet) XI, 153, 165, 166, 184, 216, 217.
„Teufelsbeſchwörer" = Fauſt

von Klingemann (1816) XIV, 162.
Textdreher, Olivarius, ſ. Shakeſpeares „Wie es Euch gefällt“ II, 151.
Thaſſilo (Feſtſpiel von Fouqué) XIV, 200.
Theaterdichter, Ein = Kotzebue III, 134.
— irgend ein = Zacharias Werner III, 138.
—, Irgend ein Witzbold von = Kotzebue („Der arme Poet“) VIII, 166.
Theater-Direktor, ein ſehr wackrer = Holbein, Franz v. X, 3.
Theaterſchreiber, Der rüſtigſte = Kotzebue IV, 92.
Theden, Johann Chriſtian Anton (1714—1797), Chemiker VIII, 246.
Theodor, Serapions-Bruder, Deckname für Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann I—IV.
Theophraſtus, ſ. Paracelſus.
Thiermann (Delicateſſen-Händler in Berlin) VII, 275; XIII, 357; XIV, 30.
Thomas Aquinas (Thomas von Aquino) (1225—1274), Scholaſtiker IV, 217.
Thomaſius, Chriſtian (1655—1728) Gründer der Univerſität Halle und Bekämpfer der Hexenproceſſe III, 27, 29, 32, 85.
„Thor, das elfenbeinerne“, Anſpielung auf Homers Odyſſee VII, 19.
Thorwaldſen, Bertel (1770—1844) XIV, 77.
Thürmer, Der, in der Hauptſtadt = Hoffmann XIII, 342 ff.
Tiarini, Aleſſandro (1577–1668), bologneſiſcher Maler IV, 28.
Tieck, Ludwig I, 3, 6, 91, 92, 258; III, 16, 45, (68); IV, 94, 100, 128, 182, 263; VII, 11, (143), (214); VIII, (57), 58, (63), 133, 196; X, 3, (11), (12), 48, 72; XII, 201; (XIII, 318, 399); XIV, 30, 198.
  Blaubart VIII, 58.
  Fortunat IV, 128.
  Frauendienſt (1812) VII, 11.
  Der geſtiefelte Kater I, 91; VII, 143; VIII, 57, 133; X, 11.
  Liebeszauber (im „Phantaſus“, 1. Theil, enthalten) III, 16; IV, 182.
  Oktavian (Kaiſer Octavianus) (1804) VII, 214; VIII, 195.
  Phantaſus I, 3, 258; (VIII, 63); X, 48, 72.
  Sternbald (Franz Sternbalds Wanderungen, 1798) III, 45, 68.
  Tonelli XII, 201.
  Das Ungeheuer und der verzauberte Wald I, 92.
  Die verkehrte Welt IV, 94; X, 3.
  Zerbino I, 6; X, 12; XIII, 318, 399.
Tiedemann, Dietrich (1748—1803), Pſychiater VIII, 239.
Till Eulenſpiegel XIV, 184.
Tilly (Feldherr des 30jährigen Krieges) XII, 139.
Tilſemoth, ſ. Tſilmenaja.
Timon (Der bekannte Menſchenfeind) VII, 86.
Titel, Profeſſor (Magnetiſeur) II, 148.
Titian IV, 30; V, 100; XI, 221.
Titus (römiſcher Kaiſer) VI, 87.
—, (Oper), ſ. Mozart.
Tod, Der, des Fürſten Poniatowski, Bild von Baux XIV, 77.

Törring-Cronsfeld, Graf (1753—1826), Schauſpieldichter (XIII, 148).

Ton, güldner, Meiſterſingerweiſe in 13 Reimen II, 47.

—, zarter, Meiſterſingerweiſe mit 21 Reimen.

—, ſüßer, Meiſterton mit 23 Reimen (von Hans Vogel) II, 189.

Tondertonktonk, Baron von, aus Voltaires Candide IV, 200.

Tonelli, Abraham, ſ. Tieck XII, 201.

Tonweis, güldene, Meiſterton mit 30 Reimen II, 189.

Tor[r]icelli, Evangeliſta (1608—1647), berühmter Mathematiker IV, 80.

Torre, della (italieniſcher Herzog) V, 116.

Traetta, Tommaſo (1727—1779), neapolitaniſcher Tondichter VII, 325.

Trajans-Säule XII, 59.

Trallianus = Alexander von Tralles (Arzt des Mittelalters) II, 148.

Tramontana = Nordwind IX, 145.

Tramontane, Nordſtern (Polarſtern) = Die Orientirung V, 125.

Trauerſpiel eines deutſchen Dichters = Schillers Jungfrau von Orleans VIII, 343.

—, jenes = Hamlet V, 100; VIII, 96.

Traum des Scipio, ſ. Scipio.

Traumbüchlein, Frankfurter (erſchienen 1753) III, 49.

Treitſchke, Georg Friedrich (1776—1842), Librettiſt (bekannt als Umarbeiter der „Leonore“ zum „Fidelio“) XIII, 81.

Tribrachen, antikes Versmaaß (⏑ ⏑ ⏑) IV, 219.

Trichiurus indicus (Degenfiſch) VIII, 153.

Trismegiſtus (Hermes trismegistus), myſtiſche Gottheit XI, 206.

Triſſino, Giangiorgio (1478—1550), Tragödiendichter IX, 164.

Triſtram Shandy, ſ. Sterne, Lawrence XIII, 7.

Troll (nordiſcher Rieſe) I, 173.

Tſilmenaja (Talisman der Chaldäer) X, 216.

Tubalkain, Erfinder der Schmiedekunſt (1. Buch Moſe, Kap. 4) VII, 43.

Türkheimb, Ulrich von, Minneſänger des 13. Jahrhunderts II, 25.

„**Tugendlehre** der Mutter Gans“, aus Perraults „Contes de ma mère l'Ove“ VII, 180.

Turandot, ſ. Gozzi.

Turnhäuſer, Leonhard (1530—1595?), Alchymiſt III, 38, 81, 82, 90.

Typhon (Rieſe der griechiſchen Mythologie) IX, 189.

Tyrtäus (der Kriegsdichter des griechiſchen Alterthums) IV, 232.

Ueberall und Nirgends, Der alte, Geiſtergeſchichte von Chriſt. Heinrich Spieß (1792) III, 36.

Ueberſetzer, Der = Hoffmann XIV, 123 ff.

Uhde, Kammergerichtsrath (Componiſt und Sänger) XIV, 181.

„**Um Hekuba?**“ etc. aus Shakeſpeares Hamlet X, 6.

„**Ungethüm**, Das grauliche, ſich umgeſtalte zum gemeinen Froſch“ aus F. Schlegels „Lucinde“ (1799) (X, 10).

„Unſer Verkehr“, Poſſe von Seſſa XIV, 199.
Unzelmann, Karl Wilhelm (1753—1832), **berühmter Komiker** (X, 61); XIII, 64; XIV, 9, 200.
Urſulinerinnen, vom Teufel beſeſſene (in Loudun, 17. **Jahrh.)** II, 12.
Uz, Johann Peter (1720—1796) trefflicher Lyriker XIV, 207.

Valotti, Franceſco (1697—1870), Kirchencomponiſt II, 160; XIII, 285, 287.
Valuscus de Taranta, portugieſiſcher Arzt im 14. Jahrhundert II, 149.
Van Dyk I, 159; VI, 94.
Vauban, Sebaſtian (1663—1707), berühmter Feſtungsingenieur I, 77.
Vaucanſon, Jacques de (1709—1782), berühmter Mechaniker II, 92, 94.
Veit, Philipp (1793—1879), Berliner Maler (VII, 278).
Velasquez IV, 30.
Verfaſſer, Der, der Phantaſieſtücke in Callots Manier = Hoffmann, E. T. A. V, 106.
Verſe, martellianiſche = in der Art des Martello (14 Sylben) IX, 163.
Veſta VIII, 142.
Veſtalin, Die, ſ. Spontini.
Veſtris, berühmter Tanzmeiſter IV, 141; VI, 223.
Vetter, mein = E. L. Dörffer VII, 52.
Vill (Amtmann, Zechkumpan Hoffmanns in Bamberg) XIII, 113.
Villena (ſpaniſcher Feldherr unter Ferdinand von Arragonien) V, 131.
Vinaigre à quatre voleurs = Vierräubereſſig (altes Parfum) XIII, 269, 379.
Vinzenz, Serapionsbruder, Deckname für Johann Ferdinand Koreff I—IV.
Violinſpieler, ein großer weltberühmt gewordener = Karl Möſer XIV, 21.
Viotti, Giovanni Battiſta (1753—1824), Geiger und Componiſt III, 247; IX, 41; XIII, 166, 182, 184.
Virgil VI, 87; (VIII, 41); XIV, (52), 197.
Virtuoſe, hinlänglich bekannter = Möſer, Karl III, 241.
Vittoria (ſpaniſche Stadt, berühmt durch Wellingtons Sieg und Beethovens ſymphoniſche Dichtung) IV, 150.
Voeteri, Chriſtoph Ernſt, Hoffmanns Großonkel (IV, 8 ff.); (V, 174 ff.).
Vogel, Hanns, Meiſterſinger (II, 189).
—, Johann Chriſtoph (1765—1788), Operncomponiſt XIII, 283.
Vogel, Der grüne (Kindermärchen) VII, 175.
Vogelgeſang, Hans, Meiſterſinger II, 189.
Volks, Des mir verhaßten = des türkiſchen XI, 100.
Voltaire III, 141; (IV, 200); XIII, 281; XIV, 20, 183.
Voluspa, Gedicht der ältern Edda IX, 157.
„Von Leda's Ei“ aus Horazens „De arte poetica“ X, 13.
„Vornehm (eigentlich „ſtolz“) und unzufrieden ausſähe“, aus Goethes Fauſt VII, 276.
Voß, Julius v. (1768—1832),

fruchtbarer Schriftſteller (XIII, 123); XIV, (180); 197.

Wach, Carl Wilhelm (1787—1845), Maler XIV, 77.
Wadzek, Profeſſor (Lehrer) XIV, 37.
Wächter, Georg Leonhard (Veit Weber) (1762—1837), Schriftſteller (II, 220); (X, 20).
Wagenſeil, Johann Chriſtoph (1633—1705), Hiſtoriker II, 18, 19, 20, 21, 23, 63; III, 206.
Wagner, Samuel Chriſtoph (Verfaſſer von „Die Geſpenſter“, 6 Bände, 1797—1802) I, 117; (XIV, 30, 31?).
Waiſenhaus, Das, Oper von Weigl I, 91; XIII, 104 ff.
Wald, Der, bei Bondy (Der Hund des Aubri), die bekannte Theater-Curioſität am Anfang des 19. Jahrhunderts (X, 12); XIV, 3.
Wallborn, Baron = Fouqué VII, 300 ff.
Wannowski, Stephan, Rector in Königsberg, Jugendlehrer Hoffmanns, von ſtarkem Einfluß auf den Werdenden XIV, 185.
Warnatz (Eiſenhändler in Berlin) II, 21.
Warnicke (Theaterfriſeur) XI, 95.
Weber, Leonhard Anſelm (1766—1821), Componiſt (III, 135), (XIII, 314); XIV, 199.
—, **Karl Maria v.** XIV, 161 ff., 186 ff., 201.
  Der Freiſchütz XIV, 161 ff., 186 ff., 201.
  Leyer und Schwert XIV, 161, 167.
—, **Veit** (Pſeudonym für Leonhard Wächter) II, 220; (X, 20).
Weber Zettel, aus Shakeſpeares Sommernachtstraum V, 268; VII, 69, 70; X, 18; XIV, 66.
„Weg von dem widrigen Menſchen“, aus Goethes Fauſt XII, 220.
Weigl, Joſeph (1766—1846), Componiſt (I, 91); (VIII, 45); XIII, 104 ff., (123), (156), (157).
Weiß, Gaspare (Berliner Kunſthändler) XI, 112.
Weiße, Carl Friedrich (1726—1804), Dichter und „Kinderfreund“ (I, 58); XIV, 4, (9).
Weiſſenthurn, Johanna v. (1773—1845), Dichterin (XIII, 146).
Wellington (Feldherr) III, 95; IV, 147.
— (Hutform aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts) IV, 141.
„Wenn mir Dein Auge ſtrahlet“ etc. aus Winters „Unterbrochnem Opferfeſt“ VII, 32.
Wenzel (König) XII, 195.
Werk, Das, eines jungen talentvollen Dichters = „Die Macht der Verhältniſſe“ von Ludwig Robert X, 85; XIV 4.
Werklein, ein, von mir = Klein Zaches oder Prinzeſſin Brambilla XII, 216.
Werner, Zacharias (1768—1823) (III, 138); IV, 99, 100 ff.; (VII, 135, 147, 148); XIII, (39), 66, 319; XIV, (162), 197, 212.
  Der vierundzwanzigſte Februar (XIV, 162).
  Das Kreuz an der Oſtſee IV, 101 ff.; XIII, 39, 40; (XIV, 212).
  Die Mutter der Makkabäer IV, 108.
  Die Söhne des Thales IV, 100, 104, 110; XIV, 197.

Die Weihe der Kraft XIII, 66.
Werther(s Leiden), ſ. Goethe.
We(t)zel, Johann Karl (1747—1819), **Verfaſſer des** in jüngſter Zeit **ſehr beachteten** Romans „**Hermann und Ulrike**" u. a. VII, 10.
„**Wie** ein gemalter Wütherich" u. ſ. w., aus Shakeſpeares Hamlet XII, 228.
„— ein Ofen ſeufzen" etc., aus Shakeſpeares „Wie es Euch gefällt" VIII, 45.
„— ſich der Sonne Scheinbild" u. ſ. w. aus Schillers Wallenſtein IV, 140.
„—, wär' es Gift" etc., aus Shakeſpeares Romeo und Julia VIII, 130.
„**Wieder** ein Hund", Anſpielung auf „Der Hund des Aubri" X, 12.
Wiegleb, Johann Chriſtian, Verfaſſer der „Natürlichen Magie" III, 82; IX, 57; XIV, 183.
Wieland XI, 106.
Wienholt(d), Arnold, Pſychiater (Anfang des 19. Jahrhunderts) VIII, 239.
Wilhelm, Herzog von Baiern XIII, 123.
— von Narben (Narbonne), Markgraf, aus Wolframs von Eſchinbach Epos „Willehalm" II, 25.
Wilms, Jan Willem (1771—1847), Componiſt XIII, 218 ff.
Winter, Peter (1754—1825), Componiſt (I, 249); (VII, 81); XIII, 119.
Witt, Friedrich (1771—1837), Componiſt XIII, 74 ff., 77 ff.
Witte, Karl (1800—1883), Wunderkind und Danteforſcher (VIII, 68).
Wittelsbach — Otto von Wittelsbach, Schauſpiel von Babo (1782) XIII, 147.
„**Wo** ſind nun deine luſtigen Sprünge" (parodirt aus Shakeſpeares Hamlet) VIII, 292.
Wohlgemuth, Michael (1434—1519), Nürnberger Maler, Lehrer Dürers XII, 164.
Wohnung, meine, in der Friedrichſtraße (179, im Winter 1807/8) VII, 22.
Wolf, Ernſt Wilhelm (1735—1792), Kapellmeiſter und Componiſt VII, 394; XIII, 276.
Wolff, Amalie (Schauſpielerin in Berlin, Gattin von Pius Alexander W.) XIV, 216.
— (Wolf), Friedrich Auguſt (1759-1824), berühmter Sprachforſcher XI, 98.
— (wohl Wolf), Georg Friedrich (1762—1814), Componiſt I, 58.
—, Pius Alexander (1782—1828) Schauſpieler und Dichter der „Precioſa" XIV, 216.
— (Wolf), Ulrich Ludwig Friedrich (1772—1832), Kupferſtecher XIV, 31, 195.
Wolkonſka, Pauline v. (Schriftſtellerin) XIV, 219.
Wort, daſſelbe = Vates I, 62.
Wurm, Sekretair, aus Schillers Kabale und Liebe X, 63.

Xenie, jene — Shakeſpeares Schatten von Schiller XIII, 159.

Yngurd (König), Trauerſpiel von Adolph Müllner X, 16.

„**Zauberlehrling**, gleich dem", Anſpielung auf Goethes Ballade V, 126.

Zauberflöte, Die, ſ. Mozart.
Zauberring, Der, ſ. Fouqué.
Zeitſchrift, dieſer = Die Muſen.
Zeitung für die elegante Welt XIII, 14.
—, **Allgemeine,** für Muſik und Muſikliteratur (XIV, 67 ff.).
—, **(Allgemeine) muſikaliſche** XIII, 204.
Zelter, Carl Friedrich (1758—1832), Freund Goethes, Tondichter III, 42; XIII, 305.
Zerbino, Prinz, ſ. Tieck.
Zernial (Lehrer, Sinnesgenoſſe Jahns) XIV, 35.
Zettel, Weber, ſ. Weber Zettel.
Ziani, Marc Anton (1653—1715), Componiſt XIII, 298.
Ziegler, Friedrich Julius Wilhelm, Theaterdichter (X, 37); XIII, [illegible]
Zigler von Kliphauſen, Heinrich Anſelm (1663—1696), alter Romanſchriftſteller V, 280.
Zingarelli, Nicolo Antonio (1752—1837), Componiſt IV, 126; VII, 34.
Zinngießer, Der politiſche, Luſtſpiel von Holberg XIII, 348.
Zoroaſter IV, 218; IX, 68.
Zſchokke, Heinrich (1771—1848), der bekannte Novelliſt (hier ſchlechter Molière-Ueberſetzer) (X, 59).
Zuhörer, Ein — Hoffmann IV, 105.
Zuſchauer, Der (Zeitſchrift von J. T. Symanski) XIV, 74, 76.
„Zweifle an der Sonne Klarheit", aus Shakeſpeares Hamlet VII, 322.

C. Erklärung muſikaliſcher Ausdrücke für Laien.

Abkürzung — Die Verkleinerung eines Intervalls des „Gefährten" in der Fuge.
Adagio — Langſam (mehr als „Andante", weniger als „Largo").
Aolsharfe — Windharfe.
Allegro — Schnell (4. Hauptgrad unter den 5 Graden muſikaliſcher Bewegung).
Andante — Gehend, gemächlich (3. Hauptgrad der muſikaliſchen Bewegung).
Antiphonie — Wechſelgeſang zwiſchen einer Stimme (Prieſter) und Chor.
Appoggiamento — Aneinanderſchmelzen zweier Töne.
Arie — ein von einer Stimme mit Begleitung vorgetragenes Tonſtück (Hoffmanns eigene Erklärung: XIII, 304).
Ausweichung — Die Bewegung aus einer Tonart heraus.

Baſſethorn — clarinettartiges Inſtrument von ſanfter Klangfarbe.
Basso ostinato — Baßthema von mehreren Takten, das ununterbrochen zu veränderten Oberſtimmen wiederholt wird.
Battuta — Tactſchlag (Tactſtock).
Bicinien — zweiſtimmige Tonſtücke.
Bolero, bewegter ſpaniſcher Nationaltanz im $^3/_4$-Tact.

Cadenz — Schluß, Tonſchluß.
Calcant — Bälgetreter.

Cantate — mehrſätziges, aus Arien, Chören u. ſ. w. beſtehendes Muſikwerk mit Inſtrumentalbegleitung.
Canto fermo (Cantus firmus) — eine dem Contrapunkt zu Grunde gelegte Melodie.
Canzone — kleines Singſtück von angenehm fließender Melodik.
Canzonette — leichtere Abart der Canzone.
Capella, alla (a) — ohne Begleitung.
Chitarra — Guitarre.
Chromatiſch — in halben Tönen fortſchreitend.
Clavichord — Name für das im 12. und 13. Jahrhundert erfundene Clavier.
Colla-Parte — mit der Singſtimme mitgehend.
Contrapunkt — frei gebildete Melodie, die einer gegebenen (canto fermo) hinzugefügt wird.
Correpetitore — Helfer beim Einſtudiren von Muſikſtücken.

Dominante — Quinte.
Doppelclavichord, ſ. Clavichord.
Dreigeſtrichen — der fünften (ſiebenten) Octave angehörend.
Dreiklang — Accord, aus Grundton, Terz und Quinte beſtehend.

Euphon — von Chladni erfundener Reſonanzboden mit Glasröhren (VII, 21 allegoriſch gebraucht).

F-Loch — die in Form dieſes Buchſtabens in den Saiteninſtrumenten befindliche Öffnung.
Falſett — Die Kopf-(Fiſtel-) Stimme.
Fandango, langſamer ſpaniſcher Nationaltanz im $^3/_4$-Tact.
Farben-Clavier, ein Inſtrument, das beim Niederdrücken der Töne verſchiedene Farben hervortreten ließ.
Faulſtimme, alte Bezeichnung der Trompeter-Zunft für einen erſt ſpät verwendeten Ton.
Fermate — Zeichen für längeres Aushalten von Tönen.
Finale — Schlußſatz.
Flageoletregiſter — höchſte Töne der Streichinſtrumente.
Flattergrob, beſtimmte Bezeichnung in der alten Trompeter-Zunft.
Froſch — der am Ende befindliche Theil des Bogens der Saiteninſtrumente.
Fuge — kunſtvolles Tonſtück aus mehreren Stimmen, die, aufeinander folgend, einem gemeinſamen Ziel zuſtreben.

Gavotte, Nationaltanz der Dauphiné.
Gedackt, Gattungsname für eine Klaſſe von Orgelſtimmen.
Generalbaß — Kurzſchrift der Baßſtimme unter Zuhilfenahme von Ziffern.
Graduale, ein Stück der katholiſchen Meſſe (zwiſchen Gloria und Credo).
Grobſtimme, Ausdruck der alten Trompeter-Zunft.
Grundton — Hauptton („Tonika“).

Harfenuhr, Pendeluhr mit einer Harfe im Gehäuſe.
Harmonichord, Inſtrument aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, deſſen Saiten durch

Reibung zum Tönen gebracht wurden.

Hornpipe, engliſcher Nationaltanz mit Begleitung des Dudelſacks.

Janitſcharenmuſik — Türkiſche Muſik (Trommeln, Pfeifen, Cymbeln, Becken).

Kanoniſch — mehrſtimmig in kunſtvoller Aufeinanderfolge.

Largo — breit, gedehnt (langſamſter Grad der muſikaliſchen Bewegung).

Madrigal, eine beſondere Form des lyriſchen Liebesgedichts, aus drei durch Reime verbundenen Abſätzen.

Maestro (Meiſter) — allgemeine Bezeichnung für Tonkünſtler.

Maestro di Capella — Capellmeiſter.

Matelot, franzöſiſcher Matroſentanz.

Melismen — die den Hauptton durch Nebennoten ſchmückenden Geſangsfiguren.

Melopöia — Lehre von der melodiſchen Zuſammenſtellung der Töne.

Miſſa — Meſſe.

Modulation — Bewegung der Töne oder Accorde innerhalb der Tonart (früher) — Uebergang in eine neue Tonart (jetzt).

Mordent, eine beſtimmte Verzierung des Haupttons.

Motette, kirchliches (auch weltliches) Chorwerk.

Murki, Clavierſtück munterer Bewegung.

Nagelgeige, Reſonanzboden mit Drahtſtiften.

Obligat — die der Haupt- gegenübergeſtellte möglichſt ſelbſtändige Begleitungsſtimme.

Offertorium — Haupttheil der Meſſe (Opferung).

Octave — das Intervall von 8 Stufen.

Opera buffa — Komiſche Oper.

— seria — Ernſte (große) Oper.

Orcheſtrion — tragbare Orgel (vom Abt Vogler, Webers und Meyerbeers Lehrer, erfunden).

Parlando — Sprechgeſang.

Partitur — überſichtliche Zuſammenſtellung aller Stimmen eines Tonſtücks.

Portamento — Binden der Töne beim Geſang.

Poſitiv — kleine Zimmerorgel.

Presto — Schnell (5. Grad der muſikaliſchen Bewegung).

Preſtiſſimo — So ſchnell als möglich.

Primo Huomo (Primo uomo) — erſter Kaſtrat.

Primo Uomo da Donna — erſter Liebhaber.

Prinzipalblaſen — von Hof- und Feldtrompetern ausgeführte Tonſtücke.

Quartquintern-Akkord, entſteht durch Vorhalt der Quinte vor die Terz.

Quinte — fünf Stufen der Tonleiter umfaſſendes Intervall (auch die höchſte — E — Saite der Geige).

Raſtral, Inſtrument zum Ziehen der Notenlinien.

Raſtrirt, ſ. Raſtral.

Recitativo — Redegeſang (Verbindung der Sprache mit dem Geſang, wobei der letztere ſelbſtändige Form nicht gewinnt).
Region der drei Striche, ſ. Dreigeſtrichen.
Repriſe — Wiederholung eines Theils des Muſikſtücks.
Reſonanzboden, dünne Holzplatten, die dünnen Tönen Rundung und Fülle verleihen.
Reſponſorium — Antwort bei den Wechſelgeſängen zwiſchen Solo und Chor oder zwei Chören.
Ritornell — Vor-, Zwiſchen- oder Nachſpiel des Geſanges.

Sarabande, langſamer Tanz orientaliſchen Urſprungs.
Scala — Tonleiter.
—, die diatoniſche — die Tonleiter, die der C dur oder A moll-Tonleiter in der Abtheilung der ganzen und halben Töne ſtreng nachgebildet iſt.
Scherzo — Inſtrumentalſtück humoriſtiſchen (im weiteſten Sinne!) Charakters.
Schiavo d'un primo uomo — Sklave eines erſten Soliſten.
Seguidilla, ſpaniſcher Nationaltanz mit Geſang und Guitarrebegleitung.
Septime, ein ſieben Stufen umfaſſendes (diſſonirendes) Intervall.
Septimen-Akkord — Aufbau dreier Terzen, der der Auflöſung in die Grundtonart bedarf.
Sexten-Akkord — erſte Umkehrung des Dreiklangs, wobei die Terz in den Baß tritt.
Solfeggio — Uebungsſtück für Geſang ohne Text.
Spinett — kleines (urſprüngliches) Clavier.
Steg — die Vorrichtung auf den Reſonanzböden der Inſtrumente, auf der die Saiten aufliegen.
Symphonie — Orcheſterwerk von mehreren Sätzen.

Tempo di Marcia — Zeitmaß des Marſches.
Tempo rubato — Verzögerung oder Beſchleunigung einzelner Stellen.
Terz, das Intervall von drei Stufen.
Terz-Akkord, ungebräuchliche Bezeichnung für einen aus lauter Terzen beſtehenden Akkord.
Terz-Quart-Sext-Akkord — zweite Umkehrung des Septimen-Akkords, bei der die Quint des letzteren in den Baß tritt.
Theorbe, eine alte große Laute.
Tibicines — Flötenſpieler.
Toccata — Tonſtück für Taſteninſtrumente, um die Spielweiſe derſelben zu zeigen, von Bach zur großartigen Phantaſie umgeſtaltet.
Tonika — Grundton der Tonleiter und Tonart.
Trompette marine (Erklärung VIII, 83).
Trompettino — kleine Trompete.
Tutti — alle Stimmen (vokal und inſtrumental).

Unisono — im Einklang gleichzeitig geführte Stimmen.
Uomo, primo, ſ. Primo Uomo.

Variationen — veränderte Darstellungen eines meist einfachen Themas.

Viol d'Amour — Liebesgeige, älteres Instrument von 5—6 Saiten.

Viola di (da) Gamba — Kniegeige, ähnlich dem Violoncello mit 5—7 Saiten.

Violino — Geige.

Wetterharfe, s. Äolsharfe.

D. Ergänzung der durch Buchstaben bezeichneten Namen.

B— — Berlin I, 12; II, 60, 63

B—, Hofrath — Beireis II, 87

B. — Bamberg II, 14; III, 230; VI, 4, 267 ff.

B. — Berlin XI, 205; XIII, 332, 341; XIV, 46 ff.

B., Baron von — [illegible] III, 241 ff.; XIV, 21

B., Fräulein von — Von Müller als Julie, von Kanzler als Werther-Reminiscenz gedeutet VII, 27, 302

B., Frau von — Mutter des Fräuleins von B (vorigen) XIV, 45 ff.

B., Professor — Buttmann XI, 141

B— — Berlin XIII, 328

B*** — Bamberg I, 14 ff.

D. — Danzig II, 60

D. — Dresden IV, 6

F. — Fürth XIII, 320

F. — Frankfurt XIII, 270

G. — Glogau III, 235, 236; V, 94, 120, 274

J. — Jena VII, 165; XIII, 302

J. K. — Johannes Kreisler XIII, 260

K— — Königsberg I, 12; II, 60; V, 210

K. — [illegible], Justizrath XIV, 25, 26

K., Dr. — Koreff V, 152

L. — Lodz V, 206, 254

L., Gräfin von — Lichtenau XI, 219

L., [illegible] — [illegible] III, 16

M. — Marienburg II, 60

M. — München V, 117, 119

M., Doktor — Dr. Heinrich Meyer XI, 146

N. — Neiße V, 104, 119

***n — Berlin V, 143, 144, 147, 165, 169

O— — Oder V, 120

P. — Posen XI, 208 ff.

P., Graf — Pückler-Muskau V, 144, 145, 150, 164, 166

P*** — Plock I, 6

P—schen — [illegible] III, 132

R. — Reil II, 72

R., Fräulein Johanna — Eunicke, Johanna XIV, 36 ff.

R., Freie Reichsstadt — Bamberg (?) X, 5

R...sitten — Rossitten, Dorf auf der kurischen Nehrung V, 172 ff.

S., Madame = Madame Baber (?) (vgl. Hb, 47) XIV, 48.
S**, Doktor = Speyer I, 15, 17.
S—en, Bogislav v. = Sacken III, 124.
—Straße = Taubenſtraße (Berlin) XIV, 49.
Thor, ***er = Brandenburger Thor V, 143.

V. = Voeteri, Chriſtoph Ernſt V, 174, 200.

W. = Warmbrunn XIV, 56 ff.
W. = Warſchau III, 16.
W. = Waterloo II, 72.

X. = v. Eckardt XIV, 210.

Y. = Hoffmann XIII, 312, 313.
—y— = Buch (Bug) bei Bamberg VII, 84.
*** = Bamberg VII, 61; XIV, 2.
. . . . = Baumgärtner XIV, 204.

Die Hoffmann-Veröffentlichungen des Herausgebers.

1. Ein Beſuch Ludwig Devrients bei Julius von Voß. (Sonntagsbeilage der National-Zeitung; 1907, No. 6.)
2. Verſchollene Hoffmanniana. (Das literariſche Echo; 1907, Heft 4.)
3. Verſchollenes vom erſten Don Giovanni. (Sonntagsbeilage der Voſſiſchen Zeitung; 1907, No. 8.)
4. Verſchollene E. T. A. Hoffmann-Dokumente. I. II. (Sonntags-Beilage der National-Zeitung; 1908, No. 35, 39.)
5. Wäſſerige Zinnober-Löſung. Keine chemiſche Mittheilung. (Zeitſchrift für Bücherfreunde; 1912, Heft 7.)
6. Mime und Swammerdamm oder: Drachenblut und Mikroſkop. (Berliner Börſen-Courier; 1915, No. 489.)
7. Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann „und was daran hängt“. (Erinnerungen eines Bibliophilen. Von Leopold Hirſchberg. Berlin, Bibliophiler Verlag, 1919, S. 66.)
8. Verzeichniß meiner Hoffmann-Sammlung. (Katalog der Bücherſammlung Leopold Hirſchberg. Berlin, Bibliophiler Verlag, 1920, S. 39, 98.)
9. Die Zeichnungen Ernſt Theodor Amadeus Hoffmanns. Zum erſten Mal geſammelt und mit Erläuterungen verſehen von Leopold Hirſchberg. (Potsdam 1921, Guſtav Kiepenheuer Verlag.)
10. Der Kater Murr. Zu ſeinem hundertſten Todestage am 30. November 1921. (Zeitſtimmen; 1921, No. 1.)
11. E. T. A. Hoffmann, ein deutſcher Patriot. Zu ſeinem 100. Todestage. (Unterhaltungsbeilage der Deutſchen Tageszeitung; 1922, No. 272.)
12. Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann als Dramatiker. Zum 100. Todestage. (Berliner Börſen-Courier; 1922, No. 281.)
13. E. T. A. Hoffmanns Gedichte. Zum 100. Todestage 25. Juni 1922. (Der Tag; 1922, Nr. 219.)
14. Ein Denkmal für E. T. A. Hoffmann. Zum hundertſten Todestage am 25. Juni 1922. (Deutſche Allgemeine Zeitung; 1922, No. 285.)
15. Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann als Selbſtkritiker. (Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundſchau; 1922, No. 135.)
16. Das „Gerundium“ der Hoffmann-Feiern. Als Nachwort des Geſchehenen und Vorklang des Kommenden. (Berliner Börſen-Zeitung; 1922, No. 291.)
17. Eine neue Hoffmann-Ausgabe. (Königsberger Hartungſche Zeitung; 1922, No. 292.)
18. „Zu Ernſt Theodor Amadeus Hoffmanns hundertjähriger Todesfeier 25. Juni 1922. (Die Bergſtadt; 1922, Heft 10.)
19. Die neue Ausgabe von E. T. A. Hoffmanns ſämmtlichen Werken (Serapions-Ausgabe). (Comenius-Blätter, Ende 1922.)
20. Sammlung grotesker Geſtalten nach Darſtellungen auf dem K. National-Theater in Berlin. [3 bisher unveröffentlichte Aquarelle, mit Nachwort herausgegeben.] (Berlin 1922, Axel Juncker Verlag.)
21. Ernſt Theodor Amadeus Hoffmanns ſämmtliche Werke. Serapions-Ausgabe in 14 Bänden. (Berlin 1922, Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger.)

Nachtrag in letzter Stunde.

Nachdem ſchon alle Bogen der Serapions-Ausgabe ausgedruckt waren, erſchienen mehrere im „Zweiten Supplement“ (Band XIV, S. 263–265) verzeichnete Compoſitionen Hoffmanns im Druck, die hier noch genannt ſein mögen:

No. 4, 5, 6, 7 unſeres Verzeichniſſes

unter dem Titel:

E. Th. A. Hoffmann
Muſikaliſche Werke
Herausgegeben von Guſtav Becking
Band I: Vier Sonaten für Pianoforte
Eigentum des Verlegers für alle Länder.
C. F. W. Siegel's Muſikalienhandlung. R. Linnemann
Leipzig [1922.]

No. 27 unſeres Verzeichniſſes:

6 Notenbeiſpiele aus der Oper „Aurora“.
Duett aus der Oper „Aurora“.

No. 28 unſeres Verzeichniſſes:

13 Notenbeiſpiele zu „Saul, König in Iſrael“.

Die beiden letzteren Drucke als Beilagen zu Erwin Krolls Aufſatz „Über den Muſiker E. T. A. Hoffmann“ (Zeitſchrift für Muſikwiſſenſchaft: 1922, Heft 9/10).

In Heft 2 der wieder erſcheinenden Zeitſchrift „Die Muſik“ (November 1922) veröffentlicht Kroll einen Theil derſelben Notenbeiſpiele.